Phönix.

Frühlingszeitung für Deutſchland.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Mit einem

Literatur-Blatt

von

Dr. Karl Gutzkow.

Jahrgang 1835.

Erſtes Halbjahr. (1. Januar bis 30. Juni).

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Inhalt des Phönix.

Die Zahlen zeigen die Nummer der Stücke an.

Erzählungen, Phantaſieſtücke, Sagen, Noveletten u. ſ. w.

a) größere.

Freih. v. Biedenfeld. Die Andaluſierin. 85—125.
Eduard Duller. Des Königs Roſenhag, hiſtoriſch romantiſche Bilder. 41—52.
Ed. Duller. Seelenwanderung, Phantaſieſtück. 45—49.
Karl Gutzkow. Ueber den Wolken, Phantaſieſtück. 47.
Guſtav v. Heeringen. Der arme Konrad, Erzählung. 1—29.
Dr. Jannach. Die Mahnung, Novellette. 125 und 127.
Ph. v. Mettingh. Das letzte Jahr einer Herrſcherin, hiſtoriſch-romantiſche Novelle. 53—71.
Ludwig Storch. Judith von Siena, hiſt. Novelle. 23—40.
E. v. Wachsmann. Die Mineurs, Erzählung. 130—132.

b) kleinere.

Ludwig Wihl. Das Kind und der Kranich, ein Märchen. 101.
Eine iriſche Legende. 9.
Die Schickſals-Prophetin. 35.
Die beſtandene und doch mißglückte Probe. 37.
Eine Geſchichte aus dem Bagno. 45.
Schweizeriſche Volksſagen. 44. 89. 111.
Eine indianiſche Sage. 125.

Romanzen, Balladen, Lieder u. Gedichte.

W. Achat. Die Gefährliche. 74.
W. Achat. Egoismus. 91.
W. Achat. Eheliche Reue. 94.
W. Achat. Siciliane. 76.
Felix Adolphi. Die Inſulanerin. 111.
Alfred. Charade. 136.
Ludwig Bechſtein. Die junge Amme. 4.
L. Bechſtein. Der Goldſchacht zu Reichmannsdorf, thüringiſche Sage. 58 u. 59.
L. Bechſtein. Das Leproſenhaus, thüringiſche Sage. 117—119.
L. Bechſtein. Das arme Kind. 128.
L. Bechſtein. In das Album einer Dichterin. 133.
L. Bechſtein. Die Glücksſcheibe, thüringiſche Sage. 136.
Ferd. Beer. Der deutſche König. 98.
F. Beer. Träume. 99.
F. Beer. Auf einer Ruine. 107.
F. Beer. Vom jungen Fritz. 115.
Heinrich Didier. Frühlingsfreiheit. 64.
H. Didier. Lieder vom Meere. 65.
H. Didier. Grabesklang. 73.
H. Didier. Die Wahrheit. 94.
H. Didier. Ballade (aus dem Franzöſ. des Chateaubriand). 90.
Eduard Duller. Spruch an der Pforte. 1.
E. Duller. Der Dichter. 7.
E. Duller. Der Mann an die Heilige. 44.
E. Duller. Winter und Frühling. 127.
E. Duller. Jamben. 143—146.
Fr. Engelken. Gerſtenkorn's Lebenslauf und Ende, nach des Londoner Volks Bierweiſe: (John Barley-corn.) 43.
Franz Freiherr Gaudy. Der Kilmarrenan's Felſen (irländiſche Sage). 67—69.
F. Freih. Gaudy. Die Harfe. 82.
Guſtav v. Heeringen. Des Kaiſers Tod. 82.
Chr. W. Huber. Ein Traum. 116.
Juſtinus Kerner. Glück des Verlaſſenſeins. 51.
J. C. Ramm. Scherz und Ernſt. 27. 29. 35.
— — Nachbarſchaft. 29.
— — Schülertroſt. 38.
— — Rednerkunſt. 41.
— — Freiheit. 75.
— — Abſchied. 81.
— — An den Dichter. 81.
— — Dem Spötter des Heiligen. 101.
— — Blücher. 104.
— — Verjüngungsmühle. 131.
Henriette Ottenheimer. Auf aus dem Volk und an's Volk. 25.
Albert Quednow. Frage und Antwort. 103.
— — Das äußere Zeichen. 103.
Alb. Quednow. Meerfahrt. 121.
— — Rede und Gegenrede. 141.
Friedrich Rückert. Die Aelteren an die Jüngeren. 74.
Friedrich v. Sallet. Der Derfflinger (Soldatenlied). 53.
Fr. v. Sallet. Der alte Ziethen (Soldatenl.) 101.
— — Maiweinlied. 123.
Leopold Schefer. Aus dem zweiten Halbjahr des Laienbreviers. 11—16. 21. 26.
Starklof. Die ſchwarzen Huſaren. 76.
Adelheid v. Stolterfoth. Der Ritter von Lorch (rheiniſche Sage). 62.
Aug. Sutor. Spruch. 136.
Joh. N. Vogl. Nachtigallenlied. 112.
W. Wagner. Mondſchein, nach Victor Hugo. 93.
— — An ein Kind, nach Vict. Hugo. 109.
Ludwig Wihl. Waldleben. 77.
— — Der trauernde Rabbi. 99.
— — Der Dalles (Rabbiniſch). 100.
— — Die Eſelin zu Verona. 134.
— — Der Fromme. 143.
O. L. B. Wolff. Malicen. 20—22. 71.
J. B. v. Zahlhaas. Die feindlichen Grafen (Ballade). 86.

Lebens- und Sittenbilder, Notizen zur Länder- und Völkerkunde.

Adrian. Ein Abend zu Windſor. 2 u. 3.
— Die engliſchen Schauſpielerinnen. 8.
— Skizzen aus Irland. 33 u. 34. 61.
C. Beurmann. Die Borzer (Bild aus Frankf.). 2.
— — Skizzen aus den Hanſeſtädten. 5—31.
— — Reminiſcenzen vom Geſtade der Oſtſee. 64—74.
Eduard Kolloff. Karaktergemälde aus Paris. 133—137. 143.
Ein Induſtriezweig in Dekan. 3.
Türkiſche Heeresmacht. 4.
Bevölkerung Aegyptens. 7.
Das Diner eines Braminen. 8.
Schätze im Morgenland. 9.
Die ägyptiſche Flotte. 10.
Gefängniſſe in Philadelphia. 13.
Maſuriſche Begrüßungen. 14.
Muſik bei den Otaheitern. 19.
Religiöſe Meinungen und Gebräuche auf den Südſee-Inſeln. 19.
Frühe Heirathen in Columbien. 19.
Reiſen auf dem Aſtrolab (von Damont d'Urville im Jahr 1826—29). 19.
Siameſiſche Humanität. 21.
Nazareth. 26.
Amerikaniſche Originale. 27.
Die Herrenhuther und die Habaner in Ungarn. 32.
Griechiſche Frauenzimmer. 32.
Indiſche Juden. 33.
Polniſche Juden. 33.
Die Belialsritter (Camera-obscura-Bilder aus Frankreich). 40.
Kampfluſt in Chili. 40.
Bühne und Publikum in Japan. 44.
Neu-Orleans. 52.
Afrikaniſche Dramen und Romanenſtoffe. 53.
Die Charfreitags-Prozeſſion auf Korfu. 53.
Die ruſſiſchen Pächter der großen Fiſchereien in den Seen Oſtpreußens. 55.
Boſton. 56.
Mäßigkeitsvereine und Unmäßigkeit in der neuen Welt. 57.
Portrait Jackſon's. 57.
Bräuche, Aberglauben und Landesprodukte in Alt-Calabar (in Afrika. 58.
Ein indiſcher Wallfahrtsort. 68.
Oeffentliche Gerichtsbarkeit bei den Pavianen. 69.
Ein Gottesgericht auf Madagascar. 73.
Weimar. 75. 79. 86—91.
Aus Waſhington Irving's Steppenreiſe. 81—85. 113. 115.
Hartes Urtheil eines Nord-Amerikaners über die deutſchen Einwanderer. 94 u. 95.
Bier in München. 94.
Das Bad der Braut. 98.
Algier, wie es iſt. 99.
Ein arabiſches Turnier. 103.
Holländer und Belgier. 112.
Eine Bienenjagd auf der Steppenreiſe. 113.
Ein Gewitter auf den Prairien. 115.
Aberglaube bei den Delawaren. 119.
Der Uebergang über den Arkanſas. 127.
Zwei Tage in Korinth. 137 u. 139.
Erinnerungen aus Heidelberg. 145. 148. 152.
Culturanfänge bei Ureinwohnern in Amerika. 149.
Die Sad's oder indiſchen Quäker. 149.
Die Kokosinſeln in der Südſee. 151.
Die Ruinen des alten Babylon. 151. 152.

Drama und Dramaturgie.

Georg Büchner. Dantons Tod, ein Schauſpiel. 73—82.
Eduard Duller. Theater-Arabesken. 14—22.
Grabbe. Scene aus Hannibal. 3.
Ed. Kolloff. Ueber Victor Hugo's „Angelo,“ Tyrann von Padua. 111—113.
Ueber Leiſtungen des Frankfurter Theaters. 4. 5. 47. 49. 59—62. 80. 85—89. 100. 101. 107. 127. 137. 147.
Kleine Theater-Notizen. 58. 63. 147.

Bildende Kunſt und Archäologie.

Eduard Duller. Ueber das Altarblatt Hübners, für die neue proteſtantiſche Kirche zu Meſeritz. 64.
Ed. Duller. Ueber die Frankfurter Gemälde-Ausſtellung im Jahre 1835. 127—140.
Ernſt Förſter. Artiſtiſche Briefe aus Piſa. 1—4. 23—31. 43. 45. 58—63.
Eduard Kolloff. Der Pariſer Salon, 1835. 65—77. 92—117.
Artiſtiſche Bülletins aus Frankfurt. 1. 3. 10. 50. 70. 101.
Die Urne von Benai. 4.
Stehlen in der Kunſt. 16.
Urtheil eines Engländers über die deutſchen Malerſchulen (German Sketches). 35—41.
Kunſtvereine. 39.
Lithographie. 65.
Kunſt-Notizen. 50. 73. 91. 100. 112. 142.
Eine Madonna Raphael's in der Turiner Gallerie. 101.
Kunſt-Literatur (Hanöver. Kunſtblätter). 105. 106.
Bilder-Bibeln. 124 u. 125.
Notizen über römiſche Alterthümer am Rhein und an der Moſel. 127.
Aus einem Schreiben über die außerordentliche Ausſtellung des Frankfurter Kunſtvereines am 22. Mai 1835. 140.
Bildende Kunſt in England 1835. 147. 148.

Muſik.

Ueber Bellini's Norma. 17.
Muſik in Frankfurt. 46. 52. 63. 88. 91. 92. 94. 95. 99. 104. 109. 130. 131. 147. 148.
Muſikaliſche Notizen. 43. 58. 63. 117.
Muſikaliſche Literatur (A. André's Lehrbuch der Tonſetzkunſt). 55. 56.
Träumereien über muſikaliſche Kritik. 118—122.

Geſchichte und geſchichtliche Notizen. — Biographiſches.

H. F. Maßmann. Die morgenländiſchen Sagen von Erfindung des Schachſpiels. 29. 32. 38.
Das Wohnſchiff vor Köln. 18.
Ein Sittenbildchen aus der Vorzeit. 21.
Juſtiz in Hexen- und Zauberfällen. 25.
Das bürgerliche Löwenherz. 25.
Die fromme Jüngerin. 39.
Ziska's Keule. 61.
Wahrzeichen. 74.
H. Heine's Selbſt-Biographie. 89.
Religiöſer Wahn. 89.
Karakterzüge berühmter Schauſpieler aus älterer und neuerer Zeit. 109. 110.
Jubelfeier der Erfindung d. Buchdruckerkunſt. 130.

Culturtabletten und humoriſtiſche Aufſätze.

W. Achat. Der Maculaturfreund. 107.
— — Klagen einer Gans. 121.
Beurmann. Eduard Lytton Bulwer. 149. 151.
Ed. Duller. Nord und Süd. 14.
— — Eulenſpiegelpredigt für 1835. 16.

Ed. Duller. Frühlingsgloſſen über Toleranz der Juden, von einem Chriſten. 21. 22.
— — Rhapſodien über deutſche Cliquen. 39. 40
Karl Gutzkow. Naturgeſchichte der deutſchen Kameele. 49.
K. Gutzkow. Ueber Pudel, Jokey's und Nachtigallen, oder über die kleinen Freuden des Lebens. 64. 65.
Ludwig Wihl. Börne, Görres und Rothſchild, oder die Judengaſſe zu Frankfurt. 128. 129.
O. L. B. Wolff. Beranger. 110.
— — — Heinrich Heine. 115.
Die Dichter Amerika's. 68. 69.
Ein literariſcher Cyniker. 124.
W. Irvings Mittags-Converſation mit Walter Scott. 141. 142.
Der deutſche Michel. 28. 29.
Gutzkow. — Die Geſcheitelten. — Die Emancipation der Liebe. 123. 124.

Naturhiſtorie.

Eduard Rüppell, Skizze der geologiſchen Formation Abyſſiniens. 75. 76.
Eduard Rüppell. Einige Bemerkungen über den Verlauf des Nilſtroms, deſſen periodiſche Ueberſchwemmung und die dabei Statt habende Schlammablagerung. 105. 106.

Zur Humanität.

11, 14, 19, 71, 86, 97, 104, 128.

Literariſche Notizen.

2, 9, 10, 16. 17, 21, 30, 43, 44, 45, 50, 55, 57, 58, 61, 62, 69, 77, 86, 87, 93, 97, 99, 100, 101, 107, 109, 110, 117, 119, 121, 128, 136, 142, 149, 151.

Anekdoten.

Der geiſtliche Steuereinnehmer 23.
Eine holliſche Aſſemblee. 24.
Die Peſt und die Cenſur. 26.
Herr Mittler aus Gothes Wahlverwandtſchaften in andrer Geſtalt. 31.
Königliche Rache. Jak v. Hylien. Kurzes Geſicht. 33.
Ein Orakelſpruch Talleyrands. 38.
Die Parole d'un croyant auf der Bühne. 41.
Canova's Lehrjahre. 50, 51.
Der Maler Kneller. 56.
Eine Anekdote von Hogarth. 67.
Der Cache-Malet Voltaire's. 76.
Broglie, als Cincinnatus. 77.
Ein Haifiſch als Kläger. 104.
Eine theure Erſparniß. 115.
Wie macht man eigenſinnige Sängerinnen geſchmeidig? 128.

Kurioſitäten.

17, 46, 51, 73, 98, 120, 131.

Erfindungen.

2, 3, 5, 8, 73, 74, 75, 85.

Korreſpondenz und kleine Notizen aus der Nähe und Fremde.

Athen. 98.
Berlin. 50, 51, 52, 53, 55, 56, 57, 94, 95, 97. 103, 104, 105, 116. 117, 118, 122, 123, 139. 141, 142, 143, 145, 146.
Frankfurt. 125.
London und Paris. 1. 5, 10, 44, 48, 58, 62, 67, 71, 76, 79, 80, 101, 111, 133, 134, 135.
Marſeille. 75.
München. 12 (Hohenſchwangau betreffend). 18, 34, 35, 46, 81, 82, 83.
Rom. 116.
Wien. 89.

Vermiſchtes, kleine Miscellen ꝛc.

4. 7, 8, 17, 19, 21, 25, 28, 33, 35, 37, 38, 39, 41, 45, 46, 53, 58, 62, 71, 74, 76, 77, 85, 86, 88, 93, 96, 99, 103, 107, 112, 113, 117, 127, 128, 129, 130, 131, 142, 147, 149, 151, 152.

Inhalt des Literaturblattes.

Alexis, W., 9. 13.
Alexis, W., das Haus Düſterweg. 25.
Allgemeine Zeitung. 16.
Arnim, L. A. v., ſechs Erzählungen. 19.
Baumſtark, E., auserleſene ächte Volksgeſänge. 22.
Baumgarten-Cruſius, L. F. O., Betrachtungen über einige Schriften von de la Mennais. 23.
Bechſtein, L., Novellen und Phantaſieblüthen. 11.
Belani, H. E. R., der Heimathloſe. 7.
Bettina. 14.
Beurmann, E., Frankfurter Bilder. 18.
Birch-Pfeiffer, Ch., Burtton Caſtle. 9.
Bürkner, R., erotiſche Lieder. 15.
Blätter für literariſche Unterhaltung.
Bulwer, die Pilger am Rhein. 9. 14.
Börne. 25.
Börſenhalle. 16.
Brockhaus, H., 9.
Bretſchneider, K. G., die Theologie und die Revolution. 20.
Buchhandel. 23.
Chauber, Friedrich der Große. 25.
Clauren. 12.
Clemens ein Naturdichter 10.
D...e, humoriſtiſch-poetiſcher Rechenknecht. 17.
Darlington, Richard, Schauſpiel. 15.
Doctrinäre, die, 6.
Devrient. 7.
Duller, Kronen und Ketten. 20.
Eichendorf, J. F. v., Dichter und ihre Geſellen. 2.
Engelhard, G. H., die Verfaſſungen von Nordamerika. 9.
Fiſcher, G. E., die Wunder meines Lebens. 19.
Fleck. 7.
Forſch, H., Studentenbilder. 18.
Frankfurter Journal. 19.
Gans. 9.
Garrick. 7.
Gaudy, F., Freiherr, Kaiſerlieder. 23.
Gedichte eines Materialiſten. 22.
Glasbrenner, A., aus den Papieren eines Hingerichteten. 10.
Glaubensbekenntniß eines Nationaliſten. 24.
Goldmann, P. M., die Kunſt reich zu werden. 13.
Görres. 14.
Göthe. 5. 24.
Groß-Hoffinger, der König. 10.
Grüne, ein Naturdichter. 10.
Guttenſtein, B. F., die poetiſche Literatur der alten Israeliten. 21.
Hamburger Correſpondent. 16.
Hake, Fr. v., Aufſätze aus den Papieren eines Verſtorbenen. 4.
Hauch, die Belagerung von Maeſtricht. 4.
Hazlitt, W., Geſchichte Napoleons. 15.
Heine, H., 10. 25.
Heinel, E. Geſchichte des preußiſchen Staats. 12.
Herbart, Umriß pädagogiſcher Vorleſungen. 18.
Herloßſohn. 9. Damenconverſationslexikon. 1.
Hoffmann, A. T. E. 12.
Hortenſe, Königin von Holland, Reiſe durch Italien, Frankreich und England. 8.
Huber, V. A., 6.
Hugo, Geſchichte des Kaiſers Napoleon. 22.
Jahn. 8.
Janin, J., 10.
Janin, J. Phantaſieſtücke. 22.
Judenemancipation. 20.
Jüdiſche Theologie. 23.
Kerner, Juſtinus. 23.
Knapp. A. 22.
Kreling, K. v. engliſche Bibliothek. 22.
Kritik. 21.
Kritiſche Schule. 1.
Krug, Profeſſor, Schelling und Hegel. 16.
Laube, H. 9.
Laube, H., Liebesbriefe. 25.
Lax, L., Chevalier Reynaud. 24.
Lebensbilder aus beiden Hemiſphären. 18.
Lenau, N., Frühlingsalmanach. 23.
Lendroy, J., neues Wörterbuch der deutſchen und franzöſiſchen Sprache. 16.
Lewald, A. 7.
— — Panorama von München. 12.
— — Seydelmann. 19.
Littrow der Himmel. 23.
Lorenz, W., Eliſabeth Tarakanoff. 20.
Lyſer, P. 9.
Mayer, Karl. 23.
Memoiren eines Verſtorbenen. 4.
Memoiren von Napoleon. deutſch von Geib. 11.
Menzel, W., Geiſt der Geſchichte. 11.
Menzel, W., Geſchichte der Deutſchen. 17.
Müller, Niclas, ein Naturdichter. 10.
Mundt, Th. Schriften in bunter Reihe. 2.
— — Die Bewegungspartei. 13.
— — Madonna. 18.
Nicolai. G., Arabesken für Muſikfreunde. 19.
Ober-Poſt-Amts-Zeitung. 16.
Oken, Naturgeſchichte. 22.
Oſtermeß-Catalog. 15.
Peyronnet, Graf, Gedanken eines Gefangenen. 4.
Pfizer, Guſtav. 5 11. 23.
Pfluger, G., Vernunft gegen Aberglauben. 23.
Pommer'ſche Dichterſchule. 13.
Preußiſche Staatszeitung. 16.
Pückler-Muskau, der Fürſt. 4.
Rahel. 8.
Raumer, Fr. v. 9.
Raupach. 4.
Raupach, der Müller und ſein Kind, der Zeitgeiſt, der Naſenſtüber. 21.
Rehberg, die Erwartungen der Deutſchen. 15.
Reſtaurations-Periode. 1.
Reviews. 1.
Richter, W., das Alleinſtehen. 21.
Richter, T. F. die Waſſerwelt. 13.
Rodmer, Fr. 21.
Roland, G., Breslau, wie es iſt und trinkt. 14.
Roman. 12.
Roman, der hiſtoriſche. 14.
Rumohr, C. F. v. Zweiter Band Novellen. 7.
Ruſſa, D., Drillinge. 9.
Smets, W. fl. epiſche Dichtungen. 21.
Smidt, Seemannsſagen und Schiffermärchen. 14.
Sang des fremden Sängers. 10.
Scaevola, Emerentius. Leonide. 12.
Schefer, L., die Gräfin Ulfeld. 5.
Schneller, Lebensumriß und vertraute Briefe. 14.
Schöppach, Denkniſſe eines Deutſchen. 8.
Schorn, Umriß einer Theorie der bildenden Künſte.
Schröder. 7.
Schwäbiſche Lyrik. 5.
Schwenck, K., Wörterbuch der deutſchen Sprache. 8.
Seydelmann. 7. 19.
Spindler. 12.
Sternberg, A. F. Leſſing. 5.
Sternberg, A. F., Molière. 3.
Styl, der deutſche. 2.
Stieglitz, Caroline. 8.
Stolle, F., das neue Leipzig. 2.
Storch, L., der Karikaturiſt. 7.
Storch, L., der Diplomat. 7.
Sydow, poetiſche Zwiſchenſpiele. 11.
Theater, deutſches. 3. 4. 7.
Thron und Altar. 20.
Tieck, der Hofrath. 3. 19.
Tiersparti, der deutſche. 17.
Treumund, Harfentöne aus dem Ungarlande. 12.
Uhland. 5.
Vehſe, E., Tafeln der Geſchichte. 13.
Verliebten, die, Schauſpiel. 8.
Wagner, W., Auswahl von Gedichten. 11.
Weber, C. G. E., die Herrlichkeit Gottes. 13.
Weisflog, C., die Aſtrologen. 15.
Weitzel, J., Briefe vom Rhein. 2.
Wienbarg, L. 6.
Wieſe, S., Trauerſpiele. 25.
Worte eines Gläubigen. 23.
Wurm, Ch. Stanzen auf Stanzen. 22.
Wurm, Dr. 6.
Zedlitz, J. C. v., dramatiſche Werke. 4.
Zeitungsweſen, deutſches. 16.
Zimmermann, W., die Geſchichte Würtembergs. 21.

(Proſpectus).

Phönix.

Frühlingszeitung für Deutſchland.

Herausgegeben
von
Dr. Eduard Duller.

Vorwärts! heißt nicht bloß die Loſung unſerer Zeit; es iſt der Anruf an den Menſchengeiſt zu allen Zeiten; es iſt der belebende Zauberſpruch des Frühlings; das allen edlen Keimen zu morgenheller Entfaltung entgegengehauchte, befruchtende: Werde! Im geiſtigen Leben iſt eine gleiche nimmerraſtende Verjüngung und Wiedergeburt wie im organiſchen. Der wunderbare, geheimnißvolle Phönix der [illegible] iſt — das Menſchengeſchlecht ſelbſt. Jenem Phönix der Sage wird der Sarg aus den koſtbarſten Spezereien emporgethürmt und durch den Sonnenſtrahl entzündet; ſo gewinnen die Söhne aus den edlen Beſtrebungen ihrer Väter die neue Wiege und werden ſie ihren Söhnen als heilbringende Reliquie ihrer Zeit hinterlaſſen.

Wer ſich in dieſe höhere Beſtimmung, in dieſe innere Geſchichte unſres Geſchlechtes männlich hineinfühlt, wird eine Aufgabe erkennen, welche dem geiſtigen Leben in unſerer Zeit und namentlich in unſerem Volke geſtellt iſt. Wir ſind in die Epoche getreten, in welcher die geiſtigen Kräfte, vereinzelt oder ſich vereinzelnd, nicht mehr völlig genügen, in welcher alle Beſtrebungen ſich harmoniſch zu Einem einzigen großen Streben ordnen und ausrunden müſſen; es handelt ſich, nachdem uns eine große Literatur der Einzelnen gigantiſch vorgewirkt, — um eine Literatur des Volkes, und eine ſolche, eine friſche, neue und männliche, kann jetzt hauptſächlich durch das Organ einer Zeitſchrift in's Werk geſetzt werden, als durch ein Mittel, wodurch, von oben nach unten und von unten nach oben, jeder im Volke veranlaßt wird, ſich von ſchalem Unweſen abzuwenden, von jener Kränkelei und Halbheit des Denkens, Wollens und geiſtigen Genießens, — ſich mit dem Wahren und Edlen männlich zu befreunden, in welchem ewige Frühlings- und Jugendkraft blüht.

In dieſem Geiſte wurde beſchloſſen, unter dem Titel:

Phönix,

eine Frühlingszeitung für Deutſchland in's Leben treten zu laſſen, welche die friſchen [illegible] deutſcher Poeſie, Kunſt und Geſinnung zum Kranze vereinigt. Es haben ſich zu dieſem Zwecke bis jetzt fünf und dreißig deutſche Schriftſteller zuſammengethan, deren Namen, dem deutſchen Volke ehrenvollſt bekannt, einſtweilen hier nicht mitgetheilt werden, bis auch die übrigen, welche freundlich eingeladen wurden, aber zum Theil durch Reiſen, zum Theil durch andere Verhältniſſe noch verhindert waren, eine feſte Zuſage ertheilt haben werden. Dieſe Männer wollen, wie auf einem gemeinſamen Forum, auf einem pythiſchen Kampfplatz redlich zuſammenwirken, und alle Tendenzen in Einklang bringen, welche in den einzelnen bisher beſtehenden, zum Theil ſehr gediegenen literariſchen und belletriſtiſchen Zeitſchriften vorherrſchten, ſo daß jeder Leſer an allem Theil habe, was im ganzen geiſtigen Nationalleben ſich neu emporhebt.

Die Menge vielfältig tüchtiger Theilnehmer geſtattet, das Unternehmen auch vielſeitig umfaſſend auszudehnen. Den Inhalt deſſelben werden bilden:

1) Erzählungen von allen Farben und Gattungen. Auf ſittliche Grundlage der Novellen wird der Herausgeber ſein Hauptaugenmerk richten; denn ohne Sittlichkeit gibt es keine Kunſt.
2) Lyrik. Friſche, lebendige, thatkräftige, mit ſtrengſter Auswahl der tüchtigſten Leiſtungen, und beſonderer Rückſicht auf Volksthümlichkeit, desgleichen auf Romanze, Ballade Legende.
3) Drama.

4) Geſchichte. Der Phönix ſoll kein Archiv für neu aufgefundene Urkunden oder Curioſitäten, — die Geſchichte ſoll durch ihn zum Eigenthum der Nation werden, und zwar im Geiſte der Worte unſeres Dichters, der ſie das Weltgericht nennt.

5) Leben und Kunſt. Mittheilungen aus der Nähe und Fremde, jedoch nicht im herkömmlichen Schlendrian. Das Leben und Treiben im Volke (in und außer Deutſchland), Sitte und Kunſt, alles was die engen Grenzen, welche die Völker trennen, hinausrückt, mit einem Worte: das Intereſſe der Humanität finde hier ſeine Stelle.

6) Kritik über Literatur und Kunſt, von dem Standpunkte aus, daß allem kritiſchen Clubb- und Kaſtenweſen, aller kritiſchen Arroganz und Selbſtvergötterung, jeder Dictatur Krieg erklärt iſt; daß jeder Schriftſteller und Künſtler erſtens als ein in ſeinen Werken ſich fortbildender ſelbſtſtändig entſchiedener Charakter, und zweitens in ſeinem Verhältniſſe und betreffs ſeines Einfluſſes auf die Richtung der Literatur, der Kunſt und der Volksbildung betrachtet werde. Es ergibt ſich daraus der weitere Zweck unſeres Unternehmens, daſſelbe als eine durch ſich ſelbſt am verſtändlichſten und unpartheiiſch [illegible] Geſchichte der Literatur und Kunſt unſerer Tage den künftigen zu hinterlaſſen; deshalb ſoll auch ein literariſcher und artiſtiſcher Anzeiger und eine fortwährende Tages-Chronik beigegeben werden; und alle Buch- und Kunſthändler und Künſtler ſind eingeladen, ihre neueſten Produkte darin zur Oeffentlichkeit zu bringen.

Die Redaktion der Nummern des Phönix, worin die Literatur unſerer Tage beſprochen wird, übernahm Herr Dr. K. Gutzkow.

Alle eigentliche Politik bleibt von der Tendenz des neuen Unternehmens ausgeſchloſſen.

Jeden Tag in der Woche, mit Ausnahme der Sonn- und hohen Feſttage, erſcheint eine Nummer in groß Quart, einen halben Bogen ſtark. Von Zeit zu Zeit folgen artiſtiſche Beilagen. Ueberhaupt wird die Verlagshandlung durch eine elegante Ausſtattung alles aufwenden, um den Phönix auch gebildeten Frauen als entſprechendſte Gabe mit Recht empfehlen zu können.

Der Preis des ganzen Jahrgangs iſt für Norddeutſchland 10 Thaler, für Süddeutſchland 16 Gulden. — Alle ſolide Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſterreichs, Rußlands, Dänemarks, Schwedens, Hollands und der Schweiz nehmen Beſtellungen hierauf an. Für Frankreich: Treuttel und Würtz, Heideloff und Campe, und Schmidt und Grucker; für England: Black, Young und Young, Richter und Comp. — Die löblichen Poſtämter wollen ihre Beſtellungen der Fürſtlich Thurn- und Taxiſchen Ober-Poſtamts-Zeitungsexpedition dahier einſenden, welche den Hauptdebit für die Poſtämter übernommen hat. Die Probenummern ſind mit dieſem Proſpectus verſandt, und mit dem erſten Januar 1835 wird das Unternehmen beginnen und regelmäßig fortgeführt werden.

Diejenigen deutſchen Schriftſteller, welche bis jetzt keine Einladung erhielten, mögen dies gefälligſt dem Umſtande zur Laſt legen, [illegible] ihren beſtimmten Aufenthaltsort nicht kannten, und werden freundlichſt gebeten, uns mit einer baldigen Anzeige zu erfreuen, wenn ſie dieſes Unternehmen durch ihre Theilnahme zu unterſtützen geſonnen ſind. Beiträge werden unter der Adreſſe des Verlegers erbeten; wenn ſie ſich zur Aufnahme eignen, anſtändig honorirt, und im Falle der Nichtbenutzung auf Verlangen zurückgeſandt.

Frankfurt a. M., im November 1834.

Dr. Eduard Duller,
Herausgeber.

J. D. Sauerländer,
Verleger.

№ 1. 1835.

Phönix.

1

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 1. Januar.

Spruch an der Pforte.

Nicht dürre Zweige, die des Winters Sturm
Von morſchen Stämmen brach, noch Erſtlingsopfer
Des [illegible] gefallnen jungen [illegible],
Nicht abgenutzten Tand, den nirgends mehr
Ein Mäkler kauft, nicht überreife Früchte,
Nicht Unkraut, ſo das Feld uns überwuchs,
Laßt uns empor zum Scheiterhaufen gipfeln, —
Noch ſchwingt die Fackel wilder Leidenſchaft,
Wollt ihr die heil'ge Opfergluth entzünden;
Sonſt wirbelt aus dem mißgeſchaffnen Stoff —
Statt Flammenhelle — dicker, ſtick'ger Qualm,
Sonſt, ſtatt des Phönix, ſchießt in blinder Haſt
Ein krallenrother Geier toll hervor;
Sonſt, wie ein Vatermörder, dringt der Brand
In eure eignen Schatzgewölbe ein,
Stiehlt eurer Kräfte Kern, daß nichts euch bleibt
Zu zeigen (ſtatt zu pflanzen) als die — Schalen, —
Und höhnt auf eurer Hoffnung Aſchenhügel
Des Herzens liebſten Traum — von wahrem Sein! —

Nein! was ihr je als werthvoll treu bewahrt, —
Den Perlenkranz der heiligen Vernunft,
Die Thränen, die ihr nie zur Schau getragen,
Ja, dieſe Thränen, Mütter künft'ger Thaten, —
Und jeden ſüßen Wahn, der je von Liebe
Als Nachhall ird'ſcher Wonnen euch geblieben,
Als Ahnung und als Herold ew'ger Wonnen,
Und jeden männlich zeugenden Gedanken,
Des Lebens köſtlichſte Geſchmeide all',
Bewußtſein, Hoffnung, euren vollen Werth,
(Verbergt ihn nicht, die Wage weiſ't ihn aus! —)
Muth, Hochſinn, Treue und Beharrlichkeit, —
Dies alles reiht, wie duftiges Gewürz,
Zum Scheiterhaufen, um den Herd des greiſen
Jahrhunderts; und des Lichtes Morgengruß
Entzünde rein des Phönix Sarg und Wiege!

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

Es war Sonntag Morgen noch ganz früh. Das Wieſenthal der Itz, welches anfing ſich mit dem erſten Maien-Grün zu bekleiden, das vielleicht unter dem ſchmelzenden Schnee ſchon gekeimt hatte, ſendete ſeine Nebel zu den Bergen hinauf, durch deren noch unbelaubte Äſte der kühle Morgenwind wehte. In den bisthümlichen Dörfern ward die Frühmeſſe geläutet und der ſilberne Ton der Glocken ſchlang ſich wie eine unſichtbare Kette von Dorf zu Dorf ſeitwärts durch das reiche Thal, während in nördlicher Richtung die herkömmliche Sonntagsfeier ſchon hin und wieder nicht mehr auf ſtreng katholiſche Weiſe gehalten ward. Vor dem kleinen Hauſe Werrlein Kucks, des Hinterſaſſen von Stetten, war es auch ſchon lebendig. Es lag mehrere hundert Schritte vom Dorfe auf einem ſanften Raſenhügel und gewährte aus ſeinen kleinen unſcheinbaren Fenſtern eine reizende und weite Ausſicht. In dem umzäumten Kohlgärtchen, das es von der einen Seite umgab, befand ſich eine Laube, von den Zweigen eines alten halbabgeſtorbenen Lindenbaumes gebildet, die freilich auch nicht belaubt waren, doch ſchon jetzt einen Ort der Ruhe und ſonntäglichen Erholung umrankten. Denn im Innern der Laube auf einer Bank, von Weidenruthen geflochten, und vor einem ebenſo einfachen Tiſche ſaß ein junger Burſch, beſchäftigt einen neuen zierlich gearbeiteten Käfig, den er in der einen Hand hielt, prüfend zu betrachten, im Strahle der

Frühſonne umzudrehen und dabei mit der Rechten hie und da ein Drahtſtäblein oder ein Holz grade zu richten oder zu biegen, je nachdem es ihm nöthig ſchien. Er war bereits halb in der feſttäglichen Kleidung, die er in der Meſſe zu tragen pflegte, Schuhe und weiße Strümpfe mit rothem Zwickel, nebſt kurzen engen Beinkleidern von gelbem Leder, welche ein Bund über der Hüfte zuſammenhielt, zeigten vortheilhaft die kräftigen Formen des Jünglings, indeſſen ſein Oberleib nur erſt von dem groben doch reinen Leinenhemd bedeckt war, und noch des Schmucks der engen Jacke mit vielen Metallknöpfen entbehrte, wie ſie die Burſchen des Ihthales von jeher trugen. Seinen Hals umſchlang ein zierlich zuſammengelegtes, gewürfeltes Seidentuch, und der grüne Filzhut, den er aufzuſetzen gedachte, hing neben ihm an einem Zweige, nur mit einer Schnur und Quaſte von Wolle geſchmückt, die bei Reicheren von Geld zu ſein pflegte. Das Antlitz des jungen Bauers war ausnehmend gebräunt und dunkel gefärbt, wie ſein Haar, aber ſeine Züge konnten für ſchön gelten. — Sie hatten etwas Kühnes, Freies, Feuriges, welches nicht oft in ſeinem Stande gefunden zu werden pflegt; der Aufſchlag ſeiner leuchtenden Augen, das Lächeln ſeiner friſchen Lippen, hinter denen Perlenzähne ſichtbar wurden, die Blüthe ſeiner, trotz Mangel und Noth von Geſundheit ſchwellenden Geſtalt, — Alles dieſes würde auch einen Vornehmeren wohl gekleidet haben, als der unbedeutende Bruder des armen Bärbchens war, den des Kloſtervogts Magd, die üppige Siesmargt einen Schlingel genannt hatte, weil er ſich nur dann in ihrer Nähe ſehen ließ, wenn er mußte. —

Jetzt trat Bärbchen aus dem Hauſe, mit einem dampfenden Suppennapf, worin bereits der hölzerne Löffel lag, mit welchem das Labſal genoſſen werden mußte, — und ſetzte ihn vor dem Bruder auf den Tiſch. „Da, Konrad,“ ſagte ſie, „die Sonntags-Morgenſuppe! Schlimm genug, armer Schelm, daß du an den Werkeltagen mit einem Trunk friſchen Waſſers vorlieb nehmen mußt. — Ich kanns nicht ändern?“

„Hab' ich ſchon darüber geklagt?“ antwortete Konrad trotzig und begann ſogleich, das Vogelbauer aus den Händen legend, das angenehme Geſchäft des Frühſtücks. „Du haſt recht, Bärbel,“ ſagte er, während er eifrig löffelte, — „es iſt doch etwas Prächtiges um ſo eine Bierſuppe. Dem Herrn Abt kann's nicht beſſer munden. Aber alle Tage — wo denkſt du hin? Das wäre ja eine Üppigkeit, — wie muß nur den Reichen ſein, die alle Tage, — ey was, — Papperlapapp!“

„Du könnteſt's noch wiſſen,“ entgegnete Bärbchen, „denn wie lange iſt's her, daß auch wir noch im Dorfe auf dem ſchönen Hofe wohnten, in dem großen Schieferhauſe mit den heiligen Sprüchen und lieben Englein darauf. — Ach Konrad, ſie haben uns nicht beſchützt!“ Der Jüngling zog die Augenbraunen zuſammen und warf einen dunklen Blick in ſeinen, bereits halbleeren Napf. „Hör' auf,“ ſagte er dann, „und verdirb mir den ſchönen Morgen nicht. Siehſt ſo aus heut früh, wie das liebe Leidweſen, ich ſah es ſogleich. Blaß, aufgelaufne, verweinte Augen — man möchte des Teufels werden.“

„Nicht doch,“ erwiederte Bärbchen ſanft, und zwang ſich zu lächeln, indem ſie ſich neben dem Bruder auf die Bank ſetzte, und den Arm um ſeine Schulter legte, „ſei nicht unwirſch, Konrad, und höre mich an. Ja, ich habe geſtern Abend geweint, und die heutige Nacht und den frühen Morgen. Ach, du weißt noch nicht, wie es mir im Thurm erging. Ich wollt' es nicht erzählen, da ich heim kam, um dem Vater und dir nicht die Nacht zu verderben; darum ſagte ich Euch bloß, daß ich das Urfräle *) geſehen, daß es ſich wohl befinde und Euch viel tauſendmal grüßen laſſe.“

„Nun, das wird doch wahr ſein?“ fiel der Bruder ein, und ließ den Löffel aus ſeiner Hand gleiten.

„Es iſt nicht wahr,“ fuhr Bärbchen ſchluchzend fort. „Laß dir erzählen, Konrad. Ich kann's nicht mehr bei mir behalten, denn es drückt mir das Herz ab; für mich allein wollte ich es tragen, und in Schmerzen vergehen, aber ich kann es nicht. Nun ſieh, der Vogt ließ ſich endlich erweichen, wie ich euch erzählt habe, auf Zureden ſeines Sohnes, des Forſtwarts. Daß dieſer es war, der die Thurmpforte aufſchloß, deſſen hatte ich nicht Acht, denn ich ſuchte eben die Sachen wieder zuſammen, die ſie mir aus dem Korb geriſſen hatten. Hernach rief mir eine Stimme ſchon aus dem Innern des Thurmes, ich ſah auch ein Licht jenſeits der verſchloſſenen Pforte und folgte getroſt. Es ging erſt eine enge feuchte Treppe hinab, zwiſchen ſchwitzenden Mauern, wo man die Luft kaum einathmen konnte, dann gelangten wir in einen freieren Gang mit trocknem Boden, wo auch beſſere Luft war und die Leuchte heller brannte. Ich ſah viele Thüren an beiden Wänden. Vor einer derſelben ſetzte mein Führer, in welchem ich nun erſt den Forſtwart erkannte, (denn ich war der Meinung, es ſei Plünzhardt, der Stöcker), ſeine Leuchte zu Boden und ſchloß ſie auf. Wir traten in ein Gemach, das ſeltſam ausſtaffirt war. Es war ein Gefängniß und doch wieder keins. Ein langer Tiſch mit allerlei Rädern und Schrauben ſtand in der Mitte, ein eiſernes Kohlenbecken daneben und wunderlich geformte hölzerne Gerüſte, von der Decke hingen Schnüre und Ketten herab, die an der Wand durch Rollen liefen; auch ein gewöhnlicher Tiſch und mehrere Stühle ſtanden auf Stufen erhöht. Neugierig lugte ich umher, um zu erſpähen, was das unſichere Licht geſtattete, denn es war nicht anders, als ob die dicke Finſterniß ſeinen Strahl verſchlänge; da ſagte der Forſtwart, indem er mich in die Wange kneipte: „Hier ſchau dich um, ſchön Bärbchen! Das iſt der Hexen Hochzeitskammer. Auf dieſem Bett ſingen ſie ihr Minneliedlein — das ſind die Stiefel, die ſie zum Hochzeits-

---

*) Fränkiſcher Provinzialismus für: Großmutter.

reigen mit dem Teufel anziehen, man nennt ſie die ſpaniſchen Stiefel, — da iſt auch das Feuerbecken, woran man ihnen die Füße wärmt, wenn ſie ſich auf dem Blocksberg erkältet haben.“ — Merkſt du, Konrad, wo wir waren? Heiliger Chriſtus! In der Marterkammer. Der Forſtwart ſagte es endlich gerade heraus, nahm mich bei der Hand und führte mich von einem Werkzeug der Qual zum andern, indem er es mit ſeiner Kerze beleuchtete und mir ſeinen Gebrauch erklärte. Mir zitterten die Knie, ich mußte mich mit beiden Händen an ſeinem Arm halten, um nicht umzuſinken. „Siehſt du, dummes Ding,“ ſagte er, „auf dieſer Bank und in dieſen Schnüren und Stiefeln und Kragen wird nächſtens auch dein Urfräle winſeln, ſie werden ihr die Glieder verrenken, ſie röſten, quetſchen, genug, man wird ihr die peinliche Frage anthu'n, wenn ich es nicht durch meinen Einfluß vermittle. Das könnte geſchehen, aber du mußt mein Lieb werden.“ — Bärbchen erröthete, als ſie das Letztere ſagte und barg die Augen an der Schulter des Bruders, der finſter ſchweigend da ſaß und ſeine Suppe ſtehen ließ. Nach einer Pauſe fuhr Bärbchen fort:

„Im Boden war eine Fallthüre, die hob der Forſtwart auf, und ſtützte mich, als wir die Stiege betraten, die da begann. — Es ging nun noch tief, tief in die Erde hinein. Die Heiligen mögen wiſſen, wie tief. Ich konnte faſt nicht mehr fort, da ſtanden wir endlich vor einer kleinen niedrigen Thüre, an der drei [illegible] Riegel und eben ſo viel Kreuze, in weißer Farbe gemalt, befindlich waren. „Das iſt das Hexenloch,“ ſagte der Forſtwart, und klopfte mit der Fauſt daran, bevor er aufſchloß, ſchob auch die Klappe von einer Öffnung weg, die in der Pforte angebracht war und lugte zuerſt hinein, — dann öffnete er die Schlöſſer und ſchob die Riegel weg. Ach, Konrad! — —“

„Nun,“ fragte dieſer haſtig, „war das Urfräle drin? Todt oder lebendig?“ (Fortſ. folgt.)

Briefe aus Piſa.

Von

Ernſt Förſter *).

Erſter Brief.

Piſa, den 14. Januar.

Am offenen Fenſter, lieber Freund, in einer freundlichen Stube am Lung Arno ſitz' ich hier, um dir zu ſchreiben, daß ich wieder einmal glücklich in der Stadt meiner älteſten Wünſche angekommen, in der Stadt, wo vor nun ſechs hundert Jahren aus Schutt und Aſche der Genius der Kunſt verjüngt ſich empor ſchwang, um das ohnehin beglückte Italien mit dem Schönſten zu beſchenken, das es vom Geiſte der Menſchheit noch erhalten konnte. Du kannſt denken, daß mein erſter Gang zu dem heiligen Friedhof war, zu dem Dom, der Taufkirche, und dem grünen Platze davor, der in Deutſchland nur immer wie ein verlornes Paradies durch meine Träume ſchimmert, und ich möchte dir ſogleich mein Herz ausſchütten. Aber mein Verſprechen, dir wenigſtens flüchtige Bilder von meinem Wege hieher zu geben, führt mich zu den Alpen zurück bis an den Ort, wo wir uns trennten und beide von der Wirthshausthüre den hübſchen Spruch uns abſchrieben:

Wer einem Jeden recht thu'n kann,
Der ſchreibe hier ſeinen Namen an, —

und wo wir weder einen fanden, noch gaben.

Seefeld iſt die erſte Station im Kaiſerlichen, und ich kann nicht verhehlen, daß es mir daſelbſt etwas großländiſch zu Muthe wurde. Man hörte im Wirthshaus ſehr entfernte Namen, und Wien guckt ſogar dem Hausknecht aus der Nachtmütze. Viel Spaß machte mir die angeheftete Wirthshaus-Anzeige vom goldnen Adler zu Insbruck, der ſich auf einem Blatt den vier reiſenden Nationen auf vierfache Weiſe empfiehlt: den Franzoſen, als, wie billig, den erſten, mit vielen Lobpreiſungen ſeiner guten Bedienung, des herrlichen Amöblements u. ſ. w. erſtaunlich breit; dem Engländer und Italiener zeigt er nur kürzlich ſeine Exiſtenz an; den Deutſchen aber fängt er mit der poetiſchen Angel und dem Knittelvers daran:

Ein Jeder in der Welt hat ſeine Lober und Tadler
Ja ſogar der Wirth zum goldnen Adler
in Insbruck.

Daß ich nicht anbiß, war die Schuld des Eilwagens, der nach kurzer Raſt den Weg nach Italien fortſetzte. Auf dem Brenner angekommen, auf dem Punkte, wo die Waſſer nach Norden und Süden ſich theilen, hörte ich die mitternächtige Stunde den Jahreswechſel verkündigen. Um nun neben meiner ſchlafenden Reiſegeſellſchaft eine wache Seele zu haben, an die ich meine Wünſche und Grüße für Euch Lieben in der Heimath richten konnte, nahm ich den S[illegible]ger Poſtillon beim Aermel und trank ihm aus meiner Flaſche ein „glückſelig Neujahr!“ zu. Mit Tages-Anbruch [illegible]ten wir und dem Eiſackthale, das uns in wenig Stunden alle vier Jahreszeiten gab; oberhalb Brixen noch Schnee und Kälte, vor Botzen aber Sonnenwärme und Staub. Ich hatte mich auf den Bock zum Kutſcher geſetzt, um leichter der Natur in's ſchöne Angeſicht ſehen zu können, und war unbeſchreiblich froh. Die Welle, die an mir vorüber floß, die fliehenden Roſſe, die geputzten Menſchen, die ſtarren glänzenden Gebirge, alles ſprach in lieblichſter Sprache mit mir, und es fehlte wenig, ſo hätte ich mich als Dichter gefühlt. Nimm hin, was mir die flüchtige Muſe vom Baum und Fels, aus der Luft und dem Waſſer zugerufen:

Janus.

Sieh', mit dem Januskopf wird abgebildet das Neujahr,
Wie es in's Künftige ſieht, wie in's Vergangene hin.
Aber das grämliche ſchauet, das alte hinüber nach Deutſchland,
Aber das fröhliche, Freund, blickt in's italiſche Land.

Der Epheu am dürren Baume.

Schmeichler nennet Ihr mich und Speichellecker der Großen,
Weil mir ihr Immerzuviel dient zum Geradegenug.
Doch es naht ſich das Alter, der Tod, — da ſtehen ſie werthlos,
Aber es ſchmücket ihr Grab noch, die ſie nährten, die Kunſt.

Die Eiſack.

Wandrer, du fragſt, warum an die Felswand haſtig und raſtlos
Spült die geängſtete Flut? kennſt du den Spieß in Tyrol?
Ach, einſt floß mir die Welle, von Bruderblute geröthet,
Und nun waſch' ich umſonſt, ach! an dem gräßlichen Mal.

Die Welle und die Gedanken.

Und ſo ſpielet ihr fliehend vor mir, ihr — Well' und Gedanken:
Aber ich ziehe dir nach, aber ich halte euch feſt.

---

*) Der Verfaſſer befand ſich im verfloſſenen Jahre im Auftrag Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern in Italien, um daſelbſt eine Sammlung Handzeichnungen nach älteren Meiſtern zu fertigen, und den Quellen der Geſchichte chriſtlicher Kunſt nachzugehen.
Die Redaktion.

Gedankenjäger und Grillenfänger.

Hoch auf felſiger Höh', in der Luft, im grünen Gefilde,
Schweifet das muntere Wild, ſchweifet der Jäger ihm nach;
Eng verborgen im Gras, unſichtig ſchwirret die Grille
Wo du ihr ſuchend dich nahſt, ſchweigt ſie und neckt dich nur mehr.
Draußen und droben, Freund, iſt die Welt voll heiterer Gedanken,
Und du wendeſt den Blick nicht von dem trockenen Heu?

Das Schloß und die Kirche.

Steh' auf dem Fels am Strom des Allmächtigen Haus und des Mächt'gen.
Aber die Kirche ſie ſteht, aber das Schloß es zerbrach.

Der Weinbau in Botzen.

Kommſt du aus Welſchland her, wo am Maulbeer ängſtlich die Rebe
Unbeachtet und wild langt nach dem ſchützenden Aſt, —
Freut's dich gewiß, eintretend in's ſorgliche, gaſtliche Deutſchland,
Daß die Rebe ſich ſelbſt wölbe zu dem wirthlichen Dach.

Sonne und Mond.

Ihr gebühret der Preis, — ſo wollen's die Deutſchen, — der Schönheit,
Ihm ward die Probe des Muths, nächtliche Wandrung, zu Theil.

Mein Neujahr.

Und ſo grüß' ich dich denn mit unendlicher trunkener Freude,
Du mein kommendes Jahr, das mir ſo lieblich begann.
Schon erkenn' ich die Berge Italiens. Aber ich ſchlürfe
Heiter den Abſchiedstrunk aus dem germaniſchen Kelch.

Ich will dich nicht mit den Eindrücken unterhalten, die der Eintritt in Italien jedesmal auf mich macht, und über welche die Mittheilungen Verſchiedener ſo verſchieden ſind. Schmutzige Weiber neben geputzten Eſeln, ungekämmtes zotteliges Haar, aber weiße Schleier darüber, im Wirthshaus artige und anſtändige Bedienung, aber Zimmer und Alles darin zum Erbarmen. Mir macht all dergleichen keinen Kummer und mein letztes Lied wäre eines aus Nicolais Reiſejammer. Oben im verfallenen Tempel des Gartens Giuſti in Verona, unter mir die herrliche Stadt des tapfern Dieterich, mit ihren zahlloſen Kirchen und Palläſten, und dem Etſchfluß und den Brücken, dem Amphitheater, mit den Alpen dahinter, den bebaueten Hügeln vor mir, den Oelbäumen und Cypreſſen, über mir die alte Veſte im milden Sonnenſchein, vergeſſe ich leicht, daß am Zimmer des Wirthshauſes der Zahn der Zeit ſo gut genagt, wie am Tempel im Garten. Und gefällt mir die Gegenwart nicht, ſo rufe ich vergangene Geiſter herbei, und baue mir aus Schutt und Trümmern das Kloſter auf, das der nordiſche Dichter durch die glühendſte Liebe geweiht, und folge ihr dorthin, ſtatt von einem hungrigen und faulen Eckenſteher zum Grabe Julia's mich führen zu laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Kunſt.

(Neuigkeiten in den Sälen des Städel'ſchen Kunſtinſtituts und des Kunſtvereines zu Frankfurt. November u. December 1834.)

Portrait einer Dame von Joſeph Binder (aus Wien.) Das Kind und ſein Schutz-Engel, von ebendemſelben. Binder iſt ein Künſtler, den man vorzugsweiſe Maler nennen muß, — ein Maler, der den Namen eines Künſtlers mit vollem Rechte verdient. Welche innere Wahrheit in dieſem Portrait, und dabei welcher Zauber der Idealität! Welcher Ernſt für techniſche Vollendung, und doch möchte man ſagen: das Bild iſt hingehaucht. — Das Kind und ſein Schutz-Engel iſt eine einfache, innig ergreifende Compoſition. In einer beſcheidenen Stube ſchläft das Kind, ſüß wie ſelbſt ein Engel; der Engel, der am Bettchen ſitzt, hat es in Schlaf geſungen, die Laute ruht noch in deſſen Hand; mit mildem Ernſt wachend, betrachtet er es, als gedächte er der vielen Stürme, die einſt im Sommer des Lebens ſeinem Schützlinge drohen werden. Das Lämpchen vor dem geſchloſſenen Hausaltare beleuchtet Beide. Die Farben greifen in milder Harmonie ineinander, und doch herrſcht bei allem Legenden-Zauber, der über das Bild ausgegoſſen iſt, eine männliche Beſtimmtheit der Maſſen. —

Sieben Portraits und eine Compoſition: (Faun und Bachantin) von Dr. Heuß (aus Mainz.)

Es gab eine Epoche, in welcher man ſich (nicht bloß in der bildenden Kunſt allein) geradezu über die Nothwendigkeit der ſchönen Form hinausſetzte, als ob die Schönheit, die ja eben erſcheinen muß, gar nicht zu erſcheinen brauchte, als ob die Kunſt nichts weiter wäre als ein Diebſtahl an der Natur oder deren Spiegelbild, (wozu wäre aber dann eben Kunſt? Die Natur würde dann an und für ſich genügen, und ein Baum mit eßbaren Aepfeln müßte der idealſten gemalten Landſchaft vorzuziehen ſeyn.) Nicht zu läugnen iſt's, daß gerade einige geniale Köpfe in den erſten Gährungsſtadien ihrer geiſtigen Entwicklung ſich einer ſolchen Formvernachläſſigung hingaben, weil die innere Vollkraft nur einmal fürs erſte durchſchlagen mußte; und man kannte ſelbſt aus ſeinen Verirrungen den Genius heraus. In der neueſten Zeit ſehen wir in Frankreich Gemälde, welche geradezu Geburten des premier coup ſind, und doch von ſolcher innerer Wahrheit zeigen, daß oft an einem Blicke, der uns aus einem ſolchen Portrait entgegenleuchtet, gerade wieder die tiefe Anſchauungskraft des Künſtlers und ſein gründlicher langgepflogener Eifer mit Eins erkennbar wird. Höchſt eigen werden jedoch dieſe beiden Thatſachen durch das Reſultat, welches ſie auf Leute hervorbrachten, die, wenn auch mit Talenten begabt, (Talente muß aber auch der Handwerksmann haben), doch ohne Selbſtſtändigkeit und Selbſtbewußtſein, ohne den belebenden Funken des Genies, ſich ſtatt an den Grund — gerade an die ganz unweſentlichen, verkehrten und verwerflichen Auswüchſe halten, und welche (weil ihnen der erſtere fehlt, der überhaupt nicht nachgeahmt werden kann, ſondern allenthalben ein urſprünglich einer und derſelbe iſt,) — die Zufälligkeiten nachahmen, weil ſie auffallend ſind, weil das Auffallende verblüfft, weil das Verblüffende gar leicht zur Mode wird. Aber in der Kunſt gibt es keine Mode, und wo Mode mit der Kunſt in Compagnie treten will, entflieht die Kunſt; denn die Kunſt hat unveränderliche Geſetze, und das einzige Geſetz der Mode iſt eben die ewige Wandelbarkeit. Wer es darauf anlegt, bloß Aufſehen zu machen, dem mangelt zur Künſtlerweihe der Adel der Geſinnung.

Buntes.

London. Es hat ſich ein Comité gebildet, um dem berühmten Edmund Kean mittelſt Subſcription ein Denkmal zu errichten. — Auf dem Strand-Theater macht eine neue komiſche Oper: The young courier, or: the Miser of Walden, Text von Fitzball, Muſik von Alex. Lee, viel Glück.

Paris. Die Opera comique brachte als Neuigkeiten: die verlorne Schildwache (1 Akt), Worte von St. George, Muſik von Rifaut, und: der fremde Kaufmann (3 Akte), Text von Planard und Duport, Muſik von Marliani. Beide erhalten ſich fortwährend in der Gunſt des Publikums. — Der geiſtreiche Michelet hat ſeine Vorleſungen über neuere Geſchichte vor einem zahlreichen Publikum in der Sorbonne begonnen.

Anzeige.

Obgleich wir noch immer den feſten Zuſagen mehrerer zur Theilnahme am Phönix eingeladener Schriftſteller entgegenſehen, halten wir uns doch für verpflichtet, den geneigten Leſern bei'm Beginne unſres Unternehmens mitzutheilen, welche litterariſche Kräfte für den Phönix ſchon jetzt zuſammenwirken: Adrian, Willibald Alexis, Ludwig Bechſtein, Bellani, Berly, C. Beurmann, Eduard Duller, C. Förſter, Glaßbrenner, Grabbe, C. Gutzkow, Guſtav von Heeringen (E. Wodomerius), C. Herloßſohn, von Hormayr, Juſtinus Kerner, Kilzer, von Kobbe, König, Kruſe, Aug. Lewald, J. C. Mand, Maßmann, Theodor Mundt, Nänny, Graf von Platen, Ludwig Rellſtab, Friedrich Rückert, von Sallet, Leopold Schefer, Guſtav Schwab, Ludwig Storch, J. N. Vogl, Wagner, C. von Wachsmann, Welker, O. L. B. Wolff. Mehrere andere, welche nicht genannt ſein wollen, eingerechnet, haben ſich bis jetzt 52 Schriftſteller für den Phönix vereinigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 2. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 2. Januar.

Ein Abend zu Windſor.

Von

Adrian.

Im Kreiſe einer theuern Familie in der Nähe von Windſor war mir der Tag wie ein Augenblick verſtrichen und mit dem ſinkenden Abend eilte ich in das Städtchen zurück, um mit dem zuletzt abgehenden Wagen nach London zu reiſen. Ich war kaum in dem Gaſthaus, von welchem der Wagen abfuhr, als der Regen, der den ganzen Tag gedroht hatte, in Strömen niedergoß. Die Innſeite des Wagens war beſetzt, und die Außenſeite unter ſolchen Umſtänden minder anziehend als eine Nacht in Windſor.

„Der Herr wird wohl die Nacht bei uns bleiben,“ ſagte der zuthuliche Waiter, ſeine Hände aus der Weſtentaſche in die ſeiner Inexpreſſibles ſteckend, „der einzige Wagen, der heute noch nach London geht, kommt gegen Mitternacht von Wincheſter und iſt Sonntags in der Regel ſtark beſetzt.“

Ich entſchloß mich zu bleiben. Der einzige Gaſt in der Fremdenſtube, wo nach der Abfahrt des Wagens die Lichter angezündet wurden, nahm ich meine Zuflucht zu den Zeitungen. Ich hatte jedoch kaum angefangen zu leſen, als ein alter Mann mit einem Burſchen, dem man ſofort den Matroſen anſah, eintrat.

„Nun, Sam, ehrliche Seele,“ ſagte der joviale Alte zu dem Seemann, „eine Flaſche Claret oder ein Glas Grog?“

„Grog, Sir, wenn ich bitten darf, — Grog, kalt, ohne Zucker, damit ich den rechten vollen Geſchmack des Rums habe. — Das iſt des Matroſen Nektar und Ambroſia, wie ſich Kapitän Nichols ausdrückt.“

Der Grog kam und der Alte trank mit dem lebensluſtigen Matroſen um die Wette, ſo daß die ohnehin leichten Zungen ſich bald noch leichter bewegten. Während der Seemann unter ſchweren Flüchen eine zu feſte Cigarre zur Vernunft zu bringen bemüht war, richtete der Alte einige beſcheidene neugierige Fragen an mich, und, da ich keinen Anſtand nahm, die freundlichen Erkundigungen nach meinen Verhältniſſen mit gleicher Münze zurückzugeben, erfuhr ich bald, was die beiden durch Alter, Stand und Lebensweiſe ſo getrennten Charaktere in ſo freundſchaftliche Verbindung brachte.

Der Matroſe war auf dem „Pfeil“ von der Prinz Wales-Inſel zurückgekehrt und hatte dem Alten, den er früher zu London kennen gelernt, Briefe von ſeiner Enkelin mitgebracht, die dort verheirathet war.

„Herr,“ ſagte der freudetrunkene Alte, „der heutige Tag iſt der ſchönſte meines Lebens. Nach drei Jahren erhalte ich durch dieſe ehrliche Seele die erſten Zeilen von dem Liebling meiner Seele, die erſten ſichern Nachrichten von dem Glücke meiner theuern Eliſa. Es hielt mich daher auch nicht in meiner Cottage am Park, die ich, ſeit mich meine Enkelin verließ, mit London vertauſchte und wo ich wie ein Einſiedler lebe; — ich mußte herein in die Stadt, — die Häuſer, die Lichter, die Menſchen ſehen, — mir kommt noch alles wie ein Traum vor. — Nicht wahr, Sam, ein herrliches Weſen, meine Eliſa?“

„Bei Jupiter, der hübſcheſte Kiel, den ich je geſehen, vom Vordertheil bis zum Stern. Die trägt ihren

Mann ſicher durch Sturm und Wetter, das ſchwöre ich."

„Der Himmel hat das Schickſal dieſes Mädchens wunderbar geleitet, lieber Herr," ſagte der Alte, zu mir ſich wendend; „aber Niemand iſt auch eines ſo hohen Schutzes würdiger, als dieſes fromme, edle, treue Weſen. Ihre Geſchichte, — nun, Ihr ſollt ſie in zwei Worten hören. Eliſa's Mutter war mein einziges Kind. Sie ſtarb vor ſechs Jahren. Mein Schwiegerſohn, der ſie auf das Zärtlichſte liebte, wollte nicht mehr in England bleiben und ſchloß ſich einer Geſellſchaft an, die nach der Swan River-Anſiedlung abging. Eliſa ließ es ſich nicht nehmen, ihren Vater zu begleiten. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Kolonie zeigte ſich jedoch das Klima dem Geſundheitszuſtande des Mädchens ſo verderblich, daß der Arzt der Geſellſchaft dem beſorgten Vater rieth, ſie ungeſäumt nach England zurückreiſen zu laſſen. Eliſa fügte ſich den Bitten des Vaters, den Vorſtellungen der Freunde, und reiſ'te auf dem Swan River Packet nach Hobart Town in Van Diemen's Land ab. Hier harrte ein Schiff günſtiger Winde, um nach England zurückzukehren, und Eliſa hatte bereits mit dem Kapitän wegen ihrer Ueberfahrt in die Heimath unterhandelt, als der Gouverneur von Georgestown, der in Geſchäften nach Hobart Town gekommen war, zufällig erfuhr, daß die Tochter eines Jugendfreundes, dem er große Verbindlichkeiten hatte, an Bord des Schiffes ſei. Er beſuchte ſie mit ſeinem Neffen, lud ſie in die Stadt, und nach erhaltenem Jawort des Vaters ward ſie die Gattin des Neffen des Gouverneurs von Georgestown. Sie iſt nun eine glückliche Mutter und kehrt vielleicht ſchon nach wenigen Jahren in ihr Vaterland zurück. Gewiß, ich ſehe ſie noch, ehe ich meine Augen für immer ſchließe. Der wackere Sam kam dieſen Morgen von Portsmouth, um mir Briefe und Geſchenke und mündliche Grüße von meinem Liebling zu bringen, und mich verlaſſenen alten Mann ſo zu beglücken, ſo zu verjüngen, daß ich nicht im Stande bin, ihm zu danken."

„Hat ſich was zu danken, Herr," brummte der Seemann, der indeſſen ſeine Cigarre weggeworfen und eine weiße Thonpfeife angeſteckt hatte. „Der T— ſoll mich mit Dampf in die Ewigkeit bugſiren, wenn der Mund des alten Herrn nicht faſt ſo ſchnell ſegelt, wie meine liebe kleine Barke, der „Pfeil," Kapitän Nichols. Soll ich dem Herrn auch etwas erzählen, Maſter Heber?"

„Deine alten Geſchichten, guter Sam! Laß es gut ſein. Waiter, die Gläſer gefüllt!" (Schluß folgt.)

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

„Sie lebte, aber welch ein Leben!" fuhr Bärbchen fort. „Auf faulem Stroh liegend war ſie mit ſchweren Ketten an die Mauer gefeſſelt. Kein Strahl der Sonne oder des Mondes dringt zu ihr. Ratten und Kröten ſind ihre Geſellſchaft; die Luft, die ſie einathmen muß, hätte mir nach kurzer Friſt den Tod gebracht! Auch war ſie matt und hinfällig, ſie hatte kaum ſo viel Kraft, mich wieder zu umfaſſen, als ich mich weinend an ihren Hals warf. Ich hatte mich zuſammen nehmen und ruhig ſcheinen wollen, aber es ging nicht, kein erkenntliches Wort konnt' ich vor Schluchzen hervorbringen, nur abgeriſſne Laute von Geburtstag, Glückwunſch und unſeren kleinen Gaben ſtammelte ich in ihr Ohr. Dann kramte ich Alles aus, zog das Fräle, ſo gut es der Feſſeln wegen möglich war, um, und hüllte ihren abgezehrten, hundertjährigen Leib in die reine Wäſche, ihre Füße in deine Socken, Konrad, ihren Buſen in das warme, wollne Halstuch. Sie fühlte ſich ſichtbar erquickt, nippte auch ein wenig von dem mitgebrachten Wein, verſuchte die Krapfen und ſtreichelte während dem mit ihren kalten Händen meine heißen Wangen, und wiſchte mir die Thränen aus den Augen. „Was weinſt doch, Bärbel?" ſagte ſie mehr als Einmal, „bin ich nicht glücklich? Feiere ich nicht einen ſchöneren Geburtstag, als ſo Manche da oben bei Gold und Glanz und Sonnenſchein?"

„Ja," rief der Forſtwart dazwiſchen, „da hört man's. Glücklich iſt ſie trotz Unſer Einem. Warum? Weil der Teufel ſeinen Sabbath bei ihr feiert und ihr beſſere Sachen zutragen mag, als du es [illegible] Bärbel. Wer weiß, wie hoch es hier zugeht, ſobald wir fromme Chriſten den Rücken gewandt haben."

„Das Fräle erwiederte hierauf nichts, ſondern fragte nach dem Vater und dir, und warum ihr nicht mitgekommen wäret zu ihr, worauf ich der Wahrheit gemäß antwortete, daß Ihr Euch nicht hättet los machen können vom harten Frohndienſt auf dem Hohenſtein, und, ſelbſt wenn dies geſchehen wäre, vom Herrn Vogt ſchwerlich zu ihr gelaſſen ſein würdet. „Nun," ſagte ſie, „auch gut; ſieht ſie nicht mein leibliches, ſo ſieht ſie mein geiſtiges Auge, welches ſich ſchärft, mein Kind, wenn man hundert Jahre gelebt hat und dem Tode ſo nahe iſt. Aber ſprich, iſt mein Junge, der Konrad, noch fromm und gut, wie er war? Blüht er noch in friſcher Geſundheit, betet er fleiſſig und lieſ't er auch wohl von Zeit zu Zeit in den frommen Büchern aus meiner Schublade, wie ich es ihn gelehrt habe?" Ich erzählte dem Urfräle nun von deinem und meinem Wandel — ich beichtete ihr, wie dem Prieſter, und erfreute ihr Herz damit. Sie legte ihre zitternden Hände auf meinen Kopf und ſprach: „Gott ſegne dich tauſend Mal, frommes Bärbchen und meinen lieben Wildfang, den Konrad, dazu und meinen Enkelſohn, Eueren Vater und Euere Kinder wieder, die mein Auge nicht mehr ſehen wird, und Euer ganzes Geſchlecht bis in das tauſendſte Glied. Denn, ſeid Ihr auch arm und niedrig, Ihr tragt die Krone des Lebens in Eurem Herzen.“ Hier lachte der Forſtwart, der an den Thürpfoſten lehnte und recht höhniſch auf uns herabſah, laut auf, und ermahnte mich, nun fort zu machen, denn er werde für Anderes bezahlt, als hier unten zu ſtehen, und ſeine Zeit ſei zu Ende. Ich hörte erſt nicht auf ihn, ſondern lag dem Urfräle in den Armen, die mir noch Mancherlei zuflüſterte, was ich dir ein andres Mal erzählen will, Konrad, bis mich der abſcheuliche Mann bei'm Arm faßte und gewaltſam empor riß. Ach — der Abſchied, Konrad! Das Urfräle nahm ihn für ewig, denn ſie war feſt überzeugt, daß, wenn ſie im Kerker nicht ſtürbe, ſie werde verbrannt werden, wie ſo viel Tauſende von alten Weibern zu jetziger Zeit im deutſchen Lande. Vergeblich war's, daß ich ſie auf die Gerechtigkeit, auf die Barmherzigkeit unſerer Herrn vertröſtete; ſie antwortete lächelnd: „Lehre du mich meine Zeit kennen! Hätt' ich geſtohlen, gemordet, vergiftet, ſo könnte mir vergeben werden — aber meine rothen Augen, meine hundert Jahre haben ohne Gnade den Scheiterhaufen verwirkt. Lebe wohl, mein Kind!“ — Ich weiß nicht, wie ich von ihr gekommen bin, nicht, wie ich die endloſe Stiege wieder hinauf gelangte, welche in die furchtbare Kammer führte, wo auch mir noch etwas Furchtbares begegnen ſollte. Ach, Konrad! unterbrach ſich Bärbchen laut weinend, wehe, daß wir ſo niedrig, daß wir jede Schmach zu ertragen geboren ſind, die ein höherer uns anthun will. Der Forſtwart war der Abſcheuliche, ich kann es nicht ſagen, ich ſchäme mich zu Tode.“

„Nun?“ fragte Konrad mit einem finſtern Blicke.

„Er wollte,“ fuhr ſie ſtockend fort — „ſeinen Lohn haben, wie er meinte, für die Mühe, die er ſich gegeben — für ſein Fürwort bei'm Herrn Vogt, ohne welches ich nimmer zum Urfräle gelangt wäre, und dazu wäre hier beſſerer Platz als oben. Ich konnte ihn nicht verſtehen, und wollte ihn doch auch nicht erzürnen; da wurde er zudringlich, ſchalt mich eine ſchlechte undankbare Dirne, umfaßte mich und drückte mir — Küſſe auf, ſo viel ich mich auch ſträubte.“

„Der Schuft!“ knirſchte Konrad vor ſich hin.

„Ach, noch nicht genug,“ fuhr die Schweſter fort. „Er lachte, daß es in dem ſchauerlichen Gewölbe wiederhallte, und aus allen Winkeln wie das Geheul der Gemarterten hervorbrach, und dabei drängte er mich zu der ſchrecklichen Bank, worauf die Unglücklichen feſt gebunden werden. — — Ich ſchrie, ſo arg vielleicht als Einer, der gefoltert werden ſoll, um Hülfe, und ich glaube: die Heiligen ſandten ſie mir unmittelbar. Denn plötzlich fühlte ich ſolche Kraft in meinen Armen, daß es mir gelang, den Forſtwart zurück zu ſchleudern. Den ſtarken Mann ſtieß ich, ohne daß es mir große Anſtrengung koſtete, zurück, daß er taumelte und raffte mich von der gräulichen Bank auf. Er wiederholte ſeinen Angriff, wir rangen förmlich mit einander, aber ich entwand mich ihm und floh aus der Kammer in den Gang. Glücklich traf ich die enge Stiege, die wir herabgekommen waren und die in des Vogts Haus führt; ich eilte ſie hinauf, während ich die Schritte meines Verfolgers hinter mir vernahm, und ſtürzte faſt athemlos dem Erſten, Beſten in die Arme, der mir in den Weg kam. Es war des Forſtwarts Vater, der Vogt ſelber. Einige Kloſter-Herrn befanden ſich mit ihm im Gemach, ſie wollten wiſſen, was mich erſchreckt habe, warum ich ſo geſchrieen; aber die Überlegung kam mir zur rechten Zeit wieder, und ich hütete mich wohl den Forſtwart vor ſeinem Vater zu verrathen. Denn ſein Wort gilt überall; das Urfräle hätt's entgelten müſſen, und ſo dankte ich unſerm Schutzpatron, daß ich nur von ihm los war, und machte mich im Stillen davon, ſo bald es anging. Im Forſt ſchlug ich den gewöhnlichen Fußpfad nicht ein, ſondern ſchlich auf Umwegen durch das Dickicht, weil ich fürchtete, der böſe Forſtwart könne mich noch einholen und verfolgen. Darum kam ich ſo ſpät nach Hauſe, und du begreifſt nun wohl, Konrad, warum ich ſo verwirrt war in meinem Erzählen, daß du und der Vater nicht daraus klug werden konntet. Ich wollte euch die Wahrheit nicht ſagen und doch nicht lügen, nun aber weißt du Alles.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Borjer.

Bild aus Frankfurt

von

E. Beurmann.*)

In Freiſtädten gibt es eigentlich nur einen Stand, den der Burger. Ihm ſoll Alles angehoren: Adeliger, Kaufmann, Handwerker; Burgerſinn ſoll alle verſchiedenen Klaſſen zu einer vereinen. Das iſt nun aber im Laufe der Zeit häufig anders geworden, und man kennt das Wort: Bürger mehr in öffentlicher Beziehung, in der Beziehung zum Staate, als einen umfaſſenden Begriff aller mit Grundeigenthum angeſeſſenen, oder ſonſt bürgerrechtlich verbundenen Einwohner einer freien Stadt, denn in privatlicher Beziehung. Hier iſt Alles getrennt — es konnte nicht anders kommen —, dort findet eine Vereinigung, wenigſtens durch das Geſetz — wenn auch nicht immer durch einen Geiſt —, ſtatt. Somit muß man in den Privatverhältniſſen den Frankfurter Bürger unterſcheiden.

Das Original des „Bürgers“ iſt wohl eigentlich Antiquität geworden. Ich kenne es nur aus dem „Borjerkabbedehn Kimmelmeier“, welchen der Schauſpieler Haſſel ſo meiſterhaft darſtellt. Wer in Frankfurt hat jedoch dieſen „Frankforter Borjer“ nicht noch vor einem Decennium in den Weinhäuſern bei ſeinem Schoppen Wein und ſeiner Spanſau ſitzen ſehen!? Ein Hannibal auf den Ruinen von Carthago ſchaute er umher, ſtolz und borjerlich; denn es gab nur einen Himmel über der Erde, nur ein Frankfort in Deutſchland, und nur eine ächte Borjergattung in dieſem Frankfort, wie es in Rom nur einen Pabſt gibt. Wenn ich ſage: ſtolz und borjerlich, ſo heißt das ſo viel,

---

*) Von demſelben Verfaſſer erſcheint (bei Kupferberg in Mainz) bald eine vollſtändige Gallerie von Frankfurter Bildern.
Die Redaktion.

als: in dem ächten Borjercharakter, in dem Charakter, der ſich nur eben unter den Frankforter Borjern und nirgends anders vorfand, und deſſen Erſtes ein Schoppen Wein und Frankfurt, deſſen Zweites ein Schoppen Wein und Frankfurt, deſſen Drittes ein Schoppen Wein und Frankfurt war. Alles Große und Erhabene, was ſich auf Frankfurt bezog, wurde von dem Frankforter Borjer bei einem Schoppen Wein verhandelt, und zwar oft mit einem Witze, welchen, außer ihm, nur Saphir aufzuweiſen hat; nur daß er bei dem Frankforter Borjer nach dem Schoppen und der Spanſau ſchmeckte, und mehr ſchlug als ſtach, doch ſtets den rechten Fleck traf. Großes und Erhabenes war dem Borjer das Intelligenzblatt, genannt das Blättchen, das Laternengeld, eine Prügelei und ein blutiger Kopf, die Feuerſpritzen-Einrichtung, eine Hochzeit, ein Sterbefall, ein Begräbniß, die Sterbekaſſe, ſein Haus, „ſeine Fra" und was daran klebte. Ein Borjer war gemüthlich und polirt; er ſprach frankfortiſch und beim zweiten Schoppen auch franzöſiſch; er war gegen die Emancipation der Juden und haßte die Franzoſen; er radebrechte die Welthändel aus den Zeitungen heraus, und ſprach von einer Schlägerei in Bornheim, wie von der Schlacht bei Borodino; er wunderte ſich, daß in Paris „Borjer" ſich todſchlagen, und ging ohne Nachtmütze zu Bette. Seine Miene war geheimnißvoll und wichtig; ſelbſt wenn er nichts wußte, wußte er Alles. Kam er in ſein Weinhaus, ſo legte er Hut und Stock mit großer Würde ab, freundlich-erhaben ſagte er: „Kellner, e Schoppe Wein", oder „wie gewehnlich, und e Brehdge mit Umſtände." Wenn er ſich geſetzt, und die anderen „Borjer" begrüßet, fing er an, Witze zu reißen, die er ſelbſt am erſten belachte, oder er verhandelte die oben angeführten wichtigen Dinge. Gerieth er in Feuer, ſo wurde aus dem erſten „Schoppe" hernach „e Botell", er ließ „ſeine Fra" ruhig zu Bette gehen, und kam, ſtatt um neun Uhr, um Mitternacht nach Hauſe, nachdem er verſchiedentlich bemerkt, „ſeine Fra werd ferchterlich brumme, daß er ſo ſpät komme."

Das iſt der „Frankforter Borjer", nicht wie er leibte und lebte, ſondern wie ihn ungefähr ein kalter Norddeutſcher erfaſſen kann. Wie er leibte und lebte, ſteht der „Frankforter Borjer" in dem „Borjerkabbedehn", von Malß oder vielmehr auf dem Frankfurter Theater, wenn die HH. Haſſel, Becker, Linker, Juſt, Padjera bei „ihre Schoppe Wein" zuſammenſitzen.

Wie geſagt, das originellſte Stück dieſes Borjers iſt in neuſter Zeit verloren gegangen, nachdem die alten „Kabbedehns" von ihrem Glanze Manches eingebüßet, die „Fennerichsmahlzeit", die „Leibſchitze" und ſo viele alte Herrlichkeiten verloren gegangen ſind, und man vom Thurme der Bartholomäuskirche der Juliusrevolution mit zugeſehen hat.

Indeß iſt der „Frankforter Borjer" der treue, ehrliche Menſchenſchlag geblieben, der er war; „Biederkeit und Geradheit" iſt ſein Wahlſpruch; ſeine Schale iſt Kraft und Derbheit. Man kann hier mit allem Grund von einem deutſchen Nationalcharakter ſprechen, der, wenn er ſich ganz frei bewegt und von allen Schlacken des reichsſtädtiſchen Unweſens gereinigt iſt, allen Deutſchen zum Vorbild dienen kann. Ein „Borjer" iſt zwar oft mit dem Maule vornweg — das läßt ſich nicht läugnen — und führt bei ſeinem „Schoppe Wein" gar manche Heldenthat aus, die er jedoch immer Nachts beſchläft und häufig verſchläft; aber ein „Borjer" iſt nicht ohne Intelligenz, er hat einen ſcharfen, lebenspraktiſchen Blick, und da er mit dieſem einfachen Rechtsſinn und jene bürgerliche Geradheit verbindet, die man in den alten Reichsſtädten ſo häufig vorfindet, ſo fördert er in Wort und That meiſtens Gutes zu Tage.

Was den Mittelſtand in Frankfurt betrifft, den eigentlichen Bürgerſtand, der ſich, wie oben bemerkt, dadurch gebildet, daß das pudelnärriſche Original, welches uns Malß bietet, mehr oder weniger an dem Zeugeiſte und fortſchreitender geiſtiger Bildung abgeſchliffen iſt, ſo ſchließt ſich die Mehrzahl der Bevölkerung ihm an. Er iſt der Kern der Population, Lehr- und Wehrſtand ſind ihm entſproſſen und trennen ſich nicht von ihm. Mag der eigentliche Geldſtand, der luxusumhüllte, die Arme ſehnſüchtig nach dem Thurn- und Taxiſchen Palais ausſtrecken, und ſich wie der Banquier in: „die ungleichen Brüder" von Schmidt brüſten, wenn die Geſandten an ſeiner Tafel Platz nehmen, — der Frankfurter Bürger: (ich nenne ihn nicht mehr „Borjer") Advokat, Schulmann, Arzt, Handwerker, Handelsmann ſpottet dieſer nichtigen Prunkſucht, und ſchließt ſich deſto inniger ſeines Gleichen an. In keiner der freien Städte findet eine ſo feſte Verzweigung der Gelehrten mit Handwerkern ſtatt, wie in Frankfurt. Der Advokatenſtand, die Ärzte in Lübeck, Hamburg und Bremen ſcheiden ſich von dem Mittelbürger ganz und gar; der Doktortitel iſt hier ein vornehmes Aushängeſchild, das dann und wann ſogar den damit Geſchmückten ausrufen läßt: „ich bin ein Doktor und kein Menſch!" In Bremen trat wenigſtens einmal dieſer Fall ein, als der Stadt- und Landrichter einen Bauern aufforderte, ſich einen Rechtsanwalt aus den im Untergerichte verſammelten Advokaten zu wählen. Der Bauer zeigte auf einen dieſer Herren, fragend: „ſo en Menſch?" Entrüſtet erwiederte der Bezeichnete: „Ich bin kein Menſch!" In Frankfurt ſind die Schneider ſogar Menſchen.*) Wenn in Bremen die Advokaten keine Menſchen ſind, ſo iſt das wenigſtens in ſo ferne ſehr ſchlimm, als ihnen gerade die Menſchlichkeit mehr Noth thut, denn irgend Einem. Ein Schneider ſchneidet doch nur Röcke zu; ein Advokat muß, leider! das Recht zuſchneiden. Wenn er dabei nicht menſchlich verfährt und das Recht in Fleiſch und Blut ſchneidet, ſo kann das leichtlich die ſchlimmſten Folgen haben. Es wäre fürchterlich, wenn es bei einem Advokaten hieße: „er iſt kein Menſch, ſondern ein Schneider von Profeſſion."

---

*) Ich las nämlich einmal in dem Intelligenzblatt: „Ein Menſch, ein Schneider von Profeſſion" u. ſ. w.

Buntes.

Neue Gattung waſſerdichter Kleider.

Ein armer Schelm in der Grafſchaft Kent, der vermuthlich betreffs ſeiner Garderobe nicht ganz luftdicht beſtellt war, kommt auf die Idee, dem Sansculottismus derſelben eine Reſtauration folgen zu laſſen, und verwirklicht dieſen ziemlich gewöhnlichen Gedanken auf eine ziemlich ungewöhnliche Weiſe. Er verfertigt ſich zuerſt eine Mütze, dann eine Jacke, endlich ſogar ein Paar Inexpreſſibles aus — Aalhaut. In dieſem originellen Koſtüm trotzt er allen Capricen und Thränen der Witterung. Da der Farbenſchiller der Aalhaut dieſer bizarren Bekleidung einen ganz eignen Reiz verleiht, ſo ſteht nicht zu bezweifeln, daß wir nächſtens unſre Faſhionables bei ſchlechtem Wetter ſtatt mit Regenſchirmen — in Aalhäuten herum ſpazieren ſehen.

Morrier, der Verfaſſer des Hajji Baba und Zohrab's iſt mit einem neuen Werke aufgetreten: Ayesha, das Mädchen von Kars; — die Abentheuer eines jungen engliſchen Edelmanns auf ſeinen Reiſen durch Aſien bilden den Inhalt dieſes durch glühende und treue Schilderungen des Lebens und der Sitte im Oſten ausgezeichneten Buches.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 3. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 3. Januar.

Aus:

Hannibal,

von

Grabbe.

(Vor Rom. — Hannibal mit Truppen.)

Hannibal. Lagert! (Es geſchieht. Zu ſich:) Die Ziegel-, Backſtein-Hütten
Nicht zu erſtürmen? Liſt, Muth, Kühnheit,
Und wie die Mittel weiter heißen, — alles
Umſonſt! Das thu'n Carthago's Lederbeutel,
Worin das Gold ſteckt, wohl verwahrt,
Jedoch kein Heer für mich.

Neger-Häuptling. Herr, jenes Rom
Iſt ein Geſchwür; — es ſteckt die Welt an.

Hannibal. Fragt' ich?

Neger-Häuptling (ſich tief bückend) Nein.

Hannibal. So ſchweig.

Bote (kommt) Feldherr —

Hannibal. Die Briefe! (er erbricht ſie) Dieſer
Vom theueren Großvater Barkas.
Ich küſſe deine Handſchrift, edler Greis! (er lieſ't)
Und du, du Neunzigjähr'ger klageſt?
Wird man deßhalb ſo alt und grau?
— — Ja, ja, man will uns Barkas unterdrücken. —
Doch Melkir, Hanno, oder wie ihr heißt,
Noch ſchwebt mein Schwert blutdampfend über euch;
Es kennt Schlachten, ihr — Intriguen. (Er lieſ't weiter)
„In dem Hauſe Hanno's Verſchwörungen. Die wenig Hülfe." — Gut, ſcheitr' ich auch an Rom, an Carthago ſcheitr' ich nicht; die Barkas kennen die Atlantis insgeheim ſo gut, wie die Melkir's, wiſſen auch ihr Geld daraus zu ziehen, legen's indeß nicht in die Keller, bis Jemand es ſtehlen kann, ſondern machen aus den Zinſen — Soldaten und vergeſſen die furchtbare Nähe Italiens nicht um die mattherzigen Fernen im Weſt. (Laut) — Das alles iſt Briefſchreiberei von meiner Sippſchaft. — Haſt du nichts vom Synedrion?

Bote. Hier —

Hannibal. Gewalt'ge Siegel! Gewiß was Klein's dahinter.

Bote. Es ſchickt mich eigentlich. Die Briefe
Eures Großvaters übernahm' ich heimlich.
Denn wüßte das Synedrion —

Hannibal. Schön! (er lieſ't).

„Gruß und Glückwunſch für Cannä." — Glückwunſch und Gruß für achtzigtauſend Römerleichen! — „Die angemeſſene Hülfe ſoll kommen." Die angemeſſene? Ja! wenn Ihr erſt meſſet, ſchneidert ihr den Himmel und Alles, was daran klebt und baumelt, in einen Rock ein, enge, daß die Sterne erſticken. — „und eine Kommiſſion begleitet den Boten, um die Ringe, welche du, recht ehrenhafter Feldherr —" — Recht ehrenhafter Feldherr! Meſſen ſie auch mit Worten? Mich wundert, daß ſie mich nicht mit einer ziemlichen Ehrenhaftigkeit abſpeiſen. — „bei Cannä erobert haſt, in Empfang zu nehmen." (Lacht in ſich) Ha! ha! die Ringe von Gold, dahin gucken ſie mit der Naſe. Zum Glück ſind die beſten ſchon abſeit. (Zum Boten) Die Kommiſſion kann die bei Cannä erbeuteten Ritterringe in Augenſchein und zu ſich nehmen, — jedoch nur gegen Quittung. — Erſt aber komme 'mal näher.

Bote. Hier —

Hannibal. Du biſt ein doppelter Kerl.

Bote (beſtürzt, beſieht ſich) Herr, ich wüßte nicht. —
Wie ſollte das? — Doppelte Gliedmaßen? —

Hannibal. Glaub's nur — Du bringſt Nachrichten von meinem Großvater und zugleich vom Synedrion.

Bote. Herr, ich habe neun arme Würmer, (Kinder wollt' ich ſagen) und da ich von jeder Herrſchaft, Eurem

Großvater und dem Synedrion, insbeſondere bezahlt wurde, nahm' ich pflichtſchuldigſt beider Aufträge an, natürlich ſeparatim; verlaßt euch drauf!

Hannibal. Freund —

Bote. „Freund?!“ Moloch! welch' gnädiger Herr!

Hannibal. Berühre in meinem Namen Großvaters Füße. —

Bote. Feldherr, küſſen will ich ſie. Und wie!

Hannibal. Nein,
Sie würden leicht ſchmutzig. — Berühre mit
Der rechten Hand, die ich dir drückte, ihm
Die Füß', und ſag' ihm, auf der weiten Erde
Wär' mir das koſtbarſte ein Gruß von ihm
Und einer an ihn!
— Iſt das beſtellt, ſo eil' in's Synedrion,
Und melde: erſtens, wenn man mich
Nicht redlicher und beſſer unterſtützte,
So ſtänden nächſtens zwei Scipionen vor
Der Stadt, in einem Feuerglanze leuchtend,
Der ſchon um die Stirn mir funkelt.
Und zweitens: ſie ſollen Eins ſein, keiner
Die fremden Küſten beneiden. Ich ſelbſt
Erböte mich, mit jedem Feind auch mit
Den Römern mich zu verſöhnen. Gar
Die Nichte Melkir's zu heirathen. — Denn
Das Vaterland geht ſonſt unter in
Familienzwiſten und die Familien
Hinterdrein. Geh! (Bote ab) Ich muß — muß — abzieh'n
Mit meinen lieben ſechzehntauſend Mann,
Kaum ſtark genug, die Gefangenen zu behüten.
Wohin? — — nach Capua! 'ne große Stadt,
Voll Proviant, von Rom nicht fern, und auch
Carthago näher und (bitter) ſeinen Hülfstruppen. Die
Überfahrt
Von dort iſt ja um die Hälfte wohlfeiler.
Der Teufel fechte, wo Kaufherr'n rechnen! (zu dem Neger-Häuptling)
Haſt du ſchnellwirkendes Gift?

Neger-Häuptling. Herr, willſt du mich beleidigen?
Soll'
Ich das nicht haben, was jeder Junge
In Nubien beſitzet? — Dieſe Büchſe
Sie iſt voll Schlangeneiter; — ich ſelber brach
Der Natter ſorgſam die Zähne aus, und wem
Die Haut damit geritzt wird,
Der wird ſich winden kopfsüber,
Kopfsunter, grad' wie das Thier in ſeiner Bosheit
Es bei'm Zahnbrechen auch that. Und hier
Dies Fläſchgen, probierts nur, — es iſt ganz
Vorzüglich — alte Negerinnen haben's
Gefüllt — womit? das wiſſen ihre Fetiſche; —
Doch daß es Euch die Eingeweide
Im Leib' umkehrt, beſchwor' ich.

Hannibal (nimmt Büchſe und Flaſche zu ſich.) Wie
heißt du?

Neger-Häuptling. Turnu. — Doch Herr! Was
thut Ihr? Ihr nehmt
Mir meinen letzten Troſt.

Hannibal. Den letzten Troſt!
Wahr, Turnu, wahr. Gift iſt ein letzter Troſt.
Ich will ihn dir und mir verwahren.

Neger-Häuptling. Dann,
O dann iſt er in guten Händen!

Hannibal (zu mehreren Hauptleuten.) Wir brechen auf nach
Capua, in einer Stunde.
Beſorgt das Nöthige! (Hauptleute ab.)

Neger-Häuptling. Eh, warum von hier weg?

Hannibal. Sag' deinen Leuten,
Weil Capua meiner Vaterſtadt viel näher
Als Rom liegt, und ich von Haus Kriegshülfe
Dort eh'r erhalten kann, als hier.

Neger-Häuptling. Ach, nun verſteh' ich. (ab.)

Hannibal. Der Kerl verſteht wahrhaftig mehr, als
ich ſelbſt.

Ein Abend zu Windſor.

Von

Adrian.

(Schluß.)

Die Gläſer wurden gefüllt und geleert und Sam kam nicht zum Worte, ſo redſelig hatte den Alten die Freude gemacht. Indeſſen gewahrte man bald die Wirkung des ungewohnten Getränkes auf den glücklichen Mann; er entſchlief in ſeinem Stuhle und träumte ſich wahrſcheinlich zu ſeiner Enkelin auf die Prinz Wales-Inſel; denn ſeine Züge hatten den Ausdruck der größten Heiterkeit, und oft ſchwebte ein ſeliges Lächeln um den leiſe geöffneten-Mund. Der braune Theer hatte jetzt, wie er ſich ausdrückte, gutes Fahrwaſſer, blies eine Maſſe Dampf wie aus dem Rauchfang eines Dampfſchiffs aus ſeiner Pfeife und begann unter dem doppelten Einfluſſe gutmüthiger Redſeligkeit und kalten, ſtarken Grogs ungefähr Folgendes zu erzählen, denn für das Wörtliche der Mittheilung kann ich nicht ſtehen, — die Sprache, die Redefiguren des Seemanns ſind gar oft wahre Myſterien für den Landbewohner.

„Der Hochbootsmann, lieber Herr, der mit einem ſaubern Hemd und einem glatten blauen Tuch darüber jetzt hier vor Anker liegt, wurde früher von einer rauhen See umhergeworfen. Der Sturm hatte das blanke Segel ſeines letzten Hemdekragens zerriſſen und die Takelage ſeiner Füße zerſpliſſen, daß die Fetzen davon hingen. „Lunnun is the devil“ (London iſt der Teufel) fängt eines unſerer Seemannslieder an und ich mußte die Wahrheit dieſes Liedes erproben. Ich kam mit meinem Vater aus Weſtindien zurück, — meine Mutter habe ich nicht gekannt, — er wurde krank und ſtarb im Hoſpital. Ich ſuchte einen Platz auf einem Schiffe, und fand keinen. Meine Paar Shillinge — alles, was mir mein Vater auf dem Sterbebette geben konnte — mußten über Bord geworfen werden; was ich an Kleidern und Hemden hatte, folgte nach; — mein Kiel ging bald in todtem Waſſer. Ich mußte betteln, Herr!“

Die weißen Dampfwolken flogen um das braune Geſicht, daß es aus einer mächtigen gepuderten Perücke, die ein Sturm ſchüttelte, zu zürnen und zugleich zu lächeln ſchien. Der engliſche Matroſe iſt die wunderſamſte Miſchung von allem, was Ernſt und Spaß heißt.

„Der erſte, den ich anrief, war ein alter Herr, ſteif wie ein Mick. Er ſchüttelte den Kopf und ging weiter. Ein Dandy folgte. Er betrachtete mich mit einem Ding, das er an einem kleinen Tau um den Hals trug. „Bitte, Herr!“ ſagte ich. „Bitte, Herr,“ ſagte er und betrachtete mich noch einmal mit ſeinem Brennglas; „fort, fort!“ — Ich hielt jetzt auf einen dicken Herrn an, der einher watſchelte, als ginge es ſtrack gegen den Wind. „Faulenzer, — arbeiten!“ discantirte er aus dem zahnloſen Mund und manövrirte rechts ab. Eine alte Barke von Frau, die Fiſche geladen hatte, ſah mich an, ſtand und ſtreckte einen ihrer Enterhaken aus, an welchem ein Pfenning hing; „da, armer Schelm, da!“ ſagte ſie und ſegelte weiter. Aber jetzt kam eine ganze Flotte von jungen Mädchen, aufgetackelt wie eine Yacht bei ihrem erſten Ausflug, das Segeltuch platt back gegen den Maſt tragend. Als ſie zu mir kamen, gierten einige auf der Back-, andere auf der Steuerbordſeite ab, und die zunächſt an mir vorüberſtrichen, lachten mich aus und ſpotteten meines zerſchellten Kiels.“

„Es wurde allgemach Nacht, das Wetter war kalt und rauh, und über der Stadt hingen Rauch, Dunſt und Nebel, wie des Teufels Tiſchtuch am Kap. Ich hatte nichts mehr zu verkaufen, der Pfenning, den mir die Frau mit den Fiſchen gegeben, war meine ganze Habe. Ungewiß, wo ich die Nacht hinbringen ſollte, ſetzte ich mich auf die kalten Treppen eines Hauſes. Ich weinte bitterlich und überlegte, auf welche Weiſe man am kürzeſten in die Ewigkeit ſegele.“

„Was wollt Ihr hier, junger Burſche?“ rief mich plötzlich eine harte, rauhe Stimme an, und ein bejahrter Mann ſtand vor mir, im Begriff, den Klopfer des Hauſes zu ziehen. Die nahe Straßenlaterne warf ihr volles Licht auf mein Geſicht, als er mich näher betrachtete, und augenblicklich änderte ſich der Ton ſeiner Stimme. „Ihr weint, — ein Mann, — ein ſo junger Burſche weint? Kommt herein!“ Ich folgte dem Retter, — erhielt ein Nachteſſen und Obdach, — Tags darauf eine Empfehlung, und nach acht Tagen ſegelte ich mit dem Tamar nach Weſtindien und ſchlage mich ſeitdem rüſtig durch das Leben, nicht ohne die Ausſicht, mein Schiff endlich in einen friedlichen Hafen zu ſteuern. Der edle Mann aber, der mich rettete — —“

„Sam, Sam!“ rief der Alte, aus dem Schlafe auffahrend, — „Sam, Schwätzer, Plaudermaul! Glaubt ihm nicht, Herr, — er hat zu viel Grog getrunken. Laßt uns nun nach Hauſe gehen, Sam, der Regen hat aufgehört und es iſt faſt ſpät. Ich wünſche Euch gute Nacht, Herr, und glückliche Reiſe.“ Damit ſchritt er rüſtig aus der Thüre. Sam wiederholte mir des Alten Wünſche und machte im Rücken ſeines Gaſtfreundes eine Geberde, welche ſeine obigen Worte ergänzen ſollte. Es wird nicht nöthig ſein, ſie dem Leſer zu erklären.

Ich aber ſchlief vergnügt zu Windſor; ich hatte zwei gute Menſchen mehr auf meinem Wege gefunden.

Briefe aus Piſa

von

Ernſt Förſter.

(Fortſetzung.)

Was nun die Kunſtwerke betrifft, ſo kennſt du meine Neigung und den Zweck meiner Sendung. Es wird dich daher nicht wundern, wenn ich dir von Tizians Himmelfahrt Mariä im Dom wenig mehr ſage, als daß mich nur die Transparenz, die das edle Feuer des großen Venezianers ſelbſt der werthloſen Körperwelt zu geben vermochte, davor halten konnte, und von des heiligen Georg Martyrthum in S. Giorgio von Paul Veroneſe, daß die Farbenfülle darin nicht ſeinen ſonſt ſo lebendigen und umfaſſenden Humor erſetzt. Welche Hinderniſſe der Bildung einer Schule zur Zeit des Wiederauflebens der Künſte in Verona im Wege geſtanden, weiß ich nicht; man findet dort wenig bedeutende Malereien aus älterer Zeit; doch haben ſie, wie die Werke des Piſanello und Carotto, bei aller Verwandtſchaft mit den Nachfolgern Giotto's ſchon die kräftigere, naturgemäße Färbung voraus, wodurch die Schule von Venedig ſpäter in der Geſchichte glänzt. Die Skulptur — ich ſpreche dir natürlich nichts vor von dem weltbekannten Denkmal der Scaliger — findet für ihre Geſchichte in Verona ein ſehr merkwürdiges Werk, den Taufſtein in S. Giovanni in fonte, einen großen Waſſerbehälter, deſſen Außenwände mit Darſtellungen aus der Kindheit-Geſchichte Jeſu in Relief geſchmückt ſind, eine Arbeit aus dem zwölften Jahrhundert (muthmaßlich), an welcher das Beſtreben, antike Vorbilder bei chriſtlichen Dingen zu benutzen, deutlich in die Augen ſpringt, während zu gleicher Zeit die künſtleriſche Eigenthümlichkeit ſich mit beſondern Einfällen, wie etwa dem, daß S. Joſeph auf der Flucht das Kind trägt, daß vorher (bei der Geburt) Ochs und Eſel es im Maule halten ꝛc. zufrieden gibt. Du wirſt lachen, und ich lache mit, daß ich dieſen oft ganz kindiſchen Kunſterzeugniſſen nachgehe; es liegt aber hinter all dem Unbehülflichen und Lächerlichen ein tiefer Ernſt, eine hochachtungswerthe Anſtrengung der Menſchheit, ein Emporarbeiten zum Licht und eine Fülle von Kraft, die ſich ſpäter nicht — erzeugt, ſondern — entwickelt.

Bei weitem das Intereſſanteſte in Verona waren mir die ältern kirchlichen Bauten, die faſt alle daſſelbe Gepräge tragen, woraus zu ſchließen, daß die Stadt jene Pracht, deren Ruinen vor uns liegen, in kurzem Zeitraume erlangt haben muß. Unſre Architekten ſind ſo oft in Verlegenheit, mit geringen Mitteln etwas Ausgezeichnetes und Schönes zu liefern. Hier ſind Wege genug vorgezeichnet; warum ſchlägt man ſie nicht ein? Die proteſtantiſche Kirche vornehmlich, die, ihrer Natur nach, allen Bilderſchmuck an's Aeußere verweiſen ſollte, wie reiche Motive fände ſie in den Façaden, Vorhallen und Fenſtern der alten Veroneſer Kirchen, ohne den Bettelreichthum von byzantiniſchen und römiſchen Verzierungen, Kapitälen, Skulpturen, Sarkophagen, gewundnen und geblümten Säulen ꝛc. im mindeſten anzugreifen.

Mit dem friſchen Eindruck, den dieſe Gebäude auf mich gemacht, kam ich nach Mantua, und in den Dom daſelbſt und zu S. Andreas. Gewiß aber fände ein alter Römer, wenn er heutzutage einem Gottesdienſte in S. Peter beiwohnte, weniger Befremdliches, als ein Chriſt finden muß, der von S. Fermo in Verona nach S. Andreas in Mantua kommt. Wie feierlich ernſt iſt dort Alles, wie ſcharf vom Leben geſondert. Hier heißt's aber deutlich: „In den engen, finſtern Räumen kann's unſerm Herrgott auf die Länge nicht gefallen; wir wollen's ihm behaglich, gemüthlich machen, ſo, wie wir's gern ſelbſt haben bei Bällen und Maskeraden.“ Wirklich herrſcht in den genannten Kirchen eine ſo unabweisliche Heiterkeit, daß man ihr eine pſychologiſche Bedeutung nicht abſprechen kann.

(Fortſetzung folgt.)

Kunſt.

(Neuigkeiten in den Sälen des Städel'ſchen Kunſtinſtituts und des Kunſtvereines zu Frankfurt. November u. December 1834.)

(Fortſetzung.)

Was nun die erwähnten Portraits von Heuß betrifft, (das des Malers ſelbſt, ferner Reinhard's, Binſen's, Koch's, Thorwaldſen's, Overbeck's und das einer Italienerin) ſo muß, was früher im Allgemeinen ausgeſprochen ward, mit voller Strenge ſpeziell auf dieſelben angewandt werden. Ein ſolches Streben, durch Rohheit der Ausführung Aufſehen zu erregen, die Gemeinheit ſtatt der reinen Formvollendung einzubürgern, und Form von Weſen zu trennen, wie Körper von Geiſt, Genialität zu affectiren, (weil keine vorhanden iſt,) jenen *premier coup* der Franzoſen mühſam nachzukünſteln (man betrachte zum Beiſpiel Overbeck's Portrait genau!) — muß ernſthaft bekämpft und geradezu falſch und verwerflich genannt werden. Zudem kann behauptet werden, daß der Maler, welcher die Geringſchätzung der Form affectirt, allerdings vielen Grund habe, ſich nicht anders zu geben, als er ſich gibt; denn unterſucht man alle zuſammenwirkende Einflüſſe, woraus dem Beſchauer der widrige Eindruck entſpringt, ſo zeigt ſich, daß es H. Heuß wirklich an den künſtleriſchen Mitteln noch ebenſo fehle, als es ihm an höherer Einſicht fehlt. Man prüfe z. B. die Töne der Hintergründe gegen die der Köpfe. Koch trägt eine rothe Mütze mit blauem Quäſtchen, und ſteckt in einem hellgrünen Hintergrund, welche Zuſammenſtellung der Farben für das Auge wirklich die Wirkung hervorbringt, als ſähe man ein Papageiengefieder. Overbeck mit dem leidenden Ausdruck ſeiner blaſſen Züge iſt an einen ſchmutzig grünen Hintergrund gebannt, der ihm vollends zur Todtenfarbe verhilft. Ein Künſtler wählt die Farben und bringt ſie in Einklang, er nimmt nicht blind von der Palette herab, was ihm eben in den Pinſel kommt. — Es iſt übrigens ſehr erfreulich, daß das Frankfurter Publikum nicht bloß durch die Anſchauung bedeutender Kunſtwerke an das Wahre und Rechte gewöhnt iſt, ſondern auch an und für ſich ſchon im Allgemeinen richtigen Takt beſitzt, um ſich von geſchmackloſem Modeweſen in der Kunſt abzuwenden. Es iſt in dieſem Centralpunkt Deutſchlands ſtets ſoviel reger Verkehr und Austauſch der Geſinnungen und Anſchauungen von fern und nah, daß ein ſolches Streben, wie das an Herrn Heuß getadelte, nicht Wurzel faſſen kann.

Faun und Bachantin von Heuß iſt ein ebenſo unkünſtleriſch gedachtes und ausgeführtes Bild als ſeine Portraits. Fürs erſte ſieht es aus, als ob es unten abgeſägt wäre oder als ob dem Maler, der oben angefangen, unten der Raum plötzlich verſagt habe; (mit andern Worten: die Compoſition iſt ohne Ueberlegung hingeworfen); fürs zweite gilt ihr derſelbe Vorwurf, den man den Portraits machen kann, — alle dieſe Oelgemälde ſehen aus wie mit Leimfarben gemalt. Fürs dritte iſt dem poetiſchen Vorwurf keine poetiſche Auffaſſung geworden; wir ſehen eben ein gemeines fleiſchiges Modell, — von Verzeichnungen und Fehlern im Colorit gar nicht zu ſprechen.

Schließlich und nachträglich darf ein Umſtand, der bei den Portrait's bemerkbar wird, durchaus nicht übergangen werden. Es iſt, (inwiefern wir einzelne davon mit unſrer Erinnerung meſſen können,) äußere Aehnlichkeit vorhanden — aber gerade dieſer Umſtand iſt ein Beweis, daß man treffen konne, ohne Künſtler zu ſeyn, und daß zu einem Kunſtwerk mehr gehört, als bloßes Talent. —

Handzeichnung von Overbeck (in Rom). Der Erlöſer, auf einem erhabenen Pfühle, umgeben von Petrus und Paulus zur Rechten, von Jacobus und Johannes zur Linken; zu ſeinen Füßen Maria; an ſeiner Seite, vor Johannes, Maria's Schweſter, Martha. Arabesken umrahmen die liebliche Compoſition und umſchließen vier kleinere allegoriſche Darſtellungen. Der Glaube, als geharniſchter Ritter, mit Helm, Schwert und Schild, in welchem Letzteren Pfeile haften. Darunter die Treue, duldend, nach dem Bibelſpruch: Wer mein Schüler ſein will, der nehme ſein Kreuz auf ſich, und folge mir nach; — hier trägt der Mann das Kreuz und Weib und Kind helfen treu liebend es ihm tragen. Auf der andern Seite, dieſer duldenden Liebe gegenüber: die ſpendende, — die Mutter, mit ihrem Kind auf dem Arm, beſchenkt den Dürftigen; ſelig durch das, was ſie empfangen, ſelig durch Geben. Darüber im vierten Seitenraume: Ein Mann, welcher ſich ſeines Gewandes abthut und im Begriff iſt, eine Leiter hinanzuklimmen; irren wir nicht, ſo iſt dadurch das chriſtliche Hoffen ausgedrückt; die Allegorie gilt der Seele, welche das Kleid dieſes Lebens abthut, die Sehnſucht ſtrebt zu ſeligen Höhen hinan. Der Giebel des gothiſchen Kapellchens, worin der Heiland thront, endigt in einem Arabesken-Kelch, dem ein Springquell entſteigt, an welchem Hirſch und Hirſchkuh ſich laben. Unten gewahrt man das Oſter-Lamm. Eine ſchöne katholiſch-innige Geſtalten-Dichtung, voll jener Lieblichkeit, womit Overbek ſeine reich empfundenen Compoſitionen auszuführen pflegt. Doch iſt nicht zu läugnen, daß aus der Auffaſſung der Haupt-Figuren eine gewiſſe Disharmonie ſtörend herauswirkt. Man kann ſagen: der Kopf des Heilandes gehört der Schule des Giotto an, während die Stellung von deſſen Unterleib, namentlich die Draperie, ganz dem Evangeliſten Johannes des Fieſole ähnlich iſt, und Martha, Jacobus und Johannes mit jener Leichtigkeit und Grazie behandelt ſind, welche die letzte Epoche Raphaels charakteriſiren. (Fortſetzung folgt.)

Buntes.

Frankreich. Das erſte in Frankreich nach amerikaniſchen Muſtern conſtruirte Dampfboot wird bald ganz fertig ſeyn, und in den Gewäſſern von Nantes vom Stappel gelaſſen werden. Der Bau deſſelben iſt ganz eigenthümlich; es beſteht aus zwei doppelten hohlen großen Kegeln von Eiſenblech, welche rücklings gegen einander ſtehen, und durch Sparrwerk (eine Art von Floß) verbunden ſind. Der Anſchein läßt vermuthen, daß es zwei Maſchienen enthalten wird, von denen die Hälfte ihrer Kraft immer perpendiculär auf den Widerſtand wirkt. Das Rad, welches die Bewegung hervorbringt und funfzehn Fuß im Durchmeſſer hat, iſt zwiſchen den beiden Kegeln angebracht. Man ſieht mit geſpannter Erwartung dem Augenblick entgegen, wann dies neue Dampfboot ſeine erſte Reiſe antreten wird. — So eben erſcheint bei Galignani in Paris Bulwer's berühmte Letter to a late cabinet minister on the present crisis, ein Abdruck nach der fünften Londoner Auflage. Fünf Auflagen in wenigen Wochen: ein erfreulicheres Zeichen der Zeit, als alle Auflagen und Nachdrucke der Paroles d'un croyant, obgleich auch die Letzteren für die innere Geſchichte unſerer Tage ein merkwürdiges Dokument bleiben.

Ein Induſtriezweig in Dekan. In Dekan (der eigentlichen Halbinſel Vorder-Indiens) beſtehen mehre Geſellſchaften von Tauchern. Eine derſelben, an welche ſich der Lieutenant Taylor wandte, um einen Diamantring, den er bei'm Baden in einem Teich verloren, wieder zu erhalten, beſitzt einen Chef, der durch das außerordentliche Talent, mit welchem er ſeinen gefährlichen Handelszweig betreibt, eine nicht geringe Celebrität erlangt hat. Er zeigt ſich ſelten ohne ſeinen prachtvollen Stab, ein Geſchenk des Peiſchwah Boje-Row, dem er einen koſtbaren Smaragd aus dem Fluß Taptie wieder brachte. Eine Tauchergeſellſchaft beſteht gewöhnlich aus drei Perſonen, von denen zwei ſich wechſelſeitig in die Tiefe hinablaſſen, während der dritte ſich am Ufer hält. Die beiden anderen nehmen jeder einen Eimer mit ſich, ſieben Zoll tief, und einen halben Fuß im Durchmeſſer. Auf dem Grund des Waſſers angelangt, füllen ſie ihre Gefäße mit Erde und Sand, und tauchen dann mit dieſem ihrem Gewinn wieder empor. Während nun der Dritte ſich damit beſchäftigt, den Eimer auszuleeren, und in deſſen Inhalt ſorgfältig nach dem verlornen Gegenſtand zu ſuchen, tauchen die beiden andern wieder hinab, und ſetzen ihre Arbeit mehrere Stunden lang fort, bis ſie den ganzen Grund an den ihnen angezeigten Stellen durchforſcht haben. Selten kehren ſie ohne die erwünſchte Ausbeute zurück. Jeder bleibt in der Regel anderthalb Minuten in dem Waſſer. Wenn man bedenkt, daß ſich dieſe Leute faſt durchgehends das Drittel vom Werth der verlornen Koſtbarkeiten als Honorar bezahlen laſſen, ſo muß man geſtehen, daß dieſer Induſtriezweig beſſere Procente abwirft, als mancher deutſche Actienverein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 4. 1835.

13

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 5. Januar.

Die junge Amme.

Von

Ludwig Bechſtein.

„Mein Kind, mein Kind! Leb' wohl, ich ſcheide!
Mein Herz zerreißt endloſe Pein!
Ich wandle fort im tiefſten Leide,
Du darfſt hinfort nicht bei mir ſein.
Weinſt du? Weinſt du? Gott mag vergeben
Ihm, durch den wir ſo elend ſind!
Leb' wohl, leb' wohl, mein ſüßes Leben,
Ich muß in fremde Hand dich geben,
Und ich muß ſtillen das fremde Kind.“

„Sie werden mir den Dienſt bezahlen,
Sie bieten Putz und Geld zu Hauf,
Doch meiner Seele Höllenqualen
Wiegt ihres Lohnes Glanz nicht auf.
Weinſt du, weinſt du um mein Verzagen,
Weil wir ſo arm geboren ſind?
O ſtill, o ſtill mit deinen Klagen,
Ich muß den ſchwerſten Kummer tragen,
Und ich muß tragen das fremde Kind.“

„Von meinem Glück bin ich geriſſen,
Mein Troſt bleibt hinter mir zurück!
In fremder Hand ſoll ich dich wiſſen,
Und ſoll noch — preiſen mein Geſchick!
Weinſt du, weinſt du? Sei ſtill! Sie meinen,
Daß wir ſo beide glücklich ſind!
Leb' wohl, leb' wohl! Ach, ich muß weinen,
Und dennoch ſoll ich heiter ſcheinen,
Und ich ſoll lieben das fremde Kind!“

So weint ſie laut, die junge Amme,
Am Trennungstag, am trübſten Tag,
Und ihrer Mutterliebe Flamme
Schlägt feurig ihrem Säugling nach.
Ach, ihre Thränen ſind unzählig,
Wie zahllos ihre Seufzer ſind;
Doch Lieb' iſt mächtig, Lieb' macht ſelig,
Und wie ſich ſtillt ihr Schmerz allmählig,
Stillt liebend ſie das fremde Kind.

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

Sie wiſchte ſich die Thränen mit ihrem weißen Schürzlein aus den Augen, und ſah fromm und ſchuldlos wie eine Taube zum Bruder empor, an deſſen Schulter ſie ihr Haupt lehnte.

„Dumme Dirne!“ ſchalt dieſer, „was haſt du dich! Iſt das nicht Alles in der Ordnung? Daß Weiber, die als Hexen verdächtig ſind, eingeſteckt werden, geſchieht überall und kann auch dir in deinen alten Tagen noch in's Gras wachſen. Höre nur auf von dem Urfräle! Und daß der Herr Forſtwart dich geküßt hat — nun, das iſt für eine ſchlechte Bauerdirne wie du biſt, eine Ehre. Sieh ein Mal,“ fuhr er fort und nahm den Käfig wieder zur Hand, deſſen helle Farben er in der Sonne ſpielen ließ, „wie gefällt dir das Ding? Iſt es nicht ſchön geworden?“ Bärbchen ſah ihn verwundert an und wollte etwas erwiedern; Konrad aber fiel ihr in's Wort. „Höre, Bärbel,“

ſagte er, „es bleibt doch dabei, daß wir Nachmittags auf's Schloß gehen, ich mit dem Vogel, du mit den Wurzeln und Kräutern für des Herrn Schweſtern? Ach, ſieh ein Mal,“ ſetzte er hinzu und ſchaute in die Ferne um Bärbchens Blick auszuweichen, „ſieh ein Mal, wie eben der Burgthurm vom Hohenſtein in der Sonne glüht.“

Wirklich zeigte ſich in nordweſtlicher Richtung ein über die waldige Berge des Thals weit hervorragender hoher Thurm in der prächtigſten Morgenbeleuchtung. Er mußte mit Schiefer gedeckt ſein und einen metallnen Knopf haben, denn das Licht brach ſich an ſeiner Spitze und ſtrahlte daran zurück, ſo, daß er glänzend und erhaben, wie ihr Beherrſcher, über der Gegend ragte. „Ja doch,“ ſagte Bärbchen, „Fräulein Brigitte hat die Kräuter beſtellt, getrocknet ſind ſie auch, und wenn ſonſt nichts dazwiſchen kommt —“

„Was kann dazwiſchen kommen?“ fuhr ſie Konrad an. „Iſt heute nicht Sonntag? Und müſſen wir nicht jeden Wunſch der Edelfrauen als einen heiligen Befehl betrachten? Du biſt doch recht undankbar, Bärbel,“ fuhr er fort, „daß du dich nur noch beſinnen kannſt, heute hinauf [illegible] gehen. Denkſt gar nicht mehr an unſere Krankheit, und wer uns gepflegt und geheilt hat? Wer kam ſelbſt in unſere ſchlechte Hütte, da wir im anſteckenden Fieber lagen und Alles uns floh? Wer bereitete uns zu trinken und reichte uns den Trank!“

„Fräulein Brigitte, die fromme Dame,“ ſagte Bärbchen, die Hände faltend, „Gott ſegne ſie!“

„Und Fräulein Hildegardis,“ ſetzte der Bruder ſchnell hinzu. „Alſo wir gehn, Bärbel, wir gehn — und wenn du nicht mit willſt, undankbares Mädchen, ſo gehe ich allein mit meinem Vogel. Doch nein, dazu wäre ich zu blöde. Das könnt' ich nimmermehr. —“

„Undankbar?“ ſagte jetzt Bärbchen und ſtand auf von der Bank — „nein, das bin ich nicht und möchte auch nicht gern dich dafür halten, Konrad. Heiliger Gott, iſt das Alles, was du mir auf meinen Bericht von dem Urfräle erwiederſt? — An eitle Dinge denkſt du, kein Mitleid rührt dein Herz, keine Thräne netzt dein Auge?“ — „Geh hinein!“ befahl ihr Konrad barſch, indem er ſie mit der Hand fortwies. „Der Vater regt ſich, ich höre ihn. Flenne nicht Dirne, es iſt genug geflennt. Und dem Alten kein Wort geſagt! — hörſt du?“ Damit ſtand er auf, nahm ſeinen bunten Käfig und entfernte ſich haſtig, nicht in das Haus gehend, ſondern in die Flur, die dahinter begann und mit dem Waldrand endigte. Bärbchen aber nahm trübſelig den nur halb ausgeleerten Napf und begab ſich zum Vater, um auch für ihn die Morgenſuppe vom Feuer zu nehmen. — —

Es war beinahe Mittag, als Konrad trüb vom Walde zurückkehrte. Bärbchen empfing ihn mit ſtiller ſorglicher Freundlichkeit, die ſich heute mehr als je beurkundete. Denn ſie fand den Bruder ernſt, beinah niedergeſchlagen und bleich; eine Traurigkeit, die er verhehlen wollte, umflorte ſeine Seele und entging ihrem beobachtenden Blicke nicht. Nach eingenommenem Mittagsmahl ſtieg Bärbchen auf den Boden des kleinen Hauſes hinauf und nahm mit Vorſicht ein von Weidenruthen geflochtenes mit einem Rand verſehenes langes Hangbret hinab, das zwiſchen zwei Dachluken ſchwebte und auf welchem Wind und Sonne koſtbar duftende Kräuter trockneten. Die erſte Zeit des beginnenden Frühlings mit den unendlichen Lebenskeimen in Erde, Luft und allen Elementen der Natur, erzeugt auch, bevor ſich der Boden mit einer prächtigern Blumenwelt ſchmückt, viele von den unſcheinbaren aber köſtlichen Kräutern, in welchen die Eſſenz des Lebens wohnt nebſt der Kraft, alle Störungen deſſelben aufzuheben und den Tod zu vertreiben. Solche nun, hatte Bärbchen, ſo weit ihre Einſicht reichte, bald nach dem Schmelzen des Schnee's mit fleißiger Hand geſammelt, und ſie ſorgſam getrocknet, Eines mehr, das Andere weniger, denn ſie wußte ſchon, wie es die Edelfräuleins auf dem Hohenſtein zu ihrer Hausapotheke bedurften. Jetzt legte ſie ſie alle in einen zierlichen Handkorb, die Wurzeln unten hin, die zarteren Kräuter darüber, bedeckte ſie mit einem Tüchlein, und begann dann, ſich ſelbſt ein wenig mehr zu ſchmücken, als ſie es an einem gewöhnlichen Sonntag that. Der ſeligen Mutter letztes Erbſtück, das noch nicht veräußert worden war, ein ſilbernes Halskettlein, ward umgelegt, ein feines Spitzentuch um das blonde Haar gewunden und die ſchneeweiße, wallende Bruſt mit einem ähnlichen bedeckt. Bärbchens leichte, ſchwebende Geſtalt, ihr feiner Bau, ihr beſeeltes Weſen umfloß ein, ihr ſelbſt unbewußter Reiz, den nur eine edlere Natur erkannte, der jedoch ſeinen Zauber auch auf die roheſte übte, wie das Beiſpiel des Forſtwarts gezeigt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Piſa.

Von

Ernſt Förſter.

(Fortſetzung.)

Von Allem, was Mantua an Kunſtſchätzen beſitzt, müſſen Einem, der ſich für die neuere deutſche Kunſt intereſſirt, die Gemälde im Palazzo del T anziehen, die umfaſſenden Werke des Meiſters, den die Muſe Arioſtos beflügelte und der die Roſſe des Sonnengottes lenken durfte, wohin er wollte. Giulio iſt in vielen Stücken für Cornelius Vorbild geweſen, und die mythologiſchen Darſtellungen in der Glyptothek haben mit denen des genannten Pallaſtes bis in das Einzelne der Darſtellung viel Verwandtſchaft; nur iſt Cornelius überall edler und einfacher, obſchon die Grazien Raphaels ſich noch nicht ganz von deſſen großem Schüler gewendet haben, wie von dem mitarbeitenden Primaticcio. Der Uebermuth Giulio's tritt in Mantua auf eine Weiſe hervor, die — ſo luſtig ſie bei ihm iſt — das Zeichen zu vielen Kunſttollheiten gegeben hat. Deckengemälde wandte man in älterer Zeit mit großer Einſchränkung an; Verzierungen oder einfache ſymboliſche Geſtalten blieben in den meiſten Fällen der Inhalt derſelben. Schon im fünfzehnten Jahrhundert aber brachte man ausführlichere Darſtellungen an dieſen unbequemen Ort, und Raphael und Michel-Angelo fragten nichts mehr nach Decke und Wand, ſondern ergoſſen ihren überreichen Geiſt, mochte er hinſtrömen, wohin er wollte. Was thut Giulio bei der Aufgabe einer Deckenmalerei? Gleich, als wollte er das Widerſinnige ſolcher Zumuthung in's grellſte Licht ſtellen, zeigt er uns alle oben vorgeſtellten Scenen von unten; den Menſchen oder vielmehr Göttern ſieht man auf die Sohlen, vom gedeckten Tiſch erblickt man nur die untere Anſicht und die herabhängenden Zipfel des Tuchs u. ſ. w. Wie geiſtreich und wohlgemuth er all dieß auch ausgeführt, er hat damit der plaſtiſchen Richtung in der Kunſt den entſcheidenden Schlag gegeben.

Bei der Fahrt durch die Ebenen der Lombardei drängte ſich mir eine Bemerkung über uns närriſche Menſchen *) auf, die ich dir mittheilen will. Du weißt, wie ordnungslos der Italiener mit ſeiner Perſon, in ſeinem Haus, Zimmer u. ſ. w. iſt; überall herrſcht der Zufall und bringt ſo die maleriſche Wirkung hervor, um deren willen uns das kleine Alltagleben anſpricht. Geh' aber heraus, nur vor die Thüre, ſo iſt alles anders. Vergebens ſuchſt du Wieſen, Wälder, Triften. In der Natur iſt der Italiener, wenigſtens zum größten Theil, der eigenſinnigſte Ordner. Nicht nur, daß die Bäume, die den Weinſtock tragen, in langen Parallel-Reihen in den Feldern gerichtet ſtehen, hinter einander, neben einander; nein, alle haben dieſelbe Gabelform der Aeſtung, die man ihnen künſtlich gibt, ſo daß alle Stämme bis zur Gabel gleich hoch und, wo möglich, gleich ſtark ſind. So gleichen Gegenſätze ſich aus.

Soll ich dir nun ein Wort über die Kunſtſchätze Bologna's ſagen, ſo iſt es wohl billig, wenn ich dich zuerſt vor ein Kunſtwerk führe aus der Hand des allgemeinen Malerpatrons, der, wie du weißt, der Evangeliſt S. Lucas iſt. Die Ueberzeugung indeß, die ſich durch die tauſendfache Copie des Originals, die an allen Straßen und Häuſern zu ſehen, nur noch mehr beſtätigte, daß er in letztgenannter Eigenſchaft bedeutender ſei, führten mich nicht weiter, als vor die Thüre der auf einem Berge vor der Stadt gelegenen großen Kirche della Madonna di S. Luca. Drei Viertelſtunden lang ſteigt man in einem bedeckten Bogengang aufwärts. Von der Höhe überſieht man die ganze Lombardei bis Parma und Padua, ſo wie auf der andern Seite die Appeninen; unzählige Landhäuſer liegen in den unabſehbaren Gartenfeldern, und es klingt wahr genug, wenn der Kaſtellan von Sommernächten ſagt, in denen, wenn alle Villen erleuchtet ſind, der Himmel ſammt ſeinen Sternen auf die Erde gefallen zu ſein ſcheine. Vielleicht intereſſirt dich, da ich über den artiſtiſchen Werth des heiligen Bildes nichts Erhebliches zu ſagen weiß, ihr kirchlich religiöſer. Faſt möcht' ich wieder eine Bemerkung machen. Der Italiener iſt bigott, aber nur mit der Phantaſie, daher er in die komiſchſten Widerſprüche verfällt. In den genannten Arkaden wiederholt ſich mehrfach ungefähr folgende mit großen Buchſtaben geſchriebene Mahnung:

„Schreib', o Wanderer, deinen Namen nicht an die Säulen und Wände dieſes Säulenganges; denn, außerdem, daß dich die feſtgeſetzte Strafe trifft, wenn die Wache dich ſieht, zieheſt du den Zorn der allerheiligſten Madonna auf dich, der alle dieſe Säulen und Wände gehören.“

Deſſenungeachtet war doch auf dem ganzen faſt ſtundenlangen Wege kein Plätzchen mehr an irgend einer Wand oder Säule, das bequem noch einen Namen hätte faſſen können, anderer Dinge nicht zu gedenken. Und nun ſollte eben Einer die Wunderkraft des Bildes in Zweifel ziehen! Wehe dem!

Die Kirchen Bologna's enthalten viele ausgezeichnete Kunſtſchätze, unter denen mir, wie du denken kannſt, das Grabmal des heil. Dominikus, angeblich die Arbeit meines alten Piſaners Nichola, der bedeutendſte iſt. Piſa ſelbſt wird mich hoffentlich darüber aufklären, ob jene Arbeit vom Anfang des dreizehnten Jahrhunderts herrühren kann, oder nicht. Vorläufig ſagt, trotz Vaſari, Baldinucci, d'Agincourt und Cicognara, Alles in mir: „Nein“! Wie wenig der Prophet in ſeinem Vaterlande — gilt, nicht ſowohl, als — geachtet wird, zeigt Bologna auf eine abſchreckende Weiſe, indem es die Fresken ſeines großen Francesco in S. Cäcilia, die Geſchichte der Heiligen vorſtellend, ſamt der Kapelle, die ein offener Durchgang geworden, ſchonungslos zu Grunde gehen läßt. Die Pinakothek bewahrt eine Sammlung alter Altartafeln, in denen das Verhältniß der alten Bologneſer Schule zur Florentiner, als ihrer Mutter, eben ſowohl, als die größere Gehaltloſigkeit bei vorherrſchender Technik, in klarem Lichte erſcheint.

Mit zunehmender Freude habe ich den Weg über den Apennin nach Florenz zurückgelegt. Das iſt das Reizende daran, daß Einem Italien, das hinter Verona allmählig zu verſchwinden ſcheint, und in den Wüſten der Gebirge kaum den Namen noch verdient, beim Herabſteigen zum zweiten Male geſchenkt wird. Man legt ſich in die Tiefe des Wagens, um die Schneefelder und die zerriſſenen, formloſen Hügel, die unfruchtbaren Abhänge, die elenden, ſchmutzigen Hütten nicht zu ſehen, von denen man noch bei Pietra mala und tiefer umgeben iſt; aber ſiehe, auf einmal ſpürt man den feſten Boden unter dem Wagenrad; draußen grünt von Lorbeer die Hecke, auf dem Oelbaum ſteht der fleißige Bauer und ſammelt die Früchte, oder er gräbt Kohl und anderes Gemüſe aus dem Feld; an den Bergen glänzen die Villen, und Pinien und Cypreſſen durchſchneiden mit ihren dunkeln, feſten Geſtalten die ſchimmernde blaue Luft, warme Nebel liegen im Thal und im Dufte ſchwimmen die Berge.

Der Zauber wiederholt ſich dieſſeit Florenz, wo ich mich dießmal nicht aufhielt, noch einmal. Schon erſcheint dieß mir wie eine norddeutſche Stadt, und doch habe ich nur wenige Stunden gebraucht, um in dieſen Sommernachtstraum mitten im Januar zu fallen. Ich reiche dir für heut zum Abſchied einen Strauß von Maiblümchen, Nelken und Veilchen, den ich mir aus dem Garten vor der Porta Lucca geholt, und wünſche dir wenigſtens nach drei Monaten einen ähnlichen aus deinem Garten.

(Fortſetzung folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

Gaſtſpiel der Dem. Hirſchmann. Der Künſtler muß aus ſich heraus ſchaffen; was er darſtellt, dem muß man es anſehen, daß es in ihm lebendig geworden. Das Leben, ſoweit es der Poeſie zugänglich, in poetiſcher Form zu veranſchaulichen, das iſt ja eben die Aufgabe der Kunſt. Es läßt ſich ſehr Vieles anſtudiren, — inſonderheit kann dieſes der dramatiſche Künſtler —, und das Anſtudirte kann ein recht verſtändiges Ausſehen erhalten; aber wo dem Studium die Grundlage des Lebens fehlt, da wird die Wahrheit nie vor unſere Augen treten. Wir werden mit dem Schein vorlieb nehmen müſſen, und das poetiſche Sein wird uns fern liegen. Ein Schauſpieler, der ſich Leiden-

---

*) Unter dieſer Aufſchrift ſammelte Jean Paul viele Bände Charakteriſtiſches über den Menſchen, die, noch ungedruckt, in meinen Händen ſich befinden.

ſchaft, Naivetät, Majeſtät, der ſich die ganze Stufenleiter der Gefühle anſtudirt hat, den mag man einen verſtändigen Schauſpieler heißen, der den Charakter aus einander zu ſetzen weiß; einen Künſtler kann man ihn nicht heißen; denn was er ſpielt, das iſt nicht in ihm lebendig geworden. Er verſteht es, aber er lebt es nicht. Einen Charakter auseinanderſetzen, und einen Charakter darſtellen, das iſt ein himmelweiter Unterſchied. Wir haben viele verſtändige Schauſpieler, aber Charakterdarſteller — ja deren haben wir auch Viele — auf dem Papiere. Ich mußte dieſe Einleitungs-Worte vorausſchicken; ich werde dann und wann auf ſie zurückkommen müßen.

Man hat der Dem. Hirſchmann, die als Königin (Königin von 16 Jahren), Leopoldine (beſte Ton), Julie (Romeo und Julie), Donna Diana und Johanna auftrat, Mangel an Gefühl vorgeworfen. Man iſt nämlich daran gewöhnt, daß die Schauſpielerinnen ſich und ihr Gefühl in die Rolle übertragen. Wenn man in dieſer Beziehung Gefühl von einer Schauſpielerin verlangt, und diejenige, die objectiver zu Werke geht, manierirt nennt, ſo hat man Unrecht. Indeß bei Dem. Hirſchmann hat man ſich wohl nur im Namen vergriffen; man hätte ihr richtiger Mangel an Leben vorwerfen ſollen. Sophie Schröder verwebt ihr ſubjectives Gefühl nie in die Darſtellung, ſie iſt rein objectiv; aber ſie durchlebt, was ſie ſpielt, und man wird wahrhaftig nie von Manier bei ihr ſprechen können.

Leben das iſt die causa movens der Darſtellung. Wo das fehlt, da fällt es einem Jeden auf, wenn auch nicht ein Jeder den rechten Namen dafür zu finden weiß. Dem. Hirſchmann reiſet ſeit einigen Jahren bei allen deutſchen Bühnen umher, und ſpielt auf allen deutſchen Bühnen ſo ziemlich dieſelben Rollen, und ſie iſt in allen dieſen Rollen zu Hauſe, aber die Rollen ſind nicht in ihr zu Hauſe, ſie ſind nicht in ihr lebendig. — Die Königin von 16 Jahren. Der Charakter, wie er aus der Dichtung hervortritt, iſt ein Gemiſch von Hoheit, Naivetät, Eigenſinn, Laune u. ſ. w., lauter Fragmente, lauter Fetzen, Theater-Fetzen. Scribe hat von der Oberfläche geſchöpft, es fehlt hier jegliches Motiv. Dem. Hirſchmann hatte ſich das Alles verſtändig anſtudirt. Sie lachte und weinte, war majeſtätiſch-einſtudirt und ſentimental; aber ſie ſpielte blos, ſie ſtellte nicht dar. Auch brachte ſie in die Darſtellung kein Motiv; denn man wird mich nie überzeugen, daß das Leben war, was ſie veranſchaulichte. Es war viel Taktmäßiges in der Leiſtung: Weinen und Lachen, Eigenſinn und Erhabenheit, Alles war abgemeſſen. Es ſollte Alles Licht ſein, es fand keine Schattirung, kein Uebergang ſtatt; jede Gemüths-Bewegung ſtand für ſich allein, es war eine anatomiſche Leiſtung, ohne inneren Zuſammenhang. Wenn's an's Anatomiren geht, da iſt freilich nur vom Tode die Rede. — Julia (Romeo und Julie), die Liebe in romantiſcher Verklärung, die Liebe in ihrer ſchönſten Blüthe, eine duftende Blume, eine Feuerlilie, wo ſie auflodert, aber doch immer eine Blume. Die Blumen gehören in das Gebiet der Lyrik, und die Lyrik lebt im Gefühle. Dem. Hirſchmann lebt nicht im Gefühl; da iſt nun Dem. Lindner zu Hauſe. Sie iſt die lebendige Lyrik, ſie iſt die Julia Shakſpeare's. Für die Julia iſt nicht nur Leben, für ſie iſt jenes weiche, zarte, himmliſche Gefühlsleben der Liebe erforderlich, denn durch dieſes wird der romantiſche Zauberglanz über die Julia gehaucht. Wo der fehlt, da hilft kein Studium, keine Auseinanderſetzung; und er fehlte der Leiſtung der Dem. Hirſchmann. Ihrem Organe fehlte der Schmelz, die Muſik, der Flötenton, in dem nur dieſe Liebe ſprechen kann. Ich habe nichts gegen die verſtändige Auseinanderſetzung der Situationen zu erinnern; ich erkenne das phyſiſche Studium an. Das Seelenleben, das ſich eben nicht beſchreiben, das ſich nur fühlen läßt, das ſah ich nicht. Und nun gar — lächelte dieſe Julia auf andere Weiſe, als die Chriſtine, war es nicht dieſelbe Gemachtheit, wie bei dieſer, die hier im Mienenſpiel hervortrat? Die Perſönlichkeit der Dem. Hirſchmann iſt reizend, ſie gleicht einem Frühlings-Sonett in ſchöner Form, aber ohne geiſtig-poetiſchen Lichthauch. Sie konnte eine Julia ſeyn, wenn ſie eine Julia fühlen konnte. Es iſt mit der Liebe eine ſchlimme Sache. Sie läßt ſich nun und nimmer anſtudiren.

Leopoldine (der beſte Ton); dieſe Rolle kann gemachter hingeſtellt werden; ſie kann eine gewiſſe Koketterie mit der Naivität vortragen. Es iſt hier kein Charakter vorhanden; Konverſation mit feiner Glaſur, savoir faire, ein hübſches Aeußere, ein wenig Liebäugeln, und die Sache macht ſich. Eine Künſtlerin wird hier kaum mehr bewirken, als eine routinirte Schauſpielerin, die mit ihrer Perſönlichkeit Effect zu machen weiß. Und doch möchte ich der Leiſtung der Dem. Hirſchmann, als Leopoldine von Strehlen, mehr Zartheit wünſchen. Man vermißt ungern den weiblichen Grundton in einem „beſten Ton." (Schluß folgt.)

Buntes.

Die türkiſche Heeresmacht. Bei'm Beginne des Krieges der Pforte mit Aegypten belief ſich die türkiſche Streitmacht auf ungefähr 300,000 Mann. Sie beſteht jetzt aus regelmäßigen, organiſirten und auf europäiſchem Fuß disciplinirten Truppen, und aus unregelmäßigen, welche noch nach dem alten Syſtem aufgeboten werden. Die Erſteren belaufen ſich jetzt auf 50,000 Mann, nämlich:

Infanterie.	4 Garde-Regimenter	10,000	Mann.
	20 Linien-Regimenter	24,000	—
	einzelne Bataillone, in den Provinzen einquartirt	12,000	—
Kavallerie.	3 Garde-Regimenter	1,500	—
	2 Linien-Regimenter	1,000	—
Artillerie.	der Garde zugetheilt	300	—
	bei der Linie	1,200	—
		50,000	—

Die unregelmäßigen Truppen belaufen ſich auf ohngefähr 170,000 Mann, gekleidet und bewaffnet nach der vor dem jetzigen Reform-Syſtem beſtandenen Herkommen. Sie beſtehen aus:

Infanterie und Artillerie	120,000	Mann.
Kavallerie	50,000	—
	170,000	—

ſo daß man die Geſammtzahl aller Truppen in den türkiſchen Beſitzungen auf 220,000 Mann anſchlagen kann. Die Mehrzahl der regulären Truppen, beſonders die Garden, ſind in Konſtantinopel und in den wichtigſten befeſtigten Städten ſtationirt, die irregulären ſämmtlich an der Gränze, mit Ausnahme einiger wenigen Corps, welche in einige unbedeutendere Plätze im Innern der türkiſchen Beſitzungen gelegt ſind.

Ein Selbſtmord. Die Wittwe Aldebert, eine brave Frau von 78 Jahren, wohnt mit ihrer Tochter in der rue du faubourg St. Martin, Nr. 64. Die Letztere ernährt und erhält ihre kränkliche alte Mutter durch unermüdete Arbeit, und darbt ſich ſelbſt das Nöthige ab, um es mit der Mutter zu theilen. Plötzlich jedoch bricht auch über das Mädchen ihr Unglück herein, keine Mühe, keine Sorge fruchtet mehr, es wird ihr unmöglich, die alte Mutter wie früher zu unterſtützen, denn ſie iſt ſelbſt dem Hungertode nah. Die alte Frau, über das Unglück ihrer Tochter in größerer Verzweiflung als über das eigene, faßt einen raſchen Entſchluß; ſie will ein Leben, das vielleicht das Leben ihrer Tochter koſtet, nicht länger behalten; ach ſie weiß ja, wie hart dieſe zu kämpfen hat, um nur ihr eigenes Leben zu friſten, aber ſie weiß auch, daß die treue Tochter ſich um der Mutter willen bis zum letzten Augenblick ſelbſt vergeſſen würde. Die 78jährige Frau macht in der Nacht ihre Rechnung mit ihrem Schöpfer fertig, und ſtürzt ſich am andern Morgen vom zweiten Stockwerk auf das Pflaſter herab, wo man ſie ohne irgend eine Spur von Leben aufhob.

Die Urne von Bavai.

Am 27. November fand Hector Bochart einige hundert Schritte von Bavai längſt der nach Avesnes führenden Route (einer der ſieben römiſchen Straßen von Bavai her, wo man auch früher ſchon Gräber, Knochen ꝛc. gefunden) eine koſtbare Aſchenurne von Bronce, 9 bis 10 Zoll hoch, 6 Zoll im Durchmeſſer; ſie enthielt noch Knochenreſte. Auf der Außenſeite zeigt ſich die Inſchrift: **DIS. M. HIRTIVS. ANNO. VIICX**; desgleichen ein Relief in einem ſo reinen und edlen Styl, daß man auf einen griechiſchen Künſtler ſchließen möchte; in allen öffentlichen Muſäen Frankreichs ſucht man vergebens nach einer an Kunſtwerth ähnlichen Reliquie des Alterthums. Das Relief ſtellt eine ſitzende Figur vor, geſenkten Hauptes, vor welcher eine Andere, noch im Kindesalter, in der Stellung eines Bittenden kniet, in der einen Hand eine Schale haltend, die andere erhoben und ausgeſtreckt; weiter hinten unter einem Palmbaum ein geflügeltes Kind mit geſenktem Haupte; auf der entgegengeſetzten Seite zeigt ſich ein römiſches Tropäum mit dem Adler; an den beiden Seiten ſind Stierköpfe en rélief angebracht.

Hierzu das Intelligenz-Blatt Nro. 1.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 5. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 6. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

So geſchmückt trat ſie, den Kräuterkorb unter'm Arm und freundlich lächelnd zu Konrad, als wollte ſie ihn damit aufheitern und tröſten, daß ſie ſeinen heut früh geäußerten Wunſch nicht vergeſſen und ohne nochmalige Aufforderung bereit ſei, mit ihm nach dem Hohenſtein zu gehen. Er fuhr unmerkbar zuſammen, als er ſie ſo ſah. Es war, als müſſe er ſich erſt beſinnen auf das, was er unlängſt erſt ſo eifrig gewünſcht, dann aber ſprang er mit einem Lächeln empor, welches plötzlich ſein verfinſtertes Antlitz wieder mit aller Wonne der Jugend verklärte, eilte in ſeine Kammer und kam bald wohlgekleidet, den grünen Hut auf dem Kopf, den neuen Käfig in der Hand, wieder zum Vorſchein. Der ſchön gefiederte Buchfinke mit der kunſtreichen Kehle ward ſeinem ſchlechten Gehäuſe entnommen und in das prächtige verſetzt, was ihm ſehr wohl zu behagen ſchien, denn er begann ſogleich eines ſeiner Lieder zu pfeifen. Während der alte Werrlein nach der Dorfſchenke ging, machten ſich nun ſeine Kinder auf den Weg nach dem Schloſſe des Freiherrn von Lichtenſtein, welches ſeinen Namen in der That trug, denn es lag hoch auf den Bergen am rechten Ufer der Itz und ſchaute mit ſeinen ſtattlichen Zinnen und Thürmen weit über das Land hinweg. Die Familie, deren einem Sproß es zum Wohnſitz diente, war aber auch eine der adlichſten und vornehmſten im ganzen Frankenlande, faſt von Berg zu Berg begrüßten ſich ihre Schlöſſer und von Thal zu Thal reihten ſich ihre Beſitzungen aneinander. Sie hatten die Vorrechte der Reichsfürſten, denn Niemand erkannten ſie für ihren Herrn als Kaiſer und Reich. Drei Brüder theilten ſich gegenwärtig in die reichen Beſitzungen des Hauſes; es waren Herr Jörg, der Ältere, welcher das Stammſchloß inne hatte, die uralte weitläuftige Burg Lichtenſtein auf hohen Felſen über dem ſchönen Baunachsgrund thronend; dann Herr Hans auf Geyersberg, deſſen Schloßberg das Städtlein Seßlach zu Füßen liegt und von den Wellen der blumigen Rodach benetzt wird, und endlich Herr Valentin oder Valten genannt, der auf dem Hohenſtein hauſ'te und welchem ein großer Theil des Itzgrundes mit ſeinen kleineren Unterthälern unterthänig war. — Wie der Lichtenſtein, ſo ruhte auch ſeine Burg auf Felſengrunde, wenn gleich nicht auf ſo ſteil emporragenden ſtarren Klippen, als jene. Sie war weitläuftig und prächtig erbaut, Thürme, Söller und gezackte Giebel ſchmückten ſie, vor Allen aber war es der mächtige, ſtolz ragende Thurm, viereckig nach unten, ſoweit er ſich mit der Mauer in gleicher Höhe befand, und dann rund und glatt bis zur Zinne emporſteigend, der dem Hohenſtein beſonders zur Zierde gereichte. Ein großes Thor auf der Mittagsſeite, zu dem man über eine Zugbrücke gelangte, führte in den äußern Burghof, welchen die Wohnungen der Knechte und Reiſigen, das Zeughaus und die Stallungen bildeten; dieſer Hof war geräumig und konnte zu Waffenübungen jeder Art, ſelbſt zu Turnieren gebraucht werden. Weiterhin erſt erhob ſich der Schloßbau, oder mehrere in einem länglichen Viereck zuſammenhängende ungleiche, aber große Häuſer von grauen Quaderſteinen, die in ihrem Innern abermals einen Hof nebſt einer bedeckten Halle einſchloſſen. Hier pflegten ſich die Knappen und Jagdhunde aufzuhalten nebſt den vornehmeren Schloßdienern; ſelbſt der ehrwürdige Kaplan, Meiſter Reinhard, wie er ſeines Citherſpiels wegen genannt ward, verſchmähte nicht, hier ganze Nachmittage zuzubringen, ſingend und ſpielend, oder in gelehrten Büchern leſend, oder auch trinkend und durch das Schauloch, welches in der Mauer angebracht war, hinaus lugend in die Ferne nach der churfürſtlichen Veſte von Coburg hinüber, die wie eine Mauerkrone geſtaltet iſt, und im Glanze der Abendſonne gar majeſtätiſch über den Thälern ſchwebt, oder nach der ſchlanken Heldburg oder der, von unzähligen Fenſtern erglänzenden Lauterburg, über welche, etwas nördlicher der alte ernſte Rauhenſtein hervorragt. Aber auch die Herrſchaft ſelbſt, pflegte nicht ſelten in dieſer Halle zu verweilen und beſonders diente ſie dem Sohn des Schloßherrn, dem Junker Wolf zum Tummelplatz manches Zeitvertreibs, der für ihn Reiz hatte. Hier wurden ſeine Lieblinge, die Hunde, vom großen Saufänger bis zum kleinen krummbeinigen Dachshund herab, gepflegt, gefüttert, abgerichtet, gehetzt und geprügelt, eine Schaar deren lag in der Regel auf den Quaderpflaſtern, im Sonnenſcheine ruhend, bereit, mit freudigem Winſeln an dem Herrn empor zu ſpringen, wenn er ſich blicken ließ, aber auch mit eben ſo furchtbarem Gebell über den Fremdling herzufahren, der etwa ſcheuen Fußes durch das Thorgewölbe ſich näherte. Dies fand ſtatt, als Bärbchen und Konrad, welche vom Burgwart eingelaſſen, glücklich über den äußern Hof gelangt waren, jetzt Hand in Hand im inneren erſchienen. Furchtſam hielt die Schweſter des Bruders Arm, der mit einem Stocke bewaffnet war, und ſchritt nur zögernd vorwärts; in ihren geſpannten Zügen lag die Angſt vor der Gefahr, die unvermeidlich beſtanden werden mußte, hatte man ſich erſt ſo weit gewagt, und vergebens ſchien ihr bittendes Auge die geſtrengen Mächte, welche hier walteten, um Schonung anzuflehen. Ein furchtbares Gebell, Gekläff und Geheul erhob ſich, ſobald die Thiere, groß und klein, ihrer inne wurden, bald waren ſie von Hunden umringt, welche nichts Geringeres zu drohen ſchienen, als die beiden Ankömmlinge zu zerreißen, Konrad wehrte ſo gut er konnte das kleine Geſchmeiß von Waden und Füßen ab, hielt die größeren, welche ihm in die Seiten wollten, durch Stab und Arm, vorzüglich aber durch Ruhe und Furchtloſigkeit von ſich, welche die Thiere erſchreckt, Bärbchen aber wand und ſchmiegte ſich, ſprang zurück und machte dadurch das Übel nur ärger.

Sie ſtieß einen leiſen Schrei aus, denn ein ungeheuerer Schweißhund faßte den Zipfel ihrer Schürze mit ſeinen Zähnen und zerrte daran ſpringend und heulend, als wenn er ein angeſchoſſenes Stück Wild ſeinem Herrn herbeiſchleppte, während ein lautes Gelächter in der Halle ertönte. Es rührte vom Junker Wolf und ſeinen Knappen und Cumpanen her, die daſelbſt ſaßen und ſich gütlich thaten. Unter den Letzteren befand ſich der Forſtwart. Anſtatt ihre Beſtien anzurufen und dadurch dem bedrängten Geſchwiſterpaar Luft zu verſchaffen, ergötzten ſie ſich vielmehr an deſſen Verlegenheit und der Angſt des Mädchens, wobei der Forſtwart vielleicht eine geheime Rache kühlte. Vergebens ſprang ein kleiner Mann in ſeltſamer Kleidung herzu, ein Geſchöpf, das offenbar die Natur in ſeinem Entſtehen vernachläſſigt hatte, indem es einem verkrüppelten Kind glich, welches ein Greiſenantlitz trägt. Ein Höcker hinten und vorn verunzierte ſeine winzige Geſtalt; ſein großer Kopf war mit einer Schellenkappe bedeckt, und Schellen klingelten an dem ausgezackten Rand ſeines bunten Rockes; er warf ſich muthig in das größte Hundegetümmel, faßte eines der Thiere bei ſeinem gewaltigen, mit Meſſing beſchlagenen Halsband, umarmte ſeinen Hals, der mit dem ſeinigen ziemlich in gleicher Höhe war, und ſchwang ſich ihm auf dem Rücken, wodurch das Zujauchzen und Gelächter der Herrn nur noch vermehrt ward. „Gokel! Gokel!“ hieß es von allen Seiten. „Recht ſo Narr! Huſſa Narr, der Gokel reitet auf dem Waldmann — huſſa, huſſa!“ und das Gebell wurde immer ärger. Waldmann ſchüttelte ſeinen Reiter ab, ſprang wüthender empor und auf Konrad mit offenem Rachen und gefletſchten Zähnen zu, dieſer ſchwang ſeinen Knotenſtock und verſetzte ihm einen Hieb über die Naſe, von welchem der Hund ziemlich derb getroffen ward, ſo daß er zurücktaumelte und mit eingeklemmtem Schwanze ein furchtbares Geheul ausſtieß. Das aber war ein Schlag, der den Junker ſelber ins Herz traf. Hand an einen ſeiner Hunde zu legen, vorzüglich aber an den beſten Saufänger in der Umgegend, an den unſchätzbaren Waldmann, den er nur gegen Abtretung bedeutender Flur- und Waldrechte von einem benachbarten Edelmann erſtanden hatte, war in ſeinen Augen ein Capitalverbrechen, inſonderheit von Seiten eines geringen Bauers. Ein allgemeines Geſchrei der Mißbilligung erhob ſich zu gleicher Zeit und des Junkers Zorn ward zur Wuth geſteigert. Braunroth im Geſicht, riß er einem der Reiſigen, der am Boden ſaß und damit beſchäftigt war, einen Sattelkarabiner zu putzen, dies Gewehr aus den Händen, nahm es beim Lauf und wollte mit der Wucht des ſchwer beſchlagenen Schaftes über Konrad herſtürzen. Bärbchen ſtieß einen durchdringenden Schrei aus und wer weiß, wie es ihnen beiden ergangen wäre, wenn nicht in dieſem gefahrvollen Augenblicke eine Hülfe von oben, gewiſſermaßen vom Himmel herab, ſich ins Mittel gelegt hätte. „Jeſu! mein Heiland!“ rief eine Frauenſtimme aus einem der Schloßfenſter herunter, „welch’ ein gottloſer Helden-

Uem! Iſt das eine Art, wie man den Feiertag heiligt? Wolf! Wolf! was treibſt du einmal wieder? Muß es denn immer ſo hergehen, wenn der Vater nicht daheim iſt? — Wolf, mein Neffe — ich bitte dich, ſey doch vernünftig und ſanftmüthig wie ein Chriſt. Wo nicht, ſo werde ich es deinem gottesfürchtigen und braven Vater bei ſeiner Heimkehr klagen.“ Es war, als habe die Stimme eines Engels zu den empörten Meereswogen geredet. Das Durcheinanderſchreien verſtummte plötzlich, Wolf ließ die ſchon erhobne Waffe ſinken und hemmte ſeine, gegen den armen Konrad gerichteten Schritte, alle Köpfe blickten nach oben und die meiſten wurden zu gleicher Zeit von Hüten oder Baretten entblößt. Da nickte freundlich aus einem der obern Schloßfenſter eine wohlgenährte Frauengeſtalt auf die Verſammelten herab. Jeder erkannte des Herrn Schweſter, die vielgeltende, Alles ordnende Wirthſchafterin des Hauſes, die in Ermangelung einer Herrin hier eine ſolche war und unter deren Schlüſſelbund vom Boden bis zum tiefſten Keller alles dasjenige ruhte, was zu des Leibes Nothdurft und Nahrung wie auch Ergötzlichkeit von Nöthen iſt. Fräulein Brigitte war daher eine im ganzen Schloſſe vom Ritter bis zum Troßbuben hochangeſehene Perſon, die ſchon ein Wort mitreden durfte und die zu erzürnen man ſich weislich hütete. Auch Junker Wolf, ein Mann von 26 bis 28 Jahren, fürchtete die Baſe, faſt mehr noch, als den Vater ſelber; er ſtotterte als Erwiederung auf ihre Mahnrede etwas von unverſchämtem Bauerngeſindel, von Bettelvolk, das immer dreiſter werde, zu ihr hinauf; und daß Waldmann geſchlagen worden ſei. „Nun, nun,“ entgegnete die Baſe, vor deren mild-freundlicher Stimme ſogar die Hunde ſich beruhigt hatten; „daran wird er nicht ſterben. Und ſollte er eine Nachwehe davon ſpüren, ſo will ich ihm einen warmen Ueberſchlag von den ſchmerzſtillenden und geſchwulſtvertreibenden Mitteln auf die Naſe legen, wovon er bald hergeſtellt ſeyn ſoll. Du aber irreſt, lieber Wolf, wenn du die beiden Leutchen da für unverſchämtes Geſindel und Bettelvolk hältſt. — Ich kenne ſie wohl, es ſind die Kuckskinder von Altenbanz, gute ehrliche Kinder, wenn auch ihr Urfräle, Gnade ihr Gott, der Zauberei verdächtig iſt; und das Mädchen ſammelt mir Kräuter im Forſte. He, ihr Kinder — wollt ihr zu mir?“

„Ja doch, ach ja doch,“ rief Bärbchen, „zu wem denn ſonſt, hochedles und geſtrenges Fräulein?“ Dabei hielt ſie den mühſam geretteten Kräuterkorb hoch empor, auf daß ihn das Fräulein ſehe.

„Gut denn, ſo kommt,“ entgegnete daſſelbe. „Gockel, führe ſie herauf in mein Gemach. Ihr Uebrigen vergeßt nicht, daß die Stunde des Vesperbrodes bald ſchlagen wird und daß der Auerhahn, der letzthin erlegt worden, wohl zubereitet, Eurer im Speiſeſaal wartet. Auch an einem Humpen Sommaracher ſoll es nicht fehlen.“ (Fortſ. folgt.)

Skizzen aus den Hanſeſtädten.

Von

Eduard Beurmann.

Lübeck, Bremen, Hamburg, das Kleeblatt der alten Hanſa, die drei Denkſteine jenes weitausgedehnten Bundes, deſſen Macht Könige und Völker empfanden, und vor deſſen Schiffsflaggen ſich die Meere beugten, ſie ſtehen noch rüſtig und kräftig auf dem alten Grund und Boden, welche Bürgerſinn und die Feſtigkeit ihrer republikaniſchen Regierungen ihnen geſichert haben. Die Hanſa iſt zerſtäubt, aber die drei Schweſtern, mit dem Schlüſſel, den drei Thürmen und dem Adler auf einfachem Schilde, ſie haben ihre Jungfräulichkeit durch die Stürme der Zeit getragen, und ihre mächtigen, in die Ebene weit hineinſchauenden Thürme, der Wandel und Handel in ihren Mauern, das reiche, üppige Kaufleben in ihren Häfen, Alles deutet an, daß hier eine feſte, ſichere Hand, während der großen, politiſchen Erdſtöße, gewaltet habe, die, wenn auch nicht das Anſehen des erloſchenen Bundes, doch die innere Kraft, auf das Geſchwiſterkleeblatt übertrug. Zeit- und Ortverhältniſſe waren der einen Schweſter günſtiger, als der andern, und **Lübeck**, einſt das Haupt der Hanſa, unter deſſen Beiſtand Guſtav Waſa die geraubte Krone ſich in Stockholm wieder auf's Haupt ſetzte, und Chriſtiern, den däniſchen Uſurpator, des blutgetränkten ſchwediſchen Thrones entſetzte, hat durch dieſe Zeit- und Ortverhältniſſe am meiſten gelitten. Es dünkt dem ruhigen Betrachter eine gefallene Krone, ein zerbrochener Scepter, der einſt über Länder und Meere ausgeſtreckt war, und jetzt zerſplittert an den Ufern der Oſtſee liegt, von der Treue ſeiner Bürger und den Zeitverhältniſſen und dem europäiſchen Gleichgewichte bewacht, daß keiner die Hand nach den Splittern ausſtrecke.

Ich habe mehre Jahre an dem ehrwürdigen Verſammlungsplatze des alten Hanſabundes verbracht, und ſeine Bewohner ſind mir lieb geworden, und das einſt hehr prangende Lübeck hat in ſeiner jetzigen bürgerlichen Beſcheidenheit vielleicht mehr mein Herz angeſprochen, als wenn ich in die Fülle ſeines Glanzes und ſeiner Hoheit eingeführt worden wäre. Ein des Thrones und der Krone ſich begebener Herrſcher wird leutſeliger und gemüthlicher, menſchlichwohnlicher.

In **Bremen** grüß' ich meine Vaterſtadt, und von dort tönt das Ammenlied meiner Jugend zu mir herüber, das ſüßſchmeichelnde, und alle Diſſonanzen, die hier vielleicht dazwiſchen ſchallen, verklingen vor dem mächtigen, markigen, herzerſchütternden Geſange vom Vaterlande. Ich habe ſüße und traurige Stunden in Bremen verlebt; denn Bremen iſt eine treue, biedere Stadt, aber gewaltig intolerant und nicht ohne Pietismus, und das iſt eben das große tragiſche Leid, welches über ihren Mauern ſchwebt.

In **Hamburg** hab' ich heitere, vergnügungrauſchende Stunden zugebracht. Ich habe Tivoli beſucht und das Theater in der Steinſtraße; habe mich auf dem Hamburger Berg umhergetrieben und einer Hamburger Emeute der Fiſchweiber beigewohnt; habe den Jungferſtieg Abends, wo das Volk aus dem Geſchäftsleben dorthin ſtrömt, durchſtrichen, und in den Alſter-Pavillons Porterbier getrunken; ich habe die Herrlichkeiten bei Peter **Ahrens** geſehen, und bei Marr, im „König von England“ erfahren, was ein poetiſcher Gaſtwirth iſt; ich bin im Rainville'ſchen Garten, der Hamburger Elb-Luſt, geweſen, und zu **Klopſtocks** und ſeiner Meta Grab in Ottenſee gewallfahrtet. Ich habe Hamburg in's Herz geſehen, in das begehrende, freudeſüchtige Herz.

Jetzt will ich das Volksleben und den Volkscharakter der drei Schweſterſtädte zu Papier bringen, und wo ſoll ich anfangen? Soll ich bei der blühenden Hammonia, der ſchweigſam-ehrbaren Brema, der verblühten, aber doch jungfräulichen Luberia beginnen? — Ich will keiner den Vorzug geben; ich will vergleichen.

Das Volksleben in Hamburg heiß' ich ein üppig-blühendes, aber ein frivoles. Der Hamburger lebt im Genuſſe, und was ihn reich gemacht, das macht ihn wiederum arm. Im Hamburger findet man Derbheit und reichsſtädtiſchen Egoismus, Geldſtolz und Grobheit, aber wenig Gemüthlichkeit. Sein Höchſtes iſt der Handelsglanz, und wie Hamburg demjenigen, der von Haarburg herüberfährt über die Elbe, mit dem Handelsangeſichte entgegenſtarrt, mit dem reichbemaſteten, bewimpelten Antlitz, das die Farben aller europäiſchen Mächte vereint, ſo ſtarrt Einem der Hamburger ſelbſt, iſt man bei'm Baumhauſe an's Land getreten, mit ſeinem Handels-Geſichte entgegen, das wie Geldgier ausſieht. Im Antlitz ſpiegelt ſich die Seele des Menſchen, und das findet man denn auch bald bewahrheitet. Was das gemeine Leben ſich nur wünſchen kann, erhält man in Hamburg für Geld, aber einen freundlichen zutraulichen Blick im Volksleben, o, den findet man nirgends. Das Herz geht hier arm aus, wird man nicht in einen Familien-Cirkel eingeführet; die Menſchheit hat hier nur ein Gepräge, und das iſt das Gepräge des Gewinnes, das Gepräge des Genuſſes. In Hamburg iſt eigentlich gar kein Volksleben; denn das Volksleben erblüht im Volke; das Leben in Hamburg erblühet in und aus dem Gelde. Wohin man die Augen wendet, nach der Branntwein-Schenke, wie nach der Stadt London, da waltet der phyſiſche Genuß vor, und ein Heer von Phrynen ſucht die Stundenblume in den Kranz des Lebens, der aus Unkraut aller Art gewunden, höchſtens bis Mitternacht üppig wuchert, und am Morgen im moraliſchen Katzenjammer ganz und gar verwelkt, damit der nächſte Abend einen neuen Kranz aus Wolfsmilch und Tollkraut weben könne.

(Fortſetzung folgt.)

Frankfurter Stadt-Theater.

(Schluß.)

Donna Diana. Soll ich wiederkäuen, was über Moreto's Luſtſpiel an hundert und tauſend Orten geſagt iſt? — Ich lobe die Auseinanderſetzung der Rolle von Seiten der Dem. Hirſchmann, bis auf zwei, freilich weſentliche Punkte: Liebe und Seelenleiden; und man nahm dieſe Auseinanderſetzung auch für Charakter-Darſtellung hin; denn ſie war markirt, effektvoll, als käme ſie von dem Katheder eines Profeſſors herunter, der da recht gut weiß, was Romantik und eine ſpaniſche Donna, mit Stolz und Liebe im Herzen, iſt, der die ganze Nationalität der Spanier zu definiren weiß, der aber doch immer ein ehrlicher deutſcher büchergelehrter Profeſſor bleibt. Da haben wir wiederum ein Beiſpiel, was es mit lebendig werden des Charakters ſagen will. Wenn das der Stolz einer Spanierin war, wenn das Hoheit einer Spanierin war, wenn das romantiſch-tönende Liebe war, wenn das Alles Poeſie war, denn der ganze Charakter, jede ſeiner Nuancen iſt Poeſie, ſo weiß ich wahrhaftig nicht, was dieſe Diana vor irgend einer deutſchen, proſaiſchen, derben Widerſpänſtigen voraus hat. Und die Liebe, war ſie überhaupt nur vorhanden, war ſie nur ſichtbar? Ich weiß nicht; ich erkannte ſie erſt im letzten Akt, aus den deutlichen Worten des Dichters. Und wo war das Leiden, das tragiſche Leiden, das Herzzerreißende? Ich hab' es nicht geſehen, ich konnte es nicht ahnen, als bis es in Worten hervortrat. In dieſes Bild voll proſaiſchen Ernſt und Hohns hätte ſich Don Cäſar nicht verlieben dürfen. — Ausgezeichnet war Herr Becker (Perin); das nenne ich Humor ſpaniſcher Nationalität, die auch ſelbſt im Schelm noch die Grandezza feſthält. — **Johanna** (die Jungfrau von Orleans.) Dem. Hirſchmann ließ in dieſer Rolle den Ton der begeiſterten Seherin, der als Grundton durch die ganze Leiſtung klingen muß, zu ſehr fallen. Johanna iſt ſich nicht des Heldenthums bewußt: unwillkürlich, vom Geiſte fortgetrieben, tritt ſie für ihr Vaterland in die Schranken. Nicht die Heldin ſiegt, ſondern die prophetiſche Schwärmerin, die wundergeſchmückte Jungfrau. Dem. Hirſchmann hatte hier wieder zu viel komponirt, aber der Kompoſition fehlte der verbindende Lebenshauch; es war Stückwerk, vom Mechanismus getrieben. Ich glaube nicht, daß durch dieſe pathetiſche Leiſtung Jemand begeiſtert werden konnte, und doch entflammte Jeanne d'Arc ganz Frankreich. Das Wunderbare iſt an und für ſich ſchon poetiſch, und Schiller hat es wahrlich nicht zur Proſa gemacht.

Buntes.

Boieldieu's Ehrengedächtniß. Im Jahre 1826 ließ Boieldieu's Vaterſtadt Rouen dem gefeierten Tondichter des Jean de Paris und der dame blanche zu Ehren eine Medaille ſchlagen. Nach dem Tode des großen Meiſters, auf den Frankreich immer ſtolz ſein wird, ſchickte die Municipal-Behörde von Rouen jetzt Deputirte nach Paris, um Boieldieu's Herz, welches deſſen Wittwe, Sohn und Bruder der Vaterſtadt überließen, mit feierlichem Gepränge in den Schooß derſelben zu bringen. Am 11. November wurde die Beſtattung dieſer Reliquie begangen; ganz Rouen war auf den Beinen; im feierlichen Zuge begab man ſich vom Stadthauſe nach der Cathedrale, wo der Trauergottesdienſt gehalten wurde, und von da auf den Kirchhof, welcher die Stadt beherrſcht. Ein koſtbares Denkmal wird ſich auf Koſten Rouen's über der Stelle erheben, wo Boieldieu's Herz ruht. Die Akademie veranſtaltete einen poetiſchen Wettkampf zum Gedächtniß des Verblichenen. Sie ſetzte einen außerordentlichen Preis für die beſte elegiſche Feier aus. Das Gedicht muß wenigſtens 150 Verſe lang ſein und den im Programme weiter ausgedrückten Bedingungen entſprechen. Der Preis beſteht in einem Schmuckkäſtchen mit drei Exemplaren der Medaille von 1826, in Gold, Silber und Bronce; auf dem Revers erſcheint jedoch, ſtatt des Stadtwappens, der Name des gekrönten Dichters und die Jahrszahl 1835, von zwei Palmenzweigen umſchloſſen. — Ich erinnere mich noch recht lebhaft an Beethoven's Leichenbegängniß zu Wien, an jenes göttliche Requiem in der Auguſtinerkirche, von Lablache's melodiſchem Donner durchſchallt; die ganze Kaiſerſtadt war in Bewegung, als trüge man einen Imperator zu Grabe. Aber kein Fürſt, keine Akademie ſetzte einen Preis zur Verherrlichung in Liedern; Zedlitz ſang ohne Aufforderung dem großen Todten. Dieß Deutſchland hat für ſeine Söhne keine andern Denkmäler, als Herzen; und Herzen — wie lange ſchlagen ſie denn?! Brand- und Lebensaſſekuranzen haben wir von Franzoſen und Engländern nachgeahmt; unſere Männer im Leben und nach dem Tode zu ehren, dazu fehlt uns Etwas, wir fühlen uns noch nicht als Volk, und wohnen allzu ſehr in den Stuben unſerer Winkelgaſſen, ſtatt auf dem Forum unſerer gemeinſamen Ehre.

Paris. Im Theater de Vaudeville zieht der Chevalier de Saint-Pons (Drama mit Geſang in drei Akten von Dumanoir, Mallian und Muret) trotz der vielen Inkonvenienzen, welche die Kritik daran zu rügen findet, das Publikum fortwährend lebhaft an. — Die Unternehmer des Ambigu-comique ließen den bereits etwas lang gewordenen Wanderungen „des ewigen Juden" endlich zwei Neuigkeiten folgen, le Facteur (Drama in fünf Akten von Charles Desnoyers und Boulé), und l'Ile des Boſſus (Zaubervaudeville von Charles Desnoyers und d'Ennery.) Das erſtere Stück, voll Leben, Wahrheit und Humor, ſeit lange eins der beſten Volksdramen, erhält ſich mit ſtetem Beifall auf dem Repertoire; das letztere will weniger anſprechen.

Erfindung. Unter der Leitung des Herrn Philips wurde kürzlich in London eine neue Dampfmaſchine vollendet, welche für die Agrikultur von höchſter Wichtigkeit werden kann. Sie nivellirt, beſäet und egget ein Stück Bodens von 10 — 12 Fuß in der Breite, durchmißt von fünf zu fünf Meilen in der Stunde, und bearbeitet an einem Tage (im Durchſchnitt) mehr als hundert Morgen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 6. 1835.

2

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 1.

Mittwoch, 7. Januar.

Dieſe wöchentlich einmal wiederkehrenden Blätter beſchäftigen ſich damit, von unſrer zeitgenöſſiſchen Literatur ein treues Bild zu geben. Ein vollſtänd'ges Glaubensbekenntniß über Methode, Plan und Abſicht, die bei unſrer Darſtellung zu Grunde liegen, laſſen wir bei Seite, treten mitten in die Verwirrung unſres Gegenſtandes ein, und hoffen theils durch nachfolgende Ausführung, theils durch die Urtheile, welche über beſtimmte vorliegende Erſcheinungen gefällt werden ſollen, das deutſche Publikum hinlänglich mit dem Tone vertraut zu machen, welcher hinfort in dieſen Verhandlungen gelten wird.

Unſre Literatur befindet ſich in einer Übergangsperiode. Die Literatur der Reſtauration, zum Tod verwundet, blutrünſtig, verzweifelnd, irrt mit der letzten Anſtrengung durch unſre Gauen; hie und da hören wir eins ihrer Glieder verenden, die Luft iſt mit Verwünſchungen erfüllt; wir leben in der grauſen Stille, welche kurz nach der letzten Attake auf einem Schlachtfelde ſtöhnt; wir wollen nur erſt abwarten, bis die Freundſchaft ihre Todten begraben hat. Aber noch iſt es nicht lange her, daß unſre kritiſchen Würgengel und Walküren über unſre Ebenen und Berge ſtürmten; wir leben noch Alle in einer friſchen, ohrenklingenden Erinnerung der Vergangenheit; ſo ſchnell und unerwartet kam das Neue, daß es uns zuweilen noch iſt, als lebten wir mitten drinnen im Alten. Wir haben Alles mitgemacht. Wir ſahen, wie ſich unſre Literatur einer wollüſtigen Tendenz der Vernichtung hingab; ein unwiderſtehlicher Trieb des Zerfallens, ein blaſſer Inſtinkt des Todes hatte ſich unſrer vornehmſten Geiſter bemächtigt, und theilte ſich denen mit, welche ohnedies nur Ephemere waren. Jene alte klaſſiſche Periode unſrer Literatur wurde ſtatt fortgeſetzt, angebetet. Man verwandelte ein Andenken, welches lebenskräftig auf den Nachwuchs der Generation wirken ſollte, in Marmor; Göthe und Schiller wurden als Büſten ausgerufen, und eine Herrſchaft begann, welche die demüthigendſte iſt, die Herrſchaft des Ruhms. Die Schulen unterwieſen uns in deutſcher Literatur, ſie erzählten uns von unſern Vätern wie von alten Helden, welche längſt dem Plutarch anheim gefallen waren, Alles wurde in eine nebelhafte mythiſche Ferne gerückt, und es blieb uns, der Jugend, der friſchen, die alle Privilegien hatte, der Jugend voll Energie, Thatkraft, Prädeſtination, nichts zurück, als eine zitternde Andacht. Das haben wir Alle erlebt. Die Reſtaurationsperiode überlieferte uns eine abgeſchloſſene Vergangenheit, einen Despotismus des Ruhms, eine Religion Schiller und Göthe. Die Anbetung brachte die Nachbetung, die Nachbetung die Mittelmäßigkeit, die Mittelmäßigkeit den Plunder. Der Ruhm brachte die Beſcheidenheit, die Beſcheidenheit die Arroganz, die Arroganz verwirrte Alles. Mit Müllner ſtanden Euch die Haare zu Berge; mit Houwald erſchrackt Ihr; Ihr habt mit Clauren geliebt, Ihr habt mit Witſchel geweint, mit Krug gefaſelt! Man hat Euch gemißhandelt! Ihr flößtet Mitleid ein!

Die Reſtauration oder die Periode des marmornen Ruhms und des Elends endete mit den Folgen der Julirevolution. Die Oppoſition wurde die Majorität. In den Gedanken, in das Geſpräch, in den Druck kamen andre Tendenzen; das Ding mit unſrer Literatur nahm eine andre Wendung; das alte, dicke, kohlenſaure Blut wurde durch friſches, übermüthiges, vom Born des Lebens erſt abgezapftes erſetzt. Vaterland, Geſchichte, Menſchheit, waren Begriffe, welche jetzt tiefer in unſre Literatur eindrangen, als einſt in Klopſtock's labyrinthiſche Oden oder in Herder's humaniſtiſche Träume. Es bekam Alles, was geſchrieben und geſprochen wurde, ein blankes, neues Gepräge, das Gepräge des Augenblicks, der Nothwendigkeit und der Wahrheit. Die Stunde der Emancipation von dem Ruhm und der Unbedeutendheit hatte geſchlagen: ſie ging vor ſich mit etwas Schaam, aber lachend und keck; denn damals war viel Sonnenſchein, Hoffnung und poetiſche Thatſache in Deutſchland.

Aber wie ſchnell! auch dieſe Zeit iſt vorüber. Die Segel unſrer Hoffnungen wurden eingerefft: unſre Sprache iſt wieder einſilbig geworden, wir zucken mit den Achſeln, die großen Entſchlüſſe waren nur die Embryone unſrer Mienen; Alles hat ein finſtres, protokollariſches Anſehen gewonnen. Dieſe Zeit iſt unſer gegenwärtig laufendes Datum, von ihr leben wir. Wir haben jetzt Muße genug, in die ſtille Bücherwelt zurückzukehren, zu leſen, zu zanken, Partei zu nehmen, für und wider, geliebte Autoren mit heimlichen Wechſeln und Tabacksbeuteln zu überraſchen, zu kaufen, Bibliotheken anzulegen, und aus neuen Büchern ſich ſchöne Stellen abzuſchreiben. Wie man zu ſagen pflegt, die ſinnigen Frauen nehmen wieder holden Antheil. Der Winter iſt da, die Soiréen beginnen, die Theemaſchine murmelt, was bringen Sie zum Leſen, Hofrath? um des Himmels Willen, nur nichts Altes! — Was ſoll man dazu ſagen? Mag man Thee trinken und Bücher leſen, wenn man nur die rechten wählt!

Die Phyſiognomie unſrer gegenwärtigen Literatur, wie ſie aus der Reſtaurationszeit durch die politiſchen Stürme hindurchgedrungen, ſich geläutert und durch ganz neue Elemente integrirt hat, in allen ihren Linien und Zügen wiederzugeben, iſt die Aufgabe, welche ich in ſpätern von Büchertiteln unabhängigen Bulletins und leading Articles löſen will. Es handelt ſich hier um Rückblicke auf die Vergangenheit, um Gruppirungen ganzer Tendenzen, um Ausſcheidungen aus der Maſſe, um Charakteriſtiken alter ehrenwerther Überreſte, welche noch kein Moos anſetzen, um Ahnungen und Seherblicke in die Zukunft, um den Jubel einer neuen Zeit, die uns mit blauen Kinderaugen aus der Wiege anlächelt, um einzelne Namen, welche ihre Apoſtel ſind, und um viele Andre, welche nicht werth ſind, dieſen die Schuhriemen aufzulöſen. Es gibt neue Prinzipien, welche in der klirrenden Rüſtung ihrer Beweiſe zum Kampfe bereit ſtehen. Das Chaos lichtet ſich. Die Räder, welche das übermüthige junge Syſtem ſchlägt, ſind nicht ohne Kunſt, Schema und methodiſches Geſchick. Wir haben Ziel und Ende; wo es liegt? ſoll Euch geſagt werden.

Wenn wir ſomit zum Programm unſrer kritiſchen Sitzungen das Geſtändniß ablegen, daß wir an die neue Schöpfung einer poſitiven, ſich zuſammenziehenden und oſtenſiblen Literatur glauben, ſo wollen wir zunächſt beſtimmen, welche Rolle der Widerſpruch, die Kritik, bisher geſpielt hat, und welche ſie in Zukunft übernehmen muß.

Es iſt bekannt, daß unſre literariſche Revolution durch die Kritik eingeleitet iſt. Alles was in den zu Grabe getragenen Zeiten Geiſt hatte, flüchtete ſich in die Kritik. Sie übernahm einen ununterbrochenen Feldzug gegen die Herrſchaft des Ruhms und die Prahlerei des Elends. Sie ſtürzte das Götzenthum, und zerrieb den Marmor, welcher auf das Genie ſo zerſtörend wirkte. Sie deckte die Blößen der Nachahmung auf, und machte die Orgien der Mittelmäßigkeit lächerlich. Die Kritik nagte an Allem, ſie war unbedingte Verneinung. Univerſell, Allem vertraut, mit dem Rückhalt einer imposanten Keckheit, einer friſchen Gedankenfülle, und um gewandte Ausdrücke nicht verlegen, mußte ſie überall ſiegen. Der Contraſt machte ſie witzig, die Zahl der Ermordeten grauſam; ſie hat vortrefflich aufgeräumt. Wir haben damals Erſcheinungen erlebt, wie ſie ſeit Leſſing unerhört waren. Die Kritik wurde mehr als Nemeſis: ſie wurde das Vehikel unſerer Hoffnungen, die Jugend triumphirte; denn Vaterland, Freiheit, Vorliebe für einige Größen, welche den angetaſteten das Gleichgewicht halten mußten, die ganze Zukunft flüchtete ſich unter den Schutz der Kritik. Man lernte haſſen und verachten.

Aber die Kritik blieb hiebei nicht ſtehen. Behangen mit den Schädelguirlanden der Erſchlagenen, nahm ſie von dem verödeten Felde der Literatur Beſitz. Die Kritik wurde eine Integration der Literatur, bekleidete ſich mit dem Scheine der Poſition, die Kritik wollte das erſetzen, was ſie weggeräumt hatte. Es iſt eine Literatur der Negation im Anzuge, welche Alles zerbröckelnd und auseinander ſchälend, die Schranken der Objektivität niederreißen will, und Alles auflöst in Reflexion. Das Urtheil und die Meinung ſind an die Stelle der Kunſt getreten. Hier iſt der Punkt, wo die jüngere Generation die Fortführung unſerer literariſchen Intereſſen übernehmen wird. Bis hieher ſind wir im Augenblick gekommen, bis zu dem Grundſatze: die kritiſche Periode iſt vorüber.

Blicken wir um uns, ſo wird man geſtehen müſſen, daß in Sachen des literariſchen Urtheils eine ſolide öffentliche Meinung verbreitet iſt. Dies iſt eine vortreffliche Wirkung der bisherigen Oppoſition geweſen. Es gibt nicht wenig Dinge, welche unwiderruflich feſtſtehen, und andre, welche Niemand mehr zu behaupten wagt. Die kritiſche Meinung, welche ſich im Niveau des Publikums findet, iſt vielleicht zu kalt, zu zaghaft geworden, ſie gleicht oft einem Vorurtheil. Man erwäge den Antheil, welchen die Maſſe und die Bildung an neuern Erſcheinungen nimmt! Sie iſt ſo vorſichtig, daß ſie in allem Neuen eine Ähnlichkeit mit Dingen wittert, welche ſie ſich in Schutz zu nehmen ſchämt. Sie hat für Alles ein Stichwort, eine Kategorie, einen Witz, den ſie der kritiſchen Periode verdankt. Sie lächelt über Namen; ganze Gegenden auf der deutſchen Landkarte ſind in Verruf erklärt, und nicht mit Unrecht. Dank jenen rieſenhaften Anſtrengungen der alten Oppoſition, daß gewiſſe deutſche Notabilitäten von ehemals nur noch Gelächter erregen! Es iſt unläugbar, die kritiſche Meinung im Volke iſt friſch, nicht blind, nicht taub, ſie läßt ſich ſo leicht nichts mehr aufbürden.

Aber auf der andern Seite iſt, wie wir ſchon ſagten, das öffentliche Urtheil ſchlaff, indifferent, ein Zweifler ohne Sympathie, es iſt altklug und voller Eitelkeit. Man hat ſo viel appellirt an die Natur, an das Haus, an den Staat, kurz an Dinge, welche Jedem bei der Hand ſind, daß man überall auf Vorwitz und Bequemlichkeit ſtößt. Man begnügt ſich mit einem kritiſchen Schiboleth, das in einer Strahlenbrechung von Patriotismus, Nationalität und Übermuth unantaſtbar iſt, weil allerdings Niemand unpatriotiſch, unnational und fromm ſein will. Unſre große Oppoſition von geſtern iſt ſehr philiſterhaft geworden, ſie macht es ſich bequem, urtheilt hinein in Tabackswolken, und brüſtet ſich, vor Nichts die Mütze abzunehmen, dieſe Mütze, welche ſchon längſt wieder eine Nachtmütze geworden iſt. Gegen dieſe Titanen im Schlafrock, dieſe patriotiſchen Pinſel, welche ihren Kindern z. B. die Lektüre Göthe's verbieten, dieſe Bilderſtürmer, welche mit dem Ruhm auch die Erinnerung zerſchlagen wollten, hat Niemand ſo vortrefflich debütirt als *Heine* im ſeinen Heften zur deutſchen Literatur. Heine hat in dieſer Art ein eignes Genre erfunden, die apologetiſche Kritik, Rettungen in Leſſing's Manier, welche wir nicht genug empfehlen können, da das Falſche daran nicht ſchadet und das Gute unverloren iſt.

Man ſieht, in welchem Sinne es ſich wagen ließ, an die Spitze eines neuen Literaturblatts den Satz zu ſtellen, daß die kritiſche Periode vorüber iſt. Aber wir gehen noch weiter und erklären, daß die Kritik, ſelbſt wenn es eine neue Schule gibt, doch das geringſte Geſchäft derſelben iſt. Welche Aufgabe ſie ſich vorzüglich ſtellen muß, mögen zukünftige Auseinanderſetzungen beweiſen: wir geſtehen offen, daß die Kritik immer mehr gedemüthigt und eingeſchränkt werden muß. Kritik iſt die untergeordnetſte Branche der Literatur: es konnte nur unter beſondern Conſtellationen geſchehen, daß ſie zu einem ſo tyranniſchen Übergewicht gelangte.

Gute Kritik iſt nichts, als der Ausdruck der Mittelmäßigkeit: gute Kritik iſt die Durchſchnittsmeinung der Denkenden unter einer Nation; ſie ſoll nicht über und nicht unter dem Niveau ſtehen. Ein ächter Kritiker iſt ein etwas ängſtlicher Mann, welcher zu viel Geiſt hat, um das Ordinäre zu lieben, aber auch zu ſehr Skeptiker iſt, um dem Genie in allen ſeinen Himmel- und Höllenfahrten zu folgen. Ein ächter Kritiker iſt der beſte Hausvater bis auf einige kleine geniale Anflüge, welche ſeine Frau ſeufzen machen, aber den Kindern zu Gute kommen, weil ſie auf ihre Phantaſie wirken; er iſt gewiſſenhaft, ſtreng, pedantiſch, obgleich er zuweilen den Muth hat, über ſich ſelbſt zu lachen. Ein guter Kritiker hat Studien gemacht, voll Gründlichkeit; die Fächer, in denen er nicht zu Hauſe iſt, hält er ſich vom Leibe; ja ſelbſt ſeine eignen, die ihm nichts verſagen, ſtehen ihm doch immer ſo fern, daß er unterläßt, ſich ſelbſt in ihnen zu verſuchen. Ein guter Kritiker verachtet die Alltäglichkeit, aber er verſchließt ſich in ſein Studierzimmer. Er zieht die Menſchen bei weitem den Büchern vor, aber jenen weicht er aus, und dieſe häufen ſich bei ihm zu Bibliotheken. Er greift mit Haſt nach jeder neuen Erſcheinung; und iſt ſie ihm unter den Händen, ſo macht ſie ihn kalt. Ein guter Kritiker produzirt nicht, obſchon er zuweilen ein treffliches Gedicht macht. Er liebt das freie Feld, den Wald, Alles, was Dichter lieben; und lächelt dazu, wenn er denkt, wie es nun Dichter in ſeiner Lage machen würden. Er hat ganze Pakete von Ideen und Material liegen, er verarbeitet auch Einiges, was brav gelingt, ihm aber kein Vergnügen macht. Ein guter Kritiker iſt phlegmatiſch, nicht ohne Witz, oft ſarkaſtiſch, immer ein vortrefflicher Mann, mit dem man eine Stunde reden und für ein halbes Jahr genug hat, darüber nachzudenken. Kurz ein guter Kritiker iſt Etwas, was wir in Deutſchland nur in einzelnen Exemplaren haben. Das Vaterland der ächten Kritik iſt England.

In England iſt die Kritik eine Zunft. Sie hat ihre Symbole, ihre Gebräuche, ihre Handgriffe, ſie muß erlernt werden, wie ein Handwerk. Die engliſche Kritik iſt in Folge einer Revolution entſtanden; denn dies iſt auch eine Revolution, daß man Kenntniſſe haben muß, um zu urtheilen. Die Vorſchule der engliſchen Kritik iſt die Schule ſelbſt, und ein engliſcher Kritiker beſitzt einen höchſt ſoliden Fond von Kenntniſſen, er diente von unten auf, und hat in den Fächern, worin er urtheilen will, Alles durchgemacht von der Pike an. Warum praktiſirt er nicht? Er iſt zu träge und hat immer noch einen Anflug von Originalität und ſchriftſtelleriſcher Anlage. Warum ſchreibt er keine Bücher? Weil er unſyſtematiſch iſt; weil er die Schule, die Oeffentlichkeit und das Angetaſtetwerden nicht leiden mag. So werden die engliſchen Kritiker die Plage des Genies, aber eine nothwendige, ſie werden die Nemeſis der Arroganz und die Furie der Dummheit. Sie haſſen alles Extravagante, dem ſie einſt ſich ſelbſt ſo nah fühlten, oder belächeln es; ſie ſind der Widerſpruch, nicht wie bei uns die Kritik um Taglohn und um des Katheders willen der Widerſpruch des Dünkels, der Blindheit und des Cynismus; ſondern der Widerſpruch der Proſa, des wirklichen Lebens, einer Macht, welche nicht geläugnet werden kann und die von der Natur ein Recht hat an Alles. Ein engliſcher Kritiker iſt ohne Eitelkeit; er tritt ſein Lebenlang nicht aus der Anonymität hervor, er macht aus ſeinem Geſchäft eine Profeſſion. Man nehme die Engliſchen Reviews; ſie ſind der Ausdruck der ſoliden, beweisrichtigen Mittelmeinung, ihre geſcheuteſten Theilnehmer ſind unbekannt, oder ſpuken im Lande nur durch Tradition bei den Gelehrten, die vor ihren Studien Reſpekt haben, und bei den Genie's, welche ſich vor ihrem Spott und ihrer Proſa fürchten.

Nachahmungen dieſer Gattung Kritik finden ſich in Deutſchland ſchon früh; doch fielen die erſten Verſuche in eine Zeit, wo die Autorität der Reſtaurationsliteratur noch zu wenig beſtritten war, wo ſich Alles in einige Tageserſcheinungen, welche von der philoſophiſchen und kirchlichen Seite her flutheten, auflöſte, in einige Namen, die jedes Mittel gebrauchen, um ihr Uebergewicht geltend zu machen. Ich erinnere an den Leipziger Hermes. Jezt iſt die Zeit für jene anonyme, weitläuftige und confortable Kritik weit günſtiger. Denn die kritiſche Schule hat ſich der Gelehrſamkeit ungemein genähert, ſie iſt nahe daran, einen Bund mit dem Katheder und den Univerſitäten zu ſchließen. Die Gelehrſamkeit ſelbſt ergänzte ſich durch eine jüngere Generation, welche früh die Reſtaurationsliteratur verachten lernte, und ſich theils offen, theils unter der Maske zu den Prinzipien der kritiſchen Schule hinneigt. Gewiſſe Fächer, die Staatswiſſenſchaft, die Geſchichte, die Naturlehre, ich möchte faſt ſagen, auch die Heraldik ſind der leztern ſo verwandt geworden, daß eins auf das andre rechnet, ſich wechſelſeitig Complimente macht und eine recht artige Einführung der engliſchen Kritik denkbar iſt. Wir glauben ſogar, daß uns in der That die geniale und ſubjektive Kritik mehr ſchadet, als nüzt, daß Inſtitute in Form der Quaterly Reviews vom Publikum bewillkommt würden, anonyme, ſolide Kritiken, in der Mitte ſchwebend zwiſchen dem Katheder und dem Parnaß, bürgerliche, beleibte Kritiken mit viel Beleſenheit und Verſtand, Kritiken mit etwas Reſignation, wie die engliſchen. Einige unſrer zerblätterten Anſtalten für das Rezenſirweſen fangen ſchon an, ſich zu engliſiren. Sie treiben keinen Luxus mehr in Expektorationen, ſondern legen ſich ſtatt auf die Kritik des Urtheils auf eine bequemere Gattung, auf die Kritik der Auszuge.

Wir geſtehen, daß von unſerer Seite in dieſer lezten Gattung wenig geleiſtet werden kann, daß wir noch weit entfernt ſind von jenem Alter, wo die Leidenſchaften ebenmäßiger fließen, wo der Enthuſiasmus uns Lächeln abzwingt, wo der Kopf es ſich bequem macht. Wir zittern noch ängſtlich vor Erſcheinungen, von denen wir glauben, daß ſie eintreffen müſſen; wir legen noch auf vieles einen jugendlichen Werth, und ſind ſelten mit dem, was Andern ſchon bewieſen ſcheint, beruhigt. Wir haben keine Schemata, keine Kategorien; nichts als Ahnungen, und noch mehr Erwartungen. Wenn wir von neuen Dingen ſprechen, ſo können wir ſie nicht aufzeigen; wir glauben nur, daß ſie kommen müſſen und wollen ihnen den Weg bahnen. Ja wir werden weniger von ſolchen Dingen ſprechen, die wir von Andern zu erwarten haben, als von ſolchen, an denen wir ſelbſt Theil nehmen. Die Zukunft, eine Hoffnung, welche, wir geſtehen es, uns vielleicht täuſcht, will in dieſen Blättern die Hauptrolle übernehmen und es iſt eine einzelne, perſönliche Meinung, ohne zahlreichen Rückhalt, ſoweit ſie wenigſtens ihre Hülfstruppen in der Nähe hat, welche hier zu Euch von Geſchichte, Literatur und von Euern Steckenpferden reden wird. Ihr habt keine Behauptungen, ſondern Entwickelungen zu erwarten, weniger ausgewachſene Thatſachen, als Ideenembryone, es iſt hier kein Katheder der Doktrin, ſondern ein Dreifuß der Weiſſagung aufgeſtellt; vergebt mir, wenn ich Euch auffordere, mit mir zu ſchwärmen. Wir werden im Verlaufe zu Reſultaten kommen; und die Beweiſe, welche wir heute vermiſſen, werden uns morgen zufallen. Jagt mich wie ein Roß durch die Rennbahn unter Euerm Zuruf; oder wo ich als Redner ſtocke, füllt die Pauſen der Verlegenheit aus mit einem gutherzigen Hear! Hear!

Weil ich nur das Kommende im Auge habe, ſo tret' ich ohne Drohung auf. Ich will mich forttragen laſſen mit dem Neueſten, was die Literatur bringt. Ich habe keine alten Antipathien im Rückhalt oder geheimen Groll, ſelbſt gegen Namen der Reſtaurationsperiode nicht, da die Zeit ein läuterndes Feuer iſt, und Jeder der Geſchichte folgt, wenn auch rücklings. Unſre junge Generation hat die Aufgabe, poſitiv zu verfahren, ſelbſt zu ſchaffen; zu lärmen und zu perhorresciren würde ihr ſchlecht ſtehen. Da ich mich ſelbſt zu ihr rechne, ſo ſchlendr' ich als Kritiker gemüthlich fort, ohne viel Aufhebens zu machen, nur rechts und links meine Meinung ſagend, und den, welcher mir im Wege ſteht, ſchon aus der Ferne erſuchend, bei Seite zu treten. Ich fühle, wie nothwendig es iſt, daß die Literatur zuſammenhält. Die Literatur iſt zerſtreut durch die Kritik, die Polizei, durch den Buchhandel und ein unſchlüſſiges Publikum: ſie muß zuſammenrücken, nicht encyklopädiſch, realiſtiſch, zum Pfennigspreiſe; ſondern bunt, mannichfach, lärmend, wenn nur erreichbar und überſichtlich. Die Literatur iſt zerſtückelt genug: die Kritik hat jezt ein chirurgiſches Geſchäft zu übernehmen, ſie ſoll heilen, wieder herſtellen und ergänzen. Sie ſoll die paniſche Furcht, welche über die Autoren gekommen iſt, beſchwören, die Wildheit einfangen; ſie ſoll Rath geben, Vorſchläge machen und nichts ſo ſehr vermeiden, als durch übertriebenen Lärm die Theilnahme des Publikums zu erkälten, durch Appelliren an eine Menge, welche man nicht ſieht und hört, dieſe altklug und vornehm zu machen. In der That, es herrſcht viel Mittelmäßigkeit im Lande; aber es iſt unverantwortlich, ſelbſt die Mittelmäßigkeit an den Indifferentismus, an Menſchen zu verrathen, welche für gar nichts ſind. Wenn ſchon dafür geſorgt iſt, daß die *Bäume* nicht in den Himmel wachſen; wie viel mehr, daß ſich die *Sträucher* nichts dürfen einfallen laſſen!

Ich glaube auch, die Mittelmäßigkeit wird dieſe Worte zu gut verſtehen, als daß ſie auf Rechnung derſelben ſich zu brüſten und zu vernachläſſigen wagen wird. Auch giebt es viele Dinge, nach welchen man nicht vergebens in dieſen Blättern ſuchen wird: Zauberworte, deren Klang eine ſüße Muſik für die Jugend iſt; Sympathien, welche die Herzen Tauſender erwärmen; große Thatſachen, welche elektriſch wirken. Gleichaltrige Jugend, du haſt einem treuen Kaſtellan die Schlüſſel deiner Luftſchlöſſer übergeben, einem Freunde, der denen gleicht, welche du mit Liebe umfängſt; einem ehrlichen Vertrauten deiner Wünſche, welche du nur in Feierſtunden, in der Umarmung der Freundſchaft ausgeſprochen haſt! Hier ſind alle deine Geheimniſſe niedergelegt; es ſpricht ein Mund zu dir, welcher mit dir ſang, jubelte; ein Herz, das dich liebt, und eine Ahnung, welche Alles verſteht, wenn ſie mitten unter dich träte und die Worte auf Euren Lippen ſtockten! Ich verkünde nichts, als Eure Evangelien: Eure Götter ſind die meinen; die Arbeit dieſer Blätter iſt ein Cultus, in welchem ich, als Prieſter, die Opfer verrichten will!

Karl Gutzkow.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 7. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 8. Januar.

Der Dichter.

Von

Eduard Duller.

Es ſcholl herauf zu meiner öden Kammer
Ein toll Gejauchze raſender Bacchanten,
Und dumpf dazwiſchen klang's wie Todesjammer
Von Sterbenden, Gefangnen und Verbannten.
Da ſprang ich auf, ergriff den Schmiedehammer,
Blies in die Eſſe, bis die Flammen brannten,
Und ſtählt' ein Lied in meines Ingrimms Glut,
Und Wehmuth tauchte mir's in Thränenflut.

Denn, wenn ich ſah dies krankhaft halbe Ringen,
Dies knabenhafte Spielen, Fliehen, Haſchen,
Dies Fliegen-wollen mit verbleiten Schwingen,
Der Fäulniß Keim im Keim, im allzuraſchen,
Dies plump mit Gnade überſchminkte Zwingen,
Der Überſatten neues Nippen, Naſchen,
Die übertünchte, lachende Verweſung,
Die breit hinthronen will als Maigeneſung, —

Wenn mir das Ohr vom äff'ſchen Echo gellte,
Von der unbärt'gen Helden Siegsgejohle,
Wenn toll am Narrenſeil die Mitwelt ſchellte,
Berauſcht vom Schaum gifthältiger Phiole,
Wenn ſie durch - Brand die Nacht zum Tag erhellte,
Und vor dem Tag doch floh auf flücht'ger Sohle, —
Sagt, konnt' ich länger bändigen den Eifer?
Nein, auf der Thoren Haupt goß ich des Fluches Geifer.

Und weil die Zwerge alſo hoch ſich werthen
In ihrer Ohnmacht alſo leichter Schale,
Nahm ich den blut'gen Spott mir zum Gefährten,
Aufſucht' ich ſie mitten im Faſtnachtsſale,
Und ſchwor's, durch Keulenhieb ſie zu entſchwerten,
Sie zu bepfeilen mit des Mittags Strahle,
Durch ihre eignen Sünden ſie zu geißeln,
Den kalten Klotz durch glüh'nd Metall zu meißeln.

Sie jagen in die Seele uns den Eckel,
D'rum gilt's, mit Gräu'ln die Gräu'lgeburt zu hauen,
D'rum ſprengt' ich aller Särge ehrne Deckel,
Daß ſie der Zukunft ernſten Spiegel ſchauen;
Ich lohnte ſie aus des Entſetzens Seckel,
Auf Zinſen legt' ich wuchernd fruchtbar Grauen;
Verſchwendriſch mit der Wucht des Richtſchwerts hauſend,
Bannt' ich herbei damit das kommende Jahrtauſend.

Ich lud zu Gaſt, wo Tod die Faſtnacht hält,
Und lud ſie ein, zu ſchmauſen am Gerichte,
Ritt im Galopp auf Sorgen durch die Welt,
Den Sporn einſetzend jeglichem Gedichte;
Und ob mich der begeifert, der bebellt, —
Mein ganzes Sein beſchwört euch doch zum Lichte;
Werft ihr nicht willig ab das Schellenkleid,
So raubt man euch's ſamt eurer Eitelkeit.

So wird mein Tödten immer doch ein Schaffen;
Seh' ich in Nacht, ſo weiſ' ich euch die Sterne;
Daß ihr euch Menſchen fühlt, ſpott' ich euch: Affen;
Den Apfel ſpalt' ich, daß ihr prüft die Kerne;
Licht braucht die Welt, drum gilt's, ſie zu entpfaffen;
Und ich, ſo wahr ich Mann bin, helfe gerne;
Und was ich ſchwor, als blaſſer, kranker Knabe, —
Ich thu's als Mann, — durchfecht' ich's bis zum Grabe.

Wer weiß, wie nah?! Vielleicht mir näh'r als Wiegen,
In denen ich mir ſchaukle ſüße Kleine, —
Denn mich muß man zerbrechen, um zu biegen;
Ich trank den Tod im erſten Glas voll Weine.

Daß ich gelernt, hoffend, Licht müſſe ſiegen.
Und täuſcht auch all, nicht täuſchet doch dies Eine;
Und ob das Leben oft den Tod nur ſpiegelt, —
Im Kern des Sein's liegt ew'ges Sein beſiegelt.

Pfui, klagt' ich je, was mich das Leben koſtet!
Mit meinem Leben zahl ich gern die Pflicht.
Vielleicht verſcharret, aber nie verroſtet!
Hoffnung mein Stern, und der verbleichet nicht!
Wenn's einſt am Rand der weiten Wüſte oſtet,
Wird Stern zur Sonne, Nacht verſtrömt in Licht.
Und aus dem Sarg' dann ſpring' ich neugeboren,
Jubelnd: Wer ganz gelebt, geht nie verloren!

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

Mit dieſer tröſtlichen Verkündigung ſchloß Baſe Brigitte ihr Fenſter und Gekel hatte während dem die Geſchwiſter, wie ihm befohlen worden, durch die Halle in das Haus geleitet. Er machte allerhand närriſche Bemerkungen und Sprünge, quakte und piepte durcheinander, indeß ſie die Wendeltreppe emporſtiegen, ſo daß Bärbchen, die den Narren ſchon kannte, hierdurch ihre Faſſung wieder gewann und zum Lächeln genöthigt ward. Endlich ſtanden ſie vor des Fräuleins Gemach, und dieſes, welches ihren nahenden Schritt vernommen hatte, öffnete die Thüre und ließ ſie mit freundlichen Worten ein, Gekel aber kehrte in die Halle zurück. Bärbchen kam es hier oben in des gnädigen Fräuleins Gemache und in deſſen Nähe wie im Himmel vor, nachdem ſie vorher durch die Hölle gegangen war. Alles war hier ſo traulich, ſo wohnlich und zierlich zugleich, daß man ſich wohl fühlen mußte, und des Fräuleins äußere Geſtalt, Weſen und Thun trug dazu bei, dieſe angenehme Empfindung zu erhöhen. Sie war von mittlerer Größe und mittlerem Alter, rührig, geſprächig und in ihrer Art und Weiſe, mit geringen Perſonen zu reden, lag etwas Mütterliches, dem ſelten ein Herz widerſtand. So fragte ſie auch jetzt mit wohlthuender Theilnahme nach dem Ergehen in Werrlein Kucks Hauſe, hörte geduldig Bärbchens Leidengeſchichte in dem Thurme mit an, welche ihr dieſe jedoch nur mit Einſchränkungen erzählte und nahm dann den Kräuterkorb in Empfang, mit welchem ſie an einen großen, für dieſen Zweck beſtimmten Tiſch in der Nähe des Fenſters trat, um hier den Inhalt auszubreiten und Alles genau zu unterſuchen, zu prüfen. Sie winkte Bärbchen zu dieſem Geſchäft heran. „Tritt nur näher, mein Dirnlein,“ ſagte ſie, „und auch du Konrad kannſt dein ſchnackiſches Vogelbauer, deſſen Beſtimmung mir erſt noch eröffnet werden ſoll, einſtweilen auf jenen Stuhl ſtellen und Acht haben, wie ich die Kräuter ſortire, denn ohne ein wenig Kunde über dieſe heilſamen Geſchenke des lieben Gottes geräth man oft in Gefahr, ſie zu verachten, oder duldet Schmerz und Gebreſt, was leicht durch ſie zu heben wäre. Ihr habt ja die Erfahrung an euch ſelbſt gemacht,“ fuhr ſie fort, „und ich ſage euch, daß alle die Tränke und Säftchen, ſo ich euch in eurem ſchweren Siechthum zu koſten gab, aus nichts anderm als den Kräutern bereitet waren, die in eurem Forſte und in unſerm geſegneten Wieſenthale wachſen. Des Herrn Güte iſt groß und die ganze Erde ſeiner Gnade voll!“

„Und eure Güte,“ fuhr Konrad heraus, „iſt auch groß, denn ohne euren und Fräulein Hildegardis Pflege und Hülfe ....“ „Still, ſtill,“ befahl Fräulein Brigitte und blickte nach einer halb offenſtehenden Thüre, die in ein anderes Gemach führte, „jetzt wollen wir einmal ſehen, was Fein Bärbchen geſucht haben wird. Sie nahm eine Pflanze aus dem geöffneten Körbchen, beſah, beroch ſie und fuhr fort: „Das iſt Odermännig, Bruchwurz, ein edel Leber-Milz und Wundekraut; die Wurzel, in Wein geſotten, iſt gut, erlahmte und erfrorne Glieder darin zu baden; Kraut Saamen und Wurzel, in Wein gelegt und getrunken, iſt gut für die rothe Ruhr, Waſſer- und gelbe Sucht, und heilet der Schlangen Biſſe. Und hier die zarte Artemiſia mit gefiedertem Blatt, Beyfuß genannt, hilft, Gott ſei bei uns, in Kindesnöthen, einen Kranz davon gemacht und auf den Leib geleget. Auch gekochet und das Haus damit beſprengt, vertreibt er allerhand Gewürme — Haſelwurz macht Brechen, purgirt auch bisweilen, und dieſer Pfaffenpint kann bei keuchenden Leuten mit Nutzen angewandt werden. Einige meinen: er heile auch Brüche, aber ich glaube das nicht. — Seht ferner hier den röthlichen Holwurz, auch Oſterluzey genannt, ein treffliches Mittel wider Gift und giftige Biſſe, vertreibet Bauchweh, fallende Sucht, Geſchwulſt, Seitenſtechen, Hauptflüſſe, Dumpfigkeit und Fieber. Auch Kalmus bringſt du mir diesmal, mein Kind, das lobe ich. Eingemacht und überzogen erwärmt er den kalten Magen, wird auch gebraucht wider die Kolik, Verſtopfung der Leber und Milz; dieſer Sauerampfer iſt ein Herzſtärkendes Kraut, macht Appetit zum Eſſen, lindert den Durſt und das Fieber . . .“

Eine weiche, ſüße, zärtliche Melodie, aus keiner menſchlichen Kehle tönend und keinem Inſtrument angehörig, unterbrach jetzt auf ein Mal den lehrreichen Redefluß Fräulein Brigittens. Die Weiſe eines beliebten alten Liedes, welches die Bänkelſänger auf den Meſſen und Jahrmärkten hören ließen und welches mit den Worten begann:

Feins Liebchen biſt ja ſo minnig,
Feins Liebchen biſt ja ſo hold! —
Deine Aeuglein blicken ſo ſinnig,
Deine Härlein ſind eitel von Gold —

wurde halb gepfiffen, halb gehaucht, aber mit ſo kräftig anſchwellenden Tönen, daß ſie alle Winkel des hohen Gemaches erfüllten. Baſe Brigitte horchte überraſcht auf, und ihr ſuchendes Auge mußte endlich an dem Stuhl haften bleiben, auf welchem Konrads Käfig mit ſeinem bunten Bewohner ſtand. Der rothgefleckte Vogel mit ſchwarzem Kopf und ſchwarzen Flügelrändern, ſaß, ſein Gefieder leiſe ſchüttelnd, aber kaum den kurzen dicken Schnabel öffnend auf einem Querſtab und ließ eine Fülle wunderbarer Töne von ſich ſtrömen. Baſe Brigitte ſchlug in ihre Hände, Konrad rieb die ſeinigen verlegen und vergnügt zugleich, daß der Buchfink, deſſen Abrichtung ihm unſägliche Mühe und Geduld gekoſtet hatte, nun doch ſein Probeſtück ſo gut machte. „Welch ein prächtiger Gimpel,“ rief das Fräulein ganz entzückt, „wie ſchön er iſt und wie gelehrt er pfeift; — woher haſt du den, mein Burſch?“

„Ich fing ihn im Herbſt,“ antwortete Konrad raſch, „und habe ihn den Winter über gehegt und gepflegt und vier Stückchen pfeifen gelehrt. Der Gimpel war mein Augapfel. Ein Mal wollte ihn die Katze fangen, die habe ich todt geſchlagen.“

„Ja, leider,“ beſtätigte Bärbchen.

„Und mir bringſt du das koſtbare Thier?“ fuhr das Fräulein ſehr huldreich fort, „weißt aber vielleicht nicht, daß dergleichen abgerichtete Vögel von Liebhabern ſehr theuer bezahlt werden? Gehe damit in die Stadt, mein Sohn, nach Coburg oder Bamberg, dort wirſt du ein hübſches Stück Geld dafür löſen. —“

„Nicht doch, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Konrad ganz roth vor Verlegenheit und drehte ſeinen Hut in den Händen, „nicht doch, das würde ich nie thun. Aber für Euch iſt der Vogel nicht, mit hohem Verlaub, ich wollte ihn dem Fräulein Hildegardis zum Geſchenk bringen. —“

„Eine Mühe, die du ſparen konnteſt,“ gegenredete hierauf eine Stimme, nach welcher ſich Alle umwandten, und eine hohe bildſchöne Jungfrauengeſtalt ſtand im Gemach. Es war Fräulein Hildegardis, die von dem Geſpräch und der ſeltſamen Muſik angelockt aus ihrem benachbarten Zimmer, deſſen Thüre geöffnet war, unvermerkt und ohne Geräuſch die Schwelle der Baſe betreten hatte. Konrad taumelte vor dieſem Anblick, vor dem Ton der Stimme zurück, doch faßte er ſich ſchnell, eilte nach ſeinem Käfig, und, dieſen in beiden Händen haltend, näherte er ſich mit bittender Geberde dem Fräulein. Er ließ ſich auf beide Kniee vor ihr nieder und begann mit weicher, leiſer, zitternder Stimme: „Nehmt dieſen Vogel, der kunſtreiche Weiſen pfeift, edles Fräulein gnädig von mir zum Geſchenk an. Ich armer Bauer habe nichts Beſſeres Euch zu bieten; das Leben, das Eure Pflege mir erhalten hat, da ich im Siechthum darnieder lag, gehört ja ohnehin ſchon Euer. Es war eine ſchwere Zeit, ach, und doch eine ſo ſchöne Zeit! Wenn ich aufwachte vom Fieberſchlaf und Eure hohe Geſtalt zu den Häupten meines Lagers erblickte, dann glaubte ich geſtorben und im Himmel zu ſein. Wäre ich doch geſtorben und im Himmel! Die Erde iſt ein Jammerthal!“

„Du biſt ein Narr!“ entgegnete Fräulein Hildegardis ſtreng, „und verſündigſt dich mit ſolchen Worten und Wünſchen. Steh auf, ich liebe dergleichen nicht.“ Sie wollte ſich wegwenden, ohne eine Bewegung zu machen, die auf Annahme des Vogels gedeutet hätte; Konrads Augen aber ſchwammen voll Thränen. „Nehmt den Vogel,“ ſagte er, „und laßt mich nur Einmal Euer heiliges Gewand berühren und küſſen!“

Er wollte darnach greifen, Hildegardis trat ſtolz einen Schritt zurück. „Was bildeſt du dir ein?“ entgegnete ſie verächtlich. „Glaubſt du, daß ich dir beigeſtanden hätte, als du im böſen Fieber lagſt, weil du es warſt? Eitler Thor! Jedem Andern unſerer Unterthanen wiederfährt ein Gleiches, und übrigens gebührt der Fräulein Baſe, nicht mir das Verdienſt —“

„So nehmt,“ ſtotterte Konrad verwirrt, „ſo nehmt doch nur den Vogel, — ich habe ihm ja meine Seele eingehaucht!“

„Den Vogel?“ fuhr das Fräulein fort, und ließ ſich endlich bewegen, mit ihrer leuchtenden Hand den Henkel des Käfigs zu erfaſſen, „nun wohl, ich nehme ihn und danke dir. Jetzt iſt er mein. Da ich aber eingeſperrte Vögel nicht liebe und weit lieber den kunſtreichen Geſang der Lerche höre, die ſich frei zum Himmel ſchwingt, als das unnatürliche Gezwitſcher eines ſolchen Gefangenen, ſo ſieh, was ich mit dieſem beginne. —“

Damit trat ſie an ein Fenſter, öffnete daſſelbe nebſt dem Käfig, hielt dieſen hinaus und nach einer Minute ſtarren Erſtaunens von Seiten der Anweſenden, welches ſich bei Konrad zum Entſetzen ſteigerte, brachte ſie das leere Drahtgehäuſe wieder zum Vorſchein, den Vogel aber ſah man draußen flattern und ſich auf eine nahe Dachſpitze niederſetzen. —

„Was macht Ihr?“ rief Konrad aufſpringend und zurückweichend, „heilige Maria!“ Auch Bärbchen ward blaß, und die Baſe eiferte, Hildegardis aber ſetzte ruhig den Käfig auf den Boden, nahm die Spindel, die ſie für einen Augenblick bei Seite gelegt hatte, wieder, grüßte mit einem kalten Lächeln und faſt unmerkbaren Kopfnicken zum Abſchied, und begab ſich langſam wieder nach ihrem Gemach zurück, deſſen Thüre ſie hinter ſich ſchloß. Einen Augenblick lang verſtummte ſelbſt Brigitte und ſah der hochfahrenden Nichte zweifelhaft nach, dann aber ſuchte ſie deren Benehmen in den Augen des jungen Bauers zu rechtfertigen, mit einer Anwandlung von übler Laune zu entſchuldigen, welcher das Fräulein zuweilen unterworfen ſei, nach deren Verlauf aber ihr Gemüth ſtets nur um ſo milder und leutſeliger erſcheine. Konrad hörte in dumpfem Hinbrüten zu; „nein, nein,“ ſagte er dann ſtill vor ſich hin, — „nicht üble Laune, nicht Anwandlung; die hohe Hildegardis kennt ſolche Schwächen nicht. Ich allein bin der Schuldige. Ich habe ihr mißfallen, ſie beſtraft meine Keckheit. O armer Konrad!“ Dann nahm er den Käfig ſtill vom Boden auf und ließ es ruhig geſchehen, faſt als höre und ſehe er nichts mehr, daß die Baſe ihm unter Troſtworten und dem guten Rath, ſich bei Gelegenheit einen andern Vogel zu fangen und denſelben lieber anderswo zu verkaufen, als ihn hier auf den Hohenſtein zu bringen, einen doppelten Silberbatzen in die Hand drückte, den ſie aus der Tiefe ihres Schreins hervorholte. Bärbchen aber nahm ſie mit ſich in ein anſtoßendes Schlafgemach, um das Mädchen dort mit einigen kleinen Geſchenken an Putz und reiner feiner Wäſche zu erfreuen.

Bärbchen bedankte ſich viele tauſend Mal und küßte der gütigen Dame zum Abſchiede die Hand; bevor ſie jedoch nebſt Konrad, der indeſſen an der Thür geſtanden und gewartet hatte, wirklich ging, konnte ſie ſich nicht enthalten, einen Blick durch das Fenſter in den Hof hinab zu werfen, als wollte ſie ſich überzeugen, ob dort noch Gefahr für ſie ſei. Baſe Brigitte verſtand dieſe Bewegung. „Geht nur unbeſorgt,“ ſagte ſie lächelnd, „es iſt Alles ſtill geworden unten; das Vesperbrod hat ſeine Wirkung gethan, die Herrn ſind zweifelsohne im Speiſeſaal. Geht nur in Frieden heim, Kinder, und grüßt den Vater!“ Konrad machte eine Bewegung mit den Lippen, als wollte er noch etwas ſagen, — vielleicht noch eine Bitte anbringen oder ein herzerleichterndes Geſtändniß thun; er ſchloß ſie aber wieder, ſchlug die Augen zu Boden und verließ nach einer linkiſchen Verbeugung das Gemach. Seinen Stock, den er draußen an die Wand gelehnt, nahm er wieder an ſich und ging, Bärbchen voran, die Stiege hinab; ohne Hinderniß gelangten Beide bis unten in die Halle, welche jetzt eben ſo ſtill, als ſie vorhin geräuſchvoll geweſen, war; nur der Narr ſaß auf dem mit Quaderſteinen gepflaſterten Boden, die Kniee heraufgezogen bis zum Kopf und beide Arme darum geſchlungen. Werleins Kinder boten ihm im Vorübergehen einen freundlichen guten Abend, den er murrend und knurrend erwiederte. „Geht nur,“ ſagte er, „es iſt noch nicht des heutigen, geſchweige aller Tage Abend. Wer weiß, was uns noch zuwächſt, wohlgeborner Herr Konrad Kuck. Ich würde mich an Seiner Stelle in Acht nehmen und auf meiner Hut ſein; der Schein trügt, ſo viel ſage ich Ihm.“ (Fortſ. folgt.)

Eine Landſchaft am Kidron.

Am äußerſten Ende der Wildniß von Engedi zeigt ſich das im ſechsten Jahrhundert gegründete Kloſter zu Santa Saba, hoch auf einer Felſenkuppe thronend, unter welcher ein Abgrund 3 — 4 0 Fuß in die Tiefe hinabklafft; durch dieſe Felsſchlucht windet ſich der ſeit ſo vielen Jahrhunderten weit und breit genannte Bach Kidron. Er hat zwar zuweilen nur wenig Waſſer, nicht ſelten gar keines, — doch dafür brauſt und tobt er nach anhaltenden Regengüſſen um ſo gewaltiger, wie ein alter, faſt kindiſch gewordner König, deſſen Ohnmacht zuweilen noch der frühere Herrſcherſinn durchflammt. Die Kirche ſteht auf einer ſanften Anhöhe im Thalgrunde, der uralte Styl ihrer Struktur, ihr grotesker Schmuck von Heiligenbildern ergreift den Wandrer, der mit Eins vor den verſteinerten Mumien der alten Kunſt ſteht, eigenthümlich ſchaurig und unheimlich. Faſt ſenkrecht über der Kirche hängen die Kloſtergebäude, zu denen Stufen, in den Felſen eingehauen, wie zu einem Adlerhorſte hinanführen, bis man auf den Bergrücken gelangt, wo ſie durch zwei viereckige Thürme begränzt ſind. Früherhin ſoll das Kloſter zu Zeiten nicht weniger als tauſend Recluſen gefaßt haben, jetzt bewohnen es nur dreißig griechiſche Mönche, welche ſich durch lobenswerthen Fleiß auszeichnen. Senkrechte Felstreppen führen zu einigen ſchmalen übereinander emporſtehenden Teraſſen, auf welche die guten Mönche nicht ohne viele Beſchwerde Fruchterde ſchaffen müſſen, um ſich Gemüſe zum Bedarf des Kloſters darauf zu pflanzen. Auf der entgegengeſetzten Seite des Abgrunds gähnen eine Menge grauſiger finſtrer Höhlen, worin vor grauen Zeiten eine große Anzahl Chriſten durch die Soldaten irgend eines fanatiſchen Califen niedergemetzelt wurden. Die Schädel dieſer Märtyrer, 2 - 3000 an der Zahl, ſind in einem düſtern höhlenartigen Gemach zu mehreren kleinen Pyramiden aufgegipfelt. Vom Dache des Kloſters ſteigt man auf einen engen hölzernen Thurm, der die ganze Ausſicht in die ſchaurige Wildniß weitum beherrſcht, unten die Schlucht des Kidron, fernerhin den Anblick des todten Meeres. Häufig muß auf dieſem Standpunkt einer von den Conventualen Wache halten, um die Nähe der wilden räuberiſchen Araber zu erlugen, die nicht gar ferne hauſen und ſchwärmen und, genau wie am Berge Sinai, nicht ſelten unten am Fuße der Mauerwälle erſcheinen, und mit lautem Halloh Brod verlangen; zu dieſem Behufe, um die trotzigen Bettler raſch zu begütigen, findet ſich in dem Thurme ſtets eine Menge kleiner braunen Kuchen bereit; Glücks genug, wenn die friedlichen Bewohner des Kloſters in der Wüſte ſich durch dieſe Brandſchatzung allein loskaufen können!

Bunter.

Reiſe im ſüdlichen Ocean. Der „Hahn“ (unter dem Kommando des Kapitän Foſter) hat ſeine auf Koſten der brittiſchen Admiralität in der Südſee unternommene Entdeckungsreiſe vollendet; der Zweck derſelben war, eine Reihe von Experimenten zu conſtatiren, durch welche ſich die wahre Geſtalt der Erde genauer beſtimmen laſſe. Kapitän Foſter unternahm ſeine Beobachtungen auf folgenden Punkten: Monte Video, Staatenland, Süd Shetland, Cap Horn, Cap der guten Hoffnung, St. Helena, St. Aſcenſion, Fernando de Norenha, Maranham, Para, Trinidad und Porto Bello. Kapitän Foſter hatte früher als Aſtronom Parry's unglückliche Expedition begleitet, bei welcher die „Furie“ zu Grunde ging; nach ſeiner Zurückkunft erhielt er damals von der königlichen Geſellſchaft die Copley-Medaille, und unmittelbar darauf den Kommanders Rang, ſowie den Oberbefehl über den „Hahn.“ Sein Bericht über die neue Entdeckungsreiſe auf dem „Hahn“ iſt in jeder Beziehung höchſt intereſſant.

Die Bevölkerung Aegyptens. Nach den ſorgfältigſten neueren Schätzungen kann man die Bewohnerzahl dieſes Landes auf ungefähr 2,500,000 anſetzen. Nach einem Detailanſchlage dagegen, der mit großer Sorgfalt abgefaßt zu ſein ſcheint, belaufen ſich die Fellah-Araber allein auf 2,250,000, ferner die Copten auf 160,000, die Beduinen-Araber auf 150,000, die arabiſchen Griechen auf 25,000, die Juden auf 20,000, Syrier 20,000, Türken und Albanier 20,000, Aethiopier 7500, Franken 4000 und Mameluken 500.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 8.

1835.

29

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 9. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Heeringen.

(Fortſetzung.)

Konrad ſah ihn an, ohne ihn zu verſtehen.

„Ja, ja,“ fuhr Gokel fort, „merk' Er ſich das, und wenn Er kann, mache Er ſich unſichtbar, das wird Ihm vielleicht weniger ſchwer fallen, als anderen Chriſtenmenſchen, ſintemalen Seine Großmutter oder Urgroßmutter eine Hexe iſt, wie man ſagt …“

„Komm, komm,“ ſagte Bärbchen ängſtlich, indem ſie den Bruder fortzog; — „Herr Gokel mahnt uns zur Eile und da hat er Recht. Geſchwind, ehe die Herren etwa zurückkehren.“ Konrad blickte halb verächtlich, halb zürnend auf den kleinen, mißgeſtalteten, am Boden kauernden Narren herab, der den dürren Finger warnend emporhob, und ſetzte ſeinen Weg mit der Schweſter fort; als ſie den innern Hof verließen und durch das gewölbte Thor in den äußeren traten, ſchloß hinter ihnen ein Knecht mit boshaftem Lächeln die Thorflügel zu und ſchob die Riegel davor, es kümmerte ſie nichts, ja, ſie hielten ſich hierdurch ganz geſichert und gingen unbeſorgt und unangefochten über den weitläufigen Raum, der zur Burgpforte führte, als ſie, bei dieſer angelangt, und bereits auf der Zugbrücke, plötzlich das Ärgſte erlebten. Ein Rudel ausgelaſſener großer Hunde, unter denen Waldmann war, ſtürzte, aus irgend einer Thüre losgelaſſen, von vielen Stimmen angehetzt, wie in toller Wuth ihnen nach; Bärbchen that einen lauten Schrei und ergriff die Flucht; Konrad beſann ſich eben, ob es nicht am gerathſamſten ſein werde, daſſelbe zu thun, als die Thiere ihn bereits von hinten anfielen, unter ſchrecklichem Geheul ihn packten und zu Boden zu reißen ſuchten. Es waren nicht mehr Hunde, ſie ſchienen in eine Schaar blutgieriger und hungriger Wölfe umgewandelt, und der ermunternde Zuruf ihrer Herren, welche jetzt von allen Seiten und aus allen Thüren mit Peitſchengeknall und Huſſageſchrei hervorbrachen, ſteigerte ihre Wuth gegen ihr ſchuldloſes Opfer auf das Höchſte. „Huſſa darauf!“ ſchrie Junker Wolf lauter als Alle, „reißt den ſchurkiſchen Bauer in Stücken! Ha, ha! du niederträchtiger Bube, willſt noch ein Mal meinen Waldmann ſchlagen und mir einen Verweis von der Baſe zuziehen? — Huſſa, Waldmann, faß ihn, faß ihn, reiß den Hallunken entzwei!“ So und auf ähnliche Weiſe ſchrieen die Übrigen, unter denen Herr Kolheinz nicht der Letzte war; Konrad aber hielt den erſten Angriff der Beſtien, ſo unerwartet er kam, tapfer aus, es blieb ihm keine Zeit, ſich nach Bärbchen umzuſchauen; doch ſah er ſchnell, daß es hier um Leib und Leben ging, und hatte ſolches auch wenig Werth für ihn, ſo wollte er doch nicht unter den Zähnen der Rüden erliegen. Bereits fühlte er dieſelben in ſeinem Fleiſche, ſie zerriſſen ihm die Waden, die Schultern, die Arme; aber jetzt faßte auch eine unnennbare Wuth den mißhandelten Jüngling. Er wehrte ſich, wie er konnte, und ſeine Leibesſtärke war nicht gering. Mit beiden Händen packte er den Saufänger Waldmann, deſſen zähnefletſchender Rachen nach ſeinem Antlitz ſchnappte, und ſchleuderte ihn wie einen leichten Ball über die Zugbrücke hinweg in den tiefen Schloßgraben, wo der Hund an Felſen zerſchellte, einem andern gab er die Wuth ſeiner Fauſt ſo gewaltig zu fühlen, daß das Thier heulend von ihm abließ und die übrigen dadurch plötzlich an Wuth und Wildheit verloren; da fiel ein Schuß; die Kugel ſauſ'te an Konrad's Ohren vorüber und ſchlug in den nächſten Baum, noch einer, er war abermals nicht getroffen, aber die Knechte des Junkers ſtürzten jetzt aus der Pforte herbei, und indem ein Theil von ihnen die Rüden zurück riß, warf ſich der andere, größere, auf Konrad, der nun, da er es nicht mehr mit unbändigen Thieren zu thun hatte, ſich willig gefangen gab. „Ich konnte nichts dazu,“ ſagte er, während man ihn über die Zugbrücke zurückſchleppte in den Hof, „ich konnte nichts dazu, daß ich mich der Hunde erwehrte. — Ihr werdet mir nichts Leides thun, liebe Herren.“ „Wart nur Zeiſig,“ erwiederte einer der Knechte mit rohem Gelächter, „dir wird's geſagt werden.“ Andere ſtießen, ſchlugen und drängten ihn zur Pforte hinein, während wieder Andere unter lautem Wehklagen ſich der geſchlagenen Hunde annahmen und auf Leitern in den Schloßgraben hinabſtiegen, um dem armen Waldmann zu Hülfe zu kommen. Bärbchen, der es vorhin gelungen war, ſich durch die Flucht und den Seitenſprung in ein offenſtehendes nahes Wachtthürmchen dem Angriff der Hunde zu entziehen, kam angſtvoll herbeigerannt, da ſie den Bruder wie einen Gefangenen behandelt ſah, ward aber von deſſen Häſchern zurückgeſtoßen und die Pforte vor ihr in's Schloß geworfen. Vergebens, daß ſie anpochte, bat, weinte und ſchrie; Niemand nahm Rückſicht auf ſie, Niemand hörte oder wollte ſie hören, ſondern Alles drängte ſich hinter Konrad, neugierig, zu ſehen, was mit dieſem ſich begeben werde. — Junker Wolf empfing ihn im Hof mit einer Fluth von Scheltworten und einem derben Schlag in's Antlitz, den er mit eigener Hand führte. Konrad zuckte, bebte zuſammen, als er dieſen Schlag empfing; doch faßte er ſich und ſagte: „Mit Verlaub, gnädiger und geſtrenger Junker, — ich bin unſchuldig, Ihr aber entwürdigt Euere adlige Hand, indem Ihr einen wehrloſen Mann ſchlagt.“ Wolf ſah ihn betroffen an, und es ſchien, als fühlte er die Gerechtigkeit dieſes Vorwurfs und er ſchämte ſich ſeines Betragens vor ſich ſelbſt und ſeinen Leuten, welche letzteren übrigens an ſeinen Jähzorn gewöhnt ſein konnten, als der Forſtwart denſelben von Neuem aufreizte. „Leidet's doch nicht, Junker,“ rief er, „daß Euch der Schächer noch Lehren gibt. Freilich, Ihr laßt Euch binden von dem Volk, aus Furcht vor Euerem Vater. Wüßte man nicht, daß Ihr der Erbherr ſeid, man glaubte es nicht, und ſchade iſt es doch um den Waldmann, daß er von einem ſolchen Burſchen wie ein ſchlechter Schäferhund behandelt ward; — ſeht ein Mal, da bringen ſie ihn. Mir dürfte das nicht geſchehen.“

Zwei Knechte ſchleppten jetzt durch die Pforte, von welcher man Bärbchen zurück geſcheucht hatte, den aus dem Schloßgraben herauf geholten Lieblingshund des jungen Herrn herbei. Das Thier befand ſich in der That in einem üblen Zuſtand, es hatte beide Vorderläufe gebrochen, ſich hie und da im Sturze verletzt und ſtieß ein klägliches Gewinſel aus. Dieſer Anblick reichte hin, um dem armen Konrad das Urtheil zu ſprechen. — „Elender!“ ſagte der Junker voller Grimm, nachdem er den Hund unterſucht und befohlen hatte, ihn in den Zwinger zu bringen und den Hirten von Steppach, der zugleich Thierarzt war, zu ſeiner Pflege herbei zu holen, — „Elender, das ſollſt du mir büßen! Es iſt wahr, meine Hand iſt weit zu gut für deine Züchtigung, aber es gibt hier noch Andere. Öffnet das Rüſthaus. —“ Man befand ſich dicht an demſelben und der untere Raum dieſes Hauſes bildete eine ziemlich große mit Bohlen belegte Halle, in welcher Rüſt- und Heerwagen nebſt Geſchirren und Rüſtungen für Pferde aufbewahrt wurden; auch ein zierlich, buntgemachtes und halb vergoldetes Wäglein, vorn und hinten und zu beiden Seiten mit dem Geſchlechtswappen geſchmückt, welches doppelköpfige Adler in ihren Klauen trugen, das Fuhrwerk der Fräuleins, ſtand mitten unter kriegeriſchem Geräth friedlich in einer Ecke; in der Mitte der Halle aber erhob ſich ein runder Pfeiler, der die Decke trug, und dieſer hatte die traurige Beſtimmung, bei körperlichen Züchtigungen benutzt zu werden. Der Sträfling mußte eine kleine Stufe erſteigen und die Säule mit ausgeſpannten Armen umfaſſen, ſo daß ſein Rücken der ſchmerzhaften Geißel wehrlos preisgegeben war. Obgleich der Schloßherr, Herr Walten von Lichtenſtein kein harter Mann genannt werden konnte, ſo übte er doch ſtrenge Gerechtigkeit in ſeiner Herrſchaft und der Zuchtpfeiler war Jedermänniglich bekannt, auch dem, der noch keine Strafe daran ausgehalten hatte. Der arme Konrad bebte daher, als man ihn anpackte und in die geöffnete Halle führte, wohin der Forſtwart und Junker Wolf folgten; vorſichtig legte der letztere den Thorflügel wieder zu, und ſagte dann: „Hier wollen wir den Bauernübermuth kühlen. Entkleidet den Burſchen und bindet ihn feſt. Er kennt den hübſchen Pfeiler da noch nicht, und weiß nicht wie ſein Geißelgericht ſchmeckt. Ha, Forſtwart, willſt du? . . .“ Er wies mit der Hand nach einer langen Reihe von Peitſchen aller Gattungen, die an der Wand hingen und mit boshafter Freude warf der Sohn des Vogts die ſeinige, die er bereits hielt, weg, griff nach einer andern mit dickerem Geflecht, worin Knoten waren und machte ſich zum Büttelgeſchäft fertig. Konrads Blut aber begann bei dieſen Anſtalten zu ſtocken, oder ſo nach ſeinem Herzen zu dringen, daß er faſt ohnmächtig ward. „Gnade“ ſtammelte er, „Gnade, Herr Junker, — ſtraft mich, — nur laßt mich nicht ſchlagen, aus Barmherzigkeit!“ „Schweig!“ donnerte ihm Wolf zu und winkte den Knechten, zu thun, was er befohlen. Konrads Kniee wankten und es war vielleicht eben ſo viel körperliche Schwäche als bittende Demuth, womit er vor dem Junker niederfiel, und um Gnade, wenigſtens um Änderung der Strafe flehte. „Kerkert mich ein,“ rief er, „wenn ich es verdient habe, ſenkt mich in Euer tiefſtes Verließ, laßt mich ſchmachten bei Waſſer und Brod, oder verhungern, und ich will Euch ſegnen wie einen Wohlthäter und Eure geſtrenge Hand dafür küſſen, nur dieſe Geißelung erlaßt mir!“ Aber Alles war vergebens, der Junker ſtieß ihn fort und ſeine Knechte erfaßten den Unglücklichen. Sie riſſen ihm die zierliche Jacke ab, ſtreiften ihm das weiße Hemd von den Schultern und zogen ihn, entblößt bis zum Gürtel, an die Schmerzensſäule. Er mußte ſie umarmen, ſeine Hände wurden auf der andern Seite vereinigt von einem eiſernen Ring umſchloſſen, und ſein warmer Leib, ſeine Bruſt und die mit Angſtſchweiß bedeckte Stirn ſchmiegte ſich an den kalten Sandſtein der ohne Mitleid war, wie die Menſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Die engliſchen Schauſpielerinnen.

Von

Adrian.

Mit der Aufklärung und ſittlichen Veredlung der neuern Zeit ſind in England, wie in Deutſchland, manche Stände zu Ehren gekommen, auf welchen früher eine Art Schmach laſtete. Dahin gehört der Schauſpieler-Stand. Es währte lange, bis in England ein weibliches Weſen ſich nur auf einer Bühne zeigen mochte und durfte; als endlich die Frauenrollen nicht mehr von Männern, ſondern von Frauen dargeſtellt wurden, gab ſich natürlich nicht der Ausbund des ſchönen Geſchlechtes dazu her. Hätte die öffentliche Meinung aber auch den Stand nicht für eine Entwürdigung erklärt, ſo würde die Sittenloſigkeit, welche man ihm mit Recht ſchuld gab, jedes edlere Weſen davon fern gehalten haben. Die Puritaner mögen das Gemälde der Zügelloſigkeit der Schauſpieler und Schauſpielerinnen ihrer Zeit übertrieben haben, — wir beſitzen aber die Zeugniſſe anderer Zeitgenoſſen, welche nicht ſo grell malten und in ihren Grundſätzen nichts weniger als ſtreng waren, und uns doch keine günſtige Meinung von den Sitten jenes Standes beibringen.

Evelyn iſt als ein wahrheitsliebender, hochgebildeter Mann bekannt. Sein Urtheil hat mehr Gewicht, als das der eifernden Frömmler und Scheinheiligen, welche kurz vor ihm auf die Schauſpieler ihre mit Bibelſtellen geſpickten Flüche niederdonnerten. Er ſagt unter anderm: „Schlechten und unanſtändigen Weibern geſteht man jetzt zu, die Bühnen zu betreten; niemals war dies früher der Fall. Sie entflammen viele junge Adelige und Vornehme, welche ſie zu ihren Buhlinnen, einige ſogar zu ihren Frauen annehmen, zur großen Schmach ihrer Familien.“ Eines Tages ging er mit dem König in dem Garten von St. James ſpazieren und trug dann folgendes in ſein Tagebuch ein: „Ich ſah und hörte da ein ſehr vertrauliches Geſpräch zwiſchen ſeiner Majeſtät und Mrs. Nellin; ſie ſchaute aus ihrem Garten von einer Terraſſe auf der Höhe der Mauer herab, und der König ſtand auf dem grünen Raſengang unter derſelben. Ich war ſehr ärgerlich über dieſe Scene.“

Dieſe Mrs. Nellin, wie ſie allgemein genannt wurde, war eine nicht unberühmte Künſtlerin, die Eleanor Gwyn (Eleanor abgekürzt: Nell) hieß, 1691 ſtarb und in der St. Martins-Kirche begraben liegt. Evelyn kömmt an mehreren Stellen ſeines Tagebuchs auf dieſe Gwyn und den damaligen Zuſtand des Theaters zurück und die Herbe ſeiner Schilderungen ging ſicher nicht aus blindem Eifer oder einem kleinlichen Vorurtheil hervor. Lebte er jetzt, ſo würde er von dem ſittlichen Zuſtand der Mehrzahl der größern Bühnengeſellſchaften günſtiger urtheilen können, und obgleich er ſich vielleicht nicht über die Verbindungen, welche in neuerer Zeit junge Engländer vom erſten Rang mit Schauſpielerinnen eingehen, freuen würde, ſo müßte er doch eingeſtehen, daß manche dieſer ehemaligen Theaterprinzeſſinnen ihre Rolle als Gattin und Mutter mit Auszeichnung ſpielt und den hohen Stand, zu welchem ſie erhoben worden, durch ihre Tugenden ſchmückt. Unter dieſen nennen wir die Gräfin von Derby (ehedem Miß Farren), die Gräfin von Craven (Miß Brunton), Lady Thurlow (Miß Bolton), Lady Murray (Miß Saxton), Lady W. Lennox, welche noch unter dem Namen Miß Paton auf der Bühne erſcheint, vieler anderer nicht zu gedenken.

Auch die Couſine des Königs von England, die jetzige Herzogin von St. Albans, gehört in dieſe Zahl. Sie verließ die Bühne, um ſich mit einem reichen Bankier, Coutts, zu verheirathen. Dieſer ſtarb und hinterließ ihr ein großes Vermögen. Vielleicht hat dieſes eben ſo ſehr, als ihre Liebenswürdigkeit, den jungen Herzog von St. Albans beſtochen, ihr ſeine Hand zu bieten. Sie wurde Herzogin und ſpielt dieſe ihre Rolle beſſer, als manche geborne Herzogin. Der Spott blieb freilich nicht aus. Die Wahrheit iſt, daß auf dem Charakter dieſer Dame nicht der geringſte Makel laſtet und daß ihr Benehmen, ihre Beſcheidenheit, ihre Wohlthätigkeit ihr einen höhern Werth geben, als das Zufällige ihres neuen Ranges.

Die achtenswerthen Mitglieder ihres früheren Standes ſind ihrem Andenken nicht fremd geworden und wenn ihre Mildthätigkeit angeſprochen wird, ſo iſt ihre Hand und ihre Börſe ſtets offen. Einigen bewährten ehemaligen Freundinnen und Kunſtgenoſſinnen blieb ſie liebevoll zugethan und hat überhaupt das Lob, eine der umſichtigſten und edelmüthigſten Frauen des Landes zu ſein, wenn es ſich darum handle, dem Unglück und der Armuth Ermuthigung, Troſt und Unterſtützung zu bieten.

Eine Anekdote aus der Zeit, wo ſie noch Miß Mellon hieß, darf hier Platz finden.

Sie war im zwanzigſten Jahre, und bei dem Drury-Lane Theater angeſtellt; ihr Vater wohnte im erſten Stock in der großen Ruſſel-Straße und ihre Zimmer gingen auf die Straße. Ein großer Platz, der mit hohen Pfählen eingezäumt und mit Baumaterialien aller Art angefüllt war, ſtieß an das Theater. Ein kleines Mädchen, das mit einer Pfund-Note ausgeſchickt worden war, um einen Einkauf zu machen, ſah dieſe Pfund-Note plötzlich durch einen ſtarken Wind über die Palliſaden entführt und weinte unter den Fenſtern der Wohnung der Miß Mellon bitterlich über ihren Verluſt. Ein Haufe Menſchen ſammelte ſich, wie gewöhnlich bei ſolchen Veranlaſſungen zu London, um das Kind; aber mit einem Edelmuth, welcher dergleichen neugierige Pöbelhaufen gewöhnlich nicht charakteriſirt, begann man Pence und Sechspences zu ſammeln, um dem armen Mädchen, welche ihres Herrn Zorn und den Verluſt ihrer Stelle gleicherweiſe fürchtete, zu ſeinem Gelde zu verhelfen. Miß Melon kam auf ihren Balkon heraus und erkundigte ſich nach dem, was vorgefallen. Als ſie ſich überzeugt hatte, daß es ſich hier von keiner Prellerei handle, kam ſie an die Thüre herab und gab dem Mädchen eine andere Pfund-Note. Und ihr ganzes Einkommen beſtand damals in drei Guineen die Woche. Dergleichen währt noch, wenn Schönheit, Reichthum und Macht längſt dahin ſind, wie das ächte Roſenöl des Morgenlandes noch Jahrelang an dem zerbrochenen Kryſtall klebt, in welchem es einſt aufbewahrt worden.

Das Diner eines Braminen.

Es iſt viel Gemüthlichkeit bei unſeren ehrlichen deutſchen „wohlthätigen Zweck-Eſſen“, bei unſeren Kolleg-eſſen, bei unſeren Tauf-, Hochzeits-, Trauer-eſſen; wenn ich ſage: es iſt viel Gemüthlichkeit dabei, ſo meine ich: es wird viel gegeſſen. Wir ſind wirklich äußerſt praktiſche Menſchen, hauptſächlich aber bei'm Eſſen. Wir haben das Eſſen zu einer europäiſchen Frage gemacht, wir haben nebſt vielen andern großen Geiſtern auch einen Geiſt der Kochkunſt, der ſich uns durch „Rumohr“ offenbarte, wir könnten unſere verſchiedene Vaterländchen ſtatt durch Waſſerſcheiden und Zolllinien ganz bequem nach Dampfnudeln, Roſtbraten, geräucherten Bratwürſten und dergleichen klaſſifiziren und abmarken. Nein, um die Wahrheit zu ſprechen, wer von uns hegt vor einer ſoliden Hammelskeule nicht Ehrfurcht? Wer, der zur Zeit der Cholera überhaupt am Leben blieb, brachte dies ſein Leben nicht in die innigſte Verbindung mit dem Eſſen, wer pries es damals nicht, daß bei ſo Menſchheit-gefährlichen Zeiten an Feſttagen Fleiſchſpeiſen tolerirt wurden? O gewiß, wenn irgend ein Weſen als carnivor erſchaffen wurde, ſo ſind wir es; — und nun, ihr gefühlvollen, Carnivoren alle, verſetzt euch im Geiſte an die Tafel eines Braminen, und bleibt, wenn ihr könnt, ohne Thränen, — und ohne Hunger! Ihr ſitzt mit dem aus Birmah's Munde erſchaffenen Weiſen auf dem geheiligten Boden Hindoſtan's. Die Baniane, die Palme, der Sandelbaum überwölbt euch, die Aſoka haucht euch duftige Küſſe zu, traulich umwandelt euch auf feinem Sande der Pfau, der Flamingo. Der gaſtfreie Bramine ladet euch freundlich ein, ſein Mahl zu theilen. Ein exotiſches Mahl! denkt ihr, und alle fabelhaften Träume vom geheimnißvoll üppigen Süden erhitzen die Phantaſie eures Gaumens; ihr denkt an indiſche Hammel, indiſche Tauben, an das koſtbare Hochwild, im Urwald erlegt, — ihr freut euch bereits auf indiſche Saucen, die in dem Lande, wo der Haſe wirklich im Pfeffer liegen kann, wo die Gewürznelken friſch gebrochen werden, gewiß viel pikanter ſchmecken müſſen, als ſelbſt in Wien, Paris oder London. Aber ihr ſeid bei einem Manne zu Gaſt, welcher für den Genuß eines einzigen Biſſens Hammelfleiſch vielleicht Jahrtauſende lang zur Buße als Vogel, Elephant, Schakal herum wandeln muß, oder gar in eine Palme oder gar in einen Stein dafür verwandelt wird. Fleiſch? macht euch um's Himmelswillen nur keine Illuſionen; euer Wirth iſt ein Bramine, und Diät iſt eben ſein Geſetz, wie Genuß das eure. Gebt acht, man fängt an, zu ſerviren. Man bringt zuerſt den ebenſo geſetzmäßigen als beliebten Reis-curry, ein ſeltſames Gericht! Reis in warmer Buttermilch, mit Mehl und Korn verdickt, duftend von den erleſenſten Gewürzen. Aber das iſt noch immer keine Sauce à la financière. Halt! jetzt bringt man ein Gericht geſpaltener Erbſen, mit Salz und Gelbwurz gekocht, mit Ghee (geläuterter Butter) anmuthig übergoſſen. Aber ihr vermißt Etwas dazu, unglückliche Carnivoren, die geräucherte Bratwurſt, nicht wahr? Geduld! hier folgt eine neue Platte; ſeht nur, wie zierlich der Koch ſie euch aus den zinnenen Gefäßen in kleine Portionen abmißt; denn ein Bramine darf bei Strafe einer zukünftigen Elephanten-wanderung nicht mehr, nicht minder genießen, als das geſetzmäßige Maaß beſtimmt; iſt dies nicht im eigentlichſten Sinn wahrhafte Mäßigung? Man ſervirt euch die ſchönſten eingemachten Früchte; aber ihr ſeid doch wirklich ſehr unempfindlich dagegen. Man bietet euch das duftigſte Gewürzbrod, — und ihr denkt an Roſtbraten, Nierenbraten, Lendenbraten, Rehbraten, gefüllte Kalbsbruſt; — o Gott! habt ihr denn in euch für nichts Raum, als für eine gefüllte Kalbsbruſt? Man bringt euch delikat zubereitete Bohnen, Gemüſe, deren Namen noch über keines Pariſer Kochs Lippen kamen, lauter exotiſche Feſtgemüſe, Bringals, Bendre, Taroy; äußerſt lockend, äußerſt koſtbar, freilich ohne Zwiebeln bereitet, denn die Zwiebel ſteht im indiſchen index prohibitorum oben an, und ſoll denn ein ehrlicher Bramine für den Genuß einer Zwiebel euch zu Gefallen nach ſeinem Tode ſelbſt in eine Zwiebel verwandelt werden? Euer gaſtfreier Wirth erſchöpft ſich ja wahrhaft im Tafelluxus, um euch nur zufrieden zu ſtellen und euch einen guten Begriff von der braminiſchen Küche beizubringen. Der Reis-curry, der im Anfang aufgetragen wurde, war vielleicht nicht ganz nach euerem Geſchmack? Hier folgt eine andere Platte mit Reis, mit weißem, mit gelbem, hier welcher mit Gewürznelken, hier welcher ganz ohne Gewürz, ganz einfach, ganz ohne Geſchmack, — ſo zu ſagen. Der Bramine läßt ſelten Deſert's auftragen, doch euch zu Gefallen macht er heute eine Ausnahme. Hier ſind Mangoen, in Zucker eingemacht, hier Limen und andere Confekte, hier Fruchteſyrup und reife Früchte; — aber ihr denkt an eure Saucen à la financière und der Kokila ſelbſt, der auf dem Tamarinden-Strauch dicht hinter euch ſein Abendlied flötet, vermag euch die europäiſchen Gedanken nicht aus dem Kopfe zu ſingen. Der Geiſt der Kochkunſt iſt über euch gekommen, und ihr nennt ihn mit ſtolzem Selbſtgefühl — Heimweh! Ach, gute Carnivoren, ihr ſeid eben Gourmands, und unverbeſſerlich, wie Sir John Falſtaff. Der Bramine ſchüttelt ernſt ſein braunes Haupt. — Fahrt wohl! geht nach Frankfurt am Main und entſchädigt euch an der table d'hôte im Schwan für das Gaſtmahl eines Braminen.

Buntes.

Man hat es lange Zeit für eine Fabel gehalten, daß lebende Weſen längere Zeit hindurch ohne Nahrung exiſtiren können. Kaum möchte man den Kröten die Ehre, ihre Faſten ſo ſtreng zu halten, endlich eingeſtehen, nachdem man ſich durch viele thatſächliche Beweiſe von der Wahrheit überzeugt hatte. — Die ausgezeichnetſten Naturforſcher haben ſeither noch weiter erwieſen, daß das Krokodil, (gewiß, wie bekannt, ein nicht ſehr genügſamer Gourmand), zwei Monate ohne Speiſe aushalten kann, der Skorpion drei, der Bär ſechs, das Chamäleon acht und die Viper zehn.

Mr. Galt's neuerfundener Klepper. Mr. Galt hat jüngſthin eine Maſchine erfunden, welche er den Klepper oder Hochlands-Pony nennt, und welche nicht blos Lahmen, ſondern auch jener Klaſſe von Leuten, die eine ſitzende Lebensart führen, als eine Art von Stubenpferd einigen Erſatz für das Reiten gibt. Sie iſt eben ſo elegant als einfach.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 9. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 10. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

Jetzt aber ſammelte ſich Konrad. Das Schlimmſte war überſtanden und es galt nun nichts mehr, als Schmerz zu ertragen, was er ſtandhaft zu thun beſchloß. Der Forſtwart befühlte grauſam erſt ſeinen Rücken, bevor er zur Züchtigung ſchritt, und machte Bemerkungen, über die Wohlgenährtheit des Deliquenten, welche beweiſe, daß die Klage der Bauern ſtets grundlos ſei, indem ſie nur zu üppig lebten; dann aber begann er mit rüſtigem Arm und einer ſchrecklichen Geübtheit die Peitſche, die mit einem Riemen um ſeine Hand befeſtigt war, zu ſchwingen. Konrad fühlte allgemach den brennenden Schmerz, der ſich mit jeder Sekunde, mit jedem Hieb, auf ſeine weiche, entblößte Haut bis zum Seelendurchſchneidenden, unendlicher ſteigerte; er knirſchte mit den Zähnen, er biß die Lippen zuſammen, ſeine Glieder zuckten krampfhaft, ein leiſes Stöhnen arbeitete ſich aus ſeiner Bruſt hervor, und kalter Schweiß rieſelte, mit Blut vermiſcht, an ſeinem Körper nieder; — keine Gnade von Seiten des Züchtigers, immer neues Niederfallen der Geißel, immer neue Dolchſtiche in ſein Leben. „Mein Heiland!“ betete er mit zitternden Lippen, „auch du wurdeſt gegeißelt. Heiland der Welt ſtehe mir bei. . . Ich vergehe!“ athmete er mit letzter Kraft gegen den Pfahl, dann ſank plötzlich ſein Haupt mit geſchloſſenen Augen zurück, ſeine Wangen waren todtenbleich, ſeine Kniee brachen ein. „Laß es genug ſein,“ befahl jetzt Wolf und fiel in den ſchon wieder aufgehobenen Arm des Forſtwarts, „er hat für diesmal genug. Bindet ihn los, und laſt ihn liegen in der Ruh, bis er nach Hauſe gehen kann. Heut wird er wohl nicht daran denken. Deſto beſſer, und damit mein Vater nicht etwa, oder die Baſe, die Alles wittert . . wollen wir die Thür verſchließen, bis morgen ganz in der Frühe. Meine Hunde aber, denke ich,“ ſetzte er mit Lachen hinzu, „wird der Patron wohl eine Weile in Ruhe laſſen. Kommt, das Vesperbrod iſt aufgetragen, du haſt Bewegung gehabt, Forſtwart, dir wird's munden.“ Ein allgemeines Gelächter begleitete dieſes Scherzwort des jungen Gebieters. Konrad wurde auf eine alte Strohmatte, die zufällig bei der Hand war, niedergelegt, und man verließ das Rüſthaus, deſſen Thüre verſchloſſen wurde.

Es war indeſſen Nacht geworden, und ſchon leuchtete vom hohen Schloßthurm das Licht des Thürmers weit in die Gegend hinaus, nach allen Richtungen ähnlichen Schimmer begrüßend, der nah oder fern ſich auf gleichen Höhen entzündet. Der Wächter ſchloß die innere und äußere Pforte, und zog die Zugbrücke auf, die Roſſe im Stall erhielten ihr letztes Futter, die Hunde wurden in ihren Zwinger geſperrt, Alles in der Burg hatte den Tag froh verlebet und ging nun der ſicheren Ruhe entgegen. Draußen aber im Wald ſaß ein Mägdlein auf einem Felsblock und weinte bitterlich. Es war Bärbchen. Mit rohen Worten hatten ſie die Knechte auf des Forſtwarts Weiſung zurück geſcheucht von der Burgpforte, und alle ihre Anſtrengungen, dem

Bruder zu folgen, waren vergebens geweſen. Als ſie trotz dem nicht nachlaſſen und durchaus erfahren wollte, was mit ihm geſchehn, hatten zwei reiſige Knechte, Schnabel und Zieling, ausgelaſſne Burſche, plötzlich den Ton umgeſtimmt, und ſie eben erſt barſch zurückgewieſen, mit täppiſchen Liebkoſungen angefallen. Das verdrängte Bärbchen; ſie nahm die Flucht und eilte weit genug von der Burg weg, um vor jenen ſicher zu ſein, doch konnte ſie ſich nicht entſchließen allein nach Hauſe zu gehen. Was hätte ſie dem Vater ſagen ſollen? auch würde ihr eignes Herz ihr dort keine Ruhe gegönnt haben. So ließ ſie ſich denn auf dem Felsblock nieder, und ſtarrte mit feuchtem Auge in den Wald hinein und nach der Richtung des Schloſſes, das über die Häupter der Schwarztannen und Eichen ſeine dunklen Maſſen erhob. Raſcheln im dürren Laub, und das Grunzen eines nahen Ebers ſcheuchte Bärbchen auch von dieſem Platze weg; ſie empfahl den Bruder allen Schutzheiligen; weit entfernt, die ſchreckliche Mißhandlung zu fürchten, welcher Wolf ihn unterwarf, beſorgte ſie nur, daß man ihn vielleicht die Nacht über einkerkern werde, eines Vergehens wegen, welches im Grunde keines war. Doch konnte ſie ihm nicht helfen und eilte daher ſcheuen Fußes, wie ein flüchtiges Reh, Berg ab, ihrem Dorfe wieder zu, wobei jedes ferne Bellen von Hunden ihr Schrecken einjagte, weil ſie des Junkers Rüden wieder hinter ſich wähnte, oder des Forſtwarts, oder der Knechte Verfolgung.

Nacht war es auch in der Halle des Rüſthauſes, welches keine Fenſter hatte, und wo der arme Konrad auf ſeiner Strohmatte lag. Nacht um ihn, Nacht in ihm, nur die Hölle ſchien mit falbem Schein durch ſeine wieder auflebende Seele zu flammen. Mit ohnmächtigem Widerſtreben drängte er die Beſinnung von ſich und die Erinnerung an die entſetzlichen Minuten, die er überſtanden hatte, ſie kam überwältigend, und er ſank mit dumpfem Geheul auf ſein Lager zurück, deſſen Rauheit ſeinem wunden, entblößten Körper neue Martern bereitete. Vergebens ſuchte er aufzuſtehen; eine tödtliche Mattigkeit hatte ſeine kräftigen Glieder gelähmt. So lag er da, von Innen und Außen vernichtet, und Niemand kümmerte ſich um ihn, Niemand brachte ihm eine Ätzung für ſeinen brennenden Durſt, eine Linderung ſeiner Schmerzen. Das Geräuſch von Außen verſtummte, und die Stille der Nacht trat ein. Da bewegte ſich etwas vor dem hohen Thorflügel, welcher das Rüſthaus verſchloß, dem Durchgang für Hunde, Katzen und anderes kleines Gethier. Ein Körper, dunkler noch als die Nacht, welche draußen herrſchte, bewegte ſich vor der niedrigen Öffnung, drängte ſich hinein, und verſtopfte ſie mehrere Minuten lang. Mit Ächzen und Stöhnen drängte er ſich hindurch, Konrad vernahm es, doch ohne Theilnahme, denn ihm war alles gleich. Mochte der Eindringende ein hungerndes Thier ſeyn, vielleicht ein verirrter Wolf, oder gar ein böſer Geiſt, ein verworfner, blutdürſtiger Inkube, wenn er nur ſchnell mit ihm ein Ende machte. Ungefähr ſo waren Konrads verworrene Empfindungen, als er ſich plötzlich von menſchlichen Händen berühret fühlte. Vorſichtig und leiſe ward ſein Haupt aufgenommen, und in einen, wenn gleich etwas harten Schooß gelegt, der Rand einer Flaſche netzte ſeine ſchmachtenden Lippen und ein köſtliches Naß, in reichlicher Fülle hinabfließend, erfriſchte ſeinen Gaumen. „Konrädle,“ wiſperte dabei eine feine Stimme, „ſei getroſt! Siehſt du, armer Schelm, das heißt man eine Prügelſuppe. Sie ſchmeckt nicht fein, aber du biſt der Erſte nicht, und wirſt der Letzte nicht ſein, der ſie koſtet. Ich merkte es, daß ſie etwas vor hatten mit dir, und warnte dich, aber ſagen durfte ich dir nichts, bei Leibe nicht, denn ich bin ein treuer Diener meines Herrn, verderbe ihm den Spaß nicht. Was iſt's denn auch weiter? Sind wir nicht eben ſo gut ſeine Hunde, als Waldmann und Greif und Nimrod, und ſtirbt man von ein Paar Peitſchenhieben? Du aber biſt zärtlicher Natur, mein Büble, und meinſt, dein Rücken ſpringe, auch irrſt du vielleicht darin nicht, und drum laß mich ein Mal gewähren.“ (Fortſ. f.)

Skizzen aus den Hanſeſtädten.

von

Eduard Beurmann.

(Fortſetzung.)

Peter Ahrens, Dorgerloh, die Sammelplätze der Pandemos, der hier die lockendſten Altäre errichtet. [illegible] mit ſeinen Rutſchbahnen, die hundert und abermal hundert Vergnügungsorte des Alltagslebens, ſie zeugen von dem Leben in Hamburg, von dem Auswuchs des Handels und Gewinnes, den mächtigen Polypen im Herzen eines Volks. Ihnen ſtrömt die Hamburgiſche Welt zu, das große Chaos, das man fälſchlich Volksleben heißt.

Was Herz und Gemüth hat, das zieht ſich zurück in den Familienkreis, in die Stille der Landhäuſer, in die Zutraulichkeit des eigenen Heerdes. Hier findet man den lauteren Sinn erhalten; von hier aus wirkt er auf den Staat und das Staatswohl kräftig ein; von hier aus zügelt er das anſcheinend zügelloſe Treiben mit ſeltener Feſtigkeit.

Man ſollte nicht glauben, daß ſich ein ſo wüſtes Gewirre, dem ſich beſonders die unteren Claſſen anſchließen, deren Angehörige oft nicht einmal einen Fleck Erde, auf welchen ſie Nachts ihr Haupt zur Ruhe niederlegen können, den ihrigen nennen, bändigen laſſe, und zwar durch eine republikaniſche Regierung. Aber man ſieht hier deutlich, was Kraft, und jene bürgerliche Einfachheit vermag, die in ſich ſelbſt den ſicherſten Schutz gegen den Pöbel erblickt, der aus allen Claſſen, hohen und niederen, in Hamburg zuſammenſtrömt, und den Fremden, der die Stadt zum erſten Male betritt, in einen labyrinthiſchen Knäuel verſetzt, der ſeine Gedanken durcheinanderwirft, und wie Meerestoſen im Sturme, oder Kampfgewühl an das Ohr ſeiner Seele ſchlägt.

Die Hamburger Polizei iſt die gemüthlichſte und harmloſeſte Polizei von der Welt. Sie hat Handſchuhe von Sammt über den Handen, und geht auf Filzſohlen. Man merkt ſie nirgends, und ſie iſt allenthalben, miſcht ſich jedoch nie in die politiſchen Gedanken, ſie mögen ſich noch ſo laut und deutlich ausſprechen. Sonſt thut ſie als Polizei ihre

Schuldigkeit, ſie kennt einen Jeden, wenn er nur vierundzwanzig Stunden in Hamburg iſt, und hütet ihn, wenn er verdächtig iſt, d. h., verdächtig in Betreff eines Attentats gegen die Sicherheit des Eigenthum's. Im übrigen hat ſie keinen Verdacht, und die Unantaſtbarkeit der Perſon wird in Hamburg ſtreng reſpektirt. Die Hamburger Polizei [illegible] einen Takt, der zu bewundern iſt; ſelbſt bei einer Emeute läßt ſie ſich nicht aus der Behaglichkeit und Ruhe bringen. Ich war im September des Jahres 1830 in Hamburg, in dem berühmten Jahre der Julius-Revolution, als man allenthalben Aufruhr ſpielte, der leidigen Mode wegen. Auch die Hamburger hatten ihren revolutionairen Tag, und man war darin übereingekommen, alle Juden, zu einer beſtimmten Stunde, Abends, mit dem Glockenſchlag neun, aus allen öffentlichen Häuſern, den Elb- und Alſter-Pavillons vorzugsweiſe, hinauszuwerfen. Das geſchah denn auch, wie verabredet. Natürlich gab es dabei großen Spektakel; denn die Juden wichen nicht gutwillig. Aber die Chriſtenheit ſiegte in dem Kreuzzuge, und wer Jude war, (d. h., ungetaufter; denn die getauften Juden konnten ſich durch ihren Taufſchein, welchen man ſie herbeiholen ließ, legitimiren), mußte das Feld räumen. Die Sache hätte dabei ihr Bewenden haben können; indeß, nachdem der noble Pöbel der Pavillons einen Sieg gefeiert hatte, wollte auch der Plebs der unteren Claſſen gleichfalls ſein Juliusfeſt begehen, und da gerade das Brod mit einer Steuer belegt worden war, ſo hatte man den trefflichſten Grund, zu rebelliren. Der Lärm begann ziemlich ernſt, und man blokirte das Stadthaus, in welchem die beiden Polizeiherren ihre Wohnung haben. Man ging auf das Herz der Polizei los. Aber die Polizei verhielt ſich ruhig und mäuschenſtill, und die vor dem Stadthauſe aufgeſtellte [illegible] Befehl der Polizei — in Gottes Namen alle Fenſter des Stadthauſes einwerfen, man ließ dem Volke ſein Spiel, und am folgenden Tage waren die Fenſter wieder eingeſetzt. Das war der erſte Tag der Hamburger Revolution. Am zweiten Tage ſollte wieder Revolution ſein, aber der Senat publicirte das Tumult-Mandat, und die Leute, die ſich ſonſt in Haus und Hof zurückgezogen und ſich wenig um die Öffentlichkeit kümmerten, ſchützten und ſchirmten das Geſetz; und das Volk, dem man einen Tag freies Spiel gelaſſen, und deſſen Leib und Blut man höher angeſchlagen hatte, als die Fenſterſcheiben im Stadthauſe, ließ ſich, ohne Kanonen, durch feſten Bürgerſinn zurückweiſen, und das will viel ſagen; denn der Hamburger Pöbel ſucht wirklich ſeines Gleichen in Deutſchland, und gibt dem Pariſer nichts nach. Die Hamburger Polizei beſitzt pſychologiſche Kenntniſſe, und hält den ganzen Hamburger Plebs am Schopfe feſt. Sie ſteht auf ſicherem, feſtem Fuße, und in dem großen chaotiſchen Gewirre der Straßen, Promenaden, öffentlichen Häuſer u. ſ. w. ſichert ſie hauptſächlich die Ordnung der Dinge.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Iriſche Legende.

In einiger Entfernung von Caſtle Taylor ſteht ein rundes Fort, bekannt unter dem Namen: der Pallaſt von Dundorlaß. Dort hat einſt Goora, der König von Connaught, in großer Pracht und Herrlichkeit gehauſ't; da war einſt Wohlleben und Üppigkeit vollauf, da ſcholl es immerdar, Thor aus, Thor ein, kliff, klaff, von luſtigem Hundegebell, wann der König ſein Jagen hielt, und das war ſeine liebſte Freude; — da ritten viel ſtolze Herren aus und ein, die lieber an Heute als an Morgen dachten, und lieber an's Leben als an's Sterben. „Was haben wir davon, wenn wir ein Mal todt ſind?“ gaben ſie dem heiligen Macduagh, dem Bruder des Königs, ſtets zur Antwort, ſo oft der ſie ernſthaft und ſtreng d'ran mahnte, daß ſie lieber ihrem Gotte dienen ſollten, als ihren weltlichen Begierden; — nichts als Spott und Leichtfertigkeit gaben ſie ihm als Beſcheid zurück. Saint Macduah bewahr' uns vor Völlerei und böſen Gelüſten.

Als nun der heilige Mann geſehen, daß all ſein Reden nichtsnutz und verloren war an ſeinem Bruder, dem König Goora und den böſen Junkern, da nahm er einen ehrwürdigen Mönch, der viel gepredigt hatte gegen Üppigkeit und Wohlleben, — zu dem ſprach er: „Frommer Bruder, wir wollen dieſe ſündige Welt verlaſſen, in die wilden Schluchten ziehen und Gott dem Herrn mit Gebet dienen.“ „Ja, das wollen wir,“ erwiederte ihm der Mönch, nachdem er ſich eine kleine Weile beſonnen; „doch wie werden wir es anſtellen, daß wir in der Wildniß nicht Hungers ſterben? Faſten iſt wohl ein heilig Gebot, aber der Herr begehrt ſchon den Tod des Gottloſen nicht, geſchweige denn, daß der Gerechte verhungere.“ „Wäret Ihr ein Vöglein in der Luft,“ ſprach Saint Macduagh darauf, „ſo wüßtet Ihr vernünftiger zu reden; kommt, laſſet uns gehen.“

Darauf gingen ſie aus dem Pallaſt der Schwelgerei, die große breite Straße entlang, die zu beiden Seiten mit ſchnurgraden Bäumen bepflanzt war, das iſt die Straße, die jetzt Boherlan da naa mias genannt wird, und gingen an den Mauern der berühmten ſchwelgeriſchen Stadt Ardrahan vorbei, die ſeit grauen Zeiten verſunken iſt; — über ihren Thurmſpitzen, die wohl hundert Faden und noch tiefer verſchüttet ſind, ſtehen jetzt die Dorfhütten dort. Den König Goora und ſeine luſtigen Junker kümmerte der Abgang des Saint Macduagh ſo wenig, daß viele ehrliche Leute meinten, es kümmere ihn gar nichts. Und kliff, klaff, ging's immerfort Thor aus, Thor ein, Berg auf, Berg ab, und in dem Schloß dampften Tag und Nacht lang die himmelhohen Schornſteine, und wenn Einer aus fremdem Land unverſehens in die Nähe des Pallaſtes kam, ſo überredete ihn der Bratengeruch, der wie ein Morgennebel über der ganzen Umgebung hing und ſchwebte, daß es hier zum Paradieſe eingehe. In ganz Galway war gewiß kein Fiedler, kein Jäger und kein Junker beſſer aufgehoben, und, in Wahrheit, eigentlicher zu Hauſe, als in des Königs Goora Schloß. Das luſtige Leben trieben ſie lang, und dachten weder an Gott noch an die Heiligen, weder an ihre Seligkeit noch an die Kirche, ſondern blos an Schüſſeln und Teller, an Wildpret und Meute. Saint Patrik mag ihnen gnädig ſein.

Indeſſen lebte Saint Macduagh mit dem Mönch in der Wildniß, und beide gaben ſich wahrhaft Mühe, Gott zu dienen mit Gebet und durch Faſten. Am dritten Tage wurde der Mönch, in der That ein würdiger Herr, aber ſchwächer am Leib als andere fromme Brüder, oder gar erſt als Saint Macduagh, gar gebrechlich und hinfällig, und gedachte zu ſterben; er fühlte, wie ſein Magen gleich einem ſchlechten Schelm ſich gegen ſein heiliges Leben auflehnte, und fühlte ſich zugleich unfähig, dem Brummen des argen Geſellen länger Widerpart zu halten. Deßhalb warf er ſich vor Saint Macduagh nieder und ſprach: „Mit Ew. Heiligkeit Verlaub, ich glaube, wir dienen dem Himmel allzu eifrig, und wenn ich in meinem Fleiß fortfahre, ſo kommt mein Tod auf Eure Rechnung. Euer Bruder, der König Goora, gibt Schmaus über Schmaus; ach, ich hätte beſſer gethan, dort zu bleiben und mein Leben für gute Werke zu friſten.“ Darauf entgegnete ihm der Heilige: „Frommer Bruder, Ihr ſeid ſchwach im Glauben; meint Ihr, ich hätte euch in die Wüſte gebracht, damit Ihr Hungers ſterben ſollet?“ — Nun warf er ſich auf die Kniee und betete inbrünſtiger, als jemals.

Und mit einem Male ſah ſich der arme Mönch auf eine ſehr angenehme Weiſe überraſcht. Vor ihm ſtand eine Mahlzeit, reich beſetzt mit den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen, und in goldenen Bechern zeigten ſich zum Lohn ſeiner langen Enthaltſamkeit verſchiedene Flüſſigkeiten, beliebter und ſchmackhafter, als das Waſſer in der wilden Bergſchlucht.

Das war an einem Tage, als der luſtige König Goora mit ſeinen Edelleuten und Junkern ein großes Jagen hielt, und mit noch größerem Hunger zurückkehrte. Sie ſetzten ſich alleſammt an den Tiſch in der Halle, und ſogen mit ſüßem Behagen bereits den köſtlichen Bratenduft in ſich, höchſt ungeduldig, die reelle und ſolide Urſache dieſes Duftes ſelbſt bald zu ſich zu nehmen. Jetzt prangten die goldenen und ſilbernen Schüſſeln mit ihrem braunglänzenden Inhalt; der König Goora ergriff hochſteigenhändig Meſſer und Gabel, um dem größten Stück Wildpret an den Leib zu rücken. Aber in demſelben Augenblick, — o Entſetzen, Entſetzen! — erhebt ſich die gewichtigſte Schüſſel vor den Augen des Königes und über deſſen Naſe in die Luft und nimmt ungenirt ihren Weg zur Halle hinaus. Von dem Beiſpiel dieſer Fürſtin unter den Schüſſeln angezogen, ſetzen ſich auch die übrigen Platten in Bewegung. Der hungrige König ſtarrt den reiſeluſtigen Schüſſeln einige Zeit lang ſprachlos nach, dann fährt er vom Sitze ingrimmig empor, thut einen furchtbaren Eid, dieſe Zauberei an ihrem Urheber zu rächen, — denn er dachte in ſeiner Gottloſigkeit an nichts weniger, als an die zwei frommen Männer in der Wüſte, — und ſtürzte, Meſſer und Gabel nicht aus den Händen laſſend, den Flüchtlingen zu eiliger Verfolgung nach. Augenblicklich folgte der ganze hungrige Hofſtaat ſeinem Beiſpiele und begab ſich ſolcher Maaßen am ſelben Tage unfreiwillig auf eine zweite Jagd. So rannten ſie über Stock und Stein den treuloſen Schüſſeln nach, — der König, und hinter ihm d'rein ſeine Junker, und hinter den Junkern die Diener, alle mit Meſſern und Gabeln, — der Koch noch mit ſeinem Bratſpieß in der Hand und hinter ihnen noch andere getäuſchte Weſen, nämlich Hunde und Katzen. Eine ganze Viertelſtunde lang folgten ſie den Schüſſeln, die ſie immer im Auge hatten, bis ſie endlich ſahen, daß dieſelben ſich in der Bergſchlucht häuslich niederzulaſſen begannen.

Der arme Mönch war juſt im beſten Eſſen, als er den furchtbaren Halloh des hungrigen Hofſtaats immer näher und näher brauſen hörte. Er würgte in Todesangſt noch ein Paar Biſſen hinunter und ſprach dann zähneklappernd zu dem wunderthätigen Mann: „Gott vergebe euch, was ihr an mir thut, es wäre ja am Ende beſſer geweſen, ihr hättet mich Hungers ſterben laſſen, als daß ich jetzt auf Antrieb fremden Hungers todt geprügelt werde.“ Darauf erwiederte Macduagh: „Frommer Bruder, ihr ſeid ſchwach im Glauben; laßt ſie nur kommen.“ — Und ſie näherten ſich auch bereits nur noch an die dreißig Schritte; — da erhob Macduagh die Hand, — und im ſelben Augenblicke ſtacken die Füße vom ganzen Hofſtaat, ſelbſt die Hunde und Katzen nicht ausgenommen, im Felſen feſtgebannt, und die Unglücklichen mußten zur gerechten Strafe ihrer Schwelgerei, mit wüthendem Hunger in den Eingeweiden, regungslos zuſehen, bis der tugendhafte Mönch ihre Mahlzeit in Ruhe verzehrt hatte.

Nach dieſem Wunderzeichen ſollen jene ſchwelgeriſchen Edelleute bis an ihr ſeliges Ende ihren Wandel verbeſſert haben, und in Frieden geſtorben ſein. Wie es zuging, daß jener luſtige Pallaſt von Dundorlaß und die ſchwelgeriſche Stadt in der Folge verſunken ſind, weiß Niemand mehr zu berichten, ſelbſt die älteſten Leute nicht, die es doch von ihren Großmüttern hatten erfahren können. Aber die Fußſtapfen ſind noch heut zu Tag im Felſen zu ſehen, als ſichere Bürgen für die Wahrheit dieſer Geſchichte.

Buntes.

Schätze im Morgenlande. Die größte Zierde des prachtvollen Delhi iſt der kaiſerliche Pallaſt, in einem höchſt geſchmackvollen Styl aus röthlichem Granit erbaut, im Innern mit Gold und Azur dekorirt, und von anderen glänzenden Ornamenten funkelnd; die dazu gehörigen Marſtälle können 10,000 Pferde faſſen. In den ungeheuer ausgedehnten Vorſtädten erhebt ſich außer vielen andern durch Pracht und Umfang ausgezeichneten Bauten der „Godain Kotelar,“ ein prachtvoller Pallaſt, unter deſſen zahlreichen Gemächern der Saal der Geſandten das meiſte Staunen erregt; er iſt von Kriſtall ausgelegt, von der Decke herab ſchwebt ein Kronleuchter von ſchwarzem Kriſtall, bei völliger Beleuchtung wähnt man ſich hier in ein Feenſchloß verſetzt. Noch zu den Zeiten des Legour de Flair befand ſich darin der „Pfauenthron“, von ovaler Form, unter einem Palmbaum angebracht, der ihn mit breiten Blättern überwölbte; auf einem Zweige deſſelben nahe an der Krone ſaß ein Pfau, der die Flügel zum Thronhimmel ausbreitete. Pfau und Palmbaum waren von Gold und ſo kunſtreich und zart gearbeitet, daß ſie bei dem leiſeſten Lüftchen zu wehen und wallen ſchienen. Das intenſive Grün der natürlichen Pfauenfedern war durch den Glanz koſtbarer Smaragde wiedergegeben, die Früchte des Palmbaum's durch funkelnde Diamanten aus Golkonda, ſo bewunderungswürdig der Natur nachgeahmt, daß der Beſchauer, auch wenn er ſonſt keine Wahlverwandtſchaft für Diamanten fühlte, ſich verſucht fand, ſie in jedem Augenblick doch als Früchte zu pflücken. — Panna, die Hauptſtadt des Diamantendiſtrikts, enthält einige ſchöne Tempel, in deren einem ſich ein Idol mit diamantenen Augen von unermeßlichem Werth befindet. Das ganze Tafelland einige Meilen in der Runde um die Hauptſtadt ſoll von Diamantenlagern ſtrotzen; der Boden deſſelben iſt an einigen Plätzen drei bis zwölf Fuß in die Tiefe röthlich, an anderen braun, und enthält da, wo man Diamanten findet, Lager von kleinem Geröll. Nach den Beobachtungen der Leute, welche ſich mit dem Aufſuchen der Diamanten beſchäftigen, und größtentheils Rahpoots ſind, regenerirt die verſchwenderiſche Natur vierzehn bis fünfzehn Jahre nach gänzlicher Ausbeutung einer ſo koſtbaren Stelle dieſelbe auf's Neue zu einem vollſtändigen Diamantenlager.

Verhältniß des Buchhandels zwiſchen England und Frankreich. Im Jahre 1821 betrug die Anzahl der aus Frankreich nach England eingeführten Bücher: 81,127, in den Jahren 1825, — 178,366, 1830, — 108,897 und 1832, — 54,984, aus England nach Frankreich hingegen: in den Jahren 1821, — 19,086, — 1825, — 19,036, 1830, — 12,714 und 1832, — 19,682.

Der Grund dieſes Mißverhältniſſes liegt wohl einerſeits darin, daß Frankreich das Mittelland zwiſchen England, Deutſchland und Italien iſt, und ſomit auch literariſche Produkte der beiden letzteren auf den Markt Großbrittaniens bringt, andererſeits aber auch in dem Umſtande, daß in Frankreich bei weitem mehr engliſche Werke nachgedruckt werden können, als franzöſiſche in England. England iſt ſpekulativ für Alles, was das praktiſche Leben berührt, in Frankreich dagegen liegen trotz allen Wirrniſſen des Tages alle Bedingungen, durch welche die Völker als Menſchen näher an einander gerückt werden können. England iſt der ganzen civiliſirten Welt dadurch wichtig geworden, daß es die phyſiſchen Gränzen von Tag zu Tag mehr erweitert; Frankreich wird, wenn es ſich aus Gährungen zur klaren Erkenntniß der Aufgabe empor gerungen, welche ihm für Verbreitung der wahren Humanität ſchon durch phyſiſche Lage und Volkskarakter geſetzt iſt, namentlich auch für Deutſchland auf erfreulichere Weiſe wichtig werden, als dieß bis jetzt ſeit einem halben Jahrhundert der Fall war; dieß (außerpolitiſche) Prognoſticon läßt ſich ſchon jetzt mit ziemlicher Gewißheit ſtellen, wenn man einige tiefere Blicke in ſein geiſtiges Streben ſendet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 10. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 12. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

„Seid Ihr's, Herr Gokel?" ſagte Konrad ſchwach, die Stimme erkennend; der Narr aber antwortete nicht, ſondern netzte ſtatt deſſen einen feinen Schwamm, den er bei ſich trug, in Waſſer, und drückte ihn gelinde auf Konrad's brennende Haut. Dieſer zuckte im Anfang von der Berührung, aber nach und nach hielt er ſtill, und es war ihm nicht anders, als lege der Engel des Erbarmens ſeine lindernde Hand auf ſeinen mißhandelten Leib. Das kühle Waſſer drang himmliſch wohlthuend in alle ſeine Poren, die es begierig einſogen; er fühlte ſich mit jeder Sekunde wieder ein Menſch werden und Lebenshoffnung, wie Lebensſtärke, von Neuem in ſeinem Innern erwachen. Der Narr merkte dies bald an ſeinen ſtillern Athemzügen, die Bruſt arbeitete nicht mehr röchelnd, die Glieder zuckten nicht mehr krampfhaft, das Antlitz des jungen Bauers neigte ſich zu ihm und ſank an das ſeinige, welches bärtig und ſtruppig war. Die Arme deſſelben umfaßten ihn leiſe und mit einem tiefen Seufzer, auf welchem aller Schmerz zu entfliehen ſchien, fiel Konrad plötzlich in den unwiderſtehlichen, aber ſanften Schlummer der Ermattung. Gokel blieb ruhig kauern, obgleich er ſich in der unbequemſten Stellung befand; mit dem einen Arm ſtützte er, alle Kraft aufbietend, den Körper des Schlafenden, mit dem andern fuhr er fort, ihm die Linderung zu gewähren, welche ihm ſo wohl gethan hatte. — Seine Abſicht war geweſen, auf demſelben Weg, durch den er herein gekommen, auch wieder zurück zu gehen oder vielmehr zu kriechen, nachdem er dem Gefangenen die Labung gebracht haben würde; denn für einen andern, als ein kleines Kind oder ein Thier ähnlicher Größe, war derſelbe nicht gangbar; jetzt gab er ſie auf und harrte geduldig Stunde auf Stunde. Mit dem erſten Hahnenruf ward es laut vor der Thür, die Riegel wurden zurück geſchoben und die Knechte Schnabel und Zieling öffneten ſchlaftrunken und verdroſſen den Flügel. Sie trugen eine Leuchte und riefen hereinſtolpernd: „He! auf! Bauernſchelm, fort, länger wird hier nicht gefaulenzt, fort nach Hauſe an die Arbeit! Der Morgen tagt und länger ſollſt du nicht weilen hier, ſo hat der Junker befohlen. Ha! was iſt das? Wer kauzt da? Gott ſei mir gnädig, er hat einen Heinzelmann bei ſich, — da ſieht man's, ſeine Urfräle iſt eine Hexe." Die Knechte ſtarrten Gokeln an, deſſen kleine lebhafte Augen ihnen unheimlich entgegen funkelten. „Schweigt, lüderliches Gezücht!" ſchalt der Narr, „ſonſt ſoll euch der Heinzelmann auf den Hals fahren. Setzt euere verdammte Leuchte zu Boden und helft mir dieſen Burſchen, der ehrlicher iſt, als ihr Beide und noch ein Schock eueres Gleichen dazu, ankleiden und fortbringen." Dabei weckte er Konrad durch ſanftes Rütteln und mehrere Küſſe auf die Stirn. Es dauerte lange, bis derſelbe erwachte; doch endlich öffnete er die Augen und blickte vollkommen geſtärkt, wie neu geboren um ſich. — Gokel ſagte ihm, daß er frei ſei und heim gehen ſolle. Konrad erwiederte nichts; er ſtand auf, bekleidete ſich wieder ohne Zeichen von Schmerz und warf nur einen düſtern Seitenblick auf die Reiſigen, welche ſich zu keiner Hülfsleiſtung rührten, ſondern in ihren Bemerkungen fortfuhren. „Ja, ja,“ ſagte der Eine, „brächten wir nur ein Morgenſüpplein mit, und Mittags einen Kloß und Abends ein derbes Veſperbrod, — er bliebe gern hier liegen und nähme täglich zur Veränderung eine Tracht Prügel mit in den Kauf. Man weiß es ja, das Bauernvolk… Indeſſen, was bekommen wir, daß wir dich loslaſſen, Bäuerlein? daß wir deinetwegen den Morgenſchlaf unterbrechen und die Burgpforte ſo früh geöffnet haben? Du haſt Geld, gib's her; umſonſt iſt der Tod.“ — Sie ſtanden eben noch bei einander, Schnabel, der Thurmwart, und Zieling, der Wächter, und ſtreckten die begehrlichen Hände aus, da hatte Konrad den letzten Knopf ſeiner Jacke zugeknüpft, und plötzlich ſtürzte er zwiſchen ihnen durch, ihre Rede unterbrechend, Jeden mit Einem Arm weit fort und zu Boden ſchleudernd, ſo daß ſie mit den Füßen gen Himmel ſchauten. — Sie ſchrieen, lärmten, tobten, und als ſie in höchſter Beſtürzung ſich wieder aufgerafft hatten und heraustraten auf den Hof, war der Bauer verſchwunden und das von ihnen zum Voraus geöffnete Pförtlein gähnte ſie an. Der Narr aber ſtand auf der Schwelle des Rüſthauſes und lachte aus Leibeskräften. —

Aus der Gerichtsſitzung der fränkiſchen Ritter im Kloſter Banz ward bald ein fröhliches Bankett, bei welchem Freundſchaftserneuerungen angeknüpft und Zuſicherungen gegenſeitiger Bündniſſe gewechſelt wurden. Man erhob ſich nun von der Tafel, um ſich an einer andern im Saal des Refectoriums nieder zu laſſen, wo das Mittagsmahl glänzend bereitet war. Hierzu fanden ſich auch Wolf von Lichtenſtein, ſein Freund, der Forſtwart, und außerdem Mehrere ein, deren Gegenwart bei der erſten Sitzung nicht unbedingt nothwendig geweſen war, und die es vorgezogen hatten, ſich während derſelben auf andere Weiſe zu zerſtreuen. Der nüchterne und geizige Prior ſah mit ſcheelem Auge Ströme ſeines beſten Weins in unergründliche Kehlen hinabfließen. Gleichſam ihm zum Ärger goß der Vogt ein Paßglas nach dem andern in ſich hinein, ohne davon nur die geringſte Veränderung in Miene und Wort zu äußern, zum Gegenſatz der Herren Ritter, deren Angeſichter ſich höher zu färben, deren Unterhaltung ſtets lauter zu werden begann. Trotz dem ward es jedes Mal ſtill an der Tafel, wenn Pater Alexander, des Abtes Liebling, etwas ſagte. Er hatte es an ſich, ohne daß man beſtimmen konnte, worin es lag, daß Andere ſchwiegen, ſobald er redete, und daß Schwätzer und Schreier ſogar auf ſeine Stimme horchten. So nahm er auch jetzt das Wort. — „Ich höre, Vogt,“ ſagte er, dieſen ſcharf anblickend, „daß Ihr ein Bauernweib in Gewahrſam haltet, weil es in dem Verdacht der Zauberei ſteht. Iſt dem ſo?“

„Allerdings, hochwürdigſter Herr,“ antwortete Kolheinz unterwürfig, „und der Proceß dieſer Hexe wäre auch längſt inſinuirt und eingeleitet, wären nicht immer wichtigere Dinge ….“

„Ihr habt Recht,“ unterbrach ihn der Pater, „auch mir ſcheint ſolcher Verdacht unrichtig und mag der Glaube von dem Umgang des Teufels mit einem irdiſchen Weibe immer mehr Wurzel faſſen, wie ſo manches Unkraut der neuen Lehre, ſo werde er doch wenigſtens von uns nicht gepflegt. Es iſt ein Tag des Friedens, der Verſöhnung, des Vergeſſens, welchen wir heute feiern, und unſer gnädiger Herr Abt will nicht, daß derſelbe durch Thränen, in unſern Kerkern geweint, entheiligt werde. Ich habe ſeine Befehle empfangen, die ich Euch hiermit kund mache. Noch vor Abend ſollt Ihr die Bäuerin in Freiheit ſetzen und ſie, mit einem Geſchenk begabt, nach ihrer Heimath entlaſſen.“

Der Vogt grinſete ihn eine Weile ſprachlos an.

„Ich küſſe Euch die Hand, hochwürdigſter Herr,“ erwiederte er dann, „und kann Euch nicht ſagen, wie ſehr der allerhöchſte Befehl Seiner Gnaden meinen Wünſchen zuvorkommt. Schon längſt würde ich auf die Freilaſſung des Weibes, deſſen Ernährung der Kloſterkaſſe zur Laſt fällt, angetragen haben, hätte ich dieſelbe ganz mit meiner Pflicht im Einverſtändniß geglaubt. Aber das Landvolk vor möglichem Schaden durch Zauberei zu hüten, war meine we[illegible] Abſicht bei Einkerkerung des alten, [illegible] Weibes, welche wohl eher des Teufels Großmutter, als deſſen Buhlin ſein mag. Seiner Gnaden höherer Einſicht ordne ich aber ſchuldigermaßen die meinige unter. Überdem,“ ſetzte er hinzu, „iſt die Sippſchaft der Alten Bettelvolk, und wer weiß, was ſie verzieht, meine Koſt im Thurm, oder die ſchmalen Biſſen, die bei den ihrigen für ſie abfallen werden.“

Pater Alexander ſah den Abt an, welcher ſtatt ſeiner das Wort nahm. „Es bleibt bei meinem Befehl, Herr Kolheinz,“ ſagte er; „auch in der Armuth iſt die Freiheit ein wünſchenswerthes Gut, und ich will, daß unter dieſen Umſtänden das Geſchenk der Alten verdoppelt werde. Jetzt von etwas Anderem.“

Niemand hatte dieſem Geſpräch mit geſpitzteren Ohren zugehört, als der Prior Wolfgang und der Forſtwart, welche beide es auf verſchiedene Weiſe doch gleich ſtark berührte. Dem Erſteren war das Wort „Geſchenk“ ein verhaßtes, und nun vollends ein verdoppeltes Geſchenk, welches aus dem Kloſterſchatz gegeben werden ſollte, erſchreckte ſeine Seele. Er machte deßhalb Einwendungen gegen den eigenmächtigen Beſchluß des Abtes, der jedoch, heut ein Mal beharrlicher in ſeinem Willen, als er ſonſt gewöhnlich war, darauf beſtand. Der jüngere Kolheinz aber, in ſeinem böſen Herzen, gönnte weder der gefangenen Alten das unverhoffte Labſal der Freiheit, welches ihr zugedacht war, noch ihren Urenkeln, am wenigſten

Bärbchen, das Glück, ſie wieder zu beſitzen. Zwar war die Hütte Werrleins Kuks klein und er ſelbſt mit ſeinen Kindern arm, eben das wußte er und das grimmte ihn; die Beiden würden mit Freuden betteln für ihre alte Urfräle, wenn ſie ſie nur wieder hätten. Er ſtand deßhalb nach einer Weile auf, ſchlich ſich hinter Wolf's Stuhl und forderte ihn auf, ihm zu folgen, da ihm eine Kurzweil zu Sinne gekommen ſei. In dem allgemeinen Getöſe der Leute, der zum größten Theil vom Wein befeuerten Unterhaltung der Gäſte, war es leicht, ohne Aufſehen ſich zu entfernen und wieder zu kommen. Auch Junker Wolf glühte etwas. Er leerte ſchnell noch einen Humpen, ſprang dann auf und ergriff den Arm ſeines Kumpans, der ihn zum Saal hinaus führte. — „Heda, luſtig, Junker!“ ſagte Kolheinz. „Laßt die da drinnen allgemach unter den Tiſch fallen, wir wollen uns eine andere Kurzweil bereiten, wobei es etwas zu lachen gibt. Ihr habt vernommen, daß die alte Hexenurſel, die hier im Thurm ſitzt, losgelaſſen werden ſoll, ohne Verhör, ohne Hexenprobe. Meinethalben, iſt mir's doch gleich, ob die Vettel hinter der Hecke vermodert oder zu Pulver gebrannt wird. Aber ſie iſt ein bitterböſes Weib, die es wohl verdient, daß man ſie ein wenig narrt, bevor ſie wieder nach Gefallen die Leute ſchädigt und plagt. Denn kein Stück Vieh, Junker, iſt vor der ſicher; auch den Menſchen kann ſie Fieber machen, und ihrer drei bringen Euch ein Hagelwetter zu Stande, daß kein Halm auf den Fluren bleibt.“

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus den Hanſeſtädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortſetzung.)

Das Hamburger Rindfleiſch iſt berühmt, und wie das Rindfleiſch iſt auch der Hamburger Volks-Charakter: kräftig, derb, ja, ſelbſt wo er zart iſt, grob, und doch piquant. Nun, man kennt ja das Hamburger Rauch-Rindfleiſch. Es gibt leider in Deutſchland ſo gar viele Völkerſchaften, und das Volk der Hamburger hält etwas auf ſeine Nationalität. Der ächte Hamburger weiß, daß es außer Hamburg noch ein Deutſchland gibt, aber er ſchlägt denn doch ſein Hamburg ſo hoch an, als ſei es groß genug für Deutſchland; und das iſt eben der wahre Rindfleiſchgeiſt. Der Bremer macht es freilich eben ſo, und er iſt am Ende hierin noch genauer; denn er trägt ſein Bremen allenthalben mit ſich herum. Trifft man einen bremen'ſchen Tabacks-Reiſenden im Reiche, und er ſpricht von etwas Anderem, als Cigarren und Bremen, er kann Einem für ein achtes Welt-Wunder gelten. Der Lübecker macht hierin allein eine Ausnahme. Er hat wenig, worauf er ſtolz ſein könnte, er hat kein Rindfleiſch und keine Cigarren, und wenn auch das O. A. Gericht der freien Städte in Lübeck ſeinen Sitz hat mit den Hanſatagen iſt's vorbei, und die Dorſche, die ſchmackhafteſten Oſtſee-Fiſche, die eine große Celebrität in Deutſchland erlangt haben, werden nicht in Lübeck, ſondern bei Travemünde gefangen. Der Lübecker klebt weniger an ſeinen Mauern, wenn er auch große Stücke auf ſie hält; er iſt politer, anſchließender, als der Hamburger und Bremer; er iſt für den Fremden, der in Lübeck hineingeſchneiet wird, zugänglicher. Ja, in Hamburg iſt der Volksgeiſt rindfleiſchartig; in Bremen iſt er eine Cigarre ohne Luft; in Lübeck iſt er Ergebniß der Humanität.

Was kann man davon rühmen, wenn der Hamburger immer und immer ſpricht: Hamburg iſt die Welt? Was kann man davon rühmen, wenn der Bremer braunen Kohl und Pückeln über Alles anſchlägt? Aber rühmen kann man es, wenn man in dem durch die Zeitverhältniſſe gedrückten Lübeck nicht in Einzelnen, ſondern in der Bevölkerung Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft und jene Humanität findet, die den Menſchen im Menſchen achtet, die nicht fragt: iſt er ein Lübecker? oder: er iſt doch kein Schauſpieler?

In Lübeck herrſcht Toleranz, und die kleine pietiſtiſche Sekte, die hier droht, kann nicht um ſich greifen. In Bremen herrſcht, bei großer Biederkeit und Rechtſchaffenheit, bei kräftigem Wohlthätigkeitsſinne, jener reichsſtädtiſche Philiſterismus, der ſich ſelten gern mit einem Schauſpieler zu Tiſche ſetzt, noch weniger aber mit ihm zum Abendmahle geht. In Hamburg herrſcht Indifferentismus. Man läßt, (ich rede hier nur von dem Geiſte der Bevölkerung, nicht von dem der Regierung.) Alles ſo ziemlich ſeinen Weg gehen, ſchlägt keinen todt, aber hilft auch Keinem auf die Beine. Man hat zu viel im Handel und Gewerbe zu thun, um ſich um Toleranz und Intoleranz kümmern zu können.

Was nun die Religioſität der drei Hanſeſtädte betrifft, ſo muß ich ſie, in Betreff Bremens, in ſofern loben, als der Bremer mit treuem feſtem Sinne an die Bibel und die Diener der Kirche glaubt. Es waltet hier im Ganzen jener einfache chriſtliche Sinn vor, der es nie ſo weit in der Aufklärung bringen kann, daß er die Kirche und die äußere Religion als Nebenſache betrachtet. Das wäre ſchon gut. Aber die Form iſt in Bremen häufig zur Hauptſache gemacht worden, und man betet mehr, als dem Geiſte frommt. Reformirte und Lutheraner halten ſtreng auf ihre Satzungen, und an eine evangeliſche Kirche iſt nicht zu denken. Das iſt ſehr ſchlimm, und am ſchlimmſten iſt es, daß in der reformirten Gemeinde der Pietismus ſein Haupt erhebt, und die reformirte Kirche iſt die herrſchende Kirche in Bremen. Es hat in neuerer Zeit ein reformirter Prediger in der Kirche, an der Stätte des Friedens, im Angeſichte des Altars, die Bühne für dem Teufel verfallen erklart, und der Prediger ſprach nicht von der Kunſt, auch nicht von der Immoralität einzelner Schauſpieler, ſondern von dem Schauſpielerſtande überhaupt. Die Bremer haben ein zu liebes, treues Gemüth, als daß ſie gegen den Menſchen verſtoßen könnten, aber ſie halten an der Kirche und den Dienern Gottes, und ſie glauben dem Wort. In Bremen könnte die Aufklärung kräftig Wurzel faſſen, wenn ſie von der Kanzel ausginge. Von der Kanzel geht ſie aber nicht aus, und der Profeſſor Weber, der Vorſteher der Gelehrtenſchule in Bremen, kann ein Lied davon ſingen. Die Religioſität kann in Bremen nicht die Früchte reifen, die man von ihr erwarten dürfte, ſie blühet auf einem großen Unkraut-Felde, und das Unkraut wuchert allenthalben um den Weizen. — Ob die Hamburger Religioſität haben? — Ich möchte es nicht behaupten. Sie wird dort über dem Handel vergeſſen, und man muß ſich mit der Religion behelfen. Peter Ahrens, Dorgerloh, der Jungfernſtieg, die Alſter- und Elb-Pavillons, Tivoli u. ſ. w. nehmen die Zeit in Anſpruch, die von den Geſchäften übrig bleibt, und die Religioſität muß ſich, wie in den meiſten großen Städten, in die Häuſer verkriechen; in das Leben des Volks zieht ſie nicht ein. — Die Lübecker haben Religioſität, und die pietiſtiſche Sekte iſt zu klein, als daß ſie nachtheiligen Einfluß ausüben und durch das Wort den Geiſt ſchlagen könnte. Der Myſticismus kann nicht eingeſchwärzt werden; denn die Lübecker haben einen hausbackenen, geſunden Menſchen-Verſtand, der ſich nicht feſſeln läßt. In Bremen wird häufig Prunk mit der Kirche getrieben; in Lübeck thut man ſolches nicht: man hält ſich hier mehr an dem Geiſt, als an der Form. (Fortſ. folgt.)

Kunſt.

(Neuigkeiten in den Sälen des Städel'ſchen Kunſtinſtituts und des Kunſtvereines zu Frankfurt. December 1834. — Schluß.)

Landſchaften von Koch (in Rom), Morgenſtern (aus Frankfurt), Agrikola (aus Berlin), Radl (aus Frankfurt) und Herdt (aus Frankfurt) nach Leſſing. — Die Natur hat auch ihre Weltgeſchichte, die ſich als ein gewaltiges Ganzes darſtellt, welches aber auch in Theilen und Epochen zu erkennen iſt. Die Aufgabe des Landſchaftmalers als Künſtler kann keine andere ſein, als die des Dichters, nämlich: für's Erſte in die Natur ſo einzugehen, daß er aus der Anſchau der Gegenwart eine Vergangenheit herausfinde, — ſomit Begebenheiten als Handlungen darzuſtellen, und alſo für's Zweite: die Natur gleichſam als beſeelt und zurechnungsfähig darzuſtellen, wodurch allein ſie in das Gebiet der Kunſt gezogen werden kann. Man ſieht, daß es alſo auch in der Landſchaftmalerei dreierlei Abſtufungen geben könne: eine Hiſtorienmalerei der Natur, eine mehr ſubjectiv-humoriſtiſch-gemüthliche Genremalerei, und endlich eine Portraitmalerei der Natur, (Veduta, — wodurch ich jedoch dem Portrait im höheren Sinne keinen geringeren Rang anweiſen will; denn es gibt im Gegenſatz der eleganten „Zimmerverzierungs-Portraitmalerei" — auch eine wahrhafte Hiſtorienmalerei im Portrait. — Doch wir kehren zur Landſchaft zurück.) Jeder der der oben angeführten Künſtler ſteht als ein entſchiedener Charakter in einer von den erwähnten Richtungen. Daß Koch ein Landſchaftsdichter genannt werden konne, iſt eine längſt abgemachte Sache; ſeine Conceptionen ſind großartig, ſeine Mittel bedeutend und ſeine Wirkungen — doch ſchwach; letzteres rührt wohl daher, weil er, wenn er ſeine Compoſitionen im eigentlichen Styl fertig hat, bei der Ausführung den Styl zur Manier werden läßt; es iſt natürlich nicht die Frage, ob er durch eben dieſe Manier den Beifall des Haufens, der ſtets das Geleckte dem Tüchtigen vorzieht, verſcherze; aber es wird ein wehmüthiges Gefühl laut, wenn man aus den Schöpfungen des Meiſters deſſen Alter heraus fühlt. — Gibt es einen romantiſchen Landſchaftsdichter (im Gegenſatz zu unſerem rein antik fühlenden Koch), ſo iſt Leſſing ein ſolcher. Seine Landſchaft, von welcher wir auf dem Kunſtverein eine durch Herdt ausgeführte wohlgelungene Copie ſehen, könnte man eine Tragödie aus der Geſchichte der Natur nennen, eine Tragödie im Geiſte Shakſpeare's, voll Markerſchütternder Wahrheit, voll poetiſcher Ironie, welche die Facten als Reflexionen, die Reflexionen gleich in Facten hinſtellt. Wir ſehen ein verfallenes Schloß, eingehegt und überragt von verfallenden Felſen; wir fühlen es aus dieſen Steinſchichten, die noch zuſammenhalten, heraus, daß zur beſtimmten Friſt auch dieſe ſich verbröckeln müſſen; dieſer verwitternde Thurm, dieſe wankenden Mauern, dieſe einſt auf Felsgrund für die Ewigkeit gebauten Gemächer umſchloſſen ſonſt gewiß ein gewaltiges Geſchlecht, deſſen Namen jetzt vielleicht kaum die Sage mehr nennt. — Morgenſtern, von dem wir eine Anſicht des Waſſerfalls am Hallſtädter See erblicken, iſt (im Gegenſatz zu dem idylliſch-antiken Koch, zu dem im reinſten Sinne des Worts ächt romantiſchen Leſſing) ein ganz moderner Maler, aber ein tüchtiger; er kennt die Wünſche des Publikums, er kennt eben ſo genau ſeine eigenen Kräfte, und hält ſich deßhalb innerhalb ſeiner eigenen Sphäre; man kann nicht ſagen, daß er dichteriſch ſchaffend zu Werke geht, aber die Stoffe, an welche er ſich gibt, ſind ſchon an und für ſich poetiſch genug, — jene kerngeſunde, beſtimmt ausgeſprochene und doch ſo geheimnißvolle Alpenwelt. — Von Agrikola finden wir ein warmes, lebensfriſches Portrait Neapels; das Bild iſt allerdings eine Veduta, aber eine höchſt geiſtreich aufgefaßte; Agrikola befindet ſich auf dem Terrain, für welches er ausreicht, und das er, — mit beinahe zu wenig Mäßigung, auch ausfüllt. — Die Landſchaften von Radl ſind anerkennungswerth; es offenbart ſich in ihnen eine gewiſſe anmuthige Friedlichkeit, ein deutſch-hausbürgerlicher Naturgenuß als Charakter, und ein löblicher Fleiß in der Ausführung bis in's Kleinſte; was jedoch ſeinen Bildern fehlt, iſt Wärme; man fühlt ſich verſucht, dieſelben wie Glasgemälde gegen das Licht halten zu wollen, ob durch den unmittelbaren Einfluß des Tageslichtes nicht etwa die materiellen Stoffe die Wirkung des Idealiſchen hervorbrächten. — Eine Berglandſchaft von van Haanen enthält manche ſchöne Einzelnheiten, obgleich anderſeits in Compoſition und Colorit manches Störende (namentlich die Linien der Berge und das bleifarbene Gewölk.) — Blumenſtück von Preyer (aus Düſſeldorf.) Bei Bildern dieſes Genre's handelt es ſich lediglich, durch fleißige und elegante Ausführung den Beifall äſthetiſcher Gourmand's zu gewinnen, in dieſer Beziehung kann man das erwähnte Bildchen delikat nennen. — Genrebild von Ruſtige (aus Mainz): ein katholiſches Bauernmädchen im Feſtputz iſt im Begriffe, ſich als Kranzjungfer einem Brautzug anzuſchließen. Ein freundliches, gemüthliches, mit höchſter Sauberkeit ausgeführtes Bildchen. — Die übrigen im Laufe der letzten zwei Monate auf dem Kunſtvereine aufgeſtellten Gemälde von Mutzbauer, Knapp u. ſ. w. ſind zu ſchülerhaft, unbedeutend oder ganz ſchlecht, als daß man uns die näheren Details darüber abverlangen dürfte.

Buntes.

London. Bulwer's neueſter Roman: die letzten Tage von Pompeji, iſt von raſchen Händen bereits in ein Drama umgegoſſen worden, welches auf dem Adelphitheater großes Aufſehen erregt; die prachtvollen neuen Dekorationen, namentlich unſer wackerer Bekannter aus der Stummen von Portici, der ehrliche Veſuv, thuen hiebei auch ihre Schuldigkeit. Allgemein entzückt Mrs. Keeley, als blinde Nydia, und Yates, als Arbaces. — Man ſpricht viel Rühmliches von Burford's neuem Panorama, welches einſtweilen im Leiceſter-Square noch privatim ausgeſtellt iſt, — einem Rundgemälde des Kirchhofs von Père-Lachaiſe in Paris; die Anſicht iſt von einer beträchtlichen Anhöhe unfern des Grabmales von Abeillard und Heloiſe aus aufgenommen.

Ausgrabungen in Pompeji. Die bedeutendſte neuere Ausgrabung in Pompeji iſt die einer Straße, welche vom Fortunentempel zum Iſisthore führt, beinahe mitten durch die Stadt. Bei dem Centrum, von welchem die Straßen nach den Theatern und Stadtmauern auslaufen, fand man einen Altar, dem Genius der Stadt errichtet, mit Darſtellungen von Libationen und anderen Opferhandlungen geſchmückt. Noch intereſſanter als dieſer Altar und als mannichfache Geräthſchaften, welche man in zwei Buden eines Hauſes der Fortunenſtraße fand, ſind die höchſt ausgezeichneten Wandmalereien in einem hinter der großen Moſaik entdeckten Hauſe.

Die ägyptiſche Flotte. Die Seemacht des Paſcha von Aegypten beſteht jetzt aus 12 Linienſchiffen, worunter 6 von 100 Kanonen, 4 Fregatten und 9 Schaluppen (von 14 bis 20 Kanonen); die Bemannung von allen beläuft ſich auf 12,958 Soldaten. In kurzer Friſt wird dieſe Macht durch eine Dampf-Fregatte verſtärkt werden, welche in England gebaut wurde, ſo wie durch ein Kriegsfahrzeug von 100 Kanonen und durch zwei von 80, welche noch auf dem Stapel liegen.

Literariſche und Kunſtſammlungen. Die ſchönen und reichen literariſchen Kunſt-Sammlungen des K. Preuß. General-Ober-Poſtmeiſters und Geſandten am Bundestage, Herrn von Nagler, werden jetzt in Berlin geſchätzt, um für eine namhafte Summe Eigenthum des Staates zu werden. Möchte daſſelbe doch auch zu ſeiner Zeit ſicher mit der bewunderungswürdigen Bibliothek des Herrn Präſidenten von Mauſebach zu Berlin, für die deutſche Literatur des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts geſchehen, für welche die Nagleriſche Sammlung in manchen Unicis erfreulich ergänzend werden würde. Selten iſt für eine Richtung eine ſo umfaſſende Bibliothek angelegt und zuſammengebracht worden, als jene von Mauſebachiſche, was die an Proſa und an Liederdrucken ſo wie Liederbüchern überaus reiche Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts zwar möglich, die Seltenheit und Theure der meiſten ihrer Erzeugniſſe, die oft erſt nach langen Jahren wohl hie und da verſteckt in einem antiquariſchen Kataloge auftauchen, überaus ſchwierig macht und nur durch Ausdauer und große Opfer erreicht werden konnte. Eine ſolche Sammlung iſt aber für Berlin und ſeine Literatoren um ſo ſchätzbarer, als ſeine Auctionen nicht eben der Markt für ſolche Literatur mehr ſind, ſondern dieſe in ihren einzelnen Druckwerken und fliegenden Blättern erſt an allen Ecken und Enden Deutſchlands zuſammen erſtanden werden muß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 11. 1835.

41

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 13. Januar.

Aus dem zweiten Halbjahr
des
Laienbreviers*)
von
Leopold Schefer.

Holdſelig hält das Kind die ganze Welt
Für ſich, für Eins; und ungeſchieden groß
Ruht alles ihm im Chaos ſtiller Liebe:
Die Sonne und die Eltern und die Blumen;
Und zauberhaft, verkleinert nur, und klein,
Erſcheint es weſentlich ein Gott an Kraft,
An Seligkeit: das All als Eins zu fühlen;
Und alles, was es hat, das nennt es: dein,
Weil ihm die Mutter ſagte: das iſt dein! —
Der Knabe glaubt: er ſei es ganz allein;
Und wie im Mutterſchooße, trinkt er, hüpfend,
Aus tauſend Adern ſich das Blut der Welt,
Er ſelbſt zu werden in der Sonne Reich. —
Der Jüngling bricht dann wunderbar in Zwei,
Wenn er die ſchöne Jungfrau vor ſich ſieht;
Er fühlt, was ihm zum Mann, zum Menſchen fehlt:
Das iſt das Weib — und führt ſie jubelnd heim.
Und in dem Haus und in der Kinder Schaar
Erliſcht allmälich ihm das Doppelbild,
Und — Einen Menſchen ſtellt das Paar nun vor;
Und ſeltſam, doch natürlich nur betroffen,
Fühlt ſich der Mann nun wieder ganz allein —
Doch iſt er ganz! Das gibt ihm Ruh' und Würde.
Denn alle Tauſend ſind nicht mehr als Er, —
Nur Mehrere. Und er iſt wie der Wirth
Der Erde, in dem frohbelebten Hauſe,
Und ſeine Gäſte dünken ihm nun ſelbſt
Die Wolken! und die Sonne! und die Sterne!
Die Kinder . . . Bäume . . . Blumen — ſelbſt ſein Hund!
Denn Er iſt auch ein Vater, eine Welt
Mit ſeinem Weibe! Und nun, wie dem Kinde,
Ruht Beiden Alles in geordneter,
In lauter Liebe, laut wie ihre Kinder,
Und ſichtbar, gegenwärtig, wie die Sonne.

* * *

In Mauſche's erſtem Buch, Vers Eins, ſteht ſo:
Im Anfang ſchufen dieſe Welt „die Götter." —
„. . . Im Fortgang! Im Verlauf!" So ſprichſt du wahr noch,
Wenn „Götter" heißen dürfen: die da ſind,
Die, ſterbend, kommen, tief aus ihrer Welt,
Und, lebend, gehen, tief in ihre Welt.
Denn Tod und Sterben ſind nur leichte Worter
Dem Götterherzen . . . glänzend wie im Traume,
Nur traurig und beweint auf Erden — ſchwarz, —
So wie du „Gold" mit ſchwarzer Tinte ſchreibſt.

* * *

O Pracht! — „die Stadt der Götter" möcht' ich ſehen,
Die wirklich ſteht, — nur heimlich wie ein Traum.
Denn ſieh', mit jedem kleinem Kinderhaupt
Wird ein Pallaſt gebaut, ein göttlicher,
Wird eine neue, eigne Welt geſchaffen,
So eine, wie noch Keiner je gehört,
So eine, wie noch Keiner je geſehen.
Des Kindes Auge koſtet an dem All',
Und, was es reizt, und, was ihm da gefällt,
Das zieht es in den unſichtbaren Bau;
Wie Bienen fliegen ihm Gedanken aus
Und ſammeln ihm, und bringen ſchwer ihm heim;
Sie ſammeln ſelbſt Gedanken, die ſie löſen
Von Sternen und von Wolken und von Blumen.

---

*) Erſcheint nächſte Oſtermeſſe bei Veit und Comp. in Berlin.
Anm. d. Red.

Und wie der blaue Himmel groß und leuchtend.
Bald wölbt es ſich die eigne Götterwohnung,
Und ſeine eigne Sonne hängt's hinein
Und ſeinen eignen Mond; und Tag' und Nächte
Und Frühling, Sommer, Herbſt- und Winter-Pracht,
Sie wandeln eigen ihm da drinnen lieblich
Wahrhaftig, ſonſtwo nirgend ihm geſchehend.
Auch eine Göttin zieht der Herr hinein —
Und ſendet Götterkinder vor die Thür,
Von denen jedes kleine Kinderhaupt
Ein neuer, eigner, herrlicher Pallaſt
Ein neuer Himmel iſt, mit eigner Sonne,
Mit allen Schätzen, allem Glück und Segen. —
Das klingt wie Mährchen! Aber liebe Seele,
— Du kannſt nicht groß genug, nicht wunderbar
Genug vom „Daſein“ denken, — von dem Meiſter,
Der dieſe volle Götterſtadt gegründet. —
Was wär' erhab'ner, ungemeiner, ſel'ger,
Als aller Menſchen allgemeines Leben,
Was wäre ſchöner, als ein Menſch zu ſein!
Und was iſt heiliger, als Lehr' und Bildung,
Als dumpfem Sinn ſein Götterhaus zu öffnen!

Geh' immer mit der Einen großen Heerde,
Die wie ein heiliger Waſſerſtrom die Lande
In ſtiller Macht volldrängend überſchwemmt,
Die keinen Hirten hat, weil ſie zu groß iſt,
Als daß ſie einen drunten haben kann;
Die keinen Hirten braucht, weil überall
Ihr drunten Triſt, genährt aus Wolken, blüht,
Ihr droben überall — der Himmel leuchtet!
Geh' ihr nicht vor! denn nutzlos wär' es dir,
Daß du allein dich aller Dinge ſättig'ſt,
Wenn noch die Heerde darbt und Eins entbehrt;
Das wäre dir die allergrößte Schande!
Was Alle haben, kann erſt dich erfreun.
Bleib' nicht zurück! kannſt du im Ernſte meinen,
Daß nicht in Allen Alles Herrliche
Für alle Zeit bereit ſchon köſtlich wachſe!
Wer ſich für weiſer, oder — ſinnlos — gar
Für beſſer hält, als der Geringſten Einen,
Selbſt beſſer an Gemüth und ganzem Weſen,
Als, vor und nach, den Mörder auch, der hat
Noch nicht den eingebornen Schatz erkannt,
Den jeder — als ſich ſelbſt durch's Leben trägt.
Geh' nicht zur Seite! ſtolz und ſchambedrückt,
So wie der Reiche neben einem Bettler,
— Als weiſe Gott, du warſt nicht aus der Heerde! —
Daß du nicht in die Gruben fällſt, dich Wölfe
Zerreißen, doch angrinſen. „Hüte dich!“
„Bewahre dich!“ das iſt das Eine Wort
Der ganzen Heerde. Jeder üb' es aus,
So iſt die ganze Heerde wohl gehütet,
Sie, unantaſtbar heilig, wie das Meer!
Und fragt dich ein Begegnender, und ſchüttelt
Sein Haupt und ſpricht: „Wie iſt die Heerde ſchlecht!“
So ſeh' ihm klar in's Aug', und biete ihm
Die Tageszeit; und nach der Tageszeit
Sprich: „Ja, es regnet heut.“ . . . „Die Wölfe heulten
Die letzte Nacht.“ . . . „Heut war ein Lamm verirrt,
Die Hunde ſind uns ſchlecht, ſie jagen ſeitwärts.“ . . .
„Heut fiel ein Nebel.“ . . . „Heut erhitzt die Sonne.“ . . .
„Sie zieht dort Waſſer . . . bald wird Frühling ſein!
Denn ſeh, die Vögel kommen ſchon mit Macht!“ —
So ſprich nur. Steht er noch, — ſo ſag' ihm lächelnd:
„Wir wandeln ſicher, wie die Stern' am Himmel!
„Ihr unſichtbarer Hirt iſt unſer Hirt!
„Und unſer Himmel heißt hier drunten: Erde.“ —

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

Wolf kreuzigte ſich, trotz ſeines Rauſches.

„Nun ſeht,“ fuhr jener fort, „kann man ſolch einen Teufelsbraten nicht brennen ſehen, ſo iſt doch eine Kurzweil mit ihm erlaubt. Kommt, wir ſteigen in den Thurm hinunter, ich weiß die Schlüſſel, Weg und Gelegenheit, — donnern der Hexe zu, es gehe zur Folter, zur Hexenprobe, zum Scheiterhaufen, ſchleppen ſie herauf und lachen ſie aus, wenn ſie oben iſt. So erſparen wir meinem Vater die Mühe, der Abt wird ſeinen Willen um ſo früher gethan ſehen, und das Weib küßt uns noch Hände und Füße, wenn es nach dem Schrecken merkt, was es geſchlagen hat.“ Dem Junker, der ſich gern gefürchtet ſah, wenn auch nur von einem Weſen der Art, wie dies, welches hier im Kerker ſchmachtete, mißfiel dieſer Vorſchlag nicht, und er folgte dem Forſtwart in das Haus ſeines Vaters, wo dieſer den großen Schlüſſelbund nahm, eine Leuchte anzünden ließ und mit ſeinem vornehmen Begleiter durch das Thürlein in des Vogts Schlafkammer ſich in den Abtsthurm begab. Liesmargt, die Magd des Vogtes, ſah den Beiden kopfſchüttelnd nach. Es war ihr zwar nichts Neues, den Forſtwart hier Ähnliches treiben und ausführen zu ſehen; aber was mochte er gerade heut mit dem Junker von Lichtenſtein bei der Alten in der Tiefe wollen? — Da klopfte es mit leiſem Finger an's Fenſter und Bärbchens bleiches verkümmertes Antlitz ſchaute furchtſam in's Gemach. „Vergönnt Ihr mir wohl, hochedle Jungfer,“ ſagte das Mädchen, „ein wenig näher zu treten und ein Warmbier bei Euch abzugeben für die Urfräle, das Konrad ihr zuſchickt. Hier iſt's im Häfle.“

„Komm herein,“ erwiederte Liesmargt, „komm nur herein, meinethalben; wollen ein Mal ſelbſt hinunter.“ Und als Bärbchen dieſer Erlaubniß zu Folge eingetreten war, legte ſie ihr die Finger auf den Mund, zum Zeichen des Schweigens, nahm ſie bei'm Arm und führte ſie durch die Kammer nach der kleinen Pforte, deren Schwelle das junge Mädchen ſchon ein Mal in großer Angſt überſchritten hatte. Es grauſ'te Bärbchen, als die kühle und dumpfige Thurmluft ihr aus der ſchwarzen Öffnung entgegen athmete; doch da ſie nicht allein und in Geſellſchaft eines Weſens von ihrem Geſchlecht war, hielt ſie Liesmargt's Hand feſt und folgte ihr die feuchten Stufen hinab. —

Indeſſen war im Refectorium die Tafel wieder aufgehoben worden. Mancher verließ ſeinen Platz mit etwas ſchwerem Kopf und den roſigen Nebeln der Weingeiſter vor den Augen. Endlich fing man aber an, die Abweſenheit Junker Wolfs und des Forſtwarts zu bemerken. Man fragte nach ihnen; mehrere von der Dienerſchaft hatten ſie Arm in Arm über den Hof ſchreiten ſehen, dem Hauſe des Vogts zu. Dieſer machte ſich nun ſelbſt auf, um durch Eifer in Befolgung der Befehle des Abtes ſich einen neuen Stein im Brett zu gewinnen und fragte im Fortgehen einige der jüngeren Herren, die ihm aufſtießen, ob ſie Gelieben trügen, das Innere des Abtthurmes und eine Hexe von Angeſicht zu Angeſicht zu beſchauen? Augenblicklich fanden ſich Mehrere, die in ihrem Weinmuth Luſt gehabt hätten, die Hölle zu beſichtigen, und denen dieſer Vorſchlag ganz recht kam. Unter Gelächter folgten ſie ſporenklingenden Trittes dem hüſtelnden, keuchenden, mit gekrümmtem Nacken einherſchleichenden Vogt die Schloßtreppe hinab, über den Hof weg, und traten endlich in die Vogtei ein, deren hintere Hausthüre, welche nach dem kleinen dazu gehörigen Hof führte, gegen die Gewohnheit geöffnet ſtand. Ein ſeltſames Geräuſch ſcholl ihnen von hier aus entgegen, männliche und weibliche Stimmen, Lachen, Wehklagen, Geſchrei und Gebell durch einander, und das Schauſpiel, welches ſich darbot, als ſie jetzt neugierig durch jene Thüre in den Hof drangen, war auch wunderlich genug. Junker Wolf von Lichtenſtein und der Forſtwart ſtanden einander laut lachend gegenüber, und — ſpielten Fangball mit einem Weſen, von dem man nicht gleich ſagen konnte, ob es ein menſchliches ſei, oder die ſchlechte Nachahmung eines ſolchen, der zerlumpte Balg einer alten, wiederaufgefundenen Chriſtpuppe; unweit davon lag eine Dirne auf den Knieen. „Heiſa, luſtig!“ ſchrie der Forſtwart dazwiſchen, „fangt, Junker! Ich werfe euch ein holdes Kind in die Arme. Behaltet es nicht zu lange und ſchickt es mir wieder! Juchhe, Hexlein! wie gefällt dir der Tanz? Springſt ja recht luſtig vor deinem Ehrentage, hopp! hopp! fall nit!“ Und damit empfing er, von Wolf ihm zugeworfen, ein entſetzlich ausſehendes, greiſes, aſchgraues Weib, welches kraftlos, ohnmächtig zwiſchen beiden taumelte, in ſeinen Händen, und hielt es feſt, da er jetzt den Zuſpruch gewahrte, der ſich eingefunden hatte. „Ho! ho! Herr Vater!“ grinſete er, „edler Junker! Seid ihr da? Wollt ihr zuſehen, wie wir hier zur Kurzweil mit dem Hexlein ſpielen? Schaut her, das iſt ſie, ſchaut einmal, was ſie für ein ſchönes Antlitz hat, zehn Teufel ſind aber auch ihre Liebhaber, nicht wahr ſchönes Kind?“ Dabei faßte er der Großmutter Werrleins unter das klappernde Kinn, ſtreichelte mit zärtlicher Geberde ihre leichenfarbenen Wangen und die Junker ſchlugen ein lautes Gelächter auf. Hierdurch ermuthigt, kehrte ſich der Forſtwart nicht an ſeines Vaters Kopfſchütteln, dem ohnehin eine Verziehung der Geſichtsmuskeln beigefügt war, welche für ein Lächeln gelten konnte und mit ſtarkem Arm hob er die Alte am Gürtel empor, gleichſam um ſie den Augen Aller beſſer zu zeigen. Da wandte ſich Bärbchen auf ihren Knieen um und das ſchmerzvolle Antlitz nebſt den flehenden gefalteten Händen gegen die Herzukommenden gerichtet, rief ſie, „Gnade,! Gnade! um Chriſti Willen Gnade und Erbarmen, ihr Herrn!“ Die Alte aber kreiſchte mit erſterbender Stimme: „Kind, kniee nicht, jammere nicht, das Erbarmen wohnt nicht mehr auf dieſer Welt; dieſe Menſchen hören dich nicht. Aber ſei ruhig, Kind; ein Anderer hört uns und das Maas iſt voll. Das Gericht iſt reif und es wird gehalten werden. Wehe, wehe, wehe, über euch Alle! Der Engel des Herrn zückt ſein Schwert! Ich ſehe es über euch leuchten. Es ſchimmert roth wie Blut und Flammen, wehe über euch —!“

„Willſt du das Maul halten?“ brüllte der Forſtwart, ſie ſchüttelnd, ſo daß ihre letzten Worte in unverſtändlichen Lauten untergingen, „willſt du ſchweigen?“ Er ließ ſie dabei unſanft auf den Boden nieder und wollte ſie eben wieder fortſchleudern, als ſein grinſendes, von Weingluth und roher Luſt geſchwollenes Antlitz, plötzlich ſeinen Ausdruck auf grelle Weiſe veränderte, denn die Alte ſchwieg und ſobald er die Hand von ihr gelaſſen hatte, ſank ſie mit zurückgeworfenem Haupt und gebrochnen Augen, ein grauſenhaftes Bild des Todes, zu ſeinen Füßen zuſammen. Er ſtarrte auf ſie nieder; ſie war in der That verſchieden. Das weiße Haar der Alten bedeckte das Pflaſter. Jetzt ſtürzte Bärbchen herzu und warf ſich über ſie. „Sie iſt todt!“ ſchrie ſie laut weinend, „die Urfräle iſt todt! Er hat ſie todt gemacht!“ Die Junker ſahen ſich betroffen an und als wollten ſie keinen Theil haben, an dem, was hier geſchehen war, ſchlichen ſie, eben ſo verſtummt, als ſie vorhin mit luſtigem Getöſe gekommen waren, von dieſem Schauplatz einer Unthat hinweg.

(Fortſetzung folgt.)

Kunſtnachrichten aus München.

Peter Cornelius wird täglich in München zurückerwartet, um die während zweijährigen Urlaubes zu Rom ausgearbeiteten Cartons für die Ludwigskirche in Ausführung zu bringen. Cornelius hat in Rom viel Betrübniß erlitten: es ſtarben ihm in kurzer Friſt eine Tochter, ſeine Frau und eine Schweſter. Während der zweijährigen Abweſenheit des Direktors der Münchener Akademie der bildenden Künſte hat ſich manches inzwiſchen in ihrer inneren Thätigkeit fort entwickelt und man iſt zum Theil begierig, wie Cornelius, der ſich in früheren Jahren eines vollen belebenden Einfluſſes erfreute, ſich dazu ſtellen wird. Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß ſich inzwiſchen Coterien gebildet haben, deren Wetteifer freilich Mannigfaltigkeit der Leiſtungen hervorruft, aber auch die innere Einheit der Kraftäußerung lähmen und hemmen möchte. Eine allſeitiger entwickelte Thätigkeit der jungen Künſtler und Zöglinge der Akademie während der letzt verfloſſenen zwei Jahre iſt nicht zu läugnen. Profeſſor Schlotthauer, der gewiſſermaßen eine eigene Anſtalt für Unterſtützung junger angehender Künſtler durch eigene Erwerbsthätigkeit vermöge kleinerer von ihm verlangter Compoſitionen und ihrer Ausführung in Steindruck um ſich gegründet hat, hat auch einen eigenen Komponir-Saal auf der Akademie eingerichtet, worin nach beſtimmten geregelten Aufgaben gemeinſam componirt wird; meiſt aus der bibliſchen und chriſtkatholiſchen Geſchichte. Von einer andern Seite hat eine Anzahl ſchon etwas älterer Zöglinge der Akademie und auch außer ihr ſtehender junger Künſtler in dem ſogenannten [illegible] ſich einen Saal gemiethet für ähnliche Compoſitionsübungen und den Profeſſor **Julius Schnorr** erſucht, ihr Leiter zu werden. Derſelbe iſt unter der beſchränkenden Bedingung eingegangen, daß nur aus der bibliſchen Geſchichte (alten u. neuen Teſtamentes) und — der Mythologie componirt werde; aus der übrigen Geſchichte, ſo wie aus Gedichten nicht. Ob alle jene jungen Künſtler in dieſe Beſchränkungen ſich ergeben werden, ſteht noch dahin. — Eine dritte Anzahl älterer junger Künſtler, zum Theil früher Schüler von Cornelius (von Düſſeldorf her und aus München), aber ſelbſtſtändiger jetzt in ihren äußeren Verhältniſſen wie in ihrer Kunſtleiſtung halten ſich geſchloſſener ab von jenen Beſtrebungen und ſtehen zum Theil im beſtimmteren Gegenſatze zu dem vermeintlich oder wirklich Hemmenden und Beſchränkenden jener Richtungen ſowohl für äußere Lebensberührungen, als für die freie allſeitige Entwickelung in der Kunſt ſelbſt, für welche ſie durch den belebenden und umfaſſend anregenden Verkehr mit Cornelius begeiſtert worden ſind. Man hat bei Cornelius Schülern, wie an manchen ſeiner eigenen Malereien Strenge des Naturſtudiums oder auch des Modells vermißt, und vielleicht nicht immer mit Unrecht. Vielleicht ſtreben nun jene anderartigen Kreiſe (Schulen kann man ſie nicht gut, wenigſtens noch nicht nennen) nach dieſer freilich weſentlichen Grundlage. Doch behaupten Manche auf der andern Seite, man arbeite auch von dort aus theils mehr nach gewiſſen typiſchen Formen der Kunſttradition, theils beurkundeten die Schnorriſchen Compoſitionen und Ausführungen aus dem Nibelungen-Liede auch nicht wenige, ja auffallende Mängel in der Correctheit der Zeichnung, während ſie im Koſtüm der Zeit, in der Wahl und Zuſammenſtellung der Farben, ſo wie in dem Streben nach dem Gefälligen und Beſtehenden glänzten. — Sie ſehen: auch hier in der Kunſt — disjecta membra poetae, Göthes Schlangenbrücke, in einzelnen Perlen und Edelſteinen zerbröckelt, wie ſonſt im Leben, wenn nur der Geiſt der Liebe und reiner Begeiſterung, der das Gemeinſame im Streben redlich feſthält, nicht weicht. Leider fehlen aber auch in jenen Kreiſen die Keime und Ausbrüche der Reibung, Abwendung und gegenſeitiger Anklage über dies und das nicht. Möge es Cornelius gelingen, die alte friſche Luſt und Liebe Allen wieder einzuhauchen. Es ſei denn, daß er in Rom entfremdet worden ſei.

Bildhauer **Bandel**, welcher im verfloſſenen Sommer München verließ und nach Berlin zog, hat in Hannover den Auftrag bekommen, in dem königlichen Palaſte ein Basrelief (Amor und Pſyche) und für eine Kirche ſechs lebensgroße Geſtalten zu einem Altare in Marmor auszuführen. Glück auf!

Zur Humanität.

Die Geſellſchaft zur Verbreitung der Kenntniß des Chriſtenthums hielt neulich in ihrem Verſammlungshauſe (Lincolns Inn-fields) eine Sitzung, welcher der Erzbiſchof von Canterbury, auf deſſen beſonderen Betrieb dieſelbe veranlaßt wurde, die Biſchöfe von London, Landaff und Barbadoes, ſo wie eine Menge Männer, ſowohl aus dem Clerus, als von den höchſten Ständen, beiwohnten. Der Sekretär las verſchiedene Mittheilungen über die weſt-indiſchen Inſeln, aus welchen Berichten die erfreuliche Thatſache bemerkbar wurde, daß die Neger ſeit ihrer Emancipation den größten Eifer für Belehrung in chriſtlichen Glaubensbegriffen bezeugen. — Gewiß iſt das Chriſtenthum die bis jetzt einzig mögliche Glaubenslehre, welche mit wahrer Freiheit Hand in Hand geht, denn das Chriſtenthum führt den Menſchen vor allen Dingen zuerſt auf die Erkenntniß ſeiner Würde zurück; das aber iſt ſchon Freiheit, und wahrlich eine höhere und dauerndere, als die in allen jenen gläſernen Conſtitutionen verſchliffene. Uns, die wir von Haus aus weder Schwaben, noch Kalmucken, weder Franzoſen, noch Liberier, weder Ruſſen, noch Mongolen ſind, ſondern nichts als — Menſchen, und als Menſchen wahrhaftig mehr ſind, denn als bloße Ruſſen, Kalmucken ꝛc., — uns thut vor allem Eins Noth, — kein Pfaffenthum, kein Conventikel, kein Pietismus, kein Quietismus, kein Liguorianismus, ſondern die ſittliche Grundlage, der Wille. Erreicht den Willen aus und ihr ſeid trotz allen Charten nicht viel beſſer als Spitze und Möpſe; beſitzt euch ſelbſt, wißt einmal, wer ihr ſeid, weßhalb ihr ſeid, daß ihr bleiben werdet, ob man euch auch in Feſſeln ſchlagt und verſtückt, — und ihr könnt allen Dolchen und Ruthen ſicher, ruhig trotzen; ſie treffen dann bloß den Leib und werden und müſſen auch aufhören, ihn zu treffen. — Ich komme auf das Chriſtenthum zurück. Das Chriſtenthum (nicht das hiſtoriſche, nein, das Chriſtenthum, wie es gedacht werden kann,) weiſt den ſinnlich-unſinnlichen Menſchen, eben den Menſchen, wie er iſt, auf das einzige Ideal der Freiheit hin. — Gerade in einem ſolchen Verhältniſſe, wie dem der Neger, die aus dem tiefſten Abgrund der Knechtſchaft plötzlich ins göttliche Sonnenlicht der Freiheit emporſteigen, enthüllt ſich der Adel dieſer Glaubensform ebenſo wie ihre bürgerliche Brauchbarkeit. — Dem Berichte des vereinten Comités oben benannter Geſellſchaft zufolge, ſchenkte die Geſellſchaft: „for the conversion and religious instruction of the negroes“ eine Summe von 5000 Pfund, und von der zur „Verbreitung des Evangeliums“ erwartete man ein gleiches; die „Baptiſt Miſſionary Society“ brachte in den letzten 8 Monaten für Weſt-Indien in erwähnter Abſicht 36,000 Pfund zuſammen. Ein Geſchenk von 10,000 Pfund zur Beſtreitung der Koſten war das Reſultat der Verſammlung der im Anfang genannten „Geſellſchaft zur Verbreitung der Kenntniß des Chriſtenthums.“ Bei allen dieſen lobenswerthen Beſtrebungen, welche in England ſich kundgeben, (einem Lande, deſſen natürliche Stellung ſchon zunächſt darauf hinweiſt) wäre nur eines zu wünſchen, aber dieß eine iſt leider gerade eine Hauptſache: daß die Apoſtel des Chriſtenthumes (ſo wenig ſie — Skeptiker ſein dürfen) keine Pfaffen wären. Eine Religion, die durch Pfaffen (jeder Sekte) eingetragen wird, bringt zwar keine ſolchen politiſchen Wirkungen hervor, als wenn ſie mit Feuer und Schwert gepredigt würde; aber ſie ſchadet um ſo nachhaltiger, denn ſie bringt, — ſelten, den Geiſt mit, der eben gerade für die Abſichten keines Prieſterthumes paßt. Eine Religion müßte durch brave Bürger eingeſiedelt werden, und — (ſoll man ſagen: leider, oder: Gott ſei Dank?) damit könnte jetzt auch Deutſchland dem großen Zwecke dienen.

Man erlaube, den erwähnten, immer anerkennungswerthen Beſtrebungen der britiſchen Nation für die emanzipirten Neger hier ein dunkles Seitenſtück entgegenzuſetzen. — Ein geiſtreicher Reiſender, Henry Tudor, theilt in ſeinen jüngſt erſchienenen Reminiscenzen aus Nordamerika ꝛc. folgende Skizzen über eine Sklaven-Verſteigerung in New-Orleans mit: „Zum erſten Mal in meinem Leben war ich hier Zeuge jenes erniedrigenden Schauſpiels, menſchliche Weſen wie Dinge verſteigern zu ſehn. Ich hatte in öffentlichen Blättern die Ankündigung davon geleſen (ein Umſtand, der hier faſt täglich vorfällt), daß eine gute Anzahl von Sklaven auf der Börſe verkauft werden würde, und beſchloß (ungeachtet des moraliſchen Grauſens, das ſich meiner bemächtigte), von der grauſamſten aller unſerer Leidenſchaften, der Neugier getrieben, dieſem „Geſchäfte“ beizuwohnen. Als ich auf den Schauplatz kam, waren meinen und des Publikums Blicken ungefähr dreißig unſerer ſchwarzen Brüder ausgeſtellt, Männer, Weiber, Kinder, ſelbſt — Säuglinge an der Mutterbruſt, wie Spanferkel oder Maſtvieh ohne Unterſchied durcheinander auf den Markt gebracht, dem Meiſtbietenden preisgegeben. Einige dieſer Unglücklichen waren belooſt, andere geſchieden ausgeſtellt, aber jeden einzelnen von ihnen pries der marktſchreieriſche „Auctioneer“ nach ſeinen beſonderen Fähigkeiten, Talenten und Eigenſchaften, mit jener Beredſamkeit, wie man ſie in Garroways Kaffeehaus zu London bewundern kann, franzöſiſch und engliſch; zur meiſten Empfehlung ſchien die Bemerkung des Ausrufers zu gereichen, daß ſie bereits gut „acclimatiſirt“ ſeien, desgleichen, daß man für ſie „gut ſtehe.“ Es war ein empörend ſchauderhafter Anblick, die Käufer von einem zum andern gehen zu ſehen, wie ſie die zukünftigen Schlachtopfer ihrer Willkühr mit Kennermienen unterſuchten, um nicht etwa im Handel betrogen zu werden, wie ſie dieſe menſchlichen Formen, die aus Einer Werkſtätte mit den übrigen hervorgingen, prüfend betaſteten, ob ſie auch geſund wären und lange „aushielten“ und ſtarken Athem hätten, — wie einzelne einzelnen die Lippen auseinander klemmten (wie man es an Pferden und Hunden thut), die Zähne prüften“ — —. Doch der Vorhang mag vor dieſem ſcheußlichen Bild fallen. — Und dieß ſah unſer Reiſender in unſeren Tagen in New-Orleans, einer beträchtlichen Stadt der vereinigten freien Staaten von Nordamerika, in einer Stadt, welche 7 chriſtliche Kirchen beſitzt! Aber New-Orleans iſt der Stapelplatz eines ausgebreiteten Handels, und der Handel iſt der furchtbarſte Tyrann der Welt, ja, eben der Handel, der, wenn er ſtatt Waaren — Geſinnungen austauſchte, ihr Heiland werden konnte, (was er in andern Theilen der neuen Welt zum Theil ſchon geworden iſt.) — Und doch ſind Neger nur immer noch — Körper und keine Gedanken, und es gibt auch in dieſem hochciviliſirten Europa einen Sklavenhandel, wenn auch einen nicht immer geradezu bloß körperlichen!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N:o 12. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt N:ro 2.

Mittwoch, 14. Januar.

1) Dichter und ihre Geſellen. Novelle von Joſ. Freih. von Eichendorff. Berlin, Duncker und Humblot, 1834.

Der Kreis von Anſchauungen, in welchen ſich Eichendorff bewegt, iſt klein, aber er iſt reizend. Es gibt einige Situationen in der Natur, welche Niemand ſo warm empfunden hat, als dieſer Preußiſche Regierungsrath, welcher nahe an der Schneelinie, in Königsberg, wohnt. In dieſem Manne lebt nur Wanderluſt, die Natur, nicht in ihren Schauern, ſondern in ihrer trauten Heimlichkeit, in ſeinen Gedanken blitzt Alles von Morgenthau und Sonnenſchein. Es ſcheint, als könne man nur ſo in Deutſchland empfinden, in einem Lande, das in ſeinen kleinen Harzgründen, in ſeinen Oderbrüchen, in ſeinen Nachtigallenhainen an den Elbufern, in ſeinen Rheingauen und den lachenden Neckarthälern mit hellen Kloſterglocken und einer immer wachen hiſtoriſchen Erinnerung ſo ungemein viel ſanfte, beſcheidene und wehmüthige Poeſie verbirgt. Eichendorff jubelt, wenn man ihm nur eine einfache Scene verführt, wie Ihr ſie alle erlebt habt: Ihr wandert durch einen Wieſenplan, die Lerche ſteigt, ein fernes Glöcklein ruft, Ihr tretet in einen Buſch, der Specht hackt in der Nähe, da kömmt der Jäger aus dem Laub, der hat einen grünen Strauß am Hut — Eichendorff ſchwelgt! Oder es iſt Herbſt, der Regen klatſcht an die hohen Fenſter eines Schloſſes, das Euch beherbergt, die Kaſtanien in der Allee platzen, weit im Walde ſchallen ſanfte Waldhornklänge, der Jäger bläſ't dem Sommer Abſchied. Am Morgen tretet Ihr hinaus in den Schloßgarten, es iſt Alles friſch, die Sonne meint es gut, ſie denkt noch ſommerlich, aber das Laub verdünnt ſich ſchon, und in der Weite ſieht man melancholiſche Statuen durch die offnen Bäume glänzen. Da iſt wieder Eichendorff. Oder macht es ſo wie ich, und beſucht Heidelberg, den Kaiſerſtuhl deutſcher Romantik, des Nachts: da ſchwimmt die dämmernde Stadt in dem murmelnden Neckar, tauſend Lichter ſpiegeln ſich im Fluſſe, ein Anblick, nicht ſo erhaben wie Venedig, aber geiſterhaft und geheimnißvoll, hier Geſang eines lauten Chors, dort tiefe Stille, nur ein gemüthlicher Student ſpielt die Cither, Alles ernſt, ſelig und übermannend, Alles Poeſie. Ich habe dieſen Traum zwei Mal erlebt und dabei immer an Eichendorff gedacht.

Eichendorff ſpricht und ſingt oft von der „guten alten Zeit.“ Nehmt das nicht ſo genau! Es iſt nicht bös gemeint. Die gute alte Zeit iſt hier nichts, als ein Ton, der klingend durch den Wald rauſcht, als eine Fee, die man im Traum an einer Quelle ſieht, als ein flüchtiges Reh, das mit muntern Blicken aus dem Grün einer Waldesecke grüßt. Die gute alte Zeit iſt hier nichts, als ein trauter Abend, unter Freunden genoſſen; ein reizender Spaziergang, den

Ihr vom Schloß zu Heidelberg hinunter nach dem Wolfsbrunnen machtet; nichts als Erinnerung, Ahnung, eine Zeit, die vielleicht noch gar nicht geboren iſt, oder jene geheimnißvolle Vergangenheit, wo wir noch im Schooße des Weltgeiſtes, in einer verklungenen Offenbarung lebten. Von allen alten guten Zeiten, die die Leute im Munde führen, iſt Eichendorff's vielleicht die unſchuldigſte.

Es iſt wahr, daß freilich unter dieſem lyriſchen Zerfluß die poetiſche Compoſition leidet. Eichendorff iſt formlos, nur Anhauch, Leben nur inſoweit, als er ſelbſt mit voller Seele bei ſeiner Darſtellung zugegen iſt. Seine Figuren dämmern, ſie tragen alle dieſelbe Phyſiognomie. Hier tritt nichts ſcharf hervor, nichts ſchneidet ſich von der Folie ab, ſeine Dichter und ihre Geſellen ſchlüpfen nur geiſterhaft an uns vorüber, und laſſen artige Lieder und Anklänge zurück, welche auf dich wirken, wie ein lyriſches Gedicht. Eichendorff gibt von Dem, was er ſagen will, nur immer die eine Seite; die andre klingt in dir nach, und du biſt gezwungen, ſeine ganze Darſtellung wie eine Kupferplatte noch ein Mal aufzuſtechen und das auszuführen, was er nur andeutete. Dies iſt ein Mißſtand für die Gattung, für den Roman; allein man vergibt ihm hier, wo die Andeutungen ſo friſch, hell und naturwahr ſind und dem empfänglichen Gemüth die innerliche Ausführung und Ausmalung ſo viel Vergnügen verſchafft.

Eine Formloſigkeit, wie die Eichendorff's, iſt immer ein Fortſchritt für die Stufe in der Darſtellungskunſt, welche unſre Literatur noch erreichen muß. In dem Prinzip der romantiſchen Schule liegt keineswegs eine Degeneration jener Kunſt, ſondern nur in ihren Conſequenzen, in ihrer Vertrivialiſirung. Dieſe matten, todtgebornen Geſtalten der meiſten Romane, mit welchen wir noch täglich überfluthet werden; dieſe Schattenfiguren, welche an der Hinterwand walterſcottiſcher Drapperien ſich wie Menſchen bewegen, da ſie doch nur Ombres chinoises ſind; dieſe Hautreliefs ſind allerdings die klägliche Folge der Romantik, und haben dieſe heruntergebracht zur Poeſie des Nichts; allein das lyriſche Element, ſo ausgeprägt wie bei Eichendorff, ſo verwebt in die Wahrheit der Natur, wenn auch nur der einſeitigſten, in die Wahrheit der Landſchaft, dies Element, ſo aufgegangen in dem Dichter, der in ſeinem Roman wenigſtens die einzige haltbare und begreifliche Perſon iſt, muß unſre Darſtellungskunſt fördern; denn wer wollte ſagen, daß wir zu Göthe's Einfachheit zurückkehren müſſen; und wer es ſagt, wer wollte damit etwas andres ausdrücken, als daß wir ein ſo klares, beruhigtes Reſultat in unſrer Poeſie erreichen müſſen, wie Göthe? Göthe's ſpiegelglatte, wie man zu ſagen pflegt, joniſchhelle Darſtellung iſt nur die erſte Stufe des Romans, die epiſche; jene Stufe wo der Dichter einen Gegenſtand ſich „vom Leibe“ hielt, wo er wie ein Cherub des Friedens über ihn hinfährt, wo man den Künſtler ſieht, der aus dem rohen Marmorblock eine göttliche Geſtalt, aber eine Geſtalt mit trauerndhohlen Augen, meißelt. Hier blieb Göthe ſtehen. Die romantiſche Schule drang auf Vergeiſtigung, ſie wollte aus dem Ich die Welt ſchaffen, und bereicherte die Kunſt mit einem neuen Gedanken, den die Narren chriſtlich, mittelaltrig, was weiß ich! genannt haben, der aber kein andrer iſt, als die Subjektivität, in dem ſich die Welt ſpiegelt. Man begann lyriſch zu componiren, die geſpenſtiſchen, die humoriſtiſchen Darſtellungen kamen auf, es war gleichſam eine Selbſtbefruchtung; denn Niemand hat in der That etwas anderes damals hervorgebracht, als ſich ſelbſt. Für die Miſère kam dies Prinzip wie gerufen: die Romantik der Reſtauration wucherte daraus hervor, wie Unkraut und Pilze. Für die dritte Stufe der Darſtellungskunſt, für die dramatiſche, für die lebenſchaffende, welche den ſubjektiven Prozeß überſtanden hat, für eine Kunſt, welche erſt im Anzuge iſt, geſchah wenig, wenn man Arnim, Brentano, vielleicht Tieck und Eichendorff ausnimmt. Eichendorff hat nur den Fehler, daß er zu ſpät kömmt: er verbeſſert ihn vielleicht dadurch, daß er das Prinzip recht klar macht, die Tradition lebendig erhält, und uns Jüngern recht lebhaft zeigt, wie man die Weiſe ſeiner Schule mit Göthe's Claſſizität verbinden muß. Unſre Romane ſollen von der Leidenſchaft geboren ſein oder einer hohen Idee; wir ſollen Alles, was in uns Leben ſchafft, ausſprühen laſſen als elektriſche Funken zur Belebung der Perſonen, welche die Träger unſres Gedichts ſind, und nichts objektiv darſtellen, was wir nicht ſubjektiv aus uns ſelbſt geboren haben. Nur ſo kann Neues kommen: Neues, das hie und da dem Alten ähnlich ſieht, aber einen gewiſſen unerklärlichen Urſprung verräth, ein unheimliches, wirres Auge, das noch nicht Alle verſtehen, jetzt noch ſonderbar, auffallend, ſelbſt peinlich iſt für einen Betrachter, der in die alte Sauce noch ganz eingetunkt iſt; aber allmählich muß das Verſtändniß eintreten und das Sonderbare wird uns ſo gewohnt werden, daß wir es lieben lernen. Dieſe ganze Deduktion iſt keine Sophiſtik; ſondern ein tiefes Geſetz, welches aus der Verwirrung der gegenwärtigen Literatur ſich deutlich herausſcheidet.

2) Schriften in bunter Reihe. Herausgegeben von Theodor Mundt. Erſtes Heft. Leipzig, Reichenbach, 1834. *)

Möge der Herausgeber dieſer Aufſätze von verſchiedenen Verfaſſern und verſchiedenem Werthe in der vorangehenden Auseinanderſetzung auch den Grund einer Erſcheinung finden, welche er recht glücklich hervor-

---

*) Erſcheint jetzt unter dem Titel: Literariſcher Zodiakus. Die Mitarbeiter ſind zum großen Theile junge Doktrinäre mit etwas henriquinquiſtiſchem Anſtrich.

gegeben hat. Th. Mundt behauptet nämlich, daß der Charakter unſerer gegenwärtigen Literaturperiode in einer ſo glänzenden Proſa liegt, wie man ſie bisher in Deutſchland nicht gekannt hat. Dies iſt eine ſo gewiſſe Thatſache, daß wir nur gewünſcht hätten, Mundt hätte für ſeinen Satz glücklichere Exempel angeführt. Heine, deſſen Meiſterſchaft er in dieſer Rückſicht beſtreiten will, bleibt der unübertroffene Matador dieſer neuen Stylſchöpfungen, während die von Mundt genannten Namen, bei aller Achtung, welche ſie verdienen, doch noch jener verſchollenen Manier langer, ſchmachtender Perioden und jenem Style angehören, welchen man vorzugsweis den Hochwohlgebornen nennen könnte. Selbſt die Kunſt der Antitheſe iſt nicht der Vorzug dieſer neuen Proſa. Die Antitheſe iſt ſo oft der Tyrann des Gedankens.

Die alte Proſa war nur Ausdruck; ſie nahm die Sprache als das nächſte Hülfsmittel, in der rohen überlieferten Form, wie ſie die gebildete Wendung des Geſprächs oder der ſtereotype Ausdruck der Schrift obenhin ausgeprägt hatte. Sie ſtand nicht auf der Stufe, welches die erſte der neuen Proſa iſt, auf der poetiſchen Intuition. Die Intuition weiſt die Sprache weit von ſich, weil ihre hergebrachten, ordinären Ausdrücke die Keuſchheit des Gedankens ſtören, weil ſie für gewöhnlich neuen Anſchauungen nichts zum Vehikel reichen kann, als abgetragene, alte Kleider, dieſen Sprachplunder, welcher oft nur zuviel von der Poeſie geſtohlen hat, im Grunde aber zu nichts dient, als die all[illegible] der Nichtverſtändigung zu decken. Die poetiſche Intuition emanzipirt ſich zuerſt völlig von der Herrſchaft der Perioden, von den gothiſchen Verſchlingungen, von den Regeln der alten Rhetorik, vom Numerus, Wortfall und allen dieſen vereinzelten Vorſchriften, welche ihre richtige Seite haben, aber niemals abſolut hätten vorgeſchrieben werden ſollen. Die Sprache geht auf den Naturzuſtand zurück, und ſie folgt in größter Decenz und Beſcheidenheit nur dem Gedanken und der Anſchauung, welche ſich vorwärts in dem Bereich der Finſterniß, des Erhabenen und der Dummheit Schritt vor Schritt ſeinen Weg bahnt. Flüſternd ſchleicht der Ton der Rede dem ſich fortwühlenden Maulwurf des Gedankens nach, nirgends üppig, nirgends vorſchnell, ſondern am Gängelbande der Intuition, wie ein Kind. Dies iſt der unbeſchreibliche Zauber unſerer neuen Proſa. Denn was die größte Kunſt ſcheint, iſt hier nichts, als Natur; Natur in ihrer Feierſtunde, in der Stunde, wo ſie ſich ſelbſt erzeugt, wo ſie im ewigen Fluß, in der Wolluſt des Schaffens dahinſtrömt.

Die zweite Stufe erhebt ſich unmittelbar über die erſte. Die Intuition iſt keine todte, ſondern ſie iſt nur Energie und produzirt. Poetiſche Produktion waltet durch jene arabeskenartigen Gewinde unſerer modernen Proſa, die ſo ſonderbar und ſo verlockend ſind, Produktion, welche dem Genius der Sprache zu Gute kommt. Ich ſehe noch das Entzücken eines geiſtreichen Franzoſen, dem ich ſagte, daß der Charakter der Deutſchen etwas einſylbig wäre. Uns ſcheint dies gewöhnlich, aber der Franzoſe, dem die Einſylbigkeit nur im alphabetiſchen Sinne geläufig war, ſchwelgte in der Übertragung des Figürlichen auf das Geiſtige, und konnte die Zeit nicht erwarten, wo er öffentlich in Paris, im Angeſicht der Akademie, der Autorität des Diktionärs und des Miniſteriums zum Trotz ſagen wollte: Mr. Guizot est un ministre *monosyllabe!* Dieſe Figürlichkeiten ſind freilich in Deutſchland ſchon zum groſſen Theile verwiſcht, aber ſie laſſen ſich alle wieder ausſchraffiren zu einer neuen ſtyliſtiſchen Schöpfung. Ich möchte mich nicht ausdrücken, als handelte es ſich in dieſer Hinſicht um eine Bereicherung des Sprachſchatzes; nein, es ſind nichts, als dreiſte und glückliche Griffe aus ſeiner unverſiegbaren Quelle.

Wie ſchön, daß wir wieder eine Zeit erleben, wo der Gedanke für die Literatur intereſſant wird! Unſre ſehr kleinen, und ſehr naſeweiſen Vorgänger von geſtern hatten den Gedanken ziemlich aus der Literatur hinausgeſchrieben; es ſollte alles Poeſie ſein, das heißt, Verwaſchung, Waſſerfarbe, Paſtell, Schmetterlingsſtaub, und Empfindung. Es iſt ſo viel genaſcht und geſcherzt und geſchäkert worden, daß der Gedanke ſich noch recht mühſelig und ſchwerfällig bewegt, und daß es Schriftſteller gibt, welchen zuzuſehen bei ihren Operationen des Nachdenkens, oft Mitleid erregt. Th. Mundt gehört zu ihnen. Wie mühſelig und beladen ſpricht er oft! Allein das Prinzip iſt vortrefflich und nur Geduld, die Grazie bleibt zuletzt nicht aus! Wer ſo von der Schule geknechtet worden iſt, wie dieſer junge Landsmann von mir, wem die Hegelſchen Sätze und die Metrik ſo viel Schweiß gekoſtet haben, wer um das Ewige, das Wahre, die Idee des Schönen, die klaſſiſchen Studien ſo viele Thränen vergoſſen hat; und doch den Zauberruf der Muſe nicht von ſich wies, und für das Groſſe und Erhabene für die Zeit und ihre Intereſſen ein ſo empfindungsvolles Herz bewahren konnte; dem wendet Euch mit Liebe und Achtung hin und ſprecht ihm Muth zu, wenn auch noch nicht Alles bei ihm klappen und klingen will! Vor einem Jahre ſchrieb ich über dieſen ringenden Geiſt in mein Portefeuille:

> Unter Weibern auferzogen, gleicheſt du dem Achilleus,
> Der das Schlachtſchwert zwar zu wählen; doch es nicht zu führen weiß.

Dieſer Spruch iſt jetzt nicht mehr wahr. In jedem neuen Buche wird Th. Mundt heller, dreiſter: er ſtreift immer mehr Hüllen von ſich ab: und macht wie ein ächter Philoſoph einen Durchgang durch die Negation, aus welchem er immer liebenswürdiger und ſchöner hervortritt.

3) Briefe vom Rhein. Von J. Weitzel. Stuttgart, Scheible, 1834.

Wir ſind in die Elemente der Literatur, in den Styl, hineingekommen, und konnten auf Niemanden ſtoßen, der eine weitre Erörterung dieſer Frage beſſer zuließe, als Weitzel. Bei welchem deutſchen Schriftſteller hätte das Studium der Alten, Montesquieu und Burke ſchönere Früchte getragen, als bei Weitzel; bei dieſer glücklichen Mitte zwiſchen der Gravität des Tacitus und der Einfachheit Cäſars? Allein Weitzel beweiſ't auch ebenſo auf der andern Seite, wie weit man in der Schönheit über das Ziel hinausgehen, wie man der Form verfallen kann. Ich behaupte, daß Weitzel wenigſtens in dieſem Buche ein Opfer der Phraſe geworden iſt.

Ein einziger Artikel des Journal des Debats, von der Meiſterhand eines Salvandy oder Thiers, oder eines andern Doktrinärs, der mit ſo guten Worten ſo ſchlechte Dinge zu ſagen weiß, gilt mir mehr, als eine Elle unſres jährlichen Bücherertrags Rheinländiſch. Ja, der Inhalt dieſer Artikel macht den Verfaſſer hängenswerth, aber noch mit einem ſchönen Satze würde er aus der Welt gehen. Je ſchlechter man es meint, deſto beſſer wird man über Politik zu ſchreiben wiſſen. Das iſt natürlich. Die Freiheit hat einen Knebel im Mund, ſie iſt gereizt, erbittert, ſie wählt ihre Worte nicht. Die Schleicher und Indifferentiſten befinden ſich vortrefflich unter der Cenſur, welche für ehrliche Leute ein Damoklesſchwert iſt, ihnen aber Gelegenheit gibt, ſich nur gewählt, halboffiziell, in der Hogarthſchen Schlangenlinie auszudrücken. Wer ein guter Publiziſt ſein will, muß zu keiner Parthei gehören; im Styl des Abſolutismus liegt zu viel Holz, in dem der Freiheit zu viel Blei; am ſchönſten ſprechen die, welche ſich wiegen und ſchaukeln.

Ich ehre Weitzels graues Haar, und ſage nicht, daß er zu den Letzten gehört: er meint es redlich, aber er iſt der Sklave ſeines Ausdrucks geworden. Wozu dieſe Verflüchtigungen des Gegenſtandes, dieſe Emporſchwingungen in den leeren Raum, dieſe unbeſchreiblich ernſte, weiſe, und vorſichtige Phyſiognomie, die ſo mürriſch ſieht, manchmal einen ſauern Witz ſchneidet, und ſo unnatürlich altklug iſt? Weitzel hat es immer ſchon zu Romulus Zeiten geſehen, wie es 1834 ſein wird; und wenn 1834 da iſt, rückt er ſchon wieder mit Epaminondas und Hannibal heran. Wenn von Athen die Rede iſt, dann ſpricht Weitzel von Sparta. Das Ungewiſſe iſt ihm ſchon immer entſchieden, und dem Entſchiedenen mißtraut er. Dieſe Weisheit und Vorausſicht ermattet ſeine Prophezeihung, bringt ſtatt Verſuche, nur Furcht hervor, weil ſie nicht aufhört. Welche Entſchüſſe ſoll man in der Verwirrung unſrer Lage faſſen? Soll man nichts thun, als ſich von der Sache entfernt halten, und wenn ſie mißlungen iſt, über ſie den Stab brechen? Zu den zahlloſen Partheien der Zeit fügt Weitzel eine neue, die Parthei der ungefähren Annäherung und des ſchönredenden Quietismus.

Dieſe Rheiniſchen Briefe haben, ohne zum Jüſte-Milieu zu gehören, doch den Zweck, vor der Revolution zu warnen. Weitzel nennt die Revolution ein Übel, und ich glaube, daß er Recht hat; allein wozu nützen ſeine Beweiſe? Wenn man in Deutſchland die Revolution bis jetzt gelaſſen hat, ſo iſt es nicht darum, weil man ſie für ein groſſes Übel, ſondern deßhalb, weil man ſie für ein groſſes Verbrechen hält. Nicht die Folgen werden gefürchtet, ſondern die Initiative. Wenn Weitzel ſich ſchämt, die letzte zu beſtreiten, warum ſchildert er die erſtern, von denen er doch weiß, daß Niemand für ſeine Zukunft fürchtet, wenn er ſich entſchließt, ſie ſelbſt zu beſtimmen? ſolche Luftoperationen, welche Weitzeln nur Gelegenheit geben, ſich ſchön auszudrücken, ſprechen Niemanden an, und erklären, wie ein ſo hochbegabter Schriftſteller ein verhältnißmäßig ſo kleines Publikum haben kann.

Wenn Weitzel in der That unſrer Zeit mißtraut, ſo entſchuldigt ihn ſeine Jugend. Er erlebte einen groſſen Theil derſelben mitten in den Stürmen des ſcheidenden und beginnenden Jahrhunderts, nicht blos als entfernter Zeuge, wie unſre Väter, ſondern als Theilnehmer und ſelber von ihnen ergriffen. Ich halte das Glück, in ſeiner Jugend ein Zeitgenoſſe groſſer Begebenheiten geweſen zu ſein, für etwas ſo Ungeheures, daß man damit für ein ganzes Leben genug hat. Wer erhabene Dinge ſah — nun, der verachte immer eine Zeit, die wie die unſrige ohne Plan und Ende lärmt, nichts Reelles hervorbringt, den Mund immer voll hat von weltgeſchichtlichen Tendenzen und von ihnen nicht einen Zipfel zu faſſen und zu halten im Stande iſt! Sei er ungerecht gegen eine Zeit, die im Frieden ſo viel vom Kriege ſpricht! Sein Tadel wirkt vielleicht beſſer, wie ſein Lob.

4) Das neue Leipzig. Mit einer Kreuzthurminſpiration über Dresden. Von Ferd. Stolle, Leipzig, O. Wigand, 1834.

Ein witziges Buch, das Klein-Paris und ſeine Leute ſehr necken muß. Fände dies Beiſpiel Nachahmung, ſo würden wir bald eine neue Statiſtik entſtehen ſehen; eine Statiſtik ohne den Pedantismus jener Kleinkrämer, welche Topographien ihres Geburts- und Nährortes ſchreiben, jeden Winkel mit heiliger Andacht ausſtöbern, dort eine Hellebarde aus dem Mittelalter zeigen, welche dieſer oder jener obſcure Graf im dreizehnten Jahrhundert getragen haben ſoll, hier ein altes Geſangbuch, das eine fromme Fürſtin hinterließ, und dergleichen Charteken mehr, womit unſre Gelehrten und unſre Lohnbedienten ſo heilig thun. Dieſe ſpottende Statiſtik zerſtört den Lokalſtolz unſerer Reichs- und Winkelſtädte, das ordinäre Bürgerthum mit ſeinen verwitterten Herbergsgewohnheiten, und räumt auf, um dem Gemeingeiſte und dem Bewußtſeyn eines nationalen Zuſammenhanges Platz zu machen. Kleine Ueberreſte, wenn ſie ſchön ſind, in der Tracht und Benehmen, wenn ſie der großen Strömung der allgemeinen Bildung nicht im Wege ſtehen, wird ein poetiſches Gemüth, wie das des Verfaſſers dieſer Schrift, nicht verkennen und gefälligſt hervorheben; allein bei den meiſten Dingen, womit ſich die deutſchen Lokalitäten brüſten, iſt der unbefangene Maaßſtab dieſes Buches mit Recht grauſam und ſchonungslos. Man muß den Deutſchen von ſeinem Ofen locken, und ihn an die große Welt gewöhnen. Die ſogenannte ſchöne Mannichfaltigkeit, dies Steckenpferd der Träumerei, des Servilismus und der guten frommen Einfalt, ſchadet unſrer Sache; es iſt Zeit, daß ſie ſich überlebt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 13. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 15. Januar.

Aus dem zweiten Halbjahr des Laienbrevier's

von

Leopold Schefer.

Das Denken iſt die allergrößte Macht.
Der Geiſt der Menſchen trägt die ſchwerſte Laſt,
Ganz ungeheure Prachtgebäud' — aus Wolken;
Hauch iſt den Menſchen Alles, Hauch erträgt er,
Und Lob und Meinung ſind die ſtärkſten Pfeiler
Der Dinge, ſelbſt der Götter und der Menſchen.
Und wiederum nicht weggeriſſen werden
Die Dinge — weggemeint ſchon, weggetadelt!
Das, was du nicht mehr glaubſt, iſt nicht mehr da.
Das Denken iſt die allergrößte Macht,
Und darum ſcheint ſinnvoll ſogar, nicht ſinnlos
Das alte Wort: Die Welt iſt ſelbſt — „erdacht."

Halt' nicht die Menſchen jemals für bethört,
Als ſchleppten ſie auf ihrem ſauren Wege
Sich noch mit etwas ganz Unnöthigem,
Nie mehr Bedurftem, aus Gewohnheit, fort,
Dieweil ein Starker leichten Kram wohl trägt.
Von Andern gut zu denken, iſt ein Wort werth,
Drum forſche heimlich nach, ſo wirſt du finden:
Nichts in der Welt beſteht, und kann beſtehen,
Auch keinen Tag mehr, was der Menſch nicht mag.
Drum was du ſiehſt im menſchlichen Geſchlecht,
So allverwunderlich es dir auch ſcheint,
Das hängt mit Einer Ader, Einem Haare doch
Mit der Natur zuſammen und dem Menſchen,
Dem Herzen, ſeinem Hoffen, und Erinnern,
— Auch Laune gibt es —, nun mit ſeiner Laune!
Doch dieſes Haar iſt dann, auch unſichtbar,
So lang' der Menſch will, ſo ganz unzerreißlich,
Daß ganze große Tempel daran hängen,
Gewande, Mützen, Kreuz' und goldne Reiſe,
Mit einem Wort: des Menſchen ganze Welt,
An einem Haar nur! Doch an einem Haar.

Worauf man dir erſt Gift und Galle ſtreut,
Gleich nimm das lieber nicht, — das lehne ab!
Und wohler wirſt du, edler dich befinden
Nach kurzem Augenblick des düſtern Muthes.
Das iſt die Keuſchheit, die dem Manne ziemt,
Die Keuſchheit der Gedanken, des Empfindens.
Haſt du Gerechtes nicht begehrt — geh' in dich!
Haſt du Gerechtes nur begehrt — erwarte
Wach deine Zeit; der wildgewordne Sinn
Wird mild und menſchlich dir es ſelber bringen; —
Und mild und menſchlich ſollſt du nur empfangen!
Sei das nun Amt, Lohn, Gut und Freiheit, Liebe,
Ja, ſei es Glück des Lebens, ſelbſt das Leben . . .
Und könnt' ein Gott dich in das Leben ſtoßen,
Daß unanſtändig du darin erſchienſt,
Dann ziemte dir ſelbſt gegen ihn — ein Blick!
Die Keuſchheit der Gedanken, des Empfangens
Bewahre hoch! ſie heißt bei Menſchen — Stolz;
Und jedem Menſchen ziemt der Menſchheit Stolz.

— I. Buch d. Könige, 12. V. 6. —

Hoch auf dem Regenbogen ſteht ein Geiſt
Und ruft mit Wolkenſtimme laut: „Ihr Menſchen!
Ihr Menſchen alle! Hört und ſeht . . .: es regnet!"
— Und wenn ihr's ſaht, lacht ihr den Narren aus;
Denn eine Wahrheit ſagt er, die ihr habt.
Doch aber wenn in ſtillem Abenddunkel
Ein Armer dir mit bangverzagter Stimme
Kaum hörbar ſagt: „O hilf! — ich bin ein Menſch;" —
Den lache nicht aus! denn du biſt ein Menſch.

Und eine Wahrheit ſagt er, die du haßt;
Und wenn er dir's am Tage ſagt, getroſt
Und ſicher, heiter, voll von ſchönem Zutrau'n . . .
Und wenn es dir nun alle Menſchen ſagen:
„Menſch, ſteh' uns bei!“ Gilt das nun weniger?
Sie lache nicht aus! ſie ſind alle Menſchen;
Und Tag und Nacht, bei Menſchen und bei Gott,
Gedenke ihrer treu mit Hand und Mund,
Mit Rath und That, ja träumend noch und ſchlafend;
Denn was die Seele mit ſich in den Schlaf nimmt,
Das iſt ihr Liebſtes! das ſoll bei ihr ſein!

Nicht zu verdorren, wird der Baum gepflanzt,
Nicht ihn zu köpfen, wächſt der Wald ſo hoch,
Nicht für die Tauben wird die Saat geſät,
Nicht für den Eſel iſt die Mühle da,
Nicht für den Menſchen iſt der Eſel da,
Nicht für die Eſel ſind die Menſchen da,
Und nicht für Menſchen iſt der Menſch geboren.

Komm' mit mir in's Gedankenreich, und träume:
„Dich führt' ein Gott in dieſes Leben ein.“
Er läßt zuvor die Welt dich überſchauen . . .,
Zeigt dir zuerſt die Millionen Gräber
Der allen vor dir Hingegangenen!
Er läßt dich alle ihre Schmerzen hören
Im Wind —, dich alle ihre Thränen ſehen
Als Meer, dich ihre Werke ſchau'n — als Staub,
Daß dir die Seele bebt, das Haar ſich ſträubt, —
Und du, du ſchlägſt vor Zorn ihm in's Geſicht!...
Er ſagt dir: Untergeh'n dort muß die Sonne;
Aus Tag und Nacht beſteht der Menſchen Leben; —
Und du, du ſchlägſt vor Zorn ihm in's Geſicht!...
Er ſagt dir: Dort die Blumen müſſen ſterben,
Du ſelbſt, du mußt einſt an dem Stabe geh'n
Mit grauem Haar, und in die Gruft verſinken; —
Und du, du ſchlägſt vor Zorn ihm in's Geſicht!...
Er ſagt dir: Während du das Leben lebſt,
Wird Kält' und Hitze, Schmerz und Noth dich drücken,
Zum bittern Feinde wird der Freund dir werden,
Die Wahrheit reden — wird dein Glück dir koſten,
Wenn deine Kinder groß ſind, werden ſie
Von dir hinweggehn in die weite Welt,
Dein ſchönes Weib wird alt und häßlich werden; —
Und du, du ſchlägſt vor Zorn ihm in's Geſicht!...
„Zu Tauſend' werden ſich die Menſchen würgen,
Die höchſte Schmach thun ſie ſich ſelber an“; —
Und du, du ſchlägſt vor Zorn ihm in's Geſicht,
Als ſag' er Lügen dir, ja Schreckenswahres. —
Und thuſt du im Voraus ſo ungeſtüm,
Dann wirſt du nicht hinein in's Leben wollen.
Und lebſt du mitten in dem ſchönen All,
Und denkſt ſo eigenmächtig, wie du dachteſt,
Dann wirſt du frevelnd aus dem Leben wollen,
Du wirſt das Menſchliche mit Haß erdulden,
Du wirſt nicht leben, nein, du wirſt dich quälen!
Der Unzufriedene ſchlägt den Gott in's Antlitz.
Darum: mit dem zufrieden ſein, aus dem
Durch eigne Kraft ein frohes Glück ſich ſchaffen,
Woraus das Leben einzig dir beſteht, —
Das iſt die Macht, nicht fern der Allmacht gleich,
Die, was der Menſch iſt, — weiß, und will, und thut.
Und alſo thut das große Volk der Menſchen,
Das mehr um Brod ſich kümmert, als um Tod.

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

Mechtild, die alte Bäuerin aus der Hütte zu Hofſtädten, beim Kloſter Sonnenfeld, wanderte an ihrem Stabe daher und war nicht mehr weit entfernt von Werrleins Kuks, ihres Schwähers kleinem Gehöfte, wo ſie nach langer Zeit einmal wieder zuſprechen wollte. Trübe Gedanken gingen ihr durch den Kopf und es war mehr die Beſorgniß um ihrer Schweſter Kinder und der Wunſch mit eignen Augen ein Mal nachzuſehen, wie es denſelben ergehen möchte, und im Nothfall mit Rath und That zu helfen, als irgend eine andere Abſicht, welche die kluge Frau zu der Wanderung nach dem ziemlich entfernten Altenbanz vermochte. Die Leute ſprachen mit Achſelzucken vom alten Werrlein; ſeine Hütte, ging das Gerücht, werde demnächſt das Loos ſeiner früher beſeſſenen Grundſtücke treffen, ſie werde verkauft werden, theils um ſeine Gläubiger zu befriedigen, theils um die ſeiner Herrſchaft ſchuldigen Steuern, Zehenten, Zinſen, Umgelder und andere Gefälle zu decken. War dies gegründet, ſo konnte Frau Mechtild ſchließen, daß dem armen Bärbchen keine roſigen Tage blühen würden und ihre Zukunft noch trauriger zu werden drohe, ſie hatte aber viel Zuneigung zu dem ſanften bleichen Bäslein und auch deſſen Bruder, dem Konrad war ſie nicht abhold. Darum nahm ſie nach reiflicher Überlegung einen Goldgulden von ihrer kleinen Erſparniß, welche in der letzten Zeit durch mancherlei ungewöhnliche Ereigniſſe nicht allzugering geweſen war, buk einen Krapfen von Waizenmehl, wie ihn die Kinder und ſelbſt der Alte gern zu eſſen pflegten, wickelte ein neues ſeidnes Tüchlein und einen ſchönen Bruſtlatz, die ſie beide unlängſt in Coburg gekauft hatte, ſorgfältig ein, und machte ſich mit dieſen Liebesgaben auf den Weg. Schon, was ihr zuerſt in's Auge fiel, als ſie das kleine Haus ihres Schwähers nach einem dreiſtündigen Marſche liegen ſah, wollte ihr nicht recht gefallen und deutete auf nichts Gutes. Des Kloſtervogts Kolheinz, in der ganzen Gegend bekannter, Klepper hielt am Gartenzaun, an einem Pfahl gebunden, und verkündete die Anweſenheit ſeines gefürchteten Herrn. Richtig erſchien derſelbe ſo eben in der Hausthür, von Bärbchen und dem alten Werrlein gefolgt, welche Erſtere ſich die Augen mit ihrer Schürze trocknete. —

Der Vogt befand ſich im eifrigen Geſpräch und ſchien etwas durch Wort und Bewegung auseinander zu ſetzen und zu erklären, was den Bewohnern des Hauſes vermuthlich ſchwer einging. Dann beſtieg er ſeinen Klepper, der in der Leibesgeſtalt Ähnlichkeit mit ihm ſelbſt hatte, und trabte davon; ein paar Kinder, die am Wege junges Federvieh hüteten, verkrochen ſich geſchwind hinter einen blühenden Haſelſtrauch, da der Furchtbare ſich näherte, und kamen nicht eher zum

Vorſchein, als bis er weit vorüber war. — Auch Mechtild ließ ihn erſt im Wald verſchwinden, bevor ſie in das Gehöft trat, wo Bärbchen trübſelig an der Hausthür lehnte, jedoch ſchnell von der ſchönen Farbe freudiger Überraſchung geröthet ward, da ſie die Baſe erblickte. Unter freundlichen Begrüßungsworten geleitete ſie ſie in das Haus, nahm ihr Stock und Päckchen ab und eilte, ihr Erfriſchungen anzubieten, ſo gut ſie es hatte; auch Werrlein war nach ſeiner Weiſe freundlich gegen den Zuſpruch, wenn gleich aus ſeinen tiefen Zügen niemals der Verdruß weichen wollte. Er machte ſich, noch ehe es zu näheren Mittheilungen kam, die er vielleicht fürchtete, mit einer Säge fort in den Garten und arbeitete draußen, während die beiden Frauen allein blieben; welches der alten nicht eben unangenehm war. „So, mein Kind,“ ſagte ſie zu Bärbchen, „nun können wir recht vom Herzen wegreden und du kannſt mir ohne Scheu von euerem Ergehen erzählen, das, Gott ſei's geklagt, täglich übler werden ſoll. Nun, er verläßt keinen. Aber ſage doch, Kind, was wollte denn der, der eben fort ritt, da ich ankam?“

„Wer denn?“ fragte Bärbchen, obſchon ſie wußte, wen die Baſe meine. „Nun, wer anders,“ fuhr dieſe fort, „als der alte Blutſauger vom Kloſter, der Kolheinz. Stell dich doch Dirne, als wenn man deſſen Beſuch ſo leicht verwände oder vergäſſe. Was wollte er? Hat er Euch gemahnt, erinnert, geſtraft, geplagt, gemartert? Ein's von dieſen gewiß.“ Da zuckte es um Bärbchens feine Lippen, ihre Augen trübten ſich, ſie konnte die Thränen nimmer zurückhalten. „Ach, Alles das, Baſe,“ rief ſie, ihre Hände ringend! „O, Baſe Mechtild, was iſt der Menſch und warum iſt die Welt nicht anders? Sündliche Frage wohl, aber ſie weint aus zerrißnem Herzen. Ihr wißt doch, wie die Urfräle ſtarb; unter einem abſcheulichen Spiel hauchte ſie ihr hundertjähriges Leben aus. Man kann ſagen, daß ſie ermordet ward. Aber das ſoll man nicht ſagen. Der ſchnelle Luftwechſel tödtete die Gefangene. Daher iſt es ein Todtfall, der bezahlt werden muß. —“

„Das iſt richtig, mein Kind,“ fiel Frau Mechtild ein, „ein uraltes Recht, und Unrecht, wenn du willſt, und iſt ihm jeder Hinterſaß unterworfen. Nur hier erſcheint's gar eigen. Das alſo erinnerte der Vogt?“

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus den Hanſeſtädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortſetzung.)

Volksgeiſt! ein ſchönes Wort; auch die Hanſeſtädter maßen ſich einigen Volksgeiſt an; denn der Bremer hält auf den Bremer; der Hamburger hält auf den Hamburger; der Lübecker — nun von dem kann man gerade nicht ſagen, daß er volksſtolz iſt. Wenn aber ein Bremer einem Fremden hinter die Ohren ſchlägt, ſo ſagt er gewiß dabei: „Ik bin een Bremer Borger,“ und das iſt der Volksgeiſt in Bremen und in Hamburg; denn der Hamburger macht es eben ſo. Der Volksgeiſt iſt in Deutſchland in hundert Schächtelchen eingepackt, und Bremen und Hamburg haben auch ein Stückchen davon erhalten, und wenn den Bremer und Hamburger der Volksgeiſt ſticht, ſo ſpricht er nichts Anderes, als: „ik bin Borger.“ Ein Bremer und Hamburger „Borger,“ wie weltumfaſſend, welch' eine Kraft liegt in dieſem Worte! Ein römiſcher Bürger und dieſe Bürger aus den freien Hanſeſtädten haben den *Stolz* wenigſtens mit einander gemein. Der Geiſt der Bürger in den Hanſeſtädten richtet ſich auf das Rathshaus und die Rathsherren-Wahl, den Bürger-Convent und die Militair-Konſkription, und wenn ſie über Bremen und Hamburg hinausblicken, ſo geſchieht es doch nur des Handels wegen und aus Neugierde. Daß das kein Volksgeiſt iſt, der alſo verfährt, liegt am Tage, aber ich ſetze meinen Kopf zum Pfande: der Bremer und Hamburger glauben an ihren Patriotismus, ſie prätendiren Nationalität, ſie prätendiren einen Volksgeiſt, und beſchuldigen die Lübecker des Indifferentismus, weil dieſe doch nicht immer: Lübeck! Lübeck! ſchreien. Ja die Lübecker ſehen noch weiter, und verläugnen ſich oft. Es iſt bekannt, daß Lübeck ungefähr 8 Meilen von Hamburg entfernt liegt, und daß eine Landſtraße zum Erbarmen beide Städte mit einander verbindet. Demungeachtet fahren die Lübecker häufig nach Hamburg, und die Hamburger fahren wiederum häufig nach Travemünde, dem Lübecker Hafen, in's Seebad; daß die Hamburger dabei nichts von Lübeck entlehnen, kann ich ſo ziemlich behaupten, aber die Lübecker, welche von Hamburg zurückkommen, tragen Hamburg im Herzen und der Seele, und wenn ſie in Lübeck in's Theater gehen, ſo ſprechen ſie von dem Hamburger Theater und denken an die Hamburger Schauſpieler; wenn ſie auf dem Lübecker Wall promeniren, ſo ſprechen ſie von dem Hamburger Jungfernſtieg und den Alſter- und Elb-Pavillons. Hamburg iſt das Eldorado der Lübecker, und bis auf wenige Einzelnheiten, die nicht viel ſagen wollen, iſt ganz Lübeck in Hamburg geweſen. Aber die Hamburger Grobheit, dieſe ungeheuere Grobheit, die wohl die erſte in ganz Deutſchland iſt, laſſen die Lübecker den Hamburgern, und was ſie mitbringen, das iſt das Andenken der Lichtſeite der üppigen Hammonia, und ſie ſprechen: Hamburg! Hamburg! —

Die Senate der drei Hanſeſtädte theilen ſich in vier Magnificenzen, oder Bürgermeiſter, und in Senatoren ſchlechtweg. Bremen hat deren zwanzig, Lübeck ſechszehn, und Hamburg — ſo viel ich weiß — nicht mehr. Die gelehrten Senatoren in Hamburg und Lübeck, d. h. ſolche, die die Rechte ſtudirt haben, werden *Hochweisheiten* genannt, die übrigen *Wohlweisheiten*. In Hamburg und Lübeck wählt der Senat ſelbſt ſeine Mitglieder; in Bremen läßt man das Volk mit daran Theil nehmen, man läßt die Leute aus dem Volke auch ihre Stimme abgeben, wählt denn doch am Ende denjenigen, der dem Senate gut dünkt. Die Burger ſtellen nämlich hier ſechs „Vorſchlagsherren“ aus ihrer Mitte, und der Senat desgleichen. Dieſe zwölf „Vorſchlagsherren“ ſchlagen dem Senate drei Männer vor, und aus dieſen Dreien wählt der Senat Einen. Der Senat ſchlägt vor und wählt, und die Bürger ſchlagen auch vor, wählen aber nicht. Übrigens hat ſich der Bremer Senat ſeit den letzten Unruhen, die die Geſetze: „Tafel und Buch“ und „neue Eintracht“ zu Wege brachten, recht feſt gehalten, und Adminiſtration, wie Juſtiz ſind ihm anvertraut. Er verwaltet ſie übrigens trefflich — das läßt ſich nicht läugnen — jedoch mit ziemlich abſolutiſtiſcher Strenge. Hatte er nicht noch vor ſieben Jahren den Einfall, die Führung des auf einer deutſchen Univerſität erlangten Titels eines Doctors zu verbieten, ſo lange man nicht bei ihm deshalb Erlauben nachgeſucht! Der Senat ſtützte ſich dabei, ſeltſam genug, auf das Geſetz, welches die Annahme und Führung fremder Titel und Würden, ohne Erlaubniß des Senates, verbietet. Auch der harmloſe Doctor-Titel ſollte für eine fremde Würde gelten, weil Bremen keine Univerſität hat. Das fragliche Geſetz war freilich aus dem Grunde ertheilt worden, daß ſich kein bremiſcher Bürger einem fremden Staate verbinden ſolle, und man verſtand deshalb bis dahin, unter dem Verbote, nur politiſche Titel und Würden. Jetzt aber verlangte der Senat auch von den Doctoren der Rechte, der Medicin, der Philoſophie die Bitte wegen Anerkennung ihres Titels. (Fortſetzung folgt.)

Buntes.

Malereien auf der Burg Hohen-Schwangau. Auf dem Schloſſe Hohen-Schwangau bei Füeßen, welche Burg S. K. H. der Kronprinz von Bayern erkauft und neuerbaut hat (durch Dominikus Quaglio), werden die alterthümlichen Säle mit Fresko-, eigentlich enkauſtiſchen Gemälden geſchmückt. Das erſte hier begonnene Bild (vom Maler Lindenſchmidt aus Mainz) iſt Luther's von örtlicher Sage behauptete Flucht oder Rettung nach dem Wormſer Reichstage bisher auf Hohen-Schwangau. Die Geſchichte weiß zwar klar und beſtimmt, daß Luther, welcher am 26. April 1521 Worms verließ, am 4. Mai bereits auf die Wartburg bei Eiſenach zum Schutz und zur Verdeutſchung der heiligen Schrift gebracht wurde. Aber die Sage iſt ſinnig; noch hochherziger der Sinn deſſen, welcher der Sage Farbe und Geſtalt geben ließ. — Andere Säle und Zimmer ſchmückt Moritz von Schwind (aus Wien) mit der Sage von Karl's des Großen Geburt in der Reißmühle im Würmthale unweit München. — Auf Luther zurückzukommen, ſo kennt Bayerland noch andere Sagenzüge von ihm. Auf Hohen-Schwangau ſoll denſelben der Augsburgiſche Ritter Langenmantel gerettet oder gaſtlich geführt haben. Das muß der Ritter Chriſtoph Langenmantel ſein, der Luther'n 1528, als es zu Augsburg hieß, Caietan wolle Johann Staupitz, den Vicar, und Luther'n gefangen nach Rom liefern, nächtlich aus der Stadt rettete. Die Sage erzählt, daß der Gott-ſei-bei-uns in der Geſtalt jenes Chriſtoph Langenmantel an einer engen Gaſſe am Bakus-Platze Luther'n mit den Worten: „da hinab" den Weg zur Flucht gewieſen habe; welche Gaſſe den Namen noch heute führt. — In München ſoll Luther auch geweſen ſein; da hat er auf der Sendlinger Gaſſe bei einem Koch „zur Hölle" geherbergt, iſt aber die Zeche ſchuldig geblieben. Unter den Bogen am Schrannenplatze hing ſonſt ein Gemälde, das Luther und ſein Katherl hieß. Es iſt jetzt verſchwunden. Auf Hohen-Aſchau unweit des Chiemſee's ſoll Luther auch geweſen ſein; wie im (nun bayriſchen) Ottobeuren ſogar das Meßgewand gewieſen wird, worin er einſt Meſſe geleſen haben ſoll. — Alle dieſe Sagen mögen ihre gemeinſame Quelle in Luther's Reiſe nach Rom im Jahre 1510 finden, auf welcher er gewiß in ſchwäbiſchen und bayriſchen Klöſtern gaſtlich zuſprach; daher er in ſeinen „Tiſchreden" Schwaben und Bayern vor Allen rühmt, darin er gern reiſen wollte; da ſie gaſtfreundlich und herzlich ſeien. Das mußte er ſelbſt erfahren haben. —

In dem nur eine halbe Stunde von Hohen-Schwangau entfernten Füeßen (am Lech) befindet ſich in der Kirche des heiligen Magnus links am Thor hinter dem Altare ein ſehr ſchönes altes Bild von Karl dem Großen (aus dem 15. Jahrhundert), wahrſcheinlich das Vorbild zu dem bekannteren auf der Burg zu Nürnberg, welches Dürer'n gewöhnlich zugeſchrieben wird, aber ſchwerlich von ihm gemalt iſt. Schreitet man durch die Thüre unter jenem Bilde zu Füeßen in die geräumige Neben-Kapelle (die ſogenannte Freibergiſche), ſo ſtellt ſich Einem hier zur Linken, dem Altar gegenüber, ein bisher gänzlich unbeachteter Todtentanz dar aus der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts. Er enthält 4 mal 5 Felder auf Holztafeln gemalt, von Jakob Hiebeler, mit je vier Reimzeilen, welche einer Ausgabe der Frühlich-Mechelſchen Holzſchnitte vom „Baſler Todentanze" entnommen ſind und umgeſtaltet wurden. Selbſt in einzelnen Bildern bleibt jenes Vorbild zu erkennen, z. B. in Tafel 20 (der Maler.) Ueber dem Ganzen ſteht: Sagt Ja, ſagt Nein, Getanzt muß ſein. Aber wer iſt der ſich unter dem letzten Bilde (an der Stelle des letzten Renovators vom Baſler Gemälde, Hans Hug Kluber's) nennende Maler? Ein Bayer? ein Schwabe? Lipowsky im bayriſchen Künſtlerlexikon und Füßli kennen keinen Jakob Hiebler. Füßli hat nur einen Maler und Zeichner Hiebel, der aber überdieß faſt hundert Jahre jünger iſt. H. F. M.

Gefängniſſe in Philadelphia. Bekanntlich erhitzten in den vereinigten Staaten geraume Zeit hindurch zwei Syſteme über die Behandlung der Verbrecher in Gefängniſſen alle Köpfe, das Syſtem von Auburn, und das von Philadelphia, — das erſtere fußt auf einer ſtrengen Abſonderung der Sträflinge bei Nacht, und auf harter Arbeit während des Tages, zwar in Geſellſchaft, doch unter Schweigen und genauer Aufſicht; nur mit dem Geiſtlichen, und mit dieſem auch nur Sonntags, iſt den Gefangenen eine Unterredung geſtattet; eine gänzliche Abſchließung von allen Andern findet jedoch blos dann ſtatt, wenn der Sträfling die Hausgeſetze übertritt. — Das Syſtem von Philadelphia dagegen verfolgt einen andern Weg, alle Sträflinge müſſen Tag und Nacht in völliger Abgeſchiedenheit von einander zubringen, ob ſie nun arbeiten oder nicht; der Geiſtliche und der Wächter ſind die einzigen menſchlichen Weſen, welche ſie zu ſehen bekommen, jeder Sträfling hat ſeine eigene Zelle und in derſelben eine Bibel. Man hat zu Gunſten dieſes Syſtems eben ſo vernünftige als bizarre Gründe angeführt; die Wahrheit iſt, daß eine konſequente Durchführung deſſelben in aller Strenge zu Wahnſinn und Selbſtmord leiten muß. Zu dieſer Strafanſtalt, deren Bau und Einrichtung, beiläufig geſagt, 500,000 Dollars koſtete, obgleich ſie nur zur Aufnahme von 250 Individuen beſtimmt iſt, bildet „Bridewell", die zweite Gefängnißanſtalt in Philadelphia, einen auffallenden Gegenſatz. Nichts Empörenderes als gleich der erſte Anblick des Schauſpiels, welches ſich dem Eintretenden darſtellt. In einem großen Hofe, unter der Bedachung einer Art von Wagenſchoppen, ohne die mindeſte Aufſicht, treibt ſich der ganze bunte Haufe von Gefangenen herum, ſolche, die ſich blos wegen leichter Vergehen in Unterſuchung befinden, mit dem Abſchaum der Geſellſchaft bunt zuſammen gemengt; da wird dem Himmel der Tag geſtohlen, oder geſpielt, gerollt, oder förmlicher Unterricht in Verbrechen ertheilt; bei Nacht wird dieſe ſaubere Geſellſchaft in Koppeln von zehn, zwanzig oder dreißig nach den Schlafſälen getrieben, wo man entweder den am Tage genoſſenen Unterricht wiederholt oder ſich zu neuen Lectionen für den morgenden vorbereitet. — Kapitän Baſil Hall, welcher Bridewell in Begleitung eines Aufſehers beſuchte, der dem Abſchließungsſyſteme fanatiſch anhing, mußte bei dieſem Anblick, von Abſcheu durchdrungen, dem Zellenvertheidiger wirklich den Triumph einräumen, daß das Abſonderungsſyſtem vom moraliſchen Standpunkt aus denn doch vorzuziehen ſei, und äußerte ſich zugleich über die erfreuliche Erſcheinung, in dieſer Schule der Verbrecher keine Kinder zu erblicken. — „Oh!" erwiederte der Wächter, ſelbſtzufrieden lächelnd und an ſein Schlüſſelbund klopfend, „das junge Volk behandeln wir nach einem andern Syſtem, das iſt vor der Schule ſicher." Auf den Wunſch Baſil Hall's, die Erziehungsmethode kennen zu lernen, führte ihn der Wächter durch ein wahres Labyrinth von dunklen Gängen, Treppen auf, Treppen ab, in einen Korridor, welcher durch ein ſchmales Fenſterchen an einem der äußerſten Enden nur ſpärliches Licht erhielt; hier befand ſich eine Reihe von Zellen, jede durch eine eiſerne Thüre verſchloſſen, durch welche die Luft nur mittelſt eines kleinen Gitterloches eindrang; jede ſolche Keuche umſchloß einen Knaben, der darin Tag und Nacht, ohne Arbeit, ohne Bücher, ſelbſt ohne die Möglichkeit, im Fall der Noth ſeinen Hülferuf beachtet wiſſen zu können, zubringen mußte. — Kapitän Hall näherte ſich dem Lugfenſter von einer dieſer Korrektionskammern und gewahrte, als ſich ſein' Blicke an die dichte Dämmerung etwas gewöhnt hatten, einen Jungen von ungefähr 13 Jahren und ganz ehrlichem Ausſehen. Er befand ſich einzig und allein deßhalb in dieſer furchtbaren Zelle, weil er ſich aus dem Hauſe des Meiſters, bei dem er als Lehrling diente, zwei Mal heimlich entfernt hatte. „Wie geht es euch, armer Junge?" fragte Kapitän Hall mit Genehmigung des Wächters. — „Ach ich bin ſehr elend, halb todt," ſtöhnte der Gefangene. — „Womit füllt Ihr denn Eure Zeit aus?" — „Ich gehe auf und ab." — „Habt Ihr denn keine Bücher?" — „Nein, mein Herr." — Hall wendete ſich zu dem Wächter mit den Worten: „wie? Sie ſagten mir ja erſt kürzlich, daß ſich in jeder Kammer eine Bibel befände!" — „Ganz recht, aber die Bibeln für die jungen Leute ſind ſeit geraumer Zeit ganz zerleſen." — „So haben die Unglücklichen alſo gar kein Mittel, ſich zu beſchäftigen?" — „Nein, mein Herr," erwiederte der Wächter lakoniſch, drehte ſich um und führte den Fremden weiter.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 14. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 16. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

„Erinnert hat er's ſchon mehr als ein Mal," entgegnete Bärbchen, „aber wir zahlten's nicht. Zwanzig Gulden macht es aus; und der Vater hatte nicht ſo viel Heller. Nun beſaß der Konrad von Kindesbeinen an ein Sparbüchslein, das der Vater längſt vergeſſen und das wir heimlich aufbewahrten für die höchſte Noth, auch manchmal vermehrten durch ein ſauerverdientes Silberſtücklein, welches in die Spalte geſchoben ward. Darin klimperte es noch luſtig und hell wie Gold. Als nun die Urfräle todt war, mußte ſie doch begraben werden. Da ſprengte Konrad ſein Büchslein auf, wir überzählten unſern Schatz; er mechte etwa zwanzig Gulden betragen. Von der Hälfte wurde die Urfräle wie eine ehrliche Bauerfrau begraben, und die andere Hälfte wieder verſchloſſen. Konrad meinte, er werde ſie bald nothwendig gebrauchen. Darum achtete er auch auf alle Mahnungen des Vogtes nicht, ſondern wollte den erſten Boten, der wieder käme, zur Thüre hinaus werfen. Heut' iſt nun der Konrad fortgegangen über Landes; das muß der Vogt gewußt haben, und da iſt er ſelbſt gekommen, und hat gedroht, uns auf der Stelle aus dem Hauſe zu ſetzen, wenn wir die zwanzig Gulden Todtfall nicht zahlten. Ich habe gebeten, Baſe, vor Gott und nach Gott, aber Ihr kennt ja den Vogt. Zuletzt, um Unglück zu vermeiden, ging ich mit bebendem Fuß zu Konrad's Truhe, holte das Sparbüchslein heraus und gab dem Vogt, was darin war. Nun will er noch eine Woche Nachſicht haben mit dem Übrigen. Was aber wird Konrad ſagen, wenn er heim kommt? er hat Grund zu ſchelten, denn das Geld war ſein und er wollte es behalten; auch iſt er jetzt zuweilen ſo heftig, daß ich mich vor ihm fürchte."

„Nun, nun," tröſtete Baſe Mechtild, „verzweifele nur nicht, Dirnlein. Was einmal beſteht, kann man nicht ändern, und unterweilen iſt Hülfe da, wenn man es am wenigſten denkt. Zehn Gulden haſt du dem Vogt gegeben; ſchau ein Mal, ob dieſes Geldſtück ſo viel werth ſein ſollte. Ich ſchenke es euch, und für die Angſt, die du ausgeſtanden, ſchmücke dies ſeidne Tüchlein deinen weißen Hals. Den Konrad wird ja hoffentlich dieſer Bruſtlatz beſänftigen. — Höre ein Mal," fuhr ſie fort, nachdem ſie des erſtaunten Mädchens Dankſagungen in Empfang genommen hatte, „um bei Konrad zu bleiben, muß ich dir noch etwas ſagen. Und wäre er hier, der Bube, ſo ſagte ich es ihm auch, und wollt' ihn recht ernſtlich vermahnen, daß er nicht auf ſchlimme Wege geräth."

„Wie ſo, Baſe?" fragte Bärbchen geſpannt, von dem kleinen Spiegel umblickend, vor dem ſie das Halstuch geprobt hatte.

„Sagſt du nicht ſelbſt eben, er wäre zuweilen ſo heftig, er, der ſonſt wie ein Lamm war?" fuhr Mechtild fort, „nun ſchau, das iſt ein Zeichen, daß die Kunde nicht gelogen, und daß er kein gutes Gewiſſen hat. Unſer eine, mein Dirnlein, kommt auf den Dörfern umher und erfährt Alles. Da klagen jetzt die Weiber mehr über ihre Männer, die Mütter über die Söhne, die Herrn über ihre Knechte, als ſonſt. Viele bleiben die Nächte weg, kein Menſch weiß wo; dann ſind ſie, wenn ſie des Morgens wüſt heimkehren, faul, verdroſſen, ſtörriſch und wiederſpenſtig ſogar. So ſoll's auch mit deinem Bruder ſein. Statt ruhig daheim zu bleiben, ſchweift er auf fremden Gemarken umher, und man hat ihn in Dörfern geſehen, wo er nichts zu thun haben kann, und, wo er ſonſt ſein Lebtag nicht hinkam. Was ſoll das heißen? Es fehlt jetzt nichts, als daß er auch des Nachts außer dem Hauſe bleibt, — was du mir berichten ſollſt, mein Dirnlein."

„Ich?" ſagte Bärbchen erröthend und verlegen, „ich weiß nicht, Baſe; doch glaubt ſolches nicht …"

„Geſteh' es nur," unterbrach ſie jene, „du weißt es recht gut, und willſt ihm die Vermahnung ſparen. Ei, der Schalksgeſell! So jung noch und ſchon auf die liederliche Seite geworfen! Nun, er komme nur, ich, ſeine Baſe, will ihm den Kopf waſchen!" Sie ſchüttelte den Kopf und das Geſpräch erhielt jetzt durch des Alten Hinzukommen, der ſeiner leichten Gartenarbeit bereits müde geworden war, eine andere Wendung. — Mechtild blieb den Tag über, um die Rückkehr deſſen zu erwarten, dem ſie eine mütterliche Strafrede zugedacht hatte, und entſchloß ſich endlich, auf Bärbchens Bitte auch in der Hütte zu übernachten. Bald trat dieſer ſelbſt in das kleine Gemach, worin der Vater, die Schweſter und die Baſe ſeiner mit dem Abendbrod warteten. Er grüßte ſie, wie gewöhnlich; aber Alle waren von ſeinem Anblick überraſcht. „Wo kommſt du her, Bube?" ſagte der alte Werrlein, „und wie ſiehſt du aus? Biſt du ein Fleiſchergeſell oder ein reiſiger Knecht geworden? Was zum Henker blitzen für Sachen an dir herum?"

„Laßt es gut ſein, Vater," entgegnete Konrad, ſeinen Hut von ſich legend, „es ſind Geräthe, die ich zu lange entbehrte. Baſe Mechtild, ſeid willkommen unter unſerm Dache. Was bringt Ihr Gutes? denn Euch ſieht man nicht anders, als wenn Ihr Gutes bringt. Ihr heißet die kluge Frau; — Ihr ſolltet auch die gute heißen."

„Meinſt du?" entgegnete Mechtild zwiſchen Ernſt und Freundlichkeit; denn ſie wollte ſchelten und fühlte ſich doch beinah' entwaffnet durch des Neffen Weſen und Gruß. Seine Augen blickten ſo unſchuldig, ſeine Bewegungen waren ſo weich und gefällig, obgleich von einem Etwas verklärt, das Alle empfanden, ohne es zu verſtehen. — „Nun ſchau," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, in welcher ſie ihn betrachtet hatte, „ich bringe freilich etwas, und auch etwas Gutes, will ich hoffen; denn das bittere Tränklein, das dem Kranken bereitet wird von ſorgſamer Hand, mundet ihm nicht, aber es frommt ihm doch. Du biſt krank, Konrad, mein Schweſterſohn, und ich will dich heilen, ſo lang es noch Zeit iſt."

„Krank?" fragte der Jüngling verwundert und fügte dann hinzu, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr; „ich war es, Baſe, Ihr habt Recht. Krank bis zum Tode war ich, aber ich fühle mich wieder geneſen. Mein Blut war Gift, — es wird wieder rein werden."

„Wohlgeſprochen," fuhr die Alte fort; „wer ſein Übel erkennt, dem iſt ſchon halb geholfen. Du warſt immer ein frommer, leutſeliger Bub, Konrad, und darfſt nicht verwildern, wie wohl mancher Andere. Da ſetze dich hin und denke: ich wäre die Urfräle, und beweiſe mir die Ehrfurcht und den Gehorſam, deſſen ſich die Urfräle von dir zu erfreuen hatte."

„Die Urfräle?" ſagte Konrad mit einem Blick zum Himmel, ſetzte ſich dann auf die kleine Bank nieder, welche der Baſe als Fußſchemel diente, umfaßte ſanft ihre Kniee und legte ſein Haupt hingebend in ihre Hände.

Frau Mechtild begann nun den Straffermon, den ſie ihm zugedacht hatte, und redete ihm in's Gewiſſen, rückſichtlich der Unordnungen, denen Andere ſich hingaben und von welchen er nicht frei zu ſein ſchien. „Ich greiſe nicht aus der Luft, was ich hier ſage;" fügte ſie hinzu, „ſondern habe meine Gewährsleute. Du kennſt den alten Hirten von Grub und er kennt dich auch; der wird unlängſt nach Stöppach gerufen von einer Bäuerin, deren Kuh nicht kalben kann: und als er nach geleiſteter Hülfe in der Nacht wieder heimgeht und durch den Thalgrund kommt hinter Scharneck, da hört er Geräuſch von vielen Schritten vor ſich. Nun gibt es der loſen Geſellen gar Manche, die das Alter nicht ehren und verſpotten, wenn ſie von rohen Gelagen heim kehren, auch Strauchdiebe ſtreifen nicht ſelten. Und es ziehen an ihm Schaaren von Männer vorüber, mit und ohne Leuchten, Äxte über den Schultern, Meſſer in den Gürteln. Er erkennt Manche, die er mir auch alle genannt hat, und auch dich, Konrad, erkennt er. Ja, ja, dich, meiner Schweſter Sohn. Höre Er, Matthes, entgegnete ich ihm, da er mir's erzählte, — Er lügt oder Er hat falſch geſehn. Der Konrad Kuk iſt ein ehrſamer, frommer Burſch, der des Nachts daheim liegt auf ſeinem Strohſack und glückliche Träume träumt, nicht aber mit Holzdieben Gemeinſchaft hat; denn ſolche mußten es ſein, da bald, nachdem ſie vorübergezogen waren, Axtſchläge laut wurden in der Thalſchlucht, und es ringsum knitterte und knatterte, wie vom Brechen junger Stämme. Der Hirt will es dem Forſtwart anzeigen und dem Amte."

„Dem Forſtwart?" rief Konrad emporzuckend.

„Siehſt du," ſagte Mechtild, „dein böſes Gewiſſen zeigt ſich. Jetzt bekenne nur ehrlich und aufrichtig, warſt du unter den Leuten im Stöppacher Grund?"

(Fortſetzung folgt.)

Nord und Süd.

Von

Eduard Duller.

Nord und Süd, ihr Söhne *Einer* Mutter, dieſes heiligen Weibes: Deutſchland, — Nord und Süd, weßhalb ſchwingt ihr, Hochverräther am untheilbaren *Mutterherzen*, die Dolche, — o, nicht mehr Dolche, — die plumpen Taſchenmeſſer eurer Gedanken, jeder gegen des Andern Bruderherz? Gebt Rechenſchaft, ihr zwei Brüder, gleichgeſtellt an Pflichten, Leiden, Wünſchen, Hoffnungen, gleichgeſtellt an Anſprüchen auf neue Frühlingsſonnen, auf Verjüngung durch's Flammenbad, gleich hinberufen, wie Cherubim an den Pforten dieſes Vaterlandes, ſonſt eines Edens, einſt vielleicht wieder eines Edens, zu ſtehen, — abzuwehren mit Flammenſchwertern den Tod, oder Zwang, wie ihr nun nennt, den mit Ketten klirrend und raſſelnd anſchleichenden, das ausdörrende Greiſenalter, das leiſe in Kutten und Weihrauchwolken herankriechende; — was ſchafft ihr, zwei Brüder, blöde Wächter? O, trefflich übt ihr euer Amt, ihr hütet, ſtatt die Mutter, eure eignen wechſelſeitigen Blicke, eure Mienen, eure Nägel-längen, ſeht eiferſüchtig auf eure Gänſebrüſte und Mehlſpeiſen, hänſelt euch wechſelſeitig durch überaus witzige **Commis-voyageurs**, ſtatt euch durch Herolde ehrlich aufzufordern, wenn ihr denn doch *fechten* wollt; ja, und ihr — *fechtet* auch, wie — Handwerksburſche; oder wie Journaliſten und Straßenjungen, — mit Strohhalmen. Der Nord *ſchämt* ſich des Süd, der Süd lacht feiſt und behaglich den Nord aus; der Nord begräbt ſich wie eine lebendige Mumie, wie ein hundertjähriger Bibliothekar, (eingebalſamt in dem Schweiß von fleißigen Generationen, eingepökelt im Staub der geiſtigen Materialität,) mürriſch in den Todtenhallen der *Wiſſenſchaft*; aber ſeine Wiſſenſchaft ſteht wie ein Weihnachtsbaum, blos in einem Topf voll Sand, ohne Wurzeln. — Der Süd liegt dämelnd unter dem Jasminſtrauch und ſaugt die poetiſchen, d. h., die betäubenden Düfte ein, und ſaugt ſie um ſo ſüßer, da die — Hammelskeule hinter ihm ſteht, über deren Exiſtenz er auch trotz ſeines jungen Haſſes gegen das Alte, trotz ſeiner Doktrinomanie, ſeiner Pohlenſentimentalität und — Faulheit, einen auf poſitive Rechtsgrundſätze geſtellten Beweis ableitet, indem er ſie — verſchlingt, wie ſeine Hambacher alle Monarchien, und ſeine Kerker die meiſten Hambacher; — er liebt die materielle Geiſtigkeit, und, wenn es ein Mal an's Reale geht, das Materiellſt-Reale. — Der Nord iſt klüger und auch — ehrlicher, denn er füttert ſich wenigſtens nicht ſelbſt mit Illuſionen. Einſt waren freilich des Nord's Gedanken — Thaten, Kriege und Siege; — die Vernunft wappnete ihn; er zog ſich zurück in die feſten Burgen der *Wahrheit*, und ſein Herz war ihr Aſyl; — jetzt ſind ſeine Thaten meiſt blos — Gedanken — der Verſtand iſt ziemlich ſein Hausknecht geworden, und mit dieſem Domeſtiken macht er ſich jetzt gemein, ſtatt daß einſt die Vernunft ſeine Braut war; ſeine Burgen ſind Catheder geworden, und jenes Aſyl eine — Theekanne. — Der Süd, das Schooskind der Mutter, war einſt durch die Anmuth umgebender Erſcheinungen zum Tempelhüter der *Schönheit* geweiht, — jetzt ergötzt ſich der kindliche Vater des Mährchens nur noch kindiſch am Mährchen von der verzauberten Königin: Schönheit. Seine zarte Haut empfindet ſchmerzlich jeden kräftigen Sturm, den ihm der Nord herabſendet, um ihn wach zu rütteln, darum flüchtet er ſich in die warme Stube des Humors hinein; aber dieſer Humor iſt nichts, als die Beziehung, die Zurückführung des *Etwas* auf's *Nichts*, — und darüber, daß der arme Süd weiß, daß nichts wirklich anzufaſſen iſt, als der Augenblick, und daß der Augenblick ſelbſt, kaum angefaßt, in's Nichts verrinnt, darüber lächelt er gutmüthig, kindiſch froh, ein unbewußter tragiſcher Narr. — Dem Nord ſchaudert's vor der Möglichkeit eines Nichts, und dadurch, daß er's als *Nichts denkt*, iſt's ja doch; er klammert ſich mit allen zehn Fingern, ein wahnſinniger Ixion, an jenes große X, und ſchießt mit Kanonen in die Wolken drein, damit der Kern ſich enthülle, und trifft vielleicht eben den Kern, — aber ſpaltet ihn zugleich. — Süd, was hat *dir* der Nord gethan, daß du ſeine Sehnſucht nach *Gedanken* verſpotteſt? Nord, was that *dir* der Süd, daß du ſeine gedankenloſe Sehnſucht belachſt? — Ach, wenn dies Sünden ſind, — und ſie *ſind's*! — ſo hebe doch keiner zuerſt den Stein auf. Nord und Süd, ſeht! Ihr ſeid, wie jene Zwillinge, an denen die Natur zur Stiefmutter ward, (vielleicht nur deßhalb, damit ihr *eurer* Mutter allein und keinem andern Weſen, nicht ein Mal jedem eurer einzelnen Ich's angehörtet), ja ihr ſeid wie jene Zwillinge, welche die Natur ungleich an Mienen, Größe und Temperament erſchuf, und denen ſie knauſerig doch nur eine einzige Seele für zwei Portionen Leiber, eine einzige Taube in zwei Paſteten eintheilte; was dem Einen weh thut, thut dem Andern nicht wohl, was den Einen verwundet, ſchmerzt den Andern, — und ihr, bethörte Brüder, wähnt, jeder von *euch* thue dem Andern weh, und verfolgt euch deßhalb. Gewiſſermaßen *iſt's* auch ſo. Denn die Welt könnte euch eigentlich nichts anhaben, wenn nur ihr euch ſelbſt nichts anthut, und deßhalb, wie Einer von euch den Andern ſchlägt, geißelt, höhnt, — muß er *ſelbſt* die Hiebe fühlen. Schlagt die Augen auf, tretet euch näher, Stirn an Stirn, auf jeder eurer Stirnen ſteht der heilige Name eurer *Mutter* geſchrieben, aus jedem eurer Augen leuchtet das Herz eurer Mutter heraus! Hinweg, Nord, mit deinem papiernen Panzer von Wiſſen, das doch nur aus Lumpen zuſammengewalkt iſt, mit deinem Stolz, der doch keine Früchte, nicht ein Mal Blüthen treibt! wirf dich an's Bruderherz des Süd, ſink' auf den heiligen Boden voll friſchen Opfergraſes, den der friſche Born der Verjüngung umkreiſt; und alle ſtarren Gedanken thauen dir auf, und unter der geborſtnen Eishülle werden die Keime von Thaten wieder frei. Hinweg, Süd, mit deiner philiſterhaften Behaglichkeit am Ofen- oder Brüt-ſommer-Humor, trinke den Morgenkuß des Bruders, trinke ihm Ernſt von den Lippen, Kraft aus dem Herzen, Beharrlichkeit aus der ganzen Seele, du leicht erregter, leicht vergeßlicher Süd. Werdet wieder Eins, wie Vorſtand und Herz Eins ſein ſollen als Seele, — werdet zur Seele des neuen Jahrhunderts; ſeid, wie ihr einſt waret, die zwei Dioskuren der Humanität, daß der Sturm die Götterjungfrau nicht über den Ocean trage, daß die Enkel, die auf der Scholle zurückbleiben, auf der Scholle nicht vergebens die Spuren der Fußtapfen ſuchen, auf denen ſie entfloh. Brudertreue iſt ja für's Mutterherz der Unſterblichkeitstrank!

Theater-Arabesken.

I. Ballet und Honig.

Wenn ich vom Theater ſpreche, ſo erwarte man keine Leichenrede auf den guten Geſchmack, auf die gemordete edle Zeit, auf die Kunſt, welche ſelbſt als Opfer fällt, ſtatt daß man ihr Opfer bringen ſollte; — nein, ich bin ein viel zu gemüthlicher Menſch, und da ich zuweilen, eben bei Betrachtungen über das deutſche Theater, es faſt urkundlich beweiſen kann, daß es in meinem Kopfe ſurrt, wie in einem Bienenſtock, ſo iſt es kein Wunder, wenn über meine Lippen nur *Honig* ſtrömt. Ein Schalk will mich zwar errathen und vercattun; und gibt euch hinter meinem Rücken zu verſtehen: ich hätte es mit euch vor, wie ein Conditor mit ſeinen neuangenommenen Lehrjungen, die er im Anfang ſo mit Süßigkeiten füttert, daß ſie bereits am zweiten Tag vor Ekel keine mehr berühren mögen; — aber ich bitt' Euch: glaubt dem Schalk nicht. Die Wahrheit iſt: daß ich nie von „Schauſpielern," ſondern ſtets bloß von „Bühnenkünſtlern," nie vom „Komödieſpielen," ſondern bloß von „dramatiſchen Leiſtungen," nie vom „Auswendiglernen," ſondern immer nur von „tiefem Studium" und „hoher Auffaſſung" ſprechen werde, dann ich bin keines Schauſpielers Feind, beſonders weil die Nacht keines Kritikers Freundin iſt. Ihr müßt wiſſen, ich hoffe, mir nächſtens einen Operngucker zu erleben.

Ich bitte Euch um's Himmelswillen, glaubt nur dem Schalk hinter meinem Rücken nicht, der Euch jetzt zuflüſtert: „Dieſes kritiſchen Moguls eigentliche Meinung iſt, daß es jetzt gar kein deutſches Theater gibt, ſondern bloß einzelne wenige Künſtler, viele Komödianten, wenige tüchtige Intendanten, unzählige ſchlechte Dichter, Ballete mit Geſang, und Opern, die mit den Beinen geſungen werden." — Glaubt dieſem Gevatter Schalk nicht; der Schalk meint es ſchlecht mit mir, mit Euch, und abſonderlich mit der deutſchen Bühne. Ich aber ſage Euch: das deutſche Bühnenweſen iſt jetzt in ſeiner höchſten, heiligſten Entfaltung, denn es gibt keinen Choriſten bei uns, der nicht in jedem Augenblick als primo uomo furore machen könnte, keinen edleren Dichter als Raupach, dieſen unſterblichen Pindar des „Jänſerers und der Silbergroſchen," keine zartere Muſe, als die jungfräuliche Mutter des „Freiknechtes und Pfefferröſels", keine friſcheren Lorbeeren, als die, welche ſich Herr von Holtei um ſeinen poetiſchen Bettelſtab flicht, keine ſanftere Muſik als die Nachtigallenklänge des „Maskenballs", keine wichtigere Staatsangelegenheit, als eine tiefe Inſpektion in das Innere des Balletweſens, um jeden faux pas einer prima ballerina zu verhüten, und keinen gerechteren Lohn, als 10,000 Thaler jährlich für eine ſolche [illegible], welche „ihren reichſten Lohn bloß in der allgemeinen Gunſt des Publikums findet!"

Doch (ſo hör' ich Euch fragen), wie hängen dieſe Gloſſen mit dem Frankfurter-Theater zuſammen? Und ich erwiedere Euch drauf: durch den Goldfaden des Lobes; denn Frankfurt iſt zwar noch nicht mein gelobtes Land geworden, aber es iſt doch eine lobenswürdige Stadt, und eine Stadt, in welcher viel gelobt wird, — auch verlobt mitunter! Alſo fangen wir immerhin an, friſch drauf los zu loben.

Vor allen Dingen verdient das Frankfurter-Ballet die höchſte Anerkennung. — Wie? man unterbricht mich ſchon mit der Einwendung: „Mein Gott, wir haben ja gar kein Ballet in Frankfurt." —? Aber, meine Freunde, das iſt ja eben das, was ich loben will. Man gab neulich in Berlin: Mozarts Figaro, und dazwiſchen ein faſt eine Stunde langes Soloballet. „Bitterer Grimm und Ekel" — ſagte mir ein Freund darüber, — „ſchüttelten mich, als ich dieſe widrige, durchaus unſchöne Geſtalt ſah, ſich bald unendlich raſch auf einem Beine im Kreiſe drehend (und das wird als der Triumph der Kunſt beklatſcht), bald gefährlich und ſtangbeinig auf dem äußerſten Punkte der großen Zehe einherrutſchend, daß das Bein unanſtändig und rechtwinkelig ausſtreckend, ſo daß der ganze Körper aus eckig aneinander geſtoßenen geraden Linien beſtand. Nun denke dir, lieber Freund, die raſche, ſtets ineinander greifende Intrigue des Figaro, die nun ganz zerſägt war, — und die Mozart'ſche durchaus freundliche, runde Muſik, durch ſolche chineſiſche Karikaturen unterbrochen, und ihren Eindruck vernichtet! Die Leute klatſchten; ich ſeufzte vor Wuth und Verachtung auf. Man hat ſchon oft und viel über dieſen Unfug gewitzelt und geſpöttelt; aber ich kann die Sache nur ſehr ernſthaft anſehen. Ueber Kunſt leichtſinnig zu denken, halte ich für eben ſo ſchlecht, als über Weibertugend. Sagt ſelbſt: warum verweiſt man dergleichen unwürdigen ſinnloſen Plunder nicht in Bretterbuden zu Hunden- und Affen-Komödien? Und ſelbſt in dieſen herrſcht doch noch, wenn auch unbewußt, ein gewiſſer Humor, der im Vergleich zu ſolchen ganz kahlen, von aller Bedeutung entblößten Armſeligkeiten, keck und poetiſch erſcheint. —" — (Nun iſt, nach dieſer etwas langen Kapuzinerpredigt zu bemerken, daß ich meinem Freunde ein unſchätzbares Kapital von Marotten, genannt Spleen, ſeit einiger Zeit förmlich cedirt habe; und man wird mir's daher nicht übel nehmen, wenn ich wieder meine Honigſcheiben auftiſche; wer Luſt und Geſchick hat, kann ſie zu Lebkuchen verwenden und bearbeiten. Alſo:) Gott ſei Dank, daß man doch etwas lobenswerthes in jenem Gebäude findet, welches das Frankfurter-Theater vorſtellt, — nämlich eben, daß man in Frankfurt nicht findet, was man in Berlin ſucht. Im Laufe eines Vierteljahres ſah man in Frankfurt nur ein Ballet, „die Weinleſe", welches bei der erſten Vorſtellung nicht recht klappen wollte, und einige Gaſtſpringereien der Spaniſchen Tänzer; — unäſthetiſche und unanſtändige Grimaſſen, die meine geliebten Mitmiſchbürger jedoch ohne Zweifel als klaſſiſch klaſſificiren werden. Natürlich kann man das Nonnenballet im Robert, das kaiſerliche hiſtoriſche Ballet u. ſ. w. nicht als Ballet rechnen, ſondern bloß als Pauſen, in denen den Componiſten plötzlich alle muſikaliſchen Gedanken ausgingen, ſo wie dem Publikum beim Ballet alles Gehör in die Augen eilt, daß man mit den Augen hört und am Ende gar ſchielen möchte. Deshalb ſage ich ein für alle Male:

Heil dir im Lorbeerkranz,
Göttlicher Solotanz u. ſ. w.

(Die Lorbeerkränze werden hinter den Couliſſen aufgehoben und nach Hauſe getragen. Am andern Morgen ſoll die Köchin der Künſtlerin eine ſaure Sauce machen, aber es mangelt ihr an Lorbeer; was thut ſie? ſie rupft heimlich ein Blättchen nach dem andern aus dem Lorbeerkranze ihrer Gebieterin, den ſie für wirklichen, ſchönen, grünen, pikanten Lorbeer hält, und die Sauce wird ganz charmant. Aber beim Speiſen bekommt die gefeierte Künſtlerin plötzlich etwas bitteres in den Mund. Sie beſieht es; was iſt's? Ein Lorbeerblatt; und was für eins? Ein papiernes — aus ihrem Kranz? Ach, freilich ein bitteres, denn das unſchuldige Lorbeerblatt war, vor ſeiner Seelenwanderung durch die Blumenfabrik, — ein Schneiderkonto geweſen für unſre gefeierte [illegible] Demoiſelle . . . . ., der noch heute nicht bezahlt iſt.)

Aber der Honig iſt all, und unſere Lehrjungen ſind vermuthlich ſatt. Daher rankt ſich die erſte Arabeske in ihren Anfang zurück, wie jene Schlange, die ſich in den Schwanz beißt, als wollte ſie ſich vor lauter Wohlgefallen ſelbſt auffreſſen..

Buntes.

Maſuriſche Begrüßungen. Es gibt im Nordoſten kaum einen gemüthlicheren Menſchenſchlag als die Maſuren. Gaſtfreundlich, zuvorkommend, gefällig im Großen und Kleinen, machen ſie dem Fremden ein Land, welches er vielleicht mit den geringſten Erwartungen betrat, zum traulichen Aſyl, worin es ihm mitten unter Genre-Figuren, bei Kalenden und anderen Feſten recht heimlich und behaglich wird. In der Begrüßungsetikette herrſcht eine burleske Rangordnung. Kommt man zu Unbekannten, ſo begrüßt man ſich durch eine ſtumme Umarmung. Bewillkommnen ſich Bekannte und Freunde, ſo küſſen ſie ſich gegenſeitig beide Schultern. Kommt ein Untergebener zu ſeinem Vorgeſetzten, ſo küßt er demſelben den Ellenbogen; hat er eine Bitte vorzubringen, ſo küßt er ihm die Hand; und fleht er recht demüthig, ſo küßt er ihm die Kniee oder gar die Ferſe.

Heilung von Taubſtummen. Bei der jüngſten Prüfung in der Taubſtummen-Anſtalt für Weſt-England zu Exeter, erregten drei Zöglinge, welche durch die Bemühungen Mr. Gordon's dahingebracht waren, artikulirte Laute auszuſprechen und auf verſchiedene an ſie gerichtete einfache Fragen zu antworten, und von denen einer das Vaterunſer ganz deutlich recitirte, die allgemeine Theilnahme der zahlreichen Verſammlung. Ihr Lehrer, Herr Gordon, ſchreibt den Grund des Uebels, welches er in den vorliegenden Fällen für ein bloß temporäres hielt, auf Rechnung der durch den Mangel an Uebung entſtandnen Schwäche der Vokal-Muskeln, und baute auf dieſe Anſicht folgende Heilmethode. Die Zöglinge müſſen, während der Lehrer langſam und vernehmlich einige Worte ſpricht, Bruſt und Hals deſſelben befühlen, und werden durch die Empfindung der dadurch an jenen Theilen entſtandenen Vibrationen veranlaßt, eine ähnliche in ihren eigenen Organen hervorzubringen, während ſie zugleich genau auf die Lippen und die Zunge des Lehrers achten und auch deren Bewegungen nachzuahmen, verſuchen müſſen. Natürlicher Weiſe muß wohl jederzeit dieſen analytiſch-ſynthetiſchen Verſuchen ein anderweitiger Unterricht durch Zeichen vorangehen, damit die Ideenverbindung des Lernenden bereits gehörig geordnet ſei und die praktiſchen Sprachübungen unterſtützen könne.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 15. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samſtag, 17. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

„Ja, Baſe," war des Jünglings Antwort.

„Du mein Heiland! Und was treibt ihr dort?"

„Baſe! Bärbchen!" ſagte Konrad aufſtehend, „ihr ſeid Weiber; Vater, Ihr ein alter Mann; Ihr verſteht mich nicht. Wohl euch! was wißt ihr von dem Todesſchmerz, den ich gefühlt habe?! Ich lebte nicht mehr, wäre nicht der heilkundige Arzt erſchienen, der das Meſſer aus meinem Herzen riß und mir zeigte, wozu ich es brauchen ſoll. Es war in jener Nacht, Baſe, wo ich bei Euch.... Doch wozu das? Viel reden nicht, handeln muß der Mann. Gehabt euch wohl; es iſt jetzt mein Platz nicht hier; ich gehe, fragt mich nicht, wohin?" Er ergriff ſeinen Hut und verließ eilig das kleine Gemach.

Frau Mechtild ſaß wie feſtgebannt in der Urgroßmutter Lehnſtuhl und hielt den Bruſtlatz, mit deſſen Geſchenk ſie ſpäter hatte hervorrücken wollen, ſchweigend, aber zitternd in ihrer Hand; der alte Werrlein ſtreckte, wie vom Schlage gelähmt, beide Arme nach dem entſchwundenen Sohn aus, ſelbſt Bärbchen konnte ſich in den erſten Secunden nicht faſſen. Dann aber ſprang ſie auf und eilte, ohne ein Wort zu ſagen, dem Bruder nach. Er war ſchon zum Hauſe hinaus, jenſeits der Verzäunung und ſchien ſeinen Weg nach dem Forſt nehmen zu wollen; eben blickte er noch ein Mal zurück und ſtand zögernd ſtill, da er die Schweſter gewahrte, welche ihn zu erreichen ſtrebte. Sie ſtürzte ſich an ſeine Bruſt, ihre Arme umſchränkten ſeinen Nacken, als wolle ſie ihn nicht wieder loslaſſen, und auch er, anſtatt ſie von ſich zu drängen, zog ſie heftig an ſich. In lautloſer Umarmung brachen ſie Beide in Thränen aus. „Ich verſtehe dich," ſchluchzte endlich Bärbchen; „ich habe dich immer verſtanden, Konrad. — Was führſt du im Schilde?" fuhr ſie nach einer Pauſe fort; „es iſt etwas Großes, Gefährliches, ich ahne es, ich weiß es. Ein Bund iſt errichtet...."

„Ja, Bärbchen, — der arme Konrad nennt ſich unſer Bund, und nach mir heißt er ſo." —

„Armer Konrad!" rief Bärbchen, ihm die Stirne küſſend, „aber, um Gott, was wollt Ihr?"

„Blut!" flüſterte er in ihr Ohr. „Bärbchen, Blut und Erlöſung! Nacht war es bisher, es muß doch auch für uns ein Mal Morgen werden. An vielen Orten leuchtet er ſchon. Blutroth wird er aufgehn; denn es liegen ſchwere, ſchwere Wolken vor der Sonne."

Bärbchen erwiederte nichts; aber ſie drückte ihre naſſen Augen an des Bruders Buſen, der feſt daſtand, über ſie finſter hinwegſchauend in die Ferne. Der Luftzug, der von Abend kam, wiegte die zerriſſenen Töne einer Glocke, welche jenſeits des Thales geläutet wurde, zu ihnen herüber. Konrad ward unruhig, da er ſie vernahm. „Bärbchen," ſagte er, „höre ein Mal, wie ſie läuten."

„Es iſt der große Thurm auf Hohenſtein; man hört ihn nur bei dieſem Wind," entgegnete die Schweſter. „Fräulein Brigitte läßt die Glocke ziehen jeden Sonntag Abend zur Betſtund. —"

„Die fromme Dame!“ ſagte Konrad. „Sprich, Bärbel,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, — „ob auch wohl Fräulein Hildegardis beten kann?“

„Gewiß, gewiß, Konrad. Sie iſt ſtolz, aber gut; gedenke doch nur, wie ſie herab kam in unſere Hütte, da du am ſchweren Gebreſte krank lageſt.“

„Das that ſie,“ ſagte Konrad, „ja ſie kam in unſre Hütte. Groſſer Gott und doch! Und doch die kalte Verachtung, der tödtende Hohn, der mir die Seele zerriß, ſchmerzlicher als des Junkers Geißel den Leib. Hätte ſie mich umkommen laſſen, am Gebreſte. Hätte ſie nimmer meine ſterbende Stirn zu einem neuen Leben berühet! Zu welchem Leben, Bärbchen, zu welchen Leiden!“

„Zu welchen Leiden!“ wiederholte Bärbchen weinend. —

Eine neue Pauſe trat ein. Immer heiſſere Thränen weinten die beiden Geſchwiſter Eines an dem Andern. So hatten ſie ſich nie verſtanden, nie ſo in einander verſchmolzen. „Hildegardis! Hildegardis!“ bebte es von Konrad's Lippen; auch Bärbchen hauchte einen Namen über die ihrigen, aber ſo leiſe, ſo geiſterleiſe, daß der Bruder ihn nur halb vernahm. „Geh' hinauf,“ ſagte dieſer denn, „ich bitte dich, Bärbel, geh' hinauf und warne ſie. Sage ihnen, der arme Konrad käme. Sage, was du willſt, nur daß das Schickſal ſie nicht ungewarnt übereile! Da hinab, nicht mehr in's Haus, wo die Baſe dich aufhalten könnte. Mag ſie und der Vater zwei bis drei Stunden in Beſorgniß verharren, bis dahin kannſt du zurück ſein.“

Er ſtreckte die Hand nach der Gegend des Hohenſteins aus und ſtand ſo gebietend, faſt herrlich da, daß es Bärbchen trieb, ihm zu Füßen zu fallen. Doch wandte er ſich ſchnell ab und entzog ſich ihren Blikken durch raſches Davonſchreiten. Sie blieb einige Minuten wie feſt gewurzelt auf dem Platz, den ſie verlaſſen hatte; ihr Herz ſchlug heftig, ihre ſonſt ſanfte bleichen Wangen waren geröthet und mit unſicherm Auge überflog ſie die väterliche Hütte und die fernen Thalberge, hinter denen der hohe Thurm der bedrohten Burg wie ein Schatten gegen den finſtern Abendhimmel hinaufragte. Sein leiſes, kaum hörbares, durch die Entfernung gedämpftes Geläut ſchwebte wie ein wehklagender Geiſt über die Thäler und ſchien um Hülfe zu rufen. Bärbchen raffte ſich auf; es drang ihr in das Innere der Seele. „Ich komme! Ich komme!“ rief ſie in die Gegend hinein, und wie eine Taube, die ihre Flügel entfaltet, eilte ſie ſchwebenden Schrittes an der Hütte vorüber, über Wieſen, Felder und Hügel den Tönen nach. Frau Mechtild und der alte Werrlein ſahen ſie vom blinden Fenſter der Hütte aus ſich in das Thal hinabbewegen, und der Letztere blickte die kluge Schwäherin fragend an.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus den Hanſeſtädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortſetzung.)

Im Hamburger Tivoli, außer dem Steinthore, Vorſtadt St. Georg, ſieht man die dramatiſche Kunſt während des Sommers im Freien. Der Unternehmer hat hier neben der Rutſchbahn, mitten in dem großen Garten, eine Bühne erbauen laſſen, und die Zuſchauer ſitzen im grünen Raſen-Parterre und trinken Grog und Thee und Punſch, und plaudern und rauchen. Auf der Bühne wird Komödie geſpielt: Hamburger und Berliner Lokalpoſſen. In aller Bequemlichkeit genießt man hier die Kunſt, sans-gêne, hamburgiſch-behaglich. Die Schauſpieler ſind mitunter erträglich, und in der Lokalpoſſe ſogar zu Hauſe. Sie ſpielen nicht ſelten, als hätten ſie ein kunſtſinniges Publikum vor ſich, und es gelingt ihnen häufig, des Grogs und der Unterhaltung Meiſter zu werden. In einer großen Stadt überbieten ſich die Genüſſe, und es gibt keine Bizarrerie, wodurch man nicht das Publikum anzulocken verſteht. In der erſten Zeit jener Entrepriſe hat das Tivoli-Theater dem Stadt-Theater ſogar Abbruch gethan: man fand ſich durch die Neuheit deſſelben zu ſehr angenehm angezogen, und Herr Maurice wurde mit neidiſchen Augen von den beiden Schauſpieldirektoren im Hauſe am Dammthore betrachtet. Das Hamburger Publikum iſt lebhafter Natur, und wo es ſich hinneigt, da neigt es ſich mit Leib und Seele hin. Man kann das nicht genug in Betreff alles deſſen loben, was Kunſt heißt. Das Theater nimmt in dieſer Hinſicht keinen unbedeutenden Standpunkt im öffentlichen Leben ein, um ſo mehr, da es das einzige Inſtitut iſt, über welches ſich die öffentliche Meinung ziemlich frei und unbeſchränkt ausſprechen darf. Die Hamburger haben im Übrigen Ausdauer, und von Veränderlichkeit kann man eben nicht ſprechen. Sie halten an der Kunſt feſt, und die dramatiſche Kunſt kann inſonderheit mit Wohlgefallen auf das Hamburger Publikum blicken. Man findet ſie hier noch in der Einfachheit, die ihr ſo wohlſteht, und wenn auch der Zeit-Ungeſchmack hie und da Einfluß auf die Bühne ausübt, den Kunſtſinn hat er nicht vernichtet. Man findet in Hamburg Geſchmack an der prunkloſen Schule Schröders, die Wahrheit und Natur vor Augen hat, wenn man auch alle jene Farcen- und Spektakelſtücke, die das vage Treiben in der dramatiſchen Literatur heraufbeſchworen, in dem Mixtum-Compoſitum des Repertoires erblickt. Der dramatiſche Künſtler fühlt ſich deßhalb heimiſch in Hamburg. Man ſichert ihm nicht ſowohl die Heimath durch die pekuniären Vortheile, die man ihm bietet, ſondern vielmehr durch jene Anerkennung und feſte Anhänglichkeit an dem Guten, welches dem Künſtler das Vertrauen zu ſich ſelbſt und der Kunſt erhält. Deßhalb hat ſich denn auch die Hamburger Bühne jene Würde erhalten, die ihr, mitten in der waſſerſüchtigen Zeit, das Gepräge eines Kunſttempels bewahrt hat. Die Direktion des dortigen Theaters berückſichtigt die Zeit, aber ſie hat ſich ihr nie unterthan gemacht; und ſolches wohl mit aus dem Grunde, weil das Hamburger Publikum ſich vernünftig leiten läßt, und — was allerdings viel ſagen will — ein Urtheil hat. — Die dortigen belletriſtiſchen Blätter — ihre Zahl iſt nicht klein — beſchäftigen ſich auf der vierten Seite ſo ziemlich ausſchließlich mit dem Theater, und es wird in keiner Stadt ſo viel darüber verwaſchen, wie in Hamburg. „Originalien,“ „Freiſchütz,“ „Hammonia,“ „Beobachter,“ „wöchentliche Nachrichten“

liefern ſtehende Theater-Artikel, und der „Freiſchütz“ hatte es ſogar ein Mal zu einem kritiſchen Anſehen in theatraliſchen Angelegenheiten gebracht. Die Redaktion ſtudierte ſich in den Dorfzeitungston hinein, ſo gut es ihr gelingen wollte, und griff in Welt und Staat, in Kunſt und Politik hinein, um dasjenige, was ihr gerade in die Hände fiel, in der ihr eigenen Form wiederzugeben. Ich habe nie ſo viel Anmaßung im Schlafrock geſehen. Beſonders war das in theatraliſchen Angelegenheiten der Fall. Der muſikaliſche Kritiker (Kapellmeiſter Wahrlieb nannte er ſich) hatte Einſicht von den Sachen, die er beſprach, das muß man ihm laſſen; aber die Brühe, dieſe ächte Hamburger Sauce, mit welcher der Redakteur Dr. R . . . . ſeinen Leſern das Urtheil Wahrliebs präſentirte, war in der That jener gemüthliche Waſchweiberton, welcher der Kritik ſo gar übel ſteht, wenn man ihm auch in dem „Plauderſtübchen“ der Dorfzeitung nicht abhold ſein kann. Dabei verfuhr — oder verfährt vielmehr noch, (denn wenn auch der Geiſt des alten Wahrlieb aus den Spalten des „Freiſchütz“ gewichen, die Redaktion des Dr. R . . . ., die ſich in die Wolke der Anonymität gehüllt, iſt geblieben) — der Freiſchütz ſo übermäßig arrogant, wie nur irgend ein Schulmeiſter, ſeinen wißbegierigen Bauern gegenüber, verfahren kann. Es herrſcht in dem unglücklichen Kaſpar, dem nun nur noch die ſiebente Kugel zu Gebote ſteht, in Betreff der Bühne ein wahrhaft diktatoriſcher Ton, der in gedrängter Redſeligkeit Allem entgegen tritt, was in anderen Blättern anerkannt wird, jene unbeſcheidene Beſcheidenheit, die da recht wohl weiß, daß ihr der wahre innere Gehalt mangelt, und daß ſie daher zu jenen unſchuldigen Jagdkünſten ihre Zuflucht nehmen muß, die der gutmüthigen Menge zuſagen. Da ſpricht man nun über Kunſt, Staat, Politik in der gemüthlich-gemachten, ſchulmeiſterlichen Weiſe, die der großen Menge für Beſcheidenheit gilt, indeß im Übrigen — was das Weſen betrifft — mit einer Unverſchämtheit verfahren wird, die eben die Anonymitat zum Deckmantel gebraucht, um ſich nicht ganz und gar als ſolche hinzuſtellen. Träte die Redaktion mit offenem Viſir auf, man würde wiſſen, was man von ihr zu halten habe. Erklären kann man es ſich übrigens, eben wegen dieſer Redaktions-Verſchleierung, ſehr wohl, weshalb dem „Freiſchützen“ in öffentlichen Blattern gar häufig ein ſo übermäßiges Lob geſpendet wurde. Der Redakteur ſelbſt konnte ſolches Lob in alle Blätter einſchwärzen, und deshalb wurde auch dem „Freiſchützen“ das Glück zu Theil, daß man ihn aller Orten mit Anerkennung überhäufte, die man wahrlich nie und nimmer hatte vertreten können. Die „Originalien“ werden von Lotz redigirt. Ich kenne Lotz perſönlich. Er iſt blind, unheilbar blind; er iſt gänzlich gelähmt: wie ein Kind muß er ſich behandeln laſſen. Indeß er hat Lebensmuth und Lebensfriſche für zehn Geſunde, und von Melancholie weiß er ſo wenig, wie von dem Sonnenlicht. Thätigkeit des Geiſtes, eines zwar nicht erhabenen, doch lebenszufriedenen, ſpekulativen Geiſtes hält ihn oben; vom frühen Morgen bis ſpäten Abend beſchäftigte er ſich mit der Literatur; und wenn ſeine „Originalien“ auch keine originellen Originalien ſind, ſie gelten mir als ein Erzeugniß menſchlicher Thatkraft, die ſich durch die herbſten Leiden nicht beugen läßt, viel, und ſtehen wenigſtens den anderen belletriſtiſchen Zeitſchriften, die eben nur auf den Broderwerb der Redaktoren ihr Augenmerk richten, nicht nach. Der Name iſt ja bei den Meiſten derſelben das Glänzendſte.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem zweiten Halbjahr
des
Laienbrevier's
von
Leopold Schefer.

Was ſollſt du, Menſch, nun mit dem „Volk des Menſchen.“
Du Einer, mit den tauſend Ebenbildern?
Was kann der eine Tropfen mit dem Meere,
Was ſoll das Sandkorn mit Gebirgesketten?
Denn, daß ſo viele tauſend Legionen
Rings Menſchen ſind, und ſich der Sonne freuen,
Der Erde freuen und des ſchönen Lebens,
Das, ach, empört dein Herz dir mit Entzücken,
Und willenlos erhebſt du deine Arme,
Als ſollt' ein Freund an deinen Buſen fliegen,
Als ſollteſt du der Braut an's Herz dich ſtürzen,
Und aufgeregt ſchon thuſt du irre Schritte! . . .
Nein! Bleibe, bleib' auf deiner Stelle ruhig.
Du kannſt doch nicht zu allen Hütten hin,
Hin über alle Meer', in alle Inſeln!
Die Sonne ſelber kann zu allen nicht
Herab, zu jedem Tiſch der Menſchen ſteigen, —
Beſcheint ſie nur, wirft eines jeden Schatten,
Geht jedem auf, und bringt ihm ſeinen Tag,
Geht jedem unter, gönnt ihm ſeinen Schlaf.
Und willſt du mehr vermögen als die Sonne,
Die auch ſo eng beſchränkte, die am Himmel
Mit ihrem hellen Auge ſelbſt doch blind
Nur ſcheint, nicht ſchaut!? Du aber haſt ein Herz!
Dein Aug' iſt wach, wach über all' die Lieben
Und deine Liebe brütet wie die Glucke
Warm über ihnen — mit ſo engen Flügeln!
Und Nichts vermagſt du in die Fernen hin,
Zu ſein, zu thun, ja nur ein Wort zu rufen!
Sie leben ungekannt dir ſchweigend Alle!
Du lebeſt ungekannt und ſchweigend Allen!
Sie Alle kommen nimmermehr zu dir,
So wie das Meer zum Waſſertropfen nicht.
Doch Einer und der andre Menſch, des Meeres
Von Menſchen, kommt an's Ufer mit der Fluth
Als Welle wohl zu dir, am Strande wohnend,
Und du empfang' ihn wie den Abgeſandten
Des Volk's! Er ſei dein Gaſt im frohen Hauſe!
Und was der Keller, was der Schrein verwahrt,
Das ſpare, ſchone nicht auf größern Tag!
Der größte Tag iſt, wo ein Menſch dir naht.
Und kommt er von dem weiten Meere krank
Und abgeriſſen, — pfleg' ihn, kleid' ihn neu,
Bericht' ihm ehrlich, wie's im Lande ſteht,
Und gieb ihm deinen Pfennig auf die Reiſe,
Der Liebe Pfennig, und des Segens Wunſch.
Bei jeder Morgenröthe tritt auf deinen Berg,
Und bitt' um einen guten Tag der Menſchheit;
Bei jeder Abendröthe tritt auf deinen Berg,
Und bitt' um eine gute Nacht der Menſchheit.
Und — was du Allen, Allen. Alles wünſcheſt,
Verweigre nicht den Deinen! nicht dir ſelbſt!
Nein, mit geſammelt mächtig-reger Kraft
Beſorg' es dir, beſorg' es deinen Lieben;
Denn: „Ich bin auch ein Menſch!“ ſo ſagt das All;
Ihm ſag' es du nach: „Ich bin auch ein Menſch.“
So ſage Jeglicher! Auf daß es wahr ſei,
Was Gute fern den fernen Lieben wünſchen!

Theater-Arabesken.

II. Schauſpiel, Oper und Galle.

Das goldene Zeitalter, in welchem bekanntlich der Honig von den Bäumen träufte und die Sahne zum großen Verdruß aller Milchmädchen in den Bächen ſtatt Waſſers rann, iſt leider vorbei; aber es war auch die höchſte Zeit, wenn die lieben Leute vor lauter Sonnenſchein nicht blind werden, vor lauter Milchtrinken nicht die Magen verſchlappen wollten, durch das viele Honiglecken aber ſind ſie (nach weiſem Beſchluß der höchſten Weltinſtanz, und in Folge der Geſchmacksbildung) aus abgenützten Schäfern zu friſchen Bären geworden. Aus den tatzenkräftigen Bären entſtanden freilich in der Folge blos plumpe Bärenhäuter; doch das thut nichts zur Sache. Die Literatur und die Kunſt haben ſich aus der langweiligen braunen Campagna in einen deutſchen Eichelhain geflüchtet, wo ſich's wirklich recht hübſch und — kühl wohnen ließ, bis der Satan plötzlich eine Zucht jener unreinen Thiere hereinbrachte, in deren Leiber einſt ein Schock ſeiner Kameraden gebannt worden war, und für welche durch Eichelmaſt „einem dringenden Bedürfniſſe abgeholfen wird." Das iſt nun der deutſche Parnaß; und da es unter den Eicheln auch Galläpfel gab, ſo hatte die Langweile ein Ende, die nützliche Schweinezucht wurde cultivirt, die Bäche enthielten ſtatt Honig — Galläpfelabſud, und die deutſche Kritik war für den Fall einer gänzlichen Gedankendürre durch den Ueberfluß an Dinte geſichert. (Das iſt zugleich die authentiſch wahrhafte Geſchichte vom Urſprung der — — — — ſchen Unterhaltungsblätter.)

In Arabesken kommt es nicht drauf an, ob man am Ende anfange oder in der Mitte oder am Anfange, ob man den Langohr bei'm Schwanz oder bei den Ohren packe; ihr bekümmert euch den Gukuk um die botaniſchen Namen der Pflanzen, in deren Kelchen ihr euch für eine Walpurgisnacht einmiethet, oder ob die Elfen wirklich auf Darmſaiten muſiciren oder auf Spinnenbeinchen. Darum laßt mich immerhin ſorglos im Gedankenreich herumplätſchern, wie einen Goldfiſch, und auch ihr dürft mit hinein, ja, ihr ſollt ſogar; aber nehmt euch in Acht, daß ihr an keiner Angelſchnur zappelnd hängen bleibt. Der Köder iſt dießmal ein überzuckerter Gallapfel; gebt acht, man beißt an, und, wenn mich das Lachen verrathen will, tauche ich geſchwind unter, man rudert dann über mir weg.

„Galle! Galle! Galle!" iſt die Deviſe. In Frankfurt gibt es ein eigenes Gallenthor; da bin ich heute durchpaſſirt, die Hände hinterm Rucken, den Hut tief herabgezogen, ein Paket Theaterzettel am Herzen. Daß man doch ſo eine ſchlechte Geſellſchaft, wie dieſe aſchgrauen Herolde noch hätſcheln muß, — um ihrer leidigen Fidibus-brauchbarkeit willen! —

Krieg! Krieg! Krieg! Allen Sündern ſei vergeben, nur der deutſchen Buhne nicht. Mit wem ſoll man denn ſonſt noch anbinden? Mit wem kann man's? Reißt zuerſt die goldenen Kälber von den Altären, und münzt ſie; dann ſteckt das Volk das Gold lieber in die Taſchen und wird ſchon aus purer Oekonomie — monotheiſtiſch. Und im Reich der Kunſt ſoll auch nur eine hierarchiſche Verfaſſung ſein, eine unſichtbare Göttin, und die ganze Erde und alles, was lebt und webt, ihr Symbol, weil alles ihr Geſchöpf iſt; eine Epheſiſche Diana, iſt die Kunſt nichts geringeres als die Natur ſelbſt; aber ihr ſollt nicht ihren Schleier anbeten, nicht die auf den Schleier gewirkten Geſtalten von Ochſen, Eſeln, Klötzen, Schlangen u. ſ. w., ſondern ſie ſelbſt, nämlich die Göttin.

Jetzt bin ich in der rechten Stimmung eben ſo wie auf dem rechten Wege, von der deutſchen Bühne zu reden, und muß trotz aller meiner Galle der Frankfurtiſchen doch noch danken, daß ſie meine von der deutſchen Bühne getödteten Gedanken galvaniſch zucken macht. Es gibt keine deutſche Bühne, es gibt blos deutſche Schauſpieler, es gibt keine deutſche Oper, es gibt blos deutſche Sänger. Oder nennt ihr das eine deutſche Bühne, auf welcher ihr die Stumme von Portici, den Maskenball von dem Franzoſen Auber, den Zampa, den Ludovic von dem Franzoſen Herold, den Robert der Teufel von dem undeutſchen Meyerbeer hört? Iſt das eine deutſche Bühne, auf welcher eure Schauſpieler verdammt ſind, ein liederliches Kleeblatt vorzuſtellen? auf welcher ihr die burlesken Trivialitäten eines Feſts der Handwerker, die noch jammernswürdigeren ſentimentalen eines Tags vor Weihnachten, eines alten Feldherrn, angähnen, anklatſchen müßt? Iſt das eine deutſche Bühne, auf welcher ihr als Neuigkeiten einen Platzregen als Eheprokurator, einen Beſuch im Irrenhauſe, und derlei Zeug ex officio bewundern müßt, weil ihr für euer Geld doch etwas bewundern wollt? Iſt das eine deutſche Bühne, wo eine Lindner oder ein Weidner, ein Becker, eine Fiſcher-Achten, ein Schmezer allein ein ganzes Stück, eine ganze Oper ſpielen müſſen? — Galläpfelabſud herbei!

Doch das gilt nicht dem Frankfurter-Theater allein, das gilt jedem deutſchen. Es wäre mir, und wenn mich Gott als Ludwig Devrient oder Seydelmann erſchaffen hätte, ein eben ſo gräßlicher Gedanke, als für Herrn Steck neulich das „durchbohrende Gefühl des Nichts," — mitten unter braven Schauſpielern auf der Bühne zu ſtehen und doch dabei ſo einſam dazuſtehen, wie ein Anachoret der Thebais. Seht z. B. die unvergleichliche Lindner als Eboli mit Don Carlos zuſammen, und ſagt ſelbſt, muß ſie nicht ſo allein daſtehn, wie in ihrer Stube? Seht dieſen köſtlichen Meck als Klingenberg in der Leontine, iſt er in allen Confuſionen des albernen Stücks, nicht ganz vereinzelt? So die Fiſcher-Achten als Alice u. ſ. w. Und doch ſagt, welches deutſche Theater kann ſolche Kräfte aufweiſen, wie dieſe Lindner und Fiſcher-Achten, dieſen Weidner, Becker, Meck, Haſſel, Wieſer, Schmezer, Marrder. Und auch die meiſten übrigen Mitglieder, welche alle anzuführen zu weitläuftig wäre, ſind im Durchſchnitt brav, oder willig und fleißig! Wenige andere Bühnen haben einen Guhr zum Orcheſterherrſcher, wenige deutſche Reſidenzen ein Orcheſter, wie das, was Guhr ſich erſchuf.

Und doch iſt die Frankfurter Bühne kein organiſches, beſeeltes Ganzes. Woher kömmt das? Liegt die Schuld an der Intendanz? Wer ſteht dafur verantwortlich? Grüner. — Grüner iſt nach meiner Anſicht ein Mann, der, wie gewiß wenige andere, eine Bühne als Kunſtanſtalt betrachtet, ein Mann von edlerer Einſicht, als manche ſpekulative Direktoren, die bloß von der Kaſſe aus dirigiren, — von ſchärferer Urtheilskraft, als irgend einer, und von geläuterterem Geſchmack. Und doch muß das Frankfurter Publikum auf ſeiner Bühne mitunter Abgeſchmacktheiten ſehen, die — mich wenigſtens mit noch mehr Unwillen als Ennui erfüllen. Grüner ärgert ſich ſelbſt darüber, aber er thut's. — Warum? weil er muß. Warum? Weil das Publikum will. Was iſt aber das Publikum?

Hier laßt mich eine Pauſe machen, um Athem zu ſchöpfen. Gott! wer doch ein Sackträger wäre und blos Säcke zu tragen hätte ſtatt Launen, Ungeſchmack und dergleichen Blei-Bürden! Die Kunſt iſt jetzt freilich blos am Fuß verwundet, wie Philoktet, (denn getödtet kann die Unſterbliche ja doch nicht werden) aber wie Philoktet durch den Natterbiß — der Thatloſigkeit, der Wort-liebhaberei, der Zungengewalt. Und ſo lange die Kunſt wund und ſiech liegt, hockt und harzt ihr umſonſt, unfähig, — jenes Troja: euer eignes Selbſt zu erobern, die Kunſt hat die Pfeile, mit denen allein ihr die ungeſchlachten Buttel erlegen könnt, die vor den Thoren eures Bewußtſeyns in — Livreen herumlungern. Und deßhalb bin ich toll und rabiat, weil ihr mir immer von weiß Gott was vorjammert, und mit euren materiellen Intereſſen aufmarſchirt kommt, die ihr beeinträchtigt wähnt und findet, — — Schildbürgereien, weiter nichts! bevor euch die Schönheit d. h die Wahrheit nicht emancipirte, werdet ihr ſtets die Knechte des ärgſten Tyrannen bleiben, eures Ich. Aber das könnt oder wollt ihr nicht einſehen, oder ihr überſeht es vielleicht bis jetzt, oder ihr waret vielleicht noch etwas ſchlaftrunken. Gott ſei mit euch! Um 6 Uhr Abends konntet ihr doch wirklich ausgeſchlafen haben; da könntet ihr euch doch wirklich ſoweit geſammelt haben, daß ihr merkt, ob euch ein Poet oder Componiſt blos hänſeln wolle, indem er wie ein perfider Arzt eure Krankheiten und Kränklichkeiten, ſtatt zu curiren durch Sonnenſchein und friſche Luft, — hätſchelt durch China, Moſchus, Ofenhitze, ſpaniſche Fliegen, Senfteig und dergleichen Beute aus dem Arſenal einer geiſtigen Apotheke; der arme Räuber, der ſoviel herumſchnobert unter Flaſchen und Tiegeln, und an das größte Kapital für Könige und Bettler, an den Sonnenſchein nicht denkt! —

Nehmt mir nichts übel, was ich geſprochen; ich ſprachs aus Liebe zu euch; ich ſollte die Bühne tadeln, weil ſie euch verſchlechtert; ich mußte alſo euch tadeln, weil ihr ſie durch eure Geduld verſchlechtern helft. Am Ende konnte euchs doch ganz gleichgültig ſein, ob Schmezer um einen Ton höher oder tiefer ſingt, wenn er euch nur in die Herzen hinein ſingt. Am Ende könnt ihr die allerhöchſten Herrſchaften an einem höchſt verdächtigen Ort ihre Rendezvous abmachen laſſen (Maskenball) — wenn ihr nur daruber lacht; aber ihr ſeid fur das Luſtſpiel noch zu wenig ernſthaft geworden, für den ernſtklingenden Unſinn zu wenig ſpaß-empfänglich. Ihr dürft in der Kunſt wie im Leben nichts Einzelnes dulden, (iſt das Einzelne bewunderungswerth, nun ſo bewundert es auch, aber außer der Sache, als verdienſtliche Perſönlichkeit); als Publikum müßt ihr vor allen Dingen etwas Ganzes verlangen, ſonſt werdet ihr ſelbſt ſtatt ganzen Noten blos halbe, und mit der Zeit achtel; Gott bewahre euch vor 32ſteln und 64ſteln! Meiner Treu, wenn ihr ſo fortfahrt, ſo ſeh' ich euch ſchon als decrescendi, tremulandi, und bloße Triller † † †.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 16. 1835.

61

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 19. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

„Alter," ſagte dieſe, den Kopf ſchüttelnd, „laß uns zu Grabe gehen. Eine neue Zeit, der wir nicht mehr angehören, klopft an die Pforten. Der neue Glaube wird Alles umgeſtalten. Unſere Kinder werden ein anderes Geſchlecht ſein, als wir, ein beſſeres vielleicht. Ich ſchelte den Konrad nicht wieder aus. —"

Indeſſen ſetzte Bärbchen ſo raſch, als es ihre Kräfte erlaubten, die Wanderung nach dem Schloſſe Herrn Baltens fort. Unterweges zuweilen, wenn ſie ſtill ſtand, Athem zu ſchöpfen, kam ihr der Gedanke, ob ſie denn nicht im Fiebertraum liege oder im Wahnwitz handle, daß ſie die Bewohner von Hohenſtein vor einer Gefahr warnen wolle, der ſie keinen Namen zu geben wußte, die ihr ſelbſt nur dunkel vorſchwebte. Konnte es denn wahr, ja nur möglich ſein, daß Konrad, der arme Konrad den mächtigen Herrn dieſer Gauen, nur mit dem mindeſten Übel bedrohe? War es nicht vorauszuſehen, wie man ſie im Schloß, vom Herrn bis zum letzten Troßbuben mit dieſer Kundſchaft verſpotten, verhöhnen, ja vielleicht noch Schlimmeres ihr zufügen werde? Bärbchen dachte mit geheimem Grauen an Junker Wolfs Hunde, an den Forſtwart und eine Reihe trüber Erinnerungen ſchien ſich ihren Schritten entgegen zu ſtemmen, zwiſchen ihren Weg, und ſie ſich zu drängen. Auf der andern Seite aber trieb ſie ein gewiſſes Etwas unwiderſtehlich, und zwar um ſo raſcher fort, je mehr ſie ſich der Gegend des Schloſſes näherte. Ein ungewöhnliches Leben und Treiben ſchien im Thale zu walten, Feuer blitzten zuweilen an Orten auf, wo ſonſt keine zu brennen pflegten und verſchwanden wieder, fernes Getöſe, Zuruf in den Wäldern, den der Widerhall fortpflanzte, erſchreckte und beängſtigte das Mädchen, deſſen Schritte ſich beflügelten. Zuweilen ſah ſie lange Züge von Männern über ihren Weg ſchreiten und im Dunkel verſchwinden, von einigen Dörfern herüber läuteten die Glocken wie Sturm, ein unheimliches Brauſen zitterte durch die Luft und der tiefe Abendhimmel hing mit ſchwarzen Wolken drohend und gewitterhaft nieder.

Die Nacht war vollkommen hereingebrochen, als ſie endlich die Burg auf ihrer Höhe erreichte. Ein breiter und tiefer Graben umgab dieſelbe in weiter Ausdehnung, über welchen nur Eine Zugbrücke führte. Der Thorwart in dem kleinen Thurm, über dem Eingang, zog dieſe in der Regel bei ſinkender Nacht mit Hülfe einiger Knechte auf, wenn Alles im Schloß war, was hinein gehörte; heut war davon eine Ausnahme gemacht worden, da des Sonntags wegen im nahen Wirthshaus außerhalb des Walles, die Burgmannen und Knechte gelagten, ſo daß ihre laute, vom Trunk befeuerte Fröhlichkeit, weit hinſchallte. Auch die kleine Pforte, durch welche Bärbchen erſt unlängſt von des Junkers Hunden verfolgt, in großer Bedrängniß ſich flüchtete, war jener Urſache wegen offen geblieben und die Thorwärter lärmten oben im Thurmgemach, Lieder ſingend, zu denen ſie vermuthlich der Weinkrug begeiſterte und welche Fräuleins Brigittens Ohr nicht hätten erreichen dürfen. Bärbchen ſchlüpfte glücklich hindurch in den äußern Hof, kein Rüden-Gebell ſchreckte ſie, oder wenigſtens drang es nur aus dem Zwinger hervor, in welchem die Thiere bereits eingeſperrt waren; ſie ſchritt dreiſter vorwärts und da ſie des Ortes Gelegenheit kannte, gelangte ſie auch in den zweiten Hof und durch dieſen in die Wohngebäude der Burg ſelbſt, in welchen noch durch mehrere Fenſter Kerzenlicht ſchimmerte, zu Bärbchens größter Freude, auch aus Fräulein Brigittens Gemächern. Unaufgehalten eilte ſie die dunklen Stiegen hinan, ſcheuen Auges in die langen Gänge hinabblickend, an denen ihr Weg vorüberführte und die hier und da durch eine Ampel matt erhellt waren. Endlich erreichte ſie das Stockwerk von des Fräuleins Gemächern und den Vorplatz derſelben; Geſang, von Saitenſpiel begleitet, tönte ihr aus dem Innern entgegen, ganz anders als derjenige war, welchen die Thorwärter erſchallen ließen. Eine weibliche Stimme, ſtark, voll und rein wie eine Criſtallglocke hatte einen Choral angeſtimmt und der tief goldne Klang einer Harfe begleitete denſelben. Da Bärbchens leiſes Anklopfen nicht vernommen ward, ſo drückte ſie ſchüchtern auf das Schloß der Thüre, welche ihrem Druck wich; ſie trat in ein großes, leeres und unerleuchtetes Gemach, und ſah gegenüber durch eine halbgeöffnete Thüre Lichtſchein dringen; näher ſchleichend konnte ſie beobachten, was in dem erleuchteten Zimmer vorging. Der Burgherr ſaß daſelbſt an einem runden Tiſch, auf welchem ein mehrarmiger Leuchter brannte; ihm zur Rechten Fräulein Brigitte, zur Linken der Kaplan Pater Reinhardt, ſeitwärts zeigte ſich Fräulein Hildegardis, gleichfalls ſitzend, ihre Harfe vor ſich, in deren Saiten ſie mit kunſtreicher, kräftiger Hand griff, während ihren Lippen ein erhabener Geſang entſtrömte. Unmöglich konnte Bärbchen dieſen mit ihrer Erſcheinung unterbrechen; ſie hielt den Athem an, preßte die Hand gegen die wallende Bruſt und lauſchte mit dem Ohr den fremden Tönen, mit den Augen dem wohlthuenden Bild des häuslichen Friedens, welches ſich ihr darbot. Herrn Waltens hartes ſtrenges Antlitz hatte einen milderen Ausdruck als gewöhnlich, wie er ſo bei Schweſter und Tochter daſaß in weichem Lehnſtuhl, vor ſich einen Pokal mit dem Nachttrunk, das alternde Haupt mit einem warmen Käpplein bedeckt; Fräulein Brigitte, immer thätig, mochte ſich nicht müſſig dem Genuß ergeben, den ihr die ſchöne Nichte verſchaffte, ſondern drehte die Spindel in ihren geſchäftigen Händen; des Ritters Leibhund und ein Lieblingskater des Fräuleins lagen friedlich ſchlafend in angemeſſener Entfernung, ein Jeder zu den Füßen ſeines Beſchützers. —

„Wo iſt Wolf?“ fragte, als der Geſang endlich ſchwieg, der alte Ritter.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem zweiten Halbjahr
des
Laienbrevier's.

von

Leopold Schefer.

Die Redlichkeit beſteht nur durch das Reden,
Und davon trägt ſie ihren Menſchennamen.
Geh' nicht wie ſtumm bei'm Hunde ſelbſt vorbei,
Das Lamm auch freut ſich, wenn du es begrüßeſt,
Und ſelbſt der Vogel fliegt vom Baum, berauſcht
Vom Menſchengruß, ganz irr', wie ihm geſchehen!
Sprichſt du zum Irrenden nicht, biſt du redlich?
Sagſt du dem Leidenden nichts, biſt du redlich?
Warnſt du den Thörigten nicht, biſt du redlich?
Lehrſt du die Kinder im Vorübergehn
Das falſch geſpielte Spiel nicht, biſt du redlich?
Du ſcheinſt ein Stummer, und du biſt ein Dummer,
Biſt ein Barbar, den Hochmuth ſelbſt verdammt,
Die Qual des Schloſſes vor dem Mund zu tragen,
Als ob nichts mehr beleidigt' als die Zunge;
Liebloſigkeit beleidigt, nicht die Rede,
Ein treu gemeintes Wort auch hört der Greis,
Der Vielerfahrene, noch gütig an;
Und weißt du Wenig, weißt du doch, was dir
Geſcheh'n. — Ein jegliches Geſchick iſt göttlich!
Das Menſchenwort deckt einen Himmel auf,
Wovon die Erd' und Sonne ſelbſt nichts weiß!
Und in der eignen Sache ſpricht ein Jeder
Aus klarer Herzensfluth unübertrefflich,
Sein eignes Wort ſagt jeglicher vollkommen;
Selbſt, wo er ſtockt und wo es ihn verwirrt,
Da nimmſt du erſt die Angſt des Herzens ab!
Drum rede! Sei ſo offen wie ein Born,
Daran, nach Luſt, die Vögel trinken kommen!
Ein Jeglicher ſei ein beſcheid'ner Prieſter
Und Lehrer, Freund, Verwandter ſchöner Menſchheit.
Verwirrender, ja frevelhafter, ſchlimmer
Iſt nichts, nicht Eins, rings im Geſchlecht der Menſchen,
Als Eil' und Übereilung ihres Lebens, —
Als ſei das Leben nicht ein höchſtes Feſt —
Als ſei nicht jeder Tag ein einzig Feſt —
Und jede Stunde grad' des Feſtes Glanzpunkt,
Der Haltung werth, der Würde und des Anſtand's,
— — Die Nichtiges zum Wichtigen ſelbſt wandeln; — —
Und hier bedarf's Verwandlung nicht, nur Sinn.
Du aber fertige die heiligen Stunden
Nicht trocken ab! Du fertige die Menſchen
Nicht ſpottdürr' ab! Ergehe dich mit Jedem!
Selbſt auf dem ihm gegönnten Augenblick
Auch, überlaſſe dich ihm ganz und völlig,
Verbirg', verhalt' ihm nichts, — er iſt ein Menſch!
Hör' ihn mit Lernbegier, — du biſt ein Menſch! —
Du ſollſt ſein Freund nicht ſein, er nicht dein Freund —
Du ſollſt ihm Menſch ſein nur, er ſoll dir Menſch ſein,
So wird dir jede Stunde zum Genuß
Des Lebens, zu der ſchönſten Wiederholung
Zu Neu-Begründung und zu beſſerem Rath.
Erkenne Jeden. Laß dich ihn erkennen —
Und dazu — rede! Reden ſchmilzt die Bruſt,
Begeiſtert, — und Begeiſtrung wirkt die Liebe. —
Drum rede! So nur übſt du Redlichkeit!

Eulenſpiegelpredigt
für 1835.

(Eulenſpiegel tritt auf die Rednerbühne und ſpricht:)

Vor allen Dingen, ihr guten Leute, müſſen wir darüber in's Reine kommen: Wer iſt eigentlich der Eulenſpiegel? Ich, oder ſonſt jemand? — Geduld, habt nur Geduld; (Geduld iſt ja eine Narrentugend;) es wird ſich ſchon zeigen.

Ihr fragt, bevor ich noch ordentlich angefangen, ſchon: „Wo will der Thor hinaus? Was will der Thor uns ſagen, die wir, Gott ſei Dank, mit ſo einer erklecklichen Portion Vernunft geſegnet ſind, daß wir den Reſt noch in's „Spital“ ſchicken könnten?“ — — Und der Thor antwortet Euch: „Er will, (jedoch nur mit hohem Verlaub,) — nichts ſagen, denn ihr liebt das Nichtsſagende.“ Aber ich habe, (um mich eines saltus lyricus als Reitpferdes zu bedienen und über die Barriere zu ſetzen) allen Grund, zu vermuthen, daß ihr (Reſpekt übrigens vor euren ganz deutlich anſchaubaren Ohren!) ziemlich taub ſeid, deßhalb wird meine Zunge keck; deßhalb darf barbariſche Thorheit eure unciviliſirte Weisheit mit Knütteln hauen, weil ihr die Schläge wenigſtens nicht — hört! Und ſo werde mein Anblick zur Rede, — mein Mund, durch Lachzwang in Schönheitslinien verknüllt, zur zweiklammrig-krummbeinigen Parentheſis und Kneipzange Eurer Krähwinkeleien, — mein Kolben zu einem Vater von Gedankenſtrichen, welche ſich auf euren Rücken breit machen wollen, — mein bunte Jacke, aus allen Fetzen eures eignen Trödelmarkts zuſammengeflickt, — zu einem Bilderbuch von Fragezeichen, welche die Menagerie eurer edlen Gedanken expliciren, — meine langen dürren Finger, in die unergründlichen Schatzkaſten eurer Thorheiten geſteckt, ſeien ſo viele Ausrufungszeichen über eure Weisheit; — dieß Wappen meines ächten Rhinocerosſtammbaum's endlich, dieß Amphib von Fleiſch und Naphta, meine Naſe, ſei ein flammendes Löſchhorn für die Überſchwemmung und Waſſerbrunſt eurer welthiſtoriſchen Alltäglichkeit; aus meinen Eulen-Augen aber glotzt euch euer eignes Spiegelbild an; denn der ächte Eulenſpiegel bin nicht ich, der ſeid ihr.

Ihr ſtarrt dieſe ſtumme Rede ebenſo klug an, als euch je eine klingende, ſpornraſſelnde, ſchwertziſchende ſtumm machen oder ſtumm laſſen würde; ihr fragt höchſtens, mitleidig lächelnd, einer den andern: „Was will denn der Narr an der Schwelle des Jahres 1835?“ Und der Narr, der ſcharfhörige, erwiedert: „Ich ſtehe ja bereits mitten in dieſem Tempel der Humanität drinnen; an ſeinen, vor der Geburt ſchon ergrauten, — vielleicht ächt ſilbernen Haaren faſſe ich dieſen neugebornen Herrn „Achtzehnhundertfünfunddreißig.“ Was ich will? Nichts! und doch mehr, als ihr, wie laut ihr auch ſchreit (vielleicht um ſo lauter, da ihr ſelbſt taub ſeid) mehr als ihr, denn ihr wollt etwas, und — etwas, ſo lang' es nichts Ganzes iſt, iſt noch immer weniger als Nichts. Ihr wollt blos etwas Vernunft, ſogar etwas Publicität, (d. h. ihr wollt, ohne es ſelbſt zu wiſſen, — Publicität, aber blos etwas, ihr beſcheidenen Leute, — aber noch immer viel zu viel für euch, aber noch immer viel zu wenig für alle) ihr wollt etwas Hiſtoriſches, — und wohl auch etwas, das erſt hiſtoriſch werden ſoll, d. h. etwas, aber auch nur ſehr wenig etwas von dem, was war, und etwas, was noch gar nicht ein Mal iſt (weil ihr ſelbſt, obgleich ihr euch's einbildet, noch gar nicht wirklich und erklecklich ſeid, ihr guten Leute) — vor allem wollt Ihr aber etwas: Euch ſelbſt, d. h. eure Wänſte, und das iſt, trotz deren vollkommner Peripherie, bis jetzt doch noch immer nur ein Segment, (wie ihr — die Sekanten), — ihr wollt nebenbei noch etwas von jenem großen X, welches jeder von Euch kleinen Ich's eigentlich gar nicht X, ſondern blos Ich ſchreiben möchte; — das wollt ihr! — Aber dieß vielgeſcheute, vielerſehnte X, es iſt nichts, — gar nichts, ihr guten Leute, ein bischen Wuthſchaum am Gebiß der gezügelten Chimära, eine Blaſe eurer Träume, und eure Träume kommen — vom Magen!

Deßhalb, (weil ihr ſo getreue Unterthanen eurer Magen ſeid) ſag' ich euch denn: „Leute, ihr ſeid kluge Leute, ganz beſonders kluge Leute. Ich könnte es euch allenfalls beweiſen, daß ihr dabei ſaßet und eure Stimme gabet, als irgend ein ungezogener Komet Sitz, Stimme und Zopf am Firmament verlor und von wegen ſeines Zopfes verdammt wurde, ein deutſcher Profeſſor zu werden, — daß ihr dabei waret, als die Katze, früher ein höchſt unartiges Thier, ſich auf das Katzenbuckeln verlegte, und letzteres von den Ägyptern zuerſt als Cultus angenommen ward. Die Eſel ſollten nach dem Brouillon des Schöpfungsſyſtemes auch Hörner bekommen, wie die Ochſen, aber eure Weisheit und Vorſicht opponirte ſich dagegen, und ihr ſagtet damals: „Ne, das geht nicht; eine ſolche Hörnerverſchwendung darf durchaus nicht zugelaſſen werden; denn, wenn das Vieh den ganzen Vorrath verbraucht, woher ſollen wir dann faſſen, wenn wir einſt, in den Stand der .... treten? — Es herrſcht anitzt ſo viel Klugheit in unſrer zweibeinigen Race, daß dem Überfluß derſelben durch nichts abzuhelfen iſt, als durch eine Decimation, der zufolge jeder zehnte Mann, ſtatt erſchoſſen zu werden, — promovirt werden muß.

Ich bin euch wahrhaft dankbar, daß ihr uns alleſammt zurück ſchraubtet, bis in die Geneſis hinein; jetzt können auch wir bei den erſten Materialien der Weltordnung mit experimentiren. Aber halt! ich bitt' euch, nehmt euch doch in Acht. Seht, der Altmeiſter will eben friſches Sauerſtoffgas präpariren, weil ſich der Stickſtoff zu mauſig macht. Um's Himmelswillen nehmt euch in Acht, ſonſt purzelt ihr in den Sauerſtoff hinein, und geht darin auf, wie roſtige Uhrfedern. Gott! wenn ihr in Flammen aufginget! Es wäre Jammerſchade! dann würde es ja Licht, — nicht in euch, nicht durch euch, aber um euch und trotz euch! — denkt nur, wenn es plötzlich Licht würde, — wie würden die Fraubaſen kreiſchen: „Licht, Licht!? Wozu brauchen wir, die wir auch im Finſtern ſtricken können, Licht? Das iſt ja Verſchwendung in einem vernünftigen Haushalt! —“?! — Und ſie haben Recht, die Fraubaſen; doch brauchen ſie keine Sorge deßhalb zu haben; denn hört, was der Geiſt aus mir ſpricht:

„Es werden bald Zeichen und Wunder geſchehen. Das Fleiſch wird wohlfeil, und das Brod theuer, die Bäcker werden zu Schanden werden, und die Metzger zu Ehren kommen; das Fleiſch wird ſtark werden und der Geiſt ſchwach. Hört! hört! Das iſt eine Prophezeihung von Dingen, die unſchädlich ſind. — Das tauſendjährige Reich beginnt, oder vielmehr: es, das ſchon ſeit tauſend Jahren begonnen, wird kein Ende nehmen; deßhalb thut bei Zeiten Buße und kaſteiet euch ſelbſt, und geißelt euch, ſonſt wird man euch anderwärts geißeln. — Es wird dann fortan nur Ein Hirt und eine ſanfte, friedliche, einträchtige Heerde von hunderttauſend Schafen ſein (die bloßen Schafsköpfe gar nicht eingerechnet.) — Muſelmann und Chriſt werden ſich bei einem Glaſe bairiſchen Biers gefühlvoll die Hände drükken, über die Civiliſation philanthropiſch duſeln, und die

Rattenzucht cultiviren, ſintemalen Mäuſe und Ratten ſehr menſchenfreundliche Geſchöpfe Gottes ſind. — Die Milchſtraße wird in dieſer praktiſch-aufgeklärten Zeit zur Eiſenbahn hergerichtet werden, daß dem alten Spion aller Liebesgeheimniſſe, dem Gevatter Mond, die Spürnaſe vor Entſetzen wackelt; auch munkelt man bereits von der Anlegung eines Tunnels unter der Hölle, auf welchem man ſich vermittelſt eines mäßigen Wegzolls in den Himmel hineinſchmuggeln kann. — Was die **Kunſt** betrifft, ſo wird der Vervollkommnungsgeiſt der neuen Ära das Erſtaunungswürdigſte zu Stande bringen; man wird euch Ballete vorſtellen, in welchen das Podagra äußerſt anmuthig durch ein pas de pas ausgedrückt ſein wird, — Opern, in denen die Hauptparthieen von Stummen geſungen werden, — Tragödien, in denen der tragiſche Effekt durch die Langeweile erreicht wird (und hiebei ſoll Raupach zum Muſter genommen ſein), — Komödien, in denen das Publikum der gepreßte Vater iſt, — Landſchaften ohne Himmel, Portraits ohne Geſichter, überhaupt Bilder — **ohne Farben**, — Unſterblichkeitsmonumente von Biskuit, — und endlich, was als der wichtigſte Fortſchritt in der künftigen Civiliſation betrachtet werden muß, Kleider, welche von ſelbſt herumwandeln (wie jene Dreifüße des Hephäſtos) und daher alle Leute überflüſſig machen; lacht euch nicht das Herz im Leibe, wenn ihr an ſo einen Triumph der Civiliſation denkt? Ich bitt' euch; ſtellt euch's nur recht lebhaft vor, wenn ihr dieſen ſchwarzen Frack „Herr Hofrath" anreden könnt, jenen Bärenpelz „Herr General," dieſe wallenden und wehenden Sommerpantalons „Herr Kammerjunker," dieſe Boa Conſtriktor „Frau Doctor," dieſen Mantel (der ſich nach dem Winde dreht) „Herr Ambaſſadeur," dieſe Livree „Herr geheimer Bedienter" und jene Kutte „Ew. Hochehrwürden!" — Freunde! Es wird eine goldne Zeit werden! Es wird keine Leute mehr auf Erden geben am Ende der Welt, ſondern blos Schneider. Es wird Kutten im eleganten Frackſtyl geben, und dieſer Frackſtyl wird ſich aus dem Überrocksſtyl entwickeln. Der Himmel wird dann voll Geigen hängen, wenn der göttliche **Strauß** völlig unter die Sterne verſetzt ſein wird und dem ganzen Planetenſyſtem vorgeigt, daß ſelbſt die prüde Veſta im $^3/_4$tel Takt mitſpringt, und der hungrige Saturn ſein Kinder-Dejeuner à la fourchette — vertanzt. — Aber bevor alle dieſe Dinge geſchehen, wird man hören ein großes Zähneklappern und Schnabelplappern . . . ."

Ah! — Ich kann nicht weiter ſprechen. Ich glaube, der jüngſte Tag beginnt ſchon heute. Wenigſtens hör' ich bereits ſo laut plappern und klappern, daß ich mein eignes Wort nicht mehr höre. Mein Athem und eure Geduld hängen an einem Zwirnsfaden wie ein Maikäfer, — und ich fürchte: irgend ein Menſch der Zukunft, d. h. irgend ein Schneider, kneipt mit der Atroposſcheere hinein. — Knipp, knapp! Es iſt geſchehn! — Da flattert der Maikäfer davon, frei, frei! — Und aus den Lüften herab ſurrt er euch noch zu, daß euch's wie ein Sterberöcheln an die Ohren ſchrillt: „Proſt Neujahr! Proſt tauſendjähriges Reich!"

Buntes.

Stehlen in der Kunſt.

Mancher alte, (auch italieniſche) Künſtler, hat unbefangen eines tüchtigen Vorgängers Geſtalten in ſeine ſpäteren Darſtellungen übertragen. Das waren unbefangene Zeiten. Daſſelbe kann man noch gelten laſſen, wenn **Hans Holbein** in ſeinen **Todtentanz** aus dem öffentlichen **Baſeler** Todtentanz-**Gemälde** zwei Mal die **Geſtalt des Todes** wegen ihrer Eigenthümlichkeit herübernimmt. Es iſt dieſes ein Mal der Tod in der Narrenkappe, den er dem Narrenbilde des Baſeler Mauergemäldes entnimmt und ungeändert zur Königin ſeines Todtentanzes (Bl. 11.) ſetzt. Das andre iſt der Tod, den er vom Waldbruder des Baſeler Todtentanzes nicht ohne ſchelmiſche Beziehung wie bei'm erſten Wechſel, zu ſeinem Herzog und Herzogin (Bl. 35.) rückt.

Nicht ſo unſchuldig iſt es mehr, wenn ſpäter **Franz Franck** in einem Oel-Gemälde der Münchener Gemäldeſammlung, worin er alle Stände, Geſchlechter und Alter gegen den Tod ankämpfen läßt mit Waffen aller Art, den Kriegsmann oder Land'sknecht **wirklich**, um ſo zu ſagen, aus **Holbein's Todtentanze** Bl. 40. entnimmt.

Aber was ſoll man dazu ſagen, und wie ſoll man's bezeichnen, wenn 1830 der berühmte (?) **Heideloff** zu Nürnberg in einem Kupferſtich zu S. 17. von Dr. **Heinrich Dittmar's** „Neuen Waizenkörnern für junge Herzen" (Nürnberg, Campe. 1830. 8.), wo er einen König darſtellen ſoll an froher Tafel, ohne geringſte Scheu aus **Holbein's Todtentanze** Bl. 8. (den König Franz I. an der Tafel) **bis auf die kleinſten Nebenzierathen abzeichnet**, wobei natürlich der Tod als Mundſchenk weichen muß, ſo eine gekrümmte Stellung aber glücklich zu einer ſitzenden Geſtalt benutzt wird; und da links im breiteren Bilde Raum blieb, ſo ſetzt er, als getreuer Erfinder, aus **Holbein's** Bl. 18. den armen Mann **ohne alle Aenderung** dazu. — Wahrlich, das heißt componiren, das erfinden!

Das mußte **Friedrich Campe** honoriren! und gewiß theurer als ſeine ſonſtigen Bilderbogen! Doch nicht nur dieß componirte d. h. zuſammen geſto — ppelte Blatt, ſondern zu S. 34. ſahen wir einen Prediger auf der Kanzel abgebildet (**Heideloff** del.) vor ſitzender und ſtehender Gemeinde. Siehe da wörtlich genau Blatt 31. des **Holbeiniſchen Todtentanzes**! Der Prediger, die unter der Kanzel ſitzende Frau nebſt dem nebenſitzenden Manne. Holbein's rechts zunächſt ſitzende zweite Frau iſt etwas in den Hintergrund geſchoben, weil er rechts zwei emphatiſche Zuhörer hinzuzufügen hatte, aber auch dieſer beide Köpfe finden ſich bei Holbein tiefer im Hintergrunde. Einige Heideloffiſche puffärmelige Damen füllen leere [illegible] des auseinander gezerrten Mittelpunktes, und höchſt ergötzlich iſt die Leerheit der Geſichter, welche glücklicher Weiſe in die alten Geſtalten eingeſchmuggelt worden iſt. Unter dem Kupferſtich ſteht: „Wer Ohren hat zu hören, der höre." Leider wurde am Referenten der Gegenſpruch wahr: „Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe;" an Heideloff's Bildern aber wird wieder wahr das altbewährte Sprichwort: „Es iſt doch nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen."

H. J. M.

Literatur. Galignani veranſtaltet eine neue Ausgabe von **Lord Byron's** ſämmtlichen Werken, welche wohl alle bisherigen an Präciſion und Vollſtändigkeit übertreffen wird. Sie enthält nicht bloß alle bisher erſchienenen Noten (bei Lord Byron's Werken unerläßlich,) ſondern auch eine Unzahl neuer, äußerſt intereſſanter, — desgleichen Varianten, und Mittheilungen von Stellen, welche der Verleger der letzten Londoner Ausgabe aus Rückſichten gegen die Familie des großen Dichters zu unterdrücken veranlaßt war; die Biographie Byron's iſt **Bulwer's** Genius anvertraut worden; die Noten folgen unmittelbar **unter** dem Text; ein ſehr ſchönes Portrait Byron's, eine zierliche Vignette und mehre Facſimile's werden das Aeußere dieſer Edition zieren, auf deren Text eine unglaubliche Sorgfalt verwendet wird. — In der Schweitz ſoll ein Nachdruck von Schiller's Werken vorbereitet werden; Cotta ſtellt dieſem Diebshandel eine neue, ſo elegante, als prachtvolle und äußerſt billige Original-Auflage in 12 Oktavbänden entgegen. Die Nachdrucker und ihre Vertheidiger retiriren ſich bei jedem Angriff gegen ſie hinter die Behauptung: durch ſie würde die National-Literatur auch den unbemittelſten Ständen zugänglich; bei den neueſten rechtmäßigen Auflagen von **Schiller's** Werken zeigt ſich ſo recht die Unhaltbarkeit dieſer Sophiſterei. Uebrigens ſoll ein Quidam in Hildburghauſen mit einem ganz eigenen Raffinement umgehen, nehmlich eine — (rechtmäßige!?) Ausgabe von Schillers Werken **für das Ausland!**) zu drucken. — Cotta beabſichtigt jetzt auch die Herausgabe von Göthe's (allgemein genußbaren) Schriften in zwei Bänden, davon der eine Dramatiſches, Lyriſches ꝛc., der andre die Proſa (natürlich mit Ausſchluß der Jambenlehre, ꝛc.) enthalten ſoll. — **Friedrich v. Raumers** Geſchichte des 16ten und 17ten Jahrhunderts, erſcheinen in engliſcher Ueberſetzung (Murray in London).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller**. — Verleger: **J. D. Sauerländer.**

№ 17. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienſtag, 20. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

„Mit dem Forſtwart in ſeinem Gemach,“ entgegnete die Schweſter. „Die Beiden waren bei'm Nachtmahl heute beſonders wohlgelaunt und fröhlich, ich freute mich des, wenn gleich ich meinem lieben Neffen wohl zu Zeiten einen andern Herzensfreund und Geſellſchafter wünſchte, als den Forſtwart. Er iſt ihm weder ebenbürtig, noch an Sitten adelig genug für den Kumpan eines Junkers.“

„Ihr ſeid ſehr mild, Baſe,“ bemerkte Fräulein Hildegardis, „ich finde ſeine Sitten abſcheulich. — Was ſagt Ihr dazu, Herr Pater?

„Junker Wolf,“ entgegnete dieſer nach einigem Sinnen, „dürfte in dem Alter ſein, wo man bei der Wahl ſeiner Freunde keinen Widerſpruch mehr duldet.“

„Erlaubt, Kaplan,“ rief der Burgherr dazwiſchen, „ich würde ſo frei ſein, den Kolheinz noch heut' aus dem Schloſſe zu weiſen, wenn mir eine einzige Handlung von ihm bekannt wäre, die ſich nicht mit dem Recht vertrüge. Daß ihn der Bauer haßt, macht ihn mir werth und befremdet mich gar nicht, denn das Geſindel haßt Jeden, der auf ſeiner Herrſchaft Nutzen und Vortheil bedacht iſt; daß ein altes, im Geruch der Zauberei ſtehendes Weib ihm neulich unter den Händen ſtarb, da er es aus tiefem Verließ an die freie Luft hinauf führte, iſt ein Zufall, der jedem Andern begegnen konnte und nur in ſo fern ein Unglück zu nennen, als er ihm die Ungnade des Abtes zugezogen. Ich nehme ihn daher nach Recht und Gewiſſen gegen Jedermänniglich in Schutz.“

Hier konnte Bärbchen nicht länger zurückhalten, ſie ſtürzte in das Gemach und vor dem Stuhl der erſchrocknen Fräulein Brigitte auf die Kniee. „Nein,“ rief ſie, „bei allen Wunden Chriſti, bei der heiligen Mutter der Schmerzen, ſo iſt es nicht. In frevelhaftem Spiele haben ſie die Urkräle gemordet. Aber ihr Geiſt iſt umgegangen, die Rache iſt nah, der arme Konrad kommt!“

„Eine Wahnſinnige!“ rief Herr Valten aufſpringend; Fräulein Brigitte ließ die Spindel fallen vor Schrecken. Hildegardis ſprang herbei zu vielleicht nöthiger Hülfe.

„Nein!“ fuhr Bärbchen fort, „ich bin nicht wahnſinnig; zürnet nicht, geſtrenger Ritter, liebes, gnädiges Fräulein, daß ich hier ſo erſcheine; ach, ich konnte ja nicht anders! Laßt das Burgthor ſchließen, verwahrt Eure Mauern, rüſtet Euch. Der wilde, ſchöne Jäger kommt in Euren Forſt um zu jagen. — Er jagt nur Hochwild und ein rother Vogel flog über die Burg.“

„Komm zu dir, Dirnlein!“ ſprach jetzt gütig Fräulein Brigitte, indem ſie Bärbchens Hände nahm und mit ihrer warmen, zarten, wohlthätigen Hand über die leeren Augen des Mädchens und ſeine kalte Stirn ſtreifte. „Ich kenne dich wohl. Bruder, Herr Pater, bleibt ruhig. Es iſt des alten Werrlein Kuk Kind von Altenbanz, ein frommes Mädchen, welches mir Kräuter ſucht auf den Bergen, wozu ich ſie nicht brauchen würde, wenn ſie mir nicht als rein und unbeſcholten bekannt wäre. Nun iſt das Leben kümmerlich bei den Leuten, der Vater ein verſchuldeter Mann, alt, heftig; wer weiß, welchen Verdruß ſie im Hauſe erlebt, der ihr die Sinne geſtört hat. Ei! Ei! Bärbchen,“ fuhr ſie fort, „was iſt dir zugeſtoßen? Du weißt wohl nicht, wo du biſt und was du ſchwatzeſt? Komm zu dir, mein Kind. Ich will dir einen Aufguß von getrockneter Hollunderblüthe bereiten, der dich bald herſtellen ſoll.“

Bärbchen drückte ſtatt der Antwort ihr Geſicht in die Gewänder des Fräuleins und brach in Thränen aus. „Ach,“ ſchluchzte ſie, „es iſt doch wahr mit der Urfräle. Ich ſtand dabei und habe es geſehen und konnte es nicht hindern und nicht abwenden. Wie einen Spielball warfen ſie ſich einander die alte Frau zu, bis ſie todt war. Aber ſie hat: Wehe! Wehe! gerufen und ihren Ruf hat Gott gehört.“

„Wie? was?“ fragten die Anweſenden erſchreckt und Herr Balten riß das Mädchen mit glühenden Zornesblicken empor. „Rede!“ rief er, „wer hat die Alte wie einen Spielball geworfen, bis ſie todt war? wer?“ frage ich. „Der Forſtwart und Junker Wolf,“ athmete Bärbchen. „Mein Sohn?“ fuhr Herr Balten zurück; Hildegardis und die Baſe blickten ſich bang beſorgt an. „Pater,“ wandte ſich der Burgherr, „ruft mir den Schließer. Er ſoll dieſe Dirne verwahren in leidlicher Haft, bis ich ihre ſchwere Anklage unterſucht haben werde. Du, Schweſter Brigitte, magſt indeſſen für ihre leibliche Stärkung Sorge tragen, die Lügnerin aber hüte ſich vor gerechter Ahnung. Gleich jetzt will ich dieſes Truggewebe zerreißen.“ — Er läutete an einem Glockenzug und verließ zu gleicher Zeit mit ſtarken Schritten das Gemach ſeiner Schweſter, ſeine Schritte nach dem Flügel des Schloſſes richtend, in welchem Wolf hauſte. Pater Reinhardt ging indeſſen dem Befehl des Herrn nachzukommen. Fräulein Brigitte eilte dem armen Bauernkind, das ſie nicht mit Unrecht für krank hielt, die beſte Stärkung und Arznei zu bereiten, Fräulein Hildegardis aber beugte ſich zu Bärbchen herab und fragte mit milder Stimme: „heißt nicht dein Bruder Konrad?“

„Ja, edles und geſtrenges Fräulein,“ antwortete Jene, „ſo heißt der arme Knab', dem Ihr die Seele zerriſſen habt . . .“

„Ich? biſt du raſend?“

„Ach, er hatte den Vogel ſo mühevoll gelehrt und Ihr verſchmähtet ihn; er knieete ſo demüthig zu Euren Füßen und Ihr ſpottetet ſein. Das hat ihn ſehr geſchmerzt.“

„Möglich,“ ſagte das Fräulein ſich gleichgültig emporrichtend. „Der Thor! Ich nehme von ſeines Gleichen kein Geſchenk.“ Sie wandte ſich von Bärbchen ab, der Harfe zu, durch deren Saiten ihre ſchöne Hand von Neuem hinrauſchte, indem ſie einen tief klagenden ſtürmiſchen Accord griff und dann verſtummte. (Fortſetzung folgt.)

Ein Wort über muſikaliſches Urtheil in Beziehung auf die Oper Norma von Bellini.

> Kundige nur gewinnt man ſogleich durch Worte der Wahrheit,
> Weil die Kundigen ſtets auch die Gelehrigen ſind.
>
> Voß.

Ehe die Töne dieſer Muſik an unſer Ohr gedrungen, iſt ihnen ſchon ein ſchmetternder Ruf vorangegangen; ein Ruf, deſto zweideutiger, je weiter der Tarantelſtich italieniſcher Manier auch den ernſten Sinn des Deutſchen vergiftet hat. Berufe ſich, wer da will, auf den höchſten Richterſpruch der Generation, den nur die Zeit, die Schlichterin alles Reellen, zur Gottesſtimme erheben mag. Allgemeiner Beifall däucht mir immer ein Beweis der Mittelmäßigkeit, da das große Publikum, in dem Zuſtande ſeiner Bildung noch Kind, blos nach ſinnlichen Eindrücken empfindet und urtheilt. Anderer Eindrücke, wobei ſein Geiſt erſt vergleichen, und aus der Bemerkung eines Verhältniſſes oder Ebenmaaßes Vergnügen ſchöpfen muß, kann es nicht fähig ſein. Wie oft ſteht ſelbſt der Muſiker von Fach dieſem Kindesalter näher, als dem Mannesalter artiſtiſcher Bildung, weil noch ſinnliche Eindrücke allein ſein Urtheil beſtimmen!

Die Kenntniß der Kunſtgeſetze und deren zweckmäßige Anwendung lehrt uns die muſikaliſche Kritik. Sie iſt die Anwendung des Geſchmacks und der Grundſätze der geſunden Vernunft auf die Kunſt. Sie unterſcheidet das Schöne von dem Fehlerhaften, ſucht aus einzelnen Fällen allgemeine Grundſätze auf, und ſammelt daraus alle diejenigen Vorſchriften, durch deren Befolgung wir in den Stand geſetzt werden, unſerm Kunſtwerke jede Art von Schönheit zu geben, die wir zur Erreichung unſerer Abſicht für nöthig achten.

Aber nur ſehr Wenige vermögen ſich, wenn von Beurtheilung des Eindrucks muſikaliſcher Kunſtwerke die Rede iſt, zu einer Anſicht des Ganzen zu erheben. Einzelnes nur iſt es, was daran, oft unverſtändlich genug, gelobt oder getadelt wird. Dieſe oder jene frappante Modulation, — ſollte ſie auch aus der Luft gegriffen ſein, — dieſe oder jene einſchmeichelnde Melodie iſt es, die ihre Wirkung äußert. Heißt dies aber wohl etwas anders, als an Rom's Peterskirche ſich über einen zierlichen Säulenknauf entzücken?

So kann, wenn gleich ein Publikum den lauteſten Beifall gibt, die wahre Kritik ihn doch mit Grund verſagen, und vielleicht früh oder ſpät ſelbſt durch die Übereinſtimmung des Publikums, ſobald es nehmlich von ſeinem Vorurtheile zurückgekommen iſt, oder das vorher ſo gütig aufgenommene Werk ſeine Neuheit verloren hat, ihr anfänglich ſo ſtreng ſcheinendes, den allgemeinen Empfindungen ſo widerſprechendes Urtheil, vollkommen gebilligt und beſtätigt ſehen. Wahn und Meinung werden von der Zeit vertilgt, aber den Ausſprüchen der Natur drückt ſie ihr Siegel auf. *)

Wir wollen eingeſtehen, daß die Oper Norma die vorzüglichſte der Belliniſchen Opern ſei, ſind aber weit entfernt, ihr nach dem großen Urtheil die Meiſterſchaft einzuräumen. Ein muſikaliſches Meiſterwerk ſoll eine vollkommene Muſik ſein. Eine vollkommene Muſik aber iſt wohl die, worin das größte Gewirre von einzelnen Tönen in das einfachſte und reinſte Maas aufgeht, „daß die Verwirrung vollkommen harmoniſch wird,“ wie Shakeſpeare ſagt.

Allein Verwirrung oder Monotonie ſind die Pole, worin ſich die meiſten unſerer neueren dramatiſchen Tonſchöpfungen wohl fühlen, wodurch ſie zu imponiren ſuchen.

---

*) Opinionum commenta delet dies; naturae judicium confirmat. Cicero.

Wenn viele unſerer ruhmgekrönten Hierophanten, anſtatt die Harmonie zur Grundlage der Melodie zu machen, welche ihren Ausdruck berichtigen, vermehren und beſtimmen ſoll, durch den Mißbrauch dieſer harmoniſchen Mittel (durch überhäufte, ſchwülſtige, chaotiſche Inſtrumentationen) die Melodien gleichſam verſchlingen — aus dieſem Grunde mag freilich ſchon Plato's Ausſpruch zu rechtfertigen ſein, wenn er die Inſtrumental Muſik eine Sache ohne Bedeutung und einen Mißbrauch der Melodie nennt; oder Rouſſeau, wenn er ſie zu den barbariſchen und gothiſchen Erfindungen zählt, die der Muſik mehr ſchade als nütze. *)

Leider iſt's jetzt die Muſik, die in ihren Verirrungen den Stempel dieſer harmoniſchen Verwirrung trägt, — welche Frankreich und Deutſchland vergöttern! Als Gegenſatz erſcheint die italieniſche Manier. Sie ſcheint ſich zu dem zu bekennen, was Bürette behauptet, „daß die Alten keine Harmonie gekannt, und doch eine Muſik gehabt haben. —“ Melodie iſt ihr Element, in welchem ſie alle Reitze und Verführungen des oberflächlichen muſikaliſchen Sinnes zu erſchöpfen ſuchet.

Wenn man annimmt, daß viele den Ton, den Klang, der doch blos das Mittel iſt, wodurch Muſik hörbar gemacht werden ſoll, als Muſik ſelbſt nehmen, — wenn die Vibration eines bloßen Tones ſchon geeignet iſt, Herz und Ohr des Menſchen unmittelbar und gleichzeitig zu berühren, und eine Empfindung in ihm zu erregen, derjenigen gleich, welche dieſen Ton erzeugt hat, — ſo iſt es nicht zu verwundern, daß eine Muſik, die aus Reihen ſolcher gefällig und reizend zuſammengeſtellter Töne gebildet iſt, den entſchiedenſten Eindruck auf das große Publikum machen muß. So iſt es auch natürlich, daß die Oper Norma, ſo reich an muſikaliſchen Effecten, durch eine jugendliche Phantaſie in reizenden und ergreifenden Melodien ausgeſprochen, daß, da hier mehr wie in Bellini's übrigen Opern harmoniſches Geſetz beobachtet iſt, dieſe Oper ihre Epoche nicht verfehlen kann.

Sollte ſie aber den Anforderungen entſprechen, welche das richtige Gefühl, der gebildete Verſtand an eine vollkommene Oper machen darf, ſo müßten vor allen Dingen Harmonie und Melodie in ihrem muſikaliſchen Zuſammenhange ſo unzertrennlich darin erſcheinen, als Wahrheit der Gedanken und Reinheit des Ausdruck's in der Sprache; denn Sprache iſt das Kleid der Gedanken, ſo wie Melodie das Kleid der Harmonie. Man kann in dieſer Rückſicht die Harmonie eine Logik der Muſik nennen, weil ſie gegen Melodie ungefähr in eben dem Verhältniſſe ſteht, als in der Sprache die Logik gegen den Ausdruck, nämlich: ſie berichtigt und beſtimmt einen melodiſchen Satz ſo, daß er für die Empfindung eine wirkliche Wahrheit zu werden ſcheint.

Außer dem Mangel dieſer abſolut erſten Erforderniß iſt nicht zu läugnen, daß die ewig wiederkehrende Süße der Melodieen, die langſamen Tempi, die jede Conſequenz der Idee unterbrechende häufige Cadenzirung, das Ziehen und Zerren der muſikaliſchen Perioden, eine die Geduld erſchöpfende Monotonie erzeugen. Und wenn Bellini vollends in den rhetoriſchen Fehler verfällt, daß z. B. Liebe, Haß, Eiferſucht und andere ſich entgegengeſetzte Empfindungen ſich in einer und derſelben Melodie nachahmend wiederholen und dieſe Contraſte ſich darauf wunderbar genug in eine Total-Empfindung auflöſen und vereinigen, ſo iſt das ein Verſtoß gegen alle dramatiſche Wahrheit, der aber in der italieniſchen Oper ein Patent gelöſt zu haben ſcheint.

Die Stimmführung des begleitenden Quartetts und der Blasinſtrumente iſt meiſtens unterbrochen, zerſtuckt; und eines ohne das andere gehört, bildet ſehr oft ein völlig unverſtändliches Etwas — dem man unmöglich den Namen Muſik geben kann.

Zärtliche Cavaletten, die Zierden unſerer Arions und Attractionspunkte der Muſikläden, erſcheinen hier vom ernſten Männerchorus im uniſono, und vertreten namentlich in der erſten Introduction die Stelle der verſchleierten Nemeſis.

Dagegen beabſichtigt der Componiſt wieder große Effecte durch Aufbietung gewaltiger Mittel, und ſchwächt ſich wiederum durch ſich ſelbſt, indem er ſie mißbraucht, und das grobe Geſchütz der Blechinſtrumente jede Nummer gleichſam escortiren läßt! —

Es ſei uns erſpart, Citaten von wahrhaft claſſiſchen Meiſteropern anzuführen, die in allen Beziehungen ewigen Zeiten als Muſterbilder dienen werden, und ſich in den Feuerproben jeder Geſchmacks-Ära wie reines Gold bewährt haben. Die muſikaliſche Literatur iſt nicht arm daran. Auf dieſe verweiſen wir diejenigen, welche ſo oft geneigt ſind, das hohe Wort „Meiſterſchaft“ auf Geiſtesproducte anzuwenden, welche nur Creaturen des herrſchenden Modegeſchmacks ſind.

Die Oper Norma wurde zuerſt dem hieſigen Publikum als Weihnachtsgabe und zwar im Gewande eines Concerts beſchert. Ob die Wahl der Zeit und der Form die richtige war, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Zu rühmen war die ſorgfältige Production ſämmtlicher Glieder des Opernperſonals, ausgezeichnet aber der Geſang der Madame Fiſcher-Achten, die deutſches Portament ſo kunſtgerecht in die italieniſche Geſangsweiſe zu verflechten wußte, daß die ſchwierige Parthie der Norma eine ächt antike Würde dadurch erhielt. *)

7.

Skizzen aus den Hanſeſtädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortſetzung.)

Die „Hammonia“ iſt waſſerig, oder war vielmehr waſſerig; denn ich glaube nicht, daß ſie noch exiſtirt. Der „Beobachter“ wird von einem Buchdrucker Menck redigirt. Stadtklatſchereien finden hier, wie in dem „Freiſchützen“ ihren Platz. Die eigentlichen Skandaloſa liefert der „Neuigkeitsträger,“ oder „Erzähler.“ Die Cenſur geſtattet es, daß hier dem Nächſten Ehre und Kredit abgeſchnitten wird. So ängſtlich wie die Hamburger Cenſur auch iſt, in dieſer Hinſicht kann man ihr keinen Vorwurf machen. Die Preßfrechheit, die ungehindert das Menſchenrecht mit Füßen tritt, waltet in dem „Neuigkeitsträger“ auf eine wahrhaft entſetzliche Weiſe. Beſonders tragen die Nachbar-Orte ihren Koth dahin. — So ſtrenge auch die Hamburger Cenſur ſonſt ihr Amt übt, ſo läßt ſie doch dem Unflath, den die Preſſe auf Privaten wirft, freien Lauf. Man hat ja eine Injurien-Klage. Die „kritiſchen Blätter der Börſenhalle“ werden von dem Profeſſor Dr. Wurm redigirt, der mit dem einen Auge nach dem Hamburger Senat blickt, und mit dem anderen nach ſeinem Gehalt. Dazwiſchen liegt die Kritik. Rath Ludewig

---

*) Essai sur l'origine des langues.

*) Die erſte ſceniſche Darſtellung fand am 7. Januar zum Beneſice der Mad. Fiſcher-Achten ſtatt, welche durch das ergreifende Seeliſche ihres ächt dramatiſchen Geſanges ſo wohl, als ihres Spieles einen edlen Triumph der Kunſt feierte. Die Redaction.

redigirt die „literariſchen Blätter der Börſenhalle.“ Ein gutmüthiger, breiter, geſchwätziger Mann iſt dieſer Rath Ludewig, und die Literatur der Börſenhalle beſtehet größtentheils aus Überſetzungen aus franzöſiſchen und engliſchen Blättern, die die Hamburger Cenſur paſſiren. Der „Korreſpondent,“ der berühmte „Unpartheiiſche“ trägt ſeine Unpartheilichkeit jeden Tag an der Stirn; ſie ſtehet deutlich gedruckt über den drei Thürmen mit den beiden Bären zur Seite, und die Cenſur waltet über ihr, ein ſchützender Genius, mit dem Schwert in der Hand. Die „Börſenhalle“ iſt für den Handelsſtand und nebenbei auch für die Politik. Dabei erſcheinen wöchentlich Falliments-Liſten, wozu faſt immer Stoff vorhanden. Merkur, der Gott der Kaufleute und Diebe, hält in Hamburg Haus und Hof, und ſeine Tafel iſt reich beſetzt.

Mit den Juden hat man in Hamburg beſſer verfahren, als in Lübeck und Bremen. In den beiden letzteren Städten dürfen ſie ihren Wohnſitz nicht aufſchlagen. Lübeck hat ihnen das Dorf Moislingen zu dem Ende angewieſen; Bremen hat ſie nach Haſtadt exilirt. Aber Hamburg hat den reichen Banquier Heine und ſo viele andere Juden, und da iſt man denn gnädig geweſen, und die Juden dürfen in Hamburg wohnen und handeln. Zur Advokatur werden ſie nicht gelaſſen, in Zünfte und dergleichen Inſtitute erhalten ſie keinen Eintritt, und an eine Vereinigung Iſrael's mit Hamburg im Geiſte und in der Wahrheit iſt für's Erſte nicht zu denken. Ein „Jud“ iſt noch bis auf den heutigen Tag ein Schimpfwort in Hamburg. In der That muß man eingeſtehen, daß die Aufklärung, die Humanität de facto in den drei freien Hanſeſtädten wirklich zu den böhmiſchen Dörfern gehören. In Lübeck urtheilt man human, aber der Staat iſt zu beſchränkt, zu arm, und deßhalb auf zu kleinliche Rückſichten angewieſen, um die Humanität in's Leben einzuführen. In Bremen urtheilt man noch einen Tag, wie alle, bremiſch, und das heißt in jenem kleinlichen Philiſter-Geiſte, den Kotzebue in ſeinen Kleinſtädtern ſo ergötzlich parodirt hat, der ſchwer wie Blei iſt. In Hamburg urtheilt man gar nicht. Das große Handels-Chaos verſchlingt im öffentlichen Lebens-Getreibe alles Urtheil; man arbeitet von neun Uhr Morgens bis neun Uhr Abends entweder für den täglichen Lebensbedarf, oder für den Luxus; die Nacht über ſchläft man, und die Zeit, die man nicht verſchläft, weihet man dem menſchlichen Theile des Menſchen. In den Alſter- und Elb-Pavillons, den Theatern u. ſ. w. werden keine Kollegia über die Humanität geleſen, und wenn man um Mitternacht nach Hauſe kömmt, iſt man todtmüde. 1830 im September, als die Hamburger ihre Revolution aufführten, durfte ſich im ſtrengſten Sinne des Worts kein Jude Abends auf der Straße erblicken laſſen. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

Pfaffenthum. Zu Anfang Oktobers vorigen Jahres ſtarb zu Trier der emeritirte Profeſſor **Ferdinand Schönberger** im 51ten Lebensjahre. Er war früher Ordensgeiſtlicher geweſen, durch die franzöſiſche Revolution jedoch vom Zwang ſeiner Gelübde emancipirt worden und ſeither im weltlichen Stande verblieben. Jung und Alt achtete in ihm einen Biedermann, der von ſeiner ſpärlichen Penſion (500 Francs jährlich) noch die Armen unterſtützte, wo er nur immer konnte, und auf deſſen ächt religiöſem und ſtreng ſittlichem Charakter auch nicht Eine Makel haftete. Wahrhaft gottesgläubig, verſchmähte er bloß es beharrlichſt, die Ceremonien des katholiſchen Cultus mitzumachen, ohne ſich jedoch darüber im Guten oder Schlimmen zu äußern. Als er auf dem Tode lag, verſuchte die Geiſtlichkeit, ihn zu bewegen, wenigſtens dem äußeren Scheine zu huldigen; ſeine conſequente Antwort war jedesmal: Ich habe mich mit meinem Gott verſöhnt und werde ohne Ceremonien ſterben, wie ich gelebt habe. — Als er verſchieden war, verweigerte die katholiſche Geiſtlichkeit ſeiner **irdiſchen Hülle den letzten Liebesdienſt.** Seine Freunde ließen hierauf die Todtenanzeige mit dem ſinnigen Motto drucken: „Entzieh' dem Todten die Barmherzigkeit nicht.“ Sirach 7, 37. — Er wurde ohne prieſterliche Einſegnung und Begleitung zur letzten Ruheſtätte gebracht; aber eine Unzahl der Bevölkerung **Triers** (einer im Ganzen ſtrengkatholiſchen Stadt) folgte ſeiner irdiſchen Hülle, Katholiken, Proteſtanten und Juden. Und am Grabe ſang man: „Wie ſie ſo ſanft ruhn!“ —

Das Wohnſchiff vor Cöln. So viel wir wiſſen, iſt ſeit den weltverſchlingenden Intereſſen der erſten franzöſiſchen Revolution ſelbſt das Gedächtniß jenes originellen Inſtitutes verloren gegangen; — es möge erneuert werden als ein Denkzeichen feſter Sinnesart und Männlichkeit unſerer Altvordern. — Bekanntlich konnte Cöln ſeit Jahrhunderten im Guten und Böſen das deutſche Rom (in kirchlicher Beziehung) genannt werden; es war der Pfeiler des kräftigſten Ultramontanismus, es war die feſte Engelsburg, hinter deren Bollwerken die Ketzermeiſter ſchon zu Reuchlins Zeiten jedem Klardenkenden und Klarſehenden die Hölle an den Hals hetzten. Als Episcopalſtadt konnte und durfte es natürlich den größtentheils akatholiſchen Schiffern, die von Holland her den Rhein herauſkamen, kein Aſyl öffnen zur freien Uebung eines ketzeriſchen Cultus. Doch das Zunft- und Gildenweſen, (**jetzt veraltet, damals nothwendig** als einzige Union von Communitären, als tiers état, möchte man ſagen, mit Ausnahme der **Reichsſtädte** nämlich, wo es ſelbſt zum vielköpfigen Despoten ward) — es ſtemmte ſich eiſern und unerſchütterlich gegen den Gewiſſenszwang. Man räumte den Proteſtanten auf der Erde des heiligen Cöln's kein Bethaus ein? Gut, — der Rhein war frei, auf dem Rhein ſchwamm ihre Kirche. Das war das „**Wohnſchiff**“ der Schiffergilde, Bethaus und Aſyl zugleich; auf demſelben wurden ihre Trauungen, Taufen, und dergleichen verrichtet; es bewahrte ſein eigenes Kirchen-Archiv, Tauf-, Trauungs-, Todtenſcheine wurden dort erhoben. Die Revolution und furchtbare Eisgänge zerſtörten dieß originelle Inſtitut und ſeine Urkunden. —

Wiſſenſchaft. Ein ehrenwerther Beweis deutſcher Gründlichkeit iſt das vor etwa anderthalb Monaten erſchienene Sprachwerk: Skeireins Aivaggēljons thairh Iōhannēn (Auslegung des Evangelii Johannis in gothiſcher Sprache,) aus römiſchen und mailändiſchen Handſchriften herausgegeben durch **Maßmann.** Die Veranlaſſung zu dieſem Unternehmen verdankt die deutſche Wiſſenſchaft dem **Kronprinzen Maximilian von Bayern,** welcher mit ehrenhafter Vorliebe für Gründlichkeit deutſchen Wiſſens, keine Koſten ſcheut, zur Erforſchung hiſtoriſcher Fragen geeignete Männer an Ort und Stelle hinreiſen zu laſſen. Für die Aufgabe, den ſilbernen Codex des Ulfila zu ergänzen und zu berichtigen, war Maßmann ganz der Mann; — er brachte aus Italien, deſſen Schriftſchätze er unterſuchte, vielfältig intereſſante reiche Ausbeute. — Ueber die **römiſchen architektoniſchen Alterthümer** im Moſelthale von **Trier** erſchienen ſo eben die Reſultate erneuerter Forſchungen des Gymnaſialdirektors und Bibliothekars **J. H. Wyttenbach** in Trier, der ſich jetzt mit der Herausgabe der gesta Trevirorum beſchäftigt, welche durch die Fülle bisher unedirter handſchriftlicher Quellen zu einem für deutſche Geſchichtsforſchung wichtigen Ergänzungswerke heranwachſen. —

Ein Brief Göthe's an Zelter enthält folgenden wunderlichen Theaterzettel. „**Theaterankündigung:** Karlſtadt am 10. July 1823. (Zum Vortheil des Herrn Ignaz Viol und ſeiner Tochter Ludmille). Menſchenhaß und Reue. Ein hier noch nie geſehenes Trauerſpiel von dem gefallenen Kotzebue, unglücklicherweiſe; daſſelbe iſt in 6 Akten nebſt einem Prolog, welchen Herr Viol am Ende ſeparat halten wird.“

„**Nachſchrift.** Viele dringende Schulden ſetzen uns zwar in die angenehme Verlegenheit unſerer Gläubiger, daß wir nicht weiter reiſen können. Ich ſpiele den Greis; meine Mitte die Eulalia; laſſen Sie uns deshalb nicht untergehen; Menſchenhaß kennen die Bewohner dieſer Stadt nicht, noch weniger wir eine Reue, daß wir uns hierher verirrten. Wir bitten daher um Zuſpruch; denn es bleibt uns doch nichts.“

Kunſt.

Das kürzlich erſchienene Schweizeriſche Alpenpanorama von **Delkeskamp** verdient ebenſo betreffs der Genauigkeit in allen Details als in Bezug auf Zierlichkeit der Ausführung und praktiſchen Werth rege Beachtung.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 18. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nº 3.

Mittwoch, 21. Januar.

Der Hofrath Tieck.

Nachdem Göthe, mit Erlaubniß zu ſagen, geſtorben war, hatten ſich ſeine Sklaven ſo an die Süßigkeit der Knechtſchaft gewöhnt, daß ſie ohne neue Tyrannei nicht leben konnten. Sie wollten ein ſichtbares Oberhaupt der Literatur, und waren nur beſorgt, welchen Namen ſie auf den verlaſſenen Thron einſetzen ſollten. Die Stimmen trennten ſich, man wandte ſich zuerſt an Uhland. Uhland bereitete ſich aber damals vor, die heilige Sache der Freiheit zu verfechten, und erklärte in ſeiner einſylbigen Manier, man ſolle keine Narrenspoſſen mit ihm treiben. So blieb man denn bei'm Hofrath Tieck ſtehen. Dieſer Name ſchien die Parteien zu vereinigen und zugleich Alles auszudrücken, was die Mehrzahl auf dem Herzen hatte. Die kritiſche Schule widerſprach nicht; denn ſie hatte ihn immer gepflegt, ſie hatte im Grunde ſeine erſte Periode nur in die Sprache von Görres und Jean Paul überſetzt; Tieck hatte ihr als unfreiwilliges Gegengewicht gegen Göthe gedient; wie oft hatte ſie ihn aufgefordert, ein Mann zu werden, die Larve abzunehmen und den Thron von Weimar zu ſtürzen! Tieck wankte damals einen Augenblick; doch der alte Zug war zu ſtark, er antichambrirte wieder bei der Unſterblichkeit, las ihr vor, und verkleinerte ſich ſo ſehr, daß er ſich als Merkzeichen dabei in die Bücher hätte legen mögen, wenn er ſein Penſum gemacht hatte. Die Enthuſiaſten Norddeutſchlands lockten, die Ironie und Shakeſpeare entwickelten ſich. Die kritiſche Schule bleibt bei Tieck's erſter Periode, die Vergötterung bei der zweiten ſtehen; ſo ließen ſie ſich vereinigen und die Herrſchaft Tieck erreichte etwas, was der Herrſchaft Göthe nie möglich geweſen war.

Die berliniſchen Cliquen hatten die ganze Verſchwörung und Schilderhebung eingeleitet. Ihre erſte Sorge war jetzt, den Hofrath Tieck hervorzuheben, ihn der Menge zugänglicher und repräſentabler zu machen, als dies in Dresden geſchehen konnte. Sie reklamirten des neuen Königs berliniſchen Urſprung; ſie ſchilderten ſeine Jugend, wie ſchön er geweſen wäre, und daß man nie friſchere Äpfel geſehen hätte, als des geweſenen Jünglings Haupt geweſen. Sie ließen den geſtiefelten Kater mit Veränderungen drucken, überreichten ihn dem Preußiſchen Kronprinzen und ſuchten den erhabenen Fürſtenſohn für die neue Herrſchaft zu gewinnen. Die Intrigue prallte ab; Tieck erhielt keinen Ruf. Jetzt ſchoß man aus eigenen Mitteln zuſammen, man wollte dem Meiſter ein Haus bauen, ein Haus mit akuſtiſchen Vorrichtungen für die Vorleſungen, ein Haus mit einem obern Stockwerk für Frau von Finkenſtein, die langweilige Emilie aus den ſchwatzhaften Entremets des Phantaſus, ein Haus für die gemeinſchaftlichen Familienüberſetzungen des Shakeſpeare, ein Haus mit kleinen Nebenkabinets, um Beſuche, die bei'm Hofrath ſind, zu belauſchen und zu perſiffliren und mit ſonſtigen Verrichtungen, um den ſich Empfehlenden ungeſehen einen Eſel zu bohren, kurz ein Haus, wie Tieck es braucht. Fähnrich Piſtol, Wilibald Alexis, wurde ausgeſandt in alle deutſche Lande, eine Collecte zu ſammeln für dieſen erbaulichen Erbauungszweck. Weiter ſind dieſe Dinge noch nicht bekannt geworden: nur ſo viel ſieht man, daß Tieck es ſich ſchon ganz bequem macht in ſeiner neuen Lage, daß er auf ſeine Beförderung Wechſel ausſtellt, daß er planloſe Novellen ſchreibt und die Menſchen angreift, welche nicht nach Dresden kommen, um ihn vorleſen zu hören, oder ſich ſchnöde geweigert haben, in Alexis Collectenbüchſe etwas hineinzuthun.

Als ſich vor einem Jahre das Gerücht verbreitete, Tieck wollte gegen die junge Literatur novelliſtiſche Ausfälle machen, fand es wenig Glauben, weil ein ſolches Unternehmen für des Hofraths alte Tage wunderlich klang, und man den in den Löwenſtand geadelten Fuchs für zu geſcheut hielt, Leuten in den Weg zu treten, die ſich nicht um ihn bekümmern. Das Gerücht und der Widerſpruch bewährten ſich nur halb. Die beiden Novellen (dies jährliche Penſum, welches der liebenswürdige Taugenichts mit Widerwillen herunterhaspelt, und auch nur ſo, daß ihn die Weiber überliſten, zu ſchreiben oder ihm zur Strafe ſonſt etwas entziehen) erſchienen und alle Welt ſah ſich mit Erſtaunen an: die demüthige Gemeinde, weil das Vehikel der Polemik eine ſehr kecke Kritik erforderte, wenn man es loben ſollte; die Exoteriſchen, weil der Hofrath doch nicht hatte widerſtehen können, ſeine Nothdurft zu verrichten; beide aber, weil Tieck nur ſchüchtern aufzutreten wagte, mehr verſchwiegen zu haben ſchien, als er ſagte, und endlich von ſeinem Gegenſtande ſo wirrſame Kennzeichen gab, daß er in der That verrieth, er wüßte nicht wie und wann? und kenne das gar nicht, worauf hier alles ankam. Nodier wird mit Balzac verbunden; Balzac gegen Victor Hugo gehalten, zu geſchweigen, welche Stellung in der öffentlichen Meinung Göthe'n übertragen wird. Man ſieht, daß Tieck von ſeinem Eckhauſe am Dresdener Markt nur zwei Himmelsgegenden kannte; das Übrige war ihm verborgen geblieben.

Tieck iſt ſein Lebenlang ein Menſch geweſen, der am Einſeitigen und Zufälligen eine große Freude gehabt hat. Fortwährend in der Literatur eine untergeordnete Rolle ſpielend, iſt er um ſeine kleinen Sympathien herumgeſchlichen, hat mit der äußern Schale kokettirt, mit der Form, welche angegriffen zu ſehen die Kleinen mehr erbittert, als wenn es den Inhalt gegolten hätte. Seine angeborne Luſtigkeit und eine Art von verſtändigem Inſtinkt, der ihm bald das Lächerliche an allen Dingen, auch da, wo er ſelbſt lächerliche Blößen gegeben hätte, offenbarte, verhinderte ihn, wie ein milzbrandiger und wurmdoctorlicher Narr aufzutreten: er überwand ſich, ironiſirte ſich ſelbſt und konnte dabei exiſtiren; denn die Menſchen haben noch immer eine müßige Stunde, wo ſie ſich in poetiſche Faſelei mit zartgeſponnenen Knöpfen kleiden, eine Viertelſtunde Illuſion, für welche Tieck ein Jahr über ſchreiben kann. Tieck war ein vernünftiger Mann, der ſich ſchämte, wenn er von Narren falſch citirt wurde; er konnte ſelbſt denen, die ſich außerhalb der Welt ſetzten, die Welt unter die Naſe reiben; denn dies iſt ja ſeine Ironie, der Zwieſpalt der Pole, die Poeſie des Gegenſatzes. Allein die Weiber haben ihn doch heruntergebracht. Tieck, der von Natur am erſten bereit iſt, zu lachen, wenn man ihm mit Süßigkeiten unter die Augen tritt und dabei eine merkwürdige Phyſiognomie annimmt; Tieck, der ſich ſelbſt und ſeine Umgebung verſpottete, wurde zuletzt doch von ſeiner Umgebung überwunden: ſeine Diener beherrſchen, ſeine Schüler bemeiſtern ihn. Es konnte nicht anders kommen. Das ewige Vorleſen, die Dresdner Durchzüge und das unaufhörliche Klappern der Strickſtrumpfnadeln um ihn her haben ihn ruinirt. Er ging nur mit Weibern um: er mußte ihnen die Arme leihen, wenn ſie Zwirn wickelten: er wurde in die wichtigen Conſeils wegen neuer Moden und Kleider gerufen: er mußte Taillen einhäkeln: da war keine Rettung mehr. Die Weiber ſchnitten ihm die Federn, ſie legten ihm das Papier zurecht, ſie zwangen ihn durch tauſend kleine Mittel, ſeine Penſa zu ſchreiben. Wenn ihm die heftigen Geſtikulationen bei'm Vorleſen die Brille von der Naſe ſchlugen, ſo nahm die verſtandige Emilie die ihrige von der ihrigen, und ſetzte ſie ihm auf. Wenn Einer der Zuhörer laut wiſperte oder in ein unwillkürliches Nieſen gerieth, ſo durfte Tieck nur einen Seitenblick werfen, und Emilie machte ſich auf und flüſterte dem Ruheſtörer zu: „der Herr Hofrath hat das nicht gern!“ O Emilie! Tieck verzwitterte immer mehr. Seine alte Luſtigkeit ging in klatſchhafte Mediſance über. Seine Beſucher, die es an einer Phraſe fehlen ließen, wurden aufgezogen: die Weiber hatten bemerkt, daß der Eine ſchielt, der Andre ſtammert, der Dritte kein reines Schnupftuch hatte. „Welche Sätze! Welche Dummheit!“ hieß es, wenn die armen Töplitzer Durchreiſenden ihre Anbetung verrichtet hatten; und Tieck lachte und ſpottete immer mit. Die Mediſance iſt das geheime Gift an allen neuern Erzeugniſſen Tieck's; alle ſeine Figuren ſind hinter dem Rücken belauſcht; es ſind Menſchen, die nur da ſind, um ſich unter einander und durch einander lächerlich zu machen. Alle Dinge ſcheinen ihm nur zu exiſtiren, um eine Viertelſtunde während eines konventionellen Beſuchs über ſie einige vornehme Phraſen zu wechſeln. Ein malitiöſes de haut en bas fährt oberflächlich über ernſte Fragen. Man ſieht nach der Uhr, man rückt mit dem Stuhl, um nur von ihnen los zu kommen. Was ſich nicht in die Viertelſtunde hineinzwängen läßt, wird ledern. Dies iſt euer Tieck: Kommen und Gehen; Jungenhaftigkeit in dem alten Sünder: Mediſance!

Tieck gibt ſich die Miene, als wolle er aus der ledernen Zeit, aus dieſen Fragen um Wahrheit und Freiheit, die ihn ennüyiren, Etwas retten, Etwas, das wie Poeſie klingt, nämlich die Romantik, und Etwas, was in der That Poeſie iſt, nämlich Göthe. Daß wir es nur geſtehen, Tieck hatte vortreffliche Anlagen für das Luſtſpiel; denn er kopirte das Gemeine meiſterhaft: ſeine alten Sachen ſind voll von niederländiſcher Treue im Wiedergeben der nackten Natürlichkeit der niedern Stände; allein ein poſitiver Dichter, ſchaffend und zuſammenfügend, iſt er nie geweſen. Seine lyriſchen Gedichte ſind wäſſerige Reime, nur Themata für die wahre Poeſie, Ausdrücke, welche die Gedichte ſelber wünſchen laſſen, daß ſie Gedichte wären. Kritiſch und auflöſend ſind auch Tieck's Mährchen, es ſind künſtliche Beiſpiele zur Theorie des Wunderbaren, ihre Geſtalten ſind verkörperte Elemente deſſen, was der Kunſtrichter im Mährchen verlangt und gern ſehen mag. Tieck's Leiſtungen gingen vom Enthuſiasmus des Intereſſes aus, er wünſcht immer, daß es ſo wäre, wie er ſagt, aber es iſt nicht ſo. Alſo was vermißt Tieck in unſerer Zeit? Die blaue Blume? Die Überſchwänglichkeit, die Faſelei? Den Nihilismus des Genuſſes? Das gemachte Zuſammenſtoppeln poetiſcher Begriffe und Staffagen, die künſtlichen Ausmalungen von Blumen und Blüthen, von Düften und Lüften, die mährchenhaften Albernheiten im Nonpareil; dieſe ſchiebt er Göthe'n unter, der ein Mann in ſeiner Art war, aber ein Mann durch und durch, reell, ſicher, taktfeſt, Feind der blauen Blume? Göthe'n, der ſchon ſeinen Werther im Abendroth liegen läßt, auch redend von Blumen und Blüthen, aber ein halber Linné, damit endend, daß er die verſchiedenen Gattungen der Gräſer mit bewunderndem Auge prüft? Nein, Tieck korrumpirt Göthen, er falſchmünzt ihn zum Romantiker; Göthe hat auch dieſen enthuſiaſtiſchen Bedienten nie recht leiden können.

Tieck hat keinen Begriff von der Gährung in der modernen Literatur. Er ſieht nur vereinzelte Elemente und weiß ſie nicht zu binden. Er wirft Menzeln, dem er Alles zu verdanken hat, der ihn großmüthig auch jetzt noch geſchont hat, vor, daß er (ein guter Kopf, wie er ihn ſehr vornehm nennt!) der Oppoſition gegen Göthe Wort und Gedanken geliehen habe. Rechnet er Menzeln zur neuen Gährung der Literatur? Oder verfährt er nur gegen die kritiſche Schule? Wohin gehören ihm Freiheit, Liberalismus, Wahrheit? Sind ſie die Feinde der Poeſie? Nimmt Menzel jene in Schutz, um auch gegen dieſe zu verfahren? Spricht ſich in den neueſten Tendenzen nichts aus, was die Freiheit liebt und doch auch der Kunſt ihr Recht laſſen will? Haben dieſe Neuern Luſt, die Ungerechtigkeit gegen Göthe, die Anlage falſcher Maaßſtäbe, die Claſſifikationen und die Vermiſchung der Zeiten fortzuſetzen? Von alledem weiß Tieck nichts: er ſieht nur, daß man keine Mährchen vom Prinzen Hirſekorn und der Fee Mandelblüthe mit großem Lärm aufnimmt, daß man von den Leuten verlangt, rechtſchaffen zu ſein und nicht den Speichel fremder Menſchen zu lecken, daß man von Liebe zum Volk, von der Begeiſterung für Freiheit, von dem heiligen Berufe für die gute Sache ſpricht: und dies Alles nennt er — überſchwänglich? kopflos? verbrecheriſch? Nein, er nennt es ledern, es ennüyirt ihn, es macht ihm Kopfſchmerzen.

Tieck hat keinen Beruf, über Gegenwart und Zukunft im Leben und in der Literatur mitzuſprechen. Er kennt die Alten, er fließt über in widerwärtige Ausdrücke, wenn von Calderon, Shakeſpeare, Arioſt und anderen Heroen, die für ſich ſelbſt ſprechen können, die Rede iſt; aber die Zeitgenoſſen ſind ihm unverſtändlich. Wer dem Liberalismus eine ſo lederne Tendenz unterlegen kann, daß er Gottſcheden Altäre bauen könnte, beweiſ't, daß er in ſeinen alten Anſchauungskreis unrettbar gebannt iſt. Wir wiſſen wohl, daß es mit dem Liberalismus Dinge zu ſprechen gibt, daß die Kunſt ſich mit dem Tiersparti noch zu verſtändigen hat, daß ſogar ein Kampf entweder bevorſteht oder im Geheimen ſtillſchweigend ſchon geführt wird zwiſchen dem Patriotiſchen und dem Schönen; doch iſt es Kampf unter uns, eine Debatte, deren Ausdrücke nur wir verſtehen; was hat Tieck hierein zu reden? Er verunreinigt Alles, was er hier in den Mund nähme; jede Partei würde ihn abweiſen; denn er hat nicht ein Mal die Elemente, die erſten Grade der Weihe, die ihn befähigten, ſich dem großen Bunde der neuen Zeit anzuſchließen. Wir wollen Schönheit; aber die Schönheit des Erhabenen. Wir wollen Kunſt; aber die, welche ſich aus großen Ideen entwickelt. Wir wollen neue poetiſche Poſition, aber weder die blaue Blume, noch die Ironie, noch die Manie für die alte Literaturgeſchichte. Die neue Lyrik — was hat ſchon Tieck mit ihr zu ſchaffen? Roman und Drama werden folgen: wir warten nur die Zeit ab. Tieck möge hingehen und Vorleſungen halten! Lieſ't er ſich eine Brille ab: Emilie wird ihm ſchon eine neue aufſetzen! Auch um Homer und Oſſian ſoll er ohne Sorge ſein; die werden ſich ſchon durchſchlagen! Auch Göthe wird nicht abhanden kommen. Für alle dieſe Dinge iſt weiſe geſorgt. Tieck iſt ein vernünftiger Mann: er ſieht dies Alles ein, und die Weiber in ſeinem Hauſe werden eine Zeitlang von ſeiner böſen Laune gefoltert werden. Dann aber wird Tieck, leichtſinnig, wie immer, mit den Fingern ſchnellen, Gott einen guten Mann ſein laſſen, und hingehen, um ſeine novelliſtiſchen Friedriche, Heinriche, Eduarde, Wilhelme auszuführen, und ſein Jahrespenſum zu vollenden, ohne je wieder in einen Kreis zu kommen, der gar nicht für ihn gezogen iſt.

Deutſches Theater.

Es iſt eine ſehr ordinäre Meinung in Deutſchland, daß unſre Zeit für den Flor der Bühne nicht geeignet ſein ſoll. Dieſe Meinung hat ſo lange für richtig gegolten, daß es ein Mal Zeit iſt, ſie abzuſchließen, und dem Sachverhältniſſe, was ihr zum Grunde liegt, näher zu treten. Thut man dies, ſo wird man finden, daß dieſe Meinung ſehr bequem iſt; bequem für das Publikum, bequem für die Dichter, bequem für die Schauſpieler. Jetzt iſt ſie auch unwahr.

Der Dichter hat mit der Bühne einen langen Prozeß geführt. Jener hielt dieſe für ſeine angetraute Braut, und verfolgte bitter, erſt mit Satyre, zuletzt mit Verachtung die Treuloſe, welche ſich ſeinen Nebenbuhlern, der Muſik, dem Tanze, dem Maſchinismus, den ſpaniſchen Reitern, ja ſelbſt den unvernünftigen Thieren hingab. Dies war der Rauſch einer kurzen Zeit, von welcher wir jetzt nur noch in dem Nachhall leben. Die Bühne, ſo vielfach benutzt, ſcheint erſchöpft zu ſein, nur die Oper iſt noch der letzte Gegner, welchen der Dichter zu beſiegen hätte! Aber ſelbſt die Oper iſt matt geworden: es war eine flüchtige Glanzperiode, welche ſie erlebte; wir ſehen, wie ſpärlich der Nachwuchs ſowohl an Sängern wie an Componiſten iſt. Bei der weißen Dame ſchläft man nach gerade ein, die Stumme von Portici, Fra Diavolo, Zampa kennen wir auswendig und jeder Ton, der von der Straße kömmt, erinnert uns an ſie, Robert der Teufel hat ſich acclimatiſirt, wie „Ein freies Leben führen wir;“ die Componiſten ſelbſt ruhen aus. Herold und Boyeldieu unter der Erde, Roſſini prozeſſirt noch immer mit Herrn Véron und wird nicht eher componiren, bis er ſeine Sache gegen die franzöſiſche Oper gewonnen; Auber nimmt Süjets, welche die Cenſur in Wien und Berlin nicht duldet; Meyerbeer iſt von zwei Compoſitionen ſo angegriffen, daß er von einem Bade in's andre reiſ't, und, ſtatt Neues zu ſchaffen, ſeinen alten Sachen veränderte Texte unterlegen will; Bellini's Manier macht uns einen Abend in ſeinen Tonwellen ſchwelgen, hat aber ſo wenig Präziſion und Charakter, daß uns von ſeinen Opern nichts als Anklänge übrig bleiben, Anklänge, die ſich zwar trällern laſſen, aber ſich nicht recht fixiren und zu unvergeßlichen Melodien ausprägen wollen: unſre deutſchen Componiſten endlich — vor denen ſind die Dichter und Schauſpieler ſicher. Mit den Handlangern der Oper ſteht es nicht beſſer. Wo fänden ſich noch junge Primadonnen? Sie ſind alle ſo um den Anfang unſres Jahrhunderts geboren; die jungen Nachkömmlinge, welche ſich jetzt auf unſern Bühnen verdrängen, gehören nicht mehr zur Nachtigallenperiode, ſondern es ſind zwitſchernde kleine Grasmücken, mit niedlichen Köpfen, jungen Leidenſchaften, verſchämter Tournüre, Stimmen ohne Bruſt, keine Domglocken mehr, ſondern Alpenglöckchen, allerliebſt unter vier Augen, aber auf der Bühne nur zweite Parthien. Bei den Männern findet ſich Baß und Bariton noch genug; denn dieſe können alt ſein, für ſie gibt es keine Mittagslinie; allein wie ſtark iſt die Nachfrage nach Tenoren? Ein erſter Tenoriſt iſt das zerbrechlichſte Requiſit einer Bühne; ſie muß ihn hegen und pflegen; denn er iſt ſenſitiv wie ein Kameel: ſie muß ihn mit Baumwolle umgeben; und doch wollen die Tenore nicht mehr gerathen, Froſt iſt über ſie gekommen, ſie gedeihen kümmerlich. Das ſind die Ausſichten, welche ſich für die Oper eröffnen. Wahrlich, ſie ſind ſo glänzend nicht, daß man ſie immer bei der Hand haben ſollte, wenn von den Hoffnungen des deutſchen Theaters die Rede iſt.

Nicht die Rivalität iſt es, welche die dramatiſche Literatur zu fürchten hat; ſondern in höherm Grade die Stellung des Theaters in der Geſellſchaft, die Schauſpieler und den Reſt von Thätigkeit für die Bühne, der ſich bei einigen Schriftſtellern noch erhalten hat. Kaum weiß man, welches von dieſen drei Hinderniſſen das gefährlichſte zu nennen iſt: ich glaube, die Schauſpieler ließen ſich noch am leichteſten für eine Revolution des Theaterweſens gewinnen; denn nicht Alle ſind ſo verderbt und flach, daß nicht ein Funke von Poeſie noch in ihnen zu finden wäre. Sie ſind ein Mal angewieſen auf den Beifall der Menge und werden vom Ehrgeize geſpornt, ſo daß ſie nach der Seite hin nachgeben müßten, wo der bisherige Schlendrian ihres Treibens einen friſchen Impuls erhält. Allein beklagenswerth bleibt es immer, daß eine Reform des Theaterweſens nicht denkbar iſt, ohne den freiwilligen Beitritt ſo zahlloſer Schauſpieler, welche die Regie des deutſchen Theaters an ſich geriſſen haben, nach lebenslänglichen Anſtellungen geizen, und zu träge ſind und zu hochmüthig, um ſich dem Dichter mit Liebe, ja mit Beſcheidenheit hinzugeben, ſeinen Vorſchlägen Gehör und ſeiner Arbeit ihr *Gedächtniß* zu leihen. Von allen Seiten iſt hier der Dichter ſchlecht berathen; wo er Herr ſein ſollte, da ſpielt er eine armliche und zurückgeſetzte Rolle.

Wir ſtellen uns in dieſen Blättern die Aufgabe, der Reform des Theaterweſens, welche unvermeidlich iſt, weil ſie in den Geſetzen unſres literariſchen Progreſſes liegt, vorzuarbeiten. Es gibt viele Dinge, welche den Intendanzen, Regiſſeuren und Schauſpielern geſagt werden müſſen; wir wollen den Anfang damit machen, uns an die Dichter zu wenden.

(Fortſ. folgt.)

---

5) **Meine Reiſe durch Italien, Frankreich und England im Jahre 1831.** Von Hortenſe, ehem. Königin von Holland. Überſetzt von F. L. Lindner. Stuttgart, Balz, 1834.

Die Journale haben von dieſem Reiſetagebuche das Intereſſante ſchon ſo rein abgeſchöpft, daß eine beſondre Herausgabe deſſelben ſehr erläßlich war. Es iſt bekannt, daß die Gräfin St. Leu von der italiäniſchen Inſurrektion unter Zuchi überraſcht wurde, einen Sohn während derſelben nicht in der Schlacht, ſondern an den Maſern verlor, und den zweiten in Sicherheit bringen mußte. Man begreift nicht recht, wie ſie, um nach der Schweiz zu kommen, einen Umweg über Paris und London nehmen zu müſſen glaubte; doch iſt es denkbar, daß ſie ohne franzöſiſche Garantie in der Schweiz ſich nicht für ſicher hielt, wahrſcheinlicher aber und verzeihlich, daß ſie von der franzöſiſchen Umwälzung und dem Bürgerkönige Louis Philipp ein neues Schickſal der Familie Napoleons erwartete. Der gerettete Sohn lebt gegenwärtig in der Schweiz im Kanton Thurgau.

Daß Hortenſe in der Erinnerung an ihren Stiefvater und Schwager ſchwelgt, iſt gerecht; denn ihre Familie verdankt dem Kaiſer Alles; aber eine Täuſchung iſt es, welche unſer gegenwärtiges Gefühl beleidigt, wenn ſie bei den Völkern eine ähnliche Sehnſucht vorausſetzt. Es iſt möglich, daß in der Zurückſetzung der einſt ſo bevorzugten Familie eine Ungerechtigkeit liegt; ja, ſie thut auch Recht daran, ſie dem politiſchen Syſteme, welches ſiegte, und den Machthabern in dieſem Falle vorzuwerfen; allein wie verblendet, wenn ſie ſich dabei auf ein beſonderes Verlangen der Völker ſtützt! Was glaubt denn Hortenſe, daß ihre Familie den Völkern geben kann? Nichts, als ſich ſelbſt; nichts, als eine Nachkommenſchaft, welche für die Völker nur den Werth hat, andre Namen zu führen; nichts, als eine Vertauſchung der Dynaſtien, von welcher die Nationalwohlfahrt keinen Vortheil zieht. Nun darauf haben ſich die Völker das Wort gegeben, daß das Gedächtniß einer glanzvollen Vergangenheit, wie die Napoleons, nicht getrübt wird von der Eiferſucht und Lüge der Zeitgenoſſen und Nachkommen; die Rechte aber, welche ſich Napoleon auf ſie erworben hatte, erkennen ſie nicht an. Dieſe Rechte haben einen trüben und ſchmerzhaften Urſprung, und wenn ſie auch der Größe zugeſtanden wurden, welche die Sklaverei mit Ruhm übergoldete, ſo gehören ſie doch denen nicht mehr, welche ſie erben wollten, und auch an die Stelle des wahren Verdienſtes das Verdienſt des Blutes ſtellen mochten. Dieſe beklagenswerthe Verblendung blickt aus den vorliegenden Memoiren hervor, und gibt ihnen eine Färbung, welche ſtörend wirkt. Die Beſcheidenheit Hortenſe's iſt mehr Schmollen, ihre Reſignation eine Anklage, die Niemand verdient, und ihr Schmerz deßhalb eine Pein, weil er Niemanden rührt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 19. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 22. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

In Junker Wolfs Gemach ſah es anders aus, als in dem ſeiner Baſe. Jagdgeräthe, Garne, Stutzbüchſen mit großen Schlöſſern, Peitſchen, Hundehalsbänder mit und ohne Stacheln und ähnliche Gegenſtände hingen an den Wänden umher. Er ſelbſt lag halb ausgekleidet auf einem Faulbett, deſſen ſammtner Überzug von Sporen vielfach zerriſſen, hier und da in Fetzen herabhing, und indem er das nicht unſchöne Haupt mit der einen Hand ſtützte, brauchte er die Andere, theils um einen großen Hund zu ſtreicheln, dem als beſonderem Günſtling das nämliche Lager verſtattet war, theils um nach den Bechern und Kannen auf dem vor ihm ſtehenden Tiſche zu langen. Ihm gegenüber ſaß der Forſtwart, glühend vom Wein; laut lärmend und polternd brachte er Geſundheiten und Trinkſprüche aus, lallte Geſchichten oder ſtieß die Becher zuſammen, daß es klirrte. „Munter!" rief er, mit ſchwerer Zunge, „munter, Junker, heut' muß der geizigen Baſe Mutterfäßlein rinnen, und rinnen bis auf den letzten Tropfen!"

„Sauf, ſauf," erwiederte Wolf, „in des Teufels Namen, es fängt an mir nicht mehr zu munden. — Hölle und Teufel! Wo iſt der Narr geblieben und warum iſt das Thier ſo maulfaul?" fügte er hinzu. „Er ſoll ſpringen und ſingen; ſtoß ihn in die Rippen, Hermann."

Aus der Tiefe hervor am Fußende des Faulbettes tauchte Gockel mit verdroſſnem, ſchläfrigem Geſicht auf. Er hatte am Boden geſeſſen, an einen zweiten Hund gelehnt, der da ruhig ſchlafend lag und mußte ſich jetzt hurtig genug erheben, um dem Fußtritt des Forſtwarts auszuweichen. „He! Hollah!" fragte er gedehnt, „was wollt Ihr? Geht zu Bett', Junker, ehe Ihr trunken werdet; ich bin müde, Euer Narr zu ſein. Ihr habt michnun ſchon den ganzen Abend gehänſelt."

„Dazu biſt du da, Burſche," fuhr ihn der Junker an, „Glück über Glück für dich Knirps, daß man ſich in müßiger Stunde mit dir ergötzen mag. Müde biſt du? So? ich will dich munter machen. Da geh' und bring' mir das Peitſchlein Numero fünf."

Der Forſtwart brüllte in lautem Gelächter auf, Gockel aber ging mit ſüßſauerem Geſicht, welches ihn in der That drollig kleidete, nach der Wand, beſtieg einen dort befindlichen Seſſel, langte eine kleine Peitſche mit mehreren dünnen Riemen herab und brachte ſie gehorſam ſeinem Gebieter. Dieſer zögerte, ſie zu nehmen. „Wie macht's der Knecht?" fragte er barſch, und Jener beugte nun knieend ſeine kleine Geſtalt, küßte die Geißel und bot ihm den höckerigen Rücken zu beliebiger Züchtigung dar. Wolf ließ ihn einige Minuten in dieſer Stellung, ohne auf des Forſtwarts Winke zu achten, die ihn aufmunterten, den Kleinen zu geißeln. — „Steh' auf," ſagte er endlich, „dein Gehorſam erſpart dir die Strafe. Horch, was war das?" ſetzte er hinzu, da jener fröhlich fortſprang.

Ein langgezogener Ton, wie von einem Horn ausgeſtoßen und in hoher Luft ſchwebend, ließ ſich vernehmen. Zugleich aber auch ein klirrender Sporentritt in dem mit Steinplatten belegten Mönchsgang, der zu des Junkers Gemächern führte. „Wer kommt?“ rief Wolf, ſeine liegende Stellung verlaſſend, „ſo ſpät und mit dieſem Schritt? Das ſind meines Vaters Schritte, ſo wahr ich lebe! Zu wem kann er wollen, als zu mir? Nimm dich zuſammen, Herrmann! Die vielen Kannen bei Seite! Mein Wamms, Narr!“

Es mußte ungewöhnlich ſein, daß Herr Balten ſeinen Sohn in deſſen Wohngemache heimſuchte und namentlich ſo ſpät, denn eben ſchlug der Schloßſeiger ſchrillend die zehnte Stunde, da Wolf ſo viel Beſtürzung und Überraſchung bei dem Fußtritt zeigte, der ſich langſam, aber ſicher näherte. Und in der That pflegte Herr Balten dieſen Theil der Burg faſt nie zu betreten, ſeine Gemahlin hatte ihn bewohnt, auch deren Ebenbild, Siegmund, und gern vermied er es mit ſeinem Erbjunker in zu nahe häusliche Berührungen zu kommen. Dieſer hatte ſeine eignen Diener, lebte unabhängig, und, ſo lange er keines ſeiner Rechte antaſtete oder ein anderes verletzte, ließ ihn der Burgherr gewähren.

Jetzt pochte er an des Sohnes Thür. Der Forſtwart war faſt ſchon ein wenig zu weit vorgerückt im Taumel, um ſich bedeutend durch ſeine Erſcheinung ſtören zu laſſen. Jener aber empfing ihn angekleidet und mit geſpannter Frage nach dem Grund dieſes Beſuches auf dem Antlitz. „Warum ich komme?“ ſagte der Freiherr ohne beſondern Gruß und mit zuſammengezogener Stirn' — „weil ich außer bei'm Mahl deiner nicht anſichtig werde. Ich habe mit dir zu reden, Wolf, und auch mit Euch, Forſtwart; einen Seſſel!“ —

„Das iſt recht, ſtoßt ein Mal an,“ lallte Kolheinz, und hielt dem ernſten Burgherrn ein Glas entgegen, welches ihm Wolf ſogleich mit einem Blick des Vorwurfs aus der Hand nahm, Herr Balten aber ſagte: „Ihr ſeid zuweilen ſehr kühn, Forſtwart, und vergeßt Euren Stand. Mein Diener wartet, bis ich ihm einen Trunk biete. Überdem habe ich Urſach', unzufrieden mit Euch zu ſein, hoffe jedoch, daß wenn ihr in der That fähig geweſen ſein ſolltet, ein Bubenſtück auszuüben, mein Sohn Wolf ſeine adelige Hand nicht dazu geboten haben wird. Es iſt . . .“

Der Freiherr hielt mitten in ſeiner Rede inne, denn der ſeltſame ſchauerliche Hornruf aus der Höhe ertönte zum zweiten Male. „Das Feuerhorn,“ unterbrach er ſich. „Schon vernahm ich es, doch glaubte ich mich zu täuſchen. Es iſt des alten Werners Horn auf der Warte. In der Nachbarſchaft muß ein Brand ſein.“ Indem er dies ſagte, rief das Horn zum dritten Mal und wiederholt, lauter ſtets und gedehnter, vom hohen Burgthurm herab und Alle ſprangen von ihren Sitzen auf. „Kommt,“ fuhr Herr Balten fort, „und laßt uns ſehen, was es gibt; der Werner bläſ't ja wie toll. Das Feuer muß nahe ſein. Mein Verhör ſei bis morgen verſchoben.“ Damit verließ er eilends das Gemach und die übrigen mußten ihm folgen. Dem Junker war die Störung erwünſcht, der Forſtwart, der ihre Urſache noch nicht recht begriffen, trennte ſich ungern von ſeinen Weinkrügen, und Gockel ſprang luſtig mit den Hunden um die Wette ſeinen Gebietern voran, und war der Erſte unten im Hof; dieſer war indeſſen ſchnell lebendig geworden, ſo wie das ganze Innere der Burg, Alles lief durch einander mit der Frage, wo Feuer ſey. Knechte und Reiſige ſammelten ſich in beiden Höfen und das Lärmhorn auf dem Thurm tönte dazu ununterbrochen fort. Zu Vermehrung des Schreckens begann der Himmel ſich von allen Seiten zu röthen und zwar von, dem Anſchein nach, ſo naher Glut, daß man die Lohe zu ſehen glaubte; unten vom Berg herauf ertönte das Gebrüll von Stieren und Menſchengeſchrei, und Werner rief jetzt vom Thurm herab durch das Sprachrohr: Feuer in Neuhaus, Feuer im Stierhof — Feuer in allen Meierhöfen ringsum. Herr Balten beſaß deren viele, die am Fuß und in den Thalſchluchten des Berges gelegen waren, auf welchem der Hohenſtein prangte; in ihnen beſtand ſeine Landwirthſchaft, ſie machten einen nicht geringen Theil ſeines Beſitzthums aus, und mit Schrecken und Zorn vernahm er daher dieſe Kunde, von deren Wahrheit ihn ein Blick von einem der nächſten Söller überzeugte. Durch Unglück ohne Beiſpiel brannten alle Höfe zugleich, ertönte von allen Seiten daſſelbe Klag- und Mordgeſchrei, und der beſonnene Burgherr mußte ſeine Kräfte zuſammenfaſſen, um ruhig zu bleiben. Kein Gewitter donnerte am Himmel, deſſen Blitze gezündet haben könnten; in keiner Fehde war er begriffen; eine Räuberſchaar, welche einſt die Gegend unſicher machte, war zerſtreut und vernichtet; — was konnte geſchehen ſein? Indeſſen waffnete er ſich ſo ſchnell als möglich, verwies die wehklagende Schweſter, nebſt der Tochter barſch in ihr Gemach und eilte in den Hof, um die nöthigen Befehle zu geben; mit einem Theil der Burgmannen wollte er ſelbſt zur Hülfe hinaus, die übrigen ſollte Wolf und der Forſtwart anführen; die Feuerſpritze ward aufgefahren und die Sturmglocke des großen Thurmes angezogen, damit die Nachbarſchaft von nah und fern zu Hülfe eile. Aber während dieſer ſchnell getroffnen Anſtalten drängten ſich athemloſe, ſchreiende Weiber und Kinder durch das äußere Burgthor herein und ſanken erſchöpft zwiſchen den Reiſigen und Knechten nieder. Es waren die Weiber und Kinder der Meier auf den Wirthſchaftshöfen, welche ſich wehklagend um Herrn Balten drängten. „Bauern! Bauern!“ ſchrieen Einige, „nichts als Bauern! Sie brennen und ſengen und morden. Schließt das Thor, laßt die Brücke aufziehen, es iſt auf die Burg abgeſehen.“ Und zu gleicher Zeit tönte dumpf und ſchrecklich, wie eine Poſaune des Gericht's, Werner's Sprachrohr auf das Getöſe herab! „Horcht, Feuer geht auf in Sieman! Feuer in Schottenſtein! Feuer in Aharn!“

(Fortſ. folgt.)

Skizzen aus den Hanſeſtädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortſetzung.)

Man hätte ihn in aller Behaglichkeit todt geſchlagen. Es ging ſo weit, daß die Juden, als der Pöbel durch die Gaſſen raſete, kein Licht in ihren Wohnungen anzuzünden wagten. Sie hätten den Tod davon haben können. Und das war im September 1830 der Fall, und wir leben jetzt im Jahre 1835. Ich zweifele, daß ſich die Sache bedeutend geändert hat. Es iſt durchaus nicht angenehm, ein Jude in Hamburg zu ſein. In Moislingen und Haſtedt leben die Juden übrigens in Frieden. Die Bremer Intoleranz iſt nicht blutig, und die Lübecker Toleranz läßt die Juden ungeſtört in ihrem Moislingen, ſie iſt zu ſchwach, ſie in Lübeck einzuführen.—

In Bremen waltet der Pietismus vor, und er gibt den Grundton im Leben an. Wer für einen ehrlichen Mann gelten will, der muß fein demüthig über die Straße gehen, nicht mit Schauſpielern verkehren, gegen einen Senator beſcheiden ſein und ſeine Neujahrs-Rechnungen auf den Tag bezahlen. Thut er das Alles, ſo hat er Alles gethan, um für einen Ehrenmann zu gelten; und es kömmt nur darauf an, daß man ihn nicht durch evidente ſchlechte Handlungen des Gegentheils überführen kann. Solches war übrigens bei der Giftmiſcherin Gottfried der Fall. Sie war bekanntlich ſehr fromm und mild, leutſelig und wohlthätig, die liebenswürdigſte Giftmiſcherin von der Welt. Sie kannte den Krebsſchaden, woran Bremen leidet, und Dr. Dräſeke mußte deßhalb in der Kirche für die fromme Dulderin beten, wenn ihr ein Kind nach dem anderen dahin ſtarb. Die Gottfried aber rief: va banque! und ließ, als man im Publikum unruhig über die häufigen Todesfälle wurde, dieſen oder jenen Leichnam der Ihrigen öffnen, und die Ärzte ſprachen von einer ſporadiſchen Cholera. Wie hätten ſie, bei ſolch einer frommen Eliſabeth, an Gift denken können? Geſina Gottfried aber ging in die Kirche, und mordete darauf los. Hätte ihr Bruder im Senat geſeſſen, man würde ſie dann auch zum Tode verurtheilt haben, denn die Gerechtigkeit waltet ſtreng in Bremen; aber die Zeitungen würden hinzugefügt haben, die Gottfried gehöre einer angeſehenen Familie an. Einer angeſehenen Familie anzugehören, iſt ſehr viel in Bremen. Solche angeſehene Familien können dem Geſetze nicht vorgreifen, durchaus nicht, aber ſie lenken die öffentliche Meinung; denn der Bremer hat ganz beſonderen Reſpekt vor Allem, was angeſehen heißt. Wenn ein Angeſehener aus einer angeſehenen Familie den Kopf ſchüttelt über einen Unangeſehenen aus einer unangeſehenen Familie, ſo ſchüttelt die ganze angeſehene Familie, wie eine chineſiſche Pagode, den Kopf ihm nach, und man verurtheilt dieſen oder jenen in einer Theegeſellſchaft zum Tode. Solch ein Theewaſſer-Urtheil iſt ohne Berufung an ein höheres Forum; denn die öffentliche Meinung blickt nach der Theegeſellſchaft hin, und ſpricht gläubig: Amen! Da iſt man nun unerbittlich verloren, und ſelbſt, wenn man in der Kirche um Abſolution beten ließ, würde es Einem nichts helfen. Aber fein demüthig muß man ſein, die Legitimität der Angeſehenheit muß man anerkennen, an den Nepotismus muß man glauben, in die Kirche muß man gehen; nur auf ſeinem Zimmer darf man ausſchweifen, feſten Willen darf man nicht haben, wenn man nicht Geld hat, und — man geht ein in das Himmelreich der Unantaſtbarkeit, man iſt römiſch-bremiſcher Bürger und kann jedem Lumpen, z. B. Schauſpielern und ſonſtigen Vagabunden, hinter die Ohren ſchlagen, beſonders wenn man Doctor iſt. — Doctor! Herr Doctor! Der Name gilt viel in Bremen. Wenn man aus einer angeſehenen Familie und Dr. jur. iſt, ſo kann man ſogar in den Senat kommen.

Es gab eine Zeit in Bremen, in welcher die Dres. jur. oder med. vor ihrem Doctor das Prädikat: Herr, erhielten, nämlich in Amtsſachen. Andere Bürger wurden dagegen ſchlechtweg Hans oder Peter genannt, ohne Herr. Starb ein Dr. jur. oder med., ſo hieß es amtlich von ihm: „der ſelige Herr Doctor,“ von einem anderen Bürger aber: „weiland Hans oder Peter.“ Indeß lange vor der Julius-Revolution kam der Geiſt der Aufklärung über Bremen. Den Doctoren der Rechte und der Medicin wurde ihr Herr genommen, und acht Jahre darauf brach die Julius-Revolution aus. Leute jedoch, die von dem Gang der Dinge unterrichtet ſind, wiſſen ſehr wohl, daß der erſte Schritt dazu von den Bremern ausging. Der erſte Kampf des Volks gegen die Ariſtokratie fand in Bremen Statt, und die Doctoren müſſen jetzt für ihre Seligkeit etwas anderes thun, als das Doctor-Diplom vorzeigen. In ganz Bremen kann eingehen in die Freuden der Seligen. In Hamburg und Lübeck hat man den Doctoren den Herrn gelaſſen. Der Bocksbeutel ſteht in großem Anſehen in den Hanſeſtädten, und der Kampf um den Bocksbeutel iſt ein ernſter Kampf. Man glaube ja nicht, daß die Doctoren in Bremen ſo mir nichts, dir nichts den Herrn aufgegeben haben. Es iſt viel darüber hin und her diskutirt worden, ob das Verfahren des Senats, der den Doctoren ihren Herrn abſchnitt, ein legales, ein chriſtliches Verfahren ſei; indeß die Bürgerſchaft jubelte und die Sache ging durch. Das Reichskammergericht, ſeligen Andenkens, geſtand bekanntlich den Doctoren der Rechte, die Aſſeſſoren deſſelben waren, den Vorſitz vor den adeligen nicht promovirten Aſſeſſoren zu, und man mußte ſich herrenlos machen laſſen. Das Volk ſiegte. In Frankreich wird jeder freie Bürger von Amtswegen Herr genannt. Die Bremer, die bekanntlich ächte Republikaner ſind, hätten billiger Weiſe verlangen können, man ſolle ihnen allen den Herrn geben; aber das wäre eine zu ſtolze Forderung geweſen, eine Forderung gegen die Prädeſtination. Die freien Bremer wiſſen ſehr wohl, daß es Herren und Diener in der Welt geben muß, und ſie überlaſſen es dem lieben Herrgott, welchen er zum Herrn, welchen er zum Knecht machen will. Einem Herrn dient Alles in Bremen, und das iſt jener ängſtliche, kleinliche Philiſterismus, der da ſpricht: „Ik bin een Bremer Borger.“ Ach! es iſt ſo ſchön, wenn ein Philiſter, der einem Reiche angehört, welches ein Paar Meilen in der Runde mißt, an ſeine Heiligkeit glaubt, und ſolcher Philiſter gibt es 40,000 im bremiſchen Reiche, jeder von ihnen glaubt ſich ein Fürſt.

Gäbe es keine Schauſpieler in dieſen Hanſeſtädten, es gäbe Keinen, über welchen ſich die Preſſe frei äußern könnte. In Hamburg kann man — wie ich ſchon oben bemerkt — freilich alle Scandaloſen drucken laſſen, die ſich auf Privaten beziehen; indeß Alles mit dem Schein-Anſtande: es darf dabei kein Name genannt werden, damit man die Cenſur nicht injuriarum belangen kann. Bezeichnen darf man dergeſtalt, daß man den Bezeichneten mit Händen greifen kann; allein die Injurien per demonstrationem ſind ſchwer zu beweiſen, und die Cenſur denkt nichts Arges dabei, und läßt ſie durch.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

Muſik bei den Otaheitern. Bei religiöſen Feſten ſowie bei Tänzen der Otaheiter ſpielt die Trommel eine Hauptrolle (etwa wie in unſeren neueren Opern.) Die beinahe 8 Fuß hohe geweihte Trommel ſcholl ſonſt ſtets um Mitternacht an die Felſen der Thäler, das Echo wach rüttelnd, und mit dem Echo das Entſetzen in jedes harmloſen Schläfers Herzen, denn ihr Schall um Mitternacht verkündigte ſtets für den andern Tag ein feierliches Menſchenopfer, und keiner, der ſich des Abends zur Ruh' gelegt, wußte bis zum Augenblick der gräßlichen Entſcheidung, weſſen Scheitel der Sühne durch's Beil in der Prieſterhand verfallen ſei. — Zu Trompeten bedienten ſich die Prieſter, Herolde und Krieger auf der See einer oft einen Fuß langen Muſchel (von der Species der murex), welche nahe an ihrer Spitze auf der einen Seite ungefähr einen Zoll im Durchmeſſer durchbohrt war, in welcher Oeffnung ein ungefähr 3 Fuß langes Bambusrohr feſt und vermittelſt Harz-Kittes luftdicht eingefügt wurde; man blies auf dieſen eintönigen Muſcheltrompeten bei Prozeſſionen, Krönungsfeſten und andern feierlichen Gelegenheiten. — Die Otaheitiſche Flöte beſteht aus einem Bambusrohr, welches etwa einen Zoll im Durchmeſſer hat und zwölf oder achtzehn Zoll in der Länge; man bläſ't ſie mit den Naſenlöchern. — Die Geſänge der Otaheiter ſind faſt durchgehends hiſtoriſche Volkslieder, worin ſie die Thaten ihrer Helden-Häuptlinge ſowie Göttersagen feiern, und zwar meiſtens öffentlich und mit Mimik, ſo daß ſie zugleich das Anſehen von dramatiſchen Beluſtigungen gewinnen, (ähnlich dem Beginne der griechiſchen Bühne, und manchen Gattungen der indiſchen Monodramen).

Der Kaffee-Verbrauch in den vorzüglichſten Staaten der civiliſirten Welt beläuft ſich auf 127,000 Tonnen. Großbritannien conſumirt davon ungefähr 10,000, Frankreich 20,000, Niederland 40,000, Spanien und Portugal 10,000, Deutſchland und Skandinavien 32,000, die Vereinigten Staaten 15,000. — Zu dieſer ungeheuren Maſſe Kaffees liefert das britiſche Weſtindien nicht mehr als 30,000,000 Pfund oder 13,392 Tonnen, während Java allein an 20,000, Cuba 15,000, St. Domingo 16,000 Tonnen erzeugt; die Holländiſchen Colonien in Weſtindien liefern 5000, die Franzöſiſchen 8000, aus Braſilien und den ſpaniſchen Beſitzthümern gewinnt man 32,000.

Religiöſe Meinungen und Gebräuche auf den Südſee-inſeln. Wie die Iſraeliten ihre Bundeslade, als heiliges Palladium allenthalben, ſelbſt wenn ſie auf's Schlachtfeld zogen, mit ſich führten, ſo trugen auch die Südſee-inſulaner ſtets die Idole einiger günſtiger Gottheiten in den Kampf, im feſten Vertrauen, daß ihnen unter ſolchem Schutz der Sieg nicht treulos werden könnte. Bei kriegeriſchen See-Abentheuern durfte der heilige Kahn, der Vaatii, nie fehlen, welcher ſich vor allen übrigen Canoes durch Größe, Zierlichkeit, Schnitzwerk und bunten Federſchmuck auszeichnete und unter eigenen kleinen Tempeldächern das Bild des Gottes bewahrte. — Die Prieſterſchaft hatte, wie allenthalben, ſo auch über die Südſee-inſulaner ihre unſichtbaren Waffe, den Tabu, den Kirchenbann, der ganze Provinzen ſowie einzelne Individuen ebenſo niederdonnerte, wie weiland Excommunikation und Interdict; es gab vor dem Tabu keinen anderen Schutz mehr, als Unterwerfung des gebannten Gottloſen unter die Gnade der geiſtlichen Gewalt. — Bei den Bewohnern der Goldküſte (Afrika) beſteht ein eigener Cultus des Haifiſches, welcher ſich ſo ungeheuren Reſpekt verſchaffte, daß die gläubigen Goldküſtler es ſich zur höchſten Ehre anrechnen, von einem Haifiſch geſpeiſ't zu werden, deſſen Rachen ihnen als die Pforte zur ewigen Seligkeit erſcheint. Die Südſee-inſulaner hegen eine ähnliche hohe Meinung und religiöſe Ehrfurcht gegen den blauen Hai, dem in eigenen Tempeln eine geſonderte Prieſterſchaft zugetheilt iſt, und um deſſen Huld ſich die Fiſcher ſowie alle, die ihre Lebensweiſe auf die See führt, durch Opfer und Devotion bewerben. Gleichfalls göttliche Verehrung genießt die Schildkröte; niemand, außer Königen und Prieſtern darf ſich erdreiſten, einen Biſſen ihres beim Opferfeuer geſchmorten Fleiſches zu genießen, wovon der größte Theil dem Idol dargebracht wird. — Ein eigenes Kapitel des Südſeeiſchen Katechismus, an welchem die St. Simoniſten, als Apoſtel des freien Weibes, vielleicht manches zu reformiren gehabt hätten, betraf die Diät der Südſeedamen, denen die Religion nicht blos verbot, von den Gerichten, an denen ſich ihre Ehegatten gütlich thaten, Theil zu nehmen, ſondern ſelbſt auferlegte, mit dieſen nicht an derſelben Tafel zu ſpeiſen, ja ſogar, ihre Mahlzeiten nicht an demſelben Feuer zu kochen; und dieſe religiöſe Tyrannei betraf nicht blos die verehlichten Damen, ſondern erſtreckte ſich auf das ganze ſchöne Geſchlecht; ſelbſt die Körbe, welche den Proviant für die Herren der Schöpfung enthielten, wurden durch weibliche Berührung als befleckt und entweiht betrachtet; die Frauen mußten geſonderte kleine Hütten bewohnen. — An hohen Götterfeſten feierte man öffentliche religiöſe Spiele und Wettkämpfe, zu welchen die Ringer ihre Glieder mit Oel ſalbten; zum Wettlauf erſchienen die Renner mit einem feſt um die Lenden geſchlungenen Gürtel, mit Blumenkränzen um die Schläfe, und einem turbanähnlich um's Haupt geſchlungenen leichten Stoff; — bei ruhiger See veranſtaltete man Wettrennen in Canoes, neunzig bis hundert an der Zahl, die ſich in gerader Linie längs der Küſte aufſtellten, um bei'm erſten Zeichen den Auslauf zu beginnen. War das Signal einmal gegeben, ſo entwickelte ſich unter Kriegsgeſchrei und Anrufung der Götter ein Schauſpiel des erbittertſten Kampfes, wechſelnd von Moment zu Moment, mit allen Kriegsliſten, mit aller Taktik durchgeführt, zuweilen durch die blitzſchnell durcheinander wirrenden Evolutionen wahrhaft phantaſtiſch anzuſchauen. Eine andere Gattung von gottesdienſtlichen Spielen war das Bogenſchießen, wobei die Waffen des Schützen geweiht wurden, und man nicht nach einem beſtimmten Ziele ſchoß, ſondern es ſich nur um Erprobung der größeren Leibeskraft handelte; der Schütze ſtand dann auf einem ungefähr drei oder vier Fuß hohen dreieckigen, auf der einen Seite converen Steinhaufen, der gleichfalls als geweiht betrachtet wurde. Ein beliebter Wettkampf war auch das Speerwerfen, welches noch größere Gelenkigkeit und Kraft forderte; in dieſen Kämpfen ſtanden ſich gemeiniglich zwei ganze Volksklaſſen gegenüber. Das Lieblingsſpiel der Nation war der Hahnenkampf.

Humanität. Einer der edelſten Vereine unter den zahlloſen Aſſociationen in Paris iſt die Geſellſchaft zur Aufſicht, Beſſerung und Beſchirmung der aus Strafanſtalten entlaſſenen Jugend. Das Sekretairiats-Büreau der Geſellſchaft befindet ſich in der Rue chanoinesse No. 12, wo Subſcriptionen zu genanntem Zwecke aufliegen. Vor Begründung dieſer Geſellſchaft waren die Strafanſtalten und ſogenannten Beſſerungshäuſer, in welchen ſich junge Leute um leichter Vergehen willen befanden, wahre Schulen der Verderbniß, worin bloß für die Bagno's üppig wuchernder Nachwuchs gehegt und gepflegt ward. Durch die menſchenfreundlichen Bemühungen der erwähnten Geſellſchaft, welche die jungen Gefangenen mit paſſender Arbeit beſchäftigt und unter ſtrenger ſittlicher Aufſicht hält, ſind ſeit zwei Jahren mehr als 1500 aus den Strafanſtalten entlaſſene junge Leute, welche von jenem Vereine geiſtig und ſittlich adoptirt wurden, der menſchlichen Geſellſchaft als beſſere Bürger gleichſam wiedergeboren worden. — Die franzöſiſche Geſellſchaft zur „Aufhebung der Sclaverei" iſt endlich völlig conſtituirt. Die Stifter derſelben ſind die HH. de Broglie, Paſſy, Odilon-Barrot, A. de Laborde, Iſambert, G. La Rochefoucauld, de Tracy, Baron Roger, de Mornay, G. Lafayette, Golbery, Remuſat, Luterot, de Villevesque, Salverte, de Sade, Lamartine, Berville, Montrol und Admiral Verhuel.

Frühe Heirathen in Columbien. Nach der Verſicherung eines neueren Reiſenden iſt es in Mantuana nichts ungewöhnliches, junge Leute, die eben erſt aus den Schulen treten, als Bräutigame und Ehemänner zu ſehen. Die Familien behandeln die Vermählungen ihrer Kinder auf dem alten Comödienwege als eine Art von Geſchäft, wobei Rang, Vermögen und Familienverhältniſſe die Hauptrollen ſpielen und die zukünftigen Eheleute — die Handlanger und Statiſten. Sind die Aeltern wechſelſeitig in's Reine gekommen, ſo holt man die etwa zwölfjährige Braut aus ihrer Penſion, und den ſechszehnjährigen Bräutigam aus ſeiner Schule und läßt ſie als Eheleute zuſammen aufwachſen. Häufig trifft man ein Ehepaar, welches zuſammen nur dreißig Jahre zählt, oder eine achtzehnjährige Hausfrau, welche bereits ſieben lebendige Kinder um ſich verſammelt, oder eine Dame von 27 Jahren, deren ſechszehnjährige Tochter eher ihre jüngere Schweſter ſcheint.

Reiſen. Die auf dem „Aſtrolab" von Dumont d'Urville in den Jahren 1826—29 unternommene Weltumſegelung, welche die Auffindung von Spuren la Perouſe's zum Zwecke hatte, iſt jetzt völlig beendigt; letztere fand man auf der Inſel Vanikoro. Die Ausbeute dieſer Reiſe iſt überdies eine Maſſe von intereſſanten Notizen über Sitten und Gebräuche der verſchiedenen Völkerſchaften, welche die Inſeln des ſtillen Oceans bewohnen. Mehr als ein Mal beſtand die Expedition Abentheuer, wie kaum die Einbildungskraft eines Mährchenerzählers ſie erſinnen mag, und Fährlichkeiten, bei welchen die Rettung durch eine höhere Hand als die eines bloßen Deus ex machina den Gedanken bekräftigt, daß die Zeit der Wunder nicht vorüber iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 20. 1835.

77

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 23. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

„Feuer .... verdammter Rabe!“ ſchrie Ritter Balten hinauf, mit dem Fuß ſtampfend, — „Feuer auf deinen Kopf! Iſt denn der jüngſte Tag gekommen?“ Ein Mädchen aber ſtürzte aus dem Hauſe, warf ſich ihm zu Füßen und umklammerte ſeine Kniee! „Laßt mich tödten!“ rief ſie, „geſtrenger Herr, der arme Konrad kommt! Die Leichenfeuer der Urfräle brennen; — ich wußte es wohl, ich wußte es wohl! —“

„Tolle!“ rief Herr Balten außer ſich, „was ſoll dein Eulengeſang? Hinab mit dir in's Verließ! Warum biſt du noch nicht dort?“ damit ſchleuderte er ſie weg, und das halb ohnmächtige Bärbchen würde heftig gegen den Boden gefallen ſein, wenn nicht ein paar Arme ſie aufgehalten hätten. „Komm, komm,“ flüſterte ihr eine dünne, ſeltſam bewegte Stimme zu, „ich verſtehe dich, ich kenne dich wohl. Ha! ha! mein Dirnlein, deine Urfräle hat einen großen Trauerſaal. Das Land iſt ſein Boden und der Himmel ſeine Decke und die Kerzen, welche d'ran brennen, ſind ſchlanke, runde Burgthürme, wie unſrer da. — Komm, komm!“ Der kleine Mann zog ſie fort durch das Gedränge, es war der Narr. Indeſſen ſtürzte alles nach dem äußern Hof, dem Burgthor, auf die Warten und Wälle und das Geſchrei wurde immer allgemeiner, daß zahlloſe Schaaren den Berg umzingelten und gegen das Schloß heran rückten. — Aber, wer waren dieſe Schaaren, wo kamen ſie her — wuchſen ſie aus dem Boden? „Die Bauern!“ heulte es in allen Winkeln der Burg, „der arme Konrad iſt da!“ Todtenblaß irrte der Forſtwart umher, ein unheimlicher Schauder griff mit eiskalter Hand in die ſelige Vergeſſenheit ſeines Rauſches und er hörte die Befehle kaum, die ſein Freund: der Junker und deſſen Vater ihm zuriefen. Auch Wolf's Auge glühte düſter und unſicher; er ſtieß wild um ſich und trat einem ſeiner geſchätzteſten Hunde, welcher im Wege ſaß und zu dem allgemeinen Getöſe, dem Rufen und Schreien, dem Hörnerſchall und dem Geläute der Sturmglocken, ſein jämmerliches Geheul beifügte, ſo ſtark in die Rippen, daß das Thier ſogleich und für immer verſtummte. Indeſſen wurde die Zugbrücke aufgezogen, das Thor verſchloſſen, Mannſchaft mit Hakenbüchſen auf den Wällen vertheilt und diejenigen Vertheidigungsmaßregeln getroffen, die in der Eile thunlich waren. Mehrere ganz in der Nähe fallende Schüſſe und ein Feuermeer von Fackeln, welches durch den Wald herauf drang, verkündete die Annäherung des Feindes. Zahlloſe, dunkle Geſtalten von den brennenden Kienäſten, Balken und Stämmen, welche ſie in den Händen ſchwangen, gluthroth angeſtrahlt und bewaffnet mit Äxten, Lanzen, Heugabeln, alten Schwertern und dergleichen klemmen aus der Tiefe herauf und zeigten ihre entflammten Geſichter jenſeits des Wall's den Reiſigen von Hohenſtein, welche eine Schaar von Teufeln zu erblicken glaubten. Auch kleine Fähnlein mit verſchiednen Abzeichen wurden ſichtbar. —

„Halloh! Halloh, ihr Burgmannen,“ übertönte eine mächtige Stimme die übrigen, und ein großer Mann trat aus dem Haufen hervor. „Laßt die Brücke nieder, öffnet Thor und Pforte, die chriſtlichen Brüder ſind da; der arme Konrad iſt da. Wir bringen euch das reine Evangelium, Friede und Freiheit, ſo ihr uns in Gutem einlaßt. Aber Tod und Verderben im Gegentheil!“

„Herr Gott!“ ſagte der Knecht Schnabel zitternd zu ſeinem Gefährten Zieling auf dem Walle. „Den Schlagtodt kenne ich; es iſt der große Linhard aus meinem Dorf. Und dort noch Einer — der Hans Schnabel vor Gernſtadt, und wieder Einer, der Jacob Schöll — der Baſtian Spieß! Herr, mein Heiland! faſt lauter Burſche aus den Dörfern!“

„Schauſt auch den,“ erwiederte Zieling, „nicht, viel muthiger, der da am Rand hingeht und den Graben mit den Augen mißt. Sie hatten ihn unlängſt am Pfahle hier, und der Bube ſtieß uns hart zuſammen, da er zum Teufel lief! Von dem verſehe ich mir nichts Gutes, — kömmt er herein.“

Der große Linhard fuhr in ſeinen Aufforderungen fort, worin er bald von Dieſem bald von Jenem ſeiner Gefährten unterſtützt ward; da aber keine Antwort darauf erfolgte, verlangte man den Burgherrn ſelbſt zu ſprechen. Herr Valten, dem ſolches gemeldet ward, konnte ſich lange nicht entſchließen, ſich ſo weit herab zu laſſen, daß er eine Unterhandlung mit dem tollen Bauernſchwarm pflege, wie er den empörten Haufen nannte; er kannte recht wohl die Stärke ſeiner Wälle, die Tiefe ſeiner Gräben und war überzeugt, dieſer ſträfliche Tumult ſei nichts, als der augenblickliche Wahnſinn einiger trunkenen Burſche aus den Dorfſchenken, die mit dem Anbruch des Tages und mit dem Verfliegen ihres Rauſches von ſelbſt von ihrem heilloſen Beginnen zurückſchrecken, vor der verdienten Strafe zittern und keinen Ort finden würden, der tief genug wäre, ſie zu verbergen. Aber auch in dem Fall, daß ſie wirklich frech genug wären, länger vor dem Schloß liegen zu bleiben, ſo müßte ihm ja des baldigſten Hülfe von Außen kommen. Es hauſ'ten der Adeligen ſo viele in der Nähe; der churfürſtliche Pfleger auf der Veſte Coburg, Herr Hans von Schaumburg, war ſein Freund, wenige Mannſchaft gegen das Geſindel abgeſendet, mußte ja daſſelbe, furchtſam, knechtiſch wie es war, ſchnell zu Paaren treiben. Mit dieſen und ähnlichen Gründen beruhigte er ſich ſelbſt und Fräulein Brigitten, welche gefaßt, aber mit heimlich bebenden Händen werthvolle Gegenſtände zuſammenzug, einkiſtete, verbarg, während Hildegardis die Zuverſicht ihres Vaters theilte. Endlich ließ ſich dieſer bewegen, dem Verlangen der Bauern ſein Ohr zu leihen. Er begab ſich nach dem äußern Hof, beſtieg, von ſeinem Sohn und einigen Reiſigen begleitet, die kleine Warte oberhalb des Thores und trat auf den Söller hinaus. Seine Erſcheinung brachte eine augenblickliche Stille unter dem ungeduldig lärmenden Haufen hervor. „Was wollt Ihr?“ fragte er mit lauter Stimme barſch hinüber. „Einlaß! Einlaß!“ ward ihm entgegen gerufen. „Junker nimm das reine Evangelium an, das wir bringen! Werde ein Mitbruder des armen Konrads, wie unſer Bund ſich nennt. Schwöre auf die zwölf Artikel und ſchaffe Zehnten und Frohnden ab. Wir wollen nicht mehr deine Laſtthiere ſein, — kein Junker ſoll uns mehr ſchinden! — Wir wollen…“

Herr Valten ließ den großen Linhard nicht ausreden. Der Zorn über ein ſo ſchnödes, willkührliches, allem Rechtsbegriffe widerſprechendes Verfahren überwältigte ihn. „Straßenräuber! Mordbrenner!“ ſchrie er dazwiſchen. „Aufwiegleriſches Geſindel, du willſt mir vorſchreiben? Die Ordnung der Welt ſollte ſich umkehren und ich, ein Edelmann und Lehnsherr, nach Euerem gottloſen Willen thun? Das geſchehe nimmer. Seht die Bäume dieſes Forſtes an, ein jeder ſoll ein Galgen werden für Euch, ſo Ihr nicht auf der Stelle reumüthig umkehrt, und Euer tolles Unternehmen verflucht. Warum ſengt und brennt Ihr in meinen Höfen? Weh euch und euern Weibern und Kindern, wenn großer Schaden geſchehen iſt. Euere Hütten ſollen's mir entgelten, jeder Stall, den Ihr verbrannt, ſoll Euch ein Dorf koſten!“ Damit wandte er ſich ab und kehrte in das Innere zurück; zu gleicher Zeit aber erhob ſich ein dumpfes Gemurmel, welches rings um die Burg lief und bald in ein tobendes Kriegsgeſchrei ausartete. Es war jetzt an kein Aufhalten mehr von Seiten der Anführer zu denken. Auch hatten die Bauern ſchon zu Vieles gethan, um auf halbem Wege ſtehen zu bleiben oder gar umzukehren. Die letzte Drohung Herrn Valtens goß Öl in die Flammen. Ganze Schaaren ſtürzten, der Tiefe der Gräben ungeachtet in dieſelben hinab, Andere klommen auf bereitgehaltenen Leitern oder an Stricken und Seilen vorſichtiger hinunter, den Kugeln trotzend, welche die Hakenſchützen auf den Wällen ihnen jetzt entgegen ſandten. Das Geſchrei und der Fall einzelner Verwundeter vermehrten die Wuth der übrigen und ein Sturmlaufen gegen die Wälle begann, das an Heftigkeit ſeines Gleichen ſuchte. — Es wurde zwar an verſchiednen Orten und zu wiederholten Malen zurück geſchlagen, aber immer von Neuem und mit immer vergrößerter Erbitterung und Gewalt wieder verſucht. Auch die Belagerer hatten einiges Feuergewehr, das ſie zu gebrauchen verſtanden, und hier und da ſanken Burgleute, von Kugeln durchbohrt auf den Wällen. Die Zahl der Mannen und Reiſigen war nur gering und ihre Neigung, Opfer der Treue gegen ihren Herrn zu werden, faſt noch geringer. In der That ſchwebte die Burg in Gefahr. Keine Hülfe von Außen erſchien; weder der churfürſtliche Pfleger, noch die benachbarten Adligen ſendeten auch nur Einen Mann, ſei es, daß der Erſtere fürchtete, es mit dem aufgereizten Volk zu verderben, und daß die Anderen vollauf zu thun hatten, ihre eignen Schlöſſer zu retten oder darum zu kämpfen. Herr Valten harrte vergebens auf den befreundeten Trompetenruf anrückender Reiter.

So ſtanden die Sachen, Mitternacht war da und noch nichts entſchieden. In Fräulein Brigittens Kämmerlein ſah es trübſelig aus. Sie ſelbſt war beſchäftigt, ihre Salbenbüchslein zu öffnen, Wundpflaſter zu ſtreichen, Kräuter auszuſuchen und Heiltränke zu bereiten, wobei ſie jedoch nur mühſam ihre Faſſung behielt und das Zittern ihrer Glieder nicht verbergen konnte. Bärbchen und Gokel gingen ihr dabei zur Hand; der Letztere hatte das Mädchen dem Zorn des Ritters entzogen und es hierher geflüchtet, wo es allerdings am ſicherſten war. Hildegardis mit Hülfe Paters Reinhardts pflegte indeſſen im Nebengemach der Verwundeten, die man dort hinein ſchaffte; ach ſie hatte erſt vor wenigen Stunden eines ganz anderen, freundlicheren Geſchäftes hier gepflogen! Die Harfe lehnte noch am Stuhl, jetzt war ſie verſtummt und ſtatt der feierlichen Melodie, von welcher ihre Saiten noch zu beben ſchienen, hörte man jetzt das Knallen der Schüſſe, das Geſchrei der Stürmenden! (Fortſ. folgt)

Skizzen aus den Hanſeſtädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortſetzung.)

Die Frankfurter Preſſe verhalt ſich zu der der freien Hanſeſtadte, wie England zu Tripolis. Die Gedankenfreiheit gilt dort nur Etwas als Gedankenfreiheit. Will ſie ſich ausſprechen, ſie muß Zoll über Zoll zahlen. Man kennt ſie in den Zeitungen nicht wieder, die Cenſur verfährt zu grauſam mit ihr. Indeß gab es im Jahre 1827 einen Cenſor in Bremen, der die Grundſätze der Freundſchaft und des freien Eintritts in das Theater anerkannte. Die Theaterdirektion hieß einen Schauſpieler gehen, den das Publikum gern ſah. Ich wollte Herrn Bethmann in einem öffentlichen Blatte auffordern, den Mann dem Theater zu erhalten; allein der Cenſor ſtrich die Aufforderung ganz und gar. Ich hätte hier an die Ober-Cenſurbehörde appelliren können; jedoch ob eines ſolchen Frevels würden alle Theegeſellſchaften des Todes geweſen ſein. Ja, ich ich mußte ſchweigen, — ich ſchwieg; ich beugte mich vor der Freundſchaft im Staube. Hätte ich es nicht gethan, ich würde nie und nimmer eine Armen-Curatel am Untergerichte bekommen haben; denn der Cenſor war auch Beiſitzer des Untergerichts, und vergab alle Curatelen uber Nachlaſſe unter 300 Thalern, zu denen die Erben nicht bekannt waren. Ich aber war der Zeit Advokat in Bremen. Der arme Schauſpieler mußte gehen; denn eine Nachlaß-Curatel von 300 Thalern wirft, nach dem gewöhnlichen Gerichts-Schlendrian in Bremen, dem Curator vielleicht 100 Thaler ab. Hundert Thaler, meine Angehörigen, der Cenſor, die Theegeſellſchaften, — ein Schauſpieler dagegen. Ich war ſchwach: ich appellirte nicht.

Wie die drei freien Hanſeſtadte von Außen ausſehen? Eduard Duller ſchrieb eine Ballade: „die Krone des Elends," und Wyttenbach, ein Maler aus Trier, der jetzt in München iſt, zeigte mir, nachdem wir im Gaſthofe zum „Schwan" in Frankfurt durch ein Paar Flaſchen Nierenſteiner in eine lyriſche Stimmung verſetzt worden waren, eine Skizze zu dem Gedichte. Ein König, die Krone auf dem Haupte, zu ſeiner Seite zwei weinende Töchter, ſitzt in lear'ſcher Verzweiflung in einer Felſengrotte; ein greiſer König, ein gram- und ſchmerzvoller. So ſieht Lübeck für denjenigen von Außen aus, der Poeſie hat. Die mächtige Hanſa, der alte Bröms, Guſtav Waſa, der lübeckiſche Schöffenſtuhl, das lübeckiſche Stadtrecht, die lübeckiſche Flotte, das mächtige, weltumfaſſende Lübeck; und jetzt das Lübeck mit aller ſeiner ſteinernen Herrlichkeit, mit ſeiner prachtvollen Marienkirche, mit dem Rathhauſe, dem beſchnittenen Handel, den ruſſiſchen Dampfböten, die Petersburg und Lübeck verbinden, dem weitberühmten Schweinsbraten, der Dorſchſauce, dem Travemünder Seebade. Und doch iſt Lübeck eine königliche Stadt. Die Thürme der Marienkirche, die weit in das Land hineinlugenden, ſie dünken mir das weiße, geſpenſtige Lockenhaar des alten trauernden Lear, der ſeine Kinder, ſein Hamburg, ſein Bremen mächtig gemacht, den ſeine Kinder verſtoßen. Was wäre jetzt Lübeck, ohne die „Alexandra" und den „Nicolai," die beiden mächtigen Dampfböte, die ſo viel Leben bringen in die freie Hanſeſtadt, ſo viele Excellenzen und Grafen und Barone, ſo viel Gold! — Das Hotel du Nord, der ſchönſte Gaſthof in Lübeck, verdankt der Dampfſchifffahrt ſein Daſein, und ohne Petersburg würde Lübeck nur Lübeck ſein. Und Lübeck iſt arm und dürftig; die Franzoſen haben 1806 aufgeräumt, die Schlacht bei Jena war das Schwanenlied des mächtigen Hauptes der Hanſa. Aber Lübeck iſt human und leutſelig, wie ein König im Unglück. Es ſteht, einſam trauernd, auf dem alten Fleck; der Heiligenſchein iſt von ſeinem Haupte gewichen, über ſeinem Schmerz iſt es von Neuem Frühling geworden, und ein freundliches, geſelliges, einfach-herzliches Blumenleben iſt auf dem Grabe emporgeblüht. Die Denkſteine der alten Herrlichkeit ſind verwittert, aber das Epheu des Gedächtniſſes hält ſie umſchlungen. Lübeck, das alte prächtige Stammſchloß der Hanſa, iſt eine ſchöne ſommerliche Villa geworden. Die Eigenthümer ſehen in dieſer Villa nicht ihre Welt, aber ſie halten ſie lieb, als wohnliche Wohnung, mit einem herrlichen Antikenſaal erhebender Erinnerungen. — Bremen liegt in einer großen Sandwüſte, und der Braunkohl Bremens, den man nirgends anders in der Güte findet, umkränzt es, wenn der Winter ſein Leichentuch ausgebreitet. Bremen iſt groß und weit ausgedehnt, nicht hehr, nicht erhaben, aber wohlhabend, reich, und es hat vielleicht den größten Tabackshandel auf dem Continente. — Hamburg liegt an der Elbe, da, wo ſie, in der Nähe der Nordſee, noch ein Mal lacht, wie oberhalb Dresden, in der ſächſiſchen Schweiz. Sie will Abſchied nehmen von der Erde und mit dem Meere die Hochzeit feiern. Darum lacht ſie holdverſchämt mit Thränen in den Augen, wie eine junge Braut. Die grünen, hügelumſäumten Elbufer bilden den Brautkranz, und Hamburg, die reiche, üppige Handelsſtadt, iſt der Demant der Brautkrone. Er iſt durch viele Hande gegangen, und häufig verarbeitet worden, aber an ſeinem Werthe hat er nichts verloren. Er glänzt und flimmert in bunter Pracht hinter dem Maſtenwalde des Hafens hervor, in Villen und Gärten eingefaßt, an Venedig mahnend und die Lagunen. Ein Herz ſchlägt nicht in der Bruſt des Demanten, aber Hamburg hat ein ſchönes, human eingerichtetes Krankenhaus, ein Krankenhaus, wie es kein zweites in Deutſchland gibt. Hamburg ſelbſt, ach, — Hamburg ſelbſt iſt auch nur — ein Krankenhaus. Ich meine nicht, der phyſiſchen Luft wegen. Die gibt freilich der Cholera-Luft nichts nach; denn wie die Cholera mit ihrem Gifte nach Hamburg kam, da ſprachen die Ärzte: die kennen wir ſchon, ſie iſt beinahe eben ſo giftduftig, wie die Luft in Hamburg, den ächten Hamburger wird ſie wenig inkommodiren, — und die Cholera richtete wirklich wenig Verheerung in Hamburg an; die

Hamburger waren ſchon an ſie gewöhnt. Ich denke bei dem großen Krankenhauſe an die geiſtige Luft, und die iſt Stickluft, tollere Luft, als die im Krankenhauſe zu Hamburg.

(Fortſetzung folgt.)

Malicen.

Von

O. L. B. Wolff.

1.

Was iſt das deutſche Publikum?
Ein tauſendköpfig Ungeheuer;
Oft ſieht es alles G'rade krumm,
Und wohlfeil iſt ihm noch zu theuer.

Was iſt das deutſche Publikum?
Ein Fluß, der ſtets ſich muß ergießen;
Mit dem das Beſte ſelbſt muß zum
Weltmeere des Vergeſſens fließen.

Was iſt das deutſche Publikum?
Ein Kind, das Neues ſtets verlangt,
Und dem doch ſelber wiederum
Stets vor dem guten Neuen bangt.

Was iſt das deutſche Publikum?
Wer führet eigentlich die Leitung?
Iſt's Brockhaus's Repertorium,
Wie, oder gar die Abendzeitung?

Hat es in Schilda oder Wien
Die Reſidenz jetzt aufgeſchlagen?
Man könnte, dächt' ich, in Berlin
Darüber die Cenſur befragen.

Fragt ein Chineſe mich darum,
So würd' ich lächelnd zu ihm ſagen
Es iſt das deutſche Publikum,
In Deutſchland ſelbſt nicht zu erfragen.

Doch ſpräch ich, fragte mich darum
Ein Gallier oder Britte irgends:
Es iſt das deutſche Publikum
Der alte Überall und Nirgends.

Theater-Arabesken.

III. Volk und Publikum. Schriftſteller, Intendanten und Skorpione.

Der Sprachſchatz des deutſchen Komödiantenweſens wimmelt von burlesken Hieroglyphen, wie Aegypten von Sphinxen; die techniſchen Ausdrücke der Schauſpieler, wenn ſie von ihren Oſymandiasgräbern und „Barbierſtuben“ (Direktionsbüreaux), von ihren Memnonien und „Meerſchweinchen,“ von Pumpen und Kneifen, von Erkneifereien und Schnittchen, vom Tragiren und dergleichen reden, präſentiren ſich den Augen des Nicht-Myſten, wie verſteinerte, aber tönende Grenadiere einer vorſündfluthlichen Zeit. Doch in jenem Kleinetui von Narretheien und Flittern ſteckt ein ſilberner Pfeil, eine 18löthige Ironie: der ächte Theſpiskutſcher, der nämlich die Welt erfahren und durchfahren hat, wird nie den ſimplen Singular: Publikum, ſondern ſtets den von oben herablorgnettirenden Plural: Publikümer gebrauchen, ſo oft er von jener pluralköpfigen Hydra ſpricht, deren Füße und Stöcke im Parterre wurzeln, deren Scheitel an die bemalte Himmelswölbung der paradieſiſchen Gallerie ſtreifen.

Sieh, deutſches Volk, das biſt du; man könnte einen Holzſchnitt nicht beſſer in Bleigüſſen abklatſchen, als dich, klatſchende Menge, durch deine Pluralität. Ja, du beſtehſt aus nichts als Publikümern, du exiſtirſt gar nicht, du bildeſt dir nur ein, zu exiſtiren, du lebſt blos als eine Art von Begriffen, von denen du ſelbſt keinen Begriff haſt. Deßhalb muß man Nachſicht mit dir haben und kann dir deine Abnormitäten nicht anrechnen; ein Begriff, blos als Begriff, iſt ja nicht zurechnungsfähig. Glückliche Publikümer!

Still, Übermuth: Nein, nein, deutſches Volk, komm' heran, klag' an, armes mißhandeltes ganzes Publikum, du haſt dein heiliges Recht gegen deine geiſtigen Tribune einzutreiben, erhebe Rechenſchaft von ihnen, die, ſtatt die Souverainität deines Geiſtes zu vertreten, zu ſchmutzigen Lictoren der Mode, des Eigennutzes wurden, an die ſie dich verriethen. Armes deutſches Publikum! Es iſt ſo weit mit dir gekommen, daß du wirklich am Lumpacivagabundus bereits Gefallen findeſt, wie dem Eckenſteher dich befreundeſt, in Herrn-von-Holbein'ſchen Todtentänzen mitſpringſt, als würdeſt du dafür bezahlt und bezahlteſt nicht ſelbſt den Hunger dieſer literariſchen Vagabunden, Eckenſteher und Lohnlakaien. — Doch ſo lang du's duldeſt, haben die [illegible] recht.

Armes Aggregat von Publikümern, ich ſehe nur eine unſichtbare Kette, die deine, mehr aus Gleichgültigkeit zerfallenden als widerhaarig ſich abſtoßenden Molecülen noch zur Noth zuſammenhält; — aber es iſt eben eine Kette; der Schein einer Gemeinſamkeit wird dir blos durch ein gemeinſames Joch erhalten, durch das Joch der Gemeinheit, in welcher deine Bühnenherrſcher einen gemeinſamen Sammel- und Berührungspunkt finden. Die Bühne ſoll dich — (nicht etwa pedantiſch im Kanzelton und mit Reflexionen abpoliren, —) wie Alpenluft erkräftigen, das Tragiſche ſoll dich zum Atlas machen, der tragen kann und im Leid erſt recht ſich als Titanen zeigt, der Humor, die uralte ewigjunge Ironie der Welt- und Stubengeſchichte ſoll dich wie der Adler den Ganymed hinaufflügeln, damit du es unbegreiflich findeſt, wie man an dieſem Schlamme unten Gefallen finden kann; — das ſoll dir werden, das kannſt du fordern: und was wird dir? Statt der Tragödie — der Bocksgeſang, ſtatt der Komödie — die ſchmutzige Hefeſchminke! Bedanke dich bei Raupach, der Birch, dem Herren von Holbein, dem Herrn von Holtei. — Das ſind die Repräſentanten des deutſchen Drama's! Dieſe Oligarchie hat es beſchworen, wie Hannibal die Römer, alle Gedanken, Väter von Thaten, auszutilgen; bei ſich ſelbſt machten ſie ſelbſtmörderiſch den Anfang und es koſtete ihnen (mit Ausnahme Raupach's, der zu was Beſſer'm geboren war) wahrlich wenig Mühe. — Bedanke dich, armes Publikum, bei den Helfershelfern, Kalinske's und Ladendienern dieſer Oligarchie, bei den [illegible] Intendanten und Theaterdirektoren, wie ſie auch heißen mögen, deren Gott ein „Schnittchen,“ deren Baphomet höchſtens irgend ein Phönix von einem Autor oder Componiſten iſt, ein ſolcher, der ſich's ſchweres Geld koſten läßt, ſich geſpielt zu ſehen und zu hören: — dieſe ehrlichen dirigirten Direktoren (dirigirt von ihren Schauſpielern, dirigirt von den privilegirten Autoren, dirigirt vom Schall, vom Echo, dirigirt von Comité's, dirigirt von Pedanterie, dirigirt von der Kaſſe), wer ſind ſie denn? was wollen ſie denn? Entweder ſie waren früher Schauſpieler und Regiſſeure und wollen nun als Direktoren das ſüße Retorſionsrecht genießen, Andere ebenſo zu chikaniren, als ſie früher ſelbſt chikanirt wurden (aber darin irren ſie ſich; denn der Theaterthron iſt auf Dornen erbaut) — oder ſie ſind Adelige, die man aus ihren Gütern in die Stadt hereinrief, und die nun die animaliſche Landwirthſchaft auch in ihren neuen Verhältniſſen einführen, aus der Bühne eine Schweizerei machen. Ich kenne bloß zwei Bühnen, wo ein edler Geiſt ſchafft und waltet, das iſt die Hofburgbühne in Wien, und hauptſächlich das Düſſeldorfer Theater, wo endlich ein Dichter, ein wahrer, männlicher und deutſcher, Immermann, den Pegaſus tummelt, während die Mühlengäule aller Orten im Rade gleichförmig forttrotten, fortkeuchen.

Wer gibt den Bühnendespoten das Recht, das Zunftweſen wieder einzuführen? Und noch dazu ein ärgeres, als je beſtand? Was verdient dieſe Inſolenz jener ungemein poſſierlichen Liliputaner Dictatoren, womit ſie in ein Reich hineinkrebſen, für welches ihre Geographie noch keine Rubrik hat? Und doch ſtellen ſie ſich wie von Gottes Gnaden an, dieſe pudelnärriſchen Theaterbüreaukraten, die mit komiſcher Angſt ſich alle mögliche Mühe geben, zu vergeſſen, daß ſie bloß par la grace du peuple exiſtiren (des Volkes freilich und nicht der Publikümer.) Sie treiben den Kleinhandel in's Große, den Kram- und Käſehandel mit Autoren, welche einem ehrlichen Manne kein Stück Käſe verleiden, weil ſie die Hülle dazu liefern. — Bleibe ernſthaft, wer kann, wenn die Wiener Theaterzeitung oder ſonſt ein den Käſeliebhabern feindliches Blatt mit göttlichem Ernſt eine neue Raupachiade analyſirt! Mützen ab, Publikümer! Der große Mann kommt, der privilegirte, der allgemeine. Handſchuhe aus! Der Vorhang fällt und die Kunſt auch und mit der Kunſt — das Volk! — Doch was kümmert das euch, meine ehrlichen Publikümer? Gelt!? Ihr ſeid devot; gut! Ihr ſeid geduldig; gut! Ihr ſeid gut; gut! Aber Alles hat ſeine Gränzen, und über die Gränze hinaus iſt der Beſte doch blos ein Schaf.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 21. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 24. Januar.

Aus dem zweiten Halbjahr
des
Laienbrevier's
von
Leopold Schefer.

Zwar lebſt du wach im Geiſt, mit klarem Auge
Stets über all' die großen ewigen
Gewalten, Werke und Verhältniſſe,
Die dich als Element ſo leis umſtellen
Und dir das Leben bilden wie ein Thal,
Das alte Felſen ruhig eingeſchränkt;
Und wie auf Wolkenzüge, gibſt du Acht,
Was dir herauf aus ihrem Schooße ſteigt.
Du hörſt den Geiſt in deinem Buſen an,
Du hörſt ihm zu, du thuſt das, was er flüſtert,
— Denn leiſe ſprechen nur die Göttlichen —,
Du trittſt nicht achtlos fehl; denn eben da,
Wo du der Vorſicht, menſchlich ſchwach, bedarfſt,
Da fliegen dir die wachen Genien zu
Und leuchten einen Augenblick dir hell
Auf deine Bahn. So wandelſt du vorüber.
Kaum tritt dich ein Unvorbedachtes an;
Dem Übel, das dir erſt von ferne naht,
Vielleicht vorüberzieht, — dem ſinnſt du ſchon
Auf Hülf' und Abwehr, auf die Heilung ſelbſt,
Ereilt' es dich! So wird die Sorge — Muth.
Auch in das Leben, unter Menſchen blickend
Befremdet Irgend-Menſchliches dich nicht,
Und Scheiden, Krankheit, Tod entſetzt dich nicht,
Du ſiehſt gelaſſen: wie die Götter walten!
Ja, ſpaltete vor deinem Fuß die Erde
Und quolle Rauch auf, Feuer, Blitz und Donner,
Schnell wär' auch dir das ſtarke Wort bereit:
„Auch das ſchon haben Menſchen einſt gelitten!
Und überſtanden! — lange ruhn ſie ſchon,
Und ihre Stätte haſt du ſelbſt geſeh'n."
Erwerben, Finden, Wiederſeh'n, Beſitzen,
Erfreut dich am Gewühl der Sterblichen,
Erwerben, finden ſie nun Göttliches, —
Hier dieſer ſich die Braut, dort jene Mutter
Ein Kind! Ein Sohn, ein Wandrer kehrt nach Hauſe
Zum alten Vater! — Sei es Menſchliches:
Das Brod der Hausfrau iſt ihr wohl gerathen! . . .
Der Lein gedeiht! . . . Der alte Obſtbaum wird
Noch ein Mal ganze Körbe Früchte tragen! . . .
Die Kinder ſind zum Winter warm bekleidet . . .
Das erſte Zähnchen glänzt im Mund des Kleinen;
Auch ſolche Freude rings verſtehſt du innig
Und trittſt wohl heimlich in den düſtern Winkel
Und weinſt wohl ein Geſetzlein, trocknen Auges.
So lebſt du froh vor dir, und froh vor Menſchen.
Und doch, und doch, und doch biſt du noch thörigt,
Unbillig, unweiſ', ungerecht und hart:
Du ſchiltſt voll Ungeduld — die Ungeduld
Der Menſchen und des Weibes und der Kinder!
Du ſtrafſt mit Zorn den Zorn! Du willſt den Frieden
Durch Krieg, Gewalt, anſtatt durch ſichere Sanftmuth.
Drum geh', und lern' das Leben noch ein Mal!
Du haſt nicht wohlgelernt! Vergebens! Schmahlich!
Du biſt noch nicht dem blinden Hunde gleich,
Der dann erſt bellt . . . wenn er mit Ernſt gehorcht; . . .
Und ſchweigt — wenn er des Hauſes Freund erkannt —
Die Kinder, und mit blinden Augen funkelt,
Sie auch zu ſehn — wie er ſie nur gehört!

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

„Ach, meine Ahnungen!“ ſagte Baſe Brigitte, „meine böſen Träume, ſchon drei Nächte hintereinander! Ich ſah den ganzen Hof voll rother Blumen, die anfangs zu ſchauen waren wie die würzige Blüthe der Aloe, aber bald empor wuchſen zu Feuerlilien, größer als ein Menſch, höher als die Gebäude, über welche ſie ihre rieſigen Blätter emporſtreckten. Dann ſah ich den Burgthurm, der ſo weit hineinlugt in das Land, ohne Haube, ohne goldnen Knopf; ich rief nach Werner, dem Wart, und wollte ihn ſchelten, daß er dem Thurm habe die Haube genommen, die ihn doch ſelbſt mit bedeckte und den ſchönen goldnen Knopf, aber Werrleins Stimme antwortete mir aus der Tiefe der Erde und klang ſo dumpf und ſchauerlich, — und noch in letzter Nacht .... da träumte mir von einem Doctor aus Schwabenland, der kürzlich hier einſprach und viel erzählt hatte von dem Aufſtand der Bauern in ſeinem Lande und wie ſie ihrer Herrn Schlöſſer verbrannten und plünderten und keiner Wohlthat mehr gedachten. Daß aber auch unſer Volk ſo ſchnell von dem ſchlimmen Beiſpiel verführt, von der Peſtilenz ſollte angeſteckt werden, nein, das glaubt' ich doch nicht.“

Bärbchen rang ſtill die Hände.

„Du biſt auch eine Bäuerin,“ fuhr Brigitte fort, „aber haſt ein treues Gemüth, du und deine Sippſchaft iſt uns ergeben, das weiß ich. Wärſt du ſonſt herauf gekommen, mein Dirnlein, um uns zu warnen? Leider, als es faſt ſchon zu ſpät war. Aber ſo Gott mich durch dieſe Trübſal führt, will ich es dir nicht vergeſſen. Du hätteſt deinen Bruder abſenden ſollen, der doch beſſer ſpringen kann als du. Herr, mein Heiland, höre ich Lärmen! Es geht drunter und drüber.“

„Er kommt!“ weinte Bärbchen, „er kommt!“

„Wer?“ fragte Fräulein Brigitte heftig. In dieſem Augenblick nahte wirklich Jemand haſtigen Schrittes. Es war der Burgherr. Bleich und verſtört ſchaute er in die Thür und ſprach hinein: „Laßt Alles liegen und ſtehen. Der äußere Hof iſt ihrer. Sie ſind auf den Wällen. Noch iſt es Zeit, ſich in den Thurm zurück zu ziehn, der nicht genommen werden kann. Beeile dich, Schweſter, durch den Mönchsgang, den Jägersbau und die Capelle. Ich harre Eurer mit Wolf an der Pforte.“

Er verſchwand wieder, ertheilte im Nebengemach denſelben Befehl und ließ Fräulein Brigitten halb ohnmächtig zurück. Im erſten Augenblick war ſie wie gelähmt vom Schreck, doch lag es in ihrer Natur, ſich ſchnell zu faſſen und wieder Umſicht zu gewinnen. Erſt der äußere Hof war erſtürmt, den Eingang zum Inneren ſchützte ein gewaltiger Thorgang mit Fallgattern, es war folglich noch möglich, mit Sicherheit den großen Thurm zu gewinnen. Sie traf mit Hildegardis und dem Pater alle Anſtalten dazu und dieſe wurden auf der Stelle in's Werk geſetzt. Zuerſt die Verwundeten und dann, was ſich retten ließ von Kiſten und Kaſten, Kleinodien und Geräth, ließ man auf dem bezeichneten Weg in den Thurm ſchaffen, welcher Raum genug hatte für mehr als doppelt ſo viel Gäſte. Er lag ohne alle Verbindung mit den übrigen Gebäuden auf dem höchſten Punkt der Burg, in der Nähe der Kapelle. Sein Fuß ruhte auf Felſen und die Hälfte ſeines Baues beſtand aus einer ungeheuren viereckigen Maſſe von Quaderſteinen, nach welcher der Thurm in ſchöner ſchlanker Ründung bis zur Haube hinauf ſtieg. Viele Gemächer, eines über dem andern und das obere ſtets von etwas geringerem Raum als das untere, füllten das Innere aus, unter dem Quaderbau befand ſich das Verließ, welches nicht weniger tief war als das im Abtsthurm zu Banz, und den Eingang zum Ganzen bildete ein kleines Pförtchen, mit einer eiſernen Thür verwahrt, das durch einen gewöhnlichen Andrang nicht geſprengt werden konnte. Hierher zog ſich Herr Walten mit ſeinem ganzen Anhang zurück, noch immer in der ſichern Hoffnung, einer vielleicht vor Tagesanbruch erſcheinenden Hülfe von Außen. Sich den Bauern zu ergeben, wäre ſeinem Stolz ein unerträgliches geweſen. Mochten ſie das ganze Schloß mit ihren Schaaren überſchwemmen; in dieſem unzudringlichen Thurm blieb er mit den Seinigen frei, bis der heranziehende Entſatz ihm wieder erlaubte, hervorzubrechen. Und ſelbſt in dem undenkbaren Fall, daß dieſer zögerte oder gar ausblieb, ſo ließ es ſich nicht annehmen, daß die Empörer ſich lange im Schloß aufhalten würden. Nachdem ſie geplündert und geraubt hatten, würden ſie ſicher vor dem Licht des Tages entfliehen. So war Herr Walten's Meinung, als er einen Theil des Schloſſes aufgab, und ſich in den ſtarken Thurm zurückzog, um dort die Gegenwehr fortzuſetzen.

Indeſſen war der arme Konrad wirklich im Schloß. Er zuerſt hatte den Wall erklommen, und an derſelben Stelle, wo er vor nicht gar langer Zeit den ihn verfolgenden Saufänger hinabſchleuderte, und dann mit ſeinem Fallbeil durch Schläge, welche das Mark des Felſens erſchütterten, die Ketten der Zugbrücke geſprengt, welche raſſelnd niederfiel und den Stürmenden den Weg zum Thore bahnte. Der Anblick dieſer Orte rief in Konrad's Seele ſeine tiefliegende, wilde Natur wach. Bisher hatte er an Bärbchen gedacht, an Hildegardis, an Brigitten, und ſich im Stillen geſagt, ob die Schweſter wohl ſeiner Weiſung nachgekommen ſein, ob ihre Warnung Gehör gefunden und die Damen ſich aus dem Schloſſe geflüchtet haben möchten; in Folge dieſer Betrachtung hatte er die Wuth der Seinigen zu zügeln geſucht; aber kaum waren die erſten Feuer aufgelodert, womit man den Krieg eröffnete, kaum ertönte Waffengeklirr und Geſchrei und die Schaaren drängten zu dieſem ihm ſo bekannten Berge hinauf, als jede fromme Empfindung aus Konrad's Herzen entwich. Seine Augen begannen Flammen zu ſprühen, ſeine Bruſt holte tiefer Athem, ſeine Nüſtern ſchnoben und er ward der Verwegenſte, der Wüthendſte von Allen.

Die Unterhandlung mit dem Burgherrn ging nicht von ihm aus; er war es, der ſie zuerſt unterbrach, indem er ſich in den Wallgraben hinabſtürzte. Jetzt hatte ſeine Verwegenheit den Sieg errungen, die Bauern waren Meiſter des äußern Hofs. Da ſtand das Rüſthaus mit geſchloſſenem Thor und der kleinen runden Öffnung am Boden, durch welche der Narr in jener Nacht der Schmerzen zu Konrad hineingekrochen war; er rannte mit geſchwungener Axt dagegen und unter ſeinem gewaltigen Fußtritt brachen die Thorflügel ein. Konrad ſtürzte auf den Geißelpfahl zu und umarmte ihn ſchnaufend, lechzend. Dann riß er Einem der ihm Nachfolgenden einen Feuerbrand aus den Händen, und ſchleuderte ihn mitten in die Geräthe hinein, die hier ſtanden. Zwanzig andere flogen demſelben nach. Fräulein Brigittens ſchöner buntbemalter Wappenwagen, von leichtem Holz gebaut, loderte zuerſt in hellen Flammen auf. Schwarze Dampfwolken erfüllten das Haus, es mußte geräumt werden, um nicht darin zu erſticken. Konrad ſtand eine Weile im Hof, auf ſeine Axt geſtützt, und ſah die Feuerſäulen aus dem Dache des großen Hauſes ſteigen. Der Nachtwind hob ſein fliegendes Haar, die Glut umſtrahlte ihn mit ihrem Schein, aber ſein Buſen ſchlug einige Augenblicke ruhiger. — Alle Gebäude des äußeren Hofes waren indeſſen eingenommen, alle Thüren erbrochen und der ſiegtrunkne Haufe überließ ſich, keiner Stimme gehorchend, nur dem Gelüſte ſeiner aufgeregten Begierden. Raub, Plünderung und Zerſtörungswuth entfalteten ihre Gräuel, anfangs nur in den äußern, bald auch in den innerſten Theilen der Burg, da nirgends mehr Widerſtand war. Hallen, Gänge, Treppen, die ſchönen reichen Gemächer, die großen Säle boten den Tummelplatz furchtbarer Verwüſtung dar. Konrad ſelbſt, wie ein ausgelaſſenes Raubthier, riß und ſchmetterte Alles um ſich nieder. Die Beziehung der Gegenſtände, die er vernichtete, war ſeinem Geiſt entſchwunden. In Fräulein Brigittens Gemächern ſtieß er ſelbſt die Fenſter ein, daß ſie klirrend in den Hof hinabfielen, zerhieb mit Axt und Schwert die da zurückgelaſſenen Geräthe und warf einen Pechkranz unter die Trümmer. Er hatte Bärbchen und die beiden Fräuleins vergeſſen, die Erinnerung deſſen, was hinter ihm lag, war wie ſpurlos verſunken, und nur in einem einzigen glühenden Verlangen fühlte er noch ſein Daſein, in einem einzigen Mordgedanken waren alle früheren Wünſche und Regungen ſeiner Seele untergegangen. „Wolf! Wolf!“ heulte er durch Gänge und Gemächer, — „wo biſt du, grauſamer Junker? Forſtwart, hervor aus deinem Verſteck! Das Urfräle ruft!“ (Fortſ. folgt.)

Frühlingsgloſſen über Toleranz gegen die Juden.

Von einem Chriſten.

O, warum wird dem Einzelnen nicht die Kraft von Vielen, die ja doch dieß Erbtheil achtlos von ſich ſchütteln, wie Staub von den Schuhen? Warum können warme Frühlingsgedanken nicht frei und gewaltig aufſliegen wie Sonnenſtrahlen, anpochen an die alte Eisrinde, daß die Quelle drunter es hört und die tauſendjährig eingewinterte Sehnſucht den Kettenpanzer ſprengt? Warum können Wünſche nicht wie Liebesblicke der Engel ſich durchzwängen durch Eiſengitter in die dumpfen Klüfte des großen allgemeinen Menſchheitsherzens, worin die alten Foſſile der menſchlichen Thierheit begrabene Himmelsahnungen übermodern? — Hier liege ich, ein Greis, ſeit ich waffenluſtig aus dem Mutterſchooße ſprang; das erſte Bad machte mich grau, der erſte Blick in einen Kerker, wo Hüter und Gefangene aneinandergeſchmiedet ſind, ſchwächte meines äußeren Auges Sehkraft; nur von inwendig heraus ſah ich durch lange Alleen von Träumen in einen heiligen Frühling der Liebe hinein, und nur meine Seele war blondlockig, wangenroth wie ein deutſches Mädchen; — hier liege ich, ſeit der Geburt ſplitternackt von Freuden und *Hoffnungen*, und doch treu an der *Hoffnung* haltend, als wäre das ganze blüthenloſe Leben nur ein Brautſtand. Statt der Jugend küßte mich ein Greiſenalter der Menſchheit; nun fordert mein Mannesalter die verlorne Jugend wieder, nicht für mich, nein für die Menſchheit; was kümmert's mich, wenn mir *ein* Schwert ſtumpf wird, *ein* Speer zerbricht, *ein* Pfeil ſich verirrt? Kampf macht *mich* wieder jung; was ich will, ich thu's, ich laſſe nicht ab, — denn ich weiß, was ich will. Soll ich mich verſtellen? Weßhalb? — Soll ich mich als Lappländer vermummen, da es in mir kocht und brauſ't wie das Gold ziſchend gebrütet wird unterm Nubiſchen Sand? Wem zu gefallen ſoll ich's läugnen, daß mein ganzes Leben eine einzige Partheilichkeit, eine einzige Leidenſchaft iſt? Ich will lieber mein eigenes Hemde ſein, als meines gnädigen Herrn Chemiſette; und noch lieber mich hingeben, um in den Mantel der Menſchheit eingeflickt zu werden, wo er Löcher hat, als daß ich als ſchamloſe bunte Livree herumwandle. So bin ich. Nun lacht, Lakaien; es kümmert mich nichts. Wißt ihr, die ihr bloß vor eurem ſchwindſüchtigen Ich antichambrirt, d. h. vor einem Geldſack, oder einer Trüffelpaſtete, oder einem Ordensbändchen oder noch ſchlimmeren Supplenten, wißt ihr, — (ſagt doch) in welchem Taſchenwörterbuch das Wörtchen Schaam ſteckt, das ihr wie ein Schminkbüchschen in die Taſche ſteckt? Die Sonne wird roth über euch, und dem Mond, dem Pausback, rinnt das Blut aus den Wangen, träuft auf die Erde nieder als Himmelsthränen und Balſamthau auf die Wunden zertretner Nationen. O Gott, ihr ſeid zuweilen ſo überaus witzig und lacht ſo gerne, wenn tauſende nicht ein Mal mehr weinen können! Denkt ihr nicht an jenen alten Lear dort oben, dem eine Tochter untreu ward, die Erde, und der im blutigen Schmerz ſeine Cordelia als gemordet beweint, die heilige Vernunft? — Lacht, Lakaien! —

Ja, ich weiß; ihr lacht über dieſe Gedanken, denn ihr beginnt endlich zu merken, wohinaus ich will. — Ich verhehl' es auch nicht länger; ich rufe nichts als: Recht, Recht, Recht! Und ich, der ich ein Chriſt bin, rufe: Recht für die Juden: und ihr, die ihr als nichts geringeres, denn ich, erſchaffen wardet, — als Menſchen, ihr rufet: „Was gehn uns die Juden an? Haben wir nicht das Äußerſte für ſie gethan? *Dulden* wir ſie nicht? Pah, es gibt in dieſer langweiligen Zeit keine Thierhetzen und Judenverfolgungen mehr: es gibt reiche Juden, denen Höfe den Hof machen; weßhalb alſo dieſe Offenſive zur Defenſion eines Volkes, welches ſich am Ende doch nie mit uns amalgamirt? Iſt ihnen die *Toleranz* nicht genug?"

Darauf will ich antworten, Punkt für Punkt. Hier wollt' ich euch haben; ich hab' es erwartet, daß eure ſogenannte Humanität endlich die Maske vergeſſe. O, das iſt der Fluch unſerer Zeit, daß uns die Barbarei nicht mehr in ſcythiſchem Nationalkoſtüm auf der Straße begegnet, nein, daß ſie, zur Komödiantin geworden, Theater-Trödel umhängt, Glacehandſchuhe über die ſcharfen Klauen anzieht, und als Humanität Theegeſellſchaften gibt; man wittert den Teufel nicht, wenn er ſich parfümirt, man macht ihm Complimente, wenn er mit Hülfe des Schneiders ſich wie ein honetter Mann präſentirt; dieſe ganze Civiliſation, wie ſie jetzt ſich noch als Humanität, und, Gott weiß was, preis gibt, ſie iſt eine ſchlimmere Cholera als die leibliche, denn ſie iſt mit unſerm frommen Glauben in Compagnie getreten und ſpekulirt mit unſern Intereſſen, ohne uns zu fragen, mit den Intereſſen unſeres Mark's und Herzblut's, unſrer Thatkraft und Hoffnungen, mit unſerm Wollen und Können; und das ganze Kapital iſt indeß — verpufft.

Ja, es gibt keine Judenverfolgungen mehr; aber jener Sturm, der ihren Samen von Ohr zu Ohr, von Herz zu Herz trieb, dieſer rieſige Souffleur, der *Argwohn*, — herrſcht er nicht noch, allgegenwärtig in Hütten und Palläſten, in Kellern und Herzen? Man gibt den Juden nicht mehr Schuld, Chriſtenkinder zu kreuzigen oder mit Nadeln zu tödten, — man tödtet dafür die Ehre eines ganzen Volkes, die jungfräuliche Ehre der Vernunft; ſelbſt die Klügſten und Eitelſten unter euch, die jedes Vorurtheil ängſtlich von ſich weiſen, vielleicht nur um mit keinen Flecken auf den Kleidern herumzugehen, — ſie können doch einen gewiſſen bittren Beiſchmack nicht aus dem Munde verbannen, wenn ſie von Juden ſprechen; es iſt vielleicht der Nachſchmack der unächten Civiliſation, ſo wie man den ächten Johann Maria Farina vom falſchen auch nur durch den Nachſchmack unterſcheiden kann. — Ja; es gibt reiche Juden, und (ihr räumt ein:) edle reiche Juden, reiche Juden, welche durch Rechtsſinn und ächt-chriſtliche Wohlthätigkeit manchen Chriſten beſchämen; ihr ſeid übermannt, ſie anzuerkennen, ſie zu achten. Doch achtet ihr deßhalb, weil ihr die einzelnen achtet, das ganze Volk? Iſt, weil der Einzelne — *reich* iſt, das ganze Volk *frei*? Es gab auch im Mittelalter, als man die Judenhetzen wie Heiligen-Feſte beging, reiche Juden, vielleicht *mehr* reiche Juden als jetzt, Fürſten ſtanden in ihren Schuldbüchern, und doch waren ſie nur Kammerknechte. Und, wie im Mittelalter iſt das Volk der Juden noch verknechtet; es ſind Kammerknechte, ihr betrachtet ſie wie Citronen; was kümmern euch deren Schalen, wenn ihr den warmen Punſch ein Mal im Leibe habt? Ihr denkt an die gepflückten, ausgepreßten Citronen nicht mehr!

(Schluß folgt.)

Buntes.

Siameſiſche Humanität. Die Natur hat das Königreich Siam mit aller Pracht, und aller Ueppigkeit ausgeſtattet, wie nur ein tropiſcher Himmel ſie überwölben kann; gerade Eins aber iſt wie durch eine Ironie der Weltordnung dem Oſten, dem Born des Lichtes, verſagt, die Freiheit. Orientaliſcher Despotismus, der die Menſchen nach Leibern zählt und die Leiber als Güter verrechnet, muß dem Weſten oft blos wie ein Mährchen erſcheinen; doch die neuen Zeiten ſind Zeugen für alte Traditionen. Wer möchte z. B. nicht unwillkührlich an die Sage von Timur und ſeinem beſiegten Gegner Bajeſid denken, wenn er die Behandlung lieſ't, die der Despot von Siam ſeinem Feinde, dem gefangenen Könige von Laos und deſſen ganzem Geſchlechte bereitete und von welcher der Miſſionär Tomlin zu Bancaſan Augenzeuge war?! Als man den unglücklichen Fürſten mit ſeiner Familie in Ketten an den Siameſiſchen Hof gebracht, wurde er vierzehn Tage lang in einem großen eiſernen Käfige der Schau und dem Spott der gaffluſtigen, ſclaviſchen Volksmenge ausgeſetzt, und der Prah-Klang, nebſt mehreren anderen hohen Perſonen, hatten jetzt kein wichtigeres Staatsgeſchäft, als Tag und Nacht über den raffinirteſten Qualen des unglücklichen Fürſtengeſchlechtes zu brüten. In dem Käfige ſchmachteten neun Söhne und Enkel des alten Herrſchers, deren zwei noch im zarteſten Kindesalter, alle mit Ketten um Nacken und Füße; einige kauerten mit geſenkten Häuptern, hinſtarrend wie in den Abgrund des Jammers, ein einziger Knabe ſaß mit offnen, arglos milden Blicken da, als ahnte er nicht, was für ein Schickſal die thieriſche Grauſamkeit ihm bereit halte; wie ein Friedens- und Hoffnungsengel ſaß er unter ſeinem zertrümmerten Geſchlecht, während die durch Knechtsſinn entmenſchten gleichaltrigen Siameſiſchen Knaben lachend in den Käfig hineinhöhnten. Und da rings des hündiſchen Volkes Gelächter aufwieherte, leckten ſchon die Flammen ſchadenfroh am Keſſel empor, worin dem Vater des Jammergeſchlechts ein Bad von ſiedendem Oel gerüſtet ward, für den von zahlloſen Meſſerſtichen bereits zerfleiſchten Leib. Rechts im Käfige war überdieß ein großer Galgen hergerichtet, mit einer am Kehlbalken befeſtigten Kette, an deren einem Ende ſich ein großer Haken befand. Der letztere war dem alten Könige beſtimmt, *nach* allen früheren Martern. Doch der Tod war ungeduldiger als die bedächtigen Peiniger und drückte dem alten Fürſten mitleidig die Augen zu, damit er nicht zu den eigenen Foltern noch die der geliebten Kinder tragen mußte. Man erlaſſe uns die weitere Beſchreibung der für die zwei Lieblingsfrauen, die Söhne und Enkel des greiſen Fürſten erſonnenen Folterwerkzeuge; das Blut ſtockt in den Pulſen, wenn Tirannei, walte ſie auch viele tauſend Meilen fern von uns, aus Gedanken Handgeld der Hölle münzt, und Völker gedacht werden können, die ſo verhündiſcht ſind, zu klatſchen, wo der Zwingherr im Blute wühlt. — Wie eine heilige Opferflamme, von der Nemeſis ſelbſt entzündet, überleuchtete ſolche blutige Verworfenheit der große Brand Bancaſan's (1831), als dritthalb Meilen in der Länge und anderthalb in der Breite an beiden Ufern des Menam die Flammen hochaufflogen wie Rieſengeier, mit rothen Schwingen ſchlagend und fachend, und die Bambushütten knarrend ſich bogen und ſanken, und der Pallaſt des Tirannen, ohne Wände, daſtand, ein rothes, verkohlendes Gerippe.

Ein Sittenbildchen aus der Vorzeit. Der vorletzte Markgraf von Anſpach hatte die Marotte, ſeine Unterthanen blos als Dinge zu betrachten, — eine Marotte, welche manchmal vorkommt. Hier ein Paar Züge aus ſeinem Leben, welche uns Hormayr in ſeinem neueſten hiſtoriſchen Taſchenbuch mittheilt. — Auf die ungegründete Einſtreuung, daß der Fallmeiſter bei Gunzenhauſen die ihm zur Pflege anvertrauten Jagdhunde vernachläſſige, rief der Markgraf ihn im Vorbeireiten heraus, und — *ſchoß ihn auf ſeiner eigenen Hausſchwelle nieder*. — Einem vor dem Schloßthore wachehaltenden Bürger von Gunzenhauſen forderte er (zur Verſuchung) das Gewehr ab; und als dieſer, in ſolchen Dingen wenig erfahren, es ihm gutwillig hinreichte, wurde er vom Fürſten als Memme, als Hunds . . . . behandelt, und zwei Huſaren übergeben, die ihn an den Pferdeſchwanz binden und durch die Altmühl hin- und wiederſchwemmen mußten; er ſtarb zwei Monate darauf. — (Wer fragte nach ſo einem ſimplen Leben?)

Feuer- und Kohlendämpfe. Seit 1810 (alſo binnen 24 Jahren) haben in den Bergwerken und Kohlengruben von England und Wales nicht weniger als 1028 Perſonen durch Erſtickung in Feuer- und Kohlendämpfen den Tod gefunden (*die* Opfer *nicht* eingerechnet, welche durch *andre Unglücksfälle* den Mächten der Tiefen anheimfielen.)

Die Fruchtbarkeit der franzöſiſchen dramatiſchen Literatur hat ſich ſeit 4 Jahren bedeutend vermindert. Das Jahr 1831 brachte in Paris 272 neue dramatiſche Produkte, 1832 bereits nur 258, 1833 — 219, und 1834 gar nur 187.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 22. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 26. Januar.

Der arme Konrad.

Von

Guſtav von Heeringen.

(Fortſetzung.)

So ließ er keinen Winkel undurchſucht und die durchſuchten wurden augenblicklich den Flammen geopfert. Was im Schloß brennbar war, erlitt das Loos der Zerſtörung, und aus allen Öffnungen und Fenſtern der ſteinernen Mauern ſchlug die Lohe heraus. Herr Valten hatte den Schmerz, von der Höhe des Thurmes aus, den ſchönen Sitz ſeiner Ahnen, — er durfte Hohenſtein ſo nennen, obgleich es nicht das Stammſchloß ſeines Geſchlechtes war, welches ſeinen Namen trug und nur wenige Stunden entfernt lag, — in Trümmer und Aſche hinſinken zu ſehen. Dieſe adelige Burg, in der er ſo lange geherrſcht und gewaltet hatte, mußte das ſchmähliche Loos treffen, einer Rotte raſender Bauern zu unterliegen! Aber ſo groß der Kummer darüber war, ſtanden Herrn Valten und den Seinigen doch noch bitterere Prüfungen bevor. Vielleicht hätte er ſie durch eine kluge Nachgiebigkeit vermindern können; aber es lag dieſe nicht in ſeiner Natur. Mehrmals aufgefordert, ſich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben und den Thurm zu öffnen, antwortete er, was ein gerechter Zorn ihm eingab, ohne die Umſtände zu berückſichtigen, ohne die Stimmen der Klugheit zu hören. Wolf und der Forſtwart, welche beide am wenigſten Urſache hatten, von der Gnade der Bauern Gutes zu hoffen, beſtärkten ihn durch jedes ihnen zu Gebote ſtehende Mittel in dieſer traurigen Beharrlichkeit. Sie ſchlugen vor, Bärbchens faſt vergeſſene Anweſenheit im Thurm als Mittel zu benutzen, wodurch dem Treiben der Feinde Einhalt gethan werden könne, indem man ihr Leben von ferneren Zerſtörungen derſelben abhängig mache. Herr Valten, der hierin kein Unrecht ſah, willigte darein, und der Forſtwart ging die Wendeltreppe hinauf nach dem oberſten Gemach, welches die Damen inne hatten, unter deren Schutze er das Mädchen wußte. Vergebens ſträubte ſich Fräulein Brigitte, es ihm zu überlaſſen, befahl ihm Hildegardis, ſich aus ihrer Nähe zu entfernen; er faßte das zitternde Bärbchen wie ein Geier die Taube und riß es nach einem Söller fort, um von hier aus den Bauern die Geißel zu zeigen, welche man glücklich genug war zu beſitzen, den Dolch auf ihren Buſen zu ſetzen und ihnen zuzurufen, was dem Bauernkind drohe, ſofern ſie noch Einen Schritt weiter thäten. Aber es war zu ſpät; indem Kolheinz auf dem Söller ſich zeigte, Bärbchen in ſeinen Fäuſten, entſtand im untern Raume des Thurmes ein unheilverkündender Lärmen. Auch draußen war ein Drängen und Toben, daß Niemand auf ſeine Stimme gehört haben würde. Er ſah dies und wollte ſeine Beute über den Rand des Söllers hinabſchleudern; aber die beiden Fräulein retteten ſie, indem ſie ſie bei den Kleidern feſthielten. „Feuer! Feuer!“ rief es jetzt aus dem Innern des Thurmes. Herr Valten kam geiſterbleich herauf geſtürzt und beſtätigte den ſchrecklichen Ruf. In der That brannte das Gebälk und die untern Gemächer ſtürzten bereits ein. Wer das Feuer in den Thurm geworfen hatte, oder wodurch es ſonſt hineingekommen war, darüber konnte Niemand Rechenſchaft geben; ihm Einhalt zu thun, war eben ſo unmöglich; das Element ſchien mit den Empörern gemeinſame Sache zu machen. Jetzt ward die Bedrängniß der im Thurm Befindlichen in der That entſetzlich. Ein Stockwerk nach dem andern hörten ſie unter ſich einbrechen und mit donnerndem Gekrache in die Tiefe hinabſtürzen; ſchon bebte der Boden unter ihnen, die ſich auf ſchwindelnder Höhe befanden, ſchon drangen Rauchſäulen aus demſelben hervor und es war Zeit, ſeine Seele Gott zu empfehlen. Die Flammen oder ein fürchterlicher Sturz in die Tiefe waren gleiche Gefahr. Der Forſtwart heulte auf den Knieen, Fräulein Brigitte umklammerte ſchreiend den Bruder, Hildegardis den Vater, Wolf rannte in Todesangſt umher. Einige der Knechte, welche noch übrig waren, warfen ſich auf ihn und wollten ihn in ihrer Verzweiflung ermorden. Da brachen die letzten Stützen des Stockwerk's, ein Theil der Wendeltreppe ſtürzte dumpfdonnernd voran und, die außen ſtanden, vernahmen einen erſtickten Schrei und ſahen die ſchöne blanke Haube des hohen Burgthurm's, die ſo lange freudig über die Thäler geſchauet hatte, plötzlich in ſeinem Bauche verſchwinden. Die Flammen ſchlugen oben heraus und indem ſie das Innere der Mauern erleuchteten, ohne dieſe ſelbſt zu zerſtören, war der Thurm mehrere Minuten lang wie eine Feuerſäule anzuſchauen. Die Bauern jauchzten dieſem Schauſpiele zu. Es entſchied ihren vollkommnen Sieg und ſie feierten denſelben mit um ſo wilderer Freude, als die, aus den Burgkellern heraufgewalzten Weinfäſſer, die man gierig angezapft hatte, bereits ihre Wirkungen zu äußern begannen. Nur Konrad, abgeſondert von den Übrigen, ſuchte wüthend die Pforte zu ſprengen, welche den Eingang des Thurmes verſchloß; er war ſich ſelbſt nicht klar bewußt, ob ein feindſeliges Gefühl oder der heftige Drang zu erfahren, was aus den dort Verſchloßnen geworden ſein mochte, ihn ſtachelte; genug, er bot lange Zeit vergebens alle ſeine Kräfte auf, die hartnäckigen Riegel der eiſernen Thür zu brechen. Da es nicht gelang, ließ er Leitern an den ausgebrannten Thurm ſetzen und klimmte hinan bis zum erſten Luftloch im Mauerwerk, durch das er ſeinen Körper zwängte. Da blickte er nun mit ſchaugierigen Augen in das Innere und in eine ſchwarze Tiefe hinab, aus der Rauch und Qualm emporſtieg, und in welcher ſich nichts unterſcheiden ließ, als von Zeit zu Zeit ein trauriges Aufblitzen erlöſchender Flammen, die im Rauch erſtickten. Zugleich war es ihm, als drängen Klagetöne tief und verloren aus dem gräulichen Schlund herauf. Konrad's Ohr lauſchte geſpannt. Er irrte ſich nicht; es lebte noch Etwas da unten. Seinen Rückweg auf der Leiter nehmend, blitzte zum erſten Male wieder der Gedanke hell durch ihn hin, wer dies ſein könne, ſein müſſe. Fräulein Brigitte, Hildegardis — ihre Geſtalten traten mit einem Male vor die bebende Seele des jungen Rottenführers. Großer Gott! ſie waren im Thurm geweſen — ſie, ſie hatten ja in dieſem Schloſſe gewohnt, in das ſeine Hand den Feuerbrand geſchleudert. Wenn er ihr Mörder geworden wäre, — Fräulein Hildegardis Mörder! Konrad blickte finſter gegen den dunklen Himmel, dann ergriff er einen Balken von eichenem Bauholz, welches auf dem Platz lag, packte ihn feſt und rannte damit ſo gewaltſam gegen die eiſerne Pforte, daß ihre Angeln aus der Mauer losließen, die Riegel ſprangen und ſie ſelbſt, nur noch von einer Angel gehalten, über dem Abgrund ſchwebte. Dies erblicken und unter lautem Freudengeſchrei herbeiſtürzen, war für die ſchwelgenden Bauern Eins. Jeder wollte zuerſt in den Thurm, davon Beſitz nehmen, ſchauen, wie es darin ausſah und ſtarrte vor dem rauchenden Schlund zurück, der ihn angähnte. Indeſſen hörte man deutlich Klagen und Gewimmer daraus hervordringen und der rohe Haufe ergötzte ſich daran. „Pfeift nur," ſchrieen Mehre, „pfeift nur recht hell und fein zu unſerm Feſte!" Der große Einhardt aber rief mit ſeiner donnernden Stimme hinab: „Heda, Balten von Lichtenſtein, willſt du noch immer trotzen? Balten von Lichtenſtein, ſo du noch lebſt da unten in deinem eignen Verließe, bitte um Gnade, denn das Schwert iſt gezückt über dich und die Deinen." Es erfolgte nicht ſogleich Antwort auf dieſe Aufforderung, endlich aber rief eine Weiberſtimme von unten herauf: „Gnade, Hülfe!" Konrad, der wie Einhardt über den Abgrund gebeugt lag, hörte dieſe Stimme und ſie ſchlug an ſein Herz, denn er kannte ſie wohl, es war Bärbchen, die um Gnade bat. Er ſprang auf und verlangte, in das Verließ hinab gelaſſen zu werden. Vermittelſt eines Seils, das man aus dem nahen Brunnenhaus herbeiſchaffte, und an deſſen unterem Ende man ein Querholz befeſtigte, während das obere durch die Hände der Bauern lief, glitt Konrad, mit einer Fackel verſehen, in die Tiefe hinunter. Beinahe wäre jene verloſchen von dem Dampf, dem Qualm, der Moderluft, die hier miteinander kämpften; es war das ſelten geöffnete tiefſte Verließ des Thurmes, in deſſen Raum er hinabgelaſſen wurde. Lange dauerte es, bis ſein Fuß den Boden betrat, endlich gewann er denſelben, — er leuchtete um ſich her, und ein ſchreckliches Bild gewaltſamer Zerſtörung zeigte ſich in ſeinem nächtlichen Graus. Stücke des eingeſtürzten Gewölbes, Balken, Mauerſteine lagen durch einander, menſchliche Geſtalten dazwiſchen, zum Theil halb verbrannt, zerſchmettert, mit Blut befleckt und aus einem dunklen Winkel hervor tauchte ein blaſſes Antlitz dem Fackelſchein entgegen, welchen Konrad verbreitete. Er erblickte Bärbchen, wie ſie die Arme nach ihm ausſtreckte.

(Schluß folgt.)

Frühlingsgloſſen über Toleranz gegen die Juden.

Von einem Chriſten.

(Schluß.)

„Laſſen wir ihnen nicht Toleranz angedeihen?“ O pfui über euch, daß ihr dies Wort zu eurer Entſchuldigung ausſprecht! Ich wollte zur Ehre eurer Vernunft: nie hätte ein Marktſchreier dies Wort erfunden, um die hoffende kranke Menge zu narren, die ihm gläubig ſeinen Quakſalber-Trödel abkauft, und — betrogen wird. Rechenſchaft, wenn's euch beliebt! was iſt Toleranz? Spannt die Nerven eurer Denkkraft an, um aus dieſem Wort: Toleranz, einen Begriff herauszuklügeln, der an eurem eigenen ganzen tiefinnerſten Sein nicht zum Verräther würde. Fragt ihr mich, was ich von der Toleranz halte, — ſo haucht euch's mein heiligſter Haß, den ich je liebend im Herzen gehegt und gepflegt, wie ein verſengender Glutſturm der Wüſte an die Stirn: Ich haſſe die Toleranz ſo tiefſinnig, als ich meine Mutter, mein Weib, mein eignes Leben um aller Leben willen, liebe; ich haſſe, ich verabſcheue ſie, weil ich nur an Einen Gott glaube, an den der Liebe, nur an Ein Geſetz, an das Recht. Und wo Liebe iſt, kann keine bloße Gnade exiſtiren, und wo es ſich um's Recht handelt, da donnre ich der bloßen Gnade zu: hinweg mit dir, du biſt das Zerrbild, die Feindin, der blumengekränzte Meuchelmord des Rechts! Wodurch ſind wir? Wodurch bleiben wir, beglaubigt, unſterblich? Dadurch, daß wir je einer im andern die Freiheit und Selbſtſtändigkeit jedes einzelnen anerkennen, je einer aus dem andern die Idee und den Werth unſerer menſchlichen Geſammtheit, unſerer geſammten Menſchheit herausfühlen, denn unter hunderten, ja — tauſenden, wie viele haben wohl hinlänglich ſcharfe Sehorgane, um dies alles aus dem eignen Ich herausleſen zu können? Dadurch ſind, dadurch bleiben wir; das ſind die großen Liebes-Eleuſinien des Rechtes, das kein Tirann zerſchlagen, das kein Kerker verſchlingen kann, das iſt die Seele des großen organiſchen Lebens, das iſt das Gravitationsſyſtem des irdiſchen Firmaments; denn, läugneſt du an dem, den die Natur durch alle Vorzüge und Fehler, durch Schönheit und Häßlichkeit, durch Bau und Gang, durch Blick und Tod, durch Seligkeit und Jammer, an Vaterliebe, an Muttertreue, an bräutlichen Wonnen, am inneren Bewußtſein der Dauer, auf ein Haar dir gleichſtellte, den ſie mit dir verbrüdert durch Eine Sonne, durch Einen Gott, — läugneſt du an ihm das, was du in dir ſelbſt findeſt und anerkennſt, ſo haſt du dich ſelbſt betrogen, wenn du in dir etwas zu finden wähnteſt, oder ſo fandeſt du in dir ſtatt des hochgeprieſenen mild — gnädigen Chriſten, — den verachteten, eigennützigen, prellſüchtigen Juden, (wie du ihn ſchiltſt, weil du ihn dazu machſt), ſo iſt an dir nichts anzuerkennen, als der Jammer, wie tief zu wühlen du dich ſelbſt verdammt haſt, wie bettelarm du mitten unter Schätzen, Freuden und Unſterblichkeitshoffnungen in einer Welt ſtehſt, in welcher du allein ſtehſt, Götze und Pfaffe zugleich, mit der du untergehſt, weil du deinen geizigen Wahnſinn als ihre Achſe annimmſt und dich ſolang drum drehſt, bis ſie knarrend birſt und dein Sein in Scherben zerfliegt. —

Hunderttauſend zugeſtandene Freiheiten ſind nicht die Freiheit; hunderttauſend Hoffnungen mögen wie Seifenblaſen zerplatzen, wie Träume verrinnen; — die Hoffnung nie. Hunderttauſend Rechte, dem Juden von unſrer chriſtlichen Tafel der Toleranz gnädig zugeworfen, ſind noch nicht das Recht! Und geſetzt, es könnte in einer Welt, die durch Liebe erſchaffen ward, und durch Recht beſteht, wirklich auch noch eine Gnade, eine Toleranz geben, — wer iſt dann, dieſe zu ſpenden, befugt? Gott ſelbſt nicht, geſchweige die Menſchen. Hier iſt nur auf zweierlei Wegen zu wandeln; was nicht Recht iſt, kann nie etwas anders ſein oder werden, als Ungerechtigkeit, und, wenn ihr (was eines Kindes Verſtand begreift) annehmen müßt, daß Gnade nicht Recht iſt, ſo bliebe nichts über, als daß Gnade — Ungerechtigkeit ſei.

Frage ich meinen nächſten Nachbar, nämlich mich ſelbſt: „Guter Freund, wie kommſt du dazu, ein Chriſt zu ſein?“ ſo wird mir die Antwort werden: „Ich weiß nicht. Ich ward es, weil ich als Säugling dazu gemacht ward.“ — „Alſo biſt du's nicht durch freien Willen?“ — „Ich wuchs in meinem Glauben auf!“ — „Wo iſt alſo dein Verdienſt?“ Darauf bleibt die Antwort aus.

Und frage ich den Juden: „Warum wardſt du ein Jude?“ — ſo heißt es wieder: „weil ich nach der Geburt dazu gemacht wurde.“ — „Und warum biſt du's jetzt, ſeit dein Verſtand mit deinem freien Willen Hand in Hand geht? Warum bliebſt du's, trotz der bürgerlichen Vortheile, die dir ein Übertritt zum Chriſtenthum gewähren kann?“ — „Weil ich einem Volk angehöre, wenn auch einem unterdrückten, äußerlich zerriſſenen, doch einem Volk, einem innerlich ganzen; ich bin ein Jude, weil ich will!“ —

O laſſet uns keinen Vergleich ziehen; ich möchte durch's Reſultat meinen Glaubensgenoſſen nicht wehe thun, obwohl ich für die Juden ſpreche. Laſſet uns lieber nur an das Eine denken, an das Höchſte, an das Untheilbare, an die Würde des ganzen Geſchlechtes.

Iſt denn der Leib des Kleides willen da, oder das Kleid des Leibes willen, und das Leben um der Form willen oder die Form um des Lebens willen? Der Himmel bewahre uns vor einer Uniformirung der Menſchheit, (ſie trägt ohnehin ſchon Abzeichen ihrer freiwilligen Domeſtiquenſchaft); aber an Ein Herz laßt uns alle uns feſtranken, alle, denen Eine Sonne Licht in die Herzen ſtrömt, alle, über denen Ein Sternendach ausgeſpannt iſt; fort mit dem Joch; es iſt wahrlich nicht minder ſchimpflich, ein Scherge zu ſein, als ein Gefolterter, ein Tirann, als ein Knecht, das Joch aufzubürden, als zu tragen.

Wer von euch wäre nie krank geweſen? Wer von euch wähnte ſich blos dafür geboren, um ſein ganzes Leben hindurch zu ſiechen? Und wer von euch möchte ſo grauſam ſein, ſeinem Bruder das Leben blos als hundertjährige Krankheit zu wünſchen? Ach, Knechtſchaft iſt noch mehr als Krankheit und Tod. Wer von euch ſah aus der dumpfen Krankenſtube nicht ſehnſüchtig durch's verſchloſſene trübe Fenſter in den friſchen ſonnigen Mai hinaus? Und ein ganzes Volk darf ſich ſeit achtzehnhundert Jahren keines Frühlings freuen? Könnt ihr die Luft in Regionen abtheilen, und ſagen: dieß Stück von ihr iſt mein? Und dem Morgenwind, der von Oſten kommt, zurufen: „Halt, nicht weiter, du biſt blos für mich, du darfſt meinen Nachbar nicht erquicken?“ Wenn Chriſt und Jude vor der eben entfalteten Roſe ſtehen, duftet ſie dem einen nach Recht und Pflicht und dem andern blos aus Gnade? Und warum ſoll die Himmelsroſe: Freiheit, blos dem Einen als Recht blühen, und dem andern blos als Gnade?

Das ſind Gedanken, ſo alt als die Welt, und doch ſo jung wie jeder Neugeborne, dem durch's Glückslos oder durch eine Niete Herrſchaft oder Knechtſchaft zufällt, je nachdem eine gräßliche blinde Ananke das Rad ſchnellt, die ihr ſtatt des Allliebenden auf dem Altar erhebt, die ihr ſelbſt zu eurer eignen Despotin macht, um nur für euch eine kleine Satrapenſchaft zu erhalten, ſtatt daß ihr ſelbſt frei und unſterblich wäret, wenn ihr eure Brüder als frei und unſterblich anerkennt! — Es ſind alte Gedanken, aber das Gedächtniß des Menſchen leidet auch an Altersſchwäche; darum laßt uns wieder jung werden durch Bruderliebe und ſtark durch das uralt junge Wort der Wahrheit, bis die Wahrheit ſelbſt ihr Thatenreich beginnt. *)

Eduard Duller.

Maſſen.

Von

O. L. B. Wolff.

2.

Wunderliches jetzt vernehm' ich,
Vieles Volk iſt auf den Gaſſen,
Schmiegt und biegt ſich, drängt und zwängt ſich
Bald zum Lieben, bald zum Haſſen.

Tücht'ge Schreier ſind darunter,
Sie poſaunen und trompeten;
Ihre ſchrillen, heiſer'n Klänge
Hält der Plebs für frommes Beten.

Leiſe ſchleich' ich längs der Häuſer
Mich vorbei, ich blöder Dichter;
Jeder Gaſſenjunge ſcheint mir
Ein gar hoch beſtallter Richter,

Der ſich ſelber hat erhoben. —
Mag bei ſolchem Volk nichts gelten!
Wolle man gleich drum feil mich
Oder gar beſtochen ſchelten.

Jene haben aller Orten
Die Apoſtel, ſo da predigen:
Ich kann nur in wenig Worten
Meines Credo mich entledigen.

Und es heißt: Auf eignen Füßen
Sicher und gradaus gegangen,
Und da nimmer eingetreten,
Wo ein And'rer angefangen.

Nicht geheinet, nicht gebornet,
Nicht geſchellingt, nicht gehegelt,
Und vor allen Dingen nimmer
Ultraliberal geflegelt!

Theater-Arabesken.

(Schluß.)

Doch, im Ernſt: Bevor ihr ſeid, müßt ihr anfangen zu ſein; bevor ihr anfangt zu ſein, müßt ihr anfangen zu denken; bevor ihr anfangt zu denken, müßt ihr anfangen zu fühlen; — aber ihr fühlt noch nicht ein Mal die Schande, daß jede andere Literatur die eure am Narrenſeil führt: — geſchweige die Keime, die in euch ſtecken. Ihr habt zu viel Stickgas in euch; man erſtickt, wie ein Hund in der Hundsgrotte bei Neapel, wenn man euch einathmet; denn, ſo tief, auf alle vier, muß man ſich herablaſſen, um mit euch in Reih' und Glied zu kommen. Ich will euch einen Häring opfern, und ihr ſollt die Seele davon haben; denkt euch nur: die Seele eines vernünftigen Häring's, — keines wahnſinnigen, nein, eben eines rechten Philiſters von Häring, eine Seele, die wie eine Fliegenklappe ausſieht. —

Doch genug: ich will euch nicht weiter haranguiren; ihr ſeid ohnehin geſchlagene Leute. — Jetzt zu Ihnen, meine Herren, die Sie hinter Ihren hölzernen Bureaugittern ſitzen, intendirend, dirigirend, Gehalt verdämelnd, Grillen fangend; ein Wort an das Ohr Ihrer Weisheit, (ich weiß nicht, iſt's das rechte oder linke?): hören Sie wohlgeborner Weiſe, die Profezeihung eines blos gebornen Menſchen, der Ihnen vom Dreifuß herab eine pythiſche Stand- und Brandrede recitiren will, ohne einen anderen Souffleur, als die Zukunft, die unter der dünnen, abgeſchliffenen und abgetretenen Rinde dieſer Gegenwart brauſ't.

Worauf intendiren Sie meine Herren Intendanten, oder wie Sie ſonſt heißen? Haben Sie an der Stelle, wo andere Leute das Herz tragen, wirklich blos einen Kaſſier oder Contremarqueur ſitzen? Wollen Sie wirklich feſt an dem Credo halten, daß das deutſche Publikum von Gott im Himmel für nichts erſchaffen iſt, als um zu tanzen — nach Ihrer Pfeife? — behüte, nicht ein Mal nach Ihren eigenen Pfeifen, ſondern ſogar nach den Pfeifen der Leute, welche Sie ſelbſt ſpringen machen, als erhielten ſie auf heißem Blech Tanzunterricht? Gibt es, wenn man auch gegen die nützlichen Publikümer ungenirt iſt, keine Pflichten gegen ein ganzes Volk? Oder hat ein ganzes Volk blos die Beſtimmung, Entree zu bezahlen? Das hat Silvio Pellico in ſeinen doveri anzuführen vergeſſen. Iſt dies Deutſchland, dieſer heilige Mutterſchooß aller unſerer Hoffnungen, dies Aſyl der Wahrheit und Strebkraft, iſt es ſo bettelarm an Geiſtern, daß man zu Waden und Ferſen ſeine Zuflucht nehmen muß? Iſt es ſo leer an Gedanken, daß man um hirntaubige Töne betteln muß? Iſt es ſo verwaiſ't an Jugend, daß man bei'm ſiechen Alter anpocht, bei albernen Weibern, welche aus Romanen Schauſpiele ſchneidern? Hinweg mit dem Plunder! Die Zeit der Lumpen hat ſich ſo hoch emporgegipfelt, daß ſie übertaumeln, die Aera der Ehrloſigkeit verrinnt in Sand, die Sehne der Geduld reißt endlich. Seht euch vor: Es wird euch noch ernſt gerathen, bevor ihr rathlos ſeid, ihr ſchöngeiſtigen Hofräthe! Ehrlich und aufrichtig geſprochen, will ich euch's nicht verhehlen: hinter euch ſteht ſchon eine friſche Generation, die an Hoffnungen großgeſäugt ward, ſtatt an Ziegenmilch, die durch Willen compakt ward, ſtatt durch Kartoffel und Fuſel, eine Generation der Oppoſition gegen den Augiasſtall, eine Generation, die Waffen in den Fäuſten hat, und Kraft in Mark und Blut, eine unverdorbene, unvergiftete. Sie iſt nur bis jetzt noch nicht aufgetreten, weil ſie die Zeit völlig verrinnen laſſen will, bis euch vor dem ſchmackloſen Confekt eurer geiſtigen und künſtleriſchen Concetti völlig ekelt; aber ſie kommt, gewiß, eh' ihr's euch verſeht, ſie kommt mit klirrenden Waffen und wirft eure hohlen Trophäen in den Sand; denn unſere ganze Literatur liegt in den Wehen einer Wiedergeburt, und das deutſche Volk wird der jungen Venus victrix zujauchzen, und kein Publikum mehr ſein, geſchweige erſt „Publikümer!“ Arme Schelme, die ihr eure Unſterblichkeit ſchon überlebt habt! ihr bedürft Ruhe; legt euch zu Bette, d. h. in die Särge der Vergeſſenheit und träumt im Tode, ſo wie euch das Leben nie wach fand.

Das wird kommen, das muß kommen!

Hinweg mit dem Dämel! hinweg mit dem blödſinnigen Glauben: ihr könntet durch Sprachrohre eure Stimmen in Löwengebrüll verwandeln, heiſere Poeten, poſſierliche Direktoren, lächerliche Schauſpieler der guten alten Zeit. Für euch blüht keine Jerichoroſe mehr! Die deutſche Nation wird ſich einen literariſchen Areopag hinſtellen, ſie kann nicht anders, das iſt eine Lebensbedingung. Iſt nur erſt der Kampfplatz frei, ſo wachſen auch die Kämpfer und ringen mit Gedanken an Gedanken, Begeiſterung an Begeiſterung, nicht um ihre einzelnen Lorbeerkränze, ſondern um den Sieges- und Ehrenkranz ihrer Nation.

„Ich will euch mit Skorpionen geißeln!“ ſprach jener hebräiſche Fürſt, — ſeht euch um: ihr guten Leute, mit geſchmeidigen Rücken, ſchlagen nicht aus allen Kelchen der Arabeske die ſtarrenden Stachel empor? Take care of your ears! Kinder, — ſeht nur hin! — [illegible] Schelme binden euch eine Ruthe aus den Skorpionenſchwänzen, — eine Ruthe für den Knecht Ruprecht (um nämlich ihn ſelbſt — nicht zu ſchrecken, — nein zu geißeln:) Und, — ſo wahr ihr nicht wißt, warum ihr erſchaffen ſeid, — man wird nicht ermüden, die thönernen Götzen, die dickbauchigen Canope, die hundsköpfigen Anubis, alle, alle zu ſtürzen; die Jugend glaubt an keine Mumien, ſie glaubt an den Gott der Mannheit und des Lenzes. Gott ſei mit uns!

---

*) Wie ich bereits begonnen habe und fortfahren werde, in einer Gallerie von bald ernſten, bald burlesken „Tabletten“ die inneren Zuſtände des neunzehnten Jahrhunderts darzuſtellen, ſo werde ich den wichtigſten Intereſſen deſſelben, wie z. B. namentlich dem oben beſprochenen Gegenſtande, auf dieſem Felde ſtets die Schranken öffnen; man möge daher den vorſtehenden Aufſatz einſtweilen blos als einen Quartiermacher kommender regulärer Truppen betrachten.

Die Redaktion: Dr. Eduard Duller.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro. 23. 1835.

89

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 27. Januar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

1.

Die Signoria war in der Balia verſammelt, und die Popularen, auch Monte del Popolo genannt, der zweite und eben mächtigſte Stand in Siena, meiſt aus Wechslern, Krämern und begüterten Handwerkern beſtehend, verlangte von den übrigen beiden Ständen, dem Monte der Nove, der die reichſten und vornehmſten Einwohner, die alten patriciſchen Geſchlechter und viele vom Adel in ſich faßte, und dem Monte der Riformatoren, der die gemeinen Handwerker und unbegüterten Bürger zu ſich zählte, mit wildem Geſchrei Staatsveränderungen zu ihrem Vortheil. Es ging hitzig zu. Da hielt ein Mann ſein ſchäumendes Pferd vor der Balia und fragte nach dem Gonfaloniere Lucio Piccolomini, wurde alsbald vor denſelben gebracht und überreichte ihm in einem Nebenzimmer, abgeſondert von der Verſammlung der Signoren, ein Schreiben. Sobald der Gonfaloniere Kenntniß vom Inhalte deſſelben genommen hatte, beſchied er die eigentlichen Regenten der Stadt, noch einen von den Nove — er ſelbſt war der andre — drei Popularen und zwei Riformatoren zur ſchnellen geheimen Berathung in das Zimmer. Nach einer halben Stunde eilte jeder ſeinem Hauſe zu, und Beſtürzung ſtand auf ihren Geſichtern.

Mit einer ungewohnten, weder der Würde ſeines Amtes und der ſchweren reichen Kleidung deſſelben, noch dem männlichen Alter des Gonfaloniere angemeſſnen Haſt ſchritt er über die Straßen und trat in ſeine vornehme Behauſung. Der ſtarke Geſang einer reinen ſchönen weiblichen Stimme tönte ihm entgegen, von einem kunſtfertigen Saitenſpiel begleitet. Dann und wann fiel eine eben ſo ſchöne Männerſtimme ein, gleichſam aufbrauſend in leidenſchaftlicher Heftigkeit, und die Spannung in des Mannes Geſicht wich einen Augenblick einem Lächeln der Zufriedenheit, und als ſein koſtbar geſchmückter Fuß den Boden des weiten ſtattlichen mit allerlei Ritterzier ſchön decorirten Gemachs berührte, nickte er mit väterlichem Wohlwollen ein Paar jungen Leuten zu, die ſich dort befanden und von welchen der Geſang ausging. In der Fenſterbrüſtung ſaß eine wohlgebildete Jungfrau mit einer Laute, und ihr dunkles Auge ſah nach einem Jüngling empor, der mit ſeinem prächtigen Waffenſchmuck beſchäftigt war. Wie die blühende Phantaſie der Hellenen ſich ihres Kriegsgott's lieblich-kräftige Geſtalt dichteriſch ſchuf, Form und Haltung flammende Jugendluſt, glühender Muth, der Blick des großen ſchwarzen Auges, gewaltig kühner Trotz, und ſtürmiſche Fordrung liebender Zärtlichkeit des ſchönſten Weibes, — wie die unſterblichen Sänger den unverſöhnlichen, erzgepanzerten oft ſchrecklichen Sohn des Jupiter und der Juno, den feurigen Geliebten der Venus, den herrlichen, beglückten Erzeuger des jugendlichen Liebesgottes dichteten und bildeten; ſo ſchön, ſo edel, ſo muthig, ſo trotzig ſtand jener Jüngling dem eingetretenen Manne gegenüber, neben der ſingenden Jungfrau. Sie war hochgewachſen und ſtolz, aber ſie glich ihm zu ſehr, eine ernſte, erhaben ſchöne Minerva, keine Venus; er aber war der Ares.

„So recht,“ ſagte der Gonfaloniere, nachdem ſein Auge einige Momente mit dem freundlichſten Ausdrucke des Wohlgefallens auf dem Paare geruht hatte, „Ihr vertreibt euch die Zeit ſchön zuſammen. Es gefällt mir von dir, Antonio, daß du Roſalba Geſellſchaft leiſteſt. Doch es thut mir um ſo weher, daß ich euch jetzt trennen muß.“

„Trennen?!“ ſagte das Mädchen mit einer klangvollen herrlichen Stimme, deren Ton aber von Schrecken und Schmerz gleich ſtark erfüllt war und trat auf den Sprecher zu, eine hohe, ſchlanke Geſtalt.

„Nur für einige Tage,“ begütigte ſie der Gonfaloniere; „die Pflicht ruft ihn. Entlaß ihn deshalb ſeines ritterlichen Dienſtes bei dir auf eine kurze Zeit und bitte für ihn bei der heiligen Catterina von Siena; denn er wird einen Feldzug machen zum Beſten ſeiner Vaterſtadt.“

„Krieg!“ rief Antonio mit funkelnden Augen; „wo? mit wem?“ und ſtand fragenden erwartungsvollen Blicks waffenrauſchend ſeinem Vater gegenüber.

„Komm,“ verſetzte der Alte, „die Kunde taugt nicht für das Ohr meiner lieben Mündel; auch iſt's ein Männergeheimniß.“ Damit zog er den Sohn fort in ein andres Zimmer des Hauſes. Dort ſprach er: „Es iſt mir eine geheime Botſchaft von Florenz zugekommen, daß unſre Vertriebenen ſich vereinigt und an den Herzog Alfons von Calabrien mit der Bitte gewandt haben, ſie bei einem Überfall der Stadt zu unterſtützen. Er hat ihnen Hülfsvölker geſchickt und ſie verſammeln ſich an der Grenze des Kirchenſtaats. Papſt Sixtus begünſtigt ihr Vorhaben, und ſein Sohn, der Graf Girolamo von Forli, wird ihnen behülflich ſein. Alle Seneſen, welche ſich in Florenz aufhielten, ſind bereits abgereiſ't. Es ſoll dies Mal einen Hauptſturm geben. Man hat mir entdeckt, daß ſich unter den hieſigen Nove eine Verſchwörung zu Gunſten ihrer vertriebenen Verwandten gebildet, daß die Verſchwornen mit den Exilirten im Einverſtändniß und von dem beabſichtigten Überfall wohl unterrichtet ſind. Das Haupt der Verſchwörung bildet die Familie Petrucci und der junge feurige Pandolf *) ſoll auch deinen Bruder gewonnen haben —“

„Ghino unter den Verſchwornen?“ rief Antonio. „Seht, ſeht den heimtückiſchen Schleicher!“

„Ich kenne ſeinen verſchloſſenen Charakter. Ich werde mit ihm reden; denn er iſt doch mein Sohn. Vergiß auch du nicht, daß er dein Bruder, dein einziger Bruder iſt. — Unter den Vertriebenen, welche gegen ihre Vaterſtadt ziehen, befinden ſich auch die Salimbeni, Roſalba's Vater und Brüder; deshalb darf ſie nichts von deinem Zuge wiſſen; auch der finſtre unbeugſame Mariano Placidi iſt dabei, mein Jugend- und Waffenfreund, lauter gewichtige Männer, voll Muth, Entſchloſſenheit und Todesverachtung. Es gilt alſo, daß wir ihnen kräftig begegnen. Sie kommen morgen oder übermorgen durch die Päſſe bei St. Salvator. Dort müſſen wir ihnen den Weg verlegen. Verſammle deßhalb ſchnell die ganze Reiterei der Stadt und eile nach jenen Päſſen. Dort legſt du dem anrückenden Feind Hinterhalt, ſchlägſt und zerſtreueſt ihn. Sei vorſichtig, daß ſie nichts von dir erfahren. Hier bleibt der eigentliche Zweck deines Auszuges Geheimniß. Wir ſprengen aus, es gälte, den Florentinern unſre Grenzſchlöſſer wieder abzunehmen. Kehre ſiegreich heim, mein geliebter, mein liebſter Sohn, und den Retter der Vaterſtadt wird Roſalba am ſchönſten zu belohnen wiſſen. Dein Hochzeitfeſt wird ganz Siena feiern, es wird ein Volksfeſt werden, und dein Vater, deſſen Wünſche und Hoffnungen alle du ſo ſchön, ſo kindlich-gehorſam erfüllſt, der glücklichſte Vater in ganz Siena ſein. Nimm von Roſalba Abſchied, und geh', eh' du ausziehſt, in's Dominikanerkloſter, küſſe dort das Haupt der heiligen Catterina von Siena, damit ſie dir beiſtehe, und eile dann, was du vermagſt, unſern Feinden zuvorzukommen.“

„Ich eile,“ verſetzte Antonio mit Haſt. „Nur über meine Leiche hinweg ſoll ihr Weg nach Siena gehen. Aber erlaubt mir zuvor die Frage: haltet Ihr ſie wirklich für unſre Feinde, mein Vater?“

Der Alte ſah verlegen zu Boden.

„Nicht doch,“ ſagte er dann. „Sie ſind unſre Verwandte, Freunde und Standesgenoſſen; ſie gehören dem Adel an, wie wir. Aber wir müſſen ſie bekämpfen, wollen wir nicht endlich auch das Exil mit ihnen theilen oder von ihnen verdrängt werden. Meinſt du, ſie würden es uns je verzeihen, daß die Piccolomini allein ausgenommen waren, als man alle Adligen in Siena verjagte, weil Äneas Sylvius, der gewaltige Pius II., aus Siena gebürtig, der Wohlthäter ſeiner Vaterſtadt, und unſerm alten Stamme entſproſſen war? Ein andrer Papſt ſitzt jetzt auf St. Pietro's Stuhl; wer kümmert ſich noch um uns, wenn wir nicht ſelbſt für uns ſorgen? Kein Erdenglück iſt ſchwankender, als, das ſich an einen Greis knüpft, den man mit der Dreikrone geſchmückt. Die Macht eines Papſtes gleicht einer Erdflamme, die mit grauſiger Gewalt aus dem Boden ſchlägt und eine Minute darauf verlöſcht iſt. Darum ſtütze dich immer auf dich ſelbſt, mein Sohn; du haſt die Kraft dazu im vollſten Maße. Du bedarfſt keines Andern, und mir — hat es keinen Segen gebracht, daß Pius II. mein Vetter war.“

Mit Inbrunſt umarmte er den Sohn und drückte ihn mit unverhohlner Zärtlichkeit an das Herz. Dann ſtürmte der Jüngling zu Roſalba; ein Paar Küſſe brannten auf ihren Lippen, ſchier noch heißer erwiedert, als er ſie gab. — Minerva's Kälte beſaß ſie nicht, — ihr Buſen hob ſich, und ihre leidenſchaftflammende Blicke leuchteten ihm noch lange nach, als er

---

*) Dieſer wurde einige Zeit ſpäter Oberhaupt der Republik mit fürſtlicher Gewalt, aber ohne Titel.

ſchen in prächtigem Wappenrock, erzgepanzert, auf ſeinem wilden Roſſe davon gebrauſ't war.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Piſa.

Von

Ernſt Förſter*).

Zweiter Brief.

Piſa, den 14. Januar.

Es mag dich befremden, daß ich ſo lange Zeit habe hingehen laſſen, ohne dir zu ſchreiben; aber theils beſchäftigte mich die Auswahl der Gegenſtände, die ich zu zeichnen habe, theils häusliche und andere Einrichtung, vor allem aber wollte ich den wie Meeresfluth andringenden Bilderreichthum allmählig zur Ebbe kommen ſehen, damit kein Heute das Geſtern verſchütte.

Als ich aus Florenz fuhr, wünſchte eine alte Bettlerin mir für die kleine Gabe, die ich ihr zuwarf, „die allerheiligſte Madonna möge mich dafür in's Paradies führen!“ Wie ſchnell iſt dieſer fromme Wunſch in Erfüllung gegangen. Nach wenigen Stunden fuhr ich unter lichtblauem Himmel, und die ſchweren Winternebel lagen hinter mir über der Florentiner Gegend. An den Häuſern ſtanden in Weiſe und Größe unſerer Spalierkirſchbäume, mit goldnen Früchten reich behangen, Orangen, die Hügel waren mit dem ſammtnen Grün der Pinien, die zwar einzeln hier der ſchönen Form ermangeln, aber in ganzen Hainen beiſammenſtehen, geſchmückt; hoch und höher ſtand die Saat und bekleidete die Äcker mit dem lieblichſten Hellgrün, Blumen blühten am Wege, neben Geſträuchen von Bux und wilder Myrthe und der immergrünen Eiche; ja ſogar die deutſche, die in Hecken hier wuchert, vergißt neben ihrer ſüdlichen Schweſter und, von Oleander und Lorbeer umſchattet, den Wechſel der Jahreszeiten. Nur der Maulbeerbaum, der, trichterförmig gezogen, auf vielen Äſten und Zweigen eben ſo viele Reben trägt, wird ſchon im Laufe des Jahres ſeines eignen Schmuckes zum Vortheil des ſchönen Geſchlechts beraubt und das vom Weinſtock erborgte Kleid fällt mit der Traube ab. Sanfter Duft liegt über den Gebirgen und ich athme eine nie gekannte Frühlingsluft.

Wenn ich aus ſo heller, warmer, lebensfroher Welt in dunkle Kloſtergewölbe trete und zwiſchen dieſen kalten Mauern mich um eine langbegrabene Vergangenheit mühe, wird dies kaum glaublich erſcheinen, daß meine Seele glüht, wie von neuem Wein. Aber das iſt das Vorrecht des Geiſtes, daß er, auch in die kleinſten faſt unerkennbaren Stücke zerſchlagen, noch immer Funken gibt, die zünden. Freilich gehört zum Stahl auch ein Stein und zwar ein Feuerſtein, eine Gattung, die in Italien weniger allgemein iſt, als bei uns. Es iſt ein langes Klaglied zu ſingen über die Barbarei, mit welcher der Italiener und vor allen die Geiſtlichkeit die Werke früherer Kunſt vernachläſſigt und vernichtet hat. Wie viele Wandgemälde in Kirchen und Klöſtern aus der Zeit des erſten Aufblühens der Kunſt liegen unter der Grabesdecke von Kalk, und nur alte Chroniken und der fleißige Vaſari erzählen von ihrem Werth. An vielen Stellen habe ich die Rinde zu löſen geſucht und mich wenigſtens von der Möglichkeit einer Auferſtehung überzeugt.

Im Weſentlichen mit den Kunſtſchätzen Piſas bekannt, habe ich mein erſtes Lager im Kloſter S. Francesco aufgeſchlagen, das in einem verlaſſenen Kapitelſaal Wandgemälde eines florentiniſchen Meiſters Niccolo Petri enthält, deren Inhalt die Paſſion Chriſti iſt. Dieſe Bilder ſind während der kurzen, glücklichen Zeit gemalt, in welcher der edle Pietro Gambacorta die Republik beherrſchte und wahrſcheinlich das letzte ausgezeichnete Kunſtwerk, das in jener Periode dort entſtanden, da gleich nach Pietros Ermordung alle Freude, alle Freiheit und mit dieſen alle Kunſt die Stadt verlaſſen, bis ſie, unter florentiniſche Oberhoheit gebracht, von den Medizeern auf's Neue gehoben, vom reichbegabten Benozzo Gozzoli eine Reihenfolge der anmuthigſten Bilder aus dem alten Teſtament in ihr Campo ſanto erhielt. Jene Paſſionsbilder haben das vorzügliche Intereſſe, daß ſie von einem Meiſter ſind, deſſen Name bisher nicht genannt war, und der doch mit ſeiner höchſteigenthümlichen Vereinigung von Feſthalten am Alten und Weiterbilden zum Neuen, mit ſeiner Tiefe der Empfindung und Individualität der Charaktere gerade die Lücke ausfüllt, die bisher in der Entwickelung der Kunſtgeſchichte war, nämlich die zwiſchen Giotto und deſſen Nachfolgern einer-, und Maſaccio und Fieſole andrer-ſeits.

Welch klarer Blick in die Kunſtthätigkeit des vierzehnten Jahrhunderts wär' uns vergönnt, wären die Schätze auch nur des einen, nicht einmal ſehr bedeutenden Kloſters von S. Francesco erhalten. Die erſten Meiſter der florentiniſchen Schule Giotto und Taddeo Gaddi, ſo wie die der Sieneſer Simon und der ſpätern Taddeo Bartoli waren hier beſchäftigt, und haben in großen Räumen umfaſſende Geſchichten dargeſtellt, von denen ein einziger kleiner Überreſt ſich an die hohe Decke des Chors geflüchtet hat, um uns die Größe des Verluſtes zu zeigen. Die guten Patres, die täglich ihre Hora unter dieſen Engeln des Weltgerichts ſorglos ſingen, denken ſich nichts Arges bei der Zerſtörung, und ſchütteln ungläubig den Kopf bei meiner Begeiſterung.

Inzwiſchen habe ich aber die Bekanntſchaft erneuert mit einem Manne, der unſere Wärme theilt, und ſeit zwanzig Jahren daran arbeitet, ſie ſeinen Landsleuten mitzutheilen, ich meine den Conſervator des Campoſanto, C. Laſinio, der jetzt mit ſeinem Sohne beſchäftigt iſt, eine zweite, kleinere Ausgabe der Wandmalereien des alten Kirchhofs herauszugeben. Es iſt eine Freude, dieſen rüſtigen Greis an ſeiner Kupferplatte, oder ſonſt vor Kunſtwerken zu ſehen. Faſt ununterbrochen von Morgens 5 Uhr bis Abends 10 mit dem Grabſtichel beſchäftigt, hat er ſich, wenigſtens in Bezug auf ſeine warme Empfindung, nicht im mindeſten abgenutzt, und zeigt für uns Deutſche eine ganz beſondere Vorliebe, wohl wiſſend, daß die Kunſt ſeines Vaterlandes nur von uns wahrhaft gewürdigt wird. Durch ihn ſind mir viele Bequemlichkeiten bereitet, und der Zugang zum Archiv vermittelt, wo ich wichtige Schätze verborgen glaube. Denn durchgeht man mit nur einigermaßen prüfendem Auge die Hallen des Campo Santo, ſo wird man über die Unzuverläſſigkeit der bisherigen Angaben nicht im Zweifel bleiben.

Am 15. Januar.

Viele Bettler gibts hier, aber Lahme und Krüppel jeder Art noch mehr. Unter die übrigen Merkwürdigkeiten von Piſa muß ich unzweifelhaft die Gleichgültigkeit gegen die Kirche rechnen. In welche ich auch komme, faſt überall bilde ich mit einigen alten Weibern, die, wie mich, Nebengeſchäfte dahin führen, die einzige weltliche Bevölkerung. In S. Francesco läßt eine von jenen, (wie ich meinen Zeichnenapparat) ihren Spinnrocken allemal über Mittag, oder wenn ſie ſonſt fortgeht, an ihrem Stuhle liegen, auf dem ſie den übrigen Theil des Tages betend, bettelnd und ſpinnend verbringt. So häuslich und ſtill geht es da zu. Wirklich rührend war mir neulich in S. Paolo ripa d'Arno das Dominus Vobiscum des guten Geiſtlichen in der ganz leeren Kirche, ſo daß ich aus Mitleid mit ihm, freilich aber ungeſehen von ihm, die Gemeinde vorſtellte und ins Knie ſank. Da fiel es mir recht, wie Sonnenſtrahl vom Himmel, was wir unſern großen Reformatoren verdanken, und wie wir daran mit Leib und Leben zu halten haben. Sie haben uns nicht eine Verbeſſerung des alten, ſie haben einen neuen Cultus geſchaffen, ja — in Bezug auf's blos Katholiſche — eine neue Religion, indem ſie den Prieſter *in* die Gemeinde geſtellt. Dieß bildet die ewige Kluft. Unſer Gottesdienſt kann ſogar im Nothfall ohne Geiſtliche beſtehen, der katholiſche bedarf der Gemeinde gar nicht, er iſt eine Privatſache zwiſchen dem Prieſter und Gott, deſſen Blut nur *er* trinkt. Somit iſt der Prieſterherrſchaft bei uns die Wurzel abgeſchnitten und jeder Verſuch, ſie herzuſtellen, (wie er auch angeſtellt werde), wird ſo glücklich ausfallen, als wenn man einen dürren Aſt in die Erde ſteckt; — man muß die Blätter daran kleben, wenn er welche haben ſoll.

---

*) Man vergleiche Nro. 1, 3 und 4 des Phönix.

Übrigens trotz aller theoretiſchen Klerokratie iſt auch hier nicht mehr an die alte zu denken. Du ſiehſt hier — nicht Mönche nur — nein geiſtliche Würdenträger mit dem Marktkorb am Arm auf dem Fiſch- und Gemüſemarkt, und hörſt ſie handeln, ſchimpfen und geſchimpft werden.

(Fortſetzung folgt.)

Malicen.

Von

D. L. B. Wolff.

3.

Die Wunder, die im Teſtament
Den Frommen hinterlaſſen,
Die quälen dieſe permanent,
Sie können ſie nicht faſſen.

Den wenigen Vernünftigen
Scheint Alles orientaliſch;
Doch die in Schelling Zünftigen
Ergreifen's idealiſch.

Sie wollen Myſtiker nicht ſein
Auch nicht Rationaliſten;
Doch hätten ſie gar gern den Schein
Von rechten Mittelchriſten.

Drum machen ſie kein laut Geſchrei,
Sind nirgends kategoriſch;
Ganz leiſe ſchiffen ſie vorbei,
Sich helfend *allegoriſch*.

Ihr guten Leute, Gott vergelt's!
Das iſt nicht Lieb', nicht Haß;
Es iſt allein: *Waſch mir den Pelz,*
Doch mach' ihn mir nicht naß.

Buntes.

Der geiſtliche Steuer-einnehmer. Die neue katholiſche Kapelle zu Cahir in Irland (erzählt Inglis in ſeinem Journey trough Ireland during the spring, summer and autumn of 1834) war bei der Armuth der Landeskinder, aus deren Mitteln ſie erbaut werde, noch immer unvollendet, und man ſah ſich genöthigt, deßhalb zu einer Art von Contribution Zuflucht zu nehmen, welche mir nicht ganz glaubhaft ſchien, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugte. Als ich mich ungefähr um 10 Uhr an den genannten Ort hinbegab, fand ich die Thüren des unvollendeten Gotteshauſes verſchloſſen, und von vier Männern bewacht; der eine hielt einen ſilbernen Teller, um die ſchwereren Beiſteuern in Empfang zu nehmen; zwei andere ſchoben jedem, der ſich ihnen näherte, zwei hölzerne Schüſſeln (von der Form großer Löffel) dicht unter die Augen, um Kupfermünzen zu angeln; der vierte endlich, der geiſtliche Hirt der Gemeinde, ſtand auf der Schwelle ſelbſt, und zwar — bewaffnet mit einem tüchtigen Shillelah. Wehe dem, der es verſuchte, ſich in die Kirche einzuſchmuggeln, ohne ſein Entree bezahlt zu haben; er durfte gewiß ſein, die Contremarque des Herrn Pfarrers, auf ſeinem Rücken zu fühlen, denn er hatte ſcharfe Augen, geübte Hände und — ſeinen kräftigen unfehlbaren Shillelah, der gute Herr Pfarrer; wer ſeine Kirchen-Steuer nicht erlegen konnte, und doch in die Kirche wollte, empfand rechts und links den etwas harten Hirtenſtab, und der geiſtliche Steuer-einnehmer drückte ihm damit noch zu guter Letzt etwas unſanft den Hut auf den Kopf. Ich ſah (fährt Inglis fort) wohl an die 30—40 Perſonen außerhalb der Kirchenthüre, auf der höher gelegenen Landſtraße, andächtige arme Schelme, die ſich keinen Halbenpfennig erſparen konnten, um ihr Entree zu bezahlen; ich gab ihnen einige Halfpenceſtücke, und augenblicklich thaten ſich die Pforten des Himmels ihnen auf. —

Eine hölliſche Aſſemblee zu Paris. Kürzlich erregte eines Abends in einer der Straßen des Quartier de l'hôtel-de-ville der dumpfe Halle von ziemlich orgiſchen Geſängen, welche ſich aus einem Hauſe daſelbſt vernehmen ließen, die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden. Die Verwegenſten unter dieſen drangen in das ominöſe Haus, tappten ſich einige Stufen hinab, und gelangten in ein geräumiges Kellergewölbe, durch dampfigen Lampe- und dichten Tabacksqualm in einem phantaſtiſchen Clairobſcur erhalten; eine zahlreiche Aſſemblee von Herren, Damen und Fräulein richtete ihre Blicke auf eine Art von Eſtrade, worauf ſich ein mit rothem Tuch bedeckter Tiſch befand, an welchem drei Perſonen herrſchten, deren Geſtalten die blaue Opferflamme der Punſchbowle im Dämmer beleuchtete. Der eine aus dieſem muthmaßlichen Präſidium erhebt ſich plötzlich, und ſchlägt mit einem kleinen Hammer auf die Tafel. Augenblicklichſt — Schweigen ringsum; etliche Zecher, die eben das Glas an die Lippen ſetzen wollen, erſtarren wie verſteinert. — „Silence, Silence, meine Kinder!“ ruft der Präſident; „heute iſt Sabbath; Beelzebub will ſprechen! —“ Und ſiehe da, einer der Anweſenden erhebt ſich und ſingt drei Couplets, deren Refrain eine Hymne auf die Goguette de l'enfer iſt. — Als er damit zu Ende iſt, beginnt der Sprecher von früher auf's Neue: „Einen biederen allgemeinen Klauendruck für Beelzebub; er hat ſchön und rührend geſungen!“ — Und im Nu klirren alle Gläſer am Tiſch und „Bravo“ ſchallt's dämoniſch in der weiten Halle. „Silence encore!“ nimmt der Sprecher wieder das Wort; und Aſtaroth ſchickt ſich an zu ſprechen; doch eine plötzliche hölliſche Freude läßt ſich jetzt nicht bändigen; „Vivat Lucifer!“ donnert die ganze Aſſemblee dem Höllenfürſten zu, der ſo eben eingetreten iſt und majeſtätiſch ſeinen Platz an der Tafel einnimmt. Die Ruhe iſt wieder hergeſtellt, Aſtaroth beginnt den Geſang. — Neue Störung des Beelzebubsfeſtes. An der Thüre zeigen ſich zwei dreieckige Hüte und unmittelbar darauf ein Mann, ganz ſchwarz gekleidet und mit der dreifarbigen Schärpe. Es iſt der proſaiſche Polizeikommiſſär mit zwei Cherubim von Gerichtsdienern, der dem Pandämonium trocken erklärt, es ſei eine verbotene Geſellſchaft. In Folge des Procès-verbal erſcheinen 21 Perſonen, ſämmtlich Teufel und Bürger von Frankreich vor dem Zuchtpolizeigericht. —

Die Verhandlung bot wahrhaft komiſche Momente, zumal ſich gleich von vornherein die gänzliche Unſchädlichkeit des Pandämoniums herausſtellt, welches alle Politik in ſeinen Statuten verpönt hatte. Die burleske Geſellſchaft verſammelte ſich alle Samſtage in der Rue de la Tixeranderie im Weinhauſe des Sieur Maubant, und nannte ſich la Goguette de l'enfer; jedes Mitglied trug ſtatutenmäßig einen Teufelsnamen; „Lucifer“ ließ ſich über den Zweck der Aſſemblee aus, welche blos für Trinken, Schwank und Geſang ein Aſyl in der Hölle finden wollte, „Beelzebub“ fügte hinzu, daß jeder honette Teufel ſeine Familie mitbringe und daß der Anſtand ſtets ſtrenge beobachtet werde, „Asmodee“ endlich erläuterte, daß Fremde, welche die Hölle beſuchten, blos als Gäſte-Zauberer Eintritt fänden, bis ſie das hölliſche Bürgerrecht erhielten. — Das Tribunal ſprach die luſtigen Teufel frei und erntete dafür den Segen und Jubel des ganzen Pandämonium's. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 24. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt № 4.

Mittwoch, 28. Januar.

Der Fürſt Pückler-Muskau.

Vielleicht ſpringt in dieſem Augenblick der geniale Sonderling vom Niagarafalle herunter, oder reitet auf einem Krokodill an den Ufern des Hudſon, oder ſchwimmt durch die Stromſchnellen des Lorenzofluſſes. Man kann das Gefährlichſte von ihm in Nordamerika erwarten, wenn ihm ſeine tollkühnen Jugendſtreiche in den Nacken fahren. Reiſ't er aber mehr unter der Firma ſeines ſchriftſtelleriſchen Charakters, ſo wollen wir uns um ſeinen Hals beruhigen. Dann ſitzt er in dieſem Augenblicke unter den Zitterern und ſchreibt ihre Geſänge auf, um ſie ſpäter griechiſch drucken zu laſſen. Dann philoſophirt er mit den Creek-Indianern über Auswanderung, Fuchsbälge und Unſterblichkeit. Dann zeichnet er die Urwälder am Miſſiſſippi, um ſie in die Lauſitz zu verpflanzen, oder tanzt auf einem Puritaniſchen Almack in Philadelphia. Der Verkehr mit den Launen des Publikums hat die barocken Anflüge des Fürſten gemildert und ihm jene ſchwärmeriſche Reſignation, welche ſeine Engliſchen Briefe ſo ſchön charakteriſiret, zur neuen Natur gemacht. Er verſteigt ſich nicht mehr in die Luft oder den Thurmknopf der Cathedrale von York; auch ſeine Satyre iſt nicht mehr ſo barok, wie damals, als er die neue Brücke in Berlin kritiſirte. Dieſe hatte nämlich in der Mitte eine Erhöhung von einem halben Zoll, welche ihre noch neuen Flügel nicht recht ſchließen wollten. Fürſt Pückler fuhr nun jedesmal nur bis an jenen kleinen Rand, hielt im vollen Laufe inne, und ließ umkehren, denn er behauptete, daß er, Kutſcher und Pferde ſich an dem halben Zolle den Hals brechen könnten. Solcher Erzählungen hat man jenſeits der Elbe über den Verfaſſer der Tutti frutti viele.

Mehr als die Luſtigkeit dieſes Fürſten und ſeine guten Einfälle, die man unter dem Namen Esprit zuſammenfaſſen kann, intereſſirt ſeine Achtung vor dem Publikum und ſeine ungemeine Empfänglichkeit für Tages- und Jahrhundertsfragen, in der That mehr leſerliche, als ſchriftſtelleriſche Vorzüge. Der Dandy hat aufgehört ſich mit Stiefeln und Sporen auf die ſeidnen Polſter eines fremden Beſuchszimmers zu ſtrecken, oder in Gegenwart von Damen die Beine übereinanderzuſchlagen. Die linke Hand häkelt ſich nicht mehr ein in den Ausſchnitt der Weſte; keine Meute von Windſpielen macht den fuchsjagenden Gentleman unzugänglich, und die gute Nieder-Schleſiſche Natur ſchämt ſich, noch den Firniß ächt faſhionabler Gefühlloſigkeit auf ſich zu dulden. Es iſt viel Ernſt und Nachdenken in dieſe tumultuariſche Seele eingezogen, Anſtand und Achtung vor dem Urtheil einer großen Maſſe folgten unwillkührlich der Beklommenheit des erſten Auftretens. Dann iſt es an Fürſten und Edelleuten immer eine erfreuliche Auszeichnung, wenn ſie eine Bildung verrathen, die, wenn ſie ihnen fehlte, doch Niemanden beſtimmen dürfte, ihnen anders zu begegnen, als ſie es gewohnt ſind. Die Nation war überraſcht, bei einem Fürſten, der nicht einmal mediatiſirt iſt, ſo viel Empfänglichkeit für das Schöne und Wahre zu finden. Sie hört ihn mit einer innern Genugthuung ſprechen von der Theologie, Philoſophie, Jurisprudenz, der Politik, der innern Verwaltung, der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft, vom Somnambulismus, von der Literatur und den ſchönen Künſten: Alles, was wir nur in unſern bürgerlichen Händen, in unſerm tabackräucherichen Munde zwiſchen unſern ahnenloſen Zähnen getragen, gehabt und zerkaut haben, iſt, wie wir nun ſehen, auch zugelaſſen geweſen in noble Geſellſchaft und hat Platz nehmen dürfen auf dem Sopha neben Fürſten und Grundherren, und alles Solide, Schöne und Bürgerliche hat frühſtücken dürfen mit ſo vornehmen Herren, und hat ſich bei Spaziergängen durch Parkanlagen recht breit, gediegen und grobkörnig ausſprechen dürfen, und als es mit rothem Geſicht, in der Seligkeit des letzten Handdrucks ſich empfahl und die Treppe zu drei und drei Stufen hinab ſprang, da ſind die Kammerdiener angewieſen geweſen, was wir gar nicht wußten, vor ihm ſich zu verbeugen und ſolange mit dem Lachen zurückzuhalten, bis das Edle und Schöne mit ſeinen linkiſchen Manieren wenigſtens den Schloßhof hinter ſich hatte. Hier iſt nichts auf den Weg gefallen: alles haben die Cirkel beachtet: obſcure Journale, Broſchüren und ſo zahlloſe kleine Umſtände, die nicht einmal unſre Aufmerkſamkeit erregt haben und die wir jetzt erſt aus den Schriften des Fürſten kennen lernen.

In Wahrheit hat ſich der Verſtorbene um die deutſche Literatur ein Verdienſt erworben, das ſie ihm ewig danken wird. Er vermittelt, wenn auch nicht die Stände, doch die Intereſſen derſelben, und iſt ein geſchickter Parlamentär, welcher zwei Feldlager zur gegenſeitigen Verſtändigung bringen kann. Er tritt in die Salons wie der jugendliche Gott Phantaſus, mit Seltſamkeiten bekränzt, mit einem Füllhorne von Wundern, welche der Ariſtokratie neu ſind, ganz angeſteckt von der freien Waldluſt und den bürgerlichen Silenen und Chironten, welche ihn erzogen haben. Er iſt wie ein aufgefundener Königsſohn, den eine Wölfin ſäugte und Hirten zu ihren eigenen Kindern geſellten, ſo daß er in wildfremden Anſchauungen auflebte, und nun mährchenhaft und ſonderbar zu ſeinen Eltern tritt, die ihn liebkoſen und ſeinem Munde alles Ungehörige und der Etikette nicht Zuſagende zu Gute halten. Der Fürſt Pückler iſt dem deutſchen Volke eine herrliche Garantie, daß nichts unverloren iſt, was als Gedanke oder Hoffnung ſich aus dem Schooße der Maſſe ringt. Er iſt ein Ideen-Schleichhändler, oder ehrlicher geſagt ein Ambaſſadeur, den das Völkerrecht an der Gränze zollfrei paſſiren läßt. Er iſt ein Heimchengreifer, der die Grillen des vierten Stocks in die Boudoirs und Audienzſäle nimmt, oder auch zuweilen eine recht revolutionäre Ratte, des Scherzes halber, unter die Beine der vornehmen Herren und Damen ſpringen läßt. Dazu geſellt ſich eine ſo unverwüſtliche Ehrlichkeit, daß ihm die Demokratie mit Freuden ſeinen Paß viſirt und ihm alles zu zeigen verſpricht, was ſich nur Heimliches in ihren Arſenälen vorfindet.

In den neueſten Bänden Tutti frutti reitet der Fürſt wieder ſein Steckenpferd, den Adel. Es muß doch recht traurig mit der Ariſtokratie ausſehen, daß ein Standesherr, ein Pair, ſo unglückliche Ausdrücke über ſeine Truite fallen läßt. Namentlich ſpricht er vom Landadel ſo, als ſäete er nicht, und erntete nicht, und als reute es unſern himmliſchen Vater endlich, ihn dennoch zu ernähren. Es muß recht kümmerlich hergehen unter den vornehmen Leuten! Ja, wenn man ſo einen alten Penſionär, einen verabſchiedeten Major und Johanniterritter ſchreiten ſieht, die lange hagre Geſtalt, die Hände reſignirt auf dem Rücken, ohne Grundherrlichkeit oder durch und durch verhypothecirt, aber voller Stolz, barſch, und Abonnent des politiſchen Wochenblattes, und zugleich hoffnungsloſer Vater von einigen Fähnrichen, welche die Gnade des Königs im Cadettenhauſe ernährte, von diverſen Referendaren, die noch von der letzten Rate des Kurmärkiſchen Stipendiums zehren, — o, dann verſtehen wir, was der Fürſt Pückler mit ſeiner Adelsreform ſagen will. Wenn nur das Alles nicht in der Luft ſchwebte! Wenn die Geſchichte nur auf dem Wege der Staatsweisheit, und nicht auf dem der Leidenſchaften fortſchritte! Wenn ſich das nur ſo machen ließe, wie ein Fabrikat, durch einen coup de main oder noch beſſer durch einen Aktienverein! Dies letzte Mittel iſt noch das paſſendſte. Schließt eine Adelskette, in welche nur diejenigen aufgenommen werden, welche, wie der Fürſt verlangt, nicht unter 10,000 Thalern Renten haben! Stiftet einen neuen Ritterorden des jährlichen Einkommens, mit einer Kornblume als Abzeichen oder einem Wollenflocken im Knopfloche! Was ſollen wir dazu thun? Wir ſehen in die Ferne und lächeln über Eure Verlegenheit.

Die negative Seite der Fürſt-Pückler'ſchen Vorſchläge hat allerdings viel Einſchmeichelndes. Er will eine allgemeine Deſtruction des Adels; er will Die von Müller, von Schulz, von Bauer, von Bürger, von Fiſcher u. ſ. w., um die Vorſchlagsſylbe, ihren metriſch-ſozialen An- und Auftakt, verkürzen, und den Namen nur an Majorate knüpfen. Das Gute dieſes Plans iſt, daß wenn wir auch noch einige behalten, wir doch die meiſten los werden. Aber dennoch bleibt es wahr, daß die Geſchichte immer radikal zu Werke geht, und daß man den Adel am beſten dadurch reformirt, wenn alle Welt das Recht bekömmt, die Monoſyllabe von als Anacruſis und Emportakt ſeines oft einzigen väterlichen Erbtheils, ſeines Namens anzuwenden, z. B. Herr von Michel, Herr von Dümmler, Herr von Schaaf, Herr von Kopf, u. ſ. w.

Der Fürſt Pückler will ſeine Entadlung mit Preußen beginnen; doch geſteht er ſelbſt, daß eine ſolche Maaßregel nur mit dem Verfaſſungswerke Hand in Hand gehen kann. Erhaben bleibt der Enthuſiasmus, mit welchem er von einer Sache ſpricht, welche doch nur Idee iſt. Wie ſchön, wenn ſolche begeiſterte Gedanken ſich wieder an die Spitze unſres politiſchen Lebens ſtellten! Wie ſchön, wenn ſich die Stabilität fortreißen ließe von einer elektriſchen Idee, die das Leben im Staate nicht zum Bewußtſein des Genuſſes ſondern der Schöpfung erhöbe! Mag die des Fürſten Pückler keinen Anklang finden; ſo nehmt eine andre, wenn ſie nur friſch iſt, und alle Welt auffordert, daran Theil zu nehmen. Nicht eher werden wir zur Befriedigung und zum gegenſeitigen Verſtändniß kommen, ehe nicht von oben herab an die Maſſe appellirt, zu ihr laut geſprochen und in ihre Hand der größte Theil des Staatenlebens gelegt wird. Schafft eine ſolche Idee: holt ſie aus der Kirche, aus der Geſellſchaft, aus jedem Bereich; nur ſei ſie großartig, wie in der That die einer Adelsreform iſt. Eine ſolche neu geweckte Frage würde alle die kleinen Stürme verſcheuchen, die gefürchtet werden, ſie würde die Unruhe beſchäftigen und dem Triebe nach Öffentlichkeit eine ungefährliche Richtung geben!

Deutſches Theater.

(Fortſetzung.)

6) *Dramatiſche Werke* von J. Baron von Zedlitz. Zweiter Theil. Stuttgart, Cotta'ſche Buchhandlung. 1834.

7) *Die Belagerung von Maeſtricht.* Von *Hauch.* Leipzig, Brockhaus. 1834.

Die Literatur iſt von der Vornehmheit der Intendanzen und den ſehr weiſen, ſehr intriguanten, und ſehr trägen Schauſpielern, die ſich in die vornehme Sphäre ihres Gouvernements hineingeſchmeichelt haben, ſo mißhandelt worden, daß ſie in der That gar nicht mehr weiß, was ſie dem Theater bieten ſoll. Ihre eignen Leute rufen ihr fortwährend zu: es iſt nicht zeitgemäß; es fehlt die großartige Bewegung; die Theaterperiode iſt vorüber; — und wer dieſe Entmuthigungen überhört, wer es wagt, ſeine Gedanken an Könige, Feldherren, Verſchworne, erſte und zweite Kammerherrn, an die Charaktere, welche ihm irgend eine Fabel bietet, zu vertheilen; der hört auf der andern Seite: läßt ſich nicht aufführen, Theaterunkenntniß, unwirkſam; und was dergleichen Beſchönigungen der Faulheit und des Hochmuths mehr ſind. Die Literatur ſoll ſich mit dem Maſchiniſten befreunden; aber der Maſchiniſt lacht, und ſagt, er kenne die Herren, es ſeien leere Ausflüchte; denn der Maſchiniſt kann Alles, man ſchreibe ihm nur vor! Dies Gerede von Nichtaufführenkönnen, womit man z. B. Grabbe zurückgeſchreckt hat, iſt wahrhaft perfid; denn umſonſt haben doch die Maſchiniſten ſeit zehn Jahren nicht ſo ungeheure Dinge in den Melodramen und Opern geleiſtet; ſie haben uns feuerſpeiende Berge, die Cyklopenſchmiede, die Wolfsſchlucht, auffliegende Pulverſchiffe, lebende Bilder, tauſend perſpektiviſche Täuſchungen gegeben; warum ſollten ſie nicht z. B. auch den Montblanc, wie ihn Grabbe verlangt, oben mit dem Wolkenſchloſſe des Fauſt, unten mit Eisſchollen die Don Juan erklimmt, auf die Bühne bringen können? Leere Ausflüchte! Aufführen läßt ſich Alles, und die Sache iſt nur die, daß die Literatur hier mit vornehmen, unwiſſenden Behörden und mit gedächtnißfaulen, dickbäuchigen Schauſpielſinekuriſten zu thun hat.

Auch mit dem ewigen Geſchrei nach *Effekt* iſt die Literatur überrumpelt worden. Es wird immer nach Frankreich gezeigt; ſelbſt begeiſterte Theaterfreunde ſprechen von nichts, als von Tableaux, von Coups, Schlägen auf Schlägen, von Melodramen, kurz von Dingen, von denen unſre arme naive Literatur nichts weiß, vor denen ſie erſchrickt, und lieber hingeht, den Mond zu beſingen, als ſich an ſo Ungeheures zu wagen. Dies iſt die traurige Wirkung eines Urtheils, das es gut mit der Sache meint und dem deutſchen Lande gewiß recht viel Ehre und Vorzug gönnt. Nein, man rufe der Literatur nicht zu: gieb *Effekt!* ſondern: gieb *Leben!* Der Effekt iſt, wenn er für ſich allein erzielt wird, hölzern, ohne Fleiſch, ohne Leben; aber das wahre Leben iſt immer effektvoll. Nicht einmal auf *Charaktere*, auf *Situationen* ſollen eure Ermahnungen dringen, ſondern nur auf Leben; denn wo Leben iſt, da fällt ihm Alles andre zu: Leben iſt nie ohne Charakter, nie ohne Situation. Geht ihr immer auf das Reſultat, auf den Zweck, auf das Ende aus; wer könnte dann den Anfang wagen! Ein Rechenexempel von Effekten, ein Combiniren von Situationen: das giebt nie ein lebendiges Bild; es kann erſchüttern, aber nur die Nerven, nicht die Seele. Warum bleiben die Deutſchen kalt bei Maria Tudor? Die Sache iſt einfach; weil wir noch Sinn für Schönheit und Wahrheit haben; weil wir Knochen verſchmähen, wenn kein Fleiſch daran iſt. Dies Laufen und Rennen in den Effektſtücken, dies Thürzuſchlagen, dies Maskenvornehmen, dies Verhangwegziehen, dies Preſſen der Contraſte machen Angſt und Wehe; man kömmt keinen Augenblick zur Ruhe, man iſt überladen mit Handlung, man möchte des Teufels werden.

Ich glaube, man traut mir zu, daß ich jene ausgeführten, lyriſchen Dramen unſrer Raupach, Oehlenſchläger, u. ſ. w. nicht in Schutz nehmen will; jene Tragödien, wo ſich der Held die Zither geben läßt, und uns ſeine Empfindungen vorſingt; jene Sehnſüchteleien: o Enzio, eine deiner Locken ſende mir! Allein *Malerei des Motives* muß da ſein, was in den franzöſiſchen Stücken fehlt ein lyriſches Element, das zur Sache gehört, Nachdenken und Sichbeſinnen. Das deutſche Publikum will in die Handlung aufgehen, es verlangt nicht bloß Thatſache, ſondern auch eine objektive Dialektik derſelben. Vor dem Zuruf: Effekt! erſchrickt jeder wahre Dichter: ſagt ihm, er ſolle nichts, als Leben geben, und geſtattet ihm, ſeine Motive auszumalen; dann kann man hoffen, daß ſich endlich die Furcht vor den Brettern der Bühne bei unſern Dichtern legt.

Die beide erſten Akte in Kerker und Krone von Zedlitz ſind jedenfalls wirkſam auf der Bühne; daß es die drei letzten nicht ſeyn können, liegt in dem verfehlten Gegenſtande. Jede Tragödie muß anſchwellen, wie ein Segel, das ſich immer weiter und voller bläht, je höher es in die See ſticht: Kerker und Krone ſchreitet decreſcendo fort; auf jeder Scene könnte das Ganze ein Ende nehmen; dieſe Tragödie iſt ein Grabgeſang, ein Leichenzug, ein allmähliges Entſchlummern. Die ſanfte Rührung, mit der ſie lind die Seele anhaucht, dauert auf der Bühne zu lang: man lieſ't das Stück als eine Elegie.

Denſelben Mangel des ſteigenden Intereſſes hat die Belagerung von Maeſtricht. Der Verlauf iſt trotz des Kanonenlärms und Schwertergeklirres ſtill und faſt unhörbar: es iſt nicht ein einziges Motiv in dem Stücke. Einige Scenen, Epiſoden, ſind wirkſam; aber das Ganze würde, wenn ſie fehlten, nicht weniger verſtändlich ſein. Dennoch hat der Verfaſſer Talent für das Theater: ſeine Sprache iſt einfach, natürlich und ohne Reminiſcenzen. Er würde niemals mit Raupach ſagen: „Wer wollte die Schnecke zur Hüterin des jungen Aars machen!“ und ähnliche Tollheiten, womit der ruſſiſche Profeſſor die Erhabenheit eines Shakſpeare's zu erreichen glaubt. Schöne Sprache! Wer hat nur den Leuten dies über Raupach eingeredet! Bei Zedlitz findet man Grazie und Süſſe des Ausdrucks, obgleich auch nur den obern Schaum, den die reiſſenden Jamben aufrühren. Die Sprache des Tragödiendichters ſoll keine andre ſeyn, als die, welche aus der innern Leidenſchaft des Gedankens ſich von ſelbſt herausbildet. Zedlitz taucht ſeine Geſtalten wenigſtens in poetiſche und wahre Anſchauungen, in einen zwar immer ſchon gezogenen Kreis des Ausdrucks, in welchem aber Sinn, Poeſie und Zuſammenhang iſt. Allein Raupach hat nichts als ſinnloſe Worte, verrückte Bilder, einen Apparat von vereinzelten Phraſen, welche ſeine Figuren im Dialoge zuſammenleimen. Dies iſt ſehr beklagenswerth; denn daß Raupach theatraliſches Geſchick hat, iſt unläugbar: ſeine Combinationen übertreffen die des Herrn von Zedlitz bei Weitem.

8) Memoiren eines Verſtorbenen. Zwei Theile. Leipzig, Hartmann. 1835.

Eine Sammlung von hie und da verſteckten Aktenſtücken, welche für die neuere Geſchichte ein anekdotenartiges Intereſſe haben. Daß ſie die Miene annimmt, als flöſſe ſie aus der Feder des ächten Revenant, muß ihr ſehr ſchaden, da ſie keine Vergleichung aushalten kann. Nur wenig Bücher mögen im verfloſſenen Jahre erſchienen ſeyn, welche ſich ſo weitläufig über ihre Zweckloſigkeit ausſprechen. Will man den Fürſten Pückler kopiren, ſo wähle man andre Gegenſtände, als die, worin er ja ſelbſt ſo langweilig iſt.

9) Aufſätze aus den Papieren eines Verſtorbenen. Vom Freiherrn von Haake, Großh. Badiſchem Staatsminiſter. Stuttgart, Cotta. 1834.

Der Menſch verſuche die Götter nicht! Dieſer Verſtorbene beging einen Scherz, aus welchem, während ſein Buch gedruckt wurde, das Schickſal Ernſt machte. Er ſtarb inzwiſchen wirklich. Man findet hier die Anſichten einer gelinden Lebensphiloſophie, welche lebt und leben läßt. Es ſind die Meinungen eines Mannes, welcher den Tazitus überſetzte und zu gleicher Zeit ein ſo leidenſchaftlicher Gourmand war, daß er den Gaſtmählern des Trimalchio zur Ehre würde gereicht haben. Dieſe humanen Männer ſterben aus. Unſre Zeit iſt nicht frivol genug, um Geiſt und Gourmandiſe nebeneinander zu dulden.

10) Gedanken eines Gefangenen. Vom Grafen von Peyronnet. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1834.

Woher denn plötzlich dieſe Mäſſigung? Woher mit einem Male dieſe Tugend und Größe? Die Exminiſter Karls X. geben ſich das Anſehen, als ſeien ſie für große Wahrheiten untergegangen. Peyronnet hat nichts ſo in der Nähe, wie Vergleichungen mit de Thou, Montmorency und Marillac. Ich begreife nicht, wie ſich mit ſo vielem Unglück noch ſo viel Grimaſſe verbinden kann!

Des Mitleids würdig ſind dieſe Werkzeuge der Freiheit allerdings; doch nicht der Verzeihung, die wenigſtens ſchlecht motivirt iſt, wenn ſich Peyronnet gleichſam ausdrückt: Ihr ſeid in einer großartigen Bewegung: man wird fortgeriſſen; Vergebt denen, denen ihr im Grunde Alles verdankt! Ein ſolches Prinzip der Verſöhnlichkeit ſtatuiren, hieße eine Prämie auf den Unverſtand ſetzen.

Es iſt angeboren, ſich zum Ritter des Unglücks aufzuwerfen; doch zwingt mich die Wahrheit, zu geſtehen, daß dies Buch weder beſonders geiſtreich noch ſchön geſchrieben iſt. Die Emphaſe, mit welcher ein junger Legitimiſt es bevorwortet, kömmt auf die Situation und wird durch das Buch nicht gerechtfertigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 25. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 29. Januar.

Ruf aus dem Volk und an's Volk.

Von

Henriette Ottenheimer.*)

„O armer Sehnſuchtsmährchentraum! — Noch ſchmiedet
Der Kettenſchmied die alten Dornenreife,
Und legt ſie um der Menſchheit Herz. Umliedet
Iſt noch, wie ſonſt, ſein Aug' von Nacht; es ſchmachtet
Wie ſonſt noch mein gebeugtes Volk — verachtet
Nach jenem roſengold'nen Morgenſtreife
Am Freiheitshorizont;
Noch iſt faſt rings im Vaterland der Eiche
Ein Menſchenrecht — wie ſtets geträumte Reiche —
Gedankengut im Mond."

Sprecht nicht von hundert eingeräumten Rechten,
Wenn es, wie hier, um Recht allein ſich handelt;
Die hundert Rechte ſind dies Recht nur Knechten,
Und knechtiſch iſt ein Herz, das ohn' Empören
Von ſolcher Gaben Wohlthat könnte hören.
Wenn Arztes Kunſt des Blinden Nacht verwandelt
In trüben Lichtesſchein,
Nennt Sehen wohl ihr ſolche Trauerhelle?
Und kann der Ausſtrom eurer Rechtens-quelle
Mehr als ein Rechtsſchein ſein? —

Sprecht nicht von „noch nicht reif ſein," „erſt verdienen;"
Das alte Wort ſei endlich doch verklungen!
Saht ihr ein Feld, das Sonne nie beſchienen,
Wohl prangen je im Goldglanz reifer Ähren? —
Verdient iſt längſt, was ihr verſagt, mit Zähren,
Mit Schmerz bezahlt, und mit Erniedrigungen,
Die Schmach auch euch und Joch!
Denn Ketten trägt gezwungen auch ein Freier,
Doch wer ihn dazu zwingt — ein König ſei er —
Selbſt Sclave iſt er doch.

Seid doch gerecht! Weg mit den Augenbinden;
Kein Bettler, klopft mein Volk an eure Pforte;
Es kommt zu geben. Seht! ihr lieben Blinden,
Und faßt die Hand, die euch Vertrauen bietet,
Nicht länger mehr an Druck und Schmach vermiethet.
Es kommt, mit ſeinem langverkannten Horte,
— Dem Schatz verſchmähter Kraft, —
Und will ſie ganz dem guten Ganzen weihen,
Als treues Glied ſich an die Kette reihen,
Die Stufen aufwärts ſchafft!

---

*) Erſt neulich kam ich, wie mit dem Hammer auf den Schild ſchlagend, — anzuklingen, aufzurütteln. Ich komme wieder und bringe eine Frauenharfe, aus deren Saiten Sehnſucht nach Recht und Licht ſäuſelt, und männlicher Thatgeiſt weht; ich will's hier nur geſtehen: ich praeludirte damals blos, vielleicht hie und da in Diſſonanzen ſchwelgend, weil Diſſonanzen auch ſein müſſen, damit die Harmonie ihren Voll-Triumph feiere; deßhalb geb' ich mich ihnen zuweilen gerne hin. — Ich ſtelle die weibliche Harfe mitten in den Hain deiner Geſinnungen, deutſches Volk, deine Herzen mögen mithallen, wann der Frühlingswind in die Saiten fährt, wann aus den Saiten — nicht Klagen zucken, — nein, heilige Hoffnungen herauspulſen, genährt mit dem Herzblut von Jahrhunderten. —

Henriette Ottenheimer

wird einen „Kettenſchmied" ausſenden, einen Mährchen-Träger der Leiden, der Rechte eines gebeugten Volkes. Die folgenden Strophen ſind der Nachklang jenes Sehnſuchtsmährchentraumes; möchten ſie der ahnungsvolle Vorgeſang der Freiheit ſein für ein ſchmählich, unverantwortlich niedergehaltenes Volk, — das Iſraelitiſche; möchten deutſche Herzen die Wiege dieſer Hoffnung werden, wie deutſche Herzen die Wahrheit am wahrſten fühlen, bis in den tiefſten Grund hinein! E. D.

Ihr höhnt und ſprecht: Nicht *aufwärts* ruft's die Juden;
Tief in der Erde liegt ihr Gott gebettet.
O mahnt uns nicht! daß nicht die Wunden bluten,
Die ihr mit Balſam küſſen müßt. Wohl Jeden
Von meinem Stamm habt ihr hinabgetreten
Mit ehr'nem Fuß, dahin, wo angekettet
Der Erdengott — das Gold,
Und Viele konnten ihn als Troſt umfaſſen,
Weil ihr nur *Eiſen* gebt, nur kaltes Haſſen,
Als heißer Sehnſucht Sold.

Doch unſer Gott iſt in der Höh'! hoch oben —
Der Ewigunvergängliche, Alleine,
Den reines Streben, gute Thaten loben,
Als einz'ge Opfer die ihm wohlgefallen,
Als einz'ge Lieder, die ihm lieblich ſchallen
Aus ſeiner Kinder friedlicher Gemeine;
Der ſtarke, alte Hort,
Der ſeit Jahrtauſenden, ein Geiſt der Güte,
In heil'gen Wunderwerken — nimmer müde —
Sich kündet fort und fort.

Vor deſſen Tritt der heil'ge Berg gezittert
Als er dem Moſes ſich darauf gezeiget,
Der Haß und Nacht mit Liebesbliz zerſplittert,
Ob berghoch auch ſich ihre Schatten thürmen,
Der ſo im Kindeslächeln, wie in Stürmen
Ein Thatenherz voll Langmuth zu uns neiget, —
Er gab, als wir im Staub
Mit Sclavenfeigheit uns vor euch gebücket,
Den Freiheitsfunken, den ihr unterdrücket,
Nicht ew'ger Nacht zum Raub.

Denn Sclavenjoch wie Götzendienſt verdammt Er;
Es ſind ja ſeine Kinder *Freigebor'ne*,
Mit Freiheitsluſt, dem Sonnenkuß, durchflammt Er
Den Weltenball und wirkt im Menſchengeiſte,
Damit er Ihm zur Ehre Etwas leiſte,
Und *alle Guten* ſind Ihm Auserkor'ne.
Verkennt nicht, was Er meint;
Die heilig-ſchönſte Menſchenthat iſt: *lieben*;
Viel prahlt ihr mit dem Wort, ſo oft umſchrieben,
Doch *wir* ſind unvereint.

O laßt vereint uns ſein, in Freiheitsfrieden;
Wir ſind, glaubt und vertraut's, nicht Goldesſclaven;
Wollt Beſſeres, wollt Liebe endlich bieten,
Und treuer Lieb' ſollt ihr in uns begegnen,
Und treue Liebe wird euch dafür ſegnen.
Verkannt ſein iſt die bitterſte der Strafen;
Verkennt uns länger nicht!
Zwar unſer Seelenwerth ſchläft noch in Erzen,
Doch wird gewiß die Sonne eurer Herzen
Der Schlacken Läut'rungslicht.

Wie ſchwelg' ich in Gedanken, daß die Schranken
Verſinken, ſo die Liebe noch umſargen,
Dann werden wir uns in einander ranken
In That und Streben! O dies Glück! wer nennt es? —
Und wer, was ihm entblüht? — da ja Getrenntes —
Wie ſchwach es ſei — doch im Verein erſtarken,
Und Werth gewinnen muß;
Und freudig hoff' ich: bald, der ew'gen Güte
Entglüht ein Liebesſtrahl als *Sonnenblüthe*
Des Lichtes Augenkuß!

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

2.

Roſalba kniete vor dem Betpult und die Perlen des Roſenkranzes glitten durch ihre Finger, aber ihr Herz war nicht bei dem Gebete für das Heil ihres Geliebten, es flog ihm ſelbſt nach, überwallend vom Glücke erwiederter Liebe. Ihre Lippen richteten Bittworte an die Schutzheilige der Stadt, ihre Seele jubelte, wonneberauſcht, heißen Triumph. Dann erhob ſie ſich raſch, ergriff ihre Laute und was erſt ſtumme ſtürmiſche Empfindung geweſen war, das wurde nun lautes ſtürmiſches Lied. Gewaltige Töne quollen rein und herrlich aus ihrer Bruſt, und die Saiten wurden unter ihren Fingern menſchliche Kehlen und Sängerherzen voll ſtarker Gefühle. Und doch trug ihr Geſang und ihr Spiel nicht den wahren heiligen Stempel der Muſik; nicht jener Ätherhauch ſäuſelte hindurch, der, ſelbſt ein unſterblicher Geiſt, ein Himmelgeborner, in der Menſchenbruſt die ihm verwandten Geiſter weckt, erhabne, heilige, göttliche Gefühle ausſäet, mit reinen Klangſtrahlen zeitigt und ihre lichtblauen und ſonnengoldnen Blüthen treibt, dieſe ſanft duftenden Kelche, aus denen der Lebenshonig, die zarteſte Geiſtesſpeiſe quillt; ihre Töne waren nicht die holde Genienſchaar, die theils ernſt und ſinnend, theils heiter und ſcherzend, theils wehmüthig lächelnd den Zwiſchenraum zwiſchen hier und dort, zwiſchen der Stoffwelt in der wir befangen ſind, und der Geiſterwelt, die unſer ahnendes Gemüth in ſeligen Träumen erſchaut, ausfüllt und bevölkert; ſie waren nicht die Blumenleiter immer höher und reiner geſteigerter Empfindung, auf welcher unſre aus ihrem Vaterlande verbannte Seele zu heimathlicher Jugendluſt zurück hinaufſteigt — und das iſt, das ſoll die wahre Muſik, der ächte Geſang ſein: bald leiſe, bald ſtarke Erinnerungen, von Erdennacht verdüſtert und in die Schleier des Staubes gehüllt, aber dennoch unausſprechlich ſchöne Erinnerungen an die Jugendblüthenträume unſerer Seele auf einem andern Sterne, die nur anklingen, nie zum Bewußtſein kommen, wie Blitze hervorbrechen aus der Nacht und verſchwunden ſind, aber Tonwellen bluten ihnen noch aus der ſüßſchmerzlichen Seelenwunde, die ſie geriſſen. Das Alles war Roſalba's Geſang nicht. Und doch war er ſchön. Aber die Erde ganz für ſich, hat auch ihr Schönes. Es war ein Geſang, der ſich des irdiſchen Genuſſes freut, jener wilden Liebe, des heißen Blutes Kind, und der Gewalt der Macht und der Pracht und der Herrlichkeit des Beſitzers auf Erden. Es waren Siegeslieder, die ſie ſang, Siegeslieder befriedigter Liebe und noch ſchwelgte ſie in üppigen Tonbildern, als die Thüre des weiten Zimmers leiſe geöffnet wurde und ein ſorgfältig, zierlich und reich gekleideter Jüngling behutſam hereinſchlich. Er war groß und ſchlank, dunkelbraune Locken rollten in ſeinen Nacken, ſeine Stirne hoch, ſein braunes Auge bittend; aus ſeinem ganzen Weſen ſprach Anmuth und Lieblichkeit. Aber bald entglomm in ſeinen Augen ein unheimliches Feuer, als er ſie unverwandt auf Roſalba's Reize gerichtet hielt. Er hatte ſich ſchon mehrmals verlegen geräuſpert, als die Sängerin eine Pauſe hielt, und er davon Gelegenheit nahm ſich bemerklich zu machen.

„Du wirſt der heiligen Cäcilie immer ähnlicher,“ ſagte er ſchmeichelnd. „Mit hoher Verwundrung habe ich zugehört, wie du dich täglich vervollkommneſt. Ich bin entzückt darüber; denn du weißt, daß ich für nichts mehr Empfänglichkeit habe, als für die Muſik.“

„Du haſt mich belauſcht, Ghino,“ ſagte Roſalba verdrießlich, „und das iſt nicht fein von dir. Du merkſt nur immer auf die Fehler, die ich in Geſang und Spiel mache, wie ein ächter Maeſtro, und das mag ich nicht leiden.“

„Kann mein Verſtand dafür, daß es mich immer in deine Nähe zieht? Ach, er macht ja meinem Herzen — die bitterſten Vorwürfe darüber! Aber das tolle Herz kehrt ſich nicht daran. Es wird von Allem, was du haſt und biſt, unwiderſtehlich zu dir hingezogen, deine Geſtalt, dein eigenthümlicher Geſang, deine Unterhaltung, ſelbſt die Kälte, mit der du meine Huldigungen aufnimmſt und oft zurückſtößeſt, feſſeln mich immer mächtiger, immer gewaltiger an dich. Seit dem Tage, wo ich dich den erſten Griff auf der Guitarre lehrte, war mein Herz dein, aber ſeine Leidenſchaft iſt täglich gewachſen.“

„Wie oft habe ich dir geſagt, Ghino, daß ich dergleichen Reden nicht hören will und mag. Sie ſind mir zuwider. Ich kann und werde dich nie — nie lieben, und deshalb verſchone mich ein für alle Mal mit allen Anträgen, die ich endlich durch den Vater zurückweiſen müßte.“

Da verzog ſich Ghino's Geſicht recht hämiſch.

„Freilich,“ höhnte er, „bin ich nicht der Lieblingsſohn meines Vaters; er will, daß du Antonios Weib werdeſt, und — wie beneid' ich den Glücklichen! — er iſt's auch, der von dir geliebt wird; der ſchöne, muthige, tapfre Antonio! Aber bin ich denn häßlich? fehlt es mir an Muth? hab' ich nicht das Schwert geführt, wie er? Ha, lebte meine Mutter noch, es wäre anders! deren Liebling war *ich*. Seit wir ſie begraben, bin ich ſo verſtoßen, zurückgeſetzt, auch von dir, du Undankbare; denn durch ſie kamſt du in unſer Haus, als deine Familie verjagt wurde und ich glaube feſt, ſie hatte dich zu *meinem* Weibe beſtimmt. Wie ſchlecht lohnſt du ihr, wie übel hältſt du dein Verſprechen! — Und ſiehſt du denn gar nicht, daß Antonio dich nicht liebt! Des Vaters ſüße Worte und deine eigne Leidenſchaft müſſen dich verblenden! Hat er je im Hauſe Ruhe? Verweilt er je lange in deiner Geſellſchaft? Man ſieht es ihm an, wie er ſich langweilt, wie ihn die Ungeduld hinaustreibt unter ſeine rohen Kriegsgeſellen. Fühlt er ſich je erfaßt von der Macht der Töne, die aus deiner Bruſt quellen? Der wilde Menſch hat keinen Sinn für die Gefühle einer weiblichen Seele, er vermag nicht zu lieben. Und doch — und doch hängſt du dein Herz an ihn und ſtößt meins zurück, das dich zu würdigen verſteht. Es iſt dein Verderben, wenn du ſein Weib wirſt und mich verderbſt du mit. Ich nur vermag dich glücklich zu machen, ich nur liebe dich. Roſalba, habe Mitleid mit mir! liebe mich! werde mein Weib!“ Und zu ihren Füßen ſtürzend, umklammerte er in heftigſter Aufregung ihre Kniee, rufend: „Mein, mein mußt du werden, und nicht dem Verhaßten, der dich nicht zu ſchätzen weiß. Sträube dich nicht! Wehre mir nicht mit kalten Worten! Ich laſſe dich nicht!“

„Bube!“ donnerte des Vaters Stimme hinter ihm, der hereingetreten war und die letzten Worte vernommen hatte. „Schändlicher Bube, du willſt deinem edeln Bruder die Braut ſtehlen?“ Und glühend roth ward des zornzitternden Mannes Haupt.

„Du haſſeſt ihn, Elender, du haſt es ausgeſprochen. Er aber verachtet deinen Haß. Nicht allein gegen deine Vaterſtadt verſchwörſt du dich, auch gegen das Vaterhaus. Ich kenne dich! Fort aus meinen Augen!“

Ghino ging gebeugt. Er war verwandelt. Tödtliche Blitze leuchteten aus ſeinen Augen auf des Vaters Haupt, ſein Geſicht war zur ſcheußlichen Larve der Bosheit geworden; ſeine Zähne knirſchten, Schaum ſtand vor ſeinem Munde, aber er ging ohne ein Wort zu reden. Nur lautloſe Flüche wälzten ſich in ſeinem Herzen. (Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus den Hanſeſtädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortſetzung.)

Der Geiſt — ich ſpreche hier nicht von dem politiſchen Geiſte, denn in dieſer Hinſicht ſind die freien Hanſeſtädte, ihrer Lage und ihren Verhältniſſen nach, eigentlich geiſtlos; ich ſpreche hier vielmehr von jenem Geiſte, der nicht von Außen her, ſondern von Innen ſeine Nahrung erhält, der aus der Moralität erblüht — dieſer Geiſt iſt nun im *öffentlichen* Leben, in jenem großen chaotiſchen Marktleben, das dem Fremden in Hamburg entgegentritt, nicht zu finden. Von Oben aus wird viel für die *innere* Volkskultur in Hamburg gethan; aber der Handel, der ſo großen Unflath abſetzt in den Herzen, er iſt hauptſächlich die Urſache, daß, bei aller äußeren Politur, keine innere Politur zu finden iſt. In großen Handelsſtädten ſtarrt die Geſammtheit nur nach dem *Verdienſt*, und über das Ziel vergißt ſie die Mittel. Die Sucht, zu verdienen, trocknet die Herzen aus, und macht ſie leicht für jedes Unkraut empfänglich, nur nicht für jene höhere Moral, die ſich über die ſogenannte bürgerliche Rechtlichkeit erhebt. Wenn der reiche

Kaufmann ſeine Wechſel zahlt und ſeinen Börſen-Credit erhält, ſein Jährliches in den Almoſenkaſten gibt, in die Kirche geht und ſeine Schiffe expedirt, ſo glaubt er den Lebenszweck zu erfüllen. Vielleicht unterſtützt er nebenbei Kunſt und Wiſſenſchaft, Kirche und Staat von ſeinem Überfluſſe; aber er lebt doch nur in ſeinem Handel. Einzelne mögen hier eine Ausnahme machen; im Ganzen aber kann das Vorſtehende als Regel gelten. Man trifft viele treffliche Inſtitute in Hamburg, die durch die Humanität Einzelner in's Leben gerufen wurden, und denen, der Prunkſucht und des Anſtandes wegen, der Reichthum unter die Arme griff, aber der Geiſt des Volks hat ſie nicht ſo kräftig gemacht, wie ſie daſtehen. Sie ſind auf und durch Geld gegründet, und ſie ſtehen abgeſchloſſen und todt da, die Geſammtheit, die große Menge fühlt kein Intereſſe für ſie. Will man den geiſtigen Pulsſchlag des Volks nach ihnen ermeſſen, man wird irre geleitet.

Der Bremer hält viel auf Moral, und es gibt keine privilegirte, dem Pandemos geweihte Tempel in Bremen, und das Gewand der Geiſtlichkeit wird für heilig gehalten, und die Kirchen werden beſucht, und ihre Diener darben nicht. Aber der dicke Nebel des Pietismus, der die Form für das Leben anſehen läßt, hat ſich um die Herzen gelagert, und die Sonne der Humanität erglühet nicht am bremiſchen Horizonte, und die Moral der Bremer iſt jene todte, bücherverfertigte Moral, bei der alles Unkraut ſehr wohl im Herzen wuchern kann, weil ſie mehr einſtudiert wird, als aus Geiſt und Herzen erblüht. Man würde dem Bremer zu nahe treten, wenn man ſeine Moral für Schein halten würde, jedoch weil ſie ohne Leben iſt, kann man ſehr wohl in Bremen mit dem moraliſchen Schein, ſtatt der Moral, auskommen. Der Bremer glaubt an das Wort, und wer ihm das Wort vorhält und die enge Form, dem glaubet er. Ach! es iſt ſehr leicht, in den bremiſchen Heiligen-Kalender aufgenommen zu werden. — Man kann leicht denken, daß bei dieſer Reifrocks-Moral, die die Geſetze, die Bibel, die Geiſtlichkeit, Luther und Calvin anerkennt, die an den Senat, an Gott und Teufel glaubt, die dem „Rottenmeiſter" gehorſam iſt, die da hält „Tafel und Buch," die „die neue Eintracht" beſchwört, und höchſtens auf dem Bremer Kaſino tanzt, die regelmäßig zehn Uhr Abends zu Bette geht und Pinkeln und Braunkohl lobpreiſet, daß dieſe Moral keine Poeſie in Bremen aufkommen läßt. Hedwig Hülle, die den Homer überſetzte, und A. Danves, der den Bürgerfreund redigirt, ſie ſind nicht von Bremen. Ich weiß es wohl, und habe es bereits zugegeben: es war ein enormes Zeichen der Aufklärung, daß man den Doktoren ihren „Herrn" nahm und die Gleichheit proklamirte, und wenn die Bremer nicht ſo bedächtige Leute wären, ſie hätten durch dieſen allerdings etwas unvorſichtigen Schritt in eine revolutionaire Scylla und Charybdis geriſſen werden können; aber die Art und Weiſe, wie jene Gleichheit unter den Burgern proklamirt wurde, ſie war wirklich bremiſch-einzig in ihrer Art. Allen Gerichtsboten wurde, bei hoher Strafe, der Auftrag ertheilt, keinen Doctor „Herr" zu nennen, d. h. nicht in Amtsſachen; allen Gerichtsſchreibern und Kanzeliſten wurde desgleichen befohlen; es wurde hin und her dekretirt und publicirt, bis die Sache zu Stande kam; denn die Doctoren hielten den „Herrn" feſt. Und endlich kam ſie zu Stande, dieſe hochwichtige Angelegenheit; die Bahn wurde gebrochen, der „Herr" wurde zu Grabe getragen. So feiert man in Bremen die Aufklärung; und es gab keinen Dichter unter den Doctoren, der eine Canzone auf den gemordeten „Herrn" hätte dichten können. Er liegt im Senats-Archiv begraben, und man begab ſich, nach dieſem großen Werke der Humanität, an die Abfaſſung einer Konſtitution für Bremen, an welcher man bereits mehrere Jahre arbeitet. Man erholt ſich dabei von jenem Kampfe der Reform.

Das Bremer Muſeum iſt eine Anſtalt, in der ſich alle angeſehene Leute, die einen guten Ton prätendiren, verſammeln, und es wurden daſelbſt früher Vorleſungen gehalten über Bremiſche Alterthümer und Bremiſche Geſchichte, und darüber, woher der große Roland auf dem Markte den Namen Roland habe. Es war recht ſchön und recht antiquariſch-bremiſch-dürr, was da vorgeleſen wurde; mitunter auch nicht ohne einige Bremiſch eingepökelte Poeſie. Jetzt lieſ't Profeſſor Weber über Äſthetik und Literatur im Bremiſchen Muſeum, blühend und lebenskräftig, frühlingsduftig. Die Bremer Juriſten und Kaufleute werden ſich die Sache mit anhören, und jene werden an die Proceſſe, dieſe werden an Taback und Zucker denken und an Wein. Wein, Taback, Zucker, Kaffee ſind die hauptſächlichſten Handelsartikel des Bremers, und die Äſthetik des Bremer Kaufmanns beſteht in einer guten Tabacksblaſe und in einem feinen Weingeſchmack zur Weinprobe. Literatur und Poeſie gehören nicht zu den Kolonialwaaren, und das Muſeum gehört zu den Anſtalten des guten Tons. Auch kann man daſelbſt vor der Börſe und den Gerichtsſitzungen die Zeitungen leſen und Billiard ſpielen.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

Juſtiz in Hexen- und Zauber-Fällen. 1532 am 21. Oktober wurde Laux Baber, ein Färber von Augsburg mit dem Schwert gerichtet, — weil er ſich ſelber geſchaut hatte!! — 1685 am 26. Mäi wurde mit dem Schwert gerichtet Appolonia Meurin von Maißen aus Bayern, weil ſie ihre 2 Kinder mit Hülfe des Teufels — geboren und hernach ermordet hatte. — In dem großen Hexenprozeſſe zu Szegedin 1728, wo auch der zweiundachtzigjährige Stadtrichter lebendig verbrannt wurde, war die Hexenwage in Uebung und als ſchlagendes Beweismittel gebraucht, da man nämlich große und ſtarke Perſonen, Männer und Weiber nur anderthalb Quentchen, drei bis vier Quentchen, die ſchwerſten — ein Loth und zwei bis drei Quentchen ſchwer gefunden haben wollte.

Das bürgerliche Löwenherz. Herman Grin, Bürgermeiſter zu Cöln, widerſtand den Verſuchen des Biſchofs gegen die Stadtfreiheiten auf das ernſtlichſte. Dadurch ward er den Clerikern ein Gegenſtand der Verfolgung. Zwei Kanoniker erhielten in des Biſchofs Namen einen Löwen. Dieſe verſtellten ihren Haß gegen den Grin, und luden ihn zur Tafel ein. Da der letzte arglos erſchien, führten ſie ihn in das Gemach, worin der Löwe ſich befand, und ſchloſſen ihn dort ein. Dann theilten ſie den übrigen Kanonikern freudig ihre That mit. Aber Hermann, ein Mann unerſchrockenen Sinnes, hatte raſch ſeinen Mantel um den linken Arm gewickelt, das auf ihn losſteigende Thier ſo empfangen, und, indem er ihm jenen in den Rachen geſtoßen, mit der Rechten getödtet. Dann berief er den Rath und trug dieſem das Ereigniß vor. Die Rathmänner, von Unwillen ergriffen, ließen die zwei geiſtlichen Herren, die dieſer Wendung noch unkundig waren, vor ſich rufen, und, nach Eingeſtändniß ihrer Schuld, bei dem Dom (um 1260) aufknüpfen. (Hormayr's hiſt. Taſchenb. 1835.)

Strömungen im Ocean. Zu South-port fand man kürzlich eine Flaſche, worin ſich ein Papier folgenden Inhalts befand: „Ueber Bord geworfen durch die Paſſagiere des Paketſchiffes: „Süd-Amerika" im März 1833 auf der Höhe des Cape-Cod, 40 . 30 der Breite, 63 der weſtlichen Länge. Der Finder wird ernſtlichſt gebeten, dieſe Notiz durch die etwa in der Nähe des Fundortes erſcheinenden Zeitungen zu veröffentlichen, um dadurch zur Förderung der Wiſſenſchaft die Strömungen des Oceans zu erweiſen." — Dieſe Flaſche durchſchwamm mithin, von der öſtlichen Strömung getrieben, die ganze Breite des atlantiſchen Oceans, von Amerika bis England.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 26. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 30. Januar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

3.

Ohnfern des ſchauerlich ſchönen Monte Amirato — des bewunderten Bergs — der ſich in wild romantiſche Thäler zerklüftet, zog ſich ein Weg von Viterbo her in den Staat Siena. Von den Höhen herab ſchlängelte ſich dieſe Straße durch wilde Gründe und drängte ſich nicht ſelten zwiſchen zwei ſteilen Felswänden hindurch, dichte Pinien und Fichtenwälder waren kaum durch den engen Gebirgspaß getrennt und überſchatteten den einſamen Weg mit ihrem ſchweigſamen Dunkel. In einem engen Seitenthale, deſſen Mündung in den Paß von Wald und Felſen gleichſam verhängt und vergittert war, lag Antonio Piccolomini mit ſeinen Reitern im Hinterhalt. Schon hatte er durch Spione erkundſchaftet, daß die Exilirten von Viterbo herkommen und ſich in Pienza im Seneſiſchen verſammeln würden. Es war Nachmittags, als ſich der erſte Trupp zeigte. Sie ſchienen auf einen Überfall nicht ganz unvorbereitet zu ſein; denn ſie ritten, gut bewaffnet, in einem Haufen ſo dicht, als es der ſchmale Weg erlaubte. Antonio warf ſich mit Geſchrei auf ſie; ſeine Augen glänzten, wie die des Tigers, wenn er auf ſeine Beute ſtürzt. Die Angegriffnen blieben weder Geſchrei noch Widerſtand ſchuldig und die Waffen machten bald Bekanntſchaft an einander. Inzwiſchen konnte der Sieg nicht lange zweifelhaft bleiben, da Antonio mehre Büchſenſchützen auf die Felſen am Wege poſtirt hatte, welche die hinterſten der Feinde, die wegen der Enge des Paſſes nicht zum Kampfe kommen konnten, mit ihren langen Röhren niederſchoſſen, und die vordern von der Menge der Städtiſchen umgeriſſen und erdrückt wurden. Die vom Berge herab nachrückenden Exilirten ergriffen ſchnell die Flucht, als ſie die Niederlage ihrer Freunde wahrnahmen. Antonio hatte unter den Feinden einen ſchon bejahrten Mann wahrgenommen, der ſowohl durch ſeine hohe edle Geſtalt, als durch Muth und Tapferkeit ſich auszeichnete, mit welchen er focht. Schon hatte derſelbe mehre Seneſen mit der Wucht ſeines Schwertes niedergeſtreckt und bahnte ſich ſo einen Weg, bis er mit Antonio ſelbſt zuſammentraf. Der Kampf war kurz; des Jünglings Schwert ziſchte auf das ehrwürdige Haupt des Mannes herab, ein Blutquell tränkte ſeine Locken, er taumelte und ſank vom Pferde. Sicherlich wäre er hier von den Pferden der Feinde und Freunde zertreten worden, wie es ſeinen übrigen gefallnen Gefährten erging, wenn nicht Antonio, von einem mächtigen Zuge des Herzens getrieben, wovon er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft gab und geben konnte, den ſchwer verwundeten mit ſtarkem Arm ergriffen und in das Thal getragen hätte, wo er im Hinterhalt gelegen. Hier verband er ſo ſchnell er vermochte, die Kopfwunde des Ohnmächtigen und eilte wieder auf den Kampfplatz zurück. Dort war der Sieg ſchon vollkommen entſchieden. Wer von den Feinden zu fliehen vermocht hatte, war in den dichten Wald geflohen, die übrigen lagen entſeelt am Boden. Der von Antonio Verwundete und aus dem Kampfgewühl gerettete Mann war faſt der einzige noch Lebende. Der großmüthige Anführer der ſiegreichen Reiterſchaar ließ eine Tragbahre von Äſten und Zweigen flechten und nebſt einigen Verwundeten ſeiner Leute auch den ſchönen Krieger darauf legen, deſſen leiſer Athemzug kaum noch einen Funken von Leben verrieth. So zogen ſie zurück und kamen bald in das kleine Bergſtädtchen St. Salvator, über das ein dem Staate gehöriges feſtes Schloß hervorragte. Hier nahm Antonio Quartier, um ſich und ſeine Leute zu erfriſchen, hierher ließ er auch den Verwundeten bringen. Es war unverkennbar, daß er dem Gefangnen eine größere Sorgfalt widmete, als ſeinen eignen Leuten — er ließ ihn in ein beſondres Zimmer bringen und bettete ihm dort weich — und ſie war einigermaßen durch die ausgezeichnet edle Geſtalt des Verwundeten gerechtfertigt, aber ſie wurde es noch mehr durch einige Papiere, die der junge Krieger in den Kleidern des ohnmächtigen Alten fand, als er ihn derſelben entledigte, um nachzuſehen, ob er nicht noch außerdem verwundet ſei. Dies war jedoch nicht der Fall. Aus dieſen Papieren, meiſt Briefe andrer Exilirten, erfuhr Antonio, wer der Mann war, und kaum hatte er davon Kenntniß genommen, als er den Feldſcheerer zurückwies und ſich mit Ängſtlichkeit nach einem geſchickten Arzte erkundigte.

„Edler Herr," verſetzte der Befehlshaber der Feſtung, „unſer geſchickteſter Arzt im Städtchen und der ganzen Umgegend iſt die hochwürdige Frau Priorin des Kloſters der barmherzigen Schweſtern zu St. Salvator Dominikaner Regel. Sie wird Euch ihren Beiſtand nicht verſagen."

„So eilt und holt ſie und verfehlt nicht, ihr zu ſagen, was hier noth thut, damit ſie gleich die rechten Arzneien mitbringe. Und hört, ich wünſche, daß der kranke Mann nicht erfahre, wer ich bin, darum nennt auch der Priorin meinen Namen nicht. Ich werde allen meinen Leuten Stillſchweigen gebieten."

Während der Bote nach der Priorin lief, ſuchte ſich Antonio andere Kleider zu verſchaffen und trat bald in einem unſcheinbaren Gewande wieder an das Lager des Verwundeten, über den er ſich theilnehmend beugte. Da ſchlug dieſer die Augen auf und ſah den Jüngling ſtarr an.

„Haltet Euch ruhig, Meſſer Placidi," ſagte Antonio, „es wird bald Hülfe kommen." Ein Blick des Angeredeten, deſſen Kräfte und Erinnerungen allmählig wiederkehrten, dankte ihm. Nach einer Weile wurde die Thüre geöffnet und eine hohe Frau trat herein, deren Majeſtät durch die ſchneeweißen Gewänder, die ihren ſtolzen Gliederbau umwallten, um ein Bedeutendes erhöht wurde. Antonio's Blicke waren wie gefeſſelt an ſie. Ernſt und ſchweigend nahm ſie der ihr folgenden dienenden Schweſter einen Kaſten mit Arzneien ab, wuſch die Wunde aus, legte Balſam darauf, verband ſie und entfernte ſich wieder. Der feurige Antonio war plötzlich ein Träumer geworden; er kämpfte mit ſeltſamen Erinnerungen, die die Erſcheinung der Priorin in ihm hervorgerufen hatte, und kaum Erinnerungen zu nennen waren, vielmehr Ahnungen, die ſich geſtaltlos im Nebel längſt vergangener Zeiten bewegten und vergebens Umriſſe zu erlangen ſtrebten. Es war ihm, als hätte er dieſe Frau ſchon geſehen und doch auch nicht; ſie kam ihm bekannt vor und doch auch fremd; es erregte ſich eine heilige Liebe für ſie in ſeiner Bruſt und doch drückte ſcheue Ehrfurcht vor ihr die Liebesregung nieder. Er ſprang heftig auf, rieb ſich die Stirn, um die wirren Träume zu verſcheuchen, und eilte zum Dienſte des Kranken an das Lager deſſelben. (Fortſ. folgt.)

Aus dem zweiten Halbjahr
des
Laienbrevier's
von
Leopold Schefer.

Wenn alle Fiſche ſtumm ſind, willſt du zürnen?
Und was ſie auch verſchweigen, kränkt dich nicht!
Wenn alle Frauen reden — iſt's Natur auch,
Und was ſie auch verkünden, hör' es gern.
Fürwahr, die Frauen verkünden; all' ihr Weſen
Es iſt der Menſchheit Weltverkündigung:
Nicht, wo ſie alles dulden, was an ihnen
Geſcheh'n ſoll, nein, was Gutes rings geſchehen ſoll.
Die Weltgeſchichte ſchweigt — die Frauen halten
Das Weltgericht, tagtäglich, mündliches.
Vor Gott geſagt, in Haus und Hof und Land;
Das Recht iſt, ausgeſprochen, ſchon das Recht,
Erkannt: erfüllt! Recht iſt das Herz der Geiſter.
Die Frauen drum auf Alles wißbegierig
Und Alles aus beſondrem Amt erkundend
— Weil ſie bedrängt zum Leben es bedürfen —
Und alles wiſſend, fördern aus der Tiefe
Geheimer Menſchenbruſt an's Licht des Tages:
Gerechtes, Ungerechtes, Gutes, Böſes;
Und unerbittlich richten ſie die Menſchen,
Die Männer, Könige und Königinnen,
Geſetze, ſelbſt die Ernte und das Jahr;
Ein jedes Lamm, im Herbſt ein jeder Apfel,
Und Huhn und Ei und Feder wird gerichtet,
Ein jedes neugeborne Kind, der Sarg
Des Todten, und der Todte, und der Tod,
Die Erde und das Leben. Unerbittlich
Auch richten ſie ſich ſelbſt — doch nur einander —
Daß Jede gut ſei. Denn erſt von den Frauen
Hängt Glück und Heil des Menſchenvolkes ab.
Und ſelbſt dem Gott nützt, daß ſie weiſe ſind.
Doch wo die Frau ſchweigt, hat ſie ſchweres Unrecht.
Auch richtet Niemand beſſer als das Weib,
Das zarteſtfühlende, deß feine Wage
Ein Stäubchen ſchon bewegt; das immer-furchtſam
Und wunden-Herzens leichte Thaten auch
Schon ſchwer empfindet, und mit Mutterſinn
Der göttlichen Natur ſie ahnt und ſchlichtet.
Denn Frauen ſind die Töchter der Natur:
Der Mutter, welche ſie an ihre Statt
Zu walten in der Menſchen Haus geſandt;
Niemand hat mehr Grund, als das Weib: zu richten,
Zu löſen, zu verdammen. Denn was Helden

Auf Schlachtgefilden thun, was Herrſcher wo
Im Frieden laſſen, was die Männer alle
Im Rath, in Stadt und Land und Felde ſäen,
Was ſelbſt das kleine Knäbchen nur verſieht,
Das müſſen an des Hauſes ſtillem Heerd
Die Weiber büßen, wenn es böſe war.
Verzehren mit dem Geiſt, ſo wie die Flamme
Das Wachs, daraus die Kerze ward gerollt;
So brennen ſie vom Wachs des Lebens leuchtend;
Und eines Weibes heiteres Geſicht
Bedeutet dir im Lande gute Zeit!
Im Hauſe: guten Mann und gute Kinder;
Im Felde: Segen; Hoffnung guter Jahre
Und Arbeit! Keinen Kranken wo im Umkreis!
Kein nacktes Kind! und keinen Armen hungrig!
Nur heitre Stunden zeigt die Sonnenuhr,
Des Weibes Antlitz aber zeigt die ganze
Geſtirnung, nicht des heitern Himmels nur,
Nein, auch den Stand, den Gang, den Flug der Geiſter,
Die inn're — ihre Welt — die ſittliche.
Drum hätt' ich einen Wunſch, der Wünſche Krone:
„Ein jedes Frauenantlitz auf der Erde
„Bis in der letzten Hütte — ſei es heiter!
„Zu Allem flüſtre ihre Lippe: Ja!“ —
Dann iſt die goldne Zeit! das nimm zum Zeichen.

Briefe aus Piſa.

Von

Ernſt Förſter.

(Zweiter Brief. — Schluß.)

Piſa hat nur zwei belebte Straßen, die am Arno durch Spaziergänger, und die ſie durchkreuzende durch Käufer und Verkäufer. In den übrigen Straßen würde man vergeblich nach den Zeugen ſuchen, die bethätigten, daß Piſa einſt um die Herrſchaft der Welt mitgerungen, daß es Geſandte aller Nationen bei ſich und die ſeinigen bei allen Nationen hatte, daß es den Reichthum von Florenz um's Doppelte übertraf, und daß ſeine Menſchenüberzahl noch das Meer bevölkerte. Still ſind die Straßen und öde die Plätze, die der Kunſtſinn der Alten ſo herrlich geſchmückt. Aber eines iſt den Piſanern wie ein einziges Erbtheil alter Zeit überblieben: die Verehrung vaterländiſchen Verdienſtes. Wer ſich in irgend einer Weiſe, als Staatsmann, Gelehrter, Künſtler, Menſchenfreund ꝛc. ruhmvoll ausgezeichnet, von dem ſpricht nach ſeinem Tode ein Denkmal im Campoſanto, und wie gehalt- und geſchmacklos auch meiſtentheils in neuerer Zeit ein ſolches iſt, ſo zeigt es uns doch, was auf dieſem Wege Großes und Schönes geſchaffen und Gutes angeregt werden konnte. Nie trete ich in dieſe heiligen Hallen, ohne die Frage der Sehnſucht: Wird nicht irgend ein Mal ein deutſcher Fürſt, eine deutſche Stadt dieſen Gedanken aufnehmen, und bei ſich einen ſolchen Ehrenfriedhof gründen! Welcher Ort in unſerm öffentlichen Leben würde ſich mehr zu religiöſen bildlichen Darſtellungen eignen, als ein ſolcher zwiſchen Kirche und Haus, wie zwiſchen Tod und Leben ſtehender? Wie würde Alles zuſammenſtimmen, um die Gemüther der Beſuchenden zu Dank, zu tiefer Herzensfreude, zu lebendiger Andacht zu ſtimmen! Denn das ſagt mir im Gegenſatz gegen dieſen Ort ſelbſt jede katholiſche Kirche, daß ſie des ſchönſten Schmuckes, den ſie hat, nicht in der Weiſe bedarf, daß durch den Mangel deſſelben ihr Dienſt gehemmt würde. Und wie ganz anders, als in den dunklen geſchloſſenen Räumen, wirkt im offnen, aber vom Geräuſch des Tags entfernten Garten, in dem wir uns ohne alle Beziehung auf etwas Vorhandenes frei bewegen können, das Werk der Kunſt!

Der Bilderſchmuck im Piſaner Campoſanto zeigt uns die Reichhaltigkeit der für ſolche Räume paſſenden Gegenſtände; bibliſche Geſchichten des alten und neuen Bundes, ſtädtiſche Begebenheiten, oder wenigſtens ſolche, die große Erinnerungen aus der nächſten Geſchichte wecken, Legenden von Heiligen, deren Schutzempfohlne vielleicht hier ruhen, vor allem aber die allgemeinen, auf Leben und Tod bezüglichen Darſtellungen, wie ſie in kleinem Maßſtab die bekannten Todtentänze, im Großen aber hier einer der älteſten Florentiner Meiſter ausgeführt. Um ſeinen Namen vor der Hand unbekümmert (nur in mir über die Wahrheit des angegebnen im entſchiednen Zweifel) habe ich mich in die Fülle dichteriſcher Anſchauungen getaucht, welche das erſte große Bild im Campoſanto auszeichnet, und welches ſie hier den Triumph des Todes nennen. Hart neben dem Tode und ſeinen Früchten erblicken wir in bunter Mannichfaltigkeit das Leben, Jagdluſt der Großen, fromme Abgeſchiedenheit der Weltfeinde, Saitenſpiel und Sang, Elende und Krüppel. Nur die letzten hinken dem Tode, obſchon unerhört nach, der mit ſeiner ſcharfen Senſe da einhaut, wo Liebesgötter aus Roſenlauben von ewigem Glücke ſingen. Der Bruder des Todes, der Teufel mit ſeinen Leuten, iſt gleich bei der Hand, die dem Körper entfahrende Seele an ſich zu reißen, muß ſie aber den Engeln des Lebens, wenigſtens theilweiſe, überlaſſen. Ich frage: geht dir nicht auf dieſem Boden eine ganze Saat von Bildern auf? und mit wie verſtändlicher Rede könnte Einer ſeine Zeitgenoſſen ergreifen?

Gewiß weit ungünſtiger für unſre Zeit iſt die Form, in welcher das nächſte Bild, ein jüngſtes Gericht, gegoſſen iſt. Seit Michel-Angelo dieſen furchtbaren Gedanken in ſeiner Nacktheit hingeſtellt, bleibt für ihn, da er ſich ſo nicht halten kann (denn wer iſt gut, wer böſe? wer gläubig?) nichts übrig, als der in den weiten Himmelsräumen einſame Gott. Für uns kann nur des Dichters Wort, das auch bereits die Philoſophie aufgenommen: „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!“ die Form deſſelben beſtimmen, wenn anders eine Wirkung auf Phantaſie und Gemüth beabſichtigt wird.

Hier freilich ſtehen wir vor einer der früheſten Ausbildungen jener Vorſtellung und müſſen in Bezug auf dieſe in jene Zeit der Entſtehung zurückkehren. Übrigens iſt nur bei dieſem großen Bilde ſehr bemerkenswerth, daß in demſelben die Verdammniß zwar ausgeſprochen, aber nicht, wenigſtens nicht in ihren Folgen, dargeſtellt iſt. Die Schilderung der Hölle und der Gräuel, womit eine aufgeregte Phantaſie, namentlich nachdem Dantes Geſang ihre Pforten geöffnet, ſie erfüllt, konnte nicht wohl aus einem Gemüthe kommen, in dem das Bewußtſein der bildenden Kunſt zu ſolcher Höhe ſich geſteigert, wie wir bei dem Schöpfer des genannten Bildes vorausſetzen können. Von andrer und ſehr untergeordneter Hand iſt in dem nächſtfolgenden Raum die trübſelige Arbeit der Höllengeiſter und die mannigfache, oft ekelhafte Pein der Verdammten dargeſtellt. Wie ein Wegweiſer mit rückwärts zeigendem Arm ſteht das Höllenbild da und wer kehrte nicht gern zurück, wo um den Weltheiland, der mit ſichtbarem Schmerz das Verdammungsurtheil ausſpricht, die Schaar der Heiligen ſitzt, aus deren Blicken und Bewegung Dank, Anbetung, Seligkeit, Mitleid und jede höhere Herzensregung ſpricht, wo Engel zu den Auferſtehenden treten und ihnen die Bahn der Zukunft zeigen, bei welcher Stelle des Künſtlers freier und allgemein menſchlich fühlender Sinn uns wohlthuend anſpricht, indem er einen armen Bauer, der gewiß mit dem Vorwurf ſeiner Unwürdigkeit erwachte, von der linken Seite zu den Seligen fahren, einen Geiſtlichen aber, der mitten unter den Beglückten aus ſeinem Grabe ſteigt, ſchonungslos an den wenigen Haaren, die die Tonſur verſchont, zu den Verdammten hinüber ziehen läßt.

Übrigens wurde mir, namentlich im Weitergehen zu den Geſchichten des heil. Ranieri, u. A. klar, daß für die Anſchauungsweiſe der Künſtler jener Zeit durchaus andre Geſetze gegolten haben, als ſpäter und heute, und es fiel mir Gothes Ausſpruch ein: die Kunſt iſt lange bildend, ehe ſie ſchön iſt, und doch ſo wahre große Kunſt, ja oft wahrer und größer, als die Schöne ſelbſt. Dicht neben einander ſehen wir Schönes und Häßliches, und beides mit gleicher künſtleriſcher Theilnahme behandelt. Derſelbe Maler, der in wahrer Verklärung die Madonna von Engeln begleitet, dem heil. Ranieri erſcheinen läßt, malt dieſem einen zottigen, formloſen Pelz, oder gar den Teufel in abgeſchmackteſter Geſtalt, ohne daß die mindeſte Spur von abſichtlicher oder zufälliger Vernachläſſigung zu bemerken wäre.

Ich bin ein Mal dabei, ſo will ich auch noch ein Wort von einem der folgenden großen Bildwerke des Friedhofs ſprechen, von der Geſchichte Hiobs, die Giotto gemalt haben ſoll. Die Wahrheit dieſer Angabe bei Seite geſtellt (oder beſſer in Zweifel, da die vorhergehenden ſpätere Arbeit ſind), ſo iſt es ein Werk von hohem Kunſtwerth in Rückſicht der großen Auffaſſung des Gegenſtandes, der vielen Anſchauungen aus dem Leben und der freien Behandlung in Zeichnung und Malerei. Indem ich mich aber ſo in die Einzelnheiten der Geſchichte verſenkte, kam ich zu andern, der Kunſt freilich entfernter liegenden Betrachtungen.

Wie oft haben wir nicht über den Gothe'ſchen Fauſt den Stab brechen ſehen, weil der Teufel darin Recht behält. Die Vorbildung der Fabel finden wir in der Erzählung von Hiob, aber verfährt ſie mit Gott beſſer, als unſer Gedicht? Wie bei dieſem beginnt jene mit einem Zwiegeſpräch zwiſchen Gott und Satan. Erſtere preiſ't ſeinen frommen Knecht Hiob und behauptet, daß ſeines Gleichen nicht wäre und ſeine Frömmigkeit ohne Grenzen. Der Teufel nennt dies alles nur eine Folge von Hiobs glücklichem ſorgenloſem Leben. Gut, ſagt der Herr, ich gebe ihn in deine Hände, mache mit ihm, was du willſt, und du wirſt ſehen, daß ich Recht habe.

Er hat aber nicht Recht; denn nachdem ihm der Teufel Hab und Gut, Geſundheit und alles bewegliche genommen, und die Freunde kommen und ſtatt hülfreicher Gaben nur wohlfeile Worte bringen, in denen des Teufels ausgeübte Räubereien als eine Handlung Gottes geprieſen wird, fängt er an, dieſen zu ſchelten, und es muß Gott ſelbſt mit dem Donner des Himmels und der Beſchreibung des Meerungeheuers Leviathan den armen Hiob zur Beſinnung bringen, daß er ſeine Vermeſſenheit bekennt, worauf ihm das Geraubte vierfach erſetzt wird. Ganz unbeachtet aber bleibt im Verlauf der Geſchichte, daß die Mißhandlung Hiobs von Anfang an des Teufels Werk und Einfall, und daß nur der unvorgeſehene Ausgang des Experiments Gott beſtimmt, ſich deſſelben als eines eignen anzunehmen. So gehen wir Menſchen mit dem höchſten Weſen um!

Buntes.

Nazareth. Einen Blick auf Nazareth hinab! Einen Blick in dies Thal, das die Natur ſelbſt wie eine große Wiege in Felſen ſprengte, deren Zacken rings wunderlich wie Spitzen von Muſcheln geformt, emporſtarren. Blicke hinab in dies heimlich abgeſchloſſne Thal, wie die Natur es mit üppigen Raſenteppichen ſorgſam ausgelegt, lachende Fruchtbäume drein gewirkt, als wollte ſie mit ihrer ewigen unerſchöpflichen Freude- und Werdekraft den Verfall der Menſchenwerke jungfräulich ſcheu und mild überſchleiern. Die heiligen Bücher reden von einer Stadt, die einſt hier geſtanden; — wo iſt ſie jetzt? Wohin du die Blicke wendeſt, du ſuchſt vergebens nach den Spuren mindeſtens, die von gefallener Größe ſammeln könnten; nur dort in der Weſtſeite des Thales verſteckt, wie im drückenden Bewußtſein der Ärmlichkeit, gucken mich einige Häuſer an, wenn ich dieſe verfallenden loſen Maſſen aus hellen poröſen Steinen, mit den platten Dächern ſo nennen darf, und dort zeigt ſich wirklich ein Bazar, wenn ein kleiner viereckiger Platz mit einem einzigen Thorweg dieſen Titel verdient. Dies Naſſara alſo iſt jenes Nazareth, wo der erhabene Weiſe den größeren Theil ſeiner Jugendzeit verlebt, wo er als Kind, unbeachtet von allen, nur behütet von Mutteraugen, gewandelt, deſſen Lehre die ganze Erde umſchlingt, wie die Rieſenarme des Oceans! Und in Mitten des geringen Städtchens, von dem jene begeiſterten Nazarenen ſtolz ihren gemeinſamen Namen entlehnten, ſtrecken ſich, wie poſſierliche Zwerge, die ſich auf die Zehen ſtellen, die Minarets einer — Moſchee, als wollten ſie jeden Morgen und Abend mit altersſchwacher heiſerer Stimme ohnmächtig prahlend ausrufen: Hier iſt die Anerkennung deines Reiches zu Ende, Jeſus von Nazareth! — Aber am Oſtende des Dorfes auf der Höhe, wo die Klippen den Horizont in ſchroffſteinigten Maſſen abſchließen, ſteht das chriſtliche Kloſter, als wollte und könnte es gar gut den Minarets des Islam trotzen. Die Kirche „zur Menſchwerdung“ genannt, erhebt ſich über der Stelle, wo der Engel der Jungfrau die freudige Botſchaft verkündigte; eine Wiege, ein Grab, ein Tempel der Tradition! wie ſchläft ſie ſo ſüß unter dieſer heiligen Erde, die fromme Sage, jeder Morgen windet ihr Sonnenſtrahlen zu Kränzen um's Haupt, jeder Pilger pflückt ſich eine Immortelle draus! — das Fremdartige, das Geheimnißvolle, das dir die Phantaſie wie aus ungeheuren Wolkengebilden aufbaute, daß dir die Bruſt zu enge ward, — hier magſt du es wie traulich, hausbürgerlich dir nahe gerückt, begrüßen. Hier ſteigſt du auf Felsſtufen empor, die Kirche zur Menſchwerdung liegt bereits unter deinen Blicken, du trittſt in eine Grotte, „der Jungfrau Maria Küche“ genannt, jene ſchwarzberauchte Stelle in der Ecke iſt der Kamin des Haushalts: dort, näher am Kloſter, beſuchſt du St. Joſephs „Werkſtätte“, freilich ſuchſt du die Hobelſpäne vergebens, und die roſtige Axt; des Zimmermanns Werkſtätte iſt zur Kapelle geworden, im neuern Styl und Schmuck; aber das neue befremdet dich unheimlich. — Hinaus aus den dumpfen Kammern der alternden Sagen, hinaus, wo ſich noch der alte Himmel unveraltet über dem duftig-friſchen Roſenthale wölbt. Du wandelſt auf demſelben Boden,

„über deſſen Hufen
„Die ſegensreichen Füße ſind gewandert,
„Die uns zum Heil —
„Genagelt wurden an das bittre Kreuz;“

aber auf demſelben Boden, dem heiligen Eldorado der chriſtlichen Ritterſchaft, wandeln an die anderthalb tauſend, halb zerlumpter Bewohner, worunter etwa ſechshundert Chriſten; du wendeſt dich, es kommen dir trübe Gedanken; — blicke, bevor du ſcheideſt, noch einmal von den Menſchen hinweg — in die friſchen klaren Augen der Natur! Sie haucht dir's zu, daß, weßhalb, wer du biſt; — jetzt rufe den Reliquien deiner Wiegenträume, rufe der holden fata morgana, der Sage, ein freudiges: „farewell“ zu!

Die Peſt und die Cenſur. Der Kalendermacher Laensberg wollte auf das Jahr 1811 einen Almanach herausgeben, und übergab das Manuſcript dem Cenſor in Paris. Er wurde hingezogen, der erſte Januar kam heran, und er entſchloß ſich, ſelbſt von Lüttich nach Paris zu reiſen, um die Sache zu betreiben. Ihr Almanach kann nicht gedruckt werden, ſagte der Cenſor. — Darf ich fragen, warum? — Weil Sie ſo unverſchämt ſind, darin eine Peſt zu prophezeihen, welche über Paris kommen ſoll. In Paris? Herr! Sind Sie toll? Wollen Sie damit ſagen, daß der Kaiſer an der Peſt ſterben wird? — Gott bewahre, mein Herr; aber darum ſollte der Almanach doch nicht unterdrückt werden; man kann ja die Peſt nach Madrid verſetzen. — Nach Madrid! Wo der Bruder des Kaiſers iſt? — Oder nach Mailand? — Wie? in die Hauptſtadt Italiens? — Nun, nach Rom? — Was? nach Rom? Wenn es noch der Papſt wäre! Aber der Sohn des Kaiſers! — Nun, Gott, wo ſoll ich denn die verdammte Peſt hinſetzen? Denn irgend wo muß ſie doch ſein. — Setzen Sie ſie nach England, antwortete der Cenſor: vielleicht unterläßt es dann der Kaiſer, ſich dorthin einzuſchiffen. — So war die Sache abgemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 27. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 31. Januar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

4.

„Ihr ſcheint mich zu kennen, hochwürdige Frau,“ ſagte der Kranke zu ſeinem weiblichen Arzte, „und auch Ihr kommt mir ſehr bekannt vor; doch wag' ich's kaum zu glauben, für wen ich Euch halte.“

„Gebt immerhin Eurer Vermuthung Raum, Meſſer Mariano; ich bezweifle kaum, daß ſie Euch falſch führt,“ verſetzte die Priorin. „Es gab eine Zeit, wo wir uns öfter ſahen.“

„Wie? ſo wäret Ihr wirklich die ſchöne Druſiana, die vielbegehrte Wittwe des alten Cäſar Piccolomini, die ich liebte, wie ich kein Weib mehr geliebt habe auf Erden, der ich Herz und Hand bot, und die — mich ausſchlug?“

„Ich bin die, welche Ihr meinet, Meſſer Placidi. Und ich würde mich Euch nicht verhehlen, ſelbſt wenn ich Gründe dazu hätte. Aber die ich einſt hatte, mich in dieſen Bergen, in dieſem Kloſter zu vergraben, hat die Fluth der Zeit hinweg geſchwemmt und gewiß jeden Funken von Leidenſchaft in der Bruſt der Männer erſäuft, die mich nach Ablegung des Wittwenſchleiers wieder zum Altare zu führen begehrten. Ihr wart es nicht allein, Mariano, deſſen Antrag ich zurückwies.“

„O ich weiß es!“ ſagte der Verwundete ſchmerzlich. „Wer könnte denn jetzt noch die jungen Männer alle zuſammen zählen, die aus Siena, Perugia, Florenz, Rom und andern Städten um Cäſar Piccolominis jugendliche ſchöne Wittwe, Aeneas Sylvius edle Tochter, freieten? Zwanzig Jahre ſind ſeitdem vergangen und ich habe nur mich ſelbſt im Gedächtniß behalten. Ihr wart aus Siena verſchwunden, Niemand wußte wohin, aber die Liebe zu Euch verſchwand nicht aus meiner Bruſt. Druſiana, ich habe Euch nie vergeſſen können.“

„Nennt mich Schweſter Madalene das iſt mein Kloſtername,“ ſagte die Priorin ernſt und würdig. „Was konnte ich Beſſeres thun, um mich den Zudringlichkeiten meiner Freier zu entziehen, als mich in die Einſamkeit eines Kloſters zu flüchten? Hier war ich vor allen Nachſtellungen ſicher, und ſturmlos iſt faſt ein Vierteljahrhundert über meinem Haupte hingerollt.“

„Aber ich beſchwör' Euch, hochwürdige Schweſter, was konnte Euch bewegen, die geiſtreiche, in Jugend und Schönheit ſtrahlende, allbewunderte Frau, die, von den Banden befreit, welche ſie zwei Jahre lang an einen ſchwachen Greis gefeſſelt hatten, alle Straßen des Lebens zum ſeligſten Glück der Liebe und des Genuſſes geöffnet ſah, was konnte Euch vermögen, von dieſen Anſprüchen zu ſcheiden und in's Kloſter zu gehen? Warum wähltet Ihr nicht unter dem Heere Eurer Freier, der Euerm Herzen am beſten gefiel? Dann wär't Ihr doch alle Andern los. Oder hätte das Herz dieſer ſchönen ſtolzen Frau nie Regungen der Liebe empfunden? Hätte die Herrliche, die des Greiſes Weib wurde, nie für einen Jüngling geglüht?“

„Davon laßt mich ſchweigen, Meſſer Mariano,“ verſetzte die Priorin mit eiskaltem Ernſt. „Man muß die Geiſter abgeſtorbner Tage nicht vorwitzig citiren, ſpuken ſie doch oft genug ungerufen. Ich kam um

Euch einen neuen Verband anzulegen. Wo iſt der freundliche Jüngling, der Euch bedient, und mir mit ſo zarter Aufmerkſamkeit beiſteht?“

Antonio wurde gerufen, und war der Priorin zur Hand. Als der Verband angelegt war, ſagte der junge Mann: „Meſſer Placidi und Ihr hochwürdige Frau, entlaßt mich nun des mir liebgeword'nen Dienſtes. Unſer Anführer hat den Rückzug befohlen, ich muß ſcheiden.“

„Du willſt mich verlaſſen?“ ſagte der Kranke ſchmerzlich. „Nicht doch, das kann nicht ſein. Ich habe mich dieſer Tage an deine treue Sorgfalt gewöhnt; ich kann dich nicht entbehren.“

„Bleibt noch!“ ſagte die Priorin mit einem gütigen Blicke „Auch mir ſeid Ihr lieb und werth geworden. Ich mögte Euch nicht an dieſem Krankenbette vermiſſen.“

„Hochwürdige, hochverehrte Frau, ich würde um Euretwillen ſchon bleiben; denn noch nie fühlt' ich ſolch kindlich liebende Ehrfurcht vor einer edeln Frau, wie vor Euch — ach! meine Mutter liebte mich nicht, das vergeb' ihr Gott, vor deſſen Angeſichte ſie jetzt ſteht! — Es zieht mich wie mit magiſchen Banden zu Euerm Dienſt, aber die Pflicht zieht noch ſtärker.“

„Bringe mir deinen Anführer, deſſen Gefangner ich bin, hierher, daß ich deinetwegen mit ihm ſpreche,“ ſagte Meſſer Placidi. „Ich kann dich nicht entlaſſen; ich bedarf deiner zu einem höchſt wichtigen Dienſt; es kann mir Niemand mehr einen wichtigern erweiſen. Geh', hole deinen Anführer.“

Antonio zauderte. „Sagt mir, weſſen Dienſtes Ihr mich für würdig haltet?“

„Die hochwürdige Schweſter ſoll ihre Meinung abgeben, ob ſie dich deſſelben auch für würdig hält. Und danach will ich entſcheiden. — Als ich vor ſechszehn Jahren durch die Gewalt des wüthenden Pöbels mit einer groſſen Anzahl andrer Adligen aus meiner Vaterſtadt vertrieben wurde, folgte mir mein Weib mit ihrem einjährigen Töchterlein. Die gräßlichen Mordſcenen in den Straſſen und in den Häuſern des Adels, der Verluſt ihrer Angehörigen — ihr eigner Vater war vor ihren Augen vom Volke niedergehauen worden — der Verluſt des Eigenthums des theuern Vaterlandes, die Schrecken und Mühſeligkeiten der Flucht und des Exils, zerſtörten ſchnell das Leben der ohnedies ſchwächlichen Frau. Sie ſtarb ſchon einige Wochen darauf in meinen Armen in Florenz. Mein Kind war jetzt meine Welt. Auf dem Landgute eines Freundes im Arnethale, mehre Meilen von der Hauptſtadt, erzog ich meine Tochter. Ein gelehrter Dominikaner aus einem benachbarten Kloſter unterrichtete ſie und vertrat meine Stelle, wenn ich auszog, um meine und andrer Exilirten Pläne zur Wiedererlangung unſres Vaterlandes zu verwirklichen. Ach! ſie ſind alle geſcheitert und ich ſtehe am Rande des Grabes. Meine Mariana war ein Engel mir vom Himmel geſchenkt, mir die Schmerzen meines trüben Lebens zu verſüßen. Ich lebte und webte ganz in ihr; ſie kannte nur einen Wunſch: meine Zufriedenheit. Ermeßt danach, wie unausſprechlich theuer mir dieſes Kind geworden iſt. Sie kannte die Welt, die Menſchen nicht; ich bin ja der Inbegriff all ihrer Wünſche. Wenn noch ein andrer Wunſch ihre jungfräuliche Bruſt bewegt, ſo iſt es der nach ihrem Vaterlande, das ſie nicht kennt, das ſie aber mit glühender Begeiſtrung liebt, mit einer kühnen, gewaltigen Liebe, die ich in ihre junge reine Seele gegoſſen habe. Erſt kommt ihr Vater, dann Siena; und ſie ſelbſt hat mich dies Mal, eine Heldenjungfrau, zum Kampfe gerüſtet, der ſo unglücklich für mich ausgefallen iſt. Ich fühle, ich werde Siena nie mehr ſehen, die Vaterſtadt, auf die mein heißes Streben ging, iſt für mich verloren; ach! ich werde dies Bergſchloß nicht mehr verlaſſen. An meinem Herzen frißt ſchon der Tod; nicht die Wunde allein iſt es, die mich in's Grab bringt, ſie iſt nur die mittelbare Urſache. Nur ein Wunſch, nur ein Verlangen, nur eine Sehnſucht bewegt noch das allmählig erſtarrende Herz, aber dieſe Sehnſucht iſt auch heiß und gewaltig, und gibt mir noch Lebenskraft und Wärme. Ich möchte meine Mariana um mich ſehen, von ihr gepflegt ſein, in ihren Armen ſterben.“

„Ihr werdet nicht ſterben, Meſſer Mariano,“ tröſtete die Priorin. „Eure Wunde neigt ſich ſchon der Heilung zu.“

„Und wenn ich geneſe, ſo will ich mein einziges, mein geliebtes Kind, ſelbſt ein Gefangner meines Vaterlandes, auch als Gefangne mit mir nach Siena führen und ihr ſo mein Wort halten. Dort leben ihr noch nahe Verwandte. Sie werden ſie nicht verſtoßen und ihr gewähren, was ich ihr verſprochen habe. — Aber von ihrem Wohnorte bis hierher bedarf ſie eines männlichen Schützers und Führers, eines rechtlichen Beiſtandes, eines ehrlichen Freundes. Und hat mir mein Schutzheiliger nicht einen ſolchen in dem jungen Antonio geſchickt? Von allen Freunden fern, hat er, der mir erſt als Feind gegenüber ſtand, ſich mir ſo mildfreundlich und dienſtfertig gezeigt, daß ich ihn lieb gewonnen, und all ſein Weſen hat mir ſo viel Vertrauen eingeflößt, daß ich ihn zum Führer meines Kindes auserſehen. Nun ſagt mir Eure Meinung, Hochwürdige, glaubt Ihr, daß ich ihm meinen Schatz anvertrauen kann?“

„Wenn ich Antonio's Betragen dieſer Tage erwäge und ihm in's Auge ſehe, ſo möchte ich für ihn bürgen,“ verſetzte die Priorin. „Schickt ihn in Gottes und aller Heiligen Namen! Er wird unſer Vertrauen rechtfertigen.“

Da ſank der feurige Krieger vor der frommen Frau in die Knie und rief tief gerührt: „Dank Euch, hohe Frau! Ihr habt mich vor mir ſelbſt groß gemacht mit Euerm Vertrauen; ich fühle, daß ich deſſen nicht unwürdig bin. Ihr ſollt Euch nicht in mir geirrt haben.

O hätte ich eine Mutter gehabt, wie Ihr, ich wäre ein großer Mann geworden!"

Die Priorin wandte ſich mit einem ſchmerzlichen Geſicht ab.

„Ich werde Euch Eure Tochter zuführen, Meſſer Placidi," ſagte Antonio begeiſtert, „und gehe jetzt mit unſerm Anführer zu ſprechen." —

Noch an demſelben Tage verließen die Reiter St. Salvator, um nach Siena zurückzukehren, und Antonio mit einem Briefe Meſſer Placidi's an ſeine Tochter, um dieſe abzuholen.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus den Hanſeſtädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Fortſetzung.)

Ein Volksfeſt der Bremer iſt, wenn im Frühjahre die Kühe auf die Bürger-Viehweide getrieben werden, auf jene Weide, die man auch Bürgerweide heißt. Bremen hat die ſchönſte Viehweide Deutſchlands. Sie iſt ſo groß, daß eine ganze Armee Ochſen und Kuhe darauf Platz hat, und ſehr berühmt geworden durch die Schlacht, welche die Bremiſchen Ochſen hier im patriotiſchen Geiſte den Holländern unter Chaſſé lieferten. Derſelbe hatte — ich glaube, es war im Jahre 1811 — ſeine Truppen zum Exerciren dort hinaus geführt. Die Ochſen aber zogen gegen die Holländer zu Felde, und dieſe mußten das Feld räumen. Als aber die Franzoſen die Antwerpener Citadelle belagerten, da erinnerten ſich die Bremer ſofort jenes Sieges, und die Zeitungen ſprachen davon, und die Bremer thaten ſich nicht wenig auf ihre Ochſen zu Gute. Bald darauf fiel die Antwerpener Citadelle. — Ein zweites Volksfeſt der Bremer iſt, wenn im Spätſommer die Waiſen aus den beiden Waiſenhäuſern — lutheriſche und reformirte Waiſen, verſteht ſich, beide getrennt — in das Freie geführt werden. Da ſpricht ſich nun wieder der Familienſinn der Bremer und jene gemüthliche Gutmüthigkeit aus, die man eben nur in Bremen findet. Ganz Bremen zieht an dieſen Tagen mit den Waiſen hinaus, und freut ſich mit den Waiſen, und über die Luſt und Freude der Waiſen. In Bremen herrſcht reger Wohlthätigkeitsſinn, und Arme und Waiſen genießen der kräftigſten Unterſtützung. Hier ſtehen Alle für Einen, und Einer für Alle, und der Gemeinſinn ſpricht ſich auf die thätigſte Weiſe aus. Die Bremer haben wirklich alle Anlagen, um der Humanität eine Stätte innerhalb Bremens Mauern zu bieten, wenn es nur ein halbes Dutzend Prediger weniger in Bremen gäbe, und nur einige Profeſſoren Weber mehr.

Es gibt zwei Orte in Bremen, die, an und für ſich nichts weniger, als anziehend, doch für den Fremden, und was den einen derſelben betrifft, auch für den Einheimiſchen von Bedeutung ſind: ich meine den Bleikeller und den Raths-Weinkeller. Der erſtere befindet ſich unter der alten Domkirche, und hat — wie allbekannt — die ſeltſame Eigenſchaft, todte Körper in eine Mumienartige Beſchaffenheit zu verſetzen; der andere befindet ſich unter dem ehrenfeſten Rathhauſe, und der alte Rheinwein und Hauff's „Phantaſieen im Bremer Rathskeller" zeugen für ihn. Wer den Wein und die Poeſie liebt, dem lacht das ganze Rheingau mit ſeinen Weinreben-Guirlanden aus dem dunklen Zwinger, im Schooße der Erde entgegen, und die „Roſe" iſt ſo wunderlieb und duftig und glühend wie die von Jericho, und eben ſo zauberkräftig; die „zwölf Apoſtel" aber — ſo dickbäuchig und maſſiv ſie ſind — erglänzen in ſeltenem Heiligenſchein, und wer ſich mit ihnen unterhält, dem ſtärken ſie Herz und Nieren, und wer den Geiſt, den ſie ausſtrömen, einſaugt, der wird mild und ſanft, und anmuthig und lieblich, wie die ſchönſte Blüthe des Rheinweins, die dieſen „Apoſteln" inwohnt. Oben im Rathhauſe iſt Alles ſo nüchtern und ſteif, ſo juriſtiſch und aktenmäßig, ſo beſtaubt und bepudert, ſo bremiſch und hochedel, ſo hochweiſe und magiſtratsmäßig; und unten im Weinkeller iſt Alles ſo wohnlich und beſcheiden, ſo poetiſch und geiſtreich, ſo deutſcherhaben, wie am Rhein, ſo voll Herz und Seele, ſo liebreich, ſo freundſchaftlich. Ich weiß es wohl, die zwölf Apoſtel dort unten verſteigen ſich nie nach oben. — Die „Roſe" iſt wirklich ein vortrefflicher Wein, aber ſo theuer, daß man ihre Tropfen nach Dukaten berechnet. Sie wird nur an Kranke verſchenkt. Für Geſunde iſt die Roſe nicht feil. Die müſſen ſich mit dem Geruche und dem Anblick begnügen. Die Blume glühet faſt ſo golden, wie die Sonne am Morgenhimmel, und duftet ſo lieblich, wie der ganze Blumenflor am Bremer Walle. Wenn man in Bremen von der „Roſe" ſpricht, ſo denkt man dabei an keine andere Roſe, als an die im Raths-Keller, nicht ein Mal an ein Frauenzimmer. „Haben Sie von der Roſe gekoſtet?" (Fremde können nämlich davon koſten) fragen die Bremer — und dieſe Roſe bleibt dennoch die ſchönſte, lieblichſte Jungfrau in Bremen. Ja da bin ich bei den Bremer Jungfrauen. Sie bilden eine eigene Klaſſe, und unterſcheiden ſich von allen anderen Jungfrauen dadurch, daß ſie ihren jungfräulichen Werth vom Golde und dem Stande erhalten. Wird nämlich eine Tochter oder Braut aus den höheren Ständen kirchlich aufgeboten, ſo ſpricht der Prediger mit Salbung: „Jungfrau Katharina" und ſo weiter, die Tochter eines Schuſters, oder Schneiders, muß ſich mit ihrem bloßen Taufnamen, ohne Jungfrau, beim Aufgebot, begnügen. Da ſieht man, die Bremer ſchreiten mit Rieſenſchritten der Aufklärung entgegen. — Was den Bleikeller betrifft, ſo iſt er wirklich eine ächtbremiſche Celebritat, ſchon der Mumien wegen. Ganz Bremen mit allen ſeinen Gelehrten und Laien, ſeinen Kaufleuten und ſeinen Cigarren, ſeinem Häringshandel und ſeinem Wallfiſchsthran gewährt einen wahrhaft mumienartigen Anblick. Es iſt der große Bleikeller, in welchem alles reichsſtädtiſche Unweſen, alle reichsſtädtiſche, philiſteriöſe Intoleranz, alle grünſpanangefreſſene kaufmänniſche Ichſucht aufbewahrt wird, und eben deshalb, weil der Vorrath an dieſer Waare ſo groß iſt, daß er über die Menſchheit in Bremen hervorragt, gewinnt das Leben ſelbſt jene ausgetrocknete Todtenfarbe, jenes lederne Mumienfell, unter welchem man den Pulsſchlag des Herzens nicht ſpüren kann, wenn es auch lebendig und thatkräftig ſchlägt. — Die Mumien im Bremer Bleikeller ſehen gottesjämmerlich aus; und da ſie nicht ſo aufgeputzt ſind, wie die ägyptiſchen Mumien, ſo gewähren ſie einen wirklich ekelerregenden Anblick. Ein Stück gelbes Fell, wie ein Menſch geformt, liegt in einem Kaſten, der ein Sarg ſein ſoll, und die Bremer ſprechen von der Wunderkraft des Bleikellers, die den Körper nach Jahrhunderten alſo zu konſerviren vermöge; und man führt die Fremden in den Bleikeller und läßt ſie ihr Ebenbild ſehen, in bremiſcher Unſterblichkeits-Hülle. Es iſt wahrhaft erhebend in dem finſteren Loche unter dem großen Altar im Dome; aber wenn die Bremer einem Fremden ihre Kurioſitäten ſehen laſſen, ſo handelt es ſich gewiß zuerſt um den Bleikeller. In dem Weinkeller iſt die Rheinwein-Luft ſo duftig, ſo aromatiſch, zu kräftig für feine Nerven: die Bremer meiden ihn, und laſſen ſich dafür die Mumien im Bleikeller zeigen. So etwas ſieht man nicht alle Tage, und der Bleikeller iſt in ſofern immer ein wunderbares Inſtitut, als er darthut, daß der Menſch nicht nur Staub und Aſche ſei von Natur, ſondern auch Leder, zäh und ſtark wie Büffelfell. (Fortſ. folgt.)

Scherz und Ernſt.

Von

J. C. Nänny.

1.

Wenn des Tages ſtrenge Pflicht
Mir von neuen Opfern ſpricht,
Heil'ger Ernſt! dann fehle nicht!
Wird der Geiſt mir ſchwer wie Blei,
Fliege Scherz! dann raſch herbei,
Mache den Gefang'nen frei!

2. Geſchichte Vieler.

Erſt war er Philoſophe
Und ſprach von Einheit,
Dann wurd' er Moraliſte
Und pries die Reinheit;
Nun denkt als Egoiſte
Er nur an Meinheit,
Und ſo verſank der Große
Zur kleinſten Kleinheit.

3. Sans-souci.

Bald am Grunde, bald am Strande
Spielt das Fiſchlein, wenn es will,
Hoch am goldnen Wolkenrande
Schwebt der Adler ernſt und ſtill.

Rechts und links, und unten, oben,
Jedes lebt, wie's ihm behagt,
Ob mir's tadeln oder loben
Hat noch keines je gefragt.

4. An den Dichter.

Iſt dein Gedanke ſchön, iſt dein Gedanke wahr,
Dann, Dichter, ſäume nicht und mach' ihn offenbar!
Die Schönheit wird von Ohr zu Ohr ihn flügeln,
Die Wahrheit wird durch ihn die Geiſter zügeln.

5. Politik.

Politik iſt gar poli,
Doch übt ſie viele Tück';
Sie ſtreicht durch alle Lande
Und ſpricht von Glanz und Glück;
Sie weiß mit liſt'ger Zunge
Verwirrung anzuzetteln;
Sie prahlt mit reichen Schätzen
Und muß doch ſelber betteln.

Buntes.

Amerikaniſche Originale. Einer der merkwürdigſten Charaktere in der Havanna war Nic, der Beſitzer eines Speiſehauſes, welches hauptſächlich von engliſchen und amerikaniſchen Capitäns und Supercargo's fleißig beſucht wurde. Er war aus Yorkſhire gebürtig, von niedriger Herkunft, gemein in ſeinem Aeußern und ſeiner Sprache, ſchlau und gewinnſüchtig von Charakter. Gewöhnlich führte er beim Eſſen das große Wort und widerſprach kurzweg denen, die nicht einerlei Meinung mit ihm waren. Vorzüglich ſcherzte er gern über das gelbe Fieber, welches in der Havanna ſehr häufig ſein Hauptquartier aufzuſchlagen pflegt. Nic war nicht blos ein Gaſtwirth, ſondern ſpekulirte auch in allerlei Geſchäften, bei denen etwas zu verdienen war. Unter andern hatte er eine Bodenkammer, worin ſich fertige Särge von allen Größen befanden, mit denen er jedem ſeiner Gäſte ſogleich aufwarten konnte. Auch beſaß er einen eigenen Begräbnißplatz. „Nehmt euch vor Nics Stabe in Acht!“ war eine gewöhnliche Redensart in der Havanna; denn, wenn ein Fremder bei ihm einkehrte, ſo pflegte Nic ihm mit dem Stabe das Maaß zu nehmen, auf den Fall, daß ein Sarg für ihn nöthig ſein ſollte. — Einer meiner Bekannten ſagte mir, er habe längere Zeit bei Nic gewohnt und hier einen recht angenehmen jungen Mann kennen gelernt, einen engliſchen Supercargo, voll Geſundheit und Lebenskraft, und im Voraus erfreut über den günſtigen Erfolg, den ihm ſeine kaufmänniſchen Unternehmungen verſprachen. Eines Tages vermißt ihn mein Bekannter und fragt Nic, was mit ihm geſchehen ſei. „Er iſt im nächſten Zimmer,“ antwortete Nic gleichgültig, — „wir wollen ihn nach Tiſche beſuchen.“ Als der Kaffee getrunken und die Cigarren angezündet waren, forderte Nic die Geſellſchaft auf, ihm zu folgen. Sie fanden die Leiche des Supercargo, über und über gelb, und ſchon in Bereitſchaft, begraben zu werden; er war vor wenig Minuten ein Opfer des ſchrecklichen Dämons der weſtlichen Halbkugel geworden. Mein Bekannter war durch dieſen unerwarteten ſchrecklichen Anblick auf's furchtbarſte erſchüttert, denn er fühlte wirklich Theilnahme für den jungen Mann. Nic aber machte einen Scherz aus der ganzen Sache, rieb ſich die Hände und ſagte ſpöttiſch: „Nun, wem iſt eine Partie Whiſt gefällig?“ — Als Seitenſtück zu dieſem nach Alexanders Transatlantic sketches (überſ. in Sommers neueſtem geogr. Taſchenbuch) durchgepauſtem Porträt möge hier eine andere amerikaniſche Phyſionomie prangen, die unſeres Freundes Jack Spleen aus New-York. Maler Jack iſt nicht minder geſpenſtig, was ſein Aeußeres betrifft, als zuweilen unausſtehlich, wenn man einen Beſuch bei ſeinem Inneren macht. Jene große Künſtlerin, die Natur, hat, was die Länge ſeiner Beine anbelangt, dießmal das Augenmaaß nicht berückſichtigt und ihn verzeichnet; ſeine Kniee fangen da an, wo ſeine Ferſen ſchon aufhören ſollten; auch beim Colorit wurde er über's Ohr gehauen, die Farben waren alle aufgebraucht, ſo daß nichts mehr für ſeinen Teint übrig blieb, als ein Gemengſel von grün, braun und grau. Dabei hat jedoch unſer Maler Jack eine wahre Madonna von einer Frau, eine Copie nach Perugino, die er, obwohl er ſelbſt kein Papiſt iſt, doch ziemlich katholiſch zu machen, ſich bemüht; ſie hat an den Artigkeiten und der Liebenswürdigkeit ihres Gatten noch ſchwerer zu tragen, als an jenen Stunden, wann er unangenehm zu ſein pflegt. Maler Jack beſucht nie das Theater, was kümmerts ihn, ob ein Mathews oder irgend einer von den Kreiderelien zu Gaſtſpielen die Atlantis durchreiſ't? — Er beſucht keine Geſellſchaft, er iſt vor allen indiskreten Reiſebeſchreibern völlig ſicher; die Folge davon iſt, daß auch ſeine Gattin eine Madonna della-seggiola bleiben muß. Er iſt ungeheuer reich; aber in ſeinem Hauſe zeigt kein Geräthe die Spur oder den Abglanz ſeines Mammon; er haßt die britiſche Parkomanie und kennt glücklicherweiſe den geiſtreichen „Verſtorbenen“ nicht, ſonſt würde er ihm vielleicht eben jetzt einen förmlichen Abſagebrief zuſenden. Alle ſeine Gedanken concentriren ſich nur auf eine einzige Stelle: auf ſeine „Begräbnißhalle,“ welche alle Räumlichkeiten und Bequemlichkeiten eines eigenen Hauſes umfaßt; dorthin führt er an Familienfeſttagen ſeine Frau, dort bewirthet er ſie, dort iſt er angenehm. Sie findet daſelbſt alle Sorten von Meubeln und Luxusartikeln, nach der neueſten Façon, die geſchmackvollſten, die koſtſpieligſten, ihr Pianoforte, ihre ſilberne Theemaſchine, ihre Ottomanen, ein Spiegelkabinet, eine vollſtändige Grabestoilette, eine Bibliothek in den zierlichſten Einbänden. Vor einigen Jahren feierte die Dame ihren zwei und zwanzigſten Geburtstag. Schon ganz frühe überraſchte ſie Maler Jack an der Toilette; er trug den Avis ſeines „angenehmen Tages“ auf der Stirne, wünſchte ihr Glück und machte ſie, indem er ſich, geheimnißvoll ſchmunzelnd, die Hände rieb, in räthſelhaften Worten auf das Angebinde neugierig, welches er ihr zur Feier ihres Geburtstages beſchert habe. Nach Tiſch lud er ſie, zu ihrem großen Erſtaunen, ein, einen Spaziergang zu machen, ſie nahm ſeinen Arm und er geleitete ſie, — wohin? — in ſeine Begräbnißhalle. Hier ſtand das verheißene Angebinde. — Es war ihr Sarg, aus Mahagony, mit dem herrlichſten Schnitzwerk und ſchweren ſilbernen Arabesken, innen ganz mit Silber ausgelegt; der Deckel beſtand aus köſtlichem Spiegelglas. Die arme Madonna vermochte bei dieſem Beweiſe ehlicher Liebe und Zärtlichkeit kein Wort des Dankes hervorzuſtammeln; erſt des Abends gelang es ihr, ſich zu ſammeln, und den Himmel zu bitten, er möge ihren Gemahl nur recht ſelten „angenehm“ ſein laſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 28. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 2. Februar.

Judith von Siena.

von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

5.

Antonio trat in Mariana's ländliche Wohnung. Und reizend, wie die Centifolie, die der Thau des Morgens aufgeküßt, dem erſten Sonnenſtrahl, von deſſen Glutkuß ſie als Knoſpe geträumt, verlangend entgegen lächelt, ſtand das ſchönſte Frauenbild vor ihm, das ſeine trunknen Augen je erblickt. So hatte ſich der Jüngling in üppigen Traumgedichten Aphrodite's eben aus dem Meere emporgeblühete Geſtalt gebildet. Das war Venus, die Geliebte des Mars! Welche Schönheit, gepaart mit Adel! Welche Hoheit, vereint mit Einfachheit und Unſchuld! Und wie ſie ſo froh erſtaunt, ſo unſchuldig befangen lächelte, als ſie ihn erblickte! wie ſie aufjauchzend ihn umarmte, als er ihr Grüße von ihrem Vater brachte! Strahlte nicht aus dem Allen die ſchönſte Seele? Und Antonio empfing den Strahl tief im Herzen, und ſchöpferiſch heiß davon getroffen, glühte das Herz als Auge auf und ſog mit herzinnigen Blicken all den wunderbaren, ihn mehr und mehr umſtrickenden Zauber der Schönheit, Anmuth und Unſchuld in ſich ein.

„Mein Vater iſt krank geworden, wie er ſchreibt,“ ſagte ſie mit Haſt, die ihr äußerſt liebenswürdig ſtand, „Ihr ſollt mich zu ihm führen, Ihr mich nach Siena bringen, nach Siena, meiner innigſt geliebten Vaterſtadt? Seid Ihr auch in Siena geboren, wie ich, Monſignore?“

„Wenn auch in Rom geboren, nenne ich doch Siena meine Vaterſtadt, wie Ihr die Eurige, Madonna.“

„Jeder Seneſe iſt mir willkommen, ſelbſt die haſſ' ich nicht, die meinen Vater vertrieben haben. Hätten ſie ihn gekannt, ſie wären ſeine Freunde geweſen.“

„Euch wird ganz Siena mit off'nen Armen empfangen, alle Parteien werden ſich vereinigen, um Euch zu huldigen.“

„Meint Ihr wirklich, daß man mich lieben wird?“

„Wie gern ſchließt der Menſch von ſich auf andre!“

Mariana ſah ihn mit den großen lichtbraunen Augen lächelnd an, und ging, ſich zur Reiſe vorzubereiten. Die Grazien begleiteten ſie. Antonio war trunken vor Entzücken. —

Ein ſtattliches Maulthier war beſtimmt, die holde Bürde zu tragen, die im Reiſekleid neuen Liebreiz entwickelte. Ein andres Thier ritt die Dienerin, ein drittes war mit dem Gepäck beladen. So brachen ſie auf und zogen durch die prächtige Stadt Florenz, wo Lorenzo Medici, nach der glücklich überſtandnen Verſchwörung der Pazzi, die ſeinem Bruder das Leben gekoſtet hatte, eben ſeine Macht mehr und mehr befeſtigte, dann verließen ſie das reizende Arnothal und ſchlugen ſich in die toskaniſchen Gebirge. — Mariana hegte unbewußt das heiligſte Vertrauen zu ihrem Führer; es kam ihr kein dunkler Gedanke in die Seele, mit den freundlichen Augen der Unſchuld ſah ſie ihn an wie ihren Vater. Und doch fühlte ſie ganz anders für ihn. Oft hielt ſie ſtundenlang ſeine Hand gefaßt oder ließ ihm die ihrige, wenn er abgeſtiegen war und neben ihrem Maulthiere herging; mit unverhohlenem

Behagen hörte ſie ſeinen Erzählungen zu und er konnte ihr nicht genug von Siena und ſeinen Kämpfen erzählen. Mit kluger Vorſicht verſchwieg er ihr die Niederlage der Exilirten und ſein wahres Verhältniß zu ihrem Vater, ſo oft ſie auch deshalb in ihn drang. Sie hielt ihn natürlich auch für einen vertriebnen Adligen, zu dem Heerhaufen gehörig, der beabſichtigt hatte, ſich mit gewaffneter Hand zum Meiſter von Siena zu machen. Was dieſen beabſichtigten Angriff auf die Stadt betraf, ſo berichtete er der Wahrheit gemäß, er ſei durch Umſtände vereitelt worden, ſie werde aber nichts deſto weniger mit ihrem Vater, ſobald derſelbe geneſen ſei, nach Siena gehen.

„So iſt er wieder aufgenommen zum Bürger von Siena?!“ jubelte ſie. „Größeres Glück könnte mir nicht wiederfahren. Nun wird die Sehnſucht meines Lebens geſtillt.“

„Ich kann Euch nichts Näheres darüber mittheilen,“ ſagte er ausweichend, „man hat es mir verboten. Ich bin nur beauftragt, Euch an das Krankenbett Eures Vaters zu führen; dort werdet Ihr Alles erfahren.“

Nicht um eine Welt hätte er es über ſich vermocht, den reinen Himmel der Liebe, der ihm in Mariana's Seele aufging, durch einen der Wahrheit getreuen Bericht zu trüben. Er hatte ſich in ſeligen Empfindungen zum Gott geſchwelgt und war geizig auf jede Minute dieſes Genuſſes.

Mariana war ſo voll Heiterkeit und Luſt, daß ſie nicht auf ſeine ausweichenden Antworten achtete. Feſſellos gab ſie ſich allen ſchönen Eindrücken hin, die ſich ihr unaufhörlich entgegenboten — es war ja die erſte Reiſe, die ſie machte — und vom Staunen ſprang ſie zur Freude, von der Freude noch öfter zum Muthwillen und zur Ausgelaſſenheit über. Dies war vorzüglich Abends in den Herbergen der Fall. Da ſang ſie ſcherzhafte Volkslieder zum tändelnden Spiele ihrer Mirandoline, oder tanzte in zierlichen Sprüngen und Wendungen; auch verſteckte ſie ſich zuweilen und ließ ſich von Antonio ſuchen, und wenn er ſie fand, ſpritzte ſie ihm mit ſchelmiſcher Neckerei den ſüßen Saft einer Pomeranze in's Geſicht und entwiſchte ihm wieder, um ihn von Neuem zu necken. Wenn ſie durch ein ſchauerliches Felſenthal zogen, über ihnen drohende Steinblöcke, unter ihnen ein rauſchendes, von rieſigen Steinmaſſen aufgehaltenes Bergwaſſer, da ſtrahlte Mariana's Auge Begeiſterung und unwillkührlich drückte ſie ihres Führers Hand, und wenn ſie dann wieder auf die Höhen kamen und Toskana's paradieſiſche Länderſtriche ſich vor ihren Augen ausbreiteten, dann brach ihr Entzücken, deſſen laute Äußerung das ſchauerliche Thal gefeſſelt gehalten hatte, in jauchzenden Liedern hervor, und das waren Stimmen des Himmels, heilige Erinnerungen einer Engelſeele.

Am vierten Tage langten ſie in St. Salvator an. Hier war Mariana eine Andre geworden. Ihre Pſyche hatte die bunten Schmetterlingsflügel abgeſtreift und ſich in den Schleier des Schmerzes gehüllt. Ihre ängſtliche Ungeduld ſtieg, je näher ſie dem Schloſſe kamen; ihre reizende Geſtalt wurde höher, ernſter. Und als ſie nun in das Krankenzimmer trat, als ſie mit dem Ausruf: „mein Vater!“ an dem Bette niederkniete und ſein verbundenes Haupt küßte, als ſtumme Thränen über ihre bleicher gewordenen Wangen rollten, da hatte ſie der Schmerz zur Heiligen verklärt. Um ihr Haupt wob ſich der Nimbus der Tugend und Kindesliebe und aus ihrem Herzen drang der gedämpfte Laut des Schmerzes, wie ein rieſelnder Blutquell. Der kriegeriſche Jüngling war plötzlich von innigſter Andacht ergriffen, und ſank mit auf die Knie und flüſterte: „Santa Mariana, bitte für mich!“ — Die Priorin breitete ihre Hände ſegnend über ſie aus.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Piſa.

von

Ernſt Förſter.

Dritter Brief.

Den 24. Januar.

Es iſt in dieſen Tagen hier ſo kalt, wie nie vorher, (ſagen die Piſaner), es iſt aber an keinen Froſt zu denken, obſchon beim Stillſitzen unter den feuchten Kirchengewölben mir oft die Finger erſtarren. Dieß gibt nun Feſttage für die liebe Jugend, die ſich Stroh, alte Korb-Deckel und Böden, Hobelſpäne und allerhand Abfälle zuſammenträgt und allerorten in den Straßen Luſtfeuer anzündet, die ſich beſonders gegen Abend, auch für den fernen Zuſchauer dieſes Namens werth machen. Lächerlich iſt's, wie ganz kleine, zweijährige Krabben, mit brennenden Strohhalmen getrippelt kommen, einen über den andern legen und ſo ihr Feſt für ſich haben. Prometheiſcher Liſten bedarf's da nicht, da jeder Handwerker ſein Feuer ohnedies auf der Straße hat. Dieſe Feuerluſt, die vielleicht allgemeiner iſt und tiefere Quellen im Menſchen hat, als auf den erſten Blick erſcheint, wird hier zu Lande anderweitig als Reizmittel zur Andacht benutzt. Ich ſchrieb dir ſchon über den hieſigen ſparſamen Kirchenbeſuch. Geſtern, als ich bei St. Michele in Borgo vorüber ging, bemerkte ich einen ungewöhnlichen Andrang nach dem Kirchenportal und das Innre der Kirche voll Andächtiger: — es war illuminirt. Muſikaliſche Meſſen, oder überhaupt Kirchenmuſik, gibt's hier nicht; ja noch überhaupter gar keine Muſik. So lange ich hier bin bei meiner unausgeſetzten Straßen- und Kirchenwanderung habe ich noch keinen muſikaliſchen Laut gehört, den einer heiſeren Violine abgerechnet, die heut morgen unter meinem Fenſter die Menge zu einer bemalten Fahne rief. Da dieß die Form iſt, in welcher bei uns dem Volk gräuliche Mordgeſchichten vorgetragen werden, wollte ich ſchon vorübergehen, als der Redner halb ſingend, halb ſprechend zu recitiren anfing, und eine unblutige Fahne entrollte. Die Geſchichte war hübſch, erbaulich, katholiſch, moraliſch. „Ein junger Kaufmannsdiener wird vom Teufel an die Geldkiſte ſeines Herrn geführt, aus der ihn eine ganze Reihe voller Säcke anblitzen. Inzwiſchen bewahrt er doch noch einen Reſt alter Frömmigkeit und entflieht. Da begegnet ihm (beide ſind zu Pferd) ein junger Cavalier und ladet ihn ein, mit ihm zu reiten, was jener annimmt.

Die Goldſäcke kommen zur Sprache (denn der Cavalier iſt der Teufel), der junge Kaufmann erhält ſie durch letztere um den Preis ſeiner Seele, und fängt ein luſtiges Leben an. Das Gewiſſen aber ruht nicht ganz: er vertraut ſein Geheimniß einer allerheiligſten Mutter Gottes aus Holz geſchnitzt, in irgend einer Kirche und geht faſt getröſtet nach Hauſe. Bald darauf lernt er ein Mädchen kennen, L., verliebt ſich in ſie, denn ſie iſt überaus ſchön. (hier weiſ't der Redner auf ihr Bild in der Fahne. Das Mädchen, dem daheim Schwierigkeiten gemacht werden, willigt in eine Entführung L., beide reiten auf einem Eſel davon. In der Nähe der erſtgenannten Kirche wird das Mädchen immer ſchöner (die Fahne bezeugt's) veranlaßt den Geliebten zum Eintritt in die Kirche, ſchwebt vom Eſel auf den Altar, bekommt einen Heiligenſchein und iſt die gebenedeite Madonna. Der Teufel, der mit ſeinem fälligen Wechſel bei der Hand war, entflieht und in ſeinen eignen Flammen verbrennt das unſelige Dokument. Der junge Mann iſt gerettet, die Madonna wird angebetet; aber das geſtohlene Gut iſt — durchgebracht."

Ich überlaſſe dir den Vergleich dieſer mit jeder andern Bekehrungsgeſchichte, die nicht ſo bilder- und ſtufenweis dem Publikum mitgetheilt wird.

Den 27. Januar.

Schon ſeit geraumer Zeit beteten hier Geiſtlichkeit und Brüderſchaften um Regen, heut endlich hat ſich der Schutzheilige der Stadt S. Ranieri erbitten laſſen: es ſtrömt von allen Dächern. Unaufhörlich zogen den ganzen Tag Prozeſſionen von bald in weiße, bald in ſchwarze Hemden gehüllten Männern mit einförmigem, kaum erträglichem Dankgeſchrei durch die Stadt. Meine Wirthsleute hatten mich zur „Converſazione" eingeladen, deren Hauptthema das große neue Wunder des heiligen Ranieri bildete. „Hat man nicht," fing meine Wirthin an, „bei allen Heiligen, und bei der allerheiligſten Mutter Gottes gebeten, und lange ſchon, und vergeblich! Und nun, ſo wie der Erzbiſchoff die Gebete an unſern Heiligen verordnet hat, ſiehe! den Augenblick iſt der Regen da." Es war der Procurator, ein Geiſtlicher, in der Geſellſchaft. „Dafür," ſagte er, „wird man ſich auch dankbar erweiſen. Schon heut iſt Oel und Wachs in großen Maſſen eingeliefert worden, eine neue ſchöne Vaſe wird dem Heiligen an ſein Grab geſtellt und über acht Tage wird ihm ein allgemeiner großer Feſttag, mit Illumination der Stadt, gehalten, wobei aller Orten dafür geſorgt wird, daß die frommen Beiträge der Gläubigen, die unfehlbar ſehr reichlich fließen, in Empfang genommen werden können." Ich konnte mich nicht enthalten, eine Geſchichte, eine die mir ein Bewohner des Algaus erzählt, mit dem Wunſche mitzutheilen, ſie möge hier keine Anwendung finden. Bei großer Dürre hatte man im Algau auch ein Mal um Regen gebetet; es ging nach Wunſch, ja ſo ſehr, daß die anhaltende naſſe Witterung alle Frucht verdarb. Da ſagte ein alter Bauer beim Geſpräch darüber im Wirthshaus: „Und ſollte mir das Kamiſol am Rücken verbrennen, wenn ich über den Büchel gehe, um Regen bitte ich Ihn nie wieder!"

Übrigens benutzte ich die Gelegenheit, meinen Wirthsleuten, die, wie mir deutlich war, ihre Gäſte auf den „Deutſchen" eingeladen hatten, etwas aus ihrer Stadt zu erzählen, was ſie nicht wußten, und doch den heiligen Ranieri perſönlich anging. Im Campoſanto iſt ſeine Geſchichte gemalt, weßhalb ich ſie beſſer kannte, als meine Piſaner, die ſich um dergleichen wenig kümmern. „Sind Sie ſicher," frug ich, „daß Ihre große Katze hier wirklich eine iſt? Ihr Heiliger hat ein Mal einer ſolchen den Teufel angemerkt in einer Weinſchenke in Meſſina. Als nämlich der Wirth den Wein auftrug, ſchalt ihn Ranieri gemiſcht; nannte aber, um jenen zu ſchonen, den Teufel als Urheber dieſer betrüglichen Taufe, der in Geſtalt einer großen Katze auf dem Weinfaß ſaß. Zur Beglaubigung ließ er ſich den Wein, ſtatt in's Glas, auf den Rockzipfel ſchütten; der Wein lief herab, aber das Waſſer zog in den Rockzipfel. —"

Dieſe nebſt ähnlichen Hiſtorien ſind nun auch im Campoſanto abgebildet, und ich läugne nicht, daß es mir um die alten ehrlichen Meiſter von Herzen leid thut, die an ſolche bedeutungsloſe Dinge ihre Kräfte haben ſetzen müſſen. Man ſieht, wie ſie genöthigt waren, durch Nebenſächliches der Darſtellung Reiz verleihen und immer mehr Gegenwart in's Bild haben ziehen müſſen ſo, daß die offenbar höchſt unzweckmäßige, ja nachtheilige Gewohnheit entſtand, hiſtoriſche Perſonen in Bildnißfiguren umzuwandeln und bedeutende Ereigniſſe zur bloßen Unterlage von wenigſtens in Bezug auf dieſe unbedeutenden Auftritten aus der nächſten Umgebung zu machen. So iſt es gewiß höchſt erfreulich, die Medizeer im Bildniß zu beſitzen, aber daß ſie den babyloniſchen Thurmbau leiten, iſt ziemlich widerſinnig; die ihrer Zeit ſchönſte Frau aus Florenz zu ſehen, höchſt anziehend, aber in die Wochenſtube Marias gehört ſie mit dem Aufwand von Staat und Gefolge nicht hin, wie wir ſie in Ghirlandajos Bildern ſehen. (Schluß folgt.)

Malicen.

Von

O. L. B. Wolff.

4.

Myſtiker, Rationaliſten,
Sind noch immer nicht zur Ruh',
Und das arme Volk der Chriſten
Druckt gar ſchlimm der enge Schuh.

Jene ſind darauf verſeſſen,
Jeden Fuß hinein zu zwangen;
Dieſe haben weit gemeſſen,
Daß er paßt für alle Längen.

Viele hat das Ding verdroſſen
Und ſie mögen nicht hinein,
Denn es ſitzt wie angegoſſen
Doch der Schuh an keinem Bein.

Drum, daß es ſich ſoll geziemen,
Kommen ſie zu Markt und Hallen,
Hier mit engſten Glaubensriemen
Dorten mit Gewiſſensſchnallen.

Arme, glaubige Gemeine,
Keinen giebt es, der bedacht,
Daß man Schuhe für die Beine,
Beine nicht für Schuhe macht.

Sondern von den Eifrer'n Jeder
Von den — anern — ikern — iſten
Schneidet friſch aus Chriſti Leder,
Schuhe für das Volk der Chriſten.

Alſo treiben es die Zünft'gen
Und nur Wen'ge findet man,
Die da dulden, die Vernünft'gen,
Daß man glaube, was man kann.

Nachbarſchaft.

Drüben auf der andern Seite
Steht am Strom ein neues Haus,
Wenn ich hier am Ufer ſchreite,
Schaut ein Köpfchen dort heraus.

Seht, ein Nachen kommt geglitten,
Naht ſich mir und nimmt mich auf;
Drüben dann mit großen Schritten
Eil' die Treppen ich hinauf.

Jemand kommt mir raſch entgegen
Und in's Stübchen zieht man mich,
Ich darob bin nicht verlegen,
Denn wer liebt, der findet ſich.

„Schnell — wie weiter? ſprich! wie weiter?
All das Zögern macht uns Pein!"
Nun ſo ſtellt an's Haus die Leiter
Und zum Fenſter ſchaut hinein!

J. C. Nänny.

Buntes.

Der deutſche Michel. I. Der deutſche Michel iſt wie der ewige Jude, er iſt uralt und ſtirbt nicht ab; und wie jeder Jude jenem ſeinem Vorbilde wie aus den Augen geſchnitten an ſeiner Seele gleich ſieht, ſo glaube man heutzutage nach Zuſchnitt und Handlungsweiſe in jedem Deutſchen den Urmichel wiederzufinden.

Der deutſche Michel, wer ſeiner anſichtig wird, muß etwa mit ſeiner Michelei beladen ausſehen, wie das Saphirſche Choleramännlein, das ſich vor ſich ſelber warnt. Wollte Gott, der Deutſche wachte immer über ſich ſelber, und wachte endlich auf. Wollte Gott, es würde wahr, was König Heinrich der Dritte von Frankreich geſagt haben ſoll: „Deutſchland ſei gleichſam wie der Vogel Phönix, wenn man meint, derſelbe ſei verbrannt, ſo werde aus ſolcher Aſche wieder ein junger Phönix. Alſo ſei es auch mit den Deutſchen; wenn man meint, es ſei mit ihnen gethan, ermannen ſie ſich erſt und ſtritten wieder auf das Neue." —

Um aber wieder auf unſern guten deutſchen Michel zu kommen, ſo hat ſich derſelbe im ſiebenzehnten Jahrhundert ein Mal in die Geſtalt des biedern Moſcheroſch oder Mannbold von Sittewald gekleidet und dieſen zu ſeinen lieben Deutſchen von ſich in Geſichtern reden laſſen. Der dreißigjährige Krieg hatte Breſche in das deutſche Herz geſchoſſen: da brach alle ausländiſche Flut in daſſelbe ein. In dieſem Sinne klingt beſagter Philander von Sittewald (d. i. Wildſtadt) in den Worten: „Einer wollt Griechiſch an mich, der andre Spaniſch, der dritte Italieniſch mit mir reden, aber ich ſagte ihnen allen, ich wäre ein geborener deutſcher Michel, könnte keine andre Sprache als dieſelbe: „ich bin ein Deutſcher, getragen, geboren, erzogen, mein Lebtag nicht welſch geweſen." —

O hätten doch die Deutſchen zu allen Zeiten deutſch mit ihren Nachbarn und guten Freunden geſprochen!

Wollte Gott aber, das Vaterland könnte auf recht viele deutſche Michel bauen und ſchauen, wie der tapfre General Johann Michel Obertraut war, der in däniſchen Dienſten 1620 und 1622 den Spaniern großen Abbruch that, bis er 1625 im Treffen bei Hannover blieb; und von dem ſchon Jenner 1693 (in ſeinem Frühlings-Parnaß, Seite 68) den Ehrennamen des deutſchen Michels ableiten wollte.

Doch, wie geſagt, der Ehrenmann iſt von altem Adel oder Schrot und Korn. Schon im Jahre 1586 ſchreibt der gelehrte Thobias Homberg, der Lehrer des Landgrafen Moriz von Heſſen-Caſſel (Caſſel, wo auch ſchrecklich gemichelt worden iſt) an dieſen, der nicht gut lateiniſch an ihn geſchrieben: „Ich habe am Michaelistage von einem ächten deutſchen Michel, d. i. einem Idioten und der liberalen Wiſſenſchaft Unkundigen recht rohe und mehr als knabenhafte Briefe erhalten."

Da iſt dem guten gelehrten Herrn widerfahren, was um 1770 einem deutſchen Konrektor zu Coburg (wo doch 1530 der deutſcheſte Mann auf den Reichstag zu Augsburg wartete) widerfuhr, nämlich die Vertauſchung der Perſonen, als er öffentlich im Drucke *) zu deutſchen Jünglingen, die einen Verein geſchloſſen hatten, ſich in deutſcher Mutterſprache zu üben, ſagte: „Schamroth ſollten ſie (Sie) werden, die deutſchen Michel!" — Und doch lag das Morgenroth einer beſſern Zukunft und Zuverſicht auf den Wangen dieſer Jünglinge! (Schluß folgt.)

Die fromme Zofingerin. Anno Domini 1519 was die Peſt zu Zofingen, do was ein alt Wittib, die hieß Anna Dulliker, die hat zwey Kind, die auch den Preſten hattend, (eine Peſt herrſchte damals im Lande) und gieng die gut fraw all Tag zu dem Bildhüsly, das vor der Stadt war, und bettet da zu der Mutter Gottes, daß ſy jr Kindlein erhalten wolt, und verſprach ihr, wenn ſie das thet, daß ſy jr das Huslin wider wolt buwen laſſen, dan es vaſt zerfallen was. Do genaſend die Kind, vnd ſpart die fraw jr Geldlin zeſamen, damit ſy jr Gelübd erfüllen mocht. Aber do kam die Zwingliſche Ler uf, vnd thet man auch ze Zofingen die Bilder aller Orten weg, die fraw aber wolt den nüwen Glauben nit annemen, vnd zog, do man jr zuſatzt, heimlich von Zofingen fort, vnd do ſy zu dem Bildhüslin kam, da warend Werklüt da, die das ſchliſſend, do bat die fraw, daß ſy jr das Bild lieſend, und koufts innen ab und wolts mit ſich forttragen, das konnt ſie aber nit, dann es jr ze ſchwer was, do ſy ouch jr klein Kind vnd jr Bündelein tragen mußt, do dingt ſy ein Mann, der ihrs tragen ſolt, der was aber der nüwen Ler ein eyfriger Anhenger, vnd ſpottet der guten frawen, vnd wenn ein wyl gangen was, ſo ſagt er, dyn Götz wird mir ze ſchwer, ich will je in Graben werfen, deß erſchrak dann die fraw und bat in weinend, daß er wyters gieng, da fordert er wider Gelt von jr, vnd das trieb er ſo lang, biß die arm fraw kein Gelt mer hat, do warf er das Bild in die Gruben vnd luf darvon. Aber die fraw ſatzt ſich zu jm vnd wußt nit wie ſy es wyter bringen ſollt, und hoft, daß jemand des wägs kam, der irs tragen helf. Do hat das eine Kind Blumen g'ſucht, vnd fand da zu den füſſen des Bilds ein ſilbern Pfenning, den zeigt es der Mutter, vnd do ſy auch ſucht, vnd an dem Orte nachgrabt, do fand ſy ein hafen, der was voll ſolcher heidniſcher Pfenning, wie man dan ſolcher in dieſer Gegne mer funden hat, und erkannt do die Gnad der heiligen Jungfraw erſt recht, die ſy von jr Trüwe willen rycher macht als ſy vor nie was, und gab do jr Bild einem Buursmann, der mit ſynem Roß [illegible] ſatzt jr Kind auch daruf, und erzelt do in der Statt, was jr begegnet was, deß ſich menklich verwundert, vnd die gnadenryche Mutter hoch verehrt.

Deutſche Calembourgs. Sie ſind bekanntlich, Gott ſei Dank, ſchwerer, als im Franzöſiſchen; deſto ſinniger aber oft. Vom ſel. Schleiermacher geht ein ſinniger Calembourg um, den er einſt in Geſellſchaft, wo über den Begriff und das Wort Eiferſucht geſprochen wurde, machte, indem er raſch ſagte: „Eiferſucht iſt diejenige Leidenſchaft, welche mit Eifer ſucht, was Andern Leiden ſchafft." — Ein nicht übler Wortwitz läuft in Rheinbaiern um, wo man aus der Revolution erzählt, daß man nicht Brüderſchaft! Gleichheit! meine und zu leſen habe, ſondern Bruder ſchafft gleich heut! — Ein Darmſtädter, der aus Zierlichkeit der Rede alle Selbſtlaute verwechſelte, ſagte einſt in Geſellſchaft: „Ich habe meine Frau geflöhet (geflehet). Schnell ſagte ihm ein ſchelmiſcher Berliner in's Ohr: Sprechen Sie Läuſe (leiſe). Worauf Jener über ſeinen Calembourg erſchrack. — Ein andrer Preuße ſagte einſt von einem, der das eiſerne Kreuz grade nicht wegen ſeiner Tapferkeit erhalten hatte, er ſei landwehrflüchtig (pflichtig) geweſen.

Sag' ihr.

Jene ſagte dieſes neulich und es ſagte jenes die.
Dieſes hat ſie nicht geſaget, jene ſagte ſolches nie.
Eine ſagte, daß da ſagte dieſe, jene ſagte das.
Nein, ſie ſagte, daß ſie ſagte dieſes nicht, nur ſonſten was.
O ich weiß wohl, was ſie ſagte; will ſie, ſagt ihr, ſagen nicht,
Was ſie ſagte, will ich ſagen, was ſie ſagte, frei an's Licht.
Ei ſie ſage, was ſie ſagte, eh ich ſagte, ſagt ſie vor,
Sag nur, daß ſie ſolle ſagen, was ſie mir ſagt in ein Ohr.
Dieſes Sagen will nun währen, weil das Leder währt um's Maul,
Denn zum Sagen und zum Plaudern, ſind die Weiber ſelten faul.

Zeitvertreiber von Chaſminder
(Simon Dach): 1700, Seite 343.

---

*) Ein würdiger Vorgänger des Coburgiſchen Doctors Wendel, der 1821 über den Werth und die Bedeutung des „Nibelungenliedes" höchſt ſeicht und geiſtreich ſich vernehmen ließ.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 29. 1835.

113

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 5. Februar.

Der arme Konrad.

von

Guſtav von Heeringen.

(Schluß.)

Unweit von ihr ſaß Fräulein Hildegardis auf einem Stein und hielt die ohnmächtige oder todte Baſe in ihren Armen, zu Bärbchens Füßen lag Wolf, deſſen Haupt auf ihrem Schoos ruhte, und Herr Balten nebſt dem Pater Reinhardt ſtanden ſtarr und bleich wie Geſtorbene an die Mauer gelehnt — auch Gekels kleine Geſtalt zeigte ſich zwiſchen den Trümmern, die Kleider Aller waren zerriſſen, verſengt, faſt unkenntlich. Mitleid regte ſich in Konrad's Herzen, obgleich er bei Wolf's Anblick ſtehen blieb und mit zuſammengezogener Stirn nach dem Meſſergriff faßte; Bärbchens flehende Bewegung machte, daß er die Hand niederſinken ließ, aber er ſpähte jetzt, leuchtenden Auges durch die Finſterniß, ſein wilder Blick ſuchte noch einen Andern. Der Forſtwart war jedoch weder unter den Todten noch Lebenden im Gewölbe zu finden, wohl aber entdeckte Konrad in einer Mauerblende ein kleines Pförtlein, welches geöffnet ſtand, mehrere aufwärts gehende Stufen zeigte, und der Eingang zu einer geheimen Stiege zu ſein ſchien. Allem Anſchein nach hatte Kelheinz, der in allen Kerkern und Verließen der Umgegend wohl bewandert war, ſolches zu öffnen gewußt und auf dieſem Wege heimlich Rettung und Flucht verſucht; Konrad wollte ihm folgen, aber Bärbchens Flehen um Hülfe und ihre Klagetöne, hielten ihn davon zurück. Er beugte ſich zu ihr und ſprach ihr Troſt zu. Dann nahte er ſich dem Fräulein und fragte mit bebender Stimme nach ihrem Zuſtand. „Noch leben wir,“ entgegnete Hildegardis „aber wenige Minuten nur, wenn wir nicht dieſem ſchrecklichen Ort entnommen werden. Schaft uns heraus und ich will es Euch Dank wiſſen, auch wenn wir im Freien unter den Meſſern der Mörder fielen.“ „Mörder?“ rief Konrad, „wer das Blut des Feindes vergießt, der ihn grauſam gemartert hat, nennt Ihr den Mörder, Fräulein? Euch mißfällt es hier, mir gar nicht. Es iſt hier ſchön, wie im Himmel. Hier bin ich, ich Euer Herr und Euer Schickſal. Vor mir, den Ihr in den Staub getreten, habt Ihr zu zittern — ich kann Euch leben und ſterben laſſen!“ —

Er athmete tief auf, als wäre ſeine Bruſt nicht weit genug für die unermeßliche Befriedigung, die ihn bei dieſen Worten durchſtrömte. Aber nur eine Secunde lang gab er ſich ihren Wonnen hin, dann warf er ſich neben Hildegardis auf die Kniee und nahm mit ſanfter Gewalt die Baſe aus ihren Armen in die Seinigen. „Kommt,“ ſagte er, kommt und zog ſie mit fort, nach dem Pförtchen, das, wußte er auch nicht wohin, doch jedenfalls auswärts führte. Bärbchen, welche mühſam den Junker ſtützte, folgte ihnen; Herr Balten, und wer von den verunglückten Übrigen noch Kraft genug dazu hatte, wanderte hinterdrein. Alle ſtrebten nur, dieſen tödtlichen Aufenthalt zu verlaſſen, gleichviel, was alsdann ihr Schickſal ſein würde. Der Burgherr kannte die verborgene Treppe wohl, welche von der nahen Kapelle aus in das Thurmverließ führen, und die dazu dienen mochte, Gefangene zu belauſchen, wenn ſolches bewohnt war, aber er hatte in der Erſchütterung ſeines Sturzes entweder nicht an ſie gedacht, oder auch Bedenken getragen, ſich ihrer zu bedienen, da er nicht wiſſen konnte, ob ſie ihn nicht geradezu in die Hände der Feinde führe. Jetzt war jedoch von keiner Wahl die Rede, man mußte ſich ergeben, oder in dem Gewölbe umkommen. Langſam ging der traurige Zug die enge Stiege hinan und ſchon von fern verrieth Lichtſchimmer, der ſich an der Mauer brach, daß die jenſeitige Pforte geöffnet ſein mußte. Das Geräuſch vieler Stimmen drang herab. Man ſchien ſich zu ſtreiten, ein gewaltiger Lärmen ertönte. Konrad ſtand einen Augenblick ſtill, mit geſpannten Sinnen aufhorchend. „Spießt den Burſchen, hängt ihn auf, in's Feuer mit ihm," ſchrie es durcheinander, „das iſt der Forſtwart, des Kloſtervogt's Sohn! Wo kommt er her? Aus dieſem Thürlein, das er aus den Angeln hob, kam er hervorgeſchlichen!" Die ganze Kapelle ſchien angefüllt mit Bauern. „Lieben Herrn," bat nun eine klägliche Stimme, die dem Forſtwart angehören mußte, „thut doch mir kein Leides, vergreift euch doch nicht an mir, ich bin ja ein unſchuldiges Blut. Nur das Werkzeug war ich ja in des Herrn Hand. Was kann ich dafür, wenn der Herr ſchlimm war? Und das ſind alle Junker, die Gott verdamme! Wollt ihr aber euerem gerechten Zorn Luft machen, ſo ſteigt hinab durch dieſes Pförtlein, es führt euch an den Ort, wo ihr die ganze Brut zuſammen finden könnt, den Alten wie den Jungen und die Weiber dazu. Noch leben ſie Alle und ihr könnt euch ein Kurzweil machen. Bloß darum bin ich heraufgeſtiegen um euch, meinen guten Genoſſen und Freunden, dieſen Weg zu zeigen. Sie konnten mich nicht mehr mit ſchändlicher Gewalt zurückhalten vom Guten, — da bin ich nun euer!"

Eine augenblickliche Stille erfolgte, dann jauchzten die Bauern auf, der Vorſchlag ſchien ihnen genehm. Einer von ihnen befahl dem Forſtwart, der es doch wohl ehrlich meinen könne, als Geißel zu bewachen und ſchritt dann den Übrigen voran die erſten Stufen der Treppe hinab. Klingen und Äxte blitzten düſter im Schein mehrerer Feuerbrände. „Haltet ein!" rief jetzt Konrad den Niederſteigenden entgegen, „haltet ein, keinen Schritt weiter! Wer Konrad's Stimme kennt, nehme den Rückweg!" Es geſchah nach einigem Zaudern der Bauern, die endlich ihres Führers Stimme erkannten und ſich überzeugten, daß er es ſei, der ihnen den Befehl gab. Neugierig reihten ſie ſich um den Eingang zur Stiege und ſahen verwundert, was herauf kam. Der Jüngling mit ſeiner Bürde, die noch immer kein Zeichen des Lebens gab, eine Fackel in der Hand und das junge bebende Fräulein am Arme, hinter ihm das traurige Gefolge, wie es ſich in der Tiefe ihm angereiht hatte. Ermattet ſank er an den Stufen eines Altar's nieder, in deſſen Nähe ſich die Pforte befand und die Gefangenen drängten ſich im engen Kreis um ihn zuſammen, als ſuchten ſie Schutz bei ihm, vor den Schaaren, die ſie mit mordluſtigen und gezückten Waffen umſtanden. Konrad erholte ſich nach wenigen Minuten, übergab die ohnmächtige Baſe, welche in der beſſeren Luft wieder zu ſich zu kommen begann, der Pflege ihrer Nichte, ſtellte Wachen um die Gefangenen, denen er das Leben derſelben anbefahl und ging, um mit dem erſten Hauptmann über ihr ferneres Schickſal Abrede zu nehmen. Schon befand ſich der große Linhardt, von dem Lärmen herbeigezogen, auf dem Weg zur Kapelle und unter dem Stamm einer großen Linde ward der verhängnißvolle Rath gehalten. Mit Wuth ſchrie währenddem die wilde, von Wein und Verbrechen trunkne Rotte nach dem Mord der Unglücklichen. Selbſt Linhardt blickte ſeinen Gefährten mit lächelnder Blutgier an und meinte, er wiſſe recht gut, wie es die Bauern zu Leuda und Riechelsberg im Rothenburgiſchen gehalten hätten. Auch in Weinsberg im Schwabenland, munkele man ſchöne blutrothe Geſchichten und auf einen Edelmann mehr oder weniger werde es ja nicht ankommen. Herr Valten ſei immer ein ſtolzer, harter Mann geweſen. Konrad hatte alle Mühe, den ſchrecklichſten Spruch abzuwenden, zu deſſen augenblicklicher Vollziehung es nur einen Wink gekoſtet hätte. Ihm half Bärbchen, welche aus der Kirche geeilt kam, und ſich mit Flehensworten und Thränen vor den Empörern auf die Kniee warf. Sie, durch ihre Bitten, und er, durch ſein Anſehen, brachten es endlich dahin daß man einer blutigen Abſicht entſagte und eine abſcheuliche That unverübt ließ. — Die Gefangenen wurden herbeigeführt und ihnen ihr Urtheil verkündigt. Es lautete dahin, daß Herr Valten und ſein Sohn, nebſt dem Pater, gefeſſelt nach der Stadt Lichtenfels gebracht und dort bis auf weitere Beſtimmung in Verwahrſam gehalten werden ſollten. Fräulein Brigitte und Hildegardis erhielten die Freiheit, ſich nach einem Ort zu wenden, der ihnen am angemeſſenſten dünkte, aber die Letztere verſchmähte dieſe Vergünſtigung als das Geſchenk einer Hand, von welcher ſie, ſelbſt im tiefſten Elend, nichts anzunehmen entſchloſſen war. Sie wollte die Haft ihres Vaters und Bruders, wie jedes denſelben noch aufbewahrte Schickſal mit ihnen theilen. Herr Valten's eigner Wille widerſprach jedoch dieſem Vorſatz. Er rieth und befahl der Tochter davon abzuſtehen und ſeine Leiden nicht noch durch den Anblick der ihrigen zu erhöhen: ſie ſollte von der angebotenen Gunſt Gebrauch machen, und ſich, da man leider nicht wiſſen könne, ob in andern Schlöſſern noch eine ſichere Zufluchtsſtatt zu finden ſei, weder nach Gezersberg oder Lichtenſtein zu ihren Ohmen, ſondern nach der Stadt Coburg wenden, dort bei ſeinem Freunde, dem Pfleger Georg von Schaumburg Schutz und Aufnahme ſuchen und für die Baſe ſorgen, welcher Ruhe und Erhohlung am nothwendigſten zu ſein ſchienen. Hildegardis fand nicht lange Zeit, dieſem Ausſpruch zu widerſtreben, da man ſie gewaltſam vom Vater trennte, der ſammt Welf in der That gefeſſelt und unter Begleitung abgeführt ward. Mit dem Anbruch des kommenden Tages fanden ſich die Fräulein's bereits auch unterhalb des Schloßberg's, wo ſie eine ſo ſchreckliche Nacht verlebt hatten. Ein Bauerntrupp, eigend's von Konrad ausgeſucht, begleitete ſie, ſtark genug, jedem feindlichen Angriff, ſelbſt dem eines churfürſtlichen Reiterhaufens, der etwa aus einem Hinterhalte brechen möchte, zu begegnen. Brigitte, welche zu ſchwach zum Gehen war, wurde auf einer Bahre von Zweigen getragen, Bärbchen und Hildegardis gingen derſelben zur Seite. Die noch geſtern von Bequemlichkeit und Reichthum umgeben in einem Schloſſe walteten und geboten, das ſo unzerſtörbar wie der Fels, worauf es ruhte, deſſen Kammern, Böden und Kellern von köſtlichen Vorräthen ſtrotzten, zogen heut in die Morgenfriſche, arm wie Bettlerinnen, vom Froſt geſchüttelt, da es ihnen an warmer Hülle fehlte, den Bergpfad hinab, den ſie oft im weichen Wäglein oder auf ſchön gezäumten ſtolzen Roſſen zurück gelegt hatten. Da ſank Bärbchen neben Fräulein Brigittens Tragbahre auf die Knie nieder und bedeckte ihren Buſen, ihre unter der Hülle hervorgeſtreckten Hände mit Küſſen und Thränen. „Ich ſcheide von Euch. O, hätte ich nimmer dieſe Nacht erlebt!“

Konrad und der große Linhardt trafen indeſſen unter der Linde vor der Kapelle ihre ferneren Maßregeln. Es waren dieſe zum Theil ſchon beſprochen und man hatte im Voraus feſtgeſetzt, daß nach dem erſten Angriff der jetzt geſchehen war, der Krieg förmlich fortgeſetzt werden ſollte. Eingetheilt in ordentliche Heereszüge und Fähnlein und Rotten, deren jede ihren Führer hatte, wollte man jetzt in zwei Abtheilungen dem großen Heer entgegen ziehen, welches unter Metzlers Befehlen ſtand. Eine derſelben ſollte ihren Zug durch das ſogenannte Grabfeld, die andere durch das große Mainthal hinab, nach dem innern Franken zu nehmen. Es ließ ſich erwarten, daß dies Heer auf beiden Wegen durch den Zufluß der ganzen Bevölkerung ſich ungemein vergrößern werde. — Welche reichen Klöſter, welche Unzahl an Schlöſſern und Adelsreſidenzen lagen auf dieſen Wegen, deren Schätze und Vorräthe den zuerſt Nehmenden gehörten, da eine Gegenwehr kaum noch zu denken war; welche Ausſicht für den, bis dahin in Elend und Hunger ſchmachtenden Bauer, der ſo eben dieſes ſtolze, mauerfeſte, wohlverwahrte, prächtige Hohenſtein, in einer Nacht gebrochen, zu ſeinen Füßen gelegt hatte! Empfindungen, wie er ſie nie gekannt, ſchwellten durch ſeine entfeſſelte Bruſt, und wohl mochte auch Konrad, mitten in dem Graus der Zerſtörung, die er angerichtet, ein Gefühl von Seligkeit koſten. Wenigſtens zeugte das Lächeln, welches um ſeine Lippen ſpielte, da er jetzt mit untergeſchlagenen Armen an dem Stamm der Linde gelehnt ſtand und um ſich her blickte, von einer gewiſſen Ruhe und Befriedigung, nicht von Reue oder Schmerz. Und doch war dies Lächeln von einem Ausdruck begleitet, der es nicht anziehend, nicht lockend machte, ſondern der eine Art von Furcht davor einflößen konnte. Der Mund lächelte, aber die Stirn zog ſich in drohende Falten, das Auge glänzte von einer unheimlichen Luſt. Da trat ihm Lindhardt's jüngerer Bruder an und fragte: „ſprich, was ſoll mit dem Gefangenen geſchehen, den wir noch hier haben, mit des Kloſtervogts Sohn? Der Bube ſchwatzt und beſchwatzt faſt die Leute. Ihn ſollten wir wählen zum Anführer, meint er, da würden wir ganz anders fahren, als mit dem Großen und dir. Er wiſſe um alle verborgenen Schätze der Klöſter und Burgen, und überall Beſcheid, während Ihr nichts wüßtet. Er haſſe die Pfaffen und Junker mehr noch als wir, und wüßte denn doch mit dem Waffenhandwerk Beſcheid, wovon ihr, arme Burſche, nicht ſo viel verſtündet, — ſo ſchwatzt er und die Leute hören ihm zu . . .“ — „Ich komme,“ unterbrach ihn Konrad, und faßte den Griff ſeines Meſſers mit Heftigkeit; „ich komme. Geh' nur einſtweilen voran.“ Damit riß er die Waffe aus ihrer Scheide und ſtieß es in den Stamm des Baumes faſt bis zur Hälfte der Klinge hinein. Dann zog er es mit Einem Ruck des Armes wieder heraus und ging haſtigen Schrittes nach der Kapelle, in welcher der Forſtwart, obwohl gefangen, predigte. —

Nur die äußeren untern Mauern des hohen Thurmes, nebſt dem Mauerwerk des Schloſſes, dem Mönchsgang und einem Thurm, der den Eingang beider Höfe bildete und mit dem Geſchlechtswappen der Lichtenſteine geſchmückt war, zeigte ſich dem Tageslicht des andern Morgens, als traurige Überreſte der zerſtörten Burg.

Die morgenländiſchen Sagen von Erfindung des Schachſpiels.

Von H. F. Maßmann.

Auf dem Wege von Brüſſel nach Paris begegnen dem Wandrer raſchfliegende Brieftauben, welche die ihm Staub zudonnernden Eilwägen weit übereilen. Wunderſamer aber als dieſe fliegenden Boten iſt der Flug des Gedankenſpieles, welches Jahre lang zwiſchen Paris und London hin und her geführt wird; wobei nicht — wie dort — Eile und Haſt das Ziel iſt, oder wie bei der Fernſchreibekunſt der Telegraphen — geheime Kürze; ſondern wobei langſam geſonnen, ſeltſam erwogen, gemeinſam berathen und endlich gezogen wird.

Das Schachſpiel der großen Spielgeſellſchaften oder Schachklubbs iſt gemeint, welche über den Sund von Calais mit einander wettſpielen. Welcher ausdauernde Ernſt in den Spielenden! Welch wunderſames Spiel, das ſo zu feſſeln vermag! — Aber wer nicht die Unkraft gewonnen, tagelang am Glücksrade zu harren, oder am Roulettiſche im Buſen der Leidenſchaft zu wühlen, oder ſich nicht ſchon in die Blindſinnigkeit des Kartenſpieles ergeben gelernt hat, — wird das Schachſpiel als das würdigſte und edelſte unter allen Sitz- und Schweigſpielen der Welt begrüßen; allein ſchon deßwegen, weil es ſich frei erhalten hat vom Schmutzklange des Goldes. —

Eins der älteſten Weltſpiele, hat es eine bedeutſame Sage über ſeinen Urſprung zur Mitgift bekommen und iſt in dieſem und jedem Sinne ein wahrhaft königliches Spiel. Kein Spiel der Welt hat ſeit ſeiner Erfindung (und dies iſt lange her!) ſich ſo allgemein verbreitet, hat ſo ungetheilten Beifall der Geiſteskräftigeren erworben, ja ſo verſeſſene Verehrer gefunden.

Wie es ein Kampfſpiel der Geiſteskräfte immerdar bleibt, ſo iſt es auch in Wirklichkeit als Abbild altmorgenländiſcher Heereseinrichtung oder Schlachtordnung und zwar der altindiſchen erfunden und eingerichtet worden; und iſt ſomit zugleich eins der älteſten Geiſtesſpiele der Welt.

Das Mittelalter hegte vom Lande und Urheber der Erfindung eine Menge abweichender und ſonderbarer Sagen, welche in den Handſchriften jener Jahrhunderte, ja auch in ſpateren gelehrten Druckbüchern uns vielgeſtaltig begegnen. Für abendländiſche Gelahrtheit oder Engbeleſenheit lag nahe, wie bei Allen, nicht über Troja hinauszugehen, und es iſt nur zu verwundern, daß nicht der Zauberer Virgilius, der doch ſonſt für Vieles, wann nicht für Alles im Mittelalter einſtehen mußte, das Ganze hat erfinden müſſen. Bei Troja ſollte Palamedes von Euböa das Schachſpiel erfunden haben, um bei der zehnjährigen Belagerung den leichtgeiſtigen Griechen die Langeweile zu kürzen. Das wurde lange von Vielen behauptet und geglaubt und das Schachſpiel hieß deßhalb ſogar vielfach Ludus Palamedis. — Andre träumten zwei lydiſche Brüder Lydus und Tyrrhenus, welche das Schachſpiel aus Hunger erfunden hatten; weil zwei zum Spiel gehören. Atys, ihr Vater, habe drauf um der Hungersnoth willen ihr Volk getheilt: Lydus ſei im Lande geblieben und Stammvater der Lyder geworden. Tyrrhenus aber mit großer Zahl des Volkes nach Italien gezogen und habe das Land und Volk der Tyrrhener genannt. — Wieder Andre nennen einen Attalus als Erfinder des Schachſpieles, 200 Jahr vor Chriſtus. — Noch Andre wollen gern den Ägyptern, die bekanntlich auch Alles erfunden haben müſſen, die Ehre zuerkennen, daß ſie des Schachſpieles Erfinder geweſen.

Bezeichnender ſchon wies eine andre Sage früh nach Perſien oder Chaldea, ſpaltete ſich aber in mancherlei Namen-Angaben, darin nur übereinſtimmend, daß ein greiſer und weiſer Rath eines herriſchen jungen Königes, welcher Letztere der Kummer und Schrecken ſeiner Völker war, das Schachſpiel erfunden habe, ſich damit an ſeinen Herrn gewagt und ihn im Spiele belehrt, gemildert, umgewandelt habe. Die Einen nennen einen perſiſchen Erfinder Buzurge Mihiro; Andre und Mehrere den perſiſchen Weltweiſen Xerxes Philomator, um den grauſamen König Evilmerodoch zu bekehren, dem Andre Ammelin oder Amilin von Babylon nennen.

Jakob von Caſſolis erzählte die Erfindung mit dieſen Worten, (nach deutſcher Überſetzung von 1407). Nun geſchah das, daß ein König war zu Babilon, der hieß Evilmerodoch, der war ſo freiſam, daß er ſeines Vaters Leib in dreihundert Theil' ſchlug und gab das Fleiſch dreienhundert Gutgeyern. Unter andern böſen Dingen, die an ihm waren, da war dies das böſeſte, daß er die haßte, die ihn ſtraften, und er ſie tödtete. In dieſen böſen Dingen folgte er ſeinem Vater nach, der die Weiſen in der Stadt Babylon hatte gedacht zu tödten, weil ſie nicht vermochten zu beſcheiden ſeinen Traum, der ihm geträumet war, als Herr Daniel der Weiſſage ſchreibt. (Fortſ. folgt.)

Scherz und Ernſt.

Von

J. C. Ránny.

1. Reichſter Erſatz.

O Kranker, auch für dich ja ſind
Verloren nicht die Stunden,
Wenn du den Gott, den du verlorſt,
Im Leiden haſt gefunden!

2. Hinzes Betrachtungen.

Schon oft bekam ich Luſt, auch andre noch zu lieben,
Als meine Frau; es lockte hier und dort,
Allein ich müßte dann am neuen Karren ſchieben
Und bringe kaum den erſten fort.

3. Wink.

Wenn ein Kindlein iſt geboren,
Wird es in ein Bad gebracht;
Solche Müh' iſt nie verloren, —
Dichter! haſt du's je bedacht?

4. Wunſch.

Hoffnung! ich möchte ſo gern am Hals dir ewiglich hangen!
Iſt es dein Ernſt mit dem Wunſch, raſch in das Lotto geſetzt!

Buntes.

Der deutſche Michel. (Schluß.) — Bei ſolchen lateiniſch-verſchwefelkieſten Schulmonarchen war dann ſehr natürlich, daß erſt ein welſcher Papſt (Clemens 14.) einem deutſchen Markgrafen (von Ansbach) beibringen mußte, daß ſein eigner Kanzleiſchreiber (Uz) ein Dichter, ein von ihm dem Papſte verehrter deutſcher Dichter ſey! — Freilich machte der deutſche Markgraf, der für fremde Literatur glühte, heimgekommen, ſeine heimiſche Unkunde, ſein vaterländiſches Unrecht gut. Mußte aber der gute deutſche M—arkgraf erſt weit herkommen, — aus der Fremde —, um zu wiſſen, was außer ſeinem Hofe vorging?

So hat neuerdings mancher Deutſche erſt aus der Frau von Stael Schriften Deutſchland kennen gelernt, was vielleicht auch ihrem ſanskritaniſchen Begleiter und Verehrer in Bonn begegnet ſein würde, wenn er nicht zufällig einſt ſelber ein tüchtiger deutſcher Schriftſteller geweſen oder geworden wäre. Wir ſagen „einſt", denn die mit A. W. Schlegel unterzeichneten in Wendt's Muſenalmanache 1832 lesbaren Hechelgedichte können unmöglich von dem einſt von ſeinem Volke ſo hoch geſtellten Dichter und Kritiker herrühren; daher Tieck in ſeiner Vogelſcheuche (Novellenkranz für 1835), d. i. in ſeinem neueſten Lobgedicht auf den „deutſchen Vetter Michel", wie er ihn Seite 299 ſelber nennt, da, wo er an A. W. Schlegel's Leiſtungen und Verdienſte erinnert, jener Hyperxenien gar nicht gedenkt, obſchon er S. 298 genug an den Xenien zu tadeln findet. Dort hat gewiß der deutſche Michel wieder eine ſeiner Schlegeleien begangen. —

Blicken wir auf eine andre Seite unſeres tauſendflächig geſchliffenen Zauberſpiegels (nicht des Jonaueiſchen, in welchen die deutſchen Michelinnen nur zu gern geguckt und gegafft haben), ſo tritt uns aus jener Zeit die freie Reichs- und Hanſaſtadt Bremen entgegen, in der — o deutſche Michelei! — trotz Rath, Räthen, Polizei, Pfarreien und Aerzten eine Geſche faſt zwanzig Jahre ungeahnet und ungeahndet giftmorden durfte. Der deutſche Michel, das ſogenannte Volk, hatte ſchon lange Jahre geſagt, das ſei eine unheimliche Frau, um die Alles ſterbe; aber auf den Kanzeln ward für die Arme gebetet und Gottes unerforſchlicher Rathſchluß angeglotzt. O der deutſchen Klotzmichel, welche zuletzt in die große Schule der Lebensweisheit kommen! — Dafür gab's Unterſuchungs-Akten, Rheinſchifffahrts-Akten, die vom St. Gotthard jusqu'à la mer reichen würden, genug! O deutſche Papierfabrik ohne Ende! o deutſche Michelei! Deinen Ruhm will ich eine Zeit lang rhapſodiſch fortverkünden und dein Bild von Zeit zu Zeit zur frommen Nacheiferung als Modejournal oder als einen Spiegel unſrer ſelbſt, worin wir unſre ehrliche deutſche Gänſehaut recht nahe-bei betrachten können, als das wahre Vera icon, das ächte Ecce homo, verhalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 30. 1835.

117

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 5.

Mittwoch, 4. Februar.

Göthe, Uhland und Prometheus.

Der letzte Theil des Göthe-Zelter'ſchen Briefwechſels iſt nicht reich an Perſonalitäten, nach welchen man in den vertrauten Äußerungen intereſſanter Männer ſo begierig iſt. Doch überraſcht es, die Unſterblichkeit von Weimar an vielen Stellen gegen die ihr ſyſtematiſch dargebrachten Huldigungen kalt und zurückhaltend zu finden, weil es Göthen ſchwer ankam, für ſeine Enthuſiaſten, oder, wie man zu ſagen pflegt, für ſeine Juden überall gut zu ſagen. Vergebens, daß der Flügelmann der Hegel'ſchen Schule, Leopold von Henning, nach Weimar reiſt, und dem greiſen Pontifex die Generalbeichte Berlins bringt; vergebens, daß Hegel ſelbſt, wenn er den alten Zelter ſieht, zwei Mal ſein Sammtbarett lüftet, um anzudeuten, daß ſein Leben eine ſtete Reverenz vor Göthe ſei. Merlin bleibt ein Zauberer, der ſich Allen entzieht, der auch über Hegel nicht in's Reine kommen kann, und ſich bei ſo viel Anbetung ſtill beſcheidet, er könne ihn nicht verſtehen. Aber noch merkwürdiger, als dieſe Geſtändniſſe, bleibt eine Stelle, welche Göthe am 4. October 1831 ſchrieb, und wo er gegen die würtembergiſche Andacht, gegen den ſüddeutſchen Göthoklaemus einen Geſtus macht, den Niemand erwartet hat, am wenigſten die Stuttgarter und Tübinger, welche noch darüber weinen, daß der dreiundachtzigjährige Göthe viel zu früh für die Literatur geſtorben ſey. Guſtav Pfizer nämlich, der Bruder des Paul Achaz Pfizer, bekannt durch eine Überſetzung Bulwers, grün beſchattet von der in Schwaben wuchernden Lyrik, hatte an Göthe einen Band ſeiner früh in Garben gebundenen Gedichte überſandt, vielleicht von ihm ein Handſchreiben dafür erhalten, das bei'm alten Reinbeck in Stuttgart von der ganzen ſchwäbiſchen Lyrik geküßt wurde, im Vertrauen aber folgende Äußerung nach Berlin hin veranlaßt: „Von den modernſten deutſchen Dichtern kommt mir Wunderliches zu: Gedichte von Guſtav Pfizer, wurden mir dieſer Tage zugeſchickt; ich las hie und da in dem halb aufgeſchnittenen Bändchen. Der Dichter ſcheint mir ein wirkliches Talent zu haben, und auch ein guter Menſch zu ſein. Aber es war mir im Leſen gleich ſo armſelig zu Muth und ich legte das Büchlein eilig weg, da man ſich bei'm Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen ſtrengſtens hüten ſoll. Das Werklein iſt an Uhland dedizirt, und aus der Region, worin dieſer waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menſchengeſchick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch dieſe Produktion nicht ſchelten, aber nicht wieder hineinſehen. Wunderſam iſt es, wie ſich dieſe Herrlein einen gewiſſen ſittig-religiös-poetiſchen Bettlermantel ſo geſchickt umzuſchlagen wiſſen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man dieſen Mangel für eine poetiſche Intention halten muß. Ich leg' es bei der nächſten Sendung bei, damit ich es nur aus dem Hauſe ſchaffe.“

Warlich für die ſchwäbiſche Lyrik konnte nichts Schmähenderes geſagt werden! Dieſe kleine, beſcheidene, vom Tagesgewühl umrauſchte Schule, an welche der Patriotismus und die Begeiſterung für Schillers Album ſeit Jahren ſo große Forderungen gerichtet haben, dieſe Gutherzigen, welche in ihrem Gott vergnügt ſind, wenn ſie einen Maikäfer, ein Bienchen, die Fliege an der Wand und ſich beſungen haben, hatten alle im Stillen einen lautloſen Cultus für Göthe, der im Grunde ihres Herzens ihnen mehr war als Politik, Schiller und ſein Album. Sie ſagten's nur nicht laut, damit es Wolfgang II. nicht hörte: nur in ſtillen vertrauten Stunden machten ſie ihrem Herzen Luft, wenn Guſtav Pfizer Göthe's Farbenlehre beſang oder ſonſt. Dieſer fromme Enthuſiasmus iſt durch jene denkwürdige Äußerung recht ſchnöde paralyſirt, um ſo mehr, da ſie ſo unverſtändlich iſt, und man ſo viel darin finden kann. Wir wollen verſuchen, aus unſerm Standpunkte die literariſch-hiſtoriſchen Folgerungen aus ihr zu ziehen.

Die Veranlaſſung jener Worte betreffend, ſo kann Niemand die Wahrheit des Göthe'ſchen Urtheils über die erſten Verſuche eines jungen Anfängers in Zweifel ſtellen. Göthe nennt den ſich empfehlenden Dichter einen guten Menſchen, und damit hat er für die ganze ſchwäbiſche Lyrik mehr geſagt, als er vielleicht wußte. Auch Talent beſitzt Guſtav; doch iſt es nicht hoch; es iſt etwas weitläuftig, weil es Reflexion iſt: er käme nicht aus ohne Schiller und das, was Schiller eine gebildete Sprache nannte, die für dich dichtet und denkt. Guſtavs Poeſie iſt nicht ſchöpferiſch, ſondern darſtellend; er glättet jeden Gegenſtand, den er grade vernimmt, ab und gibt uns das Spröde und Faſerichte lauter, nett, im Goldſchnitt zurück. Ich haſſe die Poeſie überhaupt, wenn ſie nicht erfinderiſch iſt, und die Reflexion in's beſondere, wenn ſie nicht witzig iſt.

Hat Göthe über Uhland eine Ungerechtigkeit geſagt? Gewiß, wenn er ihn da tadelt, wo er ihm am verwandteſten iſt. Von Uhlands ſogenannter zeitgemäßer Poeſie abſtrahiren wir einen Augenblick; aber für die Gattung, für das Lied und die Ballade hat Uhland Unſterbliches geleiſtet. Wenn es wahr iſt, daß das lyriſche Gedicht einen begränzenden Rahmen haben ſoll, der den Gedanken ſo zuſammentreibt, daß er auf einen Moment ihn verkörpert, ſo iſt Uhlands Lyrik noch geſtaltender, als Göthe's. Jedes Gedicht ſoll in der That aus zwei Theilen beſtehen, aus einem ſichtbaren Gerüſte und einem Nachklange, der ſo mächtig iſt, daß er den Hörer zwingt, ein zweites Gedicht, die Erklärung eines geſehenen oder gehörten, in ſich nachzuſchaffen. Das wahre Gedicht liegt oft gänzlich auſſerhalb des Wortes: man muß es erſt machen, wenn man die anregenden Worte vernommen hat. Deshalb iſt die Einfachheit ſchon das erſte Kennzeichen eines jeden wahren Gedichtes; aber wie oft verpuffen Göthe's Verſe! Selten bei Uhland, namentlich in der Ballade, deren lyriſche Auffaſſung, deren einfache Fragen und Antworten, deren ganze Form die Hörer immer zwingt, das eigentliche Gedicht erſt ſelbſt zu machen, ſo daß man einen Augenblick das Buch zuſchlägt, und nicht genießt, ſondern ergänzt und thätig iſt. So muß man ſich ausdrücken, will man an Uhland das Rechte bezeichnen.

Uhlands patriotiſche Verdienſte konnte Göthe nicht würdigen: er bepfuite die politiſchen Lieder. Das mag ihm hingehen, dem alten Herrn, der nicht im Zuſammenhange die Ereigniſſe ſahe, und in ſeiner Jugend wahrlich keine Aufforderung gefunden hatte, ſich um die Miſere ſeiner Geſchichte zu bekümmern. Ihm dies nachtragen wollen, iſt eine Ungerechtigkeit, die in Bezug auf Uhland ſich um ſo mehr vergrößert, da die Thätigkeit deſſelben in dieſer Rückſicht untergeordnet iſt, und nur für Würtemberg von Werth ſeyn kann. Uhlands Verdienſt iſt ein generelles, in Beziehung auf das Lied und die Ballade.

Allein der poſitive Tadel, welchen Göthe über Uhland ausſpricht, iſt beherzigenswerth, namentlich wenn die ſchwäbiſche Lyrik Mode werden ſollte, oder gar pretentiös. Dieſe Lyrik iſt ſo beſchränkt auf ihre kleinen Berge und Thäler, ſo einheimiſch, ruhig und glückſelig, daß ſie keinen Schmerz in der Welt kennt, als vielleicht den, von einem Spaziergange kein neues Gleichniß mitzubringen. Dieſe Dichter ſind mit der Welt verſöhnt, ſie intereſſiren nur in Beziehung auf ihren beliebigen Gegenſtand, den man doch auch nur gelten läßt, weil wir keine Vandalen ſein wollen, welche unempfindlich bleiben, wenn von Nachtigallen und Maikäfern die Rede iſt. Man kann ſie nicht ſo hart anlaſſen, dieſe kleinen Combinationen und artigen Gleichniſſe, aber Recht hat Göthe, wenn er hier weder etwas Aufregendes, Tüchtiges, noch Menſchengeſchick Bezwingendes ſieht. Er hat Recht, es iſt ein ſittig-religiös-poetiſcher Bettlermantel, der die Blößen dieſer Herren bedeckt, ein gewiſſes Sichhaben und Thun, wohinter ſich Mittelmäßigkeit und viel Phlegma verbirgt, eine ganz gewöhnliche, auf die Parthei ſich ſtützende Weltanſicht. Wo iſt Prometheus? Wo iſt der Gott in Euch, der Euch zu Boden wirft, daß Ihr Thränen der Verzweiflung weint? Wo iſt der Schmerz, daß wir ſchier nichts wiſſen können? Ich ſehe genug Gelbveigelein und Sternblümchen; wo aber ſind die Palmen, wo der Lotos? Ich ſehe Haberrohr und Holderblätter, auf welchen Ihr pfeift; wo hängen Eure Harfen? Göthe hatte die Welt überwunden: er hatte mit Aeſchylus geſprochen, Menſchengeſchick bezwungen. Er hatte die Ewigkeit. Göthe konnte Vieles geben, und hatte doch noch Alles hinter ſich. Man rede nicht von Vielſeitigkeit, von der glücklichen Lage, ſich um Foſſilien und Farbenleiter bekümmern zu dürfen; das iſt Spielerei und Nebenſache geweſen. Dies iſt die Frage: Habt Ihr Euch ſelbſt gefunden? Überwandet

Ihr die Welt in Euch? Habt Ihr Eurem Volk etwas Großes und Neues gegeben? Göthe läugnet es; er ſagte: Ihr habt dem Bettler ſeine Lumpen geſtohlen und Eurem Taufſcheine [illegible] Glauben, und der Gewohnheit Eure Sitte, dem Herkommen Eure Grundſätze, fremder Poeſie Eure eigne; Ihr lehnt Euch an das Anerkannte, Ihr ſtandet nie hoch, nie auf den Alpen, Ihr habt nichts, als Eure gemüthlichen Stimmungen, Eure Abendſonnen-Spaziergänge, Eure Sommerfäden, die Euch die Poeſie zuwehen. Wo iſt Prometheus? Göthe ſagt: Ihr werdet ſchon ſtolz auf Eure Reime. Göthe ſagt: Ihr liebkoſ't Euch unter einander und treibt jetzt, nachdem Ihr mich todt ſeht, mit Schiller Affenſchande! Göthe ſagt: Ihr wollt Heinen nicht unter Euch dulden, der am Schmerze der Zeit leidet, und in ſeinen Schriften die ihm entflohene Poeſie, welche er einſt ſchon erhaſcht hatte, wieder einzuholen jagt. Göthe ſagt: Euer drittes Wort iſt der deutſche Süden, gleichſam, als wenn in Schwaben die Poeſie an den Bäumen wüchſe und die Tübinger Stiftler prädeſtinirte Genies wären! Er ſagt noch Mehres; man leſe nur im. ſechſten Bande Zelter'ſcher Briefe, Seite 305 und 306.

Ich freue mich, Uhlands unendliche Verdienſte um die Gattung anzuerkennen; doch iſt es mir ein rechtes Bedürfniß geweſen, mich gegen Spalier und Reim auszuſprechen und die Abſicht der Lyrik ſich zuſammenzuthun, oder wohl gar durch Verſe das ausdrücken zu wollen, was unſrer Zeit und Literatur noth thut, früher zu hintertreiben, ehe ſie ſich darüber ausſpricht. Göthe's Wort hielt ich für zu wichtig, als daß es überhört werden durfte Für die voranſtehende Ausführung deſſelben kann ich nicht; meine Stellung zwingt mich, offen und frei die Wahrheit zu bekennen.

Roman.

11) Leſſing. Novelle von A. Freih. von Sternberg. Stuttgart, Cotta. 1834.

12) Molière. Seitenſtück zum Leſſing. Von demſelben. Stuttgart, Ebend. 1834.

Unſrer guten alten bürgerlichen Literatur fällt es jetzt plötzlich ein, vornehm zu werden. Sie nimmt ein ganz neues Air an, ſpricht von feiner Wäſche, von Salons, von Soiréen; ſie will Niemanden einlaſſen, der nicht in Handſchuhen kömmt, kurz ſie kokettirt ſündhaft mit den höhern Ständen. Der alte bürgerliche Urſprung wird durch Connaiſſancen verdeckt, von Bier und Toback, dieſen ehrwürdigen Begeiſterungsmitteln der klaſſiſchen Periode, iſt nicht mehr die Rede: nicht nur der Adel nimmt von der Literatur Beſitz, Fürſten und Freiherren, ſondern auch ehrliche Bürgersſöhne fangen an, zu näſeln, vornehm zu winken, das innere Weſen der Cravatte zu ſtudiren, ſich mit erborgtem Adel zu brüſten, und es ihm gleich zu thun in faſhionablen Manieren und eleganter Koketterie. Was hat nun mein unglücklicher College Heinrich Laube von ſeinem Dandysmus? Der Fürſt Pückler rümpft die Naſe und ſtichelt, wie es der junge Roué doch hie und da verſieht, in einem Rocke von zwei Reihen Knöpfen auftritt, wo es Faſhion iſt, nur eine Reihe zu haben, wie er, ein Mauermeiſterſohn aus Sprottau, Prinzeſſinnen ſchildert, gleich Feen, und vornehme Boudoirs geſehen haben will, wo dreierlei Farben über die Meubles gezogen wären. Das iſt die Folge der plattirten Vornehmigkeit. Nein, thut mir den Gefallen, tretet immer etwas bäuriſch auf das gebohnte Parquet der Literatur, und wenn ſie Euch in ihre Soireen bitten, ſo genirt euch nicht, mit Schmierſtiefeln zu kommen!

Es iſt ſchon ganz gut, wenn Herr von Sternberg auf den genialen Einfall kömmt, ein Charakterbild unſres unvergeßlichen Leſſings zu entwerfen, wenn er ihn nur ſo geſchildert hätte, wie er geweſen iſt! Wir verlangen nicht (obſchon es uns Überwindung koſtet, es nicht zu verlangen), daß er Leſſing gibt in Hemdärmeln, mit offener Bruſt, in gepudertem Haar, in tiefer Mitternacht eine Aktrice der Hamburger Dramaturgie auf dem Schooß, wahnſinnig, witzig, unter Gottesläugnern und Komödianten, kurz ſo wie er war, wie er es mit himmliſcher Poeſie war; wir geſtehen ſogar, daß in der Auffaſſung Leſſings als eines Schwärmers und jungen Mannes mit ſtrebenden und keuſchen Hoffnungen ein beſonderer Reiz liegt; denn es wird auch für Leſſing eine Periode gegeben haben, wo er noch nicht kalt, logiſch und ſpöttiſch war, wo auch er geweint hätte, wenn Werthers Lotte ſich auf ihren Ellenbogen geſtützt, mit thränenvollem Auge gen Himmel geſehen und ihre Hand auf die Seinige legend ausgerufen hätte: — Klopſtock! Aber daran hat ſich Herr von Sternberg an des großen Mannes unſterblichem Gedächtniſſe verſündigt, daß er Leſſing in eine lächerliche Unterordnung gegen die vornehmen Stände brachte, daß er ihn zu einem ſchüchternen Bürgerlichen machte, der ſich die demüthigendſten Zurückſetzungen in der Geſellſchaft gefallen läßt, Zurückſetzungen, welche allerdings in der Zeit lagen, die aber Jedermann vermeiden konnte, der etwas mehr Charakter gehabt hat, als der Sternbergiſche Leſſing. Leſſing iſt in dieſer Novelle, bei dem Beſtreben, ſich an das Vornehme zu akklimatiſiren, kein Dichter geworden, ſondern ein Vorleſer.

Nicht Alles iſt an Herrn von Sternberg Nichtwollen, ſondern auch einiges Nichtkönnen. Das Vornehme ſeiner Dichtungen iſt nicht immer Abſicht, ſondern in der That Naturell, gegen welches er nichts kann. Der Verfaſſer greift die demokratiſchen Kulturgruppen zwar ſehr glücklich aus dem ſiebenjährigen Kriege heraus, allein wie ſtellt er ſie hin! Hier ſind wenig Worte zu finden, welche natürlich klängen; alle dieſe Figuren ſprechen in einer glatten, gebildeten Schriftſprache, mit Abſtraktionen, welche ſie freilich hätten, wenn ſie vornehmen Urſprungs wären. Die Berliniſche Liſette iſt das Zeugniß einer totalen Unfahigkeit für das Populärnaive; wie kann ein Mädchen, das im Jargon der Eckenſteher ſpricht (an ſich eine köſtliche Erfindung), ſo viel Anſtand, gebildetes Weſen und Salonsſprache beſitzen? Hier wird die vornehme Literatur unwahr und unpoetiſch, hier bleibt ſie weit hinter ihrem Hofmarſchall, dem Herrn von Göthe, zurück, der ſo unübertrefflich war in dem Ablauſchen der Bürgerlichkeit und der Poeſie, welche man auf den Straßen findet und im Munde des Volks.

Gern hätten wir einige vortreffliche Paſſagen im Leſſing zum Molière geſchlagen, und uns im Ganzen über das Skizzentalent des Herrn von Sternberg mit Wärme ausgeſprochen. Allein dieſer Molière iſt dem Autor in einer verwünſchten Stunde gekommen. Iſt dies derſelbe Herr von Sternberg, welcher die Zerriſſenen und den Leſſing geſchrieben hat? Über dieſe biographiſche Pièce Molière, die, eine vielverſprechende Expoſition abgerechnet, ſich in vollkommene Ermattung verliert, keinen Charakter auszeichnet, immer anfängt und immer endet, ziehen wir vor, ein verwundertes Stillſchweigen zu beobachten. Herr von Sternberg läßt alle acht Tage ein neues Buch drucken; vornehm iſt es doch auch nicht, ſich ohne Aufhören an die Tagesordnung zu ſtellen, ſich immer zu zeigen und betaſten zu laſſen, und nicht auch ein Mal ſich zurückzuziehen in ſeine innern Gemächer.

13) Die Gräfin Ulfeld, oder die vier und zwanzig Königskinder. Hiſtoriſcher Roman von L. Schefer. Zwei Theile. Berlin, Veit, 1834.

Wie nahe ſteht Leopold Schefer jener Darſtellung, welche wir bei Gelegenheit Eichendorffs neulich als die wahre Kunſt des Romanes bezeichnet haben! Und wieder wie entfernt von ihr! Plaſtiſche Schöpfung an allen Orten, und doch nirgends Halt; alle Felſengruppen und Figuren eingetaucht in eine unermeßliche Fluth von Reflexion und Vorbereitung. Denn nicht anders als Vorbereitung läßt ſich jene bekannte Weiſe dieſes Dichters, die ihn ſo unpopulär gemacht hat, die ihn nur aufrecht gehalten hatte, als das Gedächtniß Jean Pauls noch rikochettirte, dieſe lyriſche Ausweichung des Stoffes benennen. Es iſt die erſte Stufe, welche auch wir vom Romane verlangen, aber die, welche nur das Modell aus flüſſigem Tone bildet, welche ſich dem Auge des Publikums entzieht, weil ſie nur Modell iſt. L. Schefer macht ſich ſeinen Stoff erſt zurecht; das iſt herrlich; er knetet ihn, feuchtet ihn an; gut, aber wo die Sonne, an welcher der Teig trockne? Das iſt die Noth: Schefers Phantaſie glüht nicht, ſie erwärmt nur, ſie iſt mild und linde und hält ſich auf einer Stufe der Weltanſchauung, welche nie zureichend iſt, auf der weiblichen.

Die Hiſtorie des bekannten Corfiz Ulfeld faßte Schefer tief und ſchön. Man kann dieſe Zwittergattung von Lyrik und [illegible]amatik für keinen wahren Ausdruck der Poeſie ha[illegible]; und doch erreichte Schefer das Reſultat der Poeſie, die Verſöhnung und das milde Weſen einer in den Ereigniſſen liegenden objektiven Gerechtigkeit. Corfiz und Eleonore würden nicht ſo ergreifen, und ſo viel, ich möchte weniger ſagen zu ſchauen, als zu ahnen geben, wenn ſie nicht durchweg apologetiſch und in ſich eben als Mann und als Weib und als beides in ſeiner Ganzheit gerechtfertigt aufgefaßt wären. Was läßt Sperling, dieſer künſtleriſch ganz vernachläßigte Charakter, als Typus und Idee nicht für die innere Intuition und Ausführung eines hingebenden Lebens zurück! Ja, es finden ſich Parthien im Buche, welche ſo gedrängt und plaſtiſch rund ſind, daß ſie jeden Künſtler herausfordern, z. B. der Zug Eleonorens auf das Schloß mit dem Lachen Seheſtes, der Kampf mit der Meerſchlange manches im zweiten Theil und beſonders jene meiſterhafte Scene, wo Ulfeld in das Haus ſeiner Väter zieht, und er auf dem Waſſer der geiſterhaften Cavalkade von Särgen begegnet, welche ſeine Ahnen einſchließen, denn der Vater mußte ſein Schloß räumen. Dies iſt ein Stoff für das Genie eines Delaroche oder Leſſing!

Allein um dieſe zählbaren einzelnen Verkörperungen ſchwimmt eine endloſe feuchte Materie, die zur Cruſtation nicht gekommen iſt. Da iſt Alles weich und aufgelöſt, weiblich und unpoetiſch. Das Streben nach naiver Bedeutſamkeit gibt viele Stellen ſo ſehr blos, daß eine ganz eigens dazu modulirte Stimme, ein gemüthlich-zärtlich-humoriſtiſcher Jargon, ja was noch mehr iſt, Freundſchaft dazu gehört, ſie auszuſprechen, ohne Lachen zu erregen. „Sohn! Menſch! Mann!“ ſo ſprechen die Papa's in der Komödie, wenn ſie plötzlich in die Lage kommen, eine Rede halten zu müſſen. Kurz die Klippe, an welcher Schefer zu ſcheitern im Begriff iſt, bleibt ſeine Sucht nach Zartheit und ſeine Anbetung des Weibes, als eines ganz abſtrakten Begriffes, und im Weibe wieder die Anbetung der Mutter. Schefer ahnt vielleicht nicht, daß ſein Roman aus dieſem Grunde mit einer Betrachtung ſchließt, die nicht mehr lächerlich, ſondern ſchon widerlich iſt. Eleonore, die hochbetagte ſiebenundſiebzigjährige Matrone, ſtirbt — und ſieht im Traum ihre Mutter zu ſich kommen, und entſchläft an der Mutter Bruſt! Das iſt eine Conſequenz der Schefer'ſchen Uteruspoeſie, in die ſich ſo viel graue Haare, ein umbartetes Kinn und ſo viel Huſten miſcht, daß das Ganze ekelhaft wird.

Geſetzt, man wollte dem Dichter den Inhalt ſeines Romans wiedererzählen, und nur das ſagen, was er ſelbſt ſagte, ſo würde Schefer aufhorchen und fragen: ſteht denn das Alles da? Hab' ich das Alles geſchrieben? Dieſe Überraſchung wäre ganz in der Ordnung; denn vor Präziſion, Kürze und ſtraffem Anzuge bekäme das Ganze des Inhalts eine andre Form. Wir wiſſen nicht, ob Leopold Schefer geſonnen iſt, in dieſer Manier fortzufahren; nur das iſt uns gewiß, daß er dem wahren Ausdruck des Romans näher ſteht, als irgend einer unſerer Romandichter, und daß er klaſſiſch genannt werden dürfte, wenn er ſeine Intuition nicht in Reflexion, ſondern in Plaſtik ausſchlagen ließe, wenn er die Nebenabfälle und Gefühlsabſchnitzel bei Seite würfe und ſich augenblicklich rüttelte, wenn er fühlte, daß er ſchon wieder dabei iſt, nur halb erhobene Arbeit zu liefern, Reliefs oder Figuren aus Mattſilber.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 31.

1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 5. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

6.

Mariana hatte allmählig ihres Vaters Unglück erfahren, und immer heißer quoll der Schmerz aus ihrem Herzen und zeitigte ihre Blüthe. Aber mit dem Schmerzgefühl faßte die Liebe tiefere Wurzel in ihrer Bruſt. Beide ſind ſich ja ſo nah verwandt. Wenn ſie ihres geliebten Vaters wartete, war der geliebte Jüngling ihr dienend zur Hand, wenn ſie am Krankenbette inbrünſtig zu den Heiligen betete, kniete Antonio mit gefalteten Händen hinter ihr, ergriffen von den Schauern der Andacht; wenn ſie, während des Vaters ruhigem Schlummer, auf ihrem Zimmer ein wehmüthiges Lied ſang, um ſich das Herz zu erleichtern, begleitete ſie der Liebende mit ſeiner ſonoren Stimme, wenn ſie, um den friſchen Gotteshauch zu trinken, der den Berg umfluthete, hinausging, hing ſie am Arme des Zärtlichen. Sie liebten ſich beide, ohne das klare Bewußtſein ihrer gegenſeitigen gewaltigen Leidenſchaft zu haben, und das iſt die höchſte Seligkeit der Liebe. Sobald man weiß, daß man liebt, iſt ſchon der morgenrothe Schimmer des höchſten Erdenglücks verſchwunden; man iſt ſchon nüchtern geworden.

Inzwiſchen wurde Meſſer Mariano Placidi von Tag zu Tag ſchwächer und die Priorin verhehlte Marianen nicht, daß er ſeiner Auflöſung mit ſchnellen Schritten entgegen eile. Ein aus Montepulciano herbeigerufener geſchickter Arzt beſtätigte ihre Ausſage. Die Jungfrau ertrug die herzzerreißende Kunde mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Als ſie einmal ihrem fürchterlichen Schickſale in das verderbenblickende Auge geſehen hatte, war ſie auch die moraliſche Siegerin deſſelben und fühlte ſich über ſeine Schläge erhaben.

Eines Abends rief der Wille des todtkranken Mannes die Priorin, Antonio und Mariana an ſein Lager. Mit ſchwacher Stimme ſagte er: „Ich dank' euch, ihr Edeln, für euern freundlichen Beiſtand! Ich bedarf deſſen nicht lange mehr. — Die heilige Liebe zu Euch, Schweſter Madalena, nehme ich mit hinüber, die Sorge um mein Kind bleibt zurück; ſie iſt das Einzige, was mich noch an die Erde feſſelt. Mit Hülfe des Geiſtlichen, der mich täglich beſucht, habe ich einen Brief an Mariana's Verwandte in Siena geſchrieben. Meſſer Giulappo, Kaufmann und Wechſler an der Banda, der Balia gegenüber, iſt ihrer Mutter Bruder. Auch lebt noch ihr Großvater, und einige Mutterſchweſtern ſind anſtändige Frauen von Popularen. An dieſe Menſchen, die ſie noch nicht kennt, iſt meine Mariana ferner gewieſen; von ihrer Liebe hängt meines einzigen Kindes Lebensglück ab. Reichthümer kann ich ihr nicht hinterlaſſen. Dieſer Brief enthält mein Vermächtniß, es ſind die rührendſten und dringendſten Bitten an Mariana's Verwandte. Ich lege ihn in deine Hände, Antonio; verſprich mir ſeine pünktliche Beſorgung. Gib mir deine Hand, wackrer Jüngling! Du haſt dir meinen Dank und meine Achtung erworben. Deshalb noch ein Wort zu dir. Haß und Zwietracht haben in Siena ihre verderbenbringende Saat ausgeſtreut; die Drachenzähne ſind ſchon aufgegangen und das Schwert der Bürger iſt gegen ſie ſelbſt gekehrt. Es könnte in dieſen traurigen Zeiten leicht ſein, daß Mariana's Verwandte Schaden nähmen an Leib und Leben, an Gut und Habe; vielleicht täuſchte ich mich auch im Vertrauen auf ihre Liebe zu dem ihnen noch unbekannten Kinde, kurz, wenn ſie in Noth und Bedrängniß kommen ſollte, dann nimm du ſie in deinen Schutz und leite ſie, wie du ſchon ein Mal ſo treu gethan, hierher und übergib ſie den Armen dieſer hochwürdigen Frau, die dann ihre Mutter ſein und ſie im ſichern Hafen des Kloſters vor allen Erdenſtürmen bewahren wird. Willſt du ſie herführen, Antonio? Wollt Ihr ſie aufnehmen, Schweſter Madalena?" — Tief ergriffen reichten ihm beide ihre Hände, und das Verſprechen wurde von Thränen geheiligt. Mariano drückte die Hände mit den Worten:

„Nun ſterbe ich leicht"

Wirklich verſchied er in der Nacht noch ruhig und ſanft in Mariana's und Antonio's Armen. Lange lag die arme Waiſe in troſtloſem Schmerz an dem Bette und hielt die erſtarrte Hand umſpannt. Als aber der Morgen graute, erhob ſie ſich und lehnte ihr Haupt auf Antonio's Schulter. Da warf die Liebe die Roſen der Morgenröthe eines neuen Lebenstages in die nachterfüllte Seele der Jungfrau. Ihre Lippen kamen ſich näher und der erſte Kuß entblühete jenen als duftende Schweſter entgegen. In ſtiller Trauer morgenröthlich angehaucht von jenen Roſen und Küſſen, vergingen noch einige Tage, bis Meſſer Mariano's ſterblich Theil dem Kloſterkirchhofe anvertraut und Mariana an der hochwürdigen Frau Priorin Hand in das Kloſter eingetreten war. An der Schwelle deſſelben reichte Antonio der Geliebten die Hand. „In Siena ſehen wir uns wieder!" flüſterte er ihr zu.

„Euern Segen, hochwürdige Frau!" wandte er ſich dann an die Priorin und beugte das Knie. Sie legte die Hand auf ſein Haupt, und über ihre Lippen glitt ein lautloſes Gebet. — Er wollte gehen, da faßte ſie ſeine Hand und fragte ihn:

„Kennt Ihr Meſſer Lucio Piccolomini in Siena?"

„Wie ſollt' ich ihn nicht kennen?" verſetzte der Jüngling verwundert. „Er iſt ja Gonfaloniere."

„Was er iſt, weiß ich nicht. Sagt mir weiter, hat er einen Sohn, der, wie Ihr, Antonio heißt, und auch in Euerm Alter iſt?"

„Auch dieſer iſt mir ſehr wohl bekannt," entgegnete Antonio mit noch größerm Erſtaunen. „Er iſt ja der Anführer unſerer Reiterſchaar und erfocht den Sieg über die Exilirten."

„Das war Antonio Piccolomini? Ich bitte Euch, bringt ihm dieſe Kette, und ſagt ihm, ſie ſei das Geſchenk eines Herzens, das an das ſeinige gekettet ſei, ſagt ihm, wenn er ein Mal wieder durch St. Salvator zöge, möge er in das Sprachzimmer des Kloſters treten und ſeinen Namen nennen. Es ſehnten ſich ein Paar Augen, ihn zu ſehen. Nun lebt wohl! Die Heiligen geleiten Euch!" Die Pforte fiel ins Schloß. Verſchwunden waren die beiden hohen Frauengeſtalten und Antonio ſtand lange wie in den Boden gewurzelt und hielt die herrliche goldne Kette in der Hand, die ihm die Priorin gegeben hatte. Lange kämpfte er mit ſich, ob er die Glocke noch ein Mal ziehen, hineingehen und ſagen ſollte: „Ich bin der, den Ihr zu ſehen begehrt." Aber er hatte ſich früher einen ſchönen Plan ausgedacht, wie er in Siena Mariana überraſchen wollte, und dieſem gemäß durfte ſie jetzt noch nicht erfahren, wer er war. Er beſchloß alſo, ſich auch der Priorin erſt ſpäter zu entdecken und das in ihm heftig erwachte Verlangen nach Aufklärung der ihm aufgetragnen Worte noch einige Zeit zu beſchwichtigen.

Er hing die koſtbare Kette um ſeinen Hals und beſtieg ſein Pferd.

(Fortſ. folgt.)

Skizzen aus den Hanſeſtädten.

Von

Eduard Beurmann.

(Schluß.)

Außerdem gibt es in Bremen keine Merkwürdigkeiten, denn der lange Roland mit ſeinen großen ſchweren bedeutungsvollen Füßen hat an Anſehen verloren, ſeitdem die Bremerinnen auf eben ſo großen Füßen gehen. Seltſam iſt es, daß man überhaupt in den freien Städten die größten Füße in Deutſchland findet, wahre Rolandsfüße. Es ſcheint das mit ein Zeichen der alten [illegible] zu ſein. Kräftig, feſt und ſicher treten die Schönen auf, und wo ſie hintreten, da wächſt kein Gras. Es iſt Alles maſſiver an dem Piedeſtal dieſer Schönen, die mir ſchützende Genien der Freiheit in jenen ehemaligen Reichsſtädten ſchienen. Das Reich ſank, aber die Freiheit der letzteren ſteht feſt und bleiernen Fußes da, wie der alte Roland auf dem Bremer Markte, oder wie eine Bremer Schöne.

Der Bremer Wall — ja den hätt' ich bald vergeſſen. Er gleicht einem Brautkranz im Haare einer alten Jungfrau. Es iſt die einzige Poeſie in der langweiligen Proſa der Bremiſchen Natur, ein duftiger Blumenflor auf ſandigem Grabe. Der Wall, eine ausgedehnte Promenade an der Stelle der alten Feſtungswerke, zieht ſich längs der Altſtadt, vom Oſter- bis zum Stephanithor hin, vielleicht der ſchönſte Garten in Deutſchland. Seiner ganzen Länge nach wird er von dem ſogenannten Stadtgraben durchſchnitten, deſſen breites und grünklares ſchilfbewachſenes Waſſer ſeltſamlieblich mit den feinen dunklen und lichten Farben des Grüns der Promenaden harmonirt. Die ſeltenſten Kinder Flora's ſind rings in den freundlichen, oft romantiſchen Spaziergängen geordnet, und die Breite der ganzen Promenade iſt der Art, daß ſie das Anſehen eines großen Parks gewinnt, der alles Schöne, was die Gartenkunſt nur bieten kann, in ſich vereint. Nach dem Bremen Wall iſt neuerdings der Hamburger Wall eingerichtet worden.

Hamburg iſt der vergnügungsrauſchendſte Ort Deutſchlands. Ich weiß nicht, aber ich glaube, was Abwechſelung und Solidität des Vergnügens betrifft, ſo thut er es ſogar Wien noch zuvor. Das rege, mannigfach bewegte Leben eines Hafens für den Welthandel iſt ſchon der Art, daß es nothwendigerweiſe den Sinnenmenſchen feſſeln muß. Kauffahrer aller Flaggen, Fremde aus allen Welttheilen: der behaglich dehnende Engländer, mit dem brittiſchen Stolz in den Mienen; der lebhafte, ſanguiniſche Franzoſe, mit dem ewig blitzenden Antlitz, ein Jupiter fulminans, ohne gerade tonans zu ſein; der Holländer, mit dem dicken phlegmatiſchen Nebel auf der Stirn, der nie ſchwindet, außer da, wo es gilt, holländiſchen Patriotismus in Wort oder That zu zeigen; der Ruſſe, mit den verſchlagenen, liſtigen Mienen und dem Gepräge von Moskau und Petersburg; der Amerikaner, mit dem freien, kräftigen Antlitz, das jedoch durch die Kälte des Egoismus und der Geldſucht eingefroren umherblickt; der Spanier, der Portugieſe, der Orientale, und nun endlich der Hamburger ſelbſt, dieſes rindfleiſcheingeräucherte Mark-Banco-Geſicht, dieſer Handels-Charakter, der nichts als Handels-Charakter iſt, dieſer Abglanz eines Kaufmanns aus der City, über deſſen Augen Hamburg und London in Frakturſchrift geſchrieben ſteht — ſie alle beleben den großen Handelsmarkt, der von ihnen Allen verſchiedene Farbe erhält, durch ſie jenen unendlichen Reiz gewinnt, der auch den Nicht-Kaufmann in ſo hohem Grade anzieht.

Alſter, Bille und **Elbe** ſind die drei Flüſſe, die ſich durch Hamburg theilweiſe hinziehen, und an denen die weitberühmte Handelsſtadt liegt. Die Elbe nimmt die beiden kleineren Flüſſe bei Hamburg auf, um ſie der eine Tagreiſe entfernten Nordſee zuzuführen. Wie die Elbe feierlich impoſant dem Meere zuſchreitet, ſo ſchmiegen ſich jene, niedlich faſt, der alten Königin aus Böhmen an, und legen ſich harmlos in die Arme der Mutter, die ſie mit ſich hinwegträgt. Der Jungfernſtieg und die Alſter-Pavillons, beide an den Ufern der Alſter, die jenen beſpült, und dieſen die Fuße netzt, ſind von wunderlieblichem Eindruck für den Fremden. Der Jungfernſtieg iſt ein freundlicher, durch Matten und Bäume begränzter Spaziergang; an der Straße, die ſich an der der Alſter entgegengeſetzten Seite hinzieht, liegen die vorzüglichſten Gaſthöfe Hamburgs; ihnen gegenüber, an der Waſſerſeite, die Alſter-Pavillons. Man findet hier die geleſenſten und vorzüglichſten Blätter des In- und Auslandes, und für Leib und Magen alles das, was die reiche Handelsſtadt und die üppige Natur um Hamburg an ſogenannter Kalterküche nur bieten kann. Einer der beiden Pavillons hat das Privilegium, daß in ihm geraucht werden kann; das zartere Geſchlecht begibt ſich deshalb meiſtentheils zu dem anderen, in welchem es ſüßer und kuchenartiger iſt, als in jenem, wo der Hamburger und der Fremde in ſtillem Schweigen, zeitungsvertieft, ſeine Cigarre raucht. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend iſt hier der Sammelplatz der Einheimiſchen und Fremden, und erſt die Mitternacht trägt jene Ruhe auf den Jungfernſtieg und die ihn krönenden Pavillons hernieder, die man vorzugsweiſe nächtliche Ruhe heißt. Zur Sommerzeit gewinnt der Jungfernſtieg erſt nach zehn Uhr Abends, wenn die Theater geſchloſſen und die Geſchäfte beendet, das belebteſte Anſehen. Dann wogt hier Alles in dichtem Gedränge auf und nieder, unter dem bunten Lichterſchein, der aus den Laternen, aus den Häuſern und vom jenſeitigen Ufer der Alſter her ſich über Waſſer, Pavillons und Menſchen ergießt; unter dem hellblinkenden Sternenkranz dort oben, unter dem freundlich-heitern Mondlichte am Azur des Nachthimmels.

Malicen.

Von

O. L. B. Wolff.

5.

Die politiſchen Poeten
Die verderben jeden Brei,
Weil ſie ſtets darunter kneten
Ihre bitt're Spezerei.
So gepfefferte Bereitung
Schmeckt geſundem Gaumen nie,
Doch die Kunſt verlangt Erweitung.
Und drum rufen jubelnd ſie:
Heil dir! allgemeine Zeitung,
Muſenhain der Poeſie.

Briefe aus Piſa.

Von

Ernſt Förſter.

Dritter Brief. — (Schluß.)

Den 1. Februar.

Geſtern war ich bei'm Erzbiſchof, dem aus einem Purpur- und Hermelinmantel ein wohlwollendes heitres Geſicht ſchaute. Er verordnete ſogleich, daß mir alle Domſchätze gezeigt würden. Gewiß iſt, und ich kann und werde es nie verleugnen, daß es keine liebenswürdigeren und gefälligeren Menſchen geben kann, als die italieniſchen Geiſtlichen, und iſt dieſe Tugend eine Folge der Hierarchie, (was ich freilich dahingeſtellt ſein laſſe) ſo muß man ſie gewähren laſſen. In ihnen vereinigt ſich auf die glücklichſte Weiſe Herrlichkeit mit Knechtsgeſtalt. Der Dom gehört mit zu den erſten Werken der wiedererwachten Kunſt in Italien und Piſa iſt ſo glücklich, noch einige bewegliche Schätze aus der Zeit der Erbauung zu beſitzen, die für die Geſchichte der Malerei nicht ganz unbedeutend ſind. Noch bis dieſen Tag verwahrt man den Regenmantel des Papſtes Gelaſius II. (der um 1118 den Dom weihte) mit in Seide gewirkten bibliſchen Darſtellungen; eben ſo alte Pergamentrollen mit Bildern, die man ehedem brauchte, um das Volk auf anſchauliche Weiſe mit dem Inhalt der prieſterlichen Geſänge bekannt zu machen. Während nämlich der Geiſtliche die Gebete, die auf der Rolle ſtehen, abſingt, entfaltet er ſie allmälig und läßt ſie über das Pult hinab gleiten, wo dann die auf ihr gemalten Bilder, da ſie umgekehrt gegen die Schrift ſtehen, dem Volke ſichtbar werden. Auf einer der älteſten dieſer Rollen fand ich, auf ſolche Weiſe von Bildern begleitet, einen Oſterlobgeſang in welchem zuerſt die finſtre Nacht geſchildert wird, die uns in die Bande des Todes geworfen, die zu erhellen man hundert Kerzen anzünden müſſe. Dies wird ſodann als Übergang benutzt zu einem Loblied auf die Bienen und Bienenzucht, denen man das Wachs zu den Kerzen verdanke; von der Keuſchheit der Bienen endlich wird zur Empfängniß Mariä übergeſprungen, an welche ſich leicht wieder kirchliche Betrachtungen ſchließen. In keinerlei Weiſe ſind die Bilder Kunſtwerke zu nennen, und doch werfen ſie auf die Kunſt der nachfolgenden Zeit ein beſtimmtes Licht, das uns dieſelbe als eine auf ſie gegründete zeigt; denn das iſt die Ökonomie des Geiſtes, daß er alles Vorhandene benutzt als eine für ihn gethane Arbeit. So können wir Schritt vor Schritt die Entwickelung der chriſtlichen Kunſt verfolgen, und werden als den Hauptgrund ihrer ruhigen Vollendung den innern Organismus zu bezeichnen haben, von dem ihr Leben geſtaltet wurde.

Mehrere koſtbare Reliquienkäſten aus älteſter Zeit fanden ſich hinter ſo viel Thüren und geheimen Treppen verborgen, daß ich — der ich meine Kenntniß davon dem alten Theatrum Basilicae von Martinus verdankte — lange keinen Kirchendiener oder Geiſtlichen finden konnte, der den Weg gewußt hätte, bis ein ganz alter kunſtliebender Kloſterbruder ſich meiner annahm. Dieſe Käſten, von denen der eine Erde vom Ölberg zu Jeruſalem enthält, der andre ein Stück Stein vom erſten chriſtlichen Altar in Italien, zeigen eine von italiſcher Kunſt geſonderte, frühe Kunſtausbildung, über die wir um ſo weniger Kenntniß bis jetzt haben, da wir uns immer mit der Annahme abgefunden, daß vor dem Wiedererwachen der Kunſt in Italien nur griechiſche Rohheit geherrſcht habe.

Mein geiſtlicher Führer wollte ſich gar nicht recht zufrieden geben mit meiner ſonderbaren Kunſtliebe, und mich für die alten Zerrbilder mit einem Hauptwerk des jetzigen Direktors der Florentiner Akademie, **Benvenuti**, entſchädigen, einer großen in Öl gemalten heiligen Mordſcene an einem Seitenaltar, konnte aber nichts bei dem unverbeſſerlichen Deutſchen ausrichten. Ich trat hinaus auf den freien grünen Platz vor dem Dom. Die Sonne war geſunken; aber wie in glänzendſter Beleuchtung prangen die Marmorſäulen des Thurms und des Doms am reinen blauen Himmel, ein ſanfter röthlicher Hauch umduftet die grünen Gebirge und ich bade mich in der liebſten Luft. Lange noch leuchten die Gebäude, wie mit eignem Lichte, in die Dämmerung hinein, und ich gehe langſam vor ihnen und einſam auf und ab. Was hat die Menſchheit bewegt, als ſie neben ihren Hütten ſolche Paläſte errichtete, wie hoch ſchlug ihr Puls, daß ſie Säulen auf Säulen thürmte und weite Wölbungen ſchuf, um unter ihnen des gegenwärtigen Gottes ſich zu vergewiſſern! Was iſt das für ein Einzelweſen, daß die Herzen einer ganzen Welt zu ſolchem Thun entzündet! Siehe oben, auf dem höchſten Giebel des Domes — ſchon ſchimmern Sterne über ſeinem Haupt — glänzt in weißeſtem Lichte ein — **Kind in Mutterarmen**! Welches unermeßliche Geſchenk hat uns das Chriſtenthum mit der Verehrung des Kindes gemacht!

An den Dichter.

Sei, Dichter! wie der Finke,
Der gern mit Brüdern ſingt!
Sei kräftig, wie der Adler,
Der durch die Wolken dringt!
Sei, Dichter! wie der Reiger,
Der nach der Tiefe lenkt.
Sei, Dichter! wie der Schwan auch,
Der ſich in Träume ſenkt!

J. C. Nänny.

Buntes.

Herr Mittler aus Göthes Wahlverwandſchaften in anderer Geſtalt. Beim Montmartre ſollte neulich durch das Piſtol ein Ehrenhandel geſchlichtet werden, die Zeugen ſtanden in nöthiger Entfernung, die Piſtolen wurden ausgeliefert und die Sekundanten und die Gegner warteten auf das Signal, da ſtürzt ein kleiner Mann aus dem Gebüſch und wirft ſich zwiſchen die beiden drohenden Mündungen. Sie dürfen ſich nicht ſchießen: ruft er. — Warum nicht? — Ich leide es nicht. Sie haben keinen Grund dazu. — Machen Sie, daß Sie fortkommen. — Ich werde nicht, ich gehöre hieher, Sie müſſen mich durchſchießen, ehe ich zugebe, daß Sie ſich einer Bagatelle wegen den Hals brechen. — Herr, Sie ſind unausſtehlich — aber der Ehrenfried war ſo decidirt, daß die Sekundanten ſagten: Kommen Sie, meine Herren, gehen wir nach Vincennes. — In Vincennes angekommen, ſtehen die Kämpfer auf der Menſur; da ſtürzt von Neuem der Philanthrop zwiſchen ſie. Lachend ruft er: Hab' ich nicht ſchon geſagt, daß Sie ſich nicht ſchlagen dürfen: ich leid' es nicht: eher fall' ich ſelbſt. — Tod und Hölle ſchreien die Sekundanten — iſt das zum Aushalten? Herr, reſpektiren Sie die Charte, die uns die Freiheit der Perſonen zuſichert. — Sagen Sie, was Sie wollen: erſt über meine Leiche kommen Sie zum Duell. — Man konnte nichts anders thun, als nach Fontainebleau fahren — dort wiederholte ſich dieſelbe Scene. Der unberufene Vermittler warf ſich wieder zwiſchen die Gegner und benahm ſich dabei ſo komiſch, daß alle lachen mußten, die Duellanten ihre Sache vergaßen und ſich bei einem Frühſtücke entſchloſſen, künftig gute Freunde zu ſein. Bei dieſer Gelegenheit erklärte der Philanthrop, er halte ſich heimlich an die Sekundanten, welche ein ordentliches Metier in Duellen und Büreaux führten, wo ſich Streitende nur melden durften und Pulver, Blei, Kugeln, Gewehre jeder Art und abſcheulich viel Menſchenverachtung antrafen. Hier horche er jeden Ehrenhandel aus, und mache ſich ein Geſchäft daraus, ihn dann zu verhindern. Er ſah nach der Uhr, rief: Gott, es iſt Zeit! Schon ſteht wieder ein Leben in Gefahr, und war im Augenblick verſchwunden. —

Wer das Pulver erfunden hat? Noch immer iſt die Zeit, die Weiſe und die Erfindung des Pulvers, heftig beſtritten. Schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts war in einer der wehrhaften Communen Oberitaliens, in dem breſcianiſchen Val Camonica, ein Waffenſchmidt und Büchſenmeiſter, der glühende Kugeln aus Wurfmaſchinen oder Mörſern ſchleuderte oder ſchoß. — „**Eiſernes Feuer**" heißt ſeine Erfindung in Chroniken und in Urkunden. — **Verona** ſchloß 1280 engen Bund mit dem Grafen Meinhard von Görz-Tyrol, der als Werkzeug der Erhöhung Rudolphs von Habsburg, das Herzogthum Kärnthen gewann. Ihm ſollte der Machtbote der Veroneſer eröffnen, in Val Camonica zu ſenden, zu dem dortigen, berühmten Waffenſchmiede, der das eiſerne Feuer mache und damit Trient in Brand ſtecken ſolle. Daß der Zeitgenoſſe Rudolphs von Habsburg, Robert **Baco**, die Beſtandtheile des Pulvers genau gekannt und angegeben, iſt gewiß — 1338 zeigt eine Rechnung des Kriegsſchatzmeiſters von Frankreich, bereits Kanonen: „pour poudres et autres [illegible] aux canons." — 1343 vertheidigten die Mohren **Algeziras** mit eiſernen Kugeln, durch Pulver mit Feuer und Knall aus Kanonen geſchoſſen. — 1344 ſpricht **Petrarca** in den remediis utriusque fortunae vom Feuergewehr als von einer, in ganz Italien bekannten Sache. — 1346 gewann der ſchwarze Prinz den blutigen Tag von **Creſſy** durch die Kanonen, welche vorzüglich die Reiterei in Verwirrung brachten. — Hanns von Traun, der zu Land und zu Schiffe, in Aſien, Afrika und Europa berühmte Held, gebrauchte 1359 auch ſchon zu Schiffe das ſchwere Geſchütz.

Welche große Rolle in der Pulvererfindung und im Gebrauche des **Geſchützes**, die Reichsſtadt **Augsburg** geſpielt habe, und wie die drei Rathsherren, **Ilſung**, **Fend** und **Fliegbach**, 1378 von dem Büchſenmacher Johann von Arau, die Geſchützkunſt erlernt, und Kugeln von faſt 130 Pfund 1000 Schritte weit geſchoſſen, iſt bekannt. — Augsburg war es, welches **Venedig** das Geheimniß des Sieges wider Genua durch die Kanonen anvertraute. — Aus **Nürnberg** ſtammt der Gebrauch der Windbüchſen, aber Augsburg blieb lange die Wiege der Geſchützkunſt für Deutſchland und für Italien. — Frühe ſchon ſendete es ſeine Büchſenmacher und ſeine Conſtabler bis nach Polen und auf Hollands Flotten.

Des alten Wurfgeſchützes verſchiedene Namen hießen: Antwerk, Mangen oder Boler, Tummler, Bliden oder Blenden, Petrer, Rutten, der Bomber oder die Bombarde (wohl daſſelbe mit dem Tummler?), die Katze oder Krebs, auch das Igelswer, gleich dem Widder der Alten, und der Ebenhoch oder der auf Räder geſetzte, mehrere Stockwerke hohe Thurm. — Die Zeugmeiſter hießen: Ingenioſi, Ingeniarii, artilatores. — Die Wagenburgen kamen durch die Huſſiten wieder in Ausdehnung und Schwung, und von ihrem Kernhaufen, den Taboriten, wurde der Name **Tabor** gleichbedeutend mit Brückenkopf oder geſchloſſener Feldverſchanzung. — Die **Kanonen** waren oft 27 bis 30 Fuß lang, und ſelbſt ihre Namen mußten recht anſehnlich und fürchterlich klingen. So z. B. nannte Max I. ſeine Lieblinge, die er, als ein vortrefflicher Conſtabler, oft ſelbſt bediente: „Weckauf, Purlepaus, Kitzlerin, Kunigin, Lieparde, Hurnaußn, Puraſſerin, Hunſſerin, Nar, Rerin, Kererin, Finken, Hirngrilen, Pusterin, wunderlich Dieren, Baſiliſk ꝛc." —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 32. 1835.

Phönix.
Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 6. Februar.

Judith von Siena.

von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

7.

Unterwegs begegnete dem Antonio ein Eilbote ſeines Vaters an ihn. Er trug einen Brief Roſalba's. „Eile," ſchrieb ſie, „ſo viel dir möglich iſt. Dein Vater iſt plötzlich erkrankt, ich fürchte für ſein Leben. Ghino's gräßliches Betragen hat ihn auf's Krankenbett geworfen. Denke dir, Ghino hat ſeinen Vater in toller Wuth geſchlagen und das Haus verlaſſen, uns alle verfluchend. Ich fand den Alten ohnmächtig in ſeinem Zimmer. O Gott, wie wird das enden! Meſſer Lucio ſpricht ſtets von dir, auch ſchlägt noch ein Herz in Siena, das mit heißer Sehnſucht nach dir verlangt. Drum zögre nicht." Verdüſtert ſteckte Antonio den Brief ein, ſein Roß flog nach Siena.

„Beſorge ſogleich dieſen Brief an den Wechsler Meſſer Giulappo an der Banda, doch erwähne meiner mit keinem Worte und gib vor, du ſelbſt hätteſt ihn mit von St. Salvator gebracht," ſagte Antonio zu dem Boten, übergab ihm Mariano Placidi's Brief, und trat dann in das Haus ſeines Vaters.

Lucio's bleiches Geſicht überzuckte ein Freudenſtrahl, als der junge Held hereinſtürmte, und bebend ſtreckte er ihm die ſchwache Hand entgegen, die dieſer an die Bruſt drückte.

„Mein Vater, muß ich Euch ſo wiederfinden!" weinte er dazwiſchen und umarmte den Gonfaloniere. Dieſer deutete auf die daneben ſtehende Roſalba und ſagte leiſe: „du vergißt ja deine Braut, mein Antonio." Da ſtand er auf und umarmte auch Roſalba, die ihm freudig entgegen geeilt war, die er aber in der Haſt überſehen hatte, und küßte ſie auf die Stirne, aber ſo kühl, ſo befangen, daß er ſich ſogleich an ſie verrieth. Wolken überzogen ihre Stirne und ihr Herz, Thränen traten in ihre Augen, Bläſſe überzog ihr Geſicht. Der Alte ſah das nicht, und der Junge auch nicht. Jener nickte dieſem zu: „Sie hat mit Schmerzen auf dich gehofft. Wo biſt du denn nur geblieben?"

„Im Gemetzel gegen die Exilirten fiel ein Mann von meinem Schwerte getroffen," erzählte Antonio, „deſſen Äußres mir Ehrfurcht einflößte. Ich ſuchte ſein Leben zu retten, und als ich erſt ſeinen Namen erfuhr, hielt ich es für heilige Pflicht, ſeiner zu warten, als wenn Ihr es ſelbſt wäret. Ihr werdet mich loben."

„Mariano Placidi?"

„Eure ahnende Seele hat den Jugendfreund errathen."

„Und lebt er? Iſt er geneſen?"

„Er ruht in der Erde."

„Und fiel von deiner Hand? O weh! Er iſt mir nur vorangegangen. Sein Tod gibt mir die Gewißheit, daß ich bald ſterben werde. Schickt mir nach dem Prieſter Stefano; er ſoll Eure Hände verbinden durch das Sakrament. Ich kann nicht ruhig ſterben, wenn ich nicht Roſalba dein Weib weiß."

„Laßt doch die düſtern Gedanken fahren, mein Vater; Ihr werdet nicht ſterben," lenkte Antonio ab.

„Wir wollen uns in nichts übereilen; es möchte

Antonio nicht genehm ſein," bat Roſalba mit einem ſcharfen Blick auf ihren Verlobten.

„Die Stadt hat ein Siegs- und Freudenfeſt angeordnet," plauderte der Alte fort, „das ſollte, nach meinem Plane, zugleich dein Hochzeitsfeſt ſein. Das hat mir Ghino alles vereitelt."

„So ſchiebt das Feſt hinaus, und laßt es dann zugleich Euer Geneſungsfeſt ſein."

„Gewährt Antonio's Bitte; ſie iſt auch die meinige," bat Roſalba düſter. „Ihr hört ja, er ſehnt ſich nicht ſonderlich nach meiner bräutlichen Umarmung."

„Du thuſt ihm Unrecht. Laß endlich das alte Mißtrauen fahren."

„Wir wollen's erwarten," ſagte ſie kalt. Antonio küßte in peinlicher Verlegenheit ſeines Vaters Hand.

Roſalba ſang auf des Vaters Wunſch. Da flammte in Antonio's Seele die Glut der heftigſten Liebe zu Mariana auf; denn wozu ihn bis jetzt der Taumel der Leidenſchaft nicht hatte kommen laſſen, das drängte ſich ihm in dieſem Augenblicke auf, nämlich eine Vergleichung Roſalba's und Mariana's. Das düſtere Feuer der Sinnlichkeit und heftiger Gefühle in den Augen der erſtern, der heitre lachende Himmel voll Liebesſeligkeit in den Augen der letztern, die langgezognen harten, ſchier ſchauerlichen Alttöne, die zuweilen fiebriſch hervorbrechende Heftigkeit des Geſangs ſeiner Verlobten, und der leichte reine Sopran, der Ausdruck einer frohen Seele, das milde Engellächeln durch die glockenhellen Töne des Geſangs ſeiner Geliebten. Der ſcherzende Muthwille, die holde Schelmerei und dabei die Tiefe wahren Gefühls bei Mariana; der finſtre Ernſt, die abgemeſſne Bewegung, die heftig aufbrauſende Gewalt der Leidenſchaft, die wie ein verderblicher Blitzſtrahl leuchtete und verſchwand, bei Roſalba. Auge und Ohr, Herz und Sinn war von Mariana voll, und, das Haupt in der Hand geſtützt, überließ er ſich den Träumen ſeliger Erinnerungen und vergaß die Gegenwart.

„Woran denkſt du?" ſchreckte ihn plötzlich Roſalba empor. Er ſtarrte ſie an. „Ha, ich verſtehe!" ſetzte ſie bitter hinzu und verließ das Zimmer.

8.

Des Gonfaloniere Krankheit war vorüber, er litt nur noch an großer Schwäche. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, glänzende Anſtalten zu dem großen Siegsfeſte zu treffen. Sie galten ja dem Triumphe und der Vermählung ſeines geliebten Sohnes. Die von ihm eben ſo ſtark geliebte Mündel ſollte am Tage des Feſtes als Königin deſſelben und als Neuvermählte des Siegers wie eine Fürſtin glänzen, und auch ſie machte alle nöthigen Vorkehrungen, obgleich eine ſtille Verdroſſenheit nicht aus ihrem Weſen wich, die zuweilen in wilde Heftigkeit ausbrach. Antonio's Verlegenheit ſtieg von Tag zu Tag, und wurde, da er ſich alle Mühe gab, ſie zu verbergen, zur unerträglichſten Herzensangſt. Roſalba ſah es, aber ſie ſagte kein Wort mehr. Die Nothwendigkeit zwang ihn endlich zu dem Entſchluß, ſich ſeinem Vater zu entdecken. Lange ſann er über die Art und Weiſe nach, und verfiel endlich darauf, Ghino zu einer reuigen Abbitte und Rückkehr in's väterliche Haus zu veranlaſſen. Er ſelbſt wollte dann alle Mittel aufbieten, um den Vater zu bewegen, daß er zur gründlichen Beſſerung des Büßers ihm Roſalba zum Weibe gebe; er wollte ihm vorſtellen, daß Ghino's Verbrechen allein aus der hoffnungsloſen Liebe zu Roſalba entſprungen und daß er nur vom gänzlichen Untergange zu erretten ſei, wenn er das Ziel ſeiner Wünſche endlich doch erreiche. Dann wollte er mit ſeiner eignen Liebe zu Mariana, der einzigen Tochter des Jugendfreundes ſeines Vaters, hervortreten. Sobald dieſer Plan in ſeiner Seele ausgebildet war, wurde er ruhig, ja ſogar heiter, und ſchritt unverzüglich an die Ausführung deſſelben. Roſalba verſtand aber dieſe heitre Ruhe ganz anders und beſorgte nun das Nöthige zu ihrer Vermählung mit weniger finſterm, aber dafür mit deſto haſtigerm Eifer. Meſſer Lucio erſtarkte ſichtbar in dieſen Beſchäftigungen.

Antonio hatte bald ausgekundſchaftet, daß Ghino ſich in der Stadt verborgen hielt; er ſuchte ihn auf und es gelang ihm, das Mißtrauen deſſelben zu beſiegen. „Was ſollte aus dir werden," redete Antonio mit Zuverſicht auf ihn ein, „wenn dich unſer Vater enterbte? Er weiß wohl, daß ich dein Erbtheil nicht annehmen würde, deshalb will er es der Stadt vermachen. Kehre deshalb zurück und wirf dich zu des Vaters Füßen. Ich will ihn erſt vorbereiten. Und Roſalba ſoll dein Weib werden, darauf reich' ich dir die brüderliche Rechte. Ich entſage ihr, damit du glücklich werdeſt."

„Das könnteſt du thun?" rief Ghino.

„Ich will es. Ich ſchwör' es dir beim Haupte der heiligen Catterino."

Ghino traute nur halb; jedoch ließ er ſich bereden, dem Bruder Abends ins väterliche Haus zu folgen. Antonio verſprach, ihn um eine ſpäte Stunde abzuholen. Roſalba ſollte ſchon zu Bett ſein.

Antonio hatte durch ſeinen Diener erkundet, daß Mariana von ihren Verwandten aus St. Salvator abgeholt worden ſei und ſchon einige Tage in Siena verweile. Er fühlte das innigſte Bedürfniß, ſie zu ſehen, zu ſprechen, und aus ihren Augen Muth zu trinken zu der Unterredung mit ſeinem Vater. Er hatte gehört, daß ſie jeden Abend die Meſſe im Dominikanerkloſter auf dem Königsfelde höre und den Kaſten küſſe, worin das Haupt der heiligen Catterina von Siena aufbewahrt wurde. In ſeinen Mantel gehüllt, erwartete er ſie am Weihkeſſel. Sie erſchien mit der ihm wohlbekannten Dienerin; er reichte ihr das Waſſer und gab ſich ihr zu erkennen. Ein ſüßes Beben flog durch ihre Seele, ſie ergriff ſeine Hand, ihr Auge wurzelte in dem ſeinigen.

„Meine ſehnenden Augen haben dich ſchon zwei Tage geſucht,“ flötete ſie dem Glücklichen zu. „Endlich! ach endlich!“

Die Meſſe war vorüber. Arm in Arm wandelten ſie unter dem Dache der nahen Akazienallee, die zum Kloſter gehörte. Da wurde manch trautes Wort der Liebe gewechſelt.

„Warum kommſt du nicht zu meinem Oheim, um mich zu freien?“ fragte ſie traulich. „Du ſagteſt mir doch, du ſeiſt der Sohn eines angeſehnen Bürgers.“

„Das bin ich; vergönne mir nur einige Tage noch.“

„Du nannteſt mir noch nie deinen Geſchlechtsnamen. Aus welchen Gründen?“

„Du wirſt ſie erfahren, mein ſüßes Mädchen. — Sage mir aber, wie nehmen ſich deine Verwandten gegen dich?“

„O mein Oheim ſucht mir den Vater nach Kräften zu erſetzen. Ich habe keinen Wunſch, den er nicht erfüllt. Da er keine Kinder hat, will er mich vom Staate als Tochter anerkennen laſſen. Mein Vater wird ſich im Himmel freuen, daß es ſeinem Kinde ſo wohl geht. Aber meinen heißeſten Wunſch konnte mir der Oheim nicht erfüllen, und deshalb hab’ ich ihm denſelben auch nicht genannt.“

„Und der wäre?“

„Dich zu beſitzen.“

„Auch der ſoll erfüllt werden,“ küßte er ihr auf die friſchen würzigen Lippen.

„Auf dem Siegesfeſte will mich der Oheim auch der Welt von Siena vorſtellen. Zwar hat mir dieſer Sieg meinen Vater gekoſtet, aber ich bin ja nun eine Bürgerin von Siena. O wohl mir, daß ich es bin! Ich habe nun das heißerſehnte Vaterland errungen, mit ſchwerem Opfer hab’ ich das Glück erkauft, es beſitzen zu dürfen, mit des theuern Vaters Leben. Aber deshalb iſt es mir auch ſo werth. Und deshalb freue ich mich, das Siegesfeſt mit zu feiern, und wenn ich auch, die Trauernde, nicht Antheil nehme an Tanz und Spiel, ſo will ich doch den Anblick des Feſtes nicht entbehren.“ (Fortſ. folgt.)

Die morgenländiſchen Sagen von Erfindung des Schachſpiels.

Von H. F. Maßmann.

(Fortſetzung.)

In denſelben Zeiten, führt Jakob von Keſſolis fort, da derſelbe König Evilmerodach war, da ward das Schachzabel funden. Das Spiel hat funden ein Meiſter, der hat geheißen Xerxes in Chaldea, der war ein ſo belauchter Meiſter, daß ſich der Meiſter in Griechen viel nach ihm nannten. Der Meiſter war mit Gerechtigkeit gekleidet, daß er mehr wollte, daß er in Gerechtigkeit ſtürbe, denn daß er in königlicher Würdigkeit ſäße, und nach ſeinem Willen wäre beſcheidentlich (geſcheid) und nach ſeines Herzen Luſt lebete und er ſchmählich (ſchmerzlich) vertrüge des Königs ſchädliche Fraisheit und ſein fraisſames Leben, das verwerflich böſe und übel war an Werken, weil er viele ſeiner Waiſen ungerechtlich und als ein Wütherich ertödtet hatte, die ihn um ſeine Miſſethat geſtrafet hatten.

Nun ſprach zu ihm das gemeine Volk: „Dir ziemet daß, daß du ſterbeſt, denn daß ein ſo ſchmähliches Leben ſei, das er treibet und man ſpricht, das thue er von deinem Rath.“

Alſo wollt der edel Meiſter Xerxes, der dies Spiel funden hat, wagen ſein Leben um des Rechtes willen. Xerxes fürchtete, daß ihm von dem Könige der Tod gemahnt würde, wenn er ihn ſtraft um ſeine Miſſethat. Darum da ihn nun drückte die Angſt des Todes, da vergaß er alles empfindlichen Dings und gab ſich inwendig den Muth und fand er das Spiel und lohnt das ſtreitbare Herzoge und freie Grafen und andre edle Herren, die an dem Hofe waren. Und da der König den edlen und klugen Sinn erſah, aus dem kurzweiligen Spiel, da wollte er es auch lernen und bat den Meiſter Xerxes, daß er ihn es auch lehrte. Da ſprach der Meiſter zu dem Könige: „Das Spiel ſoll niemand lernen, denn der an ſich nimmt junge Sitte,“ und damit meinte er, daß er ſich ließe ſtrafen. Das ſagte ihm der König zu und ſprach: „Er wollte ſich laſſen ſtrafen gerne,“ deſſen zwang ihn des Spieles Schöne und Neuheit. Da zeigte und unterwies Xerxes den König der Felder und auch des Geſteines; mit der Geſtalt des Königs und der Königin und des andern Geſteines zog er ihm zu Seiten und gab ihm ein löblich Bild darin zu der Gerechtigkeit und zu ſchöner Gebärde. Und da der König hörte die Strafe, darum, daß er manchen Waiſen hatte ertödtet, da gebot er ihm mit einem drohlichen Gebot, daß er ihm ſagte, warum er das Spiel erfunden hatte. Da antwortete ihm Xerxes und ſprach: „O du lieber Herr und König, meines Herzen Begierde und Wille ſteht darnach, daß du habeſt ein gelobtes fürſtliches Leben, das nicht ſträflich ſei vor der Menſchen Augen und das umgeben ſei mit Gerechtigkeit und gezieret mit Tugend, und in dem dich alle Land lieb haben, denn du herrſcheſt den Leuten nicht für Recht, ſondern mit einem bezwungenen Gewalt, denn du wißſt gebieten den Andren und magſt dir ſelber nichts gebieten. Du ſollſt gedenken, daß bezwungene Reiche ohne Recht nicht wahrhaft ſind und davon ſollen die Könige geduldiglichen vernehmen, wer ſie ſtrafet.“ —

Gegen alle bisher mitgetheilten Behauptungen über die Erfinder des Schachſpieles wurde früh angeſtritten, und ein geſchichtlicherer Sinn blickte von Perſien bald nach Indien hinüber, wohin auch perſiſche Sagen ſelber deuten.

Der poetiſche Geſchichtſchreiber Myrhond fand, daß während des König’s Coſroe’s (Kyros) Herrſchaft im Jahre 563 das Schachſpiel aus Indien nach Perſien gebracht worden ſei; und bald wurde auf einen Indiſchen Weltweiſen die oben mitgetheilte Tyrannenſänftigungs-Sage übertragen. Nur wechſelte ſein Name vielfach. Die Einen nennen den Erfinder Ledſchladſch, Andre Naſſir, endlich am häufigſten Zezeh, Ziza oder Seſſa Ibn Dahir, den ſchon Ibn Chalilchan der Araber im 13ten Jahrhunderte nennt; eben ſo Elzafedi und Soſeikr.

Gelebt aber ſoll jener haben unter dem großen Perſerkönige Shahram. Die perſiſcharabiſchen Schriftſteller erzählen einmüthig, daß das Schachſpiel zugleich mit den zum europäiſchen Volksbuche gewordenen indiſchen Fabelbuche Kalibadimna, um das Jahr 600 zur Zeit des perſiſchen König’s Anuſchirwan der 579 nach Chr. (als Juſtinian’s Zeitgenoſſe) ſtarb, aus der indiſchen Stadt Kanoge vom dortigen Könige nach Perſien gekommen ſei. Von den Perſern aber kam das Spiel thatſächlich zu den

Arabern, weßhalb die Benennungen des morgenländiſchen Schachſpieles uns zunächſt perſiſch-arabiſch entgegenklingen, während ſie im Indiſchen allein ihre urſprüngliche Deutung finden. Durch die Araber rückte das Spiel zum europäiſchen Weſten vor. Karl der Große ſoll im Abendlande das erſte Schachbrett vom Chalifen Harun al Raſchid unter andern koſtbaren Ehrengaben erhalten haben. Noch heute werden im Muſeum zu Paris (aus St. Denis in der Revolution dorthin gebracht), die Steine dieſes Schachſpieles mit arabiſchen Aufſchriften aufbewahrt. *) Von andrer Seite breiteten die Kreuzzüge das Spiel über ganz Europa aus.

Die griechiſche Kaiſertochter Anna Komnena, welche ihres kaiſerlichen Vaters Alexis Komnenus Leben und Geſchichte ſchrieb, und erzählte, daß derſelbe in ſorgenvollen Nächten das Schachſpiel geliebt, ſagt ausdrücklich, daß das Spiel von den Aſſyrern, (d. h., damals den Arabern und Perſern) nach Byzanz oder Conſtantinopel gekommen ſei.

In Indien ſelbſt aber, wo es noch jetzt, beſonders in Bengalen, am meiſten geſpielt wird, geht die Sage, daß das rieſenhafte Spiel in dem paradieſiſchen Kaſchemir oder in Lanka (d. i. Ceilan) von den Rieſen Racſchaſa erfunden worden ſei. Beide Ländernamen bedeuten Paradies. Zwei Söhne des Mac und der Peritſchohra (d. i. der Schönheit in Engelgeſtalt) hätten es erfunden und zwar unter dem indiſchen Könige Rama (das iſt der oben genannte Schah-Ram!), welches man auf 400 — 1000 Jahre vor Chriſtus berechnet hat. — Die Chineſen haben berechnet, es ſei 200 Jahre vor Chr. erfunden worden, geben aber den indiſchen Urſprung zu und daß es um das Jahr 537 nach Chriſti Geburt zu ihnen gekommen ſei. Dagegen behaupten die Irländer, bereits zur Zeit ihres König's Cabir-more (177 Jahre nach Chr.) ſei das Spiel bei ihnen geſpielt worden. Jener habe ſeinem Nachfolger eine große Anzahl Schachbretter hinterlaſſen und im Lande ſei ein eigener Oberaufſeher oder Spielwart über die Spiele gehalten worden. Dagegen kam, nach andern Annahmen das Schachſpiel erſt mit Wilhelm dem Erobrer nach Engelland. Frühe europäiſche Reiſende fanden das Schachſpiel in Amerika und auf den amerikaniſchen Inſeln vor. — (Fortſetzung folgt.)

Buntes.

Die Herrenhuther und die Habaner in Ungarn. In Mähren waren nicht nur die ſogenannten mähriſchen Brüder, Ueberbleibſel der Huſſiten, welche die Compactaten der Kalixtiner verſchmähend, zuerſt 1457 in Böhmen eine eigene Secte zu bilden anfingen, ſeit lange verbreitet, ihr Hauptſitz war Fulneck, ihr bekannteſter Biſchof Amos Comenius, — auch die Wiedertäufer, Anabaptiſten, Mennoniten, Taufgeſinnte, welche gleich nach der Reformation in Holland entſtanden, eine neue von allen Mängeln gereinigte Kirche, aus lauter Frommen beſtehend, und daher aller weltlichen Obrigkeit, Aemter, Eide, Strafen, Krieges u. ſ. w. entbehrend, ſtiften wollten, und erſt die zum Gebrauch der Vernunft Gelangten tauften, 1536 ſchon wieder gewaltſam unterdrückt, von Menno Simonis († 1561) wiederhergeſtellt und dem reformirten Glaubensbekenntniß näher gebracht, in Norddeutſchland, dem Holſteiniſchen und in Holland verbreitet, hatten lange Zeit friedliche Wohnſitze dort gefunden. Seit der unheilvollen Schlacht am weißen Berge unterdrückt, vertrieb beide ein ſcharfes Edict des allgewaltigen Statthalters, Ollmützer Fürſtbiſchofs und Cardinals Franz von Dietrichſtein, vom 28ſten September 1622 gänzlich. Die Erſteren wandten ſich in die Oberlauſitz, und aus ihren Reſten entſtand ein Jahrhundert ſpäter (1722) unter Zinzendorfs Auſpicien die Kolonie Herrnhuth. Die Letzteren wanderten nach Ungarn aus, und zwar in 3 Colonien, deren eine im Neutraer Comitat in Sobotiſt, die zweite und dritte in der Preßburger Geſpannſchaft in Sanct Johann und Groß-Schützen (Nagy Lévárd) gaſtfreundlich aufgenommen wurden. Dies ſind die ſogenannten Habaner, welche ausſchließlich in genannten drei Orten vorkommen. Als ſehr geſchickte fleißige Handwerker und friedfertige redliche Menſchen, wurden ſie in der neuen Heimath bei ihren Glauben und Gebräuchen gelaſſen und mit mancherlei Freiheiten ausgezeichnet, deren einige, ſelbſt in ihrer jetzigen Lage, noch übrig ſind, z. B. die Befreiung von Kriegsdienſten und von der Kriegscontribution, die Begünſtigung, eigene abgeſonderte Gemeinden in jedem Orte zu bilden, Robattbefreiung von Seiten der Grundherrſchaften u. dgl. — Selbſt die, die heftigen Kämpfe der religiöſen Contrarevolution, der Wiedergeburt des Catholicismus Ungarns im 17ten Jahrhundert bezeichnenden ſchrecklichen Stürme tobten ſpurlos an den in ihrer beſcheidenen Abgeſchiedenheit kaum Bemerkten vorüber; erſt unter Maria Thereſia's Regierung wurden ſie, theils durch Verſprechungen und Drohungen, theils durch öffentlichen Zwang mittelſt der Behörden, zur Annahme der herrſchenden Religion vermocht, ein großer Theil wanderte jedoch, zum nicht geringen Schaden des Gewerbsfleißes, wieder aus. Rußland nahm die Brauchbaren mit Freuden auf, und im äußerſten Norden verdanken Sarepta's Colonien ihren jetzigen Flor großentheils dieſen Auswanderern, welche, ſonderbar genug, in Aſien mit den ſeit anderthalb Jahrhunderten getrennten Glaubensverwandten, den Herrnhuthern, wieder zuſammentrafen. — Seit jener Epoche wird in allen 3 genannten Orten der Gottesdienſt der Neubekehrten durch eigene Seelſorger-Miſſionäre in eigenen Capellen beſorgt, der Name Habaner iſt verpönt, ihre alten Bücher ſind ſorgfältig abgefordert und vernichtet; doch hat man ihnen einen Schatten ihrer vorigen Gewohnheiten gelaſſen, ſie haben noch immer in allen drei Ortſchaften ihren Gemeinhof, in und um welchen der größere Theil wohnt, ihre Sitte trägt noch immer den Stempel einer frühern Zeit, ihre Mutterſprache und ihre Kleidertracht iſt die deutſche, eben ſo wie der meiſt größere Körperbau, das meiſt blonde Haar und die Geſichtsbildung den celtiſchen Urſprung zeigen. Ihre Häuſer haben eine eigene Bauart, ihre Dächer — unter dem Namen der Habanerdächer, bei Wirthſchaftsgebäuden häufig und mit Nutzen nachgeahmt — ſind mit einer feuerfeſten und ſehr dauerhaften Miſchung von Lehm und Stroh bedeckt, und enthalten von innen gewöhnlich ein auch zwei Stockwerke, die eigentlichen Wohnzimmer und Schlafkammern, während zur ebenen Erde ſich die meiſtens gemeinſchaftlichen Werkſtätten befinden. Sie ſind faſt durchgehends Lederbereiter und Verarbeiter, Töpfer und Meſſerſchmiede; ihre Erzeugniſſe ſind ſehr ſolid und erfreuen ſich einer Art von Berühmtheit. Die Männer zeichnen ſich durch einen gewiſſen ſanften Ernſt, Arbeitſamkeit und ſtrenge Rechtlichkeit aus, Diebſtähle und Verbrechen ſind etwas Unerhörtes zwiſchen ihnen; die Weiber ſind ihrer beſondern Reinlichkeit, Treue und Ordnungsliebe wegen noch immer als Ammen und Kinderwärterinnen häufig geſucht. Leider gelingen nach und nach die fortgeſetzten planmäßigen Verſuche, ſie mit den einheimiſchen Slaven zu vermiſchen, mehr und mehr, und bald werden die Original-Exemplare dieſer ehrenwerthen Menſchengattung unter die Seltenheiten gehören.

Griechiſche Frauenzimmer. Die vergnügteſte Weiſe, die Abende des Julimonats in Griechenland hinzubringen, beſteht darin, daß man ſich nach einem Tage unausſprechlicher Fieberhitze und Ermattung, mit einem Band von Byron's Werken in der Hand und einem Glaſe Eis vor ſich, auf ein Sopha hinſtreckt; jedoch ſchlendern wir, trotz der unzähligen Heere von Fliegen, die dort herumſchwärmen, bisweilen um die Esplanade (in Corfu), wo uns ein Anblick gewährt wird, den wir in England nicht zu ſehen bekommen, denn zwiſchen den Stunden neun und zehn, kommen die meiſten Leute aus ihren, mit Menſchen angefüllten, ſchwülen Häuſern in der Stadt hervor und wenn wir uns ein wenig die Königsſtraße hinabwagen, ſehen wir ſie in glücklichen kleinen Familiengruppen um Tiſche auf den freien Plätzen ſitzen: — die Weiber lachend, plaudernd und Limonade trinkend; — die Männer Cigarren rauchend oder zur Guitarre ſingend. Die Griechiſchen Frauenzimmer haben keine Idee von Putz; ſie laſſen es ſich nicht einfallen, daß es gemein ſei, ſich in Geſellſchaft ihrer Männer und Väter vor die Thüren zu ſetzen; zum Glücke für ſie; denn ſo ſitzen die erſten Damen des Platzes in glücklicher Unwiſſenheit, ſich auf eine vernünftige Weiſe erfreuend, während die Engländerinnen langſam auf- und abparadiren, ſich ſehnend einige Minuten auszuruhen, es aber dennoch nicht wagend, aus Furcht, gegen eine tyranniſche Sitte zu verſtoßen.

(Bericht eines Reiſenden.)

---

*) Sie wurden jüngſt abgebildet im Magasin pittoresque. Paris, 1834. S. 14 — 16.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 33. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 7. Februar.

Judith von Siena.

von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

„So ſei es!“ rief Antonio, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, fröhlich. „Am Siegesfeſt will ich dir ſagen, wer ich bin, am Siegesfeſt will ich bei deinem Ohm um dich freien; er wird mir deine Hand nicht verweigern. Freue dich, meine holde Braut! Das Siegesfeſt ſoll unſer Verlobungstag ſein, und ganz Siena wird verwundert auf uns ſchauen, ganz Siena Theil nehmen an unſerm Glück. Mit dem Köſtlichſten will ich dich ſchmücken, was ich finden kann in den Gewölben unſrer Juweliere und Krämer; denn ich will dich hochgeſtellt wiſſen an dieſem Tage vor Siena's ſtaunenden Augen.“

„Auch hat ja Antonio Piccolomini, der an dieſem Tage zum Feldherrn des Staats ernannt werden ſoll, Hochzeit mit der reichen ſchönen Mündel ſeines Vaters, des Gonfaloniere. Man ſagt, die Hochzeit würde ſehr glänzend ſein; denn ihm hat ja die Stadt den Sieg über die Exilirten zu verdanken.“

„Sie wird nicht ſo glänzend ſein, wie unſere Verlobung. Solche Pracht ſoll Siena noch nicht geſehen haben.“

„Biſt du reicher, mächtiger als Antonio Piccolomini, von dem die ganze Stadt bewundernd ſpricht?“

„Wenigſtens eben ſo reich, eben ſo mächtig. — Frage nicht, wer ich bin, frage Niemand nach mir — harre des Feſtes!“

„Ich ſchaudre vor dieſem Antonio Piccolomini und mir grauſt vor ſeinem Anblicke. Schade, daß er deinen Namen führt!“

„Und weshalb?“ fragte der Jüngling verwundert.

„Mein Oheim hat mit Gewißheit erfahren, daß mein Vater von Piccolomini's Schwert fiel. Haſt du's nicht auch gehört?“

„Man hat es geſagt,“ verſetzte er betroffen.

„Ich werde in ihm nur den Mörder meines Vaters ſehen.“

„Es war offner Krieg, kein Mord.“

„Wenn auch; ſein Stahl gab meinem Vater den Tod.“

„Laß das. Und liebſt du mich wirklich ſtark und gewaltig mit allen Trieben deines Herzens?“

„Zweifelſt du? Du biſt der erſte Mann, den ich liebe, du wirſt der letzte ſein. Ich liebte meinen Vater mit kindlichem Gemüth, dich lieb' ich mit glühenden Trieben. Zweifelſt du, wenn du daran denkſt, wie du in meine Zelle tratſt und mit dem erſten Blick deines Auges mich der ſüße Pfeil des Liebesgottes in das Herz traf? wenn du an unſre Reiſe denkſt, wo die Funken, die der Pfeil in mein Herz geworfen, zu Flammen wurden? wenn du an unſre gemeinſchaftliche Pflege meines Vaters denkſt, wo Schmerz und Wehmuth mich zu dir führten, die Flammen läuterten und zum reinſten Feuer auf dem Altare meines Herzens ſchufen? Wie liebte dich mein Vater — er hat mir das oft geſagt, wenn wir allein waren — und aus ſeinen letzten deutungsvollen Blicken empfing ich dich als mein Erbe, mein Eigenthum; er ſegnete ſterbend den Bund unſerer Herzen. Wie liebteſt du ihn!

Dankbarkeit und Pietät würden mir allein ſchon gebieten, deine Liebe zu lohnen, wenn ich auch nicht dieſe heftige Gegenliebe empfände, wie ſie doch mein Herz erfüllt. Ich bin ewig dein und nichts wird mich von dir abbringen."

„So dank' ich Gott und Alles wird gut gehen!" rief Antonio beruhigt, küßte die Reizende auf die hohe Stirn und ſchied mit dem wiederholten Verſprechen, ſich ihr auf dem Feſte zu enthüllen.

9.

Ghino ſtand heimlich bewaffnet vor der Zimmerthür im väterlichen Hauſe; denn er traute der Liebe nicht, weil er ſelbſt keine beſaß. Die Thüre war angelehnt; er konnte jedes Wort verſtehen, was Antonio zu dem Vater ſprach. Dieſer nahete dem Herzen des Alten mit vorſichtiger Rede. Er ſprach von der Macht der Verführung, von jugendlicher Hitze, von wilder Leidenſchaft, die alle Schranken überſpringe.

„Du ſprichſt von Ghino!" ſagte der Gonfaloniere ſchmerzlich. „Was er gethan, läßt ſich mit nichts entſchuldigen."

„Ich will es nicht entſchuldigen, aber laßt Gnade ergehen vor Recht an Euerm Sohn, an meinem Bruder. Erlaubt mir nur, Euch zu erinnern, daß Ihr mich ihm ſtets vorgezogen und daß dies ihn, der der Liebling der Mutter geweſen, erbittern mußte."

„Und haſt du ſelbſt ihn nicht immer gehaßt?"

„Wenn ich es that, ſo habe ich mein Unrecht eingeſehen und bereue es; aber wie oft habt Ihr liebevoll mir zugeredet, nie zu vergeſſen, daß er mein Bruder ſei, o ſo laßt mich von demſelben Rechte Gebrauch machen und Euch zurufen: vergeßt nicht, daß er Euer Sohn iſt."

„Er hat vergeſſen, daß ich ſein Vater bin und ſich zu ſchlimm an mir vergangen."

„O ſolltet Ihr Euch denn niemals an Euerm Vater vergangen haben, ſollte — —"

„Halt, Knabe! woran erinnerſt du mich?" rief der Alte wild auffahrend mit fürchterlicher Stimme und unterbrach die eifrige Rede des erſchrocknen Jünglings, den er mit krampfhafter Bewegung bei der Hand faßte; und mit weit aufgeriſſnen Augen und verzerrten Zügen, ein Bild des Entſetzens, ſchrie er: „Wer hat dir, dir gerade, geſagt, daß ich mich an meinem Vater vergangen? wer gibt dir, dir gerade, das Recht, mich darüber zur Rede zu ſtellen? Und wenn es Alle hätten: du haſt es nicht."

„Was ficht Euch an?" fragte Antonio erſtaunt und zurückbebend vor der Schreckensgeſtalt. „Was weiß ich davon, ob und wie Ihr Euch gegen Euern Vater vergangen? Ich kenne Euer Vergehen nicht und will es nicht wiſſen. Ich bitte nur, daß Ihr Ghino's Vergehen gegen Euch ihm verzeihen und ihn wieder in Euer Haus, in Eure Liebe aufnehmen möget."

„Du weißt wirklich nichts? Hätte dir die Priorin des Kloſters in St. Salvator nichts entdeckt?"

„Bei Gott und allen Heiligen! ich weiß nicht, wovon Ihr redet."

„So iſt es gut. — Ich will Ghino verzeihen, um meines Vaters, um deinetwillen. Er ſoll wieder mein Sohn ſein, ich will ihn lieben." Ermattet ſank er in einen Seſſel, große Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirne. Antonio aber ging zur Thüre, zog den Bruder herein und führte ihn mit den Worten: „Hier habt Ihr den verlornen Sohn wieder!" dem Vater zu.

Ghino ſank zu des Vaters Füßen.

„Ich verzeihe dir!" ſagte dieſer abgeſpannt; „bedanke dich bei deinem Bruder."

„Nicht alſo, mein lieber Vater," ſagte Antonio. „Thut das ſchöne Werk nicht halb, ſetzt ihm die Krone auf. Macht beide Söhne mit einem Worte glücklich. Ghino liebt Roſalba mit verzehrender Glut, und aus dieſer Leidenſchaft entſpringen ſeine Verkehrtheiten. Ich entſage ihr, gebt ſie ihm, den ſie beglücken wird. Mich kann, mich wird ſie als Weib nie beglücken."

„Halt ein!" kreiſchte der Alte wieder, und ſprang, aus ſeiner Erſchlaffung aufgerüttelt, wie ein Wahnſinniger auf. „Roſalba liebt dich allein, dich, Antonio. Du mußt ihr Gatte werden, du biſt ihr Verlobter, ihr Bräutigam. Bei allen Mächten des Himmels, du mußt! Du haſt heilige Verſprechungen gegeben und du mußt ſie löſen."

„Ich gab ſie, weil Ihr immer in mich drangt, in mich ſtürmtet, nicht freiwillig und aus Antrieb meines Herzens," verſetzte Antonio gereizt.

„Aber ich befehle dir, ſie zu halten!" herrſchte der Alte.

„Nicht alſo, mein Vater!" entgegnete Antonio feſt.

„Deine Hochzeit iſt vor der Thüre."

„Ich werde ſie zurückweiſen."

„Wie, du wagſt es!" raſete Meſſer Lucio mit flammender Wuth auf. „Knabe, ich verderbe dich." Dann faßte er ſich etwas und ſetzte mit gemäßigter Stimme hinzu: „Ghino kann unmöglich Roſalba's Gatte werden. Es iſt ein Hinderniß im Wege, das keine Macht der Erde und des Himmels beſeitigen kann. Aber ſo gewiß es iſt, daß ſie nicht deines Bruders Weib werden darf, eben ſo gewiß iſt es auch, daß ſie dein Weib werden muß; ſollen wir nicht alle verderben."

„Ich verſteh' Euch nicht, mein Vater," ſagte Antonio befremdet.

„An deinem Hochzeittage mit Roſalba will ich mich dir erklären. — Nein, nein — heute noch, in dieſer Nacht noch. Die Nacht iſt am geeignetſten zu ſolcher Mittheilung. Aber erſt muß Roſalba dein Weib ſein. Ruft mir den Prieſter herbei, daß er euern Bund ſegne. Weckt Roſalba! Ich kann nicht länger zögern."

„Mein Vater, mein Vater! Seid Ihr bei Sinnen? Ich kann, ich will, ich darf nicht Roſalba's Gatte ſein."

„Und ich will mir Roſalba erkämpfen!" ſchrie

Ghine. „Mein werde ſie! Ich hohnlache allen Hinderniſſen.“

„Und ich will ſie nicht und trotze kühn jeder Gewalt. Bei allen Heiligen ſchwör ich's — —“.

„Schwöre nicht!“ fiel Lucio ein. „Ich aber ſchwöre: es iſt dein Verderben. Du wirſt ein Elender, ein Gebrandmarkter! Du ſtürzeſt in den Pfuhl des Jammers hinab! Ich ſchwöre dir's, bedenke dich.“

„Ich ſchwöre dennoch bei Gott und allen Heiligen: Nie wird Reſalba mein Weib. Thut, was Ihr wollt.“

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Irland.

Von Adrian.

1. Eagle's Cliff, in Inniskea.

Man hatte uns ſo viel von dem Schaden erzählt, welchen die Raubvögel in dieſer Gegend verurſachten, daß wir die ſogenannte Adler-Klippe (Eagle's Cliff) eines Morgens mit dem feſten Vorſatz beſtiegen, keinem dieſer bekrallten Ungethüme Gnade zu Theil werden zu laſſen. Ein alter graukopfiger Nimrod, mit einer furchtbar langen Flinte bewaffnet, war unſer Begleiter; er theilte unſer Frühſtück, aber nicht unſere Hoffnungen auf eine reiche Beute. Seine Unterhaltung unterwegs mochte ſehr anziehend ſein, wir verſtanden aber nur wenig davon; denn das Iriſche, Schottiſche und Engliſche liefen bunt in ſeiner Rede durch einander.

Als wir am Fuß der eigentlichen Klippe ankamen, bemerkte der alte Jäger ſogleich, die alten Vögel müßten abweſend ſein. Er zeigte uns einen tiefen, röthlichen Bruch im Felſen, und verſicherte, darin hauſe das älteſte Paar Adler, die Ureltern ſämmtlicher Adler in der Umgegend, die ſchlauſten Thiere, die er kenne, für die Umgegend ſo ſchrecklich, wie „der ſüße O'Connell“ für die engliſche Regierung. Wir überzeugten uns leicht, daß das Adlerneſt über uns war; wohin wir blickten, begegneten wir Federn und Knochen manchfacher Art: die Menge dieſer „ſchönen Überbleibſel“ ſetzte uns in das größte Erſtaunen und ſprach für den geſegneten Appetit der hohen Familie. Unſer Nimrod zeigte da einen Haſenkopf, der kunſtreich des Fleiſches beraubt war, dort das Gerippe eines Kaninchens oder eines ſtattlichen Haushahn's und anderer Geflügelarten; ohne die tiefgehenden anatomiſchen Kenntniſſe unſeres Führers zu beſitzen, entdeckte ich unwiderlegliche Spuren, daß die Adler ſich herablaſſen, manche Fiſcharten gnädigſt an ihrer Tafel zuzulaſſen.

Man macht jährlich die ungeſchickteſten Verſuche, dieſe gefräßige Familie auszurotten. Am gründlichſten wäre geholfen, meinte der Alte, wenn das Neſt zerſtört würde; aber dies ſei nicht leicht. Die Spalte, in welcher das alte Paar wohnt, erhebt ſich wenigſtens zwei hundert Fuß über unſern Standpunkt, und ſie von hier aus zu erreichen, iſt durchaus unmöglich; von oben herab zu ihr zu gelangen, iſt ein noch gewagteres Unternehmen; denn die Felſen drängen ſich ſtark vor und hängen ſchauderhaft über der Höhe, auf welcher wir ſtanden. Einige Jahre vor unſerm Beſuche hatte ein verwegener Burſche aus der Umgegend es gewagt, ſich in einem Korb an einem Seil herabzulaſſen; aber die alten Vögel griffen ihn mit wildem Ungeſtüm an, und der Korb wäre faſt umgeſtürzt. Glücklicher Weiſe war das Tau ſtark und hinreichend lang, ſo daß er ſich ſchnell herablaſſen konnte, ſonſt würden die rieſigen, kräftigen Schwingen und ſcharfen Krallen der wüthenden Thiere ihm ſchlimm mitgeſpielt haben.

Das nahe Dorf Dugurth leidet ſehr durch die unglückliche Nähe dieſer Horſt. Wenn der Wind aus Süden herüberweht, ſtreift der Adler mit dem grauenden Morgen über die elenden Hütten hin, und verſäumt nie, ſeinen Jungen ein gutes Frühſtück nach Haus zu bringen. Beſonders ſind dieſe Thiere auf ſchwarzes Geflügel erpicht, und die Dorfbewohner vermeiden es, Hühner und Tauben von dieſer Farbe zu halten. Nach der Verſicherung unſeres Führers thut der Adler keinem Truthahn ein Leid an. „Vor zwei Tagen erſt,“ ſetzte er hinzu, „wurde einer der Küſtenwächter durch das Geſchrei eines Knaben aus dem Mittagsſchlafe geweckt, dem ſich der Faullenzer zur großen Zufriedenheit ſchmuggelnder Honigjungen jeden Tag zur beſtimmten Stunde überläßt; er eilte aus dem Wachthauſe; der Adler hatte eine ſchwarze Henne geſtohlen, und flog nur wenige Fuß über dem Wächter dahin, der die Mütze nach ihm warf. Der Adler mochte die Mütze für den Kopf des Wächters halten — der Unterſchied iſt nicht groß und die leere Mütze des Mannes iſt mir lieber wie ſein leerer Kopf — und denken, der übrige Theil des Mannes folge nach, — kurz, er ließ die Henne fallen; ſie war jedoch ſchon todt; der Adler hatte ſie ſo ſanft in ſeine ſammtnen Krallen gefaßt, daß er ihr nur den Rucken zerbrochen und den Hals zerdrückt hatte.“

Wir drängten uns um die Adlerklippe her auf einem halsbrechenden Pfädchen oder, wenn man will, einer natürlichen Treppe, die bald auf bald nieder führte. Um einen grauen Felsvorſprung liegend, ſehen wir das Meer in vollſtem Sonnenglanz vor uns. Eben ſchwebte ein Adler majeſtätiſch von dem Geſtade empor, ſtieg ſenkrecht über der Klippe höher und höher auf und ſchoß dann wieder, weit entfernt von uns, in wildes Geklüft nieder, aus welchem der Strand weithin zu beſtehen ſchien. Ein Wachthaus an der Küſte war das einzige Merkmal, daß Menſchen in dieſer wilden Gegend hauſten. So weit auch das Auge über das Meer ſtreifte, war doch keine Spur von einem Schiffe zu entdecken.

Wir ſtiegen den Berg wieder herab und während wir uns durch ein hübſches Wieſenthälchen einer Beſitzung des Lord's Sligo zu nähern ſuchten, brachte der greiſe Nimrod vor, was er von ſeinen Adlern zu erzählen wußte. Da ich mich beſonders über deren Geſchmack an Fiſchen wunderte, berichtete er ausführlich, welche Freunde die Adler von dem Lachs ſeien. „Ich habe dieſe Thiere,“ ſagte er, „hundertmal beobachtet, wie ſie während der Laichzeit an den Furthen lauern, um auf die Fiſche zu ſtürzen und ſie wegzuführen. Vor einigen Jahren hatte ich einen Haſen weit verfolgt. Es war ein heißer Julitag. Ich kam an eine ſich weithinziehende Anhöhe; an einem Vorſprung, der über einen kleinen Teich hinaus hing, gewahrte ich einen Adler, der in demſelben Augenblick in das Waſſer ſtürzte und ſeine Beute faßte. Ich lief hinzu und ſah, daß er einen Lachs gepackt hatte und einen wilden Strauß mit demſelben beſtand. Die Stärke des Fiſches war ſo groß, daß er den Adler unter das Waſſer geriſſen hatte; ich ſchoß, nachdem ich dem merkwürdigen Kampf eine Zeitlang zugeſehen, und zerſchmetterte den rechten Flügel des Adlers, deſſen ich auch bald habhaft wurde; der Lachs ſtarb eben in der Kralle des Thier's, die es fürchterlich in deſſen Fleiſch eingeſchlagen hatte. Daß wir ſo wenige Haſen in dieſen Gegenden haben, ſchreibe ich allein der Gefräßigkeit des König's der Vögel zu. Es wäre jedoch unmöglich, den Herrn eine

Vorſtellung von dem ſublimen Verſtand des Adlers bei der Jagd dieſer Thiere zu geben. Ich habe wahrhaft Außerordentliches in dieſer Hinſicht geſehen. Die Adler berechnen ganz genau, welche Wege der Haſe nimmt, wie er wenden und ausweichen will und verfehlen ihre Beute nie, wenn ſie Jagd auf ſie machen. Der eine Adler verrichtet vollſtändig den Dienſt des Hundes, während der andere achtzig bis hundert Fuß entfernt bleibt und das aufgeſchreckte Thier erwartet. Wenn der Haſe durch eine raſche Wendung ſich dem einen nahe drängenden Feinde entzogen zu haben glaubt, beginnt der andere Vogel alsbald die Jagd und hindert das arme Thier ſo, auch nur einen Augenblick zu verſchnaufen. Die meiſten Adler habe ich an unſern Land-Seen geſchoſſen, während ſie auf dem Fiſchfang begriffen waren. Oft ſah ich ſie an einem Flüßchen, welches den Glencullen mit dem Glandulagh verbindet, ſich auf die Lauer ſtellen und geduldig harren, bis die Lachſe vorüberzogen. Sie harrten nie vergeblich und mancher Lachs wurde bei ſeinem Übergang aus dem Meer in den See aus ſeinem Element zu dem luftigen Neſte in dem wilden Geklipp entführt, welches ſich in den romantiſchen Waſſern des Glencullen ſpiegelt."

(Schluß folgt.)

Malicen.

Von

O. L. B. Wolff.

6.

Seit in Deutſchland iſt erſchienen
Heer der Encyclopädieen,
Schwarm von Pfennigsmagazinen,
Troß von Volkschreſtomathieen.

Spricht man viel vom großen Wiſſen,
Das ſonſt ängſtlich war verſchloſſen,
Jetzt, wie mit Gewittergüſſen
Unter'm Volk wird ausgegoſſen.

Die Servilen ſind zufrieden,
Weil d'raus Politik verbannt,
Liberalen ſcheint's entſchieden
Vorſpann ihnen vorgeſpannt.

Viele werden drob verdrießlich,
Daß es ſich ſo lange hält. —
Leutchen! was iſt denn erſprießlich
Jetzt allein? — Ihr fragt noch: Geld. —

Mag der Wiſſenſchaften Pfleger
Zürnen unſerem Geſchlecht. —
Dafür jubeln die Verleger,
Und die haben ſicher Recht.

Buntes.

Indiſche Juden. Die Borahs, ein mahomedaniſcher Völkerſtamm, der ſich in verſchiedenen Theilen Hindoſtans niedergelaſſen hat, ſind nicht allein anſehnliche Kaufleute in den Handelsſtädten, ſondern auch die erſten reiſenden Kaufleute in Guzurat und den weſtlichen Theilen Indiens; ſie ziehen umher, wie die Juden in Europa, mit Kaſten, die mit verſchiedenen Waaren angefüllt ſind. Die Engländer zu Bombay ſehen ſie für eine Art mahomedaniſchen Juden an. Hunter ſagt, daß ſie ihre Secte mit dem Namen der ismaelitiſchen belegen, die ihren Urſprung von einem der Nachfolger des Propheten, Namens Ismael herleitet, der in dem, unmittelbar auf Mahomed folgenden Zeitalter blühte, und das Hauptquartier ihres Völkerſtammes iſt Burhampur, wo ihr Mollah oder Hoherprieſter reſidirt. Er hat in allen geiſtlichen Angelegenheiten die oberſte Gewalt und hält den Schlüſſel des Paradieſes, da einer ihrer Glaubensartikel beſagt, daß kein Menſch die Wohnungen der Seligen betreten kann, der nicht einen Paß von dem Hohenprieſter hat, der für jeden, den er unterzeichnet, ein anſehnliches Geſchenk erhält. Auch übt er eine zeitliche Jurisdiction über ſeinen Stamm aus, wohin er auch zerſtreut iſt.

Polniſche Juden. Ein mitgetheilter Artikel der Londner medicinischen Zeitung gibt uns folgenden Bericht über die polniſchen Juden: „Wenn es eine Maſſe lebendigen Unraths in menſchlicher Geſtalt gibt, ſo findet man ſie in einem polniſchen Juden, der mit einem langen Rock und einer Pelzmütze auf dem Kopfe die Straßen auf und nieder wandert, und ſeinen Mantel nicht wechſelt, bis er vom Alter mürbe, in Stücken von ſeinem Leibe fällt. Sein langes fliegendes Haar, das in Locken auf ſeine Schultern fällt, und ſich am Ende krollt, ſcheint eine Pflanzſchule des Weichſelzopfes zu ſein, eine Krankheit, die vom Unrath entſteht."

Königliche Rache. Mr. Leitch Ritchie erzählt in dem diesjährigen Bande von „Turners Jahres-Reiſe" die folgende Anekdote: „Johann ohne Land befand ſich zu Evreux, als er eine Warnung von dem Könige von Frankreich erhielt, deß Inhalts wie eine alte Chronik erzählt, — ut ipsi sibi caveat quia diabolus jam solutus erat: das heißt, „daß er ſich hüten möge, indem der Teufel ſchon los ſei." Wenn wir Wilhelm dem Bretagner Glauben beimeſſen dürfen, ſo hatte dieſer Elende nicht ſobald die Eröffnung hiervon erhalten, als er die franzöſiſchen Offiziere der Garniſon zum Eſſen einlud, und ihnen die Kehle abſchnitt, um ſeinen Bruder Teufel mit dieſem Blutopfer zu verſöhnen. Beide, Richard und Philipp waren vor Entſetzen erſtarrt, und ſie nahmen augenblicklich eine königliche Rache, nämlich an den Unſchuldigen. Letzterer verbrannte die Stadt, welche die Scene des fürchterlichen Trauerſpiels geweſen war, und Erſterer ließ, während er dem Mörder verzieh, ſeinen Seneſchall lebendig ſchinden."

Jack von Hulton. Folgenden Dienſt iſt, wie es ſchon ſeit dem Jahre 930 gehalten worden, der Lord von Eſſington dem Lord von Hulton zu leiſten verpflichtet, nämlich: daß der Beſitzer des Rittergutes Eſſington jeden Neujahrstag eine Gans bringen und ſie wenigſtens dreimal um das Feuer in der Halle des Schloſſes Hulton treiben ſoll, während Jack von Hulton, welches ein kleines, hohles Götzenbild von Metall und ſächſiſchen Urſprungs, ſonſt auch Tollpila genannt, iſt, das Feuer anbläſt. Nachdem der Lord von Eſſington die Gans ſo um das Feuer getrieben hat, während das Bild ſolches anbläſt, trägt er ſolche in die Küche des Schloſſes und überliefert ſie dem Koch, und nachdem dieſer ſie geſchlachtet und zubereitet hat, trägt ſie der Lord von Eſſington zur fernern dienſtlichen Aufwartung ſelber auf die Tafel des oberſten Herrn von Hulton und Eſſington, und empfängt dagegen eine Schüſſel mit Fleiſch von der Tafel des beſagten Lords von Hulton, zu ſeinem eignen Gericht.

Kurzes Geſicht. Als Dechant Cowper zu Durham, der ſehr ökonomiſch mit ſeinem Weine war, eines Tages an der Tafel, ſehr viel Redens von den außerordentlichen Verrichtungen eines blinden Mannes machte, bemerkte er, daß der arme Schelm nicht mehr ſähe, als „dieſe Flaſche." „Darüber wundere ich mich nicht im geringſten," erwiederte ein ſubalterner Canonicus, „denn wir haben den ganzen Mittag nicht mehr, als dieſe Flaſche geſehen."

Zerſtörende Würmer. In weniger als einem Jahre, nachdem der Bau des bequemen Hafendamms zu Valparaiſo vollendet war, befanden ſich ſchon jene Pfähle, die nicht mit Kupfer beſchlagen waren, in einem Honigwaben ähnlichen Zuſtande, von einem merkwürdigen kleinen Thierchen zerfreſſen, das man den Bohrwurm (teredo navalis) von der Aehnlichkeit her nennt, den der Kopf mit einem gewöhnlichen Bohrer hat. Er iſt klein, weiß und faſt gallertartig, mit Ausnahme des Kopfs, der mit zwei beweglichen, muſchelartigen Plättchen verſehen iſt, womit ſich, wie man annimmt, das Thier in das Holz bohrt. Sowie dieſer Wurm in ſeinem verheerenden Werke weiter ins Holz dringt, verlängert er ſich und nimmt an Größe zu, ſich nach Erforderniß ſeiner erweiterten Wohnung vergrößernd. Die Zelle iſt von innen mit einer kalkartigen Subſtanz, die Abſonderung des Thieres, bekleidet, die den Schalen der Moluſken ähnlich iſt. Die Würmer erreichen bisweilen die Länge von einigen Fuß und die Dicke eines Zolles. Man kann aus der Verheerung an dem Hafendamme leicht ermeſſen, was das Schickſal eines Schiffes ſein würde, das ohne Kupferbeſchlag lange in dieſem Hafen verweilte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 34. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 9. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

„Laternen! Laternen! Diener! Männer! Hellebardiere!" kreiſchte Lucio nach der Thüre rennend und mit dieſem tollen Geſchrei durch das Haus laufend. Alles ſtürzte über einander her. „Begleitet mich auf die Balia!" herrſchte er umher und die Leute traten an.

„Gebt mir meinen Schmuck; ich habe einen ernſten Gang zu thun, als Gonfaloniere dieſer Stadt und als Vater dieſes Menſchen." — Er wurde mit dem Schmucke bekleidet. Bewaffnete und Laternenträger ſchloſſen ihn in ihren Kreis. Auch Roſalba war vom Schrecken aus dem Bette gepeitſcht worden. „Folgt mir, meine Söhne, meine Tochter!" befahl der Alte mit donnernder Stimme. Sie gehorchten. Es war ein ſeltſamer Zug in der Nacht. Der Gonfaloniere wankte zuweilen, doch raffte er ſich jedes Mal wieder empor. Die Thüren des mächtigen Hauſes wurden geöffnet. Man trat in die ſchauerlich weiten Säle. Meſſer Lucio erſchloß einen ungeheuern Schrank und zog eine Papierrolle hervor, an der ein großes Siegel hing. Er legte ſie auf den Tiſch, auf welchem große Kerzen angebrannt worden waren.

„Willſt du, Antonio," erhob er jetzt die Stimme feierlich, „der Gatte Roſalba Salimbeni's werden oder nicht? Ich frage dich vor Gott und Menſchen zum letzten Mal."

„Nein!" verſetzte Antonio feſt.

Lucio zuckte fiebriſch zuſammen. Roſalba ſtieß einen Schrei des Schreckens und Schmerzes aus. Einige Augenblicke verweilte der Gonfaloniere in tiefem Nachdenken. Endlich fragte er mit zitternder Stimme: „Roſalba, willſt du Antonio ſeines Wortes entbinden und eines Andern Gattin werden?"

„Nimmermehr!" rief dieſe eben ſo feſt, wie Antonio. „Ich will ihn, ihn allein, und keinen Andern. Ihn laß ich nicht."

„Und du willſt ſie dennoch nicht, Antonio?" fragte der Vater mit höchſter Anſtrengung.

„Nein! und ewig nein!"

„So fahre hin!" wüthete Lucio und die Papierrolle flackerte am Lichte empor und warf einen düſterrothen Schein auf die Geſichter der Umſtehenden. Aber noch war das Papier nicht ganz von der Flamme verzehrt, als Lucio wankte und fiel. Ein zunächſt ſtehender Diener fing ihn auf, und hielt — eine Leiche im Arm. Alle eilten beſtürzt herzu, doch ſchnell drang ſich ihnen die Überzeugung auf, daß nur noch eine Handvoll Staub von Meſſer Lucio Piccolomini übrig ſei.

„Mein Vater! Mein Vater!" heulte Antonio und umklammerte die Leiche.

„Vatermörder!" kreiſchte ihm Roſalba zu und ſtürzte mit fliegenden Haaren aus dem Saale.

Antonio fuhr, wie von einer Schlange gebiſſen, empor.

„Wer löſ't mir das gräßliche Räthſel!" ſtöhnte er dumpf, und ging dann ſchweigend in die Nacht hinaus.

10.

Am andern Morgen wurde Antonio auf die Balia beſchieden. Die Regenten der Stadt waren verſammelt. Bald nach ihm trat Ghino ein.

„Es liegt uns ob,“ nahm der Vorſitzende des hohen Rathes das Wort, „euch heute ſchon mit den Verhältniſſen eures verſtorbenen Vaters bekannt zu machen, um jeder Mißhelligkeit in eurem Hauſe zuvor zu kommen. Ihr ſteht vielleicht beide in dem Wahne, Meſſer Lucio Piccolomini habe ein Bedeutendes an Gütern hinterlaſſen, allein nach den Dokumenten, die er bei uns niedergelegt, und die wir ſo eben eingeſehen, hat er ſelbſt gar nichts beſeſſen und alles Gut, welches ſich vorfindet, kommt entweder von ſeiner früher verſtorbenen Gattin, Donna Deſideria Salimbeni, Eurer Mutter, Meſſer Ghino, oder gehört der Donna Roſalba Salimbeni, der Mündel eures Vaters, die, wie wir durch dies Geſchrift erfahren, eine Schweſter eurer Mutter iſt.“

„Eine Schweſter meiner Mutter?“ fragte Ghino beſtürzt.

„So iſt's. Meſſer Giacomo Salimbeni zeugte ſie in ſeinen ſpätern Lebenstagen, mit wem, iſt nicht angegeben, und bedachte ſie reichlich. Sie galt für das Kind ſeines weitläufigen Vetters, Urſino Salimbeni, dem er ſich anvertraut hatte, und als dieſer aus Siena vertrieben wurde mit allen Salimbeni, übergab er das Kind euerm Vater zur Erziehung. Donna Roſalba iſt alſo Eure Tante, Meſſer Ghino, und wegen der engen Blutsverwandtſchaft konnte natürlich kein Ehebündniß zwiſchen Euch und ihr ſtattfinden.“

„Und mich wollte mein Vater zwingen zum Ehebunde mit ihr?“ rief Antonio. „Wär' ich nicht in dieſelbe Sünde verfallen, wie mein Bruder?“

„Nicht alſo. Denn Ihr ſeid nicht der Sohn der Donna Deſideria. Ihr ſeid ein Baſtard, wie Donna Roſalba, und uns iſt weder Euer Vater, noch Eure Mutter bekannt. Ein darauf bezügliches Dokument iſt in der verwichnen Nacht, kurz vor dem Tode Meſſer Lucio's, von demſelben an dieſer Stätte vernichtet worden.“

„Ein Baſtard!“ ſchrie Antonio erbleichend. „Wer wagt, das zu behaupten?“

„Seht ſelbſt die Urkunde, worin ſich Donna Deſideria bei ihrer Vermählung mit Meſſer Lucio demſelben verpflichtet, den Baſtard Antonio, der damals ein Jahr alt iſt, zu halten wie ihr eignes Kind und ihn auch dafür auszugeben. Die Urkunde iſt in Rom ausgeſtellt und vom Papſt Paul II. unterſchrieben, deſſen Hauptmann damals Meſſer Lucio war. Eure Eltern ſind nicht genannt. Als Meſſer Lucio einige Jahre, nach des Papſtes Paul Tode, nach Siena zurückkehrte, brachte er zwei Söhne mit. Beim Tode der Donna Deſideria drangen aber ihre Verwandten darauf, daß ihrem Sohne Ghino ihr zeitlich Gut geſichert werde; denn ihnen war bekannt, daß nur Ghino ihrer Schweſter Sohn ſei, weil ſie als Vormünder derſelben jene Urkunde, wie Ihr Euch durch eigne Anſicht hier überzeugen könnt, mit unterſchrieben hatten. Sie wurden gleich darauf aus der Stadt vertrieben, und es hat bis jetzt nichts über Euern Urſprung verlautet, Meſſer Antonio.“

Dieſer ſtarrte auf das Papier, und ſagte dann mit ſcheinbarer Ruhe: „Es iſt Alles richtig. Auch geht's aus Meſſer Lucio's Benehmen hervor. Ich dank' euch, ihr Herrn. Gott behüt' euch!“ Und er ging aus der Balia und aus der Stadt.

11.

Das angeordnete Siegsfeſt der Stadt hatte trotz dieſer Ereigniſſe ſeinen Fortgang. Die Triumphbögen waren ja gebaut und die Speiſen angeſchafft. Selbſt Ghino ließ ſich nicht abhalten, das Feſt zu beſuchen. Roſalba trauerte allein zu Hauſe in tiefer Einſamkeit. Von der Schaar ſeiner Diener umgeben, trat der junge Herr des Hauſes aus der Thür deſſelben und durchwandelte mit ſeinen Freunden und Spießgeſellen die Straßen, gleichſam als wenn er der Sieger bei St. Salvator wäre. Auch wurde ihm überall gehuldigt; und um den, der den Sieg erfochten, kümmerte man ſich nicht mehr. Man ſchien es gar nicht zu bemerken, daß er überall fehlte, oder man fand es in der Ordnung.

Das Banket war glänzend; was ſich nur durch Reichthum oder Anſehen auszeichnete, war zugegen. Man war noch nicht zum Tanze angetreten, als unter der jungen Männerwelt eine ſtarke Bewegung entſtand. „Ha, dieſe Göttin!“ hieß es; „kann ein ſterbliches Weib ſo ſchön ſein? Hat je ein Männerauge etwas Herrlicheres geſehen? Wer iſt dieſe Fee?“ Und Alles drängte ſich an einen Punkt, wo ein ſchlankes Mädchen in Trauerkleidern ſaß. „Es iſt die wunderſchöne Pflegetochter Meſſer Giuſappo's, des Wechslers, die Tochter des bei St. Salvator gefallnen Meſſer Mariano Placidi. Die ganze Stadt iſt ſchon voll von ihrer außerordentlichen Schönheit.“

Dieſe und ähnliche Reden drangen auch zu Ghino's Ohren. Er ſah ſie und — Roſalba war vergeſſen. Die Glut ſeiner verſchloßnen Bruſt wendete ſich Mariana zu. Stundenlang ſtand er in ihr Anſchaun verſunken, während andre junge Männer ſie umſchwärmten und ihr den Hof machten. Nur zuweilen hob ſie das glanzvolle Auge, unter den Jünglingen ſuchend, empor, aber immer trauriger ſchlug ſie es wieder nieder, und verſtohlne, aber recht ſchmerzliche Seufzer hoben ihre Bruſt. Doch der Schmerz machte ſie nur noch reizender. Sie glich einer Zauberin.

Als ſie alle Aufforderungen zum Tanzen abgelehnt hatte, trat Ghino an ſie heran und ſagte: „Keiner der anweſenden Signoren dürfte das Glück haben, wie ich, ganz zu Euerm Geſellſchafter zu paſſen. Wir tragen beide Trauerkleider, beide um den Verluſt unſerer Väter, und was am merkwürdigſten iſt, wir haben beide die Väter durch einen und denſelben Mann verloren: Meſſer Mariano Placidi fiel durch das Schwert und Meſſer Lucio Piccolomini durch den Undank deſſelben Jünglings.“

„So ſeid Ihr der Bruder Meſſer Antonio Piccolomini's?"

„Gottlob! ſein Bruder bin ich nicht, und er darf auch dieſen ehrenwerthen Namen nicht führen. Solltet Ihr noch nicht vernommen haben, daß er ein Baſtard iſt?"

„Ich habe es gehört."

„Wir ſind beide an ihm gerächt. Und die Gleichheit unſers Schickſals mag mich entſchuldigen, wenn ich darin eine Aufforderung finde, mich, mit Meſſer Guilappo's Erlaubniß, zu Euerm Geſellſchafter aufzuwerfen."

Der reiche Patricier wurde von dem Wechſler mit Freuden angenommen und von den übrigen vielfach beneidet. Doch ließen ſich andere Jünglinge dadurch nicht abhalten, um die reizende Mariana zu ſein. Der aber, den ſie erwartete, der ihr ſein Wort gegeben, erſchien nicht.

Man drängte ſich um die Ehre, ſie nach Hauſe zu bringen, und Meſſer Guilappo's Haus war von nun an gleichſam ein Sammelplatz aller reichen und vornehmen Jünglinge. Und noch in derſelben Woche traten drei davon mit ernſtlichen Bewerbungen um die Hand der ſchönen Mariana hervor und merkwürdiger Weiſe war jeder aus einem der drei verſchiednen Stände, gleichſam als wolle ihr ganz Siena, das von ihr ſo heilig geliebt wurde, in dieſen drei Repräſentanten ſeiner Stände huldigen. Aus den Nove war es Ghino Piccolomini, aus den Popularen Giulio Montanino, der Sohn des reichſten Wechſlers und Kaufmanns und von großem Anſehen und Anhang; aus den Riformatoren endlich Nicolo Picamiglo, das mächtige Haupt ſeines Standes, ein Lederhändler und Gerber von ungeheuerm Reichthum, ein wilder Menſch, gefürchtet und geſchmeichelt von den Nove und den Popularen; denn mehr als ein Mal ſchon hatte er ſeine Hand in ihr Blut getaucht.

Dieſe dreifache Bewerbung ſetzte Meſſer Guilappo in große Verlegenheit; da jeder ſchwur, er werde ſich das reizende Mädchen mit dem Schwerte erkämpfen, wenn man ſie ihm verweigerte. Ohnedies war der anarchiſche Volksgeiſt durch die Gerüchte von einer Verſchwörung der Nove zu Gunſten der Exilirten wieder rege und aufrühreriſch geworden, und es war augenſcheinlich, daß es nur einer Veranlaſſung bedurfte, um wieder zu blutigen und gräßlichen Auftritten zu kommen, wie Siena ſeit zwei Jahrhunderten ſchon unzählige geſehen hatte. Der ängſtliche Wechſler rieth daher ſeiner ſchönen Pflegetochter ſehr nachdrücklich ab, irgend einen der drei Freier auszuzeichnen oder vorzuziehen und keinem Hoffnung zu machen. Er erwartete von der Zeit Hülfe und Erlöſung aus der ſchwierigen Stellung, in welche er durch Mariana's ungewöhnliche Reize verſetzt worden war. Ihr aber waren ſeine Rathſchläge ſehr willkommen, und mit ſtillem Liebeshoffen harrte ſie Tag für Tag des Geliebten, daß er aus ſeinem Dunkel hervortreten und ſeine heiligen Rechte auf ſie behaupten werde. Jeder Abend fand ſie in der Kirche der heiligen Catterina.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Irland.

Von Adrian.

(Schluß.)

2. Das blinde Seekalb.

Vor vierzig oder funfzig Jahren wurde ein junges Seekalb in der Clew Bai gefangen und in die Kuche eines an der Küſte des Meeres wohnenden Herrn gebracht, wo es allmälig wuchs, mit der Dienerſchaft vertraut wurde und ſich an das Haus und die Familie gewöhnte. Das Thier war gutmüthig und ſanft, ſpielte mit den Kindern, kam auf den Ruf des Herrn und war, wie der alte Mann ſich ausdrückte, zuthulich wie ein Hund, muthwillig wie ein Kätzchen.

Das Seekalb ging täglich auf den Fiſchfang aus und ſorgte nicht nur für ſeine eignen Bedürfniſſe, ſondern brachte oft dem Hausherrn einen Lachs oder eine Meerbutte nach Haus. Seine Wonne im Sommer war es, ſich in der Sonne behaglich hinzuſtrecken und im Winter an das Feuer des Heerdes zu legen oder, wann ihm dies zugeſtanden ward, in den großen Ofen zu kriechen, welcher damals in keiner iriſchen Kuche zu fehlen pflegte.

So war das Seekalb vier Jahre alt geworden, als unglücklicher Weiſe eine Krankheit, in Irland das Crippawn genannt, eine Lahmung der Glieder, die gewöhnlich ſehr gefährliche Folgen hat, unter dem Rindvieh des Hausherrn ausbrach; einige Kühe fielen, und das gewöhnliche Heilverfahren, das darin beſteht, daß man ein trockneres Futter gibt, ſchlug hier fehl. Eine kluge Frau wurde zu Rath gezogen, und die Hexe verſicherte dem leichtgläubigen alten Mann, die Sterblichkeit ſeiner Kühe rühre daher, daß er ein unreines Thier in ſeinem Hauſe dulde, — das harmloſe, ergötzliche Seekalb; wenn er daſſelbe nicht ſofort wegſchaffe, würde das Crippawn noch ſchlimmer wüthen und ihre ganze Kunſt die Krankheit nicht abwenden können. Der abergläubige Mann hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Seekalb in ein Boot zu ſchaffen, es über die Clare-Inſel hinaus fahren und dort in's Meer werfen zu laſſen. Das Boot kam zurück, die Familie begab ſich zur Ruhe und am andern Morgen weckte eine Magd den Hausherrn, um ihm zu verkunden, das Seekalb ſchlafe ganz ruhig in dem Ofen. Das arme Thier war zu ſeinem gewohnten Obdach zurückgekehrt, durch ein offenes Fenſter gekrochen und in ſeinem Lieblingsplätzchen eingeſchlafen.

Am folgenden Tag wurde wieder eine Kuh krank. Das Seekalb mußte nun fort; ein Fiſcherboot von Galway verließ Weſtport, um nach Haus zu ſegeln; der Schiffer nahm das Seekalb in Empfang und warf es erſt viele Meilen über Innis Boffin über Bord. Es war geſchehen — ein Tag, eine Nacht vergangen; der zweite Abend brach ein — das Hausmädchen ſchürt das Feuer für die Nacht — es kratzt leiſe an der Thüre — es muß der Hund ſein, denkt die Magd, öffnet die Thure und das Seekalb kommt herein. Der langen und vergeblichen Reiſe mude, bezeigt es durch einen beſondern Schrei, der ſeine Freude ausdrückte, das Vergnügen wieder zu Hauſe zu ſein, ſtreckt ſich an der glühenden Aſche des Heerdes nieder und fällt in einen tiefen Schlaf.

Der Hausherr erfuhr alsbald den unerwarteten und unwillkommnen Beſuch. Die alte Hexe wurde geweckt und herbeigeholt. Sie behauptete, es bringe nie Glück, ein Seekalb zu tödten; ſie rathe daher, dem Thiere die Augen auszuſtechen und es zum dritten Mal in das Meer zu werfen. Der alberne Mann folgte dieſem abſcheulichen Vorſchlag; man ſchnitt dem treuen Seekalb die Augen aus, brachte es am nächſten Morgen in ein Boot und warf das verſtümmelte, in Schmerzen ſich krampfhaft windende Geſchöpf jenſeits der Clare-Inſel wieder in das Meer.

Eine Woche verging, die Krankheit der Kühe nahm zu — eine nach der andern ſtarb und die alte Hexe verſicherte nun den Hausherrn, ihre Kunſt ſei zu Ende und der Fluch, der ſein Vieh getroffen, ſtärker als ihre Heilmittel.

Das Seekalb war nun acht Tage in dem Meer. Es ſtürmte furchtbar. Wenn das Raſſeln der Fenſter, das Schlagen der Bäume um das Haus einen Augenblick aufhörte, vernahm man ein leiſes Winſeln an der Thüre. Die Mägde, die in der Küche ſchliefen, dachten, das Banſhee zeige einen baldigen Todes-Fall an und ſteckten die Köpfe unter die Decken. Als man am Morgen die Thüre öffnete, lag das Seekalb todt auf der Schwelle.

Von dieſem Augenblicke an, ſchien der Fluch auf dieſem Hauſe zu ruhen. Alle, die an der Mißhandlung des armen Thiers Theil genommen hatten, wurden in kurzer Zeit weggerafft. Die alte Hexe wurde vor Ablauf eines halben Jahres als Mörderin eines unehelichen Kindes ihrer Tochter gehängt. Die Heerden des grauſamen Mannes, der das Seekalb hatte blenden laſſen, wurden die Beute der ſtets weitergreifenden Seuche; zwei Kinder, an denen ſein ganzes Herz hing, ſtarben ſchnell hinweg — nur er überlebte alles, was ihm hienieden lieb und werth war, um dann blind und elend zu ſterben.

Es iſt jetzt kein Stein dieſes verrufenen Hauſes mehr zu ſehen und die Beſitzung iſt das Eigenthum einer andern Familie geworden.

Ein neues Bild in München.

† Kunſtbericht. Kein Bild hat in der neuſten Zeit ſo allgemeinen Beifall gefunden, bei Künſtlern und Kunſtkennern, als eine Gebirgslandſchaft von Heinlein, die im hieſigen Kunſtverein ausgeſtellt war und von dieſem auf der Stelle für 50 Carolin angekauft worden iſt.

Wo die Zufriedenheit mit einem Kunſtwerke ſo allgemein iſt, darf man wohl annehmen, daß etwas Außergewöhnliches geleiſtet wurde, obgleich der Satz umgekehrt nicht richtig iſt; denn wirklich ächte, große Kunſtwerke, beſonders hohen Styls, werden gewöhnlich bei ihrem Erſcheinen von der Menge nicht verſtanden und daher verkannt, von Neid und Mißgunſt aber verhöhnt und verfolgt, und nur erſt der Nachwelt bleibt es vorbehalten, den wahren Werth derſelben zu erkennen und zu ſchätzen. Selten nur ſind diejenigen Kunſtprodukte, die gleich bei ihrem Erſcheinen allgemeines Erſtaunen erregen, gelobt und geprieſen werden, wahre Kunſtwerke, oder nahen ſich nur der höheren Vollendung; bei Heinleins Bilde jedoch iſt der allgemeine Beifall, den es gefunden, nur eine gerechte Würdigung ſeiner Verdienſte und ſeines Talentes. Wäre der Gegenſtand nicht ſo populär, ſo bekannt (denn hier kennt ja jeder die Gebirge), es würde vielleicht auch nur von den Künſtlern und Kennern verſtanden und gewürdigt worden ſein. Nicht ſchwer wird es dem Maler, durch eine Landſchaft, die wir kennen, uns zu feſſeln und in eine gewiſſe Schwärmerei uns zu verſenken, die ſüß und duftig wie Zephyrs Hauch uns Geiſt und Herz umfängt, und uns einwiegt in die Erinnerung an vergangene Seligkeiten. Da macht die Phantaſie alles lebendig: Baum, Fels, Berg und Feld erhält Leben und Bedeutung, die Vergangenheit erſcheint in einem roſigen Lichte, ſchöner, herrlicher als ſie jemals war, beglückt und entzückt uns, erheitert das Herz, wenn es traurig iſt, wiegt es in ſanfte Ruhe, wenn es leidet, ſtillt die Schmerzen, wenn es an den Dornen des Lebens ſich verletzt. Unſere Phantaſie baut auf, glänzend und in wunderbar herrlicher Pracht, und läßt uns als geiſtigen Genuß das nachempfinden, was wir einſt ſinnlich genoſſen. — Nicht ſo iſt es bei einer Landſchaft, die uns fremd iſt. Dort ſchafft die Erinnerung nichts, läßt uns nichts ſehen, was nicht da iſt und ſo haben wir nichts als ein Kunſtwerk vor uns, dies aber muß ſchön ſein, wenn es den Beſchauenden anregen ſoll. Iſt es aber ſo trefflich wie dieſe Landſchaft von Heinlein, ſo erwacht wieder die Phantaſie, nur führt ſie uns nicht in die Vergangenheit, ſondern in die Zukunft, ſie belebt ſich nicht aus der Erinnerung, ſondern aus dem Bilde. Wir ſehen, hören und fühlen nichts anderes, als den Gegenſtand vor uns, befinden uns gleichſam in ihm, der Farbenſchmelz belebt ſich, und wir hören das Rauſchen der Bäume, das Murmeln des Baches, den Geſang der Vögel; fühlen die Wärme der Luft, den ſüßen Duft der Blumen und des Zephyrs Säuſeln umſpielt unſere Schläfe. — Alles dies empfindet man bei einem wirklichen Kunſtwerke; bei einem ſchlechten Bilde freilich kann ſelbſt die lebendigſte Phantaſie nicht ſchaffend werden, denn angeregt muß ſie ſein, ſoll ſie wirken und ſchaffen.

Heinleins Bild zeigt uns im Vor- und Mittelgrund eine wilde Gebirgsgegend, mit Felsblöcken und einzelnen Baumparthien, durch welche ein ſchmaler Fußſteig ſich bis zur Höhe zieht, wo ein kleines Dorf mit einer Kirche ſich befindet. Einzelne Figuren ſind auf dem Wege angebracht. Den Hintergrund bilden die mit Schnee bedeckten Hochgebirge, auf welchen das helle Sonnenlicht glänzt, welche Helle im Contraſt mit der melancholiſchen Dämmerung des einen Theils des Mittelgrundes (der Mittelgrund theilt ſich durch Compoſition und durch Schatten und Licht in zwei Theile) eine zauberiſche Wirkung hervorbringt.

Heinlein iſt ſchon lange als ein tüchtiger Landſchaftsmaler bekannt und geachtet, doch noch nie hat eins ſeiner Werke auf dieſer hohen Kunſtſtufe geſtanden, welche das jetzige einnimmt. Er hat ſich durch dies Bild zu einem der erſten Landſchaftsmaler unſerer Zeit gemacht, und allen ſeinen Nebenbuhlern um dieſen Platz die Palme des Sieges entwunden, wenigſtens hat er alle hieſigen Landſchafter, wie z. B. Morgenſtern, Rottmann, Peter Heß, Dorner u. a., deren Namen in der Kunſtwelt einen guten Klang haben, weit übertroffen. Betrachtet man das vorletzte Bild des jungen Künſtlers und dagegen das letzte, ſo muß man geſtehen, daß der Schritt, den er vorwärts gethan, ein ſehr bedeutender iſt. Jedem Künſtler ſchwebt wohl ein Ideal der Schönheit und Vollkommenheit vor, dem er entgegenſtrebt mit allen Kräften und Fähigkeiten. In Heinleins vorletzten gewahrte man wohl dies Streben, erkannte aber nicht das Ziel, denn es fehlte Feſtigkeit, Reinheit und Sicherheit in der Idee. Dieſe Unſicherheit nun iſt in dem letzten Bilde ganz verſchwunden, man ſieht klar und deutlich, wonach er ſtrebt, erkennt nicht allein, was er leiſtet, ſondern auch, was er will und wohin er will, und ſieht mit welcher Feſtigkeit und Sicherheit er den eingeſchlagenen Weg verfolgt.

Alles bisher Geſagte bezieht ſich auf die Compoſition des Bildes, die wahrhaft großartig genannt werden muß. Da nun aber in dieſer Welt der Unvollkommenheiten nichts den Stempel der Vollendung ganz rein, ohne Beimiſchung von Fehlern oder Schwächen, an ſich tragen kann, ſo hat auch dieſes Bild, ſo reich an Lichtſeiten, ſeine Schattenſeite. Dieſe Schattenſeite iſt die techniſche Behandlung einzelner Theile. Luft und Hintergrund ſind herrlich, ſowohl einzeln betrachtet, als in ihrer Zuſammenwirkung. So ſehr dem Künſtler die Trennung des Mittelgrundes von dem Hintergrunde, und wiederum dieſe hohen Bergparthieen von der Luft, gelungen iſt, ſo wenig gelang ihm das bei den beiden Theilen des Mittelgrundes. Dort geht alles zu ſehr in einander, und das Auge ſucht vergebens einen Ruhepunkt, von dem aus es ſich orientiren und verbreiten könnte. Wie ſehr dies die harmoniſche Wirkung des Ganzen ſchwächt, fühlt jeder. Wahrſcheinlich ſind die einzelnen Gegenſtände, die Formen der Felſen und die Baumparthien, vom Künſtler in der Präparatur nicht markigt genug modelirt, und er hat durch die Laſur, welche er zu ſtark aufgetragen, die Wirkung geſchwächt, wodurch das Ganze in Maſſe mehr als eine glatte Fläche erſcheint. Doch ſind dies Fehler, die leicht zu beſeitigen, und die man gewiß in Herrn Heinleins nächſtem Bilde nicht mehr finden wird. — Noch ein Kennzeichen, daß der Künſtler in der Präparatur nicht markigt genug modelirt, iſt: daß der Vor- und Mittelgrund jetzt, wo das Bild in keinem günſtigen Lichte hängt, alle Wirkung verloren hat und alles in einander geht, ſo, daß man nichts genau unterſcheiden kann, welches beim Hintergrunde und der Luft nicht der Fall iſt. Ein Bild muß, ſelbſt im ſchlechteſten Licht, wie im Schatten, niemals die Harmonie verlieren, die Wirkung darf wohl geſchwächt werden, doch ganz verloren gehen darf ſie nicht. Wo dies geſchieht, da iſt ſicher der angeführte Fehler.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 35. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 10. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

12.

Die Kerzen brannten düſter auf dem Altar. Mariana betete inbrünſtig. Heiße Sehnſucht nach dem Geliebten entquoll ihrem Herzen als Gebet. Da erfaßte ihre Seele eine Ahnung; ſchnell wandte ſie ſich um und fuhr erſchrocken zurück. „Weh mir! ſein Geiſt!“ bebten ihre Lippen. Antonio kniete neben ihr, aber todtenbleich; ſein geſpenſtiſch erloſchnes Auge ſtierte ſie an. Die Haare hingen ihm zerzauſt um den Kopf, ſein ſchwarzer Anzug war nicht in Ordnung.

„Fürchte dich nicht, Geliebte,“ ſagte er leiſe, „ich bin es ſelbſt. Folge mir!“

Und er erhob ſich, hüllte ſich in ſeinen ſchwarzen Mantel und drückte den breiten Hut tief ins Geſicht. Langſam ging er voran, ſie ſchritt mit bangen Gefühlen der düſtern Geſtalt nach, die ſich in den dichtern Schatten der rieſigen Pfeiler verlor. Zitternd trat ſie unter die Bäume, deren vergilbtes Haar die ſchauerlich heulenden Herbſtſtürme wild zerzauſten. Es war ihr unheimlich zu Muth, und faſt hätte ſie aufgeſchrien, als Antonio plötzlich auf ſie zutrat und mit leidenſchaftlicher Heftigkeit an ſeine Bruſt riß. Mit ſchreckhafter Gier ſog er Küſſe von ihren Lippen, und ſeine Augen leuchteten jetzt, wie verglimmende Fackeln.

„O wohl mir!“ ſeufzte er tief auf, „daß ich wieder bei dir bin. An deiner Bruſt allein iſt Seligkeit und überall anders iſt Hölle.“

„Wo warſt du ſo lange? Ach, wie hab' ich mich nach dir geſehnt! Du haſt mir nicht Wort gehalten.“

„Ich mußte verreiſen,“ antwortete er finſter, „gleich den Morgen darauf, als ich dich geſprochen, und jetzt erſt, in dieſer Stunde, bin ich wiedergekehrt; denn ich war krank, ſehr krank.“

„Armer Antonio!“ klagte Mariana. „So weißt du auch nicht, was ſich ſeitdem in Siena begeben hat? Drei Freier quälen mich, eile nun, mich von ihnen zu befreien.“

„Wer ſind ſie?“

„Meſſer Ghino Piccolomini —“

„Ghino?!“

„Er iſt reich und mächtig geworden, ſeit ſein Vater todt iſt, gemordet vom Baſtard Antonio, der auch meinen Vater erſchlug.“

„Gemordet?!“ fuhr der Jüngling auf.

„Durch Undank und ſchlechte Behandlung, wie mir Ghino ſelbſt geſagt.“

Antonio lachte gräßlich auf. „Liebſt du mich noch?“ fragte er heftig.

„Welche Frage! Sie befremdet mich. Mein Herz ſtarb faſt vor Sehnſucht nach dir, und du fragſt!“

„Ich frage,“ ſagte er mit zitternder Stimme, dann ſchrillte ein fürchterlicher Ton durch die folgenden Worte: „ich frage, weil ich Antonio — der Baſtard bin!“

„Weh mir! heilige Mutter Gottes!“ kreiſchte Mariana auf und ſank ohnmächtig — eine geknickte Lilie — in ſeine Arme.

Antonio ſtarrte ihr lange ins Geſicht, auch der Mond ſah wie mitleidig aus ſchwarzen zerriſſnen Wolken auf die Unglückliche herab, aber der Sturm heulte heftiger in den Bäumen und warf ihr dürres Laub zu, gleichſam die zerpflückten Kränze ihres Lebens. Endlich fielen heiße Thränen aus des Jünglings Augen auf ihr ſchmerzlich ſtarres Geſicht. Er ſeufzte: „Wär' es wohl nicht beſſer, wenn ich der kalten, gierigen Zunge meines Dolches vergönnte, dein heißes liebendes Herzblut zu lecken, bleiches Mädchen? — — Oder ſoll ich dich in den Apennin hinaufführen, eine Räuberbraut, daß du dem Baſtard wieder Baſtarde gebäreſt, mein Weib ohne frommen Spruch und Prieſterſegen, und du von der Habe des erſchlagnen Wandrers zehreſt, gebrandmarkt und einſt — Nein, nein, ich will deine Unſchuld nicht morden, und doch lieb' ich dich, wie's keine Worte zu ſagen vermögen, doch bin ich von dir geliebt. Ich Unglücklicher!" Er drängte die freie Hand vor ſeine Augen und ſchluchzte furchtbar heftig; ein wilder Sturm, furchtbarer als die tobende Windsbraut um ihn, zerarbeitete lange ſeine Bruſt, bis er ſich in einen milden Thränenregen löſte. Er weinte, wie ein Kind. „Ein beſſres Loos will ich dir zu bereiten ſuchen," ſagte er dann zuverſichtlich, „ein ſtilles, beſcheidnes. Bedarf es denn des Reichthums, bedarf es des adligen Namens, um glücklich zu ſein? Aber ach! ich habe ja keinen Namen! Keinen? Heiß ich nicht Antonio der Baſtard? Dieſer ſoll ferner mein Name ſein. — Sie werden es nicht vergeſſen haben, daß ich ihr Führer war in mancher Schlacht, daß ich ihre Siege erfocht. Ich will ihnen ferner dienen für geringen Sold, daß ich mein Weib ernähren kann, damit ſei's genug. Ich will kein Räuber werden, kein Mörder, nein, ein ehrlicher Bürger und dieſes Engels Gatte."

Er ließ die Ohnmächtige ſanft an dem Baume niedergleiten, und eilte in die Kirche zurück, wo die Zofe wartend ſtand. Dieſe unterrichtete er ſchnell und befahl ihr, die Herrin, wenn ſie zu ſich käme, langſam nach Hauſe zu führen, oder wenn ſie ohnmächtig bleiben ſollte, ſie von den Mönchen nach Hauſe tragen zu laſſen, die er herbeirufen wolle. Nachdem er die Hülfe der letztern angeſprochen hatte, eilte er ſelbſt in die Stadt, und trat in das Haus des Wechslers Guilappo.

Seine Heftigkeit ließ ihn nicht bemerken, wie der bejahrte Mann ſcheu vor ihm zurück wich, ſobald er ihn erkannt hatte. „Es werben mehre um die Hand Eurer Nichte," ſagte er verſtört, „ich aber beſitze ihr Herz und ihr Wort; der Segen unſers ſterbenden Vaters ruht auf unſrer Verbindung."

„Ihr?!" fragte der Wechsler erſtaunt.

„Ich!" verſetzte Antonio mit Stolz. „Und Ihr werdet mir Mariana's Hand nicht verweigern. Ihr habt kein Recht dazu."

„Euch, dem Baſtarde, dem Vatermörder, dem Mörder Meſſer Placidi's, Euch verweigere ich meine Pflegetochter mit allem Rechte. Verlaß dieſes Haus, Wahnſinniger, das durch deine Gegenwart verunehrt wird, und wage nie wieder, es zu betreten."

„Nichtswürdiger!" tobte Antonio und fuhr nach dem Schwerte; er hatte keins. Er wollte fort, um ſich Waffen zu holen, da kamen die Dominikaner und brachten Mariana, die unterwegs wieder zu ſich gekommen war. Schnell ſchmolz ſeine Wuth vor der aufflammenden Liebesglut in ſeiner Bruſt. Er ſtürzte zu ihren Füßen, aber kaum hatte ſie ihn erkannt, als ſie mit einem Angſtſchrei rief: „Ha, Fürchterlicher!" und ihr Geſicht in den Händen verbarg. Da raſte er, von Verzweiflung erfaßt, aus dem Hauſe.

(Fortſetzung folgt.)

Urtheil eines Engländers über die deutſchen Malerſchulen.

(Mit „deutſchen" Anmerkungen von E. Duller.)

Der Engländer, welcher hier über Deutſchland urtheilt, thut dies in einer Reihe von Aufſätzen (German Sketches) die in mehrere der geleſenſten engliſchen Zeitſchriften übergegangen ſind. Er ſcheint ſich mit ſeiner genauen Kenntniß Deutſchlands und deutſcher Kunſt viel zu wiſſen, was ihm wohl noch beſſer anſtehen dürfte, hätte er den Engländer und engliſche Anſicht etwas mehr bei Seite geſetzt. Immerhin aber iſt es für den deutſchen Künſtler und Kunſtfreund intereſſant zu vernehmen, was Ausländer Wahres oder Falſches von ihm ſagen; der Deutſche beſitzt ja vor allen Nationen die Gabe, aus ſich heraus zu gehen, den Standpunkt des fremden Beurtheilers einzunehmen und von dieſem aus ſich ſelbſt zu erkennen und zu belehren. In dieſer Abſicht geben wir hier die Überſetzung der fraglichen Beurtheilung. Wie wenig indeſſen der ausländiſche Beurtheiler in das Weſen unſerer Kunſtwelt eingedrungen iſt, geht neben andern, zum Theil ſehr befangenen Anſichten, insbeſondere auch daraus hervor, daß er der Düſſeldorfer Malerſchule, aus der doch in neuerer Zeit ſo bedeutende Talente hervorgegangen ſind, auch mit keiner Silbe erwähnt. Nun ja, das Dampfboot fährt an Düſſeldorf nur ſo vorüber, und ſo iſt denn unſer engliſcher Kunſtfreund auch nur vorüber gefahren. Doch zur Sache; es läßt ſich der Engländer vernehmen:

„In Deutſchland herrſcht der Sectengeiſt und übt ſeine Gewalt über alle Künſte aus. In dieſem Lande ſchwört man nicht höher, als bei den Worten des Meiſters, deſſen Lehre man folgt. Da nun die Schulen ſich oft ändern und die philoſophiſchen Theorien von Jahr zu Jahr wechſeln, ſo iſt die natürliche Folge davon, daß ein wandelbarer in ſeinem Unbeſtande enthuſiaſtiſcher und zugleich in ſeinen Dogmen unduldſamer Pedantismus ſich der Jugend bemächtigt. Wie ſich der Glaube ändert, ſo ändert ſich auch der Pedantismus. Kurz, der Pedantismus iſt die Erbſünde Deutſchlands. Nur in dieſem Lande ſieht man erwachſene Schüler von dreißig Jahren das Schwert in der Hand und das Argument im Munde für Fichte oder Kant, für die Conſtitutionen der griechiſchen Demokratien, oder für die der venetianiſchen Ariſtokratie ſtreiten. Dieſes Bedürfniß, ſich um irgend ein Panier zu ſammeln, entſteht aus dem Geiſte des Zuſammenlebens, der Gemeinſchaftlichkeit, welchen wir Engländer gregarious nennen, und der gerade das Gegentheil von der dem engliſchen Volke ſo theuern Individualität iſt. Als Engländer lieben wir uns zu iſoliren und unſer Wahlſpruch iſt der der Medea Corneille's: „Moi, dis-je, et c'est assez!" Jedermann folgt ſeiner eigenen Laune.[1]) Martin (!), in deſſen Talent die maleriſche Tüchtigkeit und die Kraft geometriſcher Combinationen ſich vereinigt zu haben ſcheinen, konnte in keinem andern Lande geboren werden. Kein Lehrer, keine Schule würden ihm eine ſo bizarre Vernachläſſigung aller angenommenen Regeln erlaubt haben.[2])

„Ihr habt keine Malerſchule (ſagte mir einſt mit erzwungener Naivetät ein junger, ziemlich ausgezeichneter deutſcher Maler mit langgelocktem Haare, der nie etwas anderes als Profile zeichnete und ſeine Bilder damit anfüllte, um ſich dadurch den urſprünglichen Meiſtern zu nähern.) Er ſprach dieſe Worte ruhig und ſanft, und ſah mich dabei mit einem edlen Ausdruck unausſprechlicher Verachtung an.

„Ihr habt zu viele Schulen," erwiederte ich ihm.

„Was Ihr da ſagt, iſt ein Solöcismus; ich bitte Euch, erklärt mir, was Ihr unter zu vielen Schulen verſteht."

„Das will ich. Euer Land iſt das des Profeſſorats; und Eure, wegen ihres Wiſſens ſo ſehr gefeierten, Profeſſoren ſind nicht, wie die Frankreichs, an ihre tüchtigen Zöglinge gefeſſelt, die ſie zu gewinnen ſuchen, denen ſie ſchmeicheln, die ſie auf jede Art anregen müſſen. Es ſind wahrhafte Meiſter im alterthümlichen Sinne des Wortes, Doctoren, welche die ſtrengſten Geſetze aufſtellen, wahre Braminen, die ihre „Vedas" über die Intelligenz herrſchen laſſen. Jeder dieſer, größtentheils gelehrten und trefflichen Männer, ſchafft ſich ſein Schisma und bildet ſich ein Heer von Anhängern. Verloren würde der ſein, der ſich aus allen jenen Abſonderungen fern hielte. Für ihn gäbe es kein Fortkommen, keine Zukunft mehr. Nicht allein hat jeder Profeſſor ſeine Nachtreter, wenn ich mich eines ſo trivialen Ausdruckes bedienen darf, ſondern dieſen Nachtretern ſchließen ſich wieder andere an.[3]) So haben Eure hiſtoriſchen und poetiſchen Schulen Bildhauer- und Malerſchulen geſtiftet. Die allgemeine Bewunderung des Nibelungenliedes, zuerſt von Schlegel und Tieck angeregt, hat die ganze Cornelius'ſche und Schnorriſche Schule erzeugt." [4])

„Was liegt daran," antwortete der junge Deutſche, „Wenn dieſer Weg der Ausführung uns zu Meiſterwerken führt, wenn wir dadurch eine mehr ideale Schönheit erreichen, wenn, indem wir uns ein ſublimeres einzigeres Vorbild vor Augen ſtellen, wir dieſer verzweifelnden Mittelmäßigkeit entgehen, welche die Künſte in Europa überſchwemmt, dieſer Sucht nach kleinlicher Effectelei und falſchem Geſchmack, welche in's beſondere der Malerei ſo verderblich zu werden droht. Könnt Ihr uns große Strenge, Feſtigkeit im Entwurf, eine gewiſſe Tiefe der Gedanken, abſprechen, eine Einheit, die Euch fehlt, einen Ernſt, eine Empfindung, die man vergebens bei den Künſtlern Englands, Frankreichs und des modernen Italiens ſucht? Die meiſten unſerer Künſtler haben die Kunſt um ihrer ſelbſt willen geliebt, ſie hängen ihr mit heiliger Verehrung an, ſie haben ſie geehrt und gepflegt, nicht in der Vorausſicht auf Vortheil, Fortkommen und Erwerb, ohne engherzige Perſönlichkeit. Der Gewinn, dieſer Gott der handeltreibenden Nationen, deſſen Altar das Comptoir iſt, wird von unſern deutſchen Künſtlern verachtet. Ihnen ſind Begeiſterung, Fleiß, Talent nicht bloße Werkzeuge zum Glücke, die Leiter auf der man zu Reichthum, Glanz und Wohlleben empor ſteigt." (Fortſ. folgt.)

Scherz und Ernſt.

Von

J. C. Nänny.

1. Narren.

Die Narren willſt du bilden,
Und fangſt ſchon an zu meißeln?
Hafiz, der Perſer, lehrte:
Die Narren muß man geißeln!
Mir ſcheint auch dies bedenklich,
Sie gehn zu ganzen Haufen;
Gehörſt du zu den Weiſen,
So laß die Narren laufen.

2. Recenſion.

Dein Lied iſt hinten lieblich gereimt,
Nur was du vorn dazwiſchen geleimt,
Iſt ungereimt.

3. Erwiderung.

Ich will nicht plaudern als Erzähler,
Was du gethan und nicht gethan;
Doch häufteſt Fehler du auf Fehler
Und wicheſt von der Klugheit Bahn.

„Fern ſei, zu ſpielen den Verhehler,
Wenn ich vom Rechten mich entfernt;
Doch hab' ich oft durch meine Fehler
Mehr, als durch Tadler noch gelernt!"

Correſpondenz.

*München, Januar 1843. „Mit welchem Bühnenſtück iſt das Neue Jahr in München eingeführt worden? Herrſcht auch an der Iſar kühlem Strande der fruchtbare Raupach, wie auf dem Theater an der Spree?" — Halt, ſonſt beſtürmen Sie mich mit einem ganzen Sandſturm von Theater- und

---

[1]) Dieſes Bedürfniß, ſich um irgend ein Panier zu ſammeln, entſteht aus dem Gefühl der Ohnmacht, wofür unſeres Engländers Ausdruck: „gregarious" noch eigenthümlicher iſt; man denke nur z. B. an Schaafe beim Wetter. Schande genug, daß das Ausland auf den erſten Blick wenigſtens die Wirkung gewahrt, Glück genug, daß es die innerſte Urſache nicht herausliest. Wir ſind durch eine gewiſſe Pietät unmerklich zu einer ſolchen unedlen Gemeinſchaftlichkeit gekommen; aber eben dieſe letztere wird, wenn die eingeſetzten Sporen nur tüchtig ziehen, zu andern Reſultaten führen, als ſich bis jetzt etwa ſchon ausprägte. Dies Zuſammenleben wird, ſobald nur ein Scherbengericht beſteht und ſich auch der Meiſter nicht vor der Zeit vergöttern kann, zum concentriſchen Streben werden. Und das iſt etwas, wovon ſich die Engliſche Kunſt noch nichts träumen läßt. — Der engliſche Vereinzelungstrieb bringt übrigens unter den dichten Nebeln Albions wirklich das zu Stande, was unſer Mann: Jeder folgt ſeiner eigenen „Laune" nennt; er hätte auch ſagen können, ſeinem eigenen raptus.

[2]) Und nicht ein Mal der heilige Lucas wird ſie ihm vergeben. Doch im Ernſt: Martin iſt für einen Maler ein äußerſt ſchätzenswerther Theaterdirektor; freilich liegt ihm an ein paar tauſend Choriſten mehr oder weniger nicht viel, doch das ſchadet nichts, ihr müßt ihm wenigſtens einräumen, daß er ſein Publikum kennt. Ich bitt' euch: Ihr ſeid in der Kunſt nicht um ein Haar milder als jene Römer in ihren Amphitheatern; ihr habt eine wahre Wolluſt, an einigen tauſenden Legionen und Myriaden. Martin iſt ein großer Maler!

[3]) Der Gloſſator verliert bei dieſer Stelle die Narrenkappe, denn der Engländer hat Recht. Wir beten kein goldnes Kalb an, ſondern einen goldnen Zopf, obwohl wir zu Zeiten uns einbilden, die Zucht der natürlichen Haarſchwänze wäre ausgerottet, aber der Keim der Zopfheit iſt unſterblich, das iſt unſer Fluch, daß ſelbſt alles Edle und Erhabene von dieſem Schimmel angegangen wird.

[4]) Wie z. B. auch Klopſtock durch das eifrige Studium Claurens zum Meſſias angeregt wurde, und Albrecht Dürer bekanntlich durch Sauter und Greiber ſeinen erſten Zunder empfing. Shakeſpeare ſoll, den neueſten Entdeckungen zufolge von Raupach und der Birch-Pfeiffer viel abgeſehen haben! — Im Ernſt: wächst die Eiche aus einer Tannenwurzel, die Fichte aus einer Eichel?

Opernfragen, die Sie, verehrteſter Phönixleſer, in der eleganten Zeitung, im Morgenblatt und wo ſonſt nicht tauſend Mal geiſtreicher, d. i. ſchnabelſchneller, beantwortet finden könnten, wenn Sie als Phönixfreund, wie ich mir denke, nicht tiefergehende, ernſtere Berichte lieben. Dieſe ſind aber über das Bühnen- und Bretterleben die allerſchwerſten, denn im Ganzen muß man auch am Beginn des Kometenjahres 1835 noch mit dem großen Geiſteshelden, dem in dieſem Jahre die Schwaben ein Denkmal ſetzen werden, von den Bühnenhallen ſagen: Es geht ein finſtrer Geiſt durch unſer Haus. Die Begeiſterung, welche einſt Schiller, Göthe und Andre für die nationale, ja Weltbedeutung der Bühne ausſprachen und erweckten; wo iſt ſie geblieben? wo iſt ſie heimiſch geworden? Mußte doch Göthe ſelber noch zu großem Seelenſchmerz den Hund des Aubri über ſein geliebtes Weimariſches Theater ſchreiten ſehen: und Joko — wo hat er nicht ſeine völkerbildenden Salti mortali ſehen laſſen? — — Wer trägt die Schuld? Sie iſt nicht von geſtern und vorgeſtern, ſie rührt auch nicht allein von Dieſem und Jenem, ja ſie kommt nicht allein von der Bühne. Zum Schauſpiel gehören Zuſchauer, der wollige Vielkopf Publikum im Parterre, hoher Adel auf Gallerie-Nobile, Kreti und Pleti im Paradies und Juchhe. Jeder kommt bereits hochgebildet (durch Converſationslexikon, Clauren, Saphir, Pfennigmagazin, Conſtitutionel, Victor Hugo, Quinet-Ahasverus u. ſ. w., u. ſ. w., u. ſ. w.) in's Theater und will durch daſſelbe nicht gebildet, nicht erhoben, ſondern ganz allein unterhalten, zerſtreut, gegaumenkitzelt werden; und auf Allerhöchſte Befehle werden Tanzkunſtſtücke aufgeführt. Spaniſche Stiefeln, ſpaniſche Krägen und ſpaniſche Reiter kannte unſer von allen Fremden heißgeliebtes Deutſchland längſt; jetzt gehen auch ſpaniſche Tänzer über die deutſchen Bühnen. Augenblicklich beglücken ſie unſer Iſarathen, worin zugleich auch wieder ächte Tyroler jodeln. — Doch ich breche für heute von dem Illuſionsleben ab, da ich mir ſelber anmerke, was Sie, beſter Herr Phönix, von vorn gleich geſpürt haben werden, daß ich mit dem neuen Jahre die Welt, die Welt, die Bühnenwelt zu ſauertöpfiſch anſähe. Aber Eins muß ich Ihnen doch ſchließlich noch mittheilen, was — wie jüngſt in einem diplomatiſchen Zirkel ein junges auf den gelehrten Lorbeeren ſeines berühmten Vaters ruhendes oder ſich ſteifendes Stutzbärtel ſagte — für ganz Europa wichtig iſt, nämlich, daß die Schechner-Wagen dem Theater durch die Homöopathie wahrſcheinlich wieder gewonnen worden iſt. — Dem ernſten Phönix wird's nicht unwillkommen ſein, wenn er nach den neueſten Univerſitätsbeſchlüſſen von Zeit zu Zeit auch über dieſe wunderſamen Gewächſe (ich meine die Hohen Schulen), über ihr fortſchreitendes inneres Leben in ihren Lehrern, deren Leiſtungen für die Wiſſenſchaft, ſo wie in ihren weſentlichen Veränderungen, Beförderungen, Geſetzen ꝛc., Bericht erhält. Das eben erſchienene Verzeichniß des Lehrer-Perſonales und der ſämmtlichen Studirenden an unſerer K. Ludwigs-Maximilians-Univerſität hieſelbſt für das Studienjahr 1834 und 1835 zählt an ordentlichen Profeſſoren 45, an Extraordinarien nur 12, an Profeſſores Honorarii 13, an Privatdocenten (dieſem zweiten Aufgebot, dieſer natürlichen Ergänzungs-Reſerve der Hohen Schulen) nur 6 (ſage und ſchreibe ſechs) auf. Studirende werden aufgeführt 1459: darunter nur 174 Ausländer oder Nichtbaiern. Jene große Zahl vertheilt ſich ſo: 423 Juriſten (und wie viele harren ſeit Jahren im Lande als Practikanten der Anſtellung!), Kameraliſten 39, Forſt- und Bauweſen 95. — Mediciner 331, Pharmaceuten 55. — Philoſophen (d. h. die Füchſe aller Facultäten, nicht lauter Schellingianer, Baderianer, Görreſianer, Meilingeraner). — Theologen 216. — Von den Profeſſoren hatte Puchta nach langem Herüber- und Hinüber-Handeln den Ruf nach Marburg angenommen; ſoll aber neuerdings dennoch wieder um Entbindung von ſeinem Worte in Marburg eingekommen ſein. Der Botaniker Dr. Zuccarini iſt Ordinarius geworden. Profeſſor Dr. Maßmann hat vom Könige von Preußen für das von ihm im Auftrage des Kronprinzen von Baiern herausgegebene gothiſche Sprachwerk (Auslegung des Evangelii Johannis, aus römiſchen und morgenländiſchen Palimpſeſten) ein huldvolles Kabinetsſchreiben nebſt ſehr werthvoller goldener Medaille zur Anerkenntniß der Verdienſte erhalten, welche er ſich durch Herausgabe jenes Werkes um die Wiſſenſchaft erworben. — Profeſſor Hermann (Staatswirthſchafter) hat in der von ihm, Rau und Anderen zu Heidelberg neu begonnenen ſtaatswirthſchaftlichen Zeitſchrift eine Abhandlung über die Geſchichte des Münzfußes in Deutſchland, über die Mittel der Ausgleichung, um für den deutſchen Zollverein zu einem gemeinſamen Münzfuße zu gelangen, — geliefert, welche bei den darüber gleichzeitig angeknüpften Verhandlungen nicht ohne Einfluß bleiben wird, da ſie über den ſchwierigen, verworrenen Gegenſtand überaus klar, verſtändig und anwendlich handelt. — Von Profeſſor Schmeller's für die Sprachkunde ſchon wegen ſeiner gediegenen Abfaſſung überaus wichtigem Baieriſchem Wörterbuche iſt der dritte Theil bereits in der Preſſe; der reiche Buchſtabe R. iſt ausgedruckt, das noch reichere S. angedruckt. — Schelling lieſt dieſen Winter wieder Philoſophie der Offenbarung; Görres, wie immer Geſchichte — des Sündenfalles.

Buntes.

Antiker Roſenkranz. Der Herzog von Devonſhire iſt im Beſitze des Roſenkranzes, den einſt Heinrich VIII. trug. Auf den vier Seiten eines jeden Knopfes befinden ſich vier Zirkel, in welche Gruppen geſchnitzt ſind, deren jede aus einem Kapitel der Bibel genommen iſt. Nichts übertrifft die auserleſene ſchöne Arbeit dieſer Reliquie vergangener Tage. Ungeachtet der außerordentlichen Niedlichkeit der Figuren iſt eine jede doch vollendet, und das Ganze iſt nach der Zeichnung Holbein's, des großen Meiſters, der Heinrich in dieſen Roſenkranzknöpfen bildlich dargeſtellt hat. Der Roſenkranz wird auf eine ſinnreiche Art vor Beſchädigung bewahrt, indem er unter einer Glasglocke aufgehängt iſt, wodurch er von allen Seiten betrachtet werden kann.

Die Schickſals-Prophetin. Man hat eine ſehr intereſſante, Frankreichs Geſchichte betreffende Bemerkung gemacht. Es ſoll nämlich noch immer zugetroffen ſein, daß, wenn in Frankreich drei Brüder nacheinander regiert haben, beim dritten eine plötzliche Veränderung der Dynaſtie eingetreten iſt. Philipp der Schöne ſtirbt und hinterläßt vier Söhne, von welchen drei nacheinander den Thron beſteigen. Mit Karl dem Schönen erliſcht die Linie Capet und das Haus Valois kömmt zur Regierung. Heinrich II. hinterläßt wieder vier Söhne: drei davon regieren nacheinander: da kömmt das Scepter vom Haus Valois an die Bourbonen. Die Richtigkeit dieſer wunderbaren Combination des Schickſals hat endlich in unſern Tagen die Reihefolge bewieſen: erſt Ludwig XVI., dann deſſen Bruder Ludwig XVIII. und der dritte Bruder Karl X.: darauf eine neue Dynaſtie, das Haus Orleans. Ja, die franzöſiſche Geſchichte iſt reich an Wundern: In einem ſtürmiſchen Regenwetter klopfte es eines Abends ſpät an die Hütte einer alten als Hexe verſchrieenen Frau im Walde von St. Germain. Herein tritt ein junger Mann, ein Cavalier, der ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nimmt, und zuerſt verlangt, daß ſie ſeinen ausgehungerten Magen befriedige. Ich habe nicht viel, ſagte die Alte; was läßt uns das böſe Regiment übrig. Doch nehmt vorlieb mit Käſe und Brod, was ich Euch anbiete. — Wenn ich einmal König von Frankreich werde, ſagte der junge Mann, ſo ſchaff' ich die Steuern ab und mache Euch glücklich und ſatt. — Da erſcholl ein neuer Schlag an die Thür. Ein junger Mann trat herein, durchnäßt, frierend und wiederum die Gaſtfreundſchaft der Alten anſprechend. Du biſt's, Heinrich? ſagte der Eine. Ja, Heinrich! der andre — Sie mußten ſich kennen, ſie waren von der Jagd des Königs (Karls IX.) verſchlagen worden. Gibt's hier nichts anderes zu eſſen? fragte der neue Heinrich: Nein. — Nun, ſo müſſen wir theilen. Die beiden Jünglinge maßen ſich mit finſterm Blick; da erſcholl ein dritter Schlag. Wieder ein junger Mann trat ein, auch er hieß Heinrich. Der erſte wollte den Käſe verbergen, der zweite zog den Degen und der dritte lächelte. Ihr wollt mir nichts abgeben? fragte er. Nein, ſagte der erſte Heinrich, der Proviant gehört dem, der ihn findet. Nein, ſagte der zweite, er gehört dem, der ihn vertheidigt. Nein, ſagte der dritte, den Degen ziehend, er gehört dem, der ihn erobert. Da ſchlug es zum vierten Male an die Thür: und wieder ein junger Mann trat ein, wieder ein Heinrich — da er bloße Schwerter ſah, zog auch er das ſeine und ſtand dem bei, den er für den ſchwächſten hielt. Der Kampf erhitzte ſich, die Kämpfenden verwickelten ſich durcheinander, die Lampe erloſch, die Schwerter klirrten, ſo währte es eine Zeitlang, dann war Alles ſtill. Die Alte kam mit Licht, und ſah ihre Gäſte, alle verwundet am Boden, und das Brod lag zwiſchen ihnen und war mit Blut beſudelt. Alle lachten aber und ſagten: Nun, kommt, jetzt wollen wir friedlich theilen: und ſie theilten das blutige Brod. Die Alte aber faßte ein Grauen und prophetiſch rief ſie aus: — Wie ihr hier das Brod der Gaſtfreundſchaft mit Füßen tretet, ſo werdet ihr die Macht mit Füßen treten, welche ihr theilen könntet. Wie ihr dieſe Hütte zerſtört habt, ſo werdet ihr Frankreich zerſtören: Wie ihr euch hier im Dunkeln verwundet habt, ſo werdet ihr umkommen durch Mord und Verrath. — Die jungen Männer lachten: aber Heinrich von Condé wurde in St. Jean d'Angely vergiftet durch ſeine Gemahlin; Heinrich von Guiſe, ermordet in Blois durch die Fronde; Heinrich von Valois, als König Heinrich III. ermordet durch Clément in St. Cloud; Heinrich von Bourbon, als Heinrich IV. ermordet in Paris durch Ravaillac! —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 36. 1835.

141

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 6.

Mittwoch, 11. Februar.

Gans und die Doktrinäre.

Die Freiheit gleicht einer mannbaren Schönheit, um deren Gunſt die verſchiedenſten Titel und Anſprüche buhlen. Die, welche ſie für eine reiche Erbin halten, ſind vielleicht die genügſamſten; denn ſie glauben wenigſtens keine primitiven Rechte auf ihre Hand zu haben. Anders diejenigen, welche ihre Bewerbungen in der idealen Sphäre halten. Hier ſoll das Verſchiedenartigſte zu demſelben Ziele führen. Der Eine entwickelt ſeine Vergangenheit, ſeine Wiegenträume und ein gewiſſes ungewiſſes Sehnen, das ihn nothwendig zu den Füßen dieſer Göttin gezogen: der Andre hat Pläne für die Zukunft, Abſtraktionen und Hoffnungen, welche ohnehin ſich nur halb erfüllen würden. Der Eine beruft ſich auf die Seelenverwandtſchaft, auf Schiller, auf den Mond: der Andre auf dieſelbe Verwandtſchaft, aber auf Göthe, und auf die Sonne. Hier unterſtützt ſich eine Werbung durch die Sentimentalität, durch eine Kirchhofsſcene, und das Auskramen ſeines guten Herzens: dort die andre durch Genialität, durch einen Abend in der Oper und durch die Prahlerei des Witzes. Und Jedem ſoll ſie Gehör ſchenken, Jeder hat ſie ſchon im Traume geſehen, Jedem fehlt blos ſie nur noch, und Jeder nimmt ſie in Anſpruch, das Entgegengeſetzte auszufüllen.

Ich gehöre zu jener ächt hiſtoriſchen Schule, welche die Freiheit aus Inſtinkt liebt. Wir kalkuliren nicht, ob die Reſultate unſrer Studien auf ſie hinauskommen, ſondern wir folgen einem uranfänglichen Zuge, einer Lockung, einem Tone aus dem Walde, welcher nicht täuſchen konnte, da wir die Göttin ſelbſt geſehen haben, auf Augenblicke, wie ſie hoch zu Roß, im klirrenden Gefolge ihrer Reiſigen, an uns vorüberzog. Die Freiheit iſt bei uns auch kein Reſultat, ſondern ein Prinzip: wir glauben nicht, daß man die Liebe zu ihr erlernen kann, ſondern daß ſie angeboren iſt. Wir beten ſie an, ohne Raffinerie, jugendlich, vertraulich, lachend, ſie einweihend in die Ausſchweifungen unſrer Laune, welche ſie theilt, nächtlich, verkleidet; kurz wir beſitzen ſie, wie Schauſpieler bei einer Schönheit der Couliſſen, wenn ſie auch draußen noch ſo viel Anbeter zählt, doch immer das Recht der erſten Hand behalten, und in einem Winkel der Requiſitenkammer lachend genießen, was die Andern theuer erkaufen müſſen.

So erſcheint denn auch die Doktrine vor der Freiheit, wie ein Mann, ein geſetzter Mann, der ſich vornimmt, im erſten Jahre ſeiner Anſtellung ſich ein Pferd zu kaufen, im zweiten ein Haus, und im dritten zu heirathen. Er hat ſchon vor mehren Thüren angeklopft, vor den Pallaſtthüren, Kirchthüren, und iſt überall abgewieſen worden, weil er allerdings einige Eigenſchaften beſitzt, die ihn beim Despotismus und der Orthodoxie nicht empfehlen können. Die Doktrin iſt ſtolz: es iſt ihr weder um den Thron, noch den Altar, noch um die Freiheit zu thun. Sie hält zuerſt das Meiſte auf ſich, dann Vieles auf ihren Katheder, und zuletzt Einiges auf die poſitiven Zuſtände, welchen ihre gnädigen Combinationen zu Gute kommen. Die Doktrin ſteht vor der Freiheit, wie ein gemachter Mann, und wirbt für ſich, gleichſam wie für einen Andern. Denn ſie iſt keck, ſie ſinkt nicht in die Knie und betet an, einen Dienſt, den die Freiheit ihren ächten Jüngern gern erläßt, den ſie aber von Jedem fordert, der als Renegat, Philoſoph, Hiſtoriker, kurz als Doktrinär zu ihr kömmt. Der Doktrinär beginnt von ſeinen empfehlenswerthen Eigenſchaften, von ſeinen Vorleſungen, von ſeinem jüngſten Compendium, und gibt zuletzt mit einer ſüßſauern Miene zu, daß er gezwungen ſei, die Freiheit anzuerkennen. Denn der ſiebente Paragraph im achtzehnten Kapitel ſeines erſten Hauptſtücks über die kryptogamiſchen Pflanzen könne allerdings nicht verſtanden werden, ohne auf die Freiheit hinzuweiſen; die Bildung der Flötzgebirge würde nun und nimmermehr zu einem Reſultate führen, wenn man von ihr nicht Einiges entlehnte; die Münzkunde, der Punkt auf dem J, und die Theorie des Vorſtellungsvermögens verlangten freilich, daß man ihr huldige, und ſo ſtehe man denn da, triefend von Weisheit, verſchimmelt von Citaten, ein Foſſil der Gelehrſamkeit, und biete der armen nackten und hülfloſen Freiheit ſeine Terminologien, ſeine Heiſcheſätze, ſeine Subſubdiviſionen, kurz ſeinen ganzen doktrinären Plunder an, um ihre Blöße zu bedecken. Wie ambroſiſch dann die holde Göttin lacht! Wie ſie uns heranruft, uns uneigennützigen Jünger, und abſchlägige Körbe zu flechten bittet! Die Fenſter ihres Tempels werden dann aufgemacht, um die Univerſitätsluft herauszulaſſen: einige Raketen fliegen noch den traurigen Rittern von la Mancha nach, die Muſik ſpielt auf, und wir beginnen unſere Tänze unſre Phrygiſchen Walzer und unſre Carmagnole.

Ich beeile mich, einem ſo rüſtigen Mann, wie Eduard Gans, meine Hochachtung auszudrücken, und ihn von einem Heereszuge zu trennen, der mannichfache Luſt hat, ihn zu einem ſeiner Führer zu wählen. Gans iſt nicht frei von Syſtematik und Kategorien; aber ſeine angeborne Natur, eine eifrige und glühende Individualität, liegt mit ihnen in witzigem Kampfe. Gans nahm ſeine Erziehung, wenn auch nicht originell, doch mit Lebhaftigkeit in ſich auf, er warf ſich auf das Studium der Rechte, das zu poſitiv, und ſo zu ſagen zu erlernensnothwendig iſt, daß er mit Enthuſiasmus ſpäter einen Standpunkt ergriff, der ihm erlaubte, ſich von der Schule und dem, was alle wiſſen müßten, zu dem, was man nicht ändern kann, es ſei denn, daß man der Kunſt, der Literatur, dem Theater entſagte und ſich Jahrelang auf die philologiſchen Galeeren des Quellenſtudiums ſchmiedete, zu emanzipiren und Alles neu in ſich wiederzuſchaffen, was hiſtoriſch thatſächlich zu beweiſen er Andern überließ, was er als bequemes Reſultat fremder Nachtwachen annahm und dann Hegeliſch miſchte und digerirte. Es hätte dieſe improviſirte Originalität leicht der Vorwurf treffen können, daß ſie nur formell ſei, und in der That liegen ihre Sätze auch nur in neuen Theilungs- und Anordnungsprinzipien; allein die Hegelſche Philoſophie nimmt glücklicherweiſe keinen Unterſchied an zwiſchen der Form und dem Inhalt; das Äußerliche iſt ihr gerade das Weſentliche, die Schale das, was im Prozeß des Gedankens immer gleich wieder zum Kern wird. So ſchuf ſich Gans, ohne viel Mühe, in der Oper, in muſikaliſchen Soiréen, auf Reiſen, unterweges ein neues juriſtiſches Syſtem und macht uns erklärlich, wie es möglich iſt, ein gründlicher Pandektiſt zu ſein, und zu gleicher Zeit über China, Shakeſpeare, Göthe, Tieck, Sophie Müller und die Sonntag recht artige und ſogar methodiſche Studien zu veröffentlichen. Ich hoffe, er hält dieſe etwas ironiſche Erklärung ſeiner Vielſeitigkeit nicht für boshaft: ich wollte ihn nur verhindern, darüber nicht ſo pretiös zu ſprechen,’ wie es die Vorrede zu ſeinen Vermiſchten Schriften thut. An den Wiſſenſchaften liegt mir ganz und gar nichts. Ich wünſchte, die Univerſitäten nähmen es darin ſo nachläſſig, daß die Wiſſenſchaften ganz und gar untergingen. Es würde ſchon ein dreizehntes Jahrhundert kommen, um ſie wieder aufzuwecken. Wenn wir nur die Geſellſchaftsrechnung, die Cameralchemie und die Cenſur behalten: das Übrige kommt von ſelbſt.

Gans opponirt, wie es die Hegelſche Philoſophie mit ſich bringt, gegen eine dreifache falſche Anſicht der Geſchichte. Man kann dieſe drei Weiſen: hiſtoriſchen Rationalismus, hiſt. Supernaturalismus und hiſt. Myſticismus nennen. Der Rationalismus iſt hier jene naive Zuſammenſetzung der Geſchichte aus einzelnen Fakten, welche planlos unter einander liegen, wenn ſie nur auf eine Jahreszahl ſtimmen, und die ſich höchſtens zu einem ſogenannten pragmatiſchen Räſonnement erhebt, wie bei Schloſſer, oder zu einer Affektation hiſtoriſcher Kunſt, wie bei Johannes von Müller. Der Supernaturalismus macht die Geſchichte zum Beweiſe einiger vorgefaßter Lieblingsideen, die gewöhnlich einen Anſtrich von Andacht und Salbung haben. Gegen dieſen iſt die berühmte Oppoſition gerichtet, die Gans, wenn man Namen will, gegen Savigny hält. v. Raumer ordnet ſich dieſer Geſchichtsanſicht bei, wenn auch ſeine Andacht weniger Fanatismus als Grimaſſe iſt. Der hiſtoriſche Myſticismus endlich wird durch die Reſtauration der Staatswiſſenſchaften bezeichnet und Gans beklagt es, daß ſich Leo, ein Parteigänger der Hegelſchen Schule, zum Schildträger Hallers hat machen können, und womit Leo bewieſen hat, wie viel der Übermuth und die Unanſtändigkeit eines geſcheuten Mannes ſich in Deutſchland herausnehmen darf. Die Angel, und der Prüfſtein dieſer Oppoſition iſt der Staat. Gans leiſtet hier Alles, was ſich von einem geiſtreichen und angeſtellten Manne nur erwarten läßt. Er bezeichnet in der That die äußerſte Linke des Möglichen. Man ſieht ihn mit Freuden ſich erwärmen an großen

Ereigniſſen, an Sympathien, welche in gewiſſen Lagen mißlich ſind; er folgt dem parlamentariſchen Leben der beiden groſſen Nationen und iſt, wenn er ſich auch als Caution zuweilen der patriotiſchen Phraſen Berlins bedient, doch nie in offiziellen Vorurtheilen befangen. Dieſe Phraſen ſind in Berlin eine Familientradition, die im Geſpräch die Stelle einer Schmeichelei vertreten, und die in manchen Cirkeln zu vergeſſen, in den Ruf eines fühlloſen Herzens brächte. Raumer iſt weit leichter ennuyirt durch die laufende Geſchichte, wenn ſie ſich nicht gleich ſo ſtellt, daß man darüber räſonniren oder aus einem zänkiſchen Prinzip der Rechthaberei ſie auch von der andern Seite anſehen kann. Gans iſt kein hiſtoriſcher Gourmand; er gibt ſich dem Ereigniß hin, und kann eine Wärme dafür empfinden, welche dauert. Raumer unterhandelt nur mit der jungen Generation, weil er ein politiſcher Mann iſt, der weiß, daß der Lebende Recht hat und die Zukunft eben in die Hände der Zukunft gegeben iſt. Gans würde der jungen Generation mit mehr als drei Viertel Seele angehören, wenn er nicht an ſeiner Situation litte, und ein Syſtem des Privatrechts zu vertheidigen hätte, das er einmal früher in einem ſyſtematiſchen Anfalle, bei einem Spaziergang unter den Linden erfunden hat, das dann auch freilich in ſeinen Formeln und Paragraphen erhalten ſein will.

Die glänzendſte Seite des Hegelſchen Syſtems, welche die etymologiſche Dialektik und das Stehaufmännchen der Negation vergeſſen macht, iſt die Philoſophie der Geſchichte. Man kann ſagen, wenn auch Hegel noch im Grabe darüber erſchrickt, ſeine Geſchichtsanſicht war göttlich, frei, freudig und evolutionär. Und doch iſt, wenn das Leben ſpricht, der Augenblick, die That, wenn unſre Zeit wimmert, wie ſie daliegt in den Wehen der Geburt, iſt ſie die Klippe ihrer ſelbſt; denn da ſie Alles objektivirt, tödtet ſie den Entſchluß und erzeugt eine Apathie, welche in ſchwachen Gemüthern Feigheit werden kann. Die Hegelſche Conſtruktionsſucht erzeugt ein moraliſches, oder meinetwegen ein politiſches Laſter, nämlich den Geſchichtsſtupor. Bewundert den Schematismus der Begebenheiten, die Symmetrie in dem, was war und iſt; aber in dem, was ſein wird, reckt eure eigne Hand und werdet, ſtatt Kritiker, Schöpfer! Noch keine Philoſophie hat gewagt, ſolche Entnervung zu lehren, daß wir objektiv auch leben ſollen. Kurz, es wäre beſſer, weniger von der Zeit zu wiſſen, und mehr für ſie zu thun.

Dies Syſtem des vorzeitigen Fixirens und Abſchließens hat auch Gans beſtimmt, ſich einen unveränderlichen Maaßſtab ſeiner Gedanken zu halten, nämlich den Staat. Daß die Dinge erſt am Staate ihre Wahrheit haben, iſt Einer von Hegels Ausdrücken, die für jede Tyrannei als Entſchuldigung dienen können. Aus Gans' Anſichten kömmt immer heraus, daß er den Staat für ein Produkt hält, was ich weder im phyſiologiſchen, noch im mechaniſchen Sinne ſagen will, ſondern um auszudrücken, daß ihm der Staat etwas Ganzes, Rundes, Abgeſchloſſenes, kurz ein Reſultat iſt. Aber Staat als Reſultat iſt immer Tyrannei, ſei es nun mit drei Roßſchweifen oder mit Volkstribünen. Staat als Reſultat macht eine Form der Exiſtenz abſolut, von welcher wir im Gegentheil hoffen, daß ſie nur vorübergehend iſt und ſich in irgend ein Niveau auflöſen muß. Ja, auch gänzlich davon abgeſehen, was die Zukunft bringen wird, ob Staat in der That die letzte Manifeſtation des ſozialen Bedürfniſſes iſt: ſo iſt ſelbſt der Staat von Heute kein Produkt, ſondern etwas ſich Produzirendes, etwas, das ſich erzeugt ohne je ſichtbar, ja auch unſichtbar fertig zu werden. Warum greift man das Prinzip der drei getheilten Gewalten an? Weil man den illuſoriſchen, poetiſchen Stupor hat, immer nur eine runde Oſtenſibilität eines gefertigten Staates zu ſehen, ein Zugeſtändniß, das alle ſtaatsrechtlichen Reſtaurateurs und Feudaliſten benutzt haben, um uns zu organiſchen Staatsgliedern, zu willenloſen Vegetabilien und höchſt ſervilen Pflanzen zu machen, um das Recht der Perſönlichkeit zu beſchränken und der Freiheit verrätheriſch ein Bein unterzuſchlagen. Die Theilung der drei Gewalten iſt und bleibt das erſte Kennzeichen eines Staatsrechtes, das es ehrlich mit der Menſchheit meint. War der Menſch nicht früher als der Bürger? Je mehr die Wiſſenſchaft die drei Gewalten aus dem Bedürfniß der Exiſtenz entwickelt, je mehr ſie vom Staate, wie er iſt, von einem Schema oder von Zuſtänden der Wirklichkeit dabei abſtrahirt, deſto mehr Garantie, daß ſie der Menſchheit athmen hilft und ihren Fortſchritten vorarbeitet. In der Hingebung an ſo heilloſe illuſoriſche Poeſien iſt Gans dicht bei der Doktrin angekommen, von welcher ihn doch Muth, Jugend und Ehrlichkeit trennen. Es thut weh, einen Löwen in der dialektiſchen Schlinge zu ſehen, und ihm nicht helfen zu können.

14) Wörterbuch der deutſchen Sprache in Beziehung auf Abſtammung und Begriffsbildung. Von Konrad Schwenck. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1834.

Die Lieblingswiſſenſchaften des Tages ſind die Geologie und die vergleichende Anatomie der Sprachen. Sie haben beide die innerlichſte Verwandtſchaft und die letzte reiht ſich an die erſte als eine Fortſetzung an. Auch ſie findet in Höhlen, auf Bergesſpitzen uralte Sprachfoſſile, Mammuthsknochen des Lexikons, verſteinerte Fiſche und Amphibien, von welchen man nicht begreifen kann, wie ſie in jene Regionen haben gelangen können. Die Etymologen zerſpalten ſich ſogar in Neptuniſten und Vulkaniſten; denn iſt die Annahme der alten klaſſiſchen Orthodoxie, welche Alles herleitet in den Sprachen vom babyloniſchen Thurm, von den heiligen Gutturallauten der Bibel und den beiden klaſſiſchen Sprachen nicht eine Art Vulkanismus; die neuere Anſicht einer Sprachüberſchwemmung durch Völkerwanderung, von den aſiatiſchen Höhen aus, die vollkommenſte Analogie des Neptunismus? Für die letztere Anſicht haben ſich alle jüngern Katheder entſchieden. Man hat mit ungemein viel Poeſie die Völker wandern laſſen von den aſiatiſchen Hochebenen herunter in die Thäler des Kaukaſus, dann an der Krimm vorbei durch Weißrußland, Podolien nach Skandinavien hin, und endlich wieder ſüdwärts in wärmere Gegenden; und überall ſollen die Völker ſich angeſiedelt haben, die Kranken und Verwundeten, welche nicht weiter konnten, bildeten die verſchiedenen Nationen allmählig, und behielten die nothwendigſten Ausdrücke des gegenſeitigen Verſtändniſſes mit einem Theile der Lebensmittel zurück, lauter einſylbige, aber volle, ſchwere, wichtige Worte, Urlaute, gothiſch und maſſiv. Die Frage iſt nur die: ging ein Seitenarm der großen autochthoniſchen und indogermaniſchen Caravane hinüber nach Griechenland und Italien, um dort den Trojaniſchen Krieg, die milde Joniſche Ausſprache, die Homeriden, die Rammlerſche Mythologie, und Sophokles und die griechiſchen Partikeln, in Italien aber die Conſecutio Temporum hervorzubringen; oder wurden die Wohnſitze der alten Claſſiker von jenem langen Schweif, der in Island und der Edda des Snorro Sturleſon endete, ſüdwärts bevölkert? Ich entſcheide mich für das letztere; denn der Inſpektor Jäkel, der über den Germaniſchen Urſprung des römiſchen Volks und der lateiniſchen Sprache geſchrieben hat, war mein theurer Lehrer, und ein Mann, ſo frei von Pedanterie, ſo nachſichtig gegen einen Sprachfehler oder einen überflüſſigen Fuß in einer ſelbſtgemachten Alcäiſchen Ode, daß ich ihn liebe und ſeine Anſichten, wenn ſie auch irrthümlich wären, theile.

Der Verfaſſer des vorliegenden Wörterbuchs iſt bekannt als ein geiſtvoller Partiſan der Voſſiſchen Schule. Er lieferte vortreffliche Überſetzungen, nahm die Mythologie von einer noch neuen Seite, von der etymologiſchen, und ſchreibt einen Styl, beißend, ſarkaſtiſch, vielleicht nicht ſo maſſiv, wie Voß, aber witziger, und wiederum natürlicher. Man würde die peniblen Unterſuchungen der Etymologie nicht genießen können, würden ſie nicht durch guten Humor gewürzt: und dieſer Humor Konrad Schwencks iſt um ſo gefälliger, als er nicht beleidigt, wie der Voſſiſche, und ſich frei erhält von direkten Antipathien und gewiſſen zeitgemäßen und tendentiellen Steckenpferden, auf welchen ſich Schulmänner und lateiniſche Reiter immer ſchlecht ausnehmen. Es iſt nichts wohlthuender, als wenn ſich die Philologie mit Grazie und Beſcheidenheit in ihren kleinen Kreiſen bewegt.

Das in Rede ſtehende Werk wird ſich einen ehrenvollen Platz in der deutſchen Literatur erobern. Es iſt das Reſultat eines eiſernen Fleißes und gibt nicht nur dem Gelehrten Anregung, ſondern Jedem, der ſo viel Bildung beſitzt, daß er ſich über das Nächſte, über ſeine Mutterſprache unterrichten will, Aufſchlüſſe, ja ſogar Stoff zu einer Übung des Verſtandes und ſeines Witzes, wenn er davon eine Portion beſitzt. Der Gelehrte von Fach wird über des Verfaſſers manche Behauptung eine Diskuſſion eröffnen wollen, er wird z. B. das Wort Kirche nicht aus dem Griechiſchen herleiten, ſondern aus dem altdeutſchen kirk, was einen heiligen Kreis bedeutet, und ſich recht deutlich im lat. circus ausſpricht, er wird je nach ſeinen Kenntniſſen dieſe kleinen Rechthabereien durch Gründe unterſtützen; aber daß es zu einer vollkommenen Zuſammenſtellung der bisherigen Forſchungen im deutſchen Sprachgebiete gediehen iſt, zu einem ſyſtematiſchen, durch eignes Urtheil belebten Repertorium des Wortursprungs, iſt beachtenswerth und verdient namentlich in jenen Kreiſen wirkſame Theilnahme, wo der Lehrer noch immer gewohnt iſt, die Phantaſie der Jugend mit mährchenhaften Wortableitungen ohne Sprachkenntniß und Gedankenanalogie zu beluſtigen. So kannt' ich einen alten Rektor, der ſeine Schüler hoch und theuer verſicherte, die Stadt Tilſit ſei von griechiſchen Bernſteinfiſchern, die ſich mit Römern aſſociirt hatten, angelegt, und der Name ſei auch herzuleiten halb aus dem Griechiſchen: τέλος und halb aus dem Lateiniſchen: sit; ſo daß man 1806 erſt recht habe begreifen können, was man darunter verſtanden: Es ſei ein Ende! Vergeſſen hab' ich, ob er das Ende auf Napoleon, auf den Krieg oder auf den preußiſchen Staat bezog. —

Journaliſtik.

Die kritiſchen Blätter der Börſenhalle erſcheinen jetzt vereinigt mit den literariſchen. Statt der allerdings thatſächlichen und originellen, aber iſolirten und etwas hypochondriſchen Urtheile des Dr. Wurm, trifft jetzt das Publikum die literariſche Meinung eines unſerer gewandteſten Kritiker, des Dr. Wienbarg. Die kritiſchen Blätter werden jetzt ein Syſtem haben.

Seit dem neuen Jahre erſcheinen von meinem Freunde, dem Profeſſor und Doktor Viktor Amadeus Huber, Mecklenburgiſche Blätter, zum Beſten der Armen. Obgleich ihr eigentlicher Gegenſtand die Pferdezucht iſt, ſo ſoll doch zuweilen auch das edle Roß Pegaſus in dieſe Schmiede genommen werden. Der Herausgeber wird auf die Poeſie ein beſonderes Auge haben und zum Beſten der Ludwigsluſtigen und Parchimer Armen, der Armen von Dobberan, Roſtock, Malchin und Gladow das ſogenannte junge Deutſchland flügge machen durch Widerſpruch. Wir freuen uns, daß die Hippologie den Herausgeber nicht ganz von den ſchönen Wiſſenſchaften abrufen wird und beeilen uns, ſeine Zeitſchrift nicht nur Pferdezüchtern, Stallmeiſtern und Bereitern, ſondern auch allen Freunden des Schönen und Angenehmen gütigſt zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 37. 1835.

145

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 12. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

13.

Und wieder von neuen Hoffnungen belebt, trat Antonio am andern Morgen vor die verſammelte Signoria. „Ihr edeln Herrn,“ ſagte er recht wehmüthig, „ihr habt mich gekannt von Jugend auf, und wißt, daß ich nie etwas Böſes gethan. Was brauch' ich euch zu ſagen, wie ich an der Spitze der Reiter von Siena für euch gefochten habe?! Ihr wart im Begriff, mich zum Feldherrn dieſes Staats zu ernennen und mich mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen; jetzt bitt' ich: laßt mich nur ferner Hauptmann der Reiterei ſein, für euch zu fechten und zu ſterben.“

„Wie könnt Ihr wagen, ſolch Begehr an uns zu richten?“ verſetzte der neue Gonfaloniere ſtreng, „Ihr, der Baſtard, der nie unter ehrlich Gebornen Platz nehmen darf, und nimmer eine Stelle bekleiden kann, die nur einem Nove gehört? wie könnt' Ihr's wagen, hier an der Stätte, wo Euer ſchwarzer Undank den edelſten Mann mordete? — Der fremde Baſtard hat hier nichts zu ſuchen. Geht dahin, wo Ihr geboren ſeid. Verlaßt die Stadt! Fort!“

Zerknirſcht ging der Baſtard. Seine Hand wühlte in der Bruſt, aber er verbiß den Schmerz. Er ſtand lange und ſann. Freunde, Bekannte, Spießgeſellen gingen an ihm vorüber und wichen aus. Niemand kannte ihn mehr. Dies ſchien ihn immer mehr zu beruhigen. Sein finſtres Geſicht heiterte ſich auf und in demüthiger Haltung trat er in das väterliche Haus.

„Was willſt du, nichtswürdiger Baſtard?“ kreiſchte Ghino, zu Tod erſchrocken, hinter der üppig beſetzten Tafel hervor, an der er ſchwelgte. „Ihr Diener, werft ihn hinaus, den Mörder meines guten Vaters!“

„Nicht doch, Meſſer Piccolomini!“ bat Antonio gebückt und lächelnd. „Ich bin gekommen, Euch zu nützen, Signore, nicht zu ſchaden. Ich führe nicht ein Mal ein Schwert, keinen Dolch, kein Meſſer. Laßt mich von Euern Knechten durchſuchen.“

„Und was willſt du denn?“ fragte der Herr des Hauſes gnädig.

„Ich will Euch dienen, Herr; ich will mein Brot erwerben in Euerm Hauſe. Und damit Ihr ſehet, wie wohl ich's mit Euch meine, ſo will ich Euch einen trefflichen Rath geben. Man ſagt, Ihr werbt um die ſchöne Donna Mariana Placidi.“

„So iſt's. Was geht das dich an?“

„Es werben aber auch noch zwei andre mächtige Männer um ſie, und wenn Ihr nicht Vorkehrungen trefft, ſo wird ſie der wilde Nicolo Picamiglo mit kühnem Trotz gewinnen; denn er hat jetzt den meiſten Anhang in der Stadt. Ich weiß das am beſten.“

„Und welche Vorkehrungen meinſt du?“

„Ihr gehörtet mit zu einer Verſchwörung der Nove zum Beſten der Exilirten; benutzt dieſe Verſchwörung, verſtärkt Euch. Ich vertrau' Euch im Geheim, die Riformatoren wollen alle Nove erſchlagen, wenn ihrem Anführer die reizende Braut verweigert würde, um ſie durch Euer und Eurer Standsgenoſſen Blut zu erkämpfen. Ihr wißt, wie ſehr mir die Reiterei zugethan iſt. Ein Wort von mir und ſie iſt auf

Eurer Seite. Nun thut den Vorſchlag, daß die drei Bewerber im ehrlichen Kampfſpiel um die Schöne fechten ſollen. Eure Gewandtheit trägt den Preis davon, und ſolltet Ihr ſelbſt das Unglück haben, beſiegt zu werden, meine Reiterei ſteht dafür, daß die Braut doch Euer wird, und ſehen Euch die andern ſo gewappnet, ſo wagen ſie nichts zu unternehmen, ja Ihr könnt mit Hülfe der Exilirten ſogar durch dieſen Kunſtgriff die Herrſchaft der Nove wieder aufdringen. Ich ſteh' Euch mit Gut und Blut zu Dienſten."

„Dein Plan iſt gut," verſetzte Ghino, „aber eine andre Frage iſt, ob ich dir auch trauen darf?"

„Wenn er nicht gelingt, ſo laßt mich aufhängen. Was hätt' ich darunter, falſch zu ſpielen? Ich kann doch dabei nichts gewinnen. Ich weiß, wer ich bin, und wer Ihr ſeid. Ich will Euch einen großen Dienſt erweiſen, damit ich nachher mein Unterkommen in Euerm Hauſe finde, weil man den armen Baſtard überall verſtößt. Ach, ich habe Hunger und Elend ausgeſtanden!"

„Da iß und trink," ſagte Ghino großmüthig, und reichte dem an der Thüre Stehenden dar. „Du ſollſt es gut haben in meinem Hauſe, und ich will mich daran erinnern, daß ich dich ſonſt für meinen Bruder hielt, und vergeſſen, was du meinem Vater gethan. Geh' dann und wirb die Reiterei."

Antonio verſchlang die Speiſen gierig und ſchlürfte den Wein mit lang entbehrter Wolluſt. Dann ging er zu Giulio Montanino.

„Was wollt Ihr? Habt Ihr ſchon vergeſſen, wer Ihr ſeid?" herrſchte ihm der Übermüthige entgegen.

„Ich bin Antonio, der Baſtard, und Euer Knecht, geſtrenger Signore. Vergeßt, was ich früher war, und denkt, ich ſei immer der geweſen, der ich jetzt bin; ich denke auch ſo, und füge mich in die Umſtände. Leiht mir Euer Ohr nur einen Augenblick; ich hoffe Euch einen wichtigen Dienſt leiſten zu können. Bezahlt mich dafür; denn Ihr ſeid reich und ich bin arm und bedürftig."

„So laßt hören."

„Meſſer Ghino Piccolomini iſt mein größter Feind und auch der Eurige. Dieſer Umſtand führt mich zu Euch. Ihr werbt um die reizende Mariana Placidi, und ſchmeichelt Euch, ihre Hand zu erhalten. Ihr irrt. Meſſer Piccolomini wird ſie mit Gewalt ertrotzen. Alle Nove werden ihn mit gewaffneter Hand unterſtützen; er hat großen Anhang im Heere. Wenn Ihr dem Meſſer Guilappo den Vorſchlag thätet, einen Wettkampf um die Donna zu halten, ſo würden Eure Mitbewerber wohl einwilligen. Ihr müßtet dann Eure ganze Partei bewaffnet auf den Kampfplatz führen, und ſelbſt, wenn Ihr, was Euch ſchwerlich begegnen kann, im Kampf beſiegt würdet, ſo könntet Ihr Euch die Braut doch erobern und die Andern würden, vom Anblick der Waffen beſtürzt, ſchweigen und ſie Euch überlaſſen."

„Euer Rath iſt Geldes werth," ſagte der reiche Wechsler und gab dem Baſtard eine Handvoll, die dieſer haſtig zu ſich ſteckte. — Er ſuchte Nicolo Picamiglo auf.

„Was hab' ich mit einem Baſtard zu reden?" ſagte der Plebejer hochmüthig.

„Hört nur zwei Worte von mir, Herr, und wenn ſie Euch von Nutzen ſind, ſo laßt Euch dann eine demüthige Bitte von einem armen jungen Mann vortragen."

„So ſag's und halte mich nicht auf."

„Ihr gehört zu den drei Bewerbern der Donna Mariana Placidi, und die beiden andern werden Euch den Vorſchlag thun, die Donna als Preis eines Wettkampfs zwiſchen Euch dreien zu ſehen."

„O dann iſt ſie mein! Mich ſoll keiner beſiegen, wenn's ſolchen Preis gilt."

„Ihr werdet Sieger ſein, und doch die Braut nicht erhalten."

„Weshalb nicht?"

„Weil Meſſer Piccolomini und Meſſer Montanino insgeheim übereingekommen ſind, daß der Vertrag nur zwiſchen ihnen beiden gelten ſoll. Wer von ihnen der Sieger iſt, erhält die Donna; Ihr mögt nachher beide beſiegen, es wird Euch nichts helfen."

„Wie wäre das möglich? Das dürfen ſie nicht wagen!"

„Sie werden eine bedeutende Streitmacht mit auf den Kampfplatz nehmen, und, ſo wie Ihr Händel anfangt, über Euch und Euern Anhang herfallen, und Euch niedermachen, die Gelegenheit benutzend, den neuerdings aufſtrebenden Geiſt der Riformatoren zu unterdrücken."

„Verfluchte Rotte! Ha, wenn du Wahrheit redeteſt?!"

„Wenn ich löge, was hätte ich davon? Nur wenn ich Wahrheit geſprochen, ſollt Ihr meine Bitte erfüllen, nämlich mich Verſtoßnen unter die Riformatoren aufzunehmen."

„Die Bitte ſei dir im Voraus erfüllt. Außerdem ſollſt du noch reichlich belohnt werden." —

Als Antonio vor der Thür war, lachte ſein ſchwarzgelbes Geſicht in die Bruſt herab. Es war das Hohnlachen eines Teufels. (Fortſ. folgt.)

Urtheil eines Engländers über die deutſchen Malerſchulen.

(Fortſetzung.)

„Es liegt manches Wahre in Euren Bemerkungen,[5]) doch ſind ſie nicht frei von Irrthümern. Ihr habt recht, der engliſche Künſtler beginnt damit, ſein Glück zu erſtreben, doch ſchließt er dadurch die Hoffnung und den Wunſch nicht aus, das Ziel des Talentes, den Ruhm, der freilich allein ihm vorſchweben ſollte, zu erreichen; nie aber will er abſichtlich des Gewinnes halber es verfehlen.[6] Es fehlt ihnen — ich geſtehe es — jene religiöſe und halb-mönchiſche Begeiſterung, die aus jedem Eurer Maler nicht allein ein, ſeiner Kunſt mit Leib und Seele zugethanes Weſen, ſondern auch noch einen der Fahne ſeines Meiſters treulich folgenden Jünger macht. Doch auch jene Strenge, jene ſtarre Erhabenheit haben ihre Gefahren. Diejenige Gattung Malerei, welche man die bürgerliche oder häusliche nennen könnte und die in der Laune, dem Humor, in dem Studium des geſelligen Lebens und der aus den Phyſiognomien beobachteten Charaktere ihren Urſprung hat, ich meine die Familienſcenen und das Portrait, ſind in Deutſchland entweder ſehr vernachläſſigt, oder doch ſehr untergeordnet. Ihr haltet Euch, was das Portrait betrifft, an jene trockne, ſteife und kleinliche Manier der alten Maler, deren Fehler Ihr bewundert (!). Das Trockne Eurer Umriſſe beleidigt das Auge. Ihr unterlaßt die merkwürdigen Zufalligkeiten des Helldunkels aufzufaſſen und in ihren ſchönen Effecten wiederzugeben, die Magie der Atmoſphäre verſchwindet und verſchwimmt unter Eurem Pinſel. Ihr ſcheinet nicht einmal zu ahnen, was Rembrand und Paul Veroneſe ſo gut verſtanden, nämlich: daß die Sonne der alleinige große Maler iſt. Ihr opfert alles der Zeichnung, der Reinheit der Linien, der Tiefe des Gefuhl's, der Größe des Charakters. Dieſe geläuterte Kunſt, Eure neue deutſche Kunſt hat wohl ihren Werth. Doch wenn man einige Zeit ſich unter dieſen ſo fleißigen, aber eben ſo engherzigen Meiſterwerken umgeſehen hat, mit wie freudigem Gefuhl findet man nicht beim Anblicke Titians und Rubens den Zauber der Farbe, den warmen und glanzenden Duft, der uber die Natur gehaucht iſt, wieder! Wirft man hingegen den Blick auf eine Landſchaft der neueren deutſchen Schule, ſo iſt man oft veranlaßt zu glauben, als ermangle ſie aller Luft und der Lebensprozeß ſei darin unmoglich, gerade als ob der pneumatiſche Apparat alle Gasarten der atmoſphäriſchen Luft entzogen habe. Unſere engliſchen Künſtler, Calcott, Turner, Etty und Landſeer, beſitzen im Gegentheil im höchſten Grade jenen Zauber des Colorits, jene Kenntniß der verſchiedenen Tone, deren ſich die Natur bedient, und welcher ſie die Vorſchrift zur Miſchung entlehnen."[7]

---

[5]) Zur Ehre deutſcher Sinnesart darf der deutſche Gloſſator dieſem Orakel ſein: „Ich meine wohl!" nicht etwa aus falſcher Nationalbeſcheidenheit entziehen.

„Leichte Vorſchrift (receipt) um die ich Sie nicht beneide," entgegnete mein guter Deutſcher mit dieſem wegwerfenden Ausdruck, den er bis jetzt noch nicht abgelegt hatte. „Wollt Ihr etwa den Charlatanismus dieſer entweder ſchroff einander entgegengeſetzten oder unbeſtimmt verſchmolzenen Tinten mit der tiefen Wiſſenſchaft vergleichen, welche das Ideal ſucht und wiedergibt? Unter allen Euern Künſtlern kenne ich nur Flarman, der die wahre und reine Idee der Kunſt erkannt und bewahrt hat. Als alleinigen wahren Überſetzer des Horaz, als alleinigen Commentator des Dante, zählen wir ihn zu den Meiſtern der deutſchen Schule. Die andern ſind uns nicht einmal dem Namen nach bekannt; höchſt wahrſcheinlich aber ſind es die erhabenen Schöpfer von Panoramen und Dioramen, jene Maler, welche Ihr Coloriſten nennt, und dies, weil ſie ſtark geröthete Himmel, recht blaue Waſſer und Lichteffecte anbringen, die das Auge kaum zu ertragen vermag. Laßt doch der Oper dieſe kindiſchen Blendwerke. Ich ſage es Euch, niemals werde ich mich von Bildern, wie Ihr ſie mir eben gerühmt, angezogen fühlen."

„Ich tadle Euch, wie ich meine Landsleute tadle, denen in ihrer Verachtung für andere Völker, die Namen von Künſtlern wie Schnorr, Overbeck, Rauch, Peter Heß, Wach, ja ſelbſt der des König's der deutſchen Malerei, Cornelius, unbekannt geblieben ſind. Solche gegenſeitigen Vorurtheile, ſolche Unwiſſenheit führen durchaus zu nichts. Anſtatt zwiſchen den verſchiedenen Regionen der Kunſt einen Wall von Erz aufzuführen, verſuchen wir es, ſie einander näher zu bringen. Euch gehört die Tiefe des Gedankens, uns das Familienleben; Eure Strenge fällt in's Steife, ſie verbeſſere ſich durch die Eigenthümlichkeit und die pikante Varietät des Ausdruck's, welche den Glanz anderer Schulen ausmachen. Unſere zu freie Phantaſie, unſere etwas kleinliche Individualität erheben ſich nur ſelten zu der innigen, großartigen Auffaſſung der Geſchichte. Lehrt uns dieſe Innigkeit und dieſe Größe des Gedankens, die Euch ſo eigen ſind. Wir werden unſere etwas flache Leichtigkeit verbeſſern, indem wir Eure feſte Zeichnung, Eure Nachhaltigkeit in der Ausführung nachahmen. Das Studium unſerer berühmten Meiſter wird dagegen Euch von Eurem Pedantismus abbringen oder ihm doch wenigſtens einen Anſtrich von Feinheit und Grazie geben, die Euch fehlen."[8] Vergebens verſuchte ich durch meine Vorſtellungen dem deutſchen Künſtler ſeine tiefe Verachtung für meine Lands-

---

6) Nie?! Exempla sunt odiosa. Eben Martin z. B. und Lawrence (abgeſehen von allen ſeinen wahrhaften, großen Vorzügen) u. ſ. v. a.

7) Man ſieht, der Engländer war vermuthlich nicht da, wo er ſehen ſollte; obwohl er manches geſehen und vielleicht allzuviel, was er, da er deutſche Kunſtwerke mit engliſchen Augen ſah, alles zu ſehen nicht nöthig gehabt hätte. Trotz der originellen Einſeitigkeit dieſes Engländers, ja ſelbſt trotz ſeiner theilweiſen Ignoranz, bleibt ein gewiſſer Inſtinkt, viel Wahres herauszufinden, intereſſant und für uns lehrreich. Es iſt z. B. nicht abzuläugnen, daß er völlig Recht behält, wenn er uns die Ausbildung und Perfection der eigentlichen humoriſtiſchen Genremalerei gänzlich abſpricht, die aus Holland ſeit der neueren Zeit nach England hinübergeflüchtet iſt, obwohl ſie dort (im Allgemeinen) einen etwas prätentiöſeren und (sit venia verbo) ſentimentaleren Anflug gewonnen. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt ohne Zweifel darin, daß uns, die wir ſtets blos in den Stuben ernſthaft, und auf dem Markte lächerlich ſind, die Scham über unſre Verſchrumpftheit auf den Cothurn hob und wir in den großen Dimenſionen des Pathetiſchen allein uns zu entſchädigen trachten. Wo kein öffentliches Volksleben iſt, wird die Kunſt ſtets einſeitig bleiben müſſen; wir haben keinen Humor in der bildenden Kunſt, wie wir keinen in der dramatiſchen haben, weil wir keinen im Leben haben; wir haben keinen im Leben, weil wir keine Poeſie darin dulden, goutiren und produziren können; Poeſie fehlt unſerm Leben aber ganz natürlicherweiſe deßhalb, weil die Poeſie weder im Treibhäuſern noch in Töpfen, ſondern nur in freiem Erdreich durch Gottes freie Sonne reift. Deßhalb hatten wir die Epoche zu durchleben, in welcher unſre Poeſie ſich blos an Sehnſuchts-Träume anlehnte und in Luftſchlöſſern reſidirte, und ſind jetzt — wenigſtens an die Schwelle einer neuen Epoche getreten, die wir als Turnierſchranken geachtet und von Ehrenholden behütet wiſſen wollen. Iſt erſt Wahrheit in's Leben gekommen, ſo wird es auch in aller Kunſt — Wahrheit, das heißt: es wird eine große (tönende oder plaſtiſche) Poeſie geben. Unrecht thut unſer engliſcher Freund der deutſchen Landſchaftsmalerei, aber aus demſelben Grunde Unrecht, als er von unſerer „halb mönchiſchen" Begeiſterung ſpricht; der Grund iſt kein anderer als — Unkenntniß, letztere war als Produkt zweier niedrer Factoren: angebornen Affenthum's und ſinnlicher Abſpannung, einige Zeit lang, aber auch nur ſehr kurze, und in ſehr eng abgeſchloſſenen Cliquen vorherrſchend, und wenn der Engländer von dem Colorit unſerer neueren deutſchen Schulen ſpricht, denkt er ſtets blos an Retzſch, den Allerfarbloſeſten, der alles eher iſt als wofür ihn ſein engliſcher Freund hält — ein Poet in der Erfindung und — ein Maler in der Darſtellung.

8) Der vermuthlich karrikirt ſein ſollende deutſche Malerjüngling ſagt in dieſer Antwort denn doch manches, was der engliſche Reiſende nicht in ſeinen britiſchen Verſtand überſetzen kann.

leute zu benehmen. Er hüllte ſich in die engen Falten ſeines Mantels und kehrte in ſein dunkles, räucheriges Atelier zurück, ſchlug das Nibelungenlied, dieſe andere Bibel deutſcher Kunſt auf,[*] und ſetzte ſein abgeſondertes, bizarres Künſtlerleben — von dem ich ihn nicht abbringen konnte — nach wie vor fort. Ein weiterer Nachtheil der Schule iſt, daß ſie die Modification der Ideen, die Fruchtbarkeit der Theorien nicht gehörig Raum gewinnen läßt. Man bleibt wie angefeſſelt an dem Lehrgebäude des Meiſters ſtehen. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

Die beſtandene und doch mißglückte Probe. Nachſtehende intereſſante Anekdote verdient mitgetheilt zu werden: Ein junger Mann in Paris, wir wollen ihn Alfred nennen, erhielt nachſtehenden Brief:

„Alfred, du haſt mir geſagt, daß du mich liebſt, und daß dein ganzes Glück der Beſitz meiner Hand ſein wird; ich glaub' es. Wir Frauen und leihen gern ſolchen Schmeicheleien unſer Ohr. Aber das Mißgeſchick einiger meiner Freundinnen läßt mich eine Erfahrung machen, die ich noch nicht haben kann, und ſo hab' ich dies beſchloſſen. Ich bin ohne Eltern: ich bin majorenn: ich kann frei über mein Vermögen und meine Perſon ſchalten. Ich verreiſe auf 6 Monate in die Bretagne zu meinem Oheim, der auch mein Vormund war und welcher wünſcht, daß ich ihm noch etwas von der Freiheit weihen möchte, die ich noch beſitze. Er fürchtet, daß mein Mann, wenn ich mich entſchließe, einen zu nehmen, nichts von einer ſolchen Reiſe wiſſen mag. Ich fordere — dummes Wort! — ich wünſche, daß du während meiner Abweſenheit deine abſcheuliche Gewohnheit ablegſt, die eine unerſchwingliche Leidenſchaft werden kann: ich meine das Spiel. Du gehſt faſt alle Abend mit zwei oder dreien deiner Freunde, die dich verführen, zu dem alten Grafen von B. und jedes Mal ſetzeſt du an zwei hundert Louisd'or's auf's Spiel. Das iſt abſcheulich. Ich bin nicht ſo thöricht, dich von deinen Freunden und Geſellſchaften trennen zu wollen, aber ich fordere — ſchon wieder! — ich bitte, daß du, während der 6 Monate, die meine Reiſe dauern wird, keine Karte anrühreſt. Jeden Tag hab' ich Nachricht von deiner Aufführung, und ich werde ſogleich wiſſen, ob du mir dies Opfer haſt bringen können. Meine Hand iſt der Preis." Hortenſe.

Was da verlangt wird, iſt nicht ſehr ſchwer, ſagte Alfred beim Empfang dieſes Briefes, und fügte, nachdem er ihn noch ein Mal geleſen, hinzu: mein Glück iſt gemacht. Er konnte auch eine ganze Woche bleiben, ohne zum Grafen B. zu gehen; denn obſchon ſeiner ſicher, hielt er es doch für beſſer, die Gelegenheit ganz zu vermeiden. Doch zuletzt ſcherzten ſeine Freunde ſo ſehr über ſein Ausbleiben und der Graf machte ihm ſo viel Vorwürfe, daß er ſich entſchloß, wieder zu ihm zu gehen. Nun, ſagte er, man kann ja in Geſellſchaft gehen, auch ohne zu ſpielen. Ich werde kein Geld mitnehmen. Als Alfred eintrat, gab man ihm einen Platz am Spieltiſch. Nein, ich danke, ſagte er leichthin, ich habe meine Börſe vergeſſen: und überdies hab' ich Kopfweh. Er warf ſich in einen Lehnſtuhl, in deſſen Nähe eine junge Dame ſaß, der er eine große Aufmerkſamkeit früher geſchenkt hatte, da er ſie ſchon oft mit ihrem Oheim beim Grafen geſehen hatte. Er begann ein Geſpräch, ſowohl zur Unterhaltung, wie auch, um einen Vorwand zu haben, daß man ihn nicht wieder zum Spiel lade. Marie war ein junges Mädchen, die ihre Kindheit in der Provinz verbracht hatte auf dem Schloſſe ihres Oheims: ſie war ein wenig linkiſch und ſchüchtern; aber ſie hatte vielen natürlichen Verſtand, Empfindung, und eine ſo außerordentliche Originalität, daß ſie ihm die Welt und die Geſellſchaft unter einem ganz neuen Geſichtspunkte zeigte. Bei jeder Andern würde dies wie geſucht und affektirt herausgekommen ſein; bei Marie mußte man ſehen, daß es Einfachheit, Offenheit und Empfindung war. Alfred hatte nie eine ſo einfache und natürliche Sprache gehört. Zwei Stunden vergingen wie ein Augenblick, und er hörte ſie noch immer, als er ſchon zu Haus war. Wahrlich, ſagte er, das iſt ein vortrefflicher Vorwand, um das Spiel zu fliehen. Ich werde mit der Kleinen plaudern, ſie iſt drollig, originell, allerliebſt, man wird glauben, daß ich ihr den Hof mache und nicht mehr vom Spiele ſprechen. Und Alfred verſäumte keinen Abend beim Grafen, und war immer bei Marie, die er nicht verließ. Seine Unzertrennlichkeit von dem jungen Mädchen gaben aller Welt zu ſprechen: ſie und er, waren die Einzigen, welche an nichts dachten. Eines Abends nahm Alfred Abſchied, als Mariens Oheim ihn bat, morgen früh zu ihm zu kommen. Einen Monat ſpäter führte Alfred Marien zum Altar; das war am 12. Januar. Am 15. kam Hortenſe von ihrer Reiſe zurück. Sie ſaß gerade, um ein Bad zu nehmen, als ſie die Journale durchflog. Da ſchrie ſie auf und fiel rücklings in das Sopha. Sie hatte geleſen: der König hat den Ehekontrakt des Grafen Alfred mit dem Fräulein Marie S . . . unterzeichnet. Sie iſt außer ſich, ſie will jetzt niemand ſehen, und es wird lange währen, ehe ſie von ihrem Kummer geheilt iſt. —

Der alte Jahn über den franzöſiſchen Charakter. „Zum erſten Mal bin ich außerhalb Deutſchlands und nun gleich hier. Die große Reiſehetze (grande tour par l'Europe) zu machen, habe ich immer Unluſt verſpürt. Paris gefällt mir ſchlecht und das Franzoſenthum noch ſchlechter. Paris ſieht am hellen lichten Tage aus, wie eine ehrliche deutſche Stadt im Mondſchein. Von einer Innenhöhe betrachtet gleicht es durch ſeine Rieſeneſſen einem Wald von umgekehrten Abtritten.

„Die Franzoſen haben als Geſammtheit viel Gemeingut von Weltwitz; an Mutterwitz iſt jeder Einzelne arm. Tauſenderlei Wörter beſitzen ſie für den Verkehr ſchlechter Geſellſchaftlichkeit und geheiligter Unſitte; ihrer Sprache aber fehlt es an Schrot und Korn. Was ihr an Gewicht und Gehalt abgeht, vertuſcht ſie durch Gleiße. Zahllos ſind ihre Gleißwörter und Gleißredniſſe, und doch iſt ſie nicht hell, nicht voll. Die deutſche Sprache iſt dichteriſche Erſtgeborne, die franzöſiſche ſetzt die Worte zum Prahlmarſch und das Wort wie ein Gewehr zur Schauſtellung; die deutſche hat Wortton und Redeton, wogegen die franzöſiſche ſich rühmt, wie das Waſſer ohne Farbe und Geſchmack zu ſein. Alle Völker ſagen: „die deutſche ſei die ſchwerſte Sprache." In dieſer Einſtimmigkeit iſt auch ihr Werth und ihre Würde zugleich ausgeſprochen.

„Wechſel und Wandel ſind ihre Götzen, auf Dauer iſt nie bei ihnen zu rechnen. Glaube, Geſetz, Verfaſſung, Königthum, Freithum, Kaiſer, Alles iſt wandelbar; ſie ändern das Wichtigſte, wie eine Hutſchleife und vertrödeln das Heilige, wie einen Gaſſenhauer. Eignes hat Keiner. Sie ſehen Alle aus, als wären ſie bei den Tanzmeiſtern, Fechtmeiſtern und Drillmeiſtern aus der Lehre gekommen. Wie Einer reden ſie Alle; doch paſſen Morgenrede und Abendrede nie zuſammen und wäre ihr Wort eine Brücke, man dürfte nicht trauen, darüber zu gehen.

„Am Eingange zu den Knochenhöhlen prunkt die Inſchrift: „Kaiſerthum des Todes." Die Gebeine und Herzen ihrer großen Männer haben ſie in Fledermausneſtern lichtloſer Gewölbe verkellert, wie man in Deutſchland Suppenwurzeln und Knollgewächſe für den Winter bewahrt.

„Der Deutſche iſt Gemüthswesen, der Franzoſe ein Menſch des gemeinen Verſtandes. Wenn der deutſche Philiſter des Abends aus ſeiner Bierhöhle nach Hauſe torkelt, ſo liegt er häufig lang und lang im Rinnſtein und ergibt ſich in ſein Schickſal, bis ein Biergenoſſe, der weniger geladen, dazu kommt und ihm auf die Beine hilft.

„Der Pariſer Philiſter geht Abends in gemeßner Haltung in das Palais royal, beſieht ſich Alles, was umſonſt zu ſehen iſt und fühlt ſich groß, wenn er dieſes Innengehäuſe durchwandelt. Vor dem Heimgehen beſucht er zuletzt eine Kneipe. Da ſetzt er ſich ſtolz auf einen Hochſitz der eine Fußbank zum Untergeſtell hat. Jetzt läßt er ſich eine Zeitung reichen und ſcheint aufmerkſam darin zu leſen. Vor ihm ſteht ein Junge, der ſein Schuhwerk auf dem Fuße putzt, hinten ſteht ein Mann, der ihn einzopft. Iſt alles vollendet, ſo ſteht er mit Anſtand auf, macht ringsum eine Verbeugung, entſchuldigt ſich höflichſt, bindet ein Tuch um den Kopf, umwickelt ſein Schuhwerk mit altem Papier, überſchnürt es mit Bindfaden, empfiehlt ſich, geht nach Hauſe und iſt am andern Morgen gleich fix und fertig."

(Denkniſſe eines Deutſchen. 1835. S. 162 f.)

---

[*] Wer möchte bei dieſer Stelle, die eine gänzliche Unkenntniß der neueren deutſchen Malerei darthut, nicht unwillkührlich an ſo manches eben ſo ſchiefe transrhenaniſche Urtheil über deutſche Literatur denken? Die Franzoſen laſſen ſich (und wie?) unſern Jean Paul überſetzen, beten unſern Hofmann als Stifter einer neuen Aera an, u. ſ. w. und ſind ſo klug als wie zuvor; denn es braucht etwas lange, bis man aus dem Ocean der Formen das Weſen herausſicht. Der Engländer hat für Deutſchland keine andre algebraiſche Formel, als Retzſch und das — Nibelungenlied! Es verlohnt wahrlich der Mühe, ſeine weiteren Bemerkungen in ihrer ganzen Ausdehnung aufmerkſam zu verfolgen; in welcher beinahe Wort an Wort, Satz an Satz, Wahrheit und Unſinn verſchwiſtert ſich an einander ſchmiegen. So kennt uns das Ausland!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 38. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 13. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

14.

Niemand war froher über das ihm von den Freiern ſeiner Pflegetochter gemachte Anerbieten, ſie als Preis eines Wettkampfs zu ſetzen, als Meſſer Guilappo, theils der Ehre wegen, die ihm dadurch widerfuhr, theils weil er ſo am beſten aus ſeiner Verlegenheit kam. Der Tag des Kampfes wurde beſtimmt, und jeder der Freier rüſtete ſich öffentlich, um mit größter Pracht zu erſcheinen, und im Stillen, ſo viel als möglich von ſeinem Anhang wohl bewaffnet auf den Platz zu ſtellen. Es waren große Vorkehrungen getroffen worden, die vornehmen Geſchlechter der Stadt auf amphitheatraliſch erhöheten Sitzen unterzubringen, doch hatte man der Maſſe des Volks den andern Halbkreis freigegeben. Die Frauen erſchienen zahlreich in großer Pracht, ganz Siena ſtrömte der Kampfbahn zu, welche ſich vor den Bäumen des Dominikanerkloſters auf dem Königsfelde ausdehnte. Mariana wurde, wie ein Schlachtopfer, reich geſchmückt, in Begleitung der drei Freier von ihrem Oheim und den übrigen Verwandten geführt; ſie war bleich und theilnahmlos; es ſchien ihr Alles recht oder gleichgültig. Nur als ſie von der Tribune, auf die man ſie geſetzt, auf die Akazien herab ſah, unter welchen ſie mit ihm gewandelt, der ihre Seele mit der höchſten Liebe und der höchſten Trauer erfüllt, zuckte ſie ſchmerzlich zuſammen.

Es war ausgemacht worden, daß Jeder mit Jedem erſt mit der Lanze zu Pferd und dann mit dem Schwerte zu Fuß kämpfen ſollte, und wer zuletzt Sieger ſei, ſollte die Braut heimführen. Das Loos ſollte die Reihefolge beſtimmen. Es traf zuerſt Picamiglo und Piccolomini. Die Signale wurden gegeben und die Rivalen ritten in prächtigem Schmuck in die Schranken. Schon beim zweiten Gang ſtürzte Ghino in den Sand und fiel ſo ſchwer, daß er ſein Pferd nicht wieder beſteigen konnte. Knirſchend vor Wuth, behauptete er ſeinem Sieger ins Geſicht, er habe auf eine Art gekämpft, der ſich jeder Ritter ſchämen würde, und ſich unrechtlicher Kunſtgriffe bedient, die nur ein Riformatore ſich erlauben könne, der keinen Begriff von Adel habe, und den gemeinen Eingebungen ſeines ſchlechten Blutes folge.

Picamiglo gab dagegen wüthende Schimpfreden, und in einem Nu waren die Schwerter gezogen und raſſelten an einander. Die Gegner waren ſo erbittert, daß ſie den Zuruf der Kampfrichter und Anderer, die den geſetzwidrigen Kampf nicht dulden wollten, gar nicht hörten. Montanino, der zunächſt ſtand, ſprang alſo mit gezognem Schwerte zu, in der Abſicht, die Kämpfer zu trennen. Kaum hatte ihn Piccamiglo erblickt, ſo wandte er ſich raſch, von dem Wahne getrieben, Montanino wolle Piccolomini beiſpringen, gegen den Erſtern und führte einen ſo geſchickten Hieb auf ihn, daß er ſogleich blutend zu Boden ſtürzte. Aber in demſelben Augenblick wurde er ſelbſt von Ghino im Rücken ſchwer verwundet. Das Murren der Zuſchauer wurde jetzt zum lauten Toben. Viele warfen ſich in die Bahn, um die Kämpfer von einander zu reißen. Piccamiglo, meinend, dies ſeien die bewaffneten Nove und Popularen, die ihn vollends niederhauen wollten, gab ſeiner Partei das verabredete Zeichen, und wie entfeſſelte wüthende Tieger, mit gräßlichem Mordgeſchrei brachen die Riformatoren in die Bahn; kaum hatten die Nove und Popularen dies erblickt, als ſie mit gleicher Wuth auf die Angreifenden ſtürzten. In wenigen Minuten war die Kampfbahn ein Schlachtfeld, wo nicht zwei, ſondern drei Heere gegen einander wütheten, jedes gegen das andre. Die Frauen und Kinder und der unbewaffnete Hauſe ergriffen mit Furchtgeſchrei die Flucht, verwirrt lief Alles durch einander, die Einen, um ſich zu retten, die Andern, um Waffen zu holen und ſelbſt am Kampfe Theil zu nehmen. Die ganze Luft war erfüllt vom Geklirr der Waffen, vom Wuthgeheul der Kämpfenden, Schreckengeſchrei der Fliehenden und dem Wimmern der Glocken, welche zum Sturm angezogen wurden. Vergebens ſuchten die Regenten der Stadt, dem Mordkampf ein Ende zu machen. Die Kühnſten fielen in der Mitte der Parteien, die andern flohen. Die drei Freier lagen bald mit vielen Andern entſeelt am Boden. Ihr Fall erbitterte aber ihre Parteien nur noch wilder, die nun in blinder Wuth einander hinmordeten.

Mariana war ohnmächtig von ihrem Sitze gefallen; als ſie wieder zu ſich kam, ſah ſie ſich unter demſelben Baume, wo ſie ſchon ein Mal ohnmächtig gelegen hatte, und über ſie beugte ſich ein Mann, in deſſen bleichen verſtörten Zügen ſie mit Mühe Antonio erkannte. Es war ihr, als erwache ſie eben aus der erſten Ohnmacht und alles dazwiſchen liegende ſei nur ein böſer Traum geweſen. Doch das nahe Mordgeſchrei nahm ihr den Wahn und die Worte Antonio's: „Siehe, das iſt mein Werk, die verſprochne Pracht unſrer Verlobung. Du nannteſt mich zu früh einen Fürchterlichen. Jetzt bin ich's. Fürchte nicht mehr, daß ich dich liebe, ſchönes Mädchen. Meine Bruſt hat nur für das Gefühl der Rache Raum. Und noch iſt ſie nicht befriedigt."

Da ſchlug ihn eine kleine Hand auf die Schulter. Er ſah eine hohe ſchwarzgekleidete Frau vor ſich ſtehen. Es war Roſalba. „Du warſt meiner Liebe würdig," ſagte ſie mit leuchtenden Augen. „Und wahrlich, ich wäre der deinigen würdig geweſen; denn ich hätte gehandelt wie du. Dieſe war deiner nicht werth; ſie begreift dich nicht. Ich verſtehe dich. Drum vergeb' ich dir, daß du mich ausſchlugſt. Kann ich nicht dein Weib, ſo laß mich deine Freundin ſein."

„Nein, mein Weib ſollſt du werden!" ſchrie Antonio und ſeine Augen rollten wie Feuerräder. „Der Schlachttag iſt unſer Verlobungsfeſt, nicht das Friedensfeſt. Meſſer Lucio's Wille geſchehe: Baſtard und Baſtard; wir paſſen zuſammen. Der Alte hat es wohl gewußt. Er war ja doch mein Vater." — Sie ſanken einander in die Arme.

„Unſer Brauttag ſoll noch ſchöner ſein," fuhr dann Antonio fort. „Ich gehe, um dich bald mit einem würdigen Brautzuge abzuholen. Halte dich bereit, mich zu empfangen." Und ſchnell kehrte er ſeine Ferſen der Stadt zu.

15.

Am Pfortenring des Nonnenkloſters zu St. Salvator zog haſtig ein bleicher Mann, deſſen zerrißne Kleider von ehemaliger Pracht zeugten. Er wurde in das Sprachzimmer geführt und verlangte die Priorin zu ſehen. Sie erſchien hinter dem Gitter.

„Ihr habt mir dieſe Kette geſchenkt, hochwürdige Frau, und mich eingeladen, zu Euch zu kommen." Mit dieſen Worten zog er die Kette hervor, die er ſorgfältig an ſeiner Bruſt getragen hatte.

„Wer ſeid Ihr?" fragte die Priorin mit bebender Stimme.

„Ei, kennt Ihr mich denn nicht mehr? Es ſind doch kaum einige Wochen, ſeit wir uns nicht geſehen."

„Antonio!" rief ſie erſtaunt. „Ihr habt Euch ſehr verändert."

„Ich habe mancherlei ertragen müſſen in dieſer Zeit."

„Habt Ihr denn die Kette nicht abgegeben an den älteſten Sohn Meſſer Lucio's?"

„Merkt Ihr denn nicht, fromme Frau, daß ich ſelbſt der bin, dem Ihr die Kette ſchicktet?"

„Du — du — mein Sohn!" rief die Priorin und zog ihn an ihr Herz.

„Wie?" fragte der Verwunderte. „Ihr ſeid —"

„Deine Mutter, deine unglückliche Mutter! Eine dunkle Ahnung zog mich zu dir. Laß dich küſſen, Kind meiner Schmerzen. Aber du biſt ſo blaß, deine Kleider ſind zerfetzt. Was iſt dir begegnet?"

„O vergönnt mir, mich erſt zu ſammeln und die Freude zu bewältigen, die wie ein Rieſenſtrom auf mein Herz ſtürzt, daß Ihr, Ihr meine Mutter ſeid!" Und ſeine Augen begannen wieder zu glänzen, ſein ſchöner kühner Mund anmuthig zu lächeln, ſeine Züge belebten ſich. Das Kind lag am Herzen der Mutter, die mit treueblickenden, liebeleuchtenden, wonneglänzenden Augen auf ihn herabſah und zärtliche Worte koſete, wie man ſie zum Säugling ſpricht. Da genas ſchnell ſein krankes Herz und wurde wieder ſtark und groß. Leicht fand er dann auch den Muth, ihr ſeine bittern Schickſale mitzutheilen, ihrem mütterlichen Herzen ſeinen Kummer zu klagen. Ihr Auge begann allmälig Zorn zu glühen, ihre Fauſt ſich zu ballen, ihre Geſtalt ſich zu erheben, und als ſie ſeine tiefſte Schmach hörte, murmelte ihr Mund Flüche, grauſe Flüche. „Viele meiner Feinde ſind gefallen von ihrem eignen Schwerte," ſchloß er ſeine Erzählung, „aber noch brennt mir der Durſt nach Rache an Siena die Seele."

„Rache an Siena!" rief die Priorin. „Rache für dein geſchmähetes Blut, großer Aeneas Sylvius, Wohlthäter Siena's! — Und was gedenkſt du zu thun?" fragte ſie ihren Sohn.

„Ich will alle Exilirten aus Siena in Italien zuſammentreiben, will zum Papſt, zum König von Neapel, zum Herzog von Calabrien, zum Herzog von Mailand und ein Heer von ihnen zuſammenbringen, womit ich die ſtolze Stadt erobere. Dann will ich als ihr Herr und Gebieter das Schwert der Rache durch die Straßen tragen von Haus zu Haus."

„Das ſoll dir werden, mein geliebter Sohn, ſchnell und ſicher durch mich. Ha! ich ſelber glühe, deine Schmach im Blute der Seneſen abzuwaſchen. Ich will hervortreten aus meiner Dunkelheit und die mir befreundeten Fürſten Italiens um Hülfe anrufen, und mit Schrecken ſoll es Siena erfahren, daß du Pius des Zweiten Enkel biſt." (Fortſ. folgt.)

Schülertroſt.

Ich.

Du netter kleiner Springinsfeld,
So leicht wie eine Federſpule,
Im Lernen ſcheinſt du mir kein Held,
Biſt wohl der Letzte in der Schule?

Er.

Seht, Einer muß der Erſte ſein,
Und Einer iſt der Letzte,
Drum machte das mir niemals Pein,
Wohin man mich verſetzte.

Und wenn ich auch der Letzte bin,
Ich bleibe luſtig und munter,
Und denke ſtill in meinem Sinn:
Jetzt komm' ich nicht weiter herunter!

J. C. Nänny.

Die morgenländiſchen Sagen von Erfindung des Schachſpiels.

Von H. F. Maßmann.

(Fortſetzung und Schluß.)

Die ſchon erwähnte indiſch-perſiſche Sage von der Erfindung des königlichen Spieles lautet genauer ſo. Um das Jahr 400 nach Chriſti Geburt habe ein junger König Schachram, von trefflichen Eigenſchaften, Indien beherrſcht; doch ſei er durch Schmeichler verleitet worden und ein hochmüthiger Thor und grauſamer Tyrann; keine Vorſtellung der Braminen und Räthe, daß er ohne den Geringſten im Volke doch nichts ſei und nichts vermöge, daß ſeine Macht nur im Glücke der Bürger beſtehe, habe gefruchtet. Da habe der Bramine Siſſa geſonnen, wie er die ewige Lehre dem Könige anſchaulich mache, und habe das Schachſpiel erfunden, worin der König ohne Hülfe ſeiner ſich opfernden Unterthanen verloren erſcheint und ſich kaum allein vertheidigen kann; wo der geringſte Bauer oft das Spiel entſcheidet, dem Könige den Thron rettet, ſich zum Feldherrn aufſchwingen kann. Welches alles Siſſa in der dem Könige bei'm und am Spiele ſelber gegebenen Auslegung anſchaulich machte und inſonderheit hervorhob. Dem jungen Könige ging die eindringliche Lehre zu Herzen und ſagte dem weiſen Erfinder jede Belohnung zu, die er verlange. Da bat Siſſa nur um ſo viel Waizen, als die Summe betrüge, wenn er auf das erſte der 64 Felder des Schachbrettes ein Korn, auf das zweite 2, auf das dritte 4, und ſofort auf jedes nächſtfolgende nur das Gedoppelte des vorigen legte. Der König ſtaunte ob der mäßigen beſcheidenen Forderung und bewilligte das Sonderbare. Als aber die Ausführung begonnen wurde, kamen die Schatzmeiſter und Kornkämmerer zum Könige und klagten, daß bald der Reichthum des ganzen Indiens, ja der ganzen Welt nicht hinreichen würden, den Braminen zu belohnen.

Es ergibt ſich dem Nachrechnenden leicht, daß alles Korn, das je ſeit Schöpfung der Welt auf der ganzen Erde geärntet worden, nicht reichen würde, die beſcheidene Forderung des indiſchen Braminen zu befriedigen; und ein Kornhaus von 2253 Geviertmeilen, darin das Korn 30 F. hoch geſchichtet läge, ſomit faſt ganz Italien oder die Summe von beinahe 18½ Trillionen Körner oder 37½ Schäffel erforderlich ſein würde.[*] Wahrlich eine lehrreiche Sage, ein königliches Spiel in jeder Beziehung!

Unter den berühmten Schachſpielern ſtellt die Sage Karl den Großen obenan. Ihm zunächſt wird Timur Lengh oder Thamerlan genannt, der ſonſt mit Menſchenleben ſpielte; ferner der ſechſte Kalif El Amin aus dem Hauſe der Abaſſiden. Unter den gekrönten Häuptern werden ferner berühmt: der griechiſche Kaiſer Alexis (1081—1118), welcher mit ſeinen Vettern Nachts Schach ſpielte, die Regierungsſorgen zu verſcheuchen. Ferner König Sebaſtian von Portugal, der 1578 in einer Schlacht in Afrika blieb und mit dem der Syrakuſer Paolo Boi ſpielte. — Philipp II. von Spanien, an deſſen Hof Boi lebte und ſpielte. — Kaiſer Karl V. — Katharina von Medicis — Pabſt Leo X. — König Heinrich IV. von Frankreich — Königin Eliſabeth von England — König Ludwig XIII. von Frankreich — König Jacob I. von England — König Ludwig XIV. — Wilhelm III. — Karl XII. von Schweden — Friedrich der Große — Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen — Herzog Ernſt von Braunſchweig. An ſie reihen ſich Prinz Kondé, Herbert von Cherbourg, Walther Raleigh u. ſ. w.

Im Jahre 1266 kam ein Sarazene nach Florenz, Namens Buzecha, welcher drei Spiele zugleich mit den beſten Schachſpielern in Florenz ſpielte, zwei Spiele im Kopfe, eins vor Augen. In zweien ſiegte er und das dritte ging aus. Auf ähnliche Weiſe ſpielten aus dem Kopfe um das Jahr 1400 der Florenzer Mangiolino und die Spanier Zerone, Medrano, und Ruy Lopez. Der berühmte Philidor ſpielte ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre auf zwei Schachbrettern, ohne hinzublicken und gewann. Eben ſo ſpielte, ohne hinzublicken, aus dem Gedächtniſſe Alexander Salvio. Er ſelber nennt im 3. Buche ſeines Schachwerkes (das gegen Pietro Carrera gerichtet iſt) einen Mann, der blind geſpielet. Das iſt er ſelber. Um 1556 ſpielte ein wirklich Blinder in Damaskus auch trefflich, wie er auch den Koran auswendig wußte und viele gute Gedichte. Der obengenannte Paolo Boi von Syrakus, darum der Syrakuſaner genannt, von reicher und edler Familie, Italien und Spanien, Portugal,

---

[*] Die ſich von 1. 2. 4. 8. 16. 32. 64. 128. 256. 512. 1024. 2048. 4096. 8192. 16384. 32768. ꝛc. ſteigernde Summen 18''', 446, 744'', 073, 709', 551, 615. Es berechnete ſchon Elzafedi, Averroës von Cordova (1150) und Guſtavus Selenus.

Ungarn während 20 Jahre zum Wettſchach durchreiſend, ſpielte auf 3, auf 4 Schachbrettern zugleich. Eben ſo Sacchieri von Turin, Lehrer der Mathematik zu Pavia. Vier Spiele ſpielte er zugleich, während er plauderte.

An ſie reihen ſich der Portugieſe Damiano und der Spanier Rui Lopez de Sigura. — Giachimo Greko, der „Kalabreſe,“ im Anfange des 17ten Jahrhunderts, reiſ'te auch auf das Schachſpiel in Europa herum, wobei ihn Keiner beſiegte. Von allen dieſen ſind Schachwerke vorhanden. Der Araber Philipp Stamma aus Aleppo, in Paris lebend 1737, und Dolmetſch des Arabiſchen ꝛc. in England. — Der Muſiker Philidor, vom Könige von Frankreich ſo genannt nach einem italieniſchen Tonkünſtler des Namens, eigentlich André Danine heißend, geboren zu Dreux bei Paris 1726, geſtorben 1795 am 31. Auguſt zu London, 69 Jahre alt. Auch ihre Spielarten ſind in beſondren Werken reichlich beſchrieben. Philidor ſpielte noch zwei Monate vor ſeinem Tode mit verbundenen Augen gegen zwei der beſten Spieler zugleich Schach und gewann beide Spiele. Im Jahre 1747 war er in London und ſpielte in dieſem Jahre mit Stamma. 1751 war er in Berlin, 1755 in Frankreich, danach wieder in Engelland bis 1795. — Von Engelländern werden genannt und gerühmt, Cunningham, Rutland, Godolfi, Olibant, Cargrll, Abraham Jank, Black, Conape, Salvador. Unter den Deutſchen ſehen wir die Bauern von Ströpke ſpielberühmt und manche treffliche Schachſpieler leben umher im Lande. Beſonders in Berlin ſind einige treffliche Spieler. So lange er dort lebte, zeichnete ſich als ſchneller vorausblickender Schachſpieler Friedrich Ludwig Jahn aus. Er liebte beſonders und trieb ſehr fertig das ſogenannte Beinſtellen (dar il gambetto, das Gambetſpiel). Unter den Älteren aber ſind außer Dr. Manuel von Coſtanz, als werkthätige Bearbeiter des Schachſpieles hier nochmals zu nennen Herzog Auguſt von Braunſchweig, welcher 1616 als Guſtavus Selenus ſein gediegenes, ausführliches Schachwerk ſchrieb („Das Schach- oder König-Spiel“); nächſt ihm Weckhmann („New-erfundenes Großes Königs-Spiel.“ Ulm. 1664. fol.). Seitdem hat die deutſche Schachliteratur ſich reichlich ausgedehnt. Wir nennen hier Gutsmuth's, Herey, Hoffmann, Kindermann, Koch, Mauvillon, Netter, Nelto, Nikolai, Preußler, Schmidt, Silberſchmidt, Walker (Präſident des Londoner Schachklubbs Werk überſetzt von Schiereck), Duden, Müller, Barſchein, Breitkopf u. ſ. w.

Buntes.

Fürſtendichter. Unſre Zeit hat Dichterfürſten und Fürſtendichter geſehen. Jene ſind ſeltene Gottesgeſchenke; dieſe wünſcht Knebel, der mit dem zu Grabe gegangenen Dichterfürſten in Weimar in nächſtem Verhältniß ſtand, ſo ſelten, als möglich. Er ſagt (in Th. Mundts Schriften in bunter Reihe. Erſtes Heft. Leipz. 1834): „Ich möchte auch nicht, daß ein König dahin ſtrebte, ein Autor zu ſein. Das Studium zieht gewiſſermaßen von der Menſchheit ab, und die Verskunſt zumal macht launiſch.“

Kunſtvereine. Die alten Zeiten hatten ihre Gilden, Zünfte, Innungen; die neuen: Kränzchen, Klubbs, Logen, Vereine. Die alte Kunſt hatte ihre geiſtigen Innungen (das bedeutet urſprünglich Univerſitas). Die neue Wiſſenſchaft hat Akademien, die neue Kunſt — Kunſtvereine — wie Gallerien, was der alten Kunſt die Kirchen waren.

Es iſt ein Zeichen unſrer Zeit, daß die Kunſtvereine ſich reißend mehren. Wir zählen jetzt deren in Berlin, Karlsruhe, Dresden, Düſſeldorf, Frankfurt, Hannover, Kopenhagen, München, Nürnberg, Stuttgart, Wien.

Alle haben den guten Brauch angenommen, daß ſie ihren Mitgliedern (außer Verlooſungen der angekauften Bilder) neujährlich Geſchenke an Kupferſtichen oder Steindrücken geben. Der Münchener Kunſtverein gab ſeinen Gliedern ſonſt, wie auch Wien, Stuttgart, Hannover, noch ein größeres Blatt in Steindruck; ſeit zehen Jahren aber mehrere Blätter, wie auch Berlin, Frankfurt, Karlsruhe, Kopenhagen.

Letzteres gibt jährlich ein Heft radirter Blätter, eben ſo Karlsruhe, Düſſeldorf radirte und lithographirte, Wien einen ausgezeichneten Kupferſtich.

Der mit vielem Takte und Kunſtkenntniß gearbeitete „Katalog von Kunſtſachen und Büchern“ von R. Weigel. 2te Abtheilung. 1834. 8. führt S. 132 — 134. die Kupferſtiche und Steindrücke nebſt ihren Preiſen namhaft auf, wie ſie jene ſämmtliche genannte Kunſtvereine in den letzten Jahren vertheilt haben.

Dieſer Katalog von Kunſtſachen und Büchern, welche in der Anſtalt für Kunſt und Literatur (R. Weigel) in Leipzig vorräthig oder durch dieſelben beſorgt werden, zweite Abtheilung. gr. 8. — enthält auf 134 Seiten eine ſehr reiche, gut und verſtändig, ja mit innerer Sachkenntniß angeordnete Auswahl von Druckwerken über die Kunſt und ihre Geſchichte, ſo wie eine große Anzahl einzelner Kunſtwerke ſelber. Er führt ſeine Auswahl gut geſondert auf unter den Abſchriften: „Kunſtphiloſophie — Kunſtgeſchichte und Kritik — Kunſttechnik — Kunſtgeographie und Topographie — Kupferſtich-, Holzſchnitt-, Handzeichnungs-Kunde und Monogrammenbücher — Gallerien-, Handzeichnungs- und andere Werke — Verzeichniſſe von Gemälde-Gallerieen und andern Kunſtſammlungen. — Bücher mit Kupferſtichen und Holzſchnitten ausgezeichneter Künſtler — bibliſche Geſchichte, Dichtungen in Bildern, und Verwandtes — Sculptur, alte Architektur und Archäologie, nebſt dem Trésor de numismatique et de glyptique — Baukunſt und Plaſtik des Mittelalters — neuere Baukunſt, Architektur- und andere Lehrbücher der Zeichnenkunſt, nebſt Abbildungen von Pferden — Anſichten, maleriſche Reiſen, Panoramen — Todtentänze — Kupferſtiche, nach Schulen und chronologiſch — Radirungen, nach Schulen und chronologiſch — Holzſchnitt- und Clair-obſcurs — Schwarzkunſt-Blätter — Aqua-tinta-Blätter, — Auswahl von neuen Lithographien, — Original-Handzeichnungen, nach Schulen und chronologiſch, — die Darſtellungen der religiöſen Schulen der Malerei in Deutſchland — die Belmiſchen Entſchuldigungskarten — die Deutſchen Kunſtvereine.“

Napoleons Familie. Von allen Gliedern ſeiner Familie, welche Napoleon auf Europas Throne emporgehoben, trägt jetzt kein einziges eine Krone mehr. Sein einziger Sohn, der Herzog von Reichſtadt iſt nicht mehr; ſeine Brüder kehrten in den Schooß bürgerlicher Unbemerktheit zurück; die Kinder der verſtoßenen Kaiſerin dagegen hatte das Schickſal in ſeltſamer Laune königlichen Hoffnungen aufbewahrt; einer von Eugen Beauharnai's Söhnen hat jetzt die Anwartſchaft auf den Thron Portugalls, eine Tochter, (die Herzogin von Braganza, Wittwe Don Pedro's) iſt gegenwärtig dem Weſen nach Herrſcherin, eine andre, die Gemalin des Kronprinzen Oskar von Schweden, wird einſt als geſalbte Königin den Thron beſteigen; eine vierte ſteht als Gattin eines regierenden deutſchen Fürſten im Range gleich mit dem Bruder der Königin von England. So gleicht das Schickſal die Würden, die Leiden, die Entbehrungen aus.

Dem Cenſus der Bevölkerung Roms im Jahre 1834 zufolge belief ſich die Zahl der Einwohner im Ganzen auf 150,016, worunter ſich 35,522 Familien, 210 Ketzer (die Juden nicht eingerechnet) 1557 Mönche, 1359 Nonnen, 1424 Prieſter und 39 Biſchöfe befanden.

Ein Orakelſpruch Talleyrands. Vicomte de B... hatte die Eigenheit in einigen Spielſälen, welche auch der Groß-Orakelmeiſter der neueren und neueſten Zeit, der weltumſtoßende Talleyrand beſuchte, bei'm Miſchen der Karten ſich, was man ſagt, nicht zu geniren. Dieſe noble Marotte zog dem braven Vicomte eines Tages, da man ihm ſchärfer, als ſonſt, auf die Finger ſah, die Unannehmlichkeit zu, unſanft an die Thüre gebracht zu werden, ſo wie das feſte Verſprechen, ihn, wenn er wieder käme, auf noch kürzerem Wege, nämlich durch das Fenſter auf die Straße zu befördern. Voll Beſtürzung eilt der tiefgekränkte Vicomte am andern Tage zu Talleyrand, betheuert ihm ſeine Unſchuld, erzählt ihm ſein Mißgeſchick und erbittet ſich den Rath des alten Kartenkünſtlers en gros. Talleyrand ſchüttelt bedenklich den Kopf und beharret ein philoſophiſches Schweigen. — „Mon dieu!“ dringt der Vicomte auf's Neue in den Orakelmeiſter, — „meine Lage iſt höchſt verdrießlich; geben Sie mir um's Himmelswillen doch einen Rath!“ — „Hm! mon cher!“ erwiederte der Weiſe von London mit wichtiger Miene; — „Spielen Sie künftig blos im rez-de-chaussée!“ —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 39.
1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 14. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

„Aber erklärt mir, Mutter, die Räthſel, die ſich mir entgegenthürmen. War denn Lucio Piccolomini nicht mein Vater?“

„Er war's. Du ſollſt Licht haben über deine Entſtehung. Aeneas Sylvius, der gelehrteſte und glorreichſte aller Päpſte, entſprang, wie dir bekannt iſt, dem Geſchlechte der Piccolomini in Siena. Ich war die Frucht ſeiner zärtlichen Verbindung mit einer geliebten Dame. Du ſiehſt, ich bin ein Baſtard, wie du, und deshalb wollen wir gemeinſame Sache machen. Weniger ehrgeizig, als andre Päpſte, deren Gegner und Bekämpfer er erſt geweſen war, ſuchte mich mein Vater nicht an einen Fürſten zu verheirathen, ich ſollte vielmehr den Glanz ſeiner Vaterſtadt und ſeines Hauſes vermehren, dem er mit beiſpielloſer Liebe ergeben war. Alles, was den Namen Piccolomini trug, erfreute ſich ſeines väterlichen Schutzes. Er wurde in jeder Beziehung Siena's Wohlthäter. Zu jener Zeit brachen die heftigſten Stürme gegen die Ariſtokratie in Siena aus. Alles, was adlig war, wurde verjagt oder erſchlagen, nur die Piccolomini blieben verſchont, ſie überhäufte das wüthende blutgierige Volk von Siena mit Ehren und Würden. Das Haupt des Hauſes war Cäſar Piccolomini, ein würdiger Greis von trefflichen Eigenſchaften, und von meinem Vater, deſſen Jugendfreund er war, brüderlich geliebt. Meſſer Cäſar war Wittwer, als ich ihn zum erſten Mal ſah; er trat an der Hand meines Vaters in das Kloſter zu Viterbo, wo ich erzogen worden war und das ich noch nicht verlaſſen hatte. Ich kannte die Welt nicht, und von der Liebe hatte ich keine Ahnung. Ich verehrte den Papſt, wie Gott. Er ſagte mir, ich würde Meſſer Cäſar's Weib werden, und ich wurde es. Mir kam kein Gedanke bei, daß meine aufblühende Jugend nicht zu ſeinem verblühten Alter paſſe. Mein Vater hatte es gewollt, und mein Vater war der Papſt; ſein Wille war mir Gottes Wille. Ganz Siena huldigte mir; das ſchmeichelte meiner Eitelkeit. Stolz und zufrieden verlebte ich ein Jahr; da ſah ich zuerſt Lucio Piccolomini, meines Gatten älteſten Sohn, der, kein Jüngling mehr, nach Siena gekommen war, um ſich nach dem Willen ſeines Vaters zu vermählen. Er hatte in mailändiſchen Dienſten geſtanden und war vor Kurzem päpſtlicher Hauptmann geworden. Eine frühere unglückliche Liebe hatte dem ſchönen Manne eine Schwermuth eingehaucht, die ihn für mich gefährlich machte. Ich liebte ihn, bald durchtobte mich ein Flammenmeer. Über ſeine Gefühle blieb ich nicht lange im Unklaren; ich ſah ſeinen furchtbaren Kampf, er dauerte mich, und ein unbelauſchter Augenblick ſah ihn zu meinen Füßen. Verdamme mich nicht, mein Sohn! Ich beſiegte meine Leidenſchaft und forderte Gleiches von ihm; ich verhehlte ihm meine Gefühle nicht, aber auf meine Bitten und Beſchwörungen kehrte er nach Rom zurück. Ein Jahr darauf ſtarb mein Gemahl, mein Vater überlebte ihn nur um wenige Wochen. Lucio erſchien in ſeiner Vaterſtadt, um ſeines Vaters Verlaſſenſchaft zu ordnen. Unſere Liebe war wo möglich noch leidenſchaftlicher geworden. Eine Menge Freier umſchwärmten mich, drängten ſich an mich. Der Sohn ihres verſtorbnen Gatten blieb der Wittwe nach kirchlichen und weltlichen Geſetzen ewig verſagt. Je mehr ich meine Liebe verdammte, deſto rieſiger überwältigte ſie mich. Die Schatten meines Vaters und meines Gatten erſchienen mir drohend im Traume; Lucio ſprach von Flucht mit mir; ich ſchauderte, aber in derſelben Nacht floh ich allein hierher in dieſes Kloſter, deſſen Priorin mir von Viterbo aus befreundet war. Ich entdeckte mich der würdigen Frau, wurde liebevoll aufgenommen und genas hier deiner. Bald nach meiner Entbindung nahm ich den Schleier; die Regel forderte gebietriſch, mich von dir zu trennen. Durch die Priorin kamſt du in die Hände deines Vaters, der ſich bald darauf in Rom mit der ihm beſtimmten Braut verheirathete. Nicht ein namenloſer Baſtard biſt du; nein, ein Piccolomini von Vater und Mutter; den Piccolomini aber iſt Siena's Herrſchaft beſtimmt, und was dein Großvater, mein Gatte, zu ſein verſchmähete, das ſollſt du werden: Herzog von Siena.“

16.

Durch ganz Siena ging ein ungeheurer Schrecken. Der Kampf der Parteien, der den Winter durch gewüthet hatte, ſchwieg plötzlich; man mußte ſich verſöhnen, um ſich gegen den heranziehenden furchtbaren Feind zu vertheidigen. Schon heben die unterdrückten Nove ihr Haupt wieder ſtolz, und Roſalba Salimbeni, die man zeither nicht geſehen, zeigte ſich prächtig geſchmückt auf den Straßen. Sie hatte Botſchaft empfangen, ſich zur Hochzeit zu rüſten, und ſie that's ihrem Reichthum gemäß. Aber Niemand wußte, wer ihr Bräutigam war, obgleich ſie Brautlieder ſang vor ihren Gäſten; denn die edelſten Nove hatten Zutritt in ihrem Hauſe. Auf den Straßen aber ging ein Wehklagen: „Unſre Männer haben ſich gegenſeitig erſchlagen, und Siena fehlen die Kämpfer. Nun kommt der wildeſte, grauſamſte Feind und mordet, was noch übrig iſt, und übt Rache an den Weibern und Kindern.“

Antonio Piccolomini, ſo ſprach das Gerücht, zieht mit furchtbarer Heeresmacht heran. Der Papſt iſt ſein Freund geworden, der Fürſt von Forli, des Papſtes Sohn, hat ſich innig mit ihm verbunden, die Fürſten Italiens haben ihm Krieger gegeben und alle Vertriebnen ſtehen unter ſeinem Banner. Er kommt in Pracht und Herrlichkeit und nennt ſich Fürſt von Siena. Mit ihm zieht eine Nonne, ſeine Mutter, die ſchöne Druſiana, die ihn mit ihren Schätzen unterſtützt. Das kraftloſe Volk lief heulend in die Kirchen, die Regenten berathſchlagten und ſandten Boten nach Florenz und Frankreich um Hülfe, aber ſchon nach einigen Tagen jagte ſie die Kunde aus einander: Antonio iſt da! — Die Thore wurden verſchloſſen, und der ſtolze Baſtard ſchlug ſein Lager ohnfern der Stadt auf. Nichts war gewiſſer, als ſein Sieg. Alles war in Verzweiflung. Da trat ein ſchönes bleiches Frauenbild vor die Signoria und ſprach: „Siena war ſtets meine Liebe, Sehnſucht nach der Vaterſtadt trieb mich hierher, aber ach! mein Erſcheinen wurde ihr Unglück. Ein mir unbekannter böſer Fluch liegt auf meiner glühenden Vaterlandsliebe. Ich will ihn löſen, ihr Herren. Ich bin Mariana Placidi. War ich unſchuldig des Vaterlands Verderberin, will ich nun ſchuldig ſeine Retterin werden. Öffnet mir die Thore, ich will hinaus zu Antonio Piccolomini; ich war ſeine Geliebte, ich bin es noch. Wollt Ihr einen Schwur? — ich ſchwöre jeden, daß ich das Verderben von Siena abwenden werde noch in dieſer Nacht. Wie Veturia, die Mutter Coriolans, aus Rom zog in das Lager der Volſker, und ihren Sohn bewog, abzuſtehen von der Eroberung der Vaterſtadt, ſo werde ich, Antonio Piccolomini's Geliebte, aus Siena in ſein Lager ziehen, und ihn zu derſelben That bewegen. Sein Herz iſt nicht härter, als das jenes Römers.“ (Schluß folgt.)

Urtheil eines Engländers über die deutſchen Malerſchulen.

(Fortſetzung.)

Indeſſen verdient ſie näher gekannt zu werden, dieſe deutſche Schule, dieſe ſeltſame Nachbildung früherer Kunſt, dieſe Reihe von Verſuchen der germaniſchen Völker, die Unfruchtbarkeit, die Erſchöpfung und Schwäche der Neuern zu dem klaren Quell des Alterthum's zurück zu fuhren. Ein langerer Aufenthalt in Deutſchland gab mir Gelegenheit, alle[10]) berühmten Künſtler dieſes Landes kennen zu lernen, und nicht allein ihr Talent zu würdigen, ſondern auch die Art und Weiſe, nach welcher dieſes Talent verfahrt. Meine Achtung für ſie, für ihr edles, reines, der Kunſt geweihtes Leben, hat ſich in dem Maße vermehrt, als ich ſie naher kennen gelernt hatte. Im allgemeinen ſind ihnen die techniſchen Mittel, Form und Materie nur untergeordnete Gegenſtände. In den philoſophiſchen Schulen gebildet, in ſtetem Umgang mit Freunden, die den Speculationen der transcendentalen Philoſophie obliegen, beziehen ſie alles auf die Idee; ſie betrachten die Kunſt als Symbol.[11]) Daher ihre Geringſchätzung des Colorits und ihre wenigen Fortſchritte in dieſem Theile der Kunſt; dahingegen ſind ſie im Ausdruck vortrefflich, ſie ſuchen ihn gerade nicht entſchieden in einer correcten Strenge der Zeichnung, wie dies die Schule Davids in der letzten Zeit des 18. Jahrhunderts that,[12]) vielmehr in dem grandiosantiken und in der Poeſie der Form, ich möchte ſagen: in jener nackten Einfachheit und linkiſchen Naivetät eines Giotto und Albrecht Durer.

Dieſe wiſſenſchaftliche Verkehrtheit (?), dieſes Parodiren der veralteten Meiſter ſind eine Eigenthümlichkeit Deutſchlands, eines Landes, das eben ſo ſchwärmeriſch in ſeiner Bewunderung, als befangen in ſeiner unbegränzten Liebe für das Vergangene iſt, — beides achtungswerthe Gefühle, aus denen aber mehr als eine Thorheit entſproſſen iſt.

---

[10]) Alle? Man möchte, den Urtheilen des Engländers nach, dieſe Totalität doch beinahe in Zweifel ziehen!

[11]) Wieder ein Schluß von einzelnen und zwar — ſehr wenigen auf alle und auf's Ganze.

[12]) Risum teneatis amici!

Nicht allein Albrecht Dürer, ſondern auch ſeine Vorgänger werden häufig copirt. Man glaubt den Werth ſolcher Bilder zu erhöhen, wenn man ſie auf Goldgrund malt; man iſt grotesk bizarr und hart bis zur Übertreibung. Bis in das tiefſte Mittelalter hinein wird den lächerlichſten Karrikaturen und abſurdeſten Skizzen nachgeſpürt; ſie werden auf das ſorgfältigſte copirt, doch hat dieſe Übertreibung wieder ſo etwas naives, liebenswürdiges und ehrliches, daß man ſie gerne gut heißen möchte, und unwillkührlich in ihr eine wahre Empfindung, eine tiefe Ehrfurcht für das Schöne erkennen muß.[13] Vor einem Bilde, das die ganze Bibel in verſchiedenen Abſchnitten enthielt, und wo Gott der Vater mit etwas größerem Kopfe, als er Arme hatte, mit größeren Füßen, als er Beine hatte, dargeſtellt war, habe ich Schüler[14] Tage lang ſitzen geſehen. Das alſo ſind die Modelle, die ſich der deutſche Künſtler heut zu Tage wählt. Retzſch, einer der vorzüglichſten dieſer Künſtler[15], hat ſich in einer höchſt geiſtreichen Karrikatur, die er mir in Dresden gezeigt, über ſeine Kollegen luſtig gemacht. Ein armer deutſcher Schüler, in bloßem Hals und übergeſchlagenem Hemdekragen, das Haar auf die Schultern herabwallend, ſitzt auf einem antiken Torſo des Apollo, der ihm als Schemel dient. Der Torſo, als Sinnbild der idealen Grazie und des übermenſchlich Schönen iſt zur Hälfte mit Diſteln, dem Sinnbild der Verachtung, die er den Neuern einflößt, bewachſen. Über dem Kopfe des Schülers, im Grunde einer gothiſchen Niſche, iſt ein großes mißgeſtaltetes Madonnenbild aufgeſtellt, deſſen lange dürre Hände an der Hüfte kleben; die Beine der Figur ſind unendlich lang und dünn, ihre Lippen ſind geſchloſſen, die Falten ihres Gewandes ſteif und hölzern; dies iſt das Meiſterwerk, deſſen ganze Steifheit wiederzugeben er bemüht iſt. Eine vortreffliche Satyre, die der Verfaſſer noch nicht zur Kenntniß des Publikums gebracht hat, und die wir nicht Karrikatur nennen wollen, weil uns dieſe Benennung für eine ſo glückliche Allegorie nicht paſſend erſcheint. Retzſch, welchen ich eben genannt habe, hat ſich von jenen Lächerlichkeiten frei zu halten gewußt, ob er gleich recht wohl die Vorzüge der alten Maler zu würdigen verſteht. Sein Ruf gründet ſich, wie der unſeres Flaxman, hauptſächlich auf einfache mit vieler Energie in Linien ausgeführte Skizzen. Seine Skizzen zu Gothes Fauſt, zu Schillers Lied von der Glocke und den Shakespear'ſchen Dramen ſind in England und Frankreich hinlänglich bekannt.

(Fortſetzung folgt.)

Rhapſodieen über deutſche Cliquen.

Hat Deutſchland es auch noch nicht bis zu Aſſociationen gebracht, gedeihen in ihm auch keine Clubbs, ſo iſt es dafür der Schooß der Cliquen. Deutſchland kommt mir vor, wie eine große Chria Ciceroniana, wie eine in Perücken-Wolken einherſchwebende, rieſige, laſtende, brütende, rhetoriſche Periode mit antecedens und consequens, durch nichts gehalten, als durch pechſchwarze, melancholiſch-langweilige Gedankenſtriche, eingeſchachtelt und gefaßt wie der Sarg in der Kaaba von den Magnetklammern kleiner Sätze und Theſen. Dieſe Periodenlandſchaft hat auch ihre Bäume, aber keine Keime und Blätter d'ran; die Äſte ſehen freilich wie kandirt aus, als kämen ſie eben aus des Zuckerbäckers Laden, — aber prüft man die weiße Rinde genauer, ſo iſt's Eis, nichts als Eis.

Wenn ich von dieſer Periodenlandſchaft unmittelbar in das Labyrinth der deutſchen Cliquen einſtürme, ohne vorher meinen Paß viſiren zu laſſen und Kopf- und Gedankenzoll zu zahlen, ſo trägt in der That meine Keckheit weniger Schuld, als die hohen Stelzen, auf denen ich wie ein Storch, ein Hofrath oder ein andrer Sumpfvogel unwillkührlich große Schritte machen muß, um nicht im Moraſt bis an die Bruſt zu verſinken; denn nur die Rinde iſt vereiſt, und drunten iſt Torfgrund wie auf den Nebelhochflächen des hohen Veen's. Eine Reiſe in's Land der deutſchen Cliquen iſt für einen Proletarier wahrlich keine Spazierfahrt. Da iſt noch kein Glockenhäuschen errichtet, worin die Humanität bei dichtem Schneegeſtöber und Nebel für fremde Wandrer die Nothglocke zieht; da ſtehn keine Pfähle als ärmliche Wegeweiſer; nein, im Gegentheil, die Wettermacher ſelbſt wandeln herum in ihren Nebel-Tarn- und Narrenkappen und behüten die Traum- und Zauberſphäre der Theekeſſelregion.

Laßt mich eine Beſchwörungsformel wider euch verſuchen, ihr, die ihr durch ein Verſehen des Schöpfers als Hofräthe und Tonangeber mit Menſchenformen zur Welt kamet; (doch nein! nicht durch Verſehen, — aus Witz; er hatte noch etwas Thon übrig, den Abfall, und draus knetete er ein eigenes Geſchlecht, das der deutſchen Protectionshänſe). Aber wodurch ſoll man euch beſchwören? Soll man ſich euch zu Füßen werfen? Pfui! Soll man den ehrlichen alten Samiel zu Hülfe rufen? Gott ſei bei uns! Die beſte Beſchwörung iſt: man rückt euch an den Leib, man hebt euch von der Erde auf, und erwürgt euch in der Luft, oder bricht euch, wenn ihr euch in Todesangſt aus einer Thiergeſtalt in die andre flüchtet und verwandelt, — das Horn ab. Gegen euch werden keine Colonnen aufmarſchiren, keine Kartätſchen gerichtet, euch kann man mit Erbſen aus Blasrohren angehen, euch ſucht man ſich Stirn an Stirn heraus und zwickt euch, bis ihr ſchreit: Ich bin Zettel der Weber und kein Löwe. Darum fürchtet euch nicht, daß man euch mit Taktik bekämpfen, mit Strategemen einringeln wolle. Fäuſte ſind die ſicherſten Strategeme, und der Takt der Wahrheit iſt die beſte Taktik. Die Kreuz und die Queer, wie der Augenblick es bringt und gibt, ſoll es euch an den Leib geh'n.

Eure Theorie ſetzt an die vier alten Elemente: Feuer, Luft, Waſſer, Erde, noch ein fünftes: Weihrauch, und ein ſechſtes: Geſtank, die ſich beide neutraliſiren; im Kern dieſer Geruchsneutralität reſidirt ihr und haltet das Todtengericht über die Lebendigen.

Ich wende mich zuerſt an die Anhänger der Geſtankſekte, deren Niederlage bereits entſchieden iſt, wenn man bloß ihre Schnittwaarenniederlage nennt. Man kann dieſe ſtenritter, welche Sonntags auf dem Miethgaul ausrei- n, den ſie für das Muſenroß ausgeben, nicht vollſtändiger zern, als wenn man einfach ihnen in's Geſicht ſagt: Ihr obnt da und da; ihr heißt ſo und ſo; denn für die Na- tenloſen ſind ihre eigenen Namen die ſchärfſten Stachel, Geißelriemen hineingeknüpft. Doch Gott bewahre mich or ſolcher Grauſamkeit; und wollte ich deſſenungeachtet jede mildere Regung in mir unterdrückend) alle nennen, eine Lunge erhöbe Proteſt dagegen; und meine Lunge eht mich doch näher an, als Brockhaus in Leipzig mit inem ganzen Tribunal.

---

[13] Auch hat ſie (muß man zur Ehre des Bißchens Originalität hinzufügen, die noch in Deutſchland heimiſch und unausrottbar iſt), weder ſie ganz, uneingeſchränkt geherrſcht, noch ihren Deſpotismus bis heute erhalten können. Es war unſre Revolution nach dem Siecle d'or der Zöpfe, ſie führte uns auf die Quellen, durch die Quellen auf die Ueberſetzung zurück; wir haben ſeither kein Kaiſer-reich und keine Reſtauration zu erdulden gehabt; es war eine kopfhängeriſche Revolution ſtatt einer kopfabſchneideriſchen, es war das erſte heilſame Gähnen nach dem langen Katzenjammer.

[14] Das iſt möglich; Tröpfe gibt es überall, und die Affen gedeihen auch in Europa; — indeſſen gibt es jetzt wenige ſolcher „Schüler" mit langen „Chriſtusbärten" mehr.

[15] ??? Hier beginnt in unſern Anmerkungen das Reich der Fragezeichen, mit hear, hear, als Meilenzeigern und einer Maulſperre als Wappen.

Ich habe in meiner Bibliothek eine bändereiche Ency- opädie, deren Inhalt aus nichts als aus Fragezeichen beſteht, nd Encyclopädie ſoll urſprünglich von Cyclops, der Rußige der Grobſchmied hergeleitet ſein); in jenem inhaltreichen Werke, welches mit einer noch ungebornen Supplement- ncyclopädie von Antworten im innigſten (aber bis jetzt noch nſichtbaren) Zuſammenhange ſteht, enthält ein eigener Band os Fragezeichen über die geheime Polizei unſerer Litera- ır. Ihr wißt, auf welche unanſtändige Weiſe ſich in Mönchslegenden der Teufel empfiehlt; man ſpricht von ſol- en Dingen in honetten Geſellſchaften nicht gerne. So ie Inquiſition der deutſchen Literatur! Fragt ihr, wer iſt r Oberhaupt? — Ein Unſichtbarer! Wer Jury? — Un- chtbare! — Wer die Freiſchöffen? — Unſichtbare! Unſicht- are ſtoßen auch auf der rothen Erde den Dolch in's Ge- ick; Unſichtbare brandmarken die Keime, daß ſie verdorren; nd von Unſichtbaren laßt ihr euch in's Bockshorn jagen? hr wähnt den Löwen brüllen zu hören? Nehmt Zettel em Weber, die Löwenmaske und das Sprachrohr, und er ſt wieder der friedliche Handwerksmann. Doch, — (hier ſchlägt mich der alte Spleen in den Nacken), duldet hr's, ſo verdient ihr's!

Laßt uns die Kehrſeite der Leipziger Clique betrachten! Dieſe Leute ſind vorne ſchwarz und hinten weiß, vorne urchtbar und hinten gemüthlich, in der Hand halten ſie en Bannblitz, und vom Zopf träuft ihnen der Segen, vie Balſam von der Krone des Fruchtbaumes. Sie haben los einen Pferdehuf, der andre Fuß ſteckt im Pantoffel, nd wer dieſen küßt oder — flickt, wird ſelig. Ich will uch einen Rath geben, wie ihr bei dem Leipziger Pandä- nonium zu Gnaden kommen könnt! Der große Unſichtbare jält ſeine eigene Equipage, und fährt gerne ſpazieren aber nter ſeinen Pferden bricht je zuweilen ein Unglück aus, ines nach dem andern magert ab, es iſt kein rechter Poſtzug zuſammen zu bringen; darum höret meinen Rath nd meldet euch, ſo lange ihr noch rund und fett ſeid, zu iner Anſtellung in ſeinem Marſtall, nicht als Stallmeiſter oder Pferdejungen, ſondern als Pferde ſelbſt, und wenn ihr geiſtig gehörig abgemagert ſein werdet, könnt ihr wirklich noch zu Freiſchöffen, Pferdejungen, Stallmeiſtern und dergl. avanciren: — aber ein Blechtäfelchen mit einer Nummer am Arme zu tragen oder auf dem Hut (wie ein Chauſſeearbeiter und Steinzerklopfer) — das müßt ihr euch jedenfalls gefallen laſſen. (Fortſ. folgt.)

Literatur-Aſpekte.

— *) Wolfgang Menzel, deſſen neueſtem Werke: „Geiſt der Geſchichte" man mit geſpannter Erwartung entgegenſieht, — beabſichtigt, nächſtens eine Reiſe nach Italien anzutreten, deren Reſultate dem deutſchen Publikum, welches dem ſcharfen und eigenthümlichen Auffaſſungsvermögen des geiſtreichen Kritikers bereits ſo vieles verdankt, — gewiß äußerſt willkommen ſein werden.

— *) Nicolaus Lenau wird bei Brodhag in Stuttgart einen Frühlings-Almanach erſcheinen laſſen, welcher den 1. Theil ſeines (nicht ganz dramatiſchen, ſondern größtentheils epiſchen) Fauſt und ein größeres Gedicht von Juſtinus Kerner enthalten ſoll. Fröhlicher Mai, Geſundheit und Vollkraft iſt aus voller Seele angewünſcht.

— *) Wahrſcheinlich zu Oſtern erſcheinen Guſtav von Heeringen's „Fränkiſche Bilder aus dem 16ten Jahrhundert" (2 Theile, Frankfurt am Main, Sauerländer.) Den Leſern des Phönix wurde in dem „armen Konrad" ein Bruchſtück aus dieſem neuen Werke des talentvollen Verfaſſers mitgetheilt; der Stoff (der Bauernkrieg in Franken, hauptſächlich unter der Anführung des „armen Konrad's") iſt ſchon von vorneherein geeignet, die Aufmerkſamkeit der Leſewelt anzuziehen und zu feſſeln.

— *) Nächſtens erſcheinen bei Cotta Hotho's Vorleſungen über die Geſchichte der neueren Literatur. — Ein intereſſanter Antipode dazu dürfte wohl des geiſtreichen Guſtav Schleſier's: „Deutſchland und die Weltliteratur" werden. —

— *) Bei Hoffmann und Campe in Hamburg tritt nächſtens eine literariſche Parteiſchrift Gutzkow's über Schleiermacher an's Licht.

— *) Vom erſten März l. J. an erſcheint in Paris (Passage des petits-pères, Nro. 7) eine *Revue du nord et principalement des pays germaniques* redigirt von J. C. Boulet und R. O. Spazier, in monatlichen Lieferungen (jede in 8. ungefähr 200 Seiten ſtark); die für dies in Frankreich ſehr zeitgemäße Unternehmen bis jetzt gewonnenen Schriftſteller ſind die Franzoſen Ampère, Ballanche, Chasles, Hypolite Carnot, Lerminier, Montalembert, der Pole Adam Mickiewicz, die Deutſchen Börne, Depping und Baron Eckſtein. Der Proſpekt verſpricht eine Reihe intereſſanter Themen, wie z. B. über den Nutzen einer geiſtigen und wiſſenſchaftlichen Verbindung Deutſchlands und Frankreichs, über die deutſchen Frauen und deren Einfluß auf die Literatur, über die naturphiloſophiſchen Schulen Schellings, Okens und Steffens, über deutſche Journaliſtik, deutſche Malerei, deutſche Kritik, Muſik, über den Einfluß der deutſchen Literatur auf die Polniſche, Schwediſche und Däniſche u. ſ. w. Ein bibliographiſches Bulletin ſoll alle in Deutſchland erſcheinenden neuen Werke auf's baldigſte zur Kenntniß des franzöſiſchen Publikums bringen. Das Unternehmen fußt, wie man ſieht, auf einer erfreulichen Tendenz; es iſt zur Ehre unſerer Nationalliteratur zu wünſchen, daß noch manche geiſtreiche und competente deutſche Männer ſich mit emſiger Thätigkeit dafür verwenden, damit man unſre Literatur künftig nicht durch die verzerrenden Gläſer der franzöſiſchen Modiſten beurtheile.

Buntes.

Eine atheiſtiſche Schwärmerin. Wenn nun gar die Frauen an keinen Gott mehr glauben, wo hinaus ſoll es erſt mit uns männlichen Himmelsſtürmern kommen? Wir werden, wenn Gott ſelbſt aus dem Wege geräumt iſt, gar nichts mehr zu ſtürmen haben und die Welt wird durch Langeweile in ihre Atome zerfallen. Miß Fanny Wright erregte durch ihre wirklich etwas ungenirte Theorie, daß der Menſch eigentlich blos für dieſe Erde erſchaffen und daß die Perſpektive auf ein Jenſeits nichts als eine raffinirte Selbſtquälerei in dieſem comfortablen Dießſeits ſei, in New-York eine förmliche Revolution aller auch auf Jenſeits ſpekulirenden Seelen; ſeit einiger Zeit hat man ſich an die ſeltſamen Predigten gewöhnt, und der Saal, in welchem die Dame plaidirt, wird von Tag zu Tag leerer. Ihre Reden ſind ein wunderliches Gemengſel von Politik und Ruchloſigkeit; jetzt ſpricht ſie von den Wahlen, im nächſten Augenblick donnert ſie gegen alle Religion und Moral. Von ihrer zügelloſen Schwärmerei hingeriſſen deklamirt ſie gegen Geiſtlichkeit, Staatsmänner, Banquiers, ſchlägt wider die Grundpfeiler der bürgerlichen Geſellſchaft, zerreißt die heiligſten und wonnigſten Bande des Familienlebens! Welch ein trauriges Phänomen! —

Wer will Königin werden? In Oſtindien iſt (jedoch nur für eine engliſche Dame) eine Stelle frei, wie man ſie nicht jeden Tag findet. Der Beherrſcher von Lucknow ſucht nämlich eine brave hübſche Frau, welche mit allen häuslichen Arbeiten umgehen kann und ein kleines Kapital von ungefähr 13 Millionen Frank's in's Hausweſen mitbringt, — als Königin. Darauf reflectirende werden ausdrücklich einer humanen Behandlung verſichert.

(Engliſche Blätter enthalten dieſe Anzeige, das Nähere iſt bei ſeiner Majeſtät ſelbſt zu erfragen.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 40. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 16. Februar.

Judith von Siena.

Novelle von Ludwig Storch.

(Schluß).

Mit Freuden willigten die Regenten in das Begehr der ſchönen Donna, und am Spätnachmittage wurde ſie aus der Stadt gelaſſen. Sie ritt herrlich geſchmückt auf einem ſtattlichen Maulthiere, ſo wie ſie mit ihm durch's Gebirge gereiſt war. Der Tag begann ſich zu neigen, als ſie im Lager anlangte. Ihre Schönheit blendete alle Krieger, und ſchnell lief die Kunde ihrer Ankunft bis in das Zelt des Feldherrn. Er trat heraus in fürſtlichem Anzug, prächtig und ſtolz im Gefühl ſeines Waffenglücks und ſeiner gerechten Rache. Kaum aber hatte er Mariana erblickt, als er haſtig hinzukam, ſie mit wonnetrunknen Blicken und liebeheißen Worten begrüßte, vom Thiere hob, in die Arme ſchloß, auf Mund und Stirne küßte, und ihr die zärtlichſten Namen gab. Alle Krieger mußten ihr Ehrenbezeugungen erweiſen, als er ſie in ſein Zelt führte, und er ſelbſt bediente ſie wie eine Königin.

„Was willſt du in dieſem Lager?“ fragte die Priorin Magdalena finſter, als ſie in das Zelt trat; „was willſt du jetzt bei dem Fürſten, den du in ſeiner Niedrigkeit geſchmäht?“

„Nicht dieſe Fragen, Mutter! Nicht dieſen Ernſt, ich bitte Euch!“ rief Antonio froh und herzlich. „Sie hat mich ja nicht geſchmäht, ihr gilt meine Rache nicht. Sie liebt' ich immer heiß und rein, ſie allein, und nie jene finſtre Roſalba. Und Mariana liebte mich eben ſo ſtark, eben ſo wahr; ich weiß es. Ihre Liebe hat ſie herausgeführt, mich ganz zu beglücken. Und iſt es ihr nicht gelungen? Bin ich nicht verwandelt, ſeit ſie da iſt? Meine Bruſt iſt weit, mein Herz groß geworden. Ich fühle wieder, wie ein Menſch, und aller finſtre Unmuth, der auf mir laſtete, iſt von mir gewichen. Das hab' ich dir zu danken, Herrliche, und dafür ſollſt du Fürſtin von Siena werden, — nicht Roſalba.“

„Hüte dich vor dieſer da!“ warnte die Priorin.

„O ſtört mich nicht in meiner Wonne, Mutter! Das ſüße Gekoſe der Liebe, die traulichen Mittheilungen endlich befriedigter Sehnſucht vertragen keinen Zeugen. Gönnt mir die wenigen Stunden bis zur Mitternacht, im Arm der Liebe zu ruhen, dann werden böſe Stunden und wildrauſchende Tage mich fern halten von meiner Seligkeit.“

Die Nonne verließ ſchweigend das Zelt. Und heimliches Rauſchen von Küſſen flüſterte an den leinenen Wänden hin.

„Was willſt du beginnen um Mitternacht?“ fragte die zärtliche Mariana.

„Mir Siena unterwerfen, deſſen Thore mir Roſalba öffnen wird, und die ſtolzen Bürger zu Paaren treiben, und dir endlich Wort halten, mein Liebchen.“

„Steh' ab von Siena,“ bat jetzt Mariana. „Gieße nicht das Blut ſeiner Bürger in die Straßen aus. Es iſt deine Vaterſtadt. Laß ab, ich flehe dich auf den Knien an. Wenn du mich liebſt, ſo wende dein Heer um, und führe es aus dieſem Lande, damit dich nicht der Fluch deines Vaterlandes treffe!“

„Was fällt dir ein, holdes Mädchen? was kümmert dich Siena? Laß uns von Liebe plaudern. Dies undankbare Volk muß gezüchtigt werden. Dich erwartet nur Liebesluſt und Herrſcherglanz.“

„Nicht mehr von Liebe, — Antonio, laß uns von Siena's Noth ſprechen. Es iſt auch meine Vaterſtadt und du weißt, wie ich ſie ſtets geliebt. Laß dich rühren, laß dich erbitten, verdirb Siena nicht, ſtürze die Republik nicht.“

„Kleine Thörin, überlaß nur Siena ſeinem Schickſal; das iſt unabänderlich. Hunderte von Verwieſenen lechzen nach Rache, ſchon naht die Stunde. Dieſe Nacht bringt ſie ihnen, bringt ſie mir. Alles iſt bereit; und wenn es nicht wäre, ich würde nie und nimmer abſtehen, bis ich die Rache befriedigt.“

„So biſt du unerbittlich?“

„Richte Bitten der Liebe an mich; ich werde dir alles gewähren. Dieſe kann ich nicht.“

„Es warten Dolche auf dich, wenn du auf deinem Willen beharrſt.“

„Sie mögen mich in deinen Armen ſuchen. Laß die Zeit nicht verſtreichen, Theure, mit unnützen Worten. Reiche mir lieber die Süße deines Purpurmundes zum Kuſſe.“

„So laß uns küſſen und von Liebe koſen,“ ſagte Mariana und ſchloß ihn feſter in ihre Arme. Sein trunknes Haupt wiegte ſich auf ihrem Buſen. —

„Weh mir! Was thuſt du?“ ſchrie Antonio plötzlich furchtbar auf und ſprang empor.

„Der Dolch ſuchte dich in meinen Armen,“ verſetzte ſie. „Ich habe gut getroffen. Er ſitzt in deinem Herzen.“ —

„Mord! Mord!“ ſchallte es durch das Lager; aber flüchtig wie die Gazelle ſtürzte Mariana der Stadt zu. Sie erreichte das Thor. „Auf, ihr Bürger!“ ſchrie ſie durch die Straßen. „Ihr ſeid verrathen. Den Feinden ſoll das Thor geöffnet werden. Antonio iſt ermordet von meiner Hand!“ — Und der Schlaf floh aus der Stadt, wildes Geſchrei erfüllte ſie. Roſalba Salimbeni wurde nebſt den Verſchwornen, die man bei ihr fand, gefangen genommen, alle Thore ſtark beſetzt, alle Bürger waren in Waffen. Aber kein Heer erſchien, und als der Morgen anbrach, ſah man das Lager abbrechen und von Florenz kam der bedrängten Stadt Hülfe. Bald gelangte auch die Nachricht von Antonio's Tod herein. Seine Mutter war mit ſeiner Leiche nach St. Salvator aufgebrochen.

Da ſetzte das jauchzende Volk Mariana Placidi, königlich geſchmückt, mit der Mauerkrone auf dem Haupte, auf einen Triumphwagen und zog ſie durch die Stadt, ſchreiend: „Judith von Siena! Seht die neue Judith, die den Holofernes erſchlug!“ — Sie aber lächelte gar ſeltſam und war todtbleich. Als man ſie herabhob, ſchritt ſie auf das Kloſter der Büßerinnen zu, welches auf der Banda, der größten Straße in Siena, ohnfern dem Hauſe ihres Oheims lag; die Pforte ſchloß ſich hinter ihr und that ſich ihr nie wieder auf. — —

Roſalba's Haupt ſank unter dem Schwerte der Gerechtigkeit. Sie ſang ſich ſelbſt ihr Sterbelied.

Rhapſodieen über deutſche Cliquen.

(Fortſetzung und Schluß.)

Ihr werdet in eine von drei Tonnen eingepöckelt; in der erſten findet ihr als Geſellſchaft alte Brummfiſche aus der heiligen Zeit (1813—1815) in Seewaſſer, — das ſind jetzt honette Leute geworden, wollen ſich durch das Alte nicht blamiren, und ärgern ſich über die friſchen Häringe; kommt nun einer friſch aus ſeinem Element in die Tonne, ſo reiben die alten ihr Salz an ihm ab. In der zweiten Tonne ſtecken die Hungrigen, deren Ideal 12 Thaler pr. Druckbogen iſt; dieſe hängen in Schnüren, und im Kern ihrer Magen ſitzt der unverantwortliche Redakteur der literariſchen Unterhaltungsblätter und dirigirt alle ihre Nerven und Bindfäden. Die dritte Tonne iſt die nobelſte, ein wahres Heidelbergerfaß aus geſchliffenem Glas, damit an die Ungeſchliffenheit, die drinnen conſervirt wird, nicht auch noch ein äußerlicher Schimmel komme. Es ſind äſthetiſche Hofräthe drinnen, Mäcene, die ſich an den Tempelweihrauchduft wie an Thee, Kaffee und Branntwein gewöhnt haben, und ſchon um ihrer Vornehmheit willen gemein ſein müſſen, Herren, denen jeder zu jung iſt, der nicht gleich als Vierziger geboren wird und vor denen niemand als Schriftſteller zuerſt öffentlich auftreten darf, bevor er eine berliniſch-europäiſche Celebrität erlangt hat. Sie bekennen ſich, obwohl ſie Weihrauchianer ſind, doch zur Geſtanksſekte, weil ihnen der Weihrauch ſonſt allzuſchnell conſumirt wird, — aber ſie nennen ihr Syſtem in einer Euphemie bloß das — übelduftende. Wenn ſie die junge Generation mit den Spezereien der Eſelfeſte umdampfen, tränken ſie ſelbſt ihre ſchelmiſch links gelegten Locken in Pomade, ihre ſeidnen Sacktücher in eau de Cologne und ihre Niederträchtigkeit in Bonhomie. Ihr Urtheil iſt weniger eine Kanonade, als eine Revue von oben herab, und ihre Grimmaſſen deklariren ſie als Telegraphen-Hieroglyphen. Vor dieſen hütet euch, nicht wenn ſie unangenehm, ſondern wenn ſie gnädig ſind; betet im Vaterunſer: „Führe ſie nicht in Verſuchung, uns zu loben, ſondern bewahre uns vor aller ihrer Höflichkeit!“ — Hätten ſie vor ein paar hundert Jahren gelebt, ſie hätten einen eigenen Foltergrad erfunden und zwar den fürchterlichſten, den der „Gemüthlichkeit.“ —

Die Gemüthlichkeit reißt mich wie ein Schlepp- und Narrenſeil an einen weichen lyriſch-ſchwellenden Buſen. — Heilige Magie der Lobhudelei! geſegnet ſeiſt du mir, myſtiſche Assurance mutuelle, welche alle Buckligen gerade oder alle Geraden bucklig macht, um eine Gleichheit der Empfindungen herzuſtellen. Cliquen der deutſchen Stadtpoetereien, der literariſchen Beilagen auf politiſchen Gemüſen, der Magazine und Kornſpeicher für erſte Liebesſeufzer, (gereimte und ungereimte), Cliquen des bairiſchen Bieres, der Meerſchaum- und anderen Schaumköpfe, ihr Aſyle der Unſterblichkeit für verkannte Stadtſchreiber, Schullehrer und Rentamtsfunctionäre, nehmt mich auf in eure heiligen Hallen. Für euch, ihr wenigen Edlen hat die goldne Mittelmäßigkeit noch nichts im Curs verloren, ihr zankt euch noch in idylliſcher Unſchuld um die Druckfehler in der .....zeitung, in euch iſt noch Rührung, ihr unterhaltet und probirt Thränenpumpen noch mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit wie Feuerſpritzen und wundert euch, wenn man die Brände nicht vorher anſagt. Das ſind die Unſchädlichen, die kein Huhn beleidigen, außer, wenn eines zum Behuf des Gebratenwerdens geſchlachtet wird, und ſie weinen dazu, wenn man es abthut. Sie ärgerten ſich über Menzel, weil er ſie aus ihrer Behaglichkeit brachte, und waren heimlich doch ſeelenvergnügt über ſeine Titanomachie, weil es Spektakel gab. Was Menzel eigentlich wollte, was wir, die wir jeder unſre eigne Farbe tragen, alle wollen, das wiſſen ſie freilich nicht, aber ſie ſchwärmen für den alten Feldherrn — und weinen mit dem alten Lagienka. „Denkſt du daran, als das Heu noch ſaftiges Gras war?“ Das beizt ihnen die Reminiſcenz wie ein ſcharfer Nebel, ohne daß ſie's ſelbſt wiſſen und wollen, aus den tabacksqualmgewohnten Augen heraus. Sie träumen. An ihnen muß eine ganze Legion wach rütteln.

Ich könnte, da ich über deutſche Cliquen ſchwärme, auch von den Frommen reden, von den erbaulichen Generälen, von den Liguorianern, von den Agendenrittern und dergleichen, denn die Bibel gehört am Ende doch auch zur Literatur. Ich könnte deßgleichen von den politiſchen Cliquen ſprechen, von den Salons und Kneipen, und von den Auswanderungscollegien, ebenſo von den Geſangvereinen, Liedertafeln und ähnlichen; ich könnte davon reden, wenn ich — wollte, und ich weiß auch, daß ſich die Partheien bereits danach umſehen, aber ich will niemand unſterblich machen, denn das iſt ein Geſchäft, das weder Prozente, noch Dank abwirft; überdem hab' ich es ohnehin bereits mit allen Partheien verdorben, daher will ich lieber von einer andern Clique reden, die ſich um alle Partheien nicht kümmert, nämlich von uns ſelbſt.

Eine Clique kann man uns, die Jungen und Wollenden, eigentlich gar nicht nennen. Wir ſtehn allerdings alle für Einen, aber für einen Unſichtbaren, nicht für den ſichtbaren Statthalter und Dalai-Lama, und was das beſte iſt, wir ſtehen, jeder für ſich ſelbſt. Es iſt wahr; wir haben euch allen den Krieg erklärt, den Blinden, den Blendern, den Lahmen, den Lähmenden, den Kranken, den Quakſalbern, den Groben, den Manierlichen, den Gemeinen, den Noblen; wir können auf keine Parthei rechnen und wir wollen's auch nicht, denn dafür ſind wir ja ſelbſt da. Wir haben auch mit uns ſelbſt den weſtphäliſchen Schinken- und Pumpernickelfrieden noch nicht abgeſchloſſen, aber wir kennen das Terrain und die Streitkräfte in uns, weil wir außer uns gehetzt wurden, in alle Wolfsſchluchten guckten, alle Eulenneſter ausſpionirten, den Theekeſſeln unheimlich nachgeecho't hörten. Wir ſind keine Clique, weil wir keine Defenſive führen, wir brauchen auch keine Defenſion, wir ſchließen uns nicht mit Kampfketten aneinander, noch rammen wir Huſſitiſche Setztartſchen vor uns ein, wir haſſen das Schießluckenweſen; wir ſchießen wohl alle aus einem Centrum heraus, aber nicht in ein Centrum hinein, ſondern rechts und links, bis die Sterne von der Scheibe fallen, und man die Sterne am Himmel wieder höher reſpektirt als die beim Sternſchießen. Wir negiren die Negation, wir opponiren gegen die Doppelopposition des Alters und der Impotenz; wenn wir die Maske des Mephiſto vornehmen, ſo thun wir's, um den dummen Teufel hinter's Licht zu führen; wir erobern uns das wüſte Terrain, um zu pflanzen, wir düngen durch Schiffeln, wie der Veſuv durch Lava. Und das thun wir alle nicht nach Billardregeln oder Schachſyſtemen, nicht nach der Kette der Straßen- und Weg-Baucommiſſion, kein Mogul, kein Prinz Eugen, der tapfre Ritter, ſteht an unſrer Spitze. Jeder will General und Armee, Pabſt und Cleriſei zugleich ſein. Wo ſind hier Spuren einer Clique? Oder nennt ihr den Garten eine Clique, weil jede Blume auf ihrem eigenen Grund und Boden — neben andern ſteht? Die Hauptſache, die euch frappirt, iſt, (ehrlich herausgeſagt,) daß wir uns nicht geniren, daß wir eben keine Clique anbeten; — deßhalb, meint ihr, wären wir ſelbſt eine Clique, — die der Rückſichtsloſen?! O nein, wir haben auch unſre Rückſichten, beſonders was die Frauen betrifft, die wir nicht ſoweit emancipirt wiſſen möchten, daß auch bei ihnen das Tabackrauchen Mode würde.

Im Ernſt: Ihr mögt euch drehen, ſtrecken, krümmen, ihr mögt gucken, horchen, applaudiren, pfeifen, wie ihr wollt, ihr mögt euch ſelbſt verſteigern, (nicht an die Meiſtbietenden, ſondern an die Mindeſtnehmenden) ihr, die Ritter des Siecle bisquit werdet euch doch nicht los und bleibt verlegene Waare. Wir wollen euch noch matt plenkeln, wir wollen euch auf eigene Weiſe ermorden: ihr ſollt aus Arger über euch ſelbſt platzen. Es wachſen jetzt unter den Gemeinen mehr Napoleons, als früherhin Napoleons aus kleinen Caporalen. Das iſt ein Gefühl, traurig für die Eitelkeit des Einzelnen, der vor zehn und zwanzig Jahren noch als Coryphäus dageſtanden hätte, jetzt bloß ein Mithüpfer ſein zu müſſen, weil jeder neben ihm mit gleichem Vollwillen daſteht. Und das iſt auch wieder ein Gefühl, großartig erhebend für den edleren, für den republikaniſchen Kern des Einzelnen, daß ſo viele neben ihm gleich ſchaffen und wirken, daß wenn der Nebenmann fällt, die Lücke ſchnell ausgefüllt iſt, und die ganze Heerſäule nicht um eines maroden Flügelmannes willen in's Stocken gerathen kann, daß der Marſch in ungeheuren Maſſen vorwärts gehen muß; dies zu wiſſen, fühlen zu können, iſt der Lohn, (der einzige vielleicht, aber ein beſeligender) den wir von der Zeit empfangen, das heißt: von der Geſchichte, den wir als Sparpfennig hinterlaſſen. Gelebt zu haben, iſt nichts; aber wiſſen, daß man gelebt hat, und wiſſen, daß man ſein Leben ausgefüllt, das iſt etwas, was in keiner Clique zu erlangen ſein kann, was kein Brokhaus beachtet, kein Dresdner oder Berliner Mäcen begreift, und in keiner Theemaſchine harmoniſch abgeſotten wird. Das Wahre muß zuerſt als Wahres geltend gemacht werden, (und das iſt keine Arbeit für eine Clique); habt ihr dem Wahren um ſeiner ſelbſt willen gehuldigt, dann mag es das Diadem tragen und den Purpur und wird auch als Schönes heilig ſein.

Die Belialsritter.

(Camera-obſcura-Bilder aus Frankreich.)

Belial iſt liebenswürdig geworden, er beſucht das Palais-royal und den Café de Paris, er hat ſeine kleine Esmeralda au cinquieme, (denn die claſſiſche veraltete Ehe iſt glücklicherweiſe bereits zum duftig-phantaſtiſchen Griſettenthum emporgeäthert worden), er balancirt ſeinen Hut auf der Schwermuthsſeite ſeines Kopfes, er trägt auf ſeinen blaſſen Lippen und Wangen die feuchten Küſſe der liebenswürdigen Gottesläugnung, er heißt heute Don Juan, morgen Child Harold, übermorgen Eugen Sue, und hinter den ſchwarzen Vorhängen ſeiner Taſchenbibliothek ſitzt ſeine Großmutter, die Literatur der Verzweiflung, jene ſchwarzäugige, verführeriſch blaſſe Griſette aus der Morgue, coëffirt nach dem Peau de chagrin, eingewiegt von den Düften aller bunten aus Kirchhoferde aufgewurzelten Phantaſieblüthen, der blauen, der grünen, der weißen, der ſchwarzen, der braunen, — in ſeinem Schlafgemach klettern und ranken tauſend kleine Callots mit Schellen an den Hörnern, Todtenköpfe, welche Taback rauchen, geflügelte Birndichtelchen, Kröten, welche ſich in Purzelbäumen exerciren; die monochromatiſchen

Chineſen werden auf den Vorhängen lebendig und beginnen den Sabbath, der Thurm von Nesle gibt ſeine Todten wieder heraus, die ihre Schädel auf Schiebkarren in die Poetenſtube rollen, und Freund Hein ſpannt, in der Mitte gravitätiſch aufgeſpreizt, ſeinen Regenſchirm auf, auf welchen, wie ſchwere Tropfen und Hagelſchloßen, bleierne Grillen herniederpraſſeln.

— Ein andres Bild: — Hier kommt der Belialsritter als ein Stück aus einem Seeſtück, er tritt feſt auf, mit ſeinem klirrend nachgeſchleiften Corſarenſäbel, er ſchießt ſtatt — aus Stückpforten Kugeln — Kartätſchenladung aus den Augen; ſein Zampa-bart gibt ihm das Air eines Polypen oder Stachelfiſches, zwiſchen ſeinen Lippen züngelt drohend eine Rieſencigarre als Lunte hervor, um ſeinen Hals ſchlingt ſich nachläſſig ein rother Shawl, ſeine Pantalon's ſtarren von poetiſch-modernem Fiſchthran und Salzfluth, er ſtößt im Vorbeigehen die Damen mit den Ellenbogen, er trinkt Bier, mit Flüchen ſtatt mit Rum verſetzt, und kaut zu jedem Glas Punſch ein: „in's Teufels Backbord! — in's Beelzebubs Steuerbord!“, er wettert die Sterne in den Ocean hinab und prügelt euch mit Tauen, wenn ihr an Gott glaubt, dabei iſt er aber ſo human, Marqueurs zu umarmen, und die Ladenmädchen verehren ihn ſtatt des abgenützten heiligen Aloyſius! —

— Attention, messieurs et mesdames! eine neue Rêverie, aber diesmal keine diaboliſche. Er macht ſeine Selbſtmordstoilette. Blicken Sie gefälligſt in das Boudoir des blasé! Das ſataniſche Lächeln iſt wie mit breiten Fingern von ſeinen Wangen hinweggedrückt, aber die Stirne liegt dafür in Falten, wie ein Chemiſettchen, das eben aus der Hand der hübſchen, kleinen Wäſcherin kommt, die Orgiengluth in ſeinen Augenhöhlen iſt erloſchen, verkohlte Sterne glitzern darin nur noch matt, wie der Docht einer Spiritusſlampe; ſeine Hände hängen ſchlaff wie der Strick über der Stuhllehne; ſein Boudoir ſieht aus wie das Arſenal der Vernichtung; — auf ſeinem Nacken ſitzt die fettgemäſtete Indigeſtion, in Sue's Salamander ſtudirend, und kreiſcht ihm in jeder Sekunde in die Ohren, daß er das ganze Weh der Erde zu tragen habe; er fühlt ſich an die heiße Stirne, an's pochende Herz, das noch in den letzten Nachwonnen eines Opium-Rauſchens zuckt; er macht dem Schickſal noch einige poetiſche Grobheiten, daß es ihn als Lycanthropen auf die Welt ſetzte, und ihm die ganze Menſchheit als Feindin gegenüber ſtellte: „nein!“ ruft er endlich, „dies Leben iſt meiner Geduld nicht werth!“ — da kauern ſchon in der Ecke der ſelige Victor Escouſſe und ſein getreuer Farnch und puſten in's Kohlenbecken. Mitternacht ſchlägt. Der moderne Franzoſe haucht mit liebenswürdiger Verzweiflung ſein junges Leben aus, und die orientaliſchen Schönheiten mit ihren üppigen Rabenhaaren und Veſuvblicken weinen um den gefallenen Engel. —

Das iſt der Lebenslauf eines franzöſiſchen Belialsritters; in dieſen Diablerieen, Camera-obſcura-Bildern liegt er eingerahmt. O, laßt uns um zwanzig Jahre rückwärts blicken, als der Lebenshaſſer noch in der Wiege lag, als Muttertreue ihn beſonnte und das blaue Auge des väterlichen Himmels in ſein Herz hineinſah. Er wuchs heran; wie Fabeln klangen und guckten in ſeine Kinderzeit die komiſchen heitern Roués der guten alten Zeit hinein, die unter der Reſtauration die goldnen Tage Louis des funfzehnten zur zweiten Herbſtblüthe brachten, dieſe kleinen Marquis von ehedem, mit ihrer niedlichen Liederlichkeit, ihren verſchobenen Perücken, ihren halbgeknüpften Halsbinden, ihren ſchlanken Freundinnen aus dem Ballet, die ihre Gläubiger nie anders befriedigten, als indem ſie dieſelben zum Fenſter hinaus warfen. Die Reminiscenzen dieſer Roués verdämmerten unſerm derben, pausbäckigen kleinen Franzoſen, als er in ſein Collège eintrat, als er zuerſt ſein Gebetbuch und dann ſeinen Racine in die Hand bekam, und nur drei Völker kannte: die Griechen, die Römer und die Franzoſen. Das war die Lichtſeite der Reſtaurationsepoche; und wir Deutſchen wohnten in der Geographie des Jünglings, brüderlich mit Koſacken am Don. — Aber das Blatt wendet ſich. Als er die Schule verläßt und an den Straßenecken vorbeiwandelt, ſieht er keine Lilien mehr, ſondern blos in gigantiſchen Lettern die Elixire des Teufels prangen, und nun iſt der Teufel los. Das Gebetbuch und der Racine fliegen in die Ecke; hinter den Julibarrikaden ſteigen grinſend die Callot-Hoffmannſchen Fratzen empor, die Bühne wird zur Schlachtbank, die politiſche Karikatur und Henry Monier und alle jene unübertrefflichen eleganten Teniers und Oſtades des modernen Salons müſſen dem genialen, koketten, lüdernen Tony Johannot das Feld räumen, es gibt kein Theatre français mehr, der Bourbon des Melodrams übertäubt den ehrlichen Cid, Paul de Kok ſelbſt, der doch dem Griſettenthum Thür und Thor geöffnet, wird von Balzac und allen ſeinen Mit-wogen hinweggeſchwemmt; und wir arme Koſakenbrüder, wir plötzlich apotheoſirte Deutſche, müſſen uns ſagen laſſen, daß wir, Dank ſei es dem heißhungrigen Löve-Weimars und ſeinen Ueberſetzungsgeſellen, die literariſche Revolution in Frankreich vollbracht, die Narrheit von ganz Frankreich auf dem Gewiſſen haben. Das iſt die Epoche, in welcher jener wangenrothe friſche Jüngling in den Orden der Belialsritterſchaft tritt, denn es gehört zur Mode, liederlich auszuſehen; o Gott, man nimmt nicht einmal auf die wirkliche Liederlichkeit Rückſicht, ach nein, es genügt ſchon, ſie blos zu affectiren; aber, wie ſie einmal als weiße Schminke angewandt iſt, ſo frißt ſie auch wirklich das angeborne Roth von den Wangen. Der Augenblick, der einfältige, tritt in die Rechte der verbannten Dreifaltigkeit, der Genuß genügt nicht mehr, man will ſelbſt den Katzenjammer genießen; eine Kunſt borgt bei der andern, um nur den hereinſtürmenden Ueberdruß noch für kurze Friſt zu dämmen, die Muſik pfuſcht in die Malerei, die Malerei in's Ballet, das Ballet in die Tragödie, die Tragödie in's Spiel- oder ſonſt einhaus, die Tugend in's Verbrechen, das Leben in den Tod hinein; der Triumph der neuen Generation iſt entſchieden, und der zwanzigjährige Belialsritter hat um zwanzig Jahre zu viel gelebt, und ſtirbt, weil jener Rauſch, den er für ſein Leben gehalten, mit ihm als Tod heranwuchs.

Buntes.

Kampfluſt in Chili. Faſt alle Tage ſieht man früh morgens einen oder zwei Leichname auf das Pflaſter vor der Gefängnißthüre hingeſtreckt, mit einer Schüſſel auf der Bruſt, um Almoſen zu ihrem Begräbniſſe zu ſammeln. Das ſind die Folgen der ſchrecklichen Sitte der niederen Klaſſe, alle Streitigkeiten gleich mit dem mörderiſchen Meſſer auszumachen, ſtatt auf die vernünftigere (?) und unſchuldigere Weiſe der Nachkommen John Bulls, ſich mit den Waffen der Natur, den Fäuſten, zu ſchlagen. In den „Pulperias“, wo ſich die „Paones“ oder gemeinen Leute Abends hin begeben, um „Chicha“ und „Aguardiente“ oder Branntwein zu trinken und zur Harfe oder Guitarre zu ſingen und zu tanzen, fallen öfters Streitigkeiten vor, wenn die Köpfe durch die ſtarken Getränke erhitzt ſind. Dann wird der Poncho, um zur Abwehr zu dienen, um den linken Arm gewickelt, und das Meſſer, das beſtändig auf dem Rücken hängt, wird mit der rechten ergriffen; ein Kreis von Umſtehenden umringt die Gegner, um zu ſehen und aufzupaſſen, „ob es (wie die Herren vom Metier es zu nennen pflegen) bei der Sache ehrlich zugehe.“ Ihre Gewandtheit im Gebrauch dieſer Waffe, die ſie gleich einem Rapiere im Angriffe und zur Abwehr handhaben, iſt wahrhaft erſtaunlich. Der Angriff geſchieht von beiden Seiten ungeſtüm, und die gewiſſen Folgen ſolcher Zweikämpfe ſind entweder der Tod oder ſchwere Verwundung der einen Partei; was bei Fremden den Eindruck erregt, als ſei der Meuchelmord bei den Bewohnern von Chili eine ganz gewöhnliche Sache.

(Bericht eines Reiſenden.)

Die *Paroles d'un croyant* auf der Bühne. Wer konnte wohl auf den bizarren Einfall gerathen, dieſe bizarren, apokalyptiſch-kryptogamen Worte auch von der Bühne herabzudonnern (welche übrigens die paſſendſte Kanzel dafür iſt)? Ein armer Beduine von Schauſpieldirector kam in der Begeiſterung der Verzweiflung darauf, als ſein Repertoir (das ſich an Armuth nur mit der ſeinigen und der ſeiner kleinen Geſellſchaft meſſen konnte) erſchöpft war. Die ehrlichen Bewohner des in der Nähe von Paris gelegenen Städtchens Lagny waren nicht gering verwundert, als ſie neulich auf der Theateraffiche in großen Lettern eine Repräſentation der **Paroles d'un croyant** prangen ſahen. Die Vorſtellung war ein Monodram, wozu das Publikum ſelbſt den Chor vorſtellen mußte, Koſtüme und Dekorationen, ſelbſt der Geiſt des Abgrunds, der Souffleur, waren überflüſſig, denn die Spekulation des genialen Bühnenherrſchers beſchränkte ſich darauf, daß er dem Publikum die ganze Brochure des Abbé, vom: au nom du père et du fils et du Saint-Esprit bis zum letzten: dreimal-heilig und dem mystère divin der revolutionären Dreifaltigkeit vorlas, wobei das Publikum applaudirte und der Maire ſich ärgerte. — Die Methode wäre übrigens manchen deutſchen Schauſpieldirektoren und Intendanten zur Nachahmung zu empfehlen, und es ſollen z. B. in Frankfurt a. M. auch wirklich ſchon Anſtalten getroffen ſein, daß man die Stücke künftig dem Publikum blos vorleſe; letzteres kann dabei offenbar nur gewinnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 41.
1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 17. Februar.

Des Königes Roſenhag.

Romantiſche Bilder aus Öſterreich's Geſchichte

von

Eduard Duller.

1.

Im Kirchlein des Hoſpitals im Cerwald lag der König um Mitternacht auf den Knieen und betete. An der Pforte ſaßen derweil in ihren guten Gewaffen Ulrich und Heinrich, die zwei Brüder von Waldſee, des Königes getreue Dienſtmänner und ſein tüchtiger Marſchalk, der Dietrich von Pillichsdorf; die drei ließen die Knäufe ihrer Schwerter nicht aus den Fäuſten, — ſie hielten des Königes Wacht.

Was lag doch dem jungen Könige, von deſſen Schönheit weitum das Sprüchwort ging, ſo ſchwer auf dem Herzen? Das goldige Haupthaar ſchimmerte ihm um die Schläfe, wie des Eichbaums Krone im Herbſt; preßte der goldene Reif auf dieſen holden Scheitel ſchon ſo arg? Daheim, in der traulichen Hofburg zu Wien, dachte doch vielleicht eben jetzt in treuer Herzinnigkeit ſeine Hausfrau, die holde Iſabella von Arragon, an den geliebten Gatten, träumte vielleicht ſchon von ſeinen Siegen über Ludwig den Baier, der ihm die deutſche Krone beſtritt. Blüh'te nicht einzig für Friedrich jene ſcharfbedornte Blume der Ritterſchaft, ſein Bruder Leopold, der auf Erden Luft und Sonnenſchein nicht ſo nöthig zum Leben hatte, als die Freude an ſeines Bruders Heil, Glanz und Herrlichkeit?! War nicht noch im Laufe dieſes Septembers das halbe Jahrhundert bald verronnen, ſeit Rudolphus, der erhabene Ahn, den Stamm der Habsburger eingepflanzt hatte als rechten Stamm der Ehren, als grünen Fruchtbaum des Friedens im deutſchen Lande? Eine günſtige Vorbedeutung für den Enkel, daß Ludwig der Baier gegen die Habsburger jetzt eben ſo ſieglos werden würde, wie jener Böhmerkönig vor vier und vierzig Jahren in der Marchfelds-Schlacht, wie jener Adolf von Naſſau vor vier und zwanzig bei Worms! Doch alle ſolche Gedanken verſcheuchten den Kummer aus Friedrichs Seele nicht. Mitternacht war mit zögernden Schritten von dannen geſchlichen. Der junge Morgen regte und rüttelte ſich wie ein friſcher Kriegsgeſelle im Alpenthal.

„Luft! Luft!“ rief der König, von den Stufen des Altars emporſpringend, — „laßt die Roſſe zäumen, Marſchalk! Nach Arment! Mit dem Morgenſchein um die Wette, nach Arment! Ich muß mich dort an leuchtenden Blicken ſonnen. Nein, nein, dieſer ſchneckenhafte Polyp, die Zeit, ſoll uns Hoffnung und That nicht erwürgen.“

Der Marſchalk war gegangen, die Roſſe zu beſtellen; der König blickte den zwei Gebrüdern ernſt ſinnend in die Augen und ſprach leiſe: „O Öſtreich, du mein heilig Gut, du mein armes Land!“

Darauf Herr Ulrich von Waldſee: „Das ſind farbloſe, mitternächtige Gedanken, lieber Herr! Draußen beginnt doch ſchon der Tag empor zu ſteigen; gebt ihn Eurer Hoffnung zum Bräutigam!“

Der König ſchüttelte das Haupt. „Du erräthſt nicht, was mir das Herz abdrücken will. — O ihr Herren, kam euch denn nichts in die Seele, als wir dies mein Öſtreich durchritten, einſt von Alt und Jung den Garten der Freude genannt, das Paradies des Segens, — und jetzt das Erntefeld des Raubes, mit Aſchen-Hügeln ſtatt mit lachenden Dörfern beſäet, durchnäßt von Blut, ſtatt von Thau und Regen, — das Eiſen geſtohlen aus dem Pflug, den Segen vom Herde, die Kinder aus den Wiegen?! — Habt ihr die Hufſpuren der Cumaniſchen Gäule gezählt, wie ich? Ich that's, ich that's, und dachte an mein armes Land!"

„O gebt Euch dieſen Gedanken nicht gefangen," hob Heinrich von Waldſee an, „der Frevel unſerer Bundesgenoſſen wird uns nicht heimkommen. Über Euch und Eure Krone ſtreckt das Recht ſchützend ſeine gewaltige Hand hin. Denkt an die Marchfelds-Schlacht! Der Stern Habsburg's ging damals auf, um nicht ſo bald wieder zu erbleichen; Gott iſt mit Euch, und von Gott kommt der Sieg."

„Dies Heiden-Volk aus Ungar-Land, das uns zum Bunde gekommen, ſteckt uns mit ſeinem Fluch und Unheil an," ſprach der König, „o mein armes Land! Was haſt du vom Feind zu befahren, wenn der Bundesgenoſſe dir das Diadem der Würde vom Haupte reißt, dein heiliges Augenlicht blendet, die Schrift holder Reize mit blutiger Hand von deinem Angeſichte tilgt?! — Ha, ihr Herren, die dumpfe Luft hier erſtickt mich. Meine Zuverſicht iſt hin. Auf, auf, bald auf und hinaus aus dieſen beengenden Alpen-Schluchten! — Sonſt, wenn ich den Semmering hinter'm Rücken hatte, und die ſteinernen Wände entlang ritt, die Gott zu Schutzwällen der Treue aufgerichtet, — war mir's in meiner Steyermark ſo wunderwohl um's Herz; wie ein Hochwächter der Freiheit lugte mir der kluge Gemsbock von ſeiner weißen Warte in's rührige Land hinab; und wo die Giesbäche ſchoſſen, ging mir die Seele weit auf; ich fühlte es in mir ſelber zehnfach toben und brauſen, Lebensmuth, Kraft und Luſt; — und wo die Hämmer pochten und unverſehens aus den Bergeslucken die ſennigen Schmiede vor mir ſtanden, und aus den Eiſenſchachten die blaſſen Knappen, die Hämmer und Fäuſtel ſchwingend, und wenn der Almbub dazu ſein Lied herab ſang und der Jäger juchheiend ſeinen Gemsbarthut in die Luft warf, — da kam mir's zu Sinnen, als wäre ich in der luſtigen Steyermark ſo frei wie der Häher in Lüften. — Jetzt dünkt ſie mich wie ein Kerker, wie ein Grab; die Gletſcher rücken enger zuſammen, der blaue Himmel droben wird kleiner und kleiner; — ach, es muß recht weh' thun, gefangen zu liegen! Gefangen, gefangen! — Tod iſt Maienluft dagegen. — Ihr guten Geſellen, was blickt ihr mich ſo wehmüthig an? — Mein Herz iſt zuſammengeſchrumpft in dieſen Thälern. Ich ſehne mich in's Freie!" (Fortſ. folgt.)

Urtheil eines Engländers über die deutſchen Malerſchulen.

(Fortſetzung und Schluß.)

Es ſind bewunderungswürdige Schöpfungen, die darthun, mit welcher Leichtigkeit Retzſch ſich in die Gedanken großer Männer, die er darſtellt, gleichſam hinein leben kann.[16] Aber dies iſt nicht ſein einziges Talent, ſeine eigene Erfindungskraft iſt ebenfalls reich und fruchtbar; er iſt ein geborner Dichter, und in der Einſamkeit, in der er lebt, gefällt er ſich, ſeinen geiſtreichen Schöpfungen bald die rythmiſche, bald die bildliche Form zu verleihen. Als Coloriſt ſteht er nicht ſo hoch, man kann ihm manchen Vorwurf machen, er iſt ſchroff, ſonderbar und mißfällt beim erſten Anblick. Aber was den erſten Guß, was die Erfindung betrifft, iſt er einzig in Europa (?). Stets leuchtet irgend ein origineller und poetiſcher Gedanke aus ſeinen Skizzen hervor. Er iſt der Hogarth des Ideal's (!), doch geht er niemals in die etwas ſchwerfällige und derbe Parodie Hogarths über,[17] und wie bei dieſem Künſtler, ſo iſt auch bei ihm die Zeichnung ſtets dem Gedanken untergeordnet. Es läßt ſich leicht denken, daß mit einer ſolchen Kunſtanſicht die Deutſchen ihrem Albrecht Dürer eine an Vergötterung gränzende Verehrung zollen.[18] Er war Künſtler, Gelehrter, ja in ſeiner Art, ſchöpferiſcher Dichter, und ſein Zeitalter verdankt ihm (wie Retzſch?) hauptſächlich ein kräftiges Fortſchreiten und eine ſchöne Ausbildung religiöſer, chriſtlicher Kunſt. Albrecht Dürer iſt ſeiner Zeit vorangeeilt.

Das große Verdienſt dieſes Künſtlers beſteht in der großartigen Auffaſſung ſeines Gegenſtandes, in der Wahrheit der Charaktere, der Stellung und des Ausdrucks. Und auch darin glänzt dieſe deutſche Schule, die Jean Paul in ſeinem wunderlichen (!) Styl die antikmoderne (?) nennt, die aber in der That nichts anders als ein Rifacciamento des altdeutſchen Styl's iſt. Deutſche Gelehrte in ihren Forſchungen im Gebiete der Kunſtgeſchichte haben Albrecht Dürer einen Charakter ſeltner Größe und idealiſcher Erhabenheit verliehen. Keiner hat dieſen Styl ſchöner und würdiger ausgebildet, wie Peter Cornelius, deſſen wir ſchon früher gedachten. Peter Cornelius nimmt in dem großen hiſtoriſchen Styl dieſelbe Stelle ein, wie Retzſch (?) in dem phantaſtiſchen und capriziöſen.[19] Man muß, um über das Verdienſt jenes Künſtlers zu urtheilen, die Kartons zu ſeinen ſchönen Freskogemälden geſehen haben, es zeigt ſich in denſelben der ſchönſte Contraſt in Strenge und Kälte der Haltung mit dem Feuer der Energie des Ausdruck's, auf eine merkwürdige Weiſe, es ſind nur ſparſame Gruppen und wenig variirte Stellungen, die eine ſo mächtige Wirkung hervorbringen. In allen Werken Cornelius iſt die poetiſche Kraft bewunderungswürdig, manchmal jedoch iſt ſie im Ausdruck übertrieben. In der

---

[16] Wodurch bewunderungswerth? Er kann ſich in die Gedanken großer Männer hineinleben?! Das wäre allerdings etwas und ſogar viel! Indeß beweiſen ſein Fridolin und Drachenkampf allein ſchon, daß er ſich nicht hineinleben kann; er kommt mir wirklich (honny soit qui mal y pense) zuweilen vor, als zeichnete er Bilderbogen; beſſeres ſind viele ſeiner „bewunderungswerthen" Skizzen wirklich nicht.

[17] Ach, thäte er's doch lieber; und er thäte es auch vielleicht, wenn er's — könnte; er verhält ſich zu Hogarth, wie etwa der Verfaſſer des „Lumpacivagabundus" zu dem genialen Dichter des „Alpenkönigs."

[18] Immer begeht unſer Engländer einen grammatikaliſchen Schnitzer, der wie ein hiſtoriſcher ausſieht; d.h. er gebraucht das *praesens* ſtatt des *plusquam-perfectum*.

[19] Das iſt denn doch ein Bischen zu arg! Für eine ſolche Parallele (vermuthlich durch den Umſtand herbeigeführt, daß Cornelius und Retzſch einen und denſelben Gegenſtand, — Fauſt, bearbeiteten), hat ſich niemand inniger zu bedanken, als Retzſch und niemand weniger, als Cornelius, und die deutſche Kunſt überhaupt, wenn ſie auf ſolche Weiſe vom Auslande gemaßſtabt wird.

Pinakothek 30) in München insbeſondere, entfaltet ſich das Genie des Künſtlers; in dieſen großen geräumigen Hallen iſt er ganz an ſeinem Platze, dort muß man ihn ſtudiren, vorzüglich aber in dem Götterſaal, welchen er zu einer lebendigen, großartigen und vollſtändigen Darſtellung der antiken Mythologie beſtimmt hat. Die Wände ſind mit koloſſalen Freſken, deren Figuren 8 Fuß hoch ſind, bedeckt; die eine Wand ſtellt den Olymp, die andere das Reich des Pluto, die dritte den Triumph des Neptun vor. Dieſe allerdings verbrauchten Sujets hat der Maler, von gelehrten Studien geleitet durch ein Zurückführen auf die alten heroiſchen Formen und die Einfachheit der erſten Vorbilder der Kunſt verjüngt und neu belebt. Der Plafond iſt nicht weniger bemerkenswerth; er beſteht aus vier Feldern, deren Abtheilungen und Unterabtheilungen durch Arabeſken und Ornamente jeder Art verziert ſind. Hat das Auge erſt den blendenden Eindruck des Reichthum's, der Pracht des Farbenſpiel's, und der Schönheit der Formen genoſſen und lenkt ſich die Aufmerkſamkeit ſpäter auf die Einzelnheiten des großen Gemäldes, ſo bleibt man von Erſtaunen gefeſſelt über den philoſophiſchen Geiſt, mit welchem der Künſtler in die alte Götterlehre eingedrungen iſt.

Nichts iſt da willkührlich oder zufällig, nichts modern; es iſt die reine Überſetzung Heſiod's, die Wiedergeburt griechiſcher Gottheiten. Solches Erkennen der Antike aber geht daraus hervor, daß in Deutſchland die Wiſſenſchaft, dieſe allgemeine Mutter, als Urquell jeder Kunſt allem vorangeht und in dieſem ſonderbaren (?) Lande ſelbſt die Begeiſterung ganz wiſſenſchaftlich iſt (!).

An Cornelius reihen ſich andere große Künſtler, deren Genie eine ähnliche Richtung genommen, unter ihnen iſt Julius Schnorr der ausgezeichnetſte. Er iſt unſtreitig einer der erſten Künſtler des modernen Europa's, er ſympathiſirt nicht, wie Peter Cornelius mit den griechiſchen Gottheiten, ſondern mit dem nordiſchen Mittelalter. Der Geiſt der alten Heldenzeit herrſcht in ſeinen ſeltſamen, mit nichts zu vergleichenden Compoſitionen. Er iſt von jenem wilden und unbändigen Geiſte, der die Hunnen und Gothen belebte, durchdrungen (???). Die Nationalepopoe der Nibelungen hat keinen größeren Commentator. Der König von Baiern hat die vier unteren Säle ſeines neuen Pallaſtes zu ſeiner Verfügung geſtellt, die bald mit ſeinen bewunderungswürdigen Freſken angefüllt ſein werden. Schnorrs Oelgemälde ſtehen ſeinen Freſken weit nach. (?)

Überhaupt ſagt dieſe Art der Malerei — deutſchen Künſtlern am meiſten zu. Die würdige Strenge des Styls, die Dauer, die ſie verſpricht, das Studium, das ſie vorausſetzt, dies alles genügt ihrem Ehrgefühl, mehr aber noch wirkt der Gedanke an die Nachwelt, der dem wahren Künſtler immer vorſchwebt. Es iſt dies ein herrlicher, großartiger Styl, welchen unſere Sitten und Gewohnheiten, unſere bürgerlichen Einrichtungen, vor allem aber die Zerſtückelung unſeres Eigenthums und Vermögens in eine ungerechte Vergeſſenheit gebracht haben. Die große Malerei, die Hiſtorienmalerei, iſt die Freskomalerei. Etwa um die Zeit Raphael Mengs hatte man aufgehört, dieſe Kunſt auszuüben. Im Jahre [illegible] ließ der königlich preußiſche Generalconſul Herr von Bartholdy von drei deutſchen Künſtlern, die ſich damals in Rom aufhielten, Peter Cornelius, Overbeck und Philipp Veit ſeine Zimmer in Fresko malen. Der Marcheſe Maſſimi folgte ſeinem Beiſpiel und ließ auf dieſelbe Weiſe ſeine Villa Laterana verzieren. Philipp Veit wurde mit einem Gegenſtande aus dem Dante, Julius Schnorr mit einem aus Arioſt und Peter Cornelius mit einem aus Taſſo beauftragt. Ihr Erfolg erregte allgemeine Bewunderung, und doch waren dies nur einige geringe Verſuche. Die neueren Entdeckungen in der Chemie kamen jetzt unſern Künſtlern zu ſtatten, deren ausdauernder Muth endlich in München eine vortreffliche Schule zu Stande brachte. Was techniſche Fertigkeit und geſchickte Behandlung in Anwendung der Farben betrifft, ſo haben hierin dieſe Künſtler einen ſeltnen Grad von Vollkommenheit erreicht, was um ſo verdienſtlicher erſcheint, wenn man weiß, wie ſchwierig die Vorbereitungen zur Freskomalerei ſind, wie viel Sorgfalt ſie erfordert, mit welcher Schnelligkeit und Sicherheit der Maler die Farbe auf einen noch friſchen Anwurf, der ſie im Augenblicke einſaugt, auftragen muß. Deutſchland allein gebührt der Ruhm, die große Malerei wieder aus der Vergeſſenheit gezogen zu haben, diejenige Malerei, die Jahrhunderte überlebt und die ſich eben ſo ſehr zur Verherrlichung der Wohnung der Götter, als der Palläſte der Helden eignet.

Die deutſche Kunſt, alſo dieſe Kunſt, die von dem Gedanken ausgeht, hat ſich mit einem großen Erfolg und einer edlen Kraft entwickelt, jedesmal als es darauf ankam, erhabene Bilder zu geſtalten, Form und Farbe der alten Heldenzeiten wiederzugeben. Die Portrait- und Landſchaftmalerei hingegen ſind ihr weniger geglückt. Stieler, deſſen Attelier ich in München beſuchte, iſt ein tüchtiger Maler und guter Zeichner. Stieler, der Van Dyk Münchens, (ich irre mich, ich ſollte ihn mit Thomas Lawrence vergleichen), 31) ſcheint in ſeinen Portraits ſich der Schule Holbeins anzuſchließen (?) und ſie nur durch Nachahmung des Mieris und Oſtade zu modifiziren. 32) Seine Portraits, die alle ſprechend ähnlich, und mit einer außerordentlichen Sorgfalt und Freiheit ausgeführt ſind, haben mir durch den Fleiß, womit die Beiwerke behandelt ſind, mißfallen. Vor allen iſt mir das Portrait des Prinzen Karl erinnerlich. Nachdem das Auge über die verſchiedenen Theile des Bildes hingegangen und den Totaleindruck empfangen hat, verweilt es unwillkührlich bei dem Hute des Prinzen. Die Aufmerkſamkeit für Phyſiognomie und Stellung ſchwindet, man ſieht nur den Hut. Er iſt von dem feinſten Filze, ſo glatt und glänzend, daß die Sonne darin ſpiegelt. Der Künſtler hat ihn mit ſichtlicher Vorliebe behandelt. Seltſame Hintanſetzung aller Convenienz und aller Idee! Die Hauptſache verſchwindet über die Nebenſache und man überſieht den Kopf über den Sitz, der ihn bedeckt. 33) Von den zahlreichen Gallerien, auf die Deutſchland ſtolz ſein darf, erwähne ich nur das Städel'ſche Kunſtinſtitut in Frankfurt am Main, die herrliche Gallerie in München, die Gallerie in Schleißheim, die Boiſſerée'ſche Sammlung, die Gallerie des Herzogs von Leuchtenberg und die Dresdener Gallerie, die beſonders reich an italiäniſchen Meiſtern iſt. An Cornelius, den die Deutſchen, als den größten Meiſter ihrer Schule anerkennen und der, — vielleicht —, noch größer ſein würde, gingen ihm nicht Fülle und Lieb-

---

30) Soll wohl heißen: Glyptothek!

31) Ja wohl! denn von einem Van Dyk iſt in Stieler auch keine Spur zu finden. Stieler iſt ein wahrer *Hof*- und Zimmerverzierungsmaler; er idealiſirt allerdings, aber nicht poetiſch, (d. h. er hebt nicht den wahren individuellen Charakter in eine höhere Potenz hinauf), ſondern er *ſchmeichelt*, und bringt Nebenſachen an, die ſich zur Hauptſache verhalten, wie ſentimentale Veilchen zur Phyſionomie einer Münchner Bierbrauerstochter.

32) Hier macht der Engländer einen Excurs in's Gebiet der Papageien.

33) Schirm!

lichkeit im Ausdrucke ab und erſetzte er nicht allzuſehr Grazie durch Kraft. an Cornelius reiht ſich zunächſt Overbeck, der in religiöſen Gegenſtänden ausgezeichnet iſt, dann folgt Schnorr, deſſen ich bereits erwähnt, Wilhelm Wach, geboren in Berlin 1787, der für ihren Nebenbuhler gelten kann; er erinnert durch ſchöne Auffaſſung, edle Freiheit im Ausdruck an Leonardo da Vinci. Stieler und Retzſch habe ich bereits genannt. Unter den Freskomalern darf ich nicht unerwähnt laſſen: Clemens Zimmermann, Heinrich Heß, Philipp Veit in Frankfurt, Wilhelm Tiſchbein II., Eduard Bendemann, W. Schadow.[24]) Unter den Landſchaftsmalern iſt Friedrich von Dresden einer der bemerkenswertheſten, er iſt ein Künſtler voll Poeſie, jedoch mitunter manierirt und gefällt ſich beſonders in Nachtſtücken; dahin gehören ebenfalls Wilhelm Schirmer und Catel, die faſt ihr ganzes Leben in Italien zugebracht haben. In der Genremalerei ſind: Peter Heß von München, Dominick Quaglio, Major von Heideck, von Bedeutung. Man ſieht, dieſe Schule iſt fruchtbar. Sie ſchreitet mittelſt guter und ſtrenger Studien fort; ihr Streben iſt, weniger das, zu gefallen und zu verblenden, als das, die Seele zu erheben. Doch darf man ſich keineswegs verhehlen, daß dieſen Künſtlern im Allgemeinen eine gewiſſe Schwerfälligkeit des Pinſels und Zeichnung vorzuwerfen iſt. Die deutſche Kunſt beſitzt Charakter, Adel, mit Wahrheit und Studium; dies ſind allerdings ſchöne Eigenſchaften.

---

[24] Und Leſſing? Ach, das fatale Dampfſchiff!

Rednerkunſt.

Weiſe Reden hör' ich gerne,
Wenn ein Vielerfahrner ſpricht,
Sind ſie doch wie gold'ne Sterne,
Deren Glanz die Nacht durchbricht.

Dennoch fühl' ich, daß im Reden
Jener nur den Preis gewinnt,
Der mit weichen Liebesfäden
Mir zugleich das Herz umſpinnt.

Graziengürtel, Zaubernetze,
Rednerlippen, flechtet mir,
Daß die Weisheit, die ich ſchätze,
Mich umſpinne für und für!

J. C. Nänny.

Buntes.

Sterben — eine Kunſt! Wenn Sterben keine Kunſt wäre, ſo würde der arme Robin (früher Apotheker in Paris, jetzt in Chatillon) kürzlich nicht die achte Selbſtmords-Methode an ſich zu probiren gehabt haben. Robin hat das Sterben, worauf er ganz verſeſſen iſt, binnen 18 Monaten bereits von allen Ecken und Enden angefaßt; aber, leider! jedesfalls ohne Erfolg. Erſticken, Gift, Schießwaffen, Meſſerſtiche — alles umſonſt; immer kommt ihm eine fatale Rettung dazwiſchen, und der Mann iſt in ſeiner Generalverrücktheit noch ſo ſpeciell-närriſch, daß er ſich nach jedem verunglückten Attentat ganz gutmüthig kuriren läßt. Sein jüngſter Verſuch war der einfachſte, er legte ſich in einem kleinen Speicher unter einen Haufen Reisbündel, um zu verhungern und zu erfrieren; diesmal erwies ihm ein Spürhund (ein vierbeiniger nämlich) die Ungefälligkeit, die Leute auf ſeine Spur zu bringen; und als man ihn aufraffte, nimmt Robin, ſein Syſtem conſequent verfolgend, nicht den geringſten Anſtand, ſich an einem großen Feuer wieder wärmen und den zum Mord angeſtifteten Magen vermittelſt eines guten Dejeuner à la fourchette wieder zum friedlichen Bürger machen zu laſſen. Uebrigens iſt der Geiſteskranke ſchauderhaft verſtümmelt, namentlich in Folge ſeines Piſtolenattentats und eines Sturzes durch's Fenſter, wovon das erſte ihm die obere Kinnlade, der zweite zwei Beinbrüche koſtete. — Man muß geſtehn: die Narrheit macht Fortſchritte, und ſtirbt gewiß nicht, bevor der letzte Menſch den Einfall bekommt, ſich in einer Luftpumpe lebendig zu begraben, die er von Innen dirigiren kann.

Pfaffenthum in Peru und Chili. Schon am Thore Lima's erblickte ich die auffallendſten Züge von Religioſität in Peru. — Zwei lange Lehmmauern ſtehen zu beiden Seiten der Straße oder vielmehr des Gangs, der zu der „Stadt der Freien" führt, wie die Einwohner ſie gerne nennen. Ungefähr hundert Yards vom Thore endigt er ſich in eine Straße: „La Calle del Callao" genannt. Das Erſte, was uns hier auffiel, war die ſchlimme Phyſionomie der Häuſer und die unanſehnlichen in die Fronte vorſpringenden, geſchloſſenen Balkone. An den Ecken befinden ſich zwei grob geſchnitzte hölzerne Figuren, die roth angeſtrichen, ungefähr zwölf Fuß von der Erde angebracht, und rings von Flammen umlodert ſind. Dieſe Figuren heben in betender Stellung die gefalteten Hände. Man nennt ſie „animas" oder Seelen; ſie ſollen die frommen Straßenwandler bildlich an die Qualen der Seelen im Fegefeuer erinnern. Aehnliche Figuren findet man in allen Theilen der Stadt. Auf der blinden Mauer eines Hauſes befindet ſich ein bizarres Bild, den Teufel darſtellend, der den Heiland auf den Berg trägt.

Die Prieſter in Peru erhalten ihr Anſehen dadurch, daß ſie das Gemälde der Hölle und des Fegefeuers beſtändig ihrer geiſtlichen Heerde vor die Augen halten. Sie trieben dies ſo weit, daß ſie die ſarkaſtiſche Bemerkung des Doctors Francia, des excentriſchen Dictators von Paraguai, völlig rechtfertigen: „dieſe Prieſter lehren das Volk, ſich des Teufels zu erinnern, und Gott, den Allmächtigen, zu vergeſſen." Eine ſehr einſichtsvolle Dame in Lima erzählte mir, daß ihre Amme ſie als Kind einmal in eine nächtliche Kirchenandacht mitgenommen habe, um die Predigt zu hören. Nachdem der Prieſter die Meſſe geleſen hatte, beſtieg er die Kanzel. In feurigen Ausdrücken ſchilderte er alle Schrecken der Hölle, — die Qualen, welche diejenigen erwarteten, welche in dieſer Welt die Beichte und den Erkauf von Ablaß verabſäumten, bis er endlich durch ſeine Beredſamkeit die ganze Verſammlung zum Weinen brachte. Dann rief er aus: „Ihr ſeid verflucht und eure Seelen werden brennen und flammen ewig, ſo wie ich jetzt," und hiermit ſtreckte er ſeine Arme aus; ſeine Aermel, die abſichtlich mit Spiritus befeuchtet waren, fingen Feuer an einem der Lichter. So in Flammen ſtehend, ergriff er ein Crucifix und rannte von der Kanzel, indem er ſchrie: „laß mich der Verdammung dieſer nichtswürdigen Sünder entgehen."

Man erzählt ſich (freilich nur sub rosa) mehrere Anekdoten von dem ſchmutzigen Geiz und den zahlreichen Kniffen der Pfaffen in Peru. Selbſt jetzt noch wird bisweilen die einzige Kuh einer armen Wittwe verkauft, um die Begräbnißkoſten ihres Mannes zu beſtreiten. In Pisco ſah ich einen indianiſchen Knaben, den ein chriſtlicher Pfarrer in eine der innern Provinzen verkauft hatte, um ſich durch den Kaufpreis das Honorar für die nöthige Anzahl von Meſſen, die er für die Ruhe der Seele des Vaters geleſen, zu verſchaffen.

Die Prieſter in Chili ſind weder ſo ſtreng, noch ſo bigott, wie ihre Collegen in Peru. Erſtere erlauben ſich öfters einen Scherz über die ceremoniellen Gebräuche der katholiſchen Kirche, was bei den letzteren ſehr gewagt wäre.

(Notiz eines Reiſenden aus den vereinigten Staaten.)

Ein junges Talent. In den Memoiren der kaiſerlichen Univerſität von Moskau finden wir folgende intereſſante Details über ein arithmetiſches Wunderkind, Ivan Petroff, einen eilfjährigen Knaben, den Sohn eines Bauers aus Nagoſine (einem Dorf im Diſtrikt von Pologrivoff, Gouvernement Koſtroma). Dieſer Knabe kann weder leſen, noch ſchreiben, löſt aber, einzig durch Denkkraft und Gedächtniß, die ſchwierigſten und verwickeltſten arithmetiſchen Probleme. Im Mai vorigen Jahres beſtand er deßhalb vor dem Civilgouverneur von Koſtroma eine Prüfung, wobei er die an ihn geſtellten Fragen mit der größten Schärfe und Genauigkeit beantwortete; kurze Zeit nachher fand der Profeſſor Perevof Tchiloff — bei ſeiner Viſitation der öffentlichen Unterrichtsanſtalten, Gelegenheit, die erſtaunlichen Reſultate zu bezeugen, welche Ivan auf dem Wege der Rechenkunſt gelungen waren. Der Kaiſer ſah bei ſeinem Beſuch des Gymnaſiums von Koſtroma gleichfalls den jungen Ivan, prüfte ihn ſelbſt, übergab, nachdem er ſeine Bewunderung für das außerordentliche Talent deſſelben ausgedrückt, dem Civilgouverneur eine Summe von 1000 Rubeln, um ſie zum Beſten Ivans zinslich anzulegen, und beauftragte den Direktor des Gymnaſiums, dafür zu ſorgen, daß der vielverſprechende Knabe im Leſen und Schreiben des Ruſſiſchen, Deutſchen und Franzöſiſchen gründlichen Unterricht erhalten ſollte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 42. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 7.

Mittwoch, 18. Februar.

Phantaſien über Seydelmann.

I.

Überhaupt werd' ich weniger von Büchern, als von Menſchen ſprechen. Ich muß es, wenn ich von unſrer gegenwärtigen Literaturperiode behaupte, daß ſie alle Keime einer neuen glänzenden Zukunft in ſich ſchließe. Man kann die Zeit nicht erſtürmen, muß die Jahreswechſel abwarten, und ſich dahin beſcheiden, das Werdende dem Gegenwärtigen aus den Augen zu leſen. Ich gebe mich mit Begeiſterung dem Gedanken hin, daß die Kritik jetzt vermitteln, wegbahnen und die ſchwere Geburt erleichtern ſoll. Es iſt mir nicht um Zerſtörung, ſondern um Ordnung zu thun. Es will das ganze Gebiet unſerer geiſtigen Thätigkeit überſehen: es wollen die einzelnen Perſonalitäten, welche wirken werden, in ihrer Eigenthümlichkeit begriffen ſein. Es kann nun nichts mehr außer unſerm Bereiche liegen, wir haben Allem unſere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und keinem Elemente der Cultur mehr, als dem Theater.

Die Bewunderung, welche man für Karl Seydelmann haben muß, wird durch eine Empfindung getrübt, welche in den Umſtänden liegt, unter welchen dies Genie auftritt. Welche kalte, eigenſinnige und bleierne Zeit für eine Perſönlichkeit, welche an die Maſſe angewieſen iſt! Wir reden nicht von dem Bedürfniß des Schauſpielers, daß er blos Zuſchauer habe, nicht von dem Gemeinplatze, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte, ſondern von einem Genie, das ſich ſehnt nach einer großartigen Bewegung, nicht einmal, um ſie einzufangen oder ſelbſt zu beſtimmen, ſondern nur, um in ihren Zug hineingeriſſen zu werden und, ihr hingegeben, ſich zu fühlen als ein Moment einer großen öffentlichen Thatſache. An dieſem Mangel der Zeit krankt ein Individuum in Deutſchland, das wahrlich unter uns gegenwärtig der einzige öffentliche Charakter in der Kunſt iſt, dem man ohne Widerrede ſich hingiebt, und den man überall als eine, faſt möchte man ſagen, objektive Erſcheinung nehmen wird, wie nicht einmal Göthe genommen iſt. Seydelmann iſt verſchlagen in eine kleine Reſidenz, wo man die Wägen zählen kann, welche täglich über den großen Graben fahren. Er lebt von dem Beifall eines Publikums, das ſich mit ſeinem Strickzeuge, mit ſeiner Familienſtubenmoral, und mit dem guten frommen Glauben in die Logen ſetzt, das Theater ſei ſo gut, wie die Kanzel, und es fiele immer etwas ab vom Spiele, das man zu Hauſe in chriſtliche Erwägung ziehen könne, um ein gutes Beiſpiel zu geben für Kinder, Hausgenoſſen und Dienſtboten. Ach! und Seydelmann iſt immer neu, immer friſch unter dieſen ſchwarzen Lutheranern, immer jugendlich und brautnächtlich, gleichſam in einer ganz ordinären Ehe, wo das Empfängniß vor ſich geht zwiſchen Schlaf und Wachen; zuweilen lacht die ſchläfrige Hälfte in ihrem Traum, und er arbeitet immer männlicher, göttlicher, der jugendliche Seydelmann, und weint nur im Stillen, wenn er die Schminke von den bleichen Wangen gewiſcht hat, und er nach Hauſe ſchleicht über die verſchwiegenen Straßen, die wandelnden Laternen zählend, welche ſeinem guten, ehrlichen Publikum in die kleinen baufälligen Häuſer leuchten! O du treuer und frommer Jünger deiner Kunſt!

Gott, ich habe gegen Stuttgart nichts: es iſt eine eingekeſſelte, mittelmäſſig gelegene Stadt, mit 30,000 Einwohnern.

Und das Waſſer daſelbſt iſt ſehr ſchlecht, aber die Lyrik gedeiht und die Theologie, und die Leute haben alle einen ſehr verſchloſſenen, menſchenfeindlichen Charakter und ſprechen ſchwäbiſch. Es iſt nirgends beſſer, wenigſtens für Seydelmann nicht. Denn braucht er eine große Maſſe? braucht er ein Theater, wo wöchentlich mehr als zweimal Schauſpiel iſt? Freilich, aber nicht unbedingt. Was ihm fehlt, iſt eine großartige Regung des Theaters, eine Kritik, die auf der Höhe ſeiner Leiſtungen ſteht, und ein Zug des Intereſſes, der auf eine Tendenz hinauskömmt.

Wie Garrick geſpielt hat, wiſſen wir nicht; aber er ſpielte unter dem Einfluſſe einer literarhiſtoriſchen Bewegung. Er war es, der den Stein von Shakeſpeare's Grabe wälzte. Sein Spiel hatte einen Sinn, der ſich in Worte faſſen ließ; denn er ſtürzte den Roſcius der Reifrocksperiode, er ſtürzte Quin, den Heros der franzöſiſchen Tragödie, und er war es, ohne den Shakeſpeare nicht von der Vergeſſenheit, Undankbarkeit und pedantiſchen Kritik erlöſt werden konnte. Er war in das Geheimniß einer großen nationalen Verſchwörung gezogen worden, er war der Todtenerwecker eines Vergeſſenen und ſein Spiel hatte ein Fundament, das über den lügenhaften Tag eines Theaterabends hinausreichte; ſo, daß man nicht Shakeſpeare nennen kann, ohne zugleich dem Andenken Garricks ein Opfer zu bringen. Und dieſer Cultus iſt um ſo geheimnißvoller und ſchöner, da wir nicht mehr wiſſen, wie Garrick geſpielt hat. Das Perſönliche vergeht, und die Tendenz erhält ſich.

Was Garrick für England war, bleibt Schröder für Deutſchland; denn wir verſtehen nichts mehr von dem Entzücken unſerer Großväter, die uns Schröder's Spiel beſchreiben wollen; aber wir wiſſen, daß er den Deutſchen gezeigt hat, was Helden ſind, Helden durch und durch, Helden der Poeſie, nicht der Staatsaktion. Wir haben die Paragraphen unſrer Literaturgeſchichte zur Hand und konnen aufweiſen, wie Schröder geweſen ſein muß; denn wir wiſſen, welche Geſtalten Gerſtenberg, Leiſewitz, Leſſing und Göthe nun zu ſchaffen anfingen. Wir haben Fleck nicht mehr: wir geben ſein Spiel hin: wir bleiben kalt bei den Entzückungen alter Berliniſcher Theaterroués und Tiecks; wir wiſſen nicht einmal, ob uns alles ſo, wie es gegeben wurde, gefallen hätte, aber wir haben Schiller, wir haben Wallenſtein, wir haben einen Typus, der unvergeßlich iſt, weil er der Literaturgeſchichte angehört. Iffland's Spiel war unſtreitig ganz auf den momentanen Eindruck des Theaterabends berechnet; aber wir können es noch immer zergliedern, ohne daß wir jene kleinen Details der Menſchennaturnachahmung, jene berechneten Coups der Charakteriſtik und das ganze Pachó von einzelnen Manieren ſelbſt geſehen haben. Denn wir beſitzen Dramen, die er zufällig ſelbſt geſchrieben hat, wir kennen die literariſche Periode der Familiengemälde, kennen die pſychologiſche Richtung des Zeitgeiſtes, wir kennen die Böſewichter und Präſidenten, die ganze Revolution der Sitten und Meinungen, wie ſie die Wendung des alten und neuen Jahrhunderts ſo prägnant bezeichnet hat. Die wahren Maßſtäbe dauernder Mimengröße ſind die Tendenzen der Zeit; und melancholiſch iſt es, ein großer Schauſpieler ſein, ohne eine große Bewegung, welche ihm in die Hände arbeitet.

Wir haben in neuerer Zeit einige vortreffliche Schauſpieler gehabt: ſubjektive und objektive. Zu jenen gehört Ludwig Devrient, den eine weniger göttliche als dämoniſche Natur begünſtigte. Zu dieſen gehören hie und da zerſtreute Künſtler, welche ſich durch einen gewiſſen Eclekticismus auszeichnen, oder durch die Gewandtheit, ſich in die klaſſiſche Tradition einzelner Rollen hinein zu denken, durch die Kunſt, es einem Schröder, Eckhof oder einem unbekannten Originale, das gerade für dieſe oder jene Rolle wie dafür geboren ſchien, gleichzuthun. Aber dieſer Maaßſtab langt für die Größe Seydelmann's nicht zu: denn dies iſt kein hiſtoriſches Spiel in dem Sinne, daß Seydelmann hier an Garrick, dort an Poquelin, in einem andern Fache an Iffland erinnern will. Daß er manche Rollen ſo geben mag, wie ſie Iffland gab, iſt einleuchtend; denn es ſind dieſelben Worte und Geſten, die ihm der Dichter (dann Iffland ſelbſt) vorſchrieb und die nicht verrückt werden dürfen. Aber Seydelmann iſt ein Ganzes, ein abgerundetes Genie, eine Fundgrube ſeiner ſelbſt, eine ſolche Objektivität, daß er jedes Stoffes Meiſter wird. Seydelmann iſt Schöpfer, und vielſeitig, nicht traditionell oder eclektiſch, ſondern aus innerer ſprudelnder Kraft, aus einem Ideale, das in ihm wohnt, an dem er jede Rolle ihre Probe beſtehen läßt. Seydelmann ſpielt die alten Helden, die alle ſchon einmal da geweſen ſind: er kann ſie neu machen, aber nur für den Theaterabend und für die Kritik ſeiner Perſönlichkeit; denn es ſind alte Helden, es iſt ein altes Repertoir, das er ſpielen muß, und dies iſt die Melancholie dieſes Künſtlers. Er ſucht eine Bühne, welche von einem großen Intereſſe geleitet wird. Wo iſt ſie? Wo iſt die Literatur, die ihm in die Hände arbeitet? Wo iſt das Vehikel, das ſein Genie einſchlöſſe und es dauernd machte mit dem zugleich, was durch ſein Genie veredelt iſt? Hier iſt alles matt und krank: hier iſt wenig Hoffnung. Die Bühne iſt eine Anſtalt der Gewohnheit geworden, ſie füllt drei leere Stunden des Tages aus: der Staat pflegt ſie „zum Vergnügen der Einwohner.“ So muß ſich Seydelmann auf den Troſt beſchränken, eine geſunkene Inſtitution wenigſtens Außerlich zu Ehren, wenigſtens die Achtung vor der Kunſt wieder in Schwung zu bringen, und der Oper und allen Surrogaten der Langenweile zwiſchen 6 und 9 Uhr Abends gegenüber, das Schauſpiel in ein Gleichgewicht zu ſetzen, daß das matte Publikum doch wieder zu ahnen beginnt und wenigſtens — erſchrickt. Seydelmann iſt nun auf ſich angewieſen, auf den verzeihlichſten Egoismus, auf eine innere Genugthuung, die ſich ſchmerzlich lächelnd auf ſeinem bleichen Antlitz malt. Ich ſeh' ihn, den großen Mann, wie er wahnſinnig durch die Straßen von Stuttgart ſchleicht, den Leuten auf die Hühneraugen ihrer Prüderie tritt, und den Neugierigen mephiſtopheliſch Beſcheid gibt, wenn ſie ihn fragen, ob er denn nicht bald wieder ein neues Stück in den alten Theaterkaſten von Stuttgart, der wie eine Theebüchſe ausſieht, bringen würde.

Aber dieſe ganze Miſere wird eine andere Wendung nehmen. Seydelmann iſt jung (die ewige Kunſt verjüngt), Seydelmann wird der Held einer Periode werden, die im Anzuge iſt. Deßhalb ſprech' ich von Perſonen, weil man zehn Jahre nicht herzaubern kann, ſondern ſie erleben muß. Die Reform des deutſchen Theaters kann nicht ausbleiben; denn Dinge, über die man ſich klar iſt, kommen von ſelbſt.

Die deutſche Literatur hat hier nicht die geringſte Rolle zu ſpielen. Es liegt in ihrem eignen Intereſſe. Warum klagt Ihr denn immer, daß ſich für Euern Kram jetzt gar kein Publikum, keine großartige Theilnahme findet! Warum habt Ihr immer Schiller und Göthe im Mund, und könnt nicht begreifen, wie zwei Menſchen eine Religion haben ſtiften können? Dies iſt ganz einfach: die alte Literatur vermittelt ſich mit dem Publikum durch das Theater, nicht durch die Leihbibliothek. Es gab eine Zeit, wo ſich zarte Frauen ſchämten, ihre Lektüre aus dieſen Winkelbuden, die oft unter dem Schutz eines ganz unwiſſenden Buchbinders ſtehen, zu holen. Es gab eine Zeit, wo ſich auf den Tiſchen anſtändiger Häuſer keine fettigen Bücher antreffen ließen, die ſich ihren Weg durch die Vorſtädte und verrufenen Gaſſen mit abſcheulicher Unverſchämtheit in gute Geſellſchaft bahnten. Es gab eine Zeit, wo man ſich ſchämte, nur das zu leſen, was gerade in einer Bibliothek zu Hauſe iſt, wo man ſich entblödete, nachdem ſeine Jugend an klaſſiſchen Muſtern Bildung eingeſogen hatte, nun jene geiſtloſen Fabrikate durchzuleſen, die man oft erſtaunt, in den Händen geiſtreicher Frauen anzutreffen. Die Kritik macht hier nicht Alles: Menzel mag das Brave empfehlen; ich, aube, Wienbarg und Mundt mögen ihn darin unterſtützen: das Publikum iſt zu bequem und geizig. Man kann es nur noch durch das Theater locken, durch einen Ort, wo der neue Shwal, die Koketterie und die Lorgnette ihre Rolle mitſpielen dürfen. Das Theater muß gleichſam die buchhändleriſchen Geſchäfte übernehmen. Der Vortheil iſt groß; denn vom Munde zum Auge iſt auch vom Munde zum Herzen. Die junge Literatur wird runder und deutlicher werden, und jener Fluch aufhören, daß Euch der Leſepöbel (Leute von 10,000 Thalern Revenüen gehören oft erſt recht zu dieſem Pöbel und beſonders Damen, obſchon ſie die Cavatinen aller neuen Opern ſingen können) mit offenem Munde anſtarrt und Euch gar nicht verſteht, daß ihm alles ſo ſonderbar und auffallend, und der Gebrauch, den Ihr von der deutſchen Sprache macht, ganz böhmiſch vorkömmt. Werdet praktiſch, werdet wie die Alten waren, und belauſcht das Spiel eines Seydelmann!

Ich weiß, woran die Noth liegt: an der geſellſchaftlichen Stellung des Theaters. Die Oberaufſicht unſerer Theater iſt in die Hände adlicher Hofchargen gekommen. Der Hoftheaterintendant rangirt mit dem Oberjägermeiſter. Der Hoftheaterintendant iſt Kammerherr, und der Schlüſſel, den er trägt, ſchließt ſelten das Geheimniß der Kunſt auf. Gott ſey's geklagt! Es gibt Hoftheaterintendanten, welche es in der deutſchen Literatur ſchon bis zu Gellert's Fabeln gebracht haben, Hoftheaterintendanten, welche berühmte Dichter für Schauſpieler halten, und wenn ihnen die Ankunft Immermann's gemeldet wird, rund weg und kavalièrement erklären — ſie könnten ihn nicht ſpielen laſſen. Welche Herren werden zu Hoftheaterintendanten gewählt? Diejenigen, welche als Kammerherren zu wenig Gehalt haben und noch einer Gehaltszulage bedürfen, um ihrem alten feudalen Namen Ehre zu machen; oder auch ſolche, welche ein ſo reichliches Einkommen beſitzen, daß ſie auf die kleine Entſchädigung für dieſe Charge nicht viel geben, und doch den Glanz des Hofes vermehren helfen können. Dieſe Herren dienen zuletzt dazu, Privatleidenſchaften, das Ballet, eine Arie aus Robert dem Teufel, die Orgel, Gebetsſcenen recht oft auf das Repertoir zu bringen. O Deutſchland! Freilich, Ihr lieben Pinſel, aus Euern zwölf Groſchen, die Ihr an die Kaſſe gebt, kann keine heroiſche Oper, keine Tänzerin unterhalten werden; deßhalb muß die Liberalität Eurer Fürſten ſpenden, und ſo habt Ihr Euer Recht verloren. Ich ſeh' Alles ein: es iſt Alles ſehr gut, ſehr vernünftig, ſehr lobenswerth: und ich bin ein Thor, mich zu ärgern.

Aber das weiß ich, jene ſchöne Zeit, wo Madame Koch, Madame Gelzig, Mad. Döbbelin die deutſchen Hoftheaterintendanten waren, wo es keine lebenslänglichen Penſionen gab, wo man wanderte wie Thespis, da ſtand es beſſer um das Genie des Schauſpielers und um das Intereſſe der Literatur. Die Banden hatten ihre Dichter, relegirte Studenten, wegen Freiſinnigkeit abgeſetzte Prediger, aber helle Köpfe; liederlich . Trunk ergeben, aber praktiſche Menſche , dem nicht ſelbſt Poeten, doch Repräſent . und wenn ·llen deſſen, ohne das dieſe Theater nichts waren, der Literatur. Da ſchleppte man keine Tamtams mit ſich, und keine gläſernen Zauberpaläſte, keine Dekorationen des Beſuvs, die eigens in Neapel verfertigt waren, keinen erſten Tenoriſten, den man in Baumwelle hätte packen müſſen, um ihn vor böſer Luft und Katarrh zu ſichern. Es war Alles beſſer: namentlich die Schauſpieler, und die Stücke, welche geſchrieben wurden.

Ich weiß, wie ſich die Dinge wenden müſſen, wenn eine Theaterreform aufkommen ſoll. Die Hoftheaterintendanten müſſen Achtung vor der Literatur bekommen; wenn nicht vor den poſitiven Schöpfungen, doch vor der Kritik. Sie, nur gewöhnt, mit kleinen Lokalbellern zu zanken und dem obſcuren Journaliſten das Freibillet zu entziehen, der es gewagt hat, ihre Anordnungen für ſchlecht auszugeben; ſie werden gedemüthigt werden, wenn ſich die höhere Kritik, wenn ſich die Crême der Literatur auf ihren Kram wirft und ſich eine öffentliche Meinung in Theaterſachen bildet. Solche Erſcheinungen, wie des unterrichteten und eleganten Dramaturgen Lewald angekündigte Theater-Revue kommen hier zur rechten Stunde. Ein Phalanx von thatſächlichen und imponirenden Meinungen wird ſich zuſammenſchaaren und die vornehmen Herren zwingen, das Theater als eine Sache des Volks, nicht der Cabinetslaune anzuſehen. Man wird ſie öffentlich nennen, die Hoftheaterintendanten, die Immermann für einen Schauſpieler halten, und ſie zwingen, ſich weniger um den Theaterſchneider, als um die Literatur zu bekümmern. Es muß noch Schauſpieler geben, welche für die Reform zu gewinnen ſind. Seydelmann ſelbſt fühlt, daß ſein Name beſtimm iſt, nach einer langen Periode des zweckloſen Treibens eine neue Schöpfung zu bezeichnen. Er fühlt, daß er ſich an eine großartige Bewegung lehnen muß, und wir werden noch öfter darauf zurückkommen, zu beweiſen, daß dieſe nicht ausbleiben wird. —

---

15) Zweiter Band Novellen von C. F. von Rumohr. München, Franz. 1835.

Es muß doch ein erfreuliches Gewerbe ſein, deutſcher Schriftſteller. Dieſer alte Herr von Rumohr trippelt noch immer mit und ſpringt, wie die Jungen. Er liefert Novellen, Reiſebeſchreibungen, Verſe, Alles in der beſten Laune; ja er arbeitet ſogar auf Beſtellung, wenn es ein adliger Verleger, wie Herr von Rohden in Lübeck, verlangt. Kurz, man ſieht, es kommt noch etwas aus der Literatur heraus, und es kann Leute geben, welche eine Luſt darin finden, mit der öffentlichen Langeweile zu verkehren. Mir ſcheint das allerliebſt an dem Herrn von Rumohr.

Dieſer Autor ſpielt in der vornehmen Literatur, welche wir neulich erwähnt haben, eine der erſten Rollen. Es macht ihm auch in der vorliegenden Sammlung von Novellen Vergnügen, eine Putzmacherin aus dem Kreiſe ſeiner Zuhörerinnen herauszureißen, nachdem er doch ſelbſt ſo unanſtändig geweſen iſt, ſie einzuführen. Allein Herr von Rumohr kennt die untern Stände, den Vetter Michel und alle die Beziehungen ordinärer Exiſtenz, welche man in einem Dorfe und in kleinen Städten in Erfahrung bringen kann. Wem fällt nicht aus dem erſten Bande dieſer Novellen das Meiſterſtück der Stalllaterne ein! Auch in dem zweiten gibt [illegible] …enen, die aus dem Dorf genommen ſind und recht [illegible] …en dem ſarkaſtiſchen Gutsherrn beobachtet wurden. [illegible] …e, faſt möchte man ſagen, literarhiſtoriſche Notiz iſt aber auch das Einzige, das ſich über dieſe neue Sammlung ſagen läßt. Sie iſt ſo kahl, wie die erſte. Herr von Rumohr verſchwendet abſcheulich viel Worte, um einen Gegenſtand zu beſchreiben, wie er ruht, ſich ausdehnt im Raum, wie er daliegt, wie man ihn anſehen kann von allen Seiten, und wie man nun hier ſteht, und dann da, und das Ding ſich immer gleich bleibt. Und wenn ſich Etwas in der Nähe bewegt, und dieſe Langeweile ſtören konnte, ſo gelten ſeine Worte wieder nur der Abſicht, zu zeigen, daß ſie nicht geſtört worden iſt, ſondern daß das Ding noch immer ſo liegt, wie es gelegen hat, und ſo liegen wird in alle Ewigkeit. In die letzte Novelle erlaub' ich mir, um die etwaigen Leſer derſelben zu vermögen, an dieſe Einfachheit ſich zu gewöhnen und ſie als eine recht hübſche Rektifikation der modernen, im Stoff überreichen Literatur anzuſehen, einen Sinn hinein zu legen, der nicht darin liegt. Wie, wenn dieſer Renzo nur deßhalb in einem ſo zweideutigen Lichte gehalten iſt, um den Leſer und die geheimnißvollen Figuren unſerer Romane zu perſifliren? Oder wenn von Papiernoten, Manuſcripten und dergl. ſo viel geſprochen würde, um desgleichen eine Satyre auf unſer Mißtrauen zu machen, das uns immer beſchleicht, wenn in Romanen von Wechſeln, Banknoten und Edelſteinen die Rede iſt. Denn wir glauben immer, daß ſie falſch ſind. Aber dergleichen Erklärungen muß man erſt hineinlegen in die Sachen des Herrn von Rumohr, weil ſie ohnedem ungenießbar ſind.

es D…
behaglich b…
Dieſe allgemei…

---

16) Der Karrikaturiſt. Novelle in zwei Theilen, von L. Storch. Frankfurt, Sauerländer. 1835.

17) Der Diplomat. Novelle von Demſelben. Frankfurt, Ebend.

Storch iſt eine geſunde, friſche Natur. Er haut wie ein Huſar in ſeinen Gegenſtand ein. Man vergibt ihm eine Ausſchweifung; denn er raffinirt nicht, er ſtrotzt von guter Laune. Storch ſchreibt alle Augenblick' einmal Etwas, was ſich nicht recht fügt und einrenkt; aber er iſt ohne Prätenſion, fängt wieder von Friſchem an, und gelingt es ihm wieder nicht, ſo lacht er zuerſt, und jubelt, wenn man ausruft: es iſt doch Alles dummes Zeug in der Welt!

Storch iſt keck und übermüthig. Man ſieht es ihm an, daß er, ſtatt zu ſchreiben, es weit lieber hätte, wenn er Jemanden prügeln könnte. Er ſchreibt auch nur ſo, daß man glaubt, er hätte unter dem Schlafrocke zwiſchen den Beinen einen großen Stock verſteckt. Noch nie iſt mir der Liberalismus, dem der wakre Mann übrigens mit Leib und Seele zugethan iſt, ſo raufſüchtig und händelluſtig vorgekommen, als bei Storch. Was wir doch alles für Schriftſteller haben!

Dieſe beiden Novellen ſind ganz intereſſant. Nur iſt die Hauptperſon der zweiten total verfehlt. Dieſer Diplomat ſollte ein Staatsmann ſein. Diplomatie im Backenbart, große, ſtämmige Figur — das paßt nicht. Die Diplomatie iſt zart, ſchleichend, in Schnallenſchuhen, der Haarwuchs dünn, und vor allen Dingen kein Bart, ſondern immer glattes Kinn. Das hätte Storch nicht überſehen ſollen.

---

18) Der Heimathloſe. Roman in Zeitbildern, von H. E. R. Belani. Drei Bände. Frankfurt, Sauerländer. 1834.

Belani iſt weit exakter und detaillirter, als Storch. Storch ſkizzirt und beißt ſich durch ſeinen Stoff durch, wie es gerade geht: Belani malt aus, iſt pointillos und abgerundet. Man kann gar nicht läugnen, daß Belani ungemein viel Praxis und Takt beſitzt. Er hat die Welt kennen gelernt und ſpricht mit dem Tone einer reifen, oft überreifen Erfahrung. Belani iſt ſchon Weltmann und ausgeſogen; was an Kraft und Jugend fehlt, erſetzt er durch Raffinement. Bei Storch laufen die beiden Geſchlechter unverſchämt naiv zuſammen und ſeine Weibsbilder ſind ſo original, daß ſie ſich immer von ſelbſt den Männern an den Hals werfen; das Sinnliche iſt bei Storch Ueberſprudeln der Natur und Nichtlaſſenkönnen, wenn ſich einmal die Gelegenheit dargeboten hat. Belani kalkulirt, er kuppelt, er hat irgend etwas Beſtimmtes im Auge und führt die verdächtigen Scenen herbei mit Abſicht. Er will, daß man ſeine Phantaſie erhitzen ſoll an einem Blick hinter Vorhängen. Das taugt wahrlich nicht! Eben ſo wenig, wie die Kerkerluft, die gefliſſentlich in dieſen Roman gebracht iſt. Die Zuchthäuſer ſind einmal ohne Poeſie! —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 43. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 19. Februar.

Des Königes Roſenhag.

Romantiſche Bilder aus Öſterreich's Geſchichte

von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Der Marſchall kam wieder. Draußen ſtampſten und wieherten die luſtigen Roſſe. Der König ſchritt geſenkten Hauptes langſam aus der Pforte. Da ſchien ihm, wie er heraustrat, juſt der erſte Sonnenſtrahl gar fröhlich auf's blaſſe Antlitz, und ſchien auch auf den Karfunkelſtein, den er im koſtbaren Ringe am Zeigefinger ſeiner Rechten trug. Da ſchlug's wie Glut aus dem dunkeln Blutgrund des Karfunkels heraus. Der Marſchall ſah es und ſprach zu dem Könige mit freudigem Muth: „Wohlauf, mein Fürſt, ich ſag' Euch eine gute Bedeutung. Der Stein an Eurem Finger funkelt ſo friſch, als höbet Ihr ihn eben mitten vom Schlachtfelde auf, gerade aus heißem Herzblut heraus, in welchem er gelegen. Ei, das dünkt mich, als wäre, Gott ſei Dank! der Tag nicht mehr fern, wann Ihr der Ehre ſchneeweißes Röslein unter Gottes Himmel einſetzen werdet in friſchen blutigen Grund, — und, bei meiner Treu'! ich ſamt den Andern von der Pfauen-Feder dürſte, ſo wahr ich Narben am Leib trage, nach friſchen Wunden.“

Der König blickte raſch, als habe ihn eine Beſchwörung getroffen, auf den Karfunkelſtein in ſeinem Ringe. Doch finſterer und finſterer ward ſein Auge, je länger und länger er auf den Karfunkel ſtarrte; denn alle Glut ſchien jetzt aus dem Kerne des ſeltſamen Steines erloſchen, wie aus dem Augapfel eines Sterbenden. Ernſt und dumpf ſprach er, tief erſchüttert, vor ſich hin: „Ein böſer Stein, falſch und wechſellaunig wie manch ein Herz, das blos im Widerſchein von Glückesſonnen flüchtig ſchimmern mag! Tretet näher, ihr Drei, die ich für ächt und recht erkenne, koſtbarere Edelſteine, als dieſer Karfunkel, als Perl' und Adamant! Kennt ihr dieſes Stein's geheime Kraft und Eigenſchaft? — Als mein Ahn Rudolphus, damals noch Graf, mit dem ſchwäbiſchen Kaiſer in Lombarden-Land fuhr, weiſſagte ihm ein alter Meiſter ſeine künftige Hoheit und gab ihm dabei dieſen Ring mit dem Karfunkel, der als theures Vermächtniß fortgeerbt ward vom Ahn auf den Enkel. So glühend er funkelt, ſo lange Habsburg glorreich im Glücke ſteht, — er würde verbleichen, ſagte der Meiſter, wann einem Habsburger ſchweres Unheil droht. Sehet! er iſt jetzt farblos geworden, wie ein Mägdlein, vom Bräutigam verlaſſen, dem der Gram das Leben aus dem Herzen ſtiehlt. — Was könnt ihr mir jetzt erwiedern, meine Freunde? — O, ich bitte euch, kein Wort! — Ich weiß mir des Talisman's Warnung leider zu deuten. Mein Volk! Mein armes Volk! Um dieſen Zwiſt zweier Fürſten mußt du büßen! — Glaubt mir: ich fühl's, es malmt mich zuſammen. — Im Übrigen bitt' ich euch: ſagt nicht weiter, was ich eben zu euch ſprach; ich ſelber bin ſchon ſchwer genug gebeugt und mag nicht auch noch die Zuverſicht von drei und zwanzigtauſend, die mit mir gegen Ludwig in den Krieg ziehen, untergraben. Fort, auf, zu Roß, fort nach Admont, wo mich die Ritterſchaft zur Heerſchau erwartet.“

Sie ſchwangen ſich zu Roß und ritten vom Hoſpital raſchen Trabes gegen die reiche Abtei zu; ihnen voran Friedrich der Schöne, von ſeltſamer innerer Unruhe getrieben, mit bleichen Wangen, mit trüben Blicken.

Der ſonſt ſo friedliche Kloſterhof von Admont wimmelte von ſtolzen, ſchimmernden edlen Herren aus der Steyermark. Es wehten die Pfauenfedern ſo luſtig auf den blanken Ritterhelmen, auf den Eiſenkappen der ſtarkknochigen, ungeduldigen Streithengſte. Und welche bunte Farbenpracht der Wappen und Abzeichen auf wallenden Fähnlein, auf künſtlich gearbeiteten Harniſchen, und prunkvollen Schabracken ringsum! Dazwiſchen die braunen verwegenen Geſichter derer, die dem Adel um Geld oder aus Lehnspflicht folgten, und hie und da ein Kloſterknecht, demüthig den ſtolzen Herren von der Pfauenfeder den Dienſt thuend. In dem freundlichen Refecter ſaßen an des Abts gaſtfreier Tafel die Beſten der Ritterſchaft und leerten Glas um Glas, und klangen an auf des Königs Heil, auf Sieg und Wohlleben, und auf der Städte Verderben, welche dem Baier anhingen. Da flog um die Wette manch ein Wort des Übermuthes, da kreiſete manch ein Spott über der Bürger neues Weſen, über der Bauern Hoffarth und Trotz. Sie dachten nicht an Morgarten, wo der Schweizerbauern plumpe Fäuſte manche Pfauenfeder geknickt hatten. Da wurde dem abentheuerlichen Böhmerkönig Johann ein ſchlimmes Zeichen geſtellt; ſie prophezeiten ihm einen Ausgang, wie den des Ottokar. Und den andern Freunden des Baierfürſten, dem Burggrafen, dem Churfürſten von Trier, dem Henneberger, den Öttingern, dem Montfort, dem Schweppermann und dem Rindsmaul ſchleuderten ſie lachend manch ein Glas zu Boden, daß die Scherben auseinanderſtoben. Die ſtolzen Herren dachten an Gammelsdorf nicht mehr! — Der bedächtige Abt Engelbert, der mit an der Tafel ſaß, ſchüttelte ernſt das graue Haupt; es war ihm zu Sinnen, als ſtampften die ſtolzen Herren bei Zechſpruch und verlautem Siegesjubel ihr Leid aus der Erde; es flirrte ihm vor den Blicken; es war ihm, als ſähe er die feſten breiten Harniſche entzwei geſpalten und warmes Herzblut rinnen, wie den Purpurwein, der aus den zerſplitterten Gläſern auf das Eſtrich hinrann. Hinter des Abtes hochlehnigem Polſterſtuhl ſtand der einzige von allen den adeligen Gäſten, der in den Übermuth nicht einſtimmen mochte; das war Herr Heilwig von Wurmbrand, der gute Degen, der wohl auch noch mit Zehn fertig werden konnte, wenn es einmal galt; ſie kannten ihn gar gut an allen heißen Ehrentagen; an der breiten Bruſt, an der eiſernen Fauſt, am rieſigen Wuchs war er zu finden. Jetzt neigte er ſich zu dem Abt hernieder, ſchob den Ehrenbecher zurück und ſprach dabei: „Würdiger Herr, mich dünkt, Einer fehlt uns heut' noch, — der Prophet von Morgarten.“

„Wen meint Ihr damit?“ fragte der Abt.

„Jennl von Stocken, des Herzogs Narren, meine ich, der den Pfauenfedern vor Morgarten einen klugen Rath gab und — ausgelacht wurde,“ ſprach der Wurmbrand; „hm! wer zuletzt lacht, lacht am beſten. — Herr Gott! Ich mag das Prahlen vor der That nicht leiden, — und nach der That iſt's ohnedies überflüſſig. Sagt, Herr Abt, ſtellen ſich dieſe Herren nicht an, als wären ſie allſamt des guten Helden Roland ächte Brüder?! Ja, meiner Treu, ſie ſehn ihm ſo ähnlich, wie irgend ein blecherner Roland mit dem Fähnlein der Marktfreiheit. O pfui, pfui, das iſt ſchier ein Gelage, wie jüngſthin des Frauenlobs Leichenbegängniß zu Mainz; aber hier geht der Wein voran und das Weinen von Weibern und Kindern wird hinterdrein folgen.“

Jetzt blies der Thürmer auf der Warte ein luſtiges Reiterſtücklein, weiß Gott, wie er das von einem der fahrigen Kriegsleute ſo raſch behalten hatte. Es klang ſo friſch ins Refector hinein, als wolle es jeden hinauslocken in's weite grüne Feld, wo der Mann Platz hat für ſein Herz und der Arm ſich rühren kann. Wilder und toller ſchwoll bei dem Hörnerklang den Gäſten der Übermuth; — da ſtand, eh' ſie ſich's verſahen, der König an der Schwelle und maß das Gelage mit finſtrem Blick. Sie gewahrten ihn alle nicht; auch wandte er ihnen alsbald den Rücken, nur der Abt und Herr Heilwig von Wurmbrand, denen unheimlich geworden war bei dem Gejubel und Getoll, die beiden hoben ſich raſch von der Tafel und eilten dem Könige nach, hinaus in's Freie. Da grüßte er ſie herzlich und da warf ſich auch der gute Streiter, der Wurmbrand, ſeinen Schlachtgeſellen, den Gebrüdern von Waldſee und dem Marſchalk an die Bruſt und rief: „Willkommen endlich, willkommen! O weh uns allen. Seht Ihr's, wie ſie drinnen liegen und ſiegen — mit Bechern!? Ha! daß ſie juſt Pfauenfedern tragen! Meiner Treu! das Schickſal treibt ſeinen Witz mit all' unſrer Klugheit und mit Abzeichen ſo gut als mit Sinnſprüchen. Der Pfau iſt nicht umſonſt des Hochmuths Bild, und Hochmuth, heißt's, kommt vor dem Fall. — Pah! ich habe noch keinen Schildſpruch.“ —

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Piſa.

Von

Ernſt Förſter.

Vierter Brief.

Den 3. Februar.

Mit Lorbeer und Myrte, mit dem blühenden, duftenden Zweig des Rosmarin's, der hier mit ſtämmigem Wuchs die Gartenumzäunungen bildet, mit dem Blatt der Palme und der goldnen Frucht der Orange habe ich mein Zimmer geſchmuckt und in dieſe Laubhütte die Bilder meiner Lieben aus der Heimath geſtellt.

Den geſtrigen Tag kann man nur erleben und wenn du den holdeſten Junitag in Heidelberg nimmſt, — es hat ein Gewitter die Erde erquickt, und du trittſt hinaus in die erfriſchte, glänzende, duftaushauchende, ſonnige Welt, ſo haſt du noch keinen Schatten des geſtrigen Tag's, des erſten hellen, nach achttägigem Regen. Aber es war auch alles lebendig; die ſonſt leeren Straßen wimmelten von Menſchen aus allen Ständen, und der Arno war zum Fundament einer bretternen Stadt geworden, die luſtig auf und abſchwamm.

Nur eine Viertelſtunde tauchte ich in dieſe Wonnewellen und ging ſodann an meine Arbeit im Baptiſterium. Näſſe, Dunkelheit und Gottesdienſt zwingen mich, an mehreren Orten zugleich mein Gerüſte aufgeſchlagen zu halten, und ſo habe ich denn außer der Paſſion in S. Francesco, auch einige Statuen in S. Catarina und die Kanzel des alten Nichola in der Taufkirche zu zeichnen angefangen. Mehr noch, als in der Malerei, iſt in der Skulptur das Unzureichende der Geſchichte ihrer Wiederweckung fuhlbar. Nicht nur, daß wir daheim durchaus keine treuen Abbilder beſitzen und alſo ohne Anſchauung dieſer großen Werke ſind, — auch die Unterſuchungen über ihre Entſtehung, ihren Zuſammenhang mit frühern Arbeiten befriedigen in keinerlei Weiſe. Vor allen iſt dieſer alte Nichola der größten Beachtung werth und ich freue mich der umfaſſenden Aufgabe, die mir in Bezug auf ſeine Werke hier und anderwärts geworden. Seine Leiſtungen grenzen an's Unbegreifliche. Im Jahr 1250, zu einer Zeit, wo die Malerei nur verzerrte, verbogne, ausdruckloſe Geſtalten durch ihre gefeiertſten Meiſter hervorzubringen im Stande war, (wie etwa den Gekreuzigten in S. Ranieri vom Giunta Piſano) fertigt dieſer Nichola ein Werk, das auf den erſten, oberflächlichen Blick ſogar dieſſeits der vollendeten Kunſtperiode zu liegen ſcheint. Wie die Wiſſenſchaft im Mittelalter entzündet ſein Geiſt ſich am alten Hellas und an Rom. Er findet durch ſie den Weg zur Natur, ſo wie er von ihnen die Geſetze der Schönheit empfängt. Der Marmor, der eben noch puppenartig in die Mauern gefügt wurde, belebt ſich und ſcheint zu athmen. Juno, der olympiſche Jupiter und alle Bewohner des alten Himmels drängen ſich in den chriſtlichen, und es ſcheint, daß der erſte Schritt zur Vollendung die Kunſt an's Ziel gebracht habe. Die Menſchheit aber geht ihren eignen Gang und nur dieſer löſt uns ihre Räthſel. Nicht nur, daß kein gleichzeitiger Maler von dem Wunder dieſer Arbeit ergriffen, Ähnliches verſucht, kein Schuler den neugefundnen Weg verfolgt, nein, der Meiſter ſelbſt verläßt ſie (wenn mich anders meine Erinnerungen aus Siena, wo er ſpäter gearbeitet, nicht täuſchen) und folgt Eingebungen von Geſellen, die aus Deutſchland zu dem berühmten Mann gekommen. Faſt noch dritthalb Jahrhunderte bedurfte die chriſtliche Kunſt, ehe ſie wieder in die Bahn des alten Nichola einlenken konnte. Soll ich die Urſachen dieſer Erſcheinung andeuten? Seele und Gemüth waren die Bluthen, nach deren Entfaltung die neue Kunſt durch ein heiliges Naturgeſetz getrieben wurde; darum verſchmähte ſie die ſchmuckloſen Wege nicht, die ſie gehen mußte, wohl wiſſend, daß ſie ſich, wie das heilige Kind, deſſen Tochter ſie iſt, nicht mit den goldnen Gaben der Könige ſchmucken durfte, bis ihre Zeit erfullet war.

Den 5. Februar.

Der geſtrige ſchöne Nachmittag und Rumohrs italieniſche Forſchungen, in denen die alten Wandgemälde in S. Piero in Grado, einem benachbarten Dorfe, beſonders hoch geſtellt ſind, führten mich dahinaus. Dort iſt — nach einer alten Sage, deren Wahrheit der o. e. Martinus durch jene Bilder beglaubigt findet — der Apoſtel Petrus, von Antiochien kommend, an's Land geſtiegen und hat einen Altar errichtet, über den man ſpäter eine Kapelle und noch ſpäter, da der Zudrang der Gläubigen aus ganz Italien in's Ungeheure ging, eine große Kirche erbaut, die gegenwärtig, mit dem Glauben, der ihren Grundſtein gelegt, dem äußerſten Verfalle nahe iſt. Die Bilder, deren geringe Überreſte allmählig vollends abfallen, geben einen ganzen Kreis von Darſtellung aus dem dieſſeitigen und jenſeitigen Leben der Apoſtel Paulus und Petrus; ſind aber unbedeutend und unmöglich ſo alt, als Rumohr glaubt. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Unvollkommenheit einer Kunſtperiode und eines einzelnen Menſchen. Auch Morrona, der verdienſtvolle Kunſtgelehrte von Piſa, hält ſie für ſpätgriechiſche Arbeiten vom Anfang des 13ten Jahunderts; doch muß man dem Italiener nie zu weit trauen. Er hat keine rechte Liebe für's Alte und bei aller Wortbegeiſtrung für Giotto und Fieſole kann er doch beide verwechſeln und hat im Grunde des Herzens doch erſt für Guido oder Annibal Caracci Intereſſe, die ſich etwa mit den Heroen der neuern Zeit meſſen dürfen.

Für die verfehlten Kirchenbilder gab mir der Himmel andre, deren hiſtoriſche Ächtheit nicht in Frage zu ſtellen. Die Gegend glanzte ſchon im Kleide des Vorfrühlings: im ſaftigem Grün prangten die ſchwellenden Saaten, Hecken und Felder waren belebt von Landleuten, die die Reben ſchnitten, banden und flochten, und zwar in die Form von Korben, die ſich dann im Sommer ſelbſt mit den dunklen Trauben füllen. Fröſche rührten ſich im Graben und hoch im reinen Himmel ſang die Lerche ihr frohlockendes Lied. Dieſer Frühling mitten im Winter berauſcht mich ganz und erfüllt meine liebſten Träume.

Den 9. Februar.

Heute iſt endlich der dem heil. Ranieri für den Regen gewährte Feſttag oder Feſtabend. Die Straßen ſind erleuchtet und die Domkirche, wie ſie, voller Menſchen. An allen Enden klappern die geldeinſammelnden Diener der Kirche mit ihren Büchſen. Ein junger Sicilianer, Gandolfi, ein feuriger poetiſcher Menſch, der hier Naturwiſſenſchaften und Medizin ſtudiert, ging mit mir, was mir um ſo lieber war, da ich durch ihn einige Erklärung der mir unverſtändlichen Kirchenceremonien zu erhalten hoffte. Beim Eintritt in den Dom hörten wir eben noch ein kurzes Zwiegeſpräch zwiſchen einer armen alten Bäuerin und dem klappernden Kirchendiener. „Hats aber auch,“ frug ſie, „der heil. Ranieri wirklich gethan?“ „Der heil. Ranieri hat dieſes Wunder wirklich gethan,“ war die Antwort. „Nun,“ ſagte ſie, „wenn's wahr iſt —“ und warf eine kleine Münze in die Büchſe. Der uns verheißene ambroſianiſche Lobgeſang war aber nichts, als eine ganz elende, moderne Kirchenmuſik und ich bedauerte den Heiligen in ſeinem Grabe, der doch offenbar ſchönre Erinnerungen haben muß. Das Bücken und Knieen aber von einer Legion bunt gekleideter Geiſtlichen, das Hin- und Wiederlaufen und Tragen von hohen Kerzen, das Räuchern und jenes faſt unerträgliche uniſone Plärren war für meinen Sicilianer eben ſo unverſtändlich, als die große hin- und herwogende Maſſe auch nur einen ganz äußerlichen Antheil daran nahm. Ich mußte mir die breiteſte und fadeſte Ernte- oder Bußpredigt, die ich irgend einmal mit anhören müſſen, in's Gedächtniß rufen, um daran zu denken, daß wir in den meiſten Fällen nur zwiſchen zwei Unvollkommenheiten die Wahl haben. Mein Sicilianer wußte ſich über die Entbehrung der Andacht zu beruhigen und machte mich auf einheimiſche und fremde Schönheiten, auf ſtille Gruppen hinter den Säulen und darauf aufmerkſam, daß wir, ohne Störung zu verurſachen, fortgehen konnten, was denn auch bald geſchah.

Übrigens laß dir doch noch eine luſtige, hieher bezügliche Geſchichte von vorgeſtern erzählen. Es wurde im Dom gepredigt, um das Volk zur Dankbarkeit gegen den Heiligen zu ermuntern. Da tritt gerade ein Bauer mit ſeinem Eſel, dem er Öl als Opfergabe aufgeladen hatte, an, und, aus Bequemlichkeit, in die Kirche. Während das Öl abgenommen wird, fängt der Eſel ſein kreiſchendes Geſchrei an, ſo daß der Prediger unterbrochen wird. Aber wie wenig iſt ihm dies eine Störung! „Hört ihr's, meine Chriſten," ruft er, „ſelbſt die unvernünftige Beſtie bringt ihr Lob- und Danklied dem Herren; wollt ihr hinter ihr zurückbleiben? Wollt ihr?" und nun ſpricht er ruhig weiter, als ſei nichts vorgefallen. (Fortſ. folgt.)

Gerſtenkorn's Lebenslauf und Ende.

(Nach des Londoner Volk's Bierweiſe: John Barley-corn.)

War einſt ein altes Königspaar
Vor lieber langer Zeit,
Das Tod dem armen Gerſtenkorn
Verhieß mit heil'gem Eid.

Sie ackerten mit ſcharfem Pflug
Ihm Schollen auf das Haupt,
Und Jedermann hat Gerſtenkorn
Verſchollen, todt geglaubt.

Doch als der holde Lenz erſchien
Und milder Regen fiel,
Erhob ſich unſer Gerſtenkorn,
Daß Staunen All' befiel!

Des Sommers ſchwüler Sonnenſtrahl
Treibt kräftig ihn empor,
Und aus dem Haupt dräut Speer an Speer
Gar furchtbarlich hervor.

Doch ach, es zog der Herbſt in's Land,
Und er ward gelb und blaß;
Es knickt ſein Bein, es wankt der Kopf
Ihm ohne Unterlaß.

Dann trocknet mehr und mehr er ein,
Wird weiß vor Alter gar,
Und neue Marterluſt befällt
Das alte Königspaar.

Mit einer Waffe, lang und ſcharf,
Durchſchneiden ſie ſein Knie,
Gebunden liegt er auf dem Karr'n,
Der doch gefrevelt nie.

Sie werfen auf den Rücken ihn,
Zerprügeln manche Stund'
Mit mächtig ſchweren Flegeln dann
Ihm ſeinen Körper wund.

Den größten Bottich füllen ſie
Mit Waſſer bis zum Rand,
„Schwimm' oder ſinke Gerſtenkorn,"
Schrei'n ſie, von Wuth entbrannt.

Dann zieh'n ſie wieder ihn hervor
Aus ſeinem naſſen Grab,
Ihn, wie er Lebenszeichen gibt,
Zu ſchütteln auf und ab.

Es dörrt der Flamme heiße Glut
Das innre Mark ihm ein,
Und, was das Feuer noch verſchont,
Zerquetſcht der Mühlenſtein.

Von ſeinem Herzblut trinken ſie
Mit Kannibalenluſt; —
Und Fröhlichkeit, je mehr er trinkt,
Füllt jedes Zechers Bruſt.

O Gerſtenkorn, du tapfrer Held,
Wer nur von deinem Blut
Ein einzig Mal getrunken hat,
Dem wächſt ſogleich der Muth.

Es mildert jedes Mannes Schmerz,
Wie's ſeine Luſt erhöht,
Macht ſingen ſelbſt die Wittwe, ob
Die Thrän' im Aug' ihr ſteht.

Stoßt an, es lebe Gerſtenkorn,
Nehmt all' das Glas zur Hand;
Wie Jacob's Stamm, ſo fruchtbar ſei
Sein Saam' in jedem Land.

F. Engelken.

Buntes.

Muſikaliſche und Theater-Notizen.

— In Dresden iſt Cherubini's Ali-Baba wiederholt mit großem Beifall gegeben worden. Das läßt ſich denken. Warum läßt ſich aber die Aufführung dieſes, wie man ſagt, klaſſiſchen Werkes in andern Städten Deutſchlands bloß denken?

— Der Compoſiteur Meyerbeer iſt am 9. December in Paris mit 30 Stimmen unter 33 zum Mitglied der Akademie der ſchönen Künſte erwählt worden.

— Meyerbeer wurde ohnlängſt in ſeiner Vaterſtadt Berlin erwartet, und bringt ſeine neue Oper: Prinz Dieu oder „die Hugenotten" mit.

— Dem. Clara Hirſchmann hat ſchon am 20. Dec. ihr Gaſtſpiel in Weimar eröffnet. Sie gab die Königin von 16 Jahren und Leopoldine im „beſten Ton" an einem Abend. Das Haus war voll, der Beifall lebhaft, ungetheilt und allgemein. Mit großer Spannung ſieht man der Fortſetzung dieſes Gaſtſpieles entgegen.

— Im Theater St. Carlo in Neapel machte kürzlich weder Mad. Malibran (Tankred) noch Mad. Tachinardini Perſiani (Beatrice) Glück.

— Aus Caſſel ſchreibt man ſehr gewiſſenhaft (ſagt die allgemeine Leipziger Theater-Chronik), daß Mad. Lampmann-Rottmeyer 7mal, Dem. Meiſelbach 9mal und Dem. Piſtor vom Dresdner Hoftheater 8mal hervorgerufen wurden, — eben ſo, daß bei der Churfürſtl. Hofbühne in Caſſel der erſte Tenoriſt Schmezer unter ſehr vortheilhaften Bedingungen und mehrjährigem Contract engagirt ſei. (??)

— Bellini iſt in Neapel angekommen und wird dort ſeine neu componirte Oper i puritani in Iscozia (die Puritaner in Schottland) für das Theater St. Carlo arrangiren. Er wird dort zwei neue Opern ſchreiben.

— Pillwitz (früher Baſſiſt bei der Frankfurter Bühne) iſt nun Muſikdirektor in Bremen. Er dirigirt das Orcheſter und iſt Componiſt mehrerer rühmlichſt bekannten Opern und Operetten. Es mag wenig Sänger geben, deren Stellung nach dem Verluſt ihrer Stimme ſo ruhmvoll iſt! —

— In Neapel iſt vor Kurzem der berühmte Componiſt Zingarelli, deſſen bekannteſte Oper „Romeo und Julie" iſt, im hohen Alter geſtorben.

— Unter den erſten Sängerinnen, welche in der Carnevalsſtaggione bei den Hauptbühnen Italiens engagirt ſind, befinden ſich: in Mailand Mad. Paſta, in Neapel Mad. Malibran, in Venedig Mad. Lalande und Giulietta Griſi, in Vicenza Dem. Schiaſetti, in Trieſt Mad. Tadolini, in Parma Mad. Schütz, in Lucca Dem. Vial (vom Münchner Hoftheater), in Rom Dem. Ungher und Dem. Spech, in Florenz Dem. Palazzeſi, in Turin Mad. Schoberlechner. 7.

— Alexis Dümesnil's „moeurs politiques" ſind eine ganz eigenthümliche, intereſſante Erſcheinung. Dümesnil kommt in dieſem ſeinem prägnanten Buche ſtets auf die Lieblingsparallele zurück, Frankreich befinde ſich jetzt im Zuſtande eines Bas-empire, Frankreich ſtehe im Niveau des Byzantiniſchen Reiches. Es iſt allerdings ſeltſam, ſolche Anſichten aus dem Munde eines Franzoſen zu hören, doch keinesweg's unnatürlich. Geiſtreiche Leute, die aber zu tief in die Zeit hinabblicken, ſtatt daß ſie über dieſelbe emporblickten, mögen allerdings, ja, müſſen in eine ſolche Art von geiſtiger Verzweiflung hineingerathen, denn viele Erſcheinungen der Jetztwelt (ich ſage bloß: viele) ſind allerdings wenig troſtreich. Aber der Mann darf nie, ſelbſt in der wirklich eingetretenen Epoche eines Bas-empre wehmüthig hinabblicken, er muß vorwärts ſchauen, wenn nicht für ſich, doch für andere, die nach ihm kommen. — Es gilt jetzt, ſich aus dem Elend der ſogenannten „Zeit" hoffend wie ein Bräutigam aufzuſchwingen zur Vogelperſpektive aller Zeiten; „unſere Zeit" das iſt ein Unding; es gibt zu allen Zeiten gar keine Zeit, ſondern nur uns ſelbſt. Die Menſchheit iſt die „Zeit". Frankreich hat namentlich es erſt dahin gebracht, etwas werden zu können, aber es iſt noch nichts; eben ſo unläugbar iſt's, daß es für die Menſchheit etwas werden muß. Das Wehe in Frankreich ſind Wehen; es gährt, freilich etwas lang — durch ein halbes Jahrhundert — ſeinen Moſt aus! Und von dieſem Geſichtspunkt muß man's beurtheilen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 11. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 20. Februar.

Der Mann an die Heilige.

Dich beſchwör' ich, dich die Heil'ge, dich die Treue, die mich liebt,
Ob ringsher um mich auch alles, was ich heilig hielt, zerſtiebt,
Dich, die mich in Doppelſchmerzen hingebar dem jungen Tag,
Daß ich ſterbend einſt noch fühle, wie ſo lang in Nacht ich lag.

Dich beſchwör' ich, dich, die Arme, die vor Freuden — nie geweint,
Dich, die nichts hat, als dies Jenſeits, das uns endlich doch vereint,
Dich, die Königin des Leidens, dich, geſalbt mit allem Gram,
Der, ein Mutterherz zu tödten, je aus Gottes Fingern kam.

Dich beſchwör' ich mit demſelben Herzen, das du unter Deinem
Einſt getragen von dem Einen, — dem gegeben ward, wie Keinem;
Fürſtenkronen ſchöb' ich danklos von mir weg und ohne Reu',
Denn der Menſchheit Krone trag' ich, — deine Liebe, deine Treu'.

Dich, o du mein einz'ger Frühling, dich, o du mein einz'ger Stern,
Dich, du meines blüthenloſen Lebens blüthenkräft'ger Kern,
Dich beſchwör' ich, Mutter, Mutter! ward die Wimper je dir naß, —
O ſo komm, du Weib der Liebe, hilf mir fechten mit dem Haß!

Laß mich's recht an's Herz dir klagen, — und ein Mutterherz hört ſcharf, —
Laß mich dir's ſo ganz vertrauen, was ich all von dir bedarf!
Laß uns plaudern, juſt als ſchlüpft' ich, da du eben dachteſt mein,
Ohn am Pförtlein lang zu pochen, in dein Stübchen ſtill hinein.

Kennſt du noch die Stirnenader, die dem Knaben einſt ſchon ſchwoll,
Wenn mir, tief vom Herzen, praſſelnd ſchoß empor der lohe Groll,
Sah ich Unrecht ſtolz bepurpurt, heil'ges Recht in Staub geſtampft
Und den Rauch am Schlot des Pfaffen, der vom Gut des Bettlers dampft?

Sieh', drin bin ich Mann geworden, mit mir ward zum Mann — der Haß; —
Gelt, wie fahl ſind meine Wangen?! Haß war's, der das Roth mir fraß;
Haß auf Steig' und Stegen traf ich, trau'n! den luſtigſten Kumpan,
Der ſich mummt in Eſelshäute und als Mantel trägt den — Wahn.

Hatten Heuchler aufzuräumen, — Weib', ich ſag dirs ohne Spott, —
Ha, ſie jagten aus dem Weltall den gerechten, wahren Gott,
Hoben auf des Unſichtbaren Thron ein neues goldnes Kalb,
Und der Menſch, der mühſam ganze, würde auf's neue ſiech und halb.

Doch, ihr möget bellen, knurren, wie ihr könnt und wie ihr wollt, —
Lernen ſollt ihr, mein' ich, endlich, daß der Geiſt ſich nicht verzollt;
Das Ur-Eine ſollt ihr laſſen unbetaſtet, unbeſpie'n; —
Zwangt ihr uns ſo lang zu knieen, lernt jetzt ſelbſt, davor zu knie'n!

Stehen laſſen ſollt ihr, — mein' ich, — unſer allerletzt Aſyl,
Aller Freien letzte Herberg, der Bedrängten einzig Ziel,
Stehen laſſen ſollt ihr, — mein' ich —, wohl des Himmels feſtes Haus,
Mit der blut'gen Geißel treib' ich euch und eure Götzen draus.

Mutter, Mutter, dich beſchwör' ich, du ſollſt meine Muſe ſein,
Du, wenn ich ermattend ſinke, hauche friſche Kraft mir ein,
Du, wenn mir's im Auge glühet, ſend' ihm jenen Thau als Segen,
Den du ſelbſt ſo reich empfunden, — treuer Thränen milden Regen.

Immer neue Schmerzen halten jung dich ſtets bei greiſem Haar,
Immer neues Unrecht machte alt mich, als ich jung noch war;
Du in ew'ger Jugendfülle, du allein kannſt aus den Ketten,
Die ihn halten, die ihn preſſen, den gehetzten Geiſt mir retten.

Schwing' ihn auf durch jene Flügel deiner mütterlichen Treu',
Daß die Erde wieder Himmel, daß das Leben — Hoffen ſei!
Brünſtig will ich dran mich ſchmiegen, knickt mein Fuß einſt, matt vom Lauf; —
Dann zum Born des Lichtes ſchwingſt du, lichte Treue mich hinauf!

Des Königes Roſenhag.

Romantiſche Bilder aus Öſterreich's Geſchichte

von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Derweil war der Abt im Geſpräche mit dem Könige in den Kreuzgang getreten, und berichtete ihm von der Ritterſchaft Übermuth. Friedrich hörte die Rede nur mit halbem Ohr, wiewohl er im heftigen Mißmuth den Kopf ſchüttelte. Er fuhr mit der flachen Hand über die Stirne und ſtrich ſich die blonden Locken zurück. Mächtig pochte ſeine Bruſt, gerade wie dem Menſchen zu Muthe iſt, wann der März zu Ende geht und von des jungen Frühlings Wehen das Eis [illegible] durchwühlt wird. Mit haſtigem Schritt durchmaß er den ſtillen Kreuzgang, entfernt von dieſen [illegible] Schwärmen raſtloſer Sorgen und Gedanken. Als er an die Ecke des [illegible] kam, wo die [illegible] Pforte zum Kloſtermünſter ſich aufthut, ſchritten ihm, dem trübſinnigen, aus der Kirche drei und zwanzig wohlgemuthe Ritter entgegen. Jeglicher von ihnen trug vorn auf dem Harniſch und im Kern des Schildes ein Maienzeichen, ein Röslein, halb weiß, halb roth, ſchneeblüthenweiß, wie die unbefleckte Taube und roth, wie die Wangen der Braut, wie [illegible] des Himmels am Morgen. Wie ſie da ſtanden, die drei und zwanzig, Flammen im Aug, Luſt im Herzen, Mark im Gebein, — ſo waren ſie anzuſchauen, wie Ritter des Lenzes, wie Herolde des morgenhellen Ruhms. Sie hatten, indeß die Andern am üppigen Gelage ſaßen, im Münſter auf den Knieen gelegen, und von ihrem Ahn die Kampfweihe erhalten. Das war Herr Albrecht Stuchs von Trautmannsdorf, mit dem ſilberweißen Bart, der ihm bis auf den Gürtel herabwallte, gewaltig an Bruſt und Wuchs, ergraut in der Ehre, des rüſtig erwachſenen Geſchlechtes noch jugendlich rüſtiger Stammherr. Er trat vor den König, neigte das Haupt und ſprach mit friſchen Sinnen: „Wohlauf, mein König! O was für Wolken umlagern jetzt ſo feindſelig die Sonne der Majeſtät?! Wohlauf, mein König; hie bin ich und hab' dir noch ein Häuflein mitgebracht, zwei und zwanzig Trautmansdorfer, die wollen dir treu ſein, wie deine eigene Hand am Leib, wie der Stern in der Höhle deines Auges. Drum ſei friſch und wohlgemuth, mein König, wie einſt dein Ahnherr Rudolphus in jener Marſchfeldsſchlacht.“

„Ja, ich erkenne dich!“ rief der König, deſſen Auge allmählich heller wurde, wie vom Widerſchein der Thatkraft und Kampfluſt, die leuchtend herausſchlug aus den Herzen der drei und zwanzig Trautmansdorfer. „Biſt du nicht derſelbe Albrecht Stuchs, der mit meinem Ahn in jene Marſchfeldsſchlacht zog?“

„Es ſind vier und vierzig Jahre ſeitdem herumgegangen,“ gab der Greis zur Antwort, während ſein ernſtes Auge, als ſucht' es Verlornes, in's Weite ſtarrte; „ja, lieber Herr, damals war ich noch ein friſcher Mann und ging mit dreizehn Trautmansdorfern gegen den Böhmer-König. Es war ein ſchöner Tag. Es galt den Namen: Habsburg einzuſchreiben in's Buch des deutſchen Landes, und ich mit den dreizehn Andern, wir halfen redlich einſchreiben; mit unſerm Herzblut ſchrieben wir's ein, und dreizehn Leben haben die Urkund beſiegelt. — Schau, ſchau mein König! da ſtehen jetzt wieder Trautmansdorfer, zwei und zwanzig, — die hab ich dir mitgebracht, du blühendes Reis am Stamme Habsburgs, hab ſie dir mitgebracht als friſche Schreiber, die von ihren Vätern ſolche Kunſt des rothen Geſchrifts als Erbtheil mitbekamen; das ſind meine vier Söhne, Konrad, Leopold, Hektor und Herrand, und die andern achtzehn, allſammt Söhne und Enkel jener dreizehn tugendhaften Schreiber. Nimm ſie hin, die drei und zwanzig Roſen von Trautmansdorf, nimm ſie hin, mein junger König; wer dir nahe kommen will, der ſoll ſich zuvor an ihren Dornen blutig ritzen, und, geliebt's dem Herrn, ſo werden ſie für dich ganz roth ſich färben, vor Freuden roth bis in den Tod.“

Da leuchtete dem König das Auge; vergeſſen, verſunken war jeder Zweifel am Glück; die Sonne der Treue wärmte ihm mit Begeiſterung das von Sorgen vereiſte Herz. „Hei!“ rief er, „ſo ein Roſenkränzlein trag ich lieber, als den ſchweren goldenen Reif meines Vaters und meines Ahnherrn. Jawohl duften mir ſolche Röslein ſüß in die Seele hinein, und erwecken mit Eins den Frühling drinnen, den Frühling der Hoffnung, den Mai der That. That! That! That! friſch auf dich los! Laß dich faſſen, laß dich feſthalten mit ſtarken Armen! Wer ſo ein Roſenkränzlein ſein nennen darf, der mag wohl auch eine Krone gewinnen. Ja, jetzt bin ich wieder ganz Mann. Schwellend fährt's mir durch alle Adern. Laßt die Trompeten blaſen! die Roſſe vorgeführt! Raſch! raſch! Ich will Heerſchau halten. Und dann hinaus in's flache Stoppelfeld Bayern's, dann hinaus an den blauen Inn!

Keine Säumniß mehr! Keinen Tag weiter verloren! Hinweg, trübſeliges Bedenken! Fort, lügenhafte, entmannende Ahnungen! der Würfel muß endlich fallen; es gilt ein hohes Spiel, die Krone iſt als Preis geſetzt! Ich ſtell' mein' Sach' nicht auf Helm und Harniſch allein, nicht auf das Orakel des falſchen Talismans mehr! Auf friſche Roſen ſtell ich's; ein Minneſpiel gilt's, — Treue um Treue, Lenz um Lenz!"

Und luſtig riefen die Trompeten an Ritter und Herren, und wie leichte Fante tummelten dieſe in den ſchweren raſſelnden Eiſenkleidern die gepanzerten Roſſe. Wie ſchillerten die Pfauenbüſche! Wie jauchzte die unbändige Schlachtluſt aus allen Herzen heraus! Hei, welch' ein weidlich Behagen ringsum! Siegeshoffnung in allen Blicken! Jubelruf auf allen Lippen! — Der König ritt freudig die Reihen der Männer entlang. Hier gab er Handſchlag, dort freundlichen Gruß, hier fand er Blicke, die dem Kampf entgegen brannten, dort Arme, die ſchon mehr als Einen Gegner in Glimpf und Schimpf ſieglos gemacht. Die drei und zwanzig Trautmansdorfer und der Marſchalk, der Wurmbrand, und die zwei Gebrüder von Waldſee ſtanden in geſonderten Häuflein, zur eiſernen Mauer zuſammengedrängt, beieinander, und reichten ſich, Jung und Alt, die treuen Hände zum Bunde, nicht auseinander zu weichen, auszuhalten bis auf den letzten Mann zu des Königs Schutz und Trutz. Der Abt ſtand, den Blick ſinnend zu Boden gewendet, an der Schwelle des Kloſters. Die Bruſt war ihm wie zuſammengeklemmt. — „So ein edler, trefflicher Herr!" ſprach er wehmüthig leiſe vor ſich hin, „erſt dreißig Jahre alt! Und dieſer goldige Scheitel, und dieſe blühende Wange! Nein, die finſtere Mahnung, die mir aufſteigt, wird ſich nicht erfüllen, ich will nicht weiter auf dieſe Weiſſagung hören. Still, Rabe in meiner Bruſt, ſtill, Leichenvogel! Wie, hätte der Himmel in dieſem einen Bilde ſo viele Gaben und Vorzüge vereinigen mögen: Kraft, Treue, Muth, Schönheit, Siegeserinnerung und Siegesrecht, — — und wollte ſein Meiſterſtück ſelbſt aufgeben und zertrümmern laſſen? — Und doch! Wehe mir! Immer und immer wieder ſchwirrt es krächzend in mir empor. Ha, ich kann's nicht bändigen. — O mein König!" rief er jetzt mit Angſt und Ungeſtüm, zu Friedrichs Füßen ſtürzend, „o hört das Wort eines Treuen: Geht noch nicht in den Kampf, noch nicht, noch ſo bald nicht! — Höret, höret mich! Alte Augen, wie die meinigen, abgeſtumpft für die Nähe, ſchauen beſſer in die Ferne, in die Zukunft. O vertraut der eigenen Kraft nicht allzuviel, harret wenigſtens ſo lange, bis Euer treuer Bruder Leopold wieder an Eurer Seite ſteht; ſo, Herz an Herz, ſeid Ihr ja unüberwindlich, das weiß die Welt und der Baier auch, und der Anblick zweier Brüder für Leben und Tod zehrt ſein ganzes Vertrauen auf!" Gerührt ſchloß der König den Greis an die Bruſt; dem aber wurden die ſilberweißen Wimpern feucht wie von Abendthau. (Fortſ. folgt.)

Eine Phyſiognomie aus dem Spielhauſe.

Paris, der große Centralpunkt Frankreichs für die Induſtrie im ausgedehnteſten Sinne des Worts, wie für die unbedeutenderen Hülfsquellen des Lebens, iſt nicht weniger der Sammelplatz derjenigen, die ſich einer ungewiſſen, prekairen Exiſtenz hingeben. Luxus und tiefes Elend wechſeln bei den letzteren, wie Mondlicht und ſturmbewölkter Himmel; der Morgen ſieht ſie im Schooße des Glücks, im Eldorado des Goldes, der Abend findet ſie matt und verſtört, elend und dürftig, ohne Ausſicht auf ein ärmliches Lager, ihrem abgeſpannten Körper, ihrer gefolterten Seele die nöthige Ruhe zu verleihen. Das Spiel iſt meiſtentheils die Achſe, um die ſich das Leben dieſer Leute dreht; es hebt ſie, es läßt ſie fallen; es ſchnellt die Seelenkräfte in unaufhörlichem Treiben bald hier, bald dorthin, und wenn das Tagwerk zu Ende, ſo liegt die ganze Maſchine, krampfhaft zerriſſen, im Winkel des Lebens, den Anblick eines von epileptiſchen Zufällen Aufgeriebenen gewährend.

Die Phyſiognomie eines Hauſes, wo König Pharo und Prinzeſſin Roulette ihre Reſidenz aufgeſchlagen haben, iſt ſo ängſtlich-beklemmend, wie ſchwer zu beſchreiben. Die ganze Geſellſchaft hat hier ein Gepräge; das Spiel hat ſein gewichtiges Siegel auf die Mienen Aller gedrückt. Das T. P. der Verbrecher ſcheint, wie mit glühendem Eiſen, ihrer Stirn eingegraben. Es iſt hier Alles einförmig und unheimlich. Und dennoch, wenn man aufmerkſamen Blickes ſich dem pſychologiſchen Studium überläßt, tritt Einem ein Geſicht entgegen, das einen hervorſpringenden Punkt in dieſem ewigen Einerlei bildet, eine entſcheidende Farbe in dieſer moraliſchen und phyſiſchen Buntſcheckigkeit. Man hat den Profeſſor des Spiels vor ſich. Er iſt vom Spiel geboren; er lebt vom Spiel; er wird durch das Spiel umkommen.

Fürwahr! ich hatte bis jetzt nicht an die Exiſtenz eines ſolchen Weſens geglaubt; ich hatte es für eine mythologiſche Erfindung, für eine Sage, wie die vom Einhorn und Vogel Greif, betrachtet. Das wußte ich wohl, daß es Leute gäbe, die ſich mit mathematiſchen Berechnungen abquälen, das Glück zu feſſeln, die wahnſinn-berauſcht, mit leerem Magen, hungergepeinigt, aber den Kopf mit Zahlen gefüllt, vertrauensvoll den Zufall zu berechnen glauben. Aber das, was ich nicht wußte, und was noch jetzt, wenn ich daran denke, meine Sinne zu verwirren droht, war der Umſtand, daß es Leute gäbe, die den Zufall unterweiſen zu können glauben, die es für möglich erachten, man könne das Glück mit einem magiſchen Kreis umſchreiben, den es nicht zu überſpringen vermöge. Und ich fand Leute dieſer Art. Ich will hier von dem Profeſſor der Roulette ſprechen. Man beſuche einmal dieſe Gemälde-Gallerie eines Rembrandt, welche die Säle eines Spielhauſes dekorirt; und man wird alsbald den Profeſſor der Roulette an ſeinem ſchwind- und gallſüchtigen Ausſehen erkennen. Die hervorſpringende Naſe iſt mit breitglaſiger Brille bekleidet, ſein Blick iſt ſtarr und abgeſtumpft. Ein Hemde ſcheint er entbehren zu können; ſeine Weſte iſt, um dieſen Mangel weniger bemerkbar zu machen, am Halſe mit einer großen Nadel zugeſteckt, und — wie ich mir habe ſagen laſſen — ſoll das Hemd wirklich bei einem ſolchen ſeltſamen Original ein algebraiſches X ſein. Das Spiel iſt ſein Leben; er träumt von ihm, er erwacht mit ihm. Was ſoll er ſich um ſeine Perſon kümmern? Blaß und abgemagert ſitzt er da; die Kleidung zerriſſen und mühſam zuſammengehalten; der Körper zuſammengedrückt und krampfhaft ermattet; die Augen ſtier und vom Lampenſchein geblendet. Im Übrigen iſt er mit Allem verſehen, was zu einem gründlichen Unternicht erforderlich. Schiefertafeln, mit Berechnungen angefüllt; Karten von „rouge und noir;“ eine Menge großer Nadeln; eine kleine Roulette, ſammt Käſtchen mit zierlichen Eintheilungen für den Scheinſatz, mit einem Worte, Alles, was zum Spiel erforderlich, hat er bereit. Es iſt ein Abbild des Palais-Royal, was Einem entgegentritt, nur mit dem Unterſchied, daß ſeine Experimental-Bank Knöpfe ſtatt Geldes, und, ſtatt der Nummern — Leihhausſcheine enthält. Unermüdlich arbeitet der gute Mann für die Wiſſenſchaft, vielleicht für die Unſterblichkeit; aber wenn die Bank eröffnet, das Geld geordnet wird auf grünem Tiſche, ſo beleben ſich die matten Augen des Unglücklichen, und glänzen in falſchem Feuer, wie Irrlichtſchein. Gierig verfolgt er die Chancen des Spiels, unbekümmert um die Außen-Welt, vergraben in Berechnungen, hin- und hergeriſſen von Zweifel und Hoffnung, jedoch ſtets von ſeiner Unfehlbarkeit überzeugt; Gott behüte Einen, ihm zu nahe zu kommen. Wohlfeilen Kaufs wird man ſich nicht von ihm losmachen. O! man muß ſich zuvor ſeinen Martingale auseinanderſetzen laſſen, wenigſtens den letzten, der immer der untrüglichſte iſt. Er kennt die Sprünge der Kugel, die Diagonalen, die Kabbala — was weiß ich, alles? So führt er Einen immer weiter in dem labyrinthiſchen Gewirre der Berechnung; er ſpricht von kabbaliſtiſchen Zeichen, die mit den Nummern übereinſtimmen, von der geometriſchen Trigonometrie in ihrer Anwendung auf die Berechnung des großen und kleinen Cirkels, von der fortwährenden großen Rotation und ihren Beziehungen und Einflüſſen auf die Rotation des Roulette-Cylinders. Man befindet ſich plötzlich, ſeiner Leitung überlaſſen, in einem Chaos von Ideen, wo das Poſitive ſich mit dem Idealen vermengt, das Heilige mit dem Profanen, und kann von Glück ſagen, wenn er Einen nicht durch ſeine magiſche Überredungskraft mithinüberzieht, von der Theorie zur Praxis, wenn ein paar verlorene Stunden das Schlimmſte ſind, was Einen der Unterricht koſtet. Gelingt es ihm, des Schülers Herr zu werden, ihn zu bewegen, die zu dem gerühmten Martingal erforderliche Summe ſeinen Händen zu vertrauen, man kann dann mit Sicherheit behaupten, daß nicht zwei Mal der Treffer dem Betrogenen zufallen wird. Aber der Meiſter wird ſich nie für beſiegt erklären: er wird ſeine Berechnungen revidiren; er wird ſie ändern und ſich in neue Verſuche vertiefen, von denen der eine immer genügender, als der andere ausfällt, und ſein ganzes Leben, wenn man anders dieſe unendliche viehiſche Dummheit alſo nennen kann, geht damit hin, den Gang des Spiels zu kombiniren. Das Ende des Unglücklichen — nun, man kann es ſich leicht denken. Die Verzweiflung muß endlich ihr Recht ausüben, ein Hoſpital muß ihm ſeine Pforten öffnen.

Buntes.

Bühne und Publikum in Japan. Unter den wenigen öffentlichen Vergnügungen in Japan ſteht die Vorliebe des dortigen Publikums die Bühne oben an. Das Japaneſiſche Theater iſt bei weitem höher ausgebildet, als das Chineſiſche, und die Forderungen des Publikums laufen mit den raffinirten Spekulationen der Theater-Unternehmer mehr in geometriſcher Progreſſion, als Hand in Hand. Von Scenerie und Dekorationen wird allmählig größere Pracht verlangt, auf dieſelben immer größere Sorgfalt verwendet. Was Geiſt und Schule der Schauſpiele ſelbſt betrifft, ſo will man in denſelben eine Art von Shakeſpear'ſchem Humor und eine geniale Verletzung der Orts-Einheit als nationelle Eigenthümlichkeit finden. Das Orcheſter beſteht gemeiniglich aus Blinden, auch die Kapellmeiſter ſind Blinde (— bei uns in Deutſchland gibt es an manchen Orten **taube** Orcheſter und Muſikdirektoren: —) Dieſe Blinden gehören einer eigenen Innung oder Brüderſchaft an, welche den Namen Fekis führt, und als deren Gründer die romantiſche Nationalſage den treuen Prinzen Semimar verherrlicht, welcher ſich um den Verluſt ſeiner Geliebten blind geweint haben ſoll. Obgleich der Beſuch des Theaters in der Regel ſehr zahlreich iſt (weil das ehrliche Japaneſiſche Publikum außer ſeinen nächtlichen Lichter-Fahrten auf den Seen und Flüſſen wenig andre öffentliche Beluſtigungen genießt, und ſonſt keinen eigentlichen Brennpunkt des öffentlichen Lebens beſitzt), ſo ſieht man doch mit einer Art von Geringſchätzung auf die Schauſpieler herab, als wie auf eine von den Göttern verworfene Klaſſe (c'est tout comme chez nous; in gewiſſen deutſchen Städten, deren Namen ich verſchweigen will, glaubt man zuweilen auch in Japan zu ſein). Die vornehmſten Damen von Japan betrachten übrigens das Theater wie die Pariſerinnen, — als eine Art von Salon, als eine Gallerie lebendiger Gemälde, worin ſie ſich bewundern laſſen können; ſie halten es für eine Ehrenſache, ihre Toilette während der Vorſtellung wenigſtens zwei- bis dreimal zu wechſeln; zu dieſem Ende läßt ſich jede Dame von Stand durch ihren Bedienten die Garderobe in ihre Loge nachtragen; die Geheimniſſe der Toilette, der Coeffure, die Verfertigung zierlicher Luxusartikel, künſtlicher Blumen und dergl. bieten beinahe ausſchließlich den Stoff zur Converſation in den höheren Damenzirkeln.

Schweizeriſche Volksſage. Zwiſchen den Kantonen Zürich, Schwyz und Zug ſteht, als erhabener Gränzſtock, die hohe Rohne, ein Berg, der, um ſeiner ausgedehnten Fernſicht willen, zur Frühlings-, Sommer- und Herbſtzeit von zahlreichen Wallern beſucht wird. Ein kühler Föhrenwald umzieht des Berges Mitte und läuft gegen den ſogenannten Roßberg hinunter in ſpärlichem Wuchſe aus. Dieſer Roßberg iſt eine fruchtbare Alp, auf welcher mehrere Sennenwohnungen zerſtreut herumliegen. Steigt man von dieſen Hütten den ſteilen Bergpfad hinan, ſo muß man bei einem gewaltigen Granitblocke vorbei. Dieſer Block iſt in der umliegenden Gegend unter dem Namen „Dreifingerſtein“ bekannt. Bei näherer Betrachtung rechtfertigt ſich dieſe ſonderbare Benennung dadurch, daß man oben auf der platten Höhe drei Vertiefungen wahrnimmt, die gerade der Art ſind, als ob ſie durch das Hineinſtecken eines Daumen, Zeig- und Mittelfingers entſtanden wären. Von dem Urſprung dieſer Löcher erzählt die Volksſage Folgendes:

Ein reicher und habſüchtiger Senn machte nach dem Abſterben des Beſitzers auf Alp und Wald ungerechten Anſpruch. Seine Forderung geſchah auf Unkoſten der Kinder des Verſtorbenen, die durch den Verluſt dieſer Grundſtücke arme Waiſen geworden wären. Falſche Documente und Verſchreibungen unterſtützten die Anſprüche des Betrügers; die armen Kinder hatten nichts als ihr inneres gutes Recht. Es kam zum richterlichen Augenſchein und zum Eidſchwur. Der Böſewicht leiſtete ihn mit aufgehobenen Schwörfingern auf der Höhe des Felſens laut und frech. — „Weh' dir,“ rief ihm der Richter zu, „ſo du einen falſchen Eid gethan! —“ Da that der Mann auf dem Felſen die gräßlichſten Betheurungen, wie ihn der Teufel holen ſolle, wenn er Unwahrheit beſchworen: „So wenig,“ rief er, „als ich meine Schwörfinger in dieſen harten Stein tauchen mag, als in Waſſer — ſo wenig hab' ich einen falſchen Eid gethan!“ Und damit ſetzte er in grauſer Vermeſſenheit die Finger auf den Stein, als ob er dieſelben hineindrücken wollte. Und ſiehe, der Felſen gab nach, wie weicher Schnee und die drei Schwörfinger begruben ſich d'rin bis an's hinterſte Gelenke. — Entſetzt wollt' er ſie alsbald zurückziehen; ſie waren aber feſtgewachſen, alſo, daß all' ſein Mühen und die Arbeit Anderer nichts fruchtete. Gott hatte gerichtet; der Fälſcher bekannte ſein Verbrechen vor allem verſammelten Volke. — Und nachdem er gebeichtet, erbebte die Erde; die Föhrenzweige rauſchten ſchauerlich, und aus dem Walde fuhr unter Blitz und Donner eine kohlſchwarze Wolke. Und die Wolke umhüllte ihn und ein lautes Geheul erhob ſich in derſelben; dann zertheilte ſie ſich und zerfloß in der Luft. Der Verbrecher aber lag entſeelt und das Antlitz im Nacken auf dem Granitſteine. (Reithart im Schweiz. Merkur. 1. Hft.)

⁂ Am ſiebenten Jänner dieſes Jahres ſtarb zu Rom in einem Alter von (noch nicht ganz) 78 Jahren, der berühmte Archäolog, Alexander Visconti (geboren zu Rom 12. März 1757).

⁂ Im Lauf des Jänners brachten die ſämmtlichen Pariſer Theater nur 13 Novitäten, darunter ein Luſtſpiel, ein Melodram, eine Italiäniſche Oper und 10 Vaudevilles.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 15. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 21. Februar.

Des Königes Roſenhag.

Romantiſche Bilder aus Öſterreich's Geſchichte

von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Da lockte der Trompeten feuriger Klang manch ein Schwert aus der Scheide. Den Trautmansdorfern ſchlugen die Herzen gar luſtig an die Harniſche. Wie der König ſie der Reihe nach wieder anſchaute, vor Allen den Albrecht Stuchs, der ſeinen Hengſt ſcharf im Zügel halten mußte, hoch, und gewaltig wie ein Patriarch, — und den jüngſten Ritter von der Roſe mit dem Cherub-Angeſicht, den Knaben mit dem blitzenden Männerſchwert, da ſprach er zu dem Abt: „Komme über mich, was mir beſtimmt ſein mag; unter Gottes Hand geb' ich mich hin. Nein, keine Zögerung mehr! Mein Volk hat genug gelitten! Hinaus, hinaus in's baieriſche flache Land! Kommt, ſchaart euch um mich, ihr drei und zwanzig! Hei! Wer auf Erden hat wohl noch einen ſolchen Roſenhag, wie ich? — Lebt wohl, würdiger Herr, gedenkt unſer im Gebet, wie wir, wo wir auch ſeien, unter'm purpurnen Thronhimmel, mit Rudolphs Krone auf dem Haupt, — oder nackt unter Gottes Himmel, auf der purpurgetränkten Erde, — der Treue gedenken werden; Treu' iſt ein guter Mantel, ſo gut als der Kaiſer-Mantel und beſſer vielleicht; — und geht es an's Letzte, ſo wird Treu' uns zum Sterbekiſſen, und darauf ſchläft ſich's gar ſanft und friedlich ein."

Er ſchwang ſich zu Roß. Wie er oben ſaß, ſchimmernd in der gold'nen Rüſtung, mochte man's wohl laut ausrufen: „Es lebt in deutſchen Landen kein ſchönerer Fürſt!" Er drückte ſeinem Roß die Schenkel in die Weichen. Da ritten ſie hin durch die Pforte.

„Halt auf! Halt auf, o mein König, hör' ein einzig Wort; o halt an dein Roß, du ſpornſt es ja mitten in dein Leid hinein;" rief von der Thurmwarte herab der Bruder Barthelomäus. Aber der König hörte das warnende Wort des kundigen Sterndeuters nicht. Der Roſſe Hufſchlag klapperte und dröhnte ſo laut; der Trompeten luſtige Stücklein verſchlangen des Mönches Anruf. Ha! Wie gleißte das Thal weithin vom Glanz der Rüſtungen! — Der Sterndeuter ſtand auf der Zinne, ſah den ſtattlichen Geſchwadern mit trüben Blicken nach und wiegte, von Sorgen umſchattet, das graue Haupt.

2.

Bei Ampfing auf den Wieſen brannten die vielen Wachtfeuer, hüben und drüben, und um jedes in engen Kreiſen ſaßen die tüchtigen Männer; halb nickten ſie, halb lauerten ſie; es ſpielte und leckte der rothe Schein auf den blanken Eiſen, auf den braunen Wangen! Die Baiern lagen dicht an einander, da war ſchier kein Unterſchied der Häuflein und Rotten zu gewahren, noch der Hauptleute und Geſellen, noch der Ritter und der Städter; der Schüſſelberg und der Böhmerkönig und der alte buckelige Schweppermann, und ſein Schwager, der Rindsmaul, ſie waren aus ihren bunten Geſellen nicht herauszukennen; mochte man doch kaum dem Bäckerknechte dort ſein Handwerk anſehen, ſo ſauber ſtand ihm die eiſerne Haube, nur an den Fäuſten merkte man's, wie feſt der Geſelle zu walken und zu kneten verſtand; — auch die Wüllenweber, und die Nürnberger Grobſchmiede ließen ſich's nicht nehmen, am andern Tag mit zu hämmern, und mitſammt ihnen noch manch' ein anderes rechtſchaffenes Gewerk, und mancher kecke Bürgersſohn, wie die Städte ſie hergaben für Ludwig den Baier, gegen den Trotz derer von der Pfauenfeder.

Wo Friedrich der Schöne gelagert hatte, ſchoſſen die Feuer luſtiger in die Höh', daß die Funken ſtoben wie Garben. Dort zu äußerſt rechts fuhren und flakkerten ſie auf's Hellſte. Dort brieten die Cumanen des Feindes Hammel; und am Spieß daneben brieten ſie des Freundes Kalb. Dazu heulten ſie jauchzend heidniſches Siegeslied, und netzten die Bärte im gold'nen Wein; die gold'nen Becher, vom Altar geraubt, klirrten wider einander, fielen dröhnend nieder auf die Haufen von dürrem Reis. Brennende Scheiter, mit Ferſe und Sporen geſchürt, koſtbare Edelſteine in Ringen, Alles geraubt, im Flammenſchein an den langen knöchernen Fingern der ſchmutzigen Unholde glitzernd und funkelnd! — Nicht weit davon lagen, ſtreng und ernſthaft, die aus dem Reich, die den deutſchen Adler mit dem Öſtreichiſchen Herzſchild friſch und ſtolz hingeſtellt hatten und mit den Leibern dicht umbaut. Wo der Adler hauſte, war der König nicht fern; wie ſchlug ihm das Herz vor Kampfesungeduld! Morgen oder nie! Morgen, ja morgen, wann die Sonne aufgegangen, blutig roth vor Haſt, wann ſie zu Abend niedergeſtiegen ſein wird, auf dem Feld ſich in Purpur zu baden! Morgen, ja morgen ſteht hier die Blume der Ritterſchaft, mit ehernem Kelch, — mit eiſernen Dornen, — und, wenn der Schlachtſturm ſie ſchüttelt, ſo raſſeln die Blätter, ſo klirrt der Stamm, ſo rinnt aus dem ſtolzen ehernen Kelch gar ſeltener Thau. O Leopold, Leopold, wärſt du ſchon da!

In der Mitte, und zum Theil gegen den linken Flügel hin, wo die Biſchöflichen raſteten, ſaß einſam am erlöſchenden Feuer Herr Hector von Trautmansdorf, in guter Vorhut getreulich wachend, indeß die zwei und zwanzig Andern ſorglos ſchliefen. Sie ſchliefen in ſüßen Träumen, ſie träumten vom nahen Morgen, vom Morgen des Sieges und der Herrlichkeit. Das war ja des König Friedrichs holder Roſenhag; die Ritter von der Roſe, vom Uralten bis zum jüngſten herab, Jeder ein Mairöslein der Treu' und Mannbarkeit. — Hector ſtierte auf den Feuerheerd; die kräftigen Brände waren in Kohlen durch einander geſunken, kaum hin und wieder kniſterte noch ein Fünklein hervor, ſein Leben nur kund gebend, um bald für immer zu erlöſchen. (Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Piſa.

Von

Ernſt Förſter.

Vierter Brief. — (Schluß.)

Ich muß dir doch noch ſagen, daß ich bei meinem kunſtliebenden geiſtlichen Führer von neulich, der mit gewohnter Freundlichkeit mich zu ſich einlud, eine vortreffliche Kunſtſammlung gefunden und daraus — obſchon um vieles Gold — ein koſtbares Kleinod mit nach Haus gebracht. Es iſt eine Madonna mit dem Kind, aufs allerfeinſte in Marmor ausgearbeitet von dem alten Meiſter Nino Piſano, der um 1350 blühte. Nicht nur, daß das Weſentliche daran erhalten, auch noch die alten Malereien und Vergoldungen ſind daran, und da die Werke jener Zeit höchſt ſelten, in dieſem Meiſter aber grade die Vollendung jener Beſtrebungen, die, auf antiker Baſis ruhend, durch den Geiſt des Chriſtenthums geführt wurden, hervortritt, ſo iſt die Freude über den Beſitz ſo groß, daß ſie ſich ſelbſt durch all' meine Traume zieht. Außerhalb Piſa entſinn' ich mich nicht, etwas von Nino geſehen zu haben, hier aber ſind ausgezeichnete Skulpturen von ſeiner Hand. Die beiden lebensgroßen Statuen in S. Caterina, von denen ich dir, wie ich glaube, ſchon ſchrieb, ſtellen eine Verkündigung vor. Sie zeichnen ſich durch eine ganz beſondre Anmuth der Bewegung und durch das auffallende Beſtreben aus, maleriſchen Ausdruck in die Geſichtszüge zu legen, was ſchon, dem alten Nichola gegenüber, der daran nicht wohl denken konnte, deſſen Sohn Giovanni, wenn auch meiſtentheils mit geringem Erfolg, verſucht. Nino aber verbindet noch immer mit der Anmuth, die er ſeinen Geſtalten gibt, jene für kirchliche Bilder unumgängliche Einfachheit und Würde und hat eine bewundernswürdige Klarheit der Darſtellung, ſo daß durch ſeine faltenreiche Gewandung jedwede Bewegung nicht nur, ſondern auch die Haupttheile des Körpers ſichtbar bleiben. Nino und ſein Vater Andreas zeigen am deutlichſten, wie nothwendig es war, den Weg des Nichola nicht weiter zu verfolgen, bevor man, ſelbſt mit Verleugnung des Schönen und Gefälligen, den eigentlichen Grund und Boden chriſtlicher Kunſt gewonnen. Könnt' ich doch unſern Zeitgenoſſen und Landsleuten, die auch immer nach Anmuth, nach Farbe, nach Technik und nach Gott weiß was ſchreien, wenn ſie in die Glyptotheck oder an ähnliche Stellen treten, dieß begreiflich machen, wie der Menſchengeiſt verfährt und verfahren muß, wenn er für die Geſchichte ein Gut erobern will. Welcher Bauer wird denn Ähren leſen, wenn das Korn blüht, welcher Gärtner die Roſen an der Wurzel brechen wollen?

Nächſt der genannten Verkündigung beſitzt dieſelbe Kirche ein Grabmal von Ninos Kunſt, eine Gattung, in welcher die Skulptur des 14ten Jahrhunderts ihre herrlichſten Werke geliefert. Das bezeichnete iſt das des Erzbiſchoff's Simon Saltarelli, der 1342 ſtarb, und im ſ. g. deutſchen Geſchmack. In einer architektoniſchen Laube ſitzt die Madonna mit dem Kind, zu beiden Seiten weibliche, anbetende Geſtalten und außerhalb zwei Dominikaner als Hüter des Grabes. Zwei Engel darunter lüften einen Vorhang, hinter welchem in der Tiefe der Todte zu ſchlafen ſcheint. Die Baſis zieren Reliefs mit Darſtellungen aus ſeinem Leben. — Mich wundert ſehr, wie Denkmale der Art von unſern Architekten und Bildhauern ſo wenig beachtet werden, da ſie doch einen ſo freien Spielraum für Phantaſie und Schönheitſinn gewähren, und gewiß allgemeine Theilnahme fänden. — Die, wie mir ſcheint, bedeutendſten Werke Ninos finden ſich in S. Maria della Spina, einer kleinen Bruderſchaftskirche, die wie das Modell einer großen unten am Arno ſteht, grad', als wär' es hingetragen worden. Darin iſt eine, das Kind tränkende Mutter, halbe Figur, voll unglaublicher Naturwahrheit und Ausführung, ſo daß ſie mehr, als andre die Frage nach der Quelle des Madonnendienſtes anregt und beantwortet und zwar in dem Sinne, wie es Platen gethan:

„Längſt zwar trieb der Apoſtel den heiligen Dienſt der Natur aus;
Doch es verehrt ſie das Volk gläubig als Mutter des Gott's.“

Außerdem ſtehen über dem Hauptalter dieſes kleinen Heiligthumes drei coloſſale Statüen, Madonna mit dem Kinde, Petrus zu ihrer Linken, Johannes der Täufer zu ihrer Rechten, ohne Vergleich die tiefſten und gediegenſten Arbeiten Ninos, durch die die Geſetze chriſtlicher Plaſtik beſtimmt ausgeſprochen ſind.

Den 15. Februar.

Geſtern haben die Piſaner den Carneval begraben. Saus und Braus war am Lungarno. Du weißt, daß ich dergleichen lieber leſe, als lebe; und, da es bei dir umgekehrt iſt, ſo hab' ich leichtes Schweigen. Nur das will ich bei dieſer Gelegenheit dem hieſigen Volke nachſagen, daß es zwar nicht viele Schönheiten aufzuzählen hat, daß aber dieſe auch ganz eminent ſind. Und ſo iſt es durch ganz Italien mit Allem. Ich möchte Keinem eine ununterbrochne Folge erfreulicher Gegenden, oder gar einen ewigen Garten dieſſeits der Alpen verſprechen. O, wie viel des Märkiſchen iſt auch hier! Aber iſt's einmal irgendwo ſchön, ſo läßt ſich auch nichts anderes damit vergleichen.

Den 17. Februar.

Die anhaltend warme Witterung hat uns mehre Gewitter gebracht, die zwar entſetzlich poltern, aber ſonſt nichts thun. Läſtiger ſchon fällt die anhaltende feuchte Witterung, das Papier wird weich und faltig und dunkel iſt's ſchon ohne Wolken in den Kirchen, geſchweige mit ihnen. Ich habe deßhalb, als ich geſtern unvermuthet unter andern Heiligen, zu denen ich auf einer hohen Leiter emporgeſtiegen, den heil. Ranieri erkannte, ihm die Algäuer Geſchichte und ſonſt was in's Ohr geſagt. Vielleicht hilft's, wenn ich — ſo lange Geduld habe, als die Piſaner ihrerſeits gehabt haben.

Aber wie reich iſt Piſa an Kunſtſchätzen! Schon zweimal war ich in frühern Jahren hier und glaubte, alles geſehen zu haben; aber wie Vieles habe ich jetzt noch vorgefunden! Welche Zeit und welches Volk, daß es ſolchen Reichthum von Werken hervorbringen konnte, von dem die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, die Zerſtörungswuth und Raubluſt der Fremden und zwar der Franzoſen, die Barbarei und die Geldhabſucht der Einheimiſchen noch ſo viel übrig gelaſſen, daß man nicht nur in Kirchen und Klöſtern, nein in Privathäuſern, ja in den Werkſtätten der gemeinſten Handwerker faſt überall noch heutzutage ſchätzbare Werke findet!

Seelenwanderung.

(Phantaſieſtück.)

I.

— Nun war aber der Referendar Kibitz ein eigener Kautz, der nicht einmal auf eine Flaſche bairiſchen Biers ſo viel hielt, als auf das, was ihm ſeine Freunde als Grillen und Phantaſtereien vorwarfen; und es gibt auch wirklich für ſolide bürgerliche und vernünftige Leute nichts unbequemeres unter der Sonne, als ſo ein ſonſt ganz traitabler und netter Menſch, der aber manchmal ſeinen poetiſchen Raptus hat. Überhaupt, wozu taugt eigentlich die Poeſie in der Haushaltung, im Staate? Zu nichts als zu Verdrießlichkeiten mit der nachtſchlafender, Weile wachen — müſſenden Straßen und (Gaſt-) häuſerpolizei. Das war auch die Meinung des Dr. Nimmerſatt, Profeſſors am fürſtlichen Gymnaſium und ſpeiſe-freundlichen Vorſtandes vom Colleg zur Menſchenfreundlichkeit; der ſagte ſeinem Freunde Kibitz bei poetiſchen Anfällen immer: „Kibitz Kibitz, was habt ihr denn von euren Ideen? Ihr, — und wir? Was ſind ſie denn? dummes Zeug ſind ſie, dummes; Kibitz, Referendar, ich bitt' euch, gebt euch mit keiner ſo ſchlechten Geſellſchaft ab, wie die eurige, die eurer Ideen nämlich, mit keiner ſo ſchlechten, — ſo ſchlechten! Nochmals: was habt ihr davon? was? — In's Irrenhaus bringen ſie euch ſicher noch, ſie — euch, verlaßt euch d'rauf.“ — Da war übrigens auch noch ein ſicherer Apotheker Meerrettig; das war ein Mann! der hatte ſein eigenes Hals-Glas, den Wappen-Hirſch mit dem Radieschen im Mund vom Schild ſeiner Apotheke auf dem Zinndeckel gravirt, und „die Augen gingen ihm über, ſo oft er trank daraus.“ Auf alchimiſtiſche Raritäten hielt er übrigens ſo viel, als der Profeſſor auf Auſtern, und der Referendar auf „dummes Zeug“; der Albertus Magnus war ſein Catechismus, Pantaleonis alchimiſtiſche Traktätlein, Raimundus Lullius, Geberus Tauladanus — ſeine modernſten Schriftſteller. Jeder hat ſein Steckenpferd, der Pharmaceut ritt zuweilen gern auf einem Stachelfiſch oder einer Coluber in Spiritus; — natürlich, ſeiner Frau durfte er dergleichen nicht in die Wohnſtube bringen; aber in die Officin, ja, da! An dem Referendar Kibitz ſchätzte auch er alles höher, als eben deſſen dichteriſche Talente; und ſo hatte der Profeſſor Nimmerſatt immerwährend — wenn er nämlich nicht gerade mit praktiſchen Experimenten über die Natur der Trüffeln oder über die Organiſation der Gänſeleber-Paſteten, oder über den Einfluß der Maccaroni auf die Europäiſchen Staaten-Verhältniſſe wichtiger beſchäftigt war, — voll auf zu thun, die zwei feindſeligen Prinzipe, das Kibitziſche und das Meerrettig'ſche — als Okenſcher Zero und Kritiker in einander zu bringen.

Der Profeſſor bekam natürlich keinen geringen Schrecken, ſeinen praktiſchen Experimenten kritiſcher Weiſe entzogen zu werden, als der Referendar im letzten dreiblättrigen Kränzchen ein Manuſcript aus der Taſche zog, ſeine Stirne in prophetiſche Falten legte, die Pfeife bei Seite ſtellte und das gehenkelte Halbglas ſo placirte, daß mit geringer Mühe zu ſchließen war, er werde es dieſen Abend nur als Anfeuchtungsgefäß für die durch Vorleſungen auszutrocknenden Stimmorgane benutzen. Der Profeſſor beſchloß als guter Taktiker, dem poetiſchen Kibitz das Terrain für Vorleſungen gleich von vorne herein zu ruiniren; und der Apotheker, der ihm ſo ſchnell als dem phantaſtiſchen Referendar abmerkte, was im Schilde geführt wurde, nickte ihm gleich mit einer äußerſt klugen Miene, daß es um jeden Preis gelte, den Streich abzuwenden, denn das Manuſcript des poetiſchen Referendars ſei gewiß wieder ein Mährchen, und derlei beſonders dummes Zeug haſſe ſeine Frau, — und er auch; das führe zu nichts, als zum verführt werden in Narretheien, und die Polizei ſei unverantwortlich, wenn ſie dergleichen geſtatte. „Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen,“ ſteuerte denn der Profeſſor, mit einer tüchtigen Ladung von Fromage de Brie befrachtet, gleich in gutes Fahrwaſſer, — „ſo fröhlich, mein Liebſter, und haben einander ſo lieb, — wir — einander! Wie wäre es, wenn wir eine Trippel-Allianz abſchlöſſen, dieſen Abend gar kein Syſtem der Unterhaltung zu ſtatuiren, kein Syſtem, Freundchen, und das ſage ich, ein Profeſſor, ich; — ach, ſeht, man lebt ja nur einmal, manchmal gar nur ein halbmal; man wird alt, man muß ganz leben, ganz; — ich bitte um die Butter, Papa Meerrettig, die Butter! Mein Gott, wo iſt denn der ganze Käſe hingekommen, der ganze? —“

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

Eine Geſchichte aus dem Bagno. Hinweg aus dieſer Hölle von Geſtalten, die uns im Hofe des Bagno umwimmeln! Das Verbrechen, ſo ganz ohne Maske, ſo ganz zur ſcheußlichen Karikatur verzerrt, in den rothen Livreen herumwandelnd, geſchornen Hauptes, aus graſſen, ſtieren, frechen Augen uns angrinſend, es macht uns nicht ſchaudern, es greift tiefer und grauſiger in alle Nerven der Seele hinein, es galvaniſirt ſie durch Eckel. Man wandelt hier, wie im Fiebertraume, als trüge man das ganze Gewicht der Schande ſelbſt auf der eingekrümmten, einſchwindenden Bruſt. Und wieder Schauder iſt's, der das Mitleid ſelbſt in uns erwürgt, wenn wir uns von dem ärmlichen Trank der Galeerenſklaven wenden, und ihnen die Cokosnußbüchschen nicht abkaufen, den einzigen Artikel, deren Abſatz ihnen geringe Mittel zur Erleichterung ihrer Lage bietet. Wir flüchten vor dieſer entſetzlichen Firma: T. P. Dort fuchtelt ſchon wieder der Erzieher des Bagno, der — Stock, dort drohen dem Widerſpänſtigeren Flintenläufe! Nichts, nichts zu hören als Kettengeraſſel! Entſetzlich! — Dort knieen ſie vor dem Altare und hören die Meſſe. Kein Athemzug ringsum! — Sie beten — in Ketten. Und dicht neben der Kapelle der Schlafſaal, wo ſie von den Laſten und Feſſeln des Tages ruhen — in Ketten; — zur Linken [illegible] pelle die Küche, wo die alten Spaßmacher des [illegible] Promenade von 6 Fuß in der Runde um ihre Betten machen — in doppelten Ketten! Hinweg! hinweg! —

Wir flüchten in den Modell-Saal des Bagno von Rochefort. Hier löſt ſich uns allmählig ein Eindruck nach dem andern, wie ein Eisring nach dem andern von unſrer Bruſt ab. Eine allerliebſte Sammlung der netteſten Miniatur-Marine präſentirt ſich den Blicken, Linienſchiffe, Fregatten, Corvetten, Briggs, Schooner, Goeletten, Kutter, Schaluppen, Maſten, Tauwerk, Steuerruder; fühlte man nicht noch in allen Nerven, daß man ſich im Bagno von Rochefort befinde, ſo möchte man glauben, man muſtere in Albert's Magazin in der Döngesgaſſe zu Frankfurt a. M. das Weihnachts-Spielzeug. — Dort in der Ecke findet unſer Blick zufällig noch eine Art Pendul von der ſeltſamſten Conſtruktion heraus, welches jedoch ſtille ſteht. „Was iſt denn das hier für ein beſonderes Kunſtwerk?" fragen wir neugierig unſeren gefälligen Cicerone. — „Das iſt das Mobile perpetuum, meine Herren," erwiedert er. — „In der That? Seit wie lange hat es denn aufgehört, ſich zu bewegen?" — „Ah, meine Herren, es iſt niemals in Gang gekommen. Das iſt eine ganz eigene Geſchichte, die ich Ihnen davon erzählen könnte; aber freilich eine etwas lange." — „Legt immerhin d'rauf los, guter Freund!" —

„Nun denn, meine Herren," begann der Cicerone, — „der Meiſter dieſes ſeltſamen Werkes, welches Ihre Aufmerkſamkeit erregte, war ein ſimpler Uhrmacher aus der Provinz, ein ſicherer Louis L.... Obgleich er einer der geſchickteſten Arbeiter in ſeinem Handwerk war, wollte dem guten Mann, der von Haus aus keinen Sou beſaß, das Glück nie lächeln; mein Gott, die Provinz iſt nicht das Terrain, auf welchem ein Uhrmacher zu Tauſenden kommt. Es war ein wahrer Jammer um den guten Louis. Deſſenungeachtet kümmerte ihn weniger ſein eigenes Schickſal, denn für ſeine Perſon begnügte er ſich gerne mit Waſſer und Brod; aber, was ihm das Leben zur Hölle machte, war das Loos ſeines Sohnes, den er wie einen Abgott liebte, für deſſen Erziehung er ſich den geringen Erwerb vom Munde abdarbte. Das Herz blutete ihm, wenn ſein Sohn den Sonntag über zu Hauſe bleiben mußte, weil er ſich an der Seite ſeiner Kameraden nicht anſtändig genug zeigen konnte. — Endlich ſchien ſich denn doch der Himmel dieſer zärtlichen Liebe des Vaters zu erbarmen; allmählig verbeſſerte ſich die ſchlimme Lage des Uhrmachers, und ein gewiſſer Wohlſtand trat an die Stelle des langen Elends. Louis änderte deſſen ungeachtet ſeine bisherige kümmerliche Lebensweiſe nicht; aber ſeinen Sohn ſah man das Theater beſuchen, ſein Sohn hatte immer Geld in der Taſche, und der Vater fand ſein einziges Glück darin, daß der Sohn ſich vor ſeinen Altersgenoſſen nicht zu ſchämen brauchte. Die günſtigeren Verhältniſſe des Uhrmachers gaben indeſſen, wie es immer ſo zu gehen pflegt, den Spießbürgern ſeines Wohnorts Veranlaſſung zu allerlei Kopfhängereien, Fragezeichen, Munkeleien und Vermuthungen; man brachte es heraus, daß weder eine reiche Erbſchaft, noch eine glückliche Spekulation der Grund jener Veränderung ſein konnte; kurz, gegen Vater und Sohn entſpann ſich allgemeines Mißtrauen. — Der letztere legte eines Tages bei einem Kaufmann für irgend einen Einkauf einen Louisd'or auf den Ladentiſch, und, weiß der Geier, wie es kam, der Kaufmann gerieth auf die Idee, ſich durch den Klang des Goldſtücks von deſſen Aechtheit zu überzeugen. Der Louisd'or war falſch. „Von wem haben Sie dieſe Piece?" — „Von meinem Vater!" — Man holt den Vater herbei, er erſcheint nach einigem Zögern. „Kennen Sie dieſen Louisd'or?" fragt man ihn. Er zaudert mit der Antwort; man dringt ſchärfer in ihn: „von wem haben Sie ihn?" Er verwirrt ſich, er ſtammelt unzuſammenhängendes, unwahrſcheinliches Zeug von einem Fremden und dergl. Der Argwohn der Behörde iſt wach, man durchſucht ſein Haus, man findet in einem verſteckten Winkel Matrizen, Münzſtempel, Formen; im Laufe der Unterſuchung ſtellt ſich unläugbar heraus, daß er falſches Geld gemacht, und ſtatt aller weiteren Vertheidigung erwiedert er auf jede Frage blos: „ich ſah mein Kind unglücklich, ich konnte den Anblick ſeines Elends nicht ertragen." — Das Urtheil lautete auf Tod; der König verwandelte es in lebenslängliche Galeerenſtrafe. Man brachte ihn hieher nach Rochefort. Das Motiv ſeines Verbrechens, die Sanftmuth ſeines ganzen Weſens erwirkten ihm Mitleid, beſſere Behandlung, und ſelbſt eine gewiſſe zarte Aufmerkſamkeit. Zuweilen beſuchten ihn ſelbſt Offiziere und unterhielten ſich über dies und das mit ihm. Er war im Anfang ziemlich heiter; aber nach einer gewiſſen Zeit ſah man ihn brütend und träumeriſch, augenſcheinlich durchwühlte irgend eine fixe Idee alle ſeine Gedanken. Man drang in ihn, ſich darüber auszuſprechen. Nach langem Zögern geſtand er dann: „man wird vielleicht über mich lachen; ich bin einem unſchätzbaren Geheimniß auf der Spur." — „Und was für einem?" — „Dem Perpetuum mobile." Man ging mit derſelben zarten Aufmerkſamkeit, welche man ſchon früher ſeinem Schickſal widmete, auf ſeine närriſche Idee ein, man verſchaffte ihm Feilen, Hämmer, Amboße, Metalle und dergl., und geſtattete ihm, ohne Aufſicht und ungeſtört in ſeiner Zelle zu arbeiten. Von Tag zu Tag, und namentlich in dem Maaße, als ſeine Maſchine ſeltſamer und complicirter wurde, erheiterte ſich ſeine Stirne; er zeigte mit einer Art von Selbſtzufriedenheit den Offizieren, die ihn beſuchten, ſein Werk, detaillirte ihnen das Räderwerk, explicirte ihnen alle Federkräfte. Indeß, bei alledem, wollte ſich das Perpetuum mobile nicht in Bewegung ſetzen. — Eines Tages benachrichtigt man ihn, daß ſich ſein Sohn zu Rochefort befinde und ihn dringend zu ſehen wünſche. Der Uhrmacher, deſſen ganzer Ideenkreis ſich um das Perpetuum mobile zu drehen ſcheint, iſt vom Anblick ſeines lang entbehrten Sohnes weniger aufgeregt, als man nach allem Vorhergegangenen vermuthen durfte; er empfängt ihn kalt und entläßt ihn nach einer kurzen Unterhaltung mit der Bitte, ihn vor drei Monaten ja nicht wieder zu beſuchen. — Während dieſer Friſt hört man Tag und Nacht den Takt ſeiner Hammerſchläge, den widrigen Ton ſeiner Feile, das Kniſtern und Ziſchen ſeiner Metalle im Schmelzguß. Es ſcheint, als habe er ſich, ſeinen Sohn zur beſtimmten Zeit durch den Anblick des vollendeten Werkes zu überraſchen. Zum angeſetzten Termin trifft der Sohn im Bagno ein, aber der Vater empfängt ihn mit derſelben Kälte, wie das erſtemal. — Dieſes ganz abnorme Benehmen eines Mannes, der eben aus überſpannter Vaterliebe ſelbſt ein Verbrechen nicht geſcheut hatte, die häufigen Reiſen des jungen Menſchen nach Rochefort, der Aufwand des letzteren daſelbſt, alles zuſammen weckt Verdacht. Beinahe im ſelben Augenblick, als der Sohn des Uhrmachers von Rochefort wieder abreiſen will, durchſucht man auf der Diligence deſſen Effekten, und findet in dem Winkel eines Koffers — tauſend écus, in ſchönen funkelnagelneuen Goldſtücken, welche ſich bei genauer Prüfung ſämmtlich als — falſch ausweiſen. Woher kamen ſie? Kaum ein Zweifel! Augenblicklich verfügt man ſich in's Bagno und findet in der Werkſtätte des ſcheinbaren Chimairenjägers Louis alle Beweiſe des erneuerten Verbrechens. Der Unglückliche hält es für überflüſſig, ſich weiter zu vertheidigen. Seine einzige Antwort auf alle Fragen über den Beweggrund ſeiner Handlung iſt auch diesmal keine andere, als: „um keinen Preis konnte ich das Bewußtſein tragen, daß mein Sohn ſich in Noth befände." Zu gleicher Zeit betheuert er mit den heiligſten Eiden, daß der letztere keine Ahnung vom Verbrechen des Vaters habe, und auf keine Weiſe als mitſchuldig zu betrachten ſei. Als man ihm das Todesurtheil vorlieſt, ſpricht er mit ſtarker feſter Stimme: „wenigſtens habe ich mein Kind gerettet!" — Zwei Tage darauf hatte ſein Tod die Anſprüche der Gerechtigkeit auf die Verirrungen der Vaterliebe getilgt.

⁂ Ludwig Tieck, deſſen jüngſte Mährchen-Novellen: die Vogelſcheuche und die Reiſe in's Blaue hinein, ſo verſchiedenartige Meinungen und Leidenſchaften aufregten, beſchäftigt ſich jetzt mit einer neuen, welcher er den bizarren Titel: Hokus-Pokus geben will.

⁂ Die Homöopathie ſcheint ſich jetzt auch in Frankreich freie Bahn zu brechen. Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts ſtellte bereits an die Akademie der Medizin die Frage, ob es erſprießlich ſei, in Paris homöopathiſche Apotheken und ein Spital zu eröffnen, wo die Kranken nach den Prinzipien der Homöopathie behandelt würden. — Der Veterinär-Arzt Guichenet (vom Departement der Gironde) behauptet in einem (durch den Indicateur von Bordeaux veröffentlichten) Schreiben, die Homöopathie auch bei Pferdekrankheiten mit glücklichſtem Erfolg angewendet zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer

№ 46. 1835.

Phönix.
Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 23. Februar.

Des Königes Roſenhag.

Romantiſche Bilder aus Öſterreich's Geſchichte

von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

„Leben, Leben!“ ſprach Hector ernſt und leiſe vor ſich hin; „was iſt dein Werth, was iſt deine Dauer?“ Die Worte klangen recht ſchneidig aus dem Herzen des Trautmansdorfers, der ſo ganz durch und durch ein Mann war, als Mann ſich gezeigt hatte. „Was nutzt mir's, wenn ich den Harniſch feſter um dies Herz ſchnalle? Wird die Bruſt ſelbſt zu Stahl und Eiſen? Läßt ſich denn aus dem Grund der Seele herauswurzeln, was ſich einmal drin eingeſchlungen, was einmal zuſammengewachſen mit allen Keimen künftiger Thaten? — O Stern von Arragon! Schöner, heiterer Stern, daß du nie erbleicheſt, daß ich unter deinem Schimmer ſterben könnte! — Leben, Leben, was biſt du denn, wenn dies Sternbild, dieſe Verheißung in der Nacht, dies milde Augenlicht der Hoffnung, — wenn eben die Treue aus deinem Antlitz getilgt werden könnte? Treue, Treue? Und gegen wen? Gegen ſie, der ja mein ganzes Sein zugeſprochen iſt? Gegen ihn, den Herrn, den reichſten auf Erden, denn er beſitzt ja ſie! — — O pfui, pfui, du Mann des Schwertes; ein Trugſchluß umfängt dich in weichen üppigen Armen, — pfui, pfui, und eben dieſer Trug ſieht ja der Wahrheit ſo ähnlich, wie Zwillingsgeſchwiſter! Pfui, daß ich den Trug umklammere, ſtatt die jungfräuliche Wahrheit als Bräutigam zu umfangen! Bin ich kein Mann mehr? Doch, doch, Stern von Arragon! ich bin es noch, heiße noch Trautmansdorf, und will bei Gott, daß man nicht etwa aus Schaam meinen Namen verſchweige, wenn man mir einſt, vielleicht bald, o wie gern bald! — im Sarge das Röslein auf's Herz legt.“

„Hector!“ ſprach Einer, der hinter ihm ſtand; das war der mit dem Silberbart, der Ohm der Trautmansdorfer. „Du biſt ein Nachtwandler geworden, Hector!“ ſprach der Alte. „Was iſt dein Aug' ſo trüb? O, nicht für alles Gold möchte ich dein Antlitz morgen in der Schlacht ſo finden. Hector, Hector, was beugt dich nieder? Sieh! mir kannſt du's ſagen, Alles, Alles, was dir Kummer macht; morgen um die Zeit hab' ich's ja vielleicht ſchon dem wieder geſagt, der Männeraugen nicht für Thränen ſchuf. Ich bin ja ein alter Mann, und möchte nur einen Ehrentag noch erleben, um am Ehrentag ſterben zu können. Nun, Gott wird's ja fügen! Schau, wie dieſer ſtolze Brand erloſchen iſt, — leicht mag's kommen, daß morgen auch von drei und zwanzig Trautmansdorfern Keiner mehr blühe und glühe; es gibt ein altes Mährchen von einem Zauberbrand, den ein Held bei der Geburt empfing, und als der letzte Reſt des Stammes verzehrt war, mußte auch der theure Held mitten in Freuden und Ehren ſterben; das Mährchen fällt mir jetzt bei, da ich dies Feuer verglimmen ſehe, und ich denke an mich und mein Geſchlecht. Sprich, Hektor, du ſtets mein Liebling, was liegt dir auf dem Herzen?“

D'rauf Hector: „Herr Albrecht Stuchs, ich hab' mein Teſtament gemacht, — will ſagen: ich habe die

Rechnung abgeſchloſſen mit allen meinen Gedanken und Hoffnungen. Ihr ſchüttelt die Silberlocken, Herr Albrecht Stuchs? — Ihr möget Recht haben, wir ſtehen einen Fuß breit vom Ausgang. Deshalb höret, bevor der Tod — morgen vielleicht — mich für lange ſtumm macht, höret das ſüß-unſelige Geheimniß, welches ich unter'm Panzer in die Schlacht mitnehme. Ich liebe —"

„Wie, Hector? Du, aus deſſen Augen ſtets nichts anderes heraus zu leſen war, als Siegesluſt und Thatendrang? Du liebſt, und — wen?"

„Den Stern von Arragon!"

„Verſteh' ich dich recht? Iſabella? Deine Königin? — O Hector, Hector, mach' einem alten Mann, der ſich ſeit vier und vierzig Jahren wieder auf einen Ehrentag freut, das Herz nicht ſchwer."

„Sorget nicht; Ihr werdet's morgen ſehen, ob ich des Namens Trautmansdorf noch werth bin. Nur eine Bitte hab' ich an Euch; —" er zog unter'm Panzer ein Röslein hervor, längſt verwelkt, doch ſorgſam aufbewahrt; „ſeht, dies Röslein fiel, als ich Iſabella zum erſtenmal erblickte, als Braut meines königlichen Herrn, — unbeachtet aus ihrem Brautkranze, und unbemerkt hob ich das vergeſſne Blümlein auf. Ich trug es ſeit jenem Tag immer am Herzen; ſonſt werden welke Blumen an heißen Quellen wieder friſch, — das Röslein blieb dürr! Nun bitt' ich Euch, wenn Ihr mich morgen Abend röther als ſonſt findet, — und der Himmel wird mir doch dieſen Wunſch gewähren! — wenn auch das Röslein wieder in friſchem Roth erblüht — nehmt es von meinem Herzen und bringt es ihr, oder auch meinem Könige, und ſagt dazu nichts weiter, als — daß ich treu geſtorben bin." — — —

Licht! Licht, am Rand der Ebene! — Mit wildem Freudengeheul grüßen es die Cumanen, mit Trompetenſchall und Schwertergeraſſel jauchzet ihm Öſtreich und Baiern zu. Tag! Tag! endlich der Tag, der die dunkle Wirrniß des langen Zwiſtes zerſchlägt und zertrümmert. Tag, Tag! endlich gilt es: Krone an Krone, Herz an Herz. Eine Sonne am Himmel, ein Kaiſer ſoll ſein im deutſchen Reich! — Tauſendfältig regt ſich's. Der Cumane, der Raiz', der Serbe ſchlingt des Roſſes Mähne in die Fauſt. Die Pfeile klirren ihm im Köcher. Jeder Blutstropfe ſiedet und gährt dem ungeduldigen Centaurengeſindel. Hiehin, dorthin jagen und ſchwärmen ſie ſchon; des Böhmer-Königs goldnes Krönlein auf dem Helm glitzert ihnen in die Augen. — Die Bäcker, die Wüllenweber, die Grobſchmiede ſtreifen die Ärmel auf, ſie ſind's ſo gewohnt, bevor ſie an ihr Tagewerk gehen. — Die Böhmen ſchnallen ſich die ſchweren Harniſche feſter. — Die Gegenkönige ſchlagen Ritter. — Die Pfauenfedern wallen luſtig im Morgenwind. Einige Augenblicke lang rings auf den Wieſen kein Laut; — ſie beten, Freund und Feind, jeder um den Sieg, jeder im Vertrauen auf ſeine gerechte Sache; Gott allein weiß den Unterſchied. — Jetzt ſchmettern die gewaltigen Heeresmaſſen an einander. Es iſt der fünfzigſte Gedächtnißtag, daß Rudolph von Habsburg die Krone des deutſchen Reiches empfing. — — — (Fortſetz. folgt.)

Seelenwanderung.

(Phantaſieſtück.)

(Fortſetzung.)

Der Referendar Kibitz, der bisher mit ſtieren Blicken dageſeſſen, und ein paarmal unheimlich geſtöhnt hatte, war plötzlich aufgeſprungen, maß mit Sieben-Meilen-Stiefel- und Diktir-Schritten die lange ſchmale Stube, ſtöhnte wieder, blieb ſtehen, durchſägte auf's neue die dichte Tabacks-Qualm-Atmosphäre, klopfte dann dem erſtarrten Profeſſor und dem betroffenen Apotheker, zwiſchen welchen beiden er jählings wie der Samiel ſtand, auf die Schultern und ſprach, wie in Verzückung, mit Wehmuth und Pathos: „Unglücklicher Schakal! Jammernswerthes Rhinozeros!" — „Herr du mein Heiland," ſchrie der Apotheker entſetzt, „der Referendar iſt uns jetzt ganz verrückt geworden. Meine Frau und ich, wir ſagten's ja immer." Der Profeſſor befand ſich vermittelſt einer bedeutenden Butterſchnitte, die ihm zwiſchen Gaumen und Magen ſchwebte, in Todesgefahr. Der Referendar ſtand noch immer wie ein Geſpenſt hinter beiden und fuhr mit hohler Stimme fort: „Wozu ſollen wir uns denn nur länger verſtellen, wir unglücklichen drei Braminen? wir ſind ja hier ganz unter uns, niemand kann uns belauſchen; laßt uns in der Erinnerung alter Zeiten ſchwelgen, die mir aber wieder recht lebhaft vor der Seele ſtehen! Denkt ihr denn der ſchönen Tage nicht mehr, als wir vor 4000 Jahren die granitenen Tempel-Stufen herniederſtiegen, traulich zuſammen ſchwätzten, wo die ſteinernen Tiger aus dem Silber-Spiegel der heiligen Gangafluth wiederſtrahlten? Ach, es waren ſelige Tage! Ach, denkt ihr jenes Augenblickes nicht mehr, als die frommen Pilger-Schaaren von Nah und Fern herbeiſtrömten, ach, jenes Augenblickes nicht mehr, mit welchem unſere ſeither 4000 jährige Buße begann? Habt ihr die unſelige ſchöne Pilgerin vergeſſen, meine Leidensgenoſſen, deren Geſtalt der verruchte Moiſaſur, der Fürſt der böſen Geiſter, angenommen hatte, um uns heilige Männer, die wir die allerſchönſte Anwartſchaft auf Indras Himmel beſaßen, um die Früchte unſers ganzen tugendhaften Lebens zu prellen? Ach, auf Ehre, es war wirklich infam von dieſem ſchlingelhaften Moiſaſur! Wir, drei ſo durchaus ehrenfeſte Braminen, welche Zeit ihres Lebens die ſtrengſte Diat gehalten hatten, warum mußten wir, ſo plötzlich durch verzehrende Liebesgluth verlockt, uns um den Beſitz jener Pilgerin in die Haare gerathen, verunreinen die durch heiligen Müßiggang ſo lange Jahre geweihten Hände? Wehe uns, die Strafe der Verwandlung blieb uns ja allen dreien auch nicht lange aus. Ich weiß es noch, als ob's heute geſchehen wäre, wie mich die Götter damals zur Strafe plötzlich in einen Papagai verwandelten, wie meine ſchöne ſchlanke Geſtalt meinem ohnmächtigen innerlichen Ärger zum Trotz auf einmal zuſammenſchrumpfte, mein Bart zu Federn ward, meine Naſe, die ſchönſte in ganz Hindoſtan, zum abſcheulichen Schnabel; und auch dich ſehe ich noch, dich, der du jetzt Profeſſor und Collegs-Vorſtand genannt wirſt, wie du mich damals, in einen Schakal verwandelt, plötzlich anfletſchteſt, wie dir, als einem unreinen Thier, plötzlich kein Fleiſch mehr heilig oder unerlaubt genug war, wie deine ganze Seele auf Einmal nichts war als ein einziger tauſendjähriger Hunger! Und auch dich, dich unglückſeliges Rhinozeros, ſehe ich wieder lebhaft vor mir, ſehe dich in deiner ganzen Ledernheit, wie du dich, über alle Berge und Thäler in deiner Mißgeſtalt ſchnaubend breithin wälzteſt, wie deine plumpen Fuße keines heiligen Opfergraſes ſchonten, keines duftigen Blumleins, keines jungen Myrthen-Geſträuch's. O, Freunde, Freunde, weßhalb waren wir denn auch dann in unſeren Thiergeſtalten zugleich ſo thieriſch-unvernünftig, daß wir unſere angewandelten thieriſchen Leidenſchaften damals nicht zähmten? O, hätten wir es doch gethan! dann wäre der Zorn der Götter verſöhnt worden, dann hätten wir durch ihre gnadige Milde nach Verlauf jener kurzen Strafzeit von 4000 Jahren doch wieder Menſchen und, was noch mehr ſagen will, ſogar Braminen werden können! Aber nein! die hölliſche Verführung ſiegte zum zweitenmale in uns. Ich konnte als Papagai das Schnäbeln, du als Schakal den Appetit, du als Rhinozeros die Entweihung der heiligen Pflanzenwelt nicht unterlaſſen, und nun ſind wir drei unglückſelige Braminen auf's neue verdammt, und ich werde aus einem Papagai gar ein ſchnöder Referendar, du aus einem Rhinozeros ein Gatte und Philiſter, und dieſer Schakal geht jetzt als Profeſſor herum. Wehe über uns! Iſt es nicht zum Schlagtreffen? Ich bitt' euch, meine Freunde, laſſet uns doch wenigſtens jetzt zur Vernunft kommen und unſerer urſprünglichen, edleren Natur gedenken, denn, wenn wir uns auch in dieſer zweiten Seelenwanderung ſo ſchlimm anſtellen, wenn wir den angewandelten Schul-Referats- und Philiſter-gelüſten ohne Zügel uns hingebend, das bischen angeborne Vernunft zum zweitenmal vergeuden, indem wir ſtatt erhabenen Müſſigganges unverantwortliche Referate ſchreiben, fürchterliches Bier trinken und nach den philologiſchen Collegien jene entſetzlichen Auſtern verſchlingen, — ſo werden wir gewiß noch zu einer dritten Wandelung verdammt und haben es uns ſelbſt zuzuſchreiben, wenn wir dann in den nächſten paar tauſend Jahren gar als Kellereſel, Amboſſe oder ſteinerne Meilenzeiger unſre Rollen ſpielen."

„Nun, Apotheker, nun," ſprach der Profeſſor, welcher ſich indeſſen um ſein heimlich anſchauerndes Grauen zu erſticken, ungeſtört mit der Göttinger Wurſt und dem Schinken innig befreundet hatte, leiſe zum Apotheker, „nun, iſt er nicht verrükt, verrükt? Das kommt dabei heraus, bei ſeinen verdammten vertrackten Ideen, ſag' ich immer! Was iſt zu machen, was? Das Beſte wird ſein, wir gehen in ſeine Ideen ein, wir gehen drauf ein; ſo beruhigt er ſich vielleicht. Verdammte Phantaſterei, die!" — „Und mich ein Rhinozeros zu heißen!" unterbrach ihn ebenſo leiſe der Apotheker, indem er vor Ärger ſich in einen Nimbus von Tabackswolken hüllte, — „So? regalirte er mich nicht mit einem Schakal, mich?" — „Hahaha! das war nur von wegen Eures Appetits, Profeſſor! Aber mich ein Rhinozeros zu nennen! und den zukünftigen Kellereſel beziehe ich auch auf mich. Hm! hm! hm! Profeſſor; das Ding kommt mir wie eine Beleidigung vor; was?" — „Ihr habt recht, Apotheker, recht, recht; ich ein Schakal? Aber es iſt nichts zu machen, als einzugehen, — zum Schein, — in ſeine Narretheien, — zum Schein! — Thun wir's, ich bitte euch und halten wir uns indeß an die Flaſchen!" — „Ja, an die Flaſchen, Profeſſor, ſonſt wird mir gruſelig. — Eingehen? Eingehen? Mir will's nicht eingehen, — ich ein Familienvater! Und ein Bramine und ſo weiter!"

„Ich bitt' euch," fiel ihm der geweſene Papagai in's Wort, und zwar im Ton der tiefſten Zerknirſchung, „ſträubt Euch doch nicht länger, gebt der Wahrheit die Ehre. Ah, ils sont passés ces jours de bêtes, und es waren noch goldene Tage, gegen unſere jetzigen! Denkt nur nach; ſpannt Eure Hirn-Nerven an, warum konntet Ihr denn kein Schakal geweſen ſein? Beweiſt mir, wenn ihr könnt, die Unmöglichkeit! Das liegt unter der Sonne, ſo gewiß wir alle drei — Braminen waren, was Ihr doch nicht läugnen könnt."

„Den Teufel auch!" rief der Profeſſor ganz ärgerlich, indem er ſeinem Glaſe immer eifriger zuſprach, — „und geſetzt den Fall, ich wäre wirklich einmal ein Schakal geweſen, wen geht das etwas an? bin ich wirklich einer geweſen, ſo bin ich es auf meine eigene Fauſt geweſen und kümmere mich den Gukuk, ob ich Euch ſchon als Papagai oder Euch als Rhinozeros kennen gelernt habe."

„Ich ein Rhinozeros! Das verbitt' ich mir ein für allemal!" ſtöhnte der Apotheker immer melancholiſcher, „ich, ſo zu ſagen ein Mann von der Stadt, ein Familien-Vater, — und ein geweſenes Rhinozeros! O Gott! o Gott, wenn's ſein könnte, es wäre ja ſchauderhaft! Freilich, — ich weiß gar nicht — ich ſpüre heute einen entſetzlichen Durſt, ich bitt' Euch Freund Papagai, — Referendar wollt' ich ſagen, — füllt mir das Glas! — Freilich, wenn ich bedenke, daß Hermes Trismegiſtos ein großer Weiſer war, — iſt in Ägypten nicht das Bier erfunden worden, welches man nannte ζυϑος,? — Profeſſer, was meint Ihr? — da nun die Ägyptiſche Weisheit doch eigentlich aus Indien herſtammt, — was wollte ich ſagen? — Ja, wer hat mir denn mein Glas ſchon wieder ausgetrunken? Was? Ich ſelbſt? Warum nicht gar! Dummer Schnack, Freund Papagai, Schakalchen, fur Braminen ſchicken ſich ſolche Späßchen nicht. Dummes Zeug! bin ich denn nicht eine Rhinozeros? Reſpekt meine Herren! Macht mir keine Digeſtionen, tralala! keine Grillen, ich bitt' euch, — ach Gott, ihr ſeid ja himmliſche Kerlchens! Aber trinkt mir mein Bier nicht vor der Naſe, als wenn ich ein — mit Reſpekt — eine Volleule wäre! Ich, ein Familienvater! Was würde meine Frau ſagen? denkt doch!"

„Se nel seno vi bulica il core, il rimedio vedetelo qua! la la la! la la la" ſang lallend der bereits etwas ſelige Profeſſor, ſtatt des Glaſes die Flaſche ergreifend, „che piacer, che piacer che sarà! Freundchen, hört mich an, ich töne Orakel. Procul profani et cerevisia! ich bin der Meinung: der Schakal ſoll leben! Was, mehercle! Iſt es nicht eine Sünde, daß wir keinen Champagner haben? keinen Champagner — wir? keine Sünde? Champagner muß mir herbei! Wie, ſoll ein Schakal keinen Durſt haben, ein Schakal? Freunde, Braminen, mir iſt's egal, was ich bin; wer will mich umarmen? Hier iſt mein Herz, hier! Aber Champagner muß mir herbei! Geht mir mit eurem ζυϑος! Champagner muß ich ſehen, ſag' ich euch, ich, ich. Was? wir haben als Braminen lange genug gefaſtet, wir, nicht wahr, Papagai? nicht wahr, Rhinozeros? Che piacer! che piacer! — Ah, pah! Da ich nun doch einmal in ein Thier verwandelt bin, — war, war, wollt' ich ſagen, gelt Kakadu? — ſoll es uns dann auf eine Sünde mehr oder weniger nicht ankommen. Wein, Wein herbei! — Wer weiß, was wir erſt in tauſend Jahren ſein werden! Pah, ſag' ich euch: es iſt egal, wenn wir nur Auſtern haben oder Bricken oder Truffeln, — beſonders Truffeln, ihr wißt ſchon, warum, und Wein! Wein!" (Fortſ. folgt.)

Muſik in Frankfurt.

Muſik iſt der Freudenruf der ganzen civiliſirten Welt. Ihr Lorbeer grünt in Italien ſowohl, wie im nördlichen Scandinavien, an der Gränze der Osmanen, wie am Ural, in den Pyrenäen, wie auf der brittiſchen Inſel. Muſik iſt das Kriegsgeſchrei jener Legionen, die, jemehr ſie um dieſelbe ſtreiten, ſie am wenigſten erobern. Sie iſt der Siegesgeſang der Thyrſusgeſchmückten Bachantinnen, und das Schwanenlied des guten Geſchmacks.

Muſik wird auch in Frankfurt geliebt.

Wir ergötzen uns an Bachs claſſiſchem Ernſte, an Beethovens Zauberſchlägen, an Mozarts Geiſterſprache und an franzöſiſch-italiäniſchen Leuchtkugeln. Wir würdigen das Gute, wo wir es eben finden, und entbehren es nicht — wo es fehlt.

Gewohnheit, Langeweile, Neugierde, mitunter auch äſthetiſcher Drang ſind die Motive, die uns zu Euterpens Tempel leiten; aber mit Ueberſättigung, Froſt, Schwindel, ſelten nur befriedigt, verlaſſen wir ihre Schwelle wieder. Der Reſonanzboden des allgemeinen Urtheils iſt mit Zeitungsblättern geſtickt, wovon ſich jeder Zoll ein Orakel dünkt!

Es wird viel Muſik hier gemacht. Faſt auf jeder Stiege hauſt ein Muſiklehrer. Seitdem die ſtrengere Schreibart abgekommen, ſeitdem die Fuge, die Sonate, das Quartett ꝛc. verbannt ſind, ſeitdem geht's immer luſtiger zu. Wir haben uns Straußenmägen angeſchafft, um die Lieferungen unſerer gaumenkitzelnderen Gaſtronomen gehörig verdauen zu können; und es geht auch ganz gut. Unſere tradirten Opern müſſen herhalten. Sie ſind die Quellen aller Qualen des reinen Kunſtſinnes. Aus ihnen fließen in Strömen hin, alle Dämme des Geſetzes durchbrechend, der Rondo's, Phantaſieen, Variationen und Tänze Unzahlen mit ihren frevelhaften Titeln. Sie erſäufen unſre Schubert, Reichard, Hummel, Zumſteeg, André wie alle deutſchen Barden, und löſchen aus jedes glimmende Streben des tieferfühlenden Talentes. Pfennigsmagazine verdrängen die Goldminen des ernſtern Genius. Syſteme, aus ſolch ſchlüpfrigen Opern-Cavaletten gebaut, bilden die Oberonswolke, welche den überſeligen Schüler gleich im erſten Monat hoch oben auf den Parnaß führt, und ſein Bewußtſein, ihn erſtiegen zu haben, bleibt zurück bei der überſtaubten Scala. Der Lehrer iſt fertig, ehe er noch ein rechter Schüler geworden; und Mechanismus ſoll der Mentor des Geiſtes ſein!

Es wird viel von Schule geſchwatzt und von Manier, von Timber, Tinte und Sorten, von Reminiscenz und Plagiat; aber Floskeln nur ſind's, die ohne gründliche Einſicht, ohne Sachkenntniß blenden, wie Theaterſchmuck vor den Lampen.

So geht's zwar zu in der ganzen Welt, wo der Mißbrauch ſeine Paniere ſchwingt, — aber auch du, Frankfurt, huldigſt dem Mode-Satyr mit der buntſcheckigen Jacke, — du, im Centralpunkt des guten Deutſchlands, von allen Muſen ſo reich beſchenkt!

O Undankbarkeit!

In wie fern nun unſer Publikum recht hat, wenn es über Armuth im Opernrepertoir klagt, wenn es unſer Muſeum überfüllt, unſern Cäcilien-Verein halb, und die Concerte fremder Virtuoſen ganz leer läßt; in wie fern ein Dirigent, wie Guhr, hier an ſeinem Platze ſteht, die Thätigkeit unſers Opern- und Orcheſter-Perſonals gewürdigt wird; in wie fern endlich der hieſige Geſchmack hinauf oder herunter gezogen iſt, ſind Fragen, die beſſer durch Facta, als durch Raiſonnement beantwortet werden.

Unter: „Muſik in Frankfurt" beabſichtigen wir daher, dem geneigten Leſer eine monatliche Total-Ueberſicht des öffentlichen und privaten muſikaliſchen Treibens in unſern Mauern zu gewähren. In ihr wird ſich am beſten der innere Zuſtand muſikaliſcher Bildung und Entwicklung erweiſen.

Nähere Details einzelner Darſtellungen oder Productionen werden uns um ſo eher erlaſſen ſein, da die Erfahrung lehrt, wie viel ſie bis jetzt genützt haben. Partheiloſe Andeutungen über den Werth eines Ganzen; unerläßliche Berührungen einzelner Punkte werden hinreichend ſein, die Tendenz eines ſolchen Ueberblicks zu rechtfertigen. 7.

(Fortſetzung folgt.)

Carnevals-Correſpondenz.

München, am 6. Februar.

* Media in vita sumus, d. h. mitten in der Narren-Faſtnacht, wenn es erlaubt iſt, dieſen Ausdruck früherer Jahrhunderte zu gebrauchen. Jetzt iſt die goldene Zeit der Berichte.

Auch hier bei uns ſind die Masken in voller Bewegung, publice und privatissime. Mit ihnen das Leihhaus.

Aber trotz dem, daß wir hier dem Mutterlande des Mummenſchanzes, Italien, ſo nahe ſind, und, wie immer zu ſagen beliebt wird, Alles (Himmel, Geſelligkeit der Bierfeſtungen u. ſ. w.) ſchon viel ſüdlicher iſt, ſo will doch in unſerm Hyperboräerwetter die rechte freie Maskenfröhlichkeit oder die rechte frohe Maskenfreiheit nicht wahrhaft gedeihen. Nicht einmal die kölniſche, doch auch gutkatholiſche Funkenöffentlichkeit kommt hier recht auf. Von den Gaſſen verſchwinden die Masken von Jahr zu Jahr je mehr und mehr, und die bei Abenddunkelheit in den Kaffee-, d. i. Bierhäuſern, umgehen wie weiße Frauen und ſchwarze Engel, ſind langweilig, dumm und — was ſich darauf reimt. Zu ſolchem Doppelgängerleben gehört freilich, außer Mutterwitz, noch etwas, nämlich — Maskenwitz, der ein ganz eigener iſt, und nur auf dem Korſo eines öffentlichen Lebens ſich entwickelt.

Auch die großen, ſogar überfüllten Maskenbälle im Theater bieten wenig Eigenthümliches und Lebendiges: an ſich wenig Charakter-Masken, und die wenigen lebloſen Automate oder Ausſtopflinge, ohne Seele, ohne Geiſt, ohne Funken. Da iſt Tieck's Präſident der ledernen Geſellſchaft, noch großartig, gedankenreich gegen dieſe kaum von einem Heimchen Witz bewegten Goldſchläger-Aufgebläſe.

Dagegen wurde unſer jüngſter oder erſter großer Maskenball durch zwei glänzende Aufzüge des k. Hofes verherrlicht, der bisher auch bereits mehrere ſehr ſchöne Schlittenfahrten gehalten hatte. Etwa ſechzig Masken ſtellten im erſten Zuge die fünf Welttheile dar; der zweite war ein walterſcottiſcher Zug. Der erſtere beſonders überbot ſich ſelbſt an Glanz und Pracht. Der Aufwand an Gold, Perlen, Edelgeſteinen war in Wahrheit groß. Die Herzogin von Leuchtenberg ſtellte das arme Deutſchland in einem Aufgebot von Pracht und Reichthum dar, der höchſtens vom deutſchen Zollverein vereinſt zu hoffen ſein dürfte. Derſelbe Maskenzug gefiel ſo, daß er dieſer Tage noch einmal bei'm Herzog Max wiederholt werden wird. —

Eine Anzahl jüngerer Künſtler (Arkaden- und Reſidenzmaler) führt morgen zum Privatvergnügen einen Mummenſchanz aus Wallenſteins Lager auf, wozu S. Maj. der König ihnen die Garderobe des Theaters und — das Zeughaus geöffnet hat. —

Buntes.

. Der Berliner Figaro theilt mit, die deutſche Oper des Theater Ventadour in Paris werde ſich, kaum entſtanden, ſchon wieder auflöſen, und der daſelbſt engagirte Baritoniſt, Herr Hammermeiſter in Hamburg bereits auf Gaſtrollen erwartet.

. Memento mori! — Der Doge von Venedig mußte bei'm Antritt ſeiner Würde die Koſten ſeiner Beerdigung niederlegen; und bei den Bergſchotten mußte die junge Frau gleich nach dem Hochzeitstage ſich niederſetzen und ihren Todtenkittel ſpinnen.

. Wie die Leute ſich ändern. Schacht, welcher Wolfgang Menzel in eigener Schrift, und eben ſo den Darmſtädter Landtag angegriffen hat, weil Letzterer liberal ſei, bedient ſich in ſeiner früheren Schrift über Ottokar von Horneck oft genug der entſchieden franzöſiſch-mainzeriſchen Geſinnungen und Redensarten. Gewiß iſt ihm jetzt der Ausdruck: „Sich an die Spitze der Bewegung ſetzen" ein Greuel, und doch ſagte er 1821 Folgendes: „Es iſt zu bedauern, daß die Kaiſer, den politiſchen Verſtand verleugnend, die Benutzung der Reformation verſäumten. Karl V, der erſte Vernichter alter ſpaniſcher Freiheit, war nicht unbefangenen Geiſtes genug, dies zu begreifen. Spanien und Deutſchland konnten nicht Einem gehorchen. Für Spanien der mit Rom verbundene, für Deutſchland der mit Rom brechende König: ſo verlangte es die Zeit. Das umgewandelte Deutſchland, den Kaiſer an der Spitze des Umſchwungs, wären zu einer größeren Kraft erwachſen, als Jene nebſt Spanien und Oeſterreich gewähren konnten."

. Im Athenée central hält zu Paris eine Dame, Louiſe Daurial, gegenwärtig einen *Cours de droit social des femmes*. Die deutſchen Damen leſen darüber bis jetzt nur *privatissime*!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 47. 1835.

125

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 24. Februar.

Ueber den Wolken.

Phantaſieſtück von Karl Gutzkow.

Am äußerſten Ende der Boulevards, auf einem freien Platze, drängte ſich die Neugierde der Pariſer. Ein großer dreifarbiger Luftballon wurde an ſtarken Seilen feſtgehalten, der mit ſchwankender Gondel, von der inneren Steigekraft gebläht, hinaufſtrebte in verwandte, leichte Regionen.

„Betrachten Sie die größte aller Erfindungen unſeres Jahrhunderts!" rief der Beſitzer des Experiments.

„Nein, des vorigen!" verbeſſerte ein Kritiker, der vielleicht an einem Feuilleton arbeitete.

„Wie Sie wollen," fügte ſich der Mann des Gaſes und der luſtigſten Hoffnungen, „mir gilt es gleich; aber einen Luftball dieſer Art hatte ſelbſt Montgolfier nicht zu Stande bringen können. Lenkſam, willig, gibt er ſich Jedem hin, der es nur verſuchen will, ihn in die Atmoſphäre des Himmels zu begleiten. Wollen Sie Paris im Panorama ſehen? — treten Sie ein! Trete ein, wer auf der Börſe ſpekulirt, und die Londoner Courſe beobachten will! Trete ein, wer Nachrichten aus Spanien begehrt! Ich wette tauſend Francs, daß man oben Zumalacarregui beobachten kann, wie er Eliſondo blokirt! Oder wollen Sie ſehen, wie die junge lendenlahme Königin von Portugal ihrem landenden Adonis in die herzoglichen Arme fällt; wollen Sie den Fürſten Eſterhazy beobachten in Wien, wie er ſich ſeine Ungariſchen Hoſen anzieht: oder die Manövres in Petersburg, oder den Präſidenten Jackſon, der die Theebüchſen des Handels von Newyork als Cartouchen requirirt: wollen Sie ſich aufſchwingen überhaupt auf den erhabenen Standpunkt der Weltgeſchichte; ſo brauchen Sie nicht eiferſüchtig zu ſein auf einen Stuhl in der Akademie, oder ſich die gothiſchen Schriften der Deutſchen Philoſophie anzuſchaffen: für fünfzig Franken nehm' ich ſie mit in die Region der verdünnten Luft: Einen nach dem Andern; fünfzig Franken!"

Nur Einer! Aber ſchon ſtanden Zwei in der Gondel. Sie maßen ſich mit zweideutigen Blicken: Jeder wollte zurücktreten, und Jeder blieb. Der Aëronaut von Profeſſion rechnete: zweimal fünfzig iſt hundert! Das Signal war gegeben, die Stricke fuhren los, und mit Windesſchnelle ſtieg der Ball in die Luft.

Als er in mäßigere Bewegung kam, fanden beide Luftpaſſagiere erſt Zeit, ſich zu betrachten. „Alfred!" murmelte der Eine. „Julius!" der Andre. Dann ſchwiegen ſie, und blickten hinunter von der ſchwindelnden Höhe. Sie waren ſchon weit hinaus über die Kuppel von Notredame. Paris lag unter ihnen, und wurde immer kleiner in der Vogelperſpektive.

„Fluch dir, Alfred;" ſagte Julius, „du haſt mir das Glück meines Lebens geraubt."

Alfred ſchwieg, und lorgnettirte das mikroſkopiſche Paris.

Julius ſtaunte; denn was er ſprach, war, als hätt' er's nicht geſprochen: es ſchien ihm das Echo ſeiner Worte zu fehlen in der ſchneidenden Luft. Alfred betrachtete ihn ſtumm, und ſprach leiſe: „Wie ſtill iſt hier Alles! Welcher Zufall!"

Julius fuhr wie aus einem Traume auf. „Kein Zufall, Alfred!" ſagte er ſarkaſtiſch lächelnd: „ich ſuchte dich: ich habe Rache an dir zu nehmen, unverſöhnliche, blutige. Wo iſt Amande?"

Alfred zeigte ſtumm in die fürchterliche Tiefe hinunter: ein Ring blitzte am Sonnenſchimmer auf. Julius ſchwieg; denn er mußte einen Krampf unterdrücken, da er den Ring ſah.

Aber immer höher ſtieg der Ball. Die Region wurde kalt. Julius zog ſeinen Mantel an ſich, ſtrich wie einen Entſchluß faſſend über die Stirn und hatte im Augenblick zwei Piſtolen in der Hand. Er richtete ſich auf, daß die Gondel ſchwankte. Er verlor das Gleichgewicht, er ſtürzte dicht über den Rand. Alfred hielt ihn mit kräftiger Fauſt. Alfred hatte ihm das Leben gerettet.

Was Leben! Was Rettung! Julius liebte Amanden: ſie hatte ihn verlaſſen, und ſich an Alfred ergeben. Alfred hatte heiſſes Blut: er liebte ſie, obſchon ſie untreu war und Julius ſein Freund.

„Entſcheidung!“ rief Julius, wie wahnſinnig: „im Angeſicht der Sterne, des ſtummen Himmels; der Sonne und der Unſterblichkeit näher, als im Bois de Boulogne!“

Alfred lächelte; doch hatt' er ein Piſtol in der Hand: Julius drang es ihm auf.

So ſaßen ſie ſich gegenüber in dem engen, ſchwankenden Raume, hoch in den Wolken, beide in ihre Mäntel gehüllt, Alles ſtill, die Erde unter ihnen nur ein dunkler Fleck.

Julius ruhte nicht: er hatte Amanden bis zum Wahnſinn geliebt. Er riß Alfreds Arm empor, zwang ihn, die Mündung des Piſtols zu richten, und ſchlug ſelber an. „Hier die Entſcheidung!“ rief er: „hier, vor dem Auge Gottes!“

Alfred ſchlug mit Rieſenkraft auf des Gegners Waffe: ſie ſtürzte hinunter in die Tiefe. Julius ſchrie wie ein Verzweifelter. Er ſtürzte über den Sieger her: die Gondel ſchwankte wie der Pendel einer Uhr; einer Uhr, welche auf beider Tod zeigte. Ein Blitz! Ein Knall! Alfred hatte in den Ballon geſchoſſen.

Sie ſanken erſt wie Phaeton: dann allmählig, wie das Gas entſtrömte. Sie kamen zur Beſinnung, hüllten ſich nun in ihre Mäntel, und wechſelten unheimliche Blicke.

Jetzt waren ſie auf der Höhe von Notredame: jetzt ſchon tiefer, immer tiefer: aber ſie hörten kein Jubeln der Menge, Alles ſtill: ſie waren unten: man überſah ſie. Sie ſtiegen aus: ein Kreis hatte ſich um eine Scene gebildet, die ſie nun überſehen konnten. Einem Frauenzimmer war das Hirn zerſchmettert. Ein Piſtol lag in der Nähe.

Es war Amande.

Alfred und Julius betrachteten ſich lange ohne einen Laut; dann traten ſie an die Leiche; küßten ſie: reichten ſich die Hand: und ſchieden mit einer Umarmung, ohne jemals ſich wiederzuſehen.

Seelenwanderung.

(Phantaſieſtück.)

(Fortſetzung.)

Der Apotheker aber war ganz ſchwermüthig geworden und ſchluchzte aus dem Grund ſeiner Seele herauf. „O ich ſchlechter Familien-Vater! O ich niederträchtiger Bramine! Hat man, ſeit die Welt ſteht, ein ähnliches Exempel geſehen, ein Exempel von einem Menſchen, der in Ägypten — nein, der in einem Rhinozeros geweſen iſt, und hier in dieſer fürſtlichen Reſidenz ſich als Bramine häuslich niederläßt, — nein! fürchterlich! wenn man in Indien Apotheker geweſen iſt, hier ein Rhinozeros ſein zu müſſen! O Freunde, Freunde, für mich iſt keine Rettung mehr. Freunde, — Freunde, gebt mich auf. — O, Freunde! laſſet uns Buße thun und weinen. — Habt ihr nicht Wein? — Weinen! ja, Wein! meiner Treu, ja Weinen! — Geht! ihr habt gar kein Gefühl, ihr ſeid Barbaren! — Ihr könnt gar nicht empfinden, was *Tiefe* heißt; ja Tiefe, Subtilität, Algebra, Linné und,'— Donnerwetter noch einmal! — Tiefe, — ich ſage euch nichts anderes als: Tiefe! darauf verlaßt euch!“

Knack! — der Stöpfel flog an die Decke; brauſend wie ein Freiheits-Lied ſchoß der Geiſt aus ſeinem gläſernen Kerker. Evviva Bacco! Vive la Champagne! Wann wurden je Braminen durch Champagner ſelig? und doch waren ſie's; ſeliger, als einſt, da ſie die Tempel-Stufen hinabſchritten an die ſilberſtrahlende Sühnfluth der heiligen Ganga; die grobſtoffige Maſſe der irdiſchen Unterlage ſchwand ihnen; ätheriſches Urfeuer, durch alle Adern rieſelnd, hob und flügelte ſie empor, in Indras Himmel hinauf, wo die Wieſen aus Blüthendüften gewebt ſind, wo die zierlichen Handharven tönende Goldſtifte zwiſchen den roſigen Fingern hin und wieder wogen laſſen, wo die Freudelächelnden Apſaraſen in wallenden Schleiern ſich wiegen, auf weichen üppig ſchwellendem Wolkes-Eſtrich den Reigen tanzen, die zarten Knöchel und Arme von ſilbernen Schellen umklingelt. Da hinauf ſchwebten die drei.

II.

Die Blüthe des Mondes hatte ſich entfaltet; ſilberne Staubfäden ſchoſſen aus dem bläulich umknospeten Kelch hervor. Tiefes geheimnißvolles Schweigen ringsum, die Sterne blinzelten nur, halb ſchelmiſch, halb lüſtern, als wüßten ſie um die Liebes-Eleuſinien der Erde. Über der Erde ſelbſt war ein weiter Nebelſchleier ausgebreitet, hie und da ſchwellend gehoben, als pochten darunter glückliche Herzen höher. Alle Formen wogten im anmuthigen Chaos harmoniſch durcheinander. Aus dieſem ſtillen Ocean aber hob ſich, mit der Krone in den Nachthimmel hineinragend, eine rieſige Aloe; aus dem Kern ihrer Blüthen-Knospe heraus ſchimmerte hoch oben Licht, entquellend unter zwölf langſam und ſchaurig weithinſchallenden Klängen; unten auf Erden antwortete denſelben ein heiſeres Echo, als dränge es aus der Kehle eines Watch-man. Die drei Braminen hatten in Indras Himmel keine günſtige Aufnahme gefunden, kein ſeliger Deweta reichte ihnen gaſtlich die Hand und aus dem Lotos ſchoß ein Glutſturm hervor, der ſie, durch alle Sonnenhäuſer und Sternenkreiſe, zurück auf die Erde niederjagte. Kaum fühlten ſie unter den Sohlen wieder feſten Boden, als ihnen die rächende Vergeltung auch ſchon nacheilte. Den Schakal erfaßte ſie zuerſt. Er war müde, er fühlte den Fluch der Götter in allen Gliedern; er fand ſich bewogen, ſich auf indiſche Weiſe ohne viele Umſtände auf dem Pflaſter niederzulaſſen und proteſtirte in wohlklingendem Sanskritt, weithin ſchallend gegen alle Vorſtellungen ſeiner beiden Leidensgenoſſen, welche vom Schickſale fortgetrieben wurden und ruhelos wie Ahasver ihre nächtliche Wanderung fortſetzten. Gewiß! es war keine Treuloſigkeit der zwei anderen Freunde gegen den Schakal, wenn ſie den unglücklichen im Stiche ließen; nur ihr Fluch war's, der ſie von hinnen trieb. Der Schakal heulte ihnen aus der Tiefe ſeines Jammers und ſeiner Lage nach. Da fühlt er plötzlich ſich eiſig angefaßt; ha, das ſind die boshaften Söhne der Nacht, er kennt ſie! es ſind die gräßlichen Quadropiſchas, die Büttel Schiwa's, des Rächers, welche Herzleid in blutigen Thränen ſtrömen machen, ſie haben ihn errafft, ſie laſſen ihn nicht, ſie zerren ihn fort, in die dunkelen Klüfte hinab. — Um den Schakal iſt's geſchehen. —

Indeſſen war mit dem andern Braminen, welcher als unverbeſſerlich ſchon zwei Seelenwanderungen durchgemacht hatte, (eine als Rhinozeros, und die zweite als Apotheker und Familien-Vater,) eine dritte Metamorphoſe vorgegangen. Er war in den Leib eines blühenden jungen Burſchen hineingebannt, hieß Franz und war verliebt; das hatten ihm die Götter zur Prüfung und Strafe auferlegt. Der Papagai tröſtete ihn, da er vor unendlichem Liebesweh niederſank; der Papagai war der gutmüthigſte Menſch unter der Sonne. „O, Rhinozeros!“ rief er theilnehmend bewegt, — „wie ſchön biſt du! Franz, glücklicher Franz, ich beneide dich! Du wirſt geliebt, geliebt, wie wir's uns kaum träumen laſſen! Franz! Franz! ermanne dich! Raffe dich auf!“ —

Drinnen im freundlich-wohnlichen Häuschen ſchimmerte noch Licht; Käthchen konnte nicht ſchlafen. Sorgen um den Mann ihres Herzens flogen wie glühende Nadeln die kreuz und die quer durch ihre Gedanken, ſie lachte ſich ſelber aus, ſie wußte ja, daß ſie ihn, den guten Franz, noch am Morgen, zu Mittag, fröhlich und wangenroth geſehen, daß er friſch und geſund die Dämmerſtunde an ihrem Herzen verplaudert, vorübergeküßt hatte; und doch, und doch! immer und immer wieder rief ihr's zu: Ach, er iſt in Noth, er liegt bewußtlos in ſchweren Fieberträumen. Sie raffte ſich auf, ſie weckte die alte Großmutter, ſie vertraute ihr, was ſie preſſe. „O, mein Kind, mein armes Mäuschen,“ erwiederte die alte, die kluge Frau, — „dem iſt's angethan worden; das glaub' ich feſt, darauf will ich leben und ſterben.“ „Herr Jeſus!“ rief Käthchen, „Großmutter, ich vergehe vor Angſt. Angethan, ſagt ihr? Und wißt ihr kein Mittel dawider? Ihr ſeid ja eine kluge Frau, die viel Geheimes verſteht. O, ich bitt' Euch, ſagt mir, ob ich ihn erlöſen kann, wie ich's kann; denn, weiß ich ihn in Todesnoth, ſo koſtet's mir ſelbſt das Leben.“ Die Großmutter bedachte ſich etwas, ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Wenn mir recht iſt, ſo hat ihm's die alte Grete, die Wirthin zum gläſernen Haarbeutel angethan, deren Tochter, das Gelbſchnabelchen, ſeit dreißig Jahren nicht unter die Haube kommen kann; und ſie ſind auf den armen Jungen, den Franz, — gerade auf ihn, wie verſeſſen und beſeſſen; — ja, ja, der Neid! das kenn' ich!“ — „Um Gotteswillen,“ fiel ihr Käthchen in's Wort, „ſagt mir lieber ein Mittel“ — „Hm!“ meinte die Großmutter, „ich wüßte wohl eins, aber es iſt Gefahr dabei für dich.“ „Immerhin,“ rief Käthchen ungeduldig, „ſprecht nur, ſprecht!“ — „Nun, ſo will ich dir's ſagen,“ ſprach die Alte zögernd. „Es iſt heute Walburgisnacht. In der Zeit kann man was ausrichten. Geh' in den Garten, Käthchen; weißt du die Stelle, wo uns der Lattig nie gedeihen will? Das will ich dir ſagen, warum? Darunter liegt nämlich ein tiefer, tiefer Brunnen, der allemal in der Walburgisnacht offen iſt; um die Zeit hängt ein goldener Eimer daran, und wer ſich in dieſen hinein ſetzt, und fährt hinab in den Schacht, der findet drunten einen ſchönen großen Saal, in dem Saal eine eiſerne Kiſte, vor welcher ein rother Pudel Wache hält, in der Kiſte liegt eine gelbe Katze und behütet eine bleierne Schachtel, in der Schachtel liegt wieder eine weiße Spinne, welche einen ſilbernen Pantoffel umſponnen hat. Und wem's nun gelingt, — (aber es muß ein rechtſchaffenes Mädchen ſein,) — den rothen Pudel und die gelbe Katze zu bändigen und der Spinne keck in's Netz hinein zu greifen und den Talisman, den ſilbernen Pantoffel, zu erobern, — der kann von großem Glück ſagen; denn durch dieſen Talisman wird man unüberwindlich gegen allen böſen Schaden.“ — „Ach Gott, Großmutter,“ ſprach Käthchen ſeufzend, „ſagt mir nur: was für Gefahren thun einem denn der rothe Pudel, die gelbe Katze, und die weiße Spinne an? Und ſagt mir auch, was hab' ich denn, wenn ich den ſilbernen Pantoffel erobert, damit anzuſtellen, um meinen armen Franz aus der Verzauberung zu erlöſen? Und wo liegt er denn eigentlich gefangen?“ — „Das letzte,“ erwiederte ihr die Großmutter, „wirſt du zeitig genug erfahren, nämlich, wo er liegt; wie du den Pantoffel anzuwenden haſt, das lernſt du von ſelbſt, dazu brauchſt du meinen Unterricht nicht; und, was endlich die drei Thiere betrifft, nun, die werden dir eigentlich, was man ſo ſagt, nichts zu Leide thun; der rothe Pudel wird dir ſogar recht artig die Hand küſſen, die Katze wird dir eine bückliche Reverenz machen und die Spinne bei deiner Berührung“ — „Ah!“ ſchrie Käthchen mit Abſcheu. — „Nun, nun,“ fuhr die Großmutter gelaſſen fort, „werde mir nur nicht ſchwach aus Entſetzen, — die Spinne alſo wird bei deiner Berührung in Staub zerfallen, und dir einen goldenen Ring, der in ihrem Kopfe ſteckt, an deinem Finger zurücklaſſen.“ — (Schluß folgt.)

Theatraliſches und artiſtiſches Bülletin aus Frankfurt.

I.

Ich möchte mich lieber mit den Genre- als mit den Portrait-malern unter eine Corporalſchaft gemengt, in einen Ragout-keſſel geworfen wiſſen, wenn ich Frankfurt's Phyſiognomie (wie ſie in gelegentlichen künſtleriſchen Aufwallungen aus dem ſtillen Ocean des gleichförmigen Geſchäftslebens, des Salons, des Luxus emportaucht) — ſo zu ſagen „auf den Raub“ mit diebiſch-wiedergeberiſchen Blicken entere; ja, ich halte es ſogar für treuer, nicht mit allzuängſtlicher Treue das momentane Muskelſpiel zu beſchreiben, ſondern das ganze Syſtem dieſes Muskel-carnevals, der in den gegebenen Terminen nach förmlichen Kalenderregeln ſtets wiederkehrt. Es iſt ein eigenes Ding um Kunſt, Literatur und Theater in Frankfurt. Es gibt kaum eine zweite Stadt in Deutſchland, in welcher ſich die ſo ehrenwerthe Erſcheinung nachweiſen läßt, daß Kunſt, Literatur und Theater ihren Lebensſtoff aus einer großen Communität ſaugen, — in welcher wie hier die artiſtiſchen Inſtitute blos auf die Theilnahme des Bürgerthums baſirt ſind, — in welcher ſo bedeutende Hülfsmittel zu großartiger Entfaltung geboten werden, und in welcher deſſenungeachtet ein ähnlicher Stillſtand und theilweiſer Rückſchritt nachgewieſen werden kann.

Der letztere Vorwurf trifft größtentheils die Bühne (welche übrigens jetzt ſo ziemlich allenthalben in Deutſchland bereits nahe am Moment einer gänzlichen Auflöſung und Verweſung ſteht.) Ich will verſuchen, auf die Urſachen dieſes traurigen Zuſtandes — rhapſodiſch — hinzuweiſen, und beſchränke mich hauptſächlich auf das Terrain des recitirenden Schauſpiels; über alles, was Muſik betrifft, wird ſich ein geiſtreicher Mitarbeiter noch beſonders ausſprechen. —

Zuerſt paſſire das darſtellende Perſonale Revüe! — Weidner. Marius auf den Ruinen von Carthago! Welche Kräfte lagen in dieſem Mann! Und welch ein tragiſches Fatum für den alten Tragöden, ſeine Künſtlerlaufbahn burlesk beſchließen zu müſſen, — echt tragiſch, denn der Keim dieſes Fatums liegt *in ihm ſelbſt*, und ſo erfüllen ſich an ihm die zwei alten Bedingungen des Tragiſchen: Furcht und Mitleid, — Furcht vor den Folgen bacchiſcher Begeiſterung und — Mitleid für das Opfer derſelben. Aber die Kunſt dürfte darüber nicht ſelbſt zum Opfer werden; das iſt unbillig, unrecht von dem alten Künſtler, aus deſſen Ruinen zuweilen noch die alten Gluten emporflammen. — **Becker.** Der Liebling des Publikums, aber eben dadurch, daß man ihn zum Favoriten und Antinous macht, hineingerathen in eine gewiſſe Manier, welche mit der Kunſt nächſtens ein Duell auf Leben und Tod haben wird. Das gilt hauptſächlich von der Tragödie. Im Luſtſpiel iſt Becker einer der beſten Frankfurter Schauſpieler, graziös, fein, und — *gut coſtümirt!* — **Meck.** Unſtreitig der in ſeinem Kreiſe vollendetſte Künſtler an der ganzen Anſtalt. Meck möchte ich im Wiener Hofburgtheater ſehen, wo jeder, auch der geringſte, ſeinem Nebenmann mit künſtleriſcher Urbanität Platz macht, wo jeder ſich beſcheidet, in den rechten Schatten zu treten, damit auf jeden das gehörige Licht falle. In dieſer Rückſicht ſteht die Wiener Hofbühne einzig in Deutſchland da. In Frankfurt iſt Meck vielleicht der einzige, der als Einzelner um des künſtleriſchen Ganzen willen gern in den Schatten tritt. — **Haſſel.** Haſſel ſah ich bis jetzt blos in *einer* Rolle, worin er vollendet iſt, als alter Kapitän. Seine „Hampelmänner" ſind Zerrbilder ohne Wahrheit und Gemüthlichkeit; Zerrbilder, welche mich mehr als einmal mit Widerwillen erfüllten. Es liegt in Haſſel's Rollenfach, daß er zum Uebertreiben verleitet wird; doch entſchuldigt ihn dieſer Anlaß nicht. Haſſel ſollte das Komiſche nicht ſo ſehr im Aeußerlichen, nicht in ſchroffen Gegenſätzen, nicht in einer Oppoſition des Phantaſtiſchen gegen das Gewöhnliche zu erreichen ſuchen. Sein (wirklich klaſſiſcher) Kapitän konnte ihn genügend überzeugen, daß ſeine Individualität mehr für die köſtlichen Familien-Genrebilder à la Wilkie, als für niederländiſche à la Teniers und Oſtade paßt. — **Wieſer.** Ein äußerſt verwendbarer Schauſpieler. Stellt ihn hin, wohin ihr wollt; er wird nichts verderben. Es liegt in ihm eine angeborne kurzabſprudelnde Drolligkeit, die wirklich ſich zu *poſitivem* Humor hinneigt, während Haſſel in der *paſſiven* Komik das Bedeutendſte leiſten kann. — **Grahn.** Ueberall derſelbe, d. h. ſeicht und manierirt; muß auch überall herhalten. Am unglücklichſten, wenn er Berliner darſtellen muß. — **Dem. Caroline Lindner.** Ich bin ſelig, als wäre ich ein heimlicher Anbeter, wenn ich ſie im feinen Luſtſpiele ſehe. Da iſt ſie wahrhaft groß, — vielleicht die größte deutſche Schauſpielerin; wo ſie ſich in ein gewiſſes Air liebenswürdiger Koketterie hüllt (doch es iſt eigentlich blos Humor), wo ihre muthwillige Grazie frei waltet, zieht ſie alles um ſich her ſo in ihren Zauberkreis, daß man dann wirklich blos *ihre* Perſönlichkeit beachten mag. Im Serioſen möchte ich mein Urtheil über ſie nicht *allgemein* abgeben. Da hat ſie Rollen, worin ſie göttlich, und andre, worin ſie mittelmäßig iſt; da iſt ſie manchmal die idealſte Wahrheit ſelbſt, und läßt es uns manchmal auf's Unangenehmſte fühlen, daß ſie vor den Lampen ſteht. — **Mad. Meck.** Anmuthig, beſcheiden im beſchränkten Kreiſe, den ſie — ausfüllt. — **Mad. Weidner.** Ich mag das Fach, worin ſie brillirt, nicht mit ſeinem gebührenden Namen bezeichnen (wir haben es der jüngſten Generation unſerer dramatiſchen Dichter zu verdanken, wie z. B. die edle Muhme Lebrecht.) Aber Mad. Weidner weiß die Sache anſtändig darzuſtellen, und wenn ſie den *höheren* Regionen des Publikums gefällt, ſo hat ihr Organ mehr Schuld, als ihr Spiel. — **Mad. Elmenreich.** Langweilig. — **Mad. Beneſch.** Angenehmes Aeußere, leeres Innere. Angelernte, kalte, verdrießliche Naivetät. Deficit an Seele. — *Nachwuchs:* **Lußberger.** Ein junger Mann von vielen Anlagen, — wie ich höre, ein Zögling Weidners; iſt dies der Fall, ſo verdient Weidner großen Dank, und ſchreitet Herr Lußberger ſo fort, wie er begonnen, ſo darf man ſich von ihm für die Zukunft Bedeutendes verſprechen. — **Hendrichs.** Ein junger Schauſpieler, der auf dem beſten Wege iſt, ein Couliſſenreißer zu werden. Noch hat er Zeit, zu bedenken, daß *deklamiren* (und noch dazu *falſches*), noch lange nicht alles iſt, was man vom Künſtler verlangt, daß man den Gucklut von aller Subjectivität hat, wo es ſich, wie in der darſtellenden Kunſt, nicht um den Darſteller, ſondern um das Darzuſtellende handelt. — **Dem. Leclerc.** Ein hübſches graziöſes Mädchen, welches genau an die Gränzlinie der Koketterie und falſchen Manier hingerathen iſt. Jugend vergeht; nur Kunſt beſteht! Sie beſitzt ſo viele Anlagen, und benützt ſie ſo wenig! Fleiß kann man ihr nicht abſprechen. — *Opernperſonale:* **Mad. Fiſcher-Achten!** Seele in Allem und von Allem. Ich brauche nichts weiter zu ſagen. — **Dem. Hill.** Herrliche Stimme, gute Schule. Schade, daß ſie Frankfurt ſo bald verlaſſen wird. — **Dem. Halbreiter.** Unangenehmes (faſt möchte man ſagen: *alterndes*) Organ, einige roſtige Töne in der Kehle, Anſtrengung und Kampf mit der Natur. Das Spiel ſoll man nicht lieblos und voreilig tadeln, denn es wird ſich, wenn ſie auf der Bühne erſt heimiſch geworden, hoffentlich abrunden, aber, was die Stimme betrifft, ſo befürchte ich, daß dieſe weniger eine Blüthe iſt, die ſich noch entfalten ſoll, als eine, die für die Bühne ſchon verloren ging oder verloren geht. — **Schmezer.** Vielleicht der kräftig-anmuthigſte ächt-*deutſche* Tenor, was Umfang, natürliche Leichtigkeit und edle Ausbildung betrifft. Man athmet ſelbſt freier, wenn man dieſe ſo rein und markig accentuirten Töne hervorſprudeln hört, wie eine friſche Waldesquelle im Frühling. Schmezers *Spiel* iſt manchmal unausſtehlich, manchmal burlesk (wie im „Armand"), ſeltner ſchmiegt es ſich an ſeinen herrlichen Geſang wie ein ſichtbares Accompagnement an. Er hat ſich, was das Spiel betrifft, vor allen Circumflexen zu hüten, zuweilen ſieht er wirklich wie eine Schlange aus, vor lauter Drehen und Winden, und eine gewiſſe Oppoſition von Heroismus und Gemüthlichkeit, die ſich in alle ſeine Rollen hineinſchleicht, ſchadet ihm mächtig. Möge er (wie alle) die Tadelworte als aufrichtigſte Theilnahme an der *Sache* und der *Individualität* betrachten, nicht als *Partheilichkeit*, denn ich kenne weder ihn, noch die meiſten Mitglieder der Frankfurter Bühne perſönlich. — — **Beils.** Kann nach Schmezer nicht genannt werden. — **Fiſcher.** Anlagen, die zu Erwartungen berechtigen, unläugbarſter Fleiß, obwohl häufig Monotonie im Spiel. Gegen ſeine Lieblingsmaske (als Intrigant) ließe ſich ein eigenes Kapitel ſchreiben. Er hat (ſeit Doblers Abgang) hier einen ſchwierigen Stand, und es macht ſeinem Talent wie ſeinem Eifer große Ehre, daß er ſich ſo behauptet, wie er anerkannt werden muß. — **Marder.** Eine ſchöne Geſtalt begünſtigt ihn, mit ſeinem gewieſenen Organ muß er ringen; hat man ſich an dieſen Kampf, der ſeinem Vortrag einen Hemmſchuh anlegt, einmal gewöhnt, ſo hört man ihn nicht ungern. — **Wiegand.** Ein köſtlicher, kräftig-ſonorer Bariton voll Männlichkeit. Sein Waſſerträger, ſein Ankarſtröm ſind trefflich.

Repertoir des Jänners. Hier beginnt die Klage Jeremia. a) *Neues:* *Der Künſtler Streben* (als Neujahrsfeſtſpiel) von Dr. *Schuſter.* Gefiel. — *Norma.* (Benefice der Mad. Fiſcher-Achten. Siehe Phönix Nro. 17). *Der Paria* von *Michael Beer.* Gadhi — Herr Becker, Maja — Dem. *Lindner*, namentlich letztere, trefflich. Wenn beide deſſenungeachtet keine Begeiſterung zu erwecken vermochten, ſo tragen des ſeligen Beer ſchöne Verſe bei dieſem äußerſt mangelhaften Erſtlingswerk die Schuld. Beer wurde durch die noblen Cliquen und die Rhetorik — der Poeſie geſtohlen. — *Die Altiſtin.* Gewöhnliches Machwerk aus der Kurländer'ſchen Ueber- und Zerſetzungsfabrik. Meck tüchtig. — *Nante im Verhör!* (Wie kann man nur um Gotteswillen mit dem alten Nante jetzt als Neuigkeit vorfahren?!) Nante — Herr *Schneider*, etwas zu hohl und kränklich, ſonſt ächt berliniſch. b) *Altes:* *A. B. C.* (Luſtſpiel in 2 Akten.) Meck (Fuchs) unübertrefflich, durch und durch komiſch; jeder Zoll ein Filz! Das iſt ein, man möchte ſagen, von der Leidenſchaft galvaniſirter Charakter, der bei jeder Berührung zuſammenzuckt wie Froſch-ſchenkel. — *Der alte Bürgerkapitän.* Klaſſiſches Genrebild, was das Luſtſpiel und die Darſteller betrifft. — *Epigramm* (mit Ausnahme der Herren Hendrichs und Grahn) äußerſt rund und harmoniſch ausgeführt. — *Camilla.* Eine Glanzparthie der Fiſcher-Achten. *Gaſtſpiele der Dem. Kratky.* (Hierüber berichtet die nächſte muſikaliſche Revue.) — *Der Bauer als Millionär.* Wer dies wunderliche Mährchen, dies trotz allen ſeinen Bizarreien durch und durch geſunde Frühlingskind in Wien ſah, erkennt es in Frankfurt nicht wieder. Ich möchte beinahe ſagen: Kaum *einer* von allen Darſtellern hat es verſtanden, auch Haſſel nicht, und *der* am allerwenigſten, und dem Publikum fehlt, um es zu genießen, jene höhere Potenz der wieneriſchen Naivetät, mit welcher ſich der Oeſterreicher in die zwiſchen erotiſchen Bäumen ſchwebende Schaukel lehnt und ſchnellen und wiegen läßt. *Freiſchütz.* Ich erwähne dieſer Darſtellung blos um ihrer ausgezeichneten Schlechtigkeit willen. Die einzige Fiſcher-Achten (deren Coſtüme übrigens nicht paßte), machte mich alles Theaterleiden an jenem Abend vergeſſen. Die lächerliche Ausſtattung, die Chöre, die Verſtümmlung, der Herr Linter als Cuno, der tonloſe böhmiſche Fürſt, Dem. Kratky, welche alles eher war, als ein Aennchen, — waren ſo viele Todſünden gegen Webers ſeligen Geiſt.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 48. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 8.

Mittwoch, 25. Februar.

Cypreſſen für Karoline Stieglitz.

Heraus aus deinem Schneckenhauſe, du deutſcher Gallert, Volk genannt! Heraus aus deinen ohnmächtigen Zweideutigkeiten, du lederhäutiger Eunuch! Was wollt Ihr mit Moral, mit dem Stolz auf Eure geſunde, rothbäckige, lächelnde Vernunft? Wie weit kommt Ihr mit Eurem Achſelzucken, Eurer Prüderie, und Eurer ſittlichen Trägheit, die ſich gern auf die großen Fragen der Weltgeſchichte ſtreckt, und ſich damit brüſtet, die kleinſte Pfeife der großen Orgel zu ſein? Eure Grundſätze ſind morſch geworden, da Ihr ſie in den Boden der Geſchichte nicht mit brennenden Spitzen eingepfählt habt. Zitternd müßt Ihr fühlen, daß Ihr bei dem ewigen Sichhingeben, gleichviel ob an die Ordnung der Dinge, wie ſie iſt, oder wie ſie verändert werden ſoll, recht klein, zuſammengeſchrumpft, unbedeutend und nichts als eine Zahl zu andern Tauſenden geworden ſeid! Ihr erſchreckt, daß es noch Menſchen gibt, welche den innern Prozeß der Seele durchmachen; die mit blutigem Schweiße daran arbeiten, in den Geheimniſſen des Geiſtes ein Gebäude aufzubauen, und ſich lieber unter ſeinen Trümmern begraben, als daß ſie die Welt ſo hinnähmen, wie ſie auf der Straße, in der Schule, in der Kirche, in der Converſation Euch geboten wird! Seit dem Tode des jungen Jeruſalem und dem Morde Sand's iſt in Deutſchland nichts Ergreifenderes geſchehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Göthe's beſäße und es ſchon aushalten könnte, daß man von Nachahmung ſprechen würde, könnte hier ein unſterbliches Seitenſtück zum Werther geben. Denn es ſind ganz moderne Culturzuſtände, welche ſich hier durchkreuzen, und doch iſt der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder ſo ſehr Original, daß die Phantaſie des Dichters nicht lebendiger befruchtet werden kann.

Ein Geiſtlicher hat an dem winterlichen Grabe dieſes Weibes über ihr Beginnen den Fluch ausgeſprochen. Es war ſeines Amtes. Aber wir ſind nicht alle ordinirt und auf das Symbol geſchworen, und doch hört man rings von ungeheurer Verirrung ſummen, von Nervenſchwäche, von falſcher Lektüre, und Alles ſchlägt ſich ſtolz an ſeine Bruſt, die Etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide ſeines Verſtandes heraus, um zu zeigen, wie geſund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel ſie ſind: und ſie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das ſie in Gotha beim Geheimerath Arnoldi verſichert haben, und furchtſame, aber kühne Philoſophen behaupten den alten elenden Satz, daß Selbſtmord die unzulänglichſte Feigheit verrathe. Wenige nur ahnen es, daß hier eine ungeheure Culturtragödie aufgeführt iſt, und die Heldin des Stückes bis auf den letzten Moment für zurechnungsfähig erklärt werden muß vor dem Tribunal einer Meinung, die die Wehen unſrer Zeit verſteht. Es gilt hier überhaupt nicht das Urtheil, ſondern die Erklärung.

Das erſte Motiv des tragiſchen Aktes iſt auch hier die Liebe; denn es war ein Opfer, das das hehre Weib ihrem Manne brachte. Aber dieſe Liebe war eine volle, geſättigte; eine Liebe, die ſich an groſſen Thatſachen erwärmt, und welche allein im Stande iſt, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der Gewohnheit zuſammen gehaltene Neigung, die bei den meiſten Frauen ſich zuletzt auf die Thatſache der Kinder wirft, und von dieſen aus den Mann mit einem matten aber treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoiſtiſche Liebe der Schönheit, die nur um ihrer ſelbſt willen ſich hingibt, wo ſie Anbetung findet. Sondern das höchſte Ideal der Liebe lag hier vor; eine objektive, fundirte, angelegte Liebe; eine Liebe, die ſich auf Thatſachen ſtützt, welche für beide Theile des Bandes gemeinſchaftlich waren, auf eine Weltanſicht, auf wechſelſeitige Zulänglichkeit und auf das Lebensprinzip des Wachsthums und des Erkenntniſſes. Dieſe Liebe war erfüllt, ſie hatte Staffage. Beide Theile ſtanden ſich gleich und Eins durfte für das Andre nicht verantwortlich ſein. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete hier; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich ſein, bis nicht die Liebe überall wieder dieſen idealen Charakter angenommen hat, den ſie ſogar vor vierzig Jahren ſchon hatte.

Karoline hatte vor dem Todesſtoße in Rahels Briefen geleſen. Rahel würde ihren Gemahl niemals haben ſo unglücklich machen können, denn ſie wollte keine Reſultate, wie Karoline; ſie ergab ſich nur dialektiſchen Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzuſehen: Rahel zog, wie Leſſing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit ſelbſt vor. Karoline kannte dieſe Reſignation des Gedankens nicht: ſie war kein Zögling der Frivolität, wie Rahel, zu deren Füßen einſt die Mirabeau's und Catilina's des Preußiſchen Staates und der Periode 1806 geſeſſen hatten. Rahel war Negation, Brillantfeuer, Scepticismus und immer Geiſt. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde; ſondern wühlte ſich in ihn hinein, und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenſpänen, welche immer die Form des Geiſtreichen und ein Drittel von der Phyſiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken: ſie war kein Weib der That: wie kann ſie Selbſtmord lehren! Karoline war Poſition, dichteriſch, gläubig und immer Seele. Sie beugte ſich vor den Rieſengedanken der Zeit und der Thatſache, und ihr Geiſt fing erſt da an, wo es galt, ſie zu ordnen. Karoline war Syſtem: und weil ſie nicht Alles combiniren konnte, was die Zeit brachte (können wir's?), ſo blieb ihr nichts übrig, als ihr großer, ſtarker, göttlicher Wille. Karoline konnte ſterben auch ohne die Rahel. Wie aber und wodurch alles bis auf dieſe Höhe kam, wird nur durch Heinrich Stieglitz einzuſehen ſein; denn wir ſagten ſchon, daß hier nichts ohne die Liebe war.

Heinrich Stieglitz, wie man ihn ſieht im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchſchneidend, in ſtolzer und berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, welche vorzugsweiſe die Berliner ſeit zehn Jahren charakteriſirt haben. Er liebte Hegel, Göthe, die Griechen, die Philologie, die Preußiſche Geſchichte und die Deutſche Freiheit, Ruſſiſches Naturleben, Polniſche Begeiſterung, Alles ineinander und nebenbei mußte er auf der Königl. Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienſtmädchen verkehren, welche für ihre Herrſchaft die entlehnten Bücher holten, über welche er das Regiſter führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende? Stieglitz dichtete; man wollte nicht zugeben, daß er originell war. Es iſt Alles ſo öd und triſt in Deutſchland: die Dinge ſind alle Geſchmacksſache geworden, und da, wo in der Reſtauration Geiſt, Leben, oder meinetwegen auch nur das Aufſehen war und die Tonangabe, fand Stieglitz ſchneidenden Widerſpruch. So gerieth er, der mit Hafizen ſchwelgte und auf den Aſiatiſchen Gebirgsrücken ſattelte, in Gefechte mit Saphir! Seine Ideale wurden profanirt. Menzel wies ihn kalt zurück, weil er keine Originalität antraf. Die Julirevolution brach an, und ergriff auch ſeine Muſe, wie ſeine Meinung. Da erſchienen die Lieder eines Deutſchen, vom Tiersparti vergöttert, und doch vom Repräſentanten des Tiersparti, von Menzel, wiederum nicht anerkannt. Wo ein Ausweg? Stieglitz liebte die Goethiſche Poeſie, und die Freiheit und konnte keine Brücke finden. Er fühlte ſich unheimlich in dem Syſteme des Staates, der ihn beſoldete; denn die Fragen der Welt fanden Eingang in ſein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder ſoll alles Meinung, Wahrheit und die Proſa der Parthei ſein. Iſt die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter ſein und Stolz der Nation, wie es früher war, wo der alte Grenadier ſang? Ach, der unglückliche Dichter ging noch weiter in ſeiner Verzweiflung. Er ſaß im Schimmer der nächtlichen Lampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemde der Unſterblichkeit, durſtig nach Worten der Unſterblichkeit vor ihm. Im Nebenzimmer ſchlug Karoline zuweilen auf das Klavier an. Der Dichter weinte. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke ſichtbar, als die, welche ſich aus einem ſolchen zitternden Tone aufbaute? Wo Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo Alles, was man haben muß, um ein großer Dichter zu ſein? Wo der Haß eines Dante, rechter, tiefer Ghibelliniſcher Haß; nicht jener Haß, den wir unglückliche Kinder unſrer Zeit mit einer ſeltſamen Eiskruſte unſrer von Natur weichen Herzen affektiren? Wo die Blindheit eines Milton? Wo der Bettelſtab Homer's? Wo die Situation eines Byron, geſchaffen aus eignem Frevel und der rikochettirenden Rache des Himmels? Wo

Wahrheit und ein großes, ſtachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, als heitrer Sonnenſchein, reichliches Auskommen und der Bekanntſchaft läſtiger Beſuch. Der arme Heinrich liegt krank an der Miſelſucht, wo iſt des Meyers Tochter, die ſich für ihn opfre? Ich meine es treu mit dieſen Worten, und fühle, welche tragiſche Wahrheit in ihm liegt. Sie drückt den Schmerz unſrer poetiſchen Jugend aus, von der die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß ſie ſich zuſammenſchaaren ſolle und ſich an einander reihe, um das zu beſingen, was die Weltgeſchichte dichtet. So fühl' ich es wenigſtens: vielleicht dachte Stieglitz anders. Vielleicht dachte er an ſeine Verſe und abſtrahirte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literaturgeſchichte, und an die Sonderbarkeit, daß gerade Homer, Virgil, Arioſt, Petrarca zu ihrer Zeit ſo viel gemacht haben; vielleicht dachte er nur an die Perſönlichkeit, wie ſie zu allen Zeiten unabhängig von den Zeiten, dichteriſch ſich ausgeſprochen hat: er fand, daß man eine großartige Staffage ſeines Schickſals haben müſſe, um originell zu ſein in der Lyrik, erhaben im Drama, intereſſant im Infanteriſtenausdruck, in der oratio pedestris; und lechzte nach einem Ereigniß, das ſein Inneres revolutioniren ſollte.

Thöricht, wenn man Stieglitz den Vorwurf macht, daß er ſeine Gattin in dieſen Strudel hineinriß. Sie mußte wiſſen, was ſeine Stirn in Runzeln zog, und mußte theilen, was an ſeinem Weſen nagte. Sie ſtand auf der Höhe, ſein Unglück zu begreifen. Sie fühlte wohl, daß dem Manne eine Staffage ſeiner Begeiſterung fehlte. Das gewöhnliche Geſchwätz der Tanten, welche ein Interdikt legen auf Annäherungen zwiſchen ihren Nichten und ſogenannten Schöngeiſtern, Kraftgenies und Demagogen, die Philiſterei großer und patriotiſcher Städte, welche ihren Töchtern nur angeſtellte und offizielle Jünglinge zu lieben erlaubt, und jedem Manne, der Bücher macht, den Rath gibt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brodes und auch der Poeſie ſelbſt wegen, welche ja beſſer gedeihe ohne bürgerliche Rückſichten und Wittwenkaſſen; dieſe ganze Miſere kam nicht in Karolinens Seele. Es iſt ganz falſch, ihr lieben geſchwätzigen Robberſpielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närriſche Doktorin Stieglitz, das beklagenswerthe Weſen, habe ſich deßhalb beendigt, um ihrem Manne Ruhe zu ſchaffen, aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäſche zu bringen und ihm die Sorgen zu erſparen: was werden wir eſſen? was werden wir trinken? Daran dachte ſie nicht, die ſtolze Seele. Nicht Ruhe, ſondern Verzweiflung gönnte ſie ihrem Manne. Sie gab ſich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, ſondern in recht tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte ſeiner Melancholie einen grellen, blutrothen, und ach! nur zu gewiſſen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien, und gab ſich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter gleichgültig gegen die Hoffnung des Frühlings, reſignirt auf den gewiß noch langen Faden der Parze, bereit, das fürchterliche Geheimniß des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müſſen, reſignirt auf jede Freude und Anmuth, welche in der Zukunft noch für ſie liegen konnte.

Die That iſt geſchehen. Das Grab iſt ſtill. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier iſt befriedigt. Was ſoll man ſchließen? Ihr nichts: wir Alle nichts. Was ſoll Heinrich Stieglitz? Armer Überlebender! Du biſt ein unglücklicher Reſt. Aber dein Unglück, das nun da iſt, iſt ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du biſt ihm nicht gewachſen. Was wirſt du thun? Die ungeheure That beſingen? Gewiß, ein Todtenopfer ſteht dir an. Dante hätte dieſer Anregung nicht bedurft; Göthe gar nicht. Willſt du die Thatſache überwinden, ſie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zuſammenhang deiner Gedanken, ſo mußt du ſo groß ſein, wie dennoch Dante und Göthe. Wirſt du öffentlich von dem Opfer zehren, das im Geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beſchwöre dich, bring' an das Riſiko deiner Verſe nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindeſt! In dem Ganzen liegt zu viel Demüthigung, daß nicht das Ende eine Komödie ſein könnte. Wahrlich, Poeſie iſt nun hier nichts mehr; das Motiv und die Staffage iſt größer, als das, was ſich darauf bauen läßt. Es iſt nicht mehr die Welt, in der hier etwas Seltnes vorgegangen iſt, ſondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden; denn es iſt eine Tragödie. Aber noch iſt die Tragödie nicht vollſtändig. Ein Gedicht rundet ſie nicht ab. — —

---

19) Denkniſſe eines Deutſchen, oder Fahrten des Alten im Bart. Herausgegeben von Karl Schöppach. Schleuſingen, Glaſer. 1835.

Könnten auch Memoiren eines Ungeleckten heißen, oder eines Bären, oder Memoiren eines Vierſchröters. Kurz, es ſind Anekdoten oder Läuſchchen aus dem Leben des alten Gymnaſten und ewigen Gymnaſiaſten Jahn. Er kann nicht Ruhe halten, der Alte. Er will noch immer mitmachen. Verdient er es? Nein, er iſt ſich ja ſelbſt untreu geworden und ſeinen Grundſätzen inkonſequent. Denn hör' es, Deutſchland, Jahn, der Mann der Natur, des Urwalds, der Eichelkoſt, Jahn, der Teutone, Jahn, der Longobarde — ſchnupft, ſchnupft Taback; recht was man Tabackſchnupfen nennt! Jahn ſelbſt fühlt, wie gewiſſenlos dies gehandelt iſt, und ſein erſtes Wort an die jungen Halliſchen Burſchenſchafter, welche ihn beſuchen, pflegt zu ſein: „Stoße dich, Jüngling, nicht an meiner verfluchten Naſe! Die iſt das einzige Glied meines Körpers, das ſich dem Dienſte des Vaterlandes entzogen hat. Dieſe Naſe iſt für die deutſche Freiheit verloren; denn höre, du Wackrer, ich ſchnupfe. Warum? Warum? O ich Jämmerlicher: aber vergib mir, ſonſt bin ich noch immer der Alte.“

Jahn iſt ein Mann, der keinen Troſt darin findet, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen. Er muß immer Menſchen um ſich haben, die ihm beipflichten, die über ihn lachen und ſeine Muskeln bewundern. So hat er denn auch in ſeinem Aſyl am Harz eine kleine Gemeinde um ſich, die den Alten gern ſchwadroniren hört bei einem Glaſe Merſeburger Biers, des ächten ſchwarzen Meths der Urzeit; und bei dieſer Gelegenheit, an der Wirthstafel, umdampft von den Tabackswolken der Philiſter, war es denn auch, wo er ſich das meindeutſche, fremdländiſche Schnupfen, die einzige Inkonſequenz ſeines charakteriſtiſchen Lebens angewöhnte. Endlich entſtanden bei dieſer Gelegenheit auch die Geſchichten, welche im vorliegenden Buche mitgetheilt ſind. Denn er iſt voll von Mährchen und Geſchwätz aus Schills und Dörnbergs Zeit, der alte Ulyſſes, und ſpricht davon, daß den Phäaken um ihn her die Pfeifen ausgehen.

Dieſe drei *Fahrten* ſind nun an ſich ohne alles Intereſſe. Niemand anders dürfte ſie nacherzählen; denn ſie kommen auf gar nichts heraus, als daß ſich Jahn im bloßen Halſe, mit dem ſchwarzen Rock der wilden Jagd und ſeinem unvergeßlichen viereckten Geſicht (das man leicht nachahmen kann, wenn man ſich an den Spiegel ſtellt und die beiden Backen mit der Hand herzhaft herunterzieht) ſich irgendwo ſehen ließ: was da gewiſpert wurde und geſtichelt, und wie er dann grob geweſen, den Leuten auf den Fuß getreten hätte, ohne um Entſchuldigung zu bitten, wie er in Harniſch gekommen wäre, wenn Einer, um ſich mit einer Spanierin zu verſtändigen, franzöſiſch geſprochen hätte, und dergleichen eitles Zeug mehr. Und doch lieſ't man dieſe Sachen leicht, ihrer Lebhaftigkeit wegen, ihres Ausdrucks und der ganzen barocken Perſönlichkeit, die ſich darin ſo naiv proſtituirt. Merkwürdig iſt die Wichtigkeit, die er auf ſeine Perſon legt: er behauptet, daß es Napoleon ganz beſonders auf ihn abgeſehen gehabt hätte. Er ſchildert eine Reiſe, die er von Perleberg in's Hannöverſche mit einem Engländer im Jahre 1809 gemacht hat, und wobei er ſich das Anſehen gibt, als wäre dies eine Reiſe mitten durch das feindliche Lager, eine Reiſe, die ihm und dem Engländer das Leben hätte koſten können. Dies iſt eine Wichtigthuerei, die im Leben unausſtehlich ſein müßte, hier aber in der Erzählung nur lächerlich iſt. Alle Augenblicke ſteigt er aus dem Wagen heraus, horcht und lauſcht, legt ſich auf die Erde, lenkt in Seitenwege ein, ſtreut tauſend Lügen auf den Stationen aus, mitten in der Nacht ſpringt er aus dem Fenſter des Gaſthauſes, und läuft drei Meilen weit, um einen Paß zu holen, der gar nicht nöthig war, und kömmt ſchweißtriefend zurück, ſchläft nicht, kurz dieſe unſinnigen Faxen machen das gefahrloſe Abenteuer ſpaßhaft. Kein Menſch iſt da, und Jahn ſummt immer das Körner'ſche Lied: „Feinde ringsum!“

Wer Jahn gekannt hat, muß geſtehen, daß er in den kleinen Details der Exiſtenz ungemein bewandert war. Er war voller Liſten und Schliche, um Äpfel aus einem Garten zu ſtehlen, über verbotene Zäune zu ſpringen und Reißaus zu nehmen, wenn ſich der Gärtner zeigte. Jahn kannte das Einzelweſen der Wirthſchaft. Er hatte die Hunde belauſcht, wie ſie es machen, wenn ſie Knochen benagen oder in Butterſchnitte einbeißen. Er wußte, wie Kanarienvögel aufgezogen werden, wie man ſie behandelt, wenn ſie die Darre haben, und wie Hecken einzurichten ſind zwiſchen Hänflingen und Grasmücken. Er kannte alle die techniſchen Ausdrücke von Küche, Keller, der Handwerke und war ein Meiſter in der Nachahmung und im Probiren. Es liegt etwas vom Mutterſöhnchen und, wie man bei mir ſagt, vom Topfkiecker in alle dem Vandalismus, mit welchem ſich Jahn brüſtete. So war er in den ideellſten Sphären ordinär, klein-meiſterlich, ſchülerhaft und eigenſinnig. Er zog alles in's Handwerk herunter. Er wollte bei großen Dingen mitſprechen, und legte Werth auf Kleinigkeiten, auf einen Ausdruck, der ihm dabei nicht der rechte ſchien; auf die Stellung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die der Andre hatte; auf Miene, und Grimaſſen. Da verfehlte man es bald, wie man ſich auszog, wie man ſich anzog, wie man ſtand, wie man ging, es war eine ewige Mäkelei und ein ſchulmeiſterlicher Pedantismus mit ſeinem Formenweſen, daß es immer Zank und biſſige Redensarten gab. Für einen genialen und feſten Charakter war auch gar kein Auskommen mit ihm. Dies ewige Halloh! und Beſſerwiſſenwollen, dieſer abſcheuliche formelle Dünkel, dies Lauern, ob man ſich nicht auf einer Sünde gegen die Affektation der Schule ertappen ließ, und dieſer Spektakel, wenn man originell und ſelbſtſtändig ſein wollte, konnten Jeden aus der Haut bringen. Und ich frage Alle die, welche mit Jahn zu thun hatten, und eignen, feſten Willens waren, ob ſie nicht oft mit ihm Scenen erlebt haben, wo ſie im Begriff waren, dem alten Markomannen Ohrfeigen anzubieten. Dies war wenigſtens die Art, wie man ihn behandeln mußte. Dann ſchwieg er ſtill, ſah Einen groß an, reichte die Hand und rief aus: „Du biſt doch ein ganzer Kerl!“ Und doch muß man ſagen — vergeben konnte er nichts. Er hatte ein arges und böſes Herz.

---

20) *Die Verliebten.* Schauſpiel in drei Akten. Aſchaffenburg, Pergay. 1834.

Ein Drama in Ottave Rime: es kömmt noch ſo weit, daß man Tragödien in Hexameter ſchreibt! Dennoch verrath ſich viel Feinheit in Behandlung des Verſes in dieſem Schauſpiel, weniger in Behandlung des Stoffes. Die kleine Anekdote, die ihn bildet, hat nur einen dramatiſchen Effekt am Schluſſe des erſten Aktes, ſonſt dienen alle Ausführungen nur dazu, nicht mit dem ganzen Ende zu früh herbei zu kommen. Was zum Stücke gehören ſoll, ſcheint nur Intermezzo zu ſein, und die Quadrille, welche die Verliebten gleichſam unter ſich tanzen, den Mangel des zweiten Motivs zu vertreten. Eleganz und Glätte des Ausdrucks macht aber die kleine Pièce zu einer befriedigenden Lektüre.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 49. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 26. Februar.

Naturgeſchichte der deutſchen Kameele.

Von Karl Gutzkow.

(Vorgetragen im Frankfurter Muſeum.)

Ich weiß nicht, ob es der Geologie ebenſo geht, wie der Sage nach einem Profeſſor in Berlin. Dieſer gelehrte Herr wollt' einmal das Glück gehabt haben, in der Mark Brandenburg eine alte Römiſche Vaſe zu finden; und als man den Gegenſtand genauer in Unterſuchung zog, fand ſich's, daß die Vaſe nichts geweſen war, als aus dem ſiebenjährigen Kriege der Stiefel eines Poſtillons oder etwas dem Ähnliches. Ich weiß nicht, wie es ſich mit den Entdeckungen verhält, welche die Naturforſcher auf deutſchen Gebirgen, ja auch in der Ebene, an Foſſilien und Reſten einer ausgeſtorbenen Thierwelt wollen gemacht haben. Sollte dieſes glückliche, friedliche Deutſchland einſt in der That von Löwen und Mammuths bevölkert geweſen ſein? Sollte man einſt wirklich Gefahr gelaufen haben, auf dem Taunus oder der Schwäbiſchen Alb Wallfiſchen zu begegnen? Warlich, dieſe Nachrichten klingen, als wenn ſich ein deutſches Blatt aus Heidelberg ſchreiben läßt, man hätte im Neckar Seehunde gefangen! Aber laſſen wir die Urwelt auf ſich beruhen; das iſt erwieſen, eine Thiergattung iſt nicht nur nicht ausgeſtorben, ſondern gedeiht noch immer vortrefflich in Deutſchland; das ſind die Kameele.

Glückliche Zeit, wo wir an dem rauſchenden Neckar die Weihe der Wiſſenſchaft empfingen, keine Oper in Mannheim verſäumten und uns an des alten Zachariä ſchnöden Witzen ergötzten! Wie duftig träumeriſch liegt ſie hinter uns! Wir beſinnen uns noch auf Alles, was uns damals die Welt ſchien. Und in dem Strome dieſer Welt bildeten ſich unſere Charaktere; wir lernten die Pfälzer im Allgemeinen und die Menſchen insbeſondere kennen; ja wir fingen ſogar ſchon an, von dem Charakter unſerer Freunde Federn zu leſen. Aber welcher Maaßſtab! Nur Jugend, nur heitere fröhliche Geſichter, Sonnenſchein, Muth in ſeinen Anſichten und hoher Werth auf ſeine eigne Perſon! Sie waren nicht Alle ſo. Wenn wir auf der Teraſſe des Schloßbergs ſaßen, und hinaus blickten in die Rheinebene, und die Thürme von Speyer und Wörms zählten; ſo trat wohl Mancher auf, und ſagte: Ach, das ſoll ſchön ſein? Kommt nur und werft einen Blick auf die Lüneburger Haide oder auf Hinterpommern, oder verfolgt die ſanften Windungen der Spree! Da werdet ihr euer Wunder haben! Dann erhoben wir uns und fuhren auf ihn los: Du Kameel! Und ſiehe, das Thier blähte ſich und dehnte ſich aus, und wurde immer größer und buckliger, und ſtreckte ſeinen Hals weithin in die Luft, und Schwielen legten ſich ihm an die Bruſt, und ſeine Hufe ſpalteten ſich, und der Kopf wurde oben immer flacher — und unten immer länger, bis zu einem Barte, der ihm ziegenhaft am Kinne wackelte. Und es war ein Bild der Wüſte, das wir ſahen. Aber es war nicht das einzige. Von dieſen muhamedaniſchen Kameelen zogen ganze Karavanen durch Heidelberg, und wollten immer Recht haben, und ärgerten ſich empfindlich, daß man die Dinge nicht von afrikaniſcher Seite anſah. Später zogen ſie dann aus nach allen Regionen, und ſetzten ſich in den Trab der Staatskarriere. Indem ſie an der Krippe der Budjets fraßen, erſtreckte ſich ihr langer Hals in Alles, in den Staat, in die Kirche, in die ſchöne Literatur; kurz, Kameele ringsum!

Ich erlaube mir, dieſen naturhiſtoriſchen Gegenſtand gründlich zu erſchöpfen, einige Behauptungen Büffon's ſtillſchweigend zu berichtigen, und dieſe Race überhaupt in drei Gattungen einzutheilen, in die öffentlichen, die moraliſchen und die geſellſchaftlichen Kameele.

Man kann zuerſt von den öffentlichen nicht unerwähnt laſſen, daß ſie vorzugsweiſe verdienen, Dromedare genannt zu werden. Denn ſie ſind thätig, rührig und tragen mit einem Buckel mehr, als die gewöhnlichen mit zweien. Dieſe Gattung iſt es ja vorzüglich, welche ſich um das öffentliche Leben bekümmert, welche Anſprüche macht auf Staatsweisheit, auf tiefe Einſicht in den Kreislauf der Begebenheiten, auf die Beförderung der Wiſſenſchaften, und ihres Gewerbes. Sie ſind hier aber kühl und ohne Enthuſiasmus. Große Gedanken beläſtigen ſie, oder ſind ihnen gänzlich unverſtändlich. Wo wir mit Roſenkränzen die Stirn umwinden, da erſcheinen ſie mit der Nachtmütze. Wenn wir vom Geiſt des Jahrhunderts ſprechen und den Hoffnungen der Menſchheit, ſo behaupten ſie, daß Alles in der Welt von Glas ſei, namentlich die Vorhängekaſten ihrer Boutiquen, und daß das ſo viel Geld koſte. Die öffentlichen Kameele handeln von Geburt aus ſchon mit Quincaillerien. O ja, ſie treten auch in die Bürgergarde, aber ſie haben immer Abhaltungen. Parthei machen können ſie nun gar nicht, weil ſie die Eitelkeit beſitzen, Alles beſſer machen zu wollen. Wenn einer ihrer Nachbarn ein freies Wort führt, ſo kramen ſie gleich aus, was der ſchon alles gemacht hätte! Und der hätte gut reden! Und deſſen Schweſterſohn ſei zwar nicht angeſtellt, aber ſein Schwager ſei ſchon einmal nahe daran geweſen, angeſtellt zu werden. Ach! wir kennen dieſe Kameele! ſie fühlen die Unheimlichkeit, nach Europa verſetzt zu ſein, und würden mit Freuden in die große Wüſte Sahara zurückkehren, und in Mekka die rechtgläubige Kaaba küſſen. In den Wiſſenſchaften nehmen ſie ſich eben ſo blödſinnig. Keine neue Entdeckung kömmt ihnen recht. Wenn ſich das Genie einen eignen Weg bahnt und alte Irrthümer an den Pranger der Kritik ſtellt, ſo lärmen ſie in ihren Karavanſereien, in den Literaturzeitungen. Sie haben einen eignen Abſcheu vor Wärme und Licht, und ärgern ſich, daß andere Leute das Waſſer nicht ſo lange kalt im Leibe behalten, wie ſie, und wie die Schwaben den roſafarbnen Neckarwein. An ſeinem Unglauben iſt jedes wiſſenſchaftliche Kameel erkennbar. Als neulich der Elephant der Mad. Tourniaire in Zeitungen ausgeboten wurde bei lebendigem Leibe an naturwiſſenſchaftliche Muſeumsvorſteher und ſonſtige Liebhaber, da hat gewiß manches Kameel von Profeſſor ſtill bei ſich gedacht: ob das wohl auch ein ächter Elephant wäre! Wahrlich, dieſer Zweifel charakteriſirt vollkommen die erſte Klaſſe, welche wir vorzugsweiſe Dromedare genannt haben.

Auch von der zweiten Race, von der moraliſchen, muß ich zugeben, daß ſie ſich mehr dem amerikaniſchen Kameele nähert, dem Lama. Denn es iſt Mitleid, was man für ſie empfindet. Alles, was penible und prüde Grundſätze hat, gehört hierher; z. B. diejenigen, welche glauben, man habe den Kopf nicht zum Denken, ſondern zum Hängenlaſſen. Alle dieſe Jammergeſtalten, welche die Natur mit ihren Grillen bevölkern, und die friſche Farbe der Welt mit dem Leichentuch abſtruſer Anſichten verhängen, ſchaaren ſich da zuſammen. Dieſe Kameele leſen Göthe nicht, weil ſie glauben, er werde ihre Sitten verderben, und nennen Alles frivol, was nichts iſt, als der Gebrauch einer Kraft, welche die Natur uns ſpendet. Dabei ſind ſie ohne alle Conſequenz, weil ſie auch an Andern keinen Charakter im Zuſammenhange verſtehen und ſich immer an den äußern Erſcheinungen reicher und voller Naturen ſtoßen. Dieſe guten frommen Lamas verketzern ſelbſt und können doch nicht leiden, daß man an andern Leuten kleine Eigenheiten große Fehler nennt. Hier ſoll die Wahrheit Honig bauen und an der Dornengeißel der Entrüſtung ſollen Roſinen wachſen. Gewiſſe Kritiker und Theaterreferenten gehören hierher. Zum Beiſpiel denke man ſich einen Berichterſtatter über die Erzeugniſſe fremder Muſen. Der gute Mann hat ſelber Gedichte gemacht, und zwar ſo abſcheuliche, daß ihn keine Zeitung ungerupſt ließ. Nun ſammelt er ſich alle die Blätter, worin Gift über ihn geſprützt iſt, nicht um ſie zu vertilgen; nein! er bewahrt ſie auf, und wenn er wieder in den Fall kömmt, Kritiken ſchreiben zu müſſen, ſo lieſt er zuvor den ganzen Wuſt von Verwünſchungen durch, um ſich nur in die nöthige gallenhafte Aufregung zu verſetzen. Solche gutmüthige Seelen gehören zu den moraliſchen Kameelen. Dies ſind diejenigen, von welchen es in der Bibel heißt, daß ſie durch ein Nadelöhr gehen.

Nun aber ſeh' ich endlich dich, geſellſchaftliche Gattung, die du ſein ſollteſt ein leichtes, gazellenartiges Geſchlecht, und ſchwerfällig auftrittſt mit Bedenklichkeiten, Einwendungen, verdrießlichen Mienen, mit der man keine Parthie arrangiren kann, der es hier zu heiß, dort zu kalt, da nichts links, hier nichts recht iſt. Das ſind die wahren Umgangskameele, die unausſtehlichſten von allen. Beſucht man ſie, ſo kommt man nicht zu rechter Zeit; die Gardinen ſind gerad' in der Wäſche, und ihr ewiger Refrain ſcheint zu ſein: Gott, ich bin ſo beſchäftigt, ich will ja heute über vierzehn Tage verreiſen! Gleichſam, als wenn ſie uns nicht Langeweile machten. Man betrachte nur ein ſolches Kameel, wenn es ausgehen will, und ſich nicht entſchließen kann, ob es den Regenſchirm mitnehmen ſoll. Dann wird geſehen nach Himmel und Erde, die Hand zum Fenſter hinausgeſtreckt, wieder ein andrer Rock angezogen, dann iſt das Fiſchbein an einer Ecke des Schirms wieder einmal losgegangen, dann wird der Kalender nachgeſchlagen; kurz, es iſt nicht zum Aushalten!

Wann wird dieſe Thiergattung ausſterben? Sie iſt läſtig in der Liebe, in der Freundſchaft, in der Ehe, in der Erziehung, in allen Berührungen, wo man heitre Laune, wenn nicht beſitzen kann, doch immer ſich ſchaffen ſoll. Wie unglücklich das Mädchen, in welches ſich ein ſolcher Umſtandsprinz verliebt! Sie tanzt ihm zu viel; und ſie tanzt doch nur mit ihm. Sie ſpricht zu freundlich mit den Leuten; und ſie thut es doch nur, um zu zeigen, daß er ihr keine böſe Laune macht! Ein ſolches verliebtes Kameel iſt eine Plage der Menſchheit. Es verſpricht ſeiner Braut die abſcheulichſten Dinge: ein eignes Familienbegräbniß, eine Aktie in der Gothaer Lebensverſicherungs-Anſtalt; kurz, man kann ſich denken, was erſt kommen wird nach der Hochzeit. Ich kenne das nicht, aber man behauptet, die verheiratheten Kameele wären unerträglich. Sie ſollen lebendige Rechnungsmaſchinen ſein, an den Fingern zählen und den ganzen Tag etwas vor ſich hinmurmeln, was kein Menſch verſteht. Er liebt Oberrad, ſie liebt Niederrad. Er will nach dem Melibokus, ſie nach dem Taunus.

Und in der Erziehung iſt es auch ſo. Ich ſage nichts von den Lehrern, die oft noch von der Univerſität her ganz horrende Kameele ſind, und bei denen die Langeweile zum Handwerk gehört; aber im Hauſe ſelbſt, man hört das ja, iſt ewige Plage mit der Ausbildung des Geiſtes und der Erweckung des Nachdenkens. Der Sohn ſoll einmal in's Geſchäft, und frägt der Vater, was er lernt, ſo ſind's lateiniſche Vocabeln. Vergebens, daß die Mutter ſpricht, es wäre doch abſcheulich, wenn der Junge Athen ſtatt Athen ſagte, von den römiſchen Conſuln ſpräche, als wären es Amerikaniſche Conſuln. Das iſt Alles nichts, heißt es dann im Kamiſol und den ſchlorrenden Pantoffeln: Regula de Tri, Kopfzerbrechen! Drei mal drei iſt zehn! Darauf kommt's an! Und ſo auch mit den Töchtern. Der Sinn für die Küche würde ſchon im Keim erſtickt; den ganzen Tag würde Skala geſungen, und noch dazu nach der Zahlmethode 1, 3, 5, 8, und was denn das wäre, neulich hätte das Kind verlangt, der Vater ſolle ſogar auf das neue Journal abonniren. Mit einem Worte, ich glaube, das geſellſchaftliche Kameel gezeichnet zu haben, wie es ißt und trinkt, in ſeiner ganzen afrikaniſchen Wildheit, wie es nur jemals durch die vaterländiſche Wüſte gallopirt iſt.

Und ſo ſchließ' ich dieſe Monographie, welche ich für einen weſentlichen Beitrag zu Okens Naturgeſchichte halte. Ich freue mich, daß man ſelbſt über die Langweiligkeit lachen kann, und ſich üble Gewohnheiten ordentlich in ein wiſſenſchaftliches Syſtem bringen laſſen. Und iſt nur dies mein Wunſch, daß keiner von meinem Publikum bei'm Hinausgehen um die neunte Stunde draußen unter den Sternen des Himmels, im blaſſen Scheine des Mondes und des vielleicht inzwiſchen gefallenen Schnees ſeinem Begleiter zuflüſtern möge: „Du biſt auch ſo ein Kameel!“ —

Seelenwanderung.

(Phantaſieſtück.)

(Schluß.)

„Ah ſo!“ ſprach Käthchen, leichter aufathmend, „nun, wenn's weiter nichts iſt.“ — „Höre mich auch zu Ende,“ fuhr die kluge Großmutter fort, „haſt du auch Muth, für deinen Herzliebſten alles zu wagen? Wiſſe: der Handkuß des rothen Pudels macht dich knurrig, die Reverenz der gelben Katze hat den zauberiſchen Einfluß auf dich, daß du dein ganzes Leben lang deinen Mann eiferſüchtig bewachen wirſt, und die Spinne — —“ „Nun, nun?“ fragte Käthchen mit geſpannter Neugierde, „nun, die abſcheuliche Spinne?“ — „Die macht dich,“ ſprach die Großmutter, „im ſelben Augenblick, als du ſie berührſt, alt, und deine Schönheit zerfällt in Staub, wie das Spinnennetz, welches den ſilbernen Pantoffel umhüllt.“ — „Herr du mein Heiland!“ ſchluchzte Kathchen, „alt werden! fürchterlich! fürchterlich! alt werden! Nein das überleb' ich nicht.“ — „Aber der Pantoffel,“ ſprach die Großmutter, „denk nur, mein Mäuschen, der zauberiſche Pantoffel!“ — „Ach ja, der Pantoffel!“ erwiederte Käthchen ſeufzend, „was thut man nicht um des Pantoffels willen, und gar wegen eines ſilbernen! Nun lebt wohl, Großmutter,“ fügte ſie nach einer kleinen Bedenkpauſe kläglich hinzu, „lebt wohl, und wenn Ihr mich ſo alt und häßlich, wie Ihr ſelbſt ſeid, wiederſeht, ſo verbrennt meinen Taufſchein, ich bitt' Euch um Gotteswillen.“ — Nach dieſen Worten ging ſie in den Garten und fand wirklich auf dem Platz, wo ſonſt zu ihrem groſen Ärger der Lattich nie gedeihen wollte, den Brunnen und den goldenen Eimer, der in ſchönen Silberdrähten hing. Sie ſeufzte noch einmal, bedachte ſich ein klein wenig, und ſtieg zögernd in den goldenen Eimer, (denn die fatale Spinne fiel ihr wieder bei,) aber es war nicht mehr viel Zeit zu verlieren; alſo, raſch daran! Huſch, ſchoß der Eimer wie ein Pfeil in die Tiefe hinab. — Es verging ihr Hören und Sehen. Sie ſtand alſobald in dem leuchtenden Saale; wunderſchön war's da. Der rothe Pudel erhob ſich, wie er ſie nur kommen ſah, äuſſerſt manierlich, ſetzte ſich auf die Hinterbeine und küßte ihr ſo galant die Hand, als wenn er's von einem Kammerjunker gelernt hätte; und im ſelben Augenblick ſprang der eiſerne Deckel der Kiſte auf. „Dummes Thier,“ brummte Käthchen, „pack' dich fort, haſt ja gar keinen Anſtand! gerade wie ein Bär, ſo ungezogen ſich zu benehmen! Marſch! kuſch!“ — Indeſſen hatte ſich die gelbe Katze auf das künſtlichſte zuſammengebogen, daß alle ihre vier Pfoten in einem Punkt zuſammen trafen, und der Rücken zum ſchönſten Buckel wurde, den man unter wohlerzogenen Katzendamen nur finden kann. Käthchen eröffnete die bleierne Schachtel, aber mit zitternder Hand. „Wehe mir,“ rief ſie, „wenn ich nun das alles vielleicht umſonſt thäte? Wenn der ſüße Franz doch in die Verwandſchaft des gläſernen Haarbeutels käme? Der abſcheuliche Franz! Ja, ja, ich denk mir's immer und weiß gewiß: es hat ein Häkchen zwiſchen ihm und dem Haarbeutel! Aber, nur Geduld, mein wetterwendiſcher Monſieur! Hab' ich nur erſt den Pantoffel, dann hab' ich auch ihn, und dann kommt er mir nicht ſo leicht los!“ In dieſen Gedanken griff ſie raſch in das Netz der weiſſen Spinne, dieſe zerfiel in Aſche, und an Kathchens Finger ſaß plötzlich der goldene Ring, aber es lief ihr eine Gänſehaut über den Rücken, als ſie den Finger ſelbſt betrachtete, und dann die ganze Hand, und ſo weiter; — der Finger dürr, die ganze Hand verwelkt, und alles verwelkt! „Nun warte nur, Franz,“ rief ſie halb ärgerlich, halb wieder doch erfreut, „ich habe dir alles aufgeopfert, alles, — nichts dafür erhalten, als den Ring und den ſilbernen Pantoffel, ach ja; — doch den Pantoffel! Nun, Zauberpantoffel! thu' deine Schuldigkeit!“ — Und, den ſilbernen Pantoffel wie eine Trophäe hoch emporhebend, eilte ſie raſch und ſicher, vom Talisman geſchützt und geleitet, durch die labyrinthiſch vor ihr ausgebreiteten Gänge. Immer dunkeler ward es. — Jetzt fühlte ſie ſich wie von friſcher Nachtluft angehaucht. — Sie ſtand auf der Straße und hörte um Hülfe rufen. — „Ha, das iſt die Stimme meines Franz,“ ſchrie ſie, „beim ungewiſſen Dämmerſchein erkannte ich ſeine Geſtalt; er iſt im Kampf mit den böſen Geiſtern. Hinweg! laſſet ab von ihm, ihr Drachen; er gehört ja mir, iſt mein, mein für ewig!“ —

Und mit hölliſchem Hohngelächter verſchwanden bei dieſem Anruf allmalig die Dämone in den Schatten der Nacht. — Und ſtatt ihrer umſchlang ſie den Geliebten.

III.

Glockenſchlag zwölf (Mittags nämlich) ſtanden in der Apotheke drei Männer bei einander, von welchen man, ihrem bleichen Ausſehen nach, augenſcheinlichſt nicht zu fürchten hatte, daß ſie die Schweiz befreien würden. Es waren der Apotheker Meerrettig, der Profeſſor Nimmerſatt und der Referendar Kibitz; drei Schnapsgläschen mit ächten Abſynth blinkten an ihren Lippen. „Kibitz, Kibitz!“ ſprach der Apotheker ſchwermüthig gähnend, „Euer Mährchen von dieſer Nacht liegt mir wie Blei in den Gliedern. Es iſt das ſchlimmſte, was Ihr je aus Euren verdammten Ideen zuſammen geſponnen habt, wenn ich bedenke, daß Ihr es uns erleben ließet.“ — „Abſcheuliche Rache, abſcheuliche,“ polterte der Profeſſor, „dafür, daß wir es nicht hören wollten.“ Er beſiegelte dieſe Worte mit dem letzten Schluck Abſynth. „Pah!“ rief der poetiſche Referendar luſtig, „wer war denn eben auf den Champagner ſo erpicht, als eben Ihr, Profeſſor? Und — was kann denn ich dafür, daß Ihr unſern ehrlichen Kirchthurm für eine blühende Aloe anſaht und Euch dann auf einen Eckſtein hinſetztet, um uns in den ſchönſten Oſtindiſchen Tönen nachzuheulen, bis die Schaarwache kam, die Ihr für mythologiſche Perſonen hieltet, welche Euch in den Erebus der Hauptwache brachten?“ — „Pſt!“ unterbrach ihn der Profeſſor, indem er ihm die Hand auf den Mund drückte; „ſtill davon, ſtill! denkt nur: wenn meine Schuljugend ſolche Begriffe von der Mythologie bekäme, ſolche, — denkt! Ich will mich noch lieber mit dem Schakal begnügen, ich!“ — „Da habt Ihr nun freilich die Seelenwanderung in den Leib eines jungen Menſchen, Namens: Franz, nicht zu beſtehen,“ meinte der Referendar, „wie unſer ehrlicher Freund hier, das geweſene Rhinozeros, — und auch das Mährchen vom ſilbernen Pantoffel nicht.“ — „Pſt!“ fiel ihm der Apotheker verdrießlich in's Wort, „wenn es noch ein ſilberner geweſen wäre, durch welchen mich meine Frau aus den Klauen der lachenden Patrouille befreite! Dummes Zeug. Aber es war der alte, lederne, den ich ſeit meiner Hochzeit kenne. Prr! Item, ſie brachte mich doch in's Bette, und alſo hat auch der Pantoffel ſein Gutes und wenn ich ihn noch heute auf dem Rücken fühle, ſo iſt das meine Sache und mein Rücken. Die verdammte Schaarwache! Bleibt mir künftig mit Euren Mährchen vom Leibe, Kibitz, ich rath' Euch's; ich will mir meinethalb noch den Braminen und das Rhinozeros gefallen laſſen, aber nur nicht die Erinnerung, daß meine Frau, die Katherein — übrigens eine kreuzbrave Frau, eine Hauswirthin ohne Gleichen! — einſt Käthchen hieß und — auch einmal jung war!“ —

Theatraliſches und artiſtiſches Bülletin aus Frankfurt.

I.

(Schluß.)

Woher kömmt es, daß die Frankfurter Bühne, bei allen Kunſt- und pekuniären Mitteln, doch am Ende ſo wenig Kunſt bietet? Ja, das iſt nun einmal ſo. Man hat Alles gethan, um der Kunſt auf die Beine zu helfen, man hat ihr einen großen Haushalt eingeräumt und eine zahlreiche Bedienung vom Intendanten bis zum Theaterdiener herab; man hat ihr zu eſſen und zu trinken gegeben und ein Budget bewilligt von 135,000 fl.; aber ſie iſt halsſtarrig und meint, die Aktien ſtellen ſie allein nicht ſicher, und ob auch 135,000 fl. ein bedeutender Haushaltungs-Etat ſeien, eine genügende Summe, um den Intendanten und die Schauſpieler bei Kräften zu erhalten, es bedürfe dennoch etwas anderes, die Muſen zu feſſeln. Fürwahr, die Kunſt iſt eine ſpröde Schöne, und wer ſie anbetet, der muß ſie im Geiſte und in der Wahrheit anbeten. Wer die Kunſt dirigiren will, der muß ein jugendlich-kräftiges Herz in der Bruſt tragen; er darf nicht ausgedörrt ſein an Geiſt und Seele. Es muß Frühling in ihm ſein und nicht Herbſtes-Zeit, die nur gelbe Blätter auf das Erdreich ſtreuet und ein Stoppelfeld ſehen läßt. Die Geſchichte der Intendanten enthüllt uns die Harems-Epoche der dramatiſchen Kunſt, die Zeit der Verweichlichung, der Entartung. Sie ſitzen da im Serail ihres Treibens, und buhlen mit dem Publikum, und die dramatiſche Kunſt iſt zu einer Phryne deſſelben gemacht worden. Bald hat man ihr den „Robert den Teufel“ umgehangen, bald den „Maskenball,“ bald den „Nante,“ und das Parterre hat blinde Kuh mit ihr geſpielt. Seydelmann aber hat Thränen vergoſſen, die Lindner iſt in Verzweiflung gerathen, und Mad. Haitzinger ſpielte „die Braut aus Pommern.“ Die Frankfurter Bühne könnte Alles ſein, und ſie iſt Nichts; denn Franz Grüner hat, um weniger als 125,000 fl. auszugeben, das Erſparungsſyſtem eingeführt: Raupach hat dreizehn Gulden für eine Tragödie erhalten, die Mitglieder ſind in ihren Gagen auf das Schmählichſte beſchnitten worden; man hat, ſtatt die Künſtler ſorgenfrei zu machen, ſie auf die kleinlichſte Weiſe beſchränkt, und dadurch das Band der Humanität zerriſſen; die Muſen haben ihr Antlitz von der Bühne gewendet, und der Intendant hat die Procente erhalten, welche er der Kunſt und den Künſtlern abgeſchnitten. Weßhalb iſt Herr Weiß wiederum engagirt worden? Weßhalb mußte Rottmayer gehen? Haben wir für Dem. Lampmann eine Sängerin wieder erhalten? Iſt „Nante“ ein Erſatz für die gemordete Tragödie? Und bei dem Allem ſieht es dennoch jetzt fürchterlich mit dem Deficit aus; und um wie fürchterlicher würde es mit ihm ausſehen, hätten die Hampelmänner nicht ausgeholfen.

Um die dramatiſche Literatur der neueren Zeit hat ſich kein Intendant bekümmert. Statt die Bühne als das vermittelnde Princip zwiſchen Literatur und Publikum zu betrachten, hat man die deutſchen Bühnen-Dichter von Frankfurt abgeſchreckt, und iſt zu Kotzebue und der alten gedruckten Herrlichkeit, die kein Geld koſtet, zurückgekehrt. Wir haben mit dem „Schutzgeiſt“ geliebt und gelebt, ſind mit „Hampelmann“ nach Nürnberg gefahren, haben mit „Robert dem Teufel“ geſchaudert und mit „Nante“ das Leichenbegängniß der Muſen gefeiert. Warum hat man der Frankfurter Bühne nicht einen kritiſch-literariſchen Prüfer zur Seite gegeben, einen lebensfriſchen Geiſt, der die Zeit erfaßt und das Repertoir ſichtet? Warum hat man es ſich nicht angelegen ſein laſſen, einen thatkräftigen Regiſſeur dem Schauſpiele beizuordnen, einen Mann, nicht ein ewiges Amen der Intendanz und der Schauſpieler? Warum hat man die Frankfurter Bühne zu einer melkenden Kuh gemacht? Man frage nur; aber die Antwort bleibt aus. Keine vernünftige Seele kann ſie ertheilen. Nun, da muß die Kritik den gordiſchen Knoten mit dem Schwert zerhauen, und ſich dem Inſtitute ſchützend zur Seite ſtellen. Wir wollen fürderhin dieſe Sache unpartheiiſch, aber freimüthig beſprechen, und dem Unfug zu wehren ſuchen. Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 50. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 27. Februar.

Des Königes Roſenhag.

Romantiſche Bilder aus Öſterreich's Geſchichte

von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Das wilde Heer! das wilde Heer! — Da jagt es über die Haide hin. Wie wallen die zottigen Mähnen im Wind; es ſchnauben die Nüſtern, es dampfen die Weichen, kaum hört man des Hufes Geklapper. Huſſa, Huſſa! Peitſchen-Geknall, Pfeil-Geſchwirr, Wuth-Geheul! Sie wenden ſich im Flug, die Sehne klirrt, da ſauſt das Geſchoß. Weit aus, weit aus! Zügel verhängt, im Sturmwind dahin; Geſpenſter; bald da, bald dort, Huſſa! Da jagt Einer, mit Pfeilen geſpickt, da klammert ſich Einer, mit wackelndem Kopf, an die Mähne des Gauls; das Roß ſchießt mit ihm weiter. Bärte voll Blut, Zöpfe zerzauſt, Naſen zerquetſcht, ſtierend aus kleinen zwinkernden Augen, — Cumanen, Cumanen! Die pfeilſchnellen Gäule retten ſie nicht; — über Waſſer und Gräben, über'n Zaun, durch den Wald, — den Fäuſten der Baiern entrinnen ſie nicht! — Da liegt ein Unhold, mit dem Gold im Sack, mit dem Kirchenraub, mit des Bauers Heller; — dort bäumt ſich der braune Raiz, dem ſteckt ein Schaft im Genick; — da peitſcht Einer ſein röchelnd verendendes Roß. Umſonſt, umſonſt das Wuthgeheul, das Peitſchengeknall; die Köcher ſind leer, die Wunden ſind tief; — Cumanen, Cumanen! — Gottesgericht! — —

Wer ſtürzt dort vom Roß? Baier oder Öſtreicher? Weiß und Blau? oder Weiß und Roth? — Weiß und Roth ſchwillt's an ihn heran. Friſch auf den Reiter los! Hei, das iſt der Böhmerkönig Johann. Fang-Wieſe, Fang-Wieſe! Ein guter Fang für Öſtreich, des Baiern ritterlicher Genoß! Er fällt, heiſſa, er fällt! Und ſo wird Baiern fallen, es löſen ſich die Glieder von des zerhackten Löwen Leib.[*] — Ha, noch lange nicht! Schau, ſchau, da kommt wieder ein Böhm', hoch zu Roß, der Gaul zerſtampft die unberittenen Fänger ringsum, ſtampft wie der Winzer im Faß, bis das rothe Naß an die Beine ihm ſchäumt. — „Kennſt du mich?“ ruft der Böhme dem König zu, „ich meine: du ſollteſt wohl!“ Er trug einen ſchlechten, wappenloſen Harniſch, und auf dem Helm keine Feder, noch ſonſt ein Zeichen. „Herr Jeſus!“ ſchreit der Böhmerkönig; „das iſt der, dem ich einſt das Wappen zerbrach!“

„Und auf dem Wiſſehrad riefſt du, falſcher Mann, den Bann über mich aus, und weißt du, daß ich einſt ein Weib gehabt? Und haſt du's nicht gekannt? Ich meine ſo! Hier iſt nicht Böhmen mehr, doch ein Böhme ſteht da und ein Böhmerkönig.“ — Dem König Johann graute, denn es fiel ihm jetzt bei, wie und warum der Ottokar erſchlagen ward in der Marchfelds-Schlacht. Er wendete das Antlitz von dem Mann, den er einſt gekränkt; er hieb rechts und links in die Feinde, wie der Mähder die Maikräutlein zuſammen ſichelt. Da wirft ſich, den vielen Stichen erliegend, ſein Scheck auf ihn; die Laſt erdrückt ihn ſchier. — „Ha, ſo bin ich hin; Gott ſei mir gnädig! Nehmt mich, ihr Geſellen in Roth und Weiß, — beſſer und lieber — in eurer Haft, als in des Böhmen Gewalt, dem ich Unrecht gethan.“ — „Ja!“ ſchreit der Böhme grimmig und ſchwingt mit beiden Fäuſten den langen breiten Streitdolch. „Ja, das tha'ſt du, du falſcher Mann, nahmſt mir mein Weib, meine Ehr', mein Vaterland, — aber jetzt, jetzt iſt's an mir; Gott warf dich unter meinen Arm." — „Weh mir!" ſpricht der König, ſich in ſein Schickſal ergebend, ernſt und dumpf, „ſtoß zu, vollende; meuchlings zu fallen ſcheint den Königen dieſes Böhmerlands beſtimmt zu ſein." Da ließ der Böhme den Dolch aus den Fäuſten fallen, runzelte die Stirne und raunte dem Könige ins Ohr: „Man ſieht's, daß du kein geborner Böhme biſt, — nur ein Lützelburger. Wie? die Ehre wär' nichts, weil Rache ſo ſüß ſchmeckt? Ha, Unrecht und Schimpf mag ein Böhme nicht tragen, vor allem *den* Schimpf nicht, daß man einen König von Böhmen gefangen zur Schau herumführe, von Land zu Land, und mit Fingern deute auf Böheim's Schmach!" Während er das ſprach, zog er finſtern Blickes mit der Linken den König unter des Roſſes Wucht hervor und ſchlug mit dem Schwert in der Rechten unverdroſſen, wie der Dreſcher in der Tenne, auf die feindlichen Schädel. Lichter und lichter ward deren Häuflein. Jetzt zerſtob's. Und jetzt hob der Böhme ohne Wappen den König auf's eigne Roß, ſchwang ſich ſelber hinten drauf, und jagte zurück in der Landsleute Reih'n. Dort ſprang er ab, grüßte den König nicht, und ſuchte ſich neue Arbeit. — —

„Steh, Vetter, ſteh! ich bin's, Friedrich von Öſtreich, der dir ruft. Schlag deines Helmes Gitter auf, wie ich, und laß uns mit offnen Stirnen auf Leben und Tod fechten, in Gottes Namen! Ich oder du! Friede muß endlich werden, in dieſer Sekunde laß uns dem Reich ihn geben. Fall aus! ſchütze dich!" — — Hieb fällt auf Hieb. 's iſt wie Wetterleuchten. Da fährt des Öſtreichers ſiegreiches Schwert dem Baier ziſchend in die Seite, wo des Wappenrocks Eiſenhülle klafft. Friedrich ſteht einen Augenblick wie regungslos tief erſchüttert. „Armer Vetter," ſpricht er leiſe, wehmüthig, „Gott hat's gewollt." — Da hört er's plötzlich hinter ſich nah und näher brauſen. Raſch blickt er um ſich. Feinde im Rücken, Feinde ringsum. — „Ha, Gott ſteh' mir bei! *noch* ein König? iſt dieſer Ludwig doppelt? Da liegt er *todt* und *dort* ſtürmt er mir *lebendig* auf's Neue in den Weg. Ha, was es auch ſei, ich will das Blendwerk zernichten. Auf, Schwert an Schwert, Weiß und Roth gilt die Loſung; in Purpur löſch' ich dein luſtiges Blau." —

(Fortſetzung folgt.)

Aus Berlin.

(1835.)

Glauben Sie nicht, mein Verehrteſter, daß Staub, Weißbier und Gemüthlichkeit die drei einzigen charakteriſtiſchen Kennzeichen Berlin's ſind, wie viele unſerer neuen Tragikomiker es der Welt aufgebunden haben; oder daß ſüßliſpelnde Hofräthe und ſchnarrende Gardejunker den Kern unſerer Bevölkerung ausmachen; es gibt noch immer reiche und große Adern der Kunſt und Gelehrſamkeit genug, um die Hauptſtadt des mächtigſten deutſchen Fürſten in Deutſchland hochzuſtellen, wenn auch der Tod in der jüngſten Zeit manche unſerer Choriphäen fortgenommen hat, volle Herzen genug, um das Schöne und Große zu verehren, tapfere Herzen, deren Muth nicht gebrochen, und weiche Herzen, ſchöne Augen, rothe Lippen, die den unverzagten Kämpfern zulächeln und winken. —

Wahr iſt es, wenn man uns vorwirft: wir haben kein Volksleben, keinen Prater, kein Wurſteltheater, keinen Humor, wie Herr Braun von Braunthal ſagt, wenig Gutmüthigkeit, wenig ſorgloſe Luſtigkeit, Hang zum Vergnügen und zur harmloſen ſinnlichen Freude, wie unſere ſüdlichen Landsleute. Herr Braun von Braunthal hat uns arg mitgenommen und auf unſere Koſten ein Buch drucken laſſen, was ſeine Conſorten vielleicht nicht ſo beläſtigt hat, wie uns ſelbſt. Niemals wird es einem Öſtreicher gelingen, etwas recht lächerlich zu machen, er mag es anſtellen, wie er will; der ſcharfe Spott, der aus dem Verſtande entſpringt, iſt ihnen ein fernes Thule, von welchem ſie kaum einige fabelhafte Vorſtellungen beſitzen, und zu welchem ſie ſich ungefähr verhalten, wie Rochus Pumpernickel zu Napoleon Bonaparte.

Wenn man ſo fort ſchließt, bringt man zuletzt heraus: der Süden habe keinen Verſtand und der Norden kein Herz, und zu dieſen Extremen ſind in der That die Meiſten gekommen, welche ſich damit eingelaſſen haben. Nichts aber kann alberner ſein, als ſolche Behauptungen, denn wenn auch im Norden der Verſtand, im Süden das Herz vorherrſchte, wenn auch dort das phlegmatiſch-ſanguiniſche Temperament, hier das ſanguiniſch-choleriſche als die bezeichnenden anerkannt werden, wenn aus jenem größere Ruhe, Ergebenheit, Freude an Lebensgenüſſen, an einem ſinnlichen Wohlſein, Subjektivität entſpringen, aus dieſem ſich Verſtandesſchärfe, Erregtheit des Geiſtes, Grübeleien aller Art, Erfindungskraft, Objektivität im Allgemeinen entwikkelt: ſo iſt damit noch keineswegs dort der Verſtand, hier das Herz ausgeſchieden. Es finden ſich von beidem zahlloſe und ausgezeichnete Beiſpiele; nur, möchte man ſagen, hat der Süden eine herzliche Verſtändigkeit, der Norden eine verſtändige Herzlichkeit. Die Grundzüge von beiden klingen Eins in das Andere. Es ließe ſich noch Vieles dafür ſagen, doch für diesmal wende ich mich beſtimmt zu einer allgemeinen Phyſiognomik Berlin's in plaſtiſcher und ideeller Natur, und will mich bemühen, Ihnen ein Bild zu entwerfen. —

Daß Berlin von Bären gebaut ſein ſoll, wiſſen Sie gewiß ſchon, aber nicht wie dieſe konnten den Gedanken faſſen, in der wüſten, ſumpfigen und ſandigen Spreeinſel einen wohnbaren Ort anzulegen. Jedoch, es iſt geſchehen, und ſechs oder ſieben Jahrhunderte, bärenhafter oft als die Ahnherrn, haben es dahin gebracht, wo es jetzt iſt. Wie es nun ſteht mit ſeinen Muſäen, Palaſten und mächtigen Gebäuden, ſieht man ihm nicht an, daß vor hundert Jahren Wald und Sumpf noch den größten Theil einnahm, der Hirſch an ſeinen Thoren weidete und Wolfstreiben dort gehalten wurden. Es iſt nicht zu läugnen, daß es noch jetzt und zwar mitten in den friedlichen Mauern zahlreiche Hirſche, Wölfe und Bären gibt; allein dieſe haben die wilde Natur abgelegt und ſich in Fuchspelze gehüllt. Sie werden auch nicht mehr gehetzt, ſondern hetzen ſelbſt, machen damit einträgliche Geſchäftchen, ſind, wenn nicht Künſtler und Gelehrte, doch eifrige Beſchützer derſelben, rüſtige Jäger, die ſtets auf neuen Fang ſpekuliren, und ihre Töchter oder vielmehr deren bedeutende Geldſäcke, als Lockvögel gebrauchen, um althiſtoriſches, aber ausgehungertes Wild zu fangen. —

Daß es bei uns, wie überall in der Welt, ehrwürdige Stände gibt, welche ſich weſentlich ſondern und ſcheiden, wird Ihnen wohl einleuchten. Adel, Geiſtlichkeit, Bürger und Bauer mit ihren verſchiedenen Vorrechten und Rechten hat der Himmel eingeſetzt und beſchützt ſie. — Die großen Städte taugen eigentlich nicht dazu, den erſten in ſeiner vollen Würde und in dem Glanze zu zeigen, der ihm gebührt; die Intelligenz iſt ein fatales Hinderniß; es gibt hier ſo viele reiche Plebejer, die, von den thörichten Ideen ihrer gemeinen Seelen durchdrungen, den Metallbeſitz weit über den eines uralten Stammbaums ſetzen; dann gibt es ſo viel junges, lächerliches und lachendes Volk, das, von der modernen Anſteckung ergriffen, das Eine wie das Andere beſpöttelt, von Wiſſen, Aufklärung, Kenntniſſen faſelt, und in ſeiner Aufgeblaſenheit gar zu gern öffentlich das verachtet, was es heimlich am liebſten hätte; dazu kömmt, daß der größte Theil des Adels durch die Stürme der Zeit wie ein herbſtlicher Wald behandelt und ſeiner goldenen Blätter beraubt iſt, daß der Grundbeſitz zum großen Theil in die Hände des Tiers-Etat gefallen, daß ſeine alten geheiligten Vorrechte durch die neue Geſetzgebung erſchüttert, und eben, weil er den Grundbeſitz verloren, die zweckmäßigſten Rückſchritte nur unvollkommen ſein können. Dies Alles hat die traurige Wirkung hervorgebracht, daß er Mesallianzen ſchließen muß, um aus den goldnen Quellen des Lebens zu trinken, daß er lernen muß, um Examina zu machen, kurz, daß er aus ſeiner hohen Stellung, langſam und zögernd zwar, aber doch gehorſam, der neuen Göttin folgt, welche die Zeit lenkt. (Fortſetzung folgt.)

Theatraliſches und artiſtiſches Bülletin aus Frankfurt.

II.

Es wäre eine Bedlams-Sehnſucht, wollte man ſich in Frankfurt nach dem heiligen Geiſt der bildenden Kunſt umſehen, der ſich in Flammenſignalen in's ſociale Leben niederſenkte, der auch nur als St. Elm-Feuer auf den höchſten Maſten dieſes ſtolzen Kauffartheifahrers tänzle. Es vergeht einem wahrhaftig der eigentliche Enthuſiasmus, wenn man den ganzen Tag über an Geſchäften kauert und ſich den Kopf aus einander rädern laſſen muß; es gehört eine kräftigere Natur dazu, als unſre ſüddeutſche, wenn man ſich dann noch als friſchen Adam auf's Neue conſtituiren und ſiegen will, nachdem man ſich müde gegangen. Mir ſelbſt geht es ſo. Und das iſt, wie geſagt, der Grund, warum die Kunſt in Frankfurt (wie das Theater) nur als Erholung, nicht als Lebensfrage aufgefaßt werden kann, und warum ſich folgerecht von einem eigentlichen artiſtiſchen Element im Frankfurter Leben nicht ſprechen läßt, obgleich einige tüchtige Künſtler hier wohnen, obgleich Frankfurt ſein Städel'ſches Kunſtinſtitut beſitzt und an demſelben eine von ausgezeichneten Männern mit Umſicht und redlichem Eifer geleitete Kunſtſchule. Die Eindrücke durch Anſchauung ſind dann für den Kunſtſinn das Wichtigſte, und der Sonntagsbeſuch des Städel'ſchen Inſtituts wirkt eben durch ſeinen Anſtrich von gutem Ton und von Salon-converſation auf's nachhaltigſte auf den edleren Geſchmack. —

Philipp Veit. Ich kenne von ſeiner Perſönlichkeit nichts, als ſein Falkenauge, welches mir einmal, da ich ihm auf der Straße begegnete, in die ganze Seele hineinflammte, als verkünde es alte Hieroglyphen, die drinnen eingegraben ſind. — „Wer mag dieſer Mann ſein?" fragte ich einen Bekannten, mit dem ich ging. — „Wie, Sie kennen ihn nicht? das iſt Veit!" — Doch! ich kannte ihn, wenn ich auch nie bis jetzt mit ihm geſprochen; ich kannte den Mann des deutſchen Ernſtes und der italiſchen Grazie, den Mann, deſſen Seele Harmonie und Klarheit ſein muß, durch den wir die Wahrheit als Anmuth lieben lernen, — der das Wirkliche (welches der ächte Künſtler doch immer wieder erſt neu conſtruiren muß als Mögliches und Wahrſcheinliches) als nothwendige Dichtung in ſich wiedererzeugt, außer ſich als ſolche hinſtellt. Es iſt hier, in einem bloßen Bülletin, nicht der Raum, noch die Schicklichkeit gegeben, aus Veit's Schöpfungen ſeine Kunſttheorie bis in Details herab zu entwickeln; ich habe blos Facta und deren hiſtoriſche Urſachen mitzutheilen. Deßhalb hier blos einige dürre Worte eines Berichterſtatters über jenes freundliche: Salve! welches den Kunſtfreund im erſten Saale des Städel'ſchen Inſtituts begrüßt, und ihn gleich in eine ideale Atmoſphäre verſetzt; ich meine Veit's „Schild des Achilles." Der Künſtler hat auf einem Cirkelraume einen dreifachen Cyclus von Compoſitionen dargeſtellt, der, im ächt-antiken Geiſt empfangen, in geflügelter Lieblichkeit der Zeichnung und Ausführung entwickelt, nur in ſo fern der Homeriſchen Angabe (18. Geſang der Iliade) entlehnt genannt werden dürfen, als der großartige Vorwurf: den Makrokosmus durch die größtmöglichſte typiſche Einfachheit feſtzuſtellen (mit andern Worten: die Mannigfachheiten und Contraſte des Lebens in allen ſeinen öffentlichen Aeußerungen zur künſtleriſchen Einheit zu bringen), etwa wie Zundſtoff in den Künſtler hineinſchlug. Somit handelt es ſich hier bei dieſem ächt-hiſtoriſchen Werke um gar keine Epoche, ſondern um das, was ſich aus allen Zeiten als hiſtoriſch, das heißt: als Lebensentwicklung, als ſchaubare Sprache der ewig-kreiſenden, ſchaffenden Menſchheit herausſtellt; es iſt das idylliſche Epos der in ewiger Fluth und Ebbe bewegten Menſchheit, ein abſtrakter Okeanos, der in ſich zurückmündet. — Der Schild des Achilles iſt eine Aufgabe, an welche ſich ſeit geraumer Zeit viele ausgezeichnete Künſtler wagten; wie mich dünkt, hat bis jetzt keiner ſie ſo preiswürdig gelöſ't, wie Veit, keiner hat wie er die ſtrenge Idee und ſtrenge Compoſition dem Volke allgemein ſo zugänglich gemacht durch den Zauber der Grazie!

Der Kunſtverein brachte ſeinen Mitgliedern als Jahresſpende das 2te Heft der Compoſitionen und Handzeichnungen aus dem Nachlaſſe von Franz Pforr; es enthält 4 Blätter; das 1ſte, die drei weiblichen Tugenden: Reinheit, Frömmigkeit und Treue (von Merz in München äußerſt ſorgfältig radirt) bildet ein ſinniges, phantaſiereiches Gegenſtück zu Nr. 6 des im Jahre 1832 erſchienenen 1ſten Heftes; das 2te weiſt gleichfalls eine allegoriſche Compoſition: die Freundſchaft, mit der Feder auf Stein gezeichnet von Kramp in Offenbach, es iſt in Bezug auf die Erfindung wie auf die Steinzeichnung offenbar das ſchwächſte und unbedeutendſte. Nr. 3, der heilige Sebaſtian (unter der Leitung Schäffer's geſtochen von Müller in Frankfurt), eine herrliche, edle Compoſition, voll Ruhe und Würde; der Stich verdient wegen Fleißes und Sorgfalt großes Lob. Nr. 4 (die Bauernhochzeit aus Göthe's Götz, geſtochen von dem genialen E. Schäffer in Frankfurt) ſchließt ſich würdig an die herrlichen drei Blätter des 1ſten Heftes, welche gleichfalls Scenen aus Götz enthalten.

Von neu aufgeſtellten Gemälden ſah man im Laufe des Jänners auf dem Kunſtverein eine Winterlandſchaft von Haanen, an welcher manche hübſche Einzelnheit den Mangel der poetiſchen Auffaſſung und des richtigen Taktes in der Wahl des Vorwurfs, — wenigſtens bei'm erſten Anblick — verdeckt. Es gibt manches Wirkliche in der Natur, was der Künſtler im Bilde nicht als möglich ſtatuiren darf, ſo wie es im Leben manches Wahre gibt, was der Dichter als poetiſch unwahrſcheinlich verwerfen muß, oder was wenigſtens nicht eben einer künſtleriſchen Darſtellung werth iſt, ſonſt wäre ja am Ende alles, was erſcheint, Stoff für bildende und redende Kunſt. Für den Landſchaftsmaler hauptſächlich iſt das blos Momentane eine höchſt gefährliche Klippe; wenn darin nicht ein entſchiedener Charakter des Bleibenden angedeutet iſt, wie z. B. durch eine Leidenſchaft der Natur (wenn ich mich des Gleichniſſes bedienen darf), ſo gehört der Stoff nicht auf die Leinwand. Bückeburgiſches Erntefeſt. Genrebild von Tiſchbein aus Bückeburg. — Was iſt nun an dieſem Bild eigentlich Bückeburgiſch? Wenn es die Ledernheit und Bedeutungsloſigkeit iſt, ſo mag ſich der Fürſtlich Schauenburg-Lippe'ſche Nationalcharakter für dieſe Verewigung bei dem Maler beſonders bedanken. Man möchte bei ſolchen und ähnlichen Bildern immer fragen: Mein Gott, was iſt denn damit bewieſen? Und bewieſen muß denn doch durch die Kunſt etwas werden (— freilich nicht algebraiſch —) ſonſt wäre ſie ja gar nicht nöthig. Aber das Unglück liegt darin begründet, daß man immer von einer Oppoſition der Hiſtorien- und Genremalerei u. ſ. w. faſelt. Es gibt nur Eine Malerei, wie es nur Eine Menſchheit gibt; ob nun die Individuen ſich ſo oder ſo ausſprechen, das iſt freilich eine andre Sache; aber ausſprechen müſſen ſie ſich, d. h. leben. Der Gemüthlichkeitsbrei hilft zu nichts, als zum Erſticken. — Vier Portraits von Grund (in Carlsruhe). Das eine davon, das des Großherzogs von Baden, erkannte ich gleich; über die Aehnlichkeit der übrigen (von denen zwei „genremäßig" aufgefaßt ſind) kann ich kein Urtheil abgeben. Die Behandlung von allen iſt zu galant und modiſch, als daß ich mich auf eine Zergliederung einzulaſſen Luſt hätte. Indeß eben deßhalb werden ſie ihr Publikum finden. — Anſicht von Palermo, von Bamberger aus Würzburg. Eine verdienſtvolle Veduta, nur etwas zu ſehr in Panoramen-Manier behandelt. — Portrait von Brentano. Hübſch.

Buntes.

Canova's Lehrjahre. Canova machte den Anfang ſeiner Studien in Rom, als Kupferſtecher, in dem Hauſe Volpatti's. Da er von Natur ziemlich ſchüchtern und linkiſch war, ſo fühlte er am erſten Tag ſeiner Ankunft, als er bei ſeinem künftigen Lehrmeiſter eingeführt werden ſollte, keine geringe Befangenheit und Furcht, die durch Volpatti's Betragen keineswegs vermindert wurde. „Warte ein wenig,“ ſprach der letztere, als Canova in das Zimmer trat, in welchem er gerade an der Arbeit ſaß, „ich werde gleich mit dir ſprechen.“ Canova vertrieb ſich denn einſtweilen die Zeit damit, daß er die verſchiedenen artiſtiſchen Gegenſtände, welche das Zimmer ſchmückten oder intereſſant machten, und — den intereſſanteſten von allen, ein junges Mädchen betrachtete, welches (um mich des gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen), dem Künſtler ſaß; — eigentlich ſaß ſie nicht, ſondern ſie ſtand, und zwar einen Fuß wie zum Vorſchreiten gehoben und das Köpfchen halb ſeitwärts gewendet. Die Maske und der Stab, den ſie in der Hand hielt, bezeichnete ſie als Thalia, und in ihrem klaren, heiteren Geſichte lag etwas ſo fröhliches, ihre Geſtalt hatte etwas ſo kindlich-anmuthiges, daß ſie ganz eigens dazu geſchaffen ſchien, die Muſe des Luſtſpiels vorzuſtellen.

Eine Stunde lang ſtand ſie in unveränderter Stellung, muthwillig (doch ohne ſich es merken zu laſſen) den ſchüchternen Lehrling beobachtend. In ihrem ganzen glücklichen Leben war ſie vielleicht noch nie ſo lange ruhig geweſen, und gar erſt — geſtanden; möglich, daß es jetzt aus dem geheimen Wunſche geſchah, eben durch ihre ſteinerne Ruhe die Verlegenheit des jungen Menſchen zu verlängern. Endlich war ihre Geduld denn doch ermüdet; ſie warf plötzlich Stab und Maske hin, fiel zum Erſtaunen des Jünglings dem alten Künſtler um den Hals und rief: „Laß es für heute genug ſein, lieber Vater; ich bin müde, die Thalia zu machen, und wenn du durchaus im Zeichnen fortfahren mußt, ſo kannſt du mich meinethalben als eine ſchlafende Nymphe abconterfeien.“ — Volpatti warf ſeinen Pinſel hin und meinte: „Bah! du biſt ein närriſches Mädchen; doch geh' in Gottes Namen, wenn du wirklich müde biſt, dich auszuruhen; doch warte, ich will erſt das Haar fertig haben, ehe du es veränderſt. Rufe mir Raphael.“ Das Mädchen öffnete eine Thüre, durch welche man ein halbes Dutzend junger Leute an ihren Staffeleien beſchäftigt ſah, und rief: „Raphael Morghen!“ Das verlangte Individuum trat herein, hatte aber nichts Beſonderes in ſeinem ganzen Aeußeren, wenn nicht einen gewiſſen ſchelmiſchen Ausdruck in den Blicken, der vielleicht aus denen der Tochter ſeines Meiſters in die ſeinigen übergegangen war. Er begab ſich an das Gemälde und fuhr fort, an dem goldigen Haare der Muſe zu malen, während Volpatti ſich nach dem jungen Fremdlinge umwendete, als wenn er ihn erſt jetzt gewahr würde, und anfing, ihn über ſeine Lehrſtudien auszufragen. Volpatti bemerkte bald ſein Talent, und nahm ihn, ſeine künftige Auszeichnung ahnend, in ſein Haus auf, wo er vollkommen gemächlich und auf freundſchaftlichem Fuße zuſammen mit Raphael lebte, der ſeine Lehrzeit noch nicht lange angetreten hatte. Allein dieſe beiden Jünglinge glichen ſich einander nicht in den geringſten Stücken; denn Raphael, den die Natur mit der Anmuth und Zierlichkeit eines Adonis ausgeſtattet hatte, und der dies auch wußte, war eben ſo ungezwungen und angenehm in ſeinen Manieren, als Canova ſchüchtern und linkiſch war. Nur ſein Lehrmeiſter wußte Canova von Tag zu Tag richtiger zu würdigen, und oft, wenn er ein halb unterdrücktes ſpöttiſches Lächeln auf den Geſichtern ſeiner Kameraden erblickte. war es Volpatti, der einen unerwartet ſchönen und kräftigen Strich in der Arbeit des Lehrlings andeutete, und ihm ermuthigend bemerkte: „Achte nicht auf ſie; dies wird beſtehen, wenn ſie vergeſſen ſind.“ Volpatti ſchenkte überhaupt ſeinen Lehrlingen wenige Aufmerkſamkeit; höchſtens widmete er ihnen zwei bis drei Stunden des Tages; Canova und Raphael waren jedoch ſeine vorzüglichen Günſtlinge, und beſtändig um ihn. Es wurde ihnen überdies der ſeltene Vorzug gegönnt, gelegentlich das ſchöne Geſicht Domenica's abzuconterfeien; und Raphael geſtand eines Tages, daß ihn das allein vermöge, ſo viele Zeit an ſeine Studien zu verwenden. Es war den beiden Jünglingen nicht möglich, ſo beſtändig in der Geſellſchaft des anmuthigen Mädchens zu leben, ohne tiefere Gefühle gegen ſie zu faſſen, als bloße Bewunderung; ſie wurden Nebenbuhler, Nebenbuhler in der Liebe wie um den Lorbeer der Kunſt. Raphael flüſterte dem Mädchen oft zärtliche Worte in's Ohr, während Canova in ſeinem ſtolzeren Selbſtbewußtſein ſich an den Vater wendete. Volpatti ſelbſt war unentſchieden; er liebte Canova wegen ſeiner anſpruchsloſen Beſcheidenheit, fühlte aber zugleich, daß Raphael Morghen geeigneter war, des Mädchens Herz zu gewinnen. „Ihr habt beide gleiche Anſprüche an das Herz meines Kindes,“ ſprach er endlich. „Ich mache euch den Vorſchlag eines Künſtlerwettſtreites; jeder von euch beiden möge ein Gemälde verfertigen, wozu euch Domenica ſitzen ſoll; und wer von euch ſeine Aufgabe am glücklichſten löſen wird, erhält meine Erlaubniß, um ihre Liebe offen zu werben.“ Die Freier ſchienen mit dieſem Ausſpruche zufrieden; Canova mochte vielleicht ein beſcheidenes Zutrauen auf ſeine eigene Kraft hegen, und Raphael hatte ſeine eigenen Gründe, ſeiner Sache ziemlich gewiß zu ſein. Domenica ſelbſt wählte ſich ihre eigene Rolle. Sie wollte als Eriſichthions junge Tochter gemalt ſein, die, um ihren Vater in ſeiner Armuth zu tröſten, verſchiedene Geſtalten annahm, damit er ſie aber- und abermals verkaufen könne. Man kennt die Sage. Sie wurde zuerſt als eine junge Sclavin verkauft, und das Geld war nicht ſobald bezahlt, als ſie die Geſtalt einer weißen Taube annahm und davon flog. Es lag in dieſer Bedingung eine Schelmerei, die ſowohl zu ihrem Character paßte, und der Contraſt des muthwilligen Ausdrucks ihres Geſichtes, mit der Zufriedenheit Eriſichtions und der ſichtlichen Beſorgniſſe des Käufers, bot den Vorwurf eines ſchönen Tableau's. Voll ſeiner ſüßen Hoffnungen, hatte Raphael allen Anſchein für ſich, zu gewinnen; allein gegen Canova war das Mädchen nicht ſo herablaſſend; ſie wußte nicht, welche Form ſie wählen ſollte; ſie wollte es überlegen —; dann änderte ſie ihre Geſinnung; heute wollte ſie die Proſerpina und morgen die Hebe vorſtellen, und als ihr Vater endlich in ſie drang, ehrlich gegen ihre Freier zu handeln und jedem gleiche Zeit zu ſchenken, veränderte ſie alle Augenblicke den Ausdruck ihres Geſichtes, — bald zornig, bald bekümmert ausſehend, — bald ihre Augen wie im Schlafe ſchließend, — bald ſchmollend, — daß endlich Canova verzweifelnd ſeinen Pinſel hinwarf und erklärte, es ſei ihm unmöglich, ihr Proteus-artiges Geſicht bei Tage zu malen. „So verſuche es bei Nacht,“ flüſterte ihm die Hoffnung zu; und Canova verfolgte dieſe Idee. So wie es dunkel geworden war, ſchloß er ſich ein, und indem er [illegible] ſein Gedächtniß jeden Zug des himmliſchen Antlitzes zurück[illegible] das er ſo lange und ſo oft betrachtet hatte, malte und malte er, ſich nie ſelbſt genügend, jedoch mit jedem Striche dem Original näher kommend. Die ganze Zeit über lachte Domenica bei ſich ſelbſt darüber, daß ihr ihre Liſt ſo gut gelungen ſei, und Volpatti, der unſerm Canova heimlich ſehr gut war, ſprach: „Nun, Antonio, nur nicht den Kopf verloren! du mußt dich an einen friſchen Verſuch wagen.“ (Schluß folgt.)

⁂ Talleyrand beſchäftigt ſich jetzt lebhaft mit dem Ordnen ſeiner Memoiren, an denen er bereits ſeit längerer Zeit arbeitet; er beabſichtigt, die Herausgabe derſelben, der aller ſeiner politiſchen Diskurſe vorangehen zu laſſen. Sein Zweck iſt, in dieſen Blättern darzuthun, daß er in keiner von allen jenen Epochen der contradictoriſchen Prinzipe, welche er durchwanderte, mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerieth. Eine Aufgabe, welche allen Scharfſinn und die ganze dialektiſche Kraft dieſes alten Staatsmanns erfordert.

⁂ Zwei der ſchönſten Blätter, welche die engliſche Kupferſtecherkunſt der neueſten Zeit hervorbrachte, ſind ſo eben bei Moon (Threadneedle-ſtreet) erſchienen; das eine (in Strichmanier, von Le Keux) iſt die Anſicht Venedigs nach Prout's herrlichem, faſt möchte man ſagen: feenhaftem Bilde, äußerſt glücklich wiedergegeben, hauptſächlich was die Beleuchtung und beſonders was die magiſche Transparenz am berühmten Canale della Giudecca betrifft; — das andre (Mezzotinto) iſt nach Martin's „Kreuzigung,“ einem der kräftigſten und effektreichſten Gemälde dieſes im Effekt gewandteſten aller modernen britiſchen Maler. — Thom, der durch ſeine Skulpturen: Thom O'Shanter und Souter-Johnny ſo große Celebrität gewann, eröffnete jüngſthin in der Old-Bond-ſtreet eine neue Ausſtellung, in welcher hauptſächlich eine Skulptur: Old mortality und ſein Pony (nach Scott's „Erzählungen meines Wirthes,“ 1ſte Serie) durch eine ausgezeichnet ſchöne Behandlung der Hauptfigur (der Pony iſt minder gelungen) die allgemeine Aufmerkſamkeit feſſelt.

⁂ Von dem ſehr intereſſanten, aber für's größere Publikum etwas zu voluminöſen Werke: Rahel, erſchien kürzlich ein Auszug (durch L. Funk, Bamberg, Dreſch.) Ein freundliches Toilettengeſchenk für gebildete Frauen, denen nicht ſo viel Muße bleibt, ſich durch das größere Originalwerk durchzuarbeiten!

⁂ Der Hennebergiſche alterthumsforſchende Verein zu Meiningen beabſichtigt die Herausgabe eines koſtbaren Werkes mit Kupfertafeln über zwei (den Kunſtfreunden bis jetzt unbekannt gebliebene) Arbeiten Peter Viſchers in der Stiftskirche zu Römhild.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 51. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 28. Februar.

Glück des Verlaſſenſeins.

Von

Juſtinus Kerner.

Wohl iſt es ſchön, zu ſtehen
In trauter Freunde Reih'n,
Doch ſchöner iſt's, zu gehen
In weiter Welt allein.

Menſch! biſt du ganz verlaſſen,
Klag' keinen Augenblick!
Da kannſt du erſt dich faſſen,
Und geh'n in Gott zurück.

Es täuſcht die Welt, die trübe,
Dir nimmer Aug' und Ohr;
Die innre Welt der Liebe
Eröffnet dir ihr Thor.

In ihr lebſt du verſunken
In Gottes Angeſicht,
Die Andern, erdetrunken,
Gewahren deiner nicht.

Ja! möchten ſie dich laſſen
In deinem Innern ſtumm
Verlaſſen, ganz verlaſſen,
Bis deine Zeit iſt um.

In Tiefen unberühret
Wächſt einſam das Metall;
Wo's nachtet und gefrieret,
Sich bildet der Kriſtall.

Des Königes Roſenhag.

Romantiſche Bilder aus Öſterreich's Geſchichte

von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Fernab wälzen ſich die Staubwirbel, die Roſſe, die Rotten, Mann für Mann um jede Scholle Erdreichs ſich in den Bärten liegend, von weitem anzuſchauen wie eines Drachen rieſiger Schweif, der, bald enger zuſammen geſchuppt, bald weit aus einander geringelt, in mächtigen Zuckungen auf dem Felde ſich hinſchleift. Fernab davon, von fünf Leichen bedeckt, von manchem Streich getroffen, liegt Herr Hector von Trautmannsdorf. Er kann den Himmel über ſich nicht mehr ſchauen, doch ſchlägt ihm das Herz noch, und, wie er dies fühlt, hält er's unter dem Leichenhügel nicht länger aus. „Luft, Luft!“ ſtöhnt er, „ha, ich hör' es noch brauſen und ſchallen; das Werk iſt noch nicht abgethan, und ich liege hier, wie? und *lebe* noch? — O Herr, Herr Gott, haſt du mir's denn beſtimmt, daß ich bis in ein Greiſenalter dies Leid in mir tragen und nähren ſoll, nähren vom Mark meiner Seele? Hier unter'm Leichenhügel ſende ich mein Gebet zu dir empor. Höre mich, höre mich! Nimm *mich*, den Leidvollſten, mich, der ja keine Hoffnung, der nichts, als dieſe Treue hat, die treulos gegen mein eignes Leben wüthet, nimm *mich* als Sühnopfer für die Andern meines Geſchlechtes, nimm den Dorn vom Roſenhag, *ſtatt* des Roſenhages.“ —

Immer näher wälzte ſich jetzt an den Leichenhügel erneuertes Schlachtgebraus. — „Noch einer? und wieder einer? dort der Vierte, der Fünfte, der Sechſte?! Zwölf Baierfürſten für einen? Nun denn, ein Öſtreicher gegen alle zwölf! Herbei, herbei! ihr ſollt den Ritter, den ächten König in mir finden, Schatten von Königen!" — „Glück auf, Öſtreich, immer zu, mein König Friedrich!" klang des edlen Marſchalks, des Pillichsdorf's, Stimme dazwiſchen; Herr Hector vernahm ſie recht gut unter ſeiner Leichenlaſt, und hörte auch, wie der tapfere Wurmbrand jetzt ausrief: „Fröhlich und friſch daran, mein theurer Herr, das iſt heute unſer Tanz, und wir drei Männer nehmen's gegen die Dutzend-Helden wohl auch noch auf!" —

Herr Hector hatte den Worten gelauſcht; jetzt konnte er's nicht länger ertragen, er raffte die letzte Kraft zuſammen und arbeitete ſich aus ſeinem Hügel empor. „Und keines Trautmannsdorfers Stimme hört' ich dabei?" ſprach er, als er wieder friſche Luft athmete; „der König in Noth? und ich nicht bei ihm? auf, auf! vielleicht thu' ich doch ſolcher Weiſe endlich meinen letzten Gang!"

Als er ſich erhoben, und das Haupt wieder frei empor ſtreckte in Gottes Luft, und das Blut ſich aus den Locken ſchüttelte, that er einen Blick auf die guten Geſellen, unter denen er ſchier eine Viertelſtunde lang bewußtlos gelegen hatte. — Und das waren die Trautmannsdorfer! Die hatten ſich um ihn im eiſernen Ringe geſchaart, als der Feinde Übermacht ihn umzingelt, und hatten ihn bedeckt mit den treuen Herzen. Ihm vergingen die Sinne, wie er auf den Trümmern ſeines Geſchlechtes ſtand. Zunächſt über ihm hatte der mit dem Silberbart gelegen, der treue Ahnherr Albrecht Stuchs, und neben dem, vier Andre, und um die fünf, im engen Kreiſe, die Übrigen; Schilde der Treue lagen ſie ritterlich da auf den ehrenhaften Schilden, und die Röslein, ſonſt halb weiß, halb roth, glänzten jetzt völlig im Purpur.

„Herr, dein Wille geſchehe!" ſprach Hector leiſe, und eilte dann, ſo gut es die Wunden ihm verſtatteten mitten in den Kampf hinein, der um den König, den Wurmbrand und den Marſchalk entbrannte.

Juſt erlag auch der Zwölfte, den Ludwig in königlichen Abzeichen dem Feinde entgegen geſtellt hatte. „Nun hoff' ich," rief der Wurmbrand, dem der Schweiß von der Stirne rann, „es wachſen heut' keine Könige mehr aus dieſem Wieſengrund." — Kaum hatte er das Wort geſprochen, ſo ſchwoll es rings um die vier Männer höher und dichter heran; auf dieſem einem Punkt verknäulte ſich wie durch einen Zauberſchlag der tauſendfältige Einzelkampf. „Ha, ſie merken den Preis," rief Friedrich, „beim lebendigen Gott, wohlfeil ſollen ſie ihn nicht erhalten. Es müſſen ihrer wohl ſchon an die vier oder fünf Tauſend ſtumm und kalt daliegen, hier aber ſind noch vier Männer, die nie den Rücken gewandt. Wohlauf, meine Freunde, jetzt gilt's Ehre oder Tod!"

Hector hatte keinen Schild mehr, ſeinen König zu decken; da warf er ſich ſelber vor ihn, und hielt aus. Und, wie arg die Vier auch gedrängt wurden, ſie ließen nicht ab, ſie hielten zuſammen, als wären ſie mit Ketten aneinander geſchloſſen. Da kamen die mit den breiten Schultern und kernhaften Fäuſten, die rund-beſchornen Bäcker von München, die heute ſchon einmal das Beſte gethan, — ſie hatten ihren Fürſten heraus geholt, aus der Todesnoth; die waren jetzt auch nicht faul und ſchoben und ſtießen mit Stangen und Spießen, als ſchürten ſie das Feuer im Ofen, — und bei ihrem Schutzpatron, ſie machten den vier Männern am Abend noch heiß. Herr Gott! da ſtechen ſie dem Wurmbrand ſein Roß zuſammen; es bäumt ſich, es ſtrampft, es krampft, es fällt; den Reiter begräbt's. Doch den Wurmbrand kümmert's noch nicht. Unter'm Gaul hervor ſchlägt er wie raſend, und ob das rothe Blut ihm ſchießt, und wie ihn die Münchner zerkerben, er läßt nicht ab; jetzt rafft er ſich empor, iſt frei, wirft nieder, bricht durch, erſieht ſich zwei Reiter in weiß und blau, ſchleudert ſie aus den Sätteln, gewinnt die Roſſe, ſchwingt ſich auf's eine und bringt das andere dem Trautmannsdorfer. — „Gott ſei Dank," ſtöhnt Friedrich in Schweiß und Haſt, — „Hülfe in der Noth! jetzt noch die letzte Kraft angewandt, daß wir die dünnen Reihen zerſprengen, dann auf den Himmelberg zu, zum Hohlweg hinein, — und wir werden doch noch Meiſter!" —

(Schluß folgt.)

Aus Berlin.

(1835.)

(Fortſetzung.)

Aber nicht allein dem edlen Stande des Kriegers und den hohen Staatsdienſten beſtimmt dieſe die alten Götter der Erde; es gibt Gemüther unter jenen, die ſo tief gefallen ſind, daß ſie gewöhnliche Gewerbe treiben. Wir haben Grafen, die Zuckerſieder, Barone, die Gaſtwirthe, edle Herrn, die Uhrmacher und Schuhmacher ſind, ja neulich ſtarb ein Freiherr, der Thürſteher des Charitékrankenhauſes war.

Allein trotz dieſer ſcheinbaren Niederlagen hat der Adel den würdigen Geiſt behalten, welcher ſo ſehr ſeine Vorfahren auszeichnete, die mit ſo vieler Hingebung dem Staate und ihren Mitbürgern dienten. Er hat es nicht vergeſſen, daß Friedrich der Große ihn die Stütze dieſes Staates nannte und ihn allein würdig hielt, Offizierſtellen zu bekleiden; daher hat man nach dem Ausſpruche des größten Helden ſeines Jahrhunderts mit vollem Rechte wenigſtens noch jetzt dieſe Stellen den hoffnungs- und geiſtvollen Junkern bewahrt, die in den Kriegsjahren leider nöthig gewordenen Ernennungen ſo mancher Unberufenen, wie es ſich thun ließ, zu beſeitigen geruht, und die Stelle in unſerm Landrecht erhalten, daß, wenn unter zwei Bewerbern um ein Amt ein Adliger ſich befindet, dieſer den Vorzug haben ſoll. In neueſter Zeit hat man auf vielfache Weiſe, beſonders durch Majoratsſtiftungen, ſchnelle Emporhebung einzelner reicher Perſonen von altem Adel, und Unterſtützungen, wo es Noth that, dies ehrwürdige und ſegensvolle Inſtitut zu erhalten und zu verjüngen geſucht, welches nur Kurzſichtige als eine Reliquie des Mittelalters betrachten können, und wir dürfen uns ſchmeicheln, daß, wenn andere Länder auch einen reicheren, auf materiellen Beſitz ſtolzen und durch wichtige Privilegien bevorzugten Adel beſitzen, der unſere, was Würde, angeſtammtes Selbſtgefühl und edle Hoheit betrifft, keinem der ganzen Welt nachſteht.

Erhaben und bewundrungswerth iſt der größte Theil unſeres Klerus, der durch unabläßige Bemühungen die echte Frömmigkeit und Heiligkeit wieder erhalten hat, welche frühere Jahrhunderte ſo ſehr auszeichnen. Von den glücklichen Kriegesjahren an hat ſich dieſer Geiſt herrlich über Norddeutſchland ausgebreitet.

Der freche kirchliche Rationalismus, welcher ſich aus der ſogenannten Vernunftphiloſophie entwickelt hatte, und in Deutſchland aus den Irrlehren Kant's und anderer Jugendverfuhrer entſprungen war, iſt dadurch glücklich in den Hintergrund getreten und hat einem ächteren Glauben Platz gemacht, der vor den Hirngeſpinnſten der Vernunft zurückſchaudert, vor dem thörichten Denken und Grübeln, aus welchem alle die zahlloſen Übel entſprungen ſind, welche die neue und neueſte Zeit zerfleiſchen. Das Gefühl iſt ihnen die einzige wahrhafte Leiterin, das Herz der geheimnißvolle Tempel der Gottheit, und mit feurigem Eifer fallen ſie auf die gottloſen Söhne der Edomiter, welche die ewige Bundeslade ſprengen und den erhabenen, verborgenen Schatz dem Pöbel hinwerfen wollen. — Nur in Halle ſtreitet noch ein entſchloßnes Häuflein unter den alten, finſtern Fahnen; Wegſcheider und Geſenius ſind die Fuhrer dieſer verwegenen Geſellen, die mit dem Trotz d.: Verzweiflung ihre untergehende Herrſchaft vertheidigen und ſich auf das irregeleitete Sachſen, auf Ammon und Conſorten ſtützen, während ihnen aus dem Weſten von Zeit zu Zeit vom Herrn Kirchenrath Paulus Troſt und Hoffnungsſtrahlen zukommen. Dagegen hat ſich aber in Halle die Parthei der Frommen und Gläubigen des Schutzes und der Hülfe des beruhmten Tholuk zu erfreuen, der gleichſam als Mark- und Grenzgraf die heilige Fahne des Glaubens gegen die Heiden ſchwingt. Da ſteht er ein Fels im Meere der Anbetungswürdigen, verachtet das Drauen der unbeſchnittenen Philiſter, verachtet die Pereats roher Heiden, Studenten genannt; das Gebrüll der Feinde des Herrn dunkt ihm Säuſeln des Abendwindes, und lieblich, wie das Flüſtern der Feigen- und Ölbäume am Bache Kidron, wenn ein Engel des Ewigen ſeine Fittige daruber ausſtreckt, ſchallet ihm das wilde Jubeln und Schreien und das Klingen ſeiner zerſchmetterten Fenſter. Er duldet und leidet freudig fur den Herrn, und beſtellt ruhig den Glaſermeiſter.

Solche Seelengroße kann nur der Gläubige beſitzen und auch hier in Berlin haben wir die lieblichſten Beiſpiele der Opferung für das Ewige. — Es wurde gewiß fur Viele intereſſant ſein, wollte man ein wenig ausführlich beleuchten, wie es nach und nach möglich wurde, den argen Geiſt zu bannen, der die meiſten dieſer ſogenannten Prediger beſeelte. — Wo ſind ſie hin, dieſe üblen Diener des Herrn, die voll Gottloſigkeit jeden ſchönen Tag benutzten, um im weltlichen Kleide vor die Thore zu eilen, und wie das träge nichtsnutzige Volk unter Luſt und Scherzen, wo nicht gar unter Singen und tollem Jubeln, in Feldern und Wäldern umherzulaufen? Wo ſind ſie hin, die ſchlechten Hirten, die ſich unter die Heerde miſchten, und es nicht verſchmahten, deren gottloſe Spiele und Freuden zu theilen, die in öffentlichen Gärten, Reſourcen und Geſellſchaften ihr Pfeifchen rauchten, ihr Bier tranken und Kegel und Billard ſpielten, wie die ſchlimmſten Kinder Sodoms? Wo ſind ſie hin, die luſtigen Grauköpfe mit den dicken runden Geſichtern und den freundlichen, lachenden Augen, die kein munteres Feſt ausſchlugen, Schauſpiele und Oper und die Verführungen der ſundigen Welt mit Entzücken heimſuchten und, o Schmach der Auserwählten! ſelbſt Bälle, Tanz- und Singthee's nicht verfehlten? Der Geiſt der wiedergebärenden Erlöſung, der durch eine leidensvolle Zeit kam, hat endlich jene räudigen Schafe vertilgt. Die Alten ſind, dem Himmel ſei Dank, durch den Todesengel zur Rechtfertigung und zur ewigen Verdammniß abgeholt worden, und Neue werden vermieden, denn was iſt gerechter, als: Candidaten mit ſolchen ſogenannten rationalen Geſinnungen, ſolche ſichere Teufelsbraten, durchs Examen fallen zu laſſen?

Man muß es wiſſen und kennen, um es zu glauben, wie ſehr verbreitet dieſer fromme und erhabene Geiſt iſt, der in Stadten und unter'm Landvolk ſeine bis zur Schwärmerei entflammten Bekenner zählt und ganz vorzüglich in Schleſien und Pommern mächtig wirkt, der aber auch an allen übrigen Orten zahlreiche und hohe Verehrer zählt. Wie ſchön gibt ſich dieſer Geiſt durch tauſend Zeichen, wie z. B. durch die Zeitungsanzeigen kund, deren frommer, begeiſternder Ton die echte Ergebung und Freudigkeit der Seelen verkundet. Wie wunderbar iſt die Ruhrung, die uns ergreift, wenn wir leſen: „Den Einband des hoffnungsvollen Buches, Auguſt Meder, haben wir geſtern dem Schooß der Mutter ubergeben; der Inhalt jedoch wird, durchgeſehn und verbeſſert vom großen Autor, in ewigem Lichte neu herausgegeben werden.“ Was ſagen Sie zu dieſer geiſtvollen Nachahmung der Grabſchrift Franklin's? Oder: „Geſtern widerfuhr meiner geliebten Frau das unausſprechliche Glück, nach harten und langen Kampfen im drei und zwanzigſten Jahre nun im Herrn zu entſchlafen;“ oder auch: „Der Herr hat uns gewürdigt, unſern einzigen Sohn geſtern verſcheiden zu ſehen“ u. ſ. w. Gütiger Gott! liegt darin nicht der Geiſt Abrahams und der größten Beiſpiele des alten Teſtaments?! Sollen wir noch nicht ſagen, daß wir im Morgenrothe der Wiedergeburt leben? Und ſolche Anzeigen finden ſich faſt täglich, und ſo ſehr iſt man damit bekannt, daß man ohne Weiteres und ohne Täuſchung ſie für Produkte des außerordentlichen göttlichen Geiſtes der frommen Diener des Herrn erkennt, deren Namen und Stand nicht darunter zu ſtehen brauchte, um ſie zu erkennen. —

Wie ehrfurchteinflößend iſt nicht ſchon ihre äußere Erſcheinung! Die kranken, hageren Geſtalten, die blaſſen Geſichter, die ſchwarzen herabhangenden Haare, die tiefliegenden Augen, in denen ein verborgenes Feuer glüht, das wie die Flammen des heiligen Tempels hervorſpringt, wenn der Geiſt des Herrn uber ſie kömmt! Man glaubt, begeiſterte Seher des Morgenlandes zu erblicken, Fakire von den Ufern des Ganges, oder die Männer des Glaubens aus Schottland, die hohen Prieſter der Puritaner.

Die, welche die einfache Gefühlsreligion vor Augen haben, alle Philoſophie verwerfen, den Kopf verbannen und nur an das Herz appelliren, die den geoffenbarten Glauben, wie er iſt, anerkannt wiſſen wollen nach den Worten der heiligen Schrift, ohne Grübeln und Deuteln ſprechen, mild und belehrend, reden viel vom Tode, von der göttlichen Allmacht und Gnade, von der Auferſtehung und der Gleichheit, d. h. in jenem Leben, und ſind ſo liebe, zartfühlende Leute, daß ſie ſchon nach den erſten Sätzen die Augen trocknen müſſen, dann mit zitternder, bewegter Stimme fahren ſie fort, malen die Seligkeiten aus, ermahnen, ſeufzen, und weinen endlich ſo allerliebſt und wahrhaft rührend mit ihrer Gemeinde, daß kein Trauerſpiel jemals ſo viel Thränen ſah. — Solcher ſogenannten Orthodoxen haben wir viele, während aus ihnen heraus ſich die Pietiſten und aus dieſen die Myſtiker ſich gebildet haben, deren Treiben neuerdings zu einigen Kabinetsbefehlen Anlaß gegeben hat, welche ſie als Sektirer behandeln, ihre Conventikeln zu ſchließen gebietet, die Aufhebung aller ſolchen Geſellſchaften verordnet und die Widerſpenſtigen zu ſtrafen befiehlt, jedoch als eine verſöhnende Maßregel wurde nachträglich bemerkt, daß diejenigen Verſammlungen erlaubt bleiben ſollten, wo man erwarten könne, daß der in ihnen herrſchende Geiſt keinen Schaden ſtifte, und hierdurch haben ſich die Conventikel bis jetzt uns glücklich erhalten. Dieſe Pietiſten und Myſtiker ſind die ſchwärmeriſch Gläubigen, die den Bibeltext nicht nehmen, wie er iſt, ſondern in ihren Sinn übertragen, mit glühender Beredſamkeit Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Seligkeit und Verderben ausmalen, es darſtellen mit den Farben und Bildern dieſer Welt, und einem furchtbaren, ewigen Jenſeits. —

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

Canova's Lehrjahre. (Schluß.) An dem beſtimmten Tage wurden die Gemälde dem Urtheile des Publikums ausgeſtellt. Sie hingen beide neben einander, und beide waren mit einem Vorhange bedeckt, bis ſich die Kenner Roms verſammelt hatten. Endlich war der Saal voll; Canova, Volpatti und Raphael ſtanden zuſammen in der Grotte, — der letztere mit der Miene der Zufriedenheit in ſeinem Geſichte, Canova im Zuſtande nerven-erſchütternder Aengſtlichkeit, welchen der bloße Ehrgeiz nie in ihm hervorgebracht hatte. Der Vorhang wurde aufgezogen. Auf einer Seite erſchien die Tochter Eriſichthons, prachtvoll gekleidet, die Blicke ſchelmiſch geſenkt, die Hand dem Käufer reichend, ſich gleichſam ſchon im Voraus auf ihre vorhabende Flucht freuend. Auf der andern Seite Domenica in einem einfachen weißen Kleide, mit einem Blumenkranze in der Hand. Ihre Blicke waren hier ebenfalls auf den Boden geheftet, allein mit einem Ausdrucke von Beſcheidenheit, welcher alle Zuſchauer entzückte. Volpatti drückte Canova's Hand mit Wärme und ſagte ihm: „Du haſt ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, du allein." — Die Verſammlung ſtimmte dem Urtheile des Vaters bei, und ein alter Künſtler entſchied die Frage vollends durch die Worte: „Morghen malte Volpatti's Tochter als eine Sclavin, Canova als Göttin!" — Hand in Hand gingen ſie nach Hauſe; allein als Volpatti dort Canova ſeiner Tochter zuführte, und ſie bat, ihn als ihren künftigen Gemahl anzuſehen, erblaßte das Mädchen und ihre Augen glänzten in Thränen. Sie wurde jedoch allmählig ruhiger und gab ihm von dieſem Moment an kein Zeichen ihrer Abneigung mehr. Sie liebte, ſie verehrte ihren Vater, und da er einmal ſeinen poſitiven Befehl gegeben hatte, war ſie auch entſchloſſen, ihm ſo redlich als möglich zu gehorchen. Nur ein einziges Mal ließ ſie ſich von den Gefühlen eines ſtolzen und verwundeten Herzens hinreißen. Es war am Vorabende ihres Hochzeitsfeſtes; ſie ſaß in einer Veranda hinter ihrem Hauſe; Raphael neigte ſich ſanft über ſie; er hatte um dieſe Zuſammenkunft ſo leidenſchaftlich gebeten, daß ſie ihm ſolche nicht abſchlagen konnte. War ſie nicht die letzte? — „Ja!" zürnte Morghen, „wäre dieſer Anton kein ſolcher Tölpel, es würde mich, wie mich dünkt, vielleicht minder ſchmerzen; allein Sie, Domenica, einem ſolchen Menſchen aufzuopfern, — einer ſolchen Mißgeſtalt!" — „Nein," erwiederte Domenica, „Sie können etwas glimpflicher mit ihm umgehen, und es wird immer noch genug an ihm zu tadeln geben. Mein Vater meint: er ſei geſchickt; ach, ich wünſchte, daß er minder geſchickt wäre und mehr Ihnen gliche, Raphael! Er kann nicht mit mir ſprechen, ohne zu ſtottern; und wenn er mich mit verliebten Augen anſehen will, ja, bei Gott! Raphael, ſahen Sie je eine Katze nach zweitägigem Faſten mit einer Maus äugeln?" — „Allein Sie, Domenica, ſind zu geduldig gegen ihr Schickſal! Warum ſagen Sie ihm nicht rund heraus, daß er ein Lümmel ſei, daß Sie ihn nicht ausſtehen können?" — „Meines Vaters Befehle ſind entſchieden, lieber Morghen, und ich, für die er allein lebt, ach, ich will ihn nicht kränken! Ich will ihm buchſtäblich und treu-redlich gehorchen: nie ſoll Antonio meine Meinung über ihn wiſſen, und wenn ich ſeine Gattin bin, will ich alle meine Kräfte aufbieten, ihm zu gefallen. Ach Gott! — Santa Maria! Wenn er nur nicht gar ſo unmanierlich wäre, wahrhaftig: jener Bäckerburſche beſitzt mehr „Gentilezza," der ſich dort über die niedrige Bruſtmauer herüber lehnt und jeden Abend unſerm Mädchen, der Barbarina, den Hof macht: dort wartet er auf ſie, der arme Schelm, und wenn ſie kommt, ſo heißt es immer: „Küſſe mich, liebes Kind, und du ſollſt drei Kuchen für dein Abendbrod zu dem deines Meiſters haben." Und ungefähr genau ſo ſagt Canova zuweilen zu mir: „Lächle noch einmal, Domenica, und du ſollſt als eine Venus auf die Nachwelt übergehen." — „Man ſagt, daß er früher ein Bauer in Baſſano geweſen ſei, — ich wollte, er wäre es geblieben." — „Das wollte ich auch," antwortete der Bäcker, als er, ſich umdrehend, und auf die Veranda zugehend, ſeinen herunter geſchlagenen Hut abnahm und ihnen das Geſicht Canova's zeigte, — „ich wollte in der That, daß er es geblieben wäre; — dann hätte er ſich den Schmerz erſpart, dieſen bittern Spott von den Lippen einer Perſon zu hören, die ihm theurer war, als das Leben ſelbſt. Und dennoch, Domenica, will ich dir keine Vorwürfe machen; es war gut, daß ich es bei Zeiten hörte. — Seid glücklich mit einander! Reiche mir deine Hand, zum Zeichen, daß ich ohne Groll von dir ſcheide. Seid glücklich," fuhr er fort, Domenica's Hand in die Raphael's legend: „der Kelch iſt jetzt geleert; — lebt wohl!" — „Morghen!" rief das Mädchen hochaufathmend, „hätten Sie Aehnliches thun können?" — Aber das war noch nicht alles. Beſorgt, ſeiner einſt ſo geliebten Domenica die Vorwürfe Volpatti's zu erſparen, verfügte Antonio ſich zu dieſem und nahm allen Tadel ihrer Trennung auf ſich. Er ſagte ihm, daß er ſeinen ganzen Lebensplan geändert habe; daß er ein Bildhauer werden wolle, und daß die Bildhauerei das emſigſte Studium erfordere; daß ihm ein Weib dabei hinderlich ſein würde, deßhalb werde er nie heirathen; nur die Kunſt ſolle ſein Weib, nur ſeine Werke ſollten ſeine Kinder ſein, die ſeinen Namen fortpflanzten. — Volpatti machte ihm lebhafte Gegenvorſtellungen. „Ich durchſchaue deine Gedanken, Antonio," ſprach er, „du glaubſt, daß dich meine Tochter verſchmähe? Noch geſtern erzählteſt du mir, daß du wenig gemacht ſeieſt, den Frauen zu gefallen. Ach, glaube mir, es iſt nur mädchenhafte Schüchternheit von ihr; die Zeit gewinnt ſie dir!" — Die Verſuchung war ſtark, allein Canova gab nicht nach. So ſchieden ſie endlich, mit etwas Aerger auf Volpatti's Seite, denn er liebte den Jüngling mit Recht. Allein nach der Vermählung Domenica's mit Morghen erzählte ihm letzterer den wahren Vorgang der Sache, und Volpatti fühlte ſich glücklich, ſeine frühere Zuneigung gerechtfertigt zu ſehen. Er wußte, daß es zu ſpät ſei, ſeiner Tochter Vorwürfe zu machen, und ſprach deßhalb blos: „Domenica, du ahnſt nicht, welch ein edles Herz du von dir geſtoßen! Wenn du ihn gehört hätteſt, wie er ſich deiner Sache annahm, und mir ſagte: „„Meiſter, wenn Ihr mich liebt, wenn Euch meine Dienſte werth ſind, ſo beweiſ't es mir, indem Ihr den Wunſch meines Herzens erhört; macht Eure Tochter und Morghen glücklich."" Hätteſt du du dies gehört, du hätteſt ihn nicht zurückgeſtoßen!"

⁂ Die Angſt vor Uebervölkerung hat ſich allmählig ſo hoch geſteigert, daß man auf die wunderlichſten Pläne geräth, um für die Lebenden, wenn ſie nun wirklich einmal exiſtiren müſſen, ſo viel Terrain, als möglich zu erſparen; oder man ärgert ſich vielmehr eigentlich darüber, daß wir den Todten, von denen wir doch nichts mehr haben, ſo viel von der Oberfläche unſres Bodens einräumen müſſen, worauf ganz füglich Tivoli's, Vauxhall's oder wenigſtens Viehweiden angelegt werden könnten. Dieſem Uebelſtande mindeſtens für London abzuhelfen, machte Wilſon den Vorſchlag, für dieſe Hauptſtadt ein einziges Grabmal zu errichten, eine Pyramide, von etwa 900 Quadrat-Fuß im Fundament und 1800 Fuß hoch; ſie müßte 94 Stockwerke erhalten und würde, nach Wilſon's Berechnung, 5,167,104 Särge aufnehmen können; da man nun die jährliche Sterblichkeit in London auf 27,000 anſchlägt, ſo würde die Pyramide erſt binnen zwei Jahrhunderten von unten bis oben voll; zum Begräbniß der genannten Zahl von Leichen würden 1000 Morgen Bodens kaum hinreichen, während die Baſis der Pyramide blos 18 Morgen erforderte. Ein Uebelſtand wäre jedoch bei der Errichtung dieſes Rieſenmonuments (das übrigens blos 2,500,000 Pfund Sterling koſten würde!) zu bedenken, daß nämlich die untern Räume derſelben zu Kenotaphien für hohe Perſonen beſtimmt würden, und alſo die armen Schelme dagegen in die Höhe kämen, was doch offenbar einen Umſturz aller ſocialen Verhältniſſe herbeiführen müßte. — Beuererhöhn, herbei, gegen die Chimära!

Nº 52. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 2. März.

Des Königes Roſenhag.

Romantiſche Bilder aus Öſterreich's Geſchichte

von

Eduard Duller.

(Schluß.)

Sie ſetzten die Schenkel und Sporen ein; — die Reih' iſt durchbrochen; — fort, auf und davon im luft'gen Galopp! Ihnen nach wie eine Meute jagt der Feinde ganzer Troß. Jetzt iſt der Hohlweg gewonnen. Rettung und Sieg! bald bei Freunden.

Da ſchießt aus dem Hohlweg, wie ein Gießbach im Mai, zahllos Volk ihnen entgegen, das ſind die des Burggrafen von Nürnberg, ihnen voran einer, der ein Kuhmaul im Wappen trägt. Feinde vorn, hinten der Feinde Schwarm! Vier Männer gegen die Hunderte! Dem ſtolzen Renner, der Friedrich trägt, ſtarren die Beine von Pfeilen. Der Wurmbrand fällt nieder, des König's Roß ſchwankt, er ſelbſt ſinkt, in treuen Armen empfängt, hält, ſchützt ihn Trautmannsdorf. Der Marſchalk will noch Bahn brechen. Umſonſt! den Wurmbrand wollen ſie fangen. Umſonſt! — „Ergebt Euch, gnädiger Herr,“ ruft der mit dem Kuhmaul im Schild. —

Da bricht dem König Hoffnung und Muth. „Gott will's,“ ſpricht er matt, mit beiden Händen das Antlitz verhüllend, „nehmt mich hin!“ — Als der König ſich alſo aufgegeben, warfen auch der Trautmannsdorf und der Marſchalk ihre Schwerter hin, rufend: „Mit Euch in Ehr' und Sieg, mit Euch in Schmach und Tod!“ —

Aber der Wurmbrand ließ noch immer nicht ab, wie ihm die Burggräflichen auch zuſprachen: er ſollte ſich ergeben. Da trat Herr Albrecht Rindsmaul zu ihm, grüßte ihn in hohen Ehren, und ſprach: „Ich kenn' Euch und Ihr ſeid auch allweg's gut zu kennen, denn alſo wehrt ſich kein Anderer, als Herr Heilwig von Wurmbrand; hört auf, denn dies Zeugniß mögen Euch von Freund und Feind mehr als Hunderte geben, daß Ihr am heutigen Tag *genug* gethan.“ — Herr Heilwig von Wurmbrand ließ auf dieſe Rede ſein Schwert ſinken, ſah mit ſtolzem Blick auf Rindsmaul und ſprach, Athem ſchöpfend: „Genug gethan?! Ja wohl! Ich *mein's*!“ —

Die vier Männer ſchritten langſam mit dem Sieger über das Schlachtfeld; Fang-Wieſen hat man es ſeitdem genannt. Sie kamen an der Stelle vorbei, wo die Trautmannsdorfer lagen. Da blieb der König ſtehen und ſah mit ernſten Blicken auf den Leichenhügel. Lange ſprach er kein Wort, Hector murmelte leiſe vor ſich hin: „Schlaft wohl, ihr Ritter von der Roſe! Der Menſch denkt, Gott lenkt! eben ich muß von euch Allen übrig bleiben?! — Und auch du, du mit dem Silberbart, du, dem ich mein Teſtament beſtellte? Ich hätt' mir's nicht gedacht! Schlaft wohl, ſchlaft wohl meine Brüder!“ — Dem König trat eine Thräne in's Auge. „Da liegt nun,“ ſprach er wehmüthig, „mein ganzer Roſenhag! Was bleibt mir noch, wenn mir ſelbſt dieſe Blümlein verwelkten?“ — „Noch ein Röslein, mein König,“ erwiederte Hector ſchmerzlich lächelnd, — „ein Röslein, friſch geröthet von meinem Herzblut, roth wird's bleiben, *ganz* roth, bis an mein Ende.“ —

Sie gingen ſchweigend weiter. Da lagen auf den Fang-Wieſen die ſtolzen Pfauenfedern geknickt ringsum, da lag mancher Mutter Sohn, der die Mutter nicht wieder küßte, mancher Bräutigam, der keine andre Hoffnung, als die auf Gram, zum Vermächtniß hinterließ. —

Als die vier Männer vor Ludwig den Baier geführt wurden, trat dieſer ſeinem Vetter Friedrich freundlich und leutſelig mit den Worten entgegen: „Ich freue mich, Vetter, Euch hier zu ſehen“ — Friedrich erwiederte kein Wort, der Wurmbrand aber ſprach: „Ich nicht!“ dann ſetzte er ſich ſtumm und trotzig auf die Erde, nahm ſeinen Schild und ſchrieb mit dem Blut ſeiner Wunden die Antwort darauf, die er dem Rindsmaul gegeben: „Ich mein's!“ Das ſollte fortan ſein Schildſpruch ſein, und er ward's und blieb's bis auf dieſen Tag. —

Am andern Tage befand ſich Friedrich nach dem Gebote des Siegers auf dem Schloſſe Dornberg, und bei ihm waren der Marſchalk, der Wurmbrand und Herr Hector von Trautmannsdorf. Nicht lange ſtand es an, ſo trat König Ludwig in des gefangnen Feindes Gemach und kündigte ihm an, daß er nach dem Schloſſe Trausnitz in engen Gewahrſam gebracht werden ſollte, die drei Andern möchten auf ihr ritterlich Wort wohl entlaſſen werden.

Da ſank Herr Hector von Trautmannsdorf Ludwig dem Baier zu Füßen und rief: „O ſprecht nicht alſo, und wenn ihr auf Erden und im Himmel auf Etwas hoffet, ſo höret meine Bitte, und laſſet mich mit meinem königlichen Herrn die Haft theilen.“

„Wie?“ ſprach Friedrich, „Hector, das ſoll Euer Ernſt nicht ſein. Achtet Ihr es für ſo gering, Freiheit mit jedem Athemzuge zu trinken? Nein, nein, Ihr dürft mein Loos nicht theilen; ach bitter iſt's, gefangen ſein! Freiheit allein iſt Leben! wollt ihr Euch bei lebendigem Leibe begraben laſſen? Ihr dürft nicht, dürft nicht!“

Darauf Hector: „Sprecht nicht alſo, mein gnädiger Herr! — Ach, Ihr wißt nicht, — — doch ſollt Ihr's noch erfahren. Nicht jetzt erſt, ſchon längſt bin ich gefangen, — bin ja an Euch gekettet, mit Banden, die kein Fürſt löſet, der Tod ſelber nicht. Ach ſtoßt mich nicht von Euch, Herr, ich habe ja Niemand mehr auf Erden, dem ich angehöre, als eben Euch, dem ich angehören muß. — Herr, ſeht, das iſt uns beiden durch die Sterne beſtimmt! Laſſet uns, da uns alles Irdiſche verläßt, an den Sternen feſthalten, unter einem Sterne wenigſtens zuſammen ſterben.“

Am andern Tage folgte er ſeinem Herrn auf die Trausnitz.

I.

Drei Jahre hatte Friedrich der Schöne auf dem Schloſſe Trausnitz in Haft gelegen, Hector von Trautmannsdorf war bei ihm geblieben, als treuer Freund und Genoſſe, bis im Jahre 1325 König Ludwig der Baier Beſten die Freiheit wiedergab, und, gerührt von des Öſtreichers Treue, den lange befehdeten Gegner zum Mitherrſcher annahm. Als Friedrich in Hectors Geleit nach jener Friſt wieder nach Wien gekommen war, erkannten ſich die liebenden Gatten kaum wieder. Von Friedrichs ſonſt weit geprieſener Schönheit war kaum mehr eine Spur zu finden. Iſabella von Arragon hatte ſich um den geliebten Gatten halb blind geweint; Gram iſt ein Meuchelmörder. Wenige Jahre nach dem Wiederſehn erloſch der holde Stern von Arragon; Thränen hatten ihn erbleichen gemacht.

Mit feierlichem Prunk wurde Iſabellas irdiſche Hülle in der Herzogs-Gruft beigeſetzt. Friedrich lag mit dem Tod im Herzen auf dem Siechbette. Die Auguſtiner Mönche ſangen in der Kirche das Tedeum. In der Gruft unten ſtand der offne Sarg, worin die bleiche Königin lag wie eine Lilie. An der Pforte hielten des Herzog's Trabanten die Todtenwacht.

Hector von Trautmannsdorf ſchritt die Stufen hinab, die Trabanten ließen den getreuen Liebling des Herzog frei und ungehindert an den Sarg treten. An den Stufen des Trauergerüſtes ſank er auf die Kniee. Er nahm die welke Roſe, die er in der Ampfinger Schlacht für den Gatten dieſer Todten mit ſeinem Herzblut in Purpur gebadet, von der Bruſt, von der er ſie nie gelaſſen hatte, und legte ſie der bleichen Königin auf's Herz.

„Roſe und Lilie ſind nun vereint,“ ſprach er leiſe, „das iſt der Reſt des ganzen Roſenhages. Engel der Treue, gedenke mein!“

Aus Berlin.

(1835.)

(Fortſetzung.)

Mit einiger Bruderliebe ſuchen ſie die Gottloſen auf den rechten Weg zu ziehen, durch alle Mittel ſie zum Himmel zu fuhren, und dieſe erhabene Opferung nennen dann die Spötter: Bekehrungswuth und Fanatismus, und werfen den Gläubigen vor, durch ihre Beſtechungen Heuchelei und Falſchheit aller Art zu befördern, durch ihren Einfluß Unwürdigen zu Stellen zu helfen, durch ihre innige Gläubigkeit die ſchönſten Keime junger Seelen zu erſticken, dieſen die Heiterkeit und Freudigkeit des Lebens zu rauben, ja oft ihr Lebensglück ſo zu zerſtören, daß Selbſtmord oder Wahnſinn die letzten Folgen ſind!

Es iſt wichtig für die Zeit, daß namentlich viele Gutsbeſitzer zu dieſen frommen Gemeinden gehören, die oft gegen den Willen des Predigers ihre Bauern bekehren, mit ihnen Betſtunden halten, taufen und einſegnen und das Abendmahl reichen. Solche Verfahren haben zuweilen ſchon Prozeſſe hervorgebracht, allein größtentheils ſind ſie ohne Folgen geblieben, da die Gutsbeſitzer ſich zu entſchuldigen wußten, und kein Geſetz beſteht, welches das Abhalten eines Liebesmahls im eigenen Hauſe verwehrte. Größtentheils jedoch iſt der Prediger völlig damit einverſtanden, und dann iſt Alles in der Ordnung. Jeder Bauer iſt ein Bruder im

Herrn; er wird geküßt beim Eingang und Abſchied, und das iſt ein gewaltiger Sporn der Ehre! Der arme Teufel gibt dem Herrn Pfarrer ſtatt drei Bratwürſten ſechs, und gehorſamt dem Edelmann, wie er immer kann. — Die ſchöne Idee, die Menſchheit durch Liebe zu verbinden und die böſen Träume, welche einſt die franzöſiſche Revolution hervorbrachten, zu verbannen und auf ewig unſchädlich zu machen, leuchtet überall aus dieſen Bemühungen hervor. Ein großer Theil der Herren, welche bei einer ſolchen Umwälzung zu verlieren haben, hat ſich daher, wohl oder übel, dem religiöſen Liebesſyſtem angeſchloſſen, um für's Erſte Alles auf dem status quo zu erhalten und nach und nach weiſe und zeitgemäße Fortſchritte zu machen, die eine übelwollende Parthei gar zu gern Rückſchritte nennen möchte. Dieſe Parthei des flachen Kosmopolitismus, wie der Herr Biſchof Euler erſt neulich in ſeiner ſchönen Rede am Ordensfeſte ſagte, iſt es auch, die auf alle Weiſe jene würdigen Beſtrebungen verläumdet; bald ſollen die ehrwürdigen Herren arge Heuchler ſein, die jeden Armen von ihrer Thür weiſen; bald ſollen ſie ihre Familien unwürdig behandeln, ihre Dienſtleute hungern laſſen, oder gar Geld auf Pfand und hohe Zinſen leihen. Solches zu widerlegen fällt uns zwar nicht ein; allein, wäre es auch, ſo könnte man ſagen, ſie weiſen Bettler ab aus ſtaatsökonomiſchen Rückſichten und wegen der Geſetze, ſie behandelten ihre Familien unwürdig, weil Jeſus ſo behandelt wurde, ſie ließen ihre Dienſtleute hungern, weil Leiden zur Beſſerung führen, ſie liehen Geld auf hohe Zinſen und Pfand, um ihre Freunde und Mitbrüder von Verſchwendung abzuhalten, und ſo wä[illegible] Mühe [illegible] dieſe albernen Beſchuldigungen zurückgewieſen.

Doch, ich will Sie nicht mit ſolchen Dingen allzu lange ermüden, obgleich noch viel darüber zu ſagen wäre, nur eine Anekdote fällt mir ein, die, obgleich gewiß erfunden, doch vielfach geglaubt worden iſt. Ein ſehr vornehmer Herr miethet einen neuen Bedienten, beide ſind einig, bis der Herr ſagt, er habe nur noch dieſe Bedingung, daß jener den täglichen Betſtunden in ſeinem Hauſe beiwohnen müſſe; da wird Johann wüthend und erklärt rund heraus, er wolle nicht, er hätte das bei ſeiner vorigen Herrſchaft kennen gelernt und ſatt bekommen. Man parlamentirt hin und her, vergebens erſchöpfen ſich Herr und Frau in gottſeligen Reden; endlich ſagt der Kerl: „Nun gut, wiſſen Sie was, Excellenz? geben Sie mir monatlich vier Thaler mehr, dann will ich es thun.“ Und die Excellenz zieht mit feuchten, erhobenen Augen die Börſe und ſtammelt: „Herr Gott Zebaoth, ich danke dir, wiederum eine Seele gewonnen!“ —

Solche Sachen werden zu tauſenden erzählt, doch was ſagt nicht die arge Welt, wie ſehr verläumdet ſie nicht grade das Beſte und Höchſte! Zum Schluß dieſes Kapitels hören Sie noch ein Paar Worte über die jüngſten Vorfälle in Schleſien, welche eng mit dem Geſagten zuſammenhängen. — In dieſer Provinz vorzüglich haben ſich Pietiſten ausgebreitet, und mit heiligem Eifer vertheidigen ſie ihren reinen Glauben gegen jede Beimiſchung des neuen Evangeliums. Sie haben daher auch vor der neuen Kirchenagende einen tiefen Abſcheu, weil ſie dieſe als ein Verbindungsmittel mit der reformirten Kirche betrachten, und weigerten ſich auf's Äußerſte, trotz aller Befehle des Conſiſtoriums und der Regierung, die Agende einzuführen. Die Regierung aber verſtand keinen Spaß, ließ die widerſpenſtigen Pfarrer, nachdem Ermahnungen fruchtlos blieben, durch Polizei und Gensdarmen feſtnehmen und nach Breslau in Verwahrung bringen, während zu gleicher Zeit andere Prediger ernannt wurden, die mit der neuen Agende in der Hand die Sitze ihrer Vorgänger einnahmen. — Dies war das Signal zur Revolte. Die Bauern, angereizt durch mehre hohe Gläubige, worunter man beſonders eine Gräfin Königsmark nennt, nagelten die Kirchthüren zu und verweigerten den neuen Paſtoren ſo den Eingang, ja ſie gingen ſo weit, ihnen einen ſehr ſchnellen Rückzug zu bereiten, ohne zu bedenken, daß die Regierung Mittel beſitze, dieſen auf ſie ſelbſt zurückzuwerfen. In Breslau nahm man den ganzen Verlauf militäriſch, wie er genommen werden mußte, als ein Verbrechen gegen die Disciplin und den kirchlich militäriſchen Gehorſam; es wurde Generalmarſch geſchlagen und eine kleine unſchuldige Dragonade angeordnet. Ein Paar hundert Küraſſiere und Huſaren, gefolgt von einiger Infanterie und Artillerie, machten der ganzen Geſchichte ein ſchnelles Ende. Die Bauern wurden mit flachen Hieben aus einander gejagt, die jedoch einige hart getroffen haben ſollen, und die Truppen zogen triumphirend ein, hieben das Kirchthor auf, ließen den neuen Pfarrer mit der neuen Agende Gottesdienſt halten, und bildeten dabei die fromme Gemeinde. Zur gerechten Strafe der Aufrührer wurden dieſen nun die Soldaten in die Häuſer gelegt, wo ſie als Execution ſo lange liegen bleiben ſollten, bis die Widerſpenſtigen die Agende freiwillig angenommen und den Pfarrer anerkannt hatten; jedoch iſt, wie man hört, von Berlin ein Befehl gekommen, der die Executionstruppen nach Breslau zurückſchickt, dagegen aber eine Special-Commiſſion niederſetzt, um die Sache auf's ſtrengſte zu unterſuchen. Auf höchſt wunderliche Weiſe hat man ſich hier herausgenommen, das Verfahren der Regierung in Breslau auf die bitterſte Weiſe zu beleuchten, hat von Aufhebung der Gewiſſensfreiheit, von militäriſchem Druck und in allem Ernſt von Dragonaden und Glaubensverfolgungen geſprochen, und eine ziemlich allgemeine Entrüſtung gezeigt, die unbegreiflicher Weiſe ſelbſt einige ſehr hohe Perſonen getheilt haben ſollen; allein wie man hört, wird die Regierung nicht allein auf der unbedingten Annahme der Agende überall beſtehen, ſondern auch ein unbedingtes Interdikt über die Sektirer ausſprechen, wenn nicht, wie man ſehnſüchtig hofft, der Himmel ſeinen Erwählten wiederum Hülfe und Fürſprache ſendet.

Friedrich der Große wollte einmal ein neues Geſangbuch einführen, da entſtand in Schleſien heftiger Widerſpruch und die Bauern rotteten ſich drohend zuſammen und wollten ſich das alte Vorſtenſche, aus welchem ihre Großväter und Väter gebetet hatten und ſelig geworden waren, nicht entreißen laſſen. Unbeſonnene Rathgeber ſuchten damals den weiſen König zu beſtimmen, jene Aufrührer mit Gewalt zum Gehorſam zu zwingen, allein er erwiederte lachend: Wenn ſie's nicht annehmen wollen, ſo mögen ſie's bleiben laſſen, und ſelig werden, wie ſie Luſt haben. — An die Stelle des berühmten Schleiermacher iſt der Profeſſor Tweſten aus Kiel getreten, der aber auch glücklicherweiſe nicht die Bahn ſeines Vorgängers verfolgt —, obſchon Schleiermacher, beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens, ſich nach und nach bekehrt hatte, und zum Glauben und reiner Offenbarung gekommen war. — Tweſten war früher ein Schüler Schleiermachers, trennte ſich aber bald von deſſen Anſichten, und iſt in Kiel durch den Umgang und die Lehre Klaus Harms's zu einem feurigen Glaubensmann herangewachſen, nur hat er nicht Harms's berühmte Rednergabe erlangen können. Einige Schüler Schleiermachers, die hieſige Prediger ſind, bewahren übrigens die Lehren ihres Meiſters, deſſen Geiſt und hohe Gaben ſie nur nicht beſitzen, ganz allein als Anhänger Hegels und im Geiſte von deſſen Philoſophie ſteht der Prediger und Profeſſor Marheineke, als der Einzige, welcher Philoſophie und Theologie in Einklang zu bringen und zu verſöhnen ſucht. Er iſt wahrſcheinlich jetzt der Gelehrteſte unter allen Theologen Berlins, hätte er aber davon etwas weniger und Rednertalent mehr, ſo würden ſeine Lehren vielleicht beſſern Eingang finden.

(Fortſetzung folgt)

Muſik in Frankfurt.

(Fortſetzung.)

Revue des Monats Januar.

Den 1ſten. Der Beſuch im Irrenhauſe, Operette in 1 Act von Roſenhain. Zum erſtenmale wiederholt. Die Manie, Neues zu erfinden, hat ſogar fingirten Wahnſinn zur Intrigue einer Theaterhandlung gemacht. Ein Herr Rhode hat ſich an dem Scrib'ſchen Luſtſpiel: Visite à Bedlam, verſündigt und es zu einem Operettentext bearbeitet! Ein ſo unwürdiger als gefährlicher Stoff für ein junges Talent, das zum erſtenmale ſeine dramatiſchen Schwingen verſucht. Der Dichter iſt ſchuldlos an dem geglückten Verſuch. Abgeſehen von der etwas großartigen Haltung für den Operettenſtyl, die ſich namentlich in Ouverture und einigen Nummern beurkundet, ſpricht ſich ein kräftiger Geiſt, ein reges und gefühltes Leben aus. Die Melodieen ſind angenehm, fließend, ohne ſüßlich zu ſein, und dabei conſequent gehalten. Die Stimmführung der Harmonie iſt geregelt, der Satz rein. Der Sänger beherrſcht das Orcheſter, wie er ſoll. Wenn der junge Componiſt ſich ſelbſt treu bleibt, d. h. ſein ihm eigenthümliches Genre nicht fremden Formen und Manieren, oder gar den Mode-Anſprüchen der Zeit opfert; wenn er lieber Original als Nachäffer zu bleiben ſtrebt; wenn ihm Phantaſie und Wiſſen gleich werth bleiben, dann dürfen wir ihm, wie uns gratuliren.

Der Operette ging Mendelſohn's Sommernachtstraum-Ouverture vor. Eine träumeriſche Intrada in's neue Bühnen-Jahr.

Den 4ten. Fra Diavolo.

Den 7ten. Norma. Wir finden unſer Urtheil in Nr. 17 nur beſtätigter.

Den 9ten. Ein Extra-Muſeum zur Todtenfeier des verſtorbenen Pfarrers und Conſiſtorialrathes Kirchner: Das Adagio der Sinf. eroica und Mozart's Requiem.

Den 11ten. Guſtav, oder der Maskenball, von Auber, Oper in 5 Acten. — Wenn dieſer 5te Act nicht wär', — das Bühnenſchiff, es bliebe leer.

Den 13ten. Abendunterhaltung des Herrn und der Mad. Krähmer aus Wien. Trotz des Künſtlers trefflichen Oboeſpieles, und ſeines neu erfundenen Cſakan — einer Art Terzflöte oder cultivirten Flageolets — trotz ſeiner Gattin Virtuoſität auf Clarinette und Geige, trotz der 50 Empfehlungsbriefe und der Mitwirkung unſerer Fiſcher-Achten — — leer! —

Den 14ten. Camilla. Zum Beſten der Wittwe des kürzlich verſtorbenen Orcheſter-Mitgliedes, des Oboiſten Schmitt. Eine ausgezeichnete Camilla, voll des hohen edlen Ausdrucks in Leid und mütterlicher Wonne, iſt Mad. Fiſcher-Achten. Herrn Marrder's Geiſt faßt beſſer die Tiefe würdevollen, ſchmerzlichen Ernſtes, als ſein Organ die Tiefe der Partie (Herzog.)

Den 16ten. Muſeum. Zum erſtenmale Mendelſohn's Ouverture (Fingalshöhle.) Ein Duett aus Haydn's Schöpfung. Fagott-Variationen, und Beethovens Schlacht bei Vittoria.

Den 17ten. Barbier von Sevilla. Dem. Kratky vom ſtändiſchen Theater zu Prag gab die Roſine. Dem. K., mehr Mezzo-Sopran als Alt, iſt eine ganz gute Acquiſition für unſere Oper. Sie gefiel.

Den 18ten. Richard Löwenherz von Gretry (ſtatt Norma.)

Den 19ten. Das Orcheſter im Verein mit dem hieſigen Liederkranze: Concert zum Beſten der Wittwe des ebenfalls kürzlich verſtorbenen Orcheſter-Mitgliedes, des Clarinettiſten Brettſchneider. Das heißt wahrhaft ſtreiten — certare — wenn die verſchiedenartigſten Kräfte ſich durchkreuzen, bald ſich ſympathetiſch begegnen, bald feindlich wieder abſtoßen; wo kein Eindruck Wurzel faſſen kann in der übertäubten Seele; wo das erſchütterte Nervenſyſtem dem Gemüthe ſeinen Tribut verſagt. Zu viel! Wir hörten: Ouverturen von Mendelſohn und Roſſini; eine Sopran-Arie von Beethoven; das 1ſte Finale aus Armand; Aloys Schmitt's neueſtes Clavier-Concert (es dur), von dem Meiſter ſelbſt vorgetragen; Declamationen; ein Clarinett-Concert und 6 Männerchöre, worunter „Rule Britannia“ den Schluß machte. — Neugieriges Mitleid überfüllte den großen Saal des Weidenbuſches.

Den 21ſten. Norma.

Den 24ſten. Beſuch im Irrenhauſe.

Den 25ſten. Robert der Teufel. Dieſer Goliath unter den Opern dürfte endlich doch den Wendepunkt des heutigen Bühnen-Unſinns bilden. Oder bleibt da noch etwas zu thun übrig, wo alle Leidenſchaften, wo Tugenden und Sünden, wo Himmel und Hölle zu einem Klumpen geballt ſind, und Muſik zum Kitt herabgewürdigt iſt, das Alles zu vereinigen? Aber Europa ſchüttelt ſeine Millionen Köpfe, zuckt ſeine Billionen Achſeln, und lächelt dennoch beifällig unter den Geißelhieben des Despotismus. Seit Doblers Entfernung ſingt Herr Fiſcher den Bertram mit verdientem Beifall. Dieſer junge Sänger beſitzt Vorzüge, die ihn für die vacante Stelle tüchtig machen: geiſtig tiefe Auffaſſung ſeiner Parthieen, kräftiges Organ, feſſelloſe Bravour, ein edles Aeußere und, bei gediegenen Kenntniſſen der Muſik, ein unverkennbares Streben nach „vorwärts!“

Den 26ſten. Concert des Herrn Franz Stoll, Muſikdirector in Wien und Schüler Giuliani's. Dieſes ausgezeichneten Guitarriſten Gattin, einige Monate als Sängerin bei hieſiger Oper engagirt, ſang heute in einer Mozart'ſchen Arie ihr Schwanenlied. Wir hörten ferner Catels Ouverture aus Semiramis, und aus Cherubini's Faniska: ein Guitarre-Concert, von Giuliani, und Variationen mit Geſang, Guitarre, Piano und Violin, von Moſcheles, Mayſeder und Giuliani in Compagnie zuſammengeſetzt; Lieder von Schubert und Gollmick, und Beethovens Quintett (es dur.) Nur paſſable beſetzt.

Den 27ſten. Tancred. Dem. Kratky die Titelrolle.

Den 29ſten. Der Bauer als Millionär. Liederſpiel. Man lacht, amüſirt ſich, applaudirt, geht nach Hauſe und — ſchimpft!

Den 30ſten. Muſeum. Die Mozart'ſche [illegible] Sinfonie mit der großen Fuge, und Beethovens Ouverture aus Fidelio; zwei Arien von Mozart und Roſſini; Violin-Variationen von Spohr, executirt von einem Novizen des hieſigen Orcheſters und Schüler des Componiſten! Mein Gott! Wenn die alle mit Recht den Namen: Schüler — in der wahren Bedeutung des Wortes — verdienen, die bei einem großen Meiſter einigen Unterricht genoſſen, ſo wäre der Parnaſſus jetzt nicht ſo entvölkert!

Den 31ſten. Freiſchütz. Dem. Kratky: Aennchen. — Es gibt Opern, welchen die Zeit ein Recht gegeben zu haben ſcheint, blos ihre 150 Abendminuten auszufüllen, und ſo lange bemitleidet zu werden, bis irgend ein neuer Impuls, irgend eine moraliſche Aufwallung die erſtarrten Glieder wieder belebe. Du ehrlicher alter Steinadler, mit deinem lahmen Flügel, du Jammerbild gefallner Größe; ewig zerſtückt, ewig geflickt, und nie ein Ganzes! — Z.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

*** Wer Frankfurt's Pflaſter zu theuer findet, der ſiedle ſich in New-Orleans an. Die Zimmermiethe koſtet dort für einen Monat blos 90 Francs; der Lohn für ein Dienſtmädchen (und noch dazu für eine Negerin, deren Race bekanntlich doch eigentlich ſchlechter und billiger iſt!) beträgt nicht mehr als 100 Fr. für den Monat; natürlich muß man ſie dafür aber auch in Koſt und Logis frei halten. Zur Beſorgung einer Commiſſion verlangt der Eckenſteher nur 25 Sous. Uebrigens gibt es in New-Orleans keine Spur von einer Polizei, und man genießt daſelbſt die vollkommenſte Freiheit, mit Degenſtöcken, Dolchen und Piſtolen auszugehen, ſich in 24 Stunden 12mal zu duelliren, und nach Belieben auch todtſchlagen zu laſſen. — Auf, in's Eldorado!

*** Die nouvelle revue germanique bereichert unſre Literatur mit einem Dichter: dem Grafen Auersberg in Oeſtreich, und unſer theatraliſches Firmament mit dem Stern: Seidlitz. Ein Schalk will behaupten, Xavier Marmier, der Deutſchland doch in- und auswendig kenne, wolle uns Deutſchen beweiſen, daß der Verfaſſer der „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ wirklich nicht Auersberg ſei und Gendelmann eigentlich nicht: Strebelmann, ſondern eben: Seidlitz heiße.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 53. 1835.

209

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 3. März.

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

Eine Erzählung.

Auf der Seite von Poſilippo bei Neapel erblickt man noch jetzt dicht am Meeresufer, von den herandringenden Wellen beſpült, die Überbleibſel eines alterthümlichen Palaſtes, den Johanna die Erſte erbaute, und die zweite Königin dieſes Namens oft und gern bewohnte. Wo jetzt die tiefſte Stille nur von dem Brauſen des Waſſers, das in den weitläuftigen Ruinen den Wiederhall erweckt, und von dem langſamen Herabrollen einzelner, verwitterter Steine, oder von dem leiſen Tritt des träumeriſchen Wanderers unterbrochen wird, da drängten ſich einſt dichte Menſchenmaſſen, da lachten und ſchäckerten die jungen, fröhlichen Mädchen Calabriens, und ſelbſt die Matronen vergaßen Tadel und Ermahnung. Seit mehre Tagen hatten Wettrennen und Preisvertheilungen, Luſtfahrten und Maskenzüge die Feier des Tages verherrlicht, an dem Johanna vor 20 Jahren als die Erbin des kinderloſen Bruders den Thron beſtiegen hatte. An dem heutigen Abend, mit dem das Feſt ſchließen ſollte, wollte Jeder den Becher der Luſt noch ganz leeren, und aus der Ferne waren neue Ankömmlinge herbeigeeilt, die mancherlei Urſachen bis dahin zurückgehalten. Man konnte ſie leicht von den frühern Gäſten an der friſchen Neugier, der ſtaunenden Bewunderung, der unermüdlichen Beweglichkeit unterſcheiden, während die Zuerſtgekommenen ſich bald überlebt hatten, einigen Überdruß empfanden, und ſchon hie und da dem Tadel über aufgewärmte Luſtbarkeiten Raum gaben.

Unter den Gruppen, die, in Erwartung eines neuen Maskenzuges, in den herrlich erleuchteten Baumgängen wandelten, und mit ſtarkerregtem Appetit die dargebotenen Erfriſchungen genoſſen, zeichnete ſich ein ältlicher Herr in auffallend buntſchillerndem Gewande aus. Er trug eine ungeheuer lange, vergoldete Kette um den langen, magern Hals und ſchien gar bang das Kleinod in ſolch gemiſchter Umgebung zu behüten, trat langſam und gemeſſen daher, blickte jedem Begegnenden ſcharf in's Geſicht und gab ſich alle erdenkliche Mühe, ſeiner ehrlichen Schafsphyſiognomie den Ausdruck hoher Bedeutſamkeit aufzuprägen. Am rechten Arm führte er ein hochgewachſenes, vollblühendes Mädchen, das mit keckem Lächeln umherſchaute und mit ſcharfem Zünglein ſein Urtheil über jeglichen Gegenſtand ausſprach; auf ſeinen linken Arm lehnte ſich ein zartes Weſen in nonnenähnlicher Tracht, das ſchöne Haupt geſenkt und die dunkelblauen Augen zu Boden geheftet, einen Zug tiefer Wehmuth um die Roſenlippen, ſo, daß der Ernſt des holden Antlitzes und die unter dem Schleier hervorquellenden goldnen Locken faſt keine Italienerin vermuthen ließen. „Ich weiß nicht, Herr Oheim“ — ſagte die Große — „ob ich wie gewöhnlich mit Euch ſtreiten, oder mich bedanken ſoll; denn was bekommen wir am Ende, als die Hefen des Feſtes?! Ihr wartetet und bezeigtet Euch wie immer klüger als Eure Nachbarn, weiſer als der Biſchof. Während alle aufbrachen und uns einluden, mitzureiſen, blieben wir zu Hauſe, bis es Euch endlich beliebte, uns den Abhub der Tafel zu vergönnen.“ „Ich hatte Briefe, — ſichere Nachrichten vom Hofe,“ — entgegnete der Alte, — „meine Zeit iſt koſtbar; ich konnte, ich durfte nicht mehrere Tage wartend verzeuden, und meine Freunde, die ſonſt ſo trefflich unterrichtet ſind, die geheimſten Dinge ergründen und — — —“ „Wer denn?“ fiel die Nichte ein, — „etwa der Schneider in Neapel? Oder der Schuſter von Torre del Greco? Oder — —“ „Schweig Lukretia!“ rief der Signor erbittert — „die unbeſonnener Plaudertaſche, chi parla, semina, chi tace, raccoglie — dir werde ich gewiß meine geheimen Verbindungen mit bedeutenden Perſonen nicht verrathen. Freilich fügt der gute, wißbegierige Mann: unſer Schneidermeiſter, zuweilen ſeiner Rechnung Neuigkeiten aus der Hauptſtadt bei, und der wahre Staatsmann verachtet keine Quelle, er ſondert nur mit Feinheit das Wichtige von dem Nichtswerthen, ſchließt aus einem aufgefangenen Wort, folgert aus einer unbewachten Geberde, und kömmt zu erſtaunenswerthen Entdeckungen.“ „Signor Pankrazio,“ verſetzte Lukretia, — „Ihr haltet mich für albern und leichtſinnig, doch könnte ich Euch vielleicht den beſten Rath in der ganzen Chriſtenheit ertheilen. Laßt Euch nicht zum Werkzeug brauchen, verbrennt Euch nicht die Hände an den heißen Kaſtanien, die Andere verſpeiſen wollen. Die Leute, welche Eure einſam gelegene Burg zu ihren Zuſammenkünften benützen, die Euch ſchmeicheln und ſchwerlich nur die Hälfte ihrer Plane Euch entdecken, ſie ziehen Euch vielleicht in den Abgrund, und flüchten, wenn das Ding ſchief geht, über die Gränze.“ „Bekümmere dich um deine Bänder, Blumen und Liebhaber“ — erwiederte Signor Pankrazio, — „nicht mehr von Dingen, welche dein ſchwacher Kopf nicht beurtheilen kann.“ „Wie es Euch gefällt,“ — antwortete Lukretia trotzig, — „Ich denke weder in Reggio, noch in Eurer alten Burg mein Leben zu verträumen, und ſo kann ich mir wohl diesmal den Verluſt der Feſtlichkeiten gefallen laſſen; aber daß ich nun vielleicht den Grafen Carracioli nicht ſehe, das verzeihe ich Euch nimmermehr.“ „Was faſelt die Gans?“ brummte Signor Pankrazio, — „was kümmert dich der Graf?“ „Sagen nicht alle Menſchen“ —, rief Lukretia —, „er ſei der ſchönſte Mann im Königreich? Hold, freundlich, ein Ritter ohne Gleichen, den die Königin ſogar zum Seneſchal erhoben hat und — —“ „Still, ſtill,“ — flüſterte der Alte —, „trotz meiner Ermahnungen ſtehſt du noch auf der niedrigſten Stufe der Politik; man muß die Namen der Großen nicht im Munde führen.“ „Ei ja doch“ —, verſetzte Lukretia, — „warum nicht? Er ſoll ſogar mit unſerer kleinen Muhme hier weitläuftig verwandt ſein; wäre ich an deiner Stelle, Livia, ich würde ihn aufſuchen.“ „Eben weil er hoch geſtiegen iſt“ —, entgegnete die Aufgerufene mit leiſer, ſüßer Stimme, — „eben darum wollen wir uns nicht an ihn drängen, der uns nie gekannt, denn — Ah!“ unterbrach ſie ſich mit einiger Bewegung und blieb ſtehen — „was glänzt da am Boden?“ Sie neigte ſich ſchnell und zeigte dann den Gefährten einen Brillantring von ſeltener Schönheit. (Fortſ. folgt.)

Der Derfflinger.

(Ein Soldatenlied.)

Der Derfflinger war ein Schneidergeſell,
Doch nimmer ließ es ihn ruh'n.
Er dacht' an Andres als Nadel und Ell;
„Was aber, was ſoll ich thun?“ —

Da kam er bei'm Wandern die kreuz und queer,
Zum Fährmann bei Tangermünd;
Hinüber wollt' er, ſein Beutel war leer.
„Lump zahle, ſonſt pack' dich geſchwind!“ —

„Ihr nehmt ja dort die Kerle mit,
Die klimpern mit Fahrgeld Euch nicht!“ —
„Das ſind auch ſo windige Schneider nit,
Sind Kriegsleut', Reſpekt du Wicht!“ —

Die Lippen biß er, verhöhnt blieb er ſtehn,
Und fluchte grimmig für ſich:
„Ihr Schufte, das ſoll mir nicht zweimal geſchehn,
Ich zeig's, was ſich ſchicke für mich!“ —

Da ward er ein raſcher Reitersmann,
Zum Teufel ſchmiß er die Ell',
Packt ſtatt der Ell' einen Degen an,
Den ſchwang er gewichtig und ſchnell.

D'rauf hat er bald ein Regiment commandirt,
Zuletzt ward er Feldmarſchall;
Da hat ihn kein Fährmann mehr abgeführt,
Sie reſpektirten ihn all!

Ein Gott den Soldaten, ein Teufel im Streit,
Wie maß er der Schwediſchen Heer
Bei Fehrbellin die Läng' und die Breit;
Die eiſerne Elle war ſchwer! —

Drum ſag' ich: „keiner ſteh' ſtill in der Welt,
Wen's antreibt, nur vorwärts ſchnell!
Wer ein Held kann werden, der werd' ein Held,
Und wär's auch ein Schneidergeſell.

Friedrich von Sallet.

Aus Berlin.

(1835.)

(Fortſetzung.)

„Das hieſige Bürgerthum iſt eine echte Bourgeoiſie, Pfahl- und Spießbürgerſchaft, mit allen Lächerlichkeiten und Schwachheiten derſelben behaftet!“ — Dies würde Ihnen der ganze Haufe der jungen Schwindelköpfe zuſchreien, die gar zu gern es wünſchten, daß die Fieber des weſtlichen Europas auch unſere ſtille Häuslichkeit und Ruhe zerſtören. — „Seht ſie doch an, dieſe feiſten Spießbürger,“ ſagen dieſe unruhige Geſellen, „wie ſie für nichts Sinn haben als für ihre Geldſäcke und Mägen, wie ihnen jedes Höhere verſchloſſen iſt, wie ſie nichts für ihre duldenden Mitbürger empfinden, nichts denken und wollen, als ſich, wie ſie keine Ahndung beſitzen, daß ſie ſelbſt den Staat bilden, daß ſie Bürger deſſelben und der Welt ſind, daß ſie Rechte und Pflichten daran haben; ſeht ſie nur an, wie ihnen Alles gleichgültig iſt, und keine Herabwürdigung, keine Demüthigung ſie erröthen macht, wie nichts ſie aufbringen kann, man müßte ihnen denn Geld abfordern, wie ihr gemeiner Sinn keine Spur von Gemeinſinn zeigt, wie Freiheit und Recht ſie gleichgültig läßt, wie ihre Sclavenſeelen vor deren Erwerb zittern ꝛc. ꝛc. ꝛc.“ So ſprechen dieſe jungen Grünſchnäbel, und leider iſt trotz aller weiſen Vorſicht ein ſtetes Zunehmen dieſer Denkweiſe in der neuen Generation unverkennbar. Es iſt daher eine merkwürdige Erſcheinung, die Einrichtungen in Kirche und Staat dem wild emporquellenden Leben gegenüber zu ſehen und den Kampf zu beobachten, in welchen beide ſich nach und nach immer tiefer verwickeln, und — intereſſant, über die Frage nachzudenken, wie und wodurch ſich der tiefe Spalt ausfüllen werde, der ſich ſo weit aufgeriſſen hat.

Wohl uns, daß wenigſtens ein Theil der alten Ruhe bei uns ſich bewährt, daß unſere Bürger keine Citoyens ſind, ſondern Leute, welche friedlich ſich ihren Geſchäften ergeben und nach dem alten Sprichworte: „Schuſter bleib' bei deinem Leiſten!“ das verrichten, wozu ſie erzogen ſind, und regieren laſſen, wen der Himmel dazu erkoren hat. Wahr iſt es allerdings: die guten Bürger unſerer getreuen Stadt haben eine heilige Scheu vor Allem, was eben nicht in ihrem Berufe liegt; ſie leben mit geringen Ausnahmen in allen Abſtufungen nur für ihr zeitiges Wohl, d. h. für ihren Magen, um gut zu leben, Pferde und Wagen zu halten ꝛc., ohne ſich weiter um die Welt und deren Händel groß zu bekümmern; und es iſt ihnen daher unbequem, ſtädtiſche Ämter zu bekleiden, Stadtrendanten zu ſein und dergleichen mehr, denn ſo Etwas macht Mühe und Ärger und bringt nichts ein; allein iſt es denn nicht überall ſo? nur vielleicht ein —~ mehr oder weniger. Die ganze Welt, mit ſeltenen Ausnahmen, will gut eſſen, trinken, wohnen und dergleichen, mag man ſagen, was man will, Alles ſtrebt nach Geld; wer das aber hat, der hat auch die holden und reizenden Genüſſe des Lebens, und das Reich Gottes kommt von ſelbſt. — Die Franzoſen ſind noch tauſendmal ärger, wäre dort der leidige Ehrgeiz nicht, um den Alles geſchieht, ſo möchte es übel ausſehn, und dem Himmel ſei Dank, das Ehrgeiz, dieſer Hauptquell aller Übel der Welt, unſer geringſter Fehler iſt.

Wir finden noch immer an ſchuldloſen Freuden den größten Gefallen, und ſind die ächten Söhne unſerer Väter geblieben. Wie wir ſchon an der Mutterbruſt am liebſten auf Ammenmährchen und Geſpenſtergeſchichten horchen, ſo pflanzt ſich dieſer ſchöne geheimnißvolle Trieb für unſer ganzes Leben fort. Nein, niemals hat es ein poetiſcheres Volk gegeben! Das rauhe Leben der Gegenwart mit ſeinen Forderungen, ſeinen wilden Stürmen, ſeinem Zwang, ſeinen Leiden und Schickſalen wird von uns als ein unvermeidliches Übel ertragen, und mit Ängſtlichkeit vermeidet man nach den Urſachen zu forſchen, oder ſich zu tief mit ihm einzulaſſen, weil man dabei das ſchönſte Erbtheil der Väter, den heiligen Wunderglauben, das Sehnen des Herzens, die lieblichen Träume, alle die Seligkeit unſerer reichen Phantaſie verlieren könnte, die uns alles hundertfach geben, was wir nicht haben, und mit zauberiſchen Händen uns an ihre Wundergärten leiten, wo die ewigen Heſperiden reifen. Die unteren Stände und ihr Elend zu malen, die Mittel, welche der Staat dagegen anwendet, das hochſtrebende Schulweſen Preußens, die Erwerb-, die Sonntags-, die Handwerker- und Armenſchulen zu ſchildern — werde ich mir bis nächſtens vorbehalten. Die Ausbildung iſt ungemein und wir haben daher ausgezeichnet gebildete Straßenjungen und pfiffige Bauern; die Erſten machen ihre Studien in den Armenſchulen, der Witz der Andern kömmt von den Amtsblättern her! —

Mein Brief würde zu ſtark werden, wollte ich von unſrer Gelehrten- und Beamten-Welt, unſerer Journaliſtik, Kunſt u. ſ. w. reden; alle dieſe ſollen die Gegenſtände meiner nächſten Schreiben ſein; eins jedoch, eine Hauptſache jedes gebildeten Berliners bleibt mir noch zu erörtern, und eben weil es eine Hauptſache iſt, unterſtehe ich mich nicht, ſie zu verſchieben, ich meine die Theater.

In einer Stadt, wo die Muſen und Grazien wohnen, (die Grasziegen, wie die Berliner ſagen, und die man täglich unter den Linden ſehen kann,) wo man das öffentliche und politiſche Leben glücklicherweiſe nicht kennt, muß das Schauſpiel nothwendigerweiſe eine Hauptrolle ſpielen. Es gab eine Zeit vor dem Jahre 1830, und Niemand hat dieſe herrlichen Tage pöbelhafter verhunzt, als Börne, wo die Theater Alles waren, wo man keinen andern Gedanken hatte, als Theater und Sonntag; wo alle Geſellſchaften ihre wilden Streite über die göttliche Sängerin und über den ſchändlichen Saphir führten; wo alle die zwanzigtauſend Hofräthe Berlins in Bewegung waren, — wo die dreizehn Bühnendichter das Schwert zogen, um die Göttliche zu vertheidigen und den witzigen Böſewicht zu zertreten, wo eine polemiſche Broſchüre die andere verjagte, ein Pamflet das andere drängte und in Perſien jetzt um den Thron Abbas Mirzas und Fes Alis keine größere Zwietracht herrſchen kann als damals. Meine Bruſt füllt ſich mit tiefem Schmerz, wenn ich jener Wonnen gedenke! Die Nachtigall zog fort und dafür brachte das Ungeheuer der Julirevolution uns plötzlich eine andere Welt. — Fort waren die ſchönen, ſüßen Bilder und Eindrücke, ein unbeſchreiblicher Wahnſinn erfüllte die Herzen, ein räthſelhaftes Entzücken ergriff die unſchuldigſten gemüthlichſten Menſchen. Das Wunder war geſchehen, Deutſchland, das poetiſche träumend-vernünftige Deutſchland war närriſch d. h. es war politiſch geworden. Ach! was hat es für Mühe und Sorge gekoſtet, um die thörichten Leute nur einigermaßen vernünftig zu machen, und noch immer will es nicht ganz glücken, jene alte Zeit der Begeiſterung für das Schöne iſt nicht wiedergekehrt, wenigſtens nicht ſo wiedergekehrt, denn wenn man auch Nante den Eckenſteher, die Ochſenmenuete, die Naſenharmonika, den Leierkaſten und andere geiſtreiche deutſche Luſtſpiele dreißig- und vierzigmal hinter einander gegeben hat, wenn auch das Feſt der Handwerker von dem unerſchöpflich witzigen Angeli, oder der verwunſchene Schneidergeſelle von dem größten deutſchen Bühnen- und Novellen-Dichter mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde, was will das ſagen, gegen die Zeit der Sontag? Dieſer Frühling des Entzückens kehrt nie zurück!

Ich will nicht ab ovo die Sache verfolgen, um Sie nicht zu langweilen und weitere ſchwermüthige Erinnerungen bei uns zu wecken, ſondern, da ich einmal bei der Königſtädter Bühne bin, dieſe zuerſt mit einigen Worten in ihrem jetzigen Zuſtande betrachten. Der Director dieſer Anſtalt iſt, wie Sie wiſſen werden, Herr Cerf, ein Bekenner moſaiſchen Glaubens, ein äußerſt geiſt- und talentvoller Mann, auf deſſen Koſten, wie dies jedesmal ausgezeichneten Geiſtern geſchieht, Haß und Neid ihr kleinliches Spiel treiben. Daher entſteht die zahlloſe Menge ſchlechter Späße, die man hier Witze nennt, und worin die Berliner in der That eine ſeltne Stärke beſitzen.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

Afrikaniſche Dramen- und Romanenſtoffe. Dank dem nimmermüden Heißhunger nach Gräßlichkeiten, mit welchem unſre modernen Romantiker (ſo in Frankreich, als in Deutſchland) alle Motive des Schauders, ja ſelbſt des Eckels, die ſie aus unſerm mittelalterlichen und phantaſtiſch-modernen europäiſchen Boden nur ausbeuten konnten, jezt beinahe völlig conſumirt haben! Das iſt ein Glück für uns, daß uns dieſer Wuſt aus der Wirklichkeit in die Kunſt hinübergemiſcht wurde, an deren Wahrheit doch niemand glaubt. — Ein Glück aber für die Gräßlichkeits-Candidaten, daß wir ihnen in Afrika eine neue Fundgrube anweiſen konnen, worinnen Stoffe für zahlloſe Melodramen à la Tour de Nesle, für tropiſche Quaſimodo-Romane aufgehäuft liegen. Welche edle, würdig-tragiſche oder effektvolle Melodramen-Figur wäre z. B. ein afrikaniſcher écorcheur. Gebt Acht, wie wollen ihn für eure Zwecke ſkizziren: Ein Scharfrichter aus dem Stamme der Bambaras von Kaarta! — Er iſt in ſeinem Handwerke fünfzig Jahre alt geworden, — keine Frage, daß er es von Grund aus verſteht! Sein Leib — athletiſch, faſt ſo breit, als lang, die Muskeln wie Ankertaue hervorſtarrend, als wie oben ausgewunden; der Schädel gerade ſo dick, daß ihr ihn mit dem einer Kröte vergleichen könnt, der Mund breit, zwiſchen den wulſtigen Lippen fletſchen abſcheuliche Zähne hervor, — die Stirn ſchmal, die wild-glurrenden Augen ſo weit hervorgequollen, daß ſie mit der Stirne auf Haaresbreite unter derſelben Linie ſtehn. Denkt euch noch zwei Hörner aus dieſem Krötenſchädel hervorgeknoſpet, und ihr habt das Portrait eines afrikaniſchen Teufels. Dabei dürft ihr zwei große, ſäbelartige Dolche nicht vergeſſen, die euer zukünftiger Held zu ſeinen kleinen Unterhaltungen braucht, ditto eine blutrothe Mütze, ditto ſtatt alles ſonſtigen Coſtüms einen ſchmalen wollnen Negerſchurz; — jezt malt ihn weiter aus, à la Walter Scott, Cooper oder Eugène Sue! Neben ihm könnt ihr ſeinen liebenswürdigen Sohn anbringen, — etwa als afrikaniſchen Don Juan, ihr müßt nur über deſſen allenfallſiger Liebenswürdigkeit ſeine edle Barbarei nicht vergeſſen; das iſt national, das zieht. — Halt! wieder ein Motiv! Der Ehrenmann iſt reich, er macht ſein „Haus;" denn er bezieht ſeinen Zehenten von armen Sündern; je von zehn erhält er einen zu beliebigem Gebrauch, und er iſt menſchenfreundlich genug, dieſen Zehenten weder zu ſchlachten noch zu braten, ſondern blos zu verkaufen. — Wollt ihr ein andres Motiv? — Man kann euch noch mit ferneren Effektſtücken aufwarten. Z. B. benützt folgenden „Sittenzug;" er liefert euch die ſchönſte Expoſition zu einem eurer neuen afrikaniſchen Romane: die Scene iſt der Wahlplatz, wo ſich die Bambaras zur morgigen Schlacht gelagert haben. Kriegsgeheul, religiöſe Lieder ſchmettern über die Fläche hin. Feuer ſchlagen loh empor. Die kampflechzenden Krieger kauern rings drum; ſie harren des feierlich-alten Brauchs, ſich den Muth zu verſichern für die kommende Schlacht. Von den Becken erdröhnt's! da treten, durch einmüthigen Ausſpruch anerkannt, die drei Gewaltigſten und Tapferſten des Heeres hervor, in die Mitte, ſie opfern ſich, wie jener alte Römer, ſelbſt dem Kriegsglück des Vaterlandes. Die Todesweihe wird vollzogen. Man führt ſie zum Block. Die Waffen der Brüder blitzen, fahren ziſchend, mordend in die Leiber der drei Tapferſten. Hoch auf ſchießt das Blut. Unſer Freund, der Scharfrichter, nähert ſich den Leichen, ſchwingt den Säbeldolch und zerlegt ihre Glieder, zwar nicht „wie zum Mahl für Götter," aber doch zum Gaſtmahl. Farren werden geſchlachtet; das Fleiſch der Brüder mit dem der Farren gemiſcht. Das Kriegsmahl beginnt. Die Streiter ſchmauſen es und den Heldenmuth der Todten, trinken Todesverachtung aus deren Blut. — Welch ein Stoff für einen Roman! Nein, für ein Drama! Wenn das keine Bühneneffekte gibt, ſo laßt uns hingehen und die Muſentempel ſchließen. Doch nein, wir werden ſolchen Zudrang erleben, daß die Schauſpielhäuſer nicht ausreichen und man aus Mangel an Raum noch die Metzgerbuden zu Boulevardstheatern einrichten muß. — Oder wollt ihr Stoff für eine afrikaniſche Auflage der **Lucrèce Borgia**? Auch mit ſolchen Artikeln iſt das Waarenlager der Sittenzüge unſerer idylliſchen Bambaras wohl aſſortirt. Was meint ihr z. B. zu folgendem? Wenn der König ſtirbt, (der, — nebenbei bemerkt — dem jezt ſo beliebten Syſteme der Polygamie anhängt) werden ſeine Frauen (nebſt ſeinem andern Mobiliar) unter ſeine Söhne vertheilt; welche Stoffe für einen dramatiſchen, oder Novellen-Dichter! Welche erhabene Combinationen, wenn man z. B. einen edlen Sohn anbrächte, der ſeine eigene Mutter als Sclavin zugetheilt erhielte, ſie wieder verkaufte, ꝛc. Ich bitt' Euch, ſcheut die Reiſekoſten nicht und geht ſelbſt zu den Bambaras nach Afrika, um an Ort und Stelle dieſe intereſſanten Stoffe aufzunehmen und zu ſtudiren; nur kann ich Euch für dieſen Fall die Bemerkung nicht vorenthalten, daß man im Lande der Ségo-Bambaras den Aberglauben hegt: der Anblick eines Weißen koſte dem Beherrſcher der Schwarzen binnen Jahresfriſt das Leben. — Da dies denn auch auf die Weißen vielleicht rückwirkt, ſo bitt' ich Euch: Nehmt Euch in Acht, und laßt Euch, bevor Ihr jene wiſſenſchaftliche Reiſe unternehmt, von uns kritiſchen Ethnographen und abfärbenden Kritikern früher gehörig dicht anſchwärzen!

Die Charfreitagsprozeſſion auf Corfu. Einer der älteſten Gebräuche auf Corfu (vor der Vereinigung mit Venedig, — ein Gebrauch, der nachmals von der Regierung dieſer Republik beibehalten wurde) war die Zuſammenkunft aller Adeligen in der St. Nicolaus- und in der St. Lazarus-Kirche, von wo aus ſie mit aller möglichen Pracht in feierlicher Prozeſſion, den Leichnam Jeſu begleitend, durch die Hauptſtraßen der Stadt zogen, zum Andenken an die Grablegung des Erlöſers. Wenn dieſes geſchehen war, kehrten ſie in die nämliche Kirche zurück, um darin das ehrwürdige Bildniß mit denſelben Ceremonien wieder aufzuſtellen, wie ſie es entnommen hatten. Gegen die Mitte des lezten Jahrhunderts war die Zahl der adeligen Familien weit geringer, als jezt, und die wenigen, welche Adelstitel beſaßen, bildeten ſich ein, daß ſie aus beſſerem Stoffe gebildet ſeien, als andere Menſchenkinder, und behaupteten eine ſtarke Scheidungslinie zwiſchen ſich ſelbſt und dem ehrbaren, aber unadeligen Bürger- und Bauernſtande, und doch waren die Vortheile der Erziehung und des Reichthums dieſer lezten hinreichend, den niedern Grad ihrer Geburt aufzuwiegen, und ſie zu befähigen, einen eben ſo großen Aufwand zu machen, als ihre ruhmwürdigen Oberen. Die chimäriſche Idee, ſich von aller möglichen Berührung mit Plebejern zurückzuziehen, ließ die Nobili Corfu's alles von erwähnter Prozeſſion ausſchließen, was nicht hochwohlgeboren war. Dennoch begab es ſich bei einer Prozeſſion um die Mitte des lezten Jahrhunderts, daß ein ehrbarer und reicher Landeigenthümer von Potamo unter die Adeligen gerieth, und durch eine unglückliche Verkettung von Umſtänden in der Reihe des Zuges gerade vor dem Oberhaupte der berühmten Familie der Capo d'Iſtrias zu ſtehen kam. Capo d'Iſtria, den es wurmte, daß ein ſo gemeiner Menſch ſich nicht blos herzukommen vermeſſen hatte, ſondern ſogar vor ihm ſeinen Platz gewann, nahm einen geringfügigen Vorwand, um die Wachskerze, die er bei der Prozeſſion trug, auf dem Schädel des Plebejers zu zerſchlagen. Die gerechten Vorſtellungen des aufgebrachten Armeni erwiederte er damit, daß er ihn niederſtieß, wobei er ſein Ziel ſo gut gefaßt hatte, daß Armeni todt zu Boden fiel. Bei dieſem traurigen Anblicke erhoben ſich die Freunde und Ergebenen des Ermordeten, und es entſtand zwiſchen ihnen und den Parteigängern Capo d'Iſtria's eine gewaltſame Schlägerei. Bald ward der Tumult allgemein. Nichts blieb verſchont. Alle Kirchenfahnen und heiligen Geräthe wurden zerſchlagen und umhergeworfen. Inzwiſchen erhielt Armeni's Familie Nachricht von dem, was vorgefallen war, und ergriff die Waffen, um die Familie des Mörders zu vertilgen. Der Rache zu entrinnen, ſchiffte ſich Capo d'Iſtria mit ſeinem Sohne ein und ſegelte nach den benachbarten albaneſiſchen Küſten. Armeni's Leute hörten jedoch von ſeiner Flucht, und verfolgten den Flüchtigen auf ſchnellſegelnden Schiffen — holten ihn ein und erſtachen, nachdem ſie in einer düſtern melancholiſchen Bucht gelandet, Capo d'Iſtria's Kind vor den Augen des Vaters. Nicht zufrieden hiermit, zwangen ſie noch den unglücklichen Vater, das Blut ſeines Sohnes zu trinken, worauf ſie endlich ihn ſelbſt ermordeten. Dieſe empörende Grauſamkeit erregte eine nicht minder lebhafte Wuth bei den Freunden und Verwandten Capo d'Iſtria's, die bei Tag und Nacht nicht ruhten, bis ſie zwei und vierzig Glieder der Familie Armeni's vernichtet hatten. — Eine der von der Regierung unter dieſen Umſtänden genommenen Maaßregeln, um den Aufruhr und dieſe Zwiſtigkeiten beizulegen, wozu ſie Veranlaſſung gaben, war die Abſchaffung der Prozeſſion, welche ſonſt am Charfreitag ſtattgefunden hatte, eine Maaßregel, welche ſpäter dahin modificirt wurde, daß man die religiöſe Ceremonie unter der Bedingung wieder erlaubte, ſie auf öffentliche Koſten zu halten und im Zutritt Bürgerliche und Adelige gleichzuſtellen.

⁂ Die neue Pariſer Kunſtausſtellung wird am 1. März im Louvre eröffnet; bis Mitte Februar war die Zahl der eingelaufenen Kunſtwerke bereits auf 1500 geſtiegen.

⁂ In Breſt ergriff die Manie des Selbſtmords jüngſt einen Corporal vom 29. Reg. In einem auf ſeinem Tiſche gefundenen Briefe verlangte er, daß man auf ſeinen Grabſtein die Worte ſetzen möge: **Ci-dessous est un jeune homme, qui croit à Victor Hugo.**

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Eduard Duller.** — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 54. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 9.

Mittwoch, 4. März.

H. Brockhaus, P. Lyſer und die kritiſchen Zahlen um Leipzig.

Seitdem ſich zu den Blättern für literariſche Unterhaltung eine perſönliche Redaktion bekennt, hat der Kampf gegen ſie eine neue Wendung genommen. Ich würde zu dem Angriffe J. P. Lyſer's geſchwiegen haben, wenn er ſich blos in der Sphäre des Buchhandels hielte; denn eine Fehde mit Buchhändlern iſt bekanntlich ohne Freude. Jetzt iſt hier aber nicht mehr von Verſendzetteln, von Disponenden und Remittenden, von Condition und Rabatt die Rede, ſondern von einem bisher unbekannten Autor, der das Riſiko fremder Urtheile übernimmt, der ſich dem deutſchen Publikum gegenüberſtellt, wie der ſelige Nicolai. Man muß von den Blättern für lit. Unterh. ſprechen, wie von der allgemeinen deutſchen Bibliothek.

Wenn man bisher dieſem Inſtitute den Vorwurf machte, daß es nur dazu dienen ſollte, die Schriften zu empfehlen, welche jährlich unter der Firma F. A. Brockhaus erſcheinen; ſo hätte man daraus kein ſo großes Verbrechen machen ſollen. Denn war es die genannte Firma nicht ſelbſt, welche nur gleichſam in langen, künſtlich verſchlungenen Buchhändleranzeigen zu Euch ſprach? Konnte man ihr verdenken, daß ſie einen Raum auf dieſe Art benutzte, wo ſie keine Inſertionsgebühren zu bezahlen hatte? Auf dieſem natürlichen Wege iſt Raumer ein großer Geſchichtsforſcher geworden, Krug ein großer Philoſoph, Neigebaur ein großer Geograph, Wachsmuth ein großer Styliſt, mein Huber ein klarer Kopf, und Sigismund Wieſe eine vielverſprechende Hoffnung. Das Publikum wußte, woran es war. Es nahm dieſe Artikel lächelnd auf und beluſtigte ſich an den verſchlagenen Wendungen des Lobes und an der Kunſt der hieroglyphiſchen Zahlen, welche hier das Intereſſe eines ſpekulirenden Verlegers vertreten ſollten.

Weit mehr verſteckt hinter der Redaktion ſahen ſpäter H. Laube und Guſtav Schleſier. Jener hatte ſelbſt an den Blättern gearbeitet und wußte, wie es die Handlung einzurichten pflegte. Man ſtellte den Intereſſenten nämlich die Bücher zu, mit gewiſſen vorläufigen Andeutungen, welche den Wunſch der Redaktion ausdrückten, das Buch ſo oder ſo zu behandeln. Dies war alſo doch eine Einheit, welche in die Maſſe dieſes Journals hinein kam; aber ſie hatte etwas Gehäſſiges, da ſie über die neuen Erſcheinungen nur nach einer Art von Inſtinkt, nach Sympathien urtheilte; denn die Bücher kamen an die Recenſenten unaufgeſchnitten. H. Laube glaubte damit ſo viel entdeckt zu haben, daß er es für nöthig hielt, dem Publikum davon öffentliche Anzeige zu machen. Er ging mit einem Manifeſt um, das von der ganzen betheiligten Literatur unterſchrieben werden, mit einer Rieſenadreſſe, welche der Wahrheit übergeben werden ſollte. Doch im Augenblicke hatte er nur die in den Straßen Leipzigs ambulante Literatur, die Kintſchyſchen Schöngeiſter, zur

Hand: bis die entfernteren Facſimilia einliefen, war er wieder mit dem betheiligten Handlungshauſe in jungeuropäiſche Beziehungen gekommen: man fand die Bläſſe ſeines Angeſichts intereſſant, die Cravatte reizend, ſein Auftreten verführeriſch. Heinrich Brockhaus reiſte nach Italien, und der junge Löwe wurde mild und verſöhnlich.

Der Angriff G. Schleſiers führte näher zum Ziele. Er hatte ein Syſtem in dieſen Blättern entdeckt, das in der Stellung der Partheien ſeit der Julirevolution näher zu bezeichnen von Werth war. Die abſcheuliche Entgegnung der Buchhandlung auf dieſen Angriff, hinderte ihn, darin fortzufahren. Auch kann ſich ein Mann, der mehr zu thun hat, als die Anmaßung einer Winkelkotterie an's Licht zu ſtellen, wohl nicht auf etwas anders in ſolchen Dingen einlaſſen, als mit einer kurzen und ſcharfen Rede das Weſpenneſt aufzuſuchen. Ich werde auch nie wieder auf dieſe Frage zurückkommen, und mich damit begnügen, das ganze Syſtem der Brockhauſiſchen Unterhaltungsblätter zu charakteriſiren.

Es ſind von J. P. Lyſer ganz richtig drei Colonnen angenommen, welche in jenem Inſtitute vorzurücken pflegen, nur müßten ſie genauer bezeichnet werden. Den Hauptphalanx bilden die purifizirten Demagogen, das zweite Treffen die Doktrinäre, Dilettanten und Kliquenmacher von Berlin; die Arrièregarde endlich die Maſchinen der Herren Brockhaus und Heinrich ſelbſt, der neue Autor.

Jene erſten ſind eine Verlaſſenſchaft des alten Brockhaus; es ſind die Mitarbeiter des Converſationslexikons, ehemalige Revolutionäre, die auf der Wartburg geweſen waren, dann ein Jahr geſeſſen hatten, purifizirt und angeſtellt wurden. Alles, was in den Unterhaltungsblättern freiſinnig und ächt klingt, geht von dieſer als Pfarrer oder Advokat fungirenden ſiſtirten Revolution aus, von dieſen wunderlichen Menſchen, welche ſich darüber ärgern, daß man ſeit den Julitagen noch dreiſter geſprochen hat als ſie. — Es iſt die alte Oppoſition, welche gleichſam Caſimir Perier anführte, und die nun in's Centrum gerückt iſt. Es ſind jene monarchiſtiſchen Deutſchthümler, welche ſich nach 1822 auf die Theologie warfen und aus dem Kampfe des Rationalismus und Supernaturalismus einen Skandal machten, in welchem alle Geheimniſſe profanirt wurden. Die Kanzeln und Richterſtühle in den ſächſiſchen Herzogthümern und im Königreich ſind von dieſer alten, podagriſtiſchen Rebellion bevölkert, und wie ſie es ehemals gewohnt waren, ziehen ſie noch jetzt alle Dinge vor ihr Forum. Sie ſprechen über Kunſt, Literatur, Geſchichte mit; denn für Alles haben ſie gewiſſe alte Formeln, welche unter uns jetzt keinen Cours mehr beſitzen. Die Einen ſind mit Krug ſtehen geblieben. Die Andern gingen mit einigen Behauptungen der kritiſchen Schule weiter, wenn ſie auch nicht Alles, was Menzel that, vertraten. Dieſe ganze, in Dörfern und kleinen Städten vegetirende Rechthaberei iſt im urſprünglichen Beſitze ſämmtlicher Brockhauſiſcher Inſtitute. Man kann ſie kurzweg mit dem Namen Altenburger Liberalismus bezeichnen. Namen nennen ſich nicht: ſie bilden unter ſich eine eigne Art von Obſcurantismus. Sie werden nur numerirt, und treiben die Kritik als Nebenhandwerk, das zu ihren Accidentien und Sporteln gehört, unter lärmenden Kindern, in kleinen Hütten auf dem Lande, in der ganzen Abhängigkeit von der Gutsherrſchaft, von den ſummenden Fliegenſchwärmen, welche an die kleinen ſchmutzigen Fenſterſcheiben praſſeln, und in dem Dufte rationeller Landwirthſchaft. Man wird ſie bei jeder Recenſion ſogleich erkennen; denn ſie fangen immer von Allgemeinheiten an, von Vorbegriffen, mit der Phraſe: „Wenn es ſchon im Allgemeinen —“. Es liegt darin viel Ängſtlichkeit; denn ſie fürchten immer, bis dahin, wo der Bote aus der Stadt kömmt, könnten ſich die wiſſenſchaftlichen Standpunkte ſchon wieder verändert haben. Ihnen ſendet auch die Handlung immer die Bücher des eignen Verlages; dann jubeln ſie, was das wieder für eine neue Erſcheinung wäre; ſie leſen mit Muße, und machen es ſich bequem dabei; denn über dieſe Sendung können ſie nicht zu viel ſagen; je anfänglicher, deſto beſſer; Einleitungen von der Wiege des Menſchengeſchlechts her, von den allgemeinſten Begriffen des Vorſtellungsvermögens, von dem Urſprung der Sprache, von Erfindung der Buchdruckerkunſt, von den erſten Spuren des Buchhandels, kurz ſie dürfen über ein Buch von drei Bogen ſechs Artikel ſchreiben. — „Wenn es ſchon im Allgemeinen —“.

Die Charakteriſtik dieſer erſten Claſſe ſchien mir wichtiger, als die der zweiten. Dieſe letztere iſt leicht erkenntlich; denn ſie beſitzt theils die Eitelkeit, ſich zu nennen, theils ſtirbt ſie aus. Ein großes Glück, daß der Intendanturrath Neumann auf dieſe Weiſe zum Schweigen gekommen iſt. Dieſer Mann mußte rezenſiren aus Gründen, welche Hitzig in dem Nekrolog der Preuß. St. Z. nicht verſchwiegen hat. Aber es war nicht blos, daß er leben wollte; nein, ihn drückte der Mangel an eigner Originalität, das Gefühl einer guten Bildung und mannichfacher verlorner Kenntniſſe, und der Ärger, mit vielen Notabilitäten verkehrt zu haben, ohne es ihnen gleich zu thun durch eigne Produkte. Solche Leute werfen ſich dann auf die Kritik und verfahren ſchonungslos aus Neid und andern hämiſchen Gefühlen, die ich ungern in den Mund nehme. Raumer kritiſirt nur die Crelinger, er arbeitet nicht an den Blättern. W. Alexis iſt ſo gutmüthiger Natur, daß er ſich gleich zu erkennen gibt, wenn er tadelt. Die jungen Doktrinäre und revolutionären Henriquinquiſten von Berlin haben ſich jetzt zu einem Thierkreis vereinigt. Sie lieferten die beſten Sachen, und wo ſie ſchlecht waren, ſchadeten ſie nicht, da ſie ſich nannten. Ich denke immer, ein offenes Viſier ſoll man paſſiren laſſen, wenn ſich der Kerl im Sattel auch ſchlotterich ausnimmt.

Das letzte Treffen rückt an: die Correkteren, Geſchäftsführer und ſchriftſtelleriſchen Maſchinen der Firma: F. A. Brockhaus, Menſchen, welche in Bauſch und Bogen bezahlt werden, und mit ihrer Firma einen kleinen Privatgottesdienſt treiben. Die Diener machen es immer ärger, als die Herren. Um ſich wohlgefällig zu beweiſen, übertreiben ſie, und führen Alles, was die Herren nur andeuten, in's Extrem hinüber. Das Gefühl, Maſchinen zu ſein, ſchürt den Ärger an. Dieſe Magiſter, welche die Regiſter machen zum Converſat. Lex., welche die Überſetzungen liefern und die Supplemente beſorgen und zuletzt die Correktur leſen, ſind voll von Scandaloſen der Literatur, Antipathien, Partheigeſchwätz, Details, die ſie ſich zutragen und womit ſie ihren Herrn bedienen, wider ſeinen Willen vielleicht. Sie haben für Alles Stichwörter, und ſammeln nur Galle in ſich. — Man muß den Einfluß des Sächſiſchen Charakters auf die Gallenblaſe kennen, dieſe leider oft ſo geſchmeidigen Charaktere, welche äußerlich lachen können und innerlich vor Bosheit zittern. So geht es denn auch mit der Kritik. Das iſt der wieder — heißt es; ja, ja, das iſt der: der iſt das, und ſiehe, das iſt ja wieder der — O dieſe Galläpfel! Hier werden dieſe kleinen Erinnerungsſcheden an die Mitarbeiter auf dem Lande abgefertigt: hier werden die widerlichſten Dinge in die Literatur hineingezogen, das Buchhändlertreiben, die Abrechnungen, die prompten Zahlungen, das Rivaliſiren, der klaſſiſche fremde Verlag, kurz wir gerathen in eine Sphäre, die ſo abſcheulich iſt, daß wir hier abbrechen.

Ob es ein groſſes Unglück iſt, von dieſen drei Klaſſen gemißhandelt zu werden? Für manche Autoren wahrlich nicht! Wer davon ſo überzeugt iſt, wie ich, daß das Beſſermachen immer beſſer iſt, als ſelbſt die beſte Kritik, gibt wahrlich auf die ſchlechte nichts! Nur das iſt traurig, daß Schriftſteller, wie Ortlepp, Herloßſohn, Lyſer u. ſ. f., welche weniger durch das ſich namhaft machen, was ſie liefern, als durch das, was ſie vorſtellen, nur in Rückſicht auf jenes in den Blättern für l. U. gefaßt werden. Ganz davon abgeſehen, daß ſich die Leute des Herrn Brockhaus in den Straßen von Leipzig an dieſen ſansculotten Autoren und Feſtordnern des Tunnel reiben, ganz abgeſehen von dieſer abſcheulichen Stadtklätſcherei, die jenen Autoren in den Augen der Brockhauſiſchen Kritik ſchaden mag, kommen ſie immer zu kurz, wo ſie nicht von Leuten in Schutz genommen werden, welche verwandte politiſche und literarhiſtoriſche Parolen haben. Denn Ortlepp wurde Dichter aus Gottes Zorn, Herloßſohn vernachläßigt ſich, und Lyſer iſt ein Poet mehr durch ſeine Erſcheinung als durch ſeine Produkte. Was ſie an Brockhaus ausſetzen, iſt gewiß richtig. Beziehen ſie es aber auf ſich, ſo muß man ſchweigen und ſie nur bedauern, daß ſie bei ihm nicht die Sympathie antreffen, welche Menzel und Andere beſtimmt, ihnen etwas durchgehen zu laſſen.

Überhaupt thun dieſe gerupften Opfer, denen Lyſer das Wort redet, ſehr Unrecht daran, einen gewiſſen legitimen Nimbus um ſich zu verbreiten, von Heine's Übertreibungen und von Laube's Unzulänglichkeit zu ſprechen; denn was ſie dieſen abbrechen, kommt ihnen wahrlich nicht zu Gute! Ernſte und prüde Mienen ſtehen diſſoluten Charakteren ganz ſchlecht. Glauben ſie denn, daß ihr Treiben irgend etwas Solides ausdrückt, und das, wenn man es an und für ſich betrachtet, für etwas gelten kann? Sie glauben es zu ihrem großen Nachtheile. Sie denken, etwas Außerordentliches zu leiſten, wenn ſie im Kometen Dom Miguel henken und dem Papſt in die Füße beißen. Dazu lacht der Abonnent in Lübben oder in Prag; aber im Grunde iſt das Alles zweckloſes Treiben und dient mehr dazu, die Wahrheit in ſchlechten Credit zu bringen, als ihr vorzuarbeiten. — Verſteht Ihr Euer Intereſſe, Ihr lieben Leute, ſo geht in unſer Hintertreffen, ſonſt gerathet Ihr zwiſchen zwei Feuer! Ich liebe dich recht ſehr, J. P. Lyſer, tauber, in deinem Auftreten mährchenhaft anziehender Junge; aber ſei artig gegen die, welche es gut mit dir meinen! —

---

20) Drillinge. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählungen von David Ruſſa. Wismar, Schmidt und Coſſel, 1835.

Sehr wünſchenswerth wäre es, wenn unſre Unterhaltungsſchriftſteller ſich von der Novelle entfernen wollten und Erzählungen, Anekdoten, poetiſche Kleinigkeiten und ähnliche minder vornehm angekündigte Produkte ſchrieben. Das novelliſtiſche Gewand ſoll Alles entſchuldigen. Es iſt wahr, daß die Novelle weit mehr dramatiſche, als epiſche Elemente in ſich ſchließt, daß ſie ſkizzirt und den Hintergrund unausgeführt läßt; allein durch dieſe Eigenheiten der Gattung glauben ſich die Autoren berechtigt, ungefähre Erfindungen, einige Charaktere und Situationen zuſammenzuwürfeln, wenn ſie nur einen Anfang haben und leidlich geſchloſſen werden können. Da werden denn viel Worte gewechſelt, und Unweſentliches wird unnütz in die Länge gezogen, und ein plötzlicher Coup muß zuletzt ein abſchüſſiges Ende herbeiführen. Das iſt ſehr arg. Denn die Folge dieſer Behandlung iſt Erfindungsleere, und große Ähnlichkeit in den behandelten Stoffen. Man laſſe den vornehmen Namen Novelle nirgends mehr zu, ſpreche ihn allen dieſen Produkten ab, und dringe darauf, daß der Name: Erzählung wieder zu Ehren kömmt; denn dieſen kann man nicht ausſprechen, ohne an eine beſondere, motivirte, anekdotenartige Geſchichte zu denken, an eine Erfindung, welche ſpannt und von Anfang bis zu Ende Zuſammenhang hat. Da ſetzen die Novelliſten immer zuſammen; lauter Syntheſe, lauter Situation, Perſonen, welche oft ſogar typiſche ſind, und will man vom Ganzen einen Reſt behalten, ſo iſt keine Handlung und keine Anekdote darin. Es wäre gar nothwendig, daß alle unſre Autoren gehalten würden, nicht mit einer Scene, mit Geſpräch oder Malerei ihre ſogenannten Novellen zu beginnen, ſondern einfach: Es war einmal — dann wüßte man doch, daß etwas Reelles, eine Combination, ein wirkliches Erzeugniß folgen muß. So aber, wie z. B. auch Herr Ruſſa verfährt, reſultirt nur Langeweile und Einförmigkeit. Er nennt ſeine drei hier gelieferten (Bildung des Styls, Klarheit der Anſchauung und Rundung in dem, was objektiv ſein muß, verrathenden) Produkte zwar Erzählungen, aber das ſind ſie nicht, ſondern Novellen in dem hergebrachten Sinn unſrer Tagesliteratur, wo man nichts für leichter hält, als eine ſogenannte Novelle zuſammenzuſtellen. Die Erfindung iſt ganz arm und ähnelt ſich auffallend in allen drei Novellen. Weitläuftige Geſpräche vertreten die Stelle der Motive. Wenn Thüren aufgehen, wenn plötzlich dieſer oder jener Major, Geheimerath, oder eine ſonſtige Comödienpuppe hereintritt, ſo ſoll das Handlung ſein. O nein; beginnt künftig alle und Alles mit: Es war einmal — und augenblicklich werdet Ihr fühlen, daß zu einer anziehenden Erfindung mehr gehört, als Geſpräche, Situationen und Thüraufgehen.

Zum Schluß noch die Frage: Glaubt Herr Ruſſa, daß ein Hauptmann zu Napoleon in Dienſtſachen hat hinein treten dürfen und in militäriſcher Haltung zu ihm ſagen: Guten Morgen? Das darf bei uns nicht einmal der Gefreite zum Unteroffizier.

---

21) Burtton Caſtle. Roman von Ch. Birch-Pfeiffer. 2 Bde. München, Jaquet. 1834.

Da lob' ich mir die Verfaſſerin dieſes Buches. Hier iſt Erfindung, Phantaſie, Feuer, und fortwährende Bewegung. Hier ſchwillt die Handlung, von kleinen Theſen aus, immer umfangreicher, ohne Stillſtand, mit immer neuer Abwechſelung, und was Charakteriſtik, Wahrheit anlangt, manchem Tadel ausgeſetzt, aber nie ohne Intereſſe, immer lebhaft, immer neu. Wir haben auch hier Spitzbuben, Mörder, Henker, und noch dazu zärtliche Henker; allein dies ſind nicht abſichtliche, loſe zuſammengehaltene Ingredienzien, ſondern wirkliche Reſultate der Erfindung, wie ſie an der Schwelle anhebt und ſich immer weiter fortwälzt und immer Neues, immer Spannenderes in ihren Kreis hineinzieht. Der Zauber einer ſolchen Darſtellung iſt das Drängen der Mittheilung, die Unaufhaltſamkeit des Stoffes und das beſtändige Gegenwärtigſein mit allen Faſern und Fibern der Seele, mit dem ganzen Bewußtſein, das im Augenblick dem Autor zu Gebote ſteht und ſeine Seele ganz erfüllt. Hier ſchreitet Alles mit Muth und ſtrotzender Phantaſie fort; hier iſt keine halbe Thätigkeit, oder die Phyſiognomie, als wenn der Autor im Augenblick, wo er arbeitet, noch etwas Zweites, eben ſo Indifferentes ſchaffen könnte; ſondern es iſt hier ein Bedürfniß, das nicht eher ruht, als bis es am Ziele iſt.

Der ſchriftſtelleriſche Charakter dieſer Frau iſt zu bekannt, als daß ich mich darüber auszuſprechen brauche. Poſitiv, in Rückſicht auf das, was Mad. Birch-Pfeiffer leiſtet, wird man immer tadeln müſſen, und ſogar Antipathie dagegen haben. Es iſt hier von Poeſie, von tiefen Gedanken, von Kunſt nicht die Rede, wohl aber von Leidenſchaft und Weihe des Augenblicks. Faſt alle unſre Schriftſteller haben, wenn ſie ſchreiben, andere Dinge im Kopf, als die, um welche es ſich handelt. Charlotte Birch-Pfeiffer lebt ganz in ihrem Gegenſtand, ſei es nun Pinko, oder Guttenberg oder die intereſſante Erfindung dieſes vorliegenden Romans. Darin wird ſie auch noch lange Glück machen, weil ſie, obgleich tiefer ſtehend als die Schopenhauer und fremde Damen nicht zu nennen; doch aus einem Guſſe iſt, und ihre Idee mit einer Hingebung durchführt, welche hinreißend wirkt. Sollte einmal die Zeit kommen, wo es gut wäre, wenn ihre Stücke die Bühne räumten, ſo wird ihr der Roman, ſowohl der hiſtoriſche, wie die Wirklichkeit, noch immer trefflich gelingen; denn ſie beſitzt alle Mittel dazu. —

---

22) Die Verfaſſungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Aus dem Engliſchen. Von G. H. Engelhard. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1834.

Welche ſtolzen und kühnen Erklärungen! Welche Schwelgerei in dem Gefuhle ſeiner Unabhängigkeit! Welche Berufungen auf das Unveräußerliche, auf die Menſchenrechte! Die Trunkenheit des Enthuſiasmus herrſcht in allen dieſen hier vollſtändig geſammelten Statuten, welche die jungen Staaten zum großen Theile ſich in den erſten Jahren ihrer Freiheit gaben. Die Grundzüge ſind allgemein, prinzipienartig: das ganze weitere Gerüſt iſt meiſt immer ſchematiſirend und nur in wenigen einzelnen Details ſieht man, daß die Staaten aus ihrer frühern Erfahrung manche Sätze adoptirten und das Beſte aus den alten Freiheitsbriefen des Mutterlandes retteten. Die Folge dieſer Allgemeinheiten iſt bekanntlich eine große Unzulänglichkeit der Nordamerikaniſchen Verfaſſung, wovon man ſich bald überzeugt, wenn man die gegenwärtigen Partheikampfe jenſeits des Ozeans kennt. Die immer mehr ſich ſteigernde Erbitterung zeigt, wie unverſöhnlich die Intereſſen des Föderalismus mit den einzelnen Verfaſſungen des Landes ſind. Man kann ſich in dieſem Buche davon leicht überzeugen; denn während die allgemeine Unabhängigkeitsakte auf gemeinſames Ziel und Streben dringt und eine energiſche Centraliſation vorausſetzt, ſind die Verfaſſungen der beſondern Staaten ſo unabhängig und iſolirt entworfen, daß in ihnen urſprünglich gar kein Moment liegt, ſich mit der Geſammtheit des Staats im Zuſammenhange zu denken. Eine vergleichende Anatomie dieſer Verfaſſungsurkunde durfte nicht unintereſſant ſein, und ich empfehle eine ſolche mit Rückſicht auf dies gründliche Buch irgendwo anzuſtellen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 55. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 5. März.

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Fortſetzung.)

„Du Glückskind!" — rief Lukretia, — „wann habe ich je mehr gefunden als eine verbogene Nadel, oder, wenn es doch kam, eine Kupfermünze? Wie klug biſt du, daß du immer ſo züchtig die funkelnden Äuglein niederſchlägſt, um ſolchen Preis wollte ich es auch mein Lebenlang thun! Du kannſt dich nun ſchmücken wie die erſten Hoffräuleins der Königin." „Lieber Oheim," — ſagte Livia, ſich zu dem Alten wendend, — „die Baſe ſcherzt nur, ſie weiß wohl, daß ich den Ring nicht behalten darf. Laſſet uns den Haus-Meiſter ſuchen, der die hohen Herrſchaften kennt, die vielleicht ſchon jetzt nach dem verlornen Kleinod ſuchen." „Nicht ſo raſch, mein holdſeliges Kind," — flüſterte Signor Pangrazio, — „das müſſen wir wohl überlegen; die Gunſt des Zufall's weiſe zu benutzen zu wiſſen, darin beſteht der ganze Unterſchied zwiſchen dem Klugen und dem Thoren, dem Glücklichen und dem Unglücklichen, denn Jedem wird einmal das höchſte Gut, wonach ſeine Wünſche ſtreben, geboten, aber der Ungeſchickte verſteht den goldnen Gewinn nicht zu faſſen. Vorerſt darf Niemand etwas von deinem Fund erfahren. Vorſicht, Schweigen, — das lehrt meine Lebensweisheit."

Sie waren jetzt an einen freien Platz gekommen, in deſſen Mitte aus den Urnen reizender Najaden das Quellwaſſer ſilberſtrahlend in ein Marmorbecken fiel. Hier wurde eines jener Schauſpiele aufgeführt, die, damals allbeliebt, in ihrer grotesken Miſchung des Heiligen und Profanen, der Geiſtlichkeit wie den Laien gleich anziehend und erbaulich ſchienen. Jephtas Tochter ließ ihren Klaggeſang von den Bergen ſchallen, dazwiſchen tanzten gaukelnde Faunen und Dryaden, während Nebukadnezar, in eine Ochſenhaut vermummt, gräßlich brüllte, und Alexander der Große mit Salomo und der Königin von Saba gravitätiſche Complimente wechſelte. Hierher hatte ſich der ganze Strom der Schauluſtigen gedrängt, und Signor Pangrazio ſah bald die Unmöglichkeit, mit ſeinen Gefährtinnen ſich Bahn zu brechen. Unmuthig ſah Lukretia jeden Verſuch ſcheitern und lehnte ſich müde, in verdrießlicher Ergebung, an einen der Lorbeerbäume, die den Kreis einfaßten, hinter welchen eben ein junger Mann, in den Mantel gehüllt, hervortrat. „Hier werden die ſchönen Signorinen," — ſagte er, ſich höflich neigend, — „wenig vom Schauſpiel gewahren." — „Nichts," — verſetzte Lukretia ärgerlich, — „als den Rücken der Vorſtehenden; aber es geſchieht uns ſchon Recht, da wir überall zu ſpät kommen." — „Wer weiß doch," erwiederte Jener, — „ob nicht vielleicht eben deswegen zur glücklichſten Stunde; denn ſolche Augenſterne müſſen das Verborgenſte entdecken, und Ihr fandet vielleicht ein Kleinod, das ich ſeit mehren Stunden vergebens ſuche. Wie glücklich würde ich mich preiſen, wenn es mein günſtiges Geſchick in die Hände edler, milder Frauen hätte fallen laſſen, denn es ſind ſonſt viele Gäſte aus den Bergen und Thälern Apuliens hier, die ſelbſt einen Schmuck von Blei oder Meſſing für gute Beute halten würden." Livia wollte reden, aber Signor Pangrazio gab ihr den kräftigſten

Stoß — und ſie blieb ſtumm. „Der Ring, den ich ſuche,“ — fuhr der Fremde fort, — „gehört unſerer erhabenen Monarchin, es wäre Frevel, ihn zu verläugnen.“ Eben erklangen Trompetenſtöße, die Menge theilte ſich, Wachen ſchoben die Zudringlichſten auf die Seite, und Johanna die Zweite erſchien mit ihrem Hofſtaat.

Die Königin, welche einſt im fröhlichen, friſchen Glanz der Jugend im Äußern der ſtrengen Juno geglichen, war in goldſtoffene Gewänder gehüllt, mit Edelſteinen von allen Farben des Regenbogens ſtrahlend bedeckt, und der lange, wallende Schleier, vom zierlich gearbeiteten goldnen Reif feſtgehalten, ſollte die Furchen der Stirne verbergen. Aus tiefen Höhlen ſchauten die dunkeln, trüben, ungewöhnlich großen Augen, von hohen Brauen überſchattet, deren unruhiger Blick Argwohn, Mißmuth und jene Überſättigung ausſprach, wodurch die Günſtlinge des Glücks ſo häufig den armen Stiefkindern des Geſchick’s gleichgeſtellt werden. Neben ihr zeigten ſich die päpſtlichen Geſandten mit freundlichen, demüthigen Geberden; jedem Wort der Königin nickten ſie Beifall zu, jede flüchtige Äußerung erheben ſie zum Orakelſpruch; denn hochwichtig für den römiſchen Stuhl war der jetzige Augenblick, wo die bejahrte, kinderloſe, von heftigen Leidenſchaften noch mehr als von dem Alter erſchöpfte Monarchin ſich dem Grabe näherte. Schon angelten von allen Seiten gierige Hände nach dem reichen Erbe, dem Paradies Europas. Das Nachbarhaus in Sizilien aus Arragoniſchem Stamm berief ſich auf ſein Recht, die Fürſten von Anjou auf Verwandſchaft, alte Anſprüche und doppelte Teſtamente, der Papſt Eugenius auf den Heimfall als Lehnsherr, der Oberhoheit gemäs, die Papſt Innocenz der Dritte durch Liſt und Gewalt erworben, und endlich flüſterte man ganz im Geheimen, daß der verſtoßene Gemahl der Königin, der unglückliche Jakob von la Marche, der doch auch als Herrſcher anerkannt geweſen, noch lebe und hervortreten könnte, obgleich es bei Hofe hoch verpönt war, auch nur ſeinen unſeligen Namen auszuſprechen. Zwar hatte die Königin ſchon zweimal ein Teſtament gemacht, und, von Feinden und Empörern bedrängt, erſt den weiſen Alphons von Arragonien, dann Ludwig den Dritten von Anjou zu ihrem Sohn und Nachfolger erklärt, aber unwillig bemerkend, daß man ſchon jetzt die künftige Macht üben wolle, und eiferſüchtig auf ihre Rechte, auch wankelmüthig von Natur, hatte ſie die ohnehin drückenden Beſtimmungen bald wieder umgeſtoßen, und nun ſtieg bei dem Annahen des Todes auch ihr Widerwille, ſich mit dieſen qualvollen Gedanken zu beſchäftigen. Sie hatte immer einen glänzenden Hof gehalten und ſich die Liebe des Volk’s durch Feſte und freundliche Herablaſſung erworben, aber jetzt ſuchte ſie doppelt das Gewühl der Menſchen; ſie ließ Kirchen und Paläſte bauen, ſie ſchmückte ſich ſorgfältiger als je, ſie übte wieder die Muſik, die ſie ſchon früher aufgegeben, um den peinlichen Ahnungen zu entfliehen, die ſie in der Einſamkeit verfolgten. Doch gerade im Getümmel der Feſte erſchien ſie ſich und Andern wie ein Geſpenſt, wie ein Schatten der Vergangenheit, voll Ekel an den Freuden der Welt, und doch unfähig, darauf zu verzichten, oder das eitle, zerſtreute Gemüth auf einen höhern Standpunkt zu erheben.

Sie nahm Platz unter einem Baldachin, den goldne Ketten, mit Blumenkränzen umwunden, über ihrem Haupt feſt hielten. Zu ihren Füßen knieten die zierlich geſchmückten Edelknaben und boten auf kriſtallenen Schaalen Orangen, Datteln, köſtliches Backwerk, und im goldnen Pokal Limonade, mit Eis abgekühlt. Auf der rechten Seite der Königin ſaß ihre Baſe Covella Ruffa, welche, obgleich genau in demſelben Alter als Johanna, von ihr wie von Jedermann unbedenklich die alte Herzogin von Seſſa genannt wurde und der Königin gewiſſermaßen zur Folie bei öffentlichem Erſcheinen diente, wofür ſie ſich ausgezeichneter Gunſt erfreute. Sie war in ihrer Art ein ſeltenes Weib, über jede Beſchreibung häßlich, ſchon im 15ten Jahre, wo doch, nach der Behauptung des franzöſiſchen Sprichworts, ſelbſt der Teufel einige agréments beſaß, aber ſie wußte es, und überließ ſich nie der gewöhnlichen Täuſchung über dieſen Gegenſtand, und, da ſie immer gepanzert gegen den Wunſch, zu gefallen, oder geliebt zu werden, geblieben war, ſo ſuchte ſie ihren Ruhm in der abſtoßendſten Widerwärtigkeit, in der gänzlichen Vernachläſſigung ihres Anzugs, der Verachtung jeder Mode, in der ſchlagenden Derbheit ihrer Reden und Manieren. Von ihrem Gemahl, dem ſie politiſche Rückſichten aufgedrungen, ſeit vielen Jahren getrennt, haßte ſie mit unbeugſamer Energie alles, was jung, ſchön und lebensfroh war, und übte ungefähr das Amt eines Sklavenvogts bei den bedauernswerthen Hoffräuleins der Monarchin.

Die Königin hatte nur wenige Minuten, gelangweilt und zerſtreut, den Reden der Schauſpieler zugehört, während ſie unruhig umher blickte; dann flüſterte ſie dem nächſten Edelknaben etwas in’s Ohr, worauf dieſer, raſch wie ein Pfeil vom Bogen, im Gebüſch verſchwand. Dann wandte ſie ſich zu dem Biſchof von Oſtia, dem päpſtlichen Geſandten, der ihr zur Linken ſaß, und bemerkte: „Findet Ihr nicht auch, hochwürdiger Herr, daß dieſe Leute ihre Rollen erbärmlich ſpielen? Es gibt nichts abgeſchmackteres, als ihre tauſendmal gehörten, abgedroſchenen Scherze.“ Der Biſchof, der eben die Bocksſprünge des wüthenden Nebukadnezars, der Gras ſpeiſ’te, herzlich belacht hatte, legte ſein Geſicht in geziemende Falten und erwiederte: „Es iſt natürlich, daß der Geiſt der erhabenen Fürſtin, vor der ich zu ſtehen gewürdigt bin, wenig Geſchmack an ſolchen Poſſen findet, aber um ſo mehr verehre ich die Staatsklugheit derſelben, ſich zu den Beluſtigungen ihres Volks herabzulaſſen und dadurch ſeine Liebe, ja ſeine Anbetung zu erwerben.“

Die Königin winkte wieder einem Edelknaben, der auf ihr leiſes Gebot eben ſo eilig ſich entfernte, dann neigte ſie ſich zu dem Biſchof und antwortete: „Ihr Männer redet alle dieſelbe Sprache, Geiſtliche und Laien beten uns an, und ſpotten im Herzen der Leichtgläubigen, nur Jugend und Schönheit feſſelt Euch, aber auch nur auf Augenblicke; und dieſes anbetende Volk, — morgen wird es einem Andern zujauchzen, wenn — —“ Sie hielt, ſchmerzlich ergriffen, inne.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Berlin.

(1835.)

(Fortſetzung.)

Bald ſoll Herr Cerf die lächerlichſten Reden an die Künſtler des Theaters halten, die er ſchlechtweg: Meine Leute, nennen ſoll, bald befiehlt er ihnen ſtatt: Oreſt und Pylades, Oreſt und Pilatus zu ſagen, weil dies das Richtige ſei, oder er ſtreitet ſich mit Herrn Carl Devrient, der hier Gaſtrollen gab, und wirft dieſem vor: geſpielt habe er wohl gut, aber ganz falſch geſprochen, worauf man Herrn Devrient ſtolz erwiedern läßt: die falſche Ausſprache verſtehe er nicht, für das falſche Spiel traue er ihm große Kenntniſſe zu; oder da er neulich zum Kommiſſionsrath ernannt worden iſt, läßt man ihn einem andern erzählen: Wiſſen Sie ſchon? ich bin zum Commiſſionsrath ernannt worden; das iſt eine große Auszeichnung für mich, denn in der Regel erhalten nur Gelehrte dieſen Titel; — ja man geht in der Unverſchämtheit ſo weit, daß man ihm nachſagt: er könne weder leſen noch ſchreiben, und habe daher einſt in einem Wirthshauſe die ganze lange Reihe der Compots verzehrt, weil er nach einander mit dem Finger ſie antippte und dem Kellner ſagte: Bringen Sie mir dieſe Speiſe, — und tauſend ähnliche alberne Poſſen erzählt man, macht täglich neue, und der Haß behauptet ſogar, es ſei eine Schande für Deutſchland, daß ein Mann ſolcher Art der unbeſchränkte Gebieter eines großen artiſtiſchen Inſtitut's ſein dürfe, welches als eines der erſten Bildungsmittel der Nation, auf Geſchmack und Sitten, einen unzuberechnenden Einfluß ausübe. Herr Cerf iſt als geiſtvoller Menſch auch ein Weltweiſer, er lacht die Narren aus, und da er unverſiegbare Hülfsquellen und wohlverdiente Beſchützer hat, ſo kann er dies auch ohne allen Nachtheil thun. —

Wenn wir uns mit der ſchwachen Idee eines Volkstheaters begnügen wollen, ſo haben wir dies an der Königsſtadt, nur muß man es weder mit London, noch mit Paris oder Wien vergleichen wollen. Wir haben auch ein Volksleben; bei uns ſchlagen ſich ſelbſt die niedrigſten Klaſſen mehr oder minder mit in die allgemeine anſtändige Bildung hinein, und umgekehrt, was jenen gefällt hat auch hohe Anhänger in den obern. Das Königſtädtiſche Theater iſt daher ein ſeltſames Zwitterding; bald hat es Opern ernſter Art, bald ein Leſſing'ſches Luſtſpiel, bald die angeblichen Nachahmungen franzöſiſcher Vaudevilles und Scribe'ſcher Stücke, bald die traurigen Machwerke Alexander Kosmars und anderer Köche, oder die Melodramen des Schauſpielers Genée und die tollen Poſſenreißereien Beckman's. — Es iſt daher auch das Publikum bald ein elegantes aus den erſten Ständen, bald eins der Mittelklaſſe, bald ein buntes Gemiſch von allen oder eine Verſammlung der unterſten. — An ſolchen Poſſentagen und Sonntagsſtücken iſt es das Eldorado liebenswürdiger Griſetten, junger Handlungsdiener und Juden, welche die untern Räume füllen. Der erſte Rang zeigt die vornehmern jungen Herren, die von hier den Pöbel beſehen und kleine geheime Liebesabentheuer anknüpfen. Im zweiten Range ſitzen die Bürgerfamilien, Mann, Frau, Schweſtern, Geſellen, Kinder und Kindeskinder, mit Mienen zur Luſt und zum Lachen fertig. Im dritten aber tummeln ſich die ſchnapsrothen Geſichter von Nante's Conſorten, Lehrjungen, leichtfertige Dirnen, Bediente, Knechte, Mägde im Sonntagsſtaat. Jeder hat Wurſt, Fleiſch, Brod und die Brantweinflaſche (die Feuchte, wie ſie ſagen) bei ſich, und nun geht es los; das Publikum ſpielt an dieſen Tagen, und Niemand wagt es, dagegen ſich aufzulehnen. G'nade Gott dem Autor, wenn ſein Stück nicht gefällt! „Fort mit dem Plunder, den Vorhang 'runter!“ brüllt einer, und hinter ihm nach ſchreit die Menge: „die Ochſenmenuette! die Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten!“ oder, was ſonſt gerade neu iſt und gefallen hat. Gewöhnlich legt ſich dann das Parterre zur Oppoſition, „Ruhe da oben!“ donnert es hinauf: „Ruhe da unten!“ brüllt es zurück; der Lärm wird fürchterlich, er nimmt kein Ende, und zuweilen bleibt nichts übrig, als den Vorhang fallen zu laſſen und ſich zu fügen. — Dann wird geklatſcht und bravo geſchrien, der ungezähmteſte Beifall begleitet die Vorſtellung, nicht einer wird gerufen, nein alle, alle; ſie müſſen alle erſcheinen, die holden Zöglinge der Kunſt, und nehmen gerührt den lauten Dank hin, den ſie ſo wohl verdient haben. Das Theater hat übrigens mehre ausgezeichnete Mitglieder, wie z. B. für die Oper Herrn Holzmüller und Fr. Hänel, für das Schau- und Luſt-Spiel Madame Laddei, die Herrn Schwanfelder und Genée und die Komiker Pöck, Schmelka, Beckmann. Der letzte beſonders iſt der Liebling des Publikums; und er iſt allerdings in der niedern Komik ſo ausgezeichnet, daß er der Liebling zu ſein verdient. — Der alte Glanz des Theaters als die Sonntag, Tibaldi, Spitzeder und Jäger dort die feine Welt hinzogen, iſt vorüber und ihre Stellen ſind unerſetzt.

Eine eigenthümliche Stellung hatte das Theater durch die jüngſten Gaſtſpiele der Madame Krelinger und ihrer Tochter Bertha und Klara Stich erhalten. Madame Krelinger hatte vergebens geſucht, ihre fünfzehn- und ihre ſechszehnjährige Tochter bei der königlichen Bühne anzuſtellen, einige Gaſtſpiele, die ihr allein bewilligt wurden, genügten ihr nicht, ſie wandte ſich daher an Se. Majeſtät den König, und erhielt die Erlaubniß, zwölf Gaſtrollen auf der Königſtadt zu geben. Herr Cerf, der beſſer ſpekulirte als die Intendantur der königl. Schauſpiele, und wußte, daß er überfüllte Häuſer machen würde, ging mit Freuden darauf ein, und ſo haben wir denn in der Königſtadt zum erſtenmale Trauerſpiele geſehen, und die Enthuſiaſten haben einige Spuren des alten Entzückens hier zum erſtenmale wieder an den Tag gelegt. Glücklicherweiſe traf es ſich, daß Herr Karl Devrient zu gleicher Zeit gaſtirte, und da auch Herr Schwanfelder ein ſchönes Talent für das Tragiſche entfaltete, ſo haben wir herrliche Darſtellungen geſehen, die man am beſten und unpartheilichſten würdigen kann, wenn man die Kritiken in der Staatszeitung lieſt, welche bekanntlich aus der Feder des alten langbewährten Hausfreundes der Madame Krelinger gefloſſen ſind. —

(Fortſetzung folgt)

Muſikaliſche Literatur.

A. André's Lehrbuch der Tonſetzkunſt. 2r Bd. 1ſte Abth. Enthaltend die Lehren vom einfachen und doppelten Contrapunkte und deſſen Anwendung bei'm 2., 3., 4. und mehrſtimmigen Satze.

Aus vorſtehendem Titel werden die Beſitzer des erſten Bandes der Tonſetzkunſt (: die Harmonielehre) mit Vergnügen erſehen haben, daß der Herr Verfaſſer ihre Erwartungen und ſeine Verſprechungen erfüllt hat. Wir wollen daher unverzüglich einen allgemeinen Ueberblick auf dieſe neue muſikaliſch-literariſche Erſcheinung werfen, welcher auch diejenigen, die nicht Gelegenheit hatten, ſich mit der theoretiſchen Denkweiſe und der muſikaliſchen Urtheilsfähigkeit des V. bekannt zu machen, in den Stand ſetzen ſoll, einen ſelbſtſtändigen Begriff von dem Werthe derſelben zu faſſen.

Ohne genöthigt zu ſein, Namen und Autoritäten anzuführen, wird es dem Referenten wohl erlaubt ſein, ſich auf die Zahl derjenigen Muſiker und Muſikliebenden zu beziehen, die mit regem Eifer irgend ein in hohem Rufe ſtehendes Lehrbuch des Contrapunktes ergriffen und Mühe und Zeit nicht ſcheuten, die geheimnißvollen Andeutungen, die Hunderte von partiellen Regeln in ihrem Kopfe zu einem Ganzen zu vereinigen; wie weit es ihnen glückte, hierin zu einer klaren Anſchauung zu gelangen, das wollen wir den perſönlichen Bekenntniſſen dieſes oder jenes unſerer Leſer, der ſich in ähnlichem Falle befand, überlaſſen und zur Beſchwichtigung etwaiger Zweifel auf die eigenen in der Vorrede enthaltenen Worte des V. hinweiſen:

„Freilich findet ſich die Kunſt des Contrapunktes, obgleich ſolche auf ganz einfachen Grundſätzen beruht, nicht in allen Lehrbüchern ſo einfach dargeſtellt, vielmehr erſcheint die Mehrzahl dieſer Lehrbücher ſtellenweiſe ganz unverſtändlich und in ihren Beiſpielen höchſt ungenügend; und da es nun obendrein noch zu allen Zeiten Tonſetzer und Tonlehrer gegeben hat, welche ſich nachtheilig und geringſchätzend über den Contrapunkt ausgeſprochen haben, ſo mag wohl mancher lernbegierige Tonſetzer unter ſo bewandten Umſtänden entweder durch Vorurtheil oder bei Vornahme eines ſolchen Lehrbuches durch deſſen Unverſtändlichkeit ſich vom Studium des Contrapunktes abgehalten, ja, gleichſam abgeſchreckt geſehen haben. — — — — Ich ſpreche hier aus eigner Erfahrung und weiß es nur zu gut, wie viele Zeit und Mühe ich bei'm Studium des Contrapunktes verloren, und wie ſchwer ich endlich dem Gedanken Raum gegeben habe, es möge die Schule der Unverſtändlichkeit ſo mancher contrapunktiſchen Lehrſätze und Beiſpiele doch wohl nicht an mir allein liegen."

Daß ſich ein Muſiker und Gelehrter, dem zugleich an dem allgemeinen Fortſchreiten der Kunſt gelegen, aufgefordert fühlen mußte, viele Dunkelheiten zu beleuchten, Irrthümer zu berichtigen und dem Bedürfniſſe der Zeit entgegen zu kommen, hoffen wir hierdurch bewieſen zu haben. Nachdem alſo das Daſein des vorliegenden Werkes ſanktionirt iſt, wollen wir, ſo weit Raum und Kräfte es geſtatten, ſeinen Gehalt prüfen und darſtellen.

Die Einleitung (pag. 1—24) enthält eine hiſtoriſch-kritiſche Darſtellung der Geſchichte des Contrapunktes. Hiſtoriſch ſtützt ſich der V. auf bekannte und angeführte Autoritäten der muſikal. Literatur, deren verſchiedene Meinungen er gleichzeitig aufgeſtellt hat, ſo daß ein jeder Urtheilsfähige nicht nur ſelbſt ſie mit einander vergleichen kann, ſondern auch noch des V. eigne kritiſche Beleuchtung zur Richtſchnur benutzen, oder falls ihm dieſelbe nicht genügen ſollte, wiederum ſeiner eignen Prüfung unterwerfen kann. Gegenſtände, die, durch die Unzuverläßigkeit der Berichterſtatter, ſich dem Scharfblicke des unbefangenen Beobachters entziehn, hat der V., da er ſich Nützlichkeit in praktiſcher Anwendung zum Ziel ſeines Strebens geſetzt hat, angeführt, ohne ſich in weitere hypothetiſche Unterſuchungen einzulaſſen, als ſeine Pflicht als hiſtoriſcher Referent von ihm erheiſchte.

Jede Stelle des Textes, welche ein muſikaliſches Gleichniß zuließ oder erheiſchte, ſo wie auch die namhaft aufgeführten Arten der ſonſt üblichen verſchiedenen Contrapunkte ſind mit deutlichen und ſangbaren muſikaliſchen Notenbeiſpielen begleitet.

Wir wollen jetzt das Produkt der 6 Capitel in gedrängter Ueberſicht zuſammenfaſſen, deren Inhaltsverzeichniß, nebſt demjenigen der beiden noch nachfolgenden Abtheilungen (welche der V. durch ſein Rundſchreiben von verwichener Jubilatemeſſe 1834 vor der Erſcheinung des obigen Werkes bereits veröffentlicht hat) an ſich ſchon eine intereſſante und ſtreng geregelte Aufeinanderfolge contrapunktiſcher Baumateriale zu nennen iſt. Der V. legt im 1ſten Cap. den Grund zu allen ſpätern contrapunktiſchen Uebungen, indem er auf eine erſchöpfende und planmäßige Weiſe den Lernenden die ebene Bahn einer guten Stimmführung*) hindurch leitet, keine Klippe unbezeichnet läßt, ſo wie er umgekehrt in der Harmonielehre das unüberſehbare Meer des harmoniſchen Reichthums mit allen ſeinen Fährlichkeiten dem Blicke gezeigt hatte. Sobald nun im erſten Cap. die Uebungen im einfach gleichen Contrapunkte, von den leichteren vierſtimmigen abwärts gehend zur drei- und zweiſtimmigen Behandlung, beendigt ſind, wird der Lernende im 2ten Cap. mit dem darauf gegründeten einfach-ungleichen oder verzierten Contrapunkte bekannt gemacht und von hier an lernt er umgekehrt zuerſt mit einer, dann mit zwei und endlich mit drei Stimmen zum cantus firmus contrapunktiren, ohne daß ihn die Mehrheit der Stimmen verwirren kann, da keine neue Stimme hinzutritt, bis die vorhergehende nicht ſo weit befeſtigt war, daß er ihr einen Theil ſeiner Aufmerkſamkeit entziehen konnte. (Schluß folgt.)

---

*) Hier kann R. nicht unberührt laſſen, daß d. V. bei dieſer Gelegenheit die in der Harmonielehre S. 73 verſprochene Auseinanderſetzung des Grundes oder Ungrundes des ſo bekannten Quinten- und Oktavenverbotes ſehr umſichtig und natürlich abgehandelt hat.

Buntes.

.*. Die ruſſiſchen Pächter der großen Fiſchereien in den Seen Oſtpreußens ſtellen ſich, — vielleicht gerade durch ihre Entfernung vom Vaterlande, — als ein intereſſanter Schlag Menſchen dar. Gemeiniglich führt ein „Alter," der ein völlig patriarchaliſches Anſehn hat, und beinahe unumſchränkte Gewalt ausübt, eine ganze Geſellſchaft dieſer ruſſiſchen Fiſcher, welche im Sommer ziemlich elende Hütten bewohnen, den ganzen Winter hindurch aber faſt blos auf den Eisdecken der Seen hauſen, ſich mit einer Zwiebel und einem Stück Brot für den ganzen Tag begnügen, nichts als Waſſer trinken, und in beſſerem moraliſchen Ruf als phyſiſchem Geruch ſtehen, — denn, was letzteren betrifft, ſo kann man die Exiſtenz des Lagat (einer Art abſcheulichen Thran's), womit ſie ihre großen juftenen Waſſerſtiefel und gleichſtoffigen Handſchuhe einſalben (um ſie waſſerdicht zu machen), ſchon auf 100 Schritt in der Entfernung ſo heilig beſchwören, als man ſich nur irgend einer Gattung von Naſe, die man im Geſichte trägt, verſichert weiß. — Die Geſchäfts-Saiſon dieſer guten Leute beginnt erſt, ſobald die Eisdecke der Seen ſich ſo weit conſolidirt hat, daß man auf derſelben in Schlitten fahren kann. Dann werden in das Eis Wuhnen (Löcher) gebrochen, durch die Hauptwuhne wird das Netz in's Waſſer geſenkt, welches aus einer Art von ungeheurem Sack und zwei gleichfalls ſehr großen Seitenflügeln beſteht; ein ſolches Netz koſtet, wie man mich verſicherte, oft 300 — 400 Silberrubel. An jedem Flügel ſind Stricke angebracht und am Ende dieſer Stricke Stangen, welche unter dem Eiſe fortgeſchoben werden. Iſt das Netz auf ſolche Weiſe ausgeſpannt, ſo beginnt der Zug vermittelſt einer großen auf einem Schlitten angebrachte Winde und iſt gemeiniglich ſo ergiebig, daß er 400 bis 500 Tonnen Fiſche liefert und oft 80 — 100 Thaler abwirft. Den Fang kaufen in der Regel gleich an Ort und Stelle die Juden und ſchaffen ihn dann nach Polen. Die Bauern ſind gleichfalls dabei thätig, — ſie ſtehlen nämlich, ſo viel ſie nur können, und unſre Ruſſen begnügen ſich, ſtatt ſie durch Mißhandlungen dafür zu ſtrafen, — ſie höchſtens mit Waſſer zu begießen, und laſſen ſie dann ſogar mit ihrer Beute ruhig weiter ziehen. Dieſe Ruſſen unterſcheiden ſich überhaupt ſehr zu ihrem Vortheil von den Landeskindern. So war ich z. B. einmal Zeuge, daß ein Schlitten auf einer dünnen Stelle des Eiſes, wo dies einbrach, nahe am Verſinken war. Die oſtpreußiſchen Bauern, die bei dem Fiſchzuge gar nichts zu ſchaffen hatten, glotzten dem Unfall ganz ruhig zu, die Ruſſen hingegen ließen ihre Arbeit augenblicklich im Stiche und raſteten nicht, als bis ſie den Schlitten nach unſäglicher Mühe wieder aus dem Eiſe gerettet hatten, dann begaben ſie ſich, als wäre keine Unterbrechung vorgefallen, an ihre Arbeit zurück.

.*. In Paris hat ſich eine (bis jetzt ungenannte) Geſellſchaft gebildet, welche vom 1. April eine (Nachdrucks-) Bibliothek deutſcher Claſſiker herausgeben will, mit Commentaren, Biographien und Kritiken, den Band in Lexiconformat auf Velinpapier, zu 50 Bogen, für 10 Francs; Göthe's ſämmtliche Werke in 5 Bänden und Jean Paul's Schriften in 6 Bänden ſollen (dem Proſpektus zufolge, der mit den ſüßeſten Beſchönigungsfloskeln aufgeſtutzt iſt) den Anfang bilden. Das Verzeichniß nennt 59 deutſche Schriftſteller der neueren und neueſten Zeit, deren Werke uns in franzöſiſchen Nachdrücken nach Deutſchland herübergeſendet werden ſollen. — Der Vorſteher des Börſenvereins, Enslin in Berlin, hat bereits Schritte gethan, um innerhalb der deutſchen Bundesſtaaten ein allgemeines Verbot gegen dieſe Nachdrucke zu erwirken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 56. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 6. März.

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Fortſetzung.)

„Freilich iſt der Sinn des Volkes wandelbar,“ — entgegnete der Biſchof, — „aber richtiger würdigen weiſe Zeitgenoſſen den Werth der Herrſcher, und für keines ſeiner geiſtlichen Kinder fleht der heilige Vater inbrünſtiger zum Himmel, als für Euer theures, erhabenes Haupt, daß die Veränderung, auf welche Ew. Gnaden hindeuten, noch viele Jahrzehente verſchoben bleiben möge.“ „Ich dürfte wohl hoffen,“ — verſetzte Johanna, — „daß päpſtliche Heiligkeit aufrichtig, nicht blos mit Worten, Theil an meiner Wohlfahrt nehme, und ihr Ohr den Verläumdungen meiner Feinde, den Anträgen gieriger Erbſchleicher verſchließe, ſo wie ich immer meine Hand öffne bei den Bedrängniſſen und Geldverlegenheiten der Kirche.“ Während die Königin noch ſprach, hatte ihr Geheimſchreiber den Kreis der Höflinge raſch durchſchritten und überreichte der Monarchin ein Paket. „Der Kanzler ſandte es eben von Neapel,“ — ſprach er, ſich tief neigend, indeß die Königin mit ängſtlicher Haſt die ſeidnen Schnüre losmachte. — „Entſchuldigt durch die Wichtigkeit der Sache die vielleicht unwillkommene Störung.“ Der Biſchof von Oſtia heftete den Blick ſcheinbar gleichgültig auf den Geheimſchreiber, der mit kaum merklichem Wink ihn zu erwiedern ſchien.

Hochroth färbten ſich Johannas Wangen; ſie rief mit ausbrechender Heftigkeit: „Das iſt die frechſte Anmaßung, die unglaublichſte Unverſchämtheit! Hört nur, Herr Biſchof, und berichtet ſeiner Heiligkeit, wie man ſich erkühnt, mich zu mißhandeln. Dieſer König von Arragonien, der ſich von ſeinen Schmeichlern den Weiſen nennen läßt, während er doch im Narrenhauſe ſeinen geziemenden Platz hätte, iſt zu Palermo angekommen, und hat von dort ein Manifeſt erlaſſen, das ihm Verderben bringen ſoll, — oder ich will nicht leben! Er erklärt im voraus jede meiner Verfügungen über die Krone von Neapel für ungültig, bietet ſeinen Schutz meinen pflichtvergeſſenen Unterthanen, wenn ſie ſchon jetzt ihm huldigen wollen, und gibt ziemlich deutlich zu verſtehen, daß er mit mir verfahren möchte, wie mein Vater mit meiner unglücklichen Namensſchweſter; aber, bei dem heiligen Januar, unſerm hochgelobten Schutzpatron! wir wollen ihm die Wolfsklauen feſſeln, die nach unſerm Diademe greifen.“ „Faſſet Euch, erlauchte Fürſtin,“ — beruhigte der Biſchof, — „vertraut Eurer Kraft und der Hülfe des heiligen Vaters; einen neuen Kreuzzug wird er predigen, aufrufen alle Könige der Chriſtenheit gegen den ungehorſamen Sohn der Kirche.“ „Unſere Herrin,“ meinte die alte Herzogin bitter, „wird ſchon ohne fremde, zweideutige Einmiſchungen zu ſiegen wiſſen. Sie war immer zu milde gegen Meineidige und Landsverräther; ihr Kopf ſtände feſter, hätte ſie mehre andere ſpringen laſſen.“ „Ich fürchte den Arragonier nicht,“ — ſprach Johanna ſtolz, — „nur Überraſchung betäubte mich; mein Thron ſteht zu feſt gegründet, ſie mögen es verſuchen mit ihren hochtrabenden, hiſpaniſchen Drohungen daran zu rütteln. Aber man beſchleunigt vielleicht dadurch Entſchließungen, die mich hinlänglich rächen werden. Mein Volk ſoll keinem Eindringling, keinem trotzigen Fremdling gehorchen, kein Ausländer ſoll dies ſchöne Land beherrſchen, nein, aus der Mitte meiner Getreuen — —“ Sie brach plötzlich ab, indem ſie den lauernden Blick des Biſchofs, ſo wie der Herzogin ſpöttiſches Lächeln bemerkte, und ſetzte nach einer Weile mit erzwungener Gelaſſenheit hinzu: „Es iſt nun genug für heute Abend von verdrießlichen Dingen. Dort kömmt ja wieder ein neuer Maskenzug; — doch nein, da iſt endlich der Graf; was will aber Carracioli mit den fremden Frauen?“ —

Der junge Graf hatte den unſcheinbaren Mantel, der ihn verhüllte, als er mit den Ankömmlingen verkehrte, abgeworfen, und ſtand vor Johanna im Glanz des höchſten Schmucks und ſeiner ſeltenen Schönheit. Unter dem mit Diamanten verzierten Barett quoll des goldnen Lockenhaares reiche Fülle, jugendlicher Frohſinn ſtrahlte aus den großen, dunkeln Augen, über denen die ſtolze Stirne dem heitern, roſigen Antlitz etwas Gebietendes verlieh und ſeine faſt rieſenmäßige Heldengeſtalt erhob ihn edler über die Umgebung als alle Ordenszeichen, mit denen Johannas Wohlwollen ihn geſchmückt. In träumeriſchem Sinnen verweilte der Blick der Herrſcherin auf der herrlichen Erſcheinung, ihr Ton wurde milder, doch erließ ſie ihm die herbe Frage nicht: „Ihr beeilt Euch nicht ſonderlich, meinem zweimaligen Gebot zu folgen.“ „Der junge Herr hatte wichtige Geſchäfte,“ — flüſterte die Herzogin. „Meine erhabene Gebieterin,“ — ſprach Carracioli, ein Knie beugend, und ſo ſchön in dieſer Stellung, daß die Augen der Hoffräulein verſtohlen auf ihm ruhten, — „kann mir nicht zürnen, da ich das verlorene Kleinod ſuchte, den unſchätzbaren Ring, den dieſe junge Fremde vom Lande,“ — hier deutete er auf Livia, — „ſo glücklich geweſen, zu finden.“ Die Königin nahm herablaſſend den Ring aus Livias Hand und ſagte huldvoll zu dem reizenden ſchüchternen Kinde: „Ich würde Euch den Fund zum Andenken laſſen, aber dieſer Ring iſt mir ſehr werth.“ Carracioli neigte ſich auf die Hand der Monarchin, als ſei es an ihm, ihr für dieſe Äußerung zu danken, auch hatte ſie die letzten Worte mehr an ihn als an das Fräulein gerichtet, und nun winkte ſie Livien näher zu treten, und hing mit ausgezeichneter Freundlichkeit die eigne, koſtbare Kette um ihren weißen Hals. Signor Pangrazio drängte ſich ſo viel als möglich in den Vorgrund, um auch einen Strahl der königlichen Sonne aufzufangen und erlangte wirklich die gnädige Frage: „Ihr waret wohl noch nie in unſerer Hauptſtadt?“ „Verzeihen Ew. Gnaden,“ — erwiederte der Hocherfreute, — „ſchon zweimal hat mich mein günſtiges Geſchick in die beſeligende königliche Nähe geführt. Das erſtemal war ich noch ein alberner Springinsfeld, da Ew. Gnaden Verlobung mit dem tapfern, glorreichen, hochſeligen Erzherzog von Öſtreich feſtlich begangen wurde; und zum andernmal hatte ich die Gnade, den hochgebornen König Jacob, Euern zweiten Gemahl, in meiner geringen Wohnung zu empfangen, (da er ſich auf der Jagd verirrt hatte,) und auf ſeinen allerhöchſten Befehl bis hierher zu begleiten.“ Erſtarrt ſtanden die Hofleute bei dieſer unerwarteten Rede, die nur die Herzogin von Seſſa mit hämiſchem Beifall anhörte, denn Johanna gedachte ſchon ungern des vor vielen Jahren verſtorbenen öſterreichiſchen Eheherrns, und des Zweiten nun gar mit dem äuſſerſten Abſcheu; darum fiel ſie zornig ein: „Er war nicht König, nur Graf von La Marche — ich hatte dem Undankbaren nur meine Hand, nicht meine Krone geſchenkt, und ich hoffe nicht, daß einer meiner Unterthanen noch des Verräthers und ſeiner tollen Anmaßung der Königswürde gedenkt.“ Der arme Signor Pangrazio ſtand bei dieſem vulkaniſchen Ausbruch leichenblaß, gleich einer Bildſäule, während Caracioli für ihn den Sturm beſchwor. „Unſere gütige Herrin,“ — hob er an, — „wird leicht abſichtliches Vergehen von der Unwiſſenheit eines ſchlichten Landedelmann's unterſcheiden.“ „Es war nur eine allgemeine Warnung,“ — ſprach Johanna, — „und es thut mir leid, daß dies artige Kind,“ — ſie wies auf die bebende Livia, — „über meinen Zorn erſchrack.“ — Sie ſtand auf, grüßte die Verſammlung und gab Carracioli den Arm, der, als er ſie durch die Reihen der tiefgebückten Hofleute führte, mehremale den Kopf zurückwandte und nicht ſo vollkommen beglückt ſchien, nicht ſo vollkommen befriedigt von der beneideten Gunſt, wie ſeine Feinde wähnen mochten. —

Die Königin ſchwieg eine Weile, um ſich von den verſchiedenen Gemüthsbewegungen zu erholen, und ging dann, wie gewöhnlich ſchwache Menſchen, von heftiger Erregung zu Weichheit und Kleinmuth über. Sie ſchaute am Ende des Laubgang's ſich erſt um, ob ihr Gefolge entfernt genug ſei, um ihre Worte nicht mehr zu vernehmen, dann theilte ſie unter Thränen und Schluchzen dem Vertrauten ihre Sorgen mit. Am peinlichſten drückte ſie der Argwohn, daß viele von den mächtigen Baronen beſonders in Apulien, wo der Verkehr mit Sizilien am ſtärkſten ſei, mit Alphons von Arragonien, der dort herrſchte, in verrätheriſcher Verbindung ſtehen möchten, weil deſſen plötzliches, kühnes Vortreten ſich auf geheime Unterſtützungen gründen müſſe. Sie warf ſich bitter vor, daß ſie ſelbſt dieſem Alphons durch ſeine Adoption Rechte gegeben habe; aber freilich wäre ſie damals, von den Anjou's hart bedrängt, ohne ſeine Hülfe verloren geweſen. Nach Art trübſinniger, unkräftiger Menſchen grub ſie nun alle Leiden der Vergangenheit aus dem Grabe hervor, um den Schluß zu ziehen, daß ihr das traurigſte Loos unter allen Sterblichen beſchieden geweſen ſei, obgleich ihr Geſchick, wenn ſie nur mehr Vernunft und Willenskraft beſeſſen hätte, unter die glücklichſten Ausnahmen gehört haben würde.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Berlin.

(1835.)

(Fortſetzung.)

„Die beiden Schweſtern ſind in der That talentvolle Anfängerinnen,“ hört man viele geſchmackloſe Menſchen ſagen, die ohne Kunſturtheil in den Tag hinein ſchreien; „die Mutter hat ſich viele Mühe gegeben, ſie zu lehren, wie man ſpricht, wie man gefühlvoll wird, wie man in Affekte geräth, und beide haben die Lehren ganz gut begriffen; allein ſie ſind dadurch, jeder freien Auffaſſung, jeder eignen Anſchauung beraubt, — vollkommene Kopien geworden, und man darf nur die Augen zumachen, um ſich der Täuſchung hinzugeben, die Mutter ſelbſt debutire. Ganz vorzüglich iſt dies bei der Älteſten der Fall, die überhaupt kälter zu ſein, weniger Gefühl zu beſitzen ſcheint, während bei der Jüngeren das Eigene ſichtlich durchſchimmert und ſich nicht durch das Eingelernte hat ganz erdrücken laſſen. Warum aber auch halbreife Kinder auf die Bretter bringen, und ſie in Rollen, wie die Louiſe in Kabale und Liebe, wie Minna von Barnhelm, wie Eucharis, wie Melitta in Sappho hineinzwängen, von denen ſo junge ſchuldloſe Herzen, wie man annehmen muß, nicht die geringſte Ahnung haben, und deren kunſtvolle Ausführung daher nicht den geringſten Anklang im eignen Herzen findet? Warum hat Madame Krelinger nicht an kleinen Rollen ſie bühnenfeſt gemacht? Sie würde ſo leichter ihren Zweck erreicht haben, ihre Kinder bei der Königl. Bühne angeſtellt zu ſehen, welche andrerſeits es ausſchlagen mußte, da die Rollenfächer beſetzt und die Inhaber derſelben es ſich gewiß nicht gefallen laſſen würden, mit den jungen Geſchwiſtern zu theilen oder dieſen nachzuſtehen, andrerſeits es auch weit vernünftiger ſchien, ſo junge Künſtlerinnen nach und nach zur Reife gedeihen zu laſſen, um des alten Spruches zu gedenken, daß kein Meiſter geboren wird!“

Auf dieſe und ähnliche Weiſe hat man vielfach urtheilen hören. Allein iſt Madame Krelinger nicht eine große Künſtlerin? Und wenn ſie ihre Töchter wirklich ſo heraufgebildet hat, daß man nur die Augen zu ſchließen braucht, um die Mutter zu hören, haben ſie dann nicht zum Größten und Höchſten Anſprüche und Rechte? Was ſchadet das Alter, was ſchadet die Kopie? Wenn das Original ein Meiſterwerk iſt und die Kopie iſt ihm gleich an Vollkommenheit, ſo erhält ſie dadurch den Werth des Originals, ja die Täuſchung, die in ihr liegt, erhebt ſie noch über das Vorbild.

Gegenwärtig gaſtiren nun die Schweſtern auf der Königl. Bühne, ſie werden bis zum Mai ihre Spiele fortſetzen, dann feſt engagirt werden, mit ihrer Mutter aber eine Kunſtreiſe durch Deutſchland machen, und höchſt wahrſcheinlich auch nach Frankfurt kommen, wo Sie ſelbſt dann ſie ſehen und bewundern können. — Man könnte fragen, weshalb aller Lärm, alles Zurückweiſen, alle Erbitterung und Rüge der Journaliſtik gegen die Direktion, weshalb die Gaſtſpiele auf der Königsſtadt, der Aufruhr, wie ihn Berlin lange nicht hatte, wenn man nachher ſie doch nicht blos ſpielen laſſen, ſondern ſogar anſtellen wollte? Die Schweſtern können ſich bedanken, daß Alles ſo, und nicht anders gekommen iſt; denn ſie würden wahrſcheinlich nicht den vierten Theil der Freunde gefunden haben, welche ihnen ihre Unterdrückung erworben hat; ja man hat ſogar behaupten wollen, dies alles habe eben ſo kommen müſſen und ſei nur eine Schlauheit der Direktion geweſen, während es allerdings beſchränktern Menſchen als eine unerhörte Lächerlichkeit vorkommen kann. Madame Krelinger jedoch ſoll erhaben gedacht und den eigentlichen Ausſchlag durch ein: aut Caesar, aut nihil! gegeben haben. Sie verlangte, nachdem Verhandlungen fruchtlos geblieben, kurz und bündig den Abſchied oder die Anſtellung ihrer Kinder, und das letzte geſchah, wodurch den Bedenklichkeiten der einſichtsvollen Direktion ein jähes Ende gemacht wurde. — Während nun die Stich's zum Königl. Theater übergingen und nicht auf der Königsſtadt angeſtellt wurden, wie es erſt hieß, erſchien hier Madame Charlotte Birch-Pfeiffer zu Gaſtrollen, um die Abgegangenen zu erſetzen. Madame Birch-Pfeiffer iſt als Dichterin und Schauſpielerin in Deutſchland bekannt, und ſie hat von Neuem ihren Ruf bei uns bewährt. Einige Schreckensgemälde und ſonſtige außerordentliche Stücke, in welchen ſie die Hauptrollen übernahm, wurden raſch in die Scene geſetzt, jüngſt erſt Johann Guttenberg, und ſchon iſt ein neues angekündigt nach Victor Hugo's Notre-Dame, welches ſich an echt tragiſcher Große und poetiſcher Schönheit mit Hinko meſſen dürfen ſoll! — Am beſten geht es dabei Herrn Cerf, der mit großer Emſigkeit immer für Neues ſorgt, und, ehe die Königl. Bühne Eins liefert, mindeſtens Vier auf dem Repertoire hat. Hat er Verluſte, ſo vergütigt dieſe ein unbekannter Zauberer, der, wie man ſagt, jährlich eine ſehr bedeutende Summe in die ſtets offenen Taſchen des geiſtvollen, großmüthigen Cerf fließen läßt, um das Theater zu erhalten; und zu Schaden kann der Herr Direktor niemals kommen, ſelbſt wenn er das Haus ſchlöſſe, denn er beſitzt die Actien größtentheils, und der Beſtand deckt ihn mehr als vollkommen. —

Die Königl. Bühne, zu der ich mich wende, iſt unzweifelhaft eins der großartigſten Inſtitute dieſer Art in Deutſchland, da ihr Perſonal über eilfhundert Perſonen beträgt, und ihre Mittel ſich mit jedem Theater Europa's meſſen können. Unberufene haben ihr ſeit langen Jahren vorgeworfen, daß die Intendanz nicht dieſen Mitteln gemäß handle, und daß oft viel kleinere Theater bei weitem mehr leiſteten, als ſie, daß man die Kräfte zerſplittere, und ohne alle Umſicht handle, daß keine fähigen praktiſchen Männer an der Spitze ſtänden, ſondern Hofleute, weder gebildet genug, um den Kreis der Theaterliteratur zu überſchauen, noch mit poetiſcher Anſchauung und Kunſt begabt, um Dichter und Dichterwerke zu würdigen, noch mit Einſicht und Fähigkeiten ausgerüſtet, um das umfaſſende Geſchäft zu lenken. Man hat dabei die unendliche Verwirrung bedauert, in der ſich Alles bewegt, die Behandlung beklagt, welche ausgezeichnete Künſtler erfahren, ſo wie die Fülle kleinlicher und ſchmutziger Intriguen bejammert, die hier unausgeſetzt ſtatt finden ſollen. Nicht Verdienſt ſoll hier entſcheiden, ſondern Gunſt; und die Willkühr, mit welcher man von unten bis oben verfährt, ohne Maß und Grenze ſein. — Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß Alles dies von Entſtellungen und Verdrehungen wimmelt und die Direktion nicht in beſſern Händen ſein kann, als ſie es iſt. — Der Intendant iſt der Graf von Redern. Sein ſchöner Pallaſt unter den Linden iſt nach dem Muſter des Pallaſtes Pitti in Florenz gebaut. — Der Graf Redern iſt ein außerſt gebilder Mann, deſſen Geſchmack und Kunſtſinn ſich in einer der beſten Privat-Gemäldegallerien ausſpricht, die er von ſeinem Vater — geerbt hat; neuerdings noch hat er durch eine Heirath mit der Tochter des Senators . . . . in H . . . . ſein Vermögen um ungefähr drei Millionen Mark Banko vermehrt, und iſt hiedurch einer der angeſehenſten Männer des Staates geworden, der ſo leicht von Keinem übertroffen wird. —

(Schluß folgt.)

Muſikaliſche Literatur.

A. André's Lehrbuch der Tonſetzkunſt ꝛc. — (Schluß.)

Was mir in einem Lehrbuche des Contrapunktes durchaus neu erſchien, iſt, daß V. in dieſem Kapitel nicht nur die Anwendung, d. h. die Setzart des verzierten Contrapunktes lehrt, ſondern auch, wie ein Geſang (Contrapunkt hier) überhaupt zu verzieren ſei, wozu ſeine im erſten Bande (Harmonielehre) enthaltene Lehre von den durchgehenden Noten eine nützliche Vorkenntniß gegeben.

Der doppelte Contrapunkt, dieſe ſo weſentliche Zierde und unentbehrliche Stütze vielſtimmiger Muſikwerke entziffert ſich jetzt dem Leſer mit derſelben Deutlichkeit, wie alle vorhergehenden Sätze. Wenn derſelbe den in der 8ve aufmerkſam in allen ſeinen Theilen und Satzregeln ſtudirt hat, ſo ergibt ſich daraus die Anwendung auf den in der Decime und Duodecime gewiſſermaßen von ſelbſt (weßhalb A. auf den Schluß der 3ten Abtheil. dieſes Kap. verweiſ't), welche letztere Entdeckung um ſo wichtiger iſt, als berühmte Tonſetzer und Gelehrte entweder mit Undeutlichkeit oder Geringſchätzung über dieſe allerdings beſchränkteren Arten des Contrapunktes ſich geäußert haben. Was von dem Contrapunkte der 3, 4, 5 und ſo weiter zu halten, darüber verweiſen wir den Wißbegierigen auf den 4ten Abſchnitt dieſes Kap., da es uns an Raum gebricht, die ſcharfſinnigen Bemerkungen des V. alle hier anzuführen.

Das 4te Kap. handelt nun vom 3-, 4- und mehrfach doppelten Contrapunkte, in welcher Abhandlung man auf dieſelbe einfache Verfahrungsart zu den erſtaunlichſten Reſultaten gelangt. Als Curioſität wollen wir nur anführen, wie ein ſolcher 6fach doppelter Contrapunkt 720 verſchiedenartige Verbindungen der Stimmen zuläßt, der 7fach doppelte 5040 und endlich der 8fach doppelte 40,320. Wir verweiſen übrigens in Betreff dieſer Curioſität wiederholt auf die Urtheile und Anſichten des Verfaſſers.

Das 5te Kap. lehrt die Abfaſſung des polymorphiſchen Contrapunktes, d. h. nach des Verfaſſers eigenen Worten: „Man hat unter dieſer aus dem Griechiſchen entlehnten Benennung eines Contrapunktes eine ſolche Eigenſchaft deſſelben zu verſtehen, nach welcher ſeine Noten ſowohl eine Vergrößerung als eine Verkleinerung, als auch eine Leſung derſelben in entgegengeſetzter Richtung, ſo wie ferner in einer rückwärts (von der rechten zur linken Hand) gehenden Fortſchreitung geſtatten, ſo daß alſo ein und derſelbe Contrapunkt unter vielfachen Geſtalten erſcheinen kann.“

Wenn nun auch der V. ſelbſt dieſe Art des Contrapunktes blos papierne Künſteleien nennt, ſo bemerkt er doch ganz richtig: „Jedenfalls muß der Tonſetzer mit all dieſen Arten des Contrapunktes genau bekannt ſein, indem er nur dadurch ſich in den Stand geſetzt ſehen wird, mit Sachkenntniß über ihren Werth oder Unwerth zu urtheilen.“

Wie man nun aber nicht aus einem Extreme in das andere fallen, und jedem Verdienſte ſeine Kronen laſſen muß, ſo kann A. nicht umhin, ſo bald man dieſe Künſteleien als ſolche einmal bezeichnet hat, ſie wenigſtens intereſſant zu finden, wenn ſie mit Sachkenntniß und muſikaliſchem Geſchmacke abgefaßt ſind, wie dieß mit den erläuternden Beiſpielen von des V. eigener Compoſition der Fall iſt.

Das 6te und letzte Kap. lehrt die Anwendung der angeführten Lehrſätze bei'm mehrſtimmigen Satze. Es iſt durchwebt mit Beiſpielen aus bekannten Tonſtücken der Aelteren und Neueren, ſo daß es dem geübten Lehrling leicht fallen muß, die Weſenheit dieſer Sätze zu beurtheilen und zu finden, wie ſich alles Einzelne hier mehr oder minder gut zu einem vollendeten Ganzen geſtaltet hat. Zu der im 4ten Abſchnitte des 5ten Kap. enthaltenen Lehre, eine contrapunktiſche Abfaſſung über einen bassus continuus zu liefern (contrapunto ostinato), hat der Verfaſſer einen Beweis geliefert, in welcher Vollkommenheit ſeine Lehren angewandt werden können, indem er über einen Baß von 4 Takten, der ſich durch 87 Takte immer wiederholt, einen fünfſtimmigen Geſang geſetzt hat, deſſen Reichthum und Abwechſelung den Unkundigen keine Zwangsregel vermuthen läßt, dem Kunſtverſtändigen Beifall und dem Lernbegierigen Muth zum Nacheifern hervorlocken muß.

Zum Schluß unſerer Darſtellung wollen wir nur noch anführen, daß ſämmtliche Beiſpiele aller Arten von Contrapunkten an 2 bekannten Choralmelodien, welche durchgängig als C. F. beibehalten, ausgeübt ſind, ſo daß man mit wahrem Vergnügen das Geſchiebe des letzten verwickelten Satzes entſtehen ſieht, wenn man, von dem erſten nackten Satze an, einen Zierrath nach dem andern aufſetzt, oder wenn man umgekehrt (wer nun an einem ſolchen zerſetzenden Verfahren mehr Freude hat) einen Schmuck nach dem andern, die zierlich geſchlängelten Tonwendungen, die ſich aus einer Stimme in die andere ſymmetriſch antwortenden Figuren abſtreift, bis der Satz wieder in einfachen halben Noten daherſchreitet, als ſei er nie anders geweſen.

Möchte nun unſer Wunſch, ſo wie der des ſo zahlreichen muſikaliſchen Publikums um baldiges Erſcheinen der verſprochenen 2 Abtheilungen vom Canon und von der Fuge bald in Erfüllung gehen, um ſo mehr, da unſer von der letzten Erſcheinung ſo ſehr befriedigtes Gefühl ein ähnliches von dem noch ſo dunkeln Gebiete des Canon erwarten läßt. Wir ſind begierig, die Schlüſſel zur Löſung und Verfertigung der im 5ten Kap. genannten beſonderen Arten von Canons und aller derer, welche uns das Inhaltsverzeichniß der 2ten Abtheilung des 2ten Bandes ankündigt, zu empfangen. Die vom V. ſich ſelbſt geſetzte ſchwierige Aufgabe, jede Abtheilung ſeines Werkes als ein ſelbſtſtändiges Ganzes zu behandeln, iſt durch dieſe 1ſte Abtheilung erfüllt worden, und es erſcheint in unſern Augen als eine ſeltene ſchriftſtelleriſche Uneigennützigkeit, ein Werk, das man vollſtändig in den Händen keines Muſikers vermiſſen ſollte, auf dieſe Weiſe, zum pecuniären Vortheile des letztern (wie ihn nun gerade die Lehre der Harmonie, des Contrapunktes, des Canon, der Fuge, der Melodie ꝛc. mehr anzieht) und zum Nachtheile des Herausgebers, der mit dem Verleger eine und dieſelbe Perſon iſt, zu zerſpalten. Möge zwiſchen Publikum und Verfaſſer ein gutes Einverſtändniß und gleiches Streben nach Aufklärung ſtattfinden, damit dem baldigen Erſcheinen aller ſeiner angekündigten Werke kein Hinderniß im Weg liege.

7.

Buntes.

⁂ Boſton iſt eine der älteſten Städte der Union, und bietet ein auffallendes Aeußere dar. Das Stadthaus, das am höchſten gelegen iſt, bildet gleichſam die Spitze einer Pyramide, von welcher man eine mit Recht bewunderte Ausſicht genießt. Hier hält die geſetzgebende Verſammlung von Maſſachuſetsbai gewöhnlich ihre Sitzungen. Dem Haupteingange gegenüber befindet ſich in einer zu dieſem Zwecke angebrachten Niſche die Bildſäule Waſhingtons von Chantrey.

Der große engliſche Bildhauer hat bei dieſer Gelegenheit ſeine hohe Meiſterſchaft glänzend entwickelt. Schon der erſte Anblick hat etwas Imponirendes; auch der gleichgültigſte Zuſchauer wird dabei von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen. Waſhington iſt in aufrechter Stellung dargeſtellt, mit einem ſorglos, aber geſchmackvoll um die Schulter geworfenen Mantel bekleidet, den er mit der, auf ſeiner Bruſt ruhenden Hand in die Höhe hebt. Der Kopf iſt kahl und ſeine Züge gleichen dem Original vollkommen. Für dieſe meiſterhafte Statüe von Amerika's Schutzpatron ſoll der Bildhauer die Summe von zehntauſend Dollars empfangen haben.

Die Bauart der meiſten öffentlichen und Privatgebäude in Amerika iſt unglücklicher Weiſe theils von der engliſchen, theils von der italieniſchen und ſelbſt von der griechiſchen copirt, ſelten aber rein im Geſchmacke des Originals erhalten. Der Styl vom Tempel des Theſeus zu Athen, von der St. Peterskirche zu Rom und etwa von einem Hauſe aus der Regentſtraße zu London iſt zuſammengemengt und aus dieſem Gemengſel entſtand das etwas, was man amerikaniſche Bauart nennt. „Der Genius der Baukunſt,“ meint Jefferſon, dieſer ſcharfſinnige und erfahrne Kunſtrichter, „ſcheint ſeinen Fluch auf dieſes Land geworfen zu haben.“ —

Auf meiner ganzen Reiſe durch die vereinigten Staaten (erzählt Arfwidſon) ſah ich kein Haus, das irgend einem Palaſte der alten Welt verglichen werden könnte, wie ich ſolches auch nicht erwartete. Die Erinnerungen an Athen und Rom hatten mir jedoch von Jugend auf nachhaltigſt die Idee eingeflößt, daß es gar keine Republik ohne Forum mit Bildſäulen, ohne Tempel, Triumphbogen und Paläſte geben könne. Nur mühſam konnte ich von meiner Meinung abgehen und begreifen lernen, daß Patriotismus auch in gewöhnlichen Wohnungen, ohne Tempel, ohne Triumphbogen und ohne Paläſte gedeihen könne. Allein Amerika iſt noch eine junge Republik; es wird die Zeit noch kommen, wo man Fora und Triumphbogen errichten wird.

⁂ Der Maler Kneller (ein geborner Lübecker) war, obwohl geiſtreich und witzig, doch ſo ausnehmend eitel, daß er mehr als einmal die Zielſcheibe für die Sarkasmen ſeiner Freunde Gay und Pope wurde. Letzterer, welcher ſich mit Kneller (der das Engliſche nicht beſonders angenehm accentuirte) gemeiniglich franzöſiſch unterhielt, wollte dieſe Eitelkeit auf die höchſte Probe hinauf ſchrauben. Er ſtellte ſich mit Kennermiene vor ein eben beendigtes Gemälde Kneller's, betrachtete es lange mit großer Aufmerkſamkeit und ſprach dann: „On lit dans les Ecritures Saintes, que le bon Dieu faisait l'homme d'après son image: mais, je crois, que s'il voulait en faire un autre à présent, il le ferait d'après l'image, que voilà.“ — Kneller drehte ſich gravitätiſch um und erwiederte mit dem größten Ernſt: „Vous avez raison, Monsieur Pope; par dieu, je le crois aussi!“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^o. 57. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 7. März.

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Fortſetzung.)

In der Jugend ſchön, reich, voll anmuthiger Talente, im ſpätern Jahren Regentin eines im Ganzen ihr ergebenen Volkes, entbehrte ſie nur die Kunſt ihr Verlangen den Verhältniſſen anzupaſſen, das Leben mit Umſicht zu beherrſchen, und dem Unerreichbaren zu entſagen. Dann wehklagte ſie über neue Verſuche des Hauſes Anjou und, daß geheime Kundſchafter verſicherten, der Papſt gedenke im Trüben ſein Petrusnetz auszuwerfen, und die Verwirrung zu benutzen, das alte Lehnsrecht der Kirche über Neapel geltend zu machen. Carracioli ſuchte ihren Muth zu ſtärken; was ihr ſo entſetzlich drohte, ſchien dem feurigen, entſchloſſenen Manne Kinderſpiel. „Sammelt ein Heer,“ ſagte er, — „erkläret dem Arragonier offen den Krieg, laßt uns ihn in Sizilien überfallen, und wenn uns das Glück günſtig iſt, ſo könnt Ihr die beiden ſchönen Länder unter einem Zepter vereinigen, wie es ſchon der Plan Eures ſtaatsklugen, unternehmenden Vaters war.“ „Ach Carracioli,“ — ſeufzte die Königin, — „wohin führt Euch der unbeſonnene Ehrgeiz, dann würde mich der gereizte Alphons ganz vernichten — und ich ſollte Euch dieſem Wagniß ausſetzen? — ich würde vor Angſt vergehen, wenn ich Euch in Gefahr dächte.“ — „Die Anjous ſind noch weniger zu fürchten,“ — fuhr Carracioli fort, — „der Älteſte iſt kränklich, oft dem Tode nah, der Jüngſte iſt ein Pinſel und beiden fehlt es an Geld und Soldaten. Was den Papſt betrifft, ſo bereitet ihm Kaiſer Siegismund bei der Baſeler Kirchenverſammlung den Untergang, ſo, daß er der Madonna danken kann wenn ſie ihn in ſeinem Vatikan erhält, ohne daß er ſich um fremde Händel kümmern darf. Darum tretet kühn und offen in die Schranken, erklärt Euern Feinden, daß Ihr ihre Pläne kennt und verachtet.“ Aber Johanna war von der erſten heftigen Aufwallung zur tiefſten Muthloſigkeit übergegangen; tauſend kleinliche Rückſichten hielten ſie auf, und ſie ſah nur Rettung in halben, geheimen Maasregeln und in Beſtechung der Partheihäupter. „Ich muß Euch nach Apulien ſenden,“ — ſprach ſie zuletzt, — „ich weiß beinah gewiß, daß in der Gegend von Reggio verdächtige Zuſammenkünfte ſtattfinden. Geht heimlich ohne Gefolge, ſpäht nach Anführern und Theilnehmern; meine Schatzkammer ſteht Euch offen, nehmt ſo viel Gold als Ihr wollt; ſucht die Abtrünnigen zu gewinnen, die Wankenden zu ſtärken, verſprecht Güter, Ehrenſtellen, was Ihr wollt, — nur ſchafft mir Ruhe. Forſcht, ob in den Häfen Sicilianiſche Schiffe lange verweilen, ob Perſonen von Bedeutung Reiſen dorthin machen? Euch allein vertraue ich, und doch — man hat mich ſo oft betrogen, daß ich ſelbſt gegen Euch Zweifel hegen dürfte.“ „Wenn Ihr glaubt, ich ſei Eurer Gnade unwerth,“ — rief Carracioli empfindlich, — aber Johanna fiel gerührt ein: „Nein, wie geſagt, Euch vertraue ich — wie unausſprechlich unglücklich wäre ich, wenn Euer Auge trügen könnte, wenn Ihr,“ — — ſie hielt inne und betrachtete lange den Grafen, deſſen Heldenſchönheit ihr faſt wunderbar erhöht ſchien durch die Gluth ſeines verletzten Gefühls. Gegen einen Gebieter wäre ſein Zorn entflammt, gegen die ſonſt ſo huldvolle Gebieterin hatte er keine Waffen und ſenkte ſein Haupt ſchweigend und tief betrübt. Auch Johannas Thränen ſtrömten wieder, ſie lehnte ſich feſter auf ſeinen Arm und ſeufzte aus ſchwerbeklommner Bruſt. Sie waren an eine Stelle des Gartens gekommen, wo ſich die Ausſicht gegen die Hauptſtadt eröffnete und Neapel lag in ſeiner Herrlichkeit, die Kuppeln ſeiner Dome und Paläſte vom Mondlicht umglänzt, vor ihnen. „O ſeht!“ — rief Carracioli, — „wie reich Ihr ſeid! Das Schönſte auf Erden gehört Euch, die Königin der Städte, die Perle der Welt, von der die Ausländer ſagen: Neapel ſehen und dann ſterben!“ — „Es war eine Zeit,“ — ſagte Johanna und blickte wehmüthig in die zauberiſche Landſchaft, — „wo ich dachte und träumte, wie Ihr. Damals lebte mein Bruder Ladislaus noch und hielt uns mit feſter Hand aufrecht; zweimal zog er als Sieger mit dem flatternden Panier des Hauſes Durazzo, wie ein Triumphator der alten Welt in Rom ein. Ich ſah nur Feſte, mich umſchwirrten nur Lautentöne und Liebeslieder, ich wandelte trunken in einem Feengarten, bis ſein früher Tod mich plötzlich erweckte, bis die von allen Seiten angefochtene Krone mich niederdrückte, Fröhlichkeit und leichter Sinn mich verließen, Verrätherei mich umgarnte, treuloſe Freunde mich irre leiteten und der Männer Huldigungen nicht mehr mir ſelbſt galten, ſondern,“ — ſie ſtockte und fuhr dann gefaßter fort, — „ich weiß nicht, warum ich Dinge hervorrufe, die ich vergeſſen ſollte, um mich mit der Gegenwart zu beſchäftigen. Lebt wohl, guter Graf, richtet meine Aufträge genau aus. Ein Schreiben an den Befehlshaber von Reggio ſoll Euch mein Kanzler ſenden.“ Der Graf ließ ſich vor der Herrin auf die Knie nieder, ſie heftete ihre Augen feſt auf ihn, reichte ihm ſchweigend die Hand, drückte leiſe die ſeinige, wollte reden, beſann ſich wieder, und ſagte endlich: „Wie dankbar würdet Ihr hoffentlich ſein, wenn Ihr meine Gedanken errathen könntet.“ „O meine gütige Fürſtin!“ — rief Carracioli, — „Viele unter Euern Unterthanen mögen Eurer Huld würdiger ſein, wenn es ſich um Verdienſte handelt, aber Euch mehr lieben und verehren, das vermag keiner, die Zeit ſoll meine Treue, meine unbegränzte Ergebenheit bewähren.“ „So wollen wir denn auch,“ — ſagte Johanna durch Thränen lächelnd wie die Sonne im April, — „an ungewöhnliche Belohnung ſolcher ſeltenen Gefühle denken; wer weiß, was Euch die Glücksgöttin beſchieden hat, ſie iſt ja immer dem Kühnen und Beharrlichen günſtig.“ Die Monarchin rief ihren Damen und entſchuldigte ſich faſt bei der Herzogin von Seſſa, daß ſie ſo lange in der Abendluft habe warten laſſen müſſen. Mürriſch erwiederte die Baſe: „Es iſt dergleichen freilich einer alten, kränklichen Frau, wie ich bin, nicht zuträglich, und mein Huſten wird mich morgen doppelt plagen, aber von ſolchen Unbequemlichkeiten wiſſen junge, blühende Damen nichts.“ Die Hoffräulein wagten nicht über die Verlegenheit der Königin zu lächeln, die ohne Antwort langſam nach dem Palaſte ging.

Am erſten Reiſetage fand Carracioli noch angebautes Land, der Weg war ſteil und wand ſich zwiſchen Gartenmauern, von denen wucherndes Roſengeſträuch mit weißen und rothen Blüthen niederhing; die Mauern waren dicht mit Aloekronen geſchmückt und aus den Gärten ragte der feurig ſchimmernde Granatbaum, die Capernſtaude umſpann die Geſteine mit farbiger Glockenblüthe, die indiſche Feige trieb ihren reichen Blätterſtamm, und das Gezirp der Cikaden umſchwirrten ihn wie ſilberne Glöcklein. Aber bald gerieth der Graf mit ſeinem einzigen Diener, in die unabſehbaren Wälder, welche damals, und ſogar noch jetzt an manchen Stellen, ſo verſchlungen und verwachſen waren, wie der Urwald Amerikas, denn ſo hatte die Barbarei des Mittelalters die ſchönſte, von den römiſchen Dichtern beſungene, von den gebildetſten, prachtliebendſten Völkern bewohnte, durch griechiſche Kunſt mit Tempeln und Villen geſchmückte Gegend verödet, daß nur hie und da ein grauer, mit Moos bewachſener Trümmerhaufe faſt geſpenſtig das Andenken der entſchwundenen Herrlichkeit hervorrief. Aber obgleich auch dieſe Erinnerung den jungen Ritter bewegte, denn er liebte die damals aus dem Staube der Klöſter wiederaufgefundenen römiſchen Dichter, und verſtand ihre Sprache, die die Königin beſonders liebte, ſo war er doch zu froh geſtimmt, zu lebensluſtig, um ſich von dieſen Bildern der Wandelbarkeit alles irdiſchen Glanzes in ſeinen Hoffnungen und Erwartungen ſtören zu laſſen; ihm lachte ja das Leben und ſchien ihm ſeine reichſten Gaben bieten zu wollen. Er zergliederte Johanna's bedeutungsvolle Worte, und zwiſchen den Erwartungen und Plänen des Ehrgeizes ſah er Livias Sylphiden-Geſtalt auftauchen, und ihre Augen wie das belebende Geſtirn ſeines Daſeyns leuchten. Dies ſchöne Bild, das ihn umgaukelte, nannte er bald mit Tibull und Properz Delia und Cinthia, bald weihte er ihm ſeine Erinnerungen aus Petrarkas Liedern.

Aber roh und ſtörend trat die Gegenwart in dieſen magiſchen Kreis. Hülferuf, Angſtgeſchrei, Flüche, Schwertgeklirre drang aus dem Dickicht, und Carracioli eilte dahin.

Trotz ſeiner umſichtigen Politik hatte Signor Pangrazio mit geringer Begleitung die Rückreiſe angetreten und war von Räubern überfallen worden, doch hatte er weiſe die Flucht ergriffen, und Carracioli gewahrte nur noch ſeinen flatternden Mantel, als er vom Roß ſpringen mußte, denn Steingeröll und halbverſunkene Mauern verſperrten den Ausgang. Es war die Stelle, wo einſt das alte Creton ſtand und ſich die majeſtätiſchen Trümmer des Tempels der Juno Lavinia erheben, weit hinaus ſchauend auf das Meer und die wilde romantiſche Landſchaft. Die kühne Lukretia ſchwang ihren Dolch, während Livia geiſterbleich einen Pfeiler umklammert hielt, aber ſie hatte einen ſeltſamen Vertheidiger gefunden. Zufällig war ein ältlicher Mönch in zerlumpter Kutte deſſelben Weges gezogen und zuckte ſein langes Meſſer mit ritterlicher Kunſt und Gewandtheit gegen die Angreifer, die auch ſchon ſein geiſtlicher Stand etwas entmuthigte, Carracioli leiſtete ihm kräftigen Beiſtand. Doch nun ſprangen etliche wilde Calabrier, die bisher den Reiſeſack des Signor Pangrazio geplündert hatten, herbei, und die Übermacht war wieder auf der Räuber Seite. Schon blutete Carracioli aus einer leichten Wunde, ſchon begann der Arm des Mönchs zu ermatten und der Diener war klüglich dem flatternden Mantel des Signor Pangrazio gefolgt, als wieder ein Helfer erſchien. Auf einem andaluſiſchen Roß nahte ein Ritter mit mehreren Gewappneten, und nun eilten die Räuber von ſeinem bloßen Anblick erſchreckt von dannen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Berlin.

(1835.)

(Schluß.)

Während der Zeit ſeiner Verwaltung hat der Graf Redern Alles gethan, was ſich thun ließ, um den Mängeln abzuhelfen, an welchen das Theater allerdings wohl litt, und um dies zu erreichen, ſuchte er zuerſt ſich in Beſitz der Gewalt zu ſetzen, die auf mancherlei Weiſe beſchränkt und uſurpirt wurde. Nach einem harten Kampfe, beſonders mit Spontini iſt ihm dies auch ſo ziemlich gelungen, und mit Hülfe des Hofraths Eſperſtedt und des Hofraths Teichmann wurde nun eine größere Sparſamkeit, Ordnung und Umſicht ins Werk geſetzt, die Gehalte und Sporteln der untern Beamten und Mitglieder beſchränkt und beſonders ein Leſecomité eingerichtet, um die Berge von Manuſkripten aufzuräumen, welche von der vorigen Verwaltung übrig waren. —

Auf dieſe Weiſe hat man ſich beſchränkt, und die Autoren auch, indem man ihnen nicht mehr das alte Honorar gab, ſondern ſich nach der Zeit und dem Manne richtete. In London bekommt der Dichter für ein Stück, welches den Abend füllt, 3. bis 600 Pfund, in Paris 3. bis 6000 Frank's, in Berlin 80 bis 100 Rthlr., aber dieſe im guten preußiſchen Courant, nach dem Münzfuße von 1768, und ohne allen Abzug und weitere Koſten, außer etwa Porto und andere Kleinigkeiten. Ich begreife nicht, wie man **darüber** ganz beſonders außer ſich hat ſein können?! Man hätte gar zu gern geſehen, daß wir fremde Thorheiten nachgeahmt und noch das Honorar vermehrt hätten, um ſolche Müßiggänger, wie Dichter gewöhnlich ſind, noch mehr zur Faulheit aufzumuntern. In einem wohlgeordneten Staate ſoll Jeder nach Leibeskräften ſich abarbeiten, und der Poeſie wird durch das beſchränkte Honorar der größte Nutzen gebracht, denn wenn ein Poetikus ſtatt 80 Rthlr. 300 bekäme, ſo würde er nach der beliebten Manier ſo lange auf der Bärenhaut liegen, träumen und das dolce far niente ausüben, bis kein Dreier übrig wäre, dabei würde er ſich üppigen Genüſſen hingeben und übermüthig werden; hängt man ihm aber den Brodkorb höher, ſo muß er nüchtern und hungrig bleiben, und in jedem Jahre vier oder ſechs Stücke fabriziren, wenn er leben will. — So, im Geiſte der erhabenſten Poeſie, hat die Direktion gehandelt und dient ihrer Göttin nach Möglichkeit; überdies hat ſie ſich auch der Mühe überhoben, ſich mit allerlei literariſchem Geſindel einzulaſſen, und daher gibt ſie nur Sachen von Leuten, die ihr bekannt ſind und in der Welt des Geiſtes Sitz und Stimme haben. — Angeli liefert die geiſtvollen Poſſen, C. Blum überſetzt aus Frankreich und Italien, und der große Dichterfürſt Raupach ſchreibt jährlich mindeſtens zwölf klaſſiſche Trauer- und Schauſpiele, der Luſt- und Witzſpiele nicht zu gedenken. Erſt neulich haben wir wieder zwei neue geſehen, Korona von Saluzzo und der Kardinal und Jeſuit, beide Zierden der Bühne, in deren Bibliothek ſie undenklich lange aufbewahrt ſtehen werden. — Herr R. iſt auch Theaterdichter mit 600 Rthlr. Gehalt, ein ungeheures Geld für einen Theaterpoeten. Überdies aber iſt er der Einzige, der über das gewöhnliche Honorar hinaus ſchreitet und für jeden Akt kontraktmäßig 50 Rthlr. erhält. Herr R. ſchreibt daher nur fünfaktige Stücke, und hat den niedlichen Einfall gehabt, auch noch kleine höchſt intereſſante Vorſpielchen den meiſten hinzuzufügen, damit ſie nicht gar zu ſchnell beendet ſein ſollen, und grades Geld herauskömmt. — Zuweilen ſehen wir auch wohl ein Luſtſpiel von Karl Töpfer, obſchon ſelten; entweder ſchreibt er ſo wenig, oder die einſichtsvolle Direktion findet ſeine faden Stücke nicht der Annahme werth; ſo viel iſt gewiß: Angeli iſt viel beſſer!

Was die Darſtellung und die Künſtler betrifft, ſo will ich beides für diesmal nur mit wenigen Worten berühren. — Man hat uns häufig vorgeworfen, unſere Bühne ſei eine Invalidenanſtalt, da die meiſten Mitglieder auf Lebenslang angeſtellt, theils veraltet und ſtumpf ſind, theils weder Luſt haben, noch ſich Mühe geben, und für tadelnde Kritiken völlig gleichgültig ſind. — Das Letzte hängt mit dem Zuſtande unſerer jetzigen Tagesliteratur zuſammen, über deren Entwürdigung, Feilheit und Niedrigkeit ich Ihnen nächſtens einige Aufſchlüſſe geben will; das Andere hat allerdings einen Schein der Wahrheit, allein wer die Sache kennt, wird eingeſtehen, daß grade die auf Lebenslang angeſtellten Mitglieder die ausgezeichnetſten Künſtler noch jetzt ſind, und daß das Berliner Theater ein Zuſammenſpiel hat, wie man es vergebens in Deutſchland ſuchen würde. — Am Schlimmſten, ſagen die Tadler, iſt es mit der Oper, denn wir haben weder eine erſte Sängerin, noch einen erſten Tenor, und können auch keinen brauchen, denn Madame Seidler will mit vierzig Jahren durchaus noch die Fanchon und die Iſabelle und die jüngſten Parthien ſpielen, und dieſe ihre Rollen vor zwanzig Jahren unter keiner Bedingung abtreten. **Bader** hat keine Stimme mehr, **Hoffmann** iſt nicht anzuhören, ſo detonirt er mit ſeiner klangloſen Stimme und ſchlechten Schule, **Manzius** iſt zu klein und die Stimme zu ſchwach, **Blume** iſt ein Sänger geweſen und hat einen ſchönen Bariton vor zehn Jahren gehabt, **Devrient** hat keine anderthalb Oktaven, **Zſchiſche** hat eine ſchöne Stimme zwar, aber er kann wenig benutzt werden, denn wo braucht man einen tiefen Buffo-Baß? und **Hammermeiſter**, der noch beſſer iſt, hat keine Rollen, da dieſelben von den Übrigen mit Händen und Zähnen vertheidigt werden. Sängerinnen haben wir, außer Mad. Seidler, nur Mlle. **Grünbaum**, eine liebliche Erſcheinung, eine klangvolle ſchöne, nur leider zu kleine Stimme, Mlle. **Lenz**, ein ſpitzes, metallloſes Stimmchen, und Mll. **Stephan**, die Schülerin und Pflegetochter Spontini's, eine ſchöne Hoffnung, eine klangvolle, kräftige Stimme, allein noch wenig ausgebildet und noch weniger beſchäftigt, faſt nur in einigen Spontiniſchen Opern. Voilà tout!

Denn außer einigen, nicht der Rede werthen Nebenſängerinnen haben wir nichts, man müßte denn noch Mlle. **Lehmann**, eine Altiſtin mit ſchöner Stimme, ausnehmen, die aber faſt gar nicht beſchäftigt iſt. —

Mit dem recitirenden Schauſpiel ſteht es freilich etwas beſſer. Da iſt die Koryphäe des Trauerſpiels Mad. **Krelinger**, groß jedoch nur in Darſtellungen wilder Affekte, Mad. **Unzelmann**, die wenig beſchäftigt wird, Fräulein **von Hagn**, berühmt in Deutſchland und — Baiern, Mad. **Wolf**, die berühmte Künſtlerin, die jezt aber ſeit Jahren krank iſt und in Monaten kaum ein Mal erſcheint, Mad. Krüſemann, Mlls. Erk, vier oder fünf Schweſtern, allein genug für eine Bühne, da gibt es Färber, Schulz, Werners und zahlloſe Andern. — Im intriganten Fach haben wir Starinsky, der nicht Alle und nicht immer befriedigt, und den leider nicht genug beſchäftigten jungen Künſtler Franz; erſte Liebhaber ſind Herr Krüger, mit ſchönem Organ, aber herz- und empfindungslos und Herr Grua, mit Herz und Empfindung, aber ſchwachem Organ und Ausdruck. Der lezte wollte Berlin in dieſen Tagen verlaſſen, weil Herr Rott, der berühmte Künſtler, durchaus die jungen Liebhaberrollen, und wie z. B. den Vetter von Strahl, den Jaromir u.ſ.w., troz ſeines Embonpoints nicht abtreten wollte, allein die Direktion hat endlich ein Machtwort geſprochen und für Grua entſchieden. — Helden haben wir an **Lemm**, ohne Zweifel dem größten Künſtler und der Zierde unſerer Bühne, ferner an Herrn **Rott**, der Alles zum Künſtler beſizt, nur keine Grazie und daher keine innere Wahrheit der Empfindung. Am beſten ſteht's mit dem Luſtſpiel, da iſt Herr **Gern** und Herr **Rothling**, da helfen die Herren Schneider, Blume, Kraſemann, Mauer u.ſ.w., allein kann uns dies für ſo viele Mängel und Entbehrungen entſchädigen?

Auf dieſe Weiſe hört man Viele ſprechen, und der Glaube daran hat ſo ſehr die Oberhand genommen, daß ganz vorzügliche Kunſtfreunde und Äſthetiker ihn theilen. — Die Widerlegung iſt nicht ſchwer, aber langweilig und unbequem, und da ich in meinem nächſten Briefe Ihnen doch noch Mehres über die neuen Erzeugniſſe der dramatiſchen Kunſt und deren Aufführung, über das Ballet und den Hang hierzu, wie über andere dahin gehende Sachen zu ſchreiben denke, ſo erſpare ich es jezt und ſchließe.

Buntes.

⁂ **Mäßigkeitsvereine und Unmäßigkeit in der neuen Welt.** Beiſpiele von Selbſtmord in der Trunkenheit gehören in Amerika wie in England unter die gewöhnlichen Vorfälle. Der Ocean unterdrückt dieſen Hang, ſich umzubringen, nicht. Wer einmal dieſer demoraliſirenden Gewohnheit des Trunkes ergeben iſt, der bleibt derſelbe, er ſei nun ein Bewohner der Kreidefelſen Albions, der ſkandinaviſchen Gebirge, oder der Wälder des weſtlichen Amerika's. — Bedeutende Quantitäten von Rum und Whisky, beide von abſcheulicher Beſchaffenheit, werden in den vereinigten Staaten, beſonders in den amerikaniſchen Staaten conſumirt, vorzüglich in den weſtlichen Theilen, wo die Nachfrage am bedeutendſten iſt. In den Städten iſt es beinahe unmöglich, fünfzig Yard's weit zu gehen, ohne auf einen ſogenannten „Grog-Schank" zu ſtoßen, an deſſen Fenſter Flaſchen mit dieſem verführeriſchen Liquidum locken; und eben ſo iſt auf dem Lande faſt kein Haus, worin nicht Whisky verkauft wird und ſich eine Art von Schenkſtube befindet. Die Paſſagiere, die mit den Eil- oder Packetpoſten reiſen, ſteigen, ſo oft die Poſt zum Pferdewechſel anhält, ab, um ihren Gaumen zu netzen. An Bord eines jeden Dampfſchiffs befindet ſich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine Art von Perpetuum mobile, oder ein rund umgehender Deckelkrug, der mit Branntwein und Waſſer, Punſch, Sangarie oder andern Miſchungen angefüllt iſt.

Dieſe Miſchungen ſind ſo mannigfaltiger Art, daß es eine längere Zeit und keinen gewöhnlichen Grad von Unterſcheidungsgabe erfordert, um mit den vielfältigen Benennungen derſelben bekannt zu werden. Ich erinnere mich, einſt in einer der größeren Städte, weſtlich der Alleghany-Gebirge, einer Unterredung zwiſchen zwei ſonſt äußerſt reſpectablen Perſonen über den beſten Plaz zugehört zu haben, woſelbſt man Morgens ein Schlückchen nehmen könne, und wobei einer der beiden bei'm Heile ſeiner Seele beſchwor, daß niemand einen beſſern Pfeffermünzliför bereite, als Herr N**, während ſein Gegner, hochroth vor Eifer, als handle es ſich um die Freiheit des Univerſums, Himmel und Erde zu Zeugen rief, daß noch kein lebendiges Menſchenkind Herrn B** in der Kunſt übertroffen habe, Whiskypunſch zu machen.

Deſſenungeachtet befinden ſich in der Union mehr denn 5000 Mäßigkeitsvereine und 1,500,000 Individuen haben bereits dem Gebrauch ſtarker Getränke entſagt und ſich verbunden, ſolche auch andern nicht zu verſchaffen. Amerika hat zuerſt den Verſuch gemacht; Europa horcht mit Aufmerkſamkeit auf das Reſultat und — trinkt.

⁂ **Portrait Jackſon's**: In der Mitte des Saales ſtand General Jackſon von Van Büren, dem Vicepräſidenten, Waſhington Irving und einigen Staatsſecretären umgeben. Der Präſident iſt ein ältlicher Mann von mittlerer Größe, mit ausdrucksvollem Geſicht und ſcharfem Auge, das jene Feſtigkeit des Charakters bezeichnet, die er bei ſo vielen Gelegenheiten und vorzüglich während ſeiner militäriſchen Laufbahn entwickelt hat, deren Lorbeeren er vorzüglich in New-Orleans pflückte. Sein Haar iſt ganz weiß, und von der Stirne aufwärts gekämmt, was ſeinem Geſichte ein langes und ſchmales Anſehen gibt. Er iſt in ſeinen Manieren außerordentlich höflich und herablaſſend, ohne ſeinem Range etwas zu vergeben, den er als der erſte Mann Amerika's behauptet. Die republikaniſche Sitte nöthigt ihn, allen ſeinen Beſuchern die Hände zu ſchütteln, er entledigt ſich dieſer Bewillkommungs-Komplimente, ohne ſich etwas von ſeiner Würde zu vergeben, oder andrerſeits kalt und blos conventionell zu erſcheinen. Ich beobachtete ſeine Bewegungen lange, um zu ſehen, ob er einen Unterſchied zwiſchen den Perſonen mache, die ſich ihm vorſtellten, allein er blieb ſich den ganzen Abend gleich, — höflich und leutſelig gegen Jedermann, und freundlich gegen diejenigen, die er perſönlich kannte, beſonders gegen das ſchöne Geſchlecht.

Literatur-Notizen aus Frankreich.

⁂ Die **geſammten Schriften** des Abbé de la **Mennais** (deſſen „paroles" allein ſchon ſo viele Gegenſchriften veranlaßten,) haben dem Profeſſor **Guillon** in Paris Stoff gegeben, eine „Histoire de la nouvelle hérésie du 19me siècle" zu ſchreiben.

⁂ Die Literatur der Handbücher für Reiſende nach und in London wurde durch ein Werk: **London**, von dem franzöſiſchen Ueberſezer W. Scott's, **Albert Montémont**, vermehrt; es enthält eine raiſonnirende Beſchreibung aller Denkwürdigkeiten, ſo wie aller geiſtigen, induſtriellen und commerciellen Rapports und eine ſkizzirte Geſchichte der Weltſtadt.

⁂ Durch den von **Crémieux** und **Balſon** redigirten, nach großartigem Maaßſtab begonnenen „Code des codes" erhält die Literatur der franzöſiſchen Geſezgebung ein wahres Nationalmonument, welches auch für jene deutſchen Provinzen, in denen die franzöſiſche Gerichtsbarkeit beibehalten wurde, wie z. B. für Rheinpreußen, intereſſant iſt.

⁂ **Ferdinand Denis** hat einen neuen Roman geſchrieben: „Louis de Suza."

⁂ **Iſabel von Baiern** (jene berüchtigte Gattin des wahnſinnigen Carl VI., jene Wölfin Frankreichs) iſt der Titel eines neuen hiſtoriſch-romantiſchen Werkes von **Alexander Dumas**.

⁂ Großes Intereſſe erregt **Tomaſſo Groſſi's** „Marco Visconti" (Chronik des 13ten Jahrhunderts.) **Victor Ratier** überſezt es in's Franzöſiſche.

⁂ Im Théatre français erregt das dreiactige Drama: „Chatterton," von **Alfred de Vigny**, dem Verfaſſer des Cinq-Mars, Stello, etc., große Senſation. Chatterton iſt ein aus dem innerſten Kern des jezigen ſocialen Lebens in Frankreich hervorgegangenes poetiſches Werk; es trägt alle Vorzüge und Fehler der jezigen Epoche, es ſpiegelt alle Geſinnungen, Empfindungen und Verirrungen des Gefühls; ein Selbſtmord, pſychologiſch motivirt, ſteht am Ausgang der Cataſtrophe, — wie die Manie des Selbſtmords an den Marken der jezigen Culturepoche in Frankreich. (Dr. **Schuſter** beſchäftigt ſich mit einer deutſchen Bearbeitung dieſes Drama's, ſo wie mit einer Uebertragung des Mélesville'ſchen: [illegible] folle.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 58. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 9. März.

Der Goldſchacht zu Reichmannsdorf.

Thüringiſche Sage von Ludwig Bechſtein

I.

Zu Reichmannsdorf im Schachte
Wuchs guldig Erz zu Hauf;
Aus hundert Gruben brachte
Die Knappſchaft ihr Glückauf!
Das war ein fröhlich Bauen,
Nie war der Eimer leer,
Und Männer dort und Frauen
Sie geh'n in Gold einher.

Das preiſ' ich reiche Mannen,
Reich ihren Ort dabei,
Die, wenn ſie Spiel begannen,
Um Gold nur ſpielten frei.
Solch Bergwerk iſt zu loben,
Solch köſtlicher Gewinn;
Nach goldnen Kegeln ſchoben
Sie goldne Kugeln hin.

Ein Herzog kam aus Sachſen,
Zu ſchaun den ſeltnen Schacht;
Dem ward, im Berg gewachſen,
Ein güldner Stuhl gebracht.
Drauf ſitzend fuhr er nieder,
In eines Knappen Hand,
Und kehrte freudig wieder,
Und pries das reiche Land. —

Seht wie ſich dort im Tanze
Der ſchmucke Bergknapp dreht,
Wie er im Feſttagglanze
Vor ſeiner Dirne ſteht!
Und wie er ſie umſchlinget,
Und ſchwinget auf dem Platz,
In ſeiner Taſche klinget
Glückauf! ein goldner Schatz.

„Soll ſo die Arbeit ſegnen?
Wird ihm ſo reicher Lohn?
Dukaten läßt er regnen,
Der armen Wittwe Sohn!?
Er achtet unverhohlen
Das Gold nicht einen Deut!
Er hat's wohl gar — geſtohlen,
Daß er es ſo verſtreut? —“

„Woher ſonſt könnt' er's haben?
Wer machte den ſo reich?
Seht nur den kecken Knaben,
Er thut's dem Steiger gleich!“ —
Der ſchwarze Neid erwachte,
Der Haß ward giftig laut.
Der Bergknapp aus dem Schachte
Koſ't' unbeſorgt die Braut.

II.

Zu Reichmannsdorf im Amte
Die Richter ſaßen ſtumm;
Dort ſtand auf ſchwarzem Sammte
Ein Horologium.
Des Sandes Körner eilen
Hinab im flücht'gen Lauf,
Der Richter Blicke weilen
Voll tiefen Ernſts darauf.

Es dringt ein leiſes Jammern,
Tief aus dem Erdenſchoos,
Das dringt aus Folterkammern
Von Schmerzen rieſengroß.
Die Henker zerren eilend
An des Gequälten Leib;
Am Gitter dort liegt heulend
Ein ſchmerzdurchtobtes Weib.

Und in die Richterſtube
Des Amtes Schreiber trat;
„Er hat bekannt, der Bube,
Die langverneinte That.“
Und aus der Männer Munde
Tönt's dumpf, wie aus dem Grab:
„Noch iſt nicht um die Stunde,
Brecht über ihn den Stab!“

Da ſchreit, da kreiſcht es drauſen:
„Hinein laßt mich! hinein!“
Es überfällt ein Grauſen
Die Richter bei dem Schrei'n.
Das Weib ruft grau'nvoll heftig:
„Unſchuldig iſt mein Sohn!“
Und ſtößt zur Seite kräftig
Die Schergen und den Frohn.

„Könnt ihr vor Gott vertreten,
Wie ihr gerichtet habt?
Der Herzog, ungebeten,
Hat meinen Sohn begabt!“
Doch ob ſie ungeduldig
Um Gnade fleht und drängt,
Die Richter ſprechen: „Schuldig!!
„Es wird der Dieb — gehängt!“ —

(Schluß folgt.)

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Fortſetzung.)

Carracioli wand ſeine Schärpe um den blutenden Arm und half dem Mönch die zitternde Livia aufrichten und tröſten, denn ſie blickte noch immer verſtört und in tödtlicher Angſt um ſich her und weinte bitterlich. Der Fremde war nun auch vom Pferde geſtiegen und Carracioli dankte ihm mit höflichen Worten, indeß dieſer den Helm abnahm und ein zartes, faſt jungfräulich ſchönes Antlitz zeigte, das, von reichen Locken umſchattet, doppelt lieblich erſchien. Der Mönch hatte nur Augen für Livia, er achtete nicht des Blutes, das aus ſeinen Wunden ſtrömte, während ſie, jetzt ganz zur Beſinnung gekommen, voll neuen Schreckes über ſeinen ſchauderhaften Anblick ſich aus ſeinen Armen zu winden ſtrebte; aber der Mönch hielt ſie feſt und weinte laut. „Was ſoll das bedeuten?“ rief Lukretia, — „laſſ't meine Baſe los, und ängſtigt das arme Geſchöpf nicht völlig zu Tode, das heute ſchon mehr erfahren, als es auszuhalten vermag.“ Sie mochte Recht haben, denn die zarte Wunderblume neigte ſchon wieder das Haupt, als wollte ſie umſinken. Carracioli hob ſie ſanft auf ſein Pferd und ſchwang ſich dann in den Sattel.

Das Gefühl der Sicherheit, die liebliche Abendkühle hoben bald Livias geſunkene Kraft. Sie horchte bald nicht ohne Theilnahme den anmuthigen Erzählungen des Grafen von Dingen, die ihrem Ohr ſo neu tönten, von den Feſtlichkeiten des Hofes, von den Kreuzfahrten der Malthefer, an denen Carracioli Theil genommen, von den Sitten und Bedrängniſſen des griechiſchen Kaiſerreiches, deſſen Herrſchaft damals nur noch auf den Umkreis von Conſtantinopel beſchränkt war, das aber immer noch an Pracht und erfinderiſcher Üppigkeit alle Herrlichkeit des Occidents verdunkelte. Bald wurde das Geſpräch ſo heiter und unbefangen, als hätten ſie ſich ſeit Jahren gekannt. Die holde Jungfrau erzählte von der Strenge der Äbtiſſin, die ſie erzogen, von den armen, kleinen Freuden ihres beſchränkten Lebens, von des Oheims ſeltſamen Launen, denen ſie, ſeit dem zehnten Jahr eine Waiſe, gänzlich unterworfen war. Den Vater hatte ſie nie gekannt und von der ſanften Mutter wußte ſie nur, daß ſie ihr mit jedem Frühling bleicher und müder erſchienen ſei, und endlich ohne Krankheit in das Grab ſank, wie der erſtorbene Baum durch den leiſeſten Windeshauch umſinkt. „Auch ich habe mich der Pflege liebender Eltern nicht erfreut,“ — ſagte Carracioli, — „und die Verwandten, welche dem Verlaſſenen das herbe Gnadenbrod reichten, kümmerten ſich wenig um mein Fortkommen, ſo, daß ich zum Jüngling erwuchs wie ein ungepflegter Waldbaum, bis der glücklichſte Zufall bei einer feierlichen Jagd in unſerer Gegend die Augen der huldreichen Monarchin auf mich lenkte. Sie erinnerte ſich der treuen Dienſte meines Vaters; ſie hob mich ſchnell empor, und ließ mich mit ihrem Geſandten nach Conſtantinopel gehen. Dort in dem Zauberland der Kunſt und Wiſſenſchaft — freilich auch zugleich einer verderblichen Weichlichkeit, lernte ich mich meiner Rohheit und Unwiſſenheit ſchämen, [illegible] ich mit glühender Lernbegierde die verlorene Zeit zu erſetzen. Dort wurden mir zuerſt die Dichter des Alterthums, und die heiligen Namen unſerer Zeiten: Petrarka und Dante bekannt. O ſchöne Livia! könnte ich mich mit Euch an einem Abend wie der heutige an die Geſtade des Bosphorus verſetzen, in eine jener leichten, vergoldeten Barken, die auf den ſilbernen Wellen tanzen, — und mit Euch ſchauen in die Wunderlandſchaft, wo Europas und Aſiens Küſten um den Vorzug der höchſten Schönheit ſtreiten. Ja, Italien iſt eine Perle, aber das griechiſche Reich iſt ein funkelnder Diamant, der in allen Farben ſpielt; dort bieten die Charitinnen den ſchäumenden Freudenkelch in ganzer Fülle.“ — „Wem es im Vaterland ſo wohl gehet, edler Herr,“ — verſetzte Livia, — „der ſollte ſich nicht nach fremden Herrlichkeiten ſehnen.“ „Ihr thut mir Unrecht,“ — rief Carracioli lebhaft, — „ich bin ſo glücklich, ſo zufrieden, beſonders heute. Undankbar wäre ich, wenn ich nicht mein ſeltenes, günſtiges Geſchick preiſen wollte. Die mütterliche Güte der beſten, großmüthigſten Königin hat mich mit Reichthümern und Ehrenſtellen überſchüttet; Alles, was ich bin und habe, verdanke ich ihrer Gunſt, und, hätte ich tauſend Leben, ſie wären ihr geweiht!“ „Mein Oheim meint,“ — entgegnete Livia, — „Ihr ſtündet doch auf einer ſchlüpfrigen Stelle. Die Monarchin ſei gütig, aber veränderlich, freigebig, aber im blinden Zorn oft übereilt und —“ ſie ſtockte. — „Ach!“

fuhr ſie mit glühendem Erröthen fort, — „verzeiht dem Antheil, den ich an meinem Retter nehme, dieſe kühne Rede, — denkt, daß ich des Oheims Weltklugheit immer wieder vergeſſe und das Herz auf den Lippen trage.“ „O! lernt niemals die verderblichen, Eurer unwürdigen Künſte der Verſtellung, die Euer holdes Weſen verzerren würden,“ — verſetzte Carracioli, — „die Wahrheit iſt doppelt überzeugend in Euerm Munde, und dem Günſtling iſt ſie ſchon eine Seltenheit geworden. Zwar irret Ihr in Beziehung auf unſere erhabene Herrin, aber meine Fehler ſollt Ihr mir ſagen, holdſelige Donna, zu Euch will ich mich flüchten, wenn feile Schmeicheleien mein Ohr umſchwirren, und Euern Warnungen will ich wie der Stimme meines Schutzgeiſt's lauſchen.“

Vor ihnen erhob ſich jetzt die Burg des Signor Pangrazio auf einem grünen Hügel, den rings umher höhere, waldbewachſene Berge einſchloſſen, als ob ſie ein Aſyl ſtiller, verborgener Liebe ſchirmen wollten. Der Burg hohe Thürme, die vielfachen Erker und die gewaltigen Pfeiler zeigten ihren Urſprung von den Normannen, die ſich 1139 dies ſchöne Reich unterwarfen. (Fortſ. folgt.)

Briefe aus Piſa.

Von

Ernſt Förſter.

Fünfter Brief.

Am 21. Februar.

Lavater und Stilling, und ſie nicht allein, ſtehen mit Gott auf nicht weniger vertrautem Fuß, als die Piſaner mit ihrem Regenheiligen. Ein Blatt, das ihnen der Wind zutreibt, ein Tropfe, der ihnen den Schuh naß macht, iſt nur für ſie da, und Gott hat ſeine beſondern Abſichten. So machten die Alten die Erde zum Mittelpunkt des Univerſums, die Neuern, denen das excentriſche Weſen derſelben kein Geheimniß mehr iſt, machen, um doch auch nicht zurückzubleiben, ſich zum Mittelpunkt Gottes. Warum ſoll an mir nicht wenigſtens ſoviel von einem frommen Manne ſein, daß ich nicht auch glauben ſollte, der Narr, der vor einigen Abenden in's Waſſer ſprang, habe es um meinetwillen thun müſſen? Du wirſt ſehen, daß ſich die Sache ſo verhält.

So lange ich hier bin, habe ich noch kein deutſches Wort gehört, als das „Sapperlot,“ was mir ſelbſt manchmal in der Verwunderung entfährt. Solche Entbehrungen gehören nicht zu meinen Reiſefreuden und ich kann mich eines ſchmerzlichen Gefühl's nicht erwehren, wenn ich mich in der Menſchenmenge am Lungarno alle Abende vergeblich nach einem deutſchen Geſicht umſehe. Als ich vorgeſtern, — es war ſchon ganz dunkel, — wie gewöhnlich meinen ſtummen Spaziergang durch die hin- und herziehenden Menſchen machte, erhob ſich an der mittlern Brücke ein Zetergeſchrei. Alles lief zuſammen und nach dem Ufer. Im Fluſſe ſchwamm ein Menſch, der von der Brücke hinabgeſprungen. Schreien nach Rettung, Zorn über die That, und Vermuthungen über die Urſachen derſelben brachten ein verworrenes Getöſe hervor, aus welchem heraus mir auf einmal vernehmlich die Worte klangen: „Es wird wohl der Arreſtante geweſen ſein!“ Der Sprecher ſtand neben mir und ſprach zu Niemand, als zu ſich. Ich verbarg weder mich, noch meine Freude, und unbekümmert um den Arnoſchwimmer frug ich nähern Verhältniſſen nach. Mein Landsmann, ein ehrlicher Sachſe, iſt Bedienter bei einem italieniſchen Grafen, mit dem er aus Dresden gezogen. Geſtern lud er mich — meine Wohnung hatt' ich ihm angegeben — zu dieſem ein, und ich fand einen freundlichen (obwohl durch körperliche Leiden gedrückten) liebevollen alten Herrn, der obendrein auf mein „Scusi Signore,“ ſogleich deutſch zu reden anfing, weil er, wie er ſagte, uns und alles Unſrige unendlich ſchätze. Er kennt Tieck und meine Verwandten in Dresden und ſo war in der erſten Stunde volle Vertraulichkeit zwiſchen uns. Durch ihn erfuhr ich auch die Anweſenheit einer deutſchen Prinzeſſin und ihrer Kinder, ſo wie eines Lehrers der letztern und andrer Deutſchen, womit ſich mir ein ganzer Himmel voll Sterne aufthat. Die Prinzeß übrigens iſt krank hier, und war nicht zu ſprechen; der Hofmeiſter ein angenehmer, unterrichteter Mann und Freund mehrer Freunde von mir. Am Tage nach meinem Beſuch fand ich die Karte des Privat-Sekretärs vom Prinzen W..... auf meinem Tiſch. Dieſer war in der Nacht angekommen, ſeine kranke Gemahlin zu beſuchen. Ich fand ſehr freundliche Aufnahme und wider mein Vermuthen, lebhaftes Intereſſe für Kunſt, ja ſogar Verſtändniß, wo es ſich um etwas Vollkommnes handelt. Nachmittag kam der Prinz nach S. Giovanni, wo ich arbeitete. Ich begleitete ihn in's Campo Santo, wo er aber wenig Theilnahme zeigte. Ich kann Niemanden einen Vorwurf machen, wenn er nur das Vollkommene liebt. Es gleichen jene alten Wandmalereien mehr Kindern und Frauen, die eben durch das, was ſie alles ſein konnten, unſre Phantaſie ſo reizen, daß wir ganz vergeſſen, daß wir bei unſrer Freude thätig ſind. Wie ganz anders vor einem Bilde von Leonardo, Raphael, Michel Angelo oder vor einem durchgebildeten Manne! Da nehmen wir in Demuth hin, oder auch — wenn du willſt — in Bequemlichkeit. So unterſcheiden ſich auch unſre Dichter, und der Umſtand, daß ſich im Genießen der größte Theil der Menſchheit leidend verhält, ſichert dem in der Erſcheinung Vollendeterem ſeine umfaſſende Wirkſamkeit. — Auf dem Domplatz brachte der Prinz das Geſpräch auf den ſchiefen Thurm. „Es iſt doch nicht zu denken,“ ſagte er, „daß je Jemand ſo einen tollen Einfall gehabt, ihn abſichtlich ſchief zu bauen.“ „Die Meiſten,“ erwiederte ich, „ſind Ihrer Meinung, ſelbſt unſer gründlicher Kunſtgelehrte Schorn in der neuen deutſchen Ausgabe des Vaſari, entſcheidet ſich dafür, daß der Bau geſunken, weil die Löcher, in welchen die Balken des Gerüſtes eingefugt waren, parallel mit der ſchiefen Fläche gehen, was doch nicht wohl anzunehmen, wenn er ſchief gebaut wäre, wo man ſich horizontaler Gerüſte bedient haben würde. Deſſenungeachtet bin ich entgegengeſetzter Meinung. Vor allen Dingen müſſen wir das Erdgeſchoß und die erſte Säulenreihe des Thurmes beſonders betrachten; die zweite und dritte wenden ſich, wie Sie deutlich bemerken werden, links, der ſenkrechten zu; die vierte bis ſechſte noch mehr, und der neuere Aufbau ohnehin. Es kann ſich alſo blos um die untre Säulenreihe und das Erdgeſchoß handeln, denn außerdem wäre der Thurm in jedem Fall abſichtlich in den Winkel auf den Unterbau geſetzt, wie wir ſie jetzt ſehen, und da auch bei ihnen, wie bei letztern, die Gerüſtlöcher parallel mit der ſchiefen Fläche gehen, ſo iſt dies wenigſtens kein Grund zur Annahme des Sinkens vom Unterbau. Abgerechnet nun, daß das Wagſtück, auf einen geſunkenen Bau weiter, und zwar um vieles weiter zu bauen, ſehr groß, ja kaum glaublich iſt, hat ſich mir ein anderer Umſtand bemerklich gemacht. Wollen Sie ſich umwenden, ſo werden Sie bemerken, daß auch das Baptiſterium ſchief gebaut iſt, es neigt nach der entgegengeſetzten Seite." „Aber dies grade," verſetzte der Prinz, „läßt auf Erderſchütterungen ſchließen." „Möglich," erwiederte ich, „aber andres ſehen wir hier am Dom. Sehen Sie die ſcheinbar horizontalen Lagen der ſchwarz und weißen Marmorquadern. Gibts zwei parallele unter ihnen? laufen nicht die untern in die Baſis, die obern in den Himmel? Weiter, die Pilaſter, und die Entfernungen derſelben unter einander, — wo gleicht eine der andern? Noch mehr, treten wir etwas zurück, ſo ſehen wir die Kuppel des Doms ganz nach uns herüber geneigt. Die kann ſich nicht ſenken. Im Innern nun ſehen Sie die beiden Seitenſchiffe, eines breiter als das andre. Alſo Alles uneben, ungleich, ſchief, ſo daß die Schiefe des Thurms durchaus nichts beſonderes mehr iſt in dieſer Umgebung." Dem Augenſchein mußte jede Einwendung weichen; ſo toll der Einfall iſt, ſo iſt er doch nicht wegzubringen, und ich glaube, — da man doch für alles in der Welt nach einem guten Grunde ſich umſieht, — daß die Baukunſt zur Zeit des Wiedererwachens im Ringen und Suchen nach Eigenthümlichkeit, und inſtinktartig auf Mannigfaltigkeit gewieſen, zuerſt, ſich ſelbſt mißverſtehend, dieſen Weg eingeſchlagen habe, auf welchem nichts ihr vorangegangen. Aber genau ſteht ſchon dieſe Erſcheinung mit allen ſpätern architektoniſchen in Italien in Verbindung. An allen ältern Gebäuden ſieht man nur Einflüſſe von außen, von Jeruſalem und Cöln, Conſtantinopel und Alhambra; nirgend aber auf einheimiſche Bedürfniſſe gegründete Geſetze. Während bei uns der reiche Schmuck der Kirchen aus ihrer Conſtruction hervorgeht, alſo mit ihnen organiſch aus der Erde gewachſen, iſt er hier nur ein angezognes oder übergeworfnes Kleid, das man nach Belieben ausziehen kann, ohne dem Gebäude ſelbſt zu nahe zu treten, und das auch häufig zu lang, zu kurz, zu eng, zu weit iſt. So ſteht die Facade von S. Catharina, einer flachgedeckten Kirche, mit ihrem ſogenannten deutſchen Giebel, und den vielen Fenſterchen und Niſchen frei, wie eine falſche Wand, in die Luft hinein. So drängt ſich bei Maria della Spina das rechtmäßige Geſims hie und da durch die angeklebten Säulchen und Thürmchen hindurch.

(Schluß folgt.)

Buntes.

— Bräuche, Aberglauben und Landesprodukte in Alt-Calabar (in Afrika). Die Einwohner dieſes Platzes ſind wegen ihres beſtändigen Handels mit den Europäern einigermaßen civiliſirt, behalten aber dennoch manche von ihren alten Gebräuchen und abergläubiſchen Ceremonien bei. Wenn z. B. ein Eingeborner krank iſt, ſo ſchlachtet man eine Ziege und einen Vogel und bindet dieſelbe als Sühnopfer, der Thüre gegenüber, an Pfähle an; ſtirbt der Patient, ſo feuert man mehre Tage hinter einander Flinten ab, und tödtet eine Anzahl Sclaven, je nach dem Range des Verſtorbenen. Tanz wird leidenſchaftlich geliebt, dabei ſpielt irgend ein afrikaniſcher „Strauß" auf kleinen Trommeln, und allen Arten von disharmoniſchen Inſtrumenten. Sich an Aepfelwein zu betrinken iſt nicht Styl, eben ſo wenig beachtet man Goldwaſſer u. d. gl.; dagegen liebt man den Membo, eine Art pikanten Saftes, den man aus dem angebohrten Bambus gewinnt. Es exiſtirt unter den Bewohnern Alt-Calabar's eine eigene Kaſte, welche man Ebomen heißt, und deren Individuen, auf die groteskeſte Weiſe gekleidet, als privilegirte Quackſalber gewiſſe Gebräuche für die Kranken und Todten verrichten. Das Volk bekennt ſich zur Beſchneidung und zur Polygamie und enthält ſich, religiöſen Traditionen gehorchend, gewiſſer Speiſen, hat aber keine förmliche Gottesverehrung. Der Nationalcharakter neigt ſich ſehr zum Diebſtahl und zur Treuloſigkeit. Man findet unter ihnen auch einige wenige weiße Neger oder Albino's, jene ekelhaft ausſehende und verachtete Abart.

Auf einem meiner Ausflüge beſuchte ich einen alten König, der einige Meilen entfernt im Lande lebt. Ich wurde gaſtfreundlich, aber mit vieler Umſtändlichkeit bewirthet. Das Eſſen beſtand hauptſächlich aus Elephantenfleiſch (das ſchlecht und hart ſchmeckend iſt), aus Palmöl, Salz und Pfeffer. Ich erkundigte mich, wo man den delikaten Elephanten gefangen hätte, und erhielt die Antwort, daß man, um dieſen Leckerbiſſen zu gewinnen, acht Tagreiſen in's Innere des Landes (100 engl. Meilen) gedrungen ſei. So oft der alte Herr einen Becher Palmwein austrank, ſchlug ein Diener die ganze Zeit über auf eine wunderlich geſtaltete Glocke. Das Diner beſteht häufig auch aus dem Fleiſch von Affen, Antilopen, Rehen, Wildſchweinen, Ziegen, Schafen, und Kühen (von kleiner Race), die ſie jedoch nie melken, denn ſie ſind entſetzlich träg. Pferde haben ſie nicht. Es gibt hier Eidechſen von allen Farben und in großer Anzahl; auch das Chamäleon findet ſich bisweilen hier. Das Land erzeugt hauptſächlich Yams, eine Wurzel, die von den Eingebornen Konko genannt wird, Mais, Piſang und Bananas. — Die Eingebornen können ſich keine Begriffe von einer Percuſſionsflinte machen, und eines Tages, da ich einen Ausflug etwa zwanzig Meilen den Fluß hinauf machte, fielen ſie faſt in Ohnmacht, als ſie mich nach Vögeln im Fluge ſchießen ſahen, andere drückten mich in ihre Arme und ſchwuren, daß ich alle weißen Männer überträfe und (wodurch ſie mir ein beſonderes Compliment erweiſen wollten) ſelbſt die ſchwarzen. Auch meine Brille ſetzte ſie nicht wenig in Erſtaunen.

Wir haben jetzt (September 1834) die regneriſche Jahrszeit; vom Juni bis zum Oktober iſt hier naſſes Wetter; dann kommen die Saiſon der Dünſte, die bis Ende Januars dauern; dann ſehr heißes Wetter, durch bisweilige Orkane im April und Mai etwas pikant gemacht. Dies iſt die ungeſunde Jahrszeit für die Eingebornen, wie die der Dünſte für uns Europäer mörderiſch iſt. (Auszug aus dem Briefe eines Engländers.)

— Auch in Sibirien hat die Preſſe jetzt Eingang gefunden. Zu Selinginsk (im Gouvernement Irkutsk) ſoll nämlich eine Uebertragung der ganzen Bibel in's Mongoliſche (durch die Miſſionäre der Londoner Miſſionsgeſellſchaft veranſtaltet) mit Genehmigung des Kaiſers gedruckt werden.

— Briefen zufolge befindet ſich Menzel ſchon in Venedig.

Aus der Theater- und muſikaliſchen Welt.

— In Trieſt wurde in der letzten Saiſon ein blaues Wunder erlebt. Nämlich die Prima Donna fühlte ſich in ihrer erſten Scene der Oper Norma unwohl, und — die Oper ſpielte fort, ohne Titelrolle!

— Im Hoftheater zu Wien wurde Himmels Liederſpiel: „Fanchon, das Leiermädchen," wieder einmal in die Scene geſetzt, ſprach aber wenig an, obgleich Dem. Löwe (Fanchon), Binder, Cramolini und Demmer gefielen.

— Die Geſellſchaft der Muſikfreunde zu Wien gab zum Andenken Göthe's und Beethovens eine muſikaliſche Akademie, die natürlich nur aus den Werken dieſer Künſtler beſtand; die Ouverture zu Fidelio; als Chöre bearbeitet „Meeresſtille und glückliche Fahrt," und die melodramatiſche Bearbeitung des Trauerſpiels „Egmont," von Moſengeil und Grillparzer zur Compoſition eingerichtet.

— In Grätz und Brünn macht Bellini's „Norma," trotz einer ziemlich ſchwachen Beſetzung (wie ſie in Provinzſtädten denkbar iſt), fortgeſetzt großes Glück.

— In Warſchau iſt Haydn's „Schöpfung" durch eine Geſellſchaft von Muſik-Dilettanten in polniſcher Sprache aufgeführt worden.

— Dem. Haus, Sängerin am königl. Theater in Stuttgart, hat in Braunſchweig 6 Gaſtrollen gegeben und gefallen.

— Seydelmann tritt am 1. April beſtimmt in Berlin auf.

Literatur-Aſpekte.

— Der bekannte Novelliſt W. Zimmermann wird eine Geſchichte Schwabens ſchreiben.

— Wienbarg's ſchon längſt verſprochene „Wanderungen durch den Thierkreis" befinden ſich jetzt unter der Preſſe.

— Bei Lieſching in Stuttgart erſcheint im Frühjahr ein Bade-Almanach: Najas, herausgegeben von A. Lewald, und mit Beiträgen von Aloys Schreiber, Gerle und Zeiler; auch wird er einen Aufſatz von Gutzkow enthalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 59. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 10. März.

Der Goldſchacht zu Reichmannsdorf.

Thüringiſche Sage von Ludwig Bechſtein.

(Schluß.)

III.

Zu Reichmannsdorf aufragte
Am Berg das Hochgericht,
Umdrängt, da kaum es tagte,
Vom Schwarm des Volkes dicht.
Die Sünderglocke läutet;
Im Sterbehemde weiß,
Vom Geiſtlichen begleitet,
Führt man den Dieb zum Kreis.

Und in des Kreiſes Mitten
Kommt, jammernd um den Sohn,
Die Mutter hergeſchritten,
Trägt ein Gefäß voll Mohn.
Stumm giebt des Volks Gewimmel
Der Alten willig Raum;
Sie hebt den Arm zum Himmel,
Und tritt zum Todesbaum.

Und ruft, wie alle ſchweigen:
„O gebt den Sohn mir frei,
Sonſt muß mir Gott bezeugen,
Daß er unſchuldig ſei!
Sonſt ſoll die Hölle zahlen
Mir dieſen Schmerzensgang! —“
Sie ſpotten ihrer Qualen,
Der Henker greift zum Strang.

„Fahr' wohl, fahr' wohl, mein Leben!“
Hallt noch der Mutter Wort,
„Und Gott mag mir vergeben!“
So weinend wankt ſie fort.
Die Knappſchaft weilte betend
Im nahen Zechenhaus.
Das Weib, zum Stollen tretend,
Bricht ſo in Worten aus:

„Bei'm Blut des Gottesſohnes
Wie bei der Hölle Macht!
So viele Körnlein Mohnes
Jetzt fallen in den Schacht, —
So viele Jahre finde
Der Menſchen Goldbegier
Zur Rache meinem Kinde
Kein Körnlein Goldes hier!“

Und, in der Hölle Namen
Sich beugend wunderlich,
Wirft ſie zahlloſen Samen
Wild rücklings über ſich.
Die Körn'lein alle rollen
Geſtreut von ihrer Hand
Hinab den dunkeln Stollen,
Hinab die Bergeswand.

Und flucht den Richtern allen
Und ſtürzt ſich hinterdrein; —
D'rauf wilde Waſſer fallen
In alle Gruben ein.
Dumpf donnert's in den Teufen,
Herbrauſt ein Wogenſchwall,
In Fluthen zu erſäufen
Die hundert Gruben all.

Zu Reichmannsdorf im Schachte
Baut man auf Gold nicht mehr;
Der Fluch der Wittwe machte
Die Gruben beuteleer.
Unſchuldig war der Knabe,
Unſchuldig umgebracht; —
Es war des Herzogs Gabe,
Die ihn ſo reich gemacht.

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Fortſetzung.)

Signor Pangrazio hatte ſich nun von ſeinem Schrecken erholt, und kam ihnen, nicht im geringſten beſchämt über ſeine Feigheit, aber äußerſt verſtimmt entgegen, da er den Grafen augenblicklich erkannte und Gründe haben mochte, ſeine Gegenwart zu ſcheuen, obgleich er ſich zwang, den „erhabenen Herrn," wie er ihn nannte, mit vieler Unterwürfigkeit zu empfangen; doch Carracioli ſchnitt ihm eilig alle demüthigen Redensarten ab. „Zwei Bitten, Signor," — ſagte er mit der ihm eignen gewinnenden Freundlichkeit, die mehr Wohlwollen als jene gewöhnlichen, faſt herabſehenden Artigkeit der Großen gegen Geringere, bezeichnete — „will ich zum Willkomm ausſprechen, zuerſt um ein einziges gaſtliches Nachtlager, und dann, daß mein Name nicht genannt werde, heißt mich Gergianni nach meinem Taufnamen. Wenn es auch nur eine Grille iſt, ſo vergönnt mir doch dies Geheimniß, ich mußte gleich damit beginnen, denn ich ſehe dort mehrere Fremde." — Die Stirne des Signor Pangrazio hatte ſich etwas entfaltet, denn jedes Geheimniß beglückte ihn, indem es das Gefühl ſeiner Wichtigkeit erhöhte, aber vollſtändig beruhigt war er nicht, und verſetzte ſtockend: „Wie ihr befehlet, gnädiger Herr, — die Männer dort ſind übrigens nur alte Freunde und Nachbarn, die gern etwas von den Feſten erzählt haben wollen, — man iſt in der Provinz begierig auf Neuigkeiten vom Hofe —, ſonſt iſt es gar einſam bei mir, ich bekümmere mich nicht um fremde Angelegenheiten. Da bin ich nun auch noch mit einem ſonderlichen Gaſt geplagt, es iſt freilich ein junger, unſchädlicher Menſch, ein luſtiger Franzoſe, der wie die ehemaligen Troubadours die Welt ſingend durchſtreift und hier in dieſe Wildniß gerathen iſt, die ſeiner Poetenlaune behagt." Wirklich hatte ſich ein kleiner, ſchwärzlicher, zierlicher Burſche in phantaſtiſcher Kleidung, der eine reichgeſchmückte Zither an einem breiten, ſilberdurchwirkten Band um den Hals trug, mit keckem Anſtand ihnen genähert und hob Livia raſch vom Roß, ohne den Grafen zu grüßen. Sie blieb verwundert ſtehen, und wartete auf Carracioli, der ſeiner Dame den Arm reichte, während Signor Pangrazio ihr eifrig winkte, daß ſie mit dem Fremden gehen möge. „Ich wollte mich eben waffnen," — ſagte der Franzoſe, — „und Euch zu Hülfe eilen, denn ich verſtehe das Schwert zu führen trotz jenen Eiſenmännern, die ſüße Töne und zarte Lieder verſchmähen, aber da kam die Nachricht, daß Ihr gerettet wäret; indeſſen, ſchönes Fräulein, rechnet künftig auf meinen Schutz." „Danke dieſem gütigen Herrn, Livia," — erinnerte Signor Pangrazio ſich tief neigend, aber Livia antwortete lächelnd: „Ich bin jetzt in Sicherheit, und werde mich nicht ſobald wieder aus dieſen feſten Mauern wagen, um ſo weniger, lieber Oheim, da es nun meine Pflicht iſt, unſern armen Vertheidiger hier," — ſie deutete auf den Mönch, den man auf einem Maulthier herbeiſchleppte, — „mit möglichſter Sorgfalt zu pflegen."

Das lange Antlitz des Signors Pangrazio verlängerte ſich noch bedeutend, als er wieder einen neuen Ankömmling gewahrte, und er ſagte mürriſch: „bringt ihn in den Eckthurm, dort iſt es hinlänglich gut für den wandernden Bruder." Der Mönch ſchien dieſe unfreundliche Weiſe, ihm das Gaſtrecht zu gewähren, gar nicht zu beachten; ſein trüber Blick heftete ſich unverwandt auf Livia; er ſtammelte mit ſchwacher Stimme: „Gott ſegne dich, liebes Kind."

Lukretia ſtellte nun den dritten Fremdling dem Oheim vor, der bei dieſem unaufhörlichen Zuwachs ſeiner Gäſte ſichtlich alle Faſſung verlor, und ſo wunderliche Geſichter ſchnitt, daß der kecke Franzoſe ein helles Gelächter aufſchlug, in das Carracioli leiſe, und Lukretia laut einſtimmten. Livia entzog ſich der Verlegenheit, indem ſie dem Mönch folgte, um ihre im Kloſter erlernte Heilkunde zum erſtenmal zu erproben.

Obgleich ſämmtliche Ankömmlinge kurzen Aufenthalt verſprochen hatten, und Signor Pangrazio ſich durchaus nicht beſtrebte, den liebenswürdigen Wirth vorzuſtellen, ſo ſchienen doch beſondere Gründe Jeden feſtzuhalten. Der Mönch genas zwar nach und nach unter Livias ſanfter Pflege, aber ſeine Schwäche blieb groß und ſeine Schwermuth noch größer. Der junge Ritter, der ſich Fernando nennen ließ, bemühte ſich um das allgemeine Wohlwollen und ſtand ſogar bei Signor Pangrazio in Gnaden; beſcheiden, freundlich, ſchmeichelnd, hielt er lange Unterredungen mit den beſuchenden Nachbarn, gewann aller Herzen und zeigte in ſeinem Benehmen eine Gewandtheit und Umſicht, die ſonſt der Jugend fremd iſt, und tiefes Nachdenken verrieth. Der kecke Franzoſe huldigte mit zuverſichtlicher Erwartung des Erfolgs, der ſchönen Livia, und wurde dabei mit faſt unterwürfiger Beſliſſenheit von dem alten Signor begünſtigt, der mit verbiſſenem Ärger Liviens Hinneigen zu Carracioli bemerkte. Dieſer war Allen ein Dorn im Auge. Er beſchloß jeden Morgen zu gehen, und doch fand ihn jeder Abend in dem Hauſe, das Livia ihm in ein Feenſchloß verwandelte. Um ſeine Gewiſſensbiſſe zu beſchwichtigen, ſagte er ſich ſelbſt, was auch einigermaßen gegründet ſchien, daß mit oder ohne Wiſſen des Hausherrn, hier verdächtige Zuſammenkünfte ſtatt finden, daß Fernando wahrſcheinlich geheime Plane verfolge, daß der Franzoſe vielleicht ein Spion der Anjous ſei, und, daß er hier wahrſcheinlich wichtige Entdeckungen über das Treiben der Verſchwörer machen könne. In dieſem Sinne hatte er auch der Königin geſchrieben, aber ſo zerſtreut, ſo befangen in andere Träumereien, daß der Inhalt der mißtrauiſchen Fürſtin auffallen mußte.

Endlich hatte Carracioli den feſten Entſchluß ge[illegible]t, daß der nächſte Morgen ihm auf den Weg nach Reggio leuchten ſollte, aber gewaltſamer drängten nun bei dem nahen Abſchied Liebesworte und Klagen ſich auf ſeine Lippen, und ſein ganzes Weſen ſprach jene rührende Weichheit aus, die bei einem ſonſt feſten, kräftigen Mann für die Frauen ſo hinreißend wird; wie mächtig mußte dieſer Zauber auf die unerfahrene Jungfrau wirken, da Carracioli ſelbſt an den Höfen von Conſtantinopel und Neapel von den gefeierteſten Damen der Unwiderſtehlichſte genannt wurde, und alle gefallende Talente mit der anmuthigſten Würde verband.

Unter einem reichbelaubten Lorbeerbaum ruhte Livia mit ihrer Baſe von der brennenden Hitze des Tages aus. Ein langer weißer Schleier umfloß ihr Madonnengeſicht, ein blaues Seidengewand ihren ſchlanken Leib, und der Troubadour — wie die Mädchen den Franzoſen nannten — der mit ſeiner unzertrennlichen Gefährtin: der Cither ſie überall verfolgte — verglich ſie mit Petrarkas Laura, der ſie auch ähnlich ſein mochte, und richtete die Sonnette des göttlichen Dichters, die er mit kläglicher Stimme abſang, mit vielbedeutenden Blicken an ſie, während Livia ein goldnes Netz knüpfte, dem ähnlich, welches ihr glänzendes Haar umſchlang, und durch die zarte Hülle des Schleiers hervorſchimmerte. Ihre großen dunkelblauen Augen ſuchten ſehnſuchtsvoll in dem blühenden Thal, das ſich vor ihnen ausbreitete, an den grünen Mauern der Burg, wohin ſie zuweilen forſchend ſchauten, die Geſtalt des geliebten Freundes; ihre verfehlten, unzuſammenhängenden Antworten, erregten häufig Lukretias Lachen, und des Troubadours Unwillen, der jetzt ſchmerzlich ſang:

Le sue bellezze han piu virtu che pietra,
E'l colpo suo non puo sanar per erba;
Ch'io son fuggito per piani e per colli
Per potere scampar da cotal donna;
Onde al suo lume non mi puo far ombra
Poggio, ne muro mai, ne fronda verde.

Vor ihnen ging Fernando mit dem Hausherrn und einem alten Baron aus der Nachbarſchaft, die ernſte, politiſche Gegenſtände abhandelten, wobei der Jüngling mit ehrerbietiger Miene zuhörte, ſeine Bewunderung ſo lebhaft ausdrückend, daß auch ihm vergönnt wurde, ſeine Meinung zu entwickeln. Plötzlich ergoß ſich höheres Roth über Livias Wangen und der Troubadour, der Richtung ihrer Augen folgend, gewahrte unmuthig den von ihr erſehnten Carracioli. „Ihr gehört nicht zu uns," — rief der Troubadour ihm entgegen, — „dort bei den weiſen Herrn iſt Euer Platz." — „Nicht Ihr," — verſetzte Carracioli, — „nur dieſe edlen Damen haben das Recht, den meinigen zu beſtimmen. Wenn ſie mich verbannen, muß ich freilich gehorchen, aber heute wäre es doppelt grauſam."

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Piſa.

Von

Ernſt Förſter.

Fünfter Brief.

(Schluß.)

Am 27. Febr.

Geſtern war ich bei der Prinzeß zu Tafel; ſie war ſchon ſeit zwei Tagen außer Bett, und iſt eine junge, bildſchöne, liebenswürdige Frau, die mich mit einer herzlichen Freude willkommen hieß und Alles, was in mir Maler iſt, in ununterbrochenem Feuer erhielt.

Am 28. Febr.

Ich war heute wieder bei der Prinzeſſin zu Mittag und traf mehre Deutſche. Ein gutes deutſches Haus in Italien ſetzt jedem Glück in dieſem Lande die Krone auf. Man iſt in der ſchönſten Fremde daheim. Die Prinzeſſin theilte mir ein abſchriftliches Tagebuch des Kronprinzen v. . . . . mit, das er auf ſeiner Reiſe durch Italien geführt, und das die Achtung vor dieſem Fürſten nur erhöhen kann. Vor Allen haben ihn das alte Rom, die Kaiſerbauten, die Tempel und Baſiliken gefeſſelt, und ich habe mit rechter Freude durchgefühlt, wie ihm Livius, Cäſar, Tacitus und alle ſeine claſſiſchen Studien lebendig geworden. Die Seitenblicke auf das katholiſche Italien ſind, bei größter Humanität, doch immer von einem ironiſchen Lächeln begleitet, wie z. B. ein Geiſtlicher habe mit vielem Feuer die Wundergeſchichte von dem um die Seele Heinrich's II. durch einen Kelch betrognen Teufel erzählt, deſſenungeachtet aber ein ſchönes Bild von Pinturicchio gezeigt. Bei S. Sebaſtian, wo ſchlimme Luft herrſcht, iſt die hübſche Antwort des Geiſtlichen daſelbſt notirt auf die Frage des Königs v. . . . . . „wie er ſich denn an dieſem Orte befinde?" nämlich: „Vortrefflich, durch die Gnade des heil. Sebaſtian hab' er in ſechzehn Jahren erſt zwanzig Mal das Fieber gehabt." Recht wohl that es mir, daß er ſich auch mit aller Wärme für die Werke älterer chriſtlicher Kunſt ausgeſprochen. So können wir überzeugt ſein, daß das einer Zeit Gemäße nicht das Eigenthum von Einzelnen bleibt, ſondern durch alle Kreiſe der menſchlichen Geſellſchaft dringt.

Meine Arbeiten gehen gut voran; die Mappen füllen ſich und ich hoffe meinen königlichen Beſchützer zu erfreuen. Auch in's Archiv bin ich nun gedrungen und vertreibe Motten und Würmer von ihrem ruhigen Wohnſitz. Erſtaunt aber bin ich über die Nachläſſigkeit italieniſcher Gelehrten, die über die Werke der Alten dicke Bücher ſchreiben, und hier in Piſa keinen Schritt dahin thun, wo ſie die Widerlegung faſt all' ihrer Vermuthungen finden könnten. Beſchwerlich iſt's freilich, die Schrift zu entziffern und aus Maurern und Taglöhnern, Schloſſern und Tiſchlern, die Maler und ihre Bilder herauszufinden; inzwiſchen geht es doch. Aber wenn es durchweg mit unſrer Kenntniß der Werke des 14. Jahrhunderts nicht beſſer ausſieht, als mit der des Campoſanto, ſo bleibt kaum ein Stein auf dem andern. Die Zeitfolge wird bei vielen um 50 Jahre verrückt, kein Giotto, kein Buffalmacco haben hier gemalt; aber es wird mir vieles deutlich, was ich nur wie in der Ferne geſehen. Doch will ich die Frucht reif werden laſſen. — Ein eignes Beiſpiel von Conſervatiſmus gab mir neulich der Operajo des Doms (und Archivs). Er beſitzt eine Sammlung von mitunter ſchätzbaren Gemälden. Unter andern zeigte er mir einen Johannes den Täufer, als ein durch Unterſchrift beglaubigtes Werk des Giunta Piſano. Das Bild iſt gut und ſehr bedeutend; leider nur ein Fragment. Die ganz unverletzte Schrift heißt: me fecit a. d. 1234, Von Giunta keine Sylbe, kein Buchſtabe, und obendrein kein Pinſelſtrich. „Aber Verehrteſter," ſagte ich ihm, „Giunta iſt ungefähr 100 Jahre früher geſtorben." „'s iſt wahr," ſagte er, „'s iſt wahr, wo dachte ich hin!" Wenige Tage nachher ſchickte ich einen Bekannten (von dem ein andermal), Dr. H., zu ihm und ſeiner Sammlung, und — S. Giovanni iſt noch immer ein durch die Unterſchrift beglaubigtes Bild von Giunta. Das nenn' ich treues, redliches Feſthalten am Alten. Die hieſige Akademie hat aus Klöſtern und Kirchen bei deren Zerſtörung viel ſeltne Schätze gerettet. Ich gedenke heute nur eines, — eines Altarbildes von deutſcher Hand, irre ich nicht, von der des Van Eyk. Es iſt eine heilige Katharina, ausgezeichnet in aller Weiſe und gereicht uns alſo zu voller Ehre, was mich um ſo mehr freut, als ſich unſre ehrlichen alten Landsleute hier ſelten gut ausnehmen. Das Merkwürdige an dieſem Gemälde, außer ſeinem Kunſtwerth, ſind die dazu gehörigen Flügelbilder. Beide ſind deutſche Compoſitionen, das eine aber — die Vermählung — von italieniſcher, mir ſcheint: ſieneſer Hand ausgeführt, das andre — der Streit mit den Philoſophen — von der deutſchen nur untermalt. Das Bild war in dem (zur Zeit der Franzoſen zerſtörten) Kloſter S. Domenico. Hier läßt ſich offenbar auf Lebensumſtände des Meiſters, und alſo wahrſcheinlich des Joh. v. Eyk ſchließen, die uns für die Geſchichte der Malerei von Wichtigkeit ſein müſſen, da ſein Aufenthalt in Italien manchen Aufſchluß über ſeine und über die dieſſeitige Kunſt geben kann. Übrigens heißt der Meiſter hier Luca d'Ollanda, ein Begriff, unter den alle altdeutſchen Bilder gefaßt werden, auf denen nicht das Dürer'ſche Monogramm ſteht. Die Taufe italieniſcher Bilder iſt nicht weniger gewiſſenhaft, doch habe ich meine Erfahrungen bei Giunta und dem Operajo gemacht und behalte meine Weisheit für mich, oder — wenn du ſie haben willſt — für dich.

Theatraliſches Pülletin aus Frankfurt.

Es iſt eine ſchwierige Sache, heut zu Tage eine Theater-Kritik zu ſchreiben, und keine Satyren. Ich weiß es: die Leute auf den Brettern ſind insgeſammt Künſtler. Sie haben es ſich von ihren dramatiſchen Kindesbeinen an eingeredet, ſie ſeien Künſtler, ſie ſind in dieſem Glauben geboren und erzogen, ſie werden in dieſem Glauben ſterben. Ich weiß wohl, woher das kommt. Wann auch in wenigen Darſtellern der darzuſtellende Charakter lebendig wird, ſo werden doch die meiſten Darſteller in dem darzuſtellenden Charakter lebendig. Es iſt nicht zu läugnen, ſie ſpielen meiſtentheils mit Leib und Seele, d. h. mit ihrem Leib und ihrer Seele; Alles, was Leidenſchaft, Wahrheit, Manier und Unnatur in ihnen iſt, das lebt am Abend vor den Lampen auf, ſie werden theatraliſch begeiſtert, und bieten uns ein Mixtum-Compoſitum, das ſie Kunſt heißen, weil das Publikum Beifall klatſcht und hervorruft. Wann die Gardine gefallen und der Schlafrock des gewöhnlichen Lebens angezogen, ſo ſchweigt das pythiſche Entzücken dieſer Leute; ihre Leiſtung, die weder durchdacht, noch durchlebt war, wird ihnen dunkel, wie ein Traumbild; aber ſie wiſſen, daß ſie Alles gethan haben, was ihnen nur eben möglich war in dem theatraliſchen Rauſche, und das Publikum hat ihre Anſtrengungen anerkannt. Sie können es nicht theoretiſch beweiſen, daß ſie die Kunſt geboren haben; aber es iſt menſchlich, daß ſie an dieſe Kunſt glauben, ſie haben praktiſche Beweiſe dafür. Kommt nun am anderen Morgen die Kritik, und erörtert kaltbeſonnen, die Leiſtung des vorigen Abends zergliedernd, oder in gedrängter Kürze das reſultirende Urtheil aufſtellend, ſo ruft der Schauſpieler im erſten Falle: „Das habe ich gar nicht ſo gemacht" (denn er weiß ſelten, was er geleiſtet hat); im zweiten Falle aber ruft er: „'s iſt ein Urtheil ohne Gründe"; er ärgert ſich, aber er bleibt — Künſtler. Das war übrigens ſchon zu Leſſing's Zeiten der Fall, er mußte es ſogar aufgeben, Theaterkritiken zu ſchreiben; und als Schiller in Mannheim das Theater beſprach, droheten ihm bekanntlich die Schauſpieler mit handgreiflichen Anti-Kritiken. Mit einem Worte, die Künſtler werden auf der Bühne nie ausſterben, und bräche auch die Sündfluth herein, die allerdings der deutſchen Bühne zu wünſchen wäre, ich wette, die Arche Noah der Eitelkeit wird wenigſtens ein Paar unſerer heutigen Künſtler, ein Männchen und ein Weibchen, aus der Waſſernoth retten, das Geſchlecht wird nicht untergehen.

Bei dem Allen verlangt der Schauſpieler Recenſionen; ſie ſind ihm ein Lebens-Bedürfniß geworden. Er muß ſich gedruckt ſehen, ſoll er ſich um die Journaliſtik und Literatur bekümmern. Was geht ihn die ganze Dramaturgie an, kommt ſein Name nicht darin vor? Was geht ihn die Kunſt an, wird der Künſtler nicht beſprochen? Somit iſt denn die Kritik ſo eine Art von Luxus-Artikel für den Schauſpieler geworden. Sie muß einmal da ſein, ſie iſt für den Beſtand der deutſchen Bühne nothwendig. Die Kunſt — was man heutigen Tages ſo nennt — könnte ohne ſie leben, wie die Menſchheit ohne Kaffee und Zucker; aber man hat ſich an ſie gewöhnt. Die Schauſpieler zerreißen hinter den Kouliſſen die tadelnde Kritik, und ſchimpfen und lärmen, und bleiben, wie ſie ſind. Die aufrichtige, unpartheiiſche Kritik zerreißt in den Journalen die Schauſpieler, und gewöhnt ſich an das Schimpfen und den Lärm; und wenn ſie auch faſt verzweifelt, eine Reform hervorzurufen, es iſt im Ganzen doch gerathen, daß ſie ihren Weg fortgeht und ſich das Anſehen gibt, als könne ſie noch durchdringen mit der Kunſt in ihren Armen durch den dichten labyrinthiſchen Knäuel, hinter welchem die Muſen ihren Tempel aufge[illegible]chen. —

Ich beſpreche blos das, was der Bemerkung werth iſt.

Der Februar ſollte mit „den drei Wahrzeichen" eröffnet werden. Herr Becker wurde aber krank, und man nahm zu den drei Wahrzeichen der hieſigen Bühne, zu „Hampelmann", „Nante" und Irrthum an allen Ecken (letzterer im Theaterbureau!) ſeine Zuflucht. — „Die Jäger", ländliches Sittengemälde in fünf Abtheilungen, von Iffland. Ländliches Sittengemälde! Seltſame Bezeichnung — was iſt denn Ländliches in dieſem Stücke? Und nun gar ländliche Sitten? Und nun endlich gar Gemälde? Die Bühne verlangt Handlung, wirkliche Handlung, und keine gemalte. Iffland hat auch nie gemalt, ſondern die Wirklichkeit des Lebens, mit aller ihrer bürgerlichen Sentimentalität, aller ihrer Gefühlsweichheit und Gefühlskränkelei, allen ihren guten Hausvätern und Hausmüttern, allen ihren Philiſtern und abgefeimten Spitzbuben auf die Bühne gebracht. Was ſich ſo im gewöhnlichen Leben begibt, oder nur begeben kann, das hat er, ſcharf auseinander geſetzt, mit draſtiſchem Effekt ausgeſtattet, übrigens ganz ſo, wie es iſt, in ſeinen Stücken abgeſchrieben, und die Schauſpieler ſollen ihm Leben geben. Sie dürfen dabei nicht deklamiren und karrikiren; ſie müſſen charakteriſiren. Sie haben es hier allerdings mit Charakteren zu thun, mit Leuten, die ſich freilich nicht über die bürgerlichen Verhältniſſe erheben, und den Katechismus ſtets im Herzen tragen, aber die doch auch nirgends als Zerrbilder heraustreten. „Die Jäger" — Drama, oder, weniger bezeichnend, Schauſpiel. Ich heiße alſo die Darſtellung einer Begebenheit, welche uns in eine ängſtliche Beſorgniß verſetzt, am Ende jedoch das Gemüth durch einen glücklichen Schluß beruhigt. Man ſollte ein Bühnenſtück nie Gemälde heißen. — Oberförſter Warberger, Hr. Meck. Daß Meck, bei der Auseinanderſetzung Iffland'ſcher Väter, die freilich meiſtentheils ein Gepräge an der Stirn tragen, ein bischen zu ſubiektiv zu Werke geht, und ſein Ich zu ſehr in der Darſtellung hervortreten läßt, möchte ich nicht läugnen. Es iſt hier Sache des Darſtellers, den Kaufmann Drave und den Oberförſter durch jene kleinen Nüancen zu trennen, die durch die verſchiedenen Lebensverhältniſſe in den ſonſt faſt gleichen Charakteren hervorgerufen werden, und die den Einen in ſeiner Aeußerungsweiſe anders hinſtellen, als den Andern. Aber daß Meck im Allgemeinen dergleichen Charaktere erſchöpft, ſie meiſterhaft belebt, die verſchiedenen Seelenzuſtände fein diſtinguirend, daß er nur Natur und Wahrheit bietet, nie Theatergefühl, iſt gewiß. Sein Spiel ergreift, weil ſein Spiel Leben iſt. — Mad. Ellmenreich, Oberförſterin. Da iſt wieder zu viel Bretterleben, zu viel Gemachtheit. Sie weiß, was ſie will, aber ſie kann dem Körper nicht die Seele einhauchen. Mad. Ellmenreich hat ihre Kunſt überlebt. Es war wohl mehr Routine an ihr, als Kunſt, und ſie iſt alt geworden. Es wird ihr ſchwer, auf der Bühne lebendig zu werden, wenn auch nur als Mad. Ellmenreich. Das Alter übt ſeine Kraft aus. — Mad. Beneſch, Friederike. Nochmals ſei es geſagt: hier iſt Deficit an Seele. Ob Schmelz des Organs, ob Weichheit der Rede vorhanden, was geht das mich an? Mad. Beneſch iſt die lebendige Apathie. Sie läßt ſich gehen, iſt flötend und liebeſüß; aber es iſt Alles äußerlich an ihr, ihre Seele gibt den Grundton nicht an. Hr. Weidner, Amtmann von Zeck. Im Einzelnen iſt hier viel Meiſterhaftes zuzugeſtehen; aber die Gemeinheit des Charakters entbehrt der äußeren Politur und Schminke, die ſie dem Leben zugänglich macht. Herr Grahn, Anton. Lebendigkeit, Theater-Routine. Die Geſten drängen ſich, die Action iſt überladen. Hr. Grahn iſt voll Elektricität, aber — die Grimaſſe liegt hier vor dem Leben. —

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 60. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 10.

Mittwoch, 11. März.

D. Salon von H. Heine. Zweiter Theil.

> Hätt' er was gelernt, braucht' er nicht zu ſchreiben Bücher.
>
> Salomon Heine.

Schon ſeit langer Zeit vernahm man, daß ſich Heinrich Heine, unſre nach Paris verflogene Nachtigall, damit beſchäftige, deutſche Mehlwürmer aus dem Gebiete der Theologie und Weltweisheit zu verſpeiſen. Wie er es thut, ſieht man an dieſem Buche, welches für Deutſchland viel Erinnerung, für Frankreich viel Belehrung enthält. Die hier mitgetheilten Urtheile über deutſche wiſſenſchaftliche Zuſtände ſtanden zum großen Theile ſchon in franzöſiſchen Blättern abgedruckt. Aus der widerſpänſtigen Sprache des Auslandes, aus den Umgebungen der brillanten Revueliteratur Frankreichs, aus ſchönſtem ſatinirten Palmen-Velin ſind ſie nun überſetzt worden in gutes deutſches Druckpapier, in ehrliches Altenburgiſches Bourgeois. Heine fühlt, daß freilich in Paris alles glänzender und parfümirter erſchien; doch weht ihm ſüß die Heimath zu, der deutſche Vogel ſingt doch anders, als der franzöſiſche, für ihn wenigſtens, er mag ſich in franzöſiſche Anſchauungen filtriren ſo viel als er weniger will als muß; es iſt ſein gutes liebes packleinenes Deutſchland mit allen ſeinen Blättern für literariſche Unterhaltung, mit ſeinem halben Liberalismus, mit ſeiner Ängſtlichkeit in Religionsſachen, mit ſeinen Lindenbäumen, Schlafmützen und Tabackspfeifen, mit Allem, wie es Heine braucht. Denn Heine iſt eine ganz deutſche, mittelalterliche Figur, ein Herz voll Schweizerſehnſucht, das ſich oft abſeiten ſtellen muß, um eine Thräne aus dem Auge zu drücken. Er ſpielt in Paris eine ſchiffbrüchige Rolle, um ſo mehr, als ihm ſein Verſuch, franzöſiſcher Schriftſteller zu werden, mißglückt iſt.

H. Heine hat in der That daran gedacht, ſich neben Voltaire, Racine und Rabelais ſtellen zu wollen. Er ſpekulirte auf franzöſiſche Lorbeern, auf einen Ruhm, der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder angetaſtet wird, wie in Deutſchland; Heine ſpekulirte auf die Akademie und das Pantheon. Aber dieſe ganze durch Dragomane vermittelte Unterhandlung mißlang; denn Heine beſaß den ſchönen Stolz, ſich Frankreich gegenüber nicht zu verläugnen, ſondern er trat in ſeiner ganzen Deutſchheit, mit ſeinem Mondſchein, ſeiner Bläſſe, ſeiner Melancholie und dem Haſſe, der alle deutſchen Schriftſteller dieſer Zeit charakteriſirt, in die Salons der jungen franzöſiſchen Literatur; aber es mögen kommen St. Beuve, Chasles, A. Pichot, die ganze franzöſiſche Kritik mit ihren Feuilletons: ſie werden nie begreifen können, was es heißt, wenn Heine lächelt. Dieſes deutſche Heiniſche Lächeln, dieſe Miſchung von Nachtigallengeſang, Harziger Waldluft, von verſteckter Satyre auf ganz verſteckte Menſchen, dieſe Miſchung von Scandal, von Sentimentalität und Weltgeſchichte: wer verſtünde das in Frankreich? Wer kennt dort das Hotel de Brühbach in Göttingen, die Hamburgiſche Gasbeleuchtung, den Berliner Jungfernkranz, den Profeſſor Krug, die Münchner Riegelhäubchen, die deutſche Kritik, die Judengaſſen, alles, was man wiſſen muß. um Heine zu verſtehen; denn er iſt ganz deutſch, ein Mann von heute, wenigſtens mehr Mann der Vergangenheit, als der Zukunft. Auch haben ihn die Franzoſen gänzlich mißverſtanden, und Niemand mehr, als der ihm von Allen am verwandteſten iſt, Jules Janin. Dieſes journaliſtiſche Genie beurtheilte ſeine Reiſebilder, und es kam darauf an, was er über ſie ſagen würde. Es handelte ſich um Heine's franzöſiſches Bürgerrecht, um eine Meiſterſchaft, die der deutſchen Mutterſprache hätte entriſſen werden können; aber der heimathliche Genius verwirrte den ſchwatzhaften J. Janin, Frankreichs klaſſiſchſten Paſtetenbäcker. Heine wurde von ihm total mißverſtanden. Denn nachdem er Alles gelobt hatte, die Phantaſien von Neuberghauſen, Franſcheska mit ihren zweifarbigen Pantoffeln, Gumpelino und die ſchönen Naturbeſchreibungen und die kleinen vorübergehenden Romane, und von nichts geſprochen hatte, als von Swift, und wieder von Swift, bleibt ihm plötzlich ſein Lob im Munde ſtecken, wo er auf Heine's Satyre kömmt. „Wozu“ — frägt der fremde Feuilletoniſt, — „wozu aber unter allen dieſen Roſen der ſatyriſche Stachel, oder gar die Pechfackel der Revolution? Wozu bei ſo vieler Grazie ſo viel Gift? Wozu der Ärger über deutſche Perücken? Wozu dieſe ganze Miſère der Politik unter all den ſylphenhaften Scherzen, der Moniteur unter Veilchen und Liebe?“ Dies iſt der Tadel des Franzoſen! Dies Alles wundert ihn! O Jules Janin, du momentaner Menſch, du haſt Deutſchland nicht begriffen, du warſt nie auf der Göttinger Bibliothek, du kennſt uns nicht, und Heinen nicht, und die Reiſebilder nicht. Du haſt mehr gethan, als ein Ruſſe; du haſt ſogar einen Exilirten mißhandelt!

Wenn nun Heine noch zuweilen für die Franzoſen ſchreibt, ſo thut er es, wie es Prediger gibt, welche vor Puppenköpfen ihre Reden einſtudieren. Er fingirt ſich ein fremdes Publikum, das ihn nicht verſteht. Alles, was er in den franzöſiſchen Wind ſpricht, iſt immer auf uns berechnet, denen er den Rücken zukehrt. Er weiß doch, daß hier in Deutſchland die Ohren ſich ſpitzen, und ſpricht deßhalb laut und vernehmlich, damit Alles jenſeits des Rheines hübſch ſein Echo finde. Und ſo kann man dieſe Urtheile Heine's über unſre Bekanntſchaft mit Gott, Natur, Welt, wie ſie früher und jetzt wieder ausgeboten wurden, eine Sammlung von Anzüglichkeiten nennen. Es iſt Alles für Dieſſeits berechnet. Die Franzoſen haben genug mit den Doktrinären, dem hochverrätheriſch-architektoniſchen Prozeſſe, genug mit einem Menſchen, der ſterben will, mit Talleyrand, und genug mit einem Menſchen, der nicht leben kann, mit Sebaſtiani zu thun. Sie haben für Heine keine Zeit übrig.

Nun ſo komme denn zu uns zurück! Heine iſt uns, wie ein Bruder, der auf die Wanderſchaft gezogen iſt, und nun er heimkehrt, umringen ihn die jüngern Geſchwiſter, die erfreuten Alten und die Nachbarn, und Alle vergleichen ſcharfſinnig, wie er war und inzwiſchen geworden iſt. Jedes freut ſich, eine alte Ähnlichkeit zu entdecken, und ruft entzückt aus: „Seht, die Gewohnheit hat er doch noch immer!“ Und ſo finden Alle etwas, woran ſie ſich halten, und was ihnen Muth gibt, ihn zu küſſen, obſchon er ſo vieles angenommen hat, was blos ihr Erſtaunen rege macht. Der junge Gewanderte ſchreitet ſtolz im Dorfe einher und ſpricht mit vornehmem Ausdruck, und läßt eine lange tombackne Uhrkette am Leibe baumeln, und grüßt ſehr herablaſſend und lächelt nur etwas fein, wenn er den Baum erblickt, von dem er einſt Äpfel ſtahl. Und wann ihm Mädchen begegnen, ſeine Geſpielinnen, die er früher küßte, ſo lacht er höchſt unterrichtet, höchſt eingeweiht, höchſt genoſſen. Und dieſe ganze Comödie dauert acht Tage, oder doch nicht länger, als man braucht, um 284 Seiten des ſplendideſten Druckes über deutſche Philoſophie und Theologie zu ſchreiben. Späterhin übermannen ihn die Erinnerungen; er wirft das ſteife Fiſchbein vom Halſe und umwindet ſich mit einem rothen geblümten Tuche der Freude, läßt bunte Bänder an ſeinem Hute flattern, und iſt froh, im Walde die alten Plätze wiederzufinden, wo er einſt ſaß, lyriſche Querl ſchnitt aus Lerchenholz, und den Geſang des Buchfinken nachahmte auf einem Hollunderblatt.

Heine ſpricht in dieſem Buche viel über Chriſtenthum, Nixenglauben, über den Papſt, Luther, Leibnitz, Spinoza, Rothſchild, Kant, Fichte, Hegel, über Sein und Nichtſein, kurz über Illuſionen und Irrthümer, von welchen man eine gute Meinung behält, je weniger man davon weiß. Heine weiß in der That recht viel darüber; hält aber auch deſto weniger davon. Seine Unbefangenheit und ſein Spott nagt an den Kanzeln und Kathedern. An ſogenannte heilige Gegenſtände macht er mainächtliche Hexenkreuze. Alten bepuderten Autoritäten bohrt er Eſel, kurz der ganzen Hiſtorie deutſcher Theologie und Philoſophie wird von ihm ſo aufgeſpielt, daß die langen Schleppkleider ſich zu drehen anfangen, und die ſchweren Männer der Wiſſenſchaft im Menuette tanzen, und ſich das hintere Ende der Perücke nach vorne ſetzen, die dreieckten Hüte aber auf ein Ohr — kurz, es iſt eine drollige, faſchingsartige Fantasmagorie, welche hier aufgeführt wird. Heine hatte mit der Hiſtorie dieſer Dinge zu viel zu thun, und ließ deßhalb noch manche Gelegenheit zum Scherz vorübergehen, eine humoriſtiſche Entwickelung der Leibnitziſchen Monaden, eine Charakteriſtik des Kantiſchen Dings an ſich, Fichteſche Conſequenzen, und die Hegelſchen Purzelbäume der Negation. Seien dieſe Stoffe verwandten Geiſtern empfohlen; aber ach! wir haben deren nicht viel.

Im Allgemeinen kann ich mich nicht mit dem Ernſte über Salon II. ausſprechen, welchen Heine wenigſtens von der jungen Literatur dabei zu erwarten ſcheint. Heine hatte immer das Verdienſt eines Tirailleurs, der plänkelnd im Vordertreffen ſteht und nur ſich, keinesweges eine gewonnene oder verlorne Schlacht einſetzt. Heine arbeitete ſcherzend der Julirevolution vor: er arbeitet jetzt im Scherz dem großen Ernſte vor, welcher ſich mit der Reviſion der Offenbarung, und mit allen ſozialen Fragen des Jahrhunderts beſchäftigen wird. Für den Kampf ſelbſt im Großen iſt Heine nicht geeignet. Er iſt dazu nicht maſſiv und ſyſtematiſch genug. Sollte man es glauben! Heine hat Vorurtheile. Es gibt gewiſſe Dinge, für welche Heine, wenn auch nicht ſterben, doch den Schnupfen haben könnte. Heine will die Hüter unſrer morſchen Inſtitutionen nur ärgern. Es macht ihm Spaß, die Geheimniſſe fremder Überzeugungen zu profaniren; doch thut ihm wieder leid, was er thut. Er ſpricht in dieſem Buche viel von der Kirche; aber er will nur Angſt einjagen, er will nur den Triumph genießen, in einer chriſtlichen Gemeinde die Lorgnette gebrauchen zu dürfen. Einen Hund in den Gottesdienſt mit hineinzunehmen, würde er ſchon nicht wagen; noch weniger aber, einen neuen Glauben zu predigen. Denn müßte dieſer nicht poſitiv ſein? Das iſt es, Heine hat Furcht vor dem, was noch nicht iſt. Wie ihm das Beil der Republik Schrecken einflößt, ſo eine Religion, welche am Ende neue ſymboliſche Bücher erfindet, die möglicher Weiſe in einem nicht ſo guten Styl geſchrieben ſein könnten, als die Bibel. Heine befindet ſich bei unſern Zuſtänden, wie ſie ſind, ganz wohl. Er will nur hinter dem Spiegel ſtecken, als Schreck, als Drohung, mit der Geberde deſſen, wie er ſein könnte, wenn er wollte. Styl und Witz gedeihen bei dieſer Indifferenz vortrefflich. Heine kann ohne Deutſchland nicht fertig werden; er ſehnt ſich zurück nach unſern Dienſtags- und Donnerſtagsgerichten, nach unſerer dummen, aber feurigen Liebe, nach den Alſterpavillons und dem Bergedorfer Boten, und dieſer Schmerz ſteht ihm ſchön. Dies iſt ein Motiv, das ſich bei einem ſo reichen Genius, wie Heine, zu Danteſcher Erhabenheit ſteigern kann. Es wäre ein ganz neues Colorit ſeiner Poeſie, die Sehnſucht nach Deutſchland quand même! und müßte eine Conſequenz werden dieſes wunderbaren Menſchen, die ihn den deutſchen Herzen immer noch näher brächte.

23) Der Sang des fremden Sängers. Eine Phantaſie. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1835.

Der Gegenſtand dieſes Gedichtes iſt die Klage um Polens Schickſal. Der Verf., mag er nun ſelbſt Pole oder ein Deutſcher ſein, beſingt die ungeheure Thatſache nicht mit der grellen Färbung des Haſſes und weniger durch politiſche Leidenſchaft hingeriſſen, als reſignirend. Er vermißt das Vaterland und die heimathliche Luft. Er hängt in die Wolken, welche nach Oſten ziehen, ſeine Grüße und kombinirt die Ereigniſſe dieſer Tage, ob ſie nicht mit einer friedlichen Rückkehr in die Heimath enden könnten. Alle dieſe Gefühle werden etwas monoton zwar, aber doch mit vieler Klarheit und Gewandtheit der Rede ausgeſprochen. Es herrſcht eine Keuſchheit des Ausdrucks in dieſem Gedichte, die vermuthen läßt, ſein Verf. gehöre zu den Autodidakten, die aus enger und bürgerlich feindſeliger Sphäre ſich herausarbeitend den Genius der Poeſie in ſich tragen und in Bildern und Anſchauungen ſprechen, welche die Studirten und Gebildeten, wie man ſie nennt, beſchämen. Wenigſtens iſt die Sprache hier ganz frei von Reminiscenzen, dem Fluche unſrer Lyrik; ſie ſcheint ſich immer erſt im Augenblick zu bilden, wo ſie die ſchwere Geburt des Gedankens ausdrücken ſoll. Sie nimmt immer erſt von der Idee ihre Wendungen an, und folgt naiv, einfach, oft überraſchend dem Gefühle, das ſich aus dem Herzen des Dichters herausſpinnt.

Wir erleben ſeit einiger Zeit wieder die Erſcheinung ſogenannter Naturdichter, welche aber mit Maus, Hiller, Kudraß und Karl Müchler wenig Ähnlichkeit haben. Die Gedichte von Niclas Müller, einem Schriftſetzer in Stuttgart, werden gefeilt von G. Schwab und im Morgenblatt bekannt gemacht. Ein Däne, Profeſſioniſt, Namens Joh. Grüne, durchwanderte Italien und Deutſchland und ich habe meiſterhafte Gedichte von ihm geleſen, welche zum Theil in einem norddeutſchen Blatte publizirt worden ſind. In Hamburg dichtet ein nicht minder in der Geſellſchaft tief geſtellter Mann unter dem Namen Clemens ganz vortreffliche Sachen, welche als Manuſcript gedruckt courſiren. So mag es noch Manchen geben, der im Muſenalmanach ſeine Stelle verdiente. Der Reiz dieſer Dichtungen iſt der friſche Quell des Schaffens, die göttliche Unmittelbarkeit, und das Sichherauswinden und Läutern aus den Schlacken der Materie. Was unſre gelehrte Lyrik als Nachhall ihrer Gedichte verlangt, jene Naturempfindungen, die uns ſüß und heimathlich anwehen, und die aus dem Wuſte unſrer anerzogenen Bildung oft recht gewaltſam hervorbrechen, das iſt ja jenen frommen Sängern aus dem Handwerksſtande das Nächſte; davon gehen ſie aus, darin leben ſie. Dieſes Ringen nach Klarheit, dieſe Wiſſensſehnſucht äußert ſich immer poetiſch. Man hört das Hämmern der Seele, man kann die ganze Myſtik der Gedankenerzeugung belauſchen, wie Alles ringt und hinaufſtrebt und ſich zu Geſtalten formen will. Poeſie, und zwar tiefe, ergreifende, iſt immer das Reſultat einer ſolchen natürlichen Philoſophie.

Woran leiden wir? An fertigen Gedanken, an ſtrikter Logik, an einer objektiven Wiſſenſchaftlichkeit, welche nur unſer Gedächtniß und unſre Auffaſſungsgabe beſchäftigt. Die fertigen Gedanken! Die Dichter von heute ſind alle ihres Stoffes ſo gewiß, ſie ſtehen ſo erhaben über ihm, ſie laſſen ſich zur Poeſie nur herab. Was iſt ein Gedicht? Ein Gedanke, der ſich klar werden will. Aber eure Gedanken ſind alle ſo hell, ſo durchſichtig, ſo fertig: man hört nicht, wie die Erzblumen der Poeſie in euch aufſchießen, und ich kann mich nicht überwinden, zu erklären, daß Uhland's Gedichte lyriſchen Inhalts doch alle mehr oder weniger epigrammatiſche Einfälle ſind. Unſere graſſirende Lyrik iſt auf das reduzirt, was man einen guten Gedanken haben nennt: der Zufall iſt hier der Genius: während die wahre Lyrik Dichterleben iſt und ſie Alles in Gedichte umzaubert, was ſie nur anhaucht. Drum, glaub' ich, ſoll man ſich, um ein guter Lyriker zu werden, recht klein und unzulänglich vorkommen, und ſoll ſich ſtellen, als unbekannt mit Gott, Welt, Geſchichte, Wiſſenſchaft; aber ſehnſüchtig nach Allem. Einen andern Weg wüßte ich nicht, um zu neuen Bildern zu kommen, und ſich die Poeſie auch leicht zu machen. Es gibt namhafte deutſche Lyriker, welche an dem Schmerz der Gedankenleere ihrer- und der Gedankenvorwegnahme andrerſeits leiden, Lyriker, welche auf die Knie fallen, wenn ſie einen neuen Gedanken haben, Lyriker aus Desperation. Ich komme immer wieder auf Prometheus zurück, von dem ich neulich bei Gelegenheit Uhland's und Göthe's ſchon geſprochen habe.

24) Der König. Roman von A. J. Groß-Hoffinger. Zwei Bände. Stuttgart, Brodhag. 1835.

Im Genre von Voltaire's Candide, Zadig u. ſ. f., Könige von Arapatnam mit deutſchen und öſterreichiſchen Umgebungen. Viel Liberalismus, Blutſchande, und manche intereſſante Situation, namentlich im erſten Theile. Sambero iſt ein Charakter, der im zweiten Theile ſehr vermißt wird. Auch Alexis iſt nicht ohne Pſychologie; nur zu abſichtlich gehalten. Die Fabel iſt ungleichmäßig und mehr Conglomerat, als aus einem Guſſe. Sie ſpannt zuweilen, wo ſie dramatiſch iſt: und wird langweilig, wenn der Verfaſſer plötzlich den Faden verliert, und nichts gibt, als Worte, Worte! Die Geſchwätzigkeit des Buches iſt originell. Man ſtößt überall auf Tiraden und Abhandlungen, von welchen der Vf. zu beabſichtigen ſcheint, daß ſie auf dieſem Wege nach Öſterreich eingeſchmuggelt würden, die aber für Jedermann unausſtehlich ſind. Um eine Gewitternacht zu beſchreiben braucht er einen halben enggedruckten Bogen.

Im Allgemeinen iſt dieſer Roman ekelhaft. Ein elender Liberalismus, der ſolcher Anregungen und Entourements bedarf, um ſich klar zu werden und entſchloſſen! Charakteriſtiſch iſt die laxe Moral, die hier auf Rechnung des Liberalismus kömmt; denn der Vf. findet im Ordinären und Gemeinen einen beſondern Werth, und wenn er Spitzbuben und elendes Gelichter aufführt, ſo gibt er ihnen immer das Anſehen, als wären ſie praktiſche Philoſophen. Wir hoffen, der Vf. wird ſich künftig die Hände waſchen, wenn er reine Dinge anfäßt und ſich in Zukunft hüten, die Rolle zu ſpielen, in welcher ſich Hundt-Radowsky ſo verächtlich gemacht hat.

25) Aus den Papieren eines Hingerichteten. Von A. Glaßbrenner. Leipzig, Vetter und Roſtosky. 1835.

Der Hingerichtete iſt Don Quixote, ein Journal, welches der Verf. vor langerer Zeit in Berlin herausgab, und deſſen weitre Fortſetzung durch ein Miniſterialreſcript verhindert wurde. Fünf Jahre hat nun Glaßbrenner Zeit, an ſich zu feilen und ſeinem Witze Folie zu geben: eher darf er ſich zur Herausgabe keines Blattes nennen. Die Polizei meint es gut mit ihm. Denn was fehlt dieſer unverwüſtlichen Luſtigkeit, dieſen hübſchen Einfällen, dieſer ſpaßhaften Phyſiognomie? Nichts, als Zeit und Muße, um das nachzuholen, was ſie früher verſäumt hatte. Wenn ein ſo durchaus unbefangener und lachender Kopf, wie Glaßbrenner, im Stande wäre, ſich Relief geben zu können, wenn es einige Felder gäbe, auf welchen er nicht einſänke, wenn er ſich gewöhnen könnte, auch auf einem andern Grunde, als dem trügeriſchen Moorboden der Tagesereigniſſe einer großen Stadt ſich zu halten; müßten da nicht die herrlichſten Folgen reſultiren? Glaßbrenner hat Witz, Unbefangenheit, er iſt nicht nur eine demokratiſche, ſondern eben ſo ſehr eine demokritiſche Natur, welche immer lacht; aber die Metaphyſik des Demokrit [illegible] was man mit freilich pedantiſchem Ausdrucke Kenntniſſe nennt. Fünf Jahre! Was läßt ſich da nicht Alles lernen! Naturgeſchichte, Äſthetik, Welthiſtorie, Jurisprudenz, Preußiſches Landrecht, Engliſch, Italiäniſch, Generalbaß, ja ſogar Geſchmack; denn Berlin wie es ißt und trinkt, ſoviel darin von Viktualien die Rede iſt, ſo bleibt es doch ohne Geſchmack. Der Schlüſſel des Geſchmacks in der niedrigſten Niederländerei iſt immer der, daß ſie nicht beleidigen darf. Glaßbrenner fühlt dies und ſchwebt nun mit ſeinem ballaſtloſen Schiffe, Witz, auf den Wogen buchhändleriſcher Induſtrie umher und ſehnt ſich, in irgend einen ſoliden, wenn auch nur encyklopädiſchen Wiſſenshafen einzulaufen. Ich glaube, dies junge Talent wird ſich endlich von der Lokalität emanzipiren und mit neuem Fluge ſich erheben. Dies iſt das Eigenthümliche unſrer heutigen literariſchen Zuſtände, daß nichts hinter dem Rücken des Publikums geſchieht, ſondern alles öffentlich, ſogar die Metamorphoſen des Autors und ſeiner Studien und ſeiner ſichtlichen Fortſchritte. Wir müſſen zur Literatur erſt wieder erzogen werden. Wer ſagte von allen jungen Schriftſtellern wohl für ſeine Zukunft gut? Sie ringen alle und ſtrecken die Hand zum Himmel auf, und entblößen die Häupter, weil unſre Zeit ein währendes Pfingſten iſt. Darum werden auch einſt die Deutſchen für ihre Schriftſteller mehr ihr Leben laſſen, als für Schiller und Göthe, denn ſie wurden mit ihnen aufgezogen und ſahen, wie man ſich bildete unter den Augen der Nation aus dem Leim heraus, immer edler und ſchöner, ächte Söhne Deukalions.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 61. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 12. März.

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Fortſetzung.)

„Warum?“ fragte Livia ängſtlich. — Er beugte ſich zu ihr herab und flüſterte: „Weil ich morgen fern von Glück und Freude, fern von Euch bin.“ Livia bebte, der roſige Schimmer wich von ihren Wangen, der helle Frohſinn aus ihren Augen. — „Ich werde Euch bei einer cour d'amour verklagen,“ — ſagte der Franzoſe gezwungen ſcherzend, — „es ſcheint, daß Eure geheimnißvollen Worte die holde Dame betrüben, die vorhin heiter und gelaſſen war. Doch ihr Halbbarbaren normanniſcher Abkunft wißt wohl nichts von jenen zarten Minnegerichten, die in unſerer lieblichen Provence die Sitten verfeinerten, die Frauen zu Schiedsrichterinnen in allen zarten Liebesfragen beſtellten, und die gemeine Wirklichkeit des Daſeins mit poetiſchem Farbenſchmelz überhauchten. Dorthin will ich Euch führen ſchöne Livia, wo ſich Alles Eurer würdiger geſtaltet, und die reizende Agnes Sorel, des franzöſiſchen Königs Geliebte, und meine wohlwollende Freundin, wird Euch mit offenen Armen empfangen.“ „Ich danke Euch,“ — antwortete Livia, — „ich liebe das Reiſen nicht, und am wenigſten zu einer Dame, die bei vielen ſeltenen Vorzügen doch eben keine ehrenvolle Rolle ſpielt.“ „Wie Ihr wollt, theure Livia,“ — verſetzte der Troubadour, — „auch hier winkt Euch vielleicht an meiner Seite Glanz und Hoheit, doch fröhlicher klingt dort das Saitenſpiel und der Geſang.“ — „Ihr ſeid alſo am franzöſiſchen Hof bekannt?“ fragte Carracioli nachläſſig. — „Ja, mein guter Ritter,“ — erwiederte Jener eben ſo, — „ich habe meine erſten Lorbeern dort gepflückt; ich war bei dem Entſatz von Orleans, und die ſchöne, heldenmüthige Johanna, welche man das Mädchen von Orleans nannte, war mir trotz ihrer kalten Strenge gewogener, als dem armen Dünois, auch habe ich ihr Thränen und Sonette geweiht, als ſie die Engländer ungerecht verurtheilten und zu Rouen verbrannten; eine Hexe war ſie wahrlich nicht, nur eine Zauberin, in dem Sinne, wie Ihr, holde Livia, es ſeid.“ — „Hütet Euch vor dem geiſtlichen Gericht mit Euern kühnen Meinungen,“ — warnte Carracioli, — „es möchte minder zart, wie Eure Liebeshöfe, mit Euch verfahren, hier darf man bei den Prieſtern und dem Volke nicht mit der Zauberei Scherz treiben.“ — „Doch behauptet man,“ — verſicherte der Troubadour, — daß man ſich in Italien mit allerlei verbotenen Künſten befaſſe, daß ſelbſt Papſt Gregor ein großer Magier geweſen, daß man Liebestränke zu brauen verſtehe, und, daß der Graf Carracioli, der am Hofe zu Neapel den Herrn ſpielt, dergleichen Höllenkünſten ſein Glück zu danken habe.“ — „Wie meint Ihr?“ fragte Lukretia. — „Man behauptet in Frankreich,“ — entgegnete der Troubadour, — „dieſer Emporkömmling habe die Königin mit ſolchen Zauberkünſten verblendet, aber ich glaube nicht daran; ſie iſt ja nicht die erſte alte Thörin, die ſich in einen hübſchen jungen Laffen vergafft.“

Carracioli trat dem Franzoſen näher, ſeine Augen funkelten, die Adern ſeiner Stirne ſchwollen; er glich dem zürnenden Mars, als er mit gewaltiger Stimme ſprach: „Zieht Euer Schwert, wenn es mehr als ein läppiſches Spielzeug iſt; wer unſere erhabene Gebieterin zu ſchmähen wagt, der muß auch ſein Leden daran ſehen.“ Erbleichend wich der Troubadour zurück, Lukretia ſchrie laut auf, bittend faßte Livia Carraciolis Hand und in Todesangſt beſchleunigte Signor Pangrazio ſeine Schritte, mit heiſerer Stimme rufend: — „Um aller Heiligen willen, thut dem theuern Jüngling nichts zu Leide, verletzt ſein geſegnetes Haupt nicht!“ Doch Carracioli drang in blindem Zorn immer heftiger auf den weichenden Gegner ein, da erſchien dicht hinter ihnen, mühſam den Pfad auf ſeinem Maulthier emporklimmend, der päpſtliche Geſandte, der Biſchof von Oſtia, von kleinem Gefolge umgeben.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Irland.

Von Adrian.

3.

Der bleiche Mick.

Wir wollten auf dem nächſten Weg von Glendearg nach Wicklow, verirrten uns aber in dem Wald und ſahen uns vergeblich nach Jemanden um, der uns auf den rechten Weg führte. Von einer kleinen Anhöhe herab eilend, kamen wir endlich an eine von einem kleinen Garten umgebene elende Lehmhütte, und fanden einen zerlumpten Burſchen, auf der Bank vor der Hütte hingeſtreckt und feſt eingeſchlafen. Wir weckten ihn, und er fuhr erſchreckt empor, nahm ſich aber, da er wahrſcheinlich ſeines Vaters und einer Züchtigung wegen ſeiner Faulheit eher gewärtig war, als zweier harmloſer Reiſenden, die nach dem Wege nach Wicklow fragten, ſchnell zuſammen und machte jenes eigenthümliche, halb pfiffige und halb dumme Geſicht des gemeinen Mannes hier, von dem man gratis etwas wiſſen will.

„Iſt das der nächſte Weg nach Wicklow?“ fragte ich zum dritten Male, denn auf die erſte Frage erhält man hier zu Land ſelten eine Antwort und nie eine genügende Auskunft.

„Alſo nach Wicklow wollen die Gemmen?“

„Ja — aber wir fragen nach dem nächſten Wege.“

„Nu, 'r Gnaden, der Weg hier hinab iſt ſo nah, wie der drüben am Wald hin, denn keiner von beiden iſt überhaupt ein Weg zu nennen.“

„Wie kommen wir aber nach Wicklow?“

„Ja, das hängt ganz von 'r Gnaden Gefallen ab. Ihr werdet vielleicht nicht mehr uber die Höhe und durch den Wald zurück wollen?“

„Ganz gewiß nicht. Aber gradezu, guter Burſche, und ohne alle Weitläufigkeit — kennt man hier herum dieſes Ding?“

Bei dieſer Frage hielt ich eine kleine Silbermünze in die Höhe.

Der Burſche verſchlang ſie mit den Augen und nickte mit freundlichem Grinſen.

„Gut — und kennt man hier herum die Wege nach Wicklow?“

„Da haben wir's; — hätten 'r Gnaden das ſogleich gefragt, ſo hattet Ihr auch die Antwort augenblicklich gehabt.“

„Alſo heraus damit!“

„Nu, 'r Gnaden, die Wahrheit iſt, daß ich nichts von dem Wege nach Wicklow weiß und noch nie dort geweſen bin. Wenn Ihr aber einen Rath von mir annehmt, ſo ſage ich, aus Dankbarkeit für das ſchöne Silberſtück, das Ihr mir gabt, Ihr ſollt hier bleiben und warten, bis mein Stiefvater kommt; der weiß alle Wege und Stege hier herum und geht jedes Jahr zweimal nach Wicklow.“

„Dummer Burſche, warum habt Ihr uns das nicht ſogleich geſagt?“

„Dumm? bedanke mich für die Höflichkeit, 'r Gnaden. Warum habt Ihr mich nicht ſogleich gefragt, ob ich den Weg nach Wicklow wüßte? Wir wären dann ſogleich mit einander fertig geweſen. Laßt Euch von einem Narren rathen und bleibt, wo Ihr ſeid, bis —; aber dort kommt der Vater aus dem Walde. —“

Ein ziemlich bejahrter Mann kam, unter einer Laſt Holz keuchend, heran. Der Burſche lief ihm entgegen und nahm ihm das Holz ab, während er ihm unſer Anliegen vortrug.

„Wenn die Herren heute noch nach Wicklow wollen, müſſen ſie die Füße beſſer brauchen, als ſie die Augen gebraucht haben,“ ſagte er polternd, indem er etwas, das ehedem Schuhen ähnlich geweſen ſein mochte, mit Riemen an ſeinen ſchmutzigen Füßen befeſtigte: „Der Weg nach Wicklow führte im Wald links ab, und, ſtatt dem betretenen Pfad zu folgen, habt Ihr ſechs Meilen Umweg gemacht.“

Nachdem er dem Burſchen die nöthigen Verhaltungsbefehle nochmals wiederholt hatte, brachen wir auf. Die erſte Viertelſtunde ließen wir uns den Sturmſchritt des Alten gefallen; dann aber mahnten wir ihn, ſeine Eile ein wenig zu mäßigen.

„Mir auch recht,“ brummte er, „dann kommt Ihr aber heute nicht mehr nach Wicklow; denn abgeſehen von dem Wege, der lang und beſchwerlich iſt, werden wir bald ein Gewitter bekommen.“

„Wo würden wir in dieſem Falle die Nacht hinbringen?“

„Wo anders als zu Carlow? — das einzige Dorf auf unſerm Weg — aber ein gutes Wirthshaus da, und Mrs. Lann, ein Kleinod und meine gute Freundin —, wird die Herrn mit dem Beſten bewirthen und auch einige alte Mährchen drein geben, denn von denen iſt ihr Kopf ſo voll, wie der meines Sam von dummen Streichen.“

Der Alte hatte recht prophezeit. Wir hatten das Fiſcherdörfchen Carlow, das ſich an die klippige Meeresküſte ſchmiegt, kaum im Geſicht, als der Sturm aus Oſten daherfuhr, die Wellen des Meeres höher und höher hob und die Kronen der Bäume, unter denen wir noch wandelten, mächtig ſchüttelte. Wir kamen indeſſen unter Obdach, ehe das Gewitter recht losbrach und ſahen von unſerm Fenſter aus, das auf das Meer ging, ein Schauſpiel, deſſen furchtbare Erhabenheit keine Feder zu ſchildern im Stande iſt.

Die Nacht brach ſchnell herein und das Gebrüll der Wogen, das ſchrillende Singen des Windes um die Fenſter wurde allmählig ſchwächer. Ein Reiter, der mit uns angekommen, wollte trotz der dunkeln Nacht noch nach Arklow hinab, weil er, wie er ſich ausdrückte, dem guten „basto“ (ſeinem Pferde nämlich) verſprochen habe, es ſolle die Nacht in ſeinem eigenen Stalle ſchlafen. Dies iſt echt iriſch. Der Irländer hat eine reiche Phantaſie, er belebt Alles, was ihn umgibt, und leiht den Weſen, mit welchen er verkehrt, gern Zunge, Gehör und ſo viel Verſtand, als er ſelbſt hat. Man kann hier die rührendſten Apoſtrophen an den Baum hören, der den armen Erin-Sohn gegen den Regen ſchützt, an die Lerche, die ihn Morgens an den Antritt ſeiner Wanderung mahnt und an das Glas Whiskey, das ihn auf einige Zeit von allen irdiſchen Sorgen befreit.

„Ein Juwel, der ehrliche Conn,“ ſagte der Wirth, als der Reiter aus dem Thore war, — „wegen ſeiner Liebe für ſein gutes basto und weil er dem guten basto ſo ſchön Wort hält.“

„Selbſt gutes basto,“ brauſte die Wirthin ärgerlich auf, „wär es nicht beſſer für das gute basto, der bleiche

Burſche hätt' es hier in unſerm guten Stalle gelaſſen, ſtatt es noch einige Stunden durch die Nacht hin zu jagen."

„Bei Jeſus, er jagt das Thier nicht," verſetzte der Wirth mit treuherziger und verſöhnender Miene: „er hat ihm verſprochen, es ſoll ſeinen bequemen Schritt gehen und ich nehme das Sakrament darauf, daß er ihm auch darin Wort hält. Ein armes baste belügen — nein, das thut der ehrliche Conn nicht."

„Ich kann einmal die blaſſen Leute nicht leiden," ſchnurrte die hitzige Frau nach. — „muß immer an den bleichen Mick denken."

„Und wer war der bleiche Mick, wenn ich unſere gute Wirthin bitten darf?" fragte ich mit einem Ausdruck, der beabſichtigte, dem feurigen Blute der Frau, welche die ſüdliche Irländerin nicht verläugnen konnte, eine etwas gelindere Temperatur zu geben.

Die Frau ſah mich mit ihren großen blauen Augen an, in welchen noch vieles von dem Glanze und Feuer der Jugend war, ſchürte dann das Feuer im Kamin und ſetzte ſich behaglich an die Seite deſſelben, wo ſich ein ſchläfriges gelbhariges Mädchen in ihren Schoos ſchmiegte, während wir ringsum Platz nahmen. Die Irländer erzählen überhaupt ſehr gut, lebendig, feurig, das Spiel der beweglichen Geſichter, der Ausdruck der Hände dem Vortrage trefflich angepaßt. Unſere Wirthin hatte, wie wir bald gewahrten, mehr Übung und Gewandtheit im Erzählen, als manche unſerer Romanſchreiber und wenn ich, indem ich ihr nacherzähle, den Beifall nicht erndte, welcher ihr zu Theil ward, als ſie ſchloß, ſo liegt, — die eigenthümliche Umgebung, das ausdrucksvolle Geberdenſpiel der Erzählerin und die Stimmung, in welcher wir nach dem nächtlichen Naturſchauſpiel waren, freilich abgerechnet, — die Schuld lediglich an mir. Ich laſſe nun der Dame Lann das Wort.

„Ich bin an der Südküſte von Irland zu Haus, in der Nähe des Ausfluſſes des Inny — der ſchönſten Gegend unſers armen ſchönen Vaterlands, aber auch der wildeſten, eine von dem verwirrteſten, zerriſſenſten Geklipp umfangenen Küſte, die von ewigen Stürmen gepeitſcht wird und wo das Meer täglich in wunderlichen Launen bald da, bald dort die ſchroffen Felſenzähne wegreißt und in die Thalwindungen einbricht, in der Nähe ſteiler Berge, an deren nackten Rippen die Winde ihr lautes Spiel treiben — die ſchönſte Gegend in der Welt und zugleich die bequemſte, wenn Jemand gern ertrinkt oder auf den Bergen, an den Klippen den Hals bricht, ſofern er dies dem Ertrinken vorzieht. In dieſer Gegend lebte vor vielen Jahren ein junger Mann, Mick Munſter, den man nur den bleichen Mick nannte, weil ſtets eine ungewöhnliche Bläſſe auf ſeinem ſonſt holdſeligen Antlitz lag. Jeſus! wie lief Alles herbei, wenn er den Dudelſack hören ließ, wie hüpften die Füße, wenn er das Planxty aufſpielte, oder eins der tauſend Lieder ſang, die er wußte, und weshalb man ihn den Bolg an Dana (Liedertaſche) nannte. Wenn ein Mädchen ſeinem Dudelſack lauſchte, oder ſeine ſüßen Lieder hörte, die ſchöner waren, als die von Florence Conry, war ſie für immer verloren; ſie hörte nichts mehr, ſie ſah nichts mehr als den bleichen Mick —, wachend und im Traum war er bei ihr; auf dem Feld, am Meere, auf den Bergen bei der Ziegenheerde, im Thal bei den Kühen glitt und ſchwebte er vor ihr, und neben ihr, und die Arme wurde ſo bleich, wie der bleiche Mick ſelbſt, und zehrte ab und ging in das Grab. Mick Munſter aber bekümmerte ſich nicht um die Unglücklichen, und wenn eine von ihnen zu Grab getragen war, ſpielte er den Dliſtrum's-Marſch oder ein Jig und Planxty nur noch luſtiger als früher und ſpielte und ſang ſo lange, bis wieder eine der Töchter am Inny in ſeinem Netze war. Aber die ſchöne Edith rief auf ihrem Todesbett die Rache des Himmels und der Hölle auf den Bolg an Dana herab, und obwohl er darüber lachte und ein noch nie gehörtes wunderbares Lied anſtimmte, ſo daß Alles an dem Todesbett des armen Mädchens zu tanzen begann, ward ihm doch zuweilen mächtig bange, als er erfuhr, daß ſie des Nachts in der Fieberhitze aus dem Fenſter geſprungen ſei und ſich in das Meer geſtürzt habe. Wenn er fortan die Küſte entlang ging, glaubte er die Stimme, den traurigen Ruf der armen Edith aus den Wellen heraufklingen zu hören, und wenn er ſich in den Felſenklippen umher trieb, in welche die See ſich hereindrängte, war ihm manchmal, als ſchwebe ihre Geſtalt auf den grünen Waſſern und winke ihm zu ſich. Auch auf den Bergen, wo die Winde ſangen und der Sturm durch das Geſträuch pfiff, hörte er ihre Stimme und die ſchrecklichen Worte, mit denen ſie ihn in ihrer letzten Stunde bedroht hatte.

„Gut, ſo ſtanden die Dinge, als Mick eines ſchönen Nachmittags an die Mündung des Inny herab kam. Er war ſehr ſauber angezogen und trug den Dudelſack unter dem Arm. Die Jugend der Umgegend war auf der Wieſe verſammelt, die ganz zum fröhlichen Tanze geſchaffen ſchien; von ihr führt ein ſanfter Abhang an das Ufer des Meers hinab, wo die Wellen mit dem gelben Sand ihr anmuthiges Spiel trieben. Sobald Mick's Dudelſack ſich hören ließ, begann der Tanz und nie war ein prächtigeres Rinkafadda getanzt worden, als auf dieſem grünen Anger und an dieſem warmen Sommernachmittag. Alles Unglück, das der bleiche Unhold ſchon über die Mädchen des Strandes gebracht hatte, war vergeſſen, und manches ſehnſüchtige blaue Auge hing an dem ſchönen Bolg an Dana und manche blühende Wange wurde blaß, wenn die Augen zu lange und zu innig auf dem bleichen Zauberer verweilten. Und auch Mick vergaß der Schuld, die auf ſeinem Herzen lag, je toller der Tanz ſich drehte und je öfter er dem Whiskey zuſprach, mit dem ihm jeder Tänzer freigebig entgegen kam. Sein Ellenbogen arbeitete mächtiger, ſein Athem war kräftiger, der Ton des Dudelſacks lieblicher als je, und ein naheſtehendes Dirnchen von vierzehn Jahren, die erſte Schönheit des ganzes Strandes, wurde bleicher, wie Mick das Auge feſter auf ſie heftete.

Inmitten dieſes Ullabulloo's rauſchte das Waſſer empor, und unter den Tanzenden bewegte ſich plötzlich ein ſchönes junges Weib — ſchöner, als man je eines geſehen. Ihr langes grünes Haar, grade ſo grün wie das Meer, fiel frei herab, und wenn ſie lächelte, ſah man die zwei kleinen Perlenreihen ihrer Zähne glänzen und das Roth der Korallenlippen wie in Eiferſucht hoher erglühen. Ihr Kleid war wunderſchön, — weiß wie der Schaum der Wellen, und mit Streifen von purpurnem Meergras beſetzt.

Die hübſche Seejungfer tanzte vor Mick hin, und während ſein Dudelſack klang, fingen ſeine Füße an, ſich unter ihm raſcher und raſcher zu bewegen; der Dudelſack fiel in das Gras, der bleiche Mick tanzte mit dem grünlockigen Meerfräulein und Alles ſah dem wirbelnden Tanze zu und ſtaunte. In ſtets weitern Kreiſen bewegte ſich das Paar, und immer höher herauf drängten ſich die grünen Wogen, als wollten ſie auch Zeugen des kunſtreichen Tanzes des ſchönen Weibes und ihres Geliebten ſein —, denn dafür galt Mick bereits allgemein auf dem Anger. Je dunkler ſich der Abend auf das jetzt von einem dichten Nebel umhüllte Meer ſenkte, deſto zärtlicher umſchloß das Meerweib den verliebten Mick, und als der erſte Mondſtrahl über die Berge ſchaute, brauſten die Wellen ſchäumend empor, öffneten ſich und verſchlangen das zärtlich ſich umwindende Paar. Ein Schrei des Entſetzens wurde rings gehört, aber das Grauſen der Zuſchauer war doch noch größer, als aus den wild aufbrauſenden und dampfenden Wellen ein ſchallendes Gelächter herauſtönte und der Schatten der ſchönen Edith einen Augenblick in dem weißen Staub der Wogen ſichtbar ward und dann im Nebel verſchwand. — Die Leiche des treuloſen Mick fanden die Küſtenfiſcher nach einigen Tagen zerſchellt an dem Strande.“

Theatraliſches Bülletin aus Frankfurt.

(Fortſetzung.)

„Nach Sonnenuntergang.“ Ein leichtes franzöſiſches Machwerk, voll Effekt, ſtatt der Wahrheit. Herr Becker iſt kein Repräſentant franzöſiſcher Nonchalance. Es wird ihm ſehr ſchwer, nicht ſchwerfällig zu ſein. Er ſpielt mit Anſtrengung und Fleiß, aber der leichte, überſprudelnde Champagner-Geiſt fehlt. Man kann nicht ſagen, daß Hr. Becker ungraciös iſt, aber man würde unrecht thun, zu behaupten, es ſei natürliche Grazie in ſeiner Leiſtung, jene Ungezwungenheit des Franzoſen, die uns Charakter und Gemüth vergeſſen läßt. Der feine, elegante Styl eines Jules Janin ſchien mir hier in ehrliche deutſche Konverſation überſetzt zu ſein. Der franzöſiſche Humor hatte den Schlafrock angezogen, und über den Schlafrock die Kleidung der neueſten franzöſiſchen Mode, und dieſe Geſtalt war — Hr. Becker, der Baron von Abendſtern. — „Guſtav, oder der Maskenball“, große Oper von Scribe und Auber (zum Beſten des Hrn. Wiegand). Singende Diplomaten und Kabinet-Conſeils, ein König und eine Balletprobe, Galgen, Zigeuner, Maskerade und Mord, Perrücken und Romantik. Scribe hat Alles aufgeboten und das Unmögliche möglich gemacht. Guſtav kann ſich bei ihm bedanken. Die Oper geht vortrefflich, und Hr. Guhr iſt weit größer als Kapellmeiſter, als dieſer fürchterlich zugerichtete Guſtav als König. Hr. Wiegand, Ankarſtröm. Der ſchöne Bariton dieſes Sängers verdiente auch an dieſem Abend alle Anerkennung. Zudem trägt Hr. Wiegand mit dramatiſchem Ausdruck vor. Aber in ſeinem Spiel waltet zuweilen zuviel Aengſtlichkeit. — „Der Naſenſtüber,“ Poſſe von Raupach. Abgenutzte Motive und Situationen, und die beiden alten Bekannten, Schelle und Till. Man weiß es: Raupach liebt, ſtatt das Komiſche mehr in Situationen und Handlungen zu ſuchen, den Wortwitz, und Till, der Repräſentant dieſes Witzes, muß ihn oft bei den Haaren herbeiziehen. Bei dem Allen möchte ſich dieſer lebendige Kommentar der ganzen Dichtung ſchon als eine ergötzliche Perſon hinſtellen, wenn nur die Dichtung ſelbſt ſo werthvoll wäre, daß ſie eines ſolchen Kommentars bedürfte, wenn der Schalk mit der feierlichen, ernſten Profeſſor-Miene nur Dinge perſiflirte, die für die Satyre geeignet wären. Aber ein Naſenſtüber und allerhand Trivialitäten, und nun der Schalk mit der Logik und Weltweisheit daneben, bald hier- bald dorthin tappend und Hiebe austheilend, aber in der Hauptſache durch das Sujet beſchränkt. In ſeinen „Schleichhändlern“ perſiflirt Raupach die Scott-Manie. Das iſt doch Etwas. In ſeinem „Zeitgeiſt“ hätte er ein weites Feld für die Perſiflage gehabt. Indeß, wie hat er ſich geholfen? Alles Komiſche, jeglicher Witz drehet ſich hier um eine alte Harlekins-Jacke Schelle's, die den Zeitgeiſt repräſentiren ſoll. Iſt das eine Satyre auf den Zeitgeiſt? Im „Doktor und Apotheker“ will Raupach die Homöopathie geißeln. Das iſt nun offenbar ein arger Mißgriff. Angelegenheiten, die vor dem wiſſenſchaftlichen Forum anhängig, und deren Entſcheidung noch ſchwebt, ſollte man nie mit der Satyre zu nahe kommen. Fürwahr! Raupach liebt die ſatyriſche Kupfer-Münze, und, ſtatt dramatiſcher Satyren, die er doch offenbar bieten will, reicht er uns mit ſatyriſchen Fetzen behängte Poſſen. Da lobe ich mir Kotzebue als Luſtſpiel-Dichter. Dem lief wohl hier und da eine Plattheit, eine Frivolität, eine Equivoque mitunter, aber den Zweck des Luſtſpiel-Dichters, die Thorheiten und Schwächen der Welt zu geißeln, den erfüllte er, wie bis jetzt keiner nach ihm. Der „Naſenſtüber“ iſt offenbar eine der ſchlechteſten Tilliaden. Hr. Schneider, Till, genügte. Er gibt den Charakter in jenem pedantiſchen Tone, der ihm als Form dient, ließ ſeinen Ueberblick über das Ganze hervortreten, und verſäumte nicht, die Pointe ſeiner Reden mit dem Nachdruck herauszuſtellen, der den Schalk bekundet. Hr. Schneider iſt ein Mann, der ſich ſo [illegible]halben hinſtellen läßt, und im Luſtſpiele nie disharmoniſch einwirkt. Unſere Bühne bedarf ſolcher Leute, die aus der Verlegenheit helfen. Schelle, Hr. Leißring. Hr. Leißring ſpielt ſich meiſtentheils ſelbſt; aber es liegt in ſeiner Perſönlichkeit und ſeinem Benehmen ein komiſches Etwas, das, wenn es gerade mit dem darzuſtellenden Charakter harmonirt, oft ſchlagenden Effekt hervorbringt. Den Schelle ſpielt er nicht überſprudelnd, nicht lebendig genug. Wenn wir hier lachen, ſo belachen wir mehr die Komik, die ſich durch den Kontraſt von Schelle's, oder vielmehr Leißrings Perſönlichkeit der Liebenswürdigkeit gegenüber, die er affektirt, herausſtellt, als die Komik der Charakteriſtik. Hr. Leißring ſpielt häufig alte Bonvivants, jene Gecken, die mit grauen Haaren die Jugend affektiren. Aber es iſt hier wohl nicht ſo ſehr die Kunſt, die Einen lachen macht, als die Grimaſſe derſelben. Hr. Leißring ſtellt in ſolchen Rollen Nichts dar, er gibt ſich nur, wie er iſt, und man — lacht. (Forts. folgt.)

Buntes.

⁂ Die edlen Herren, die mit dem Kaiſer von Wien in's Böhmerland geritten, ließen ſich gar wohl und behaglich ſein an der ſtattlichen Tafel, die ihnen zu Czaslau vorgeſtellt ward; in Böhmens Forſten hauſt des Edel-Wildes genug, und die Ströme ſpenden den köſtlichſten Fiſch, und das üppige Saatfeld lockeres Brod, und kräftigen Gerſtentrank. Aber der Kaiſer, (das war Ferdinandus der I.) ein frommer Herr, dachte nicht an Tafelfreude und kühlen Labetrunk; das Herz war ihm ſchwer, wie Fürſten zuweilen. Er ließ ſich in die Kirche führen, dort wollte er die Nacht im Gebete verharren. Vor einem Seitenaltare lag er knieend auf den ſteinernen Quadern; weit hinter ihm ehrerbietig der Küſter. Kein Laut rings in der Kirche als manch ein Seufzer des Fürſten, der ſich nach Ruhe und Frieden ſehnte aus dem Gewirr der tauſendfältigen Meinungen, die ihn umbrauſten, umheulten; denn es tobte noch die Zeit, wie [illegible] Ocean, von Stürmen durchwühlt; der Mann von Wi[illegible]erg hatte geärntet, was Huß und die andern mit ihrer [illegible], ihrem Blut gedüngt. — „Gib Frieden,“ betete der Kaiſer, „Frieden deiner Welt, Frieden allen, endlich Frieden! Ach und auch mir, der ich danach mich ſehne, wie der müde Wandrer nach ſeines Weibes Willkommskuß. Was iſt Kronenfreude? Ewiges Ringen und Wähnen, und, ſchwerer als dies, — ſtetes Bangen! davor laß mich geneſen, — die Furcht, die wir den Tag über vor den Augen der Menge mit Prunk ſchminken müſſen, um nicht zum Spott zu werden, — o nimm dieſe Schlange aus meiner Bruſt. Steh' ich, — ſie ſteht hinter mir, lehn' ich das Haupt zurück, — ſie neigt ſich von rücklings über meine Stirne und Augen herab, und preßt und ſchattet, — dürſt' ich nach Schlaf, — ſie ſteigt als ſchäumende Hefe aus dem Becher des Traums. O wo iſt die Freiſtatt, daß ſie mich nicht fände? Hier allein, Herr Gott, in deinem Haus!“ — Horch! — regte ſich nichts? Doch! — Was klirrt? — Ein Verräther im Heiligthum?! — Donnernd ſchmetterts hin, von der Höhe herab, dicht vor des zitternden Kaiſers Haupt, auf die dröhnenden Quadern. — Der Bleiche ſtammelt, — ihm erſtickt's faſt die Rede in der Bruſt: — — „Hülfe! Hülfe! Wer hat mir das gethan?“ — Der Küſter eilt herbei und ſieht bei'm Schimmer der Ampel, und ſpricht, das graue Haupt ſchüttelnd, langſam bedächtig: „Das that der Ziska, der hier begraben liegt, mein kaiſerlicher Herr! Und das hier vor Euch auf den Quadern iſt ſeine eiſerne Keule, ſonſt aufgehangen über dem Altar. —“ Der Kaiſer erwiedert lange kein Wort, und ſtarrt die blutige Waffe an. Endlich murmelt er's leiſe vor ſich hin: „Wenn die Todten nicht raſten in ihrem Haß, was hoff ich auf Frieden von den Lebenden? — O pfui! darf die todte Beſtie mich ſchrecken? — Küſter, wähnſt du, ich bebte? Unſinn, alter Mann! — Ein Fürſt zittert nie!“ —

Aber eilenden Schrittes verließ er die Kirche und bei'm erſten Dämmer des Morgens die Stadt, wo des alten Kelchner's Keule ihr Opfer verlangt.

⁂ Bei der Verſteigerung von Heber's Bibliothek (in London) kamen unter andern ſeltnen alten Werken auch die erſten Ausgaben von mehreren Stücken Shakeſpeares unter den Hammer. Der Sommernachtstraum führt in der erſten Ausgabe (von 1600) den langen Titel: A midsommer Night's Dreame. As it hath been sundry times publikly acted by the Right Honourable the Lord Chamberlaine his servants. Written by William Shakespeare, — der Kaufmann von Venedig folgenden: The most excellent History of the Merchant of Venice with the extreame crueltie of Shyloke, the Jew, towards the sayd merchant in cutting a just pound of his flesh etc., Lear: Mr. W. Shakespeare. His true Chronicle Historie of the Life and Death of King Lear and his three Daughters.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 62. 1835.

245

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 13. März.

Der Ritter von Lorch.*)

Rheiniſche Sage von Adelheid von Stolterfoth.

„Hinauf trotz Furcht und Grauen,
Hinauf mein ſtarkes Roß,
Dort oben bei grünen Auen
Steht meiner Liebſten Schloß!
Ich will in Wein dich baden,
Dich kämmen mit gold'nem Kamm
Und ewig mit Brod der Gnaden
Dich füttern wie ein Lamm.“

„Drum immer ohne Zagen,
Mein treues Roß hinauf!
Haſt oft mich zur Schlacht getragen,
Zu Kampf und Siegeslauf.
Ich ſoll mir mein Lieb' gewinnen,
So ſprach ihres Vaters Mund, —
Und ich will mir mein Lieb' gewinnen
Oder ſtürzen hinab in den Schlund.“

So ruft der kühne Reiter,
Umſtarrt von Tod und Grab; —
Das Roß ſtürmt weiter und weiter,
Der Ritter ſchaut nicht hinab.
Er hört tief unten brauſen,
Die Wisper zum wilden Rhein,
Hört Sturm in der Höhe ſauſen,
Und hängt wie ein Aar am Geſtein.

Und wie zwei ſchwarze Flügel
Umflattert ihn ſein Gewand,
Es flattert von Hügel zu Hügel,
Es wallt von Wand zu Wand. —

Ha, ſeh! ſchon leuchten ihm Sterne,
Zwei Sterne wunderbar,
Und aus der duftigen Ferne
Weht goldenes Lockenhaar.

Und horch! jetzt tönen Lieder,
Jetzt ſtrahlt's wie Himmelsglanz; —
Vom Thurme beugt ſich hernieder
Sein Lieb' und hält den Kranz.
Ihr Vater rufet bezwungen:
„Willkommen mein junger Held,
Du haſt dir die Braut errungen,
Dem Kühnen gehört die Welt!“

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Fortſetzung.)

Sein Anblick ließ Carracioli das Gefährliche jeder Übereilung in ſeiner Lage empfinden, und ſein Schwert in die Scheide ſteckend, raunte er dem erſchrockenen Gegner in's Ohr: „Zu gelegnerer Zeit, junger Herr!“ — dann ging er dem Biſchof ehrerbietig entgegen und bat ihn leiſe, ſeinen Namen zu verſchweigen. Der Biſchof nickte ihm geheimnißvoll zu, und wandte ſich dann mit Entſchuldigungen an den Hausherrn, daß er Obdach und ein Nachtlager fordern müſſe, da er ſich auf dem Weg nach Reggio verirrt habe. Der alte Signor war über den unaufhörlichen Zudrang von Menſchen, die ſich alle verirrt haben wollten, ganz ängſtlich und verwirrt: er ſtotterte etwas von Heil, das ſeinem Hauſe durch die Anweſenheit des Stellvertreters päpſtlicher Heiligkeit widerfahre, aber die Stimme verſagte ihm, und ergab ſich nur wie ein Opferthier in dies Unbemaß von Ehre. Der Biſchof ſchien ſeine Verlegenheit nicht zu bemerken, ſondern muſterte unbefangen die Anweſenden, wobei er mit beſonderer Aufmerkſamkeit bei Fernando verweilte, der ihn zu vermeiden ſuchte. Unter vielen Complimenten führte der Hausherr den Biſchof in die Halle; man trug Erfriſchungen auf, und der Troubadour, der ſeine Heiterkeit wiedergefunden hatte, unterhielt die Gäſte mit Saitenſpiel und Erzählungen aus dem Roman von der Roſe, *) wobei er ſeine Anſpielungen auf die ſchöne Livia und ſchalkhafte Hiebe auf die Geiſtlichkeit, welche in dem Roman vorkommen, anzubringen ſuchte, was der ſchlaue Biſchof zu überhören ſchien, und nur bemerkte, er wundere ſich, hier im Gefolge keinen Affen zu finden. **)

---

*) Die Sage vom kühnen Ritter, welcher die ſteile Bergwand bei Lorch am Rhein (Kedrich, auch Teufelsleiter genannt) hinauf geritten ſein ſoll, haben Vogt, Schreiber, Geib u. a. verſchieden erzählt. Ich bin der einfachen alten Volksſage gefolgt.

Es kamen noch mehrere Herren aus der Nachbarſchaft, mit denen Fernando viel verkehrte, worauf der Biſchof mit geſpannter Theilnahme hinhorchte, während er ſich gleich den Andern den Freuden des Bechers ergab, der die Tafel unter Lachen und Scherz umkreiſte. Man erzählte viel kurzweilige Sagen, die damals in der Chriſtenheit von den Vorfällen auf dem Baſeler Concilium, ſich verbreiteten, von des alten Kaiſers Siegmund ſchlechter Wirthſchaft, ſeinen ewigen Geldverlegenheiten, und den lächerlichen Galanterien ſeiner theuern Barbara, die ihn ſo arg unter dem Pantoffel hatte, und neulich einem Bußprediger die unverſchämteſte Antwort, die wohl je ein Weib gegeben, ertheilt habe.

Carracioli ſaß neben Livien, mit der er leiſe ſprach, wenig auf den Tumult um ihn her achtend, bis ein Diener hinter ſeinen Stuhl trat und ihm zuflüſterte: der fremde franzöſiſche Herr warte bei dem alten Thurm auf ihn. Erſtaunt, daß dem ſchwachen Kämpfer der Muth ſo plötzlich gewachſen, ſprang Carracioli auf und eilte auf den grünen Raſenplatz, der ſich an der Seite des Gebäudes hinzog, wo der alte Thurm ſtand, in welchen man den verwundeten Mönch gebracht hatte. Der Troubadour ging hier auf und nieder, und blieb dann in hoffärthiger Stellung vor ihm ſteh'n. „Es iſt Zeit,“ — hob er mit Pathos an: „daß die Maske falle, die Täuſchung ende, welche Euch unbewußt zum Majeſtätsbeleidiger macht. Eure Kühnheit würde Euch gereuen, wenn es zu ſpät wäre das Verbrechen zu ſühnen.“ „Wirklich,“ — entgegnete Carracioli halb lachend ſein Schwert ziehend: „Das wollen wir doch verſuchen.“ — „Steckt Euer Schwert in die Scheide, guter Ritter,“ — gebot der Gegner mit ſtrengem Ernſt, und das Mondlicht zeichnete dabei ſo ſcharf die Umriſſe ſeiner kleinen, ſchwachen Geſtalt ab, daß Carracioli ſich faſt ſchämte, den ohnmächtigen Widerſacher anzugreifen. „Wollt ihr mich äffen, oder ſeid Ihr vielleicht gar eine fahrende Schöne, eine Richterin irgend einer cour d'amour, die uns Unwiſſende in der Dichtkunſt und zarten Minne Lehren ertheilen will?“ — fragte endlich Carracioli, aber der Kleine blieb feierlich und ſtolz. — „Noch einmal, Herr Ritter,“ wiederholte er, — „ſteckt Euer Schwert in die Scheide; — es ziemt Euch nicht, mit mir in die Schranken zu treten, weder um den Beſitz der ſchönen Livia, noch unſeres Streites wegen, deſſen ich großmüthig nicht mehr gedenken will. Ihr ſteht vor Euerm Herrn, vor dem König von Neapel.“ Carracioli maß ihn mit den Augen. „Ja,“ — fuhr der Franzoſe fort: „ich bin René von Anjou, der Stellvertreter meines ſterbenden Bruders, der Abkömmling Ludwigs des Achten, der rechtmäßige Erbe dieſes Landes durch das Teſtament der erſten Johanna, durch heilige Rechte der Verwandtſchaft, auch von der jetzigen Königin früher anerkannt. Ich komme, um dieſe Rechte gegen jede Anmaßung zu vertheidigen. Der wackere Herr dieſes Schloſſes iſt in mein Geheimniß eingeweiht, das in wenigen Tagen aller Welt offenbar ſein ſoll. In der Stille haben wir die nächſten Vaſallen unterrichtet, in wenigen Tagen trifft eine Schaar wackerer Kämpfer hier ein, und dann ſetzen wir uns in Marſch gegen Neapel, dieſes ſchwache Frauenregiment zu beendigen. Ich habe Euern Muth erprobt; ich laſſe mich herab, Euch ſelbſt zu werben für meine gerechte Sache.“ Carracioli neigte ſich befremdet. — „Euer Gnaden überſehen die großen Schwierigkeiten dieſes Unternehmens; die Königin iſt geliebt und ſeit zwanzig Jahren im Beſitz des Thrones. Sie hat das Teſtament zu Gunſten Eures Stammes umgeſtoßen, und ihren damaligen Freund und Retter, den König von Arragonien zu ihrem Erben ernannt, und in jedem Fall würden Eure Anſprüche doch erſt nach ihrem Tode gültig ſein.“

(Fortſ. folgt.)

Briefe aus Piſa.

Von

Ernſt Förſter.

Sechſter Brief.

Den 16. Marz.

Geldgeſchäfte führten mich auf zwei Tage nach Florenz. Ich machte den kurzen Weg in der angenehmen Geſellſchaft des Hrn. L...., des Erziehers des Prinzen v.... Aus unſrer frohen Gegenwart ſahen wir in eine nicht minder glückliche Vergangenheit, nach unſerm Univerſitätsleben, und ſuchten uns einen der gemeinſchaftlichen Freunde nach dem andern zu vergegenwärtigen. Hiebei drangte ſich uns eine Bemerkung auf, um derenwillen ich überhaupt jenes Geſpräches gedenke. Eine — faſt der Völkerwanderung vergleichbare — Gährung beherrſcht heutzutage die Gemüther, und treibt die Menſchen aus ihrer Heimath. Von allen unſern Bekannten fanden wir kaum drei, die in dem gewohnten Gleiſe fortgegangen wären.

---

*) Wilhelm von Loris ſchrieb dieſe bewunderte Dichtung im 13ten Jahrhundert.

**) Die Troubadours waren in ſolche Verachtung gekommen, daß man ſie nur noch als Poſſenreißer betrachtete, und in einer Verordnung des heiligen Ludwig wird ihnen das Weg- und Bruckengeld erlaſſen, unter der Bedingung, daß ſie vorher ihren Affen an der Zollſtätte hatten tanzen laſſen.

Florenz machte den Eindruck einer noch nie geſehenen Stadt auf mich; ſo groß iſt der Abſtand vom menſchenleeren, verfallenen Piſa. Ich traf wieder mit dem Prinzen von… zuſammen, wurde von ihm zur Tafel gezogen und fand mehre ausgezeichnete Männer in ſeiner Umgebung. Die Kunſtſchätze des Pallaſtes Pitti, die man eben in Augenſchein genommen, machten den Hauptgegenſtand der Unterhaltung aus und es ſchien, als wollte man keine andre Sammlung auf Erden daneben gleich werthſchätzen. In allen dieſen Dingen kommt man nur etwa in Novellen zum Ziele; doch nahm ich mich der Dresdener Gallerie an, und beſtimmte ihren Werth nach ihrer koſtbarſten Perle, der Madonna di S. Siſto, wovon hier nur ein Stück Perlenmutter vorhanden ſei. Ich meinte das Studium Rafaels zu dem Kopf der Dresdener Madonna, das in der großherzoglichen Sammlung aufbewahrt wird, und das uns auf Betrachtungen über das Ideale in der Natur brachte, worüber wir uns bei ſprudelndem Champagner ſo ſchwer vereinigen konnten, als die gelehrteſten und nüchternſten Theoretiker. Der Abend ſchloß ſich noch ſehr froh, indem ich bei Metzger, wo ſich gewöhnlich alle Deutſche einfinden, unſern Freund Maßmann traf, der — wie ich, im Auftrag des Kronprinzen — ſeine Reiſe nach Italien um ſprachlicher Zwecke willen unternommen, namentlich, um die Überreſte gothiſcher Schriften für die Wiſſenſchaft zu retten. Er begleitete mich hieher, und war mir bereits von großem Nutzen in Entzifferung alter Handſchriften aus dem 10ten oder 11ten Jahrhundert, die mir ohne ihn unverſtändlich geblieben wären. Ja ich kann nicht umhin, dir einen wahren archäologiſchen Spaß zu erzählen. Die alten Bronzethüren des Doms fallen — dem äußerſten Anſchein nach — in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, dennoch las ich ganz deutlich an dem rechten Flügel, oben über einem Engelskopf, MCCLI, alſo: 1251. Ich geſtehe, daß mir in Piſa kein größeres Räthſel vorgekommen, da unmöglich zu der Zeit, wo der große Nichola im Baptiſterium beſchäftigt war, die Bronzethüren des Doms einem Meiſter konnten übergeben worden ſein, der in ſeiner Kunſt über hundert Jahre zurück war. Maßmann löſte das Räthſel, indem er mit Hülfe einer Leiter hinter eine Locke des Engelkopfes ſah und daſelbſt einen Strich fand, der das zweite C in ein E, alſo die ganze Jahrzahl in ein IN CELI verwandelte, den Anfang eines Lobgeſangs der Engel.

Am 19.

Heut iſt Feſttag des heil. Joſeph, wie ich ſchon am frühen Morgen erfahren. Es iſt doch was luſtiges um dieſe kirchlichen Einrichtungen, die nicht — wie es leicht den Anſchein hat — nur um der Prieſter und der Bettler willen da ſind. Der heutige zählt noch andre Beglückte. An allen Straßenecken und in vielen Hausthüren ſtanden kleine Mädchen, ziemlich nett geputzt, wohl auch ein Myrtenſträuschen an der Bruſt und ein Schüſſelchen in der Hand, das ſie den Vorübergehenden mit der Bitte um einen „Quadrinetto (weniger, als ein Heller) per il povero San Giuseppo" hinhielten. Für das ſo geſammelte Geld bauen nun die kleinen Chriſten Duodezaltärchen, beſtellen ſie mit allerhand Bilderchen und Lichtern, ſo viel die Quadrinetti erlauben, und ſo waren denn gegen Abend viele Ecken und Winkel der Stadt anmuthig geſchmückt und belebt. Solche kleine Erheiterungen erquickten ordentlich bei der übrigen Tonloſigkeit des Lebens hier. Welcher Reichthum von Flöten und Geigen, Pauken und Trompeten in unſern Schenken, Gärten, auf Markt und Straßen! Hier hab' ich noch nichts dergleichen gehört, als ein verſtimmtes Poſthorn, womit ſich einmal bei nächtlicher Weile irgend ein luſtiger Menſch einen herzzerreißenden Spaß machte, und das nicht weniger erquickliche Stimmen einer Orgel, womit ich in S. Caterina drei Tage lang gepeinigt wurde.

Bei ſo gänzlicher muſikaliſcher Sperre machte vergangenen Sonntag ein großer Conzertzettel, an denen ich zu Hauſe meiſt vorüber gehe, an der Straßenecke von S. Michele einen bedeutenden Eindruck auf mich; du kannſt denken, daß ich einer ſolchen Stimme in der Wüſte faſt mechaniſch folgte. Der Saal, in dem das Stück ſpielte, heißt Caſino dei Nobili, und iſt in einem an der mittlern Brücke gelegnen Pallaſte ſo hoch oben, daß der Conzertgeber wenigſtens gegen die Muſikfreunde geſchützt iſt, die von der Aufführung, ohne Entrée zu zahlen, auf der Straße gewinnen wollten. Ich kam nach dem Schluß der Symphonie, als eben ein Violinſpieler ſich die erdenklichſte Mühe gab, ein Virtuos zu ſein. Das Publikum zählte wenig Damen; man — auch wir Männer — behält den Hut auf dem Kopf; das Ganze hatte etwas von einer anſtändigen — Dorfſchenkengeſellſchaft. Das Spiel war ſchrecklich, aber wenn es am ſchrecklichſten zu werden drohte, ſo daß ſchon Zähne und Rückenmark bebten, unterbrach es glücklicher Weiſe allemal der rauſchendſte Applaus. Nach dem Violinhelden trat eine Dame nebſt Mops ein. Unwillkührlich zog ich meinen Hut, als ſie an mir vorüber ging; — daheim hätt' ich ihr die Hausthüre nicht geöffnet. Wenn man von einer Künſtlerin Einfachheit verlangt, ſo erfüllte gegenwärtige jede, ſelbſt unbillige Forderung; denn Schmuckloſeres ſah faſt mein Auge nie. Sie ſang; und in der Geſellſchaft war wenigſtens eine Perſon entzückt — ſie ſelbſt. Unglücklicherweiſe hatte ich ihr von Anfang an in's Geſicht geſehen, und ob ich demſelben nun auch in's Nebenzimmer auswich, jeder neue Ton verzerrte mir nur die erſte Verzerrung. Ich dachte an Tieck's muſikaliſche Leiden und Freuden und rechnete meinen heutigen Beitrag zuſammen. Inzwiſchen wuchs der Sängerin und des Orcheſters Begeiſterung, ſchon fing ſie an, die Linie (zwiſchen Singen und Schreien) zu paſſiren, als der Mops, der mit ſteigender Ungeduld ſich bisher gehalten, plötzlich losbrach und Sängerin und Orcheſter mit einem unüberwindlichen Geheul überſchrie.

Solchergeſtalt vollkommen befriedigt, verließ ich den Saal, ohne die andern angekündigten Herrlichkeiten, wie eine Arie von „Meierberg" u. ſ. w. abzuwarten.

(Schluß folgt.)

Theatraliſches Bülletin aus Frankfurt.

(Fortſetzung und Schluß.)

„Die drei Wahrzeichen, oder das Turnier zu Kronſtein," Ritterluſtſpiel von F. v. Holbein. Dem. Lindner, Elsbeth. Die geniale Schauſpielerin genügte mir in dieſer Rolle nicht ganz. Sie war zu ſubjektiv. Ich weiß ſehr wohl: man kann hier nicht outriren; aber es liegt Elsbeth Alles daran, den Freiern, die ihr nicht anſtehen, ſich von der gehäſſigſten Seite zu zeigen, und da muß ſie denn nachdrücklicher auftreten; ſie darf ihre Zartheit und Anmuth nicht durch den Schleier der Dummheit und Bosheit durchblicken laſſen, den ſie, dem Gutmüthigen und dem Weiſen gegenüber, umhängt. Hier iſt durchaus mehr Objektivität und ein aus-ſich-herausgehen vonnöthen. Das iſt ja eben das Hauptprincip der Lüge, daß ſie die Wahrheit abbildet. Wer einen Weiſen täuſchen will, der muß mit Leib und Seele die Dummheit ſimuliren. Elsbeth, die liebenswürdige, anmuthige Elsbeth muß durchaus über den Charakteren ſtehen, die ſie, den Freiern gegenüber, heuchelt. Solches war bei Dem. Lindner nicht der Fall. — „Die Jungfern Köchinnen," eine Frankfurter Lokalpoſſe. (Neu.) Der Verfaſſer des „Bürgerkapitäns" und der Hampelmanniaden hat uns manches Ergötzliche geboten; aber wenn auch die ganze Sphäre des Lebens, ſowohl des Lebens der höheren, als der niederen Stände, dem Luſtſpiel-Dichter zur Benutzung freigegeden iſt, er thut doch wohl, die Trivialität nicht zum Hauptgegenſtande der Dichtung, nicht die Küche und ihre Umgebung zum Motiv — wenn auch nur einer Lokalpoſſe zu wählen. Einzelne Scenen mag der Lokal-Dichter aus dieſer oder jener Rubrik des Alltagslebens entlehnen; ganze Stücke über einzelne Materien deſſelben ſchreiben, führt zu Einſeitigkeit und am Ende zur Langweile. „Die Jungfern Köchinnen“ mögen immerhin ein treues Bild des Dienſtboten-Treibens geben, aber iſt dieſes Treiben wichtig genug, daß die Poeſie es zum Haupt- und ausſchließlichen Gegenſtand einer Poſſe wählt? Es könnte höchſtens zu Zwiſchen-Scenen in einem Lokal-Stück dienen, welches das niedere Volksleben im Allgemeinen ſchildert. Dieſes Einſchachteln des Volkslebens in verſchiedene Piècen ruft eine Gebundenheit hervor, die der Komik offenbar Eintrag thut. Ich glaube: die Poſſe würde geſcheitert ſein, wäre die Darſtellung derſelben weniger trefflich geweſen. Ob aber die darſtellenden Künſtler ſtolz darauf ſein können, die rauhe Wirklichkeit ſo treffend zu veranſchaulichen, wie ſolches geſchah? das iſt eine andere Frage. Ich heiße es nicht gut, eine Künſtlerin, wie unſere Lindner, in die Verlegenheit zu bringen, die praktiſche und proſaiſche Seite des Lebens öffentlich an den Tag zu legen. Ich bin wirklich nicht genug Kritiker, um dieſe fertige Köchin am Holzblock, dem Klärchen (Egmont) gegenüber, vergeſſen zu können. — Haſſel, ausgezeichnet. — „Helene,“ Charakter-Gemälde von Bauernfeld. (Neu.) Wieder ein Gemälde, und nun gar ein Charakter-Gemälde! Wirklichkeit, aber poetiſche Wirklichkeit verlangt die Bühne. Gewöhnlich nennen die dramatiſchen Dichter jede Dichtung, die ſo eigentlich unter keine Rubrik zu bringen iſt, Gemälde. Wo ſind hier Charaktere? Der Dialog iſt ſchön, anmuthig; aber Iffland iſt, als Charakteriſtiker, nicht leicht zu erſetzen. Zudem that Dem. Leclerc Alles, um, was an der Henriette charakteriſtiſch war, zu verwiſchen. Dieſe ſteht mit dem feinen savoir faire und dem galanten Ton der Salons der einfachen Henriette gegenüber, aber Dem. Leclerc war ſo ſentimental und ſüß und weich, daß es ſich zur Genüge herausſtellte, wie wenig ſie über die Rolle im Reinen ſei. — „Zampa.“ Ich erwähne dieſer Darſtellung, weil man während derſelben viele Vorzüge und Mängel unſerer Bühne eclatant beobachten konnte. Die Ouverture — mit einer Präciſion, einer Sicherheit und Lebendigkeit ausgeführt, daß man ſich ganz hineinſtürzen mochte in das wild freudig brauſende Meer jener Orgien, wie nur ein Franzoſe ſie emporzaubern kann, da zuckt man vor bacchantiſcher übermüthiger Lebensvollkraft ſüß ſchauernd zuſammen; man weiß nichts mehr von Inſtrumenten und Taktſtock; es iſt eine Pſyche mit funkelnden Augen, mit flatternden ſchwarzen Locken, die dicht an unſre Stirne, an unſre Bruſt ſchwebt. „Bravo!“ rief das Publikum, dem dieſe Ouverture doch längſt keine Neuigkeit mehr iſt, und „bravo“ ruf' auch ich, der ich ſie desgleichen auswendig weiß. Hr. Schmezer, Alfonſo, Mad. Fiſcher-Achten, Camilla. Eine ſchöne Doppelleiſtung. Schmezer, die volle herrliche Männlichkeit ſeines durch und durch geſunden Organs ganz hinſtrömend; ich weiß keinen paſſenderen Ausdruck, als den: Sein Geſang war Wahrheit und Natur; man glaubte ihm. Die Fiſcher-Achten, hinreißend durch die Entfaltung aller ſo feinen Nüancen der Weiblichkeit, ſtets wahr und dabei im höchſten Affekt ſchicklich, kunſtſchön. Dieſe Frau bringt in ihren Tönen Dinge zum Vorſchein, die da ſein müſſen, wenn man an einen dramatiſchen Geſang glauben will, und deren Nothwendigkeit man doch an andern ſo oft überſieht. — Ich komme jetzt an die Nachtſeite der Darſtellung. Für's Erſte: Zampa, Hr. Marreder. Ich bekam förmlich Bruſtweh, als ich ihn hörte. Es wird mir ängſtlich zu Muthe, wenn ich den Kampf dieſes Mannes mit ſeinem obſtinaten Organ hören und ſehen muß. Mein Gott, gerade ein Zampa darf nicht ſuchen und hin- und herhaſeliren; da muß das Leben, das ganze überſprudelnde Leben heraus, nicht ruckweis, nicht nach einzelnen Waffenſtillſtänden und Capitulationen, — nein, wie bei Cäſar oder Wild, als: veni, vidi, vici! — Dem. Kratky, Ritta. Ueber dieſe Leiſtung will ich lieber ſchweigen. — Wieſer (als Capuzzi) tritt ſehr in den Hintergrund, er iſt nicht genug national markirt. — Haſſel, als Dandolo, ſieht nur vom Kopf bis an den Gürtel köſtlich aus. Wie ich ſchon bemerkte, ſo paßt er für ähnliche agitative Fächer nicht; wie ganz unübertrefflich war er hingegen als Hammel in „die Jungfern Köchinnen.“ So viel Wahrheit, Humor, Gemüthlichkeit damals, ſo ungenügend diesmal, wie in allen forcirten Rollen. — Die Chöre — — ſehr ſchwach, nicht der Quantität, ſondern der Qualität nach! Ueber die himmliſchen Originalitäten der Choriſten ꝛc. ließe ſich übrigens ein eigenes Buch ſchreiben. — Der „Amerikaner“, Luſtſpiel von Vogel. Das Stück hat komiſche Situationen, eine muntere Liebhaberin nach altem Zuſchnitt, einen alten Polterer, einen derben amerikaniſchen Diener u. ſ. w.; aber die Charaktere ſind von der Oberfläche geſchöpft, ohne inneren Gehalt, ohne geiſtigen Fond. Der „Amerikaner“ hat ſeine Zeit überlebt; aber wir ſind nun einmal daran gewöhnt, die alten, guten Bekannten des Intendanten, mit denen er aufgewachſen und die ihm werth geworden, uns vorgeführt zu ſehen, und wir müſſen uns in das Unabwendbare fügen. Mad. Schneider gab die Sophie, als Gaſt. Wir loben ihre Routine und meinen: ſie dürfte in den Parthieen der Kammermädchen u. ſ. w., die eine gewiſſe Derbheit vertragen können, gut zu verwenden ſein. Hr. Schneider, Lips. Die Weichheit des Vortrags, die dieſem Darſteller eigen, ließ ihn als Lips paſſiren. Die einfache Gemüthlichkeit trat dadurch hervor. Dabei hielt Hr. Schneider den Affekt verſtändig zurück. Hr. Haſſel, Mathias. Wiederum ein Beweis, daß Hr. Haſſel da, wo die Komik handelnd auftreten ſoll, nicht an ſeinem Platze iſt. Gewöhnlich hilft dieſer Darſteller ſich in ſolchen Fällen durch Outriren, wie als Leporello, Papageno, Schneider (Lumpaci-Vagabundus), Bartolo (Barbier von Sevilla) u. ſ. w. Hier wirkt er dann widerlich. Oder er hält die Darſtellung in Schranken, und wirkt oft gar nicht. Die kräftige Gemüthlichkeit, die trockene Laune — ſie wurden nicht in dieſem Mathias lebendig; man vergaß nicht einen Augenblick, bei der Anſchauung dieſer Leiſtung, das Theater und Hrn. Haſſel. Nochmals ſei es geſagt: Haſſel iſt vortrefflich, wo ſeine Komik durch Paſſivität wirken ſoll, wie z. B. als Hans Peter Hollunder (Je toller, je beſſer), als Hausknecht (Pagenſtreiche), u. ſ. w.; wenn er aber als Hampelmann — wo er doch offenbar keinen Charakter, ſondern höchſtens ein Portait dieſes, oder jenes närriſchen Originals liefert — ſelbſt durch ſein Outriren den Frankfurtern zuſagt, ſo muß man dies auf Rechnung der komiſchen Situationen, und — wie geſagt — vorzüglich auf Rechnung des Umſtandes ſchreiben, daß der Frankfurter zweifelsohne in dieſem Hampelmann die Grundzüge eines alten Bekannten erblickt. Wer aber den Hampelmann für ein Abbild des Frankfurters im Allgemeinen, für einen Repräſentanten des Lokal-Charakters erklären wollte, der würde dem Frankfurter und dem alten „Bürgerkapitain“ ein ſchönes Kompliment machen! — Wenn wir die Frankfurter „Künſtler“ nicht ſo anerkennen, wie ſie es bis jetzt gewohnt ſind, ſo mögen ſie bedenken, daß wir nicht lange genug mit ihnen gelebt haben, um uns an ihre „Kunſt“ ganz und gar zu gewöhnen. Wir wiſſen es: ſie ſind hier eingebürgert, und haben Ausſicht auf Penſion. Außerhalb Frankfurt haben nur Dem. Lindner, Hr. Meck, und vor Jahren auch Hr. Weidner, die Feuerprobe beſtanden. Die erſteren „[illegible]“ wir auf dem Hofburg-Theater in Wien, und man huldigte ihnen dort. Hr. Haſſel aber iſt zu beſcheiden, um zu glauben, er könne ſich mit ſeinen allerdings poſſirlichen Hampelmännern den Ruf eines deutſchen Künſtlers erwerben. — Wie wir hören, hat die Frankfurter National-Bühne einen neuen Ober-Direktor bekommen, einen intelligenten Mann, der allerdings der Meinung ſein ſoll, dieſelbe ſei zu etwas Beſſerem nütz, als zu dieſem ewigen — Hampelmännern der Kunſt.

Buntes.

⁂ Ende April erſcheint (bei Taſcher in Kaiſerslautern) der 1ſte Band von Dr. Wirth's Fragmenten zur Culturgeſchichte. Dieſer Band ſoll ganz neue und ſehr intereſſante naturwiſſenſchaftliche Anſichten enthalten, und namentlich aſtronomiſche Geſetze über die Wiederkehr der großen telluriſchen Revolutionen nachweiſen.

⁂ In London ſpricht man jetzt viel von einem coloſſalen Ehrendenkmal Shakſpeare's, welches man mittelſt Subſcriptionen zu Stande zu bringen hofft. Man geht mit dem Plane um, eine ungeheuer hohe Säule mit einer Coloſſal-Statue des unſterblichen Dichters zu errichten, auf deren Piedeſtale man die Hauptperſonen ſeiner Dramen darſtellen würde. Das ganze Monument würde an der Themſe-Mündung errichtet werden, ſo daß es gleichſam für die Fremden aus allen Welttheilen wie ein Pharus daſtünde.

— Schwanengeſang. Der Geſang der Schwäne ſoll in den langen und dunklen Winternächten, doch nicht grade zur Mitternachtszeit, wenn ſie haufenweiſe die Luft durchſtreichen, das allerangenehmſte ſein, was man hören kann. Es gleicht faſt den gezogenen Tönen einer Violine, iſt jedoch etwas höher. Es pflegt nur einer auf einmal, wie in einem mittelmäßigen Athemzuge zu ſingen und es verfließt eine kurze Zeit zwiſchen eines Jeden Lauten, gleich als wenn ſie ſich einander antworteten. Der Schwanengeſang bedeutet meiſtens Thauwetter, welches einen oder zwei Tage hernach gemeiniglich einfällt; deswegen iſt auch dieſe kleine nächtliche Unruhe den Isländern bei hartem Froſt deſto angenehmer.

(Olaſſen und Pavelſen Beſchr. v. Island: I, 34.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 63. 1835.

244

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 14. März.

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Fortſetzung.)

— „Ei! wie bedenklich!“ — lachte René, — „die alte, abgelebte Dame wird wenig Vertheidiger finden, — es iſt ſogar für ſie ſelbſt beſſer, wenn ſie die noch übrigen Tage ihres Lebens in behaglicher Ruhe, etwa in einem Kloſter verbringt, und dabei ein wenig Buße thut, als daß ſie ihren ſchwachen Kopf ferner mit Regierungsſorgen peinigt.“ „Gnädiger Herr,“ — verſetzte Carracioli: „Vertrauen gegen Vertrauen! Nehmt meinen ehrlichen Rath an, von einem Vorhaben abzuſtehen, das nur Verderben über Euch und dies friedliche, glückliche Land bringen kann. Geht lieber als Freund und Verwandter an den Hof von Neapel; verſucht Eure Rechte auf gütlichem Wege, durch Eure Liebenswürdigkeit, Anmuth und Beredſamkeit geltend zu machen. Bemühet Euch um das Wohlwollen Eurer erhabenen Baſe; ſie iſt gütig und gerecht und weiß das Verdienſt zu ſchätzen.“ René lächelte geſchmeichelt. — „Das Schwert,“ — ſagte er dann, „ſoll der Liebenswürdigkeit Glanz, das Gefolge mannhafter Vaſallen der Beredſamkeit Nachdruck verleihen, und Ihr werdet dem Panier Eures Königs folgen; da Ihr aber artig zu reden verſteht, ſo wollen wir Euch, wenn wir vor Neapel gerückt ſind, zu unſerer Baſe ſenden, die Unterhandlung zu leiten und ihr begreiflich zu machen, daß jeder Widerſtand unnütz ſein werde. Bis dahin bleiben wir Euch in Gnaden gewogen; aber wir hielten dieſe Mittheilung für nöthig, damit ihr andere, lächerliche Anſprüche aufgebet, die uns zu Nebenbuhlern in Cytherens Reich machten, und womit Ihr die von uns erwählte Göttin nur quält und beläſtigt.“ Majeſtätiſch reichte der Monarch in Hoffnung, ſeine Hand dem Gegner zum Kuß und wollte noch viel reden, aber Carracioli zögerte, das Pfand der Gnade anzunehmen, und zu ſeiner Befreiung nahte Fernando, der dem Troubadour äußerſt zuwider war, ſo, daß er augenblicklich das Feld räumte.

Fernando neigte ſich anmuthig und bat mit dem ihm eignen, ſanften, ſchmeichelnden Weſen um Verzeihung wegen der Störung, wogegen Carracioli verſicherte, daß er ihm vielmehr Dank ſchuldig ſei. „Ich hoffte,“ — fuhr Fernando fort: „daß ich gerade jetzt, da geräuſchvolle Fröhlichkeit jeden Zeugen entfernt, mit Euch über hochwichtige Angelegenheiten reden könnte. Signor Pangrazio iſt zwar ſehr geheimnißvoll, ſehr verſchwiegen, aber er hat mir doch angedeutet, daß wir einen vornehmen Herrn aus Neapel in Euch verehren, und es hätte ſeiner Äußerungen nicht bedurft, da Würde, Hoheit und ſeltene Geiſtesgaben mich ohnehin auf Euch aufmerkſam machten. Es iſt jetzt die Zeit gekommen, wo das Verdienſt hoch zu erheben vermag, und es ſteht in meiner Macht, Euch eine würdige Stellung und die glänzendſte Zukunft zu bieten. Die plötzliche Ankunft des Biſchofs von Oſtia, der wahrſcheinlich den Spion ſeiner Heiligkeit ſpielt, und ſchon früher Kundſchafter in dieſe Gegend ſandte, zwingt mich, früher öffentlich aufzutreten, als mein Wille war. Ich bin, wenn auch noch nicht feierlich anerkannt, doch der geliebte Sohn des Königs von Arragonien, der ſein heiliges, von Johannen ſelbſt beſtätigtes Recht auf die Krone dieſes Landes geltend machen will. Die Zahl unſerer Verbündeten iſt groß, es fehlt weder an Gold noch an Mannſchaft, und in wenigen Tagen bin ich entſchloſſen, den Kampf zu beginnen. Aber nicht allein der Wunſch, die Zahl unſerer Anhänger zu vermehren, ſondern auch das Hinneigen meines Herzens, die Bewunderung Eurer trefflichen Eigenſchaften führen mich zu Euch; ich biete Euch meine brüderliche Freundſchaft, die Huld meines Vaters, Schätze, Ehrenſtellen, was ihr fordert.“ „Fühlt Ihr denn nicht, Don Fernando,“ — entgegnete Carracioli, „wie wenig großmüthig und ritterlich es iſt, ſich gegen eine edle Dame, Eure Verwandte, die rechtmäßige Fürſtin zu waffnen, um mit Gewalt zu erpreſſen, was ihre Güte vielleicht freiwillig gewähren dürfte? Bedenkt —“ Er hielt inne, denn Signor Pangrazio, den ſeine bange Nichte beordert haben mochte, kam ſchnell herbei und ſchrie ſchon von ferne: „Edler Ritter! der kranke Mönch bittet dringend um einen Beſuch von Euch; willfahrt doch dem Verlangen des wunderlichen Heiligen, der nicht leben noch ſterben kann, und meiner guten Livia Noth und Sorge genug verurſacht.“ —

Zum erſtenmal betrat Carracioli das abgelegene Thurmgemach, wo der Mönch auf ſeinem Schmerzenslager ruhte. Er richtete ſich mühſam auf, und ſeine tiefliegenden großen Augen erſchienen bei dem Lampenlicht noch ſchauderhafter, faſt dämonenhaft, ob er gleich ſichtlich ſtrebte, die tiefgefurchte, drohende Stirne zu erheitern, auf welche das halbgraue Haar trübe Schatten warf. Wie ein Engel des Lichts ſtand Livia neben ihm, hielt ſeine Hand und bat mit ſüßer, flehender Stimme, nur ein Paar Tropfen von dem ſtärkenden Trank zu nippen, den ſie ihm ſorglich bereitet habe. Er weigerte ſich mit fieberhafter Ungeduld Carracioli näher winkend, während Livia ihm noch immer die Schaale an die Lippen hielt. „Ihr bedürft der Stärkung,“ — flüſterte ſie. „Wer ſagt, daß ich ſchwach ſei?“ murmelte der Kranke dumpf, „ich darf mich keiner Schwäche hingeben, ich muß ſtark ſein, und das große Werk vollbringen, mein einziges, mein letztes Geſchäft auf dieſer Erde. Graf Carracioli,“ — fuhr er dann ernſt und gelaſſen fort, „liebt Ihr wirklich dieſe Dame, wie ſie mir vertraut hat? Seid Ihr entſchloſſen, ihr die Hand zu bieten als Eurer Gemahlin?“ Die erſchrockene Livia drückte beide Hände vor das glühende Geſicht und ſelbſt Carracioli ſtand betroffen, verſteinert. „Ihr haltet wohl meine Frage für unziemlich,“ — begann der Mönch wieder, „oder ſoll ich glauben, daß Ihr nur im Scherz, ohne ernſte Abſichten die Minnewerbung um dies edle Fräulein wagtet?“ „Ich liebe das Fräulein unausſprechlich,“ — antwortete endlich Carracioli: „und ihr Beſitz wäre das höchſte Glück meines Lebens.“ — „Wäre?“ fuhr der Mönch zornig auf und ballte die ſchwachen, abgezehrten Hände, „ſo antwortet Ihr mir?! — Ja oder Nein verlange ich, nicht ſchlangengleiche Hofwendungen.“ — „Nie werde ich meine Liebe für die holdſelige Livia verläugnen,“ — entgegnete Carracioli beleidigt, „ſelbſt gegen jeden auch unberechtigten Forſcher; aber wer erlaubt Euch, ſo roh in das ſtille Geheimniß unſerer Herzen zu dringen?“ „Meine Livia,“ — rief der Mönch, „iſt das köſtlichſte Kleinod, das mit keinem Opfer zu theuer erkauft wird.“

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Piſa.

Sechſter Brief. — (Schluß.)

Den 21. März.

Heut' war ich in der Kirche, nicht wie alle Tage, ſondern ordentlich wie zu Hauſe um der Predigt willen. Denn alle Welt iſt voll des Lobes von einem Prediger, der in S. Frediano das Publikum begeiſtert. Die Predigt gehört hier nicht zum Gottesdienſt, auch ſteht ſie mit keiner gottesdienſtlichen Handlung, nicht einmal mit Geſang oder Orgelſpiel in Verbindung, ja die Kirche erſcheint ganz zufällig dabei, als Hörſaal. Der Prediger wird für eine gewiſſe Anzahl Predigten, die er die Quareſima (Faſtenzeit) hindurch zu halten hat, gemiethet, und zwar ein nach Maßgabe des Reichthums und der Freigebigkeit einer Kirche mehr oder weniger berühmter, ähnlich dem Sänger oder der Sängerin, die von einer Operndirektion zum Behuf der Oper engagirt werden, die nur den Carneval hindurch dauert und die eben von jenen Predigten abgelöſt wird.

Das Theater iſt beim Italiener der Typus aller äſthetiſchen Anregung und von dieſem Geſichtspunkt aus muß auch der Kanzelredner betrachtet werden, der, nicht ruhig, wie die unſern, ſtehend, mit wenigen gemeſſenen Handbewegungen ſeine Rede vorträgt, ſondern bald ſitzend, bald ſtehend, rechts und links gehend, bald zur Gemeinde, bald zu dem an der Kanzelbrüſtung befeſtigten Crucifix gewendet, ſpricht, und nicht nur mit dem Munde, ſondern mit allen beweglichen Gliedmaßen, — ſo daß oft die Kanzel unter ihm zittert, und mit ſo vielen Mimen und Geſten, daß man der Worte kaum bedarf, ihn zu verſtehen. Er ſtemmt die Arme unter, er klatſcht in die Hände, er zittert am ganzen Korper, wenn er Furcht, er buckt ſich tief, wenn er Demuth bezeichnen will, Revolution und Erdbeben ſchreibt er mit rotirenden Armen in die Luft, die aufgehende Sonne malt er mit ſeiner eignen, vom Sitz aufſtehenden Geſtalt. Du kannſt dir keine Grenze denken, die er nicht überſchritt, wenn's ihm drauf ankommt, lebendig zu ſchildern und ſeine Zuhörer und -ſchauer zu feſſeln. Er ſpringt aus dem Ton der gewöhnlichen Rede in den erhabenſten um und wiederum ſcherzend und achſelzuckend in jenen zurück, ja ſchließt oft kurz abbrechend in ſolcher Weiſe eine ganze Rede.

Was nun dieſe inſonderheit betrifft, ſo iſt's eine nicht unbedeutende Erſcheinung, daß das Thema hier immer — (und täglich wird gepredigt) — und in den meiſten Kirchen daſſelbe iſt, nämlich: die Vertheidigung der katholiſchen Kirche, was offenbar Feinde in der Nähe vorausſetzt. Ich will verſuchen, dir den Gang der heutigen Predigt kurz zu wiederholen, bemerke aber noch, daß Sprache und Ausſprache des Mannes ganz rein waren, daß er ſich körperlich ungeheuer anſtrengte, daß aber das Weſen der Rede ſich in einer herkömmlichen, vorzüglich durch Cicero ausgebildeten Form der Beredſamkeit, jedoch ohne deſſen Schärfe der Beweisſuhrung nur eben rhetoriſch und declamatoriſch bewegte, daß mit faſt gänzlicher Umgehung der Bibel ein Nimbus weltlicher Gelehrſamkeit angenommen wurde, der ſich aber in der That auf ein bloßes ſchnelles Aufhäufen bekannter und unbekannter Namen, gleichviel unter welcher Rubrik, zurückführen ließ, ſo daß unter den römiſchen Philoſophen Cicero, Metellus, Regulus, Fabricius, Seneca und Coriolan genannt wurden. Indeß zur Sache:

„Zu der Zeit,“ begann der Redner, „als die große Finſterniß über Ägypten lag, zeigte Gott dem Erzvater das gelobte Land im Glanze der Sonne, die täglich aufſteigt zur Ehre Gottes und die Himmel erfüllt mit ihrem Glanze, und der Erde ihr Gedeihen gibt ꝛc. ꝛc. (ſolche Gelegenheiten werden immer zu rhetoriſchen Abſchweifungen benutzt). Wo der Erzvater Abram hintrat, erwuchs Segen; Lilien erblühten, wo ſonſt nur Gras wuchs, und Trauben ſtatt der Schleen ꝛc. So iſt das Wirken der katholiſchen Religion, zu deren Ruhm ſchon Moſes gelehrt, die Propheten geſchrieben, die Apoſtel gepredigt und Wunder gewirkt, Cyprian, Auguſtinus (etwa noch 16 Andre werden gleich dazu genannt) gelebt, Boſſuet, Fenelon ꝛc. ſiegreich geſtritten und die auch ich Unwürdigſter (gegen das Crucifix gewendet), der ich in Demuth vor dir, Herrlicher, Herrſcher mich beuge, vor dir, für deſſen Bewunderung mein Leben nicht hinreicht u. ſ. w., zu preiſen nicht unterlaſſen werde.“ (Nun nimmt er die Mütze ab und entſchuldigt ſich bei der hochanſehnlichen Geſellſchaft, die ihm ſchon ſo viele Tage ihre Aufmerkſamkeit geſchenkt, daß er, von ſeinen Gefühlen hingeriſſen, ſich auf einen Augenblick von ihr entfernt, und fährt dann fort:) „Welches war der Zuſtand der Welt in den vergangenen Jahrhunderten? Jupiter regierte im Himmel, Apoll auf der Erde, Neptun im Waſſer, Pluto in der Hölle, Pomona war die Geberin der Früchte, Ceres des Getraides“ (und nun folgt eine kurze aber verworrene Darſtellung der griechiſchen, darauf der römiſchen, dann der ägyptiſchen Mythologie, endlich Erzählung von allerhand barbariſchen Gebräuchen bei den Phöniziern, Armeniern, Scythen, Sarmaten, Perſern und Indianern (sic), ja von Zoroaſter, Confucius u. A. wird allerhand Halbwahres eingeflochten, eine Reihe griechiſcher Philoſophen (doch nicht Plato und nicht Ariſtoteles) mit verachtender Bemerkung hergenannt, und dann überhaupt gegen Philoſophie perorirt.) „In dieſem Zuſtand von Finſterniß und Aberglauben befand ſich die Welt, als zwölf arme Fiſcher in Galilea die neue Lehre predigten, und die heilige katholiſche Kirche gründeten.“ (Nun wird beſchrieben, wo ſie überall hingingen. — Du kannſt denken, daß kein Land auf der Landkarte ungenannt blieb, und einer Menge Wunder Erwähnung geſchah, z. B. daß Kranke, die der Schatten des heil. Petrus ſtreifte, geſund wurden. Der Verfolg der Predigt erſtreckte ſich nun auf das Sekten- und Ketzerweſen der Gnoſtiker u. A.) „Nachdem auch dieſe glorreich überwunden, wird der Same des Teufels zum zweitenmale in die Gemeinde ausgeſtreut. Luther, Zwingli, Calvin, dieſe Erzketzer rütteln vergeblich an dem feſten Bau; ſiegreich ſteht über ihnen die heilige katholiſche Kirche. Nun will die Philoſophie die Menſchen belehren und beglücken; aber was haben Kant, Fichte, Schelling bewirkt? Was kommt aus der Philoſophie? die Revolution!“ Hier nahm der Prediger Gelegenheit, auf das Lob des Papſtes Pius VII. überzugehen, den er mit großer Wahrſcheinlichkeit unter den Heiligen erblickte, und ſchloß mit einer prunkvollen Darſtellung von der Herrlichkeit der katholiſchen Kirche, worauf ein allgemeines, jedoch nur leiſes Bravo durch die Verſammlung lief.

Ich ſagte dir, daß des Plato und Ariſtoteles in der Predigt keine Erwähnung geſchah. Iſt dieß auffallend, ſo wird es dich noch mehr wundern, zu hören, daß dieſe beiden heidniſchen Heiligen hier in S. Caterina eine alte Altartafel zieren. Das Bild gehört zu den merkwürdigſten Kunſtſchätzen Piſa's und ich habe bereits angefangen, es für den Kronprinzen zu zeichnen. Es mag ums Jahr 1340 gemalt ſein (wenigſtens kommt der Name des Malers, Francesco Traini, in den Büchern des Domarchivs um jene Zeit vor — er hat nämlich auch für den Dom ein großes Bild gemalt, das leider ſpäter verbrannt iſt) und ſtellt den h. Thomas von Aquin vor, auf einem Regenbogen ſitzend; über ihm Chriſtus, Moſes, Paulus und die Evangeliſten, neben ihm Plato und Ariſtoteles; von allen dieſen gehen Strahlen nach ſeinem Haupt und ſeinen Ohren. Aus dem Buche in ſeiner Hand (das auch eines von ſeiner Hand iſt) gehen weithin Strahlen, die über ſeine Anhänger Licht verbreiten, und von denen ein einziger ſeinen Gegner Averroes trifft und zu Boden ſchlägt.

Doch es fängt an zu tagen. Ich gehe ins Baptiſterium, um eine Kreuzigung Chriſti nach dem alten Nichola zu zeichnen.

Muſik in Frankfurt.

(Fortſetzung.)

Revue des Monats Februar.

Den 3ten. Erſtes Liebhaber-Concert, unter Leitung des Herrn Aloys Schmitt. Dieſer „Inſtrumental-Muſik-Verein,“ aus 30 und einigen Mitgliedern beſtehend, hat ſich ganz neu gebildet, und entwickelt ſich mit raſchem Erfolg. Man ſieht, daß Liebe zur Sache der Anziehungspunkt dieſer Geſellſchaft iſt. Das Herz, die Freude lachen hier in jedem Tone. Das Gelungene iſt der entzündende Funke zum Weiterſtreben, und das Schwache ſogar erſcheinet ehrwürdig und bedingt. Was gäbe mancher Künſtler darum, wenn er ſich einmal wieder ſo recht kindlich an ſeiner Tonkunſt erfreuen könnte! Er gleicht aber dem Gourmand, der immer nur Appetit nach Pikanterieen hat. Das iſt der überreizte Geſchmack, der nimmerſatte Anſpruch an das kaum Mögliche. Das endet nicht! Wo aber noch Gemüth und unentweihter Sinn mit muſiziren, da iſt auch Hunger nach einfacher Speiſe, da ſchmeckt noch vaterländiſche Koſt. Unter des erfahrenen Schmitts Leitung, der hier ganz an ſeinem Platze ſteht, kann die Sache nur gedeihen. Die Geſellſchaft tendirt, Muſikſtücke aufzuführen, die man ſonſt nicht mehr, oder nur ſelten zu hören bekommt. Brav! Darunter gehören namentlich alle 22 Mozart'ſchen Clavier-Concerte. Heute gab man: Die Krommer'ſche Symphonie aus D; Ouverturen aus Gluck's Iphigenie und Catel's Semiramis. Solo-Sachen: Eine Polonaiſe für Violine, von Kaliwoda; das Concert aller Clavier-Concerte, von Mozart (D moll), und — eine Roſſiniſche Arie.

Das Orcheſter ſpielte mit Feuer und einer Präziſion, die um ſo anerkennungswerther iſt, da daſſelbe, wie geſagt, blos aus Dilettanten beſteht, und bisher kaum 6—8mal zuſammen kam.

Solcher Verein, mit der nöthigen Vorſicht gegen Sucht nach Auszeichnung und gegen Ueberbietung ſeiner Kräfte gewappnet, kann nur entſchiedenen Einfluß auf den allgemeinen Geſchmack haben. Er möge das Sandkörnchen ſein, das zu rechter Zeit, dem Einſturz drohenden Felſen untergeſchoben wird. Die Ausſtattung iſt des Zweckes würdig; das Auditorium war glänzend und ſehr zahlreich.

Den 6ten. Capuleti und Montecchi, von Bellini. Aus Bellini's Feder fließt beſtändig nur hoffnungsloſe Liebe. Jede Note ſchmachtet. Seine Fermate ſind Schnupftücher, die lang verhaltenen Thränen zu trocknen; und ſeine Wonne ſcheint nur des Contraſtes wegen da zu ſein. *) Seit wann iſt denn unſre Zeit ſo ſentimental geworden, daß ihr das Schaukeln auf fremdem Thränenmeer ein ſo ſelig langweiliges Behagen gewährt?

Dem. Krotky iſt die unſere. Sie gab als ſolche den Romeo. Wenn wir auch die übrigen werden ſollen, ſo möge dieſe junge Sängerin, was den Adel ihrer Schule betrifft, ein gutes Vorbild nicht verſchmähen; im Spiele als

---

*) Ein Münchner Blatt nennt dieſe Oper „einen kraftloſen Abſud alten Roſſiniſchen Thee's!“

Weib weniger Mann, und als Mann weniger brüſtend ſein. — Mad. Fiſcher-Achten ſang zum erſtenmale die Julia. Herr Bellini ſchreibt für den Geſang. Dafür muß ihm der Geſang ſeinen Lorbeer eintragen. Er wird der Kränze noch mehr ſammeln, wenn ihm überall ſolche Julien blühen. Dieſe Parthie gehört zu ihren beſten.

Den 7ten. **Armand.** An demſelben Abend fand die 2te Aufführung eines ebenfalls neugebildeten „Sing-Vereins“ unter der Leitung des Herrn Norz ſtatt. Lobend wäre dieſer Geſellſchaft Streben in den Aufführungen zu erwähnen, wenn ihrer Tendenz keine ſchiefe Richtung drohte, und mit ihr der äſthetiſche Untergang. Die Hauptanforderungen an ein neugebildetes Inſtitut ſind: Einfachheit und Analogie in der Wahl der Tonſtücke; Anſpruchloſigkeit in ihren möglichſt vollendeten Produktionen. Die Täuſchung der eignen Kraft, iſt oft das Kind lobenswerther Begierde nach Höherem. Cavete!

Die Reihenfolge der Muſikſtücke war: Pſalmodie für zwei Chöre von A. Romberg; Abendempfindung, Lied von Mozart; Tuba mirum, aus Mozarts Requiem; Cavatine aus Donizetti's „Anna Bolena;“ Duett aus Spohrs „Jeſſonda;“ Benedictus aus dem Requiem von Mozart; Aria aus Roſſini's „Moſes.“ — Ein Chor von Haydn. Ferner: „Gott im Ungewitter“, Gedicht von Uz, Muſik von Schubert (Cantate), und zum Schluß: Der erſte Theil der Schöpfung. —

Einzelne Stimmen zeichneten ſich unter den Solo-Parthien ſehr vortheilhaft aus.

Den 8ten. **Capuleti und Montecchi.**

Den 9ten. Muſikaliſcher Abend der Leſegeſellſchaft zur Reſource. Ein iſraelitiſcher Gelehrten-Verein, durch die Muſe der Tonkunſt an zwangloſen Abenden in einen heitern und ausgedehntern Cirkel verwandelt. Wo die Fröhlichkeit nicht in die Zwangsjacke der Convenienz eingeengt iſt, fühlt ſich der Künſtler heimiſch, und Vergnügen gewährt es ihm, den Geiſt der Geſelligkeit durch ſein Talent zu erhöhen. Die erſten Künſtler der Oper, unter Leitung des Kapellmeiſter Guhr, gaben folgende Tonſtücke: „Ouverture aus Don Juan“ (Quintett), Aria aus Donna del Lago; Vierhändige Clav. Var.; Duett aus Cimaroſa's Matrimonio Segreto; Deklamation; Vocal-Duett mit obligatem Horn und Clavier von Lachner; Duett aus Jeſſonda; Monolog aus Wallenſteins Tod; Duett aus Montecchi und Capul.; Concertino für das Horn; Quintett aus Mont. und Cap.

Den 11ten. **Der Maskenball.** Benefice für Hrn. Wiegand. Herr W. hat ſich vom Choriſten bis zum Ankarſtröm geſchwungen. Mehr Sicherheit in Ton und Haltung würde dies Verdienſt krönen. Seine ſchöne Metallſtimme gleicht manchmal noch einem gefeſſelten Helden. Wir verweiſen auf noch gründlicheres Studium der Muſik. Glückliche Anlagen machen freilich bisweilen dies Studium entbehrlich; dies beweiſen tägliche Erſcheinungen: Mittel allein aber ſind nicht ſelbſtſchöpferiſch. Hier muß die Ueberzeugung Feſtigkeit gewähren; und dieſe Ueberzeugung iſt: ſeine Kunſt ſtudiert haben. Es gibt bequeme, im Schlendrian verroſtete Afterkünſtler, die ihre Majeſtät durch vernünftige Winke entwürdigt glauben. Herr Wiegand gehört zu einer beſſern und edlern Klaſſe.

Den 13ten. Muſeum. Zum erſtenmal: Mendelſohn's Symphonie aus C. Es iſt eine Freude, Herrn Guhr dirigiren zu ſehen, namentlich ein neues Werk ohne Partitur, und aus dem Kopfe, wie dies heute der Fall war. Ich wollte niemanden im Orcheſter rathen, ſich irgend eine Vernachläſſigung darauf zu erlauben. Wenn G. ſeinen Stab ſchwingt, ſo dirigirt er nicht etwa Flöten und Geigen — er dirigirt die Herzen mit, und ſprudelnder, belebender Quell entſpringt dann auch dem dürren Fels. Aria von Roſſini. Duett von Cimaroſa (Matri. Segr.). Ein Contrabaß Concertino von Kaliwoda. Sonderbar! Die Höhe will hinunter, die Tiefe hinauf; die menſchliche Stimme wird zur Geige, die Geige zum Flageolet; das Horn wird vermittelſt einer Claviatur geſpielt; das Clavier bläſt Fagott. Der heutige Contrabaß gebahr Schalmeyen-Töne. Ich ſah einen ehrwürdigen Patriarchen plötzlich mit ſeinen Enkeln Purzelbäumen ſchlagen. Mir wurde ganz unheimlich. Aber es war doch ſehr ſchön. — Duett für 2 Violinen, von den Gebrüdern Moralt, Königl. Baier. Hofmuſikern. Sehr brav. Ouverture aus der Oper „Fortunat“ von Xaver Schnyder von Wartenſee.

Den 14ten. **Lumpaci-Vagabundus.** Es iſt nicht möglich, ein treueres Bild des in Beſtialität verſunkenen Knieriem zu geben, als Herr Fiſcher es gab.

Heute feierte unſer Liederkranz, unter Leitung des Herrn Juſt, ſein ſiebentes Jubiläum.

Den 18ten. Abendunterhaltung des Herrn J. Lewy, erſten Waldhorniſten aus Wien und Muſikdirectors in Stockholm. Wir bewunderten auf dem neu konſtruirten Horne des Künſtlers große Fertigkeit in Paſſagen der chromatiſchen Gänge, ein geiſterartiges Pianiſſimo, und einen Umfang von 3½ Oktav. Herr Kapellmeiſter Guhr und unſere erſten Sänger wirkten mit. Concertante Lieder für Geſang, Horn und Piano, ein Vokal-Quartett von Lachner, und eine Phantaſie für Geſang, von Gollmick, waren genug, um die kurze Concertzeit recht erquicklich zu füllen.

Das Auditorium war ſo klein als gewählt.

Den 19ten. **Camilla.**

Den 20ſten. Abendunterhaltung der Gebrüder Moralt und E. Zabuck, Mitglieder der Münchner Hofkapelle. — Quartett von Beethoven (C moll). Erſter Satz aus einem Flöten-Concert von B. Molique. Herr E. Zabuck leiſtet bedeutendes auf ſeiner von Böhm neu conſtruirten Flöte. — Lied von Panſeron mit obl. Flöte. Variat. für Contrebaß. Quartett von Haydn. (C dur) Arie von Kreuzer mit obl. Violoncell; Concertino für die Flöte von Labitzky; Phantaſie für die Violine von B. Molique. Einheit, Kraft und Präziſion ſind die Vorzüge der vier Gebrüder Moralt. — Warum exiſtirt hier kein ſtehendes Quartett, wie unter Spohr? — (Der Saal war leer.)

Den 22ſten. **Norma.**

Den 24ſten. Zweiter Inſtrumental-Muſik-Verein. Symphonie von André (Es dur). Geſang für eine Altſtimme. Clavier-Concert von Mozart (B dur). Ouverture „Demophon“ von Vogel. Trio für Guitarre, Violine und Violoncello von Giuliani. Männer-Quartett. Ouverture „Sophonisbe“ von Paer.

Den 26ſten. **Zampa.**

Den 27ſten. Muſeum. Symphonie von Ries (D dur); Tenor-Aria aus Euryanthe; Oboe Concertino von Eichhorn; Duett aus Jeſſonda. — Große Feſt-Ouverture von Ries (Es dur).

Beſondere Anmerkung: Die Stimmung des Orcheſters ſcheint ſeit Kurzem zu ſchwanken. 7.

(Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſche und Theater-Notizen.

⁂ Vor Kurzem wurde die Oper **Valeria**, von Aloys Schmitt, auf dem Amſterdamer Nationaltheater aufgeführt, und 10mal bei gedrängt vollem Hauſe hinter einander wiederholt.

⁂ In Königsberg wird das große Muſikfeſt für die Pfingſtwoche vorbereitet. Es führt den Namen des „erſten oſtpreußiſchen Muſikfeſtes.“ Am erſten Tage (10. Juni) Händels Samſon in der Domkirche; am zweiten Tage Inſtrumental-Concert im Schauſpielhauſe, Symphonieen von Beethoven, Mozart u. ſ. w., und Soloſtücke; am dritten Tage Vocal-Muſikſtücke.

⁂ Dem. **Gned**, früher bei'm Frankfurter Theater, macht in Mailand Glück. Man lobt ihre Stimme als eine ſtarke, umfangreiche, und beſonders gefällt ihr Triller.

⁂ Wenn das Münchner Publikum einen Virtuoſen beſonders auszeichnen will, ſo ruft es ihn — nicht hervor. Dem. **Piris** iſt dort als Romeo im erſten Act blos 3mal, Fräulein v. **Haſſelt** als Julia an demſelben Abend 4mal gerufen worden. Nun dürfen ſich die Frankfurter Sänger nicht mehr beklagen!

⁂ **Seydelmann** wird in **Berlin** zehn Rollen darſtellen, ſpäterhin nach München und von München nach Brünn, gleichfalls zu einem Gaſtſpiel, reiſen. Wahrſcheinlich wird er vor Auguſt nicht nach Stuttgart zurückkehren. Für den September iſt er zu einem Gaſtſpiel nach Dresden eingeladen. Es iſt der Anerkennung werth, daß der König von Würtemberg den großen Mimen — ſo hoch im Werthe er auch bei ihm ſteht — doch nicht ausſchließlich auf Stuttgart beſchränkt, ſondern ihm geſtattet, Deutſchland ſeine Kunſtſpenden darzubringen.

⁂ „Taſſo's Tod,“ von **Raupach**, hat in Stuttgart gefallen. — Man gibt eben daſelbſt, zum Beſten des Schiller'ſchen Denkmals, „Fiesko,“ von **Schiller**, mit ganz neuer Ausſtattung. Gleich darauf begeben ſich die königl. Würtembergiſchen Hofſchauſpieler nach Marbach, um dort, zu demſelben Zwecke, unter **Seydelmann's** Leitung, eine deklamatoriſche Abend-Unterhaltung zu veranſtalten. Es werden dabei lediglich **Schiller**'ſche Gedichte und Fragmente aus ſeinen größeren Tragödien vorgetragen.

⁂ Dem. **Lindner** ſteht mit der Intendanz der königl. Schauſpiele in Stuttgart wegen Gaſtſpiels in Correſpondenz. Indeß hat man ſich bis jetzt noch nicht einigen können.

⁂ Der „Almanach der deutſchen Bühne,“ von Dr. **Beurmann** herausgegeben, wird auch für das Jahr 1836 wieder im Verlage von J. D. **Sauerländer** erſcheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 64. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 16. März.

Ueber Pudel, Jokey's und Nachtigallen

oder

über die kleinen Freuden des Lebens.

Von Karl Gutzkow.

(Vorgetragen im Frankfurter Muſeum.)

Ach, unſer Jahrhundert iſt ein mühſeliges und beladenes, ein Jahrhundert, das alle Hände voll zu thun hat, ein keuchendes Jahrhundert, das ſich immer den Schweiß vom Antlitz wiſchen muß. Ideen? O gewiß, wir leben im Zeitalter der Ideen; aber dieſe Ideen tragen Sporen an den Stiefeln, und ſetzen ſich auf unſere Nacken und reiten uns müde und matt. Die Ideen des 19. Jahrhunderts ſitzen erſchöpft an ihrem Arbeitstiſche, nehmen ſich keine Zeit zum Eſſen, laufen, um nur dem Prinzip der Bewegung zu folgen, eine Stunde um die Stadt herum, ſtürzen ihren Kaffee hinein ohne Genuß, und kommen endlich ein Viertel nach 6 Uhr mit allgemeiner Störung in's Theater, wo ſie, um nur aufgerüttelt zu werden aus ihrer Geſchäftslethargie, aller der excentriſchen Übertreibungen bedürfen, an welchen es denn auch die Schauſpieler nicht fehlen laſſen. Unſere Periode iſt eine einſilbige, ſtillſchweigende, zugeknöpfte Periode. Der Egoismus ſpaltet die Welt in lauter Einzelintereſſen und Mauthlinien. Wir leben in der Periode der vertheidigten Anſteckungsfähigkeit. Jeder ſchließt ſich mit dem Kamillenthee ſeiner Geſchäfte und mit den Geſundheitsſohlen ſeiner Einkünfte in die ſorgfältig mit Chlor durchräucherte Atmosphäre ſeiner Firma und Procura ein, und ſpielt weniger den Alpenkönig, als den Menſchenfeind.

Und dennoch denkt euch einmal, daß alle eure hölzernen oder maſſiven Häuſer, eure Häuſer von 2 oder 3 Stockwerken gläſerne Mauern bekämen, oder ſich wie einſt in Salamanca die Dächer von ihnen wegſchöben, und man könnte nun hineinſehen in eure Manſarden und eure Salons, wo ein Taftüberzug den Kronenleuchter ſauber hält für die nächſte Soirée, in eure wohnlichen Eckzimmer, erhellt vom Dämmerſchein einer Sinumbralampe: wie würde man euch antreffen! Wahrhaftig, ſo gequält von eurem Jahrhundert? Ermattet hingeſtreckt und nachſinnend über doppelte Italiäniſche Buchhaltung? Nichts als Zahl, Maſchine und willenloſes Queckſilber im Barometer der Tagesereigniſſe? Nein, ich glaub' es nicht.

Soll ich vom Glück der Zeitgenoſſen reden; ſo glaub' ich an das Jahrhundert nicht; aber ich glaube an die Minute. Noch muß es Momente geben, wo die Liebe im Mondenſchein, an der Mauer eines Kirchhofs, im abendlichen Lindengeſäuſel auf der Jacobsleiter des Traumes hinaufſteigt zum Himmel. Noch eine Minute, wo die Mutter ihren Söhnen, den überwachten Zöglingen der Schulweisheit, einige fromme Sprüche vom Herzen zum Herzen mitgeben kann auf die Dornenbahn des Lebens; oder auch nur einen Augenblick, wo Freund am Freunde vorübereilend, ſie ſich die Hand drücken und einen Kuß der Treue wechſeln, oder auch nur einen Blick, um ſtumm den alten Schwur zu erneuern. Das iſt Alles ſchön; aber ſchmerzlich ſchön; es ſind nicht die kleinen Freuden, von denen ich reden will.

Ich will beweiſen, daß die Welt nicht ſo aſchgrau iſt, als man es uns glauben machen will. Nein, es iſt nicht Alles Geſchichte, nicht Alles große und tyranniſche Abſtraction der Idee, nicht Alles Frage des Jahrhunderts; ſondern noch iſt ein kleiner Reſt von Drolligkeit übrig geblieben, den die Zeit vom Menſchen nicht abſorbiren konnte. Der ernſte geſchäftige Weltgeiſt duldet, daß zwiſchen ſeinen großen Adagios, und ſelbſt zwiſchen den Preſtos unruhiger Jahre der Spaß noch zuweilen ſein kleines Intermezzo anſtellt. Es gibt noch Augenblicke, wo uns der greiſe Genius des Jahrhunderts auf den Schoß nimmt, wie ſein Kind, und freundlich zu uns ſpricht und es uns gnädig erlaubt, daß wir in ſeinem langen alten greiſen Barte krauen dürfen. Es iſt wahr, der Weltgeiſt hält viel Schule mit uns; aber er gibt uns auch zuweilen Ferien, — länger oder kürzer, Oſtern- und Michaelisferien; ja, wenn es nach ihm ginge, im *ganzen Jahre* wenigſtens — *zwölf* Monate.

Die größte kleine Freude des Lebens iſt zuerſt, daß ich mich gar nicht ſcheue, es zu ſagen, ein Pudel. Darüber geht nichts. Es war einer der glücklichſten Gedanken des Schöpfers, auch Pudel zu erſchaffen. Was kann muntrer, närriſcher, ſpaßhafter ſein? Das ſpringt in lauter excentriſchen Kreiſen um Einen herum, iſt immer guter Laune, läuft vorwärts, rückwärts, ſetzt über Gräben, ſpringt ins Waſſer, apportirt, geht auf zwei Beinen, ſtellt ſich todt, ſpricht ſogar, wenn man es ausdrücklich verlangt, kurz es iſt ein Servilismus, welcher Spaß macht, ein Servilismus, welchen zu benutzen uns keinen Gewiſſensbiß koſtet. Dazu kömmt eine Eigenſchaft des Pudels, welche faſt ebenſoviel werth iſt, wie ſeine Gutmüthigkeit, ja auch der Grund derſelben iſt, nämlich ſeine Dummheit. Es wäre augenſcheinliche Verläumdung, wenn ich ſagen wollte: ein Pudel begreife nichts, aber er läßt ſich ungemein leicht dupiren. Er hat eine ſo gute Meinung von der Menſchheit, daß er ihr alles verzeiht, was ſie nur mit ihm anſtellt. Ein Pudel iſt verſöhnlich, leicht beſänftigt, immer zufrieden, kurz eine ſo ehrliche Haut, daß man ſie ganz kahl ſcheeren kann, ohne daß er die Miene verzieht. Er hat ein empfindſames Herz, ein Herz voll Liebe und Freundſchaft für ſeinen Herrn, er iſt der Aufopferung fähig, wie Codrus, und bleibt, hundertmal beleidigt und zurückgeſetzt, immer ſo ergeben wie der treue Eckart. Drum glaub' ich auch, der getreue Eckart, der ſich von ſeinem Herrn Alles gefallen ließ, iſt eigentlich ein Pudel geweſen, und blos die ſpätere Sage hat auf Menſchen übertragen, was urſprünglich nur von Thieren galt. Troſt im Unglück, Linderung in Leiden, Heiterkeit bei trübem Wetter wird dir immer dein Pudel gewähren: er wird dich erſt mit naſſem Auge anſehen, wenn du, die Hand an den Kopf geſtützt, auf dem Sopha ſitzeſt; dann zu dir hinaufſpringen, dann wieder herunter, dann wird er ſich todt ſtellen, dann eine Arie aus Fra Diavolo ſingen, dann einen Stock nehmen und Schildwache ſtehen, kurz: ſo viel poſſierliche Streiche machen, daß du zuletzt lachen mußt, und das monatliche Deficit, die Untreue Geliebte, die Verläumdung deiner Feinde bald vergiſſeſt. Was der Pudel als Mann von Grundſätzen iſt, das hat Hoffmann gezeigt im Kater Murr. Der Pudel Muzius, mit ſeiner Freundſchaft für Murr, mit ſeiner Burſchikoſität, mit ſeiner praktiſchen Lebensphiloſophie, ſteht mir weit höher, als der Bruder Medardus oder der Rath Krespel. Was ſodann der Pudel unter dem Geſichtspunkte der Spaßhaftigkeit iſt, hat Jules Janin gezeigt in ſeinem klaſſiſchen Aufſatze über die Pariſer Hunde, welcher länger dauern wird, als der Barnave dieſes Autors. Und endlich von der rein poetiſchen Seite, von Seiten der Treue und des geheimen Bandes, durch welches man an ein ſolches Thier gebunden ſein kann, hat ihn uns Adelbert von Chamiſſo geſchildert. Denn ich glaube, jener Hund, für den ſich ein Invalide in Berlin, weil er die Hundeſteuer nicht bezahlen konnte, in die Spree ſtürzte, kann kein Mops oder Spitz, ſondern nur ein Pudel geweſen ſein.

(Schluß folgt.)

Reminiscenzen vom Geſtade der Oſtſee.

Von

Eduard Beurmann.

I. Landſtraßen in Meklenburg und Pommern; Stralſund; die Oſtſee; Rügen's Anblick; Putbus.

Das langweiligſte, was es für einen Reiſenden geben kann, das Herz- und Rippen-Zermalmendſte iſt unſtreitig der Weg von Lübeck nach Hamburg; eine fortwährende Gefahr des Halsbrechens, in Mitten einer übrigens ſo friedlichen Natur, ohne Felſen und Klippen, ohne irgend etwas Angſterregendes. Wie man ſonſt Straßen anlegte, um den Weg ſicher zu machen, ſo hat man hier offenbar eine Straße zur Unſicherheit des Weges angelegt, und man muß Weggeld für den Unterhalt der Straße zahlen! Es iſt wahrhaftig zum Erbarmen mit dieſem fürchterlichen Knüppeldamm zwiſchen Hamburg und Lübeck. Einigermaßen konnte ſich mit jener Straße — wenigſtens im Jahre 1828 — die meſſen, welche von Lübeck über Grevismühlen, Wismar, Roſtock und Doberan nach Pommern führte. Jetzt ſoll dieſelbe — wie ich mir habe ſagen laſſen — menſchlicher eingerichtet ſein, und man ſoll ſogar Eilwagen in dieſer Gegend antreffen, die auf Federn ruhen. Wie geſagt, im Jahre 1828 war das Alles anders; nur hatte man die Ausbeſſerung und Einrichtung des Weges dem lieben Gott überlaſſen, und die Regierung hatte es verſchmähet, ihn mit Klippen und Felsſtücken pflaſtern zu laſſen, nach Art der Hamburger Straße. Einförmig zog er ſich durch Lehm- und Sand-Boden dahin. Forſt und Wald und Heide wechſelten hier rings ab, und vor Wismar wurde es ſogar einigermaßen romantiſch durch ein am Wege liegendes Hünengrab. Ich bereiſete die Straße im Jahre 1828; ich wollte nach Pommern, oder vielmehr nach Rügen, welches, wie ein Stück Poeſie, wie ein romantiſches Epos, der Küſte gegenüber liegt, die durch die Gänſebrüſte ſo berühmt geworden, und deren Land-Adel in den Kotzebue'ſchen Luſtſpielen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Es zog mich nach dem fabelhaften Eilande des baltiſchen Meeres, welches mit ſeinem Vorgebirge Arcona nach

Schweden ſtrebt, nach dem Lande alter Nordlandsſagen, andeutend, daß es mehr dem Norden angehöre, als dem pommer'ſchen Süden, mit welchem es früher verbunden, und dem es ſpäterhin durch das Meer entriſſen wurde, welches man jetzt da, wo es die Scheidewand zwiſchen der Inſel und dem Feſtland bildet, die Meerenge „Gallen“ heißt. Die Oſtſee, mit ihrem kurzen kräftigen Wellenſchlag, iſt voll poetiſchen Anklanges. Die Fata Morgana ſpukt hier, wie im mittelländiſchen Meere, und die uralte Stadt Vineta ruhet auf dem Grunde ihrer Gewäſſer zwiſchen Uſedom und Wollin, da, wo die Oder ſich in's Meer drängt. Schiffer wollen bei ruhigem, klaren Waſſer die weißen Mauern aus der Tiefe haben blinken ſehen, und Nachts hat man ſogar Glockengeläute aus dem Schooße des Oceans herauf vernehmen wollen. Ich weiß nicht, was an der Sache Wahres iſt, und ob dort unten in dem feuchten Grabe noch Kirchgang gehalten und zur Meſſe und Hora geläutet wird; aber es nimmt ſich recht romantiſch aus, wenn die Schiffer die Sage erzählen, und ernſten Geſichtes einem die Stelle bezeichnen, wo das mächtige Vineta ſtand, und wo es fortan noch ſtehen ſoll, von Neptun und der Kirche beſchützt. Es war gerade ſtürmiſches Wetter, als ich über ſein Haupt hinwegfuhr, über die ſtolzen Thürme; ſomit ſah ich Nichts von dem Mauerwerk; und die Glocken tönten auch nicht zu meinem lauſchenden Ohre; denn es war Mittag, und nicht Mitternacht, als ich die Stelle beſchiffte.

Rügen — es iſt ein freundlich lächelndes Eiland, voll hiſtoriſcher Denkwürdigkeiten; die Sage wohnt in ſeinen Hainen, und der Geiſt des alten Svantevit und Czernebog ſchwebt über ihm; Hertha ſchlug hier ihren Wohnſitz auf, und noch lange, nachdem das Panier des Kreuzes allenthalben befeſtigt war, lebte man auf Rügen der ſüßen Hoffnung auf die Freuden *Walhalla's* und ſang von Asgard und den Kämpen und Mahlen der Helden. Man zog aus gegen das Chriſtenthum, das milde, welches nichts von Eſſen und Trinken wiſſen wollte und die Theorie von dem Backenſtreich aufſtellte, die den gewaltigen Nordlandsrecken nicht behagte. Die chriſtliche Lehre fand auf dem kleinen Eilande einen mächtigen Feind; denn man war damals noch nicht zu der ſophiſtiſchen Deutung gekommen, daß nicht Alles wörtlich zu verſtehen ſei, was die Apoſtel lehrten. Aber Lübeck mußte es büßen; es fiel von der Hand der Rujaner, um ſpäterhin, unter Heinrich dem Löwen, kräftiger zu erſtehen.

Den erſten Anblick Rügens hatte ich von Stralſund aus, demjenigen Küſtenpunkt, der der nächſte iſt dem Eilande. Kaum eine gute Viertelſtunde beträgt hier die Entfernung, und, wenn das Wetter nicht gar zu ſtürmiſch iſt, kann man in einem offenen Boote, — wie ſolches auch faſt immer geſchieht, die Überfahrt machen. Bis nach Stralſund hin iſt der Weg der gewöhnliche, langweilige des nördlichen Deutſchlands; indeß zur Rechten und Linken der Landſtraße erblickt man bereits Hünengräber, dicht geſchaart, und hochaufgethürmt. Sie liefern den Beweis, daß das Reich Odins hier länger Herrſchaft ausgeübt, als irgendwo in Deutſchland, und können als Vorläufer und Verkünder des Hauptſitzes der ſlawiſchen Stämme dienen, die auf dem nahen Rügen mit Gut und Blut für die Herrſchaft ihrer mordgierigen Prieſter kämpften, treuen einfachen Sinnes, ſelig im Glauben. In Stralſund angekommen, der merkwürdigen Stadt, an deren Mauern ſich Wallenſteins Ehrgeiz brach, wie die Wellen des Meeres ſich an ihren Ufern brechen, die der Hanſa angehörte, die die blau-gelbe Binde trug und nun die Fahne mit dem Adler Boruſſias entfaltet, eilte ich bald darauf zum Strande, um das erſehnte Reiſeziel zu erſchauen. Feſtgeſchmückt lag die Inſel da, grünbekleidet, mit mächtigen Eichenhainen gekrönt, mit Felſen und Klippen, wie mit Perlen, umkränzt, von heiterem Sonnenlichte umſtrahlt, eine holde Braut ſchwebte ſie mir vor, von Neptun umſchlungen in unauflöslicher Umarmung, unter dem lichtblauen Thronhimmel, der ſich weit, weit hinweg, alle Herrlichkeit umfaſſend, in's Meer ſenkte. Es zog mich zu ihr, und bald befand ich mich auf dem naſſen Elemente, das ſpiegelhellen Auges, blau angehaucht vom Azur über mir, beruhigt da lag.

(Fortſ. folgt.)

Frühlingsfreiheit.

Ghaſel.

Die Sonne dringt belebend jetzt mit warmem Scheine vor,
Es ſchallen neue Lieder ſchon aus grünem Haine vor.
Ein neues Freiheitslied erſchallt aus allen Kehlen froh,
Verbot'ne Blumenfarben ſchau'n keck im Vereine vor.
Der jetzt des Eiſes Macht beſiegt, er ſpringt aus Felſenſchoß,
Zu friſch begrünten Frühlingsau'n, der Quell, der reine, vor.
Was duldeſt du, Despotenſchaar, des Demagogen That,
Was ſperrſt du nicht den Frühling ein, wirfſt Schloß und Steine vor?
Du weißt es wohl, nach kurzer Friſt der Herbſt, der Winter kommt,
Nimmt uns des Frühlings ſanftes Joch, und holt das ſeine vor.

Heinrich Didier.

Aphoriſtiſches.

Unſere geſelligen Zirkel ſind die Vorſtudien zu dem Ennui auf einer Sternwarte, bei gänzlich bedecktem Himmel.

Theemaſchinen, Kartenblätter und Liebhabertheater ſind die Regenſchirme unſerer Soiréen, damit ihnen der heilige Geiſt nicht auf den Kopf falle.

Das Schlechte ſpürſt du ſorglich auf,
Das Gute bleibt am Wege liegen. —
Du folgſt nur deiner Naſe Lauf?
Die kann einmal noch krumm ſich biegen!

Mein Sohn! erſchrick vor keinem Geſpenſte und vor keinem Gedanken in einer deutſchen Abendgeſellſchaft; beides iſt Täuſchung.

Schreien über Beſtehendes
Lächert einen Weiſen,
Weil es als Vergehendes
Die *Zeit* ſchon wird verſpeiſen!

Nehmt nicht, was *Euch* im Leben drückt,
Gleich als des *Weltalls* Sache,
Und denkt, daß, wenn der Schuh Euch zwickt,
Der Schuſter nicht das Leder mache!

Was das Innere nur fühlen kann,
O, wollt es nicht erklären!
Ihr ſeid zwar ein geſcheidter *Mann*,
Doch — könnt Ihr nicht *gebären*!

J. Funck.

Kunſt.

Das Altarblatt für die neue evangeliſche Kirche in Meſeritz, gemalt von Julius Hübner in Düſſeldorf.

Die Adminiſtration des Städel'ſchen Kunſt-Inſtitutes in Frankfurt am Main hat bedeutende Koſten nicht geſcheut, um dem Publikum die Betrachtung des oben benannten Kunſtwerkes zu verſchaffen, und es auf ſolche Weiſe mit einer eigenthümlichen Richtung der neueren deutſchen Kunſt in Rapport zu ſetzen, — ein Beſtreben, welches volle Anerkennung verdient! Hübners Gemälde wurde am 1. März im Saale der altdeutſchen Schule aufgeſtellt, und eine Unzahl von Beſchauern ſtrömte herbei, um daſſelbe zu bewundern.

Ich ſehe recht gut ein, welchen ſchwierigen Standpunkt ich haben werde, wenn ich, dem entſchiedenen Beifall der Menge gegenüber, meine Meinung unbefangen äuſſere: ich bin feſt überzeugt, daß man mich von vielen Seiten mißverſtehen wird, wenn ich das erwähnte Gemälde mit Recht als Repräſentanten einer ganzen Kunſt-Richtung annehmend, (unbeſchadet der unläugbaren Vorzüge des Hübner'ſchen Altar-Bildes,) das, was an der ganzen Richtung nach meiner Anſicht verfehlt und irrig iſt, tadle. Um aber über dieſe letztere mich ausſprechen zu können, muß ich eben das, was mir an dem Hübnerſchen Bilde verfehlt erſcheint, berühren.

Fragt man ſich, warum unter Hunderten, welche neugierig vor das benannte Gemälde hintraten, wenigſtens neunzig voll Entzücken den Saal wieder verließen, ſo liegt, wie mich dünkt, der nächſte Grund dieſer Freude in der meiſterhaften techniſchen Ausführung, an welcher ein kaum begreiflicher Fleiß, eine (faſt zu ängſtliche) Sorgfalt bis in die kleinſten Details herab verwendet iſt, — ferner in der edlen Harmonie der Farben und Färbungen (an den Evangeliſten), — endlich, — woran die Menge im Allgemeinen natürlich nicht denkt, noch gerade denken kann, — in dem Einfluß der Styliſirung. Liegt es ſchon überhaupt im innerſten Weſen und in der nothwendigen Bedingung der Kunſt, den darzuſtellenden Vorwurf für's erſte ganz in Idealität zu conſumiren, und, wenn durch einen ſolchen ſchaffenden Prozeß alle bloßen Zufälligkeiten vom Vorwurf abgefallen ſind, denſelben als ganz neu und ſelbſtſtändig aus der Seele herauszugebären, ſo gilt dies vorzugsweiſe von religiöſen Stoffen, deren künſtleriſche Bedeutung ja doch nur das Eine, Bleibende, im Menſchen Göttliche iſt, ausgeſprochen durch die höchſte Potenz des Schönen, deſſen höchſte Potenz eben das rein Menſchlichſte iſt. Es handelt ſich ſomit gerade bei religiöſen Stoffen ausſchließlich um das rein Menſchliche, deſſen plaſtiſche Erſcheinung geradezu nur durch bleibenden Ausdruck, durch Charakter möglich iſt und welches durch Beiwerke, — durch ſymboliſche eben ſo wohl als durch zufällige — in der Wirkung weniger gehoben, als beengt wird. Das iſt es, wodurch die alten Meiſter Italiens ſo groß und unerreichbar daſtehen; mit den (dem Anſchein nach) einfachſten Mitteln erwirkten ſie, daß uns das rein Ideale gleich bei'm erſten Anblick ſo natürlich und nothwendig erſcheint, als wäre es eben gar nichts beſonderes, — während uns oft die getreueſte bloße Naturnachahmung kalt und fremd läßt. — Indem nun unſer Künſtler, einer entſchieden ausgeſprochenen Richtung folgend, bei der geſtellten Aufgabe: „Chriſtus, bei den Seinen bleibend bis an's Ende der Welt", es mit Recht für nöthig hielt, ſeinen Stoff zu ſtyliſiren, repräſentirte er das junge Chriſtenthum durch die vier Evangeliſten, ſtellte dieſe außer allen äußerlichen Beziehungen typiſch hin und verſuchte, die Einheit der Idee durch die über den Evangeliſten ſchwebende Perſon des Heilands zu verſinnlichen. Es wird wohl kaum Jemand in Abrede ſtellen können, daß Chriſtus als Hauptperſon des ganzen Bildes gedacht werden muß; wäre dies nicht der Fall, ſo ließe ſich eine Zuſammenſtellung von vier Evangeliſten, zwiſchen deren einzelnen Perſönlichkeiten kein Zuſammenhang ausgeſprochen iſt (wie hier), nur als Willkühr des Künſtlers betrachten, und als ſolche ſelbſt durch den Engel nicht rechtfertigen, welcher wie ein Gedankenſtrich, wie eine Verbindungslinie, wie ein Schlüßchen in der Mitte der ſymmetriſch geordneten Geſtalten hervorguckt. Iſt nun, wie kein Zweifel waltet, Chriſtus die Hauptperſon, geht von ihm die belebende concentriſche Einheit des Bildes aus, — ſo durfte zweierlei nicht überſehen werden. Erſtens kann in der bildenden Kunſt nur dann eine Handlung und ein Zuſammenhang angenommen werden, wenn die Handelnden nebeneinander, d. h. zu einander gehörend, ſich darſtellen. Der Heiland mußte im vorliegenden Falle allerdings über den Evangeliſten dargeſtellt werden, das bringt die Aufgabe mit ſich: aber er durfte durchaus nicht hinter denſelben über ihnen ſchweben, wie der Maler es ſich zuſchulden kommen ließ. Durch dieſes Verſehen iſt der Zuſammenhang zerriſſen. — dieſer Fehler, welcher eine Perſpektive bedingte, erzeugte einen anderen, der nicht minder weſentlich iſt. Zweitens nämlich erſcheint Chriſtus, die Hauptperſon der Handlung, da er in die Perſpektive gerückt iſt, natürlicherweiſe verhältnißmäßig kleiner, als die Perſonen, welche — auf dem Bilde — doch nur um ſeinetwillen da ſind.

Was nun die einzelnen Geſtalten betrifft, ſo wiederhole ich, daß ich der meiſterhaften techniſchen Vollendung, dem ehrenwerthen ächt-deutſchen Fleiß das wahrhaft Verdienſtliche weder abſprechen kann, noch will. Eine andere Sache iſt es um das Verhältniß zwiſchen der Styliſirung des ganzen Stoffes und jener der einzelnen Geſtalten. Unterſucht man ohne Vorurtheil, ohne ſich von dem Farbenzauber beſtechen zu laſſen, jede derſelben, ſo wird man nicht umhin können, — mit Ausnahme des typiſch gewordenen Johannes — mehr oder minder die Spuren eines — allerdings ſehr redlichen — Modellſtudiums herauszufinden, bei der Geſtalt und Draperie des Chriſtus an den Gliedermann zu denken und auf das ſeltſame Reſultat zu ſtoßen, daß derſelbe Künſtler, welcher nach dem Vorbild der alten Meiſter ſeinen ganzen Stoff ideal auffaßte, ſich bei der wirklichen Durcharbeitung deſſelben — und vielleicht allzugewiſſenhaft — an das Princip der Naturnachahmung hielt. Dieſer ſeltſame Gegenſatz iſt es nun eben, welcher beinahe durchgängig in jener Kunſt-Richtung vorwaltet, in welcher Hübner ſich bewegt, und welcher im Verlauf der Zeit vielleicht völlig wieder zum Eklekticismus führen kann *).

Bei genauer Erwägung, wie Hübner als darſtellender Künſtler die Idee von einem überſinnlichen Weſen (Chriſtus) zur Anſchauung gebracht habe, drängt ſich eine dritte Hauptfrage auf, nämlich, ob er bei Löſung dieſer ſpeziellen Aufgabe auch ſtreng innerhalb der Gränzen der bildenden Kunſt geblieben ſei? Mich däucht, er ſei hiebei (sit venia verbo!) zu muſikaliſch zu Werke gegangen, mit andern Worten: er habe ſich von der Anſicht leiten laſſen, die überſinnliche Natur müſſe durch eine gewiſſe unbeſtimmte Transparenz, durch einen freieren oder — vageren Farbenduft, Farbendämmer, — angedeutet werden; wenigſtens ſpricht ſich dies in der Behandlung des Chriſtus aus. Dieſe Anſicht ſcheint mir jedoch irrig. Schon a priori muß man doch eingeſtehen, daß — wie ich früher angedeutet — in der bildenden Kunſt das Ueberſinnliche gerade nur durch die äußerſte Beſtimmtheit des rein Menſchlichen, (in höchſter Potenz) ſich kund geben kann, darf und ſoll. Die Muſik hat ein größeres Reich, die Dichtkunſt ſteht vermittelnd zwiſchen beiden. Die Farbe muß als Vehikel dem Maler ſtets blos untergeordnet erſcheinen, er darf keinen Luxus mit ihr treiben, er darf durch ſie zwar auf das Gefühl wirken, aber nicht auf das blos ſinnliche Gefühl an und für ſich, ſondern in wie fern das Gefühl ſich mit dem Gedanken amalgamiren muß. Die Kompoſition muß als ſolche ſchon auf dem Carton fertig ſein, um einen beſtimmten Eindruck hervorzubringen, ſie darf ſich nicht gleichſam auf die Farben erſt verlaſſen, (wenn auch die Laſur allerdings den Zauber vollenden mag.) Da der Maler ein formender Künſtler iſt, ſo muß er, bei den Conceptionen mythiſcher Perſonen, ſich ſelbſt zuerſt als Bildhauer denken; ſteht ſeine Conception plaſtiſch fertig in ihm, dann erſt treten die beſonderen Bedingungen der Malerei in ihre Rechte. A posteriori erweiſt ſich die Richtigkeit dieſer Anſicht durch einen vergleichenden Rückblick auf die Werke der italieniſchen Meiſter, welche gleichfalls religiöſe Gegenſtände behandelten und bei aller Begeiſterung, die uns als eine wahrhafte Stimmung aus ihren Werken anweht, bei der höchſtmöglichſten Idealität, doch ſtets in allem Farbenzauber die höchſte plaſtiſche Beſtimmtheit vorwalten ließen. —

Da ich, (die günſtige Gelegenheit benutzend, gerade ein in ſeiner Art bedeutendes Werk aus der Düſſeldorfer Schule zu beſprechen), mich hier mehr mit den Auſpizien der ganzen Richtung andeutungsweiſe beſchäftigte, ſo liegt es meinem Zwecke ferner, Einzelnheiten zu rügen, an welchen dieſer oder jener Beſchauer mit Recht oder Unrecht manches zu tadeln fand, und ich kann, meine widerſtrebenden Anſichten bei Seite ſetzend, mich einerſeits über den hohen Ernſt, welcher dem ganzen Streben zu Grunde liegt, nur freuen, andererſeits der Kirche, welcher dies Gemälde durch eine ſeltene Liberalität zu Theil wird, zu deſſen Beſitz nur Glück wünſchen. D.

---

*) Ich nehme Leſſing aus, welchen ſein Genius ſicher fortleitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 65. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 17. März.

Lieder vom Meere.

Von

Heinrich Didier.

1.

Meer, du einziger Vertrauter,
Der verſtanden meine Schmerzen,
Wogteſt laut und immer lauter,
Sprach ich von zerriſſ'nem Herzen!
Warfeſt lachend deine kühlen
Wellen an den heißen Strand,
Ihren Namen wegzuſpülen,
Den ich ſchrieb auf weißen Sand.

Meer, ich glaube, daß der Gatte
Du der Liebe, ruhig lebteſt,
Daß ſie dich gebändigt hatte,
Wild, wie jetzt, du nimmer ſtrebteſt.
Da ermannteſt du dich plötzlich,
Warſt der Liebe Göttin aus,
Und verlachſt uns, die entſetzlich
Mit ihr kämpfen manchen Strauß.

2.

Als am dritten Tag die Sonne
Sich in's feuchte Meer getaucht,
Hat auch ſie ihr ſchönes Leben
Mit dem Tage ausgehaucht.

In ein Segeltuch verhüllet,
Das mit Thränen war getränkt,
Haben ſie die blaſſe Leiche
In das weite Grab geſenkt.

Und die Wogen ſchwiegen ſinnend,
Ehrend unſer großes Weh!
Und es fiel ein Stern hernieder
Aus der dunkelblauen Höh'!

Meer, ſo rauſche ſtolzer weiter;
Eine größ're Liebe noch,
Als aus dir hervorgeſtiegen,
Meer, empfingſt du heute doch!

3.

Die Sonne hat zornig ihr Antlitz verhangen
Mit Wolken, roth und dunkelblau,
Der Sturm kommt auf den Gipfeln gegangen,
Und färbt das Meer mit eignem Grau.

Die Möwen ſammeln ſich in Schaaren,
Weit gegen die Haide fliegt der Sand;
Schon iſt's, als hätt' aus den ſchwarzen Haaren
Die Nacht gelöſt ihr dunkles Band.

4.

Ich leſ' einen Namen,
Der läßt mir nicht Ruh;
Mein Schiff heißt Maria,
Maria heißt du!

Vergeſſen dich wollt' ich,
Vergaßeſt ja mich,
Und Alles erinnert
Mich doch nur an dich!

Du gleicheſt dem Schiff,
Biſt eben ſo ſtolz,
Und dein Herz iſt von Stein,
Und das Schiff iſt von Holz.

Du warſt mir nicht treu!
Iſt treu wohl das Schiff?
Du warſt's in der Liebe,
Das ſcheitert am Riff!

Doch hab' ich noch Hoffnung:
Zwar falſch iſt das Meer;
Doch, Mädchen, die Liebe
Iſt falſcher viel mehr.

Und das Meer iſt von mir nicht,
Wie du warſt, geliebt;
Drum bin ich wohl ſicher,
Daß mich's nicht betrübt!

3.

Dein Herz gleicht einem Meere,
Darin manch' Kleinod liegt;
Und, wie die Perle, die Liebe
Auf Felſenſpitzen ſich wiegt.

Doch eh' man zu der Perle
Gelangt in die tiefe See,
Verwundet man ſich am Felſen,
Verblutet am eig'nen Weh'.

Ueber Pudel, Jokey's und Nachtigallen

oder

über die kleinen Freuden des Lebens.

(Schluß.)

Die zweite der vorzüglichſten kleinen Freuden des Daſeins iſt, eben ſo kurz geſagt, ein Jokey, nämlich ein junger, geſitteter Burſche von ehrlichen Eltern, der ſich im Intelligenz-Blatt als Auslaufer und zu andern willigen Dienſten empfiehlt, den man dann zu ſich kommen läßt, in eine grüne Uniform mit rothem Vorſtoß und Aufſchlägen und weißen Metallknöpfen kleidet, dem man eine runde Mütze mit langem Schirm und goldner Troddel oben drauf ſetzt, und der nun ſteif vor dir daſteht, verlegen lächelnd, nicht wagend, ſich zu rücken und zu rühren, dann aber munter wird und ſich zuletzt zu all der Spaßhaftigkeit entwickelt, welche ihm freilich angeboren ſein muß. Wenig kommt dem Vergnügen gleich, welches die Einfälle und die Behandlung eines Jokeys dieſer Art verurſachen. Jack heißt eigentlich Fritz; aber ſeitdem man ihm den neuen Namen gegeben hat, iſt er ein ganz anderer Menſch geworden. Er wirft ſich in ſeine kleine, ſchmale Bruſt, vermeidet ſeine Schulkameraden, und miſcht ſich in ernſte Geſpräche, denen er noch gar nicht gewachſen iſt. Wie ſchön iſt es, wenn man des Morgens aufſteht, und ſoll ſich nun wieder amalgamiren mit der Tagesordnung und ſich allmählig ſo geben, wie man am geſtrigen Abende war, und ſieht nun gleich um halb acht Uhr einen kleinen Menſchen, der fix und fertig, völlig abgerundet, unveränderlich, heute ſo wie er geſtern war, daſteht! Dann überreicht er die Zeitung, und da er ſelbſt ſchon einen Blick hineingeworfen hat, ſo fängt er an, während man ſeinen Kaffee trinkt, Weltgeſchichte zu exponiren. Der Sultan iſt in den Hellespont gefallen, erzählt er, und wenn man nachſieht, iſt nur von ſeinem Säbel die Rede; für die Giraffe, für Caspar Hauſer, für den Cometen und ähnliche politiſche Fragen wird er ſich immer am meiſten intereſſiren und wenn ihm einer ſagt: die Herzogin von Berry ſei in Frankfurt, ſo wird er es immer am erſten glauben, und aus gewiſſenhafter Quelle hinzufügen, ſie habe ſich ſchon in Rödelheim angekauft. Die Spaniſchen Carliſten und namentlich Zumalacarreguy wird er nicht leiden können, und zwar blos deshalb, weil ihre Namen ſo ſchwer auszuſprechen ſind. Auch wird er nie begreifen können, wie es in England Häuſer gibt, welche unten abbrennen können, und oben doch unverſehrt ſtehen bleiben, nämlich das Unter- und Oberhaus, und frägt man ihn, warum er nun ſchon ſechsmal das Wort freilich gebraucht hätte, ſo wird er antworten, das käme daher, weil er ja auch die Freiheit liebe. Dann ſchickt man ihn aus: um ihn nur zu beſchäftigen, mit leeren Briefen, mit Viſitenkarten, auf welchen nichts ſteht, als guten Morgen! oder trägt ihm auf, die Freunde ſeiner Herrſchaft aufzuſuchen, und ſie zu fragen, ob ſie nichts zu beſtellen hätten. Sein Mittageſſen bekömmt er nicht, bis er eine Charade, oder ein Räthſel gerathen hat; des Nachmittags läßt man ihm Schreibunterricht geben und des Abends ſervirt er den Thee. Ganz beſonderes Vergnügen gewährt es, wenn man ihm zu dem Allem noch eine fixe Idee in den Kopf ſetzt; z. B. muß man in ſeiner Gegenwart, ſo daß er es hört, behaupten, man habe einen großen Maler in ihm entdeckt. Er zeichne Köpfe, welche ungemeine Ähnlichkeit hätten mit denen, welche ſie nicht vorſtellen ſollten. Er wird darüber lächeln, kein Gemälde betrachten können, ohne zu lächeln, mit dieſem Glauben und dieſem Lächeln durch die Welt gehen, und noch einſt auf dem Todtenbett zu ſeinen Kindern ſagen: „Ach, Kinder, ich war auch zu etwas Anderm beſtimmt!“ Das iſt mein Jack! Es gibt Geheimniſſe und Situationen in den Wirren der menſchlichen Exiſtenz, wo man vor Thränen nicht lachen und vor Gelächter nicht weinen kann.

Endlich iſt die dritte der kleinen Freuden des Lebens eine Nachtigall; aber nicht jene Philomele, von welcher die Dichter ſingen, und ſo viel fabeln, was ſie nur vom Hörenſagen kennen, ſondern jene Nachtigall, welche man ſelbſt gefangen hat, und welche allerdings eine bezaubernde Sängerin iſt, aber auch etwas ſchmutzig und unreinlich, jene Philomele, welche man in einem grünen Käfig ſelbſt füttert mit geriebenen Wecken, rothen Wurzeln und Mehlwürmern: jene [illegible], Bülbül und Aëdon, aber welche man, wenn man davon ein Männlein und ein Fräulein ſich paaren läßt, mit ſeiner Frau in ſo vielen Streit gerathen kann. O wie ſchön iſt der Nachtigallenſtrich! Wenn die ſüße Schlägerin in einer Hollunderhecke ſitzt und ſie klug zuſieht, wie du die Sprenkeln aufſtellſt und eine Grube in die Erde machſt, und wenn ſie dann heranfliegt, um zu ſehen, was denn da geſchehen iſt, und ſich ſelbſt fängt! Und wie ſie dann zwei Tage lang in ihrem Bauer, und nicht ſingen will, und man locken muß, und ſie erſt in der Nacht, daß die herzloſen, räuberiſchen Menſchen ſie nicht hören, einige ſüße Strophen ihrer Trauer zu girren anfängt. O wie ſchön, wenn ſie die endlich verzieht und aus der Hand friſt, und des Morgens anfängt in aller Frühe, wo nur ein Brunnen plätſchert, oder die Wachen ſich anrufen, oder der Poſtillon bläſt, und unſre engen und krummen Straßen zu einem Paradieſe umſchafft! Wer hat, wie ich, die Nachtigall belauſcht? 21 Strophen ſingt ſie wenigſtens, die Coloraturen und Triller nicht zu rechnen. Zuerſt eine militäriſche Introduction mit kleinen Sylben, kurz weggeſtoßen und ſtakkato, dann plötzlicher Stillſtand, ſie holt Luft, noch einmal ſtakkato, dann eine Schleife und nun jene aus i und o zuſammengeſetzten, gehaltenen, ſchwärmeriſchen Töne, welche epigrammatiſch plötzlich abbrechen und in tiefe Gurgellaute übergehen, welche die Sängerin aus der Kehle pumpt. Nun das geſpitzte, in den Diphthong ü auslaufende Locken, das aber ſchon weniger Rufen, als Sichhingeben iſt, ſowie die Nachtigall ihre Bruſt an den Dornen der Roſe verwundet; ein Blutſtrom gleichſam kollert hervor, ein Schmerzlaut folgt, dann ein langes Verwundern aus dem O-Tone, das aber endet mit einem Geſtus des Troſtes, gleichſam als wenn Einer mit dem Finger ſchnalzt. Dann beginnt ſie wieder das alte Thema, aber mit neuen Variationen, lullend, ſchmetternd, wachſend, ſterbend, immer komplizirter, immer humoriſtiſcher aus Schmerz und Lachen zuſammengeſetzt, bis ſie endlich ſchließt, halb aus Verzweiflung, halb aus Erſchöpfung. Und dieſe Poeſie wiederholt ſich in jedem Jahre, und ſtirbt nicht aus in dem Lärm der Welt. Vergeſſen ſind die Plagen der Menſchheit, vergeſſen Prometheus, der an den Felſen geſchmiedet iſt, vergeſſen die Zoll- und Mauthfrage, vergeſſen die engliſche Sprecherwahl, — was geht das Alles uns an? Noch ſingt die Nachtigall.

Ich weiß nicht, ob ein Jeder damit einverſtanden iſt, daß dies die vorzüglichſten kleinen Freuden des Lebens ſind. Eine Mutter z. B. wird freilich niemals zugeben, daß das Jahrhundert grämle und huſte und keinen Augenblick mehr habe; aber worauf ſie ſich beruft, ihre Kinder, wie lange genießt ſie denn deren? Wie lange bleiben ſie ſo naiv, ſo drollig, ſo allerliebſt, ſo voll hübſcher Einfälle und Naturphiloſophie? Der Staat und die Schule machen früh ihre Anſprüche geltend und fragen ernſtlich, was aus all' den Scherzen einmal werden ſolle. Und dann kommt das kleine Mädchen aus dem Unterricht, und ſagt altklug zur Mutter: „Mutter, jetzt weiß ich auch, wer Gottlieb iſt." „Nun wer?" fragt die Mutter; und das Kind ſagt, nachdem es gehört hat, daß Amor der Gott der Liebe ſei: „Mutter, unſer Gottlieb iſt Amor." Der jüngſte Bube kommt altklug aus der Schule und ſagt zum Vater: „Jetzt, Vater, weiß ich auch, wer Sokrates geweſen iſt." „Nun wer denn?" frägt der Vater. Der Bube hat gehört, daß Sokrates verurtheilt worden war, den Giftbecher zu trinken; und nun ſagt er von dem edelſten Griechen, das wäre ein Menſch geweſen, der ſich zu Tode getrunken hätte! Sind das noch Freuden? Nein, dieſe konnt' ich nicht meinen, wenn ich behauptete: mitten in der ängſtlichen Periode, in der wir leben, gäb' es noch immer einige kleine Annehmlichkeiten, welche das bittre Daſein verſüßen.

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Erſter Artikel.

Wir fühlen, wenn wir zum Beurtheilen von Künſtlern und ihren Werken übergehen, ein Bedürfniß uns von allem Weltgetümmel zu reinigen; wir ſuchen die einſame Stille unſers Zimmers, um alles abwechſelnde Geräuſch nicht zu hören, ein ernſtliches Beſtreben ſoll unſern Willen einnehmen: — Alles umſonſt, wenn nicht ein ſelbſtthätiges Leben die Ruhe gibt, welche mit Andern und in Andern fühlt, denkt und handelt. Was aber ein ſelbſtthätiges Leben ſei, das läßt ſich denen nicht deutlich machen, welche ſich dazu unfähig machten, ehe ſie dazu reif wurden. Sie werden darunter bald elende Außerordentlichkeit ſich denken, die tief unter der Ordentlichkeit ſteht, bald Trotz im Laſter, der ſelbſt dem Genie ſo übel anſteht. Viel beſſer thun ſie, es ganz abzuläugnen, als hätten ſie heimlich eine Scheu davor; denn wer dieſes ſelbſtthätige Leben nicht ergreifen kann, der muß fürchten: es vernichte ihn unerbittlich. Wie viele Beurtheiler von Kunſtwerken dieſes Weltſinns entbehren, iſt leider eine der jetzt häufig vorkommenden Erfahrungen; aber noch fehlt dieſer Sinn den Menſchen nicht allgemein, ſondern entzieht ſich uns in der ſündlichen Verkettung äußeren Zwieſpalts und äußerer Partheiung. Wir fühlen uns frei von dieſer Partheiung und unterwerfen daher gerne unſer Urtheil über den diesjährigen Pariſer Salon unſern überrheiniſchen Landsleuten, indem wir uns zunächſt einige allgemeine Vorbemerkungen erlauben.

Erfreulich vor allen Dingen iſt es zu gewahren, wie der Himmel auf Frankreich in dem unſeligen, zerriſſenen Dunkel, worin es durch Unglauben an ſeine Beſſeren gekommen iſt, einen hellen Strahl der Kunſt fallen ließ, der es fort und fort wiederum erwecken und beleben wird. Die Kunſt in Frankreich iſt nicht mehr Eigenthum weniger, unumſchränkt gebietender Meiſter, ſie kann nicht mehr ausſterben oder dahin welken unter der Zuchtruthe einer ausſchließlichen Schule, die verſchiedenſten und mannichfaltigſten Künſtlernaturen ſchließen ihre Blüthen dem erwärmenden Sonnenſtrahle auf. Wer hätte noch vor zwanzig Jahren, wo David und ſeine Schüler mit herriſcher Strenge jedes neu aufkeimende Talent erſtickten, indem ſie den ſchöpferiſchen Genius in gewiſſe hergebrachte, unnatürliche Kunſtformeln einzwängen wollten, wo Prud'hon ſelbſt für einen verwegenen Neuerer galt, wer hätte es ſich damals träumen laſſen, wie Kunſtausſtellungen, gleich denen der drei letztverfloſſenen Jahre, nicht etwa durch berühmte Meiſter, ſondern von unbekannten Händen (Gros und Ingres etwa ausgenommen) zu Tage gefördert werden konnten? Und eben darum iſt uns der diesjährige Salon ſo erfreulich, weil er das Zeugniß in ſich trägt, daß die Kunſt in Frankreich fortſchreitet und, der Verwirrung im Staatsleben ungeachtet, gedeihet und ſich zu verjüngen ſtrebt, ja ſogar das Fremde, wie die engliſchen Anlagen in franzöſiſchen Gärten, ſich immer mehr aſſimilirt, und das Alles in einer Freiheit, welche die überraſchendſten Ergebniſſe verſpricht. Für eine Zahl von Menſchen, welche blos als Regiſtratoren der Menſchheit leben, die alſo nur das ganz Neue, den außerordentlichen Fortſchritt in der Kunſt achten, mag es ein Vorwurf ſcheinen, daß manche Künſtler in ihren Werken ſich wiederholen und nicht auffallend voranſchreiten, zu welchen Hoffnungen ihre früheren Erzeugniſſe berechtigt hatten; nicht uns, die wir jede Erweiterung der Kunſt freudig begrüßen, aber auch das gewöhnliche Alltägliche des höheren Lebens hochachten, gleichwie kein Kinderfreund müde wird, in die Augen des Kindes, noch das Kind, in die Flamme zu ſehen. Wir haben den Grundſatz: Im Höchſten iſt kein Überdruß; wir fühlen mit Wohlgefallen, daß jedes unbefangene Gemüth ſich an den dies Jahr ausgeſtellten Kunſtwerken erbauen und erfreuen kann; wir finden im Allgemeinen genug Spuren eines redlichen Beſtrebens und eines ſchaffenden Geiſtes und, was noch mehr iſt, Vergeſſen der leeren Partheigängerei unſerer Zeit, worüber die Hauptſchlachten vernachläßigt werden und verloren gehen.

So viel im Allgemeinen; jetzt noch ein beſonderes Wort über einige Künſtler. Wenn wir die Werke mehrerer junger Maler und Bildhauer überſehen, die bei mancher Auffaſſungsgabe, Kunſtfertigkeit und Eifer doch auf einer Stufe wie von einem böſen Zauber feſtgehalten ſcheinen, ſo ſcheint dies uns beſonders in dem durch fremdartige Kunſtſchöpfungen geweckten und angeregten Bewußtſein des individuellen Künſtlertalents zu liegen, welches, gleich einem lyriſchen Dichter, von jedem kleinen Gefühle in ſich mehr ergriffen wird, als von den größten Begebenheiten in der Mitwelt oder Vergangenheit; die ganze Geſchichte dient ihnen nur als Rahmen, um ihre Individualität darin auszuſpannen. Dieſer Gemüthsfehler ſtört uns hin und wieder in dieſem Salon und ohne ſtrenge Buße wuchert und wurzelt er ſehr ſchnell. Doch das Schlechtere jetzt ſchon in unſerer Kritik auszuſtellen, ſcheint unpaſſend, weil des Guten hinlänglich vorhanden iſt; auch haben wir es uns nicht zur Aufgabe gemacht, ſchmähſüchtigen Tadel auszuſtreuen, wo belohnende Aufmunterung noch Früchte tragen kann. Wir wollen uns frei zu halten ſuchen von jenem einſeitigen, unbeſcheidnen Urtheil, welches die Kehrſeiten des Talents herauswendet, wie die Kritiker hier zu Lande z. B. ſagen, Dekamps verſtehe nicht, zu zeichnen, Ingres habe kein Colorit ꝛc. ꝛc.; wir werden das Gute loben, da wo wir es finden. Die Künſte haben in der Zeit, worin wir leben, eine hohe Bedeutung gewonnen, und von würdigen Dingen muß man auf eine würdige Weiſe ſprechen, ſelbſt wenn ſie dem Vaterlande nicht angehören.

Für diesmal begnügen wir uns, dem Leſer eine einfache Überſicht über die in dem diesjährigen Salon ausgeſtellten Kunſtwerke zu verſchaffen. Die zahlloſen Volksmaſſen, welche ſich ſeit dem Eröffnungstage am 1. März unaufhörlich in den Sälen und der langen Galerie des Louvre drängen, haben uns noch nicht vergönnt, ein gründliches Urtheil über einzelne Leiſtungen zu gewinnen; auch iſt die Annäherung zu einigen Gemälden, welche niedrig hängen, platterdings unmöglich. Die Anzahl der ausgeſtellten Kunſtgegenſtände beläuft ſich nach dem Katalog auf 2535, wovon 2175 Gemälde, 155 Sculpturwerke, 32 Architekturarbeiten, 96 Kupferſtiche und 78 Lithographieen. 1227 Artiſten haben für die Ausſtellung eingeſandt, worunter 235 Künſtlerinnen. Die künſtleriſche Fruchtbarkeit iſt dies Jahr größer, als im vergangenen Jahre; wir zählen 221 Kunſtwerke mehr in dieſem Salon, und außerdem muß man noch bedenken, daß die Kunſtjury 7—800 Werke zurückgewieſen.

Mehrere große Namen in der Malerei finden wir dies Jahr nicht im Katalog verzeichnet; Ingres, Dekamps, Gerard haben nichts ausgeſtellt; Delaroche und Granet haben jeder nur ein Gemälde geringen Umfangs in den Salon geſchickt, und das verſprochene große Gemälde von Leopold Robert iſt nicht zu rechter Zeit aus Venedig eingetroffen. Tüchtige Werke von alten bekannten Malern, wie Horace Vernet, Scheffer dem ältern, Gros, Court, von weniger bekannten, wie Gudin, Brune, Navez, und von unbekannten, wie Signol, Lehmann, Bodinier, ſprechen dafür, daß die Kunſt der Malerei mehr und mehr einen beſſern Weg einſchlage.

Obſchon unſere Zeit weniger günſtig iſt für die Ausbildung und Förderung der Sculptur, ſo bietet der diesjährige Salon doch einige bemerkenswerthe Erzeugniſſe dieſer Gattung; wir meinen die Jungfrau von Orleans auf dem Scheiterhaufen, von Feuchère, und die büßende Magdalena, von Gechter, zwei Werke, in denen tiefes Gefühl, ſchönes Talent und ernſtliches Beſtreben nach dem Beſſern ſich kundbar machen.

Wir unterlaſſen die Erwähnung der bedeutenderen Kupferſtiche und Lithographieen und ſchließen für heute, indem wir uns vorbehalten, auf die einzelnen merkwürdigen, hervorſtechenden Erſcheinungen dieſes Salons zurückzukommen und das einigende Band und den bedeutſamen Sinn dieſer ſo zahlreichen Kunſterzeugniſſe aufzuſuchen und darzulegen.

Buntes.

Lithographie.

So eben hat Herr Dondorf, einer der ausgezeichnetſten Künſtler ſeines Faches, ein lithographiſches Blättchen vollendet und der Oeffentlichkeit übergeben, welches an Delikateſſe der Ausführung mit jedem Stahlſtich wetteifern kann. Es iſt darauf die Muſik in ihren verſchiedenen Beziehungen dargeſtellt, in der Mitte die Kirchenmuſik, über derſelben rechts und links Orpheus und Arion, neben dem Mittelſtück, einerſeits die dramatiſche M. (in 5 Scenen aus Don Juan) anderſeits die Muſik in ihren Einflüſſen auf's Leben, (Sängers Fluch, Saul und David, Schlachtmuſik, Grabesmuſik, Sirenengeſang) unten (als Schlußſtein) Tanzmuſik. In allerliebſt erfundenen und meiſterhaft ausgeführten Arabesken zeigen ſich die Namen Paläſtrina's, Mozarts, Roſſinis, Boieldieus, J. E. Bachs, Cherubinis, Händels und Beethovens. Schillerſche Verſe, welche ſich durch die ganze Compoſition ranken, ſind meiſterhaft-kalligraphiſch behandelt. Das ganze kleine Blatt enthält einen Reichthum von ſinnigen Verzierungen, der ſich blos auf den erſten Anblick und mit blos freiem Auge nicht erſchöpfen läßt. Der Künſtler hat ſich abwechſelnd (bei den feinſten Strichen) der Brillantſpitzen, bei den Arabesken der Stahlnadel bedient, und in Bezug auf geſchmackvolle Vollendung des Vordrucks in Gold und Silber, ſo wie bei einem marmorartigen Felde (durch Scheidewaſſer und Gummi herausgeſtellt) das Höchſte, was ſich von Hand und Augen erwarten ließ, erreicht. Er beabſichtigt in derſelben Weiſe (allegoriſch) auch die übrigen Künſte aufzufaſſen, und vorläufig noch drei ähnliche Blätter herauszugeben, auf welcher Zeichnung und Kalligraphie verſchwiſtert ſind. (Der Subſcriptionspreis 4 Gulden Rhein. für 4 Blätter iſt, im Verhältniß zu der hohen techniſchen Vollendung, äußerſt billig.)

⁂ Der Landsknechte Lebensweiſe. Die Kriegsbücher von Winzerberger (1565), Lavater (1667), Wallhauſer ſchildern der Landsknechte Leben alſo: „Ein Landsknecht muß drey Züge thun, ehe er ein anſehnlicher Mann iſt und anfängt reich zu werden. Aus dem erſten ſoll er heimkehren mit zeriſſenem Gewand, aus dem zweiten mit der Schramme im Geſicht, und aus dem dritten auf ſtattlichem Roß, in feinem Wamms und mit vollem Seckel. Einmal müſſen die Brüder Hunger leiden, das andremal vollauf haben, daß man das Geld in Hüten austheilt, Sammet, Seide, Zeug und Tuch an langen Spießen mißt, den Schuh in Bier und Wein ſetzt, daß die Hunde Gebratenes freſſen und die Landsknechte ſich ein Feuer anzünden, daß 50 Dörfer und Flecken in der Runde brennen; ein ſolches Leben macht Kriegsleute luſtig, daß ihrer viel dazu begehren. Beute bringen müſſen ein Paar tapfere Fähnle, die beſſer ſind denn 1000 Zentner Sapperment und 3 Wunden, ſeien ſie von Freund oder Feind; zugreifen müſſen ſie, daß Galgen und Räder beben und ſollten ſie auf jeden Räder gelegt werden. Ein frommer und barmherziger Mann iſt Gottes Marterer, der Krieg iſt Gottes Gericht, — die Landsknechte ſind ſeine Ruthe für das ſündige Volk, mit der er deſſen Leib und Gut verderben will.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 66. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 11.

Mittwoch, 18. März.

Menzel's Geiſt der Geſchichte.

Zwiſchen der franzöſiſchen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts und der unſrigen, wie ſie ſeit der claſſiſchen Periode bis auf heute ſich entwickelte, läßt ſich eine zutreffende Parallele ziehen. Auch wir haben unſer Siecle gehabt, einen ideellen Louis XIV., eine Periode der poetiſchen Offenbarung, Alexandriner, Sentenzen, und eine Unſterblichkeit, welche von den Zeitumſtänden begünſtigt wurde. Darauf kam, wie einſt in Frankreich, die geflügelte Schaar kleiner Novellen, die Toilettenliteratur der Boudoirs, theils ſehr keuſch, ſehr empfindſam und von alten Mütterchen, der Scudéry, der Agnes Franz, der Sevigné und Friederike Lohmann geſchrieben; theils frivol, elegant und ſatyriſch. Dann kam das Zeitalter der Encyklopädie, das große realiſtiſche ABC des Converſationslexikons. Die gebundene Rede wurde aufgelöſt, die Kritik taſtete den alten Ruhm an, Univerſalgenies bemächtigten ſich zu gleicher Zeit der Poeſie, Geſchichte, Politik und Theologie. Es kam die Periode des Esprit. Man ſchrieb jenen leichten, claſſiſchen Styl, in welchem ſo viel Wahrheiten gelehrt und ſo viel Geheimniſſe profanirt wurden; denn man ſpottete wie Luzian. Dieſelbe Erſcheinung in Deutſchland. Wir machen keine Verſe mehr, weil es an Glauben fehlt; aber wir ſchreiben eine Proſa, wie ſie unſre gute Großmutterſprache früher nicht kannte. Wir dehnen uns auf ziemlich viel Fächer aus, die Mathematik ausgenommen, von welcher die junge Literatur nichts verſteht; wir nehmen dem Räſonnement über Politik ſeine Gefährlichkeit, indem wir es als Intereſſe der lieben, herzigen, noch nicht confiscirten deutſchen Literatur, welche in unſern Glasſchränken ſteht, zu bezeichnen wagen. Wir werden höchſt wahrſcheinlich noch viel Bücher über Gegenſtände der Geſchichte und Cultur erhalten, welche man kurzweg mit dem Namen: geiſtreich charakteriſiren wird, und wem wir dieſe Erſcheinung verdanken, das iſt Menzel und die kritiſche Schule.

Wer den Geiſt dieſer Blätter verſteht, wird begreifen, wie wir in dieſer Parallele nur eine Merkwürdigkeit, keineswegs aber ein Geſetz unſrer Literatur erblicken können; denn wir behaupten die Nothwendigkeit, daß ſich das Genie iſoliren und nicht an den großen Elias-Mantel der Weltgeſchichte hängen ſoll; allein gleichviel, wie ſchön hat ſich Menzel durch ſeine Metamorphoſen hindurchgearbeitet! Zuerſt nichts, als ein Turner, ein Bonnenſer Burſch, mit Eichenlaub um das altdeutſche Barett, relegirt aus Jena, weil er zum Hohn der Fakultät eine Fledermaus an das ſchwarze Brett genagelt hatte, dann in der Schweiz bei Görres, Bentzel-Sternau, Troxler, immer kämpfend mit dem Geſchick, ſchwebend zwiſchen einer angebornen Scheu vor der Partheiung und den Anſprüchen, welche die Genoſſen an ſeinen energiſchen Charakter machten.

Dabei ein Mann von feinem Nervengeflechte, fataliſtiſch im Umgange, eine Erſcheinung, die man weniger Perſon, als Atmosphäre nennen möchte; denn ein unſichtbares Netz iſt um ihn geſponnen, feine elektromagnetiſche Seidenhärchen, ſo daß man in den Gliedern geſchlagen iſt, noch ehe man ihn anrührt. So kam Menzel zu dem, was er brauchte, nämlich Ruhe um ſich her und Sicherheit vor Zumuthungen, welche ihn immer kalt fanden. Er warf ſich mit ſeiner ganzen verdächtigen und polizeilich beobachteten Geſinnung auf die ſchöne Literatur und die Geſchichte, und machte, ſchon geraume Zeit vor ſeiner ſpätern Oppoſition, ſein Urtheil über Göthe in den Europäiſchen Blättern bekannt, das ohne ſeinen Namen in die deutſchen Journale überging. Wir erwähnen dieſe biographiſchen Züge nur, um zu beweiſen, daß ſich wenig Genies in ihren Metamorphoſen doch ſo treu geblieben ſind, als Menzel. Er wußte jede neue Hülle, welche ihm die fortſchreitende Entwickelung ſeiner Ideen gab, ſauber über die alte zu legen. Er brachte alle Erinnerungen ſeiner Jugend, das ganze theure Vermächtniß ſeiner erſten Ideale mit Gewiſſenhaftigkeit unter, ehe er in einem neuen Gebiete ſich arrondirte. Es kam die kritiſche Stellung des Literatur-Blatts, es kam die Julirevolution, der Sieg des Liberalismus in der öffentlichen Meinung, es kamen die Würtembergiſchen Parlamenter, es kam die Reaktion und der Überdruß des deutſchen Volkes an der Polemik, es kam die Liebe zu räſonnirender Politik und populärer Geſchichtsdarſtellung, und alle dieſe Momente hat Menzel, als ein gelehriger Schüler ſeiner Zeit, in ſich aufgenommen, aber ohne Tumult, mit den leiſeſten Übergängen, ohne Ungerechtigkeit gegen die alten Gräber in ſeiner Bruſt, es iſt eine abgerundete, plaſtiſche Vollkommenheit in Menzel, welche immer ihre wunderbaren Melodien in ſich fortſpielen wird, wenn man nur nicht allzuneugierig und naſeweis in ihre Claviatur hineinblickt. Menzel hat mit ſeiner Vergangenheit einen heiligen Cultus. Er bewegt ſich langſam, aber gediegen: es ſind Wurzelbewegungen, welche er macht, organiſche, welche ihn nicht behender forttreiben, ſondern feſter und ſichrer fundiren. Menzel ſehnt ſich ſchon darnach, das Reſultat ſeines Lebens zu ziehen; er beruft ſich ſchon auf ſeine Erfahrung und auf ein Publikum, das er doch jetzt erſt kennen lernt; nachdem er ſeit etwa drei Jahren angefangen hat, es zum größeren Theile wirklich zu beſitzen. Er iſt umſchwärmt von jungen Panduren, welche nicht daran denken, das Publikum erobern, ſondern nur daran, es beſchäftigen zu wollen: von jungen Köpfen, welche an ſeiner Oppoſition literariſch ſchlußfolgern und kombiniren lernten, und ſie als eine Styl- und Verſtandesübung eine Zeitlang mittrieben, von Leuten, die gar keinen Cultus kennen, den ausgenommen, der ſich von ſelbſt verſteht, die Ehre. Menzel iſt betrübt von dieſer ſeit zwei Jahren aufſchießenden Literatur, deren Mängel er meiſterlich durchſchaut, ſie aber bis jetzt öffentlich zu rügen unterlaſſen hat, weil es ihn verdrießt. Drum läßt er ſein Literaturblatt untergehen in Realismus und Auszügen, und wendet ſich der Geſchichte, der Aſtronomie und der Völkerkunde zu, worin er Ausgezeichnetes zu leiſten gewohnt iſt.

Der vorliegende Genius der Geſchichte iſt ein Muſterſtück für diejenige Thätigkeit unſerer Literatur, welche Menzel am liebſten eingeſchlagen wünſcht. Hier iſt kein Jean-Paulismus der Streckverſe mehr anzutreffen, keine poetiſche Dialektik mehr, wie in den ſinnigen, die ſuchende und die fliehende Liebe verherrlichenden Mährchen Rübezahl und Narziſſus: hier iſt nichts, als Thatſache, Sympathie, Grille, ein beſcheidener Styl, ein Styl im Negligee, und am Schluſſe des Buches eine Rührung, welche hinreißend auf den Leſer wirkt, und bei einer Ausſicht auf die Geſchichte ſo ſchön an ihrer Stelle iſt. Menzel gibt die theologiſchen, mythologiſchen, genealogiſchen Probleme der Geſchichte an, und belauſcht das geheime Geäder der Begebenheiten, das innere Hämmern des Naturgeiſtes mit feinem Ohr, und iſt reich an Combinationen, Ahnungen und Parallelen, an mancherlei ſchönem illuſoriſchem Detail, worin Menzel bekanntlich Meiſter iſt, und wo er ſein Auge fromm ſenkt, wenn er davon zu reden kömmt. Menzel vertraut auf die Geſchichte: nicht, weil er ſie wie Hegel konſtruiren kann und ihre Perioden zuſammenzurechnen wagt, wie die beiden Sätze einer logiſchen Aſſertion; ſondern weil ſie ihm eine Offenbarung des Lebens iſt; eine Zuſammenſetzung von Materie und Geiſt, ein naturphiloſophiſcher Prozeß, bei welchem der Zufall und die Leidenſchaft ein eben ſo großes Spiel hat, überhaupt der Menſch, und der Menſch in ſeiner Schwäche, wie die Laune oder das Geſetz einer Gottheit.

Nur dann wird Menzel von der Conſtruktionsſucht befallen, wenn er von der Zukunft ſpricht. Hier will er immer ſchon Alles vorhergeſehen haben, er wirft ſich einen Prieſtermantel um, reckt ſeine Hand und ſpricht, dreiſt in die blaue Luft ſehend, kecke, intereſſirte und apokalyptiſche Worte aus. Alles, was Menzel gern zur Hand hat, Somnambulismus, Magnetismus, Myſtik, alte Prophezeiungen aus dem vierzehnten Jahrhundert, Dinge, an die er gar nicht glaubt, die ihn aber intereſſiren, müſſen dann ihre Rolle ſpielen. Das Fataliſtiſch-Dämoniſche in Menzel's Natur kehrt ſich dann heraus, er ſitzt im Fauſtiſchen Schlafrock, umflattert von den darin hauſenden Grillen und Libellen, er erſchrickt vor der kleinſten Regung in der Luft und träumt ſich ſogar in eine Furcht hinein, welche rein fataliſtiſch erfunden und improviſirt iſt, und an welche dieſer dreiſte Titan niemals im Ernſte denkt. Wenn Menzel von der Zukunft hört, ſo zittert er; wahrhaftig nicht aus Furcht, ſondern weil er ein origineller Menſch iſt, und ſo zart empfindet, daß man wirklich glauben möchte, er ſei ein ſpätgeborner Bruder der Kaſſandra. Menzel ſieht nichts, als Blut in der Zukunft, Menſchen, welche wie losgelaſſene Beſtien ſich zerfleiſchen, Krieg, und immer Krieg, und er lächelt darüber, wenn unſer humaner Glaube eine friedliche Beilegung der großen Weltfrage ahnt. Nur im Streite ſieht er Leben, nur eine Welt, welche vulkaniſch ſich in ſich ſelbſt aufreibt und dann als Aſche im großen Nichts verweht. Das mag wahr ſein, aber man ſollte nicht davon reden. Man ſollte keinen Geiſt der Geſchichte ſchreiben, ohne nicht auch ſtatt immer von Racen, Völkerunterſchieden, von Geologie und Reiſebeſchreibungen zu reden, einmal auf die Frage der Ideen zu kommen und zu unterſuchen, ob die Geſchichte denn in der That kein neues Problem, das die alte nicht hatte, entdeckt hat, nämlich das Problem der Humanität. Liegt in der Idee nichts, was zähmt, und Tiger zu Menſchen macht? Iſt Alles Frage der Exiſtenz, der Farbe und der Erdrevolution? Iſt, wenn die Herrſchaft der Ideen eine Täuſchung iſt, dennoch ihre Proklamation nicht ebenſo gerechtfertigt, als die apokalyptiſchen Combinationen, in welchen ſich Menzel gefällt? Nein, man zeige den Zeitgenoſſen die Zukunft lachend und voller Erſatz für die Mühe des Augenblicks! Wer wird noch die Tyrannei haſſen und die Freiheit lieben, wenn unſre Enkel nichts von uns erben ſollten, als eine Zeit, die ewig blutet? Die Wahrheit hat hier gar keine Rechte; denn ob du ſo glaubſt, oder ich ſo, der Weltgeiſt iſt originell und erfinderiſch, und muß die Mittel beſitzen, Einen ſo gut wie den Andern Lügen zu ſtrafen.

26) Auswahl von Gedichten der neuern franzöſiſchen Poeſie. Nach Viktor Hugo, Beranger u. ſ. w. Ueberſetzt von W. Wagner. Frankfurt am Main, Schmerber. 1835.

Der franzöſiſche Roman, das Drama reagiren mannichfach auf die deutſche Literatur, weniger das lyriſche Gedicht. Die Urſache liegt darin, weil Roman und Drama in Frankreich viel deutſche Elemente in ſich aufgenommen und verwandte Dinge immer die nächſte Anziehungskraft haben. Der franzöſiſche Geſang iſt niemals bei uns einheimiſch geworden, und kann es auch nicht, da in der Lyrik die innerſte Natur der Völker ſich ausſpricht und die Empfindungen überall durch Sprache und Weltanſicht gemodelt werden. Die Deutſchen werden immer behaupten, daß die franzöſiſche Lyrik nicht wie aus dem Borne des Gemüthes quillt, ſondern mit viel Rhetorik, Malerei und Deklamation verſetzt iſt, und der Franzoſe wird gerade dieſe beiden Ingredienzien an der deutſchen Poeſie vermiſſen, ſie haltungslos ſchelten und ihr keine Kraft der Repräſentation einräumen, und beide werden Recht haben. Niemand kann ſchon bis an ſeinen Himmel greifen; aber noch weniger über ſeinen Himmel hinaus.

Das politiſche Element der neuern franzöſiſchen Lyrik möchte geeignet ſein, ſie unſrer Theilnahme näher zu bringen. Denn durchweht iſt ſie von einer wahrhaft erhabenen Anſicht der Geſchichte, die nur deshalb zu gleicher Zeit partikulär patriotiſch iſt, weil die neue Zeit einmal aus Frankreichs Ereigniſſen den Kern der Weltgeſchichte gemacht hat. Die deutſche Lyrik kennt dieſe hiſtoriſche Freudigkeit nicht, wie die franzöſiſche. Wir ſingen auf der politiſchen Lyra immer, als hätte ſie nur eine Saite: und noch dazu eine ſehr tiefe, brummiſche; die Politik wird in unſern Liedern immer in Wehmuth aushallen. Deshalb überraſcht uns das pompöſe Colorit der franzöſiſchen Lyrik, welche ſich ganze Länder als Endreime zuwirft, und das Blut von tauſend Schlachten nehmen darf, um ihre ſtolzen Alexandriner zu färben.

Das beſte Merkmal dieſer vorliegenden Übertragung vieler ausgezeichneter Stücke aus dem neuen franzöſiſchen Parnaß iſt der Enthuſiasmus an der Sache. Herr Wagner folgte keinem Aufrufe der Induſtrie, ſondern einem magnetiſchen Zuge des Herzens. So ſchön und präzis, wie er in der Vorrede ſeine Dichter charakteriſirt, kann nur eine Liebe zum Gegenſtande urtheilen, welche durch lange Beſchäftigung damit entſtanden iſt. Herr Wagner wählte, was ihm zuſagte: und niemals etwas, das er nicht völlig abgerundet und plaſtiſch vollkommen vor ſich im Deutſchen verkörpert ſahe, ehe er's noch übertragen hatte. So kam auf alle dieſe Gedichte der Stempel einer künſtleriſchen Reife, der Anhauch deutſcher Einbürgerung, welche vollkommen ſein würde, wenn Herr Wagner ſich entſchließen könnte, mehr Werth auf die metriſche Form zu legen und namentlich die ungereimten weiblichen Reimſylben zu vermeiden. Dies iſt nicht Bequemlichkeit des Überſetzers, ſondern unläugbar ein Beſtreben, dem Genius ſeines Originals den freieſten Spielraum zu laſſen; allein ſind alle dieſe Gedichte nicht werth, lebendig auch im deutſchen Gedächtniſſe erhalten zu werden? Schmeicheln ſie ſich dem Ohre nicht beſſer ein, wenn des Klanges mehr darin iſt? Und iſt es zuletzt bei den rhetoriſchen Gedichten der franzöſiſchen Poeſie nicht ſogar nothwendig, dieſe Genauigkeit für etwas mehr anzuſehen, als Pedanterei? Vielleicht finden wir bei einer zweiten Sammlung, welche dieſer folgen ſoll, dieſe Erinnerung beobachtet, und freuen uns, dieſelbe ſchon jetzt als einen neuen Triumph unſrer koſtbaren, golden-gediegenen Sprache begrüßen zu dürfen. Denn die ſchon gelieferten Gedichte garantieren uns Geſchmack der Auswahl, künſtleriſche Auffaſſung, und was mehr iſt, als alles, eine poetiſche Verwandſchaft mit dem Original, ohne welche keine Weihe des Überſetzers gedacht werden kann.

27) Novellen und Phantaſieblüthen. Von Ludwig Bechſtein. Zwei Bände. Leipzig, Leo. 1835.

Liebe Erfindungen, einfache Motive, natürliche Behandlung, zuweilen etwas gezirkelte und gezierte Sprache, aber immer gemüthliche Anſchauung, keine Ausſchweifung ohne Verſöhnung, kurz ein Autor, der die Ermattung auffriſchen und ein verwundetes Herz heilen kann — das iſt Bechſtein. Wenig deutſche Novelliſten haben ein ſo beſtimmtes Gepräge. Die Kreiſe, in denen wir uns bei Bechſtein bewegen, ſind klein, aber reinlich und wohnhaft. Auch ſeine Charaktere mögen zuweilen outriren, aber ſie haben eine Folie der Wirklichkeit, auf welcher der Leſer ſie mit Muße betrachten und ihrem Treiben mit Beſonnenheit folgen kann. Es iſt hier nichts ſo verſteckt und unheimlich, nichts ſo mittelalterlich und unwahr, daß nicht ein wenig Blau des Himmels übrig bliebe, dem Auge zur Erquickung, nicht ein leiſer Zug von Bergesluft, welche bei Bechſtein immer aus dem Thüringer Walde kömmt. Die violettblauen Conturen der deutſchen Binnengebürge winken und grüßen in allen Erfindungen Bechſteins: Fuhrleute im blauen Hemde fahren ihre knackenden Frachtwägen durch die großen im Herzen Deutſchlands ſich durchkreuzenden Straßen: Vogelfänger ziehen mit ihren großen Papagenokäſten aus in alle Welt, die an einem Kanarienvogel noch Freude hat: Sagen und Mährchen flattern von einer Ruine zur andern und zeigen oft bedeutungsvoll in die blauen Gebirgsſtröme, welche im tiefſten Bette Goldſand führen ſollen: und wenn man ſein Auge anſtrengt, erblickt man durch dieſe ganze Herrlichkeit einen mäßig gebauten Wandrer, mit einer grünen Kapſel auf der Schulter, und einem Stabe, womit er die Kräuter ſondirt, welche er für ſein Herbarium ſammelt — dieſer Wandrer ſelbſt iſt Bechſtein. Die Botanik iſt ſein Realismus, ſeine Göthiſche Objektivität, der Hintergrund für viele ſeiner Erzählungen, auch in der vorliegenden Sammlung, von der wir bezeugen, daß ſie reich an Unterhaltung iſt.

28) Memoiren von Napoleon Bonaparte. Aus dem Franzöſiſchen von Karl Geib. Erſter Band. Mannheim, Hoff. 1835.

Der Herausgeber und Überſetzer geben ſich zwar die Miene, als wären dieſe Memoiren ächt, allein dies iſt eine Maxime, mit welcher man nur noch einen alten Invaliden von der Legion der Braven, der ſich um ſeinen Kaiſer kümmert, hintergeht. Doch haben die Franzoſen Takt und verderben nicht leicht eine Rolle, die ſie einmal zu ſpielen übernommen haben. Wer die eben ſo prekären Memoiren Ludwigs XVIII. kennt, wird gewiß ſein, auch in dieſen vorliegenden Pſeudogeſtändniſſen Napoleon's eine Menge ſeiner Charakteriſtiken, richtige hiſtoriſche Urtheile und ein ganz unterrichtetes und glaubhaftes Gedächtniß anzutreffen; denn ſie ſind von demſelben Herausgeber jener bekannten Memoiren geſchrieben.

29) Poetiſche Zwiſchenſpiele in der Proſa des Lebens. Von Friedrich von Sydow. Leipzig, Fiſcher u. Fuchs. 1835.

Dante iſt hier faſt, Petrarka beinahe und Arioſt kaum erreicht. Man kann nicht ſagen, daß Friedrich von Sydow Oſſian übertroffen habe; doch dürfte Shakespeare ſchwerlich eine ſo gute Polterabendſcene gedichtet haben, als dieſer neue Sänger. Göthe kann beſorgt ſein um den Ruf, welchen ſich Sydow erwerben wird, und Schiller wird wenigſtens Urſache haben, ihn deshalb zu beneiden. Gott, ich glaube, man kann in Sondershauſen ein recht angenehmer Menſch ſein, und ſeine Tabackskollegfreunde, oder wer es iſt, durch Gelegenheitsgedichte erfreuen; man kann recht viel Poeſie um ſich verbreiten, wenn man keine Hochzeit eines Freundes vorübergehen läßt, ohne der Braut ein Carmen zu dichten auf Roſabändern; aber wie man das Alles nach Leipzig ſenden, und nicht nur einen, ſondern ſogar zwei Verleger zwingen kann, ſolche Dinge in einer eignen Sammlung drucken zu laſſen, das begreif' ich nicht.

Erwiederung.

Herr Guſtav Pfizer aus Stuttgart hat der Redaktion dieſes Literaturblatts durch Mittelsperſonen eine Erklärung zugeſandt, worin er ſich gegen die Annahme verwahrt, als hätte er, wie er ſich ausdrückt, Herrn von Göthe eine Sammlung ſeiner Gedichte eingeſchickt.

Ich erwiedere darauf, daß nun darum das Urtheil über ſein hübſches und fleißiges Talent ſich nicht höher aufſchwingen wird, als in Lit. Blatt No. 5 geſchehen iſt. Daß man zweitens einen ſchönen Zug hiedurch an Göthe entdeckt, nämlich den, ſich in ungefährer, wenn auch an der Seite unaufgeſchnittener Bekanntſchaft mit der Literatur zu erhalten, und endlich drittens, daß es auch gar kein Unglück geweſen wäre, wenn Herr Pfizer als junger und beſcheidener Autor an den alten Heros in Weimar ſeine erſten Verſuche, einer Ermunterung oder eines belehrenden Urtheils wegen, eingeſandt hätte. Das würde ihm ſchöner geſtanden haben, als jetzt die Erklärung, er hätte es nicht gethan.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 67.

1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 19. März.

Der Kilmacrenans-Felſen.

Irländiſche Sage

von

Franz Freiherrn Gaudy.

'ne wilde kreiſchende Stimme
Im Lennon-Thal erſchallt.
Man hört das Schrei'n und Blöcken
Bis hoch auf dem Lough-Salt.

Und zieht der pfeifende Fiſcher
Bei Kilmacrenan vorbei,
So ſchlägt er ein Kreuz, verſtummend
Vor dieſem wüſten Geſchrei.

In Manus Mac-Swines Hütte
Liegt hinter'm Ofen faul
Der Wechſelbalg, und brüllet
Hell auf aus breitem Maul;

Er ſchreit nach Milch und Weißbrod
Nach Fiſch und Kartoffelbrei,
Und wird er nicht immer gefüttert,
Gleich gellet ſein Geſchrei.

Den ſchönſten Knaben hatte
Mac-Swine weit und breit.
Es war der blonde Pausback
Der Lennon-Frauen Neid.

Nur einmal vergaß die Mutter
Die kräftigen Knoblauch-Zeh'n,
Den Säugling zu bekreuzen —
Gleich war das Unheil geſcheh'n.

Kaum fielen dem ſchläfrigen Weibe
Die Augenlieder zu,
Gleich hatten den blonden Knaben
Die Fee'n entführt im Nu.

Gleich ſchoben ſie in die Wiege
Dafür den Kielkropf ein,
Mit angelweitem Munde
Und Katzenäugelein.

Die „guten Leute“ hauſen *)
In den Schluchten des Lough-Salt.
Der Elfenkönig führet
Den Schlüſſel zum Felſenſpalt.

Epheu und Farrenkräuter
Umkränzen den Felſenblock.
Als Wächter ſteht auf der Spitze
Ein zottiger Ziegenbock.

Und nahen kletternde Schafe,
So meckert er dreimal hell,
Und unſichtbare Pfeile
Durchbohren ihr wolliges Fell.

Und naht der ſuchende Hirte,
So meckert er dreimal hell,
Und Steinenhagel ſcheuchet
Den frechen Buben ſchnell.

Die Weiber buttern emſig
Von Früh bis in die Nacht,
Doch nie gerinnen die Molken,
Wenn hämiſch der Elfe lacht.

Und wenn die ſchönſte Färſe
Das böſe Auge trifft —
Sie welkt von Tage zu Tage,
Verzehrt von ſchleichendem Gift.

In Manus Mac-Swines Hütte
Trat Son Mac-Gilligan.
Es ſprach dort alle Jahre
Einmal der Schneider an.

---

*) Gute Leute (good people) Engl. Mailigma für Feen.

Es war der luſtige Schneider
Bekannt bei Jung und Alt;
Er flickte alle Kleider,
Am ganzen Berg Lough-Salt.

Der Mann weilt auf dem Felde,
Die Hausfrau melkt die Kuh;
Eon Gilligan näht und ſummt ſich
Ein muntres Lied dazu.

Da blöckt der arge Kielkropf
Aus ſeinem Winkel vor:
„O Herzens Eon, o leihe
Der Bitt' ein gütig Ohr.“

„Dort in der blechernen Büchſe,
Da liegen der Eier vier.
Geh' an den Herd und röſte
Sie in der Aſche mir.“

„Und wirſt du nicht gleich gehorchen,
So ſchrei' ich wild und toll,
Daß man auf ſieben Meilen
Mein Schreien hören ſoll.“

„„Ei, murmelt drauf der Schneider,
Ei ſprichſt du ſo mit mir?
Wohl weiß ich, die guten Leute,
Die ließen dich Schreihals hier.““

„„Erſt ſage, wie lange du bleibeſt,
Sonſt geh' ich nicht ſo weit, —
Das ſchwör' ich bei Sankt Patrik, —
Wie meine Nadel breit.““

„Schon gut, ich will dir's ſagen,
Nur röſte die Eier fein,
Eh' noch die Frau zurückkehrt.
Dein Schade ſoll's nicht ſein.“

(Fortſetzung folgt.)

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Fortſetzung.)

„Wer zweifelt daran?“ ſagte Carracioli: „Aber meine theure Gebieterin, unſere Monarchin, der ich alles, was ich bin und habe, verdanke, ſie kann mit Recht erwarten, daß ich erſt ihre Einwilligung erbitte.“ „Eure Gebieterin, Eure Monarchin,“ — wiederholte der Mönch höhniſch: Darüber ließe ſich viel ſagen; aber erſt beantwortet meine feierliche Frage: verſchmähet Ihr Livias Hand, weil ſie, in der Dunkelheit geboren, Euch keine andere Morgengabe bringt, als ſich ſelbſt?“ „O mein Vater!“ — bat Livia weinend, und ſank neben dem Lager auf die Knie, — „endet dieſe Seelenqual. Wollt Ihr Euer Kind feilbieten?“ Carracioli vergaß bei dem Anblick der gepeinigten Geliebten, deren zauberiſche Schönheit Schmerz und Scham noch erhöhten, jeden Vorſatz, jede Überlegung, und betheuerte mit den heiligſten Schwüren, daß er ihr auf ewig angehöre. Seine Arme umſchlangen das holdſelige Geſchöpf, das an ſeiner Bruſt in Angſt und Wonne zitterte, und die Liebestrunkenheit verhüllte mit dichtem Schleier die drohende Zukunft.

„Umarme auch mich,“ ſagte jetzt der Mönch, „und ſegne dein Geſchick, denn mein Kind iſt nicht ſo arm wie du glaubſt; deine Braut bringt dir die herrlichſte Krone der Welt, denn Livia iſt meine Tochter, und ich — bin der rechte König von Neapel!“ Carracioli glaubte zu träumen, oder unter Wahnſinnigen zu ſein, doch äußerte er keinen Zweifel; er hielt die Geliebte zum erſtenmal feſt an das pochende Herz gedrückt, und die Welt außer ihr hatte in dieſem Augenblick Werth und Bedeutung für ihn verloren. Aber der Mönch, erfreut das lange Schweigen endlich brechen zu dürfen, achtete nicht auf ſeines Zuhörers Rauſch. „Ich bin Euch Erklärungen ſchuldig,“ — hob er an, — „und ich hoffe: der Himmel iſt verſöhnt durch meine lange Buße.“ Carracioli ſpielte mit Livias reichen Locken, küßte ihre zarten Hände, flüſterte ihr Liebesworte zu, und hörte kaum des Mönchs ſeltſame Rede. „Ich bin Jakob von Bourbon, Graf von la Marche,“ — fuhr der Mönch fort: „aus dem Stamm entſproſſen, der Frankreich beherrſcht; aber der Glanz meines Namens iſt erloſchen, und die Freuden der Erde wurden mir ſparſam zugemeſſen. Nach kurzer Ehe mit der holden Beatrix von Navarra führte mich Reiſeluſt und Wißbegierde in dieſes Land, und Ihr werdet mir gern die Qual erlaſſen, weitläufig zu berichten, wie ich auf dieſer Burg die Mutter meiner Livia fand, liebte, ihre Gunſt gewann, und ſie, da Signor Pangrazio abweſend war, zu heimlicher Vermählung bewog. Der Wunſch, durch Vermittelung des Papſtes die Einwilligung meiner Verwandten zu erhalten, bewog mich, nach Rom zu gehen. Dort ſprach alle Welt damals von Johannen, die kurzlich den Thron beſtiegen hatte, alle Stimmen vereinigten ſich das Glück desjenigen zu preiſen, mit dem ſie ihre Macht theilen werde. Der Teufel des Ehrgeizes verblendete mich, ich ſtellte mich unter die Zahl der Bewerber, — und zur Strafe meiner Sünden wurde mir mein Wunſch gewährt. In unſeliger Trunkenheit vergaß ich meine Schwüre und die fromme Mutter meines Kindes, die Schmach und Verlaſſenheit ertrug, ohne mich zu verrathen. Aber der Wurm ſtarb nicht in meiner Bruſt, und der Fluch des Himmels belud mich mit Schande und Verdammniß. Nur Johannens erſter Knecht ſollte ich ſein, der Deckmantel ihrer Buhlerei, aber einmal habe ich mich doch gerächt, einmal ſie verzweifeln ſehen, und mich geweidet an dem blutigen Haupt ihres Lieblings.“ Der Mönch knirſchte mit den Zähnen, und die furchtbare Wuth, welche in ſeinen Augen aufflammte, mußte gerechte Zweifel an der Wahrheit ſeiner bußfertigen Geſinnungen einflößen. „Sie übte die gewohnten Schlangenkünſte“ — ſetzte er dann hinzu — „ſie wußte mich durch ſcheinbare Reue, durch Ergebung in meinen Willen zu entwaffnen, indeſſen ſie die Großen und das Volk gegen mich aufreizte, bis es ihr gelang, mich ſchimpflich aus dem Reich zu jagen. Ich floh in eine Klausnerhütte, bereute meine Sünden und fluchte der Verbrecherin auf dem Thron, bis mir der heilige Januar im Traum erſchien und mich aufforderte, hierher zu ziehen, mein Kind aufzuſuchen, und ſein reines Haupt mit der Krone zu ſchmücken, die ich der gottloſen Jeſabel vom Haupt reißen ſoll.“ Der unglückliche Jakob richtete ſich hier hoch empor, dunkeles Roth belebte ſeine todtenbleichen Wangen, die Gluth des Wahnſinns und des Fiebers blitzte aus ſeinen Augen.

Ängſtlich barg Livia ihr holdes Antlitz an dem Buſen des Geliebten. „Ach! folge ihm nicht,“ — bat ſie leiſe — „bleibe hier in ſtiller Ruhe und Sicherheit. Des Oheims Erbe genüge uns, laß uns nicht nach jener unſeligen Hoheit ſtreben, zu der wir kein Recht haben, nach der ich nicht verlange, die nur Verderben bringt.“ „Mein ſüßes Lieb“ — flüſterte Carracioli — „wie können dich dieſe Traumbilder ſtören? Laß ihm ſeine Hoffnungen, ſeine Rachepläne, das Glück winkt uns in ſeligem Frieden, in der Huld unſerer guten, verläumdeten, verkannten Königin.“ Dann wandte er ſich zu dem Kranken, tröſtete ihn mit ſanften Worten, und ermahnte ihn, erſt ſeine vollkommene Geneſung abzuwarten, ehe man kühne, entſcheidende Maßregeln ergreife.

Es war ſpät geworden; durch die hohen ſchmalen Fenſter drang das Mondlicht, die matte Lampe überſtrahlend, herein, und der Sturmwind jagte die Äſte der nahen Bäume hin und her, daß ſie zuweilen wunderliche Schatten auf die Gruppe warfen, bald wechſelnden Schimmer, gleich Blitzen, in das Gemach fliegen ließen. Eine ſeltſame Bangigkeit, wie das Ahnen unvermeidlichen Jammers, erfaßte Livias Herz, und indem ſie den Liebſten entlaſſen wollte, ſchien ihr der Blühende im Wechſelſchein des Mondes bleich und entſtellt. Verſtört ſtarrte ſie ihn an, während er mit immer neuem Entzücken die Huldgeſtalt der Braut in ſeine Arme ſchloß.

Carracioli mußte beim Rückweg durch den Speiſeſaal gehen und fand hier nur noch den Biſchof von Oſtia, der behaglich mit glänzendem Geſicht dem Becher zuſprach und, von dem Weingott zutraulich und luſtig gemacht, den Eilenden nicht vorbei laſſen wollte.

(Fortſetzung folgt.)

Reminiscenzen vom Geſtade der Oſtſee.

(Fortſetzung.)

Ein Boot, von kräftigen Armen getrieben, geleitete mich in kurzem aus dem Bereich des Feſtlandes; Stralſund zog ſich zurück mit ſeinen Thürmen, als fürchte es den Vergleich mit dem bräutlichen Rügen; Dänholm, ein lieblicher Spaziergang in der Umgebung der Oſtſee-Stadt, lächelte mir den Scheide-Gruß zu. die lange, geſpenſtige Hiddensoe trat mir entgegen, als eine Walkyre, die die Hünergräber und Opferſteine, die geheiligten Haine und den Herthaſee auf Rügen hütet, aber ſich ſcheut, das Eiland zu betreten; denn das Chriſtenthum waltet an der Stätte, wo Rugievit verehrt wurde. Eine ſchmale Meerenge in der Meerenge trennt den öden Fleck von dem Frühlingslächelnden Rügen.

Das Dorf Alte-Fähre iſt das Thor des Eilandes für den, welcher von Stralſund herüber fährt. Ich begab mich von dort alsbald zu dem Vereinigungspunkte der Ausländer, die Rügen in den Sommermonaten beſuchen, zu dem Bade-Orte Putbus, dem Concentrations-Punkte des geſellſchaftlichen Verkehrs und der Vergnügungen der Küſten-Bewohner, die hieher von Stralſund, Greifswalde und der ganzen Umgegend herüberſchiffen. Von Putbus aus unternahm ich die Wanderungen zu den intereſſanteſten Punkten der Inſel.

Malte, Fürſt Putbus, aus dem Geſchlechte der Ratze, General-Gouverneur von Pommern, Kanzler der Univerſität Greifswalde, Befehlshaber eines Landwehr-Regiments, Ritter mehrer hoher Orden, und — ein lieber, anſpruchsloſer Edelmann, der mehr gaſtfreundlich, als fürſtlich auftritt, hat das Seebad Putbus auf Rügen gegründet. Es iſt das ſchönſte unter allen deutſchen Seebädern, mit prachtvoller Ausrüſtung durch Badehäuſer, Salons, Theater, mit einem Worte, durch alle Eleganz, die man eben nur von einem Bade verlangen kann. Durch ſeine Kunſt- und naturgeſchmückte Lage auf dem anmuthigen, ſage- und poeſieumtönten Rügen wird es zu dem romantiſchſten Seebad Deutſchlands erhoben; durch ſeine offene, freie Lage in der Oſtſee, die hier, ohne Land-Geſchmack, ſalzig und kräftig iſt, und ſtärkender, als in Doberan, mag es auch als Heilbad den Vorzug vor anderen Bädern erhalten. Putbus liegt zwei Meilen von dem Dorfe Alte-Fähre, und bewirkt durch die moderne Eleganz ſeiner Privat-Gebäude, durch die großartige Pracht der fürſtlichen Schlöſſer und Bade-Salons einen überraſchenden Eindruck inmitten jener Umgebung der Vorzeit, die dem Fremden auf Rügen bei jedem Schritt entgegentritt, und ihn an Walhalla und Odin mahnt, an die Opfer der Hertha, an alle blutigen Grauel einer zu Grabe getragenen Heldenzeit. Eine lange, zur linken Seite mit freundlich-modernen Gebäuden, die nach einem Maßſtab und in ſchnurgerader Linie gebauet ſind, bepflanzte, zur rechten Seite von dem fürſtlichen Park begrenzte Straße nimmt den Fremden auf, der, von Alte-Fähre kommend, in den Bade-Ort einfährt. Sie wird durch das fürſtliche Bade-Haus geſchloſſen, an deſſen Seite ſich der ſogenannte Markt-Platz öffnet, deſſen entgegengeſetzte Fronte durch das Schauſpiel-Haus begrenzt wird, das in einfach-modernem Styl, das Portal von Säulen getragen und von den Muſen, in Bas-Relief-Arbeit, beſchirmt, daſteht. Graf C. v. H***, Erb-Land-Marſchall von Meklenburg-Strelitz, einſt der reichſte meklenburgiſche Kavalier, jetzt durch die Theaterſucht bis zu ſeinem Fideikommis-Gut Neuhaus in Holſtein heruntergebracht, hat es bauen laſſen.

Ich habe nie einen Menſchen gekannt, bei welchem die Vorliebe für die Bühne ſich zu ſolcher Manie ſteigerte. Er brachte dem Theater nicht nur Gut und Familie, er brachte ihm Würde und Anſehen, ja ſein ganzes Leben zum Opfer. In den glänzendſten Glücks-Verhältniſſen lebend, ein perſönlicher Freund des Großherzogs von Meklenburg-Schwerin, fand er in jeder Hinſicht den Weg vor ſich erſchloſſen, die dramatiſche Kunſt zu hegen und zu pflegen. Aber es war nicht die Kunſt, die ihn anzog; es war das Theater-Leben mit ſeinen Leiden und Freuden, dem er anhing, das bunte, bewegte Treiben zwiſchen den Couliſſen und in der Garderobe, unter Schauſpielern und Lampenputzern. Hab' ich ihn doch ſelbſt in ſpäterer Zeit mit kleinlichem Pedantismus die Statiſten des Lübecker Theaters ſchmücken, und die Stelle des Souffleurs übernehmen ſehen, wenn dieſer abgehalten wurde, ſeine Funktionen zu verrichten. In Lübeck ſaß er, ohne Gehalt, von Wechſelſchulden gedrängt, an ſeiner perſönlichen Freiheit gefährdet, und — ſtutzte die Statiſten zurecht, ſchrieb von früh Morgens bis ſpät Abends Noten und Rollen aus, ſich jeder Demüthigung ohne Murren unterwerfend, welche Rohheit und Eitelkeit jener Halbmenſchen, die ſo oft das Künſtler-Perſonal der kleineren Bühnen bilden, über ihn verhängte. Man glaube nicht, daß es die Noth war, die ihn in dieſer Stellung verharren hieß. Durchaus nicht; er konnte jeden Augenblick ſeinen Wohnſitz auf dem Fideikommiß-Gute Neuhaus aufſchlagen, welches im Durchſchnitte nicht mehr, als eine jährliche Revenue von 26000 ſchweren Thalern abwarf, von welcher Summe beinahe 5000 Thaler ihm als Suſtentations-Geld zugewieſen waren, aber er konnte die Herrlichkeit nicht mit hinübernehmen, die nun einmal ſein Leben feſtgebannt hielt, und — er blieb in der drückendſten Lage in Lübeck. Als er kaum ſeine Güter angetreten, errichtete er ſofort in Remplin ein Liebhaber-Theater, und Iffland mußte von Berlin herbeieilen, um unter dem meklenburgiſchen Adel Komödie zu ſpielen. Wie er belohnt wurde, weiß die Geſchichte. Ein Becher, bis an den Rand mit Dukaten gefüllt, und eine ſchwere Silber-Rüſtung bewieſen ihm die Anerkennung und den Dank des enthuſiaſtiſchen Grafen v. H***, der wahrlich durch Geſchenke ſolcher Art ſich nicht in ſeinen Vermögens-Verhältniſſen beeinträchtigen mochte; denn ſein Vater nannte beinahe hundert Ritter-Güter ſein; ſie waren ihm, und ſeinem Bruder-Sohn unverſchuldet und in dem trefflichſten Zuſtande hinterlaſſen worden. Indeß, die Theater-Wuth hat dennoch endlich den Fortunatus-Säckel des Grafen erſchöpft, und als ich das ſchöne, mit unendlichen Koſten erbaute Theater in Putbus ſah, vermochte ich es nicht, den Wunſch zu unterdrücken, daß der Himmel wohlgethan hätte, einem Manne mit ſo vielem Gelde etwas mehr Kunſtſinn und Kunſt-Beſonnenheit zu verleihen; denn es iſt der dramatiſchen Kunſt auch nicht ein Tropfe Lebensthau aus ſeinem Geldbeutel erquollen. In wüſtem Chaos hat er, ohne lüderlich zu ſein, Alles dem Theater geopfert; planlos, in den Tag hinein hat er, was ſein war, über die Bretter ausgeſchüttet.

Vom Schauſpielhauſe aufwärts erſtreckt ſich die oben erwähnte Straße weiter, und ihr vis à vis der fürſtliche Park, in deſſen Mitte die Konditoreien und die verſchiedenen Salons für Spiel, Konverſation, Mittagstafel und Ball liegen, deſſen ſchönſte Zierde jedoch die beiden fürſtlichen Schlöſſer ſind. Ungefähr eine Viertelſtunde von dem Flecken entfernt liegt das Badehaus, für warme Seebäder beſtimmt, und zu ſeinem Fuße ſchlägt die Oſtſee ihre Wellen und die Bade-Kutſchen harren hier derer, die es vorziehen, ſich unter ihrem Schutze zu der Umarmung mit dem Meergott vorzubereiten. — Eine gute Strecke davon iſt auf ſandigem Meeres-Grunde ein zweiter ſicherer Platz für diejenigen, die im Freien ſich zu dem Spiele mit den Wellen anſchicken wollen. — Einrichtung, Lage und Umgebung, Alles vereint ſich, das Seebad Putbus zu dem angenehmſten Bade-Ort, ſelbſt für denjenigen zu geſtalten, der ſich nur auf Putbus beſchränkt und keine Nah- und Fern-Blicke auf die jungfräuliche Rugia richtet. Mit Swinemünde, einem anderen Oſtſee-Bade, an dem Ausfluß der Swine in die Oſtſee, wird die Verbindung durch wöchentlich zweimal fahrende Dampfböte unterhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

.*. Eine Anekdote von Hogarth. Hogarth hatte keine gelehrte Studien gehabt: er würde, wie Shakeſpeare, Böhmen an's Meer haben gränzen laſſen. Hogarth war ſogar ein Feind der Gelehrſamkeit; er verachtete die Bücher, bis er ſelbſt ein's geſchrieben hatte. Dr. Warton hatte in ſeinem Verſuche über Pope's Genie und Schriften unſern Künſtler hart mitgenommen, und ihm vorgeworfen, daß er den Scherz und den Leichtſinn nicht zurückhalten könne, ſelbſt bei den ernſteſten Gegenſtänden. Bei der dritten Auflage ſeines Buches beſann ſich der gelehrte Herr, nahm ſeinen Tadel zurück und ſagte vielmehr: „Gerechtigkeit verbindet mich, die hohe Meinung an den Tag zu legen, die ich von der Geſchicklichkeit dieſes unnachahmlichen Künſtlers hege, der ſich von ſo mannichfachen Sitten und in ſo verſchiedenen Gegenſtänden mit Ruhm zeigt und deſſen Werke reicher an dem ſind, was die Alten das Ethos (ΗΘΟΣ) nannten, als irgend eines andern neuen Künſtlers." Hogarth war außer ſich vor Freude; denn er liebte doch den Buchſtaben, zumal wenn er von ihm ſprach. Aber das hieroglyphiſche ΗΘΟΣ peinigte ihn. Er wollte wiſſen, was für ein Lob hinter dieſem Worte noch ſtäke, und erſchrak nicht wenig, da dies vielleicht das ganze Lob umkehren und daraus Spott hätte machen können. „Heda! Magiſter Townley," rief er zum Fenſter hinaus, „kommt doch einmal herauf; hier gibt es etwas für Eure Gelehrſamkeit!" Townley las den Artikel, ſah Hogarth's Verlegenheit und machte ſich den Scherz, ihm das unverſtändliche ΗΘΟΣ mit „Baumwolle" zu überſetzen. „Wie?" rief Hogarth: „in meinen Gemälden Baumwolle? Wie ſoll ich das verſtehen?" Magiſter Townley zuckte die Achſeln, empfahl ſich und ließ den verzweifelnden Künſtler zurück, der nicht begreifen konnte, was unter einem baumwollenen Style in der Malerei eigentlich gemeint ſein ſollte. In ſeiner Verlegenheit lief er zu einem zweiten Freunde, Dr. Iſaak Schomberg. „Wie befindet Ihr Euch, Schomberg? O, was für ein großer Gelehrter ſeid Ihr doch, Schomberg; erklärt mir einmal den Sinn dieſer Stelle!" Hogarth pflegte gegen ſeine Freunde oft ſo zügellos ſcherzhaft zu ſein, daß ſie ſich gern einmal an ihm rächten. „Ei," ſagte Dr. Schomberg, „ich verſtehe das nicht: ΗΘΟΣ iſt ein bei den Alten ſehr beliebt geweſenes Gemüſe, das mit unſerm Salat die größte Aehnlichkeit hat." Hogarth ſah den Doctor verwundert an, riß ihm das Buch aus der Hand, und lief verzweifelnd nach Hauſe. Er ſah, daß er gefoppt wurde; nur wußte er nicht, ob von ſeinen Freunden, oder vom Dr. Warton. Er war in dieſem Augenblick der unglücklichſte Mann in England; denn bald verbreitete ſich ſeine Verlegenheit unter ſeinen Bekannten, die ihn ſogleich beſuchten, und ihn über das verhängnißvolle ΗΘΟΣ nur noch mehr in Verwirrung ſetzten. Fluchend über dieſe Scherze ſetzte er ſich in einen Wagen, fuhr nach Chelſea zu ſeinem treuen Verehrer, dem ehrwürdigen Arzte Dr. Benjamin Hoadly, welcher ſehr ernſt die Stelle anſah und ihm zu ſeiner großen Freude ſagte, daß die Alten alles Sittlicherhabene unter dem Worte ΗΘΟΣ zuſammengefaßt hätten. Hogarth war glücklich und verzieh es ſeinen ſpottenden Freunden, wenn er ſeinen Tiſch und ſeinen Wein lobte, daß ſie ihn ſogleich frugen, wie viel er wohl glaube, daß vom ΗΘΟΣ darunter ſei.

(Gutzkow in d. Vorrede z. 14. Lief. d. Hogarth'ſchen Kpfrſt.)

.*. Eine Monomanie ganz eigener Art graſſirt jetzt in Lyon. Bereits wurden mehrere Perſonen, welche in der Morgen- und Abenddämmerung auf den Straßen gingen (worunter das Dienſtmädchen eines Eſſighändlers aus der rue Luizerne) durch eine Art von dreieckigen Wurfpfeilen (die an den Spazierſtöcken der „Piqueurs" angebracht ſind) verwundet, — glücklicherweiſe nicht gefährlich, obgleich erſt wieder am 5. März ein Mädchen auf der place des carmes einen Stich erhielt, der über einen Zoll tief in's Fleiſch ging. Ein ziemlich ſchauderhafter Spaß oder Wahnſinn! — und doch nichts neues unter der Sonne! nicht einmal originell! Wir entſinnen uns, daß vor etwa 10—12 Jahren in einer der größten deutſchen Reſidenzen eine ähnliche Compagnie von verrückten Vampyren ihr Weſen trieb.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 68. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 20. März.

Der Kilmacrenans-Felſen

(Fortſetzung.)

„Du kannſt gut Eier röſten,
Mein wackres Schneiderlein!“
So ſpricht der gierige Knabe,
Und ſchlingt ſie haſtig 'nein.

„Nie ſchmeckten mir ſo herrlich
In Vaters Felspallaſt
Die Straußenei'r, wie dieſe,
Die du bereitet haſt.“

„„Nun wohl, du ſüßer Knabe,
Sag' an, wo kommſt du her?
Daß du der Elfen einer,
Zu rathen iſt's nicht ſchwer.““

„O Herzens-Son, du ſpracheſt
Wohl nie ein wahrer Wort.
Mich brachten die guten Leute,
Zur Strafe an dieſen Ort.“

„Doch wird's nicht lange wahren,
So iſt meine Buße vorbei,
Dann tanz' ich auf der Haide
Und dem Lough-Salt auf's Neu.“

„Wir waren lichte Engel
Und ſchwelgten in Himmels Glanz,
Und feierten den Herren
Mit Saitenſpiel und Tanz.“

„Da brüllten wild die Teufel
Im Aufruhr wider Gott.
Des Himmels Fugen bebten
Beim Sturm der hölliſchen Rott'.“

„Die frechen Teufel ſtürzten
Beſiegt häuptlings herab,
Und fanden im Schwefelpfuhle
Ein ew'ges Flammengrab.“

„Wir ſtanden mit bangem Zagen
Unſchlüſſig in der Fern',
Und kämpften nicht für die Hölle,
Und kämpften nicht für den Herrn.“

„Der hat im ſtrengen Zorne
Den feigen Geiſtern geflucht,
Und bannte uns auf die Erde,
In finſtrer Berge Schlucht.“

„Dort flattern wir auf und nieder,
Bald fröhlich, bald betrübt,
Und ſegnen oder necken,
Wie's tolle Laun' eingibt.“

„Und tanzen auf Haideblumen
Beim Schein des Mondenlichts,
Und harren der Gnade Gottes
Am Tage des Gerichts.“

„Dir will ich Gutes erzeigen,
Du biſt ein braver Mann.
Kannſt lecker Eier röſten,
Wie es kein Elfe kann.“

„Komm zu dem Felſen von Doune
Am Aller-Seelen-Tag,
Nicht früher und nicht ſpäter,
Als zum zehnten Glockenſchlag.“

„Nicht früher und nicht ſpäter
Stell' du dich pünktlich ein,
Am Aller-Seelen-Tage! —
Dein Schade ſoll's nicht ſein.“

Das Kind ward ſtill und ſtiller,
Schrie weder nach Speiſ' noch Trank,
Und lag am nächſten Morgen
Kalt auf der Ofenbank.

Doch weder Vater noch Mutter
Sie härmten ſich darum.
Des Mannes Aug' blieb trocken,
Der Mund des Weibes ſtumm.

Und Manus Mac-Swine brummte:
„Gottlob, den wären wir los!
Die Noth um Kartoffeln und Whisky
War ohnehin ſchon groß.“

Er nahm den ſtarren Knaben
Und trug ihn in die Abtei;
Er grub ein Loch in den Boden,
Zwei Ellen tief oder drei.

Wo an der Kirchhofmauer
Nie leuchtet der Sonne Schein,
Dort ſenkte er den Kielkropf,
Drei Kreuze ſchlagend, ein.

(Schluß folgt.)

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Fortſetzung.)

„Ein Wörtchen im Vertrauen“ — rief er und wollte ſich grüßend vom Seſſel erheben, ſank aber etwas taumelnd wieder in die weichen Polſter, die man für ihn aus den Frauengemächern zuſammengeſchleppt hatte. — „Ich merke wohl, daß Ihr hier den Herkules an Omphalens Rocken, den Achilles unter den Königstöchtern ſpielt und darum unerkannt bleiben wollt; fürchtet von mir weder Verrath bei einer gewiſſen Dame in Neapel, noch Störung in Euern Minnegeſchichten, ob ich gleich in tempi passati den Schönen nicht übel gefiel, aber jetzt habe ich andere Gedanken, und das Kinderſpiel muß den Staatsſtreichen nachſtehen. Ja, mein lieber junger Freund, ſonderbare Conſtellationen ſind am politiſchen Himmel zu gewahren, und wir wollen uns verbinden, das heidniſche Fatum vorzuſtellen und Alles nach unſerem Willen zu lenken. Setzt Euch, mein Sohn, trinkt einen Becher auf das Wohl der Majeſtät von Neapel mit mir, ſie iſt nicht ſo ſchlimm, wie die Leute ſagen. Seht, es ziehen Raubvögel von allen Seiten herbei und haſchen nach der Krone, die dem wackelnden Haupt der alten Dame —“ hier lachte der Biſchof wohlgefällig über ſeine eigne Schalkheit — „nun bald entfallen muß, doch Niemand hat gegründete Rechte, als ſeine päpſtliche Heiligkeit; ich meine ſolche Rechte, wie ſie beſiegelte Pergamente und Urkunden verleihen; denn andere, die das Herz verſchenkt, mögen Euch, mein geliebter Sohn, wohl gebühren, aber damit möchtet Ihr nach dem Tod der Königin nicht weit kommen. Laſſet uns einen Bund ſchließen gegen unſere gemeinſchaftlichen Feinde. Ihr wiſſet: der fährt nicht übel auf den ſtürmiſchen Wegen des Lebens, der ſich in Petrus Schifflein einquartiert.“

„Ich bin päpſtlicher Heiligkeit ergeben“ — verſetzte Carracioli — „es ſchmerzt mich nur, wenn ſich der heilige Vater auch zu denen geſellen wollte, die ſchon jetzt ihre Anſprüche kund machen. Alles vereint ſich, die letzten Tage unſerer gütigen Gebieterin zu trüben, ſie mit Vorſchlägen zu quälen, mit Forderungen zu beſtürmen, die ſie an ein baldiges Ende erinnern und den Muth eines Mannes beugen würden, wie doppelt erſchütternd iſt dieſe Seelenqual für eine weiche, zartfühlende Frau.“ „Brav, mein Sohn“ — ſagte der Biſchof — „ſo müßt Ihr bei der Königin ſprechen, ich ſehe: Ihr ſeid ſchlau, und verſteht Eure Worte abzuwiegen. Das iſt nun einmal der Lauf der Welt, dem die Königin nicht entrinnen kann. Der Menſch arbeitet ſich ab, bis er etwas zuſammenbringt, gleichviel ob es Kronen, oder ein Paar Acker Landes, Millionen oder ein Paar Scudi ſind, und nun können Verwandte und Freunde kaum erwarten, bis er die müden Augen ſchließt, ja ſie möchten es ihm gern noch bei lebendigem Leibe entreißen. Darum muß man den Augenblick genießen, das iſt mein Wahlſpruch, und ſo viel ich weiß, auch der unſerer verehrten Gebieterin. Sie hat ihre guten Tage genoſſen in Herrlichkeit und Macht. Sie hat Euch wohl nie von ihren Jugendfreunden erzählt? Ich habe den armen Schelm, den zierlichen Pandolfello wohl gekannt, und ihm Rath ertheilt, wie ich Euch jetzt gern rathen möchte; er wollte aber nicht folgen, und der Spaß nahm ein klägliches Ende. Ich war auch damals nach Neapel geſendet, um der Königin den Glückwunſch zu ihrer Vermählung mit dem Grafen von la Marche zu überbringen, und ich kam gerade am Trauungstage an. Das war eine jämmerliche Hochzeit, der Bräutigam hatte allerhand Hiſtorien von der galanten Monarchin vernommen, und dieſe fand den Grafen häßlich, widerwärtig und gar nicht unterwürfig, wie man ihr ihn geſchildert. Die Feſte wollten nicht gelingen, die Braut ſah verdrießlich, der Bräutigam grimmig, die Hofleute ängſtlich aus. Die Königin wollte ihr gewöhnliches Lächeln erzwingen, aber ſie brachte nur eine Verzerrung hervor, als ob ſie auf die Folter geſpannt ſei, und der arme Pandolfello zitterte und bebte, wenn ihn der wüthende Franzoſe anblickte. Auch wollte der mürriſche Narr: König Jakob den artigen Galan nicht dulden, und ließ ihn am folgenden Morgen ohne Prozeß, ohne Sang und Klang auf dem Merkato enthaupten, durch die Stadt ſchleifen, und dann am rechten Fuß an den Galgen hängen. Der arme Tropf hatte noch einen Liebesbrief Johannens in der Taſche, der ihm aber ſchwerlich als Freibrief in das Paradies gedient hat. (Fortſ. folgt.)

Reminiscenzen vom Geſtade der Oſtſee.

(Fortſetzung.)

II. Das Städtchen Bergen und der Rugard auf Rügen.

In der Nähe des freundlichen Bergen liegt der Rugard, jener Hügel, welchen vordem eine feſte Burg. die Fürſtenburg der ſlaviſchen Stämme krönte. Sie iſt mit Allem, was an ihr war, dahin geſchwunden; nicht einmal die Trümmer der mächtigen Veſte gewahrt das Auge mehr. Verſunkene Erdwälle bezeichnen den Platz, wo die gewallige ſtand; es iſt von Neuem Frühling worden auf dem Grabe ihrer Helden, und man vergißt, in Anſchauung der Natur-Schöne verloren, die ſich, wohin das Auge auch ſchweifen mag, dem erſtaunten Blicke darbietet, gar leicht des blutigen Prieſterthum's, welches hier den alten Ruganern von den hehren Hallen in Asgard ſang, von den ſüßen Mahlen, von den ewigen Kämpen, die ihrer dort harrten; aber des kräftigen, biederen Geiſtes der Helden gedenkt man wohl, und aus den Eichenhainen ringsum tönt es, wie Oſſian ſang, und die alte hehre Zeit, die Zeit der Thaten, die Zeit der freien Mannen, entfaltet ihre Schwingen und rauſcht empor zu dem Auge der Seele. Was die Prieſter, die Kämpen Odin's lehrten, das lehrte Petrus von Amiens ſpäter die Chriſten, und es war kein großer Unterſchied zwiſchen ihren Kreuzzügen und denen der alten Ruganer. Die Chriſten ſind endlich nach langen Jahren zu Verſtand gekommen, und ſtatt des blinden Glaubens, ſpricht, beſonders in jetziger Zeit, die Liebe. Sie führt uns immer weiter, ſie wird uns am Ende auch noch zu blutiger Schlacht rufen; denn die Zeit des Schwertes iſt noch nicht vorüber. Möge uns dann nicht die Walkyre des Fanatismus zum Kampfe führen, die ſo gern das Banner ergreift, wo ſie Blut riecht, ſondern das, was in dieſem Augenblick gerade ſo klar in uns geworden iſt: die Wahrheit.

Ich ſpreche hier halb und halb, wie ein moderner Barde, und muß ſchnell abbrechen; denn die Prediger-Zeit iſt auch vorüber.

Der Rugard. Welche Ausſicht! das weite Meer im Hintergrunde, ſilbern, vom Sonnen-Glanz vergoldet; im Norden Arcona, die äußerſte Spitze des nördlichen Deutſchlands; ihm ſich anſchließend die Halbinſel Wittow; Stralſund mit ſeinen Thürmen; Greifswalde mit ſeiner Univerſität; Uſedom und Wollin; Dasmund's heilige Haine; der Hertha-Wald; Sagard im weißen, lichten Kleide; Mönkguth, im Eichenkranze, dem uralten, nie welkenden, Garz, Bergen, Gingſt liegen verſteckt im goldenen Ährenfelde. Das ganze, reizende Rundgemälde iſt von dem klaren Spiegel des Meeres eingerahmt, und die Sonne im Abendroth ſchwimmend, ſchwebt wie eine große, demantflimmernde Kaiſerkrone am Azur des Himmels und beleuchtet das Gemälde. Ringsum herrſcht tiefe Stille, dann und wann von dem leiſen Hauch des Abendwindes, der durch die Wälder rauſcht, und die See zum leichten Wellenſchlage anregt, unterbrochen. Die Natur ſchwelgt, wie eine Braut in geliebten Armen. Alles iſt Harmonie. Das Abendroth wird immer brennender; die Sonne ſinkt tiefer und tiefer; ſie vermählt ſich, nach glühendem Kuſſe, dem Meere, und die Nacht, von der blaufarbenen Dämmerung der Welt verkündet, entſteigt in dem ſchwarzen, ſterngeſtickten Schleier dem Schoße des Oceans.

Am Abhange des Rugard, da wo er ſich plötzlich in einen Hohlweg ſenkt, findet man zwei zierliche Mädchen-Füße dem Granit eingeprägt. Sie könnten immer der Tänzerin Taglioni angehören; ſie ſind weit balletartiger, als ſich für eine Ruganerin ziemt. Ein alter Ruganiſcher Fürſt ſoll hier, in Liebes-Wuth, ein Mädchen verfolgt haben, das, von aller Hülfe verlaſſen, am Abhange des Rugard die Hertha anflehete, ihr zu helfen. Hertha nahm ſich der bedrängten Tugend an, und das Mädchen wagte den Sprung über den weitgähnenden Abgrund. Ihr Verfolger büßte ſein ſträfliches Gelüſt mit dem Tode in der Tiefe; und die Fußſtapfen des holden Flüchtlings gewahrt man von dem Augenblicke an im rauhen Stein des Rugard.

III Der Herthaſee.

Eine kleine halbe Stunde von Stubbenkammen, in Mitten der Gegend, welche den Namen Stubnit führt, liegt jener See, welchen Koſegarten für den Herthaſee erkennen wollte, deſſen Tacitus gedenkt. Todtenſtille herrſcht rings umher; Opferſteine, an den Blut-Rinnen kennbar, liegen an ſeinem Geſtade, das hoch empor ſteigt, und nach einer Seite hin einen Wall bildet, der ſelbſt über die uralten Eichen emporragt, die auf finſterer, grauer Zeit in die lichte Gegenwart herüber ſchritten, die Odins Reich ſchauten und die Kämpfe für das Kreuz und die heilige Kirche, und die nun, obwohl das Haupt mit dem friſchen Grün des Lebens umkränzt, daſtehen, wie alte Helden, deren Zeit vorüber. Die deutſchen Eichen ſind, nach der franzöſiſchen Zeit, noch einmal von Ahrend und allen denen, die ſich ſo gern an die Vergangenheit wenden, in Anſehen gebracht worden; im Übrigen werden ſie nur zu Bauholz und Gedichten benutzt. Auch die Eichel-Maſt gedeihet vortrefflich in Deutſchland.

Der Wall von der Oſt-Seite des See's, den die jetzigen Ruganer Bergſee heißen, ſcheint einen Tempel umſchloſſen zu haben, vielleicht den Tempel der Hertha, die aus dem ſtillen Gewäſſer emporſtieg mit ihrem Wagen und Dienern, um den Umzug zu halten im Lande, mit dem weißen Stiergeſpann. Der Schooß des dunklen, geheimnißvollen Sees nahm ſpäterhin die Göttin mit Dienern und Wagen wieder auf, wenn ihre Zeit vorüber. Alljährlich einmal wurde ihr von der jungfräulichen Prieſterin das Blut-Opfer dargebracht, damit ſie ſich nicht von den Sterblichen wenden möge, damit ſie ihren Pfad durch die Gauen fortſetze, und die Streitaxt ruhe.

Hertha, die milde Göttin, iſt nun ſchon ſeit Jahren nicht mehr aus der Tiefe des alten See's emporgeſtiegen. Ihre Prieſter machten den Prieſtern der chriſtlichen Lehre Platz, und ließen dieſe über Krieg und Frieden entſcheiden. Am Ende wurde dem Prieſterthum die Entſcheidung über Krieg und Frieden ganz und gar genommen, und man erhielt andere Leute zu Richtern über Leben und Tod der Völker. Die Kabinette entſtanden und die ſtehenden Heere; Alles wurde aufgeboten, den Frieden zu erhalten. Man bedarf jetzt keiner Hertha mehr. Will man einmal Krieg, muß man Schlachten ſchlagen, ſo ſpricht man offen und frei: „es gilt der National-Ehre.“ Früherhin betrog man die Völker, und ſprach: „Hertha hat ihr Antlitz abgewendet, ſie haßt euch, ſie nimmt den Frieden von euch; ihr müßt kriegen.“

Die Antiquitätenkundigen ſind freilich nicht einig, ob Rügen die Inſel, auf welchem vor Zeiten der Hertha-Dienſt geübt wurde, oder Fühnen, oder endlich Helgoland (Hoſeta's Eiland)? So viel ſcheint mir indeß gewiß, daß am Bergſee irgend ein Heiligthum des ſtürmiſchen Götzendienſtes ſtand. Die Opferſteine ſind nicht durch Zufall hieher gekommen. Sie beweiſen, daß hier ein Tempel war; und das wallförmige Geſtade, welches den toden See umſchließt, iſt offenbar von Menſchenhänden zu ſeinem Schutze errichtet. Man wollte das Gewäſſer von der umliegenden Außenwelt ſcheiden, und die Jahrhunderte, die über den See hinweg zogen, haben dieſe Scheidewand nicht zerſtört. Er liegt in ſchauriger Abgeſchloſſenheit, und ſelbſt der Orkan, wenn er über Meer und Land zieht und die alten Eichen-Haine aufrüttelt mit wilder Kraft, ſauſt ſpurlos über den Wall des Sees dahin, und bewegt höchſtens die Gipfel der Eichen und Buchen, die an ſeinem Geſtade ſtehen. Selten mag die hier herrſchende Grabes-Stille unterbrochen werden, wenn nicht neugierige Reiſende ihre Schritte hieher lenken, oder Seevögel daſelbſt einen Zufluchts-Ort ſuchen gegen den aufziehenden Sturm. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

Ein indiſcher Wallfahrtsort. Ich habe eine beſondere Leidenſchaft, alle berühmten Wallfahrtsorte zu beſuchen; man lernt an ſolchen, wo Tauſende von Holmans (freilich nicht äußerlich blind, — zwar nicht pfahlblind, aber doch ſo ziemlich ſtockblind, wie Lanzelot Gobbo meint —) zuſammenſtrömen, um zu antichambriren, bis ſie ſelbſt hoffähig werden. Ich habe dem San Jago in Compoſtella meine Aufwartung gemacht und Madonnen von allen Couleurs, der ſchwarzen zu Alt-Oetting, der braunen zu Maria-Zell. Es ſtach mich der Kitzel, auch eine indiſche Wallfahrt mitzumachen. Der fromme Wahn hat am Ganges nicht um Haaresbreite geringeres Verdienſt, als zu Loretto oder Einſiedeln; die Leidenſchaft, ſich zu Jaggernaut von den Rädern des Götterwagens zermalmen zu laſſen, iſt ebenſowenig burlesk als der Willebrordstanz in Echternach. Deshalb wendete ich mich auch einmal nach Oſtindien. Am Fuße von Vorbergen, die wie Strebemauern und Widerhalte gegen die Firnen Thibets liegen, zeigt ſich der Wallfahrtsort Hurdwar, wunderfreundlich durch die Reihen ſchmucker Häuſer, die ſich den Ganges entlang erheben, durch duftige Haine und deren gründämmernde Schatten, die ſich brüderlich neben abentheuerlichen Säulenreihen, über die Fluthen breiten, in ihnen ſpiegeln. Zur Fernſicht zeichnen ſich in ſcharfen weißen Conturen die Hochalpen. Die Saiſon der Pilgerfahrten hat begonnen, alle Straßen wimmeln von Gläubigen, die ſich haſten, von der Sühnkraft der Gangeswellen zu gewinnen, die ſich alle zwölf erneuert. Rings verworrenes Brauſen von Freudegeſchreien, daß man die heilige Stadt, den heiligen Fluß erreicht hat. Rings auf der abgedachten Fläche Zelt an Zelt für alle, die in den Häuſern keine Herberge mehr finden, und wer kein Zelt erſchwingt, macht den Baum des Haines zum Hauſe, und ſtreckt ſich in die würzigen Schatten hin; ſo viele Mundarten ſchwirren hier bunt durcheinander, daß du an Babels alte Fabelzeit zurückdenkſt. — Mittlerweile iſt der Zeitpunkt gekommen, den die Sternkundigen als günſtig bezeichnen, wann die Waſchung im Ganges volle Sühnkraft übt. Allenthalben auf Verandhen, Galerien und flachen Dächern ſiehſt du jetzt Braminen, die von den Pilgern den Ablaßtribut erheben, mitten im Fluſſe ſelbſt, auf eigens erbauten Gerüſten fungiren ſie weihend während der heiligen Bäder, und auf ſechzig Stufen, die in den breiten Waſſerſpiegel führen, wimmelt es von frühem Morgen bis zum ſpäten Abend von auf- und niederſteigenden Pilgern, und tauſendfach ſchallt der Freudenruf: „Wah! Wah!“ — der Entſündigten. — Es konnte nicht fehlen, daß aus einem ſolchen Zuſammenfluß von Menſchen auch der Handel ſeinen Vortheil zog. Die Meſſe von Hurdwar iſt im ganzen Morgenland berühmt und zieht ebenſoviele Spekulanten herbei, als die Heiligkeit des Ortes Gläubige. Da werden koſtbare Edelſteine ausgelegt, in allen Regionen Aſiens gewonnen; dort prangen — neben Stoffen aus engliſchen Fabriken, Gewebe aus Cachemir, ſelbſt die feinſten Artikel, die der pariſer Luxus ausraffinirte, haben nach dieſem Winkel Aſiens ihren Weg gefunden. Dort wieder ſcharren windfüßige, ſchlankhalſige edle Renner von den Küſten des rothen Meeres, neben der beſcheideneren kleineren Race von Cachemir und Cabul, — hier der gigantiſche Elephant, dort das Kircarrah, jenes dauerhaftigſte ſeiner Kameelbrüder, das 100 Meilen ohne Raſtſtunde durchmißt; und neben dieſen Ariſtocraten der Thierwelt gewahrſt du jene Proletarier, die Ochſen, Kühe, Hammel, perſiſche Hunde und Katzen ſogar. Und von weit dahinter gemahnt dich dumpfes Gebrüll an die Demagogen der Wildniß, Löwen und Leoparden, — die aus ihren Käfigen um Freiheit ſchrei'n.

Die Dichter Amerika's. Die vereinigten Staaten von Nord-Amerika eignen ſich in ihrer ſo gänzlich materiellen Organiſation bekanntlich wenig für die Poeſie. Die Intereſſen der Humanität werden daſelbſt durch die klingenden Intereſſen begrenzt, und was ſich nicht auf ſolchen Werth reduciren läßt, was nicht nach Dollars ausſieht, was nicht Dampfſchiff oder Eiſenbahn iſt, was nicht auf Aktien gegründet werden kann, dies gedeiht ſpärlich in dem freien Amerika. Es iſt nun einmal im Laufe der Zeit dahin gekommen; denn in Waſhingtons Fußſtapfen, der ſich allerdings die innere Organiſation des Freiſtaats angelegen ſein ließ, kommt Niemand. Die Freiheit war äußerlich feſtgeſtellt, und die dem Menſchen angeborene Ichſucht benutzte dieſelbe lediglich zur Sicherung materieller Vortheile. Amerika iſt ſo ganz und gar praktiſch geworden, daß, wer den Geiſt nicht unmittelbar zur Sicherung körperlicher Intereſſen anwenden kann, eine klägliche Rolle ſpielt in dem Lande verwahrloſeter Humanität. Die amerikaniſche Freiheit trägt, ſtatt des Bündels Pfeile, einen Geldſack in den Händen, als Symbol, daß das Geld hier die Einigkeit erhalte, ſo lange — bis der Sack einen Riß bekommt, wie denn ſolches bereits vor einigen Jahren geſchah, als die ſüdlichen Staaten mit dem Norden, wegen des Tarifs, in Mißhelligkeiten geriethen. Das Loch wurde nur mit Mühe zugeſtopft. Amerika aber, das freie Amerika wird dereinſt noch von dem Gifte, welches der Egoismus dort der Humanität eintröpfelt, den Tod haben; die Eiſenbahnen und Dampfböte, die äußere Kultur, welche die Dollarherzen, des Verdienſtes wegen, in's Leben rufen, der Welthandel endlich, den Amerika noch an ſich ziehen wird, — Alles dieſes wird kein Gegengift gegen den ſtarren, kalten Eigennutz ſein, der das Gepräge der amerikaniſchen Nationalität iſt.

Die Eingeborenen der Urwälder, die im rohen Naturſtande Aufgewachſenen hatten bei Weitem mehr Poeſie aufzuweiſen, als das ganze civiliſirte neuere Amerika. Die große Lyrik der Natur ſprach ſie an, ſie ſchöpften aus ihr einen unendlichen dichteriſchen Vorrath, und umhüllten die Barbarei mit jener poetiſchen Weiſe, die ſie geeignet machte für Cooper. Ihnen verdanken wir den „letzten der Mohikaner“, die „Prairie,“ den „Anſiedler“; ihnen verdanken wir die Romane Cooper's, die ihn als den Dichter Amerika's bezeichnen. Ueber das neuere Amerika, über das Amerika mit dem Congreß in Waſhington läßt ſich ſchwerlich viel Poeſie verbreiten. Philadelphia, New-York, Baltimore, Boſton, es ſind ſchöne Städte; in ihren Häfen liegen Schiffe aus allen Welttheilen; in ihren Mauern wohnen reiche Leute; die Handwerker ſtehen dort doch im Preiſe; der Spekulation iſt dort ein weites Feld eröffnet; aber die Humanität bettelt in ihren Straßen von Haus zu Haus, und die Poeſie der Urwälder, die früher an ihrer Stelle ſtanden, iſt mit den Urwäldern ausgerottet. Amerika bietet keinen Stoff für Dichtung und Dichter; es iſt — wie es daſteht — von dem Egoismus ſyſtematiſch aufgebaut, ein großes Handlungshaus, mit Kaufherren und Factoren und Dienern, mit der Firma: „Verdienſt;“ aber Menſchen ſucht man dort mit der Laterne vergebens. Alles iſt in Amerika Maſchine, und ſelbſt die Freiheit und Gleichheit iſt eine Maſchine Jedem muß gleiches Recht werden — dafür ſorgt der Kongreß — aber man achtet nur den Mann mit der Million in ſeiner Geldkiſte: die Menſchheit wird nicht höher angeſchlagen, als wozu ſie im materiellen Streben zu gebrauchen iſt. Alles wird nach Geld taxirt, Alles wird auf Geld reducirt. Geld iſt der Nerv des amerikaniſchen Lebens.

Und doch hat Amerika ſeine Dichter; Dichter, die unter dem vernichtenden Einfluſſe des Handels emporreiften, Dichter, die auf dem Boden des Materialismus, auf dem ſteinigten Acker des rohen, praktiſchen Verkehrs gediehen. Ich will hier nicht von Cooper und Waſhington Irving reden; ich nenne hier nur die Namen: Dana, Percival und Bryant, Fitz-Green-Halleck, Drake, Lydia Henriette Sigourney, früher unter dem Namen Miß Huntley bekannt, Pierpont, Willis, der in dieſem Augenblick Attaché der amerikaniſchen Geſandtſchaft in Paris iſt, W. Longfellow, Eduard Pinckney, Marine-Offizier, Wetmore, Kaufmann in New-York, Samuel Woodworth, John Neal, und endlich James Nack.

Dana, Percival und Bryant gehören an die Spitze des amerikaniſchen Dichter-Reigens. Man muß an dem Erſteren Geſchmack, Grazie und die Geſchicklichkeit in der Behandlung heiterer, oder melancholiſcher Gegenſtände loben. Ein Vierziger an Jahren, war er früher Advokat, ſpäter Journaliſt. In beiden Wirkungskreiſen, ſo trocken und langweilig ſie in Amerika ſind, iſt ihm ſeine Phantaſie erhalten; er lebt in dieſem Augenblick in Italien, dem Eldorado der Dichter, ſeinen Geiſt labend an den Quellen des klaſſiſchen Alterthums. — Percival hat ein ärmliches, trauriges Leben gelebt. Man beſtimmte ihn Anfangs für die Medicin, aber ſeine Neigung zur Poeſie gab ihm eine andere Richtung. Er wendete ſich den Muſen ganz und gar zu, nachdem er bereits Militär-Arzt und Profeſſor der Chemie geweſen war. Den dürftigſten Lebensverhältniſſen verfallen, iſt er unter allen amerikaniſchen Schriftſtellern derjenige, deſſen Poeſie am natürlichſten und feurigſten auftritt. Er feilt wenig, und ſein Talent iſt mehr improviſatoriſch. Unkorrektheiten und Längen entſtellen beinahe alle Dichtungen Percivals; aber es ſprüht Energie und Beredſamkeit aus ihnen, und ſie überſtrömen von Saft und mächtiger Fülle. Hätten die Verhältniſſe dieſen Dichter begünſtigt, wirkte die Kälte rings um ihn nicht ſo nachtheilig auf ſeine Gedanken ein, er würde ſich zu den höchſten Inſpirationen erhoben haben. — Fitz-Green-Halleck iſt ein aus Connekticut gebürtiger Banquier. Bei aller ſeiner Spekulativität im Materiellen, wodurch er ſich ein bedeutendes Vermögen erworben, iſt er dennoch in die Dichtung mit Geiſt und Geſchick eingedrungen. „Fanny“, ein komiſcher Roman in Verſen, mehre Satyren und das „Schloß von Alnwick“ ſind von ihm. Man ſtößt in ſeinen Arbeiten auf eine humoriſtiſche Ader, einen kauſtiſchen Scharfſinn, der ſich jedoch mit den Farben der Poeſie ſchmückt. — Der Doktor Drake (Rodman) entwickelt Grazie und Leichtigkeit in den Fragmenten, welche mehre Journale aus ſeiner zur Zeit noch nur im Manuſcript exiſtirenden Dichtung: „die ſtrafbare Fee“ mitgetheilt haben.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 69. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samſtag, 21. März.

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Fortſetzung.)

Der Biſchof lachte herzlich, während Carracioli mit Schauder an den Unglücklichen dachte, der ſo plötzlich aus Glanz und Üppigkeit in den ſchmählichſten Tod gegangen war. „Laſſen wir die Vergangenheit“ — hob der Biſchof wieder an — „von Glück und Freude und Eurer künftigen Größe wollen wir reden, wenn Ihr Eure Gewalt über die Monarchin anwenden wollt, ſie zu einem Teſtament zu bereden, welches das Lehnsrecht des heiligen Stuhles anerkennt und beſtätigt. Das Fürſtenthum Salerno, die Hand der ſchönen Nipoteſſa des heiligen Vaters, der Schutz der Kirche gegen alle Eure Feinde, und dabei vollſtändiger Ablaß Eurer Sünden, — das ſind Anerbietungen, die Ihr hoffentlich nicht verſchmähen werdet. Aber es iſt Zeit zu handeln, ehe uns der Arragonier einen Strich durch die Rechnung macht. Der junge Herr hier hält ſich für ausnehmend weiſe und politiſch, aber wir haben ihn gleich erkannt und ſind doch wohl noch etwas klüger.“

Da ſtieß der Wächter in ſein Horn, Trompeten ſchmetterten und der Hufſchlag zahlreicher Pferde ließ ſich vor der Burg vernehmen. In ſeltſamer Miſchung von Entzücken und Angſt ſtürzte Signor Pangrazio in den Saal. „Die Königin, die Königin ſelbſt!“ rief er athemlos — „unſere Gebieterin hält vor den Thoren! ſollte ihre hohe Gnade für mein Haus, oder unverdienter Argwohn gegen meine felſenfeſte Treue ſie hierher führen?“ — „Gewiß nicht“ — erwiederte Carracioli mit ſicherer Heiterkeit: — „o dem Himmel ſei Dank! Die Ankunft unſerer gütigen Monarchin wird leicht auflöſen, was uns ſchwer verwickelt dünkt.“ — Und mit freudiger Haſt eilte er zu den Pforten der Burg, die eben dem Zuge geöffnet wurden, und kam noch gerade zur rechten Zeit, der Monarchin vom Zelter herabzuhelfen. Sie ſchien ermüdet bis zur Erſchöpfung, und vermochte kaum, mit ihrer gewohnten Höflichkeit und Herablaſſung die Umſtehenden zu grüßen, während ſie ſich ſchwankend auf Carracioli's Arm lehnte und den knieenden Burgherrn aufzuſtehen bat. „Werde ich hier Ruhe finden?“ fragte ſie ſonderbar betonend ihren Führer, als er ſie die hohe, ſteile Treppe mehr herauf trug, als führte. — „Sicher, meine edle, theure Gebieterin“ — antwortete Carracioli — „aber ich durfte ſo großes Glück nicht hoffen, ſo überraſchendes Heil, daß ich im Entzücken faſt vergeſſe, wie nachtheilig die Anſtrengung der Reiſe Eurer zarten Geſundheit ſein dürfte.“ — „Das wäre Eure einzige Beſorgniß?“ fragte Johanna wieder. Er ſah ſie befremdet an, und die Herzogin von Seſſa, welche die letzten Worte vernommen hatte, — denn kräftiger als die Monarchin, und von ſanften Gefühlen nie beläſtigt, war ſie rüſtig gefolgt, — betrachtete mit durchbohrenden Blicken den Gehaßten, während Johanna in einen Seſſel ſank, die Augen halb ſchließend. „Schickt die Frauen des Hauſes zur Bedienung der Königin“ — ſagte die Herzogin — „und Ihr, Signor Conte, verlaßt uns; Ihr ſeht, daß unſere Herrin Eurer nicht bedarf.“ Johanna richtete ſich ein wenig empor und flüſterte ängſtlich: „Morgen früh will ich Euch Gehör geben, recht früh.“ Carracioli beugte ein Knie vor ihr und ſagte mit dem Ton der innigſten Beſorgniß: „Meine huldreiche Gebieterin iſt ſo tief bewegt, ihre Ankunft ſo plötzlich, ſo unerwartet, — und Ihr wolltet mich in dieſer Ungewißheit, in dieſer Angſt um Euch wegſchicken?“ „Geht, mein Freund,“ — erwiederte Johanna noch leiſer und nach der Herzogin ſchauend, beinah wie ein Kind, das ſich vor ſeinem Zuchtmeiſter fürchtet, — „glaubt an mein Vertrauen. Ich bin nicht krank, nur müde und traurig.“ „Euerm Befehl gehorche ich willig,“ — verſetzte Carracioli, indem er ſich erhob — „aber wer mir ſonſt gebieten will, den muß ich bitten, mich nicht für ſeinen Diener zu halten.“

„Habt Ihr gehört“ — fragte die Herzogin, als Carracioli das Gemach verlaſſen hatte — „was der unverſchämte Emporkömmling, der Verräther ſeiner Wohlthäterin, zu äußern wagte?“ Johanna brach in Thränen aus. — „Nein, er iſt kein Verräther“ — ſagte ſie ſchluchzend — „nur in ſeiner Abweſenheit kann ich Böſes von ihm glauben; Aufrichtigkeit und Treue ſprechen aus ſeinen edlen Zügen, niedrige Laſter ſind ſeiner hohen Seele fremd.“ „O ja!“ — erwiederte die Herzogin — „er iſt ſehr ſchön, ſein Lächeln iſt ſehr verführeriſch, ſelbſt ſein Trotz anmuthig; wer zweifelt daran, daß er Euch auf die zierlichſte Weiſe die Krone vom Haupt nehmen werde, daß er ſich ſo artig gebehrden kann, als Karl von Durazzo gegen Eure unglückliche Muhme. — Es iſt ſchon ein böſes Verzeichen, daß Ihr denſelben Namen tragt.“ Johanna fuhr krampfhaft erregt zuſammen. — „O weg mit dieſen abſcheulichen Erinnerungen,“ — bat ſie — „ich habe mit Faſten und Beten die Gräuelthat meines Vaters geſühnt und keine Seelenmeſſe für die geopferte Johanna verſäumt.“

Jetzt traten die Damen des Hauſes, Erfriſchungen für die Monarchin bringend, herein, und Johanna vermochte es über ſich zu gewinnen, Heiterkeit und Ruhe zu zeigen, was ein langes Leben unter wechſelnden Verhältniſſen und zwanzig Jahre auf einem oft wankenden Thron ſie gelehrt hatten, faſt nicht mehr als Zwang, ſondern wie eine zweite Natur zu betrachten, deren äußere Erſcheinung mit dem im Innern empörten Gemüth nichts gemein hatte. Doch konnte ſie ſich nicht enthalten, mit ahnender Aufmerkſamkeit die wundervolle Schönheitsblüthe Livias zu betrachten, ſo daß die grauſame Herzogin, ſchnell ihren Argwohn errathend, beſondere, etwas unfreundliche Aufmerkſamkeit auf das holde Kind richtete, und es mit ſcharfen, gebieteriſchen Fragen in Verwirrung zu bringen ſtrebte.

Die Königin befahl, die Kiſten mit ihren koſtbaren Gewändern, deren ſie eine unzählbare Menge beſaß, herauf zu bringen; denn auch bei ihren eiligſten Reiſen, ſelbſt damals, als ſie vor ihrem Gemahl und vor Ludwig dem Zweiten zu fliehen ſich genöthigt ſah, mußte dieſe Armatur zum Sieg der Schönheit ihr um jeden Preis folgen, ſo wie die hundert Eſelinnen, deren Milch ihr zum Bade diente, um, wie die gelehrte Fürſtin vielleicht in lateiniſchen Schriftſtellern von der Gemahlin des Kaiſers Auguſtus gelernt hatte, wo möglich die verhaßten Runzeln bis in das ſpäteſte Lebensalter zu verbannen. Die Königin entließ hernach die Damen, die Wachen nahmen ihren Platz auf den Gängen, die dienenden Frauen im Vorgemach, und die tiefſte Stille herrſchte bald in der Burg, damit nichts den Schlaf der Königin ſtöre, der aber ihr leidenſchaftlich bewegter Sinn wenig Ruhe vergönnte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Kilmacrenans-Felſen.

(Schluß.)

Wohl hundertmal des Tages
Denkt Con Mac-Gilligan:
„Des Kobolds Wort zu trauen,
Ziemt's wohl 'nem klugen Mann?“

Von tück'ſchen Elfenſtreichen
Die ganze Litanei,
Die Abends er vernommen
Am Torfherd, fällt ihm bei.

Die Sage von Kieſelſteinen,
Wie Hühnereier groß,
Die an die Ohren geflogen,
Bricht Kobolds Ingrimm los. —

Die Sage vom Eichenprügel,
Durch unſichtbare Hand
Recht nachdrücklich regieret,
Die iſt ihm wohl bekannt.

Doch von gezeigten Schätzen,
Hört' er kein Sterbenswort.
Und doch klingt Elfens Lockung
Stets in den Ohren fort.

„Freund Con, wie ſoll das werden,
Mit Ablaß und mit Beicht?
Mit Geiſtern zu handthieren,
Der Prieſter nimmt's nicht leicht.“

„Ei was, ich geh' zum Elfen;
Wenn der Moidoren zeigt,
So weiſ' ich die dem Pfaffen,
Und, gilt's die Wett', er ſchweigt.“

„Und auf 'ne Tracht von Prügeln
Kommt's auch nicht weiter an.
Und vor 'ner Beul' am Kopfe
Zagt auch kein braver Mann.“

„Wenn's Stein und Prügel regnet,
Fort bin ich wie der Wind.
Der Kobold ſoll gewahren,
Wie flink wir Schneider ſind.“

Er ging nach dem Felſen von Doune
Am Aller-Seelen-Tag,
Genau, wie der Elf geboten,
Zum zehnten Glockenſchlag.

Daß heimlich er gebetet
Credo und Ave Märie,
Die Nachbarn ſagen's alle —
Geſtanden hat er's nie.

Als bei der Felſenecke
Er an der Eiche ſtand,
Da ſchlug ihm eine Eichel
Recht tüchtig auf die Hand.

Der Schneider ſchrak zuſammen,
Schlug wild die Augen empor.
Da ſaß der Gnom im Laube,
Juſt über'm Elfenthor.

Ein Bübchen, gehüllt in Seide
Und in gerißnen Sammt,
Trug, wie ein Junker, 'ne Schärpe
Mit Zindeln und geflammt.

Der tanzte auf den Zweigen,
Und warf ihm Kußhand zu:
„Willkommen, Herzens-Schneider,
Ich bei dir im Nu!“

„Das freut mich, lieber Junge,
Daß du Vertrauen haſt;
Ich will dich auch beſſer bewirthen,
Wie der König ſeinen Gaſt.“

„Den Erdſchwamm, den ich reiche,
Nimm in die linke Hand.
Solch langer Kerl, wie du biſt,
Paßt nicht in's Gnomenland.“

„Halt' feſt ihn in der Linken,
Dann ſchrumpfſt du plötzlich ein.
Biſt du von meiner Große,
Dann ſchlüpfe hinterdrein.“

„Doch hüte dich vor Allem,
Sprich Gottes Namen nie,
Bet' auch kein Vater-Unſer,
Kein Credo, kein Ave-Marie.“

Zu Hauſe magſt du's plappern,
Von Früh bis Abends ſpät.
Hier biſt du mäuschenſtille,
Sieh zu ſonſt, wie dir's geht.“

Der Führer nahm den Schlüſſel,
Und eh' ein Frauenmund:
„Jak Robinſon“ ſprechen konnte,
Weit auf die Thüre ſtund.

Con Mac mit off'nem Maule
Trat ein in den Pallaſt.
Das Glitzern und das Funkeln
Stockblind macht es ihn faſt.

Das war 'ne Pracht! Nicht David,
Nicht König Salomon,
Nicht König Georg — Gott ſegn' ihn
Noch lang auf Englands Thron! —

Nein, alle dreie haben
Nie halb ſo ſchön gewohnt,
Wie hier, wo Wand und Diele
Mit Bergkriſtall gebohnt,

Wo Säulen von Topaſen,
Und Simſe von Rubin,
Kronleuchter von Demanten
In tauſend Strahlen glüh'n.

„Nun,“ ſprach der Gnom, „Freund Schneider,
Was ſperrſt du Maul und Naſ'?
Sack' ein die Diamanten,
Die ſind kein böhmiſch Glas.“

„Nun,“ ſprach der Gnom, „Freund Schneider,
Was ſperrſt du Naſ' und Maul?
Sack' ein die Randdukaten,
Biſt ſonſt ja nicht ſo faul.“

Con wacht wie aus dem Traume
Bei dieſen Worten auf,
Und ſchiebt in ſeinen Ranzen
'nen ganzen Guineeen-Hauf'.

Das war ein rechtes Wunder:
Ward auch das Kerlchen klein,
Der Schubſack blieb der alte —
Es ging genug hinein.

Dem Schneider ſchliefen vor Naſſen
Zuletzt faſt ein die Händ'.
„„Gott ſei gedankt! jetzt hab' ich
Genug bis an mein End.““

Und kaum hat Plappermäulchen
Den Namen Gottes genannt,
Da praſſelt es wie Donner,
In Trümmer ſtürzt die Wand.

Die Lichter all verlöſchen,
Der Gnom iſt blitzſchnell weg.
Und auf die Naſe plumpet
Con Mac halb todt vor Schreck.

Die erſten Sonnenſtrahlen
Zieh'n übern Doune herauf,
Da ſchlägt erwachend der Schneider
Langſam die Augen auf.

Es dreht ſich ihm im Kopfe
Wie'n Töpferrad herum.
Er reibt ſich oft die Augen,
Und guckt ſich zweifelnd um.

„„Hier iſt die alte Eiche,
Und hier das Elfenthor.
Wo hab' ich denn geſtern getrunken,
Daß ich den Kopf verlor?““

„„Was hab' ich für tolle Dinge
Vom Gnomenſchloß geträumt!
Wie ich Guinee'n und Perlen,
In meinen Sack geräumt.““

Auf richtet er ſich allmählig,
So ſchwer — „„Juchheiſſaſa!
Solch Träumen will ich loben —
Noch ſind die Guineen da!““

„„Ei du verſtänd'ger Kobold,
Das haſt du gut gemacht!
Nun raſch zur Frau nach Hauſe —
Und Irland, gute Nacht!““

„„Denn, was bei Tag der Teufel
Hat auf dem Rücken gebracht,
Das ſchleppt er unter'm Bauche
Ganz heimlich weg bei Nacht.““

„„Drum, marſch Freund Con, nach Derry.
Dann nach New-York geſchwind.
Kein Elf kann über's Waſſer,
Das weiß ein jedes Kind.““

Mit vollem, ſteifem Winde
Ging's nach New-York jetzt fort,
Und iſt er nicht geſtorben,
Lebt Con noch heute dort.

Literatur-Notizen.

.*. So eben hat ein neues Werk Waſhington Irving's die Preſſe verlaſſen (bei Galignani in Paris.) Es führt den Titel: „A tour on the prairies.“ Den deutſchen Freunden W. Irving's, welche ſchon lange einem neuen Werke dieſes geiſtreichen Genremalers entgegenſahen, wird es angenehm ſein, zu erfahren, daß die oben genannten amerikaniſchen Reiſeſkizzen Irving's baldigſt in deutſcher Ueberſetzung bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erſcheinen, und ſich (mit Irving's Portrait geſchmückt) der bekannten wohlfeilen Geſammtausgabe der Irving'ſchen Werke anſchließen werden.

.*. Ein Verein israelitiſcher Gelehrter wirkt bei der Herausgabe einer wiſſenſchaftlichen jüdiſch-theologiſchen Zeitſchrift, deren erſtes Heft nächſtens aus der Sauerländer'ſchen Offizin erwartet wird. Möge es den Mitarbeitern (Dr. Creizenach in Frankfurt a. M., Dr. Joſ. Dernburg in Mainz, Dr. Formſtecher in Offenbach, Dr. Abr. Geiger in Wiesbaden, Dr. Herxheimer in Bernburg, Dr. Joſt in Berlin, Dr. Kley in Hamburg, Dr. Levi in Gießen, Munck in Paris, S. J. Rapoport in Lemberg, Dr. Salomon in Hamburg und Dr. Zunz in Berlin, — bekannte, ehrenwerthe Namen —!) durch treues und einmüthiges Zuſammenwirken gelingen, die Sache der Wahrheit, vielen Nebeln und Vorurtheilen gegenüber, in ihr heiliges Recht einzuſetzen, und das zerſplitterte, zertretene Volk wenigſtens vorerſt im Geiſt wieder zu einigen! Mögen ſolche Beſtrebungen, die aus reinem und edlem wiſſenſchaftlichem Ernſt emporwurzeln, bald zu reichen, geſegneten Fruchtbäumen werden!

Buntes.

.*. Die Dichter Amerika's. (Schluß.) — Uebrigens erſcheint die Leidenſchaft bei allen amerikaniſchen Dichtern, und ſelbſt bei Percival, weniger intenſiv und lebendig, als bei den engliſchen Schriftſtellern. Edgar Dana — den mehre Kritiker als den Erſten unter den amerikaniſchen Poeten bezeichnen, bekundet mehr eine träumeriſche Imagination, einen meditativen Philoſophen, als eine leidenſchaftbewegte Seele. Seine vorzüglichſte Dichtung iſt der „Buckanier.“ Allein die Art und Weiſe, mit welcher er hier das Piratenweſen und die Räuberei ſchildert, genügt dem Leſer ſchwerlich. Zurückgezogen, friedlich und beſcheiden, wie er lebt und iſt, vermag er es nicht, ſich in das blutige Chaos, in das wilde, aufgeregte Leben, welches ſeine Dichtung ſchildern ſoll, zu verſetzen, oder gar mit demſelben zu ſympathiſiren. Natürlicher und wahrer enthüllt ſich ſein Talent, wenn ſein Aufſchwung melancholiſch und ſanft iſt, nach Art der Taube, die zu den Wolken emporſteigt. Der „alte ſterbende Rabe“ iſt ein Meiſterwerk in ſeiner Art. Miſtriß Sigourney iſt das einzige Frauenzimmer, welches ſich in Amerika mit der Poeſie befaßt hat. Eine reiche Heirath war die Belohnung ihrer dichteriſchen Bemühungen; übrigens verdankt ſie dieſes Reſultat weniger der Kraft ihres Genius, als der in ihren Kompoſitionen herrſchenden ſtrengen Sittlichkeit. — Pierpont iſt ein geſchickter Proſaiſt, und hängt als Dichter, der alten Schule von Pope und Rogers an. Seine Verſifikation iſt rein, und ſeine Erfindungskraft ſehr fruchtbar. — Sprague, ein geborener Boſtoner, übertrifft Viele ſeiner Landsleute an Erhabenheit des Genies. Er iſt Kaſſirer in einem Banquier-Hauſe zu Boſton. Die ſonderbare Vollkommenheit ſeiner Dichtungen ſtellt ihn unter die Nachahmer, vielleicht unter die Rivalen ſeines Landsmanns, Campbell. — Willis verfaßte zuerſt religiöſe Dichtungen, die in großem Anſehen ſtanden. Späterhin wurde er erſter Redakteur einer „Revue“, welche reuſſirte. Sein Gedicht: „der ſterbende Alchymiſt“ iſt ein Meiſterwerk. — W. Longfellow iſt der Verfaſſer einer kleinen intereſſanten Schrift: „der Geiſt der Poeſie.“ — Georges Washington Doane hat „die Geſänge im Freien“ gedichtet, die eine kindliche und beinahe rührende Einfachheit athmen. — Brainard, welcher eine lebhafte Senſibilität und eine glückliche Leichtigkeit in der Verſifikation beweiſt, hat nur für die Spalten ſeines Journals gedichtet. Die rauhe Nothwendigkeit verhinderte ihn, ſich zu höherem Flugs zu erheben. — Samuel Woodworth ſchrieb populäre Lieder, die in ganz Amerika verbreitet ſind. — John Neal iſt der Verfaſſer „der Geburt des Dichters.“ — James Nack endlich, der taubſtumm geboren iſt, dichtete, kaum zum Jüngling herangereift, die „Legende von den Felſen.“

Dieſe namentlich Angeführten ſind bei Weitem nicht alle Dichter Amerika's; man gibt ihre Zahl bis auf zwei Hundert an. Im Allgemeinen iſt die Moralität ihrer Dichtungen bewunderungswerth; aber die beiden Wörter: Poeſie und Moralität ſind nicht ſo ſynonym. So viel iſt gewiß, daß die amerikaniſche Proſa, die ſo ſchwer auf allem Leben laſtet, den gewaltſamen Ausbruch der Leidenſchaften, der das Genie zu einem erhabenen Standpunkt entführt, beeinträchtigt. Ein amerikaniſcher Byron iſt unmöglich; und es wird lange dauern, bis die vereinigten Staaten, die nun einmal die Humanität — im eigentlichen Sinne des Worts — welche einzig und allein im Stande war, Poeſie und Literatur, ſelbſt bei der einfachen republikaniſchen Weiſe feſtzuſtellen, ausgeſchloſſen haben, bis dieſe vereinigten Staaten von dem einförmigen materiellen Standpunkte zu der Entartung der Sitten herabſteigen, die gleichfalls, indem ſie den Leidenſchaften einen Spielraum einräumt, die Poeſie begünſtigt. Amerika iſt kein Griechenland und Rom; aber die Republik Amerika wird dereinſt, wegen fehlender innerer Organiſation, wie ſo viele frühere Freiſtaaten, dem Zahn der Zeit erliegen. Dann vielleicht, wann die Freiheit geopfert iſt, mag die Poeſie jenſeits des atlantiſchen Oceans, erblühen. Sie wird ſich aus dem Grabe jener erheben; ſtatt daß man ſie mit ihr in das Leben hätte einführen können.

.*. Oeffentliche Gerichtsbarkeit bei den Pavianen. Ich hatte (erzählt ein neuerer Reiſender) von einem Bekannten am Cap ſo manchen intereſſanten Sittenzug aus dem bürgerlichen Leben der Paviane gehört, daß ich, um den letzten Reſt meines Unglaubens zu vertilgen, beſchloß, dieſem Volk meinen Beſuch zu machen. Ich erſtaunte nicht gering, als ich (von zwei meiner Diener zu Roß begleitet), an der Grenze zwar keinen Schlagbaum aber doch (mit Vergunſt) einen wahren Pavian von Douanier oder Vorpoſten gewahrte, der mir, obgleich die ganze Nation ſtumm iſt, doch ſehr deutlich zu verſtehen gab: ich hätte als ein Ausländer in dem heiligen Reiche nichts zu ſchaffen und möchte mich meines Weges wieder ſcheren, widrigenfalls man mir einen Laufzettel auf den Rücken ſchreiben würde. Ich machte denn alſo linksum, konnte aber doch nicht umhin, in einer geringen Entfernung wieder zu halten, weil ein verworrenes Getöſe, (etwa wie in einem franzöſiſchen Parterre) meine Aufmerkſamkeit feſſelte. Als ich umblickte, ſah ich, daß das freie Volk der Paviane in Maſſe angerückt kam, um (wie ich gleich drauf bemerkte) ſeine Comitien zu halten. Rings im weiten Kreiſe ſtanden die Paviane, ohne Unterſchied des Ranges, Standes und Geſchlechts, Herren und Damen ohne Prüderie neben einander, beide in einem Coſtüme, welches ich für Leſerinnen nicht näher bezeichnen will, doch kann ich betheuern, daß die Idee von Schneidern bei jenen ehrlichen Leuten noch völlig unbekannt iſt. Wie ſehr wuchs mein Erſtaunen, als auf den Wink eines Pavianes, in dem ich ſeiner Größe halber den Präſidenten vermuthete, einige Pavianiſche Jünglinge herbeigeſchleppt wurden, bei welchen mich weniger ein gewiſſer Ausdruck von Verſchmitztheit oder Kläglichkeit, als von Dummheit augenblicklich überzeugte, daß ſie ſich irgend eines Haupt-Verbrechens ſchuldig gemacht hatten. Und es war auch ſo. Sie mußten nämlich in der Mitte auf den Sand knieen, während zwei bedeutende Paviane, Männer von großer Gelehrſamkeit, — wie es ſchien, ihre Vertheidigung übernahmen; die Advokaten ſprachen zwar kein Wort, plaidirten aber doch äußerſt verſtändlich, indem ſie die Verbrechen ihrer Klienten nachbildlich durch Mimik darſtellten und in derſelben zugleich die entſchuldigenden Motive entwickelten. Wie es mir ſchien, ſo handelte es ſich um einen Diebſtahl und ein andres ſehr delikates Verbrechen, welches ich nicht näher bezeichnen will, und ich glaubte zu bemerken, daß der Präſident während der Verhandlung ſich — dieſelben Dinge erlaubte, wogegen jedoch in der ganzen Verſammlung niemand etwas einwendete. Als die Vertheidigung nach Pavianiſcher Sitte mit einem Ballet beſchloſſen war, erging der Urtheilsſpruch, der Präſident verdammte die beiden armen Sünder zum Strange und übergab die Baſtſchlinge dem Exekutor. Hier lernte ich die Gerechtigkeitsliebe dieſer edlen Nation erkennen, denn in demſelben Augenblick erhob ſich ein tauſendſtimmiges, furchtbares Gebrüll und jeder aus der Verſammlung wollte der erſte ſein, um die Verurtheilten zu zerreißen. Die letzteren ergriffen jedoch die Flucht und ihre Weisheit führte ſie in meine Nähe. Natürlich erklärte ich ſie im Augenblick als unverletzlich und ſanctionirte dies durch einige gegen die Nation gerichtete Flintenſchüſſe, worauf die Gerechtigkeitsliebhaber (unbeſchadet ihres angebornen Muths) mit Verachtung von ihren ſündigen Brüdern und von mir zurückwichen. Meine beiden Schützlinge folgten mir nach der Capſtadt und von da nach Europa, und vielleicht gelingt mir's, bei Muße von ihnen nähere Details über die Sitten und Bräuche dieſer merkwürdigen Nation zu erhalten, die ich ſeiner Zeit mitzutheilen nicht verabſäumen werde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer

№ 70. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 23. März.

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Fortſetzung.)

Das Morgenroth glühte über den Bergen, die ſaftigen Blätter der Orangenbäume wiegten ſich üppig in der erfriſchten Luft, als Carracioli, den Ruf zu der Königin erwartend, in den Laubgängen um die Burg auf und nieder ſchritt. Ein ſeltſames Gefühl, das allen Hoffnungen widerſprach, denen er ſich doch faſt mit Gewißheit überlaſſen durfte, beengte ſeine Bruſt; zu allem Glanz, der ſeine Bahn umſtrahlte, war ihm nun noch der Liebe beſeligendes, hellſchimmerndes Geſtirn aufgegangen, und doch bedeckte ein trüber Nebelſchleier die roſigen Träume, welche ihn noch geſtern überall umgaukelten. Da trat der Hausherr bleich und verſtört zu ihm. „Sagt mir um der heiligen Jungfrau willen," — hob er leiſe an — „was ſoll es mit den Menſchen geben, die ich in der Burg verberge? Die Späheraugen des königlichen Gefolges werden bald auf der Spur ſein." — „Schlimmer als hundert Aufpaſſer zuſammen iſt die Herzogin von Seſſa," — bemerkte Carracioli nachdenkend; — „die Andern kennen wenigſtens den unglücklichen König Jakob nicht mehr." „Meint Ihr die dürre Dame, welche geſtern neben der Königin ſich brüſtete?" fragte Signor Pangrazio, — „die iſt ſchon jetzt wie ein Geſpenſt überall umhergeſtrichen, und die Augen funkeln ihr, wie Kohlen; ſie fragt Jeden, befiehlt Jedem, und ſcheint ſich gar nicht um Würde und Anſtand zu bekümmern." — „Vor ihr iſt kein Verbergen möglich," — verſetzte Carracioli, — „ſchafft nur eilig den arragoniſchen Ritter, und den jungen René hinweg." — „Der Ritter iſt gleich heute Nacht entflohen," — antwortete der Burgherr — „aber der Starrkopf René will nicht weichen; er glaubt, ſchon allein durch ſeine Lieder könne er, wie Orpheus, die Dämonen der Unterwelt bezwingen und den Haß der Todfeinde mildern." — „Was König Jakob betrifft," — fuhr Carracioli fort — „ſo halte ich für das Sicherſte und Ehrenvollſte, der Königin kein Geheimniß aus ſeiner Anweſenheit zu machen, da man den kranken, bejammernswerthen Mann auf keine Weiſe ohne Unmenſchlichkeit fortbringen kann." „Wollt Ihr mich in's Verderben ſtürzen," — wehklagte Signor Pangrazio — „wollt Ihr mein Todesurtheil ſprechen? Ihr müßt ja wiſſen, daß ſie ihn grimmig haßt, daß er ſie einſt gefangen hielt, daß er ihren Liebling. den ſchönen Mundſchenk Pandolfello, enthaupten ließ, und daß ſie ſelbſt vielleicht nur durch ihre Schlauheit einem ähnlichen Schickſal entging; und habt Ihr denn vergeſſen, welche Plane Euch geſtern entwickelt wurden, ſollen die feinſten Berechnungen meiner Staatsklugheit zerſtört werden?" Unmuthig wandte ſich Carracioli ab, da Signor Pangrazio in ſolcher bedenklichen Lage doch wieder ſein Steckenpferd beſtieg, und gewahrte die Herzogin von Seſſa, die, unermüdlich umher ſuchend, auch auf dieſe Stelle gerathen war, indeſſen mußte ſie nichts von der vorhergehenden Unterredung vernommen haben, denn ſie kämpfte noch ſichtlich mit allen Qualen der Neugierde.

„Signor Pangrazio" — begann ſie ſogleich heftig und äußerſt verſtimmt — „die Frauen der Königin beklagen ſich über die Geringſchätzung, welche man ihnen bewieſen; ſie haben die Nacht in einem elenden, engen Zwinger zubringen müſſen; auch für die Edelknaben iſt ſchlecht geſorgt worden, und nun gar die Eſelinnen der Monarchin, das nothwendigſte Stück unſerer Hofhaltung, wie erbärmlich ſind ſie in einem niederträchtigen Schafſtall zuſammengepreßt und mit etlichen Diſteln bewirthet worden! Meint Ihr, es ſei kein Unterſchied zwiſchen dem Laſtthier Eurer groben, kalabreſiſchen Bauern, und den köſtlichen, zarten Geſchöpfen, die einen Saft, herrlicher als die kaſtaliſche Quelle, zu dem Bad der Königin liefern? Wenn ſie heute in Folge der Vernachläſſigung nicht genug Milch geben, ſo kann Euch das die Strafe des Hochverraths zuziehen. Seid Ihr Euch wirklich keines Unrechts gegen die königliche Majeſtät bewußt?" Die grauen, ſtechenden Augen der Herzogin durchbohrten dabei den zitternden Signor, und dieſe Miſchung von bösartigem Spaß und argwöhniſchem Ernſt ließ ihn das Schlimmſte befürchten. „Das iſt ein ſchlechter Dank, Madonna," — ſagte Carracioli — „den Ihr unſerm wohlgeſinnten Wirth bietet, der die unerwartete Gnade des Beſuchs der Konigin mit Rührung aufgenommen, und den Gäſten die Thüren ſeines Hauſes gern geöffnet hat." — „Alle Thüren?" — fragte die Herzogin — „daran möchte ich zweifeln; denn da ich dieſe Nacht nicht ſchlafen konnte, ſtand ich am Fenſter und bemerkte, daß Ihr noch geheime Gäſte beherbergt; ich ſah einen jungen Ritter aus dem andern Flügel kommen und raſch ſich zu Roß ſchwingen. Das Mondlicht ſchien ihm hell in's Antlitz, und bei meiner armen Seele! nie iſt mir eine größere Ähnlichkeit vorgekommen, als der Ritter mit dem Arragonier Alphons hatte, nämlich wie dieſer in ſeiner Jugend ausſah, damals als er die Königin rettete, die goldne Kette aus Johannas eignen Händen empfing, die Frauen Neapels ihm Blumen ſtreuten, das berühmte erſte Teſtament gemacht wurde, und Alles am Ende doch nur Gaukelſpiel und Blendwerk war. Was meint Ihr, Carracioli, ich habe immer gedacht, wir hätten dem Arragonier ehrlich Wort halten ſollen, oder habt Ihr andere Gedanken? Möchtet Ihr lieber den Anjous huldigen, oder wollt Ihr einem andern Götzen den Thron bauen?" „Ich erwarte die Verfügungen der Königin, ohne mir voreilige Urtheile zu erlauben," — verſetzte Carracioli. — „Freilich," — entgegnete die Herzogin, — „Ihr ſeid ungemein weiſe, fromm und demüthig, — für Euch ſelbſt habe Ihr keine Wünſche; Ihr verlangt nichts, nicht einmal das Fürſtenthum Salerno, weil Ihr zu beſcheiden ſeid, um nach einem Beſitzthum zu haſchen, worauf meine Familie gegründete Anſprüche macht, und doch wollen Eure Feinde, obgleich gewiß lügenhafter Weiſe, behaupten, daß Ihr die Königin ermuntert, zu Euern Gunſten ſolche Ungerechtigkeit geſchehen zu laſſen." Sie würde noch länger mit Sticheleien fortgefahren haben, da Carracioli's Schweigen, Verachtung bezeichnend, ſie immer heftiger reizte; aber eine der dienenden Frauen eilte athemlos herbei, den Grafen zu der Königin zu rufen. „Das war ja eigentlich mein Auftrag" — bemerkte die Herzogin — „aber ich glaubte, die Ankleideſtunde der Gebieterin werde ſich in die Länge dehnen; auch hätte der Herr Graf ehrerbietig im Vorzimmer harren ſollen, ſtatt umher zu ſchweifen. Doch noch eins, Carracioli, was treibt der Biſchof hier? Verirrt? — das ſoll mir Niemand weiß machen, die geiſtlichen Herrn wiſſen überall den Weg zu finden; — hier ſind Complotte geſchmiedet worden." Sie hob drohend den Finger auf, aber Carracioli rieth ihr mit ſpöttiſcher Höflichkeit, dieſe Fragſtücke dem Biſchof ſelbſt vorzulegen, und eilte mit ſcheinbarer Heiterkeit hinweg, obgleich der ſichtliche Argwohn der boshaften, ſchonungsloſen Frau, die ſo viel über Johannen vermochte, ihn dennoch drückte, um ſo mehr, da Signor Pangrazio in ſeiner Beſtürzung und Hülfloſigkeit bei der Herzogin allein blieb. —

Selbſt die ernſten Geſchichtſchreiber jener Zeit haben nicht zu bemerken verſchmäht, daß Johanna die Zweite in den Künſten des Putzes die ſeltenſte Geſchicklichkeit beſeſſen, und heute hatte ſie vollends alle ihre Zauberkünſte aufgeboten, um theils die Spuren der angreifenden Reiſe zu verwiſchen, theils wie Racine ſo treffend in der Athalie ſagt:

> Pour réparer des ans l'irréparable outrage.

Doch gaben ihr Schmuck, falſche Locken, Schminke, Edelſteine in den zierlichſten Formen und wallende Spitzenſchleier über dem purpurfarbenen Sammetgewand nur ein ſeltſames, zweideutiges Anſehn, ein Scheinleben, einen täuſchenden Anflug von Jugend, dem doch wieder Gang, Haltung und Starrheit der Züge widerſprachen. Sie empfing den Grafen ſo befangen, wie ſie ſich ihm noch nie gezeigt; denn ſie wollte ihn ihre Ungnade fürchten laſſen, und ihn doch zugleich weder betrüben noch entmuthigen. Ihm erſchien dieſes Benehmen faſt der Schüchternheit eines jungen Mädchens nachgemalt, und es gehörte die ganze dankbare Verehrung, welche er der Königin geweiht, dazu, um ihn dieſe Erſcheinung nicht lächerlich finden zu laſſen.

Sie reichte ihm nicht wie gewöhnlich die Hand, ſie grüßte ihn mit ſteifem Neigen des Hauptes, ſie wollte ſeine theilnehmenden Erkundigungen nach ihrem Wohlſein überhören, und doch leuchtete ein inniges, wehmüthiges Gefühl aus ihren halbabgewandten Augen. „Es iſt mein Geſchick," — ſagte ſie endlich, — „oder vielmehr das Geſchick aller Großen, daß wir nur Undankbare verbinden; ſeit dem Antritt meiner Regierung habe ich mich an dieſen Gedanken gewöhnt und dadurch ſeine Bitterkeit abgeſtumpft, — aber ich glaubte an Ausnahmen, — und Ihr — doch wovon wollte ich reden? Ich wollte Euch fragen, warum Ihr meine Befehle nicht befolgtet? Was dieſer lange Aufenthalt hier bezwecken ſoll, hier in dem öden Gebirge, wo Euch nichts feſſeln kann?" „Ich wollte heute Morgen nach Reggio aufbrechen," — verſetzte Carracioli etwas verlegen und zögernd. — „Es ſind mir ſchriftliche

Warnungen zugekommen“, — fuhr Johanna fort, — „aber ich kenne zu ſehr den Neid und die Verläumdungen, mit welchen man die Begünſtigten verfolgt, als daß ich ſolchen Anklagen leicht Glauben ſchenken möchte; auch ſind manche Angaben albern und widerſprechend; ſo droht man mir mit verborgenen Todfeinden, und das ſind weder die Anjous, noch die Arragonier, ſie wollen mich nur je eher je lieber beerben. Tödtlich hat mich nur ein Menſch auf Erden gehaßt, jener verruchte Jakob von la Marche; aber ich habe es ihm auch mit tödtlicher Feindſchaft vergolten; ich haſſe ihn, wie einen giftigen Baſilisk, vor dem ich in die Hölle fliehen würde, ſollte ich den Himmel mit ihm theilen. Aber Dank den gebenedeiten Heiligen! der Unmenſch iſt längſt todt.“

(Schluß folgt.)

Reminiscenzen vom Geſtade der Oſtſee.

(Fortſetzung.)

IV. Stubbenkammen und der Königsſtuhl.

Eine lange Reihe von Felſen führt den Namen **Stubbenkammen**. Man trifft daſelbſt ein wohleingerichtetes Gaſthaus, um die Reiſenden zu beherbergen, die den **Königsſtuhl** beſuchen wollen, um ſich der Ausſicht auf den unabſehbaren Ocean zu erfreuen. Unweit jenes Gaſthofes befindet ſich jener in das Meer hinausſpringende Felſen, der von Karl XII., dem ſtarrköpfigen kühnen Schweden-König, den Namen **Königsſtuhl** erhalten. Er pflegte daſelbſt der Ruhe, als er von Allen verlaſſen, aus der türkiſchen Gaſtfreundſchaft, oder vielmehr Gefangenſchaft in **Bender** zurückkehrte.

Den Fuß des hochaufſteigenden Felſen benetzt das baltiſche Meer, das in unendlicher Weite ſich den Blicken enthüllt, von Fiſcher-Kähnen und Kauffahrern belebt, ſonſt einförmig und ohne Abwechſelung für das Auge; es ſei denn, daß die ſteigenden und fallenden Wellen, die im ewigen Spiele ſich zu fliehen und zu haſchen ſcheinen, für eine ſolche genommen würden. Es gibt bei dem Allen nichts auf Erden, was auffallendere Kontraſte bieten könnte, als der Ocean. Sich ſelbſt überlaſſen, nicht vom Sturm beherrſcht, liegt er ruhig und harmlos da; ein großes, mächtiges Ungeheuer, das ſich in phlegmatiſcher Behaglichkeit gefällt und mit den Wellen Kurzweil treibt, ſtreckt er die Glieder auf weicher Ottomane des ſandigen Grundes, unbekümmert um die Welt, und die ſchweren Laſten, welche das Pygmäen-Geſchlecht auf ſeinen Rücken thürmt. Ein Bild der größten Apathie tritt er Einem entgegen. — Wie ganz anders aber iſt der Ocean, wenn der Sturm ihn von dem Faul-Bette auftreibt, und er die Glieder ſtreckt und dehnt, daß die Schiffe erbeben und ihnen die Rippen im Leibe krachen. Wie ganz anders iſt er, wenn er immer mehr und mehr angeregt wird, wenn er ſich gänzlich erhebt und das wellenumfloſſene Haupt ſchüttelt, wenn er immer gigantiſcher wird und himmelſtürmender, und nun endlich dahinbrauſ't mit allen Schreckniſſen ſeiner Tiefe. Es iſt die wilde Hochzeitsfeier des Orkans mit der See, die alsdann das Auge ſchaut, eine Hochzeitsfeier der glühendſten Leidenſchaft, eine weltzerſtörende. Die alte Stadt Vineta, die auf tiefem Meeres-Grunde ruht, ſoll das Opfer einer ſolchen Braut-Nacht geworden ſein, und wenn ihre Feier von Neuem drohet, ſo fliegt ein geſpenſtiges Schiff über den Ocean, und die Schiffer ſchlagen gläubig ein Kreuz und beten zu Gott: er wolle ſie vor Unheil bewahren. Naturkundige heißen das Phantom die Fata Morgana.

Ich ſtand auf dem **Königsſtuhl**, zu meinen Füßen den mächtigen Ocean, über mir den blauen Himmel mit der aufgehenden Sonne, um mich herum die tiefe Stille der Morgen-Feier. Karl XII. ruhete an dieſer Stelle, dem Sturm und dem Meere Preis gegeben, doch gehalten von der Hand eines Höheren. Menſchen-Hand hat ihn ſpäter in den Trancheen von Fredrickshall vernichtet; er fiel durch die Kugel eines Meuchelmörders, die Bruſt an den Wall gelehnt; das Auge dem Feinde entgegen. Er war ein kühner König, ein **Mann** im ganzen Sinne des Wort's, ein Fels im ſturmgepeitſchten Meere, wie der **Königsſtuhl**, auf welchem er der Ruhe pflegte. Wie hätt' ich ſeiner nicht gedenken ſollen an der Stelle, die ein Bild ſeiner Mannheit war? Ich läugne es nicht, eine Thräne des Schmerzes ſchlich über meine Wangen, daß der **Mann** ſeiner Zeit ein ſo klägliches Ende gefunden, von Meuchelmörder-Hand. Wie ſchön und würdig ſeines Lebens hätte er hier enden können, hier von dem brauſenden Ocean umſchlungen und in die Tiefe hinabgezogen, wie einſt ſicherlich der Königs-Felſen von **Stubbenkammen** dem Meere verfallen wird. Helden und Männer ſollten eigentlich nur unmittelbar von der Hand des Höheren fallen, der ſie hingeſtellt, den Menſchen ein Zeichen, eine Oriflamme in der Finſterniß des Alltags-Lebens.

Ich ſah die Sonne auf dem Inſelberg in Thüringen dem tiefen Thale entſteigen, ſich über die Berge emporringend, zum Zenith ihrer Höhe; doch ſchöner faſt entſteigt ſie dem Schaum des Meeres, Aphroditen ähnelnd, mit roſiger Wange, das Haar mit Demanten durchflochten. Das dunkle, nächtige Kleid des Oceans lichtet ſich in der dem Tage vorſchreitenden Dämmerung anfänglich zum Grün; die Morgenröthe beſtreuet es ſpäterhin mit den Roſen des Tages; und wenn die Sonne ſtrahlend funkelt am Horizonte, erglänzt es anfänglich zwiſchen Silber und Gold, um bald darauf das blaue Kleid anzuziehen, welches ihm der Himmel herniederreicht. Der Wechſel geſchieht allmählich, ſo daß die verſchiedenen Tinten, nach und nach, in die eine letzte Farbe verſchwimmen, die nur dann mit dem braungelben Negligé vertauſcht wird, wenn ein Unwetter im Anzuge iſt und der Grund des Meeres vom Sturme aufgewühlt wird.

Mit dem Emporſchweben des Tages wurde die See, in der Nähe des Felſens, belebt. Fiſcher zogen auf ihren Kähnen hinaus, und die Netze wurden entfaltet. Schiffe, die bis dahin das Dunkel umhüllt, zeigten ſich dem Auge, und der Ocean gewährte das mehr praktiſche Bild einer belebten Straße für den Welthandel.

V. Arcona und die Jaromars-Burg.

Das Vorgebirge Arcona, die nördlichſte Spitze Deutſchlands, erhebt ſich zwei hundert Fuß über den Ocean, der, als ich dieſe Parthie Rügens beſuchte, ziemlich bewegt an der Felswand vorüberrauſchte, ſchäumend und gähnend, als empfände er ſchon die Wehen des ſeinem Schooße ſich entwindenden Sturm's, der, in der Nacht darauf, mit entſetzlicher Gewalt losbrach.

Unweit Arcona, ungefähr zwanzig Minuten von der **Jaromarsburg**, deren ehemaliger Standpunkt jetzt nur noch durch die Wälle angedeutet wird, die ſie einſchloſſen, liegt eine Kapelle, in welcher während der Erntezeit Gottesdienſt gehalten wird, und zu ihren Füßen, am Strande des Meeres, das Fiſcherdorf Wyt, welches gar demüthig und beſcheiden neben dem gewaltigen Ocean erſcheint, aber vertrauungsvoll auf das mächtige Ungeheuer ſchaut, das den Bewohnern von Wyt den Unterhalt ſpendet. Man überläßt ſich der Großmuth des Meer's wie der Wärter dem Löwen vertraut im Käfig. Auf dem wilden Elemente ſind jene Fiſcher von Wyt mehr zu Hauſe, als auf dem ſicheren, feſten Boden, und, ob die See auch häufig ein Opfer von ihnen heiſcht, es iſt ihr Lebensglück, ſich auf ihr zu verſuchen, ſie zu überliſten.

Die Jaromarsburg auf Arcona war die Reſidenz des ſlawiſchen Fürſten Jaromar, der Stralſund erbaute. In ihrer Nähe ſtand früher der Tempel des Götzen Rugievit, oder Swantevit, (Heiliges Licht) den die Ruganer als Haupt-Gottheit verehrten. Vermuthlich war der Gott, ein vierköpfiges Ungeheuer von rieſiger Größe, mit Bogen und Füllhorn verſehen, ein Symbol der Sonne, eine Art von Phoebus-Apollo, freilich in ſlawiſcher Grazie gehalten, der das Ungeheure für ſchön galt. Waldemar I. von Dänemark, zerſtörte den Tempel, und mit ihm ſank die Prieſter-Herrſchaft, die bis dahin mit ungebändigtem Fanatismus über Rügen gewaltet hatte, die hier ihren Hauptſitz aufgeſchlagen und dem Chriſtenthume ſo lange Trotz bot. Die Stelle der Jaromarsburg iſt eine blutgedüngte Stelle, und ſie ſteht darin dem heiligen Grabe nicht nach. Es wurde hier, zu Ehren des alten Swantevit, geopfert und geſchlachtet, wie dort in der heiligen Stadt zu Ehren des Erlöſers, als Gottfried von Bouillon ſich den Titel eines Königs von Jeruſalem holte. Der Glaube hat von jeher das meiſte Blut gekoſtet. Nur war die Hierarchie des Heidenthums nicht ſo heuchleriſch, wie die der chriſtlichen Lehre. Sie verlangte Blut und Opfer geradezu, und verwies auf Odin und Walhalla, auf Asgard und den ſüßen Meth. Aber die Prieſter des Chriſtenthums ſprachen von Glaube, Liebe und Hoffnung, und die Opfer wurden für gräuelhafte Dinge erklärt, doch einen redlichen, blutigen Krieg könne man, zur Ehre der Kirche, und zum Nutzen und Frommen der Pfaffen und Klöſter, ſehr wohl führen. Nun, auch das iſt anders geworden.

Ich ſtand auf Arcona, und das Meer ſchlug gelbe Wellen, trübe, ſandgefärbte Wellen, mit weißem Schaum belegt. Der Sturm war im Anzuge. Der Himmel hatte ſeinen düſterfarbenen Mantel umgelegt, den blaugrauen Regen-Mantel. Die Sonne hatte ihr Strahlen-Auge geſchloſſen, ein anziehendes Unwetter verkündete ſich durch das ferne, in regelmäßigen Zwiſchenräumen ſich wiederholende Geſtöhne des Sturm's, der über das Meer einherſchritt, es immermehr aufwühlend und brauſen machend, als koche und ſiede es in ſeiner Tiefe. In die große Disharmonie, die über die Natur einbrach, miſchte ſich das Geſchrei der Seevögel, die, eilenden Fluges, dem Strande zueilten und ein wirthliches Obdach ſuchten in den Felſen von Arkona, oder ſich in dichten Schaaren am Strande reiheten. Fiſcherböte ſchifften dem Dorfe Wyt zu, die weiß-gelbe Fluth durchſchneidend in gewaltiger Haſt, faſt ſo ſchnell, wie die Vögel über ihnen. Es war das Vorſpiel einer orkanbewegten Nacht, welche das Auge erſchauete. Der Geſichtskreis wurde durch die ſich ſenkenden Wolken bewegt, die weißen Kreidefelſen der Inſel Mön ſchimmerten undeutlich durch den wolkigten Schleier, der ſie umhüllte; Jasmunds waldgekrönte Hügel gewannen das Anſehen ſchwarzer Hünengräber und ihr leichtes Grün ſchwand vor dem Schwarzblau des Himmels, der ſich immer tiefer und tiefer herabließ und das Meer zu beengen ſchien. Ich lenkte meine Schritte zu dem, eine halbe Stunde entfernten Dorfe Stutgarten, und fand hier freundlichen Schutz gegen die unwirthliche Natur, die in der folgenden Nacht mit allen Schreckniſſen, die in ihrem geheimnißvollen Schooße ruhen, hervortrat.

(Schluß folgt.)

Artiſtiſches Bülletin aus Frankfurt.

Die intereſſanteſte Novität, welche ſich im Laufe des Mai, auf dem Frankfurter Kunſtverein vorfand, — das große Altarblatt Julius Hübners, habe ich in dieſen Blättern bereits ausführlich beſprochen; mein Monatsbericht über die andern neuen Werke bildender Kunſt wird dafür um ſo kürzer. — Architectoniſche Veduten: a) der Friedhof von Baſel. b) Das Portal der Kirche von Dijon. c) Das Innere der Gereonskirche in Cöln, von Mathieu (aus Paris.) Sie machen von vorneherein gerade keinen Anſpruch auf den Rang erſter Kunſtleiſtungen, ſind aber mit großer franzöſiſcher Leichtigkeit hingemalt. Das Portal der Kirche von Dijon tritt nicht genugſam plaſtiſch hervor, ſonſt wäre dies Blatt das beſte.

Oppenheim (in Frankfurt). *Beato dolce far niente.* Eine italieniſche Familie, ihre Siesta haltend. Die Idee, welche dem Künſtler vorſchwebte, mag ihm allerdings ganz klar und in voller Einheit innegewohnt haben; der aufmerkſamere Beſchauer entdeckt jedoch in dem ſchlafenden Alten etwas gar zu deutlich das Modell (einen hieſigen Kärrner) und findet in der ganzen Compoſition eine etwas zu ungenirte zufällige Zuſammenſtellung von Einzelnheiten. Das Colorit iſt blendend, aber nicht gründlich und noch weniger harmoniſch. Möge der talentvolle Künſtler ſich doch ja vor einer gewiſſen Richtung bewahren, die gar zu leicht zu Abwegen führt. Bei Genrebildern kommt es überdieß ja ganz beſonders darauf an, eine beſtimmte, concentriſche Idee als Eine hinzuſtellen, da die Radien derſelben die Aufmerkſamkeit ſo leicht zerſplittern können.

Zwei Landſchaften von L. C. Wagner. Ein ſehr achtbares Wollen und Streben offenbart ſich in dieſen Bildern, denen jedoch der Nerv, die innere Poeſie fehlt. Auch die äußere Behandlung weht mich froſtig an; es iſt keine Wärme, keine Vegetation, es iſt zuviel Metallgeſchmack in dieſen Farben; die Bilder ſehen aus, als wären ſie nicht laſirt.

Porrait des Herrn Dr. Eduard Rüppell, von Joſeph Binder. Ein meiſterhaftes Bild! Die entſchiedenſte Wahrheit und Lebendigkeit in der Auffaſſung des ganzen Charakters, die höchſte Kunſt-treue in der Darſtellung deſſelben. Binder verſteht es, ſeine Portraits, abgeſehen von allem individuellen Werth, zu abſoluten Kunſtwerken zu erheben, ſo wie er bei der Behandlung zwiſchen allzugroßer Aengſtlichkeit und allzugroßer Leichtigkeit den glücklichen Mittelweg einſchlägt. Was für ein geheimer Talisman mag ihn wohl dabei als Compaß leiten? Ein ſehr einfacher, — nämlich: klarer Verſtand, ein durch tüchtige Studien, ſowie durch die belebende jahrelange Anſchau von Meiſterwerken geläuterter und geſunder Geſchmack, und ein Reſpekt vor der Würde der Kunſt, die man leider ſo oft blos als Spekulation betreibt und ſomit zum Handwerk macht. Dem Frankfurter wird das genannte Werk Binder's zweifelsohne doppelte Freude gewähren, da es das Antlitz eines Mannes dauernd verklärt, auf den Frankfurt mit Recht ſtolz ſein darf.

Perugino's Kreuzabnahme, lithographirt von N. Hoff (Lithograph. Anſtalt von Stern in Frkft. a. M.) Eine mittelmäßige Leiſtung. —

Noch kann ich endlich nicht mehr verſäumen, an dieſem Orte auf den bei Jügel erſchienenen rheiniſchen Sagenkreis aufmerkſam zu machen, welcher 21 Umriſſe enthält, nach Zeichnungen von Rethel in Düſſeldorf, lithographirt von Dielmann. Ich halte es für eine glückliche Idee, auf die vielen landſchaftlichen Rhein-Reminiscenzen endlich auch ein Album hiſtoriſcher Compoſitionen, die ſich auf die Sagen des deutſchen Stromkönigs beziehen, folgen zu laſſen und bezweifle nicht, daß dieſe Idee allgemein anſprechen wird. Die Mehrzahl der Zeichnungen empfiehlt ſich durch Phantaſie, Geſchmack und Gewandtheit des Künſtlers, bei einzelnen wünſchte ich gewiſſe modern-alte Bizarrerien weg, die an Theaterfiguren, Heideloff und Comp. u. ſ. w. erinnern. Die Gedichte, welche den Cyclus begleiten, ſind im leichten Volkston anſprechend behandelt. Die typographiſche Ausſtattung macht der Verlagshandlung alle Ehre.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 71. 1835.

281

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 24. März.

Das letzte Jahr einer Herrſcherin.

(Schluß.)

Die Königin holte tief Athem, und Schauder und Abſcheu ſprachen ſo furchtbar aus ihren Zügen, daß Carracioli es jetzt nicht wagte, mit der vorgehabten Entdeckung hervorzutreten; er ſuchte nur durch Verſicherungen ſeiner Treue, durch Betheurungen ſeiner ewigen Dankbarkeit die heftige Wallung der Königin zu beſänftigen, und er gewahrte bald, daß ſie ihm ruhiger zuhörte, dann bewegt ihn anſah, und zuletzt die hervorquellenden Thränen zu verbergen ſtrebte. Nun warf ſich Carracioli zu ihren Füßen und wollte ſein Verhältniß mit Livia der großmüthigen Monarchin bekennen; doch ehe das Geſtändniß ſeinen Lippen entſchlüpfte, gedachte er der unſeligen Herkunft der Geliebten, fürchtete, zu viel zu verrathen und ſchwieg verwirrt. Johanna betrachtete ihn mit Rührung, ihre erzwungene Kälte ſchmolz vor ſeinen feurigen Blicken; ſie ſeufzte, ſuchte ſich zu faſſen, und ſagte dann: — „Ja, ich will es Euch bekennen, daß nicht der Verrath mich erzürnte — ach, mein Leben iſt ſo oft dadurch getrübt worden; nicht die Gefahr mich erſchreckte; ich fühle etwas in mir von dem Heldenmuth meines Bruders Ladislaus, und mein Thron ſteht feſt, trotz der Bemühungen meiner Feinde; — aber tief betrübte mich der Gedanke, daß der Mann, dem ich vorzüglich wohl wollte, deſſen Treue und Ergebenheit ich arglos vertraute, deſſen Freundin ich mehr war, als ſeine Gebieterin, daß dieſer Auserkorene meinen Feinden Gehör geben konnte, das ſchmerzte mich, wie der Dolch des Brutus den unerſchrockenen Cäſar ſchmerzte, nur darum, weil er ihn geliebt hatte." „O meine Königin, meine huldreiche Herrin!" — rief Carracioli mit leuchtenden Augen — „und Ihr könntet nach ſolchem Vertrauen mich verſtoßen? Stellt mich meinen Anklägern gegenüber, und wenn das geringſte Vergehen gegen Euch auf mir haftet, ſo will ich mich jeglicher Schmach unterwerfen; wie ein Elender will ich mich von der Sonne meines Lebens, von Euerm Angeſicht, verbannen laſſen." „Damit würde ich mich ſelbſt ſtrafen," — erwiederte Johanna leiſe; — Carracioli ſah zu ihr auf, ſein Auge glühte, hochherzige Begeiſterung flammte aus ſeinen edlen Zügen. — „Nein, nimmer will ich Euch verbannen" — fuhr Johanna fort, hingeriſſen von ihrem langbekämpftem Gefühl — „ich kann nicht ohne Euch leben; aber ſo hoch will ich meinen Freund ſtellen, daß der Haß ihn nicht mehr ſtürzen, der Neid nicht mehr erreichen kann; keine Anklage darf ſich mehr gegen den Mann meiner Wahl erheben. Bin ich nicht frei, und die unumſchränkte Herrin dieſes Landes?" Sie ſtreckte den welken Arm unter dem weitgefalteten, dunkelrothen Gewand hervor — „hier reiche ich Euch meine Hand als — meinem Gemahl und Neapels König." —

Wie von einem Blitzſtrahl getroffen, ſtarrte Carracioli die Königin an; alle Hoffnungen, alle Plane und Erwartungen ſanken in den Staub vor dieſer furchtbaren Gunſt, die er nicht annehmen konnte, nicht abweiſen durfte. Johanna ſchwieg ebenfalls, die feurigſte, entzückteſte Antwort erwartend; aber Carracioli blieb ſtumm, erbleichend und regungslos; es war nicht allein ſeine und Livia's Gefahr, die ihn ängſtigte, er fühlte auch für die geliebte, geehrte Fürſtin die furchtbare Schmach, die entſetzliche Demüthigung, ſich verſchmäht zu ſehen in dem Augenblick, wo ſie ſich ſelbſt und ihre Krone dem Niedriggebornen angeboten hatte.

Die huldvolle Miene der Königin fing an, ſich zu verdüſtern, ihr gewöhnliches Mißtrauen erwachte, ihr Stolz empörte ſich bei dieſem peinlichen Schweigen, und die Verlegenheit, in welche ſie Carracioli's ſeltſames Benehmen verſetzte, glich mehr dem Unmuth, als der Scham. Sie ſtand plötzlich auf. — „Ich habe zu viel geſagt,“ begann ſie endlich mit ungewiſſer Stimme — „wenn Euch die Antwort zu ſchwer dünkt.“ — Carracioli drückte ſeine heißen Lippen auf ihre Hand und, zum erſtenmal in ſeinem Leben zitternd und ſchwankend, ſagte er: — „Ich kam hierher, von Hoffnungen belebt, — ich wagte, — ach ich traute auf Eure mütterliche Güte, — ich wollte Euch meine Wünſche vortragen, wie Euer Sohn, Euer unterwürfigſter Vaſall.“ Heftig riß die Königin ihre Hand aus der ſeinigen, und Zornesfunken ſchleuderten ihre Augen auf den Flehenden. „Hinweg, Unverſchämter!“ — rief ſie aus, — „hinweg auf immer, Verräther! niemals, niemals will ich Euch wiederſehen!“ — Das laute Rufen Johanna's rief die Herzogin aus dem Vorgemach herbei, und die Königin ſtürzte ihr entgegen, warf ſich in ihre Arme, und brach in konvulſiviſches Weinen aus. Die Herzogin betrachtete forſchend bald den noch immer knieenden Günſtling, bald die verzweifelnde Monarchin; dann zog ſie gravitätiſch ihr Balſambüchschen aus dem Buſen, benetzte Johanna's Stirne mit ſtärkenden Tropfen, und befahl den Frauen der Königin, näher zu kommen, weil die Gebieterin krank geworden ſei, und half ſelbſt mit vieler Sorgfalt ſie auf ein Ruhebett tragen. „Entfernt Euch, Herr Graf,“ — ſagte ſie dann mit ungewöhnlicher Milde, — „Ihr ſeht: die Königin bedarf jetzt der Schonung; ſobald ſie ſich erholt hat, will ich Euch rufen laſſen. — Gewiß, ich werde es nicht vergeſſen.“

Sobald ſie mit der Königin allein war, überließ ſie ſich wieder dem Ungeſtüm ihres Charakters. „Wir ſind verloren!“ — rief ſie aus — „nicht vergebens habe ich Euch vor dieſer thörichten Reiſe gewarnt, und meine Begleitung lange verweigert. Schlimm habe ich es mir gedacht, aber doch noch nicht ſo, wie ich es finde. Warum habt Ihr ihm nicht ſtrengen Befehl geſchickt, nach Neapel zurück zu kommen? Er mußte gehorchen, oder die Larve ablegen, und dort in der Hauptſtadt, in dem Mittelpunkt Eurer Gewalt, drohte Euch wenigſtens keine perſönliche Gefahr.“ „Gefahr — welche Gefahr?“ fragte Johanna noch zerſtreut, und in Träumereien der vergangenen Scene gedenkend. „Ich habe den alten Thoren, den Hausherrn, eingeſchüchtert, und ihm Bekenntniſſe abgepreßt,“ — antwortete die Herzogin, — „und dann iſt hier ein junger Abentheurer, der mich augenblicklich zu ſeiner Vertrauten und Fürſprecherin bei Euch erkoren hat; zum erſtenmal in meinem Leben widerfährt mir dieſe Ehre, denn man behauptet, meine Art und Weiſe ſei nicht geeignet, Zutrauen zu erwecken. Aus dieſen doppelten Nachrichten habe ich nun zuſammengeſetzt, daß wir in den Banden ſchändlicher Argliſt gefangen ſind, und daß der treuloſe Carracioli dieſes Gewebe geſponnen hat.“ — Johanna barg ihr Haupt in den Kiſſen und wiederholte mit dumpfer Stimme: — „Niemals will ich ihn wiederſehen, niemals. — Ich bin jetzt entſchloſſen, gute Baſe, es iſt nicht vorübergehende Laune, wie Ihr vielleicht glaubt, — ich will mein drittes Teſtament wieder in Kraft ſetzen, und treu dabei halten; die Anjous ſollen mein Reich erben; — alle meine andern Plane ſind zerrüttet.“ „Sonderbar,“ — ſagte die Herzogin, — „wie unſere Gedanken zuſammentreffen; gewiß, die Prinzen aus dem Hauſe Anjou ſind nicht die ſchlimmſten unter Euern Erbſchleichern, aber jetzt iſt nicht von Geſchenken und Teſtamenten die Rede, ſondern vom Erhalten Eurer Beſitzthümer, ja ſogar vielleicht Eures Lebens. Welchen Widerſtand können die Paar treuen Krieger, die wir mitgebracht, leiſten, gegen eine Rotte Böſewichter, die in den Gebirgen lauern, gegen die Knechte der Burg, an deren Spitze der gottloſe Carracioli ſich ſtellen wird? O, daß wir uns hierher gewagt haben!“ „Jetzt trifft mich die Rache für die Sünden meiner Jugend!“ — wehklagte Johanna. — „Beruhigt Euch,“ — verſetzte die Herzogin, — „habt Ihr nicht mit guten Werken Alles aufgewogen? Habt Ihr nicht die Kirchen in Neapel reich beſchenkt, und das Stift des heiligen Nikolaus vergrößert? Habt Ihr nicht das Kloſter Santa-Croce hergeſtellt und mit großen Renten begabt, und beten nicht die Nonnen im Kloſter des heiligen Antonius von Padua Tag und Nacht für Euer Seelenheil, zum Dank für die reichen Meierhöfe, mit denen Eure Frömmigkeit ſie beſchenkte? Überfluß an guten Werken habt Ihr, nicht Mangel.“ Johanna ſchüttelte den Kopf. „Bedenkt doch, daß Ihr den frommen Johann von Capiſtrano mit Geld und Mannſchaft unterſtütztet, als er den Kreuzzug gegen die Ketzer predigte, und die gottloſen Juden in Kalabrien züchtigte, ſo daß jetzt keiner ohne ſein Schandzeichen ſich darf blicken laſſen. Was kann man mehr von einer gottesfürchtigen, chriſtlichen Königin fordern? Darum beruhigt Euer Gewiſſen, und laſſet uns eine kleine Sünde nicht ſcheuen, um der drohenden Gefahr zu entgehen. Wollt Ihr mir Vollmacht geben, darf ich den Soldaten in Euerm Namen befehlen?“ „Nur keine Übereilung, gute Herzogin,“ — antwortete Johanna — „ich wünſche freilich, daß es Euch gelingen könnte, ihn gefangen zu nehmen, den Unwürdigen, der mir ſo viel Kummer bereitet — dann will ich Richter ernennen, die Alles ſtreng, aber unpartheiiſch unterſuchen ſollen; es würde meiner Ehre nachtheilig ſein, wenn die Welt glauben könnte, daß Haß oder Liebe mein Urtheil beſtimmten.“ „Dieſe Weitläufigkeiten wären in Neapel an ihrer Stelle,“ — murmeinte die Herzogin, — „wir können wie ſie nicht brauchen.“ — „Was meint Ihr, theure Baſe?“ fragte Johanna. — „Ich bewundere Eure Güte,“ — verſetzte die Herzogin, — „und werde Euch redlich dienen.“ Sie ging hinaus und rief den Offizier im Vorgemach herein. „Die Königin iſt krank,“ — ſagte ſie, — „und ertheilt Euch den Befehl, mir wie ihr ſelbſt zu gehorchen.“ „Ja, ſo iſt mein Wille,“ — erklärte Johanna, und wollte noch Warnungen hinzufügen, aber ein herriſcher Wink der Herzogin entfernte den Krieger. „Behandelt ihn nur mit Schonung, mit Achtung,“ — fuhr Johanna fort, — „ich will keine Sünde auf mich laden, meine Tage ſind gezählt, alle Lebensfreuden ſind verſchwunden, und — vorhin habe ich vernommen, wie alt und verblüht ich ausſehen muß.“ Mit unſäglichem Erſtaunen hörte die Herzogin zum erſtenmal eine ſolche Äußerung, die der eitelſten Frau ihrer Zeit nur die tiefſte Zerknirſchung abgewinnen konnte; aber ſchnell begreifend, wie nützlich die Erbitterung der Königin ihrem Vorhaben ſein konnte, warf ſie noch einige ſtechende Worte von der Anmaßung und dem Übermuth junger Thoren hin, und ging dann zu ihrem beſondern Zweck über; denn eine kurze Unterredung mit René hatte ſie belehrt, daß ein ſolcher Gebieter ſich leicht beherrſchen laſſe, und da man doch einem der Prätendenten die Nachfolge gönnen müſſe, dieſer der Unſchädlichſte ſcheine. Sie hatte ihn im Garten warten laſſen und führte ihn jetzt zu Johanna's Füßen. Der Prinz ergoß ſich in hochklingenden, blumenreichen Reden von ewiger Dankbarkeit und Verehrung, und deklamirte:

Dagli occhi suoi gittava una lumiera
La qual pareva un spirito inflammato,
Che lo guardando vidi un angel figurato.

Johanna hörte ihm trübſinnig zu, die Schmeichelei konnte ſie nicht mehr erheitern, obgleich ſonſt eitle Menſchen ſich nach einer großen Demüthigung um ſo lieber an den übertriebenſten Lobeserhebungen wieder aus der momentanen Erniedrigung empor zu richten ſuchen. Doch zerſtreut wurde Johanna dadurch, und achtete nicht auf das Treiben der Herzogin, die den Grafen unter dem Vorwand, daß die Monarchin tödtlich erkrankt ſei, hierher beſchieden hatte. —

Plötzlich vernahm man im Vorgemach lautes Rufen, Schwerterklingen, — dann Todesröcheln, und die Herzogin trat frohlockend und frech zu der erſchrockenen Johanna. „Wir ſind in Sicherheit“ — ſagte ſie — „das Urtheil meiner Königin iſt vollſtreckt und der Emporkömmling, der ſeine Wohlthäterin verrathen hat, iſt nicht mehr unter den Lebendigen.“ „Barmherziger Gott!“ — rief Johanna, — „das habe ich nicht gewollt; dieſe Sünde komme über Euch!“ — Sie überwand ihre Schwäche, eilte in das Vorgemach, warf ſich über den blutigen Leichnam, küßte ſeine Hände und weinte bitterlich.

König Jakob ſtand von ſeinem Krankenlager nicht wieder auf, und die unglückliche Livia ſuchte eine Freiſtätte in dem Kloſter, worin ſie erzogen war.

Johanna ſah nun wachend und träumend nur das blutige Haupt des heißgeliebten Mannes, und folgte ihm nach wenig Monden in die Gruft, ein Gegenbild der Kataſtrophe, die im folgenden Jahrhundert das Bündniß zerriß, welches gleiche Empfindungen zwiſchen Eliſabeth von England und Eſſex ſchloſſen, obgleich die erſtere Johannen an Geiſteskraft, und, wahrſcheinlich auch an ſittlichem Werth überlegen war, ſo bleibt doch ihr Ende auffallend ähnlich.

P. von Mettingh.

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Zweiter Artikel.

Hiſtorienmaler: Bouchot, Vinchon, P. Delaroche, Ary Scheffer, der Baron Gros, der Baron Boſio, Schnetz, Schopin.

Es wäre ungerecht, zu verkennen, wie beſonders ſeit den letzten fünf Jahren die Geiſter in Frankreich unabläſſig bemüht ſind, Künſte und Wiſſenſchaften neu zu beleben. Die Literatur, inſonderheit die ſchöne, hat jedoch bei dieſem Beſtreben den rechten Lebensmittelpunkt verloren, iſt zu peripheriſch geworden und bietet im gegenwärtigen Augenblicke ein unerquickliches Bild anarchiſcher Verwirrung dar. Die bildenden Künſte dagegen, beſonders die Malerei, haben bald eine geregeltere Bahn eingeſchlagen, um ihrer wahren und eigentlichen Beſtimmung nachzukommen. Das tauſendſtimmige Lärmen und Schreien der Klaſſiker und Romantiker gegen einander iſt ſo ziemlich verhallt; man ſieht ein, daß ſchnurſtraks entgegengeſetzte Doktrinen nur eine allgemeine Erſchlaffung, Erſchöpfung und Lähmung im Gebiete der Produktion zur Folge haben können; daß, um einen Fortſchritt in der Wiſſenſchaft und Kunſt zu bewirken, man von den Gegenſätzen zur Vermittelung übergehen müſſe. Die wahren Romantiker begreifen gar wohl, daß es mit dem Genialen doch noch eine eigne Bewandtniß habe und daß es nicht in einer Art Schärfe oder anſteckenden Krankheit beſtehe, die Jeder gleich dem Andern ablernt, ſo wie Einer darauf verfällt. Bei der Sektion der romantiſchen Genies in der Malerei, welche alle Regeln des Kolorits und der Zeichnung umkehrten, ergab ſich wie bei jenem berühmten Springer, daß eine — Verwachſung dieſe außerordentliche Erhebung möglich machte, daß ſie aber dafür in tauſend andern Sprüngen hinter den gewöhnlichen Menſchen zurückbleiben mußten. Die Klaſſiker ſtehen nach und nach von den veralteten Überlieferungen einer ausſchließlichen, hierarchiſchen Malerſchule ab, und räumen entweder gezwungen oder freiwillig das Feld.

Nachdem ſich alſo gezeigt hat, daß die Anarchie in der Kunſt, wie in der Geſellſchaft, nichts Großartiges, Dauerndes hervorzubringen im Stande iſt, hat ſich in unſern Tagen eine Erweiterung des Kunſtgebiets bewerkſtelligt und wir begegnen in dieſem Salon den verſchiedenſten Nüancen der franzöſiſchen neuern Malerſchule; die einzelnen Manieren haben jede ihren Vertreter gefunden, unter denen ſich einige glückliche Individualitäten kund geben, deren Werke friedlich neben einander beſtehen und nach Form und Gehalt gewürdigt werden.

Die umfangreichſten Gemälde der Ausſtellung ſind zwei Scenen aus der Geſchichte der erſten franzöſiſchen Revolution. Die eine ſtellt das Leichenbegängniß des franzöſiſchen General Marceau vor, und iſt auf die Beſtellung des Miniſters des Innern für das hiſtoriſche Muſeum in Verſailles von **Bouchot** gemalt. Im Mittelgrunde ſehen wir die Leiche des Generals von franzöſiſchen und öſtreichiſchen Soldaten getragen; öſtreichiſche Offiziere höhern Rang's haben ſich angeſchloſſen, 2 begleiten den verblichenen Helden mit zu Grabe. Im rechten Vordergrunde hat der Maler eine Gruppe von Tambours angebracht, die überaus gelungen iſt; den linken Vordergrund nimmt eine Abtheilung öſtreichiſcher Truppen ein, und der übrige Theil des Gemäldes iſt mit franzöſiſchen Linientruppen zu Fuß und zu Pferd ausgefüllt. Im Hintergrunde links ſehen wir den Leichenwagen, über dem eine mit ſchwarzem Flor umhangene dreifarbige Fahne flattert; im Hintergrunde zur Rechten befindet ſich eine Redoute, die Ferne liegt in ſchweren Wolkenſchatten. Der Farbenton des Bildes hat etwas Trübes; jedoch wenn auch nicht als Coloriſt, verdient der Künſtler in jeder andern Hinſicht Lob und Auszeichnung. Die einzelnen Gruppen ſind vortrefflich angeordnet; der Ausdruck auf den einzelnen Geſichtern iſt völlig übereinſtimmend und im Einklang mit dem Vorgang; die Zeichnung iſt edel und der ganze Raum des Bildes, welches gegen 22 Fuß in die Länge mißt, iſt durchaus nicht mit Figuren überladen. Auch herrſcht nirgends in der Compoſition Verwirrung und indem der Maler kein gewöhnliches Trauergefolge in Reihe und Glied darſtellte, hat er die Monotonie vermieden und den feierlichen Ausdruck ſeines Bildes noch mehr gehoben. Bouchot berechtigt ſomit zu den ſchönſten Erwartungen.

Vinchon hat eine der Schreckensſcenen des großen republikaniſchen Drama's, welches die Franzoſen gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts aufführten, zu ſeiner Darſtellung gewählt, nämlich den Aufruhr des Volks am 1. Prairial des Jahres III. (20. Mai 1795). Das Gemälde iſt 25 F. lang und 10 F. hoch, und nach Einigen für das Hotel de Ville, nach Andern für den Konferenzſaal der Deputirtenkammer beſtimmt. Wir ſehen den Saal der Deputirten vom Nationalkonvent vor uns, welcher damals in den Tuilerien ſeine Sitzungen hielt. Eine bewaffnete Schaar von Männern und Weibern iſt in den Saal gedrungen; der Sieg der Anarchie iſt entſchieden. Boiſſy d'Anglas ſitzt auf dem Präſidentenſtuhl mit entblößtem Haupte; auf ſeinem Geſichte leſen wir den Ausdruck einer unerſchütterlichen Geiſtesgegenwart. Während ihm ein wüthender Kerl aus dem niedrigſten Pöbel das blutige Haupt des Deputirten Feraud vorhält, während ihn hier einer mit dem Dolche, dort einer mit der Pike bedroht, kennt er keine andere Gegenwehr, als ſeine kaltblütige Ruhe und Todesverachtung, welche ſelbſt noch der empörten Menge Achtung gebieten. Im Vordergrunde zur Rechten ſtürzt eine zerlumpte Schaar herbei, ihr voran ein junges Weib mit flammenden Blicken und leidenſchaftlicher Bewegung. Das iſt die Aſpaſia Migelli, welche triumphirend das Meſſer in der Hand ſchwingt, womit ſie ſo eben dem Deputirten Feraud das Haupt vom Rumpfe getrennt hat; ſie hat das Geſicht nach ihrem unſauberen Gefolge hingewendet und iſt im Begriff, die Stufen der Rednerbühne hinanzuſteigen, an deren Fuß der junge Offizier Mailly tödtlich verwundet liegt. Zur Linken ſitzt ein royaliſtiſcher Agent, welcher einem Sanskülotten Geld giebt, um ihn zum Blutbade anzureizen. Die öffentlichen Tribünen ſind mit drohenden Guillotine-Weibern angefüllt und die Schaaren Ferends mögen dort einen hölliſchen Lärm vollführen. Die Konventsmitglieder haben ſich auf die oberen Bänke zurückgezogen, treten indeſſen nicht genug kenntlich hervor.

Die Ausführung des Ganzen iſt im Allgemeinen lobenswerth und einzelne widrige Scenen (namentlich die, wo ein trunkenes, maſſives Weib mit hervorſchwellenden Brüſten einen alten Kerl pöbelhaft umarmt hält) abgerechnet, hat der Maler ein ſchönes Talent beurkundet.

(Schluß folgt.)

Notizen.

von

O. L. B. Wolff.

7.

Man will nun Alles beſſer lenken,
Die Univerſitäten modeln,
Es ſoll Studioſus nicht mehr jodeln,
Und der Profeſſor nicht mehr denken.

Das wäre wirklich auch recht fein,
Wenn ernſtlich nöthig es geweſen!
Allein die Studioſen ſchrei'n
Und ihre Profeſſoren — leſen.

Drum laßt mir nur das Völkchen munter!
Wozu durch neuen Zwang ſie kränken?
Glaubt mir, es ſind gar wenig drunter,
Die ſingen können oder denken.

Und wer es kann der wird dabei
Sich juſt nicht auf dem Markte zeigen,
Er weiß, daß es das klügſte ſei,
Wo man nicht handeln kann, — zu ſchweigen.

Buntes.

*** **Vorſchlag zur Emancipation der Neger auf St. Thomas.** Herr von Scholten, Gouverneur auf St. Thomas, hat dem Regierungs-Rath einen Vorſchlag zur Emancipation der Neger übergeben, dergeſtalt, daß man denſelben im erſten Jahre, außer dem Sonntag, **einen** freien Tag einräumen, und ſodann in jedem folgenden Jahre die Anzahl der freien Tage um einen vermehren ſolle, ſo daß, nach Ablauf von ſechs Jahren, die Neger-Bevölkerung mit der chriſtlichen auf einem Fuß ſtände. Das Geld, welches ſie an den freien Tagen verdienen würden, ſolle in's Depoſitum des Staats kommen, um ihnen, nach ihrer gänzlichen Freilaſſung zugeſtellt zu werden. Dieſer humane und umſichtige Vorſchlag hat einen lebhaften Widerſpruch von Seiten der Koloniſten erfahren.

*** **Humanität im nördlichen Karolina.** Fünfzig Stimmen gegen acht und dreißig riefen daſelbſt das Geſetz hervor, daß ein farbiger freier Mann weder ſelbſt ſeine Kinder erziehen, noch ihnen eine Erziehung geben laſſen dürfe.

*** Die berühmte franzöſiſche Harfeniſtin, Haline Bertrand, iſt in einem Alter von 31 Jahren in Paris geſtorben.

*** **Theater und Bankett in Konſtantinopel.** Ein Brief von dort meldet, der Sultan werde einer theatraliſchen Vorſtellung beiwohnen, zu welcher ihn ſein Schwiegerſohn Halil-Paſcha eingeladen habe. Nach dem Schauſpiele ſollen cirkaſſiſche Tänzerinnen, im Dienſte der Sultanin, ein Ballet auf europäiſche Weiſe aufführen. Der kaiſerliche Harem, die Schweſtern des Sultans werden dieſer Ergötzlichkeit beiwohnen. Das Theater, die Scenerie, das Orcheſter, die Koſtüme, mit einem Worte, Alles ſoll dabei auf europäiſchen Fuß geſtellt werden. Bei dem, nach der Vorſtellung, ſtattfindenden Bankett ſoll Niemand, wer er auch ſei, mit den **Fingern** eſſen. — Kunſt und Decenz machen ſomit die beſten Fortſchritte in Konſtantinopel!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 72. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt N° 12.

Mittwoch, 25. März.

Der deutſche Roman.

Entweder iſt der Roman in Deutſchland mit ſeinen eigenthümlichen Motiven immer zu früh oder immer zu ſpät gekommen. Am ſeltenſten war er die Initiative, am häufigſten der Abſud unſrer Culturgährungen. In dem erſten Falle ſind jene philoſophiſchen Romane, welche aus ſpeziellen Intereſſen hervorgingen, wo ſich zwei Herzen verliebten, um eine Kategorie der Kantiſchen Philoſophie zu beweiſen, oder jene humaniſtiſchen, eklektiſchen Romane, wie Haller's Uſong oder Meyern's Dya-Na-Sore zu ganz verſchiedenen Zeiten, oder endlich eine Gattung, welche tiefer griff, jene Romane Göthe's mit ihrer didaktiſchen Tendenz, ihren bildungſuchenden Kaufmannsſöhnen (Wilhelm Meiſter war ein Frankfurter Weinreiſender, der ſich kultiviren wollte), mit ihren Tagebuchſchriftſtellerinnen und einſeitiges Kopfweh habenden Ottilien, und um dieſe Gattung herum die phrygiſch-wollüſtigen und künſtleriſch-raffinirten Romane Heinſe's und Friedrich Schlegels. Hier iſt Tonangabe, primäre Abſicht, hier iſt der Roman die Blendlaterne des Ideenſchmuggels. Die zweite Gattung iſt der Roman, welcher die Kulturkeime von fremdher empfängt und ſie nun zeitigt ins Ungeheure hinaus, in üppig-wuchernde, das Saatkorn faſt verläugnende Erfindungen durch Kalkül und Raffinement; der vorzugsweis epiſche Roman, der die guten fremden Ideen breitſchlägt, aus der Manie eines Genies ſogleich Manier macht, der Vermittelungsroman, der in der Leihbibliothek am ſchnellſten ſchmutzig wird, der aus Götzen von Berlichingen einen Haspar a Spada für die Maſſe, aus Werther einen Siegwart für die Nähterin, aus dem Geiſterſeher einen Hechelkrämer für die Spinnſtube machte. Dieſer triviale Roman hat in Deutſchland immer das meiſte Glück gemacht; denn er ſchuf das Neue ins Bequeme und das Geniale ins Genießbare um. So war es im goldnen Zeitalter, ſo im ſilbernen, ſo im kupfernen und eiſernen; wird es auch in unſerm ſo ſein, im queckſilbernen Zeitalter?

Wir müſſen einige Worte ſagen von Hoffmann, Clauren, Vandervelde und Spindler. Hoffmann ſtand ſchon auf der Stufe von der Initiative zum Abſud. Er vermittelte ſich ſelbſt an die Maſſe. Er überſetzte das ſelbſt in die Sprache der Menſchen, was er in der Sprache der Götter gefunden hatte. Hoffmann fing an, ſich ſelbſt breit zu treten, als er anfing, ſich ſelbſt nachzuahmen. Er nahm keine Commiſſionäre an, welche mit ſeinem Genie einen Detailhandel hätten treiben können, ſondern er verkaufte ſelbſt en gros und nach der Elle. Hoffmann hatte deshalb ein großes Publikum; aber er verlor es auch deſto früher; denn dem Ungebildeten war Einiges an ihm doch zu gebildet, und dem Gebildeten zuletzt doch das Meiſte zu ungebildet. Clauren war auch eine Initiative; nur war zufällig das, was er erfand, eben der Abſud ſelbſt. Clauren war ein Genie der Gemeinheit: man kann ſagen, daß er in ſeiner Sphäre klaſſiſch war. Clauren konnte, was Klopſtock von ſeiner Idee, von der Unſterblichkeit, ſprach, eben ſo gut von der ſeinigen ſagen: „Gemeinheit iſt ein großer Gedanke, und des Schweißes der Edlen werth!“ Er hatte doch etwas erfunden, er war ganz neu darin, und es iſt nur Schickſalsbeſchluß geweſen, daß Eines und das Andre, Ziel und Mittel, das Originelle und das Triviale, das Schöpferiſche und das Nichtswürdige bei ihm zuſammenfiel. Bei Clauren hörte der Roman auf, aus dem Bereiche der Ideen zu ſchöpfen. Die Spätern ſind nur formell, die Hülle iſt das Weſentliche, ſie vermitteln nichts mehr, als eine Intrigue, welche ſpannend durch drei Bände hindurchzuführen den Künſtler verrathen ſoll: wenn ſie nur intereſſant ſind! Der hiſtoriſche Roman hat Alles erlaubt; denn es kommt nur darauf an, ein Stück harter Geſchichte zu zermalmen, und gleichgültig bleibt es, ob dies durch Thränen à la Lafontaine oder durch Scheidewaſſer aus den Ritterromanen (was iſt ein Ritterroman ohne Scheidewaſſer! und doch wurde dies ätzende Gift erſt im vorigen Jahrhundert entdeckt!) oder durch Phantaſterei à la Hoffmann oder endlich durch Jean-Paul'ſche Formloſigkeit geſchieht. Es iſt in dieſer Hinſicht eine höchſt vollkommne Unvollkommenheit, ein Eklekticismus eingeriſſen, der Alles erlaubt. Kann man Walter Scott eine geniale Initiative nennen, ſo haben ihn Vandervelde und Spindler hinreichend verpflanzt, um nicht zu ſagen breitgetreten. Spindler iſt übrigens nahe daran, ſchon wieder vergeſſen zu werden. Er füllt nur eben das Bedürfniß aus. Undankbare Zeit!

Die Aſpekte für den deutſchen Roman konſtelliren ſich jetzt anders. Seit einigen Jahren haben ſich einige mehr oder minder vorzügliche Romane herausgegeben, welche von den Herren König, Rehfues, Steffens, Tieck, Rellſtab und W. Alexis herrühren. Ich weiß, daß mehr oder minder poetiſche Kraft, innere und äußere Kraft, Kraft im Einzelnen, in dieſen Schöpfungen hervorgehoben zu werden verdient; doch kann ich nicht umhin, dies Eigenthümliche derſelben vorzugsweiſe in dem Ausdruck: Bildung und Reife zu finden. Himmel, darauf kommt ſehr viel an! Wir ſehen fertige, vollkommene Menſchen, welche ihres Gegenſtandes Meiſter ſind, ihn mit plaſtiſcher Ruhe beherrſchen und ſo viel Phantaſie beſitzen, daß ſie auf die Wirkung ihrer Arbeiten ſpekuliren können. Hier iſt zwar keine Idee mehr, auch keine Poeſie, was man eigentlich Poeſie nennt, Poeſie mit dem Anlaufe eines Titanen, elaſtiſche Poeſie; aber Intereſſe und Unterhaltung und gute Geſellſchaft. Die Werke dieſer Herren kann die Keuſchheit in die Hand nehmen, und der Gelehrte und Gebildete, der Überdruß empfindet an der bisherigen nur auf Kinder und Pöbel berechneten Romanenliteratur, läßt ſich wieder mit einer Gattung verſöhnen, welche die verrufenſte in der Literatur war. Dieſes hier muß vornehmlich geſchätzt werden, und ich werde immer erſt den Hut abnehmen, wenn ich jenen Herren in dieſen Blättern etwas im Vertrauen zu ſagen habe.

Das Ächte und wahrhaft Claſſiſche bleibt freilich immer die Idee. Die Idee muß den Roman regieren; aber man frage mich nicht, welche? Nur dies eine Merkmal kann ich angeben, daß ſie etwas Ähnlichkeit mit einer Leidenſchaft haben muß; auch hab' ich nichts dagegen, wenn man deutlicher ſagen will: die Leidenſchaft muß den Roman regieren. Das dritte Wort, das hieher gehört, iſt die Kunſt; und nun will ich ſagen, daß in dieſer Gattung, welche die allein literarhiſtoriſche iſt, erſt drei Autoren geſchrieben haben unter den Neueren; 1) ich, 2) Heinrich Laube und 3) Emerentius Scävola. Alle drei haben bis jetzt noch Fehler gemacht: der Erſte, weil er einen Roman ſchrieb (Maha Guru), der aus Idee und Kunſt zuſammengeſetzt war, dem aber die Leidenſchaft fehlte: der Zweite, weil er eine Novelle ſchrieb (das junge Europa), die aus Idee und Leidenſchaft zuſammengeſetzt war, der aber die Kunſt fehlte: der Dritte, der alle drei Erforderniſſe in ſich verbindet, und doch nicht für klaſſiſch gelten kann, weil er ohne Weihe iſt und die Klippe des Ordinären nicht immer vermeidet, welche die beiden erſten niemals zu fürchten haben.

Emerentius Scävola hat Idee, Leidenſchaft und Kunſt; aber jedes leider in einem depotenzirten Grade. Die Idee geht nur bis zu der Linie des Sonderbaren und Auffallenden, die Leidenſchaft iſt ohne das Feuer der Subjektivität und Jugend, die Kunſt beſchränkt ſich auf eine Fertigkeit, die lange nicht an Rehfues' Meiſterſchaft reicht. Die Idee iſt hier eine kalte Conception von Außen im Intereſſe der Neuheit, die Leidenſchaft ergreift den Autor nicht ſelbſt, ſie bleibt immer nur bald die Wirkung, bald die Urſach ſeiner Combinationen, und endlich iſt die Kunſt etwas profan, ja ſogar mehr Brodſtudium, als Entzücken, ſie dehnt, um vier Bände zu machen.

Emerentius Scävola wählt immer glühende, ſtark mit Leidenſchaft verſetzter Süjets, pſychologiſche Phänomene, welche finſtre Schlagſchatten werfen, ja ſogar Situationen, die, wenn man ſie ganz unabhängig von der Fabel betrachtet, der Ehrbarkeit das Blut in die Wangen treibt. Die Heldin ſeines neueſten Romans Leonide, iſt zu gleicher Zeit die Gattin zweier Männer. Wie ſich das anhört! Jedes Eheweib wird die Augen ſenken, und doch iſt Alles ſehr intereſſant, ſehr rein und tugendhaft ausgeführt. Wir erleben nur eine Verirrung der Verhältniſſe, weniger der Leidenſchaft, wenigſtens wird dieſe durch jene immer gemildert. Dazu kömmt eine vollendete Reife der Auffaſſung, ja ſogar poetiſches Detail, wie im erſten Theile des Romans, in welchem ſich die überraſchenden Parthien drängen. Die Armuth Auverrieres, die Mutter Leonidens, — das iſt Alles hinreißend ſchön. Wären nur die drei folgenden Bände unter einem beſſern Geſtirn geboren! Dieſe ſind merkantiliſch, dann und wann ſogar ordinär, der Autor fällt in den Schlendrian der gewöhnlichen Erzählungsweiſe und nimmt die Aufmerkſamkeit ſeines Leſers mit Rettungsſcenen in alter verſpotteter Manier ein. Dies iſt das Gemeine, was Emerentius Scävola vom Tiſche der Götter ausſchließt.

Eine Bemerkung möge hier noch Raum finden. Ich glaube nämlich, daß ſich eine beſondre Meinungsunvollkommenheit an Emerentius Scävola gerächt hat. Sein Roman fängt in demſelben Augenblicke, wo er auf loyal-royaliſtiſche Geſinnungen baſirt iſt, auch an, gewöhnlich zu werden. Sowie der Verfaſſer ſeinen Abſcheu vor einer großen Thatſache der Geſchichte, die man ſtatt zu verdammen, immer, wenn nicht entſchuldigen, doch erklären ſollte, vor der franzöſiſchen Revolution ausſpricht, ſowie ſeine Helden die weiße Kokarde des Servilismus aufſtecken, ſind auch die Schwingen ſeines Fluges gelähmt und er klatſcht nur noch unten auf dem gemeinen Boden der Wirklichkeit. Man ſieht dann keinen Genius mehr in ihm, ſondern einen ganz gewöhnlichen Regierungsrath, der plötzlich die Marotte bekömmt, Bücher ſchreiben zu wollen. Man riecht den Aktenſtaub ſeines Büreaus und hört die klingenden Zehnthalerdüten ſeines vierteljährlichen Gehaltes. Illuſion und Poeſie ſind verſchwunden. Nicht aus der Phantaſie des Leſers; denn das könnte eine Ungerechtigkeit ſein; ſondern aus dem Autor ſelbſt, aus ſeiner Intrigue, aus ſeiner Darſtellungsweiſe, aus allem, was den erſten Theil ſeines Romans, der im rein Menſchlichen, von der Parthei unabhängigen Lebenskreiſen ſich bewegt, ſo beſonders auszeichnet. Wir wiſſen es ſchon, welches der Fluch des Servilismus in der Poeſie iſt. Es iſt die Langeweile. —

30) Panorama von München. Von August Lewald. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1835.

Könnten ſich die Deutſchen zu einer Weltanſchauung erheben, wie ſie in dieſem vortrefflichen Buche herrſcht, ſo würden wir vor unſrer Metamorphoſe ſelbſt erſchrecken. Wie kämet ihr euch wohl vor, wenn plötzlich eure Nachtmütze gefiedert in die Luft flöge und in den Wolken verſchwände, wenn ihr als Männer von Welt und Ton nicht mehr das Stichblatt fremder Nationen wäret, wenn ihr Auſtern mit Burgunder zu einem Nationaleſſen erhöbet und es endlich einmal lerntet, mit Anſtand und Würde zu repräſentiren? Die Literatur ſoll der Revolution der Sitten immer vorangehen. Aber welche Sitten konnten folgen, ſo lange die Literatur au quatrième wohnte, Schuhe mit eiſernen Abſätzen trug, und Prieſterleibröcke, worin Tinte die mit weißem Zwirn genähten Schäden ſchwarz färbte? Unſre Literatur von geſtern, das liebe Auguſtäiſche Zeitalter, konnte ohne Mäcene nicht ſein, das heißt nicht ohne Tafelabhub, Entwürdigung und Gelegenheitsgedichte. Des Gönners Blick war der Muſe Sonnenſchein. Die Poeſie konnte wie Salmaſius wohl eine phrygiſche Sarabande tanzen, aber nicht anſtändig auf dem Stuhl ſitzen. Sie wußte nicht, wie man Paſteten eſſen ſoll, ob mit der Gabel oder mit dem Finger, und konnte trotz einem Schulzen, den die Gutsherrſchaft an ihre Tafel zieht, ſich nicht entwöhnen, mit Brot die übrig gebliebene Sauce eines Bratens von dem Teller zu wiſchen. Das wird alles anders. Wir haben keine Fürſten mehr, welche die Literatur in Schutz nehmen, wenig Mäcene, welche eine Ehre darin ſuchen, ihre Salons durch literariſche Renommeen zu zieren, die Literatur antichambrirt nicht mehr, ſie kann ſich einen Gig und zwei Fuchsbleſſen halten, eine Loge in der großen Oper auf das ganze Jahr bezahlen und ein Albano vor dem Thore miethen, um welches die Mäcene von ehemals ſie beneiden. Unſre Literatur iſt endlich aus den Schulden heraus, und au comptant gekommen. Der arme Poet Kindlein und die Dachſtube iſt jetzt eine Chimäre.

Ich darf nicht ſagen, daß ich in Auguſt Lewald nichts ſehe, als den vollendetſten Repräſentanten dieſer bürgerlichen Nobleſſe unſrer Literatur. Wie ſchön, wenn zu dem Weltmanne noch der Werth einer wirklichen poetiſchen Zulänglichkeit kömmt, Scharfblick, witzige Combination, ſchöpferiſches Vermögen! In der That iſt die ruhige und engliſche Haltung Lewald's, ſein Plie und die kleine Koketterie etwa mit einem neuen au duc d'Orleans deſſinirten Gilet nur die äußre Hülle, ich möchte ſagen, die ſtyliſtiſche Hülle eines tiefen Geiſtes, der die menſchlichen Zuſtände mit klarſtem Auge durchſchaut, die Hülle einer genialen Neuerung in der Literatur, welche wir wahrlich nur dieſem Namen verdanken. Denn kann man Webers Anekdotenjagd, des Fürſten Pückler Einſeitigkeit nach dem Plebejiſchen und Ordinären hin die rechten Belege zur Reiſe- und Memoiren-Literatur nennen? Wahrlich nicht: hier überwog noch immer ein ſpezielles ſubjektives Intereſſe, das in Lewald gänzlich verſchwindet; denn er iſt thatſächlich, hingebend, plaſtiſch ſchön.

Es war auch nur eine halbe Wahrheit, wenn ich in Lewald das Noble ſo ausdrücklich hervorhob; denn ſeht, ihr werdet ihn öfter noch finden in einem grauen Malerkittel, mit Farben befleckt, Kalkſtaub in dem Haar, die Finger kolorirt von dem Abfall der Palette — ſo zuweilen — und ein Andermal im Reiſehemd, ein Portefeuille unterm Arm, als Fußwandrer, der die Gebirgsrücken erſteigt, und dann mitten unter Kirchweihfeſten, jubelnd wenn der Kopf eines Adlers auf der Stange von dem beſten Schützen des Dorfes getroffen iſt, populär, zufrieden mit einem harten aber reinlichen Bette, kurz er iſt in dieſem Sinne ein Mann des Augenblicks, einer der Geſchöpfe, welche Gott am liebſten ſind, weil ſie ſelten murren und höchſtens nur dann, wann ſie für theures Geld ſchlechte Bedienung bekommen, ſonſt aber ſauber und demüthig alles Glück der Zeitgenoſſen einregiſtriren und über die Momente des Lebens, über die bunte Exiſtenz der Menſchheit originelle und leſenswerthe Bücher führen. Hier iſt es am Platz, das zu wiederholen, was über A. Lewald ſchon ſo oft geſagt worden iſt, daß er als der beſte Genremaler unſrer Literatur gelten muß.

Das gegenwärtige Panorama einer im Augenblick immer wichtiger werdenden deutſchen Hauptſtadt bietet uns den Verfaſſer in allen einzelnen Nuancen ſeiner Meiſterſchaft. Bald ſehen wir den Weltmann, der gereiſt iſt und vergleichen kann, der auch oft recht ſpöttiſch lacht, wo es am Orte iſt; bald den Dilettanten, der ſich zu den Beſtrebungen der Kunſt geſellt, ſich belehren läßt und belehrt, hört, prüft und zuletzt an etwas appellirt, was über Manier, Schule und Ideologie erhaben iſt, an das geſunde Urtheil; bald den Volksfreund, welcher an die Thür der niedern Stände beſcheiden pocht, und auf eine kurze Weile Freude und Glück auch bei der Armuth um ſich verbreitet, da er die Armuth belauſcht, und ſich theilnehmend erkundigt, was ſie hofft, glaubt, wie viel Kinder ſie hat und was ſie wöchentlich verdiene? Und in allen dieſen Thätigkeiten kehrt immer Eines wieder, was das Schönſte iſt, die Monotonie derſelben künſtleriſchen Auffaſſung, ein Styl, welcher nichts verdirbt, Worte, die veredelnde Kraft haben. Unſer Literaturblatt will das Publikum der Theilnahme an der Literatur nicht überheben, indem es den Inhalt werthvoller Bücher ſpezifizirt: deshalb unterlaß ich, hier ein Regiſter von Lewald's Panorama herzuſetzen, und verweiſe kurz das Übrige an die genußreichſte Autopſie.

Für die ſchönſte Pièce des Ganzen halt' ich den Abſchnitt: Bei den Franziskanern; denn hier erhebt ſich nicht nur das Genre zur Novelle, ſondern man wird ſogar zurückgewieſen auf die alte Leſſing'ſche Frage, wie weit die Gränzen zwiſchen Poeſie und Malerei gezogen ſein dürfen? Die weißgetünchte Halle des Kloſters, der gedeckte Tiſch, die hölzernen Löffel, die Märtyrergemälde, die Vogelbauer an den Fenſtern, draußen der Garten mit dem herbſtlichen Laube und den Aſtern, und zuletzt der Bruder Küchenmeiſter, der mit hochaufgehobner Kutte etwas Selleri für die Abendſuppe ſammelt — hier bleibt keiner Kunſt mehr etwas hinzuzufügen übrig. Man legt erſtaunt einen Moment das Buch zur Seite, bedeckt das Auge und ſetzt ſich aus unſichtbaren und geheimnißvollen Farben das reizendſte Gemälde zuſammen, ohne ſonſt die kleinſte Contur mit der Kohle zeichnen zu können. Das iſt ein Sieg über alle darſtellenden Künſte, der der ächten Poeſie niemals genommen werden kann.

---

31) Harfentöne aus dem Ungarlande. In einzelnen Klängen von G. Treumund. Leipzig, Einhorn. 1835.

Als der liebe Anaſtaſius Grün in Wien ſpazieren ging,
Machten viel langweil'ge Menſchen flugs ihm nach das leichte Ding.
Hielten feſt ſich an den Versmaaßbarrieren der Nibelungen,
Daß ſie in der beſten Meinung viel Proſaiſches geſungen.

O wann werden denn in Öſtreich dieſe Gänſedärme bleiben!
Wann in ihnen Erbſen ſtatt Ideen kein klappernd Spiel mehr treiben?
Wird kein kritiſcher Wurmſame ſich denn endlich kaum geniren,
Die Bandwürmer der Rhetorik ohne Zagen abzuführen?

Allerdings, man liebt die Freiheit, möcht' auch niemand, der ſie minnt,
Sagen: Lieber, dein Geſchmack iſt nüchtern, biſt ein lallend Kind!
Deshalb freu' ich mich, daß ich der Freiheit auch nicht thue weh,
Wenn ich tadle, denn Herr Treumund iſt ein Mann vom Jüſte-Milieu.

In der Weltgeſchichte Fugen klingt ſein Harfentempo ein,
Daß doch die Regierung möcht' auf die Chauſſeen bedachter ſein,
Daß die Ungriſchen Magnaten mit den ſchwarzgewichſten Bärten
Doch im Lande bleiben möchten, und daſſelbe redlich nährten!

Wie? fragt ihr: wie? um Chauſſeen, um den Peſther Frau'nverein,
Um ein Dampfſchiff auf der Donau muß man ſo geſchmacklos ſein?
Um ſo zahme Dinge muß man ſo viel ſchlechte Verſe ſpenden?
Und dem Jüſte-Milieu ein ſtrohern Kiſſen ſtopfen mit den Händen?

Auch beſitzt Herr Guſtav Treumund in der Verſe langem Reigen
Ganz den Stolz und die Grimaſſe, die den ſchlechten Dichtern eigen,
Nennt ſich immer einen Harfner, deſſen Lied weithin erſchalle,
Der obſcur und pſeudonym und weinend durch die Länder walle.

Doch hat er am Eig'nen, was er bietet, nicht einmal genug,
Parodirt ſogar noch Uhland's ſehr bekannten Sängerfluch
Und ſpricht höchſt naiv: „ich ſaß als Gaſt bei manchem Adelsmahl,
Aber — nach der zwölften Schüſſel ſtahl ich ſtumm mich aus dem Saal!"

Nach der zwölften Schüſſel! O du ſchnöder ungebetner Gaſt!
Alſo erſt nachdem du ſatt dich an dem Tiſch gegeſſen haſt,
Fluchteſt du dem, der dich ehrte, im Gedichte fürchterlich?
Gehe hin, du Undankbarer, gehe hin und beſſre dich!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 73. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 26. März.

Danton's Tod.

Von

Georg Büchner.

Erſter Act. Erſte Scene.

Hérault-Séchelles, einige Damen (am Spieltiſch), Danton, Julie, ſeine Gattin (etwas weiter weg Danton auf einem Schemel zu den Füßen Julie's.)

Danton. Sieh die hübſche Dame, wie artig ſie die Karten dreht! Ja, wahrhaftig, ſie verſteht's; man ſagt, ſie halte ihrem Manne immer das Coeur und andern Leuten das Carreau hin. Ihr könntet Einen noch in die Lüge verliebt machen.

Julie. Glaubſt du an mich?

Danton. Was weiß ich? Wir wiſſen wenig von einander. Wir ſind Dickhäuter, wir ſtrecken die Hände nach einander aus; aber es iſt vergebliche Mühe, wir reiben nur das grobe Leder an einander ab, — wir ſind ſehr einſam.

Julie. Du kennſt mich, Danton.

Danton. Ja, was man ſo kennen heißt. Du haſt dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint, und ſagſt immer zu mir: lieber Georg! Aber (er deutet ihr auf Stirn und Augen) da, da, was liegt hinter dem? Geh', wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfaſern zerren. —

Eine Dame (zu Hérault.) Was haben Sie nur mit Ihren Fingern vor?

Hérault. Nichts.

Dame. Schlagen Sie den Daumen nicht ſo ein, es iſt nicht zum Anſehen.

Hérault. Sehen Sie nur, das Ding hat eine ganz eigne Phyſiognomie. —

Danton. Nein, Julie, ich liebe dich wie das Grab.

Julie (ſich abwendend.) O!

Danton. Die Leute ſagen, im Grab ſei Ruhe, und Grab und Ruhe ſeien eins. Wenn das iſt, lieg' ich in deinem Schooß ſchon unter der Erde. Du ſüßes Grab, deine Lippen ſind Todtenglocken, deine Stimme iſt mein Grabgeläute, deine Bruſt mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg. —

Dame. Verloren!

Hérault. Das war ein verliebtes Abentheuer, es koſtet Geld, wie alle andere.

Dame. Dann haben Sie Ihre Liebeserklärungen, wie ein Taubſtummer, mit den Fingern gemacht.

Hérault. Ei, warum nicht? Man will ſogar behaupten, gerade die würden am leichteſten verſtanden. Ich zettelte eine Liebſchaft mit einer Kartenkönigin an, meine Finger waren in Spinnen verwandelte Prinzen. Sie, Madame, waren die Fee; aber es ging ſchlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick erwiſchte ſie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht ſpielen laſſen, die Herren und Damen fallen ſo ſeltſam durcheinander und die Buben kommen gleich hinten nach.

(Camille Desmoulins und Philippeau treten ein.)

Hérault. Philippeau, welche trübe Augen! Haſt du dir ein Loch in die rothe Mütze geriſſen? Hat der heilige Jakob ein böſes Geſicht gemacht? Hat es während des Guillotinirens geregnet? Oder haſt du einen ſchlechten Platz dabei bekommen und nichts ſehen können?

Camille. Du parodirſt den Socrates. Weißt du auch, was der Göttliche den Alcibiades fragte, als er ihn eines Tages finſter und niedergeſchlagen fand? Haſt du deinen Schild auf dem Schlachtfeld verloren, biſt du im Wettlauf oder im Schwertkampf beſiegt worden? Hat ein Andrer beſſer geſungen oder beſſer die Cither geſchlagen? Welche klaſſiſchen Republikaner! Nimm einmal unſere Guillotinenromantik dagegen!

Philippeau. Heute ſind wieder zwanzig Opfer gefallen. Wir waren im Irrthum, man hat die Hebertiſten nur auf's Schaffot geſchickt, weil ſie nicht ſyſtematiſch genug verführen, vielleicht auch weil die Decemvirn ſich verloren glaubten, wenn es nur eine Woche Männer gegeben hätte, die man mehr fürchtete, als ſie.

Hérault. Sie möchten uns zu Antediluvianern machen. St. Juſt ſäh' es nicht ungern, wenn wir wieder auf allen Vieren krochen, damit uns der Advokat von Arras nach der Mechanik des Genfer Uhrmachers Fallhütchen, Schulbänke und einen Herrgott erfände.

Philippeau. Sie würden ſich nicht ſcheuen, zu dem Behuf an Marat's Rechnung noch einige Nullen zu hängen. Wie lange ſollen wir noch ſchmutzig und blutig ſein wie neugeborne Kinder, die Guillotine zur Wiege haben und mit Köpfen ſpielen? Wir müſſen vorwärts: Der Gnadenausſchuß muß durchgeſetzt, die ausgeſtoßenen Deputirten müſſen wieder aufgenommen werden.

Hérault. Die Revolution iſt in das Stadium der Reorganiſation gelangt. — Die Revolution muß aufhören und die Republik muß anfangen. — In unſern Staatsgrundſätzen muß das Recht an die Stelle der Pflicht, das Wohlbefinden an die der Tugend und die Nothwehr an die der Strafe treten. Jeder muß ſich geltend machen und ſeinen Naturtrieb durchſetzen können. Er mag vernünftig oder unvernünftig, gebildet oder ungebildet, gut oder böſe ſein, das geht den Staat nichts an. Wir Alle ſind Narren, und Keiner hat das Recht, einem Andern ſeine eigenthümliche Narrheit aufzudringen und ihm ein Geſetz daraus zu machen. — Jeder muß in ſeiner Art genießen können, jedoch ſo, daß Keiner auf Unkoſten eines Andern genießen oder ihn in ſeinem eigenthümlichen Genuß ſtören darf.

Camille. Die Staatsform muß ein durchſichtiges Gewand ſein, das ſich dicht an den Leib des Volkes ſchmiegt. Jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen muß ſich darin ausdrücken. Die Geſtalt mag nun ſchön oder häßlich ſein, ſie hat einmal das Recht, zu ſein wie ſie iſt, wir ſind nicht berechtigt, ihr ein Röcklein nach Belieben zuzuſchneiden. — Wir werden den Leuten, welche über die nackten Schultern der allerliebſten Sünderin Frankreich den Nonnenſchleier werfen wollen, auf die Finger ſchlagen. — Wir wollen nackte Götter, Bachantinnen, olympiſche Spiele, und melodiſche Lippen, ach, die gliederlöſende, böſe Liebe! Wir wollen den Römern nicht verwehren, ſich in die Ecke zu ſetzen und Rüben zu kochen, aber ſie ſollen uns keine Gladiatorſpiele mehr geben wollen. — Der göttliche Epicur und Venus müſſen ſtatt der Heiligen, Marat und Chalier die Thürſteher der Republik werden. — Danton! du wirſt den Angriff im Convent machen.

Danton. Ich werde, du wirſt, er wird. Wenn wir bis dahin noch leben, ſagen die alten Weiber. Nach einer Stunde werden ſechzig Minuten verfloſſen ſein. Nicht wahr, mein Junge?

Camille. Was ſoll das hier? das verſteht ſich von ſelbſt.

Danton. O, es verſteht ſich Alles von ſelbſt. Wer ſoll denn aber alle die ſchönen Dinge in's Werk ſetzen?

Philippeau. Wir und die ehrlichen Leute.

Danton. Das „und" dazwiſchen iſt ein langes Wort, es hält uns ein wenig weit auseinander, die Strecke iſt lang, die Ehrlichkeit verliert den Athem, eh wir zuſammen kommen. Und wenn auch! — den ehrlichen Leuten kann man Geld leihen, man kann bei ihnen Gevatter ſtehn und ſeine Töchter an ſie verheirathen, aber das iſt Alles!

Camille. Wenn du das weißt, warum haſt du den Kampf begonnen?

Danton. Die Leute waren mir zuwider. Ich konnte dergleichen geſpreizte Katone nie anſehn, ohne ihnen einen Tritt zu geben. - Mein Naturell iſt einmal ſo (er erhebt ſich).

Julie. Du gehſt?

Danton (zu Julie). Ich muß fort, ſie reiben mich mit ihrer Politik noch auf. — (Im Hinausgehen:) Zwiſchen Thür und Angel will ich euch prophezeien: die Statue der Freiheit iſt noch nicht gegoſſen, der Ofen glüht, wir Alle können uns noch die Finger dabei verbrennen (ab).

Camille. Laßt ihn! Glaubt ihr: er könne die Finger davon laſſen, wenn es zum Handeln kommt?

Hérault. Ja, aber bloß zum Zeitvertreib, wie man Schach ſpielt.

(Verſetzt euch jetzt aus den Präludien unſrer Kataſtrophe unter das revolutionäre Volk von Paris. Es iſt im Aufruhr begriffen gegen ſeine eignen Fürſten. Es will zu dem Blute der Ariſtokraten auch Weißbrod; denn der Hunger iſt die Ordnung des Tages. Da erſcheint Robespierre mit den zitternden Fingern, der weißen Wäſche und den Holzſchuhen, Robespierre, der in der Demokratie ſelbſt eine ariſtokratiſche Fraktion entdeckt hat; er zieht das Volk in den Jakobinerklubb und ſpricht gegen die Ariſtokratie der Sitten, des guten Geſchmacks und der Genialität. Der Schlag auf Danton iſt vorbereitet, das Volk jauchzt. Aber Danton wälzt ſich mit offner Bruſt in ſeinen Orgien. Seine Freunde warnen ihn — er lacht. Sie nennen die Jakobiner — er lacht. Sie nennen Robespierre — da erhebt er ſich und ſagt mit ernſtem Blick: Sie werden's nicht wagen.

Werden ſie es wagen? — Der erſte Akt iſt beendet.)

(Fortſetzung folgt)

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Zweiter Artikel. — (Schluß.)

P. Delaroche iſt der Sieger im dießjährigen Salon, da ſein gefährlichſter Nebenbuhler Ingres dießmal nicht auf dem Kampfplatz erſchienen iſt und ihm alſo den Preis nicht ſtreitig gemacht hat. Nur mit der größten Mühe und Anſtrengung iſt es mir gelungen, mir eine Kenntniß von den einzelnen Theilen des Gemäldes zu verſchaffen, daß ich wenigſtens im Stande bin, mit Ortskenntniß darüber zu ſprechen; unaufhörlich iſt der Raum vor dem Bilde, welches ſehr niedrig hängt, belagert; für Damen iſt die Annäherung mit der Gefahr von Ohnmachten und Erſtickung verknüpft.

Das Gemälde ſtellt die Ermordung Heinrichs von Lothringen, des Herzogs von Guiſe im Schloſſe zu Blois vor. Wir ſehen das reichverzierte Schlafzimmer des Königs Heinrich III.; der Leichnam des Herzogs liegt der Länge nach ausgeſtreckt auf dem Fußboden; er iſt mit dem Kopf gegen die Bettſtelle gefallen, ſo daß dieſer ein wenig höher liegt, als der übrige Theil des Körpers, und ſich nach vornehin überſenkt. In der Mitte des Zimmers liegt ein durchlöcherter Mantel, welcher wahrſcheinlich dem Herzoge angehört; daneben ein umgeworfener Armſtuhl, — ſprechende Zeugen, daß der Guiſe nur nach heftigem Widerſtand unterlegen. Auf dem Plane zur Linken ſteht die Gruppe der Hofleute beiſammen, welche, ihrer acht, den Streich ausgeführt haben. Zwei davon, welche dem Leichnam zunächſt ſtehen, ſtecken gerade ihre Degen wieder ein, und nach der lächelnden Miene des einen zu urtheilen, freuen ſie ſich des glücklichen Ausgangs, in Erwartung eines reichen Lohnes; der zweite hat dem Beſchauer den

Rücken zugewendet; ſein verſchobener Halskragen zeugt dafür, daß er Theil am Kampfe genommen. Die Geſichter der übrigen Mörder verrathen noch mehr oder weniger Spuren einer heimlichen Angſt, daß der Herzog nicht wirklich todt ſein möchte; doch haben ſie nicht lange Zeit, darüber nachzudenken; König Heinrich öffnet ſo eben eine Seitenthür und kömmt, um ſich nach dem Erfolg ihrer Ergebenheit zu erkundigen. Seine Knie wanken; er hat nur einen Fuß über die Thürſchwelle ſeines blutbefleckten Schlafzimmers geſetzt, und ſcheint zu zaudern, einen Schritt weiter vorwärts zu thun; ſein ſcheu umherirrender Blick frägt die Umſtehenden, ob er ohne Zagen ſich nahern dürfe. Der ihm zunächſt ſtehende Hofmann ſcheint ihn über dieſe Frage zu beruhigen, indem er eine einladende Bewegung mit der Hand macht. Mehrere andere drängen ſich hinzu, um dem Könige zu verſichern, daß der Herzog Heinrich nicht wieder ans Aufſtehen denken werde. Der Farbenton des Gemaldes iſt äußerſt harmoniſch und angenehm. Das Nebenwerk, die ſeidnen Bettvorhänge die ſchwarze Sammetdecke mit ſchönen Goldſtickereien auf dem Bette, die ledernen Tapeten, die ſorgfältige Kleidung der Hofleute, alles iſt mit dem rühmlichſten Fleiße und meiſterhaft behandelt. Das Gemälde kommt in die Privatgalerie des Herzogs von Orleans im Palaisroyal, wo es einen Pendant zu dem Richelieu und Saint-Mars und dem Kardinal Mazarin, zwei früheren Bildern von Paul Delaroche, abgeben wird.

Ary Scheffer, der bekannte Maler des Gretchens und Eberhard's des Greiners, hat in dieſem Jahre ein Gemälde ausgeſtellt, welches auf's neue das große Talent dieſes Malers und ſein eifriges Streben nach Vervollkommnung beurkundet. Sein Dante und Virgil, die in der Unterwelt den Schatten der Franzeska und des Paolo von Rimini begegnen, ſpricht mit Recht den zweiten Preis der diesjährigen Ausſtellung an.

Den Hauptplan des Bildes nehmen die beiden ſchwebenden Schatten Franzeska's und Paolo's ein, welche ſich liebevoll umſchlungen halten. Die Formen ihrer Leiber ſind edel und vollendet; der Ausdruck ihrer Züge iſt mit vieler Kraft und Poeſie angedeutet; Paolo wendet vor Schmerz das Geſicht ab, während Franzeska dem Dante ihre Leidensgeſchichte erzählt; aus Franzeska's Zügen, welche wir im Profil ſehen, ſpricht liebende Wehmuth; perlende Thränen des Schmerzes rinnen über ihre Wangen. Das Schweben dieſer beiden Figuren leicht auszudrücken, iſt dem Maler wohl gelungen und die Karnation ihrer Leiber nähert ſich einer natürlichen todtenähnlichen Bläſſe, welche ſolchen Weſen eigenthümlich iſt, und ermangelt nicht der Kraft und des Reliefs, welche das Auge verlangt. Zur Rechten von dieſer Schattengruppe treten etwas über die Hälfte die lebensgroßen Figuren von Dante und Virgil heraus, welche mit theilnehmendem Blick den hinwegſchwebenden Liebenden nachſehen. Virgil hat ein einnehmendes Äußere, während dagegen Dante's rauhe, eckige Züge den im Lebensſturm erprobten Florentiner verkünden, welcher eine hohe Begeiſterung für alles Edle und Schöne und ein tiefes Mitgefühl für Leidende in der Bruſt trägt.

Zeichnung und Colorit des Ganzen entſprechen dem ſchönen, tiefen, poetiſchen Geiſte, womit der Künſtler jene rührende Epiſode der göttlichen Komödie aufgefaßt hat. In unſeren Tagen, wo der Hiſtorienmaler oft in Verlegenheit iſt, was er zum Gegenſtand ſeiner Darſtellung wählen ſoll, da die Religion, aus der früher Stoff und Begeiſterung in Fülle für die Maler entquoll, Sache der Konvenienz und Reflexion geworden und die Mythologie der Griechen und Römer unſerer ganzen ſittlichen, religiöſen und äſthetiſchen Bildung zu fremd ſteht, — hat Scheffer vor andern das beſte Theil erwählt, indem er ſich dem Genius eines Dichters unterordnet, deſſen Dichtungen im Einklang mit dem Geiſte der Zeit und allgemein bekannt ſind. Schiller, Göthe, Byron, Dante ſind ſeither ſeine Leitſterne geweſen, um ſich aus dem proſaiſchen Nebel antikiſcher Nachahmerei und ungeſunden Kunſtgeſchwätzes in das alte romantiſche Land zu retten und ſich mehr und mehr in jener ſchönen Zeit einheimiſch zu machen, welche der Romantik des Mittelalters ihr duftiges Daſein gegeben. Wir wünſchen von Herzen, daß er in dieſem Gebiete ſich noch lange gefallen möge, und ſind verſichert, daß er ſeinen wohlverdienten Ruf als Hiſtorienmaler dadurch nur erhöhen wird.

Der Baron Gros, der berühmte Maler des Napoleoniſchen Kaiſerreichs, welches er durch die Schlachten bei Abukir und Auſterlitz, vorzüglich aber durch den Beſuch Bonaparte's im Peſtkrankenhospital zu Jaffa verherrlichte, iſt in dieſem Salon mit zwei mythologiſchen Gemälden als Vertheidiger der alten klaſſiſchen Malerſchule aufgetreten. Unpartheiiſche Warheitsliebe zwingt uns zu ſagen, daß ſeine Werke diesmal nicht von ſeiner Meiſterſchaft zeugen und daher ſchwerlich den gewünſchten Erfolg haben werden. In dem einen Gemälde: Herkules — wie er auf Befehl des Euryſtheus den König Diomedes ſeinen eignen Pferden aufzuzehren gibt, hat der Künſtler unzweifelhaft ein gewiſſenhaftes, anatomiſches Studium gezeigt. Herkules iſt ein ſchöner Mann von koloſſaler, gedrungener Leibesſtatur, aber ein Körper ohne Leben, ohne Seele, ohne Ausdruck. Nachdem er den Wagen des Diomedes zerſchmettert, hat er den Unmenſchen mit ſeinen großen Fäuſten gepackt und hält ihn den Pferden vor, aber nach ſeiner nichtsſagenden Miene zu urtheilen, denkt er gar nicht an die Handlung, welche er vornimmt. Die Pferdegruppe iſt unnatürlich; Diomedes ſelbſt macht eine erſchreckliche Grimaſſe; das Colorit iſt ſchwerfällig und affectirt. Dieſelben Fehler finden wir in dem zweiten Bilde dieſes Meiſters, Akis und Galathea, wieder, und wir beſchränken uns daher auf eine bloße Erwähnung deſſelben; denn wir ſind zu große Verehrer von dem Talent des beſten Schülers von David, als daß wir es nach den diesjährigen Proben beurtheilen, oder gar ſchmälern wollten.

Der rühmlichſt bekannte Bildhauer, der Baron Boſio, hat dieſes Jahr auch mehrere Gemälde ausgeſtellt, in denen er offenbar die akademiſche Reinheit zu bewahren ſtrebt. Als Maler wird er minder glücklich ſein, wie als Bildhauer; ſeine ausgeſtellten Bilder ſind nicht von der Art, daß ſie ihm einen Ruf in der Malerkunſt ſichern könnten. Seine Nymphe Io, obſchon ſie auf leichten weißen Wolken ſchwebt, iſt eine gewöhnliche Göttin des 19ten Jahrhunderts, deren Glieder ſo eben ſich aus ihrem modernen Flitterſtaat enthüllt haben, und ſeine Venus iſt ein Menſchenkind, wie andere auch, mit Katarrh und Schnupfen behaftet. Das Colorit der Bilder hat etwas ganz fremdartig-Ei-gelbes.

Im J. 1527 wurde Rom durch die Truppen des Konnetable von Bourbon mit Sturm eingenommen und die Kaiſerlichen, welche bei der Erſtürmung ihren Anführer verloren hatten, erlaubten ſich mehrere Tage hinter einander alle nur erdenklichen Ausſchweifungen. Der Maler Schnetz hat eine Scene dieſer Begebenheit zu ſeiner Darſtellung gewählt. Eine junge verwittwete Römerin wacht bei ihrer kranken Tochter; ein betrunkener Soldat tritt in's Zimmer, nähert ſich mit ſchlotternden Knieen dem Bette, worin die Kranke liegt, während die erſchreckte Mutter ihre Tochter zudeckt und ſich anſchickt, ſie gegen die Rohheit des frechen Kriegers zu vertheidigen. Die Haltung der Mutter hat etwas Gezwungenes; das grinſende Geſicht des betrunkenen Soldaten iſt glücklich gegeben; am gelungenſten jedoch iſt der Kopf des zugleich von Fieber und Todesangſt ergriffenen Mädchens. Die Zeichnung iſt ſolid; dem Kolorit haftet eine gewiſſe Schwere an.

Ich erwähne heute noch Schopin's Bild, die letzten Augenblicke der Familie Cenci darſtellend. Die Geſchichte dieſer Familie iſt bekannt. Beatrix, von der verbrecheriſchen Liebe ihres Vaters verfolgt, wird Vatermörderin aus Tugend; ſie begeht den Mord mit Hülfe ihrer Stiefmutter und ihres Bruders Giacomo. Alle Drei werden zum Tode verurtheilt. Das Gemälde Schopin's ſtellt die letzten Augenblicke, oder, richtiger: die letzten Gebete dieſer Familie in dem Augenblicke vor, als ſie aus der Kirche zu gehen im Begriff ſind, um auf's Schaffot zu ſteigen. Die Malerei iſt in einzelnen Theilen ganz vortrefflich; das Kolorit iſt kräftig und der Ausdruck der Hauptfiguren wohlgetroffen. Die knieende Beatrice iſt eine überaus wohl gelungene Figur; ihre Arme ſinken ermattet nieder, ihr Blick, feſt auf das Kreuz an dem vor ihr befindlichen Hochaltar gerichtet, fleht den Allmächtigen um Gnade für ihr Vergehen an. Nicht mit Unrecht könnte man dem Maler vorwerfen, daß der Anzug der Beatrice, welcher in einem prächtigen Atlaskleide beſteht, unpaſſend ſei; wenn man zum Tode geht, legt man kein Brautkleid an, — außer in Paris, wenn man ſich freiwillig den Tod gibt. Der übrige Theil des Bildes iſt ein wenig verworren und wir unterſcheiden nur gute Einzelheiten. Ein zweites Gemälde von Schopin, Karl IX., wie er den Befehl zu dem Gemetzel der Bartholomäusnacht unterzeichnet, iſt weniger gelungen; die Farben ſind etwas zu ſtark aufgetragen. Beide Bilder geben jedoch einen unwiderſprechlichen Beleg von dem Talente des Künſtlers.

Grabesklang.

Schweſter, wenn dein kleines Grab
Abendhauch umweht,
Wenn der blaue Fliederbuſch
Faſt in Duft zergeht,
Wenn dein Geiſt mir wunderſam
Troſt und Thränen giebt:
Weiß ich, daß ich irgendwo
Werde noch geliebt.

Heinrich Didier.

Buntes.

*** **Ein Gottesgericht auf Madagascar.** Eine plötzliche Unpäßlichkeit, welche eine von König Radama's Schweſtern befiel, gab dem Hofe von Ovah (auf Madagascar), welcher an dem alten Aberglauben mit unverbrüchlicher Treue hängt, zu dem Wahne Veranlaſſung: die Krankheit ſei der Prinzeſſin angezaubert worden, und der Verdacht dieſes Verbrechens fiel auf ihre vier Mädchen, welche denn augenblicklich gefänglich feſtgeſetzt wurden, und in abgeſonderten Hütten ſo lange eingeſperrt blieben, bis die Anſtalten zu dem Ordal getroffen waren, welches die Schuld oder Unſchuld der Unglücklichen entſcheiden ſollte. Die Ceremonie beſtand darin, daß ſie drei rohe Stücke vom Fleiſch eines ſchwarzen Vogels verſchlucken und hierauf eine gute Portion warmen Reiß-waſſers trinken mußten, wodurch ein ziemlich arges Uebelbefinden hervorgebracht wird; kann nun die vermeintliche Hexe während deſſelben die abſcheuliche Koſt nicht bei ſich behalten oder ſinkt ſie, von der Gewalt der Krankheit übermeiſtert, zufällig mit dem Haupt gegen Süden zu Boden, ſo nimmt man es nach altem Brauch und Herkommen als unläugbaren Ausſpruch des Himmels an, daß ſie — ſchuldig iſt. — Der grauſame Zufall verdammte drei jener unglücklichen Mädchen in dieſe Meinung des Himmels und dem Ausſpruch des Gottesurtheils zufolge, zum Tode. Eine der Verurtheilten war zwar ein Liebling der Königin Mutter, welche für das Leben der Armen die rührendſte Fürſprache einlegte; doch umſonſt! Der Wahn mußte ſeine Opfer haben. Die vermeintlichen Hexen wurden auf der Südſeite des Hügels auf einen Fels geführt, dort an Fingern, Zehen, Naſe, Beinen und Ohren entſetzlich verſtümmelt, und nachdem die lange Marter beendigt war, den ſteilen Abhang herabgeſtürzt. Nach dieſer Vollſtreckung des Urtheils war der Jugend noch geſtattet, auf die ſchauderhaft verſtümmelten Reſte der Schlachtopfer mit Steinen zu werfen, ſo lang ihnen das grauſame Spiel Spaß machte. Die junge Prinzeſſin, deren Unwohlſein dieſe Schreckensſcene veranlaßt hatte, wohnte der Vollſtreckung des Urtheils bei; und unter der ganzen zahlreichen Maſſe von Zuſchauern war nicht ein einziger, der über das Schickſal der jungen Schlachtopfer, unter denen der Liebling der Königin Mutter noch überdies ſehr hübſch war, — eine Spur von menſchlichem Gefühl bewieſen hätte. So gräßlich iſt die Verblendung des Aberglaubens. Wir begreifen dies in Europa jetzt im Allgemeinen kaum mehr; und — wie lang iſt's denn her, daß in einem katholiſchen Lande (Belgien) die Bauern gleichfalls ein Gottesurtheil wegen Zauberei halten wollten? Noch nicht ein halbes Jahr! Wer aber trägt bei Heiden wie bei Chriſten die erſte Schuld ſolcher durch Aberglauben natürlich gewordner Schandthaten? — Die Pfaffen!

*** **Die Unzertrennlichen.** Zwei Schweſtern, gebürtig aus der Nähe von Saint-Pol (Pas de Calais), hatten vor dem Ausbruch der Revolution an Einem Tage den Schleier genommen. Nachdem ſie das Kloſter hatten verlaſſen müſſen, lebten ſie doch ſtets in innigſter Gemeinſchaft verbunden, ſtill und friedlich, durch nichts beunruhigt als zuweilen durch die Furcht, daß eine von ihnen vor der andern ſterben würde. Nach achtzigjähriger Unzertrennlichkeit, werden ſie jüngſthin beide an demſelben Tage krank, empfangen an Einem und demſelben Tage die Sterbeſakramente, und ſchlummern in Einer und derſelben Stunde in ein ſchöneres Leben hinüber. Ein Grab umſchließt die Gebeine der Unzertrennlichen.

*** Der neuliche Verkauf von 16 Gemälden aus dem Nachlaß David's trug 24,000 Franks ein; Mars, von Venus und den Grazien entwaffnet, kam auf 6000 Franks, Marat's Tod auf 4,500, der Schwur im Ballhauſe, (an welchem Bilde blos 4 Köpfe fertig gemalt ſind) auf 2,400.

*** **Das Städel'ſche Inſtitut** in Frankfurt am Main hat ein herrliches Gemälde aus der venezianiſchen Schule, ohne Zweifel von Pordenone, für den Preis von 600 Louisd'or (wie wir hören) angeſchafft. Das Bild, darſtellend: Madonna mit dem Chriſtkinde auf dem Throne, zu deſſen Füßen ein Engelsknabe, die Laute ſpielend, — umgeben von St. Anton dem Einſiedler und St. Sebaſtian, iſt eine Zierde der auserleſenen hieſigen Sammlung.

*** ***Four aérotherme.*** In einer Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ertheilten die Herrn Jametel und Lemare, von petit Montrouge, Bericht über einen neuen Ofen (Four aérotherme), den ſie erfunden und erprobt haben, und erregten durch ihre Darſtellung ein allgemeines Intereſſe. Weder Flamme noch Feuer kommt in den Ofen ſelbſt, ſondern abgeſperrte, eingeſchloſſene Luft ſtrömt um den Herd, ſtürzt in den Ofen, dann wieder hinaus, ſchlängelt ſich, niederſtrömend, um den erhitzten Ofen, ſteigt auf's Neue mit anhaltender Circulation, ſo daß man die Hitze von 0 Grad auf 350 Grad erheben kann (nach dem 100theiligen Thermometer). In einem ſolchen Ofen können täglich 11mal 150 Brodlaibe zu 3 Pfund auf das Beſte ausgebacken werden; natürlich iſt er ebenfalls zum Trocknen, zum Kochen, zum Verdampfen brauchbar. Beſonders merkwürdig iſt, daß man ohne Zutritt der äußern Luft eine vollkommene Einäſcherung der Brennſtoffe erlangt und Metalle bis zur Weißglühhitze bringen kann. Der Ofen ſelbſt hat auf 4 Metres Länge 3 in die Breite; und iſt zugleich ein Sparofen, der die größten Vortheile nicht nur verſpricht, ſondern ſchon leiſtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 74. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 27. März.

Die Aelteren an die Jüngeren.

Freilich muß es weiter geh'n,
Über uns hinüber;
Daß wir kühn-voraus euch ſeh'n,
Machet uns nicht trüber.

Aber ſtürmt ihr vorwärts ſchon,
Wie der Geiſt euch leitet,
Tretet nicht auf die mit Hohn,
Über die ihr ſchreitet!

Sondern ſprecht: Mit Ehren ſind
Sie im Kampf gefallen! —
Und ein friſcher Hoffnungswind
Laſſ' euer Panner wallen.

Friedrich Rückert.

Danton's Tod.

(Fortſetzung.)

Zweiter Act.

Ein Zimmer. — Robespierre, Danton, Paris.

Robespierre. Ich ſage dir, wer mir in den Arm fällt, wenn ich das Schwert ziehe, iſt mein Feind, — ſeine Abſicht thut nichts zur Sache; wer mich verhindert, mich zu vertheidigen, tödtet mich ſo gut, als wenn er mich angriffe.

Danton. Wo die Nothwehr aufhört, fängt der Mord an; ich ſehe keinen Grund, der uns länger zum Tödten zwänge.

Robespierre. Die ſociale Revolution iſt noch nicht fertig; wer eine Revolution zur Hälfte vollendet, gräbt ſich ſelbſt ſein Grab. Die gute Geſellſchaft iſt noch nicht todt, die geſunde Volkskraft muß ſich an die Stelle dieſer nach allen Richtungen abgekitzelten Klaſſe ſetzen. Das Laſter muß beſtraft werden, die Tugend muß durch den Schrecken herrſchen.

Danton. Ich verſtehe das Wort Strafe nicht. — Mit deiner Tugend, Robespierre! — Du haſt kein Geld genommen, du haſt keine Schulden gemacht, du haſt immer einen anſtändigen Rock getragen und dich nie betrunken. Robespierre, du biſt empörend rechtſchaffen. Ich würde mich ſchämen, 30 Jahre lang mit der nämlichen Moralphyſiognomie zwiſchen Himmel und Erde herumzulaufen, blos um des elenden Vergnügens willen, Andere ſchlechter zu finden, als mich. — Iſt denn nichts in dir, was dir nicht manchmal ganz leiſe, heimlich ſagte: du lügſt, du lügſt?!

Robespierre. Mein Gewiſſen iſt rein.

Danton. Das Gewiſſen iſt ein Spiegel, vor dem ein Affe ſich quält; jeder putzt ſich, wie er kann und geht auf ſeine eigne Art auf ſeinen Spaß dabei aus. Das iſt der Mühe werth, ſich darüber in den Haaren zu liegen. Jeder mag ſich wehren, wenn ein andrer ihm den Spaß verdirbt. Haſt du das Recht, aus der Guillotine einen Waſchzuber für die unreine Wäſche anderer Leute und aus ihren abgeſchlagenen Köpfen Fleckkugeln für ihre ſchmutzigen Kleider zu machen, weil du immer einen ſauber gebürſteten Rock trägſt? Ja, du kannſt dich wehren, wenn ſie dir d'rauf ſpucken oder Löcher hineinreißen; aber was geht's dich an, ſo lange ſie dich in Ruhe laſſen? Wenn ſie ſich nicht geniren, ſo herum zu gehen, haſt du deswegen das Recht, ſie in's Grabloch zu ſperren? Biſt du der Polizeiſoldat des Himmels? und — kannſt du es nicht eben ſo gut mit anſehn, als dein lieber Herrgott, ſo halte dir dein Schnupftuch vor die Augen.

Robespierre. Du läugneſt die Tugend? —

Danton. Und das Laſter. Es gibt nur Epicuräer und zwar grobe und feine; Chriſtus war der feinſte; das iſt der einzige Unterſchied, den ich zwiſchen den Menſchen herausbringen kann. Jeder handelt ſeiner Natur gemäß, d. h. er thut, was ihm wohl thut. — Nicht wahr, Unbeſtechlicher, es iſt grauſam, dir die Abſätze ſo von den Schuhen zu treten?

Robespierre. Danton, das Laſter iſt zu gewiſſen Zeiten Hochverrath.

Danton. Du darfſt es nicht prohibiren, um's Himmelswillen nicht, das wäre undankbar, du biſt ihm zu viel ſchuldig, durch den Contraſt nämlich. — Übrigens, um bei deinen Begriffen zu bleiben, unſere Streiche müſſen der Republik nützlich ſein, man darf die Unſchuldigen nicht mit den Schuldigen treffen.

Robespierre. Wer ſagt dir denn, daß ein Unſchuldiger getroffen worden ſei?

Danton. Hörſt du Fabricius? Es ſtarb kein Unſchuldiger! (Er geht; im Hinausgehen zu Paris:) Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wir müſſen uns zeigen!

(Danton und Paris ab.)

Robespierre (allein.)

Geh' nur! Er will die Roſſe der Revolution am Zügel halten, wie ein Kutſcher ſeine dreſſirten Gäule; ſie werden Kraft genug haben, ihn zum Revolutionsplatz zu ſchleifen. — Mir die Abſätze von den Schuhen treten! — Um bei deinen Begriffen zu bleiben! — Halt! Halt! Iſt's das eigentlich? — Sie werden ſagen, ſeine gigantiſche Geſtalt hätte zu viel Schatten auf mich geworfen, ich hätte ihn deswegen aus der Sonne gehen heißen. — Und wenn ſie Recht hätten? — Iſt's denn ſo nothwendig? Ja, ja, die Republik! Er muß weg! — Es iſt lächerlich, wie meine Gedanken einander beaufſichtigen. Er muß weg. Wer in einer Maſſe, die vorwärts drängt, ſtehen bleibt, leiſtet ſo gut Widerſtand als trät' er ihr entgegen, er wird zertreten. — Wir werden das Schiff der Revolution nicht auf den ſeichten Berechnungen und den Schlammbänken dieſer Leute ſtranden laſſen, wir müſſen die Hand abhauen, die es zu halten wagt und wenn er es mit den Zähnen packte! — Weg mit einer Geſellſchaft, die der todten Ariſtokratie die Kleider ausgezogen und ihren Ausſatz geerbt hat. — Keine Tugend! die Tugend ein Abſatz meiner Schuhe! Bei meinen Begriffen! — Wie das immer wieder kommt. — Warum kann ich **den** Gedanken nicht los werden? Er deutet mit blutigem Finger immer da, da hin! Ich mag ſo viel Lappen darum wickeln, als ich will, das Blut ſchlägt immer durch. — (Nach einer Pauſe:) Ich weiß nicht, was in mir das Andere belügt. (Tritt an's Fenſter.) Die Nacht ſchnarcht über der Erde und wälzt ſich im wüſten Traum. Gedanken, Wünſche, kaum geahnt, wirr und geſtaltlos, die ſcheu ſich vor des Tages Licht verkrochen, empfangen jetzt Form und Gewand, und ſtehlen ſich in das ſtille Haus des Traumes. Sie öffnen die Thüren, ſie ſehen aus den Fenſtern, ſie werden halbwegs Fleiſch, die Glieder ſtrecken ſich im Schlaf, die Lippen murmeln. — Und iſt nicht unſer Wachen ein hellerer Traum, ſind wir nicht Nachtwandler, iſt nicht unſer Handeln, wie das im Traum, — nur deutlicher, beſtimmter, durchgeführeter? Wer will uns darum ſchelten? In einer Stunde verrichtet der Geiſt mehr Thaten des Gedankens, als der träge Organismus unſeres Leibes in Jahren nachzuthun vermag. Die Sünde iſt im Gedanken. Ob der Gedanke That wird, ob ihn der Körper nachſpielt, das iſt Zufall. (St. Juſt tritt ein.)

Robespierre. He, wer da im Finſtern? He, Licht, Licht!

St. Juſt. Kennſt du meine Stimme?

Robespierre. Ach, du St. Juſt!

(Eine Dienerin bringt Licht.)

St. Juſt. Warſt du allein?

Robespierre. Eben ging Danton weg.

St. Juſt. Ich traf ihn unterwegs im Palais-Royal. Er machte ſeine revolutionaire Stirn und ſprach in Epigrammen, er duzte ſich mit den Ohnehoſen, die Griſetten liefen hinter ſeinen Waden drein und die Leute blieben ſtehen und ziſchelten ſich in die Ohren, was er geſagt hatte. Wir werden den Vortheil des Angriffs verlieren. Willſt du noch länger zaudern? Wir werden ohne dich handeln. Wir ſind entſchloſſen.

Robespierre. Was wollt Ihr thun?

St. Juſt. Wir berufen den Geſetzgebungs-, den Sicherheits- und den Wohlfahrtsausſchuß zu feierlicher Sitzung.

Robespierre. Viel Umſtände.

St. Juſt. Wir müſſen die große Leiche mit Anſtand begraben, wie Prieſter, nicht wie Mörder; wir dürfen ſie nicht verſtümmeln, all ihre Glieder müſſen mit hinunter.

Robespierre. Sprich deutlicher.

St. Juſt. Wir müſſen ihn in ſeiner vollen Waffenrüſtung beiſetzen und ſeine Pferde und Sclaven auf ſeinem Grabhügel ſchlachten. — Lacroix.

Robespierre. Ein ausgemachter Spitzbube, geweſener Advocatenſchreiber, gegenwärtig Generallieutenant von Frankreich. Weiter!

St. Juſt. Hérault-Séchelles. —

Robespierre. Ein ſchöner Kopf!

St. Juſt. Er war der ſchöngemalte Anfangsbuchſtabe der Conſtitutionsacte, wir haben dergleichen Zierrath nicht mehr nöthig, er wird ausgewiſcht. — Philippeau, Camille! — —

Robespierre. Auch den?

St. Juſt. (Ueberreicht ihm ein Papier.) Das dacht ich. Da lies!

Robespierre. Aha, der alte Franziskaner! ſonſt nichts? Er iſt ein Kind, er hat über Euch gelacht.

St. Juſt. Hier, hier! (er zeigt ihm eine Stelle.)

Robespierre (lieſt). „Dieſer Blutmeſſias Robespierre auf ſeinem Kalvarienberge zwiſchen den beiden Schächern Couthon und Collot, auf dem er opfert und nicht geopfert wird. Die Guillotinen-Betſchweſtern ſtehen wie Maria und Magdalena unten. St. Juſt liegt ihm wie Johannes am Herzen, und macht den Convent mit den apokalyptiſchen Offenbarungen des Meiſters bekannt; er trägt ſeinen Kopf wie eine Monſtranz."

St. Juſt. Ich will ihn den ſeinigen wie St. Denis tragen machen.

Robespierre (lieſt weiter). „Sollte man glauben, daß der ſaubre Frack des Meſſias das Leichenhemd Frankreichs iſt, und daß ſeine dünnen, auf der Tribüne herumzuckenden Finger Guillotinmeſſer ſind? — Und du, Barrère, der du geſagt haſt, auf dem Revolutionsplatz werde Münze geſchlagen. Doch ich will den alten Sack nicht aufwühlen, er iſt eine Wittwe, die ſchon ein halbes Dutzend Männer hatte und ſie alle begraben half. Wer kann was dafür? Das iſt ſo ſeine Gabe, er ſieht den Leuten ein halbes Jahr vor dem Tode das hippokratiſche Geſicht an. Wer mag ſich auch zu Leichen ſetzen und den Geſtank riechen?" — Alſo auch du, Camille? — Weg mit ihnen! Raſch! nur die Todten kommen nicht wieder. Haſt du die Anklage bereit?

St. Juſt. Es macht ſich leicht. Du haſt die Andeutungen bei den Jakobinern gemacht.

Robespierre. Ich wollte ſie ſchrecken.

St. Juſt. Ich brauche nur durchzuführen, die Fälſcher geben das Ei und die Fremden den Apfel ab. — Sie ſterben an der Mahlzeit, ich gebe dir mein Wort.

Robeſpierre. Dann raſch, morgen! Keinen langen Todeskampf! Ich bin empfindlich ſeit einigen Tagen. Nur raſch!
(St. Juſt ab.)

Robeſpierre (allein.)

Ja wohl, Blutmeſſias, der opfert und nicht geopfert wird. Er hat ſie mit ſeinem Blut erlöſt und ich erlöſe ſie mit ihrem eignen. Er hat ſie ſündigen gemacht und ich nehme die Sünde auf mich. Er hatte die Wolluſt des Schmerzes, und ich habe die Qual des Henkers. Wer hat ſich mehr verläugnet? Ich oder er? — Und doch iſt was von Narrheit in dem Gedanken. — Was ſehen wir nur immer nach dem Einen? Wahrlich, des Menſchen Sohn wird in uns Allen gekreuzigt, wir ringen Alle im Gethſemanegarten im blutigen Schweiß, aber es erlöſt Keiner den Andern mit ſeinen Wunden. Mein Camille! — Sie gehen Alle von mir — es iſt Alles wüſt und leer — ich bin allein.

(Fortſetzung folgt.)

Die Gefährliche.

In deiner Locken dunkelm Netz
Haſt du mein Herz gefangen.
Tödtlich verwundet fühlt es ſich
Vom Biß der braunen Schlangen,
Die ſchlauverlockend, ſchlaugelockt,
Still zwiſchen Blumen ruhn,
Zwiſchen den Lilien deiner Stirn,
Den Roſen deiner Wangen.
Verderblich wie Sciroccowind
Scheint deines Mundes Hauch;
Oft iſt in ſeiner Nähe mir
Der Athem ſchier vergangen.
[illegible] Auge blendet meinen Blick;
Für alles Andre taub
Haben die Töne mich gemacht,
Die deiner Lipp' entklangen.
O warum bin ich der Gefahr
Nicht gleich zuerſt entflohn?
Oft warnte doch in deiner Näh'
Mich ein verſtändlich Bangen!

W. Achat.

Reminiſcenzen vom Geſtade der Oſtſee.

(Schluß.)

Wohrcke und die vierzehn Hünengräber.

Auf dem Wege vom Städtchen Bergen nach Altenkirchen, der ſich durch Ährenfelder, Haideſtriche und Wieſengrün hinzieht, liegt das Dörfchen Wohrcke. In ſeiner Nähe befinden ſich, ringsum von duftendem Ährenkranze eingeſchloſſen, vierzehn Hünengräber; Eins wie das Andere geſtaltet. Hügel, von Strauchwerk umwachſen, jedes von einer uralten Eiche beſchattet, ragen ſie aus dem goldenen Ähren-Walde empor. Vierzehn edle Ruganer haben hier ihre irdiſche Helden-Laufbahn geſchloſſen, um dort in Asgard im verjüngten Heldenſchmucke zu ewigen Kämpen und Mahlen einzuziehen. Als das heilige Licht auf der Jaromarsburg erloſch, und Waldemar von Dänemark das blutgeröthete Panier des Kreuzes, in dem Tempel des alten Swantevit aufpflanzte; als Odin ſein Antlitz verhüllte und Hertha's frühlingsblühendes Reich zu Grabe ging, fielen hier vierzehn Fürſtenſöhne von eigener Hand. Sie vermochten es nicht, den Fall ihrer Götter zu überleben, und weiheten ſich dem Tode, unter dem Geſange ihrer Prieſter und Barden, und die Walkyren entführten die Seelen der vierzehn Edlen zu ungetrübten Freuden ſeliger Helden nach Walhalla. Das Volk ringsum wohnte der großen Tragödie bei, und Viele folgten ihrem Beiſpiel. Die Übriggebliebenen aber ermannten ſich zum letzten, gewaltigen Kampfe gegen den Chriſten-Gott, der ihnen ſo blutig gepredigt wurde. Der Trauergeſang der Prieſter wurde das Rachelied des unterdrückten Rügens; es regte ſich im wilden, entſetzlichen Todes-Krampfe, um —, mit dem Heldenthum und ſeiner ganzen poetiſchen Hierarchie, der Vergeſſenheit anheim zu fallen. Nein! nicht der Vergeſſenheit. Ein Hirtenknabe führte mich an die Grabſtätte der Helden, und ob auch Jahrhunderte über ſie hinweggezogen waren, die Sage pflanzte ihr Gedächtniß von Munde zu Munde, und mein kleiner Führer ſprach mit hoher Begeiſterung von den mächtigen Hünen-Geſtalten, die von keiner Menſchenhand, ſondern unmittelbar von Odin waren gefällt worden. Ehrfurchtsvoll ſtand er da, den abgetragenen Filz-Hut in der Hand, in frommer Einfalt erklärend, daß der Katechismus wohl beſſer ſei, als das ruchloſe Heidenthum; doch ſolche Leute, die groß und kräftig, wie die alten Eichen geweſen ſeien, gäbe es nirgend mehr in der Welt; er müſſe jetzt die Schafe hüten, und die Männer auf Rügen ſtricken Strümpfe. Ich antwortete ihm, die Pommer'ſche Landwehr habe Wunder vollbracht im Befreiungskrieg. Er wiſſe davon nichts, erwiederte er mir; er ſei erſt 12 Jahr alt, und jetzt ſtricken die Männer an der Küſte ſo gut, wie die auf der Inſel. Ja die Zeit der Mannen iſt vorüber. Das Volk dankt dem Himmel, wenn es das tägliche Brod hat, und die Nachkommen der alten Ruganer — ſtricken Strümpfe.

„Werden hier Streitäxte im Boden gefunden?" fragte ich weiter. „„O ja; die trägt man zum Herrn, der hat einen ganzen Saal voll, und bezahlt ſie gut. Er läßt ſie putzen, daß ſie wie neu ausſehen, und hängt ſie an der Wand auf."" — Später habe ich ſolcher Alterthümer genug im modernen Salon des Fürſten von Putbus geſehen. Der Sprößling der alten Ratze war im Schlafrock, und ließ mich die antiquariſchen Seltenheiten ſeiner Vorfahren ſehen, mit vieler Güte und Gefälligkeit führte er mich umher. Ich hatte nämlich ein Feſtſpiel zu ſeiner Geburtstags-Feier geſchrieben, welches, auf dem dortigen Theater gegeben, ſeinen hohen Beifall erhielt. Großer Gott! ich hatte Walhalla und Asgard, die Eichen-Haine und die Hertha-Tempel, die Hünen-Gräber und die ganze Oſtſee geplündert, um Stoff zu dem Feſtſpiele zu erhalten, und die Ruganer waren außer ſich vor Freuden über die alten Helden, und gingen nach Hauſe, und — ſtrickten Strümpfe. Fürſt Malte von Putbus ſprach ſpäterhin herablaſſend über Swantevit und ſeine Vorfahren mit mir, und wie ihm Alles daran liege, das Bad Putbus zu heben; aber ſo ehrfurchtsvoll, wie der Schäferjunge an den Hünengräbern, der gar nicht einmal meinem Feſtſpiele zugeſehen, ſtand er nicht vor den Streitäxten und Schwertern ſeiner Ahnen. Ich aber, ein eitler Menſch, war außer mir über die beifällige Weiſe, mit welcher der Fürſt ſich über meine Dichtung erklärte, und vergaß die ganze ruganiſche Herrlichkeit, ſammt dem ſchlichten Verehrer der alten Kämpen an den Hünen-Gräbern, über das Lächeln des liebenswürdigen Fürſten. Ich verzieh' es den Ruganern, daß ſie Strümpfe ſtrickten und die Streitäxte in's Schloß trugen. Waren ihre Hände doch breit und kräftig genug, mein Feſtſpiel zu ehren. Doch jetzt treibt es mich, Buße zu thun, und dem Schäferjungen auf Rügen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, welchem ſo ehrfürchtige Gedanken an dem Grabe ſeiner Väter die Bruſt durchkreuzten.

Altenkirchen.

Hier lebte Koſegarten, als Prediger, er, dem Rügen die Aufmerkſamkeit Deutſchlands verdankt, und der es mit jenem poetiſchen Glanz verſah, welcher auch ſpäterhin W. Müller vorſchwebte, als er ſeine „Muſcheln am Strande der Oſtſee" ſammelte.

In der Vorhalle des Gotteshauſes zu Altenkirchen befindet ſich ein Bild des im Tempel auf Arcona gefeierten Swantevit. Ich habe den alten unförmlichen Gott ſchon früher beſchrieben. Fürwahr, die göttlichen Repreſentanten des ſlawiſchen und germaniſchen Himmels ſind gar ſo ſonderbare Geſtalten, daß man ſie kaum in Verbindung mit Asgard und Walhalla bringen kann, und mit der poeſiefunkelnden Mythe jener Völker. Die Letztere erhob ſich zwar nie zu der griechiſchen Idealität, aber ſie tritt doch im ſchönſten romantiſchen Gewande vor unſere Augen. Dieſe unförmlichen Ungeheuer aber gehören nicht zu ihr, und ſind von ihr getrennt entſtanden. Die Dichtung war vorhanden, die Religion der ſlawiſchen und germaniſchen Stämme war Vergötterung der Naturkräfte und des irdiſchen Lebens, wie die der Griechen, aber nun trat die Phantaſie des Barbarismus hinzu, und kleckſte auf dieſe Dichtung die ſcheußlichen Farben thieriſcher Grauſamkeit, den poetiſchen Nimbus verdüſternd durch menſchliche Zerrbilder, die man Götter nannte. Dieſe Verdüſterung ging von der Hierarchie aus, die Poeſie der Religion war dagegen dem Volke entſproſſen. Wie ſich der Dienſt der Religion auf dem antiken Boden Griechenlands groß, würdig und milde geſtaltete, wie der Aberglaube dort die Kunſt hegte, die ihn ſchmückte und aus Götzen Ideale ſchuf, ſo geſtaltete ſich hier der Dienſt der Religion, unter dem Einfluß der Prieſter, zu jener Zerriſſenheit, die die Tyrannei des Aberglaubens hervorrief. Die Verzerrung des inneren Menſchen wurde auf die Gottheit übertragen, und es entſtanden jene Monſtra, die ſo wenig mit der Poeſie von Walhalla und Asgard harmoniren. Rohheit und Dichtung umarmen ſich in der nordiſchen Mythe mehr, denn in irgend einer andern; man ſieht es, der Olymp, den jene Mythe geſchaffen, iſt von Weſen bevölkert worden, die der thieriſchen Grundlage des Menſchen ihre Entſtehung verdanken.

Buntes.

*** Wahrzeichen. Sie rühren von den Baukorporationen des Mittelalters her, die von Land zu Land, von Stadt zu Stadt zogen und größtentheils jene ungeheuern ſtaunenerregenden Bauten vollbrachten, die in die fernſten Zeiten hinüberſchreiten werden. Ueber ihre Zeit erhaben und hellen Geiſtes benutzten ſie die ſogenannten Wahrzeichen, um bildlich die Verkehrtheit des Pfaffenthums anzudeuten, die ſie mit Worten nicht angreifen durften. Auffallend iſt es, daß ſie dieſe Wahrzeichen hauptſächlich in den Kirchen anbrachten und dadurch eine ſchlagende Ironie inmitten des gemißbrauchten Heiligthums hervorriefen. An einem Chorſtuhle des Magdeburger Doms gewahrt man ſolchergeſtalt die Abbildung eines Kloſters, wohin ein Mönch eine Nonne auf den Armen trägt, und der Teufel, als Pförtner, öffnet ihm den Eintritt; im Berner Münſter befindet ſich ein großes Steinbild mit unzähligen Figuren, welche das jüngſte Gericht vorſtellen; unter den Verdammten wird ein Pabſt von oben herab in die Hölle geſtürzt, und ſeine dreifache Krone fällt ihm voran. Unter dieſem Bilde ſtehen auch die fünf klugen Jungfrauen im einfachen Hauptſchmuck, und die fünf thörichten mit hohenprieſterlichen Kopfbedeckungen und Kardinalshüten und Biſchofsmützen. An einem Chorſtuhl ſcheint ein Mönch andächtig in einem halb offenen Buche zu leſen, doch hat er, ſtatt des Breviers ein Brettſpiel in der Hand. An einem Glasfenſter iſt eine Mühle dargeſtellt, in deren Trichter ein Prieſter einigen Teig ſchaufelt, der unten, zu Hoſtien gebildet, wieder ſichtbar und von Mönchen dem Volke dargereicht wird; — was ſich auf den Ablaßhandel bezieht, deſſen Ertrag meiſtens nach Rom einlief. — Das Portal des Münſters zu Freiburg ſtellt ebenfalls das jüngſte Gericht dar, und in dem Zuge der Verdammten zwei Figuren mit der dreifachen Krone und der goldnen Inful auf dem Haupte. Den Zug der Seligen eröffnet der heilige Petrus, welcher eine verſchleierte Dame an der Linken führt und mit der Rechten die Paradieſespforten aufſchließt; — eine Anſpielung auf das Verhältniß Gregor VII. und der Burggräfin von Canoſſa. Vorzüglich nahmen die Bauleute ein Aergerniß an der Entartung der Mönche, und ließen es dieſelben durch ſinnbildlichen Spott auf alle mögliche Weiſe entgelten. Da es ſich jene allein geſtatteten, bedeckten Hauptes in der Kirche zu erſcheinen, ſo fand man ſich veranlaßt, in dem ſehr alten Chor der Peterskirche zu Baſel, an der unteren Seite des Sitzbrettes (man ſieht, wie vorſichtig und verſteckt der Spott angebracht wurde) eines Chorſtuhles den Teufel abzubilden, der einem eben eintretenden Mönche die Kappe vom Kopfe reißt. Weiter wird an einem uralten Chorſtuhle im dortigen Münſter durch eine wohlbeleibte in Holz geſchnitzte Mönchsgeſtalt mit vollwangigem Angeſichte ſehr treffend die Trunkenheit der Mönche gerügt. — Aber auch die Juſtiz mit ihren Gebrechen wurde von jenen Baukorporationen durch ſpöttiſche Sinnbilder gegeißelt. An der ſogenannten Kanzlei in Lübeck gewahrt man zwei Männer, die, einen Strick um den Hals, Einer den Anderen umzureißen ſtreben. Eine augenſcheinliche Verhöhnung der verderblichen Prozeßſucht. Deßgleichen erblickt man eben daſelbſt zwei Hunde, die ſich feſt in einen Knochen gebiſſen haben. — Es geſchah das Alles zu einer Zeit, wo man noch nicht an die Reformation dachte; aber man kann aus dem Vorſtehenden ſehr wohl erſehen, wie ſehr dieſelbe bereits in den aufgeklärten Köpfen des Volks vorbereitet war, die freilich noch, der Hierarchie und dem Aberglauben entgegen, nicht im offenen Kampfe aufzutreten wagten. Deshalb wandte ſich denn auch ſpäter der ganze Haß der päbſtlichen Parthei gegen die Baukorporationen, und man verfolgte ſie auf alle mögliche Weiſe und in eben demſelben Grade, in welchem [illegible] ihnen früher günſtig geweſen war. Dann beſchuldigte man ſie inſonderheit der Abſtammung von den Tempelherren und des Aufruhrs gegen geiſtliche und weltliche Gewalt, und nur die Freibriefe, durch welche einſichtsvolle Fürſten ſie ſchützten, konnten ſie blutigen Verfolgungen entziehen.

*** Herr Grebecker, ein penſionirter Kapitän, ſoll eine Maſchine erfunden haben, mittelſt welcher man die Flüſſe, ohne irgend ein anderes Transport-Mittel zu bedürfen, paſſiren kann.

*** Der „Von Gent" hat eine Seite an Herrn von Talleyrand aufgefunden, die dieſen mit Plato vergleichen läßt. Der Letztere ſei an ſeinem 81. Geburtstag geſtorben, und Herr von Talleyrand habe ſeinen 81. Geburtstag benutzt, um mit ihm ſeine politiſche Laufbahn zu ſchließen.

*** Wunderbare Rettung. Ein gewiſſer Moineau, der früher in der franzöſiſchen Armee gedient hatte, deſertirte aus dem 13. leichten Infanterie-Regiment, um bei den ſpaniſchen Karliſten Dienſte zu nehmen. Als kürzlich jedoch mehre Karliſten zu der königlichen Armee übergingen, gerieth Moineau mit mehren ſeiner Kameraden in den Verdacht, gleichfalls deſertiren zu wollen, und der ſie kommandirende karliſtiſche General befahl auf dieſen Verdacht hin, jene zu füſiliren. Die Exekution wurde in der Ebene von Eliſſondo vorgenommen. Moineau erhielt drei Kugeln in den Kopf (?) und man ließ ihn, der dadurch nicht getödtet wurde, blutbedeckt unter ſeinen todten Kameraden. Indeß einige Stunden nachdem das karliſtiſche Corps ſich zurückgezogen, öffnete er die Augen wieder, raffte alle ſeine Kräfte zuſammen, und nahm, um ſich die Kopfwunden zu verbinden, etwas Leinen aus dem Nachlaß ſeiner neben ihm liegenden Unglücksgefährten. Mit dieſem Verband ſchleppte er ſich bis nach Eliſſondo, woſelbſt ihn die Anhänger der Königin gut aufnahmen und ihn dergeſtalt pflegten, daß er nunmehr vollſtändig geheilt iſt. Die franzöſiſchen Blätter behaupten allen Ernſtes, dieſe Geſchichte ſei wahr. Wir unſererſeits ſind der Meinung, daß, wenn hier nicht mit Münchhauſenſchen Farben aufgetragen iſt, der junge Menſch den härteſten Kopf von der Welt haben muß. Mit einem Regimente ſolcher Kugelfeſten ließe ſich die Welt erobern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 75.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 28. März.

Danton's Tod.

(Fortſetzung.)

Ein Zimmer. — Danton, Lacroix, Philippeau, Paris, Camille Desmoulins.

Camille. Raſch, Danton, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Danton (er kleidet ſich um). Wer die Zeit verliert uns. — Das iſt ſehr langweilig, immer das Hemd zuerſt und dann die Hoſen drüber zu ziehen, und des Abends in's Bett und Morgens wieder heraus zu kriechen und einen Fuß immer ſo vor den andern zu ſetzen, — da iſt gar kein Abſehen, wie es anders werden ſoll.' Das iſt ſehr traurig, und, daß Millionen es ſchon ſo gemacht haben, und, daß Millionen es wieder ſo machen werden, und, daß wir noch obendrein aus zwei Hälften beſtehen, die beide das Nämliche thun, ſo daß Alles doppelt geſchieht. — das iſt ſehr traurig.

Camille. Du ſprichſt in einem ganz kindiſchen Ton.

Danton. Sterbende werden oft kindiſch.

Lacroix. Du ſtürzeſt dich durch dein Zögern in's Verderben, du reißeſt alle deine Freunde mit dir. Benachrichtige die Feiglinge, daß es Zeit iſt, ſich um dich zu verſammeln, fordere ſowohl die vom Thale als die vom Berge auf. Schreie über die Tyrannei der Decemvirn, ſprich von Dolchen, rufe Brutus an, dann wirſt du die Tribune erſchrecken und ſelbſt die um dich ſammeln, die man als Mitſchuldige Hebert's bedroht. Du mußt dich deinem Zorn überlaſſen. Laßt uns wenigſtens nicht entwaffnet und erniedrigt wie der ſchändliche Hebert ſterben.

Danton. Du haſt ein ſchlechtes Gedächtniß, du nannteſt mich einen todten Heiligen. Du hatteſt mehr Recht, als du glaubteſt. Ich war bei den Sectionen, ſie waren ehrfurchtsvoll, aber wie Leichenbitter. Ich bin eine Reliquie und Reliquien wirft man auf die Gaſſe; du hatteſt Recht.

Lacroix. Warum haſt du es dazu kommen laſſen?

Danton. Dazu? Ja wahrhaftig, es war mir zuletzt langweilig, immer im nämlichen Rock herumzulaufen, und die nämlichen Falten zu ziehen! Das iſt erbärmlich, ſo ein armſeliges Inſtrument zu ſpielen, auf dem eine Saite immer nur einen Ton angibt! — Das iſt nicht zum Aushalten. Ich wollte mir's bequem machen. Ich hab' es erreicht; die Revolution ſetzt mich in Ruhe, aber auf andere Weiſe, als ich dachte. — Übrigens auf was ſich ſtützen? — Unſere Metzen konnten es noch mit den Guillotinen-Betſchweſtern aufnehmen; ſonſt weiß ich nichts. Es läßt ſich an den Fingern herzählen: Die Jakobiner haben erklärt, daß die Tugend an der Tagesordnung ſei. Die Cordeliers nennen mich Hebert's Henker, der Gemeinderath thut Buße. Der Convent — das wäre noch ein Mittel! aber es gäbe einen 31. Mai, ſie würden nicht gutwillig weichen. Robespierre iſt das Dogma der Revolution, es darf nicht ausgeſtrichen werden. Es ginge auch nicht. Wir haben nicht die Revolution, ſondern die Revolution hat uns gemacht. — Und wenn es ginge! — ich will lieber guillotinirt werden, als guillotiniren laſſen. Ich habe es ſatt, wozu ſollen wir Menſchen mit einander kämpfen? Wir ſollten uns nebeneinander ſetzen und Ruhe haben. Es wurde ein Fehler gemacht, wie wir geſchaffen wurden; es fehlt uns freilich etwas, ich habe keinen Namen dafür, aber wir werden es uns einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen, was ſollen wir uns darum die Leiber aufbrechen? Geht, wir ſind elende Alchymiſten.

Camille. Pathetiſcher geſagt, würde es heißen: wie lange ſoll die Menſchheit in ewigem Hunger ihre eignen Glieder freſſen? Oder, wie lange ſollen wir Schiffbrüchige auf einem Wrack in unlöſchbarem Durſt einander das Blut aus den Adern ſaugen? Oder, wie lange ſollen wir Algebraiſten im Fleiſch beim Suchen nach dem unbekannten, ewig verweigerten X unſere Rechnungen mit zerfetzten Gliedern ſchreiben?

Danton. Du biſt ein ſtarkes Echo.

Camille. Nicht wahr? — ein Piſtolenſchuß ſchallt gleich wie ein Donnerſchlag. Deſto beſſer für dich, du ſollteſt mich immer bei dir haben.

Philippeau. Und Frankreich bleibt ſeinen Henkern?

Danton. Was liegt daran? Die Leute befinden ſich ganz wohl dabei! Sie haben Unglück; kann man mehr verlangen, um gerührt, edel, tugendhaft oder witzig zu ſein oder um überhaupt keine Langeweile zu haben? — Ob ſie nun an der Guillotine oder am Fieber oder am Alter ſterben! Es iſt noch vorzuziehen, ſie treten mit gelenken Gliedern hinter die Couliſſen und können im Abgehen noch hübſch geſtikuliren und die Zuſchauer klatſchen hören. Das iſt ganz artig und paßt für uns, wir ſtehen immer auf dem Theater, wenn wir auch zuletzt im Ernſt erſtochen werden. Es iſt recht gut, daß die Lebenszeit ein wenig reduzirt wird, der Rock war zu lang, unſere Glieder konnten ihn nicht ausfüllen. Das Leben wird ein Epigramm, das geht an; wer hat auch Athem und Geiſt genug für ein Epos in fünfzig oder ſechzig Geſängen? 's iſt Zeit, daß man das bischen Eſſenz nicht mehr aus Zubern, ſondern aus Liqueurgläschen trinkt, ſo bekömmt man doch das Maul voll, ſonſt konnte man kaum einige Tropfen in dem plumpen Gefäß zuſammenrinnen machen. Endlich — — ich müßte ſchreien, das iſt mir der Mühe zu viel, das Leben iſt nicht die Arbeit werth, die man ſich macht, es zu erhalten.

Paris. So flieh', Danton!

Danton. Nimmt man das Vaterland an den Schuhſohlen mit? — Und endlich — und das iſt die Hauptſache: ſie werden's nicht wagen. (Zu Camille) Komm, mein Junge, ich ſage dir: ſie werden's nicht wagen. Adieu, Adieu!

(Danton und Camille ab.)

Philippeau. Da geht er hin.

Lacroix. Und glaubt kein Wort von dem, was er geſagt hat. Nichts als Faulheit! Er will ſich lieber guillotiniren laſſen, als eine Rede halten.

Paris. Was thun?

Lacroix. Heim gehen und als Lucretia auf einen anſtändigen Fall ſtudiren.

(Fortſetzung folgt.)

Freiheit.

Das Müſſen und das Wollen
Sind ewig hier im Streit;
Dem Geiſt, dem ſehnſuchtsvollen,
Wird Schranke ſelbſt die Zeit.

Denn frei ſein und gebunden
Iſt — aller Geiſter Loos;
Noch keiner hat gefunden,
Urfreiheit, deinen Schooß!

Wer ſich im Grund verſtandigt,
Im Tiefſten ſich bedenkt,
Geſteht: er ſei gebändigt
Von einer Macht, die lenkt,

Vor der mit heil'ger Scheue
Die Gegenrede ſchweigt,
Vor der der frei'ſte Freie
In Ehrfurcht tief ſich beugt.

J. C. Nanny.

Weimar.

Ilm-Athen! Athen? Ja, Athen ohne Athenienſer, ohne Pyräus, Akropolis und Akademie, ohne hölzerne Mauern, ohne Athen's Tempel und öffentliches Leben! Athen ohne eine Minerva, wenn gleich mit vielen Eulen, die kreiſchend umherſchwirren. Athen, nach der Eroberung durch die Römer, Athen voll von Faſelhänſen, Schönſchwätzern, Projektmachern, kritiſchen Schönheitsverkümmerern und philoſophiſchen Sittenverderbern und ſylbenſtreitenden Grammatikern, und von Bürgern, die vor lauter Freiheit nicht wußten, woher ſie die Seſterzien für die Herren nehmen ſollten. Talente wurden nicht mehr gefordert.

Athen! Schöner Traum des herrlichen Carl Auguſt und der unvergeßlichen Amalie! Süßer, erhabener, hoffnungsreicher Frühlingsſchein! Herder, Wieland, Göthe, Schiller!

Weimar! ſtiller blühender Friedhof der Geiſtesheroen, prunkloſes Grabmal ſo vieler großer deutſcher Manner, welche Frieden und Freuden in deinen Mauern zu ſuchen, eingewandert waren! Kleine, gedankenweckende, luſtflüſterne, mondſcheinreiche, laternenlichtarme, zunftgeregelte, Schloß- und Magiſtrats-Bier brauende, jägerwimmelnde, hofkavalierblühende, lakaienbunte, engländerſtrotzende, — dennoch freundliche, anmuthige, wahrhaft liebenswürdige Stadt!

Die Gänſekiele, welche den Namen: Athen dir verliehen, haben dir groß Unrecht angethan, denn du haſt gewiß eben ſo viel Ähnlichkeit mit Paris und London und Konſtantinopel, als mit jener Stadt der Unſterblichen.

Weimar! war dein Name nicht ſchön und erlaucht genug, war dein Urſprung und dein Leben nicht edel und herrlich genug, daß ſie dich mit jenem Beiwort erſt adeln zu müſſen glaubten? Was ſoll, was kann es bedeuten?

Weimar! biſt du nicht ſtolz genug, um ſolchen läppiſchen Titelprunks kleinlicher Eitelkeit dich zu entſchlagen? Laß die Eitelkeit und ſei dafür etwas ſtolz; du haſt manch ein ſchönes Recht, etwas ſtolz zu ſein! Stolz ſoll der Mann, eitel darf nur das Weib ſich zeigen. Weimar! biſt du nicht ſchlau genug, um einzuſehen, daß jene Gänſekiele dir damit eine ſchwefelgelbe und mattgrüne Sottiſe ſagten? Weimar! ehrſt du die großen deutſchen Geiſter, welche deine Mauern belebten und unſterblich machten, nicht — weil dein wohlklingender deutſcher Name zu matt dir erſchien, und du ſo kindiſch wohlgefällig jenen griechiſchen Namen nachſingſt und nachbeteſt? Weimar klingt wahrlich ſo ſchön wie Athen!

Wäre ich ein Weimarer, ich ſchlüge Dem hinter die Ohren, der meine Vaterſtadt anders nennte als: Weimar; denn der raffinirteſte Gänſekieltölpel kann einen holdern Namen ihr nicht geben. Elbflorenz, Pleiße-, Spree- und Ilm-Athen! Lächerliche Ausgeburten gelehrter Spießbürgerlichkeit, Krähwinkler Philiſterthums und unwürdiger Undeutſchheit. Barroke Ausrufungszeichen philologiſcher Reimnoth und hochmüthig eiteln Kleinmuths, armſeliger Verſebombaſt, tölpiſche Kinderklappern, Brechſalz in einem ungeſalzenen Larmen!

Weimar! Wiege früher Geſittung, Wiege kraftvoller deutſcher Fürſten, Aſyl des Lichtes, Schwert des Glaubens, liebende Geliebte der größten deutſchen Dichter, flurumgrünte, gartenumblühte, hügelumgürtete, ſonnenwarme, muſenfreundliche, geiſtathmende Stadt! — — Wie wohlig klingen die ſtolzen Laute deines Namens jedem deutſchen Ohr; wie hochgeachtet tönt der Name in allen Landen, wo Menſchen wohnen; wie lockend und heimwehſüchtig ſpricht er zum Herzen jedes Gebildeten! Und du biſt läppiſch genug, den goldenen Namen mit Rauſchgold überziehen, mit Katzengold kindiſch ſchmucken zu wollen? Pfui, Weimar! —

Unter Weimar ſtellen ſich auswärts Viele eine erſtaunlich hübſche, großartig gebaute, äußerlich kunſtgeſchmückte Stadt vor. Einige Tage lebt man in Weimar, ohne zu glauben, daß man wirklich hier ſei, weil Einem nirgends etwas anderes aufſtößt, als kleine, unregelmäßige, geſchmacklos gebaute Häuſer und regellos und launenhaft ſich durchkreuzende und durchwirrende Gaſſen und Gäßchen; nur ſehr ſelten ein Gebäude, welches Wohlhabenheit, Geſchmack oder irgend einen wahrhaft ſtädtiſchen Charakter an der Stirne trüge. Nichts von jenen alten grillenhaften Bauten, deren Kühnheit, Dauer, Grundidee und Eleganz oft gleiche Bewunderung erregt; wenn nicht irgend ein Lobpſalmiſt dies Alles in dem faſt häßlichen Rathhaus vereint finden will. Die Jahrhunderte haben hier unbarmherzig gewirthſchaftet, eines das andre übertüncht und bekleckſt. Die neuen Straßen ſind freundliche Verſuche, anmuthige Einladungen zur Beſſerung. Was die Häuſer betrifft, ſo herrſcht hier vollkommene Gleichheit aller Stände.

Das großherzogliche Schloß wird in ſeinem neuen Enſemble ſchön, großartig, majeſtätiſch erſcheinen, ſobald einmal irgend ein wohlthätiger Zauberer den alten kümmerlichen Winkelbau an ſeinem ſüdweſtlichen Flügel weggeblaſen haben und damit die Selbſtſtändigkeit und allſeitige Anſicht ihm eröffnet haben wird.

Ein angenehmes Vorurtheil gewinnt man für die Stadt, indem man, das hübſcheſte ihrer neuen Gebäude betrachtend, die goldene Inſchrift: „Bürgerſchule“ daran findet. Glücklicher Gedanke, der erſten Erziehung der Bürger und Bürgerinnen ein ſo heiteres, ja ſchönes Gebäude zu widmen. Nirgends in ihrer Stadt finden Knaben und Mädchen Alles ſo hübſch als in ihrer Schule, herrlich muß es ſich lernen in ſolchen Sälen. Kleinliches, Dumpfes, Erdrückendes, ich mochte faſt ſagen: Niederträchtiges, hat in ſolchen Hallen keinen Raum. Alles Schauerliche und Burleske des Schulmeiſterthums ſchwindet aus ſo luftigen Räumen; kein Gedanke an Stall und Pferch kann bei ſolchem Anblick in den Herzen der Jugend aufkommen. Mit behaglichem Selbſtgefühl und wohlthuendem Stolz ſchreitet ſie die Stufen hinauf und blickt im Eingang noch einmal um, ob der vorübergehende Fremde auch ſehe, daß dieſes ſchöne Gebäude eigentlich ihr gehöre. Solche Bürgerſchulen ſind die ſchönen Grenzſteine zwiſchen der holdſeligen Philiſterei und dem frei und froh erwachenden und ſich erſtärkenden Bürgerthum. Sie bilden das ſchöne Wappen und Wahrzeichen einer Stadt.

Keine einzige hübſche Kirche, kein impoſantes öffentliches Gebäude, keine eigentlich ſchöne Straße. Aber, welche Weihe geiſtiger Größen, welche Penaten! Hier entſtrömte die Herzensfreude des G. Neumark, — als er ſeine liebe Viola di Gamba dem Pfandhaus wieder entriſſen hatte, — die unſterbliche Melodie: „wer nur den lieben Gott läßt walten!“ Hier ſchläft von einigen ſeiner ſchönſten Bilder im ewigem Frühling umblüht Lucas Cranach. Hier bauten Cellarius, Köhler, Schurzfleiſch mit Bienenemſigkeit an dem Tempel deutſchen Gelehrtenruhms. Hier weilte Luther, hierher kehrte er oft zurück, hier ſchleuderte er dem Tetzel kräftige Blitze des neuen Lichts entgegen! hier empfing Bernhard das Schwert, womit er Religionsfreiheit ſo kuhn erkämpfen half.

Jede Straße, jedes Gäßchen, beinahe jedes einzelnſtehende Häuschen mahnt dich an irgend eine deutſche Größe der Vergangenheit und der Gegenwart. Dieſe Stadt iſt eine verſteinerte Cultur- und Literatur-Geſchichte Deutſchlands. Herder, Wieland, Muſäus, Göthe, Bertuch mit ſeinem Ehrmann, Schiller, Böttiger, Falk, Danz, Einſiedel, Knebel, Lenz, Kotzebue, Loder, die beiden Meyer, Vulpius, die Imhof und die Schopenhauer, Voß und Alex. Müller, Hufeland und St. Schütze, Froriep und Peucer, Fr. Tieck und Schwertgeburt, Wolf, Schweizer, Hummel, Röhr, Schneider, Fleiſchhauer, Gerſtenbergk ꝛc. Erlauchte Namen genug, um, ſtatt der jetzigen barbariſchen Straßenbenennungen, den Gaſſen und Gäßchen ewigen Ruhm zu verleihen, und den Inſchriften an den Straßenecken eine Weihe zu ertheilen, Geſchichte zu ſchreiben, dem öden Philiſter und Theekeſſelthum ein kräftiges: odi profanum vulgus! entgegen zu rufen.

Weimar verdiente ſtatt der gewöhnlichen handwerksmäßigen Städtebeſchreiber, mit ihrer hündiſchen Kriecherei und Schmeichelei gegen alle lebenden Größen und Scheingrößen, mit dem hohlen Bombaſt von Geſchichtströdel und dem Servilismus der unterthänigen Handküſſe, — einen wahren Biographen, einen geiſtreichen Maler, einen Gelehrten mit Phantaſie und Herz. Keine deutſche Stadt böte intereſſantere Stoffe, bedeutendere Conſtellationen, mannigfaltigere Reflexe und Combinationen.

Weimar iſt ein lebendiges Pantheon, ein lebenblühendes Walhalla, das ohne Marmor und Granit, ohne Erz und Kuppeln Deutſchlands Größe und Herrlichkeit verkündet. Eine Weſtminſterabtei, worin die Leichen der Fürſten dieſer Erde geehrt werden durch die Särge der königlichen Geiſter, die an ihrer Seite ſtehen. Weimar iſt das verkörperte, aufrichtige und brünſtige Gebet: Veni sancte spiritus!

Weimar iſt eine kleine Stadt (der jüngſte Beſchreiber nennt ſie huldigend und ſalbungsreich eine große Stadt mit 10,600 Seelen!) und trägt in allem ihrem Leben und Treiben das unverkennbare Gepräge ihrer Größe, die liebenswürdige Naivetät, die freundliche Bekümmerniß um Andere, die ſtachelnde Neugierde und behagliche Geſchwätzigkeit, — den genügſamen Stolz auf die Reſidenzſchaft, das wohlthuende Bewußtſein, einen Göthe und Schiller gebildet zu haben, — offen und unbefangen an der Stirne.

Wehe jedem, der an der vollkommenſten Vollkommenheit, an dem reinſten Sonnenglanz alles Beſtehenden zu zweifeln wagt! Das deutſche Kleinſtädterthum blüht in der Maſſe noch üppig fort, nährt ſich am Zunftweſen und Krämergetreibe, an geſchloſſenen Geſellſchaften und an den Broſamen, die von der goldenen Tafel des Herrn fallen. Das Philiſterthum bildet noch einen ſchönen Phalanx gegen den Andrang des Zeitgeiſtes, und Muhme Morgenroth und Staar ziehen durch alle Straßen und in alle Geſellſchaften. Es gibt noch gar viele gnädige Herrn hier, und der unterthänigſten Diener noch mehr. Vor dem beſſern Rocke fliegt die Mütze vom Kopf. Der Titel iſt ein Ding, welches nie vergeſſen werden darf, und ſtets dem Inhaber ſeinen eigentlichen Werth verleiht; nichts iſt und nichts gilt, wer keinen Titel hat. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

⁂ Skizze der geologiſchen Formation Abyſſiniens. (Berichte des Herrn Dr. Eduard Rüppell im Muſeum Senckenbergianum.) Faſt alle Inſeln der abyſſiniſchen Küſte entlang, und der Küſtenſaum ſelbſt, beſtehen aus horizontalen Lagern von Korallenkalk voll foſſilen Schalthiere und anderer Meerbewohner. Dieſe Korallenbänke, wenn ſie nicht von vulkaniſchen Kräften bearbeitet wurden, erheben ſich im

Durchſchnitt gleichförmig 15 franz. Fuß über den jetzigen Spiegel des Meeres.

Der Küſtenſaum beſtehet außer jenen Korallenbänken aus Alluvium und einzelnen niedern Kegeln von Dolerit, Baſalt und Obſidian-Laven. Auch einige Inſeln des Amphila-Buſens ſind aus ächt vulkaniſchen Felsmaſſen gebildet. In geringer Entfernung von der Meeresküſte, meiſt nicht einmal eine halbe Stunde betragend, läuft bei Maſſaua mit der Küſte ziemlich parallel ein Gebirgszug von Glimmer-, Thon- und Wetzſchiefer-Formation, der ſich bis auf 9000 franz. Fuß erhebt. Das Hauptſtreichen dieſer Schieferformation iſt von N. nach S.; das Einſenken derſelben ſehr verſchieden. Serpentinfels kömmt auch in dieſer Schieferformation vor, namentlich am Fuße des Taranta-Gebirgs. Einer der Gebirgspäſſe beim Dorfe Halei, welches in gerader Linie kaum 15 Stunden ſüdlich von Maſſaua entfernt liegt, iſt nach meinen barometriſchen Meſſungen 8100 franz. Fuß über die Meeresfläche erhaben.

Weſtlich von dieſem Glimmerſchiefer-Gebirge, das der abyſſiniſchen Küſte entlang ziehet, beſtehet das ganze Gebilde aus wild zerriſſenen und verſchobenen terraſſenförmigen Bergparthieen von Quaderſandſtein, identiſch mit dem Grès monumentaire Egyptens. Wo vulkaniſche Kräfte dieſe Sandſteinmaſſen nicht verrückt haben, bilden ſolche plateauförmige Terraſſen, die vollkommen wagrecht geſchichtet ſind, und in dem tief eingewühlten Bette der Ströme findet ſich immer, als Baſis der Sandſteinlager, Glimmer und Thonſchiefer in ziemlich verticalen Schichtungen von ganz unregelmäßigem Streichen. Nur an zwei Stellen fand ich in dieſem Theil Abyſſiniens Hügelgruppen von Kalkgeſtein, welche Gebirgsart in allen andern von mir beſuchten Gegenden des Landes ganz fehlt. Es war zu Sanafé in der Provinz Agamé, wo ungeheure Felsmaſſen von ſplittrigem Kalkmergel mit einigen Feuerſtein-Nieren ohne irgend eine regelmäßige Schichtung auf dem Glimmerſchiefer unmittelbar aufliegen, und beim Dorfe Santukrufé, 9 Stunden S.S.W. von Halei, wo abermals Kalkmergel und tertiärer Dolomit auf der Schieferformation in großen unregelmäßigen Maſſen aufliegt.

Bei weiterem Vordringen nach S.S.W. zu erſcheinen, in der Provinz Agamé beim Flecken Artegerat, hohe Kegel von blaſigem Dolerit-Baſalt, mit Mandeln von Meſotyp und Calcedonnieren; dieſe vulkaniſchen Maſſen haben immer den Sandſtein durchbrochen, überdecken ihn, und wo ſie mit ihm in Berührung kamen, haben ſie denſelben nach der bekannten Weiſe in Opal und jaſpisartiges Geſtein umgewandelt. Der Vulkan Alequa, ganz nahe bei Artegerat, iſt nach meinen barometriſchen Meſſungen beiläufig 8800 franz. Fuß hoch. In der Provinz Adua, bei Axum, beſtehen die Hügel aus einem vulkaniſchen Geſtein, zur Trachyt-Bildung gehörig, das durch viele beigemiſchte kleine Hornblende-Kryſtalle ein ſyenitartiges Anſehen hat, um ſo mehr, da nur ganz kleine Poren in dem Geſtein ſichtbar ſind. Hier hat die vulkaniſche Maſſe den Glimmerſchiefer durchbrochen, der aber auch in der Regel von terraſſenförmigen Lagern von Quaderſandſtein überdeckt iſt. Das Plateau von Axum iſt beiläufig 7000 franz. Fuß über die Meeresfläche erhaben. Die Obelisken von Axum ſind aus dieſem vulkaniſchen Geſtein und nicht aus Granit gefertiget. (Schluß folgt.)

•°• **Die Cholera in Marſeille.** Ein Schreiben aus dieſer Stadt vom 15. März meldet Folgendes: „Eine Prozeſſion hat Marſeille gerettet.“ Seitdem die Marſeiller erfahren haben, daß die Statue der ſchützenden Jungfrau in der alten Kathedrale wieder aufgeſtellt worden iſt, haben ſie ruhig die Arbeiten wiederum begonnen, und man hat es ſogar verſchmähet, ſich um die Zahl der Cholerakranken zu bekümmern. Die Behörden haben Marſeille begriffen. Man weiß es, daß dieſe Stadt, ſeit 1792, eine ſchreckliche Furcht vor Seuchen hat; ſie erträgt mit muthiger Reſignation alle Epigramme, welche die Nicht-Kontagioniſten gegen ihr Lazareth und den heiligen Rochus ſchleudern, den Schutzpatron der Peſtkranken. In einer Stadt, die ſo ſehr nach Italien ausſieht, konnten lediglich die Prieſter und die Prozeſſionen den Behörden zu Hülfe kommen und den Grimm des Pöbels bekämpfen, ja ſelbſt die engen Straßen beſchwichtigen und mit Heiterkeit erfüllen, in welchen die Cholera vorzugsweiſe ihre Beſuche abſtattet. Man geſtattete die Prozeſſionen, indem man wohl einſah, daß hier kein politiſcher Mißbrauch derſelben zu fürchten ſei. Donnerſtag, den 12. März erwachte Marſeille unter dem Geläute einer tauſend Glocken. Man hatte die Stadt auf das Feſtlichſte geſchmückt; die Straßen waren mit Teppichen verſehen, prachtvolle Altäre waren errichtet worden, die Stadt hatte ein feſtliches, jubelndes Anſehen angenommen, die Wirkung war allgemein, ſie überſtieg alle Hoffnungen. Es iſt bekannt, wie impoſant ſich dieſe Ceremonien im Freien im ſüdlichen Frankreich darſtellen; die religiöſe Aufregung hatte ſich der Gemüther aller bemächtigt. Als die Prozeſſion auf dem „Cours“ angekommen war, erblickte man alle Fenſter mit Zuſchauern beſetzt, alle Façaden der Häuſer erſtrahlten in reichen Ausſchmückungen. Kinder, Weiber, Prieſter in ihren glänzenden Meßgewändern, die angezündeten Kerzen in der Hand, ſtanden zu beiden Seiten aufgeſtellt; der ehrwürdige alte Biſchof betete, mit zum Himmel erhobenen Händen, innig und rührend, und Tauſende in Trauerkleidern gaben dem Ganzen jenes feierlich-melancholiſche Anſehen, welches der Trauer-Prozeſſion das eigentliche Gepräge ertheilte. Sie lieferten den Beweis, daß beinahe kein Haus von dem Würgengel verſchont geblieben ſei. Dieſe Prozeſſion, welcher alle Blätter Gerechtigkeit haben widerfahren laſſen, verdient es, unter den Mitteln zu glänzen, welche die Behörden ergriffen haben, um die zweifache Epidemie der Krankheit und Furcht zu bekämpfen. — Wenn übrigens die Cholera ein Trauer-Blatt in der Chronik von Marſeille anfüllt, ſo fügt ſie zugleich demſelben ein Blatt des Ruhmes hinzu. Mehr als 100,000 Fr. an freiwilligen Geſchenken ſind dargebracht worden; die Stadt hat 260,000 Fr. hergegeben; die Handelskammer 100,000; der König hat beigeſteuert; und die Subſidien jeder Art, zur Bekämpfung des Feindes, ſind ſtaunenerregend. Krankenwagen ſind in allen Quartieren der Stadt errichtet worden; und die getroffene Fürſorge von Seiten der Behörden, die ſich ohne Oſtentation bekundet, hat in den ärmlichſten Stadttheilen die nothwendige Reinlichkeit hervorgerufen. Sobald als die Seuche zu wüthen begann, meldeten ſich viele junge Leute der angeſehenſten Familien zu Krankenpflegern und verſahen ihr Amt mit der größten Sorgfalt und rückſichtsloſer Ausdauer.

•°• **Erfindung.** (Ein neuer Bienenkorb.) In einer Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris wurde von Herrn Gillet de Grandmont ein aus England gekommener Bienenkorb vorgezeigt, der der Bienenzucht einen neuen Aufſchwung geben wird. Der Erfinder deſſelben iſt Herr Nutt, in der Grafſchaft Lincoln; zehn Jahre ſtellte er die mannichfaltigſten Verſuche mit ihm an, ehe er die Ergebniſſe derſelben öffentlich mittheilte; nach der Verſicherung des Herrn Gillet hat ſich nun der Bienenkorb innerhalb der zwei Jahre, in welchen ſein Gebrauch über ganz England ſich erſtreckte, als ſo vorzüglich erwieſen, daß er überall eingeführt zu werden verdient. — Durch eine einfache, auf genaue Beobachtung gegründete Methode der Ventilation mit Beihülfe eines Thermometers, der den Bienen eine für ſie erſprießliche Wärme ſichert, iſt Herr Nutt auf den Punkt gelangt, nicht nur die Arbeiten der Bienen zu regeln, ſondern ſelbſt die Einſammlung des Honigs fruchtbarer und einträglicher zu machen. Dieſes geſchieht durch eine zweckmäßigere Einrichtung ihrer Wohnung und durch Vermehrung ihrer Population. So hat Hr. Nutt im Jahr [illegible] aus einem einzigen Bienenkorb [illegible] Pfund Honig gewonnen (engl. Gewicht) und dennoch den Bienen noch reichliche Winternahrung zurückgelaſſen. Als Thatſache iſt ferner öffentlich erwieſen, daß ein in der Nähe von London wohnender Bienenzüchter von 8 Körben 1130 Pfund Honig gezogen hat, und alle, welche dieſe Methode ſich angeeignet hatten, erreichten eben ſo erfreuliche Reſultate.

Der Bienenkorb iſt zuſammengeſetzt aus 4 Theilen:

a) Ein Central-Pavillon mit einem über ihm befindlichen Pavillon, der eine große Glasglocke einſchließt.

b) Zwei benachbarte Pavillons, die ſich rechts und links an den Hauptpavillon anſchließen, ſo daß die vier Räume alle durch beigebrachte Oeffnungen mit einander communiciren. Nun iſt es ſehr merkwürdig, daß die Bienen von ſelbſt den innerſten oder Centralpavillon ausſchließlich nur für die Brutzellen benutzen, alſo zur Bevölkerung des Stockes; nie hat man Eier oder Nymphen in den andern Theilen des Korbes gefunden, ſo daß alſo die Honigzellen abgeſondert auch den reinſten Honig liefern. Die Sammlung des Honigs durch die Eigenthümer kann ohne Gefahr in derſelben Zeit, wo die Bienen ihn bereiten, vorgenommen werden, z. B. vom 15. Mai bis 15. Juli; er kann Statt finden, ohne daß ein einziges Thierchen dabei zu Grunde geht. Eine ſo gegründete Kolonie ſchwärmt nie, oder nur wenn der Eigenthümer es will. Der Erfinder beſitzt ſeit eilf Jahren einen Stock, der eine anhaltend reiche Erndte liefert und noch nie geſchwärmt hat. Den ſchönſten reinſten Honig gibt die Glasglocke.

Herr Gillet de Grandmont machte in ſeiner Auseinanderſetzung dieſer wichtigen Erfindung (die freilich ohne Anſchauung des Korbes ſelbſt, dem Leſer nicht ſo vollkommen klar wird, als er es wohl wünſchen möchte) auch noch bemerklich, daß es ihm ein Leichtes geweſen wäre, für die Einführung dieſes Korbes von der Regierung ein Patent zu erhalten, daß er es aber vorgezogen habe, ohne ein ſolches die Erfindung ſo bald als möglich allgemein bekannt zu machen, damit auch Frankreich den Gewinn aus ihr ziehen möge, der aus ihr zu ziehen iſt.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Eduard Duller.** — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 76. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 30. März.

Danton's Tod

(Fortſetzung.)

(Sollte nicht auch die Liebe ihre Roſen noch zwiſchen die blutigen Schrecken dieſer Zeit flechten können? O des Weibes Herz liebt am Manne nicht die Geſetze ſeines Charakters oder Geiſtes, die er vertheidigen möge dort oder hier, ſondern es liebt an ihm, daß er Mann iſt, Mann im Glück, im Unglück, Mann in der Tugend, Mann im Laſter. Lucile iſt ein ſolcher Frühlingsgedanke, der Camille Desmoulin's von weltſtürmenden Gedanken gerunzelte Stirn umfächelt: Lucile, eine Ophelia der Revolution, welche Gelbveigelin und Rosmarin auf die Gräber ihrer Zeit, die ſie nicht verſteht, ſtreuen muß aus Liebe und rechter Liebe, aus Wahnſinn. Und auch Danton liebt! Er liebt ſogar die, die ſeine Gattin iſt, er liebt *Julien*. Aber Julie iſt ſein gutes Gewiſſen — o welch ein kalter Ausdruck! — Julie iſt ſeine Vergangenheit, ſein alter guter frommer Regime, ja iſt ſelbſt die Erinnerung noch, welche bis zum September reicht, zu dem fürchterlichen September, in welchem ſich Danton zum Helden der Revolution ſchuf. Danton zittert deshalb vor Julien und liebt ſie doch, er iſt wahnſinnig, wo er ſie erblickt, doch ſie ſpricht ſo lind und mild, ihr Athem umweht ihn hold und Friede kommt in die zerriſſene Bruſt. Er rekapitulirt die Zeit, die alten Umſtände, wie Alles war, und was der Augenblick gebot, und erſchrickt nicht mehr vor dem September. Wer rein iſt vor ſeiner Vergangenheit, fürchtet auch die Zukunft nicht. Hätt' er ſie gefürchtet, ſo wär' er gerettet geweſen.)

Dritter Act.

Das Luxemburg. — Ein Saal mit Gefangenen. — **Chaumette, Payne, Mercier, Hérault de Séchelles** und andere Gefangene.

Chaumette (zupft Payne am Aermel). Hören Sie, Payne, es könnte doch ſo ſein. Vorhin überkam es mich ſo, ich habe heute Kopfweh, helfen Sie mir ein wenig mit Ihren Schlüſſen, es iſt mir ganz unheimlich zu Muth.

Payne. So komm, Philoſoph Anaxagoras, ich will dich katechiſiren. — *Es gibt keinen Gott*, denn: entweder hat Gott die Welt geſchaffen oder nicht. Hat er ſie nicht geſchaffen, ſo hat die Welt ihren Grund in ſich und es gibt keinen Gott, da Gott nur dadurch Gott wird, daß er den Grund alles Seins enthält. Nun kann aber Gott die Welt nicht geſchaffen haben; denn entweder iſt die Schöpfung ewig wie Gott, oder ſie hat einen Anfang. Iſt letzteres der Fall, ſo muß Gott ſie zu einem beſtimmten Zeitpunkt geſchaffen haben. Gott muß alſo, nachdem er eine Ewigkeit geruht, einmal thätig geworden ſein, muß alſo einmal eine Veränderung in ſich erlitten haben, die den Begriff *Zeit* auf ihn anwenden läßt, was beides gegen das Weſen Gottes ſtreitet. Gott kann alſo die Welt nicht geſchaffen haben. Da wir nun aber ſehr deutlich wiſſen, daß die Welt oder daß unſer Ich wenigſtens vorhanden iſt und daß ſie dem Vorhergehenden nach alſo auch ihren Grund in ſich oder in etwas haben muß, das nicht Gott iſt, ſo kann es keinen Gott geben. Quod erat demonstrandum.

Chaumette. Ei wahrhaftig, das gibt mir wieder Licht, ich danke, danke.

Mercier. Halten Sie, Payne! Wenn aber die Schöpfung nun ewig iſt?!

Payne. Dann iſt ſie ſchon keine Schöpfung mehr, dann iſt ſie Eins mit Gott oder ein Attribut deſſelben, wie Spinoza ſagt, dann iſt Gott in Allem, in Ihnen, Wertheſter, im Philoſophen Anaxagoras und in mir. Das wäre ſo übel nicht, aber Sie müſſen mir zugeſtehen, daß es gerade nicht viel um die himmliſche Majeſtät iſt, wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, lebendig begraben werden, oder wenigſtens die ſehr unangenehmen Vorſtellungen davon haben kann.

Mercier. Aber eine Urſache muß doch da ſein.

Payne. Wer läugnet das? Aber wer ſagt Ihnen denn, daß dieſe Urſache das ſei, was wir uns als Gott, d. h. als das Vollkommenſte denken? Halten Sie die Welt für vollkommen?

Mercier. Nein.

Payne. Wie wollen Sie denn aus einer unvollkommnen Wirkung auf eine vollkommene Urſache ſchließen? — Voltaire wagte es eben ſo wenig, mit Gott, als mit den Königen zu verderben, deswegen that er es. Wer einmal nichts hat, als Verſtand, und ihn nicht einmal konſequent zu gebrauchen weiß oder wagt, iſt ein Stümper.

Mercier. Ich frage dagegen, kann eine vollkommene Urſache eine vollkommene Wirkung haben, d. h. kann etwas Vollkommenes was Vollkommenes ſchaffen? — Iſt das nicht unmöglich, weil das Geſchaffene doch nie ſeinen Grund in ſich haben kann, was doch, wie Sie ſagten, zur Vollkommenheit gehört.

Chaumette. Schweigen Sie! Schweigen Sie!

Payne. Beruhige dich, Philoſoph. Sie haben Recht; aber, muß denn Gott einmal ſchaffen, kann er nur was Unvollkommenes ſchaffen, ſo läßt er es geſcheidter ganz bleiben. Iſt's nicht ſehr menſchlich, uns Gott nur als ſchaffend denken zu können? Weil wir uns immer rühren und ſchütteln müſſen, um uns nur immer ſagen zu können: wir ſind! müſſen wir Gott auch dies elende Bedürfniß andichten? — Müſſen wir, wenn ſich unſer Geiſt in das Weſen einer harmoniſch in ſich ruhenden, ewigen Seligkeit verſenkt, gleich annehmen, ſie müſſe den Finger ausſtrecken und über Tiſch Brodmännchen kneten, — aus überſchwänglichem Liebesbedürfniß, wie wir uns ganz geheimnißvoll in die Ohren ſagen? Müſſen wir das Alles, bloß um uns zu Götterſohnen zu machen? Ich nehme mit einem geringern Vater vorlieb, wenigſtens werde ich ihm nicht nachſagen können, daß er mich unter ſeinem Stande in Schweinſtällen oder auf den Galeeren habe erziehen laſſen. — Schafft das Unvollkommene weg; dann allein könnt ihr Gott demonſtriren, Spinoza hat es verſucht. Man kann das Böſe läugnen, aber nicht den Schmerz, nur der Verſtand kann Gott beweiſen, das Gefühl empört ſich dagegen. — Merke dir es, Anaxagoras, warum leide ich? Das iſt der Fels des Atheismus. Das leiſeſte Zucken des Schmerzes, und rege es ſich nur in einem Atom, macht einen Riß in der Schöpfung von oben bis unten.

Mercier. Und die Moral?

Payne. Erſt beweiſt Ihr Gott aus der Moral und dann die Moral aus Gott. Was wollt Ihr denn mit Eurer Moral? Ich weiß nicht, ob es an und für ſich was Boſes oder was Gutes gibt, und habe deswegen doch nicht nothig, meine Handlungsweiſe zu andern. Ich handle meiner Natur gemaß; was ihr angemeſſen, iſt für mich gut und ich thue es, und was ihr zuwider, iſt für mich bös und ich thue es nicht und vertheidige mich dagegen, wenn es mir in den Weg kommt. Sie können, wie man ſo ſagt, tugendhaft bleiben und ſich gegen das ſogenannte Laſter wehren, ohne deswegen ihren Gegner verachten zu müſſen, was ein gar trauriges Gefühl iſt.

Chaumette. Wahr, ſehr wahr!

Hérault. O Philoſoph Anaxagoras, man könnte aber auch ſagen, damit Gott Alles ſei, müſſe er auch ſein eignes Gegentheil ſein, d. h. vollkommen und unvollkommen, bös und gut, ſelig und leidend; das Reſultat freilich würde gleich Null ſein, es würde ſich gegenſeitig heben, wir kämen zu Nichts. — Freue dich, du kommſt glücklich durch, du kannſt ganz ruhig in Madame Momero das Meiſterſtück der Natur anbeten.

Chaumette. Ich danke Ihnen verbindlichſt, meine Herren. (ab.)

Payne. Er traut noch nicht, er wird ſich zu guter Letzt noch die Ölung geben, die Füße nach Mecca zu legen, und ſich beſchneiden laſſen, um ja keinen Weg zu verfehlen.

(Danton, Lacroix, Camille, Philippeau werden hereingeführt.)

Hérault (läuft auf Danton zu und umarmt ihn). Guten Morgen! Gute Nacht! — ſollte ich ſagen. Ich kann nicht fragen, wie haſt du geſchlafen? Wie *wirſt* du ſchlafen?

Danton. Nun gut, man muß lachend zu Bett gehn.

Mercier (zu Payne). Dieſe Dogge mit Taubenflügeln! Er iſt der böſe Genius der Revolution, er wagte ſich an ſeine Mutter, aber ſie war ſtärker als er.

Payne. Sein Leben und ſein Tod ſind ein gleich großes Unglück.

Lacroix (zu Danton). Ich dachte nicht, daß ſie ſo ſchnell kommen würden.

Danton. Ich wußt' es, man hatte mich gewarnt.

Lacroix. Und du haſt nichts geſagt?

Danton. Zu was? Ein Schlagfluß iſt der beſte Tod; wollteſt du zuvor krank ſein? Und — ich dachte nicht, daß ſie es wagen würden. (Zu Hérault) Es iſt beſſer, ſich in die Erde legen, als ſich Leichdörner auf ihr laufen; ich habe ſie lieber zum Kiſſen, als zum Schemel.

Hérault. Wir werden wenigſtens nicht mit Schwielen an den Fingern der hübſchen Dame Verweſung die Wangen ſtreicheln.

Camille (zu Danton). Gib dir nur keine Mühe, du magſt die Zunge noch ſo weit zum Hals heraushängen, du kannſt dir damit doch nicht den Todesſchweiß von der Stirne lecken. O Lucile! das iſt ein großer Jammer. (Die Gefangenen drängen ſich um die neu Angekommenen).

Danton (zu Payne). Was Sie für das Wohl Ihres Landes gethan, habe ich für das meinige verſucht. Ich war weniger glücklich, man ſchickt mich auf's Schaffot; meinetwegen, ich werde nicht ſtolpern.

Mercier (zu Danton.) Das Blut der Zweiundzwanzig erſäuft dich.

Ein Gefangener (zu Hérault). Die Macht des Volkes und die Macht der Vernunft ſind eins.

Ein anderer (zu Camille). Nun, Generalprokurator der Laterne, deine Verbeſſerung der Straßenbeleuchtung hat in Frankreich nicht heller gemacht.

Ein anderer. Laßt ihn! das ſind die Lippen, welche das Wort *Erbarmen* geſprochen. (Er umarmt Camille, mehrere Gefangene folgen ſeinem Beiſpiel).

Philippeau. Wir ſind Prieſter, die mit Sterbenden gebetet haben, wir ſind angeſteckt worden und ſterben an der nämlichen Seuche.

Einige Stimmen. Der Streich, der Euch trifft, tödtet uns Alle.

Camille. Meine Herren, ich beklage ſehr, daß unſere Anſtrengungen ſo fruchtlos waren; ich gehe auf's Schaffot, weil mir die Augen über das Loos einiger Unglücklichen naß geworden. (Forts. folgt.)

Die ſchwarzen Huſaren.

Es blaſen die ſchwarzen Huſaren
Zum rothen Thore herein.
Nun gilt es, die Herzen verwahren,
Ihr Mädchen, behütet ſie fein!

Schon lauft ihr gar eilig an's Fenſter,
Wie Mutter auch predigen mag,
Und ſeht uns ſchwarze Geſpenſter
Mit Freuden am lichthellen Tag.

Huſaren ſind luſtige Gäſte,
Und, wo ſie ſchwärmen in's Haus, .
Da muß das Schönſte und Beſte
Aus Kammer und Keller heraus.

Huſaren ſind ſchalkige Diebe
In Liſt und in Luſt und in Scherz,
Und haben für flatternde Liebe
Stets übrig ein flatterndes Herz.

Und kommen ſie an's Marodiren,
So bleibt auch nicht übrig ein Stück,
Und laſſen euch, heißt es: Marſchiren!
Auch nicht 'mal ein Herze zurück.

Doch nehmen ſie Herzen von dannen,
Und Schwüre, ſo ernſt und ſo zart,
Und Abſchiedsthränen, die rannen
So heiß und ſo hell in den Bart.

Marſch! ruft es — da blitzen die Säbel,
Standarte ſchwankt bunt in die Höh';
Euch ſchwimmt's in den Augen wie Nebel —
Ade, ſchöne Kinder! Ade!

Ihr könnt ſie nicht halten noch wahren;
Sie feſſelt kein Herz und kein Haus!
Und da blaſen die ſchwarzen Huſaren
Schon wieder zum Thore hinaus.

Starklof.

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Dritter Artikel.

Religiöſe Maler: Signol, Navez, Bourdet, Bralle, Ducornet, Perier, Colſon, Fräulein Ellenrieder, Fräulein Conſtance Blanchard, Madame Deherain, Eugène Delacroix, Champmartin, Court, Durupt, Goyet, Lehmann, Louis Boulanger, Legendre, Horace Vernet.

Unter die Zahl der religiöſen Maler rechnen wir alle diejenigen, welche Gegenſtände des alten Teſtaments und dieſes Ideenkreiſes behandelt, oder ſich dem eigentlich chriſtlichen Cyklus der ältern italiäniſchen und deutſchen Maler angeſchloſſen und ihrer Sinnesart nach Vorſtellungen heiligen Inhalts überhaupt gewählt haben. Das Beſtreben der neuern Maler, den Styl der altitaliäniſchen oder altdeutſchen Schule wieder in's Leben führen, und die gebahnten Wege dieſer alten Meiſter wieder betreten zu wollen, iſt, unſerer Anſicht nach, ein Verſuch, der mißlingen muß, weil er, für ſich iſolirt und von den Tendenzen des Zeitgeiſtes losgetrennt, keinen Anklang findet. Der chriſtliche Cyklus iſt von den ältern Malern wohl in allen ſeinen Auffaſſungsweiſen und Modifikationen ſo ziemlich erſchöpft und das Chriſtenthum, welches die vollendeteſten Werke der Malerei ausgebar, kann heutiges Tages kein Hebel mehr für die Kunſt überhaupt, und die Malerei insbeſondre werden. Wir wollen nicht läugnen, daß einzelnes Vortreffliches noch hervorgebracht werden könne, denn wenn auch der chriſtliche fromme Glaube erloſchen, bleibt doch noch ſtets der poetiſche Reiz deſſelben für die Gemüther. Einige Werke dieſes Salons können als Belege dazu dienen; aber dieſe neuern chriſtlichen Kunſtwerke entbehren doch, und werden ſtets entbehren jener geiſtigen Einfalt, jenes göttlichen Lebens, jener tiefen Empfindung, jener Harmonie und Vollendung, mit einem Worte: jener lautern himmliſchen Wahrheit und Schönheit, welche aus den chriſtlichen Gemälden der alten Italiäner ſprechen. Das iſt natürlich; der kindliche Glaube, die innige Liebe und Andacht, die innere Anſchauung und Erleuchtung ſind in den neueren Prieſtern der Kunſt ausgeſtorben und es gibt keinen Zauberſpruch, das Todte wieder zu erwecken. Wohl aber gibt es ein Geſetz der Welt, und Ordnung der Natur iſt es, daß aus Tod und Verweſung neues Leben hervorgehe. Deßhalb erwarten wir, daß aus einer allmälig, auf irgend eine Weiſe vermittelten Auflöſung der gegenwärtigen Zuſtände eine neue ſchöpferiſche Zeit in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft erblühen werde.

Doch ſtille mit Kunſtdiskurſen! Eilen wir von unſerer faſt zu langen Digreſſion zu den religiöſen Bildern dieſes Salons und nehmen wir von ihnen das, was ſie uns allgemein Anſprechendes, Erfreuliches bieten und was den Stempel einer beſſeren, glücklicheren Zeit der Malerei ausdrucksvoll an ſich trägt.

Das in dieſer Art bemerkenswertheſte Gemälde der Ausſtellung iſt der Chriſtus im Grabe, von **Signol**, einem Zögling der franzöſiſchen Akademie zu Rom. Der Maler hat die Einheit des Gegenſtandes nicht beobachtet; man könnte ſein Bild in zwei Theile trennen, welche unter ſich aber doch wieder in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtehen. In der offenen Grabſtätte von Golgotha ſehen wir den Erlöſer liegen; die Formen ſeines Körpers ſind ſchön und vollendet, und nichts erinnert an die nahe Verweſung beim Anblick dieſes Todten, welcher nur in einen ſanften Schlummer geſunken ſcheint, um bald mit erneuter Glorie wieder aufzuſtehen. Die Strahlenkrone, welche ſein Haupt umgibt, verbreitet in der Grabeshöhle eine wunderbare Helle. Über dem Grabſteine knieet die chriſtliche Religion, welche dem Heiland anzukündigen kömmt, daß die Stunde ſeiner Auferſtehung geſchlagen; ein Coſtüm, wie es die Maler des 13. Jahrhunderts ihren Engeln und Madonnen geben, wallt in weiten Falten von ihren Schultern nieder, und verhüllt die ſchönen Formen ihres Nackens und Buſens, welche den ſterblichen Blicken unheilige Gedanken einflößen. Dieſe Figur iſt überaus gelungen; ſie iſt ſchön, keuſch und heilig zugleich; ſie neigt den Kopf vornüber, faltet die Hände und hält in den Armen ein Kreuz. Rund um ſie her iſt der Himmel geöffnet und die Wolbung des Firmaments iſt ausgefüllt mit Engelsköpfen, welche gleichſam von einem duftigen Wolkenſchleier umfloſſen erſcheinen. Die Wolken und das Licht dieſer oberen Regionen heben ſich gegen die Wand im Hintergrunde der dunkeln Grabeshöhle vortrefflich ab und bilden einen ſehr wirkſamen Gegenſatz. Wenn die Tinten des Bildes im Allgemeinen nicht ein wenig matt wären, wenn das Colorit mehr Feſtigkeit und Kraft hätte, könnte man dies Gemälde mit gutem Gewiſſen den Werken guter alter Meiſter an die Seite ſtellen; nichtsdeſtoweniger bleibt es immer ein ſchönes, ehrenwerthes Erzeugniß eines talentvollen Künſtlers. Während andere Werke dieſer Art mehr oder weniger etwas Zerſtreuendes und Unwahres haben, iſt Signol's Bild in ſich geſchloſſen und geſammelt, religiös wahr und überzeugend; es iſt nicht wirkſam durch materiellen Effekt, aber es iſt wirkſam für das Gemüth, und endlich iſt es ſowohl durch ſeinen maleriſchen Styl, als durch die ganze Empfindungsweiſe ein wirklich chriſtliches Bild, und das will in unſern Tagen etwas bedeuten. Nach Art der älteſten Maler ſchließt das Gemälde in einem Spitzbogen, und iſt überhaupt ſehr anſpruchslos in einen gewöhnlichen hölzernen Rahmen eingefaßt. Die Gräfin Potovska hat es für ihre Hauskapelle angekauft.

Navez von Brüſſel hat zwei religiöſe Gemälde auf die Pariſer Ausſtellung geſandt. Das eine ſtellt die Muttergottes mit dem Jeſuskinde dar; die Jungfrau Maria ſitzt in einem großen, altgothiſchen Armſeſſel und hält den ſchlafenden Jeſusknaben auf ihrem Schooße, welcher in Windeln von geſticktem Muſſeline eingewickelt iſt. Zur Rechten der Maria ſind drei knieende Engel mit Roſen und Lilien in den Haaren, und zur Linken ſehen wir die Mutter von Johannes dem Täufer, welche den neugebornen Heiland ihrem Sohne zeigt; hinter ihr ſteht der heilige Joſeph, den Ellenbogen auf die obere Stuhllehne ſtützend und gen Himmel blickend, von dem er Aufklärung über das um ihn her vorgehende zu erbitten ſcheint; — ſein Kopf iſt nicht ohne edle Ruhe und ausdrucksvolle Schönheit; die Jungfrau Maria dagegen ziert ſich gleich einer Coquette und die Engel haben eine ſehr menſchliche Geſtalt, ohngefähr wie die Pagen am Hofe Franz I.; die Mutter des Johannes ſcheint uns, aufrichtig geſagt, von einem zu ehrwürdigen Alter, als daß ſie einen ſo jungen Sohn haben könnte und die Legende erwähnt nicht, daß Gott an ihr das Wunder wiederholt habe, welches er an Sarah, der Gattin Abraham's, in ihrem 90ſten Lebensjahre gethan. Der Farbenton des Ganzen iſt geſchmückt und geziert, die Draperie höchſt unmodiſch. Das Gemälde iſt für die Privatkapelle der Königin der Belgier in ihrem Palais zu Lacken beſtimmt. Ein zweites Bild von Navez, gleichfalls eine Muttergottes mit dem Jeſuskinde, iſt beſſer als das ebenerwähnte. Die Zeichnung erſcheint freier, ſicherer; das Colorit iſt weniger geſucht. Außerdem hat derſelbe Maler noch zwei artige Genrebilder ausgeſtellt, auf die wir ſpäter zurückkommen werden.

Wir erwähnen im Vorbeigehen eine Anbetung der Hirten von Bourdet, eine andere von Bralle, eine büßende Magdalene zu den Füßen Chriſti von Ducornet, einen Ecce homo von Perlet, einen Jeſus, der die Blinden heilt, von Colſon, — Gemälde, welche manche lobenswerthe Einzelnheiten enthalten.

(Schluß folgt.)

Siciliane.

Ich ſaß vor ihrem Hauſ' auf grünem Mooſe,
Hinſpähend nach der Liebſten Angeſicht.
Doch konnt' ich nichts entdecken, weil die Roſe
Mit grünem Netz' ihr Fenſterlein umflicht.
„Sie iſt wohl fern!“ Da kicherte die Loſe,
Die ungeſehen lehnt' am Fenſter dicht.
Vor lauter Roſen ſah ich nicht die Roſe,
Ich ſah den Wald vor lauter Bäumen nicht.

W. Achat.

Buntes.

.*. **Skizze der geologiſchen Formation Abyſſiniens.** (Bericht des Herrn Dr. Eduard Rüppell im Muſeum Senckenbergianum. (Schluß.) — Immer mehr nach S. S. W. zu in der Provinz Temben, deren aus Sandſteinfels-Terraſſen beſtehendes Plateau beim Flecken Tackeragiro nach meinen Meſſungen eine abſolute Höhe von circa 6000 Fuß hat, finden ſich bei genanntem Orte ein Durchbruch vulkaniſcher Hügel von compacter Hornblende-Lava mit eingemengten großen tafelförmigen Kryſtallen von Hornblende. Wenn man ſich endlich dem tiefeingewühlten Thale nähert, in welchem der Tackazé-Strom hinrauſcht, ſo findet man, daß die unteren Felsmaſſen, aus denen dieſes Thal gebildet iſt, Gneis und Glimmerſchiefer in beinahe ſenkrecht aufgerichteten Schichtungen ſind, auf welchen die horizontal-geſchichteten Sandſteinbänke aufliegen. Die abſolute Höhe des Tackazé-Strombettes bei der Furt in der Provinz Avergalla ($13^1/_4$ Grad Nordbreite) iſt nur 2800 franz. Fuß, und bei der Furt in der Provinz Schire ($13^3/_4{}^\circ$) 2700 franz. Fuß circa. Es folgt nun wieder auf dem Weſtufer des Tackazé-Stromes ein Sandſtein-Plateau, ungefähr in gleicher Höhe mit dem benachbarten in der Provinz Temben. Dann erheben ſich in ſchroffen Auszackungen die durchaus vulkaniſche Gebirgsgruppen der Provinz Simen, deren Höhen bis in die Regionen des ewigen Schnees ſich erheben. Viele Mannigfaltigkeit findet ſich in den dortigen Laven; theils ſind ſie ſpröder compacter Baſalt, deſſen prismatiſche Säulen nach allen Richtungen zuſammengruppirt ſind, theils eine blaſige Doleritlava, ſehr der Verwitterung ausgeſetzt, durchzogen mit Nieren und Adern von Chabaſit; theils Trachytlava mit vielen großen Tafeln von glaſigem Feldſpath. Dieſe Lavamaſſen erheben ſich zu iſolirten ſteilen pyramidaliſchen Piken, und zu ganzen Gebirgszügen, von furchtbaren Abgründen durchſchnitten. Die eine dieſer vulkaniſchen Kuppen, den Schneeberg Bua-hat, in der Provinz Simen bei Angerkat beſtieg ich und nach meinen barometriſchen Meſſungen iſt er 13,300 franz. Fuß über die Meeresfläche erhaben. Einige andere benachbarte Pike ſchätzte ich noch höher ſich erhebend. Die ganze Bergkette, welche den großen Zana-See, in der Provinz Dembea liegend, einſchließt, iſt wohl rein vulkaniſch; in derſelben ſcheinen die Gebirge der Provinz Simen die höchſten zu ſein. Dieſes Amphitheater vulkaniſcher Berge gehet nicht bis an das Ufer der Seen, ſondern das Terrain fällt allmählich ab, und den See umgibt nach Nord und Oſten zu eine mehrere Stunden breite wagrechte Fläche von angeſchwemmter trefflicher Dammerde. Der Zana-See hat eine abſolute Höhe von 5,300 franz. Fuß. Die Baſalthügel, worauf Gondar erbauet iſt, beiläufig 7000 franz. Fuß. Bei dieſer Stadt finden ſich in den Baſalt-Laven ſtarke Adern von Arragonit, und in den vulkaniſchen Niederungen der Kulla, nördlich von Gondar, liegen häufig große Maſſen von ſtrahligem Stilbit zu Tage, ausgeſchieden aus verwitterten Dolerit-Laven. Mehr nach N. W. von Gondar aus, in der Provinz Janfangara, erſcheint wieder geſchichteter Quaderſandſtein, häufig durch die Berührung mit vulkaniſchem Feuer in Porcellanjaspis und Aehnliches umgewandelt. Die verſchiedenen Inſeln in dem Zana-See ſind alle vulkaniſch, und der ganze See ſcheint eine Art kraterähnliche Bildung, entſtanden durch die zu den Gebirgen von Simen benöthigten vulkaniſchen Maſſen.

.*. Die Induſtrie im Departement du Nord in Frankreich machte große Fortſchritte. Im Jahre 1832 ſind — nach einem Liller Journal — 110 neue induſtrielle Etabliſſements daſelbſt in's Leben getreten; im Jahre 1833 belief ſich ihre Zahl bereits auf 167; im Jahre 1834 ſtieg dieſelbe auf 197; ſeit dem 1. Januar 1835 ſind zu den Letzteren 51 neue induſtrielle Etabliſſements hinzugekommen.

.*. **Der Cache-Malet Voltaire's.** Voltaire hatte zu Ferney einen boshaften und ſtreitſüchtigen Nachbar, Namens Malet. Er wurde von dieſem in mehre Prozeſſe gezogen, die ſich auf Grenzſtreitigkeiten und Territorialrechte bezogen. Bald wurde dem Philoſophen von Ferney der Nachbar ſo verhaßt, daß er auf alle mögliche Weiſe dahin ſtrebte, ſeines Anblicks überhoben zu werden, wenn er an's Fenſter trat und jener, wie eine Vogelſcheuche in der reizenden Landſchaft, ihm alle Luſt der Anſchauung verleidete. Voltaire ließ zu dem Ende Bäume vor ſeinem Hauſe pflanzen, allein dieſelben wuchſen zu langſam auf, um ihn die baldige Erreichung des mit der Anpflanzung verbundenen Zwecks hoffen zu laſſen. Eines Tages in einem alten Philoſophen blätternd, fand er die Stelle. „Setzet Berge zwiſchen Euch und die Schlechten.“ Was geſchah nun? Voltaire benutzte den Rath, und ließ zwiſchen den beiden Grundſtücken einen Hügel aufwerfen, der ſelbſt über die Schornſteine des nachbarlichen Hauſes emporragte. Den Hügel nannte er „Cache-Malet“, (Malet-Verſteck.) Graf Budé, der jetzige Eigenthümer beider Proprietäten, läßt den Hügel wieder ebenen.

.*. In Amprin (Departement Liege) hat man ſechzig Gräber entdeckt, in welchen ſich menſchliche Gerippe, Ringe, Colliers und kleine Münzen vorfanden, die aus ferner Vorzeit herrühren.

.*. Die freie Preſſe in Frankreich muß dem Fiskus gehörig beiſteuern. Die „Quotidienne“ ſoll, in Folge der ihr zu Theil gewordenen Verurtheilungen, demſelben bereits 13,000 Fr. zugewendet haben.

Hierbei das Intelligenzblatt N° 2.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 77. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 31. März.

Danton's Tod.

(Fortſetzung.)

Ein Zimmer. — Fouquier Tinville, Hermann.

Fouquier. Alles bereit?

Hermann. Es wird ſchwer halten, wäre Danton nicht darunter, ſo ginge es leicht.

Fouquier. Er muß vortanzen.

Hermann. Er wird die Geſchwornen erſchrecken, er iſt die Vogelſcheuche der Revolution.

Fouquier. Die Geſchwornen müſſen wollen.

Hermann. Ein Mittel wüßt' ich, aber es wird die geſetzliche Form verletzen.

Fouquier. Nur zu.

Hermann. Wir loſen nicht, ſondern ſuchen die Handfeſten aus.

Fouquier. Das muß gehen. Das wird ein gutes Heckenfeuer geben. Es ſind ihrer neunzehn. Sie ſind geſchickt zuſammengewürfelt. Die vier Fälſcher, dann einige Banquiers und Fremde. Das iſt ein pikantes Gericht. Das Volk braucht dergleichen. Alſo zuverläßige Leute. Wer zum Beiſpiel?

Hermann. Leroi, er iſt taub und hört daher nichts von all' dem, was die Angeklagten vorbringen. Danton mag ſich den Hals bei ihm rauh ſchreien.

Fouquier. Sehr gut; weiter!

Hermann. Vilatte und Lamiere, der eine ſitzt immer in der Trinkſtube und der andere ſchläft immer. Beide offnen den Mund nur, um das Wort: ſchuldig zu ſagen. — Girard hat den Grundſatz, es dürfe Keiner entwiſchen, der einmal vor das Tribunal geſtellt ſei. Renaudin —

Fouquier. Auch der dritte. Er half einmal einigen Pfaffen durch.

Hermann. Sei ruhig, vor einigen Tagen kommt er zu mir und verlangt, man ſolle allen Verurtheilten vor der Hinrichtung zur Ader laſſen, um ſie ein wenig matt zu machen; ihre trotzige Haltung ärgere ihn.

Fouquier. Ach ſehr gut. Alſo ich verlaſſe mich.

Hermann. Laß mich nur machen.

Das Luxemburg. — Ein Corridor. — Lacroix, Danton, Mercier und andere Gefangene auf und abgehend.

Lacroix (zu einem Gefangenen). Wie, ſo viel Unglückliche, und in einem ſo elenden Zuſtande?

Der Gefangene. Haben Ihnen die Guillotinen-Karren nie geſagt, daß Paris eine Schlachtbank iſt?

Mercier. Nicht wahr, Lacroix? Die Gleichheit ſchwingt ihre Sichel über allen Häuptern, die Lava der Revolution fließt, die Guillotine republikaniſirt! Da klatſchen die Galerien und die Römer reiben ſich die Hände; aber ſie hören das Röcheln der Opfer nicht. Geht einmal Euern Phraſen nach, bis zu dem Punkt, wo ſie verkörpert werden. Blickt um Euch, das Alles habt Ihr geſprochen, es iſt eine mimiſche Überſetzung Eurer Worte. Dieſe Elenden, ihre Henker und die Guillotine ſind Eure lebendig gewordenen Reden. Ihr bautet Euer Syſtem, wie Bajazet ſeine Pyramiden, aus Menſchenköpfen.

Danton. Du haſt Recht! — Man arbeitet heut zu Tag Alles in Menſchenfleiſch. Das iſt der Fluch unſerer Zeit. Mein Leib wird jetzt auch verbraucht. — Es iſt gerade ein Jahr, daß ich das Revolutionstribunal ſchuf. Ich bitte Gott und Menſchen dafür um Verzeihung, ich wollte neuen Septembermorden zuvorkommen, ich hoffte, Unſchuldige zu retten, aber dieſer langſame Mord mit ſeinen Formalitäten iſt gräßlicher und eben ſo unvermeidlich. Meine Herren, ich hoffte Sie Alle dieſen Ort verlaſſen zu machen.

Mercier. O, herausgehen werden wir.

Danton. Ich bin jetzt bei Ihnen, der Himmel weiß, wie das enden ſoll.

Das Revolutionstribunal.

Hermann (zu Danton). Ihr Name, Bürger.

Danton. Die Revolution nennt meinen Namen.

Meine Wohnung iſt bald im Nichts und mein Name im Pantheon der Geſchichte.

Hermann. Danton, der Convent beſchuldigt Sie, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans, mit den Girondiſten, mit den Fremden und der Faction Ludwigs XVII. konſpirirt zu haben.

Danton. Meine Stimme, die ich ſo oft für die Sache des Volkes ertönen ließ, wird ohne Mühe die Verläumdung zurückweiſen. Die Elenden, welche mich anklagen, mögen hier erſcheinen, und ich werde ſie mit Schande bedecken. Die Ausſchüſſe mögen ſich hierher begeben, ich werde nur vor ihnen antworten. Ich habe ſie als Kläger und als Zeugen nöthig. Sie mögen ſich zeigen. — Übrigens, was liegt mir an Euch und Euerm Urtheil? Ich habe es Euch ſchon geſagt, das Nichts wird bald mein Aſyl ſein — das Leben iſt mir zur Laſt, man mag mir es entreißen, ich ſehne mich danach, es abzuſchütteln.

Hermann. Danton, die Kühnheit iſt dem Verbrecher, die Ruhe der Unſchuld eigen.

Danton. Privatkühnheit iſt ohne Zweifel zu tadeln, aber jene Nationalkühnheit, die ich ſo oft gezeigt, mit welcher ich ſo oft für die Freiheit gekämpft habe, iſt die verdienſtvollſte aller Tugenden. — Sie iſt meine Kühnheit, ſie iſt es, der ich mich hier zum Beſten der Republik gegen meine erbärmlichen Ankläger bediene. Kann ich mich faſſen, wenn ich mich auf eine ſo niedrige Weiſe verläumdet ſehe? — Von einem Revolutionär, wie ich, darf man keine kalte Vertheidigung erwarten. Männer meines Schlages ſind in Revolutionen unſchätzbar, auf ihrer Stirne ſchwebt das Genie der Freiheit. (Zeichen von Beifall unter den Zuhörern.) — Mich klagt man an, mit Mirabeau, mit Dumouriez, mit Orleans konſpirirt, zu den Füßen elender Despoten geſeſſen zu haben; mich fordert man auf, vor der unentrinnbaren, unbeugſamen Gerechtigkeit zu antworten. — Du elender St. Juſt wirſt der Nachwelt für dieſe Läſterung verantwortlich ſein!

Hermann. Ich fordere Sie auf, mit Ruhe zu antworten; gedenken Sie Marat's, er trat mit Ehrfurcht vor ſeine Richter.

Danton. Sie haben die Hände an mein ganzes Leben gelegt, ſo mag es ſich denn aufrichten und ihnen entgegentreten, unter dem Gewicht jeder meiner Handlungen werde ich ſie begraben. — Ich bin nicht ſtolz darauf. Das Schickſal führt uns die Arme, aber nur gewaltige Naturen ſind ſeine Organe. — Ich habe auf dem Marsfelde dem Königthum den Krieg erklärt, ich habe es am 10. Auguſt geſchlagen, ich habe es am 21. Januar getödtet, und den Königen einen Königskopf als Fehdehandſchuh hingeworfen. (Wiederholte Zeichen von Beifall. — Er nimmt die Anklageacte). — Wenn ich einen Blick auf dieſe Schandſchrift werfe, fühle ich mein ganzes Weſen leben. Wer ſind denn die, welche Danton nöthigen mußten, ſich an jenem denkwürdigen Tage (d. 10. Auguſt) zu zeigen? Wer ſind denn die privilegirten Weſen, von denen er ſeine Energie borgte? — Meine Ankläger mögen erſcheinen! Ich bin ganz bei Sinnen, wenn ich es verlange. Ich werde die platten Schurken entlarven und ſie in das Nichts zurückſchleudern, aus dem ſie nie hätten hervorkriechen ſollen.

Hermann (ſchellt). Hören Sie die Klingel nicht?

Danton. Die Stimme eines Menſchen, welcher ſeine Ehre und ſein Leben vertheidigt, muß deine Schelle überſchreien. — Ich habe im September die junge Brut der Revolution mit den zerſtückten Leibern der Ariſtokraten geätzt. Meine Stimme hat aus dem Golde der Ariſtokraten und Reichen dem Volke Waffen geſchmiedet. Meine Stimme war der Orkan, welcher die Satelliten des Despotismus unter Wogen von Bajonetten begrub. (Lauter Beifall.)

Hermann. Danton, Ihre Stimme iſt erſchöpft. Sie ſind zu heftig bewegt. Sie werden das Nächſtemal Ihre Vertheidigung beſchließen. Sie haben Ruhe nöthig. — Die Sitzung iſt aufgehoben.

Danton. Jetzt kennt Ihr Danton, noch wenige Stunden und er wird in den Armen des Ruhmes entſchlummern.

(Fortſetzung folgt.)

Waldleben.

Die Eule.
Ihr, Lichter, was jagt ihr durch den Wald?

Irrlicht.
Wir eilen nach dem Brocken.

Die Eule.
Was iſt es denn, was alſo ſchallt?

Irrlicht.
Das ſind die Todesglocken.

Die Eule.
Gibt man denn dorten einen Schmauß?

Irrlicht.
Wie, ihr fragt im Ernſte nach dem Feſte? —
Faſt ſcheint's, ihr kommt nicht mehr heraus
Aus euerm grünen Neſte.

Der Froſch.
Die Eule hat gemunkelt,
Das Irrlicht hat gefunkelt, —
Was mag das wohl bedeuten?

Die Fledermaus.
Wollen nach dem Brocken reiten.

Die Nachtigall.
Roſe, Roſe, laſſ' das Träumen
    Mädchenhaft in grünem Schleier,
Wenn aus reichbelaubten Bäumen
    Liebeslieder ſingt der Freier.
In den dufterfüllten Räumen
    Feiert Alles deine Feier;
Roſe, Roſe, laſſ' das Träumen
    Mädchenhaft in grünem Schleier.

Der Dichter.
Es iſt ſo lieb im grünen Hain,
Ich möchte immer drinnen ſein!
Die Bäume ſcheinen lebendig zu werden,
Sie reden mit mir durch ihre Gebärden.
Die Vögel plaudern mir allerlei aus,
Von dem ich nichts erfahr' im Haus.
Die Andern nennen es Mährchen und Träume,
Nicht kennend die Sprache der Vögel und Bäume;
Drum brechen ſie aus in ein gellendes Lachen,
So oft ich erzähle die Wunderſachen,
Und meinen, mich hätt' ein Fieber bethört,
Doch derlei Gerede mich niemals ſtört.
Sie brauchen den Wald, ihn auszulichten,
Ich lerne von ihm das Singen und Dichten.

Ludwig Wihl.

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Dritter Artikel. — (Schluß.)

Unter den zahlreichen von franzöſiſchen Künſtlerinnen in dieſem Jahre ausgeſtellten religiöſen Bildern führen wir die Gemälde von Fräulein Ellenrieder als die beachtenswertheſten an; ihre Werke tragen in mancher Hinſicht ein wahrhaft köſtliches Gepräge. Die Mutter Gottes, welche das Chriſtuskind an der Hand führt, iſt voll religiöſen Gefühls, welches ſich namentlich in den zärtlichen Blikken der Mutter kund gibt. Aber das Gefühl dieſer Künſtlerin vermag doch nicht die Unſicherheit des Pinſels zu erſetzen; der Farbenton iſt weich und einförmig. Von den übrigen religiöſen Gemälden, welche von artiſtiſchen Damen herrühren, erwähnen wir bloß, dem Namen nach, noch eine Himmelfahrt von Fräulein Conſtance Blanchard und eine reuige Magdalene von Madame Deherain.

Ein Gemälde, welches eine lebhafte Kontroverſe unter den franzöſiſchen äſthetiſchen Kritikern erregt hat, iſt der Chriſtus am Kreuz von Eugene Delacroix. Chriſtus iſt ſchon an's Kreuz geſchlagen und ringt mit dem Tode; einer von den beiden Schächern iſt gleichfalls ſchon gekreuzigt worden und windet und krümmt ſich, wie eine Schlange, der andere wird ſo eben in die Mitte der Scene geſchleppt und im Hintergrunde hält ein ſtämmiger Sklave eine an das Kreuz gelehnte Leiter. Im Vordergrunde erblicken wir die Maria in Thränen zerfließend, welche der vielgeliebte Jünger des Meiſters, Johannes, zu tröſten verſucht. Zu den Füßen Chriſti am Kreuz liegt die Magdalene, bleich und abgehärmt mit aufgelöſetem Haar und ungeordnetem Anzug; zahlreiche Volksgruppen ſchließen den Hintergrund. Die Compoſition des Ganzen macht einen höchſt dramatiſchen Effekt; aber in der Ausführung begegnen wir allen den guten und bizarren Eigenſchaften, welche den Künſtler charakteriſiren. Das Colorit iſt blendend, originell und äußerſt energiſch; die Zeichnung dagegen ermangelt der Sicherheit, Beſtimmtheit und Reinheit. Die heilige Ruhe und chriſtliche Ergebenheit des Erlöſers, die ſchmerzliche Rührung der Maria ſind dem Maler weniger gelungen, als der melodramatiſche Schmerz der Magdalene und die Figuren jener beiden Miſſethäter, welche, von ſchmähenden Soldaten umgeben, eine Gruppe voll ſprechender Wahrheit bilden. Trotz mannigfaltiger Mängel erregt das Bild dennoch in hohem Gerade unſere Aufmerkſamkeit und feſſelt den Blick, ſo wahr iſt es, daß ein glänzendes Colorit unſere Augen und unſer Urtheil beſticht.

Champmartin, bekannt als Maler der Flucht aus Ägypten und der Niedermetzelung der Janitſcharen, beide im Muſeum des Luxembourg befindlich, hat dies Jahr außer mehreren Portraits auch ein großes Gemälde im Salon, welches Johannes den Täufer, in der Wüſte predigend, vorſtellt und mancherlei Verdienſte aufzuweiſen hat. Johannes ſitzt auf einem Felsſtücke; er hat den rechten Arm in die Höhe gehoben und ſpricht ziemlich angelegentlich zu dem um ihn verſammelten Volke. Sein Körper iſt nackt, dürr und abgemagert, ſeine Züge, welche wir im Profil erblicken, haben ein wildes Ausſehen; — ſeine ganze Figur zeigt höchſt anſchaulich den Mann, welcher, wie die heilige Schrift meldet, ſich nur von Heuſchrecken und wildem Honig ernährte und unter einer rauhen Hülle eine mächtige Geiſtesgabe barg. Jedoch entbehrt der heilige Johannes, wie ihn Champmartin uns dargeſtellt, der Begeiſterung und ſeine Umgebung beſtärkt uns noch in dieſer Meinung. Auf dem vordern Plane zur Rechten liegt ganz nachläſſig und wohlgemuth ein junger, nackter Hirtenknabe, der Länge nach ausgeſtreckt auf dem Boden, und die übrige Zuhörerſchaft des Predigers in der Wüſte beſteht etwa noch aus 8 oder 10 Perſonen, weiblichen und männlichen Geſchlechts, welche gerade nicht ſehr eifrig auf die Worte ihres Bekehrers hören, ſondern nur dazuſitzen ſchienen, weil ſie vielleicht nichts Beſſeres gerade zu thun haben. Insbeſondere mögen ſich die jungen Mädchen langweilen, welche deshalb auch nicht auf den heiligen Johannes, ſondern auf die Pariſer Dandy's ſehen, welche ſich in dem Salon carré mit ihren Lorgnetten herumtreiben. Einzelne Theile des Bildes ſind allerdings gelungen zu nennen. Der Farbenton iſt im Allgemeinen harmoniſch und effectvoll. Der Himmel iſt ſehr ſchön und heiter, einzelne Gruppen ſind trefflich angeordnet und die Draperien wohl gewählt. Die meiſten Köpfe ſind rein gezeichnet und einzelne darunter haben eine charakteriſtiſche, ausdrucksvolle Wahrheit. Beſonders bemerkt man auf dem zweiten Plane das Profil eines bärtigen Israeliten, deſſen Haupt mit einem blauen Turban geſchmückt iſt. Im linken Vordergrunde weiden einige Thiere, unter denen beſonders eine kleine, auf der Erde liegende Ziege ungemein gefällt.

Court, welcher ſich durch den im Salon vom J. 1827 ausgeſtellten Tod Cäſars, gegenwärtig im Muſeum des Luxembourg, einen bedeutenden Ruf als Künſtler begründete, hat diesmal den Erwartungen wenig entſprochen. Sein Apoſtel Paulus, der, in der Gewalt der Römer, ſich nach Jeruſalem einzuſchiffen, im Begriff iſt, verräth nicht die höhere Hand eines geubten Meiſters. Der Apoſtel Paulus, an den Händen mit Ketten belaſtet, ſteht am Meeresufer; römiſche Soldaten, welche ihn geleiten ſollen, bedeuten ihm, er ſolle jetzt das Schiff beſteigen, während andere das Volk abwehren, welches ſich herbeidrängt, um die letzten Worte ſeines Lehrers zu hören. Das azurblaue Meer und ein hoher Felſen, auf dem ſich ein Tempel korinthiſcher Säulenordnung erhebt, bilden den Hintergrund der Scene. Die Behandlung des Ganzen iſt durchaus mißrathen; der Apoſtel Paulus iſt ohne Würde und hat kein ſehr apoſtelhaftes Anſehen. Die ihn umgebenden Griechen und Römer ſind mit wenigen Ausnahmen lauter nichtsſagende Figuranten und dazu kommt noch, daß alle dieſe Leute mit ihren Küraſſen, Tuniken und Kriegsmänteln ſchwerfällig gezeichnet ſind. Der durchgehende röthliche Ton des Gemäldes beleidigt das Auge; Meer und Himmel ſind unnaturlich und ein feiner Staub ſcheint in der Luft herumzufliegen. Zum Erſatz für dieſes in jeder Hinſicht mangelhafte Gemälde hat Court mehrere Studienköpfe ausgeſtellt, in denen wir den alten erprobten Meiſter wieder erkennen und die ſpäter rühmliche Erwähnung finden werden.

Der heilige Petrus in Samaria und der heilige Paulus in Corinth von Durupt ſind zwei gewiſſenhafte Studienfiguren; der Tod des heiligen Paulus, von Goyet, iſt nicht ohne Talent gemalt.

Unter den Malern, welche aus dem alten Teſtamente entlehnte Gegenſtände behandelt haben, verdient unſer Landsmann Lehmann, aus Hamburg, die erſte und ehrenvollſte Erwähnung. Sein Gemälde ſtellt die Abreiſe des jungen Tobias aus dem elterlichen Hauſe vor, und vereinigt mit einer einfachen Anordnung des Gegenſtandes einen ſehr wirkſamen, dramatiſchen Ausdruck. Der junge Tobias iſt im Begriff, ſich mit dem Engel Gabriel auf die Reiſe zu begeben; nur noch einen Fuß hat er auf der Schwelle des väterlichen Hauſes; ſeine linke Hand ruhet in der des Engeſs, ſeines Reiſebegleiters; die rechte hält ſein blinder Vater, welcher ihm den väterlichen Segen mit auf den Weg gibt mit den Worten: „Euer Weg ſei geſegnet! Gott der Herr ſei mit euch auf eurer Reiſe und ſein Engel begleite euch für und für!“ Hinter dem Vater ſteht des Tobias treue Gattin, eine ehrwürdige Matrone, tiefbetrübt, doch hoffnungsvoll; ſie iſt weniger gefaßt in ihrem Schmerze, als Tobias, eben weil ſie Mutter iſt. Der Sohn hat die Augen weder auf ſeinen Führer, noch auf ſeine Eltern gerichtet; er blickt gen Himmel, wo Gott iſt, der ihm ſeinen himmliſchen Boten geſandt hat. Der Kopf des Engels trägt einen höchſt poetiſchen Ausdruck; aus den Zügen des jungen Tobias ſprechen treue Kindesliebe, Reinheit des Herzens und kindliche Gottesfurcht. Die Figuren des Bildes ſind in mittelgroßen Verhältniſſen gemalt, aber der hiſtoriſche Styl in Ausführung und Auffaſſung iſt treulich beobachtet. Man erkennt ſogleich auf den erſten Anblick des Bildes den Schüler des berühmten Ingres; aber zum Glück für den Jünger ſind die weſentlichen Mängel des Meiſters vermieden, — eine ſeltene Ausnahme! Wir wollen keineswegs behaupten, daß das Bild Lehmann's in allen ſeinen Theilen vollendet und abgeſchloſſen ſei; hie und da blicken noch Spuren eines neuerweckten Talents ſichtbar durch, dem erſt Erfahrung, Übung und Fleiß noch mehr Sicherheit und Fertigkeit geben werden; aber dieſe leichten Flecken verſchwinden vor den vielen hervorſtechenden guten Eigenſchaften, wovon der Künſtler eine ſo vielverſprechende Probe abgelegt hat. Das Bild hat die jetzt häufig angewandte Rundbogenform und an den obern Ecken deſſelben ſteht der Bibelvers geſchrieben: Sit Deus in itinere vestro et angelus ejus vos comitetur.

Ein zweites altteſtamentliches Gemälde iſt die Judith, von L. Boulanger. Der Künſtler hat den Augenblick gewählt, wo die heldenmüthige Wittwe Bethuliens, nachdem ſie von ihrem Ausflug in's Lager der Feinde zurückgekehrt und das Haupt des Holofernes auf den Mauern Jeruſalems öffentlich zur Schau aufgeſteckt, Gott dem Herrn für ihren Sieg über Holofernes Dank- und Lobgeſänge ſingt. Sie iſt außerhalb der Stadtmauern; ſtaunende Hebräer hören ihrem Geſange zu, und Frauen und Kinder haben ſich in verſchiedenen Gruppen um ſie herum gelagert. Im Ganzen herrſcht der hiſtoriſche Styl ſowohl in Zeichnung, wie in Farbe, obſchon die vielen gelben Tinten der letzteren eine gewiſſe Mattigkeit verleihen. Die Draperieen ſind äußerſt geſchmackvoll angeordnet. Eine treffliche Figur iſt die Frau, welche im Vordergrunde zur Rechten ſitzt und den Kopf nach der Judith hingewendet hat. Dieſe auf einem Erdhügel ſtehend mit der Harfe in der Hand, hat in ihrer ganzen Haltung viel Herriſches, und Begeiſterung iſt in ihrem Geſichte ausgedrückt, doch hat der Künſtler dadurch den Charakter der Judith verkannt; ſie war nach der heiligen Schrift eine junge, furcht- und ſittſame Wittwe, welche in großer Gottesfurcht vor dem Herrn lebte, den beſten Leumund hatte, und nur auf höheren Befehl den Ehebruch und Mord beging. Der Maler hatte ſie daher als ein ſchwaches, weibliches Weſen darſtellen ſollen, um die Macht Gottes, der ſich ihrer als Werkzeug ſeines Willens bediente, deutlicher hervorzuheben. Boulanger hat aber ſeiner Judith faſt koloſſale Körperformen gegeben und man ſieht dieſer Befreierin von Iſrael wohl an, daß ſie nur vor kurzem das Schwert aus der Hand gelegt, um die Harfe zu nehmen.

Horace Vernet hat auch eine Epiſode aus der bibliſchen Geſchichte behandelt, nämlich die Rebecca am Brunnen, wie ſie dem Diener Abrahams zu trinken gibt. Die Haltung Rebecca's iſt ſehr graziös; ſie ſchlägt ſittſam die Augen nieder und iſt überhaupt ein ganz artiges, unſchuldiges Kind. Das Ganze trägt den Stempel des leichten, ſchillernden Talents des bekannten, franzöſiſchen Malers. Die Koſtüme ſind Erinnerungen aus ſeiner afrikaniſchen Reiſe, deren Studien er überhaupt in den letzten Jahren mit derſelben Leichtigkeit bearbeitet, als er es früher mit ſeinen italieniſchen Studien bei Darſtellungen von Scenen aus dem italieniſchen Volksleben gethan hat. — Der Prophet Jeſaias, den Untergang Babilons weiſſagend, von Legendre, hat eine ungewöhnliche Körpergröße; ſeine Geiſteskraft erſcheint dagegen höchſt gewöhnlich; denn wir begegnen täglich ſolchen bärtigen, breitſchultrigen Kerlen in den Straßen von Paris.

Buntes.

‚ **Komiſches Grabgeläute.** Es war am 9. März des laufenden Jahres, als plötzlich die Einwohner von Serches, im Canton Braiſne, durch das anhaltende Geläute der Kirchenglocke aus tiefem Schlafe geweckt wurden. Die Kühnſten unter ihnen begaben ſich ſofort zur Kirche, und waren nicht wenig erſtaunt, als ſie dieſelbe im Innern erleuchtet fanden. Man ſchickte ſich an, die Thür zu öffnen, indeß ſie war von innen verſchloſſen. Die Nationalgarde griff nunmehr zu den Waffen und rüſtete ſich zum Kampfe — mit wem, das wußte man nicht, aber man glaubte die Kirche in Gefahr. Der Maire dagegen, für das Leben der muthigen Nationalgardiſten beſorgt, requirirte die Gendarmerie von Braiſne. Sobald dieſelbe angekommen, begann man die Belagerungsarbeiten, man lief Sturm gegen die Kirchthüren und rannte Breſche. Was fand man nun in der Kirche? Sie erſtrahlte im Kerzenlichte, und ein Betrunkener aus Serches, den der Wein in eine phantaſtiſche Stimmung verſetzt hatte, zog die Kirchenglocke. Befragt um die Urſache ſeines Treibens, antwortete er: „Ich läute zu meinem Begräbniß.“ Fürwahr! eine würdige Feier der Trunkenheit, ein ſchönes Todtenamt für den verſtorbenen geſunden Menſchenverſtand.

‚ **Ein biſchöflicher Braten.** Vor Kurzem wurden einige Eingeborne der wilden Stämme des nördlichen Amerikas nach London gebracht. Einer von ihnen, bereits im Greiſenalter befindlich, erzählte in gebrochenem Franzöſiſch, daß er den Biſchof von Quebec in Canada ſehr wohl gekannt habe. Es iſt nicht möglich — antwortete man ihm — dieſer Geiſtliche iſt elendiglich um's Leben gekommen, von euch Wilden gemordet worden. Ich verſichere es, ich habe ihn gekannt — entgegnete der Wilde — weil ich ſelbſt von ſeinem Fleiſch gegeſſen habe.

‚ **Der Miniſter Herzog von Broglie, ein moderner Cincinnatus.** Die franzöſ. Blätter erzählen folgende Anekdote. Während man ſich in Frankreich nach einem neuen Conſeil-Präſidenten umſah, ſuchte der Herzog von Broglie ſeinen Gärtner, mit welchem er unzufrieden war, loszuwerden. Eines Tages weigerte ſich der letztere, einen etwas dicken Baum zu fällen. Hr. v. Broglie eilte mit ſeiner ganzen Familie, die, wie er ſelbſt, mit Schaufeln, Spaten und Hacken bewaffnet war, in den Garten, um das Werk, ſtatt des widerſpenſtigen Gärtners, zu vollbringen. Inmitten dieſer Arbeit erhielt der Herzog die Nachricht von ſeiner Ernennung zum Conſeil-Präſidenten.

‚ **Die Londoner Polizei und die Londoner Gauner dürfen keinen Vertrag mehr mit einander ſchließen.** Engliſche Blätter melden, der Ober-Sheriff der City ſei ſeines Amtes entſetzt worden, weil er mit Gaunern in Unterhandlung getreten ſei, um geſtohlene Effekten wieder zu erhalten.

‚ Der Municipal-Rath von Paris hat die Einführung der Methode des Wilhelm'ſchen Geſang-Unterrichtes in alle Gemeinde-Schulen von Paris verordnet.

‚ In einer der jüngſten Sitzungen der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris hat Herr Leuret eine Schrift gegen das Gall'ſche Syſtem verleſen. Er ſuchte zu beweiſen, daß zwiſchen der äußeren Geſtaltung der Hirnſchaale und der Bildung des Gehirns keine Verbindung ſtattfände. Zur Prüfung dieſer Arbeit iſt eine aus den H. H. Duméril, Duvau, Beutland, Serres und Iſidore Bourdon beſtehende Kommiſſion niedergeſetzt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 78. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 13.

Mittwoch, 1. April.

Theodor Mundt, Willibald Alexis und die Pommerſche Dichterſchule,

oder

über einige literar-hiſtoriſche Symptome.

Die große politiſche St. Georgszeit und kritiſche Drachenkampfperiode iſt vorüber. Ein märchenhafter Sagenkreis hat ſich ſchon gebildet von den Rittern mit flammenden Schwertern, von Börne, dem ſchwarzen Paladine auf dem Verzweiflung wiehernden Roſſe Witz, von Heine, dem tapfern und galanten Chevalier, dem Paris, Perzival und Mürat unſres Kreiſes, von Menzel, dem wahrhaften Landsknechte und Condottiere des Feldzuges, der den Kern der Schlachtordnung bildete. Und das Alles war eine Fabel, verklungen in die Luft, die der Oſten regte. Man ſpricht nicht mehr von großen Kämpfen in Reih und Glied, von einer Entſcheidung auf Leben und Tod. Die großen Schwerterflammen ſind höchſtens Flämmchen geworden, welche über Deutſchlands Sümpfen und Nordpolnächten irrlichternd auf- und niederflackern, wie bei Heine; oder wie bei den Andern, wo ſie gänzlich erloſchen ſind. Nun wollen wir ſehen, was jetzt geſchieht. Wir wollen einige Erſcheinungen ſignaliſiren, welche auf dem deutſchen literariſchen Ozeane fern in den Nebeln des Horizontes klein und punktirt auftauchen.

Zuerſt iſt es auffallend, daß jetzt, nachdem die Sache vorüber iſt, erſt der Name dafür ſoll erfunden ſein. Man hört überall von Bewegungsliteratur, von Bewegungspartheien reden und erſtaunt, die Leute im offnen Viſier zu ſehen, welche jene Deviſen führen. Sind es nicht dieſelben, gegen welche die alte Bewegung gerichtet war? Sind es nicht die Berliniſchen Doktrinäre, welche ſich einſt für den Ruhm der klaſſiſchen Periode, für die alten Marmorbüſten, zu Tode opfern wollten? Überall hört man von Vermittelung und Ausſöhnung, die Champagnerkorke knallen, und ſchnell, ehe der Schnee der Gährung zerſchmelzen iſt, eilen ſie zuſammen, die alten Gegner, meſſen ſich mit bittenden Augen, umſchränken die Arme und nennen ſich Brüder à la façon von Paſſendorf und vom Fuchsberg, bei Jena. Die Doktrine und der Tiersparti liegen ſich in den Armen — ſchweigt einen Augenblick! Stört dieſe Scene nicht!

Ich muß geſtehen, daß dies plötzliche Johlen, Beinausſchlagen und Überſchnappen zuerſt einen wehmüthigen Eindruck macht, da es Gräber ſind, auf welchen dieſe Art Bewegungsjünglinge tanzen. Immerhin! die Tarantel hat ſie geſtochen, ſie können nichts dafür. Sie wiſſen auch nicht, wie lächerlich es iſt, daß ſie ihre alten Zöpfe zu ſich herum gedreht haben nach vorn, und mit ihnen liebäugeln. Und was ſoll dieſe neue Berſerkerwuth ſagen, was wollen ſie mit ihren ausgelaſſenen Geberden, was meint Theodor Mundt damit, wenn er im zweiten Hefte des Zodiakus die geheimnißvollen Worte ausſtößt: Trarara! Trara! Trara?

Bei Gott, uns wird ganz närriſch zu Muthe, wenn man den Spektakel mit anhört. Wir haben doch ehemals auch recht luſtige Dinge in Gottes freie Natur hinausgeblaſen, aber bis zu „Trarara!“ haben wir es nicht gebracht. Soll dieſes unartikulirte Wort die Deviſe der neuen Berliniſchen Bewegungsliteratur werden? Trarara! Trara! Trara! Ich bekomme Angſt, die Hunde heulen und freſſen Gras, die Pferde ſchnuppern, die Vögel ducken ſich, die Katze prauzt, was wird kommen? Trara! Leute, betet einen Abendſegen!

Ein zweites intereſſantes Symptom unſrer gegenwärtigen Literaturperiode gibt ſich ſehr oft in einem Räſonnement bloß, welches Willibald Alexis angehört. Welch eine Melancholie laſtet auf allem, was dieſer Autor in ſeiner eigenthümlichen Manier herausflockt und herauströpfelt! Es iſt ihm Alles recht, und eigentlich doch nicht recht, und wenn man es ſo haben will, ſo hat er dagegen nichts, und will man es ſo, dann hat er auch nichts. Eine merkwürdige Toleranz! Dieſer Mann iſt von der Zeit und den Schlägen, die ſie an ihn austheilte, ſo weich und mürbe geworden, daß er nichts übrig behalten hat, als nur noch ein reſignirtes Lächeln, etwas Spott, etwas Ernſt, etwas Zorn, aber Alles weit überwogen von Gleichgültigkeit und furchtſamer Toleranz. Und ſo Viele. Was iſt Euch nur in die Glieder gefahren? Was habt Ihr? Wo ſitzt es Euch? Liegt Euer Unglück da, wo Ihr angegriffen ſeit? Oder da, wo Ihr glaubtet, Rückhalt zu finden? Ich glaube, auf beiden Seiten.

Die Melancholie W. Alexis' geht ſo weit, daß er von einem ſchlechten Buche manchmal ausrufen möchte: Gott, es iſt doch geſchrieben! Der Verfaſſer hat doch ſeine fünf Sinne zuſammennehmen müſſen! Es iſt doch ein Buch! W. Alexis hat aus dieſem Grunde die Lievländiſche Muſe Raupach's in Schutz genommen. Er räſonnirt ſo: Raupach ſchreibt doch: es iſt doch „Was;“ und „um deshalb“ nehmt ihn in Schutz! Er dichtet im Thiergarten, beim Spazierengehen: er iſt kein Shakespeare, kein Schiller und Göthe, aber er iſt Raupach — kurz — o wie ſchwer iſt das Schriftſtellern! Wie ſchwer! Wie ſchwer! Gedanken zu haben koſtet Schweiß, und nun gar Poeſie zu haben koſtet ein Ruſſiſches Dampfbad! Erfindet! Erfindet! Ach, es iſt gar zu ſchwer! Wer hat das Erfinden erfunden! Das ſchwere Erfinden! — Dies iſt W. Alexis' ewiger Refrain. Eine Tragödie über die Schwierigkeit der Poeſie!

Eine dritte Entdeckung endlich kann einem ſcharfen Auge nicht entgangen ſein, die Lyrik betreffend. Ja, in der That, die deutſche Lyrik ſoll es ſein, welche Deutſchland rettet. Wäre hier noch von den ſchwäbiſchen Dichtern die Rede, von Geiſtern, welche nicht ohne Ausnahme ein wahrer poetiſcher Funke durchglüht; allein dieſe Lyrik meint die junge Bewegungsliteratur an der Spree und Oder nicht, ſondern jene Märkiſch-Pommerſche Dichterſchule, welche die ſtolzen Namen Ferrand, Koſſarsky, Rebenſtein, Brunold u. ſ. w. zu den Ihrigen zählt, und ſich anheiſchig macht, die Welt in neuen Jubel zu verſetzen, die Runzeln aus der Stirne Saturn's herauszuſingen, und Veilchenduft und Lerchenſang zur Tagesordnung zu machen. Ich wollte das nur erwähnen; denn ich habe die Verpflichtung, in meinen Literaturberichten keine Thorheit, kein Kinder-Ei und keine Kinderei zu überſehen.

Darf ich den Schmerz und die Wunden läugnen, an welchen alle dieſe Männer leiden? Warlich nicht! Die Zeit iſt ein ſchwerer Alp, der ſie drückt. Die Zeit ſpinnt die widerſtrebenden Geiſter in ihr Gewebe hinein. Sie iſt Nemeſis mit Harpyenkrallen, welche nicht loslaſſen. Die Zeit und die Geſchichte reagiren gegen Alles, was ſich ihnen früher abwandte und nun werden Kunſt und Wiſſenſchaft, ja ſelbſt die Geheimniſſe verſteckter Situationen, Liebe und Freundſchaft hineingeriſſen in den Strudel und mit dem Alltagsleben der Öffentlichkeit verſprützt und verflüchtigt. Es ſoll ein Geſetz ſein, daß namentlich die Literatur ſich um die Sonnenaxe der Zeit zu drehen habe. Aber ich frage, ob dieſes Geſetz denn ſo neu iſt? Ich frage, ob es mit ſo vielem Geräuſch darf proklamirt werden? Gewiß man hat dieſes Heureka! ſchon vor einem Dezennium gerufen und ihm ganze kritiſche Hekatomben geopfert, und ich glaube, man muß nachgerade anfangen, ſich beſtimmter über das Zeitgemäße in der Literatur auszuſprechen; denn jenes nebelhafte Halloh! iſt auch eine Tyrannei und die Tyrannei hat keinen Raum im Reiche der Wahrheit und Schönheit.

Ich will nicht näſeln, wie ein Profeſſor der Äſthetik; aber wo habt ihr die Kunſt hingethan? Ehrbare Männer ziehen ſich ſplitternackt aus, und baden ſich — o, wär' es in dem Blut des erlegten Drachen Zeit! Nein, ſie tauchen unter in die Wellen, welche die leichte Zugluft des Tages aufkräuſelt, ſie rufen Trara! und treten Waſſer, ſie wollen nichts, als der Spielball der Zeit ſein, ſie wollen die Zeit nicht überwinden, ſie ſtürmen nicht der Zeit voran. Immer mit im Zuge — das iſt ein Marketenderſchritt. Vorn im erſten Gliede ſollt ihr ſtehen! Dort, wo die Entſcheidung am nächſten iſt und wo die meiſten Opfer fallen! Theodor Mundt will unaufhörliche Emanzipation, fortwährendes Losringen von ſich ſelbſt, alle Tage ein neues Kleid, ſo wie es die Mode mit ſich bringt, er will nur in Athem bleiben, um Trara! zu rufen. Das iſt kein tiefſinniges Geſetz mehr, welches er der Analogie und Induktion verdankt, das iſt eben ſo wenig das Entzücken, wenn man von einem böſen Traum erwacht und die aufgehende Frühlingsſonne ihre glitzernden Lichter in's Zimmer wirft, das iſt Reue, und die Verzweiflung der Reue. Das iſt das Übermaß eines Schuldbewußten, der für die Vergangenheit und Zukunft zugleich arbeiten will, und darüber die Gegenwart verliert. Das iſt Geſpenſterfurcht, die vor der Stille des Waldes erſchrickt und dem Vogel nicht traut, der mit einem Liede ruft, das iſt Wahnwitz, Hohnlachen, Ohnmacht.

Und wenn dieſe Grimaſſe nur ein Opfer wäre! Wenn aus dem verſtrömenden Herzblute dieſer Raſerei nur Blumen ſpröſſen, Lenzeshyazinthen, an welchen man Wohlgefallen habe! Aber weder Luſt noch Nutzen wird der Zeit aus dieſer Huldigung. Es iſt ein neuer Egoismus, der, alsbald der Hahn der Frühe kräht und ihr eure alte Zeit verläugnet und die alten Meiſter, aus eurem Buſen ſchlägt, und wenn ihr euch noch ſo tief in die Woge der Zeit ſtürztet, in jene blinde Allgemeinheit, in das Chaos, das ſo unwahr und ſo unſchön iſt! Wollt ihr ſchaffen? Nein, ich ſchwöre, ihr wollt nur leben: und das iſt egoiſtiſch. Die Zeit iſt nicht allgemein und iſt kein Atom; aber die Zeit zu faſſen, muß man ſich an ein Stück klammern Nicht an die Meridiane iſt es angeſchrieben, was die Zeit gebietet, nicht am Äquator iſt es zu leſen, ſondern an der Landſtraße, an einem Vicinalwege, welcher zwei Pfarreien verbindet. Auf den kleinen Geßlerhut, der an deinem Dorfe auf der Stange prangt, drücke deine Bolzen ab, dann wird man bald in den Alpen freier wohnen! Aber Schmach dem, der wie der Geyer von dem Schmerze des Prometheus mitzehrt, der aus der großen Verwirrung dieſer Tage ſeinen ſpeziellen Nutzen zieht, und Veranlaſſung nimmt, über ſein Jahrhundert zuſammenhangloſe und unkünſtleriſche Bücher zu ſchreiben!

Es iſt grundfalſch, daß unſere Zeit negativ ſei. Sie iſt ſo poſitiv, wie irgend eine. Von dem erſten Brauſen, als die Ventile der Schöpfung losgelaſſen wurden, bis auf den heutigen Tag iſt nie Stillſtand geweſen; und die Kunſt war immer poſitiv. Sie warf niemals ihr Winkelmaaß von ſich, und ſpannte den Cirkel nie ſo weit aus, als ſollt' er die unendliche Luft umkreiſen. War die ächte Poeſie je etwas anders, als die Kraft, ſein Zeitalter zu überſehen, wie es wacht, und an die Nachwelt zu verrathen, was es träumt? die Poeſie darf nie von der Zeit überwältigt werden; denn noch der letzte Menſch wird höher ſtehen als die Schöpfung, der er nur zur Hälfte angehört. Wer hat ein klares Auge? Seht, ſeht, das Jahrhundert zittert ja vor euch, das Jahrhundert hat ſeine Haltung verloren und blickt euch wehmüthig in die Augen: es will lind und freundlich von euch angeſprochen ſein. Es wartet nur, daß ihr kommt; ſo fromm, ſo poetiſch, ſo fröhlich kommt, wie ein Fußwandrer im Gebirge! Mephiſto neckte nur: jetzt ſpricht er lachend: Wozu der Lärm?

Mein Glaubensbekenntniß!

Ich glaube an die Zeit, die allmächtige Schöpferin Himmels und der Erden, und ihren eingebornen Sohn, die Kunſt, welche viel gelitten hat unter Pontius und Pilatus, von Crethi und Plethi, und doch die Welt erlöſen helfen wird, und bis dahin glaub' ich an den heiligen Geiſt der Kritik, welchen die Zeit geſandt hat, zu richten die Lebendigen und die Todten.

---

32) Tafeln der Geſchichte. Von E. Vehſe. 1—8. Lieferung. Dresden, Grimmer. 1834 — 1835.

Heute ſagt man nicht mehr, die Geſchichte iſt die Zuſammenſtellung von Begebenheiten, ſondern ſie iſt das Spiegelbild des Lebens. Das Leben chemiſch zu zergliedern, iſt ſchwer; aber es ſondert ſich in verſchiedenartig colorirte Momente, welche von der Exiſtenz und der Materie ſich ſtufenweiſ' erheben bis zum Geiſte und ſeinen höchſten und freiſten Thätigkeiten. Leben iſt der Complex vom Leiden und Thun des Alls, Leben iſt der Athem der Menſchheit, das Wort ſelbſt, es iſt Alles, was man nur denken, empfinden, glauben, Alles, was man ſelbſt nur ſein kann. Und ſo gehört jetzt Alles, was nur Leben athmet, zur Geſchichte: die Emanzipationsfrage der Humanität, die Religion, die Cultur, die erleichterte oder erſchwerte Exiſtenz, Alles wird zur politiſchen Debatte erhoben. Wer würde jetzt noch zu behaupten wagen, daß die Genealogie der Fürſten, die Römiſchen Zahlen, welche an ihren Namen hängen, für den Hiſtoriker mehr ſeien, als bloße Erleichterungen der Überſicht? Wollte man blos Regierungsgeſchichte ſchreiben, ſo würde man nicht nur in die Kategorie des Chroniſten fallen, ſondern auch unvollſtändig ſein; denn was läuft nicht alles neben den politiſchen Ereigniſſen nebenher, das mit zum Leben gehört! Wie hängen die politiſchen Ereigniſſe ſelbſt zuſammen mit Erſcheinungen, die nicht zu verſchweigen ſind! Daraus ſieht man, wie hoch ſich jetzt des Geſchichtsſchreibers Aufgabe ſtellt. Es war Zeit, daß die Blüthe der rhetoriſchen Darſtellung wieder zu Ehren kömmt: denn man hatte es ſich gar zu leicht gemacht: und am leichteſten oft die, welche die ſtolzeſten ſind, nämlich die ſogenannten Quellenforſcher.

Das Gerüſt zu einer neuen Geſchichtsſchreibung liefert dies ausgezeichnete Werk, eine Frucht des gründlichſten Fleißes. Es belauſcht das ganze Treiben der Völker, nicht blos ihre bürgerlichen Umwälzungen, ſondern das ganze Athmen des Lebens, wie es ſich ahnen läßt aus allen Denkmälern, welche die Sprache und die Kunſt der Nachwelt hinterlaſſen haben. Zweiundzwanzig verſchiedene Lebensrichtungen laufen tabellariſch neben den politiſchen Ereigniſſen her, und fordern durch Farbe und Druck die Vergleichung der gleichzeitigen Momente heraus. Nun erſt wird manche dunkle Thatſache von einem Lichte erhellt, welches Grund und Urſache in ganz fremden Lebensgebieten zeigt. Die Geſchichte hat keine Poſtulate, keine Randverweiſungen mehr; ſondern eins iſt neben dem andern unerläßlich und das Ganze baut ſich wunderbar architektoniſch zu einem gefugten und vollkommnen Syſteme zuſammen. Kein chineſiſcher Bau iſt es, der ſich monoton aus Zahlen und Daten in's Unendliche fortſetzt, ſondern jedes Stockwerk hat ſeinen eignen Charakter und Styl, welcher immer eine beſondere politiſche oder Culturtendenz iſt. In dieſem Herausſtellen des Überwiegenden, der Tendenzſtrömungen, der hiſtoriſchen Penchants iſt Vehſe beſonders glücklich geweſen. Dies iſt der beſonderſte Vorzug eines Werkes, auf welches wir zurückkommen werden, wenn der Schlußſtein des Ganzen erſchienen iſt.

33) Die Kunſt reich zu werden. Ein gar nützliches Noth- und Hülfsbüchlein für arme Schlucker u. ſ. w. Von P. M. Goldmann. Weimar, Voigt. 1834.

Der als Popularphiloſoph bekannte Auguſt von Blumröder iſt Verfaſſer dieſes mit guter Laune geſchriebenen Buches. Die Ironie möchte vielleicht zu weit ausgeſponnen ſein; auch iſt auf die Länge der hausbackne, zuletzt natürlich in Moral übergehende Ton nicht mehr recht genießbar. Über die Kunſt reich zu werden, iſt nun ſchon viel philoſophirt worden, lehrt uns nun auch einmal dies, wie man den Reichthum ertragen kann! Denn merkwürdig iſt es, der Reichthum iſt gewiß die leichteſte Laſt, und doch wird Niemand ruhen, bis er ſie von den Schultern geworfen hat. Iſt dies nicht auch ein Problem der Lebensphiloſophie?

34) Die Waſſerwelt oder das Meer und die Schiffahrt. Von T. F. Richter. Drei Lieferungen. Dresden, Arnold. 1834.

Ich glaube, daß man ein Buch dieſes Gegenſtandes viel anziehender einrichten kann. Das Meer, der Erde dunkles Auge, iſt voll tiefer Poeſie, in Allem, was in und auf ihm lebt. Warum die Farben verſchmähen, welche die Natur ſelbſt an die Hand gibt! Der trockne Dozententon iſt bei einem Buche, das doch nur aus gründlicheren Werken dieſer Art excerpirt iſt, und in ſeinem Thema die Phantaſie ſo lebhaft herausfordert, ganz am unrechten Orte. Vielleicht erhebt ſich in den folgenden Lieferungen der Handwerkston zu einer angemeſſeneren Darſtellung.

35) Die Herrlichkeit Gottes. Beſungen in Hymnen von C. G. E. Weber. Bunzlau, Appun. 1835.

Unermeßlich iſt das ewige Firmament, in Worten kaum auszudrücken die Herrlichkeit Gottes; aber wenn man einmal den Verſuch macht, ſo thut man immer beſſer, ſich ſo kurz als möglich zu faſſen. Das hat die Andacht des begeiſterten Sängers dieſer Hymnen nicht bedacht, und ſetzt nun mich armen verdammten Kritiker in die Verlegenheit, ſagen zu müſſen, er habe den lieben Gott (Gott verzeih mir die Sünde!) übertrieben gelobt! Wahrlich, dieſe Verſe ſind ganz charmant, lesbar, und himmliſcher Weihe voll; aber doch zu viel ausgelaſſene Butter! Zu viel Worte, viel zu viel!

36) Geſchichte des Preußiſchen Staates und Volkes. Für alle Stände bearbeitet von Ed. Heinel. Erſte und zweite Lieferung. Danzig, Gerhard. 1835.

Der Abfaſſung einer preußiſchen Geſchichte ſtellen ſich mancherlei Schwierigkeiten in den Weg. Preußen iſt aus ſo heterogenen Landestheilen zuſammengeſetzt, daß für ſie ſchwerlich eine hiſtoriſche Einheit ſich finden läßt. Im Grunde kann man erſt ſeit Friedrich dem Großen von einem Staatsleben der preußiſchen Monarchie ſprechen, da alles Vorangegangnes ſich hiſtoriſch nur in die Anfänge und Schickſale der einzelnen Provinzen und in das Hausintereſſe der regierenden Dynaſtie zerſpaltet. Befangener und ſerviler Geſchichtsdarſtellung ſtehen hier manche Blößen offen, welche ſie auch in der That ſehr oft gegeben hat. Der Eine beginnt ſeine Entwickelung mit den nürnbergiſchen Burggrafen, der Andre mit der Bernſteinfiſcherei an der Oſtſee. Herr Heinel gehört zu der letztern Schule. Er beginnt von der Provinz, welche dem ganzen Länderconglomerat den Namen gegeben hat. Die Senonen in der Mark, die Slaven in Schleſien und die preußiſchen Belgier jenſeits des Rheins dürfen dagegen Proteſt einlegen.

Zu einem feſteren Urtheile über dieſe, wie es ſich von einem Dichter verſehen ließ, gut geſchriebene Darſtellung warten wir die folgenden Lieferungen ab. Nur eine Anſicht möge hier ſchon berichtigt werden: Der Verf. behauptet, Öſtreichs gegenwärtige hiſtoriſche Stellung ſchreibe ſich mehr von einer Übertragung der alten Reichsautorität auf die Erblande, als von einer innern Entwickelung her. Dies iſt nicht nur politiſch falſch, ſondern auch hiſtoriſch. Wenn irgend ein Staat aus dem Vorurtheil, das von einer früher behaupteten Autorität geſchützt werden konnte, herausgeriſſen und auf eine Herauskehrung einzig und allein ſeines innern Fonds angewieſen wurde durch die Stürme, welche Napoleons Geſtirn über Europa brachte, ſo iſt es Öſtreich. Kein Staat hat heute eine höhere Stellung, als die iſt, welche er nach dem Maße ſeiner innern Kräfte behaupten kann. Sodann iſt aber auch die Öſterreichiſche Dynaſtie immer darauf bedacht geweſen, vorzugsweiſe die Hausmacht zu conſolidiren und ſie als Erſatz für eine Würde zu nehmen, welche die damit verknüpften Mißhelligkeiten nicht aufwog. Die deutſche Geſchichte wird immer dem Hauſe Habsburg den Vorwurf machen müſſen, daß es die deutſche Reichsverfaſſung abnutzte, der Maſchine ihren Lauf ließ, und ſich dagegen auf ſeine Erblande beſchränkte, die es feſt und monarchiſch conſolidiren wollte. Glücklicherweiſe wurde dadurch den deutſchen wie den öſtreichiſchen Intereſſen am Beſten genügt, ſo daß die Zukunft der Vergangenheit gleichſam zu danken hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 79. 1835.

313

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 2. April.

Danton's Tod

(Fortſetzung.)

Das Luxemburg. — Ein Kerker. — Dillon, Laflotte, ein Gefangenwärter.

Dillon. Kerl, leuchte mir mit deiner Naſe nicht ſo in's Geſicht. Ha, ha, ha!

Laflotte. Halte den Mund zu, deine Mondſichel hat einen Hof. Ha, ha, ha, ha!

Wärter. Ha, ha, ha! Glaubt Ihr, Herr, daß Ihr bei ihrem Schein leſen könntet? (zeigt auf einen Zettel, den er in der Hand hält)

Dillon. Gib her!

Wärter. Herr, mein Mondſchein hat Ebbe bei mir gemacht.

Laflotte. Deine Hoſen ſehen aus, als ob Fluth wäre.

Wärter. Nein, ſie ziehen Waſſer. (Zu Dillon) Sie hat ſich vor Eurer Sonne verkrochen, Herr; Ihr müßt mir was geben, das ſie wieder feurig macht, wenn Ihr dabei leſen wollt.

Dillon. Da Kerl! Pack' dich. (Er gibt ihm Geld. Wärter ab.)

Dillon (lieſt). Danton hat das Tribunal erſchreckt, die Geſchwornen ſchwankten, die Zuhörer murrten. Der Zudrang war außerordentlich. Das Volk drängte ſich um den Juſtizpallaſt und ſtand bis zu den Bänken. Eine Hand voll Geld, ein Arm endlich, hm! hm! (er geht auf und ab, und ſchenkt ſich von Zeit zu Zeit aus einer Flaſche ein.) — Hatt' ich nur den Fuß auf der Gaſſe. Ich werde mich nicht ſo ſchlachten laſſen. Ja, nur den Fuß auf der Gaſſe!

Laflotte. Und auf dem Karren, das iſt eins.

Dillon. Meinſt du? Da liegen noch ein Paar Schritte dazwiſchen, lang genug, um ſie mit den Leichen der Decemvirn zu meſſen. — — Es iſt endlich Zeit, daß die rechtſchaffnen Leute das Haupt erheben.

Laflotte (für ſich). Deſto beſſer, um ſo leichter iſt es zu treffen. Nur zu, Alter, noch einige Gläſer und ich werde flott.

Dillon. Die Schurken, die Narren, ſie werden ſich zuletzt noch ſelbſt guillotiniren (er läuft auf und ab).

Laflotte (bei Seite). Man könnte das Leben ordentlich wieder lieb haben, wie ſein Kind, wenn man ſich's ſelbſt gegeben. Das kommt grade nicht oft vor, daß man ſo mit dem Zufall Blutſchande treiben und ſein eigener Vater werden kann. Vater und Kind zugleich. Ein behaglicher Ödipus!

Dillon. Danton und Camille's Weiber mögen Aſſignaten unter das Volk werfen, das iſt beſſer als Köpfe.

Laflotte. Ich würde mir hintennach die Augen nicht ausreißen; ich könnte ſie nöthig haben, um den guten General zu beweinen.

Dillon. Die Hand an Danton! — Wer iſt noch ſicher? Die Furcht wird ſie vereinigen.

Laflotte. Er iſt doch verloren. Was iſt's denn, wenn ich auf eine Leiche trete, um aus dem Grab zu klettern.

Dillon. Nur den Fuß auf der Gaſſe! Ich werde Leute genug finden, alte Soldaten, Girondiſten, Exadelige; wir erbrechen die Gefängniſſe, wir müſſen uns mit den Gefangenen verſtändigen.

Laflotte. Nun freilich, es riecht ein wenig nach Schurkerei. Was thuts? Ich hätte Luſt, auch das zu verſuchen; ich war bisher zu einſeitig. Man bekommt Gewiſſensbiſſe, das iſt doch eine Abwechslung; es iſt nicht ſo unangenehm, ſeinen eigenen Geſtank zu riechen. — Die Ausſicht auf die Guillotine iſt mir langweilig geworden, ſo lange auf die Sache zu warten! Ich habe ſie im Geiſt ſchon zwanzigmal durchprobirt. Es iſt auch gar nichts Pikantes mehr dran, es iſt ganz gemein geworden.

Dillon. Man muß Danton's Frau ein Billet zukommen laſſen.

Laflotte. Und dann — ich fürchte den Tod nicht, aber den Schmerz. — Es könnte wehe thun, wer ſteht mir dafür? Man ſagt zwar, es ſei nur ein Augenblick; aber der Schmerz hat ein feineres Zeitmaaß, er zerlegt eine Tertie. Nein! Der Schmerz iſt die einzige Sünde, und das Leiden iſt das einzige Laſter; ich werde tugendhaft bleiben.

Dillon. Höre, Laflotte, wo iſt der Kerl hingekommen? Ich habe Geld, das muß gehen; wir müſſen das Eiſen ſchmieden, mein Plan iſt fertig.

Laflotte. Gleich, gleich! ich kenne den Schließer, ich werde mit ihm ſprechen, du kannſt auf mich zählen, General, wir werden aus dem Loch kommen (für ſich im Hinausgehen), um in ein anderes zu gehen, ich in das weiteſte, die Welt, er in das engſte, das Grab.

Der Wohlfahrtsausſchuß. — St. Juſt, Barrère, Collot d'Herbois, Billaud, Varennes.

Barrère. Was ſchreibt Fouquier?

St. Juſt. Das zweite Verhör iſt vorbei. Die Gefangenen verlangen das Erſcheinen mehrerer Mitglieder des Convents und des Wohlfahrtsausſchuſſes, ſie appelliren an das Volk, wegen Verweigerung der Zeugen. Die Bewegung der Gemüther ſoll unbeſchreiblich ſein. — Danton parodirte den Jupiter und ſchüttelte die Locken.

Collot. Um ſo leichter wird ihn Samſon daran packen.

Barrère. Wir dürfen uns nicht zeigen, die Fiſchweiber und die Lumpenſammler könnten uns weniger imposant finden.

Billaud. Das Volk hat einen Inſtinkt, ſich treten zu laſſen, und wäre es nur mit Blicken, dergleichen inſolente Phyſiognomien gefallen ihm. Solche Mienen ſind ärger, als ein adliches Wappen; der feine Ariſtokratismus der Menſchenverachtung ſitzt auf ihnen, es ſollte ſie jeder einſchlagen helfen, den es verdrießt, einen Blick von oben herunter zu erhalten.

Barrère. Er iſt wie der hörnerne Siegfried, das Blut der Septembriſeurs hat ihn unverwundbar gemacht. — Was ſagt Robespierre?

St. Juſt. Er thut als ob er etwas zu ſagen hätte. Die Geſchwornen müſſen ſich für hinlänglich unterrichtet erklären und die Debatten ſchließen.

Barrère. Unmöglich, das geht nicht.

St. Juſt. Sie müſſen weg, um jeden Preis, und ſollten wir ſie mit den eignen Händen erwürgen. Wagt! — Danton ſoll uns das Wort nicht umſonſt gelehrt haben. Die Revolution wird über ihre Leichen nicht ſtolpern, aber bleibt Danton am Leben, ſo wird er ſie am Gewand faſſen und er hat etwas in ſeiner Geſtalt, als ob er die Freiheit nothzüchtigen könnte. (St. Juſt wird herausgerufen.)

Der Schließer tritt ein.

Schließer. In St. Pelagie liegen Gefangene am Sterben, ſie verlangen einen Arzt.

Billaud. Das iſt unnöthig, ſo viel Mühe weniger für den Scharfrichter.

Schließer. Es ſind ſchwangere Weiber dabei.

Billaud. Deſto beſſer, da brauchen ihre Kinder keinen Sarg.

Barrère. Die Schwindſucht eines Ariſtokraten ſpart dem Revolutionstribunal eine Sitzung. Jede Arznei wäre contrerevolutionär.

Collot (nimmt ein Papier). Eine Abſchrift! ein Weibername!

Barrère. Wohl eine von denen, die gezwungen ſein möchten, zwiſchen einem Guillotinenbrett und dem Bett eines Jakobiners zu wählen. Die wie Lukretien nach dem Verluſt ihrer Ehre ſterben, aber etwas ſpäter als die Römerin im Kindbett, oder aus Altersſchwäche. — Es mag nicht ſo unangenehm ſein, einen Tarquinius aus der Tugendrepublik einer Jungfrau zu treiben.

Collot. Sie iſt zu alt. Madame verlangt den Tod, ſie weiß ſich auszudrücken, das Gefängniß liegt auf ihr wie ein Sargdeckel. Sie ſitzt erſt ſeit vier Wochen. Die Antwort iſt leicht. (Er ſchreibt und lieſt) Bürgerin, es iſt noch nicht lange genug, daß du den Tod wünſcheſt.

Barrère. Gut geſagt. Aber Collot, es iſt nicht gut, daß die Guillotine zu lachen anfängt; die Leute haben ſonſt keine Furcht mehr davor, man muß ſich nicht ſo familiär machen.

(St. Juſt kommt zurück.)

St. Juſt. Eben erhalte ich eine Denunciation. Man konſpirirt in den Gefängniſſen; ein junger Menſch, Namens Laflotte, hat Alles entdeckt. Er ſaß mit Dillon im nämlichen Zimmer. Dillon hat getrunken und geplaudert.

Barrère. Er ſchneidet ſich mit ſeiner Bouteille den Hals ab; das iſt ſchon mehr vorgekommen.

St. Juſt. Danton's und Camille's Weiber ſollen Geld unter das Volk werfen, Dillon ſoll ausbrechen, man will die Gefangenen befreien, der Convent ſoll geſprengt werden.

Barrère. Das ſind Mährchen.

St. Juſt. Wir werden ſie aber mit dem Mährchen in Schlaf erzählen. Die Anzeige habe ich in Händen, dazu die Keckheit der Angeklagten, das Murren des Volks, die Beſtürzung der Geſchwornen; ich werde einen Bericht machen.

Barrère. Ja, geh, St. Juſt, und ſpinne deine Perioden, worin jedes Komma ein Säbelhieb und jeder Punkt ein abgeſchlagener Kopf iſt.

St. Juſt. Der Convent muß dekretiren, das Tribunal ſolle ohne Unterbrechung den Prozeß fortführen, und dürfe jeden Angeklagten, welcher die dem Gerichte ſchuldige Achtung verletzte oder ſtörende Auftritte veranlaßte, von den Debatten ausſchließen.

Barrère. Du haſt einen revolutionären Inſtinkt, das lautet ganz gemäßigt und wird doch ſeine Wirkung thun. Sie können nicht ſchweigen, Danton muß ſchreien.

St. Juſt. Ich zähle auf Eure Unterſtützung. Es gibt Leute im Convent, die eben ſo krank ſind wie Danton, und welche die nämliche Kur fürchten. Sie haben wieder Muth bekommen, ſie werden über Verletzung der Formen ſchreien.

Barrère (ihn unterbrechend). Ich werde ihnen ſagen: Zu Rom wurde der Conſul, welcher die Verſchwörung des Catilina entdeckte und die Verbrecher auf der Stelle mit dem Tod beſtrafte, der verletzten Förmlichkeit angeklagt. Wer waren ſeine Ankläger?

Collot (mit Pathos). Geh, St. Juſt, die Lava der Revolution fließt. Die Freiheit wird die Schwächlinge, welche ihren mächtigen Schooß befruchten wollten, in ihren Umarmungen erſticken, die Majeſtät des Volkes wird ihnen, wie Jupiter der Semele, unter Donner und Blitz erſcheinen und ſie zu Aſche glühen. Geh, St. Juſt, wir werden dir helfen, der Donnerkeil muß die Häupter der Feiglinge zerſchleudern. (St. Juſt ab.)

Barrère. Haſt du das Wort Kur gehört? Sie werden noch aus der Guillotine ein Specificum machen. Sie kämpfen nicht mit den Moderirten, ſie kämpfen mit dem Laſter.

Billaud. Bis jetzt geht unſer Weg zuſammen.

Barrère. Robespierre will aus der Revolution einen Hörſaal für Moral machen und die Guillotine als Katheder gebrauchen.

Billaud. Oder als Betſchemel.

Collot. Auf dem er aber alsdann nicht ſtehen, ſondern liegen ſoll.

Barrère. Das wird leicht gehen. Die Welt müßte auf dem Kopf ſtehen, wenn die ſogenannten Spitzbuben von den ſogenannten rechtlichen Leuten gehängt werden ſollten.

Collot (zu Barrère). Wann kommſt du wieder nach Clichy?

Barrère. Wenn der Arzt nicht mehr zu mir kommt.

(Billaud und Collot ab).

Barrère (allein). Die Ungeheuer! — Es iſt noch nicht lange genug, daß du den Tod wünſcheſt! Dieſe Worte hätten die Zunge müſſen verdorren machen, die ſie geſprochen. — Und ich? — Als die Septembriſeurs in die Gefängniſſe drangen, faßt ein Gefangener ſein Meſſer, er drängt ſich unter die Mörder, er ſtößt es in die Bruſt eines Prieſters, er iſt gerettet! — Wer kann was dawider haben? — Ob ich mich nun unter die Mörder dränge, oder mich in den Wohlfahrtsausſchuß ſetze, ob ich ein Guillotinen- oder ein Taſchenmeſſer nehme? Es iſt der nämliche Fall, nur mit etwas verwickelteren Umſtänden, die Grundverhältniſſe ſind ſich gleich. — Und dürft er Einen morden, dürft' er auch Zwei, auch Drei, auch noch mehr? wo hört das auf? da kommen die Gerſtenkörner, machen zwei einen Haufen, dann vier, wie viel dann? Komm, mein Gewiſſen, komm, mein Hühnchen, komm, da iſt Futter. — Doch — war ich auch ein Gefangener? Verdächtig war ich, das läuft auf Eins hinaus, der Tod war mir gewiß. (ab.) (Forts. f.)

Weimar.

(Fortſetzung.)

Aber — jener Phalanx wird ſichtbar dünner und dünner und zeigt ſchon hie und wieder ſehr lichte Lücken. Alle jene modernen Vereine für Verbeſſerung des moraliſchen, materiellen und techniſchen Zuſtandes des Landes haben auch hier Wurzeln geſchlagen, einen Bildungskeim dem Boden vertraut, den Saamen des Denkens und Forſchens auf die Höhen und in die Thäler geſtreut, ein ſchönes Fühlen und Streben in den Herzen geweckt, den Funken des Gemeinſinns angeweht, und, den Philiſterdünkel erſtickend, einen edlen Stolz lebendig und thatkräftig rege gemacht. Manche Erſcheinungen eines wahrhaft edlen Bürgerthums treten einem höchſt erfreulich hier entgegen, wie der erfriſchende Athem des Oſtens, der den nahen Sonnenaufgang verkündet.

In gleichem Verhältniß ſolchen Steigens, mindert ſich die Demagogie, — und wächſt das Intereſſe für alles geſetzlich Conſtitutionelle, für jede Beſſerung, die ſolchem Denken und Streben allmählich erblühen kann und wird; für ächtes Bürgerthum; für die wahre Bedeutung des Monarchismus; für allmäliges Tilgen des ariſtokratiſchen und feudalen Princips, welches ausgedient hat und eine Ruthe Gottes iſt, die nun verbrannt werden muß; für das allmächtige, ſegenreiche Vorwärts des Jahrhunderts! — — Blendet auch noch viele der Schimmer der reich vergoldeten Adelskette; — halten gleich viele eine Conſtitution, welcher nicht unverzüglich Milch und Honig im Gefäß der völligen Abgabenfreiheit entſpringt, für unnützen Wortkram und fatale Quälerei; ſehen andere in allem nur Spiegelfechterei und Kinderland, ſo beginnt doch eine große Zahl dieſe Wohlthat der Zeit zu erkennen und fühlt die Pflicht durch Studium und Nachdenken und reines lebendiges Streben ſich ihrer würdig zu machen, ihre Segen weiter und weiter zu verbreiten. Darüber hört man hier nicht ſelten unter Bürgern und Landleuten wahrhaft erfreuliche und erbauliche Geſpräche. Weimar wird im conſtitutionellen Leben und Weſen bald ſehr ſchöne Fortſchritte machen, weil ſtürmiſche Flatterhaftigkeit und apathiſches Flegma dem Volkscharakter gleich fern liegen; und — weil die Philiſter- und Theekeſſel-Generation von ihrer Fahne deſertirt oder allmählig abſtirbt.

Dem Rathhaus gegenüber hat man eine Buchhandlung angelegt, welche einzig und allein den Sortimentshandel hier exerciren darf.

Ein Monopol in einem conſtitutionellen Land? das klingt ſchauerlich, und iſt ſchauerlich! Hier weniger, wo der Zunft- und Gildenzwang noch in voller Blüthe ſteht und aller Gewerbefreiheit mannhaft widerſtrebt. Zunft- und Gildenzwang gleicht dem herbſten Abſolutismus und wird von Zeit und Sitte abhorrescirt. Völlig zügelloſe Gewerbefreiheit gleicht der Anarchie republikaniſchen Schwindels und wirren Theorieenkrams, welche beide zum Heil nicht führen. Liegt nicht zwiſchen beiden die Mittelſtraße des Rechts und der Vernunft — die conſtitutionelle Form? Iſt dieſe Form einmal in einem Staat zur Norm und Lebensregel geworden, ſo muß auch alles, ſelbſt das geringſte in Geiſt und Leben ihr ſich fügen und anpaſſen, wenn nicht das Ganze bald wieder mehr nicht ſein ſoll, als ein leerer Name, eine ſchimmernde Förmlichkeit, ein theures Hemmniß.

Ein öffentliches Leben gibt es eigentlich in Weimar nicht, man müßte denn die Jahr- und Wochenmärkte, den Wollmarkt und das Vogelſchießen und die Eisbahn auf dem Schwanenteich dahin rechnen. Aber dafür gibt es auch in Weimar kein geheimes Leben, alles Thun und Treiben, vom Großherzog bis zum Nachtwächter, wird veröffentlicht. Zu dieſem Zweck gibt es eigene Poſtſtationen in allen Straßen, Fuß- und Zungengewandte Boten die Menge, Ausrufer, Barbiere, Penſionärs, Wittwen und männliche und weibliche alte Weiber. Sie alle haben alle Nachrichten aus erſter Hand und verkaufen ihr Backwerk gern Ofenwarm. Von all dieſem öffentlichen Leben iſt mir der gefrorne Schwanenteich bei weitem das Liebſte. Die Weimaranerinnen ſind paſſionirt für die Schlittſchuhbahn und ſo vernünftig geworden, dieſes Vergnügen, gleich den Männern, vollſtändig genießen zu wollen. Sie ſelbſt ſchnallen die Schlittſchuhe um die netten Füßchen und wiegen und ſchaukeln ſich ſo gewandt und ſchnell, ſo leicht und graciös, wie der geübteſte Däne und Holländer. Ich kenne keinen lieblicheren Anblick, als eine Schaar hübſcher Mädchen und junger Frauen in den farbenreichen maleriſchen Mänteln, mit den weichen Contouren, blitzenden Augen, warmen Wangen und lächelnden Lippen über die Fläche dahin rauſchen, in Gruppen ſich durchkreuzen, Quadrillen bilden und dann wieder, Sternſchnuppen gleich, geräuſchlos auseinander ſchnellen zu ſehen. Kein Tanz im Saal bei Lichtglanz und im Melodienrauſch iſt reizender, erwärmender, glühender, anzüglicher, bedeutſamer und erquicklicher für den Zuſchauer, als dies Schlittſchuhlaufen der Damen. Für den Fremden wird es um ſo intereſſanter, weil er hier gewiß iſt, die Schönheiten vereint zu finden, ohne lang der Wahl wegen im Zweifel zu ſein. Die Hübſchen laufen Schlittſchuh, die übrigen laſſen ſich von galanten Herren, oder gewandten Kindern in Stuhlſchlitten herum fahren. Ich weiß nicht, warum die Damen in anderen deutſchen Städten nicht längſt auf den Gedanken gekommen ſind, dieſes reizende Vergnügen zu genießen und genießen zu laſſen. Die ſchlank und edel geſtalteten Berlinerinnen würden dabei eben ſo wenig einbüßen, als die wohlig geformten Wienerinnen und die netten Dresdnerinnen. Dieſe könnten ja mit aller Bequemlichkeit ihre Gebetbücher mit auf's Eis nehmen und Lämmleinslieder und Gnadenſeufzer während des Fahrens anſtimmen. Solche Frömmigkeit iſt überall am Platz und nimmt ſich wohl auf dem blanken Eisſpiegel oft beſſer aus, als in den dichten Schatten der Brühlſchen Terraſſe, in den abendlichen Laubgängen der Promenaden, oder im Geſäuſel einer Geisblattlaube.

Indeſſen ſoll das Schlittſchuhlaufen der Damen eine bedeutende Änderung in der Hausordnung und im Hausregiment zu Weimar hervorgebracht haben. Genau von dem Anfang jener Mode her datirt ſich der Gebrauch, daß die Männer zierlich geſtickte Pantoffeln tragen müſſen, und die holden Frauen ſtets Hoſen anhaben. Deßhalb ſoll auch die Landesdirektion nicht ſelten Bedenken gegen das Überſchwemmen dieſer Wieſe äußern und nur ungern dieſelbe zulaſſen müſſen, weil die Hofkonditorei Eis in ihre Gruben braucht. Das Bedürfniß von gefrornen Süßigkeiten ſichert den Frauen die Oberherrſchaft. Zur Circe, Calypſo, Alcine, Armide wird jede auf dem Schwanenteich dahingleitende Schöne. Jenſeits des Damms, ach! wird manche zur Ariadne auf Naxos!

Der gänzliche Mangel an öffentlichem Leben wird reichlich erſetzt durch die mannichfaltigſten Familiengenüſſe und die blühendſte, anmuthigſte Geſelligkeit in mehreren geſchloſſenen Geſellſchaften.

In den Familienzirkeln herrſcht ein edler ſinniger Epikurismus. Nichts von den Schnurrpfeifereien und Gaukeleien der Pracht und Verſchwendung, aber einladender Überfluß, lachende Eleganz. Doch iſt nicht zu läugnen, daß in dieſem Gebiet noch der Hochmuths- und Separationsteufel offen Hörner und Hufe zeigt, das Titelweſen, Kraut- und Hofjunkerthum mitunter die komiſche Hauptrolle ſpielt, und die gute alte Zeit recht breit und dick an Lhomber- und Whiſttiſche ſich pflanzt. Hier ſchlürft Mancher und Manche noch recht behaglich die wollüſtigen Düfte entſchwundener Zeiten und verrauchter Sitten; hier ſtöhnt manch Gebet um deren ſelige Wiederkehr zum Himmel, hier wird Wellington im Bild geküßt, hier werden die Nordiſchen als die hoffentlich baldigen Befreier und Erlöſer von allen Übeln der neuen Zeit mit Hekatomben von Lächeln und Blicken und Händedrücken und Seufzern angebetet. Aber alles im Stillen und hinter dem Rücken der Profanen. So mächtig tönte die Stimme der Zeit, daß ſelbſt ſolche Gefühle öffentlich verſtummen, ſolcher Glaube laut zu werden nicht mehr wagt — deiden täglich Einige mehr von der heranblühenden Jugend entfliehen, um der aufgehenden Sonne zu huldigen.

Die neue Zeit hat ſich hier eine Erholung conſtruirt. So heißt der bedeutendſte geſellige Verein hier, der ſeine eigenen Gebäude hat. Eines für den Sommer, außerhalb der Stadt, ein zweites für den Winter, in der Stadt. Der jüngſte Stadtbeſchreiber nennt dieſes in ſeinem Buch ein ſchönes Haus. Der Himmel verzeihe ihm ſolche Albernheit, die Geſellſchaft balletire ihn hinaus für ſolche Schmeichelei.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

, Die „Opera-comique" iſt mit einer neuen Oper Auber's, zu welcher Scribe den Text verfaßt, hervorgetreten. In der That kann man ſich nicht genug über das theatraliſche Erfindungs-Vermögen Scribe's wundern. Es gibt keine Ungereimtheit, die er nicht für die Bühne zu benutzen verſteht, keine Abſurdität, die er nicht in den Mantel der Poeſie zu hüllen weiß. In Robert le diable machte er den Teufel zu einem guten Familien-Vater; in der fraglichen Oper gibt er einem bronzenen Pferde Bucephalus-Eigenſchaft. Wir wollen den Inhalt der Novität, die „das Pferd von Bronze," Feen-Oper in drei Akten, betitelt iſt, mittheilen. Der Schauplatz iſt in China, in der Nähe von Peking, und das bronzene Pferd hat unlängſt einen jungen Landmann, Namens Yanko, weiß Gott aus welchem Grunde, mit in die Luft genommen und wieder zurückgeführt. Yanko hat eine junge Bäuerin, Peki, zur Geliebten, der von einem alten Mandarin, Tſing-Sing nachgeſtellt wird. Der Letztere hat bereits drei Frauen, und, als Kronbeamter, das Recht, eine Vierte zu nehmen. Peki iſt die Auserwählte. Plötzlich kömmt der Thron-Erbe zu Tſing-Sing. Er ſucht eine Schönheit, die ihm im Traume vorgeführt worden iſt, und der Mandarin erbebt bei dem Gedanken, daß dieſe Schönheit vielleicht die liebenswürdige Peki ſein könne. Glücklicherweiſe weiß ſeine chineſiſche Hoheit ſich keinen deutlichen Begriff mehr von dem Traumbilde zu machen. (?) Indeß er hört den Geſang einer Ballade, in welcher die wunderbare Eigenſchaft des bronzenen Pferdes geſchildert wird. Sofort erwacht in ihm die Luſt, auf demſelben eine Luftreiſe zu verſuchen, und Tſing-Sing hinter ſich auf's Roß nehmend, enteilt er zu höheren Regionen. Jetzt glaubt ſich Peki gegen die Nachſtellungen des alten Mandarinen geſichert, und iſt bereit, ihrem Geliebten die Hand zu reichen. Als Lohn dafür verlangt ſie von Yanko die Mittheilung des Geheimniſſes, welches ihm auf ſeiner Luftfahrt enthüllt worden ſei. Dieſer erklärt, er werde in einem ſolchen Falle ohnfehlbar in einen Affen verwandelt werden; jedoch wenn Peki auf ihrem Begehren beſtehe, wolle er, ihr zu Liebe, das Geheimniß offenbaren. Peki will keinen Affen zum Manne, und verſchließt dem Geliebten den Mund. Während dieſer Vorfälle kömmt der Mandarin, ohne den Prinzen, zur Erde zurück. Er plaudert und wird ein Affe. Jetzt aber reitet auch der Teufel Peki's Geliebten; auch er hält nicht ſeinen Mund und wird gleichfalls ein Affe. Peki verzweifelt, und nimmt zu dem Bucephal von Bronze ihre Zuflucht, den beiden Affen entfliehend, um in den Lüften Entſchädigung zu finden. Der Renner trägt ſie zu einem Feen-Palaſt. Sie erfährt daſelbſt, daß dieſer Ort von Weſen von unvergleichbarer Schönheit bewohnt ſei. Werde ein Sterblicher einen Tag in ihrer Mitte zubringen, ohne der Verſuchung, ſie zu lieben, zu unterliegen, ſo müßten dieſe Weſen ſofort ihren himmliſchen Ruhm und ihr Glück einbüßen. Der junge chineſiſche Prinz, welcher gleichfalls im Feen-Palaſte verweilt, hat nur noch zwei Stunden Widerſtand zu leiſten. Allein er ſtrauchelt, fällt und wird gleichfalls Affe. Peki dagegen beſiegt das Schickſal. Nachdem der Tag vorüber, ſchwebt ſie zur Erde hernieder, und bannt, mittelſt eines Zaubers, die Affen-Natur aus den Leibern des Prinzen und Yanko's. Auch der Mandarin wird von ihr, unter der Bedingung, daß er auf ihre Hand verzichte, wieder in einen Menſchen umgewandelt. — Nun ſagt Einer noch, Scribe habe mit ſeinem „Robert" die Abgeſchmacktheit erſchöpft. Er hat eine wahre dichteriſche Queckſilber-Natur, kann übrigens als der beſte Barometer des Geſchmacks des franzöſiſchen und leider! auch des deutſchen Publikums gelten. Hölle und Himmel, das Thierreich und China, Alles liefert ihm Stoff, und er greift, ohne Plan, ohne irgend eine Logik, bald hier-, bald dorthin und ſchmiedet, was er erfaßt, auf dem Amboß: Dichtung zu einem Ganzen. Aber erſchöpfen kann er ſich auf dieſe Weiſe nie an Opernſujets.

Die Oper wurde — was Dekorationen und Koſtüms betrifft — mit großer Pracht gegeben. Die Muſik ſoll nicht weit her ſein und ſich nicht über das Ballet verſteigen. Contretänze, Walzer, Galopaden, Alles iſt vorhanden, ganz Paris tanzen zu laſſen.

, In Charlestown (nordamerikaniſche Freiſtaaten) hat eine bedeutende Feuersbrunſt den Glockenthurm der St. Philipps-Kirche, der den ſchönſten architektoniſchen Denkmälern der Freiſtaaten angehört, vernichtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 80. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 3. April.

Danton's Tod.

(Fortſetzung.)

Die Conciergerie. — Lacroix, Danton, Philippeau, Camille.

Lacroix. Du haſt gut geſchrieen, Danton, hätteſt du dich etwas früher ſo um dein Leben gequält, es wäre jetzt anders. Nicht wahr, wenn der Tod Einem ſo unverſchämt nahe kommt und ſo aus dem Hals ſtinkt und immer zudringlicher wird?

Camille. Wenn er noch ſeinen Raub unter Ringen und Kampf aus den heißen Gliedern riß! aber ſo in allen Formalitäten, wie bei der Hochzeit mit einem alten Weibe, wie die Pakten aufgeſetzt, wie die Zeugen gerufen, wie das Amen geſagt und wie dann die Bettdecke gehoben wird und es langſam hereinkriecht mit ſeinen kalten Gliedern!

Danton. Wär' es ein Kampf, daß die Arme und Zähne einander packten! aber es iſt mir, als wäre ich in ein Mühlwerk gefallen und die Glieder würden mir langſam ſyſtematiſch von der kalten phyſiſchen Gewalt abgedreht. So mechaniſch getödtet zu werden!

Camille. Und dann da liegen allein, kalt, ſteif in dem feuchten Dunſt der Fäulniß! Vielleicht, daß Einem der Tod das Leben langſam aus den Fibern martert, mit Bewußtſein vielleicht, ſich wegzufaulen!

Philippeau. Seid ruhig, meine Freunde. Wir ſind wie die Herbſtzeitloſe, welche erſt nach dem Winter Samen trägt. Von Blumen, die verſetzt werden, unterſcheiden wir uns nur dadurch, daß wir über den Verſuch ein wenig ſtinken. Iſt das ſo arg?

Danton. Eine erbauliche Ausſicht! Von einem Miſthaufen auf den andern. Nicht wahr, die göttliche Klaſſentheorie? Von Prima nach Secunda, von Secunda nach Tertia und ſo weiter? Ich habe die Schulbänke ſatt, ich habe mir Geſäßſchwielen wie ein Affe darauf geſeſſen.

Philippeau. Was willſt du denn?

Danton. Ruhe.

Philippeau. Die iſt in Gott.

Danton. Im Nichts: Verſenke dich in was Ruhigers, als in das Nichts und wenn die höchſte Ruhe Gott iſt, iſt nicht das Nichts Gott? Aber ich bin ein Atheiſt; der verfluchte Satz! Etwas kann nicht zu Nichts werden! und ich bin Etwas, das iſt der Jammer! — Die Schöpfung hat ſich ſo breit gemacht, da iſt nichts leer. Alles voll Gewimmels. Das Nichts hat ſich ermordet, die Schöpfung iſt ſeine Wunde, wir ſind ſeine Blutstropfen, die Welt iſt das Grab, worin es fault. — Das lautet verrückt, es iſt aber doch was Wahres dran.

Camille. Die Welt iſt der ewige Jude, das Nichts iſt der Tod, aber er iſt unmöglich. O! nicht ſterben können, nicht ſterben können! wie es im Lied heißt.

Danton. Wir ſind Alle lebendig begraben, und wie Könige in drei- oder vierfachen Särgen beigeſetzt, unter dem Himmel, in unſern Häuſern, in unſern Röcken und Hemden. — Wir kratzen fünfzig Jahre lang am Sargdeckel. Ja, wer an Vernichtung glauben könnte! dem wäre geholfen. — Da iſt keine Hoffnung im Tod, er iſt nur eine einfachere, das Leben eine verwickeltere, organiſirtere Fäulniß, das iſt der ganze Unterſchied! — Aber ich bin gerad' einmal an dieſe Art des Faulens gewöhnt, der Teufel weiß, wie ich mit einer andern zurecht komme. — O Julie! Wenn ich allein ginge! — Wenn ſie mich einſam ließe! — Und wenn ich ganz zerfiele, mich ganz auflöſte — ich wäre eine Handvoll gemarterten Staubes, jedes meiner Atome könnte nur Ruhe finden bei ihr. — Ich kann nicht ſterben, nein, ich kann nicht ſterben. Wir müſſen ſchreien, ſie müſſen mir jeden Lebenstropfen aus den Gliedern reißen.

Ein Zimmer. — Fouquier, Amar, Vouland.

Fouquier. Ich weiß nicht mehr, was ich antworten ſoll; ſie fordern eine Commiſſion.

Amar. Wir haben die Schurken, da haſt du, was du verlangſt. (Er überreicht Fouquier ein Papier.)

Bouland. Das wird ſie zufrieden ſtellen.

Fouquier. Wahrhaftig, das hatten wir nöthig.

Amar. Nun raſch, daß wir und ſie die Sache vom Hals bekommen.

Das Revolutionstribunal.

Danton. Die Republik iſt in Gefahr und er hat keine Inſtruktion! Wir appelliren an das Volk, meine Stimme iſt noch ſtark genug, um den Decemvirn die Leichenrede zu halten. — Ich wiederhole es, wir verlangen eine Commiſſion, wir haben wichtige Entdeckungen zu machen. Ich werde mich in die Citadelle der Vernunft zurück ziehen, ich werde mit der Kanone der Wahrheit hervorbrechen und meine Feinde zermalmen. (Zeichen des Beifalls.)

(Fouquier, Amar, Bouland treten ein.)

Fouquier. Ruhe, im Namen der Republik, Achtung dem Geſetz! Der Convent beſchließt: — In Betracht, daß in den Gefängniſſen ſich Spuren von Meutereien zeigen, in Betracht, daß Danton's und Camille's Weiber Geld unter das Volk werfen und daß der General Dillon ausbrechen und ſich an die Spitze der Empörer ſtellen ſoll, um die Angeklagten zu befreien; in Betracht endlich, daß dieſe ſelbſt unruhige Auftritte herbei zu führen ſich bemüht und das Tribunal zu beleidigen verſucht haben, wird das Tribunal ermächtigt, die Unterſuchung ohne Unterbrechung fortzuſetzen, und jeden Angeklagten, der die dem Geſetze ſchuldige Ehrfurcht außer Augen ſetzen ſollte, von den Debatten auszuſchließen.

Danton. Ich frage die Anweſenden, ob wir dem Tribunal, dem Volke, oder dem Nationalconvent Hohn geſprochen haben?

Viele Stimmen. Nein! Nein!

(Fortſetzung folgt.)

H. Heine's Selbſtbiographie.

Chasles, der Überſetzer des Jean Paul, der franzöſiſche Mode-Kritiker, wandte ſich an den Verfaſſer der „Reiſebilder,“ denſelben um biographiſche Mittheilungen rückſichtlich ſeiner Perſon erſuchend. **Heine** ertheilte ihm dieſelben in nachſtehendem Schreiben.

Paris, 15. Januar 1835.

„Ich habe den Brief, mit welchem Sie mich beehrten, erhalten und beeile mich, Ihnen die verlangten Notizen mitzutheilen.

Ich bin im Jahre 1800 in Düſſeldorf am Rhein geboren, welche Stadt ſeit 1806 — 1814 von den Franzoſen beſetzt war. Solchergeſtalt habe ich während meiner Jugend franzöſiſche Luft geathmet. Meine erſte Erziehung habe ich im Franziskaner-Kloſter in Düſſeldorf erhalten. Später trat ich in das Gymnaſium dieſer Stadt, welches damals Lyceum genannt wurde. Ich machte alle Klaſſen durch, in welchen man die Humaniora lehrte, und zeichnete mich in der erſten Klaſſe aus, wo der Rektor Schallmayer die Philoſophie lehrte, Profeſſor Kramer die klaſſiſchen Dichter interpretirte, Profeſſor Brewer in der Mathematik und Abbé Daulnoin in der Rhetorik und franzöſiſchen Poeſie unterrichtete. Dieſe Männer ſind noch am Leben, mit Ausnahme des Erſteren, eines katholiſchen Geiſtlichen, der ſich — ich glaube aus Rückſichten für meinen Mutter-Bruder, den Hofrath von Geldern, vielleicht auch aus Rückſichten für meinen Großvater, den Doktor Geldern, einen berühmten Arzt, der ihm das Leben gerettet hatte, ſehr für mich intereſſirte. Mein Vater war Kaufmann und ziemlich reich: er iſt todt. Meine Mutter, eine ausgezeichnete Frau, lebt noch, von der großen Welt zurückgezogen. Ich habe eine Schweſter, Charlotte von Embden, und zwei Brüder, deren einer, Guſtav von Geldern (er hat den Namen meiner Mutter angenommen) Dragoner-Offizier in Dienſten Sr. Majeſtät des Kaiſers von Öſterreich iſt; der Andere aber, Maximilian Heine, Arzt in der ruſſiſchen Armee. Er hat mit derſelben den Balkan überſchritten. Meine Studien, die durch romaneske Launen, Verſorgungs-Pläne, Liebesverhältniſſe und andere Krankheiten unterbrochen wurden, ſetzte ich im Jahre 1819 in Bonn, Göttingen und Berlin fort. Drei und ein halbes Jahr habe ich mich in Berlin aufgehalten, daſelbſt mit den ausgezeichnetſten Gelehrten in freundſchaftlichen Verhältniſſen gelebt und zugleich alle Arten von Krankheiten überſtanden, unter andern eine Verwundung durch einen Degenſtich in die Lenden, den ich von einem gewiſſen Scheller, aus Danzig, erhielt, deſſen Namen ich nie vergeſſen werde, weil er der einzige Menſch iſt, der mich am empfindlichſten verwundet hat. Sieben Jahre lang habe ich auf den genannten Univerſitäten ſtudirt, und kehrte endlich nach Göttingen zurück, um daſelbſt, nach einem Privat-Examen und öffentlicher Disputation, den Titel eines Doktors der Rechte zu erlangen, bei welcher Gelegenheit der berühmte Hugo mich nicht im Geringſten der ſcholaſtiſchen Formalitäten überhob. Obgleich dieſes letztere Faktum Ihnen höchſt überflüſſig ſcheinen wird, ſo muß ich mich dennoch darauf beziehen, weil man in einer gegen mich gerichteten Schrift mir den Vorwurf gemacht hat, ich habe mein akademiſches Diplom erkauft. Von allen Lügen, die man in Betreff meines Privatlebens gedruckt hat, möchte ich dieſer allein widerſprochen wünſchen. Da ſehen Sie den Stolz des Gelehrten! Ob man von mir ſagt, ich ſei ein Baſtard, der Sohn eines Scharfrichters, ein Atheiſt, ſchlechter Dichter, Straßenräuber — ich lache darüber; aber es zerreißt mir das Herz, meine Doktorwürde beſtreiten zu hören (obwohl, unter uns geſagt, die Jurisprudenz gerade diejenige unter allen Wiſſenſchaften iſt, von welcher ich am wenigſten weiß). In meinem 16ten Jahre habe ich Verſe gemacht; meine erſten Dichtungen wurden im Jahr 1826 in Berlin veröffentlicht. Zwei Jahre ſpäter erſchienen neue Dichtungen von mir, nebſt zwei Tragödien. Eine der letzteren wurde in Braunſchweig gegeben und ausgepfiffen. Im Jahre 1825 erſchien der erſte Theil der Reiſebilder; die drei anderen Bände erſchienen einige Jahre hernach bei Hoffmann und Campe, meinen ſteten Verlegern. Während der Jahre 1826 — 1831 habe ich mich wechſelsweiſe in Lüneburg, Hamburg und München aufgehalten, in welcher letzteren Stadt ich mit meinem Freunde Lindner die politiſchen Annalen herausgab. In der Zwiſchenzeit habe ich Reiſen in fremde Länder unternommen. Seit zwölf Jahren habe ich die Herbſtmonate ſtets am Meere zugebracht, beſonders auf einer der kleinen Inſeln der Nordſee. Ich huldige dem Meere, wie einer Geliebten, und ich habe ſeine Schönheit und ſeine Launen beſungen. Dieſe Dichtungen ſind in der deutſchen Ausgabe der Reiſebilder enthalten; ich habe ſie in der franzöſ. weggelaſſen und zugleich in derſelben den polemiſchen Theil geſtrichen, der ſich auf den Geburtsadel, die Teutomanie und die katholiſche Propaganda bezieht. Was den Adel betrifft, ſo habe ich darüber noch in der Vorrede zu den Briefen von Kahldorf geſprochen, die ich übrigens nicht ſelbſt geſchrieben habe, wie ſolches das deutſche Publikum glaubt. Was die Teutomanen, dieſe alten Allemannen betrifft, deren Patriotismus nur in einem blinden Franzoſenhaß beſteht, ſo habe ich ſie in allen meinen Schriften mit Erbitterung verfolgt. Es iſt dieſes eine Animoſität, die noch von der Burſchenſchaft herrührt, an welcher ich Theil genommen habe. Zu gleicher Zeit bin ich gegen die katholiſche Propaganda und die deutſchen Jeſuiten zu Felde gezogen, nicht ſowohl um die Verläumder, die mich zuerſt angegriffen haben, zu züchtigen, als vielmehr um meiner proteſtantiſchen Vorliebe zu willfahren. Es iſt wahr, dieſe Vorliebe hat mich oftmals zu weit geführt; denn der Proteſtantismus war für mich nicht nur eine liberale Religion, ſondern auch der Anfangspunkt der deutſchen Revolution, und ich gehöre der lutheriſchen Konfeſſion an, nicht allein durch die Taufe, ſondern auch als enthuſiaſtiſcher Kämpe, als welcher ich an den Gefechten dieſer ſtreitenden Kirche Theil nahm. Indeß bei aller Vertheidigung der ſocialen Intereſſen des Proteſtantismus habe ich nie meine pantheiſtiſchen Sympathieen verläugnet. Übelunterrichtete Landsleute haben ſeit längerer Zeit die Nachricht verbreitet, daß ich dem St. Simonismus beigetreten ſei; andere zeihen mich des Judäismus. Ich bedauere, nicht im Stande zu ſein, ſolche Dienſte belohnen zu können. Ich habe nie geraucht; ich trinke kein Bier, und erſt in Frankreich habe ich das erſte Sauerkraut gegeſſen. In der Literatur habe ich Alles verſucht: ich habe lyriſche Gedichte verfaßt, epiſche und dramatiſche; ich habe über die Künſte, die Philoſophie, die Theologie und die Politik geſchrieben.... Gott möge es mir verzeihen! Seit zwölf Jahren ſpricht man über mich in Deutſchland; man lobt und tadelt mich, aber ſtets mit Leidenſchaft und ohne Aufhören. Seit dem Mai 1831 lebe ich in Frankreich. Seit beinahe vier Jahren habe ich keine deutſche Nachtigall gehört.

Es iſt genug. Ich werde traurig. Bedürfen Sie noch anderer Notizen, ſo werde ich ſolche Ihnen mit Vergnügen ertheilen. Ich ſehe es gern, wenn Sie dieſelben von mir ſelbſt verlangen. Reden Sie Gutes von mir, reden Sie Gutes von Ihrem Nächſten, wie es das Evangelium befiehlt, und genehmigen Sie die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung u. ſ. w.

Heinrich Heine."

Theatraliſches Bülletin aus Frankfurt.

(Neu einſtudirt.) „Der Gallatag in Krähwinkel", Poſſe von Kotzebue. (Fortſetzung der deutſchen Kleinſtädter.) Wieder ein alter Bekannter, indeß ein Bekannter, voll Humor und Laune, der in den ehemaligen freien Reichsſtädten gelebt, und uns Dinge über dieſelben erzählt, deren Wahrheit, trotzdem, daß ſie mit etwas ſtarken Farben entworfen ſind, ſehr Viele der Zuſchauer, die das vorige Jahrhundert, vor 1792, in der Wirklichkeit kannten, werden bezeugen müſſen. Wir jungen Leute aus dieſem Saeculum kennen die Krähwinkel-Natur, dieſe ächte, in urſprünglicher Reinheit erhaltene nur vom Hörenſagen; aber wir ſehen es dem „Gallatag" an, er erzählt uns keine Lügen, die Satyre kömmt hier ſo ganz und gar aus dem Herzen des Dichters, daß man es wohl fühlt, wie ihr keine Fiktion zum Grunde liegt. Nennet mir einen unſerer jetzigen Luſtſpieldichter, der ein ſo reichhaltiges komiſches Leben bietet, wie Kotzebue. Und wie natürlich ſind die Situationen herbeigeführt! Hier iſt auch Effekt, aber er iſt, ſelbſt karrikirt, ein Reſultat des Lebens, und tritt nicht, wie ein deus ex machina, der mühſam von dem Dichter zuſammengeflickt iſt, vor unſere Augen. Es iſt bekannt, Kotzebue hat häufig franzöſiſche Originale zu ſeinen Luſtſpielen benutzt, aber eines Theils war die ältere franzöſiſche Komödie bei Weitem reichhaltiger an Charakteriſtik, als die jetzige von Scribe, Meleſville u. ſ. w.; andern Theils aber verſtand es Kotzebue trefflich, das franzöſiſche Original zu verdeutſchen, d. h. ganz und gar deutſch zu machen. Unſere heutigen Luſtſpieldichter dagegen bieten häufig Originale; aber ſie werfen dabei ſtets Seitenblicke nach Frankreich, und, ſtatt die Wahrheit ſich angelegen ſein zu laſſen, ſtellen ſie den Effekt voran, unmotivirt, unwahrſcheinlich, aber glänzend. Kotzebue war ein vorzüglicher Luſtſpiel-Dichter, weil er nie die Tendenz des Luſtſpiels über das Amuſement des Publikums vergaß; unſere heutigen Autoren denken dagegen zunächſt an das Publikum, und laſſen den moraliſchen Zweck der Poeſie außer Acht. Somit erhalten wir denn manche Dichtung, die uns lachen macht, aber ſelten eine, die uns zum Nachdenken auffordert. — „Der Doppelgänger", Raupach's Luſtſpiele, Bauernfeld's „Abentheuer", ja ſogar ſeine „Bekenntniſſe" — ſie ſind alle mehr auf den Effekt, als auf Charakteriſtik und Leben zugeſchnitten; ſie ſind in die neueſte Mode gekleidet, aber ohne geiſtigen Anklang, obwohl Bauernfeld inſonderheit die deutſche Gefühlsweiſe und bürgerliche Sentimentalität in den Effekt zu verweben weiß. Kotzebue's Luſtſpiele können veralten, weil ſich Sitten, Anſichten und Mode im Volke ändern; aber der Nachwuchs der Luſtſpieldichter bietet uns, bis jetzt wenigſtens, keinen Erſatz für ihn: ſie Alle denken zunächſt an die Bühne, ſtatt an die Welt. — Herr Meck, Nikolaus Staar. Die Karrikatur, als Wahrheit hinzuſtellen, ein dramatiſcher Hogarth zu ſein, das war Meck's Beſtreben, und daß es ihm gelang, wer möchte das beſtreiten? Meck verſteht es, ſeinem Mienenſpiel die höchſte komiſche Charakteriſtik zu geben; ein Zeichner faſſe einmal die einzelnen Nuancen der Darſtellung auf, er wird in jeder einen Abdruck der Seele erhalten, freilich in karrikirtem Tone, der aber die Leiſtung nur um ſo poetiſcher hinſtellt. Wir loben Herrn Lußberger, als Vice-Kirchenvorſteher; wir erkennen in ihm ein junges Talent an, das nach Wahrheit ſtrebt, das Leben bietet. Höchſt ergötzlich war die Scene gehalten, als Herr Lußberger das Raths-Diplom verlas, und die ehrerbietige Einfalt, mit welcher er ſeinem Bruder, dem Oberälteſten Gehör lieh, als ihn dieſer aufforderte, ſein Spezerei-Geſchäft aufzugeben, war meiſterhaft-komiſch. Herr Leißring gab den Sperling mit der ergötzlichen Ruhe, die das Gepräge ſeiner Individualität iſt. Man iſt gewöhnt, den Sperling lebhafter, geckenartiger zu ſehen. Indeß Leißrings Komik liegt nun einmal ganz in Leißrings Perſönlichkeit, und er ordnet die Charakteriſtik der letzteren unter. Er machte mich herzlich lachen, obwohl die Motive dazu mehr in ihm, als in Sperling lagen. Madame Weidner, Muhme Morgenroth. Sie war etwas derb, aber höchſt charakteriſtiſch und komiſch. — „Romeo und Julie", Trauerſpiel von Shakſpeare. Der Dichtung liegt eine Novelle des Bandello zum Grunde, die, ihrem ganzen Inhalte nach, von Shakſpeare benutzt worden iſt. Nur hat der Britte, um Romeo's Liebe reiner und jugendlicher hinzuſtellen, die Einleitung jener Novelle, die uns Romeo's Verhältniß zu Julien nicht als von der ſogenannten erſten Liebe hervorgerufen ſchildert, außer Acht gelaſſen. Bandello läßt nämlich Romeo den Maſkenball beſuchen, damit er dort Zerſtreuung und vielleicht Heilung gegen unglückliche, hoffnungsloſe Liebe, die er für eine unbekannte Schöne hegt, finde; und er findet ſie in Julien. Die Liebe Julien's iſt, wie Blumenhauch, wie Blüthenduft, und perſonificirt kann man ſie ſich kaum anders vorſtellen, denn in jenem ätheriſchen Gewande, in welchem die Elfen auf dem von Mondlicht ſilbern geſtickten Raſen-Teppich umhergaukeln. Wir ſehen dieſe Liebe keimen, wachſen; wir fühlen ihren Frühling in allen Adern, und der Nachtreif des Schickſals, der ſie vernichtet, berührt unſere Gefühle mit jener ſchmerzlichen Sehnſucht, die wir empfinden, wenn Aeolsharfenklänge immer leiſer und leiſer erbeben, und endlich in die Weite verhallen und ſterben. Aber wir ſind nicht erſchüttert, wenn der Vorhang fällt, wir meinen, dieſe Liebe würde forttönen im Jenſeits in unendlicher Harmonie, ſie dünkt uns ewig, wie der Odem Gottes. Dem. Lindner iſt keine Sylphide, wenn man ſie mit dem phyſiſchen Auge betrachtet, ſie hat einen feſten Körperbau, und es ſind kaum einige Wochen verfloſſen, daß ſie die Köchin ſpielte und Holz ſpaltete und „kriegſt du die Krenk Offenbach!" in derber Frankfurter Mundart wetterte. Und heute ſollte ſie Liebe hauchen und liſpeln, und nicht wettern und fluchen und ſchimpfen; und an der Stelle der Bühne, wo vor einigen Wochen der Feuerheerd ſtand, erhob ſich der Balkon, auf welchem Julia ihre Liebe und Sehnſucht in den Abendwind ausſtrömen ſollte, in Verona's blüthengeſchwängerte Nachtluft. Es war eine ſchwere Aufgabe, deren Löſung man Dem. Lindner anheim gegeben; denn die Darſtellung auf der Bühne hat auch ihren plaſtiſchen Theil. Aber die Lindner verſteht es nun einmal, den Wiegenglanz der Liebe zu enthüllen, und ob ſie längſt über die Jahre der Liebe hinweggeſchritten, in ihrem Geiſte iſt es Frühling geblieben, und ihr großes blaues Auge iſt ein magiſcher Spiegel, der die wunderbarſten Ausdrücke jugendlicher Phantaſie an das Licht ſtellt.

Schon eine geraume Zeit hat Dem. Lindner durch dieſelbe ihren Rang als jugendliche Liebhaberin der höheren Tragödie behauptet, die ja mehr die Blüthe der Phantaſie, als die körperliche Blüthezeit erfordert, und auch ihre heutige Leiſtung, als Julia, machte die Lindner vergeſſen. Die Scene mit ihrer Amme, nachdem ſie Romeo's Unglück erfahren, hätte tragiſch kräftiger gegeben werden können; dieſer plötzliche Sturz der Liebe von dem Gipfel der Seligkeit in den Abgrund der Verzweiflung hätte in ſeinen Folgen draſtiſch wirkſamer ausgemalt werden können, nuancirter durch Licht und Schatten. Die Scene, nachdem Julia den Schlaftrunk genommen, wurde meiſterhaft dargeſtellt. Was die ſchreckhafte Einbildungskraft heraufbeſchwor, es erhielt Leben durch die Darſtellerin, und der Zuſchauer durchzog an ihrer Hand den grauſen Traum, als ſei er Wirklichkeit. Romeo, Hr. Hendrichs. Fleiß und Streben nach dem Höheren war aus Allem erſichtlich, aber die Poeſie läßt ſich nicht erkünſteln, ſie iſt eine Weihe des Himmels. Die Leiſtung ermangelte, bei verſtändiger Auseinanderſetzung, des dichteriſchen Guſſes, wie in geiſtiger Hinſicht, ſo in der Form. Zudem ſind Hrn. Hendrichs die organiſchen Mittel verſagt, die die tragiſchen Kraftmomente unterſtützen ſollen. Hr. Weidner, Montague. Ich lobe die Auffaſſung und Ausführung, die uns dieſen Charakter als ſchwachen, zerbrechlichen Alten, der über die Proſa des Lebens nicht hinaus kann, hinſtellte. Hr. Fiſcher, Tybalt, war ſo wenig, wie Hr. Marrder, Graf Paris, an ſeinem Orte. Shakeſpeare läßt keine Mittelkräfte zu. Hr. Meck gab den Bruder Lorenzo einfach und treuherzig, aber in allzu proſaiſcher Haltung. Mercutio, Hr. Grahn. Großer Gott! dieſer tragiſche Humor, der ſelbſt im Tode noch Stich hält, darf nicht harlekiniſirt werden. Shakeſpeare hat den Mercutio nicht zu einem Bonvivant gemacht; er ſtirbt luſtig, und dieſer humoriſtiſche Tod bedarf einer anderen Auseinanderſetzung, als die war, welche Hr. Grahn uns ſehen ließ. Mad. Weidner, Juliens Wärterin. Es war ſo etwas aus dem „Gallatag" in Shakeſpeare Uebertragenes, das ſich nicht zum Beſten auf dem poetiſchen Grund und Boden ausnahm.

Das Schauſpiel-Repertoire der hieſigen Bühne bietet nach, wie vor, wenig Veränderung. Kotzebue's „Kreuzfahrer" erinnern an jene ſentimentale Epoche der dramatiſchen Literatur, die uns das Mittelalter mit Werther'ſchen Farben ſchilderte und den Raub-Adel und die Dynaſten am Rhein und in der Wetterau ſich am Mondſchein laben ließ. Balduin von Eichenhorſt iſt gerade ſo aufgeklärt, wie Kotzebue, und weshalb der edle Ritter die Feinde des Grabes Chriſti bekriegt, das wird uns eben ſo wenig klar, als der Umſtand, wie es möglich iſt, daß Emma von Falkenſtein, die Geliebte, ihre Keuſchheit auf dem Wege von Nicäa nach Würtemberg bewahrt und auf der ganzen Reiſe dem guten, hitzigen Balduin nur eine Schweſter ſein kann. Dieſe kindiſche, einfältige Moralität ekelt Einen an. Ich hätte dieſer Balduin von Eichenhorſt im Leben nicht ſein dürfen, nicht bis zur erſten Station hätte ich neben der ſentimentalen, zierigen, namentlich theatraliſchen Emma ausgehalten. Wo erſt Dispens nöthig iſt zur Umarmung, da fröſtelt mich. Kotzebue war ein großer Luſtſpieldichter, aber wo er ernſt wird, da wird er unnatürlich, heuchleriſch, frömmelnd. Und nun die Schauſpieler, was können ſie aus ſolchen Rollen machen, die aus einem Centner krankhaften Gefühles und einem Gran Menſchlichkeit zuſammengeſetzt ſind? Mad. Meck (Emma), war nicht ohne verführeriſchen Reiz und ſchwärmte mit Innigkeit. Hr. Grahn (Balduin), pathetiſirte und ſpielte mit dem ganzen Körper, ein Perpetuum mobile. Hr. Keller (Bohemund) ſtrebte, Hrn. Kunſt zu erreichen, der allerdings der beſte Repräſentant dieſer Theaterfiguren iſt. Dem. Leclerc (Fatime) gab ſich alle Mühe, ſich leidenſchaftlich zu machen. Die „Kreuzfahrer" haben ihre Zeit überlebt. Wir glauben heut zu Tage mehr an den Menſchen, als an das heilige Grab, mehr an die Natur, als an die Kouliſſen. Frivolität können wir verzeihen, aber die Prüderie macht uns übel. — „Die Soldaten," von Arreſto, ſind nicht ohne Charakteriſtik, bis auf die gemachte Munterkeit und Naivetät der Emilie von Schrankenau, die nur an den Applaus denkt. Das Stück mit ſeiner Soldatenfarbe hat gleichfalls ſeine Zeit überlebt: indeß was es ſchildern will, die Subordination und militäriſche Tugend, das ſchildert es mit treuen Farben. In das Ganze ſind Liebes-Intriguen verwebt, wozu ein polternder Major, ein ehrenfeſter Sergeant, eine tugendhafte Feldwebel-Wittwe, die nach acht Tagen der Trauer ſich wieder zur Heirath entſchließt, eine muntere liebeſüchtige Generalstochter ihre Hand bieten. Dieſer Theil iſt der ſchwächſte des Stücks, welches in ſeinem Moſes ein vollendetes Charakterbild eines ehrlichen Trödeljuden bietet. Die Darſtellung gewährte ein gutes Enſemble. Hr. Grahn (Sergeant Braun) war bei weitem natürlicher, als wir es ſonſt von ihm gewohnt ſind. Hr. Hendrichs (Fähndrich von Schrankenau) hätte kecker und frivoler auftreten können. Hr. Weidner (General) ermangelte des militäriſchen Anſtandes. Er erinnerte an einen penſionirten Offizier. Hier muß der Wachtparaden-Charakter mehr hervortreten. Hr. Meck (Moſes) erſchöpfte den Juden bis in die kleinſten Details, und paarte den Schachergeiſt trefflich mit der Gutmüthigkeit ſeines Weſens. Madame Meck, (Ww. Feldern) erſchien ängſtlich, und, wenn auch die Rolle verſtändig auseinanderſetzend, lebte ſie dennoch nicht genug in ihr und war — wie es uns ſchien — zu ſehr mit der Außenwelt beſchäftigt. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Darſtellerin in der letzteren Zeit mit Unrecht — gar wenig beſchäftigt wurde. Die künſtleriſchen Kräfte einer Bühne müſſen in ſteter Thätigkeit gehalten werden, ſollen ſie nicht erlahmen, oder das Publikum ihnen und ſie dem Publikum entfremdet werden. Eine Darſtellerin, die nicht das komödiantiſche Selbſtvertrauen beſitzt, muß, unter dieſer Entfremdung, in ſo fern leiden, als ſie mit Zagen auf das ihr neue Publikum blickt und dadurch das Leben der Darſtellung beeinträchtigt. Madame Beneſch (Emilie) ließ ihre Rolle fallen. Dieſelbe bietet zu feiner Ausführung effektvoller Nuancen Gelegenheit, auf welche die Schauſpielerin um ſo mehr Gewicht legen muß, als dem Charakter innere Wahrheit fehlt. Anmuth iſt das Gepräge dieſer Schauſpielerin; aber ſie hat ſie als Wiegen-Mitgift erhalten, und es liegt an ihr, ſie verſtändig anzuwenden. Mad. Beneſch läßt ſich zu ſehr gehen, ihre Leiſtungen ſind ohne Studium vorbereitet und folglich auch ohne Objektivität. — „Die junge Pathe", ein ergötzliches Stückchen der neueren franzöſiſchen Komödie, voll Effekt und Zartheit eines kindlich-kindiſchen Treibens, welches in den Perſonen des Herrn Hendrichs (Eduard) und der Mad. Meck (Frau v. Lucy) ſehr gute Repräſentanten findet. Oft gegeben, wird es fortwährend beifällig aufgenommen. Würde Herr Hendrichs ſich ausſchließlich dem Luſtſpiel widmen, es müßte ihm gelingen, hier lebendig zu werden. Ein ſehr gefälliges Aeußere und eine gewandte Tournure kommen ihm zu Statten, und daß ſich die Bühnen-Routine zum Leben geſtalten würde, das möchten wir in ſo fern behaupten, als es nicht zu beſtreiten iſt, daß Herr Hendrichs mit Fleiß und Vorliebe ſich den dramatiſchen Studien überläßt. Die Tragödie erfordert nun freilich dichteriſche Weihe der Darſtellung; und da kann man denn, bei aller poetiſchen Empfänglichkeit, nicht zu poetiſcher Reproduktion geeignet ſein. Herr Hendrichs ſucht ſich hier — wie z. B. als Romeo — durch Gefühlsweichheit zu helfen, aber man vermißt, wie bei ſeiner Liebe, die zarte freudige Lyrik, ſo bei ſeiner Trauer die elegiſche Haltung, und endlich bei ſeiner Verzweiflung die tragiſche Kraft. Es ſind das Alles Dinge, die ſich von ſelbſt machen müſſen, die nicht auseinander zu ſetzen ſind, ſondern ſich nur fühlen laſſen. Indeß Herr Hendrichs entbehrt ihrer. Einen Romeo zu verkörpern, dazu gehört jener unendliche Zauber poetiſchen Lebens in allen Adern, der aus Shakeſpeare's Dichtung wie Harfenklang zu dem Herzen tönt, wie Blüthenduft die Sinne berührt, wie Mondeslicht dem Auge erſtrahlt. Romeo und Julia ſpielen und tändeln mit der Liebe, wie mit Blumen, die ſie ſich zu gegenſeitigen Kränzen winden. Das ſtarre Schickſal zerreißt die Kränze, und die Liebenden trauern und verzweifeln, aber ſie leſen die zerſtreuten Roſen und Vergißmeinnicht zuſammen und nehmen ſie mit in's Grab, um ſie, jenſeits deſſelben, zu unzertrennbaren Kränzen zu winden. Es muß hier eine innige Harmonie in der Darſtellung zwiſchen Julia und Romeo ſtattfinden, und wo die nicht ſtattfinden kann, da ſollte man Shakeſpeare in Ruhe laſſen. Wir kommen deshalb noch einmal auf den Romeo zurück, weil wir es uns angelegen ſein laſſen wollen — freilich nur nach unſerer individuellen Ueberzeugung — die Mitglieder der hieſigen Bühne auf das Ziel hinzuweiſen, nach welchem ſie zu ſtreben haben. Wo wir tadeln, da bedürfen wir, unter ſolchen Verhältniſſen, freilich der Entſchuldigung nicht, die Kritik hat keines: „mit Erlaubniß" nöthig. Aber wir wiſſen es, die Schauſpieler werden — der Lage der Sache nach — durch jene, iſt ſie tadelnd, am empfindlichſten unter allen Künſtlern berührt; denn die Circenses bedingen hier das panem. Sie treten täglich mit ihrem Ich in die Oeffentlichkeit und ihr Werk iſt nicht von ihrer Perſönlichkeit getrennt. Deshalb, nur deshalb ſprechen wir hier ein für alle Mal die Erklärung gegen ſie aus, daß uns nur ihre Leiſtung bei unſerer Beurtheilung vorſchwebt, und daß wir — wir mögen loben, oder tadeln — nie den Herrn A. oder L. dabei vor Augen haben. Vielleicht wird dieſe Erklärung unſere Kritik mit den Schauſpielern vermitteln.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 81. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 4. April.

Danton's Tod.

(Fortſetzung.)

Danton. Eines Tages wird man die Wahrheit erkennen. Ich ſehe groſes Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das iſt die Diktatur; ſie hat ihren Schleier zerriſſen, ſie trägt die Stirne hoch, ſie ſchreitet über unſere Leichen. (Auf Amar und Vouland deutend) Seht da die feigen Mörder, ſeht da die Raben des Wohlfahrtsausſchuſſes! Ich klage Robespierre, St. Juſt und ihre Henker des Hochverraths an. Sie wollen die Republik im Blut erſticken. Die Gleiſen der Guillotinenkarren ſind die Heerſtraßen, auf welchen die Fremden in das Herz des Vaterlandes dringen ſollen. — Wie lange ſollen die Fußtapfen der Freiheit Gräber ſein? — Ihr wollt Brod und ſie werfen Euch Köpfe hin. Ihr dürſtet und ſie machen Euch das Blut von den Stufen der Guillotine lecken. (Heftige Bewegung unter den Zuhörern, Geſchrei des Beifalls, viele Stimmen: es lebe Danton, nieder mit den Decemvirn! — Die Gefangenen werden mit Gewalt hinausgeführt.)

Platz vor dem Juſtizpalaſte. — Ein Volkshauſe.

Einige Stimmen. Nieder mit den Decemvirn! Es lebe Danton!

1. Bürger. Ja, das iſt wahr, Köpfe ſtatt Brod, Blut ſtatt Wein!

Einige Weiber. Die Guillotine iſt eine ſchlechte Muhle und Samſon ein ſchlechter Bäckerknecht; wir wollen Brod, Brod!

2. Bürger. Euer Brod — das hat Danton gefreſſen! Sein Kopf wird euch Allen Brod geben; er hatte Recht.

1. Bürger. Danton war unter uns am 10. Auguſt, Danton war unter uns im September. Wo waren die Leute, die ihn angeklagt haben?

2. Bürger. Und Lafayette war mit euch in Verſailles und war doch ein Verräther.

1. Bürger. Wer ſagt, daß Danton ein Verräther ſei?

2. Bürger. Robespierre.

1. Bürger. Und Robespierre iſt ein Verräther.

2. Bürger. Wer ſagt das?

1. Bürger. Danton.

2. Bürger. Danton hat ſchöne Kleider, Danton hat ein ſchönes Haus, Danton hat eine ſchöne Frau, er badet ſich in Burgunder, ißt das Wildpret von ſilbernen Tellern. — Danton war arm, wie ihr. Woher hat er das Alles? — Das Veto hat es ihm gekauft, damit er ihm die Krone rette. — Der Herzog von Orleans hat es ihm geſchenkt, damit er ihm die Krone ſtehle. — Der Fremde hat es ihm gegeben, damit er euch alle verrathe. Was hat Robespierre? Der tugendhafte Robespierre! Ihr kennt ihn Alle.

Alle. Es lebe Robespierre! Nieder mit Danton! Nieder mit dem Verräther!

Eine Straße. — Dumas, ein Bürger.

Bürger. Wie kann man nach einem ſolchen Verhör ſo viel Unſchuldige zum Tod verurtheilen?

Dumas. Das iſt in der That außerordentlich, aber die Revolutionsmänner haben einen Sinn, der andern Menſchen fehlt, und dieſer Sinn trügt ſie nie.

Bürger. Das iſt der Sinn des Tiegers. — Du haſt ein Weib.

Dumas. Ich werde bald eins gehabt haben.

Bürger. So iſt es denn wahr!

Dumas. Das Revolutionstribunal wird unſere Eheſcheidung ausſprechen; die Guillotine wird uns von Tiſch und Bette trennen.

Bürger. Du biſt ein Ungeheuer!

Dumas. Schwachkopf! du bewunderſt Brutus.

Bürger. Von ganzer Seele.

Dumas. Muß man denn gerade römiſcher Conſul ſein und ſein Haupt mit der Toga verhüllen können, um ſein Liebſtes dem Vaterlande zu opfern? Ich werde mir die Augen mit dem Ärmel meines rothen Fracks abwiſchen, das iſt der ganze Unterſchied.

Dumas. Geh, du begreifſt mich nicht. (Sie gehen ab.)

Julie, ein Knabe.

Julie. Es iſt aus. Sie zitterten vor ihm. Sie tödten ihn aus Furcht. Geh! ich habe ihn zum Letztenmal geſehen; ſag' ihm, ich konne ihn nicht ſo ſehen. (Sie gibt ihm eine Locke.) Da, bring' ihm das — und ſag' ihm, er würde nicht allein gehn. Er verſtehe mich ſchon, und dann ſchnell zurück, ich will ſeine Blicke aus deinen Augen leſen.

Die Conciergerie. — Lacroix, Hérault (auf einem Bett), Danton, Camille (auf einem andern).

Lacroix. Die Haare wachſen Einem ſo und die Nägel, man muß ſich wirklich ſchämen.

Hérault. Nehmen Sie ſich ein wenig in Acht, Sie nieſen mir das ganze Geſicht voll Sand.

Lacroix. Und treten Sie mir nicht ſo auf die Füße, Beſter, ich habe Hühneraugen.

Hérault. Sie leiden noch an Ungeziefer.

Lacroix. Ach, wenn ich nur einmal die Würmer ganz los wäre.

Hérault. Nun, ſchlafen Sie wohl, wir müſſen ſehen, wie wir mit einander zurecht kommen, wir haben wenig Raum. — Kratzen Sie mich nicht mit Ihren Nägeln. Schlaf, ſo! Zerren Sie nicht ſo am Leichtuch, es iſt kalt da unten.

Danton. Ja, Camille, morgen ſind wir durchgelaufene Schuhe, die man der Bettlerin Erde in den Schooß wirft.

Camille. Das Rindsleder, woraus nach Platon die Engel ſich Pantoffeln geſchnitten und damit auf der Erde herumtappen. Es geht aber auch danach. — Meine Lucile!

Danton. Sei ruhig, mein Junge.

Camille. Kann ich's? Glaubſt du, Danton. Kann ich's? Sie können die Hände nicht an ſie legen, das Licht der Schönheit, das von ihrem ſüßen Leibe ſich ausgießt, iſt unlöſchbar. Sieh, die Erde würde nicht wagen, ſie zu verſchütten, ſie würde ſich um ſie wölben, der Grabdunſt würde wie Thau an ihren Wimpern funkeln, Kryſtalle würden wie Blumen um ihre Glieder ſprießen und helle Quellen in Schlaf ſie murmeln.

Danton. Schlafe, mein Junge, ſchlaf.

Camille. Höre, Danton, unter uns geſagt, es iſt ſo elend, ſterben müſſen. Es hilft auch zu nichts. Ich will dem Leben noch die letzten Blicke aus ſeinen hübſchen Augen ſtehlen, ich will die Augen offen haben.

Danton. Du wirſt ſie ohnehin offen behalten. Samſon drückt Einem die Augen nicht zu. Der Schlaf iſt barmherziger. Schlafe, mein Junge, ſchlafe.

Camille. Lucile, deine Küſſe phantaſiren auf meinen Lippen, jeder Kuß wird ein Traum, meine Augen ſinken und ſchließen ihn feſt ein.

Danton. Will denn die Uhr nicht ruhen? Mit jedem Schlag ſchiebt ſie die Wände enger um mich, bis ſie ſo eng ſind wie ein Sarg. — Ich las einmal als Kind ſo eine Geſchichte, die Haare ſtanden mir zu Berg. — Ja, als Kind! das war der Mühe werth, mich ſo groß zu füttern und mich warm zu halten. Bloß Arbeit für den Todtengräber! — Es iſt mir, als röch ich ſchon. Mein lieber Leib, ich will mir die Naſe zuhalten und mir einbilden, du ſeiſt ein Frauenzimmer, was vom Tanzen ſchwitzt, und dir Artigkeiten ſagen. Wir haben uns ſonſt ſchon mehr mit einander die Zeit vertrieben. — Morgen biſt du eine zerbrochene Fiedel, die Melodie darauf iſt ausgeſpielt. Morgen biſt du eine leere Flaſche, der Wein iſt ausgetrunken, aber ich habe keinen Rauſch davon und gehe nüchtern zu Bett. Das ſind glückliche Leute, die ſich noch betrinken können. Morgen biſt du eine durchgerutſchte Hoſe, du wirſt in die Garderobe geworfen, und die Motten werden dich freſſen. — Ach, das hilft nichts. Ja wohl, es iſt ſo elend, ſterben müſſen. Der Tod äfft die Geburt; beim Sterben ſind wir ſo hülflos und nackt, wie neugeborne Kinder. Freilich, wir bekommen das Leichentuch zur Windel. Was wird es helfen? Wir können im Grab ſo gut wimmern, wie in der Wiege. Camille! Er ſchläft (indem er ſich über ihn bückt), ein Traum ſpielt zwiſchen ſeinen Wimpern. Ich will den goldnen Thau des Schlafes ihm nicht von den Augen ſtreifen. (Er erhebt ſich und tritt an's Fenſter.) Ich werde nicht allein gehn, ich danke dir, Julie. — Doch hätte ich anders ſterben mögen, ſo ganz mühelos, ſo wie ein Stern fällt, wie ein Ton ſich ſelbſt aushaucht, ſich mit den eignen Lippen todt küßt, wie ein Lichtſtrahl in klaren Fluthen ſich begräbt. — Wie ſchimmernde Thränen ſind die Sterne durch die Nacht geſprengt, es muß ein großer Jammer in dem Auge ſein, von dem ſie abträufelten.

Camille. O! (er hat ſich aufgerichtet und taſtet nach der Decke).

Danton. Was haſt du, Camille?

Camille. O, o!

Danton (ſchüttelt ihn). Willſt du die Decke herunterkratzen.

Camille. Ach du, du, o halt mich, ſprich, du!

Danton. Du bebſt an allen Gliedern, der Schweiß ſteht dir auf der Stirne.

Camille. Das biſt du, das ich, ſo, das iſt meine Hand! ja, jetzt beſinn ich mich. O Danton, das war entſetzlich.

Danton. Was denn?

Camille. Ich lag ſo zwiſchen Traum und Wachen. Da ſchwand die Decke und der Mond ſank herein, ganz nahe, ganz dicht, mein Arm erfaßt' ihn. Die Himmelsdecke mit ihren Lichtern hatte ſich geſenkt, ich ſtieß daran, ich betaſtete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke. Das war entſetzlich, Danton.

Danton. Die Lampe wirft einen runden Schein an die Decke, das ſahſt du.

Camille. Meinetwegen, es braucht gerade nicht viel, um Einem das bischen Verſtand verlieren zu machen. Der Wahnſinn faßte mich bei den Haaren. (Er erhebt ſich.) Ich mag nicht mehr ſchlafen, ich mag nicht verrückt werden. (Er greift nach einem Buch.)

Danton. Was nimmſt du?

Camille. Die Nachtgedanken.

Danton. Willſt du zum voraus ſterben? Ich nehme die Pucelle. Ich will mich aus dem Leben nicht wie aus dem Betſtuhl, ſondern wie aus der Kammer eines Mädchens wegſchleichen.

(Fortſ. folgt.)

Aus Washington Irving's Steppenreiſe.

In den oft geprieſenen Regionen des fernen Weſten, mehrere hundert Meilen jenſeits des Miſſiſſippi, dehnt ſich ein großer Strich unbewohnten Landes aus, wo man weder das Blockhaus des weißen Mannes, noch das Wigwam des Indianers erblickt. Es beſteht aus weiten, graſigen Ebenen, mit Wäldern, Buſchwerk und Baumgruppen untermiſcht und von dem Arkanſas, dem Grand Canadian, den Red River und allen ihren tributbaren Flüſſen bewäſſert. Über dieſe fruchtbaren und grünenden Landſtriche ſtreifen noch das Elenthier, der Büffel und das wilde Pferd in ihrer ganzen angebornen Freiheit. Hier iſt das wahre Jagdgebiet der verſchiedenen Stämme des fernen Weſten. Hierher gehen der Oſage, der Creek, der Delaware, und andere Stämme, welche ſich dem geſelligen Leben angeſchloſſen haben und in der Nähe weißer Niederlaſſungen wohnen. Hierher ziehen auch die Pawnees, die Comanches, und andere wilde, und bis jetzt unabhängige Stämme, die Nomaden der Prairien, oder die Grenzbewohner der Rocky Mountains. Die Region, deren ich eben gedacht habe, iſt ein ſtreitiges Gebiet dieſer kriegeriſchen und rachſüchtigen Stämme. Keiner derſelben mag eine dauernde Wohnung innerhalb ihrer Grenzen aufſchlagen. Während der Jagdzeit begeben ſich ihre Jäger und „Tapfern" in zahlreichen Schaaren dahin, ſchlagen ihre vorübergehenden Lager, aus leichtem Gezweig und Buſchwerk oder Häute beſtehend, auf; erlegen eilig einen Theil der zahlloſen Heerden, welche auf den Prairien weiden und ziehen ſich, wenn ſie ſich mit Wildpret und Büffelfleiſch beladen haben, ſchleunig aus dem gefährlichen Bezirke zurück. Dieſe Züge haben ſtets etwas von einem kriegeriſchen Charakter, die Jäger ſind immer zum Angriff oder zur Vertheidigung, gewaffnet, und müſſen ohne Unterlaß auf ihrer Hut ſein. Wenn ſie bei ihren Ausflügen auf die Jäger eines feindlichen Stammes ſtoßen, findet ein heißer Kampf ſtatt. Auch ihre Lager ſind plötzlichen Angriffen ſolcher wandernden Krieger ſtets blosgeſtellt und ihre Züge müſſen, wenn ſie ſich bei dem Verfolgen des Wildes zerſtreuen, gewärtig ſein, von auflauernden Feinden gefangen, oder niedergemetzelt zu werden. Modernde Schädel oder Gerippe, die in irgend einer dunkeln Schlucht oder in der Nähe der Spuren eines Jagdlagers bleichen, bezeichnen hier und dort den Schauplatz einer verübten blutigen That und lehren den Reiſenden den gefährlichen Charakter der Gegend kennen, die er durchſchneidet. Die nachſtehenden Blätter ſetzen es ſich zur Aufgabe, einen vierwöchentlichen Ausflug in jene berüchtigten Jagdgebiete, welche theilweis bis jetzt noch nicht von weißen Männern unterſucht worden ſind, zu erzählen.

Früh im October des Jahres 1832 kam ich nach Fort Gibſon, einen Grenzpoſten des fernen Weſten, an dem Neoſho oder großen Fluß, nicht fern von deſſen Ausmündung in den Arkanſas, gelegen. Ich war mit einer kleinen Geſellſchaft den Monat vorher von St. Louis die Ufer des Miſſouri herauf und die Grenzlinie der Agentſchaften und Miſſionen, welche ſich von dem Miſſouri bis zum Arkanſas hinziehen, entlang gereiſet. An der Spitze unſerer Reiſegeſellſchaft ſtand einer der Commiſſare, welche von der Regierung der Vereinigten Staaten angeſtellt waren, die Niederlaſſungen der indianiſchen Stämme zu überwachen, die von Oſten nach dem Weſten des Miſſiſſippi wanderten. Im Gefolge ſeines Auftrages beſuchte er jetzt die verſchiedenen Außenpoſten der Civiliſation. Man erlaube mir hier, der Verdienſte dieſes würdigen Anführers unſerer kleinen Geſellſchaft zu gedenken. Er war in einer der Städte von Connecticut geboren, und ein Mann, der ſeine natürliche Einfachheit und Herzensgüte in einer ausgedehnten juriſtiſchen Praxis und in dem politiſchen Treiben unverſehrt bewahrt hatte. Er hatte den größern Theil ſeines Lebens im Schooß ſeiner Familie und in der Geſellſchaft von Zunftvorſtehern, Älteren und ſtädtiſchen Bedienſtigten, an den friedlichen Ufern des Connecticut, hingebracht, als er plötzlich aufgefordert wurde, ſein Roß zu beſteigen, ſeine Flinte auf die Schulter zu nehmen und ſich in den unwegſamen Wildniſſen des fernen Weſten mit rauhen Jägern, Hinterwäldlern und nackten Wilden einzulaſſen.

Ein anderer meiner Reiſegefährten war Hr. L., von Geburt ein Engländer, aber einem fremden Geſchlechte entſtammt; er hatte die ganze Elaſtizität und den fügſamen Geiſt eines Eingebornen des Feſtlandes. Da er viele Länder bereiſt hatte, war er bis zu einem gewiſſen Grade ein Weltbürger geworden, und fand ſich leicht in jeden Wechſel. Er beſchäftigte ſich mit tauſend Dingen: er war Botaniker, Geologe, Käfern- und Schmetterlings-Jäger, Dilettant in der Muſik, Skizziſt von nicht geringen Anſprüchen, kurz, ein vollkommener Tauſendkünſtler; dazu kam noch, daß er ein unermüdlicher, wenn nicht immer glücklicher Jagdfreund war. Nie hatte jemand „mehr Eiſen im Feuer," und niemand war ſonach geſchäftiger und munterer. Mein dritter Reiſegenoſſe hatte jenen aus Europa begleitet und reiſte als ſein Telemach mit ihm; er mochte wohl, wie ſein Vorbild, ſeinen Mentor gelegentlich in Verlegenheit und Unruhe verſetzen. Er war ein junger Graf aus der Schweiz, kaum einundzwanzig Jahre alt, voller Geiſt und Talent, aber lebhaft bis zum Übermaas und jeder Art wilden Abentheuers zugethan. Nach dieſer Schilderung meiner Reiſegefährten darf ich eine Perſon niedrigen Ranges, aber alldurchdringender und allvermögender Wichtigkeit nicht unerwahnt laſſen — ich meine den Knappen, den Reitknecht, den Koch, den Zeltbauer, mit einem Worte, das Factotum, und ich muß hinzufügen, den allgemeinen Einmiſcher und Unheilſtifter unſerer Geſellſchaft. Er war ein kleiner, ſchwarzbrauner, dürrer, drähterner, franzöſiſcher Kreole, der Antonie hieß, aber vertraulich Toniſch benamſ't wurde: eine Art Grenz-Gil Blas, der ein bewegtes Leben geführt und zuweilen unter weißen Mannern, zuweilen unter indianiſchen Agenten, zuweilen unter den Oſage-Jägern ſich herumgetrieben hatte. Wir fanden ihn zu St. Louis, in deſſen Nähe er eine kleine Beſitzung, eine indianiſche Frau und ein Neſt voll halbbürtiger Kinder hatte. Seiner eigenen Ausſage nach hatte er eben bei jedem Stamm eine Frau; in der That darf man allem, was dieſer kleine Landſtreicher von ſich ausſagte, Glauben beimeſſen, ſo war er ohne Moral, ohne Laſter, ohne Glauben, ohne Heimath, und ſelbſt ohne Sprache, denn er ſprach ein babyloniſches Gewälſch von gemiſchtem Engliſch, Franzöſiſch und Oſage. Dabei war er ein ruchloſer Aufſchneider und ein Lügner von der erſten Art. Es war ergötzlich ihm zuzuhören, wenn er von ſeinen gräßlichen Thaten und den mit Noth überſtandenen Todesgefahren in Jagd und Krieg windbeutelte und aufſchnitt. Inmitten ſeiner Zungengeläufigkeit befiel ihn zuweilen ein krampfhaftes Schnarpen nach Athem, als wenn ſein Schlund plötzlich gelahmt wäre; ich bin aber faſt verſucht zu glauben, daß es durch eine in der Kehle ſtecken gebliebene Unwahrheit veranlaßt wurde, denn ich habe allgemein bemerkt, daß unmittelbar darauf eine Luge von der erſten Größe heraus platzte.

Unſere Reiſe war angenehm geweſen; wir hatten zuweilen unſere Wohnung in den weit getrennten Anſtalten der indianiſchen Miſſionäre genommen, aber im Allgemeinen unter dem ſchönen Laubwerk, das die Bäche begrenzt, gelagert und im Schutz eines Zeltes geſchlafen. Während des letzten Theils unſerer Reiſe hatten wir uns beeilt, in der Hoffnung, noch zeitig genug zu Fort Gibſon einzutreffen, um die Oſage-Jäger bei ihrem Herbſt-Beſuche auf den Büffel-Prairien zu begleiten. Die Phantaſie des jungen Grafen war in der That von dieſem Gegenſtande ganz hingeriſſen. Die großartige Szenerie und die wilden Sitten der Prairien hatten ſeinen Sinn vollkommen bethört und die Geſchichten, welche ihm der kleine Toniſch von indianiſchen Tapfern und indianiſchen Schönheiten, von dem Jagen der Büffel und dem Einfangen wilder Pferde erzählte, hatten ihn ganz lüſtern gemacht, ſich einmal in das wilde Leben zu ſtürzen. Er war ein kecker und abgehärteter Reiter und ſehnte ſich, die Jagdgebiete zu durchſtreifen. Es war ergötzlicher, was er in ſeinem jugendlichen Eifer alles zu ſehen und zu thun und zu genießen hoffte, wenn er ſich unter die Indianer miſchte und ihre kühnen Abentheuer theilte; und es war noch weit ergötzlicher, den Aufſchneidereien des kleinen Toniſch zuzuhören, der ſich freiwillig erbot, ſeinen treuen Knappen bei dieſen gefährlichen Unternehmungen abzugeben, ihn zu lehren, wie man die wilden Pferde einfange, die Büffel bewältige und die Huld indianiſcher Prinzeſſinnen erwerbe. — „Und wenn wir nur eine brennende Prairie ſehen können!“ ſagte der junge Graf. — „Sapperment, ich ſtecke ſelbſt eine an!“ rief der kleine Franzoſe. (Fortſ. folgt.)

Abſchied.

O weinet nicht! mein Herz ja bleibt
Euch immer warm ergeben;
Wohin mich auch das Schickſal treibt
Im räthſelvollen Leben!

Und zweifelt nicht! Ihr kennt mich ja,
Treu bleib' ich, ohne Wanken;
Die Seele bleibt der Seele nah
Mit liebenden Gedanken.

So lebet wohl! der Hoffnung Licht
Fällt tröſtend auf uns nieder;
Die Hoffnung täuſcht die Liebe nicht.
Lebt wohl! wir ſehn uns wieder!

J. C. Nanny.

Die neuen Bauten in München.

(✝ Aus dem Briefe eines Fremden.)

Nicht wahr, es iſt ein wunderlieblicher Anblick, dieſe Neu-Stadt Münchens mit ihren freundlichen Häuſern voll glänzender Augen und umgeben von Gärten, in denen geſchwätzige Springbrunnen uns allerlei Geheimvolles zu erzählen ſcheinen? Sollte man nicht glauben, man befände ſich in einem prächtigen Landſitze, den ſich eine Fee durch Zauberei, zu ihrem Erholungsplätzchen, erbaut? Gewiß, meine Freundin, es gibt keine Stadt in Deutſchland, vielleicht nicht einmal in Italien, die dieſem Theil von München an Anmuth und Lieblichkeit gleich käme. Und wirklich, ein wenig Zauberei ſcheint mit im Spiele zu ſein; wenn Sie vor zehn Jahren an der Stelle ſtanden, wo Sie jetzt ſtehen, ſo ſahen Sie von all dieſer Pracht und Herrlichkeit nichts, ſahen nichts als hinfällige Baracken und wüſtes Land.

Vom Carolinen-Platz biegen wir rechts in die Brienner-Straße. Schon von Weitem fällt Ihnen ein Gebäude in die Augen, das, groß und gewaltig in ſeinen Maſſen aber edel und einfach in ſeinen Verhältniſſen daſteht, wie ein ſteinernes Gebirge, voll romantiſcher Größe und Schönheit. Es iſt die Pinakothek, vor der Sie bewundernd Ihre Schritte anhalten. Dies Gebäude iſt eins der Schönſten vom Baurath v. Klenze, vielleicht das Schönſte. Ueber das Ganze iſt ein unbeſchreiblicher Geiſt von Ruhe, Ernſt und Heiterkeit verbreitet, der eine zauberhafte Wirkung auf das Gemüth des Beſchauers hervorbringt. Dabei findet ſich eine ſo unendliche Fülle kunſtreich vollendeter Formen, in ſo impoſanten Maſſen, zu einer wahrhaft großartigen Einheit der Bedeutung und Größe des Eindrucks zuſammengefügt. Das Schöne iſt hier durch den Genius des Künſtlers wunderbar auf das Nothwendige motivirt und ſo iſt der Eindruck ſtets ein ſehr befriedigender. Nirgends iſt der Künſtler ſo beſchränkt und ſo gebunden, als in der Architektur, durch den Stoff ſowohl, als durch die Mechanik, aber auch nirgends kann er daher ſo glänzend die Herrſchaft des Geiſtes über die Mittel der Darſtellung bekunden; und indem er das Widerſtrebende ſelbſt wieder zu künſtleriſchen Zwecken begründet, das Nothwendige in das Schöne herüberleitend, ſich als originell und geiſtvoll beweiſen. Dieſen Anforderungen hat der Meiſter bei dieſem Werke ganz entſprochen. Das Innere der Pinakothek entſpricht dem Aeußeren vollkommen. Eine Reihe (9) der großartigſten und in der Ausſchmückung prächtigſten Zimmer oder beſſer Säle, iſt beſtimmt, die Gemäldegallerie des Königs aufzunehmen. Was Prachtliebe irgend erſinnen konnte, iſt in dieſen Sälen angewendet. Boden und Sockel ſind Marmor; die Wände — ſo weit die Gemälde kommen — mit Seidentapeten bekleidet; aber die gewölbte Decke, mit zum Theil prächtig vergoldeten Stucke verziert, zu prächtig, denn man muß ſich geſtehen, daß es mit Reichthum überladen, alles Ueberladene aber bekanntlich der wahren Schönheit Eintrag thut. Dies iſt die ſchwache, und eine ſehr ſchwache Seite unſeres berühmten Architekten. Man ſollte es kaum glauben, aber doch iſt es ſo, dem Geheimrath Klenze fehlt feiner geläuterter Geſchmack in den architektoniſchen Verzierungen der Zimmer und Säle. Dieſer Fehler wiederholt ſich in allen ſeinen Bauten, wie Sie bei unſerer Wanderung noch oft Gelegenheit haben werden, zu bemerken. — Das nächſte bedeutende Gebäude, welches ſich Ihrem Auge darſtellt, iſt die Glyptothek. Schweigend, in ernſter, tiefer Ruhe liegt ſie da, gleich einer Sphinx, und ſo ähnlich einem Tempel der Weisheit und der Geheimniſſe der Natur. Die Säulenreihe an der Façade gibt dem Ganzen ein ehrfurchtgebietendes, majeſtätiſches Anſehen. Ruhe und Frieden iſt ihr Charakter. Dieſer Eindruck wird durch den Eintritt in das Innere nicht geſtört und mit ihm harmoniren die weißen ſchweigenden Geſtalten, denen dieſe Räume zum Aufenthalte angewieſen. Die innere Ausſchmückung iſt prächtig, oft zu prächtig; die Verzierung des Römerſaales wollen Viele geſchmacklos nennen, welcher Ausdruck vielleicht zu ſtark iſt, obgleich ihn die Engel mit vergoldeten Flügeln wohl rechtfertigen könnten. Der Baumeiſter (Klenze) hatte ſich beſtrebt, etwas zu liefern, was an Pracht und Glanz alles Aehnliche übertreffe, hat aber den weiſen Geſetzen der Mäßigung nicht Gehör gegeben und ſo etwas geſchaffen, was wohl dem ungebildeten Auge Staunen erregen, dem gebildeten ſtets aber nur ein unbehagliches Gefühl bereiten kann, ähnlich dem Gefühle, wenn eine drückende Zimmerluft die Bruſt belaſtet und wir uns hinausſehnen in Gottes freie Luft. Es iſt damit, wie mit der romantiſchen Poeſie, gar leicht wird der Höhepunkt überſchritten, über welchen hinaus das Schauererregende nur lächerlich erſcheint. —

Weiter ſchlendern wir noch durch ein Paar Straßen dieſer lieblichen Neu-Stadt, beſchauen die luſtigen Häuſer mit ihren lachenden Geſichtern, trinken den Duft der ſie umgebenden Blumen und Bäumen, wandern durch die mit einer Pappel-Allee beſetzte Ottoſtraße, über den langen und etwas langweiligen Maximilian-Platz, und gelangen ſo auf den Karls-Platz, wo ſich Ihnen die neue proteſtantiſche Kirche zur gefälligen Betrachtung darſtellt, oder vielmehr nicht zur gefälligen, denn ſie ſtellt ſich Ihnen mitten in den Weg und zwingt Sie ſo gewiſſermaßen, wie eine reizloſe Kokette durch Aufdringlichkeit, zur Aufmerkſamkeit. Vor ſich ſehen Sie ein Gebäude, rund in der Ferne, mit einem ungeheuer dünnen und noch längeren Thurm, der, wie ein Ausrufungszeichen hinter einer gehaltloſen Phraſe nichts bedeutend in die blaue Luft hineinragt. Es ſieht aus, als ob der obere Theil des Thurmes ein Nachwuchs oder Nachſchuß ſei, den der Baumeiſter auf Verlangen hatte nachſchießen laſſen, wie etwa ein Taſchenſpieler eine durch Kunſt erzeugte Pflanze auf Verlangen einer ſchönen Dame noch um einen Zoll höher wachſen läßt. Auffallende Aehnlichkeit hat dieſe Kirche in der Form mit den Spuckkäſtchen, die hier zu Lande gebräuchlich ſind, weßhalb auch einige Boshafte ſie die proteſtantiſche Schleimdoſe nennen, welchen Ausdruck ich hier nicht analyſiren will. So viel indeß iſt gewiß, daß dieſe Kirche das lächerlichſte Gebäude iſt, welches Sie in Ihrem Leben ſahen und ſehen konnten. Sicher iſt der Baumeiſter ein Katholik und glaubte ein Gottgefälliges Werk zu thun, wenn er durch die lächerliche Form der Kirche gewiſſermaßen andeute, was ein Frommgläubiger von der Religion ſelbſt zu halten. — Das Innere der Kirche iſt einfach, wie die Satzungen der proteſtantiſchen Religion; es herrſcht in ihr dieſelbe Klarheit und Ruhe, aber auch dieſelbe Trockenheit, die dieſe auszeichnet. —

Wenn Sie die proteſtantiſche Kirche verlaſſen, ſo führt Ihr Weg Sie durch die Sonnenſtraße, deren Mitte mit einer doppelten Baum-Allee bepflanzt iſt, und aus deren Häuſern Ihnen eine Menge ſchöner Mädchenköpfe, mit Augen, wie die Sterne des Himmels, entgegenlachen. Dies iſt eine Auszeichnung, die keine Straße ſo ſehr beſitzt, als die Sonnenſtraße; — vielleicht heißt ſie deswegen ſo. Am Ende derſelben zeigt ſich Ihnen das allgemeine Krankenhaus, ein ſchönes Gebäude und in ſeiner innern Einrichtung höchſt trefflich. Es wurde von König Maximilian erbaut. (Fortſ. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 82. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 6. April.

Die Harfe.

Wo gegen ſcharfe Klippen
Die graue Welle treibt,
Aufbäumt, und an den Rippen
In Perlenſchaum zerſtaubt.
Dort ſteht auf ſchroffem Rande
Ein altersgrauer Thurm.
Und trotzt am öden Strande
Den Fluthen, wie dem Sturm.

Auf ſilberlock'gen Wogen
Tanzt leicht ein Fiſcherkahn.
Bald tief hinabgezogen,
Bald ſchwebend himmelan.
Willſt du am Schloß die Landung
Ertrotzen, du keckes Schiff,
Als gäb' es keine Brandung.
Als gäb' es keinen Riff?

Und der im Boote ſtehet
Lenkt nicht beſorgt den Lauf;
Treib's wie es woll' — er ſpahet
Starr nach dem Thurm hinauf.
Mag's auf-, mag's abwärts gleiten,
Was kümmert ihn das Schiff,
Auf ſeiner Harfe Saiten
Wagt er manch' vollen Griff.

Das Lied, vom Knaben geſungen,
Wohl hat es auf zum Thurm
Sich Nacht für Nacht geſchwungen
Durch Wogenſchwall und Sturm.
Wohl zitterten die Klänge
Empor in's Steingemach,
Wohl hielten die Geſänge
Die Königstochter wach.

Und ſchmeichelten die Lieder,
Erklang die Harfe lind,
Dann neigte ſich hernieder
Holdſelig das Königs Kind,
Vernahm mit ſtiller Wonne
Den Schwur, ihr zugehaucht,
Bis daß die junge Sonne
Dem Purpurbett enttaucht.

Die Saiten ſchwirren, rauſchen —
Noch lauter rauſcht das Meer;
Nur weiße Möwen lauſchen
Von nackten Klippen her.
Der Sang tönt lauter, greller,
Die Saiten ſchrillen wild —
Doch von des Thurmes Soller
Neigt ſich kein holdes Bild.

Noch einmal greift, wie fragend,
Der Sänger den Akkord,
Noch einmal flüſtert er klagend
Das bittre Scheidewort,
Dann nimmt er die Harfe, ſenket
Sie in die Wogen ſtumm,
Ergreift das Steuer und lenket
Zur Heimfahrt wieder um.

Den Jüngling ſah man nimmer,
Kein Auge die Jungfrau mehr.
Der Thurm zerfällt in Trümmer,
Bald ſinkt er hinab in's Meer.
Doch wenn aus glatten Wellen
Das Fiſchlein Abends ſpringt,
Dann hört man Töne ſchwellen,
Hört, wie die Harfe klingt.

Die Meerjungfrauen ſingen
Die ſinkende Harfe auf,
Und ihre Lieder dringen
Aus feuchter Grott' herauf.
Die Meerjungfrauen haben
Belauſcht des Jünglings Sang:
Sie ſingen das Lied des Knaben,
Und wie ſein Spiel verſank.

Franz Freiherr Gaudy.

Danton's Tod.

(Fortſetzung.)

Platz vor der Conciergerie. — Ein Schließer, zwei Fuhrleute mit Karren, Weiber.

Schließer. Wer hat Euch herfahren geheißen.

1. Fuhrmann. Ich heiße nicht Herfahren, das iſt ein kurioſer Name.

Schließer. Dummkopf, wer hat dir die Beſtallung dazu gegeben?

1. Fuhrmann. Ich habe keine Stallung dazu kriegt, nichts als zehn Sous für den Kopf.

2. Fuhrmann. Der Schuft will mich um's Brod bringen.

1. Fuhrmann. Was nennſt du dein Brod — (auf die Fenſter der Gefangenen deutend) das iſt Wurmfraß.

2. Fuhrmann. Kleine Kinder ſind auch Würmer und die wollen auch ihr Theil davon. O, es geht ſchlecht mit unſerm Metier und doch ſind wir die beſten Fuhrleute.

1. Fuhrmann. Wie das?

2. Fuhrmann. Wer iſt der beſte Fuhrmann?

1 Fuhrmann. Der am weiteſten und am ſchnellſten fährt.

2. Fuhrmann. Nun Eſel, wer fährt weiter, als der aus der Welt fährt, und wer fährt ſchneller, als der's in einer Viertelſtunde thut? — Genau gemeſſen iſt's eine Viertelſtunde von da bis zum Revolutionsplatz.

Schließer. Raſch, ihr Schlingel! Naher an's Thor; Platz da, ihr Mädel! (Sie fahren vor)

2. Fuhrmann (zu den Weibern). Was gafft ihr?

Ein Weib. Wir warten auf alte Kunden.

2. Fuhrmann. Meint ihr, mein Karren wäre Eure Winkelkneipe? Er iſt ein anſtändiger Karren, er hat den König und alle vornehmen Herrn aus Paris zur Tafel gefahren.

Lucile (tritt auf. Sie ſetzt ſich auf einen Stein unter die Fenſter der Gefangenen). Camille, Camille! (Camille erſcheint am Fenſter.) — Höre, Camille, du machſt mich lachen mit dem langen Steinrock und der eiſernen Maſke vor dem Geſicht, kannſt du dich nicht bücken? Wo ſind deine Arme? — Ich will dich locken, lieber Vogel (ſingt:)

Es ſtehen zwei Sternlein an dem Himmel
Scheinen heller als der Mond,
Der ein' ſcheint vor Feinsliebchens Fenſter,
Der andere vor die Kammerthür.

Komm, komm, mein Freund! leiſe die Treppe hinauf, ſie ſchlafen Alle. Der Mond hilft mir ſchon lange warten. Aber du kannſt nicht zum Thor herein, das iſt eine unleidliche Tracht. Das iſt zu arg für den Spaß, mach' ein Ende. Du rührſt dich auch gar nicht, warum ſprichſt du nicht? Du machſt mir Angſt. — Höre! die Leute ſagen, du müßteſt ſterben, und machen dazu ſo ernſthafte Geſichter. — Sterben! ich muß lachen über die Geſichter. Sterben! Was iſt das für ein Wort? Sag' mir es, Camille. Sterben! Ich will nachdenken, da, da iſt's. Ich will ihm nachlaufen, komm, ſüßer Freund, hilf mir fangen, komm! komm! (Sie läuft weg.)

Camille (ruft). Lucile! Lucile!

Die Conciergerie. — **Danton** (an einem Fenſter, welches in das nächſte Zimmer geht), **Camille**, **Philippeau**, **Lacroix**, **Hérault**.

Danton. Du biſt jetzt ruhig, Fabre.

Eine Stimme (von innen). Am Sterben.

Danton. Weißt du auch, was wir jetzt machen werden?

Stimme. Nun?

Danton. Was du dein ganzes Leben hindurch gemacht haſt — des vers.

Camille (für ſich). Der Wahnſinn ſaß hinter ihren Augen. Es ſind ſchon mehr Leute wahnſinnig geworden, das iſt der Lauf der Welt. Was können wir dazu? Wir waſchen unſre Hände. Es iſt auch beſſer ſo.

Danton. Ich laſſe Alles in einer ſchrecklichen Verwirrung. Keiner verſteht das Regieren. Es könnte vielleicht noch gehn, wenn ich Robespierre meine Waden hinterließe.

Lacroix. Wir hätten die Freiheit proſtituirt!

Danton. Ich laſſe ihm keine ſechs Monate Friſt, ich ziehe ihn mit mir.

Camille (für ſich). Der Himmel verhelf' ihr zu einer behaglichen fixen Idee. Die allgemeinen fixen Ideen, welche man die geſunde Vernunft tauft, ſind unerträglich langweilig. Der glücklichſte Menſch war der, welcher ſich einbilden konnte, daß er Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt ſei.

Lacroix. Die Eſel werden ſchreien, es lebe die Republik, wenn wir vorbeigehen.

Danton. Was liegt daran? Die Sündfluth der Revolution mag unſere Leichen abſetzen, wo ſie will, mit unſern foſſilen Knochen wird man noch immer allen Königen die Schädel einſchlagen können.

Hérault. Ja, wenn ſich gerade ein Simſon für unſern Kinnbacken findet.

Danton. Sie ſind Cains Brüder.

Lacroix. Nichts beweiſt mehr, daß Robespierre ein Nero iſt, als der Umſtand, daß er gegen Camille nie freundlicher war, als zwei Tage vor deſſen Verhaftung. Iſt es nicht ſo, Camille?

Camille. Meinetwegen, was geht das mich an? — Was ſie aus dem Wahnſinn ein reizendes Ding gemacht hat. Warum muß ich jetzt fort? Wir hätten zuſammen mit ihm gelacht, es gewiegt und geküßt.

Danton. Wenn einmal die Geſchichte ihre Grüfte öffnet, kann der Despotismus noch immer an dem Duft unſerer Leichen erſticken.

Hérault. Das ſind Phraſen für die Nachwelt; nicht wahr, Danton, uns gehen ſie eigentlich nichts an.

Camille. Er zieht ein Geſicht, als ſolle es verſteinern und von der Nachwelt als Antike ausgegraben werden. — Das verlohnt ſich auch der Mühe, Maulchen zu machen und Roth aufzulegen und mit einem guten Accent zu ſprechen; wir ſollten einmal die Masken abnehmen, wir ſähen dann, wie in einem Zimmer mit Spiegeln, überall nur den einen uralten, zahnloſen, unverwüſtlichen Schaafskopf, nichts mehr, nichts weniger! Die Unterſchiede ſind ſo groß nicht, wir Alle ſind Schurken und Engel, Dummköpfe und Genius, und zwar das Alles in Einem; die vier Dinge finden Platz genug in dem nämlichen Körper, ſie ſind nicht ſo breit, als man ſich einbildet. Schlafen, Verdauen, das treiben Alle; die übrigen Dinge ſind nur Variationen aus verſchiedenen Tonarten über das nämliche Thema. Da braucht man ſich auf die Zehen zu ſtellen und Geſichter zu ſchneiden, da braucht man ſich vor einander zu geniren. Wir haben uns Alle am nämlichen Tiſche krank gegeſſen und haben Leibgrimmen, was haltet Ihr Euch die Servietten vor das Geſicht, ſchreit nur und greint, wie es Euch ankommt. Schneidet nur keine ſo tugendhafte und ſo witzige und ſo heroiſche und ſo geniale Grimaſſen, wir kennen uns ja einander, ſpart Euch die Mühe.

Hérault. Ja, Camille, wir wollen uns bei einander ſetzen und ſchreien; nichts dummer, als die Lippen zuſammenzupreſſen, wenn Einem was weh thut. — Griechen und Götter ſchrieen, Römer und Stoiker machten die heroiſche Fratze.

Danton. Die einen waren ſo gut Epikuräer wie die andern. Sie machten ſich ein ganz behagliches Selbſtgefuhl zurecht. Es iſt nicht ſo übel, ſeine Toga zu drapieren und ſich umzuſehen, ob man einen langen Schatten wirft. Was ſollen wir uns zerren? Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Roſenkränze oder Weinlaub vorbinden oder uns nackt tragen?

Philippeau. Meine Freunde, man braucht gerade nicht hoch über der Erde zu ſtehen, um von all dem wirren Schwanken und Flimmern nichts mehr zu ſehen und die Augen nur von einigen großen, göttlichen Linien erfüllt zu haben. Es gibt ein Ohr, für welches das Ineinanderſchreien und der Zeter, die uns betäuben, ein Strom von Harmonien ſind.

Danton. Aber wir ſind die armen Muſikanten und unſere Körper die Inſtrumente. Sind denn die häßlichen Töne, welche auf ihnen herausgepfuſcht werden, nur da, um höher und höher dringend und endlich leiſe verhallend wie ein wollüſtiger Hauch in himmliſchen Ohren zu ſterben?

Hérault. Sind wir die Ferkel, die man für fürſtliche Tafeln mit Ruthen todt peitſcht, damit ihr Fleiſch ſchmackhafter werde?

Danton. Sind wir Kinder, die in den glühenden Molochsarmen dieſer Welt gebraten und mit Lichtſtrahlen gekitzelt werden, damit die Götter ſich über ihr Lachen freuen?

Camille. Iſt denn der Äther mit ſeinen Goldaugen eine Schüſſel mit Goldkarpfen, die am Tiſch der ſeligen Götter ſteht und die ſeligen Götter lachen ewig und die Fiſche ſterben ewig und die Götter erfreuen ſich ewig am Farbenſpiel des Todtenkampfes?

Danton. Die Welt iſt das Chaos. Das Nichts iſt der zu gebärende Weltgott.

Der Schließer tritt ein.

Schließer. Meine Herrn, Sie können abfahren, die Wagen halten vor der Thür.

Philippeau. Gute Nacht, meine Freunde, legen wir ruhig die große Decke über uns, unter welcher alle Herzen ausglühen und alle Augen zufallen. (Sie umarmen einander.)

Hérault (nimmt Camille's Arm). Freue dich, Camille, wir bekommen eine ſchöne Nacht. Die Wolken hängen am ſtillen Abendhimmel wie ein ausglühender Olymp mit verbleichenden, verſinkenden Göttergeſtalten. (Sie gehen ab.)

(Schluß folgt.)

Aus Waſhington Irving's Steppenreiſe.

(Fortſetzung.)

Die Erwartungen der Jugend werden gar leicht getäuſcht. Zum Unglück für des Grafen Plane zu einem wilden Ausflug erfuhren wir, ehe wir das nächſte Ziel unſerer Reiſe erreichten, daß die Oſage-Jäger bereits ihren Zug zu dem Jagdgebiet angetreten hatten. Der junge Mann beſchloß dennoch, ihrer Spur, wenn möglich, zu folgen und ſie einzuholen; zu dieſem Zweck hielt er bei der Oſage-Agentſchaft, einige Meilen von Fort Gibſon an, um Nachrichten einzuziehen und ſeine Vorbereitungen zu treffen. Sein Reiſegefährte, Hr. L., blieb bei ihm, während der Commiſſär und ich, von dem treuen und wahrheitliebenden Toniſch gefolgt, nach Fort Gibſon reiſeten. Ich ſpielte bei dem letzteren auf ſein Verſprechen an, den Grafen auf ſeine Züge zu begleiten, fand aber, daß der kleine Taugenichts ſeine Intereſſen ſcharf in das Auge zu faſſen wußte. Er überſah nicht, daß der Commiſſär in Folge ſeiner Aufträge eine lange Zeit in dem Lande bleiben und ihm wahrſcheinlich eine dauernde Beſchäftigung geben würde, während der Aufenthalt des Grafen nur vorübergehend war. Mit den Aufſchneidereien des kleinen Prahlers hatte es daher plötzlich ein Ende. Er ſprach mit dem jungen Grafen kein Wort mehr von Indianern, Büffeln und wilden Pferden, ſondern ſchloß ſich ſchweigend dem Gefolge des Commiſſärs an und ſchlenderte ſtill hinter uns drein zu dem Fort. Als wir hier anlangten, bot ſich die Möglichkeit zu einem Kreuzzug auf die Prairien von neuem dar. Wir erfuhren, daß eine Compagnie berittener Grenzjäger, oder Schützen, erſt drei Tage vorher abgegangen war, um das ausgedehnte Gebiet zwiſchen dem Arkanſas und Red River, einſchließlich eines Theils des Pawnee-Jagdgebiets, wohin bis jetzt noch keine Geſellſchaft weißer Männer vorgedrungen war, zu durchſtreifen. So bot ſich alſo eine Gelegenheit, dieſe gefährlichen und anziehenden Gegenden, unter dem Schutze eines ſtarken Geleites, zu bereiſen und dieſen Schutz auch anſprechen zu dürfen, denn der Commiſſär konnte kraft ſeines Amtes die Dienſte dieſes neu errichteten Schützenkorps in Anſpruch nehmen und eben das Gebiet, welches ſie durchſtreifen ſollten, war zu Niederlaſſungen für einige der wandernden Stämme beſtimmt.

Unſer Entſchluß war ſchnell gefaßt und in Ausführung gebracht. Der Kommandant des Fort Gibſon ſchickte ein paar Creek Indianer als Boten fort, die Schützen einzuholen und ihnen aufzutragen, zu warten, bis der Commiſſär und ſeine Geſellſchaft zu ihnen ſtoßen könnten. Da unſer Weg drei oder vier Tage lang durch eine wilde Gegend führte, ehe wir uns mit der Schützenkompagnie vereinigen konnten, wurde uns ein Geleite von fünfzehn berittenen Jägern, unter dem Befehle eines Lieutenants, beigegeben.

Wir meldeten dem jungen Grafen und Hrn. L. in der Oſage-Agentſchaft unſern neuen Plan und unſere Ausſichten und luden ſie ein, uns zu begleiten. Der Graf wollte jedoch nicht auf die Freuden verzichten, die er ſich von dem Eintreten in ein durchaus wildes Leben verſprochen hatte. Er erwiederte uns, er wolle ſich zu uns halten, bis wir den Oſage-Jägern auf die Spur gekommen, dann aber ſei es ſein feſter Entſchluß, ſich in die Wildniß zu begeben und jenen zu folgen; ſein treuer Mentor war ein zu ergebener Freund, um ihn zu verlaſſen, obgleich er über die Tollheit des Planes ſeufzte. Der nächſte Morgen war zu einem allgemeinen Zuſammentreffen unſerer Geſellſchaft und des Geleites in der Agentſchaft beſtimmt. Wir richteten nun alles zu einer ſchnellen Abreiſe her. Unſer Gepäck war bisher auf einem leichten Wagen fortgebracht worden; jetzt ſollten wir aber unſern Weg durch ein unbeſuchtes Land uns bahnen, das von Flüſſen, Schluchten und

Buſchwerk durchſchnitten war, und wo ein Fuhrwerk dieſer Art in jeder Hinſicht nur hinderlich ſein konnte. Wir mußten zu Pferd, in der Jägerweiſe, und mit ſo wenig Beläſtigung, als nur immer möglich, reiſen. Unſer Gepäck erfuhr daher eine ſehr ſtrenge Muſterung und Reduction. Jeder brachte ſeine knappe Garderobe in ein paar Sattelſäcke, die keineswegs überfüllt wurden; dieſe und ein Überrock wurden auf das Pferd geſchnallt, das er ritt. Das übrige Gepäck kam auf Packpferde. Jeder hatte ein Bärenfell und einige Tücher für das Bett; auch fehlte es nicht an einem Zelte, um uns zu ſchützen, wenn einer krank, oder das Wetter ſchlecht würde. Dann ſorgten wir für einen ziemlichen Vorrath von feinem Mehl, von Kaffee und Zucker und für geſalzenes Schweinenfleiſch für den Fall der Noth, da wir in Hinſicht des Lebensunterhaltes hauptſächlich auf die Jagd verwieſen waren.

(Fortſetzung folgt.)

Die neuen Bauten in München.

(Fortſetzung.)

Jetzt, meine Freundin, verlaſſen wir die freundliche Neuſtadt und durch das Sendlinger Thor treten wir in das eigentliche alte München. Wie groß iſt der Kontraſt! In der Vorſtadt ſahen Sie griechiſche Tempel, die ſich aus dem Grün duftender Akazien erhoben (Glyptothek), Paläſte im byzantiniſchen Geſchmacke, Villen in jedem möglichen Style der alten und neuen Zeit — mit einem Worte, ohne Uebergang ſind Sie ins Mittelalter verſetzt. Schmutzige Straßen, kleine Häuſer, ſchmal wie die Bruſt eines Schwindſüchtigen, mit kleinen Fenſtern, durch die das Tageslicht kaum zu dringen ſcheint, empfangen Sie hier. Wie ſchon oben geſagt, es iſt das Mittelalter, welches ſich Ihnen hier zur Schau ſtellt, aber ohne ſeine Größe und ohne ſeinen Reichthum. Sie ſehen keine alten Burgen und Klöſter, wie ſie andere alte Städte uns noch zeigen, alles iſt nach dem Bedürfniß moderniſirt, und alle Spuren der rauhen, aber großen Zeit ſind verſchwunden. Die Häuſer der alten Stadt ſtehen alle wie durch Zufall neben einander geſtellt und haben ein ſo geſchwätziges Anſehen, daß man glauben möchte, es ſeien lauter Frau Baſen, die durch irgend einen Vorfall aus ihrem Häuslichen gelockt, in Schlafhauben und Nachtkamiſol in Gruppen bei einander ſtehen, um neugierig zu fragen und zu erzählen. — Durch die Sendlingerſtraße und einige andere führe ich Sie vor die Michaelskirche. Die Façade iſt ohne Schönheit, Erzengel Michael behütet den Eingang und oben das bekannte Zeichen ſagt Ihnen, daß die Kirche dem Jeſuitenorden gehöre. Je weniger das Aeußere verſprach, je mehr ſind Sie durch den Anblick des Innern überraſcht. Groß, erhaben und in den edelſten Verhältniſſen erhebt ſich das Schiff der Kirche; — billig erſtaunt man über die ungeheure Kühnheit, die den Baumeiſter verleitete, die Kuppel aus einem einzigen Gewölbe zu bilden, ein Gewölbe voll grandioſer Schönheit, wie keine Kirche in Deutſchland ein ähnliches beſitzt. Man erzählt und verlangt es als wahr, daß der Baumeiſter, erſchrocken über die gewaltige Kühnheit ſeiner eigenen Idee und nicht die Möglichkeit der Erhaltung dieſer Kuppel glaubend, ſich ſelbſt das Leben genommen, (darin ſind die Angaben verſchieden, ſo viel iſt aber gewiß, daß er ſpurlos verſchwand), um nicht Zeuge des Einſturzes derſelben zu ſein. In dieſer Kirche ſehen Sie auch das Grabmal unter dem die ſterblichen Reſte Prinz Eugen Napoleon's ruhen. Es iſt von Thorwaldſen gearbeitet, gehört jedoch nicht zu dem Vorzüglichſten, was dieſer große Meiſter erſchaffen.

Ueber der Michaelskirche ſteht das Univerſitätsgebäude, in dem Schelling über Sein und Nichtſein, über Wiſſen und Nichtwiſſen ſpricht, und Görre's kindiſch-myſtiſche Vorträge über die Symbolik des Kreuzes hält. Das Gebäude iſt unbedeutend im Innern und Aeußern.

Weiter führe ich Sie zur Frauenkirche, deren dicke Zwillingsthürme ſich Ihnen ſchon in weiter Ferne von München präſentirten. Das Innere der Kirche iſt ſchön, im gothiſchen, wiewohl nicht ganz reinen Style erbaut. Das Schiff von Säulen getragen, iſt großartig, und ſchön ſind die hohen Spitzbogen der Seitengänge. Wenn Sie unter dem Thore an einer beſtimmten Stelle ſtehen, ſo überſehen Sie das ganze Innere der Kirche, ohne daß Sie ein Fenſter erblicken können — dieſe ſind durch Pfeiler verdeckt — welches einen ſehr ſchönen Effekt macht. Es iſt, als ob das Licht aus dem Innern ſelbſt herausſtröme, ohne daß man den Gegenſtand ſelbſt wahrnimmt, von dem aus es ſich verbreitet, wie der reine, kindlich-fromme Glaube eine Glückſeligkeit gibt, die, ohne daß der Verſtand darüber zum Bewußtſein käme, ſich über alle Kräfte und Empfindungen der Seele verbreitet.

(Schluß folgt.)

Buntes.

⁂ Die Drachenhöhle am Pilatus. Wenn man von der Stadt Luzern aus dem wilden Krienbach *) folgt bis zum freundlichen Dorfe Kriens, ſo gelangt man an des Pilatus majeſtätiſchen Vorberg, der von unzugänglichen Schluchten und ſonderbaren Hochthälern zerſchnitten iſt; über dieſe breitet der geheimnißvolle Hochwald ſeit Jahrhunderten ſeine undurchdringlichen Schatten aus und läßt die vielen Moorgründe nie austrocknen, während die wilden Runſen des hoch oben thronenden Pilatus ihre Waſſer unaufhörlich herabgießen. — Auf dieſen Berg ſtieg vor vielen hundert Jahren — die Zahl weiß Niemand! — ein armer Küfer aus der Stadt Luzern, um junges Holz zu ſchneiden zu Reifen. Er ſah ein ſchön Geſträuch und freute ſich ſchon ſeines Fundes, deſſen er ſich jetzt ſichern wollte — da hatte er keinen Boden mehr unter ſeinen Füßen, und fiel hinunter in eine ſchauerliche Bergſchlucht. In dieſer hauſeten zwei alte Drachen mit ihren Jungen. Der Küfer war auf Moorgrund gefallen, und wie er nach dem erſten Schrecken ſich umverſehen, aber in alſo böſer Geſellſchaft ſah, gedachte er an lieb Weib und Kinderchen daheim, und betete weinend zur Mutter Gottes. Da ſchauten ihn die Drachen freundlich an, und er ward kundſam mit den Jungen, und wenn ihn hungerte, ſo leckte er mit ihnen den Schweiß, der aus dem Felſen quoll, und nährete ſich alſo wunderbar lange Zeit, bis die Jungen herangewachſen waren, ſo daß ſie bald ausfliegen ſollten. Denn die Alten begannen jetzt, ſie zu lehren, und wie der gefangene Küfer ſie ſo ſchön erheben ſah in die Luft und Welt hinauf, ſo wandelte ihn die Sehnſucht an mehr, denn je vorher. Alſo betete er wieder, und die Mutter Gottes gab es ihm ein, daß er ſich ein Herz faßte und einem der jungen Drachen, der eben mit den Alten ausfliegen wollte, an den Schwanz hing. Das ließ der Drache willig geſchehen, und brachte den armen Mann wieder hinauf in den ſchönen grünen Wald. Der Küfer aber dankte Gott und ſeiner lieben Mutter, die ihn ſo wunderbar gerettet, und freute ſich, als er bei'm Gebüſch ſein Reifenholz noch fand, an dem ſeither Moos gewachſen war. — Zum Andenken an dies ſein unterirdiſch Leben und an die wundervolle Rettung ließ er ein ſchön neu Meßgewand machen mit vielen ſcheußlichen Drachenbildern; das ſchenkte er in's St Leodegari Münſter im Hof zu Luzern, wo es jetzt noch zu ſehen iſt.

(Schweiz. Merk.)

⁂ Muſik in München. († Aus einem Briefe.) Ich wollte, Sie hätten wie ich, ein Jahr lang Görres Vorleſungen beſucht, beſonders die, wo er über die Symbolik des Kreuzes ſprach, und haarklein und ganz genau bewies, daß jeder Theil des menſchlichen Körpers, vom Kopf bis zum kleinen Zehen, aus einem Kreuz gebildet ſei, woraus man deutlich erſehen könne, daß Gott, als er die Welt erſchaffen, ſchon die Idee des Chriſtenthums, deſſen Symbol das Kreuz ſei, gehabt haben müſſe. Der Gedanke an ſich iſt wohl poetiſch, und poetiſch vorgetragen möchte er einige Wirkung machen, aber in der nüchternen Art, wie Herr Görres uns dieſe Idee mittheilte, erhielt ſie den höchſten Grad von Lächerlichkeit, wenigſtens für uns, die wir nicht des Lichts des heiligen Geiſtes theilhaftig. Wie Herr Görres ſeine myſtiſchen Vorleſungen halb zu mediziniſchen macht, ſo machen die Mediziner die ihren zu myſtiſchen. Sie können eine Woche auf den Bänken im Hörſale des Profeſſor R . . . ſitzen, ohne etwas anders, als vom Glauben leſen oder vortragen zu hören. Der Glaube allein hat Kraft, iſt ſeine erſte und letzte Lehre, ohne Glauben und Gebet ſoll kein Arzt eine Heilung unternehmen, denn Glaube und Gebet wirken mehr, als alle Kunſt; — was ohne Glauben und Gebet unternommen, werden nie geſegnet werden, denn Chriſtus habe blos geheilt durch Glauben und Gebet. Doch, da Chriſtus ſchon etwas alt iſt, die ungläubige Jugend aber Beweiſe aus der Gegenwart will, ſo führt er wohl dieſen oder jenen Schäfer an, der durch Gebet und bloßes Berühren die ärgſten Krankheiten geheilt. Sie können ſich denken, wie oft er ausgelacht wird und ausgetrommelt, denn ſeine Zuhörer ſind nicht, wie bei Görres, aus dem theologiſchen Seminar, die ſchon von Amtswegen eine fromme Miene machen müſſen, doch kümmert ihn das ſehr wenig, höchſtens klagt er über entartete Jünglinge, ohne Chriſtenthum und Gottesfurcht, und lieſt darauf von Glauben und Gebet nach wie vor.

---

*) Nicht Kriensbach; denn der Bach gab dem Dorf Namen und Daſein, da er mit ſeinem Grien (Krien) den Sumpfboden ausgetrocknet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 83. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 7. April.

Des Kaiſers Tod.

Mitternacht hat ausgeſchlagen, Angſt und Schmerz liegt über Wien,
Schwer, wie eine Wetterwolke, fühlt es die Minuten ziehn;
Kein Geräuſch, kein Laut der Freude in der Hauptſtadt voll von Leben —
Nach der Burg den Blick gerichtet, Viermalhunderttauſend beben.

Ach darinnen liegt der Herrſcher auf dem Siechbett ausgeſtreckt,
Und ſein Aug' iſt todtumdüſtert, ſeine Stirn mit Schatten bedeckt.
Ob Gebete aus den Kirchen, aus den Herzen zum Himmel ſteigen,
Um das Bett des ſterbenden Kaiſers herrſcht ein ahnungsvolles Schweigen.

„Meine Liebe bleibt dem Volke, ſeine Liebe dir, mein Sohn,
„Herrſche glücklich auf des Vaters edlem, Schickſalskund'gem Thron;
„Mancher Sturm hat ihn umdonnert, manches droh'ndes Schickſals Walten,
„Aber ſeine Säulen haben feſt in jedem Sturm gehalten.

„Und ihr Alle, meine Söhne, Töchter, Brüder kommt herbei,
„Daß mein letztes Athemholen noch ein Segen für euch ſei;
„Segen — Segen —“ und die leiſe, ſegnende Stimme wird immer leiſer,
Und in ſeiner Burg zu Wien verſcheidet der letzte deutſche Kaiſer.

Auf die Thüren! Höfling, Prieſter, fremde Boten dringt herein,
Wie der Kaiſer Öſtreichs endet, mußt ihr ja die Zeugen ſein!
Habt im Leben viel beläſtigt, viel belauſcht den Habsburgs Erben,
Ach, nun darf er nicht einmal unbeläſtigt von euch ſterben!

Und die Todtenklage tönet in dem weiten Mauerring; —
Nacht wird's in den tiefen Thälern, wenn die Sonne unterging;
Aber noch von ihren Strahlen glüht die hochgeleg'ne Firne,
Und ein ſelig Lächeln ſpielet auf des todten Kaiſers Stirne.

Dieſe Stirn — wie viele Kronen haben ſie nicht einſt geſchmückt!
Auch Germaniens alte Krone hat auf dieſer Stirn gedrückt.
Iſt ſie längſt auch abgefallen — ſank ſie hier in Staub und Trümmer,
Immer glänzt noch um die Stirne römiſcher Cäſarenſchimmer.

Der ſie brach, den er als Feind zweimal in ſeinen Gränzen ſah,
Seinem großen Freund und Eidam — jetzt iſt Franz ihm wieder nah;
Und dem Jüngling von Europa, den er ſeinen Enkel nannte,
Frankreichs Hoffnung, Frankreichs Liebe — welchen Frankreich doch verbannte.

Ruhn ſie jetzt vom Lebenstraume wohl in Einem Vaterhaus
Unter einer Palme Schatten liebend und verſöhnet aus?
Wohl dem Herrſcher, wohl dem Menſchen, der mit Gott und ſich in Frieden,
Und beweint von allen Guten, ſo wie du dahin geſchieden!

Guſtav v. Heeringen.

Danton's Tod.

(Schluß.)

Ein Zimmer. — **Julie.**

Das Volk lief in den Gaſſen, jetzt iſt Alles ſtill. — Keinen Augenblick möcht' ich ihn warten laſſen. (Sie zieht eine Phiole hervor.) Komm, liebſter Prieſter, deſſen Amen uns zu Bette gehen macht. (Sie tritt an's Fenſter.) Es iſt ſo hübſch, Abſchied zu nehmen; ich habe die Thüre nur noch hinter mir zuzuziehen. (Sie trinkt.) — Man möchte immer ſo ſtehn. — Die Sonne iſt hinunter, der Erde Züge waren ſo ſcharf in ihrem Licht, doch jetzt iſt ihr Geſicht ſo ſtill und ernſt, wie einer Sterbenden. — Wie ſchön das Abendlicht ihr um Stirn und Wangen ſpielt. — Stets bleicher und bleicher wird ſie, wie eine Leiche treibt ſie abwärts in der Fluth des Äthers; will denn kein Arm ſie bei den goldnen Locken faſſen und aus dem Strom ſie ziehen und begraben? — Ich gehe leiſe. Ich küſſe ſie nicht, daß kein Hauch, kein Seufzer ſie aus dem Schlummer wecke. — Schlafe, ſchlafe. (Sie ſtirbt.)

Der Revolutionsplatz. — (Die Wagen kommen angefahren und halten vor der Guillotine. Männer und Weiber ſingen und tanzen die Carmagnole. Die Gefangenen ſtimmen die Marſeillaiſe an.)

Ein Weib mit Kindern. Platz! Platz! Die Kinder ſchreien, ſie haben Hunger. Ich muß ſie zuſehen machen, daß ſie ſtill ſind. Platz!

Ein Weib. Höre Danton, du kannſt jetzt die Würmer heirathen.

Eine andere. Hérault, aus deinen hübſchen Haaren laß ich mir eine Perücke machen.

Camille. Verfluchte Hexen! Ihr werdet noch ſchreien: ihr Berge fallet auf uns!

Ein Weib. Der Berg iſt auf Euch oder Ihr ſeid ihn vielmehr hinunter gefallen.

Danton (zu Camille). Ruhig, mein Junge, du haſt dich heiſer geſchrien.

Camille (gibt dem Fuhrmann Geld). Da, alter Charon, dein Karren iſt ein guter Präſentirteller. — Meine Herren, ich will mich zuerſt ſerviren. Das iſt ein klaſſiſches Gaſtmahl, wir liegen auf unſern Plätzen und verſchütten etwas Blut als Libation. Adieu, Danton. (Er beſteigt das Blutgerüſt, die Gefangenen folgen ihm einer nach dem andern. Danton ſteigt zuletzt hinauf.)

Lacroix (zu dem Volke). Ihr tödtet uns an dem Tage, wo ihr den Verſtand verloren habt; ihr werdet ſie an dem tödten, wo ihr ihn wiederbekommt.

Einige Stimmen. Das war ſchon einmal da, wie langweilig!

Lacroix. Die Tyrannen werden über unſere Gräber den Hals brechen.

Hérault (zu Danton). Er hält ſeine Leiche für ein Miſtbeet der Freiheit.

Philippeau (auf dem Schafot). Ich vergebe Euch; ich wünſche, Eure Todesſtunde ſei nicht bitterer als die meinige.

Hérault. Dacht' ich's doch, er muß ſich noch einmal in den Buſen greifen und den Leuten da unten zeigen, daß er reine Wäſche hat.

Fabre. Lebe wohl, Danton. Ich ſterbe doppelt.

Danton. Adieu, mein Freund. Die Guillotine iſt der beſte Arzt.

Hérault (will Danton umarmen). Ach Danton, ich bringe nicht einmal einen Spaß heraus. Da iſt's Zeit. (Ein Henker ſtößt ihn zurück.)

Danton (zum Henker). Willſt du grauſamer ſein als der Tod? Kannſt du verhindern, daß unſere Köpfe ſich auf dem Boden des Korbes küſſen?

Eine Straße. — **Lucile.**

Es iſt doch was wie Ernſt daran. Ich will einmal nachdenken. Ich fange an, ſo was zu begreifen. Sterben — Sterben —. — Es darf ja Alles leben, Alles, die kleine Mücke da, der Vogel. Warum denn er nicht? Der Strom des Lebens müßte ſtocken, wenn nur der eine Tropfen verſchüttet würde. Die Erde müßte eine Wunde bekommen von dem Streich. — Es regt ſich Alles, die Uhren gehen, die Glocken ſchlagen, die Leute laufen, das Waſſer rinnt, und ſo Alles weiter bis da, dahin — nein, es darf nicht geſchehen, nein, ich will mich auf den Boden ſetzen und ſchreien, daß erſchrocken Alles ſtehn bleibt, Alles ſtockt, ſich nichts mehr regt. (Sie ſetzt ſich nieder, verhüllt ſich die Augen und ſtößt einen Schrei aus. Nach einer Pauſe erhebt ſie ſich.) Das hilft nichts, das iſt noch Alles wie ſonſt, die Häuſer, die Gaſſe, der Wind geht, die Wolken ziehen. Wir muſſen's wohl leiden.

(Einige Weiber kommen die Gaſſe herunter).

1. Weib. Ein hübſcher Mann, der Hérault.

2. Weib. Wie er beim Conſtitutionsfeſt ſo im Triumphbogen ſtand, da dacht' ich ſo, der muß ſich gut auf der Guillotine ausnehmen, dacht' ich. Das war ſo eine Ahnung.

3. Weib. Ja, man muß die Leute in allen Verhältniſſen ſehen; es iſt recht gut, daß das Sterben ſo öffentlich wird. (Sie gehen vorbei.)

Lucile. Mein Camille! Wo ſoll ich dich jetzt ſuchen?

Der Revolutionsplatz. — Zwei Henker an der Guillotine beſchäftigt.

1. Henker (ſteht auf der Guillotine und ſingt:)

Und wann ich hame geh'
Scheint der Mond ſo ſcheeh.

2. Henker. He, holla! Biſt bald fertig?

1. Henker. Gleich, gleich! (ſingt:)

Scheint in meines Ellervaters Fenſter.

Kerl, wo bleibſt ſo lang? — So, die Jacke her! (Sie gehen ſingend ab:)

Und wann ich hame geh'
Scheint der Mond ſo ſcheeh.

Lucile (tritt auf und ſetzt ſich auf die Stufen der Guillotine.) Ich ſetze mich auf deinen Schooß, du ſtiller Todesengel. (Sie ſingt:)

Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchſten Gott.

Du liebe Wiege, die du meinen Camille in Schlaf gelullt, ihn unter deinen Roſen erſtickt haſt. Du Todtenglocke, die du ihn mit deiner ſüßen Zunge zu Grabe ſangſt. (Sie ſingt:)

Viel hunderttauſend ſind ungezählt,
Was nur unter die Sichel fallt.

Eine Patrouille tritt auf.

Ein Bürger. He, wer da?

Lucile (ſinnend und wie einen Entſchluß faſſend plötzlich:) Es lebe der König!

Bürger. Im Namen der Republik!

(Sie wird von der Wache umringt und weggeführt.)

Aus Waſhington Irving's Steppenreiſe.

(Fortſetzung.)

Der Theil unſerer Pferde, die durch die letzte Reiſe nicht zu abgemüdet waren, nahmen wir als Packpferde und als Aushülfe mit uns; da wir aber eine lange und beſchwerliche Reiſe antraten, wo dann und wann gejagt werden ſollte, und wo, im Falle eines Zuſammentreffens mit feindlich geſinnten Wilden die Sicherheit des Reiters von der Güte ſeines Pferdes abhängen konnte, ſorgten wir, daß wir gut beritten waren. Ich verſchaffte mir ein ſtarkes, ſilbergraues Thier, das etwas rauher Natur, aber tüchtig und kräftig war; ein gutes Pferdchen, das ich bisher geritten, und das jetzt etwas abgetrieben war, behielt ich und ließ es mit den Packpferden gehen, um es nur im Fall der Noth zu brauchen.

Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, verließen wir am 10. October 1832 das Fort Gibſon, überſchritten den Fluß, der vor demſelben fließt, und zogen unſerm Zuſammenkunftsort, der Agentſchaft entgegen. Ein Ritt von wenigen Meilen brachte uns an die Furth des Verdigris, eine wilde, felſige Gegend, von Waldbäumen düſter überſpannt. Wir ſtiegen an das Ufer des Fluſſes hinab und ritten, einer hinter dem andern, hinüber, wobei unſere Pferde ſorgfältig von Fels zu Fels ſchritten und in dem rauſchenden und ſchäumenden Waſſer gewiſſermaßen nach einem Halt für die Hufe tappten.

Toniſch, unſer kleiner Franzoſe, machte mit den Packpferden den Nachtrab aus. Er war ſehr vergnügt, da ihm eine Art Beförderung zu Theil geworden war. Auf unſrer bisherigen Reiſe hatte er den Wagen geführt, was er für eine ſeiner nicht ſehr würdigen Beſchäftigung anzuſehen ſchien; jetzt war er Stallmeiſter. Er hockte wie ein Affe hinter einem Pack auf einem der Pferde, ſang, jubelte, belfte wie ein Indianer und ſchmähte jeden Augenblick die zaudernden Packpferde.

Als wir zur Furth kamen, ſahen wir an dem andern Ufer einen Creek-Indianer zu Roß. Er hielt auf dem Vorſprung eines Felſen, um uns und unſer Beginnen zu beachten und bildete einen maleriſchen Vorwurf dar, der im Einklang mit der wilden Scenerie um ihn war. Er trug ein hellblaues Jagdhemd mit Scharlachfranzen beſetzt; ein buntfarbiges Tuch war, faſt in der Art eines Turbans, um ſeinen Kopf geſchlagen und ein Ende hing an der Seite nieder; er hatte eine Flinte in der Hand und ſah einem wilden Araber, der auf Raub ausging, ähnlich. Unſer geſchwätziger und in alles ſich miſchender Franzoſe rief ihm in ſeinem babiloniſchen Kauderwelſch zu; der Wilde aber, der ſeine Neugierde befriedigt hatte, ſchwenkte ſeine Hand in der Luft, wandte den Kopf ſeines Pferdes, gallopirte das Ufer entlang und verſchwand bald unter den Bäumen.

Als wir über der Furth waren, erreichten wir bald die Oſage-Agentſchaft, wo Obriſt Choteau ſein Büreau und Magazin zur Förderung der indianiſchen Angelegenheiten und zur Vertheilung von Geſchenken und Vorräthen hatte. Sie beſtand aus wenigen Blockhäuſern an dem Ufer des Fluſſes und gab eine bunte Grenzſcene ab. Unſer Geleite harrte hier unſerer Ankunft: einige waren zu Pferd, andere zu Fuß; einige ſaßen auf den Stämmen gefällter Bäume, andere ſchoſſen nach der Scheibe; es war ein bunt zuſammengeſetzter Haufe; einige trugen Fräcke, die aus grüner Leinwand gemacht waren; andere hatten lederne Jagdhemden an; die Mehrzahl war aber in wunderbar ſchlecht zugeſchnittene Kleider geſteckt, die, viel zu ſchlecht zum Tragen, offenbar zu rauhem Dienſte angelegt worden waren.

In der Nähe dieſer war eine Gruppe Oſagen, ſtattliche Burſche, ernſt und einfach in Kleidung und Charakter. Sie trugen keinen Schmuck; ihre Kleidung beſtand aus Umwürfen, lederner Beinbedeckung und Mokaſſins. Ihr Kopf war unbedeckt und ihr Haar knapp abgeſchnitten, einen emporſtehenden Streifen oben, einem Helmbuſch ähnlich, und die lange hinten hinabhängende Scalplocke ausgenommen. Sie hatten hübſche römiſche Geſichter und eine ſtarke, gewölbte Bruſt; da ſie faſt durchgehends ihre Umwürfe um die Lenden geſchlagen hatten, ſo daß Arme und Oberleib blos blieben, glichen ſie eben ſo vielen edeln Bronzfiguren. Die Oſagen ſind die ſchönſten Indianer, welche ich im Weſten geſehen habe. Sie haben ſich bis jetzt dem Einfluſſe der Sittigung noch nicht ganz fügen mögen, ſo daß ſie ihre einfache indianiſche Bekleidung abgelegt und der Sitten des Jägers und Kriegers ſich entſchlagen hätten; ihre Armuth hindert ſie, einem großen Luxus der äußern Erſcheinung nachzuhängen.

Mit ihnen kontraſtirte eine buntgeputzte Schaar von Creeks. Es iſt nach dem erſten Eindruck etwas ganz Orientaliſches in dem Äußern dieſes Stammes. Sie kleiden ſich in zitzene Jagdhemden von mannigfachen glänzenden Farben, mit bunten Franzen geziert; breite, mit Knöpfen beſetzte Gürtel umſchließen ſie. Ihre Beinbekleidung beſteht aus gegärbter Bockshaut oder aus grünem oder rothem Wollentuch, mit geſtickten Kniebändern und Troddeln. Ihre Mocaſſins ſind prachtvoll gearbeitet und verziert; um den Kopf werden bunte Tücher geſchmackvoll gewunden.

Außer dieſen ſah man hier eine Menge Trappers *), Jäger, Meſtizen, Creolen, Neger von jeder Farbenabſtufung, und die ganze, hergelaufene Schaar nicht zu beſchreibender Weſen, die, zwiſchen dem geſitteten und wilden Leben liegend, die Grenze umſchwärmen, wie jenes zweideutige Geſchlecht, die Fledermäuſe, ſich in den Grenzen des Lichts und der Dunkelheit bewegen.

Das kleine Dorf der Agentſchaft war in einem vollkommenen Aufruhr; beſonders bot der Schoppen des Schmiedes eine bewegte Scene dar: ein rieſiger Neger beſchlug ein Pferd; zwei Meſtizen machten ſich eiſerne Löffel, um darin Blei zu Kugeln zu gießen. Ein alter Trapper, in einem ledernen Jagdfrack und Mocaſſins, hatte ſeine Büchſe an eine Arbeitsbank gelehnt, während er den Meſtizen zuſah und von ſeinen Jagdthaten plauderte; mehrere große Hunde ſtreiften in und außerhalb der Werkſtätte umher, oder ſchliefen in der Sonne, während ein kleines Thier, die eine Seite des Kopfes emporhebend und das eine Ohr ſpitzend, mit der, kleinen Hunden gewöhnlichen Neugierde auf das Geſchäft des Beſchlagens des Pferdes acht gab, als wollte er die Kunſt auch erlernen, oder warten, bis die Reihe, beſchlagen zu werden, an ihn käme.

(Fortſ. folgt.)

Die neuen Bauten in München.

(Schluß.)

Das Theater gehört zu den ſchönſten Gebäuden Münchens und das Schauſpielhaus zu den ſchönſten in Deutſchland. Eine heitere, lachende Ruhe ſchwebt über dem Ganzen, und man glaubt einen griechiſchen Tempel zu ſehen, in dem eine Göttin ihren Wohnſitz aufgeſchlagen, der man huldigt mit Muſik und Tanz. Wie die griechiſche Religion, ſo waren auch ihre Tempel heiter und fröhlich, allen finſtern Ernſt verbannend, der erſt mit dem Chriſtenthum über die Menſchen gekommen. Was bei dieſem Gebäude ſtöhrend wirkt, iſt das zweite Dach. Es laſtet zu ſchwer, drückt nur, ſtatt zu erheben. Anders wäre es, wenn der erſte Plan des Baumeiſters zu Ausführung gekommen, auf welchem man noch zwei große Seitenflügel ſieht. Da iſt die obere Laſt leicht gerechtfertigt, denn ſie trägt ſich ſelbſt, ohne das Hauptgebäude zu beſchweren, doch der Meiſter ſtarb und ſeine Nachfolger änderten den Plan ab, gewiß zum großen Nachtheil des Gebäudes. Am ſchönſten nimmt ſich das

---

*) Biberjäger; wir behalten den amerikaniſchen Ausdruck bei, da er jetzt auf alle ausgedehnt wird, die von der Jagd in den Urwäldern und Steppen leben.

Schauſpielhaus am Abende eines Maskenballs aus. Wer ſich an einem ſolchen Abende ihm naht, darf einen Feenpalaſt zu ſchauen wähnen. Vier Kandelaber ſchlagen mit ihrem flackernden Schein die hohen, ſchlanken, korinthiſchen Säulen, und der Schein ſtrebt hoch und höher ſich an ihnen hinauf zu winden, und doch umhüllt das Kapital jeglicher Säule ſchon ein magiſches Halbdunkel, und die Umriſſe der höheren Theile des Gebäudes verſchweben mehr und mehr in Finſterniß. Das ſtörende zweite Dach entzieht ſich dem Auge, der ſchaffenden Phantaſie tritt nichts hindernd in den Weg.

Gleich neben dem Theater ſehen Sie den neuen Anbau der königlichen Reſidenz, von deſſen Innern und Aeußern jeder Reiſende ſo entzückt wird, daß er es in jeder Beziehung für das Erſte, nicht allein in ganz Deutſchland, ſondern in ganz Europa hält. Ich muß Ihnen offen geſtehen, daß ich in dieſen Enthuſiasmus nicht einzuſtimmen vermag. Wohl iſt alles *groß gedacht und empfunden*, wohl gewahrt man die Spuren ſchöpferiſchen Genies des Baumeiſters, der, obgleich an die äußere Form gebunden — ſie iſt eine Nachahmung des Palazzo Pitti in Florenz, — doch das Ganze als ein Werk der freiſten Anſchauung empfangen und dieſe durch die Zauberkräfte der Phantaſie zur Geſtaltung gebracht; — wohl gewahrt man dies Alles, aber doch fehlt dem Werke die höhere künſtleriſche Vollendung, die Einheit, die Ruhe, die Sicherheit, und vor Allem das wahrhafte Gepräge der Größe, die aus dem Geiſte des Meiſters entſpringen muß, die ſonſt nie erreicht wird, ſelbſt mit dem höchſten Aufwand von Kunſtmitteln nicht. Es iſt mir ſtets der größte Genuß, der Konſequenz zu folgen, welche der Architekt in jenem entſchiedenen Ineinandergreifen des Bedingenden und Bedingten, in jener folgerechten Entfaltung der einzelnen Theile aus den Grundlagen, in dem ruhigen Abwägen von Kräften und Laſten dem Kenner bewährt; zumal, wenn dabei ſowohl Vertrautheit mit Regel und Geſetz, als Leichtigkeit und Sicherheit ihres Gebrauches zu beſtimmten Wirkungen hervortritt. Dieſen Genuß habe ich mir bei dem neuen Reſidenzbau nicht verſchaffen können. Schon, wenn Sie in einiger Entfernung das Gebäude betrachten, fällt es Ihnen unangenehm auf, daß es zu tief ſteht, ſich nicht genug erhebt, ſo zu ſagen in den Boden hinein gebaut iſt. Dieſe ungeheuren Maſſen ruhen auf einer ſo winzigen Baſis, daß man verſucht wird, zu glauben, es werde einmal, durch ſeine eigene Schwere niedergedrückt, verſinken. Baurath von Klenze iſt dieſem Fehler (zu tief zu bauen) öfter unterlegen. Die Glyptothek z. B. hat mit Pompeji das gemein, daß man auch ſie erſt ausgraben müßte, um ſie dem menſchlichen Auge ſichtbar zu machen. Eine weite Strecke rund um die Glyptothek iſt über zehn Fuß abgegraben worden. Jetzt freilich präſentirt ſie ſich gut und hat nur den Fehler, in Folge der Ausgrabung, erhalten, daß man zu ihr auf einer Hühnerſtiege hinanklimmen muß, die ſo ſchmal iſt, daß kaum ein Fuß darauf Platz hat. Doch zur Reſidenz zurück. Auch das Innere derſelben kann nicht befriedigen. Alles iſt überladen; die architektoniſchen Verzierungen der Zimmer und Säle ſind ſo übermäßig prachtvoll und ſo wenig klar, daß das Auge ſich ermüdet von ihnen wendet. Und dabei haben Sie nicht einmal den Genuß, auch nur einen Saal zu ſehen, der durch ſeine wahrhafte Größe einen großartigen Eindruck machen könnte. Dieſer Effekt ſoll durch die ungeheure reiche Verzierung, durch die wahrhafte Verſchwendung von Gold und Marmor hervorgebracht werden, aber weit gefehlt, nie wird er erreicht, wenn nicht die Verhältniſſe in ſich rein und groß ſind. Nirgends als in der Baukunſt iſt das Hervorheben des Charakteriſtiſchen ſo weſentlich, wenn das Werk Bedeutung gewinnen ſoll. Die Mittel zu dieſem Zwecke ſind faſt einzig die Vertheilung der Maſſen und die Verhältniſſe derſelben unter ſich, weniger tragen die Verzierungen dazubei, obgleich ſie wohl weſentlich nothwendig ſind. Man könnte wohl nicht unmöglich ſagen: was dem bildenden Künſtler die Attitude der Figur iſt, wodurch er die Nuance des Seelen-Affekts andeutet, das iſt dem Architekt die Austheilung und das Verhältniß der Maſſen, durch welche er den Charakter der Idee, von der er ausgegangen, bezeichnet. So alſo ſollte das Innere auch dem Aeußeren eines Gebäudes entſprechen. Dies iſt bei dem Reſidenzbau nicht der Fall. Gleich die Säulenhalle, die Sie empfängt, entſpricht, obgleich ſie ſehr ſchön iſt, doch nicht der Idee, die Sie durch das Beſchauen der Façade ſich von dem Innern gebildet. So iſt dies Werk, ſo reich an großen Schönheiten, wie ſie nur ein ſo bedeutendes Talent wie Klenze hervorbringen konnte, doch auch reich an Mängeln. Doch vollkommen ſoll ja nichts ſein unter dem Monde. Noch einmal komme ich auf das Aeußere zurück. Sie können ſich die grandioſen Verhältniſſe des Gebäudes denken, wenn ich Ihnen ſage, daß die Fenſter von 20 Fuß Höhe, mit Scheiben 6 Fuß hoch kaum größer erſcheinen, als gewöhnlich in Privathäuſern. Ueber das Innere, beſonders was die Malerei betrifft, ſpreche ich ſpäter noch, wenn ich über Kunſt, überhaupt Ihnen meine Anſicht mittheile. — Noch als zur Reſidenz gehörig muß ich Ihnen die Allerheiligen-Kapelle zeigen, ein reizendes Gebäude in byzantiniſchem Style; klein, aber geſchmackvoll von innen und außen. In den ſchönſten und reinſten Verhältniſſen erbaut, zeugt ſie für das große Talent des Meiſters (Klenze), aus deſſen Geiſt ſie hervorgegangen.

Bevor ich Sie aus der Stadt geleite, führe ich Sie noch in den großen Saal des Odeon, der vorzugsweiſe zu großen Conzerten beſtimmt iſt. Der Saal iſt außerordentlich ſchön, obgleich nicht ganz akuſtiſch gebaut. Er bildet ein längliches Viereck, welches, zu beiden Seiten mit einer Reihe Säulen verziert, auf welcher die Galerie ruht, ſich am obern Ende in einen Halbzirkel endet. In dieſem befindet ſich das Orcheſter, und in Niſchen ſieht man die Büſten der berühmteſten Componiſten über die Köpfe der Muſiker hervorragen. An der Decke befinden ſich einige ſchöne Freskogemälde. Dieſer Saal gehört unbedingt zu den ſchönſten, die man kennt, und hätte er nicht den akuſtiſchen Fehler, er wäre gewiß der erſte. Menſchenſtimmen und Blasinſtrumente klingen ausnehmend gut darin, aber Saiteninſtrumente verlieren allen Ton und Klang, kaum daß man ſie hört. Gewiß ein großer Uebelſtand. Uebrigens ſcheint das ganze Haus bloß des einen Saales wegen erbaut zu ſein; denn weiter finden Sie in dem großen Raume nichts von Bedeutung, nicht einmal einen kleinen Saal für kleine Conzerte; denn was man mit dieſem Namen beehrt, verdient kaum den eines Zimmers. Etwas Sonderbares iſt beim Bauen dieſes Hauſes vorgefallen, nämlich: als es fertig war, fand ſich, daß der Baumeiſter die Thüre für die Fußgänger vergeſſen hatte. Was that er? Er ſchlug ſchnell ein paar Fenſter ein und machte Thüren daraus, die nun natürlich höchſt lächerlich ausſehen, dünn ſind wie der Seufzer eines Schneiderleins und ſo ſchmal, daß kaum ein ſolcher hindurch kann. Sehen Sie, ſo ſteht es mit unſern Bauten und ſo ſieht es überhaupt mit der innern Bequemlichkeit der Häuſer hier aus; von außen iſt alles glatt und ſauber, aber innen? Ich kann ihnen nur mit Schiller zurufen:

Und der Menſch verſuche die Götter nicht
Und wage nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen!

Noch ein Wort über die Au. Wenn Sie durch das Iſarthor München verlaſſen, um zur Au zu gehen, ſo werden Sie unwillkührlich an Hamburg und den Hamburger-Berg erinnert, nicht als ob die Phyſiognomie dieſer beiden Wege Aehnlichkeit hätte, aber ihr Charakter iſt derſelbe. Wie dort wandern Sie in einer theils geſchäftig drängenden, theils nachläſſig pflaſtertretenden Menſchenmenge; wie dort werden Sie durch nachlaufende Schacherjuden attakirt, die zudringlich fragen, ob Sie nicht haben Luſt, ihren Shwal und Hut, womit Sie bekleidet, zu verhandeln; wie dort finden Sie Garküchen, Obſthändler und Krambuden; wie dort werden Sie verſucht, vor tragbaren Puppentheatern Ihre Schritte anzuhalten und in Erinnerungen der Kinderjahre verſunken ſich Taſchentuch oder Sonſtiges ſtehlen zu laſſen; kurz wie dort finden Sie hier ein charakteriſtiſches Bild des niedern Volkstreibens, wiewohl weniger mannichfaltig. So gelangen Sie, nachdem Sie die neue Iſarbrücke paſſirt, die feſt und ſchön mit ihren koloſſalen Pfeilern und Gewölben dem Andrang eines Meers zu trotzen ſcheint, zur Au, einem unregelmäßig gebauten, eckigen und winkelvollen Städtchen, das, wenn auch manche Häuſer darin ſchön zu nennen ſind, doch keinen erfreulichen Eindruck macht. Au! iſt ein Ausdruck des Schmerzes, und als ſolcher ein charakteriſirender Name für die Vorſtadt, denn ſie iſt der Aufenthalt der Münchner Beutelſchneider und des Diebsgeſindels aller Art. Iſt in München etwas geſchehen, was die heilige Hermandad, ſehr proſaiſch „Polizei" genannt, nicht für gut findet, gleich ſchickt ſie die Diener der Gerechtigkeit in die Au oder nach Haidhauſen (einem ſtadtähnlichen Dorfe dicht daneben) und iſt ſicher — vorausgeſetzt, daß deren Naſen etwas von der Hunde Spürkraft beſitzen — ſie dort zu finden.

In dieſer Vorſtadt nun wird die neue gothiſche Kirche erbaut, wahrſcheinlich um die Einwohner durch den Anblick ſolcher Hoheit und Größe zu rühren und zu erheben, und ſo durch den erwachten religiöſen Sinn zu beſſern. Zwar iſt ſie lange nicht ſo groß, wie die alten Dome und Münſter des Mittelalters, aber es herrſcht ein eben ſo reiner und erhabener Sinn darin. Der Baumeiſter (Ohlmüller) hat ſich durch dies Gebäude ein unvergängliches Denkmal ſeiner Meiſterſchaft geſetzt. Unbedingt wird dies die ſchönſte Kirche in München. In zwei Jahren erſt wird ſie vollendet, daher kann ich Ihnen keine genauere Beſchreibung des Innern geben, außer daß ein von Ruben (einem jungen Künſtler hier) herrlich gemaltes Glasfenſter über dem Altar angebracht werden wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 84. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 14.

Mittwoch, 8. April.

Görres über Göthe.

Das neueſte Morgenblatt enthält von Görres einen bis heute unvollendeten Artikel über Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde. Wir wiſſen noch nicht, was er über Bettina von Arnim ſagen wird, über ihre Liebe zu Göthe, und ihre Verheirathung mit der romantiſchen Schule, vorzüglich aber über die Leiden Achims von Arnim, ihres Gemahles, dieſes unglücklichen Elfenſohnes, der ſich den Reſt ſeines Lebens über mit rationeller Landwirthſchaft plagte. Wir wiſſen noch nicht, wie wir Bettinen ſehen werden, ob als geflügelte Libelle der Poeſie, oder als gelehrte Dame mit dem nachläſſigen Air einer Schriftſtellerin, eine kleine runde Perſon, gehüllt in einen Shwal, der, wie immer von geiſtreichen, die Toilette nicht achtenden Frauen geſchieht, über die Schultern und die beiden Arme feſt angezogen wird, ſo daß die ganze Breite des Korpers zum Vorſchein kömmt; endlich ob euch die grüne Brille nicht überraſchen wird, mit welcher dieſe poetiſche Sylphide ihr Auge zu bewaffnen pflegt. Bis jetzt ſprach Görres nur von Göthe: und wie ſich erwarten ließ, mit demſelben Arabeskengeſchnörkel, das Görres' Styl charakteriſirt, mit ſeiner ganzen prophetiſchen Salbung, mit ſeinem maſſiven und doch pointirten Witze. Architektoniſch bauen ſich die Perioden auf, wie Rundbögen ziehen ſich die Phraſen hin- und herüber, kleine gothiſche Spitzſäulen auf ihnen, und allerhand ciſelirtes Blätterwerk drum herum, myſtiſche Knaufe, geheimnißvolle Steinreiſen. Und doch ſcheint die ganze Weiſe mehr Erinnerung zu ſein. Görres ſetzt einen Trumpf darauf, zu zeigen, daß er noch immer in ſeiner alten Mauriſchen Manier befangen iſt und in der Kutte des Prieſters, die er im Grunde doch auf dem Leibe trägt, doch immer noch nicht vergeſſen hat, wie er ſprach, als Jakobiner von Coblenz, als Heidelberger Mithrasdiener und als der geflügelte Rheiniſche Merkurius. Görres macht es, wie Heine. Beide fangen an, jeder ſich ſelbſt nachzuahmen.

Es war gerade Pater Cochem's Legende der Heiligen, in der Görres geleſen haben mußte, als er auf den Gedanken kam, über Göthe zu ſchreiben. Denn viel Theologie, viel Salbung und bibliſche Parabolik iſt ihm im Munde haften geblieben, und läuft nun in die etwas redſeligen und unaufhörlichen Expoſitionen über Göthe unter. Die Idee iſt ſchön. Görres theilt die Menſchen ein in zwei große Feldlager, hier die Genialen, drüben die Philiſter. Und ſiehe, da geſchah es, daß ein Fürſt von den Genialen, ein im Himmel appanagirter Prinz, ſich herabließ zu einer Tochter der Erde, ein Gott zu einer Bajadere, zu einem bürgerlichen Aſchenbrödel, und aus dieſer Ehe entſproß Wolfgang Göthe. Das wäre gewiß eine ſehr ſchöne Genealogie und würde uns die Natur des großen Mannes hübſch erklären, wenn man das Ganze umkehrte. Göthe's Poeſie iſt nicht genial, wie ein illegitimer Sohn, ein Baſtard, der von einem Gottvater mit einer ſchüchtern-dummen, aber ſinnlichen Griſette gezeugt wurde, nicht genial und weltſtürmend, wie Edmund im Lear, der ſich rühmt, nicht des warmen Ehebettes Frucht zu ſein. Sondern dieſe Poeſie entſtand durch den Fehltritt einer Fee, durch eine ſinnliche Verirrung mit einem jungen ſervilen Pagen. Daß ſich Göthe an die höhern Stände acclimatiſiren wollte, das iſt an ihm das Proſaiſche und kann hier gar nicht in Betracht kommen, wo es einzig ſeiner poetiſchen Phyſiognomie gilt, dieſe aber iſt ſentimental, ſie iſt das Menſchlich-Schwache, das Weiblich-Schöne. Einen Prinzen als Vater erkennt man nicht, wohl aber eine mondſüchtige Prinzeſſin, die die offizielle Vermählung mit einem auswärtigen Hofe ohne Liebe nicht abwarten wollte, und ihr Beſtes einem hübſchen Philiſter opferte, einem proſaiſchen Schafskopfe, der ſich dabei genirt und zuletzt noch für die Ehre bedankt. Und ſo gleicht Göthes Poeſie einem verſchämten, mädchenhaften Gärtnerburſchen, voll häuslichen Philiſterismus, aber mit naivem Mutterwitz, einem oft recht ordinären, ängſtlichen, rückſichtsvollen Diener, der aber poetiſche Schwingen bekömmt, wenn ſeine Prinzeſſin Mutter an ihm vorüberrauſcht, und mit einer lächelnden Thräne im Aug', ihn um eine Blume bittet. Und das iſt Göthes eigenthümliche Unſittlichkeit, daß ſich der Bube wohl gar in ſeine Mutter, in die Fee, verliebt. Ich glaube, Göthe richtiger charakteriſirt zu haben, als Görres. Göthe war allem Genialen verwandt, aber ſelbſt kein Weltſtürmer, *Göthe war ein groſſes Talent mit dem Takte des Genies*, hingezogen zu allem Großartigen nicht ſchöpferiſch, ſondern empfangend, nicht männlich, ſondern weiblich, und doch im Rückzuge wieder ein ſehr proſaiſcher, bedenklicher und untergeordneter Patrizierſohn.

Noch einmal berichtig' ich Görres, was aber auf einem andern Brett liegt. Görres theilt die Perſonen, die Göthe geſchaffen hat, in zwei Rangordnungen ein, in irdiſche und himmliſche, in philiſterhafte und geniale; zu dieſen ſoll Werther, Fauſt u. ſ. w. gehören, zu jenen Albert, Lotte, Jarno u. ſ. w. Und dies iſt ganz richtig, wenn Görres damit nicht eine perſönliche Unzulänglichkeit des Dichters, ein Erbübel ſeiner Natur hätte bezeichnen wollen. Warum ſoll Göthe die Verantwortlichkeit für ſeine Schöpfungen übernehmen? Warum mit jeder Figur ſelbſt identifizirt werden? War er nicht Künſtler und ſonderte die Maſſe ſeiner Idee in Licht und Schatten, in Satz und Gegenſatz, in Charaktere, welche ſich wechſelsweiſe bedingten? Albert, Lotte, Jarno, Wagner u. ſ. w., dieſe gleichſam telluriſchen Geſtalten ſind ja nichts, als die Schatten, welche Werther, Meiſter und Fauſt werfen: ſie ſind einer tiefen Anſchauung des Lebens, einem beſondern Verſtändniß menſchlicher Zuſtände entnommen, und können das, was wir in Göthe als das Philiſterhafte zu bezeichnen haben, gerad' am wenigſten ausdrücken, weil der Dichter ſie nur aus künſtleriſchen Rückſichten, zur Drapperie ſchuf und weil er ſelbſt über ihnen ſteht. Göthe für alle Charaktere ſeiner Gedichte verantwortlich machen, und jede ſeiner Reflexionen aus dem Spiegel *ſeines* Weſens herleiten, iſt eine Ungerechtigkeit, gegen die er Schutz verdient.

Überhaupt, da Göthe gern als Deviſe und Partheiparole genommen wird, ſo erklär' ich für dies Literaturblatt, daß in ſeinem Pantheon Göthe's Büſte den Ehrenplatz behauptet, daß ſie aber mit einem ſchwarzen Flor umhüllt iſt, wie das Bruſtbild Mirabeau's im Convente verhangen wurde, als man den eiſernen Schrank und des großen Redners Verrath entdeckte.

---

37) *Seemanns-Sagen und Schiffer-Märchen.* Von Heinrich *Smidt*. Erſtes Bändchen. Berlin, Zeſch. 1835.

Eine durch Beſcheidenheit des Verfaſſers und innern Werth doppelt anziehende Arbeit. Wir ſegeln mit dem ſeekundigen Dichter auf offnem Meere, und haſchen aus Sturm und Sonnenſchein alle die Erzählungen auf, welche die Tradition auf den Schiffen über verſunkene Inſeln und Schätze, über verzauberte Fiſche und Schiffe, über Meerrieſen, fliegende Holländer und Klabauterleute jung und wach erhält. Die Darſtellung iſt dem Stoffe angemeſſen, deshalb einfach und zurückhaltend, und wo die Erfindungen eigens ſind oder doch ausgeſchmückt wurden, da verharren ſie immer im Geiſte der Sage. Gegen die eigenthümliche Ökonomie des Wunderbaren glaub' ich nur einen Verſtoß entdeckt zu haben. In der Erzählung: „die Inſel Neuwerk“ ſoll ein Rieſe auch zugleich die Kraft der Zauberei beſitzen. Durch ſich ſelbſt? Das wäre eine ſelten vorkommende Inkonſequenz des Volksglaubens, der im Rieſen nur das Ungeſchlachte, die Excreſcenz des Elementariſchen, das Wuchernd-Üppige des Naturtriebes ſieht, aber nie die in allen Sagen einzig an die menſchliche Perſon geknüpfte Kraft, Wunder zu thun.

Im 2ten und 3ten Bändchen macht der Vf. vielleicht darauf aufmerkſam, ob ſich nicht einige Unterſchiede angeben laſſen zwiſchen Seemannsſagen nordiſcher und ſüdlicher Herkunft, ob die Sagen an die Schiffe, d. h. an die Nationen oder an die Gegenden gebunden ſind und welche Merkmale dieſe Verſchiedenheiten charakteriſiren. Zuletzt wär' es intereſſant, die recht Hamburgiſch-norddeutſchen Traditionen in plattdeutſcher Sprache vorgetragen zu hören. Es käme dadurch ein ganz eigenes Colorit darüber; denn das Plattdeutſche ſcheint mir ganz das Furchtſam-Naive dieſer Sagen auszudrücken: z. B. klingt es weit heimlicher und ſchauerlicher, wenn der Klabautermann ſtatt, Martin Koch, Martin Koch, ich verlaſſe dich! ruft: Merten Koch, Merten Koch, ik verlate di!

37) **Bulwer's Pilger am Rhein.** Aus dem Engliſchen von **le Petit.** Mit Stahlſtichen. Quedlinburg, Hanewald. 1834.

Obgleich es ſchon zu ſpät iſt, von dieſem Bulwerſchen Romane zu ſagen, daß er, im ſtrengſten Sinne des Worts, auf ſchwindſüchtige Motive gebaut iſt und außerdem viele Erwartungen getäuſcht hat, ſo kann ich doch davon dieſe vortreffliche Überſetzung und Ausſtattung, welche mir erſt jetzt zu Augen kömmt, nicht unerwähnt laſſen. Die Zeichnung zu der Mehrzahl der neun beigefügten Stahlſtiche iſt genial erfunden, die Rheinanſichten ſind in der reizendſten Perſpektive aufgenommen. Wir machen dringend auf die Äußerlichkeit dieſes Buches aufmerkſam, und wünſchen, daß ſich die Zahl ſolcher Erſcheinungen vermehren möchte, um den alten Schlendrian packleinerner Bücherausſtattung in Deutſchland zu beſchämen.

38) **Julius Schneller's Lebensumriß und vertraute Briefe an ſeine Gattin und ſeine Freunde.** Herausgegeben von Ernſt **Münch.** Stuttgart, Scheible. 1834.

Wie viel kleines Detail gehört doch dazu, daß man einmal ausrufen kann: Ich habe gelebt! Aus dieſer Biographie und den ihr angehängten Briefen ſieht man, wie viel fremde und eigne Exiſtenz, wie viel Schickſal und Kleinigkeiten man konſumirt, um zu leben. Wie zerſpaltet ſich hier Alles in Beſuche, Gehen und Kommen, in Audienzen, Briefe und Briefchen, Ärger, Spaß und Spaziergänge! Es iſt eine Moſaik von zahlloſen bunten Steinbröckeln, die ſich da zu einem Gemälde zuſammenſetzen muß: es iſt ſo wenig Großes, Erſchütterndes, Schöpferiſches, und doch ſo viel Haſt, ſo großer Mangel an Athem, ſo viel Verwirrung, Thürzuſchlagen und Lärm, daß man erſtaunt, wo zu all der Lebendigkeit nur die Zeit hergekommen iſt. Iſt das bei uns Allen ſo? Eine Thatſache, die wir nur ſelbſt nicht bemerken, die aber dem Beobachter nicht entgehen kann? O nein, man muß Öſterreich kennen, um ein Leben, wie das hier von Münch beſchriebene zu verſtehen.

Ein Prager, Gratzer oder Brünner Profeſſor iſt ein Mann, der in einem ſchwülſtig-populären Style Bücher geſchrieben hat, die draußen im Reich, was den Inhalt betrifft, immer um ein Menſchenalter zu ſpät kommen. Das hindert aber gar Nichts, daß dieſe Leute nicht im Umgange die erquickendſten Menſchen wären. Sie beſitzen eine unverwüſtliche Liebenswürdigkeit. Wo du ſie haben willſt, da ſind ſie: jede Stunde iſt ihnen recht. Zu dem Thor hinaus? Gut. Nein, da hinaus? Herrlich. Oder vielleicht hier? Charmant. So etwas gibt es in ganz Europa nicht, am wenigſten in Deutſchland. Dieſe Herren kleiden ſich nie modiſch, aber immer ſauber; ſie verbreiten um ſich her Kultur und Vergnügen, ſie ſind überall gern geſehen, und wälzen ſich in Bekanntſchaften. Kein Ball ohne ſie. Sie ſelbſt ſind Mode. Man erwartet ſie in den adlichen Häuſern jeden Morgen zur Viſite und iſt immer gewiß, etwas Neues, Schnakiſches zu hören und aus der weiten Rocktaſche ein ſaubres Buch für die Comteß zur Unterhaltung ziehen zu ſehen. Wenn irgend etwas noch an die Zeit der franzöſiſchen Abbés erinnern kann, ſo ſind es dieſe Öſterreichiſchen Profeſſoren, welche von der Regierung eigens dafür bezahlt werden, daß ſie ganze Städte geſcheut und glücklich machen.

Julius Schneller gehörte zu dieſen Allerweltsmenſchen. Obgleich vom Rheine gebürtig, hatte er doch ganz das ſtereotype Weſen eines k. k. Gelehrten angenommen. Er lachte mit den Lachenden, weinte mit den Weinenden, machte Witze, rezenſirte die geſtrige Oper, räſonnirte über neueſte Literatur und Zeitungsgeſchichte, war galant, geſchmackvoll, überraſchte die Schönheit mit Blumen und Gedichten, kurz er war in Gratz der Mann des Tages, und lief dreimal um den großen Berg, der in der Mitte der Stadt liegt, herum, wenn er wußte, Jemanden damit einen Gefallen zu thun. Die Empfindſamkeit beſuchte er des Nachts, wenn Alles ſchlief, und ſchwärmte mit ihr; dem Unterrichteten ſchenkte er den Beifall, den er verdiente, dem Eiteln gab er einige Lobſprüche, die ihn nichts koſteten; und das Unzulängliche, namentlich auf den Brettern der Bühne tadelte er mit Schonung, wie ſehr ſich auch Seydelmann S. 346 beklagt. Und das alles war ohne Servilismus und Schweifwedelei; reiner Inſtinkt der Natur, angebornes Umgangstalent.

Zu all der Humanität, zu all den Späßen und wieneriſch-komiſchen Complimenten kam aber leider ein Übelſtand, Schneller's Freimüthigkeit, ſein Joſephinismus. Er haßte die Pfaffen, liebte Kant, die reine und die praktiſche Vernunft, ſchrieb gegen den Myſticismus, hielt Napoleon für einen großen, den Herrn von Hormayr aber für einen ſehr kleinen Mann, und Gentz war ſein Feind. Ich glaube, Schneller's ganze Manier war Gentz dem Norddeutſchen zuwider. Er hintertrieb die literariſche Thätigkeit des Gratzer Profeſſors: es kam zu ſehr intereſſanten Debatten, welche im Buche nachzuleſen ſind. Schneller behauptete lächerlicher Weiſe, Gentz ſei auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig, und übernahm eine Badiſche Profeſſur in Freiburg. Seine Theilnahme an den Vorkämpfen des Liberalismus und beſonders an der Berichtigung der deutſchen Urtheile über die Julirevolution ſind bekannt, und nur dies erlauben wir uns noch hinzuzufügen, was in dem vorliegenden Buche allerdings nur halb zu finden iſt: Schneller war als Menſch der Liebenswürdigſte im Umgang, und eine wahre Freude des Daſeins für ſeine Bekannte. Als Schriftſteller ſchrieb er einen lebhaften, oft rhetoriſchen und ſchwülſtigen Styl und gab überhaupt Bücher heraus, welche ſich weder durch Neuheit der Gedanken, noch eine beſondere Tiefe der Auffaſſung, ſondern einzig und allein durch ihre lebenswerthe Tendenz auszeichneten.

39) **Breslau, wie es ißt und trinkt. Heller-Beiträge zur Europäiſchen Staatenkunde von Guſtav Roland.** Zweite Auflage. Breslau, Verlagscomptoir. 1834.

Mit dem Verfaſſer hab' ich zuſammenſtudiert, und herrlich nahm er ſich aus in einer rothgefütterten ſchwarzen Jacke, die man vor Schnüren nicht ſehen konnte, herrlich auf der Menſur. Schon damals war er ein Genie, verkehrte wie Wilhelm Meiſter viel mit Schauſpielern, und wurde deshalb conſiliirt. Er raffte ſich aber wieder auf und gab unter uns Verſchwornen ein belletriſtiſches Journal heraus, das jeden Sonnabend in kalligraphiſcher Reinſchrift erſchien. Es war damals noch ſehr jung mit unſern Jahren und Begriffen, wir liebten die Erde und freuten uns, ein Menſch zu ſein. Damals genoß ich noch die Belletriſtik und lachte herzlich über ſchlechte Späße. Weißt du noch, Guſtav Roland, unter dem blühenden Lindenbaum, wo die Nachtigall ſang und wir für jeden ſchlechten Witz einen Silbergroſchen in die gemeinſchaftliche Kaſſe zahlen mußten? Deinem Breslau, wie es ißt und trinkt, nach, müßteſt du jetzt viel Silbergroſchen zahlen!

Der hiſtoriſche Roman.

Nachdem die letzten Stanzen des großen Heldengedichtes Napoleon in den Trauerweiden auf St. Helena verklungen waren und ſich die Weltgeſchichte ſo dicht vor Jedermanns Augen entwickelt hatte, daß man das Schnurren der Räder und das elektriſche Spinnen des Weltgeiſtes mit ſahe und vernahm; da hatte ſich die ganze europäiſche Phantaſie in den Spinneweben hiſtoriſcher Combinationen verfangen; man machte aus Spaziergängen Begebenheiten, aus Erholungen Thatſachen; man wollte nichts mehr anerkennen, als was auf hiſtoriſchen Fundamenten beruhte. Die Politik, welche Napoleon's Bienenmantel an die ſiegreichen Kriegesknechte in einzelne Fetzen zerſchnitt, blätterte in alten Pergamenten; die Philoſophie, ermüdet von den vorangegangenen Luftſpiegelungen und Fantasmagorien, begann aus der Geſchichte nachzuweiſen, daß man auch früher um die Breite eines Haares ſich geſtritten hatte; auch die Poeſie, dieſe ſchüchterne kleine Mondſcheinnymphe, die ſich früher nur mit der Hiſtorie abgegeben, höchſtens, wenn es den Ahnungen der Zukunft galt, wandte ſich jetzt auch rückwärts und ſchlüpfte in alte Zeiten und Erinnerungen, drängte ſich graziös durch Jahreszahlen, Friedensſchlüſſe, Landtagsabſchiede, ſah Feldſchlachten und Belagerungen zu und tupfte oft recht naiv in Blutſtröme, von denen ſie kaum wußte, warum ſie vergoſſen waren. So entſtand die hiſtoriſche Romantik, deren großer Apoſtel Walter Scott war.

Walter Scott iſt einer der größten Detaildichter, welche nach Homer gelebt haben. Die Brautkränze der Liebe, welche er zwiſchen die Lücken der Geſchichte hing, mögen von fabelhaften Bäumen gebrochen, all das romantiſche Moos, womit er die kleinen Löcher der Thatſachen verſtopfte, mag von trügeriſchen Waſſern genommen ſein; an die Wahrheit ſtreifte er nahe heran, ſo nahe und ſo entfernt, als er mußte, um Dichter zu bleiben. Er hat der Geſchichte ein bezauberndes Relief gegeben; ja noch mehr, er löſte der ſtummen Vergangenheit das Zungenband, und, ſiehe, ſie ſprach in Lauten, welche wir noch alle verſtanden. Was Schade für ſeinen Torysmus! Es iſt wahr, er gehörte zu jener abſcheulichen Partei, welche ſervil und näſelnd die legitimen Lilien küßte, er iſt ein ganz feudaler Menſch geweſen, ein Chouan, ein Vendeer; aber ſeine Dichtungen ſind meiſterhaft, und der originelle Profeſſor meiner Schuljahre hatte ganz Recht, wenn er uns ſagte: Leute, während ich hier Geſchichte vortrage, und ihr da unter dem Tiſch heimlich Bücher leſen wollt, duld' ich abſolut nur zwei Schriftſteller zu dieſem Zweck, den Tazitus oder den Walter Scott! Denn beide haben für die Geſchichte gleichen Werth. Dieſer treffliche Profeſſor hieß Brunnemann.

Erſt die Nachahmung der hiſtoriſchen Romane Scotts war es, welche dieſe Gattung der Poeſie etwas verdächtig machte. Die Stereotypie wurde erfunden nicht nur im Druck von Tauchnitz, ſondern auch im Roman von andern Taugenichtſen. Beſtimmte Figuren wurden ſtehend in den hiſtoriſchen Romanen, namentlich die Meg Merilies, und allmälig war der hiſtoriſche Roman heruntergekommen auf ein Amalgam von Sentimentalität, Unglück und Weltgeſchichte, auf eine unverantwortliche Zuſchneiderei von Thatſachen. Unſre Vandervelde und Tromlitz verarbeiteten einen Band der Becker'ſchen Weltgeſchichte nach dem andern. Sie zerſetzten mit ihren hergebrachten Erfindungen jedes beliebige Stück Geſchichte. Es ſind dieſelben Zärtlichkeiten, dieſelben Nebenbuhler, dieſelben Hinderniſſe der Verheirathungen, welche in allen ihren Romanen wiederkehren, und ſich nur durch das Colorit und die Situation unterſcheiden, die ſie verſchiedenen Zeiten und Völkern entlehnen. Das nannte man die Geſchichte romantiſiren, obgleich es nichts war, als eine Verſtümmlung der Begebenheiten, ein Herabziehen wichtiger und ernſter Zeitabſchnitte in das Intereſſe oft ſehr matter Erfindungen und unzulänglicher Charaktere.

(Fortſ. folgt.)

In No. 10 dieſer Blätter iſt die Vermuthung ausgeſprochen worden, daß der Verfaß des in Hamburg erſchienenen Sanges eines fremden Sängers von einem Naturdichter herrühren möchte. Die halbe Beſtätigung dieſer Conjektur macht uns Freude; nur daß von keinem Handwerksburſchen, ſondern von einer jungen Dame, engliſcher Herkunft (Eliſe Sloman), die Rede iſt, welche dem deutſchen Publikum bald eine neue Probe ihrer Muſe vorlegen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 85. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 9. April.

Die Andaluſierin.

Aus dem Tagebuch eines Freundes.

1. Der Treffer.

Messieurs, faites votre jeu! — Le jeu est fait, rien ne va plus! Kein Laut rings umher, verhängnißreiche Stille, nur von dem Rollen der Kugel unterbrochen, die auf der Roulettescheibe umherflog. Welche Blicke folgten ihrem neckenden Gang. Hoffnung, Freude, Sehnſucht, Angſt und Ärger und jene Eiſeskälte, die alle Züge verſteinert, das Herz entmenſcht, die Seele über die gewöhnlichen Lebensfälle, Zufälle und Unfälle, zu erheben ſcheint, ſpiegelten ſich auf zwanzig Phyſiognomien, welche die grüne Tafel umgaben. — Vingt-deux, pair, passe et rouge! ſchnarrte die ausgetrocknete Stimme des Franzoſen, während die gierige Schaufel rings umher Gold und Silber auf den Haufen des Bankiers zuſammenſcharrte. Zum Drittenmal hatte ich die Nummer errathen, man ſchob mir mit ſaurem Lächeln abermals 35 Karoline hin und das: Messieurs, faites votre jeu! krächzte von Neuem.

Zum Erſtenmal in meinem Leben hatte ich an ein Hazardſpiel mich gewagt, ohne ſolches zu kennen. Das tollſte Spiel, das Spiel auf eine Nummer, hatte ich begonnen und 13, 31, 22 ſiegreich nach einander beſetzt, 105 Karoline erobert, Aller Blicke auf mein jugendlich heiteres, geſundheitſtrotzendes, unbefangen lächelndes Geſicht hingezogen, mit unbeſchreiblicher und warlich nicht erheuchelter Ruhe das Gold eingeſtrichen. Noch war ich zweifelhaft, ob ich nicht die Nummer 18 wieder beſetzen ſollte, da bemerkte ich, daß Aller Augen einem Gegenſtand in meinem Rücken folgten, und fühlte mich zugleich ziemlich heftig am Ohr gekneipt. Erſchrecken fuhr ich herum. Ein Mann war es in grauem Frack, mit grauer Weſte und grauen Pantalons, über welchen graue Kamaſchen auf den Schuhen ſich zuſpitzten. Silberne Ohrreife vollendeten das einfach bürgerliche Bild. Das Auge voll Adel und Milde, der frohſinnlächelnde Mund, die wohlthuende Güte, welche aus allen Zügen ſprach, zeigten mir den König, den menſchenfreundlichſten, jovialſten, lebensluſtigſten und lebengönnendſten aller Könige.

„Nicht zuviel fordere vom Glück,“ ſprach er, „dreimal haſt du gewonnen; laß es gut ſein für heute. Gönne Andern auch etwas. Da, ſetze mit deiner glücklichen Hand dieſen Karolin für mich, wohin du willſt.“

Ich ſchwieg unterthänigſt erröthend, nahm mechaniſch den Karolin, legte ihn auf die mir magiſch entgegenſtrahlende 18, trat zurück, dem König meinen Platz überlaſſend, und ſchritt gedankenvoll oder vielmehr gedankenlos durch den Saal hin. Dix-huit, pair, manque et noir! krächzte die Stimme des Croupiers, Bravo! ſchallte durch den Saal, der König lachte laut über alle Rufe hinweg. Wie ein Nachhall des luſtigen Gewirres klang von wunderſüßer Stimme ein „oh poverino Fortunato!“ zu mir herüber. Mir war, als müßte ich in die Erde ſinken vor Scham und Scheue. Ich war ein blöder Ritter, ſeltſam betroffen von den italieniſchen Worten. Unbeſchreiblich dumm muß ich ausgeſehen haben in jener verhängnißreichen Minute.

Der König ſtrich lachend ſeine 36 Karoline ein, winkte dem Polizeikommiſſär, reichte ihm die ganze

Stimme „für Ihre Armen, von dem da!“ indem er auf mich deutete, „hören Sie, von ihm, nicht von mir!“ Raſch ſchritt er um die ovale Tafel und ſetzte ſich mit galanter Verbeugung neben die ſüße italieniſche Stimme, welche, unwillkührlich ihm folgend, mein Auge jetzt zum Erſtenmal erblickte. Sie plauderten und lächelten durcheinander, ich blickte ſtarr nach der belebten Gruppe, zerknitterte meinen Hut und träumte wunderbare, nie geſehene und nie geahnete Träume. Durch glänzend ſchwarze Locken ringelte ſich ein himmelblaues Band, in deſſen Mitte auf der hohen Stirne ein Brillantſtern funkelte. Der ſtark gefärbte Teint verrieth die Ausländerin eben ſo ſicher, als die Lebendigkeit der Bewegung, die feurig ſprudelnde Rede, die raſch wechſelnde, ſcharf ausdrucksvolle Mimik, der Blitz der ſchwarzen Karfunkelaugen. Nichts war eigentlich ſchön, nichts ähnlich den ewigen Formen der Antike, aber Alles reizend, lockend, bezaubernd. Keine Anadyomene ſtand vor dir, aber der Grazien anmuthigſte ſahſt du vermenſchlicht, verwirklicht, eine Geſtalt deiner Zeit — doch ideal. Ein niedlich, lieblich, wohliches Weibchen, dennoch jeder Zoll eine Göttin, jeder Blick ein Sonnenſtrahl, jede Bewegung ein Modell, jedes Wort Poeſie, jeder Hauch Liebe.

Überall ſah ich ſchönere Frauen und Mädchen, ſchöne Frauen und Mädchen. Nirgends fand ich ein ſo anmuthig reizendes Weſen.

2. Pech.

Der König und ſie plauderten und lachten fort. Der Miniſter und der Feldherr hatten, hinter ihre Stühle poſtirt, die Gruppe intereſſanter Menſchen vergrößert. Ein Kampfgenoſſe Wellington's, ein hagerer bleicher Engländer mit einem Büſchel aſchblonder Härchen hinter den Schläfen, ſprudelte in jugendlichem Feuer alle Manövers der Talaveraſchlacht einem Napoleonskämpen vor, einem jener männlich kräftigen Soldatenbilder, welche bei Arcole erblüht, auf den Feldern von Marengo, Auſterlitz, Jena, Wagram gereift, von der Spaniſchen Sonne gebräunt, von Rußlands Winter gehärtet, der Jugend noch immer als die Heroen der Zeit, dem Alter wie Zaubergeſtalten eines Jugendtraumes vorſchweben, Allen ein Gegenſtand gerechter Bewunderung, Vielen der Sehnſucht, Manchen des Neides und jenen lichten Geiſtern des hehr geſchnürten Paradeſchmucks als Bilder des lächelnden Hohnes und vornehmen Mitleidens erſcheinen.

Fern im Winkel des Saals ſaß ich, unberührt vom ewigen Geſumſe des Rouge et noir und der klappernden Roulette, unbekümmert um all das bunte lebensvolle Getreibe, unbewußt meiner ſelbſt. Mein Auge haftete ſtarr auf jener Gruppe. Die Weltgeſchichte meiner Tage wandelte majeſtätiſch an meiner Seele vorüber. Jene Neufranken ſah ich wieder, welche ohne Zöpfe und Borden um die Hüte, ohne Kamaſchen, in den vielfarbigen Pantalons und mit der vielgeſtaltigen Bewaffnung euch nicht jungen Knaben ein Gegenſtand des Spotts geweſen. Glühend durchſchauerten mich die Zauber der Marſeillaiſe und türkiſchen Muſik, welche ich zuerſt von den Halbbrigaden Lecourbe und Lefèbre gehört hatte. Damals war ſie den faſt idylliſchen ſechs Hoboiſten unſers Regiments gegenüber, wie der Ton einer neuen Zeit durch Mark und Bein erklungen. Ich ſah die dichten Kolonnen der mächtigen ungariſchen Grenadiere mit trübſeligem Ernſt und Zornesunmuth auf den martialiſchen Geſichtern als zweimal geſchlagene Unbeſiegte durch die Straßen der Vaterſtadt zurückeilen, fliehen vor jenen breitſchultrigen Chaſſeurs und den überall gegenwärtigen Voltigeuren. Moreau, Deſſaix, Kellermann. Jourdan zogen vorüber und Bonaparte's Donner bebten auf den Zinnen der Alpen. Marengo, Hohenlinden! Meine Seele folgte den Zügen der Kaiſerheere, und ſah die Völker alle vom Tajo und Ebro, vom Veſuv und Po, von der Weichſel und Maas dem Allmächtigen und ſeinen Adlern folgen, und — ſeinem Untergang jauchzen. Vor mir ſtand der kühne Feldherr, der den letzten Strauß auf deutſcher Erde mit ihm gekämpft hatte in ſchlichter bürgerlicher Tracht. Alles, Alles war vorüber, Deutſche waren wir geworden, einem Bourbon huldigten wieder die Helden des kleinen Mannes, und dort ſaß das kleine himmliſche Weſen mit den ſchwarzen Augen und Locken!

Ein Wink des freundlichen Königs weckte mich auf und rief mich zu der Gruppe an der Bank. „Unſre ſchöne Gräfin verliert den ganzen Nachmittag, du biſt ein Glückskind, nimm von ihrem Gold und finde wieder die treffende Zahl!“ Sie ſah mich an mit unbeſchreiblich ſüßem Lächeln, feſt und lange. Als hätte ich des Königs Worte nicht gehört, ſah ich ihr in's Auge und fühlte zitternde Glut durch alle Adern und Nerven. „Eh bien, mon ami!“ ſagte ſie endlich ſchalkhaft, „voilà de l'or et voilà le tapis vert, allez donc réparer mon malheur!“ „Friſch, Junge!“ drohte ſpaßhaft der König, „Messieurs, faites votre jeu!“ ſchnarrte der Croupier; ich griff haſtig in den Goldhaufen und beſetzte ungezählt die Nummer 7. — „Numéro trente-six, pair, passe et rouge.“ Der König lachte, der Feldherr lachte, der Miniſter lachte, ſogar der aſchblonde Engländer lachte und die Grazie unterdrückte ihr Lachen offenbar nur, weil ſie ſah, daß es mich ſchmerzen würde. Ich war vernichtet von dem Umſchlagen des treuloſen Glücks, ſah mich als einen Gegenſtand des Spottes. Noch zweimal mußte ich den Satz wiederholen, noch zweimal meinen Fehlgriff belachen laſſen. Da riß meine Geduld, der Anweſenden vergaß ich und des Anſtandes, fuhr haſtig in die Taſche und mit einer Handvoll Karoline auf die erſte beſte Nummer. „Numéro quinze, impair, manque et noir!“ ächzte der Croupier. Meine Nummer 15 war *es*, 525 Karoline wurden mir ausbezahlt, ein Bravo von allen Spielern zum Zweitenmal gebracht. Schon wollte ich, meiner Sinne kaum mehr mächtig, alles Geld der Grazie zur Entſchädigung hinſchieben, da hielten des Königs Worte von ſo arger Betiſe mich ab. „Geh', Nimmerſatt," ſprach er lachend, „ſolch' barbariſches Glück im Spiel muß mit barbariſchem Unglück in der Liebe beſtraft werden!"

„Ne le croyez pas!" liſpelte die Grazie und ich eilte aus dem Saal, ohne mich zu beurlauben oder nur zu verbeugen, ſtürzte auf die Bank unter einem Kaſtanienbaum, verſank in unendlichen Schmerz und glaube heute noch, daß ich damals geweint habe wie ein Kind. Für welch einen ungezogenen Jungen mußte ſie mich halten. An König und Feldherr und Miniſter dachte ich nicht mehr. (Fortſ. folgt.)

Aus Waſhington Irving's Steppenreiſe.

(Fortſetzung.)

Wir fanden den Grafen und ſeinen Begleiter, den Tauſendkünſtler, marſchfertig. Da ſie ſich zu den Oſagen begeben und einige Zeit damit hinbringen wollten, den Büffel und das wilde Pferd zu jagen, hatten ſie die nöthigen Vorkehrungen getroffen, indem ſie den Pferden, mit welchen ſie die Reiſe gemacht, andere von der erſten Qualität zugefügt hatten, welche auf der Reiſe geführt, und nur auf der Jagd geritten werden ſollten.

Sie hatten ferner einen jungen Mann, Namens Antoine, einen Meſtizen, Franzöſiſchen und Oſage Urſprungs, angenommen, der auch ein Tauſendkünſtler in ſeiner Art ſein, d. h. Kochen, Jagen und für die Pferde ſorgen ſollte; er hatte aber eine heftige Vorliebe, nichts zu thun, da er der nichtswerthen Brut angehörte, die in den Miſſionen gezeugt und erzogen wird. Er war überdies ein wenig verhätſchelt, da er wirklich ein ſchöner, junger Burſche, ein Grenz-Adonis war und was noch ſchlimmer iſt, ſich auf ſeine vornehme Verwandtſchaft etwas zu gut that, denn ſeine Schweſter war das Kebsweib eines reichen weißen Handelsmannes!

Der Commiſſär und ich verlangten ſehr, vor dem Aufbruch eines andern Dieners habhaft zu werden, der mit dem Waidwerk bekannt wäre und uns als Jäger dienen könnte; denn wir ſahen, daß unſer kleiner Franzoſe in dem Lager mit Kochen und auf dem Wege mit der Sorge für die Packpferde die Hände voll zu thun haben würde. Ein ſolcher bot ſich uns dar, oder vielmehr, wurde uns empfohlen in der Perſon des Pierre Beatte, eines Meſtizen von Franzöſiſchem und Oſage Blut. Man verſicherte uns, er ſei mit allen Theilen des Landes bekannt, da er es in allen Richtungen bei Jagd- und Kriegszügen durchwandert hätte; er würde uns als Führer und Dolmetſcher gleich nützlich ſein und gelte mit Recht, für einen der beſten Jäger.

Ich geſtehe, er gefiel mir nicht, als man mir ihn zum erſten mal zeigte. Er ſtrich in einem alten Jagdrock und Metuſſen oder Beinkleidern von Bocksleder umher, die ſchmierig und fettig und durch langen Gebrauch wie überfirnißt waren. Er war, wie es ſchien, gegen 36 Jahre alt, und ſtark und kräftig gebaut. Seine Züge waren nicht übel, denn ſie hatten einige Ähnlichkeit mit denen Napoleons, aber hohe, indianiſche Backenknochen, gaben ihnen zu viel Eckiges. Vielleicht vermehrte die dunkelgrüne Farbe ſeines Geſichts ſeine Ähnlichkeit mit einer alten Bronzebüſte, die ich vom Kaiſer geſehen hatte. Seine Züge hatten jedoch einen wirſchen, mürriſchen Ausdruck, der durch einen breitrandigen wolligen Hut und durch die wirren, um ſeine Ohre hängenden Haare noch erhöht wurde.

Der Art war die äußere Erſcheinung des Menſchen und ſeine Sitten waren eben nicht annehmender. Er war kalt und lakoniſch; er gab keine Verſprechungen und keine Verſicherungen; er nannte die Bedingungen, unter denen er und ſein Pferd uns zu Dienſten ſtünde; wir fanden ſie ziemlich hoch, aber er zeigte keine Neigung, ſie zu ermäßigen und keinen Drang, ſich die Stelle zu ſichern. Er zeigte überhaupt mehr von dem rothen, als dem weißen Mann in ſeinem Charakter und da ich gelehrt worden war, auf alle Meſtizen als auf ein unzuverläßiges und treuloſes Geſchlecht mit Mißtrauen zu blicken, ſo hätte ich den Dienſt des Pierre Beatte gern entbehrt. Wir hatten aber keine Zeit, uns nach jemand, der mehr nach unſerem Geſchmack geweſen wäre, umzuthun und mußten uns auf der Stelle mit ihm abfinden. Er ging ſonach weg, um ſeine Vorbereitungen zu treffen, und verſprach, in unſerm Abendlager zu uns zu ſtoßen.

Nur Eines fehlte mir noch zur Ausrüſtung für die Prairie-Reiſe — ein durchaus zuverläßiges Pferd. Ich war nicht nach meinem Sinne beritten. Der Silbergraue, den ich gekauft hatte, war zwar ſtark und willig, aber ungeſtüm. In dem letzten Augenblick gelang es mir, ein vortreffliches Thier zu erkaufen; es war ein dunkelbraunes, kräftiges, munteres, edles und herrlich gehaltenes Roß. Freudig ſchwang ich mich in den Sattel, und überließ den Silbergrauen dem kleinen Toniſch, der ſo entzückt war, ſich nun ganz und gar en cavalier zu ſehen, daß ich fürchtete, er möchte das alte und wohlbekannte Sprichwort von dem Bettler zu Pferd verwirklichen.

Die langgezogenen Töne eines Hornes gaben endlich das Zeichen zur Abreiſe. Die Schützen traten, einer hinter dem andern reitend, in die Wälder ein; wir ſetzten uns zu Pferd und folgten ihnen, wurden aber durch die Unregelmäßigkeit der Packpferde aufgehalten. Dieſe waren nicht gewöhnt, in der Reihe zu bleiben, und ſtreiften von einer Seite zur andern im Dickicht herum, ungeachtet alles Fluchens und Verwünſchens von Seiten unſeres Toniſch, der auf ſeinem wackern Grauen ſitzend, mit einer langen Büchſe auf der Schulter ihnen nachjagte und ſie mit derben Flüchen und Schlägen in reichem Maas beſchenkte.

Wir verloren daher unſer Geleite bald aus den Augen, ſuchten aber ihre Spur zu behalten, indem wir durch ſtolze Wälder und verwachſenes Gebüſch ritten und an indianiſchen Wigwams und Negerhütten vorbeieilten, bis wir gegen Abend an eine Grenzbeſitzung kamen, die einem Anſiedler Namens Berryhill angehörte. Das Haus lag auf einem Hügel, an deſſen Fuß die Schützen ſich in einem Laubgang, an dem Saum eines Fluſſes, gelagert hatten. Der Beſitzer des Hauſes empfing uns freundlich, konnte uns aber wegen einer Krankheit, die in ſeiner Familie herrſchte, keine Bequemlichkeit bieten. Er ſchien ſelbſt nicht in den beſten Umſtänden zu ſein, denn, obgleich von kräftiger Geſtalt, hatte er eine bleiche, ungeſunde Geſichtsfarbe und eine pfeifende, überſchlagende Stimme, die abgebrochen vom Discant in den tiefſten Baß überging.

Da ſein Blockhaus ein wahres Hospital war, das von Kranken wimmelte, ließen wir unſer Zelt in dem Hofe aufſchlagen.

Wir waren nicht lange gelagert, als unſer neu gewordener Diener Beatte, der Oſage-Meſtize, eintraf. Er ritt auf dem einen Pferde und führte das andere, das mit Vorräthen für den Zug ganz gut bepackt ſchien. Beatte war augenſcheinlich ein „alter Soldat,“ was die Kunſt betrifft, für ſeine Bedürfniſſe zu ſorgen und ſich auf unvorgeſehene Fälle gefaßt zu machen. Da er wußte, daß er in dem Dienſte der Regierung war, indem er zum Gefolge des Commiſſärs gehörte, hatte er ſich Rationen Mehl und Speck zu verſchaffen gewußt und ſie gegen die Launen des Wetters trefflich verwahrt. Neben dem Pferd, das für die Reiſe und den gewöhnlichen Dienſt beſtimmt war, einem lebhaften, ſtarken Thiere, hatte er ein zweites für die Jagd mitgenommen. Dies war ein Halbblut, wie er, indem es von einem zahmen und einem wilden Prairie-Pferd abſtammte, und es war ein edles Thier, ſtolz, ſchon in ſeinen Bewegungen und trefflich auf den Beinen. Er hatte Sorge getragen, daß ſeine Pferde auf der Agentſchaft gut beſchlagen wurden. Er ſtellte ſich ein, in allen Beziehungen auf Kampf und Jagd vollſtändig gerüſtet — ſeine Büchſe auf der Schulter, ſein Pulverhorn und die Taſche mit Kugeln an der Seite, das Jagdmeſſer im Gürtel und an dem Sattelbogen Knäul von Strickwerk, Lariats oder verſchlungene Stricke, wie man ſie nannte, zum Einfangen der wilden Pferde.

So ausgerüſtet und ausgeſtattet gleicht der indianiſche Jäger auf der Prairie dem Kreuzer auf der See, vollkommen unabhängig von der Welt und im Stande ſich ſelbſt zu ſchützen und ſelbſt zu erhalten. Er kann ſich von einem jeglichen losſagen, ſeinen eigenen Weg verfolgen und ſein Schickſal nach Willkühr bereiten. Ich glaubte, Beatte dürfte ſeine Unabhängigkeit fühlen und ſich jetzt, da wir uns in die Wildniß zu wagen im Begriff ſtanden, uns allen überlegen glauben. Er behielt einen halbſtolzen, mürriſchen Blick und eine große Schweigſamkeit bei; ſeine erſte Sorge war, ſeine Perde abzupacken und ſie für die Nacht unter ſicheres Obdach zu bringen. Sein ganzes Benehmen ſtand in vollkommenem Contraſt mit unſerm prahleriſchen, ſtrotzenden, lärmenden kleinen Franzoſen. Auch ſchien der letztere auf den neuen Ankömmling eiferſüchtig. Er flüſterte uns zu, dieſe Meſtizen ſeien eine empfindliche, launiſche Menſchenſorte, auf die man ſich wenig verlaſſen könne; Beatte habe ſich augenſcheinlich darauf eingerichtet, auf ſeinen eigenen Füßen zu ſtehen und er wäre jeden Augenblick während unſerer Reiſe im Stande, uns plötzlich ſeine üble Laune, oder Trotz zu zeigen und uns augenblicklich zu verlaſſen, da er die Mittel habe, ſich ſelbſt zu helfen und auf den Prairien vollkommen zu Haus ſei.

(Fortſetzung folgt.)

Theatraliſches Bülletin aus Frankfurt.

(Schluß.)

„Die Macht der Verhältniſſe“, Trauerſpiel in fünf Abtheilungen, von Robert. Ein treffliches Stück, ſowohl in ſeinen Motiven, wie in der Ausführung der Charaktere und Situationen. Meiſterhaft iſt der Staatsminiſter Graf von der Falkenau gezeichnet, der kalt und beſonnen, rechtſchaffen und praktiſch dahin ſorgt: ne quid res publica detrimenti capiat, der mit eiſerner Strenge den Menſchen dem Staatsbürger unterordnet, um am Ende ſelbſt dem Schickſal, das über Staat und Menſchheit ſchwebt, zu erliegen und die poetiſche Gerechtigkeit zu ſühnen. Die unerbittliche Theorie des alten Miniſters wird vor der Praxis zu Schanden: er muß den Menſchen anerkennen, — er muß erkennen, daß das Geſetz des Staats unter dem Menſchenrecht ſtehe, daß es edle Charaktere gäbe, denen man eher mit der Humanität im umfaſſendſten Sinne des Worts, als mit dem poſitiven Rechte beikommen könne. Der Stoff iſt ächt-tragiſch, er enthüllt uns den Kampf des Staatsmannes gegen den Menſchen, und jener erliegt. Furcht und Mitleid werden in uns angeregt, Furcht vor jener Starrheit, die nur das Geſetz und den Staat anerkennt, nicht die Menſchheit, Mitleid mit dem fallenden Helden; denn ein ſolcher iſt Falkenau; er kämpft kräftig, aus innerſter Ueberzeugung, die Erfüllung des Staatszwecks iſt ſeine Leidenſchaft, der er als Opfer fällt. Herr Weidner ſpielte mit Würde, mit jener tragiſchen Kraft, die die Situationen bedingen. Der Charakter wurde von ihm erſchöpft; die praktiſche Ueberzeugung wurde auseinandergeſetzt, die Realiſirung dieſer Ueberzeugung wurde mit leidenſchaftlicher Gluth betrieben, das Reſultat ſeines Strebens, die Verzweiflung wurde poetiſch veranſchaulicht, ſeine Niederlage trug das Gepräge jenes Heroismus, der endlich zu der Einſicht gelangt, daß er für die unrechte Sache gekämpft, der aber das Schickſal mit der Reſignation erträgt, die ihn eben als ſolchen charakteriſirt. Graf von der Falkenau iſt eine treffliche Leiſtung Weidner's. Auguſt Weiß; (Herr Becker.) Ein edler, ſtolzer Charakter, ein unbändiger Charakter, wie jeder rein ehrgeizige. Er will Nichts vom Staate wiſſen, der ihm nicht helfen kann, ſeine Ehre in integrum zu reſtituiren. Er hilft ſich ſelbſt durch die Tödtung ſeines Feindes. Er mißdeutet die Ehre, er hält ſie für der öffentlichen Meinung unterthan, nicht der Moral. Die öffentliche Meinung ſetzt das Duell für die Reparation der perſönlichen, von einem anderen gekränkten Ehre feſt, er könne ſich demnach nur durch das Duell die ihm geraubte Ehre wieder verſchaffen. Er fällt, ein Opfer des Ehrgeizes, der ſelbſt die Verkehrtheit der öffentlichen Meinung über die Vernunft und die Menſchheit ſtellt. Sein Kampf iſt ein Kampf jenes gegen die Humanität. Auch er iſt ein tragiſcher Charakter. Die Motive ſind tragiſch: Ehrgeiz iſt die Baſis ſeiner Handlungsweiſe; das Reſultat iſt tragiſch: Furcht vor den Folgen des Ehrgeizes, Mitleid mit dem ihm als Opfer anheim gegebenen, ſonſt ſo edlen Charakter drängen ſich uns auf. Herr Becker ſpielte brav. Weiß iſt ganz Leidenſchaft, erſt zurückgedrängte, dann jäh auflodernde. Wir ſchaudern zuſammen, und es treibt uns die Thränen in die Augen; denn wir finden hier unendlichen Seelen-Adel bei großer Charakter-Verzerrtheit. Herr Becker ſetzte auseinander und verſchmolz die verſchiedenen Seelen-Zuſtände zu jenem Charakter-Bilde, wie es die Dichtung vorſchreibt. Dem. Lindner, Gräfin Eleonore, ſchien uns nicht mit ihrer Rolle im Reinen. Sie blickte häufig nach dem unterirdiſchen Gott der Darſtellung, der Dialog wurde dadurch zerriſſen, der Charakteriſtik kein Spielraum gegeben, die Leiſtung erhielt das ängſtliche Gepräge, welches dieſelbe zwiſchen Wahrheit und dem Souffleurkaſten ſchweben läßt. Madame Meck, (Gräfin Sophie.) Die Rolle leidet an Sentimentalität. Madame Meck ſpielte ſie mit Anmuth, aber die etwas zudringliche Liebe gegen Auguſt Weiß hätte von ihr durch eine mehr konverſationelle, als gefühlweiche Sprache, gleich bei'm erſten Auftreten, herabgeſtimmt werden können. Madame Beneſch, (Emilie Weiß) war heute an ihrem Orte. Das kindliche Weſen, die Einfachheit des Gefühls ſagen ihrer Individualität zu, und ihre Perſönlichkeit bietet jenen eine ſchöne Folie. Herr Hendrichs, (Graf Guſtav), verdient Lob. Er iſt ein Indifferentiſt, nicht heiß, nicht kalt, keine Tugend, kein Laſter. Alſo gab ihn Herr Hendrichs, ein juste milieu zwiſchen Feuer und Eis, ein Menſch mit ſo viel warmem Blute, als zum Leben erforderlich iſt.

Punkte.

.*. Ohnweit Crotoy (Somme-Departement) hat man ein menſchliches Skelett gefunden, mit einem eiſernen Ring um den Hals. Daſſelbe ſcheint aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert herzurühren. Der, obſchon oxydirte Ring, iſt dennoch von beträchtlichem Gewicht. Herr Boucher de Perthes, Präſident der société d'émulation von Abbeville hat das Skelett erſtanden.

.*. Neues Modell eines Dampfwagens. Daſſelbe iſt von einem Belgier, Namens Aßda erfunden, der damit in Paris angekommen iſt. Die ſolchergeſtalt eingerichteten Dampfwägen ſollen auf gewöhnlichen Wegen zu gebrauchen ſein. Herr Aßda wird ſich, in Betreff der Erfindung, ein Patent löſen, und dann eine Probefahrt zwiſchen Verſailles und Paris unternehmen.

.*. Ein Giftmiſcher, ſtatt einer Giftmiſcherin. Die Giftmorde drängen ſich. Geſina Gottfried in Bremen eröffnete den fürchterlichen Reigen; die Mainzer Aſſiſen verurtheilten kurz hinter einander drei Giftmiſcherinnen; jetzt endlich iſt auch ein Giftmiſcher vor den Lyoner Aſſiſen erſchienen, ein gewiſſer H . . . ., der einer Reihe Vergiftungen beſchuldigt wurde. Außer der Ermordung ſeiner Frau und einer Madame de Chapournes ſcheinen jedoch nur Mord-Verſuche vorzuliegen. Der Angeklagte, welcher den Ausgang des Prozeſſes fürchten mochte, hat ſich in ſeinem Gefängniſſe erhängt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 86. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 10. April.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

3. Der König.

Die Theaterſtunde rückte näher. Immer zahlreicher entſtrömten die Gruppen dem Spielſaal, in der friſchen Kühle der Baumgänge ſich zu ergehen, bevor ſie in die dumpfen Räume des Schauſpielhauſes ſich einpferchten. Ich ſaß noch und ſtarrte in die Welt hinein. Manche Spieler, die mein Glück geſehen hatten, mochten mich wohl für einen Wahnwitzigen halten.

Auch der König trat heraus mit ſeinem ruhmſtrahlenden Gefolge. Bei meinem Anblick lachte er laut auf; ich machte Miene zu entfliehen, ſein „Halt!“ gebot mir zu bleiben. „Höre ein vernünftiges Wort,“ ſprach er, „traue dem blinden Glück, das heute dir ſo toll ſchmeichelte, nicht zu viel! Spiele nicht wieder, dein raſches Blut würde dich in's Unglück ſtürzen. Mit dem gewonnenen Geld mache deiner lieben Schweſter eine Freude; thuſt du's nicht, ſo ſage ich es meinem Schwager, daß er dafür dich mitnehme. Sei vernünftig, auf Wiederſehen!“ Er kneipte mir freundlich die Wange und ſchied. Nie ſah ich ihn nach dieſem Tage wieder, nie mehr leuchteten mir die milden Sterne der menſchenfreundlichen heitern Königsaugen, nie mehr erfreuten mich die gutmüthig ſcherzhaften Worte des Liebenswürdigſten aller Herrſcher.

Ohne zu wiſſen wie und warum, war ich wieder im Spielſaal. Schmerzlich haftete mein Auge auf der leeren Stelle, wo ſie geſeſſen. Mit einer Art ſtillen, innigen Schauers betrachtete ich die öden grünen Tiſche, dieſe Arenen menſchlicher Nichtswürdigkeit und Thorheit, dieſe glänzenden Quellen ſo vielen Unheils, dieſe Mordhöhlen der ſchönſten geiſtigen Anlagen, der edelſten Charaktere, dieſe Schandmale der Bildung. Das Geld brannte in meiner Taſche, ich hätte es von mir werfen mögen.

Sie ſaß in traulichem Geſpräch mit dem aſchblonden Engländer in der tiefſten Ecke des Saals. Der Ton ihrer Stimme durchzuckte mich wie ein elektriſcher Strahl, ich grüßte ſie linkiſch, freundlich ſtand ſie auf. „Waren Sie unwohl? Was iſt aus Ihnen geworden, hat das Glück Sie betäubt, konnten des guten Königs Worte Sie verletzen? Wer ſo leicht zu erregen und zu erſchüttern iſt, mein Freund, der muß ſolchen Sälen ferne bleiben. Spielen Sie nicht wieder, dieſes Glück iſt nicht das Ihrige, die Natur hat es beſſer mit Ihnen gemeint. Gehen Sie heute in das Theater?“

Ja, meine Gnädige!

„Auch ich; Ihren herzigen, idealen Schiller liebe ich über Alles. Jedem Ausländer, der ihn kennen und verſtehen lernt, muß alles Deutſche ſchön, liebenswürdig, edel, ſelbſt der deutſche Irrthum und Fehler großartig erſcheinen.“

Wie! Sie kennen unſern Schiller, Sie lieben und verehren ihn ſo hoch? Sie eine — Ausländerin!

„Ja, und ich wette, daß von allen Nationen Europas gerade die Deutſchen zuerſt Barbaren genug ſein werden — an dieſem Schiller herumzukritteln, zu flicken, zu tadeln, einem ganzen Geſchlecht ihn zu verleiden, wie ſie es mit dem deutſchen Luther und Mozart ſo erfolgreich verſuchten. Immer machte die univerſelle Gelehrſamkeit Ihre Landsleute einſeitig, ihr partheilos grübelnder Geiſt ſie partheiiſch, die Tiefe ihres ſpekulativen Vermögens und kritiſchen Skeptizismus, erlauben Sie mir die Worte — flach, unverſtändig, antirationel und trieb ſie zu momentaner Anbetung irgend einer wirklichen Gottheit, oft eines goldenen Kalbes. Von Theorie zu Theorie, von Lehrgebäude zu Lehrgebäude ſpringen ſie glänzend umher, immer das Ideale und Unendliche zur Baſis wählend, darum ſo oft in die Luft bauend. Alle Welt lernt von ihnen, ſie kultiviren alle Welt und bleiben während deſſen ſelbſt ſtets ungezogene Kinder, nimmerſatte Giganten, unermeßliche Gelehrte, undeutſche Dämonen, welche aus purer Deutſchheit alles Deutſche in den Staub traten—"

Aber —

„Aber? Widerlegen Sie mich, nur jetzt nicht, denn Don Carlos ruft. Indeſſen, ja, ja — auch der Engländer iſt dieſem Saal entflohen, — ſeien Sie galant, reichen Sie mir den Arm hinüber in's Theater."

Was wollte ich machen? Zitternd wandelte ich mit ihr dahin, glaubte an der Kaſſe Plätze beſorgen zu müſſen und mich dann mit Ehre entfernen zu können; allein lächelnd zog ſie mich rechts ab „in meine Loge!" Die Treppe wurde unter meinen bangen Tritten zu glühenden Kohlen.

„Eh bien, ſetzen Sie ſich zu mir, ſo bequem als möglich; Nektar und Ambroſia winken, ſehen wir nicht auf die Hand, welche ſie reicht, genieſſen wir die göttlichen!"

4. Don Carlos.

Während des erſten Akts ging Alles vortrefflich. Wir waren allein, wir wurden warm und wärmer im Genuß des herrlichen Gedichts. Sie reizte mich mehr und mehr durch feine und ſcharfe Bemerkungen über Darſtellung im Allgemeinen und die heutigen Repräſentanten der deutſchen Kunſt. Sie glühte für Schiller und konnte ſeine Briefe über Don Carlos beinahe auswendig. Sie betrauerte den Mangel an eigentlich feiner Gewandtheit und edler Tournure bei der Mehrzahl der deutſchen Schauſpieler beider Geſchlechter um ſo mehr, als ſie unverhohlen in manchem Andern vor den übrigen europäiſchen Schauſpielern ſchöne Vorzüge ihnen einräumte. Vor Allem beklagte ſie den überall gefundenen Mangel an intenſiver Einheit der deutſchen Darſtellungen, über die ſeltſame Verſchiedenheit in Schule, Styl und Sprache, welche in der Tragödie ſo ſtörend hervortreten, über die gänzliche Unbekanntſchaft mit dem eigentlich theatraliſchen bon ton, welcher unſre Luſtſpiele entweder zu ſchläfrigen Übungen oder zu Poſſen verſtimme, über die allgemein verbreitete Hinneigung zum Sentimentalen in der Darſtellung, welche dem Drama und Luſtſpiel etwas Krankhaftes und Schmachtendes verleihe, alle friſche Lebensfarbe, alles Humoriſtiſche von ihnen abſtreife, der Natur Gewalt anthue, alle Natürlichkeit verbanne, ohne eigentlich Kunſtſchönes dafür geben zu können. Ich ſtaunte ſie an, ohne ein Wort tüchtiger Widerlegung hervorzubringen.

Der Akt war aus, wir ſtritten uns noch lebhaft und bemerkten nicht, daß wir Beſuch bekommen hatten. Der Vorhang fiel raſſelnd vor meinem Elyſium, das Lachen des Königs ſchreckte mich auf, ich war wieder der blöde einſilbige Ritter wie zuvor. „Kinder, Kinder, jetzt ſchon zankt ihr euch ſo heftig, daß ihr nicht einmal hört, wenn man an der Thüre pocht und die knarrenden Bretter aufreißt? Was ſoll daraus werden? Den jungen deutſchen Minneſänger wollen Sie zu Ihren Anſichten bekehren? Vergebliche Mühe! Du willſt die Donna zu einer deutſchen Frau Profeſſorin machen? Spare deine gelehrten Brocken!"

Sire, wir verkehren ohne uns bekehren zu wollen!

„Wer mit Ihnen verkehrt, der iſt auch ſchon bekehrt."

Spricht Eure Majeſtät im Ernſt, ſo iſt es mir heilige Pflicht, künftig nur an Höfen zu leben, weil dort wohl ſtets die Mehrzahl der Bekehrungsbedürftigen verweilt.

„Bekehrungsluſtige werden Sie wenigſtens überall finden! Wollen Sie den Anfang an meinem Hof machen? Va! beſſern Sie mich zuerſt!"

Darüber würde Eurer Majeſtät Reich mit Recht ſich beklagen, denn überall ſagt man jetzt ſchon: unſer König iſt zu gut!

„Laſſen Sie das meinen Miniſter nicht hören, er würde eiferſüchtig; denn er glaubt immer, daß mein ganzes Volk ihn nicht für gut genug halte. Aber ich bin warlich nicht gekommen, um aus der Schule zu ſchwatzen, ſondern lediglich um mich freundlichſt zu erkundigen, ob uns morgen das Glück zu Theil wird, bei unſrer Parthie nach H... Sie zu ſehen?"

Weiß der Menſch, was ihm morgen Vergnügen machen wird?

„Ich weiß, daß es mir morgen und immer Vergnügen machen wird, Ihnen angenehm ſein zu können."

Für Gottes Gnade und eines Königs Huld dankbar zu ſein, iſt der Beruf von uns armen Sterblichen. Indeſſen —

„Nun, meine Gnädige, indeſſen?"

Poſa wird vor ſeinem Ende mir ſagen, ob ich morgen von der Parthie ſein ſoll oder nicht.

„So? Nun ich hoffe, Herr Chevalier Poſa wird vernünftig ſein. Apropos, wenn du noch nicht dazu geladen biſt, ſo lade ich dich hiermit feierlichſt ein, du kannſt mit dem Kammerherrn fahren und — wenn du mir einen Gefallen thun willſt, recht warm von unſrer ſchönen Dame hier phantaſiren und dazu rauchen, daß ihm der Athem ausgeht. Holla, wir müſſen wieder nach Spanien, der Vorhang rollt auf. A revoir!"

Der König war hinaus. Sie nickte mir freundlich, meinen vorigen traulichen Platz wieder einzunehmen; ich ſetzte mich mit ſtummer Verbeugung. Wunderbar klangen des Königs Worte: „Was ſoll daraus werden?" in meiner Seele wieder. (Fortſ. f.)

Die feindlichen Grafen.

Ballade von J. B. v. Zahlhas.

Zwei Grafen hauſ'ten einſt im Gau,
hoch auf der Schlöſſer Felſenbau,
an Thaten reich, vor Alter grau.

Und jeder tief den andern haßt,
ſo daß ihm Krampf die Glieder faßt,
wenn ihr den Namen hören laßt.

Ein Weib war Schuld an ſolchem Groll.
Als Jugendblut in beiden quoll,
da kämpften ſie um Minnezoll.

Sie ſchlugen ſich vor Rach' und Lieb'
wohl dreimal zwier auf Stich und Hieb.
Sie bluteten, doch keiner blieb.

Die Wunden hat die Zeit geheilt,
der alte Haß noch immer weilt,
ob auch der Tod ihn bald ereilt.

Dem Einen blüht ein Töchterlein,
ſo hold, ſo hehr, ſo fromm, ſo fein,
als ſoll's ein Engel lieber ſein.

Dem Andern grünt ein Sohn empor,
ſein Bild und ſeines Hauſes Flor,
die Blum' und Zier im Ritterchor.

Der ſchaut, im Abendſonnengold,
am Fenſter hoch, das Fräulein hold.
Ihm wird's, wie wenn er zu ihr ſollt'.

Er kommt verkappt — er thut ſich kund —
o Blick, o Wort, o Hand, o Mund —
geknüpft auf ewig iſt der Bund.

Der Jüngling ſich dem Abt vertraut:
„Herr Abt, wird die nicht meine Braut,
iſt beiden uns das Grab gebaut.“

Der Abt befiehlt: „mein Rößlein vor!“
trabt hin, trabt her, von Thor zu Thor,
und ſtellt's den Grafen herzlich vor.

Die Alten endlich ſtimmen ein.
„Iſt's Gottes Will', ſo mag's drum ſein,
ich gebe meinen Segen drein.“

Und in der Kirch' am Traualtar,
zu beiden Seiten, Paar und Paar,
verſammelt ſich die Hochzeitſchaar.

Jezt tritt das Liebespaar herbei —
und gegenüber in der Reih',
ſtehn Stirn zu Stirn die Grafen zwei.

Wie jeder ſchaut des andern Bild,
da funkelt's ihm vom Auge wild,
und kochend ihm das Herz erquillt.

Und wie der Abt das Ja begehrt,
der Zorn die Alten überfährt,
und jeder greift zugleich an's Schwert —

und jeder ſtößt, als ob er mußt',
und hätt's beredet und gewußt,
den Stahl dem andern in die Bruſt.

Weimar.

(Fortſetzung.)

Der geſellige Verein, **Erholung**, kennt nicht Namen, nicht Rang noch Stand, er vereinigt die Männer aller Partheien und Meinungen und Geſinnungen, er bildet eine wohlgeordnete, freie, lebensluſtige Republik, in welcher alle Religionen gleich geduldet und gleich herrſchend ſind. Hier iſt Weimar, hier blühen fröhliche Spuren von Athen, hier ſchwebt der Geiſt frei und kräftig, wenn gleich oft über gewaltigen Rauchwolken; hier erſcheint die deutſche markige Bildung, der edle Durſt nach Wiſſen, der energiſche Sinn für edleres und höheres in hundert Geſtalten.

Dieſe Geſellſchaft iſt troz der wenigen und ſeltſam gewählten Zeitſchriften, eine Zierde der Stadt und von unberechenbarem Vortheil für jeden Fremden, der in ihr die eigentliche Crême der Notabilitäten aller Stände vereint findet, den Mikrokosmus Weimars. Ich kenne in Deutſchland keine freiere und heiterere Geſelligkeit. Hier wäre Athenienſiſches, wenn das Lokal nur etwas mehr Heiterkeit und Eleganz beſäße und nicht durch den Rauch ewig an lappländiſche Hütten erinnerte. Wohlthuend iſt es bei allen Klaſſen von Weimars Bürgern die ungeheuchelte Liebe für ihr Fürſtenhaus lebendig zu finden, und die unverkennbaren Fortſchritte in der Beſſerung aufmerkſam und theilnehmend verfolgen zu ſehen. Aber die früher in der kleinen Stadt ſo oft bewunderte Fröhlichkeit, jene wahrhaft kindliche Verehrung ſucht man jezt vergebens. Beide liegen mit dem unvergeßlichen Carl Auguſt begraben. Seine eigenthümliche Liebenswürdigkeit fühlte ſich ſtets am behaglichſten mitten unter ſeinen Bürgern; Allen zugänglich, alles ſelbſt beobachtend und ordnend, täglich in der Stadt umherwandelnd, manche Etikettenfeſſel abſchüttelnd, das Jagdvergnügen mit ſeinen Bürgern theilend, hatte er einen wunderbaren patriarchaliſchen Nimbus für ſein Haupt gewonnen, den Namen des allgeliebten Bürgerkönigs ſich errungen. Mitten unter ſeinen Bürgern wollte er auch begraben ſein.

Spätere, ernſter einherſchreitende Zeiten ſcheinen wieder ernſtere Hofſitte, ſtrengere Etikette und eine Abſonderung bedungen zu haben, welche beiden Theilen manche Entbehrung auferlegte, manchen Genuß verkümmerte und einen Theil des früheren Stadtglanzes in Schatten ſtellte. Jezt theilt der Hof auch die Freuden in Wald und Feld nur mit Seinesgleichen. Er bewegt ſich in der glänzenden Form ſpaniſcher und ruſſiſcher Grandezza. Das iſt Geſchmacksſache, worüber man vernünftigerweiſe nicht ſtreiten kann. Übrigens iſt jeder Herr in ſeinem Hauſe und kann darin nach Belieben leben, wie und mit wem er will. Warum ſollte ein Fürſt weniger Recht in ſeinem Haus und für ſein Leben haben, als jedem Privatmann zugeſtanden wird?

Weimar iſt conſtitutionell und evangeliſchen Bekenntniſſes. Ob die leidende kirchliche Oberbehörde rationellen, ſupernaturaliſtiſchen oder myſtiſchen Geiſtes iſt, habe ich nicht erkundet. Die Rede des trefflichen Röhr bei der Confirmation des Erbgroßherzogs athmet lebendigen Rationalismus und einen Geiſt modern kirchlicher Wärme und Weisheit, welche ihr eine allgemeine Verbreitung in Deutſchland erwarben. Nirgends zeigt ſich im Volk die Krankheit der Bigotterie, die Cholera Morbus der Pietiſterie, die Schwindſucht der Irreligioſität und des Indifferentismus. Um ſo mehr muß man ſich als Fremder wundern, hier noch auf Erſcheinungen zu ſtoßen, welche theils der alten Zeit angehören, theils der proteſtantiſch evangeliſchen Lehre, in den Grundbegriffen und Sprüchen alles Chriſtenthumes geradezu widerſtreiten, den jüngſten Wünſchen und Maßregeln zu Verbreitung der Religioſität hindernd und ſtörend im Wege ſtehen. Ich ſah die Beerdigung eines Unteroffiziers, eines allgemein geachteten Veteranen, der in allen Feldzügen dieſes Jahrhunderts tapfer mitgeſtritten und Ehre ſich erkämpft hatte. Das zahlreichſte Gefolge von Militär und Bürgerſtand ehrte ſein Andenken. Zu meinem Erſtaunen und zum Unwillen vieler Anweſenden war kein Geiſtlicher auf dem Kirchhof zur Weihe und Einſegnung.

„Habt ihr keinen Garniſonsprediger?" frug ich einen Unteroffizier.

„Einen Solchen allerdings und einen Cooperator. Ich weiß auch weßhalb Sie fragen. Wir ſelbſt tragen zu deren Bezahlung bei, aber die Großherzogliche Leichenordnung entzieht unſeren Kameraden den **öffentlichen Grabesſegen**, weil den Geiſtlichen nur Rthlr. 5 für dieſe Beerdigung bezahlt werden, mithin dieſer Herr nur zu ſtiller, vorhergehender Einſegnung in der Kirche verpflichtet iſt! Stirbt wieder einer unſerer Alten, ſo werden wir wohl nach Erfurt an einen preußiſchen Feldprediger ſchreiben und ein ſolcher wird gewiß mit Freude herüberkommen und unentgeldlich das Grab eines Kriegers ſegnen!"

Die Sache klingt faſt komiſch und Krähwinkelhaft, aber bei Gott, ſie iſt es nicht, ſie iſt von tiefer weſentlicher Bedeutung. Das Conſiſtorium, welches dieſe ſogenannte Leichenordnung entworfen hat und ſanctioniren ließ, hat damit meines Erachtens etwas **abſolut unchriſtliches** decretirt und der prieſterlichen Würde und Weihe unwiderbringlich vergeben. Die Sache klingt nur wenig löblicher als Tezels Ablaßkram.

Das Chriſtenthum proclamirt unbeſtreitbar **vollkommene Gleichheit aller Chriſten**; die Religion Chriſti **kennt nur Schweſtern und Brüder**, ſie weiß nicht von **Namen, Rang, Stand** und **Würde** und **Armuth** und **Reichthum**, ſie bietet **allen gleiche Weihe, gleichen Troſt, gleiche Hoffnung, gleiche Ehre** vor dem Herrn der Welten. Die Welt dagegen, die äußere Welt hat durch alle Zeiten und Bildungsſtufen ſtets äußerliche Unterſcheidungen, ſichtbare Verſchiedenheiten, bürgerliche Abſtufungen des Menſchen für nöthig erachtet und wird ſolche wohl auch beibehalten bis der Himmel einſt allen gleich zuſammenfaßt. (Fortſ. folgt.)

Theatraliſches Bülletin aus Frankfurt.

„**Die Braut von Meſſina, oder: die feindlichen Brüder**", Trauerſpiel in vier Abtheilungen von **Schiller**. (Zum Vortheil der Dem. **Lindner**.) Wenn in dieſer Tragödie klaſſiſche und romantiſche Momente enthalten ſind, ſo zog es Dem. **Lindner**, Donna Iſabella, vor, die Romantik in der Darſtellung herauszuheben und die Letztere mit jenem zarten, ſchwärmeriſchen Glanze zu umhüllen, der ſich nicht aus der antiken Tragödie ergibt, die einmal an die Unbeugſamkeit des Fatums glaubt und deshalb von ihren Helden eine ruhigere Haltung, dieſem gegenüber, verlangt, eine ehernere Sprache ohne jene chriſtliche Weichheit, die, ſelbſt in der größten Verzweiflung, noch an der Hoffnung hält und in Demuth anbetet. Der Grundton der Leiſtung unſerer **Lindner** war romantiſch, und ich möchte das nicht tadeln; denn Iſabella glaubt treuen Sinnes an Chriſtum; es iſt nicht der Glaube, der ſie dem Fatum in die Hände liefert, ſondern nur der Aberglaube; nicht die Religion, ſondern nur die Irreligion, der ſie — ein ſchwaches, von Mutterliebe beſeeltes Weib — erliegt. Am trefflichſten gelangen der Darſtellerin übrigens die Momente, wo ſich ihr Mutterherz zu den höchſten Gefühlen erhebt, deren die Mutterliebe fähig iſt. Hier war ſie eine Madonna, und befand ſich auf dem Zenith romantiſch-poetiſcher Darſtellungsweiſe. In den tragiſchen Momenten, wo ſie gegen die Götter eifert und das Orakel höhnt, entbehrte die Leiſtung häufig jene gewaltige Kraft der Leidenſchaft, die keiner Gottheit und Religion achtet, ſondern nur den Menſchen, ohne Glauben, Liebe und Hoffnung, ſtehen läßt. Dem. **Lindner** war hier zu elegiſch, ſtatt ſich mit den Eumeniden zu verbünden. Mad. **Beneſch**, (Beatrice.) Keine Spur poetiſcher Auffaſſung, geſchweige denn Begeiſterung, war hier anzutreffen; nicht einmal poetiſche Gemachtheit haben wir zu tadeln. Das Unvermögen lag klar vor, es war die leibhaftige theatraliſche Apathie, was uns in Mad. **Beneſch** entgegentrat. — Herr **Becker**, Don Manuel, war trocken und leblos, monoton und predigend, **gemacht**. Herr **Hendrichs**, Don Cäſar. Herr **Hendrichs** ſcheint es ſich angelegen ſein zu laſſen, uns Lügen zu ſtrafen, wenn wir gegen ſeine poetiſche Reproduktion Zweifel hegten. Es war heute wirklich Poeſie in ſeiner Leiſtung, es war mehr, als bloßes Studium, das ihn, im letzten Akte inſonderheit, zu regemkräftigem Leben trieb. Auch ſeine organiſchen Mittel waren begabter, als ſonſt. Möge Herr **Hendrichs** einſehen lernen, daß es nicht jene weinerlich-bebende Sprache iſt, die die Gefühle und Leidenſchaften veranſchaulicht, daß die Poeſie in dem Darſteller lebendig werden müſſe, damit er ſie lebendig auf die Bühne einführe. Die Chöre waren nicht nur außer der Handlung, ſondern auch außer der Dichtung. Der Mechanismus darf ſie nicht regieren. In meiſterhafter Rhetorik hielt Herr **Weidner** den erſten Chorführer.

Buntes.

.*. **Ein weiblicher Werther.** In Paris hat ſich eine junge Deutſche, Wilhelmine **Schmitz**, das Leben genommen, weil ihr Geliebter, ein Architekt, durch eine Reiſe verhindert wurde, ſie auf einen Ball zu begleiten. Sie verſchloß ſich in eiferſüchtiger Aufregung in ihrem Zimmer, und bediente ſich des Ofens, um ſich durch den Rauch zu erſticken. Als der Eigenthümer des Hauſes am anderen Morgen die Wohnung der **Schmitz** mit Gewalt öffnen ließ, fand man ſie leblos am Boden. Auf dem Tiſche, neben einem Bande des „Werther" in deutſcher Sprache, lag ein Brief der Getödteten an ihre Familie.

.*. Das Theatre Gaité entſteigt, ein Phönix, ſeiner Aſche. In neun Wochen wird es, Dank dem Herrn **Lasnier**! wieder hergeſtellt ſein.

.*. Im Theatre Français iſt ein neues Stück „la journée des dupes" gänzlich durchgefallen. Es hat kein längeres Leben gelebt, als ſein Titel anzeigt, und die Kritik nennt es „la minute des dupes."

.*. Charles **Nodier**, der **Schriftſteller**, ſucht **eine Anſtellung als Comparſe bei der Oper**. Seltſames qui pro quo! Wir wollen es nicht auf die Rechnung des Direktors, Herrn Véron ſetzen; aber es iſt ſo närriſch und ein ſo paſſendes Pendant zu der literariſchen Kenntniß ſo mancher unſerer deutſchen Theater-Principale, daß wir die Thatſache erzählen müſſen. **Nodier**, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, Schriftſteller, Dichter, ein Mann, der in Frankreich einigen Ruf genießt, ſchreibt an die Direktion der Oper in Paris, einen jungen Menſchen als Comparſen empfehlend. Das Schreiben mochte von der Direktion nur flüchtig geleſen worden ſein; denn Herr **Nodier** erhielt die Antwort: man könne ihn nicht als Comparſen gebrauchen. Alſo die franzöſiſchen Bühnen-Direktoren geben den deutſchen in dieſer Hinſicht Nichts nach, ſie ſcheinen ſie ſogar an literariſcher Unkenntniß noch zu übertreffen; denn Herr **Nodier** lebt in **Paris** und Herr **Véron** lebt auch in Paris; aber Herr **Véron** hat Geld, Herr **Nodier** hat Geiſt, und es heißt nur: les beaux esprits se rencontrent. Wie können Geld und Geiſt ſich begegnen. Herr **Nodier** kann nicht als Comparſe angeſtellt werden, ſo wenig wie Herr **Immermann** von einem königlichen Kammerherrn und Intendanten eines deutſchen Hof-Theaters zum Gaſtſpiel gelaſſen werden konnte. Da wir indeß immer noch mehr an Herrn Véron, als an die deutſchen Theater-Intendanten glauben, ſo wollen wir die Antwort der franzöſiſchen Oper-Direktion auf Rechnung des Comparſen-Inſpektors ſetzen.

.*. **Alphonſe von Lamartine und der Brüſſeler Nachdruck.** Lamartine erklärt in einem Schreiben vom 30. März, ſo die franzöſiſchen Blätter enthalten, daß bereits vor dem Erſcheinen **ſeiner Reiſe nach dem Orient**, die beiden erſten Bände, nicht eigentlich nach-, ſondern **vorgedruckt** worden ſeien. **Melines**, Buchhändler in Brüſſel, hat ſich die Korrektur-Bogen des Pariſer Verlegers, Herrn **Goſſelin**, zu verſchaffen gewußt und dieſelben mit jener Frechheit in ſeiner Officin abdrucken laſſen, die kein geiſtiges Eigenthum reſpektirt. Von dieſem Brüſſeler Nachdruck oder **Vordruck**, ſind nun bereits in Deutſchland andere Nachdrucke erſchienen. Lamartine bemerkt, daß er für Nichts hafte, welches die Brüſſeler Ausgabe enthalte, die wahrſcheinlich von Fehlern wimmele.

.*. **Emancipation der Juden in der Türkei.** Deutſchland ſtaune und beſſere ſich! Die Emancipation der Juden iſt in der Türkei erfolgt. Der Sultan hat den Ober-Rabbiner mit dem Caftan bekleidet. Die Juden ſollen in Zukunft mit den Türken gleiche Rechte genießen. Der „Moniteur Ottoman" ſagt in dieſer Hinſicht: „**die Gleichheit der Pflichten zieht nothwendigerweiſe die Gleichheit der Rechte nach ſich.**"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 87. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 11. April.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

5. Heimweh.

Der zweite Akt ging faſt ganz ſtumm vorüber. Mehr und mehr erfaßte mich der mächtige Geiſt des Drama, daß ich bald Alles um mich her vergaß und ſelig war in den Regionen des ewig Schönen. Auch ſie war ganz vertieft. Lange entfloh kein Laut ihren Lippen, ihr Auge haftete auf der Bühne, ihre Züge bewegten ſich ſo lebhaft und ausdrucksvoll, daß ſie alle Scenen mitzuſpielen ſchien.

Endlich entrang ſich ein Seufzer ihrer Bruſt. Sie wendete ſich zu mir, eine Thräne perlte in dem ſchönen Auge, bebend erfaßte ſie meine Hand, daß auch ich erzitterte und, ſprach leiſe: „Und ſolcher wonniger Hoheit entziehen ſich die Thoren, um mit Lappalien ſich zu vergnügen, mit bürgerlichem Hausjammer flennend zu wimmern, im Kreis des Gemeinen vertraut ſich zu tummeln. Daß den Franzoſen allmählich ſeine klaſſiſche Tragödie anwidert, iſt natürlich. Sie erſcheint ihm als die Apotheoſe einer Zeit und eines Zuſtandes, welche er haſſen, verachten gelernt hat; ſie widerſpricht in Form und Weſen allen ſeinen heutigen Begriffen und Gefühlen; ſie erinnert ihn mit ihren glänzenden Tiraden an alles, was er zu vergeſſen ſich täglich bemüht; längſt unerträglich wäre ſie ihm geworden, wenn er nicht zuweilen in ihren Helden und wunderlichen Idealen die Ideale und Helden ſeiner Zeit und Anbetung ſprechen hörte, handeln zu ſehen ſich einbildete, wenn nicht der Nationalſtolz mitunter etwas derb gekitzelt würde.“

Dies bewegt Sie ſo heftig? Darüber wundern Sie ſich heute noch?

„Nebenbei ja, heute und immer. Aber, aufrichtig geſtanden, etwas Anderes iſt es, was mein Innerſtes aufregte und mit dem herbſten Schmerz mich überſchüttete. Dieſe ſchönen Bilder Spaniens mahnen mich plötzlich wieder an meine Heimath und umwinden mein Herz mit allen Dornen des Heimwehs. Wäre ich dort, müßte ich, ſo wie ich jetzt denke und fühle, dort leben, ſo wäre ich wahrſcheinlich unglücklich, fremd, angeekelt von all der garſtigen Unnatur und teufliſchen Verläſterung des Willens der Gottheit. Nun ich hier bin, erblicke ich jenes Land plötzlich wieder in allen zauberiſchen Reizen, mit allen Wonnen und Wundern, wie meine harmlos glückliche Kindheit es einſt geſehen. Ich ſehne mich darnach, wie ein Kind nach der lange nicht geſehenen Mutter! O, möge der Himmel ſolchen Schmerz Sie nie empfinden laſſen“

Sie ſchwieg erſchöpft, ich betroffen von einem je ne ſais quoi. Eine Spanierin alſo? Noch reizender, liebenswürdiger, holder erſchien ſie mir jetzt. Calderon's Blüthendüfte wehten mich an, Lope's Zauber umgaukelten meine Seele, Moreto's ſinnige Bilder zogen ſtrahlend an mir vorüber, Cervante's Geſtalten blickten mich an mit den Augen voll Wahrheit in wonniger Schalkheit, mit den Zügen voll Tiefſinn um den lächelnden Mund, voll hehrer Weisheit im drolligſten Scherz.

Was ſoll daraus werden? fragte abermals ahnend meine Seele; mein Herz pochte laut, mein Blut ſtürmte flammend in's Antlitz.

Was ſoll daraus werden? Ich fühlte es zum Erſtenmal, bebte vor Wonne, vor Entzücken, vor Bangen und Schmerz.

Jedes in ſein Schickſal verſunken, ſaßen wir lautlos, bis der Beifallsſturm das Fallen des Vorhangs verkündete, und ein allgemeines Athemholen verrieth, wie ſehr der Genius des Mächtigen alle Seelen und Herzen gefeſſelt und auf die prächtig ſtrömenden Wogen ſeiner Phantaſie an den glückſeligen Ufern des Idealen umhergeſchifft, mit der Magie der Farben und dem Zauberduft der Blüthen gefeſſelt, berauſcht, entzückt hatte.

Sie erhob ſich ſtürmiſch: „Ihren Arm, in's Freie, hier wird mir's unerträglich!“ Wir flogen die Treppen hinab, bemerkten kaum die Grüße und Knixe auf den Korridors, drängten uns durch die toſende Vorhalle und ſtanden im Eingang.

„Charles! den Wagen nach Hauſe, ich fahre nicht, um halb zehn Uhr wird ſervirt, en famille!“ Der reich gallonirte Charles flog dahin, wo die prachtvolle Equipage mit zwei ſtolzen Siebenbürgern hielt. Schnaubend ſetzten die edlen Thiere an und verſchwanden bald mit dem Wagen unſern Blicken.

„Welch herrlicher Abend! balſamiſche Luft ſtrömt von den Bergen herab; haben Sie wohl Güte genug, bei einem kleinen Spaziergang mich zu begleiten?“

Durch die Welt, über alle Alpen und Meere!

„Das — mein Freund — könnte doch zu langwierig und zu langweilig für uns beide werden! Nur über die ſanfte Höhe hinweg nach der andern Seite der Stadt, wo ich wohne.“

Sie haben zu befehlen! — Verſtimmt war ich plötzlich, ohne zu wiſſen warum, wahrhaft trübſelig.

6. Die Nachtpromenade.

„Wir haben einen dummen Streich gemacht,“ waren ihre erſten Worte, „unmittelbar aus dem Getümmel des Theaters in dieſe Einſamkeit zu eilen. Gewiß hat man uns bemerkt, und noch gewiſſer wird man unſre Promenade bekritteln und beſpötteln. Indeſſen iſt man von Ihnen als einem jungen Kavalier zweifelsohne dumme Streiche gewöhnt, und ich — ha, ha, ha —! getroſt vorwärts mein Freund!“

Das Seltſame und Myſtiſche dieſer Anrede ſchrillte wie eine unvorbereitete Diſſonanz in die göttliche Harmonie der mit tauſend Zungen zum Herzen ſprechenden feierlich ſtillen Natur um uns her. Das Lachen ſchnitt mir durch die Seele, wurde mir unheimlich, ſtörte, verwundete all mein Gefühl. Tauſend Meilen hätte ich mich von ihr hinweggewünſcht und doch konnte mein Auge von ihr ſich nicht losreißen.

Unmerklich hatte ſie ſich meinem Arm entwunden, den Schleier vorgeworfen, wandelte ſtumm an meiner Seite, blickte hinauf in die tiefdämmernde Öde der Wolken, und wieder hinab in die lichtfunkelnde, lebenſchwirrende Stadt, um deren öſtlichen Hochrand wir uns bogen.

Zwei Hörner erklangen aus dem Eichwald über uns wie Töne einer andern Welt. Wir ſtanden wie bezaubert und ihr Arm umfaßte den meinen wieder. Bald öffnete ſich zu unſern Füſſen ein Fenſter, eine lauſchende Geſtalt wurde ſichtbar im Schimmer des Lichts. Leiſe ſchloß ſich das Fenſter, die Flügel der Balkonthüre gingen auf; heraustrat ein weibliches Weſen, horchte der Horntöne, bis ſie verſtummten, griff dann einige Akkorde auf der Guitarre und begann ein Lied, ſo innig und herzig, ſo tief und ſo warm, wie nur deutſche Herzen ſie ausſtrömen. Das Raſcheln durch die Gebüſche über uns verrieth das eilige Nahen der Hornbläſer. Wir machten ihnen Platz und ſtellten uns einige Schritte davon in das Dunkel unter dem Laubdach einer Eiche. Die Guitarre ſchwieg, die Hörner begannen auf der Stelle, wo wir früher geſtanden, ihren Zweigeſang von Neuem in andrer fröhlicherer Weiſe; das Licht im Balkonzimmer erloſch, die Hörner hallten leiſer und leiſer, ſchwiegen bald ganz und die Bläſer verſchwanden hinter dem Zaun, der den Abhang begränzte.

„Auch hier?“ ſprach ſie mit bitterm Lächeln, „und uns Südländern rechnet man es ſo gewaltig arg an — daß die Männer Serenaden bringen, und Frauen und Mädchen ſolche von ihren Balkonen herab gern anhören und nur ungern dem Sänger ſeinen Lohn vorenthalten. Überall iſt die allmächtige Leidenſchaft dieſelbe. Aber“ — ſpöttelte ſie — „ſie äußert ſich ſehr verſchieden, dort mit der Mandoline, hier mit dem Horn. Dort endet ein Dolchſtoß das ſelige Spiel, hier vielleicht — eine Tracht Prügel! Ja, ach ja, die Liebe iſt eine Religion und jede Religion kann bei uns ſchwachen Sterblichen nur durch Prieſter und Kirche dem Chaotiſchen ſich entwinden, zum Edleren ſich geſtalten —“

Oder an beiden untergehen, an der Form erkalten, erſticken, zur ekeln Feſſel werden.

„Meinen Sie? Wohl Ihnen, wenn Sie nach zwanzig Jahren noch deſſelben Glaubens ſind. Wohl Ihnen, wenn die Welt ſo wenig Macht über Sie gewinnt, daß Sie ſolche Religion nicht ſelbſt als Irrthum und Wahn beſtreiten, als eine Art von Frevel verdammen, nicht als Laſter verachten. Wehe dem Ganzen, wenn je Alle zu ſolcher Anſchauung ſich erheben können! Hinab, Freund, hinab in die Welt der Lebenden, hier oben wird's kühl und ſchauerlich.“

Kühl und ſchauerlich? Mir iſt ſo warm und wohl —

„Daß Sie bald Schnupfen und Huſten ſich hier holen werden. Hinab, hinab —“

Sie befehlen —

„Nie, nicht einmal meinem Bedienten! Aber — oft ſchon hat die Galanterie Ihres Geſchlechts meine Wünſche und Bitten als Befehle geachtet.“

Sie wünſchen?

„Daß wir hinabgehen in die Stadt; wenn Sie mich alſo nicht wollen allein gehen laſſen —“

Für unartig können Sie mich halten?

„Nein, aber für ein verwöhntes, etwas verzogenes und ſeinen Phantaſieen allzuraſch nachgebendes Kind. Mit Widerwillen traten Sie den Weg an, und nun wir ihn beſchließen wollen, erfaßt Sie die Laune, zu verweilen.“

Wie Sie befehlen!

Meine Lippen drückte ich auf ihre Hand, und ſchlenderte mit ihr hinab über die letzte Höhe, als die Glocke zehn Uhr ſchlug. Am Arm eines weiblichen Weſens um dieſe Zeit allein auf der Straße zu wandeln, konnte der immer ſcharfſichtigen Bosheit der Sünder und der Phariſäer nicht entgehen. Stets ſorgfältig den Schein zu vermeiden gewöhnt, erwachte jetzt meine ganze Scheu vor jedem Ärgerniß wieder. In die Erde hätte ich mich bergen mögen vor jedem Menſchenauge. Die Unbefangenheit meiner Begleiterin ſetzte mich in Erſtaunen, und begann von Neuem eine Scheidewand zwiſchen ihr und meiner Phantaſie zu thürmen. Wehe mir, wir kamen in die Straße, worin gewöhnlich alle meine Bekannte und Freunde wohnten, an das Hotel, wo ich ſelbſt abſtieg; — erblickte mich hier ein Krähwinkler Auge, ſo war es um meinen guten Ruf geſchehen.

Unmittelbar neben dem Gaſthof hielt meine ſchweigſam gewordene Donna und liſpelte: „Hier wohne ich. Herr Nachbar, läuten Sie gefälligſt.“ Ich riß an der Glocke, daß das ganze Haus erſchallte und ich vor Schrecken zurückfuhr. Charles öffnete, auf der Treppe ſah ich noch einen reichen Diener mit ſilbernem Armleuchter und oben am Geländer ein bleiches Mädchengeſicht, ebenfalls eine funkelnde Leuchte auf die Treppe herabhaltend.

„Bon soir!“ ſprach ſie holdſelig zu ihren Leuten. Ich ſtammelte mein Abſchiedskompliment, um mich zu entfernen. Sie lachte laut auf, reichte mir den Arm. „Nicht ſo, Herr Nachbar, wir ſoupiren zuſammen. Sie geben mir keinen Korb, wir haben uns ja noch wegen der morgigen Parthie zu bereden, wozu der gnädige König Sie ſymboliſch zu meinem Ritter geſchlagen hat.“

Sollte ich unartig ſein? Nein! Auf meine Verbeugung ſchloß ſich die Thüre hinter uns, ich war geſchieden von aller Welt, bei ihr. (Fortſ. f.)

Weimar.

(Fortſetzung.)

Dieſe äußerlichen Unterſchiede von Namen, Stand, Würde, Armuth und Reichthum ꝛc. führten überall nothwendig äußere Unterſcheidungen für alle Lebensverhältniſſe und Ereigniſſe herbei, und äußerten immer und überall ſelbſt am Grabe noch ihren wandelbaren, vielgeſtaltigen Einfluß durch Formalitäten, Gebräuche, Aufwand, Glanz, lärmendes Gepräge oder tiefergreifende oft faſt ſchauerliche Einfalt und Stille. Daher ſeht ihr den Einen mit ſechs Sammtbehangenen Rappen voll Quaſten und wallender Straußfedern, über ſich einen Baldachin von Brokaten und Silber, den prächtigen Sarg mit koſtbaren Metallen beblecht, hinter ſich ein unabſehbares Gefolge prunkender Kutſchen und eine Armee von Trauerheuchelnden Fußgängern, Chören von Sängern und Inſtrumentaliſten — ſtolz und prächtig zu Grabe fahren, während der Andre auf einfacher Bahre von wenigen Stillweinenden begleitet, ſich hinaustragen läßt. Die Welt beneidet jenen nicht mehr und bedauert dieſen nicht, denn beide birgt bald dieſelbe Erde und benagen dieſelben Würmer. Gott und Natur ſprechen hier das unabänderliche Geſetz der Gleichheit beruhigend und wohlthuend zu aller Verſtändniß und Herzen aus.

Mögen immerhin die Geiſtlichen und die Gemeindekaſſen all dieſen äußeren Weltprunk als ihr natürliches Regal betrachten und für ihre Bedürfniſſe und Annehmlichkeiten beſteuern! Mögen ſie immerhin nur nach dem Maaß des dargebotenen Goldes den äußern weltlichen Glanz abwägen und ermeſſen laſſen, die Größe des Grabhügels nach Summen beſtimmen; dieſem Sarg ſeine Ruheſtätte im ſchön gemauerten Gewölbe, und jenem in dem feuchten, engen Grabloch anweiſen und damit für ewige Zeit die Unabänderlichkeit aller Zufälligkeiten, Mannigfaltigkeiten und Unterſchiede der Außenwelt amtlich beglaubigen.

Aber alles Weltliche, Bürgerliche, Zufällige, alles Glück und aller Jammer des irdiſchen Daſeins endigen mit dem Augenblick, in welchem die Seile ſich löſen, der Sarg hinabgleitet in ſein kühles Bett und die erſte Scholle dumpf auf ihn hinabrollt. Hiermit empfängt die treue Mutter Erde eines ihrer Kinder wieder, deren Alle ſie mit gleicher Liebe gebar und liebte. Hier beginnt die Vermittlerin zwiſchen dem Dieſſeits und Jenſeits ihr hehres Amt, die Religion nimmt den Chriſten in ihre weichen Arme und tragt ihn ſanft hinüber in die Regionen, wo nur ein einziger Unterſchied herrſcht zwiſchen Allem — der Unterſchied der Guten und der Schlechten. Auch für die Überlebenden, für die Umſtehenden muß die Religion hier als hehre Vermittlerin, als himmliſche Wahrheit, als göttliche Ausgleicherin, Verſöhnerin, als die höchſte Wohlthat erſcheinen, als die Repräſentantin der Macht und Liebe des Gottes und Vaters Aller.

Heißt es nicht dem Chriſten den ſchönſten und höchſten Troſt der Gleichheit vor Gott rauben, heißt es nicht das ſchönſte und höchſte Gebot der Bruderlichkeit und Bruderliebe ihm verdächtigen, die unglückſeligſte Gleichgültigkeit für Religioſität geradezu predigen, den erhabenen Prieſterberuf zu bürgerlicher Gemeinheit in den Augen Aller herabziehen, — wenn der Chriſtusprieſter am Grab ſeines chriſtlichen Bruders die heiligen Gebräuche der Kirche, Form und Zahl von Gebeten und Weihen nach der Summe des ihm geſpendeten Geldes berechnet und abmißt, ſie zu einem Steuer- oder gar Handelsartikel macht? — Alle Chriſten ſind gleich, daher muß alles rein Kirchliche auch für Alle vollkommen gleich geübt und geſpendet werden!

Ein alter Beamter, der mit Rthlr. 400 Einkommen äußerlich anſtändig leben, eine Frau und ſechs Kinder ernähren mußte, wurde in einer Geſellſchaft gar trübſeligen Humors, als von Kirchengebräuchen ꝛc. die Rede kam. Bald ſchlich er ſich hinaus und weinte bitterlich.

„Freund, was fehlt Ihnen? Wer kümmert Sie ſo ſchwer?“

„Ach, warum ſoll ich Ihnen es verheimlichen?! Mein Herz erliegt einer Felſenlaſt. Seit Jahren habe ich mit meiner ganzen Familie nicht mehr communicirt.“

„Wie ſo? Sie — der religiöſe, anſtändige, würdige Mann?“

„Ach, ich kann die Koſten dafür nicht erſchwingen. Sehen Sie, wir ſind gewöhnt, daß die ganze Familie ſtets gemeinſam zum Tiſch des Herrn gehe. Meinem Stand gemäß, müßte ich für die Perſon doch immer 16 Sgr. bezahlen, alſo für mich, meine Frau und ſechs Kinder zuſammen Rthlr. 5. 8. Sgr. Woher ſoll ich dieſe Summe erſchwingen?“

„Wie? das heilige Abendmahl wird hier zu Lande verkauft?“

„Das nicht; von Geſetzeswegen hat man nur ſeinen Beichtgroſchen zu erlegen. Aber Zeit, Gewohnheit, Eitelkeit und ſeltſame Frömmigkeit im Bunde haben allmählig den Beichtgroſchen des Geſetzes in recht hübſche Conventional-Sümmchen nach Stand und Rang ſtufenweiſe verwandelt, ein Decorum, eine Art von Ehrenſache daraus gemacht. Ein honnetter Mann müßte ſich ſchämen, weniger zu geben, als ſeines Standes für würdig und herkömmlich erachtet iſt. Thut's Einer dennoch, ſo kommt es ſonderbarer Weiſe unter die Leute, er wird als Knauſer und Filz, wo nicht gar als ein gottloſer Lump verſchrieen. Dies zwingt denn manchen, der einmal das anſtändige Sümmchen nicht erſchwingen kann, dem Troſt der Kirche ganz zu entſagen. Glauben Sie mir, Hunderte würden mehr communiciren, wenn dieſe Mode nicht überhand genommen hätte. Sie ſchadet der Kirche, der Religioſität, dem unentbehrlichen Anſehen der Geiſtlichen und der Moralität gleich empfindlich!“

„Es iſt nicht möglich!“

„Es iſt wirklich ſo! Es iſt ſo in dieſer aufgeklärten, rein evangeliſchen Stadt. Fragen Sie umher von Haus zu Haus, und die Wahrheit wird Ihnen offenbar werden.“

„Wehe! welche Mißbräuche, welche Übelſtände, welche Fehlgriffe, welche unverſöhnlichen Feinde gegen Religioſität, welche Schlangen am Buſen der evangeliſchen Kirche!“ —

Es brauſt und tobt in den finſtern Lüften, der Wind heult durch die Gaſſen, Schloſſen, Schnee und Regen ſtöbern durcheinander herab, erſtarrend weht der Athem des Winters dich an, die Sonne birgt ſich vor ſeinem Grimm und alles Lebende ſucht ſcheu eine warme, ſichere Stätte hinter Mauern und unterm Dach. Selbſt der Hund ſucht einen ſtillen Winkel.

Weſſen Tritte patſchen durch den eiſigen Schlamm der Straßen? Das ſind die Tritte der armen Singeknaben welche von Thüre zu Thüre eilen, um einige Pfennige ſich zu erbetteln!

Kein kühlendes Lüftchen weht, athemlos ſcheint die ganze Natur, ein Meer von rothglühendem Metall erſcheint die ganze Atmosphäre, blendend prallen die Strahlen der Sonne von brennenden Mauern und glutſtarrendem Boden zurück. Ermattet, lechzend, erſchöpft flieht alles aus dem Freien, um an irgend einem ſchattigen Plätzchen ſich zu erholen, zu ſtärken. Ausgeſtorben ſcheint die Welt.

Weſſen Tritte ſchleppen ſich unter Keuchen und Schweiß über das glühende Pflaſter hin?

Das ſind die Tritte der armen Singeknaben, welche von Thüre zu Thüre eilen, um einige Pfennige zu erbetteln! Schweigt wirklich der Verſtand vor der alten Gewohnheit und eingewurzeltem Mißbrauch? Iſt ein hergebrachtes, unterm Vater ſchon erduldetes Übel wirklich kein Übel mehr? Verſtummt alles Gefühl der Humanität und des Erbarmens beim Anblick Unglücklicher, welche man täglich ſieht? Muß das Almoſen nur durch Schmerz abgedrungen, durch Jammer und Verderbniß erkauft werden? Sind wir wirklich Chriſten? Sind wir Menſchen?

Sehe ich die gelb- und grauen Unglücklichen mit den ſtummen Eiſenreifen und den klirrenden Feſſeln an den Beinen, die Straßen reinigen und allerlei ſchweres Geſchäft verrichten, ſo erbebt mein Herz, und Thränen ſteigen auf in meinen Augen. Aber der Verſtand beſchwichtigt die Wehmuth des Gefühls, indem er mir ſagt: „Die Armen haben ihr Loos ſelbſt verſchuldet, des Geſetzes Heiligkeit mußte ſie verdammen, die Menſchlichkeit lehrt, in allen übrigen ihr Schickſal zu erleichtern, ihre Befreiungsſtunde wird ſchlagen und hier bildete ſich ein Verein von wackern Männern, um ihnen den Rückweg zur Menſchheit dann zu bahnen, die Mittel zu neuem Bürgerthum ihnen zu reichen.“

Aber ſehe ich die Armen-Knaben, Geſpenſtern gleich, durch die Straßen irren, in ſpärlicher Kleidung allen herben Wechſeln der Witterung preisgegeben, mit ſtrengem Blick und ernſtem Wort von ihrem Treiber zum Geſang gezwungen, um ein karges Almoſen zu erjammern —, da blutet mein Herz, und mein Gefühl empört ſich zu Abſcheu und Verdammung.

Das iſt eine der fürchterlichen Anſtalten, welche im Gewande der Harmloſigkeit, der Unſchuld, des Cultus und der Disciplin — Leib und Seele muthwillig verderben.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

*** Neue Ausgabe von Molière. Sie iſt bei Furne in einem Bande erſchienen, ganz in der Art, in welcher wir Deutſchen Schiller's und Anderer Schriften beſitzen. Sechszehn Vignetten, von Horace Vernet, zieren den neuen Molière.

*** Ueberſetzung der Aeneide in die franzöſiſche Sprache. Sie iſt bereits erſchienen und hat Barthelemy zum Verfaſſer. Man lobt die ſtrenge Treue und Gedrängtheit, die poetiſche Ausführung und die Harmonie des Reims an dieſer Ueberſetzung.

*** Der unerfüllte Traum. Einer armen Frau von Laufenburg träumte es in drei Freitagsnächten vor dem Charfreitage, daß ſie an dieſem Tage Mittags 12 Uhr an einem beſtimmten Platze auf der alten Burg daſelbſt einen bedeutenden Schatz erheben könne; der dreimalige ganz gleich wiederkehrende Traum vermochte, daß ſie ſich entſchloß, zur beſtimmten Stunde an den bezeichneten Ort hinzugehen, um das unerwartete Glück in Empfang zu nehmen. Auf dem Wege dahin hegte ſie allerlei Bedenklichkeiten und Zweifel über den Erfolg ihrer Wanderung, ſo daß ſie ſchon wieder umkehren wollte; allein Neugier und die Reize des Reichthums erhielten bald wieder die Oberhand, und mit friſchem Muthe ſchritt ſie weiter. An dem beſtimmten einſamen Platze der alten Burgruine angekommen, harrte ſie zwiſchen Hoffnung und Furcht der zwölften Stunde. Es ſchlug im nahen Thorthurme und mit dem erſten Glockenſchlage durchbebte ein leiſes Schüttern den Boden unter ihren Füßen; unweit von ihr erblickte ſie neben einem großen Topfe eine ſchwarze Katze mit feurigen Augen, die aber plötzlich zur Seite verſchwand. Voll Freude, ihre Träume in Erfüllung gegangen zu ſehen, nahte die Frau ſich dem Topfe, den ſie aber ſtatt mit Gold nur von Glasſcherben angefüllt fand. Verdrießlich ob ſolcher Täuſchung ging ſie nach Hauſe und erzählte das Vorgefallene einem Kapuziner, der ihr nicht wenig Vorwürfe machte, indem nur ſie allein ihres ſteten Zweifelns wegen die Schuld trage, daß eine ſolch' höhnende Verwandlung vorgefallen ſei.

So erzählen noch manche alte Leute, die jene Frau gekannt und es von ihr ſelbſt gehört haben.

(Schweiz. Merk.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 88. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 13. April.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

7. Die drei Toaſts.

Die Treppe des alten mir wohlbekannten Hauſes war mit herrlichen Tapeten belegt zu beiden Seiten mit Blumen geſchmückt; der obere ſonſt ſo finſtere Flur bildete nur eine freundliche Halle mit Bildern und Gipsſtatuen, aus der Mitte von einer Lampe beleuchtet. Das bleiche Mädchen öffnete eine Thüre, ich ſah in ein mit lichtblauem Taffet und Silber prachtvoll drappirtes Gemach. Mein Staunen wuchs mit jedem Schritt. „Verzeihen Sie, in zehn Minuten bin ich wieder hier, dort im Schränkchen ſteht meine mächtige Bibliothek, unterhalten Sie ſich, bis ich wieder erſcheine!“ Meine Helde machte einen leichten Knix und fort war ſie. Mechaniſch folgte ich ihrem Befehl, öffnete das Schränkchen, griff auf gut Glück hinein, erwiſchte das Gerusalemme deliberata von Taſſo, ſetzte mich auf das mit mattgelbem Sammet bekleidete Sofa, blätterte und blieb haften an dem Zauber des ſechsten Geſanges.

Bald war ich meiner Heimath und der ganzen Gegenwart entrückt, in den blutigen Ebenen des heiligen Landes. Der Kämpfe und der Liebe Wunder umzauberten mich. Ich glühte mit Tancred, ich ſchwärmte mit Chlorinde, ich zürnte gegen Taſſo und folgte wieder mit ganzer Seele ſeiner Schöpferlaune voll ewigen Frühlings und kraftſprudelnder Jugendfülle und ſehnſuchtathmender Liebe.

„So ſchnell vertieft?“ flötete eine Stimme in mein Ohr. Betreffen ſprang ich auf. Sie war es, ſchöner, reizender wie zuvor, mit ſeligem Lächeln auf allen Zügen. Ein weißer ſpitzengarnirter Ueberrock floß in leichten Wellen um den lieblichen Bau. Gelöſt waren alle Bande um das Haupt, frei ſchaukelten ſich die ſchwarzen Locken auf Nacken und Bruſt.

„Wie ſchön ſind Sie!“ waren die einzigen Worte, welche meine Ueberraſchung hervorſtammelte. Ihr Auge erglänzte noch heiterer, noch freundlicher erblühte mildes Lächeln auf allen Zügen, mit dem Ton unbeſchreiblicher Gutmüthigkeit erwiederte ſie: „Das iſt mir angenehm zu hören! Was ſind wir arme Weſen, wenn wir nicht gefallen? Ihren Arm, wir wollen ſpeiſen!“

Ein weißdrappirter Salon nahm uns auf. Weinreben rankten an den Wänden empor, prachtvoll blühende Cactus erfüllten die Ecken, ein Roſengebüſch umſpann die Wände bis zu den Fenſterbrüſtungen, milde Wohlgerüche dufteten, man glaubte unter lebendigen Blumen zu wandeln. In der Mitte ſtand eine kleine, von Gold, Silber und Kriſtallen funkelnde Tafel für zwei Perſonen, von oben beleuchtet. Keine Lampe, kein Kerzenſchein ſtörte das Auge. Ottomane und Stühle waren mattgrün überzogen, von weißem Ahorn. In prachtvoller ſilberner Kufe neben dem Tiſch ſtanden ſechs Weinflaſchen in Eiswaſſer, eine Art zierlicher Servante daneben enthielt die köſtlichſten Früchte, den Boden deckte ein einfacher dunkelgrüner Teppich. Kein Fenſter war ſichtbar in dieſem einſamen, abgeſchloſſenen, wohligen Himmelszelt Mahomed's.

Wir ſaßen. Oben, woher das Licht ſtrömte, erſäuſelte wie aus weiter Ferne eine Flötenuhr in myſtiſchen Akkorden, aus welchen ſich die Ouverture der Schweizerfamilie gleich dem Schmetterling aus ſeiner

Puppe loswand. Unwiderſtehlich ergreift dieſer Hauch, aus Heimweh und Liebe ſo zart und innig verſchmelzen, in allen ſtillen Augenblicken jedes Herz. Nach Jahrhunderten noch wird dieſe Kompoſition bezaubern; Alles in ihr iſt naive Wahrheit, rührende Einfalt, warme treue Natur, ſüße ſchmerzliche Sehnſucht. Selbſt das Örtliche und Individuelle iſt allgemein verſtändlich, allgemein ergreifend, allgemein allen Menſchenherzen angehörend. Eins, ganz eins ſind darin Melodie und Harmonie, ſo daß eine ohne die andre kaum denkbar erſcheinen. Schöner ſind nicht Göthe's Elegien, nicht Heine's und Beranger's Lieder. Weigl hat dieſe Muſik nicht gemacht; Liebe und Heimweh jubelten und weinten, ſeufzten und lachten ſie in ſein Ohr, und ſeine Hand ſchrieb nieder, was er von ihnen empfand. Kein öder Raum im ganzen Garten, Alles blüht und lebt ohne Warmbeeten und Treibhaus, getränkt aus der reinen Luft des Himmels.

„Wie ſeltſam die Kritik auch an dieſem Werk ſich oft verſündigte!“

Verzeihen Sie, die Kritik kann ſich nie verſündigen. Entweder iſt ſie der höchſte menſchliche philoſophiſche Genuß eines Kunſtwerks, poetiſch ſchaffend und bildend, wie die Kunſt ſelbſt, oder ſie iſt Taglöhnerarbeit am Secirtiſch, ein mikroſkopiſches Vergnügen von Weſen, welchen die Natur Augen und Kopf, aber kein Herz und keine Phantaſie verliehen hat, — oder ſie iſt die Sünde ſelbſt, die dämoniſche Luſt des Läugnens und Verneinens, das ekelhafte Fliegennaturell, ſteriles Anbetungs- und Abſtraktionsgewimmer für Zeitungspapier zu mancherlei Hausgebrauch.

„Ei ei, kalter Deutſcher, noch keinen Tropfen Wein und ſchon ſo warm? — Was trinken Sie?“

Waſſer, meine Gnädige!

„Charmant! Aber heute nippen Sie doch an einem Gläschen Wein?“

Wenn es möglich iſt, nein! Selten komme ich unbeſchadet davon. Entweder Kopfweh oder ein dummer Streich iſt gewöhnlich die Folge.

„Sie wollen mir wohl weiß machen, daß die dummen Streiche bei Ihnen lediglich vom Wein herrühren? Soit! Aber heute müſſen Sie es auf einen dummen Streich hin wagen.“

Wenn aber Kopfweh ſich einſtellte —

„Pah! Einen Kelch Champagner, aus Galanterie, morgen iſt mein Geburtstag; hören Sie nicht? — ja, ja, das zwanzigſte Jahr rauſcht mir auf ſchweren Fittigen heran. Eine Serenade. Allons! dieſen Kelch den ſanft und lange ſpinnenden Parzen!“

Die türkiſche Muſik brauſte dazu mit dem Veſtalinmarſch, daß die Draperien in Bewegung geriethen. Charles meldete: „Madame, de part du Roi!“

„Eh bien, Charles, dix Louis aux artistes!“

Charles ging, ſie ſprang auf, die Ausgabe in ihre Brieftaſche einzuſchreiben. „Sie machen große Augen? Ich gebe gern, ich zahle fürſtlich; aber betrügen laſſe ich mich nicht gern um einen Pfennig, deßhalb wird Alles notirt. Jetzt, Freund, den zweiten Kelch den Grazien und Muſen, den einzigen treuen Freundinnen des ganzen Lebens!“

Die Kelche klangen, die perlenſchäumende Glut ſtrömte hinab, mit ihr Muth, Luſt, unnennbare Wonne. Gern hätte ich mehr getrunken, wenn nicht Konſequenz geboten hätte, einzuhalten. Die fatale Konſequenz und die noch weit fatalere Scham ſpielten mir manchen fatalen Streich im Leben. Das Finale von Don Juan hieß uns ſchweigen. In gierigen Zügen tranken wir aus dieſem Wunderkelch unerſchöpflichen Zaubers. Stürmiſch jauchzte ein zahlreiches Volk ſein Bravo, den ſchönſten, herrlichſten Dank dem unſterblichen Meiſter.

„Wohlan, den dritten Kelch dem wonnigſten Rauſch, dem gebenedeiten Frühling, dem ſeligen Himmel des Lebens, der Liebe!“

Leer waren die Kelche. Sie ſaß in Sinnen verſunken, ihre Rechte hielt noch den Kelch auf dem Tiſch feſt, die Linke ruhte auf der ſanft ſich neigenden Stirne. Es riß mich hin zu ihren Füßen. Ich faßte die Linke, drückte ſie heftig an meine bebenden Lippen und ſtammelte: „Darf auch ich Glück wünſchen zu dem ſchönen Tag?“ —

„So feierlich, mein Freund, auf den Knieen, erröthend? Iſt man hier zu Lande ſo förmlich zwiſchen Freund und Freund? Ein Spanier ſähe mir herzlich in die Augen, ſeine Lippen ſuchten die meinigen —“

Ich hatte ſie ſchon, ich fühlte ſie ſchon durch alle Adern und Nerven. Ihr Herz ſchlug an dem meinigen, ihre Arme umſchlangen mich zitternd, ihre Thränen rollten über meine Wangen, ihre weichen Locken ringelten ſich an meinem Hals, ihr Athem wehte mich an mit dem Hauch der Seligen. Sanft wehrte ſie mich ab und liſpelte: „Genug, brechen wir auf. Hat der Champagner Ihnen Kopfweh gemacht? Getroſt, das verliert ſich in andrer Luft! Kommen Sie.“

Nicht meinen Arm ergriff ſie, wie früher, zu ceremoniöſem Gang, meine Hand faßte ſie zu traulichem Wandel, und führte mich hinüber in das blaue Zimmer. Meinem Himmel entriſſen, niedergeſchlagen folgte ich ihr. Denn dort lag mein Hut, an's Scheiden und Fortgehen dachte ich — ein Dolch fuhr durch mein Herz. Die türkiſche Muſik ſpielte dazu die Variationen über: nel cor piu non mi sento. (Fortſ. f.)

Weimar.

(Fortſetzung.)

Sprecht, ihr Cultminiſterien, ihr Seelſorger, ihr Schulvorſtände und ihr Väter der Stadt, ſprecht: Warum ſind dieſe Knaben zu ſo heilloſem Wandel verdammt? Was haben ſie, was haben ihre Eltern verſchuldet? Was ſoll dieſe Straßenplärrerei ihnen ſelbſt, der Kirche, der Schule oder dem Publikum fruchten oder erzielen? Sollen damit vielleicht Künſtler für den Cultus oder für die Freude der Welt herangezogen werden? Soll damit die alte ehrwürdige Kunſt des edlen, reinen Satzes vergegenwärtigt und der Frivolität der Weltkinder gegenüber erhalten werden? Wozu ſind dieſe Knaben eigentlich beſtimmt? Kennt die Pädagogik keine nützlichere, edlere und weiſere Beſchäftigung für ſolche arme Kinder, als dieſe Lungerei in Wind und Wetter, dieſe Straßenbettelei, dieſe jammervolle Oſtentation mit dem menſchlichen Elend, dieſe greuliche Satyre auf Kirche, Schulen und Publikum und menſchliches Gefühl zugleich?

Ich verſtehe, — ihr antwortet: Dieſe Straßenſingerei iſt ein alter Gebrauch, ſein Ertrag iſt nöthig zu Erhaltung und Ausbildung der Knaben, fällt das Straßenſingen hinweg, ſo werden manche auch ihre Beiträge entziehen und damit die Mittel zur Erziehung der Knaben ſehr bedenklich ſchmälern. Alſo muß man von zwei Übeln das Kleinſte wählen und in Gottes Namen die Kinder fort ſingen laſſen!

Schämt euch alleſammt eurer Einfalt, eurer Geiſtesflachheit, eurer Herzensträgheit! Wenn ihr vernünftig mit den Bürgern ſprecht, ſo wird kein einziger in Weimar ſo unvernünftig und gemein ſein, daß er nicht ſeinen bisherigen Beitrag auch ohne jene Straßenplärrerei und unanſtändige Bettelei gern fortbezahlen ſollte. Fände ſich dennoch ein ſolcher crudeler Philiſter, ſo wäre er der Verhöhnung aller andern gewiß, und zwanzig neue Geber würden an ſeine Stelle treten, um ſolche Schmach von der Stadt zu wälzen, und ein Inſtitut zu beſeitigen, welches unſre Zeit ſchändet, und höchſtens ein paar alten Weibern beider Geſchlechter ein fatales Vergnugen gewähret.

Thun die Behörden nichts dagegen, ſo glaube ich Weimars Bürger ſattſam zu kennen, um von ihrem Verſtand und ſchönem Gemeinſinn allein die Abſchaffung ſo großen Übels mir verſprechen zu dürfen.

Durch die neue Kunſtſtraße, welche Hamburg mit Nürnberg über Magdeburg, Weimar ꝛc. in neue und nähere Berührung bringt, ſcheint es für Weimar von Bedeutung zu ſein, daß alle dahin führenden Communications- und Nebenwege in humanen Zuſtand verſetzt werden. Größtentheils ſind ſie wahre Parodien von Wegen, und weit eher ein Abſchreckungsmittel als eine Einladung.

Sollte die Verwendung der Züchtlinge zu ſolchem Bau nicht weit gemeinnütziger und für die Zuchthäuſer einträglicher ſein, als der doch immer ziemlich odiöſe Holzhandelsverkehr dieſer Unglucklichen in allen Straßen der Reſidenz?

Hätten nicht die Furſten durch Anlegung des unvergleichlichen Parks, dieſes Juwels von Weimar, einen der anmuthigſten Spaziergänge Deutſchlands gegeben, ſo wäre man hier nach eintägigem Regen zur Stadtgefangenſchaft verurtheilt, da ſelbſt die Chauſſeen ringsum für den Fußgänger in ſolcher Zeit unwegſam werden. Dieſer Gegenſtand ſcheint mir viel wichtiger und dankbarer zu ſein, als die Opferung eines nicht kleinen Kapitals fur Verſuche auf arteſiſche Brunnen in dem ohnehin ſo waſſerreichen Ilmthal. —

Über 100 Zeitſchriften in allen Sprachen und ein Tiſch mit allen Neuigkeiten des deutſchen Buchhandels bilden das Muſeum unter der außerſt gewandten, pünktlichen und gefälligen Aufſicht eines großherz. Cuſtos. Schwerlich exiſtirt irgendwo ein wohlfeileres, bequemeres und beſſer ausgeſtattetes Leſeinſtitut. Sämmtliche Journale und literariſchen Werke werden ein Eigenthum der Großherzoglichen Bibliothek. Dieſe ſteht jedem zur Benutzung zu Gebot und wird unglaublich vielfältig benutzt, obgleich die beiden merkwürdigen Oberaufſeher Vulpius und Göthe nicht ohne Liebhaberei ſorgten, und Lücken einreißen ließen. Jetzt ſoll Neues nur ſehr ſpärlich angeſchafft werden; von manchem Werk ſind die erſten Bände vorhanden, die übrigen fehlen.

Dieſe Bibliothek iſt eine der ſchönſten und weſentlichſten Zierden Weimars, ſo wie der Bibliothekar Kreuter der Hauptſchmuck der Bibliothek iſt, das ſchönſte Muſter eines Bibliothekars, ein Mann, der den Dank von Tauſenden ſich verdient hat, mit raſtloſer Liebe ſeinem ſchwierigen Beruf vorſteht und für alles Fehlende Erſatz zu geben faſt immer verſteht. — —

Spräche jemand: „Die Ilmenauer Papiermühle hat bedeutenden Einfluß auf Deutſchlands Literatur geübt, denn Göthe ſchrieb viel auf Ilmenauer Papier!“ — ſo würde man ihn für einen Windbeutel, wo nicht für weit Schlimmeres halten.

Vornehm und behaglich aber ſpricht gleichwohl Einer dem Andern nach: „Weimars Theater übte bedeutenden Einfluß auf deutſches Bühnenweſen!“ Wann, meine Herren, womit und wodurch und in wiefern? bekennen Sie endlich, daß Sie viele Worte hin und wieder ſprachen, nur um dieſem, oder jenem angenehm damit zu räuchern. Das alte Theater von Mannheim und Gotha und Hamburg, die Berliner Bühne, namentlich unter Iffland, und Wiens Volkstheater und Opernhaus übten vielfachen und weſentlichen Einfluß auf Deutſchlands Bühnenweſen, deſſen Spuren heute noch mehr oder minder deutlich allerwärts ſich nachweiſen laſſen. Schiller und Kotzebue wirkten beinahe mit Allgewalt, Göthe kraftvoll auf Deutſchlands Bühnenweſen durch ihre dramatiſchen Gedichte. Womit und wodurch wirkte Weimars Theater auf Deutſchland? Sagt mir es doch, ihr lieben gelehrten Herren, denn ich weiß es noch immer nicht und kann es nicht begreifen.

Hat die Weimarer Bühne für Decorationen, Coſtüme, Maſchinen ꝛc. für alles Äußere und Materielle der Darſtellungen neue Lehren und Verbeſſerungen eingeführt, welche in Deutſchland Anklang und Nachahmung hervorbrachten?

Erſchien die Weimarer Bühne allen übrigen Bühnen als ein nachahmungswürdiges Muſter in der Dramatik, Scenik, im Geiſt und innern Leben der Darſtellung? Hat dieſes muſterhafte Wirken die andern Bühnen belehrt und gebeſſert und erleuchtet?

War die Weimarer Bühne eine Muſterſchule für Bildung dramatiſcher Künſtler und Künſtlerinnen? Haben die hier gebildeten Schüler ihre Lehren auf die übrigen deutſchen Bühnen verpflanzt, und damit die deutſchen Bühnen nach hieſigem Muſter umgeformt?

Nein! Nein! Nein! Von dieſem allem geſchah nichts! Alſo gehört jener ſogenannte Einfluß in die Kategorie der Spaßmacherei mit Ilm-Athen! (Fortſ. f.)

Muſik in Frankfurt.

Revue des Monats März.

Den 1ſten. Die ſchöne Müllerin von Paeſiello. „Warum“ dürfte hier die Gelegenheit zur Frage ſein, „Warum italiäniſirt man uns nicht lieber durch und durch? da deutſche Muſik bei uns doch immer ſeltner wird“; 41 Opern von Paeſiello allein, — und wir kennen davon kaum $^1/_2$ Dutzend. Es fehlt doch nicht an rhetoriſchen Zerſetzern! (Ueberſetzern.) Weshalb noch dieſer Reſt klaſſiſchen Unfugs auf deutſchem Boden? — Die Pariſer thauen jetzt auf und finden Geſchmack an deutſcher Muſik. Dort werden deutſche Partituren ihre Heimath finden. Die Herren ini, eti, ante und etti ſollen nur kommen und ihre Citronen-Reiſer auf unſre Kartoffel-Stauden pfropfen. Wir empfangen ſie unter Triumphbögen, aus ihren eigenen Werken gebaut. Parthenope's warmer Himmel wird ſchon ſo gefällig ſein, mit ihnen zu ziehen! Die Leichtigkeit der italiäniſchen Dunſtſphäre wird dann ihren Einfluß auch auf Deutſchlands phlegmatiſche Kehlen und Seelen ausüben. Die Geſchicklichkeit des Vortrags wird den leichten Conturen ital. Compoſition in der Originalſprache den nationellen Charakter geben. Wir werden gleich dem ital. Sänger aus der einfachen Note den Sinn der Compoſition errathen, und einen Ausdruck hineinlegen, der uns bisher fremd war! Die Elaſtizität des Spiels wird damit im Einklange ſtehen! Wir werden nicht mehr nöthig haben, über die Analyſe der Partitur den Genuß verwandter Anklänge einzubüßen. Bis dahin müſſen wir nun eben noch die ital. Oper auf deutſchen Bühnen als Zwittergeburt toleriren.

Unter dieſen Umſtänden iſt meiner Kritik der Rückſicht Hemmſchuh angelegt. Sie wird ſich, ins alte Gewohnheits-Joch ſchmiegend, die Darſtellung der heutigen Molinara von der Nordſeite, iſt gut von der Deutſchen betrachten müſſen. Dem. Kratky-Röschen. — Es wäre undankbar, der Vorzüge über die Mängel dieſer Sängerin zu vergeſſen. Schöne Mittel müſſen durch das Band ſeelenvoller Grazie vereinigt werden. Herr Haſſel wäre ohne ſeinen Vorgänger Lux ein origineller Knoll. Herr Maurer iſt ein ausgezeichneter Notar. Herr Schmezer ſang den Baron. Die Ouvertüre dieſer Oper iſt von Winter dazu componirt; die Einlage der Dem. Kratky von Caraffa. Das chromatiſche Allentamento darin paßt zu dieſer Parthie, wie Ringe und Bracelets zum Anzuge. Chromatiſch herabperlende Läufe habe ich nur zweimal vollendet gehört, von Mad. Campi und Dem. Sontag. Dem Einſtudieren dieſer Oper alle Ehre. Dem Orcheſter Dank für die ſeltene Diſcretion der Begleitung.

Den 4ten. Titus. Mozart ſchrieb dieſe Oper für Prag zur Krönungsfeier Leopolds, kurz vor ſeinem Requiem. Der Text von Metaſtaſio war von den Böhmiſchen Ständen erwählt. Der antike Geiſt, der in dieſer Oper vorherrſcht, iſt alſo das Reſultat ernſter Anſchauung und Willenskraft. Es iſt nicht die gewiſſe antike Steifheit des Styls, die ſich bei Mozart mit ſeinem Idomeneo gebrochen. Dieſe Oper bildet gleichſam die Brücke ins neuere romantiſche Land. Mit ihr eröffnete ſich ſeine eigentliche dramatiſche Laufbahn, die ihn populär machte. Allen Künſtlern ſei dieſe Anſchauung heilig. Kann man aber auch antik ſingen? Das liegt im Geſchmack. Das lehrt die Schule nicht. Weniger aber, als moderne Einflechtungen vermeiden, kann man doch nicht thun. Dieß gilt hauptſächlich bei der Cadenz. Pedanten verbieten dieſen Tonfällen alle Ornamente. Mozart wie ſeine Zeitgenoſſen, behaupte ich, haben vielmehr darauf hingewieſen. Allein dem Schönheitsgefühl des Sängers bleibt es überlaſſen, dieſe Ornamente im Geiſt des Werks zu ſchaffen. Wie das zu machen, iſt Sache des Dirigenten. Einfachheit dürfte wohl die erſte Bedingung ſein. Abgeſehen davon, daß alle Mozart'ſchen Opern im eigentlichen Sinne deutſche Opern ſind, ſo darf am wenigſten ſein Titus mit Belliniſch-Roſſiniſchen Cadenzen meſallirt werden. Die Vorſtellung war im Ganzen gut und gerundet. Chöre und Enſembles vorzüglich. Was jedoch am meiſten vermißt wurde, war die Theilnahme des Publikums. Bekanntlich beginnt die Oper mit dem Duett zwiſchen Sextus und Vitellia. Damals ſchon begann man das Bedürfniß eines eclatanten Anfangs zu fühlen, und der vielſeitige Winter half dieſem Uebelſtande durch die Compoſition der erſten Introduction ab. Die darin verflochtene Arie des Titus (es dur) mit Chor iſt von Weigl.

Nach langen Jahren erſchien dieſes große, nicht allgemein genug verſtandene Werk auf unſerer Bühne, und zwar zum Abſchiedsbenefice der Dem. Hill (Sextus). Mit dieſer Parthie iſt der in früherer Zeit in Frankfurt ſo gefeierte Name Hill für unſere Bühne ausgeſtorben. Dem Selbſtvertrauen der jungen Künſtlerin geſelle ſich auf ihrer Reiſe das beſte Glück!

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

⁂ Talleyrand in ſeinen häuslichen Gewohnheiten. Talleyrand verläßt 10 Uhr Morgens das Bett; nur die Hälfte der Zeit, welche er in demſelben zubringt, iſt dem Schlafe gewidmet. Die ſchlafloſen Stunden wendet der Fürſt zu Entwürfen von Briefen, oder Protokollen, Friedens- oder Kriegs-Machinationen, Vorkehrungen gegen oder Plänen zu Revolutionen an. Häufig geſchieht es, daß Se. Excell. einen Sekretair zu ſich ruft, um ihm, hinter den Bettvorhängen heraus, einen Manifeſt-Plan zu diktiren, oder einen Allianz-Traktat zwiſchen zwei Nationen. Eine halbe Stunde nach dem Lever frühſtückt der Fürſt. Das Dejeuner iſt einfach, es beſteht aus Eiern, Früchten, Törtchen und einem Glaſe Waſſer mit Madera. Weder Kaffee noch Chokolade, nicht einmal Thee wird dabei ſervirt. Nachdem Se. Excell. ſich ſelbſt angekleidet hat, zweifelsohne um dem Körper einige Bewegung zu verſchaffen, legt er ſich gleichfalls eigenhändig die Cravatte um; indeß die Finger des Fürſten ſind ſo ungehorſam, daß jene ein über das andere Mal die Hülfe der Frau Herzogin von Dino in Anſpruch nehmen muß. Nach dem Frühſtück, wenn der Fürſt einen Augenblick der Erholung gewidmet hat, wird Audienz ertheilt, gearbeitet und Zeitung geleſen, oder vielmehr durchgeſehen; denn ein Mann, wie Talleyrand, lieſ't niemals eine ganze Seite. Hierauf werden Befehle ertheilt, Briefe eröffnet, diplomatiſche Viſiten abgeſtattet und dann und wann kurze Spaziergänge gemacht. Sodann wird die Toilette zum Mittagseſſen verändert. Obgleich Kenner, und nicht ohne Gourmandiſe, ſpeiſet der Fürſt dennoch compakt und trinkt nur reinen Madera. In Paris ſich befindend, dinirt Talleyrand um acht Uhr, auf dem Lande um fünf Uhr. Nach dem Mittagseſſen, wenn der Kaffee getrunken und das Wetter es erlaubt, wird promenirt. Hierauf ſpielt man, der Fürſt inſonderheit gern Whiſt. Der Humor Talleyrand's bleibt derſelbe, er mag gewinnen oder verlieren. Nur dann wird er unwillig, wenn die Mitſpielenden ſchlecht ſpielen, oder zerſtreut ſind. Whiſt wird von der Rechten zur Linken geſpielt, eine Gewohnheit, die Herrn Talleyrand zur anderen Natur geworden iſt. Stets wird ein hohes Spiel gemacht. Wenn die Karten bei Seite gelegt ſind, begibt ſich der Fürſt in ſein Kabinet. Hier werden Correſpondenzen beſorgt, Suppliken beantwortet und Rendezvous für den nächſten Tag feſtgeſetzt. Zwar hält Se. Excellenz kurze Zeit Mittagsruhe, indeß, nach Verlauf derſelben, bleibt er bis vier Uhr rüſtig und wach. Häufig hat man ihn dagegen im öffentlichen Leben einſchlafen ſehen, wie z. B. in der Pairs-Kammer; ja ſogar an dem Tage, als Herr von Lamartine von dem berühmten Cuvier in der Akademie mit ſo viel Lob überhäuft wurde. Freilich täuſcht man ſich oft in dieſer Hinſicht, Talleyrand wacht nicht ſelten bei geſchloſſenen Augen, und zwar lediglich aus dem Grunde, um beſſer zu hören. Seine Arbeiten beſorgt der Fürſt Abends; indeß er arbeitet ſelten. Demungeachtet behauptet man, er habe ſeit 1789 an ſeinen Memoiren geſchrieben, und einige Seiten derſelben neun oder zehn mal geändert, alſo zwei mal mehr, als Buffon. Obwohl die zahlreichen Veränderungen eben keine große Aufrichtigkeit des alten Geſchichtſchreibers verbürgen, ſo ſichern ſie wenigſtens die Korrektheit des Styls. Der Puls des Herrn von Talleyrand ſchlägt, mit Ausnahme des Abends, langſam, oft weniger, als ſechzig mal in der Minute. Solches rührt offenbar daher, weil der Fürſt nie bewegt wird; ſeine Züge ſind ſtets ohne alle Leidenſchaft. Jedoch wenn es ſich um Rache handelt, iſt der ſonſt ſo ſchläfrige Kreislauf des Blutes bei weitem raſcher, als gewöhnlich, wie ſolches bei vielen Greiſen der Fall iſt. Die ungewöhnl[illegible] ausgenommen, welche Jedermann bekannt iſt, hat der Fürſt [illegible] weiter keine Gebrechen aufzuweiſen. Es iſt wahr, ſeine Arme ſin[illegible] ſeit dem Blutſchlagfluß, geſchwächt, aber nicht gelähmt. Allei[illegible] es iſt noch nicht lange her, daß einem ſeiner Füße der Brand drohte. Se. Excellenz empfand damals brennende Schmerzen, ein quälendes Jucken in der Gegend der Zehen und der den Mittelfuß bedeckenden Haut, die von einer Beſorgniß erregenden Röthe überzogen war. Aber gegen dieſen Gefahr drohenden Unfall wurden ſofort geeignete Heilmittel angewendet und dadurch dem Uebel abgeholfen. — Hr. von Talleyrand iſt 80 Jahre alt. Er wurde am Tage des Liſſaboner Erdbebens geboren. Wer hundert Jahr alt werden will, befolge ſeine Geſundheitslehre. Es iſt die von Fontenelle, zu welchem Mad. Geoffrin, ihm die Finger auf's Herz legend, ſprach: Ihr Kopf ſitzt da!

⁂ Religiöſer Wahn. Wer dies nachgeſchriebene Gebet, (heißt es im Roſenkränzlein von St. Urſula, gedruckt zu Straßburg 14[illegible]) mit 5 Pater noſter und 5 Ave Maria mit Andacht ſpricht, der hat 84000 Jahre und 36 Tage Ablaß. — Im kleinen Jalkut Ruben heißt es: „Einſt wird das Sündengeſchöpf, der Teufel, in einen heiligen Engel umgeſtaltet und die Hölle dem Paradies einverleibt, und daſelbſt wird dann das Volk der Gerechten unaufhörlich tanzen, und der gebenedeite Gott den Tanz anführen. — Die Jeſuiten behaupten: daß Ignatius Loyola in der Höhle von Manreſa, Gott ſah, wie er iſt, und ihre Conſtitutionen ſeien aus Offenbarung hergefloſſenes, reines Gotteswerk. Sehr keck war es alſo von Pabſt Paul III., daß er die Jeſuiten bevollmächtigte, Aenderungen nach ihrer Einſicht und ihrem Gutdünken vorzunehmen. Die Conſtitutionen verlangen ausdrücklich, daß ſich der Jeſuit wie einen Stock betrachte, den der Vorgeſetzte, wozu er will, gebrauchen darf — wie einen Leichnam der ſich hinlegen laſſe, wohin man will. Mariana lobt den Mörder Heinrich's III. und fügt hinzu: wenn ein Regent zum Tyrannen geworden ſei, müſſe ſich das Volk verſammeln, ihn abzuſetzen, um aber Weitläufigkeiten zu vermeiden, wäre der beſſere Rath, ihn durch Liſt und Betrug anzulocken und zu tödten. Siebenzig jeſuitiſche Schriftſteller vertheidigen den Königsmord. Casnedi lehrt: eine Lüge, welche die Creatur für ſittlich erlaubt hält, iſt erlaubt, und Chriſtus kann am Tage des Gerichts wohl zu einem Verläumder ſagen: „komm Geſegneter, weil du gelogen haſt!" — Ein unverzagtes Gewiſſen, hinſichtlich des Unerlaubten entſchuldigt die Sünde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 89. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 14. April.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

8. Schlaf und Leben.

Alle Regung und Rühzung ſchien meinem ſchönen Kamäleon wieder entflohen zu ſein, ſobald wir im blauen Zimmer angelangt waren. Sie trällerte eine Variation zu der türkiſchen Muſik, ging in eine Melodie von Cosa rara über, erfaßte eine Ferma, um zu einem Gluck'ſchen Thema zu gelangen, und endigte ihre Skizzen lachend mit der Frage: „Lieben Sie auch nach Tiſch ein Stündchen zu verplaudern? Ich kann nicht ſogleich ſchlafen gehen, wenngleich das Souper nach Mitternacht erſt ſich endet. Ich liebe den Schlaf außerordentlich und noch mehr die Seligkeit holder Träume. Damit lebt man zweimal, eigentlich ein doppeltes Leben. Wahrlich, ſehr in Verlegenheit wäre ich, wenn ich ſagen müßte, welchem von dieſen beiden Leben ich den Vorzug gäbe!“

Ich — unbeſtreitbar dem wirklichen Leben des Tages, weil ich doch immer mehr oder weniger deſſen Herr und nie ganz blinder Sklave des Zufalls bin, weil ich mit Überzeugung weiß, daß ich bin, daß ich lebe, wirke oder leide.

„Laſſen wir alle Überzeugung aus dem Spiele. Definiren können Sie mir die Überzeugung haarſcharf, aber, mit Ausnahme alles Mathematiſchen, kaum irgend Etwas zur wahren Evidenz herſtellen. Eigentlich überzeugt iſt der Menſch beinahe von gar nichts, oft am wenigſten von dem, was er für eine uralte Überzeugung hält. Damit iſt es eben ſo wie mit Ihrer gerühmten Herrſchaft, Selbſtherrſchung und Lebensbeherrſchung im wachenden Zuſtande. Wären etwa die Träume, welchen jeder Sterbliche mehr oder minder lebhaft wachend und denkend nachhängt, weniger Träume, als jene wunderbaren, faſt unerklärbaren Gebilde und Erſcheinungen und Regungen des ſchlafenden Menſchen? Wirken nicht Phantaſie, Wahn, Aberglaube und Albernheit weit bedenklicher und einflußreicher durch jene wachenden Träume, jene gleichſam individuellen Träume, als durch die Träume des Schlafs, dieſe Träume par hasard, dieſe Stegreifträume und Magenoperationen und Nervenzuckungen — auf das Geſchick der Menſchen? — Wovon träumen Sie gewöhnlich im Schlaf?“

Ich fliege, und fliege mit unendlichem Behagen, glaube die Höhe zu erreichen und erwache dann in der Regel ſehr mal à propos. Oder ich ſchwimme, tauche, bade mich wohlig in kriſtallhellem Strom. Am jenſeitigen Ufer erblicke ich eine ſchöne Blume, höre einen niegehörten zauberiſchen Geſang, ſehe eine wunderliebliche Geſtalt, welche mir hinüber winkt. Ich rudre hinüber, ſchon bin ich nahe, ſchon athme ich den Duft der Blüthe, der Geſang wird heller und heller, ich beginne, Auge in Auge das holde Weſen zu betrachten, ihr Athem weht mich an — da erwache ich und fort iſt Alles. Zuweilen wird mir an unüberſehbarem Abgrund ſchwindlicht, Höllenangſt erfaßt mich — ich ſtürze, falle tiefer und tiefer, um plötzlich mitten in der Luft zu erwachen. Sehr oft verfolgt mich ein Stier, ich fühle ſchon ſein Schnauben, ſeine Hörner berühren meine Bruſt — und ich erwache.

„Und welchen Einfluß üben dieſe Träume auf Ihr Leben und Treiben?“

Welchen Einfluß? Ich glaube wahrhaftig gar keinen!

„Bon! Jetzt die Hand auf das Herz! Was träumen Sie wachend? Oder deutlicher: Was wünſchen, was hoffen, was erſehnen Sie am lebhafteſten und am häufigſten?“

Hm! Zuweilen träume ich mich wohl recht lebhaft in den Zuſtand eines ſein Land regierenden und beglückenden Miniſters hinein. Häufiger ſchwärme ich mit Cook und allen großen Reiſenden in fernen unbekannten Landen umher, kultivire mit Penn ein ödes wildes Land und gebe ihm eine ideal ſchöne Verfaſſung. Aber am häufigſten genieße ich das Entzücken, meine Gedichte auf jedem Tiſch zu finden, meine Lieder aus jedem Mund zu hören, als Schriftſteller meinen Namen geprieſen zu wiſſen!

„Und der Einfluß dieſer Träume auf Ihr Leben und Treiben?“

Daß ich mit unendlicher Liebe an allen Wiſſenſchaften hänge und mich fortbilde, welche zu jenen Zielen führen können, daß ich das Lernen als den Zweck meines Lebens betrachte, von Einem zum Andern übergehend nur höchſt ſelten ermatte, und in neuen Studien Erholung und neue Kraft gewinne, um —

„nie ein tüchtiger Miniſter, nie ein Cook oder Penn, kein bedeutender Dichter und kein großer Tonſetzer zu werden, weil zu Allem der Traum Einheit des Willens, Concentricität der Kraft, Energie der Entwickelung Ihnen raubt, Ihre Elemente zerſplittert. Ja, mein lieber Freund, gar Viele werden Alles nur halb, weil ſie in der Jugend ſolche Träume mit Beruf verwechſeln, und dieſem Zaubergewebe ſich erſt entwinden, wenn die ſchöne Frühlingszeit vorüber und die ſchwülen Tage des Mannes herangekommen ſind.“

Wie? Ach!

„Doch wir werden zu ernſt. Laß ſehn, was haben Sie da vorhin zu leſen angefangen? Den Taſſo! Alſo auch Italiener? Scharmant, ein neues Band, das uns anmuthg feſſeln ſoll. Ich liebe dieſe Sprache und ſie liebt mich wieder, denn ſie verſüßt mir manche Stunde.“

Wehmüthig war ich auf das Sopha hingeſunken und drückte meinen Schmerz mit dem Geſicht in die ſchwellenden Polſter. Ihre Stimme tönte mir lange wie eine unendlich ſüße, wehmüthig weiche Melodie, welche immer naher und näher erklingt. Endlich rangen Silben und Worte und Sätze aus dem zaubervollen Geſang ſich los, italieniſche Worte, Taſſo's Verſe, Tancred's und Chlorindens Geſchichte entfaltete ſich. Sie las. Nein, ſie las nicht, ſie dichtete laut, ſie ſchuf in Worten und Tönen einen Geſang des befreiten Jeruſalem's. Taſſo war ſie ſelbſt, der von Liebe und Religion und Ritterlichkeit begeiſterte Taſſo, der zum Erſtenmal die Worte ſich ſelbſt ſprach, welche ihn unſterblich machen ſollten, der ſeine ganze Seele in Verſen aushauchte.

So hat nur dreimal im Leben Muſik mein Innerſtes ergriffen, mein ganzes Nervenſyſtem durchſchüttert, faſt alles irdiſche Bewußtſein mir geraubt, — als ich, noch ein Knabe, zum Erſtenmal von vier Halbbrigaden die Marſeillaiſe hörte. Ich wurde krank mehrere Tage lang, wie von einem ſchweren Nervenübel behaftet, als ich den Don Juan zum Erſtenmal hörte, nachdem ich das Buch der Oper verſchlungen hatte, — als ich Roſſini's Zelmira, oder vielmehr den Verein der beſten Sänger der Erde jene Oper ſingen, d. h. alſo — zum Erſtenmal den eigentlichen Zauber lebendigen Geſangs hörte, die Sprache des Gemüths in den herrlichſten Tönen, in der ganzen Glut des Südens! —

Lange ſchon hatte ſie das Buch bei Seite gelegt und lächelnd mich betrachtet, als ich noch bebend in der Ecke des Sofa's ſaß, ſtarr vor mich hinblickte, ohne etwas zu ſehen, mit Thränen im Auge, namenloſe ſchmerzliche Wonne im Herzen, ohne Beſinnung, ohne Gedanken.

„Nun! gefällt Ihnen Taſſo aus meinem Mund? Keine Antwort? Habe ich denn ſo gar ſchlecht geleſen, daß nicht einmal die Galanterie eines Kavaliers ein Wörtchen findet, ſein Mißfallen zu bemänteln?“

Sie — Sie haben ſchon geendet? Vorüber wäre ſchon dieſer himmliſche Traum?

„Ha, ha, ha! ein Traum! Bald glaube ich, daß es ein Traum in wirklichem Schlaf geweſen! Indeſſen iſt's wohl Zeit, an Ruhe zu denken, ſo eben ſchlug es drei Uhr!“

Ruhe? Ja, fort! hinaus! Die Glut droht mich zu erſticken!

Damit ergriff ich haſtig meinen Hut und ſtürmte wie bewußtlos nach der Thüre.

„Fort wollen Sie? Jetzt fort? Seien Sie doch klug, was ſoll ganz Krähwinkel ſagen, wenn Sie um dieſe Stunde allein aus meinem Hauſe gehen?“

Verwünſcht!

„Verwünſcht oder Erwünſcht? — Nein, lieber Freund, Sie bleiben, ſchlafen hier —“

Hier?

„Nun, erſchrecken Sie nur nicht ſo gewaltig vor dieſem erſchrecklichen Schickſal. Komiſcher Menſch, jedes ſeiner Worte iſt eine Sottiſe; — dennoch, gute Nacht! damit ſie ſanft ſchlafen und ſüß träumen, einen Kuß — auf Wiederſehen im ſchönen Morgenlicht!“

Fort war ſie, meine Lippe brannte, Glut war ich über und über, durch und durch. Charles trat ſtumm ein mit einem ſilbernen Armleuchter, öffnete eine andre Thüre, ſtellte ſich vorleuchtend dahinter, mein Kommen erwartend.

„In Gottes Namen!“ ſtöhnte ich und folgte ihm raſch. Durch drei Zimmer ſchreitend, gelangten wir in das vierte, ein prachtvolles Gemach mit vielen Gemälden. Charles ſtellte den Armleuchter auf ein Marmortiſchchen, ſchob die ſeidene Bettdecke zurück und machte Anſtalt, mich zu entkleiden. Unwirſch herrſchte ich ihn an: „Ich entkleide mich ſelbſt, allein!“ Er machte eine Verbeugung, zündete die Lampe hinter der prachtvollen Nachtuhr an und ging des Wegs, welchen wir gekommen waren.

Mechaniſch entkleidete ich mich, betrachtete voll dummen Staunens einen ſchönen Schlafrock von Seidendamaſt und perſiſche Morgenſtiefel, welche wie für mich bereit lagen, blies unmuthig die Wachskerzen aus, als hätte ich in meinem Leben kein Licht ordentlich ausgelöſcht, beſtieg mein Bett und träumte viel, bevor ich noch einſchlief. (Fortſ. folgt.)

Weimar.

(Fortſetzung.)

Übrigens waren auch Göthe's und Schiller's Anſichten über das Theater zu verſchiedener Natur, um Einheit des Plans und der Durchführung nur vermuthen zu können. Göthe vergaß nicht ſelten ſich ſelbſt über dem Hofkavalier, und der Hof gab nicht ſelten Einflüſſen von Außen gefällig nach. Darüber ſpricht das Repertoir ſehr vernehmliche Worte. Später bellte der Hund des Aubry hier ſo laut und wohlgezogen, wie auf andern Bühnen, und keiner der zahlloſen Jagdjunker hatte Amtseifer genug dieſe auf dem Leibrevier wildernde Beſtie zu erſchließen. Papa Göthe fürchtete ſich vor dem Hund und dem Gebelle der Zeit, er zog ſich vom Theater zurück. Von jenem Moment an datiren die pfiffigen Leute deſſen Verfall.

Schmeichelei, Windbeutelei, Lüge!

Die Weimarer Bühne iſt eben ſo weit entfernt, eine verfallene zu ſein, als ſie davon entfernt war und iſt, eine auf Deutſchlands dramatiſches und theatraliſches Weſen Einfluß habende Bühne zu ſein.

Bedeutende, wenigſtens als ſolche gerühmte Schauſpieler hat ſie in Menge verloren, ja, ſie hatte früher nur bedeutende Schauſpieler (wie wenigſtens die Treuherzigkeit und Eitelkeit der Weimarer es glaubte und gern hörte) und jetzt hat ſie ziemlich wenig bedeutende und manches ſchwache Individuum aufzuweiſen.

Die alte Größe, der frühere Glanz, die leuchtende Eminenz der Kunſt der Darſtellungen voriger Zeiten wird täglich problematiſcher, wenn man den völlig unkritiſchen Geiſt, den faſt gänzlichen Mangel an Urtheilsluſt des Weimarer Publikums in Maſſe betrachtet. Sonderbar, daß hier alle jene rieſige und erlauchte Größe fruchtlos verrauſcht ſein ſoll! Sonderbar, daß nur einzelne wenige jener Großen im übrigen Deutſchland mehr als einen Succès d'estime erringen konnten, keine von Allen anderwärts im Siegesflug eines Genies zu jauchzender Bewunderung und lebendiger Freude hinriß, Viele mit ihrer Kunſt — Kälte und Verwunderung erzeugten!

Jedoch, alles Vergangene wollen wir ruhen laſſen, die ruhige, auf Vernunft baſirende Wahrheit war damals ein ſo ſeltener und theurer Artikel, als ſie es jetzt immer ſein kann. Für und dagegen ſtritten Viele, und alle gehäſſigen, kindiſchen und verächtlichen Leidenſchaften kamen dabei in's Spiel, wie es heute noch zu gehen pflegt.

Die Weimarer ſind in Maſſe im Theater, ein kindlich frohes harmloſes Völkchen, genußluſtig, hungrig und durſtend, — darum leicht zu befriedigen. Ein liebenswürdiges Völkchen, welches Gebrechen und Fehler nicht ſieht, oder nicht zu ſehen ſcheint, und faſt traurig wird, wenn es beim Abgang oder nach der langen Rede irgend einer Perſon nicht zum Applaudiren kommt. Darin macht es beinahe keinen Unterſchied zwiſchen allen ſeinen Darſtellern. Stillſchweigend hat ſich bon ton eingeſchlichen und es gewiſſermaßen zur patriotiſchen Ehrenſache gemacht, — alles während der Darſtellung charmant zu finden.

Das iſt charmant, und in der That für Kunſt und Vergnügen beſſer, als der jetzt an ſo vielen Orten graſſirende jämmerliche bon ton des Gegentheils, wie ſehr auch ſolche Publikümer mit ihrer Klugheit und Gelehrſamkeit ſich brüſten mögen!

Dieſes „an allem Gefallen und Freude finden“ wird aber auch durch die muſterhafte Direction des geiſtvollen Obermarſchall Spiegel erleichtert und durch einen Zuſammenhang von Kleinigkeiten erhalten. Vor allem durch eine gewiſſe Einheit, welche an manchem großen Theater zu den Chimären gehört.

Decorationen, Coſtüme, Requiſiten, Maſchinerie, Beleuchtung gehören zu dem hübſcheſten und effectvollſten, was in Deutſchland zu ſehen iſt. Eine ſtets reichliche, gut dreſſirte und ausnehmend pünktliche Comparſerie macht die Enſemble-Scenen lebendig, friſch und pittoresk. Kein Darſteller erſcheint je im Proſcenium, an den Lampen, alles bleibt in gehöriger Perſpective, im Einklang mit Beleuchtung und Färbung. Kein Souffleur wird jemals gehört. Die Zwiſchenacte werden, mit verſtändig gewählten Compoſitionen von dem ganzen Orcheſter unter Leitung eines Muſikdirektors ausgeführt, ſo reizend ausgefüllt, daß ſie oft das Anmuthige eines Concerts gewähren. Und — was in Deutſchland das Seltenſte iſt, und hin und wieder allerwärts Scandal und Scandälchen erzeugt — hier wird nie die Wahl und das Benehmen jener gewiſſen fatalen Neben- und Flickröllchen Störung, Gelächter, Blamage hervorbringen. Schauſpieler und Schauſpielerinnen, welche heute die erſten und glänzendſten Rollen ſpielen, erſcheinen morgen in der kleinſten und unbedeutenſten Scene mit gleicher Aufmerkſamkeit und gleichem Eifer. Keine Spur jener ſo verrufenen Eitelkeit, Dickthuerei und Scheelſüchtigkeit der Schauſpieler.

Darin kann die hieſige Bühne allen übrigen zum Muſter dienen. Dieſe ſchöne, unberechenbar wichtige Eigenheit verdankt man lediglich dem Zartgefühl, Geſchmack und Manneswillen des Obermarſchalls von Spiegel, deſſen loyale, freundliche und galante Weiſe gegen alle Mitglieder nur von ſeiner Energie übertroffen wird.

Das Enſemble aller Darſtellungen in Schauſpiel und Oper iſt größtentheils ſehr lobenswerth und wirkſam. Dies Enſemble verdeckt nicht ſelten manches individuelle Gebrechen, manche einzelne Schwäche. Es verſöhnt die Kundigen der Zuſchauer und macht den Gewöhnlichen einen recht hübſchen Nebel vor, welchen zu durchſchauen weder Kraft noch Luſt vorhanden iſt. Es beurkundet jene Achtung für Poeſie, Theater und Publikum, welche, an ſo vielen Orten mehr und mehr verwiſcht und vermißt, ein wahres Kaffeehausleben auf der Bühne und baar bezahlte Schenkengenüſſe im Parterre erzeugt.

Die Direction des hieſigen Theaters iſt eine muſterhafte. Schade, daß nicht alle jungen Künſtler und Künſtlerinnen Deutſchlands unter dieſer Zucht beginnen können, wir würden des Lächerlichen, Obſcönen und des Dummen weniger auf mancher Bühne ſehen.

Das recitirende Drama, der nothwendige Kern jeder deutſchen Bühne, bewegt ſich dem Allerhöchſten Geſchmack gemäß am häufigſten im Gebiet des Luſtſpiels; dafür iſt das Perſonal vortrefflich. Selbſt auf dem Wiener Burgtheater habe ich beſſere Luſtſpieldarſtellungen nicht geſehen; denn hierin iſt gewöhnlich das Perſonal ſo wenig zahlreich, daß weder das allen Hofbühnen übel anſtehende Invalidenthum zur Schau geſtellt werden, noch die Schwäche der Jugend unbemäntelt paradiren muß.

Die Herren Genaſt, Durand, Engelken, Krieger, Winterberger, Streit, Seidel, Stromeier, Lorzing, Franke, Schonmüller *) ꝛc., die Damen Genaſt, Seidel, Lorzing, Müller, Durand, Ziſchka ꝛc. ſind jedem Luſtſpiel gewachſen. Das ernſte Drama gewährt nur wenig Reiz und muß möglichſt vermieden werden, weil kein fähiger Jugendheld und kein erſter Liebhaber gegenwärtig hier ſich befindet, und damit jedem ernſten Drama einer der Haupthebel fehlt. Herr Winterberger, in heitern Geſtalten voll äußern Reizes, ſchönen Lebens, mitunter ſogar blitzenden Feuers, wird in allen ernſten Rollen abgemeſſen, kalt, unbehaglich. Herrn Streit's ganze Natur ſtreitet gegen allen Ernſt, und Herr Engſt kann mit dieſem unglückſeligen Organ, mit dieſer ſeltſamen Monotonie von Mimik und Action nie ein Liebhaber werden und Helden nur parodiren. Der treffliche Durand ſcheint für höheren Pathos Bruſt und Schwung verloren zu haben. Wie betrübend mir dieſe Wahrheit ſei, ausſprechen mußte ich ſie, damit mein Bild vollſtändig und mindeſtens relativ wahr ſich zeige. Wahrſcheinlich kann dieſem Mangel nicht abgeholfen werden, bevor einige der ganzen und halben Penſionen eingehen, oder Überflüſſiges entfernt wird. (Schluß folgt.)

Theatraliſches Bülletin aus Frankfurt.

Am 12. April (zum Erſtenmale): „des Adlers Horſt." Romantiſch-komiſche Oper in drei Abtheilungen; von Carl von Holtei. Muſik von Kapellmeiſter Franz Gläſer. — Holtei hat den Inhalt ſeines Buches einer Sage entlehnt, welche Johanna Schopenhauer ſchon früher zu einer ihrer beſten kleineren Novellen benutzte, die man ſich urſprünglich in der Schweiz von einem Lämmergeier erzählt, der vor den Augen der Eltern ein Kind wegholte, welches auf einer Alpenmatte ſpielte, und es auf einen unzugänglichen Felſen trug, — (in der Felſenkette über Quinten bis nach den Kuhfirſten wohnt dieſer Raubvogel —) wo er es verzehrte. Dies einfache Thema hat der Dichter ins Rieſengebirge verlegt, und mit allen Ingredienzien eines Opernbuches ausſtaffirt. Roſa, ein Landmädchen, wird nicht lange nach ihrer Verbindung mit dem herrſchaftlichen Förſter Richard von demſelben verlaſſen. Sie folgt, ſie umſchwebt ihn, tritt in Dienſte bei einem auf den Höhen des Rieſengebirgs wohnenden Baudenwirth-Renner — vernimmt von Richards Werbung um Renner's Pflegetochter Marie, iſt aber zu ſtolz ihn zu verrathen. Ihr Kind verbirgt ſie unter Felſen an einſamem Orte. Caſſian, ein Schmuggler, und Anton, der Sohn des alten Wirthes, verlieben ſich unterdeſſen in ſie. Der Vater begünſtigt die Liebe des eigentlich Marieen beſtimmten Sohnes; die Mutter Veronica — die Werbung des Förſters um Marieen. Das iſt der dramatiſche Knäul. Bei einem ländlichen Feſte wird Roſa erkannt, von welcher der Leumund behauptet, ſie habe ihr Kind ermordet. Das treibt ſie fort, hinab in's Thal, von Vater Renner einem Bekannten rekommandirt; ſie ſegnet aber vorher noch die ſchnell geſchloſſene Verlobung Antons mit Marieen, welche Richard den gehörigen Korb gegeben. Während ſie packt, entführt der Adler ihr Kind — dem Publikum ſichtbar — durch die Lüfte! Sie entdeckt dem entſetzten Chor, daß ſie die Mutter ſei, und eilt dem Adler nach, ihm das Kind zu entreißen. Nachdem der Chor gebetet, thut er (des Actus halber) daſſelbe. Der ganze dritte Act ſpielt auf den Felſenſpitzen des Gebirges, und der Adler brütet auf ſeinem Horſt die Jungen aus, das geraubte Kind vor ſich im Neſte. Richard, der reuevolle, macht indeſſen einen Spaziergang und erſcheint auf einer der Spitzen; Roſa kommt ebenfalls ermattet und ſchwindelnd auf der andern Seite an; die Gatten erkennen ſich, und ſingen lange mit einander. Es wird ausgemacht, daß, wenn er den Adler mit ſeiner Büchſe trifft, Roſa wieder ihm angehören ſoll. Gleich darauf ſchlägt ein gefälliger Blitz in einen Baumſtamm neben dem Horſt, dieſer fällt, und bildet ſo eine vollkommene Brücke nebſt Geländer, bis zu der Klippe der Mutter; und da das den unerſchrockenen Adler keineswegs genirt, trifft ihn das Geſchoß des Vaters; er fliegt auf und ſtürzt in den Abgrund. Zum Ueberfluß langt der männliche Chorus mit Renner und Caſſian ebenfalls auf den Klippen an. Sie haben unter andern ein Brett mitgebracht, auf welchem Richard zu den ſeinen eilt, und eine maleriſche Gruppe beſchließt das Ganze. Der Componiſt hat ſeine Aufgabe gelöſt; denn er verſteht Effekte hervorzubringen, die ihn als Operncomponiſten ſtets beliebt erhalten werden. Holtei nennt dieſe Oper eine romantiſch-komiſche. Die Definition davon dürfte ſchwer zu geben ſein. Die Hauptmotive ſind tragiſch, die Verbindungspunkte aber trivial luſtig. So hat ſie wenigſtens der Componiſt bezeichnet. Der deutſche Componiſt iſt überhaupt nur luſtig, nie komiſch in ſeinen Melodieen. (Siehe Wenzel Müller, Bauer, Dittersdorf, u. a.)

Den tragiſchen Theil hat Gläſer im epiſchen Styl gehalten. Zu großartig für die Tragik der niedern Klaſſe:?! Wie meiſterhaft hat dieſes Weigl in ſeiner Schweizerfamilie gegeben, Weigl, der nie aus der Sphäre eines Totalgeiſtes getreten, der in jeder Oper herrſchen ſoll. Dieſe Conſequenz des Styls fehlt eben der heutigen. Den Enſembles und Finales gebricht rhetoriſcher Zuſammenhang und Fluß. Was nicht Tanzmelodie iſt, wovon es hier wimmelt, bleibt nicht haften in der Erinnerung. Man kann nichts davon mit nach Hauſe nehmen. Seine Melodieen ſind nicht Reden, die einen Senſus bilden, es ſind meiſtens Rhapſodieen, durch häufig abwechſelnde Tempi, Takt- und Tonarten verbunden. An Weber'ſch-Marſchner'ſchen Anklängen fehlt es auch nicht. So weit meine Beurtheilung des Totalen. — Die Oper ging vortrefflich. So ſorgfältig einſtudirt, muß auch das zweideutigſte Geiſtesprodukt gewinnen. Sie gefiel allgemein. Dem. Kraſky (Roſa) wurde gerufen. 7.

Buntes.

⁂ Theaterrevolution in Wien. († Aus einem Briefe von daher.) Kaiſer Ferdinand wird die Künſte nicht weniger ſchützen, als ſein ſeliger Vater. Doch ſoll ſich ſeine Vorliebe mehr der Oper und Duport zuwenden. Graf Czernin hat ſeine Stelle als Intendant des Hofburg-Theaters aufgegeben. Dem. Peche geht nach Berlin. Deinhardſtein wünſcht zur Bibliothek verſetzt zu werden. An ſeine Stelle tritt Treitſchke, deſſen hohes Alter hoffentlich ſeiner Energie keinen Eintrag thun wird! Daß an die Stelle des Grafen Czernin wieder ein Cavalier tritt, verſteht ſich; denn die Intendantſchaft des Theaters iſt eine Hofcharge. Sie können ſich denken, welches Aufſehen dieſe Veränderungen machen! —

⁂ Der Kindesmörder. Zwiſchen dem Thale, welches das Flüßchen Frik durchſtrömt, und dem Hartwalde, der ſich unterhalb Laufenburg eine halbe Stunde lang längs dem linken Rheinufer hinzieht, erhebt ſich eine Hügelkette, Kindshalde genannt, die ganz mit Wald bewachſen iſt, und auf deren Rücken ſich eine tiefe enge Schlucht befindet.

Dieſer Berg und der nahe Hartwald ſtehen bei den Bewohnern der Gegend in keinem guten Rufe, indem es hierum öfters nicht ganz geheuer ſei. So ſoll z. B. bei gänzlicher Windſtille der Hartwald oft ſo heftig erſchüttert werden, als wenn ihn der ſtärkſte Sturm durchbrauste, und Leute, die Nachts noch ſpät über Feld mußten, wollen ſchon oft eine hagere, ſchwarz gekleidete Mannsgeſtalt geſehen haben, die ein wie vom Hunger abgezehrtes Kind auf den Armen trug, dann daſſelbe niederlegte und unter fürchterlichem Geheul und Wehrufen ſich die Bruſt zerſchlug und die Haare ausraufte.

Ueber die Erſcheinungen und Vorfälle, die noch jetzt von vielen Bewohnern der Umgegend als wahr behauptet werden, geht folgende Sage:

Vor Zeiten herrſchte in der ganzen Gegend eine ſolche Theurung, daß mehrere Leute Hungers ſtarben. Ein Vater hatte ein einziges Kind; auch ihn drückte ſchwer die allgemeine Noth, und als er endlich ſah, daß er zwei Leben nicht mehr länger erhalten könne, faßte er den verzweifelten Entſchluß, ſein Kind heimlich wegzuſchaffen. Unter dem Vorwande, auf dem Felde etwas Eßbares zu holen, führte er daſſelbe in der Nacht zu der bewußten Schlucht und warf es hinab. Was geſchehen, blieb unentdeckt; allein auf ſeinem Todbette beichtete der Unglückſelige einem Geiſtlichen ſeine Frevelthat, worauf er dann in Verzweiflung ſtarb. Von dieſem Vorfalle erhielt der Berg den Namen Kindshalde. (Schweiz. Merk.)

---

*) Ich mußte eigentlich Hrn. Graf hier anführen; aber dieſer einſt wackere Hr. Graf ſollte die Bühne warlich nicht mehr betreten, um einen wahrhaft betrübenden Anblick zu erſparen. Keine Stellung, keine Miene, kein Ton hält mehr einen Augenblick feſt, manches wird ſtörende Parodie bei dem beſten Willen und reinſten Eifer. Der Mann hat verdient, daß man ſeine Penſion ihn ruhig verzehren laſſe. A. d. V.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 90. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 15.

Mittwoch, 15. April.

Der Oſtermeſskatalog.

Die löblichen Herren Buchhändler haben im verfloſſenen Geſchäftsjahre mancherlei Aufregung erlebt. Zuerſt erſchienen plötzlich einige im Geheimen punktirte Artikel über eine neue Verfaſſung des deutſchen Buchhandels, welche etwaigen Entſchließungen des Bundestages zum Grunde gelegt werden ſollten. Auf einem weißgelaſſenen Rande ſollten die Collegen notiren, wo ſie etwas dagegen oder etwas beſtimmter zu ſagen hätten. Vielfacher Widerſpruch erhob ſich. Die Buchhändler je einer Stadt hielten Berathungskollegien — es war im heißen Sommer — und vereinigten ſich über die Mangelhaftigkeiten der circulirenden Paragraphen. Auch die Autoren, die das Urrecht ihrer Bücher nicht aufgeben wollten, und den Buchhandel immer nur für eine erleichternde Gefälligkeit, nie aber für ein zünftiges Muß anſehen können, hatten Einwendungen zu machen. Das größte Hinderniß des Entwurfes aber lag in ſeiner ſonderbaren Verknüpfung der Cenſur mit dem Nachdruck; denn kämen jene Statuten in rechtliche Praxis, ſo würden nur diejenigen Bücher vor dem Nachdruck ſicher ſein, welche ſich anſtändig in zwei Exemplaren der Landesregierung empfohlen haben und von obenher mit einem ſichtbaren gerichtlichen Siegel, mit einem Cenſurſtempel verſehen wären. Dieſe Kuppelheirath des Ewigen mit dem Temporären, des Rechtes mit der Polizei war einer aprioriſtiſchen, erſchöpfenden Geſetzgebung gänzlich unwürdig, und ſeither hat nichts wieder von dem Entwurfe verlautet.

Weit tiefer in den Buchhandel griff die Errichtung der Börſe in Leipzig ein, die Herausgabe des Börſenblattes und die daraus folgende lobenswerthe Öffentlichkeit im Geſchäftsverkehr. Es iſt eine große Kette von Männern, welche ſich gegenſeitige Verbindlichkeiten ſchuldig ſind, und ſich alle in ihren Reprozitäten wach erhalten. Wenn ſich im Börſenblatt ſchon einige Redſelige vorgedrängt haben und ſich gern ſprechen hören, ſo pflegen zwar die entfernten Collegen ſchikanös darüber zu lachen; aber es iſt doch immer etwas, was verdient, zur Sprache gebracht zu werden. Sogar Salbung und Weihe iſt über die Herren gekommen. Man erinnere ſich nur, wie ſie den großen Grundſteinlegungszug in Leipzig arrangirt haben und wie ſie mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiel und Marſchallſtäben hinzogen, um den erſten Schlag zu thun! Ja in ihrem Enthuſiasmus, in der Freude, daß nun Alles prompt zahlen wolle und keine ſo übertriebene Aconditionnahmen mehr vorkämen, beſchloſſen ſie ſogar, ſich lithographiren zu laſſen, auf daß ſie einen ewigen Augenſpiegel an einander nehmen könnten. Von der Gallerie der deutſchen Buchhändler (Leipzig bei Pönicke) ſind ſchon mehre Hefte erſchienen und bringen uns nun zu einer ſprechenden Anſchauung der zerſtreuten Firmen, den Beobachter aber zu einer Vervollſtändigung der Lavaterſchen Phyſiognomik. Auf der jetzigen Meſſe kommt vielleicht der hochherzige Entſchluß zur Reiſe, daß die Herren nun auch ihre Gemahlinnen lithographiren laſſen.

Die Preſſen ſchwitzen, die Papiermühlen haben nicht Waſſer und Lumpen genug, um den Bedarf herbeizuſchaffen. Wir werden viel Geld brauchen, um die Bücher alle zu kaufen, welche im Katalog ſtehen; und nicht weniger Zeit, um ſie alle zu leſen. Wer in den Umſtänden iſt, jährlich zehntauſend Thaler auf Bücher verwenden zu können, dem will ich wenigſtens folgende empfehlen:

Unter den Bereicherungen der Länder- und Völkerkunde findet ſich das meiſte Bemerkenswerthe. Burne's Reiſe nach Bokhara, eine Reiſe von Carus durch Deutſchland und Italien, Koppe's Briefe aus Europäiſchen Gegenden und Mexiko, Lamartine's Reiſe in den Orient, das große Magazin der Reiſebeſchreibungen, welches Cotta herausgibt, Miltitz Algier, Zander's Ireland, Norder's Erinnerungen einer Reiſe durch Frankreich und Italien, Otte's Reiſe durch Norwegen, Pöpping's Reiſe im Spaniſchen Amerika, Rengger's Paraguay, die Entdeckungsreiſe des Capitän Roß, Thierſch's Reiſen in Griechenland, Stieglitz's oft angekündigte Reiſe nach Petersburg, Eichwald's Reiſe auf dem Caspiſchen Meere. An dieſe Werke mögen ſich als mehr genreartig anſchließen des Fürſten Pückler Semilaſſos vorletzter Weltgang, Menſchen und Gegenden von Karoline von Woltmann, Lewald's Tyrol und Beurmann's Frankfurter Bilder.

An geſchichtlichen Forſchungen iſt kein Mangel. Drumann gibt die Fortſetzung ſeiner Römiſchen Geſchichte, Flathe eine Geſchichte der Vorläufer der Reformation, Förſter ſeinen Friedr. Wilhelm I. und eine intereſſante Schrift: die Höfe und Cabinette des achtzehnten Jahrhunderts, Gejer eine Fortſetzung ſeiner Schwediſchen Geſchichte, Helwing die von ſeiner Preußiſchen, Henne die ſchweizeriſche Revolution von 1798 bis 1834, Heſſe gibt Beiträge zur deutſchen Geſchichte des Mittelalters, Hüllmann entwickelt die Römiſche Verfaſſung, von Leo iſt ein Lehrbuch der Univerſalgeſchichte angekündigt, von W Zimmermann eine Geſchichte von Würtemberg, Schloſſer ſetzt ſeine Beurtheilung Napoleon's fort, aber Luden hat ſeine deutſche Geſchichte aufgegeben. Man ſagt, ſie ſoll ihn langweilen. Von Loebell wird eine Darſtellung Gregor's von Tours erſcheinen.

Die Philoſophie iſt nicht kärglich bedacht. Außer Hegel's und Fichte's fortgeſetzten Werken ſind Streitſchriften von Bachmann und Krug erſchienen. Bieſe und Michelet erklären den Ariſtoteles, Brandis erzählt die Griechiſch-römiſche Philoſophie. Jordanus Bruno erſcheint in Stuttgart, Fortlage philoſophirt über Platon's Gaſtmahl, Göſchel über die Unſterblichkeit der Seele, Ohlert gibt eine Religionsphiloſophie und Roſenkranz würdigt die Verdienſte, welche ſich die Deutſchen um die Philoſophie der Geſchichte erworben haben.

Zur Culturgeſchichte gehören: Karl Arnd die materiellen Grundlagen und ſittlichen Forderungen der Europäiſchen Cultur, Boſſe's Familienweſen, mehre Schriften von Carové, eine neue Auflage von Gagern's Reſultaten der Sittengeſchichte und Menzel's Geiſt der Geſchichte.

Staatsrecht und politiſche Wiſſenſchaften ſind leer ausgegangen; nur iſt Dahlmann's Politik zu bemerken, Pfizer's Entwickelung des öff. Rechts in Deutſchland, Elsner's Politik der Ökonomie, und Schön's Unterſuchung der National-Ökonomie. Einige bezahlte Streitſchriften der Fakultäten über die Engliſche Thronfolge des Oberſten von Eſte ſind ohne Intereſſe.

Zur Kunſtgeſchichte, Kritik und Literatur gehören Bobriks freie Vorträge über Äſthetik, Hotho's Vorſtudien, Schorn's Umriß einer Theorie der bildenden Künſte, E. Förſters Beiträge zur neuern Kunſtgeſchichte. In dramaturgiſcher Hinſicht iſt die bei Cotta erſcheinende allgemeine Theaterrevüe bemerkenswerth. Briefe an Merk, Peſtalozzis ungedruckte Briefe, Schnellers Briefwechſel mit Prokeſch, Schütze's Selbſtbiographie, Göthes Theaterbriefe. Hippels Nachlaß werden manch Material zur Literaturgeſchichte brauchen. In Heinrich Dörings Duodezpantheon wird jetzt Johannes von Müller aufgenommen. Gervinus Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur erſcheint im 2ten Theile. Wolff belehrt die Damen über Literatur in ſeinen Briefen an Henriette. Gries Überſetzung des Bojardo verdient Erwähnung; beſonderes Intereſſe aber erregen Schleſiers Deutſchland und die Weltliteratur und Wienbargs äſthetiſche Plänkeleien, dergleichen ſeine ſchon länger angekündigten Wanderungen durch den Thierkreis. Heine's Salon zweiter Band iſt bekannt.

Von ſämmtlichen Werken ſchöner Literatur figuriren wieder die Werke Michael Beers. Börne wird neu ausgegeben, Bürger kömmt in einem Bande, Caſtelli in ſechs Bändchen, Langbein in ſechzig, W. Neumann in drei, Chamiſſo in vier und Baggeſen in ſechs.

Von friſcher, wenigſtens neuer poetiſcher Literatur iſt ein auffallendes Defizit vorhanden. Wenig Jünglinge haben es diesmal für nöthig gehalten, ihre erſten Neſtausflüge herauszugeben. Erwähnung verdienen: Karl Büchners Staps, Gaudy's Kaiſerlieder, Gruppes Gedichte, Gedichte einer Gräfin Hahn-Hahn, Schefer's Laienbrevier, Simrocks Wieland und Platens ſchon aus der Veſta bekannten Abaſſiden. Romane ſind genug da, obſchon wenig von den bekannten Lieferanten. Immermanns Epigonen und Traxels Memoiren eines Flüchtlings mögen hieher gehören. Dann ſind da: W. Alexis Haus Düſterweg, ſechs Erzählungen von A. v. Arnim, Belani's Premierminiſter, der Excentriſche von dem in Nr. 10 dieſes Literaturblatts erwähnten Naturdichter Clemens, Dullers Kronen und Ketten, Heeringens fränkiſche Bilder, Franz Horn Wein und Öl in Commiſſion bei Arnold, Lax Chevalier Raynaud und die Pietiſten, Lewald's Schattirungen, von Theod. Mügge der Chevalier, Öttingers Un de mille fleurs, Rellſtab der Wildſchütz, Storch der Stern des Morgenlandes, Forſch Studentenbilder oder Deutſchlands Arminen und Germanen, Heinrich Walch das Gelübde, Wienbarg's Dithmarſen, Steffens die Revolution, Richard Wood von der Schopenhauer, Learoſa von C. Scävola, eine Quarantäne im Irrenhauſe von Kühne, Pesgaru Vater und Sohn, Wilhelm von Chezy der fahrende Schüler, der Flüchtling von Bührlen und Bechſteins thüringiſcher Sagenſchatz.

Die Theaterausbeute iſt karg. Fauſt von B. v. B. (Braunthal), von Grabbe Aſchenbrödel und Hanibal, einiges Neue von Öhlenſchläger, viel von Raupach und drei Trauerſpiele von S. Wieſe.

Man ſieht, dies alles zuſammengenommen, iſt gerade genug, daß ich darüber mich den Sommer mit meinen Leſern angenehm und nützlich unterhalten kann.

40) William Hazlitts Geſchichte Napoleons. Aus dem Engl. von J. Sporſchil. Fünf Lieferungen. Leipzig, O. Wigand. 1835.

Nun dieſe Zierde der engliſchen Literatur in deutſche Sprache überſetzt wird, ſo muß ſie Walter Scott und Abel Hugo unter uns verdrängen. Denn William Hazlitt ſteht auf einem ganz objektiven und hiſtoriſchen Standpunkte, in der rechten Sehweite, wie Napoleon betrachtet werden muß. Hugo's nur anekdotiſch-biographiſches Intereſſe iſt nicht geeignet, die Größe eines ſolchen Meteors, wie Napoleon war, zur Anſchauung zu bringen; es iſt im guten Sinne bei ihm dieſelbe Einſeitigkeit, wie im ſchlechten Sinne, im Sinne Sir Hudſon Lowes bei Walter Scott. Hazlitt entwickelt ſeinen Helden meiſterhaft aus den Verhältniſſen; er überhäuft ihn nicht mit Apoſtrophen und Bewunderungszeichen, noch ehe er etwas geleiſtet hat; ſondern die Darſtellung ſteigt empor in der ganzen Allmähligkeit, welche der Ausdruck der geſchichtlichen Wahrheit iſt; denn Niemand verfinſterte die Sonne, als er noch keinen Schatten warf. Mit Behendigkeit wußte W. Hazlitt das Gewölk für Thatſachen, welche Napoleons Erſcheinung vorangingen, zu ordnen in für ſeinen Helden vortheilhafte, ihn immer ſicher hinter der Decke durchſchimmern machende Gruppen. Die biographiſche Kunſt feierte hier einen ſchönen Triumph.

Aber eben ſo großartig iſt auch die Auffaſſung von Napoleons Perſönlichkeit. Das Großartige liegt nur in der Gerechtigkeit. Hazlitt iſt eine Seltenheit, ein Engländer ohne Vorurtheile. Eine Art Schaam über Walter Scott ſcheint auf ſeiner Behandlung fortwährend aufzuglühen. Er läßt Napoleon Gerechtigkeit widerfahren, man möchte ſagen, nicht des Helden wegen, ſondern um ſeinem eignen Vaterlande Ehre zu machen.

Ein beſondres Colorit hat die polemiſche Tendenz des Verfaſſers über ſein Buch ausgegoſſen. Dieſe Geſchichte Napoleons erſchien vor der Julirevolution, zu einer Zeit alſo, wo noch ſo vieles beanſtandet wurde, was heute überall freien Paß hat. Hazlitt hat ſeine unverbeſſerlichen Torys, ſeine Vergötterer Burkes und Pitt'ſchen Politiker vor Augen gehabt und fühlte ſich von ihren Widerſprüchen retardirt, er hält ſich oft lange damit auf, dieſe Widerſprüche zu berichtigen. Man würde dadurch geſtört werden, wenn die Gegenſtände dieſer Diſcuſſionen nicht von ſo tiefem Intereſſe wären und ſich in Gedanken wie im Style eine gleich große Meiſterſchaft des Autors zu erkennen gäbe. Auf alle dieſe einzelnen Vorzüge eines klaſſiſchen Buches, und die Verdienſte des deutſchen Herausgebers um Berichtigung einiger mißlichen Grundſätze und verfehlter Angaben kommen wir zurück, wenn uns weitre Fortſetzungen dieſes Unternehmens vorliegen werden.

41) Richard Darlington. Schauſpiel in drei Aufzügen. Vorher: Das Haus des Doktors. Nach dem Franzöſiſchen von Dr. K. W. Kirſch. Mainz, Kupferberg. 1835.

Ein Effektſtück, das vor drei Jahren in Paris an der Tagesordnung war. Frédéric Lemaitre, der Talma des Melodrams, ſpielte Richard Darlington, einen politiſchen Charakter, der ſich, von der Volksgunſt getragen, zum Choryphäen der Oppoſition aufſchwingt, von dem Miniſterium beſtochen wird und zuletzt an der Verwickelung ſeiner in jenen Verrath hineingezogenen häuslichen Verhältniſſe untergeht. Daß Richard Darlington auch zuletzt der Sohn des Henkers ſein muß, iſt blos die Tyrannei des Melodrams, welche damals auf dem Throne ſaß, jetzt aber aufgehört hat zu herrſchen; denn man ſagt mir, daß die Franzoſen lachen, wenn jetzt noch in der letzten Scene des Stücks eine Maske genommen wird, und die blutigen Schlagworte kommen: le bourreau! Bei uns könnte das allenfalls noch von Wirkung ſein; denn wir haben mit Coupe-Tête nicht an einer Tafel zuſammen geſeſſen und mit Samſon angeſtoßen, wie in Frankreich, wo es einſt den Verdacht des Ariſtokratismus erregte, eine Umarmung zu verſchmähen, deren dich der Henker würdigte.

Obſchon der Schauplatz des Stückes England iſt, ſo iſt doch der Geiſt des Ganzen ächt franzöſiſch. Wir leben in jenem Paris, wo Induſtrie, Politik, Käuflichkeit und Phraſe ſich durchkreuzen. Thompſon, mit ſeinen Anerbietungen, ſeiner Unterhändlerſchaft in dem Prozentabzug von Vortheilen, die er Richard einräumt, iſt eine ganz franzöſiſche Figur, wie man ſie in den Spielhäuſern des Palais Royal ohne Zahl findet. Ich wüßte nichts, was dieſe Miſère, welche ſich jetzt in Paris um ſechswöchentliche Portefeuilles balzt, und auf Syſteme beruft, die ſie gar nicht hat, beſſer erklärte, als dies politiſche Schauſpiel, deſſen Mitverfaſſer Jules Janin ſein ſoll. Man ſieht, daß es einen Coincidenzpunkt aller Debatten gibt, nämlich den, wo das Geld geſchreiet wird; dort wollen ſie alle eine Weile ſtehen, ſo lange, als ſie für die Zukunft genug zuſammengerafft haben, dann opfern ſie Alles auf, und nichts leichter, als die eigne Ehre. Mir ſcheint es, als ſei die Moral dieſes Stückes ſelbſt ſchon von jener Maxime infizirt. Ich glaube, es herrſcht wenig Tugend und verborgene Gröſſe in Frankreich. Bei uns iſt es nicht beſſer. Nur unſre demüthigen [illegible] bedecken noch ein wenig den Eigennutz, den ſie Alle theilen.

42) Die Erwartungen der Deutſchen von dem Bunde ihrer Fürſten. Von A. W. Rehberg. Jena, Bran. 1835.

Herr Cabinetsrath Rehberg iſt einestheils zu alt, um nicht einzuſehen, daß Alles in der Welt vergänglich und tranſitoriſch iſt; anderntheils zu hoch geſtellt, um nicht zu wiſſen, daß ſich unſre politiſchen Verhältniſſe aus ganz menſchlichen Berechnungen zuſammengeſetzt haben, und das Werk oft ganz unzulänglicher Köpfe, und noch öfter das Werk einer augenblicklichen Verlegenheit ſind. Beides aber ſind Befähigungen, über die politiſche Lage Deutſchlands mit all der weiſen Berechnung und leidenſchaftsloſen Enthaltſamkeit zu ſprechen, welche dieſe Schrift auszeichnet. Wer auf dem Standpunkte des menſchlichen und möglichen Irrthums ſteht und viel officielle Unantaſtbarkeit beſitzt, wie Herr Rehberg, der kann allerdings für die Publiziſtik noch erlaubte Wendungen finden und dem Nationalwohle manche erſprießliche Wahrheit und Behauptung zuweiſen. Hier iſt noch eine Art von politiſcher Dialektik möglich; denn die Kreiſe des Zugeſtandnen und des Verbeſſerungsnöthigen liegen nahe aneinander, ſo daß man ſich aus dem einen leicht in den andern flüchtet, und durch dieſen entſchuldigt, was man durch jenen bei der Autorität hätte verſehen können.

Das Syſtem des Hrn. Rehberg iſt aber nichts deſto weniger nur Approximation an die Wahrheit und Nationalwohlfahrt. Lächerlich-tragiſch klingt es, wenn er an einer Stelle ſagt: „Die Auflöſung des Problems, wie jetzt eine Einheit des Willens in der deutſchen Nation geſchaffen werden könne, ohne die Souveränität der einzelnen Bundesglieder zu verletzen, iſt vielleicht für alle menſchliche Weisheit zu ſchwer. Sie ſcheint der Macht des Schickſals anheim zu fallen, welches die Gewaltigen, wie die Schwachen mit ſich im Strome der Begebenheiten fortreißt und ihnen zuruft: unterwerfet euch, eure Weisheit und euren Willen!“ Hier ſieht man, daß weder das Beſtehende, noch die Reform ausreicht, und bleibt uns nichts übrig, als nachzudenken, was da wohl mit der Macht des Schickſals und dem Strome der Begebenheiten gemeint ſein möchte! Es iſt ſchön, wenn es noch Staatsmänner gibt, welche einräumen, daß das wahrhaft Hiſtoriſche im Völkerleben aus Anomalien beſteht.

43) Die Allgemeine Geſchichte. Ein Lehrbuch für Jeden u. ſ. w. Von J. H. G. Heuſinger. Erſte Abtheilung. Dresden, Arnold. 1835.

Sollte ſich in der That auf der Göttinger Bibliothek noch kein Buch dieſer Art finden? Iſt die Zahl unſrer hiſtoriſchen Schulbücher noch nicht groß genug, und fehlte blos dieſer Titel noch? Die Buchhändler klagen aller Orten, über die Theure und die Seltenheit des Papiers: wo ſoll das auch hinaus, wenn jeder ſächſiſche Profeſſor ſein Bücherquantum jährlich zu liefern hat, und die Dinte nicht laſſen kann! Falls dies Buch in der That von Jedem, der, wie der Titel ſagt, „die Geſchichte in ihrer Allgemeinheit und in ihren Haupttheilen kennen lernen will, vorzüglich aber von Lehrern und Lehrerinnen“ gekauft wird, falls es wahrhaftig dazu beiträgt, daß irgend ein Schulbube lernt, Guttenberg habe die Buchdruckerkunſt erfunden, und heiße eigentlich Gänſefleiſch, werde auch genannt Sorgenloch; falls das Buch in der That Segen verbreitet, dann verzeihe mir der ewige Geiſt dort oben, daß es mir bis dato recht unnützlich ſcheint!

44) Die Aſtrologen oder Gänge um Mitternacht. Romantiſches Zeitbild von E. Weißflog. Zwei Bände. Nordhauſen, Fürſt. 1835.

Jedenfalls die Arbeit eines talentvollen Studenten, dem es an einem ſchönen Frühlingsmorgen plötzlich an Geld fehlte und der nicht wußte, woher Credit nehmen. Da ſchrieb er dieſen Roman, der originelle Parthien beſitzt, ſich aber faſt abſichtlich auf der Stufe eines ordinären Räuberromans zu erhalten ſucht. Die Sprache iſt ſo voll Numerus, daß man da, wo ſie nicht bombaſtiſch iſt, an Klingers kurzen, körnichten und oft geſchraubten Styl erinnert wird.

45) Erotiſche Lieder und Epigramme. Von Robert Bürkner. Breslau, Verlagscomptoir. 1834.

Es iſt recht hübſch, wenn man in der Liebe keine Vorurtheile hat, und bei Suſannen ſich über Mariannen tröſten kann; nur ſollten die dichteriſchen Reſultate dieſer Frivolität beſſer ausfallen, als hier geſchehen iſt. Nicht drei dieſer Gedichte erheben ſich über die Mittelmäßigkeit: der Reſt wird widerlich-lüderlich. So herum zu faſeln, und es Heinen nachzuthun, das kann ein Jeder. Wenn ſich der Vf. beſſern will, ſo will ich ihm die erträglichen Gedichte ſagen: Sie ſtehen S. 24, S. 41. Das dritte, ſeh' ich eben, ſuch' ich vergebens. Nur zwei Eſelsohren waren eingeknickt: alſo nur zwei paſſiren die Linie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 91. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 16. April.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

9. Ambroſia.

Die Ambroſia der alten Götter war wohl nichts anderes, als Vanille. Göttlich geſtimmt werde ich immer, wenn ich Vanille rieche oder ſchmecke. Den Himmel der Seligen kann ich ohne Vanille mir kaum denken, und nie begreifen, warum Mahomed ſeinen Getreueſten nicht auch Vanille im ſiebenten Himmel verheißen hat.

In dem Dreiviertelsdunkel der Lampenuhr traten von allen Wandbildern ſeltſam reizende, wunderbar anregende Geſtalten mir entgegen. Hier nichts als zwei ſchwarze Augen, liebeſtrahlend und luſtblitzend; ihre Augen waren es. Dort ein voller runder ſchneeblanker Arm, der ſanft auf dunklem Hintergrund ruhte. Da der Zauberbau und alle Wellenlinien eines ganzen Beins wie von Alabaſter in den Roſenhauch des Lebens getaucht. Neben mir nichts als die lieblichſte Form einer kleinen weichen Frauenhand, zum Kuß freundlich geboten, als würde die himmliſche aus dunkeln Wolken hervorgeſtreckt. Vor mir der Purpur eines lächelnden Mundes, gehoben durch den Schimmer der ſchönſten Zähne, alles Übrige in tiefem Schatten verborgen. Ihre ſchöne Hand war es, ihr zauberreicher Mund. Über mir an der Decke ſchwebten ſchöne, reizende Gruppen wie tanzend und ringend durcheinander; zu leben, ſich zu bewegen ſchienen ſie im zitternden Licht. Sie ſchwebte dahin, im Kreis umher, die Reizendſte von Allen. Wonniger Vanilleduft umfloß meine Sinne. Alles wurde an mir und in mir Leben, Freude, Entzücken, Seligkeit. Ich ſchlief ein.

Was ich wachend geſehen, geahnet, empfunden, führte der Traum noch lebendiger, reizender, ſüßer, wonnevoller vor meine Seele. All das Göttliche, was ich erſehnet und geahnet, ſah und fühlte ich träumend als ſelige Wirklichkeit. Ich ſah mich am Ende der Bahn aller Zweifel, aller dunkeln, myſtiſchen Ahnungen, auf Edens Schwelle, in jenem Paradies, aus welchem ein Flammenſchwert einſt unſre Ahnen vertrieben, in dem ewig heitern Frühling voll ſchwebender, jubelnder Engel und Sphärenſänge, — Alles Freude, Entzücken, Liebe, ſelige und beſeligende Liebe. Wonne reihte ſich an Wonne, dem Entzücken folgte ſchöneres Entzücken, ſo glühend und blühend, ſo mächtig ergreifend und erſchütternd, daß meine Bruſt zu zerſpringen drohte unter der Laſt der Seligkeit, daß ich ſeufzte, faſt athemlos aufſchrie und erwachte. —

Offen war die Wand neben meinem Lager. Mir ſchien, als ſchwebte eine weiße Geſtalt fort von mir durch das anſtoßende Gemach. Ich richtete mich auf, ſah ſtarr ihr nach, ſprang noch halb im Traum empor, heraus, ihr nach. Rauſchend verſchwand ſie hinter ſeidenen Gardinen. Auseinander riß ich die Gardinen, und freundlich glühend wie der Morgenſtern leuchtete ihr Antlitz mir entgegen, ihr Auge funkelte in Thränen, ihr Mund lächelte Liebe und Entzücken.

Sie, Sie waren bei mir, umſchwebten mich?

„Du weißt es nicht mehr?“

Ihre Lippen glühten auf meinem Mund, ihre Arme umſchlangen meinen Nacken, ihre ſüßen Worte klangen wie Himmelslaute in mein Herz. Schlaflos träumten wir lange alle ſchönen Träume der Seligen. Weicher Schlummer ſenkte ſich auf uns herab. Wir ſchliefen ein, und erwachten erſt, Herz an Herz und Mund an Mund, als die Parademuſik unter unſern Fenſtern vorüberzog.

„Auf, auf, mein liebes Herz! wir ſind hoch am Tage!“

Wunderbare Rührung ergriff mich beim Anblick des liebevollen Auges, der blaſſen Züge, der küſſewunden Lippen. Niederſinken hätte ich mögen und anbeten das Weſen, welches als milde, wohlthuende Gottheit mir erſchienen war. „Laß uns hier weilen, Aurelia, träumen, ewig träumen!“

„Nein, lieber Freund, ewig träumen wäre eben ſo langweilig als ewig leben ohne Träume. Erfriſchen, erquicken, ſtärken ſollen die Träume für das Leben, den Himmel herabzaubern für Augenblicke in die Miſère unſers Daſeins, uns verjüngen und neu beleben für alles Geiſtige und Überirdiſche. Träume ſind die Poeſie des Lebens. Dich ruft jetzt die Wirklichkeit. Alſo raſch und muthig hinüber in dein Schlafgemach, dich angekleidet! Dann klingle. Charles wird das Frühſtück dir bringen, auch Cigarren ſind dabei — und Akten vom Miniſter, welche heute um zwei Uhr bearbeitet ſein ſollen. Auf Wiederſehen!“

Die Akten waren das Zauberwort, welches mich zu raſchem Sprung emportrieb. Um keinen Preis der Erde hätte ich meinen lieben Miniſter auch nur eine Minute warten laſſen. Wir beide arbeiteten während des kurzen Urlaubs beinahe mehr, als zu Hauſe geſchah. Noch einen Kuß, und ich war drüben, mit einem Sprung über mein Bett hinweg, die Thüre ſchloß ſich ſachte hinter mir. In zehn Minuten war ich angezogen. Blaß ſah ich mich im Spiegel. Der Anblick erſchütterte mich ſo ſehr, daß flammende Röthe über mein Geſicht ſich ergoß. Unmöglich konnte ich dem Charles in die Augen ſehen, athmete leichter, als die Thüre hinter ihm ſich wieder ſchloß, zündete meine Cigarre an, ſchlürfte den köſtlichen Mokka und lebte wieder neu auf in der Lektüre der Akten, welche meine ganze Seele fortan beſchäftigten. Es ſchlug Ein Uhr, als ich mit der Arbeit fertig war. Freudig ſprang ich auf, Luft wollte ich ſchöpfen am Fenſter, fuhr aber erſchrocken zurück, als ich bedachte, wo ich war. Ich ſchauderte zuſammen, ſank auf den Seſſel, hüllte mein Geſicht ins Taſchentuch, und träumte, aber nicht ſelige, ſondern verworrene trübe Träume. (Fortſ. f.)

Weimar.

(Schluß.)

Eine ſonderbare Eigenſchaft der hieſigen Schauſpieler iſt es, daß alle, mit Ausnahme des Herrn Genaſt, beſtändig die Elbogen à la Göthe tragen. Bei'm erſten Anblick konnte ich mir dieſe ſeltſame ſpitzwinkliche Monotonie ſo vieler verſchiedener Geſtaltungen und Haltungen nicht entziffern. Ein Engländer gab mir lächelnd den Schlüſſel dazu.

Die Komik hat hier einen närriſchen Rock angezogen. Sieht man ihn durch die Loupe an, ſo zeigt ſich der alte Hannswurſtkittel — aber ohne Glanz und Poeſie. Wenig zum erfreuen und lachen, ſehr viel lächerliches, keine Komik des Herzens und aus dem Herzen, ſondern eine Komik, dem Verſtand und Nachdenken entrungen, auf Nachſicht, Güte und Lachluſt der Zuſchauer baſirt. Nicht eine Charakteriſtik ſondern Witzreißerei und Spaßmacherei, ein gänzliches Heraustreten aus dem Drama, ein Überſpringen der Podiumlampen und des Orcheſters, eine burleske Unterhaltung mit dem Publikum, welche ſtets ein fratzenhaftes Anſehen gewinnt und um Lappalien ſich dreht. Eine ungeheuer wohlfeile Komik! Ein tüchtiger, geſunder Komiker thut ſehr noth. Herr Seidel iſt kränklich, und ſcheint dem eingefleiſchten Publikum zu liebe allzuviel à la Laroche zu treiben. Das Extemporiren iſt verboten, die Charakteriſtik mit einem völlig ruinirten tonloſen Organ, ſchwacher Bruſt und zerbrechlicher Figur nicht oft und vielfach durchzuführen. Daher das von einem ſo gebildeten Mann oft gar wunderliche Streben, durch andere Dinge zu gefallen, eine Art von Stereotype der Burlesken geltend zu machen. Hr. Engelken hat ſehr glückliche Anlagen für Komik, und charmante Proben ſcharfer Charakteriſtik gegeben. Hr. Stromeyer ſcheint wenig komiſche Anlage und allzuviel Phlegma zu beſitzen. Es iſt oft ein Unglück, der Sohn eines berühmten Vaters zu ſein. Weimar hat dafür mehr als einen Beweis geliefert.

In einer Stadt, welche nur Ein Theater hat, ſind die Komiker weit wichtigere Perſonen, als man gewöhnlich denkt. Von der Art und Weiſe, wie der Komiker ſeine Kunſt übt und ſein edles Amt verwaltet, hängt beinahe überall der Geſchmack des Publikums ab. Der Komiker hat es in ſeiner Macht, die Zuſchauer an das Schauſpiel ruhiger, beſonnener, intelligenter und conſequenter Erfaſſung und Durchführung von Charakteren zu gewöhnen, einen gewiſſen kritiſchen Blick und Tact ihm eigen zu machen, oder — ihm alles Nachdenken zu verleiden, alles Tiefere und Förmliche ihm zum Eckel zu machen, an den Bierhausgenuß abgeriſſener, iſolirter, bedeutungsleerer Späſſe es zu gewöhnen, allem eigentlich Dramatiſchen die Maſſe zu entfremden, die unerſchütterlichen Freunde des Wahren und Schonen allmählich aus dem Theater ganz zu verbannen.

Durchlauft mit aufmerkſamem Blick die Geſchichte vieler Bühnen, und die einfache Wahrheit mit allen Folgerungen wird euch einleuchten. In der Regel ſind die Directionen zu leichtſinnig und oberflächlich in allem ihrem Treiben, um die Folgen ihrer Handlungs- und Duldungsweiſe zu erkennen und zu beachten. Bei jedem Hoftheater intercedirt ein anderes — mais!

Die Oper! Nun ja, die Oper hat ein tüchtig geſchultes Orcheſter, mit einem Hummel, Eberwein und Götze an der Spitze; ein ſorgfaltig geübtes, mitunter ſehr lebendiges Chorperſonale und ſolide, ernſte Proben! Sängerinnen? Für alle jugendlichen Parthieen eigentlich nur Dem. Schmidt, aber daran als Erſcheinung, Darſtellerin und Sängerin auch etwas ſehr erfreuliches. Die meiſten deutſchen Bühnen konnen Weimar darum wirklich beneiden. Mad. Eberwein ſoll eine tüchtige Sängerin geweſen ſein, Mad. Streit eine herrliche Stimme gehabt haben. Ich finde leider nur noch ſchöne Töne, die einzeln wie die Schafe einer ausgeſtorbenen Heerde auf der dürren Wieſe umherweiden. Elyſiſche Töne! Aber keine Geſangskunſt, kein dramatiſches Leben, kein Vortrag. Ich bin nicht ſo ſehr Modehottentotte, um unter Vortrag lediglich die Kunſtfertigkeit: „ſo viel und bunt als möglich zu coloriren und zu ſchnörkeln, und Melodieen zu variiren“ zu verſtehen. Im Gegentheil erlaube ich ſehr gern, daß man alle Zierrathen der modernen Cantilene nach dem Maaß einer individuellen Stimmbildung ermeſſe und reducire. Es gibt wahrhaft große Sängerinnen, welche ſogar Roſſiniſche Melodieen ſehr einfach ſingen, ohne dadurch zu verlieren, oder zu verderben. Aber unentbehrlich ſind Farbe, Charakter, Ausdruck, Leidenſchaft, Individualiſirung. Dieſelbe Intervallen-Folge in demſelben Rythmus könnten möglicherweiſe einer Rezia, Emmeline, Norma und einem Romeo einzeln unterlegt ſein, ohne daß darum irgend eine wirkliche Sängerin auf den Gedanken kommen würde, dieſelben auf gleiche Weiſe in dieſen verſchiedenen Charakteren und Situationen herunter zu orgeln. Die ſchönſte Stimme wird monoton und froſtig, wenn ſie von Wahrheit und Gefühl nicht belebt iſt. Daran ſtirbt die Wirkung ganzer Opern.

Sänger? der Tenor — Hr. Knauſt! Vortrefflich! Ein junger Wild oder Cornet. Weniger glänzende Stimme, aber beſſeres Spiel als jener. Warm, innig, zart und feurig wie beide, trotz des zierlichen messa voce an Schule keinem gewachſen. In jedem Fall ein Tenor, wie jetzt wenige Bühnen ihn haben. Der Bariton? Herr Genaſt! Er hat zu viel dem Schauſpiel ſich hingegeben, ſpielt zu warm und eifrig, um heute noch Herr einer ganzen Stimme zu ſein. Wo dieſe ausreicht — vortrefflich! Baß? Herr Schormüller! Ein junger, hübſcher, lebenswarmer Mann, mit ſonorer, reicher, biegſamer Stimme, und feurigem Willen. Allzuwenig in Bedeutendem beſchäftigt, hat er weder ſo viel Credit, als er verdiente, noch ſo ſehr ſich ausgebildet, als es unter andern Verhältniſſen der Fall ſein würde. Hier iſt ſein Stand ein ſchwieriger. Vater Stromeier iſt noch lange nicht vergeſſen und bezaubert noch jetzt mit der Götterſtimme Jung und Alt. Es iſt ein Feſttag, die Glocke tönen zu hören! Die Übrigen ſind unbedeutend, aber ſtets darauf bedacht — die Ehre des Theaters zu erhalten. Auch damit läßt ſich etwas zu Stande bringen. Wie unglücklich ein Oberon hier erſcheint, ſo charmant zeigt ſich ein Barbier von Sevilla, ein Joſeph in Egypten, eine Schweizerfamilie! Mit kleiner Aufmerkſamkeit auf Beſetzung der Parthieen könnte manches noch beſſer und vortheilhafter ſich zeigen.

Das Ballet? Wer tanzt nicht heutzutage alles, und was wird nicht alles „tanzen“ genannt!

Ein Ballet iſt entweder reizend, vortrefflich, oder es iſt ſchlecht: kein Justo milieu kann ich dabei geſtatten. Ein reizendes und vortreffliches Ballet können die Weimarer nicht verlangen, dazu fehlt es dem Theater am Silber-Klang. So iſt denn ein Balletchen für alte Herrn entſtanden, deren Einbildungskraft noch ſtark genug iſt, eine Taglioni, Heberle und Elsler ſich zu denken, wenn der Lieblingspas von Elevinnen ausgeführt, d. h. mit einem hochgeſtreckten Bein ein Winkelmaaß formirt wird. Das Ballet iſt nichts, als eine phyſiſche Erſcheinung alles Vertrockneten und Verwelkten. Scherz bei Seite, das Ballet ſoll und kann hier nichts ſein, als ein gutes Mittel, den Chor und die Comparſerie gelenk und gewandt, die Gruppen maleriſch zu machen, die großen Enſembles in Opern und Schauſpielen zu beleben, irgend ein obligates Charaktertänzchen im Drama leidlich auszuführen. Dieſen Zweck erfüllt die Anſtalt ſehr gut. Was ſie mit Balleten eigentlich will, ſagt ſie ſelbſt immer ganz deutlich auf dem Theater Zettel, denn immer ſteht auf demſelben geſchrieben: Divertiſſement für die Eleven. An das Publikum hat dabei kein Menſch gedacht; man iſt gütig genug, ihm zu erlauben, zuzuſehen, wenn und wie die Eleven und Elevinnen ſich divertiren. Übrigens ſchöne Coſtüme im glänzendſten Glanz!

Für weit unglücklicher würde ich eine ſehr wenig koſtſpielige Anſtalt halten, welche junge männliche und weibliche Stimmen und Talente auf dem einzig ſichern Weg der italieniſchen Schule zu Sängern und Sängerinnen bildete, ſtatt, wie es gewöhnlich geſchieht, zu ſehr ariden Muſikanten ſie zu machen, welche alles vortrefflich lernen, nur das Singen nicht, wofür ſie beſtimmt ſind.

Das hieſige Theater bietet noch eine merkwürdige Seite. Es zählt fünf Operncompoſiteure unter ſeinen Mitgliedern, wovon einige ſehr glücklich geweſen ſind. Hummel ſchoß mit ſeiner Mathilde von Guiſe ſehr weit in's Blaue, und wird ſchwerlich ſeine Büchſe zu einem zweiten Opernſchuß laden. Eberwein ſchrieb für das ſehr mittelmäßige Buch: die beiden Gleichen, eine ſo charmante, mitunter brillante Muſik, daß die Oper verdient, auch anderwärts gegeben zu werden, und gewiß wohlgebornen Ohren überall gefallen wird. Genaſt's Verräther in den Alpen iſt voll wonniger Melodieen, ſcharf gezeichneter, überraſchender, ſiegreicher Situationen, eine Effectmuſik ohne Geſuchtes und Verſchrobenes. Keine Direction, die Opern zu beſetzen und einzuſtudieren weiß, wird ſchlecht damit fahren. Der wackre Götze hat in ſeinem Gallego neben vielem Schulwerk viel Wahres und Schönes geliefert. Kann er ſich überwinden, der undramatiſchen Künſtelei Meiſter zu werden, ſeine hübſchen Melodieen weniger zu maſkiren, freier der Phantaſie ſich hinzugeben, ſo wird er auch eine gute Oper ſchreiben und Freude daran erleben. Der talentvolle, mitunter wahrhaft begeiſterte Lobe hat in ſeiner etwas kurioſen Prinzeſſin von Granada allzuängſtlich gefragt und umhergeſehen, wie Andre es machten und machen, nicht ſelten die Singſtimmen überrumpelt, überſtürzt, begraben, Melodieen aus der Harmonie zu ſchöpfen geſucht. Dies vereinzelt die trefflichen Nummern ſeiner Compoſition, ermüdet, lähmt. Gewiß ſchadet es Herrn Lobe nichts, wenn er aufmerkſam neben ſeinen deutſchen Studien — die Partituren eines Cimaroſa, Paiſello, Grecco, Guglielmi, Roſſini ꝛc. durchblättert, um in die Geheimniſſe der Singſtimmenbewegung und Haltung ſich einzuweihen, ihre ſchönſten Wirkungen kennen zu lernen.

Die Liedertafel ſcheint hier einen ſehr friſchen, lebensluſtigen und lebenfördernden Charakter angenommen zu haben. Nicht Todtenopfer und Grabeshuldigungen allein bringt ſie, ſondern ſie bewegt ſich emſig im Frühlingsgebiet der Lebenden. Sie ſingt deutſche Lieder vortrefflich, ſie thut noch mehr: ſie hat bereits eine Menge deutſcher Lieder hervorgerufen. Wo nicht ſtupide Pedanten an der Spitze ſtehen, ſind dieſe Liedertafeln gar erfreuliche und erquickliche Anſtalten; ein mächtiges „audiatur et altera pars!“ gegen manche Ausartung und Übertreibung des modern-italiäniſchen Franzoſenthums; eine treffliche Compoſitionsſchule zur Vervollkommnung und Verfeinerung junger Tonſetzer. Die vielen Liedertafeln Deutſchlands ſollten weit mehr, als es wirklich der Fall iſt, in innerm geiſtigem Verkehr unter einander ſtehen, eine Art von ächter Verbrüderung bilden, in unaufhörlichem Umtauſch der Ideen und neuen Tonwerke ſich bewegen, auf dem Wege der Pfennigliteratur ihre beſten Lieder allmählich veröffentlichen, zu einem Gemeingut machen.

Sämmtliche Schulmeiſter und Cantoren der Umgegend in weiten Kreiſen haben ſich in einzelne Geſellſchaften zuſammenſeparirt, um die Mußeſtunden mit Muſik und Geſang zu feiern. Liedertafeln im Kleinen, vernünftige, ermunterungswürdige Anſtalten, nicht ohne Einfluß auf Geiſt und Wandel dieſer Armen ſelbſt und gewiß von weſentlichem Vortheil für die Veredlung des Kirchengeſangs. Überall ſchöner Trieb! Haben wir in Deutſchland nicht den großen Geſammtwillen, die concentriſche Kraft, das energiſche Streben nach Einem Punkt, ſo erſcheint dagegen das Ameiſengetriebe, der Bienenfleiß der Einzelnen, auf tauſend verſchiedenen Wegen zu Lichtung, Verbeſſerung und Veredlung der Zuſtände zu gelangen, wahrhaft bewunderungswürdig und zum Erſtaunen ſegensreich.

Wandle in Deutſchland von Stamm zu Stamm, überall wird dieſelbe tröſtende, ermuthigende, hoffnungsreiche Erſcheinung dir aufſtoßen, daß unter der äußern ſo oft beſpöttelten und geſchmähten Hülle eines gewiſſen National-Phlegma der Spiritus der trefflichſten Individualitäten und eines unverwüſtlichen Grundcharakters Alles, in ſtiller, aber lebendiger Kraft thätig iſt und vorwärts treibt, und raſtlos nach Beſſerung ringt, daß wir in Manchem hinter andern Nationen weit zurück zu ſein ſcheinen, während wir doch in der That unmerklich ihnen vorangeſchritten ſind, — daß wir nachzuahmen ſcheinen, was andre laut und ſchreiend als ihr Werk verkünden, — während das öffentlich Nachgeahmte irgend einem deutſchen Krähwinkel ſtill entſprungen und unbemerkt entriſſen worden.

Beſucht die kleinen Städte Englands, Frankreichs, Italiens, bewundert dort den Geiſtesſchlaf, die Starrſucht, das ganz miſerable Getriebe der ärmlichſten ABC-Schützerei in allen Gebieten wahrer Bildung, und ihr werdet aufhören, der Mode huldigend und irgend einem vornehmen giftigen Schwätzer nachlallend — irgend eine deutſche Stadt ſpottweiſe ein Krähwinkel zu nennen!

Egoismus.

Nicht die böſen allein, auch gute Thaten gereuen,
  Bleibt die Belohnung aus, die man davon ſich verſprach.
Geht die geſtreute Saat nicht auf, ſo denken die Bauern:
  Was die Erde verſchlang, hätten wir ſelbſt es verzehrt!

W. Achat.

Muſik in Frankfurt.

(Fortſetzung.)

Den 9ten. Die Oper aller Opern: Don Juan. Zum Benefice des Herrn Intendanten Grüner. Wo mit ſo ſchönem Sinn ein heilig Werk geboren wird, da verſtummt die Kritik, wenigſtens die anatomirende; ſie machte ſich am liebſten durch eine alles zuſammenfaſſende Exclamation Luft, wenn es möglich wäre. Mit wenig Mitteln vieles leiſten, iſt das gegebene Argument eines hieſigen Theater-Intendanten. Das hat Herr Grüner in der heutigen Oper vollkommen gelöſt. Unverkennbarer Eifer belebte dabei alle Mitglieder. Im erſten Finale ſchwebte ein Geiſt über die Bühne. Es war Mozarts Geiſt. Alle ſchienen ſeine Nähe zu fühlen. Aber als Beitrag zur äſthetiſchen Geſchichte ſei es geſagt, das Unglaubliche: — Das Haus war leer. Ganz leer. Keine Seele war darin von den 50,000, die Frankfurt zählt, keine einzige. Denn, welche Seele hätte unempfindlich bleiben können bei den Klängen dieſes Meiſterwerks? Ein Publikum ohne Seele iſt kein Publikum. Mozart entzündete 100 Künſtler-Herzen, und die Zuhörer-Maſſe fror. Die herrlichſten Glanzpunkte: das erſte Final, das Sextett, das letzte Finale mit der Schlußſcene (hier noch neu) gingen ſpurlos vorüber. Muſik in Frankfurt! — Der unſchuldigſte Meßfremde hätte heute ſeinen Zuſtand weg gehabt! Ich vermag in meiner innern Aufregung nicht zu recenſiren, denn ich möchte mit Carl Moor nicht ſowohl ein Bär, ich möchte nur ein Meyer-Beer ſein, um alle Componiſten des Südpols gegen dies eiſige Geſchlecht anzuhetzen. O Strauß! Du Amme der Muſikhändler, du Wolkenſäule Moſis, du lebendiges Finale des Zeitgeſchmacks — wärſt du ſo plötzlich mit deiner Geige aus dem Theater-Himmel herabgefallen, und hätteſt eine Tuba mirum oder Agnus-Dei-Galoppade aufgeſpielt! Die Mythenſage vom Orpheus wäre vielleicht verwirklicht worden. Warum aber war die heutige Vorſtellung des Don Juan eine ſo vorzügliche? Warum heute dies ſorgfältige Studium und Ineinandergreifen aller Mittel und Kräfte? Bedarf es eines beſondern Impulſes, um ein Meiſterwerk meiſterhaft darzuſtellen? Jede klaſſiſche Oper iſt ein Freudenfeſt, ein Geburtstag, ein Benefice für die Nation. Die Kunſt iſt zu edel für den Egoismus. Das Inſtitut hat ſich einen ſchweren Stand mit dieſer Aufführung geſchaffen. Es hat in der Entwickelung ſeiner beſten Kräfte gezeigt, was es zu leiſten im Stande iſt. Wir mögen nun keine Malefice-Vorſtellung mehr hören.

Aber der Grund dieſer Unempfänglichkeit, dieſer Apathie im Publikum? Er liegt tiefer, als man glaubt. Er liegt in der Elementarwiege des erſten Unterrichts. Der Schüler wächſt ohne richtige Begriffe, ohne Urtheil über Muſik heran — daher die tauſend begriffloſen Urtheile — und ein ungeregelter Mechanismus an nichtsſagenden Notenzuſammenſtellungen (Compoſitionen) verſchwendet, iſt das Höchſte, was er erlangt. Der Geſchmack wird mit dem Talente in der Geburt erſtickt. Von der Ahnung des Geiſtes, der in einem Tonſtücke herrſcht, iſt gar keine Rede *). Iſt's da ein Wunder, wenn ſich die herangewachſenen Hände bei Bellini rühren, und bei Mozart die klein gebliebenen Herzen ungerührt bleiben? —

Den 14ten. Armand (componirt 1800.) Verdient ebenfalls aufgeführt zu werden. Uebrigens Anerkennung den Chören, und Herrn Wiegand, der als Micheli ganz in ſeiner Sphäre iſt und ſeinen Vorgänger (beſonders im Spiele) überflügelt. Auch Dem. Halbreiter verdient lobender Erwähnung. Das erſte Finale, voll der erhabenſten Wirkung, iſt ſeit kurzem der Stern der Concert-Abende geworden. Das Terzett im 1. Akte (O mein Erretter du) möchte ich einmal ſo recht im Gefühle der Sicherheit, ohne Zuflüſterungen von unten hinauf und Winken von oben herab, hören, ſo, daß Eintheilung und Takt nicht ferner die Freiheit des Vortrags wie eine Gliederpuppe beängſtigten. Eine Aufgabe, unſerer Sänger würdig. Ueber die Cherubiniſchen Opern ein mehreres bei Gelegenheit des Ali Baba! Nur ſo viel, daß die Expoſition dieſer Oper nach heutigen Begriffen Hauptmängel hat und doch als Hauptoper ihr Jahrhundert durchdringen wird. Sie iſt nicht eingerahmt in pomphaften Introductionen und Finale's. Sie beginnt vielmehr mit Proſa, der eine einfache Romanze folgt, und ſchließt mit einem einfachen Chor-Satze. Ja, es fehlt dieſer ganzen Oper eine Arie, — ſo eine Arie du dernier goût, eine Herberge aller Contraſte, eine große Oper en miniature, die nicht enden kann vor lauter Schlüſſen, und doch keinen logiſchen Schluß aufweiſen kann. Ich möchte um Alles nicht wagen, einem unſerer jetzigen Componiſten ein ähnliches Buch zu präſentiren. Aber dieſe Dinge fehlen hier, und werden doch nicht vermißt. Sonderbar!

(Schluß folgt.)

Kunſtnotizen.

*** Die eherne Reiterſtatue des unſterblichen Miguel Cervantes, ein Werk des ausgezeichneten Bildhauers Don Antonio Sola (Direktors der ſpaniſchen Akademie in Rom), wird nächſtens auf dem Catharinenplatz in Madrid, gegenüber der Kammer der Procuradores, aufgeſtellt werden.

*** Am 20. März endete (öffentlichen Blättern zufolge) der tüchtige Maler Leopold Robert, (deſſen „Adriatiſche Fiſcher“ und „Erntefahrer“ die allgemeine Theilnahme in ſo hohem Grad in Anſpruch nahmen), nach zurückgelegtem 30. Jahre in Venedig freiwillig ſein Leben; die Motive des Selbſtmords ſind bis jetzt unbekannt. Er war von La Chaux-de-Fonds, einem Dorf im Jura gebürtig, hatte ſich in Davids Schule gebildet und hinterläßt einen Bruder Aurelius Robert, deſſen Talent bei der Menge wie bei Kennern gleichfalls bereits Anerkennung findet; ein älterer Bruder Robert's ſtarb vor einigen Jahren. Leopold Robert liebte ſeine Kunſt leidenſchaftlich und war tief-religiös. Die Künſtler begleiteten ſeine Leiche bis Lido, wo er (— er gehörte der reformirten Kirche an —) auf dem Friedhof der Proteſtanten ſeine letzte Ruhe fand.

---

*) Von dem Unweſen des heutigen Muſikunterrichts in einem beſondern Abſchnitte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 92. 1835.

365

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 17. April.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Auf ein leiſes Pochen an der Thüre rief ich, ohne aufzublicken: „Herein!“ Aurelia ſtand vor mir im reizenden, wonnigen, weißen Oberrock des geſtrigen Abends. Ich fuhr empor, ſie ſprach mit tiefem Erröthen, das ſie noch ſchöner machte: „Fertig mit der Arbeit?“

Ganz fertig, lieber Engel; ſo leicht glaube ich nie gearbeitet zu haben.

„Auch tüchtig und klar?“

Gewiß; denn ich war mit ganzer Seele dabei, wie ich jetzt wieder mit ganzer Seele bei dir bin. O liebe, ſüße Aurelie, ſchöner erſcheinſt du mir, ſo oft ich dich wiederſehe.

„So trifft mein Vortheil mit deiner Pflicht allerliebſt überein. Du mußt jetzt fort, mein Herz, die Akten ſelbſt zum Miniſter bringen. Um drei Uhr biſt du wieder hier; wir ſpeiſen doch zuſammen?“

Ich hing an ihren Lippen. Sie drängte nach langem Kuß mich fort. Wie trunken taumelte ich die Treppe hinab. An der Hausthüre kam mir die Beſinnung wieder. Scheu ſah ich links und rechts mich um, ob Niemand mich erblickte, war mit einem Satz mitten auf der Straße und rannte wie beſeſſen fort, immer den Blick am Boden, damit Niemand mich ſähe, Niemand auf meiner Stirne leſe.

Excellenz ſtand am Fenſter und rief mir ein Bravo entgegen. In drei Sätzen war ich oben.

„Fertig, wirklich fertig? Es ſchmerzte mich, Sie plagen zu müſſen; allein die Sache ſollte hübſch gearbeitet ſein und da mußte ich wohl bei meinem jungen Poeten anklopfen. In der That! — ſehr gelungen, — rund, kräftig, blühend, klar bis zur Evidenz. Aber — ich verliere allen Kanzleiſtyl, ſeitdem ich ſo viel durch Ihre Feder arbeite.“

Excellenz —

„Ruhig, das ſoll kein Vorwurf ſein; ich danke dem Himmel, ſo wohlfeilen Kaufs den Manchetten und Perücken entrinnen zu können. Aber — wo waren Sie denn ſeit geſtern Abend?“ —

Ich glaubte, ein Blitz führe mir durch alle Glieder.

„Ha, ha, ha! Sie werden roth und blaß? Ein Aventürchen alſo! Na, nur Alles mit Verſtand und Anſtand! Die Zukunft nie aus dem Auge verloren! Indeſſen eine gute Nachricht. In zwei Stunden fahre ich in die Reſidenz zurück; Sie können bleiben, und gefällt's Ihnen einige Tage länger, ſo ſchreiben Sie direkt an mich. Wer Jahr aus Jahr ein für Zwei arbeitet, der darf auch wohl für Zwei Urlaub genießen. Adieu!“ —

In den Gaſthof eilte ich, um nachzuſehen, ob keine Briefe angekommen, eigentlich aber, um meine Toilette zu verändern, reizender vor der Reizenden zu erſcheinen. Der Oberkellner meldete mir, daß der Kammerherr ſchon um ſechs Uhr Morgens ſelbſt vorgefahren ſei, um mich zur Landparthie zu nöthigen, weil er die Ausrede dringender Arbeiten nicht habe wollen gelten laſſen. Auf die Nachricht, daß ich die ganze Nacht nicht zu Hauſe geweſen, wahrſcheinlich im Bureau zugebracht habe, ſei er zornig davongefahren und habe alle Miniſter und Schulfuchſereien in die Hölle gewünſcht. Der Arme ahnete nicht, welchen Qualen er durch mein Wegbleiben entgangen war.

Übrigens wurde mir die Geſchichte ſehr peinlich, da ich mir gar nicht zuſammenreimen konnte, wie geſtern Abend ſchon ohne mein Wiſſen eine Entſchuldigung an den Kammerherrn gelangt ſein ſollte. Auch Aurelia war nicht von der Parthie. Gott ſchütze meine Ohrläppchen bei dem erſten Zuſammentreffen mit dem König, dem mein Wegbleiben den Spaß mit dem Kammerherrn verdorben, und Aureliens Nichterſcheinen vielleicht die ganze Freude der heutigen Parthie vernichtet hatte.

Pah! Ich fühlte ſelbſt etwas Königliches in mir, beſpritzte mich mit Eau de Cologne, ſah recht behaglich im Spiegel, wie blühend wieder mein Angeſicht ſei, und wandelte ſtolzen Schrittes hinüber zu der ſchönen Nachbarin. Kühn ſah ich Allen ins Antlitz, und ärgerte mich beinahe, weil nicht Alle mich wieder anſahen.

10. Der Entſchluß.

„Ferdinand! lieber Ferdinand! du mußt doch nicht auch fort? So geputzt? — und dein Miniſter hat mir eine Abſchiedskarte geſchickt, — ſprich —“

Meine gute Seele, von meinem Fortmüſſen iſt gar nicht die Rede. Soll ich denn an deinem Geburtstag nicht meinen beſten Rock anziehen, und, — hier, — wirſt du mir wohl die Freude machen, dieſe niedliche Brillantroſe zum Andenken an deinen zwanzigſten Geburtstag zu tragen?

„Du gutes Herz, wie dankbar bin ich dir! Aber — ha, ha, ha! So wahr ich lebe, die Roſe, welche vorige Woche mir im Salon geſtohlen wurde. Wo haſt du ſie gekauft?“

Beim Hofjuwelier —

„Da könnte man ja erfahren — doch nein, nein! Dieſer Stunde wegen ſei dem Schändlichen verziehen, ich will nicht wiſſen, wer der Freche geweſen. Liebes Herz, wir nennen uns mit ſo traulichen Namen, daß es ſchmählich wäre, wenn wir nicht auch Vertrauen und Freundſchaft uns gegenſeitig bewieſen. Willſt du mir eine Freude machen?“

Welche Frage! Was wünſcheſt du!

„Daß du heute deinen Schweſtern die bewußte Freude macheſt; der Miniſter kann das Geld ja mitnehmen. Willſt du?“

Von Herzen gern, ich eile es zu holen.

„Wozu? Wieviel gedenkſt du zu ſenden?“

Ihrer fünf ſind es — jeder einhundert Louis und dem guten Mütterchen auch ein halbes Hundert, mit dem Reſt will ich mir ſelbſt ein Bene erweiſen.

„Wohlan, ſo ſchreibe gleich der lieben Mutter zwei Worte, ich lege eine Anweiſung an den Hofbanquier bei und du bringſt mir denn das Geld heute Abend. Damit gewinne ich auch Etwas an den Speſen. Du lachſt? Haſt du dich nicht ſchon geſtern Abend überzeugt, daß ich auf das Finanzweſen mich verſtehe? Aber ſchreibe, ſchreibe — ich gehe indeſſen!“

Wenige herzliche Worte ſchrieb ich an meine Mutter und bat ſie, die anliegende Anweiſung zu vergolden und nach Belieben damit zu ſchalten, für ihr und der Schweſtern Vergnügen. Der guten Mutter eine Theilung vorzuſchreiben, ſchien mir unſchicklich. Kaum war ich fertig, ſo hüpfte Aurelie ſchon herein, nahm den Brief, gab mir ein Küßchen für mein darin bewieſenes Zartgefühl, faltete ſorgfältig die Anweiſung hinein und mit Allem raſch in einen eleganten Umſchlag. Charles mußte den Brief ſogleich an den Miniſter beſorgen, mit der Bitte an Se. Excellenz, ſolchen zu behändigen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Vierter Artikel.

Hiſtoriſche Genremaler: Horace Vernet, Stauben, Monvoiſin, Beaume, Jollivet, Henri Scheffer, Alfred Johannot, Leſtang, Vigal, Clement Boulanger, Cibot, Gallait, Boiſſard, Gigoux, Goſſe, Ziegler, Alaux, Picot, Mauvaiſe, Rouget, Couder, Larivière, Jeron.

Gleichwie es in der Natur Arten von Weſen gibt, welche den Übergang zwiſchen dem Pflanzen- und Thier-Reich bilden, und von denen man nicht recht weiß, wohin man ſie rechnen ſoll, weil ſie von beiden Naturreichen, deren Übergang ſie vermitteln, charakteriſtiſche Merkmale an ſich tragen, ſo gibt es auch in der neueren Malerei Erzeugniſſe, von denen man nicht ſogleich mit Beſtimmtheit angeben kann, zu welcher Ordnung und in welche Abtheilung der äſthetiſchen Kritik ſie gehören, weil ſie theils dem Genre, theils der Hiſtorie verwandt ſind? Es fragt ſich, wo hört die Hiſtorienmalerei auf und wo fängt das Genrebild an? Muß man, um den Namen eines Hiſtorienmalers zu verdienen, ſeinen Gemälden einen großen Umfang geben? Die Werke berühmter Meiſter älterer Schulen geſtatten nicht wohl dieſe Annahme. Oder reicht es vielleicht hin, geſchichtliche Ereigniſſe darzuſtellen und geſchichtlich bekannte Perſonnagen auf der Leinwand figuriren zu laſſen? Das thun oft die ſchlechteſten Landſchaftsmaler. Es möchte daher zum beſſern Verſtändniß und zur Vermeidung der Irrthümer weſentlich erſcheinen, zwiſchen den hiſtoriſchen Gemälden und Genrebildern noch eine Mittelgattung anzunehmen, welche man „hiſtoriſches Genre“ nennen könnte. Dieſe Benennung iſt übrigens rein konventionell, und ſoll uns nur dazu dienen, eine leichtere Überſchau über die Mannigfaltigkeit der hiſtoriſchen Gemälde des Salons zu verſchaffen.

Ein ächter Typus dieſes hiſtoriſchen Genre iſt Horace Vernet, eines jener Talente, welche nur auf franzöſiſchem Boden gedeihen, und ſich entfalten. Unter der Reſtauration leiſtete Hr. Vernet in der Malerei das, was Béranger in der Poeſie geleiſtet; er war der Maler jener alten Schnurrbärte von der kaiſerlichen Garde, und verherrlichte durch ſeinen Pinſel die glorreichen Thaten des Kaiſers. In jener Zeit hatte das Talent Hrn. Vernet's eine Oppoſitionstendenz angenommen; Jacques Laffitte und der Herzog von Orleans waren ſeine Gönner, und im Volke zählte Hr. Vernet ſeine zahlreichſten Verehrer. Heutzutage iſt der liberale Maler zum Jüſte-Milieu übergegangen, oder richtiger: er iſt ſeinen ehemaligen Beſchützern treu geblieben und ſucht nach ihrem Beiſpiel eine gewiſſe Neutralität in ſeinen neueren Kunſtproducten feſtzuhalten. Seine Einnahme von Bone in Afrika, welche er im diesjährigen Salon ausgeſtellt, erinnert lebhaft an ſeine früheren Lieblingsbilder und entſpricht als Kunſtwerk ſeinem ſchon ſeit lange begründeten Rufe. Auf dem erſten Plan, in einem Winkel der Citadelle, ſehen wir eine äußerſt lebendige Scene; einige franzöſiſche Soldaten ſind friedlich mit den Einwohnern der Stadt beiſammen und theilen gerade unter ſich den Mundvorrath, welcher in nichts anderm, als grobem Kommißbrod beſteht. Einzelne Figuren darunter ſind höchſt originell. Ein wenig rechts von dieſer Gruppe, am Fuß der Wälle, ſteht ein Trupp franzöſiſcher Marineſoldaten, von denen einer ſich mit Seilen die Mauer hinaufziehen läßt; ganz im Hintergrunde ſehen wir arabiſche Reiter dem Meeresufer zufliehen. Die Zeichnung iſt fein und ſolid, und die Farben ſind mit ſaftigem Pinſel aufgetragen. Der einzige Vorwurf, den dies anſprechende Bild verdienen möchte, wäre etwa, daß wir bei den dargeſtellten Scenen weder an die Belagerung, noch an die Beſtürmung einer Stadt, ſondern an eine ganz gewöhnliche Scene aus dem Feſtungsleben der Soldaten zur Friedenszeit denken.

Ein zweites Muſter des hiſtoriſchen Genre iſt die Schlacht bei Waterloo von Stauben, demſelben Künſtler, welcher auch die Landung Napoleons am Ufer bei Frejus und den Tod des Kaiſers auf St. Helena gemalt hat. Auf einer Leinwand von etwa fünf Quadratſchuh hat diesmal Stauben die Schlacht bei Waterloo, oder vielmehr eine dramatiſche Epiſode jenes für den großen Kaiſer ſo verhängnißvollen Tages dargeſtellt. Wir ſehen Napoleon in einem jener Augenblicke, wo die Vorſehung alle Berechnungen ſeines mächtigen Genies zu nichte macht und er im Begriff iſt, ſich mit ſeinem Pferde in das dichteſte Getümmel der Schlacht zu ſtürzen, feſt entſchloſſen, mitten unter den letzten Überbleibſeln ſeiner Braven zu ſterben oder zu ſiegen. Düſtre Wolken umlagern ſeine kaiſerliche Stirn; Unmuth und Feuer ſprühet aus ſeinen Blicken, fieberhaft zucken ſeine Geſichtsmuskeln; alles verkündet deutlich, daß die Schlacht unwiderbringlich verloren. Mehrere Generäle und Offiziere werfen ſich ihm entgegen und ſuchen ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen; der Marſchall Soult und die Generäle Gourgaud und Drouot bitten flehentlich den Kaiſer, ſich zu ſchonen. Eine ſolide und edle Zeichnung bei einem richtigen Gefühl für ſchöne Gruppirung, für Würde und Styl zeichnen den Maler dieſes Bildes aus. Die Grenadiere der alten kaiſerlichen Garde, im Pulverdampf ergraute und zum Sterben entſchloſſene, bärtige Geſtalten ſind mit vieler Energie behandelt. Einer davon im rechten Vordergrunde wird ſo eben von einer Kugel tödtlich getroffen, und ſtürzt mit Blut und Wunden bedeckt, zu Boden, aber bevor er den Geiſt aufgibt, beſchäftigt er ſich noch mit ſeinem Kaiſer und, nach ſeinen angſtvollen Mienen und Blicken zu urtheilen, denkt er weniger an ſein nahes Ende, als an die Gefahr, worin ſein Kaiſer ſchwebt. Die engliſchen Gefangenen im linken Vordergrunde bilden eine ſchöne Gruppe. Ein benarbter Schotte ſtützt ſein Kinn in der Rechten und betrachtet mit Bewunderung das um ihn her vorgehende Schauſpiel und den Mann im grauen Oberrocke, welcher einen ruhmvollen Untergang unter den Trümmern der Granitkolonne von Marengo ſucht. Ein kräftiges und harmoniſches Colorit machen das Bild noch anſprechender und ich habe davor ſtets eine bewegte Menge eifriger Beſchauer verſammelt gefunden, — ein Umſtand, der nicht minder der Wahl des Gegenſtandes an und für ſich, als der talentvollen Darſtellung und Ausführung von Seiten des Künſtlers anzurechnen iſt.

Faſt über dieſem Gemälde von Stauben hängt der Karl IX. von Monvoiſin. Der Maler hat dieſen Monarchen in dem Augenblicke dargeſtellt, wo er, von Gewiſſensbiſſen gefoltert und ſchon ſeinem Tode nahe, noch zögert, ſeiner Mutter, der Maria von Medicis, den Regentſchaftsakt zu übergeben. Der König ſitzt in einem grünſammetnen Armſtuhl; mit der Linken zerknittert er krampfhaft ein Papier, während er ſtieren, erſtorbenen Blicks mit der Rechten auf das verhängnißvolle Louvrefenſter deutet. Die Königin ſteht in der Nähe; ihre Figur iſt weniger ausdrucksvoll, als die des Königs. Das Nebenwerk des Bildes iſt ſorgfältig behandelt. Mehr Adel und Ausdruck hat die Maria von Medicis auf dem Gemälde von Beaume. Während nämlich dieſe Königin mit einigen ihrer auserwählten Ehrendamen im Kloſter Val-de-Grace ſtill und zurückgezogen lebte, wurde ſie vom Cardinal Miniſter Richelieu angeklagt, daß ſie im geheimen Einverſtändniſſe mit den Feinden des Staats unterhandle. Der Kanzler Seguier begab ſich daher eines Tages in Begleitung des Erzbiſchofs von Paris in das Kloſter, und nachdem er der Königin den Befehl des Königs vorgeleſen, unterſuchte und durchſtöberte er alle Kiſten und Kaſten, verhörte die Nonnen des Kloſters und zwang endlich ſogar die Königin, ihm einen Brief einzuhändigen, den ſie in ihrem Buſen verbergen wollte. Den letzteren Augenblick hat der Künſtler zu ſeiner Darſtellung gewählt, welche ihm ſehr glücklich gelungen iſt. Der Farbeneindruck des Bildes iſt angenehm; die Gruppirung durchaus gemeſſen und würdig.

Nicht weit von dieſem Bilde war der Prozeß der Jungfrau von Orleans, von Jollivet. Trotz mancher namhafter Mängel, z. B., daß Johanna ein ganz gewöhnliches Mädchengeſicht und ein ſchönes, weißes Kleid mit Armeln à la folle hat, daß die Köpfe der Mönche zu grotesk geſtempelt ſind u. ſ. f., finden wir doch in dem Bilde vortreffliche Einzelnheiten. Dahin rechnen wir beſonders jenen Prieſter, welcher, da ihm ſein letzter Bekehrungsverſuch an Johannen mißlungen iſt, ihr gerade die Worte ſagt: „Du mußt auf der Stelle abſchwören, oder als Hexe den Flammentod ſterben!“ wobei er mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf einen kleinen, rothgekleideten Mann deutet, der mit gekreuzten Armen ſich wider den Pfeiler einer Säule gelehnt hat und auf deſſen Geſicht der Fluch ſeines Handwerks geſchrieben ſteht. Ein anderes Gemälde von demſelben Künſtler, die Lara nach Lord Byron hat einen angenehmen Farbenton und iſt fleißig gezeichnet und gemalt. (Schluß folgt.)

Muſik in Frankfurt.

(Schluß.)

Den 18ten. Euryanthe (Benefice für Herrn Schmezer). Dieſes Rieſenwerk Weber's erhält unter der ſinnvollen Leitung Guhr's ſeine Weihe. Abgeſehen von dem abſurden Gedicht der Wilhelmine von Chezy, kann dieſe Muſik nur Ausfluß eines ächt poetiſchen Talentes ſein. Sie iſt durchdacht, durchfühlt; jede Note wiegt eine Leidenſchaft, die ſich leider mit Polypenarmen an die Lebenskraft des genialen Schöpfers anklammerte. Lyſiart's, Eglantinen's Fiebergluth, Euryanthen's kindliche Verklärung, Adolar's Ritterlichkeit, des Königs Würde ſind gleichtreffend gezeichnet. Die Chor-Ströme zeugen von erhabner Phantaſie. Ich ſehe in ſelbſtverzehrender Steigerung glühender Inſpiration des Componiſten Feder auf dem Linienmeere hinfliegen, ich ſehe ihn in dem berauſchenden Gefühle des Geſchaffenen zurückſinken — der Tod verlöre in ſolchem Augenblicke ſeine Schrecken, denn er hat gelebt. Das ſind die göttlichen Vorrechte des ſchaffenden Geiſtes, die, aufzuwiegen, Fürſten zu arm ſind. Dies Werk iſt in ſeinem koloſſalen Genre ein rundes vollkommnes Ganzes. Die heutige Aufführung war eine gelungene, und ſchwerlich dürfte ſie auf den anſpruchsvollen Bühnen mancher Königſtädte erreicht werden. — Der Herr Beneficiant ſang den Adolar. Herr Schmezer iſt ſeit Jahren ein geſchätztes Mitglied unſerer Oper. Unermüdlicher Eifer, muſikaliſche Kenntniſſe, angenehmes Aeußere, und ſeine unvergleichliche Tenorſtimme machen ihn zum Liebling des Publikums. Dieſe Vorzüge durch den Hauch der Poeſie belebt, würden ihn auch zum Liebling des Künſtlers machen. Die bloßen Töne einer ital. Geige, eines Waldhorns, eines wohltemperirten Claviers, beſitzen ſchon in der Materie Opiate für das Ohr. Um wie viel mehr die menſchliche Stimme! Allein ſowie Töne dem Inſtrument entlockt, noch keine Muſik bilden, eben ſo wenig erſetze der Wohllaut der Stimme die Grazie des Vortrags. Vortrag aber kann nicht durch die Anwendung der Schule beſtimmt werden. Ihn erzeugt etwas Höheres, nämlich die in dem Geiſte der Compoſition, die er reproduciren ſoll, eingedrungene tief gefühlte Ueberzeugung. Das eben, dies Ausſtrömen des mit ihm verwandten Genius iſt's, was Herrn Schmezer mangelt. Er ſingt mit ſeiner ſeelenvollen Stimme immer nur ſich ſelbſt. Er erkennt nur ſeine eigene individuelle Anmuth. In ſeinem Adolar, Diavolo, Blondel, Tamino, Robert, Othello, Baron Felſenherz, Guſtav ꝛc., zeigt ſich keine Ahnung von der poetiſchen Verſchiedenheit der Parthieen. Ob Herr Schmezer im Turban, im Harniſch, im Frack oder in der römiſchen Tunika ſingt, man ſchließe die Augen, abſtrahire den Text, und man wird immer den ehrlichen Jakob Friburg in ſeiner Natur und Einfalt heraus hören. Dies Eindringen in das poetiſche Element jeder Parthie, dies Wiederfühlen- und -Geben deſſelben iſt's eben, was Wild zum erſten dramatiſchen Tenor erhebt. Wild würde auch ohne Stimme noch ein großer Sänger bleiben. Herr Schmezer wird nur Sänger heißen, ſo lange ihm ſein Organ treu bleibt — wenn er nämlich nicht noch umſattelt, und ſtatt des zierlich aufgezäumten Handpferdes den edeln Pegaſus reiten lernt. Dem. Halbreiter (Eglantine) iſt noch Anfängerin. Als ſolche betrat ſie wenigſtens unſre Bretter. Ob ſie überhaupt ihre muſikaliſch-dramatiſchen Studien auf denſelben begonnen, ſoll dahin geſtellt bleiben. Aber daß Dem. Halbreiter viele, recht viele Fortſchritte auf denſelben macht, und unter ſolchen Auſpicien das nur immer Mögliche leiſtet, beweiſt neuerdings dieſe enorm ſchwierige Parthie. Es gibt zwei Klaſſen von dramatiſchen Künſtlern, ſolche, die aus Liebe zur Kunſt die Bretter ſuchen, und ſolche, die aus Liebe zu den Brettern, die Kunſt — nicht finden. Ich glaube Dem. Halbreiter gehört der erſtern Klaſſe an. Herr Fiſcher (Lyſiart) hat der allgemeinen Erwartung nicht entſprochen, da er dieſelbe übertraf. Er hat die Winke einer wohlrathenden Kritik zu ſeinem Vortheil benutzt, und auf dieſe Parthie angewendet. Mad. Fiſcher-Achten gab die Titelrolle. Die öffentliche Meinung hat ſich über die reichen Gaben dieſer Künſtlerin bereits ausgeſprochen. Sie ſchmückt jede Parthie mit neuen Reizen, und jede letzte ſcheint auch ihre vorzüglichſte. So auch die heutige. Iſt nun wohl Mad. Fiſcher-Achten eine erſte Sängerin, oder iſt ſie's nicht? Wer in den Rollen einer Euryanthe, Desdemona, Julia, Pamina, [illegible], eines Sargines, einer Camilla, Norma, Roſe, Agathe u. a. Publikum und Künſtler hinreißt, wer darin einen dauerhaften Ruf zu gründen fortſchreitet, gehört doch wohl in das Fach der erſten Sängerinnen? Oder wo iſt die Linie der Kunſt oder der organiſchen Fähigkeit, die eine erſte von einer zweiten Sängerin ſcheidet? Und gäbe es eine ſolche, wem fiele es wohl ein, eine jener Parthieen zum letztern Fache zu zählen? Die Benennung: „Erſte Sängerin“ iſt eine durchaus relative. Es gibt keine, außer der, welche der Vollendung dieſer oder ähnlicher Parthieen am nächſten ſteht. Oder ſoll dieſe Benennung die Prima Donna bezeichnen, worunter man ausſchließlich die ital. Bravour-Sängerin verſtehen will; ſo ſuche man ſie auch ausſchließlich nur in Italien, und keine Deutſche trifft demnach der Vorwurf, daß ſie keine Prima Donna ſei. Das Chimäriſche liegt in der Ueberſetzung. Laſſen wir den Italiänern ihre Prima Donna, ihre Seconda Donna, ihre Prima Donna assoluta, ihre altern Prima Donna und wie ſie immer klaſſificirt ſein mögen. Jede deutſche Sängerin iſt eine erſte, die den Anforderungen des Herzens und des gebildeten Verſtandes entſpricht. — Dem Einſender des Artikels in einem der neuern Blätter des Leipziger Kometen, worin er ſich bemühte, Mad. Fiſcher-Achten in dieſer Beziehung anzugreifen, würde ich einen loſen Vogel heißen, wenn nicht allzu handgreiflich die kleinmüthige Abſicht darin hervorleuchtete, und ſchmachvoll auf ihn ſelbſt zurückgewirkt hätte. Auf jeden Fall iſt er ein intriguanter Vogel!

Den 20ſten fand die abonnirte Abendunterhaltung des Herrn Abel ſtatt. Der Veranſtalter, ein wackerer Clavierſpieler, in der Schmitt'ſchen Schule gebildet, ſoll ſchlecht unterſtützt worden ſein, aber brav geſpielt, und eben ſo brav auf die Koſten gelegt haben. Außer 2 Quartetten und einem Geſangſtück, von einem hieſigen Dilettanten vorgetragen, ſpielte der Concertgeber ein Concert von Herz und eine Phantaſie mit Var. von Moſcheles mit Beifall.

Den 25ſten. Concert der Fräulein Emilie Leibnitz. Die Concertgeberin verdient Lob. Sie ſpielte fertig, rein, und errang Beifall. Symphonie von Haydn (G. dur.) Aber nach und nach hörte das Auditorium auf, zu hören, folglich das Orcheſter zu ſpielen. Die Zuhörer ſollten in ſolchen Fällen eigentlicher: Aufhörer heißen. Der letzte Satz kehrte mit ſtolzem Selbſtgefühl den Undankbaren den Rücken. Erſtes Allegro des Hummel'ſchen himmliſchen Concerts (a moll.) Statt der beiden folgenden Sätze zwei Lieder von Schubert; eines war nur angekündigt. Schubert hat manch ſchönes Lied geſchrieben; aber eben ſo wenig iſt ihm eine gewiſſe Monotonie nicht abzuſprechen, welche jedem Beifall Sordinen aufſetzt. — Potpourri und Var. für Piano und Flöte von Bucher. Ouvertüre aus Cosi fan tutte. Concert für Oboe von Thurner. Ein Lied für Alt von Ant. Hacker(?), Phantaſie und Var. von Herz. — Herz, was verlangſt du?

Den 27ſten. Letztes Muſeum. Die 3 erſten Sätze der großen Beethoven'ſchen Symphonie (D) Hut ab! Ouvertüre von Schnyder von Wartenſee, (zum Erſtenmale). Sie geht des Componiſten Oper „[illegible]“ vor, und iſt voll ergreifender Wirkung; Nummern aus Cosi fan tutte; und 2 Arien von Mozart (dies Bildniß und die Hallen), die letzte ſang ein Schüler. In ſtiller verſchloſſener Kammer etwa? um ſich vor Lauſchern zu bewahren? um mit liebenswürdiger Scheu das Heiligthum nur zu berühren, das der Adept ſein Eigenthum nennt? — Nein, auf das Forum trat er hinaus, und zerriß keck den Schleier, den der Künſtler nur mit Ehrfurcht hebt. Keine Rückſicht verbindet zu Mißgriffen, welche das Würdige profaniren. Das verdient ſtrenge Rüge. Aber nicht den jungen Mann treffe ſie, ſondern ſeine Verblender!

Den 29ſten. Fauſt von Spohr. Herr Marder iſt als Fauſt, Don Juan, Figaro beliebt. Geſang, Spiel, ſeine ganze Perſönlichkeit machen ihn zum angenehmen Repräſentanten dieſer einander ſich ganz entgegengeſetzten Charaktere. Herr Marder wird damit auf mancher Bühne ſein Glück machen. — Die hohe Lage der Kunigunde paßt nicht für Dem. Halbreiter. Dem. Bamberger iſt ein gar liebliches Röschen. Sie wäre es in jeder Beziehung, wenn ſie nicht zuweilen detonirte. Herr Fiſcher wird als Mephiſto in dieſer Maske nun einmal nicht goutirt, obgleich ſie die richtige iſt. Mit Dobler trat dieſer Mephiſto zum Erſtenmale vor die Phantaſie des Publikums. Es ſah bis dato noch nie einen außer dem Hauſe. Dobler war ein ſchöner Teufel. Er hätte nicht allein bei den Herren der Unterwelt Fortune machen können. Er glich einem Salamander auf Freiersfüßen. Nicht ſo Herr Fiſcher. In ſeiner Maske liegt ruhiger infernaliſcher Hohn. Der blinde Zuhörer hätte in Dobler's Wort und Ton eben ſo gut einen Saraſtro wieder erkannt. Bei Herrn Fiſcher hört man den Abaddona eben ſo gut, als man ihn ſieht.

Den 30ſten. Concert des Herrn J. Roſenhain. Großes Publikum, kleines Orcheſter. Herr Roſenhain iſt anerkannt als tüchtiger Pianiſt, als Componiſt und Lehrer. Als erſterer wird er jedem Meiſter unſerer Zeit zur Seite geſtellt werden können. Herr Roſenhain hat das Vertrauen des ganzen hieſigen Publikums und die Achtung unſerer Künſtler. Beide haben ſein Concert beſucht. Warum muß der Künſtler büßen, wenn dem Adel die unadelige Zuſammenſtellung gilt? Der Concertgeber zog heute leider an einem der Millionen Stränge, die den guten Geſchmack herunter ziehen. — Den erſten Satz des Hummel'ſchen Clavier-Concerts, vom 25ſten dieſes noch erinnerlich, und abermals den erſten Satz eines Rode'ſchen Violin-Concerts ſpielte des Concertgebers jüngerer Bruder. Der Knabe hat Talent und Mittel. Er iſt zum Muſiker beſtimmt. Er leiſtet jetzt ſchon, was in ſeinem zarten Alter kaum zu leiſten iſt. Alles gut. Aber warum mit dieſen noch unentwickelten Kräften auf den Kampfplatz treten? Mit welchem Sinn ſoll der Knabe ferner ſtudieren?! — Eine Cavatine von Donizetti, ein Duett von Roſſini und ein Lied (das öde Haus) für eine Tenorſtimme vom Concertgeber componirt, waren die Geſangſtücke. Eine Polonaiſe von Herz, drei Sätze in Form einer „Etude“, eines „Danse de Sylphes“, einer „Caprice“ und am Schluß eine freie Phantaſie über ein zum Phantaſiren ungünſtig aufgegebenes Thema aus dem Oberon, trug der Concertgeber vor. Kalkbrenner war der erſte, der hier vor dem verſammelten Auditorium Uebungen exercirte. Warum nicht auch die Scala, die, wie von den Eumeniden durch die Rennbahn aller Tonarten gepeitſcht, nirgends eine Ruheſtätte findet? Mit demſelben Rechte darf uns nun auch der Sänger in's innere ſeiner Werkſtätte führen, und Solfeggien zum Beſten geben. Es müßte recht unterhaltend ſein, wenn irgend eine Prima Donna jede Ingredienz uns einzeln zu verſuchen gäbe, woraus ſie ihren Ohren-Nektar braute. — Herr Roſenhain iſt Componiſt. Wir hätten die Progreſſion ſeines Genius in eigenen größern Compoſitionen erwartet, aber eine Zuſammenſtellung fremder, ſeines Rufes würdiger.

T.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 93. 1835.

365

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 18. April.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Wir ſpielten und koſ'ten und herzten uns wie die Kinder. Sie war die gute Stunde ſelbſt und alle frohen Geiſter meines Herzens waren rege. Bald trällerten wir ein Duettchen am Klavier, bald ſaß ſie mir auf dem Schooß, ringelte meine ſeidenweichen Haare an den Schläfen, verſuchte ihre Kunſt in hundert verſchiedenen Knoten und Schleifen meiner Halsbinde, ſchrieb heitere Albernheiten in fünf Sprachen in meine Brieftaſche, zwang mich, eine Cigarre zu rauchen, verſuchte desgleichen zu thun mit drolligſter Geberde, rief ihre Zofe herein, drehte mein Geſicht nach ihr hin. „Nun, wie gefällt er dir? Schweige nur, hübſch iſt er nicht, aber voll Seele und Herz. Geh doch, treibe, daß wir eſſen können, ich habe Hunger!“

Und ich dürſte, dürſte zum Verſchmachten!

„Was willſt du denn trinken?“

Einen Becher Seligkeit von deinen Lippen!

Wir küßten wieder, daß uns die Sinne ſchwanden. Charles kam dazu; raſch beſonnen rief ſie die andre Dienerſchaft herbei und ſprach plötzlich mit wahrer Majeſtät: „Hier ſteht euer aller und auch mein Gebieter!“ Sogleich war ſie wieder neckiſch und drollig wie ein Kind. Kein kluges Wort war mit ihr zu ſprechen, keine vernünftige Antwort von ihr zu erhalten. Sie hüpfte und tanzte und ſang und lachte und küßte und ſchien an meiner wachſenden Ungeduld ſich zu weiden.

Aber — liebe Aurelia —

„Aber — lieber Ferdinand —“

So kindiſch —

„Kindiſch? Ja, ich bin ein Kind heute, ein frohes, ſeliges Kind. O wehre mir es nicht, ſchilt mich nicht, tadle nicht die Freude, die alle meine Nerven und Pulſe tanzen macht, die Freude, dein zu ſein, dich zu haben!“ Und mit heißen Thränen im Auge, lächelte ſie mir ganz nahe in's Antlitz, umſchlang mich zitternd, küßte mich wieder und wieder, und barg weinend ihr Geſicht an meiner Bruſt.

Endlich aus meiner Umarmung ſich loswindend, ſprach ſie ernſt, beinahe feierlich: „Wie lange haſt du Urlaub?“ Lachend erwiederte ich: Vierzehn Tage, wenn es ſein muß — auch drei bis vier Wochen.

„Eine kleine Spanne Zeit. Indeſſen, — hier können wir nicht bleiben, wir müſſen fort von hier, fort, wo möglich heute noch, bevor die königliche Landparthie zurückkommt.“

Fort? Warum denn?

„Sollen wir hier uns beneiden, begaffen, beſpötteln laſſen? Sollen wir ängſtlich die Minuten abmeſſen, welche beiſammenzubleiben die Etikette uns geſtattet, oder — ſollen wir uns plötzlich wieder ganz fremd werden? Kannſt du es? ſprich! Kannſt du es? Ich kann es nicht! Vor Königen und Kaiſern würde ich dir um den Hals fallen, wenn gerade das Herz ein Bedürfniß fühlte, dich zu küſſen. Ich kann nicht heucheln, nicht kalt ſcheinen, wo ich glühe, nichts halb ſein; — ganz, ganz bin ich ſtets, was ich bin!“

Aber — wohin denn? Der Gedanke macht mich ganz verwirrt.

„Über den Rhein! Dahin, dahin will ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n! Wir machen eine kleine, intereſſante, belehrende Reiſe in ein fremdes Land, gehören dort uns nur ſelbſt an, bis, — nun, bis der Himmel uns eine andere Straße anweiſt; laß den Himmel walten."

Der Plan gefällt mir, das leuchtet mir ein, welcher Gott begeiſterte dich?

„Der kleine Gott in meinem Herzen. Kannſt du auf deinen Diener bauen?

Wie auf mich ſelbſt!

„So laß ihn ſogleich nach Tiſch rufen, damit er dir die Poſt beſtelle für die nächſte Station rheinabwärts. Du fährſt um ſechs Uhr, verweilſt auf der Station bis der hieſige Poſtillon zurückfährt, wendeſt dich dann links auf die nächſte Station rheinaufwärts. Dahin fahre ich um acht Uhr von hier ab, wir finden uns dort, fahren in meinem Wagen weiter die Nacht durch, und ſind morgen ſehr früh in Straßburg."

Göttlicher Gedanke! Laß dich küſſen dafür tauſendmal!

„Aller guten Dinge ſind drei; genug! Jetzt komm zu Tiſch!"

11. Mein Konrad.

Die frohe Ausſicht auf eine ſo hübſche Reiſe hatte meinem Appetit bedeutenden Eintrag gethan; ich ſtand bald auf. Liebe, holde, ſüße Gourmande, laß mich mein Hausrecht üben. Du iß und trinke und naſche behaglich fort; ich will hinüber in meinen Gaſthof und Alles ſelbſt ordnen. Wozu unſer flottes Schiffchen unnöthig mit Ballaſt bepacken? Mein alter Konrad mag nach Hauſe gehen und ſich gütlich thun während meiner Abweſenheit; wir ſind uns allein genug. In einer halben Stunde bin ich zurück und marſchfertig. Auf Wiederſehen!

„Ohne Kuß?"

Verzeihe, die freudige Ausſicht, die Haſt —

„Am erſten Tag ſchon muß ich ſolches zu verzeihen haben? Betrübte Ausſichten! — Verziehen von ganzer Seele! aber gehe, mein Herz, du haſt wirklich keine Zeit zu verlieren!"

Mein alter Konrad ſtand unterm Thorweg des Gaſthofs und dampfte Zorneswolken um ſich her. Er fuhr zwar wie gewöhnlich, wenn ich in ſeine Nähe kam, mit der Pfeife in die Bruſttaſche, aber heute ſchmunzelte er nicht freundlich wie gewöhnlich, ſtrich ſich nicht den grauen Schnurrbart, ſondern ſah mich mit ſtrafendem Blick ernſt an, und ſchritt trotzigen Schrittes hinter mir die Treppe hinauf. Oben dröhnte er mißmuthig: „Befehlen?"

Was haſt du denn, Konrad? Schlechte Nachrichten von Haus? Iſt deine Katharina dir untreu geworden?

„Halten zu Gnaden, gnädiger Herr, von meiner Katharina iſt hier gar nicht die Rede, die bleibt mir und der Ehre wohl treu. Aber, halten zu Gnaden — Euer Gnaden ſind mir untreu geworden, und ſich ſelbſt dazu, und Excellenz dem gnädigen Papa dazu —" (Fortſ. f.)

Mondſchein.

Von Victor Hugo, überſetzt von Wilh. Wagner.

> Per amica silentia lunae.
> VIRGIL.

Hell ſcheint der Mond und ruht auf kaum bewegten Wogen;
Das Fenſter öffnet ſich, — der Nachtwind kommt gezogen
Und küßt die Sultanin, indeß der Silberſchaum
Gleich wie ein Perlenkranz umzieht den Inſelſaum.

Aus ihren Händen fällt die Laute und verklinget,
Da plötzlich an ihr Ohr ein dumpf Geräuſche dringet.
Iſt es ein Türkiſch Schiff, das ſchwere Bürde trägt,
Und deſſen Ruderer die laue Welle ſchlägt?

Sind es Seeraben, die ein nächtlich Spiel beginnen,
Indeß vom Flügelpaar die weißen Perlen rinnen?
Iſt es ein Vogel, der ſich an dem Thurme hält
Und an dem Steine pickt, bis dieſer niederfällt?

Wer ſtört die Ruhe im Serail der Sultaninnen?
Der Vogel iſt es nicht dort auf den Mauerzinnen;
Auch ſieht man rings umher kein ſchwerbelad'nes Schiff
Und keinen Raben, der umkreiſ't das Felſenriff.

Woher nun dies Geräuſch, — dies Stöhnen? — Schwere Säcke
Wirft man in's Meer hinab, dort an der Mauerecke,
Und in den Säcken zuckt's, wie menſchliches Gebein. — —
Auf ſtiller Meerfluth liegt der helle Mondesſchein.

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Vierter Artikel. — (Schluß.)

Das Leben und die Thaten der Jungfrau von Orleans haben noch eine Menge anderer Künſtler zu Gemälden begeiſtert, aber den wenigſten davon iſt es gelungen, ſich auf eine ehrenvolle Weiſe aus dem Handel zu ziehen. Mehrere darunter haben aus der Jeanne d'Arc eine elende Karikatur gemacht. Lobende Erwähnung in gewiſſer Hinſicht verdient die Jungfrau von Orleans, von einem deutſchen Maler, Schnorr von Karolsfeld. Das Bild iſt äußerſt ſorgfältig gemalt; doch iſt der Ausdruck auch hier, wie bei vielen andern Gemälden, zu ſehr zurückgeblieben, um etwas Befriedigendes aus dem Bilde zu machen. Der Blick der Johanna hat etwas Stieres, worin ſich weder Seele noch anmuthige Schönheit zeigt, und die Austheilung der Farben hat Theil an unſerer deutſchen Nüchternheit und Trockenheit, welche namentlich bei unſeren heiligen Compoſitionen überhand genommen hat und gegen die Saftigkeit des franzöſiſchen Colorits, womit hier die meiſten Bilder gemalt werden, bedeutend abſticht. Wir wollen jedoch unſerm Landsmann Talent und gewiſſenhaften, redlichen Fleiß in der Ausführung ſeiner Compoſition durchaus nicht abſprechen. Einen Fauſt deſſelben Künſtlers hat die hieſige Kunſtjury zurückgewieſen.

Ich führe noch an die Jeanne d'Arc, wie ſie auf einem Karren auf den Marktplatz von Rouen zum Flammentode abgeführt wird, von Henry Scheffer, dem Bruder des berühmten Malers gleiches Namens. Johanna iſt hier wie ein junger Page gekleidet, und eine Maſſe neugierigen Pöbels folgt der armen nach. Der Prieſter, welcher ſie verrathen hatte, wirft ſich ihr unterwegs zu Füßen und erfleht ihre Verzeihung. Das Ganze iſt nicht ohne Talent ausgeführt; doch feſſelt die Hauptſcene weniger den Blick, als die Umgebung und das theilt unſere Aufmerkſamkeit. Der Farbenton iſt anſprechend. Alfred Johannot hat (im Auftrag des Königs) Heinrich II. und die Katharina von Medicis mit ihren Kindern gemalt. Das Bild iſt ein ganz artiges Familienportrait, wo die Kleider und die übrigen Nebendinge fleißig behandelt ſind und wo der Maler wahrſcheinlich ſich nur hat darauf beſchränken wollen, die Zahl der königl. Kinder und ihre Koſtüme treulich wiederzugeben, welches ihm ganz gut gelungen iſt. Der Tod des Camoëns von **Leſtang** iſt ein wohlausgeführtes Bild. Der große Dichter ſtirbt im Armenhoſpitale zu Liſſabon, und zu ſeinen Füßen ſitzt Niemand als der getreue Sclave, welcher für ihn in den Straßen von Liſſabon bettelte und ſeine gute Freundin, die Negerin, eine Fiſchfrau, mit welcher Camoëns oft das Brod getheilt hatte. **Pigal** hat einen Don Quichotte und Sancho Panſa gegeben; der erſtere iſt ein langes, mageres, von der Sonne gebräuntes Gerippe, welches eine ernſthafte Miene annehmen will und in einem alten abgenutzten Panzer ſteckt; letzterer dagegen iſt ein unterſetzter, kurzer, dicker Kerl, welcher ein ledernes Wamms mit braunen Armeln trägt. Beide aber ſcheinen auf den lebendigmachenden Odem eines ſchöpferiſchen Genius zu warten.

Im Katalog finden wir ein allegoriſches Bild von **Clement Boulanger** unter folgendem Titel verzeichnet: „der Genius der Künſte zieht das Elend dem Reichthum vor, um ſeine Unabhängigkeit zu bewahren." Der Genius der Künſte iſt dargeſtellt als eine junge, hübſche Frau, mit etwas freimüthigen Zügen und Manieren; gleichwie der Gefängnißwärter im Melodram ein Bund Schlüſſel, ſo trägt ſie ein Bund Pinſel im Gürtel. Der Reichthum erſcheint ihr unter der Geſtalt eines vornehmen Herrn, der ihr allerdings etwas offenkundig ſeine Geſchenke anbietet, welche ſie von der Hand weiſet; das Elend, welches ſie mit der Linken ſtreichelt, iſt ein garſtiges zweifüßiges Thier, welches ſich mit allen Vieren um ihre Kniee klammert. Fürwahr, wenn das Elend ſo garſtig wäre, als es der Künſtler hier dargeſtellt, ich würde keinen Augenblick anſtehen, den guten Geſchmack des Genius der Künſte unausſtehlich zu nennen. Ich begreife wohl, wie der Genius der Kunſt Kummer und Armuth den eitlen Freuden der vornehmen und reichen Welt vorziehen mag, weil jene den Geiſt frei machen, dieſe ihn aber verknechten; jedoch darf das Unglück ſelbſt als Elend nie ſeine Würde und ſeinen Stolz aufgeben; es ſoll nicht kriechen auf allen Vieren, wie ein Hund, dem man ſchmeichelt; ſondern es ſoll frei mit aufgehobener Stirn einhergehen. Wenn die Compoſition in der Anlage ſchon falſch und übel angeordnet iſt, ſo verdient doch die Ausführung, Zeichnung und beſonders das lebhafte, ſaftige Colorit rühmliche Erwähnung.

Die Liebe der Engel zur Zeit der Sündfluth, von **Cibot**, iſt nicht mit der begeiſterten Auffaſſung ausgeführt, wie das erfindungsreiche Gemälde des engliſchen Dichters, dem der Künſtler ſeinen Gegenſtand entlehnt hat. Cibot iſt zu viel am Irdiſchen kleben geblieben; ſeine Engel ſind nicht ſchön genug, um Himmelsbewohner zu heißen, und ſeine Frauen nicht reizend genug, um die Liebe der Engel in dem Grade zu verdienen, daß ſie vom gemeinſamen Menſchengeſchlecht als die auserleſenſten gerettet und aufbewahrt wurden. Daß dem Bilde dieſer poetiſche Hauch der Geiſterwelt und der Byron'ſchen Dichtung fehlt, iſt um ſo mehr zu bedauern, da die materielle Darſtellung ſo viele lobenswerthe Eigenſchaften aufzuweiſen hat.

Gallait hat ein gutes Bild, den Herzog von Alba in den Niederlanden, ausgeſtellt; doch offenbart darin der Maler eine Neigung zum Schrecklichen. Eine wahre Freude am Häßlichen und Grauſigen hat **Boiſſard** in einer Epiſode aus dem Rückzuge der franzöſiſchen Armee von Moskau gezeigt. Wir ſehen eine ſchneebedeckte Gegend, zerbrochene Wagen, todte Pferde rings umher, und krächzende Raubvögel erfüllen die Luft mit ihrem Geſchrei. Im Mittelgrunde des Bildes ſitzen zwei Reiter, welche vor Kälte und Hunger nicht mehr weiter können und ſich auf den Kadaver eines eben umgefallenen Pferdes geſetzt haben, um dort noch einige Wärme für ihre erſtorbenen und erfrorenen Glieder zu ſuchen. Viele Theile des Gemäldes ſind mit großer Energie behandelt; doch thäte der Künſtler beſſer, ſein Talent auf andere Gegenſtände zu verwenden.

Gigona, der bekannte Vignettenmaler, hat diesmal ein großes Bild in der Ausſtellung, doch iſt es für den dargeſtellten Gegenſtand zu umfangreich; es ſtellt die Communion Leonardo da Vince's kurz vor ſeinem Tode vor und hat einzelne auffallende Mängel. Der König Franz I., welcher dem Kranken unter die Arme greift, um ihn aufrecht zu halten, hat weder Würde noch Anſtand in ſeiner Figur, Leonardo's nackte, in die Kniee zuſammengeſunkene Geſtalt, erregt einen unangenehmen Eindruck. Das Licht iſt jedoch gut auf dem Bilde vertheilt und mehrere von den umſtehenden Perſonen ſind wohlgelungen. Wenn der ſich bückende Prieſter auch ein ſchwerfälliges Anſehen hat, ſo ſind die beiden ihm zur Seite ſtehenden Chorknaben, welche Wachskerzen in den Händen halten, vortrefflich; wenn Leonardo ſelbſt und Franz I. ſchwache Figuren ſind, ſo bilden der Arzt und die hinter dem Kranken knieenden Frauen eine ſchöne Gruppe, welche nur durch ein impertinent hellblaues Kleid verunſtaltet wird. Die Nebendinge, Vorhänge, Teppiche, Fußböden u. ſ. f. ſind vollkommen gut ausgeführt. Aber dieſes Talent üben zu viele von den neuern franzöſiſchen Malern und es erweckt in ihnen die Meinung, daß ſie ſich mit Glück an hiſtoriſchen Compoſitionen wagen könnten. Doch über der Sorgfalt, womit ſie das Coſtüme und die Gruppirung behandeln, vergeſſen ſie den Ausdruck und die Beredſamkeit der Mienen. Das zeigt recht deutlich das Bild von **Goſſe**, der Biſchof von Liſieux, wie er in der Bartholomäusnacht den Proteſtanten ſeiner Diözeſe das Leben rettet. Alles, was todte Natur auf dem Gemälde iſt, Zierrath, Begleitung, Waffenrüſtung — iſt trefflich dargeſtellt. Die Straße, in die wir ſehen, bietet uns eine weite, und richtige Perſpektive dar; aber was ſagen uns alle jene Köpfe? Hat etwa jener Mönch, welcher das Volk aufzuwiegeln ſucht gegen den edlen Biſchof, ein fanatiſches Anſehen? Und jener Biſchof, hat er auf dieſem Bilde wirklich ein ſo mildthätiges Herz, als es die Geſchichte berichtet? Und jene Frauen, welche die Wuth des Pöbels bedrohet, haben ſie wirklich Furcht, ſowie ſie da auf dem Bilde ſtehen, wollen ſie etwa unmuthig auf's Leben verzichten oder dem Tode trotzen? Von dem allem kann man nichts errathen.

Als zum hiſtoriſchen Genre gehörig, führen wir noch an mehrere lebensgroße Figuren, welche der Miniſter des Innern für das neu errichtete hiſtoriſche Muſeum in Verſailles bei zahlreichen Künſtlern beſtellt hat und welche dort eine Gallerie berühmter Capitäns bilden werden. Unter dieſen hiſtoriſchen Portraits führe ich zuerſt an, **Ziegler's** Connetable von Sancerre, in voller Rüſtung und zu Pferde und den General Kellermann, von demſelben. Man muß in der aufgeſtutzten Stellung dieſes Letzteren, eine ſehr erfreuliche Keckheit und in den Mienen ein ächt ſoldatiſches Selbſtvertrauen rühmen. Ein kräftiges und harmoniſches Kolorit macht beide Porträts noch anſprechender. **Alaux** hat ein großes Porträit vom Marſchall Ranzau zu Pferde gemacht, welcher in franzöſiſchen Dienſten einen Arm, ein Bein, und ein Auge verloren. Die Marſchälle von Boucicault und de la Meyllerave ſind von **Picot** und **Maupaiſe** nicht ohne Talent ausgeführt worden. **Rouget** hat außer einigen andern Porträts auch das des General Beauharnois, des Vaters vom Prinzen Eugen, gemalt. Der Marſchall Lukner von Couder gleicht dem alten Friedrich auf ein Haar. Alter, Taille, Haltung, Coſtüm, nichts fehlt, ſelbſt nicht einmal der Zopf und Spazierſtock. Ich weiß nicht, ob der Maler der Natur treu geblieben. Larivière hat den Grafen von Rochambeau, dem Lafayette nach Amerika folgte, und den Marſchall Mortier in einem wohlgetroffenen Bildniß wiedergegeben. Den Connetable Duguesclin und den Marſchall de Laſaliſſe zu Pferde hat Feron gemalt.

Wiſſenſchaftliches.

.*. Die hiſtoriſchen Taſchenbücher des Freiherrn von Hormayr. Welchem politiſchen Glaubensbekenntniß man auch zugethan ſein möge, — ob man den Namen: Hormayr mit günſtigen oder ungünſtigen Vorurtheilen in Verbindung ſetze, — wenn man auch von der Maſſe hiſtoriſcher Reſultate en gros wie en detail gänzlich abſtrahirt, aus welchen Baron Hormayr theils große ſelbſtſtändige Geſchichtsbauten conſtruirte, theils neue wiſſenſchaftliche Kapitale anlegte, — man wird, wenn man eine Richtung dieſes Mannes mit aufmerkſamen Blicken verfolgt, nicht umhin können, ſeine unermüdete unter allen äußeren Verhältniſſen und Modifikationen gleichgebildete Ausdauer anzuerkennen. Die ſeit drei Dezennien jährlich erſcheinenden Taſchenbücher Hormayr's für vaterländiſche Geſchichte ſind zu einem Theſaurus herangewachſen, wofür man (wenn man überdies noch die von Hormayr redigirten Jahrgänge des Archivs für Geſchichte, Geographie ꝛc., als integrirenden Theil betrachtet), wohl kein Seitenſtück finden dürfte. — Es iſt — namentlich in der neueſten Zeit nicht blos manch ein Zweifel, ſondern ſogar theilweiſe eine ſcharfe gewappnete Oppoſition gegen die Tendenz jener Inſtitute rege geworden; man hat die Meinung aufgeſtellt, ſie ſei bereits außer der Zeit hinausgewuchert und das Bedürfniß einer Populariſirung, beſſer: einer Artiſirung der Hiſtorie ſei jetzt überflüſſig geworden. Es wäre weniger undankbar gegen das Geleiſtete, als vielmehr kurzſichtig in Bezug auf das, was noch geleiſtet werden muß, ſich jener Anſicht anzuſchließen. Vielleicht iſt es wahr, daß die Mode der hiſtoriſchen Balladen vorbei iſt; aber dafür iſt der hiſtoriſche Roman in ſein Recht getreten und das hiſtoriſche Drama liegt trotz der keuſchen Muſe Grillparzers und der geilen Raupach's noch brach; aber das Forum hat noch nicht allenthalben ſeine vaterländiſchen Freſken und Basreliefs im Porticus, ſeine Helden in Erz und Marmor, ſtatt der Marien- und Dreifaltigkeitsſäulen und barokken Springbrunnen. Oder wird, wenn auch die Gegenwart präponderirt, deshalb die Vergangenheit je aufhören? Nicht Ahnen und Zahlenregiſter wollen wir, ſondern Rechte, die einmal ſchon da waren, laut Kräften, die ſich geäußert haben, nicht Erneuerung von alten Zuſtänden, ſondern durch die Erinnerung einen allgemein gültigen Maßſtab für das Werdende; Rechte aus Pflichten, ſtatt Pflichten aus Gewohnheit. Das iſt jetzt das Poſtulat an die Geſchichte, was aus ihr gewonnen werden muß. — Verfolgt man mit aufmerkſamen Blicken die Reihe der Hormayr'ſchen Taſchenbücher, ſo weiſen ſie ſich wie ein großes ganzes Einzelleben aus, das mit einer ritterlichen, brauſenden, ſchwertklirrenden Jugend begann, als Condottiere ſtritt, warb, ſchlug, und jetzt endlich ſich zurückzieht aus dem Gewühl der Partheien, — wenn auch noch zuweilen von der einen oder andern galvaniſch berührt, — doch mit poetiſcher Beſonnenheit und in Shakſpear'ſcher Ironie, in's Aſyl des Volksthums, innerhalb der Schanzen einer großen Geſammtheit, die, wenn auch ſcheinbar noch unterdrückt, doch bereits zur furchtbaren Nemeſis herangewachſen iſt, die in ihrer ächt deutſchen Fabius-Cunctator-Natur den Hannibal getroſt bis dicht vor die Thore kommen läßt, durch die Schießlucken alle ſeine unbepanzerten Stellen erſpäht und ihre Artillerie ſo lange am Gliedermann exerzirt, bis es Zeit iſt. — Seit Baron Hormayr den öſterreichiſchen Staatsdienſt verlaſſen hat, ſind bis 1835 von der neuen Folge ſeiner hiſtoriſchen Taſchenbücher 6 Jahrgänge erſchienen, (1830 — 34 bei Franckh und Franz, 1835 bei Vieweg in Braunſchweig). Es iſt höchſt intereſſant, in denſelben die allmälig erweiterte Tendenz zu verfolgen, welche die Nationalität als Geſammtheit auffaßt und bis in ihre kleinſten Aederchen hinab erforſcht und den inneren Seelenhaushalt mit der Treue eines Genremalers wieder gibt, während Hormayr früher die Geſchichte im Styl eines Hiſtorienmalers behandelte, als lebendige Freſken, eingerahmt in ein Arabeskenlabyrinth von Thatſachen, deren eine üppig ſich mit der andern befruchtete, bis man in ſchattige Urwälder hineingezaubert war. Dieſe Richtung iſt an der neueren hiſtoriſchen Kunſt charakteriſtiſch, ſie ſprang aus dem innerſten Weſen der neueren Zeit hervor, deren poſitiver und negativer Pol die größtmöglichſte Geltendmachung der Individualität einerſeits und die weitmöglichſte Concentration in ein großes Ganze und Allgemeine andererſeits eben das Myſterium bilden, mit welchem die Pfaffen, die Feudomanen und die Radikalen anderer Farbe nicht fertig werden können, weil ſie jeder — die jetzigen Zuſtände ſchon als fertige zu betrachten gewohnt ſind und ſich an das Verhältniß des Werdenden aus und zu Beſtehendem noch nicht gewöhnen können.

.*. Muſeum Senkenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beſchreibenden Naturgeſchichte. Von Mitgliedern der Senkenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft in Frankfurt am Main. 1 Band (3 Hefte. Tafeln 1—18) 1833 — 1834. J. D. Sauerländer. Der 1. Band dieſes für die Wiſſenſchaft hochwichtigen Werkes iſt jetzt complet und enthält einen Schatz von Beobachtungen und Mittheilungen, wie ihn nur ein Verein von Männern aufſpeichern konnte, deren uneigennütziger reiner Eifer für die Wiſſenſchaft kein Opfer ſcheut, deren durch patriotiſchen Bürgerſinn gegründete Sammlung ſich mit jedem fürſtlichen Cabinet meſſen kann. Die drei Hefte des 1. Bandes enthalten Beiträge zur Petrefactenkunde von dem eifrigen und gelehrten Hermann von Meyer, Beiträge zur Flora Aegyptens und Arabiens von Dr. G. Freſenius, eine Beſchreibung des im rothen Meere vorkommenden Dugong (Halicore) von unſerm berühmten patriotiſch uneigennützigen Reiſenden Dr. Eduard Rüppell, Nachrichten von den Brüteplätzen einiger tropiſcher Seevögel im ſtillen Ocean, von F. H. v. Kittlitz, die Beſchreibung mehrerer neuer Arten des Geſchlechts Acanthurus, von demſelben, zoologiſche Miſcellen v. Dr. A. Reuß ꝛc. Es iſt zu wünſchen und anzunehmen, daß dies verdienſtvolle und gehaltreiche Unternehmen recht bald in's Intereſſe aller übergehe, denen es um die Wiſſenſchaft Ernſt iſt.

.*. So eben verläßt ein ausgezeichnetes naturhiſtoriſches Detailwerk: Unterſuchungen über die Bildungsgeſchichte der wirbelloſen Thiere im Eie, von Prof. Dr. Moritz Herold in Marburg, die J. D. Sauerländer'ſche Offizin. Verfolgt man die mit größtmöglichſter Sorgfalt und typographiſcher Pracht ausgeſtatteten Blätter dieſes Werkes, ſo iſt man genöthigt, dem menſchlichen Geiſt, der es ſo weit gebracht, die geheime Werkſtätte des organiſchen Lebens zu belauſchen und deſſen Geſetze nachzurechnen, einen Tribut der Bewunderung zu zollen, demſelben Geiſt, der Weltſyſteme und Sternenbahnen nachweiſen, aus Knochenſplittern die Geſchichte einer untergegangenen Schöpfung conſtruiren und was der äußere Sinn ohne Nachhülfe zu beobachten unfähig iſt, unumſtößlich, man möchte ſagen: plaſtiſch darlegen kann. Die illuminirten Kupfertafeln ſind mit der größten Gewiſſenhaftigkeit behandelt, der Text deutſch und lateiniſch beigegeben, und der Druck (Royal Folio) ein würdiger Beweis, daß die deutſche Preſſe an Pracht und Eleganz mit der engliſchen wetteifern kann.

Buntes.

.*. Anomalieen. Ein reicher Bürger in der Normandie hatte die fixe Idee ſich für eine junge, artige Dame zu halten. Ueber alle andere Gegenſtände ſprach er vernünftig und ſchicklich, aber niemand vermochte ihn zu überreden, die zierliche Frauenkleidung abzulegen, in welcher er alle Geſellſchaften, ſogar die Kirche beſuchte. Rief man ihm bei ſeinem Namen „Herr Dumouret“, ſo gerieth er in Wuth, zeigte auf ſeinen geſtickten Rock, und ſeine bunte Haube. Seine Schmeichler und Tiſchfreunde nannten ihn „Mademoiſelle Roſette“ und hatten guten Vortheil von ihrer Nachgiebigkeit; auch bewog man ihn auf dieſe Weiſe zu einem Teſtament, das ſein Vermögen den rechtmäßigen Erben entzog, welche aber vor Gericht klagbar wurden.

.*. Zu Whitteſea ſtarb ein gewiſſer Herr Underwood, der ſeiner Schweſter 6000 Pfund Sterling vermachte mit der Bedingung, ihn auf folgende Art begraben zu laſſen. Der Sarg war grün angeſtrichen, der Leichnam glänzend geſchmückt; zu ſeinen Füßen lag ein Exemplar Miltons, das Haupt ruht auf Sanadons Ausgabe des Horaz, in der rechten Hand hielt er ein kleines griechiſches Teſtament und in der Linken eine Taſchenausgabe des Horaz. Die ſechs leidtragenden Edelleute bekamen jeder zehn Guineen, mußten aber in bunten Kleidern erſcheinen und die 31te Ode aus dem 1ſten Buch des Horaz nach beliebiger Melodie abſingen.

.*. Auf einige amerikaniſche Zeitungen kann man ſich in Pittsburg mit Viktualien, ſogar mit Lumpen abonniren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 94. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 20. April.

Die Wahrheit.

„Ich ſteh' vor dir, zu zeugen von der Wahrheit,“
[illegible] Pilatus einſt der Menſchenſohn;
Der [illegible]er ſagte zweifelnd und voll Hohn:
„Sag' mir, ich bitte dich, was iſt die Wahrheit?“

Man fragt ſo oft ſeitdem: „was iſt die Wahrheit?“
Und wie verſchieden war die Antwort ſchon!
Doch blieb ſich immer gleich der Forſcher Lohn;
Ein ſpottend Echo fragte nach: die Wahrheit?

Ihr dünkt euch weiſer, als die vor euch waren;
Habt ihr auf Eins wohl Achtung ſchon gegeben,
Geſchaut aus euren Himmeln erdenwärts?

Dann möchtet ihr vielleicht, was ich, erfahren.
Ich weiß es wohl, die Wahrheit iſt das Leben,
Ich weiß es wohl, die Wahrheit iſt der Schmerz!

Heinrich Didier.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Biſt du bei Troſte?

„Je, da möchte Einer noch bei Troſte ſein! Halten zu Gnaden, — iſt das eine Aufführung für einen ſolchen Kavalier? Die ganze Nacht fort, hui! — niemand weiß, wo und wohin; den ganzen Morgen fort; hier das ſündentheure Schlaf- und Speiſegeld bezahlen und anderwärts ſchlafen und eſſen! Mir den Affront anzuthun, daß ich nicht einmal den hohen Herrſchaften, die nachfragen kommen, ſagen kann, wo Euer Gnaden ſich befinden.“

Na, ſei ruhig, es ſoll nicht wieder geſchehen!

„Halten zu Gnaden, das iſt geſchwind geſagt; aber wer einmal ſich verplempert in ſolchen Affairen, dem geſchieht's leicht wieder. Kommt da geſtern der golddeblechte und ſilberlackirte franzöſiſche Herr Charles und befiehlt mir, dem Herrn Kammerherrn zu ſagen, Euer Gnaden könnten nicht mitfahren, hätten zu arbeiten. Ja, mag mir auch eine ſaubere Arbeit geweſen ſein; — und ich — ich muß dem Herrn Kammerherrn dergleichen frech ins Geſicht lügen. Hat mich am Ende noch gar für beſoffen gehalten, weil ich kirſchroth im Geſicht war vor Scham und Ärger.“

Haſt du jetzt vielleicht aus Unvorſichtigkeit in den Zorn hinein getrunken?

„Halten zu Gnaden, Euer Gnaden: ich heiße Konrad Lebrecht und bin nie beſoffen.“

Gut, mache mir meine Pfeifen zurecht.

„Halten zu Gnaden, dazu wartet Konrad nie auf Befehl! Da ſtehen ſie alle geladen!“

Gib mir eine und Feuer! So —! Der Miniſter iſt fort, ich bin frei. Den Mantelſack gepackt, ich mache eine kleine Reiſe; nur das Nöthigſte!

„Halten zu Gnaden, wird das Jagdzeug mitgenommen?“

Nein! das Jagdzeug und den Caro nimmſt du mit zu Hauſe, heute noch oder morgen früh, wie es dir recht iſt.

„Halten zu Gnaden, Euer Gnaden reiſen und ich ſoll mit dem Caro nach Hauſe marſchiren? Das wäre mir doch eine neue Geſchichte.“

Freilich! Aber du weißt ja, Konrad, daß heutzutage nichts als neue Geſchichten paſſiren. Unter uns —

ich darf dich nicht mitnehmen' — muß inkognito reiſen — Staatsaffairen, der Miniſter hierhin, ich dorthin.

„So? Sagte ich doch immer, Euer Gnaden ſeien zu wichtigen Dingen geboren. Aber — darf man denn wiſſen, wohin es geht?"

Du darfſt es wiſſen, mein Konrad darf Alles wiſſen; aber — pſt! verſtanden? nach Frankreich!

„Über'n Rhein? verſtehe!"

Kommt dir einer von den Windhunden in den Wurf und ſchnoppert dich an, wohin ich wohl ſei, ſo ſage ihm nur: eine Vergnügensreiſe, ins Oberland, vielleicht in die Schweiz. Hier haſt du Geld, zahle die Rechnung, thue dir gütlich, — was übrig iſt, verrechne mir. Weißt du noch, wornach der guten Frau Katharina ſo ſehr gelüſtete?

„Ja — bei mir langte es nicht zu —"

Bei mir damals auch nicht, aber heute langt's. Wir trugen ja immer Freude und Leid zuſammen. Nimm die zwei Louisd'or, überraſche die gute Frau Katharina. Deine Hand! Ich muß ſelbſt die Poſt beſtellen, um ſechs Uhr geht's ab. Lebe wohl, mein Konrad, im andern Monat ſehen wir uns wieder.

Der ehrlichen Haut ſtanden die Thränen in den Augen. Er war ſtets ein gewaltiger Politiker, und verrichtete kein Geſchäft lieber, als hinter mir her die Akten auf die Kanzlei zu tragen. Je dickleibiger die Faſcikel, um ſo größer ſein Stolz. Dann ſprach er: meinem jungen gnädigen Herrn wird ſchon gewaltig viel anvertraut, aus dem wird bald was Großes! Wehe dem, der dagegen einen Zweifel erhoben hätte.

Mein kleines Hausweſen führte er mit muſterhafter Ordnung. Er zankte und ſchalt mich aus, als wenn ich ſein eigener ungezogener Sohn wäre; aber Peru's Schätze und Inquiſitionsfoltern hätten ihm kein Wort abgelockt, was eines meiner Geheimniſſe hätte verrathen können. Mit meiner guten Mutter hatte er früher deßhalb manchen harten Strauß zu beſtehen gehabt, ohne je zu wanken. Er ſah überhaupt die Frauen als etwas Geringeres und Subordinirtes an, ohne dem Pantoffel ſeiner Dame Katharina ſich entziehen zu können. Für Napoleon hätte er ſich ſchinden laſſen. Die Kalendermacher waren ihm ein Greuel, weil ſie dieſen nicht unter den Heiligen angeführt hatten. Die vielen Franzoſen am Badeort haßte er auf den Tod und bewies ihnen überall Verachtung, „weil ſie ihren Herrn und Meiſter verleugneten." Da möchte man auf einer wilden Sau davon reiten! ſprach er, wenn man ſo nichtswürdiges Geſindel umherſtolziren ſieht, das mit Jurament und Eid ſein Spiel treibt, und ſich den Bauch pflegt, während ſein Herr und Meiſter faſt von den Engliſchen Ratzen auf St. Helena gefreſſen wird.

Seine originellſte Seite war die außerordentliche Liebe für den Wein, eine wirklich leidenſchaftlich, phantaſtiſche Liebe und dazu die muſterhafteſte Nüchternheit. In Verzweiflung brachte ich ihn, wenn ich ihm eine ganze Flaſche ſchenkte. Er nippte davon ein Gläschen und Dame Katharina beduſelte ſich von dem Reſt. Aber für ein Gläschen edlen Weins ging er durch die Hölle. Ich trank ſelten Wein, beinahe immer nur, um dem alten Geſellen mit Ehre ein Gläschen offeriren zu können. Darum ging er auch nie in ein Weinhaus. „Mit meinem gnädigen Herrn trinke ich zuweilen ein Gläschen; ſoll ich mich und ihn ſo ſchimpfiren, daß ich nun mit allem Volk aus *einem* Faß zapfte?" — Hundert Sermone mußte ich von ihm anhören, für den erſten und einzigen Rauſch meines Lebens. „Wenn ein gemeiner Menſch ein Vieh wird, ſo iſt's halt eine gemeine Seele; aber wenn ein Kavalier salva venia ein Vieh wird, ſo drehen ſich die hochgeborenen Ahnen im Grabe um und die Welt deutet mit Fingern auf ihn, und auf wen die Welt mit Fingern deutet, der bedeutet nicht viel. Aber ein Kavalier ſoll viel bedeuten, darum eben iſt er Kavalier und nicht Bürſtenbinder! Eine wilde Sau wälzt ſich im Schlamm, der Edelhirſch badet ſich nur in reinen Quellen. Der Bauer frißt ſich den Bauch voll mit Mehlklößen, daß er — muß; der Edelmann ſpeiſt ein Stückchen engliſchen Pudding, womit er ſich anſtändig nähre." Abraham a Santa Clara hätte viel von ihm lernen können. (Fortſ. folgt.)

Aus Berlin

Im März.

Das Carneval iſt vorüber, mein verehrter Herr, und ich hoffe, Sie lachen nicht, wenn ich dies ſage. — Ja, mein Beſter, auch wir in unſerm ſteifen, kalten, proteſtantiſchen Norden haben eine Faſchingszeit und Faſchingsluſt, und es gibt Leute genug in der Welt, die uns darum beneiden. Was wiſſen z. B. Sibirien und Kamtſchatka, China und Japan vom Carneval, und wir können daher ſtolz und ſicher, wie echte Brennen, den gehaltloſen Spott unſerer ſüdlichen Landsleute zurückwerfen, wenn dieſe unſern Faſching als eine Lächerlichkeit betrachten und bekritteln. Es iſt wahr: wir haben keine ſo tolle Luſt und Narrheit, daß wir auf den Straßen am hellen Mittag als Popanze und Schalksnarren umherliefen, wie es an andern Orten wohl geſchieht, und die polizeiliche Sittlichkeit erlaubt dies ſelbſt nicht an Abenden; aber iſt es denn nicht auch ziemlich albern im neunzehnten Jahrhundert, ſolche mittelalterige Streiche zu treiben, und in einer Zeit, welche die finſterſten Geſichter tagtäglich ſchneidet, die Komus- und Jokusmasken anzuſtecken? — Allerdings hat man behaupten wollen, daß darin grade die tiefe Ironie zu finden ſei; allein ſeit die Gebrüder Schlegel von ihren Thronen verſtoßen ſind, will Niemand mehr im aufgeklärten Deutſchland was Großes in der Ironie finden. Ach, es wäre wohl ſchön, wenn das übrige Deutſchland uns nachzuahmen trachtete, und das ſtillſittliche Carneval ſo feierte, wie wir und wie eine chriſtliche Polizei es jederzeit erlauben kann. — Wenn man ferner tadeln will, daß wir keine Redouten haben, ſo iſt dies ebenfalls völlig unbegründet. Es mögen fünf oder ſechs Jahre her ſein, daß ſie in die Rumpelkammer geworfen wurde und eigentlich — was ſoll der ganze Faſching in einem proteſtantiſchen Lande? — Damals war ſein letzter

Glanz erblichen und ein heilloſes Geſindel — junge, übermüthige Geſellen und Damen mit zarten liebenden Herzen — bildeten den Maskenſaal, der die Maskenfreiheiten in wahrhaft klaſſiſcher Größe gebrauchte. Kaum fanden ſich in den Logen einzelne Zuſchauer, welche, wie man zu ſagen pflegt, den gebildeten Ständen gehörten; aber die Maskenfreiheiten, die heilloſen Maskenfreiheiten, vertrieben auch dieſe gewöhnlich ſehr ſchnell. — Sie ſehen auch an dieſem Beiſpiele, wie ſchnell und gefährlich jede Freiheit ausartet, wie es nöthig iſt, ſie immer unter polizeiliche Aufſicht zu bringen, und der damalige Polizeipräſident, Herr von Eſebeck, ein ſehr verſtändiger, ſcharfſinniger Mann, der ganz für den Platz geſchaffen war, welchen er ſo rühmlich einnahm, erreichte endlich den höchſten Befehl, dieſe Tummelplatze der Bachanalien und Orgien gänzlich zu ſchließen, welche einſt, vor zehn oder zwölf Jahren, den prächtigſten Aufzügen aus Lalla Rookh zum Schauplatz gedient, und die ganze königl. Familie, den höchſten Adel, die reichſte Bürger- und Beamtenwelt in ihrer Mitte geſehen hatte. Manche aus dem Haufen der altklugen Leute wollen allerdings mit ihrer gewöhnlichen Beſcheidenheit behaupten: wenn dieſe höheren Stände fortgefahren hätten, einige Redouten zu beehren, würde man niemals deren Verfall zu beklagen haben. Allein kann man es dieſen irdiſchen Gottheiten mit Recht zumuthen, ſich mit dem Pöbel zu profaniren und ſich von demſelben umdrängen und umlärmen zu laſſen, oder wohl gar Herz und Sinn beleidigende Ausdrücke und mehr dergleichen zu ertragen? — Glücklicher Weiſe aber iſt unſer geſellſchaftlicher Zuſtand ein ſo inniges Familienleben, daß es nur eines Wegbleibens jener höheren Stände bedarf, um die andern ihnen nachzuſchicken. Es iſt nicht anſtändig! ſagen dann- bald auch die liebenswürdigen Griſetten; und der Ruf, von Mund zu Mund wiederholt, iſt ein ſchauerliches Anathema, das ſeine verheerende Kraft eben ſo machtvoll äußert, als einſt die Bannflüche der Kirche oder die Acht des heiligen römiſchen Reichs. — Drei Dinge ſind daher noch den Berlinern geblieben, und dieſe bilden das Carneval: die Brühl'ſchen Bälle, auch Subſcriptionsbälle genannt, die Masken- und andere Bälle in den Privatvergnügensorten und — die Pfannkuchen.

Was die erſten betrifft, ſo werden dieſe in dem königlichen Schauſpielhauſe abgehalten, und ich kenne keine entzückenderen Feſte, als dieſe. Sie beginnen um 8, und enden um 11, drei kurze Stunden alſo nur, aber welche Stunden! Sie dehnen ſich zu Tagen, zu Jahren, zu Ewigkeiten; nie möchte ein Sterblicher das Ende erleben, er möchte Lethe trinken, um ihn ganz zu würdigen. Getanzt wird allerdings hier wenig oder gar nicht, aber Tanzen iſt auch nur Sache der gewöhnlichen gemeinen Bälle, hier führt der Hof ſtets einige Quadrillen auf. Als eine beſondere Auszeichnung des Bürgerſtandes, ſind hier keine Uniformen zu ſehen, Generale und hohe Staatswürdenträger, ja auch die Prinzen und Se. Majeſtät ſelbſt erſcheinen in Bürgertracht, was ſonſt bei keiner Gelegenheit Jahr aus, Jahr ein geſchieht. — Sie ſehen ein, mein Beſter, wie intereſſant dieſe Bälle ſind, und wie völlig ſie die abgeſchmackten Redouten erſetzen. Hier findet ſich die vornehme Welt zuſammen, deren Triumph es iſt, die ſubjektive Luſtigkeit des Volkes zurückzuſchleudern, und für die, welche es wagen, ſich einzufinden, koſtet jede Karte 1⅓ Rthlr. — Die meiſten dieſer Kinder des Volkes gehen hin, um die höchſten Herrſchaften, ſammt deren Schmuck und Putz zu betrachten, und nebenbei wohl auch, um ſich ſelbſt zu zeigen.

Was die Privatbälle und Maskenbälle an öffentlichen Orten betrifft, ſo klingt freilich das Lied ganz anders. — Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum. — Mit weiſem Bedacht läßt Se. Excellenz der Miniſter von Göthe dieſe diaboliſche Verführungsrede aus dem Munde des Teufels hervorgehn, aber die Welt ſchwatzt dies nach, ſie bedenkt nicht, daß der Böſe ſelbſt es iſt, der dies ſagt, und ſpringt und haſcht nun, als nach etwas Rechtem, nach den ſogenannten goldnen Lebensfrüchten, und jagt und läuft danach; und wie auch ein Geſchlecht nach dem andern die Hälſe bricht, es helfen weder Fußangeln, noch Warnungstafeln, ſie haſchen und haſchen und knacken doch nur faule Nüſſe. —

Die meiſten dieſer Privatbälle werden an drei Orten gegeben, ſie merken ſchon an der Dreiheit, wie es mit uns ſteht, im Coloſſeum, in der Eliſiumshalle und im Hotel de Ruſſe. — Die beiden erſten vorzüglich ſind berühmt durch ihre Maskenbälle; in dem letztern floriren Privatgeſellſchaften. Ein vierter Ort war das engliſche Haus, deſſen Saal jedoch gleichzeitig mit dem Londner in Schutt und Aſche verfiel, und jetzt erſt wieder erbaut wird.

Das Coloſſeum iſt unſtreitig die ſchönſte Lokalität Berlins. Große, reichverzierte Säle, gewaltige Räume über und unter der Erde, wo mehre tauſend Perſonen Platz haben; kurz ein Ort, ganz gemacht für Bälle und Maskenbälle, die hier auch beſonders zahlreichen Beſuch haben. Zwar erſcheint, trotz allem Anſtrengen, aller Verſuche, Programme und Manifeſte des Beſitzers, die feine Welt hier nicht; und ganz beſonders verziehen ſich die Mienen der Damen bei der Nennung dieſes Namens, aber es iſt ein Tummelplatz der allerniedlichſten Griſetten, lieblicher Haus- und Dienſtmädchen und dergleichen, und ſo abſonderlich in deren Geſchmack, daß manche es als Beding bei ihren Vermiethungen machen, jeden Donnerſtag ausgehen, d. h. ins Coloſſeum wandern zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Eheliche Reue.

Mein böſer Mann quält mich zu Tod,
Es iſt nicht länger zu ertragen.
O hätt', als er die Hand mir bot,
Der Blitz ſtatt meiner eingeſchlagen!

W. Achat.

Muſik in Frankfurt.*)

Revue des Monats April.

Den 16ten. Tell. Oper von Roſſini. (Zum Vortheil der Penſions-Anſtalt.) Tell wird immer eine merkwürdige Erſcheinung in der muſikaliſchen Geſchichte bleiben. Nachdem man glauben ſollte, Roſſini habe ſich ausgeſchrieben, tritt er gänzlich aus ſeiner Bahn, und ſchreibt dieſen Tell, welcher eben ſo gut die Erſtgeburt eines noch in der Blüthe ſtehenden Genius ſein könnte. Wir hören hier eine kernhaft deutſche und charakteriſtiſche Muſik, aus einem Guß. Aber ſie führt uns doch nicht in das Land der goldnen Träume und der Freiheit. Dichter und Ueberſetzer haben ſich aber einmal wieder an den Pranger geſtellt. Unter den muſikaliſchen Schönheiten dieſer Oper zähle ich beſonders die effektvolle Scene des 3ten Akts nach dem Pfeilſchuß, wie Geßler den Tell zurückruft mit den Worten: „Tell höre" — bis wieder zu den Worten: „Ergreifet, bindet ihn!" — Dieſer ganze Satz findet ſich nicht im Originale. Die Muſik iſt von Guhr ganz im Geiſte der Compoſition auf den Schiller'ſchen Text dazugeſetzt worden. Er bildet die Pointe der Oper, und iſt voll dramatiſcher Wirkung.

Durch die neue Beſetzung des Tell und Geßler, durch die Herren Marrder und Fiſcher, hat die Oper gewonnen. Herr

---

*) Dem Wunſche der Leſer uns fügend, werden wir von nun an die muſikaliſche Revue in kürzeren Zeiträumen, faſt unmittelbar am Tage nach ſo einer bedeutenden muſikaliſchen Leiſtung, mittheilen. D. Red.

Marrder nähert ſich weit mehr dem Ideale des Dichters, als Dobler. Er bewies, daß es weniger der Schönheit, als der Farbe des Tones bedarf, um die poetiſchen Elemente wiedergeben zu können. Herr Marrder verſteht ſeit einiger Zeit beſſer, ſeiner Stimme jene Einheit des Regiſters zu geben, wodurch der Ton gewinnen muß, und ſein Falſet mit der Bruſtſtimme geſchickt zu verbinden. Die kleine Parthie des Leuthold, durch Herrn Linker beſetzt, gibt Gelegenheit, die Art anzuerkennen, womit derſelbe ſein Recitativ behandelt; er verſteht die Mitte zwiſchen Geſang und Sprache, der ital. Schule gemäß, zu behaupten. Ich bemerke überhaupt mit Vergnügen, daß unſere erſten Sänger, namentlich: Herr und Mad. Fiſcher, Marrder und Schmezer, beginnen, ihre Texte dem muſikaliſchen Ausdrucke nicht allein anzupaſſen, ſondern auch zu verbeſſern. Ehre dem weiter ſtrebenden Künſtler! Der Text der Zauberflöte iſt originell-deutſch. Aber, wie es ſcheint, betrachtet man ihn wie eine heilige Reliquie, an die man nicht Hand anzulegen wagt. Und doch iſt er nur ein alter Roſt, der ſich in das Gold Mozart'ſcher Compoſition tief eingefreſſen hat, — der Schmutz auf einem Gemälde Raphaels!

Den 3ten gab der Inſtrumental-Muſik-Verein ſeine 3te Aufführung. Haydn, Abbé Stadler, Mozart, Winter, Iwan Müller und Mehül waren die Götter des Abends. Als verbindende Zwiſchen-Muſik zu Schiller's Braut von Meſſina, oder vielmehr als Accompagnement zu den Zwiſchen-Akts-Diſcourſen wurden Bruchſtücke Beethoven'ſcher Symphonien geſpielt. Concert gab Herr Pietro Vimercati aus Mailand auf der lombardiſchen Mandoline. Er trug unter andern ein Mayſederſches Violin-Concert auf derſelben vor. Es ging dieſem Künſtler ein großer Ruf voran. Ich wohnte dem Concert nicht bei, aber er ſoll Erſtaunen erregt, und auf die Koſten gelegt haben. Titus, Barbier von Sevilla, Maurer und Schloſſer wurden wiederholt; Adlers Horſt neu gegeben (ſiehe Nro. 39 des Phönix.)

(Schluß folgt.)

Buntes.

⁂ Hartes Urtheil eines Nordamerikaners über die deutſchen Einwanderer. Ich war in Philadelphia, wo eine ganze Schiffsladung deutſcher Einwanderer vom Capitän losgeſchlagen wurde; unter andern eine Familie, die aus zwei erwachſenen Knaben, einem Mädchen und den zwei Alten beſtand. Ich kaufte den Alten; Miſter Howeb, mein Nachbar, der ſechs Meilen von mir wohnt, ein recht braver Mann, das Weib und die Tochter; die Söhne wurden gleichfalls im County erſteigert. War übrigens eine nüchterne, arbeitſame Familie; man ſah es ihr an den Augen an.

Wie geſagt, ich nahm den alten Simon Martin, der mir für die an ſeinen Capitän bezahlte Ueberfahrt fünf Jahre dienen ſollte. Als ich meinen Wagen beſtieg, um nach Hauſe zu fahren, kam der Mann mit einem gewaltigen Bündel Lumpen auf dem Rücken, der einen ſo unerträglichen Geſtank von ſich gab, daß ich ihm ſofort befahl, es entweder ſeinem Weibe zu überlaſſen, oder es, noch beſſer, in den Delaware zu werfen. Er bat aber ſo dringend, demüthig, ſeine Habe, wie er es nannte, behalten zu dürfen, daß ich endlich nachgab, und ihm erlaubte, den Bündel mitzunehmen, vorausgeſetzt, daß er mit dem Sitze neben einem meiner Neger ſich begnügen wollte. Er war hoch erfreut.

Als ich zu Haus angekommen, wies ich ihm eine meiner verlaſſenen Negerhütten an; denn der Act für die Emanzipirung unſerer Schwarzen war bereits mehrere Jahre in Wirkſamkeit, und ein halbes Dutzend derſelben hatte mein Haus verlaſſen, um ihrer neuen Freiheit ſo ſchnell als möglich zu genießen. Kamen aber nach einigen Wochen wieder alle zurück, aber in einem Zuſtande, dem man es wohl anſah, daß er nur durch die zügelloſeſten Ausſchweifungen herbeigeführt worden ſein konnte. Ich nahm ſie nicht mehr; war froh, daß ſie fort waren. Die etwas werth waren, ſind geblieben und ſind noch im Hauſe. In dieſer verlaſſenen Hütte nun, die ich dem alten Simon Martin angewieſen hatte, deponirte er ſeinen ſchmutzigen Bündel und, die Wahrheit zu geſtehen, ſo diente ihm dieſes wirklich ſtatt eines Vorhangſchloſſes; denn alle meine Leute wichen der Thüre auf zwanzig Schritte aus; zum Hineintreten war keiner zu bewegen.

Alle ſchmutzige alte Wäſche, die das Aufheben nicht mehr werth war, alle alte Lumpen, Kleider und Strümpfe, abgetragene Hoſen, kurz Alles, deſſen er habhaft werden konnte, ſammelte er wie toll zuſammen, um ſie in ſeinem Lumpendepot niederzulegen.

Ich war übrigens mit dem alten Simon Martin wohl zufrieden; er arbeitete fleißig und umſichtig, verſtand die Landwirthſchaft aus dem Grunde, und zeigte ſich langſam, aber beſonnen, ſo daß ich ihn wohl brauchen konnte. Seine Begriffe von häuslicher Oekonomie erlaubten ihm nie, ſich vom Hauſe zu entfernen, obgleich ich ihn öfters dazu aufmunterte, ſein Weib zu beſuchen. „Wozu die Schuhe zerreißen?" war immer ſeine Antwort; und einmal, als ſeine Alte nach Verlauf von mehreren Jahren mit ihrer zwanzigjährigen Tochter gekommen war, um ihn zu ſehen, fuhr er ſie ſo hart an, weil ſie, wie er ſagte, unnöthiger Weiſe die Schuhe zerriſſen.

Dieſen Uebelſtand ausgenommen, hatten wir uns an den alten Simon Martin allmählich ſo ſehr gewöhnt, daß Miſtriß Jöling und ich beſchloſſen, ihn nach Verlauf ſeiner Dienſtzeit bei uns zu behalten, und ihm ein Fünfzig Ackers zu verlehnen, und ein Häuschen, das zu derſelben Zeit leer werden ſollte.

Als die Zeit bis auf acht Tage herum war — es war grade Abends vor Martini 1820 — kam der Alte zu mir auf mein Office und fragte mich: „Squire, wollen Sie mir wohl erlauben, morgen hinüber auf die Auction nach Herrisburg zu gehen?"

„Auf die Auction nach Herrisburg?" gab ich zur Antwort. „Auf die Auction? Simon Martin? Was wollt Ihr denn auf der Auction?" „Es werden, wie ich aus der Zeitung erſehe, zwei Sheriffsales über zwei Farms morgen abgehalten, deren jede dreihundert Acker Landes, und Wohn- und Wirthſchaftsgebäude hat, die wenigſtens auf fünftauſend Dollars zu ſtehen kommen." „Ihr werdet ſie doch nicht erſteigern wollen?"

„Juſt um einmal eine Auction zu ſehen, Zeitvertreibs wegen," erwiederte Simon Martin.

„Wohl, ſo geht in Gottes Namen!" ſagte ich. — „Nehmt den alten Rappen, und hier iſt ein Dollar als Zehrungsgeld für Euch und das Thier; aber daß Ihr Nachts wieder zu Hauſe ſeid."

(Schluß folgt.)

⁂ Bier in München. (Aus einem Briefe.) Im ganzen Sommer hört man nichts Anders ſprechen in München, als die Frage: welcher Keller iſt heut offen? ſie wird mit einer Ernſthaftigkeit und Wichtigkeit vorgebracht, als ob davon das Wohl des Staates abhinge. Auf dieſe Keller-Gebäude iſt viel Luxus verwendet, ſie ſind gewiſſermaßen das ſichtbare Zeichen des Reichthums ihres Herrn. Je reicher der Brauer, je prächtiger iſt ſein Keller, und man findet wirklich einige höchſt vortreffliche Gebäude darunter. Beſonders zeichnet ſich der Keller des erſten Brauers von München, alſo von Deutſchland, vortheilhaft aus. Die innere Einrichtung der Zimmer iſt außerordentlich geſchmackvoll, ſowohl hinſichtlich der Bauart, als der Dekorirung. Was aber beſonders dies Gebäude auszeichnet, iſt die Bauart des wirklichen Kellers. Pſchorr (ſo heißt der Brauer) braut zu gleicher Zeit eine ungeheure Menge Bier (Sie können ſich ungefähr eine Vorſtellung von ſeinem Geſchäfte machen, wenn ich Ihnen ſage, daß er jährlich 100,000 fl. Malzaufſchlag dem Staate bezahlt), und um dieſe unterzubringen, bedarf er natürlich eines großen Kellers. Dieſer nun iſt ſo groß, daß man ſich darin verirren kann, wenn man ohne Führer ſich in das Labyrinth von Fäſſern wagt, und ſo eingerichtet, daß der Brauherr, wenn er dazu ſonſt Luſt hat, mit einem mit vier Pferden beſpannten Wagen nach allen Richtungen hindurch fahren kann. Nicht wahr, ein großartiger Keller? Jährlich einmal, im Sommer, öffnet Pſchorr ſeinen Freunden und Gäſten den Keller, und dann iſt ihnen vergönnt, den Nektar an der Quelle zu verſuchen; — an dem Tage hat der Keller einen Zauberreiz, denn die tiefen Räume ſind durch Lampenlicht ſo glänzend erhellt, daß man glaubt, im Sonnenlicht zu wandeln. So trinkt der Bürger, der Offizier, der Gelehrte ſein Bier, — äußerlich mit etwas mehr Luxus, als der gemeine Mann, übrigens aber auf dieſelbe Weiſe. Doch gibt es auch Zeiten, wo Sie alle Stände vereinigt finden, um in brüderlicher Eintracht den Gerſtenſaft zu ſchlürfen. Dies geſchieht zweimal des Jahres, einmal in den erſten Tagen des April bei'm Salvator-Bier, das Zweitemal im Mai, wenn das berühmte Bockbier ausgeſchenkt wird. Beide haben ihren Urſprung ſchon in grauen alten Zeiten und ſind bis heute noch immer Privilegien. Das Salvator-Bier, welches nur in den erſten vier Tagen des April ausgeſchenkt werden darf und zwar nur an Ort und Stelle, ſoll ſeinen Urſprung bis zum heiligen Salvator hinaufleiten und war lange das ausſchließliche Eigenthum eines Kloſters, deſſen bedeutendſte Einnahme darin beſtand, bis es endlich nach Aufhebung des Kloſters in den Beſitz des jetzigen Herrn, Brauer Zacherl, kam. Dieſer braut jährlich über 4000 Eimer von dieſem außerordentlich ſtarken Doppel-Bier, und dieſe ungeheure Maſſe wird in vier, längſtens ſechs Tagen ausgetrunken. — Das Privilegium, Bock-Bier zu brauen, gehört dem König, der es für 10,000 fl. jährlich verpachtet. Das Bock-Bier wird nur ungefähr drei Wochen lang im ſogenannten Bockkeller, einem alten, verfallenen Gebäude, ausgeſchenkt, und eben ſo wie das Salvator-Bier nur an Ort und Stelle getrunken, oder bei'm Bock-Schaffler, der allein das Recht hat eine Niederlage in ſeinem Hauſe zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 95. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 22. April.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Poſtabentheuer.

Die heftige Anregung der letzten vier-und-zwanzig Stunden ergriff mich in der Einſamkeit des Wagens bei der Fahrt nach der zweiten Station ſo unwiderſtehlich, daß ich bald einſchlummerte bei der Hexenmuſik der tief im Sand ſingenden, pfeifenden, ſumſenden und girrenden Räder. Ich wußte nichts mehr von der Welt. Was ſelbſt der ſchmetternde Marſch des Poſthorns nicht zu Stande gebracht, vollführte eine unvorſichtige oder tollkühne Mücke, die mir in den Schlund gekommen. Sie drohte mich im heftigſten Huſten zu erſticken. Schlaf und Fahrt hatten miteinander ein Ende. Noch huſtend hielten wir vor dem Poſthaus, als das Dorfglöcklein zehn Uhr meckerte.

Kein Wagen war noch angekommen. Fünf Minuten hielt meine ſtachelnde Ungeduld das Warten aus. Noch heute iſt es die fürchterlichſte meiner Qualen, irgend Etwas erwarten zu müſſen, die Minuten verſtreichen zu ſehen. Meine Pfeife zündete ich mir an und trabte hinaus auf die Straße, woher ſie kommen mußte. Kaum hundert Schritte vor dem Dorf ereilte ich einen Gensdarmes, der deſſelben Weges dahinritt. Nach wenigen Worten kannte er mich. Stockfinſter war die Nacht. Er ſtopfte ſeine Pfeife aus meinem Beutel und verſprach, meinen Wunſch zu erfüllen.

Eine Viertelſtunde ging vorüber und noch eine, noch immer nichts. Der angenehme Zuſtand, worin man gern aus der Haut fahren möchte, näherte ſich im Sturmſchritt und mein Gang wurde immer haſtiger. Plötzlich ſagte der Gensdarmes: „Iſt es nicht Täuſchung, ſo erblicke ich zwei fliegende Laternen.“ Das Poſthorn klang — ich war außer mir, und rannte faſt athemlos dem Wagen entgegen. Ihr Wagen war es, ſie war es. Die vier Schimmel ſchnaubten an mir vorüber, der Gensdarmes rief ſein „Halt“ und erbat ſich mit erſtaunlicher Höflichkeit den Paß. „Charles, mais mon Dieu, Charles, les papiers!“

Charles mußte von ſeinem hintern bequemen Sitz herab und geziemendſt ſeine Papiere präſentiren, trotz aller franzöſiſchen Flüche. Unten faßte ich ihn, flüſterte ihm zu: „Silence! c'est moi, le gensd'arme n'agit qu'à mon ordre!“ Glücklich war ich oben. Sie trippelte im Wagen vor Ungeduld, mein Landsmann beäugelte gemächlich die Papiere an der Laterne, gab ſie endlich zurück „Alles in Ordnung; verzeihen Sie die kleine Störung, reiſen Sie glücklich!“ Er ſprengte davon, „à tous les diables!“ kreiſchte die Erboſ'te ihm nach, Charles verkleinerte ſich aus Galanterie und hurrah! gings weiter.

„Enfin! ô mon Dieu, quelles mauvaises postes, quels diables de gensd'armes!“

Charles ſprang ſchon wieder aus dem Poſthaus und meldete, wie befohlen, daß ich noch nicht angekommen!

„Pas encore? Ah, mon ami, vous me faites attendre? Descendons! Mais il faut pourtant qu'il soit arrivé, les dix heures sont passées —“

Sie war aus dem Wagen, das bleiche Mädchen mit ihr, ich während deſſen von der andern Seite eingeſtiegen. Jämmerlich ſtöhnte ich aus dem Wagen: „Mais, Madame, dois-je donc rester tout seul dans votre voiture?“

Charles konnte ſich des lauten Lachens nicht enthalten, das bleiche Mädchen erbebte wie vor der Stimme meines Geiſtes, Aurelia war mit einem Schrei der Freude auf dem Tritt, in meinem Arm, an meinem Mund, ſchalt, zankte, weinte, lachte, koſ'te, küßte — plötzlich wieder ganz Kind. Sie konnte nicht ſatt werden, die ganze Geſchichte ſich erzählen zu laſſen, bat den gefälligen Herrn Gensdarmen zehnmal mit komiſchem Pathos um Verzeihung, bedauerte meine Anſtrengung, ſchob alle Schuld auf die Langſamkeit der Badepolizei, lachte dann wieder über meine Attrappe.

Mir ſchien der Augenblick günſtig, um das Übernachten in dieſem Poſthaus ſie zu bitten. Sie lächelte anfänglich ſo ſchalkhaft, drückte ſo zärtlich meine Hand, war ſo ſchmiegſam, daß ich ſchon gewonnen Spiel zu haben glaubte. Aber als ſie mich ganz kirre hatte, lachte ſie mich geradezu aus, verbat ſich während der Fahrt alles Träumen und beſtand mit allem Ernſt darauf, ſogleich auf der Straße nach Straßburg weiter zu fahren, und zwar mit Kurierpferden, um das Verſäumte nachzuholen. Kurierpferde mußten her, fort mußte es gehen. Wir ſaßen im Wagen, ſie ſchmiegte ſich dicht an meine Seite, drückte ihr Köpfchen an meine Bruſt, ließ ſich einigemal die Hand küſſen, zog ſie dann ſachte zurück und ſchlief bald ein.

Ich mußte wachen mit meiner ſüßen Laſt im Arm. Auch das bleiche Mädchen ſchlief ein. Huſch hatte ich Pfeife und Tabaksbeutel zum Rückfenſter hinaus in Charles Hände geſtellt. Trotz ſeines Widerwillens mußte er die Pfeife ſtopfen und brennend ſie mir wieder hereinreichen. Ich dampfte durch die Nacht hin, und träumte, aber keine Vanilleträume. Ihr Athem wehte mich ſo wohlig an, ihre Bruſt wogte ſo warm an meinem Herzen. Sanft hob ich ſie empor, küßte ſie auf die Stirne. Sie zuckte nicht. Auf die Wange, auf die Augen, ſie zuckte nicht. Auf den Mund, und noch einmal, und wieder — huſch hatte ich eine Ohrfeige weg und mit einem „Traitre!“ rückte ſie weit von mir fort in die Ecke.

Leiſe ſchob ich meine Pfeife in die Seitentaſche, ſchlang die Linke um ihren Rücken, hob ſie mit einem Zug quer über meinen Schoos, ließ ſie ſanft mit dem Haupt auf meinen Arm nieder, legte ihre Beine auf den Sitz, daß ſie bequem liegend ſchlafen könne, und trug ſie ſo geduldig bis an's Ende der Station, da ſie bald ganz feſt ſchlief.

Wie herzlich ſie auch für ſo viel Sorgfalt und Güte dankte, ſo bat ſie doch ziemlich ernſt, dergleichen nicht zu wiederholen. „Denn,“ ſprach ſie, „meine Leidenſchaft, die ganze Glut meiner Liebe vor der ganzen Welt zu verrathen, werde ich mich nie ſcheuen, aber ſolche an ſich ſelbſt unſchuldige Manieren würden bald die Untergebenen alles Reſpekts entledigen. Die Liebe des Kavaliers und der Dame müſſen im Äußern anders erſcheinen, als die Glut eines Valet de chambre und der Zofe. Solche Arten von Zärtlichkeit erſchienen ihr eben ſo unſchicklich, wie das erklärte Zuſammenwohnen in einem Gemach ohne prieſterliche Genehmigung.

Sie hatte Philoſopheme, von welchen ſie nicht abzubringen war, welche oft höchſt ſonderbar gegen ihre übrige Weiſe abſprachen. Aber ſtets verriethen ſie Verſtand und Zartgefühl und Weltkenntniß.

Gegen ſechs Uhr Morgens fuhren wir in Straßburg ein. Der herrliche Gaſthof zum Geiſt nahm uns auf. Ich war durch zwei Zimmer von ihren Gemächern geſchieden. (Fortſ. folgt.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Die Elyſiumshalle iſt eine Nachahmung in verjüngtem Maßſtabe, und es gibt noch einige weniger genannte Orte, wo ebenfalls die Damen aus den liberalen Ständen ſich einzufinden pflegen, während die Herren oft gewaltig ariſtokratiſche Namen führen. — Trotz des Verbotes winden ſich hier verkappte Offiziere, Grafen und Barone und zuweilen wohl gar ein Prinz, freilich nur im ſtrengſten Inkognito und verzeihlicher Neugier halber; junge Söhne des Mars, des Apoll und aller Muſen haſpeln hier den Galopp, und mit Ablegung aller Standesvorurtheile ſieht man hier das Bild der wahren Gleichheit und Freiheit. —

Das Hauptvergnügen der echten Berliner bleibt aber doch immer der nervus rerum alles Seins — das Eſſen und Trinken, und ganz vorzüglich das Pfannkuchen-Eſſen. Der Faſtenabend hat die große erhabene Pfannkuchen-Bedeutung und kein Armer, kein Reicher, kein [illegible] kein Geſunder, der nicht auf ſeinem Altare dieſen Tribut zollte. Vom frühen Morgen an ſind die Häuſer der Bäcker dieſer köſtlichen Feierſpeiſe umlagert; manche verkaufen dann 30 bis 40 Tauſend Stück, und Polizei und Wachen müſſen die Andringenden abhalten, die in ihrem entzückenden Verlangen zuweilen, wie man hier zu ſagen pflegt, ſehr unangenehm werden, und die Mutter alles Rechts, das Fauſtrecht, mit unwiderſtehlicher Überredung plaidoyren. Beim Himmel! wäre Adam ein Berliner geweſen, und der Apfelbaum, der uns Allen das bibliſche dolce far niente ſo bitter verdorben hat, hätte Schauſſe'ſche oder Maier'ſche Pfannenkuchen getragen, Satan, Schlange und Eva hätten ſich die Mühe der Überredung ſparen können, denn Adam hätte am Faſtenabend zugebiſſen und wäre der Herr ſelbſt dabei geweſen.

Wer kann gegen die Lieblingsneigungen der Menſchen, gegen die wunderbare Stärke der Traditionen, die von Enkel zu Enkel erben? — Jeder Erdtheil und jedes Volk, jedes Land und jede Stadt haben ihre beſondere Phyſiognomie und wäre ſie auch nur Pfannenkuchenliebe und der Stralauer Fiſchzug für Berlin, ſie wären doch charakteriſtiſch genug. —

Allein der Berliner Charakter iſt mehr als dies. Es liegt ſo manches Gute und Tüchtige darin, daß man neben dem Luſtigen ſich auch noch freuen kann. — Es iſt in dieſen leichten, großſprecheriſchen Geſellen, die mit ihrem Geſchrei, ihren Aufſchneidereien, ihrem Ungeſtüm, ihrer prahlſüchtigen Anmaßung und leichtſinnigem Geſchwätz einen Ruf durch das ganze Vaterland erlangt haben, ſo viel Witz, Scharfſinn, Spottluſt, neben ſo viel lebendigem Rechtsgefühl und Verſöhnlichkeit, daß das Schlimme dadurch mehr als gut gemacht wird; und man kann ſelbſt bei großer Partheilichkeit den Berlinern nicht abſprechen, daß bis in die niedrigſten Klaſſen eine Regſamkeit des Geiſtes und Schärfe der Empfindungen ſichtbar wird, die man vergebens in irgend einer andern Stadt ſuchen möchte. — Freilich arten dieſe Eigenſchaften oft aus. Haſchen nach Witz und ein ſcharfer Spott, der nichts Heiliges und Hohes achtet, geben ſich häufig kund und die Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, welche man ſonſtwo treffen mag, treten dabei in den Hintergrund; allein darum ſind noch lange nicht Herzloſigkeit und Gemüthloſigkeit allgemein, und wer daran zweifeln möchte, dem könnten wir nicht allein tauſend Beiſpiele vom Gegentheil erzählen, ſondern wir dürften ihn auch darauf aufmerkſam machen, daß Berlin bekanntlich von Gemüthlichen wimmelt, daß wir gemüthliche Mittwochs- und andere zwangloſe Geſellſchaften beſitzen, daß ſogar ein Geſellſchafter für Geiſt und Herz fünfmal jede Woche zum Vorſchein kömmt und Franz Horn hier lebt, der ſeinen Freunden jeden Winter Gemüthlichkeit aus dem Shakeſpeare vorträgt und Novellen von namenloſer Gemüthlichkeit ſchreibt. — Doch ſoviel iſt gewiß, um ganz und gar wie Franz Horn zu ſein, fehlt den Berlinern die idylliſche Natur, von der ſie in ihrer Excentrität verzweifelt wenig empfangen haben; und ich glaube daher, daß an ihrer Bekehrung ſo recht eigentlich Hopfen und Malz verloren ſei, ein Sprichwort, das in Baiern, um der Nationalität nicht zu ſchaden und das Volk empfindſam zu machen, verboten ſein ſoll. — Das Neue reizt hier, aber ewig nur das Neue, in acht Tagen iſt das Beſte alt geworden, und wie gut es auch immer ſein mag. Berlin iſt die ewig dürſtende Savanne, die lechzend nach dem Tornado auf friſche Quellen hofft. Dieſe unglaublich geſteigerte Neugierde, von den Berlinern edle Wißbegier genannt, macht es auch, [illegible] ſelten ein Unternehmen, das auf Vergnügen berechnet iſt, halten kann, und die beſten Verſuche dieſer Art ſind immer verunglückt. — So haben ſpekulative Köpfe einen wüſten Sandhügel, Templowerberg genannt, zu einem Tivoli mit großen Glashäuſern, Rutſchbahn u. ſ w. mit Aufopferung ihres ganzen Vermögens umgeſchaffen. Kaum ein Jahr zog die Rutſche die ſchöne Welt Berlins hinaus, die mit einer Begeiſterung berutſcht wurde, welche ein ſchöneres Schickſal verdiente. Es war üblich geworden, Damen zum Rutſchen wie zum Tanz aufzufordern; die jungen Schönen hielten die Notizbücher in den Händen und die Silberſtifte kritzelten die langen Reihen der Rutſchparthien an, für welche ſie verſagt waren; es war die höchſte Ehre der jungen Herrn, mit den reizendſten Damen, eng an einander geſchmiegt, und von zarten Armen umfangen, die donnernde Bahn hinabzufliegen, und zahllos haben Amor und Cupido auf der Rutſchbahn in Tivoli im Scherz und Ernſt gewaltet. — Doch ſo veränderlich iſt der Menſch, daß ſelbſt nicht die Dankbarkeit jene Glücklichen feſſeln konnte; jetzt ſtehen Berg und Bahn verödet und die herabgerutſchten Beſitzer ſind gezwungen, es zu verkaufen, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Gleichergeſtalt ſteht es mit einem andern berühmten Vergnügungsorte, Elyſium genannt, das nach einem kurzen Taumel des Glücks daſſelbe Schickſal der veränderlichen Launen und der Neuerungsſucht der Berliner erfuhr, und ſo könnte ich Ihnen noch mancherlei Beiſpiele aufzählen, wenn es ſich der Mühe lohnte.

Gegenwärtig, wo der Frühling an unſerer Thüre pocht, haben wir daher wenig Neues zu melden. Berlin iſt arm an Vergnügungsorten, wie an Reizen der Umgebung, und außer ein paar Dörfern, nach welchen das Volk an ſeinen Sonntagen wallfahrtet, außer Charlottenburg und Pankow haben wir nur den Thiergarten, dieſen heiligen Hain unſerer Götter und Göttinnen, der gegenwärtig in einen engliſchen Park umgewandelt wird. — Es iſt in der That ein großartiger und zu gleicher Zeit ein koſtſpieliger Gedanke, einen zum Theil verſumpften, wilden Buſch, der eine Stunde lang, und faſt eben ſo breit iſt, in einen Park zu verwandeln, und als man vor zwei Jahren damit begann, lachten nicht Wenige über die Thorheit, Andere berechneten die Koſten und wieder Andre meinten, daß die wilde natürliche Schönheit dieſes Thiergartens offenbar ſchöner wäre als die zahme der engliſchen Künſtelei; allein wie durch Zauberei ſchuf der Gartendirektor Linné in einem Sommer Dinge, daß den Zuſchauern die Möglichkeit faſt verging.

(Fortſetzung folgt.)

Muſik in Frankfurt.

(Schluß.)

Den 15ten. Don Juan. Nicht alle bis jetzt hier unbekannt gebliebenen Nummern wurden ergänzt. Die Aria des Maſetto Nro. 6. (F dur), „Ho capito signor"; die Aria der Elvira Nro. 8 (D dur), „Ah fuggi il traditor" — die Mozart dem Andenken Händels zu Ehren geſchrieben — und ein Duett zwiſchen Leporello und Zerline Nro. 23 (C dur) „Per queste tue manine," befanden ſich in der Original-Partitur *). Die heutige Aufführung blieb hinter der letzten zurück; aber die vielen Fremden, welche das Haus füllten, zollten ihr dennoch den ſchuldigen Tribut. — Die Hinzufügung des Schlußſatzes iſt in ſo fern lobenswerth, als ſie die Ehrfurcht für des Meiſters geweihte Feder beurkundet. Aber als einzelnes Muſikſtück mag er geeigneter für das Concert ſein. Die Steigerung hat mit dem Coro di ſpettri ihren Gipfel erreicht. Jeder Nachſatz muß nothwendigerweiſe wieder abkühlen; und die Beruhigung liegt in der Vertilgung des böſen Prinzips ſelbſt.

Den 17ten. Haydn's Oratorium, die Schöpfung. (Zum Benefice des Herrn Guhr im Schauſpielhauſe). „Die Wahl iſt des geheiligten Tages würdig" — ſagt das Frankfurter Converſations-Blatt, „und die Aufführung der Wahl" — ſetzt der Phönix hinzu. Es iſt ſchwer, weit ſchwerer einen Abend hindurch mit derſelben Friſche der Sinne aufzuhalten, und die letzte Nummer wie die erſte zu faſſen und zu genießen, als die Geiſter einer Urwelt im Kleiderſchnitt des 19. Jahrhunderts vor ſich zu ſehen. Das letzte läßt ſich vermeiden, wenn man die Augen ſchließt, und ſo einigermaßen die Illuſion erhält. Für das erſte hat Herr Guhr in der Erſcheinung der italiäniſchen prima donna assoluta: Madame Dalberti geſorgt, die eine Roſſiniſche Arie zwiſchen der 1ten und 2ten Abtheilung vortrug. Es wurde gleichſam dadurch ein Abſchnitt in der Geſchichte unſeres Gemüths gebildet. Das Publikum glich dem Falken, den die Sonne nicht blenden ſoll; die Roſſiniſche Arie war die übergeworfene Kappe. Wir waren nachher nur noch empfänglicher für das Licht, das uns von neuem umfloß!

T.

Buntes.

„ Hartes Urtheil eines Nordamerikaners über die deutſchen Einwanderer. (Schluß.) — Der alte Simon Martin kam richtig Abends zurück, hatte aber, außer einigen Pfunden Brodes, die er von Hauſe für den alten Rappen mitgenommen, dieſem auch nicht einen Halmen Heu zu freſſen gegeben, was ich aus dem Heißhunger des Thieres ſehr wohl entnahm; denn ich bin ſelbſt, wenn mich nicht ſehr wichtige Geſchäfte abhalten, bei der Fütterung des Viehes zugegen. Er erhielt einen ſcharfen Verweis deßhalb. „Das Thier kann nicht reden und es wegen einem viertel Dollar Hunger leiden laſſen, iſt unmenſchlich und nicht wirthſchaftlich," ſagte ich.

Der alte Simon hörte mich an wie ein Bock, und ging ohne ein Wort zu ſagen.

Am folgenden Morgen kam Miſter Gordon, der damalige Sheriff, zu mir und gratulirte mir, von wegen des guten Kaufes, den ich mit der Hawkes Farm gethan, wobei er ſich nicht wenig wunderte, wie ich in meinen alten Tagen noch mehr Land ankaufe, da ich doch mein eignes nicht überſehen kann.

---

*) A. André in Offenbach beſitzt nicht allein dieſe, ſondern die meiſten Original-Partituren Mozart'ſcher Opern, Oratorien und Concerte eigenthümlich. Der Kunſtſinnige wallfahre hin, und weide ſich an dieſen goldnen Schätzen muſikaliſcher Literatur!

„Ich die Hawkes Farm gekauft?“ verſetzte ich voll Verwunderung. „Miſter Gordon, Ihr träumt.“

Er ſchaute mich zweifelhaft an, wie, als ob er fragen wollte, ob es in meinem Kopf auch richtig ſei, und zeigte mir dann das Verſteigerungsprotocoll; und wen ſahen meine Augen als Käufer? wen anders, als den alten Simon Martin. Ich traute meinen Sinnen kaum und wußte nicht, was dazu ſagen. Noch habe ich zu bemerken, daß der Alte den Tag nach ſeiner Ankunft in meinem Hauſe ſich um die Einbürgerung beim Protonotary bewarb, wozu er von mir die zwei Dollars Gebühr geliehen, ſo daß er den Tag nach ſeiner Emanzipation auch als Bürger naturaliſirt wurde. Natürlich glaubte der Sheriff und die anweſenden Bürger, er erſteigere die Farm für mich, da ich ihn bereits öfter in nicht ganz unwichtigen Geſchäften wegen ſeiner Treue und Umſichtigkeit gebrauchte; — ein Umſtand, verſicherte mir Miſter Gordon, auf den gewiß von den Bürgern Rückſicht genommen worden war, denn mehrere Kaufluſtige waren abgetreten.

Ich ließ den Alten rufen, und fuhr ihn hart an wegen des Scherzes, den er ſich mit einer Behörde erlaubt; denn dafür hielt ich das Ganze.

Als Simon Martin in die Office trat, und den Sheriff erblickte, lächelte er auf ſeine eigene Weiſe und antwortete mir auf meinen barſchen Verweis, daß die Sache eigentlich ihn anginge, er jedoch um Vergebung bitte, daß er ſich die Freiheit genommen, die Farm gleichſam tacite auf meinen Namen zu kaufen; was jedoch unumgänglich nöthig geweſen wäre, da er als Redemtioniſt nicht sui juris und ihm die Farm beſonders gefalle. — „Aber, Ihr verdammter Narr,“ ſagte ich, „wer wird denn die Farm bezahlen?“

Und wieder lächelte der alte Kauz, und ſtatt aber zu antworten, ſtolperte er in ſeine Hütte, wo er den Sack mit den ſtinkenden Lumpen und Abfälle auf den Fußboden auszuſchütteln begann.

Ich war ihm gefolgt, und ſah ſeinem Treiben mit vorgehaltener Naſe durch die halbgeöffnete Thüre zu.

Es war ein Sack, der wohl hundert Pfund wiegen mochte, wie geſagt, Abfälle und Fragmente von allen möglichen Stoffen und Zeugen, durchgeſchwitzte Hemden und Strümpfe, und Fetzen von Flanellleibchen, und Weſten und Wolldecken untereinander, dazwiſchen Stücke von altem Eiſen, gebrochene Hufeiſen, Nägel, Stücke Zinn, Blei und Kupfer; alles dieß fiel aus dem Sacke. Nachdem er ihn geleert, kehrte er ihn um und nahm ſein Taſchenmeſſer, worauf er den Sack über einen hölzernen Trog hielt, und die Nahte öffnete. Und es fiel ein Louisd'or heraus, dann ein zweiter, dann drei, vier, fünf, zehn, hundert; kurz, es kamen tauſend und einhundert Louisd'or, Friedrichsd'or und Carolins aus dieſem ſchmutzigen Verſtecke hervor.

Ich ſtand ſprachlos.

„Sehen Sie meine Schatzkammer,“ ſprach der Alte — „eine ſo ſchöne Schatzkammer, als die Bank der vereinigten Staaten nur ſein kann. Ach, ſehen Sie, hätte ich gleich bei meiner Ankunft im Lande etwas gekauft, ſicherlich hätte ich mich betrogen oder wäre betrogen worden. Sind verdammt pfiffig, die Amerikaner, aber ein Deutſcher kann es auch ſein. Habe die Ueberfahrt und Erfahrung umſonſt, und mein Haus und Hof, wo ich mich mit meinen Kindern ruhig auf meine alten Tage niederſetzen kann.“ Und dabei blinzelte der alte Schurke ſo niederträchtig, verſchlagen!

Ein Mann und Familien-Vater, der ſich auf eine ſolche Weiſe in ein Land einſchleicht, ſich und die Seinigen wegen hundert Dollars zur Sklaverei erniedrigt, iſt der Freiheit gar nicht werth, nicht würdig, Bürger eines freien Landes zu werden. Auch mochte ich ihn von dieſer Stunde nicht mehr leiden, und er iſt mir ſeit dieſer Zeit zuwider, obwohl er nicht weit von mir wohnt. So ſind aber die heutigen Ankömmlinge aus dieſem Lande, ein ſeltſames Gemiſch von Ehrlichkeit und Niederträchtigkeit, geſundem Menſchenverſtand und abſoluter Verworfenheit.

(Lebensbilder aus beiden Hemiſphären.
Zürich, Orell und Co. Thl. 1.)

⁂ **Anomalieen.** Jeanne Dupuis, Baronin von Roquemont, war in Paris durch ihre ausſchweifende Katzenliebhaberei und ihren bedeutenden Reichthum bekannt, wurde aber wahrhaft berühmt durch folgendes Teſtament, welches bei der feierlichen Vorleſung große Heiterkeit erregte, aber natürlich durch einen Rechtsſchluß für ungültig erklärt wurde. „Ich bitte meine Schweſter, Mademoiſelle Blureau und meine Nichte, Madame de Calonge, für meine Katzen zu ſorgen. Für 2 Katzen ſollen immer 30 Livres monatlich Koſtgeld bezahlt werden, damit ſie gute Nahrung erhalten; ſie ſind täglich zweimal ſtarke Fleiſchbrühe gewohnt, und jede muß ihren beſondern Teller haben; das Weißbrod in der Suppe darf nicht in lange Stücke geſchnitten werden, ſondern es muß in Form kleiner Nüſſe gerollt ſein, ſonſt wollen ſie es durchaus nicht genießen; nachher ſchneidet man Fleiſch hinein, deckt es zu, und läßt es noch eine Weile ziehen. Nikolaus Pigeon wird meine Katzen gern in die Koſt nehmen und Madame Calonge ſie hoffentlich oft beſuchen. Ich vermache meiner Nichte Calonge mein ſämmtliches Porzellain und das Bildniß meiner verſtorbenen Tochter, welche das hübſcheſte Geſicht und den ſchönſten Wuchs von der Welt hatte. Herr von Seve hat mich oft verſichert, daß er blos ihretwegen in die Auguſtinerkirche gehe, um ſie zu ſehen, beſonders ihren Gang, der ſehr graziös war. Dieſer Herr von Seve wird von Jedermann geachtet, weil er ſehr tugendhaft iſt, und ſchöne Portraits verfertigt. Ich vermache der Madame Mignio meinen großen *weißen* Saphir, der in Gold gefaßt und in Tafelform geſchnitten iſt; ich habe noch einen mit Facetten, ſie kann wählen, ich würde aber den in Tafelform vorziehen. Mein Teſtaments-Exekutor wird Ihnen beide zeigen. Gleich nach meinem Tode ſoll man diejenigen Klöſter und Kirchen in Paris, denen ich große Summen vermache, von meinem Hinſcheiden benachrichtigen, damit ſie alſobald anfangen zu läuten und dieſes vier Stunden ohne Unterbrechung fortſetzen, wofür man ihnen hundert Kreuzer, einmal für allemal, geben ſoll. — Ich bitte Sie, gnädiger Herr Biſchof von Meaux, ſehr demüthig: daß Sie Ihren Stiftsherrn befehlen, auf meine Güter in ihrer Nähe ſorgfältig acht zu geben, damit ſie bis an das Ende der Welt erhalten werden. Man ſoll ſechs arme Frauen, ſechs arme Männer, ſechs arme Mädchen und ſechs arme Jünglinge ausſuchen, die nicht blind, nicht ſchielend, nicht hinkend, nicht krätzig und wo möglich von derſelben Größe ſind — man hat ja die Wahl in Paris — und dieſe ſoll man in ſchwarzes Wollenzeuch kleiden; ſie müſſen aber geſund ſein, damit ſie meine Kleider mit Vergnügen vernutzen, und Herr von Ferrieres und Frau von Calonge ſollen acht geben, daß ſie die Kleider auch im Regen tragen, und wer ſonſt meiner Leiche folgen will, wird mir viel Ehre erzeigen. Ich vermache meiner Gevatterin Jeanne, ihrem Mann und ihrer Eſelin jeden Monat zehn Kreuzer, die ihnen Herr von Ferriere auszahlen wird; es ſind brave Leute, und der Meiſter Jakob iſt recht gut gewachſen, aber nackend wie meine Hand. Nach ihrem Tod werden ſich ſchon andere [illegible] die zehn Kreuzer des Monats mit Vergnügen annehmen. Ich vermache dem Herrn von Bieguy meine Laute, damit er Gott für mich bitte. Die Herrn vom Hotel de dieu in Rheims haben mich ganz ruinirt. Sie haben meinen Mann verlockt, ihnen ſein Vermögen zu vermachen, und mir wollten ſie mein Witthum entziehen, es gibt Mägde, die mehr Witthum, als ich, bekommen. Ich habe ſie bei dem Chatelet verklagt, aber der Richter war aus Rheims gebürtig. Du nichtswürdiger Richter! Du Spitzbube! Du Elender! ſammt deinem Sekretär, dem Heuchler, der mich Geld genug gekoſtet hat. Iſt es nicht himmelſchreiend, eine arme Frau wie mich, zu ruiniren und ſie in die Unkoſten zu verurtheilen? Ich habe 36 Louisd'or bezahlen müſſen, du wirſt aber darüber an jenem Tage Rechenſchaft geben! — Meiner Gevatterin Jeannetton ſoll man 15 Livres auszahlen, damit ſie Gott für mich bitte, und ein Jahr um mich traure, denn ich habe immer gute Milch von ihr bekommen. — Nun folgen die Denkwürdigkeiten meines Lebens, die ich vielen Herrn und Damen vorzuleſen bitte, aber es dürfen keine Prieſter und Mönche in der Verſammlung ſein. Meine Mutter war eine Couſine des erſten Herrn Präſidenten, eines Mannes, der bei Heinrich dem Großen in gutem Anſehn ſtand. Mein Vater ſpielte gern auf der Laute und andern Inſtrumenten; ich ſpielte auch ganz vortrefflich. Meine Tochter war ſehr hübſch, ſehr weiß, und von zierlichem Wuchs; ſie ſpielte alle Inſtrumente und die Harfe meiſterhaft. Herr Dupuis hat geſchrieben, man müſſe mich einſperren — du Elender! Du gehörſt ſelbſt unter Schloß und Riegel! Ich habe Ihnen verboten, Mademoiſelle R., mein Haus zu betreten. — Ich hatte Ihnen folgende Geſchenke gemacht: einen doppeltgefütterten Mantel, einen Rock von Brokad nebſt gelben und feuerfarbenen Bändern. Sie waren ſchlecht gekleidet, wie eine Bettlerin, wie eine Landläuferin, wie ein Küchenlumpe. Diejenigen, welche Ihnen um Ihrer großen Augen und Ihres kleinen Mundes willen etwas ſchenkten, müſſen blind geweſen ſein. Herr Abbé, ich bitte Sie, den Brief zu leſen, den ich der Mademoiſelle R. geſchrieben. Sie iſt eine Höllenfurie; ich will nicht leiden, daß ſie künftig vor meinem Hauſe vorbei geht; ſie iſt eine freche Perſon, und hat die Dreiſtigkeit ſich auf meinen Stuhl zu ſetzen, obgleich nur Herzoginnen, Prinzeſſinnen und höchſtens Gräfinnen ſich darauf niederlaſſen dürfen. — Ende meiner Denkwürdigkeiten!“

Nº 96. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 16.

Donnerſtag, 23. April.

Statiſtik des deutſchen Zeitungsweſens.

Nationalliteratur iſt Nationalleben; denn für jeden Pulsſchlag, der den Raum einer halben Tertie füllt, kann es begeiſterte und glänzende Worte geben. Das Leſen war ſonſt das Geſchäft einer Weiheſtunde, Leſen dieß Sicherholen, heute iſt Leſen Leben; denn der Buchſtabe wurde durch die Zeit ein Bedürfniß. Die Literatur zerblätterte ſich an die Minute, ſie flattert mit dem Winde, die Literatur iſt nahe daran geweſen, in Journaliſtik unterzugehen. Wenn es auch gegen dieſe drohende Thatſache nicht an einer Reaktion fehlen wird, ſo werden doch die politiſchen Blätter nicht umgangen werden dürfen, da ſie die Protokolle der Geſchichte geworden ſind, und das Leben der Nationen, dies Schnellleben, dieſe Unruhe, dieſe frühe Alterung, mit haſtiger Gewiſſenhaftigkeit einregiſtritten. Die politiſchen Zeitungen ſind der Maaßſtab eines Volks; nicht nur ihre Farbe und taktiſche Kunſt, ſondern ſelbſt ihre ſtatiſtiſche Ökonomie. So wird man immer finden, daß trotz der großen Anzahl von Zeitungen, die es in Deutſchland gibt, ſie doch, wenn auch eine Macht, doch kein Syſtem ſind. Das deutſche Zeitungsweſen iſt zum überwiegenden Theile Privatdilletantismus, der nur zufällig hier oder da auf einem offiziellen Rohre pfeift. Seine allgemeine Charakteriſtik wird ſich leicht aus einzelnen Notizen ergeben, die ich über die vorzüglichſten Organe der politiſchen Öffentlichkeit in Deutſchland hierher ſetzen will. Engliſche und franzöſiſche Mittheilungen dieſer Art ſchwebten mir bei dem Folgenden vor.

Das Ausland beachtet vorzugsweiſe nur die Allgemeine Zeitung, die Preußiſche Staatszeitung und den Hamburger Correſpondenten. Das Ausland hat einen guten Takt in dieſen Dingen: es wählte in der That auch diejenigen Inſtitute, welche die kompetenteſten ſind. Die Allgemeine Zeitung macht dem deutſchen Namen Ehre. Sie übertrifft alle Blätter der Erde an Vollſtändigkeit und Gewiſſenhaftigkeit. Sie hat in den entfernteſten und nächſten Gegenden ihre Correſpondenten, ſie läßt in ihrem Intereſſe reiſen, und kann ihren Koſtenaufwand um ſo leichter beſtreiten, als die großartige Induſtrie der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung eine Benutzung ihrer Quellen für drei, vier andere journaliſtiſche Inſtitute, welche allgemeine Achtung genießen, zuläſſig macht. Der ſelige Cotta hatte erſt kurz vor ſeinem Tode die Freude, die Allgemeine Zeitung in die finanzielle Stellung treten zu ſehen, welche den auf ſie gewandten enormen Aufwand deckte. Seit der Polniſchen Revolution zählt ſie mehr als 7000 Abnehmer. Stegmann, ihr Redakteur, hat außerordentliche Verdienſte um dies Inſtitut, obſchon ſie von altem Datum ſind, und in jene kriegsbewegten Zeiten gehören, wo es ſo ſchwer hielt, das rechte und ſichere Fahrwaſſer zu halten. Jetzt iſt Stegmann alt, und die Hauptlaſt der Verantwortung liegt auf den Doktoren

Kolb, Lebret und Widenmann, welche ſeit der Julirevolution bei ihren Berichten die Conſequenz der Unpartheilichkeit mit vielem Glücke durchführen. Man würde ſehr irren, wollte man irgend einem dieſer Männer abſolutiſtiſche Grundſätze zuſchreiben. Es iſt nur, daß ſie die Mandatare eines Intereſſes von 3000 Exemplaren ſind, die Öſtreich allein von der Allgemeinen Zeitung bezieht. Die beſten Correſpondenzen ſind die aus Konſtantinopel und Alexandria, durch welche die Angaben der Times ſchon oft berichtigt worden ſind; darauf die Pariſer von den HH. Eckſtein, Schnitzler, Donderf u. ſ. w., die Spaniſche, vorzüglich vom Profeſſor Lembke aus Göttingen. Beſondern Werth haben die Urtheile des Herrn von Aichen in Paris über Spaniſche Verhältniſſe. Herr Varnhagen von Enſe iſt jedenfalls der ehemals ſo vielfach angefeindete, jetzt ſchweigende Briefſteller aus Berlin mit dem Zeichen des Kreuzes. Die induſtriellen Berichte kommen aus der Feder des berühmten Ökonomen Elsner, die Überſichten der Meſſen von den Herren Bülau in Leipzig und Böttiger in Dresden, ſtatiſtiſche Berichte rühren von den Herren Boſſe und Bickes her. Reſumés gibt unverkennbar Herr Weitzel, unter der Chiffre eines Kreuzes vom Rhein. Der jetzige Beſitzer der Cotta'ſchen Buchhandlung bietet Alles auf, die Gediegenheit der Allg. Zeit. zu ſteigern. Man kann nicht genug rühmen, daß es hier ein Journal gibt, das um ſo intereſſanter und reicher wird, je kahler und ärmer die Politik des Tages. Der reine Gewinn deſſelben ſoll eine jährliche Rente von 20,000 Gulden ſein, der den Beſitzern, den Cotta'ſchen Erben, zu Gute kömmt.

Die Preußiſche Staatszeitung war ehemals Privateigenthum, Clauren redigirte ſie. Jetzt gehört ſie zum Reſſort des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, und wird mehr nominell als faktiſch vom Hofrath Cottel geleitet. Das Faktotum derſelben iſt Herr F. Lehmann, dem mehre untergeordnete Überſetzer, der Novelliſt Smidt, Herr Crelinger, der Gemahl der Schauſpielerin, zur Seite ſtehen. Jedenfalls bietet die Staatszeitung gutes, wenn auch mitunter zu weitläufiges Material. Sie hat täglich zwölf Folioſpalten zu füllen, und beſitzt doch die Mittel nicht, etwas anderes dazu zu benutzen, als die ſchwatzhaften Journale des Auslandes. Ihre vortreffliche Liſſaboner und Londoner Correſpondenz, die einzige, die ſie beſitzt, die aber jetzt ſehr ſparſam iſt, ſcheint aus den Preußiſchen Geſandtſchafthotels zu kommen. Aufſätze über Literatur kommen von der Univerſität oder einigen jüngern Berliner Literaten, die jetzt die dortige Crême ſind. Die Herren von Raumer und Crelinger beurtheilen die Leiſtungen der drei Berliner Bühnen. Auch hier hat die Polniſche Revolution der Abonnentenzahl einen guten Zuwachs gegeben. Die Staatszeitung zählt ungefähr 3000 Abnehmer. — Mögen auch hier die Voſſiſche und Spieker'ſche Zeitung genannt werden, welche jede faſt das Doppelte der vorigen Anzahl kommandiren. Die erſte redigirt Herr Leſſing, die zweite Hr. Spieker, ein Anglomane, den man in Berlin Lord Speiker zu nennen pflegt. Dort arbeiten die Herren Ungewitter, Albrecht, Joſt, Curtius; hier die Herren Rellſtab und Friedenberg. Von einem eigenthümlichen Werthe kann nicht die Rede ſein: lokal ſind beide von mannichfachem Intereſſe. Das Prunken der Spieker'ſchen Zeitung mit ſogenannten Privatmittheilungen aus Paris, London und Madrid iſt eine leere Oſtentation. Es ſind das nichts als lithographirte Briefe, welche in Paris eine Geſellſchaft Engländer an alle Zeitungen der Welt poſttäglich überſendet.

Der Hamburger Correſpondent iſt auf dem Wege des Desabonnement, wie der Conſtitutionel. Einſt zählte er 30,000 Abnehmer, jetzt 3000, und mißlich iſt dabei nur, daß die Grund'ſchen Erben, die den Correſpondenten erbeigenthümlich beſitzen, auf dem Fuß von 30,000 erzogen worden ſind. Nichts iſt ſo chimäriſch, wie das Glück einer Zeitung, die von ihrem alten Rufe lebt und nichts thut, um ſich zu verbeſſern. Noch immer bleibt der Correſp. des Sonntags aus, und überſchreitet ſeinen Bogen nie. Seine einzige Stütze ſind die gutcomponirten Artikel über London, und die Berliner Correſpondenz des Herrn von Zetlitz-Neukirch, der ſeit längerer Zeit ſehr ſchlecht unterrichtet iſt. Die beiden Redakteure ſind die Herren Runkel und Koopmann, dieſer bekannt durch das Hamburger politiſche Journal, jener ein Sprachgenie, eine Polyglotte, die, wenn ſie in ihrem Büreau von den Fremden Hamburgs beſucht wird, ſich mit Jedem in Jedes Zunge unterhalten kann. — Die Börſenhalle des Herrn von Hoſtrup iſt das deutſche Journal de Commerce. Sie iſt in ihren Handelsberichten ausgezeichnet redigirt; doch deckt ſie kaum die Koſten ihres Aufwands. Der treffliche Gabriel Rieſſer von Altona arbeitet täglich einige Stunden auf ihrem Büreau.

Der Nürnberger Correſpondent hat die gleiche Abonnentenzahl, wie der Hamburger. Er iſt Eigenthum einer adligen Familie in Nürnberg, und hob ſich beſonders durch ſein Feuilleton. Die ehemaligen Berliner Correſpondenzen des Dr. Friedenberg, der ſeit der ſpaniſchen Papierkriſis ganz verſtummt iſt, machten das Beſte ſeines politiſchen Theiles aus. Im Feuilleton ſind die Berichte von A. Lewald immer neu und pikant.

Von ganz beſonders populären Blättern ſind die verbreitetſten: der Schwäbiſche Merkur und das Frankfurter Journal. Jener zählt über, dieſes nicht unter 7000 Abnehmern. Jener iſt brav redigirt: ſeine innere Maſchinerie iſt mir nicht bekannt geworden; dieſes beſorgt Herr Heller mit einigen Mitgliedern ſeiner Familie. Auch das Frankfurter Journal beſitzt die Dreiſtigkeit, die lithographiſchen Briefe aus Paris mit dem Namen einer Privatcorreſpondenz zu ehren. Die Rivalität mit der Frankfurter O. P. A.

Zeitung hat ſeit dem neuen Jahre eine Art leading articles veranlaßt, welche die Vorgängerin aber nicht erreichen. Aufſätze von Murhard in Kaſſel und W. Pietſch in Mainz ſind nicht ohne Werth; doch iſt im Allgemeinen das politiſche Intereſſe des Frankfurter Journals in ſeiner guten Lage, die die Nachrichten ſchnell befördert. Es wird von den oſtdeutſchen Blättern mannichfach nachgedruckt. Nichts deſtoweniger iſt ein Beiblatt des Journals: Didaskalia, die Hauptſtütze deſſelben. Die Didaskalia iſt das tägliche Zubrot von tauſenden Bewohnern des Rheins und Mains, ſie macht den Himmel der Mittelklaſſen aus: es gibt für zahlloſe Menſchen keine Wahrheit, wenn ſie die Didaskalia nicht beſtätigt hat. Tadelhaft bleibt es immer, daß ſie ſich zur Hälfte mit unerlaubtem Nachdruck füllt: ihr originaler Theil wird von dem umſichtigen Literaten, W. Wagner, redigirt und iſt vortrefflich auf die Faſſungskraft der Mittelklaſſen berechnet. Es iſt erfreulich, daß nichts deſtoweniger hier zuweilen einige Hebel angeſetzt werden, um das indolente Publikum höher zu heben und mit Dingen vertraut zu machen, um welche ſich zu kümmern es nicht gewohnt iſt. Die Klippe eines Blattes dieſer Art iſt die Schmeichelei der Maſſe. Sie zu umſchiffen, bedarf es eines Geiſtes, wie er ſeit einiger Zeit in der Didaskalia ſichtbar wird.

Die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung war nahe daran, das Schickſal des Conſtitutionel und des Hamburger Correſpondenten zu theilen. Die heilloſe Oppoſition des Hofraths Rouſſeau gegen den Zeitgeiſt, eine Oppoſition aus mehr poetiſchen, als politiſchen Motiven, hatte das Journal um allen Credit gebracht: einige mittelmäßige Pariſer Correſpondenzen konnten den Dégout nicht aufhalten, den man allgemein an jenem Inſtitute faßte. Seit Herr Berly, einer der gründlichſten Kenner der ältern und neuern erotiſchen Literatur, laufende Artikel für die O. P. A. Zeitung mit unermüdlichem Fleiße ſchreibt, mehren ſich wieder die bis auf eine Zahl, die auszuſprechen wir Anſtand nehmen, geſunkenen Abnehmer. Man zweifle noch an der Macht der Ideen! Der übrige Theil der Zeitung hinkt ärmlich nach. Es ſcheint Herrn Thomas an Mitteln zu fehlen, hier mehr als das Echo anderer Blätter zu geben. Die zweite Stütze dieſer Zeitung iſt das Converſationsblatt, deſſen Idee von Herrn Rouſſeau ausging. Obſchon auch hier das ganz unrechtmäßige Syſtem des Nachdrucks herrſcht, ſo iſt es doch mehr die Folge einer Verlegenheit, als unredlicher Abſicht. Das Conv. Blatt iſt begierig nach Originalen: nur iſt es zu wenig bekannt, und durch einige Debatten des Herrn Schuſter ſo mißverſtanden, daß die Autoren Bedenken tragen, ſeinen Auffoderungen zur Theilnahme Glauben zu ſchenken

Den Reſt dieſes Gegenſtandes nächſtens!

---

46) Schelling und Hegel, oder die neueſte Philoſophie im Vernichtungskriege mit ſich ſelbſt begriffen. Vom Profeſſor Krug. Leipzig, Kollmann. 1835.

Nachdem des Profeſſors Krug Popularität in Leipzig bis zum unterſten Portechaiſenträger vernichtet war, blieb ihm nur ein Freund mit alter Liebe ergeben, ein Prinz, welcher wegen einer Mesallianz ſeinen beſternten Rock abgeworfen hat und in Leipzig bürgerlich mit Bürgern verkehrt. Das iſt gewiß doppelt hübſch, nur rath' ich Euch, nicht in den Nachmittagsſtunden das literariſche Muſeum auf der Grimmalſchen Gaſſe zu beſuchen, wo Ihr ſie beide treffen könnt, den langen hagern Krug-Pylades, und ſeinen fürſtlichen Freund Oreſt, eine umfangreiche Figur. — Beide haben ſie die Zeitungen vor Augen und blinzeln ſich zu; wo ſie aber etwas ihnen Angenehmes, z. B. einen literariſchen Scandal, einen Schlag auf die Republikaner, die Erſtürmung Warſchaus entdecken, da ſtürzen ſie aufeinander ein, und leſen ſich jubelnd dergleichen vor; denn es herrſcht vollkommne Seelenſympathie zwiſchen beiden: der Prinz iſt das Echo des Profeſſors. Im literariſchen Muſeum regieren beide die Welt, ſie machen Krieg und Frieden, ſie belohnen und ſtrafen, Krug iſt Miniſter eines unſichtbaren Throns, und kein Wölkchen einer Meinungsverſchiedenheit legt ſich zwiſchen ſie. Sie ſind beide ſehr geiſtreich; denn ſie ſagen es ſich untereinander; nur iſt des Prinzen Neugier drollig. Wenn die Thür aufgeht, und eine ihm unbekannte Perſon tritt ein und nimmt ein Blatt zum Leſen, ſo iſt Weltgeſchichte, Philoſophie, Tagesblatt, Alles hin, und nur Eines bleibt übrig, die Neugierde. Wer iſt das? Was lieſt er? Warum lacht er? Der Prinz rückt auf dem Seſſel, die gutmüthige Miene wird ernſt, die glänzenden Augen ſtechen, die Perücke langt hinunter bis zu den Augenbrauen und dieſe Verlegenheit dauert ſo lange, bis irgend ein ſubmiſſer Literat dem durchlauchtigen Ohre einen Namen zuraunt; dann ſieht der Prinz den Fremden noch einmal durchbohrend an, nickt wohlgefällig vor ſich hin, und beginnt auf's Neue mit Krug-Pylades die Republikaner und den Idealismus zu bekriegen. Dies Genrebild war ſehr nothwendig, um die vorliegende Schrift zu charakteriſiren; denn der Prinz iſt für ſeine fleißige Journallektüre von der Leipziger Univerſität zum Doktor der Philoſophie ernannt worden, worauf Krug Veranlaſſung nahm, dieſe Schrift gleichſam als Programm der Promotion zu ſchreiben, und ſie dem prinzlichen, appanagirten Freunde zu dediciren.

Bekanntlich hat neulich Schelling in eigner Perſon der Hegel'ſchen Schule gegenüber eine feindſelige Stellung eingenommen. Einer der bornirteſten Hegelianer, Profeſſor Hinrich's in Halle, hat darauf in den Berliner Jahrbüchern eine ſentimentale Klage erhoben, daß der Freund vor'm Freunde, der Bruder vor dem

Bruder nicht mehr ſicher ſei, und über ſeinem Schmerz hat er dabei vergeſſen, die Behauptungen Schelling's zu widerlegen. Leichtlich möchten wenige Hegelianer, möchte weder der ſeichte Michelet noch der ſüße Hotho, weder der ſchwatzhafte Henning, noch der phlegmatiſche Gans, weder Roſenkranz noch Gyldenſtern geeignet ſein, ſich in eine dem Münchner Akademiker gewachſene Debatte einzulaſſen. Nicht, als ob ihnen nichts zu entgegnen wäre! Nicht, als ob Schelling nicht überſehen hätte, daß Hegel's Philoſophie Philoſophiren iſt und die einzelnen Fundamentalſätze bei ihm Stationen auf dem Wege des logiſchen, ganz ſubjektiven Prozeſſes ſind! Schelling kann das Hegel'ſche Vor- und Rückſchlagen der Ideen nicht begreifen; aber Hegel findet ja in ſeiner Negation nur eine Elaſtizität, die gar nicht in den Dingen, ſondern in der größern oder geringern, in der unendlichen Energie des beliebigen Denkſubjektes liegt. Man nenne dieſe ewige Perſönlichkeit des real-idealiſtiſchen Prozeſſes Abſtraktion, oder Abſorption, oder Annihilirung, oder Reduktion des unbeſtimmten, prädikatloſen, wie die Alten ſagten, oder, wie Hegel ſagte, reinen Seins, ſo iſt die Formel, daß alles Sein gleich Nichts ſei, entweder eine große Thorheit oder nichts als der belauſchte Zuſtand des Denkenden, die einfache Beſchreibung einer reflektirenden Thätigkeit im Menſchen, die faſt pſychologiſche Erklärung einer rein hiſtoriſchen Thatſache. Das iſt das Malheur der Hegelianer. Weil ſie nicht gewohnt ſind, ſelbſt zu denken, und von der Phraſe über die Objektivität des Gedankens verführt ſind, ſo nehmen ſie auch die Gedanken gleichſam als etwas, das am Wege, fix und fertig liegt, und vergeſſen es, die Wahrheit, wie ihr Meiſter es that, aus ſich herauszuſpinnen und an die innere Energie ihrer Gedanken-Entwickelung zu appelliren.

Was verſteht aber Krug von dieſen Dingen? Einem ſchadenfrohen Kinde gleich, das Rübchen ſchabt, wenn ſeinem Gegner ein Unglück paſſirt, ſteht jetzt dieſe alte Vettel da, und pfeift und, wie man bei mir ſagt, putſcht, gleich als biſſen ſich zwei Hunde herum. Darum, daß Hegel und Schelling ſich im Vertrauen etwas zu ſagen haben, wird Krug doch nicht tiefer, als er ſeicht iſt. In dieſer Sache, zu deren Entſcheidung mehr gehört, als das Einmaleins und Kieſewetters Elementarlogik, weiß Krug auch gar nichts zu thun, als üble Nachrede und ſchlechte Anekdoten von den ſich Streitenden zu verbreiten; höchſtens, daß er in ſeinem alten trivialen Ingrimm ſich aufrafft, einige Theme aus ſeiner Fundamentalphiloſophie losbricht und ſie den beiden Gegnern zwiſchen die Beine wirft. Es ſind nur Stichwörter, an die er ſich hält und das Schema ſeiner ganzen ſchlechtgeſchriebenen Gratulationsſchrift das: Aha, wir kennen uns, von Anno 6! Seid ja noch immer die Alten u. ſ. w. Es iſt Jammerſchade, daß all die Unabhängigkeitsluſt, dieſe Regſamkeit und proteſtantiſche Unverbeſſerlichkeit, die den Krug zugeſtandenermaßen auszeichnet, an einen gar ſo trivialen und oberflächlichen Denker verſchwendet iſt.

---

47) **Neues Wörterbuch der deutſchen und franzöſiſchen Sprache.** Zum Gebrauch aller Stände. Von J. **Lendroy.** Zwei Theile. Frankfurt a. M. Sauerländer. 1835.

Erſtaunen erregt die Vollendung eines Werkes, das, Jahrelang vorbereitet, die Frucht eines Fleißes, zu dem mir, wie ein Alexandriniſcher Gelehrte ſie hatte, eherne Eingeweide zu gehören ſcheinen, zuletzt dem Verfaſſer keine andere Freude gewähren kann, als die, vollſtändig, logiſch und präzis geweſen zu ſein. Hier hat der Autor während der Mühe des Schaffens nicht die Genugthuung, daß er ſeine Arbeit zuweilen gegen die Sonne halten und ſie wohlgefällig betrachten kann; ſondern die ſich heranwälzende Maſſe des Stoffes iſt ſo groß, und ihr Charakter doch wieder ſo einförmig, daß der ſie bewältigen will, erſt aufathmet und zufrieden lächelt, wenn das ganze bezwungen iſt und nun aus allen Buchſtabenregiſtern die Harmonie der Vollendung rauſcht. Wie bequem, wie nachläſſig nimmſt du ein Buch zur Hand, das wie das vorliegende in gewiſſenhafter Vollſtändigkeit und bei den einzelnen Artikeln in logiſcher Folgerichtigkeit alle artikulirten Vernunftzeichen zweier großer Völker enthält! Wie gemacht, fertig, und ſich von ſelbſt verſtehend iſt dir ein Werk dieſer Art, deſſen Bogen du herumſchleuderſt wie die Utenſilien einer großen Polterkammer, um endlich auf einen Laut zu kommen, der deinem Ohre bisher fremd war, und für den du, wenn er dir jetzt verſtändlich iſt, dem Buche keinen Dank weißt? Es iſt keine Tradition, die vor dir liegt, nicht die Überlieferung eines Gutes, das freilich der Autor nicht geſchaffen hat; wohl aber eine ſaubre und ſyſtematiſche Anordnung, die dem Verſtande des Leſers einiges zutraut, eine Kennerſchaft der franzöſiſchen Sprache, die national iſt, ein Reichthum, der gerade die Mitte hält zwiſchen Mozins Geſchwätzigkeit und den Lakonismen Thibauts, die noch dazu mit ſo kleiner Schrift gedruckt ſind, daß ſie dein Auge verderben. Wer den Verſuch macht, dies neue Wörterbuch von Lendroy einige Zeit hindurch prüfend zu benutzen, wird bald die Freude haben, jede ſeiner Erwartungen befriedigt zu finden. Denn man mag nun Gay Lüſſacs chemiſch-phyſikaliſche Unterſuchen, Azais ſcholaſtiſch-materialiſtiſche Spitzfündigkeiten oder Victor Hugos Notre Dame de Paris leſen, ſo wird man bei Lendroy genügenden Aufſchluß finden, und dem Verleger für die bequeme Handhabung dieſer Belehrungsquelle, für die comfortable Ausſtattung des Buches Dank wiſſen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 97. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 24. April.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

13. Straßburg und eine Geſchichte aus Spanien.

Für Jeden, welchen mehr an der Welt intereſſirt als die Beſchaffenheit der Gaſthöfe, des Theaters und anderer Genußorte — bleibt Straßburg ſelbſt dann ein höchſt intereſſanter Punkt, wenn er London, Paris, Wien und Neapel geſehen hat. Die Menſchen bilden eine höchſt merkwürdige Klaſſe. Nicht Deutſche und nicht Franzoſen, ſind ſie doch Beides zugleich, in verſchiedenen Situationen, bei verſchiedenem Anlaß, oft raſch wechſelnd, in demſelben Moment ganz Deutſche, dann wieder ganz Franzoſen, gewöhnlich in Sprache, Sitte und Geſelligkeit ein faſt wunderliches Gemiſche von Beiden, Allemannen und Neufranken zugleich.

Das vielſeitig bunte Treiben im öffentlichen Leben und in den Familien bietet reichen Stoff für Genuß und Betrachtung. Nirgends vielleicht berühren und durchkreuzen ſich verſchiedene National-Elemente ſo vielfältig und ſo ſeltſam, gewiß nirgends mit ſo wenig Nachtheil für den Charakter und die äußere Liebenswürdigkeit durch alle Klaſſen. Man befindet ſich wohl, behaglich unter dem gemüthlichen Volke und iſt bald unter ihm zu Hauſe, ohne gerade ſeinen Empfindungen und Anſichten großen Zwang anthun zu müſſen.

Wir empfanden das charakteriſtiſch Angenehme des dortigen Lebens um ſo auffallender, da wir durch die zufällige Abweſenheit aller unſerer Bekannten und Freunde dort in der That als ganz Fremde erſcheinen und auftreten mußten. Die Kunſtſammlungen und reichen Bibliotheken, Monumente, Alterthümer, Kirchen, Theater, Geſellſchaften, die reizende Natur und das Leben an den vielen und anmuthigen öffentlichen Vergnügensorten boten mir manche Gelegenheit, Aureliens Geiſt und Kenntniſſe täglich mehr zu bewundern, ihre Gewandtheit und Vielſeitigkeit anzuſtaunen, ihre Liebenswürdigkeit täglich wärmer zu lieben. Wir lebten ein Paradieſesleben ohne Schlangen und Flammenſchwertengel. Ihre Equipage kam ſchon am dritten Tage nach. Zahlreiche Ausflüge nach den intereſſanteſten Orten des Elſaßes erhöhten das Vergnügen und erhoben jenen Aufenthalt zu einer der merkwürdigſten Perioden meines Lebens.

Der Juni blühte in ſchönſter Fülle und Herrlichkeit. Heute noch duften mir wohlig manche jener Blüthen, und alle ihre Stacheln und Dornen ſind verwelkt und abgeſtumpft.

Woher ſtammſt du Engel eigentlich, wie biſt du geworden, was du biſt? fragte ich beim traulichen Alleinſein eines Abends, wahrlich nicht von Neugierde geplagt oder in irgend einer irdiſchen Abſicht. Aurelie lächelte: „Willſt du, lieber Deutſcher, noch ſtolzer werden, vielleicht ganz ſo hochmüthig, wie Erziehung und Schulmeiſterei deine Landsleute gewöhnlich macht? Wohlan, ſo höre und merke es!

„Mein Vater war ein Arzt, ein glücklicher, durch alle Königreiche der Monarchie berühmter Arzt. Er hatte Frankreich, England, Deutſchland und Italien forſchend durchwandert, mit wahrhaft religiöſem Eifer ſeine Wiſſenſchaft überall verfolgt und binnen ſieben Wanderjahren die Sprachen jener Völker vollkommen erlernt, ihre Literatur durchflogen. Noch einmal trieb es ihn von Pavia zurück über die Alpen. Er liebte und wurde geliebt.

„Aurelia von R..b...n, ein armes Reichsfräulein, wohnte einſam bei ihrer alten Tante an den Ufern des Bodenſees. Bei einem ſeiner botaniſchen Ausflüge war mein Vater in die Nähe gekommen, im Augenblick als ein plötzliches Unwohlwerden der Alten die ſchnelle Hülfe eines Arztes erheiſchte. Er eilte hinzu, erſchien als rettender Engel — und ſah in Aurelien den Engel ſeines Lebens. Die Herzen fanden ſich auf jenem wundervollen Wege, deſſen Anfang noch keines Sterblichen Auge zu erblicken vermochte. Sie lernte den gebildeten, berufsfeurigen, unaufhaltſam einem ſchönen Ziel entgegenarbeitenden Mann ſchätzen. Er entdeckte täglich mit Staunen mehr neue Kenntniſſe, höhere Bildung und reineren Geiſt, als bei irgend einem weiblichen Weſen je zuvor ihm erſchienen war. In allen Sprachen konnte ſie mit ihm ſich unterhalten, ihr Spaniſch rundete ſich im Geſpräch mit ihm wunderbar ab und gewann bald jenen unnachahmlichen Wohllaut ſeines Kaſtiliſchen Mundes. Für ihre geläuterten botaniſchen Kenntniſſe zeugte ihr ſinnig geordnetes Herbarium. Der feurig phantaſtiſche Bolero entſtrömte eben ſo gewandt ihrer Kehle, wie das tief innige Lied ihrer Heimath, und Italiens reiche wonnige Cantilenen. Die Zeichnungen und Gemälde von ihrer Hand, die Bücher ihrer Wahl beurkundeten eine klaſſiſche Bildung, die edelſte Richtung des Geiſtes. Dabei keine Spur von Gelehrtthun, kein Hauch jenes widerlichen Dilettantenthums. Harmlos, heiter wie ein Kind, erfahren in allen weiblichen Verrichtungen, hing ſie mit wahrer Liebe an den einfach ſüßen Pflichten des Hauſes. Erholung nur war ihr alles Übrige. Schöne Würde umfloß ihr ganzes Weſen. Bald wandelte ihre kindliche Heiterkeit ſich in jenen unbeſchreiblich reizenden, allen übrigen Frauen unnachahmlichen, ſentimentalen Ernſt der deutſchen Weiblichkeit, in jenen zauberiſchen Nimbus deutſch idealer Schwärmerei und deutſcher Herzinnigkeit. Sie waren für einander geſchaffen. Mit Thränen der innigſten Liebe hatte ſie ihn dennoch nach Italien getrieben, ſeine Studien dort zu vollenden, ſeinem Berufe zu leben. Die Tante war plötzlich geſtorben. Er verließ Pavia, flog über die Alpen, zu ihr. Dem Spaniſchen Hidalgo zweideutigen Adels ſollte das Fräulein von ächtem Schrot und Korn nicht gegeben werden. Dieſe Erklärung überwand in ihrer klaren Seele alle übrigen Bedenklichkeiten. In einer Stunde war die Gränze überſchritten, die Trauung deſſelben Tags vollzogen, die Flucht nach Frankreich begonnen.

(Fortſ. folgt.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Große Baſſins wurden aufgegraben und mit deren Erde die niederen Stellen erhöht, ein Spreearm lieferte das Waſſer, Inſeln und Wieſenflächen erhöhten die Reize, ſchattige Gänge, wohlriechende und fremde Gewächſe waren zu finden. Moos- und Rindenbänke lockten zur Ruhe; eiſerne Brücken führten von einer Inſel zur andern, und ſelbſt kleine Waſſerfälle und Felſenſtücke ließen ſich ſehen. Ich ſage: ließen ſich ſehen; denn wenn man auch dabei an den Garten des alten Nikolai in Schönberg erinnert wird, wo auch dergleichen Naturwunder erſchienen und Tieck ſo ſpöttiſch war, am Eingange einen Zettel feſtzukleben, worin ein Jeder höflich gebeten wurde, die Berge und Hügel nicht platt zu treten, nicht ſo unbeſcheiden zu ſein und wohl gar ein Paar Felſen einzuſtecken oder einige Waſſerfälle in Gedanken auszutrinken, ſo iſt es ſchon viel in unſerer Gegend, überhaupt einen Waſſerfall nur ſehen zu können und mehr davon zu beſitzen, als die Hegel'ſche reine Idee übrig läßt. — Genug, mein theurer Herr, wir haben nichts, als dieſen Thiergarten ohne Thiere, wir kleben daran mit tauſend ſüßen Erinnerungen; nehmt den Thiergarten von unſerm Leben und es bleibt nichts übrig, als Sand. — Wenn Sie gegenwärtig ſich das rege Getümmel verſinnlichen könnten, welches — mag es regnen oder die Sonne ſcheinen, der Sturm ſauſen oder die Stille ſo groß ſein, wie auf dem Sächſiſchen Landtage, wenn der Profeſſor B. ſpricht — durch das Brandenburger Thor quillt, ſo würden Sie in große Verwunderung gerathen, im Fall ſie nämlich nicht wüßten, daß rechts der Cirkus ſteht, und dort ſeit drei Wochen die Kunſtreitergeſellſchaft des Herrn Loiſſet die Berliner in gelinden Schweiß ſetzt. — Dies jedoch erklärt Ihnen Alles. — Sechzig Pferde, und was für Pferde! dreißig Herrn, und welche Herrn! und zwölf Damen, und o, welche Damen! — Herr Loiſſet hat die rechte Zeit getroffen; denn man hat hier lange nicht bedeutende Leiſtungen der höhern Reitkunſt geſehen. Der Ruf begleitet dieſe große Geſellſchaft durch mehr als ein fremdes Land, und ein Paar allerliebſte Reitkünſtlerinnen haben die Köpfe der jungen Herrn ſo eingenommen, daß man jetzt erſt bei manchem behaupten kann, er habe etwas drinnen. — Eine dieſer reizenden Kinder im knappen Trikot, eine Mlle. Kenebel, hat ganz vorzüglich auf die Geiſter gewirkt; die Meiſten ſtrömen hinaus, die Wunder ihrer Schönheit und Anmuth zu ſchauen. Die ganze Garniſon iſt in Bewegung, die Kavallerie wie immer an der Spitze, die Holdſelige wird mit Beifall begrüßt, ſie lächelt, ſie grüßt, ſie dankt bezaubernd, aber ſie ſoll ſpröde ſein, ſo verzweifelt ſpröde und ein eiferſüchtiger Kunſtfreund bewacht ſie ſo grauſam, ſo tyranniſch grauſam, daß einige junge Leute von guter Familie den Verſtand verloren haben ſollen, was jedoch zum Glück doch nicht gut möglich ſein kann. Dicht neben dem Cirkus hat Herr Polito ſeine große Menagerie aufgeſtellt, und zwiſchen die Entzückungen für Mlle. Kenebel brüllt der Tiger oder der neidiſche Bär, die Bravos für Herrn Felix begleitet der Baß des Herrn Felis Leo, und zwiſchen die Kunſtſtücke des ausgezeichneten Bajazzo bricht das Geſchrei des simia longimanus, der Beelzebub und anderer Kunſtverwandte. — Übrigens bin ich weit entfernt, unziemliche Vergleiche zu machen und muß bekennen, faſt noch nie einen Menſchen geſehen zu haben, der alle Glieder ſo verdrehen konnte, und ſich ſo knochen- und gelenklos zu machen, als dieſer ausgezeichnete Künſtler. —

Noch mancherlei Neues könnte ich Ihnen erzählen, von Wilden aus drei Erdtheilen, von Kunſthunden und geſchickten Mädchen ohne Arme könnte ich ſprechen, allein ich habe mich beſonnen, daß ich Ihnen wichtigere Dinge zu ſagen habe, und Raum gebrauche, um doch einiges über das literariſche und künſtleriſche Treiben bei uns — Ihnen mitzutheilen. —

Sie wiſſen gewiß, daß wir ſeit einigen Jahren ein königl. Muſeum beſitzen, ein großartiges Gebäude, ein ſäulengetragenes Dach; Kaſtor und Pollux, die ſchützenden Dioskuren bändigen oben ein paar coloſſale Pferde, und auf jeder Säule ſitzt ein ſechs Fuß hoher Adler. Alberne, unverſtändige Tadler haben ſich zu fragen erlaubt, was denn eigentlich die Dioskuren auf einem Muſeum ſollten, darauf haben Andere entgegnet, weil Preußen ein Militairſtaat ſei, habe man ein paar Kavalleriepferde oben hingeſetzt und ähnliches Zeug mehr, wie überhaupt denn das arme Muſeum, ſchon ſo lange es ſteht, mit ſchwerem Spott und Hader überzogen worden iſt, bald waren die Eckgruppen zu unbedeutend, bald waren die Adler, die allerdings von unten ein wenig klein ausſahen, Krähen, und man verrief dieſe ſowohl, als die Goldgitter an der Krone des Gebäudes, als ſchwere Verſündigungen gegen den einfach edlen Geſchmack des Ganzen; noch ärger aber erging es der lateiniſchen Inſchrift des Gebäudes, denn nicht allein tadelte man es als veraltete Schulmeiſterſitte bockſteifer Jahrhunderte, lateiniſche Inſchriften zu machen, ſondern man griff die Latinität derſelben ſelbſt an und las ganz andere Dinge heraus, als ſie wohl eigentlich ausdrücken ſollte. Sie ſehen, daß es bei uns, wie überall unruhige müßige Köpfe gibt, die in ihrem Müßiggange ſelbſt Dinge zu läſtern und anzugreifen wagen, welche nach jahrelanger Überlegung durch eine Commiſſion gelehrter Profeſſoren mit vielem Aufwand von Geiſt und Scharfſinn hervorgebracht ſind; allein ſo iſt die ſtets zum Böſen bereite Welt, die gar zu gern die Werke anderer herabſetzt, während die ärgſten Tadler immer diejenigen ſind, welche es am wenigſten beſſer machen können. — Hatte nun ſchon die äußere Erſcheinung des Muſeums Urſache zu Zerwürfniſſen und Angriffen gegeben, um wie viel mehr mußte es nicht das Innere thun. — Eine ſehr gelehrte Commiſſion der erſten Kunſtkenner, die Herrn Hirt, Rumohr, Waagen u. ſ. w. prüften jedes Bild auf's Sorgſamſte, und gaben ihnen dann die rechten Namen, indem ſie mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Genauigkeit die Meiſter der alten Bilder herausfanden und in die Kataloge eintrugen. Unglücklicher Weiſe wurden die Herren unter ſich uneinig; der Streit erhitzte ſich, der Hofrath Hirt trat aus der Commiſſion, und nun begann der ärgerliche Broſchürenkampf zwiſchen Hirt einerſeits und Rumohr nebſt Waagen anderſeits, in welchem ſie ſich gegenſeitig die ärgſte Unkenntniß und Charlatanerie vorwarfen. Dieſer Streit trug böſe Früchte, denn es gab Leute genug, denen dies Öl in's Feuer gegoſſen war, und die Übereilungen der gelehrten Herren gaben ihren Gegnern den Muth, rund heraus zu erklären, daß die meiſten Gemälde der Gallerie nichts weniger, als von den Meiſtern wären, denen man ſie ſo leichtſinnig aufgebürdet habe; ja dieſe Voreiligen gingen ſo weit, Unterſuchungen anzuſtellen und Beweiſe führen zu wollen, daß oft nicht einmal die richtige Schule herausgeſtellt ſei, vielweniger noch der richtige Meiſter. Die Direktion that natürlich das beſte, was ſie thun konnte, ſie verachtete dergleichen Geſchwätz und behauptete ihre Würde, indem ſie die Namen ſo ließ, wie ſie durch die gelehrte Kommiſſion im Katalog angeſetzt waren. — Der Streit über den Werth, das Alter und die Benennung der einzelnen Gemälde nahm nun gar kein Ende und bald kam es dahin, daß manche der heftigſten Gegner behaupteten, das Gebäude ſei bei weitem beſſer, als der Inhalt, denn die werthvollen und guten Gemälde ſeien leicht zu zählen, den größten Theil aber, obgleich er mit ungemeinen Koſten und Anſtrengungen zuſammengebracht ſei, möchten ſie nicht geſchenkt haben. — Sie wiſſen natürlich, was von ſolchen Reclamationen zu halten ſei; denn nicht allein iſt die Juſtinianiſche Sammlung, von der allerdings die Feinde behaupten, daß die beſten Sachen in Paris geblieben ſind, darin verſchmolzen, ſondern es ſind auch andere Ankäufe wichtiger Sammlungen gemacht worden, und ſo berühmte Männer, wie Herr von Rumohr und Bunſen, haben in Italien lange und koſtbare Reiſen gemacht, um die großen Schätze zu ſammeln, welche das Muſeum enthält. Eben ſo ſind die kgl. Gallerien in Potsdam u. a. m. mancher ihrer Zierden beraubt worden, obgleich wiederum die Neider behaupten, daß gerade die beſten Sachen nicht gegeben worden ſind. — Dieſe Leute begreifen nicht, oder wollen nicht die Anordnung begreifen, welche bei der Einrichtung des Muſeums und bei Aufſtellung der Bilder ſtatt findet. — Es ſind nämlich die vier großen Schulen: die Italiäniſche, Deutſche, Franzöſiſche, und Niederländiſche, ganz nach chronologiſcher Ordnung ihrer Meiſter, und deren Fortſchreiten und ſtufenweiſe größerer Ausbildung aufgeſtellt worden. Daſſelbe iſt bei den einzelnen Unterabtheilungen wie z. B. bei den Italiänern, in den Venetianern, den Florentinern, den Schulen von Perugia und Bologna, die Caraccis und deren Nachfolgern gethan worden, und es kam daher weit mehr darauf an, daß man von vielen Meiſtern etwas, als von einzelnen, ausgezeichneten viel, und von andern gar nichts habe. Deßhalb ſind auch manche Anordnungen in den Verzeichniſſen und manche oft theure Ankäufe erklärlich, welche ſo lebhaft angegriffen und getadelt worden ſind. Noch neulich iſt dies mit einer Raphaeliſchen Skizze der Fall geweſen, für die man einige tauſend Scudi bezahlt hatte; hier, wie früher ſchon bei einem Bilde von Titian, lachten die Unverſtändigen und ſchrieen laut über unerhörte Verſchwendung, während die echten Kenner dem ausgelaſſenſten Jubel über dieſe Wachsperlen losließen, welche die Kunſtperioden ſo vervollſtändigten. So iſt es aber! audiatur et altera pars, es kommt alles darauf an, von welchen Grundſätzen der Beurtheilung man ausgeht, und nichts iſt leichter, als von unrechtem Standpunkt aus mindeſtens völlig einſeitig zu verfahren. — Die Dresdner Gallerie hat unbezweifelt weit größere Werke der Kunſt, eben als Kunſt, aufzuweiſen, und ihr Streben iſt ſtets dahin gerichtet geweſen, nur durch ausgezeichnete Sachen ſich zu vermehren. Die Berliner haben von Anfang an den Grundſatz der möglichſten Ausdehnung angenommen und die Schulen von ihrem Urſprung an zu verfolgen geſucht, unbekümmert, ob bei dieſem antiquariſchen Bemühen, die vollendete Kunſt zum Vorſchein komme, was auch allerdings nicht der Fall ſein kann, wenn man ſie in den Urſprüngen aufſucht. — Daß ein ſolches gründliches Verfahren mehr für den Maler und Forſcher, als für den Liebhaber Intereſſe hat, verſteht ſich, und daß ein an Schönheit gewohntes und Schönheit ſuchendes Auge lieber die Dresdner, oder Wiener und Münchner, als die Berliner Gallerie beſehen wird, verſteht ſich noch mehr, daß man aber für das Geld, welches dieſe große und größte Sammlung in Deutſchland gekoſtet hat, lieber eine etwas kleinere, aber hinſichtlich der künſtleriſchen Vollendung ausgezeichnetere hätte anlegen ſollen, das iſt eine Frage, die jeder nach ſeinem Standpunkte faſſen und beurtheilen mag. Ich behaupte nur, Gallerieen mit vielen ausgezeichneten Kunſtwerken haben wir in Deutſchland viele, ſolche aber, die, wie die Berliner, die Entwickelungen verfolgte, keine, und daher ſcheint mir der Ruhm nicht gering, ſo lehrreich verfahren zu ſein; ob das Auge des Laien oder Liebhabers oder ſogenannten Kunſtkenners beleidigt wird, daran liegt wenig; der wahre Kenner wird mit Vergnügen die fortſchreitende Kunſt verfolgen, und das viele Geld u. ſ. w. nicht bedauern. —

Manches Ähnliche könnte ich Ihnen von den Abtheilungen der Antiken und Vaſen ſagen. Unverſtändige, und beſonders die gefährliche Klaſſe der Halbgebildeten, haben auch hier nicht verfehlt, ſpöttiſche Bemerkungen über die oft ſehr rohen, nichtsſagenden und unvollkommenen Anfänge der Kunſt zu machen, welche hier aufgeſtellt ſind. Dieſe ſind jedoch aus den ſchon angeführten Gründen leicht zurückzuwerfen, und verdienen nicht, daß wir ihrer ausführlicher gedenken.

(Fortſetzung folgt.)

Frage und Antwort.

Frage.

Welch Weſen iſt's, das wohl in Jedem waltet,
Deß Name hehr durch alle Welten klingt,
Das ſeit Äonen lebt, und nie veraltet,
Daſſelbe ſtets, doch ewig umgeſtaltet,
Im Leben einmal jedes Herz durchdringt?

Das nicht nur ſeit der Schöpfung All vorhanden,
Nein! ſelbſt zuvor allmächtig ſchon regiert;
Und wie es aufgefaßt, und wie verſtanden,
Verluſt der Freiheit in erwünſchten Banden
Doch dadurch Segen bald, bald Fluch gebiert?

Das, unbegreiflich ſo die Herzen leitend
Ihr Teufel bald und bald ihr Heiland iſt,
Und proteusartig durch die Welten ſchreitend,
Hier tiefſtes Weh, dort höchſte Luſt bereitend,
Den Einen Weh, den Andern Samen küßt?

Antwort.

Wonach in luftgewob'nen Silbernetzen
Der Dichtung gaukelnd uns dein Trugſchluß frägt, —
Das Wort iſt's, das, doch nicht in Gegenſätzen,
Jedweder Menſch nach ewigen Geſetzen
In ſich als Urton der Vollendung trägt.

Es iſt nur Keim; — du ſollſt ihn frei entfalten,
Und biſt nicht Sclave der Nothwendigkeit;
Nur, wo er darf, da mag der Teufel walten,
Drum birgt ein Quentchen Gott in ſeinen Falten
Das Herz und tauſend von Gebrechlichkeit.

Von ihr biſt du, indem du frugſt, betrogen,
Sie hat Begriff und Bilder dir vertauſcht,
Zur Sonne Nebelſonnen dir gelogen,
Mit trügeriſchem Flor dein Aug' umzogen,
Am falſchen Schein dein irres Sein berauſcht.

Wo Körper nicht, nur Geiſt und Herz ſich binden,
Wo Achtung wechſelnd ſich die Krone flicht,
Wo Ich und Du, und Du und Ich verſchwinden,
Getrennt ſich Zwillingshälften wiederfinden,
Da herrſcht dein heilig Wort, ſein Mißbrauch nicht.

Denn wo die Herzen nach Vollendung ſtreben,
Und eins im andern neue Wurzel treibt,
Und wo ſie lauter, faltenlos und eben
Nur vor der Sünde als Verluſt erbeben,
Iſt's, wo ein Engel Evangelien ſchreibt.

Und wo dies Wort, den ſchwerſten Kampf bereitend,
Aus eigner Kraft ſich auch den Sieg erkauft,
Zur Neugeburt durch Selbſtverläugnung leitend,
Da iſt's recht eigentlich Gott ſelbſt bedeutend,
Der, wen er auserwählt, durch Feuer tauft.

Albert Quednow.

Literatur-Notizen.

*** „Natur und Kunſt in Heilung der Krankheiten, ein Leitfaden für angehende Aerzte," von Dr. Joh. Jac. Günther (von welchem ſo eben ein neues populäres Werk über „die Atmoſphäre und ihre vorzüglichſten Erſcheine" veröffentlicht wurde — Frankf. a. M., J. D. Sauerländer), erſcheint in einer holländiſchen Ueberſetzung bei van der Heuvell in Amſterdam.

*** Kunſtfreunde, welche nach München reiſen und den neuen von 30 Künſtlern ausgeführten Wand- und Deckenbildern des neuen Königsbaues ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, können wir E. Förſter's Leitfaden zur Betrachtung derſelben (München, literariſch-artiſtiſche Anſtalt 1834) empfehlen.

Buntes.

*** Statiſtik der Vergiftungen. Da auch in Deutſchland mehrere ſchnell auf einanderfolgende Vergiftungen das Intereſſe eines jeden durch Schauder und Abſcheu feſſeln, ſo dürfte es nicht unintereſſant ſein, die aus der Gazette des Tribünaux geſchöpften numeriſchen Angaben der Herren Chevalier und Boys de Loury über die in Frankreich während 7 Jahren vorgefallenen Vergiftungen zu hören. In dem ſo eben angegebenen Zeitraum wurden in Frankreich 273 Perſonen des Verbrechens der Vergiftung angeklagt, und davon 102 verurtheilt. Das in den meiſten Fällen (54) angewandte Gift war Arſenik-Säure. Nicht blos für den Pſychologen, ſondern für jeden, dem das menſchliche Herz ſelbſt in deſſen Verirrungen und eben in dieſen kein gleichgültiges Ding iſt, iſt die numeriſche Zuſammenſtellung der Motive intereſſant, welche bei dieſem ſcheußlichſten aller Verbrechen den Zunder warfen; bei 25 Fällen nämlich verleitete Eigennutz und Habſucht dazu, bei 24 Libertinage, bei 15 Rache, bei 10 Eiferſucht; 6 ſolcher Unthaten wurden im Wahnſinn begangen. — Alſo die hündiſcheſte aller Triebfedern zum Verbrechen, dieſer ſchmutzige, infame Eigennutz verführte die Meiſten! — Traurige Reſultate! traurige Ausſichten, — wenn man bedenkt, daß man ſolche Angaben nicht in einer alten vergilbten Chronik lieſt, ſondern in Journalen des Jahres 1835, — wenn man an die Timm, die Markgraf und die der Guillotine bis jetzt noch nicht verfallenen Verbrecherinnen in Mainz denkt. — Das brennt — ſtatt Thränen im Auge und Schädel, — wie glühendes Eiſen im Herzen. Wenn man ſich ſolche Verbrechen als wahr denkt, könnte man abergläubiſch werden, denn gegen ſie iſt das Hexenweſen eine ganz vernünftige Sache. Und warum, fragt man ſich, konnte der Schrecken des Geſetzes dawider noch kein Damm ſein? — Mit eurem Popanz! Ja, laßt das Geſetz Donner und Blitze ſchleudern, aber hütet euch zuvor, daß bei der Oeffentlichkeit der Todesſtrafe nicht ſtatt des Schreckens — der Eckel im Volke wach werde, der führet zur gänzlichen Apathie alles moraliſchen Gefühls, und wird zum gräßlichſten Gift, zum allgemeinen, womit der Arzt — das Geſetz — ſeine Patienten langſam hinrichtet. Freilich ſoll damit dem Unweſen heimlicher Strafe kein günſtig Wort geſprochen ſein! Aber umſonſt ſind doch eure Käfige und euer Spießruthenlaufen, eure Haſelſtöcke und eure Schandpfähle, umſonſt eure hundertäugigen Polizeien, ſo lange ihr nicht von oben herab das ganze Erdreich umpflügt und alles Faule, Wurzeln und Auswüchſe, in's Feuer werft. Rottet das Scheinweſen an den Wurzeln aus, laßt die Kinder von der Wiege an ſich gewöhnen, Licht zu vertragen, daß ſie vor den moraliſchen dunkeln Winkeln ſich fürchten lernen. Sie ſollten nicht Altärchens und Theaterchens ſpielen, ſondern lieber Soldatens und Ehre, und ſtreicht bei dem erſten Betrug, auf dem man ein Kind ertappt, die Eltern mit Ruthen und macht ihren Fluch unſchädlich.

*** Zwiſchen Athen und dem Piräus ſoll jetzt eine Eiſenbahn angelegt werden, wozu König Otto bereits ſeine Autoriſation gegeben, und über deren Conſtruction die Regierung mit Herrn Feroldi einen Contrakt abgeſchloſſen hat. Einſt waren in Hellas Wettrennen und der Schnellſte erhielt ſeinen Kranz, aber es koſtete ihm Schweiß: Geiſt des Sokrates! nimm dich in Acht, wenn du etwa eine nächtliche Philoſophen-Promenade machſt, daß dich jetzt kein Bierbrauer aus der Sendlingerſtraße über den Haufen fährt!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 98. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 25. April.

Der deutſche König.

Es ſteht ein großer Brunnen
Auf dem Markte in der Mitt',
Daran der graue König
In Glanz vorüberritt.

Wo die freien Mannen geſtritten,
Zog er her mit Schall und Sieg,
Auf dem Markte in der Mitten
Vom klirrenden Roſſ' er ſtieg.

Und haucht' in ſein ehern Hörnlein.
Das klang zu Roß und Mann,
Es ſtanden das Heer und die Mannen
Und die Fürſten ringsheran.

„Ein Zeichen unſres Sieges,
Ein Mahl mit Luſt und Prunk
Lab' meine heiße Lippe,
Aus kühlem Quell ein Trunk.

So ſcharf, wie dieſes Waſſer,
Bleib' unſer gutes Schwert,
Und fortan ſei's, wie heute,
Für's Vaterland bewährt.

Und jeder kommende König
Trink' ſo aus dieſem Born,
Am Ende freud'gen Tages
Und ſtoße in dies Horn.

Am gold'nen Schilde häng' es,
Eu'r Muth bewahr's vor Roſt;
Hinein in die ſpät'ſten Zeiten
Verkünd' es Ruhm und Troſt.“

Vorüber zog der König
Mit ſeinem luſt'gen Chor,
Sie zogen in ſein Schlößlein
Zu Luſt und Spiel empor.

Und weitum die Trommete
Erſchallte über's Land,
Luſtglockenklang von Bergen
Und über's blaue Land.

Jetzt iſt der Born vertrocknet,
Verkratzt das Wappenſchild,
Das roſt'ge Horn an die Steine
Die Winde ſchlagen wild.

Ferdinand Beer.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

„Zu Xeres de la Frontera kam ich zur Welt, meines Vaters Ebenbild. Vater und Mutter erzogen mich allein. Keinen andern Lehrer ſah ich je. Auch von Welt und Menſchen ſollte ich nur wenig erblicken. Ein ſchönes Landgut bezog mein Vater für immer und lebte dort ein Stillleben, den Studien, der Liebe, dem häuslichen Glück und meiner Erziehung gewidmet, ſelten von ärztlichen Reiſen unterbrochen. Kein zweites Kind wurde meinen Eltern geboren. Die Hütten der um das Gut her zerſtreuten Bauern waren meine ganze Welt, eine blühende, poeſiereiche Welt, eine Welt voll Geiſter und Wunder für das Kind, das eine andere nie geſehen hatte, und mit allen ſeinen Gefühlen, Ideen und Träumen ſie täglich neu bevölkerte. Die Sprachen erlernte ich gleichſam ſpielend, da täglich zu beſtimmten Zeiten meine Eltern in einer andern Sprache redeten und laſen, und mit eigentlicher Grammatik dann erſt allmählich mich bekannt machten, wenn ich, meiner unbewußt, des Geiſtes der Sprache ſchon ziemlich mächtig war. Dadurch begriff ich dann ſehr anſchaulich den verſchiedenen Charakter und ſeine Hauptmerkmale, die Ähnlichkeit und Abweichung in den romaniſchen Sprachen. Bevor ich mit einigen engliſchen Schriftſtellern bekannt gemacht wurde, wollte dieſe Sprache mich immer anwidern und heute noch halte ich ſie zum Sprechen für die wenigſt ſchöne, ja für die einzig unſchöne aller europäiſchen Sprachen, der ich ſelbſt in mancher Hinſicht die breite, träge, geſchrobene holländiſche vorziehe. Deutſch liebte ich ſehr, weil meine Engelsmutter ſtets in ſolchen Stunden beſonders herzlich, beinahe feierlich gerührt — oft mit Thränen der Freude an ihr Herz mich drückte. Wie ſüß klangen dann die deutſchen Liebeslaute aus ihrem Mund. Geographie, Geſchichte und Poeſie wandelten als ſeltſame, myſtiſche Geſtalten und Erſcheinungen an meiner Seele vorüber und bevölkerten meine Phantaſie mit wunderlichen Vorſtellungen und Träumen. Dafür fand ich in meiner Außenwelt keinen Vergleich, keinen Anhaltspunkt. Große Städte, Reiche, Tyrannen, Freiheit — wo fand ich ſie in meinem ſchönen Thal? Wohlthuend zum Herzen ſprach die Poeſie, meinem Verſtand ſagte ſie noch kein Wort. Nur als Muſik wirkte ſie damals auf mein Gemüth, oder als Magie und feſſelte mich deßhalb um ſo mehr. Mit den Fortſchritten im Zeichnen entwickelten und erweiterten ſich allmählich meine Begriffe über Geſchichte und Geographie. Die Bilder zeigten mir Abſtufung und Unterſchiede, welche mir früher unbegreiflich geweſen. Namenloſe Sehnſucht, jene Städte, Landſchaften und Menſchen zu ſehen, ergriff mich oft. Jedes neue Bild ſpornte mich lebendiger, darüber mich zu unterrichten. An die mannigfaltigen und ſonderbaren Prieſtertrachten knüpfte mein Vater die Geſchichte der Religion, ihres natürlichen Urſprungs überall, ihrer fortſchrittlichen Ausbildung, ihrer wunderähnlichen, wohlthuenden Concentration und Verklärung im Chriſtenthum. Bald betete ich mit meiner Mutter aus warmem Herzen und liebte Gott wie Vater und Mutter.

„Muſik war meine liebſte Unterhaltung. Alles um mich her wurde zu Muſik. Ohne meine Mandoline ging ich ſelten aus dem Hauſe. Wie es die Laune mir eingab, ſang ich dann am Bach, am Rand des Cypreſſenhains, am Abhang bei den Feldarbeitern ein deutſches Liedchen, eine Chanſon der Franzoſen, eine italieniſche Cavatine, eine ſpaniſche Romanze oder einen Bolero durcheinander. Das Landvolk nannte mich nur die Nachtigall und horchte gern mir zu, wo ich nur erſchien. Sang ich aber ein ſpaniſches Romanzchen, ſo ſtimmten ſie wohl mit ein, leiſe anfangs und unwillkührlich, dann lauter und feuriger, bis ſie mich übertäubten. Unmerklich ſchwirrten meine Rythmen in die Melodie eines Bolero oder Fandango hinüber. In den rauſchenden Akkorden verſtummten plötzlich alle Stimmen, ſie lauſchten, lächelten, trällerten, ſchnellten und ſchnalzten mit den Fingern, lachten, jauchzten, und der Zauber der heimathlichen Weiſe riß unwiderſtehlich zu Geſang und Luſt und Tanz alle mit ſich fort. Bei allen Völkern der Erde wirkt dieſer Zauber des ächt Vaterländiſchen, — bei den Deutſchen am leiſeſten, aber doch unverkennbar. Werdet ihr wieder Eins mit Geiſt und Herz, ſo wird auch bei euch dieſe Götterſtimme der Natur wieder wach und laut werden und eure Kunſtwerke mit neuem Glanz umſtrahlen, mit neuer Hoheit beleben, eine ſchönere Epoche heraufrufen.

„Napoleon überzog Spanien mit ſeinen Legionen. Auch in meinem Vater erwachte der Spanier mit unwiderſtehlicher Kraft. Nur die Liebe zu meiner Mutter und die Beſorgniß, mit ihren Landsleuten in blutigem Kampf handgemein zu werden, vermochten, von thätiger Theilnahme ihn zurück zu halten. Aber reich verſorgt, von ſeinem Segen begleitet, von der Glut ſeines Patriotismus entflammt, zog die ganze Schaar ſeiner Jugend hinaus in die Berge zu den Guerillas. Hin und her, von den Pyrenäen zum Tajo, wogte der ſchreckliche Kampf mit wechſelndem Glück. Härte erzeugte Wuth, Schonungsloſigkeit ſtachelte zu Grauſamkeit, Hochmuth rief den kühnſten Trotz hervor, Siegen und Beſiegtſein entflammten zu neuem Blutdurſt und zu der Barbarei der Verzweiflung auf beiden Seiten.

„Zeiten unendlichen Schreckens, namenloſe Angſt und Qualen zogen an uns vorüber. Ich erreichte mein dreizehntes Jahr. Eine franzöſiſche Streifſchaar ritt in unſer Dorf ein; ich ſah zum Erſtenmal die gehaßten und gefürchteten Feinde. Abſcheu war mein ganzes Gefühl. Mein Vater knirſchte im ſpaniſchen Zorn, die Mutter bebte und preßte mich an ihr Herz. (Fortſ. f.)

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Fünfter Artikel.

Eigentliche Genremaler: Biard, Leopold Robert, Gallait, Eugène Delacroix, Navez aus Brüſſel, Leſſore, Péron, Morin, Colin von Nimes, Badinier, Madame Brune-Pagès, Gros-Claude, Duval le Camus, de Jorbin, Granet, Perrot, Aurèle Robert, Dauzats, Gilio, Juſtin-Ouvrié, Renoux, John Martin.

Die Gattungsmalerei können wir Nordländer mit Fug und Recht als eine unſerer eigenſten Produktionen anſprechen. Während der Südländer in ſeinen leichten, äußerlichen Sitten, in ſeiner unbefangenen Sinnlichkeit ſich mehr nach allgemeinen Naturgeſetzen, daher gleichmäßiger ausbildet und eben deßhalb auch allgemeiner erſcheint, hat der Nordländer mehr den Charakter ſeiner einzelnen, mühſamen Ausbildung. In Gemüth und Individualität unterſcheidet ſich hauptſächlich das Gefühl des Letzteren von dem des Erſteren. Was jener am tiefſten empfand, konnte er daher in der Geſtalt der italiäniſchen Kunſt nicht ausſprechen; allgemeiner, heiterer, aber auch eben deßhalb den Ausdruck des Gemüths nicht erſchöpfend, mochte die italiäniſche Kunſt, auf nordiſchen Boden verpflanzt, durch ihre vollendete Erſcheinung die Seele des Beſchauers wohl feſſeln, aber jenes nordiſche Gefühl blieb dann ſchlummernd im Hintergrunde. Es war daher nicht die ganze Seele des Künſtlers, welche er in jener allgemeinen Schönheit ausſprach. Störend miſchten ſich ihr die Züge der beſonderen Individualität, der härteren Kraft oder des ſehnſüchtigen Gefühls bei, oder das Werk zeigte die künſtleriſche Wärme im Studium erkaltet.

Als man daher im Norden, jene Schönheit der italiäniſchen Vorbilder zu erreichen ſich vergebens abmühte und nur todte, kalte Werke, ſelbſt bei höchſter Vollendung alles Techniſchen ſchuf, da brach ſich endlich jenes mühſam unterdrückte heimiſche Gefühl die Bahn. Müde des Zwangs und des fruchtloſen, ſtets getäuſchten Strebens gab die Kunſt die Darſtellung der ſchönen Geſtalt im italiäniſchen Sinne auf und wandte ſich ganz an das Individuelle, ohne Heucheln oder Verſchönern. Freilich konnte dies nicht mehr den Namen des Göttlichen, des Religiöſen tragen; es war der Menſch in ſeinem beſchränkten, untergeordneten Treiben, unter dem Hausrath des Bedürfniſſes, in ſeiner plumpen, gutmüthigen Freude. Aber nicht bloß der Menſch, ſondern alles Irdiſche, die Landſchaft, das Thier, ja ſelbſt das Lebloſe ſchien, weil es ein Einzelnes war, der Darſtellung würdig. Der Blick haftete nicht mehr auf der Einen Schönheit, deren Kenner Raphaels Werke gezeigt und dem gleichzukommen man vergeblich geſtrebt hatte, ſondern er ſchweifte unter allen Gattungen der Dinge umher; nicht bloß das Ausgezeichnete, Hohe, ſondern auch das Gemeine, das Ding der Menge, der Gattung ſtellte man dar. So entſtand die Gattungs- oder Genremalerei. Freilich ſchien dieſe Richtung die gemeinſte Wirklichkeit zu ſuchen, alles Höhere und Allgemeine zu fliehen; aber ſie gab dabei die geheime Befriedigung, daß die geiſtige Macht der Kunſt auch das Niedrigſte zu adeln vermöge.

In unſeren Tagen wäre es zu wünſchen, daß die Genremaler die Wahl der Gegenſtände mit etwas mehr Aufmerkſamkeit treffen und dabei nie den hohen edlen Zweck der Kunſt, welche nicht blos zu den Sinnen, ſondern auch zu dem Geiſte und Herzen der Maſſen ſprechen ſoll, aus den Augen verlieren möchten. Viele Genrebilder leiſten in der letztern Beziehung wenig oder gar nichts; wenn eine Compoſition ein blos maleriſches Intereſſe hat, wenn ſie uns die unbedeutendſten Alltagsſcenen darſtellt oder gar die langweilige Wirklichkeit kopirt, bleiben wir beim Anſchauen kalt und gleichgültig; denn die Bilder, denen der Ausdruck, die Seele, kurz der ethiſche Gedanke mangelt, gehen ſpurlos an unſerem Geiſte vorüber. Dieſes gilt nicht allein von unſeren vaterländiſchen, ſondern auch im Allgemeinen von den franzöſiſchen Genremalern.

Doch ſehen wir uns nun, nach dieſen vorausgeſchickten Bemerkungen darnach um, was die eigentliche Genremalerei in dem diesjährigen Salon an geiſtreichen und bemerkenswerthen Stucken geliefert hat.

Vor allen Dingen rechne ich hieher den Sclavenhandel von **Biard**, ein Gemälde, dem der Künſtler durch ſtarke, lebendige, ergreifende und ethiſche Gedanken eine Seele eingehaucht hat. Im rechten Vordergrunde hat ſich ein faſhionabler Menſchenkäufer auf einen reichen Teppich hingeſtreckt und ſtützt ſich mit der Rechten auf den Griff ſeines Degens, indem er mit der gleichgültigſten Miene des ſchmutzigſten Egoismus das herzzerreißende Schauſpiel um ihn her betrachtet. Zu ſeinen Füßen liegt ein Negerſclave auf dem Rücken, welcher von zwei Mäklern unterſucht wird; einer davon reißt dem Unglücklichen den Mund auf und beſieht ſeine Zähne; der andere befühlt und betaſtet ihn überall, ob er ſtarke Knochen und Schultern hat. Vor dieſer Gruppe ſitzt der Negerfürſt, und blaſet ganz wohlgefällig den Dampf aus ſeiner Pfeife in die Luft; er iſt mit dem Schiffskapitän in einem Geſpräch begriffen, und lobt dieſem wahrſcheinlich die gute Beſchaffenheit ſeiner Waare, welche er vielleicht für einige Ohm Branntwein losſchlagen wird. Im linken Vordergrunde ſind zwei Matroſen damit beſchäftigt, einem Schwarzen den Namen ihres Herrn mit einem glühenden Eiſen auf den Rücken einzubrennen; in einiger Entfernung davon ſehen wir, wie mehrere weibliche Negerſclaven mit Peitſchenhieben in das Schiff getrieben werden und überall am Meeresufer zerſtreut, liegen die armen Geſchöpfe unter, neben und aufeinander, indem ſie faſt vor Durſt verſchmachten müſſen, denn eine brennende Sonne beſcheint alle dieſe Gräuel. Kräftige Auffaſſung des Moments, eine abgewogene Gruppirung der einzelnen Scenen, ausdrucksvolle Wahrheit der einzelnen Figuren zeichnen das Gemälde aus. Die Zeichnung iſt korrekt, das Colorit weniger anſprechend, jedoch rein gehalten. — Außerdem ſind noch zwei artige Genrebilder von dieſem Maler auf der Ausſtellung: der Baderlehrling und der gutmüthige Gendarme. Man kann nicht leicht etwas drolligeres ſehen, als jene kleine, nackte Truppe von 5 oder 6 Pariſer Gamins, welche aus der Seite hervorkommen und auf einen Gendarmen zurennen, welcher ihnen ihre Kleider vom Ufer weggenommen hat und eben damit fortgehen will, weil ſie die öffentliche Moral und die Polizeiverordnung des Herrn Gisquet verletzt haben. Die kleinen Tagediebe zerren und zupfen von allen Seiten an den Kleidern und mögen dabei ein ſchönes Zetergeſchrei vollführen; aber ſie dürfen ruhig ſein, denn der Wächter des öffentlichen Anſtands macht kein ſo moraliſches oder philoſophiſches Geſicht; er hat vielmehr große Mühe, ſich des Lachens zu erwehren und ſeinen Ernſt zu behaupten. Wir ſtehen dafür, daß er die Kleider den armen Schelmen wiedergeben wird; und er ſcheint überdies zu wiſſen, daß ſie vielleicht des Nachts mit ihren Vätern auf der Straße ſchlafen müſſen. — Den Baderlehrling, welcher einen armen Bauer, der wahrſcheinlich Sonntags in die Stadt gekommen iſt, um ſich ſeinen 3 Zoll langen Bart abnehmen zu laſſen, jämmerlich zugerichtet, hat der Künſtler mit derſelben komiſchen Laune behandelt.

Höchſt nachſprechende Genrebilder ſind die von **Leopold Robert**, dem Maler der „Schnitter," welche in dem Salon 1831 ausgeſtellt waren und gegenwärtig im Muſeum des Luxembourg befindlich ſind. Eins derſelben ſtellt zwei italiäniſche Landmädchen aus der Gegend von Neapel dar, welche ſich zum Tanze ſchmücken. Dieſer Vorgang iſt doch gewiß ſo einfach als möglich, und doch, wie anſprechend das Bild! In unſerer Zeit iſt das Einfache und Ungeſuchte ſoviel ſchwerer, als das Erſtrebte und Gezierte, und gerade hier finden wir, was die meiſten der heutigen Genrebilder vermiſſen laſſen, das natürlich Anmuthige. Auf einem zweiten Bilde deſſelben Künſtlers ſehen wir zwei Sennerinnen auf einer Schweizeralpe, welche eine Ziege liebkoſen, — ein eben ſo einfacher Vorgang, wie der erſte, und beide hat der Maler mit derſelben Lieblichkeit und mit der ganzen Innigkeit ſeines Talents ausgeſtattet. Die italiäniſchen Bäuerinnen ſind ſo zierlich und ſittig, die Schweizerinnen ſo natürlich und unbefangen, daß man beide Bilder mit immer neuem Vergnügen anſchaut. Die milde Freundlichkeit des Ganzen gereicht ihnen zur beſten Empfehlung; die Zeichnung bei beiden iſt ſchön, ſorgſam und graziös, die Malerei durchweg rühmlich; und ſehen wir über dem einen Bilde die Heiterkeit des hellen Südhimmels ausgebreitet, ſo erinnert uns die duftige Gebirgsferne auf dem zweiten lebhaft an die poetiſche Natur einer hohen Alpengegend.

Lobende Erwähnung als Genremaler verdient **Gallait**. Seine herumziehenden Muſikanten verrathen in Ton und Zeichnung Gewandtheit und Kraft. Die Gruppe, welche der Maler dargeſtellt, beſteht aus einem alten, greiſen Violinſpieler, welcher vor Mattigkeit und Erſchöpfung einen

Augenblick ausruht, und dem ſein kleiner Führer, welcher vor Hunger weint, in den Schooß geſunken iſt; beide Figuren ſind in Lumpen gehüllt, welche kaum hinreichen, ihre Blöße zu bedecken. Der Ausdruck des Hungers, der Kälte, des Kummers und Leidens dieſer Unglücklichen tritt in nur zu ſchrecklicher Wahrheit vor die Seele des Beſchauers, und wenn wir dem Künſtler einen Vorwurf machen möchten, ſo wäre es der, daß er die Leiden unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe zu treu und ergreifend dargeſtellt. — (Schluß folgt.)

Buntes.

⁂ Das Bad der Braut. Meine Frau und Julia (erzählt A. v. Lamartine in ſeiner ſo eben veröffentlichten und von G. Schwab und Demmler überſetzten Reiſe durch den Orient) wurden heute von der Frau und der Tochter eines arabiſchen Häuptlings aus der Nähe eingeladen, den Tag im Bade zuzubringen; dies iſt die geſellſchaftliche Vergnügung der Frauen im Orient. Ein Bad wird vierzehn Tage vorher angeſagt, wie in Europa ein Ball. Hier eine Beſchreibung des Bades, wie ſie uns Abends von meiner Frau gegeben wurde.

Die Badeſäle ſind ein öffentlicher Ort, zu welchem, damit die Frauen ihn allein für ſich haben, der Zugang den Männern jeden Tag bis zu einer beſtimmten Stunde, wenn es ſich aber von einem Bad für eine Braut handelt, wie heute, den ganzen Tag verboten iſt. Die Säle ſind von einem ſchwachen Licht erhellt, das durch gemalte Scheiben in den kleinen Kuppeln einfällt. Die Fußböden beſtehen aus Marmor in Feldern von verſchiedener Farbe, ſehr kunſtreich ausgearbeitet. Die Mauern ſind ebenfalls mit Marmor überkleidet, der in Moſaik gearbeitet oder in Geſimſen und kleinen mauriſchen Säulen ausgehauen iſt. Die Wärme in dieſen Sälen ſteigt nach Graden auf: die erſten haben die Temperatur der äußern Luft, die zweiten ſind lau, die andern werden immer heißer, bis auf die letzte, wo der Dampf des beinahe kochenden Waſſers aus den Baſſin's aufſteigt, und die Luft mit einer erſtickenden Hitze erfüllt. Es gibt durchaus kein Baſſin in der Mitte des Saales; es ſind blos immerlaufende Hahnen, welche ungefähr einen halben Zoll breit Waſſers auf den marmornen Boden gießen, wo es in Rinnen abläuft, aber ſtets wieder erſetzt wird. Was man im Orient ein Bad nennt, iſt keine vollkommene Eintauchung, ſondern eine ſtufenweis warme Beſpritzung, und die Wirkung des Dampfes auf die Haut.

Zweihundert Frauen von der Stadt und der Umgegend waren dieſen Tag zum Bade eingeladen, unter ihnen mehrere junge europäiſche Frauen; jede kam, in das weite Tuch von weißer Leinwand eingehüllt, welches die reiche Kleidung der Frauen bedeckt, wenn ſie ausgehen. Sie waren alle von ihren ſchwarzen Sklavinnen oder ihren freien Dienerinnen begleitet; wie ſie kamen, ſetzten ſie ſich in Gruppen zuſammen auf die hingebreiteten Matten und Polſter in dem erſten Gemache nieder; ihre Dienerinnen nahmen ihnen das Tuch ab, das ſie verhüllte, und ſie erſchienen in der reichen maleriſchen Pracht ihrer Kleider und ihres Schmucks. Dieſe Trachten ſind ſehr mannichfaltig durch die Farbe der Stoffe und die Anzahl und den Glanz der Kleinodien, aber der Schnitt der Kleider iſt unförmlich.

Die Bekleidung beſteht aus Beinkleidern mit weiten Falten aus geſtreiftem Atlas, an dem Gürtel mit einem Gewebe von rother Seide geſchürzt, und unter dem Knöchel mit einer goldenen oder ſilbernen Spange zuſammengehalten; das Ueberkleid iſt von Goldbrokat, vorn offen und unter der Bruſt geſchloſſen, indem es dieſe bloß läßt. Die Aermel ſind unter der Achſelhöhle zuſammengezogen und dann von dem Ellenbogen bis zur Handwurzel offen, ſie laſſen ein Hemd von leichtem Seidenzeug ſehen, welches auch den Buſen bedeckt. Noch über dieſem Kleide tragen ſie eine ſammtene Weſte von brennenden Farben, mit Hermelin oder Zobel gefüttert, und auf allen Nähten mit Gold geſtickt; die Aermel ſind gleichfalls offen.

Die Haare ſind oben auf dem Kopfe abgetheilt; ein Theil fällt auf den Hals herab, das übrige iſt in Zöpfen geflochten, welche bis auf die Füße hinunterwallen, indem ſie eine Verlängerung von ſeidenen Treſſen haben, welche die Haare nachahmen. Kleine Zwickel von Gold oder Silber hängen an der Spitze dieſer Treſſen und ziehen ſie durch ihr Gewicht über die ganze Länge des Körpers hinab; der Kopf der Frauen iſt außerdem mit kleinen Perlen, Ketten von eingefädelten Goldzechinen und natürlichen Blumen beſäet, was alles mit unglaublicher Verſchwendung angebracht und untereinander gemiſcht iſt. Es iſt, wie wenn man geradezu ein Schmuckkäſtchen auf dieſe mit Blumen und Kleinodien übergoſſenen Haare ausgeſchüttet hätte. Dieſer barbariſche Luxus iſt von der maleriſchſten Wirkung an jungen Geſichtern von fünfzehn bis zwanzig Jahren; auf dem Scheitel tragen einige Frauen noch dazu eine kleine Mütze von getriebenem Gold in der Form eines umgeſtürzten Bechers, aus der Mitte dieſer Mütze erhebt ſich eine goldene Eichel, welche eine Perlenquaſte trägt, die über das Hinterhaupt hinabwallt.

Die Füße ſind nackt und ihre Beſchuhung beſteht aus Pantoffeln von rothem Saffian, welche die Frauen im Gehen ſchleppen.

Die Arme ſind mit Spangen von Gold, Silber, Perlen bedeckt; die Bruſt mit mehreren Halsbändern, welche ein goldenes Geflechte bilden, oder auch ſind Perlenſchnüre um den bloßen Hals geſchlungen.

Als alle Frauen beiſammen waren, ließ ſich eine wilde Muſik vernehmen; Frauen, deren Oberleib ganz einfach nur mit rother Gaze verhüllt war, ſtießen ein ſchrilles, herzbrechendes Geſchrei aus, und ſpielten auf der Pfeife und dem Tambourin; dieſe Muſik hörte den ganzen Tag nicht auf, und gab dieſer Scene des Vergnügens und der Feſtlichkeit einen Charakter von durchaus barbariſchem Gelärme und Wahnſinn.

Als die Braut erſchien, begleitet von ihrer Mutter und ihren jungen Freundinnen, in einer ſo prächtigen Kleidung, daß ihre Haare, ihr Hals, ihre Arme und ihre Bruſt gänzlich verſchwanden, mit einem Schleier bedeckt, an welchem Guirlanden von Goldſtücken und Perlen flatterten, — ergriffen ſie die Badegäſte und zogen ihr alle ihre Kleider Stück für Stück aus; während dieſer Zeit wurden die andern Frauen von ihren Sklavinnen entkleidet und die verſchiedenen Ceremonien des Bads begannen. Man ging, fortwährend unter dem Geräuſche der nämlichen Muſik, und immer unter den wunderlichſten Ceremonieen und Worten von einem Saal in den andern; man nahm Dampfbäder, dann Abwaſchungsbäder, dann ließ man auf die Frauen die wohlriechenden mit Seife getränkten Waſſer laufen, darauf fingen endlich die Spiele an, und die Frauen thaten, verſchiedentlich ſich geberdend und ſchreiend, was junge Schulknaben thun, wenn man ſie zum Flußbade führt, ſich beſpritzend, ſich den Kopf unter das Waſſer tauchend oder ſich Waſſer in's Geſicht werfend; dabei ertönte die Muſik lauter und ſchrillender, ſo oft einer dieſer kindiſchen Streiche das ſchallende Gelächter der jungen arabiſchen Mädchen erregte. Endlich verließ man das Bad; die Sklavinnen und Dienerinnen flochten die feuchten Haare ihrer Gebieterinnen auf's Neue, knüpften ihnen die Halsbänder und Spangen wieder um, ließen ſie in die ſeidenen Ueberkleider und die ſammtenen Weſten ſchlüpfen, legten die Kiſſen auf den Matten zurecht in den Sälen, deren Fußboden man getrocknet hatte, und brachten aus Körben und ſeidenen Taſchen die zur Erfriſchung mitgebrachten Vorräthe hervor; dieſe beſtanden aus Backwerk und Konfekt aller Art, in welchem die Türken und Araber Ausgezeichnetes leiſten, aus Sorbet, Orangenblüthwaſſer und allen den kühlenden Getränken, deren ſich die Orientalen zu jeder Stunde des Tags bedienen. Die Waſſerpfeife wurde auch für die älteſten Frauen herbeigebracht, und wohlduftende Rauchwolken erfüllten und verdunkelten bald die Atmoſphäre; der Kaffee, in kleinen Taſſen ſervirt, welche in durchbrochenen Gefäßen von Gold- und Silberdraht eingeſchloſſen waren, ging unaufhörlich herum und die Geſpräche belebten ſich; darauf kamen Tänzerinnen, welche nach derſelben Muſik Aegyptiſche Tänze und die einförmigen Verſchlingungen Arabiens aufführten. So ging der ganze Tag hin und erſt bei ſinkender Nacht führten die Frauen die junge Braut zu ihrer Mutter zurück. Dieſe Ceremonie des Bads findet gewöhnlich einige Tage vor der Hochzeit Statt.

⁂ Ein Brief an Blücher. (Authentiſch.) Allerunüberwindlichſter Feldmarſchall! Genannt Herr General Vorwärts, Excellenz! Liebwertheſter Herr Blücher! — Verzeihen Sie, Excellenz, liebwertheſter Herr Blücher, General Vorwärts, daß ich als eine unzeitige Geburt es wage, an Sie zu ſchreiben, aber ich kann mir nicht helfen, es iſt wegen meinem Traugott; ich bitte Sie um Alles in der Welt, liebwertheſter Herr Blücher, General Vorwärts, was iſt das für eine verfluchte Confuſion mit dem Feld-Poſtamt? ich habe meinem Traugott bei der Garde Jägern — er kennt Ew. Excellenz recht gut, — ſchon zweimal Zulage geſchickt, aber er hat nichts erhalten. Ich bitte Ew. Excellenz demüthigſt, encouragiren Sie doch einmal die Kerls, aber nach alter preußiſcher Manier, Sie verſtehen mich ſchon, wie ich es meine; das wird gewiß helfen, denn es iſt ja um die Schwerenoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die für's Vaterland fechten, etwas ſchickt und ſie nichts erhalten. Na, ich denke, Ew. Excellenz werden den Kerls wohl ein Donnerwetter auf den Hals ſchicken, deshalb habe ich es Ihnen geſchrieben, denn ich weiß ſchon, daß mit dem Alten nicht zu ſpaßen iſt. Ew. Excellenz, unüberwindlichſter Generalfeldmarſchall, Herr General, genannt Vorwärts, liebwertheſter Herr Blücher

Ich verbleibe Ihr unterthänigſter Schornſteinfeger,
Mathias Keller.

P. S. Wenn Sie meinen Traugott ſehen, ſo bitte ich ihn unbeſchwert zu grüßen, aber ſchenken Sie ihm um meinetwillen nichts, doch ich habe ihn wohl immer zur Ordnung angehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 99. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 27. April.

Ballade.

Aus dem Franzöſiſchen des Chateaubriand.

Der Derwiſch rufet zu der heil'gen Stelle
Vom Minaret, das abendröthlich glüht;
Jetzt ſucht der Leu die flüchtige Gazelle,
Ich eine Roſe, die im Garten blüht.
Ungläub'ge mit den langen Augen, ſage,
O holde Tochter meines Herren, ſprich!
Gibt's wohl ein ſüßres Loos, als ich ertrage?
Dein Sklav bin ich, dein Sklav bin ich.

Wenn ſonſt mein Arm das Boot mit kräft'gen Sehnen
Auf ſtillem, blauen Meeresſpiegel trieb,
So netzten oft mein Ruder trübe Thränen;
Jetzt iſt mir wohl, ich lieb', ich bin dir lieb.
Der ſchwarze Fels, der Thurm, vom Meer befeuchtet,
Sie ſchauen froh vom ſand'gen Strand auf mich,
Seitdem von dort dein Flammenzeichen leuchtet:
Dein Sklav bin ich, dein Sklav bin ich.

Ich ſeh' dich in dem ſchönſten Schmucke glänzen,
Schleich' ich des Nachts dem Harem leiſe zu;
Mit deinen Teppichen und Blumenkränzen
Beſchenkeſt den Gefang'nen reichlich du.
Ich trotze den Gefahren, um dich winden
Darf ich den Arm, mit Feſſeln ſchmücken dich,
Dein Halsband mit dem Sklavenring verbinden, —
Dein Sklav bin ich, dein Sklav bin ich.

Ich kenn' dein weiß Kameel im Sand der Wüſte
Am ſichern, leichten Schritte ſchon von fern;
Du naheſt mir: kein Schiffer noch begrüßte
Auf weitem Meer ſo freudig einen Stern.
So freuet in der Wüſte Palmenrauſchen
Mich nimmer, ſo kein duft'ger Morgen mich,
Mit keinem Sultan möcht' ich Armer tauſchen,
Dein Sklav bin ich, dein Sklav bin ich.

Mein Vaterland, das ich ſo ſehr geliebet, —
Nicht ihm iſt mehr des Liedes Klang geweiht,
Nicht um die Mutter bin ich mehr betrübet,
Ich fürchte, daß ein Prieſter mich befreit.
Befrei' mich nie! laß Feſſeln mich umſchließen,
Sei du die Freiheit, Gott und Welt für mich!
Tritt mich mit deinen ſchönen, nackten Füßen.
Dein Sklav bin ich, dein Sklav bin ich.

Heinrich Didier.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

„Lärm entſtand am andern Morgen. Ein Offizier war ermordet worden. Streit entſpann ſich, einige Schüſſe fielen aus den Häuſern. Die Greuel brachen unaufhaltſam los. Bald ſtand ringsumher Alles in Flammen, geſchlachtet ſah ich meine Landsleute. Viele retteten ſich zu dem Vater in das feſte Gebäude. Der Sturm begann. Meine Mutter wollte mit mir in die Kellergewölbe fliehen, — eine Kugel zerſchmetterte das theure Haupt, ich ſtürzte leblos an der Todten nieder. Längſt hatten wir den Vater in der wilden, blutigen Verwirrung verloren. Er lag zerfleiſcht von franzöſiſchen Klingen in dem Vorſaal, die abgeſchoſſenen Piſtolen noch krampfhaft feſthaltend, Leichen rings um ihn her.

„Auf dem breiten Sattel eines Mauleſels waren wollene Decken künſtlich befeſtigt, in dieſe gleich einer Mumie gehüllt, mit dem Kopf auf dem Hals des Thieres ruhend, erwachte ich aus langem ſchwerem Todesſchlaf. Über mir funkelten die Sterne. Starr und regungslos betrachtete ich ſie lange. Der Takt eines polternden Getöſes weckte mich aus der Bewußtloſigkeit. Unter mir brauße ein Waldſtrom über die Felſen hin, neben mir ſchwebte auf weißem Roß eine hohe fremde Geſtalt in blinkendem Helm. So ſahen die Mörder von Vater und Mutter aus. Ein Schrei des Entſetzens entfuhr meinem Mund, neue Ohnmacht feſſelte meine Sinne.

„Soll ich dich quälen mit Erzählung aller der kleinen Zufälle, welche der Entſcheidung meines Schickſals vorangingen? Der Reitergeneral L. hatte mit Gefahr des eigenen Lebens aus den Flammen meines Vaterhauſes mich gerettet. Sein ſchönes Herz beſchloß, mich nach Frankreich zu ſenden, ſeiner Mutter zum Geſchenk, zur Pflege, zum Troſt für den Verluſt der einzigen Schweſter. Achill hieß er, Achill war er, Achill der jedem Feind unnahbare. Mir war er der ſorgſamſte, zärtlichſte Freund, der treueſte Bruder. Alles Kindiſche war meiner Seele entflohen. Alle Vergangenheit lag hinter mir, wie ein halbverwiſchter Traum, die Gegenwart riß mich allgewaltig in ihren Zauberkreis, das neue Leben umſchwirrte mich mit tauſend Reizen, umtaumelte mich mit ſüßer Berauſchung.

„Ich liebte ihn mit der ganzen Glut des Wahnſinns einer Spanierin, mit aller Innigkeit meiner Mutter. Ihn machte meine Liebe zum glücklichſten der Menſchen. Wir träumten des Lebens ſeligſten Traum, Götter waren wir, göttlich alle Dinge um uns her.

„Am Tage ſeiner glänzendſten Waffenthat traf ihn nach ſchwer errungenem Sieg eine britiſche Kugel. Nach dem erſten tobenden Schmerz ſchon fand ich neuen Troſt und neues Glück in dieſem gefährlichen Unfall. Nun durfte ja nichts auch nur einen Augenblick von ihm mich trennen! — Die nur oberflächliche Kur konnte völlige Heilung nicht erzielen. Achilles mußte von ſeinen Reitern ſich trennen und beſchloß, in Frankreich bei der theuern Mutter die gänzliche Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit abzuwarten. Wie jubelte ich! Wie jauchzte die gute Mutter in Thränen! Schöne, ruhige Tage des ſüßeſten Glücks ſenkten ſich auf uns herab, wolkenloſe Tage. Prieſterſegen verband uns, die gute Mutter weinte Freudenthränen, ſie liebte mich inniglich.

„Kaum ganz geneſen, trieb Achill zur Trennung, dem Ruf der Pflicht zu gehorchen. Jener Abſchied von der Mutter iſt eine der traurigſten Stunden meines Lebens. Mir ſchaudert ſeitdem vor allem Abſchiednehmen. Nie ſahen wir die Herrliche wieder.

„Paris und der ruhmſtrahlende Kaiſerhof entfalteten ein neues Leben vor meinen trunkenen Blicken. In hellſtem Lichte ſah ich die Glanzſeite der intereſſanteſten Menſchen, ohne Maske und Hülle ihre Kehrſeite. Zum Erſtenmal lernte und ſtudirte ich mit vollem Bewußtſein meiner ſelbſt, und alle Verhältniſſe des menſchlichen Lebens und Treibens wurden mir offenbar. Alles, Alles wurde anders in mir, nur das Herz nicht mit ſeiner Glut und Liebe. Selbſt die Größeſten erſchienen neben meinem Achill mir klein, die Geprieſenſten kaum beachtenswerth. Nirgends Liebe, überall Selbſtſucht, Berechnung, Eitelkeit.

„Nach Rußland! erſcholl des Kaiſers Ruf, und Hunderttauſende jubelten ihm in Frankreich, und ganz Europa ſetzte ſich in Bewegung, als ging es zu einem Völkerfeſte. Nichts ſollte von Achill mich trennen. Die Donner von Borodino erdröhnten, der Tod von Borodino riß im ſchönſten Siegesflug ihn nieder. Beinahe in gleicher Stunde mit der Nachricht von ſeinem Tode kam mir die Kunde von dem Tode ſeiner Mutter.

„Ich genas nach langen ſchweren Leiden. Die Erbin eines ungeheuern Vermögens, das jugendblühende Weib fühlte ſich ſo arm, verlaſſen und elend, daß ſie an allem Glück der Erde verzweifeln wollte. Die freundlichen Muſen entriſſen mich dem Anachoretenthum des Landgutes. Ich ſtürzte mich in die Welt, welche keine Liebe mehr für mich hatte, ich drängte mich unter die Menſchen, welche ich ſo wenig achten konnte. Glück konnte mir nicht mehr werden, all mein Glück hatte der Tod mit ſich hinüber genommen. Iſt Glück möglich, denkbar ohne Liebe? Blumen wollte ich pflücken, um ſie zu zerreißen, wie das Schickſal alle Blüthen zerreißt. Am Quell der Freude wollte ich fortan mich berauſchen, um den Mitberauſchten eine kurze Wonne als eine Gabe des Mitleids hinzuwerfen und mich ſelbſt wieder Nüchterngewordene ſtets von Neuem zu berauſchen. Täuſchend mich ſelbſt, ſpielend mit den Menſchen, tändelnd mit der Welt, erkenne und ehre ich keinen Zweck des Lebens, als das Leben ſelbſt, kein Gericht und Geſetz, als meinen Willen, keinen Himmel, als Freude und Luſt.

„So bin ich, ſo lebe ich, Europa durchwandernd, nirgends heimiſch und doch überall zu Hauſe, wo Freude und Genuß mir winken. Gefeſſelt nirgends, weil nur Roſenbande mich feſſeln, und Roſen bekanntlich bald verwelken. Traurig nie, weil alle Trauer hinter mir entflieht, täglich weiter und weiter um den ungeheuern Bogen, bis ſie, im Kreislauf mir einſt wieder begegnend, als Freude mir erſcheint, als Wiederſehen und Seligkeit der ewigen Liebe!“

(Fortſetzung folgt.)

Der trauernde Rabbi.

„Weineſt ſchon ſo lange, Rabbi,
Auf dem alten Leichenſtein!
Nimmer weckſt du auf die Todten; —
Alter, laß das Weinen ſein!“

„„Nicht die Todten will ich wecken,
Ach; ſie ſchlummern ſanft und leicht!
Um die Brüder, die noch leben,
Iſt mein Auge trüb' und feucht.

„„Jeder Tag wälzt neue Qualen,
Ach! auf meines Volkes Haupt,
Weil es treulich, ſonder Wanken,
Gott, den Einen, einzig glaubt!““

Ludwig Wihl.

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Fünfter Artikel. — (Schluß.)

Eugène Delacroix hat gleichfalls mehrere Genrebilder ausgeſtellt, worunter wir die Natchez und den Gefangenen in Chillon anführen. Der Gegenſtand des erſten Bildes iſt aus Chateaubriand's Atala entlehnt; der Künſtler hat den Augenblick zu ſeiner Darſtellung gewählt, wo die junge Frau des dem Untergange ſeines Stammes entfliehenden Wilden ſo eben niedergekommen iſt, und der Vater das neugeborene Kind in ſeinen Armen hält, welches beide Eltern mit inniger Rührung betrachten. Dieſe dargeſtellte Scene trägt den Ausdruck eines eben ſo tiefen, als wahren Gefühls. Das Süjet des zweiten Bildes iſt aus Lord Byron's Werken genommen, und ſtellt den Gefangenen in Chillon dar, welcher mit ſeinem jüngeren Bruder in einem und demſelben Gefängniß eingeſchloſſen; dieſen langſam vor ſeinen Augen dahinſterben ſah, ohne ihn erreichen und ihm hülfreiche Hand leiſten zu können. Die Bewegung des Einen, welcher um die Mitte des Leibes mit einer Kette an die Wand gefeſſelt, eine krampfhafte Bewegung macht und ſich gewaltſam vorüberbeugt, um ſeinen ſchon halb todten Bruder mit den Händen zu erreichen, ſcheint mir übertrieben und gezwungen; doch erweckt die Darſtellung des Ganzen, worin ſich ein energiſches Colorit ausſpricht, eine lebhafte Theilnahme und ergreift die Seele. Die Zeichnung iſt in beiden Gemälden nachläſſig.

Außerdem hat die Genremalerei noch eine ziemliche Anzahl hiſtoriſcher und beachtenswerther Stücke geliefert, deren ausführliche Beſprechung uns weiter führen würde, als es der Raum dieſer Blätter geſtattet. Hierher ſind zu rechnen: die Gänſe des Bruders Philipp, nach einer Erzählung Lafontaine's und die Ankunft des Vert-Vert in Nantes von Navez aus Brüſſel, eine Epiſode aus dem Leben Mahomets von Leſſore, eine Scene nach den Julitagen von Péron, das Leichenbegängniß eines alten Soldaten von Morin, die Raſt der Zigeuner von Colin aus Nimes, ſowie mehrere andere Stücke deſſelben Künſtlers trifft der Vorwurf, daß ſie nicht ſorgfältig und fleißig genug ausgeführt ſind und daß in dem Colorit ſich eine gewiſſe Vorliebe für die dunkeln und räucherigen Töne zeigt. Beſonders zu nennen ſind noch: die römiſchen Lautenſpieler von Badinier; unter der Zuhörerſchaft ſind einige ächt römiſche, weibliche Köpfe von hinreißender Schönheit. Lobenswerthe Gemälde haben außerdem noch geliefert: Madame Brüne-Pagès, Silvio Pelliko, wie er in ſeinem Gefängniß zu Venedig von der Tochter des Gefangenwärters beſucht wird, ferner Gros-Claude, Toaſt auf die Weinleſe von 1834, Dünal le Camus, Heimkehr aus der Stadt, und Andere.

Unter den Anſichten zeichnet ſich das Innere einer Kapelle im Colliſäum zu Rom, von de Forbin, durch bedeutſame und ziemlich große Figuren aus, welche der Freund dieſes Künſtlers, Granet gemalt hat. Letzterer hat nur ein kleines Gemälde ausgeſtellt, Hieronymus Savanarola vom Dominikanerorden, der, nachdem er zuerſt gehangen und dann verbrannt zu werden, verurtheilt iſt, knieend die letzte Salbung von einem Kardinal empfängt, bevor er den Tod erleidet. Das Gemälde iſt geiſtreich behandelt und es läßt ſich von demſelben, wie von den früheren Werken dieſes Künſtlers rühmen, daß die Figuren in Abſicht auf die Vertheilung des Lichts und die Wirkung ungemein talentvoll dargeſtellt ſind. — Die innere Anſicht der Taufkapelle in der Markuskirche von Venedig, von Aurèle Robert, dem Bruder des unglücklichen und berühmten Künſtlers gleiches Namens, verdient wegen der großen Umſicht und Einſicht, womit die Ausführung des Ganzen geleitet und angeordnet iſt, alles Lob. — Das Innere des Campo Santo zu Piſa, von Perrot, iſt in ſeinen Einzelnheiten gut durchgeführt und mit genauer Beobachtung der Fernen und Tiefen, welches hier um ſo ſchwerer war, da der Künſtler eine ſehr lange Gallerie voll antiker Basreliefs, halbverwiſchter Fresken und anderer Denkwürdigkeiten zu malen hatte.

Die alten gothiſchen Cathedralen des Mittelalters mit ihren himmelanſteigenden Gewölben, ihren kühnen, ſchlanken Pfeilern, ihren düſtern Kapellen, ihren bemalten Fenſterſcheiben, ihren ehrwürdigen Grabſteinen und Denkmählern, haben auch diesmal eine hinreichende Anzahl von Architekturmalern beſchäftigt. Die Anſicht der Cathredale von Bruges, von Dauzats, die des Mailänder Doms von Gilio, die der St. Lorenz-Kirche in Nürnberg von Juſtin-Ouvriér ſind mit rühmlichem Fleiße und ungemeiner Sorgfalt behandelt. — Renoux's Kater Murr bei Meiſter Abraham, ſowie mehrere andere äußere und innere Anſichten von Kirchen dieſes Künſtlers ſprachen allgemein an.

Bei Gelegenheit der Hiſtorie und des hiſtoriſchen Genre haben wir mit Fleiß nicht von dem engliſchen Maler John Martin geſprochen, da wir das von dieſem Künſtler für den pariſer Salon eingeſandte Gemälde, die Sündfluth, als eine Verſündigung gegen den guten Geſchmack betrachten und es daher nicht zu den hiſtoriſchen Studien zählen wollen. John Martin iſt eine von den artiſtiſchen Celebritäten Englands, ſeine Werke werden von ſeinen Landsleuten in Himmel erhoben, und der eigene Grabſtichel des Malers hat auch den Continent mit ſeinen Compoſitionen beglückt. Die Gegenſtände ſeiner Gemälde ſind meiſt bibliſcher Natur, ſein Feſtgelag des Belſazar, der Auszug der Juden aus Ägypten, der Durchgang durch's rothe Meer, Joſua, der Sonne Stillſtand gebietend, ſind die bekannteſten darunter. Den bibliſchen Charakter ſucht man in dieſen Kunſtwerken vergebens; bizarre Dekoration, Architektur und Polirung ſind für den Künſtler der Hauptzweck. Was iſt ſein Joſua anders, als eine weite, von hohen Gebirgen umſchloſſene Gegend, in welcher Myriaden von Pygmäen ſich herumtreiben; was ſein Durchgang durch's rothe Meer anders, als brandende Wogen, die eine Legion von Ameiſen in ihrem Schooße begraben? In ſeiner Sündfluth ſehen wir daſſelbe Schauſpiel. Vergebens hat der Maler Sonne und Mond in einem Firmamente friedlich nebeneinandergeſtellt, vergebens Blitz, Donner und Platzregen heraufbeſchworen, — das Ganze läßt uns höchſt gleichgültig und wir erblicken nichts, als ein Gewimmel von 6 Zoll großen menſchlichen Weſen, ungeheure Felsmaſſen, ſchäumende Wellen und das alles noch überdies höchſt unnatürlich gemalt und überfirnißt. Ein franzöſiſcher Kritiker vergleicht das Gemälde mit einer Platte moirirten Eiſenblechs, und wir können ihm in der That nur beiſtimmen, denn das Colorit iſt ſo blendend-bizarr, daß wir kein ähnliches geſehen zu haben uns erinnern. Die Anordnung der Gruppen iſt verworren, unnatürlich, manierirt und burlesk. —

Träume.

Mein' Lieb' hat mich verlaſſen heut',
Will nichts mehr von mir wiſſen;
Wie Wolken ziehen, — überweit,
Will's nichts mehr von mir wiſſen!

Im leeren Zimmer ſteh' ich oft,
Schau' an die todten Wände,
Wozwiſchen ich ſo viel gehofft,
In der Hand ihre warmen Hände.

Und brennt mein Kopf, ſo lauf' ich hinan,
Hinan zwiſchen hohe Bäume,
Dort hebt's mich an, dort wegt's mich an,
Soll' ſpringen in die blauen Räume.

Ferdinand Beer.

Muſik in Frankfurt.

Den 19ten April. Großes Vocal- und Inſtrumental-Concert der Madame D'alberti, prima donna assoluta mehrerer Königlichen Theater Italiens, im hieſigen Schauſpielhauſe. Eine prima donna *assoluta* in Italien iſt eine unumſchränkte erſte Sängerin; d. h. ſie genießt ausſchließlicher Vorrechte, und iſt im Beſitz aller erſten Parthieen in der opera seria ſowohl, wie in der opera buffa. Wird ſie unpäßlich, ſo tritt die altera prima Donna (die andere — 2te — erſte Sängerin) an ihre Stelle. Gefällt es nun der Aſſoluta dennoch zu ſingen, ſo darf ſie noch am Spielabend ihr Vorrecht behaupten und die Bühne betreten. Dagegen verfällt ſie einer verhältnißmäßigen Geldbuße, ſobald durch ihre Schuld eine angekündigte Oper unterbrochen oder nicht gegeben wird. Dieſe Vor- und Nachtheile genießt eine Aſſoluta an allen Theatern, wo ſie für die Carnavals-Stagione engagirt iſt; und in dieſer Beziehung kann man eine Aſſoluta mehrerer Königl. Bühnen zugleich ſein. So weit das Hiſtoriſche. — Madame D'alberti iſt, was Reinheit, Umfang (an 4 volle Octaven grenzend), Biegſamkeit und Schule betrifft, eine ausgezeichnete Sängerin. Sie mag mit Recht einer Paſta, Malibran, Lalande und Griſi zur Seite geſetzt werden. Beſäße ſie mehr Metall und Fülle, und verbände ſie mit der Manier auch das Gefühl, ſie hätte nichts zu wünſchen übrig gelaſſen, als den Triller; ſie würde uns nicht allein in Erſtaunen geſetzt, ſondern auch hingeriſſen haben. — Sie ſang eine Arie von Niccolini und zwei von Roſſini. Die aus dem Barbier von Sevilla „una voce" kündete ſie auf dem Zettel als: „mit neuen Verzierungen" an. Es gibt keine neuen Verzierungen mehr. Wir ſind zufrieden, wenn wir durch eine vielleicht etwas rapidere Zuſammenſtellung die 100mal wiedergekäuten in, für uns erträglichen, Verhältniſſen zu hören bekommen. Die neueſten gleichen immer den Glanzbildern eines Kaleidoskop. Während dieſer Arie zerriß die Stimme der Sängerin. Dadurch keineswegs geſtört, memorirte ſie die Arie, als ſie da Capo verlangt wurde, und deutete gleichſam dadurch an, daß man allenfalls auch ohne Stimme eine kunſtgewandte Sängerin ſein könne. Durch die Herren Mehner und Sacha (auf Clarinette und Contrebaß) und den Geſang des immer gefälligen Herrn Schmezer unterſtützt, zeichnete ſich das heutige Concert, in Ouvertüren von Weber und Beethoven eingerahmt, vor allen bisher gegebenen aus. — — Bernhard Romberg iſt hier. Mehr Andeutung braucht es nicht, um den gewiß allgemeinen Wunſch zu erregen, daß dieſer große Veteran hier öffentlich ſpielen möge!

7.

Buntes.

⁂ Algier, wie es iſt. Wenn ein deutſcher Buchhändler etwa noch heute die großartige Idee G. Franckh's hätte, eine deutſche Buchhandlung für die Mauresken in Algier zu etabliren, und den Walter Scott oder Bulwer in's Beduiniſche überſetzen zu laſſen, um dann — blos der Ottomanen halber — ſelber ein Osmane zu werden, und ging' er dann hin und hoffte jenſeits des Mittelmeers auf ein noch unſchuldiges Publikum, welches in Pfennigsausgaben Selbſtaufopferungen der Verleger erblickt und in dieſem oder jenem Literaturblatt die Stimme Mahom's oder irgend eines andern Propheten (bis auf Bileam's) — — wenn (nehm' ich wie ein Leipziger Kritiker den Faden der Periode wieder auf) man über Algier noch ſolche Ideen hegte, — ſo thut es uns leid, geſtehen zu müſſen, daß man ſich verrechnet hätte, wollte man auf die Barbarei der Berbern ſpekuliren. Es iſt wirklich erſtaunlich, wie tief ſeit der glorreichen franzöſiſchen Expedition die Civiliſation in Algier ſich ſchon eingewurzelt hat. Von Tag zu Tag werden dieſe weißen Küſten europäiſcher. Du ſiehſt dich nach dem Ideal der Saint-Simoniſtinnen, dem Turban, um, und man zieht vor dir — den Hut; du kamſt über die Fluthen des Mittelmeers, um deine poetiſche Seele zu ergötzen am Anblicke jener Rieſenbetäubungsmaſchinen, genannt: Tabakspfeifen, aus deren breiten goldſchimmernden rothen Thonerden, aus deren blinkenden Bernſteinkugeln des haarfeinen Tabaks ätherblauer Rauch in phantaſtiſchen Ringeln emporrankt; und was ſiehſt du, armer getäuſchter Romantiker? Du ſiehſt weniger, als du riechſt, aber du riechſt dafür auch den unausſtehlichſten Geſtank, der je aus Monopol-Tabak ſich entwickelte, daß du dich in einer Schmiede wünſcheſt, wann Pferde beſchlagen werden; und das iſt franzöſiſcher Regie-Cigarren-Weihrauch. Dein Auge ſucht den prachtvollen Bazar des Orients, wo die ſchimmernden Stoffe und des Juwelenhändlers funkelnde Waare ausgelegt wären und aller Zauber des Morgenlandes deine Sinne blenden ſolle; du träumſt von duftdurchwirkten Perlen luſtiger Springbrunnen, von ernſten braunen Mährchenerzählern und der Beduinenfamilie im Kreiſe ringsum, die, von Neugier wie verſteinert, ſchweigend auf die kleinen runden Taſſen voll Kaffeebrei niederſtarrt; — — und was ſieht dein Auge ſtatt ſolcher Wunderherrlichkeit und erotiſcher Pikantheit? — Hier einen politiſchen Friſeur, der in Paris Bankrott machte und in der Provinz nicht glücklicher war; ſein drittes Stadium iſt die Kolonie, und wenn er nicht einmal dem Beduinen den Kopf zurechtſetzen kann, ſtatt der Kammer und der Rechten, ſo geh' hin, ehrlicher John, und ſtirb. Dort der Café des Lions, der Café à la Giraffe, der Café au Serpent, 11 Caffés mit den grünen Oaſen des Billards, und dort ein Hotel und wieder eins und wieder eins und noch eins, 4 Stück im Ganzen, freilich eins — deteſtabler als das andre, — dort 3 Reſtaurants, und 100 Speiſehäuſer, und was das Afrikaniſch-Nationellſte in Algier iſt, — 2 Leſekabinette. Ja, Leſekabinette in Algier, Franckh's Idee iſt verkörpert! Ach, ich ſehe ihn faſt vor mir, den dicken ſchwäbiſchen Demagogen, der Janins l'âne mort durch: „todtes Jahr" überſetzte, wie er, am Boudoir ſitzend, den literariſchen Heißhunger ſtillt. — Und, armer Romantiker, welchen Effekt machen erſt auf deine Seele die Omnibus und Pariſer Kabriolets in den Straßen deines phantaſtiſch geträumten Algier? — Geh' heim, Getäuſchter; doch wirf noch einen flüchtigen Blick auf jene Stadt in der Stadt, auf jenes Dſchinniſtan mitten in der franzöſiſchen Proſaüberſetzung der afrikaniſchen Poeſie, auf die zierlichen Marmorpfeiler, die kühlen Gallerien, die offenen und doch heimlichen Höfe des weiland Despotenpallaſtes, den die Sycomoren traurend umſtehen, den jetzt die rothen Hoſen umlungern, während nur noch ein Paar verwaiſte mauriſche Coſtüme deine Aufmerkſamkeit feſſeln! — Ja, hier haſt du geſchwind noch etwas nationelles; raſch noch das Skizzenbuch heraus, du ſtiehlſt die Reliquie in Copie für den nächſten Salon zu einem Genrebildchen oder zu Coſtümen und Dekorationen für eine neue Oper von Scribe und Auber. Das iſt das Schickſal des Poetiſchen. Da kommt dieſe geſchminkte Dame, genannt: Humanität, als madame la baronne, oder — was noch ſchlimmer iſt, wie eine rechte deutſche Schneidersfrau mit dem Bügeleiſen und glättet die Unebenheiten der Poeſie aus, und es bleibt nichts, gar nichts über von der Gloire zweier Nationen, von der Poeſie der Chevalerie und der Barbarei, als das Elend und die Verworfenheit der Fremdenlegion und — die Langweile, eine ärgere Sklaverei als je eine! —

⁂ Wer reiſt am ſchnellſten? Weder ein Courier noch ein Dampfpaſſagier, ſondern der Sturm. Eigentlich iſt dies ein alter Witz und wir riskiren es blos Curioſitätshalber, ihn aufzuwärmen. Ein amerikaniſches Journal hat nämlich die Schnelligkeit eines ſolchen luftigen Paſſagiers nachgerechnet und gefunden, daß ein amerikaniſcher Orkan ungefähr zwiſchen 12 bis 30 Meilen in einer Stunde zurücklegt; ein Sturm im Auguſt 1830 brauchte zu einer Reiſe von den Karaiben-Inſeln bis zu den Küſten Newfoundlands (einen Raum von 3000 Meilen), nur ſo lange als Gott, bis er die Welt fertig hatte, 6 Tage. Es verlohnte ſich wohl gelegentlich der wichtigen Preisfrage, wie lange eine Lüge aus dem Munde der alten Salon-Dame oder die zweideutige Doktrin eines deutſchen Profeſſors brauchte, um die Reiſe durch die deutſchen Bundesſtaaten zu machen und als Orakel zu gelten?!

⁂ Eine Geſellſchaft franzöſiſcher Schriftſteller (mehr als 40) haben ſich zur Herausgabe eines theatre européen vereinigt, welches die Meiſterſtücke der deutſchen, engliſchen, ſpaniſchen, däniſchen, italiäniſchen, holländiſchen, ruſſiſchen, polniſchen, ꝛc. Bühne in treuen Ueberſetzungen enthalten ſoll. Die drei erſten Stücke (jeden Samſtag erſcheint ein Schauſpiel) ſind Calderons Arzt ſeiner Ehre, überſetzt von Dümas-Hinard, Sheridans Kritiker, überſetzt von Amédée Pichot und eingeleitet durch Villemain, — und Körner's Nachtwächter, überſetzt und mit Anmerkungen von X. Marmier.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 100. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 28. April.

Der Dalles.*)

(Rabbiniſch.)

Einſtens fand auf ſeinem Speicher
Ein verarmter, jüd'ſcher Greis
Einen Menſchen, nackt und hager,
Der ihn bat um Trank und Speiſ'.

„Warum," ſprach der Greis erſchrocken,
„Suchſt du Schutz im leeren Haus?
Geh' zu meinem reichen Nachbar,
Der da lebt in Saus und Braus.

„Ohne Kleider," ſeufzte jener,
„Will der Reiche mich nicht ſeh'n;
Laß mir einen Mantel machen,
Paßt er mir, ſo will ich geh'n."

Beſſer iſt es, zu verſchenken
Einen Mantel, der ihm paßt,
Als zu hegen und zu pflegen
Solchen nackten, dürren Gaſt; —

Dachte er bei ſich und kaufte
Ihm ein nagelneues Kleid.
Doch wie ward der Dünne, Hag're
Plötzlich rieſengroß und breit!

Vor Entſetzen ſank der Alte,
Aber jener brummte kalt:
„Narr, o Narr! ich bin der Dalles,
Mich vertreibſt du nicht ſo bald!"

Ludwig Wihl.

---

*) Die Armuth.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

14. Des Paſtors Weintrauben.

Dies deine Geſchichte? Iſt es möglich!

„Einfach, wahr, Wort für Wort!"

Mir ſchaudert! Alſo — bin auch ich einer deiner — Mitberauſchten, deiner Narren!!

„Warum denn nicht? Hat dieſer Rauſch dich unglücklich gemacht, dieſe Narrheit deinem Verſtand, deiner Bildung Eintrag gethan? Nennſt du die ſchönſten Lebensfreuden eine Narrheit?"

Aurelia! du ſcherzeſt in deinem Übermuth, ende damit, zerſtöre nicht gewaltſam die Wonne meines Herzens!

„Scherzen! Soll ich lügen, um deiner hohen Weisheit als ehrwürdige Wahrheit zu erſcheinen? O Arroganz der Schwachheit, die ewig nur ihre vermoderten Theorieen als einzige Norm aufrecht erhalten wiſſen will; die keine Philoſophie kennt, als jene nach griechiſchen Namen eingetheilte! Wovor ſchauderſt du zurück?"

Vor dir, vor deinen Grundſätzen, vor meinem Unglück, vor mir ſelbſt!

„Vor mir? Ha, ha, ha! Schauderſt du noch, wenn mein von dem herzlichſten Wohlwollen beſeeltes Auge dein Auge ſucht, freudig an deinem Blick haftet? Wenn mein Arm, dich umſchlingend, alle deine Pulſe zu raſcherem Gange treibt? Wenn mein Athem dich anweht, wie Balſam eines ſüßen Traumes, wenn meine Lippen an deinem Munde beben, glühen, in ſeligem Kuß zu ſterben meinen?"

Aurelia!

„Vor meinen Grundſätzen? Was iſt Schauderhaftes daran? Etwa, daß ich nicht in ein Kloſter mich begrabe, daß ich nicht mein junges Leben in ſteriler Trauer, mit der Heuchelei ewigen Jammers vergeude? Daß ich mich ſelbſt und Andere nicht betrüge? —

Lieben, — lieben kann man nur einmal im Leben. Aber, weil das Schickſal nur höchſt ſelten Liebe mit Liebe bis zum Grab vereint läßt, gab die gütige Mutter Natur die ſchöne Macht, das Bild der Liebe lebendigſt ſich zu vergegenwärtigen, die Träume der Liebe fort und fort zu träumen, einer Täuſchung ſich hinzugeben, welche beglückt, beſeligt und das Leben mit ewig jungen Reizen ſchmückt.“

O hätteſt du mich nie enttäuſcht!

„Laß dir etwas erzählen, lieber Freund, was mir ein ehrwürdiger Paſtor deines Vaterlandes erzählte. Ein Stadtherr kam beinahe verſchmachtet von der Jagd an dem Pfarrhaus vorüber, erblickte durch das offene Fenſter einen Teller der ſchönſten Weintrauben, konnte dem Gelüſte nicht widerſtehen, trat ein und bat den Hochwürdigen um einige Beeren zur Erquickung. Freundlich ſchob der Alte den ganzen Teller ihm hin, mit der Bitte, ohne Scheu, nach Appetit ſich zu vergnügen. Der Fremde ſchien unerſättlich; bald war der Teller leer. Er pries das köſtliche Gewächs, verſicherte, in ſeinem Leben ſo herrliche Trauben nicht genoſſen zu haben, war neugierig zu wiſſen, wo dieſe unbezahlbare Gattung gewachſen ſei. Der Paſtor öffnete das Fenſter an der Rückſeite des Zimmers mit den Worten: hier am Hauſe ſelbſt, an den Mauern und Spalieren des Kirchhofs meiner Gemeinde. Des Kirchhofs? ſtammelte erbleichend der Fremde, — den Gräbern entſproſſen? Das ſagen Sie mir jetzt erſt? — Ihm ekelte vor den köſtlichen Trauben ſo heftig, daß er faſt ohnmächtig alles Genoſſene wieder von ſich gab und fortan dieſe ſeine frühere Lieblingsſpeiſe nie mehr ohne Schauder erblicken, geſchweige genießen konnte. — War der Mann nicht ein Narr, mindeſtens ein ſchwacher, geiſtloſer Thor? Iſt nicht die ganze Erde ein ewig neu ſich bevölkernder Kirchhof? Nur Gräbern entſproßt, was grünt und blüht auf Erden, der Verweſung entſteigt jede Frucht!“

Ein ſeltſames Bild für ſolch ein Verhältniß; ſehr räthſelhaft.

„Nicht ſo ſehr, als du im Unmuth glaubſt. Dies Bild lehrt deutlich, daß der genießende Menſch bei den Gegenſtänden ſeiner Genüſſe nicht fragen ſoll, woher ſie ſtammen und wie ſie alſo geworden, — ſondern nur: was ſie ſind und ob ſie des Genuſſes werth.“

Rein cyniſcher Materialismus!

„Ha, ha, ha! Naturalismus, oder vielmehr ein verſtändiger Epikurismus, keineswegs aller ſtoiſchen Würde entkleidet, und keinem chriſtlichen Moralprinzip feindlich. Im Gegentheil an ſich mit der zartfühlendſten Moral verträglich, in ſich ſelbſt moraliſch und nur dann anſtößig, wenn menſchlich geſellige Einrichtungen dadurch verletzt und gefährdet werden.“

Worte, nichts als Worte!

„Aber Worte voll Bedeutung! Antworte mir frei: Iſt dir dies Zuſammenleben mit mir Wonne?“

Wie kannſt du ſo kindiſch fragen?

„Kannſt du mit dem klarſten Bewußtſein etwas Widernatürliches, Unmoraliſches, Entwürdigendes in dieſer Wonne ſelbſt erkennen, oder verletzeſt du damit irgend eine Pflicht gegen andre Menſchen, gegen die Menſchheit, oder nur gegen den unveräußerlichen Nothbehelf des geſelligen Lebens?“

Ich glaube — nein!

„Frei bin ich, frei biſt du! Ganz frei für die Zeit deines Urlaubs. Was kann vernünftiger Weiſe dich abhalten, das während deiner Freiheit zu genießen, was du für die höchſte momentane Seligkeit achteſt?“

Gilt das Konventionelle dir gar nichts?

„Viel, ſehr viel! darum flog ich hieher! Was kann hier das Konventionelle verletzen, was ein Ärgerniß geben, wo keine Seele uns kennt, wo niemand weiß, wer wir ſind, was wir wollen und ſollen, — höchſtens kluge Leute Einiges vermuthen, und im Stillen dich oder mich vorübergehend beneiden?“

O Bequemlichkeit, dein Name iſt Philoſophie!

(Fortſetzung folgt.)

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Sechster und ſiebenter Artikel.

Landſchafts- und Marine-Maler: Bertin, Bidault, Watelet, Brascaſſat, Lapito, Gué, Marilhat, Cabat, Rémond, Giroux, Delaye ꝛc. Aligny, Bodinier, Deligny, Aloux, Guiaud, Paul Huet. Gudin, Lepoittevin, Tuite, Garneron, A. Delacroix ꝛc.

Die diesjährige Ausſtellung iſt reich an Landſchaften, denen es leider häufig am Erhabenen fehlt, weil die Landſchaftsmaler oft nur das kopiren, was ihnen der Zufall vor die Augen bringt; doch möchte es ſchwer halten, die erfundenen Landſchaften von den unmittelbar der Natur entnommenen Anſichten unter ihnen zu ſondern und von vielen der ausgeſtellten Bilder zu ſagen, ob man das eine, oder das andere habe. Indeß nöthigt uns die kritiſche und moraliſche Gerechtigkeit das Geſtändniß ab, daß dieſer Zweig der Malerei, rückſichtlich der materiellen Ausführung dies Jahr erfreuliche Reſultate geliefert hat. Bertin und Bidault haben, jener in einer Anſicht aus dem Meerbuſen von Neapel, dieſer in einer Mondſcheinlandſchaft, von neuem ihr ausgezeichnetes Talent beurkundet. Watelet hat ein überaus gelungenes Werk, ein normänniſches Dorf während eines Platzregens, ausgeſtellt. Wir müſſen geſtehen, daß wir in dieſer Art nie etwas vollendeteres geſehen haben. Schlagende Wahrheit herrſcht in dem Ganzen, von den umherliegenden, triefenden Eichenbalken auf der Straße, bis zu den hoch in der Luft flatternden Tauben, welche ängſtlich im nahen Kirchthurme einen Zufluchtsort ſuchen. Die ſchwarzen, noch im Aufruhr begriffenen Wolken, werden vom Sturmwind dahingetrieben und wir ſind beim Anblick derſelben geneigt, uns ſelbſt dagegen ein ſchützendes Obdach zu ſuchen. Was auf dieſem Bilde wirkt, iſt nicht die frappante Charakteriſtik, ſondern es kommt wirklich zu einer Art von optiſcher Täuſchung, und der Eindruck, den die Kunſt in dieſem Bilde macht, iſt der des Staunens. Dies wird noch vermehrt, wenn man dem Bilde ganz nahe tritt, um es auf die angewandten Mittel und auf ſeine Behandlung anzuſehen. Alles ſcheint in leichten, ſpielenden Pinſelſtrichen hingeworfen und oft iſt es ſchwer, ſie für etwas anders, als für ein Werk des Zufalls zu halten; aber nur 2 Schritte rückwärts, und man wird alles darſtellungsvoll finden und ſich zugleich überzeugen, wie ſehr es berechnet iſt, um Eindruck hervor zu bringen. **Braſcaſſat** hat in ſeinen Bildern gezeigt, daß er die Natur gründlich ſtudirt und ſich die Kunſt erworben habe, ſie treu wiederzugeben. Sein „Stier“ iſt eine der verdienſtlichſten Landſchaften des Salons. **Lapito**, **Gué**, **Marilhat**, **Cabat**, **Rémond**, **Giroux**, **Delaye** und mehrere andere wiſſen eine gediegene Auffaſſung mit ſchöner Ausführung zu verbinden.

Aligny und **Bodinier** offenbaren in ihren Werken eine gewiſſe Beziehung landſchaftlicher Phyſiognomieen zur phyſiſchen Stimmung, eine gewiſſe Sympathie zwiſchen der der Natur und dem menſchlichen Gemüthe, wobei Witterung, Beleuchtung und Belebung der Landſchaften durch entſprechende Staffage weſentlich zum Ganzen mitwirken. Dadurch wird es begreiflich, wie es den Landſchaftsmalern gelingen kann, auch dem ſcheinbar Einfacheren und Gewöhnlicheren noch Reiz und Bedeutung abzugewinnen; ja es iſt dadurch der Weg gegeben, die Vedute noch in eine höhere Sphäre zu verſetzen und zu erheben, ohne daß man doch in den Formen irgend zu rücken und zu modeln brauchte, bloß dadurch, daß man einer landſchaftlichen Phyſiognomie eigentlich gleichſam ihren Geiſt und ihre Seele ablauſcht und dieſe fur das Gemuth des Beſchauers verſtändlicher hervorhebt, wie es Pouſſin und Claude Lorrain ſo meiſterhaft verſtanden; ganz ebenſo, wie ſich das Porträt durch Charakter und Ausdruck ſchon in's Hiſtoriſche ſteigern läßt, was Titian und Van Dyk zur Genüge bewieſen. Dieſe dichteriſche Richtung der franzöſiſchen Landſchaftsmalerei wird von Aligny repräſentirt in zwei Landſchaften, von denen die eine eine Anſicht aus dem Golf von Salerno, die andre eine Anſicht aus der römiſchen Campagna darſtellt. Das erſte Bild verſetzt uns ganz in den Schooß des elyſiſchen Südens; wir bewundern die Schönheit italiäniſcher Formen ſowohl in den Bäumen, als in den Bergen, denen der Maler die Wärme, die Farben, das Licht und den Zauber dieſer überreichen Natur verliehen. In dem zweiten Bilde ſehen wir ſo recht den Charakter der Campagna. Alles iſt öde und unbebaut, Sumpf rings umher, nur eine große ſchöne Pinie verbreitet ihr Immergrün, wie ein natürliches Dach, ſonſt gewahren wir nur armes Strauchwerk und Gehege, innerhalb deren die ungeheuren Büffel weiden. Wir bemerken ein paar Campagnenbauern, welche wahrſcheinlich nach Rom reiten. Eine kleine Schaar Ziegen ſucht die ſpärliche Nahrung unter der Pinie, das einzige, womit der Künſtler dieſe Wildniß ſtaffiren konnte, und doch wer ſiehet dem Bilde nicht an, daß die landſchaftliche Poeſie des großen Lothringers in dem Maler wach geworden? Dieſelbe dichteriſche Natur verkündet ſich in der Landſchaft von Bodinier, einer Gegend an den Ufern des Tiber, nahe bei Acqua-Acetoſa.

Von **Deligny** ſahen wir in einem großen und großartigen Bilde den Golf von Neapel, von der aufgehenden Sonne beleuchtet. Das ganze iſt mit Phantaſie aufgefaßt und mit einem tüchtigen Pinſel vorgetragen; die ganze Schönheit und heſperiſche Üppigkeit jener ſüdlichen Paradieſe tritt uns vor die Seele; hier ſehen wir jene Farben, mit denen unſere Einbildungskraft ſich ſo oft das Traumbild eines irdiſchen Elyſiums ausgemalt, in Reinheit und Schöne hingegoſſen über Land und Meer, Nahe und Ferne. Das Meer in dieſem Golf iſt ſo klar und rein, daß wir ſicher bis auf den Grund ſehen können, und wenn wir jenen Reflex des lautern Himmels in der ſpiegelebenen See, jenen Morgenduft, der die Berge ſo wollüſtig verklärt, jenes zarte Violett, worin die Fernen ſchimmern, — wenn wir das alles ſchon an dieſem Bilde bewundern, mit welchen wunderbaren Empfindungen würden wir dieſe paradieſiſche Natur erſt an Ort und Stelle anſchauen.

Alaux gab auch mehrere Anſichten aus Italien; es ſpricht ſich zwar in denſelben ein ſchöner Farbenſinn aus, allein es fehlt noch gar ſehr an Vortrag und oft auch an Zeichnung, ein Mangel, der ſich beſonders in den Bäumen und noch empfindlicher in den Gebirgslinien ausſpricht. Dagegen iſt das Architektoniſche wohl gerathen.

Guiaud und **Gué** lieferten eine Reihe von Darſtellungen aus den Tyroler-Alpen, welche geiſt- und talentvoll gemalt waren.

Wir haben noch vorzüglich gelungene Landſchaften von **Paul Huet** übrig; die eine ſtellt einen „Frühlingsmorgen,“ die andre einen „Herbſtabend“ vor. In dem erſteren Bilde bewundern wir die ſchönen, wohlthuenden Formen der Baumgipfel, die ſchönen, geneigten, kühn aufſtrebenden Stämme, die wollüſtigen Ranken einer heimlichen Laube, die wie für ſchwärmeriſche Liebende geſchaffen ſcheint. Alles das gibt uns die zweite Landſchaft noch ſtärker und volltöniger. Welch ein Schwung der Phantaſie in den harmoniſchen Formen dieſes üppigen Baumes; welch ein ſüßer Schlummer in den Schatten dieſer Kronen und Lauben. Jenes trauliche Paar, zur Laute ſingend, gerade da, wo die Schatten ſich am traulichſten ſchließen und die Ausſicht in den milden Abend am köſtlichſten iſt, gehört hieher, um die Abend-Entzückung mitzufühlen, die in der ganzen Gegend waltet. Nicht minder ſchön und anmuthig ſind auch die Formen und Baumgruppen eines Hügels, und die offene, friedliche Ferne. Der Ausdruck alles deſſen iſt nicht jene Sympathie der wirklichen Natur, ſondern es iſt eher eine Sehnſucht in paradieſiſche Gefilde.

Der bekannte Marinemaler Th. **Güdin** hat den dießjährigen Salon, außer mit einer intereſſanten Anſicht der römiſchen Campagna, noch mit zwei herrlichen Seeſtücken geſchmückt. Das eine zeigt uns die Einfahrt des Hafens von Havre mit dem Dreimaſter Caſimir Delavigne; das andere ſtellt einen Sturm auf der Rhede von Algier vor, welchen die franzöſiſche Fregatte Syrene daſelbſt am 7. Januar 1831 zu beſtehen hatte; — ein Schauſpiel, welches von dem Maler an Ort und Stelle aufgenommen worden. Wir haben wenig ſo treffliche Marinen geſehen, als die von Gudin, der Wellenſchlag iſt hier auf's Genaueſte ſtudirt und der chaotiſche Aufruhr des Meeres mit der äußerſten Energie behandelt.

Außerdem ſehen wir auf der Ausſtellung gute Seeſtücke von **Lepoittevin**, unter denen beſonders eine Fiſcherſcene an den Küſten der Bretagne zur Ebbezeit und die innere Anſicht eines kleinen Fiſcherhafens in der untern Normandie hervorgehoben zu werden verdienen. Die Marinemaler **Tuite**, **Garneray**, A. **Delacroix** und einige andere hatten verſchiedene Anſichten von Seeſtädten und Fiſchfangsſcenen ausgeſtellt, welche in ihren Einzelnheiten manche Schönheiten enthielten. (Schluß folgt.)

Theatraliſches und artiſtiſches Bülletin aus Frankfurt.

Das Schauſpiel iſt für jeden, der nicht Luſt hat, Herrn Becker oder Madame Ventſch, Herrn Grahn oder Demoiſelle Leclerc zu bewundern, eine imaginäre Größe geworden; doch

„die Meſſe tobt und will ihre Oper haben,“ heißt es jetzt, und die ehrlichen Fremden bringen wirklich vielen treuherzigen Glauben an das Ideal einer Kunſtanſtalt mit, welches in Frankfurt verwirklicht zu finden ſie ſich berechtigt wähnen, und martern ſich, um den Genuß einer Oper zu verdienen, durch die Bewunderung des Schauſpiels genug ab. — Auf Ehre, ich ſah ihrer neulich ein Dutzend im Parterre ſitzen und andächtig, unſchuldig zuhören und zuſchauen, und ſie klatſchten aufrichtig, die guten Seelen, als Becker den Garrik ſpielte und ſie glaubten ihm wahrhaftig, daß er, als er ſtärker zu näſeln anfing, den Johnſon täuſchend nachahmte. Das iſt zu chriſtlich, als daß man das Publikum um einer ſolchen Tugend willen verdammen ſollte, den Freiknecht zu ſehen; nichts billiger deshalb, als daß man ihnen die zweite neue Meßoper, — für die Direktion ein wahres Meßopfer — darbringt, den Kerker von Edinburg.

Sonntag den 26ſten. Der Kerker von Edinburg. Romantiſche Oper in 3 Aufzügen. Für die deutſche Bühne nach dem Franzöſiſchen des Scribe und Planard bearbeitet von J. D. Anton. Muſik von Caraſa. Ob Michael Caraſa (oder Caraffa), 1787 in Neapel geboren, aus der Linie der römiſchen Cardinäle ſtamme, welche größtentheils dieſen Namen führten, iſt aus dem Geiſte ſeiner Compoſitionen nicht wahrzunehmen. Wie Caraſa's frühere Opern „Gabriele, Maſaniello, il Paria, l'Illusion, le Solitaire, la Violette,“ tragen auch ſeine beiden letzten „die Braut zu Lammermore“ und ſein „Kerker“ das Gepräge der herrſchenden Trivialität; obgleich er ſeine Gemeinplätze durch etwas mehr Plan des Ganzen und Ordnung der Perioden zu maskiren verſteht. Der italieniſchen Schule nur der Form nach angehörend, nähert er ſich ganz dem Weſen der neuern franzöſiſchen. Dadurch aber verliert er den Vorzug der Originalität, die einen Roſſini und Auber, denen er allzu hörbar nachſtrebt, auszeichnen. Er wird deshalb auch immer hinter ihnen zurückbleiben. Von einem Totalgedanken, der ein Werk beherrſchen, durchdringen ſoll, von einem logiſchen Zuſammenhange der einzelnen Ideen darin, von Charakteriſtik des Tons zum Wort, von Conſequenz des Styls und der Stimmführungen iſt nicht die Rede. Caraſa's Affecte ſind gedacht, nicht empfunden. Seine Muſik erreicht nur das Ohr, nicht das Herz. Wo die Abſicht, nicht die Inſpiration zu ſchreiben die Feder führt, da iſt nicht Freiheit. Da iſt die Kunſt ein öder weiter Kerker, und der Geiſt ſitzt in Banden geſchloſſen. An Tändelei und reicher Figuration, an frappanten Ausweichungen und Eintritten, an gemeiner Luſt und luſt'gem Schmerz, an Kürze der Gedanken und Länge der Perioden, an unnöthigen Repriſen, an berechneten Effecten fehlt es auch dieſer Oper nicht. Deswegen iſt ſie auch ein Product der heutigen Univerſal-Opernfabrik, auf die Maſſe berechnet; deshalb hat ſie in Frankreich ihre Anbeter und wird in Deutſchland ihre Nachbeter finden. Uebrigens war es eine Aufgabe, allenfalls eines Cimaroſa oder Mozart würdig, dieſem Gallimathias-Gedicht, dieſem babyloniſchen Text-Bau eine herrſchende Tonfarbe zu geben. Klug zu werden im Leben iſt ſchwer; aber aus dieſem Opernbuch klug zu werden iſt noch weit ſchwerer. Saphir hat der Mühe werth gefunden, es durch und durch lächerlich zu machen. Ich finde es nicht. Es perſiflirt ſich ſelbſt bei jeder Anſchauung; denn die Abgeſchmacktheit überflügelt alles in der Art bisher Erlebte, und — das will viel ſagen. Die ſogenannte Handlung dreht ſich um zwei betrogene Mädchen, wovon das eine, wahnſinnig, der andern ihr Kind ſtiehlt,*) weil ſie wähnt, es gehöre ihr eigen, es auf einem unzugänglichen Glockenthurm verbirgt, dann aus den Flammen rettet und, ſo vernünftig geworden, ſelbſt in denſelben umkommt, — ferner: um einen liebenswürdigen Betrüger, der, des Herzogs von Argile Sohn, als geächteter Anhänger des Prätendenten, ſich bei den Schleichhändlern engagiren läßt, in der Uebereilung und pſeudonym zwei Mädchen verführt, zurück ſchleicht, gefangen, zu Ehren gebracht wird, zuſieht, wie man die Mutter des geraubten Kindes des Mordes beſchuldigt, und wie ſie von ſeinem Vater verurtheilt, zum Richtplatz geſchleppt wird; um einen zärtlichen Vater, der die Allotria ſeines Sohnleins, zum Triumph der Pädagogik, gnädig überſieht, deſſen größtes Verdienſt es iſt, daß er eine Arie von Donizetti einlegt, und am Ende aus Vorſicht den Anführer der Schleichhändler zum Kerkermeiſter macht, der ſeine Gefangenen vernachläſſigt, weshalb die denn auch, ſich ſelbſt befreiend, den Kerker ſprengen, und ſo im letzten Knall-Effect dem Kindlein Oper den Titel-Namen geben. Doch wer detaillirte all den ſublimen Unſinn weiter? Von Schürzung und Löſung eines Knotens iſt nichts zu ſpüren. Eine Hauptperſon hat die Oper eigentlich nicht, d. i. eine ſolche, um die ſich alle, eine Handlung bildenden Ereigniſſe drehen ſollen. Die Manen Scotts werden es Herrn Anton nicht Dank wiſſen, der deſſen ſchönen Roman „The Hearth of Midlothian“, nach Scribe und Planard frei bearbeitete, d. h. in holperig geradbrechten Reimen entſtellte. In wie fern es ſchön oder unſchön, Geiſtes- oder Körperverkrüppelung auf die Bühne zu bringen, mag jeder ſelbſt beurtheilen, der Schönheitsgefühl hat. Genug, das Thema iſt gegeben, der Wahnſinn losgelaſſen. Er mußte componirt und dargeſtellt werden. Die Muſik des Herrn Caraſa drückt aber in den Nummern der Sara nicht mehr Wahnſinn aus, wie in allen übrigen. Der Contraſt iſt nicht hervorgehoben. Die Muſik iſt alſo entweder durchgehends vernünftig oder verrückt. Ich will zu Ehren aller Opern, welchen dieſe gleicht, das erſtere annehmen. — Es iſt betrübend, daß der Künſtler ſeine beſten Kräfte an ſolche Stoffe verſchwenden muß, denn dieſe Oper iſt eine von den vielen, die nur durch das ſorgfältigſte Einſtudiren goutirt werden können. Das verſteht nun Herr Guhr meiſterlich. Er ſchont ſeine Kräfte. Er forcirt ſie, wenn es gilt, ſie für ein Intereſſe zu vereinigen. Er iſt darin ein zweiter Napoleon. Daß die Oper gefiel, hat ſie dem thätigen Eifer ſämmtlicher Mitglieder zu danken, vorzüglich der überraſchend getreuen Darſtellung der Madame Fiſcher-Achten (Sara), welche zweimal gerufen wurde. Ueber das einzelne werthvollere nächſtens. (Schluß folgt.)

Buntes.

⁂ Echte Freunde des als Kupferſtecher ehrenvoll bekannten Fr. Fleiſchmann in Nürnberg haben zum Beſten von deſſen hinterlaſſener Familie ein Aktien-Unternehmen veranſtaltet, demzufolge 1500 Aktien geſchaffen werden ſollen, jede zu dem Preiſe von 1 fl. 12 kr. Jedem Aktionare wird ſogleich bei der Bezahlung für jeden Aktienſchein ein Blatt in Folio zugeſtellt, welches das von Fleiſchmann ſelbſt kurz vor ſeinem Tode vollendete Porträt des Verblichenen darſtellt. Außerdem werden noch Prämien, — Blätter von Fleiſchmanns Hand ſelbſt gearbeitet und im Werth von 980 fl. 32 kr. — vertheilt, worunter 5 ſchöne Gemälde, die bekannten ſchönen Stiche nach Dürer's Apoſteln, Guttenberg's, Hans Sachs's Porträts u. ſ. f.

⁂ H. Heine's nächſtes neues Werk wird eine Tragödie werden. Jeder aufrichtige Freund ſeines Genius erfreut ſich an dieſer erquicklichen Perſpektive. Auch beſchäftigt den „deutſchen Dichter in Paris“, der ſeine Zeit, wie wenige, erlebt, ja, der ſie recht eigentlich mitgeſchaffen, der Plan, ſeine Zeit in einem ausſchließlich ihr gewidmeten größeren Werke zu ſchreiben.

⁂ Von der Fortſetzung des von Dr. Eduard Rüppell herausgegebenen zoologiſchen Atlas zu deſſen Reiſe im nördlichen Afrika, welche vom 1. Jänner d. J. in regelmäßigen Zeiträumen von 3 Monaten in Commiſſion bei S. Schmerber in Frankfurt am Main erſcheint, ſind uns bereits die zwei erſten Lieferungen zugekommen, deren erſte eine neue Serie von Säugethieren (Colobus Guereza, Macacus Gelada Antilope Defassa, Antilope Decula, Antilope Beisa, Capra Walie), die zweite eine neue Serie von Vögeln (Buceros cristatus, B. limbatus und flavirostris, Corythaix Leucotis, Chizaerhis Zonurus, Perdix melanocephala, P. Erkelii) enthält. Sowohl die Abbildungen (lithogr. von Vogel, gedr. bei Stern in Frankfurt am Main und trefflich colorirt) getreu nach den im Senkenbergiſchen Muſeum befindlichen Originalgegenſtänden, als auch der prachtvolle Druck des Textes ſind des inneren Gehaltes würdig. Es läge außer den Gränzen unſeres Blattes, uns hier in genauere Details über letzteren einzulaſſen, doch halten wir, der Aufgabe des Phönix eingedenk, es für Pflicht, auf dies Werk deutſchen Fleißes aufmerkſam zu machen. Daß es nicht mit ſo manchen überflüſſigen neuen Werken in eine Klaſſe geworfen werden dürfe, ſondern in's Intereſſe der Wiſſenſchaft lebendig eingreife, dafür möge blos die Bemerkung bürgen, daß es nur Abbildungen und Beſchreibungen von ſolchen Thieren mittheile, welche den Naturforſchern bisher unbekannt waren und von Rüppell auf ſeinen Abyſſiniſchen Reiſen entdeckt wurden. — Der Verfaſſer hat es dem hohen Senate ſeiner Vaterſtadt gewidmet, wie dieſer letzterem ſein ganzes Leben mit allen Früchten deſſelben.

---

*) Deshalb wohl auch die Anklänge aus der diebiſchen Elſter in der Ouverture?!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 101. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 29. April.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Sie wollte von Neuem zu dialektiſiren beginnen; ich ließ ſie nicht zu Worte kommen, ich küßte jeden Laut von ihren Lippen. Ich mochte, ich wollte an nichts mehr denken, als an ihren Liebreiz und die brauſende Sehnſucht all meiner Gefühle. Sie war nicht gewöhnt, etwas halb zu thun. Ganz wollte ſie mich enttäuſchen. Im Sturm der immer höher lodernden Flamme, beim zärtlichſten Gekoſe, wand ſie ſich los, ſtellte mit komiſchem Pathos ihre kleine Figur dreiſt vor mich hin und ſeufzte: „Liebſt du mich?“

Wie mein Leben, mehr als mein Leben!

„Das lügſt du, oder, — ich will nicht hart ſein, — das bildeſt du dir jetzt ein!“

Aurelie! mit Allem und über Alles ſcherze, nur darüber nicht!

„Scherzen? Mit nichten! Voller, barer Ernſt, mein lieber Freund! Du liebſt mich nicht!“

Fühlſt du es nicht? Soll ich —

„Schwören? Um des Himmels willen keinen Meineid! Du liebſt mich nicht; du biſt nur ein klein wenig verliebt, oder wie man zu ſagen pflegt — vernarrt in das allerliebſte weibliche Weſen!“

Fatales Spiel mit Worten!

„Du ſollſt nicht mit Worten ſpielen, nicht mit heiligen Worten, mit den heiligſten — der Liebe! Frevle nicht! Lerne deine eigenen Gefühle prüfen, kennen. Liebteſt du mich, du ſtändeſt jetzt nicht ſo mir gegenüber. Liebe iſt es, wenn der ganze Himmel mit allen ſeinen Seligkeiten dein Herz erfüllt, deine Seele vergöttert, alle deine Sinne verfeinert, vergeiſtigt bis zum Körperloſen. Verliebtſein iſt es, wenn du dich für Augenblicke in jenen Himmel träumſt, das Göttliche verſinnlicht dir erſcheint, die Seligkeit ſich verkörpert. Jene gewährt die unnennbar myſtiſchen Wonnen des Zagens, Bangens, Zweifelns, Fürchtens, des Sehens und Hörens von tauſend Dingen, die nicht ſind, um am Ziel in Glauben und Vertrauen für die Ewigkeit ſich beſeligend zu verwandeln. Dieſes berauſcht mit Glühen, Sehnen, Hoffen, Begehren, blendet, betäubt, um am Ziel angelangt der Qual der Zweifel und der Furcht zu verfallen, den erträumten Himmel als eine gewöhnliche Welt zu erblicken, Überdruß und Katzenjammer zu empfinden, und bald nach einem neuen Gegenſtand der Berauſchung ſich wieder zu ſehnen! Liebe iſt das Göttlichſte im Menſchen, Verliebtſein das Irdiſche, das Thieriſche gewöhnlich in der Maske eines Engels! Liebe iſt ein Sonnenſtrahl, der eine Welt erleuchtet, erwärmt, befruchtet. Verliebtſein iſt der Strahl aus einem Brennglas, der ein Stückchen leichtfangenden Schwamms raſch entzündet, verkohlt!“

Gute Nacht, — Brennglas!

„Liebſter Schwamm — du willſt von hinnen? du grollſt?“

Ich eilte hinaus, hinüber in mein Zimmer, ſtürzte mich, einem Raſenden gleich, auf die Ottomane, preßte das glühende Geſicht tief in die Polſter, wollte ſie haſſen, verwünſchen, verachten und — ich konnte nur weinen, heiße Thränen des bitterſten Schmerzes.

15. Der Regimentsmuſik-Direktor und Frauen-Philoſophie.

Exquiſit war die Tafel beſtellt, nur mit Leckerbiſſen edlerer Natur, für Gaumenluſt und ſtets neuen Appetit, ohne den Magen zu beſchweren, zum Naſchen, Plaudern, Scherzen. Wie damals beim erſten Mahl im blauen Zimmer erklang die Schweizerfamilie-Ouverture in lieblichſtem Zauber. Aurelie hatte die treffliche Muſik der Artillerie beſtellen laſſen, alle meine Lieblingsweiſen ihr vorgezeichnet, den Muſikern Champagner verordnet, ſo viel ſie deſſen genieſſen wollten. Sie war in der ſeligſten Laune, kindlich, kindiſch, ſchmachtend zärtlich und wieder glühend, neckend und verſöhnend. Daß ſie zuweilen ſtumm und faſt traurig mich betrachtend da ſaß, krampfhaft die Hand mir drückte, mit einer Thräne um den Hals mir fiel und dann die Thränen ſich wieder wegzutollen ſtrebte, bemerkte ich kaum als etwas Beſonderes. Sie war ja ſo oft Kamäleon in ihrem ganzen Weſen, und ſchien ſtets in zwei Welten zugleich zu leben.

Der prachtvolle Parademarſch der kaiſerlichen Garde-Artillerie ſchloß die Reihe der glänzenden Muſikſtücke, zu allgemeinem Jubel des zahlreich verſammelten Volks.

Der Muſikdirektor ließ ſich anmelden und wurde angenommen. Mit der Grazie eines Hofmarſchalls erſchien der ſtattliche Schwarzbart: „Veuillez bien permettre, madame l'ancienne, que je vous présente les hommages du plus haut estime de la part de tous les artistes desquels j'ai l'honneur d'être le chef.“ Mit ihren ſüßeſten Lauten dankte die Holde für ſo große Aufmerkſamkeit, bezauberte den ſtolzen Chef mit dem ausgeſuchteſten Lob ſeiner Kunſtleiſtungen und bat ihn, uns noch ein Stündchen die Ehre ſeiner Gegenwart zu gönnen. Wir ſaßen bald wieder um die Champagnerflaſche. Er war ſelig. Öfters ſchon hatte er mich aufmerkſam betrachtet und wieder zu Boden geſehen, als wenn er mich zu erkennen glaubte und nur des Namens ſich nicht zu erinnern wüßte. Sie hatte vergeſſen, mich ihm vorzuſtellen und that es jetzt. Alle franzöſiſche Grazie vergeſſend, ſprang er auf, jauchzte: „Bruderherz!“ und hing an meinem Hals. Er war es, Karl H……, mein Schul- und Studienkamerad, der gute ſtürmiſche Karl, der 1809 von der Univerſität konſilirt, verſchwunden war, und längſt für todt gehalten wurde. Alles, Alles vergaß ich um mich her. Wir ſchwelgten ſelig am Buſen der Erinnerung, im Zauberkreis der heißen Jugendfreundſchaft, der Jugendpläne und Jünglingsträume. Nicht lange, ohne daß uns Beiden die Thränen im Auge perlten! Was war uns geblieben von den leben- und hoffnungblühenden drei Farben unſrer akademiſchen Republik und ſeines glorreichen Kaiſerthums? Ihm das Weiß der Bourbonenkokarde, mir ein Paar dreifarbige Pfeifenquaſten! Er, der einſt ſo brauſende Franzoſenfeind, war jetzt ein Franzoſe; ich, einſt ihr glühendſter Bewunderer und Anhänger, hatte vor Kurzem noch mit allem Enthuſiasmus eines Deutſchen im Kampf gegen ſie geblutet. Er, der Gottesgelahrtheit eifrig Befliſſener, ſtand jetzt an der Spitze einer Regimentsmuſik. Ich, der Rechte glühender Jünger, — ſummirte jetzt die Zahlen der Mundportionen und Pferderationen, welche die Alliirten auf dem Zug nach Frankreich im Land verzehrt hatten, und mußte zehn Relationen ſchreiben über ein Pfund Rindfleiſch oder eine Metze Haber, — in den ſchönſten, fruchtbarſten Jahren meinen Studien, meiner Neigung und Ausbildung mich entriſſen ſehen, weil ich zufällig als guter Rechner und unermüdlicher Arbeiter mich bewieſen hatte. Getäuſcht in allen unſern ſchönſten Erwartungen und Wünſchen, unſern Hoffnungen und Träumen herb entriſſen, hatten wir dennoch nichts eifriger zu thun, als neuen Hoffnungen und Träumen ſchwelgeriſch uns hinzugeben, und alle Saaten des vergangenen Frühlings unſerer Zukunft freudig erblühen zu ſehen. Wehe dem, deſſen Daſein etwas anderes geworden, als ein ewiges Aufblühen neuer Hoffnungen und Träume aus dem Moder und Grab der verwelkten und verſtorbenen.

(Fortſetzung folgt.)

Der alte Ziethen.

(Ein Soldatenlied.)

Mel. Friſch auf, Kameraden! auf's Pferd ꝛc.

Der große König wollte gern' ſeh'n,
Was ſeine Gen'rale wüßten;
Da ließ er an alle Briefe ergeh'n,
Daß ſie gleich ſchreiben ihm müßten,
Was jeder von ihnen zu thun gedenkt,
Wenn der Feind ihn ſo oder ſo bedrängt.

Der Vater Ziethen, der alte Huſar,
Beſah ſich verwundert den Zettel:
„Der König hält mich zum Narren wohl gar?!“
So flucht er, „was ſoll mir der Bettel?
Huſar, das bin ich, — potz Element! —
Kein Schreiber oder verpfuſchter Student.“

Da macht er auf 'nen Bogen Papier
'Nen großen Klex in der Mitten,
Rechts, oben, links, unten, dann Linien vier,
Die all' in dem Klexe ſich ſchnitten,
Und jede endete auch in 'nem Klex,
So ſchickt er den Bogen zum alten Rex.

Der ſchüttelt den Kopf gedankenvoll,
Fragt bei der Revüe dann den Alten:
„Zum Teufel auch, — Ziethen, iſt er toll,
Was ſoll ich vom Wiſche da halten?“ —
Den Bart ſtreicht ſich Ziethen: „das iſt bald erklärt,
Wenn Ihro Majeſtät mir Gehör gewährt.“

„Der große Klex in der Mitte bin ich,
Der Feind — einer dort von den vieren,
Der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
Von rechts oder links auch marſchiren,
Dann rück' ich ihm ſchnurgrad' auf'n Pelz und vor! —
Und hau' ihn, wo ich ihn treffe, auf's Ohr.“ —

Da hat der König laut aufgelacht,
Und bei ſich ſelber gemeinet:
„Der Ziethen iſt klüger, als wie ich's gedacht,
Sein Gekritzel ſagt mehr, als es ſcheinet.
Das iſt mir der beſte Reitersmann, —
Schlägt den Feind, rückt er vorn oder hinten an."

Friedrich v. Sallet.

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Sechster und ſiebenter Artikel. — (Schluß.)

Aquarellmaler: Watelet, Gallait, Düyon, Champin, Hubert, L. Hué, L. Iſabey, Th. Jung ꝛc.
Miniaturmaler: Madame Mirbel, Madame Auguſtin, Carrier, Faija, Collow, Vidal, J. B. Sabatier ꝛc.
Blumenmaler: Redouté, Archambault, Mde. Chanterame, Clement ꝛc.
Porzellan- und Emaille-Maler: Mde. Laurent, Mlle. Perlet, Düval, Renaud ꝛc., Konz, Düchesne de Giſors, Bauz.
Paſtellmaler: Fechner, Maréchal, Dauphin, Vallet ꝛc.
Monogrammatiſche Zeichnungen von Lebrün, Dürand, Germain, Pernot, Vogt ꝛc.
Monochromatiſche Zeichnungen: 1) Federzeichnungen von Antoine Bérand, Pingray, Ferand. 2) Stiftzeichnungen von Biery, Pernot ꝛc.
Architektoniſche Zeichnungen von Laſſus, Brünette, Gros und Perret ꝛc.

Die Aquarellmalerei iſt in Frankreich zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gediehen; ihre Leiſtungen wetteifern rückſichtlich der Wirkung und Kraft des Kolorits mit der Ölmalerei. Watelet, Gallait, Düyon, Champin, Hübert, L. Hue, L. Iſabey, Th. Jung und eine Menge anderer Künſtler arbeiten in dieſem Fache mit ungemeinem Talent.

Rückſichtlich der Miniaturmalerei glauben wir Madame Mirbel und Madame Auguſtin und die Herrn Carrier, Faija, Collow, Vidal, J. B. Sabatier ꝛc. erwähnen zu müſſen.

Der berühmte franzöſiſche Blumenmaler Redouté hatte dies Jahr zwei herrliche Bilder für die Ausſtellung eingeſandt, und Archambault, Mad. Chanterame, Clement und Andere ſind in ihren für dieſe Ausſtellung gelieferten Stücken keineswegs hinter ihren früher in dieſem Zweige erworbenen Ruhme zurückgeblieben.

Es befanden ſich mehrere ungemein ſchöne Gemälde auf Porzellan in der Ausſtellung. Madame Laurent, Mademoiſelle Perlet und die Herrn Düval, Renaud ꝛc. verdienen in dieſer Beziehung eine rühmliche Erwähnung. Treffliche Emails waren von Konz, Düchesne des Giſons und Bauz ausgeſtellt.

Unter den Paſtellgemälden machten ſich die von Fechner, Maréchal, Dauphin, Vallet und Andere bemerklich.

Von den zahlreichen lithographiſchen Zeichnungen der Ausſtellung ſchienen uns die von Lebrün, Dürand, Germain, Pernot, Vogt ꝛc. am bemerkenswertheſten.

Die Federzeichnungen von Antoine Berand, Pingray und Feraud waren äuſerſt gelungen, und unter den Stiftzeichnungen ſind uns die von Biery, Pernot und einigen Andern aufgefallen.

Wir erwähnen zuletzt noch der architektoniſchen Zeichnungen, worunter ſich die von Laſſus, Brünette, Gras und Perret, ſowohl rückſichtlich ihrer ſorgſamen Ausführung, als ihrer Bedeutung und ihres Umfangs wegen angeführt zu werden verdienen. Ein Umſtand ſcheint dabei bemerklich, daß nämlich die jetzigen franzöſiſchen Architekten, gleich denen der Reſtauration, vorzugsweiſe die Bauten des Mittelalters und der Renaiſſance ſtudieren; denn zwei Drittheile der ausgeſtellten Zeichnungen beziehen ſich auf die Baudenkmäler des 14. 15. und 16. Jahrhunderts. So lobenswerth dieſes Studium auch an und für ſich erſcheint, ſo kann es doch, wenn es ausſchließlich wird, keine erheblichen Reſultate zu Tage fördern.

Das Kind und der Kranich.

Ein Mährchen von Ludwig Wihl.

Ein kleines Kind, das noch nicht recht ordentlich ſprechen konnte, ging tagtäglich in einen Wald, dicht an der Behauſung ſeiner Eltern. Hier ſetzte es ſich in's grüne Gras, ſuchte allerlei Blümchen und wand ſie zu einem Strauß. Seine Freude an den Blumen und Vögeln wurde aber immer größer und größer, ſo daß es faſt mehr im Walde, als zu Hauſe lebte. Und die Eltern ſahen es gern, da ſie mit Freuden wahrnahmen, wie der Duft und die Luft des Waldes dem Kinde ſo wohl bekomme, wie es ſich gleich einer Blume entfaltete und alle Kinder der Umgegend an Schönheit übertreffe; ſie ſahen es gern, ſo ſehr ſich auch ihre Nachbarin Trude darüber ärgerte und allen Frau-Baſen wie im Vertrauen erzählte, daß es bei dem Kinde nicht mit rechten Dingen zugehe und, daß es nicht umſonſt den ganzen Tag im Walde liege, und daß ſie es ſelbſt mit eignen Augen geſehen habe, wie ſich ein ſchwatzhafter Kranich zu dem Kleinen halte und mit ihm — der liebe Gott wiſſe worüber — den ganzen lieben Tag verplaudre. Und der Kranich war wirklich ein treuer Freund dem Kinde; denn er lehrte es reden, ſo viel er ſelber nur konnte, und wenn Heuſchrecken und Motten ſich demſelben naheten, ſo tödete er ſie, daß ſie ſeiner Geſundheit nicht ſchadeten. Da nun das Kind größer und verſtändiger wurde und ſchon anfing, an Wohlredenheit ſeinen Lehrmeiſter zu übertreffen, da wollte es ſich ihm, wie alle guten Kinder zu thun pflegen, gar zu gern dankbar erweiſen. Eine ſchöne Gelegenheit bot ſich gerade dazu dar. Der Herbſt war eben vorüber; die Blätter raſchelten von den Bäumen; wie ausgeſtorben war der nackte Wald. Das Kind bat daher ſeine Eltern, daß ſie ſeinem Wohlthäter ein ſchönes Haus bauen möchten, auf daß er nicht vor Kälte und Hunger ſtürbe. Die Eltern, welche die gute Geſinnung des Kindes kannten, erfüllten ſeinen Wunſch und ließen dem Waldbewohner ein koſtbares Bauer mit goldnen Stäben verfertigen, daß es eine Freude war, daſſelbe anzuſehen. Und anfangs gefiel ſich Meiſter Kranich in der neuen Pracht und Herrlichkeit und freute ſich wie ein Kind mit ſeinem Spielwerk; doch nach einigen Tagen, da er ſich einmal umſehen wollte und ſich von allen Seiten eingeſchloſſen ſah, da wurde es ihm zu enge und er ward mißmuthig und ſehnte ſich wiederum nach freier Luft im freien Walde und weinte ſo lange, bis das Kind mit blutendem Herzen das Bauer öffnete. Der Kranich nahm dann zärtlichen Abſchied und flog hinweg, indem er ihm noch die bedeutungsvollen Worte, wie zu guter Letzt zurief: „Freiheit, o goldne Freiheit!" — Draußen aber war es kalt und ſchauerlich; der Schnee lag hoch auf allen Dächern und es war, als ob alles Leben und alle Luſt aus der Welt verſchwunden wäre. „Wo zieht ihr hin?" fragte das Kind die Kraniche und Schwäne, die in langen Reihen vorüberzogen: „Wo zieht ihr hin?" — „Nach dem Lande der Freiheit, wo die Sonne ſcheint, wo die Blüthen treiben," und klapperten alle und ſchlugen mit ihren Flügeln, wie wenn ſie das Kind hätten mitnehmen wollen; „hier herrſchet der Winter, und der Winter iſt ein Tyrann und haßt, wie alle Tyrannen, die Blumen und die Freiheit und alle, die wir dafür leben und ſterben!“ —

Und ach, es dauerte nicht lange, da kam die alte Trude und brachte den Kranich — todt; — er hatte ſich wahrſcheinlich zu ſpät dem Zuge angeſchloſſen, — und zeigte ihn voller Freude dem Kinde, und wünſchte, daß es ſo Allen ergehe, welche ſo verderbliche Lehren wie er verbreiteten. Das Kind jedoch ließ ſich durch das Gerede der alten Trude nicht irre machen und weinte und erbat ſich den Leichnam und begrub ihn in allen Ehren und pflanzte einen Roſenſtrauch auf dem Grabe. Die alte Trude aber ſollte ſich nicht zu lange freuen; denn ſie ſtarb bald darauf, wie man ſagt: vor Schrecken, über die neuerwachte Freiheit.

Dem Spötter des Heiligen.

Wie frech biſt du, Spötter!
Du läugneſt die Götter,
Verhöhneſt die edelſten, ſchönſten Gefühle,
Das Heiligſte wird dir zum ſchnödeſten Spiele!?

Erbebe! Wenn einſt dir im thörichten Herzen,
Ein Blitz in der finſteren Nacht,
Die Nemeſis zürnend erwacht,
Nicht wirſt du dann lachen und ſpotten und ſcherzen,
Um Thränen dann wirſt du die Himmliſchen flehen,
Doch laſſen ſie nimmer den Troſt dir geſchehen;
Es brennt dir das Auge, doch kannſt du nicht weinen,
Und müßte das Herz dir im Buſen verſteinen.

J. C. Nanny.

Theatraliſches und artiſtiſches Bülletin aus Frankfurt.

(Schluß.)

Als Gaſt trat ein Herr Meyer vom Cölner Stadttheater auf; und zwar in einem claſſiſchen Stück: Hinko von Ch. Birch-Pfeiffer. Die hieſige Darſtellung iſt des inneren Gehaltes dieſes erhabenen Schauerſtückes würdig und der Gaſt gab ſich alle mögliche Mühe, den trefflichen Frankfurter Darſtellern gleichzukommen, in deren Mitte er ſtand. Einen beſondern Grad von Unübertrefflichkeit erreichten neben ihm die Herren Steck und Becker. (Siehe Sommernachtstraum, dritter Act, erſte Scene: „Es gibt kein grauſamers Wildpret, als ſo'n Löwe ꝛc. ꝛc.). —

Auf den Kunſtverein ſcheint die Frankfurter Meſſe keinen ſolchen Einfluß zu üben, wie auf die Bühne; und das iſt (auch ohne Ironie) löblich! Man kann die Novitäten des Kunſtvereins in alte und neue eintheilen, und diesmal in jedem Genre doch wenigſtens ein Stück aufweiſen. Eine Märtyrerſcene von Tintoretto (mehr als Genrebild, denn als hiſtoriſche Compoſition zu betrachten, wie faſt alle Gemälde Tintoretto's, den man denn doch ſchon eher zu den Manieriſten als zu den Styliſten zählen muß), iſt keines ſeiner vorzüglichſten Werke, und mehr als Complex aller Bizarrerien, welche an T. haften, als durch Adel der Idee oder durch Harmonie in der Ausführung bemerkenswerth. — Ein neues Bild von Bonderwek: „Oreſtes, von den Eumeniden verfolgt, klammert ſich, entſetzt vor dem Schatten der Mutter, an die Spitze eines Felſens,“ — iſt wirklich ſehr groß, — was den Leinwandverbrauch betrifft. Wäre ich an der Stelle dieſes armen Schelms, eigentlich genannt: Monsieur, ich könnte mich vor den Furien weniger fürchten, als mir vor ihrem grünen Teint ekeln würde, und in der Verzweiflung über ihre, ſo wie über der Mutter verzeichnete Geſichter und verrenkte Glieder, würde ich mich lieber vom Felſen hinabſtürzen, als meinen armen Leichnam auf gut franzöſiſche Manier theatraliſch hinſtrecken und mit dem Weißen meiner Augen coquettiren; denn ſagt mir, um Gotteswillen, hat dieſer Oreſt, wenn er anders kein Seiltänzer iſt, Terrain genug, um, wie man es doch erwarten muß (weil er in einer ſo fatalen Stellung nicht lange aushalten kann), zu einer Pirouette wieder aufzuſpringen?

Buntes.

∴ Eine Madonna Raphaels in der Turiner Gallerie. Als ich im Herbſte 1828 mich in Turin befand, erſchallte auf einmal das Gerücht, es ſei ein bisher unbekanntes Madonnenbild von Raphael aus ſeiner Verborgenheit hervorgezogen worden, und ſolle, nachdem es einige Tage der Schauluſt dargeboten worden, nach England zum Verkauf wandern. Flugs machte ich mich auf zu dem großen Genuſſe, und fand eine Madonna mit zwei Kindern, welche letztere wohl von Raphael ſelbſt hätten gemalt ſein können, während jene in der Manier dieſes Meiſters, aber zu ſteif und unbedeutend ausgeführt war, als daß ſie von ihm hätte können entworfen ſein, denn ſie mußte, wäre ſie von ihm, in die letzte Epoche ſeiner Malerei fallen. Dafür war der ſpekulirende Beſitzer um ſo geſchmeidiger in erkünſteltem Enthuſiasmus, peroriſte von dem Glück des Funds, rühmte, da das Gemälde neu ausſah, die treffliche Reſtauration deſſelben, und betheuerte, damit nach England fliegen und es nicht unter 1000 Guineen losſchlagen zu wollen. Als ich ſpäter in Rom mit Allem, was mich beſchäftigte, zu Ende gekommen war und im Begriff ſtand, abzureiſen, fiel es mir ein, den wenig beſuchten Pallaſt Albani im Innern zu ſehen, wo einige farbbefleckte Raphaeliſche Cartons ſich vorfinden. Bei dieſem Beſuche gelangte ich in ein Zimmer, das hinterſte für die Kunſtgegenſtände, wo einige gute Gemälde aufbewahrt werden, und ſiehe da, an der Wand hing auch die Turiner Madonna, nur mit dem Unterſchiede, daß dies Gemälde ein höheres Alterthum verrieth, als das reſtaurirte oder vielmehr friſch copirte in Turin. Hier erfuhr ich denn, daß dieſes Original von einem Schüler Raphaels herſtamme, Namens Laurin della . . . das letzte zweiſylbige Wort, welches mit V anfängt, habe ich vergeſſen und die gewöhnlichen Künſtlerlexica enthalten den Namen nicht. Vor nicht langer Zeit ſah ich einen Kupferſtich jener Copie am Preſtel'ſchen Laden in Frankfurt aushängt, mit einer eigenen Benennung dieſer Madonna und der Bemerkung, daß das Gemälde der Turiner Gallerie gehöre. Demnach hat ſich die Turiner Gallerie prellen laſſen und wahrſcheinlich das, was einige Louisd'or werth war, mit vielem Gelde bezahlt. Wäre der Pallaſt Albani mehr beſucht, ſo würde dieſer Betrug vielleicht nicht möglich geweſen ſein, aber ſelbſt Nibby hat ſo wenig gemeint, daß derſelbe irgend Aufmerkſamkeit verdiene, daß er ihn blos flüchtig erwähnt, ohne auch nur ein Wort der Beſchreibung hinzuzufügen. Dennoch iſt es zu verwundern, daß bei dem feineren Sinne der Italiäner für Schönheit und Kunſt dies geſchehen konnte, was in Deutſchland oder England, wo dieſer Sinn vielleicht weniger rege iſt, eher vorkommen kann, wie denn in letzterem Lande eine Copie der Johanna des Leonardo da Vinci, welche eine der Zierden des Pallaſtes Doria in Rom iſt, als eine Johanna des Raphael exiſtirt, obgleich der Unterſchied in der Art beider Meiſter ſo markirt iſt, daß man meinen ſollte, nur ein zünftiger deutſcher Kunſtkenner ſei im Stande, ihn nicht zu faſſen.

K. G.

∴ Von Victor Hugo's ſämmtlichen Werken bereitet J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. eine wohlfeile und elegante deutſche Taſchenausgabe vor, welche, von Gutzkow eingeleitet und von durchaus anerkannten deutſchen Schriftſtellern im Geiſt des Originals wiedergegeben, in 4 Lieferungen (12—14 Bändchen) noch vor der Herbſtmeſſe erſcheinen dürfte. Mit Victor Hugo ſind perſönliche Verbindungen angeknüpft, daß auch alle künftigen Schriften dieſes geiſtreichen Vorkämpfers der romantiſchen Schule in Frankreich beinahe unmittelbar zu gleicher Zeit mit dem Erſcheinen des franzöſiſchen Originals bereits in deutſchen Uebertragungen geliefert werden können.

∴ Die philanthropiſche Geſellſchaft in Paris hat zwei Preiſe (einen von 2000 und einen von 1000 Francs) für Schriften ausgeſetzt, in welchen die Haupt- und Grundbedingungen für Reglements von Vorſichts- und wechſelſeitigen Unterſtützungsgeſellſchaften feſtgeſtellt werden ſollen. Die Concurrenten müſſen ihre Leiſtungen in franzöſiſcher Sprache liefern und vor dem 1. Februar 1836 (die Namen der Verfaſſer unter beſondern Converten) an den Sekretär der Geſellſchaft einſenden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 102. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 17.

Donnerſtag, 30. April.

Wolfgang Menzel und der deutſche Tiersparti.

Die ſiebente Lieferung von Menzel's Geſchichte der Deutſchen iſt erſchienen, und damit ein Werk beendigt, das ſich durch weſentliche Vorzüge auszeichnet. Abgeſehen von Menzel's klarer und populärer Darſtellung, von der eigenthümlichen Rapidität des Vortrags, welche den Leſer hinreißt, haben auch die Fonds des Ganzen und die Thatſachen ein charakteriſtiſches Gepräge. Menzel hat zu ſeiner Arbeit ſeit Jahren die gründlichſten Forſchungen gemacht; ſeine Vertrautheit mit der Literatur im kleinſten Detail machte, daß ihm nichts Erwieſenes entging: ja er ſchöpfte ſelbſt an den unmittelbaren Quellen, für welche ſeine Phantaſie ganz bibliothekariſch und reell ſchwärmte. Es iſt wahr, daß die Rapidität einige Monotonie in die Behandlung brachte, aber mehre Punkte erheben ſich mit ganz feſten Schlagſchatten, ſolche, wo Menzel irgend eine hiſtoriſche Antipathie, z. B. gegen Rudolph von Habsburg, ausſprechen durfte. In der neuern Geſchichte, namentlich in der des vorigen Jahrhunderts, hat Menzel alle ſeine Vorgänger übertroffen; denn noch immer ſcheuten ſich die Hiſtoriker, die Anekdote in ihren Darſtellungen zu benutzen; und doch iſt ſie nicht nur das chemiſche Zerſetzungsmaterial, welches oft eine recht flüſſige, ſilberne Wahrheit markſcheidet; ſondern ſie dient auch dazu, dunkeln und thatenloſen Perioden den richtigen Ausdruck zu geben, da man Exiſtenz und Staatsleben dennoch als vorhanden geweſen niemals läugnen kann. Auf dieſem Wege hat Menzel eine Geſchichte der Deutſchen im achtzehnten Jahrhundert im Grunde ganz neu geſchaffen; d. h. er hat nichts über jene Zeit verſchwiegen, was die andern Hiſtoriker entweder aus Vornehmheit oder aus Furcht bei Seite liegen ließen.

Den Geiſt aber, der das Ganze beſeelt, kann man kurzweg patriotiſch nennen. Alle Gemüthszuſtände, welche nur die Phaſen des Patriotismus in uns ſein können, werden aufgeregt: wir ſchwanken von Freude zur Beſorgniß, von Stolz zum Ärger, am häufigſten aber zur Wehmuth und Rührung; denn ein Tubaton iſt es, der mit allen ſeinen bald ſchmetternden, bald klagenden Modulationen in unſre Seele dringt. Im Übrigen iſt die Auffaſſung ganz praktiſch, oft didaktiſch und immer darauf abgeſehen, edle Entſchlüſſe hervorzurufen. Daß das Ganze zugleich ein Kampf gegen Illuſionen iſt, kann Niemanden befremden, der Menzel's eigenthümliche Weiſe, ſein Schreckensſyſtem gegen gemüthliche Grillen kennt. Es iſt ein Menſch, der ſich in dem Buche abſpiegelt.

Wer hätt' es aber glauben ſollen, daß Menzel in ſeiner ſchroffen Perſönlichkeit, in der ganzen Unnahbarkeit ſeines Weſens und in immer ausſtrömender Impopularität dennoch einſt der Repräſentant einer eignen Partheirichtung in Deutſchland werden konnte? Daß dieſer aus unbehaglichen Antipathien und einigen vergötterten Kategorien zuſammengeſetzte Terrorismus noch einmal das Feldgeſchrei der Maſſe würde? Die Thatſache iſt da: Menzel hat einen mehr bürgerlichen als literariſchen Schweif. Berauſcht von dem Ehrenweine einer plötzlichen Popularität, ſtieg er von ſeiner kritiſchen Seitenkapelle des Parnaß herab, perhorrescirte Dichtkunſt und die Verzweiflung der ſtrebenden Geiſter in der Nation, derer, welche nicht zur Maſſe gehören, und baute ſich unten an in den Thalgegenden zwiſchen bürgerlichen Meiereien. Einige Tendenzen ſind es, in die er ſich blind geſtürzt hat, gleichſam, als hätte er früher geſchwankt in ſeinem Glauben, als müßte die zukünftige Excentrizität hier hinaus eine vorangegangene Einſeitigkeit wieder gut machen. Man wird an Marat und Robespierre erinnert, an Männer, welche vor ihrer Herrſchaft an Furcht und mangelnder Energie litten, und ſich ſpäter, als ſie zu jener gelangten, von dieſer reinigen wollten durch ein Extrem, in dem ſie ſich ſelbſt betäubten. Nirgends hat Menzel ſo populär und ausſchweifend geſprochen, als in der ſiebenten Lieferung ſeiner Geſchichte: hier iſt es eine Parthei, der er ſeine hinreißenden Worte leiht, hier iſt es ein Kranz von Bürgern, der ihn gaffend umſteht, dem er ſchmeichelt und ihm das Schwere leicht macht. Wir haben, um durch Bekanntes beſſer zu charakteriſiren, den Tiersparti, und in Menzel ſeinen Propheten, ſeine Krone, ſeinen Düpin.

Die Partheilage in Deutſchland iſt folgende: Rechts die Doktrinärs mit ihren theils ſervilen, theils liberalen, mit ihren profeſſoriſchen, genialen, leichten, ſchwerfälligen, beſoldeten und uneigennützigen Beſtandtheilen. Zur Linken der Tiersparti mit ſeiner konſtitutionellen Einſeitigkeit, ſeinen Proteſtationen, ſeiner parlamentariſchen Förmlichkeit, der Tiersparti mit ſeinen Advokaten- und Nationalvorurtheilen, der Tiersparti mit ſeiner Verachtung Göthe's, ſeinen ungerechten Maaßſtäben und bürgerlicher Selbſtgenügſamkeit. Die dritte Parthei iſt die, welche noch immer nicht Sitz und Stimme hat, die von beiden desavouirt wird, die das Freiſte in der Verfaſſung, und das Genialſte in der Kunſt will, die ihre Zeitgenoſſen aus der fürchterlichen Zufriedenheit mit ſich ſelbſt aufrütteln und die Sitten, wenn nicht revolutioniren, doch emanzipiren möchte, die Parthei, welche aus der Zukunft einen Cultus macht, die Parthei der tabula rasa, die blaſſe, finſtere Parthei des National, das ſogenannte junge Deutſchland. Bei den Erſten ſtehen, um die beſten zu nennen, Steffens, Görres, Jarcke, Varnhagen von Enſe u. ſ. w.; bei den Zweiten Rotteck und Menzel; die Dritten ſtehen nicht, — ſie ſitzen, was übrigens ganz in der Ordnung iſt; denn wer die beſtehenden Geſetze übertritt, ſoll nicht murren, wenn er auch nach ihnen beſtraft wird.

Um die Kennzeichen des deutſchen Tiersparti anzugeben, bedarf es nichts, als den Geiſt zu charakteriſiren, welcher namentlich in den beiden letzten Lieferungen von Menzel's deutſcher Geſchichte herrſcht. Ich geſtand ſchon zu, daß er der vorzugsweiſe patriotiſche iſt. O Vaterland, welch' ein ſüßer Klang! Mutterſprache, du heilige Muſik, welche jedem Ohre harmoniſch klingt, und Jedes Zunge zum Inſtrumente zaubert! Unerſetzlich ſind die Gefühle, welche uns an die heimathliche Scholle binden, und erhaben iſt jeder Schwur, den man am Heerde ſeines Vaterhauſes ablegt. Unſer Herz ſchwillt an, wenn wir wo des Vaterlandes Namen preiſen hören, und die Anerkennung der Völker irgend einen Namen trifft, der in den lieben deutſchen Wurzellauten und unſern geſchmeidigen Ableitungsworten ſpricht. Werden wir das Vaterland verrathen? :Fluch dem Elenden, der das Thor der Thermopylen öffnete, und zwei hundert neun und neunzig Edle dem Tode opferte! Aber beleidigend iſt jener Patriotismus, der, nachdem er am deutſchen Charakter kein gutes Haar mehr gelaſſen hat, nachdem er aus jeder Lebensäußerung der Heimath den Michel aufſtörte und noch immer neue Invektiven über ſeine Landsleute bereit hat, plötzlich wie aus Reue umkehrt und, wie von eigner Thorheit geſchlagen, in ein patriotiſches Wüthen ausartet, für das man keinen Fond hat, da ihn früher der Spott ſchon ganz vernichtete. Menzel's plötzlicher Patriotismus flößt Schrecken ein, und klingt faſt wie eine Rechtfertigung, wie die Excentrizität eines Menſchen, der alte Vergehen mit Schaam, Pönitenz und Selbſtgeißelung gut zu machen ſucht. Dieſer Patriotismus macht uns ſchaudern; denn wo ſtehen wir denn? Wo ſind wir denn hingerathen mit den Hoffnungen auf Verbeſſerung unſerer Verhältniſſe? Wo iſt denn ſo ſchnell die Aufforderung hergekommen, Frankreich mit dem Fuße von uns zu ſtoßen und uns anzuklammern an unſre alten Erinnerungen und Buchenwälder? Macht Frankreich eine Zumuthung? Sehen wir die Cüſtine mit klirrenden Säbeln, im revolutionären Dreimaſter und den fremden Kokarden durch unſre Städte trotzen, und von Reunionen ſprechen und transrhenaniſchen Republiken? O Ihr ſeid ganz unerträglich mit Eurer Praxis und Schlauheit, mit Eurer geſunden Vernunft, die zum Wahlſpruche führt: „Nichts Neues unter der Sonne!“ Kehrt Frankreich ſeine rauhe, ſeine Fuchsſeite heraus; dann wird die Zukunft nicht ohne helle Augen ſein, und das Herz des Deutſchen nie ohne Liebe zur Heimath; aber einer Umwandlung der Meinung, einer welthiſtoriſchen Urtheilsberichtigung, an der man früher ſelbſt mitarbeitete, gegenüber, ſind dieſe Beiſpielangaben aus alten Jahrhunderten herüber, dieſe Augenſpiegelungen beſtrafter Verräthereien von ehemals, ein Attentat auf die Hauptſache. Rechnet man dies hinzu zu der eigenthümlichen Zukunftsanſicht Menzel's, welche wir neulich ſchon mit ſo ſchwerem Herzen mißbilligen mußten, zu ſeiner Vernichtungstheorie einer kannibaliſchen Menſchheit, ſo erſchrickt man, dieſen hohen Geiſt auf einer ganz unwürdigen, materiellen und leidenſchaftlichen Weltanſicht zu finden. Keine Illuſionen haben zu wollen, das iſt der glühende Moloch, dem Menzel morgen opfert, was ihm heute lieb und theuer war.

Die moraliſchen Prinzipien der Menzel'ſchen Geſchichte betreffend, ſo braucht man, um ſie ſchnell bei der Hand zu haben, nichts zu thun, als das Urtheil zu vergleichen, das in ihr über Göthe niedergelegt iſt. Es iſt jenes alte, unveränderte, vielfach angegriffene Urtheil, das keinesweges zugeſteht, es habe ſich nur im Intereſſe der Reſtaurationstaktik bis zu jener Ausſchweifung verirrt, ſondern hier recht mit einem Trumpfe wiederholt und dem Bürgersmann in's Maul geſchmiert wird. Wie er ſich brüſtet, der ſteuerzahlende Krämer! Wie vornehm und ſelbſtgenügſam er lächelt, der hochedelgeborne Wahlherr, der den Cenſus aushält! Streiche nur wacker deinen Bauch, du tugendhafter Hausvater, du brauchſt über das, was jenſeits deines Horizontes liegt, ohne Sorge zu ſein, denn ſie ziehen dir das Hohe ſchon herunter, und machen dir das Geniale recht bequem, daß du dich in deinem moraliſchen Sorgenſtuhle ſtrecken kannſt und ausrufen: Ich bin ein ganzer Kerl! Es ſind die Giganten ſelbſt, welche dir die Pfeife ſtopfen, und dich unterhalten mit Mährchen von Häuslichkeit, Patriotismus und hochherzigen Grundſätzen. Siehe, der Rieſe Menzel naht ſich deinem Hofe, kratzt ſich ſauber den Koth von den Stiefeln draußen an der Thür ab, und tritt hinein, dich demüthig grüßend und findet die großen Metallknöpfe deiner Weſte ſchön, Werthers Leiden aber nennt er ein niederträchtiges Buch. Das iſt ein arger Ausdruck! Das iſt ein Wort, was die Discuſſion aufhebt, und nur durch Piſtolen rektifizirt werden kann. Warum iſt Werther ein niederträchtiger Menſch? Weil er liebt? Weil er da liebt, wo keine Hoffnung iſt? Weil er in Kleidern geht, wie ſie 1770 Mode waren? Weil er die Reſidenz wegen ihres Übermuthes und aus Verzweiflung, daß man in ihm den bürgerlich Gebornen verachtet, floh? Weil er ſich nicht auf der Stelle todtſchießt? Oder weil er es überhaupt thut? Warum iſt Werther ein niederträchtiger Menſch? Ich will es gleich ſagen, weil er eine ſanfte, weiche Seele iſt, und im Jahre 1770 nicht hinging und beim Bundestag eine Petition wegen des 13ten Artikels einreichte. O Gott! Das wird von Menſchen gefordert, welche über die von ihnen bereiſ'ten Länder blöde, maskirte und heraldiſche Berichte ſchreiben!

Ehre ſei die Richtſchnur männlicher Handlungsweiſe! Ehre ſei der Demantſchild, mit welchem ſich der Jüngling wappne gegen die Divergenzen und Verlegenheiten ſeiner Entſchlüſſe! Der Stolze, der Hochherzige wird nicht immer glücklich ſein, aber immer unſere Achtung verdienen. Aber dies wackere Prinzip iſt es, welches bei Menzel und dem Tiersparti in einen Terrorismus der Tugend ausartet! Der Tugend! Eines kalten, ſchroffen Stoicismus, der ſich zwar keine Ausſchweifung verſagt hat, aber daran nur ging, als an das Thieriſch-Gedankenloſe. Dies bürgerliche Prinzip artet in jenes Wohlbehagen aus, das man empfinden kann, wenn man eine geſunde Frau, hübſche Kinder und ſein jährliches Auskommen hat. Da iſt dann nicht mehr die Rede von den geheimnißvollen Saiten, die in der menſchlichen Seele aufgezogen ſind, und die freilich alle verſtummen, wenn ſie eine bäuriſche Hand angreift. Das Poetiſche der Schwäche, die moraliſche Unentſchloſſenheit, die ganze weibliche Seite des menſchlichen Geiſtes, die Göthe in ſo herrlichen Gedichten zur Anſchauung gebracht hat, wird mit dem kurzen Ausdrucke Niederträchtig! angeſpien. Das eigenthümlich Tragiſche unſerer Zeit und unſerer Charaktere, das in ſeinem Schmerze zu ſuchen iſt, wenn man für die Größe irgend einer Lage und Handlung nicht ausreicht, wenn man wie der Prinz von Homburg bei Kleiſt um ſein Leben bittet, kurz das ganze dialektiſche Prinzip der Moral, das wenigſtens der Künſtler pſychologiſch tief zu zergliedern hat, findet bei'm Tiersparti kein Ohr. Er iſt verheirathet, er zeigt auf ſeine runden, geſunden Kinder. O nehmt nur das, was Menzel in ſeiner deutſchen Geſchichte über Heinſe's Romane und die Schlegel'ſche Luzinde ſagt! Wie rauh fährt der Nordwind ſeiner Rede über ganz ſüdliche und zarte Situationen! Hier, wo weder etwas entſchuldigt, noch angegriffen, ſondern nur erklärt werden ſollte, iſt mit Ausdrücken, wie Schranken der Sitte, Göthe'ſche Trivialität und dergleichen, gar nichts ausgerichtet. Ich verweiſe in dieſer Rückſicht, die Meinung der jüngeren Generation betreffend, auf meine ſo eben erſchienene Vorrede zu Schleiermachers vertrauten Briefen, und wiederhole hier nur, daß es verrätheriſch iſt, über zweifelhafte Dinge von Leuten ein entſchiedenes Urtheil abzugeben, die gar nicht in den Fall kommen, die mögliche Richtigkeit des Gegentheils auch nur zu prüfen. Von Haus zu Haus zu gehen, in weißen Kleidern, und den Philiſtern die Hand zu drücken, muß wohl zur Wahl ihres Herzens führen. Es iſt wehmüthig, einen ſtolzen Geiſt ſo weit ſinken zu ſehen, daß er dem Pöbel ſchmeichelt.

Sonderbar durchkreuzen ſich die Intereſſen der poetiſch-politiſchen Jugend mit denen des Tiersparti, wenn von Nordamerika die Rede kömmt. Begeiſterung für republikaniſche Regierungsform theilt der letztere nicht, auch Menzel iſt ein aufrichtiger Monarchiſt. Und doch iſt es nicht die Verfaſſung, die er Nordamerika zum Vorwurfe macht, ſondern die fehlenden Muſen und Grazien! Alſo da, wo Alles auf die Exiſtenz und die bürgerliche Freiheit ankömmt, da ſoll plötzlich die Poeſie eine Rolle ſpielen? Warlich, hier iſt von Düpin der Sprung zur Frau von Stael nicht weit: hier fehlt wenig, daß die Phantaſten nicht beginnen und Amerika ſchmähen, weil es ein neues, friſchgetünchtes Land iſt ohne „hiſtoriſche Anfänglichkeit", ohne Kloſtermauern und feudale Erinnerungen. Menzel ſcheut ſich einzugeſtehen, daß er Amerika als Republik haßt, und verhüllt dies Geſtändniß unter die Blumen der Poeſie.

Wir wollen friſche Luft; Menzel ſagt, Amerika hat keine Dome. Wir wollen natürliche, mit dem Schweiß der Arbeit gedüngte und von Gott geſegnete Landſchaften; Menzel ſagt, Amerika hat keine Gemälde. Wir wollen eine freie Discuſſion; Menzel ſagt, die Nordamerikaniſche Poeſie taugt nichts. Sein Literaturblatt wird charakteriſtiſch durch die Schmähungen der transatlantiſchen Welt: aus Büchern über Amerika, die ſich ihm zur Beurtheilung anbieten, zieht er nur die Stellen aus, welche Amerika in ein ungünſtiges Licht ſtellen. Menzel behauptet, Nordamerika drücke die Sklaven; drücken wir nicht die Juden? Menzel ſagt, Amerika ſei egoiſtiſch. Ich frage, wer gibt uns in Europa etwas? Das ſind alles ſo vage Anklagen, die den rechten Zögling des Jahrhunderts kränken. Hier wird Menzel ganz ſo flach, wie eine Amerikaniſche Steppe, oder was eben ſo viel ſagen will, wie Herr von Rotteck, der auch die Liebe zur Freiheit für ein Comödienſpiel anſieht, und den Auswanderern Verwünſchungen und vornehmes Achſelzucken nachſchickt.

Den Menzel'ſchen Widerſpruch aber will ich löſen. Bei ihm iſt die Poeſie nur Geſchmacksſache, ſie iſt nicht Leben. Er intereſſirt ſich nur für Gedichte oder Dichter, für das Vereinzelte und Individuelle. Er iſt hingegeben dem poetiſchen Genuſſe und badet ſich in etwas, was er von Außen her an ſich herannimmt. Die Poeſie iſt ihm ein Sonntagskleid, ein Bratenrock, Zukoſt zum Schwarzbrod des Lebens. Bei uns aber läuft ſie nicht ſo nebenbei. Sie iſt unſer Leben, was man auch nennen kann, unſer Tod. Wir emanzipiren uns von der Sitte und Tradition und ſchaffen uns neu aus unſerm Herzblut heraus. Wir haben keine Schule und kein Vorbild; aber wir wiſſen, daß das, was wir ausathmen, Poeſie iſt. Hier noch Zerriſſenheit, dort ſchon keimende Objektivität. Nach dieſer Theorie, der Theorie der Natur, braucht Amerika keine Gedichte zu haben und kann doch poetiſch ſein. Und ſo iſt es zuletzt gekommen, daß wir Göthe und die Freiheit mit einem und demſelben Herzen lieben.

48) Damen-Converſationslexikon. Herausgegeben von C. Herloßſohn. Zehn Lieferungen. Leipzig, Volckmar. 1834—5.

Wenn mir Einer ſagt, wozu dies Buch dienen ſoll, ſo will ich ihm Dank wiſſen. Eine Dame, die ſich unterrichten will, wird auch im Brockhaus'ſchen Wörterbuch das finden, was ſie ſucht; denn ſoviel ich gehört habe, ſoll das Brockhaus'ſche Converſationslexicon in einem anſtändigen und keuſchen Tone geſchrieben ſein. Was hab' ich davon, wenn ich in einer Geſellſchaft von Damen über fürſtliche Maitreſſen rede, und nun fußt eine Jungfrau darauf, die Kebſe Chriſtians II. von Dänemark zu kennen, und nennt ſie immer Dyweke, da ſie doch Dyveke hieß, und die Nachläſſigkeit nur auf Rechnung der neuen Leipziger Sittlichkeitsbeförderer kommt. Das ſind nun ſogar noch Unrichtigkeiten, welche eine junge Dame in Verlegenheit bringen können!

Es ſchrillte ein Hohngelächter durch die Luft, als Carl Herloſſohn ſich plötzlich Cülotten anzog, und nicht nur den Anſtändigen, ſondern ſogar den Weiblich-Empfindſamen ſpielte. Er gab das Signal zu einer großen encyklopädiſchen Nothzucht ſeiner eignen laxen Grundſätze, und trat ſüß lächelnd, einen Blumenſtrauß in der Hand, vor die ſchüchterne Jungfrau und züchtige Gattin. Er lächelte mit jenem faunenhaften, in nobler Geſellſchaft ganz unzuläſſigen Lächeln, und ſpitzte den Mund, um einige ſchmachtende Phraſen von Weiblichkeit und zarter Minne zuſammenzuſüßen, und eine ganze Schaar von Kahlköpfen und ausgebrannten Veſuven that es ihm nach, indem ſie zephyrleicht ſich in die Lüfte heben. Dieſe geile Büchermacherei, dieſe üppige Induſtrie des Tages verdient die herbſte Züchtigung, und mag es Freund oder Feind ſein, ſo ſoll man ſich dagegen erklären und diejenigen öffentlich ſchamroth machen, welche die Papierfluthen vermehren, und das Geld des Publikums, das beſſer auf die liegenden Gründe der Literatur, auf geniale Schriften verwandt würde, zu ſo fabrizirten Gemeinzwecken und ausgedachten Bedürfniſſen heranlocken.

Ich kann nicht anders, als jeder gebildeten Dame von dem Ankauf dieſer Encyklopädie abrathen. Ächte Bildung iſt weder weiblich noch männlich. Im Reiche des Geiſtes herrſcht kein Geſchlecht. Eine Frau, die ſich unterrichten will und welche geiſtreich genug iſt, um den Ruf einer vorzüglichen Bildung aushalten zu können, wird nach den Büchern greifen, die ſie eben den Mann aus den Händen legen ſieht. Sie will die Wiſſenſchaft und die Kunſt nicht eigens für ſie zubereitet, ſondern will aus denſelben Quellen ſchöpfen, die auch dem Manne offen ſtehen. Braucht ſie eine Encyklopädie, ſo iſt die Brockhaus'ſche vorzüglich, und all die löblichen Buchhändler, welche mit dieſem in die Schranken getreten ſind, haben nur dazu beigetragen, die Achtung des Publikums vor der Würde der Literatur zu vermindern. —

49) Humoriſtiſch-poetiſcher Rechenknecht. Vom Doktorandus D...e. Zerbſt, Kummer. 1835.

Früher lehrte man Kindern das Buchſtabiren an Lettern aus Pfefferkuchen: hier werden zum Kopfrechnen verſifizirte Anekdoten benützt. Wir kommen noch ſoweit, daß Bücher über Engliſches Maſchinenweſen in fünffüßigen Jamben und die Grundſätze der doppelten Italiäniſchen Buchhaltung in Stanzen gelehrt werden.

№ 103. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 1. Mai.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Er mußte ſich losreißen, um Ordre zu pariren. Wir beſchieden uns für den kommenden Morgen und bemerkten jetzt erſt, daß Aurelie davongeſchlichen war, um uns ungeſtört dem Genuß des Wiederſehens zu überlaſſen. Ich begleitete den Freund bis zu ſeiner Wohnung, ohne von Aurelien mich beurlaubt, — aufrichtig geſtanden, — ohne im Augenblick an ſie gedacht zu haben. Die ganze Vergangenheit erfüllte meine Seele mit tauſend Bildern und Geſtalten. Ich ſann und ſann, wie ich den Freund ſeiner jetzigen Lage entreißen, dem Vaterland in einem würdigeren Treiben wiedergeben könnte. Damals leuchtete mir noch nicht ein, daß das würdigſte Treiben jedes Menſchen das iſt, welchem er ſich am vollkommenſten gewachſen und mit ganzer Seele geneigt fühlt. Brütend und trällernd eilte ich in mein Zimmer, zog mich aus, legte mich zu Bett und begann zu leſen, um bald einzuſchlafen. Der Teufel ſelbſt kann mit Göthe's Fauſt in der Hand nicht einſchlafen. Bald war auch der Freund vergeſſen und ich ſelbſt fühlte mich ein Fauſt, dem Mephiſto gegenüber.

„Lebſt du noch?“ ſäuſelte eine Stimme in mein Ohr.

Aurelie! — Der Fauſt flog in den Winkel, ich aus den Federn an ihren Hals.

„Unanſtändiger, unartiger Menſch!“

Engel, göttliches Weib!

Sie war dicht in den dunkeln Reiſemantel gehüllt, ihre Locken flogen in freien Ringeln umher, ihr Auge ſchwamm auf ſchmerz- und luſtbewegter Wege ſchaukelnd auf und nieder. Raſch und gewandt brach ich die Schaale, warf ſie bei Seite und preßte den ſüßen glutbebenden Kern an mein liebeklopfendes Herz.

„So ſchnell konnteſt du mich ganz vergeſſen? Weißt du, daß es mir Thränen gekoſtet?“

Kindiſches Weſen! Der Taumel der Freude des Wiederſehens, die Überraſchung; — er war der liebſte Freund meiner ſchönſten Jahre.

„Ei, ich entſchuldige dich vollkommen, ich hätte dich weniger lieb, wenn dein Herz kälter für die Freundſchaft ſchlüge; dennoch grämt und ſchmerzt es mich, daß irgend etwas in der Welt ſei, was mich auch nur für Augenblicke aus deinem Herzen verdrängen kann.“

Verdrängen? Nimmermehr! Nur für Momente dich meinem Auge verbergen, eine Sonnenfinſterniß hervorbringen, welche nur Thorheit und Aberglaube für eine böſe Vorbedeutung halten können!

„Frevle nicht! Nenne nicht alles Thorheit, was unter oder über deinem Verſtand liegt; ſchilt nicht alles einen Aberglauben, was dein Gefühl nicht berührt, dein Herz nicht erſchüttert, bildlos an deiner Phantaſie vorübergeht, deinem Unglauben gegenüber alle Form und Geſtalt verliert, als unförmlich erſcheint. Solcher Verſtandesdünkel macht kalt und ſchroff und herzlos und irreligiös. Es iſt der Fluch unſerer Zeit, daß ſie ohne Unterſchied Alles der Gerichtsbarkeit des anatomirenden und mathematiſch ſondernden Verſtandes unterwerfen will, ſelbſt das Erhabenſte in den Wirkungskreis des gemeinen Verſtandes herabzieht.“

Alſo ſoll wohl der Verſtand ewigen Feiertag halten, die Hände in den Schooß legen und den Frau-Baſen Gefühl und Empfindung, die Haushaltungsſorgen der Welt überlaſſen? Die Intelligenz wäre verliehen und gebildet, damit ſie die Augen zudrücke und blind durch die Jahrhunderte fortſchreite, um der Dummheit und Schlechtigkeit nie hindernd in den Weg zu treten?

„Wer ſolches im Ernſt fragen kann, beleidigt ſich ſelbſt und erklärt zugleich den, welchen er fragt, für einen Dummkopf. Heißt es, dem Menſchen den Gebrauch der Sinne unterſagen, wenn ich ihm zurufe: Freund, gebrauche nicht die Naſe, um die Wonne der Muſik zu genießen, nicht das Ohr, um den Balſamduft der Blüthe zu athmen, nicht dein Auge, um die Süßigkeit einer Ananas zu ſchmecken, nicht deinen Gaumen, um die Schönheit einer Landſchaft zu bewundern? Heißt es dem Menſchen den Gebrauch des Verſtandes verwehren, die Kultur des Verſtandes verpönen, wenn ich den Verſtand mit ſeinen Forſchungen, Übungen und Operationen auf den ihm von Natur angewieſenen Wirkungskreis, auf das ewig unüberſehbare, gränzenloſe und unergründliche Gebiet anweiſe; wenn ich darauf zu ewigem Fortſchreiten und Streben und Höherſteigen ihn ermuthige?“

Alſo — ha, ha, ha! für den Verſtand ein „bis hieher und nicht weiter!“ Markſteine und Gränzpfähle, Cenſur! Iſt dies dein Liberalismus und Proteſtantismus, ſo wäre dir beſſer, du wärſt politiſch und religiös eine alte Erzſpanierin geblieben. Voilà donc madame l'ancienne, die Napoleoniſtin, welche wie ihr Abgott gegen politiſche Geſinnung und Handel einen Cordon von Gensd'armes und Douanen zog, — und gegen den Verſtand einen Pferch aufrichten will, innerhalb deſſen das arme Schäfchen Verſtand ſich bewegen darf, aber ſpringt es darüber hinweg, ſo wird es vom allezeit lauernden Wolf gefreſſen! Religion ohne Verſtand, alſo ſtarren Papismus, hirnkranken Myſticismus, oder die lahme Achſelträgerei des Supernaturalismus? Glück auf! aber ich nehme keine Kuxe.

„So bitter, mein Verſtandesjünger, ſo abſprechend und despotiſch, mein Freiheitsheld, ſo herb und beißend, mein edler Philanthrop, ſo unfehlbar, mein kühner Gegner papiſtiſcher Unfehlbarkeit? Trink Zuckerwaſſer, mein Freund, ein Anſatz von Hochmuthsrauſch benebelt euch alle. Möchte dieß immer unangefochten bleiben, wenn nur euer kühler, nüchterner, hohler Rationalismus nicht ſo verderblich und ſchauerlich auf die Menſchheit wirkte.“

Weib, Seherin von Prevorſt — biſt du bei Jeſuiten in die Schule gegangen, ſelbſt ein Jeſuit geworden? Oder — drücken dich deine Sünden jetzt ſchon darnieder; iſt es wahr, daß ihr in Spanien ſo früh altert? — neigt ſich die lebenglühende Andaluſierin ſchon zur — Betſchweſter hin?

„Pfui, Verſtand! — Bei der Sache geblieben. Blicke in mein Auge, drücke mir die Hand, umſchlinge mich, laß deinen Mund ruhen auf meinen Lippen. — Nun, Freund Verſtand?“

Göttin der Liebe! (Fortſ. folgt.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Eine andere Abtheilung der Muſeen iſt das Ägyptiſche, welches aus den Ergebniſſen der Reiſe des General Minutolis und dem Ankauf der Sammlung des Herrn Paſſalaqua entſtanden iſt, mit welchen man ſchon vorhandene Einzelnheiten verband. Auch an dieſer ſchönen Sammlung haben Neid und Mißgunſt vielfach genagt: man warf ihr vor, daß die beſten Sachen der Paſſalaquaiſchen Sammlung in Paris ſchon verkauft waren, daß man den Reſt ſehr theuer erſtanden und den Verkaufer Paſſalaqua, der ein jüdiſcher Handelsmann aus Trieſt ſein ſollte, der damit ſpekulirte, obenein zum Direktor mit 1000 Rthlr. Gehalt gemacht habe und dergleichen mehr. — In der That bietet dieſe Sammlung wenig grade Auffallendes, was auch andere Muſeen hätten, allein ſie iſt ſehr reich an Mumien, Grabſteinen und andern Dingen, die doch auch von Werth ſind. —

Außer den großen kgl. Sammlungen haben hier viele kunſtſinnige Privatmänner oft ſehr ausgezeichnete Sammlungen. So ſind, für ältere Gemälde, die Sammlungen des Bankiers Wolf und der Grafen Redern bekannt; für neuere, die des Bankier Wagner, auch Se. kgl. Hoheit der Kronprinz und Se. Majeſtät ſelbſt beſitzen durch Ankauf viele gute Sachen, namentlich aus der Düſſeldorfer Schule, die beſonders in Gunſt ſteht, und dieſe auch verdient.

Es iſt ſehr erfreulich, daß der lebendige Antheil, welchen die Gebildeten ſtets in größerem Maaße zeigen, ſo vortreffliche Früchte trägt, und der neue Kunſtimpuls, welcher von Düſſeldorf aus über Preußen gegangen iſt, hat wahrhaft Wunder gethan. — Die Stiftung der Kunſtvereine faſt in allen Provinzen hat auf leichte Weiſe Mittel gegeben, junge, talentvolle Künſtler, nicht wie früher nach Brod gehen, oder vielmehr nach Brod betteln zu laſſen, ſondern deren Arbeit würdig zu ſchützen und zu lohnen. In Berlin zählt der Kunſtverein 20,000 Theilnehmer, was, da der Beitrag einen Friedrichsd'or beträgt, hundert tauſend Thaler Geld beträgt, eine Summe, die, recht angewendet, ſich verzehnfachen kann. — Wie wohlthätig die Rivalität der Düſſeldorfer mit der Berliner, namentlich mit der Wach'ſchen Schule eingewirkt hat, wie überhaupt eine neue, junge Lebendigkeit und Kraft in die Maler dadurch gekommen, bewies am beſten die Kunſtausſtellung des vorigen Jahres; die Wach'ſche Schule hatte lange einen Ruhm und eine Schätzung genoſſen, die an die preußiſche Monarchie des Jahres 1806 erinnert. Sie ſaß auf ihren alten Lorbeern und der goldne Kranz blendete die Zeitgenoſſen, kaum aber traten die Düſſeldorfer auf, ſo war es um ſie geſchehen. Schadow ward ein Napoleon der Kunſt, und in zauberiſcher Unwiderſtehlichkeit ſtürzten die alten, ſteifen, hochverehrten Götter nieder. Eine glühende Partheihitze bemächtigte ſich Aller, man verdammte eben ſo blind, als man gelobt hatte, und nur ein kleines Häuflein alter weißgepuderter Herren, hielt, wie einſt die Reſte der ergrauten Stock- und Kammaſchenhelden, zu den alten Fahnen. — Wach und ſeine Anhänger und Schüler, ſammt den übrigen Berliner Meiſtern, repräſentirten die alte Zeit; ihre Bilder waren ſauber, fleißig gemalt mit ängſtlicher Genauigkeit, bis auf die geſtickten Handſchuhe der Damen, ſie waren richtig gezeichnet, es war Ausdruck darin und ſichere, gute Farbentöne, allein es fehlte dennoch ein unbeſchreibliches Etwas, es fehlte die Poeſie, das innere, geiſtige Leben und die Düſſeldorfer gaben dies in überſchwenglicher Fülle und brachten dazu den glühenden Zauber des Colorits höher noch, wie ihn einſt die Lombarden beſeſſen, und wie ihn die ſtürmiſche Beweglichkeit unſerer Zeit wieder hervorgerufen hatte. — Die Berliner waren jedoch durch ihre Niederlagen nicht muthlos geworden, der ſinnende Geiſt des Norddeutſchen ſchon verzagt nicht ſo leicht; ſie bemühten ſich, ihren Gegnern die Künſte abzulernen, durch welche jene geſiegt hatten und gerade wie nach den Niederlagen gegen den großen Kaiſer der Franzoſen, Preußen ſich in neuer Kraft erhob, indem es den Grundſätzen der neuen Zeit und ſeines berühmten Feindes huldigte, ſo geſchah es in dieſen Kunſtkriegen. Die vorige Kunſtausſtellung gab ſchon Beweiſe eines eifrigen Fortſchreitens, und die letzte ſtellte Bilder auf, die den Kampf mit den Düſſeldorfern eröffnen konnten. So iſt vorauszuſehen, daß bei dem regen Verlangen und dem glühenden Eifer, die alte Herrſchaft wieder zu gewinnen, ſich für das nächſtemal noch entſcheidendere Schlachten bereiten, und — wenn auch der Sieg noch lange unentſchieden bliebe, ja, wenn er niemals ſich zu den Berlinern wendet, die Kunſt kann nur dabei gewinnen. — Unfehlbar wird dieſer Kampf ein heftiger und langer werden. Die Düſſeldorfer, Schadow an der Spitze, und mit ſolchen Künſtlern, wie Leſſing, Sohn, Hübner, Bendemann u. ſ. w. verſehen, die alle in der friſcheſten Jugendkraft blühen, werden ſtets den alten Meiſtern Berlins überlegen bleiben und haben nur die junge Generation zu fürchten, welche jetzt ſich erſt ausbildet. — Allein ſchon diesmal war das beſte Genrebild aus Berlin, und mehre hiſtoriſche Gemälde ſtellten ſich neben die Düſſeldorfer, die ſich vor den neuen Gegnern wohl in Acht nehmen mögen, um ſo mehr, als jetzt auch viele Unfähige und Mittelmäßige nach Düſſeldorf ſtrömen, als nach dem gelobten Lande, wo es Manna rechnet und wo gebratene Tauben fliegen, und man ein großer Künſtler werden kann, man weiß ſelbſt nicht, wie? — Schwärmeriſche Köpfe wollen behaupten, daß wenn die veralteten Einrichtungen der hieſigen Akademie geändert würden, wenn darin die alte Pedanterie aufhörte, nach welcher jeder Schüler, er habe Talent oder nicht, ſechs oder ſieben Jahre auf die allermechaniſchſte Weiſe zu Tode gehetzt und die Geniefunken möglichſt erſtickt werden, ganz andere Reſultate kommen würden. Zur Erklärung ſolcher unverſtändlichen Reden muß ich Ihnen ſagen, daß die Akademie drei Zeichnenklaſſen, eine Prüfungsklaſſe und eine Gypsklaſſe hat. Um von einer in die andere zu kommen, muß man ſämmtliche Vorlegeblätter zur Zufriedenheit der Lehrer durchgearbeitet haben und dies währt regelmäßig ſieben bis acht Jahre.

(Fortſetzung folgt.)

Das äußere Zeichen.

Die Landſchaft ruht in ſtiller Feier,
Es deckt ein letzter Sonnenſtrahl
Mit zartem, goldgewebten Schleier
Das kühle, abendliche Thal.
Die Sonne ſinkt in's Reich der Schatten,
Und ſpendet ſo den Scheidekuß
An Berg und Thal, an Flur und Matten,
Die ſie für heut verlaſſen muß.
Sie hüllen ſich in Nacht und Düfte,
Erwarten froh den jungen Tag,
Und ſenden koſend durch die Lüfte
Arom als Dank und Grüße nach. —
Beglückte Erde! Hochbeglückte,
Die du des Weſens ſicher biſt,
Daß, wie dir's auch die Nacht entrückte,
Doch ſtets dich neu und liebend küßt;
Wie hoch biſt du vor dem Vermeßnen,
Der ſtolz dein Herr ſich dünkt, beſchenkt!
Wer leuchtet ihm, dem bald Vergeßnen,
Wenn ihn die Nacht der Gruft umfängt? —
Der Tod, was iſt er? — Das Gerippe,
Das ſchaudernd uns der Schrecken zeigt;
Das Geiſt und Leib mit eh'rner Hippe
Für ewig aus dem Daſein ſtreicht? —
Iſt er der Gott, der uns die Bahre
Zur Wiege der Vollendung macht? —
Erneut er nur das unlösbare
Geheimniß, das aus Schlaf und Nacht,
Durch Mutterſchmerz uns einſt geboren?
Iſt Selbſtfortzeugung unſer Loos —
Iſt jener Leib, zum Schmerz erkoren,
Im Tod ein neuer Mutterſchooß?
Iſt er der Schutz nur und die Hülle
Des Kerns, der, wenn die Reife drängt,
Als edle Frucht aus eigner Fülle,
Raumſuchend ſelbſt den Kerker ſprengt? —
Iſt's ſo? — iſt's ſo? — hier ſchweigt das Wiſſen,
Wo Wiſſensdurſt am höchſten ſteigt,
Wo in des Glaubens Finſterniſſen
Die Zweifels Hyder giftig ſchleicht.
Wie glücklich biſt du drum, o Erde,
Die du gewiß und ſicher biſt,
Daß dir, damit es Frühling werde,
Der Wintertod Bedingung iſt. —
Die Sonne zwar kann auch erbleichen,
Und mit ihr kannſt du untergehn;
Doch lehrt ſie dich als äußres Zeichen,
Des Schöpfers innern Zweck verſtehn.
Wo aber wird für jenes Leben,
Auf das der Menſch für Jenſeits ſich
Der innern Ahnung hingegeben,
Ein ſolches Zeichen ſichtbarlich? — —
Was Ahnung, — Glaube! — Morſche Stütze,
An die ſich nur die Schwachheit hält,
Und die ſchon bei dem Schein der Blitze
Des kühnern Geiſts in Trümmer fällt! —
In Trümmer, ja! und doch in Trümmer,
Worin, ſobald ſein Luftſchloß ſchwand,
Der überkühne Geiſt noch immer,
Der Rettung letzte Zuflucht fand.
Und alles Heil, was da ſich kündet —
Ein Ton iſt's! — Liegt's im Tone nicht,
Seitdem man ſich das Wort ergründet,
Das Zweifel weckt, und Zweifel bricht?
Du Wort: Vielleicht! — ſo vielverheißend,
Als Glaubensgrund und Zuverſicht,
Wie kalt, wie qualvoll herzzerreißend
Biſt du, wenn der Verſtand dich ſpricht.
O! ſieh, du Geiſt der ew'gen Wahrheit!
So ringt ein Menſch, der glaubt und denkt;
O! einen Strahl nur deiner Klarheit,
Der dies „Vielleicht" des Schwankens ſprengt.
O! ſend' ihm — — —
— Und mit mildem Lichte
Schwebt aus dem Strom der Mond empor,
Verklärt die Gegend zum Gedichte,
Das Nebelmeer zum Silberflor;
Und wie die frohe Heimath glänzen
Die Fernen durch den Schleier; mild
Und freundlich, wie aus Lilienkränzen
Der liebenden Geliebten Bild.
Da rauſcht die Luft; die Wolken wogen,
Es blendet mich ein Strahlenſchein,
Des Himmels Thor iſt aufgeflogen,
Begeiſtert ſchau' ich tief hinein!
Der Seele Elemente gähren,
Die Nebel flieh'n, die ihn umgraut,
Und bei der Harmonie der Sphären,
Wird ſo der Gott im Buſen laut:
Verblendeter! ſo kannſt du fragen —
Wo ſuchſt die Offenbarung nur, —
Liegt es nicht vor dir aufgeſchlagen,
Das heilig wahre Buch: Natur?!
Iſt denn die Stimme, die im Rollen
Des Donners und im Nacht-Orcan,
Die aus der Nacht, der ruhevollen
Und aus dem Sternen-Ocean,
Die aus der Berge Schacht verborgen,

Und aus des Waldes Stille ſpricht,
Und aus der Flur am Sabbathmorgen, —
Iſt ſie die ew'ge Stimme nicht,
Sie, die weit mehr dir das Gepräge
Der wahren Gottabkunft verleiht,
Als der Verſtand, der fruchtlos rege,
Dem Raum nur gilt, Geſtalt und Zeit?!
Er ſchweigt, wird er nach allem Sträuben
Zuletzt der Ohnmacht ſich bewußt;
Doch ſie, — läßt ſie ſich wohl betäuben,
Wann ſtockt ihr Quell in deiner Bruſt? —
Und gilt dir als Geſetz hienieden
Ihr einfach: Ja! ihr einfach: Nein! —
So darfſt du ſicher und zufrieden
Mit Nein und Ja für Jenſeits ſein.
Bejaht ſie: — wenn der Vorhang fällt,
Der mit dem Bahrtuch ſich verflicht,
So ſei's der Schluß vom Schattenſpiele,
Und Zukunft, Dauer — ſei Gedicht? —
Bejaht ſie: — Preis gebrochner Herzen,
Wo Tugendwille nur gethront,
Und Preis für unverdiente Schmerzen,
Für Opfer, die Verkennung lohnt,
Und aller Preis für alles Mühen,
Das darum nur des Menſchen harrt,
Weil er, ihn Allem vorzuziehen,
Durch Herz und Geiſt geadelt ward, —
Der Preis, der alle Prüfung krönt, —
Beginne, wenn von fremder Hand
Am Sarg die erſte Scholle dröhnt,
Und ende — als ein Hügel Sand?? —
O! baue feſt auf ihr Verneinen;
Denn wie dem Kind die Mutter wehrt,
Will Etwas ihm erreichbar ſcheinen,
Was reifern Kräften erſt gehört:
So wehrt, ſobald dein geiſtig Schaffen
Begehrlich ſeine Schranken bricht,
Mit mütterlichen Gegenwaffen
Die Stimme, die im Innern ſpricht.
Vernunft-Gefühl, dir angeboren,
Verbriefung aus der Ew'gen Hand,
Wodurch mit dir ſein Bund beſchworen,
Gebiert ſie ſelbſt erſt den Verſtand;
Und thut, wird er durch ſie gehoben,
Spricht ſie allein durch ſeinen Mund,
Als reinſte ſich der Ahnenproben
In Menſchenwerth und Würde kund.
Als bei dem Sonnenniedergange
Der Zweifel in dir überfloß,
Als da zuerſt am Bergeshange
Ein Streiflicht durch die Ferne ſchoß,
Und plötzlich dann mit einemmale,
So troſtverkündend, ruhevoll,
Im Wiederſchein vom Sonnenſtrahle
Das Mondlicht durch die Gegend quoll:
Entquoll nicht dem Bewunderungsſchauer,
Der da dein ganzes Ich durchflog, —
Entquoll ihm Wehmuth nicht und Trauer,
Daß er mit dir nicht die durchzog,
Die dir das Theuerſte im Leben,
Und mehr dir, als du ſelbſt, dir gilt,
Und malte dieſe Trauer eben,
Auf Mondes-Goldgrund nicht ihr Bild? —
Ließ dies dich das Symbol nicht ſehen,
Das, als nach ihm dein Denken rang,
Im Wechſelwirken der Ideen,
Dir im Gefühl von ſelbſt entſprang?!
Nein! von Verſtandesſucht geblendet,
Verkannte dein getheilt Gemüth,
Den Stern, der ihm zum Troſt geſendet,
In geiſt'ger Welt als Sonne glüht.
Verkennt der Liebe Wunder-Walten,
Das, ſo wie Tag aus Nacht entſpringt,
Um ſchönres Leben zu entfalten,
Den Tod für Ich und Du bedingt:
Verkennt es ſelbſt trotz alles Segens,
Verkennt es trotz der Aehnlichkeit,
Die jede Spur ihm ſeines Regens,
Mit dem Geſtirn des Tages leiht.
Denn, wem in Herzens tiefſten Räumen,
Ein ſüßes Bild die Weihe bot,
Dem glüht in lenzbeſchwingten Träumen,
Der Liebesſonne Morgenroth;
Wem dann in wonneſamen Ringen
Des Daſeins Adel kund ſich thut,
Sei's im Genuß, im Selbſtbezwingen,
Den reift ihr Strahl als Mittagsgluth;
Und wenn der Geiſt, der ſo erhöhte,
Zuletzt der Erde Ketten bricht,
So zeigt ſie ihm als Abendröthe
Das dunkle Thor zum ew'gen Licht,
Und führt ihn ein in's Reich der Geiſter;
Und drinnen ſchaut er tief gerühret,
Als Urſach nun und Herrn und Meiſter,
Sie, die als Wirkung ihn geführet,
Und ruft, daß uns ein Zeichen bliebe:
„Sie iſt Er ſelbſt: Gott iſt die Liebe!" —

Albert Luednow.

Buntes.

⁂ Ein arabiſches Turnier. Sir Grenville Temple, welcher kürzlich Tunis und Algier bereiſte, gibt uns folgende Schilderung eines mauriſchen Turniers, welches uns lebhaft an die Ritterſpiele unſerer europäiſchen Ritterſchaft im Mittelalter erinnern: Der längliche Kampfplatz zeigt ſich mit dichten Reihen von Zuſchauern umgeben, welche mit übereinandergeſchlagenen Beinen um den offnen Raum ſitzen. Die beſten Reiter des Stammes, hoch ragend auf den muthigſten Roſſen, werden in die Arena geführt, und zwar mit größerer Pracht prunkend, als ihre Umſtände zu geſtatten ſcheinen, während die Roſſe mit großen ſeidenen Satteldecken von verſchiedener Farbe prangen, die bis auf die Erde reichen, und denen alter Ritter gleichen, wie man ſie im Froiſſard dargeſtellt findet. Das Ritterſpiel beginnt damit, daß einige Mauren ihre Pferde nach dem Schall der Trompeten und Pauken tanzen laſſen, während andere ihre Muſketen dicht vor den Ohren der ſtolzen muthigen Roſſe abſchießen. Andere ſtürzen in größter Eile längs der Reihe der Zuſchauer vorbei, ſo nahe an deren Füßen, als ſie nur immer können, ohne ſie wirklich zu treten; tummeln dann und wann ihre Roſſe, werfen ſie auf den Hinterfüßen zurück und ſetzen in der entgegengeſetzten Richtung ihre wilde Laufbahn fort. Es iſt ein markerſchütternder Anblick, denn jeden Augenblick fürchtet man, einen der Zuſchauer oder gar ein Kind unter den Hufen der Roſſe zerſchmettert zu ſehen, aber ſelten, faſt nie ereignet ſich ſolch ein Unglück, und Männer, Frauen und Kinder bleiben mit der größten Ruhe auf ihren Sitzen, einige gut ausgeführte Reiterkunſtſtücke mit lautem Beifalls-Gejauchze begrüßend, während die Frauen dies mit dem gewöhnlichen aber unbeſchreiblichen Schrei des immer wiederholten: lu — lu — lu — lu begleiten, das aus jenen Sand- und Staub-Wolken herausſchallt, welche die ungeſtümen Renner hinter ſich aufjagen. Drei oder vier andere, die ſcharfen Steigbügel in die Weichen ihrer unbändig-ungeduldigen Roſſe ſtoßend, jagen jetzt längs der Arena hin, indem ſie ihr Tefbier (Kriegsgeſchrei) ausſtoßen und ihre langen mit Silber verzierten Flinten um den Kopf ſchwingen, welche ſie am äußerſten Ende des Zaumes vor den Zuſchauern losſchießen. Andere fechten mit dem Schwert gegen Fußſoldaten, indem ſie in engen Kreiſen um ihren Gegner galoppiren, ihre Pferde plötzlich umwenden und dann nach der andern Seite im Kreiſe herumtollen. Ich weiß nicht, was am meiſten zu bewundern iſt, — die Thätigkeit und Geſchwindigkeit des Roſſes oder die des Reiters. Andere hängen ſich im ſchnellſten Lauf über und heben, ohne im mindeſten langſamer zu reiten, von der Erde einen Piaſter oder irgend einen ähnlichen kleinen Gegenſtand auf, welcher zu dieſem Zweck hingelegt wird. Dieſe Spiele bilden unter Allen, die ich je geſehen habe, die fröhlichſten und angenehmſten Scenen, vermehrt durch das Flattern von vielen ſeidenen Sandjaks von den prächtigſten Farben, durch die lärmende Muſik, das Geknall der Feuergewehre, das Kriegsgeſchrei der Spieler und den Jubel der Zuſchauer.

⁂ Der Fürſt Pückler-Muskau, welcher ſich ſeit einiger Zeit in Algier befindet, beſchäftigt ſich damit, daſelbſt Materialien zu einem Werk über dieſe neue franzöſiſche Colonie zu ſammeln. Er hatte auch eine Excurſion nach dem Atlas gemacht, begleitet von Herrn Habaiby, Ordonnanzoffizier des Grafen von Erlon, (Sohn eines Mameluckenoffiziers der alten Kaiſergarde), Herrn Hankman, (Major in Belgiſchen Dienſten) und einer Eskorte von 4 Arabern. Die Expedition begann am 27. Februar und dauerte 7 Tage.

⁂ Die Statue des Phidias von Pradier iſt in den Tuilerien aufgeſtellt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 104. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 2. Mai.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

„Was iſt es, das aus meinem Auge in deine Seele blitzt? — haſt du nicht ſchönere Augen ſchon oft geſehen? Was iſt es, das aus dem Druck meiner Hand, aus der Berührung meines Leichnams mit einem Glutſtrom dich durchbebt? — haſt du nicht ſchon weiſſere, niedlichere Händchen geſehen, einen ſchöneren, edleren Bau bewundert? Was feſſelt dich an meine Lippen, — was beſeligt dich in meiner Nähe, was zieht dich unwiderſtehlich zu mir hin? Das iſt die Liebe, ſprichſt du. Wohlan denn, mein erlauchter Verſtand, ſo erkläre, definire mir: was iſt die Liebe, woher ſtammt ſie, wodurch entſteht ſie? Sinne nicht, grüble nicht; — es wäre umſonſt. Die Äuſſerungen, die Folgen, die Erſcheinungen der Liebe kannſt du mit Worten erklären, niemals die Liebe ſelbſt. Sie iſt ein Geheimniß der Natur, das, in uns und mit uns geboren, durch alle Jahrtauſende und überall ſich gleichbleibend, die ganze Welt der Schöpfung umfaſſend, — auch unenträthſelt mit uns ſtirbt. Was hilft es dir, wenn dein Verſtand hundertmal dir ſagt: es gibt ſchönere, beſſere, klügere, liebenswürdigere Frauen als dieſe Aurelie? Du liebſt ſie doch vor allen. Was war es, was dieſe Aurelie gerade zu dir, dem wenigſt ſchönen und glänzenden der jungen Männer, unwiderſtehlich hinzog? Arme Stümper! An dem Alltäglichen ſchon ſcheitert die ganze Macht eures geprieſenen Verſtandes, und ihr vermeſſt euch, ihm unterordnen und von ihm abhängig machen zu wollen, was kaum dem Wortſinn nach und mit leeren Worten ihm erklärbar iſt? Was iſt Ewigkeit, Unſterblichkeit der Seele, Gott? Hat eine aller Erdenſprachen eine genügende Erklärung dafür, und ihr wollt die Religion zur Sache des Verſtandes machen? Ein kaltes philoſophiſches Syſtem, ein trockenes Moralſchema, ein unfruchtbares Pflichtenlexikon wollt ihr der Menſchheit als Religion auflügen? Die Religion ſelbſt erfrecht ihr euch zu einer Wiſſenſchaft machen, als Theologie lehren, als Ketzerei verdammen, als etwas Poſitives berichtigen und debattiren zu wollen? Ihr verwechſelt Kirche, Kultus, Disciplin, Religionslehren — mit Religion, mit jenem ſtillen, heiligen, unerklärlichen Zauber, der nur dem Gemüth ſich ſelbſt und alles Göttliche in ſüßen Räthſeln offenbart, als ein nur dem Herzen hörbarer Klang des Unendlichen durch alles Endliche fortbebt, als unſichtbare Jakobsleiter in feierlich ſtillen Stunden Erde und Himmel verbindet. Evangeliſche Chriſten, Luther's Jünger, wollt ihr Rationaliſten ſein, indem ihr pompös in die Welt hinausſchreit: Nur Gott iſt Gott, und die Vernunft iſt ſein einziger Prophet? Evangeliſche Chriſten? Ihr läugnet das Evangelium! Lutheraner? Ihr verhöhnet euern Meiſter und die Grundveſte all ſeines Weſens — den Glauben! Und was gebt ihr dafür? Eine ſtolze Doktrine, ein Modeſyſtem, welchem die nächſte Mode ein Ende machen wird.“

O Spanierin, Spanierin! Alſo wollte Luther eigentlich Alles beim Alten laſſen, mit dem einzigen Unterſchied, daß die Geiſtlichen fortan andere Kleider trügen und andere Titel führten?

„Ja und nein! Luther wollte läutern, das faule

Fleiſch der Unvernunft, das Schmarotzerweſen ultramontaniſchen Pfaffenthums von dem geſunden Körper löſen, daß er geſünder und blühender gedeihen könne. Vernunft und Glauben ſtellte er als Zienswächter an das Allerheiligſte und gab als kräftige Schutzwaffe die Bibel in die Hand. Aber jetzt glaubt die Vernunft, des mächtigen Glaubens entbehren zu können, höhnend ſtieß ſie ihn über die hohen Stufen hinab, prahlend gründet ſie ein neues pomphaftes, ſtürmevolles Uſurpationsreich, ein neues Pfaffenthum, eine kalte herzloſe Despotie. Ihr Herz, den Glauben, hat ſie von ſich geſtoßen; ihr Kopf muß ſchwindeln und Anfällen von baarem Wahnſinn verfallen, — endlich, völlig toll werdend, fragen: Wer iſt der Herr? — Eure Vernunft hat den warmen, poetiſchen Bigottismus verdrängt, um den läppiſchen, kalten, öden Pietismus der Welt zu ſchenken. Gewonnen hat damit nur der Teufel!“

Umſonſt waren alle meine Verſuche, gegen die ſüße Läſterzunge nochmals zu Wort zu kommen, die plötzlich kindiſch und kindlich Luſtiggewordene wieder auf die Bahn der Vernunft zu bringen. Ihr Auge ſprühte Funken, elektriſche Glut entſtrömte ihrem Körper, Betäubung athmete ihr Kuß, ſie liſpelte und girrte im wonnigſten Rauſch aller Sinne, der Traum der Seligen ſenkte ſich auf uns herab; Blüthen, Melodien, Sonnenſchein war Alles ringsumher. Wir ſchliefen ein.

16. Frauen und Engel.

Karl ließ am andern Morgen nicht lang auf ſich warten. Er fand uns noch im ſüßeſten Schlummer befangen und tobte uns mit bacchantiſchen Melodien auf dem Flügel des geſtrigen Speiſeſaals auf. Aurelie war zärtlich, als hätten wir uns nie geküßt. Die Muſik zuckte durch alle ihre Nerven mit neuem himmliſchem Feuer. Wie ſüß träumt es ſich in halbwachem Schlummer auf den Wogen ſäuſelnder, ſeufzender, ſchmachtend anſchwellender Melodieen, im Rauſch ſchwirrender, ſich ſelbſt belebender und wonnig tödtender Akkorde!

Endlich mußte ich mich losreißen, ankleiden, den muſikaliſchen Stürmer an ſeinem Flügel beſuchen, und ihn bereden, zum Frühſtück hinabzugehen, damit ſie indeſſen in ihre Gemächer hinüberhuſchen und ihr bleiches Mädchen zu anſtändigem Morgendienſt berufen konnte.

Karl bekrittelte und beſpöttelte die Bleichheit meines Angeſichts und endete mit den Worten: „Wohl dir, wenn dieſe Bleichheit das einzige Übel bleibt, welches ſolchem Bündniß entſpringt. Du ſtaunſt, daß ich, den dein Stoicismus früher ſtets vor Ausſchweifungen warnte, dir jetzt als Sittenprediger entgegentrete? Ich habe dir den Vorſprung abgewonnen, ich bin ernſt und tugendhaft geworden, ich habe geheirathet.“

Laut auflachend ſchrie ich: O die glückſelige Frau!

„Das iſt ſie auch in der That. Liebe führete uns zuſammen, Liebe hieß mir, der Vernünftigeren gehorchen, ihren Wünſchen mich fügen, Glück und Freude im Glück meines Hauſes ſuchen, im Lächeln der Mutter und unſerer Kinder finden und ſtets ſchöneres Glück von der Zukunft erwarten. So leben wir noch glücklich, weil wir noch lieben und am Altar der Penaten freudig knieen. Du mußt heute mit uns zu Mittag ſpeiſen; meine Louiſe harret mit Sehnſucht, dich kennen zu lernen.“

Verheirathet? Du haſt Recht, Karl, ja — ich will auch heirathen. Ja, ja, ich werde an Aureliens Seite ein ganz vernünftiger, ein wahrhaft glücklicher Menſch werden!

„Ob du ſolches gerade an ihrer Seite werden wirſt und kannſt, weiß ich nicht, da ich die Holde zu wenig kenne —“

Sie iſt ein Engel!

„Frauen, ächte und rechte Frauen machen glücklich, ſelten vermögen dies die ſogenannten Engel für die Dauer. Der Himmel bewahre mich, gegen das Glück deiner Zukunft prognoſtiziren zu wollen, aber die Erfahrung lehrt, daß Ehen, aus ſolchen ſtürmiſch und unregelmäßig begonnenen Verbindungen entſtanden, ſelten glückliche Ehen werden.“

Du biſt ein Narr!

„Freilich; denn Kinder und Narren reden die Wahrheit. Geduld, Ferdinand, übereile dich nicht, du ſcheinſt mir noch nicht reif zum Heirathen. Wie ich auf der Univerſität austobte, ſo tobſt du wohl jetzt erſt aus. Früh oder ſpät kommt dieſe Krankheit Jedem, gleich den Pocken. Übrigens glaube mir: Aurelie paßt nicht für dich zur Frau, ſelbſt wenn ſie, für den Augenblick ſich ſelbſt täuſchend, ſolches glauben ſollte. Wahrſcheinlich würde ſie niemals Pflicht und Ehre wirklich verletzen; aber gewiß deiner raſch aufflammenden Eiferſucht, deinen mitunter despotiſchen Begriffen von Frauenpflicht und Herrenrecht täglich Veranlaſſung und Nahrung geben. Gewiß würde ſie, wenn wahre Liebe zu dir zu anderm Leben und Gebahren ſie vermöchte, unendlich verlieren von dem Nimbus, der jetzt ihr ganzes Weſen umſtrahlt und dich bezaubert. Anders würde ſie dir alsdann erſcheinen und ihr ſchifftet unrettbar und peinvoll zwiſchen Charybdis und Scylla umher, während die Fata Morgana traurige und täglich traurigere Bilder euch vorgaukelten, bis — laß mich ſchweigen. Die Ehe iſt kein Spiel und die Zukunft keine Bagatelle, die man im Rauſch auf einen Würfel ſetzen ſoll.“

(Fortſetzung folgt.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

In neuer Zeit hat man die Prüfungs-Klaſſe errichtet, in welcher fähige Schüler aus allen Klaſſen nach Beſtimmung der Lehrer oder auch auf eigenen Antrag geſchickt werden, dort Prüfungsarbeiten erhalten, und, wenn ſie beſtehen, den weitern Unterricht überſpringen, in die Gypsklaſſe verſetzt werden, wo ſie nach Gypsabdrücken zeichnen. — Dies jedoch geſchieht ſehr ſelten, und gewöhnlich endet ſich das Ganze, daß es in der alten, guten Ordnung bleibt. — Auf dieſe Weiſe, ſagen die Gegner, werden dem jungen Künſtler ſechs Jahre und oft mehr von ſeinem Leben auf die unverantwortlichſte Weiſe entwendet, und durch die Pedanterie alle ſeine Geiſteskräfte gelähmt. Er nimmt die ſchlimmen Eindrücke ſeiner Jugendlehren mit ſich, und wird es ſelten vermögen, ſich zu einem eignen feurigen Geiſtesſchwung zu erheben, zu jener alle pedantiſchen Schranken verſpottenden Kraft, ohne welche kein großer Maler ſein kann. — Solche Reden führen dieſe Neuerer und bemerken dabei, daß es Zeichnenlehrer hier gebe, welche in eben ſo vielen Monaten, als der Schlendergang der Akademie Jahre gebrauche, ihre Zöglinge für die Gypsklaſſen reif machen; allein dieſe Unbeſonnenen bedenken nicht, daß ſolche encyklopädiſche Bildung auch Früchte danach trage, daß nur in jahrelanger Geduld ein wahrer Meiſter erwachſen könne; daß ihr ſogenanntes Talent, Genie u. ſ. w., gewöhnlich Leichtſinnigen angehört, die um ſo mehr zu der guten Ordnung gewöhnt werden müſſen, welche ſeit Stiftung der Akademie beſteht, und die Profeſſoren, welche größtentheils in die ſchöne Kunſtzeit Friedrich's des Großen hineinreichen, können ſich mit vollem Recht nicht entſchließen, Beſtimmungen zu ändern, welche ſo herrliche Früchte getragen haben. Alles iſt Effekt, ſagen dieſe würdigen Herrn; es iſt nichts Wahres und Tiefes mehr da, nichts Gründliches und Echtes. Ein blendendes Colorit verſteckt alle Mängel der ungenauen Zeichnung, und oberflächlich, wie die ganze Zeit, iſt ein ſolches Bild. — Kann man ihnen Unrecht geben, daß ſie mit ſolchen Anſichten behalten, was ſie haben? Ach, die gute alte Zeit des vorigen Jahrhunderts! Angelika Kaufmann, die unſterbliche Künſtlerin, der Phönix deines Jahrhunderts, wo biſt du, wo ſind deine Nachahmer? Wo ſind die zierlichen Miniaturgemälde, die holdſeligen Reifröcke, die Alongenperücken, die vielen Bruſtſtücke, die zarten Landſchaften mit Daphnen und Urnen und holdſeligen Schäfchen? Alles iſt hinab, und das neue Geſchlecht hat nur Luſt zum Lachen über ſeine albernen Witzbilder, Donquixottiaden und Hundekomödien, oder es huldigt dem verkehrten hiſtoriſchen Genregeſchmack der Franzoſen, die ihre Manierirtheit ſo lächerlich darin zur Schau tragen. —

Mir wird ſehr wehmüthig, mein theurer Herr, bei dieſen Gedanken; erlauben Sie mir daher, mich für jetzt davon zu trennen und Ihnen einiges über unſere neuſte Literatur zu ſagen, doch werde ich kurz ſein, eben weil wenig darüber zu reden iſt. — Der ganze Buchhandel liegt hier in einer Lethargie, wie wohl ſeit lange nicht, und hieran iſt ganz beſonders die neue Richtung der Zeit ſchuld, die einen Funken in die Gemüther geworfen hat, der ſie immer weiter von der Sitte der Väter in fremdartige Elemente führt, welche den ſocialen Verhältniſſen, wie ſie ſind, den Untergang drohen. — Um den beklagungswürdigen Verirrungen vorzubeugen, welche daraus erwachſen würden, beſteht nicht allein auch bei uns die Cenſur, ſondern es iſt auch das wachſame Auge eines beſondern Committees vorhanden, das ſogleich ein Interdict gegen die Bücher ſchleudert, welche einen ſchädlichen Einfluß erzeugen könnten. — Mit ausnehmendem Eifer hat dies Committe ſeine Thätigkeit durch lange Reihen von Büchern kund gethan, welche das Volk nicht leſen ſoll, und hierdurch hat ſich zu gleicher Zeit feſtgeſtellt, wie zahlreich leider die Schriften ſind, welche ein ſolches Verbot nöthig machten, und wie oft in Büchern, die man für ganz unſchuldig hielt, Giftſtoff ruhte, der nur den untäuſchbaren Augen, man erlaube mir den homeriſchen Ausdruck, ſich offenbarte. — Leider Gottes finden ſich nicht immer Dankbare, welche dieſe ſo ſchätzenswerthe Wohlthat in ihrem vollſten Werthe anerkennen. — Wie wohlthätig iſt aber eine Cenſur, wie die unſere, welche Jedem erlaubt zu ſagen, was er Luſt hat, nur nicht gerade manches, was verboten iſt! Wenn man nicht von Politik reden will, wenn man ſich nicht um Regierungsſachen, Unruhen, die hier und dort vorfallen, oder was ſonſt im Lande vorkömmt und mit der Staatsverwaltung zuſammenhängt, vorſchnell bekümmert, ſo kann man ſchreiben was man will, kein Cenſer ſtreicht einen Buchſtaben. Man kann Witze machen, unangenehm werden, Schauſpieler herunterreißen, anfallen und beißen, auf wen man es grade gemünzt hat, die Tagesliteratur Berlins liefert hierzu die ſchönſten Belege, wer ſonſt daran zweifeln ſollte. — Manche der ſogenannten Liberalen verwünſchen dieſe Freiheit und ſtellen ſich dadurch ſo recht eigentlich in ihrer wahren Blöße dar; denn nur das wollen dieſe Herrn, was mit ihren Ideen von Freiheit übereinſtimmt, jene erlaubte Freiheit aber ſcheint ihnen faſt eine unangenehme zu ſein. — Die Behörde natürlich kehrt ſich daran nicht, ſondern geht von dem Grundſatze aus, in bürgerlichen Verhältniſſen den Partheien keinen Zwang anzulegen, und ſo lange der Eine den Andern ſchimpfen will, ihn ganz ruhig ſchimpfen zu laſſen, denn dafür iſt das Stadtgericht und nicht der Cenſor, ſollte jedoch es einem Patron einfallen, von Dingen zu ſprechen, die außer ſeinen Kreiſen liegen, und ihn nichts angehen, ſo wird man den vorlauten Menſchen ſehr ſchnell zur Ordnung bringen und das von Rechts wegen. —

(Schluß folgt.)

Blücher.

Schlaget auf die alten Bücher,
Forſchet in der Heldenſchaar,
Ob wohl Einer je wie Blücher,
Wie der deutſche Blücher war!

Er ein Greis in Silberhaaren,
Spornte noch ſein Schlachtenroß,
Bot, umwettert von Gefahren,
Trotz dem ſchmetternden Geſchoß.

Feſt die Fauſt am Rolands-Degen,
Tief im Auge Himmelsblitz,
Furchtbar, wie mit Donnerſchlägen,
Brach er in der Feinde Sitz.

Hier ein Gott gerechter Rache,
Uns ein Schutz im Heiligthum,
Kämpft er für die große Sache,
Wie für Preußens Glück und Ruhm.

Drum auch ſchirmten Himmelsmächte
Ihn im Kampf, im Schlachtgewühl,
Als im blutigſten Gefechte
Unter ihm ſein Kampfroß fiel.

Über ihn der Reiter Menge
Praſſelnd fuhr wie Hagelſchlag,
Er im Schwarm, im Pferdgedränge
Matt im Staub der Erde lag.

Roß und Mann ihn wild umhetzten, —
Barg ihn nicht ein Engel da,
Daß nicht Hufe ihn verletzten
Und kein Feind ihn liegen ſah? —

Ja, ihm rufen Heldengeiſter,
Fingal ihm und Oſſian:
Komm', du ſturmerprobter Meiſter,
Wandle mit die Wolkenbahn!

Und ſo lang' noch wird geſchwungen
Lanz' und Schwert in deutſcher Hand,
Hallt's im Chor von deutſchen Zungen:
Blücher! Gott! und Vaterland!

J. C. Nänny.

Muſik in Frankfurt.

An Opern wurden wiederholt: Don Juan, Maskenball, Montechi und Capuletti, der alte Feldherr, des Adlers Horſt. Neu war: Der Kerker in Edinburg (ſ. Phönix Nr. 100.) Den 27ſten gab Herr Vimercati ein zweites Concert auf der Mandoline, ſtatt des Orcheſters von dem Pianiſten Roſenhain unterſtützt. — Die Mandoline gehört in das Geſchlecht der Laute oder Cither, die Anfangs, wie die urſprüngliche Lyra (Tetrachord), nur mit 4, und nach und nach mit immer mehr Saiten bezogen ward. Die Laute reicht bis in die graueſte Ritterzeit hinauf, wurde aber erſt zur Zeit der Kreuzzüge allgemein. Die Minneſänger, die ſchwäbiſchen Dichter, die Troubadours bedienten ſich ihrer. In Spanien und Italien nennt man ſie Mandoline (eigentlich Mandora oder Teſtudo minor.) Laute, Cither oder Mandoline werden vermittelſt eines Federkiels, Hölzchens oder eines Fingers der rechten Hand geſpielt. Die heutige Guitarre iſt eine neuere Conſtruction davon. Herr Vimercati leiſtet das Unglaubliche auf dieſem an und für ſich ganz tonarmen Dinge, das er zum Solo-Inſtrument erhebt, mit bewunderungswürdiger Fertigkeit, und, was noch weit mehr ſagen will, mit Geſchmack behandelt. Und dennoch iſt das Alterthümliche, das in Ton- und Spielart dieſes kleinen Inſtrumentes liegt, nicht ganz zu verwiſchen, ſo daß man ſich unwillkürlich hinauf phantaſirt in jene Kinderzeit der Muſik, da noch Enthuſiasmus für das Ritterweſen und religiöſe Schwärmerei Dichtung und Geſang zur Darſtellung der Gefühle machten. — Den 29ſten. Barbier von Sevilla. Herr Kugler vom Königſtädter Theater in Berlin ſang den Almaviva als Gaſt. Herr K. beſitzt eine ächte Tenorſtimme, ein volles Falſet, und die Art, mit welcher er dieſe Mittel gebrauchte, zeigt von muſikaliſchen Kenntniſſen. Der ſyſtematiſche Gebrauch ſolcher Kenntniſſe muß dieſer Stimme noch mehr Fülle und Biegſamkeit, dem Falſet mehr Verbindung mit den Bruſttönen, den Paſſagen mehr Rundung und dem Worte mehr Deutlichkeit geben. Wie ich höre, iſt Herr K. noch Neuling auf den Brettern. Dann war es gefährlich, in Frankfurt die Erſtlinge eines ſolchen Flügel zu probiren. An unſerer kritiſchen Sonne (!) hat ſchon mancher Veteran ſich die Flügel verſengt. Jedenfalls ſind aus dieſem Verſuche glückliche, der Aufmunterung würdige Anlagen zu erkennen. Bei dem gefälligen Aeußern dieſes Sängers wird die dramatiſche Fortbildung leichter Spiel haben. Kapellmeiſter Gläſer hat die Parthie des Anton in Adlers Horſt für ihn geſchrieben. Dieſe Rolle wäre in jeder Beziehung das für Herrn K. geweſen, was man im terminus dramaticus „dankbar" nennt. T.

Buntes.

⁂ Seit der zwei letzten Jahre, iſt, veröffentlichten ſtatiſtiſchen Angaben zufolge, im ganzen Umfang des vereinigten großbritaniſchen Inſelreiches die Zahl der Verbrecher im Abnehmen, dagegen ſchätzte man im vorigen Jahre die Zahl der im Zuſtand der Trunkenheit ergriffenen Individuen auf 19,779, worunter 7,100 Liebhaberinnen berauſchender Getränke! Unter 64,269 Perſonen, welche vor der Polizei ſtanden, waren 22,505 weiblichen Geſchlechts. Im Ganzen war die Zahl der Angeklagten um 13,274 geringer als im Jahre 1832. — Ach, könnte man doch hoffen, daß eine ſolche Verminderung von Jahr zu Jahr in geometriſchen Progreſſionen vorſchritte! Leider bleibt dieſer Wunſch wohl ſtets nur ein humaniſtiſcher Traum! Eins aber läßt ſich — ſtatt daß man ſolchen goldnen Träumen im unthätigen Dämel nachhinge, denn doch erzielen, und man ſoll's; nämlich: ſtreben, daß den Quellen des Verbrechens entgegengearbeitet werde, — auf allen Wegen. — England bringt meine Gedanken nach Deutſchland. Hier zu ſchaffen (nicht um Bürgerkronen zu erhaſchen, nein, um ſich am Ende des Lebens ſagen zu können, daß man nicht umſonſt gelebt habe), iſt nicht blos Sache der Juſtiz und der Polizei, nicht blos Sache der Kirche und der Schule; es iſt auch Sache der Schrift und des Schriftſtellers!

Ihr braucht dem Volk die Moral nicht als langweilige Reflexion, als Butter auf ſein Schwarzbrot zu ſtreichen; nein, aus dem ächten Korn ſelbſt backt ihm geſunde Koſt; verbannt nicht blos die gemeine Gemeinheit, nein, auch die noble, und die beſonders, von der Bühne, aus dem Roman, aus der Broſchüre; ſtäupt den Drehorg'ler mit Ruthen aus, der einen Haufen von Jungen und Mädchen durch ein Jotenlied verſammelt, ſchickt das Ballet in's Spinnhaus. Ich bin wahrlich weder ein Quäker, noch ein Kapuziner; aber dürft' ich ſchaffen, ich wüßte, was ich thäte. Daß die beſten und heiligſten Ideen verroſten müſſen, iſt die kleine Tragödie, die wir leben müſſen. Ob ein Egoiſt uns darüber verlacht, und als moraliſche Träumer von ſeinem Lotterbett aus über die Achſel anſieht, — das ließe ſich, da man noch (ein eignes Herz hat, allenfalls noch tragen!

⁂ Die Herzogin von Escars läßt zu Rom eine Statue der Jungfrau von Orleans aus Carrariſchem Marmor verfertigen, 5 Fuß, 2 Zoll hoch, welche ſie als Preis für jene Stadt Frankreichs beſtimmen will, die ſich in einer (bis jetzt noch nicht näher bezeichneten) Haupt- und Cardinal-Tugend als Muſter ausweiſen wird.

⁂ **Ein Haifiſch als Kläger.** An dem Admiralitätshof von Jamaica erzählt man folgende Geſchichte eines Haifiſches, durch den ein feindliches, für neutral gehaltenes und mit falſchen Papieren verſehenes Schiff verrathen und eine gute Beute ward. —

Im Jahr 1799 ward Lieutenant Whylie von dem Befehlshaber der Station Jamaica beordert, in Geſellſchaft eines kleinen Begleitungsſchiffes, Abergavenny unter Lieutenant Fitton, in der Monna-Paſſage zu kreuzen. In kurzer Zeit reiſten ſie zuſammen ab und den andern Tag, bei Windſtille, bemerkte Lieut. Fitton an der Südſeite St. Domingo's einige Haifiſche. Er warf ihnen ein Viertelpfund Schweinefleiſch zu und als er die Angel wieder heraufzog, hatte ſich der größte Hai gefangen. Nachdem man ihn auf das Verdeck gebracht, befahl Fitton, ihn zu öffnen, um das Schweinefleiſch, das wahrſcheinlich noch unverletzt war, ihm wieder abzunehmen. Bei Verfolgung dieſer Operation ward ein Pack Papiere, mit einem Bindfaden umwunden, gefunden. Ihr Inhalt bezog ſich auf die Schiffsladung; ſie waren von einem feindlichen Hafenplatz aus gezeichnet. Einer jener Briefe fing mit den Worten an: Der Ueberbringer dieß, mein lieber Freund Mr. C. Schulz, Supercargo der amerikaniſchen Brig Nancy, wird Euch dieſes einhändigen. — Eine Stunde darauf näherte ſich der Sparrow und ſein Lieutenant Whylie kam an Bord des Abergavenny, um mit Fitton zu frühſtücken. — Da kam es nun heraus, daß Whylie während ihrer Trennung ohne Argwohn eine amerikaniſche Brig angehalten habe. „Hieß ſie nicht Nancy," fragte Fitton; — Whylie war wie vom Donner gerührt, — „und hatte ſie nicht einen Supercargo Schulz von Baltimore?" „Der Teufel," ſchrie Whylie, „wer hat euch dies verrathen?" „Niemand," erwiederte Fitton, „aber dieſer bedauernswerthe Freund (auf den Hai deutend) brachte, nachdem er durch Schweinefleiſch des Todes verblichen, die vollſtändigſte Kundſchaft von Eurer Brigg."

Es zeigte ſich hernach, daß die Feinde durch dieſe falſchen Papiere vor Whylie ihre Neutralität behauptet hatten, daß die wahren Dokumente, über Bord geworfen, von jenem Hai verſchlungen wurden, und durch ihre Autorität ward das der Nancy zur Beute beſtimmt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 105. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 4. Mai.

Einige Bemerkungen über den Verlauf des Nilſtromes, deſſen periodiſche Ueberſchwemmung und die dabei Statt habende Schlammablagerung.

Vorgetragen in der Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft, am 3ten Mai.

Von

Dr. Eduard Rüppell.

Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen, welche uns das Studium der afrikaniſchen Länderkunde lehrt, iſt das dem Nilſtrome eigenthümliche langſame und progreſſive Steigen ſeiner Waſſermaſſe während des Verlaufs mehrerer Monate, das eine geraume Zeit lang anhaltende Erhalten derſelben auf einer gleichförmigen Höhe, und der dabei Statt habende Schlammniederſchlag, ſo heilbringend zur Befruchtung des überſchwemmten Landes; ſämmtlich Begebenheiten, die ſich alljährlich mit der nämlichen Regelmäßigkeit wiederholen. Um die rieſenhafte Anſchwellung des Stromes zu erklären, gebar die Phantaſie der alten Philoſophen die ungereimteſten Hypotheſen, bis endlich die genaue Kenntniß der periodiſchen Regengüſſe in einem Theil der Aequator-Zone während einer gewiſſen Jahreszeit den natürlichen Schlüſſel zu dem Anſchwellen der aus jenen Regionen abfließenden Gewäſſer gegeben hat. Die Beſtandtheile des durch den Nil abgelagerten ſchwarzen Schlammes lehrten chemiſche Analyſen genau kennen; auch das Quantum deſſelben, welches im Zeitlauf der Jahrhunderte in den verſchiedenen Gegenden des Ufers ſeit einer bekannten Geſchichtsperiode angehäuft wurde, haben uns die Gelehrten, welche Napoleons ägyptiſcher Invaſion beigeſellt waren, mit der wünſchenswertheſten Genauigkeit mitgetheilt. Aber woher entſtehet dieſer Schlamm, der unerſchöpflich mit jeder neuen Überſchwemmung die Nilufer gemeinſchaftlich mit dem Flußbette erhöhet, und durch welchen nach und nach die mitunter ſehr beträchtlichen Diſtrikte fruchtbaren Erdreichs längs des ganzen Flußufers, ja ſelbſt die weite Fläche des ägyptiſchen Delta gebildet wurden? Woher kömmt die große Regelmäßigkeit in dem progreſſiven Steigen der Waſſermaſſe zur Überſchwemmungszeit, welche den andern afrikaniſchen Strömen zu mangeln ſcheint? Dieſes waren bis jetzt unbeantwortete Fragen, über welche einige Aufklärung zu erhalten, mir mein verlängerter Aufenthalt in Abyſſinien Gelegenheit verſchaffte. Ihre Mittheilung iſt der Zweck gegenwärtigen Vortrags, den ich mit einer allgemeinen Beſchreibung des Nilſtromes beginne.

Der ägyptiſche Nil entſtehet bekannter Maßen aus der Vereinigung von drei Hauptſtrömen. Die zwei beträchtlichſten fließen bei Kardum unter'm 15½ Breitegrad zuſammen, und von ihnen kömmt der weſtliche, Bahher el Abiad oder der weiße Fluß genannt, von Süd und Südweſt her, aus zur Stunde den Europäern noch unbekannten Ländern und Quellen; er wird bei Ptolomäus ſchlechtweg Nil benannt, ein Wort, womit jetzt, und vermuthlich auch in älterer Zeit, die Uferbewohner den Überſchwemmungszuſtand des ganzen Stromes bezeichnen. Der öſtliche Hauptſtrom, Bahher el Aſrak oder der blaue Fluß benannt, iſt der Aſtapus der alten Schriftſteller. Er entſpringt in der Provinz Agow, an der Weſtgränze von Abyſſinien, aus welchem Lande er in ſpiralähnlicher Krümmung abfließt, um dann in nordweſtlicher Richtung ſeinem Rivalen zuzueilen. Der dritte Hauptcontribuent des Nils iſt der Atbara-Strom, der Aſtaboras der Alten; er kömmt theilweiſe von den abyſſiniſchen Schneegebirgen der Provinz Simen, wo noch eine ſeiner Verzweigungen Ataba heißt, während eine andere, etwas beträchtlichere, den Namen Tacazé führet, welcher als der vorherrſchende in Abyſſinien für dieſen Strom gebraucht wird. Seine vorzügliche Abflußrichtung geht nach Nord und Nordweſt, bis er ſich unter'm 17½ Breitegrad bei Damer mit dem Nil vereinigt.

Vor der Excurſion, welche meine Jäger im Jahr 1824 in einem Boote, während einer Strecke von 60 Wegſtunden, den Bahher Abbiad oder weißen Strom aufwärts machten, beſaß man in Europa gar keine auf directe Beobachtung gefußte Kunde über dieſen Strom, den Cailliaud nur bei ſeiner Vereinigung mit dem Bahher Asrak oder blauen Strom geſehen hatte, obgleich er als Haupttitel auf ſeine Reiſe in Afrika „Voyage au Fleuve blanc“ ſetzte. Meine Jäger machten mir damals über den Bahher Abbiad die wichtige Mittheilung, daß die in ſeinem Flußbette enthaltene Waſſermaſſe mit derjenigen des Bahher Asrak in gar keinem Gleichheitsverhältniß ſtehe, indem erſtere die letztere in dieſer Beziehung wohl 6- und mehrfach übertreffe; *) daß außerhalb der Regenperiode das Waſſer des Bahher Abbiad in der Provinz Sennaar ſo zu ſagen gar keine Strömung zeige **), und vielmehr einem großen ſtagnirenden See gleiche, deſſen Niveau theilweiſe eben wegen ſeiner Ausdehnung zu Anfang der Regenzeit weit geringer ſteige, als ſein Verbündeter, der Asrak-Strom, bis endlich plötzlich gegen das Ende des Monats Juli ſeine ganze Waſſermaſſe oft in wenig Stunden ſich ungewöhnlich erhebe und auf dem erhöheten Niveau ſich mehrere Monate erhalte. Dieſes verſpätete und plötzliche Anſchwellen des Bahher Abbiad, das ſeinen unverkennbaren Einfluß durch ein raſches Steigen des Nilſtromes, ſelbſt bis nach Cairo zu äußern pflegt, iſt den Bewohnern längs des Nils ſehr wohl bekannt, aber, wie es ſcheint, von den europäiſchen Reiſenden nie beachtet worden.

Ich ſelbſt theilte in meinem Reiſeberichte nach Kordofan, indem ich dieſer Thatſache erwähnte, die Muthmaßung mit, ob dieſe Anſchwellung nicht eine Folge ſei einer nur periodiſch während der Fülle der Regenzeit Statt habenden Verbindung eines großen Binnenſee's mit dem Bahher Abbiad, worüber ich freilich nicht die geringſte directe beſtätigende Auskunft beſitze, worauf aber die von einigen Reiſenden, wie Hornemann, Jackſon und Barrow, eingezogenen Notizen, namentlich die Auskunft, die Sultan Bello an Clapperton ertheilte, anwendbar ſind, ſo wie auch die von Strabo citirte Stelle des Eratoſthenes, worin es heißt: daß der von Süden kommende Strom, indem er vom Bahher Abbiad ſpricht, aus großen See'n komme.

Die Beobachtung meiner Jäger über die gleichſam ſtagnirende Waſſermaſſe des Bahher Abbiad außerhalb der Regenzeit, wurde ſechs Jahre ſpäter durch Herrn Linant beſtätigt, als er für Rechnung der engliſchen Regierung eine Entdeckungsfahrt auf dieſem Strom verſuchte, die ihn aber nicht viel weiter führte, als bis wohin meine Leute vorgedrungen waren. Eine der wichtigſten geographiſchen Fragen, die relative Höhe des Bahher Abbiad vergleichlich zur Meeresfläche durch Barometermeſſungen auszumitteln, hat weder Cailliaud, noch Linant, noch ſonſt jemand meines Wiſſens berückſichtigt; ich ſelbſt aber war daran verhindert worden, indem ich im Jahr 1823 durch Plünderung zu Esne in Oberägypten meine beiden Barometer verlor, kurz ehe ich die Reiſe nach Kordofan unternahm. Es bleiben in jenen Gegenden noch ſehr viele intereſſante Beobachtungen der Ausdauer ſpäterer Reiſender vorbehalten.

Die Notizen über den öſtlichen Hauptarm des Nils, dem in Abyſſinien entſpringenden Bahher Asrak, ſind ziemlich beſtimmt durch die Berichte mehrerer europäiſchen Reiſenden, und ich kann ſolche in mancher Beziehung vervollſtändigen und entwickeln. In der abyſſiniſchen Provinz Agow, unter'm 11. Breitegrad, in einem ſumpfigen grasreichen Thale, von mittelmäßigen Hügeln umgeben *), entſpringt nach den ältern Berichten von Paez und Lobo, die Bruce viele Jahre ſpäter beſtätigte, der Hauptſtrom Abyſſiniens, von den Eingebornen Abai genannt. Nach einem wegen der verſchiedenen Windungen beiläufig 85 Stunden langen Laufe ergießt ſich der Strom in den großen Zana-See; da er in dieſer Strecke nach Bruce nur zwei Waſſerfälle bildet, und an mehreren Orten, wie z. B. bei der Vereinigung mit dem Dima-Strome **), viele Krümmungen in einem langen Thale macht, ſo kann der Abai in dieſer Gegend ſeines Laufes nicht beſonders ſtarken Fall haben. Wenn nun nach meinen mehrfachen barometriſchen Meſſungen die mittlere Höhe des Zana-See's 5800 franzöſiſche Fuß über der Meeresfläche beträgt, ſo ſcheint es mir rein unmöglich, daß Bruce's Angabe von 9000 franz. Fuß für die abſolute Höhe der Nilquelle in der Provinz Agow richtig ſei. Da nun aber nach eben dieſes Reiſenden Barometermeſſungen die Höhe des Zana-See's auf 8000 Fuß angenommen wird, alſo um 2200 Fuß höher, als ich durch meine Beobachtungen ausmittelte, ſo bin ich geneigt, auch die Höhenangabe der Nilquellen um dieſe Summe zu verringern, und ihnen mithin nur eine abſolute Höhe von beiläufig 7700 franz. Fuß einzuräumen.

Das weite Becken des Zana-See's, rundum keſſelförmig von beträchtlichen Höhen umgeben, nimmt während der Regenzeit viele kleine Ströme auf; aber die Waſſermaſſe, welche zu gewöhnlicher Zeit aus dem See mittelſt des Bahher Asrak oder Abai abfließt, iſt nicht ſehr bedeutend. Bei der Brücke Deltei — die einzige, welche über den Nilſtrom geſprengt iſt, ungefähr 10 Stunden nach ſeinem Austritt aus dem Zana-See — ſchäumt die ganze Waſſermaſſe unter einem einzigen, kaum 20 Fuß weiten Bogen in tiefem Felsſpalt durch; letzterer iſt beiläufig 70 Fuß tief; während der Regenzeit füllt ihn das Waſſer nicht allein ganz aus, ſondern es verbreitet ſich auch auf dem Südufer während einer Strecke von 100 Fuß, und rauſcht hier unter ſieben andern Brückenbogen durch. Bei dieſer Brücke und während des größeren Theils des Flußlaufs in der Provinz Godjam und Damot, bis nach Fazuglo hin, ſoll der Strom fortwährend in engem Bette über eine Verkettung von Felsmaſſen abſtürzen, welches theilweiſe der Reiſebericht von Fernandez beſtätigt. Da der Flußlauf in dieſer Strecke durch ſeine Krümmungen einen Weg von beiläufig 150 Stunden durchfließt, ſo glaube ich für den Fall des Stromes während dieſes Laufs wenigſtens 3300 Fuß annehmen zu müſſen, d. h. 22 Fuß pr Stunde. Zu Fazuglo endet die Möglichkeit, den Nil zu beſchiffen. Von dort bis Sennaar beträgt die Länge des Nilufers beiläufig 70 Stunden; der Fluß hat in dieſer Gegend keine Katarakten, aber ziemlich viel Strömung, die ich zu 4 Fuß Gefälle pr. Stunde anſchlage, oder 300 Fuß für die ganze Entfernung, eine Schätzung, deren wahrſcheinliche Richtigkeit ich durch eine andere Berechnung zu belegen verſuchen will. —

Der dritte Hauptzufluß des Nils, der in Abyſſinien Tackazé, in Nubien aber Atbara benannte Strom, entſteht durch die Vereinigung von drei Strömen. Zwei davon entſpringen in der Provinz Simen, ziemlich nahe bei einander, zu beiden Seiten des hohen Berges Buahat, unter'm $13^{1}/_{3}$ Breitegrad. Dieſer Bergkamm iſt, nach meiner barometriſchen Meſſung, 13000 franz. Fuß hoch; die beinahe perenne Schneemaſſe ſeines Gipfels bildet die Hauptquelle des nach

---

*) Schon Bruce in dem Appendix der 3ten Ausgabe, Vol. 7, p. 105, ſagt: der Bahher Abbiad ſei mehr als doppelt ſo breit, als der Bahher Asrak; und ferner p. 106: „The Abiad is three times as big as the Nile.“

**) Eine bereits von Bruce bekannt gemachte Notiz (Vol. 7, p. 106): „The river scarcely can be seen to run.“

*) *Bruce* Vol. 3, p. 665: „Les montagnes que l'on voit de l'est à l'ouest en entrant dans la vallée, ont peu d'élévation.

**) *Bruce*, Vol. 3, p. 663.

Oſt zu abſtrömenden Ataba, während das Waſſer des weſt-
lichen Abfalles dieſes Gebirgs ſich in dem Bellegasfluß ver-
einigt, der erſt nach Süden zu und denn gleichfalls nach
Oſten verläuft; beide vereinigen ſich mit dem eigentlichen
Tackazé, deſſen Name die ihrigen verdrängt, obgleich ſo-
wohl die Waſſermaſſe, als die Uferlänge des Bellegas voll-
kommen mit dem Tackazé rivaliſiren dürfte; die Quellen
des letzteren verſetzt man, nach der Angabe des Pearce,
nicht fern vom 12. Breitegrad.

Bei meinem zweifachen Übergang über den Tackazéfluß
in den abyſſiniſchen Provinzen Avergalé und Shiré, in einer
geographiſchen Breite von $13^{1}/_{6}$ und $13^{1}/_{4}$ Grad, mittelte
ich durch barometriſche Meſſungen die abſolute Höhe der
dortigen Stromfläche aus, und erhielt für ſolche am erſten
Orte 2900, an letzterem 2750 franz. Fuß. Der Tackazé,
von Shiré aus bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Nil-
ſtrome bei Damer, durchfließt eine Strecke von beiläufig
290 Wegſtunden, während welcher er wenigſtens in der zu
Abyſſinien gehörenden Landſtrecke noch einen ſehr bedeuten-
den Fall hat, ſo daß man wohl den Fluß-Niveau-Unter-
ſchied zwiſchen beiden Landſchaften auf wenigſtens 800 Fuß
annehmen darf, welches beinahe gänzlich dem obern Laufe
des Stromes zukömmt. Von der Stadt Damer ſtromauf-
wärts, bis nach Sennaar, durchfließt der Nil eine Ufer-
ſtrecke, die man wegen der Windungen auf 125 Stunden
Länge anſchlagen muß; nur an zwei Orten iſt das Fluß-
bett in dieſer Gegend mit Stromſchnellen beſetzt, aber ſie
ſind ſo unbedeutend, daß keine von beiden die Schiffahrt
zu irgend einer Jahreszeit unterbricht; ich ſehe daher nicht
ein, warum man für das Flußgefälle des Nils zwiſchen
Damer und Sennaar mehr, als 250 Fuß anſchlagen kann,
ſo daß alſo der gewöhnliche Waſſerſpiegel des Fluſſes un-
ter'm $13^{1}/_{6}$ Breitegrad bei Sennaar ſich auf 2200 franz.
Fuß über der Meeresfläche gleichſtellen wird, wie ich ſol-
ches in Folge meiner am Dembea-See gemachten barome-
triſchen Meſſungen vorſtehend abſtrahirt hatte. (Schluß f.)

Aus Berlin.

(Schluß.)

In unſerm Buchhandel iſt es allerdings ſehr ſtill, und
ich könnte Ihnen auch nicht ein einziges Werk nennen, das
in neuſter Zeit das geringſte Aufſehen gemacht hätte.
Schlechtes und mittelmäßiges Zeug wie z. B. Berliner
Nächte von einem gewiſſen Schauſpieler L. Schneider,
der auch eine Soldatenzeitung herausgibt, oder Seemans-
ſagen von H. Schmidt, die nicht ganz ohne Talentſpuren
ſind, findet ſich dagegen häufiger. Von unſrer Tagesliteratur
tur und den gelehrten und andern Geſellſchaften ſpreche ich
nächſtens, nur jetzt noch einiges über Theater und ein paar
andre Tagesneuigkeiten. —

In der Königsſtadt iſt, außer einer unbedeutenden
Poſſe und einer Traveſtie der Veſtalin: Julerl, die Putz-
macherin genannt, das neuſte große Luſt-, Schau- und
Trauerſpiel der Madame Birch-Pfeifer, der Glöckner von
Notre Dame, über die Bühne gegangen. Die Julerl iſt eine
Poſſe ganz im Wiener Geſchmack, mit derben Späßen ge-
würzt und mit einigen artigen Liedern ausgeſtattet, durch
deren Vortrag beſonders Mlle. Beckarr ſich Lob und Beifall
erworben hat. — Das Ganze jedoch iſt ziemlich ſchaal und
gewaltig albern, wenn es nicht durch das gute Spiel ſo
ausgezeichneter Komiker, wie die Königſtädter Bühne beſitzt,
gehalten wird. — Das große Kunſtwerk der Madame Birch-
Pfeifer dagegen iſt vortrefflich, ja es übertrifft noch den
Hinko, es reißt hin und bezaubert durch ſeine erhabenen
Theatereffecte und die Berliner gehen hin um zu ſtaunen. —
Wie immer, ſo hat man auch diesmal den würdigen Direk-
tor des Theaters zu verläumden geſucht, und ihm aufge-
bürdet, daß er den Glöckner von Notre Dame durchaus
nicht habe behalten können, ſondern jetzt Jeden frage, ob
er ſchon das Glöcklein von Rotterdamm geſehen habe, das
ſei ein Prachtſtück u. ſ. w. Die Kritik hat ſich freilich nicht
gleich günſtig darüber ausgeſprochen, und Manche haben ſogar
behauptet, es ſei ohne allen innern Zuſammenhang zuſam-
mengewürfeltes Zeug, welchem ſogar das Theatergeſchick
fehle, welches ſonſt wohl die Stücke der Madame Birch-
Pfeifer hatten, ſogar, daß er nicht wie der Roman Viktor
Hugos mit dem Galgen, ſondern mit einer Hochzeit endet,
hat man der Künſtlerin zum Vorwurf gemacht, und gerade-
aus erklärt, daß ſie einer Aufgabe wie dieſe, durchaus
nicht gewachſen ſei. — Ich denke jedoch, daß dies letzte ein
großes Lob enthalte, denn ſich an Großes zu wagen, zeugt
ſchon von Seelenſtärke, und einen Stoff benutzen, der nach
Aller Urtheil, ſchwerlich in die Formen eines Dramas ge-
prägt werden kann, iſt ein Beiſpiel großartiger Kühnheit.
Die beiden Opern, welche die Königſtadt im März brachte,
Donizettis Fauſta und die Falſchmünzer von Auber,
haben beide dagegen wenig gefallen. — Die Muſik iſt matt
und Aubers Ruhm wird dadurch gewiß nicht vergrößert,
nur ein eingelegtes Lied: „Kapitain Johann,“ von Sieg-
meier componirt, gefiel vom Ganzen. —

Ein luſtige Geſchichte iſt das Abentheuer des Herrn
Cerf mit Mlle. Heinefetter. Er hatte die berühmte Sänge-
rin zu Gaſtrollen à 30 Louisd'or engagirt, mit dem Beding,
daß der Kontrakt nur dann Gültigkeit haben ſolle, wenn
ſie bis zum 15ten Februar hier eingetroffen wäre, während
dieſer Zeit wurden der Sängerin jedoch vom kgl. Theater
Gaſtrollen à 40 Louisd'or angeboten. Mlle. Heinefetter
traf daher erſt am 28ten hier ein, und erklärte nun Herrn
Cerf, daß ihr Kontrakt nicht gültig ſei, ja, als er dieſen
Verſtoß großmüthig verzeihen wollte, beſtand ſie darauf, er
könne und dürfe nicht gültig ſein, und der getäuſchte,
wüthende Mann ſchrieb nun ſogleich an die Lalande nach
Mailand und an Mlle. Wiel nach Turin, die letzte iſt nun
auch richtig eingetroffen, und läßt ſich in Gaſtrollen hören,
in welchen ſie jedoch nur mittelmäßigen Beifall hat.

Das kgl. Theater hat außer den Gaſtrollen der Dem.
Heinefetter, die unter den hieſigen Kritikern lebhaften Streit
erregt haben, ein neues Trauerſpiel von Raupach; Kaiſer
Friedrich I. von Mailand, und die Oper Ali Baba von
Cherubini dargeſtellt. —

Friedrich I. iſt, wie alle Raupach'ſchen Stücke, viel
Reflexion und Sentenzenkram, ſchöne Redensarten, ge-
häufte Bilder, tauſend Anlagen, aus welchen der Dichter
leuchtet und nirgend eine Vollendung. Mad. Krelinger
muß wie gewöhnlich wahnſinnig werden, nur diesmal zur
Abwechſelung vor Hunger, und Herr Rott kann ſeine ganze
mimiſche Größe darlegen. — Es iſt ſchön von Raupach,
daß er den Shakespeare und Don Calderon ſtudirt hat
und dieſe größten Dichter zu ſeinen Vorbildern wählt, und
es iſt ſchade, daß er immer dicht an ihnen vorbeiſchießt, daß
er nur ihr äußeres Weſen begreift, und ſich mit den flat-
ternden Fetzen begnügt, ohne in das Heiligſte des Tem-
pels hinabzuſteigen. Entweder kann er nicht, oder will er
nicht; ich glaube faſt das erſte, ſeine Vielſchreiberei unter-
drückt ſeinen Dichtergenius, und hält ihn zu ſehr auf der
Oberfläche, um jemals ihm zu erlauben in die Tiefe zu
ſteigen, daher ſind auch alle ſeine Stücke vorübergehende
Meteore, und die ſchönſte und größte Seite unſerer Ge-
ſchichte muß den Sänger noch erwarten, der ſie unſterblich

macht. Ali Baba dagegen hat um ſo mehr gefallen, die Muſik entſchuldigt ganz für das Süjet und Cherubinis leztes Werk zeigt ſich des großen Meiſters würdig. —

Ein neues Luſtſpiel „die Schweſtern,“ haben wir vor einigen Tagen geſehen. Eine, wie es heißt, ſehr vornehme Dame eines benachbarten Hofes macht ſich das Vergnügen, Luſtſpiele im Ifflandiſchen Geſchmack zu ſchreiben, und man muß bekennen, daß dies nicht ohne Talent geſchieht. Man ſage nicht, daß unſere Zeit nicht die Vorurtheile von ſich ſchleudre. Ein König iſt unter den Dichtern ſeines Vaterlandes, ein Fürſt ſchreibt für ſeine Nation, und eine Prinzeſſin macht Luſtſpiele, eine Andere componirt für das Theater, und Grafen und Freiherrn folgen dieſen ruhmvollen Beiſpielen. —

Concerte haben wir in dieſem Winter verhältnißmäßig ſehr wenige gehabt; ein Umſtand, der wahrſcheinlich aus der Überfülle in vorigen Jahren und aus dem Bewußtſein der Künſtler herzuleiten iſt, daß eine Lauheit dafür eingetreten ſei, die alle ihre Bemühungen zu Schanden machen müſſe. Selbſt Lafond, der große Virtuoſe, hat leere Säle gehabt und ſich bequemen müſſen, im Theater zu ſpielen, und ich glaube faſt, es ginge Paganini nicht beſſer, wenn er jezt käme. — Die Möſer'ſchen Quartette und Concerte allein machen davon eine Ausnahme; hier herrſchen Beethoven, Mozart, Bach und die alten tüchtigen Meiſter, und ein Kreis von Verehrern ſammelt ſich, der groß genug iſt, den Saal zu füllen. Neider und Feinde haben auch dieſe ſchönen Beſtrebungen zu verdächtigen geſucht und ihren Hohn hineingeträufelt. „Es iſt wahr,“ ſagen ſie, „Herr Möſer gibt bei jeder Gelegenheit ein Concert oder ein Quartett, kein Geburtstag, kein Sterbe- oder Hochzeitstag eines berühmten Meiſters kann vorüber gehen, ohne eine ſolche Ankündigung; aber Herr Möſer braucht Geld, viel Geld, er liebt den Champagner, er liebt ihn außerordentlich, und der wächſt nicht in Grüneberg für fünf Silbergroſchen. Gibt er denn etwa ſeine Concerte aus Begeiſterung unentgeltlich, oder für die Armen, für die Wittwen von Muſikern oder ſonſt für wohlthätige Zwecke? Der Himmel bewahrt ihn vor dergleichen Schwachheiten, er läßt ſich bezahlen, und ſeine ganze Schwärmerei für die Heiligkeit Beethovens u. ſ. w. iſt eine ganz richtige Spekulation.“ So ſprechen dieſe einſeitigen Menſchen, und es iſt nicht werth, daß man darüber ein Wort verliere. — Bald hätte ich es vergeſſen: aus dem Süden gaſtirt hier jezt Herr Verſing, ein ſehr braver Baſſiſt, mit vielem Beifall. Mad. Krelinger und ihre Töchter ſezen ihre Gaſtſpiele noch fort, werden aber in dieſen Tagen nach Wien gehen; auch Mlle. Heinefetter verläßt uns mit ziemlich mittelmäßigem Beifall, dagegen iſt Seidelmann vorgeſtern angekommen und — ſpaniſche Tänzer. Von dieſen Allen ſchreibe ich nächſtens. — Vor einer Woche hatten wir hier den medizinisch-wichtigen Vorfall, daß ein Mädchen, das ſchon im Sarge lag, wieder herausgenommen wurde, weil man noch Lebenszeichen entdeckte. Die Arme ſtarb jedoch nach zehn Tagen, indeß wird vielleicht dies ein neuer Sporn ſein, daß man bald Leichenhäuſer erbaue. — Eine andere Tagesneuigkeit iſt die, daß ein Kaufmann ein Faß Syrup öffnet, weil ſein Inhalt gar nicht herauslaufen will, und nun den Leichnam eines Juden darin zu ſeinem großen Schrecken erblickt, der wahrſcheinlich eine weite Reiſe hierher gemacht hat. Die Polizei ſucht den Zuſammenhang zu erforſchen, ich aber ſage Ihnen bis dahin mein Lebewohl! —

Kunſt-Literatur.

Hannover'ſche Kunſtblätter 1835. Nro. 1 — 12. Redaktion: G. Oſterwald. Expedition: Gebrüder Jänecke. Die diesjährige hannöver'ſche Kunſtausſtellung, welche die früheren 2 ſowohl „in quantitativer als in qualitativer Hinſicht ſehr bedeutend übertraf“, hat in dieſen Oſterwald'ſchen Kunſtblättern ein Organ gefunden, wie wenig andere in Deutſchland. Es wäre dringlichſt zu wünſchen, daß der bildenden Kunſt allenthalb eine ſolche mit tüchtiger Sachkenntniß und Unpartheilichkeit gerüſtete und von reinem Willen beſeelte Kunſtkritik zur Seite ſtünde und mit ihr Hand in Hand ginge! Dann würde vielleicht der bildenden Kunſt am erſten gelingen können, was der Poeſie und der Tribüne noch nicht gelang, ein Band zwiſchen Nord und Süd zu knüpfen, die Einheit des Wollens ohne Aufopferung der Eigenthümlichkeiten einzuleiten. Unpartheilichkeit der Kunſtkritik, die auf keine Provinz und keine Schule Rückſicht nehmen darf, iſt dabei die erſte Bedingung. Sachkenntniß der Beurtheiler muß das ganze Beſtreben in der öffentlichen Meinung ſanctioniren. Ach, daß bis jezt noch ſo viele die moraliſchen Pflichten des Schriftſtellers gegen ſein Volk und in Bezug auf Humanität —, über ihren ſchmuzigen Egoismus vergeſſen, der ſie den Buchhandel, den ſie dominiren ſollten, blos als Pumpe benützen lehrt und das Volk als Sündenbock, — als ob jene nicht am tiefſten und verachtungswürdigſten daſtünden, die das Volk als Maſchine der Mode betrachtend, ſich ſelbſt an die Speichen der Mode anklammern und dran fortſchleifen laſſen! Man ſoll zwar allerdings vor der öffentlichen Meinung Reſpekt haben, doch nur wie ein Singular vor'm Plural, nicht wie ein Lehrjunge vor dem Meiſter, eher wie ein Prophet vor der Zukunft, die er machen helfen muß!

Von der Sachkenntniß und den geläuterten Urtheilen der Verfaſſer einige Proben zu erhalten, höre man, was über Koch geſagt wird:

„Kochs Landſchaften ſchildern niemals die Natur in ihrer realen Erſcheinung, welche meiſt durch Zufälliges und, für die durch das Bild zu verſinnlichende Idee, Unweſentliches conſtituirt iſt; — oder mit andern Worten: Koch ſchreibt die Natur nicht mechaniſch ab, ſondern er ſieht ſie im Großen und Ganzen, und entlehnet aus ihr das Material, deſſen er bedarf, um einen eigenen Gedanken damit zu bekleiden und unſerem Auge darzuſtellen. Dieſen bringt er auf dem kürzeſten Wege und mit den einfachſten Mitteln zur klarſten Anſchauung, und weiß mit vernünftiger Nüchternheit alles Widerſprechende auszuſchließen, das Gleichgültige und Unweſentliche gehörig unterzuordnen, — dagegen das Bedeutende hervorzuheben und darauf alle einzelnen Elemente ſo zu beziehen, daß ſich keines für ſich ſelbſt geltend macht und die poetiſche Einheit ſtört, welche das Kunſtwerk vor den Werken der Natur voraus hat.

In ſolcher Organiſation eines Kunſtwerks aber beſteht der Styl. Styl iſt demnach nicht vereinbar mit ſclaviſcher Copirung der Natur, ſondern nur möglich bei idealer Auffaſſung derſelben, — ja identiſch damit. Er ſezt vollkommene Herrſchaft über den Stoff und die Mittel voraus, und kann wohl ausgebildet, aber nicht angebildet werden; denn er iſt alleiniges Eigenthum und das ſicherſte Kennzeichen des Genies. — Angeeigneter Styl iſt Manier.

Styl iſt alſo den Koch'ſchen Landſchaften in hohem Grade eigen, und iſt dasjenige, was ſie vor den meiſten anderen neueren Landſchaften auszeichnet. Wer ihnen daraus einen Vorwurf macht, thut eben ſo unrecht, als wenn er an einem Drama den idealen Schwung, und daß die Perſonen in Verſen ſprechen, tadelte.

Kochs ideale Auffaſſungsweiſe iſt auch der Grund, weshalb wir nicht von ihm, wie ebenfalls von keinem klaſſiſchen Landſchafter vor ihm, ſogenannte Veduten, d. h. ganz getreue Copien beſtimmter Gegenden, zu ſehen gewohnt ſind, an denen namentlich die neuere Zeit ſo großes Wohlgefallen findet. Weil dieſe Vorliebe ſowohl von Seiten des Malers, als des Beſchauers nur einen geringen geiſtigen Aufwand in Anſpruch nimmt, ſo iſt ſie für beide freilich ſehr bequem, aber für die Kunſt von den verderblichſten Folgen, indem dadurch die Menge der proſaiſchen Naturabſchriften noch mehr überhand nimmt, während die ungemein geringe Zahl der eigentlichen Landſchaftsgedichte von jenen um ſo leichter erſtickt wird, als in denſelben kein Mittel, ihre Wirkung frappant und pikant zu machen, unverſucht bleibt. Daher rühren die mannigfachen Effektſtücke, die beliebten Feuerchen, die minutiöſe Ausführung der Pflanzen und anderer Nebendinge; — daher die häufige Wahl ſolcher Gegenſtände, die ſchon an ſich ſelbſt in der Wirklichkeit gewiſſe Empfindungen, z. B. des Grauens, des Gewaltigen und Wilden u. ſ. w. erregen, und welche deshalb die dem Künſtler fehlende Poeſie einigermaßen zu erſetzen im Stande ſind. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 106. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 5. Mai.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Du faſelſt in den Tag hinein, du kennſt dies herrliche Weſen nicht.

„Freilich nicht. Dennoch wette ich Zehn gegen Eins, daß ſie ſelbſt an eine dauernde Verbindung mit dir nicht denkt und darein nicht willigt, daß ſie dein und ihr Glück viel richtiger würdigt und den jetzigen ſchönen Traum nicht für eine dauernde Wirklichkeit hält."

Thomas, Thomas! das muß ſich heute noch entſcheiden. Aber — Karl, mein Karl, es wäre doch ſchrecklich, wenn du Recht hätteſt! Doch vogue la galère! du haſt nicht Recht!

Aurelie ließ uns bitten, zu ihr heraufzukommen. Wir fanden ſie im eleganteſten Morgenputz. Mit flammender Röthe empfing ſie Karls ſchalkhaftes Kompliment und galanten Handkuß, mit unglaublicher Geduld ertrug ſie meine lange ſtürmiſche Umarmung und bebte unter meinem Kuß. Die Unterhaltung wollte nicht in Fluß kommen. Alle ihre Verſuche, zu gewohnter Heiterkeit ſich aufzuſchwingen, ihre ſelige Unbefangenheit im Flug wieder zu erhaſchen, ſcheiterte im Anblick meines ſinnenden, trüben Weſens. Karls Ruhe ſchlug alle Saiten an, um ihr Herz und ihre Seele zu erforſchen. Froſtig und geſpannt und freudelos dehnten ſich einige Stunden zur läſtigen Ewigkeit. Sie erhob ſich plötzlich, umarmte mich zuckend. „Nicht wahr, liebes Herz, du haſt nichts dagegen, wenn ich jetzt in die Kirche fahre? Nie beſuche ich den Tempel Gottes, als wenn ich ein Bedürfniß dazu fühle, und heute, jetzt — wird dies Bedürfniß wach in meinem Herzen bis zu ſchmerzlichſter Sehnſucht!" —

Bete, bete, Aurelie — auch für mich!

„Von ganzer Seele, mit ganzem Herzen! — Speiſen wir miteinander?"

Karl hat mich an ſeinen Familientiſch gebeten.

„So? Iſt das artig? Da muß ich wohl als ungebetener Gaſt erſcheinen! Ja, laßt mein Herz ſich ſonnen im wohligen, ſüßen Glück des Hauſes!"

Thränen erſtickten ihre Worte, krampfhaft umarmte ſie mich, preßte mich an Mund und Herz und ſtürzte hinaus, ihr Antlitz im Taſchentuch bergend.

Habe ich Recht, Karl? Habe ich meine Wette gewonnen? Sie liebt mich, Bruder, ſie liebt mich! Komm, komm nach Hauſe, an deinem Tiſch feiern wir die Verlobung — den ſchönſten Tag meines Lebens.

17. Sehnſucht und à la guerre.

Karl hatte mich zu den ſchon oft geſehenen Grabmalen des Marſchalls von Sachſen und des Helden von Marengo geführt. Sie ſind die Repräſentanten zweier merkwürdigen Perioden in der Geſchichte der Menſchheit. Jenes prangt in einer Kirche, dieſes ſteht ſinnig und einfach auf freiem Feld, von einigen Bäumen umgrünt, an der Markſcheide von Deutſchland und Frankreich, von einem deutſchen Künſtler, dem genialen Weinbrenner, entworfen. Jenes erinnert an einen Helden, der für frivolen Despotismus und bourboniſch hartnäckige Arroganz kämpfte. Dieſes an einen Helden, der für Republikanismus kämpfte, für die Freiheit zu bluten glaubte und für die Erringung der

Übermacht eines uſurpirenden, rieſigen Despoten ſtarb. Dort der Kampf für die galanten, ſchmeichelnden, weichen, buhleriſchen, bigotten, ſchimmernden Ludwige, deren Kunſt und Glanz und Größe den Samen des Fluchs ausſtreute. Hier der Sieg für den glühenden, kalten, herrſchſüchtigen, eiſernen Diktator, für das großartigſte Genie vieler Jahrhunderte, das durch Gewaltthaten, Anmaßung und eiſige Härte ganz Europa in ein Leichenfeld verwandelte, mit dem edelſten Blut alle Lande düngte, — aber Segen ausſtreute bei allen Völkern, wenn gleich an manchem Ort erſt kommenden Geſchlechtern zur Ernte.

Ernſt, beinahe feierlich geſtimmt kamen wir in Karls Wohnung an. Seine Louiſe überraſchte mich mit einer Zutraulichkeit und Herzlichkeit, welche ich an keiner Kernfranzöſin je bemerkt hatte, mit jenem Zauber kandider, hausmütterlicher Jungfräulichkeit, welchen man mit franzöſiſcher Erziehung und Sitte für ganz unverträglich halten ſollte. Ihre kleine Verlegenheit bei der Nachricht von der Ankunft einer ihr ganz fremden und fremdartigen Dame machte ſie noch liebenswürdiger, als ſelbſt die freundliche Bemerkung: „Sie kommt mit Ihnen; mag ſie ſein, wer ſie will und was ſie will, ſie iſt mir als Schweſter willkommen!“ Ein Wort in der Küche, eine kleine Umdeckerei an der runden Tafel; — und jede Verlegenheit war beſeitigt.

Wie entzückten mich die Kinder, welche, in größter Freiheit erzogen, nichts Süßeres kannten, als dem Vater und der Mutter — ihrer einzigen Gottheit auf Erden — voll Liebe und Ergebenheit zu gehorchen, und voll heiligen Eifers an alles ſich klammerten, was ihre Bildung befördern konnte. Welche Luſt, den kleinen Karl und der Mutter zartes Ebenbild die mit wahrer Begeiſterung von dem Vater geſchriebenen Klavierduette lebendig und mit ganzer Seele ſpielen zu hören. Wie ſinnig entwickelten die Kleinen die Rudimente von Naturgeſchichte, Geographie, Geſchichte, wie einfach und rührend ihre erſten Blicke in den Geiſt der Religion.

Bezaubert war ich von dem ſeligen Frieden eines ſolchen Hausweſens. Unendliche Sehnſucht nach ähnlichem Glück ergriff mich mehr und mehr mit jedem Augenblick. Befähigt und berufen fühlte ich mich, ein ſolches Glück zu genießen, zu gewähren. Reizender als je ſtand Aureliens Bild vor meiner Seele, als mein Weib, als Hausfrau, als Mutter meiner Kinder, als Erzieherin der Kleinen und guter Engel des Vaters.

Ungeduld und Sehnſucht nach ihr verzehrten mich bald. Sie kam noch immer nicht. Schon zwei Uhr ſchlug die Glocke; ich wollte eilen, ſie zu holen. Die Unart gegen Louiſe ärgerte mich eben ſo heftig, wie die Kälte gegen mich, den ſie mehrere Stunden nicht geſehen hatte. Da trat die Köchin ein mit zwei Briefen, einem von der Poſt und einem von ihr; ein Lohnbediente hatte ſie abgegeben. Mit dem Brief von der Poſt fuhr ich haſtig in die Taſche und riß das Siegel von ihrem Billet in unbeſchreiblicher Unruhe. „Iß, trinke, erfreue dich, lieber Freund, ſo gut es ohne mich gehen mag. Mein fatales Kopfweh nöthigt mich, dem Vergnügen im Hauſe deines Freundes zu entſagen, und in einem Bade Linderung zu ſuchen. Vor fünf Uhr komme ich nicht zu Hauſe; iſt mir dann wohler, ſo eilt zu dir deine Aurelie.“

In die Hölle mit Weiberlaunen und Weiberkopfweh! Verzeihen Sie, beſte Louiſe, Ihnen kann der unartige Ausbruch nicht gelten. Aber iſt es nicht zum Verzweifeln? Kopfweh, ein Bad, — wenn ich an Verlobung denke!

„Sie denkt vielleicht nicht daran!“

Um ſo mehr hätte es ihr Freude gemacht. Ich begreife nicht, wie man zugleich lieben und Kopfweh haben kann!

„Wenn es nur dir kein Kopfweh macht!“

Schweige, du linke Krähe! Zu Tiſch, zu Tiſch! Bei euch ſoll es mir wohl ſein und auch ohne ſie ſchmecken!

„Fort mit der Liebe! Freundſchaft und Burgunder!“

Wir ſetzten uns zu Tiſch, die Kinder beteten. Ich betete mit voll Inbrunſt, ohne es zu wiſſen. Wir aßen, wir tranken. Aber die beſten Lieblingsbiſſen ſchmeckten mir wie Stroh, der göttliche Chambertin ekelte mich faſt an, alle Bemühungen Karl's und Louiſen's, mich zu erheitern, ein Geſpräch flott zu machen, ſcheiterten. Alles war ſpröde und ſtörriſch in mir. Ich ſah und hörte und empfand nichts, als ſie, ſie! Wie ein ungeheurer Schmerz drückte der Gedanke: „ſie iſt nicht da!“ mich nieder und die Welt war mir eine Einöde.

Louiſe war tief betrübt ob meines Grams. Karl, überdrüſſig der vergeblichen Verſuche, mich zu erheitern, blies zum Aufbruch und ſchlug mir eine Parthie Billard im Spiegel vor. Zu einer Parthie Erſäufens im Rhein hätte ich auch ja geſagt. Ich raſ'te durch die Straßen hin, daß er kaum mit mir Schritt halten konnte. „A la guerre!“ rief der Marqueur. Willkommen, das iſt mein Spiel! Ich verſchlang den Kaffee, ſtürzte einige Gläschen Liqueurs voll haſtiger Ungeduld hinab, blickte immer wieder nach der Uhr, ob es noch nicht an der fünften Stunde ſei, ſpielte faſt völlig bewußtlos und gewann die Parthie.

Die Geiſter von Aniſette, Vanille, Curaçao, Mokka ſtiegen lodernd in meinem Hirn auf zu immer höheren Flammen. Die zweite Parthie war gewonnen. Die Geſellſchaft entfernte ſich. Der beſte Spieler ſchien es übel genommen zu haben, daß ich ihm den Sieg ſtets entriſſen hatte. Zu einer Carambole von ihm aufgefordert, vergaß ich Zeit und Uhr und Aurelie. Ich verlor und verlor und lebte nur dem einfältigen Spielehrgeiz und dem patriotiſchen Mißbehagen, von einem Franzoſen mich überwinden zu laſſen. Nach zwei Stunden unaufhörlicher Niederlagen, als ich ſchon tief in die Taſche greifen mußte, um die Fünffrankenſtücke herauszufiſchen, wendete ſich plötzlich das Glück.

Ich ſiegte fort und fort. Da ſchlug es neun Uhr. Ewig tönen jene Glockenſchläge in mein Ohr. Neun Uhr? rief ich, ſchleuderte das Queue fort, den Hut auf den Kopf und flog die Treppen hinab. Karl ereilte mich erſt weit in der Straße. Ich war außer mir, auf der Folter. Dennoch gelang es ihm, mich zu langſamerem Gehen zu bewegen. Aber als ich den Gaſthof erblickte, entriß ich mich ſeinem Arm und ſtürmte dahin, daß ich athemlos auf der Treppe mich anhalten mußte, bis der Kellner meinen Schlüſſel mir nachbrachte. (Fortſ. folgt.)

Einige Bemerkungen über den Verlauf des Nilſtromes, deſſen periodiſche Ueberſchwemmung und die dabei Statt habende Schlammablagerung.

(Schluß.)

Bisher nahm man allgemein an, theils ſich wie Renell auf hydroſtatiſche Berechnung fußend, theils wie Alexander von Humboldt in Berückſichtigung der durch Bruce zu Sennaar gemachten barometriſchen Beobachtungen, daß die abſolute Höhe des Nils bei dieſer Stadt 4000 franz. Fuß betrage; da aber Bruce's Niveau-Angaben des Zana-See's, mit meinen Meſſungen verglichen, eine Reduction ſeiner Höhen von 2000 Fuß benothigen, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß das Gleiche auch bei ſeiner Höhenangabe von Sennaar der Fall ſein muß, und dieſe Irrungen bei den Bruce'ſchen Barometermeſſungen laſſen ſich vielleicht natürlich erklären, wenn man ſich erinnert, daß der Schottiſche Reiſende ſelbſt anzeigt *), er habe den Merkur ſeines Barometers, nachdem er zufällig verloren ging, in Djetta wieder durch Ankauf erſetzt, daß er ihn ferner bei jedesmaligem Gebrauche des Inſtruments friſch einfüllte, wodurch leicht ihm Luft beigemiſcht ſein konnte. Schon Bruceens Bemerkung, daß der Barometerſtand am Meeresufer zu Maſſaua 13 Linien weniger betrage, als an der arabiſchen Küſte **), flößen gerechtes Mißtrauen gegen die Genauigkeit ſeiner Barometermeſſungen ein. Was immer die Veranlaſſung des Fehlers ſeines Inſtruments ſein mochte, ſie muß eben ſo gut auf die Beobachtungen von Sennaar influirt haben, gleich wie ſie ſich am Zana-See ausgewieſen hat. Daß übrigens das Nilniveau bei Sennaar nicht wohl mehr, als jene 2000 Fuß betragen kann, iſt ſonderbarlich von Niemanden bisher aufgefaßt worden, denn nur indem der Abfall dieſes Stromes bei ſeinem Verlauf nach Ägypten ſo äußerſt gering iſt, nämlich im Durchſchnitt kaum 3 Fuß während einer Wegſtunde, weßhalb die anſchwellende Waſſermaſſe in der Regenzeit gewiſſermaßen einzig und allein durch ihren eigenen mechaniſchen Druck ſich fortbewegt, iſt es möglich, daß der ganze Fluß regelmäßig und progreſſiv ſteige, und nach Übertritt über die Ufer ſich lange Zeit auf dem erhöheten Niveau erhalten kann. Ich hoffe, dieſe meine Anſicht auffaßlich dargeſtellt zu haben, und gehe nun zur Erklärung der Entſtehung des Nilſchlammes über.

Nach meiner Beobachtung beſteht die Gebirgsmaſſe, welche den Zana-See amphitheatraliſch umgibt, aus nichts, als erloſchenen Vulkanen und zwar vermuthlich alle der älteren geologiſchen Periode angehörig, welche man mit dem Namen Trachyt Lava zu bezeichnen pflegt; nur wenige derſelben bilden homogene baſaltiſche Maſſen; meiſt ſind es nicht ſehr conſiſtente Laven, deren einzelne Blaſenräume vorzugsweiſe mit Chabaſit Kryſtallen bekleidet ſind, auch in einzelnen Diſtricten mit Meſotyp und Stilbit Maſſen ausgefüllt. Die meiſten dieſer Lavaablagerungen ſind ganz beſonders zum Verwittern geneigt, und viele derſelben ſchließen in ihrer Maſſe ſehr große vulkaniſche Gerölle ein, von größerer Härte und theilweiſe andern Beſtandtheilen, welche Gerölle ſich durch Verwitterung der Haupt-Lavaſtrommaſſe vollkommen ausſcheiden. Die durch die Atmosphäre nach und nach zerſetzten Laven werden leicht von dem heftigen Sommerregen weggeſpült, welches denn immer neue Lagen dem Zerſtörungsproceſſe ausſetzt; die weggeſchwemmten erdigen Theile werden durch die wiederholten Waſſerfälle auf das innigſte mit der Waſſermaſſe zu einem Schlamm gemiſcht; ihn führt die Fluth mit ſich fort, tauſende von Wegſtunden, und nur wo in vollkommener Ruhe das dunkelfarbige Waſſer, auf einem Brachfeld, oder in einem Kanalbett ſtehen bleibt, ſetzen ſich die beigemiſchten Erdtheile durch ihre mechaniſche Schwere ab; daher, wo dieſe Ruhe mangelt, entgehet auch die Schlammablagerung, oder iſt vielmehr nahmbar geringer. Man könnte demnach vorausſetzen, daß in die, von dem Strombette am entfernteſten liegende Überſchwemmungsfläche verhältnißmäßig wegen der dortigen größeren Ruhe der Waſſermaſſe, die Schlammablagerung ſtärker ſein müſſe, als unmittelbar an der Ufer-Böſchung des Hauptſtromes, und doch lehrt die Erfahrung, daß letztere immer höher iſt, als jene, ja, an manchen Stellen eine Höhe erreicht hat, die nur äußerſt ſelten bei ungewöhnlich ſtarken Überſchwemmungen überfluthet wird. Dieſes ſcheinbare Paradox iſt aber ſehr leicht zu erklären, durch die von eben jenen ungewöhnlichen Überſchwemmungen mit fortgeſpülten Sandbänke, die ſelbſt durch den von der Wüſte in das Flußbette eingetriebenen Sand an vielen Stellen hervorgebracht werden, und die durch das Aufwirbeln des anſchwellenden Waſſers, zwar während einer gewiſſen Strecke verführt werden können, dann aber durch ihre eigene Schwere ſich niederſchlagen, und zwar möglichſt nahe an dem Bette der Hauptſtrömung ſelbſt, weil deren Kraft allein die mechaniſche Schwere des Sandes überwog; daher die ſtarken Ablagerungen von Sand untermiſcht mit Schlamm oder mit ihm wechſelnd an der Böſchung des Ufers des Hauptſtromes.

Ich bemerkte oben, daß beinahe alles Gefälle des Tackazé-Fluſſes in den abyſſiniſchen Provinzen ſtatt finde; denn die weiten Strecken von Tacka und Gos Regiab, nördlich von Abyſſinien, ſind beinahe wagrechte Flächen. Wir wiſſen wirklich durch Burckhardt, daß der untere Lauf dieſes Stromes außer der Überſchwemmungs-Periode häufig ganz unterbrochen iſt. Am 10. April 1814 fand dieſer Reiſende (p. 353) auf ſeinem Wege von Berber nach Damer in dem Bette des Atbara oder Tackazé nur ſtagnirende unterbrochene Lacken, und in den meiſten ging das Waſſer den Menſchen nur bis an die Knöchel. Als der nämliche Reiſende den Fluß 40 Tage ſpäter und mehr nach Süden in der Gegend des Dorfes Atbara paſſirte, ging deſſen Waſſer kaum bis an die Knie, oder vielmehr Fußbeuge der Kameele (B. p. 367). Ob das Waſſer damals dort einen Abfluß zeigte, führt Burckhardt nicht an; doch wenn dieſes auch der Fall war, ſo konnte er bereits Folge der neuen Sommerregen ſein, denn es war Ende Mai. Das Waſſer in dieſen ſtagnirenden Lacken verſiegt nie; denn was die Monate lang einwirkende brennende Sonne in der Tageszeit verdunſtet, erſetzt in der Nacht die Filtration aus dem ſandigen Boden; das Waſſer in dieſen Pfuhlen verdickt durch das Vegetiren grüner fadenartiger Conferven; und den gleichzeitig mit auflebenden zahlloſen Infuſorien iſt wahrſcheinlich der verderbliche Einfluß des Genuſſes ſolchen Waſſers zuzuſchreiben. Hat nun endlich die zunehmende Waſſermaſſe durch die Rückkehr der Regenzeit eine permanente Strömung hergeſtellt, ſo werden alle dieſe grünlichen Stoffe mit fortgeſpült, und dieſe ſumpfartigen Producte des untern Tacazé-Bettes ſind es, welche bis nach Ägypten beim Beginnen der Nilanſchwellung ſeinem Waſſer eine grünliche Farbe geben, wie ſolches Ritter in ſeiner ſtatiſtiſchen Bearbeitung von Afrika (p. 849) bemerkt, aber es als ein Product gemuthmaßter Sumpfe in dem Lande der Schangalla betrachtet.

---

*) Appendix zur 3ten Edinburger Edition, Vol. 7, p. 319.

**) Bruce Vol. 3, p. 37.

Mag nun immerhin während der Regenzeit die bei weitem größere Waſſermaſſe des Nilſtromes ihm durch den weſtlichen Arm — den Bahher Abbiad — zugeführt werden, das Vorrecht als eigentlicher Nil zu gelten, gebührt dem aus Abyſſinien kommenden Fluſſe, deſſen Quellen zu Sakala Bruce beſuchte und beſchrieb. Aber dort bildet er ein für die Landescultur nur nutzloſen, längs ſeinen Ufern Verwüſtung erzeugenden Felsſtrom, und auch bei ſeinem fernern Verlauf durch Abyſſinien erwächſt durch denſelben für das Land nicht der geringſte Nutzen; ich finde daher die religiöſe Ehrfurcht und gewiſſermaßen göttliche Verehrung, welche Bruce bei den Bewohnern in der Umgegend jener Quellen gegen dieſen Strom zu entdecken glaubte, ſo unnatürlich, auch jene Erzählung ſo wenig durch meine in Abyſſinien eingezogene Erkundigungen beſtätiget, daß mir die deßfallſige Beobachtung des berühmten ſchottiſchen Reiſenden als ein ganz individuelles, zufälliges Ereigniß erſcheint, wenn anders dieſe Erzählung nicht eine Folge der begeiſterten Einbildungskraft iſt, welche, wie Murray bemerkte, die Rückerinnerungen des alternden Reiſenden ihm gleichſam im Traumbild vorſpiegelte, als er 15 Jahre nach ſeiner Heimkehr aus Abyſſinien in ſeinem ſechszigſten Lebensjahre die abentheuerlichen Begebenheiten ſeiner Jugend zum Drucke niederſchrieb. Und dieſe Berückſichtigung muß man nie vergeſſen, wenn man den reichen Schatz von Beobachtungen benutzt und beurtheilt, welchen die Wiſſenſchaft Brucen's Unternehmungsgeiſt verdankt. Nach meiner Erfahrung iſt alles Weſentliche ſeines Reiſeberichts ſämmtlich auf Thatſachen gegründet; nur iſt deſſen Erzählung, wie ſchon bemerkt, zuweilen idealiſirend ausgeſchmückt. Man halte dieſes nachſichtig jenem kühnen Forſcher zu gut, deſſen Maſſe von wichtigen Beobachtungen wohl Niemand beſſer zu prüfen Gelegenheit hatte, als ich. Sie ſind ein bleibendes Denkmal zu ſeinem Ruhm, den man ſo partheiiſch ungerecht zu ſchmälern ſuchte; und ich lebe in der Hoffnung, in meinem zu publizirenden Reiſebericht über Abyſſinien das Meinige beitragen zu können, die Prophezeihung in Erfüllung zu bringen, welche der ehrengekränkte Bruce ſeiner Tochter zu ſagen pflegte: „I shall not live to see justice done to me, but you probably will, and you will then see the truth of all I have written thoroughly confirmed.“ (Head Life of Bruce, p. 529.)

Kunſt-Literatur.

(Schluß.)

Es iſt nicht zu läugnen, hat eine Landſchaft keinen poetiſchen Gehalt, vermag ſie nicht in uns ein beſtimmtes Gemüthsleben anzuregen, ſo iſt es für dieſe Einbuße des Weſentlichen immer noch eine Art Entſchädigung, wenn die der Phantaſie vorgeführten Gegenſtände an und für ſich intereſſiren, und wenn wir im Vorgrunde botaniſiren und Bäume und Felſen klaſſificiren können. Damit ſoll indeſſen weder die Wahl pikanter Vorwürfe, noch eine detaillirte Ausführung und vollendete Charakteriſirung des Einzelnen, im Allgemeinen getadelt werden, ſondern nur in der Vorausſetzung, daß darin alles Verdienſt beſteht. Denn dann wäre ja offenbar ein Herbarium vivum viel intereſſanter, und ein Blick in die ärmſte Natur, auf einen Sandhügel oder eine Wieſe, ohne Vergleich lehrreicher und erhebender als alle Werke Pouſſins und Claude Lorrains zuſammengenommen. Aber die echte Landſchaftsmalerei beabſichtigt nicht eine ſolche Art der Naturanſchauung; — ihr iſt die äußere Natur nicht Zweck, ſondern lediglich Mittel zur Darſtellung eigenthümlicher poetiſcher Gebilde, welche nur aus einem vernünftigen Geiſte hervorgehn, in der Wirklichkeit aber nicht ſich fertig finden können, oder doch nur in einzelnen zufällig verbundenen Beſtandtheilen vorhanden ſcheinen, ſo daß dadurch in dem Beſchauer eine beſtimmte Idee lebendig wird, welche ſpecifiſch verſchieden iſt von der materiellen Wirkung der Dinge ſelbſt als Natur. Und dann iſt es im Grunde doch der Beſchauer, welcher die Idee hergibt, und der in einer andern Stimmung vielleicht eine ganz andere hineingelegt haben würde.

Ganz anders iſt es bei einem Landſchaftsgemälde. Die Idee liegt in ihm ſelber, — war das Frühere, um deſſentwillen alles Andere da iſt, — der Punkt, um den alle Kryſtalle anſchoſſen, — und iſt unabhängig von der Willkühr und Stimmung des Beſchauers. Was in der Natur Zufall iſt, macht ſich hier in der Kunſt als Abſicht und Nothwendigkeit geltend. Mit einem Worte: die Malerei verhält ſich ebenſo zur realen Wirklichkeit wie die Poeſie. In der Malerei iſt es der Maler, in der Poeſie der Dichter, aus welchem die Idee des Kunſtwerks entſpringt. Um dieſe mit Fleiſch und Bein zu bekleiden, holen beide das zweckmäßige Material aus der Wirklichkeit. Das Reſultat beider iſt dann endlich ein Kunſtwerk, welches nie den Anforderungen, welche an die wirkliche Natur gemacht werden mögen, genügen will und kann, aber wohl anderen idealen, denen wiederum die reale Wirklichkeit nicht entſpricht.

Wenn der Künſtler ſeinen Stoff beherrſcht und nicht ſich von dieſem beherrſchen läßt, iſt es ziemlich gleichgültig, ob er ihn irgendwo in der Wirklichkeit zuſammenſuche oder dieſer gemäß in ſeiner Phantaſie nachbilde. Das Werk ſelbſt wird es nicht verrathen, ſofern die poetiſche Idee deſſelben alle Theile harmoniſch verbindet und wie die Seele das Ganze belebend durchdringt.

Wählt der Künſtler ſeine Vorwürfe in der Wirklichkeit, ſo wird er, falls er nicht eine gewöhnliche Vedute beabſichtigt, mit mehr oder weniger Freiheit in der Anordnung, den Verhältniſſen der Größen und Entfernungen, und der Beleuchtung verfahren müſſen. (Außerdem bleibt er Herr des allgemeinen Tons ſeines Bildes, welcher allein, abgeſehen von allem Anderen, eine unbeſchreibliche Wirkung ausüben kann, wie viele Landſchaften Tizian's und Claude Lorrain's bezeugen.) Auf ſolche Weiſe verfuhr namentlich der größte aller Landſchaftsmaler, G. Pouſſin. Die Idee, d. h. den poetiſchen Gehalt möglichſt klar zur Anſchauung zu bringen, war ſein erſter Zweck. Dazu mußten alle Mittel gelten, und darüber vernachläſſigte er Alles, was dazu außer Beziehung ſtand. Daher findet man nicht ſelten Bäume und Pflanzen auf ſeinen Bildern, die kein Naturkundiger kennt, die aber dennoch das allgemeine Gepräge der organiſchen Naturbildung an ſich tragen, und ſehr wohl wirklich exiſtiren könnten. „Schön ſind ſie freilich,“ — ſagt Mancher, der das Weſen der Landſchaftsmalerei im großen Styl nicht begreift, — „aber ſie exiſtiren nirgends.“ Wie nun, wenn Jemand verſicherte, in dieſem oder jenem unbekannten Winkel der Erde ſeien dieſe Bäume und Pflanzen einheimiſch? — Würde dadurch das Bild gewinnen? — Gewiß nicht das Mindeſte. Ja, hätte es Pouſſin's Zweck erheiſcht, einen Baum näher zu charakteriſiren, ſicher wäre er deſſen fähig geweſen. Da ſein Zweck aber ein höherer, idealer — die Darſtellung eines Landſchaftsgedichts — war, ſo durfte er dabei verfahren, wie der Dichter, der ſeinen Perſonen die dem Gedicht entſprechenden Charaktere und beliebige Namen gibt, unbekümmert, ob ſolche je gelebt haben. Genug, wenn ſie ſo konſequent durchgeführt ſind, daß ſie leben konnten.

Schließlich ſei es nochmals wiederholt: Koch's Landſchaften ſind vollendete Meiſterwerke! Man gebe ſich ihnen nur einmal ungetheilt hin und folge den Gedanken des Urhebers. Ueberall wird man überraſchende poetiſche Blumen entdecken, welche freilich gleich dem Veilchen geſucht ſein wollen und nicht wie Klatſchroſen in die Augen brennen. Bei tieferem Eindringen wird man bald der gehaltloſen Dutzendlandſchaften, deren Farbenprunk das in einer Ausſtellung ohnehin wirre Auge despotiſch auf ſich zieht, überdrüſſig ſein; weil ſie bei längerem Anſchauen immer ärmer zu werden ſcheinen, während die Koch'ſchen Bilder dabei ſtets neue Schönheiten enthüllen.“ —

Die Idee der Herausgeber, die Kritiken mit ſkizzenhaften Copien der bedeutendſten Gemälde begleitet in die Welt zu ſenden, iſt glücklicher, als die Ausführung der meiſten von jenen Abbildungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 107. 1835.

425

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 6. Mai.

Auf einer Ruine.

Den Fels, von dem viel Blut abrann,
Wie leicht erſtieg ich den!
Wo hingeſtürzt einſt Roß und Mann,
Wie fahrlos da zu gehn!

Das Thor iſt auf, kein Wärter laut
Nach Wappen fragt und Nam',
Der Mond durch's luft'ge Thürmlein ſchaut,
Fragt nicht nach Stand und Nam'.

Kein Banner höhnt ins Land hinein,
Wallt fürder, wallt zurück,
Der ſtärkſten Zinne ſtärkſter Stein,
Stürzt wehrlos Stück um Stück.

Den Berg hinan drang wilder Sturm,
Und Todesarm hinein, —
Zur Mauer rankt die Rebe hin,
Blickt ſchon zum Thor hinein.

Wo Männermuth mit Blindheit ſchlug
Die finſtere Gewalt,
Da waltet emſiglich der Pflug,
Ein friedlich Liedlein ſchallt.

Und wo die Nacht ins Fenſter brach,
Da iſt nun lichter Tag;
Mein Aug ſteht frei, mein Geiſt iſt wach,
Wo ſeine Feſſel brach.

Ferdinand Beer.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

18. Flucht.

Offen ſtand das Zimmer von Charles; wüſte und leer war alles darin. Mir fiel es nicht auf. Ihre Thüre war verſchloſſen. Sie ſitzt in deinem Zimmer, dachte ich, oder ſie ſchmollt wegen deines langen Ausbleibens; du mußt durch die innere Verbindungsthüre zu ihr kommen. Ich ſchauderte über und über. So leiſe als möglich ſchloß ich meine Thüre auf, ſah hinein, — — keine Aurelie! Der Hut flog in eine Ecke. Durch den geſtrigen Speiſeſaal flog ich hinüber an ihre Thüre, Karl ſtets hinter mir. Verſchloſſen. „Öffne, Aurelie, lieber Engel, öffne!“ — Keine Antwort. — Bitten, Flehen, alles umſonſt, kein Schlüſſel rührte ſich im Schloß, keine Aurelie im andern Zimmer!

„Laß ſie,“ hob Karl an, „geh' zu Bett, morgen früh feiert ſich dann die Verſöhnung um ſo ſüßer!“

Heute will ich, — heute, jetzt! Grollen iſt Albernheit! Aurelie, ich beſchwöre dich, öffne! — Kein Zeichen des Lebens, keine Antwort! Flammen ſchoſſen in mir auf, Flammen wilden Unmuths. Krachend wich die Thüre meinem grimmigen Druck; — ich ſtand in ihrem Zimmer. Alles war leer und öde. Weit aufgeriſſen gähnten alle Schubladen und Schränke mit hohlem Rachen mich an, Papierſchnitzel, verbrauchte Schreibfedern, einzelne Stückchen Bindfaden lagen zerſtreut am Boden.

„Ausgezogen alſo,“ rief ich, „ausgezogen? So heftig, ſo boshaft? Pfui, Aurelie!“

Ich fühlte es, ich zitterte am ganzen Körper. Meiner ſelbſt kaum mehr bewußt, ergriff ich Karl's Hand, zog ihn hinüber in mein Zimmer und mir nach auf das Sopha, worauf ich völlig erſchöpft niederſank.

Mein ſchweifender, rollender Blick fiel auf die Reiſechatoulle, welche auf dem Nachttiſchchen vor dem Bette ſtand. Ich hatte ſie dorthin nicht geſetzt. Auf ſprang ich, dahin. Ein Brief lag auf der Chatoulle von ihr, an mich. In wildem Krampf riß ich ihn auf, ich zitterte, wankte, unſägliche Angſt preßte meine Bruſt, farbige Bogen ſchwirrten vor meinen Augen, die Kniee brachen, ich ſank auf einen Stuhl: „Lies, Karl, lies nur den Brief!“

Sein Auge flog über die Zeilen hin, Bangigkeit, Unmuth, Zorn, Freude und Schmerz wechſelten lebhaft in allen ſeinen Zügen. „Lies, Karl, laut, lies nur den Brief!“

Wozu, armer Freund? Das ganze Räthſel löſ't ſich mit wenigen Worten: Überdrüſſig der Liebelei, iſt ſie davon gefahren, Gott weiß, wohin, — entſagt aller ferneren Gemeinſchaft, ſchreibt die Lebewohl. Sie iſt klüger und beſſer, als ich glaubte!

„Karl!“ raſ'te ich auf und wollte ihn wüthend an der Bruſt faſſen. Aber ohnmächtig ſtürzte ich zu ſeinen Füßen. —

19. Der Brief.

„Halten zu Gnaden, Euer Gnaden, das war ein bischen ein ſtarkes Stück, zweimal darf's nicht ſo kommen, ſonſt gebe ich für Euer Gnaden keine hohle Nuß mehr!“

Dies waren die erſten Worte, welche ich am dreizehnten Tag nach jenem gräßlichen „Neun Uhr!“ wieder vernahm. Ich lag im Bett, mein treuer Konrad ſaß bei mir und blickte mich an mit Augen voll Liebe und Freude und Schmerz. Matt bot ich ihm die Hand, er drückte ſie an ſein Herz, an ſeine Lippen, ſchluchzte laut und ſprang dann freudig auf und ſchnalzte mit Fingern und Zunge.

Eine Pfeife, Konrad!

„Juchhe! Guckſt du mir da heraus? Ha, ha, ha! Ich habe die verfluchten Grünröcke doch barbiert, brauchen von dem franzöſiſchen Lauswenzel nicht zu rauchen; da, Euer Gnaden! — Nun, ſchmeckt's? Ach, halten zu Gnaden, — der Dampf macht mich um 20 Jahre jünger, — habe 10 geſchlagener Tage lang keinen Taback gerochen.“

Nimm die die andre Pfeife, Konrad!

„Halten zu Gnaden, wird ſich nicht ſchicken.“

Mir zu Liebe, Konrad.

„Da ſchickt ſich alles!“

Er dampfte behaglich, ſelig an meinem Bett. Ich blickte, wie aus einem Traum erwachend, ſtarr und halb bewußtlos um mich her, alles erſchien mir fremd, kein Gedanke, keine Erinnerung knüpfte ſich an irgend einen Gegenſtand, — keine Ahnung an irgend etwas von dem, was mir begegnet, beunruhigte mein Herz. Matt fühlte ich mich, völlig abgeſpannt. Wie ein Kind ſah ich den Wolken nach, die aus der Pfeife aufwirbelten, und freute mich der ſchönen Ringe und Kugeln und Kegel, welche ſie in der Luft in ewigem Wechſelſpiel formten, und wunderte mich, warum ſie denn endlich verſchwänden und wohin ſie kämen.

Leiſe öffnete ſich die Thüre. Karl ſchlich durch das Vorzimmer, ſtutzte plötzlich, vom Tabacksgeruch freudig angeregt, und ſprang mit einem Satz herein, mit ihm mein Caro, der vor Freude heulend zu meinen Füßen ſich wand. Karl küßte mich ſtürmiſch, nahm eine Pfeife, ſetzte ſich auch an's Bett und ſah mir glückſelig in's Auge. Noch hatte ich ihn eigentlich nicht recht erkannt. Starr betrachtete ich die freundlichen ſchönen Züge. Bild an Bild reihte ſich in meinem Innern, Erinnerung knüpfte ſich an Erinnerung, meine Augen füllten ſich mit Thränen, und mit dem Seufzer: „Aurelie!“ ſank ich laut weinend in die Kiſſen.

„Halten zu Gnaden, Herr Regimentsmuſik-Direktor; — was iſt das: Aurelie? Habe das Wort Zeit meines Lebens nicht gehört, und mein gnäd'ger Herr hat's gewiß tauſendmal ausgerufen, ſeitdem er krank iſt. Das muß ſeinen eigenen Hacken haben.“

Allerdings, Konrad, einen verfluchten Hacken! Ein Mädchen iſt's.

„Ein Mädchen! Kommſt du mir ſo?“

Ein engelſchönes Mädchen, zum Anbeißen.

„Na, und da hat er wohl angebiſſen?“

Er hat und tüchtig —

„Hat ſich wohl gar verbiſſen, wie unſer Sultan ſelig, wenn er eine wilde Sau loskriegte, daß man ihm's Gebiß mit Gewalt brechen mußte?“

Verrathen war, was er eigentlich hier zu thun hatte, man ſtellte ihm die Aurelie in den Weg. Der diplomatiſche Pfiff gelang; aber ich fürchte nur, — unter uns geſagt, — daß ſie ihn für lange Zeit vergiftet hat!

„Vergiftet? O maleſikante Franzoſenbrut! Darum ſchnitt auch der dicke Doktor ſo grämliche Geſichter, als er ihm zum erſtenmal den Puls fühlte? Gift! Solche Praktiken macht die Politik noch in unſrer Zeit? — Wenn das Excellenz die gnädige Frau Mama wüßte! Was iſt denn aus der ſaubern Giftmiſcherin geworden? Iſt ſie nicht noch hier, daß man ihr ein Bischen Hals und Beine brechen kann?“

Hui, fort iſt ſie, abgefahren, Gott weiß, wohin.

„Der Teufel wird's wohl beſſer wiſſen, ſie gehört zu ſeiner Leibgarde!“ (Fortſ. folgt.)

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Achter Artikel.

Porträtmaler: Lehmann, Court, A. Heſſe, Champmartin, Decaisne, Jouy, Steuben, Bouchot, H. Scheffer, Schopin ꝛc. Dubufe, Lepaulle, Belloc ꝛc.

Wir kommen nun auf die in dieſer Ausſtellung ungemein zahlreichen Porträts zu reden. Es iſt lange und viel darüber geſtritten worden, in wiefern die Porträtmalerei ſich im eigentlichen Gebiete der Kunſt halten und bewegen könne. Gewiß iſt, daß ſie von zwei verſchiedenen, oft ganz entgegengeſetzten Standpunkten aus beurtheilt werden muß: von dem der oberflächlichen Ähnlichkeit, welche gewöhnlich mit der Eigenliebe und dem Privatintereſſe deſſen, der ſich malen läßt, zuſammenhängt, und von dem der Kunſt, d. h. des innern Lebens, das Geiſt und Herz anſpricht und die geiſtige und phyſiſche Individualität des Menſchen im Bilde wiedergibt. Dies als richtig vorausgeſetzt, müſſen wir geſtehen, daß die Mehrzahl der neuern franzöſ. Porträtmaler zur erſteren Richtung ſich hinzuneigen ſcheint und daß die Porträtmalerei mehr dem Umfange als dem innern Gehalte nach im Steigen iſt. Verhehlen wollen wir jedoch nicht, wie ungemein ſchwierig es heutzutage iſt, das Porträt eines Zeitgenoſſen zu machen. Dank ſei es jener Gleichheit, welche gegenwärtig, wenn auch nicht in unſern Geſetzen, doch in unſern Sitten herrſcht; alle Welt hat jetzt ſo ziemlich ein und daſſelbe Ausſehen und Einer gleicht dem Andern mehr oder weniger. Unſere Augen begegnen nirgends mehr jenem Pomp äußerer Auszeichnungen; verſchwunden ſind die maleriſchen Coſtüme der Vorzeit, Sammet, Stickereien, ſchimmernde Harniſche, wehende Federbüſche, prachtvolle Orden, amtliche Togen; kurz nirgends mehr eine Spur von jenen wunderbaren Inſignien der Größe und Macht, welche ſelbſt die gewöhnlichſten Figuren hervorheben und den früheren Malern, wie Raphael, Holbein, Velasquez, Van Dyk, ſowie der ganzen niederländiſchen Malerſchule, das wunderbare Nebenwerk lieferten, worin oft die Hauptfigur unterging, ohne daß weder der Künſtler, noch der Abgebildete deſſen inne ward. Die pittoresken Koſtüme unſerer Vorfahren, der ſcharlachene Mantel, das große Ritterſchwert, die ſpaniſche Halskrauſe, das knappanliegende Kriegskleid, der reichbeſetzte Hermelin — alle dieſe Hülfsmittel fehlen den Porträtmalern unſerer Tage. Jedermann trägt heute denſelben kurzen Rock, denſelben ausgeſchnittenen Frack, dieſelben bequemen, aber proſaiſchen Beinkleider, denſelben kleinen, engen Hut, dieſelbe Kravatte, welche uns die Gurgel zuſchnürt und uns zu erſticken drohet; der Pair von Frankreich, der engliſche Lord und der deutſche Baron ſind gekleidet wie ein Frankfurter oder Pariſer Kaufmann und Bürger; der Militärſtand hat faſt dieſelbe Tracht mit dem Beamtenſtande ꝛc. So kommt und geht heutzutage Alles in buntem Gemiſch und eiliger Haſt an einander vorüber, man wünſcht ſich guten Tag, man ſtößt und rennt an einander, man entſchuldigt ſich, man kennt ſich, man ſieht ſich überall und der unglückliche Künſtler, vor deſſen Augen unaufhörlich ſo viele nichts- — oder wenigſtens daſſelbe — ſagende Phyſiognomien vorüberziehen, wird betroffen und betäubt ob der Ähnlichkeit dieſer Maſſe von Alltagsgeſichtern und gibt allen dieſen Menſchen auch nur einen und denſelben Kopf, weil er ſie alle durch daſſelbe Prisma erblickt und bei Allen, ſelbſt in der nächſten Nähe betrachtet, keine Merkmale auffindet, wie und woran er die Einzelnen unterſcheiden könne.

Man muß daher ein guter Beobachter ſein, um unter allen dieſen Ähnlichkeiten eine würdige Auswahl zu treffen, und aus allen dieſen gewöhnlichen Köpfen einen wahrhaft künſtleriſchen Vorwurf herauszufinden. Zugleich muß man aber auch ein tüchtiger Künſtler ſein, um jene leicht vorüberſchwindenden Nüancen einer menſchlichen Phyſiognomie auf der Leinwand zu fixiren und in dem Beſchauer ſogleich auf den erſten Blick die Überzeugung zu erwecken, daß er in dem dargeſtellten Bildniß das Portrait eines nicht minder durch ſein Verdienſt, als durch ſeine Stellung ausgezeichneten Mannes vor ſich habe; zu welchem Reſultate jedoch der Maler durch keinen andern, als den gewöhnlichen Aufwand ſeiner Hülfsmittel gelangen muß.

Lehmann hat gezeigt, daß er dies Problem zu löſen verſtanden; ſein Portrait des Grafen P. iſt das bemerkenswertheſte der ganzen Ausſtellung. Im erſten Augenblicke ſehen wir weiter nichts, als einen ſchönen Mann, noch in der Blüthe des Alters und von einem feingebildeten, ſchlanken Wuchſe. Er ſteht aufrecht und ſtützt ſich mit der linken Hand auf einen Stock, mit der rechten auf einen Tiſch. Seine Kleidung beſteht ganz einfach in einem grünen Oberrock und grauen Beinkleidern; kaum bemerkt man das rothe Ordensband, welches er im Knopfloche trägt. Außerdem ſehen wir nichts von fremdartigem Nebenwerk, welches auf eine hohe Geburt, auf einen hohen Rang oder auf hohe Würden ſchließen ließe. Man ſiehet in dem Porträt nur das Porträt ſelbſt. Der Hintergrund des Bildes iſt dunkel; Draperien ſind keine angebracht, der Graf ſteht in einem ganz einfachen Zimmer. Das Porträt iſt das, was es iſt, auf den erſten Blick ganz; doch treten wir keck näher und betrachten mit prüfendem Blick jene reine, ſchön modellirte Stirn, jene proportionirt geformte Naſe zwiſchen zwei lebhaften Augen, jenen feſtgeſchloſſenen Mund, um den ein wohlwollendes Lächeln ſpielt, jenen ſtarken, ſchwarzen Backenbart, jenes geſunde, dunkelbraune Haar; — bildet das alles nicht eine Phyſiognomie voll Leben und Natur? Es iſt allerdings nur eine Phyſiognomie, wie andere auch, aber es iſt die Phyſiognomie eines gewiſſen Jemand. — Wir wollen indeſſen dem Künſtler nicht vorwerfen, daß er das Nebenwerk auf ſeinem Gemälde vernachläſſigt habe; vielmehr können wir ihm nicht genug nachrühmen, daß er ſein Bild nicht mit ſtörenden Details überladen und nichts von ſchwerfälligem Koſtüm und koſtbarem Hausrath angebracht, dafür aber keine Einzelheit des Porträts ſelbſt verabſäumt hat. Wie ſchön und geſchmackvoll hat der Künſtler das einfache, moderne Koſtüm behandelt; wie ſchön die Formen des Körpers unter jenem feinen Tuche ſich abdrücken, wie Alles lebt und ſich bewegt, wie ſchön und feſtgezeichnet jene feinen Hände, wie nobel die Haltung des Mannes! Wahrlich, das Porträt iſt ſeinem Urbilde ähnlich, wie ſonſt keines auf der Ausſtellung. — Das Porträt des Herrn Mercier von demſelben Künſtler iſt mit derſelben Virtuoſität gemalt; das der Gräfin P. iſt am wenigſten gelungen. (Schluß f.)

Der Maculaturfreund.

Maculatur! — es ſchneidet mir in die Seele, wenn ich das Wort nennen höre, und erblicke ich die Sache ſelbſt, ſo ergreift mich die ſchmerzlichſte Wehmuth. Ich glaube, die Ruinen eines ſtolzen Tempels vor mir zu ſehen.

Mit welcher Luſt, mit welcher Ausdauer hat ſein Meiſter daran gebaut! Er entſagte mit Freuden der ſüßen Erquickung des Schlafs, den mannichfaltigen Genüſſen des Wachens, — er vergaß Eſſen und Trinken über dem, was ihm beides erſt verſchaffen ſollte, — den ganzen Tag und die halbe Nacht trug er aus fremden Gründen Bauſteine zuſammen und jubelte, ſo oft eine Säule — Column — fertig geworden war. Wollte ihn manchmal bei dem Gedanken: wie lange währt es, bis der Tempel vollendet iſt! der Muth verlaſſen, ſo rief ihn doch gleich wieder die feſte Hoffnung zurück, daß der Tempel, wenn er erſt fertig ſei, auch deſto länger dauern werde. „Monumentum aere perennius!“

Und wer weiß, was geſchehen wäre, gäb' es keine Unmenſchen auf Erden! Unter den Unmenſchen aber verſtehe ich die Gewürzkrämer, Käſehändler und andre Maculaturfabricanten, welche mit rohen Händen bald Alles wieder einreißen, was ſo mühevoll langſam aufgebaut wurde. Sie ſind die Bilderſtürmer des neunzehnten Jahrhunderts, moderne Vandalen, die ich haſſe von ganzem Herzen, und wenn ich ſie gleichwohl oft in Nahrung ſetze, ſo geſchieht es blos, um das bedruckte Stück Papier, das ihren Waaren zur Hülle dient, vor'm Untergange zu ſchützen.

Der Dichter Camoens ſuchte in einem Schiffbruch nur ſeine Luſiade zu retten und glaubte, da es ihm gelungen war, er habe nichts verloren. Nun gibt es freilich wenig Poeten, beſonders unter den an mercantiliſchen Herzensfehlern Krankenden, welche eine Luſiade retten könnten, — doch was die Neigung zu ihren literariſchen Kindern betrifft, da iſt Jeder ein Camoens. Es ſcheint mir aber Chriſtenpflicht, eine ſo löbliche Tugend, wie die Elternliebe iſt, in unſerer liebeleeren Welt möglichſt aufzumuntern, und aus keiner andern Urſache, als weil ich mich recht geiſtlich benehmen möchte, eſſe ich auch ſo ungemein viel Käſe. Man hat die Holländer, um ihren proſaiſchen Sinn und ihre Gleichgültigkeit gegen Poeſie zu bezeichnen, mit Unrecht Käſefreſſer genannt. Man ſollte ſie aus demſelben Grunde lieber Mäcene nennen. Denn Niemand hat wohl beſſere Gelegenheit, der Dichtkunſt einen Dienſt zu erweiſen, Niemand kann ihr größere Opfer bringen, als ein Käſeeſſer — meiner Gattung! Der Schale wegen genieße ich vom Kern oft mehr, als mir zuträglich iſt. Die Unſterblichkeit manches Dichters hat mich eine Indigeſtion gekoſtet, — unzählige Lorbeerkränze liegen mir ſchwer im Magen. Aber dort oben wird gewiß meinem guten Herzen vergolten werden, was mein ſchlechter Magen hienieden erdulden muß, und meine moraliſche Geſundheit gewinnt, was die phyſiſche verliert.

Ja, ich fühle mich moraliſch geſund, — ich habe ein normales Gewiſſen. Denn ich ſtahl nie einem Autor ſeine Exiſtenz, — ich ſchlug nie einen für die Nachwelt todt. Denn ich habe nie ein bedrucktes Blatt, das mir in die Hände fiel, zu trivialen Zwecken benutzt, — ich habe es vielmehr heilig gehalten und aufgehoben, wenn auch kein Aufhebens davon zu machen war. Wollte ich mir die Pfeife anzünden und es lag die Veſperzeitung auf dem Tiſche und rief mit freundlichem Geſichte: „nimm mich!“ ſo ſagt' ich: „Gott behüte!“ und ergriff ſtatt des Vilainpapiers den daneben liegenden Bogen Velinpapier. Es war nicht der Reſpect, den ich der Veſperzeitung, es war die Achtung, welche ich der Maculatur ſchuldig zu ſein glaube. Es geht mir, wie nervenſchwachen Damen, ich kann kein Papier zerreißen hören.

Schriftſteller betteln um Nachruhm und unterſcheiden ſich von ihren Collegen auf der Straße nur dadurch, daß ſie die Hand nicht ausſtrecken, ſondern von der Linken zur Rechten bewegen. Jedes Stück Maculatur wirft der Nachwelt ihre Hartherzigkeit vor; denn jedes iſt ein verſagtes Almoſen. Mir iſt kein Wiſch ſo ſchlecht, der nicht bei mir ſein Aſyl fände, und obgleich ich leider nicht wie Midas Alles, was ich berühre, in Gold verwandeln kann, ſo bewahre ich es doch ſo ſorgfältig, als wär' es Gold und ich der dazu gehörende Geizhals.

Es iſt ordentlich, als ahnten die deutſchen Autoren dieſe heilige Scheu. Sie ſchicken mir, weil ich recenſirender Mitarbeiter einiger Journale bin, beſtändig ihre neueſten Schriften über den Hals. Dadurch iſt denn meine Wohnung ſchon ganz voll geworden, und wenn meine Brüder in Apollo ſo fleißig fortfahren, wie bisher, werde ich der Maculatur eheſtens das Feld räumen und unter freiem Himmel wohnen müſſen.

Es wäre aber ſehr unbrüderlich gehandelt, und ich hoffe: ſie mäßigen ſich: — —

W. Achat.

Theatraliſches Bülletin aus Frankfurt.

Den 1ten Mai. Euryanthe. Herr Butſch aus Amſterdam gaſtirte als Lyſiart. Dieſe Rolle erfordert einen ſo gewandten Sänger als Schauſpieler, und ich war recht geſpannt, wie der Gaſt dieſe Grundeigenſchaften hier vereinigen werde. Der erſte Eindruck einer vortheilhaften Geſtalt, eines gewählten Coſtüms iſt immer beſtechend. Beide ſind ein Empfehlungsbrief, auf den der Gaſt lange ſündigen kann, bis ſich dieſer Eindruck in die Erkenntniß des innern Werthes auflöst. Herr B. entſprach den Anforderungen keineswegs, die man an einen Gaſt zu machen berechtigt iſt, der weit her verſchrieben worden iſt. H. B. iſt nichts weniger als Baſſiſt; denn der Tiefe fehlt das charakteriſirende Regiſter, ſonore Würde des ächten Baſſes. Er iſt vielmehr Bariton, mit einer ganz angenehmen Stimme von mäßigem Umfange. Aber dieſer Stimme fehlt Einheit, und jene Kraft, die nie durch Schroffheit des Accents erſetzt wird; die Biegſamkeit, die elegante, den gebildeten Sänger bezeichnende Verbindung. Die Ausſprache wäre deutlich, wenn ſie nicht durch große, dem Tone ſchadende Vocaliſirung karikirt würde. Die Manieren ſind veraltet, und ohne alle Analogie zur Compoſition. Auch als plaſtiſcher Darſteller ſcheint H. B. noch Anfänger, indem er hinter Extremitäten den Mangel an intenſivem Werth zu verbergen ſucht. In eckigen, herausfordernden Bewegungen liegt ſeine Berechnung auf die Wirkung der Maſſe. Solche Abſicht jedoch iſt die Verrätherin des Gefühls eigner Schwäche. In der Zeichnung ſeines Kopfes, einem Altarblatte allenfalls ein würdiges Modell, war die Grimaſſe ein derber Anachronismus. H. B. konnte nicht gefallen. Er ſoll noch den Jenk und den Caraffo ſingen. Nadir und Zenith! Ich bin begierig.

Den 3ten. Der Kerker in Edinburg (wiederholt). Ich verſprach in No. 100 dieſer Blätter das Werthvollere dieſer Oper nächſtens zu berichten, und muß mich jetzt bei dem zweiten Anhören derſelben doch wieder auf meine erſte Beurtheilung beziehen. Früher gehörten die kleinern Nummern einer Oper mehr dem Gefühl und der Reflexion an, und nur im Finale ſchritt die Handlung fort. Heute aber, wo es der Dichter darauf anlegt, die Ereigniſſe eines Jahrhunderts in ſeine Operntext-Plane zu werfen, um daraus ſeinen Handlungsteig zu kneten, — heute wird das Feld, das der Componiſt anbaut, zum Labyrinthe. Wie iſt es möglich, bei den vielen, ſich gleichſam einander jagenden Gegenſätzen dem Gemüthe auch nur Minuten lang Ruhe, dem Verſtande eine eben ſo kurze ununterbrochene Beſchauung zu gönnen? Daher das öftere Zerreißen des Gedankenfadens; daher die vielen Knoten in demſelben. Einem ſolchen Faden gleicht auch unſer Kerker, deſſen kleinere Nummern, namentlich die Romanzen und Lieder, deßwegen die werthvollern ſind, weil gedrängtere Stoffe der Gedankenfolge weniger Gelegenheit zur Unterbrechung bieten. Es gehört ſchon ein muſikaliſches Genie dazu, den Ecken eines ſolchen Operngedichts durch den Fluß der Muſik eine gewiſſe rhetoriſche Rundung zu geben. Das gewöhnliche, jedes neuere Erzeugniß begleitende Urtheil: „Es ſind ſchöne Sachen drin“ iſt blos eine Metabaſis der Verlegenheit. Es gibt unter der Sonne nun einmal nichts Vollkommenes, nicht einmal eine vollkommen ſchlechte Oper. Ein grundſchlechter Menſch kann recht liebenswürdige Seiten haben. Dieſe Anerkennung aber beſſert nichts.

Da die in dem Gedichte zwiſchen Wahnſinn und — Unſinn herrſchenden Contraſte in der Muſik gar nicht hervorgehoben ſind, ſo iſt die Klippe „Uebertreibung“ für die Künſtlerin, welche die Sara geben ſoll, deſto gefährlicher. Ehre aber auch der vorſichtigen Seglerin, die ſie umſchifft. Hat Mad. Fiſcher-Achten wirklich nicht einige Zeit unter Geiſtesblöden gelebt, ſo iſt ihre Einbildungskraft deſto frappanter. Die ewige Unruhe der Bewegungen und des Mienenſpiels, der geiſtloſe unſichre Blick, die Unſtätigkeit der Ideenverbindung abſpiegelnd, Haltung, Gang und Sprache ſind gleich treffend gezeichnet. Was aber mehr noch als dies in das Schattenreich der Geiſtesohnmacht verſetzt, iſt der Charakter der Stimme. Die Künſtlerin verſteht auch dem Geſange ein Etwas beizumiſchen, das ſich nicht beſchreiben läßt, aber bei geſchloſſenen Augen den Zuſtand des Dargeſtellten außer Zweifel ſetzt. Daß dieſe Rolle auch als Geſangsparthie ſo aufgefaßt werden könne, hat der gute Carafa wohl nicht geahnet. Das iſt ſelbſtſchöpferiſches Vermögen, inneres Kunſtleben, Originalität.

T.

Punkte.

⁂ In Compiègne hat ein Kind von dreizehn Jahren der jetzt allgemeinen Mode des Selbſtmordes gehuldigt. Es hatte die gewöhnliche Stunde des Muſikunterrichtes verſäumt, fürchtete ausgezankt und beſtraft zu werden und erſtach ſich mit einem Kneif.

⁂ Die Unruhen in Lyon lieferten dem Advokaten Jules Favre Stoff zu einem Roman oder vielmehr zu einer Reihe von Bildern aus dem Leben und Treiben der Proletarier in größern Städten, die unter dem Titel: **La Revolte de Lyon en 1835 ou: la Vie du Prolétaire** (in 3 Bänden bei Montardier in Paris) erſchienen.

⁂ Intereſſante Beiträge zur Geſchichte Frankreichs, welche ſo eben erſchienen, ſind: die Geſchichte des Convents, von Leonard Gallois; die Geſchichte des Conſulats und des Kaiſerreichs, von Thibaudeau (welche ſich an erſtere gewiſſermaßen als Fortſetzung anſchließt); die Geſchichte der Normandie, von Licquet, mit einer trefflichen gelehrten Einleitung unſres in Frankreich lebenden Landsmannes Depping, und die 1ſte Lieferung der *Archives curieuses de l'histoire de France* von Louis XI. bis Louis XVIII., herausgegeben durch C. Cimber und F. Danjou (beide an der königl. Bibliothek), — ein Werk, das in drei Serien erſcheinen wird, und eine Maſſe intereſſanter Thatſachen mittheilt und verſpricht.

⁂ Die philharmoniſche Geſellſchaft von Calvados hat den Preis einer goldnen Medaille (von 300 Francs im Werth) für die beſte Schrift ausgeſetzt: über die Geſchichte der Muſik in der Normandie, vom Beginn des 8ten Jahrhunderts bis auf unſre Tage, und eine kurze biographiſche Darſtellung aller berühmten Muſiker, welche während des benannten Zeitraums in jener Provinz geboren wurden. — Der Termin iſt der Cäcilientag 1835.

⁂ Der Gegenſtand aller Converſation iſt gegenwärtig zu Rennes ein dort angekommener Fremder, welcher ein natürlicher Sohn Napoleons und einer berühmten Schauſpielerin zu ſein behauptet, und durch ſeine ungeheure Freigebigkeit, die Verſchwendung genannt werden kann, großes Aufſehen erregt. Er ſoll die Revenüen von ungefähr 300,000 Francs beziehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 108. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 18.

Donnerſtag, 7. Mai.

50) **Madonna.** Unterhaltungen mit einer Heiligen. Von Th. **Mundt.** Leipzig, Reichenbach. 1835.

Man weiß nicht recht, ob in dieſem Buche der Roman zum Vehikel einer Reiſebeſchreibung, oder die Reiſebeſchreibung als Teppich eines Romans dienen ſoll. Aber dieſer iſt ſo wenig wie jene vollendet, wofür der Vf. Rath weiß; denn er nennt ſein Buch ein Buch der Bewegung. Über dieſe Mundt'ſche Bewegung war ſchon vor mehren Wochen in dieſem Blatte ein Urtheil zu leſen, auf das ich nur verweiſen will. Madonna zeichnet dem, was werden und kommen ſoll, Rieſenkonturen vor, ſtatt daß ſie Einzelnes prägnant ausdrücken konnte und Einiges ihrer Ahnungen wenigſtens äſthetiſch verwirklichen, indem das Neue und Geahnte die Energie und der Stamm der Erfindung geworden wäre. Nur üppiges Laubwerk ſind des Verf. Träume, Laub, das unweſentlich um ſein Gebild herumraſchelt. Konnte die Heldin ſelbſt nicht überwiegender und lebendiger in die Scene des Buches geſetzt werden?

Der Vf. reiſt aus der Schönhäuſerſtraße in Berlin nach Böhmen, und lernt bei Teplitz ein Mädchen kennen, die er ſelbſt Madonna tauft, da ſie eigentlich nur Maria heißt. Maria wurde in Dresden erzogen und erhielt zum Behuf künftiger Mätreſſenſchaft bei einem Grafen eine ausgezeichnete Bildung. Sie ſprengte aber früh dieſe Feſſeln, noch ehe ſie niedergeworfen war, und kehrt in das Dorf ihres Vaters zurück. Ihr Geiſt und ihre Kenntniſſe, noch mehr aber die Zweifel am Katholicismus machen ſie fähig, all' die transcendentalen Phantaſien Mundt's zu verſtehen, die er ihr nacheinander aus Teplitz, Prag und Wien über Cultur, Legitimät, Hegel'ſche Philoſophie u. ſ. w. mittheilt. Endlich erfahren wir, daß Madonna inzwiſchen nach München gereiſt und dort in der vom Vf. ganz mit Unrecht erhobenen proteſtantiſchen Kirche (die die proſaiſchſte Bauart von der Welt hat) zur Augsburgiſchen Confeſſion übergetreten iſt. Wie das kam und gerade im katholiſchen München kommen mußte, bleibt ungeſagt; denn der Vf. bricht ſein Buch ab.

Alles, was Mundt in Beziehung auf ſeine Heldin erfindet, iſt genial und hinreißend ſchön dargeſtellt, und läßt uns aller Wege wünſchen, daß er mehr von ſeinem heilloſen Räſonnement hätte Fleiſch und Blut werden laſſen. Der Spiritualismus Madonna's bezaubert, ihre Bekenntniſſe wird man mit Entzücken leſen. Hier wird ſelbſt das Detail, die Scene mit ihrem Genre meiſterhaft. Wie launig wird der alte Schulmeiſter mit Caſanova düpirt, den er für einen Heiligen hält! Welche ſatte Pinſelſtriche ſind in dem ſchönen Gemälde von Madonna's Verſuchung, wo des Mädchens Ergriffenwerden von einer ihr ſelbſt verhaßten Wolluſt, ihr halber Kampf, die Stummheit des Ringens mit bewußter Kunſt wiedergegeben wird! Das Geſpräch mit Madonna, wie unwirklich es iſt und wie unmöglich, ſo iſt es doch durch und durch wahrhaftig, nach jenem höhern Maaßſtabe, der an den erfindenden, nicht kopirenden Dichter gelegt werden muß.

Die Räſonnements des Buches betreffend, ſo wollen wir nicht von allen ſagen, daß ſie ermüdend ſind. Mehre Charakteriſtiken zeichnen ſich aus; die Parallele zwiſchen den beiden Jean Jacques, zwiſchen Don Juan und Fauſt iſt klaſſiſch. Aber das Meiſte daran thut weh: der Verfaſſer ringt ſich gewaltſam etwas ab, was im Grunde Niemand von ihm verlangt. Nicht nur, daß Allgemeinheiten wenig nützen, daß Mundt's im vorigen Jahre erſchienener „moderner Lebenszwien" kein faktiſches Loch zugenäht hat, ſo kränkt uns die ſonderbare Art, von der ſich der Vf. faſt willenlos rütteln und ſchütteln läßt. Wer ſonſtige Reſſourcen ſeines Talents hat, ſoll die Genialität nicht forciren. Mundt wird als Denker und Styliſt niemals genial, er mag ſich kopfübern wie er will. Es paßt die Überſchwänglichkeit nicht für ſeinen durchaus kritiſchen Geiſt. Es iſt eine ganz unnatürliche Grimaſſe, mit der ſich Mundt ſeinen Bewegungsjubel abtrotzt. Mundt iſt ein durchaus reflektiver, vermittelnder Kopf, der niemals an das glauben ſollte, was ihm gerade einfällt. Aber es ſcheint, als legt' er es darauf an, das Unmittelbare, das, was ſeinem Geſchmacke ſelbſt widerſtrebt, für das Nöthige zu halten: es ſcheint, als begleite ihn, indem er ſchreibt, der parallele Gedanke: du läßt es eben laufen! Wie glücklich ſind die Menſchen und Dinge, die einer ſolchen Desperation in den Weg kommen. Ich möchte von Mundt nicht gelobt ſein; denn morgen müßt' ich gewärtigen, daß er es wiederriefe. Er rennt Alles um, je nachdem ihm die Laune ſteht oder je nachdem ihm ſeine innere literariſche Unruhe, eine Art von Gewiſſen, wieder aufſchreckt und ihm zuflüſtert, es gucke ihm ſchon wieder das Mutterſöhnchen und das Genie der Dachſtube aus dem Ärmel. Die Mundt'ſche Bewegung iſt die Zeit im Retrade: während die rechte Bewegung geſetzt vorwärtsſchreitet, mit beſtimmten Zwecken im Auge, und ſicher, feſt in jeder ihrer Tendenzen iſt. Mundt iſt ein weit beſſerer Poet, als Philoſoph; kein Offenbarungspoet, aber eine geſättigte, kritiſche, durch Literaturgeſchichte reife Phantaſie, die über ihrem Gegenſtande ſteht, und ſich einen gewiſſen beſcheidenen Inſtinkt als wirkliche Mitgabe der Natur, trotz aller gelehrten Verhältniſſe, erhalten hat. Ich glaube, daß er in dieſer Art ganz poſitive Gebilde ſchaffen kann.

51) Umriß pädagogiſcher Vorleſungen. Von Herbart. Göttingen, Dieterich. 1835.

Das Erziehungsprinzip der Alten war formell, das unſre iſt reell. Jene bezweckten die Kunſt des Lebens, wir bezwecken nur Thatſachen. Bei den Alten fing die Erziehung mit dem Staate an, und hörte mit den häuslichen Tugenden auf; wir erziehen aus dem Hauſe in den Staat hinaus. Sonſt lag in den Sitten die Erziehung; jetzt hängt das Sittliche ganz von der Erziehung ab, ja ſogar das Moraliſchſittliche; denn ich glaube, wenn man einmal auf den Grund des menſchlichen Gemüthes ſteigt (und das thut alle heutige Pädagogik), ſo rüttelt man die ſchlummernde Erbſünde auf, die ſich bei den Alten in großen Beſchäftigungen und Entſchlüſſen von ſelbſt verflüchtigen mochte. Seit die geniale Erziehung der Alten verſchwunden iſt, kann man auch erſt recht fühlen, daß der Menſch, dies reine, von Natur und Sitte losgeriſſene Abſtraktum, von Natur ſchlecht iſt. Ohne Prügel, ohne die Combination (ich ſage nicht, den Inſtinkt!) der Ehre, ohne ein ferneres eigennütziges Calcül wären aus der Mehrzahl unter uns nur Diebe geworden. Iſt dies nicht wahr, ſo muß man es wenigſtens fürchten. Die Alten fürchteten, daß ihren Kindern das Gemeine könnte angeboren ſein. Wir haben alle Urſach, daſſelbe vom Verbrechen bei den unſern zu glauben.

Herbart mißbilligt vielleicht dieſe Parallele und die Hypotheſe von des Menſchen urſprünglicher Erbärmlichkeit; doch kommt ſein pſychologiſcher, gewiß richtiger Grundſatz ganz darauf hinaus. Es iſt erfreulich, in dieſem zwar rhapſodiſchen, aber an Erfahrung nicht armen Büchlein das Prinzip der Strenge vorwalten zu ſehen. Auch ſind die Vorſchriften Herbart's alle praktiſch, und halten ſich fern von jener illuſoriſchen Schwärmerei, die nirgends mehr verderben kann, als in der Erziehung. Das, was ſich im Kinde am frühſten entwickelt, iſt der Widerſtand, dies herrliche Unterpfand, daß der Knabe einmal künftig die Selbſtſtändigkeit ſeines Willens oder das Mädchen die Selbſtſtändigkeit ihrer Unſchuld bewahren kann. Aber niemals wird zu befehlen verſtehen, wer nicht gehorchen lernte. So glaub' ich, daß die Erziehung überaus reſtriktiv ſein muß, und das ganz nach jener bibliſchen Maxime: Züchtige, was du lieb haſt, da es noch jung iſt!

Wie das Vielregieren taugt auch das Vielerziehen nichts. Dem Zöglinge Alles zurecht machen, ihm jedes Hinderniß aus dem Weg räumen, immer nachdenken, was die beſte Methode iſt; das iſt das beſte Mittel, untergeordnete und verzärtelte Charaktere zu ſchaffen. Man ſollte die Eigenſchaft als Erzieher niemals trennen von dem, was man ſonſt im Leben vorſtellt, nie den Ton höher oder tiefer ſchrauben, wenn man zu dem Kinde redet. Das Saatkorn des Talents und des Charakters liegen in der jungen Seele vergraben, und beide ſchießen von ſelbſt auf, wenn nur eins dem Kinde gelaſſen wird, Raum, ſich ſelbſt zu bewegen. Laß deinen Zögling ſich acclimatiſiren an deine Natur mit allen ihren unverdeckten Eigenheiten! Das beſte Erziehungsmittel iſt nicht der pädagogiſche Grundſatz, ſondern der Beſitz einer pädagogiſchen Natur. Die rauhe und ſpröde Natur iſt hier oft die beſte, wenigſtens iſt die die ſchlechteſte, die Jedem vorſchweben wird, wenn er an gewiſſe glattgeſcheitelte Lehrer, namentlich der weiblichen Jugend denkt, die immer naiv, immer kindlich, immer im Sinne der Oſtereier ſprechen, und nur damit enden, daß ſich ihre Zöglinge früh über ſie luſtig machen.

Um eine pädagogiſche Ausdünſtung, möcht' ich faſt ſagen, eine pädagogiſche Phosphorescenz zu haben, ſind gerade oft die ſchroffſten Manieren, und beſonders das Eine nöthig, daß man in ſeiner erwachſenen Sphäre bleibt, und es dem Kinde überläßt, an uns hinaufzuklettern. Wenigſtens werden auf dieſem Wege geiſtreiche und charakterfeſte Kinder erzogen, eine Aufgabe, die die Herren Erzieher immer der Natur überlaſſen, wenn ſie ſagen, da könne einmal nichts geändert werden: aber das iſt ein verderblicher Irrthum. Kinder ſollten in einer Familie gar nicht beachtet, ſondern immer als ein etwas läſtiges Möbel hier- und dahin gedrängt werden; man ſoll ſie nach dem ungerechten Maaßſtabe, den man an Erwachſene legt, beurtheilen, kurz ſo verfahren, wie ungebildete und arme Leute von ſelbſt thun; dann kann man gewiß ſein, daß man an Buben und Mädchen Freude erlebt; denn ſie werden genial ſein, wie es bei den Armen immer der Fall iſt, wenn man deren Kinder nur in einer gewiſſen Periode abfinge und einer weitern Ausbildung anheim gäbe.

Meine rigoriſtiſche Theorie führ' ich auch in der Schule durch. Das Geſchwätz von Veredlung der Sitten durch das klaſſiſche Alterthum! Die unnütze Polemik des Realismus gegen die humaniſtiſchen Studien! Ich denke mit Leſſing, daß alle Bildung der Jugend formell ſein ſoll. Was dem Zögling eingeprägt wird, iſt doch etwas, was er ſpäter entweder von ſelbſt verlernt oder verlernen muß, weil es falſch iſt. Das aber, was bleibt, iſt die geſpannte Muskelkraft des Geiſtes, logiſch-formelle Enterhaken, die alles, was ihnen unterkömmt, ſcharf anpacken, Aſſiduität und Gedächtniß. Deshalb ſcheint mir das kritiſch-grammatiſch-philologiſche Studium der Alten in der ganzen Pedanterei, welche die Jugend ja nicht merkt, beſonders wichtig, weil es dem Geiſte mehr nützt, als der realiſtiſche Brei von Länder- und Völkerkunde, mehr, als Peſtalozziſche Verſtandesübungen, mehr, als die Eleganz neuer Schulmänner, die gern A. W. v. Schlegel und „die tiefe Bedeutung des Alterthums“ im Munde haben. An der knöchernen lateiniſchen Grammatik beißt man ſich die erſten Zähne des ſcharfſinnigen Urtheils aus. Der Brei des Gehirns rinnt zu Gedankenflocken zuſammen, die Philoſophie baut ſich ſchon einige unſichtbare Stufen, das kann ſelbſt die Mathematik ſo nicht erreichen, wie das Traktiren der alten Autoren. Die Mathematik iſt leerer Formalismus, es iſt das Übereinanderklappen dummer Telegraphenlettern. Mathematik hat nichts, als die Form ſelbſt zu ihrem Inhalt, es iſt ein künſtliches Gebäude, das für ſich beſteht, und gar keine freie Anwendung leidet. Findet man nicht immer, daß die ſcharfſinnigen Mathematiker im Leben vor lauter Zerſtreuung und unlogiſchen Combinationen ſich lächerlich machen? Mathematiker, die in einem Conzert die Muſik überhören, während ſie oben an der Decke des Saales die Kreiſe des Simſes ausmeſſen? Den wahrhaft energiſchen Formalismus, das Bett künftiger Gedanken, verdankt die Jugend den Alten und unſern alten Orbilen, die uns einſt ſo vielen Kummer und Spaß verurſacht haben. In dieſem Sinne hatte Heinrich Laube Recht, wenn er irgendwo von mir drucken ließ, daß ich für die griechiſchen Partikeln ſchwärme.

Aber wenn man von Erziehung ſpricht, kann man das Aufhören nicht finden!

---

52) Frankfurter Bilder. Von Ed. Beurmann. Mainz, Kupferberg. 1835.

Seinen Zeitgenoſſen einen Spiegel vorzuhalten, war von jeher eine hohe Aufgabe der Literatur; aber erſt der neueſten Zeit ſcheint es vorbehalten zu ſein, die Wirklichkeit ſtatt der Vorſchrift, die Erſcheinung ſtatt der Regel, die Thatſache ſtatt philoſophiſcher Lehren und ausgeſponnener Betrachtungen in dieſem Falle zu geben. Die Wahrheit iſt kein Privilegium mehr, die Literatur hat keine Stelle mehr über den Menſchen und Dingen, ſie miſcht ſich theilnehmend, genießend, frei von Pedanterei unter die Menge ſelbſt, und ſpricht eine einfache, natürliche Sprache, eine Sprache, die ausgepocht würde, wenn ſie orakeln wollte. Dies iſt ein Symptom unſrer Zeit, die den Begriff: Publikum, zerſtört hat für die Literatur, die den Autor überſieht, welcher ſich herausnimmt, die Maſſe bevormunden zu wollen, die dem Autor nichts zugeſteht, als eine ganz einzelne, individuelle Stimme, und nur dem Beifall klatſcht, welcher das ausſpricht, was Alle ſchon zu wiſſen glauben. Jeder will ſich nur wiedergegeben ſehen in den Büchern, ſich mit allen ſeinen Untugenden und üblen Gewohnheiten, ſich mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern und den Redensarten, welche er gern im Munde führt. Das iſt ein Genre, welches ſeinen guten Grund hat, deſſen Ausartung ich aber haſſe.

Denn wie viel höher ſteht eine Behandlung, wie im vorliegenden Buche! Hier iſt auch Copie der alltäglichen Erſcheinung, der Triumph des Momentes, einer Exiſtenz, wie ſie gerade iſt; doch nirgends die Schmeichelei der Maſſe, nirgends eine Spur von Servilität, die ſich vor dem großen Götzen: Volk in den Staub wirft. Sondern aus allen dieſen mehr capriciös ſkizzirten, als niederländiſch ausgeführten Bildern zieht ſich eine eigne Straße, welche nicht die breite und bequeme derer iſt, die über viele ihrer Abſpiegelungen im Buche jubeln werden, ſondern die die Fernſicht eröffnet in edlere, höhere Regionen, in das lichte Reich der Wahrheit und das göttliche Tempe der Schönheit. Der Philiſter, der ſich mit ſeinem Bürgerthum brüſtet und im Sauerkraut alles vereinigt finden möchte, was die Bruſt des Menſchen nur erheben kann, wird unwillkürlich fortgeriſſen in Gebiete, auf die er in ſeinem wohlcondionirten, mit Kundſchaft beehrten Selbſtbewußtſein ſonſt zu achten gar keine gnädige Bereitwilligkeit hatte. Alles, was er liebt, nämlich alles, was er ſelbſt iſt, das trifft er in dieſem Buche an, er herzt es, er küßt ſein eignes, kurioſes, ſpaßhaftes Daſein und lacht mit wackelndem Bauche; da tritt aber plötzlich die dichteriſche Metamorphoſe ein, und zaubert aus der ordinären Küchen- und Keſſelwirthſchaft ein Boudoir des Mephiſtopheles, mit humoriſtiſchen Meer-Katzen, witzigen Sprühtöpfen und phantaſtiſchen Emblemen, die Hampelmann erſtaunen machen. Hier iſt von Literatur, von Zeitgeiſt, von den Intereſſen der Kunſt, von Humanitätsfragen eine körnige Zuthat, die den Stoff auffriſcht, und unendlich viel Gutes wirkt, da es nebenbendei, ohne Ankündigung, wie eine in Kuchen gebackne Arznei, in den Stolz und die arge Selbſtgenügſamkeit des Frankfurter Charakters ſich einſchleicht, und in dieſen Laſtern Wirkungen machen muß, die ſie ſelbſt nicht ahnten. Ja, ſo muß es ſein! Man ſoll lachen und ſpotten können über eure Selbſtzufriedenheit und euch zeigen, daß über eure Geldſäcke, ja ſelbſt über eure angetünchte Bildung und das Stückchen Liberalismus, womit ihr Parade macht, noch etwas hinaus liegt, nämlich die Mäßigung, die Beſcheidenheit, die Poeſie und das Jahrhundert!

Eduard Beurmann iſt durch und durch ein Mann des Tages, aber in der ſchönen Ausdehnung, welche ſich nichts entgehen läßt, die für Alles empfänglich iſt. Sanguiniſch auflodernd ſind dieſe rapiden Darſtellungen; feurig und keck ſpringen die Gegenſtände von einander über. Der Verfaſſer hat nur immer wie mit der Hand abzunehmen, ſo fluthen ihm die Eindrücke zu, ſo ungeregelt iſt dieſe Phantaſie, dieſe Spottluſt, dieſe Weltkenntniß, dieſe Liebe und dieſer Haß. Wird er immer die Kraft beſitzen, den Erguß ſeiner überſtrömenden Anſchauungen zu dämmen? Wird er noch lernen, zuweilen ſeinem Ungeſtüm in die Zügel zu fallen, und jene Ruhe ſich anzueignen, welche der Autor beſitzen muß, wenn er das Publikum nicht nur beſchäftigen, ſondern auch zwingen will, daß es ſich ihm hingibt? Dies iſt eine Tugend, welche ihm nur die Kritik geben kann; denn ſie wird die Folge des Selbſtvertrauens ſein. Beurmann beſitzt bei ſeiner hingebenden Empfänglichkeit die Keime zu den ſchönſten ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen. Dieſe Bilder beweiſen, daß ihm Witz, Styl, Phantaſie reich zu Gebote ſtehen. Auch außerhalb Frankfurt werden ſie mit Vergnügen geleſen werden.

53) **Lebensbilder aus beiden Hemiſphären.** Vom Verfaſſer des Legitimen, u. ſ. w. Zwei Bände. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1835.

Farbenreiche Gemälde im Genrefach: als Roman mehr Skizze und Entwurf; aber mit ſauber ausgeführten Situationen und glänzender Scenerie. Der reiche Faden einer anziehenden Anekdote, in welcher mehr die Menſchen, als die Begegniſſe hervorſpringend ſind, zieht ſich durch die gründlichſte Auffaſſung des nordamerikaniſchen Lebens, durch eine Treue der Schilderung, welche erlebt ſein muß, um ſo wiedergegeben zu werden. Im Anfang etwas Cooper'ſcher Theergeruch; doch bald ſelbſtſtändige Entwickelung und eigenthümliche Charaktere. Die beiden alten Geldmänner und mephiſtopheliſchen Humanitätsheroen ſind Chargen, aber ſie ſollen im Complex das ausdrücken, was an Tendenzen im Raum und in der Zeit umher zerſtreut liegt; das macht ſie wahr und natürlich. Wir ſind mit dieſen beiden erſten Bänden erſt im vollen Anlauf des Romans und ſehen der Fortſetzung neugierig entgegen. Ohne Zweifel rühren dieſe Lebensbilder und mehrere vorangegangene ausgezeichnete Romane deſſelben Verfaſſers von einem Schweizer her, der, nach Amerika ausgewandert, ſich in Sitte und Ton ſeines neuen Vaterlandes früher oder ſpäter einbürgerte.

54) **Studentenbilder oder Deutſchlands Arminen und Germanen in den Jahren 1830 bis 1833.** Von H. Forſch. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835.

Gut ſpekulirt! Wahrheit und Dichtung! Die Burſchenſchaft (la Bourskenshaft, wie die Franzoſen ſagen) iſt hier in allen ihren Richtungen repräſentirt. Der Proſpekt öffnet ſich auf die wunderlichen Partheiungen dieſer Verbindung. Hier ſtreiten ſie über die hohe Bedeutung des bairiſchen Biers und des damit verknüpften Nationalzwecks; dort weiß man nicht, ob Burſchenſchaft Veredlung der Literatur, Rebellion oder wiſſenſchaftliche Ausbildung iſt. Andre ſchlagen auf den Tiſch und behaupten, der Tod ſei die Deviſe des Vereins, während die Schüchternen ſich ducken, die blöden Haare aus den Augen ſcheiteln und nichts verlangen, als daß, wie ſich dieſe Couleur ausdrückte, Jeder in ſeinem Kreiſe wirkte. Fern aber am äußerſten Ende des Tiſches ſind die Männer vom Ausſchuſſe zuſammengerückt, die ſogenannte innere Verbindung, welche die Kaſſe hat und verbotene Zeitungen lieſ't. Die Parthei der Unbedingten, die Göttinger Unruhen, die Frankfurter Attentate, alles tritt vor die Augen des Leſers und ergötzt ihn durch eine friſche, lebhafte Auffaſſung. Die Liebesidyllen, welche dem Ganzen eingeflochten ſind, entſprechen den Zärtlichkeiten, wie ſie in Wahrheit von der ſtudierenden Jugend unterhalten werden; nur möchten Willmann und die Seinige etwas zu ſentimental, die Liebhaberin Ruppert's etwas zu gemein gehalten ſein. Sollen denn jene Weibsbilder, die ſich den Männern ſelbſt an den Hals werfen, niemals aus unſern Romanen verbannt werden? Frauenberg endlich iſt eine Figur, welche den Vaterlandsfreund beleidigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 109. 1835.

433

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 8. Mai.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Mais mon dieu, welch ſataniſcher Rauch! rief plötzlich der dicke Doktor dazwiſchen, — ſind die Herren ein Bischen verrückt geworden? Das afficirt den Kranken zu ſehr!

„Verzeihen Sie, ich fand ihn ſchon ſelbſt rauchend mit ſeinem treuen Konrad.“

Selbſt rauchend? le bon dieu en soit loué; — ſo wird die Kriſe wohl überſtanden ſein. Hm, hm! der Puls geht vernünftig, beinahe ein Bischen zu vernünftig. Nun, Herr Baron, wie thut's? Wie iſt's? Na! Wo wären wir ohne Eis und Blutigel? Das Auge ziemlich hell, ein Bischen verweint? — bon! Thränen ſind Balſam in ſolchen Fällen. Monſieur Konrad, heute wird noch kein Fleiſch ſtatuirt, nichts Hitzendes, — verſtanden? Limonade und höchſtens noch eine Pfeife. Alle Medicin vor der Hand bei Seite! — Das Gift iſt fort, nun wird wohl Mama Natur das Beſte thun; aber, Konrad, nicht über die Schnur hauen laſſen! Heute Abend ſehen wir uns wieder; habe die Ehre, mich zu empfehlen.

„Dieſe Rede koſtet nun ſechs Franken,“ brummte Konrad, „aber er ſoll ſie haben, der dicke Herr, und noch viele dazu, wenn nur das Gift fort iſt. Jetzt, halten zu Gnaden, jetzt ſtolpert der alte Konrad hinab zu dem ſchmucken Oberkellner und trinkt ein Gläschen Extra-Elfer, — habe in 10 Tagen keinen Tropfen über meine Lippen gebracht.“

Die Thränen hatten mich in der That weſentlich erleichtert, der Schmerz mich wieder vollkommen in die Geſchichte und in den Zuſammenhang der Wirklichkeit eingeführt. Aureliens Brief wollte ich haben, unſägliche Sehnſucht ſtachelte mich nach dem Anblick jenes verhängnißreichen Blättchens. Allen Vernunftgründen Karl's ſetzte ich ſtets dringendere Bitten entgegen. Seufzend öffnete er endlich die Kommode und reichte mir das Schreiben. Es durchzuckte mich mit Wonne und Schmerz, ich drückte es lange an das Herz und an den Mund, eine glühende Thräne fiel darauf. Endlich las ich:

„Mein theurer Ferdinand!

Wir haben gelebt und geliebet! Der Himmel war uns gnädig, er hat mit ſeinen ſchönſten Freuden uns reich geſegnet, mit ſeinen höchſten Wonnen uns gnädig beglückt. Mein Herz bebt, meine Hand zittert, mein Auge weint, indem ich dir dieſes ſchreibe. Wie gern flöge ich an dein Herz, wie gern haftete ich an deinen Lippen! Aber die Vernunft gebietet mir, all mein Gefühl zu unterdrücken, mich loszureißen, dich freizugeben.

Stärken, erheben, beſchwingen für deine Pflichten ſoll dich ſolch ein Traum der Liebeſeligkeit! — Aber bei längerem Verein würden wir beide unſerer äußern Beſtimmung entrückt, ohne meiner Überzeugung nach dauernd glücklich werden zu können. Der Schmerz der Trennung verbietet mir, darüber vernünftig und deutlich mit dir zu ſprechen. Glaube einſtweilen dem einfachen Wort, wie du ſo oft und gern meinem Auge, dem Ton meiner Stimme glaubteſt: Beide würden wir unglücklich, wenn wir für das Leben uns zuſammenketteten!

Folge muthig und kraftvoll deinem Beruf, werde ein tüchtiger Mann der Menſchheit. Freue dich ſtets des Bewußtſeins, daß du mich glücklich gemacht haſt, ſo glücklich, wie ich ſeit jenem Todestag nie geweſen bin, wahrſcheinlich nie mehr werden kann. Mein Herz umſchwebt dich ſtets, alle meine Gebete ſteigen für dein Wohl zum Himmel.

Glaube mir, lieber, ſüßer, theurer Freund! daß ich mich losriß, daß ich mein Herz bezwang, iſt der größte, ja — ich darf es ſagen — der heiligſte Beweis meiner innigen und wahrhaftigen Liebe. Scheiden, wie thuſt du ſo weh! — Bald hörſt du mehr von mir; — woher? das weiß ich ſelbſt noch nicht. Wirſt du bald mit einer Antwort mich erfreuen? Bankier W....h in Paris weiß ſtets alles an mich zu befördern. Lebe wohl, auf Wiederſehen! Aurelie.“

„Ein göttliches Weib! Viel habe ich ihr abzubitten; denn ich traute ihr wenig Gutes zu. Du mußt ihr ewig dankbar ſein.“

Dafür, Karl, daß ſie mein Herz zerriſſen, vielleicht für ewig zerriſſen hat?

„Dafür, — ſieh die Thränenſpuren auf dem Papier, — daß ſie, trotz aller Leidenſchaft eines glühenden Weibes, mehr Mann geweſen, als du ſelbſt, daß ſie der Vernunft Gehör gegeben —“

Ach! Was alles nennt ihr nicht Vernunft?! Hundert verſchiedene Philoſophieen zählt ihr, und jede Philoſophie hat ihre eigene Art von Vernunft. Welche hat Recht?

„Nur eine von allen, aber dieſe auch immer, die einfache, klare Philoſophie von Jeſus Chriſtus.“

(Fortſetzung folgt.)

An ein Kind.

Von Victor Hugo, überſetzt von Wilh. Wagner.

Mein Kind! Du weißt es nicht, wie ſchön der Lebensmorgen,
Und d'rum beneide ja das ernſte Alter nicht!
Ach! es iſt eine Zeit von ewig neuen Sorgen,
Von unbeſtänd'ger Lieb, von wandelbarem Licht,
Wo oft das Lächeln iſt viel bitt'rer, als die Thränen,
Und wo wir Sclaven ſind, wenn wir uns Herrſcher wähnen.

Die Kindheit iſt ſo reich an wonnevollen Stunden,
Daß man am heut'gen Tag den geſtrigen vergißt,
Sie gleichet einem Kranz, wo Blüth' um Blüth' gewunden,
Und wo ein ſchöner Traum das Kind des andern iſt:
Sie ſchwindet, wie ein Hauch, wie eine Silberwelle
Und wie ein Sonnenſtrahl auf grüner Roſenſtelle.

Darum beſchleun'ge nicht die knoſpenden Gedanken!
Des Morgens werde froh, des Lenzes freue dich!
Wie lebſt du ſo beglückt in deinen engen Schranken,
Und, wenn ein Wölkchen naht, wie bald verliert es ſich!
Es hält der Augenblick dich liebevoll umfangen,
Und, weil du ihn nur liebſt, d'rum quält dich kein Verlangen.

Beſchleun'ge nicht die Zeit! — Es wird der Lenz verſchwinden
Eh' du es glaubſt, mein Kind! — und kommen wird der Schmerz
Getäuſchter Hoffnung; — Freuden wirſt du finden,
Die nimmer ſättigen das ungeſtüme Herz;
Es werden Ehrgeiz dich und Neid und Habgier quälen;
Du gehſt der Wahrheit nach und wirſt den Irrthum wählen.

So fühle denn, mein Kind! ſo lang' die Maienroſen
Auf deinen Wangen noch in zarter Röthe glühn,
So lang' die Lüfte noch des Morgens dich umkoſen,
So lang' die Lilien noch auf deiner Stirne blüh'n,
Ein Spiegel iſt dein Aug' von Unſchuld und von Frieden;
Der Kindheit Paradies blüht einmal nur hienieden! —

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Achter Artikel. — (Schluß.)

Den Porträts von Court iſt reichliches Lob gezollt worden, und allerdings verdienen dieſelben, rückſichtlich des Hervortretens der Formen, des Charakters und der Zeichnung, alle Anerkennung; das Colorit erſcheint etwas affektirt. Das Portrait einer Spanierin und das des Marquis von B. ſind dem Künſtler am beſten gerathen. — Bemerkenswerth waren auch die lebensgroßen Porträts von A. Heſſe, Champmartin, Decaisne, Jouy und Anderen; obſchon man dieſen Porträts anſiehet, daß die abgebildeten Perſonen mit Fleiß und oft über die Gebühr geſchmeichelt worden, ſo wiſſen doch dieſe Maler eine edle Haltung und Nobleſſe ihren Figuren zu geben. Steuben, Bouchot, H. Scheffer, Schopin faſſen in ihren Porträts dagegen den Menſchen mehr von der geiſtigen Seite auf, und ſuchen dieſe Intereſſen mit denen eines kräftigen Colorits und reiner Zeichnung zu vereinigen. In dem Anſtande, in der Haltung, in den Bewegungen und Blicken der Porträts dieſer Künſtler liegt etwas beſtimmt Ausgeprägtes; in welcher Hinſicht wir das Porträt Jules Janin's, jenes berühmten Typus der Pariſer faſhionablen Literatur, von Schopin, als das eigenthümlichſte aufführen. Dubüfe, Lepaulle, Belloc ꝛc., hatten auch dies Jahr den Salon wieder mit ihren Fabrikaten überſchwemmt; es verlohnt nicht der Mühe, von dieſen und ähnlichen Erzeugniſſen zu reden.

Bevor wir zur Beurtheilung der Werke der Skulptur und zeichnenden Künſte ſchreiten, wollen wir als Nachtrag und Schluß unſerer Berichte über die Werke der Piktur eine Mittheilung über das letzte Gemälde von Leopold Robert, „die Fiſcher am adriatiſchen Meere,“ folgen laſſen. Da daſſelbe nicht zu der ein für allemale anberaumten Zeit, nach deren Verlauf keine Werke mehr für die Kunſtausſtellung im Louvre zugelaſſen werden, in Paris eintraf, ſo machte der gegenwärtige Beſitzer des Robert'ſchen Bildes, der Deputirte Patürle, der Stadt Paris den Vorſchlag, es in einer der hieſigen Mairien zum Beſten der Armen öffentlich ausſtellen zu laſſen, welches denn ſeit dem Anfang des Monats April wirklich ausgeführt worden iſt. Wir erwähnen zuvor kurz das, was uns über die Lebensumſtände des Künſtlers und ſeine früheren Leiſtungen bekannt iſt.

Leopold Robert war ein Schweizer von Geburt; er hatte zu Chaux-le-Fonds, im Canton Neufchâtel, das Licht der Welt erblickt, und in ſeiner Jugend den Stand eines Kupferſtechers erwählt. Seine glücklichen Anlagen zur Malerei entwickelten ſich jedoch bald, und er legte den Grabſtichel bei Seite, um den Pinſel dafür in die Hand zu nehmen. Seine Studien als Maler begann er unter David und ſetzte ſie in Italien fort, von wo er nach und nach die Früchte ſeines Fleißes auf die Pariſer Kunſtausſtellungen ſandte. Der neapolitaniſche Improviſator und die Madonna del'arco zogen ihm bald die öffentliche Aufmerkſamkeit zu, welche ſich bald in lobenden Jubel verwandelte, als „die Schnitter“ Leopold Robert's in dem Salon 1831 erſchienen. Kein neuerer Maler hat vielleicht in ſo kurzer Zeit und mit ſo wenigen künſtleriſchen Produktionen ſich bis zu einer ſolchen Höhe des Ruhm's emporgeſchwungen, als L. Robert. Seine Fiſcher konnten dieſen Ruf nur noch vermehren, da verkünden uns plötzlich die Pariſer Tageblätter: Leopold Robert iſt geſtorben zu Venedig, am 20. März 1835; er ſelbſt hat Hand an ſeinen Lebensfaden gelegt, und ſeine künſtleriſche Laufbahn in ſeinem 40ſten Lebensjahre freiwillig beſchloſſen.

Der einfache, von dem Künſtler in ſeinem letzten Gemälde dargeſtellte Vorgang iſt folgender: Fiſcher, die in Begriff ſind, auf den Fiſchfang zur See abzureiſen. Der Ort der Scene iſt Chioggia, in der Nähe von Venedig und wir ſehen die Fiſcher am Ufer des adriatiſchen Meeres verſammelt bei ihren Fahrzeugen, welche bereit ſind, die Segel zu lichten. Im Mittelgrunde ſteht der Schiffspatron und Eigenthümer der Barke, in der einen Hand Werkzeuge für den Fiſchfang haltend, und mit der andern Befehle zum Aufbruch ertheilend, wie es ſcheint. Zwei junge Knaben begleiten ihn, von denen namentlich der eine, welcher in eine weiße Fiſcherkapotte gehüllt iſt, und ein Madonnenbild und eine Laterne trägt, dem Patron Schritt vor Schritt folgt und kein Auge von den Bewegungen deſſelben verwendet, wahrſcheinlich aus Beſorgniß, er möchte um die Mitfahrt gepreßt werden. Auf dem erſten Plane iſt ein junger Fiſcher damit beſchäftigt, die Netze aufzurollen und zu ordnen. Im rechten Vordergrunde bemerken wir zwei Männer etwa in den Dreißigern, von denen der eine ſtehend und mit dem Rücken ſich gegen einen Pfoſten am Strande lehnend, einen Compaß vor ſich hat und das Wetter und den Himmel zu befragen ſcheint, der andere ſinnend und in ſich gekehrt daſitzt. — An dem entgegengeſetzten Ende des Gemäldes, zur Linken, ſitzt traurig und tiefbetrübt ein altersſchwaches Mütterchen, und in ihrer Nähe ſteht eine ſchöne, blaſſe, junge Frau, welche ihr Kind auf dem Arme hat. Ihr zur Seite ſehen wir noch ein junges Mädchen, von etwa 10 Jahren, wahrſcheinlich die älteſte Tochter jener ſchönen, blaſſen Mutter. Der linke Vordergrund zeigt uns außerdem noch die Mauer einer Kapelle, an der ſich ein faſt entblätterter Weinſtock entlang windet; die röthliche, und ſchon etwas gelbe Farbe der Blätter und die nebelige Luft deuten darauf, daß die Abfahrt im Spätherbſte ſtatt findet. Der Tageszeit nach, mag es Morgen ſein; der Himmel mit einigen leichten Wolken überzogen, verkündet indeß keinen ſchlechten Tag. Im Hintergrunde ſehen wir noch einige Matroſen ihre Zurüſtungen zur Abfahrt beſchleunigen, und ganz in der Entfernung durch den Morgennebel hindurch, gewahren wir ein zweites Schiff, welches ſchon die Segel gelichtet hat, und die Lagunen durchſchneidet.

Das iſt die Beſchreibung des einfachen Vorgangs, aber von der ängſtlichen Spannung, welche der Maler in den einzelnen Figuren jedesmal verſchieden, aber jedesmal wahr ausgedrückt, von der wehmüthigen Stimmung und der rührenden Melancholie, welche der Künſtler über das Ganze ausgebreitet, läßt ſich wenig oder gar nichts in dieſelbe übertragen. Die ganze Seele Leopold Roberts ſcheint über das Gemälde hergegoſſen. Wie tief hat der Künſtler das traurige Loos des niederen Volk's mitgefühlt, welches im Schweiße ſeines Angeſichtes ſich abmühet und ſich tauſend Entbehrungen auferlegt, ohne auf eine heitere, ſorgenfreie Zukunft zu hoffen. Seht jene ſchönen, männlichen Fiſcher, die abreiſen, um den mannigfachen Gefahren des Meeres zu trotzen, und einem trügeriſchen Elemente ihren Lebensunterhalt abzugewinnen; betrachtet jene Gattin und Mutter, jene grammerfüllte Alte, welche mit ſtummem, tief in die Bruſt verſchloſſenem Schmerze, die Abreiſenden an den Bord des Schiffes begleiten, welches vielleicht ihre Stützen und Hoffnungen für immer mit ſich fortnimmt, und ſagt an, welcher andere neuere Maler hat den Schmerz mit ſo lebhaften Farben, mit ſo edler Ruhe, mit ſo ergreifender Wahrheit auf der Leinwand dargeſtellt! Ein edler Schmerz iſt ein würdiger Vorwurf für einen Maler, aber wie wenige beſitzen die Kunſt, ſich zu der wahren Höhe eines ſolchen Gegenſtandes zu erheben. Leopold Robert hat ihn zu erfaſſen, und wiederzugeben verſtanden, in jener ruhigen Kraft und melancholiſchen Größe, welche faſt ſchon eine Vorahnung von der Annäherung des Todes zu haben ſcheint. Seine Geſtalten haben nichts Triviales, Alltägliches und gehören doch keineswegs einer imaginären Traumwelt an; wir erkennen darin das Volk, aber das Volk, ſowie wir es gerne ſehen, das Volk in ſeinem Schmerze und in ſeinem Stolze, den das Ungemach und die Leiden dieſes Lebens allein verleihen.

Die originellen Trachten, die würdevollen Stellungen und die ausdrucksvollen Phyſiognomien dieſer Fiſcher ſind ebenſo neu, als überraſchend, und obſchon im Äußern von den Bewohnern der pontiniſchen Sümpfe verſchieden, haben ſie doch denſelben, tiefausgeprägten Charakter von Größe, Kraft und männlicher Schönheit, welcher deutlich dafür ſpricht, daß die in beiden Gemälden dargeſtellten Geſtalten, einem und demſelben Volke angehören, welches einſt der Welt Geſetze vorſchrieb.

In den Einzelnheiten des letzten Gemäldes von Leopold Robert könnte man vielleicht einige Mängel entdecken; ſo könnte man dem jungen Fiſcher, der im Vordergrunde die Netze aufrollt, eine etwas zu akademiſche Stellung vorwerfen. Einige franzöſ. Kritiker haben auch denſelben Tadel über den Schiffspatron ausgeſprochen, und gefunden, daß er ſeine Befehle zu theatraliſch ertheile; doch finden wir den letztern Vorwurf unergründet; dieſe ſtolze Haltung eines unter Gefahren ergrauten Mannes aus den untern Volksklaſſen hat ſelbſt bei uns nichts Ideales, geſchweige denn bei den Völkern des Südens, welche eine angeborne Würde in ihrer Haltung und Bildung verrathen. Was kann man Schöneres ſehen, als jene beiden Männer, mit den brennend ſchwarzen Augen, mit dem von der Sonne gebräunten Teint, welche ſo bedeutungsvoll ihre Blicke gen Himmel gerichtet haben, und von ihm Aufſchluß über die Zukunft zu erfragen ſcheinen? was Ergreifenderes, als jenes alte Mütterchen, welches auf der Steinbank ſitzt, wohin ſie ſich vielleicht mit Mühe und Anſtrengung geſchleppt hat, um noch ſo lange als möglich, alle die Ihrigen beiſammen zu ſehen, denn ſie mag wohl ſchwerlich die Heimkehr der Abreiſenden noch erleben? was Hinreißenderes endlich, als jene junge, ſchöne Frau, mit den abgehärmten blaſſen Wangen, welche in einiger Entfernung von der Alten ſteht und ihr Kind wider ihre Bruſt preßt? welch eine bezaubernd-wehmüthige Schönheit! welch ein tiefgefühlter und doch gefaßter Schmerz in der Haltung, in dem Ausdruck dieſer durchaus tadelloſen Geſtalt! Wenn man lange aufmerkſam und inbrünſtig das Gemälde betrachtet hat, verweilt das Auge immer wieder auf dieſer ſchönen, unvergleichlichen Geſtalt, weil wir in ihren Mienen, in ihrer Stellung, in ihrem ganzen Weſen den Inbegriff aller Gefühle einer weiblichen Seele leſen, welche ein Unternehmen zur See, deſſen Wechſelfälle gefährlich und ſchwankend ſind, in der Bruſt einer Gattin und Mutter erwecken mögen; weil wir von ihren Lippen den letzten Seufzer des ſterbenden Künſtlers zu vernehmen wähnen.

Die ganze Scene iſt durch die herbſtliche Sonne Italiens beleuchtet, und wir begegnen auf dem Bilde demſelben kräftigen Colorit, derſelben ſorgfältigen Zeichnung, welche wir an den Schnittern *) Leopold Roberts mit Recht bewundern. In keinem ſeiner früheren Kunſtwerke aber hat L. Robert mit ſolcher Kraft und Energie des Ausdrucks gemalt.

Der Leſer wird uns verzeihen, daß wir ausführlich über die Fiſcher Leopold Roberts berichtet haben, wozu wir gewiſſermaßen verpflichtet zu ſein glaubten, da ſie das letzte Vermächtniß eines talentvollen Künſtlers ſind, der in der Erinnerung der Kunſtwelt und Nachwelt noch lange leben wird, und deſſen tragiſches Ende ein ſo allgemeines und gerechtes Mitgefühl bei der Mitwelt erweckt hat. —

---

*) Wir machen bei dieſer Gelegenheit auf den ſchon im Jahre 1831 hier erſchienenen Kupferſtich dieſes Gemäldes, von Mercuri, aufmerkſam. Wir kennen kein Produkt der Radirnadel neuerer Zeit, worin Geiſt und Farbe eines Gemäldes mit ſo außerordentlicher Zartheit und Eleganz der Behandlung nachgebildet wäre. Es iſt eine Kühnheit und Sicherheit der Zeichnung, eine Sorgfalt in Andeutung der Schatten und dabei eine ſo außerordentliche Leichtigkeit in allen Theilen bemerklich, daß man eben ſo ſehr die Treue gegen das Original, als den ſelbſtſtändigen Geiſt des Kupferſtechers bewundert. — Das Originalgemälde befindet ſich übrigens gegenwärtig im Muſeum des Luxembourg, von wo es wohl ſofort in das Louvre geſchafft werden wird. D. R.

Muſik in Frankfurt.

Mittwoch den 6ten gab Bernhard Romberg *) im hieſ. Schauſpielhauſe ein Concert. Der Name: Bernhard Romberg hätte ein Signal ſein ſollen für Alle, die Ohren hatten zu hören, daß alle Pfoſten hätten brechen, alle Theaterſtützen hätten wanken müſſen. Die Zurückgebliebenen ſtraft das allgemeine Entzücken derer, die da kamen und hörten. B. R. iſt ſchon ſeit 40 Jahren der erſte Celliſt der Welt. Seine Reiſen durch England, Italien, Spanien und ganz Deutſchland erwarben ihm dieſen Ruf. Was Pleyl begann, hat er vollendet; denn erſt durch ihn hat das Violoncell ſeinen ganzen Reichthum entfaltet. B. R. hat eine Schule gebildet, aus der ein Dotzauer, Bohrer, Knoop **) u. A. hervorgegangen. (Auch Ferdinand Ries, ſein intimſter Freund, war in früherer Zeit ſein Schüler.) Aber an Anmuth und Eleganz des Vortrags, an Mark des Tones, und allem, was auf den Charakter dieſer großen Tenorgeige Bezug hat, iſt Bernhard, der Altvater aller Celliſten, noch unübertroffen. Er iſt auf ſeinem Inſtrumente der hinreißendſte Sänger. Wer ſich ein Meteor der Zeit, einen Paganini, erwartete, der hat ſich gewaltig betrogen. B. R. mißbraucht ſein Inſtrument nicht zur Zerſtörung der Kunſt. Er hat gefühlt, daß Künſtelei außer den Grenzen der Aeſthetik liegt. Er iſt dieſem Gefühle bis zur Stunde treu geblieben. Was er von ſeinen eignen Compoſitionen ſpielte, hab' ich vergeſſen. Das iſt auch gleich. Ich ſah nur den 64jährigen Mann, da er oben auf ſeinem beſcheidenen Stuhlchen ſaß, ſeinen Stradivari wie einen Enkel zwiſchen den Knieen koſend. Aber als er begann, ſeine Tonblitze zu verſenden, da ward der Stuhl zum Thron, der alte Mann zum Könige, und zum Beherrſcher der menſchlichen Seele. Was außer Ries's vortrefflich executirter Ouverture des Don Carlos bei dem Concerte verging, und noch als Zwiſchen-Piece angewandt wurde, wüßte ich nicht mehr, wenn mich nicht eine ital. Baß-Bravour-Arie — ein Satyr unter Liebesgöttern — aus meiner klaſſiſchen Begeiſterung gewaltſam aufgerüttelt hätte.

7.

---

*) Man verwechſele Bernhard Romberg nicht mit ſeinem Vetter Andreas Romberg, dem bekannten Componiſten der Glocke, der Macht des Geſanges, mehrerer Symphonieen und Violin-Quartette im Haydn'ſchen Geſchmack.

**) Erſterer befindet ſich gegenwärtig in Frankfurt auf ſeiner Reiſe nach London.

Punkte.

⁂ **Charakterzüge berühmter Schauſpieler aus älterer und neuerer Zeit.** Das Leben des Schauſpielers iſt in der Regel mehr oder minder ſelbſt ein Drama, eine Tragikomödie, wobei der den Helden, der den Rüpel als Hauptrolle ſpielt. Das Schickſal gefällt ſich überhaupt in poetiſcher Ironie, wendet ſie aber nirgends draſtiſcher an als gerade am Künſtler, der ſie auf den Brettern darſtellen ſoll, die ihm zur Welt werden. — Möchte man nicht lächeln und weinen zugleich, wenn man an die Kindheitsgeſchichte der franzöſiſchen Komödie denkt, an ihre Wiege, jenes Theater im Hotel de Bourgogne, wo jene drei Bäckerjungen aus der Vorſtadt Saint-Laurent: Henri Legrand, Hugues Guéru und Robert Guérin, welche plötzlich den Entſchluß gefaßt hatten, Comödie zu ſpielen, die Jungen-Kameradſchaft als unerſchütterliche Freundſchaft feſt erhielten und als Turlupin, Gautier-Garguille und Gros-Guillaume durch ihre Farcen ganz Paris zum Lachen brachten? Turlupin, unübertrefflich im Niedrigkomiſchen, der Erfinder der Turlupinaden; Gautier-Garguille, unerſchöpflich in ſeinen fröhlichen Liedern, und jenen Wortſpiel-durchſpickten Prologen, die das Zwerchfell der Pariſer galvaniſirten; Gros-Guillaume, der einzige von allen alten Komödianten, der ohne Maske ſpielte, weil ſein Antlitz Maske genug war, originell durch ſeine burleske Unförmlichkeit, ein Falſtaff von Außen und von Innen, doppelt burlesk durch die Thränen und melancholiſchen Seufzer und Redensarten, die ihm mitten in ſeinen Banalen, oft auf der Bühne ſelbſt entſtrömten, während er Poſſen riß, — ſie fanden ihres Gleichen nicht wieder. Fünfzig Jahre lang fabrizirten ſie in ſo treuer Kameradſchaft, als einſt im Faubourg Saint-Laurent, für ganz Paris Schwänke, als Gros-Guillaume einſt eine Grimaſſe ſchneidet, welche unglückſeliger Weiſe einen ehrſamen Gerichtsherrn täuſchend karrikirt. Der Karrikirte verwendet ſeinen ganzen Einfluß; auf die drei Komödianten wird gefahndet. Turlupin und Gautier retten ſich durch die Flucht; der arme „Dick-Willm" aber muß die Laſt ſeines Fleiſchberges büßen, man ſteckt ihn in die Keuchen der Conciergerie; der dicke Vogel kann im Käfich nicht Athem ſchöpfen, und ſtirbt. Als Turlupin und Gautier die Nachricht von dem Tode des Kameraden erhalten, mögen die Reſte des Trifoliums nicht länger leben, der Gram frißt den alten Poſſenreißern die Herzen ab. Man begrub ſie alle drei in derſelben Kirche (St. Salvator) und ſetzte ihnen die Verſe auf den Stein:

Gautier, Guillaume et Turlupin
Qui mettoient tout le mond en liesse
Ont tous trois rencontré leur fin
Avant qu'avoir vu leur vieillesse.
Gautier, Guillaume et Turlupin
Ignorans en grec et en latin
Brillérent tous trois sur la scene
Sans recourir au sexe féminin.
Mais la mort en une semaine
Pour venger son sexe mutin
Fit à tous trois trouver leur fin. —

Auf den Brettern allein fanden dieſe Mimen der erſten Schule ihre Lebensluft. Bertrand Haudrin, d. h. der Nachfolger jener Drei, war Arzt, hing aber die Kunſt an den Nagel und perſiflirte ſie unter dem Komödiennamen Guillot-Gorju; ſeine Hauptforce waren Charlatans. Acht Jahre blieb er Schauſpieler, dann zog er ſich nach Melun zurück, wo er ſeine frühere Profeſſion wieder trieb. Aber er konnte die Bühne nicht vergeſſen, eine tödtliche Schwermuth über den verlornen Sufitten-Himmel trieb ihn nach Paris zurück, wo er 1643 ſtarb. — Den Prologen Bruscambille's verdankt man die Erinnerung an die alten „Diablerieen" der confrères de la Passion, Teufelspoſſen voll Spektakel, welche der Pariſer nicht vergeſſen wollte. — Ein eigenthümlicher Charakter, welcher in die Zeit des Beginns der Herrſchaft Louis XIII. fällt, iſt Scaramouche, von den Masken der italiäniſchen Komödie der allerburleskeſte; ſein Geburtsname war Tiberio Fiorilli. In ſeinem Vaterland Italien wegen ſeiner Gaunereien und anderer Verbrechen zur Galere verdammt, entfloh er nach Frankreich, wo man ihn als Bouffon vergötterte. Man denke ſich: ein Zuchthäusler, ein Forçat — auf der Bühne! es liegt etwas Grauſenhaftes in der Erinnerung an dieſe Grimaſſen! — Um das Sittenbild jener Zeit vollſtändig zu haben, wende man einen Blick auf die cour de Palais, wo der Signor Hieronimo ſein Theater aufgeſchlagen hat, ein Quackſalber, der in ſeinem prachtvollen Scharlach, mit einer ſchweren goldnen Kette um den Hals geſpreizt wie ein Hahn herumgeht, von ſeinem Spaßmacher, dem Galinette la Galine umſchwärmt, und ſich, während vier Geiger das Orcheſter bilden, den Degen in den Leib rennt, die Hände mit Fackeln verbrennt, und dann mit ſeinem Wunderbalſam ſo gründlich kurirt, daß der Pöbel ſchon am andern Tage die Narben befühlen kann; — man ſchaue am Plaz du pont neuf Mondor's berühmten Spaßmacher, den nimmermüden, immerbrummigen Tabarin, den Vater ſtets neuer Zoten, den Ahnherrn aller Bajazzi, die noch heute der Nerv unſerer Meſſen ſind! —

Doch wenden wir unſere Blicke aus Frankreich und der guten alten Zeit ab und auf einige Schauſpieler Englands aus der neueren Zeit, deren Charaktere eine nicht ganz unintereſſante Parallele bilden.

(Schluß folgt.)

⁂ Victor Hugo's „Angelo, der Tyrann von Padua" macht auf dem Theater-français entſchieden Glück.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 110.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 9. Mai.

Beranger.

Von

O. L. B. Wolff.

„Mir iſt doch Niemand ſo lieb von allen Eueren Dichtern, als Beranger,“ ſagte ich bei einem heiteren Mahle zu einem eben ſo geiſtreichen, als in der Geſellſchaft hochſtehenden Franzoſen, mit dem ich mich ſehr lebhaft über die Geſtaltung der Poeſie bei den verſchiedenen Völkern in unſeren Tagen unterhalten hatte.: „Warum gerade Beranger?“ fragte er geſpannt. — „Weil er, meinem Gefühle nach, allein mit dem Herzen dichtet,“ antwortete ich eben ſo lakoniſch, als beſtimmt. — „Ich glaube nur, es iſt viel falſche Bonhommie in Beranger,“ bemerkte ein Dritter. — „Wahrlich, wenn Sie das behaupten können, ſo haben Sie ihn je weder gekannt, noch erkannt,“ rief ein junger Mann, auf deſſen Antlitz ſich tiefe Gedanken ſicher gelagert hatten. „Wer ihn ſprach, nur einmal ſprach, muß ihn lieben,“ fuhr er begeiſtert fort, und ſchwieg dann plötzlich, faſt, als ſei er unwillig, ſchon ſo viel über einen Mann, der ihm theuer war, geäußert zu haben. — „Ich liebe ihn von ganzer Seele,“ ſagte ich, mich zu dem jungen Manne wendend; „er hat ein Herz für ſein Volk, für die unterdrückte und gequälte Menſchheit, für alles, was im Menſchen iſt. Wenn ich mir nicht denken könnte, wie ſehr dem anſpruchsloſen Manne alles überlaufenwerden, von neugierigen Fremden, die ſeine Berühmtheit angucken wollen, läſtig und widerwärtig ſein muß, ſo wäre ich ſchon längſt zu ihm gegangen, ohne weitere Umſtände; — aber ich habe auch mein Theil Eitelkeit, und mag juſt nicht behandelt werden, wie ein ſolcher Reiſender, obwohl ich es Niemanden verdenke, wenn er mir es eben thut.“ —

„Sie müſſen zu ihm gehn,“ ſagte der junge Mann entſchieden, „ich will Sie zu ihm führen, und werde Sie morgen früh um 9 Uhr abholen.“ Ich drückte ihm dankbar die Hand. —

Er ſtellte ſich pünktlich ein. — Beranger wohnt in Paſſy, einem bekannten Dorfe am rechten Seineufer, dicht vor Paris. Um keine Zeit zu verlieren, bedienten wir uns alſo der wohlthätigen Omnibus, der menſchenfreundlichſten Erfindung unſerer Zeit für arme Kleinſtädter, die ſich nach Paris verirrt haben, wurden aus einem Inſtitute dieſer Art in das andere ſpedirt, und gelangten ſo auf die angenehmſte Weiſe, den Weg, der uns längs des Quais am Pont de la Revolution (dem ehemaligen Pont Royal und dem Pont d'Jena) vorüberführte, mit lebhafter Unterhaltung würzend, nach dem Wohnorte des Dichters, der auf einer Anhöhe liegt. Wir gingen durch eine ziemlich lange Straße und kamen an ein freundliches, kleines Haus. Eine Frau, die im Erdgeſchoſſe deſſelben mit häuslicher Arbeit beſchäftigt war, ſagte, ohne ſich weiter durch uns ſtören zu laſſen: „Monsieur Beranger est chez lui; montez Messieurs.“ — Mein Herz klopfte vor Erwartung, den Mann, deſſen Lieder mich ſo oft erſchüttert, gerührt und erfreut hatten, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen; es that mir wohl, daß kein großmäuliger, franzöſiſcher Bediente uns mit vornehmthuender Wichtigkeit empfing, und meinen ehrlichen deutſchen Namen ſeinem Herrn verſtümmelt in das Zimmer hineinrief. Wir ſtiegen die Treppe hinauf;

mein Gefährte klopfte ziemlich ſtark an eine porte battante, und nach kleiner Weile öffnete Beranger ſelbſt. Er begrüßte meinen Begleiter herzlich, trat aber etwas ſcheu und wie verlegen zurück, als er ein fremdes Geſicht neben demſelben erblickte. Mit wenig Worten war ich vorgeſtellt; ſeine Scheu wich nach den erſten Begrüßungen; wir traten in ein kleines, einfach, aber höchſt behaglich meublirtes Zimmer, das im vollkommenſten Einklange zu Berangers eigener prunkloſer Beſcheidenheit war. Er ſchob mir einen Lehnſtuhl vor das Kamin, lud meinen Gefährten ein, ſich zu ſetzen, nahm ſeinen eigenen Stuhl wieder ein, und im Nu plauderten wir ſo vertraulich mit einander, als hätten wir uns bereits ſeit langen Jahren gekannt. —

Ich hatte jetzt vollkommene Muße, ihn genau zu betrachten, ohne daß es ihm auffällig werden konnte, denn ich ſaß ihm gerade gegenüber, und er richtete in echt franzöſiſcher Feinheit ſeine Rede faſt ausſchließlich an mich. — Er iſt ein Mann von fünf und fünfzig Jahren, unter mittlerer Größe und ziemlich wohlbeleibt. Langes, blondes, ſchon in's Graue übergehendes Haar, hängt dünn und ſchlicht an ſeinem Haupte herunter; ſeine Stirn iſt hoch und ſchön gewölbt; hellblaue ruhige Augen, eine wohlgebildete Naſe und feine, ausgebildete Lippen, um welche Schalkhaftigkeit und Herzensgüte im freundlichſten Verein lagern, geben ſeinem ganzen Weſen etwas überaus Anziehendes und Einnehmendes. Alle ſeine Bewegungen ſind ruhig, ſicher und prunklos; kurz, man ſieht aus ſeiner ganzen Perſönlichkeit, daß man einen Mann vor ſich hat, der ſeit ſeiner Jugend klar über ſich ſelbſt, wie über die Welt, von jeher gewußt hat, was er will.

Unſer Geſpräch berührte anfänglich ſeine Chanſons, denn mein Begleiter, mit deutſcher Literatur und Kritik bekannt, wie ſelbſt ein Deutſcher es nur immer ſein kann, erzählte ihm kurz von meinen verſchiedenen Verſuchen und meiner Art und Weiſe, ſeine Leiſtungen zu entwickeln und darzuſtellen. Das ſchien ihm Freude zu machen, noch mehr aber, als ich ihm verſicherte, wie er in Deutſchland geliebt und geſchätzt werde. „Es wundert mich," erwiederte er, „in Ihrem Vaterlande ſo gut verſtanden zu werden, denn es iſt ſo viel Lokales und Volksthümliches in meinen Liedern, daß mich ſelbſt mancher Franzoſe nicht ganz richtig auffaßt und begreift." — Ich antwortete, — „auch uns wäre wohl manche feinere Nuance fremd geblieben, wie das nicht anders ſein konnte, aber wir Deutſchen hätten nun einmal das Talent, des Dichters Herz aus ſeinen Gedichten heraus zu fühlen, und das wäre es, was uns gerade ſo ſehr zu ihm hin zöge; ſeine echte Humanität, ſein Schmerz um die leidende Menſchheit, ſeine unerſchütterliche Treue gegen ſein Volk, ſein Eifer für das, was er als recht und gut erkannt, wären ja gerade die Eigenſchaften, die ihm unſere Gemüther zu eigen gemacht hätten, abgeſehen von der Eleganz der Formen, dem ſeltenen Wohllaut, dem glücklichen Spiele des Witzes, in die er als Dichter ſo überaus gewandt und erfolgreich ſeine Gefühle und Gedanken zu kleiden wiſſe." Er hörte mich ruhig und ohne alle Unterbrechung an, denn er ſah wohl, daß ich redete, was mir in der Seele lag und weit entfernt war, nach Complimenten für ihn zu fiſchen, dann entgegnete er: „Sie thun Unrecht, wenn Sie mich einen Dichter nennen; ich bin kein Dichter, denn es wird mir ſchwer, und ich arbeite oft Monate lang an einer einzigen Chanſon; mein ganzes Talent liegt nur darin, daß ich die Zeit verſtehe, und ohne Scheu und Nebenabſicht (arrière pensée) gerade heraus ſage, was ich von ihr halte."

Er lenkte darauf das Geſpräch andern Gegenſtänden zu; ich folgte ihm willig, und ſah mich mehr als einmal veranlaßt, über die Tiefe ſeines Geiſtes und die Sicherheit ſeines Blickes zu erſtaunen. Von deutſcher Poeſie wandte ſich die Rede auf deutſche Philoſophie, und von dieſer letzteren beſonders zu dem Pantheismus, welcher jetzt, obwohl noch unausgebildet, in Frankreich beginnt, den Materialismus, welchem vorzüglich die Gebildeten huldigten, zu verdrängen und in entſchiedene Oppoſition zum Katholicismus, deſſen Parthei im Stillen ſehr wirkſam arbeitet und in neueſter Zeit bedeutende Proſelyten gemacht hat, zu treten. Beranger entwickelte eine ſolche Kenntniß der Lehre Spinoza's insbeſondere, daß ich nicht umhin konnte, ihm meine Verwunderung darüber auszudrücken. „Ich muß Ihnen bemerken," erwiederte er, „daß mir das Lateiniſche durchaus fremd iſt, daß ich daher Spinoza's Schriften nie im Original geleſen habe, und das Biſchen, was ich davon weiß, nur einer Analyſe Jouffroy's verdanke, welche ich vor einiger Zeit in einem Journale vorfand, und die mich ungemein anzog. Was mir aber auffiel, iſt der Conflict, in welchen die menſchliche Eitelkeit überall da zum Pantheismus tritt, wo es gilt, in conſequenter Fortdauer nach dem Tode aufzugeben, und nur die allgemeine Unſterblichkeit anzunehmen; das Seelchen ſträubt ſich gar zu ſehr dagegen und es ſcheint mir, als ſcheiterten die meiſten Nachfolger Spinoza's gerade an dem Bemühen, die perſönliche Unſterblichkeit in ihr Syſtem zu bringen, wenn ſie nicht dieſes in ſtarrer Conſequenz ausbilden und am Ende dann ihr Syſtem dociren, aber ſelbſt nicht daran glauben."

Ich lachte über dieſe feine und witzige Bemerkung, und erzählte ihm zu ſeiner Ergötzung den Kampf, den in neuſter Zeit der gute Weiße in Leipzig, der philoſophiſche Prädeſtinationsmann, gegen einen Ausplauderer pantheiſtiſcher Myſterien eifrig geführt. — Bei dieſer Gelegenheit ſchwebte viel feiner Spott um Beranger's Mund, aber er war gutmüthig und zart genug, ihn zu unterdrücken, weil er nicht vergaß, daß ihm ein Deutſcher gegenüberſaß; zumal, da ich ihm kurz vorher beiläufig geſagt hatte: Je suis Allemand, bien Allemand et rien qu'Allemand, eine Phraſe, die ich den Paeiſern ſtets, wenn es Deutſchland galt, ſtarr, wie eine mit dem Meduſenhaupte gewappnete Ägide entgegenhielt, aber wahrſcheinlich bei ihm am Wenigſten brauchte. Mit diplomatiſcher Geſchicklichkeit begann er jetzt vom Katholicismus in Frankreich zu reden, beklagte, daß der geiſtreiche und geniale Sainte-Beuve ſich dieſem in neueſter Zeit ſo ſehr zugewandt habe, und fuhr dann fort: „Was hätte Sainte-Beuve leiſten können, wenn er das ſo glücklich Begonnene fortgeſetzt und die franzöſiſche Literatur des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts vollends entwickelt und geſchildert hätte!“ — Nun waren wir plötzlich wieder im Gleiſe; denn hier, über Literatur ſprechend, bewegten wir uns Beide ſicher und behaglich. „Es iſt noch ſo viel hier zu thun,“ bemerkte er; „nirgends iſt das Urtheil feſter und falſcher zu gleicher Zeit, als über die berühmten Männer unter Ludwig XIV. Voltaire hat da viel Unheil geſtiftet; er verdammte einſeitig oder aus Privatrückſichten, und alle ſpäteren Literarhiſtoriker ſchwatzten ihm nach und ſchrieben ihn aus.“ — „Tout comme chez nous,“ bemerkte ich, „nur mit dem Unterſchiede, daß es nicht immer ein Voltaire war, der das erſte Urtheil fällte, das alle Späteren nachgackerten.“ — Er lächelte über meinen Eifer und ergänzte dann: „So iſt es z. B. Racine gegangen; er wird überall als ein feiler Höfling geſchildert, der die Ungnade ſeines Herrn nicht ertragen konnte und daran ſtarb; Niemand aber hebt hervor, daß er, um das Elend des Volkes zu lindern und wo möglich zu heben, der Maintenon ein von ihm ausgearbeitetes Finanzproject, das zugleich eine Reform bezweckte, vorzulegen wagte. Es gefiel der Maitreſſe und mißfiel dem Despoten; Racine konnte die Ungnade nicht ertragen und grämte ſich darüber zu Tode. Alle Welt ſpottet über ſeine Schwäche; Niemand aber bedenkt, daß es immer eine edle Handlung war, der Favorite einen Plan vorzulegen, um die Leiden und den Jammer der Nation aus dem Wege zu räumen, und daß dieſe Handlung edel bleibt, wenn gleich ihr Urheber nicht ſo viel geiſtige Stärke hatte, um die böſen Folgen derſelben zu ertragen. Ein Hiſtoriker muß gerecht ſein, und das ſind bisher die wenigſten geweſen, die ſich mit der Geſchichte der Literatur beſchäftigten; ſie geben ſich nur ſelten die Mühe, bis auf den eigentlichen Grund der Erſcheinungen zu dringen und die Motive der Handlungen aufzuſuchen.“

Mit welcher Freude und mit welchem Genuſſe ich ihm zuhörte, brauche ich wohl nicht zu ſchildern; aber ein zufälliger Blick auf die Uhr über ſeinem Kamin belehrte mich, daß ich nun ſchon fünf volle Stunden bei ihm zugebracht, die mir wie eben ſo viel Minuten entſchwunden waren, und daß es Zeit und Pflicht ſei, uns zu entfernen. Als wir aufſtanden, ſagte er freundlich: „Sie wollen ſchon fort?“ — Ich erwiederte ihm: „Schon? Wir ſind um 9½ Uhr gekommen und jetzt iſt es bereits faſt 3 Uhr.“ — „O,“ entgegnete er, „quant à cela, ma pendule avance“ (ſie lief aber nicht vor, ſondern ging ſo richtig, als ſei ſie nach dem Schuß im Palais royal geſtellt.) — „Erlauben Sie mir wiederzukommen?“ verſetzte ich. — „Wann Sie wollen!“ ſagte er. — „Und nun noch eine große Bitte,“ fuhr ich fort: „ich bin kein Sammler von Autographis, im Gegentheil, ich pflege ſolche Dinge, wenn ſie in meine Hände gerathen, willig und raſch wegzuſchenken; aber von Ihrer Hand möchte ich gern etwas beſitzen; das heißt: kein Albumsverschen oder dergleichen, adressés à monsieur Wolff, dazu bin ich zu eitel oder nicht eitel genug, ſondern irgend etwas, das Sie gelegentlich geſchrieben haben, und das Sie durchaus entbehren können. Wollen Sie mir das zu Liebe thun?“ — „Das will ich wohl,“ ſagte er, „aber ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen geben ſoll.“ — Er ſuchte nun lange in ſeinen Cartons und in ſeinem Schreibtiſch, und ich bemerkte bei dieſer Gelegenheit, daß alle ſeine Papiere und Schriften mit der größten Nettigkeit und Sauberkeit, obwohl ohne alle Eleganz, geordnet waren. Endlich ſagte er, nachdem er in ein Nebenzimmer gegangen war, und mit einem Blatte in der Hand wieder kam: „Da habe ich etwas, das gewiſſermaßen als ein hiſtoriſches Dokument zu betrachten iſt, und Sie vielleicht intereſſirt. Es iſt ein Brief, den ich an die Elekteurs von Rouen geſchrieben, welche mich eingeladen hatten, Herrn Lafitte auf einem Beſuche in Rouen zu begleiten.“

Ich dankte ihm auf das Lebhafteſte und verwahrte das Schreiben ſorgfältig in meiner Brieftaſche. Den ganzen Brief zu veröffentlichen, darf ich mir nicht geſtatten, da ich ihn nicht um die Erlaubniß bat; aber, ohne indiscret zu erſcheinen, kann ich mir wohl die Mittheilung folgender Stelle erlauben, die mit wenigen Worten Beranger's ganzes Streben ſchildert. Nachdem er dem Empfänger eine Bemerkung über die damaligen Verhältniſſe mitgetheilt, fährt er fort: Pardonnez cette réflexion, si vous la trouvez inconvenante à un pauvre Ermite qui, de sa personne, n'a jamais joué ni voulu jouer le rôle d'homme politique qu'au tribunal et dans la prison, et qui tient à rester dans coin pour chercher s'il ne lui serait pas possible d'être encore utile à ses concitoyens par quelques unes de ces productions que le silence de la retraite peut inspirer au patriotisme. *)

Mit den lebhafteſten Äußerungen des Dankes und der Verehrung ſchied ich jetzt von ihm. Wir legten den Weg zu Fuß zurück, ihn durch einen Spaziergang

---

*) Verzeihen Sie dieſe Bemerkung, wenn Sie dieſelbe unpaſſend finden, einem armen Einſiedler, der mit ſeiner Perſon nie die Rolle eines Politikers geſpielt hat, noch hat ſpielen wollen, als vor dem Tribunal und im Gefängniß, und dem daran liegt, in ſeinem Winkel zu bleiben, um zu verſuchen, ob es ihm nicht möglich wäre, noch ſeinen Mitbürgern durch einige jener Erzeugniſſe, welche die Stille der Eingezogenheit dem Patriotismus einflößen kann, zu nützen.

in den elſäſſiſchen Feldern noch verlängernd, indem wir uns faſt nur von ihm unterhielten. — Ich trennte mich endlich auf dem Boulevard des Italiens von meinem gefälligen und geiſtreichen Begleiter, mit der auf das Entſchiedenſte gegen denſelben ausgeſprochenen Überzeugung, Beranger ſei der liebenswürdigſte Franzoſe, im vollſten Sinne des Wortes, den ich ſo kennen lernte. Er gab mir völlig Recht. *)

---

*) Vorſtehender Aufſatz kann als Probe aus Wolff's nächſtens bei Koßmann in Leipzig erſcheinender Vorfrühlingsreiſe durch Belgien nach Paris gelten.

Buntes.

*** **Charakterzüge berühmter Schauſpieler aus älterer und neuerer Zeit.** (Schluß.) — **Georges Friedrich Cooke** gehörte noch einer Zeit an, als die Schauſpieler das Vorurtheil, daß ſie nicht blos den Dienſt der Muſen, ſondern auch den des Bacchus mit vieler Liebe zur Sache betrieben, durch ihre eigne Werkthätigkeit rechtfertigten. Leider machte dieſer Fleiß den guten Mann zuweilen etwas ungenießbar für ſeine Freunde; in der Weinlaune war Cooke der größte Renommiſt, der tyranniſchſte Egoiſt, und hatte unter andern die Gewohnheit, ſich ſelbſt Fragen vorzulegen, die er mit großer Gewiſſenhaftigkeit auch ſelbſt beantwortete und zwar mit einem ſolchen Aufwand ſeines Organs, als hätt' er den „rauhen Pyrrhus" oder den „hyrcan'ſchen Leu'n" herabzudrücken; z. B. „Wer bin ich, Sir? Ich?! — Georges Friedrich Cooke bin ich; ha, wer bin ich, Sir? Der große Mime bin ich, verſtanden, Sir!? Und, zum Teufel, ich rath' Euch, haltet mich nicht für Black-Jack (Spottname **Kemble's**), Sir!" — Für dieſen bizarren Kometen konnte in ganz Altengland nur ein einziger Appendix paſſen, und das war **Beverley** von Coventgarden, Cooke's Kinderwärter, Hofrath oder Conſtable, wie man die Charge nun nennen mag. Beverley's Charakter war in Allem das Gegentheil von dem Cooke's, und hatte dabei das Eigenthümliche, daß er auf Cooke Acht hatte, wie die Henne auf ihr Küchlein; — manchmal freilich auf eine ſeltſame Weiſe. — So erhielt Cooke einſt Urlaub, nach Brigton auf Gaſtſpiel zu reiſen, nachdem Beverley ſich verbürgt hatte, ſeinen Freund unmittelbar nach der Vorſtellung zurückzubringen. Im Anfang ging Alles trefflich, Cooke trank nicht über die Maßen; denn Beverley behandelte ihn wie ein kleines Kind und ließ ihn nicht aus den Augen. Die Vorſtellung war beendet, die Poſtchaiſe ſtand vor der Thüre, Beverley ordnete nur noch die Berechnung der Einnahme. Während dieſer Augenblicke macht ſich Cooke aus dem Staube. Die Poſtchaiſe ſoll abgehn, man ruft den großen Tragöden zum Einſteigen. Welche Beſtürzung Beverley's, als der College fehlt! Er macht ſich augenblicklich auf den Weg, entſchloſſen, den durſtigen Freund lebendig oder todt dem Direktor Harris, dem Verſprechen gemäß, wiederzubringen. Er macht in allen Schenken die Runde, ſucht in allen Kneipen die Spur des großen Künſtlers. Endlich findet er ſeinen Mann, das Glas in der Hand. „Macht fort, Cooke" ruft er ihm zu, „wir müſſen nach London zurück!" — „Wer? Ich? Nach London? Ich! Ha, beim Jupiter, nimmermehr! — Nicht ein Regiment, nicht eine Legion bringt mich wieder nach Babylon! Ich, wer bin ich? George Friedrich Cooke bin ich, Sir, und keine Armee bringt mich von der Stelle!" — Was zu thun? Beverley muß das Aeußerſte wagen. — „lebendig oder todt!" iſt ſein Schlachtruf; er ſtürzt ſich mitten in den Phalanx der treuen Myrmidonen, die ſich um Cooke ſchaaren; es entſteht ein Gefecht, der Wein gibt Cooke'n Kräfte, er wehrt ſich wie ein Löwe. Endlich macht ſein Freund ihn zum Gefangenen, nicht ohne ihm als Denkzeichen ein blaues Auge verſchafft zu haben, packt ihn ein und bringt ihn im Triumph nach London, wo Harris, der Direktor, ihn mit Ungeduld erwartete, weil Cooke noch am ſelben Abend den Jago ſpielen ſollte. „Tröſten Sie ſich, Sir," begann Harris nach der erſten Begrüßung (mit Beziehung auf Cooke's blaues Auge), „man wird die fatale Kleinigkeit unter der Schminke nicht bemerken." — „Meiner Treu!" erwiederte Cooke, in der beſten Laune von der Welt, — „wär's nicht beſſer, wenn ich gleich den Othello ſpielte? Beverley könnte mir den Reſt des Geſichts vollends ſchwarz bläuen!" — Zuweilen hatte Cooke Einfälle, die an Verrücktheit gränzten. So hatte er eines Tages einen böſen Handel mit einem Soldaten, der ſich weigerte, ſich als ein armer Teufel mit dem vermögenden Cooke zu ſchlagen. „Goddamn!" rief Cooke, „ſieh', hier iſt mein ganzes Vermögen, 350 Pfund Sterling!" Er nahm das Packet, welches die benannte Summe in Banknoten enthielt, warf es ins Feuer, und ſchürte, bis die letzte verbrannt war. „Nun" — ſprach er dann ruhig, — „jetzt bin ich ſo arm, wie du; jetzt wirſt du dich doch mit mir ſchlagen?" — Einer der zerſtreuteſten Theaterdirektoren war **Thornton**. Man ſagte ihm nach, daß er ſich häufig allen Ernſtes die Augen rieb, um ſich ſelbſt zu überzeugen, ob er ſchlafe oder wache. Eine nette Fatalität begegnete ihm zu Dover, als er auf der Poſt fragte, ob keine Briefe an ihn gekommen wären. „Ihren Namen, Sir?" fragte der Poſtoffiziant. — „Was für ein Name?" erwiederte Thornton verwirrt, — „meiner Treu, ich habe ſo viel zu thun, daß ich ihn rein vergeſſen habe." Mit dieſen Worten geht er fort, wenige Schritte von der Poſt begegnet ihm Richer, der ihm zuruft: „Guten Tag, Herr Thornton!" — „Tauſend Dank," erwiedert Thornton, wie ein geweckter Nachtwandler, — „Sie ziehen mich aus einer großen Verlegenheit; jetzt weiß ich doch endlich, wie ich heiße!" — Wenn von originellen Bühnen-Käuzen die Rede iſt, darf man den alten **Grimaldi**, den Stammvater einer ganzen Dynaſtie von „Clowns", und Großvater des jetzt noch lebenden Grimaldi, nicht übergehn. Wie alle oder die meiſten Spaßmacher von Profeſſion, hatte er ein äußerſt melancholiſches Temperament; er hegte überdies einen wahren Köhler- und Ammen-Glauben für alle Gattungen von Unſinn und Abgeſchmacktheit. Sein Appendix war ein alter Bücherwurm von Buchhändler, mit welchem er das abgelegene Quartier von St. Georgesfields durchſtrich, engliſche und deutſche Mährchen erzählend oder erläuternd. Alles Grauſenhafte war für dieſen Buffo ein wahrer Seelenſchmaus. Sein Freund, der Bücherwurm, hatte ihm einſt eine Scharteke „über die Trüglichkeit der Zeichen des Todes" geliehen, die einen ſolchen Eindruck auf ihn machte, daß er, aus Furcht, lebendig begraben zu werden, in ſeinem Teſtamente verordnete, ſeine Tochter ſollte ihm nach ſeinem ſeligen Ende, bevor man ihn in den Sarg legte, den Kopf mit eigner Hand ſeciren. In dieſer Gemüthsſtimmung beſuchte er auch, wenn er ſich ein rechtes Vergnügen machen wollte, die Kirchhöfe, um ſich mit Kennerblicken das ſchönſte und bequemſte künftige Plätzchen auszuſuchen. Man ſollte kaum denken, daß eben ein ſo zu ſagen privilegirter und bald vergötterter Luſtigmacher ſo tolle Marotten im Kopfe tragen könne; doch äußerte dieſe Melancholie Grimaldi's ihren Einfluß auch zuweilen in ſeinen Pantomimen, in welchen er zuweilen ein eignes Behagen fand, die lachenden Zuſchauer plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag, ins Reich des Entſetzens zu bannen. —

*** Die **Gebrüder Pourrat**, Buchhändler in Paris (Rue des Petits Augustins) bereiten ein literariſches Unternehmen höchſt eigenthümlicher Art. Sie veranſtalten eine prachtvolle neue Ausgabe von **Chateaubriand's** ſämmtlichen Werken (in 32 Bänden, mit einem 80 Blätter ſtarken Atlas) und zwar auf dem Wege der Lotterie. Der erſte Treffer gewinnt den **Dritt-antheil an dem literariſchen Eigenthumsrecht** von Chateaubriand's ſämmtlichen Werken, wofür 100,000 Francs als Ablöſungsſumme geboten werden, 69 andre Treffer gewinnen Bibliotheken im Werth von 15,000 bis 500 Francs abwärts. Die übrigen Theilnehmer an dieſer Lotterie erhalten ein Exemplar Chateaubriand's. Zur Realiſirung des ganzen Plans wären 6300 Subſcribenten nöthig; doch wird man die Subſcription als definitiv betrachten, ſobald 3000 Theilnehmer ſich bereit erklären; die Ziehung wird alsdann unmittelbar nach dem Erſcheinen des letzten Bandes von Chateaubriand's ſämmtlichen Werken vorgenommen werden. Der Band koſtet 8 Francs. Berechnet man den Subſcriptions-Ertrag von blos 6000 Theilnehmern (einer zu 256 Francs für die 32 Bände), ſo ergibt ſich ſchon eine Summe von 1,536,000 Francs. Keine üble Spekulation! — Die Probe des Papiers und Drucks im Proſpectus iſt prächtig.

*** Das gegenwärtige engliſche Miniſterium wird (der Londoner Literaturzeitung zufolge) die urſprünglichen Penſionen für ausgezeichnete Literaten durch die königliche Literatur-Geſellſchaft, deren Auflöſung nach dem Tode ihres Stifters Georg IV. ſchon ſo ſehr bedauert wurde, wieder herſtellen.

*** Unter den bizarren Romantikern, die jetzt in Frankreich wie in Deutſchland Mode werden, iſt einer der bizarrſten der von **Eduard Corbière's** neueſtem Roman; „Deux lions pour une femme." (Paris, bei Hypolite Souverain.) Das Werk ſoll übrigens recht intereſſant ſein.

*** Die Porte-Saint-Martin gab kürzlich ein vieraktiges neues Drama von Anicet und Lockroy, betitelt: „Karl ou le Châtiment." Mag dies Drama, welches nicht eben Furore macht, für unſre transrhenaniſchen Nachbarn allerdings etwas Neues ſein, — wir begrüßen in ihm einen alten Bekannten; denn es iſt nichts weiter, als eine hier und da variirte Ueberſetzung von — Müllner's „**Schuld**", mit deren franzöſiſcher „Originalautorſchaft" zwei dramatiſche Ouvriers ſich behangen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 111. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 11. Mai.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

20. Der Fund.

Mit dem Brief auf der Bruſt ſchlief ich bald ein, und ſanft fort bis zum Abend. Panazeenhaftig wirkte das Blättchen Papier, ich erwachte ſo geſtärkt, daß ich ohne Konrad's ernſtlichſtes Gegenreden aufzuſtehen gewagt hätte. Der Doktor war im dritten Himmel, erklärte mich für frei von allen Arztes- und Apothekerpeinen, empfahl Diät, kalte Bäder, anfängliche Abſtinenz von jeder ſtarken Erhitzung und empfahl ſich zu Gnaden.

In meiner Freude ſchrieb ich das alles an Karl, mit der Bitte, ſeine Familie für heute zu mir zu verpflanzen. Toll, wie ein Junge von acht Jahren, ſchnurrte und ſchnalzte mein alter Konrad umher und machte im Nebenzimmer auf ſeine Fauſt die glänzendſten Vorbereitungen zum Empfang der lieben Gäſte. Für Muſikdirektors hatte er eine wahre Paſſion.

Bald erklangen im Nebenzimmer zwei Klarinetten mit zwei Fagotten. Der erſte Akkord ſchon weckte neues Leben in mir, meine Vokalquartettchen blieſen die Leute mit bewunderungswürdiger Wärme und Zartheit. Karl hatte ſie beſtellt. Ich war im Himmel; nichts konnte mich mehr abhalten, aufzuſtehen und mich völlig geſellſchaftsmäßig anzuziehen. Zahlloſe Blutigelmale auf Stirne und Schläfen hoben ſich garſtig auf der bleichen, welken Haut; von meinem prangenden Titus ſtanden nur noch einzelne Büſchelchen, aus dem ſonſt ſo ſchmucken Backenbart grinzten viele graue und ſchneeweiße Härchen mich an, ſelbſt meine früher glänzend weißen Zähne hatten einen ziemlich andern Teint angenommen. Zwanzig Jahre älter war ich geworden; nicht ohne Schmerz ſah ich die Geſtalt im Spiegel.

Der alte Konrad erſchrack gewaltig, als er mich geputzt vor dem Spiegel fand. „Halten zu Gnaden, das iſt kein kluger Streich, — vor Ihrem Bett wollten wir ſerviren laſſen.“

Ich bin geſund, Konrad. —

„Ja, geſund, wie ein überreifes Waizenkorn, das bei'm erſten Windhauch abfallen wird, Gott verzeihe mir den Vergleich. Na, dieſer dritte Feldzug in Frankreich ſoll mir gedenken. Kommt mir aber wieder ſo eine Krakéle oder Aurele in den Wurf, ſo will ich ihr wohl das Bad geſegnen. Heutzutage noch vergiften, wie zu den Zeiten der blinden Heiden!“

Bitte die Herren Muſiker zu mir herein und laß fünf Couverts mehr legen.

„Fünf Couverts?“

Fünf, lieber Konrad, und weil du das meinige wahrſcheinlich vergeſſen haſt, ihrer ſechs.

„Macht im Ganzen zehn, dazu die Rechnung des Herrn Doktors, — na, die Zeche wird gut werden.“

Ich ließ mir noch ein Quartettchen vorblaſen, was mich ſehr ſtärkte. Die ganze Wirthſchaft kam nach und nach, mir Beſuch zu machen und zur Geneſung Glück zu wünſchen. Endlich erſchien auch Karl geputzt mit ſeiner Familie. Louiſe war die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Wie ſehr ſie früher ſcheu und zurückhaltend ſich gezeigt hatte, ſo lange ſie das Verhältniß für eine Art wilder Libertinage halten mußte, ſo herzlich und mitleidig wurde ſie jetzt für mich, deſſen Gefühl ihr als etwas edlers erſchienen war.

Unglück, aus Liebe entſtanden, iſt eine herrliche Empfehlung bei allen Frauenherzen. Als edel und freundlicher Theilnahme würdig erſcheint ihnen jeder wahrhaft liebende Mann; Religionsſache iſt es ihnen, ihm beizuſtehen, wo ſie nur können; eine Art frommer Leidenſchaft, ihn zu tröſten.

Alle Bitten halfen nichts, die Muſiker waren genöthigt, ſich zu beurlauben, um bei dem General zu blaſen, wo ſich Karl hatte krank melden laſſen. Ich mußte mich damit begnügen, mir die Ehre ihres Beſuchs für den andern Abend auszubitten. Verlegen, was ich ihnen eigentlich geben ſollte, frug ich Karl. Das Geſpräch führte auf meine Finanzen. Karl reichte mir den Schlüſſel zur Kommode: dort findeſt du alles, was du an dem Unglückstag in der Taſche hatteſt, 27 Kronen, einige Goldſtücke und einen Brief.

Der Brief fiel mir wie eine Centnerlaſt auf das Herz. Ich entſann mich plötzlich, ihn ungeleſen in die Taſche geſteckt zu haben. Himmel! Er war von meinem guten Miniſter und lag 13 Tage ungeleſen hier. Nur wenige Zeilen:

„Wie gern ich auch, mein junger Freund, das wahrſcheinlich ſehr poetiſche Vergnügen eines längern Urlaubs Ihnen gönnte, ſo muß ich doch um Ihrer ſelbſt willen wünſchen, daß Sie Angeſichts dieſes Schreibens hieher fliegen oder wenigſtens mich wiſſen laſſen, daß Sie ſpäteſtens am fünften Tag gewiß hier eintreffen. Ich hoffe, einen Ihrer ſchönſten Wünſche befriedigen zu können.

„Übrigens haben Sie hier viel gut zu machen, des Königs nicht bösgemeinter Scherz hat ſehr unangenehme Senſation erregt. Doch darüber mündlich, ꝛc.“

Was muß der Mann von mir denken? Ich war in Verzweiflung, wollte auf der Stelle abreiſen. Des Doktors Dazwiſchenkunft verhinderte einen tollen Entſchluß. Ich ſchrieb an den treueſten Freund, legte die Zeugniſſe des Arztes bei und bedauerte, wahrſcheinlich vor 8 Tagen nicht erſcheinen zu können, um nicht einem nicht unwahrſcheinlichen Rückfall mich auszuſetzen. Meine Ruhe war dahin. Stets raſch in allen Entſchlüſſen, wollte ich denſelben Abend noch mein Haus ordnen und frug nach meiner Chatoulle. Karl reichte mir den Schlüſſel, ließ ſie vom Wirth, dem ſie verſiegelt übergeben war, heraufholen und brach ſelbſt die Siegel. Wir hatten alle die hundert ſogenannten nöthigen Kleinigkeiten ausgepackt, da ſtießen wir auf ein ziemlich ſtarkleibiges verſiegeltes Päckchen mit meiner Adreſſe von ihrer Hand. (Fortſ. folgt.)

Angelo, Tyrann von Padua.

Drama in 4 Akten, von Victor Hugo.

Am 27. v. M. fand im Theater français die erſte Vorſtellung eines neuen Drama's von Victor Hugo ſtatt. Schon um 5 Uhr Abends waren die Zugänge des Theaters von einer großen Schaar eifriger oder neugieriger Theaterfreunde belagert; aber der größte Theil dieſes Eifers blieb leider unbelohnt und die Neugierde wurde in den wenigſten Anſprüchen befriedigt, weil die Plätze im voraus faſt ſämmtlich vergeben, oder zu erhöhten Preiſen vermiethet waren. Gleichwie bei allen Victor-Hugo'ſchen Dramen hatte ſich auch hier bei dieſem neuen Stücke ein privilegirtes und ganz beſonderes Publikum eingefunden, deſſen Phyſiognomie man ſonſt bei ähnlichen literariſchen Feierlichkeiten wohl nicht leicht antreffen möchte. Das Parterre und Orcheſter waren von den Freunden und Verehrern des Verfaſſers eingenommen, lauter junge Leute, die ſich durch ihre unmodiſchen, mittelalterlichen Trachten bemerklich machten, oder angehende Schriftſteller und Künſtler, welche von Faktionsgeiſt beſeelt, eine blinde Bewunderung und einen Enthuſiasmus quand même für ihren Meiſter und alle ſeine Schöpfungen mitbringen. Die Logen boten einen intereſſanten Anblick dar. Ein großer Theil von dem, was Paris Ausgezeichnetes und Schönes beſitzt, war darin verſammelt; die ſchönen Frauen, welche man ſonſt nur in den Soireen der Chauſſée d'Antin und des Faubourg St. Germain antrifft, hatten ſich auf dieſen Abend ein Stelldichein im Theater français gegeben, und die Chorführer, der neuen wohlhabenden Krämerſchaft, ſo wie die Repräſentanten der Bank hatten es nicht verſäumt, dieſe erſte Vorſtellung zu beſuchen. Außerdem hatte ſich auch die literariſch-artiſtiſche Börſe in den Logen eingefunden; jener Mann, dort in der zweiten Rangloge, welcher durch ſeine Augengläſer das Publikum des Parterre's mit ſo zweideutigem Lächeln muſtert, iſt Jüles Janin, der Feuilletoniſt des Journal des Débats; doch er wird nächſten Montag ſeine Witze über Angelo nicht öffnen dürfen; jener aufrechtſtehende Mann in derſelben Rangloge, der die Hände verſchlungen auf dem Rücken hält, verbietet es ihm; das iſt Bertin de Vaux, Redacteur en chef des Journal des Débats, für deſſen muſikaliſche Tochter Victor Hugo einen Operntext geſchrieben. Sonſt bemerken wir noch manche finſter umwölkte Stirn, deren Runzeln ſich wahrſcheinlich erſt übermorgen glätten werden, wenn ſie im Feuilleton des Conſtitutionel oder ſonſt irgendwo ihre äſthetiſchen Stocks aus der Kaiſerzeit an den Mann bringen. So ſehen wir die Zuſchauer gleichſam in zwei feindliche Lager vertheilt, von denen ein Theil gekommen iſt, um rauſchenden Beifall zu klatſchen, und ausſchließlich zu bewundern, ein anderer, um lächelnd und flüſternd zu ſplitterichtern und im Fall einer Niederlage dem beſiegten Feinde ein vornehmes Mitleid zu bezeugen.

Indem wir uns nun als unbefangene Zuſchauer zwiſchen die beiden ſtreitenden Partheien ſtellen, wollen wir nicht etwa Auszüge und einzelne Schönheiten oder Mängel ausrichten, welches bei organiſchen Geiſteswerken, wie das vorliegende Victor-Hugo'ſche Drama, ein peinliches Gliederausreißen wäre; ſondern wir wollen unſere kritiſchen Bemerkungen als Bürgen der Unbeſtochenheit geben und ſie an die Darlegung der einzelnen Akte anſchließen. Der Sehende ſieht Licht und Schatten und gefärbte Schatten zugleich; der Liebes- oder Zornes-Blinde ſpürt bloß den heißen Strahl.

Was zuvörderſt den Titel des Drama's „Angelo, Tyrann von Padua“ anlangt, ſo wird der Leſer darnach vielleicht in dem neuen Werke von Victor Hugo eine hiſtoriſche Tendenz und Farbe vermuthen; auch ich war in der Überzeugung hingegangen, das Schauſpiel der in der Geſchichte der kleinen italiäniſchen Freiſtaaten ſo gewöhnlichen Bürgerkriege und inneren Zwiſtigkeiten zu ſehen, und hatte mich keineswegs auf ein Drama, deſſen Schwungrad Privatintereſſen ſind, gefaßt gemacht; für mich ſowohl, wie für den Theil des Publikums, der noch mit ſehnſüchtigem Blick die bunten

Anſchlagzettel der Theater durchfliegt, ob nicht endlich ein neues Werk angekündigt, deſſen Poeſie unſere Herzwinkel mit neuen Bekannten bevölkert, gegen welche alle andern verehrten Perſonen der modernen Bühne uns ganz gemein vorkommen, — für mich, wie für ſolche, hat eine völlige Enttäuſchung ſtatt gefunden. Dieſe erſte kritiſche Äußerung mag vielleicht überflüſſig erſcheinen, aber ſie iſt deßwegen nichts deſto weniger gegründet. Der Titel kann alles ſein, was man will; er kann den Gegenſtand des Werk's in ſich begreifen, oder denſelben unbekannt laſſen; aber er darf billig niemals eine Zerſtreuung des Publikums verurſachen und durch eine Reihe von Thatſachen, die dem Werke, als deſſen Vorläufer er ſich kund gibt, ganz fremd ſind, die Aufmerkſamkeit ſelbſt befremden. Wenden wir uns jetzt zu dem Drama ſelbſt.

Die Hauptperſonen deſſelben ſind: Angelo (Beauvallet), Podeſta der Stadt Padua, welche er im Namen der Republik von Venedig beherrſcht; Catharina, ſeine Frau, Tochter eines venetianiſchen Nobile (Mde. Dorval); Thysbe, eine berühmte italiäniſche Schauſpielerin (Mlle. Mars); Rodolpho, ein venetianiſcher Nobile (Geoffroy.)

Die Handlung beginnt inmitten eines nächtlichen Feſtes oder, richtiger: außerhalb dieſer Feſtlichkeit. In den düſtern Gärten eines Paduaniſchen Palaſtes, deſſen Façade in prächtiger Beleuchtung ſtrahlt, gehen Thysbe, die Feſtgeberin, und Angelo, ihr Gaſt, ſpazieren. Wir erfahren den Charakter und die politiſche Stellung Angelo's, des beſoldeten Tyrannen der venetianiſchen Republik, der die furchtbarſten Erpreſſungen ſich gegen das Volk erlaubt und den Stolz des Paduaniſchen Adels auf Rechnung des adriatiſchen Freiſtaates demüthigt. Angelo iſt allmächtig, das Böſe zu vollbringen, ohnmächtig, das Gute zu üben; Angelo, der durch das Geräuſch ſeiner Schritte allein ein ganzes Volk erzittern macht, welches demüthig ſich unter das Joch ſeiner tyranniſchen Gewalt und das Beil ſeiner Henker beugt, Angelo zittert ſelbſt bei dem geringſten Geräuſch, bei dem geringſten zweideutigen Blick, bei dem leiſeſten Lächeln eines Unbekannten; Angelo, der nur mit zitternden Händen die Botſchaften aus Venedig zu öffnen wagt und zuſammenſchrickt, wenn eine Thüre in ihren Angeln knarrt, iſt wohl unumſchränkter Gebieter über Padua, aber Sklave von Venedig; denn der Rath der Zehn folgt ihm wie ſein Schatten, bewacht jeden ſeiner Tritte und Schritte, und kundſchaftet bei Nacht und bei Tag jede ſeiner Handlungen aus. Être de Venise, c'est pendre à un fil.

Indeß inmitten jener lebhaften Bedrängniſſe, jener unruhigen Tage und ſchlafloſen Nächte nährt Angelo noch andere, nicht minder ſchreckliche Leidenſchaften in ſeinem Buſen: er iſt verliebt und eiferſüchtig auf Thysbe, die Schauſpielerin, und eiferſüchtig ohne Liebe auf Catharina, ſeine Gattin.

Thysbe dagegen iſt die ſorgloſe Tochter des Volks. Eine liebevolle Natur, welche ſie mit Schönheit und Talent ausgeſtattet, der Zufall, welcher ſie in die Laufbahn des Ruhms und mitten unter die Großen der Welt geworfen hat, ſind vielleicht nicht ohne Einfluß auf ihre urſprünglichen Neigungen geblieben, haben aber weder ihre Herzensgüte verändert, noch ihr Ehrgefühl unterdrückt. Mit Gleichgültigkeit empfängt ſie die Huldigungen des Gebieters, weigert ſich ſtandhaft, ſeiner Leidenſchaft Gehör zu geben und benutzt ihre Herrſchaft über ihn nur, um von Zeit zu Zeit ſeinen Charakter zu beſänftigen und die Aufwallungen ſeiner mißtrauiſchen Laune zu beſchwichtigen; denn ſie weiß aus eigner Erfahrung, was Noth und Kummer bedeutet; auch ſie hat erfahren, wie ſchwer die eiſerne Hand der Tyrannei auf dem Nacken des Volks laſtet. Ihre Mutter war eine arme herumziehende Bänkelſängerin, eine Straßen-Primadonna, welche eines Tages in Venedig verhaftet wurde, als ſie vor einem zahlreich verſammelten Volkshaufen eine Barkarole oder ſonſt ein beliebtes italiäniſches Volkslied ſang. Der Text ihres Geſangs mißfiel nämlich einem venetianiſchen Nobile und er befahl ſeinen Häſchern, die Frau zu ergreifen, und an den Galgen zu hängen. Die Häſcher beeilten ſich, dem Befehl ihres Herrn Folge zu leiſten; ſchon hatten ſie die Unglückliche ergriffen und die kleine jammernde Thysbe mit Gewalt aus den Armen ihrer Mutter geriſſen, als die Tochter des venetianiſchen Senators, durch das unter ihren Augen vorgehende Schauſpiel bewegt, ſich zu den Füßen ihres Vaters wirft und durch ihre inſtändigen Bitten die Begnadigung der armen Bettlerin erhält. Dieſe wird freigelaſſen und bei ihrem Fortgehen bittet ſie ihre Retterin, ein kleines kupfernes Krucifix von ihr zum Andenken anzunehmen. C'est l'obole du pauvre, mais quelque chose me dit là, qu'il vous portera bonheur! Die ſchöne Venetianerin nahm das Geſchenk an, und ſeit jenem Augenblick hat Thysbe ſie niemals wieder ausfindig machen können, aber ein unauslöſchliches Andenken an ſie in ihrem Innern bewahrt, ein Andenken, ebenſo heilig, wie die Erinnerung an ihre Mutter, welche ſeitdem geſtorben.

Nachdem der Hörer dieſe Hauptthatſachen weiß, beginnt durchaus die Handlung. Zuerſt iſt es der Anblick eines auf den ſteinernen Stufen der Treppe liegenden Bettlers, welcher den Verdacht Angelos erregt; Thysbe beruhigt ihn darüber, indem ſie ihm mittheilt, daß der Bettler ein Idiot iſt, welcher im Lande unter dem Namen Homodei bekannt iſt und von dem öffentlichen Mitleid lebt. Darüber beruhigt, unterhält ſich Angelo noch mit Thysbe über verſchiedene zum Feſte geladene Gäſte; alle die, welche vertraut und im Geheimen mit ihr ſprechen, erwecken ſeine Eiferſucht; er iſt unruhig, ſo oft Rodolpho, ihr Bruder, bei ihr iſt. Als ein mißtrauiſcher und eiferſüchtiger Tyrann iſt, (dünkt den Recenſenten) Angelo ſehr unvorſichtig; er glaubt gleich auf's Wort, daß Rodolpho der Bruder Thysbe's iſt, und er ziehet ſich ganz beruhigt zurück, wie ein beſänftigter, ſpießbürgerlicher Ehemann. Rodolpho folgt dem Tyrannen bei Thysbe; Rodolpho iſt der Abgott, das Traumbild Thysbe's; er iſt der Gegenſtand aller ihrer Sorgen, aller ihrer Neigungen; aber er ſcheint ſo viele liebevolle Hingebung nicht zu erwiedern; er ſcheint beunruhigt, zerſtreut durch etwas Anderes, und das macht Thysbe troſtlos. Doch ſie muß fort, um wieder im Saale zu erſcheinen, und ſie verläßt ihn mit dem Verſprechen, ſo bald als möglich wiederzukommen. (Fortſ. folgt.)

Die Inſulanerin.

„Komm, fremder Mann, es wehet duft'ge Kühle
Hier unter'm ſchattendem Bananenbaum!
Entflieh' mit mir der dumpfen Tagesſchwüle
Und lag're dich auf grünem Blätterpfühle
Zu ſüßem Schlaf und ſüßem Traum!

Komm' her, daß ich mit meinen langen Haaren
Den Schweiß dir von der Stirne trocknen kann!
Denn du biſt zart und biſt noch jung an Jahren,
Und unſre Sonnenglut bringt leicht Gefahren; —
Komm in den Schatten, fremder Mann!

Den Kokosbaum will ich geſchwind erklettern,
Um an dem Aſt die allerreifſte Nuß
Mit ſcharfem Muſchelbeile zu zerſchmettern;
Dann reich' ich dir auf ſeinen breiten Blättern
Den Kern zum labenden Genuß.

Was ſiehſt du dort am öden Uferſande
Und ſiehſt die fernen, weißen Segel zieh'n,
Als ſehnteſt du von unſerm Inſelſtrande
Dich weit hinweg nach einem fremden Lande,
   Als dächteſt du von uns zu flieh'n?

Ach! bald vielleicht auf einem hurt'gen Kiele
Entreißt du mir durch's weite, blaue Meer;
Und biſt du dann an deinem Reiſeziele,
So denkſt du nie mehr unſrer ſüßen Spiele
   Und nie der armen Fremden mehr.

Vielleicht wird dort mit warmen Herzensſchlägen
Und off'nen Armen eine Maid dir nah'n;
Doch kann ſie keine heiß're Liebe hegen
Und wird dich ſicher nicht ſo ſorgſam pflegen,
   Wie deine Neuha es gethan.

Warum mich flieh'n? Zwar bin ich braun von Farben,
Doch wiſſ', oft ſchon ward ich ſchön genannt;
Schon manche wack're Jünglinge bewarben
Vergebens ſich um mich, und manche ſtarben
   Im Streite, der um mich entbrannt.

Haſt du an dieſen hellen Glaskorallen,
Die ich für Gold von Fremden eingetauſcht,
Den goldnen Spangen, die mich rings umwallen,
An dieſer Federkrone kein Gefallen,
   Die mir das freie Haupt umrauſcht?

Nicht an den bunten Zügen und den Kreiſen,
Mit denen man bei uns die Haut verziert?
Sie ſind ſehr fein, — komm her! ich will dir's weiſen;
Dem Kind' ſchon wurden ſie mit ſcharfem Eiſen
   Tief in die Glieder tättowirt.

O bleibe bei uns! Biſt du denn nicht gerne
Auf unſrer Inſel, wo die Freude wohnt?
O! ſicher gibt es in der weiten Ferne,
In deiner Heimath, nicht ſo helle Sterne
   Und keinen ſolchen goldnen Mond!

Schön ſind auf unſrer Inſel alle Dinge!
Im Tulpenkelche ſchläft der Kolibri;
Von Blüth' zu Blüthe flattern Schmetterlinge;
Im Sonnenſchein erglänzt die blaue Schwinge;
   Schön wie das Himmelsdach iſt ſie.

Von allen Zweigen träufelt Balſam nieder;
Ein lauer Wind entführt den ſüßen Duft,
Und taumelnd irrt mit wallendem Gefieder,
Berauſcht vom Dufte und vom Klang der Lieder,
   Von Baum zu Baum die müde Luft.

War es nicht ſüß, wenn wir die Felſenzunge
Erklommen bei des Morgens erſtem Schein?
Wenn wir von Fels zu Fels in kühnem Sprunge
Uns ſchwangen, zu erhaſchen dort die junge
   Kaum flügge Brut des Papagei'n?

Wenn wir die Jungen dann dem Neſt entnahmen? —
Im Käfig, den ich flocht aus grünem Baſt,
Ernährt' ich ſie mit Früchten und mit Samen —
Jetzt ſind ſie groß und ſchmettern unſre Namen
   Von jedem Buſch, von jedem Aſt.

Iſt es nicht ſüß, am Meeresſtrand zu liegen,
Wenn der Flamingo ſeine Flügel ſchwingt;
Wenn alle Winde, alle Wellen ſchweigen,
Nur ferneher, den Inſelhöh'n entſtiegen,
   Der Trab der Lamaheerde dringt?

War es nicht ſchön, das Spiel der blauen Wogen,
Wenn wir — ſchon kühlte ſich der heiße Tag —
Die Fluth im flücht'gen Canoe durchzogen,
Und Phosphorblitze aus den Wellen flogen
   Bei jedem leiſen Ruderſchlag?

War es nicht ſüß, wenn wir alsdann zuſammen
Hoch von dem alten, ſteilen Felſenthron
Herniederſprangen und die Fluth durchſchwammen,
Uns neckend mit den wunderbaren Flammen,
   Die zuckend durch das Waſſer floh'n?

Wenn wir die weißen Reiher überraſchten,
Die von der wimmelnden Polypenſchaar
Mit ihrem langen, ſpitz'gen Schnabel naſchten;
Und wenn die flücht'gen Fiſche wir erhaſchten
   An ihrem bunten Flügelpaar?

Wenn ich mit Wellen in die Wette lachte,
Mich tauchend in des Meeres Tiefe ſchwang,
Und aus dem Schlunde bunte Muſcheln brachte,
Aus denen ich ein Halsgeſchmeide machte,
   Das ich um deinen Nacken ſchlang?

War es nicht ſüß, wenn wir in lauen Nächten
Uns unter'm Sternenhimmel hingeſtreckt?
Du lagſt ſo weich, gewiegt von meiner Rechten,
Von meines Haares langen, ſchwarzen Flechten
   Vor jedem kalten Hauch bedeckt.

Wenn von den mondumſtrahlten Wolken linde
Der Thau des Schlummers auf uns niederfloß,
Und ihren Duft die ſchlanke Tamarinde,
Geſchaukelt von dem Spiel der muntern Winde,
   Auf unſre Träume niedergoß?

O Freund: laß uns noch oft in jener Laube
Beiſammen ruhen, bis der Tag erwacht!
Es girrt ſo lieblich dort die Turteltaube,
Und — o! vielleicht daß bald aus grünem Laube
   Ein Kindchen uns entgegen lacht!

Bequeme dich den Sitten unſres Landes;
Sei wie die Männer unſrer Inſel, Freund!
Wirf ab die ſchwere Bürde des Gewandes!
Bald gleichſt du uns; vom Strahl des Sonnenbrandes
   Wird dir die zarte Haut gebräunt!"

Sie ſprach's; der Fremdling ſank, als ſie noch flehte,
An ihren Buſen; doch auf ſteilem Riff
In ſeiner Heimath, wo der Nordwind wehte,
Stand oft ein bleiches, banges Weib und ſpähte
   Umſonſt nach einem fernem Schiff.   **Felix Adolphi.**

Buntes.

*** **Das Waſſerfräulein bei Zug.** Männiglich iſt bekannt, daß im Jahre 1435 plötzlich zwei ganze Straßen der Stadt **Zug** in den See verſanken; aber nur die Volksſage erzählt uns, wie dieß zugegangen, warum, und was aus den Verſunkenen geworden. Es heißt nämlich, ein See- oder Waſſerfräulein ſei in den Sohn des Rathsſchreibers verliebt geweſen, und dieſer habe ihre Minne erwiedert. Lange trieben ſie heimlich ihr ſüßes Spiel; da erſchien die Nixe ihrem Geliebten eines Abends mit weinenden Augen und ſprach: „Es iſt das Letztemal, daß du mich ſiehſt. Mein Vater, welcher in den Tiefen des Sees herrſcht, hat meine öftere Abweſenheit entdeckt, mich zu Rede geſtellt, und ich habe ihm — geſtanden. Er gerieth in heftigen Zorn und verbot mir den Umgang mit dir für ewig; es ſei denn, du folgeſt mir hinunter in die Tiefe und lebeſt mit mir als Gatte in einem ehelichen Verbande." — „Aber wie kann das geſchehen?" entgegnete ſeufzend der Jüngling; „das Waſſer iſt ja nicht mein Element und du forderſt meinen Tod." — „Mit Nichten!" war des Waſſerfräuleins tröſtliche Antwort: „Trinke von dieſem Waſſer und du wirſt unten in der Fluth ſo gut leben können, wie ein Fiſch." — Der Verliebte trank, tauchte gläubig mit der Nixe unter und lebte einige Zeit herrlich und in Freuden in den Kryſtallpaläſten des Seekönigs an der Seite ſeiner ſchönen Gattin. — Allmählich aber ſchlich ſich jene wehmüthige Sehnſucht in ſein Herz, die der Schweizer **Heimweh** nennt; er gedachte ſeiner Eltern, Geſchwiſter und Freunde auf der Oberwelt, gedachte der Freuden ſeiner alten Heimath bei Hochzeiten, Ringen und Alpfahrt und an die Freuden des Himmels, zu welchen Glocken- und Orgelklang ihn riefen. Innig beſorgt für den immer trauriger Werdenden, entlockte ihm die Nixe endlich das Geheimniß ſeiner Empfindung und beſchloß, die Sehnſucht des Geliebten nach Möglichkeit zu befriedigen. Sie vertauſchte in einer Nacht alles Waſſer in den Küchen der beiden Straßen mit jener Flüſſigkeit, welche die menſchliche Natur fähig macht, auch unter den Fluthen leben zu können, und am Morgen darauf verſanken, mitten in den Freuden eines Feſttages, jene beiden Straßen plötzlich in den See. Keiner der Verſunkenen ertrank; ihre Wohnungen kamen unverſehrt auf den Grund des Sees zu ſtehen, und der Sohn des Rathſchreibers fand ſeine Eltern, Verwandten, Bekannten und Freunde wieder. Bei beſonders klarem Himmel können beſonders ſcharfe Augen nicht nur die Giebel der Häuſer, ſondern auch das geſchäftige Treiben auf den Straßen wahrnehmen. Oft dringen die Glockenklänge der verſunkenen Kirche, vermiſcht mit wunderbarem Orgelton aus der Tiefe des Sees, und die Schiffer, die es hören, ziehen die Ruder aus dem Waſſer, bekreuzen ſich und beten ein andächtiges Paternoſter.

(Schweiz. Merkur.)

*** Der Pariſer Salon wurde am 1. Mai geſchloſſen. Die Ausſtellung franzöſiſcher Manufaktur-Produkte im Louvre wird nächſtens eröffnet.

Es haben ſich in den zu „Muſik in Frankfurt" gehörenden Noten, No. 109 des Phönix, zwei ſinnſtörende Druckfehler eingeſchlichen. Andr. Romb. war der **Vetter**, nicht der **Vater** Bernhards. — Ferner: **Letzterer** (der Celliſt Knoop), nicht **erſterer** (Dotzauer) befindet ſich in Frankfurt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 112. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 12. Mai.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Louiſe erbleichte, ſie ſah mich erbeben, Karl wollte das Packet mir entreißen, aber ſchon preßte ich ein Schreiben an Herz und Lippen, unbekümmert um den übrigen Inhalt, der zu Boden fiel. Mit aller Inbrunſt neu erwachender Liebe las ich. Aber ſchon nach wenigen Zeilen flog der Brief zur Erde und ich empor, bis in's Innerſte erſchüttert, empört. „Nein, nein! das iſt zu viel! Sie iſt wahnſinnig, ſchändlich!“ Erſchöpft, nahe daran, alle Beſinnung zu verlieren, ſank ich auf mein Bett.

Mit den ſanfteſten, zärtlichſten Worten ſuchte Louiſe mich zu beſchwichtigen, aufzuſagen aus meiner düſtern, dumpfen Verzweiflung. Karl ſchalt mich einen Ungerechten, Thoren, Narren, einen eingebildeten Recenſenten, der eines Buch's Vorrede nur geleſen habe und ſich erfreche, über das Buch ſelbſt eine Kritik zu ſchreiben. Die beiden Eheleute zankten ſich ſo lange und herb über die Art, wie man mich in dieſem Fall behandeln ſolle, bis ich aufſprang und auf das Heftigſte Karl anſchnauzte: Kann ein Vernünftiger, ein Mann von Ehre nur einen Augenblick zweifeln, was hier zu thun ſei?

„Keinen Augenblick!“

Ich begreiſe dich nicht, Karl! Wie iſt es möglich, daß der Verſtand, das Gefühl eines Mannes auch nur ſchwanken kann?

„Schwanke ich denn? Bruder, ich bin überzeugt, entſchloſſen —“

Alſo, zum Teufel mit dem ganzen Plunder —

„Du biſt ein toller Menſch, — handelſt, ohne zu denken, — brauſeſt auf über ein Wort. — ſchiltſt und verdammſt, ohne gehört zu haben. — Lies, dann urtheile.“

Ich habe zur Genüge geleſen; ſchäme dich, Karl!

„Höre, und dann ſchäme du dich!“

Ich will nichts mehr hören, — nichts mehr von ihr! Gott ſei Dank, ich bin geheilt!

Von Scham und Schmerz überwältigt warf ich mich auf den Seſſel, legte das Geſicht auf den Arm und kochte Zorn, Wuth, Haß gegen ſie, die ſo tief mich verletzen konnte.

„So höre du, meine Louiſe, nimm all deinen klaren Verſtand, all dein Zartgefühl zuſammen und urtheile frei, unbeſtechlich zwiſchen mir und ihm.“ Er las mit möglichſter Ruhe:

„Theurer Ferdinand!

Trennen muß ich mich von dir, ich muß! Verbrechen wäre es, Frevel, auch nur einen Tag länger das Glück deiner Liebe zu genießen, dem Glück meines Gefühls mich hinzugeben. Könnteſt du die Thränen ſehen, welche dieſer Überzeugung fließen; — ähnliche habe ich nur einmal im Leben geweint! Du beginnſt allmählich, an den Gedanken eines dauernden Glücks dich zu gewöhnen, ihn zu pflegen, zu nähren. Meinem Herzen wird derſelbe Gedanke ſtündlich theurer. Soll und darf ich, auch nur eine Stunde länger uns beide einer ſüßen Täuſchung hingebend, unſre beiderſeitige Ruhe, vielleicht das Glück des ganzen Lebens gefährden?

Nein, ewig nein! Ich konnte nie einen Augenblick an eine ernſte Verbindung mit dir denken, unmöglich iſt eine ſolche nach meinem Gefühl und nach meiner Überzeugung. Gewiß würde ſie dich unglücklich machen, wahrſcheinlich auch mich. Wie ſehr wir auch für Tage und Flitterwochen harmoniren mögen, ſo ſind wir doch beide allzuſehr verſchieden in manchen Gefühlen und Anſichten, als daß eine dauernde Einigkeit denkbar wäre. Keiner einzigen Scene meines Lebens ſchäme ich mich, aber unendlich viel liegt in meiner Vergangenheit, was durch irgend einen Zufall wieder lebendig vor uns erſcheinend einen Gemahl irritiren, einen nicht ganz eiſernen Philoſophen irren, betrüben, verletzen könnte.

Du, mein liebes Herz, biſt von ſolch eiſerner Philoſophie noch allzuweit entfernt, wirſt vielleicht nie dahin gelangen! Ich traue mir die Kraft nicht zu, ſtets zu bleiben, wie ich während dieſer Wochen geweſen, und würde ich anders, ſo würde ich aufhören, dich glücklich zu machen, wie ich auch werden möchte.

Schmerzen wird dich die unvermuthete Trennung, bitter, unſäglich ſchmerzen, wie ſie mich ſchmerzt. Aber wir müſſen dieſen Schmerz tragen, um einem größern zu entgehen. Zerreißen müſſen wir das Band der Körper, damit unſre Herzen ſich zeitlebens lieben können. Ja, wir werden uns lieben bis zum letzten Pulsſchlag. Die Tage unſerer Vereinigung werden in der Erinnerung ſtets ſchöner und blühender wieder vor uns treten, als eine wahrhaft ſelige Erſcheinung ſtets von neuem beſeligen, bei grauen Haaren noch mit ihrem ſüßen Zauber uns verjüngen!

Laß mich ausweinen, mein theurer Freund, und weine mit mir! Dieſe Thränen ſind ein dem Himmel angenehmes Opfer, eine Saat der Vernunft, welche als Immergrün des Troſtes und der Freude aufſchießen und keinem Winterſturm erfallen wird!

Gewöhnliche, weltliche, an ſich ſelbſt erbärmliche, aber auch die beſten und edelſten, oft gar bedeutſame Dinge haben wir noch abzumachen, mit ſonderndem Verſtand und ruhigem Bewußtſein zu ordnen.

Du nennſt du mich — deine Aurelie, du nenne ich dich mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen. Ein ſchönes, heiliges Band umſchlingt Herzen und Leiber, wir ſind Eins geworden. Bruder ſei mir fortan, und laß mich deine Schweſter werden. Du gutes Bruderherz würdeſt jeden vernünftigen Wunſch deiner Schweſter erfüllen, auch wenn es dir ſelbſt ſchwere Opfer koſtete. Soll ich als Schweſter weniger zärtlich fühlen, weniger edel denken, weniger lieben? So hochmüthig iſt mein ſtolzer Ferdinand nicht!

Das wunderliche Schickſal, welches gewöhnlich die Brüder auf Koſten der Schweſtern bereichert, übte auch einmal die ſeltſame Laune — dich, mein lieber Bruder, nicht reich werden zu laſſen, und mich, deine Schweſter, mit Schätzen zu überſchütten.

Dein liebſter Wunſch war bis jetzt, noch einmal Italien beſuchen zu können. Dein Einkommen wird in den erſten Jahren dazu ſchwerlich ausreichen, während deine Schweſter nicht weiß, wie ſie, vereinbar mit der Vernunft, ihr Einkommen unterbringen ſoll. Was iſt alſo natürlicher, als, daß die Schweſter einen kleinen Theil ihres Überſchuſſes freudig bietet, um den liebſten Wunſch ihres liebſten Bruders zu erfüllen? Darf der Bruder ſo albern ſein, ein Opfer der reinſten Liebe zu verſchmähen? Darf er ſo herzlos und grauſam ſein, ſeiner Schweſter eine ſolche Freude zu verderben? Darf er ſo bejammernswerth bornirt und von Vorurtheilen befangen ſich zeigen, um — ſtolz zu erſcheinen? —

Bedarf die Liebe der Gründe? Die Liebe bittet die Liebe, auf den Knieen bittet ſie dich: gewähre ihr dieſe Freude, vielleicht die letzte! Beweiſe deine Liebe, indem du vernünftig betrachteſt, was vernünftig Liebe wünſcht.

Fälle ſind denkbar, welche zum Glück des Lebens, oder, um Andere zu beglücken, Geld nöthig machen. Stößt ein ſolcher Fall dir auf, — ſo fülle eines der anliegenden Blankets aus, und mein Pariſer Bankier wird ungeſäumt die genannte Summe dir ſenden. Kannſt du nur eine Stunde wahrer Freude damit erlangen, ſo zögre nicht, zweifle nicht. Thorheit, Narrheit, Schlechtigkeit, Liebloſigkeit wäre jeder Schimmer von Bedenklichkeit!

Alle Götter ſeien mit dir! Bald hörſt du von mir. Empfange meinen zärtlichſten Kuß, lieber, lieber Bruder, und liebe ſtets deine treue Schweſter

Aurelie."

Nun, Louiſe?

Erlaubt mir meine Philoſophie, eine Frau mit den möglichſt vertrauten Namen zu nennen, zu meinem zweiten Selbſt ſie zu machen, ſie zu lieben mit Leidenſchaft und zu verehren mit ruhiger Überzeugung, ſo kann ich durchaus nicht einſehen, wie dieſelbe Philoſophie mich abhalten könnte, von einem ſolchen Weſen irgend eine Liebesgabe anzunehmen. Könnte die Philoſophie ſo ſpitzfindig ſein, daß ſie den Unterſchied anordnete: kleine Gaben darfſt du nehmen, große mußt du verſchmähen; verarbeitetes Gold und Silber bildet eine erlaubte Gabe, gemünztes eine verbotene! Sind nicht die Begriffe von: groß und klein ſtets nur relative Begriffe? Haben Sie irgend einen Maaßſtab der Vernunft, welcher Ihnen angäbe, wie groß oder wie klein ein ſolches Geſchenk ſein darf?

„Mit einem Wort, Herr Bruder, du haſt noch nie einen Augenblick über ſolch ein Lebensverhältniß reiflich nachgedacht, und die fatalen Begriffe von Schürzenſtipendien noch im Kopf. Apage, Herr Juriſt, der Fall iſt ein anderer. Oder — biſt du vielleicht im Hofdienſt ſo weit vorgerückt, daß dir jetzt wieder die Ehre eines Kavaliers, das Gefühl eines Edelmanns, als ein höheres und feineres erſcheint, denn Ehre und Gefühl eines honnetten Mannes ohne Prädikat? Würdeſt du ſie nicht eine Närrin ſchelten, wenn ſie ganz dieſelbe Gabe von dir verſchmähte?"

Betäubt, beſchwatzt habt ihr mich, nicht überzeugt.

„Sei nur erſt wieder ganz ruhig, ſo wird die Überzeugung ſchon nachkommen."

„Aber neugierig bin ich doch," liſpelte Louiſe, „was ſie eigentlich zu einer Reiſe nach dem gelobten Land beſtimmt hat."

Karl hatte haſtig den letzten Deckel gehoben, zog ein prachtvolles Portefeuille hervor und zählte 1200 Dukaten in guten Staatspapieren. Darunter lag ein Päckchen, „für Herrn Konrad und Frau Catharina" überſchrieben, mit 12 blanken Karolin's, daneben die einfache ſilberne Uhr, welche Marſchall Ney ihrem Mann am Tag von Smolensk geſchenkt hatte, als ſeine Uhr ihm am Leib war zerſchoſſen worden. Ich habe ſie noch, ſie wird mich wohl überleben.

(Fortſetzung folgt.)

Angelo, Tyrann von Padua.

Drama in 4 Akten, von Victor Hugo. — (Fortſetzung.)

Einſam und in ſeine Träumereien verſenkt, wird er plötzlich durch die Erſcheinung des Bettlers Homodei daraus aufgeſchreckt. Der Idiot klopft ihm auf die Schulter und verkündet ihm: Rodolpho, Ihr verheimlicht Euern Namen, Ihr ſeid ein venetianiſcher Nobile von Geburt; der Liebe wegen verließet Ihr Euer Vaterland, und obſchon dem äuſſern Anſchein nach an den Triumphwagen der Thysbe gefeſſelt, liebt Ihr ſie dennoch nicht; Euer Herz habt Ihr ſchon vor 6 Jahren bereits an eine junge Venetianerin vergeben, von der Euch eine konventionelle Heirath getrennt hat und die Ihr ſeither nicht mehr wiedergeſehen; Ihr kennt ſelbſt nicht einmal den Namen ihres Gatten; darum habt Ihr alle Hoffnung aufgegeben, ſie je wiederzufinden; aber dieſe Leidenſchaft wird Euch tödtlich ſein.... Wollt Ihr ſie wiederſehen? — Sie wiederſehen? Wo? — Zu Padua. — Wann? — Dieſen Abend. — Wo ſoll ich warten? — An dieſer Stelle. — Bei dieſen Worten entfernt ſich Rodolpho. Thysbe kommt zurück, ſie ſucht ihren Geliebten und ſie findet — Homodei. — Thysbe, redet dieſer ſie an, Ihr kennt unſern Herrn und Gebieter Angelo? — Ja. — Ihr vermöget alles über ihn? — Ohne Zweifel. — Wohlan, benutzt dieſe Eure Allmacht, um ihm einen kleinen goldenen Schlüſſel abzuverlangen, den er wie eine Reliquie an ſeinem Halsſchmuck trägt. — Was kann ich damit anfangen? — Ich werde Euch von dem Gebrauch dieſes Schlüſſels in Kenntniß ſetzen, wenn Euch anders daran gelegen iſt, zu erfahren, wie Euer angeblicher Bruder Rodolpho Eure Zuneigung und Liebe erwiedert? — Rodolpho ſollte mich betrügen? Nimmermehr! — Setzt Euch in den Beſitz des Schlüſſels und Eure Zweifel ſollen gehoben werden! — Dieſen tückiſchen und hämiſchen Mittheilungen folgt eine Scene, in welcher Thysbe, von Eiferſucht geſtachelt, alle möglichen Mittel ihrer Reize, alle Koketterie einer geliebten Frau aufbietet, um den geheimnißvollen Schlüſſel vom Tyrannen zu erhalten; Angelo gibt nach, Thysbe ſiegt; darüber fällt der Vorhang.

Dieſer erſte Akt iſt ohne Widerrede der gelungenſte des ganzen Stücks und mit lebhafter, immer ſteigender Farbengebung geſchrieben, und beſonders die letzte Scene iſt ſo natürlich, ſo einfach und doch ſo kunſtreich durchgeführt, daß man nach dem Anhören, denſelben faſt unwillkührlich ausrufen möchte: Hier brennt und leuchtet wahrhaft dichteriſches Feuer. Leider ſind die Vorbereitungen zu dieſer Scene nicht ebenſo gelungen ausgefallen; die beiden von einem reichen Venetianer an Thysbe überſandten Phiolen, von denen die eine tödtliches Gift, und die andere ein ſtarkes, betäubendes Mittel enthält, und die vertrauten Mittheilungen des Homodei an Thysbe, laſſen die Entwicklung der Handlung in den nachfolgenden Akten zu leicht errathen.

Im zweiten Akt folgen die Thatſachen raſcher aufeinander; Rodolpho wird von dem Homodei in das Schlafzimmer der Katharina eingeführt, denn die Gattin des Podeſta iſt der Gegenſtand der treuen Liebe Rodolpho's; die Wiedererkennungsſcene der beiden Geliebten iſt trefflich geſchildert; die natürliche und doch originelle Darſtellung Victor Hugo's iſt hier eine eines leuchtenden Edelſteins würdige Faſſung, und ſeinen energiſchen Gedanken gleicht ſein kräftiger Styl, der ein Shakſpeare'ſches Kolorit trägt. Plötzlich hören die beiden Liebenden das Geräuſch von Schritten, die näher kommen. Katharina, in der Angſt ihres Herzens, verbirgt Rodolpho, um ihn den Augen ihres Gatten zu entziehen, in ihrem Oratorium. Nun erſcheint Thysbe mit dem geheimnißvollen Schlüſſel; ſie ſucht überall, findet Katharina ſcheinbar ſchlafend, als ſie jedoch die Thüre des Oratoriums entdeckt und dieſelbe öffnen will, erhebt ſich Katharina, und es beginnt zwiſchen den Beiden eine Scene, welche Eiferſucht und Wuth einerſeits, Bitten und Flehen andrerſeits zu der ergreifendſten des ganzen Stücks machen. Thysbe bleibt unerbittlich; ſie will durchaus Rodolpho ausgeliefert haben, als die Stimme des Podeſta ſich vernehmen läßt. Ich werde gerächt werden, ruft Thysbe beim Anblick Angelo's, und Katharina ſinkt auf die Kniee vor ihrem Betſtuhl nieder, mit den Worten: Ich bin verloren. Aber durch einen plötzlichen Umſchwung der Ideen, als Angelo, erſtaunt darüber, Thysbe im Schlafzimmer ſeiner Frau zu finden, Verdacht zu äußern anfängt, entſchuldigt dieſe Katharinen, nimmt die Urſache des Lärmens ganz auf ſich, gibt ſogar den zurückgelaſſenen Hut und Mantel Rodolphos für die ihrigen aus und geht fort, indem ſie Katharinen heimlich den goldenen Schlüſſel zuſteckt, um ihren Geliebten zu befreien, — weil nämlich Thysbe auf dem Betaltar Katharinens das kupferne Krucifix ihrer Mutter erkannt und in der Gattin des Podeſta die junge Venetianerin, die Retterin ihrer armen bettelnden Mutter, wieder gefunden hat.

Bis zum Auftritt, wo Angelo erſcheint, enthält dieſer Akt nur außerordentliche Schönheiten der Diktion und Darſtellung; aber die plötzliche Änderung Thysbe ſcheint uns nicht naturgemäß; eine von Eiferſucht angeſpornte Frau iſt nicht ſo leicht durch ein Andenken aus der Kindheit beſchwichtigt. Was die Lage Angelo's anlangt, ſo iſt ſie beinahe lächerlich, und als Tyrann, als tiefer Politiker, als ein Eiferſüchtiger, der ſeine Geliebte mitten in der Nacht im Schlafzimmer ſeiner Frau überraſcht, läßt er ſich durch höchſt unhaltbare Entſchuldigungsgründe abweiſen und überzeugen. — Die in dieſem Akte angewandten Bühnenmittel ſind auch etwas gewöhnlich und verbraucht; die vielen Tapetenthüren, die geheimen Gemächer und der vergeſſene Hut und Mantel, errinnern etwas ſtark an den alltäglichen Hausgebrauch des Melodrams von der Porte St. Martin.

Der dritte Akt iſt einfach. Der Homodei iſt ermordet worden; man hat bei ihm einen von unbekannter Hand geſchriebenen Brief an Katharina gefunden, Angelo hat alſo den Beweis in Händen, daß ſeine Frau die vergangene Nacht Jemand in ihrem Schlafzimmer empfangen hat; der Podeſta läßt ihr die Wahl, entweder den Namen des Briefſtellers zu nennen oder zu ſterben. Thysbe ſieht unterdeß den Tyrannen; er erzählt ihr, daß Katharina durch Henkershand ſterben müſſe, Thisbe räth ihm, ſie zu vergiften; ſie ſelbſt wolle das Gift dazu liefern. Angelo willigt ein, und läßt Katharina eine Stunde allein, um zwiſchen dem Tode zu wählen oder den Namen ihres Geliebten eigenhändig unter den Brief zu ſchreiben, welchen er ihr einhändigt. Katharina bleibt nun allein ihren Betrachtungen überlaſſen, als Rodolpho vor ihren Augen erſcheint; als Bruder der Thisbe bekannt, hat er freien Zutritt in dem Palais des Podeſta, und beſorgt, wie er iſt, um das Loos ſeiner Geliebten, kommt er um ſie zu fragen, aber Katharina verhehlt ihm ihre eigentliche Lage, bittet ihn, ſich zu entfernen, zeigt ihm ſeinen Brief, den ſie empfangen, aber nimmt ihm zugleich das Verſprechen ab, ihr in Zukunft nicht mehr zu ſchreiben, keine einzige Zeile mehr, denn er könne ſich dadurch verrathen. Die Rückkehr Angelo's nöthigt ihn, ſich hinweg zu begeben. Die Rückkehr Angelo's iſt das Signal des Todes für Katharina; weder ihre Bitten, noch ihre Thränen erweichen den unbarmherzigen Tyrannen, und Katharina, wenn ſie nicht ihr ſchönes Haupt durch das Beil des Henkers vom Rumpfe abgeſchlagen haben will, ſieht ſich gezwungen, das Gift zu trinken, welches Thisbe ihr reicht. — Die Angſtſcene, wo Katharina ihren Geliebten bei ſich ſiehet, und die Furcht, welche die ſchwache Frau bei Annäherung des ſichern Todes zeigt, ausgenommen, ſcheint uns der ganze übrige Theil dieſes Aktes höchſt unwahrſcheinlich und erzwungen. Der Tyrann, welcher kaltblütig ein nutzloſes Opfer ſchlachtet und zur Vollbringung des verruchten Mordes an ſeiner Frau noch ſich Beiſtand leiſten läßt von ſeiner Geliebten, und ähnliches — ſind zwar Thatſachen, die das menſchliche Herz empören, aber was noch ſchlechter iſt, auf der Bühne durchaus keine dramatiſche Wirkung hervorbringen. Das ſtatt des tödtlichen Gifts untergeſchobene betäubende und einſchläfernde Mittel iſt eine unpaſſende dramatiſche Aushülfe. (Schluß folgt.)

Nachtigallenlied.

Stand einſt unter einem Baume,
Noch als Knab' von Luſt erglüht,
Denn hoch über mir im Wipfel
Sang die Nachtigall ihr Lied.

Und ich horchte auf die Klänge,
Die des ſüßen Wohllauts voll,
Bis vor ſeliger Entzückung
Mir's im Buſen überquoll.

Viel' der Jahre ſind entſchwunden,
Seit ich ſo, von Luſt berauſcht,
Auf die Nachtigall im Wipfel
Als ein frohes Kind gelauſcht.

Vieles, d'ran ich heiß gehangen,
Hat ſeitdem die Zeit geraubt,
Und ſo manches iſt erſtorben,
D'ran ich als ein Kind geglaubt.

Aber flötet in dem Wipfel,
Wieder jetzt die Nachtigall,
Muß ich ſtille ſteh'n und lauſchen,
Auf den ſüßen Liederſchall.

Und die Augen muß ich ſchließen,
Feſtzuhalten meinen Traum,
Denn mich dünkt: ich ſtund' als Knabe,
Wieder unter jenem Baum.

Joh. N. Vogl.

Buntes.

*** **Holländer und Belgier.** (Paralleliſirt von einem Britten.) Während die Belgier ſich in tauſenderlei politiſchen Richtungen von allen Nüancen ſpalten und zerſplittern, — bleibt das holländiſche Volk Eins und ganz, wie ein granitener Ring, um ſeinen König zuſammengedrängt, zu jedem Opfer bereit; das Gefühl der Nationalität iſt in ihm auf's Höchſte geſpannt, bis zum klaren unerſchütterlichen Bewußtſein erſtarkt; — in Belgien äußert es ſich mehr als bloße Widerhaarigkeit; der belgiſche Patriot ſträubt ſich gegen das Joch der bürgerlichen Verwaltung, ſie iſt ihm ein Zügel, der ihn mehr genirt, als aus angeborner Freiheitsluſt widerwärtig iſt, der ihn wie ein ſcheues Roß noch mehr zum Bäumen reizt; der Holländer kommt ſeinem Gouvernement auf halbem Wege entgegen; er identificirt ſeine Individualität mit den Verlegenheiten ſeines Vaterlandes. Holland zahlt jetzt von allen Nationen Europa's die meiſten Steuern und ſtellt, ein Volk von Kaufleuten, ſeine Söhne willig in den Kriegsdienſt, wahrlich kein geringes Opfer, und leider ein ſo nutzloſes zugleich! Belgien und Holland finden und fügen ſich übrigens trefflich in ihre Trennung, Rotterdam und Amſterdam ſehen ihre Häfen wieder voll von Schiffen; Amſterdam, welches ſeinen Operationen eine neue Richtung gibt, behauptet ſich im Wohlſtand. Verloren hat von Allen nur König Wilhelm. — Erſt, wenn man das Hausleben der Holländer kennen gelernt, welches mit der gemüthlichen Genügſamkeit im Einklang ſteht, die aus dem Aeußern ihrer Städte und Häuſer ſpricht, wenn man andererſeits bedenkt, daß dies Volk auf einem Boden wohnt, deſſen Miethe ihm der Ocean in jeder Sekunde von unten her aufkündigen kann, und daß es dabei, wenn auch auf keine Jahrhunderte, doch in einem Jahrhundert, immer auf's nächſte hofft und ſpekulirt und baut, ſo wird man ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen und eingeſtehen müſſen, daß in einer ſolchen Exiſtenz denn doch mehr Poeſie iſt, als man den Fröſchen Europa's (wie man die Holländer ſonſt nannte) bisher einräumte. Es iſt die Lyrik des Oceans, die noch etwas übrig läßt, was erſt ausgefüllt werden muß; es iſt andererſeits, wenn man ſich aus der Beklommenheit dieſer Stimmung herausreißt, das Behagliche des Augenblicks, was poetiſch wirkt, wohlthuend, wenn man dieſe kleinen wohnlichen Häuſer anguckt, worin nicht ein Dutzend fremder Familien eingepökelt iſt, um ſich wechſelſeitig zu geniren, ſondern die blos um der einzelnen Familien willen daſtehn, dieſe Häuſer, deren jedes mit dem friſchen Grün der Gärten, mit dem belebenden Gewäſſer der Canäle ſeine allerliebſte Genre-Landſchaft bildet. Und dieſe Poeſie des holländiſchen „chez soi" iſt am Ende doch etwas mehr, als jene immerwährende Jagd des Belgiers, welche gar keine Poeſie aufkommen läßt, als allenfalls die des Charivari.

*** Ein Engländer machte den ungefähren Ueberſchlag, daß die Geſammtzahl von Britten, welche alljährlich die Kreidefelſen verläßt, um bloß allein den Mittelnorden des Continents zu überſchwemmen, eine Stadt von der Größe Mancheſters oder Liverpools brauchen würde, wenn ſie auf einen Ort zuſammengedrängt würde. Daß übrigens nicht jeder auf dem Feſtland reiſende Britte ein Gentleman, noch jede Dame eine feine Lady ſei, wie die Schweizerwirthe ſie tariren, dafür zum Pröbchen ein Geſpräch in Calais. „Ich ging in Calais" (erzählt unſer britiſcher Freund) „unmittelbar nach meiner Ankunft ins Theater und war ſehr überraſcht, daſelbſt faſt blos landsmänniſchen Phyſiognomieen zu begegnen. — Was iſt das für ein langer Herr, — fragte ich neugierig meinen Führer, — der dort, der ſich mit ſo einer ariſtokratiſchen Nonchalance auf den Pfeiler ſtützt?" — „„Der?"" war die Antwort; — „„hm, der Gentleman wäre jetzt vermuthlich in Botanybay, wenn er ſich nicht noch zeitig genug hieher geflüchtet hätte; — er iſt ein Fälſcher und Contrebandier."" — „So? Aber jene Dame, auf deren Stirne und Hals Diamant an Diamant funkelt?" „„Pardonnez, Monsieur, es iſt die Tochter eines Sattlers von Cheapside, welche es in ihrem väterlichen Hauſe nicht mehr comfortabel fand und in Begleitung eines jungen Adonis, ſo wie der väterlichen Caſſe, zu ihrem Vergnügen hieherreiſte."" — „Aber jene ehrwürdige Matrone dort?" — „„Hm, hm!"" (Mein Führer huſtete bedenklich) „„Monsieur, das iſt eigentlich noch was Schlimmeres."" Ich überſetzte mir ſein Huſten in Worte, und verließ, da ich keinen Drang fühlte, die Bekanntſchaft meiner Landsleute in Calais zu machen, das Theater, bevor ſie etwa Luſt bekämen, Bekanntſchaft mit meinen Taſchen zu machen."

*** Ein vielverſprechendes großes neues Kupferwerk von mehr als 150 Veduten Deutſchlands, Italiens, der Schweiz und Frankreichs ſind die „Promenades d'un artiste en Allemagne, en Italie, en Suisse et en France" nach Zeichnungen von Stanfield und Turner, ſechs Bände in groß 8vo., welche vom 1. April d. J. bei Jules Renouard in Paris erſcheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 113. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 13. Mai.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

21. Die Heimath.

Erſt am 28ſten Tag erlaubte mir der Doktor, die Heimreiſe anzutreten. Schweigſam und düſter nahm die mütterliche Erde mich auf. Schwere Wolken an dem ſonnenloſen Himmel ſenkten ſich tiefer und tiefer und preßten die glühende Atmoſphäre zu unerträglicher Dicke zuſammen. Einzelne Windſtöße begrüßten mich unfreundlich mit Sand und Staub, fern über den Bergen zuckten hie und da Blitze. Im tiefen Wieſengrund kreiſchten linke Krähen umher, Schirm und Obdach zu ſuchen; links rannte ein Haſe ſcheu über den Weg, ſo nahe, daß die Roſſe ſtutzten; links keuchte eine alte Frau vorüber, das erſte menſchliche Weſen; links donnerte es in weiter Ferne dumpf und grollend; links riß der Strang am Sattelpferd.

„Alles links," brummte Konrad, „wenn das gut abläuft, ſo will ich Hans heißen!"

Unfern des Platzes, wo einſt die franzöſiſchen Geſandten ermordet wurden, erfüllte ſich Konrad's ſchlimme Prophezeihung, ein Rad flog von der Achſe und wir mit dem Wagen in den Chauſſeegraben.

„Euer Gnaden halten zu Gnaden," ſchmunzelte Konrad lächelnd, als er im Graben aus dem Wagen gekrochen war und ſich ſelbſt, den Caro und mich ganzbeinig gefunden hatte, — „das war ein verdammt ſchlechter Einfall!"

* * *

Alle weiblichen Weſen des väterlichen Hauſes waren ſchief gewickelt, und wußten den Unwillen nur ſehr mühſam hinter Freundlichkeit zu verbergen, über nichts beſtimmte Antwort zu geben und jeder nähern Frage ſchlau auszuweichen. Der Vater hatte eine Dienſtreiſe angetreten und die Mutter mitgenommen. Die militäriſchen Brüder ſchnitten Geſichter. Dies alles verſetzte mich ſchon in jene Stimmung kochender Unruhe, worin ich jedes raſchen und überſchnellen Streichs fähig war.

Ganz rein war mein Gewiſſen nicht, dies Gefühl ſtachelte noch mehr. Mein Miniſter war nach Italien in Kirchenangelegenheiten. Mich mitzunehmen hatte er ſich entſchloſſen — und nun auf ſein gütiges Schreiben nicht einmal eine geziemende Antwort der Höflichkeit erhalten. Sein Stellvertreter im Bureau war mein entſchiedenſter Feind. Die Bosheit blitzte ihm aus den Augen, als ich durch die Straßburger Papiere meine Abweſenheit legitimirend, ſeiner wohlſtudirten Strafpredigt mich entzog und zum Dienſt mich meldete.

Poverino! Der windige Schranze, hatte ein zärtliches Auge auf Aurelie geworfen, durch den König den Anfang der Aventure erfahren, neue Nahrung zu glühenderem Haß eingeſogen. Er bedauerte heuchelnd, daß durch den Schein von Inſubordination und Pflichtverletzung ſo viel Schönes mir entgangen, die Reiſe nach Italien zu Waſſer geworden, der allergnädigſte Fürſt ſich bewogen gefunden habe, die mir früher huldreichſt zugedachte Aſſeſſorſtelle ſeinem Neffen zu ertheilen, mich der beſchwerlichen Arbeiten bei'm Miniſterium zu entheben und dem Inquiſitoriat zuzuweiſen.

Das war zu viel. Der Hohn im Antlitz des Excellenz-Laffen empörte mein Innerſtes. Halb bittend, halb mit Gewalt entriß ich ihm die Zeugniſſe, ſtürmte hinaus und ließ bei'm Fürſten mich anmelden.

Na, endlich ſieht man dich auch einmal wieder!

„Leider, mein gnädigſter Herr!“

Du ſiehſt ſchlecht aus; ja, ja — die Strafe folgt der Debauche auf dem Fuße nach.

„Verzeihung, mein gnädigſter Fürſt, da hätte ſich die Strafe ſchon längſt wie Münchhauſens Windſpiel hier auf dem Schloßplatz die Beine ablaufen müſſen.“

Oho! Witzig? Sage mir, wie konnteſt du es über's Herz bringen, den guten König ſo unanſtändig zu beleidigen, ſeiner Einladung Hohn zu ſprechen und — mit ihr davonzufahren?

„Ich liebte, mein Fürſt — und liebe noch.“

Um ſo ſchlimmer; dieſe Liebelei hat uns allen die Freude entzogen, die liebenswürdigſte und geiſtreichſte Frau für einige Zeit hier zu ſehen. Geſtehe mir's: haſt du reuſſirt?

„Sie geſteht mir, daß ihr Herz ſehr warm für mich ſchlägt.“

Unbegreiflich!

„Warum? Wenn ich unterthänigſt fragen darf?

Weil, — nun deutſch heraus, weil du noch ein Bär biſt. —

„Vielleicht erſchien ihr unter der Menge von Füchſen gerade der Bär als ein reſpektables Thier.“

Sehr ſtolz! — In welche Verlegenheit brachteſt du mich! Der Miniſter iſt in dich vernarrt, er wollte dich mit in Rom haben; dein Aſſeſſorpatent lag ſchon ausgefertigt, — du kommſt nicht, findeſt es nicht einmal der Mühe werth, ihm zu antworten —

„Hier in dieſen Papieren, mein gnädigſter Herr, liegt meine Entſchuldigung.“

Was koſten dir dieſe Atteſtate?

„Mein Fürſt! — das Roth meiner Wangen, das Feuer meiner Augen, — vielleicht ein Paar Jahre meines Lebens.“

Nu, nu, nu! Es war ja nicht ſo böſe gemeint. Im Ganzen wäre es ja nichts, als eine verzeihliche Fürſorge, den natürlichen Folgen einer Tollheit zu entgehen.

„Mein gnädigſter Herr! Glücklich können Sie mich machen, wenn Ihre allerhöchſte Hand jenes für mich ausgefertigte Patent mir huldreichſt übergibt.“

Das iſt unmöglich — es iſt zerriſſen. Der Miniſter ſelbſt, der Staatsrath, dein jetziger Chef —

„— wollten wohl jedes Band zerreißen, welches an Fürſt und Vaterland feſſelt?“

Sei nicht ſo herb, das iſt unausſtehlich. Es iſt geſchehen, ich kann's nicht ändern, und halb Schuld biſt du ſelbſt. Der Poſten iſt beſetzt; ſoll ich die Staatskaſſe unnöthig belaſten, oder ſoll ich dich kränken mit dem Titel eines Amtes? Dazu biſt du mir zu gut und zu lieb.

„Aber — Ihr fürſtliches Wort?“

Geduld! Ich will es löſen. Einſtweilen — eine höhere Hofcharge —

„Allzugnädig, — mein jetziges Hofamt iſt für meinen geraden Rücken ſchon zu ſchwer.“

Sei nicht impertinent! Mit dem Aſſeſſorwerden iſt's nichts, jetzt wenigſtens. Aber, getroſt, du weißt: ich bin dein Freund.

„Muß ich darum vielleicht — gleichſam degradirt — jetzt wieder zum Inquiſitoriat?“

Degradirt? Ausgezeichnete junge Männer ſind für den Augenblick dort nöthig. Dich nannte man vor allen; ſei ſtolz darauf.

„Nun denn, wenn ich dem Schickſal verfallen und meines Namens Feinden preisgegeben ſein ſoll, ſo muß ich mich wohl unterthänigſt beſcheiden. Aber — gnädigſter Fürſt — mein armer Konrad — der uns beiden auf Schule und Univerſität ſo treu gedient, der Ihr Wort hat, — ſoll auch er leiden, weil er mein Diener iſt?“

Du biſt wahrlich noch krank! Konrad iſt bei mir verſorgt, heute noch erhält er ſein Dekret.

„Dafür danke ich unterthänigſt! Nun iſt mein Herz leicht, und geſund bin ich wieder, mein gnädigſter Fürſt. Jetzt halte ich es auch für meine Pflicht, für die Zukunft Sie jedes Zweifels hinſichtlich meiner zu überheben. Mögen Sie, gnädigſter Herr, den Aſſeſſor behalten — Sie ſind Ihres Fürſtenwortes quitt — ich bitte unterthänigſt um meine Entlaſſung!“

Wie? — Entlaſſen biſt du für jetzt aus meinem Zimmer, damit du nicht Gelegenheit findeſt, dein ſtürmiſches Weſen bis zu förmlicher Unart zu ſteigern, welche mein Rock nicht dulden dürfte. Alles Übrige bedenke wohl. Ich dachte mir es vortheilhaft und ſüß für uns beide, daß wir ſtets gemeinſchaftlich zum Wohl des Vaterlandes arbeiten könnten —

„Sie haben dieſe meine ſchönſte blühendſte Hoffnung — mit eigner Hand zerriſſen.“

Morgen beſuche mich wieder. Halte mir, dem Jugendfreund, etwas zu gut, wie ich dir heute ſehr viel zu gut gehalten habe. Adieu!

Ich verbeugte mich bis zur Erde, er wendete ſich noch einmal in der Thüre und rief freundlich: „Auf Wiederſehen!“ (Fortſ. folgt.)

Angelo, Tyrann von Padua.

Drama in 4 Akten, von Victor Hugo. — (Schluß.)

Im vierten Akt läßt Thysbe die durch den Schlaftrunk betäubte Katharina in ihre Wohnung bringen; Rodolpho, der ſie für todt hält, dringt in das Zimmer der Thysbe, um an ihr das Verbrechen zu rächen, zu deſſen Helfershelferin ſie ſich gemacht hat; mit einem einzigen Wort vermöchte Thysbe ihn zu enttäuſchen, aber da ſie aus ſeinem eignen Munde vernimmt, daß ſie nie von ihm geliebt worden, daß Katharina Rodolpho's einzige wahre Liebe geweſen ſei, zieht ſie vor, von ſeiner Hand zu ſterben; Rodolpho erſticht Thysbe, welche zu Boden ſinkt mit dem Ausrufe: merci! Bei dieſem Ruf erwacht Katharine aus ihrer betäubenden Ohnmacht und eingewickelt, wie ſie iſt, in ihr Leichentuch, wirft ſie ſich in die Arme Rodolpho's. Par qui es-tu donc sauvée! fragt dieſer. Par moi! antwortete die ſterbende Thysbe, und der Vorhang fällt.

Nach dieſer Entwicklung, welche aber nur zur Hälfte dieſelbe, wie in Romeo und Julie iſt, ſchließt das Stück; denn man kann im Grunde nicht ſagen, daß es endigt.

Die beiden Geliebten ſind noch nicht verloren, aber auch noch nicht gerettet; Angelo iſt ganz vergeſſen, und die beiden Geliebten ſind doch noch ſeinem Einfluß, ſeiner Macht unterworfen; kurz man trennt ſich von der Lektüre eines Roman's beim vorletzten Kapitel. Die franzöſ. romantiſchen Kritiker verſchreien es zwar als alten akademiſchen Schlendrian, wenn die Entwicklung einer dramatiſchen Handlung nach feſtſtehenden, hergebrachten Regeln vor ſich geht; doch ſcheint es uns nichts deſtoweniger erwieſen, daß der Zuſchauer keineswegs über den Ausgang in Zweifel und Ungewißheit gelaſſen ſein mag.

Wir haben jetzt den Leſer mit den einzelnen Mängeln, oder richtiger mit den mangelhaften Einzelnheiten des Hugo'ſchen Dramas bekannt gemacht; es iſt uns jetzt noch übrig, die Schattenſeiten der Anlage im Ganzen anzudeuten. Ein erheblicher Übelſtand ſcheint uns zuvörderſt der völlige Mangel einer dramatiſchen Tendenz und Farbe; denn man wird doch heutzutage die Stellung eines Mannes zwiſchen zwei Frauen, die ihn lieben, nicht mehr mit dem Titel dramatiſche Richtung und Färbung belegen wollen, zumal in Frankreich, wo ſchon Bajazet, Pyrrhus, Hyppolyt, 50 Tragödien, 80 Comödien, eine zahlloſe Menge Vaudevilles und Cinq-Mars in Marion de Lorme in gleicher Lage und Stellung gelebt haben. Außerdem feſſelt kein vorher- oder unvorhergeſehener Ausgangs- und Endpunkt die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers. Das Intereſſe, welches man ſonſt einer oder der andern Perſon des Drama's ohne eine beſtimmte Tendenz in den Augen der Zuſchauer rechtfertigt, — ein ſolches Intereſſe fehlt ganz, und kann für keine der Perſonen in dem Hugo'ſchen Drama aufkommen; Thysbe befindet ſich in einer zweideutigen, oft unpaſſenden Stellung, welche jeden Zauber von ihrer Perſon verbannt; Katharina, eine leidenſchaftliche und ſchwache Frau, hat zu wenig Vertrauen in die Zukunft und ihre Handlungen ſind nicht kräftig genug, um die Rührungen des Publikums in ihrer Perſönlichkeit zu concentriren. Rodolpho, welcher Thysbe zum Zeitvertreib und aus Zerſtreuung liebt, hat dadurch das Verdienſt einer beharrlichen Liebe verloren; überdieß iſt ſein Charakter von einer eiſigen Kälte; ſtets ein Spielball der von außen her auf ihn einwirkenden Zufälle und Begebenheiten, handelt er niemals nach dem Machtgebot ſeines eignen Willens und da er aus ſeinem träumeriſchen Weſen ſich herausreißt, geſchieht es nur, um blind und leidenſchaftlich ſeiner Wuth zu fröhnen und ein unnützes Verbrechen zu begehen. Angelo, ſeinem Charakter nach halb ſchlau, halb ausſchweifend und ſtets brutal und wild, wenigſtens in ſeinen Reden, konnte wenigſtens doch noch Haß einflößen und Abſcheu erregen; aber in dem Augenblick, wo man ſeine Beſtrafung erwartet, verſchwindet er plötzlich, um nicht mehr zum Vorſchein zu kommen. Einige Zeit hindurch hatte auch die Perſon des Homodei die Neugierde gefeſſelt, und obſchon dieſe geheimnißvollen Weſen auf dem neuern franzöſ. Theater, ſelbſt in den Hugo'ſchen Dramen, nicht neu ſind, ſo erwartete man doch etwas von ihm; aber ſchon im zweiten Akt ſchafft ſich ihn der Verfaſſer durch einen Dolchſtich vom Halſe.

Welches iſt nun der Schluß, den man aus dieſem allen und dem unbeſtrittenen Erfolg des Stücks bei ſeiner erſten Aufführung ziehen muß?

Daß das neue Drama Victor Hugo's rückſichtlich ſeiner Auffaſſung und Anlage, rückſichtlich ſeiner Entwicklungs- und Bühnenkenntniß einer Menge andrer Dramen von Schriftſtellern dritten Rangs nachſteht, daß es aber durch ſeltene Schönheiten, durch leuchtende Geiſtesblitze und jenes heilige Dichterfeuer, von dem die gewöhnlichen Schriftſteller auch nicht einen einzigen Funken in ſich verſpüren, ſich hervorthut und geltend macht. — Der Styl, die Darſtellung, iſt in Angelo ſo wie in Lucrece Borgia. Es iſt das Gemiſch einer ſchönen, harmoniſchen, kräftigen und poetiſchen Sprache mit einer Sündfluth von fremdartigen, oft trivialen Redensarten. Wenn wir auch die moraliſche Anſicht des Verfaſſers und ſeines Drama's nicht annehmen, ſo müſſen wir doch als unbefangene Beurtheiler in letzterwähnter Rückſicht dem Verfaſſer Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Der Verfaſſer hat in ſeinem Charakter und ſeiner Art zu denken, ja in ſeinem Style viele Federn aus Shakſpear's Flügeln, mit denen er, wenn auch nicht wie dieſer, immer fliegt, doch ſchlägt. Selbſt die Trivialitäten der Sprache erſcheinen deßhalb weniger auffallend und ungewöhnlich, wenn man ſich mit dem Verfaſſer auf einen und denſelben Standpunkt ſtellt; der Dichter will nämlich ein getreues Bild, einen naturgetreuen Abdruck von den Worten und Gedanken der Generation geben, welche er auf die Bühne bringt, und er opfert mitunter die Wahrheit dem Wohllaut.

Was die Schauſpieler ſelbſt anlangt, ſo iſt unſere Meinung darüber dieſe: Mademoiſelle Mars hat überaus trefflich geſpielt in allen Scenen ruhiger Unterhaltung und weiblicher Koketterie; ihre Darſtellung war weniger gelungen, da wo ein großer dramatiſcher Kraftaufwand erforderlich; Madam Dorval hat gerade die entgegengeſetzten Eigenſchaften und Mängel gezeigt; Beauvalets Spiel war im Allgemeinen ſchwerfällig, jedoch ſtellte er die Anfälle der Eiferſucht oder vielmehr ſeiner verletzten venetianiſchen Eitelkeit ſehr wahr und kraftvoll dar; Geoffroy ſchien indeß während des ganzen Stücks durch ſeine zwei Liebesangelegenheiten ſehr gelangweilt zu werden.

Eine Bienenjagd.

(W. Irving's Steppenreiſe. Fortſetzung, vergl. Nro. 85.)

In dem ſchönen Walde, in welchem wir uns gelagert hatten, gab es eine Menge Bienenbäume, d. h. Bäume, in deren hohlen Stämmen wilde Bienen ihren Sitz aufgeſchlagen hatten. Es iſt erſtaunlich, in welchen zahlloſen Schwärmen die Bienen in einer nur mäßigen Anzahl von Jahren den fernen Weſten heimgeſucht haben. Die Indianer betrachten ſie als Vorboten des weißen Mannes, wie der Büffel der des rothen Mannes iſt, und ſie ſagen im Verhältniß, wie die Biene vorrücke, weiche der Indianer und der Büffel zurück. Wir ſind immer gewohnt, das Geſumm der Bienen mit dem ländlichen Wohnhaus und dem Blumengarten in Gedanken zu verbinden und dieſe arbeitſamen kleinen Thiere als verbunden mit den geſchäftigen Wohnſtätten der Menſchen anzuſehen; auch hat man mir geſagt, man treffe die wilde Biene ſelten in einer größern Entfernung von der Grenze. Sie waren Herolde der Civiliſation, ihr ſtets vorangehend, während ſie von dem Atlantiſchen Geſtade ſich ausdehnte und einige alte Anſiedler in Weſten behaupten, das Jahr noch nennen zu können, an welchem die erſten Honigbienen über den Miſſiſſippi flogen. Die Indianer fanden mit Staunen plötzlich die hohlen Bäume ihrer Wälder von ambroſiſcher Süßigkeit träufen und nichts kann, wie ich hörte, der heißhungrigen Wonne verglichen werden, mit welcher ſie zum erſtenmal dieſes wohlfeile üppige Mahl der Wildniß verzehrten.

Die Honigbienen ſchwärmen jetzt in Myriaden in den edlen Gehegen und Wäldern, welche die Prairien begrenzen und durchſchneiden und ſich die angeſchwemmten Flußthäler entlang ausdehnen. Mir iſt, als entſprächen dieſe ſchönen

Gebiete wörtlich der Beſchreibung des Landes der Verheißung — „ein Land, das von Milch und Honig fließt;“ denn die reiche Weide der Prairien kann Heerden von Vieh, ſo zahlreich wie der Sand am Ufer des Meeres, ernähren, während die Blumen, mit welchen ſie geſchmückt ſind, ſie zu einem wahren Paradies für die Süßigkeit ſuchende Biene machen.

Wir waren noch nicht lange im Lager, als eine Geſellſchaft auszog, um einen Bienenbaum aufzuſuchen; da ich neugierig war, Zeuge einer ſolchen Jagd zu ſein, nahm ich die Einladung, ſie zu begleiten, mit Freuden an. An der Spitze des Zuges ſtand ein alter Bienenjäger, ein großer, ſchmächtiger Burſche, in Kleidern von ſelbſtgemachtem Zeuge, die loſe an ſeinen Gliedern hingen, und mit einem Strohhut, der einem Bienenſtock ähnlich war; ein Geſell in gleich rauhem Kleid und ohne Kopfbedeckung ſtolperte ihm nach, eine lange Büchſe auf der Schulter. Dieſem folgte ein halbes Dutzend anderer, einige mit Büchſen, andere mit Beilen bewaffnet; denn Niemand geht ohne Feuergewehr weit vom Lager, ſo daß er gleich bereit iſt, wilde Thiere oder wilde Indianer zu empfangen. Nachdem wir eine Zeitlang gegangen waren, kamen wir an einen lichten Platz an dem Saume des Waldes. Hier blieb unſer Führer ſtehen und näherte ſich ſtill einem niedrigen Buſche, an deſſen Spitze ich ein Stückchen Honigſcheibe bemerkte. Dies war die Lockſpeiſe für die wilden Bienen. Einige ſummten um ſie herum und krochen in die Zellen. Als ſie ſich mit Honig beladen hatten, erhoben ſie ſich in die Luft und ſchoſſen faſt mit der Schnelligkeit einer Kugel in einer geraden Linie dahin. Die Jäger gaben genau auf den Weg acht, welchen ſie genommen hatten und ſetzten ihnen in derſelben Richtung nach, über verſchlungene Wurzeln und gefallene Bäume fortſtolpernd und das Auge ſtets gegen den Himmel gewendet. Auf dieſe Weiſe verfolgten ſie die honigbeladenen Bienen zu ihren Stöcken in dem hohlen Stamm einer morſchen Eiche, wo ſie einen Augenblick herumſummten und dann in ein Loch, ungefähr ſechzig Fuß vom Boden, ſchlüpften.

Zwei der Bienenjäger arbeiteten jetzt friſch mit der Axt an dem Fuß des Baumes, um ihn zu fällen. Die bloßen Zuſchauer und Dilettanten zogen ſich mittlerweile in eine beſcheidene Entfernung zurück, um weder dem Falle des Baumes, noch der Rache ſeiner Bewohner im Wege zu ſein. Die ſchweren Schläge der Axt ſchienen die arbeitſamen Thierchen nicht zu beunruhigen oder ſcheu zu machen. Sie ſetzten ihre gewöhnlichen Beſchäftigungen fort, indem manche reich befrachtet in den Hafen einliefen, andere auf neue Fahrten auszogen, Kaufleuten in einer reichen Hauptſtadt nicht unähnlich, welche drohenden Bankerout und Verfall wenig argwöhnen. Selbſt ein lautes Krachen, welches die Ablöſung des Stammes verkündigte, konnte ihre Aufmerkſamkeit von dem ſorgſamen Streben nach Gewinn nicht ablenken: endlich fiel der Baum mit einem furchtbaren Gekrach, von oben bis unten berſtend und die angehäuften Schätze der kleinen Thiere enthüllend.

Einer der Jäger lief ſogleich mit einem Bündel angezündeten Heu's als Schutz gegen die Bienen hin. Dieſe aber griffen weder an noch ſuchten ſie Rache; ſie ſchienen durch das plötzliche Ungemach erſtarrt und ohne Argwohn wegen deſſen Grund zu ſein, und krochen und ſummten um den Stamm, ohne uns irgend zu beläſtigen. Jeder aus der Geſellſchaft eilte nun, mit Löffel und Jagdmeſſer die Honigſcheiben, welche in dem hohlen Baum waren, auszunehmen. Einige von dieſen waren ſchon älter und von dunkelbrauner Farbe; andere waren ſchön weiß oder der Honig in ihren Zellen faſt flüſſig. Die Scheiben, welche ganz geblieben waren, wurden in Lagerkeſſel gethan, um ſie in das Lager zu bringen; die, welche beim Falle des Baumes zerbrochen waren, wurden auf der Stelle gegeſſen. Jeder echte Bienenjäger hatte ein großes Stück in der Hand, von dem ſeine Finger träuften und das ſo ſchnell verſchwand, wie ein Stück Rahmtorte aus der Hand eines Schulknaben.

Auch waren die Bienenjäger nicht die einzigen, welche durch den Sturz der fleißigen Bienen gewannen. Als wenn die Bienen die Vergleichung ihrer Sitten mit denen thätiger und gewinnſüchtiger Menſchen durchführen wollten, ſah ich eine Menge aus benachbarten Stöcken eifrig heranfliegen, um ſich mit den Glückstrümmern ihrer Nachbarn zu bereichern. Dieſe beſchäftigen ſich eben ſo eifrig und munter, wie Wracker an einem Indianiſchen Schiffe, das an den Strand getrieben worden — ſich in die Zellen der zerbrochenen Honigſcheiben ſtürzend, gierig die Beute verſchmauſend und dann mit reicher Fracht nach Haus zurückfliegend. Die armen Eigenthümer des Wracks angehend, ſchienen dieſe den Muth nicht zu haben, irgend etwas zu thun, nicht einmal den Nektar zu koſten, der um ſich träufte, ſondern krochen in ſtarrer Troſtloſigkeit vorwärts und rückwärts, wie ich einſt einen armen Burſchen, die Hände in ſeinen Hoſentaſchen, gedankenlos und verzweiflungvoll pfeifend, um die Trümmer ſeines niedergebrannten Hauſes gehen ſah.

Es iſt ſchwer, das Staunen und die Verwirrung der Bienen des bankrotten Stockes zu ſchildern, die während des Unfalls abweſend waren und von Zeit zu Zeit mit vollen Ladungen aus der Fremde zurückkamen. Erſt kreiſten ſie in der Luft umher, wo der Baum früher ſein Haupt erhoben hatte und wo ſie erſtaunt Alles leer ſahen. Endlich ſetzten ſie ſich, als begriffen ſie ihr Unglück, in Schwärmen auf den dürren Aſt eines benachbarten Baumes, von wo aus ſie auf den hingeſtreckten Stamm zu blicken und ſchmerzliche Klagen über den Sturz ihrer Republik zu ſummen ſchienen. Es war eine Scene, über welche der „melancholiſche Jaques“ ſtundenweiſe moraliſirt haben würde.

Wir gingen von der Stelle weg und ließen vielen Honig in der Höhlung des Baumes. „Das Gewürm wird ſchon Alles wegſchaffen,“ ſagte einer der Jäger.

„Welches Gewürm?“ fragte ich.

„Oh, Bären, Iltiſſe und Waldratzen und Waſchbären. Die Bären ſind das liſtigſte Gewürm, wenn es gilt, einen Bienenbaum irgend aufzufinden. Sie nagen Tagelang an dem Stamm, bis ſie eine Höhlung gemacht haben, die dick genug iſt, um ihre Krallen hineinzubringen und dann holen ſie Honig, Bienen und Alles heraus!“

Buntes.

⁂ Die Lyoner Polizei liebt das Einfache. Ein Engländer amüſirte ſich am 27. v. M. in Lyon, durch die Stadt zu fahren und Geld zum Wagen herauszuwerfen, was doch unſtreitig keine Verſchwendung, noch Verrücktheit ſein kann, indem das Sprüchwort bis jetzt blos den als Bedlamscandidaten bezeichnet, der das Geld zum Fenſter hinauswirft. Die Lyoner Polizei, welche der Großmuth des Briten Schranken ſetzte, gab ihm den Rath, auf eine einfachere und weniger originelle Weiſe ſeine Chriſtenpflicht zu erfüllen.

⁂ Man hat den Engländern ihre muſikaliſche Unfruchtbarkeit vorgeworfen, ja mehr als einmal ſogar ihnen in's Geſicht geſagt, daß ihnen ſogar die angeborne Fähigkeit für Erzeugung von Tonwerken gänzlich mangle. Sie ſuchen ſich jetzt dawider zu rechtfertigen und behaupten, wenn auch ihre frühere Sterilität eingeſtehend, ſeit 1834 eine Engliſche National-Oper zu beſitzen. Die bis dahin von Engländern componirten, und auch nur in — England bekannten Opern waren: Artaxerxes von Arnold, die Belagerung Belgrad's von Storace, das Schloß in Andaluſien von Shield und die Teufelsbrücke von Braham. Im Jahre 1834 erſchien Arnolds Nourjaha, wovon viel gerühmt wird, obwohl die engliſchen Apologeten ſelbſt die mangelhafte Inſtrumentirung tadeln, Hermann, von Thomſon aus Edinburg, und eine Oper von Barnet. „Drei neue Engliſche Opern in einem Jahre!“ meint ein patriotiſcher Sohn Albion's, „genug für ein Volk, welches ſeine Muſik erſt beginnt!“ —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 114. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 19.

Donnerſtag, 14. Mai.

Phantaſien über Seydelmann.

II.

Der Sieg, welchen Seydelmann auf dem Gensd'armenplatze in Berlin errungen hat, iſt ein Ereigniß, das der Literaturgeſchichte angehört. Die beſte Kritik war von jeher die, welche von zahlreichen Maſſen ausging, die Kritik des Theaterpublikums: Lachen, Pochen, Ziſchen, Klatſchen, Thränen. Seydelmann hat den Enthuſiasmus einer wunderlichen Stadt in Bewegung geſetzt. Iſt der Künſtler eitel, ſo kränze er ſich vor dem Spiegel bei verſchloſſenen Thüren mit den Lorbeern ſeines Ruhmes! Gleichviel; wir dürfen allgemeinere Reſultate aus ſeinen Erfolgen herleiten und eine Perſönlichkeit bewundern, um welche ſich ſo zahlreiche Objektivitäten herumgruppiren.

Den Werth des Zeitgenöſſiſchen wird die Vergangenheit immer verkürzen. Es werden immer Leute kommen, welche ſchon Alles einmal geſehen haben. Aber ſelbſt die alten Roués des Berliner Theaters, die, welche Fleck und Iffland kannten, und die jüngeren, die mit Devrient bei Lutter und Wegener verkehrten, geſtanden das Außerordentliche in Seydelmann's Erſcheinung zu, und ließen ſich herab, ein Lob zu ſpenden, das ſie Jedem verweigert hätten. Wir ſagten ſchon früher, daß Seydelmann mit jenen vorangegangenen Mimen nicht dürfe verglichen werden, und daß es lächerlich iſt, ſich ihn als einen Nachahmer derſelben zu denken. Wo Seydelmann eine Copie Ifflands iſt, da liegt die Nothwendigkeit davon in der Rolle, welche Iffland ſelbſt vorgeſchrieben hatte und ſo gezeichnet wiſſen wollte, wie es von ihm geſchah. Sahet ihr nicht, daß Seydelmann auch über den Advokaten Wellenberger hinaus ging? Daß er Rollen ſpielte, wo Iffland immer nur gehinkt haben würde? Daß Seydelmann, wenn er Werners Luther hätte darſtellen müſſen, niemals ein allgemeines Gelächter bei der wahren Kritik würde erregt haben? Ebenſo mit Devrient, dem ſo viele Charaktere verſagt waren, in welchen Seydelmann glänzt. Dieſe Vielſeitigkeit war ſchon die erſte Stadie, in welcher ſich die unter Citaten Keuchenden von dem Künſtler hätten überholt fühlen müſſen.

Denn an Gegnern konnte es nicht fehlen. Es waren nicht nur Schauſpieler da, die ihre Duodezgröße gefährdet ſahen und kein Mittel ſcheuten, um ihrer Mißgunſt eine kritiſche Phyſiognomie zu geben, ſondern ſelbſt eigenmächtige Kritiker, welche ſchlechte Zeitſchriften verlegen und es indirekt dem Künſtler entgelten ließen, daß er von gewiſſen andern Leuten ſchon war gelobt worden. Worauf ſtützten ſie ſich? Auf Seydelmann's Vielſeitigkeit, welche ſie für eine Folge des Studiums anſahen. Es iſt die alte dumme Frage vom Unterſchiede des Talents und des Genies.

Die Aufgabe des Mimen iſt kopirende Plaſtik. Er iſt eben ſo ſehr Sklave wie Meiſter ſeiner Schöpfung. Jede ſeiner Leiſtungen wird ſich in zwei Hälften, die ſich wechſelweiſe integriren, zerſpalten müſſen: in die

Auffaſſung des Allgemeinen und die Treue jeder vereinzelten Nüance. Iffland war nur Charakterſpieler und zwar nach der Seite des Zerrbildes hin. Er mußte Naturen wiedergeben, welche ſich nur durch Beobachtung erkennen ließen. Iffland war ſtark in Rollen, welche die Wirklichkeit niemals aufzuweiſen hatte, in Rollen, die aus einzelnen pſychologiſchen Beobachtungen zuſammengeſetzt waren. Iffland ſpielte muſiviſch. Seydelmann iſt nicht weniger reich an kleinen Beobachtungen, wenn ſie auch nicht bis auf die Rockknöpfe oder Schleifen der Haarbeutel gehen, in denen Iffland niemals etwas ohne Abſicht gelaſſen hat. Aber kann Seydelmann ein Gemälde geben ohne Pinſelſtriche? Wie darf er die Beobachtung verſchmähen und den Charakteren nicht ihre Äußerungen ablernen? Die Berliner, welche gern in der Luft ſchweben, ſind immer gleich bereit, von Verſtandesabſtraktionen zu ſprechen. Sie glauben, daß Phidias ſeinen Jupiter durch bloße Inſpiration, durch einen phantaſtiſchen Wunſch erſchaffen habe, und ſehen über die Blöcke, Stricke, Modelle und den Staub eines Bildhauerateliers hinweg. Die Mimik iſt lebendige Plaſtik. Ihre Zauberformen entwickeln ſich. Die Meiſterſchaft iſt nur, daß ſich die Vereinzelung dem Ganzen unterordnet. Seydelmann's Spiel eine Zuſammenſetzung aus einzelnen Beobachtungen zu nennen, iſt die böswillige Benutzung einer Formel, die leider faſt überall bei den beſſeren Schauſpielern, nur hier nicht am Platze iſt. Denn von dem keuchenden Seufzen des Mephiſtopheles an bis zu der ganzen ſataniſch-blaſirten, ſtolz-gemeinen Darſtellung des Widerſachers iſt jeder Zug an Seydelmann weſentlich und harmonirt mit dem Bilde, das ihm vorſchwebt.

Der Schauſpieler kann nie mehr ſein wollen, als Künſtler. Nachahmung iſt ſein vornehmſtes Prinzip. Wer auf den Brettern das Wenigſte hat von Natur, und durch Kunſt doch das Meiſte gibt; das iſt Meiſterſchaft. Der beſte Schauſpieler iſt von Natur eine raſirte Tafel, auf welche die Dichtkunſt ſchreiben mag, was ihr beliebt. Er iſt wie ein Seiltänzer, der in jedem kleinſten Gliede ſchöpferiſch, geſtaltend iſt, und doch im Zuſtande der Apathie daliegen kann, überall zerſchlagen, zuſammenknickend, ohne Haltung. Dies iſt Anlage zur Mimik. Das Zweite iſt univerſelle Prädeſtination, die Fähigkeit für Alles, Verſtändniß aller Dinge und Verwandtſchaft mit allen Dingen. Man hat die raſirte Tafel bei Seydelmann zugeſtanden, aber dieſe Verwandtſchaft in Abrede geſtellt und ſich nicht geſcheut, eine Unwahrheit zu behaupten. Seydelmann ſoll nach dem Urtheile einiger unverbeſſerlicher Menſchen, die nicht aufhören, an ihrem Ruin zu arbeiten, kein Gemüth beſitzen, keine Seele, kein Herz, keine Empfindung. Was will nun Herr Gubitz noch, daß man nach ſolchen Dreiſtigkeiten von ihm halten ſoll? Er lächelt und ſagt: — den Geſellſchafter. Kleiner Mann!

Zur guten Stunde iſt eine Monographie von A. Lewald erſchienen, unter dem Titel: Seydelmann und das deutſche Schauſpiel. Von einem ſo gründlichen Kenner des deutſchen Theaters, wie Lewald, iſt hier ein kompetentes und entſcheidendes Urtheil abgegeben. Mit der eigenthümlichen Grazie ſeines Styls und der ganzen Kapricität ſeiner Darſtellungsweiſe zeichnet Lewald den größten Mimen Deutſchlands, ſo daß kein Zug daran verfehlt iſt. Lewald hat den richtigſten Maaßſtab: ich möchte ihn den techniſch-literariſchen nennen. Wenigſtens heben ſich in ſeiner Schrift beſonders ſcharf ſeine Digreſſionen über Seydelmann's mimiſchen Apparat und ſein Intereſſe für die Entwickelung der Literatur hervor. Könnte man in dem, was hier über Seydelmann's phyſiſche Geſtaltung mitgetheilt wird, nicht noch einen Schritt weitergehen, und ſogar behaupten, daß Seydelmann gegen Manches, was ihm die Natur gab, durch Kunſt zu kämpfen hat? So charakteriſtiſch des Künſtlers Organ iſt, ſo wird man ſich doch daran gewöhnen müſſen, obſchon noch überall ſein ſtockigter, von der Zunge in einem gehöhlten Munde eifrig unterſtützter Ton der Illuſion eine angenehme Beſchäftigung gegeben und Seydelmann nur um ſo intereſſanter gemacht hat.

Zwei Dinge ſcheinen mir in Lewald's Schrift einer beſondern Aufmerkſamkeit werth. Einmal weiſt er auf die Theilnahme hin, welche die jüngere Literatur am Theater zu faſſen ſcheint: ſodann auf ein Mittel, die Bühne wieder zu nationaliſiren. Der erſte Punkt iſt unſern Leſern bekannt. Wir berührten ihn ſchon in dem Artikel, welcher ſich vor einiger Zeit über Seydelmann in dieſen Blättern findet und wiederholen nur, daß Herr Birch-Pfeiffer und Madame Raupach nicht ewig das deutſche Theater beherrſchen werden. Den zweiten erſuch' ich alle Freunde des Schönen und der Vaterlandsehre zu unterſtützen.

Im Angeſicht der Sonne, unter dem freien Himmel feierten die Griechen ihre dramatiſchen Spiele. Nur der Regen konnte zuweilen Einſpruch gegen die unſterblichen Werke ihrer Muſe thun. Der Apparat war der einfachſte, ſo einfach, wie ihn Shakeſpeare noch hatte. Nur eine Art Flugmaſchine, das Encyklema, diente dazu, die Götter auf die Erde zu bringen oder in der Comödie den Euripides oben aus ſeinem Studierzimmer ſprechen zu machen. Das Meiſte, was noch übrig blieb, hatte ſich die Phantaſie der Zuſchauer ſelbſt auszumalen. Man kann daraus ſchließen, wie ſchwer damals die Aufgabe des Künſtlers war, da er außer ſeinem eignen Charakter auch noch die Umgebung deſſelben zu verwirklichen hatte. Damals war das Theater Sache der Religion und der Volksehre. Wir könnten Deutſchland einen ähnlichen Cultus geben. Ein abgelegener Winkel des Vaterlandes, ein Thal im bairiſchen Hochgebirge hat ihn ſchon; denn die Paſſion in Mittenwalde ſoll eine ernſte, würdige Feier ſein, ein Schauſpiel, das ſeinem heiligen Gegenſtande angemeſſen in Scene geſetzt und von den gewandteſten Landleuten der Gegend nicht ohne künſtleriſche, angeborne Weihe ausgeführt wird. Tauſende von Zuſchauern prägen das Ganze tief in ihr Herz ein. Selbſt eine ſolche Gewöhnung an dramatiſche Illuſionen, wie ſie A. Lewald hat, war von einem Vorgange ergriffen, wie er in ſeinem Panorama von München von ihm beſchrieben worden iſt. Dieſe Thatſache iſt es, die etwas möglich zu machen ſcheint, was ſich faſt wie eine Grille anhören läßt. Ihr habt naturhiſtoriſche, pädagogiſche, hiſtoriſche, diplomatiſche Congreſſe! Ich empfehle mit Lewald dramatiſche! Mögen ſich Grabbe, Immermann, Zedlitz, möge ſich die junge Literatur entſchließen, für ſolche Feierlichkeiten Stücke zu ſchreiben! Die Plackereien der Intendanten fallen weg: Rückſichten auf eine pietiſtiſche Neigung des Hofes oder die Manie des Balletts gelten nicht. Mehre Monate vor der Aufführung der Stücke würden die Rollen ausgeſchrieben und an die beſten Schauſpieler Deutſchlands verſandt, welche Theil nehmen wollen und zur Zeit den nöthigen Urlaub erhalten müſſen. Die Scene wäre am lichten Tage, auf einer Rieſenbühne ohne übertriebenen Couliſſenſchmuck: rings müßte Raum ſein für Tauſende, die aus allen Gegenden herbeiſtrömen. So erſt würde Cäſar würdig ſterben und für Konradin's Tod eine empfundene Thräne fallen. Die großen Stoffe ſchlichen ſich in das Herz der Völker ein; nationale Gefühle ſchwellten die Bruſt, großartige Entſchlüſſe folgten auf der Ferſe nach. Unſer Leben erhielte einen genialen Impuls. Wer ahnte nicht die Folgen eines ſolchen Ereigniſſes! Nehmt drei, vier ſolcher Vereinigungen, im Frühling oder Herbſte, nach allen Himmelsgegenden, nur immer fern von den räucherigen, von Lampenqualm rußigen Theatern, wo Euch ſoviel Lüge und Thorheit geſpendet wird. Der Anſtoß könnte von Seydelmann ausgehen: irgend ein humaner Fürſt würde ihn unterſtützen. Es iſt Mai. Die Völker jubeln. Pfingſten nahet. Überall hört man von Menſchenmaſſen, die zuſammenſtrömen, ſie wiſſen nicht warum? Gebt ihnen ein Reiſegeld nach Hauſe mit, ſchwellt ihre Herzen! Fangt mit dem Pfingſtmontage in Schwetzingen an, und hört mit dem Strahlower Fiſchzug oder der Thereſienwieſe auf! Die Zeitgenoſſen würden beſſer werden.

55) Arabesken für Muſikfreunde. Von Guſtav Nicolai. Zwei Theile. Leipzig, Otto Wigand. 1835.

Und ſiehe, da begab ſich eines Tages, daß eine Teltower Rübe auf den Gedanken kam, nach Italien zu reiſen.

Hätt' ich nur nichts Beſſeres zu thun, ſo führt' ich dies Thema in Hoffmann'ſcher Weiſe durch und entwickelte Guſtav Nicolai, wie er ſich allmählig aus dem Sande emporarbeitet, erſt zu einem kgl. Preuß. Diviſionsauditeur, dann zu einem Champion, oder Champignon der Spontiniſchen Muſik, endlich zum Verfaſſer des berühmten Buches: „Italien wie es wirklich iſt.“ Es müßte eine ergötzliche Wirkung machen, die verzauberte Teltower Rübe zu verfolgen in allen dieſen verſchiedenen Zubereitungen, wo nur dies das Bleibende und Charakteriſtiſche iſt, daß ſie ſich niemals recht auf den Beinen erhalten kann, ſondern immer überſtülpt auf das dicke Kopfende, und ſomit alles ſchon von Natur verkehrt anſehen muß. Wie merkwürdige Dinge ſich doch noch ereignen können! Wer ſollte glauben, daß das Anorganiſche, die nur vegetirende Pflanze, kurz eine gewöhnliche Rübe ordentlich lebendig werden kann, gleichſam menſchliche Geſtalt annehmen und ſogar beitragen, die deutſche Literatur in allgemeine Verwirrung zu bringen! Man hat allerdings durch tiefſinnige Experimente das thieriſche Leben der Pflanzen zu entwickeln geſucht: Profeſſor Schulz in Berlin hat nachgewieſen, daß die Pflanzenſäfte in aderartigen Gefäßen cirkuliren: Senſitiven haben die merkwürdige Eigenſchaft, daß ſie vor jeder unſanften Berührung grollend zurückſchrecken: ja, es iſt erwieſen, daß im Polypen die Natur ihren Übergang aus dem Anorganiſchen in's Organiſche, aus der Pflanze in das Thier feiert: allein eine ſolche Erſcheinung, wie eine in Italien herumreiſende Teltower Rübe gehört durchaus in das Reich des Wunderbaren und intereſſant iſt jeder Beitrag, das genauere und eigenthümliche Weſen dieſes Phänomens kennen zu lernen.

Hier liegt ein Beitrag vor, die ſie ſelbſt zu dieſem Behufe gegeben hat. Sie iſt ſo dreiſt, über Muſik mitzuſprechen. Sie ſchreibt muſikaliſche Novellen, Satyren und macht ſogar Gedichte, von denen ſie mehre komponirt hat. Wenn ſchon Flöhe Kanonen ziehen, ſo können es freilich keine Vierundzwanzigpfünder ſein: wenn ſich Hunde auf Meſſen als gelehrte Profeſſoren ſehen laſſen, ſo iſt es aller Ehren werth, daß ſie es ſchon zu einiger Fertigkeit im Leſen gebracht haben: dann erwarte man von einer über die Schranken ihrer natürlichen Beſtimmung hinausſchreitenden Teltower Rübe nicht zuviel: man begnüge ſich, daß ſie über Muſik ſolche Urtheile niederlegt, wie ſie es in dieſem Buche thut. Unerklärlich iſt es ſchon, wie dieſe paradoxe Zauberwurzel es nur je ſo weit bringen konnte, etwas Denkvermögen und deutſche Sprache in ſich aufzunehmen. Kurz es handelt ſich um ein ganz ſchlechtes, zuſammengeſtoppeltes Buch, um einen Ton, den man in Norddeutſchland den ſchwadronirenden nennt, um eine Ideenaſſociation, welche ſeit 1806 in Berlin gar nicht wieder zum Vorſchein gekommen iſt, und ſich durch Poeſie, Myſtik, Pietismus, Hegel'ſche Philoſophie u. ſ. w. hindurch mit ihrer Weißbierlaune Luft macht: aber würdig einer Preisaufgabe bleibt es doch immer, wie ſich das Anorganiſche, das Pflanzenartige, oder vielmehr wie ſich wirkliche Pflanzen in ſolche Metamorphoſen verwandeln können. Der Komet am Himmel; — die naſſen Winter; — Weiber kommen mit Wölfen nieder; — Rüben werden Schriftſteller — Menſchen ſagt: wie ſoll das enden?

56) Sechs Erzählungen. Nachlaß v. L. Achim v. Arnim. Berlin, Vereinsbuchhandl. 1835.

Vielleicht mit Ausnahme einer einzigen ſind alle dieſe Erzählungen dem Tone und der Anlage nach Novellen im Sinne der alten Italiäner. Dieſelbe Reflexion, dieſelbe Keuſchheit und Zurückhaltung des Ausdrucks, dieſelbe Monotonie, möchte man ſogar ſagen, die uns an Bänkelſänger erinnert, und alte Tragödien, ſo ſich Anno Domini 1333 in Florenz zugetragen haben. Keiner unſerer neuen Dichter hat ſo wie Arnim verſtanden, das Helldunkel der alten italiäniſchen Romantik wiederzugeben, jene Geſtalten, welche wie im Mondlichte flimmern, obſchon ſie ſich an hellem lichtem Tage hanthieren. Es iſt, wie wenn ſeine Figuren eingetaucht wären in die Tiefe des Meeres, und würden nun umbrauſt von einem wunderbaren Rauſchen, in dem ſie zu vergehen wähnen. Oder vergleichet auch Arnim's Erfindungen mit jenen ſchönen Conchylien, welche man an's Ohr hält und dann ein leiſes Brauſen, wie das Echo einer fernen Meeresbrandung, vernimmt. Frau von Saverne, die Geſchichte einer Dame, welche die Bosheit für verrückt ausgibt, iſt ein ſchönes Beiſpiel dieſes mährchenhaften Clärobſcürs der Arnim'ſchen Dichtungen. Wer fühlte hier nicht, daß ihm der Boden unter den Füßen ſchwindet, und geheime Fäden geſponnen und gezogen werden, welche die Illuſion des Leſers ſelbſt in das Geſpinnſt mithinein verweben, ſo daß man zuletzt ſelbſt nicht mehr weiß, woran man iſt? wen man närriſch nennen ſoll? Frau von Saverne? Ihre Feinde? Uns ſelbſt? Man kann ſagen, daß dieſe Wirkung aus Arnim's eigenthümlicher Reflexion entſteht. Er läßt ſich nie zu dramatiſcher Geſtaltung hinreißen, obgleich es immer Scenen und Situationen ſind, die ſeiner Phantaſie vorſchweben. Wer vermöchte aber, durch bloßes Beſchreiben ſolche Wirkungen zu zaubern!

Ein charakteriſtiſcher Zug in Arnim's neuen Poeſieen, der auch in den vorliegenden Erzählungen wiederkehrt, iſt ſein Unmuth über realiſtiſche Tendenzen: nicht Spott, Ärger, ſondern Lächeln der Wehmuth. Arnim, der in ſeinen ſpätern Lebensjahren von der Poeſie zur Landwirthſchaft überging und ſtatt des Knaben Wunderhorn öfter das Horn des Kuhhirten blaſen hörte, iſt uns recht ein Bild von Pegaſus im Joche. Wie er ausſchlägt gegen den Pflug, der muthige Renner! Wie er die Mähne hebt, welche ein ledernes Kummet tragen ſoll! Nirgends iſt Arnim komiſcher, als in der Perſiflage des Rationalismus, der Kuhpockenpredigten, des Dungprinzips der Landwirthſchaft, weit komiſcher, als Tieck; Tieck beſpöttelt den Realismus nun ſchon ſeit vierzig Jahren: aber als fauler Hans Lüderlich, der ſich auf dem poetiſchen Lotterbette räkelt und kleine Klingverſe nebſt literaturgeſchichtlichen Grillen gegen Tendenzen eintauſchen will, die er gar nicht kennt. Tieck's Romantik iſt die Romantik der Faulheit. Tieck hat in ſeinem ganzen Leben nichts Ernſtliches gewollt oder gethan; ſeine Poeſie iſt zweckloſes Treiben geweſen, nichts, als Literaturgeſchichte. Arnim dagegen erlebte das Widerſpiel ſeines Genius. Er mußte ſich den Schweiß der Arbeit von der Stirne wiſchen und trieb luſtig den Realismus mit, weil er ſich geſchämt hätte, ein ganzes Leben aus Narrethei zuſammenzuſetzen, wie Tieck gethan hat. Deshalb iſt aber auch ſein Spott gegen den Miſt und die Klugheit des Lebens ſo originell, poetiſch und rührend. Die Raſtaugenblicke nach vollbrachter Arbeit im Schatten der Dorflinde ſind wirkliche Wonneſchauer der Poeſie. Tieck's Witz iſt Mediſance, Arnim's Witz Humor des Gemüths. Tieck's Poeſie iſt Literaturgeſchichte, Arnim's Poeſie Idealismus. Tieck's Romantik iſt Schwirren, Girren, Flirren, Klirren, Wirren und eine riechende Trägheit, Arnim's Romantik Übermaaß der Arbeit, die Sehnſucht und die Unruhe ſchöpferiſcher Bewegung. Tieck iſt Caliban: Arnim Ariel.

57). Die Wunder meines Lebens. Selbſtbiographie von G. E. Fiſcher. Neuſtadt a. O., Wagner. 1834.

Zum Theil ein Seitenſtück zu der vor einiger Zeit von einem Profeſſor Ruckſtuhl erſchienenen „Erinnerung an meine ſelige Frau.“ Wie Herr Ruckſtuhl nicht unterlaſſen konnte, als ſeine Frau geſtorben war, ihr öffentlich Dank zu ſagen für alle Liebe, die ſie ihm erwieſen, für jede Taſſe Kamillenthee, die ſie ihm gekocht, wenn ihm des Nachts ein Übel begegnete; wie Herr Ruckſtuhl ein Tagebuch über die verunglückten Wochen ſeiner Frau drucken ließ, und über die Frage, wie oft ſie Schmerzen hatte und wann und wie ihre Öffnung von Statten ging; ſo berichtet uns auch der Superintendent von Sangerhauſen bei Erfurt, Magiſter Gottlob Euſebius Fiſcher, noch bei lebendigem Leibe, was die Natur mit ihm gewollt und wie er ſie bezwungen habe. Für verfüttert habe man ihn gehalten und die engliſche Krankheit ſei in der That die Urſache ſeiner krummen Beine geweſen. O des alten Schwätzers! Wie er ſich in ſeiner ganzen kleinen Figur, in ſeinem häuslichen Jammer, in ſeiner unausſprechlichen Unbedeutendheit ſchildert! Die Naivität des Buches macht es anziehend. Herr Fiſcher verfolgt ſeine Laufbahn von den Windeln an bis zu ſeinem neueſten Verleger: er zeigt uns, wie er allmählich gelernt hat, ſich die Hoſen ſelbſt zuzuknöpfen, wie er auf Erbſen knieen müſſen, und in Leipzig als Magiſter ſieben magre Jahre aushielt. Es iſt ein ganz ſächſiſches, ganz magiſterliches Buch. Fiſcher iſt aus Sachſen: Fiſcher liebt Sachſen ohne Gränzen, Fiſcher bedauert, daß er zuletzt doch die Gränzen habe verlaſſen müſſen und preußiſch geworden ſei. Man ſieht es Fiſchern an, daß er ein ſchlechter Preuße iſt, daß ihm die Leipziger Freitiſchſuppen unvergeßlich bleiben werden. Das aber war Fiſcher's Zuſammenhang mit der Weltgeſchichte, daß er nach Sangerhauſen verſetzt wurde. Alle übrigen Begebenheiten ſeines denkwürdigen Lebens, ſeine Krankheiten, ſeine Vaterſchaften, ſeine kleinen Katechismen, die er ſchrieb, gruppiren ſich um jenes Ereigniß herum. Fiſcher wollte, daß nichts von ſeinen Denkwürdigkeiten verloren ging, wenigſtens für ſeine Kinder nicht. Gott, ich wüßte nicht, wohin ich als Sohn vor Scham blicken ſollte, wenn mein Vater in ſeinem Alter kindiſch würde und Bücher dieſer Art öffentlich drucken ließe!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 115. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Freitag, 15. Mai.

Heinrich Heine.

Von

O. L. B. Wolff.

> Thou art not alter'd;
> They said: thou wer't all Monsieur.
> *Beaumont and Fletcher, Monsieur Thomas,*
> *A. II. Sc. II.*

Vor vierzehn Jahren hatte ich Heine in Hamburg kennen lernen. Beide kaum von der Univerſität kommend, waren wir eben in das Leben getreten, mit gigantiſchen Hoffnungen und Plänen und einem gemeinſchaftlichen großartigen Schmerz über Freunde wie Feinde, den jeder Eingeweihte leicht errathen wird; die Übrigen geht er nichts an. Heine's Tragödien nebſt einem lyriſchen Intermezzo waren ſo eben erſchienen; die Leute ſtarrten im Allgemeinen das Buch an, nur Wenige ahnten die Tiefe, die in demſelben lag, den gepreßten Stolz, der ſich großartig Luft machte, das beſeligende Gefühl geiſtiger Herrſchaft. Man wußte nur von dem Dichter, daß er ſehr witzig und malitiös ſei; was ſollte man auch in dem guten Hamburg und vorzüglich in dem Kreiſe, in welchem Heine ſich, durch Verhältniſſe gebunden, bewegen mußte, und in dem ich mich, durch ähnliche Verhältniſſe gefeſſelt, gleichſam befand, mehr von ihm wiſſen? In ſeinem Weſen lag etwas Zugvogelartiges, das die guten Hamburger, obwohl eine Nation, welche Welthandel treibt, nicht eben ſehr lieben; ſie können nicht begreifen, daß man in Hamburg iſt, trinkt und ſchläft und eigentlich am Ganges zu Hauſe iſt, und die Sehnſucht nach der wirklichen Heimath nie zu beſchwichtigen vermag. Hamburg iſt ihr Paradies, denn ſie können dort am leichteſten Geld verdienen und es am angenehmſten verzehren; ſie können engliſch und ſpaniſch, franzöſiſch und holländiſch ſein, denken, reden und eſſen und doch immer Hamburger bleiben; ja, ſie brauchen nicht einmal Edle Venedigs zu ſein, um Dogen zu werden, ſie brauchen nur Geld, um ſchon gleich Alles zu ſein; haben ſie da nicht vollkommen Recht, wenn ſie wie die Ungarn und die Neapolitaner meinen: Außerhalb Hamburg gibt's kein Leben, und wenn es ein Leben gibt, ſo iſt's kein Leben?

Damals gefiel mir Hamburg natürlich nicht ſehr, ich glaubte, wie jeder junge Menſch, der eben von der Univerſität kommt und die Hälfte ſeiner Zeit mit Nichtsthun und die andere Hälfte mit dem Studium von unnützen oder überflüſſigen Dingen zugebracht, und nicht begriffen hat, daß man in den Hörſälen eigentlich weiter nichts könne und müſſe, als lernen, wie man lernen ſolle, es ſei die erſte Pflicht der durch mich beglückten Hamburger, mir Ehrenpforten und Triumphbogen zu bauen, unabläſſig Weihrauch auf dem Altar meiner Gelehrſamkeit zu verbrennen und mich wenigſtens anzubeten. Von allen dieſen Dingen geſchah nun freilich nichts; zu den Triumphbogen und Ehrenpforten hatten die Leute weder Zeit, noch Luſt, denn meinen Eifer und meine Thätigkeit als Lehrer an einem bedeutenden Inſtitute betrachteten ſie als Schuldigkeit; von Weihrauch erfolgte nichts, als hin und wieder vortreffliche Cigarren, und das Anbeten überließ man mir, wobei ich denn ſo geſcheidt war, andere Götter oder richtiger Göttinnen zum Gegenſtande meines inbrünſtigen Cultus zu wählen. — Das

Reſultat von Allem war aber, daß ich mit Hamburg ſchmollte und mit der allzeit fertigen, böſen Zunge der Jugend in ſchlechten Witzen und Späſſen über das Ganze, wie über Einzelne meinem Ärger freien Lauf ließ. Kurz ich zahlte der Zeit, wie der Thorheit meinen Zoll, ſo gut, wie jeder andere, und ſchäme mich deſſen nicht; wie ſollte denn der Mann zu Milde und Ruhe kommen, wenn Übermuth und Einſeitigkeit der Jugend nicht den Gährungsproceß in ihm veranlaßten und beförderten, durch den allein er den klaren Wein der Erfahrung gewinnt?

Später, nachdem mich das Leben gehörig gezerrt, nachdem der Kampf mit jener Dummheit und Beſchränktheit, welche in kleinlichen abgemeſſenen Kreiſen die niedrigſten Mittel nicht verſchmäht, um ein gewiſſes Principat zu erlangen, und die ekelhaften Fehden mit Dummheit und Egoismus mich trotzig und verzagt gemacht hatten, — denn wo irgend ein halbweg Kluger ſich zeigt, da bilden gleich zwölf eingeborne Dummköpfe eine natürliche Verſchwörung gegen ihn, — da ſah ich wohl ein, daß ich ungerecht geweſen ſei, und daß ich damals vier Haupttugenden an den Hamburgern überſeh'n, um deretwillen ich ſie jetzt deſto ſtärker liebe, und nie zu lieben aufhören werde. Dieſe Tugenden ſind: Redlichkeit, Treue, Emſigkeit und eine unerſchöpfliche, aus dem Herzen kommende Gutmüthigkeit, die ſich je nach den verſchiedenen Veranlaſſungen, bald in warmer Mildthätigkeit, bald in zutraulicher, offener Gaſtfreundſchaft äußert. — Was kümmert es mich jetzt, daß der Hamburger im Allgemeinen keinen Sinn haben ſoll für Kunſt und Wiſſenſchaft? — Er hat deſto mehr Sinn für ein echtes Familienleben, für ſtrenge Rechtlichkeit, für Religion und jene alte reichsſtädtiſche Biederkeit, die leider immer mehr und mehr aus Deutſchland verſchwindet, und durch Berliner Feinheit und Münchener Bier verdrängt wird.

Aber ich wollte von Heine reden. Ich kann nicht ſagen, daß er damals noch im Werden geweſen ſei, im Gegentheil, er war zu jener Zeit eben ſo abgeſchloſſen wie jetzt: ſeine vorzüglichſte Eigenthümlichkeit beſteht darin, von Anfang an genau gewußt zu haben, was er will, und dies mit eiſerner Conſequenz zu verfolgen; denn, und das iſt wahrlich viel geſagt, keiner ſeiner Freunde und Bekannten iſt im Stande, ihn auch nur der mindeſten Inconſequenz zu zeihn. Er iſt ein geborner König der Welt, mit allen angenehmen und unangenehmen Eigenſchaften eines ſolchen ausgerüſtet; er denkt, er liebt königlich, aber er haßt und verfolgt auch königlich. Er verdammt ſeine Feinde nicht zu lebenslänglichem Kerker, wie ein königlicher Despot, ſondern er ſchlägt ſie gleich tode, mauſetodt, wie ein königlicher Held. — Wie unwandelbar iſt er dagegen auch wieder in der Treue gegen ſeine Freunde, das heißt: gegen die, deren Freund er iſt. Niemand hat das ſo erfahren wie ich; unſere Lebenswege, unſere Anſichten über die höchſten Intereſſen des Menſchen ſind ſeitdem ſo verſchieden geworden; ich habe bei mehreren Gelegenheiten beſtimmt, ja ſelbſt nicht ohne Härte, eben weil er mein Freund war, öffentlich ausgeſprochen, was mir an und von ihm mißfiel; Jahre verfloſſen ſo, während welcher wir uns weder ſahen, noch ſchrieben, und wenn ich dann einmal ganz unerwartet bei ihm eintrat; wie vor ſechs Jahren in Berlin, oder jetzt in Paris, ſo kam er mir mit derſelben Herzlichkeit, Wahrheit, Offenheit und Treue entgegen, wie vor vierzehn Jahre in Hamburg, nachdem ein einziger Spaziergang damals uns einander ſo nahe gebracht. Das macht, weil in Heine nichts, durchaus nichts Kleinliches iſt.

Selbſt körperlich habe ich Heine wenig verändert gefunden. Ihm, dem Dichter, gaben die Götter ewige Jugend und werden ſie ihm erhalten. — Er iſt von mittlerer Größe, wohl gebaut, raſch aber keineswegs unſtät in ſeinen Bewegungen; halbbraunes Haar legt ſich dicht, doch nicht in Locken um ſeinen Kopf: unter einer ſehr ſchönen geraden Stirn, funkeln ein Paar hellbraune, auf den erſten Augenblick klein ſcheinende Augen, weil er kurzſichtig iſt; ſein Mund, auf dem beſtändig der Zug ſeiner Ironie ruht, ſelbſt wenn er ernſt oder mit Leidenſchaft ſpricht, macht einen höchſt angenehmen Eindruck. Die ganze äußere Erſcheinung Heine's iſt durchaus einfach; in ſeiner Kleidung, in ſeinem Auftreten auch nicht die mindeſte Spur von Geſuchtheit, oder Affectation, dagegen deſto mehr Sicherheit. Ihn wird nicht leicht etwas irre machen; mit ſeinem feinen Lächeln zerſtört er ruhig und ironiſch die geſchliffenſte franzöſiſche Intrigue ſo wie die plumpſte deutſche Grobheit, ſo bald ſie ſich ihm ſtörend oder feindlich in den Weg ſtellen.

So erſchien er mir damals, ſo blieb er in meiner Erinnerung, ſo fand ich ihn jetzt wieder; geiſtig durchaus unverändert, körperlich etwas ſtärker geworden. Unſere erſte Begrüßung war herzlich und kurz; der nächſte Augenblick vertiefte uns in ein Geſpräch, in welchem wir über die Felder des Denkens ſprangen, wie zwei Springer auf einem Schachfelde, um Könige, wie um Bauern herum, Alle von der Seite beguckend und uns wenig darum kümmernd, ob ſie da ſtehen blieben oder nicht. Gleich mit einander eingeübten Ballſpielern warfen wir uns Meinungen und Ideen zu, ſicher, der Andere fange ſie mit Blitzesſchnelle auf. Deutſchland tiſchte ich ihm auf, er mir Frankreich. — Die Urtheile, das Geſchwätz, die Nachahmereien und ſo weiter, die von und über ihn im lieben Vaterlande ſich wie das Echo der Juden herumtreiben, bis ſie wie dieſes endlich einen Stock oder Block finden, in dem ſie ſitzen bleiben und nun immerfort in den Tag hinaus ſtöhnen, beluſtigten ihn weidlich; heftig erklärte er ſich aber dagegen, daß er immer mit Börne zuſammen genannt werde. Ich tröſtete ihn: das ſei nun deutſche Sitte; wir könnten gar nicht geiſtig leben, wenn wir nicht Parallele zögen und ſo oft die heterogenſten

Leute, die ſich ähnlich ſehen, wie ein Schimmel einem Rothfuchs, zuſammen ſpannten; ſo Göthe und Schiller, Voß werde nie ohne Stolberg genannt, Matthiſſon habe ſeinen Salis, Iffland ſeinen Kotzebue oder Kotzebue ſeinen Iffland; er möge ſich mit Göthe's Worten tröſten:

Hat doch der Wallfiſch ſeine Laus,
Muß ich auch meine haben.

Börne ſei nun einmal die ſeinige u. ſ. w. Er wurde aber noch eifriger, und erwiederte: Ich habe nie mit dieſem Menſchen etwas gemein gehabt, ich will nie mit ihm etwas gemein haben. — Ja, meinte ich, du kannſt nie mit ihm etwas gemein haben, er hat die Gemeinheit allein. — Es beleidigt mich, fuhr er fort, ohne auf meinen ſchlechten Spaß, der aber das Reſultat einer ernſten Überzeugung war, zu achten, — es beleidigt mich, wenn man meinen Namen in Deutſchland zugleich mit dem ſeinigen ausſpricht; ſprich das in Deutſchland für mich aus. — Ich habe es hiemit gethan, ernſt und nachdrücklich, denn ich gebe Heine'n aus ganzer Seele Recht; ich bin vollkommen der Meinung, daß es, bei dem Wege, den Börne in den letzten Jahren eingeſchlagen hat, eine Ehre ſei, von ihm angegriffen, ein Schimpf, mit ihm zuſammen genannt zu werden.

Wir ſprachen uns ſeitdem noch oft und noch von tauſend Dingen, vom Pantheismus, der die Franzoſen ſehr intereſſirt, von Hegel und ſeinen Schülern, von der Berliner Belletriſtenſippſchaft und von Brockhaus literäriſchen Blättern; von ſeinen Jüngern und ſeinen Nachahmern; bei letzterer Gelegenheit fragte ich ihn, ob ich den Ton gut getroffen habe mit folgendem:

Wie Heine.

Ich ſah im Cölner Dome
Den großen Chriſtoph ſteh'n;
Im Dom zu Cöln am Rheine
Hab' ich den Chriſtoph geſeh'n.

Im Dom zu Cöln am Rheine
Sah ich noch manches Bild:
Maria, die Mutter reine,
Maria, die Jungfrau mild.

Die heiligen Reliquien,
So heilig, wie in Rom,
Sah ich zu Cöln am Rheine,
Im heiligen Cölner Dom.

Ich hab' im Cölner Dome
Gar vielerlei geſeh'n.
Im Dom zu Cöln am Rheine
Blieb ich vor Vielem ſteh'n.

Er lächelte — und unſer Geſpräch wandte ſich weiter auf — was? — ich will es mit Dante's Worten erzählen, denn wir gingen meiſtens mit einander ſpazieren, nämlich:

Cosi n'andammo infino alla lumiera
Parlando cose che il tacere è bello
Si com' era il parlar colà dov' era;

denn — und das iſt mein Grund — wer würde mich vor Mißverſtändniſſen ſichern?

Heine ſteht in Paris als Dichter wie als Menſch in bedeutendem Anſehn; ich hörte überall nur mit der größten Achtung von ihm ſprechen, wenn gleich oft mit franzöſiſcher Arroganz. So ſagte mir unter andern eine franzöſiſche journaliſtiſche Notabilität: „Connaissez vous monsieur Heine?“ — Oui, Monsieur! war meine Antwort, je le connais bien. — „Mr. Heine,“ fuhr Jener fort, „c'est un génie presque français.“ — Pardonnez-moi, erwiederte ich trocken, c'est un génie allemand, qui a le talent d'être aussi un Français, quand il le veut. —

Vom jungen Fritz.

1.

Ein Glöcklein ſcholl vom Thürmchen her,
Gar einſam es erklang,
Sein Ton war ſo zerriſſen hell,
Durch Mark und Bein er drang.

Und unten eine Leiche kam,
Getragen von Vieren allein,
Zum Ruhefelde hingewandt,
Durch Flur und Korn hinein.

Und hintenher der Leiche ging
Ein Junge noch allein,
Und ſonſt kein Menſch, nur er allein,
Und wankt' ſein Mark und Bein.

Jung Fritz am friſchen Hügel ſtand,
Drüber das Abendroth;
„Geſtorben iſt meine lebend'ge Hand,
Meine Treu' iſt nicht todt.

Geſtorben iſt mein ſchlagend Herz,
Die Flamm' brennt für und für,
Deine bleichen Glieder deckt die Erd',
Sie brennt hinab zu dir.

Ich komm' mit Schipp' und ſcharfer Hack',
Zu graben einen Schatz;
Der Schatz iſt ſchwer und weichet nicht, —
Man verzehrt ihn juſt am Platz.

Er iſt kein klingend eitel Ding,
Er iſt die ew'ge Ruh!
Mein Gretchen zehret ſchon vom Schatz
Und legt ſeine Lieb' dazu.“

2.

„Ich komme, Gretchen, ich poche nicht,
Von ſelber komm' ich ſchon,
Ja, ſchmücke nur dein Brautgemach
Und flicht die Hochzeits-Kron'.

Den Reihentanz verſchieben wir
Zum allerſchönſten Tag,
Da, wann die Gräber brechen auf,
Am letzten ew'gen Tag.

Für jetzt leg' nur ein flatternd Kleid
Um deine Hüfte fein,
Ein Brettchen drück' vom Häuschen los,
Bald ſchlüpf' ich zu dir ein.“

So ſprach der Junge viel, und ging
Zum ſchwellenden, tiefen Bach.
Bald trugen Vier noch eine Leich', —
Und — Niemand wankte nach.

Ferdinand Beer.

Buntes.

. **Ein Gewitter auf den Prairien.** Auf einer Prairie von mäßiger Ausdehnung, welche durch den Regen einem ſchlüpfrigen Moor ähnlich geworden war, wurden wir von einem heftigen Gewitter überraſcht. Der Regen goß in Strömen auf uns nieder und ſpritzte wie Dampf den Boden entlang empor; die ganze Landſchaft war plötzlich in Düſter gehüllt, daß die flammenden Blitzſtreifen grell zurück warf, während der Donner über unſern Häuptern loszubrechen ſchien und von den Wäldern und Baumgruppen, welche die Prairie umgürteten und auf ihr zerſtreut waren, zurückhallte. Menſchen und Thiere wurden ſo durchnäßt, zuſammengeſchüttelt und verwirrt, daß die ganze Marſchlinie in Verwirrung kam: manche Pferde waren ſo erſchreckt, daß man ſie kaum bändigen konnte, und unſer zerſtreuter Zug glich einer vom Sturm umtobten Flotte, die nach den Launen des Windes und der Wellen dahin und dorthin getrieben wird. — Um halb drei Uhr wurde endlich Halt gemacht; wir ſammelten uns und lagerten uns in einem von hohen Bäumen umgebenen Waldraum, mit einer Prairie auf der einen und einem Bache auf der andern Seite. Sogleich hallte der Wald von dem Klang der Axt und dem Krachen fallender Bäume wieder. Ungeheure Feuer flammten bald empor; Tücher wurden zeltartig vor ihnen aufgeſpannt; Schuppen von Rinde und Häuten eilig gebaut; jedes Feuer umgab eine belebte Gruppe, wo man ſich trocknete und wärmte oder ein ſtärkendes Mahl bereitete. Einige Jäger ſchoßen ihre Büchſen los und putzten ſie, damit der Regen ihnen nicht ſchade, während die Pferde, ihrer Sättel und ihres Gepäckes baar, ſich in dem naſſen Graſe wälzten. — Es regnete bis gegen Abend faſt ohne Unterlaß. Ehe es dunkel ward, wurden die Pferde eingebracht und in dem Umkreis des Lagers innerhalb der Außenpoſten angebunden, da man vor Indianiſchen Umzüglern, welche ſtürmiſche Nächte zu ihren Räubereien und Angriffen zu benützen pflegen, bange war. Bei dem tiefen Dunkel der Nacht ſtiegen die großen Feuer heller und heller empor und beleuchteten grell die Maſſen überhängenden Laubs, während andere Theile des Gebüſches in düſtere Schatten zurücktraten. Um jedes Feuer ſah man eine koboldartige Gruppe gelagert, während die Pferde im Dickicht ſchwarz wie Geſpenſter erſchienen und nur da und dort ein hellfarbiges Roß glänzend hervortrat. — Der von dem röthlichen Lichte der Feuer prächtig erleuchtete Wald glich einem großen Laubdom, von dichter Dunkelheit ummauert; aber jeden Augenblick enthüllten zwei oder drei grelle Blitze plötzlich eine ausgedehnte Fläche, wo Felder und Wälder und ſprudelnde Bäche für einige kurze Augenblicke, ſozuſagen, ins Leben traten, und, ehe das Auge ſich der Erſcheinung vergewiſſern konnte, wieder in der Dunkelheit verſchwanden. — Die Größe und Erhabenheit eines Gewitters auf einer Prairie wie auf dem Meere, rührt von der wilden und grenzenloſen Oede her, über welche es daher wüthet und brüllt. Man wundert ſich nicht, daß dieſe furchtbaren Naturerſcheinungen bei den armen Wilden Gegenſtände abergläubiſcher Verehrung ſind und daß ſie den Donner für die Zornesſtimme des großen Geiſtes halten. Da unſere Meſtizen plaudernd um das Feuer ſaßen, fragte ich ſie über einige bei ihren Indianiſchen Freunden geltenden Anſichten. Die Indianer behaupten, die Jäger fänden auf den Prairien zuweilen verlöſchte Donnerkeile, welche ſie als Spitzen ihrer Wurfſpieße und Pfeile brauchten; und jeder ſo bewaffnete Krieger ſei unüberwindlich. Käme aber ein Gewitter während der Schlacht, ſo pflege er von dem Donner weggeführt zu werden und man höre nie wieder von ihm. — Ein Krieger aus dem Konza-Stamm, der auf einer Prairie jagte, wurde von einem Gewitter überraſcht und vom Donner bewußtlos niedergeſchmettert. Als er wieder zu ſich kam, ſah er den Donnerkeil auf dem Boden liegen und ein Roß dabei ſtehen. Er ergriff den Donnerkeil und ſprang auf das Pferd, ſah aber zu ſpät, daß er den Blitz beſtiegen hatte. In einem Nu wurde er über Prairien, Wälder, Ströme und Wildniſſe dahin geführt, bis er bewußtlos am Fuße der Rocky Mountains abgeworfen wurde, und, als er ſich wieder erholt hatte, mehrere Monate brauchte, um zu ſeinem Volke zurückzukehren. Die Geſchichte erinnerte mich an eine, von einem Reiſenden erzählte Indianiſche Sage, von dem Schickſal eines Kriegers, der den Donner auf der Erde liegen ſah, mit einem wunderſchön gearbeiteten Mocaſſin auf jeder Seite. Da er eine Beute gefunden zu haben glaubte, zog er die Mocaſſins an; ſie entführten ihn aber in das Land der Geiſter, von wannen er nie mehr zurückkehrte. — Dies ſind einfache und kunſtloſe Erzählungen; aber ſie hatten ein wildes und romantiſches Intereſſe, wenn man ſie von den Lippen halbwilder Erzähler, um ein Jägerfeuer in einer ſtürmiſchen Nacht, einen Wald auf der einen Seite und eine brüllende Steppen-Wüſte auf der andern, wo vielleicht wilde Feinde in der Dunkelheit draußen lauerten, vorgetragen hörte. — Unſere Unterhaltung wurde durch einen lauten Donnerſchlag unterbrochen, welchem unmittelbar der Klang der Hufe eines toll in die Steppen davon galoppirenden Pferdes folgte. Jeder lauſchte in ängſtlicher Stille. Die Hufe hallten eine Zeitlang ſtark zurück, wurden aber bald ſchwächer und ſchwächer, und verloren ſich endlich in weiter Ferne. — Als man den Klang nicht mehr hören konnte, begannen die Lauſcher ihre Vermuthungen laut werden zu laſſen, was die Urſache dieſer plötzlichen Flucht des Pferdes ſein könnte. Einige meinten, das Thier ſei durch den Donner erſchreckt, Andere, es ſei von auflauernden Indianern beſtiegen und entführt worden. Dagegen wendete man ein, das gewöhnliche Verfahren der Indianer ſei, daß ſie ſich ſtill zu dem Pferde ſchleichen, es losbinden, ſachte beſteigen und ſo leiſe wie möglich es wegführen, wobei ſie andere mit zu locken ſuchen, ohne durch irgend ein ungewöhnliches Geräuſch oder Lärmen das Lager zu beunruhigen. Auf der andern Seite war es als ein herkömmlicher Kunſtgriff der Indianer bekannt, daß ſie ſich zu einem Haufen Pferde, welche in der Nacht auf der Weide ſind, ſchleichen, eines derſelben ſtill beſteigen, und plötzlich wie toll damit hinwegjagen. Nichts wirkt bei Pferden anſteckender, als der Schrecken: das plötzliche Durchbrechen eines Pferdes verſetzt manchmal die ganze Schaar in Unruhe, und ſie folgen in wilder Haſt dem Anführer nach. — Nach einer düſtern und ſtürmiſchen Nacht dämmerte der Morgen klar und glänzend, und der prachtvolle Sonnenſchein wandelte wie durch Zauberkraft die ganze Landſchaft um. Die geſtrige öde Wildniß heiterte ſich zu einer ſchönen offenen Gegend auf, mit ſtattlichen Wäldern und Eichengruppen von rieſenhafter Größe beſetzt; manche dieſer Bäume ſtanden einzeln, als wären ſie zum Schmuck und des Schattens wegen inmitten reicher Wieſen gepflanzt worden; unſere Pferde, die zerſtreut unter ihnen weideten, gaben dem Ganzen das Anſehen edler Parks. Es war ſchwer, ſich zu überzeugen, daß wir ſo weit in der Wildniß, jenſeits der Wohnungen der Menſchen, weilten. Nur unſer Lager hatte mit ſeinen rohen Zelten von Tüchern und Thierfellen, und den blauen Rauchſäulen, die unter den Bäumen emporſtiegen, ein wildes Anſehen. — Die erſte Sorge am Morgen war, nach unſern Pferden zu ſehen. Einige von ihnen hatten ſich eine Strecke entfernt, wurden aber glücklich alle gefunden, ſelbſt das, deſſen klappernde Hufe uns in der Nacht ſo viel Unbehaglichkeit verurſacht hatten. Es hatte ungefähr eine halbe Stunde vom Lager Halt gemacht, und wurde ruhig an einem Bache weidend gefunden.

(Irving's Steppenreiſe.)

. **Eine theure Erſparniß.** Ein Gewürzhändler zu Conſtantinopel trug ein Stück feines Tuch zu einem Schneider, ſagte dieſem, er möchte ihm davon einen Mantel und eine Tunika machen und fragte ihn, ob es genug ſei. Der Künſtler, welcher das Tuch unterdeſſen gemeſſen hatte, erklärte, es ſei hinreichend und fragte, wie viel es wohl gekoſtet habe? „Fünf Zechinen,“ antwortete letzterer, „und in Betracht des Stoffes iſt das nicht zu theuer.“ Der Schneider ſchwieg für einen Augenblick. — „Ich bin ein Anfänger in meinem Gewerbe,“ begann er dann wieder zu dem Spezereikrämer, „und ſehe gern auf Geld-Erwerb; gebt mir zwei Zechinen und ich will Euch zeigen, wie Ihr bei dieſem Handel drei ſparen könnt.“ „Topp!“ erwiederte der Andere. Die zwei Zechinen wurden hervorgeholt und hingelegt. „Gut!“ rief der Nadelheld. „Ich bin ein Mann von Wort. Dieſes Tuch hat fünf Zechinen gekoſtet und ich habe verſprochen, Euch drei daran zu ſparen. Nehmt jetzt Euer Tuch und tragt es zu einem andern Schneider und lenkt lieber Eure Schritte zu einem, der mehr Erfahrung hat, als ich; denn ich ſelbſt habe, um die Wahrheit zu geſtehen, noch niemals einen Anzug gemacht, wie Ihr ihn verlangt, und wenn ich es jetzt verſuchte, ſo würde das arme Tuch beſtimmt zu Schanden gehn und Ihr verlöret den Reſt Eurer Auslage: — die drei Zechinen, die Ihr hiedurch offenbar — erſpart!“

. Der als Kupferſtecher, Maler und Bildhauer ehrenvoll bekannte **Pinelli** iſt in einem Alter von 54 Jahren in Rom geſtorben. Seine Leiche wurde einbalſamirt, mehrere Tage öffentlich ausgeſtellt, und dann mit großem Pomp, von den Künſtlern begleitet, zur Kirche getragen. Ein Band von Dante's Paradies, mit Pinelli's ſchönen Kupferſtichen, lag auf dem Sarge. Seine Büſte wird im Kapitol aufgeſtellt werden.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Eduard Duller.** — Verleger: **J. D. Sauerländer.**

№ 116. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 16. Mai.

Ein Traum.

Auf öder Heide lag zerſchellt, zerbrochen
Ein gothiſcher Bau, wohl alt an tauſend Jahr',
In ſeinen Trümmern blieb unausgeſprochen,
Ob einſt er Kirche oder Kerker war.

Ob einſt das Wrack geweiht war, ob geſchändet,
Ob Segen dort gewaltet oder Fluch:
Es galt nun gleich; nun war's der Zeit verpfändet,
Die d'rauf geſenkt ihr kaltes Leichentuch.

Es hatte Finſterniß die Luft verſchlungen,
Am Boden kroch ein Lichtſtreif träg und fahl,
Ein Nachhall längſt verſunk'ner Dämmerungen, —
Vielleicht ein ausgeſtoß'ner Sonnenſtrahl!

Dort lagen, hingeſtreut nach allen Zonen,
Stammtafeln, von der Fäulniß Salz zerweicht,
Daneben Scherben wie von Narren-Kronen
Und bunte Lappen, modrig und verbleicht.

Bei einer abgenutzten Kutte lagen
Ein morſcher Krummſtab und ein roſtig Schwert;
Faſt ſchien's, als wollten ſie ſich gierig ſchlagen
Noch um den Staub, zu dem ſie heimgekehrt.

Geſtalten ſchwankten um des Todes Hallen,
Sie waren Körper, waren Schatten nicht:
Lettern, die aus dem Schickſalsbuch gefallen,
Gedanken, halberſtickt im Drang nach Licht.

Ich ſelbſt war dort, und fand der Freunde Viele,
Auch die Geliebte, — ach! wie war ſie blaß!
Doch unſer Treiben glich dem Puppenſpiele,
Wir waren ohne Liebe, ohne Haß.

Wir waren hohle Träger unſ'rer Namen,
Die Larven, d'raus der Schmetterling entfloh'n,
Vom Bild des Lebens blieb uns nur der Rahmen,
Von der Geſtalt der ausgebrannte Thon.

Zwar tauchten noch empor Erinnerungen,
Doch ohne Sinn und Kraft, getrübt, verwirrt,
Dem Nachhall ähnlich, der, wenn ausgeklungen
Die Glocken, lang noch um die Ohren irrt.

So ſchwankten wir, umhüllt von Finſterniſſen,
Hinausgeſtoßen an der Welten Rand,
Und tappten blöde an der Mauern Riſſen
Und wühlten ſinnlos in der Gräber Sand. —

Auf Einmal ſank ein Thau als warmer Regen,
Der ewigen Erbarmung Thränenthau,
Und rieſelte, ein leiſer Gottesſegen,
Durch unſ'rer Adern eingeſunk'nen Bau.

Und die Gefühle rief der Hauch der Liebe
Aus langem Todesſchlaf in Herzensgruft,
Wie Frühlingsluft der Hyacinthen Triebe
Aus ſchneeumhüllten Sarg in's Leben ruft.

Glühwarm durchzuckte uns der Sehnſucht Schauer,
Ein Drang, das Bild der Außenwelt zu ſchaun,
Nach Freiheit ſchmachtend, eilten wir zur Mauer,
Die rings umzäunte der Verweſung Graun.

Doch draußen wandelten auf glüh'nden Steinen
Die Cherubim mit funkenſprüh'ndem Schwert;
Da brach aus jedem Aug' ein ſtilles Weinen:
Der Ausgang blieb auf ewig uns verwehrt.

Und alle Sterne, alle Welten ſchliefen
Im Äthermeer, gehüllt in Dunkelheit,
Nur ging, ſich wiegend auf des Abgrunds Tiefen,
Der Hauch des Herrn in ſchauriger Einſamkeit.

Doch ſieh! es zuckt' ein Wetterleuchten, flammend,
Wie ein Gedanke, aus dem Schooß der Nacht,
Und lichtbeſeelt, aus ewiger Kraft entſtammend,
War aus dem Traum ein Morgenſtern erwacht.

Und aus der Feuerroſe glüh'ndem Kerne
Ein tauſendfarbig Blätterfunkeln brach;
Wir ſchauten ſehnſuchttrunken nach dem Sterne,
Es zog die Sehkraft unſ're Seele nach.

Stets näher die Oaſe kam gezogen,
Wie ſturmgepeitſcht ein Schiff zum Hafen ſtrebt,
Und unermeßlich wölbte ſich ein Bogen:
Es war die Welt, auf der wir einſt gelebt.

Jauchzend begrüßte ich mit den Genoſſen
Die neue Welt in junger Schöpfungspracht,
Die ſchöner, herrlicher nun ſtand erſchloſſen,
Als je des Dichters Seele ſie gedacht.

Sehnſüchtig forſcht' ich nach dem Vaterlande,
Wo man Entſagung ſtets ſo treu geübt,
Nach manchem Volk, geſchlagen einſt in Bande,
Das viel geduldet, weil es viel geliebt.

Das Land, wo drei gewaltige Ströme brauſen,
Das ſich im Norden ſpiegelt in der See,
Durch deſſen Süden kühle Lüfte ſauſen,
Die los ſich ringen aus der Alpen Schnee:

Ich ſah's; den edlen Aar erkannt' ich wieder,
Stolz ziehend nun, aus niedrer Erden-Haft;
Der Friede ſank in frohe Thäler nieder,
Auf freien Bergen wandelte die Kraft.

Ich ſah verjüngt die Bilder unſ'rer Lieben,
Ein ſtarkes Volk mit Blicken frei und klar,
In eigner Bruſt ſtand ſein Geſetz geſchrieben,
Ihm wölbte ſich die Stirn als Hochaltar.

Und eine gottgeborne Jungfrau ſchwebte
Ob jener Erde, himmliſch ſchön und mild,
Wohin ſie lenkte ihren Flug, belebte
Mit goldnen Strahlen ſie des Friedens Bild.

Und wo ſie ließ den ſchneeigen Fittig wallen,
Begann die Freude ihren raſchen Lauf,
Und jubelten entzückte Nachtigallen
Aus tiefer Bruſt in freien Lauten auf. — —

Warum ward unſ're Hoffnung einſt zertrümmert?
Hätt' uns auch einſt beſeelt der Jungfrau Licht!
Wir wären nicht in Seelenqual verkümmert,
Geſtorben am gebroch'nen Herzen nicht!

Doch wir auch ſollten nicht vergeh'n in [illegible],
Der Gnade Born iſt Todten [illegible] geweiht;
Herüber ſank in unſ're [illegible]
Ein Sabbath-Morgen von der Ewigkeit.

Chriſtian Wilhelm [illegible]

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

22. Jagd und Concert.

Noch war ich nicht eine Stunde wieder zu [illegible] und beſchäftigt, zur Jagd [illegible] alles zu rüſten, [illegible] Freien die Stürme meines [illegible], als Konrad außer ſich mit ſeiner [illegible] zu meinen Füßen ſtürzte, und vor Weinen und Schluchzen nur die Worte: „nein, das iſt zu viel!“ hervorbrachten.

Konrad war zum Kaſtellan eines fürſtlichen Schloſſes ernannt, ausdrücklich, um die mir von ihm erwieſenen treuen Dienſte zu belohnen, und eingedenk ſeiner Treue und Sorgfalt während der Univerſitätsjahre.

Ich, nur auf Unangenehmes gefaßt, verſäuert und verbittert im Herzen, verblendet für alle Erſcheinungen, — fand ſelbſt in den freundlichſten und angenehmſten nur Bitteres und Abſtoßendes. „Sie ſehen ihr ſcheußliches Unrecht ein,“ ſprach ich zu mir ſelbſt, „ſind zu hochmüthig, um es einzugeſtehen, und geben ſich alle Mühe, es zu maskiren.“

„Ha, ha, ha!“ lachte und weinte der alte Konrad durch einander, „das dumme Volk in der Stadt, halten zu Gnaden, Euer Gnaden, ſpricht: Euer Gnaden ſeien in Ungnade gefallen bei dem Allergnädigſten. Meine Inſtallirung beſagt es anders, was Gnädiges darin mir geſagt iſt, das gilt Euer Gnaden; auf den Sack ſchlägt man und den Eſel meint man.“

Herein trat jetzt der Laufer mit einem Schreiben des Fürſten und bat um Antwort. Der Fürſt ſchrieb:

„Überzeugt, mein lieber Ferdinand, daß es dir Freude machen wird, wieder einmal ein Paar Stündchen mit mir zu verbringen, wie wir deren ſo viele verlebten, — rein unter uns, in freier Natur, — lade ich dich ein, punkt zwölf Uhr zur Hühnerjagd mit mir zu fahren. Nimm zwei Gewehre mit, denn mit einem wirſt du nicht weit kommen; wir gehen in die Hauptkammer.

Dein Konrad ſoll dann alles Nöthige in's Schloß bringen, damit du dort gleich nach der Rückkehr dich umkleiden kannſt, um den Abend en famille und bei einem Concertchen mit uns zuzubringen. Darauf freut ſich beſonders meine Gemahlin, welche viel mit dir zu plaudern hat. Hüte dich, daß du nicht endlich auch mich eiferſüchtig machſt.

Erfreue mit einem freundlichen: Ja! deinen aufrichtigen Freund K. L.“

Wohl regte ſich's warm und innig in meinem Herzen bei Leſung der lieblichen Zeilen. Alle die ſchönen Jahre der Jugendfreundſchaft zogen jauchzend an mir vorüber. Aber wie ein böſer Dämon drängte ſich die Fratze des Miniſter-Stellvertreters grinzend dazwiſchen. „Glatte Worte und ſchlechte Thaten, — er hat ſein Wort dir gebrochen!“ knirſchte ich und antwortete kalt: „Ich ſtehe meinem gnädigſten Herrn zu Befehl!“

Konrad machte bei der Nachricht einen Scandal der Freude, der meinen Stolz auf's Neue beleidigte. „Glauben doch die Narren, daß all' mein Heil und Glück von einem fürſtlichen Lächeln abhänge, daß ich nur ſelig werden könne im Strahl der Hofſonne!“ Eitelkeit und Hochmuth waren ſo tief verletzt in mir, daß ſie in ewigem Gähren und Kochen alle Liebe in mir erſtickten, den Verſtand ewig überſprudelten, alles in ſchwarzem, gehäſſigem Licht mich ſehen ließen, mich unverſöhnlich machten. Selbſt einen ſchlechten Streich könnte man in ſolcher Stimmung begehen.

Kälte und Stolz wollte ich der faſt zudringlichen Güte entgegenſetzen. Dennoch war es dieſe Güte des Fürſten, welche mich übermüthig machte und ſelbſt gegen den Anſtand handeln ließ. Während ich mich ankleidete, kam ein Billet des mir verhaßten Miniſters, worin er ſehr höflich bat, ihm wo möglich heute, ſpäteſtens jedoch morgen eine Stunde zu gönnen, um über mir gewiß ſehr angenehme Dienſtgeſchäfte perſönlich Inſtruktion zu ertheilen. Statt höflich mittelſt einiger Zeilen mit der Einladung des Fürſten mich zu entſchuldigen, ſprach ich kalt und barſch: „Herr Kammerdiener! ſagen Sie Seiner Excellenz, daß ich heute nicht komme, weil ich auf die Jagd gehe, und morgen wahrſcheinlich auch nicht kommen werde, weil — weil ich wahrſcheinlich wieder auf die Jagd gehen werde!“

Der ſchlaue Kammerdiener ſah noch den Fürſten mit ſeinen vier Litthauer Eiſenſchimmeln heranbrauſen und vor meiner Wohnung halten; er ſah, wie freundlich der Herr bei'm Einſteigen mir die Hand bot. Wahrſcheinlich hielt Seine Excellenz ſolche Conſtellation für zu ungünſtig, um wenigſtens im erſten Augenblick neue Manöver zu beginnen. Sogar die Grobheit ſteckte er ein, ohne deßhalb mit einem Wort mich zu incommodiren.

Offenbar zu einiger Parade fuhr der gute Fürſt mit mir allein in dem offenen Jagdwagen durch die Hauptſtraßen der Reſidenz und freute ſich über das Köpfezuſammenſtecken und Verwundern ſeiner holdſeligen Krähwinkler. Was mag damals alles combinirt, gemeint, geahnet und prophezeiht worden ſein? Morgens war ich in herbſter Ungnade und Mittags tête à tête auf die traulichſte Weiſe mit ihm.

In der freien Luft, im ſchönen heitern Sonnenlicht, im wohligen Bad erquicklicher Düfte ſchmolz allmählich die Rinde von meinem Herzen, entſchwand mir die Gegenwart. Bald waren wir ſo traulich und unbefangen und heiter, wie wir es früher auf der Univerſität zuſammen geweſen. Das Jagdglück ſtimmte uns zu völliger Luſtigkeit. Ermüdet ſtreckten wir uns in den Schatten eines Apfelbaums, ſchlürften Burgunder, ſchmauchten ein Pfeifchen und plauderten uns jünger mit Erzählung manches Abentheuer und Merkwürdigkeiten jener ſeligen Zeit. (Fortſetzung folgt.)

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Neunter Artikel.

Zeichnende Künſtler. Kupferſtecher: Richomme, Leroux, Jazet, Girard, Laugier, Martinet, Prevoſt, Garnier, Tavernier, Bundet ꝛc.

Lithographen: Aubry-Lecomte, Weber, Marin-Lavigne, Léon Noel, Champin, Van der Burch, Sabatier, Deroy, Joly, Villemin, Arnout, Chapuy ꝛc.

In der Kupferſtecherkunſt, die ſich in Frankreich auf einen hohen Grad der Vollkommenheit emporgeſchwungen, wird ſtets mit Eifer gearbeitet. Obſchon die berühmteſten Meiſter dieſes Fachs nichts für die Ausſtellung eingeſandt hatten, ſo ſind doch einige bedeutende Blätter dies Jahr erſchienen, z. B. Richomme's Heinrich IV., mit ſeinen Kindern ſpielend, nach dem ſchönen Gemälde von Ingres. Dies Produkt der Radirnadel iſt wegen der tüchtigen Auffaſſung des Meiſters und der ſelbſt noch im tiefſten Schatten klaren und beſtimmten Behandlung beſonders werthvoll und kann dem Beſten, was die neuere Chalkographie in Frankreich geleiſtet, an die Seite geſtellt werden. Leroux hat einen ſchönen Stahlſtich von der Leda des Leonardo da Vinci geliefert, welcher uns mit dem einzigen, von dieſem italiäniſchen Maler herrührenden mythologiſchen Gemälde bekannt macht. Die Leda ſteht aufrecht an den Ufern des Eurotas in einer ſchönen Landſchaft; der göttliche Schwan drängt ſich an ſie und zu ihren Füßen liegen Caſtor und Pollux, welche ſo eben ihre dünnen Eyerſchaalen durchbrochen haben und in dem Schilfrohr des Fluſſes das Licht der Welt erblicken. Vermittelſt ſeiner chriſtlichen Anſchauungsweiſe hat der Maler ſeiner Leda, trotz der Nacktheit, dennoch eine keuſche Schönheit verliehen; in ihrer Haltung iſt zugleich kindliche Naivetät, und in ihrem Geſicht ſo viel Unſchuld und Seelenreinheit ausgedrückt, daß das Auge des Beſchauers ſelbſt gleichſam dadurch geläutert wird, und man über dem Beſchauen dieſer herrlichen Liebesgeſtalt ſich gewiſſermaßen unter den glücklichen, ewig heitern Himmel des alten Griechenlands verſetzt fühlt, wo Schönheit und Wolluſt zu einem ſo verſtändigen Ganzen ſich paarten, wo alles in Eintracht war, fröhliche und freie Sitten, luſtige und leichte Götter, heitere Spiele und Feſte, wo die energiſchen und leichten Hellenen in allen Höhen und Tiefen ſich bewegten, ſo ziemlich, wie ſie wollten, wo man nicht allenthalben mit Köpfen und Füßen an ein Geſetz ſtieß, das einem ein: Halt! zurief, nicht allenthalben auf lauernde Prieſter traf, welche die üppige Begierde und den kecken Übermuth mit Klöſtern und Auto da Fe's beſtraften, wo man nicht auf jedem Schritt vor dem ängſtigenden Urtheile der Zierpuppe: der Meinung bebte und nicht allenthalben die düſtere Moral fand, welche ihre luſtbannenden Hexenzirkel zog. — Nach dem Bilde Leonardo da Vinci's iſt Leda weniger die Geliebte Jupiters, als die Mutter von Caſtor und Pollux. Mit einer liebkoſenden Hand hält ſie den göttlichen Schwan zurück, der mit ſeinem Flügel liebend den himmliſchen Leib umfängt. Leda hat ihre Blicke zärtlich den neugebornen Zwillingen zugewendet; und indem in ihrem Geſichte mehr der Ausdruck unſchuldiger Mutterfreude, als des ſinnlichen Liebesgenuſſes hervortritt, hat der keuſche Pinſel Leonardo's gleichſam einen verſchämten, züchtigen Schleier über das Ganze geworfen. Der Kupferſtich hat ſein Möglichſtes geleiſtet, um die Eleganz und Reinheit der Formen, ſo wie die bezaubernde Haltung und Beugung des Körpers, wodurch das Original ſo ausgezeichnet iſt, wiederzugeben. — Der Grabſtichel Jazet's iſt dies Jahr beſonders fruchtbar geweſen. Er zeigte uns das Beduinenlager nach H. Vernet und den Herzog von Orleans, als Generalſtatthalter des Königreichs, ſich nach dem Pariſer Stadthauſe begebend, am 31. Juli 1830, nach demſelben Maler, in zwei großen, ſchönradirten Blättern. Dieſe Kupferſtiche in geſchabter Kunſtmanier zeichneten ſich dadurch aus, daß der Kupferſtecher die Vollendung durch den Grabſtichel und die Schneidenadel ſo bearbeitete, daß das Ganze einer ſanft getuſchten Zeichnung gleichend, den Beſchauer oft in Zweifel ſetzt, wie die Arbeit gefertigt worden. Von demſelben Kupferſtecher waren außerdem noch 4 Blätter nach Garneray auf der Ausſtellung, nämlich der Salmen-, Sardellen-, Härings- und Stockfiſchfang. Dazu rechne man noch das Porträt Napoleon's nach David von Laugier, das Porträt Rembrandt's nach ihm ſelbſt gravirt, von Martinet, verſchiedene Blätter nach Dekamps, Gigoux und Johannot von Prevoſt, ſo hat man ſo ziemlich die bemerkenswertheſten Erſcheinungen der franzöſiſchen Chalkographie von dem letzten Jahre. — Von Intereſſe war noch das Portrait Odillon-Barrot's nach Scheffer geſtochen von Garnier. Die beſten Vignetten in Stahlſich hatten Tavernier, Burdet und andere ausgeſtellt.

Die franzöſiſche Lithographie zerſplittert ihre Kräfte zu ſehr in Darſtellung von Alltagsſcenen; ſie liefert meiſtens nur Skizzen und ſchlüpfrige Gegenſtände, welche ſie als Kunſt herabwürdigen. Indeß verdienen doch einige Blätter von dieſem Jahre hervorgehoben zu werden; dahin gehören Franzeska und Paolo von Rimini nach Ingres, von Aubry-Lecomte, ein Steindruck, der ſich durch feine und reine Zeichnung bemerklich macht; ferner der Herzog von Orleans, wieder Beſitz nehmend vom Palaisroyal im J. 1814, nach Goſſe von Weber; der Kurier Berner nach A. Johannot, von Marin-Lavigne, und endlich verſchiedene Blätter, lithographirt von Léon Noel. Unter den lithographirten Veduten erwähne ich die von Châmpin, van der Burch, Sabatier, Deroy, Joly, und unter den Interieuren die von Villemin, Arnout, Chapuy ꝛc.

Aus Berlin.

Im Mai 1835.

(*) Wohnten Sie, mein Theurer, wie ich, unter den Linden zu Berlin, ſo würden Sie nicht allein den Frühling an Bäumen, Staub und ſchönen Damen unter Strohhüten und ſchottiſchen Röcken entdecken, ſondern Sie könnten auch täglich, ſo oft es Ihnen beliebte, bei der Akademie der ſchönen Künſte vorüberwandeln und auf großen Zetteln das magiſche Wort: Ausſtellung leſen; ja Sie könnten auch eben ſo oft, das heißt, ſo oft Sie vier Groſchen Courant daran wagen wollten, die breite Treppe hinanſteigen, bei einigen Meiſterwerken bildender Kunſt ſtaunend vorüberſchreiten und nach richtiger Entrichtung den Saal betreten, in welchem jetzt ein Appendix der vorherbſtlichen Gemälde-Ausſtellung, nämlich die Bilder, welche damals nicht fertig waren, zu ſchauen ſind. Es gibt viele Berliner, denen es ſehr hart dünkt, für ſechzig oder ſiebenzig Bilder gerade ſo viel zu zahlen, als für anderthalb Tauſend, und die nicht ohne lebhafte Oppoſition ihr Viergroſchenſtück aus der Taſche zogen und brummend in den Saal traten. Dieſe Ungenügſamen gehören zu der Sorte, die, wenn ſie judiziren ſoll, das Maul recht voll verlangt und laut über Mangel an Philanthropie ſchreit. Allein wer zwingt ſie denn, hinzugehen? und überdies kennen ſie die Verhältniſſe nicht. Die Akademie muß die Transportkoſten der Bilder tragen und verwendet den Ueberſchuß auf löbliche Weiſe zu Gehaltverbeſſerungen der Profeſſoren und Unterſtützung verſprechender Talente, und dafür kann wohl Jeder vier Groſchen geben. Das iſt aber unſere Zeit. Alles ſoll umſonſt ſein; man verlangt die Freiheit, das heißt: das Umſonſt, überall, wo es: zahle heißt, und möchte an ſolchen Orten gar zu gern die Freiheit proklamiren.

Von den Bildern ſelbſt will ich Ihnen nur Weniges ſagen, da ich erſt neulich in Summa von der Kunſt in Berlin und den Kämpfen der hieſigen und der Düſſeldorfer Schule geſprochen habe; daß übrigens meine Bemerkungen richtig waren, wenn ich behauptete, daß in ſehr kurzer Zeit die Berliner das Colorit der Düſſeldorfer ſich zu eigen machen, und bei ihrer fleißigeren Ausführung und richtigeren Zeichnung vielleicht gar den Nebenbuhlern den Rang wiederum abgewinnen können, geht deutlich aus manchen dieſer Bilder hervor. So iſt eine Copie des berühmten Bildes von Sohn: Hylas, von Nymphen geraubt, aufgeſtellt, die von Cretius, einem Schüler Wach's, mit der täuſchendſten Aehnlichkeit der Düſſeldorfer gemacht iſt. Es ſind dieſelben köſtlichen Fleiſchtöne, dieſelbe Innigkeit des Waldgrüns, derſelbe ſchmachtende, bittende und furchtſame Ausdruck in den Köpfen, das wunderſame, fließende Haar der blonden Nymphe, kurz es iſt bis auf den mehr männlichen Hylas ganz daſſelbe Meiſterbild. Wünſchen wir nur, daß die Farben ſich beſtändiger zeigen, als an dem Original, wie an den meiſten Bildern der Düſſeldorfer Schule. — Das Hauptbild der Ausſtellung iſt von Hübner, ein großes Altarbild, für die Kirche von Meſeritz im Herzogthum Poſen beſtimmt: Jeſus, der, auf Wolken ſchwebend, den Evangeliſten dies Evangelium aufzuſchreiben und zu lehren befiehlt. Es iſt nicht Zeit und Ort, hier nähere Einzelheiten anzuführen oder kleine Mängel zu rügen; allein es iſt ein köſtliches Bild, und ein trauriger und lächerlicher Gedanke zugleich, daß dieſer Schatz in einem kleinen, halbpolniſchen Neſte unter dreitauſend Juden und einigen hundert chriſtlichen Pfahlbürgern verkümmern ſoll. — Ein Paar Landſchaften, beſonders eine von Kalborn, die dem Grafen Redern gehört, ſind ſehr hübſch; ein ſchönes Seitenſtück von Krauſe hat denſelben Beſitzer; der unerſchöpfliche Piſtorius hat ein artiges Genrebild dabei, in welchem, wie gewöhnlich, die Stellungen und Köpfe meiſterhaft ſind. Jägerſtücke in Fülle von dem in dieſer Hinſicht ausgezeichneten Schulz, der, ſelbſt eine Art Nimrod, ſein Leben zwiſchen Malen und Jagen theilt, und praktiſch Alles ſtudiert, was ſein Pinſel zum zweiten Male belebt. Auch das große Bild des Profeſſors Krüger: der Kaiſer Nikolaus zu Pferde, umgeben von ſeinem Gefolge, welches in der jüngſten Ausſtellung ſo ſehr bewundert wurde, hängt hier zum zweiten Male, und man ergötzt ſich vielleicht weniger an den Menſchen, als an den Pferden, welche mit aller der Kunſt gemalt ſind, die dem Maler den Namen des Pferde-Krügers erworben hat, und die in der That von bewunderungswürdiger Schönheit und Naturtreue ſind. — Das Bild des Kaiſers zu Fuß von demſelben Künſtler iſt gleichfalls aufgeſtellt; man findet gute Portraits von Schmidt, von Schoppe und beſonders von Begas, andere artige Bilder und Bildchen von Hopfgarten, Elsholz, Herdt und Andern, Büſten und Basreliefs in Marmor von Emil Wolf und Drake. Es iſt, wie Sie ſehen, viel Hübſches und Artiges hier, ſehr Weniges, was nicht gefällig wäre; — allein außer den Paar Sachen, die ich beſonders herausgehoben habe, nichts Ausgezeichnetes. Luſtig iſt es wieder, zu ſehen, wie verſchieden die Urtheile der ſogenannten Kunſtrichter ausfallen, und wie geſchmacklos oft Leute urtheilen, von denen man mehr erwartete, als eine ſo gränzenloſe Oberflächlichkeit und Albernheit. Allein die Klage, ob gerecht, ob ungerecht, iſt ziemlich allgemein, daß nicht leicht an irgend einem Orte der Erde die Tagesliteratur in ſchlechtern oder ungeſchicktern Händen ſein könne, als in Berlin, und wenn man die verſchiedenen Partheien hört, die ſich anklagen und anfallen, und die abſcheulichſten Dinge davon erzählen, ſollte man wirklich meinen, daß Hopfen und Malz ein für alle Male daran verloren ſei. — Es gibt, ſagen dieſe Leute, in Berlin zwei Klaſſen von Journaliſten; die feinen, welche ſich auf's hohe Pferd ſetzen, in möglichſter Vornehmheit ihr Publikum durch die Lorgnetten betrachten und mit ihm verſchämt und ſpröde liebäugeln. Das ſind dieſelben lobeſamen Herrn, welche zur Sontag-Zeit ſo rührende Lieder machten, um die entflohene Nachtigall als weinende Schäfer girrten, in der Mittwochsgeſellſchaft in die Hände klatſchen und jeden Augenblick ihr: göttlich, köſtlich, himmliſch! jubelnd hervorliſpeln, wenn einer ihrer verehrteſten Herrn Collegen ſein jüngſtes Gedicht ablieſt. Da gibt es Hofräthe und Kriegsräthe, Profeſſoren und Doktoren, kurz es iſt die literariſche Ariſtokratie, als deren Ultraorgan der Freimüthige betrachtet wird, während der Geſellſchafter ſich mehr zu einem gewiſſen Juſte-Milieu neigt. — Die zweite Klaſſe beſteht aus jungen Menſchen, die, von der Ariſtokratie zurückgeſtoßen und verächtlich behandelt, dieſe Feindſchaft mit großem Haſſe vergelten, und keine Mittel ſcheuen, um ihre Rache an den Tag zu legen. — Wer kann mit dieſem literariſchen Schmutz ſich befaſſen, — ſagen die Erſteren, wenn man ihnen zu Gemüth führen will, wie wenig Gemeinſinn unter den Literaten Berlins herrſche, — wer kann mit Menſchen ſich befreunden, die, unwiſſend, roh und gemein, die niedrigſten Streiche und Kunſtgriffe anwenden, um zum täglichen Brote zu kommen, und deren Treiben und Leben nichts iſt, als ein unausgeſetztes Beſtreben, beſſere Leute hämiſch anzufallen, dieſe in den Pfuhl ihrer Gemeinheiten zu zerren, und ihnen das anzuthun, was ſie in ihrer Kunſtſprache herunterreißen nennen?! — Dies Alles ſind, ſagen dieſe Herrn, noch immer die Folgen, welche Saphir's Erſcheinen über uns gebracht hat, der die Berliner erkennen lehrte, was ein Journaliſt eigentlich ſei und könne. Saphir aber war ein Heros gegen ſeine Jünger und Nachfolger, die mit noch ganz anderer Taktik verfahren, als ihr Meiſter. — Da gibt es keinen dramatiſchen Künſtler, der nicht auf ihre Journale pränumeriren müßte, oder er wird heruntergeriſſen, kein Concertgeber, der dies nicht thäte und Billets bewilligte, oder er wird — heruntergeriſſen, keine öffentliche Perſon überhaupt, die nicht auf dem Altare dieſer Götter opferte, oder ſie wird erbarmungslos — heruntergeriſſen, kein Menſch im Allgemeinen, der irgend das Unglück hat, einem dieſer literariſchen Coryphäen zu mißfallen, der nicht ſicher ganz ungeheuer heruntergeriſſen würde. Und mit dieſen Menſchen, ruft die erzürnte beſſere Claſſe von Journaliſten, mit dieſen Auswüchſen unſerer Zeit, ſollen wir uns freundſchaftlich verbrüdern? Nimmermehr! Mögen ſie immerhin den Schmutz ihrer Gemeinheit auf uns werfen; wir bleiben, wer wir ſind, ob auch ein Gaſſenjunge uns Ehrentitel gibt; und ſo und mit andern ähnlichen Reden tröſten und vertheidigen ſich die Herrn, und das Uebel wird davon allerdings nicht beſſer. —

(Fortſetzung folgt.)

Hierbei das Intelligenzblatt N°. 3.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 117. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 18. Mai.

Das Leproſenhaus.

Thüringiſche Sage, von Ludwig Bechſtein.

I.

„Nun wohl, nun wohl mein Lieb, nun biſt du mein!
Und raſch auf's Roß, und huſch in meinen Arm!
Mein Reitermantel, Zarte, hüllt dich ein!

Und meine Liebe, Traute, hält dich warm! —
Fleug wie der Sturm mein Roß, greif aus, greif aus,
Daß uns nicht einholt der Verfolger Schwarm!“

Der Rappe ſprüht und fliegt durch Sturmgebraus,
Geſtachelt von des Reiters ſcharfem Sporn,
Weit von der Burg fort, in die Nacht hinaus.

Und auf der Burg erwachen Grimm und Zorn,
Des alten Grafen einz'ge Tochter floh;
Laut von der Warte ſchallt das Wächterhorn. —

„Auf Schläfer! Träumer auf! Halloh! Halloh!
Nach, nach dem Räuber, dem verruchten Aar,
Der meine Taube fing und beugt mich ſo!“

Der alte Graf rauft wüthend Bart und Haar;
„Euch treffe Gottes Racheſchwert! Verrucht
Iſt euer Thun, wie noch kein Frevel war!

Euch zu verfluchen fühl' ich mich verſucht!
Ja, Gottes Zorn auf euch! Seid beide gleich
Vor Gott und mir verworfen und verflucht!“ —

Der alte Graf ſteht ſteinern, kalt und bleich,
Dann wirft er ſich auf's Roß, ſein Horn erſchallt;
Wie war der reiche Graf an Schmerz ſo reich!

„Nach! Nach, und immer nach! Treibt mit Gewalt
Die Roſſe, daß die Flüchtlinge wir ſah'n,
Eh' ſie gefunden ſichern Aufenthalt!“ —

Das flieh'nde Paar, bethört von Lieb' und Wahn,
Voll Glück und Angſt, voll Zärtlichkeit und Pein
War den Verfolgern weit, o weit voran.

„Wir werden bald in Erfurt ſicher ſein,
Mein gutes Roß hält aus mit treuem Muth,
Und trägt uns in die feſte Stadt hinein.

Dort aber raſten wir in ſichrer Hut,
Und Prieſterſegen heiligt unſern Bund,
Drum ſei nicht bang, mein Liebchen zart und gut.“

„„Was hebt ſich dorten in des Thales Grund
Aus grauem Nebeldämmer groß und grau?
Iſt das die Stadt? O Lieber, thu' mir's kund!““

„Still ſtill, du wirſt es gleich erſchau'n genau,
Noch ſind wir nicht in Erfurt, aber nah,
Und kommen dicht vorbei an jenem Bau.“

Ein Schauer ging, wie ſie das Haus erſah,
Der Maid durch's Herz, ſie wußte nicht warum?
Kalt, kalt wie Todesgrauen, ward's ihr da.

Sie ſchmiegte ſich an ihren Buhlen ſtumm,
Und weinte ſtill, und zitterte, und fror,
Und ſah nach jenem Haus ſich immer um.

Und ſieh, jetzt hielten ſie vor Erfurts Thor,
Der Ritter ſtieg vom Roß, und pocht' und rief,
Doch lange blieb es ſtill darin, davor.

Tiefdunkel war die Nacht, und alles ſchlief;
Jetzt endlich ſchimmert Licht, ein Thürlein knarrt,
Und eine Stimme fragte hohl und tief:

„Wer da?“ — „Thut auf! Wir haben lang geharrt,
Einlaß begehren wir, ſcharf durch die Nacht
Sind wir geritten, und vom Froſt erſtarrt!“

Da rief das Schreckenswort des Thores Wacht:
„Nach hohen Raths Befehl wird nächt'ger Zeit
Das Thor für keinen Fremdling aufgemacht!“

„„O laßt uns ein! Übt doch Barmherzigkeit!
Wir ſind verfolgt, wir fliehn!““ — „Ich kann nicht thun,
Was ich nicht darf! Gut' Nacht!“ der Wächter ſchreit.

Das Thor bleibt zu. O Gott, was nun, was nun?!
„So nah dem Ziel, ſo nah dem ſichern Port!
„Wie dachten wir ſo glücklich hier zu ruhn!“

„„Still — horch! Was war das? — Von den Bergen dort
Klingt es herüber! Horngeſchmetter! Weh!
Das iſt des Vaters Heerhorn! Fort nur, fort!““

Wohin? Wohin? Der Sturmwind wirbelt Schnee
Und Hagel in's Geſicht, das treue Roß
Keucht todtesmatt. — Noth, Noth wohin ich ſeh!“

„„O, daß ich floh von meines Vaters Schloß!
Er hat uns wohl geflucht? Und hier ſchon traf
Uns ſeines Fluches tödtliches Geſchoß!““

Und auf den Bergen ſtößt in's Horn der Graf,
Von Burg zu Burg ſchallt weiter ſein Gebot,
Und rüttelt alle Mannen aus dem Schlaf.

Von hohen Warten ſchlagen Flammen roth
Zum dunkeln Himmel, blutig glüht ihr Strahl,
Die Feuerzeichen künden bittre Noth.

„Wohin, wohin?“ fragt noch die Kirch' im Thal.
„Nur eines bleibt noch, und das muß geſcheh'n,
Wir — müſſen's thun, wir haben keine Wahl.“

„Du haſt vorhin das alte Haus geſeh'n.
Das beut uns wohl ein bergendes Gemach,
Und auch dieß Unheil wird vorübergeh'n.

So zu der bleichen Maid der Ritter ſprach,
Die zitternd ſteht, und hat nicht einen Laut;
Sie hört' ihn ſtill und folgt ihm weinend nach.

O armer Ritter, arme, arme Braut! — (Fortſ. f.)

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

„Aufrichtig, Ferdinand, ich erinnere mich keines vergnügteren Tags, als des heutigen. Wie wäre es, wenn wir uns ſolcher Stunden auf die natürlichſte Weiſe mehrere bereiteten? Du liebſt die Jagd vor allen Vergnügungen am meiſten, du hängſt an Kunſt und Poeſie, — zu dieſem Allem fehlt es dir jetzt oft an Zeit. Die Hofjägermeiſterſtelle iſt ſeit vielen Jahren unbeſetzt, ſie führt dich täglich in meine Nähe, wurde ſtets als eine ſehr ehrenvolle Stelle geachtet, und läßt die Ausſicht zu Allem offen. Werde mein Hofjägermeiſter!“

Wie, mein Fürſt, iſt unſre Zeit geeignet, für leere Prunkämter das Geld des Landes hinzugeben? Könnte Ihr ſchönes Herz, Ihr edles Gefühl für das Vaterland ſolch einen Gedanken ertragen?

„Sei klug, ich ſpare mir die Kleinigkeit wo anders ab, bezahle aus meiner Taſche deinen Gehalt. Erkaufe ich damit nicht wohlfeil genug die Freude, dich täglich um mich zu haben!“

Dennoch würde es Manchem Ihres Volks als ein Rückſchritt erſcheinen, Ihre Jagdliebe verdächtigen, den erſten Zweifel gegen Ihren reinen Willen erregen, während ich dieſe Stelle nur als einen Gnadengehalt, ein Almoſen betrachten könnte.

„Recht haſt du, was mich meinem Volk gegenüber betrifft, vollkommen Recht; — aber eben ſo Unrecht im Übrigen. Ich würde mich keinen Augenblick bedenken, daſſelbe von dir anzunehmen. Das Theater hat dir ſtets Freude gemacht. Der alte Marſchall taugt dafür jeden Tag weniger; nimm die Intendanz und regiere dort ganz nach deinem Willen.“

Abermals nichts! Ich betrachte dieſen Poſten weder als eine Sinecure, noch als ein Gutgenug für den Erſten Beſten. Der Direktor einer ſolchen Anſtalt muß dem Hof, dem Publikum und den Herren und Damen Künſtlern vollkommen gewachſen ſein, wenn er Gutes ſtiften und die Anſtalt mit Ehre erhalten will. Kann er ſolches nicht, ſo iſt er um kein Haar beſſer, als der Erſte Beſte jener Hoffiguren, welche in allen Komödien lächerlich gemacht werden. Das Theaterweſen muß praktiſch erkannt und ſtudiert ſein. Die Schmach ſo vieler Hoftheater iſt ja gerade die Ignoranz ihrer Intendanten.

„Ganz Unrecht haſt du nicht. Der Aufſichtsposten über Muſeen, Kunſt- und Naturalienkabinette iſt vakant —“

Laſſen Sie ihn vakant, verwenden Sie den Gehalt für das Weſen der Anſtalten ſelbſt oder zur wahren Aufmunterung vaterländiſcher Kunſt. Iſt es nicht lächerlich, einen Kavalier, der oft nicht eine Seemuſchel von einem Zebra unterſcheiden kann, kaum weiß, daß der Erzengel und der Maler Raphael zwei verſchiedene Perſonen waren, und den Laokoon nicht ſchöner findet, als die ſteinernen franzöſiſchen Amorchen und Göttinnen in Reifröcken, welche ſeinen Garten verunſtalten, — zum Oberaufſeher ſolcher Kunſtanſtalten zu machen? Was kann er dort beaufſichtigen und leiten? Das Obenhinwiſſen und Beleſenſein iſt faſt noch ſchlimmer, als blanke Unwiſſenheit.

„Ziehe den Soldatenrock wieder an, du trugſt ihn ja gern und führteſt deine Kompagnie mit Luſt und Ehre im Feld; werde mein Adjutant.“

Abermals eine Sinecure, und — ich ſollte ſo viele meiner früheren braven Kameraden kränken, Sie ſollten es können? Nein, nein — mein gnädigſter Herr, Gerechtigkeit vor Allem, und das — wäre geradezu eine Ungerechtigkeit gegen Viele. Friede wird wohl bleiben für geraume Zeit, welche Freude könnte es mir machen, jetzt ein Krieger wieder zu werden? Kommt die Landwehr wieder dran, ſo bitte ich wieder um meine Schützen.

„Freund, damit war mein Latein zu Ende, mein allerklügſter Staatsrath wird ſchwerlich mehr etwas Paſſendes finden.“

Iſt auch gar nicht nöthig! Wozu ſoll dergleichen Latein? Deutſch, alles deutſch, mein Fürſt. Zum Juriſten und Staatsmann wollte ich mich bilden und ſtrebe redlich dahin, und habe darin mich bewährt, ſogar Verdienſt mir erworben —

Fünf Uhr ſchlug die Glocke. Der Fürſt ſprang auf, winkte den Jägern herbei und ſagte lächelnd:

„Jetzt ſchießen wir noch Hühner, unſer Hundert muß voll werden, bei dem Abendpfeifchen über das Übrige weiter.“

Mein trefflicher Caro hatte Widerwillen gegen alle Jagd in Geſellſchaft mit andern Hunden. Wollte ich ihm gefällig ſein und ihn zugleich in ſeiner ganzen Herrlichkeit genieſſen, ſo mußte ich mich mit ihm beiſeite machen. Unſre Neigungen trafen darin zuſammen. Längſt hatte ich den Fürſten und ſeine Jäger aus dem Auge verloren, als ich am Rand eines Hanfackers in weiter Ferne eine weiße Geſtalt ſich mühſam fortbewegen ſah. Eine Dame, — wie kommt die hieher in das Pfadloſe? D'rauf los! Wiſſen mußte ich, wer ſie ſei, und was ihr Begehren und Trachten mitten im Feld. Um ſicherer ſie belauſchen zu können, drückte ich mich auf die andere Seite des Hanfs und hielt den Hund an mich.

Himmel, es war die Fürſtin! Mit dem Tuch Kühlung ſich wedelnd, ſchritt ſie müde einher, ſtets in der Richtung, woher die Schüſſe der Eifrigen ertönten. In ziemlicher Ferne hinter ihr her zog einer der groſſen ungariſchen Wolfshunde, mit dem Kopf am Boden, als ſuchte er ihre Fährte, weiterhin ſah ich Bauern im Feld zerſtreut auf uns zukommen, ohne ihre heftigen Zeichen und Rufe verſtehen zu können.

Die Fürſtin hielt mir gegenüber einen Augenblick erſchöpft, ſah ſich um und ſprach: „Mein Gott, es war doch unvorſichtig, ganz allein ſo weit zu gehen.“ In demſelben Moment vernahm ich auch deutlich den Ruf eines der Bauern: Ein wüthender Hund!

Von Todesſchrecken getrieben, brach ich mir Bahn durch den dicken Wald des Hanfs. Mein Caro küßte ſchon die Hand der Herrlichen, als ich vor ihr erſchien. „Ei, Ritter Ferdinand? charmant, erwünſcht!“

Gnädigſte Fürſtin! Um Gotteswillen, halten Sie ſich ſtreng hinter mir, — der Hund dort iſt ein wüthender, ich habe nur Hühnerſchrote!

Mit einem Angſtſchrei klammerte ſie ſich an mich, der Ohnmacht nahe. Gewaltſam mußte ich ſie von mir reiſſen, um nicht waffenlos zu ſein; mein Caro ſchnurrte dem Ungethüm entgegen, kehrte aber ſogleich heulend um und kroch winſelnd mir zwiſchen die Beine. Auf die Hülfe der Bauern war nicht zu rechnen, ſie waren zu fern. Faſſung, kaltes Blut, — auf ſechszig Schritte ſchnaubte der raſende Roland ſchon heran. Ich ſtand mit dem Gewehr im Anſchlag, nicht ohne Bangen mit Nr. 8 in beiden Röhren. Zwölf Schritte war er entfernt, mit der Peinlichkeit eines Scheibenſchützen hatte ich die Naſe auf das Korn genommen. Knall! und mit ſchauerlichem Knurren kugelte die Beſtie zuſammen. Allzuſicher drückte ich auch den zweiten Lauf ab. Da ſchoß das Thier pfeilſchnell empor, mit gräßlich zerriſſener Fratze auf mich ein. Die Fürſtin hinter mir ſank aufſchreiend in Todesangſt nieder. Ich mußte mein edles Geſchoß zur Keule machen. Verzweiflung führte den Kolbenſchlag ſo mächtig und ſicher, daß Kopf und Gewehr zerſchmettert zugleich zu Boden ſtürzten.

(Fortſetzung folgt.)

Der Pariſer Salon im Jahre 1835.

Von Ed. Kolloff.

Zehnter Artikel.

Bildhauer: Etex, Danton der Aeltere, Danton der Jüngere, Huguenin, Feuchère, Gechter, Fromanger, Molchneſt, Düſeigneur, Bion, Alix, Chaponnière, Klagmann, Barye.

Von den Werken der Plaſtik war diesmal nur wenig auf der gegenwärtigen Ausſtellung zu ſehen. Die berühmten Meiſter, von der Regierung mit Arbeiten für öffentliche Bauten und Denkmähler beſchäftigt, hatten nichts für den Salon eingeſandt; das Meiſte, was darin zu finden, trägt den Stempel eines guten Willens und redlichen Beſtrebens; aber geniale Auffaſſung und Erhabenheit der Idee ſuchen wir vergebens. Am ſchönſten ausgeführt ſind wohl die Leda mit ihrem Schwan und zwei Basrelief's von Etex; das eine derſelben ſtellt die Medicis vor, wie ſie vor ihrem Freund und Lehrer Poliziano ſich in der Geographie unterrichten laſſen, auf dem andern ſind Franziska und Paolo von Rimini dargeſtellt, wie ſie die Liebesabentheuer des Lancelot dü Lac mit einander leſen; in beiden herrſcht jedoch eine gewiſſe kokette Ausführung und die Figuren ſind etwas flach gemeiſſelt. In beſſerem Geiſte iſt das Basrelief von Danton dem Älteren gearbeitet, welches einen trunkenen Silen, auf dem Eſel reitend, darſtellt, und in ächt antiker Weiſe aufgefaßt iſt. Der junge Jäger, mit ſeinem Hunde ſpielend, von demſelben Künſtler, iſt eine überaus gelungene Gruppe; hier athmet der Marmor Leben und Natur, und zwar ſchöne Natur, ohne Idealiſirung. Manche andere Marmorwerke beweiſen auch Talent und Geſchicklichkeit, jedoch ohne daß ſie auf höheres plaſtiſches Intereſſe Anſpruch machen könnten. Von den vielen Marmorbüſten ſchienen uns die Jean Bart's von Danton dem Jüngern und mehrere Büſten von Huguenin am beſten ausgeführt. Danton der Jüngere, der bekannte Gypszerrbildner, hat auch eine Statue Boieldieu's in Gyps entworfen, welche in Marmor ausgeführt werden ſoll und für einen der öffentlichen Plätze von Rouen, der Vaterſtadt des berühmten Componiſten, beſtimmt iſt. Boieldieu iſt in ſitzender Stellung abgebildet, und hält in der einen Hand die Partitur ſeiner weißen Dame, in der andern einen Griffel. Der Künſtler hat ihm eine weite, ſchlafrockähnliche Bekleidung gegeben und das Ganze läßt für die Ausführung ein gutes Werk hoffen. Unter den übrigen zahlreichen ausgeſtellten Gypsmodellen verdienen die Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen von Feuchère und die büßende Magdalena von Gechter beſondere Erwähnung. Niemand wird die Mängel überſehen, welche die Künſtler ſich noch in beiden Werken haben zu Schulden kommen laſſen, aber ſie werden aufgewogen durch die glückliche Auffaſſung der Idee und Schönheit der Form im Ganzen. Ernſt und Würde herrſchen in beiden Werken und laſſen ſie als Reſultate eines tiefen, ſorgſamen Studiums erkennen. Weniger befriedigten der heil. Dominikus von Fromanger, der heil. Rochus von Molchneſt, der heil. Auguſtin von Düſeigneur, die chriſtliche Poeſie von Bion, der Marius im Lager des Cinna von Alix, David, über dem Körper Goliath's von Chaponnière und der Hiob von Klagmann. Einen trefflichen Tiger in Bronzabguß hat Barye geliefert.

Damit ſchlieſſen wir unſere Berichte über den Pariſer Salon. Indem wir die franzöſiſche Kunſtausſtellung dieſes Jahres zum Gegenſtand unſerer Betrachtungen machten, glaubten wir dadurch am beſten unſere Anſichten über die

Richtung, welche die Kunſt in Frankreich genommen, ſowie über das, was ſie gegenwärtig leiſtet, mittheilen und die Leſer dieſer Blätter in den Stand ſetzen zu können, Tendenz und Richtung des künſtleriſchen Strebens im Allgemeinen zu beſtimmen. Wenn auch jetzt noch nicht ein gemeinſchaftliches Band die franzöſiſchen Künſtler umfängt, und man daher weniger ein gemeinſames Streben, ein ununterbrochenes, wetteiferndes Fortſchreiten, als ein unentſchiedenes Suchen und vereinzeltes Wirken bemerkt, ſo gilt dies doch nicht von allen Zweigen der Kunſt, und es iſt immer noch aller Ehren werth, was geleiſtet wird. Im Allgemeinen läßt ſich von der neuen franzöſ. Schule ſagen, daß ihr Zuſtand zwar noch prekär, ſchwankend und proviſoriſch iſt, daß aber die Talente, welche ſie wirklich beſitzt, einen gänzlichen Verfall derſelben unmöglich machen, ja ſogar hoffen laſſen, daß die dem Anſchein nach bevorſtehende Verſchmelzung des klaſſiſchen und romantiſchen Syſtems ihr einen günſtigen Anſtoß ertheilen werde.

Paris, am 6. Mai 1835.

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Die kleinen Journale verharren bei ihrer Taktik, und die andern im ſtolzen, verachtenden Schweigen; allein gewiß wäre es beſſer, wollten die vornehmen Herrn ſich ein wenig herabſtimmen. Vielleicht geſchähe es dann, daß die, welche ſie literariſches Geſindel taufen, im Fall ſie wirklich ſo ſchlecht ſind, als es ihnen nachgeſagt wird, ſich zu beſſern trachten, und durch Beiſpiel, Lehre, Ermahnung, und freundlichen Tadel und Lob die Berliner Tagesliteratur ſchneller und leichter zu Ehren bringen, als dies durch Hochmuth und Verachtung jemals geſchehen kann. — Zwiſchen dieſe beiden heterogenen Elemente hat ſich ein drittes geſchoben, ein Kind der jüngſten Zeit, eine politiſche Mißgeburt, ein philoſophiſches Geſpenſt, ein Ding, was gern Beides ſein möchte und Keins iſt, aber doch ein Gewächs aus dem vulkaniſchen Boden der Gegenwart, ausgerüſtet mit pantheiſtiſchen Gedanken und vernunftrechtlichen Meinungen, ſo gut dieſe eben im Norden wachſen können. Leider Gottes hat ſich auch bei uns mindeſtens die Spur gezeigt, daß das ſogenannte junge literariſche Deutſchland, welches ſo ſehr ſich bemüht, eine Poeſie der Zeit bei uns zu gründen, und alles Schöne und Erhabene, wenn es nicht zugleich auch Einfluß auf die Zuſtände der Gegenwart hat, für nichtig und ſchlecht erklärt, dies junge Deutſchland, welches überall die Natur und Natürlichkeit fordert, und in ſeiner Lebendigkeit das alte Deutſchland gar zu gern umherhüpfen und Carmagnolen ſingen laſſen möchte, daß dies junge, wildblickende Deutſchland auch hier in einzelnen Köpfen ſpukt. — Es iſt nicht fortzuläugnen und ich ſage es gerade heraus, daß die journaliſtiſche Kotterie, welche unter dem Banner Theodor Mundt's ins Feld gerückt iſt, und die Zeitſchrift **Zodiakus** gegründet hat, mindeſtens eine Annäherung zu dieſer Richtung iſt; doch gibt es wieder ſehr viele Köpfe, welchen die von Mundt eingeſchlagene Richtung als ein ſaft- und kraftloſer Brei erſcheint, als ein zaghaftes, ſogenanntes Juſte-Millieu, das weit mehr verdirbt, als es nützt, und in welchem die breite Redſeligkeit mit der geringen Handlung einen unangenehmen Eindruck macht. Wenn wir ſalbungsvolle Reden hören wollen, ſagen dieſe Feinde Mundt's, ſo dürfen wir ja nur den Freimüthigen leſen, wo mit wenig Kraft und viel Behagen Willibald Alexis und ſeine Freunde den argen Tanz machen, und den überkräftigen Hutten parodiren; Willibald Alexis iſt noch ein Prachtſtück aus den ſogenannten Freiheitskriegen, mit aller der abgedroſchenen Begeiſterung jener hohen Zeit, die er ſo unabläſſig rühmt, mit aller der ſanftmüthigen Schüchternheit vor ſeinem Meiſter Ludwig Tieck, mit aller Demuth vor ſeinem Gönner Friedrich von Raumer, voll von jener bewunderungswürdigen Aeſthetik, welche den verwunſchenen Schneidergeſellen erzeugte, voll von Anbetung für Raupach, ſeinem Ideal, und voll von jener ſo logiſch-tiefſinnigen Politik und Philoſophie, welche ſeine Schattenriſſe aus Süddeutſchland füllt. Herr Theodor Mundt aber und deſſen Freunde, die Herrn aus dem Zodiakus, ſind hervorgegangen aus dem Freimüthigen und dem alten Converſationsblatte, Jünger der Hegel'ſchen Lehren, die ſie jedoch nur halb verdauten, einzelne Grundſätze derſelben feſtſtellten, und dann zu dem idealen Tranke einige mehr oder minder materielle Surrogate ſchütteten, um ihn genießbar zu machen. Varnhagen von Enſe aus Fichte'ſcher Schule, Gans, den Hegel ſchon bei Lebzeiten ſeinen Sohn Abſalon nannte, und andere geiſtvolle Männer gehören zu den Verbündeten, und an einzelnen dieſer Herrn liegt es gewiß nicht, wenn viel geſalbadert und wenig gethan wird, wenn die gemüthliche Beſchaulichkeit ſich bequem macht, und wohlgefällig lächelnd mit ſchalkhaften Mienen die Hand mit dem Eiſenhandſchuh drohend erhebt. Allein Mundt und die Meiſten ſind nun einmal ſo gerathen; es ſind die Herrn von der Staatszeitung und dem Magazin des Auswärtigen, und die müſſen diplomatiſch ſein. — Sie ſehen alſo, daß es leider Menſchen hier gibt, welchen die kritiſche Richtung Mundt's und deſſen Beurtheilungen nach faſt Menzel'ſchen Prinzipien und mit faſt Menzel'ſcher Rückſichtsloſigkeit noch nicht genügt, ach! dieſe Böſewichte möchten gar zu gern à la Wienbarg und Laube verfahren ſehen, und an ihnen liegt es wahrlich nicht, daß ihre Stimmführer nicht ſchon längſt ein Blatt gegründet haben, um ihre terroriſtiſchen Meinungen dem Publikum vorzuſetzen. — Ludwig Rellſtab hat ein Wochenblatt gegründet, welches unter dem Namen: **Berlin**, alles Neue in volksthümlicher und humoriſtiſcher Weiſe erzählen ſoll. Um humoriſtiſch zu erzählen, muß man aber Humor beſitzen, und viele Leute wollen bemerkt haben, daß dieſer grade Herrn Rellſtab durchaus fehle. Fade Wortwitzeleien und ein wenig oft burleske Laune ſind kein Humor, wie überhaupt Berlin kein Ort iſt, wo dergleichen ſo recht gedeihen kann. Der Norddeutſche mit ſeiner vorherrſchenden Verſtändigkeit, ſeiner Ruhe und ſeinem beißenden Spott iſt nicht für den Humor gemacht, dieſe ſeinen duftenden Blüthe, entſprungen aus einem zarten Gemiſch von Poeſie, Geiſt und tiefem Gemüth. Von den übrigen Journalen Berlins kann ich Ihnen nur ſagen, daß wir ein Kunſtblatt beſitzen, redigirt von einem Herrn Franz Kugler, jetzt Dr. und Profeſſor, auch als Dichter bekannt durch mehre artige Lieder; es gibt ferner mehre Literaturzeitungen, die große, von Hegel geſtiftete, deren Vorſtand der Profeſſor von Henning iſt, und neuerdings ein Buchhändlerunternehmen von Dunker und Humblot, deren Commis, Herr Büchner, Redakteur des Blattes iſt, welches als Ueberſicht aller neuen Erſcheinungen ganz gut ſeinen Zweck erfüllt, wenn es nur weiter nichts ſein will. — Ich ſchalte, da ich Hegel erwähnte, hier die Bemerkung ein, daß deſſen vorzüglichſter Schüler — denn dafür hat er ihn ſelbſt oder vielmehr für den erklärt, welcher allein ihn ganz verſtanden habe — der Profeſſor Gabler aus Bamberg, hierher berufen worden iſt, um den Sitz ſeines Meiſters auszufüllen. — Schelling, dem man den Antrag zuerſt machte, weigerte ſich, und in der That wäre es wunderlich geweſen, wenn er neben ſeinem Schüler und (gewiſſermaßen) Nebenbuhler, Steffens, hier docirt hätte. Man iſt ſehr begierig, Gabler und die Hegel'ſche Philoſophie mit neuer Kraft gegen die Steffens'ſche Naturmyſtifikation auftreten zu ſehen, welche dieſer Philoſoph mit ſo blühender Beredſamkeit ausſtreut, und gegen welche die hieſigen Schüler Hegel's, die Profeſſoren Henning und Michelet, das Spiel verloren. Gabler dagegen ſoll ebenfalls die Gabe des Vortrags im hohen Grade haben, und es könnte leicht ſein, daß ſo die Schlacht wieder hergeſtellt und ſiegreich beendet würde. — Bemerkenswerth iſt es, daß Gabler gleich nach Hegel's Tode berufen wurde und den Ruf annahm; allein es fand ſich kein Geld, um ihn zu bezahlen; denn Hegel's Gehalt war gleich unter fünf oder ſechs jüngere Profeſſoren, die ſeit vielen Jahren gar nichts bekamen, vertheilt worden. So mußte die Aufforderung widerrufen werden, und erſt jetzt wird ſie realiſirt. — (Fortſ. f.)

Buntes.

⁂ Die Commiſſion für proteſtantiſche Kirchenmuſik zu Genf hat einen Concurs für die Compoſition von Kirchengeſängen eröffnet. Die drei als die beſten erfundenen Hymnen erhalten jede den Preis von 250 Francs; außerdem ſind noch 5 Acceſſits, jedes von 100 Francs, ausgeſetzt. Ein und derſelbe Componiſt kann übrigens 3 Preiſe und mehrere Acceſſits erlangen. Der Termin iſt der 1. Auguſt 1835.

⁂ Neulich ſtarb zu London ein Bettler, deſſen Garderobe aus nicht weniger als 32 Röcken, 42 Weſten, 36 Beinkleidern, 33 Paar Strümpfen, 6 Hüten, 18 Paar Stiefeln und Schuhen, 7 Paar ſilbernen Schnallen und 14 ſeidenen Sacktüchern beſtand. Der arme Schelm!

⁂ Sehr erfreulich iſt's, daß das deutſche Publikum ſeine alten Lieblinge, welche zu lieben es **Grund** und **Recht** hatte, nicht vergißt. Unter den Veteranen deutſcher Novelliſtik behauptet **Zſchokke** einen Ehrenplatz. Sein **Adderich**, ſein **Freihof**, wie ſeine kleinen Lebensbilder und Novellen **verdienen** die unveränderte Theilnahme des deutſchen Leſers, welche ſich jetzt durch die nothwendig gewordene dritte Originalauflage in 8 Oktavbänden (Aarau bei Heinr. R. Sauerländer) kund gibt.

№ 118. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 19. Mai.

Das Leproſenhaus.

Thüringiſche Sage, von Ludwig Bechſtein.

(Fortſetzung.)

II.

„Was iſt das für ein Haus? Sag an, o ſprich!
Nicht eher thu' ich einen Schritt hinein,
Denn furchtbar ahnend überfällt es mich.“

„„O weine, frage nicht! Was kann es ſein?
Ein Hoſpital, wo man der Armen pflegt,
Gewiß, dort finden wir ein Kämmerlein

„„Wo flücht'ge Lieb' ihr Haupt zur Ruhe legt,
Und ſicher ſchläft; bewältige dein Graun,
Sei nicht ſo zaghaft, nicht ſo furchtbewegt.““

Der Ritter bindet an den Gartenzaun,
Der hinterm Haus ſich hinzieht, nun das Pferd,
Das ſchaudernd ſchnäubt, — und klopfet voll Vertraun.

Im Arm ſein Liebchen und die Hand am Schwert
Steht er am Thor; durchs Fenſter ſchimmert Licht
Und ſein Verlangen ſieht er ſchnell gewährt.

Es kommt ein Mann, thut auf und fragt ihn nicht,
Der Mann iſt bleich, Tod ſtarrt aus ſeinem Blick,
Voll Beulen ſtarrt ihm Hand und Angeſicht.

Und bebend ſcheut vor ihm die Maid zurück,
Doch ſchon ins Schloß fiel hinter ihr die Thür,
Die muß hinein — unſeliges Geſchick!

Der Ritter ſpricht: „Gebt Obdach ihr und mir,
Bis daß zur Stadt geleitet uns der Tag,
Nicht länger lüſtet uns zu weilen hier.“

So kommen ſie zum Zimmer; drinnen lag
Dicht Mann an Mann gereiht, es wallt wie Duft
Ein ekler Dunſt und Qualm aus dem Gemach.

Verpeſtet iſt die drückend heiße Luft,
Den Odem legt ſie in ein enges Band,
Und mahnt an Leichen, mahnt an Kerkergruft.

Der Kranken Blicke glühn, wie Lavabrand,
Ein jeglicher der Männer, neugiervoll
Von ſeiner Lagerſtatt halbnackt erſtand.

Und gräßlich häßlich, die voll Gier — voll Groll
Die andern, drängen ſie ſich um das Paar,
Der Maid war bang, und ihre Zähre quoll.

Hehr ſtand die ſchöne Jungfrau, und es war
Als ſei getreten aus dem ew'gen Glanz
Ein Engel unter eine Teufelſchaar.

Doch fleht ſie, aufgelöſt in Thränen ganz,
Von namenloſem Schmerz durchzittert, ach,
Sie ſah ſich tod — und ohne Todenkranz.

Der Ritter aber, zornentbrannt und jach,
Heißt weichen die Leproſen rings umher,
Und fordert ſtreng ein anderes Gemach.

Doch nicht Erfüllung findet ſein Begehr;
Hohnlachen ſchallt als Gegenrede nur,
Spott und Verſagung wird ihm, ſtatt Gewähr.

Da, wie die Hand zum treuen Schwerte fuhr,
Wirft ſich auf ihn mit wüthendem Geheul,
Der Haufe wild, und bald mit Strick und Schnur

Wälzt ſich am Boden über ihn ein Knäul,
Der Arm und Fuß in Bande ſchnürt und ſchmiegt,
Ein Vorſpiel nur von grauſenhafterm Gräul.

Umwunden und gefeſſelt machtlos liegt
Der Ritter in der Ungeheuer Kreis,
Die bübiſch ihn gefällt, und ihn beſiegt.

Und die Geliebte — ach mit Zähren heiß
Bethaut ſie den gefeſſelten Gemahl,
Noch ahnt ſie kaum, daß ſie des Sieges Preis.

Sie fleht, ſie jammert, doch als allzumal
In jedem nun erwacht die wildſte Gier,
Geweidet und genähret von ihrer Qual —

Da werfen ſie ſich, jeglicher ein Thier
Mit Tigerwuth auf ihre Beute hin,
Sie kreiſcht, ſie fällt, die Sinne ſchwinden ihr.

Dem Ritter fährts wie Wahnſinn durch den Sinn,
Er knirſcht und ſchäumt, er heult in wilder Wuth:
„Das iſt nun unſ're Brautnacht! Mein Gewinn!“

„Das iſt nun Lohn für unſre Liebesgluth!
Das iſt der Fluch des Vaters! Iſt mein Fluch!“
Er läſtert Gott, und — ſchwimmt in ſeinem Blut. —

Und als die Furienluſt geſtillt war, trug
Man beide Leichen aus dem Zimmer fort,
Vereint gehüllet in ein blutges Tuch.

Man barg ſie gut an einem dunkeln Ort,
Und ſuchte, da geborgen Gold und Wehr,
Die Spur zu tilgen von dem Doppelmord.

„Horch, horch! Was kommt ſo früh des Wegs daher?
Hornſchall! Drometen! Wird die Stadt berannt?
Naht ihr ein Feind? Wer kommt geritten, wer?“

„Lugt doch hinaus! Iſt eine Fehd' entbrannt?
Schließt ſchnell das Thor, obgleich kein Feind ſich wagt
Zu uns herein, vom Abſcheu übermannt.“

„Wer aber kommt ſo früh, da kaum es tagt?“ —
Und Roſſewiehern ſchallt, Ruf und Geſchrei;
Der alte Graf mit hundert Mannen jagt
Dicht am Leproſenhaus vorbei, vorbei. —

(Schluß folgt.)

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Ohnmächtig lag die Fürſtin hinter mir, krampfig mein Knie umklammernd. Mir ſelbſt wurde nun nach überſtandener Gefahr beinahe übel. Die Jagdflaſche half aus allen Nöthen. Ich ſtrich ihr die Schläfe, die Pulſe an den Händen und puſtete endlich in meiner Ungeduld einen Staubregen in ihre Naſe. Da zuckte ſie zuſammen, ſchlug ihr ſchönes Auge auf und weilte lange mit dem matten, ſtarren Blick auf mir.

Die Situation war eine ſehr fatale. Transportwerkzeuge waren nicht vorhanden und die Fürſtin zu ſchwach zum gehen auf ſo ungebahnten Wegen. Einen der Bauern ſendete ich zum Dorf, um der Fürſtin Wagen hieher zu holen, den zweiten, um den Fürſten ſelbſt zurechtzuweiſen, den dritten an den Waſenmeiſter, um den Leichnam des Erſchlagenen ſeiner legalen Sorge zu überantworten. Indeß fertigte ich mit Hülfe der zwei letzten Bauern aus Kartoffelkraut und Hanfſtengeln ſchnell einen bequemen Sitz mit der Jagdtaſche als Polſter darauf. Die mächtigen Prügel der Bauern wurden als Rückenlehne eingerammelt und mit meinem Rock überzogen, daß ſie ſanft zurückgebeugt ſich erholen konnte.

In meiner Angſt konnte ich zu ihrer Erfriſchung nichts bieten, als einige Äpfel. Ich ließ mich bei ihr auf ein Knie nieder, ſchabte die Äpfel und ſchob den kühlen Brei allmählich in den Mund, wie man ein Kind füttert. Sie erholte ſich nach und nach, lebenvoller, freundlicher wurden ihre Blicke. Die Freude riß mich hin, ich faßte ihre ſchöne Hand und küßte ſie faſt wund. Sie lächelte dankbar und liſpelte: „Noch einen Apfel!“ Das Schaben und Füttern begann von Neuem. So fand uns der Fürſt. Der Zauber ſeiner Stimme, die Glut ſeiner Küſſe wirkten mächtiger, als die geſchabten Äpfel. Sie hingen lange in ſtummer ſeliger Umarmung, daß den guten Bauern die hellen Thränen der Rührung über die Wangen rollten.

„Gott vergelte es dir!“ ſprach tief bewegt der Fürſt und küßte mich ſtürmiſch. Die Bauern mußten mich für ein großes Thier halten. Sie wurden ſämmtlich für den andern Tag zu der Fürſtin beſchieden mit ihren Frauen und Kindern. Aller Einwendungen ungeachtet, mußte ich mit der Fürſtin den Wagen beſteigen; der Fürſt mit ſeinen Jägern ſetzte ſich zu Pferde. Mein Wunſch, am Thor auszuſteigen, wurde feierlich abgelehnt. Flott brauſ'te der ſeltſame Zug durch die Straßen. Krähwinkel hatte wieder etwas zu bereden.

Sobald ich angezogen war, eilte ich durch den langen Gang, die Hauptpromenade der weißen Frau, hinüber zu dem Fürſten. Der Arme ſpielte den zärtlichen Ehemann, indem er perſönlich alle nach dem Befinden der Fürſtin ſich Erkundigenden abfertigte und einzelnen Wenigen den Weg in das kleine Concertſälchen zeigte. Er lachte herzlich, daß ich in volle Uniform mich geworfen, die weißen ſeidenen Unnennbaren angezogen, den Degen umgeſchnallt, den Klack unter den Arm genommen, ungeheuer mich parfümirt hatte.

Auch unter der kleinen Geſellſchaft Begünſtigter und Vertrauter, welche der Fürſt dazubleiben gebeten hatte, waren noch der Beſtien genug jenes Ungeziefers, welches alle Höfe beſudelt. Kinder der Jämmerlichkeit und Schlechtigkeit, Sklaven der Schmeichelei, des Hochmuths und des Neides, Weſen mit hohlen Köpfen und Herzmaſchinen ſtatt eines gewöhnlichen Mannesherzens in der Bruſt. Zuweilen muß man recht bitter ſich ſchämen, mit ſolchem Geſindel äußerlich auf derſelben Stufe zu ſtehen, von Vielen für nichts Beſſeres geachtet zu werden, den Rock des allgemeinen Haſſes zu tragen. Mir wurde ſtets unheimlich in ſolcher Geſellſchaft und burſchikos raufluſtig zu Muthe.

Alle beleckten mich auf das Widerwärtigſte ob der verübten Heldenthat und wetteiferten in Erfindung neuer Worte zu meinem Lobe. Sah ich mir die Geſichter dazu an, ſo ſtieg mir die Galle zum Herzen und ich konnte leicht ſarkaſtiſch und grob werden. Der alte Leibarzt befreite mich von der Qual, indem er mich zu der Fürſtin hineinrief.

Bleich und abgeſpannt lehnte ſie im reizendſten Negligee auf der Ottomane, ſtreckte mildlächelnd die ſchöne Hand zum Kuß mir hin: „Ei, ei, Sie kommen nicht von ſelbſt, nach meinem Befinden ſich zu erkundigen, rufen laſſen muß man Sie? Setzen Sie ſich zu mir, die Muſik mag immerhin beginnen, wir plaudern ein wenig.“

Der Fürſt mochte ihr von meiner abenteuerlichen Reiſe viel erzählt haben. Details, einzelne Züge, die Größe meiner Leidenſchaft wollte ſie von mir ſelbſt erfahren. Weſſen das Herz voll iſt, deſſen geht der Mund über. Ich erzählte ihrer traulich milden Majeſtät und innigen Theilnahme wärmer und wärmer, daß oft flammende Röthe in ihrem Geſicht aufſtieg, der alte Leibarzt eine Priſe nahm und unruhig mit den Füßen ſcharrte.

Endlich kam der Fürſt, ſeines Hausvaterpoſtens im Geſellſchaftszimmer überdrüſſig, zu uns, ſah uns an und lachte. „Ihr habt euch wohl gegenſeitige Liebe erklärt? Sein Auge glüht, und deine Wangen haben den Roſenmantel umgeworfen. Herr Retter, ich verbitte mir alle Ritterſchaft in meiner Menage. Und Sie, alter Doktor, hörten ſo ruhig alles mit an?“

Ruhig? daß Gott ſich erbarme, die Fußſohlen ſcharrte ich mir beinahe wund; aber er merkte nichts und erklärte ſich immer deutlicher — und die Allergnädigſte — na, ſie iſt denn doch auch quaſi ein Frauenzimmer, — ſie erholte ſich dabei ſichtbar von ihrem Schrecken —

„Ja, mir iſt ſo wohl, daß ich die Laſt der Geſelligkeit mit dir theilen will, laß die Thüren öffnen bis zu dem Concertzimmer, ich bleibe hier und erwarte die Huldigungen aller unſerer Hofkäfer und Schmetterlinge und Raupen. Ich will ſie entzücken mit holdſeligem Lächeln.“

Gott ſei Dank! lachte der Fürſt und gab raſch ſeine Befehle. (Fortſ. folgt.)

Träumereien über muſikaliſche Kritik.

(Vorrede zu einem neuen Buch über Theorie der Muſik.)

> „Collectiv betrachtet, iſt das Volk der Souveränetät nicht unwürdig, wie verächtlich es auch in ſeinen Individuen erſcheinen mag. Der beſte Richter für Muſik und Poeſie iſt das Publikum. Der allgemeine Geſchmack iſt richtiger und beſſer, als der Geſchmack der Minderzahl und als der Geſchmack eines Einzelnen, wie geſchickt und gelehrt dieſer Einzelne übrigens ſein möge.“
>
> Ariſtoteles.

Achtzehn Jahre ſind es bereits, ſeitdem die Kritik aller Lande in offenem Kampf liegt mit dem Geſchmack und der Vorliebe aller Lande in allem was Muſik betrifft. Seit achtzehn Jahren haben Geſchmack und Vorliebe aller Völker ununterbrochen den Sieg davon getragen. So entſcheidend und entſchieden, daß der hartnäckige, aus dem Feld geſchlagene Feind den Völkern faſt gänzlich aus dem Gedächtniß entſchwunden zu ſein ſcheint. Eine Art von Mitleid, Eſtime oder Verachtung herrſcht noch in manchem Herzen für ihn. Übrigens ignorirt man ſo ziemlich ſein Daſein und folgt unbefangen ſeinem Penchant. Tonſetzer und Volk haben Allianz auf Leben und Tod geſchloſſen. Wer ſich den Siegern nicht anzuſchließen verſteht, iſt todt, noch bevor er zum Leben auftauchte. Nur Todtgeborene treten jetzt noch auf die Seite der Beſiegten und aus dem Feld Geſchlagenen. Da ein Kampf nicht mehr beſteht, ſo führen ſie noch oft ein Kampfſpielchen auf, ein Komödiengefecht, ſo wie deutſche Theaterſtatiſten es faſt immer thun, abwechſelnd ſteif und unbeholfen, nüchtern und blöde, oder erboſ't wie ein Schnapsberauſchter.

Der Kampf hatte eigentlich vor langer Zeit ſchon begonnen mit den ſchweren Kartaunen und Steinmörſern der kritiſchen Abhandlungen in Folio und dicker Bücher in Quarto und Octavo. Nur ſehr wenige, vom Glück bevorzugte, nahmen Notiz von jenem Kampf. Faſt wirkungslos wurden die Geſchütze bald in den Staub der Arſenale, Bibliotheken genannt, begraben. Gelehrte und außerordentlich Lernbegierige kramten jene kritiſchen Bücher wieder hervor, um den Sprit abzuziehen von der ungeheuern Maiſche, und für neue Kämpfe, altbewährte Waffen bei der Hand zu haben.

Die Buchdruckerei erbarmte ſich auch der Noten. Die Compoſitionen wurden mehr und mehr Gemeingut. Die Muſik täglich mehr allgemeine Liebhaberei. Der Schmetterling des Dilettantismus kroch als Raupe ziemlich ſchwerfällig von Blatt zu Blatt. Die Theater vermehrten ſich in ganz Deutſchland, Concertſäle ſtiegen in vielen Städten empor, die Krieger zu Roß und zu Fuß konnten fortan nur mit Muſik in's Feuer getrieben werden, die Kinder in den Schulen mußten ſingen lernen, und bald ſchmeckten Wein und Bier, Schnaps und Kaffee und Thee nur noch halb, wenn nicht ein Inſtrument dazu ertönte oder eine Stimme dazu erklang. Die Liebe zur Muſik verbreitete ſich ſtets zunehmend bis zu den unterſten Klaſſen, bis zur Manie. In allen Landen tauchten der Tonſetzer täglich mehr auf.

Während deſſen war das leichte Feldgeſchütz kleiner, netter Bücher mehr und mehr Mode geworden, das Tirailleurfeuer der Journale kam in Aufnahme. Alle Welt begann dieſe lebhaften Exercizien und bilderreich amüſirenden Kämpfe vergnügt mit anzuſehen, und wohl gar als Landwehr und Landſturm zuweilen daran Theil zu nehmen. Kritiken, Recenſionen, Notizen wurden eine Lieblingslectüre der ſogenannten gebildeten Welt. Kein Tänzchen und kein Oratorium, kein Märſchchen und keine Oper, kein Liedchen und keine Symphonie wurden mehr componirt und irgend aufgeführt, ohne ſchon des andern Tags in 10 Blättern kritiſch beſprochen und berochen zu werden. Der unfehlbare Maßſtab für jede Beurtheilung lag in jenen alten, ſtaubreichen Folianten und Quartanten. Die Kritik klebte unerſchütterlich an dem Alten und Verſtorbenen. Namentlich genießen die Verſtorbenen des bedeutendſten Vorzugs, weil ſie keiner Leidenſchaft mehr in den Weg kommen, mit aller Welt gut Freund ſind und kein Wäſſerchen mehr trüben. Die produzirende Kunſt hing ſich an die Zeit und ſchlenderte mit ihr fort, frei und fröhlich auf den Alleen und Schlangenpfaden, welche einzelne eminente Genies als die Wege zum Himmel bezeichnet hatten.

Das Volk hörte mit Staunen immer häufiger und lauter die herbe Sentenz der Kritik, „was dir gefällt, iſt albern; was dich erfreut, iſt dumm; was dich belebt und erhebt, iſt ſchlecht und verwerflich; die Kunſt geht zu Grabe in deiner Geſchmackloſigkeit; ſuche die Alten wieder hervor, höre wie herrlich ſie ſangen, ſinge mit ihnen, erfreue dich nur mit jenen Kraftſängern, entſchlage dich der lebloſen und läppiſchen Poſſen deiner Zeit, ſchäme dich deiner Zeitgenoſſen und erröthe über deine Freude an ihnen!“

Das Volk *) wurde ſtutzig, ging in ſich und frug erröthend: „wie ſangen denn die Alten? laßt es uns doch hören, ihr lieben gelehrten Herrn.“ Und die gelehrten Herrn ſprachen: „gut, liebe Schäfchen, wir wollen euch einweihen in den Bund der Himmliſchen; kommt nur heute Abend in den großen Saal, dort ſollt ihr bis in den ſiebenten Himmel entzückt werden!“

---

*) Wer nicht den Turck und Marpurg, Knecht und Kirnberger, Albrechtsberger und Logier, Weber und Fetis auswendig gelernt hat, der gehört zum Volk ſchlechtweg.

Und das Volk arbeitete den ganzen Tag ei allerlei Verrichtungen des Leibes und der Seele, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann, kleidete ſich dann mit Sonnenuntergang in ſeinen Feſttagsſchmuck und wandelte in feierlicher Proceſſion nach dem großen Saal, voll heiliger Luſt nach den Geſängen und Klängen der Engel aus dem ſiebenten Himmel.

Die gelehrten Herrn freuten ſich des Sieg's der guten Sache und lächelten gnädig und holdſelig der Schaar der Gläubigen entgegen. (Fortſ. folgt.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Gartenzeitungen, Wadzekblätter, Thee- und Kaffeezeitvertreibe und mehr dergleichen Zeug gibt es hier zum Ueberfluß, und ich übergehe ſie alle, nur um bei einem noch einen Augenblick zu verweilen, welches aller Chriſten, ja aller Menſchen Beachtung verdient. — Ich habe Ihnen, Verehrter, ſchon neulich die frommen Beſtrebungen geſchildert, welche die wahrhaften Chriſten unternehmen, um ihre irrenden Brüder zu erretten, und Ihnen den heiligen Eifer zu malen verſucht, mit welchem dieſe Edlen Nichts ſcheuen, um die ewig verlornen Seelen auf die Pfade des Heils zu leiten. Dies göttliche Beſtreben gibt ſich vornehmlich in der Evangeliſchen Kirchenzeitung kund, deren chriſtlicher Feuereifer für den Glauben vielfach verkannt und von den Gottloſen verketzert worden iſt. Mit welchem edlen Muthe hat dieſe Zeitung und ihr Redakteur, der Profeſſor Hengſtenberg, es gewagt, die Ketzer in Halle, Geſenius und Wegſcheider, offen anzugreifen, und deren Irrlehren aufzudecken; welches Labſal gewährt ſie den Frommen, wenn ſie die Gottloſen verflucht und ihr Treiben enthüllt; welcher Honig und Oel iſt ſie den Erwählten in den kühnen und kräftigen Bildern von Hölle und Verdammniß; welche Hoffnungen erweckt ſie, daß endlich alle die ſäumigen und ſchlechten Schafe die lockende Waide der Sünde verlaſſen und eingehen in die Ställe des ewigen Heils. Ach! die Augen gehen über, wenn man bedenkt, wieviel Segen und Glück ſchon dieſe Kirchenzeitung geſchaffen hat. Freilich behaupten Böſsgeſinnte: es ſtifte dieſe Zeitung nur Aergerniß und Zwieſpalt, und rufe zu Haß und Unzufriedenheit auf, pflanze Aberglauben und Dummheit, ohne dem wahren Chriſtenthum zu helfen, und ſtöre jedes vernünftige Verſtändniß durch die abgeſchmackteſten und albernſten Verläumdungen und Verketzerungen. Dieſe gottloſen Meinungen haben ſich vielfach leider verbreitet; doch um die Maſſe des Volkes zu überzeugen, daß an ſolchen Beſchuldigungen nichts ſei, als Lüge, iſt ſeit einem Jahre in Berlin ein Sonntagsblatt unter dem Namen: der Sonntagsgaſt geſtiftet worden, welches, von einem gewiſſen Dr. Dielitz redigirt, den heiligen Samen ſonntäglich in die Herzen ſtreuen ſoll, und ſich weitverzweigten Schutzes erfreut. — Der eigentliche Patron des Blattes iſt der durch ſeine Frömmigkeit allgemein bekannte Geheimrath E., der ſchon früher einmal durch die Innigkeit ſeines Glaubens dahin gekommen war, ſich als ein Unwürdiger zu betrachten, der niemals das Himmelreich erblicken könne, und durch dieſe gottſelige Furcht ein wenig, was man geſtört nennt, wurde, ſo daß er ſein Amt auf Lange verlaſſen und reiſen mußte, was die beſten Folgen hatte. Dieſer gottſelige Mann ſammelt die Beiträge, und der Sonntagsgaſt iſt nicht allein ſpottbillig, ſondern wird auch Unvermögenden unentgeltlich gegeben, damit der Balſam des Oelberges die Wunden aller Herzen erreiche. Zur beſſern Verſtändigung des Himmelreichs mit der Erde beſtehen dann drittens noch: die neueſten Nachrichten aus dem Reiche Gottes, welche, in Hefte ausgegeben, voll der ſüßeſten Erbauung ſind und den eigentlichen Manna der Frommen und Erwählten ausmachen. Dieſe Nachrichten hängen dann wieder mit den Miſſionen, Miſſionsgeſellſchaften und Miſſionsberichten, Bibelgeſellſchaften, Bekehrungs- und Beſſerungsgeſellſchaften u. ſ. w. zuſammen, und es iſt allerdings ſehr erfreulich, zu berichten, daß dieſe Erbauungsbücher und Schriften in vielen Familien heimiſch geworden ſind, daß viele darunter, beſonders in ihren weiblichen Gliedern, ſelbſt zu den Brüder- und Schweſterverſammlungen gehören, und in manchen Familienkreiſen der beſten Stände tägliche Andachtsſtunden gehalten und die erwähnten heiligen Schriften geleſen werden. — Es iſt allerdings in der ganz neueſten Zeit vorgekommen, daß die Obrigkeit einſchreiten zu müſſen geglaubt hat, und ſogar hat, wie man hört, ein General ſeinen Abſchied bekommen, weil er Betſtunden hielt und Proſelyten machte, und dieſer fromme Martyrer des Glaubens wird jetzt nach Nordamerika auswandern, um ungeſtört ſeinem Gott zu dienen, und daß ähnliche Proceduren nicht mehr nöthig werden.

Die Vorrede des Dr. Gutzkow zu den Schleiermacher'ſchen Briefen über die Luzinde hat hier in den höhern Kreiſen viel Aufſehen erregt. Man betrachtet den Verfaſſer als einen beiſpielloſen und gefährlichen Arbeiſten; in den frommen Zirkeln geſchah ein Aufſtand, und ſeine Angriffe auf Berlin ſind ihm von anderer Seite eben ſo übel gedeutet worden. — Den Herausgebern der Schleiermacher'ſchen Werke hat es viel Aerger gemacht, da dieſe bekanntlich es ganz beſeitigen und mit Vergeſſenheit bedecken wollten. —

Von dem Verfaſſer Italiens, wie es iſt, Herrn Nikolai, ſind muſikaliſche Novellen erſchienen, welche jedoch hier gar nicht gefallen haben. — Die Gegner des beſagten Herrn behaupten überdies, daß auf eine völlig unverdiente Weiſe von ihm geſprochen worden, und das Buch Italien, wie es iſt, nichts als eine gelungene Aufſchneiderei ſei und bleibe. Jemand, der ein ſo vertrocknetes Gemüth und zu Null zuſammengeſchrumpftes Gefühl habe, daß er in Rom ſich an Pankow, in Neapel an die Waſſerfahrt bei Stralow, und auf dem Veſuv an die Berliner Polizei erinnere und nach dieſen Herrlichkeiten ſeufze, müſſe wirklich nur beklagt und bemitleidet werden. Ueberdies mag Herr Nikolai in ſeinem Beruf als Auditeur ein recht gutes Protokoll führen können; allein der Reichthum und die poetiſche Schönheit der deutſchen Sprache iſt ihm nicht erſchloſſen; er laborirt an einer beängſtigenden Nüchternheit und Schroffheit in Form und Ausdruck, und nichts in ſeinem ganzen Buche iſt vielſeitig beleuchtet und beſchrieben, als — die Flöhe! Die neuen Novellen haben ein gleiches Urtheil erhalten. Es ſei eine kleinliche Sucht, Aufſehn zu erregen, überall vorherrſchend, und das Ganze ein unfruchtbares, verfehltes und oft lächerliches Machwerk, ſo urtheilen Viele. — Indem ich von Flöhen rede, fällt mir ein, daß am 21. April die hieſige Archäologiſche Geſellſchaft ihr Stiftungsfeſt gefeiert hat, bei welcher Gelegenheit mehre ſtohreiche Conette vorgeleſen wurden, die auf Herrn Nikolai's Ausſagen fußten. Dieſen Nutzen alſo doch hat der Verfaſſer ſchon geſtiftet! — Uebrigens war die Archäologiſche Geſellſchaft, trotz dieſer ſcherzhaften Seite, ſo ehrwürdig und ernſt wie immer, und die Herrn Profeſſoren und Gelehrten: Gerhard Tölken, Böckh, Levezow und Panofka hielten zum Theil ſehr gehaltvolle Reden, die endlich, nach guter alter Sitte, an wohlbeſetzter Tafel in Freude und Scherz untergingen. —

Ueberhaupt hat Berlin mancherlei gelehrte Geſellſchaften und literariſche Kreiſe. — Bekannt iſt Ihnen die vielfach bewitzelte Mittwochsgeſellſchaft, deren beſtes Haupt, Chamiſſo, ſehr krank iſt; von dieſer hat ſich ein jüngerer Zweig als Geſellſchaft für ausländiſche Literatur getrennt, dann gibt es eine geographiſche Geſellſchaft, eine hiſtoriſche Geſellſchaft, eine Harmonie für Gelehrte, und noch viele andere für Philoſophie, Philologie, Theologie u.ſ.w. —

Welchen Verluſt übrigens Berlin durch den Tod Wilhelm von Humbolt's erfahren hat, wiſſen Sie gewiß. Es war dies einer der wenigen Männer, welche, vergraben in Schätzen und Bergen der abſtrakteſten Gelehrſamkeit, nicht den Blick auf die Außen- und Mitwelt verloren. Liebe zu ſeinen Mitbürgern, Liebe zum Vaterlande und eine ungemeine Liebenswürdigkeit im Umgange zeichneten ihn unter Tauſenden aus. Seine Thätigkeit in den Kriegsjahren, in der Verwaltung, wie ſeine diplomatiſchen Talente als Geſandter in Italien und London ſind bekannt; bekannt auch, wie er, mit Gneiſenau und Boyen aus dem Staatsdienſte (1819) ſchied, als Preußen ſein bisheriges Syſtem änderte. — Erſt nach der Kataſtrophe 1806 glaubte er bei bedrängter Zeit ſich ſeinem Vaterlande nicht entziehen zu dürfen; er nahm den angetragenen Sitz im Staatsrathe an, und trug nicht wenig dazu bei, ſeinen berühmten Bruder Alexander an Berlin zu feſſeln. Man weiß von ihm, daß er ſtets für freiſinnige Maaßregeln ſtimmte. Er beſuchte den Staatsrath ſehr ſelten, und beſchäftigte ſich die letzte Zeit ſeines Lebens vorzüglich mit vergleichender Anatomie der Sprachen, mit dem Baskiſchen, Koptiſchen, Altägyptiſchen und ganz zuletzt mit der Sundaſprache. — Er iſt geſtorben, wie er gelebt, als ein freier, denkender Menſch, voll ſtoiſcher Ruhe und Ergebenheit; ein Weiſer, der die Verwickelungen der Zeit, und die Beſtrebungen und Schickſale ſeines Geſchlechts philoſophiſch zu betrachten gewohnt war. In ſeinem Garten zu Tegel, an der Seite ſeiner erſten Gemahlin, liegt er nach ſeinem Wunſche begraben. Die unwandelbare Dankbarkeit der Nation blieb ihm bis zu ſeinem Tode. —

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 119. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 20. Mai.

Das Leproſenhaus.

Thüringiſche Sage, von Ludwig Bechſtein.

(Schluß.)

III.

Am Thor vor Erfurt hält die Reiterſchaar,
Der Wächter ſieht's erſchreckt, und bläſ't Alarm;
Es droht, ſo glaubt er, ſeiner Stadt Gefahr.

Doch ruhig, jeder ſeine Wehr im Arm,
Des Grafen Mannen ſteh'n, nur einer naht,
Ein Greis, dem Thor aus dem bewehrten Schwarm.

„Sag' an, ſag' an, du muntrer Wächter, trat
Ein Bube nicht an's Thor mit einer Maid,
Die Einlaß heiſchten ihrer Miſſethat?“

„„Wohl war ein Ritter d'rauß mit einer Maid,
Doch wird zur Nacht das Thor nicht aufgethan,
Das gab ich jenen beiden zum Beſcheid.““

„So ſind ſie nicht hinein! Wohlan, heran!
Weit können ſie nicht ſein, ſie haben ſich
Umher verſteckt! Durchſtreift Thal, Buſch und Plan!

In Haus und Hütten ſucht ſie! Fürchterlich
Soll ihre Strafe ſein; Gott hat gemacht
Mich zum Vollſtrecker meines Fluchs, ja mich!

Seht, ich bin eisgrau worden über Nacht,
Mein ausgerauftes Haar, es deckt mich weiß,
Oft hab' ich, doch nie ſo wie heut', gewacht!“

So ruft verzweiflungskalt der ſtarre Greis;
Er reitet fort, er ſpäht, und plötzlich hält
Er an, und all' ſein Blut gerinnt zu Eis.

Dann überlaut ſein mächt'ger Hornruf gellt,
Die Mannen nah'n im Flug, der Alte winkt,
Und rings von Wappnern wird das Haus umſtellt.

Das Racheſchwert in ſeinen Händen blinkt,
Er keucht, er ſammelt Kraft, ſein ſtarker Geiſt
Erhält den matten Leib, daß der nicht ſinkt.

Mit Augen, die Verderben lodern, weis't
Er nach dem Roß, das er am Zaun entdeckt,
Das er gar wohl kennt, wem's gehört, wie's heißt.

Die Seinen ſteh'n, ach! traurig und erſchreckt,
So unwillkommen nah Entſcheidung droht,
Hier iſt der Ort, — hier, hier ſind ſie verſteckt!

„Auf! Auf!“ erſchallt der Ritter Machtgebot,
Und an die Pforten ſchlägt der Schwerter Knauf,
Im Oſten flammt ein blut'ges Morgenroth.

Der junge Tag zieht trüb umwölkt herauf;
Laut wieh'rt das Roß; vor dem Leproſenhaus
Schallt wiederholt der Ungeduld: „Auf! Auf!“

Jetzt kracht das Thor entzwei: — „Gebt gleich heraus,
Die ihr geborgen! Wo, wo ſind ſie? Sucht
Durch alle Winkel! — Ha! — Hier Blut?! O Graus!“

O ew'ger Gott! O unglückſel'ge Flucht!
Komm', Graf, komm', Greis, komm', Vater, ſchau hieher!
Hier iſt das Liebespaar, das du verflucht!

Hier hielten ſie die Hochzeit, ſie und er,
Sie ſchlafen bei einander, ſüß und traut,
Und ſind ſo ſtill, und flehen nun nicht mehr.

Hier liegen ſie, der Bräutigam, die Braut,
Er blutet noch, doch ſie — blieb wundenlos,
Sie haben zur Entſchuld'gung keinen Laut.“ —

Stumm ſteht der Graf, ſein Schmerz, ſo rieſengroß,
Raubt ihm Empfindung, Sprache, Denkkraft faſt,
Er möchte ſprechen, doch er ſtammelt blos.

Die Mannen all' ſind ſchreckerfüllt, erblaßt,
Rathlos, voll Schauder ob der Frevelthat,
Und unerhörtes Zürnen ſie erfaßt.

Furchtbaren Ernſtes halten ſie nun Rath;
Sie tragen ſtill die Leichen, traut vereint. —
Bald, bald ſoll reifen des Verderbens Saat.

Sie führen ſtill den Grafen fort, es ſcheint,
Als rühr' ihn nichts mehr; dieſes Anblicks Schmerz
Hat rathlos ihn gemacht, ihn ganz verſteint.

Bräch' hier ein Herz nicht, wenn's ein Vaterherz?
O Fluch! O Hölle, Hölle in der Bruſt,
Was zogſt du ſeinen Himmel erdenwärts?

Er hat den Bund der Liebenden gewußt,
Und ſtreng verſagt, was ihre Lieb' erfleht;
Sie ſind vereint, und ſein iſt der Verluſt.

Und zum Verzeihen iſt es nun zu ſpät,
Doch furchtbar flammen ſoll der Rache Strahl,
Die Todesſichel, die verderbend mäht.

Bleich zittern die Leproſen allzumal,
Die eingeſchloß'nen, keiner darf entfliehn,
Und nahen ſehen ſie furchtbare Qual.

Des Grafen Mannen, die das Haus umziehn,
Vermauern raſch die Pforte, Stein zu Stein,
Bis es gethan, und rothe Fackeln ſprühn.

Und Fackeln fliegen in das Haus hinein,
Sie zünden hier, ſie zünden dort, bald loht
Allenden lichte Glut mit grellem Schein.

Den hellen Fackelreigen tanzt der Tod,
Wie Heulen der Verdammten ſchallt mit Macht
Geſchrei durch Qualm und Glut und Flammenroth.

Und als der Mittag kam, da war's vollbracht,
Da war gerächt die That voll Mord und Graus,
Des Grafen Aug' war überhüllt von Nacht —
Ein Aſchenhaufen das Leproſenhaus. —

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Das Geſumſe und Geſchwirre begann, die Muſik übertäubend, die Albernheiten ſchoſſen auf wie Pilze, die Schmeichelei ſchnellte ihre Seifenblaſen in alle Lüfte, der bon ton erblühte im ſchönſten Flor ſeiner Nichtigkeit. Der alte Leibarzt winkte mir, wir ſtahlen uns in des Fürſten Zimmer, ſetzten uns vor ſein Schachbrett, deſſen Figuren Türken und Ruſſen waren, rauften auf Tod und Leben und verdampften eine Cigarre nach der andern. Die Stunden ſchwanden wie unbemerkte Augenblicke. Der alte ehrliche Mann meinte, ich hätte Aurelien nicht ſo leichten Kaufs aufgeben ſollen, dergleichen käme nur einmal im Leben, mit rechtem Ernſt der Liebe würde ich die offenbar auch Liebende gewiß zur Raiſon, d. h. zum Traualtar gebracht haben.

Katharina's Krieger konnten ſich nicht erbitterter gegen die wüthenden Türken geſchlagen haben, als wir in fünf Parthien auf dem Schachbrett uns rauften, ohne an irgend etwas außer uns zu denken. Fürſt und Fürſtin hatten ſich nach Endigung des kurzen Concertes hereingeſchlichen. Wir bemerkten ſie nicht in der Hitze des Kampfes. Noch lange hätten wir ſie nicht bemerkt, wenn nicht eine Cigarrenwolke des Unmuths vom alten Doktor der Fürſtin ein heftiges Huſten verurſacht und ihr Lachen den Huſten vermehrt hätte. Erſchrocken ſprangen wir auf, die Etikette fuhr uns in die Beine, ſtaunend bemerkten wir den ungeheuren Dampf im Zimmer, während der Fürſt lachend eine Cigarre anzündete und das Fenſter öffnete.

Was er wünſchte, ſah ihm die Fürſtin an den Augen an, mit einem zärtlichen Kuß ſagte ſie ihm gute Nacht, ſtreckte uns mit einem neckiſchen; „Gute Nacht" zugleich beide Hände zum Kuß hin und huſchte trällernd in das andere Zimmer.

Tres faciunt collegium, begann frohen Humors der Fürſt, indem er ſich auf einen Stuhl niederließ und uns daſſelbe zu thun winkte; der alte Kapellmeiſter iſt todt!

„Gott ſei Dank!" platzte ich heraus, ohne eigentlich zu wiſſen warum; aber in demſelben Augenblick ging mir auch ſchon ein Licht auf.

Warum Gott ſei Dank? frug der Fürſt.

„Nun, weil wir hoffentlich jetzt einen jungen bekommen, welcher nicht glauben wird, daß alle Nachtigallen und Lerchen nur Erbärmliches ſingen, ſeitdem Bach, Händl und Gluck todt ſind."

Vortrefflich! Aber woher ſchnell einen tüchtigen jungen Mann nehmen?

„Ich weiß einen —"

Wo?

„In Frankreich."

Ich bin ein deutſcher Fürſt, glaube zwar, daß die Kunſt im Allgemeinen keinem beſondern Land angehöre, daß ich aber doch vorzugsweiſe die deutſche Kunſt und deutſche Künſtler fördern müſſe.

„Dafür möchte ich Ihnen die Hand küſſen. Allein — der junge Mann iſt ein Deutſcher, ſo gut als wir beide, überdies Ihnen ſehr wohl bekannt, mit einem Wort Karl H., unſer Jugendfreund, der einſt Ihr Hofprediger werden wollte."

Unſer charmanter Karl? Muſiker iſt er geworden?

„Ein tüchtiger, ein ganzer! Bei Gott, mein gnädigſter Fürſt, — ihm erweiſen Sie eine Wohlthat, Ihrer Kapelle eine Ehre und Ihrem Hof manche frohe Stunde, machen Sie ihn zu Ihrem Kapellmeiſter!"

Verſteht er alles hinlänglich? Ferdinand! — als Mann und Freund: Iſt er in keiner Hinſicht ein Unwürdiger?

„In keiner! Er iſt ein Ehrenmann und ein tüchtiger Künſtler."

Ich bin kein Freund der allzuſchnellen Entſchlüſſe; aber nicht wahr, lieber Doktor, heute darf ich dem da keine Bitte abſchlagen? Hier meine Hand und mein Fürſtenwort, Karl iſt mein Kapellmeiſter, du kannſt es ihm morgen gleich ſchreiben, die Förmlichkeiten beſorge ich.

Geſchehen iſt's, ſchnarrte mißmuthig der Doktor, abermals haben Sie, gnädigſter Herr, vom guten Herzen ſich hinreißen laſſen, daß der höchſtſelige Herr Papa ſich im Grab umdrehen wird. Dieſe Staatsaffairen im geheimen Plauderſtübchen taugen den Teufel nicht. Heute haben Sie einem ächten Biedermann und Freund zu Liebe gehandelt, morgen erſchleicht vielleicht ein Schranze Ihren gutmüthigen Augenblick und damit iſt das Gunſt- und Günſtlingsregiment fertig, ehe man ſich umſieht, und ſchlecht regiert wird mit dem beſten Kopf und dem herrlichſten Willen. Ein Fürſt, mein durchlauchtigſter Herr, wäre ein ſehr armſeliger Mann, wenn er nicht zuweilen mit ſeinen wahren Freunden eine Cigarre ſchmauchen und die Etikette in die Ecke werfen dürfte. Aber — Weisheit und Gerechtigkeit gehen zu Grabe, wenn auch der vertrauteſte Freund oder Diener ſich herausnehmen darf, in irgend einer Angelegenheit des Landes im Hinterſtübchen vorzutragen und dekretiren zu laſſen. Doktor bin ich, prakticiren muß ich, ſobald ich das Symptom irgend einer Krankheit finde und erkenne; dixi, recipe!

„Dank, alter Bär, du brummſt einen ſchönen Grundbaß. Weisheit ſpricht aus deinen Worten und väterliche Tugend; aber heute ſcheint der Satz am unrechten Ort angebracht zu ſein. Keine Landesangelegenheit iſt die Hofkapellmeiſterſtelle, ſondern meine eigene, und darin darf ich wohl meinem Ferdinand einen Gefallen thun."

Jedenfalls iſt es eine öffentliche Angelegenheit, worauf die Blicke von Hoch und Nieder weilen; — eine Entſcheidung, deren Quelle jeder bald erkennen wird. Haben es die Leute erſt einmal los, daß das Grundprincip aller Gerechtigkeit „audiatur et altera pars," das heißt hier, eine öffentliche officielle Berathung nicht immer nöthig iſt, um einen fürſtlichen Entſchluß zu erzielen, ſo iſt keines Fürſten Herz ſo tief umwäſſert und ſo hoch umwallt, daß nicht jene Raubvögel und Füchſe und salva venia all jenes Ungeziefer einen Weg dahin finden ſollte. Dann gute Nacht Regierung nach Grundſätzen einer vernünftigen Monarchie! Gute Nacht Grundſätze überhaupt! Dann beginnt die Laune ihr Narrenregiment, der Fürſt wird, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ein Despot, und dabei all' ſeiner ſchönſten Gerechtſame verluſtig, ein ärgerlich beſchränkter Regent, ohne Willen und Kraft, ohne eigene Augen und Ohren, ein Sklave ſeiner Diener.

„Du malſt à la Rembrandt, — kraftvoll, aber wunderlich."

Wahr, ſchauerlich wahr! Denn ſolches Regiment wird ſelbſt dann ein Verderbniß und Unglück, wenn der Fürſt nur wahrhaft edeln und klugen Männern Gehör ſchenkt, weil ſolches Unweſen ſtets offenbar wird, aller Welt eine gewiſſe Schwäche des Regenten verräth und endlich Allen glauben macht, daß nicht Geſetz und Staatsweisheit, nicht väterlicher Wille und gutes Herz des Regenten, ſondern Zufall und Laune der Günſtlinge das Scepter führen. Damit iſt alles Vertrauen im Volk verloren, alle Liebe und Freude gefährdet und die ganze Staatsdienerſchaft binnen wenigen Jahren demoraliſirt, der herrlichſte Mann auf dem Thron zu einem Popanz herabgewürdigt.

„Freund Doktor, du ſpringſt mit einem Satz zum Extrem!" (Forts. folgt.)

Träumereien über muſikaliſche Kritik.

(Fortſetzung.)

Eine alte, wohlgeharniſchte Symphonie voll Schweißtreibender Luſt im habit habillé mit Reifrock, Höschen, Perücken und Schminkpfläſterchen gar zierlich aufgeſtutzt, eröffnete in kunſtgerechten Parade- und Tanzmeiſter-Schritten wandelnd, mit der unendlichen, über allem Gefühl ſchwebenden, Ruhe der wahren Kunſt — den Reigen, und brauchte geraume Zeit, bevor ſie auf ihren drei, unter ſich gegenſeitig eiferſüchtigen Beinen den Saal wieder verlaſſen konnte. Die gelehrten Herren hatten Entzückens-Geſichter geſchnitten, Sphärentöne und Davidsharfen und Orpheusklänge bewundert; ſie applaudirten wie raſend. Das Volk hatte von dem allem nichts erlauſchen können, ſtumm und mitunter gar herb gelangweilt, dies Tonſtück mit angehört, — und applaudirte nun wie raſend mit den gelehrten Herren — aus Freude: am Ende der erſten Station angelangt zu ſein; und aus Dankgefühl für die unſägliche, wenn gleich fruchtloſe Anſtrengung der Herrn Künſtler, ihm Vergnügen zu erſtreichen und zu erblaſen. Die ganze Symphonie hatte kein Wörtchen geſprochen zum Herzen der nicht gelehrten Zuhörer. „Iſt das wirklich Muſik?" fragte einer den andern.

Nun ſang der wilde Vaterlandsheld Maccabäus ſeine berühmte Arie voll Feuer, gewaltiger Glut in den Worten und ſtürmiſcher Declamation der Töne. Dazu contrapunktirte die Oboe. Die gelehrten Herren ſchnitten Geſichter der Wonne, zappelten wie Fiſchchen, ſtöhnten und ächzten: „Welch kühner Satz! welche Wahrheit und Klarheit, hört dieſen Contrapunkt!" — Das Volk hörte und hörte, ärgerte ſich anfangs über die Oboe, welche ſo dünn und grämlich des Maccabäers Begeiſterung nachbelferte, als wäre ſie ſeine böſe Frau, die ihn nicht wolle zu Feld ziehen laſſen. Der Maccabäer ſchwieg ermattet, ſeine Frau behielt das letzte Wort. Die gelehrten Herren ſchrieen wieder Bravo aus vollen Lungen und klatſchten wie wahnſinnig. Das Volk klatſchte in des Himmels Namen mit und freute ſich dabei faſt mehr, als beim Zank des Maccabäers mit ſeiner Frau Oboe. Mancher hatte indeſſen ſeine Kenntniſſe weſentlich bereichert. Wenn fortan des Kürſchners Frau widerſprach und brummte, ſo ſchob er gelehrt die Mütze bei Seite und ſprach: Frau Sabina Oboe — mache mir keinen Contrapunkt, das iſt kanibaliſch! — Aber die Leute hatten doch gelernt, daß eigentlich der Contrapunkt die die Seele, die Eſſenz, die Poeſie der Muſik iſt. Sie wußten nun auch genau den Unterſchied zwiſchen den Juden und Spartanern. Dieſe trieb man mit der Flöte in die Schlacht, jene machte eine Oboe kampfluſtig. Alſo zwei wichtige Sätze: Spartaner ſind keine Juden, und: die Muſik iſt nicht Muſik, ſondern der Contrapunkt iſt Muſik! Genug der Weisheit für 16 Groſchen!

Jetzt trat ein Männchen hervor, zierlich anzuſchauen, im eleganten Feiertagskleid, mit ſeidenen Waden und einer Brille auf der Naſe und weitblitzenden Brillanten an den Fingern. Das Männchen machte einen möglichſt linkiſchen Knix, ſetzte ſich vor den aufgeſchlagenen Flügel, nickte dem Kapellmeiſter gravitätiſch zu, und der E dur-Akkord dröhnte durch den Saal, daß einem ganz wohlgemuth im Herzen wurde, und noch einmal. Den A-Trompeten behagte das E und H, ſie bleiben drauf liegen im hüpfenden Schmetterdengdeng, daß alle Inſtrumente ſchweigend lauſchen. Die Oboe kann ſich nicht mehr helfen, ſie ſchreit gix dazu. Die Flöte träumt wie geiſtesabweſend in melancholiſcher Liebelei über As, F, E und D herab, Fagott und Poſaune, entſetzt ob ſolcher Irrgänge, krakehlen dazu ein lang anhaltendes, immer ſtärker anſchwellendes E, bis plötzlich das ganze Orcheſter, erfreut über ſolche Zurechtweiſung laut aufjubelt: A dur. Nur darauf hatte das Männchen am Flügel gelauert. Jetzt brach es los, mit allen 10 Fingern zugleich hinunter und herab, die Kreuz und die Quer ſpringend, durch alle Accorde, Ausweichungen, Übergänge, Diſſonanzen, Auflöſungen, Modulationen, in wilder Taranteljagd. Es verſchnaufte ſich zuweilen auf einem Halt, ſchöpfte Athem auf einigen Takten Adagio, glaubte in einem ſchmelzenden Andante gefunden zu haben, was es ſuchte, ſprang aber plötzlich wieder ab, und raſte wie zuvor in wilder Jagd umher, bis es endlich mit allgemeiner Übereinſtimmung glucklich wieder in A dur ankam, und faſt athemlos aufſtand. Der Beifallsjubel nahm kein Ende. Aber das Volk konnte nicht begreifen, was das nette Männchen zu ſolcher Hetzjagd konne verdammt haben, und was es wohl ſuchte und erjagen wollte. Das Volk bedauerte das Männlein, welches ſo freudenloſe Arbeit verrichten mußte. Ein Spaßvogel ſprach: „Ja, Meiſter Kurſchner, es iſt keine Kleinigkeit, und ſolche Beharrlichkeit verdient das größte Lob. Dies Männchen, ſo wie ſie es hier ſehen, müht und hetzt ſich ſchon ſeit vielen Jahren ab, um ein ſo Vielen unerforſchliches Geheimniß aufzufinden. Er ſucht unabläſſig: Bedeutung, Geſang, Melodie, Muſik!“ „Na, in Gottesnamen,“ meint Meiſter Kürſchner, „das iſt ſehr löblich; aber künftig mag er immerhin allein ſuchen und jagen, und ſoll uns nicht wieder zu ſolcher Treibjagd einladen. Wir bezahlen, um Muſik zu hören, nicht um Muſik ſuchen zu helfen!“ —

Soll ich noch erzählen, was in der zweiten Abtheilung ſich ereignete? Ganz daſſelbe, lieben Freunde, nur mit andern Dingen und Worten. Das Volk ging immer ſeltener in die Concerte, und fortan dahin, wo Muſik, wirkliche Muſik Leib und Seele ihm labte und erfreute. Die Concerte abſtrahirten geraume Zeit ganz von Muſik, d. h. von der Kunſt in ihrer eigentlichen und höchſten Bedeutung. Sie bildeten mehr Probeſäle, examina rigorosa, Preisaustheilungs-Feierlichkeiten im Gebiet der Muſik als Wiſſenſchaft, der techniſchen Kunſtfertigkeit der Tonſetzer, Inſtrumentaliſten und Sänger und mechaniſcher Vervollkommnung der Inſtrumente.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes

⁂ Aberglaube bei den Delawaren. Die Ausflüge der Delawaren, ſowohl zum Krieg wie zur Jagd, ſind weit und kühn. Ein kleiner Haufe dieſes Stammes dringt weit in dieſe gefährlichen und feindlichen Wildniſſe ein, und rückt mit ſeinem Lager bis zu den Rocky Mountains vor. Dieſer kühne Muth mag durch eine ihrer abergläubiſchen Anſichten noch erhöht werden. Sie glauben nämlich, ein Schutzgeiſt wache über ſie in Geſtalt eines großen Adlers, der weit über dem Geſichtskreis im Himmel ſchwebe. Manchmal, wenn er recht zufrieden mit ihnen iſt, ſchwingt er ſich in die tieferen Regionen herab, und man kann ihn ſehen, wie er die Schwingen gegen die weißen Wolken ausbreitet. Dann iſt die Jahreszeit glücklich, das Getreide wächſt prachtvoll und das Glück begünſtigt ſie auf der Jagd. Manchmal iſt er aber ärgerlich, und dann läßt er ſeinen Zorn im Donner aus, der ſeine Stimme iſt, und im Blitz, der das Leuchten ſeines Auges iſt und den Gegenſtand ſeiner übeln Laune tödtet. Die Delawaren bringen dieſem Geiſte Opfer dar, und zuweilen läßt er eine Feder aus ſeinen Schwingen, als Zeichen ſeiner Zufriedenheit, niederfallen. Dieſe Federn machen den Beſitzer unbeſiegbar und unverwundlich. Die Indianer ſchreiben in der That allgemein den Federn des Adlers eine geheimnißvolle und hohe Kraft zu. Einſt wurden ein Haufen Delawaren während eines kühnen Einfalls in das Jagdgebiet der Pawnees auf einer der großen Ebenen umzingelt und faſt vernichtet. Die Ueberlebenden flüchteten ſich auf den Gipfel eines jener vereinzelten und kegelförmigen Hügel, welche faſt wie künſtliche Erhöhungen inmitten der Prairien ſich erheben. Hier opferte der faſt zur Verzweiflung gebrachte Häuptling dem Schutzgeiſte ſein Pferd. Plötzlich ſtürzte ein ungeheurer Adler aus der Luft nieder, faßte das Opfer in ſeine Klauen, ſtieg in die Luft empor und ließ eine Feder aus ſeinen Flügeln niederfallen. Der Häuptling hob ſie entzückt auf, befeſtigte ſie auf ſeine Stirne, führte ſeine Leute den Hügel hinab, ſchlug ſich durch den Feind und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, während keiner ſeiner Leute die leichteſte Wunde davon trug.

(Irving's Steppenreiſe.)

⁂ Ueber Fr. v. Raumer's (hiſtoriſche) „Briefe aus Paris“ (zur Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts, aus Quellen der königl. Bibliothek in Paris), welche unter dem Titel: *Interesting Documents in the Royal Library at Paris etc.* in engl. Ueberſetzung erſchienen, äußern ſich die britiſchen Literaturzeitungen äußerſt günſtig.

⁂ Geſunde, tüchtige Kinder des Frühlings ſind Joh. N. Vogl's: „Balladen und Romanzen“ (Wien, 1835. Verlag von J. B. Wallishauſſer). Der Dichter iſt ein Oeſtreicher. Es ſcheint mir Pflicht, dieſen Umſtand zu bemerken und hervorzuheben, weil man von Seiten des übrigen Deutſchlands gegen Oeſtreichs literariſchen und namentlich: poetiſchen Fond noch immer ſattſam ungerecht und partheiiſch iſt; wenn auch Einzelne, wie: Zedlitz, Hammer, Grillparzer, Deinhardſtein, Caſtelli, Auersberg, Raimund, Bauernfeld bereits gerechte Anerkennung fanden. Man hegt im Allgemeinen über dies Volk noch immer die — wie ſoll ich's nennen? — barokke, läppiſche Anſicht, daß das Leben ihm die Dichtung abſorbire; machte ſich doch erſt neulich die irrige Meinung eines geiſtreichen Mannes öffentlich geltend: in Oeſtreich ſei kein ächter Humor auf der Bühne möglich! Ja freilich, wenn Ihr Albernheiten, wie die Neſtroy's oder die Langweiligkeiten Kurländer'ſcher Fabriksüberſetzungen in Anſchlag bringt! Ich möchte gerade behaupten: unter keinem Breitegrade Deutſchlands ſei vielleicht mehr ächter Fond von Poeſie vorhanden, als gerade in Oeſtreich; natürlich darf man das Quantum, wie die Qualität eines ſolchen nicht nach der Theaterzeitung bemeſſen, und vielleicht gibt es auch wieder nirgends ſo viele, ganz commune, durch und durch katzenjämmerliche, unnütze, alberne Poeten- und Recenſentennaturen, als auch wieder in Oeſtreich. Die Beſten laſſen wenig von ſich hören, oder gehen unter dem Wuſt von Gemeinheit, mit dem man dieſe Saat vielleicht düngen zu wollen ſcheint, unter den tauſenderlei Rückſichten, tauſenderlei Käſekrämereien, zu Grunde. Es iſt Pflicht, auf jede kerngeſunde Oeſtreichiſche Waldnatur, deren Haupt dieſe Rinde durchſtößt, hinzuweiſen; es wäre verdienſtlich, der jungen Literatur Oeſtreichs ein Organ zu öffnen; freilich dürfte kein Groß-Hofſänger ſich zum Tribun eines ſolchen Forums aufwerfen, ein Menſch, deſſen Schamloſigkeit in allen literariſchen Dingen nicht blos ſeine Landsleute, ſondern jeden Deutſchen erröthen macht. Oeſtreich müßte ſich vor allen Dingen von ſeinen literariſchen Lumpen emancipiren, von denen es, was ſeine Ehre und Thatkraft betrifft, faſt noch mehr zu leiden hat, als von der Cenſur. — Doch ich kehre von dieſen frommen Wünſchen zu Vogl zurück. Friſche, regſame Schwingen hat er und ächte Naturlaute in der Bruſt, die überall Anklang finden werden. In der Mehrzahl dieſer Romanzen iſt wahre, faſt möcht' ich ſagen: muſikaliſche Lyrik, — Innigkeit, Leidenſchaft, Zartheit, Freiheitsdrang, ohne politiſchen Metall-Beiſchmack. „Der Deſerteur“, „das Erkennen“, „die beiden Mütter“, „des Todten Freunde“ u. a. ſind Romanzen, deren ſich ein Uhland nicht zu ſchämen hätte. — Seltſam iſt der, wie mir's ſcheint, dem Oeſtreicher eigenthümliche Hang am Grauſenhaften und Phantaſtiſchen, der ſich auch bei Vogl findet, obwohl er die Zartheit und Wehmuth des Gemüths nie völlig unter Blut ſetzt. In dies Genre gehört die treffliche Romanze von der Friedhofsſchenke, die etwas geziertere: der Doge und das Meer, St. Sebaldus (ergreifend durch die große Einfachheit der Behandlung). — Aus einzelnen Liedern, wie in der Romanze „von den ſchwarzen Augen“ hört man wahrhaften alten Volksklang heraus, ſie reihen ſich an die beſten deutſchen Volkslieder. Das Volksthümliche, was in der Mehrzahl dieſer Lieder durchklingt, iſt's überhaupt, was ſie mir beſonders werth macht. — Minder gelungen ſind nach meiner Anſicht jene hiſtoriſchen Romanzen, die der Oeſtreicher gemeiniglich ſchlechthin: „Balladen“ nennt; darin offenbart ſich eine gewiſſe Manier, gewiſſe wiederkehrende modern-alterthümelnde Formeln, kurz etwas „Gemachtes“, wodurch ſie im Durchſchnitt froſtig werden. Von dieſer hiſtoriſchen Balladerei, in welcher Seidl zu ſeiner Zeit ſtak, Auersberg ſeinen letzten Ritter, ich meine Wittelsbacher, Frankl ſein Habsburglied abhaspelte, muß ſich Vogl und die öſtreichiſche Lyrik frei zu machen ſtreben. Und ſein friſcher, ſangkräftiger Geiſt bürgt bei ihm dafür. D.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 120. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 20.

Donnerſtag, 21. Mai.

Thron und Altar.

(Vergl. die Theologie und die Revolution. Oder die theologiſchen Richtungen unſerer Zeit in ihrem Einfluſſe auf den politiſchen und ſittlichen Zuſtand der Völker. Von Dr. K. G. Bretſchneider. Leipzig, Vogel. 1835.)

Obgleich die Alten auf unerklärliche Weiſe an ihrer wunderlichen Fabellehre hingen und die Verehrung der Götter von den Inſtitutionen des Staates abhängig machten, ſo war ihnen doch ein Territorialſyſtem im Sinne der Neuern unbekannt. Sie ließen wohl erſt ein Dekret des Volkes vorangehen, um den Cultus der phrygiſchen Lärmgöttin nebſt einem großen Steine, der eine durch Rhea repräſentirte Kraft der Cybele ausdrücken ſollte, in Rom einzuführen; doch gibt die Toleranz der Römer gegen alle fremde Culte hinreichend zu erkennen, wie geringfügig bei ihnen die Verbindung politiſcher und religiöſer Ideen war. Der Staat war ihnen etwas in ſich Abgeſchloſſenes, ein Ganzes, das keiner weitern Integration bedurfte. Überall, wohin die Waffen der römiſchen Republik ſiegreich vordrangen, blieben die heimiſchen Altäre in Ehren gehalten, ein Grundſatz, der durch eine Art von Superſtition ſogar einen heiligen Beiſchmack bekam. Die Alten fanden das Göttliche nicht im Gegenſtande ihrer Verehrung, ſondern in der Verehrung ſelbſt. Sie waren weit entfernt, fremden Göttern eine geringere Macht als den eignen zuzuſchreiben, und fürchteten wenigſtens negativ eine Reaktion der unterdrückten Culte, die Rache der fremden Gottheiten. Bei dem gränzenloſen Univerſalismus, der bei'm Untergang der alten Welt die Religion ergriff, bei den zahlloſen Perſonificativen göttlicher Begriffe und den Hypoſtaſen myſtiſcher Ideen kann dieſe Toleranz weniger auffallend, oder doch für unſere Zeit weniger beweiſend erſcheinen, da es der Vergleichung zum größten Theile an gleichen Merkmalen gebricht.

Erſt das Chriſtenthum ſchuf die ſchwankenden Wechſelſeitigkeiten von Kirche und Staat. Aus einer kleinen Krippe wandte ſich das Chriſtenthum an die Welt, von Perſonen an Völker; politiſche Inſtitutionen umging es ſorglich, umging es ſogar mit weltlicher Klugheit, jener chriſtlichen Schlangenklugheit, deren Gebote, namentlich in Betreff der Obrigkeit, man niemals ſo verbindlich hätte machen ſollen, als von theologiſchen Politikern und politiſchen Theologen geſchehen iſt. Mit Conſtantin wurde jene unglückſelige Idee von chriſtlichen Staaten geboren, das Territorialſyſtem mit ſeiner intoleranten Deviſe: cuius regio, ejus religio. Die Hierarchie und das weniger ſtaatliche als volkliche Element der mittelalterlichen Dynaſtien milderte einen Grundſatz, der im Zeitalter Ludwigs XIV. der Bundesgenoſſe des abſoluten Dogma's werden mußte, und in Dragonaden ſich kenntlich genug ausſprach. Der Papſt und der Kaiſer kannten ſchon längſt das Prinzip des modernen Syſtems; ſie ſtritten über das Recht der geiſtlichen Belehnung, über Abhängigkeit der Landeskirchen von einem unter ihnen; ſie debattirten die ganze neuere ſogenannte Episcopalfrage: ihre hiſtoriſche Stellung gab ihnen beiden nur zu viel Gleichgewicht der Macht, ſonſt hätten ſie ſchon einen Streit entſcheiden können, der unter andern Verhältniſſen ſpäter wieder aufgenommen und auf eine wunderliche Weiſe zu Gunſten beider Partheien entſchieden wurde.

Wer kann läugnen, daß ſich beide, die Kirche und der Staat, im Schutze des Territorialſyſtems vortrefflich befinden? Der Staat, welcher von der Kirche die Beweiſe für ſeine Exiſtenz, ſie mag auch noch ſo hiſtoriſch ungerecht ſein, leihen darf; die Kirche, welche ihre Dogmen mit den Bajonetten der Gewalt vertheidigt? Das iſt es: Die Revolution oder, wie Herr Generalſuperintendent Bretſchneider ſagt, die Unruhigkeit der Völker hat eine bequeme Allianz, eine Allianz der Nothwehr zu Wege gebracht. Seitdem kann das Territorialſyſtem als von drei Partheien benutzt angeſehen werden, von der ideologiſchen, der ſervilen und zuletzt ſogar von der revolutionären Parthei.

Die ideologe Doktrin fängt bei den Ahnungen, welche ſich in der Edda ſchon vom Chriſtenthume finden, an und hört bei dem Widerſtande gegen die Judenemanzipation auf. Der Ideologie iſt das allgemein Menſchliche immer ſo viel, als das Germaniſche: ſie kennt den modernen Staat nur unter dem Prinzip des Chriſtenthums: abſolute oder conſtitutionelle Monarchie, gleichviel, beide ſind für ſie Nazareniſche Blüthen. Dieſe Parthei wird immer bereit ſein, jeden neuen Orden, den ihr Landesfürſt ſtiftet, ſchon in der Bibel typiſch angedeutet zu finden. Gehört der Tiersparti zu ihr? Man ſollte es glauben, wenn man die Abgeordneten der Badiſchen Kammer über Judenthum ſprechen hört, wie Rotteck ſich vor einer Conſequenz ſeines eignen Vernunftrechtes ſcheut, und ein Hr. Herr, ein Prieſter, nicht umhin konnte, zu erklären, daß er lieber die Cholera, als die Judenemanzipation ſeinen Committenten nach Hauſe bringen wollte.

Das Territorialſyſtem im ſervilen Sinne iſt eine in's Weite getriebene Übertragung der geiſtlichen Gewalt auf den Landesfürſten. Hier kann die politiſche Macht ſich jede Einmiſchung erlauben. Sie wird den Fürſten zum Hohenprieſter der Nation machen, und ihn mit einer geiſtlichen Büreaukratie umgeben, welche, wenn ſie über großes Vermögen geböte, viel Ähnlichkeit mit der Engliſchen Hochkirche hätte. Rationalismus und Supernaturalismus haben gegen dies Syſtem proteſtirt. Dieſer will die Kirche in kleine Gemeindeparcellen, in Conventikel auflöſen, und eine Geſellſchaftsverfaſſung der Kirche errichten, die ſelbſt bis auf den Bruder- und Schweſterkuß der alten apoſtoliſchen Zeit nachgeahmt iſt. Jener geht weiter, als die apoſtoliſche Zeit. Die Presbyterien läßt er: er dringt auf Synodalverfaſſung, auf eigne Geſetzgebung, auf eine Autonomie der Kirche. Er will neue Concile, — ein böſes Wort, das immer an Huß und Coſtnitz erinnert. So lange dieſe beiden Meinungen noch in unerträgliche Extreme ausarten können, mögen ſich die Zeitgenoſſen bei dem monarchiſchen Territorialſyſteme beruhigen, welches ja doch früher oder ſpäter das Schickſal der Büreaukratie theilen muß, nach deren Muſter es militäriſch zugeſchnitten wurde. Ich meine, es wird dem Drange des Liberalismus weichen: es wird, indem es ſich an die Civilgeſetzgebung und politiſche Verfaſſung anſchließt, alle die Chancen miterleben, welche dieſer ſelbſt bevorſtehen, mag es nun eine frühere oder ſpätere Verbeſſerung ſein, eine Bewegung zu Fuß oder zu Pferde, wie Mirabeau ſagte.

Zuletzt iſt es denkbar, daß ſelbſt die Revolution von dem Territorialſyſteme Gebrauch macht. Sie hat es ſchon gethan. Es liegt in der Natur der Revolution, auch in ihrer Art, in einen faktiſchen Despotismus auszuarten. Die Revolution ſetzt ſich gern auf den leergewordenen Thron und umgibt das Contra mit derſelben Autorität, die das Pro kaum abgelegt hat. Für das Chriſtenthum ergibt ſich hieraus, daß ihm kein Syſtem ſo nachtheilig iſt, als die Territorialverfaſſung. Denn indem dieſe die Kirche an den Staat knüpft, kann ſie mit ihm auch unwiederbringlich verloren gehen. Kuppelt nicht ſo Vieles zuſammen, was das Alterthum trennte. Die Verbindungsketten laſſen ſich im Augenblicke der Gefahr nicht ſo ſchnell löſen: das Eine reißt das Andre fort. Ihr ſagt: wir ſind ſicher vor der Zukunft! Ich glaub' es; aber die Sicherheit liegt darin, daß man gefaßt iſt für alle Fälle.

Herr Bretſchneider beleuchtet die verſchiedenen Fragen, welche in das Verhältniß von Kirche und Staat einſchlagen, mit ſpezieller Rückſicht auf die ſchwebende Sachlage in Deutſchland. Hr. Bretſchneider iſt ein mäßig freiſinniger, hinreichend denkender Kopf, der die Geſchichte der Reformation aus den Quellen ſtudirt hat, und nur zuweilen an prieſterlichen Paralyſen leidet. Hr. Bretſchneider argumentirt zu viel ad hominem. Es kann nur ſpaßhafte Wirkungen hervorbringen, wenn er, um den Rationalismus gegen die Anſchuldigung, als ſei er revolutionär, zu vertheidigen, fragt: haben die ſüdamerikaniſchen Staaten Wegſcheider's Dogmatik geleſen? Studirte Marat Bahrdt mit der eiſernen Stirn u. ſ. w.? Überhaupt iſt es gehäſſig, von irgend einer wiſſenſchaftlichen Partheimeinung zu behaupten, daß ſie vorzugsweiſe auf die Revolution hinarbeite: ebenſo wie keine Empfehlung des Rationalismus darin liegt, daß er für die Monarchie, oder überhaupt für irgend eine politiſche Confeſſion ſprechen ſollte. Denn ſei es nun, daß Rationalismus Urchriſtenthum oder Perfektibilität der Lehre Jeſu iſt: er ſoll den Kern der chriſtlichen Idee nicht in Auslegungen und Inſinuationen verhüllen. Er ſoll zugeſtehen, daß das Chriſtenthum Weltreligion iſt, und ſich an jede politiſche Geſtaltung deshalb accommodirt, weil es ohne alle Beziehung auf den Staat geſtiftet wurde. Das Chriſtenthum iſt entweder eine theokratiſch-apoſtoliſche Geſellſchaftsverfaſſung, der Traum des Pietismus, oder es macht jede Parthei ſelig. Petrus hört an der Himmelspforte nur auf die, welche reines Herzens ſind.

58) Kronen und Ketten. Hiſtoriſcher Roman von Eduard Duller. Drei Bände. Frankfurt, Sauerländer. 1835.

Es iſt nicht zu läugnen, daß Eduard Duller ſich in dieſer Dichtung von dem neulich von uns bei Gelegenheit des hiſtoriſchen Romans gerügten Mißbrauch der Geſchichte hat entfernt halten wollen. Er hat zu beweiſen verſucht, daß die Hiſtorie ſelbſt, wenn man ſie an der Quelle ſtudiert, reich iſt an romantiſchen Elementen, die künſtleriſch benutzt allein ſchon das ganze Surrogat der hergebrachten poetiſchen Rektifikationsmittel unnütz machen. Nicht nur die politiſche Staffage beruht in dieſem Romane auf bewieſenen Thatſachen, ſondern auch Alles, was drum und dran iſt an Liebe, Freundſchaft, Malheur, kurz an Unterhaltung und Ergötzung. Hier drängt ſich Mimili nicht durch die Eiſencolonnen der mittelalterlichen Fehden, es iſt kein Huſarenoffizier von der Garde, der hier plötzlich mit ſeinem gewichſten Schnurrbarte, mit ſeiner geſchnürten Taille und dem ganzen Ridicül ſeiner Poltronnerie in einen feudalen Harniſch gekrochen iſt, und nun in die öde Nacht des Mittelalters hineinſchreit: Auf Ehre! Auf Ehre! Das iſt hier alles nicht. Duller wollte nichts, als die einfache Thatſache der Geſchichte geben.

Jedenfalls iſt dies der richtige Weg, um den hiſtoriſchen Roman wieder zu Ehren zu bringen, wenn auch dem Verfaſſer der Kronen und Ketten ſein Plan im Ganzen und Großen nicht gelungen iſt. Das Mißliche dieſer vorliegenden Reaktion gegen die alte Manier liegt in demſelben Mangel, der auch die chineſiſche Malerei nie auf eine Kunſtſtufe erheben wird, nämlich im fehlenden Schatten. Wenn man früher von Duller geſagt hat, daß er Grau in Grau male, ſo thut er es hier Weiß in Weiß: war er früher zu dunkel, ſo hat man hier nichts als Sonnenſchein, lauter Vorgrund, lauter Repräſentation, keine Abwechſelung der Farben. Das Auge ermüdet bei dieſem ununterbrochnen Anblick von Fürſten, Audienzen, Unterredungen, rauſchenden Feſtkleidern. Es wird dem Leſer nirgends heimlich, weil er immer nur zu ſchauen hat; nichts, als klare, deſtillirte Begebenheit und ſonnenhelle Thatſache. Man möchte ſo gerne Ruhepunkte haben, die von dem Geräuſche der geſchilderten Begebenheiten fern lägen, und wo man nicht auf jedem Schritt einem Fürſten oder einer hiſtoriſch erweißlichen Perſon begegnete; man ſehnt ſich nach irgend einer Baſis durchſchauerter und neugieriger Theilnahme; man arbeitet mit Hand und Fuß gegen das an, was der Dichter gibt, und zwar als Hauptſache gibt; denn man wünſchte es nur als Relief, als Hintergrund kennen zu lernen; man möchte immer die mit allerlei wunderlichen Arabesken und märchenhaften Redensarten geſtickten Teppiche ſeiner Darſtellung wegbiegen und lauſchen, was ſich hinten begibt, und erſchrickt dann, wenn nur dieſer große Teppich da iſt, und vor und hinter ihm das Unermeßliche.

Wenn Duller die Hälfte des Weges, den er eingeſchlagen hat, um gegen die Manier des hiſtoriſchen Romans zu opponiren, wieder zurücklegte, ſo träf' er gerade da an, wo für ſeine Kunſt die richtige Mitte liegt. Er hat die Geſchichte nicht romantiſirt, ſondern dialogiſirt. — Man kann doch den Roman ſelbſt nicht aufgeben! Die Geſchichte ſoll nur die Draperie einer ſolchen Dichtung ſein: nur einige ihrer weſentlichen Daten dürfen ſich als rother Faden durch eine Anekdote ziehen, welche der Autor aus ſeinen Mitteln beizuſteuern hat. In dieſer Hinſicht bleibt Walter Scott immer das ſprechendſte Beiſpiel: es kommt nur darauf an, einige ſeiner kleineren Fehler zu vermeiden.

Wenn man von Duller, Bechſtein, Storch, Döring ꝛc. ſpricht, wird es immer nothwendig ſein, auf Spindler zurückzukommen; denn ſie ahmen ihm, was den Roman betrifft, Alle nach. Spindler hat das glücklichſte Beobachtungstalent. Er wandte es auf die Zuſtände des Volkes an, und gab dem Mittelalter in ſeinen Dichtungen eine Färbung, welche neu war. Er brachte jenen geblümten, naiven Styl auf, der die Weiſe des Mittelalters gewiß zum größten Theile richtig trifft. Alles, was nur alte Volkslieder und die gelehrten Dichter jener Zeit an eigenthümlichen Wendungen charakteriſirt, wandte er auf die Menſchen an, die er ſchilderte. Das iſt eine Weile recht herzig und allerliebſt; aber auf die Länge und namentlich die Nachahmung hinaus, wird dieſe Weiſe unerträglich. Das war eine Mode; aber ſonſt iſt wohl im Allgemeinen richtig, daß wir im neunzehnten Jahrhundert leben und gebildetes, durch unſere Literatur geadeltes Schriftdeutſch ſprechen. Die Gewaffen, die Gebreſte, die Schönbartſpiele, die Strolche werden in Dullers Romanen nicht mehr am rechten Orte ſein, eben ſo wie der alte Nibelungenjauchzlaut Hei! der ihm ganz eigenthümlich anzugehören ſcheint. Iſt doch das Fouque'ſche „Um Gott“ auch jetzt aus der Mode gekommen und „gemahnt“ uns nur noch zum Lachen.

Dullers Kunſt insbeſondere betreffend, ſo ſehen wir ihn auch in dieſem Romane noch immer ſchwanken zwiſchen dem Drama und dem Epos. Die Mitte zwiſchen beiden iſt recht eigentlich der Roman, und mit deſſen Erforderniſſen und Geſetzen will ſich des Dichters Muſe immer noch nicht zurechtfinden. Mit wildem, flatterndem Haare und tragiſchen Geberden ficht ſie gegen die Luft. Der Roman ſoll freilich dramatiſch ſein, aber nicht theatraliſch: er ſoll es an den

Stellen ſein, wo Fülle der Handlung vorliegt; aber Duller's Roman iſt es auch da, wo Ruhe und Erholung herrſcht, ja ſelbſt da, wo einer ſeiner Helden allein ſizt, und er jede Bewegung deſſelben verfolgt, als wär' es ein Schauſpieler. Wäre das Plaſtik! Aber die Plaſtik iſt ein Hauch, ein Anblick, deſſen Kürze uns überraſcht, die Plaſtik iſt ſtumm, ſie iſt zulezt nirgends, wo Duller's Unerſchöpflichkeit alles unter Worte ſezt. Könnte ſich dieſe Überſprudelung mäßigen, könnte Duller als Herr und Herrſcher über den Waſſern ſchweben; dann müßte er durch ſeine Lebendigkeit und ſein glänzendes Talent für die Bühne recht Genießbares ſtiften. Dann würde er auch einſehen, daß die deutſche Sprache das Wort hei! nur vor fünf Jahrhunderten kannte, als man für die Freude noch keine rechten Ausdrücke hatte, und daß das Wort ha! in ihr gar nicht exiſtirt, ſondern nur in dem falſchen Pathos der Comödianten. Es iſt für Duller ſchon viel gewonnen, wenn ſeine Helden nicht mehr ha! rufen dürfen; denn mit dieſem Ha! werden ähnliche ſtörende Interjektionen, werden die Dialoge und Monologe und Gebete aus ſeinen Romanen verſchwinden. Duller wird mehr auf die Ökonomie ſeiner Dichtungen zu ſinnen anfangen. Die Ökonomie des Romans iſt aber 1) die Einſchachtelung und 2) die Perſpektive. Ich will die Geheimniſſe der Kunſt nicht profaniren, nicht die Schallröhren zeigen, durch welche Pythia im Grunde mehr begeiſtert wurde, als durch den Rauch des Dreifußes; aber die Nennung jener beiden techniſchen Ausdrücke wird hinreichen, um Duller aufmerkſam zu machen. Es gilt, Romane zu ſchreiben, welche mit Schlauheit angelegt ſind, welche den Leſer cajoliren und ſpannen, Romane, bei denen man ſich auf das Ende ſtürzt und immer wieder neue Vorſprünge findet, die man zu umgehen hat, Romane, die ſich nicht wie das Epos aus dem Kern herausſpinnen in's Unendliche, d. h. bis zum Tode des Helden, ſondern die gleich in den erſten Scenen ein Ziel ſezen, worauf man bis zum Schlußkapitel geſpannt iſt, und das drei Bände hindurch abzuwarten, es immer neuer vorgeſchobener Intereſſen der Neugier bedarf. Iſt einmal der Poet bis zu dieſem Raffinement gekommen, dann ſchwinden auch alle jene Monologe und mitgenommenen Couliſſen, welche doch niemals darauf Anſpruch machen können, für reine, keuſche und jungfräuliche Poeſie zu gelten.

Es ließ ſich von Duller erwarten, daß dieſer Roman viele einzelne Schönheiten enthalten wird. Sie ſind zahlreich vorhanden; aber niemals im Geſpräch, oder im Ausdruck, ſondern faſt immer da, wo er ſich am kürzeſten faßt. Schön iſt die Scene, wo der Herzog von Burgund in der Gemäldegallerie Orleans' unter den Bildern, welche die Geliebten ſeines Feindes vorſtellen, das Bild ſeines eignen Weibes findet. Desgleichen die kurzen Worte, daß Orleans' Wunden zu bluten anfingen, als der Mörder an ſeine Leiche trat. Dann die Kataſtrophe des des-Eſſarts; ferner die Vorladung des Herzogs Heinrich vor die Vehme; eben ſo tief iſt der kurze Aufſchrei der Agnes Bernauerin, als ihr Herzog Albrecht die Ehe verſpricht; rührend iſt des Törringer's Tod und ganz beſonders genial die ſtumme Trompete eines harthörigen Thürmers und des Männleins Nicken oben in der Luft, als Törring niedergeworfen wird. Dies iſt ſchön wie eine Platte von Hogarth. Aber warum muß man ſolche Stellen aufſuchen? Sie würden ſich überall und von ſelbſt anbieten, wenn Duller ſich entſchließen könnte, mit ſeinem Talent für mittelalterliches Arabeskengeſchnörkel, für Darſtellungen, welche an alte Mönchsſchildereien und Legenden erinnern, ſich mäßig und enthaltſam auf einen engen Kreis ſeiner Phantaſie zu beſchränken, ruhig, ſtill an ſeinen Geſtalten zu zirkeln und ſauber und nett im Ausdruck zu werden. Dann würd' er zwar nur ſehr dünne und ſehr wenig Bücher erſcheinen laſſen; aber ſein unverwüſteter Fond, das Saatkorn einer üppig und geil aufgeſchoſſenen Phantaſie läßt vermuthen, daß ſie dafür deſto vorzüglicher ſein würden.

50) **Eliſabeth Tarakanow oder die Kaiſertochter.** Ein hiſtoriſcher Roman aus der neueſten Zeit, von Wilhelmine **Lorenz**. Altenburg und Leipzig, Expedition des Eremiten. 1835.

Ich haſſe auch bei Fabrikarbeiten nichts ärger, als die beliebte Mittelmäßigkeit. Das Mittelmäßige iſt, — was die langſame, aber ſichere Nachwirkung auf den Geſchmack der Menge betrifft, — noch ſchlechter, als das abſolut Schlechte. — Der Kanevas, womit dieſer novelliſtiſche Divan überzogen iſt, hat zum Druckmuſter eine von jenen hundert ſcheußlichen Tragödien, welche die ruſſiſche Geſchichte darbietet, von jenen Tragödien, die ſo winzig, ſo unbedeutend und anekdotenartig anfangen, die ſich wie eine Intriguen-Komödie fortſpinnen und die dann plözlich, ehe man ſich's verſieht, mit einer nervenerſchütternden Barbarei ſchließen. An dem vorliegenden Buche nun iſt nichts zu rühmen, als das, was aus dem poetiſchen Stoffe hätte gemacht werden können, wenn es ſich überhaupt bei der Verfaſſerin um poetiſche Anſchauung und ſchaffende Kraft handelte. Aber die Frauen können nur empfangen, nicht ſelbſt ſchaffen, höchſtens — Empfangenes wiedergeben. Statt den gegebenen Stoff als ſelbſtſtändige Dichtung wieder zu gebären, hat man ſich hier begnügt, das erſte Thonmodell mit den gewöhnlichen falſchen Blumen, verſchoſſenen Bändern und altmodiſchen Kropfperlen der Leihbibliothekenromane zu behängen und nach dem Schnitt von Anno Wind, als der große Eins ging, aufzuſtuzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 121.   1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 22. Mai.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Das Extrem iſt auch unverſehens da, ſobald man einen einzigen Schritt von der Linie abweicht; das Extrem erſcheint wenigſtens in der Meinung des Volks. „Wollt ihr Engel zu Fürſten haben?“

Kein Volk iſt heutzutage mehr ſo dumm oder ſo ſchlecht, daß es in den von Gottes Gnaden ihm verliehenen Regenten höhere, übermenſchliche, makelloſe Weſen verehren und fürchten zu müſſen glauben ſollte. Darum läßt ſich auch jedes von ſeinem Fürſten — in welchem es die perſonificirte Vorſehung liebt — menſchliches Irren und menſchliche Fehler gefallen, ohne an Liebe und Ehrfurcht etwas Weſentliches zu verlieren, — ſo lang es weiß, daß Irren und Fehlen von dem Fürſten ſelbſt, von dem Menſchen auf dem Thron ausgehen. Es iſt eine Religionsſache, darüber mit Geduld und Ergebung ſich wegzuſetzen. Allein Religionsgefühl, Geduld und Ergebung haben ſchnell ein Ende, ſobald das Volk bemerkt, daß Irren und Fehlen nicht mehr von dem Repräſentanten der Vorſehung, ſondern von deſſen menſchlicher Umgebung, von Schranzen, Günſtlingen, Privilegirten, d. h. von uſurpirenden Weſen ſeines Gleichen ausgehen, mithin, daß es der Willkühr einzelner den Herrſcher beherrſchender Menſchen unterworfen und preisgegeben iſt. Nie empörte ſich ein ganzes Volk gegen einen eigentlichen Selbſtherrſcher, ſtets und überall nur gegen die Herrſchaft der den Selbſtherrſcher beherrſchenden Raçen und Kaſten und Individuen. Nie kann auch der grimmigſte wahrhaft ſelbſtherrſchende Despot ein Volk ſo tief verwunden und beſchädigen, als dies jene Günſtlingsherrſchaft beinahe immer und wahrlich oft unwillkührlich thut; denn ſie verdirbt Leib und Seele zugleich, vergiftet die Erde und die Waſſer und die Lüfte.

„Ehrlicher, guter Doktor, — aus dir ſpricht meines Vaters Geiſt und Herz, — bei Gott zu meinem Herzen!“

Fünfundvierzig Jahre habe ich mit dem höchſtſeligen Herrn Leid und Freude getragen. Er liebte mich wahrhaft brüderlich, wir plauderten hier in dieſem Zimmer manch vertrauliches Stündchen, wir ſprachen über ernſte hochwichtige Dinge und Staatsangelegenheiten als zwei gegenſeitig ſich belehrende Männer, wir waren ſtets entſchloſſen, dem Wohl des Ganzen uns ganz zu widmen; aber beſchloſſen wurde hier niemals mehr — als: dieſe oder jene Sache reiflich, der eingeführten Ordnung und der natürlichen Fürſtenpflicht gemäß, zu berathen. Damit allein wird die Elaſticität und redliche Thätigkeit aller Triebfedern der Staatsverwaltung erhalten und befeuert, damit allein kömmt Ordnung, Ruhe und Sicherheit in den Geſchäftsgang, ohne daß bei einem wahrhaften Regenten jener andre Fluch der Bureaukratie jemals ſichtbar werden könnte. Ja, gnädigſter Herr: Regent ſein heißt regieren, nicht: ſich regieren laſſen! „‚Regieren heißt nicht ſeinen Launen fröhnen und ſich ſelbſt als den Endzweck der Schöpfung betrachten, ſondern den Willen Gottes offenbaren und bethätigen, die Glückſeligkeit ſeiner erhabenen Stellung erkennend und ehrend, Gottes Gnade über ein ganzes Volk ausſtrömen, das Glück Aller als ſeinen einzigen Beruf, als ſein ſchönſtes Glück betrachten.‟“ So ſprach Papa in dem Augenblick, als Sie weinend an ſeinem Sterbelager knieten und ſeine Seele vor Gott zu erſcheinen bereit war! —

23. Der Abſchied.

In der goldnen Morgenſtunde ſchrieb ich an meinen guten Miniſter in Rom, mein Schweigen auf ſein ſo liebevolles Schreiben zu entſchuldigen, und zugleich meinen Entſchluß, den Staatsdienſt ganz zu verlaſſen, ihm kund zu geben. Ein faſt kriechend höflicher Brief des Viceminiſters, welchen ich geſtern ſo gröblich beleidigt hatte, beſtärkte mich in meinem Entſchluß. Der Jämmerliche hatte bereits einen Andern an meine Stelle dem Inquiſitoriat überwieſen, und bat mich, ganz von Geſchäften auszuruhen, bis ich ſelbſt ihm wieder erklären würde, arbeiten zu wollen. Eine Menge Glückwünſchungsbeſuche jagten mir vollends das Blut zum Kopf. Menſchen, welche mit einem Blick mich gern vergiftet hätten, rannten, mir Glück zu wünſchen,— daß der tolle Hund mich nicht gebiſſen, und daß das Eiſen an meinem Flintenſchloß ſtärker geweſen, als der Schädel des Ungethüms. Ich war zu jung, zu wenig abgeſchliffen, zu wenig Herr meiner ſelbſt, um ſolche ganz gewöhnliche Nichtigkeit leichthin und glatt an mir vorübergehen zu laſſen. Kalt und ſchroff behandelte ich dieſe Leute, mit baarer Verachtung.

Schulkameraden, welche ich wahrhaft brüderlich liebte und für brave Kerle hielt, krochen heran wie peitſchenſcheue Hunde, bettelten um Gunſt und Protektion. Männer, welche wenige Tage zuvor ſchonungslos genug geweſen waren, Mutter und Schweſtern ob meines in Ungnade-gefallen-ſeins zu verhöhnen und blutige Stacheln in ihre Herzen zu drücken, machten ihnen jetzt den Hof, erklärten mit ſüßen myſtiſchen Worten, warum der Fürſt politiſcher Weiſe ſich habe gegen mich erboſt ſtellen müſſen, prophezeihten mir die wunderlichſten Glücksfälle und freuten ſich kindiſch, daß dennoch ſtets Genie und edles Herz triumphiren und zu Ehren kommen müßten.

Unter ſolchen Menſchen ſollte ich leben, mit ſolchen Weſen gemeinſchaftlich am Wohl des Staates arbeiten, als ihres Gleichen vor der Welt erſcheinen? Unmöglich, dagegen empörte ſich mein Innerſtes. Haß und tiefe Verachtung erfüllte mein Herz. Ich ſchwur mir ſelbſt den unverbrüchlichen Eid, ſolchem Jammer zu entfliehen, mir ſelbſt, der Wiſſenſchaft und der heitern Kunſt zu leben, ſelbſt wenn ich dabei ein wenig hungern müßte. Die Sehnſucht nach Freiheit erfaßte meine ganze Seele, die göttliche wollte ich um jeden Preis erringen und wohlgemuth und ſorglos überließ ich mich der luſtigen Jagd nach dieſem ewig vor uns her fliehenden Phantom.

Meine Antwort an den Viceminiſter war ein einfaches, trocken entſchiedenes Abſchiedsgeſuch. Der Schlaue hielt das ganze Manöver für eine mit dem Fürſten verabredete Sache, damit dieſer freie Hand gewänne, allenfalls nach einer kleinen Reiſe willkürlich mich einzuſchieben. — — Schon nach einer halben Stunde hatte ich die gewünſchte augenblickliche Entlaſſung in den ehrenvollſten Ausdrücken, und ein Billetchen dazu, worin man hoch und theuer verſicherte, niemals im Leben mit ſo ſchwerem Herzen und tiefem Gram ein: ja! geſchrieben zu haben.

Judas! lachte ich und eilte in's Schloß, um der Bauernaudienz bei der Fürſtin beizuwohnen und von dem Fürſten Abſchied zu nehmen. Beſchloſſen war es, noch in derſelben Woche abzureiſen. Wohin? das ſollten mir die Sterne des Himmels ſagen.

Die Bauern und Bäuerinnen im Sonntagsſchmuck nebſt den friſchgewaſchenen und ſtattlich aufgeputzten Kindern in dem glänzenden Salon der Fürſtin gewährten ein intereſſantes Schauſpiel. Bei einem Glas Landwein ſtand der Fürſt mit den Bauern in einem Fenſter im Geſpräch über Ackerbau und Viehzucht. Die Frauen ſaßen auf der ſchwellenden Ottomane, frühſtückten und ſtaunten; denn die Fürſtin ſaß auf dem Fußteppich am Boden und ſpielte mit den Kindern wie ein Kind, und freute ſich königlich, daß ihre Prinzeſſin eben ſo flink, genäſchig, neugierig und ungezogen war, wie die kleinen Bauermädchen, welche ſehr bald vertraulich geworden, das Fürſtenkind neckten, zerrten, zurückdrängten, als wären ſie alle gleichen Schlages. Die Buben ſtanden gleich den Schafen verdutzt in einer Ecke, mit ungeheuern Schinken- und Kuchenſchnitten in Händen und Taſchen. Eſſen und Trinken abgerechnet, fanden ſie keinen beſondern Anklang in all' der Pracht und Herrlichkeit, ſie ſchienen alle verſtummt in dumpfem Staunen und Brüten ob der unerhörten Dinge.

Den Fürſten rief die Conſeilsſtunde fort. Mit großer Herzlichkeit drückte er Männern und Frauen die Hand, dankte für die Freude, welche ſie mit ihrem Beſuch ihm gemacht hatten, bat ſie, den Herrn Paſtor und Schulmeiſter von ihm zu grüßen und eilte dann fort, mir die fernere Unterhaltung überlaſſend. Der Schlußakt des Feſtes begann. Männer, Frauen und Kinder wurden von der Fürſtin in den anſtoßenden Saal geführt, wo gleich dem Chriſtgeſchenk in zahlreichen Familien reiche lockende Spenden für jede einzelne Perſon aufgelegt waren, jedem Mann neben vielen Kleinigkeiten eine ſilberne Uhr mit ſilberner Kette, jeder Frau ein goldenes Kreuzchen um den Hals, jedem Haus die ſchön eingerahmten Bilder von Fürſt und Fürſtin. Nie ſah ich ſo viele Thränen des Entzückens fließen. Staunen und Stolz wurden noch größer, als die Fürſtin ihnen meldete, daß der Wagen ſie heimzuführen bereit ſtehe. Sie ſelbſt begleitete ſie, mit ihrer Prinzeſſin an der Hand, bis unter das große Portal und wich nicht, bis alle wohlbehalten auf die ungeheure Jagdwurſt gepackt waren, und die ſechs Rappen mit ihnen fortbrauſten.

(Fortſetzung folgt.)

Meerfahrt.

Die Wimpel weh'n, die Segel bläh'n und ſchwellen,
Und eben weil er droht, der Ocean,
Beginnt der junge Schiffer keck die Bahn
Ins dunkle Reich verhängnißvoller Wellen.
Was Furcht! — Den ſchnell bezwungenen Rebellen
Sieht er im Meer, lehnt's auf ſich im Orkan.
Gefahr ſcheint ihm ja Nichts als — Unterthan
Des Muths, der auf den Stern, den demant-hellen
Der Kraft, des Glück- und Selbſtvertrauens ſich ſtützt. —
O! ſeht des Schiffleins Wogen, Schwanken, Ringen,
Kein Steigen, Sinken! — Wird's denn ſo vollbringen,
Wird ſolcher Muth von Zufalls Gunſt beſchützt?
Er wird's! — O, Glück! — — Wie? ſprichſt du
ſchon vom Glücke?
Wer hofft, der träumt, und Traum birgt manche Tücke!

Gelungen iſt's, der Strudel iſt durchflogen,
Triumph! der Schiffer darf dem Hafen nah'n,
Wo ihn ſo viele Freunde jetzt umſah'n,
Ihn, der ſo einſam zog ins Reich der Wogen.
Behaglich wird der Ruhe nun gepflogen,
Und Er, den wir ſo kämpfen, ringen ſah'n,
Er freut ſich an der Tafel weitem Plan
Der Gäſte jetzt, die bei ihm eingezogen.
Wie ſelbſtbewußt ſchaut er auf ihren Reihn,
Wie lauſcht ſein Ohr des Trinkſpruchs Schlußaccorden:
„Für Ihn! Ihm Heil, deß Traum ſo wahr geworden!
Und Er? ſtimmt er in dieſen Jubel ein? —
Er ſtimmt! O, Glück! — Wie? ſprichſt du ſchon vom
Glücke?
Genuß iſt kurz — Genußgier ſeine Tücke!

Des Feſtes laute Freude iſt verklungen,
Geſchieden längſt der Gäſte frohe Zahl;
Doch hat das rechte Maas vom heitern Mahl
Die Bürgſchaft ihrer Wiederkehr errungen,
Das Band der ew'gen Gaſtfreundſchaft geſchlungen.
Und ſtill, am Meer, verklärt vom Abendſtrahl,
Ergeht im Nachgenuß ſich noch einmal,
Der Schiffer, ſinnend, in Erinnerungen,
Und malt im Geiſte ſtill ſich Zug für Zug
Wie er gehofft, erreicht und dann genoſſen.
Iſt's denn vom Hauch der Meiſterſchaft umfloſſen
Dies Bild? — und ſpricht's: du thateſt dir genug?
Es ſpricht's! O, Glück! — Jetzt rede dreiſt von Glücke,
An Selbſtgenugthuung ſtirbt ſeine Tücke.

Albert Quednow.

Träumereien über muſikaliſche Kritik.

(Fortſetzung.)

Die Kritik wandelte durch jene Säle, mit umgedrehtem Kopf, ſo daß das Geſicht nach hinten ſchauend, die Gegenwart und die Zukunft nur ſo ſehen konnte, wie die fertigen Gläſer und Spiegel der Vergangenheit ſie zeigten. Es war die Zeit der Mumien-Manie. Alle Gebrechen und Übel und Krankheiten der Zeit ſollten und konnten nur mit Mumie geheilt werden. Es war die Zeit, in welcher nur der ein Deutſcher genannt werden ſollte, der lange Haare, polniſchen Rock, Pluderhoſen und nackten Hals trug. Alles übrige wurde verlacht und verdammt. Es war die Zeit, in welcher Urbino und Michel Angelo für weichlich ſüße wälſche Schmierer und unwürdig erklärt wurden, einem Dürer und Cranach die Schuhriemen zu löſen. Es war die Zeit, welche nur in und aus längſt bemoosten Gräbern Heil und Freude ſuchte, und keinen andern Garten für ſchön und ziemlich erachtete, als den halbvergeſſenen Holländiſchen mit den Alleen der zierlich beſchnittenen Bäume und Sträuche, mit den regelrechten Tulpenbeeten und mit dem tiefkünſtlichen, myſtiſch-geiſtigen Einerlei der einſt ſo beliebten Labyrinthe. Es war die ſchöne Zeit des erhabenen Terrorismus, der alle lebenden Potenzen und Notabilitäten laterniſiren und guillotiniren wollte, zu Ehren der reinen und legitimen Vergangenheit, der hiſtoriſchen Mächte. Es war die Zeit, in welcher man den Satz entdeckte, daß aus den Wurzeln alle Pflanzen aufſchießen und daraus die ſchöne Folgerung ſehr logiſch ableitete, daß alſo auch Stamm und Äſte, Blätter und Blüten und Früchte, in Form, Farbe, Geruch und geiſtigem Inhalt ewig nur der Wurzel gleichen dürfen. Es war die ſchöne Zeit, in welcher das Rechnen die höchſte Aufgabe der Kunſt, das Gelernt-haben und Wiſſen der höchſte Ruhm, das Können für eine revolutionäre Eigenſchaft, Phantaſie und Schöpferkraft für Verführer gehalten wurden, für mokante, alberne Geſellen, die man meiſtern müſſe und nicht dürfe aufkommen laſſen. Es war die Zeit der wohlfeilen und ſterilen Vergötterung, der impotenten Anbetung, des ſchaalen, herben Götzendienſtes, der überaus lächerlichen Mißkennung und Nichtbeachtung des Geiſtes der Kunſt, ſeiner Wirkung auf die Welt, ſeiner wechſelnden Bildung mit der Welt. Es war die edle Zeit, in welcher eine Schaar der windigſten Nullitätsknappen und kunſt-baarer Schulmeiſter zur Ritter- und Doctorwürde ſich emporzuſchwingen glaubte, indem ſie der Gegenwart frech Hohn ſprach, und ſelbſt die Schlacken der Vergangenheit als gediegenes Gold pries, indem ſie nirgends Geiſt und höheres Leben erkennend, die edle Rechnenkunſt auf den Thron erheben wollte und keck verlangte, daß man die Kniee vor dieſem goldenen Kalb beugen ſollte. Ewig nur das eine wollte man, und vergaß darüber das ewig Einzige. Die freie, heitre Kunſt ſollte gewaltſam zur freudeleeren Wiſſenſchaft, zur öden Formellehre, zum ſtarren mühſeligen, durch Fleiß und nach Beiſpielen erlernbaren Arbeitsthema, zum Rechnenexempel werden. — Selbſt der Rieſe Beethoven, die hohen Meiſter Cherubini, Mehül ꝛc. wurden von jener Raçe der Strengen ſelten oder nie anerkannt wegen ihres Reichthum's an der ſchönen Gottesgabe Genie, ſondern größtentheils nur wegen der Wiſſenſchaftlichkeit ihres Satzes, welche gerade, wenigſtens bei Mehül und Cherubini nicht ſelten den edlen Geiſt deckt, verſchleiert, überſandet, der Menge unverſtändlich macht, der Poeſie entfremdet.

Alle Tonſetzer, in welchen nur ein Funke von Poeſie und Schöpferkraft athmete, welche alle Welt mit ihren Werken erheiterten, belebten, erfriſchten, erquickten und zum Theil heute noch unübertroffen erſcheinen, wurden für Dudler und Sudler erklärt. Sachini und Gugliemi, Cimaroſa und Paiſiello, Gretry und D'Allayrac, Gaveaux und Berton, Dittersdorff und Schenk, W. Müller und Winter ꝛc. konnten bei ſolchen gelehrten Herrn nur vornehmes Naſenrümpfen erregen. Für barbariſch dumm wurde das Volk erklärt, welches heutzutage noch an der Würze ihrer Melodieen ſich erquickte. Selbſt W. A. Mozart erſchien erſchien geraume Zeit hindurch — nicht mehr gelehrt genug! Nicht gedichtet und geſchaffen ſollte die Muſik mehr werden, ſondern gearbeitet, verarbeitet und zerarbeitet; mit jahrelangen Nachtwachen, Kopfbrechereien und Halsbrechereien im Schweiß des Angeſichts zuſammengemartert werden! —

Die Welt kann unmöglich eine gute ſein, weil der liebe Gott nur ſechs Tage zu dem ganzen Plunder brauchte.

Aber Gott läßt ſeiner nicht ſpotten, und ſeine ſchöne Welt ſich nicht verkümmern und verderben durch Menſchenſatzung und Menſchenwahn! Wahrheit und Natur lichten ſich ihre Bahnen ſtets wieder, wenn es allerwärts zu dunkeln anfängt — oft mit ſeltſamen Mitteln und auf faſt wunderbaren Wegen. Die Poeſie erkämpft und erſiegt ihre Rechte auf den ewigen unantaſtbaren Herrſcherthron über alle neidiſchen und uſurpatoriſchen Mächte, durch unverſiegbaren Zauber und unerſchöpfliche Kraft. Die Poeſie lebte als Verbannte kümmerlich fort auf deutſcher Erde, einſam und nur mit gar wenigen Sterblichen einen vertrauten Umgang pflegend. Um Mitternacht, wenn kein Schulmeiſter mehr wachte, die Setzer der kritiſchen Blätter längſt ſchliefen, da drängten ſich die Befreundeten eng zuſammen am Fortepiano beim matt glimmenden Lämpchen, und plauderten und koſ'ten viel Herzliches und Trauliches, und all dies Geplauder und Gekoſe verkörperte ſich in einzelne ſchöne Sänge und Lieder, in Sohlenbeflügelnde, Luſtweckende Tänze und wunderbare Inſtrumentalſätze, welche alle klingen wie Heimweh, Schmerz und Trauer über den Verluſt des Edelſten, wie Sehnſucht nach Beſſerem. Zuweilen ſetzte ſich die Hoffnung zu dem nächtlichen Verein und die Liebe. Sie plauderten und koſten mit. Dann erſchien für Momente die Erde als ein Morgenroth-glühendes, Mai-grünes Saatfeld, Lerchen wirbelten auf in die erquickenden Lüfte, heitre Mädchen und Jünglinge begrüßten das neue Leben mit herzlichem Jubel, und Kinder ſpielten und jauchzten, und kobolzten und neckten ſo unbefangen, als gebe es keine Ruthen und keine Schulmeiſter mehr auf der ſchönen grünen Erde. —

Die Welt hörte in ihrem ſchweren Schlaf die Töne jener Trauer und dieſer Wonne nur wie im Traum. Der Traum verſchwand, man ſetzte ſich beim Morgenkaffee ſchon wie gewöhnlich wieder an die Zeitungen und las — Abhandlungen und Recenſionen, nickte gelehrt mit den Gelehrten und betete verdammend nach Acht und Interdict und Bannbuſſe gegen Herz und Phantaſie, Freiheit und Natur. — Die Menſchenweisheit ſoll leben! (Schluß folgt.)

Buntes.

*** **Klagen der Gans.** „Endlich reißt mir die Geduld. Die Menſchen haben nun ſchon faſt den ganzen Inhalt der Arche Noäh über's Theater gehen laſſen, — blos an mich will noch immer die Reihe nicht kommen. Den Hund des Aubry wird man gar nicht müde, dem Publikum vorzuführen, obgleich dieſes längſt müde geworden iſt, ihn zu ſehen. Eſel und Affe genießen nicht allein die Ehre, im Rochus Pumpernickel und im Joco zu erſcheinen, — ſie treten auch, da dieſe Stücke zu veralten anfangen, faſt in jedem Iffland'ſchen Familienſchauſpiel wieder auf. Böcke hat man ebenfalls ſchon zum Ueberdruß auf die Bühne gebracht. In der Olympia ſieht man ſogar das größte vierfüßige Thier, den Elephanten, im Triumph einherſtolziren, und wenn der größte unter den Vögeln noch nicht ebenſo die Bretter betreten hat, ſo iſt dafür hinter den Couliſſen ein Strauß deſto gewöhnlicher. Da man auch den kleinern Vögeln, wie Elſter, Rabe, Nachtigall, den Eintritt zum Muſentempel nicht verſagte, ſo kann mich der Umſtand nicht ausſchließen, daß ich das erforderliche Theatermaaß nicht habe. Ich bin vielmehr eine ganz ſtattliche Perſon, und Niemand verſchmähe mich auch, wenn ich in der Schüſſel vor ihm ſtehe; — warum ſoll ich denn nur vom Präſentirteller dramatiſcher Gourmandiſen verbannt ſein? — Man braucht wahrlich nicht Zoologie ſtudirt zu haben, um zu wiſſen, daß eine Gans keine Taube iſt, und daß ihr folglich ſehr wohl die Galle überlaufen kann, wenn ſie ſich, trotz ihrer vielſeitigen Verdienſte, von allen Seiten verkannt und zurückgeſetzt ſieht. Vergeſſen die theatraliſchen Schriftſteller denn völlig, daß ſie ihren Ruhm, außer dem Schwan, welcher einen trefflichen Dictionnaire herausgab, mir, der Gans, zu verdanken haben? Schwingen ſich Angely und Conſorten mit andern Flügeln auf den Olymp, als mit den meinigen? Wahrhaftig! man muß noch etwas Aergeres ſein, als eine Gans, wenn man nicht einſieht, daß zur Uebertragung des Geſchnatters franzöſiſcher Luſtſpiele in unſre Mutterſprache nichts weiter nöthig iſt, als eine Feder. Kopf braucht man dazu nur, inſofern Ohren daran ſitzen, hinter welche man beim Aufſuchen unbekannter Wörter die Feder zu ſtecken gewohnt iſt. — Ich habe einſt das wirkliche Rom vor den Galliern beſchützt, wenn ich jetzt das literariſche, das ſich noch hier und da in Deutſchland aufhält, durch eben dieſe Feinde zu vernichten ſuche, ſo hat Niemand die Schuld, als die Deutſchen ſelber, die ſich meiner gnädigen Protection durch die unerhörteſten Vernachläſſigungen unwürdig gemacht haben. Ueberall lieſt man den Scribe, aber Plautus und Terenz ſind nur noch in den Händen grämlicher Schulpedanten, welche ſie nicht des Spaßes, ſondern der Latinität wegen leſen. — Auch ſcheint mir, daß die Menſchen all das Unheil, das ich anrichten könnte, fürchten und es zu verhüten ſtreben. Für den Fall, daß es mir einfiele, einmal keine harte Federn mehr hervorwachſen zu laſſen, haben ſie Stahlfedern erfunden, und räch' ich mich an dieſen Schändlichen ſo ſehr, daß ich ihnen die bisherige Lieferung der Bettfedern aufſagte, ſo würde ſelbſt dieſer Schlag keine Unvorbereiteten treffen. Denn ſie muntern mit bewundernswerther Vorſicht alle ſchlechten Schriftſteller auf, weil ſie ſicher ſein dürfen, daß ſie auch auf einem Strohlager augenblicklich einſchlafen werden, ſo lange es noch literariſches Stroh gibt. — Trotzdem ſcheinen ſie ſich ihre Kiſſen lieber von mir, als von der langen Weile füllen zu laſſen. Denn es iſt ſonnenklar, daß ſie die Verachtung, welche meiner Perſon zu Theil wird, durch die Verehrung jener Perſonen wieder gut zu machen ſuchen, bei denen ich Gevatter ſtand. Es gibt nämlich unter den Menſchen eine Claſſe von Frauenzimmern, welche allgemein Gänſe heißen, und es iſt gewiß kein Zufall, daß dieſe immer die vornehmſten ſind und am meiſten geprieſen und angebetet werden. Sie ſpielen ſowohl in der Welt die erſten Rollen, als auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Aber die Schauſpieldirektoren irren ſich, wenn ſie glauben, es beſänftige meinen Groll, daß ſie denjenigen Actricen, welche mit dem meiſten Recht den Titel Gans führen, auch am meiſten Gage geben. Ich verlange vielmehr, ſelbſt auf den Cothurn treten zu dürfen, der für meine Schwimmfüße wie gemacht iſt, da der Schauſpieler hinter dem Publikum, das immer in Thränen ſchwimmen will, nicht zurückbleiben ſoll. Vielleicht eigne ich mich auch durch Stimme und Gang für das Fach der komiſchen Mütter. — Sollte jedoch weder Melpomene noch Thalia mir ihren Tempel öffnen, ſo mache ſich nur auch jede Küchenmuſe darauf gefaßt, daß ich ihr Heiligthum niemals wieder betrete. Mein ganzes Geſchlecht werde ich bereden, den Zweifel an meiner theatraliſchen Fähigkeit durch Entäußerung desjenigen Talents zu rächen, worin uns bisher nur wenige Nationen gleich kamen, — des Talents, uns ſchlachten, rupfen und an den Spieß ſtecken zu laſſen. Wir werden nichts eſſen, damit man uns nicht eſſe, wir werden als halbe Gerippe herumwandeln, damit man uns nicht in ganze verwandle, wir werden unſre Knochen vom Hunger abnagen laſſen, damit kein Hungriger es möge, — wir werden die Nahrung fliehen, als wäre ſie vergiftet, und da der Hunger ebenfalls ein Gift iſt, wenn man ihn in Menge zu ſich nimmt, ſo werden wir dem König Mithridates nachahmen, welcher nicht vergiftet werden konnte, weil er ſich allmählich an den Genuß des Giftes gewöhnt hatte, — wir werden uns bemühen, von der Luft zu leben, damit wir nicht am Feuer das Leben verlieren. Fanden äſthetiſche Zungen keinen Geſchmack an uns, ſo ſollen es andere noch weniger. Das Faſten ſoll uns magerer machen, als es conſervirte Gänſeriche fett macht, — wir wollen ſo fleiſchlos ſein, wie Dichter und Freitiſche. Die blutgierigſten Köchinnen werden uns mitleidig verſchonen und eher ihre Thränen als unſer Blut fließen laſſen. Das Feſt des heiligen Martin wird ohne die Hauptperſonen gefeiert werden, und der Bau einer Straßburger Gänſeleberpaſtete wird eben ſo wenig mehr zu Stande kommen, als der Bau des Straßburger Münſters."

W. Achat.

*** Die „deutſche Geſellſchaft für Erforſchung vaterländiſcher Sprache und Alterthümer in Leipzig" beſchäftigt ſich in rühmlicher Ausdauer ſchon ſeit längerer Zeit damit, Notizen und Zeichnungen von den deutſchen Baudenkmalen in allen Enden und Winkeln des Vaterlandes, zum Behufe eines künftigen erſchöpfenden Quellenwerks über deutſche Baukunſt, zu ſammeln. Drei Mitglieder der Geſellſchaft, Dr. L. Puttrich, G. W. Geyſer jun. und Dr. C. L. Stieglitz geben jetzt die Denkmale der Baukunſt des Mittelalters in Sachſen heraus, deren erſte Lieferung die Schloßkirche zu Wechſelburg enthält (mit 13. Platten). Fröhliches Gedeihen kann und möge dem löblichen, ernſten Eifer nicht fehlen!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 122. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 23. Mai.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

24. Freiheit.

Des Fürſten ſchönes Herz hätte mich beinahe wieder wankend gemacht in meinem mir ſelbſt beſchworenen Beſchluß. Auf das Schmerzlichſte bewegt rief er aus: So willſt denn auch du mich verlaſſen, der einzige, der letzte meiner Jugendfreunde! Allein ſoll ich ſtehen —

„Karl wird meine Stelle vertreten.“

Er iſt mir, er iſt ſich ſelbſt fremd geworden durch den neuen Beruf, ſo wie du dir jetzt fremd werden willſt. Höre meine warnende, bittende Stimme! Verlaß' dein Vaterland nicht, entreiße dich nicht den ſchönen Banden, ſtürze dich nicht in eine Flut voll Klippen und Stürme. Sei ehrlich gegen dich ſelbſt. Nicht die alberne Aſſeſſorgeſchichte treibt dich fort, — ſondern ſie, ſie; jene Aurelie hoffſt du zu erjagen.

„Bei'm ewigen Gott, nein!“

Was iſt es denn ſonſt, was kannſt du außen ſuchen, was du nicht auch hier finden könnteſt?

„Freiheit! Emancipation von allen Feſſeln der Laune, des Haſſes und des Übermuthes Anderer; eine Beſchäftigung, welche meinen Studien und meinem Herzen entſpricht.“

Dahinaus? armer Freund! Was iſt deine Freiheit, was ſind ſolche Feſſeln? Wie iſt es möglich, daß ein Mann deines Kopfes ſo verworren thörigten Träumen ſich überlaſſen kann? Feſſeln nennſt du ein Amt, die Verpflichtung gegen dein Vaterland, deines Geiſtes und Herzens Kraft ihm zu widmen, den Eid, deinem Fürſten geſchworen, daß du auf der ſchwierigen Bahn ihm treu als Gehülfe und Freund zur Seite gehen willſt, das Recht, von Fürſt und Vaterland dafür die Befriedigung deiner Bedürfniſſe zu verlangen und ſorgenlos für alle Zukunft ſein zu dürfen? Eine Feſſel nennſt du dies alles, weil manches dabei ſich zutragen kann, was deinen Anſichten zuwider, deinen Wünſchen und Leidenſchaften und Hoffnungen entgegen iſt, weil deinem Titel das Prädikat eines Dieners anklebt, weil das Geſetz Gehorſam gegen deinen Fürſten dir auferlegt? Und — was nennſt du dagegen deine Freiheit? Von vager Luſt umhergetrieben, der Laune zu leben, bis die Börſe leer iſt —

„Haben Sie den Wüſtling, den Libertin in mir kennen gelernt?“

Nein — ſonſt ſprächen wir nicht hier Auge in Auge, Herz an Herz. Aber, du wirſt es werden —

„Mein Fürſt!“ —

Der Ton war ein Mißlaut, Ferdinand. Dein Jugendfreund, dein Herzensfreund ſpricht mit dir, was hat der Fürſt hier zu ſchaffen? Der Poetenkitzel ſticht dich, du wähnſt den Apoll und die Muſen zu erjagen in zügelloſem Rennen über Berg und Thal, du wähnſt der Welt nicht zu bedürfen, du wähnſt dich ein Genie, einen Heros, der gleich einem Göthe und Schiller über die Welt ſich ſtellen, ihr gebieten könne, und glaubſt, den Muſen allein würdig leben zu können, indem du, jedem Staats- und Familienbündniß entſagend, frei durch alle Lande dich bewegſt. Frei? iſt es Freiheit, wenn du um des Erwerbes willen ſchreiben mußt? Wenn du dich beugen mußt der Laune der Leſewelt, dem Spekulationsgeiſt der Buchhändler, dem Modeton der herrſchenden Kritiker? Iſt es Freiheit, wenn die Noth der Selbſterhaltung dich zwingt, zu dichten und zu arbeiten, wo deine Phantaſie und dein Herz dir nichts diktiren? Iſt es Freiheit, wenn die heitre Kunſt, die beſeligende Poeſie zur Taglöhnerarbeit, zum Frohndienſt herabgewürdigt, mit trübem Geſicht und ſcheuer Miene dich nähren, — aber mehr, und mehr all' ihren hehren Schwung, ihr wonniges Duften und Klingen und Träumen dir verſagen und entziehen? Iſt es Freiheit, wenn dein Talent vorſchnell ſich aufzehrt und, von der täglichen Laſt gebeugt, ſchwindet, — weil die Zeit zu Studien und Fortſchritten dir mangelt, weil der Magen dem Geiſt allmächtig gebietet? Biſt du frei als ein Sklave der eiſernen Noth, eines unglückſel'gen Wahns, eines bejammernswerthen Hochmuths? Oder hoffſt du, — die Freiheit jener Cyniker zu erringen, die, im Schmutz des Jammerlebens ſich wälzend, ihr Talent beſudelnd, der Nichtigkeit fröhnend, allem edlerem Streben und Wirken entriſſen, — ſelbſt ihr Andenken mit Schmach beladen, ihre Poeſie in Branntwein erſäufen?

„Sie übertreiben; wer übertreibt, ſagt gar nichts!“

Keinen Buchſtaben meiner Rede kannſt du der Übertreibung überführen. Ja, du wirſt der modernen Journalliteratur über kurz oder lang verfallen, dem kritiſchen Elend oder dem Correſpondenzjammer. In Lappalien wird dein Talent ſich aufreiben, in Ärger dein Gemüth ſich vergällen, in Verachtung Anderer dein Herz allmählich von der ſchönen Höhe der Liebe herabſinken. Du wirſt nach zwanzig Jahren deine Werke überſchauen und ſchmerzlich ausrufen: Beſſeres hätte ich liefern können! Du wirſt dein Leben betrachten und mit Thränen geſtehen: ich habe mein Leben in der elendeſten Sklaverei verloren, ich habe mit dem von der Natur mir verliehenen Pfund nicht gewuchert, ich habe weder der Welt genützt noch mir ſelbſt Vortheil und Freude errungen. Höre mich, Ferdinand, höre die Stimme der Vernunft und des treuſten, dir freundlichſten Herzens.

„Es ſchmerzt mich wahrlich, ſo gnädige Gefühle nicht mit einem unterthänigen: Ja! erwiedern zu können. Feſt ſteht mein Entſchluß, ich folge ihm, was auch kommen möge! Morgen reiſe ich ab.“

So leben Sie wohl, Herr Baron! Der Himmel gebe, daß Sie nie dieſer Stunde in Schmerzen ſich erinnern, und bei keinem Unfall des Lebens ſich ſagen müſſen: dies alles habe ich durch Kälte und herben Übermuth gegen meinen wärmſten und redlichſten Freund verdient!

Seines Schmerzes nicht mehr mächtig, ſtürmte der Fürſt mit bedecktem Auge hinaus. Ich ſtand einen Augenblick, bis in mein Innerſtes erſchüttert und unentſchloſſen. Aber Eitelkeit und Freiheitsluſt ſiegten; einem Beleidigten ähnlich, ſchritt ich raſch durch die klingenden Hallen, hinaus aus der despotiſchen Atmoſphäre und trank die Luſt der Freiheit in mächtigen Zügen.

Mein Hab und Gut war deſſelben Tages noch verſchachert, und mit der Sonne Aufgang ſchmetterte das Poſthorn vor meinem Wagen.

Nie ſah ich den Fürſten wieder, aber oft ſchwebte jene Stunde wie ein trübes Geſpenſt vor meiner Seele! Oft ſah ich ſein freundliches Auge mit Schmerz auf mir weilen. Stolz und Hochmuth ſchleppen ſtets die Rache ſelbſt mit ſich herum! Im Gefolge der Freiheit klirrt die Feſſel des Zwangs und der Nothwendigkeit, wo nicht Eminenz des Wiſſens und wahrhaft großes Genie über alle gewöhnlichen Verhältniſſe erheben. Der Schriftſteller von Profeſſion, der nicht die ganze Maſſe ſeiner Zeit aufzuregen im Stande iſt, und zu gut ſich fühlt, um ſchlecht oder gemein zu ſein, iſt wahrlich eines der ärmſten Weſen unſrer kultivirten Zeit.

Dennoch laſſen Hunderte von der fata morgana ſich blenden, — betäuben, hinreißen von dem Geſang dieſer gefahrvollſten und lockenſten aller Syrenen!

25. Irrfahrt.

Sie zu ſuchen, war ich nach Frankreich geflogen. Der Pariſer Bankier wußte nichts Genaues, als daß ſie eine Reiſe nach Rußland und Schweden angetreten habe. Dorthin ihr folgen? Nimmermehr!

Träumend und nur ſcheinbar genießend, zog ich planlos lange in der Welt des heitern Volks umher. Zerſtreuung, Betäubung wird eine ſolche Reiſe, zur Erholung und Belehrung kann ſie kaum momentan gedeihen.

Anſichten, Bilder, Erſcheinungen, Betrachtungen wollte ich ſammeln, Vergleichungen anſtellen mit der Natur und den Menſchen anderer Länder. Und nirgends fand ich Bemerkenswerthes! Schwermüthige Einſamkeit lagerte auf mir in den Boulevards und im Palaisroyal zu Paris, wie auf den Zinnen von Pleſſis-les-Tours und auf den grandios ſchauerlichen Höhen von Mont-Saint-Michél mit dem brandenden Ocean und den tückiſchen Dünen und den wundervollen Fernſichten. Sie war nicht da, und ich war doch bei ihr, ich wußte nur nicht: wo.

Das bourboniſch üppige Leben des maſtenumwaldeten Bordeaux nahm nahm mich in ſeine warmen ſeidenen Arme, küßte mich brünſtig mit bacchiſchen Lippen, fächelte mich in behagliche Ruhe mit dem weichen Athem ſeiner ſammtnen Weſte, buhlte mit der Pracht und Herrlichkeit aller Welttheile um mich her, lächelte mich an mit all' ſeinen freudeſuchenden, wonneverheißenden Augen. Erde, Waſſer, Meer und Luft und Himmel ſind dort ſo ſchön, liebenswürdig und lebensfroh die Menſchen. Sie war nicht da, und ich war doch bei ihr, ich wußte nur nicht: wo.

Das Schlachtfeld von Toulouſe gähnte mich an mit langweilig engliſchen Augen. Hier endigt alles Angenehme und Reizende des franzöſiſchen Charakters plötzlich und auffallend. Nichtsthuende, nichtsfühlende und nichtsdenkende Beſchauung und ein fanatiſch wilder Hang zu Pfafferei und Aberglauben erinnern überall an Jean Calas und verſichern, daß heute noch dieſelbe Scene wiedergeſpielt werden kann. Die Stupidität unter dem gemeinen Volk, die Pfaffenpropaganda und der Schleichhandel mit den ſpaniſchen Gränzen haben des Volks Charakter verdüſtert und verſäuert, wohl ſpaniſch und italiäniſch faul gemacht, aber weder die Würde ſpaniſcher Ritterlichkeit noch den Glanz italiäniſcher Kunſtfreude verliehen. Für beides halten dort die höheren Stände eine ungewöhnlich reizbare Sinnlichkeit und ſolenne Liederlichkeit.

Die pittoresken und lachenden Ufer des Adour und einiger Strecken der Garonne ſind Frankreichs Paphos, aber verlaſſen von ſeinen Göttern und Sängern. Dort war mir wohl. Die Trauer über all das Zeitwidrige, Rohe, Verderbnißreiche, den Segen der Natur und alle wahre Menſchenfreude Verkümmernde, verſchlang den Schmerz in meiner Bruſt. Dort frägt man mitunter noch ſtaunend: hat die Revolution von 1789 dieſes Land wirklich berühret? Schwebten Napoleons Adler über dieſen Thälern? Oder, war dies alles nur ein wirrer Traum, welchen dieſe glückſeligen Ufer in ihrer ſtumpfen Alterthümlichkeit nicht mitträumten?

(Fortſetzung folgt.)

Träumereien über muſikaliſche Kritik.

(Schluß.)

Da erklang in Italien eines Jünglings Harfe, und ganz Italien lebte auf an dieſen Klängen, und die Alpen ſchüttelten bedenklich ihre eisbedeckten Rücken, und Adria's Meer rauſchte und wogte hinan zu den glückſeligen Ufern, der Zauberharfe Klang zu vernehmen, und die Waldumſchatteten Hügel des Appenin's ſäuſelten und liſpelten behaglich aufgeregt, und alle Quellen und Bächlein murmelten und plätſcherten freudig, wie ſpielende Kinder, und ſtolzer und majeſtätiſcher wogten alle Ströme, und alle Thale wiederholten in tauſendfältigem ſchmerzlich wonnigem Echo: „oh patria!“ Wo Leben und Liebe dem Buſen der Natur entquoll, da ſangen Leben und Liebe „di tanti palpiti, di tante pene!“

Die Marſeillaiſe der Kunſt war erklungen. Ein freundlicher Oſt trug ſie auf weichen Fittigen über die Alpen. Das lichtſtrahlende Zeichen einer neuen Epoche, der Morgengruß der Freiheit, der verjüngten Welt durchflog wie ein Blitz alle Lande und entzündete dieſſeits und jenſeits des Ozeans eine neue Glut der Liebe, der Luſt, des Segens.

Die verwittwete, trauernde Kunſt erſchien wieder in bräutlichem Schmuck, reichte dem Genie ihre Hand am Altar der Natur, alles Volk jauchzte Beifall dem edlen Paar und die Vorſehung ſprach den Segen: ſeid fruchtbar und mehret euch!

Aber die Herren der alten Perücken ſchrieben papierne Epithalamien voll Spott und Galle und Gift. Die Meiſter der Ruthen machten grimmig eine Fauſt im Sack und knirſchten: „Wehe, die Dummheit ſiegt!“ Die Helden der Rechnenkunſt warfen hohe Schanzen auf von alten Kompendien und Formelbüchern, tauften jede Redoute mit ehrwürdig unvergeßlichen Namen, ſammelten aus der kampfluſtigen Jugend Viele in ihr Lager und brüllten dann: „Krieg den Verderbern! Kampf den Neuerern! Tod und Schmach den Naturaliſten! Steinigt den Ignoranten!“

Allein das Volk ließ ſeinen holden, lieben, Lied auf Lied ſpendenden Ignoranten nicht ſteinigen. Er lebt noch heute friſch und erfreuend in Aller Herzen, und wird wahrſcheinlich noch lange fortleben, wenn alle jene erlauchten Herren Widerſacher längſt geſtorben und vergeſſen ſein werden.

Als die Widerſacher ſchon halb gewonnen Spiel zu haben wähnten, da ſchüttelte plötzlich an der Elbe das Lied vom *ſchönen grünen Jungfernkranz* ſein Blumengeſchmücktes Haupt, daß der Duft erquickend, berauſchend auf Flügeln der Morgenröthe ſich verbreitete über alle Welt. Alles Volk jauchzte dem neuen Freudenbringer entgegen, und erkannte trotz der andern Kleidung, eines andern Gebahrens und anderer Sitten darin den leiblichen Bruder ſeines lieben di tanti palpiti. Und *Louis Spohr* ließ ſeine prächtige Geige fallen, ergriff die Feder, belebte ſie mit dem Götterathem ſeiner Seele, und ließ ſie ſingen andere Lieder als Andere, aber ſchöne, eindringliche, warme Lieder, ſchwebend über einer Au voll bunter, duftiger, neuer, eigenthümlicher Blüten der prägnanteſten Harmonie. Seine Form iſt eine conſtitutionelle, in welcher die Mittelſtimmen oft als Landſtände die Königin Melodie lenken und überglänzen. — Und aus dem Grab hob ſich *M. Weber* und küßte ſeinen lieben *Marſchner* mit dem Kuß des ewigen Lebens und Marſchner griff in die Saiten, daß ſie weithin dröhnten und klagten und jauchzten und liſpelten in geiſtbeſchwingten, ahnungsvollen, allbelebenden Weiſen.

Gegen vier ſo mächtige Brüder zugleich anzukämpfen, ſchien den Widerſachern allzubedenklich. Divide et impera! liſpelten ſie ſich als Parole zu. Das Landmannſchaftsgefühl ſuchte man zu wecken, die Deutſchheit zu ſtacheln gegen die welſchen Meiſter, während man unmerklich den Jungfernkranz ſeines Duft's und ſeiner Blüthen entkleiden wollte, den Duft von Spohr's Blumen nicht ſelten einen Geſtank, und Marſchner ganz leiſe einen Affen ſchalt.

Lächerlich! als ob die Zauberkraft des Genies auf *eine* Sprache beſchränkt, in *eines* Landes Gränze gebannt wäre! Das Genie gehört der ganzen Welt und allen Zeiten an!

Der Kampf ſchlief allmählig ein, die neuen Lieder wachten und labten und wirkten, während zugleich alles Volk mit friſcher Luſt an den alten Liedern ſeiner Heroen ſich ergötzte und labte und neue Kränze flocht für die Häupter ſeiner großen Verſtorbenen.

Da flog plötzlich aus dumpfgährendem, unruhig bewegtem Boden der allzeit wirren Franzoſenſtadt gleich einer Leuchtkugel der fünfte Bruder auf und traf wie ein Blitz alle Herzen, und alle Welt ſang das *Fiſcherlied* und das *Schlummerlied*! Staunend hatte der alte *Boieldieu* den neuen Klängen in allen Landen gelauſcht. Es regte und rührte ſich in ſeiner edlen Bruſt, alles um ihn her wurde Melodie, Geſang, ſchönes, höheres Leben und in jugendlicher Anmuth, im erfriſchendem Liebreiz erklangen die Lieder der Dame von Avenel!

Sachte meine lieben alten Perücken und jungen Impotenzen! Aufgepaßt, bevor ihr von neuem zu eurer Schmach einen albernen Kampf beginnt mit der Übermacht. Schon ſind's ihrer Viele, und bereits tritt ein Neuer in Italien auf, ein zwar minder mächtig bewehrter, aber flotter Streiter. Ganz Europa liebt ihn, und nennt ihn ſeinen Bellini! Glaubt nicht, daß er der Letzte ſein werde, gewiß kommen noch mehrere und [illegible]! —

Der Verſtand der Kritik kann irren, und hat ſich geirrt durch alle Zeiten und Zungen. Das Herz des Volks kann nie ſich irren. Der Verſtand der Kritik war es, der einſt dem Gluck feindlich in den Weg trat, der einen Mozart erdrücken wollte und einem Beethoven, mit bedenklicher Miene ein: halt! und quo usque tandem? entgegen ſchrie.

Das Herz des Volks war dem Herrlichen jener Herrlichen von der Geburt an zugethan, iſt es ihm noch und wird es ihm bleiben, daſſelbe Herz, welches mit Liebe zu Roſſini, Weber, Spohr, Marſchner, Auber, Boieldieu und Bellini ſich neigt, daſſelbe Herz, welches von allen andern Meiſtern das einzelne Gute mit Liebe hört, mit freudiger Begeiſterung in ſich aufnimmt, das nur dem Schaalen und Herzloſen abhold, Schulaufgaben und Leiſtungen der Lehre vom Generalbaß und Contrapunkt niemals für Muſik halten wird. Die vortrefflichſte Löſung metriſcher Aufgaben, die glatteſten, rundeſten, wohlklingendſten Verſe ſind noch lang kein Gedicht. Göthe und Schiller gelten zuweilen noch für bedeutende Schriftſteller, obgleich ſie die Sprache anders handhaben wie einſt der große Luther. Allongeperücken und Haarbeutel, Galanteriedegen und ſpaniſches Rohr mit großen Troddeln, kurze Hoſen mit nett geſtickten Kniebändern und mächtigen Steinſchnallen auf den Schuhen, Weſten bis auf die halbe Lende und runde vielfärbig geſtreifte Fracks, waren wohl eine elegante und lange Zeit gangbare Modetracht. Der ſchöne Mann mag auch in jener Tracht ſchön erſchienen ſein, ſchön machen kann ſie keinen Mann. Warum ſollen wir jetzt noch alſo gekleidet gehen? — Betrachtet den Mann und laßt jeden nach Gefallen ſich kleiden, wie es ihm bequem und warm dünkt. Entſagt den Schneider-Recenſionen!

Ja, die Gelehrſamkeit vieler Lehrer und die Dummheit vieler Lernenden waren ſo brutal, daß ſie, unſerm Herrgott ſelbſt Hohn ſprechend, die Mittel als den Zweck betrachteten und prieſen, indem ſie den Generalbaß und Contrapunkt für Muſik ausſchrieen, und jeden für einen Tonſetzer erklärten, welcher mittelſt einiger auf Notenpapier geſchriebener Beiſpiele beweiſen konnte, daß er die Lehren des Generalbaſſes und Contrapunktes wohl oder übel ſtudiert habe.

Die Muſikanten und Schulmeiſter haben der Muſik viel Leids angethan.

Dem Himmel ſei Dank! Die Zeit ihres Regiments iſt vorüber, und jeder darf ſingen und pfeifen, wie es die liebe Mutter Natur ihm eingibt, welche, ſtreng genommen, noch nie geirrt hat, und den Contrapunkt oft wundervoll dem Herzen ihrer Lieblinge entlockt, bevor ſolche in Büchern ihn geleſen haben.

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Ehe ich von der Literatur ſcheide, noch ein Wort. Es gibt hier eine kleine, alte Frau, die gewöhnlich ein ſchwarzes Kleid trägt, einen großen Hut, durchaus nicht nach der Mode, tief aufgeſetzt hat, und, eine Brille über die großen Augen, langſam durch die Straßen geht, unbeachtet, weil ſie alt und unanſehnlich iſt, — ungekannt, denn die Zeit, in welcher ſie glänzte, iſt vorüber, und doch mit einem Male iſt ihr Stern von Neuem hell glänzend aufgegangen, und die alte ſtille Frau lebt in dem Munde nicht allein der Berliner faſhionablen Welt, ſondern in Deutſchland überall, und wird mit Bewunderung und Verdruß, mit Lob und Neid und Tadel überſchüttet, wie es kömmt. Es iſt Bettina Brentano, die Frau Achim's von Arnim, die Heldin und Herausgeberin des Briefwechſels Göthe's mit einem Kinde. Geiſt, Witz, Liebenswürdigkeit und die heiterſte Naivetät, ein volles ganzes Herz, ſo friſch, ſo bewundrungswerth muthig und keck, und doch ſo voll von einer idylliſchen Schwärmerei, leuchten aus ihren Briefen, und Alles, was ſie als neckiſches, launenhaftes Kind einer Natur empfunden, gedacht und gewollt, die weit aus dem Schneckenſchritt der Gewöhnlichkeit liegt, faßt uns mit jedem Blatte in ſeiner ganzen Originalität an; das iſt ein Weſen, das nicht erröthet vor einem Blick, nicht blaß wird vor einem Wort, nicht verſtummt vor einer ungeſchickten That, und da hat es denn auch nicht fehlen können, daß die Gewöhnlichkeit, die auf der breiten Modeſtraße ihrer albernen, herkömmlichen Schicklichkeit im ſüßen Schatten wandelt, ein ſchiefes Maul zieht und die Naſe rümpft und ach und weh ſchreit über die Fußtritte, welche ihre verſchrumpfte Moral erhält. Ach! dies volle, reiche Herz ſteht hoch über dieſen jämmerlichen Zwangjacken der Welt, und wer mit ſeinen vertrockneten Sinnen dieſe ſeltene Erſcheinung pietiſtiſch beſeufzt, der iſt freilich nichts Beſſeres werth, als — zu ſeufzen. Das thun denn die hieſigen und auswärtigen Frommen von Herzen, und ſchwatzen von Verletzung aller Weiblichkeit, von Profanirung der heiligſten Gefühle, von Rohheit und Unſchicklichkeit der Gedanken und Situationen, und die Glieder ihrer Familie ſelbſt, der heilig gewordene und ſelig gemachte Clemens Brentano an der Spitze, haben der liebenswürdigen Sünderin harte Briefe geſchrieben, und ſuchen das Buch aufzukaufen, um die Verirrung ihrer Schweſter zu vernichten. O die Blinden! wie wollte ich glücklich ſein, hätte mir der Himmel eine ſolche Schweſter verliehen; arme Bettina! —

Von der Literatur komme ich auf die Aſtronomie, die gegenwärtig wieder eine große Rolle zu ſpielen beginnt. Denn wie zur Zeit des Kopernikus und Tycho de Brahe, durchforſcht man nächtlich angſthaft die unermeßlichen Räume, und ſchreibt Bücher über Bücher, reiht Hypotheſe an Hypotheſe, und berechnet geheimnißvoll den Einfluß der Planeten, nur mit dem Unterſchiede, daß alles dies nicht den Schickſalsconſtellationen der Menſchen, ſondern denen eines Kometen gilt. — Man hat in dieſem Frühjahre hier die neu erbaute Sternwarte völlig eingerichtet, und ſo eben iſt der Berliner Aſtronom, Profeſſor Enke, beſchäftigt, ſeinen Umzug von dem alten ſchlechten Thurme, den er ſeit zwei Jahren mit dem Telegraphen theilte, und welcher dieſem jetzt ganz eingeräumt iſt, nach dem neuen Gebäude zu halten. — Dies iſt allerdings ſehr vollkommen und ſchön eingerichtet, und nach den Angaben des Profeſſors auf einem ſchönen großen Gartenplatze in der Lindenſtraße gebaut worden; nur hat es den Fehler, keinen ganz freien hübſchen Horizont zu beſitzen, der ſich jedoch ausgleichen läßt. Hier endlich wird man auch das große Frauenhofer'ſche Teleſkop aufſtellen können, welches für 12 oder 14,000 Thaler vor acht Jahren angekauft wurde und bis jetzt unausgepackt in den Kiſten geſtanden hat, weil man in dem alten Gebäude keinen Raum dafür hatte. Erwartungsvoll ſieht man den Wundern entgegen, die nun kommen müſſen, und hofft nicht allein die erſte Entdeckung des Halley'ſchen Kometen, wenn dieſer überhaupt ſo gütig iſt, ſich entdecken zu laſſen, und nicht etwa, wie der Herr Geheimrath E. einige Störungen erlitten hat, welche ihn zum fernern Dienſt unfähig machen; ſondern man meint auch in kurzer Zeit mit einigen andern Planeten und Trabanten unſer Syſtem zu bereichern, wenn man nicht gar vielleicht das Paradies auffindet, wozu freilich wohl bei Ihnen in Frankfurt, auch ohne Aſtronomie, noch größere Hoffnung zu ſein ſcheint, als ſelbſt bei uns. Ach lieber Gott! erfinden und auffinden, und entdecken und aufdecken, und was weiter drum und dran klebt, ſpielt jetzt ſolche große geheimnißvolle Rollen in dem ehrwürdigen Reich der Deutſchen, daß es mich gar nicht wundern ſollte, wenn man nächſtens das wahre Mittel entdeckte, wie man mit väterlicher Liebe und zuvorkommender Aufmerkſamkeit die verloren gegangene alte gute Zeit wiederfände, und dieſe Entdeckung würde für jeden rechtſchaffenen Menſchen mehr Werth haben, als alle Dampfſchiffe und Eiſenbahnen in Summa. Ein vortreffliches Zeichen der Annäherung zu dieſem großen Problem iſt gewiß die Wiedererweckung des Benediktinerordens. O! möchten wir noch die Freude erleben, überall die Klöſter wieder erweckt, und die bekannte Frömmigkeit der heiligen Orden ſich über die Länder verbreiten zu ſehen.

Am meiſten drehen ſich jetzt die Geſpräche der Berliner um die bald anzulegenden Eiſenbahnen und Gendelmann. — Dampfwagen und Eiſenbahnen ſpuken jetzt ungeheuer, und die Gewißheit, daß man ernſtlich daran denkt, eine Bahn nach Potsdam, die weiter nach Leipzig geführt werden ſoll, und eine andere nach Hamburg anzulegen, bringt die Köpfe in Bewegung. Vielleicht würde Potsdam, dieſer edle Hauptſitz des Philiſterthums, in deſſen todten Straßen man noch die alten Grenadiergarden zu hören und zu ſehen glaubt, die nach den Klängen des Deſſauer Marſches Löhnung und Prügel bekamen, ein wenig lebhafter und moderner werden; vielleicht würde dann, wie man hier ſagt, der Geiſt des erſten Garderegiments, der näſelnde Ton, die Prüderie, die Vornehmthuerei, der Kaſtengeiſt, und unter den Mittelklaſſen das Spießbürgerthum, welches hier noch in ſeiner vollſten Glorie ſtrahlt, entweichen, und der ſchöne, freundliche Ort auch innen ſo angenehm werden, wie es ſeine Umgebungen ſind.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 123. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 25. Mai.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Mag die Wunderſchönheit der Pyrenäen — wenigſtens die Abdachung nach Frankreich — preiſen, wer da wolle. Ich habe nichts gefunden, was mit der Schönheit deutſcher Gebirge verglichen werden könnte, und überall fehlen die Menſchen, die geſunden, kernigen, wohligen Menſchen unſrer Gebirge. Dort herrſcht eine ſcheue, finſtre, mißtrauiſche, räuberiſche Race, in ewigem Kampf um die Graſung und Holzung, in raſtloſer tödtlicher Feindſchaft und nachbarlicher Blutrache, in unaufhörlichem Getriebe der ſcheußlichſten, herzvertilgenden Schmuggelei. Armſelige Hirten, ſchmutzige rohe Jäger, tückiſch lauernde Spitzbuben.

Das Mittelmeer und der atlantiſche Ocean bekamen einſt gewaltige Händel mit einander. Ihre furchtbarſten Stürme rieſen ſie auf, und ſchleuderten ihre grimmigſten Wellen über dieſe Erdenge hin, daß ſie ſich trafen und zerſchellten, und immer in ſchäumender Wuth ſich von neuem brüllend aufbäumten. Da wurde Vater Jupiter der Spektakel zu groß, er gebot Ruhe und die feindlichen Wellen ſtanden plötzlich verſteinert gleich einer Reihe von Haifiſchzähnen zwiſchen beiden Landen, und all' die trübſeligen und wilden Ungethüme des Meeres verwandelten ſich in Menſchen und krochen und kletterten fortan über jene Berge, ihre Nahrung zu ſuchen und Krieg zu führen gegen einander und ihrer früheren Natur treu zu bleiben in der neuen ihnen oft recht unbequemen Geſtalt.

Wer es nicht glauben will, daß die Pyrenäen alſo entſtanden ſeien, der gehe hin und betrachte ſie und der Glaube wird ihm kommen. Selbſt die vielen heilſamen Bäder ſtehen düſter und ſcheu, wie an der traurigen Scheide zwiſchen dieſſeits und jenſeits. Schroffe, wilde, oft gar herbe Einöden im Winter, gewinnen ſie ſelbſt in der belebteſten Jahreszeit nie jenen Charakter zwangloſer Heiterkeit und anmuthiger Luſt und bunten Karnevalstreibens, welche beſonders die rheinländiſchen Bäder ſo reizend machen, — Heilquellen für verzweifelte oder verzweifelnde Kranke und Krüppel!

Etwas weniger lebhaft von Freiheit träumen, und etwas mehr Eifer und Umſicht dem Wohl und der wahren Verbeſſerung des Landes widmen, würde Frankreich zum Paradies von Europa machen. Warum wollen ſo viele jener ſchönen, menſchenfreundlichen Theorieen, ewig nur ein bezaubernder Klang bleibend, — nie ſich verkörpern, nie lebendig werden, nie wahrhaft beſſern und veredeln?

Vendée, Chouans! Armuth aus Unwiſſenheit, Faulheit aus Unwiſſenheit, Barbarei aus Unwiſſenheit, Fanatismus aus Unwiſſenheit! Wie viele können leſen und ſchreiben in jenen durchbrochenen, zerſtückten, unwegſamen, unwirthlichen, kaum zur Hälfte angebauten Diſtrikten? Die obſcurſten Verſtecke, die abſurdeſten Krähwinkel von Deutſchland haben keine Ahnung von dem erbärmlichen Zuſtand ſolcher Unwiſſenheit und ſolcher Verſchrobenheit und Befangenheit eines an ſich edeln und liebenswürdigen Stammes. Dort wuchert das Pfaffenthum noch in ſeiner vollen Blüthe, und Aberglauben iſt die einzige Weisheit, die gelehrt wird, die einzige Religion. Gott hat wahrlich ein großes Wunder gethan, indem er dort ſo viele herrliche Charaktere und wahrhaft poetiſch bewunderungswürdige Menſchen geboren werden ließ. Unglückſelige Revolution, die alles ihnen genommen hat, und bis heute ihnen nichts zu geben wußte, als wieder ihre Götzen — die Bourbone und eine Philoſophie von wenig Gehalt und reichem, nur Gebildeten halbverſtändlichem Wortklang!

Marſeille iſt der Alcibiades unter Frankreichs Städten, ein geiſtreicher Tollkopf, ein ewig geſchäftiger gewandter Libertin, ein philoſophirender Taugenichts. Achill und Lataignant, Jung Stilling und Blumauer, König René und Mirabeau, der Dandy in höchſter Potenz und der Krämer in barrockſter Glorie, der blühendſte, luſtglühendſte, griechiſch-italiäniſche Genüſſetaumel, und die herbe rauhe Kälte ächter Seewölfe, gebetwunde Kniee und burgunderrothe Naſen, die liebenswürdigſte eigenthümlich anmuthige Bildung und die faſt burleſke Naivetät franzöſiſch kleinſtädtiſcher Unwiſſenheit, alles geht hier bunt und luſtig durch einander. Afrika, das gelobte Land, Kleinaſien, die beiden Indien, Europa geben ſich hier täglich ein Pikenik, wozu jedes etwas von ſeinen beſten und ſeinen ſchlechteſten Waaren mitbringt. Franzoſendünkel und Franzoſenliebenswürdigkeit machen die Honneurs und unſer Herrgott gibt eine Luft und ein Licht dazu, als wenn er an dieſem Plätzchen ſeiner Erde vor allem eine abſonderliche Freude hätte. Marſeille iſt iſt ein Paradies mit tauſenderlei köſtlichen Äpfeln, aber auch mit tauſenderlei Schlangen für Adam und Eva.

Man plaudert und predigt immer viel über das Glück von Frankreichs Einheit und den Jammer von Deutſchlands Zerſtückelung und Uneinigkeit. Man weiß nicht immer, was man damit eigentlich ſagt oder ſagen will. Das politiſch vereinte Frankreich enthält Provinzen und Nationen des verſchiedenſten Stammes, der wunderbarſten Vermiſchung. Die politiſch getrennten Staaten Deutſchlands bilden in ihrem Zuſammenhang nur einen Stamm, und ſind mit Ausnahme der wenigen Wenden, Sorben, Slaven, — alle reiner germaniſcher Abkunft, unvermiſchten Blutes. Wahrlich! der Mann der Teltower Rübchen iſt von dem Breisgauer Weinbauer nicht ſo verſchiedener Natur, als der Dünkirchner von dem Marſeiller; an Leib und Seele näher ſtehen ſich der Oldenburger Küſtenfahrer und der Paſſauer Biertrinker, als der Straßburger Liberale und der Toulouſer Götzendiener. Normann und Römer, Franke und Maure, Gallier und Sueve und Grieche und Gothe ſind heute noch dort erkennbar, ſtehen heute noch in friedlichen Zeiten mißtrauiſch, neidiſch und hochmüthig ſich gegenüber. Der allgemeine Rauſch des Kriegsruhms einiger Jahrhunderte umſchloß ſie alle mit einem glänzenden Band. Die Ereigniſſe von 1789 zerriſſen das Band. Die Unklugheit der Großmächte knüpfte es von neuem und der große Kaiſer verlieh ihm neuen Glanz, eine Art von religiöſem Heiligenſchein. Die Reſtauration zerriß es wieder und zerrt mit plumpem Finger und herzloſer Brutalität den Riß immer weiter und weiter, indem ſie dummdreiſt jede Lücke mit ihren verwelkten Lilien auszuſtopfen ſich bemüht.

In demſelben Verhältniß, in welchem die deutſchen Stämme offen und freudig der ſchönen Einheit näher rücken, bildet ſich im innerſten Leben Frankreichs mehr und mehr Zerriſſenheit und Zwieſpalt, und Stammes- und Bildungs- und Geſinnungsverſchiedenheit. Frankreich kann ſehr leicht durch eine zweite europäiſche Zuckung wieder in ſeine urſprünglichen Reiche ſich zertheilen und dann vielleicht wieder Jahrhunderte hindurch an der Sehnſucht nach Vereinigung ſchmachten und ſiechen.

(Fortſ. folgt.)

Gutzkow. — Die Geſcheitelten. — Die Emancipation der Liebe.

Gutzkow's Vorrede zu Schleiermacher's vertrauten Briefen über die Lucinde iſt erſchienen, und mit Recht als ein ſelbſtſtändiges Werk zu betrachten, welches ſowohl durch ſeinen Inhalt, als auch durch die verſchiedenen Leidenſchaften der Einzelnen, die es aufrüttelte, zu weſentlich in die literariſchen Zuſtände von heute eingreift, als daß eine Anſicht darüber in dieſen Blättern vermißt werden dürfte. So ſeltſam es manchem vorkommen dürfte, wenn er einer ſolchen im Literaturblatt zum Phönix begegnen würde, eben ſo ſehr würde es uns befremden, — und wir glauben, durch die Redlichkeit unſeres Strebens unſere Berechtigung zu einem ſolchen Zweifel dargethan zu haben, — wenn Mißgünſtige aus den nachfolgenden Andeutungen etwa eine Art von Assurance mutuelle zwiſchen dem Redacteur dieſer Blätter und dem des Literaturblatte herausdeuteln wollten; ein Streben nach dem Wahren, Guten und Edlen, eine glühende Begeiſterung dafür, dem ein eben ſo glühender Haß gegen Scheinheiligkeit, Heuchelei und Orakelfabriken jeder Art entſpricht, ſind vielleicht das einzige, was Beiden gemeinſam iſt, während jeder ſonſt ſeinen eigenen Weg voran und weiter geht, auf welchem der Eine der Empfehlung oder Vertheidigung des Andern, und ſo auch umgekehrt hoffentlich ohnehin nicht bedarf. An jedem andern Orte und in jedem andern Zeitpunkte als gerade jetzt, da der Phönix, — man kann es wohl ohne Arroganz ausſprechen?! — manchen Herren ungelegen kam, würde dieſe Vorbemerkung vermuthlich überflüſſig ſein.

Vor allen Dingen möchte ich zwei Klaſſen von Leuten ſilhouettiren, welche ſich über die Gutzkow'ſche Vorrede ganz beſonders ärgern. Die einen nämlich werden es dem Plebejer nie verzeihen, daß er, deſſen geiſtreiches Weſen und angenehme Gaben ihnen ſchon eine Anwartſchaft auf ein Soireen-Möbel gedünkt hatten, als literariſcher Volkstribun daſteht, in aller Liebenswürdigkeit, in allem Selbſtbewußtſein, aber auch mit aller Gereiztheit und Empfindlichkeit eines ſolchen, daß er gewappnet bis an die Zähne in Willenskraft, ſich um kein Theelöffelgeklapper kümmert; dieſe Clique umtrippelt ihn ſchwänzelnd, lächelt ihm freundlich in's Geſicht, während ſie ihn vergiften möchte, ſie ladet ihn zu Soireen, wo er gerne mit hübſchen Mädchen plaudert, und möchte ihn eigentlich gern zur Thür hinauswerfen; aber, was das Schlimmſte iſt: ſie fetirt ſeiner Eitelkeit, ſie ſucht die Ferſe am Achilleus. Sie wähnte ihn jetzt endlich eingeſchläfert zu haben, und —

ſeh da, mit Eins kommt er und ſprengt durch einen kurzen Minengang von 38 Seiten ihre ganze Kuchen- und Tortenfeſtung in die Luft. Der Undankbare! Das iſt zu viel! Das kann ihm die Vornehmheit nicht verzeihen, das iſt eine Blasphemie. Aber wie ſoll ſie das Anathem gegen ihn manierlich einkleiden? Sie möchte es gern in eine Bonbonnière oder in Baumwolle packen, wie das Teufelchen in der Schreckdoſe, ſie flüchtet ſich, wie das Kind hinter die tragiſche Maske, hinter Pädagogik, Moral, Religion, und ſchießt durch die Augenhöhlen dieſer Maske ihre, in Gift getauchten Stecknadeln in ſeine Bruſt. Mein Gott, was hat euch dieſe Vorrede zu Leid gethan? Sie ſagt, was ihr ſeid und was ihr treibt; das iſt alles. — Die Andern ſeh' ich dort in großer Rathsverſammlung beiſammen, auf einen Todesſtreich ſinnend. Ich find' es begreiflich, daß die ehrwürdigen Mitglieder derſelben nichts als Rache brüten, denn jedes Weſen wehrt ſich um Leben und Exiſtenz, auch die Schlange beißt, wenn man ſie tritt, warum die Geſcheitelten nicht auch? Ich ſeh' ſie im Geiſte, wie ſie in ihren katholiſchen, proteſtantiſchen und jüdiſchen Conventikeln geifern, wie ſie triumphiren, wähnend, daß ihnen Gutzkow endlich ſelbſt den Griff des Dolch's gegen ihn in die Hände gab, die Zügel der öffentlichen Meinung zuwarf, unter deren eiſenbeſchlagnen Rädern er zermalmt werden ſoll, er der ſich dem Flegel von Kutſcher keck in den Weg ſtellte, der nicht ausweichen wollte. Ich ſehe ſie, wie ſie ihren ganzen Faſchingströdel, den er ihnen abgeriſſen, emſig vom Boden aufkramen, von ihren ſchelmiſchen ſogenannten Nichten oder prüden Weibern und ſentimentalen Töchtern waſchen und bügeln und flicken laſſen, und ſich dann vor den Spiegel ſtellen und ſich ein recht erbauliches amtlich-, geiſtlich-kokettes Geſicht zuſammen zu ſtudieren; ich kenne ſie und weiß auch, daß der Verſchiedenheit des Ritus bei ihnen nur eine verſchiedene Art der Heuchelei entſpricht, daß ſie ihren großen Pachthof: den Himmel nicht ſo leicht aufgeben, wenn die Vernunft deſſen Augiasſtälle von Lakaien und andrem Ungeziefer miſten will. Sie müſſen ſich bis auf den letzten Blutstropfen wehren, denn man dringt ja auch ihnen jetzt bis an die Haut, und in die Haut, und in's Herz hinein.

Aber es handelt ſich jetzt nicht mehr um wechſelſeitige Artigkeiten, durch die eine Hand die andre bindet, ſtatt ſie zu waſchen! Ja! wüſche doch nur einer den andern! Man darf denen, die *alles* wollen, nicht *manches* einraumen. Seid ihr ſo artig und humaniſtiſch maskirt, des Schuhflickers Laden eine „Beſſerungsanſtalt für leidende Schuhe“ zu taufen, ſo werden die Privilegirten ſo humaniſtiſch ſein, Cabinete zum Halsabſchneiden zu etabliren, worauf die beſcheidenen Lettern prangen würden: „Ici l'on coupe la raison.“ Wem wird es einfallen die Epidermis eines Nilpferdes oder eines Krokodiles durch Schönheitswaſſer zu conſerviren? Für eine ſolche iſt bloß Scheidewaſſer dienlich. Es wird uns von den Zionswächtern unterſagt, die Venus Urania als Madonna anzubeten und den Apollino als Sebaſtian zu verehren, aber dafür muthen ſie ſtarkknochigen Geſellen vom Lande zu: Schildwache zu ſtehen, damit die Mumie des Philiſterthum's nicht etwa den Schnupfen bekomme oder die Gicht. — Das was nicht *gemacht* wurde, was *bleibt*, auch wenn es nicht einbalſamirt wurde, das Urheilige, bedarf keiner Schildwache; die *Majeſtät* iſt ſein Wächter, der *Donner* ſein Wachthorn, die *Welt* ſein Dom, — daſſelbe Geſetz, nach welchem Sterne kreiſen, ohne ſich zu geniren und zu reiben, wie wir alberne Menſchen, und nach welchem der Wurm ſein Recht an die Sonne hat wie die Blume und wie der Bräutigam, das Geſetz allein iſt ſein Prieſter. Und darin liegt der gotteslängneriſche Frevel jener Glattgeſcheitelten, daß ſie die göttliche Monarchie der Liebe zu einer bürokratiſchen Polyarchie machen, und darin die dreißig oder noch mehr Tyrannen ſpielen wollen. Sie haben den *Namen*: Pantheismus mit Anathem belegt, aber das *Syſtem* iſt *ihnen* eingefleiſcht, die Altäre ſind ſtehen geblieben, nur die Deviſen und Symbole d'ran haben ſie geändert und ihr *eignes* breites Sitzfleiſch d'rauf hingepflanzt!

(Schluß folgt.)

Maiweinlied.

Gießet ein den gold'nen Wein!
In des Frühlings heitrem Streben
Soll des Herbſtes kräftig Leben
Nicht von uns vergeſſen ſein.

Freuet euch und ſingt und lacht
In der Jugend friſcher Tagen,
Liederklang und Blüthenpracht
Mag das Herz in Fülle tragen:
Doch gedenkt mit heil'gem Ernſte,
Daß die leichte Frühlingsluſt
Nicht genügt der Mannesbruſt,
Nicht das höchſte Ziel, das fernſte.
Frühlingsluſt und Blüthenfülle,
Sind nur anmuthreiche Hülle,
Drin ſich birgt das ernſte Streben,
Goldne Frucht der Welt zu geben.
Reife denn an heil'ger Glut
Euer Sinn, der Rebe gleich,
Trotzt dem Sturm mit Lebensmuth
Und, — ſeid ihr im Innern reich,
Sendet Wort und That hinaus —
Durch der Erde weite Strecken,
Um was gut und recht zu wecken;
Darauf trinkt die Gläſer aus!

Doch mit Kräutern würzt den Wein,
Die in ſtillen Waldesräumen
Unter holden Frühlingsträumen
Licht und Leben ſaugten ein.

Freut euch an des Herbſtes Kraft!
Trinkt begeiſtert ſeine Fluten!
Doch, der alle Keime ſchafft,
Voll von erſter Liebe Gluten,
Frühling — o, vergeßt ihn nimmer!
Iſt die Jugend auch dahin,
Bringet Frucht der ernſte Sinn.
Längſt beraubt vom Blüthenſchimmer,
Sollt ihr feſt im Geiſt behüten
Eurer Jugend Träum' und Blüthen;
Die Erinn'rung töne wieder
Eurer Jugend Luſt und Lieder.
Jugendluſterinnerung
Wird zu froher Hoffnung dann,
Daß ihr jenſeits *wieder* jung,
Kündet ſie euch jubelnd an.
Aus des Grabes dunklem Haus
Werden neue Blüthen ſproſſen,
Unverwelklich, lichtumfloſſen;
Darauf trinkt die Gläſer aus!

Friedrich von Sallet.

Aus Berlin.

(Schluß.)

Welche Freude für die Berliner, wenn ſie in drei Viertelſtunden nach Potsdam kommen, und in derſelben Zeit, welche man jezt dazu nöthig hat, ihren Freunden in Leipzig ein Meßgeſchenk kaufen, und am Abend wieder zu Haus ihr Pfeifchen rauchen und erzählen können.

Indeß, ich glaube, ehe ſich dieſe Plane wahr machen, wird noch mancher Scheffel Salz verzehrt werden; doch gleichſam zum Troſt bis dahin läßt jezt die Seehandlung ein ſchönes Dampfboot erbauen, welches, für Paſſagiere mit den größten Bequemlichkeiten eingerichtet, bald ſeine Fahrten nach Magdeburg und Hamburg beginnen wird. Bisher waren die vielen Brücken, welche zu paſſiren waren, das größte Hinderniß, weil jedesmal erſt die Maſchine gehemmt und die Räder herausgenommen werden mußten, dieß neue Dampfboot aber hat die Räder ſo tief hineingebaut, daß ſie gar nicht über den Schiffsrand hinausſtehen, alſo kein Aufenthalt entſtehen kann und ſeine kräftige Maſchine ſoll mindeſtens eine Bewegung von drei Meilen für die Stunde hervorbringen. —

Was Herrn Seydelmann betrifft, ſo bedaure ich ſehr, nicht ein weites Feld zu haben, um dieſen ausgezeichneten Künſtler durch eine vollſtändige Kritik ſeiner Leiſtungen erſchöpfend darſtellen zu können. — Es iſt eine neue und wunderbare, und wahrlich auch wohlthätige Erſcheinung, ein milder, erquickender Strom, der ſich über eine brennende Wüſte ſtürzt; wollte der Himmel, daß er bleibende Spuren ſeines Daſeins zurückließe, und nicht auch mit dem Ende ſeines Strömens die alte Dürre wiederkehre, die ſo lange eintönig und grau mit allen ihren Qualen auf uns gelaſtet hat. Herr Seydelmann kam zu uns mit einem Rufe, der die größten Erwartungen erregte, und allzu oft geſchieht es, daß eben durch dieſe erwartende Spannung der Eindruck geſchwächt wird oder ganz verloren geht, und Dinge, die an ſich ganz gut und lobenswerth ſind, den Werth verlieren, weil ſie dem nicht genügten, was man ſich verſprach. So mußte der Künſtler in der That eine eigenthümliche, großartige Erſcheinung ſein, wenn er ſich Bahn brechen und anerkannt werden wollte; und glänzend und überzeugend hat Herr Seydelmann dies bewieſen und ſeinen Ruf entſchieden. — Es iſt keine Anmaßung und darf keine ſein, wenn behauptet wird, daß, um entſchiedenen Ruf in Deutſchland zu haben, man in Berlin anerkannt ſein müſſe; denn, wenn unſer Vaterland auch nicht Frankreich, und Berlin nicht Paris iſt, ſo iſt es doch entſchieden das Haupt der deutſchen Städte und des deutſchen Lebens, und wenn Leipzig oder Frankfurt, München, Dresden oder Stuttgart und ſelbſt Wien einen Künſtler vergöttern, der in Berlin keinen Beifall gewinnt, ſo iſt dies weit ſchlimmer, als wenn es umgekehrt der Fall wäre; ob mit Recht, iſt eine andere Frage.

Die Berliner Kritiker ſind darin ziemlich genau übereingekommen, daß Herr Seydelmann kein genialer Künſtler ſei, d. h. kein Künſtler, der mit angeborner geiſtiger Gewalt ſich ſeiner Rolle faſt ohne Studium bemächtigt und blitzähnlich die herrlichſten Geſtaltungen, die tiefſten, ergreifendſten Momente, die Seele des Dichterwerks in ſich aufnimmt und als ſein Eigenthum wiedergibt. — Auf dieſe Weiſe war Fleck ein großer Künſtler, ſo war es Devrient, der oft noch, kurz ehe der Vorhang anfrollte, ängſtlich hin und her ging, und nicht wußte, was er eigentlich aus ſeiner Rolle machen ſollte, bis er dann zu ſprechen begann und ſich ein Riegel nach dem andern löſte und, fortgeriſſen von ſeiner innern Glut, der ſchöpferiſche Geiſt ſich entfeſſelte, und in ſeiner unerreichbaren Schönheit und Tiefe alle Herzen bewegte. Wenn Herr Seydelmann mit dieſen Künſtlern nicht verglichen werden kann, ſo bleiben nur noch zwei andere: Iffland und Wolf, welche grade die entgegengeſetzte Seite darbieten, indem ſie durch ein ſorgſames, unermüdliches Studium, durch Beachtung aller Kunſtregeln, durch eine vorherrſchende und überall ſichtbare Beobachtung und Verſtändigkeit ſich zu Meiſtern und Vorbildern machten. Dieſe Beobachtungsgabe und ihr ſcharfer Verſtand machte ſie auch beide zu Schauſpieldichtern, und es ſollte mich wundern, wenn nicht auch Herr Seydelmann über lang oder kurz uns mit ſolchen dramatiſchen Gaben erfreute; denn in der That, er iſt hierher, zu den denkenden, verſtändigen Meiſtern zu rechnen, und zwar in einem ſo hohen und ausgezeichneten Grade, daß er Wolf überragt und mindeſtens mit Iffland in deſſen ſchönſter und friſcheſter Zeit gleichgeſtellt werden muß. — Wie Wolf, hat Herr Seydelmann eine ſchwere Zunge zu überwinden; aber ſeine bewunderungswürdige Leichtigkeit im Spiel, die Freiheit und Schönheit ſeiner Bewegungen, beſonders der Hände, dieſer Stein des Anſtoßes ſelbſt bei ſonſt wackern Künſtlern, wie z. B. bei Lemm, dies ſcheint mir kein Studium zu ſein, denn es wäre die tiefſte und geheimſte Kunſt: ſondern eine angeborne Geſchicklichkeit, die unübertrefflich genannt werden muß. — Herr Seydelmann muß aber außerordentlich und wahrhaft ſtudiren, nicht durch das bloße Auswendiglernen und Nachahmen der Allgemeinheit, unterſtüzt von natürlichen Gaben und Auffaſſungsvermögen, ſondern in ſeinem ſcharfen Verſtande prägen ſich die verſchiedenen Charaktere haarſcharf aus, und er verfolgt nun dieſelben auf ſeine Art, vom Anfang bis zum Ende. —

Dadurch muß es kommen, daß der Künſtler oft aus einem Charakter ganz etwas Anders macht, als der Dichter geglaubt hat, und daß wir ihn in Rollen geſehen haben, die faſt nicht wieder zu kennen waren, und noch niemals ſo hier geſehen wurden; daher kömmt es auch, daß der Künſtler beſonders groß in ſolchen Stücken iſt, wo die Charakteriſtik etwas Hervorſtechendes bildet; während er in ſolchen, wo ruhige Deklamation und einfache Würde Hauptſache ſind, zwar ſtets ein großer, aber doch kein über alle hervorragender Künſtler bleibt. — Daher hat z. B. ſeine Darſtellung von Raupach's Friedrich dem Zweiten oder Leſſing's Nathan nicht ſo angeſprochen, als die unſeres Lemm, der, was Würde und Rhetorik betrifft, unübertrefflich iſt, und der einzige unſerer hieſigen Künſtler bleibt, der werth iſt, neben den Gaſt geſtellt zu werden und einen Vergleich auszuhalten. Herr Rott iſt viel zu ſehr Schauſpieler und ſpielt viel zu ſehr für die Gallerie, d. h. auf Theatereffect, um ein wahrer Künſtler zu ſein. Daher kömmt es, daß ſeine ſchönen Mittel, und ſeine natürliche Grazie eine völlig ſchiefe Richtung erhalten und ſich nicht ſelten faſt in Poſſenreißerei verkehren, die eben ſo wohl, wie der übermäßige Ehrgeiz dieſes Herrn, der ihn zu mancherlei ſeltſamen Dingen verleitet, hart zu tadeln ſind. Die andern Herren Künſtler unſerer Bühne ſind außer der Vergleichung; ſie treffen eine Scene, eine Rolle, und verfehlen die andern vollkommen; das aber iſt das Große und Wunderbare an Seydelmann, daß jede Rolle für ſich ein völlig abgeſchloſſenes Kunſtwerk iſt, und Alles darin aus einem und demſelben Guſſe beſteht. — Der Künſtler hat ſich bis jezt ſchon von den verſchiedenſten Seiten gezeigt; im Luſt-, Schau- und Trauerſpiele haben wir ihn geſehen, und er hat überall die Anerkennung gefunden, welche er verdient. — Den meiſten und reinſten Beifall empfing er als Ludwig der Eilfte in Peronne und als Cromwell in den Royaliſten, wo die Charakteriſtik ſeiner Darſtellung unübertrefflich gelungen war. Die Wahl ſeiner Stücke kann ich jedoch nicht loben. Warum veraltete Iffland'ſche und Kotzebue'ſche Luſt- und Schauſpiele, warum ſolch nichtsſagendes Zeug, wie eben die Royaliſten oder Friedrich der Zweite von Raupach. Doch wir haben die Hoffnung, ihn als Wallenſtein, Fiesko und Shylok, vielleicht auch als Hamlet zu ſehen, und nach dem Ende der Gaſtſpiele will ich mir erlauben, noch etwas Weiteres Ihnen zu ſagen. — Lebhafte Freude hat mir die große Theilnahme erweckt, welche man in allen Ständen für den Künſtler nimmt; das Haus iſt zum Erdrücken voll; Jeder will den Gefeierten ſehen, und Seydelmann bringt der Direktion mehr ein, als die Schechner und die Heinefetter, der Aufruhr im Serail und Ali Baba. — Nein, es iſt doch mit uns noch nicht ſo weit, als wir glaubten; gebt uns nur etwas Tüchtiges, und es ſind noch empfängliche Herzen genug da, die das wahrhaft Schöne und die wahrhafte Kunſt bewundern. — Bezahlt wird dieſe wahrhafte Kunſt freilich nicht, wie ſie es ſollte; Seydelmann erhält 15 Louisd'or für den Abend, Mlle. Stephan 100 Rthlr., und Seydelmann und Mlle. Stephan. — Ach! das iſt traurig; doch man tröſtet ſich, daß der ächte Künſtler einen höhern Lohn hat, als den metallenen. Im Uebrigen iſt Wenig oder Nichts vorgefallen. Der reiſende Student, eine fratzenhafte Poſſenreißerei, in welcher Herr L. Schneider die würdige Hauptfigur iſt, wird noch immer gegeben; und wenn man dies bedenkt, ſtimmt ſich freilich der Triumph über wahre Kunſt tief herab. Ein Paar unbedeutende Erſcheinungen, eine Poſſe: der Verräther, von Holbein, iſt eine ziemlich alberne Kleinigkeit, in welcher Fr. von Hagen Kunſtſtücke macht, und in fünf verſchiedenen Verkleidungen erſchien. Das iſt à la Angely. Eine wieder aufgefriſchte, dramatiſirte Anekdote von Kotzebue, mit Muſik von Lindpaintner: die blühende Aloe, iſt beim erſten Male völlig verblüht. Zu der großen Anzahl der königl. Schauſpielerinnen (es ſind 22, die ungefähr 24,000 Rthlr. jährliches Gehalt haben) iſt nun auch die Schweſter der Fräulein von Hagen gekommen. Die Geſchichte iſt intereſſant; ich werde ſie Ihnen nächſtens erzählen. — In der Königſtadt gaſtirt die Vial mit Glück fort; ein großer Kampf hat ſich erhoben; auf der einen Seite wird ſie vergöttert, auf der andern zertreten. Die Stimme iſt ſehr ſchön, das Spiel ſchlecht. Eine Poſſe von Glasbrenner: Einer für Alle, hat gefallen, nicht ſo das Schauſpiel: das böſe Haus, von Auffenberg, mit unerträglichen Längen und Breiten. Leben Sie wohl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 124. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienſtag, 26. Mai.

Die Andaluſierin.

(Fortſetzung.)

Lyon, mit ſeinem ſpitzen Kieſelpflaſter und ſeinem ſelten von der Sonne ganz bemeiſterten Nebel, mit den prachtvollen Quais und den dumpfen ſchmutzigen Gaſſen, iſt einer der Hauptnervenknoten von Europa. Der Orient und Großbrittanien, Italien, Helvetien, Deutſchland, Belgien, Holland, Spanien und Portugal kommen hier tauſchend und handelnd und ſich kreuzend auf Strömen und Kanälen und Jahrtauſende alten Heerſtraßen zu unaufhörlichem Jahrmarkt zuſammen. Lyon iſt ein Stapelort für ganz Europa. Es iſt noch mehr, es iſt eine der bedeutendſten Fabrikſtädte der Welt und zählt nur allein für Seidengewebe 23,000 Stühle und über 90,000 Arbeiter. Was Napoleons Größe mit Mühe, Anſtrengung und Opfern kaum erhalten konnte, das haben die Reſtaurationsjahre des Friedens zu früher unerhörtem Glanz ſchnell emporgetrieben. Lyon ſteht auf dem Zenith ſeines uſurpatoriſchen Fabrikglücks. Dieſe Uſurpationsſonnen leuchten nicht lange. England, Italien, Rheinland, Öſtreich und Helvetien bekämpfen ſeine ſeidene Alleinherrſchaft.

Aber Lyon, die Stadt der reizenden Thale und der lebenblühenden Höhen, wird auch ohne die Seiden-Alleinherrſchaft groß bleiben, vielleicht erſt dann zu ſeiner rechten und freudigſten Größe erblühen, wenn manche Hemmungen und Schlagbäume des Handels und der Monopole fallen, und das goldne „laissez passer!“ vom Niemen bis an die Pyrenäen ertönt.

Iſt Marſeille den heitern Künſten holder, ſo ſcheint Lyon eifriger und beſonnener den Wiſſenſchaften ſich hinzugeben, den Rang der zweiten Stadt erſtreben zu wollen. Häufiger und auffallender, als dort, wechſeln hier die grellſten Bilder von Glanz und Elend, die Kontraſte von ungeheurem Getümmel und Gewirre mit faſt ſchauerlicher Stille und Öde in den engen, dumpfen, finſtern Straßen der bleichen Arbeiter.

Die Geſelligkeit in Marſeille iſt ein Student, der frank und frei ſich hingibt, dem Übermuth, der Gutmüthigkeit und Bizarrerie jugendlichen Wohlſeins und Freiſtandes, wohl einem Comment huldigt, aber keiner Mode und keinem Hauptſtadtsgebrauch zum Sklaven ſich hingibt, kein Jauchzen und Schäumen der Luſt für unanſtändig und das Leben als Zweck des Lebens erkennt, ohne einen höhern über ſich zu glauben.

Lyon iſt ein Referendarius, der noch mit Freuden ein Studentenſpäßchen mitmacht, wenn es niemand gerade bemerkt, aber ſchnell wieder vom Philiſterfieber in die Schranken des Ernſtes, Anſtandes und der Mode zurückgejagt wird. Er ſieht gern nach, wie Andere, ſeiner Anſicht nach Höhere, es treiben, nennt dies Treiben bon ton und folgt ihm eifrig, wenn gleich mit einigem Selbſtzwang, bringt Philoſophie und nüchternes Bewußtſein ſelbſt in den Tanzſaal mit, zählt ſein Geld, noch bevor er Depenſen macht, und betrachtet das Leben als ein ſchönes Mittel, eine gute Parthie zu machen und Hofrath oder gar noch mehr zu werden. Lebensgenuß und Libertinage ſind hier mehr eine Sache für müßige Stunden, der Abſicht, des vollen Beutels, des Pariſer Beiſpiels, — dort mehr Sache des dolce far niente, des Naturtriebs und der überſprudelnden Phantaſie. Erſcheinen beide hier oft glänzender und gewählter, ſo zeigen ſie ſich dort ſtets poetiſcher und unbefangener, liebenswürdiger in ihrer Natürlichkeit. Viele Noth hat die Klaſſe der Tagarbeiter in Lyon zu beſtehen; oft ſind ihre Genüſſe die Freude der Verzweiflung, ſtets ein ſchwer zu erringendes Opfer. Solche Freude iſt immer widerlich laut und ſtörend, nicht ſelten brutal. Der Marſeiller findet in Allem Genuß, ſelbſt in der ſchwerſten Arbeit, er bonmotiſirt und witzelt über alles und ſcherzt am pikanteſten darüber, wenn ihm nicht ſo viel übrig geblieben iſt, einen Extraſpaß ſich zu machen. Er hat Volkslieder und Volksmärchen und keift, gleich dem Neapolitaner, mit Gott und den Heiligen, wenn es ihm einmal zu bunt geht. Der Lyoner Arbeiter hat Traktätchen, und Philoſophie und Journale, wenigſtens wenn Andere ſolche ihm vorleſen. Glücklicher iſt Jener, klüger glaubt Dieſer zu ſein. Jener iſt kräftiger, raſcher, kühner, zu Emeuten leicht hinzureißen, weil er den Tumult ſelbſt als ein neues Volksfeſt betrachtet. Dieſer beſonnener, kühler, brütend, trüber, zur Revolution ſtets geneigt, weil ſolche ſeinen Theorieen zuſagt und mehr Geld ihm verſpricht. „Allons enfans de la patrie!“ jauchzt jener den Batterieen entgegen; „Brod! Brod!“ heult dieſer vor den Kartätſchen und Bajonetten. Ich wünſchte den hunderttauſend Arbeitern in Lyon ſtets Brod und ein Hühnchen in den Topf geben zu können, um von Marſeille aus ihren Wohlſtand zu betrachten, ihres Glücks mich zu freuen. Marſeille iſt eine paradieſiſche Stadt und ſeine villenbeſäte Höhe der lachendſte, blühendſte Morgentraum dieſes Paradieſes. Die Lebendigkeit in Lyon iſt merkantil, ſtarr, monoton, farblos und bewegt ſich oft wie das Treiben im Schattenreich in dichtem Nebel. Die Lebendigkeit in Marſeille iſt friſch, bunt, pittoresk, humoriſtiſch, duftend wie ein Blumen-Parket, heiter im ſchönſten Sonnenlicht, im Athem der Seelüfte.

Aix, Avignon, Vaucluſe, Bonpas! Welch ein Himmel! Welche Gegenden! Welche Erinnerungen! Warum ſind gerade die Menſchen hier das wenigſt Intereſſante, und ſo weit entfernt von jenen Gebilden Thümmels? Ein ziemlich unwiſſendes, ziemlich frivoles, ziemlich bigottes und mit franzöſiſcher Einbildungskraft reichlich verſorgtes Völkchen taumelt hier geſchäftig und lachend auf der Geſchichte der merkwürdigſten Jahrhunderte herum. Kein anderes Gefühl ſcheint dafür ſie zu beleben, als die behagliche Überzeugung, daß alle jene Erinnerungen und Denkmale treffliche Leimruthen ſind, woran ſich alljährlich eine Menge fremder Vögel fangen und mit allem Anſtand und lachenden Mundes rupfen laſſen. Aber ihre Albernheit iſt naiv. Eine ſolche Naivetät herrſchte einſt in dem früher ſo großen, jetzt verfallenen Arles. Die Mönche eines Kloſters hatten ein eigentliches Gräberfeld in dem Felsboden angelegt (es heißt jetzt das Elyſium) und weit und breit begreiflich gemacht, daß man nirgends behaglicher und ſeliger begraben liege, als dort. Bald kamen die Leichen aus fernen Gegenden. Alles, was an der Rhone und Saone hin wohnte, packte die Leichen in wohlverſchloſſene Särge, legte den Koſtenbetrag für die Beerdigung hinein, ſtieß den Sarg in den Strom und ließ ihn gleich dem Floßholz hinabtreiben gegen Arles, wo die Mönche der Ankömmlinge harrten und, der Summen im Sarg gemäß, mehr oder minder prachtvoll begruben. Keine Seele ſchien darum ſich zu bekümmern, daß viele dieſer Särge, unterwegs an das Ufer getrieben, hängen blieben und in ungeweihter Erde vermoderten, während manche in das mittelländiſche Meer entrinnend in den Dünen irgend einer Inſel oder Küſte dem jüngſten Tag entgegenſehen.

Mahomed würde ſich in manchen Gegenden der Provence und des ganzen ſüdlichen Frankreichs ſchlecht befunden haben, weil ſeine Lieblingsfarbe: — das Grün des Lebens fehlt. Umſonſt ſucht man das ſaftige, tiefe erquickliche Grün unſerer Forſte und Wieſen und Gärten. Schmachtende, magere, ſchattenloſe Mandelbäume, die bleichen, baumſchlagloſen Oliven, die überall zerrupften und zerfreſſenen Maulbeerbäume, die wunderlichen, hageſtolzen Feigen bilden recht arme Haine und nie einen markigen Anblick. Nicht ein wogend ſmaragdenes Meer von Gräſern bildet die Wieſen mit den tauſend und tauſend Farben; — Kräuter ſchießen über Kräuter im Erſtickungskampf empor, die grauen und gelben Leichen der Geſterbenen ſtarren überall grämlich zwiſchen den Wipfeln und Kränzen der bräutlich friſchen, berauſchend duftenden Pflanzen hervor, und ſtets kahle Stellen unterbrechen überall den Blick auf eine höchſt ſtörende Weiſe.

Ich glaube beinahe, daß die Menſchenwelt der Provence in gleichem Verhältniß zu uns Deutſchen ſtehe, wie jene Wieſen und Haine zu unſern Wieſen und Wäldern.

Aix, Avignon, Vaucluſe kennt jeder deutſche Schulknabe oft genauer, als die Herren Franzoſen, welche nur 20 Meilen davon entfernt wohnen, und ihren eminenten Terrainſinn, die ſpecielle Lokalkunde noch immer zuweilen mit geographiſchen Kenntniſſen verwechſeln. Tauſend Zungen und Schriften preiſen jene Städte und dieſes Thal, aber nur ſelten hört man Bonpas nennen. Indeſſen iſt Bonpas ein höchſt merkwürdiger Ort. In dem regen, krümmungsreichen Thal der wunderlichen und launenhaften Durance, an der ſanft herabgleitenden Höhe, von welcher man in die Ebene hinausſehend die Thürme und ſtarkbewehrten herbſtblättergelben Mauern von Avignon erblickt, ſtarren kühne Flanken und mächtige Mauern mit Wehrzinnen auf dem Abhang finſter in das Thal. Die ganze Gegend hat das Anſehen eines Wilden, deſſen Blöße man künſtlich bedeckt, deſſen Leidenſchaften man gezügelt, deſſen Tugenden man mühſam humaniſirt hat. Die Durance iſt das Herz des Wilden. Zuweilen fällt ſie unbändig in die alte Barbarei zurück, und tobt und ſchnaubt und frißt und zerſtört auf gut kannibaliſch, als wenn ſie keinen Katechismus gehört, keinen J. J. Rouſſeau ſtudiert und zeitlebens keine Polizei geſehen hätte.

Der franzöſiſche Jura bietet weit weniger erhabene Berggruppen und grandioſe An- und Durchſichten, als die Alpen, neben welchen er ſo eiferſüchtig hinläuft. Aber kein Gebirg übertrifft ihn an pittoresker Schroffheit der Felsparthien, barroker Schönheit der Zerriſſenheit, der wunderlichſten Grillenhaftigkeit in Durchbrüchen, Waſſerſchlünden, Durchſichten, Bildnerei einzelner Blöcke, Nebeneinanderſtellung des Lachenden mit dem Schauerlichen, des Belebten mit dem Wilden, des Sonnigen mit dem Nächtlichen. Die Menſchen ſelbſt tragen das Gepräge ihrer Gegend. Nicht der heimwehreiche, freiheitjauchzende, ſchönheitſelige Stolz des Schweizers, noch die jovialderbe Gemüthlichkeit, die einfältigſchlaue Drolligkeit des Tyrolers, noch die biedere Herzlichkeit und ſinnige Thätigkeit und glückliche Armuth des Schwarzwälders ſpiegeln ſich in ſeinen Zügen. Ein wahrer Jammer von Philiſterthum und Krähwinkelei hauſ't in den Städten und Städtchen, gieriges, herbes, knöchernes Krämerthum mit gelbem ſteifleinwandenem Bonton.

Chateaubriand, Pigault Lebrun und Jouy mögen dort Idyllen ſuchen, die Pariſer Kinderfibeln dort ihre rührenden Urbilder für Paradieſesunſchuld und himmliſche Einfalt wählen. Ich bekenne, derartiges nicht gefunden zu haben, obgleich die breite Heerſtraße ſelten mein Weg, und mein Aufenthalt ziemlich lang war. Jene Naivetät, der das Verſcheiden einer Kuh, eines Eſels oder einer Ziege mehr Trauer verurſacht, als der Tod eines Verwandten, mag ſich dort wohl finden; aber ſolche Naivetät halte ich nicht für das Aushängeſchild rein menſchlicher oder chriſtlicher Tugend, ſondern jener Gemüthsſtumpfheit, welche in einem Athem in den Strom ſich ſtürzt, um einen Ertrinkenden zu retten, und im andern Augenblick dem Wanderer das Meſſer in die Bruſt ſtößt, um zehn Franken zu erbeuten, ohne bei einem oder dem andern Fall irgend eine beſondre Regung zu empfinden. Beides geſchieht gleichſam inſtinktartig.

(Schluß folgt.)

Gutzkow. — Die Geſcheitelten. — Die Emancipation der Liebe.

(Schluß.)

Emancipation der Liebe! Das iſt alſo endlich die Ferſe des Achilleus!? Hier könnt ihr ihn treffen; zielt, wolluſtentnervte Trojer, deren jeder einem Paris gleicht und ſeine Helena entführt das herrliche Götterweib! Aber zielt gut, ſonſt ſchießt ihr doch in's Blaue. — Und ihr werdet's! — Emancipation der Liebe! Hier benutzt ihr Worte, um die Urkraft des Wort's auf dem anatomiſchen Brett zu zerlegen, und mit Schadenfreude das blutige Herz anfaſſen und ſagen zu können: Es war ſiech! — Verwundet vielleicht, — nicht ſiech! Ihr zeigt die Schale und gebt ſie dem nächſten beſten Tölpel zu koſten und freut euch, wie er den Mund verzerrt, lacht ihn dann aus und ruft: „Gelt, wie bitter!?" — Aber ein Kern ſteckt auch noch d'rin, ein geſunder, lebenskräftiger. Von dem ſagt ihr wohlweislich nichts. Ihr packt den, der euch am Weſen anfaßt, — an der Form, und wo er für die Maſſe vielleicht nicht ganz verſtändlich war, deutet ihr aus ſeinen abgeriſſenen Worten — Frevel heraus!

Emancipation der Liebe! Was heißt das? Ihr wendet raſch eure Exegeſe an, und definirt dem ehrlichen Gevatter Schneider und Handſchuhmacher dies Wort als ein Sacrilegium des literariſchen jungen Deutſchlands ungefähr mit folgenden Worten: „Ihr guten Chriſten, der Antichriſt ſchleicht anitzo unter dem Namen: Karl Gutzkow, als ein brüllender Löwe herum und ſucht, die er verſchlinge; es iſt ein falſcher Prophet aufgeſtanden und predigt euch: „„die Ehe iſt eine alte, abgedroſchene, bedeutungslos gewordne, langweilige Herkömmlichkeit;"" — er fordert euch auf: „„Werdet revolutionär und werft dieſen Plunder von euch. Nehmet Griſetten ſtatt Hausfrauen, die Wirkung iſt ja dieſelbe und der Genuß poetiſcher! Fort mit der Ehe!"" — Das predigt er und dadurch den Umſturz aller ſocialen, ſittlichen und religiöſen Verhältniſſe! Wehe! Zeter! Anathem!"

Doch näher an's Licht mit dem, was man voreilig als eine neue Theorie verketzert! Denn es wird gar keine neue Theorie aufgeſtellt, es handelt ſich blos um einen Probierſtein für das Gold des weiblichen Herzens. Könnt ihr euch ein Weib denken, dem die abſolute Liebe höher gilt, als jeder irdiſche Name, jede irdiſche Rückſicht? Ein Weib, wie jenes Käthchen, das in ſeiner Knechtſchaft unbewußt Königin des Lebens iſt? Ein Weib, dem bürgerliche Geringſchätzung und Schande ſogar gleichgültig iſt, wenn es nur den Geliebten beglücken kann, — iſt ein ſolches Weib, wenn ihr's euch denken könnt, — eine verworfene Buhlerin, eine Griſette? Was iſt denn eigentlich Liebe, wenn der Egoismus die Frauen blos hintreibt, ſelbſt glücklich zu werden? Jene Emancipation der Liebe war ſchon früher da, — nur in andrer Geſtalt, und Niemand fand damals etwas anſtößiges d'ran, — ſie war damals die verſentimentalte Reſignation; und ſie iſt noch — nichts als Reſignation, nur zeigt ſie jetzt ihr andres Profil und, — was ſonſt als Größe bewundert ward, — heißt man jetzt — Verbrechen.

Es handelt ſich demnach bei dieſer Emancipationsfrage nicht um die Realiſirung eines allgemeinen Jean-Jacques'ſchen Möglichkeitszuſtandes, ſondern um ein Zugeſtändniß der Möglichkeit ſelbſt, nicht um einen neuen chemiſchen Prozeß, ſondern um die Exiſtenz der Elemente deſſelben und um die ewige Wahrheit der Geſetze, nach welchen er vor ſich gehen muß, wenn man überhaupt an die Realität des Begriffs: Liebe glauben ſoll — ſtatt an die Unwürdigkeit des andern Geſchlechts. Es handelt ſich darum, zu beweiſen, daß des Weibes Liebe etwas höheres iſt als der Drang, unter die Haube zu kommen, daß in ihm noch Wahrheit zu finden ſei, und vielleicht nur in ihm, und, daß die Warheit in ihm zu finden ſein müſſe, wenn Glaube ſelbſt kein Nonſens ſein ſoll. Die Ehe wird deßhalb doch ſtets die idealſte Potenz der Liebe bleiben. Sie verhält ſich als Form zur Idee der Liebe, ungefähr wie die abſolute Urfreiheit zur naturrechtlichen, und ungefähr wie der einzelne Menſch zur bürgerlichen Societät.

Wo iſt in dieſem logiſchen Problem Atheismus als Dogma gepredigt, wie ihn die glattgeſcheitelten Exegeten den Halb-leſern herausdefiniren? Wahrlich, es war keine Spielaufgabe, ſich in den Dornenwald halbentwickelter und halbverſtandner Begriffe hineinzuwagen. Gutzkow ſelbſt verzweifelte, ſcheint mir's, mitten im Werk an ſeiner Kraft, ihn mit dem Gartenmeſſer lichten zu können. Deßhalb warf er die Fackel hinein und rings in der ganzen Wildniß flammts jetzt hoch empor und die Geſcheitelten rufen: „Hoſannah; knieet und betet! denn ſehet: Es iſt das Auto da fé ſelbſt für den Ketzer, und Gott ſelber richtet!“

Keine Frage, daß das letzte Drittel der Gutzkow'ſchen Vorrede der Form nach als Ärgerniß daſteht. Der Leſer, der nicht in ſeinem eignen Innern den Kompaß der Tugend, das volle Bewußtſein von der hohen Bedeutung der Menſchheit, von der Erhabenheit des Weibes in'sbeſondre bewahrt, für welchen das Geſetz mehr eine Art von mythologiſcher Perſon als eine für die Maſſe nothwendige algebraiſche Formel iſt, wird ſich an dieſen üppigen Stalaktiten leicht verwunden. Wer mit geſunden Sinnen, mit moraliſcher Keuſchheit, (denn es gibt auch eine blos phyſiſche) dieſe Schrift bis zu Ende lieſt, wird mit der Abſicht Gutzkow's völlig einverſtanden ſein, — und doch in den Himmel kommen! Gutzkow wollte nicht das Inſtitut der Ehe bekämpfen, ſondern darthun, daß die reine Menſchheit, die reine Weiblichkeit noch erhabener ſei, und über jenem ſtehe; das iſt die ideale Grundanſicht des Ganzen, welche wie ein verſunknes Herkulanum unter der Lavarinde materialiſtiſcher Sätze liegt. Freilich muß man graben, bis man auf dieſen Grund kömmt! Freilich iſt es nicht im Intereſſe der Geſcheitelten, daß man ihn finde, denn, käme einmal plötzlich die patriarchaliſch einfache Moral zu Tage, welche kein anderes Erdreich braucht, als die höchſte Potenz des rein Menſchlichen, — was wollten dann die Geſcheitelten mit ihrer ganzen Garderobe, mit ihrem ganzen Trödel von Formeln anfangen? Woher flößen dann Trauungs-, Tauf- und Beerdigungs-Taxen? — Übrigens wird eine ſolche Zeit, wann der Menſch, durch die innere Sittlichkeit aufrecht erhalten und geregelt, des äußeren Geſetzes nicht mehr bedarf, ſtets nur ein ſchöner, humaniſtiſcher Traum bleiben.

Einen ſolchen ſoll man Niemanden als Verbrechen anrechnen. — Was Gutzkow jedoch zum Vorwurf gereicht, iſt nicht die Schroffheit, in welcher einzelne Gegenſtände daſtehen, welche er durchaus beſprechen mußte, wenn er das gegebene Thema überhaupt behandeln wollte, (ſie gehören in ſeine Schrift ſo nothwendig hinein, als Figuren in eine Gruppe und Glieder an die Figuren;) — aber, daß er im Eifer der epigrammatiſchen Gedrängtheit des Schluſſes ſeine Grundidee nicht deutlich genug entwickelte, ſo daß die flüchtig leſende Maſſe im Ganzen nur ein Scandal ſieht, das iſt ein Fehler, der ſich bitter rächt, indem er ſich für's Auge der nicht allzuſcharfſichtigen Maſſe wie ein Schmutzfleck an Gutzkow's Perſönlichkeit heftet und ſeinen Gegnern die gefährliche Waffe des Schein's in die Hände gibt; ein Fehler, der vielleicht nur dadurch entſchuldigt werden kann, daß Gutzkow wähnte: die Maſſe würde ſchon von vorne herein den behandelten Gegenſtand nicht unter die hohe Protection ihres beſonderen Intereſſes ſtellen. Man müßte denn etwa die pfäffiſche Sbirren-Präſumption: „quilibet praesumitur *malus*, donec probetur bonus“ haben, die mit dem Chriſtenthum der Geſcheitelten freilich trefflich, deſto ſchlimmer aber mit dem Chriſtenthum Chriſti ſelbſt harmonirt!

Bilderbibeln.

Es war voraus zu ſehen, daß durch die neue, eigenthümliche Art der Holzſchnitt- oder Abklatſchliteratur, wozu England den erſten Anſtoß gab und womit es auch Deutſchland überſchwemmte, ſpeculative Buchhändler ihr Augenmerk auch bald auf das Buch der Bücher richten würden, um es, nach alter Sitte mit Bildern ausgeſtattet, an das bibelbegehrende „Volk“ zu bringen. Vielleicht hat ſich ſchon mancher bibelgeſellſchaftliche Fromme über die Erſcheinung gefreut, daß gleichzeitig in England, Frankreich und Deutſchland eine Menge Pracht- und Bilderbibeln im Buchhandel erſcheinen, und hat es gewiß ſchon für ein gutes Zeichen der Zeit genommen, daß die Frau Gegenwart fromme Nachfrage nach dem Buch der Bücher halte. Aber ein Anderes iſt der Antrieb zu einer Canſteiniſchen Bibel aus Halle, und ganz ein Anderes eine Seideliſche Bibel aus Sulzbach, eine Prachtbibel aus Hildburghauſen: jene aus einer vieldruckenden, ächt katholiſchen Officin, dieſe aus einem großen, ganz modernen Speculationsbureau. Das ſchmeckt nach buchhändleriſchem Beutemachen an einem Buche, wo eine Nachdrucksklage kaum erhoben werden kann, oder doch von Dr. Martin Luther's Nachkommen (die in Keilhau erzogen wurden) nicht erhoben werden wird.

Derſelbe Verdacht nun fällt auf die Bilder-Bibeln, um ſo mehr, als ihre Prüfung vor ernſter Kunſtſchau nicht Stich hält, wobei wir zunächſt die deutſche Bibel-Spekulation im Auge haben. Die Hildburghauſer und Karlsruher Prachtbibeln begnügen ſich an größeren Kupferſtichen und Steindrücken zu den heftweiſen Lieferungen (die Bibel im Herzen à la Rotteck, Oken, Vollrath Hoffmann! Ein vortrefflicher Gedanke der Neuzeit!); Metzler in Stuttgard aber bietet uns ſo eben „dreihundert bis dreihundert fünfzig Holzſtiche durch vorzügliche Meiſter Deutſchlands, Englands und Frankreichs“ in ſeiner Bilderbibel dar. Natürlich meiſt nur unſchwärzere, unſchärfere Abklatſche der fremden Holzſchnitte, wie die eben gleichzeitig erſcheinende franzöſiſche Bilderbibel beweiſt. Aber nicht nur, daß die 30 Abbildungen der erſten Metzleriſchen Lieferung durch die Dreiländerwirthſchaft das Unangenehme der verſchiedenſten Größe in den Abbildungen, die auch gar keine beruhigende Umrandung haben, an ſich tragen; ſo geben ſie, was weſentlich ſchlimmer iſt, durch die Zeichnungen und Abklatſche dreier in ihrem Kunſtgeſchmack ſo ſehr verſchiedenen Länder und Völker eine zu bunte Miſchung des Styls, der Erfindung und Ausführung. Hier paradieſiſche Talma's, dort engliſirte Abraham's, und dazwiſchen ehrliche, Altengland oder Neufrankreich plump nachäffende, deutſche Cain's, endlich hölzerne Herrgötter in den Wolken. Wahrlich ein, wenn künſtleriſcher Ernſt prüft, nicht nur verfehltes, ſondern verwerfliches Spekulations-Unternehmen. Weit beſſer ſchon, was künſtleriſche Leiſtung, beſonders die bewunderungswürdige Vollendung des Holzſchnittes betrifft, ſind die „Bibel-Bilder oder bibliſche Darſtellungen der h. Schrift“, welche im Induſtrie-Comptoir zu Leipzig herauskommen. Dieſe haben auch den Vortheil für ſich, daß ſie nur nach zwei beſtimmten Meiſtern gearbeitet ſind, nach den Gemälden von Weſtall und Martin. Wenn aber das genannte Comptoir auf den Umſchlägen ankündigt, daß die Holzſchnitte nach den eigens für dieſes Werk gefertigten Gemälden jener beiden Meiſter gearbeitet ſeien, ſo liegt darin auch wieder eine kleine, ganz kleine induſtrielle Verſchwiegenheit. Jenes hatte nämlich bei dem in London erſchienenen Original-Werke Statt, welches den Titel führt: Illustrations of the Bible from original paintings by R. Westall and J. Martin. 1833. Von Martin waren ebendaſelbſt ſchon 1830 Illustrations of the Bible erſchienen; und vereint nach ihm mit Weſt, Reynold, Rubens, Raphael 1833 u. 1834 andere Illustrations of the Bible. Von W. Weſtall erſchienen Cabinet Illustrations for pocket Editions of the Bible. In ihrem Lande haben dieſe, wie die franzöſiſchen Bilderbibeln, ihren Werth, ihre Bedeutung, ihr Verſtändniß. Aber dem deutſchen Geſchmacke oder beſſer Gemüth wird das Induſtrie-Comptoir die engliſch-franzöſiſche Manier, wenn ſie auch noch ſo bewunderungswürdig im Holzſchnitt ausgeführt iſt, nicht anſchmuggeln. Dieſe widerſtrebt eben unſern Anforderungen und Empfindungen gar zu ſehr. Die Franzoſen kennen durchaus nichts als Theaterſtellungen; der Engländer erdrückt die gar zu kleinen Geſtalten in der karrikirt-grotesken Umgebung u. ſ. w.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 125. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 27. Mai.

Die Andaluſierin.

(Schluß.)

Landſchaftlich und hiſtoriſch iſt einer der intereſſanteſten Punkte die uralte Feſte Joux über dem Städtchen Pontarlier, vom Doubs, am Fuß des Bergs rauſchend, beſpült, an der Heerſtraße, welche die Römer von Veſuntio aus nach ihrer helvetiſchen Provinz hinüber anlegten, hier in zwei Arme dahin auslaufen ließen, und ihrer Gewohnheit nach mit Kaſtellen ſicherten. Überall muß man bei dem Straßenbau dieſes praktiſchen Volks bewundern, wo und wie ſie ihre Straßen anlegten und ausführten. Gleicher Verſtand, gleiche Kühnheit und gleiche Ausdauer wird daran ſichtbar, ob ſie über Felſen, über den Kamm hoher Gebirge oder durch Moräſte und Schluchten führen. Gleich intereſſant erſcheint heute noch die treffliche Wahl ihrer Kaſtellorte. Einſam, getrennt von allen Höhen und ſie beherrſchend, Herrin des Flußbetts und der Heerſtraßen, erhebt ſich die Feſte gleich einem Märchenbau auf einem rieſigen, von drei Seiten durchaus unzugänglichen Felſen, an deſſen Flanken nur einzelne Tannen mühſam Fuß faſſen konnten, um das Schroffe, Schwindelnde, Schauerliche des Anblicks zu erhöhen. Römerkaſtell, Raubritterneſt, Reſidenzburg mächtiger Herren von Joux, abwechſelnd Feſte der Grafen von Neufchâtel, der Grafen Hochberg, der Markgrafen von Röteln, des Amadeus von Diesbach, Burgunds und endlich unter Ludwig XIV. franzöſiſche Gränzfeſtung, trägt es die Spuren aller dieſer Veränderungen, die Geſchichte ſeiner 18 Jahrhunderte an der Stirne, obgleich es durchgreifende Verwandlungen erdulden mußte, um endlich ein franzöſiſches Staatsgefängniß zu werden und jetzt einigen Invaliden, die als Ciceroni dienen, zur Retraite zu dienen. Kanonen ſehen mit langweiligen Geſichtern in das Thal hinab, die Mörſer blicken gähnend zum Himmel, ob er nirgends die Kriegsfahne aushänge, die Artilleriſten amüſiren ſich in Pontarlier, die Wachpoſten erſchrecken den neugierigen Wanderer mit grimmigem Anruf und hoch über den Zinnen kreiſcht der Aar, in Wolken ſich wiegend, ſein ſeltſames „Wehe!“

Hier hauchte der Held von Domingo, der Gefangene Touſſaint-Louverture, gleich gepeinigt von kalten Menſchen und von dem kalten Himmel, ſeine Seele aus. Der Revolutionsführer mußte in dem Kerker des Landes ſterben, das ſo eben durch das Wunder einer Revolution ſich neu geſtaltet hatte. Damit bewährt ſich republikaniſche Conſequenz. Was wäre vielleicht aus der franzöſiſchen Revolution, aus Frankreich, aus der Geſchichte unſerer Zeit geworden, wenn Mirabeau, auch dem ſchweren Druck des Himmels und der Männer von Joux erliegend, hier ſein Leben geendet hätte? Wer mag läugnen, daß ſeine heftig empfängliche Seele, ſein reizbares und verſchärftes Gemüth aus der raſenden Leidenſchaft für ſeine herrliche Sophie, neuen Haß, heftigeren Grimm gegen die beſtehende Ordnung der Dinge ſaugen mußte? Daß in dem ewigen Wechſel zwiſchen herber Einſamkeit des engen Kerkers und der Erbärmlichkeit ſeines Kerkermeiſters, mit den frivolſten, freieſten, wildeſten Genüſſen und dem Zauber des ſüßen Geheimniſſes, ſeine Schroffheit ſich vermehren, ſeine Wuth ſich verdichten, concentriren, all' ſein Mänſchen und Sehnen, zum Willen, zum Entſchluß reiſen mußte?

Mirabeau war ein großer Geiſt. Die Albernheit ſeines Vaters, des Menſchenfreundes — verhinderte gewaltſam, daß er nicht auch ein großer Mann geworden. Mirabeau, an der Spitze der Regierung, hätte wahrſcheinlich die franzöſiſche Revolution verhindert. Mirabeau, an der Spitze der Republik, hätte ſchwerlich einen Bonaparte nothwendig gemacht, oder ihn nicht aufkommen laſſen. Mirabeau, im Grab, wurde nur ein Jeremias des Jahrhunderts, deſſen ſchaurige Weiſſagungen zu Sprichwörtern geworden, täglich mehr in Erfüllung gehen, und täglich mehr bedauern machen, daß dieſer erlauchte Geiſt für die Welt verloren gegangen, weil ſein Vater ein eben ſo großer Narr als Sentenzenmann, und ſeine Erziehung eine verfehlte geweſen.

Hart vor den Werken von Belfort trafen mein Ohr wieder die erſten deutſchen Laute. Ich hätte dem Tölpel um den Hals fallen und ihn als Bruder küſſen mögen. Es gibt keinen mächtigeren und ſüßeren Zauber, als die Sprache der Heimath, nach langer Zeit wieder zum erſtenmal vernommen. Eine Bergeslaſt fiel von meinem Herzen, ich athmete freier, wohler.

Dieſe ehemals ſüdweſtlichen Gränzhüter Deutſchlands ſind leider in Maſſe eben ſo wenig ſehr liebenswürdig, als es die nordweſtlichen in Jülich und Cleve geweſen. Roh, barſch, mißtrauiſch, geldgierig, hinterliſtig, waren ſie jetzt nach dem Beſuch ihrer früheren Landsleute nicht ſelten auf eine gefährliche Weiſe brutal gegen Deutſche, höhnend, rachſüchtig. Dieſer fatale Geiſt hauſ't faſt bis zu dem Mancheſtre des Elſaſſes, dem fabrikenwimmelnden Mühlhauſen hinab, wo ſchon das Allemanniſche reiner erklingt, Geſittung und Bildung der Landsleute im lebhafteſten Verkehr ſich läuterten und ſchliffen, die edlen deutſchen Geiſter zu Straßburg und Colmar mächtig auf die Geſinnung eingewirkt und ſelbſt Hebels volksthümliche Poeſien manches gemildert und befreundet hatten.

Ich war wieder in Deutſchland. Von der langen Reiſe hatte ich für manche Journale Reiſeſkizzen, Bilder aus Frankreich, Notizen und Correſpondenzartikel gewonnen, ohne Geiſt und Wiſſen weſentlich bereichert zu haben. Aber die gefahrvolle Flamme der Leidenſchaft glimmte nur noch wärmend im Herzen, zuweilen in Träumen wieder hoch auflodernd. Keine Nachricht von ihr.

Ich war ein deutſcher Schriftſteller, ein freier Schriftſteller, ich hatte noch etwas Geld; die Freiheit leuchtete und duftete mir wie eine ſyriſche Roſe. Der Fürſt war ein Thor!

36. Wiederſehen.

Ein Jahr ſpäter war ich verheirathet, glücklich verheirathet, mit Erhaltung meiner Freiheit glänzend ſituirt, bis zum Extrem fleißig, unermüdet in Erzeugung neuer Produkte. Keinen Kummer hatte ich, als zuweilen die leiſen Andeutungen der in die Zukunft blickenden Gemahlin: „Siehe, daß du eine Anſtellung bekommſt.“ Süße Thörin! Meine Freiheit ſollte ich deiner trüben Chimäre opfern? Grau iſt deine Theorie, grün das Leben der Freiheit!

Keinen Verdruß hatte ich auf der weiten Erde, als daß die Verleger ſtets nur 750 Exemplare druckten und am Ende des Jahrs immer noch einige übrig hatten, während alle Journale meine Arbeiten lobten, ſelbſt die Recenſionsblätter viel Gutes und Charmantes darin fanden und alle Welt mir ſagte: Man lieſ't Ihre Sachen gern und viel. Betrüger, Gauner waren bald in meinen Augen alle Verleger, die ſich mit meinen Schriften bereichert hatten und mich nur belogen, um einige Louisd'or weniger Honorar zahlen zu dürfen.

Ich will den Verlegern gerade kein Loblied ſingen, aber jetzt weiß ich doch, daß man nur von ganz guten oder von erbärmlichen Dingen in Deutſchland in der Regel mehr als 750 Exemplare abgeſetzt, und daß alles, was ich ſchrieb und drucken ließ, nicht zu dem ganz Guten gehörte. Die Weisheit kommt gewöhnlich erſt mit dem Jammer, wenn die Eitelkeit Reißaus genommen hat.

Eine Lombardin war mein Weibchen. Sie wünſchte den Erſtling unſrer Liebe in der Lombardei zu gebären, alſo fort über die Alpen, den Karneval in dem köſtlichen Mailand zu verleben, und mitten unter Singſang, Mummenſchanz und bunter Luſt, der Welt einen neuen Jünger der Freude zu ſchenken.

Meine ſanfte, mehr deutſche als italiäniſche Luigia war keineswegs geſonnen, alle Stürme des Karnevals in Mailand zu beſtehen. Noch einmal Kind ſein wollte ſie im kleinen heitern Kreis ihres väterlichen Hauſes. Gehör geben mußte ich ihren Bitten, nach Vicevano ſie bringen, bei den Eltern ſie laſſen und dann ſelbſt wieder nach Mailand eilen, um die bunte große Welt zu genießen, neue Eindrücke und Bilder für meine Phantaſie aufzunehmen, und neue Geſtalten und Combinationen zu ſammeln.

Die Welt ſuchte ich und fand — Aurelia, ſchöner, blühender, friſcher, liebreizender als je, und alle Geiſter der Leidenſchaft erwachten von neuem in meiner Seele. Mit einem Schrei des Entzückens flog ſie an meine Bruſt zu langer, ſtummer Umarmung. Das bleiche Mädchen ſah uns an mit ſtarrem Blick, ein unheimliches Gefühl fuhr durch ihre Seele, belebte ihr Auge für einen Moment mit einem Funken düſtern Feuers, zuckte über ihr Antlitz hin wie Mitleid, Hohn, und verlor ſich ſchnell wieder in dem alten allgemeinen Ausdruck des reſignirenden Schmerzes, der ihrem Anblick ſo großes Intereſſe verlieh. Das bleiche Mädchen ſoll bald der Gegenſtand einer eigenen Geſchichte werden. Luigia, Mailand, Italien vergaß ich, umſchwirrt von dem ſeligen Rauſch der erſten Liebe. Wiederkehren ſollten mir jene wonnigen Träume, jener entzückende Taumel, und meine Seele flog in allen Himmeln der Freude umher.

„Mit nichten,“ ſprach Aurelie mit dem Ton der Engel, „mit nichten, Freund! Pflichten haſt du jetzt, heilige und ſchöne Bande feſſeln dich, dein Wort verbietet dir von nun an jede nähere Gemeinſchaft mit irgend einem andern Weſen. Lerne ein Mann ſein; lerne dem Leichtſinn in Verletzung der Pflichten entſagen; bemühe dich ſtets, deiner Sinne Herr zu bleiben; betrüge dich nicht ſelbſt um das einzige Fundament alles Glücks und aller Größe, um dein Bewußtſein; ſpiele nicht ſo thörigt mit dem erſten Schritt. Bruder und Schweſter, Freund und Freundin ſo lang wir athmen, mehr nie!“

Wir fanden uns nach Jahren wieder in Wien, in Berlin, in Hamburg. Unverändert an Schönheit, Liebreiz, Feuer, inniger Liebe, blieb ſie auch unverändert in ihren Grundſätzen. —

Nach langem Zwiſchenraum trafen wir uns im Oktober 1834 unvermuthet. Graue Haare fließen einzeln über den kahlen Schädel, graue Haare zähmen den einſt ſo kühnen Bart, nur durch die Brille kann ich die Welt noch ſehen. Friſch und ſchön und lebhaft, wie immer, erſchien ſie auch jetzt vor mir. Freundlich, herzlich, beglückt durch das Wiederſehen flog ſie an meinen Mund.

Verheirathet hatte ſie ſich, glücklich verheirathet. Zankend und lachend empfing ſie jene zwölf unbenutzten Blankets zurück und gab ſie ihrem Mann. Drei ſchöne, unvergeßliche Tage lebten wir und beſchloſſen, im künftigen Sommer einen Monat auf meinem Gut zu leben. —

Und heute ſitzt das bleiche Mädchen unfern von Borodino, wo der Mann von Aureliens erſter Liebe einſt gefallen, auf einem Schneehügel und weint die herben Thränen hinſterbender Verzweiflung. Aureliens Grab deckt jener Hügel. Ein Sturz mit dem Wagen hatte ſie mit unſäglichen Schmerzen getödtet.

Aurelia iſt todt; ich habe ferner nichts mehr zu beweinen! Freiherr v. Biedenfeld.

Die Mahnung.

Novellette aus dem Leben.

Vor wenig Jahren noch ſtand in der Nähe des Schloſſes St. Martin an dem Flüßchen Antiſen ein hölzernes Kreuz, welchem eine Tafel mit einem bereits ganz unkenntlichen Gemälde angeheftet war. Ich hatte mich gebadet, und lag mit einem Buche im Erlenſchatten, als den Fluß entlang ein Mütterchen heran ſchlich, und vor dem Kreuze betend niederkniete.

„Iſt hier ein Unglück geſchehen?“ frag' ich, als ich mich ihm genähert hatte.

„Ihr ſeht doch das Grab,“ war die Antwort, indem die Frau auf eine kaum bemerkbare Erhöhung zeigte.

Einige Silbergroſchen machten die etwas wortkarge Alte geſprächig, und ich erfuhr von ihr folgende Geſchichte:

„Als im Jahre 1809 die Franzoſen nach Deutſchland kamen, trieben ſie ihr Weſen abermals im friedlichen Innkreiſe. In und um St. Martin war alles davon überſchwemmt, und die in dieſer Gegend von jeher gut erhaltene Jagdbarkeit gewährten den bärtigen Ausländern manch' angenehme Abwechſelung in ihrem Tagewerk. Der Fuchs und Edelmarder wurden ihrer Pelze los, und viele Stellen ſah man, wo der verwundete Damhirſch die Erde aufgewühlt mit ſeinen Schaufeln, bis der Tod ihn verſöhnte mit dem heiß empfangenen Blei.

Die herrſchaftlichen Jäger ſahen ſich als Fremdlinge in ihrem Revier, als Nullen in ihrem Dienſte, und an ernſten Zwiſtigkeiten mit den ungebetenen Gäſten war kein Mangel. Vorzüglich erbittert blieben ſie aber ſeit dem Unglücke eines ihrer Kameraden, den die Franzoſen erbärmlich geſchlagen und verwundet hatten.

Eines Tages, als die militairiſchen Wildſchützen mit einem bedeutenden Raube auf dem Heimwege ſich befanden, trafen ſie mit einem Herrſchaftsjäger zuſammen, der ihnen dringend, doch mit höflichen Worten vorſtellte, daß im ganzen Revier bald nichts mehr zu finden ſein würde, als einige Nachteulen und Eichhörnchen, wenn ſie das Wild ſo ganz ohne alle Rückſicht auf Alter und Jahreszeit zuſammenſchößen, und daß ſie zugleich auch ſelbſt verlieren müßten, weil auf dieſe Art ihre Freude nicht lange dauern könne.

Daß er verſtanden werde, wußte er recht gut, denn die Geſellſchaft beſtand aus Officiren, von denen mehrere deutſch ſprachen. Unglücklicher Weiſe aber war darunter der Commandirende ſelbſt, der ſeinen herzloſen Kriegerſtolz und ſein Majeſtäts-Anſehen, als Vorgeſetzter tief angegriffen fühlte durch die zurechtweiſende Vorſtellung eines einfältigen Forſtgehülfen, und deßwegen auf franzöſiſch und deutſch in kraftvollen Flüchen auf ihn losdonnerte.

Seine Begleiter thaten nun deßgleichen, ja, einige drohten mit erhobenem Gewehre — da knallt es, und — der Kommandirende ſinkt mit einem „mon dieu!“ zuſammen.

Niemand wußte im erſten Augenblicke, woher dieſe Kugel, denn von den Umſtehenden hatte keiner geſchoſſen; aber leider ſah man ſogleich die letzten Ringe des aufgedampften Pulvers, die über einem nahen Gebüſche ſich erhoben, und eiligſt war Alles auf den Beinen, um dieſe Spur zu verfolgen. Nur drei Franzoſen, worunter ein Feldarzt, blieben bei dem Verwundeten zurück. Der anweſende Herrſchaftsjäger wurde entwaffnet und bewacht.

Es dauerte nicht lange, als die Verfolger mit einem Jägerburſchen zurückkamen, den ſie mit Kolbenſtößen und muthwilligen Neckereien vor ſich hertrieben. Er zählte kaum ſechzehn Jahre, war eines ſchlanken Wuchſes, wohlgebildet, mit ernſter Miene, und geſtand ohne Umſtände und mit ſeltener Unerſchrockenheit, daß er der Thäter ſei.

Mittlerweile hatte der Feldarzt den Commandanten unterſucht und verbunden. Er war nicht gefährlich verletzt; denn die Kugel ging nur durch die Weichgebilde der Lenden.

Die beiden Jäger wurden mit auf den Rücken gebundnen Händen abgeführt, und ein Wagen geſchickt, um den Verwundeten nach Hauſe zu bringen.

Schon am folgenden Morgen vernahm der arme Junge, daß er ſterben müſſe. Kein Verhör, keine Unterſuchung ging dieſem Urtheile voran. Den anderen Jäger entließ man mit der Drohung, daß auch ſeinen Kopf eine franzöſiſche Kugel erwarte, falls er ſich nochmals einfallen ließe, in ſeinem Revier den Herrn zu ſpielen.

Der ſechzehnjährige Knabe ſchien anfangs nicht zu überlegen, welcher gewichtvolle Ernſt in dem Worte: Todesurtheil liege, oder überhaupt an deſſen Vollziehung nicht zu glauben; denn er hörte daſſelbe ruhig und mit verachtender Miene an. Als aber der Prieſter kam, den die chriſtlichen Herrn ihm ungebeten zuſchickten, da veränderte ſich ſein ganzes Weſen. Er fing an, heftig zu weinen, verlangte nach ſeiner Mutter, warf ſich auf die Kniee, umklammerte den Mann Gottes und beſchwor ihn bei allem, was heilig iſt, Gnade zu erwirken. (Schluß folgt.)

Bilderbibeln.

(Schluß.)

Wenn wir an dieſe Induſtriebibeln frommer Speculanten, welche das Volk durchaus reich machen ſoll und muß, eine dritte Bilderbibel, die ſich ſelbſt „Volksbibel“ nennt, obſchon ſie auch, wie jene Leipzig-Londoniſche, nur Abbildungen (Kupferſtiche in 4to, nach den Zeichnungen des Malers Olivier in München) ohne Text bietet, anreihen, ſo ſoll dadurch durchaus nicht der religiöſe Ernſt des redlichen deutſchen Künſtlers geſchmälert werden, der dieſem Unternehmen zu Grunde liegt, und auch aus den 10 Blättern der erſten uns zugekommenen Lieferung hervorblickt. Leider liegt uns die von Krummacher ſo eben herausgegebene „Geſchichte des Reiches Gottes nach der h. Schrift, in Bildern nach v. Kügelchen“ (Eſſen, Bädecker, 1835) zum Vergleiche nicht vor. In die unbedingte Lobpreiſung der Olivier'ſchen Volksbibel aber, im Schorn'ſchen Kunſtblatte, und zwar nicht nur, was die Leiſtung des Kupferſtiches, ſondern auch, was die Zeichnung und Erfindung betrifft, können wir auch ſo nicht einſtimmen. Zwar wollen wir nicht verkennen, wo uns Gelungeneres aus den 10 Bildern der erſten Olivier'ſchen Lieferung entgegentritt, z. B. in dem Blatte: Chriſtus im Tempel, wo übrigens die Kompoſition, je drei und drei um den Chriſtusknaben, uns auch zu bewußt-regelmäßig angeordnet ſcheint. Wir können aber im Allgemeinen nur wünſchen, daß die zweite Lieferung ſich bedeutend ſteigern möge, nicht im Geiſtreichen, aber im Geiſthaltigen. Wir wünſchen eine ausgezeichnete Bilderbibel, wie ſie die ſtrenger richtende Zukunft von der vielgeſchäftigen und leicht zufriedengeſtellten Gegenwart verlangen wird.

Warum, möchten wir fragen, hat Profeſſor Schlotthauer in München noch nicht daran gedacht und ſich daran gemacht, wie er 1831 Holbein's ſchönen Todtentanz bewundrungswürdig in Steindruck nachahmen ließ, gleichermaßen auch Holbein's treffliche und noch unübertroffene Bilder des Alten Teſtamentes nachbilden zu laſſen, welche als *Icones Veteris Testamenti*, wie jene Todtentanz-Holzſchnitte, 1538, 1539, 1543, 1547 ꝛc. zu Lyon in 4to herauskamen. Das wäre obenein auch für die Geſchichte künſtleriſcher Darſtellung (der ältern wie der neueſten) eine zweite willkommene Gabe. Und dieſe Holzſchnitte gehören recht eigentlich in die Hände und vor die Augen von Kindern, da ſie tiefen, religiöſen Ernſt, hohen Geiſt und künſtleriſche Gelungenheit in ſich vereinigen; nicht aber engliſirte, pariſirte, gräziſirte oder weiß Gott wie gezierte Kompoſitionen, die oft nur Zuſammenſtehlungen ſind, und ſchon als ſolche keinen rechten Gottesdienſt bei ihrer Anſchauung in der Seele erwirken können, weil ſie in ſich nichts Ganzes, Gediegenes, Geſundes ſind und geben. Schade, daß Holbein nicht auch zum Neuen Teſtamente ähnliche Zeichnungen fertigte, — denn das im neueſten Kataloge von R. Weigel in Leipzig (8te Abtheilung, S. [illegible] u. 67) aufgeführte „Holbein's Neues Teſtament, oder die Holzſchnitte zur Offenbarung (Baſel, Wolf. [illegible]), ſind wohl nur irrthümlich ihm zugeſchrieben. Aber warum wollte man nicht auch Joſt Ammon's, Virgil Solis und Anderer Figuren z. N. T. nehmen und wiedergeben? Schließlich können wir nicht umhin, in Betreff des oben wegen der Olivier'ſchen, zu regelrechten Kompoſition des Blattes Chriſtus im Tempel auf die Holbeiniſche Zeichnung zu **I. Paralipor. I.** zu verweiſen, wo eine ſchöne Gruppirung zu beiden Seiten eines in der Mitte Sitzenden (auf der einen Seite 7, auf der andern 8 oder 9 Figuren) in engem Raume zu ſehen und — zu bewundern iſt.

Buntes.

⁂ Frankfurt. Die von der Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte ꝛc. veranſtaltete Blumen- und Pflanzen-Ausſtellung, welche am 24ten Mai geſchloſſen wurde, erfreute ſich des zahlreichſten Beſuches, und verdiente ſowohl, was die Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit und Seltenheit der Blumen und Pflanzen, als was die geſchmackvolle Weiſe der Ausſtellung betraf, den ihr allgemein geſpendeten Beifall. Feenhaft erſchien das Ganze des Nachts bei Gasbeleuchtung. Dankenswerth iſt die Liberalität, mit welcher die bedeutendſten hieſigen Blumiſten ihre Exemplare hergaben. Der Ertrag des äußerſt mäßig geſtellten Eintritts (12 Kr. per Perſon), welcher zum Beſten der Sonntagsſchule beſtimmt war, belief ſich während der vier Tage, wie man verſichert, ſtark in die Hunderte. — Im Lokale des Kunſtvereins war in der letzten Zeit ein großes Porträt von Heuß aufgeſtellt, von welchem alles gilt, was in No. 1 und 3 des Phönix über Heuß bereits ausgeſprochen ward; ferner eine recht artige und verdienſtvolle Handzeichnung des Profeſſor Oppenheimer (Abraham mit den Engeln). — Im Theater war bis jetzt die einzige Novität König und Schauſpieler, Luſtſpiel von Harrys, worin Herr Weidner ziemlich gut, Herr Becker um ſo ſchlechter ſpielte; das Stück ſelbſt iſt höchſt mittelmäßig und konnte nur in ſofern auf's Repertoir kommen, als ja auch Schelle äußerſt witzig meint: ein ſchlechtes Wetter ſei noch immer beſſer, als gar kein Wetter. — Die Tänzerfamilie Amiot gab einige Gaſtſpiele. Dieſe Leute ſehen graziös aus, beſonders die Mädchen. Deſſungeachtet halte ich das Ballet nicht bloß für den Spaßmacher nach der Leiche — des guten Geſchmacks, ſondern für eine privilegirte Immoralität. Man ſollte es eigentlich von Regierungswegen verbieten; denn die Leute könnten ebenſogut von Anfang her was Beſſeres lernen und ihr Brot verdienen. Ach aber, wozu nutzen alle dieſe Jeremiaden, ſo lange man ſtatt auf den Schönheitsſinn, auf die Sinnlichkeit ſpekuliren darf. — Sonſt iſt über das Theater nichts zu berichten, als daß unſer Gaſt aus Amſterdam ſeinen Rollencyclus ohne Baß fortſetzt, und daß das recitirende Schauſpiel (mit Ausnahme von ein Paar Künſtlern) gewiß ſo trefflich iſt, — als je eines auf irgend einem Dorfe.

⁂ Eine Indianiſche Sage. Die Oſagen bleiben ihren abergläubiſchen Anſichten und Gebräuchen durchaus treu. Sie glauben alle, daß die Seele nach ihrer Trennung vom Körper fortlebe, und daß ſie alle irdiſchen Neigungen und Gewohnheiten beibehalte. — Ein großer Zug Oſagen hatte ſich eine Zeitlang an dem Ufer eines ſchönen Fluſſes, der Nick-a-nanſe genannt, gelagert. Unter ihnen war ein junger Jäger, einer der tapferſten und ſchönſten des Stamms; er ſollte ein Oſage-Mädchen heirathen, welches wegen ſeiner Schönheit die Blume der Prairien genannt wurde. Der junge Jäger ließ ſie eine Zeitlang bei ihren Verwandten im Lager und ging nach St. Louis, um die Häute des erlegten Wildes anzubringen und Schmuck für ſeine Braut zu kaufen. — Nach einer Abweſenheit von mehreren Wochen kehrte er an das Ufer des Nick-a-nanſe zurück, aber das Lager war nicht mehr da. Nur die Gerüſte der Hütten und die Brände verlöſchter Feuer bezeichneten den Platz. — In einiger Entfernung ſah er am Ufer des Fluſſes ein weibliches Weſen ſitzen, das zu weinen ſchien. Es war ſeine Braut. Er eilte, ſie zu umarmen; ſie blickte aber traurig hinweg. Er fürchtete, irgend ein Unglück habe das Lager getroffen. — „Wo ſind unſere Brüder?“ fragte er. — „Sie ſind an die Ufer des Wagruſhka gezogen.“ — „Und was thuſt du allein hier?“ — „Ich wartete auf dich.“ — „Dann laß uns zu den Unſrigen an die Ufer des Wagruſhka eilen.“ — Er gab ihr, der Indianiſchen Sitte gemäß, ſeinen Pack zu tragen und ſchritt voran. — Sie ſahen endlich den Rauch des fernen Lagers aus dem waldigen Saume des Fluſſes emporſteigen. — Das Mädchen ſetzte ſich an den Fuß eines Baums. „Es ſchickt ſich nicht, daß wir mit einander zurück kehren,“ ſagte ſie; „ich will hier warten.“ — Der junge Jäger ging allein in das Lager, und wurde von ſeinen Verwandten mit düſterer Miene empfangen. — „Welches Unglück hat ſich begeben, daß ihr Alle ſo traurig ſeid?“ fragte er. — Niemand gab Antwort. — Er wandte ſich zu ſeiner Lieblingsſchweſter und bat ſie, ſeine Braut außerhalb des Lagers zu ſuchen und ſie herein zu führen. — „Ach,“ rief ſie, „wie ſoll ich ſie ſuchen? Sie ſtarb ja vor wenigen Tagen.“ — Weinend und jammernd umgaben ihn jetzt die Verwandten des jungen Mädchens; er wollte aber die traurige Nachricht nicht glauben. — „Aber erſt vor wenigen Augenblicken,“ rief er, „habe ich ſie lebend und geſund verlaſſen. Kommt mit mir und ich will euch zu ihr führen.“ — Er führte ſie zu dem Baume, wo ſeine Braut ſich niedergeſetzt hatte; aber ſie war nicht mehr da und ſein Pack lag am Boden. Die ſchreckliche Wahrheit traf ſein Herz; er fiel todt zur Erde. — Ich erzähle dieſe einfache kleine Geſchichte faſt mit den Worten, in denen ſie mir mitgetheilt worden, während ich in unſerm Abendlager an den Ufern des Fluſſes, wo ſie ſich zugetragen haben ſoll, am Feuer lag. (Irving's Steppenreiſe.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 126.
1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 21.

Freitag, 29. Mai.

Intermezzo.

So wendet der Wandrer, wenn er den Rücken eines hohen Gebirgs beſteigt, ſein Auge zuweilen rückwärts und mißt die Gegend, die unter ihm liegt, mit Entzücken. Blauſilberne Bäche ſchlängeln ſich durch grüne Matten, aus friedlichen Dörfern im Thale läuten die Glocken, und die weiße, kalkſtaubige Landſtraße ſpringt bald hier, bald dort aus den untern Bergen hervor, bis ſie ſich zuletzt in dem graublauen Horizont verliert. So laſſet uns einmal raſten auf einem Felsvorſprunge und des hohen Schneegipfels vergeſſen, den wir noch zu erſteigen haben!

Fünf Monate hindurch haben wir nun mitſammen die Freuden und Leiden der Kritik erlebt. Es iſt nur erſt die untere Gebirgs-Gegend, die Kleegegend, noch nicht die Alpenzone, die wir erſtiegen haben. Und dennoch haben wir ſchon einige Perſpektive und können behaupten, daß unſre Wege nicht ohne Symmetrie zurückgelegt wurden. Hatten wir ein Syſtem? Das Publikum ſoll entſcheiden.

Die geringe Anzahl auffallender und origineller Erſcheinungen, die ſich uns darbot während dieſes Zeitraums, war uns willkommen, weil wir Muße fanden, das Meiſte davon als Anhaltspunkt unſerer kritiſchen Grundſätze, als Gelegenheit für unſre literariſche Meinung zu benutzen. Da wir einmal glauben, daß unſer Ton nun dem Publikum hinreichend verſtändlich ſein wird, und anderntheils die Verſprechungen des Meßkatalogs auf wichtige, durch ihren Inhalt eine ganz iſolirte Behandlung herausfordernde Bücher zielen, ſo wollen wir in der Eile nur noch zwei Merkmale angeben, von welchen wir glauben, daß ſie für die heutige Kritik weſentlich ſein müſſen. Ich meine das Poſitive und das Charakteriſtiſche.

Unſer Manifeſt deſavouirte jede Verwechſelung mit der Vernichtungskritik der Reſtaurationsperiode. Wir ſind aber dabei auf eine horrible Weiſe mißverſtanden worden. Es hat Leute gegeben, welche uns auf den Grund dieſer Erklärung ihre Freundſchaft antrugen; denn wir kamen in den Verdacht, loben zu wollen. Wechſelſeitige Allianzen auf Lob und Salm wurden uns in Vorſchlag gebracht, wir bedauerten, keine davon eingehen zu können. Man hatte uns mißverſtanden. O, ihr Kurzſichtigen! Weil ich zwei Jahre im Menzel'ſchen Literaturblatte kritiſche Stylübungen getrieben hatte, ſo hielt man mich zuvor für Nimrod's Fanghund, für Robespierre's Saint Juſt. Als aber die Stylübungen endlich abgelaufen waren, etablirte ich mich auf eigne Rechnung und war ſo großmüthig, als Kritiker zu geſtehen, die kritiſche Periode ſei vorüber. Man nannte dies Reue, man ſah mich gefoltert von Gewiſſensbiſſen, — man trug mir ſeine Freundſchaft an; denn man glaubte, ich wolle loben.

Fünf Monate haben nun das Falſche dieſer Berechnung herausgeſtellt: es iſt nur zu erweiſen, daß ich ſelten einen Überfluß an Geiſt bei unſern Autoren zu bemerken mich überrede, daß ich einen Abſcheu vor dem Lobe habe. Ich geſtehe es, dieſer Abſcheu iſt ein natürlicher. Ich kann ein Enthuſiaſt ſein, ich kann die, die ich verehre, unter Liebkoſungen erdrücken; ich kann nicht loben. Wenn die Kritik einmal wieder bereit iſt, daß ſie ſich in Redensarten ausdrücken muß: Eine achtungswerthe Schrift! Ja, ein gefühltes Bedürfniß! Wie herrlich! Nein, meiſterhaft! Dann ſoll die Redaktion dieſer Blätter im Aufſtreich an den Meiſtlobenden verſteigert werden. So lange man noch tadeln kann, ohne dazu gedungen oder ein ſchlechter Kerl zu ſein, lieb' ich die Kritik, ob ſie gleich von mir für die untergeordnetſte Branche der Literatur erklärt iſt.

Man hatte alſo den Ausdruck: poſitive Kritik falſch verſtanden. Es war von einer ſchöpferiſchen Kraft des Urtheils die Rede geweſen, von den Elementen einer poetiſchen Zukunft, der man vorzuarbeiten habe. Man ſieht jetzt erſt, daß in dieſen Blättern keine lyriſche Kritik herrſcht, keine humoriſtiſche Grauſamkeit, die um einer Redensart willen ſeinen Landsleuten wehe thäte; ſondern das Element der Beſſerung, der Belehrung, des gütlichen Abfindens. Ich habe den Tadel nie ohne den Fingerzeig des Beſſermachens gegeben. Meine Ahnungen über Drama, Roman, Lyrik ſind voller poſitiver Keime; wenn auch nicht für die Alten, doch für den jungen Nachwuchs. Kurz, es ſind Thatſachen und Hoffnungen, auf welche wir fußen.

Wenn unſre Kritik poſitiv für die Zukunft iſt, ſo iſt ſie charakteriſtiſch für die Vergangenheit. Man hat ihr den Vorwurf gemacht, daß ſie die Details liebe, daß ſie in die Sphäre der Perſönlichkeit dringe und das Öffentliche nicht vom Privaten trenne. Ich gerathe in Verlegenheit, auf dieſen Vorwurf zu antworten, weil ihn eine entgegengeſetzte Anſicht zu einer Tugend gemacht hat. Es gibt einige beſonnene und liebende Herzen, welche meine Perſönlichkeisſchilderungen plaſtiſch nannten und d'rauf ſchwören wollten, daß ich die Menſchen gezeichnet hätte, wie ſie leibt- und lebten. Wem ſoll man trauen? Ich denke, jedes Buch und jeder Autor gehört der Öffentlichkeit an; ich ſuche, kein Merkmal zu übergehen, das zur Charakteriſtik weſentlich iſt. Kann euch etwas willkommner ſein, als wenn man euch ſelbſt reden läßt? Das iſt eine Gerechtigkeit, welche ich übe, die Anerkennung, ſtatt Tadel verdiente. Wer iſt mäßiger, der, welcher verurtheilt, oder der, welcher nur ſchildert?

Mich wird nichts irre machen. Ich will einen Spiegel unſerer öffentlichen Zuſtände geben, und werd' ihn ſo hell ſchleifen, als es mir möglich iſt. Wie würd' ich wohl eine Befähigung wegwerfen, die ich mir durch die genaueſte Kenntniß unſres deutſchen Vaterlandes erworben habe! Kritiker, welche Jahrelang in einem kleinen Winkel Deutſchlands hocken und, wenn ſie reiſen, nach Öſtreich und Italien gehen, Kritiker, welche um Leipzig wohnen und alle drei Jahre in die ſächſiſche Schweiz reiſen, Kritiker, die in Berlin als Legationsräthe fungiren und von den Novitäten des Leipziger Bücherpakets abhängig ſind, die ihnen Duncker und Humblot zuſchicken, — die werden immer im Rückſtande ſein gegen rührige Beobachtungsmenſchen, die auf Reiſen leben und ihre Zeitgenoſſen zum Vorwurfe pſychologiſcher Studien machen. Ein Blatt, wie das unſre, muß eben ſo ſehr ſpekulativ-ewig, wie journaliſtiſch-momentan ſein. Es wird nach wie vor poſitiv und maleriſch bleiben und ſich nur hüten, drei Dinge zu vermeiden: das Luſtige, die Unwahrheit und den Injurienprozeß.

Das war lange genug geruht. Nun wieder in die Höhe, mühſam, aber fröhlich!

60) Der Zeitgeiſt. Poſſenſpiel in vier Aufzügen. Von Dr. Ernſt Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835.

61) Der Naſenſtüber. Poſſe in drei Aufzügen. Von demſelben. Hamburg, ebendaſ.

62) Der Müller und ſein Kind. Volksdrama in fünf Aufzügen. Von demſelben. Hamburg, ebendaſ.

Schelle avancirt; Schelle iſt ſchon Bataillons-Chirurgus. Glückt es, ſo wird er Medizinalrath und darf in Berlin nicht mehr auf das Theater gelaſſen werden. Dies iſt die einzige Hoffnung, eine Perſonnage aus den Komödienzetteln zu verlieren, welche nachgerade ekelhaft wird. Schelle, von Holberg entlehnt, hatte einen guten Fond. Schelle war Poltron, Schwätzer, Haſenfuß, ein kompletter Narr. So lange ſein Wahnwitz für den Zuſammenhang einer guten Intrigue paßte, unterhielt er. Jetzt, wo Schelle nicht mehr originelle Situationen, ſondern nur ſich ſpielt, wo er ſelbſt im Zeitgeiſt ſich auf den Schleichhändler, im Naſenſtüber ſich auf den Zeitgeiſt beruft, da gleicht er nun ſchon dem Volkskaſperle, der ſich im Puppenſpiele immer mit denſelben Melodieen trällernd hinter der Scene ankündigt und dann mit tollen Kapriolen vor'm Publikum eine Reverenz macht. Raupach wollte eine ſolche Figur ſchaffen, eine Art von komiſcher Tradition; aber es iſt nur zu bekannt, daß ſein Schelle eines mittelmäßigen Schauſpielers wegen ſo oft erſcheint, der auf dem Berliner Theater in den Schleichhändlern einmal Glück gemacht hat. Herr Gern iſt ein Schauſpieler, der mit einem gewiſſen Grunzen jedes ſeiner Worte begleitet, der deßhalb im Ausdruck der Gemeinheit klaſſiſch iſt, und durch eine ganz anomale Art zu ſpielen das Zwerchfell des Publikums zu erſchüttern im Stande iſt. Durch ihn iſt Schelle ein würdiges Seitenſtück zu Angelys Hähnchen geworden: nur mit dem Unterſchied, daß Schelle ſtudirt haben will und einen Pli affektirt, der ihn retten könnte, wenn er etwas witziger wäre.

Auch Till droht am Witzbankerutte unterzugehen. Es war eine Figur, die ſich unter geiſtreicheren Umſtänden recht ſtattlich ausnahm. Till war ein märkiſcher Mephiſtopheles, Einer, der, wie man bei mir ſagt, immer aus dem Mauſe kömmt, ein Topfkiecker, Mutterſöhnchen, Hemkengrieper, ein Drömer, ein ganz nichtsnütziger Schlingel, der ſich nur überwinden ließ, wenn man ihm herzhaft zu Leibe ging. In Till's Eulenſpiegeleien iſt Wahrheit, nur hat er das Unglück gehabt, wiederum auf dem Berliner Theater von einem ſehr einſeitigen Komiker dargeſtellt zu werden, der in der Rolle gefiel. Herr Ruthling iſt die Veranlaſſung, daß Till immer matter wird. Raupach beſitzt den Fond nicht, ſeiner Schöpfung immer wieder den Anſtrich der Neuheit zu geben. Schelle und Till ſpielen eine verkümmerte Rolle und haben nur noch die alten Grimaſſen und Geſtikulationen, welche beleidigen, weil ſie auf die Spitze getrieben ſind.

Der Junker Kaſpar im erſten dieſer Stücke iſt niemand anders, als Siegfried von Lindenberg, der edle Brautjunker. Raupach pflegt bei ſolchen Plagiaten immer vorauszuſetzen, daß Shakeſpeare, Schiller, hier der alte Gottwerth Müller ihm nachgeahmt haben.

Im Müller und ſein Kind verdient die Einfachheit der Sprache beſondre Auszeichnung. Zuweilen herrſcht darin eine Naivetät der Ausdrücke, die an Tieck, namentlich deſſen Rothkäppchen erinnert.

---

63) Das Alleinſtehen. Ein Stillleben, gezeichnet von Dr. Wilhelm Richter. Dresden, Grimmer. 1835.

Ein göthiſirender Roman, den Gewandtheit, Anſtand und gebildete Sprache auszeichnen. An die Wahlverwandtſchaften wird man zu häufig erinnert. Es fehlt nicht an Kopfweh und Hyſterie, nicht an realiſtiſchen Ehemännern und Entſagung, nicht an Tagebüchern und Aphorismen. Eine große Rolle ſpielt die Erziehung und die Kunſt. Nur bleibt darin dieſer Roman hinter ſeinem Vorbilde zurück, daß ſich hier die Liebe nie bis zu einem Höhepunkt der Gluth ſteigert. Die Entwickelung iſt da, ich möchte ſagen, jene unheimliche, faſt beleidigende Entwickelung der Liebe, die auch bei Göthe ſtattfindet, wo erſt in Folge langer, mehr familiärer und decenter Gewöhnung aneinander zuletzt eine Flamme ausbricht; aber der Verfaſſer erſtickt gleich wieder den Brand, und läßt ſeine Figuren beſonnen, oder was immer die ſchlimme Folge iſt, untreu werden.

Kinder reden oft in dieſen Roman hinein. Bald ſpielen ſie mit Puppen, bald ſollen ſie naive Bemerkungen machen. Der Hauptheld des Romans, Hermann, ein Faſelhans, der ſich trotz ſeines denkenden Geiſtes in jeder Situation ſehr impotent benimmt und etwas Langweiliges an ſich hat, miſcht ſich gern in die Kinderwelt und plappert im naiven Tone mit. Es iſt aber traurig, daß in den meiſten Fällen, wo Dichter ſich der Kinder bedienen, nichts Unnatürlicheres geſprochen und gethan wird, als was ſie „den lieben Kleinen" zuſchreiben. Bald ſprechen die Kinder altklug, bald empfindeln ſie; kurz ſie thun immer etwas, wofür ſie die Ruthe verdienten. Prügelnswerthe Kleinen kommen gar nicht vor in dieſen prüden Romanen und Dramen, und doch Schade für jeden Schlag, der vorbeifällt! Sind dieſe Jöhren, wie es in Norddeutſchland heißt, denn in der That ſo liebenswürdig, benehmen ſie ſich ſo ſauber in der Geſellſchaft, daß ſie mit nichts als Zuckerwerk und Küſſen regalirt zu werden verdienen? Unſer Verfaſſer ſchiebt den Kindern ſogar Blumenempfindſamkeit unter, woran ſie doch glücklicherweiſe nicht leiden. Natur! Wahrheit!

---

64) Die Geſchichte Würtembergs. Nach ſeinen Sagen und Thaten dargeſtellt von Wilhelm Zimmermann. Erſtes Heft. Ludwigsburg, Imle und Kraus. 1835.

Wir erwarten die nachfolgenden Hefte (zwölf werden das Ganze beſchließen), um den hiſtoriſchen Werth dieſer Unternehmung in genauere Abſchätzung zu bringen. Zuvor loben wir die gemüthvolle, einfache und poetiſchpopuläre Sprache, welche die Darſtellung des Verfaſſers charakteriſirt. Sie muß ſich dem Verſtändniß der untern Volksklaſſen gut einſchmeicheln und wird auch dem Gebildeten heimlich und vertraut klingen, weil es ſich um ein Land handelt, das ſo ausgezeichnet iſt durch die Silberadern herzlicher Sagen, wovon ſeine Begebenheiten durchzogen ſind.

Dieſe Würtembergiſche Geſchichte wird Umriſſe von Ludwig Igelsheimer bringen, einem jungen Künſtler, der ſich durch eine Gallerie Würtembergiſcher Deputirten als meiſt glücklicher Auffaſſer phyſiognomiſcher Charaktere bewährt hat. Die Platte dieſes erſten Heftes ſtellt den Tod Herzogs Ernſt von Schwaben vor und iſt, einige offenbare Zeichnungsfehler, z. B. ein Arm des zur linken Hand ſitzenden Kriegers abgerechnet, voll ſinniger Auffaſſung. Ein glücklicher Gedanke iſt das orientaliſche Koſtüm der zur Rechten befindlichen Figur; denn es erinnert an die ſpätere Ausbildung der Sage vom Herzog Ernſt, welche ſich anders erklären läßt, als von W. Zimmermann geſchehen iſt. Das Volksbuch vom Herzog Ernſt iſt die Sage vom heiligen Georg, mit Elementen, welche ſogar auf einen heidniſchen Urſprung der ganzen Idee ſchließen laſſen. Der ſchwäbiſche Herzog Ernſt, die erwieſene hiſtoriſche Perſon, wurde dann mit großer Freiheit auf eine Sage übertragen, die mit der urſprünglichen nichts Gemeinſames hat.

---

65) Die poetiſche Literatur der alten Israeliten. Kritiſche Skizze von Dr. B. F. Guttenſtein. Mannheim, Hoff. 1835.

Ganz einſam ſteht in der Poeſie des deutſchen Mittelalters ein Verſuch da, die Dichtungen des alten Teſtamentes als poetiſche Selbſtzwecke, ohne typiſche

Auslegung, zu erklären, jene Lieder der Minne, welche Herder mit ſo großer Vorliebe herausgegeben hat. Die philologiſche Unrichtigkeit des Hineindeutens behielt die Oberhand, ſie war ein kirchliches Dogma, von dem ſich an zahlloſen Stellen auch Luther nicht losſagen konnte. Es liegt etwas Rührendes in dieſem Irrthum, der ſich ſo lange verzeihen läßt, bis man fühlt, wie ungerecht dabei gegen das Eigenthum der Juden verfahren wird. Der gläubige Chriſt ſieht in allen Dingen nicht blos eine Offenbarung Gottes, ſondern auch eine Offenbarung Chriſti und ſeiner Paſſion. Aus Blumen ſogar hat ſein frommer Witz die Marterwerkzeuge herausgeleſen; nicht weniger aus den Blumen der hebräiſchen Poeſie. Der Chriſt hält die ſchriftſtelleriſchen Juden des alten Teſtamentes für typiſch getauft: ſie ſchwärmen ſeinem Glauben nach für das kleinſte Detail im Leben Jeſu ebenſo, wie er ſelbſt. Von bibliſcher Poeſie konnte dabei nicht die Rede ſein. Das alte Teſtament war nur Fundgrube der Dogmatik. Man ging ſo weit, ſeine meſſianiſchen Stellen ſogar hiſtoriſch zu benutzen, um zweifelhafte Berichte des neuen Teſtaments in's Reine zu bringen.

Herder war es, der die Stimmen der Völker vom Zungenband des ſchlechten Geſchmacks und der betrügeriſchen Auslegung gelöſt hat. Herder ſchrieb ein vortreffliches Buch über den Geiſt der hebräiſchen Poeſie, und zeigte am Hohenliede, wie ſich die einzelnen Schönheiten derſelben aus rein poetiſchen Motiven wiedergeben ließen. Herder brach für Deutſchland die Bahn einer neuen Exegeſe des alten Teſtamentes, auf der ihm, rühmlich iſt es zu ſagen, nicht blos Juden oder Chriſtenlaien, ſondern die Theologie ſelbſt folgte. Die deutſche Literatur beſitzt ausgezeichnete Werke, welche mit Gelehrſamkeit und Geſchmack dem Judenthume einen Beſitz vindiciren, an dem wir Chriſten immer eine Art von unerläßlicher Nutznießung haben werden.

Die vorliegende Schrift verzichtet auf den Schmuck neuer Conjekturen. Sie rekapitulirt die Leiſtungen der Forſcher und zeichnet ſich durch eine begeiſterte Auffaſſung und geſchmackvolle Darſtellung ihres Gegenſtandes aus.

---

66) Kleinere epiſche Dichtungen von Wilhelm Smets. Köln. 1835. Druck und Verlag von M. Dü-Mont-Schauberg.

Der Verfaſſer gehört zu jener Klaſſe von guten Leuten und ſchlechten Dichtern, welchen es durchaus nicht gegeben iſt, Frauenzimmer zu ſagen, wie jeder andere vernünftige Menſch, ſondern welche eine Mamſell immer: Mägdlein oder: edle Maid und: Fräulein gut tituliren; er ſingt überdies im Jahre 1833 von einem „König Ludwig dem Baier, ritterlichen Ruhm gewogen, kundig auch der Harf' und Leier", ditto von dem „Herrn Marſchall, Gerard genannt", und haspelt ditto rührende Schneider-Anekdoten aus dem Leben Pius des VII. naiv romantiſcher Weiſe in Verſen ab. Das Ganze enthält im Durchſchnitt manche gute Acquiſition für fahrende Sänger. Es iſt wirklich poſſierlich, wie dieſe Knappen des ehrlichen Don Quichotte Fouqué noch immer auf Abentheuer ausziehen, um den heiligen Graal der Dichtung zu finden und ſich nun mit ihren dürren Beinen auf der Roſinante abzappeln und ſich feſt und feſter in den Steigbügeln ſchlechter Reime zu erhalten ſuchen. Laßt doch um's Himmels willen die unnütze Mühe ſein! Ich wüßte wenigſtens nicht, warum ein vernünftiger Menſch an dieſer faden Gemüthlichkeit und geſuchten — aber nicht gefundenen Bedeutſamkeit Geſchmack gewinnen ſollte; — um der Form willen ſicher nicht, denn dieſe ſieht ungefähr aus wie eine geſchminkte Mumie.

Miscellen.

⁂ Das Morgenblatt brachte von Friedrich Rohmer aus München eine Anklage der modernen Belletriſtik und ihrer Söhne. Beobachtet hier ein Faktum! Der junge Nachwuchs der Literatur und zwar der poſitiven Literatur des Fortſchrittes wird alle die Zeichen und Symbole tragen, die wir gewohnt ſind, nur an der Jugend wahrzunehmen, und ſich doch gegen Richtungen wenden, die ihnen die nächſten zu ſein ſcheinen. Die Polemik gegen Heine namentlich iſt charakteriſtiſch bei dieſen Neueſten. Man kann darin nichts Nothwendiges ſehen oder etwas, das auf die Länge hin auf unſre Intereſſen unbequem und retardirend wirken könnte. Iſt etwas nothwendig darin, ſo kömmt es aus einem natürlichen, man könnte deshalb auch ſagen: unmoraliſchen Geſetze her. Wir ſehen hier Menſchen, welche mit der jüngeren Generation auf Du und Du ſtanden, ihre Manieren mitmachten, ſie beobachteten und ſich zuletzt in das Gegentheil warfen, um eine gewiſſe innere Leere auszufüllen. Wer kann die Schwächen der jüngeren Literatur in Abrede ſtellen! Wer kann läugnen, daß ihr Haß oft ein bloßes Raffinement, ihre Verzweiflung eine Grimaſſe iſt! Die Meiſten werden es überſehen, daß eben dieſer gemachte Schmerz eine wahrhaft tragiſche Troſtloſigkeit iſt, daß in dem Selbſtquäler mehr Pein liegt, als in dem Gequälten. Nun aber konnten dieſe Dinge dem Verrath nicht entgehen. Sie wurden von J. Jakoby verrathen, der aus Halle in die Allgemeine Zeitung correſpondirte. Sie werden von F. Rohmer verrathen, der aus ſtyliſtiſcher Verzweiflung, aus Ärger über die Schreibart der Neuern übertritt! — Wären dieſe Renegaten nicht zu modern für die Alten, ſo dürfte man ſie fürchten. So aber werden ſie in die Strömung hineingeriſſen werden, und ſich nach einigen Zugeſtändniſſen zu einer Parthei halten, ohne die ſie nicht athmen könnten.

⁂ Herr A. von Binzer (als Novelliſt unter dem Namen A. J. Beer bekannter) gedenkt ſich eifrig dem Börſenblatte zu widmen, deſſen Redaktion er übernommen hat. Die Leitung der eleganten Zeitung kömmt mit dem 1. Juli an Dr. G. F. Kühne, welcher bisher dem Literariſchen Zodiakus die entſchiedenſte Färbung in der Kritik gegeben hatte.

⁂ Ludolph Wienbarg iſt auf einer Reiſe nach Holland und Belgien begriffen.

⁂ Von Heinrich Laube erſcheinen: Liebesbriefe. Ein Roman; und: Moderne Charakteriſtiken zur Literatur und Geſchichte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 127. 1835.

505

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 30. Mai.

Winter und Frühling.

Von

Eduard Duller.

I.

Was blei't auf meinen Nacken?
Was ringelt klapperbeinig
Wie glatte kalte Haken
Um Hals und Bruſt mir? — Wie Polypen, — mein' ich, —
Saugt ſich's in mich mit tauſend klebrigen Lippen;
Es ſchwillt und würgt, mit Wolluſt recht zu nippen,
Heraufgeſchlürft aus ſeinem tiefſten Borne,
Des Herzbluts Tropfen! — Hier, aus heißer Stirne
Spinnt es vom fiebernden Gehirne,
Als wie an einem glüh'nden Eiſendorne
In wilden, geilen, wirren Ranken
Die männlich zeugenden Gedanken.

So ſitz ich, Alp-umklammert,
Den feuchten Pfühl zerwühlend,
Geiſtig verkatzenjammert,
Gedanken zerdenkend, in's Chaos hinein mich zerfühlend.
Was? Hämmert an dieß Herz nicht kräft'ges Wollen?
Weh! ungeboren es ſchon tödten ſollen!
Lebend einſargen müſſen keimende Saaten!
Ja! mich erſtickt's. Vielfachen Mord verſchuld' ich
Durch dieſes hünd'ſche Wort: „Geduldig.“ —
Erd' überwühlend friſch entſproßnen Saaten.
Thor! wähnſt du: deine Thränen reinen
Den blut'gen Fluch, — den allgemeinen?

II.

Und drückt die Ohnmacht dich als Alp,
Und denkſt und bejammerſt du dich als Knecht,
Du Mondkalb, ekle Mißgeſtalt,
Thor oder Schuft, — dir wird dein Recht!
Deine vier Wände frazzen dich an,
Und die gelben, verblindeten Fenſter.
Haſt zwei Hände, zehn Finger d'ran
Und wandelſt herum wie Geſpenſter. —
Stoß die Fauſt in das ſchillrige Glas,
D'ran nur der Schmutz dir — Gitter malt!
Reiß' aus den Angeln, den roſtigen,
Deinen alten Eſel, den froſtigen.
In des Morgenroths Flamme ſtürze hinein,
Bis ſie verzehrt deine Thiergeſtalt;
Und dann in's friſche wogende Gras,
In's thauige, wolluſt-feuchte!
D'rin wie Johanniskäferlein —
Leuchte!

Die Gemälde-Ausſtellung in Frankfurt a. M.

Bevor wir über die ausgeſtellten Kunſtgegenſtände ſelbſt unſere Anſichten kurz und freimüthig mittheilen, wird es nöthig ſein, einige Gegenſtände zu berühren, welche ebenſo nahe das Intereſſe der Kunſt, als die Ehre der Kritik betreffen.

Für's Erſte iſt das Streben des hieſigen Kunſtvereins, welchem wir es verdanken, daß dieſe Ausſtellung zu Stande kam, aus voller Seele freudig anzuerkennen. — Die Kunſt, obgleich um ihrer ſelbſt willen ſchon wichtig und von abſolutem Werth, hat auch ihre relative Wichtigkeit, ihren relativen Werth. Sie ſoll nicht einzelne Glückliche allein erfreuen; ſie ſoll auch erhebend und begeiſternd auf die Menge wirken. Wenn je ein Satz die Probe von Jahrhunderten aushielt, ſo iſt es der von der Identität des Guten und des Schönen durch die für beide nothwendige Grundbedingung des Wahren. So wenig ein Volk ächte bürgerliche Freiheit vertragen kann, bevor es eine gewiſſe ſittliche Würde erlangt hat, eben ſo wenig wird an eine vollkommene geiſtig-ſittliche Veredlung zu denken ſein, wenn die Kunſt nicht Hand in Hand mit derſelben geht; wer das wahrhaft Schöne fühlt, wen es begeiſtert, für den wird das Laſter ſchon als häßlich — abſchreckend, widerwärtig ſein. Die Kunſt, in ihrem Einfluß auf das Volk, iſt ſomit für den Staat eine Lebensfrage. Die Empfänglichkeit für das Schöne iſt übrigens im Durchſchnitt allenthalben da, und es gilt von der Theilnahme des Publikums an der bildenden Kunſt genau daſſelbe Verhältniß, wie von deſſen Intereſſe an der Schauſpielkunſt: Gewöhnt es nur an's Schöne, gebt ihm nur Gutes — und ihr werdet es dafür begeiſtern, und es wird euch dafür Dank wiſſen. — Ein erfreulicher Beweis davon iſt der zahlreiche Beſuch der diesjährigen Kunſtausſtellung. Die Direction des hieſigen Kunſtvereins hat ſich nicht verrechnet, als ſie auf den geiſtigen Fond des Publikums zählte, und es läßt ſich mit Zuverſicht erwarten, daß mit dem diesjährigen Salon, wenn er ſich, wie zu hoffen ſteht, alljährlich erneuert, für das geiſtige Leben hier eine neue Ära beginnt.

Nichtsdeſtoweniger darf die Kritik ſich weder durch das rühmliche Streben einerſeits, noch durch die ehrenvolle Theilnahme andrerſeits beſtimmen laſſen, um einzelner und — vieler höchſtverdienſtlicher Werke willen auch die meiſten andern, vielleicht mittelmäßigeren, in vollen Poſaunenklängen anzupreiſen; ſondern ſie wird gerade, da es ſich um ein junges Inſtitut handelt, die ſtrengſte Verpflichtung haben, ſich über die einzelnen Gemälde ohne Rückſichten auszuſprechen. Die einzige Rückſicht, welche man der Kunſt ſchuldig iſt, iſt Rückſichtsloſigkeit. Das Schöne ſoll und kann nicht relativ, es muß abſolut ſchön ſein; ein relativ Schönes iſt ein Unſinn, — was man ſonſt ſo nennt, iſt höchſtens blos verdienſtlich als Streben einer Perſönlichkeit.

Indem wir dieſe Anſicht von der Sache ausſprechen, ſehen wir ſchon voraus, daß wir demſelben Widerſpruche begegnen werden, auf welchen wir bei Beurtheilung des Hübner'ſchen Bildes ſtießen, wir finden uns jedoch nicht veranlaßt, von unſern Grundſätzen abzugehen, ſondern glauben es nicht blos uns ſelbſt, ſondern der Sache ſchuldig zu ſein, Folgendes zu bemerken:

Wir glauben blos an den heiligen Geiſt der Kunſt und hegen deshalb keine perſönliche Vorliebe für, keine Abneigung gegen einen Künſtler, — weil uns die Werke ſelbſt intereſſant und wichtig genug dünken. — Wir verlangen aber auch vom Leſer unſrer Anſichten dieſelbe Leidenſchaftsloſigkeit und Unbefangenheit, wie ſie in uns feſtſteht, und wie ſie allein dem Ernſt und der Wichtigkeit des Gegenſtandes gebühret.

Man hat bei Gelegenheit des von Manchen halb-, von Vielen mißverſtandenen Aufſatzes im Phönix über das Hübner'ſche Altarbild dem Verfaſſer deſſelben Schuld geben wollen, er beabſichtige: die Düſſeldorfer Schule zu Gunſten der Münchner zu deprimiren. So etwas fällt uns nicht bei, wir beugen uns vor dem Schönen, Wahren und Großen, woher es auch komme, aus Rom, München, Düſſeldorf oder Paris. An Namen kleben, iſt Kleinmeiſterei, oder Leidenſchaftlichkeit oder Kurzſichtigkeit. Dadurch, daß zwei Künſtler in einer und derſelben Stadt leben, gehören ſie übrigens noch nicht einer und derſelben Schule an; wer möchte z. B. Stieler und Cornelius, beide in München, an einander feſſeln und erſteren zur Münchner Schule rechnen wollen? Oder gehört Leſſing mit ſeiner poetiſchen Univerſalität in den engeren Kreis einer Schule? Es iſt etwas Mißliches an dem Wort: Schule; man denkt dabei gar zu leicht an Schüler und Schulknaben. Jeder ächte, ſelbſtſtändige Künſtler emancipirt ſich bei Zeiten von der Schule und bildet ſelbſtherrſchend ſeinen eigenen Styl aus, während die geringer Begabten mehr oder minder der Manier der Schule, den ſtereotypen Begriffen und Geſtalten anheimfallen. (Fortſ. f.)

Die Mahnung.

Novellette aus dem Leben.

(Schluß.)

Der alte Prieſter, dem ſein Pfarrkind immer als eine ruhige, unbeſcholtene Seele bekannt war, konnte ſich der Thränen nicht enthalten und hätte keine Bitten nöthig gehabt, um Alles für die Rettung zu verſuchen. Allein der Commandant ließ ihn nicht einmal vor, ſchickte aber den Beſcheid, daß er wegen eines warnenden Beiſpieles, und um ſo weniger Pardon geben könne, als der junge Verbrecher abſichtlich einen Mord habe begehen wollen. Zugleich gab er wiederholt den Befehl, außer dem Prieſter Niemandem einen Beſuch bei dem Verurtheilten zu geſtatten.

Die Hälfte von den zur Vorbereitung zum Tode gegönnten vier und zwanzig Stunden war vorüber, und der ſchon völlig ohne Beſinnung wimmernde Knabe hatte aus des Prieſters Hand bereits die heilige Wegzehrung empfangen, als er gegen Mitternacht einſchlief.

Der geiſtliche Tröſter verließ ihn nicht, ſo ſehr er auch ſelbſt ſich erſchöpft fühlte.

Vier Stunden vor dem furchtbaren Gange ſchlug der Unglückliche die Augen auf. Es war kein Schlummer, der neue Kraft gab für den Kampf mit Schmerz und Ergebung, denn abgeſpannt und ſchweigend ſtarrte er um ſich her. Nur einmal noch raffte er ſich empor, indem er noch Thränen fand und Worte für die herzdurchwühlende Bitte, ſeine Mutter zu ſehen.

Dies war aber auch die letzte Anſtrengung ſeiner Seele auf den Körper, denn er verfiel darauf in eine gänzlich gleichgültige Betäubung, und wurde in dieſem Zuſtande, da er durchaus nicht zu gehen vermochte, auf einen Wagen, und nach dem Richtplatze geſchleppt.

Die Mutter des Unglücklichen, welche mehrere Stunden entfernt lebte und ihr täglich Brod durch Handarbeit verdiente, hatte durch mitleidige Menſchen geheime Nachricht von deſſen Verurtheilung erhalten, und kam in einem erbarmungswürdigen Zuſtande und in demſelben Momente vor der Wohnung des Commandanten an, als ihr Sohn bereits auf dem Todeswege ſich befand. Ein Verſuch, durch die Begleitung zu dringen, um ihr einziges Kind zu umarmen, wurde von rohen Gensdarmen ernſt zurück gewieſen.

Wie eine Wahnſinnige beſtürmte ſie nun die Wohnung des Commandanten, allein die Wachen lächelten über ihre ohnmächtige Kraft. Da erbot ſich ein angeſehener und den Officieren bekannter Privatmann, jede Verantwortung auf ſich zu nehmen, wenn man die Mutter in ſeiner Begleitung vorlaſſe. Es ging.

Der Commandant lag ruhig auf einem Sopha und rauchte zu den unbedeutenden Schmerzen ſeiner Wunde die Morgenpfeife, als dieſer Herr ungemeldet zu ihm in's Zimmer trat, während er die Mutter vor der Thüre warten hieß. Dieſe aber drang unaufhaltſam ihm nach und kroch auf den Knieen zu dem ſchmauchenden Gebieter über Tod und Leben. Schluchzen und Verzweiflung hinderten ſie zu ſprechen. Kaum aber vernahm ſie ſeine Stimme in den Worten: „Kein Pardon,“ ſo fiel ſie mit dem erſchütternden Ausrufe: „„Jeſus Maria!““ ohnmächtig um.

„Schaff't ſie mir vom Halſe,“ rief er auf franzöſiſch einem Bedienten zu, und ergriff unwillkührlich ihre Hand, um ſie mit Hülfe des fremden Herrn aufzurichten; aber ſogleich ließ er ſie los, langte nach einem goldenen Kreuze, das an ihrer Bruſt ſichtbar wurde, ſtirte das bleiche Geſicht, ſchleuderte ſeine Pfeife von ſich, daß ſie in Stücke ſprang, rannte aus dem Zimmer, und ſchrie wie wahnſinnig den Befehl aus: Pardon, Pardon zu überbringen und den Arzt zu holen.

Alles dieſes war das Werk einiger Augenblicke.

Hierauf eilte er auf ſein Zimmer zurück, hob die Ohnmächtige auf das Sopha, und blieb, den Blick unverwandt auf ſie gerichtet, mit verſchränkten Armen vor ihr ſtehen.

Nach ein paar Minuten kam der Arzt, und mit ihm die Nachricht, daß der Pardon — zu ſpät gekommen ſei. Zugleich überbrachte man einen goldenen Ring des Erſchoſſenen, bei deſſen Beſichtigung der Commandant ſchwankend auf einen Stuhl niederſank, und alle Anweſende, den Arzt ausgenommen, abtreten hieß.

Dieſer that ſeine Pflicht an der Ohnmächtigen, und Jener beſchäftigte ſich mit dem Aufruhr ſeines Gewiſſens, das ihm die Vergangenheit mit drohender Stimme in's Leben rief.

Er erzählte ihm, daß er vor ſiebzehn Jahren als Reiſender durch dieſe Gegend einige Zeit in L.* zugebracht, daſelbſt die Tochter eines armen Bürgers, ein unſchuldiges Geſchöpf von vierzehn Jahren, verführt, aber ſchon mit ſeiner bald darauf erfolgten Abreiſe vergeſſen und dem Spotte Preis gegeben habe; daß ſie durch ihn — Mutter geworden, und er, als Vater nun auch der Mörder ihres Sohnes ſei.

Kreuz und Ring waren nebſt den dadurch wieder erkannten Geſichtszügen ſeiner einſt ſo zärtlich behandelten Katharine die furchtbarſten Beweiſe dieſer Wahrheit. Ludwig hieß ſie ihren Sohn — Ludwig hieß ja auch der Vater; ſie hatte ihn nicht vergeſſen, und wie, wie hatte ſie gebettelt um das Leben ſeines eigenen Kindes!

Er ſchauderte bei dem Gedanken, daß der Himmel es war, der dem Sohne das Mordgewehr an die Wange gelegt, um ſeinen Vater an eine ſchnöd' vergeſſene Pflicht zu erinnern, und eng und enger fühlte er die Kehle geſchnürt, da der Sohn ihm vorſchwebte als das verblutete Opfer einer ſo gerechten Mahnung. Wäre ihm ja noch ein Zweifel geblieben über die Wahrheit dieſes Zuſammenhanges, ſo hätte ihn Katharinen's Erwachen zur Genüge in's Reine gebracht. Der Arzt bemerkte wohl, daß er nun doppelt überflüſſig ſei, und entfernte ſich ohne einen Wink hiezu abzuwarten.

Sie verſuchte es, ſich aufzurichten, allein der Körper gehorchte nicht. „Ludwig,“ ſprach ſie mit matter Stimme, indem ſie im Zimmer herumblickte; dann heftete ſie die Augen auf den Commandanten, der noch immer nicht wußte, ob er wirklich von ihr erkannt ſei; er ſah ſie ſchweigend an — „Ludwig, der Vater iſt da — ſind Sie ſein Vater? bringen Sie mir den Sohn,“ — ſo redete ſie fort, die Hände gefaltet und flehend, daß Thränen auf den Buſen rollten. Der Vater aber, mit der ſchuldbelaſteten Seele, konnte es ſo nicht länger mehr aushalten; mit dem Rufe „Katharine“ faßte er ihre Hand, und nach einem krampfhaften Schütteln ſtürzte er fort in ein anſtoßendes Zimmer. „Meinen Sohn, meinen Sohn!“ rief ſie ihm nach und die Verzweiflung verlieh ihr neue Kräfte; ſie raffte ſich auf und ſchleppte ſich zur Thür — ſie war verſchloſſen. — „Meinen Sohn, meinen Sohn!“ ſchrie ſie laut auf. Ein Schuß fiel, und ſie ſtürzte nieder, daß der Boden dröhnte, in dumpfen Schall.

Schnell füllte ſich das Zimmer mit Dienern und Officiren.

Katharine war unverletzt, und wurde wieder auf das Sopha getragen. Man ſprengte die verſchloſſene Thür, und fand den Commandanten, wie er ſich wälzte im eigenen Blut'. Der Arzt war zugegen, aber ſeine Kunſt vermochte nichts mehr.

Der Vater, als Kindes- und Selbſtmörder, lebte nur noch ſo lange und in einem Zuſtande, der ihm erlaubte, die Ereigniſſe dieſer zwei Tage zu erklären.

Katharinen, welche er der ärztlichen Sorgfalt empfahl, vermachte er einen Theil ſeines Vermögens mit der Bitte, ihm zu verzeihen; dann gab er noch den Befehl, ihn bei ſeinem Sohne zu begraben.

Die unglückliche Katharine erholte ſich zwar am Körper, nicht aber an der Seele, denn ſie bekam bald darauf Anfälle von Wahnſinn, und ſtarb nach zwei Jahren in einem Verſorgungshauſe.“

Das Mütterchen, von dem ich dieſe Geſchichte habe, iſt eine arme Bleicherin an der Kriſſen und Katharinen's Schweſter. — Dr. Jannach.

Notizen über Römiſche Alterthümer am Rheine und an der Moſel.

1) Ueber die alte Mündung des Mains in der Römerzeit — welche Mündung Hr. Hofrath Steiner bei Bauſchheim ſucht — macht dieſer treffliche Alterthumsforſcher folgende Bemerkungen, die das Gepräge der Wahrſcheinlichkeit tragen:

Deutliche Spuren, daß der Main zwiſchen Rüſſelsheim und Raunheim einſt ausgetreten und ſich zum Theil nach dem Schönauerhof, zum Theil nach Königſtädten gewendet habe, liegen uns vor Augen. Es ſind ordentliche vertiefte Flußbeete, in welche noch jetzt, bei Hochgewäſſern, des Maines Fluthen dringen. Der Strom, welcher am Schönauerhof vorbeilief, zog in einer ſtarken Ausdehnung, woraus mehrere Inſeln entſtanden, nach Bauſchheim zu. Hier vereinigte ſich der Neckar, welcher von Aſtheim kam, mit dem Main. Unterhalb Bauſchheim vereinigt, mündeten beide Flüſſe bei Ginsheim in den Rhein. — Die Frage iſt: ob dieſe Mündung zur Römerzeit ſchon exiſtirt habe? Folgende hiſtoriſche Bemerkungen machen es höchſt wahrſcheinlich. Die Römer (beſonders Kaiſer Trajan) legten an der Stelle, wo die Guſtavsburg geſtanden hat, ein Caſtell an. Aufgefundene Fundamente von Mauerwerken und andre Alterthumsgegenſtände machen das gewiß. In alten Urkunden kommt an der Stelle, wo dieſes Caſtell geſtanden, der Ort Kuffſtein vor. Es iſt dieſer das nachher genannte Koſtheim (bei Mainz), deſſen Gemarkung, ob es gleich gegenwärtig am rechten Mainufer liegt, ſich hinüber nach dem linken ausdehnt. Daraus folgt, daß die Koſtheimer Gemarkung höchſt wahrſcheinlich feſtes Land geweſen iſt. Das alte Kuffſtein entſtand wohl ſicherlich im Zuſammenhange mit jenem Caſtell. Bei Entſtehung Koſtheims floß alſo der Main nicht zwiſchen dieſem und dem Caſtelle vorbei, ſondern, wie wir das alte Mainbett vor Auge haben, dorthin nach Ginsheim. Eine Römerſtraße zog vom Rheine her, Weiſenau gegenüber, nach Biſchoffsheim und Rüſſelsheim (an beiden Orten fand man Altäre, welche den Straßengöttern gewidmet waren). Lagen nun das Caſtell Kuffſtein, Biſchoffsheim und Rüſſelsheim am alten rechten Mainufer, ſo ging dieſe Straße hinüber nach Flörsheim, und vereinigte ſich mit der dort ziehenden Mainſtraße. —

2) Der Römerkanal zwiſchen Cöln und Trier, deſſen vorchriſtlicher Urſprung, ſo wie deſſen Ausdehnung auf mehrere Meilen weit, trotz der vielen Fabeln, die im Munde des Volks darüber exiſtiren, über allen Zweifel ſicher ſteht, iſt ein unterirdiſcher, jedoch nicht gar tiefliegender, aus gebrannten Steinen gemauerter und gewölbter Gang zwiſchen Cöln und Trier, über deſſen Geſchichte wir nur Dunkelheiten kennen. Wer mag dies ungeheure Werk gegraben und gebaut, und zu welchem Zweck mag es errichtet worden ſein? Sollte es wahr ſein, daß er, wie die Sage geht, von Trier bis Cöln läuft, und daß ihn die Römer erbaut? Auf welche Weiſe wäre dies Unternehmen zu erklären? Die Beantwortung dieſer Fragen müſſen wir zuerſt von den Alterthumsforſchern des Rheins abwarten. Sonderbar iſt es aber, daß ſchon ſeit vielen Jahrhunderten das Volk in der benannten Gegend ſich dieſe Räthſel auf eine einfache Weiſe ſelbſt gelöſt hat. Ihm iſt der Teufel der wirkliche Baumeiſter dieſes Werks, welcher es von Trier durch die ganze Eifel bis nach Cöln geführt hat; auf dieſem unterirdiſchen Wege habe eine Ente von Trier bis Cöln ſchwimmen müſſen, und zwar bis unter den damals noch im Bau begriffen geweſenen Dom zu Cöln, deſſen Neubau dem alten Satan ſehr in die Augen ſtach.

3) Ueber die Römerſtraßen am rechten Ufer des Niederrheins (von dem Winterlager Vetera ausgehend, zur Veſte Aliſo über die pontes longi zu den Marſen und zu der niedern Weſer) iſt eben bei Mittler in Berlin eine Schrift erſchienen, deren Hauptanſichten über dieſen ſo wichtigen und ſchon ſo viel beſprochenen Gegenſtand in dieſer Sammlung (nach dem Düſſeldorfer Hermann) eine Stelle finden mögen: — Nur

da, wo die Römer Jahrhunderte im Beſitze des eroberten Landes waren, konnten ſie ſolche großartige Werke, wie am linken Rheinufer, aufführen. — Am rechten Ufer des Niederrheins beſtanden ihre Werke nur in Schanzen, Erdwällen, welche jetzt nach 1800 Jahren ſchwer zu erkennen, oder von der Karolingiſchen kaum zu unterſcheiden ſind. — Auch aus ſtrategiſcher Beurtheilung der Operationen läßt ſich nicht viel entnehmen. Es hing gar viel von politiſchen Combinationen, augenblicklichen Verhältniſſen und Ueberraſchungen ab. — Was wir durch Strabo und Plinius vom rechten Rheinufer wiſſen, verwirrt mehr, als es aufklärt. Strabo verwechſelt die Lippe mit der Ems. Die Längen- und Breitenangaben des Ptolomäus ſind unbrauchbar; es ſei denn, daß man bei ſeinen Längenbeſtimmungen eine Ungewißheit von einem Grad, bei ſeinen Breiten von 10′ zulaſſe. Für das nördliche Klima bleibt auch das vergebliche Arbeit. — Ptolomäus zählt ſeine Längen von einem andern Punkt aus, als wir, um 3° 32′ weniger. — Zwiſchen der Weſer und dem Rheine gab es keine deutſchen Städte. — Das Caſtell Vetera ſtand auf dem Fürſtenberge bei Xanthen, nicht auf dem Büderich. — Das Caſtrum Aliſo iſt das heutige Neuhaus und Elſe beim Einfluß der Alme in die Lippe. Dieſes Aliſo blieb ununterbrochen in römiſchen Händen. Gemauerte römiſche Caſtelle waren damals noch den Germanen unüberwindlich. — Die Brücke des Druſus über die Lippe war am linken Ufer der Lippe und der Steeger Burgwart geſchlagen, einem Marſche von der Feſtung Vetera. Es gab keine andre Verbindungsſtraße vom Niederrhein nach Aliſo, als dieſe. Die Römer zogen eine Straße, auf der ſie einmal marſchirt und nicht wieder neue Schanzen aufzuwerfen brauchten, jeder neuen, ſelbſt nähern und beſſern, vor. Sie liebten aber, ihre Straßen auf Höhenzügen anzulegen. — Die Marſchgegend zwiſchen der Lippe und Ems iſt ſeit Anno 14 nach Chriſti Geburt von den Römern nie wieder betreten worden. — Das Caſtell Aſciburgium iſt das heutige Asberg, Ruhrort gegenüber. — Die pontes longi ſind der ſogenannte Hellweg, der älteſte, jetzt verlaſſene, Weg durch das Moor zwiſchen Coesfeld und Halden. — Die dem Werke beigegebene Karte bezeichnet die Hermannsſchlacht nördlich von Aliſo bei der Dörenſchlucht. —

Buntes.

⁂ Theater in Frankfurt. Shakeſpeares „Was ihr wollt" wandelte zum Erſtenmal über die hieſige Bühne. Es war keine kleine Aufgabe, eine ſo kunſtreiche Komödie darzuſtellen, vor einem Publikum, welches gewohnt iſt, nur Schund zu ſehen, und von Schauſpielern, welche gewohnt ſind, nur Schund zu ſpielen. Zum Glück iſt ſie total mißglückt. Wir ſagen: zum Glück, weil bei größerer Toleranz des Publikums, die hier am unrechten Orte geweſen wäre, man es vielleicht gewagt hätte, an andre Shakſpear'ſche Stücke als an Novitäten Hand anzulegen, — ſei es auch blos deshalb, weil der Verfaſſer längſt todt iſt und demnach Anſprüche auf ein Honorar wohl nicht erhoben werden können. Obgleich die Darſtellung eine völlig mißlungene zu nennen war (wie ſich auch nicht anders erwarten ließ), ſo thaten doch Einzelne, wie Herr Meck (Malvolio), Herr Haſſel (Tobias), Herr Hendrichs (Orſino) das Möglichſte. Ein Hochverräther am heiligen Geiſt Shakeſpeare's war Herr Grahn (Narr). Von den Damen wollen wir lieber ganz ſchweigen, und blos hinzufügen, daß ein ſchlechter Witzbold auf der Gallerie am Schluſſe den Zettel nochmal überlas, ſich ſelbſt den Titel als Frage: Was ihr wollt?! recitirte und mit der Antwort: „Meine ſechs Batzen" flink bei der Hand war, — ſo wie ein andrer ſteif und feſt behauptete, nächſtens ſollte Macbeth von den Statiſten dargeſtellt werden.

⁂ Scribe iſt zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden.

⁂ Der berühmte Kupferſtecher Giovita Caravaglia, Morghen's Nachfolger, iſt in einem Alter von noch nicht 45 Jahren, am 27. April, zu Florenz geſtorben. Der Tod überraſchte ihn noch in Ausübung ſeiner Kunſt, an ſeinem größten Werk, der Platte zu Guido Reni's „Mariä Himmelfahrt".

⁂ Der Uebergang über den Arkanſas. Wir waren jetzt ungefähr tauſend Schritte über der Einmündung des Red Fork; aber die Ufer waren ſteil und ſchroff, und der Strom tief und reißend. Es war daher unmöglich, ihn hier zu überſchreiten, und wir mußten unſern mühſamen Weg durch den Wald wieder antreten und Beatte vorausſchicken, eine andere Furt zu ſuchen. Wir waren eine kleine halbe Stunde weiter, als er wieder zu uns ſtieß und Kunde von einer nahen Stelle brachte, wo der Fluß nach dem größten Theil ſeiner Breite furtbar war, der übrige Theil aber von den Pferden leicht durchſchwommen werden könne. — Wir machten hier ſonach Halt. Einige Jäger ſetzten ihre Aexte tüchtig in Bewegung, um an dem Ufer des Fluſſes Bäume zu fällen, aus denen Flöße zum Hinüberbringen des Gepäcks und Lagergeräthes gemacht werden ſollten: andere ſtreiften weiter an dem Ufer des Fluſſes hinauf, in der Hoffnung, eine beſſere Furt zu finden, da ſie in dem tiefen Flußbett ihre Pferde nicht gefährden wollten. — Jetzt hatten unſere Helden, Beatte und Toniſch, eine günſtige Gelegenheit, ihre Indianiſche Geſchicklichkeit und Erfindungsgabe zu zeigen. In dem Oſagedorf, durch welches wir kurz vorher gekommen waren, hatten ſie ſich eine getrocknete Büffelhaut verſchafft. Dieſe wurde nun herbeigeholt; Stricke wurden durch eine Anzahl kleiner Löcher an dem Rande geſteckt und das Ganze ſo gezogen und geſtreckt, daß es eine Art tiefen Trogs bildete. Innen liefen einige Querhölzer durch, ſo daß die Form blieb; unſer Lagergeräthe und ein Theil unſeres Gepäcks wurde hineingethan, und die ſeltſame Barke an das Ufer hinab gebracht und auf das Waſſer geſetzt. An der Vorderſeite war ein Strick befeſtigt, den Beatte zwiſchen ſeine Zähne nahm, ſich zuerſt in das Waſſer warf, und die Barke nach ſich zog, während Toniſch hinten folgte, um ſie in der Richtung halten zu helfen und nachzuſchieben. Einen Theil des Wegs hatten ſie feſten Grund und brauchten nicht zu ſchwimmen, was jedoch geſchehen mußte, als ſie zur Hauptſtrömung kamen. Auf dem ganzen Weg ſchrien und heulten ſie nach Indianiſcher Weiſe, bis ſie ſicher am andern Ufer gelandet waren. — Dem Commiſſär und mir gefiel dieſe Indianiſche Art, über den Fluß zu ſetzen, ſo gut, daß wir uns entſchloſſen, uns der Büffelshaut anzuvertrauen. Unſre Reiſegenoſſen, der Graf und Hr. L., welche mit den Pferden am Fluß hinauf gegangen waren, um eine andere Furt zu ſuchen, hatten mit einigen Jägern eine ſolche, ungefähr zwei tauſend Schritte weiter oben, entdeckt. Während wir der Rückkehr unſerer Schiffer warteten, fiel mein Blick zufällig auf einen Haufen Gepäck unter einem Buſch, wo mir denn auch der glatte Iltißbraten zu Geſicht kam, der hübſch zurecht gemacht war und nur noch des Röſtens vor dem Abendfeuer harrte. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ihn in den Fluß zu werfen, wo er wie ein Klumpen Blei auf den Boden ſank; ſo wurde unſere Lagerſtätte von dem böſen Geruche befreit, in welchen es dieſer ſaftige Leckerbiſſen zu bringen gedroht hatte. — Als unſere Leute wieder in ihrer Muſchelſchalenbarke anlangten, wurden ſie auf das Ufer gezogen, zur Hälfte mit Sätteln, Mantelſäcken und anderm Gepäck von wenigſtens einem Centner Gewicht, gefüllt, wieder in das Waſſer gebracht und ich dann eingeladen, meinen Sitz darin zu nehmen. Die Anſtalt ſchien mir mit der Einſchiffung der weiſen Leute von Gotham, die in einer Schüſſel zur See gingen, ziemlich viel Aehnlichkeit zu haben; ich ſtieg jedoch ohne Zögern, aber ſo vorſichtig als möglich, hinein und ſetzte mich auf das Gepäck, während der Rand der Haut nur eine Handbreit über der Oberfläche des Waſſers blieb. Büchſen, Vogelflinten und andere kleinere Gegenſtände wurden nun hereingereicht, bis ich mich der Aufnahme fernerer Fracht widerſetzte. Wir ſchwammen jetzt weiter, wobei die Barke, wie vorher, gezogen und fortgeſchoben wurde. — Mit einem Gefühl, das eben ſo viel Ernſtes als Komiſches hatte, ſah ich mich ſo in der Haut eines Büffels, mitten in einem wilden Strome, von der Wildniß umgeben und von einem Halbwilden fortgezogen, der wie ein eingefleiſchter Teufel ſchrie und johlte. Um der Eitelkeit des kleinen Toniſch ein wenig gefällig zu ſein, ſchoß ich, als ich in der Mitte des Stromes war, meine Doppelflinte links und rechts ab. Der Knall hallte die waldigen Ufer entlang wieder, und wurde zu dem größten Entzücken des kleinen Toniſch, der den ganzen Ruhm dieſer Indianiſchen Fahrweiſe auf ſich nahm, von einigen Jägern jubelnd erwiedert. — Unſere Ueberfahrt ging glücklich von ſtatten: der Commiſſär wurde eben ſo wohlbehalten, wie ich, übergefahren, und unſer ganzes Gepäck war bald in gleicher Weiſe an dem andern Ufer. Nichts war mit der eiteln Großſprecherei des kleinen Toniſch zu vergleichen, wie er jetzt das Ufer entlang ſtolzirte und ſich einer Geſchicklichkeit und Sachkenntniß freute, in der es ihm keiner der Jäger gleich thun konnte. Beatte dagegen behielt ſein kaltes, mürriſches Weſen bei und zeigte keine Freude. Er verachtete die Unwiſſenheit der Jäger tief und fühlte, daß ſie ihn nicht nach ſeinem Werth geſchätzt hätten. Die einzige Bemerkung, die er machte, war: „Jetzt ſehen ſie doch, daß der Indianer zu irgend etwas gut iſt." — Das breite, ſandige Ufer, wo wir gelandet, zeigte eine zahlloſe Menge Spuren von Elenthieren, Rothwild, Bären, Waſchbären, Truthähnen und Waſſervögeln. Die Stromſcene bot hier einen ſchönen mannichfaltigen Charakter dar, indem man auf lange glänzende, von Weiden und Baumwollenſtauden beſetzte Waſſer-Streifen, auf reiche Thäler mit ſtolzen Waldungen, wo ſich ungeheure Platanusbäume erhoben, blickte, während die Ferne durch hohe, waldbewachſene Vorgebirge geſchloſſen wurde. Das Laub hatte eine gelbe, herbſtliche Färbung, welche der ſonnigen Landſchaft den goldnen Ton einer von Claude Lorraine's Landſchaften gaben. Die Scene wurde durch ein Floß von Balken und Zweigen belebt, auf welchem der Kapitän und ſein Hauptgenoſſe, der Doctor, ihr Gepäck über den Strom fuhren, ſo wie durch eine lange Linie von Grenzjägern zu Pferd, die ungefähr zwei tauſend Schritte weiter oben über eine Reihe von Sandbänken durch den Strom gingen.

(Irving's Steppenreiſe.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 128. 1835.

Phönix.
Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 1. Juni.

Börne, Görres und Rothſchild,

oder:

die Judengaſſe zu Frankfurt. *)

Seitdem das Regime des Adels aufgehört hat, haben zwei andere Mächte ſich in den Beſitz der Weltherrſchaft getheilt, die eine himmliſch und göttlich, die andre irdiſch und weltlich, — ein Kind des Zufalls und der Wechſelgeſchäfte; die eine findeſt du in der Dachſtube, in der Akademie, in den Sälen der Wiſſenſchaft, die andere in groſſen Paläſten, in prachtvollen Salons und auf der Börſe, die eine im ſchlichten Bürgergewande, das Herz voller Liebe, ſchwärmeriſch begeiſtert für die Zukunft, die andere in reichen, goldverbrämten Kleidern, mit Sternen und Ordensbändern, in koſtbaren Equipagen, von einer Dienerſchaar umgeben, nur ſchwelgend in der Gegenwart; die eine reich in der Armuth, die andere oft arm im Reichthum. Beide Mächte findeſt du in einer engen, ſchmutzigen Straße beiſammen, — in einer Straße, die uns an alte Zwinger, Kerkerluft, Fanatismus, Inquiſition, Judenhaß und alle Gräuel einer längſtbegrabenen Zeit erinnert.

Wenn du von meiner Wohnung, Brückhofſtraße No. XXV. Lit. A., dich nach der Judengaſſe begibſt, ſo wird dir rechts in derſelben das ſogenannte ſteinerne Haus durch ſeine Größe, ſeine vornehme Phyſiognomie, ſeine eiſerne Thüre und ſeine eiſernen Gitterfenſter auffallen, — es iſt ein merkwürdiges, hiſtoriſches Haus. Ich bin ein Narr, wie alle Dichter, — ich verehre die Scholle, wo eine Roſe geblüht, ich heilige die Linde, wo eine Nachtigall ſingt, ich ſehe das Haus für einen Tempel an, wo ein Genius geboren wurde. Darum iſt mir auch dieſes Haus mit ſeiner finſtern Umgebung lieb geworden, und ich kann nicht ohne ſtille Andacht an demſelben vorüberwallen. In dieſem Hauſe ward geboren: — Ludwig Börne.

Ich habe mich nie um die Politik bekümmert, und wenn du mich fragſt, warum? — Aus — — — — — — —

Man ſprach noch mit vieler Begeiſterung von der Julirevolution; ich hörte noch mitunter die Marſeillaiſe ſingen; ich ſah an den drei Tagen die Pyramide des Münſters in brillantnem bengaliſchem Feuer erglänzen, — wie hübſch nahmen ſich noch die drei Farben aus, — als ich in Straßburg verweilte, und alles hat mir in Straßburg gefallen, bis auf das Deutſch. Ich ſollte daſelbſt auf den Rath meiner Freunde einmal ein Blatt in ächtem Deutſch herausgeben; aber ich dachte an meinen Vater, meine Mutter, Brüder und Schweſtern und manchen lieben Freund, und wie traurig es

---

*) Um manchen Mißverſtändniſſen zu begegnen, wird hier nicht am unrechten Orte die Bemerkung ſtehen, daß der nachfolgende Aufſatz zu gleicher Zeit mit dem Aufſatze: Heinrich Heine von O. L. B. Wolff an die Redaktion dieſer Blätter eingeſandt wurde und daß dieſe nicht den einen mitgetheilt haben würde, wenn ſie nicht von vorneherein die Abſicht gehabt hätte, auch den andern zu veröffentlichen. Auf die perſönliche Anſicht des Redakteurs dieſer Blätter über Börne möge man weder aus dem einen noch aus dem andern einen voreiligen Schluß ziehen; er wird dieſelbe in dieſen Blättern ſelbſt ſeiner Zeit ausſprechen. Vorderhand ſchien ihm jeder der beiden erwähnten Aufſätze charakteriſtiſch genug in der Zeit und für die Zeit.

Dr. Eduard Duller.

wäre, wenn ich dieſe alle um einer Idee willen verlaſſen müßte. Du wirſt mich des Egoismus anklagen, du wirſt mir zurufen: du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und hängen an unſerem Weibe — an der Freiheit. Und wenn ich dir eingeſtehe, daß ich ſchwach und ſentimental bin! — Ja, ich kann die Liebe zu dem vaterländiſchen Boden und den Theuern in dem Heimathlande nicht aus dem Herzen reißen. — Brauche ich dir noch zu ſagen, warum ich dich auf das ſteinerne Haus in der finſtern Gaſſe aufmerkſam mache? — Es gibt eine Legende von den berühmten Lehrern Hillel und Samai, die alſo lautet: „Hillel und Samai konnten ſich in ihren minutiöſen Streitigkeiten nicht vereinigen; was der Eine erlaubte, unterſagte der Andere. Oft entſtanden auf dieſe Weiſe die kurzweiligſten, wunderlichſten Behauptungen. Wenn Samai feſt darauf beſtand, man müſſe dem Sabbath zu Ehren ſchon am Sonntag für den feinſten Karpfen und den ſchwerſten Rüdesheimer ſorgen, dann ſchüttelte der alte Hillel mit ſeinem grauen Barte bedenklich das Haupt und ſprach im feierlichſten Tone: man laß' den lieben Gott nur walten! Und beide Rabbi's hatten Recht, und daß ſie Recht hatten, bezeugte eine Stimme vom Himmel, die ſich alſo vernehmen ließ: Beider Worte ſind Worte des lebendigen Gottes!“

Ich weiß nicht, wie es kömmt, — ſo oft ich an dem ſteinernen Hauſe in der Judengaſſe vorbeigehe, fällt mir die ſeltſame Geſchichte von den ſtreitenden Rabbi's ein, ſo wie mich dieſe wiederum an Börne und Görres gemahnt. Zwar haben ſich Hillel und Samai bloß um einzelne praktiſche Fälle mit einander gezankt, während Börne und Görres um eine Idee ſtreiten; aber die Idee iſt doch nicht ganz ohne Bedeutung. Wie der rüſtige Samai ſorgt Börne ſchon ſelbſt und bei Zeiten für den Sabbath, indeß Görres mit Hillel dieſes Geſchäft am liebſten dem lieben Gott allein überlaſſen möchte. In frühern Zeiten aber ſoll auch Görres ein großer Freund von Karpfen und Rheinwein geweſen ſein, und erſt ſpät iſt er ein alter, kopfſchüttelnder, graubärtiger Hillel geworden. Gewiß um keinen Preis würde Görres jetzt mehr folgende Worte wie vor Zeiten niederſchreiben: „Von neuem droht die Atonie, da ſchwebt die Freiheit ſelbſt hernieder; hoch ſchwingt ſie ihre Fahne, und jubelnd empfangen die Völker die Himmliſche in ihrer Mitte; ſie weilt nur wenige Augenblicke, und ſchon brechen aus allen ihren Schlünden die Stürme wild hervor, von neuem wogt das Menſchenmeer, von neuem ſchlagen in Wellen die Völker an einander, und in dem wilden Drang zerreiben alle Formen ſich.“

Und während es da unten ſtürmt und brauſ't, gehen die Geſtirne an den Gewölben des Himmels auf und nieder, vor Jahrtauſenden wie heute, und heute wie nach Jahrtauſenden. Unwandelbar und ungeſtört rollen ſie in ihren Bahnen hin, in ihren Kreiſen auf und nieder, und blicken ruhig lächelnd auf den wilden Tumult von ihrer Höhe herab.

Hat nun auch Görres die Liebe zur Freiheit verloren, ſo iſt doch in ihm der feſte, unbeugſame Sinn, die trotzige Kraft und der feurige Haß gegen alles, ſeiner Anſicht Widerſtrebende nicht erloſchen. Das iſt ihm aus der Jugend verblieben und das hat er noch immer mit Börne gemein. So wie Börne iſt auch Görres rückſichtslos; beide tragen einen Gott im Herzen, aber der Gott des Einen iſt der Mephiſto des Andern. Beide meinen es ehrlich, beide ſind unbeſtochen, beide würden Märtyrer ihrer Ideen werden. Wer nicht mit Börne die Könige haßt, den haßt und verfolgt er, und Göthe bleibt nicht verſchont; wer nicht mit dem mittelalterlich-gothiſchen Görres katholiſch iſt, nicht die Meſſe hört, nicht zur Beichte geht, den haßt und verfolgt er, und Göthe muß es empfinden. Was Narrheit oder Schwäche bei Alltagsmenſchen iſt, erſcheint jedoch bei Görres als die Verirrung eines Urmenſchen, eines Titanen, eines Nephilim. Was Görres als Mann der Freiheit war und wie er ſich damals bezeichnete: „Es iſt nicht feige Schwäche, die ſich zu keinem Theile hält, um es mit keinem Theile zu verderben, die mich zu dieſer Denkungsart beſtimmt; ich bin kein Amphibion, in meinen beiden Herzkammern fließt ein rothes, warmes Blut, —“ das iſt er noch heute. Ich habe Görres in den Jahren 29 und 30 gekannt, da er noch ein fleißiger Mitarbeiter an der finſtern Eos war; ich habe viel mit ihm etymologiſirt, habe manches Kolleg bei ihm geſchwänzt, häufig Thee bei ihm getrunken; ſeine Papageien haben mich oft zur Beluſtigung ſeines blondlockigen Guido's in den Finger gebiſſen, — drum glaube ich nicht genug wiederholen zu können: Görres iſt kein Jeſuit, Görres iſt ein ehrlicher Mann. Und iſt Börne nicht auch ein Mann der Extreme! — iſt er in ſeinem Freiheitsenthuſiasmus nicht zu weit gegangen!

(Schluß folgt.)

Das arme Kind.

„Warum ich traurig bin?
Fragt ihr darnach?
Hab' es ſchon oft geſagt,
Hab' es ſchon oft geklagt;
Klopfte an manche Thür,
Niemand, ach, öffnet mir,
Keiner, der hören mag!
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr darnach?“

„Weiß nicht, woher ich kam.
Heimathlos iſt mein Nam'.
Weiß nicht, wo Vater blieb,
Weiß nichts von Mutterlieb'.
Weine d'rum Nacht und Tag!
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr darnach?“

„Bettelſtab heißt mein Freund;
Menſchen ſind all' mir feind,
Achten mich gleich dem Hund,
Rufen mich: Vagabund!
Still trag ich ſolche Schmach.
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr darnach?“

„Bettelbrod heißt mein Mahl,
Feld iſt mein Freudenſaal,
Waldlaub iſt Lagerſtatt,
D'rauf ſink' ich todesmatt,
Thränenmüd, hungerſchwach; —
Warum ich traurig bin?
Fragt ihr darnach?“ —

Ludwig Bechſtein.

Die Gemälde-Ausſtellung in Frankfurt a. M.

(Fortſetzung.)

Nichts deſto weniger ſprechen wir bei einmal dargebotener Gelegenheit von den Malerſchulen in Düſſeldorf und in München: die erſtere hat uns einige wahrhaft klaſſiſche Kunſtwerke auf die hieſige Ausſtellung geſendet; wir müſſen bedauern, daß dies nicht auch mit letzterer der Fall war, (wir ſprechen nämlich hier von **hiſtoriſcher Compoſition** und rechnen deßhalb die trefflichen Leiſtungen der in München lebenden Genre-Maler nicht in die eigentliche Münchner **Schule**.) Die eigentlichen Werke des großen und erhabnen Styls der Münchner Schule ſind als Fresken an München unauflöslich gebunden. Doch wäre es ſehr zu wünſchen, daß bei einer nächſten Kunſtausſtellung auch Cartons von Cornelius, J. Schnorr, H. Heß, Kaulbach, Herrmann u. a. veröffentlicht würden. Was nun die **Düſſeldorfer** Schule betrifft, ſo muß vor allem anerkannt werden, daß es nicht geradezu ein pedantiſches Syſtem, ſondern vielmehr die Gemeinſamkeit der Anſichten und des Studiums iſt, welches die Düſſeldorfer Maler unter den Collectiv-Namen einer Düſſeldorfer **Schule als ſolcher** bringt, es muß demnach anerkannt werden, daß ſich auch in ihr verſchiedene Individualitäten frei und ſelbſtſtändig entwickeln; das Charakteriſtiſche aber, welches Allen gemeinſam iſt, ſcheint uns einerſeits eine gewiſſenhafte Naturtreue, anderſeits eine an's Erſtaunliche grenzende Sorgfalt für die Form, eine beſondere Vorliebe für techniſche Vollendung bis in's Kleinſte herab, endlich ein edler Farbenſinn. Es iſt klar, daß alle dieſe charakteriſtiſchen Merkmale innig mit einander zuſammen hängen und eben ſo leicht erklärbar, warum die Werke der Düſſeldorfer Maler einen ſo mächtigen Zauber auf das Publikum ausüben. Dagegen iſt auch nicht abzuläugnen, daß allen dieſen Vorzügen ein Abweg nahe liegt, daß auch **talentvolle** Männer (von wahrhaft **Genialen** kann dies natürlich ohnehin nicht gelten,) ſich leicht verleiten laſſen können, über der techniſchen Vollendung — die eigentliche Compoſition ſelbſt zurückzuſetzen, die Handlung, den Geiſt, den Charakter, ſich unter lauter Farbenpracht mehr oder minder entſchlüpfen zu laſſen; dann wird ſtatt der idealen Natur**treue** uns eine Natur**nachahmung** gegenüber ſtehen, und wo uns der **Charakter** begeiſtern ſollte, wird uns die Reminiſcenz an das **Modell** froſtig anwehen. Gerade der entgegengeſetzte Fall tritt bei der Münchner Schule ein, (wir ſprechen auch hier nicht von den **Meiſtern**, ſondern von den Jüngern.) Hier verſchlingt die Compoſition nicht ſelten die äußeren Mittel, das Streben nach Ausdruck und Charakter — die Schönheit; und ſelbſt, was Cornelius betrifft, ſo weiß man, daß ſeine gigantiſchen Cartons von manchem ſeinen Fresken vorgezogen werden.

Da wir von der Düſſeldorfer Schule ſprachen, ſo iſt es natürlich, daß wir zuerſt über die beiden Gemälde des Direktors **Wilhelm Schadow** unſer Urtheil abgeben. Das erſte ſtellt Chriſtus mit den zwei Jüngern auf dem Wege nach Emaus vor, das zweite zwei Porträts der Kinder des Künſtlers. Auf beiden finden wir alle Vorzüge vereinigt, welche wir als charakteriſtiſche Merkmale der Düſſeldorfer Schule bezeichneten, und doch läßt uns das erſte ganz kalt, während uns das zweite entzückt. In dem zweiten (den Porträts) lebt und athmet die Poeſie der Wahrheit, während das erſte (die hiſtoriſche Compoſition) eine bloße Naturwahrheit ohne Poeſie iſt. Im zweiten ſind die techniſchen Mittel hingegoſſen wie aus voller reicher Seele, am erſten ſind ſie gehäuft, wie verſchwenderiſch zur Schau geſtellt. Das zweite iſt, was man: „**modellirt**“ nennt, im echten Sinne des Worts; — das erſte könnte man aus Wachs **boſſirt** heißen. Im zweiten Bild iſt innerer Zuſammenhang, im erſten blos Eintönigkeit, — Chriſtus denkt ſich ſein Theil und jeder von den beiden Jüngern denkt ſich auch ſein Theil, aber ſie intereſſiren ſich nicht für einander. — **Eduard Bendemann's** „Hirt und Hirtin auf freien Bergeshöhn,“ iſt eine äußerſt liebliche Compoſition, ein wahrhaft Uhland'ſches Morgenlied, ein verkörperter Naturklang. Allgemeinere unbedingte Anerkennung aber als dieſe allerliebſte Skizze, fanden Bendemann's **Mädchen am Brunnen**, ein Bild an welchem man lernen kann, was: **Malen** heißt. Bevor wir noch hörten, daß dieſe beiden Mädchen Portraits ſind, waren wir ſchon überzeugt, daß es ſolche ſein **müßten**. Und aus welchem inneren Fond von Poeſie ſind dieſe Portraits hervorgegangen! Hier zeigte ſich deutlich, daß bei dem Künſtler als Schöpfer (ποιητης) das Porträt **auch** eine Compoſition ſei; hier iſt derſelbe Prozeß vorgegangen wie bei Leſſing, als er ſein „trauerndes Königs-Paar“ entwarf. Das Factum zündet in der Seele des Künſtlers, und augenblicklich wird die ganze innere Zauberwelt lebendig und ordnet ſich zum Gedicht, die Gegenwart zeugt (ſo paradox es klingen mag) eine Vergangenheit nach, und dieſe vollendet dann wieder den Typus der erſteren; wir ſehen die künſtleriſch geregelte, im Moment des edlen Ausdrucks faſt gezauberte Leidenſchaft. Verfolgen wir die lyriſche Handlung auf dieſem Bilde, — welcher Spielraum bleibt dann der Phantaſie, die Seelenzuſtände von der Wonne dieſer hochathmenden, ſüdlich üppigen Geſtalt bis zu dem poetiſch milden Schmerz des blonden deutſchen Mädchens daneben zu verfolgen! Leider blieb dies herrliche Bild nur kurze Zeit aufgeſtellt und wir bedauern jeden, der die Gemälde-Ausſtellung ſpäter beſuchte. Sehr erfreulich iſt es, daß, gewiſſermaßen als Erſatz dafür, **Felſing's** trefflicher Kupferſtich darnach aufgeſtellt wurde, welcher nicht blos diejenigen, die das Original nicht mehr ſahen, wenigſtens mit der Compoſition bekannt macht, ſondern auch ſchon als Kunſtwerk an und für ſich durch die markige und doch delikate Anwendung des Grabſtichels allgemeine Anerkennung verdient. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

⁂ **Ein litterariſcher Cyniker.** Eine ſeltſame Soiree! Der Salon iſt nichts beſſeres, als eine der ſchmutzigſten, armſeligſten Kneipen von Fontainebleau; der Herr vom Hauſe liegt in abgeriſſenen Lumpen auf einem nicht eben ſehr reinlichen Bette; er iſt jünger, als ſein verwittertes Geſicht anzudeuten ſcheint, aber in den Zügen deſſelben niſten Herzensangſt, raſtloſe Unruhe, und alle Spuren eines allzu raſch durchjagten Lebens; ſeine Stirne iſt wie ein Leichenſtein, auf welchem Leidenſchaften und Ausſchweifungen ſeine eigene Grabſchrift eingraben. Rings um ihn ſtehen mehrere ſeiner Landsleute, Engländer, Männer von feinen Sitten und Kleidern, Freunde von Kunſt und Wiſſenſchaft, welche den Verwilderten mit Aufmerkſamkeit, ja mit Achtung behandeln. Der Mann in den Lumpen führt die Konverſation mit Ruhe; er ſpricht über litterariſche Angelegenheiten mit großer Sachkenntniß und Gewandtheit; man ſieht aus dieſen Trümmern den ehmaligen ſtolzen Bau, etwa wie man das Megatherium aus ſeinen Knochen zurück divinirt. Es war ein Mann von Geiſt und Welt, das merkt man noch jetzt aus den Lumpen heraus, aus der armſeligen Kneipe, welche er im December 1834 bewohnt. Es iſt Caleb Colton, der Verfaſſer des Lacon, jenes geiſtreichen philoſophiſchen Buches, welches in einzelnen Stellen mit den Werken der genialſten engliſchen Schriftſteller wetteifert, — des Gedichts: Napoleon, — des Brandes von Moskau, — der Bemerkungen über Byron. — Die Engländer empfehlen ſich mit der Ueberzeugung, daß die Krankheit des athletiſchen Mannes nicht lange anhalten könne. Als er allein iſt, ſchließt er ſich ungefähr um neun Uhr ein und ſchreibt noch einige Zeit lang. Um vier Uhr Morgens hört man einen Piſtolenſchuß, man ſprengt die Thüre, man dringt in die ärmliche Kammer, man findet Colton's Leiche im Blute, einige Spiele Karten, ein Buch auf dem Nachttiſchchen und ein Blatt mit Verſen, welche er wenige Minuten vor ſeinem Tode gedichtet hatte. — Es verlohnt ſich der Mühe, einige Blicke auf das Leben dieſes ſeltſamen Menſchen zu werfen, der zum Beſten befähigt und berufen war, und im tiefſten moraliſchen und phyſiſchen Schlamm endigte. Colton war 1780 geboren, erhielt ſeine Erziehung auf dem Collegium zu Eton, dann einen Platz auf der Univerſität von Cambridge und endlich eine geiſtliche Anſtellung. Als Vikar der Kirche von Tiverton myſtificirte er ſeine geiſtlichen Schäflein einſt durch eine Geiſtererſcheinung, welche unter dem Namen des Geſpenſts von Tiverton in ganz England bedeutendes Aufſehen machte; er ließ nämlich auf einem gothiſchen Fenſter einen Todtenſchädel erſcheinen, und benutzte die Wirkung deſſelben auf die Leichtgläubigkeit ſeiner Pfarrkinder, bei der Predigt, die er Tags darauf hielt. Einige Monate ſpäter machte er ſich den Spaß, ſein kindiſches Manöver ſelbſt aufzudecken. Nicht ſo wohl dadurch, als vorzüglich durch ſeinen eifrigen Beſuch von Kneipen, Spielhäuſern und andern übelberüchtigten öffentlichen Orten zertrümmerte er eben ſo ſehr ſein Anſehn, als er die Zahl ſeiner Freunde von Tag zu Tag verringerte; denn Fluchen, Schlemmen und Hazardiren harmonirte ſehr übel mit ſeiner geiſtlichen Autorität. Deſſen ungeachtet war ſein innerer Fond unverwüſtet; er fühlte den Drang nach etwas Beſſerem, raffte ſich auf, und ſchrieb auf dem Speicher eines armen Krämers von Petersham ſeinen Lacon, ein philoſophiſches Werk voll Schärfe der Beweiskraft, in einem klaſſiſch-reinen Styl, welches ſeiner Zeit in der litterariſchen Welt eine eben ſo große Senſation hervorbrachte, als die ſchönſten Werke Walter Scott's und Coleridge's. Von buchhändleriſcher Seite hatte dieſe Schrift ihm einen bedeutenden Gewinn verſchafft; ſeine Verhältniſſe waren nahe dran, ſich zu ordnen, als der Dämon des Cynismus und ſeine gränzenloſe Unruhe ihn aufs Neue übermeiſterten. Er ging nach Amerika. Die drückende Lage, in welche er in dem Lande der Arbeit gar bald gerieth, verleiteten ihn daſelbſt zu den ſchmutzigſten Gaunereien, um deren willen er den freien Weſten, deſſen geregelte Zuſtände und Sittlichkeit ihm gar bald ohnehin langweilig wurden, wieder verlaſſen mußte. In Paris, dieſem Eldorado aller Glücksritter, übte rouge et noire eine ſolche Zauberkraft auf ſein ganzes Weſen, daß er, in kurzer Zeit zum Abentheurer von Profeſſion umgewandelt, es ſich zur größten Ehre anrechnete, allgemein als der wüthendſte Spieler von ganz Paris genannt zu werden. Heute ſah man dieſen langen mageren Engländer mit Löchern an den Ellenbogen und einem Hut ohne Boden, unter den Arkaden der rue de Rivoli, oder unter den ſchattigen Bäumen der Tuilerien; — er hatte verloren; — morgen mit 96.000 Francs in der Taſche im Tilbury vom Revolutionsplatz zur porte Maillot jagen oder im Café de Paris ſeinen Gewinnſt, den er als die Frucht ſeiner Geſchicklichkeit betrachtete, auf den Tiſch hinwerfen, wobei er nie verfehlte, Jedem, welcher Luſt hatte ihn anzuhören, das chimäriſche Berechnungsſyſtem zu entwickeln, auf welches er ſeine Hoffnungen gründete. Sein Erſcheinen machte im Spielhauſe jedesmal Aufſehn. Hatte ihn das wetterwendiſche Glück wieder einmal auf's Aeußerſte gebracht, ſo entblödete er ſich nicht, den letzten Schimmer ſeines litterariſchen Ruhms als Aushängeſchild der Bettelei zu mißbrauchen. Ein gewiſſer Hamilton, ein geborner Schotte, diente ihm bei ſolchen Gelegenheiten als Famulus, Compagnon und Helfershelfer, welcher es alſobald auswittern mußte, wenn irgend ein reicher oder angeſehener Engländer nach Paris kam. Dann ſchmiedete Colton in ſeiner Kammer im dritten Stockwerk eines Hauſes der rue de Chartres, dem Vaudeville gegenüber, einen äußerſt pathetiſchen Brief, und Hamilton mußte ſich in ſeinen abgetragenen ſchwarzen Frack werfen, dem Briten, auf deſſen Großmuth und Leichtgläubigkeit es abgeſehen war, das Schreiben nebſt einem Exemplare des Lacon überreichen, und mündlich mit einer rührenden Beſchreibung von des guten Mannes, Ehren Caleb Colton's Verlaſſenheit, Armuth, Leiden, Tugenden ꝛc., was das Empörendſte bleibt, von deſſen litterariſchen Verdienſten begleiten. Der ehrliche Gentleman ließ ſich täuſchen, wurde gerührt und ſchickte augenblicklich etliche Pfund Sterling, welche die beiden Gauner eben ſo raſch verpufften. Auf dieſe Art brachte ſich der ehrwürdige Caleb Colton eine jährliche Rente von zwei bis dreihundert Pfund Sterling zuſammen. — Bis zu einer ſolchen Tiefe von Gemeinheit konnte ein Mann herabſinken, welcher durch ſeinen Geiſt berufen war, neben den Sternen erſter Größe an Englands literariſchem Himmel zu glänzen. Gewiß ein merkwürdiges Original in ſeiner Zeit, wenn auch kein erfreuliches, — ein warnendes Memento für jede Zeit!

⁂ So eben hat ein neues Werk Waſhington Irving's „Abbotsford und Newſtead-Abtei" (1. Band) die Preſſe verlaſſen; es enthält die Beſchreibung der Excurſionen Irving's nach dieſen Beſitzungen Walter Scott's und Lord Byron's. Der Beſuch J. bei erſterem fällt in die Zeit, da die Waverley-Novellen eben die öffentl. Aufmerkſamkeit im höchſten Grade erregten. Newſtead-Abtei beſuchte er erſt nach dem Tode des großen Dichters, der ſie bewohnt hatte. — Eine deutſche Ueberſetzung davon, welche ſich in Druck und Format an die „Steppenreiſe" (ſämmtl. Werke, 48—50tes Bändchen) anſchließt, iſt demnächſt aus der J. D. Sauerländer'ſchen Buchhandlung zu erwarten.

⁂ Opfer der Inquiſition. Nach einer jüngſt veröffentlichten Berechnung fielen in Spanien während der Herrſchaft des Großinquiſitors Torquemada 105,285 Opfer, unter Cisneros 51,167, unter Diego Perez 34,952, unter den früheren Inquiſitoren 3,410,215 Unglückliche. Blos 31,912 wurden lebendig verbrannt! Alles zur größeren Ehre Gottes! Doch furchtbarer als der Gedanke an die Leiden von drei Millionen, an die Todesſeufzer von ein und dreißig Tauſend in den Flammen, iſt der Gedanke an die Dummheit und Geduld eines Volkes, welches einer verhältnißmäßig ſo geringen Zahl von geiſtlichen Tyrannen ſein Haupt beugen, welches Mördern den Staub von den Sohlen küſſen kann. Der Hauptzweck bei Stiftung des Dominikanerordens war die Vertilgung der Ketzer, und dieſer Orden zählte ſeine eigenen Heiligen, und Kaiſer und Könige beteten zu dieſen Heiligen! O Pfui über den Menſchen, wenn er in ſich keinen Haltpunkt mehr findet, wenn er um Knechtſchaft — bettelt, in Knechtſchaft ſich glücklich fühlt. Man hat den Jeſuitenorden und viele [illegible] aufgehoben, — der Genius der Menſchheit freute ſich der neuen Morgenröthe! — Man hat aus der inneren Leere heraus das Bedürfniß, beherrſcht zu werden, wieder gefühlt; man ſehnt ſich nach geiſtlichem Honig, die Zellen füllen ſich wieder, und der Genius der Menſchheit ſenkt in ſtummer Trauer das Haupt.

⁂ Wie macht man eigenſinnige Sängerinnen geſchmeidig? Madame Cuzzoni erklärte eines Tages dem berühmten Händel, daß ſie eine von ihm componirte Arie nicht ſingen werde. „Wie?" erwiederte der Componiſt, „Sie weigern ſich, die Parthie zu ſingen? Nun gut! wir wollen ſehen." — Und im ſelben Augenblick hatte er die Sängerin auch ſchon ziemlich brüsk mitten um den Leib gefaßt, öffnete das Fenſter und machte Miene, ſie durch daſſelbe auf die Straße zu werfen. „Ich will ſingen, ich will ſingen!" ſchrie die Sängerin, vor lauter Todesangſt allen Eigenſinn vergeſſend. — „In der That, Madame, das iſt auch das Vernünftigſte, was Sie im vorliegenden Fall thun können," meinte Händel, und hob ſie mit der größten Ruhe von der Welt wieder auf den Stuhl. — Eine ähnliche Procedur würde auch heutzutage noch bei manchem Theater ihre Wirkung nicht verfehlen.

⁂ Danton's Tod von Georg Büchner, eine Dichtung voll Energie und von wahrhafter Weihe, woraus wir in dieſen Blättern Bruchſtücke mitgetheilt haben, die dem Leſer wohl noch in Erinnerung ſind, wird (bei J. D. Sauerländer in Frankfurt) baldigſt erſcheinen.

⁂ Ein nettes Quidproquo ereignete ſich in einem belgiſchen Abdera. Ein Reiſender bringt eine ägyptiſche Mumie mit ſich; die Behörden der guten Stadt, welche in ihrem Leben weder je in Aegypten waren, noch wiſſen, wo hinaus das Land der Mumien liegt, erklären die ehrliche Mumie für die in einem Backofen gar gemachte und präparirte Leiche eines Erdroſſelten, den Reiſenden für — den Mörder; weder die Sargkiſte, noch die Hieroglyphen öffnen der weiſen Polizei die Augen; ein Gevatter Chirurg muß die gerichtliche Autopſie vornehmen; man ſtellt ſie öffentlich aus, in der Vorausſetzung, daß ſich Verwandte oder ſonſt Perſonen finden, die den ſeligen Aegyptier noch bei Lebzeiten gekannt haben; und das Finale der gerichtlichen Unterſuchung iſt, — daß man dekretirt: die Mumie ſei die irdiſche Hülle eines ehrlichen ouvrier-mineur aus der Nachbarſchaft!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 129. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienſtag, 2. Juni.

Börne, Görres und Rothſchild,

oder:

die Judengaſſe zu Frankfurt.

(Schluß.)

Görres und Börne können indeſſen von Glück ſagen, daß ſie nicht vier Jahrhunderte früher geboren wurden, denn ſicher wäre Görres kanoniſirt und Börne verbrannt worden. Doch nein, Görres müßte ſich freuen, einer Zeit anzugehören, die ihn einer ſolchen langweiligen Ehre ſchon im Leben würdigte; denn jetzt iſt er ein Leichnam für die Geſchichte und nicht kanoniſirt, ein veralteter Ruhm, ein Spott der Zeit, an ſich verfluchend, was Andre an ihm rühmen, und rühmend, was Andre an ihm fluchen, — ein gelähmter Prometheus, ein ſpinnender Herkules. Nicht die Menſchen, wohl aber die Bäume um München wiſſen von ſeinem tragiſchen Schmerze zu erzählen. Hinter der alten Reſidenz und den neuen Arkaden liegt nämlich ein engliſcher Park, wo es den Vögeln erlaubt iſt, ſich ihrer Freiheit zu freuen und allerlei luſtige Lieder zu ſingen, die kein Menſch und kein Baier verſteht; wo die Münchner Nobleſſe, der Tierspartie und die Riegelhäubchen ſich beim beſten Bier vom beſten Bier unterhalten. Da ſoll Görres häufig umherwandeln und über die Metamorphoſe der Menſchen nachdenken. —

Es iſt traurig, nur halb verwandelt zu werden! Man wird vor der Zeit alt und am gleichgültigſten gegen ſich ſelbſt. Wer ein Löwe iſt, und nicht mehr herrſchen kann, wird düſter und melancholiſch. Das habe ich an Görres gefunden, als ich ihn im vergangenen Herbſt hier wiederſah. Sein ernſtes Geſicht war reicher an Falten geworden. Alles hing cyniſch und nachläſſig an ſeinem Leibe. Er hatte denſelben ſchmutzigbraunen Überrock an, den er vor fünf Jahren trug und ich weiß nicht, wie viel Knöpfe daran fehlten. Der Hut auf ſeinem Haupte ſtimmte zum Anzug, er war auch gealtert und hatte drei Krämpen — zwei an den Seiten und eine nach vorne, das lange, glatte Haar hing wirre über Nacken und Stirne — eine dunkle Erinnerung an alte burſchenſchaftliche Freiheit. Von Waſche und Frohſinn war wenig zu ſehen. So mußte ich Görres wiederfinden. Bei Gott, es ſchauderte mich. Görres freute ſich und ſprach mit mir, wie ehedem, über alte Urgeſchichte und daß es zu bedauern wäre, daß Rüppell nicht die alte, ſtatt der neuern Geſchichte der Kopten mitgebracht, und daß er ſich mehr um die Beſtien, als um die höhern Wahrheiten bekümmert habe. Görres mag Recht haben, aber Rüppell hat auch Recht. Doch ſo viel iſt gewiß, Börne würde ſich in dieſem Punkte über Rüppell nicht beſchwert haben; denn Börne intereſſirt ſich jedenfalls mehr für die neue, als für die alte Geſchichte.

Börne iſt ein kleines, ſchmächtiges Männlein, aber das kleine, ſchmächtige Männlein hat eine große, gewaltige Seele mit einem ſteinernen Glaubensbekenntniß. Heißt darum die Wiege ſeiner Jugend das ſteinerne Haus? Es iſt nicht unmöglich, es wäre ein Spiel mehr des oft witzigen Zufalls oder des zufälligen Witzes. Ja, ihr Trödler in der finſtern Gaſſe, ihr kennt den Börne; ſie iſt unter euch aufgewachſen, die Roſe von Engedi. Ihr ſaht ihn als Kind und Jüngling, ihr ſaht ihn als Studenten, Doktor und Beamten; ihr ſaht ihn als Redakteur der Waage; ihr ſaht ihn, wie er für die Kunſt erglühte, wie er gegen Magnetismus und andre Narrheiten der Zeit kämpfte; ihr ſaht ihn, wie er im Schlafrocke und der Nachtmütze Schlachten auf dem Felde der Freiheit gewann; ihr ſaht ihn — — doch nein, ihr ſaht ihn nicht; ihr kennt ihn nicht, denn ein Börne verſchenkt die abgetragnen Kleider! Und, ach! es gibt der Kleiderhändler ſo viele, innerhalb und außerhalb der Gaſſe, in Deutſchland und in Frankreich, reiche und arme, gelehrte und ungelehrte. Es gibt viele, die ſogar Börne einen Schurken nennen, weil er nicht, wie ſie, mit alten Kleidern handelt. O, ihr Kleiderhändler, ihr Häringe und Wurmdoktoren! Ich habe Börne nie geſehen und dennoch kenne ich ihn; denn Börne iſt wie ſein Buch, Börne ſchreibt, wie er iſt, und iſt, wie er ſchreibt, oder Alles, was uns umgibt, iſt Lüge und Täuſchung, und die Prälaten hatten Recht, die, wie uns Heine gemüthlich erzählt, die Nachtigall für den Teufel halten wollten.

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges Stimmen und nie beginnt das Concert. Ein Wechſel wird mit dem andern bezahlt; es iſt eine Liederlichkeit ohne Gleichen. Die Zinſen blaſen das Kapital auf und Thoren, welchen nie das baare Geld des Lebens lacht, halten ſich für reich, wenn der Luftballon ihrer Hoffnungen recht hoch ſteigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du biſt doch ſonſt ſo gut, rede einmal, ſei nicht verſchwiegen, wie ein Diplomat, ſage uns, wo das hinaus will. Als Börne dieſe Worte niederſchrieb, hat er gewiß mehr alle Welt im Auge gehabt, als jene Macht, die unweit von ihm auf derſelben Seite zuerſt das Licht der Welt erblickt hat. Denn wer lebt mehr in der Gegenwart und für die Gegenwart, als jener abſolute Fürſt, der die Handelskammer beherrſcht und von keiner Deputirtenkammer abhängt? Aber Börne haßt die Könige, darum haßt er auch Rothſchild; das iſt nicht mehr als conſequent; aber warum ignorirt er ihn, warum nimmt er ihn nicht von dem großen Wir aus? Doch nein, die abſolute Einnahme iſt auch die abſolute Ausnahme! Wenn die ganze Welt fallirt, ſelbſt wenn die Wände der Chineſen und Tartaren mit Staatspapieren als Unterlagen zu Tapeten beklebt werden, — Rothſchild'ſche Wechſel werden honorirt. — Du würdeſt dich irren, wenn du ein altes Stammſchloß, wo dieſe Macht zur Welt gekommen, aufſuchen wollteſt. Aus dem kleinen Nazareth gingen die Beherrſcher der Welt hervor.

Du ſiehſt an einem unanſehnlichen Hauſe der finſtern Gaſſe um die Mittagsſtunde tagtäglich einen Wagen halten. Der Wagen iſt koſtbar und mit großen Wappen verſehen; Kutſcher, Jäger und Bedienten in reichen Livreen befinden ſich auf demſelben. Eine alte, ehrwürdige Frau, in einfach-reinlicher Tracht, das Haar unter der altfränkiſch-jüdiſchen Haube ſorgfältig verborgen, ſteigt hinein. Es iſt die beneidenswerthe Mutter beneidenswerther Kinder. Wer kann die Größe ihres Glückes, ihrer Freuden ermeſſen! — Börne mag vielleicht eben ſo innig ſeine Mutter lieben, aber kann er ſie in einem Wagen abholen laſſen! — Hat ſie ihn nicht verloren, da ſein Name univerſell wurde! — Was hat ſie von allem Ruhme, von aller Unſterblichkeit, die ihm ſchon im Leben zu Theil werden? Arme Mütter, die ihr geniale Kinder zur Welt bringt, doppelt bedauernswerth, wenn ihr zufällig die Blätter für literariſche Unterhaltung leſ't. Ich habe Börne's Mutter geſehen, ich habe ſie auf meine Veranlaſſung über ihren Sohn reden hören mit ſolcher trägen Gleichgültigkeit und ſteinernen Ruhe, daß ich mit Schrecken daran zurückdenke. Hätte nicht Börne ein Advokat, ein Arzt, wie viele andre ſeiner Jugendfreunde, oder noch ſolider ein Börſenſpekulant oder Tuchhändler werden, heirathen, Kinder erziehen und in ſeinem Lande bleiben können! —

Immerman war in Frankfurt, war in der Judengaſſe und konnte das Alles überſehen und mußte ein tolles Märchen erfinden, um ſein Reiſejournal um einige Blätter zu bereichern, und Immerman iſt ein Dichter! — Nein, die Judengaſſe iſt nicht ſo arm an Poeſie; einen großen Theil meiner Lieder und Romanzen habe ich mir in der Judengaſſe geholt; ſo zum Beiſpiel: Der trauernde Rabbi, der beſchwörende Rabbi, der Dalles. Dieſen Geſtalten begegneſt du ſehr häufig; aber ſie laſſen dich kalt, wenn du nicht krank liegſt an der Krankheit der Zeit, wenn du nicht nachdenkſt über Menſchenrecht und Menſchenfreiheit, wenn du nur herumreiſeſt, um Theater zu beſuchen. Beide Geſtalten finden Unterſtützung im Rothſchild'ſchen Hauſe; denn Rothſchild iſt fromm und freigebig. Fraget ſie, ob ſie nicht den Baron von Rothſchild kennen, und ſie werden antworten: Ja, wir kennen ihn, er iſt ein herablaſſender, freundlicher Mann, und er hat Mitleid mit den Armen, und er hat nur einen Feind, und der eine Feind iſt eben der Dalles. Er ſoll jedesmal erſchrecken, wenn er Amſchel von Rothſchild ſieht. Um ſich aber an ihm zu rächen, hat er ſich an einige ſeiner Klienten gewandt, — arme Teufel, die nichts zu nagen haben, daß ſie zuweilen gegen Rothſchild die Feder ſpitzen. Und ſie haben es nicht gemerkt, daß der Dalles ſie betrog und daß ſie ſich durch eigne Schuld die Thüre verſperrt haben. Aber ſie können ſich beruhigen, Rothſchild vergißt es ihnen, wenn ſie ſeiner bedürfen. Darum, iſt mir auch von allen Ariſtokratieen die Geldariſtokratie am Meiſten zuwider, zu Amſchel von Rothſchild fühle ich mich hingezogen. Er klimpert nicht in der Taſche, er iſt anſpruchslos, entgegenkommend und gefällig. Er geht in einem ſchlichten Kleide und läßt es dir nicht merken, wenn er eben mit einem Könige dejeunirt hat. Amſchel von Rothſchild fühlt endlich bei allen Ehren und Auszeichnungen, die ihm erwieſen werden, daß er Jude iſt, und das ſcheint mir eine der intereſſanteſten Seiten an ihm; er ſucht es nicht, wie viele Andre, die ich kenne, durch eine vornehme, affektirte Miene zu verbergen.

Du kennſt die Sage vom Ahasver, es iſt eine ſchauerliche Sage. Börne und Rothſchild, die Typen der neueſten Zeit, ſind in der Judengaſſe geboren, ſind beide Juden. Aus dem Schooße des Judenthums iſt das Chriſtenthum mit allen ſeinen geſchichtlichen Beziehungen hervorgegangen. Die neuere Zeit hat an dieſen Beziehungen gerüttelt und geſchüttelt. Wer hierzu die Hand bieten mußte, war das Judenthum. Was ich oben von den Müttern genialer Kinder behauptet habe, iſt es nicht auch auf das Judenthum anwendbar?! Darum iſt es auch ſehr traurig zu leſen, wie der arme Görres ſich noch jüngſthin darüber ausgeſprochen, daß die Sage von dem Ahasver nicht eine pure und von chriſtlichen Schwärmern und Dichtern erfundene Idee ſei, ſondern in der That ſich immermehr zu verwirklichen ſcheine. Görres mag wiederum Recht haben und mag ſich immerfort über die Siebenmeilenſtiefel der Zeit ärgern; die Zeit und der Ahasver aber ſind das perpetuum mobile, das nicht eher ruhen wird, bis an dem großen von allen Propheten angekündigten Tage, wann es auch den Juden erlaubt ſein wird, das Frankfurter Kaſino zu beſuchen.

Dr. Ludwig Wihl.

Die Gemälde-Ausſtellung in Frankfurt a. M.

(Fortſetzung.)

Von Leſſing waren drei Landſchaften (Ölgemälde) und vier Handzeichnungen (Mazeppa und drei Landſchaften) aufgeſtellt, von welchen erſteren beſonders zwei (eine Landſchaft mit einem zerſtörten Räuberneſt und eine Morgenlandſchaft mit einem Prieſter, der vom Chorknaben begleitet, der Viaticum austrägt) die Aufmerkſamkeit im höchſten Grad erregten. Und wodurch? wird man fragen. Etwa durch den Eindruck impoſanter oder abentheuerlicher Maſſen? oder durch engliſche Beleuchtungs-Kunſtſtücke? oder durch die Wahl blendender Farben, womit man intereſſante glücklich gewählte Veduten dem Publikum in der Regel noch augengerechter macht? Durch etwas, was eben nach innen zu eingreifender wirkt, als alle blos planmäßig angewandten Mittel zu einer ſogenannten ſchlagenden Wirkung, — nämlich durch Poeſie. Unmittelbar aus dieſer geht die erſtaunliche Harmonie hervor, der zufolge auf jedem Bilde Leſſing's ein Ganzes abgemarkt iſt, deſſen einzelne Theile gar nicht wie nach und nach entſtanden und neben einander geworden, ſondern wie auf einmal, als hätte ein ſüßer Zauberklang den Guß im Moment des Geborenwerdens belebt, hervorgequollen ſcheinen. Ein alter Herr, der vor Leſſing's zerſtörtem Räuberneſt ſtand und nicht ſatt wurde, es zu beſchauen, ſagte etwas ſehr richtiges, obwohl er's vermuthlich ganz anders meinte: „dieſen einzigen Baum, vom Sturm gepeitſcht, der über die Bergrücken fährt, möchte ich herausſchneiden und haben;" aus dem Munde eines Kunſtſchwärmers klingt ſo eine Barbarei manchmal unausſtehlich; die genannte Außerung beweiſt jedoch diesmal, daß die Stimmung und der Charakter des Ganzen aus jedem Theile ſpricht, ſo aus den nahe und ferne angedeuteten Schluchten, aus dem kalten grünen Bergwaſſer in der Tiefe, aus den unheimlichen Hochflächen des Bergrückens, aus dem zerſtörten ,qualmenden Räuberneſt, aus der unter demſelben hingeſtreckten Leiche, — und das alles ſcheint ſo leicht und mühelos auf die Leinwand hingeworfen; da iſt kein Theaterbehelf, kein frappantes Verſetz-Stück, kein rothes Feuer aus Stronzian; hier iſt bloß die erhabene Poeſie der Natur, mit welcher ſich eine menſchliche Tragödie verſchwiſtert hat, und zwar im Moment, wo die Reflexion, wie eine klagende Jungfrau über dem letzten Hauch des ſcheidenden Lebens ſchwebt. In der anderen Landſchaft — (der Prieſter ſchreitet mit dem Viatikum von dem auf der Bergeshöhe gelegenen Kloſter durch die Waldwege hinab; in den Schluchten liegen wohl einzelne Hütten zerſtreut verborgen? — das alte Kloſter ſchneidet ſich dunkel gegen den von Lichtahnungen belebten Hintergrund ab) — iſt die elegiſche Stimmung vorherrſchend. Auch hier findet ſich dieſelbe wohlthätige poetiſche Harmonie, auch auf dieſem Bilde zeigt ſich jenes einzige Gepräge, welches nicht nachgemacht und verfälſcht werden kann, — das Gepräge des Genius. Mit freudigem Stolz dürfen wir ſolche Schöpfungen, denen der andern großen Meiſter anreihend, bekennen: das iſt deutſche Kunſt. Ein kleineres Bildchen Leſſing's (eine Herbſtlandſchaft mit einem alten Thurm bei Gewitter) iſt gleichfalls höchſt verdienſtlich und ohne den Anklang jener leidigen pikanten Modernität, wodurch andere Maler die Landſchaft zum artigen Zimmermöbel qualificiren. Unter Leſſing's oben genannten Handzeichnungen zeichnet ſich beſonders Mazeppa durch die energiſche, voll-männliche Compoſition und eine Winterlandſchaft durch den entſchieden ausgeſprochenen Charakter aus. — Ein ſehr ausgezeichnetes Bild iſt das Portrat des Bildhauers Schadow (des Vaters), von Julius Hubner, ein Werk von merkwürdiger Plaſtik, von äußerſt edler Auffaſſung, und von vortrefflicher beſtimmter Haltung. Was wir früher bei Leſſing's Landſchaft von dem: „wie aus einem Guß" ſprachen, gilt auch hier, und wird vielleicht eben dadurch, daß wir es hier auf das Porträt anwenden, manchem noch verſtändlicher werden. Hier iſt kein Suchen, kein Schwanken in der techniſchen Behandlung, ſondern eine kräftige Bewußtheit, ein vollſtändig in ſich abgerundetes Streben. — Ein zweites Werk Julius Hübners iſt die kleine Skizze: Chriſtus als Knabe im Tempel unter den Schriftgelehrten, von den trauernden Eltern eben gefunden. Die Compoſition ſcheint uns unbedenklich vorzüglicher als jene des großen Altarbildes für die Kirche zu Meſeritz. Man merkt hier eine concentriſche Handlung, durch welche alle Perſonen fur einander Intereſſe haben, was jenem Altarbilde, auf welchem die vier Evangeliſten ebenſo gut um des Kartenſpieles hatten beiſammen ſein können, durchaus nicht der Fall war; auf dieſer Skizze iſt nach dem Muſter der ſtrengen, guten, alten Meiſter verfahren worden, obgleich eben auch wieder nicht zu läugnen iſt, daß von den einzelnen Geſtalten die eine mehr, die andere minder, ebenſo etwas Typiſches an ſich trägt, wie die ganze Zuſammenſtellung; man kann nicht eben ſagen, daß dieſe oder jene Figur der oder jener aus der „Schule von Athen" z. B. wörtlich entlehnt ſei, aber das Ganze phosphorescirt wie eine Reminiscenz daraus in uns hinein. Es thut uns weh, ſo etwas, das faſt ziemlich ſcharf klingt, auszuſprechen, aber wir können einmal nicht anders, es iſt eben ſo gut unſre vollkommene Überzeugung, als wir feſt glauben, daß Hübner gewiß nicht mit Abſicht Reminiscenzen hervorrief, ſondern daß er in der ganzen Richtung ſo befangen iſt, daß ſolche ihm unter der Hand entſtehen müſſen. Wenn Hubner dieſe Skizze im Großen ausfuhrt, ſo wird — bei ſeiner erſtaunlichen techniſchen Kenntniß und Routine — der Eindruck auf das Publikum unzweifelhaft wieder ſehr günſtig ſein, aber jene innere Weihe der Meiſterſchaft wird ſich nicht darüber hauchen, nicht darüber läſtern laſſen. Bei dieſer Skizze, wie bei jenem Altarbild iſt die Richtung, die er eingeſchlagen, nahe am Abweg des Eklekticismus. Wie ſeltſam, daß ein Mann, der in einem Portrait eine Compoſition (im höchſten Sinn) liefert, in einer Compoſition nicht ſeine warme Gefühls-Anſchauung gibt, daß ein Künſtler, der ſeine Stoffe nach dem Vorbild der alten Meiſter ſchon von vorneherein auf eine ideale Potenz erheben will, — mitten in der Konception ſelbſt von dieſem ſelbſtgewählten Standpunkt wieder herabzuſinken ſcheint! Wir ſind weit entfernt, vom Maler eine lächerliche Pedanterie im Streben nach abſoluter Idealität zu fordern und (Hübner beſitzt gewiß Fond genug, — das Porträt Schadow's beweiſt es), aber wir glauben, da ſich hier das Typiſche einer Richtung und in dieſer Richtung ſelbſt ein Widerſpruch findet, es geradezu herausſagen zu dürfen, daß trotz aller Sorfalt — wahre Strenge und jener Ernſt fehle, der ſich nicht ankünſteln läßt. — (Fortſ. folgt.)

Buntes.

. In S. Jean-Pied-de-Port hat ſich in der Nacht vom 28. auf den 29. April ein Erdfall ereignet, und ein Loch von 200 Fuß im Umfang und 25 bis 30 in der Tiefe gebildet, augenſcheinlichſt durch unterirdiſche Höhlen veranlaßt. Ein Nachbar hatte in jener Nacht ein fürchterliches Geröll gehört, welches er anfänglich für einen Kanonenſchuß gehalten hatte.

. Theatraliſches Curioſum. Den Freunden und Sammlern der reichhaltigen Fauſtliteratur, zu der wir nicht nur die Schriften über Göthe's Fauſt, und die neuern Bearbeitungen deſſelben Stoffs, ſondern auch alles, was bereits vor ihnen da war, vom uralten Volksbuch und Puppenſpiel anrechnen müſſen, glauben wir einen kleinen Dienſt zu leiſten, wenn wir ſie auf eine wohl faſt gänzlich vergeſſene Bearbeitung aufmerkſam machen. — Gegen das Ende des 17ten oder den Anfang des 18ten Jahrhunderts wurde bereits in Wien auf dem Kärntner-Thor-Theater eine Oper mit Ballet, Doctor Fauſt betitelt, aufgeführt, deren Scenarium, von Wort zu Wort treu kopirt, hier folgt. — Es mag ergötzlich geweſen ſein, dieſe Oper anzuſehen und anzuhören, in welcher ſich bereits alle Elemente finden, die in ſpätern Bearbeitungen der Fauſtſage wirkſam verwebt wurden; ſo Mephiſtopheles, Schüler Fauſt's (Studenten), eine Hexe, Luftfahrten u. ſ. w., welche Ergötzlichkeit durch die Poſſen des Hanswurſt und ſeiner Colombine und die Freudenſprünge des Mephiſtopheles gewiß auf das Höchſte geſteigert wurde. Doch wir wollen dem Urtheil der Leſer hierüber nicht vorgreifen, und überliefern ihm nachſtehend die ſpaßhafte Reliquie aus dem Kindesalter der deutſchen Opernbühne. L. W.

„Heute Samſtag den 9. Junii zum Erſtenmal wird in dem von Ihrer Röm. Kaiſerl. und Königl. Cathol. Majeſt. privilegirten Theatro bey dem Kärntner-Thor aufgeführet werden: Der nach teutſcher Comoedien- Engelländiſcher Pantomimien- und Italiäniſcher Music-Art eingerichtete D. Faust. — NB. In einer beſonderen, auf dergleichen Weiſe noch niemals dahier aufgeführten, und wegen ihrer vielfältigen Machinen und unvergleichen Auszierungen extra Sehens-würdigen Action.

Actus I. Scena I. Die Schau-Bühne zeiget gleich Anfangs ein Cabinet des Fausti, welcher in ſeinen unruhigen und zweifelhafften Gedanken ein Musicaliſches Recitativ und Aria ſinget, es findet ſich bey ihm ein: Mephistophiles, ein hölliſcher Geiſt, der dem Faust alle irrdiſche Glückſeeligkeit verſpricht, auch ſich verbündlich machet demſelben die ſchönſte Weibsperſonen aus allen 4. Theilen der Welt ſehen zu laſſen, woferne er ſich ihme zu verſchreiben entſchloſſen wäre, Faust bezeiget hierzu keine Luſt, weswegen Mephist. ihme der Verſchreibung entlaſſet, doch ſolle er ſich in Obacht nehmen, daß er nichts ihme unanſtändiges begehe, widrigen falls wäre ſeine Seele ſo viel als verlohren, und ihme (Mephistophiles) zugehörig, Faust unterliget ſeinem ſträflichen Vorwitz, und gehet den Vorſchlag ein, ſchlieſſen es ſodann mit einem Duetto, und verändert ſich das Theater in

Scena II. Garten mit gedeckten Tafeln, nebſt Springbrunn von allerhand Sorten Weins, und Teufeln, ſo zu Tiſch dienen. Ein Franzos, ein Türck, ein Pollack, ein Perſianer, und ein Teutſcher, jeglicher mit einem Weibs-Bild ſeiner Nation, eſſen und trincken luſtig bey denen gemeldten Tafeln, und ergötzen ſich durch Geſänge in unterſchiedlichen Sprachen: Faust wird von Mephist. an dieſen Ort gebracht, und durch ſtumme Gebärden ermahnet, ſich eine aus dieſen Weibs-Bildern nach ſeinem Gefallen auszuwehlen, ſetzen ſich auch beyde zu Tiſch, und ſingen, Faust fanget nachmahls an mit der, ſo ihm am beſten gefallen, zu tantzen, worinnen ihm die andern gleichfalls nachfolgen, und ſammentlich einen Ballet formiren, hernach in gröſter Luſtbarkeit ſich hinweg begeben.

Scena III. Eine Gegend bey dem Haus des Fausti. Pronomen und Adverbium, zwei Scholaren des Fausts, beklagen, daß ſie denſelben nicht zu Haus angetroffen, Periodus und Apostrophe, als gleichfalls Schüler von ihme, kommen zu obigen, und ſeynd aus gleicher Urſach im Gegentheil erfreuet, weil ſie dardurch Gelegenheit erlangen ſich rechtſchaffen luſtig zu machen. Die Erſteren widerſprechen denen Letzteren, und werfen ihnen vor, daß ſie, als die da keine Luſt zum studiren hätten, unwürdig wären, den Faust zum Lehrmeiſter zu haben, zu dieſem ihrem Wort-Streit geſellen ſich vier Geiſter in menſchlicher Geſtalt, ſo unter ihnen Fried machen wollen, nachdeme ſie von beyden Seiten die Raisons angehöret, wird beſchloſſen, daß Faust ſelbſten hierinnen Richter ſeyn ſolle, deſſen Aufenthalt aber ſeine Discipul ihnen unwiſſend zu ſeyn vermelden, worgegen ihnen die Geiſter die Offerte machen, ſie nach ihrem Meiſter hinzubringen, weſſen die Schüler wol zu frieden ſeynd, worauf ſo bald alle durch die Luft hinweg fliegen.

Scena IV. Colombina in der Geſellſchaft des Hanns-Wurſts, verlanget von demſelben zu wiſſen, wo ſein Herr der Faust ſeye? Hannſt-Wurſt meldet: er ſuche ihn ſchon ein paar Stunden lang vergebens, fragt aber anbey, was ſie ſeinen Herrn ſo eifrig nachzuforſchen bewege? worgegen Colombina des Fausts widerſpenſtige Bezeugung gegen Angiola, die ihn doch ſo herzlich liebe, beſchreibet, Hanns-Wurſt ſaget, daß ein Gegen-Liebe von Faust nicht zu hoffen ſeye, als der da dem Studio allein ſich ergebe, nach einigen Discurs entdecket endlich Colombina auch ihre Neigung, ſo ſie zu Hanns-Wurſt traget, wird aber von dieſem verachtet, weilen er ſich allein dem Kuchel-Studio gewidmet habe, über welche Verſchmähung Colombina ganz entrüſtet ſich zu rächen ſchwöret, und ihn verlaſt. Hanns-Wurſt wird von dem zu ihm kommenden Belzebub befragt, warum er ſich gegen Colombina ſo grauſam bezeuge? Darauf Hanns-Wurſt antwortet, daß er in Verachtung der Liebe ſeinem Herrn nachfolgen wolle, worgegen ihme Belzebub bedeutet, daß derſelbe ſich bereits der Liebe ergeben habe, weswegen er gleichfals deme nachkommen müſſe. Colombina, welche wiederumen zurück kommet, erſchrickt ob dem Anblick des Belzebub. Hanns-Wurſt ſagt, daß ſie ſich vor demſelben als ihren Vorſprecher nichts zu förchten habe, als der bereits den Handel zu ihrem Vortheil gewonnen habe, indeme er geſinnet ſeye, ſie nunmehro zu lieben, Colombina ſchöpffet hierob Muht, und will dem Hanns-Wurſt die Hand reichen, Belzebub aber verwandelt ſich augenblicklich in einen ſchönen Jüngling, und bringet hierdurch die Liebe der Colombina von Hanns-Wurſt auf ſich ſelbſt, worüber dieſer mit beeden in Disput gerahtet, der Geiſt aber nihmet ſeine Liebſte in Arms, und flieget mit ihr in der Luft darvon, welches Hannſt-Wurſt mit heftiger Entrüſtung und Desperation anſehen muß. Eine Hexe, welche ihn in dieſer Verwirrung findet, bietet ihme gegen ſeiner Liebe zu ihr Hülffe an, ſich an Belzebub zu rächen, worinn Hanns-Wurſt bewilliget, und ſamt ihr unter die Erd verſinket.

Scena V. Hier ſiehet man ein grünes Feld, mit einer Hütte zur Seite, in Mitte aber einen Opfer-Tiſch, ein Müller und deſſen Braut erſcheinen mit dem Gefolg ihrer Freunde und vieler Hirten, und wird unter dem Klang verſchiedener Bäuriſchen Music-Instrumenten die Verlöbnuß zu ſehen ſeyn, welche mit einem Ballet ſich endet. Faust und Mephist. kommen darzu, deren erſter ſich auf des Geiſts Anſtiften unter dem Tantz miſchet, und während deſſen die Mühlerin hinweg traget, *) der Mühler und die andern Bauren werden dieſes Raubs ſo dann gewahr, und ſuchen die Braut, ohne ſie zu finden, mit groſſer Beſtürtzung, worüber der Mühler in einem Tantz ſeine Verzweiflung zu erkennen gibt, auch durch unterſchiedliche Anſtellungen, bald ſich zu erhenken, bald mit einem Meſſer zu erſtechen gedenket, woran er aber jedesmahl durch die anderen Bauren verhindert wird, welche ihn endlich gar binden, und alſo hinweg tragen, wormit ſich der erſte Actus endiget.

---

*) Wem fällt hier nicht Don Juan und Zerline ein?

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 130. 1835.

517

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 3. Juni.

Die Mineurs.

Eine Erzählung von C. v. Wachsmann.

> Hic et ubique? — Biſt du da, Treulieb? —
> Du wühlſt vortrefflich in der Erde, Maulwurf! —
> Hamlet.

„Wir, die wir ſo viel ſind wie Ihr, wir machen Euch zu unſerm Könige, wenn Ihr unſere Rechte und Freiheiten bewahret; wo nicht — nicht!" ſo ſagten die alten Stände Arragoniens, wenn der Monarch in ihrer Mitte erſchien, um ihnen **zuerſt** den Eid zu leiſten, und noch heute, wenn der Spanier die Hartnäckigkeit der Bewohner Arragons ſchildern will, ſpricht er ſcherzweiſe: daß der Biscayer, wenn er einen Nagel in die Wand treiben wolle, ihn mit dem Kopfe hineinſchlage, der Arragoneſe bei dieſer Operation aber die Spitze des Nagels gegen ſeine Stirne zu richten pflege. —

Indem der Verfaſſer dieſer Erzählung das eben angeführte Scherzwort, das er mehrmals in „dem ſchönen Lande des Weins und der Geſänge," das man aber damals — und zum Theil noch heute — als das Land des Bluts und der Thränen bezeichnen könnte, vernommen, hier wiederholt, glaubt er damit beſſer, als durch bogenlange Beſchreibungen, den Sinn, der den Arragonier in den Jahren 1808 und 1809, bei der Vertheidigung ſeiner Hauptſtadt geleitet, charakteriſirt zu haben. — Über die Lage Saragoſſa's nur wenige, doch zu näherem Verſtändniß der folgenden Darſtellung unentbehrliche Worte. —

In einer fruchtbaren Ebene, am rechten Ufer des Ebro, ſo wie am arragoniſchen Kanal, liegt die alte, 55,000 Einwohner enthaltende Cäſarea Auguſta. Die Straßen Saragoſſa's ſind, mit Ausnahme des Coſſo, der die Stadt in einem großen Theile ihrer Ausdehnung durchſchneidet, eng und winklich gebaut. Achtzehn Kirchen, vierzig Klöſter, — letztere mächtige, felſenfeſte, den Burgen des Mittelalters zum Theil nicht unähnliche Gebäude, — nahmen einen großen Theil jener Straßen ein, und ſie waren es vorzüglich, die jene, in der Kriegsgeſchichte für immer unvergeßliche Vertheidigung begünſtigten. Bei alledem waren es indeß nicht die düſtern gottgeweihten Hallen allein, die, als die Franzoſen im Juni 1808 anrückten, in Vertheidigungsſtand geſetzt wurden; von den, freilich ſchlecht angelegten, und in Eil' ausgebeſſerten Feſtungswerken droheten 160 Feuerſchlünde, auf dem Ebro ſchwammen einige Kanonenböte, dreißigtauſend Mann, wovon die Hälfte gute Truppen, befanden ſich in der Stadt. Aber nicht die Zahl der Vertheidiger war es, die Saragoſſa vor den ſtärker anrückenden, kriegsgeübten, feindlichen Heeren hätte ſchützen können. Mit einer Begeiſterung, einem Muthe, der für immer in der Geſchichte verzeichnet ſteht, hatte die Bevölkerung Vertheidigungsanſtalten gemacht, wie ſolche bis dahin noch niemals vernommen worden. In allen Straßen hatte man Traverſen aufgeworfen, alle Zugänge, die nicht zur Kommunikation durchaus nöthig waren, hatte man vermauert, die Klöſter, die Kirchen waren zu Citadellen geworden. In den Wänden der letzteren, wie überhaupt jedes öffentlichen, ſo wie der zur Vertheidigung am vortheilhafteſten gelegenen Privatgebäude, gähnten Schießſcharten nach allen Seiten. In manchen, den ſchwächſten Punkten zunächſt gelegenen Straſen hatten die Einwohner ihre Häuſer verlaſſen. Sämmtliche Thüren der letztern hatte man ſodann vermauert; nur im Innern beſtand eine, durch die Zwiſchenwände gebrochene, labyrinthartig ſich durch die Häuſermaſſe windende Kommunikation. Sie diente blos dazu, um, ſobald der Feind die Stadt ſtürmte, ihn mit einem, durch die Schießluken, die halbvermauerten Fenſter, von den mit Miſt verſchanzten Dächern und Balkonen zu eröffnenden, wohlgenährten Feuer zu empfangen. Überdies hatte man die Zimmerwände, die Dachſparren, alles Brennbare mit Pech überſtrichen, um, im Fall der Feind dennoch eindränge, den erſtürmten Theil des Häuſerlabyrinths den Flammen zu übergeben. — Wirklich hatten die mit Begeiſterung unternommenen, mit Sorgfalt ausgeführten Vertheidigungsmaasregeln, während der erſten kurzen Belagerung, die indeß nur wenige Wochen dauerte, vor dem Eindringen des Feindes geſchützt, aber nach kurzer Waffenruhe rückten mächtigere Heere heran. Am 20ſten December 1808 erſchienen die Marſchälle Mortier und Moncey an der Spitze jener berühmten alten Phalangen, denen bis dahin noch nichts widerſtanden hatte. Zahlreiche Geſchützkolonnen folgten ihnen; der Kampf begann.

Mehrere Zeit ward er mit abwechſelndem Glück geführt. Die Franzoſen erſtürmten mit Muth den Monte Torrero, ein Außenwerk, aber ein Sturm auf den Thurm del Arzobispo, den der tapfere Gazan unternahm, ward abgeſchlagen. Unmuthig über den Widerſtand einer nur ſchlechtbefeſtigten Stadt, rief der Kaiſer die vorgedachten Marſchälle ab, und ſendete den Herzog von Abrantes an ihre Stelle. — Auch dieſer war indeß nicht im Stande, die heldenmüthige Stadt in ſo kurzer Zeit, als der erzürnte Monarch es forderte, zu unterwerfen, und nun, am 22ſten Januar, erſchien der Marſchall Lannes, der Roland des franzöſiſchen Heeres. — Von dieſem Zeitpunkt an beginnen die Begebenheiten unſerer Erzählung. — — —

Ungefähr zwei Kanonenſchüſſe von der Feſtung, in Mitte von Trümmerhaufen, von einigen halbzerſtörten, durch die Werkzeuge der franzöſiſchen Sappeurs aber wieder ziemlich wohnlich gemachten Hütten umgeben, lag ein ſich durch ſeine Größe von den letztern nur zum Theil unterſcheidendes Haus; es war die Wohnung des Pfarrers jenes beinahe der Erde gleichgemachten Dörfleins geweſen, und diente jetzt zur Wohnung des Herzogs von Montebello.

Man konnte das halbzerſtörte Dorf mehr ein Bivouak, als einen von Einwohnern belebten Ort nennen; denn weit in das Blachfeld hinaus dehnten ſich die Lagerhütten der Diviſion Gazan. Ausgebrochene Dachſparren, Thüren, Fenſterſtücke, Maisſtroh, Äſte niedergehauener Olivenbäume, deren Stämme in den mächtigen Wachtfeuern emporloderten, waren das Material geweſen, welches zur Konſtruktion der ſeltſamen Wohnungen gedient hatte. Ärmliches Hausgeräthe, meilenweit herbeigeſchleppt, erfüllte das Innere der Hütten. Aber nicht nur der mannigfache geraubte Hausrath, ſondern auch das, in einen Pferch zuſammengetriebene Schlachtvieh, die herumliegenden blutigen Häute des letztern, die mächtigen Haufen zu Brennholz gehackter Ölbäume, enorme Maſſen unter freiem Himmel aufgeſchütteten Maiskorns, eine Unzahl von Schildwachen gehüteter Weinſchläuche gab Kunde, wie viel die Gegend rings umher gelitten habe.

(Fortſetzung folgt.)

Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt, und Gutenberg's Denkmal zu Mainz.

Die Mainzer haben auf das nächſte Jubeljahr der Buchdruckerkunſt eine Sammlung ausgeſchrieben zu einem Denkmale für Hans Gutenberg, genannt Gänſefleiſch und von Sorgeloch.[*] Eine neuerlich gegebene Rechenſchaft aus Mainz gewährt das überraſchende Ergebniß, daß — ſehr wenig aus Deutſchland eingekommen iſt, und Mainz es ſich zur Ehrenſache hat werden laſſen müſſen, das Denkmal dennoch (auf Aktien!) zu Stande zu bringen. Dieſe Erſcheinung iſt wohl geeignet, mancherlei Betrachtungen zu erwecken, beſonders, da gleichzeitig für das Schillers-Denkmal wirklich doch mehr, viel mehr eingeht. Wirkt hier das Album mit, d. h. die Eitelkeit der Damen, wie manches dämiſchen Schriftſtellerlings, die ſich gern mit nachſchillernden Streckgedanken gedruckt ſähen? Wirkt dort die Ungewißheit, der nun angeregte und Manchem noch nicht geſchloſſene Streit[**] über den eigentlichen Erfinder der Druckerkunſt entgegen? Oder ſteht der Erfinder dieſer Kunſt aller Künſte, dieſer ſchweigſamen Beredſamkeitskunſt, dieſes Geiſterverkehrs, dem Dampfwägen und Dampfſchiffe nur dienen, etwa nur in Einem Range mit einem Berthold Schwarz, der nicht ahnen konnte, welche Weltumwälzung, welche Jerichoerſchütterungen, welche Bluthochzeiten, welche Mordnächte er hervorbringen würde? Iſt auch Gutenberg's Kunſt in ſolchem Sinne ſchwarze Kunſt zu nennen? Mancher freilich klagt ſchmerzlich darüber, nicht nur Mancher, der als Römling ſchwarz ſieht, weil er die magnetiſche Geiſtermacht der Mainzer Kunſt nicht zu beſchwören weiß; aber auch mancher redliche Abwäger der politiſchen Gegenwart klagt über die unheimliche Gewalt der Preſſe, ſowohl in Journalen, als in Leihbibliotheken, und möchte im blinden Eifer alle Preſſen kurz und klein ſchlagen, als wenn damit auch die krankhafte Leſewuth geheilt oder das wohlbegründete Bedürfniß nach natürlicher Bildung und geſunder Belehrung befriedigt ſein würde. Die Skrofelkrankheit einer Zeit liegt nie allein im kleinen Finger oder in den Zehen, ſondern im ganzen Leib und

---

[*] Zum Gänſefleiſch und zum Gutenberg (oder Gutenberg) hieß er von zweien Häuſern, die ihm zugehörten, von Sorgeloch von einem Dorfe bei Niederſaulheim.

[**] Die Harlemer feierten ihre vermeinte Erfindung ſchon 1823! — Man ſehe: Typographia oder die Buchdruckerkunſt, eine Erfindung der Deutſchen, bei Gelegenheit der vierten Harlemer Säcularfeier zur Ehre dieſer Kunſt in Erinnerung gebracht. Eſſen, Bädecker. 1823. 8. — C. A. Schaab, Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt. Mainz, Kupferberg. 1830. 8. — Lehne, hiſtoriſch-kritiſche Prüfung der Anſprüche der Stadt Harlem auf den Ruhm der Erfindung der Buchdruckerkunſt. Mainz, Kupferberg. 8. — J. Scheltema, Bericht und Beurtheilung des Werkes von Dr. C. A. Schaab. Amſterdam, Sülpke, und Leipzig, Barth. 8.

Gebiet. Auf alle jene oben aufgeworfenen Fragen antwortet uns ein neues altes Lied, das wahrſcheinlich zur erſten Jahrhundertfeier der edlen „Kunſt Druckerey" gedichtet wurde, welche 1540 die Wittenbergiſchen Druckherren Hans Lufft, Georg Rhau, Peter Seitz und Michael Lotters feierten.*) Es iſt zu leſen als CCLVII. Lied des überaus ſeltenen „Lieder Büchlein, Darin Begriffen ſind, zwey hundert zwey vnd ſechtzig, Allerhand ſchöner Weltlicher Lieder, Allen jungen Geſellen vnd züchtigen Jungfrawen zum newern Jar, in Druck verfertiget. Auffs newe gemehret mit viel ſchönen Liedern, die in den andern zuvor außgegangenen Drückern nicht gefunden werden. frölich in Ehren, Sol niemand wehren. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, M.D.LXXXIIII." 8.**)

Wir entnehmen den 24 Verſen dieſes Lobliedes auf die Buchdruckerkunſt, die es die „Kanzley Gottes" nennt, nur die folgenden. Die erſten drei preiſen die deutſche Erfindung im Allgemeinen:

Loſt auf vnd höret zu,
Was ich euch ſingen thu
Von der Kunſt Truckereye,
Die heißt gar billich freye,
Denn ihr kein' Kunſt auf Erden
Kann und mag vergleicht werden.

Es iſt kein' Kunſt auf Erd',
Die ſo nutzlich und werth,
Und Gott daß thut gefallen
Unter den Künſten allen,
Darum hat ſie das Lobe
Und ſchwebet billig obe.

O Teutſchen ſagt Gott Dank
All' euer Leben lang
Für die Kunſt Truckereye,
Die Gott uns thut verleihen
Und thät ſie euch beſcheeren:
Habt ſie werth und in Ehren.

Vers 7 iſt ein wahres Motto der Bibelgeſellſchaften:

Reichlich iſt jetzt am Tag
Gotts Wort, wer lernen mag,
In allen Sprachen klare.
Das iſt gewißlich wahre.
Ihr Gelehrten und ihr Layen
Danket Gott für Truckereye.

Vers 8 ſagt, daß ſich drum Keiner mehr entſchuldigen könne:

Drum ſich dort Niemand kann
Vor Gott ausreden than,
Daß er's nicht könn' bekommen,
Wolt's ſonſt hab'n angenommen;
Darfſt nicht weit darnach laufen,
Findſt Bücher genug zu kaufen.

Um ein g'ring Geld darzu,
Mußt ſelbſt bekennen du,
Es nehm' dich Wunder eben,
Daß man's alſo könn' geben.
Drum haſt kein Ausred mehre,
Als daß zu theuer wäre.

Das Letzte könnte freilich mancher Trübſinnige oder Kurzſichtige auch gegen die Walter-Scottiſchen Neunkreuzerhefte und gegen die Pfennigmagazine wenden. Aber tröſte er ſich andrerſeits en gros mit den folgenden Verſen 10—15:

Sag Gott Lob, Ehr und Dank
Dafür dein Leben lang,
Daß er Teutſchland Truckereye
Thut geben und verleihen.
Jetzund kann manches Kinde
Richtiger und geſchwinde

Reden und Antwort ſagen,
Denn vor viel Jahr' und Tagen
Die Geiſtlichen und Alten
Wo man's darzu thut halten.
Will ſtehen der Wahrheit beye,
Mußt ſagen, es wahr ſeye.

O Gott, wo wolt ſo weit
Seyn worden ausgebreit
Die evangeliſche Lehre,
Wenn Truckerei nicht wäre,
Oder ſo hell und klare
Sein worden offenbare?

Tauſend Bücher man find
Die jetzt gedrucket ſind,
Die all wären verblieben,
Wenn man's ſollt ha'n geſchrieben.
Man findt Gotts Wort erkläret
Beſſer Dank wird begehret.

Man hat — abgeſehen von den Chineſen, den Urerfindern — bemerkt, daß ſchon Burgemeiſter Cicero (de Natura Deorum II, 37) die Ahnung von beweglichen Lettern gehabt, und wirklich liegt der Gedanke und — die Ausführung ſo nahe, — wie überhaupt bei allen großartigen Erfindungen, die Grundlage, der Anfang immer höchſt einfach iſt (wenn ſie nämlich erfunden iſt, — für den Nachbewunderer), daß man mit unſerm Liede (V. 16) ſagen kann:

Nun iſt's groß Wunder zwar,
Daß ſo viel tauſend Jahr
Dieſe Kunſt iſt verblieben,
All's nur worden geſchrieben
Und den viel frommen Alten
Gott dieſe Kunſt verhalten.

Auf die ſchon oben berührte, oft und in unſern Tagen vorzugsweiſe (aus allerlei Beweggründen) aufgeworfene Frage, ob es denn erfreulich ſei, daß die Druckkunſt erfunden worden, nimmt unſer Lied auch Rückſicht in den Worten:

Begäb ſich's aber nun,
Daß hart wird fehlen thun,
Daß Mancher möchte ſprechen
Unter den gottlos Frechen,
Es dünckt' ihn beſſer ſeyen
Daß gar kein' Truckereyen

Aufkommen wären nie,
Dann es kämen durch ſie
Viel Secten, Schwärmereyen
An Tag durch Truckereyen;
Wann kein Truckerey wäre
Verblieb manch falſche Lehre.

Es antwortet aber darauf in naiver Wendung, ſo wie nicht ohne Ernſt:

Merk auf und hör mich auch:
Ich lob keinen Mißbrauch.
Die Schuld iſt der Gelehrten,
Mein' aber die Verkehrten.
Hätten ſie's nicht geſchrieben,
Wär's ungedruckt geblieben.

B'halt du dein Bibel rein,
Den Katechismum klein
Sammt der Hauspoſtill lieſt,
So bleibſt der Sach gewiſt.
Wer alle Bücher ausſtüret,
Der wird leichtlich verführet.

Ey was kann ſie dafür;
Die Schuld iſt wieſen mir,
Die's nicht recht brauchen eben,
Darzu ſie Gott gegeben.
Er wird ſie wohl d'rum finden,
Ihm wird Keiner entrinnen.

Nach' Gott allein gebürt,
Der All's ſieht, weiß und ſpürt.
Niemand kann ihn betriegen,
Es hilft vor ihm kein Liegen.
Weh die die Gottes Gaben
Sie ſchendlich mißbraucht haben.

---

*) Dieſer Feier zur Folge wurde die zweite Jubelfeier 1640 (zu Leipzig, Jena, Straßburg, Breslau ꝛc.), die dritte 1740 (zu Leipzig, Dresden, Weimar, Coburg, Erfurt, Gotha, Halle, Breslau, Brieg, Bremen, Lübeck, Frankfurt a. M., Straßburg ꝛc.) gefeiert.

**) Wahrſcheinlich gedruckt oder vielmehr verlegt bei Siegmund Feyerabend, da der auf dem Titel erſcheinende Holzſchnitt (eine frohe Gartengeſellſchaft) ſich auch in dem Buche: „die Gartengeſellſchaft das ander theil des Rollwagens" (d. i. des Rollwagenbüchleins, das 1557 erſchien) auf dem Titel vorfindet, an deſſen Schluß es heißt: „Getruckt zu Franckfurt am Mayn, bey Martin Lechler, In verlegung Siegmund Feyerabends von Simon Huters. ANNO M. D. LXV." 8.

Gott ewig dir Lob ſey
Für die Kunſt Truckerey,
Die du uns thätſt beſcheeren,
Und Teutſchen mit verehren.
Gib uns dein Gnad und Segen
Recht zu brauchen allwegen.

Segen, Heil, Fried und Gunſt
Gib all den dieſer Kunſt,
Daß dein rein Wort auf Erden
Durch ſie mög ausg'breit't werden.
Durch die Kunſt Truckereye
Als deine Kanzeleye.

Muſik in Frankfurt.

Seit dem Meßrepertoir iſt ein ziemlicher Stillſtand unſerer artiſtiſchen Waffen eingetreten. Der Cäcilien-Verein, die einzige Anſtalt, wo noch Sänger, wenn auch grade nicht erzogen, doch genährt werden zur Freude des gediegenen Kunſtſinnes, wird uns nur ſelten vorgeführt, und ſeine vorbereitenden Weihſtunden ſind nicht publik. — Eine Geſangſchule — eine ſtabile Bildungs- oder Pflanzſchule für ein heranwachſendes Geſchlecht, wohin man ſich flüchten könnte, wenn die momentanen Erzeugniſſe ihr Ephemeriden-Daſein ausgehaucht haben, beſitzen wir leider nicht. Die Concerte ſind des gegenſeitigen ſich Verſchlingens müde; die Primadonnen hinter ihren todten Blättern weichen endlich jenen Sängerinnen, die von belebten, in Hoffnungsfarbe gekleideten Blättern zu ſingen verſtehen. Die Oper verpuſtet ſich auf ihren Lorbeern, denn ihr beſter Athem iſt ihr ausgegangen. Unſere Fiſcher-Achten gaſtirt in Wien. Ihr Gatte, den wir zufälliger Weiſe während der ganzen Meſſe in keiner einzigen bedeutenden Parthie zu hören bekamen, begleitet ſie. Der Gaſt, Herr Burſch aus Amſterdam, hat ſich nach aufgehobener Tafel entfernt. Er hätte es gleich thun ſollen, nachdem er als Seneſchall mit der Prinzeſſin von Navarra geſpeiſt. Es wäre dem Gaſtrecht zuwider, ſeiner Darſtellung als Mephiſto zu erwähnen. Er hat uns die Hölle recht heiß gemacht. Bei den, außer genannten Gaſtſpielen, im Mai wiederholten Opern: Lumpacius, Kerker, Löwenherz und Adlers Horſt (2mal) iſt nichts Beſonderes zu bemerken, als daß bei der letzten Vorſtellung eine Art von Conſpiration ſichtbar wurde, die ſich auf dem Horſte der Galleriſten entſpann, und unſerm abweſenden Baſſiſten Fiſcher zu gelten ſchien. Jener dünne Sturm der flachen Hände, von einzelnen plebeiiſchen Da-Capos oder Bravos durchbrochen, iſt mir das Zeichen einer craſſen Parthei. Aber Herr Lehr, dem in der Epiſode des Lazarus dieſe zweideutige Ehre widerfuhr, durfte mit ſeinem Triumphe über ſeinen Vorgänger einverſtanden ſein!? O mores! — Am 28ſten Roſſini's Belagerung von Corinth. Dieſes fruchtbaren Italiäners ſeriöſe Oper gleicht nun einmal einem kindiſch gewordenen Patriarchen. Er flößt lange Ehrfurcht ein, begeiſtert durch die Erzählung ſeiner Thaten und walzt dann plötzlich mit franzöſiſchen Griſetten. In ſeinem Final ſpukt immer ein muthwilliger Kobold. — Die Darſtellung, was die Hauptperſonen betrifft, war eine von den gelungenen. Herr Wiegand verdient als Mahommed Anerkennung. Sobald er von Bravour abſtrahirt, und von feinern melodiſchen Biegungen, liegen franz. und ital. Baßparthieen ganz in ſeiner Stimme. Seine Töne vom großen A bis zum eingeſtrichenen F ſind gleich, wohllautend und voll. — Von den übrigen Solos, die nach Maßſtab der Anforderungen, die man an dieſelben zu machen gewohnt iſt, Lobenswerthes leiſteten, erwähne ich Herrn Beils (Kleomenes), deſſen unverdroſſene Bemühung Berückſichtigung verdient. H. B. gehört zu den wenigen Sängern, deren Kunſtmittel im Stande ſind, die ſinkenden Naturkräfte zu unterſtützen. Des Publikums Lauheit ſetzt ſeinen Beſtrebungen keineswegs Schranken. Als Fritz (Braut), Maurer, Georg Braun u. ähnl. Parth. wird H. B. noch immer nicht ſo leicht erſetzt werden. In der getreuen Auffaſſung der Contraſte ſolcher Parthieen zu dem Charakter eines Kleomenes liegt eine zu würdigende Mehrſeitigkeit, deren ſich mancher Primo-Uomo nicht zu rühmen hat. — Was bei unſerer Oper ſeit Kurzem beſonders zu rügen wäre, tritt in der heutigen ſtark ins Licht: Die Chöre ſind ſchwankend, beſonders die der Frauen. Da iſt nicht Einheit, noch Energie, nicht Berechnung der Verhältniſſe zu den Kräften des Orcheſters. Der Tenor bricht oft gewaltſam durch. Der Alt leidet an der Schwindſucht. Es wäre ein Maß darin ſehr zu wünſchen. — Die Ueberſetzung des Textes gehört zu den weniger unerträglichen. Trüge ſie aber auch alle Erbärmlichkeiten, womit ſolche literariſche Schöpfenkeulen geſpickt zu ſein pflegen, ſo ſollten doch unſre Schönſtedtler wenigſtens wiſſen, daß beim Geſange der muſikaliſche Rhythmus ſich nach dem poetiſchen richten, daß die Buona-Nota mit der Hauptſilbe zuſammentreffen, und eben ſo, daß auf eine Erhebung des Tones keine weibliche Endung fallen darf. Von der Tradition des herrſchenden Geiſtes in der Originalſprache will ich bei Operngedichten gar nicht reden. So klingt es aber ganz barbariſch, wenn ungefähr im 5ten Tempo des 1ten Finals die weibliche Endung auf das ſte Wörtel fällt, und die Stanzen zu folgendem Scandal wird: „Strafbar ſind die Triebe, ſtrafbar iſt die Liebe;“ ꝛc. und das ſtrafbare zum rothen Faden des ganzen Finals wird. — Die Conſtruction dieſes und Legionen ähnlicher Sätze zu verbeſſern ſei unſern Sängern überlaſſen! (Schluß f.)

Punkte.

⁂ **Statiſtik der Dampfmaſchinen in Frankreich.** Zu Ende des Jahres 1833 gab es in Frankreich 947 Dampfmaſchinen, welche zuſammen die Kraft von 14,746 Pferden erſetzten. 759 darunter waren franzöſiſchen, 144 fremdländiſchen Urſprungs; von 44 war derſelbe nicht conſtatirt. Unter den 903 Maſchinen, deren Urſprung ſich ermittelt war, hatten 394 den niedern, 509 den hohen Druck. Aus dieſen Reſultaten ergibt ſich, daß die Dampfmaſchinen in Frankreich reißende Fortſchritte machen, ſowie ſich erweiſen läßt, daß die franzöſiſchen mit allen aus dem Ausland kommenden den Vergleich und die Concurrenz aushalten können.

⁂ Von mehren Seiten her iſt die Idee ausgeſprochen worden, daß es wünſchenswerth wäre, wenn Deutſchlands anerkannte Dichter alljährlich eine Zuſammenkunft hielten, wie die Naturforſcher bereits ſeit mehren Jahren, wie ſeit Kurzem die Alterthumsforſcher, wie die Muſiker bei den großen nationalen Muſikfeſten. Dieſe Idee ſollte billig für was Beſſeres als einen ſchönen Traum angeſehen, überlegt und ausgeführt werden! Wie manche Intereſſen ließen ſich bei ſolchen Zuſammenkünften beſprechen, welche die Ehre der deutſchen Literatur, die Verallgemeinerung der Volksbildung (ohne zu Pfennigsmagazinen, Bilderbibeln und andern dergleichen Geldſpekulationen herabſteigen zu müſſen), die Sicherung der Schriftſteller gegen Buchhändlerprärogative beträfen, und wobei die Regierungen hülfreich oder wenigſtens vermittelnd die Hand zur Erreichung edler und gemeinnütziger Zwecke bieten könnten. Wie viele durch ſchriftliche Controverſen angefachte Leidenſchaften würden beſchwichtigt, wie viele tüchtige Männer, die ſich in ihren Prinzipien ſchroff gegenüber ſtehen und befehden, würden, perſönlich ſich nähernd, den wechſelſeitigen perſönlichen Werth kennen und achten lernend, dahingebracht werden, von ſich ſelbſt mehr oder minder zu abſtrahiren und ſich dem Ganzen unterzuordnen und einzuflechten. Sind wir denn überhaupt nur um unſerer engen Perſönlichkeit willen da? O pfui! wer ſo etwas denkt, der iſt nicht werth, daß ihm Gott Talent, Anerkennung, äußere Selbſtſtändigkeit ſchenkte; — der träume nicht von jener großen und heiligen Emancipation des Geiſtes, der betrüge ſich ſelbſt nicht durch Illuſionen von Humanität und dergleichen; er trägt ſeinen Despoten, ſeine Schergen, ſeine Ketten in ſich. Nein! laßt uns, Jeder ganz, Alle blos Einem angehören, — dem Vaterlande, laßt uns nicht bellen und knurren, wie die Hunde, wenn unſer Ellenbogen berührt, unſer Leichdorn getreten wird; laßt uns nicht, weil das Haus uns noch zu enge iſt, das wir als Tempel wünſchen — gleich die Stadt in Brand ſtecken — wie Nero. Laßt uns ſtark werden und Allen voranleuchten durch Treue und Einigkeit in Einem Gefühl: für die Ehre deutſchen Namens, in Einem Streben: für die Geltendmachung deſſelben, in Einer Begeiſterung — für das Wahre, Gute und Schöne. Laßt uns lieber hoffen, ſtatt verzweifeln, lieber ſchaffen, als fluchen, lieber emporklügeln zu uns und mit uns, was gehoben werden muß, als ſelbſt herabſinken in den Schlamm zum Gemeinen und, was ſchon tief liegt, mit uns noch tiefer herabziehn; lieber heilen an der Wurzel, als die Bäume, in denen noch Lebensſaft iſt, in voreiligem Grimm umſägen. Die Regierungen werden auch die Hand bieten, wenn wir, wie jene Griechen, im Volke leben, ſchaffen, begeiſtern, lohnen, ſtrafen. Die literariſchen Kräfte ſind keine Nieten mehr; die Gewalt kann mit ihnen nicht mehr ſpielen, die geiſtige Qualität iſt auch zur Quantität herangewachſen und unbezwinglich geworden, ehe es Jemand merkte. Ebendeßhalb, da es ſich um Entgegenkommen von unſerer Seite handelt, laßt uns den Zeitpunkt nicht verſäumen, in welchem das Heiligſte auf Erden, das Vertrauen durch Eintracht, die Eintracht durch Vertrauen kräftiger und edler wirken kann, als alle Cenſuren, als alle Machtſprüche, als alle Pamphlets, als alle Deklamationen. Laßt uns zum Areopag zuſammentreten, alljährlich, auf Bergeshöhen, in den alten Hallen, wo ſchon einſt Sänger tafelten und ſtritten, wie in jenem langen niedern Saale auf der Wartburg, und dort ein Friedens- und Werde-Feſt begehn, bei welchem die perſönliche Leidenſchaft, der Partheihaß über Politik verſtumme, und die deutſche Kunſt als mannbare Göttin unter ihren thatkräftigen Freiern wandle. — O daß dieſe flüchtig ausgeſprochne, innerlich ſchon klar ausgebildete Idee Anklang finden, daß in dieſen oder in andern deutſchen Blättern bald ein Wiederklang ſchallen möge! Daß auch die Regierungen, das große Ziel der Volksveredlung für ein heiliges erachtend, dieſe Stimme aus dem Walde beantworten möchten!

M.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 131. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerſtag, 4. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

Die Munterkeit der in dem Innern der Hütten und Lagergaſſen, ſo wie um den im Freien aufgefahrenen Artilleriepark, zum Theil beſchäftigten, zum Theil ſich mit Fechten, Tanzen, Singen erluſtigenden Krieger, das Wiehern der an langen Reihen eingeſchlagener Kampierpfähle angebundener Roſſe, von denen eins oder das andere, welches ſich losgeriſſen, unter gewaltigem Halloh der nachſetzenden Dragoner wieder eingefangen wurde, — gab, mit den rings herum ſichtbaren Spuren des über die Gegend gebrachten Elends, ein ſeltſames Bild. — So laut es aber auch im Lager herging, ſo hätte doch Niemand behaupten können, daß es in der Wohnung des Marſchalls verhältnißmäßig ſtiller zugegangen wäre. In dem zu ebener Erde gelegenen Wohnzimmer des ehemaligen Pfarrhauſes ging der Oberbefehlshaber ſichtlich erzürnt mit großen Schritten auf und ab, und warf nur dann und wann einen Blick auf den Chef des Genieweſens, General Rogniat, der ſtill in einem Lehnſtuhl am Fenſter ſaß, oder auf einen Offizier, der, ruhig mit den Augen den Auf- und Abwandelnden verfolgend, unweit der Thüre ſich auf ſeinen Säbel lehnte. So verſchieden auch das Äußere des Marſchalls und des zuletzt gedachten Offiziers war, ſo beſtand doch unter beiden in ſo fern eine Art Übereinſtimmung, als das des Erſtern im Allgemeinen mehr die Kraft, das des Letztern aber die Intelligenz des franzöſiſchen Kriegers auf eine ſo eigenthümliche als entſchiedene Art, — wie ſie in dem damaligen Heere hier und da faſt ſtereotyp hervortrat, — darſtellte.

Der Marſchall war von impoſanter Geſtalt, kräftiger, doch etwas plumper Form, und der dicke, feſt an den Kopf gebundene wohlgepuderte Haarzopf, den er damals trug, die donnernde Rede, wenn er ſprach, die Geſten, womit er die gern angewendeten Kraftausdrücke begleitete, zeugten, wenn auch von dem in den Lagern aufgewachſenen, wohlverſuchten Krieger, doch ließen ſie nicht errathen, daß er, — was indeß wirklich der Fall war, — in ſeiner Jugend für die Wiſſenſchaften beſtimmt geweſen, und etwas in dieſen geleiſtet hatte. In dem Kapitän François Lepelletier, — ſo hieß nämlich der an der Thüre ſtehende Offizier, — trat dagegen mehr der wiſſenſchaftlich gebildete Krieger hervor. Die ernſte Ruhe auf dem geiſtreichen, männlichen, wenn auch nicht eben ausgezeichnet ſchönem Geſicht, die Unbefangenheit, mit der er dem zornig auf- und abſchreitenden Marſchall zuſah, bewies mehr noch, als die Uniform des großen Generalſtabs, in die er gekleidet war, daß er gewohnt ſei, in der Nähe der Häupter des Heeres zu verweilen, und daß die üble Laune eines derſelben auf ihn nicht den Eindruck übe, den ſie auf einen ſeiner, die Linie nie verlaſſenden Kameraden gemacht haben würde.

„Wir können einpacken, General!“ rief Lannes mit zornigem Lachen, indem er Rogniat einen Brief zuſchleuderte. „Ich ſage Ihnen: wir können einpacken! — In Paris verſtehen ſie es beſſer wie wir, auf welche Weiſe und in wie viel Zeit man Saragoſſa nehmen kann. — Nachdem Moncey, Mortier und Junet mit einer langen Naſe abgezogen ſind, meint Se. Hoheit Mr. Berthier, der Herr Majorgeneral, daß ich gerade vier Wochen dazu nöthig habe. — Das hat er ſo im Boudoir der Frau von St. Vincent ausgerechnet, und ſeine rothhoſigen Adjutanten, die Herren von Caniſy, de Levis und wie die Muskadins alle heißen, die ihre Abſtammung vom König David oder wohl noch weiter herleiten, haben ihm dabei geholfen. — — Übrigens wundert mich nichts mehr, nichts von allen den Teufeleien!“ ſetzte der Marſchall immer erbitterter hinzu, als Rogniat den Brief ſtill zuſammenfaltete. „Wer hat dem unnützen Krieg dieſe ſcheußliche Geſtalt gegeben, als der Kaiſer, indem er ſeinen Herrn Schwager, den Franconi des Heeres, mit den Stickereien und den Federn, in denen er wie ein tanzender Hund ausſieht, nach Madrid ſchickte und dort am 2ten Mai die Einwohner niedermetzeln ließ? Seit dieſer Zeit ſind die Metzeleien, die Ermordungen, die Schändlichkeiten aller Art, bei denen wir Menſchen und Ehre verlieren, losgegangen, ſeit dieſer Zeit haben Prieſter und Weiber und Kinder nach Flinte und Meſſer gegriffen, und vertheidigen jede Lehmhütte wie ein Blockhaus. Hätte er nur diesesmal ſeinem Rathgeber, den ich ſonſt nicht leiden kann, dem, den Sie hinten einen Tritt geben können, ohne daß er ſich es vorn merken läßt, — Sie wiſſen, Rogniat, wen ich meine! — hätte er nur dieſem gefolgt, wir hätten uns Blut und vielleicht Schande erſpart.“

„Ich denke, Schande kann man nicht davon tragen, wo es tapfere Feinde zu überwinden gibt!“ ſprach Rogniat lächelnd. „Wir werden Saragoſſa nehmen. Kein feſter Platz iſt unüberwindlich.“ —

„Das weiß ich mir ſelbſt zu ſagen!“ rief Lannes heftig. „Ich weiß auch, daß in vier Wochen die dreifarbige Fahne von dem Thurme der Madonna del Pilar weht; aber Lannes iſt nicht gewohnt, ſich Termine ſetzen zu laſſen. Er will nicht, daß ihm Berthier Offiziere mit der Uhr in der Hand herſchickt, um ſeine größere oder geringere Thätigkeit zu berechnen und zu rapportiren.“

„Mein Auftrag,“ ſagte ruhig Kapitän Lepelletier, „lautet blos dahin, ſobald Saragoſſa über iſt, Sr. Majeſtät ſchleunigſte Nachricht zu überbringen; von Berechnungen und Rapporten ward mir nichts geſagt. — Ich bitte Ew. Excellenz, mich bis zur Einnahme bei meiner Waffe, dem Geniekorps, Dienſt leiſten zu laſſen.“

„Das laſſe ich bleiben!“ rief Lannes etwas ruhiger. „Sie werden ſich bei meinem Stabe befinden. Ich kenne Sie noch von Ägypten her; bei Acre ward ich auf Sie aufmerkſam. Sie waren faſt ein Kind noch, aber brav wie ein Mann.“

„Dennoch bitte ich, bei meinem Korps —“

„Nein! potz Wetter!“ rief der Marſchall hitzig. „Sie ſind verdammt empfindlich, Mr. Lepelletier! — Ich ſoll wohl am Ende jedes Wort auf die Goldwage legen? Wie ich geſagt, dabei bleibt es, und zum Zeichen, daß ich nicht denke, daß Sie mich ausſpioniren wollen, ſollen Sie das Journal der Belagerung führen. Damit Baſta! — Ich denke,“ fuhr der Marſchall gelaſſen fort, „ich denke, Sie ſollen uns gute Dienſte leiſten, Kapitän! Der Krieg, den wir hier führen werden, iſt vorzüglich ein unterirdiſcher, ein Minenkrieg! Wir werden, wie es ſcheint, Straße für Straße unterwühlen, Haus für Haus in die Luft ſprengen müſſen. Sie ſind Mineur; ein tüchtiger dazu. Ich habe die Broſchüre, die Sie verfaßt, geleſen, und Rogniat lobt ſie. Morgen gedenke ich Sie in die Feſtung zu ſenden. Die Aufforderung, die Sie überbringen, wird zwar eine fruchtloſe ſein, aber man hat aus einer Art läppiſcher Prahlerei den letzten Parlementair mit unverbundenen Augen hineingelaſſen. Ich bedauerte, daß ich Niemand vom Geniekorps geſchickt hatte; aber wer hätte ſich die Einfalt träumen laſſen! Sie, denke ich, werden ſich diesmal beſſer den Weg anſehn, den wir unter der Erde wählen müſſen, um den rechten Fleck auf der Oberfläche zum Tanzen zu bringen; vorausgeſetzt nämlich, daß die Dons ſo einfältig ſind, wie das vorige Mal. — Aber ſehn Sie doch, Kapitän!“ ſetzte der Marſchall ſich unterbrechend hinzu, indem er aus dem Fenſter blickte. „Ein Mönch, mit auf dem Rücken gebundenen Händen, in Mitten einer Patrouille? — Gehen Sie hinaus, Mr. Lepelletier; ſehn Sie, was es gibt. — Oder beſſer, laſſen Sie den Offizier der Truppe und den Gefangenen hereinkommen.“ — — (Fortſ. folgt.)

Die Gemälde-Ausſtellung in Frankfurt a. M.

(Fortſetzung.)

Vielleicht iſt gerade hier der ſchicklichſte Ort, von Philipp Veit zu ſprechen, deſſen Gemälde ſich gleichfalls durch eine hohe Vollendung deſſen, was daran eigentlich Malerei genannt werden kann, auszeichnen, durch welche die Düſſeldorfer Schule auf die Meinung des Publikums einen ſo günſtigen Eindruck hervorbringt, ohne daß bei Veit dieſer ernſte Eifer, dieſe unermüdliche Sorgfalt übertrieben angewandt würde, oder bis in's Minutiöſe und Unnöthige, wie dies bei den Düſſeldorfern manchmal und ſogar häufig der Fall iſt; — während anderſeits die Compoſitionen Veit's eine ſtrenge, keuſche, ächte Claſſicität athmen, welche, wenn ſie auch an ältere klaſſiſche Werke erinnert, doch keineswegs als geſuchte und erſtrebte Nachahmung derſelben erſcheint, ſondern ſich als Produkt einer freien ſchöpferiſchen Kraft, einer reifen Überlegung und innern Klarheit, eines Ernſtes darſtellt, der jedes Extrem zu vermeiden und doch in kein froſtiges Juſte-Milieu hinein zu gerathen verſteht. Wenn die Porträts der bedeutenderen Künſtler aus der Düſſeldorfer Schule durch Lebendigkeit und Wahrheit, durch jene, ſozuſagen: ſaftige, Plaſtik mit den beſten Werken der beſten alten Niederlander verglichen werden können, ſo kann man ohne Übertreibung das Colorit Veit's mit dem vergleichen, welches uns auf den Gemälden der tüchtigen alten italieniſchen Meiſter entzückt; was die Compoſitionen Veit's betrifft, ſo ſteht ſein Styl zwiſchen der Erhabenheit des Cornelius und der frommen Grazie Overbeck's in der Mitte; doch kann man ſagen, daß er, obgleich durchaus frei und ſelbſtſtändig, ſich mehr dem Lieblichen zuneigt, ohne denſelben übrigens den Charakter abzuſprechen. Dies iſt in Kürze unſere Totalanſicht über Veit, deren weitläufigere Motivirung der enge Raum dieſer Blätter nicht geſtattet; wir glauben übrigens, (da wir mit Veit in einer und derſelben Stadt leben,) die Bemerkung nicht unterdrücken zu dürfen, daß wir denſelben perſönlich nicht kennen, daß wir ferner — Dank unſerer völlig unabhängigen Stellung — es nicht nöthig haben, irgend Jemand zu Gefallen zu reden oder zu ſchreiben, und alſo in der vorſtehenden Anerkennung des Künſtlers nur das reine Reſultat unſerer Überzeugung niederlegten. Auf der Kunſtausſtellung waren von Veit zwei Gemälde aufgeſtellt, — das eine: die Jungfrau mit dem Jeſuskinde, das zweite: die Darbringung im Tempel. Wir wünſchen, was wir früher im allgemeinen über Veit ausſprachen, ſpeciell namentlich auf Letzteres angewendet zu wiſſen. Jene Keuſchheit, Simplicität und Claſſicität des Styls offenbart ſich auf dieſem Bilde ſowohl in der Anordnung der Gruppe, als in der Zeichnung und im Colorit der einzelnen Geſtalten, an welchen gezeigt iſt, wie ſich Grazie mit Ausdruck vereinigen laſſe. Allerdings wird, was die Färbung betrifft, der über das ganze Bild herrſchende bräunliche Ton, beim erſten Anblick manchen befremden, und doch iſt wieder nicht zu läugnen, daß derſelbe, als nicht blos gemacht, ſondern als weiſe bedacht, kein unbedeutendes Mittel war, jene mild-ernſte Stimmung hervorzubringen, welche über dem ganzen Bilde zauberiſch ausgegoſſen iſt. Es iſt eines von jenen wenigen Werken, von denen man, je länger man es betrachtet, je ſtärker angezogen wird, bis ſich endlich in der Seele des Beſchauers eine gewiſſe vollkommene Befriedigung, die nicht blos das Reſultat einer äſthetiſchen Analyſe iſt, herausſtellt. Ganz beſonders vorzüglich iſt Simeon. Minder gelungen in Bezug auf das, was man modellirt nennt, ſind die Köpfe der Nebenfiguren, ſo wie uns auch die Zeichnung der Hände beinahe durchgängig etwas vernachläſſigt erſcheint. — Der Kurioſität halber wollen wir einen Salto mortale wagen und unmittelbar nach Veit von drei Bildern reden, welche aus München eingeſandt worden waren, ohne daß ſie jedoch (wir bemerken dies natürlich nur für den Laien) der ſogenannten Münchner Schule angehören. „Der Genius bewacht ein ſchlafendes Kind“, ſo hat der Hofmaler Stieler in München ein Bild getauft, auf welchem ſich ein großer Engel mit zwei Adlerflügeln neben einem kleinen Mädchen befindet, dem ihr's ja nicht glauben müßt, daß es wirklich ſchlafe; Gott bewahre! Das kokette kleine Ding iſt von Papa und Mama ſo vortrefflich erzogen, daß es ſich gewiß nie neben eine Quelle hinlegt, wenn es erſt kurz zuvor vom Friſeur gekräuſelt wurde und ein neues Kleid anbekam. Auf dem benannten Bilde nun iſt von oben bis unten alles blos Koketterie und Lüge, die Darſtellung der Treue ſelbſt, der Engel, der vermuthlich nichts anders, als eine hübſche Münchnerin iſt, die Stellung, die Wangen des Kindes, die Draperie, ſogar die Schlange und die Giftpflanze; in Bezug auf letztere hätte ſich Mama nur die Ausgabe machen ſollen, dem geſcheiten Töchterchen ein belehrendes und unterhaltendes Bilderbuch zu kaufen, worin der Unterſchied der Giftpflanzen bemerkt iſt, und der arme Engel hätte ſich dann die Mühe ſparen können, ſich die ſchweren Flügel anſchnallen zu laſſen. Man kann in der Kunſt eben ſo gut wie im Leben nie ſtreng und unerbittlich genug gegen die Lüge ſein; dies iſt der einzige Grund, weßhalb wir von dieſem Bilde Stieler's ſprachen, deſſen Porträt's wir übrigens den relativen Werth, der ihnen beigelegt wird, laſſen wollen. Von Hitz in München war eine Venus im Bade aufgeſtellt, an welcher zwar nichts erlogen iſt, (bis auf den grauen Teint, der eine unreine Haut vermuthen läßt) von welcher jedoch eben ſo wenig begreiflich wird, warum ſie, die gewiß ihr Bier eben ſo gerne trinkt wie jede andere, juſt Venus und nicht Nanni heißt, oder Apollonia. Auch finden wir es wirklich ſonderbar, daß dieſe arme Perſon ſich ſtatt in Leinwand — in Gips trägt; ſie muß an dieſen Falten fürchterlich ſchwer zu tragen haben. — Dann iſt noch eine andere Perſon aus München vorhanden, welche ein Ding in der Hand hält, das wie eine Leier ausſieht und äußerſt poetiſch in die Welt hineinguckt. Gemalt iſt ſie eben ſo ſchlecht wie ihre Schweſter Apollonia im Bade. Sie ſehen beide ſo froſtig und commun aus, als tränken ſie ihren braunen National-Nektar an einem November Abend im Freien; ſie heirathen gewiß nicht, weil ſie ihre Männer bekommen, ſondern weil jede an Mann und in ein neues Kleid kömmt. Im Katalog iſt der Maler der weiblichen Figur mit der Lyra: Konrad Hitz, der der badenden Apollonia: Eduard Hitz genannt; wir wiſſen nicht, ob dieſe Taufnamen-Verſchiedenheit ein Druckfehler iſt, aber wir ſind überzeugt, daß, wenn es zwei Hitz auf Erden gibt, keiner dem andern Schande macht. (Fortſ. folgt.)

Verjüngungs-Mühle.

O Mühle ſonder Gleichen!
O längſt erwünſchtes Haus!
Da gehn die alten Frauen
Als Mädchen jung heraus!

Dein liebliches Geklapper
Lockt ſchon das Volk herbei,
Des Jubels iſt kein Ende,
Ob ſolcher Zauberei.

Sogar die älteſten Greiſe,
Sie keuchen noch heran,
Und Einer unter ihnen
Fängt ſo zu reden an:

Da ſeht mir meine Marthe,
Wie jung iſt jetzt die Frau!
Noch heut ſoll auch für Männer
Beginnen ſolch ein Bau!

Ihr Maurer, Zimmerleute,
Und wer da müßig ſteht,
Sorgt, daß in dreien Tagen
Auch unſre Mühle geht!

Dann ſollt ihr Wunder ſchauen,
Was ferner ſich begiebt;
Ich ſteh dafür, daß alles
Aufs Neue ſich verliebt.

In Kirchen und Kapellen
Wird ſtündlich dann getraut,
Die Pfarrer, die Decane,
Sind ſelbſt dadurch erbaut.

Sei kurz dann auch die Predigt,
Am Segen fehlt es nicht;
Und ſelbſt die Zeit, die alte,
Verjüngt ihr Angeſicht!

J. C. Nänny.

Muſik in Frankfurt.

(Schluß.)

Den 31ſten, Norma. Ueber den totalen Werth oder Unwerth dieſer großen Threnodie iſt ſich bereits ſattſam ausgeſprochen worden. Zweckloſe Analyſe verbieten Plan und Raum dieſes Blattes. Über den Anachronismus der Herrn Kammer-Sänger der

Frau Norma, in ihren Prieſtergewändern, mit ihren polirten Blechinſtrumenten, mit ihren neuconſtruirten Ventil- und Klappenhörnern, Ophykliden, Altpoſaunen ꝛc. iſt doch wahrlich gar himmelſchreiend. Eben ſo gut konnte ein Wiener Patentflügel mit engliſcher Mechanik nachgetragen werden, oder die Herren Druiden im Harniſch erſcheinen, wie jüngſt auf einem der kleinen ital. Theater der Fall war. Iſt doch die Kritik auch in den Harniſch gejagt worden. Aber Felix Romani war ein Schalk, als er dieſe lyriſche Tragödie (!) ſchrieb. Er wollte gleichſam dadurch andeuten, daß die Geſänge der galliſchen und celtiſchen Kriegsvölker, für Guitarre arrangirt, ein duodezformatliches Weihnachtscadeau für unſere ſchönen Dilettantinnen abgeben müſſen. Unſere Arions wimmeln davon. Daß gleich vorn herein Reminiſcenzen aus Don Juan und andern Opern der neuern Zeit hörbar werden, und der Druiden-Marſch nur eine zarte Abweichung des Siegmar'ſchen von Guhr zu nennen iſt, deutet ſehr ſchlau auf die Jahrtauſend anticipirte barbariſche Kultur. — Madame Pirſcher vom Mannheimer Hoftheater gab als Gaſt die Titelrolle. Es iſt da: ſchöne Form, angenehme Stimme, deutliche Ausſprache, edles Spiel, Bühnengewandtheit. Mad. P. wird in dieſen Beziehungen immer eine liebenswürdige Erſcheinung ſein. Aber es mangelt das, was allenfalls die ſchönen Formen vergeſſen machen könnte, inneres ſchaffendes Leben, Selbſtbewußtſein deſſen, was ins dramatiſche Leben treten ſoll, Energie des Vortrags, die höhere Würde. Es iſt kaum ſinnliche Rührung da, vielweniger Poeſie. Die Wirkungen ihrer Leiſtungen ſind nicht draſtiſch. Grade dieſe Parthie hätte Mad. Pirſcher vielleicht nicht wählen ſollen. 7.

Buntes.

⁂ Theatraliſches Curioſum. (Schluß.) **Actus Secundus. Scena I.** Hier wird durch ein neues und extra curieusen Theater eine Mühle vorgeſtellet. Faust repraesentiret ſich ſamt der Mühlerin an einem Fenſter, ſinget derſelben mit Accompagnirung einer Chitara eine Aria von ſeiner Liebe zu ihrer Beluſtigung vor, der Mühler, welcher darzu kommet, erſiehet inmitten ſeiner Schwermüthigkeit den Faust bey ſeiner Braut, weſſentwegen er eilfertig über die Stiegen der Mühle hinauf laufet, Faust aber bey deſſen Gewahrwerdung klettert von dem Zimmer nach dem Boden-Fenſter, wohin ihme der Mühler auf gleiche Weiſe verfolget, Fauſt machet ſich von dorten auf das Dach, der Mühler aber klettert ihme auch dahin nach, weſſentwegen ſich der erſte über das Rad der Mühle herunter auf die Erde laſſet, darum der Mühler ein gleiches zu thun gedenket, wird ſelber mitten auf dem Mühl-Rad durch des Fauſtes Verordnung auf eine ſonderbare Art herum gedrähet, in welcher Zeit Faust in die Mühl gehet, und die Mühlerin an der Hand herausführend, nach einem Ballet, welches die Verachtung des Mühlers andeutet, ſelbe hinweg führet. Nachdeme nun der Mühler von dem ſtill-geſtandenen Mühl-Rad herabgeſtiegen, gedenket er ſie einzuholen, wird aber theils von dem überkomenen Schwindel daran verhindert, theils auch von denen aus der Mühl heraus tanzenden Säcken aufgehalten, und ſo ſtark umgeben, daß er ſich nicht von der Stell bewegen kan, wie er nun dieſe Säck eröfnet, kommen aus ſolchen Teufel und Ungeheuer heraus, wordurch er erſchrocken, in Ohnmacht fallet, auf dieſen Tumult laufen andere Mühlner zu ſeiner Hülfe herbey, welchen er nach ſeiner Erholung auf Pantominiſche Art ſeinen Zufall erzehlet, und begeben ſich alle weinend hinweg.

Scena II. Pronomen und Adverbium ſchlagen ſich mit Periodo und Apostrophe wegen ihrer gehabten Begebenheit wacker herum, inzwiſchen aber ſie ſich die Köpfe zerzauſen, kommet eine Hex, welche ſie heiſſet Ruhe geben, ſo aber von ihnen mit Verſpottung beachtet wird, weſſentwegen ſie zur Straf ihrer Verachtung, Kraft ihres Stabs, vier Teufel erſcheinen laſſet, welche die anderen vier an ſo viele Steine anſchmiden. Die Schüller ſprechen in ihrer Noht die Hexe um Rettung an, welche ihnen ſelbe verſpricht, ſoferne einer aus ihnen ihr Mann werden wolle, die anderen, ob dieſem Vorſchlag erſchrocken, weigeren ſich dieſes einzugehen. Hanns-Wurſt, welcher darzu kommet, ſuchet die Schuller ſelbſten darzu zu bereden, damit nemlichen er nicht gehalten wäre, ſie zu nehmen, nach einigen Disputiren verzaubert die Hexe den Hanns-Wurſt in mitten des Theatri, und begibt ſich unter vielen Drohungen hinweg.

Scena III. Faust, welcher vernimmt, wie ſich ſeine vier Lehr-Jünger über ihren Zufall beklagen, ſchlaget mit dem Stab, worauf die andern ſich ſogleich frei befinden, die Steine aber ſich in vier Nymphen verwandeln, welche um ſie herum einen Ballet formiren, als ſich nun die anderen hierüber annoch verwunderen, fanget es an aus der Luft Flaſchen mit Wein, Bratt-Würſte, Brod, Käß ꝛc. zu regnen. Hanns-Wurſt machet ſich in der Compagnie luſtig mit Eſſen und Trinken, berauſchen ſich ſammentlich, und ſcheiden mit unterſchiedlichen lächerlichen Gebärden ab.

Scena IV. Faust in einem ſchwarz-meublirten Zimmer fanget an in ſich zu gehen. Mephist. welcher dieſes erblicket, ſuchet denſelben auf allerhand Weiſe hierinnen irre zu machen, und ſtatt deſſen eine Unterhaltung zu verſchaffen, ſo ihme aber nicht gelingen will, weilen Faust in ſeinem gefaßten Entſchluß feſt zu verharren gedenket, es erſcheinet auch eine Teutſche, welche ihre Lieb-Neigungen bey ihme anzubringen gedenket, und durch ihr verliebtes Geſang ihne zur Liebe zu persuadiren ſuchet, ſo ihr aber nicht gelinget; hierauf folget eine Franzöſin, ſo ein gleiches Prob-Stück machet, aber abgewieſen wird; nach dieſer eine Florentinerin, ſo ſich ebenfalls umſonſt bemühet; ſodann eine Venetianerin, welche Faust mit gleicher Standhaftigkeit empfangen; endlichen kommet die Mühlerin, welche ihn durch ihre Anlockungen ſie zu lieben beweget, er umarmet dieſelbe, und gehet nach einem luſtigen Ballet mit ihr ab. Mephist. freuet ſich ſeines Sieges, und es erſcheinen zu allen Seiten des Theatri ſowol, als aus der Luft Monstra, Hexen, und Geiſter, welche durch tanzen die Freude und das Vergnügen über den durch des Mephist. Verſuchung beſtrikten und beſiegten Faust bezeigen.

Actus Tertius. Scena I. Hanns-Wurſt fliehet vor Colombina, welche ihne mit einem Dolch verfolget, und entweder Liebe, oder Tod zu erwehlen heiſſet: Hanns-Wurſt verſaget ihr die Liebe, und weiſet ſie an den, welcher ſie in ſeiner Gegenwart umarmet habe, Colombina über dieſe Weigerung entrüſtet, will ihme einen Stoß beybringen, wird aber hieran von Angiola verhindert, welche ihr gebietet, ſeiner zu ſchonen, ſoferne er verſpreche, ihr bey dem Faust gute Dienſte zu leiſten. Hanns-Wurſt hat ſchlechte Luſt einen Kuppler abzugeben, wird aber von Angiola und Colombina bedrohet, weſſentwegen er endlich um ſich den Grimm dieſer Weibs-Bilder zu entziehen verſpricht der Angiola beyzuſtehen, und die Colombina zu lieben, worauf ſich alle nach des Fausts Zimmer verfügen.

Scena II. Faust und die Mühlerin in einem ſchönen Zimmer ſchlafen auf zweyen Seſſeln. Mephist. bezeiget mehrmalen die Freude ſeines gelungenen Anſchlags, durch Springen und Tanzen. Angiola und Colombina werden von Hanns-Wurſt in das Zimmer geführet, deren die erſte bey Erblickung des Fausts neben der Mühlerin in Eiferſucht geratet, und ihre Mit-Buhlerin zu ermorden resolviret. Colombina und Hanns-Wurſt halten ſie zurück. Mephist. aber ſuchet ſie zu persuadiren, und nach einigen Wortwechſeln, will Angiola die Mühlerin würklich erſtechen, die aber erwacht, und mit groſſen Schröcken die Flucht nimmt, die anderen folgen ihr ungeſaumet auf den Fuß nach. Faust ermuntert ſich mit Verwunderung, die Mühlerin nicht mehr zu ſehen, deſſen ängſtige, aber vergebliche Nachſuchung, beginnet ſodann Unruh zu vermerken, und höret ein Geraſſel von Ketten, entſetzet ſich, und will die Flucht nehmen, das Zimmer aber verwandelt ſich augenblicklich in einen hölliſchen Schlund, mit Ungeheuren, und Geſpenſtern auf allen Seiten, welche ihn umgeben, Faust hat nach der Music ſeinen Streit mit denen Teufeln, welche ihn in die Flammen ſtürzen, und nach deſſen Weheklagen, und Verzweiflung über ſein unglückſeliges End, endet ſich zugleich dieſe ſonderbare ſehenswürdige Vorſtellung.

⁂ Zur Anregung. Man hat ſich jetzt viel mit „Wohlthätigkeitsſinn“ und „Wohlthätigkeiten“. Es gibt aber auch Leute, die ſich nichts ſchenken laſſen wollen. Wenn nun dieſe Leute zufällig auch Männer ſind — Männer, die alle andern Hoffnungen in die Schanze ſchlugen, um ihr ganzes Leben nur der Kunſt, nur dem Volk hinzugeben? Ich denke an jene Künſtler und Schriftſteller, die weder Profeſſoren, noch Beamte, und am allerwenigſten — Millionäre ſind. Wer ſich ſorglos im Staatsdienſt hinſtiehlt und ruhig allmonatlich ſein Gehalt bezieht, kennt die jahrelangen Entbehrungen eines deutſchen Schriftſtellers oder Künſtlers nicht, der, von allen andern Rückſichten ungebunden, etwas nutzen, etwas werden will, bis er Anerkennung findet! Sind Schriftſteller und Maler ſchlechter, nutzloſer und geringfügiger, als z. B. Schauſpieler, die auch nicht mit Penſionen angeſtellt werden, und doch ihre Penſionsfonds gegründet haben? Ich meine: wahrlich nicht! Aber ſie können ſich im Alter, in der Krankheit, im Elend getroſt hinlegen und verhungern. Kein Fürſt, kein Magiſtrat, kein Volk wird ſich um ſie bekümmern. Wir hatten derlei Fälle ſchon! — Laſſet uns deshalb zuſammentreten und aus unſern Opferpfennigen einen Fond zuſammenſchießen, der wenigſtens fürs Erſte als Grundlage hinreichen kann. Ein Verein zur Unterſtützung junger Talente, zu Penſionen für ältere verdiente Schriftſteller und Künſtler! Laſſet uns nicht bei Andern betteln, um einen ſolchen Penſionsfond zuſammenzubringen, ſondern, wenn er erblüht, ſtolz ſagen können: es iſt unſer Werk! — Dies einſtweilen zur Anregung! Hoffentlich findet dies Wort Anklang und Widerhall in deutſchen Herzen! — Dann ſoll in dieſen Blättern ein näheres Detail des hierüber gefaßten Planes mitgetheilt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 132. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 22.

Freitag, 5. Juni.

Jüdiſche Theologie.

Sahet ihr nie jene greiſen Männer, welche in die Häuſer der Juden ſchleichen, angethan mit weitem, aus einem Stück genähtem Mantel und den Fuß in ausgeſchnittene Pantoffeln geſteckt? Sie beſuchen die Wohnungen Iſraels als Geſandte der Synagoge, Prieſter der verlornen Bundeslade, als Rabbinen, das heißt: Meiſter der Lehre und des Geſetzes. Alle Winkel des Hauſes durchſpäht ihr lauernder Blick. Sie ſegnen, was ihnen der fromme Glaube entgegenträgt, Speiſe und Trank, Kinder, Kerzen und Hausgeräth. Ob auch Niemand am Sabbath Feuer mache? Sei es nun, daß der alte Dränger ein Karait iſt, und den Spruch der Bibel ſo erklärt, daß man allerdings am Freitag angezündetes Licht am Samſtage noch brauchen dürfe; oder ſei es, daß er, ſtrenger als Rabbanide, überhaupt am Feſte weder Feuer anzuzünden noch zu brauchen gebietet. Ob ſie auch im Übrigen nach dem Willen Jehova's thäten, ſich keiner ſchartigen Meſſer bedienten, die Reſte der abgeſchnittenen Nägel hübſch zu einem Scheite Holz legten und es verbrennten, ob ſie überhaupt reines Körpers und reines Herzens wären? Und dabei quillt der Mund über von leiſem Murmeln, von David'ſchen Pſalmen und Citaten des Talmud, jeder Schritt iſt mit einem Segen begleitet. Wahrlich, wenn man dieſe gebückte und doch Ehrfurcht gebietende Geſtalt ſieht, das unter ſchwarzen Wimpern verſteckte Auge, die Demuth in Worten und Handlungen, ſo hat man das ſchönſte Bild der Gottſeligkeit. Ein ächter Rabbiner aus der alten Schule der Ceremonie kennt in ſeiner chaotiſchen Weisheit nichts von Grundlehren des Glaubens, in dem Gefühl ſeiner Geſetzesandacht nichts von Mendelſohn's Jeruſalem, in der grollenden Erinnerung tauſendjähriger Leiden Nichts von Emanzipation, Rieſſer und kriegeriſchen Gemälden. Das iſt ihm Alles fremd. Er iſt fromm wie Enak und murmelt ſeinen Talmud.

Das iſt die eigentliche jüdiſche Theologie. Ein kindliches Wiſſen um zahlloſe Satzungen, etwas dialektiſche Polemik gegen die verſchiedenen Sekten innerhalb des Judenthums ſelbſt, ohne Invektiven gegen das Chriſtenthum; denn getilgt ſind alle die Stellen des Talmud, wo an Jeſus von Nazareth im wörtlichen Sinne die Engel des Himmels ihre Nothdurft verrichten; endlich eine erhabene Tugendhaftigkeit, — mehr bedarf es nicht, um ein würdiger Nachfolger der Söhne Aarons zu ſein. Wie hat ſich aber alles verändert! Wie großartig ſind die Revolutionen, welche auch das Judenthum ergriffen haben! Mir liegt das erſte Heft einer neuen *wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift für die jüdiſche Theologie* vor Augen; wie viel gibt der Ideenkreis, in welchem ſich hier gründliche Gelehrte und begeiſterte Freunde ihres Glaubens bewegen, nicht zu denken!

Das Judenthum konnte bei der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts eine erſte Rolle ſpielen; denn ſein Kern und ganzer Inhalt war nichts mehr, als was der Deismus als eine neue Entdeckung anſprach. Das Judenthum hatte nie eine Dogmatik und wenn es eine hatte, ſo faßten die Begriffe Gott, Tugend und Unſterblichkeit Alles zuſammen, was die letzten Gründe für zweifelhafte und nur mit Unwillen beobachtete Ceremonien abgab. Mendelsſohn und Salomon Maimon konnten ſchneller zu Kant's Kritik der reinen Vernunft übergehen, als Teller und Morus. Sie hatten der Quantität nach vielleicht mehr abzuſchütteln, als das Chriſtenthum; aber ſie konnten es leichter thun; denn ſie waren frei von ſymboliſchen Büchern, frei von einer Lehre, welche die beſondre Miene beſondrer Offenbarung annimmt, frei ſelbſt von einer Reformation, die, ſo viel ſie Veraltetes abſchaffte, doch dasjenige, was ſie ließ, nur um ſo verbindlicher machte. Mit Mendelsſohn und Maimon beginnt der jüdiſche Deismus, die Aufklärung unter den Juden, eine Sinnesänderung ohne harte Gewiſſensbiſſe. Aber was geſchah, geſchehend noch im Intereſſe der iſolirten philoſophiſchen Spekulation, im Intereſſe der Dachſtube eines Denkers! Es war nur noch Theorie. Der Pariſer Sanhedrin im Jahre 1807 kann als Schlußſtein dieſer Reviſion der jüdiſchen Offenbarung angeſehen werden.

Nun weiß ich nicht, was die ſpätern Zeiten anlangt, ob es aus innerer Verwandtſchaft geſchehen iſt oder nur eine zufällige äußerliche Erſcheinung war, daß zwei charakteriſtiſche Richtungen des chriſtlichen Rationalismus ſich dem jüdiſchen in Deutſchland mitgetheilt haben. Ich rede von einer ſchönen und einer mißfälligen Seite. Die ſchöne iſt jener Enthuſiasmus der Vernunftgläubigen, der ein poetiſches Kolorit hat, die Freudigkeit an ihren Entdeckungen, und wirklich eine Schwärmerei, die ſich in ihr verkürztes Chriſtenthum ganz vergräbt. Wir wiſſen Alle, daß dieſer edle chriſtliche Rationalismus in Deutſchland eine Erhebung des Gottesdienſtes bewirkt hat, daß ſich mit ihm der liturgiſche Schlendrian verlor und auf Predigt, Geſang, gemüthliche Ceremonie viel Schmelz und Andacht verwandt wurde. Daher ſtammen auch bei den Juden dieſe rationaliſtiſchen Schwärmereien des Predigerthums, die Ausbildung zum Lehramte, die Reform der Synagoge, der religiöſe Unterricht der Jugend, der mit Confirmation, ja ſogar mit Confirmation des weiblichen Geſchlechtes endigte. Dieſer Enthuſiasmus iſt das Poſitive in einem Syſteme der Verneinung, ja man kann ſagen, das wahrhaft Großartige und Schöpferiſche in der modernen Entwickelung des Judenthums. Sogar das ſtyliſtiſche Entzücken kömmt auf Rechnung dieſer Freude. Man überzeuge ſich in der neuen in Rede ſtehenden Zeitſchrift, mit welcher oft komiſchen Süßigkeit ſich die Theologen über einen Glauben ausſprechen, den ſie nicht verändert, ſondern jetzt erſt recht verſtanden zu haben glauben!

Das Extrem liegt nahe: die Unduldſamkeit. Wegſcheiders Dogmatik iſt ſo intolerant, wie die des Profeſſor Hahn. Sie lieben ihre Entdeckungen ſo ſehr, daß ſie die Zeit nicht erwarten können, ſie verbindlich zu machen. Was eilt ihr, jüdiſche Religionslehrer, eure kaum durch die Kritik geſichtete Lehre ſchon zur Dogmatik umzugeſtalten? Warum ſo ſchnell mit dem Syſteme zur Hand bei einem noch ganz verworrenen Zuſtande der Dinge, wo hier ein Satz, dort einer in tauſend Stücken liegt? Schiebt euern Scharfſinn noch eine Weile auf, bis die Discuſſion über die fraglichen Gegenſtände lebhafter wird, und man über das, was ſich glauben läßt, ein wenig einverſtanden iſt! Es wäre zu beklagen, wenn die neue Zeitſchrift einen mehr dogmatiſchen, als hiſtoriſchen Charakter bekäme, oder ſie gar ihre Abſicht, Katheder für dieſe jüdiſche Theologie, durchſetzte. Den Freigeiſt ſchauert es, wenn er von Kathedern hört.

Ein zu früher Schluß der Akten iſt um ſo gefährlicher, da die neue jüdiſche Theologie ſelbſt in der Gemeinde ihres Glaubens ſo vereinzelt ſteht, und abgeſehen von dem Widerſpruch der Orthodoxie, bei der es nur auf das Ausſterben ankömmt, nicht einmal von den Juden ſo eifrig unterſtützt wird. Nämlich die politiſchen Kämpfe des Judenthums müſſen billigerweiſe das religiöſe Intereſſe abſorbiren; ſie verlangen, daß man über den Jehovaglauben einen Schleier werfe, damit keine Chriſtenſeele, wo ſie ihre Stimme über die Emanzipation abgeben ſoll, geſtört werde. Die Emanzipationsringer verlangen, daß ſich der Judengott immerhin einmal vor dem Chriſtengotte verſtecken möge, ja ſogar ihm ſeine Aufwartung mache, und ſich nach ſeinem Befinden erkundige. Ein Ärgerniß für die Theologie! Die Theologie verdammt eine vortreffliche Taktik, welche ſie Indifferentismus nennt, ſie verketzert ihre Maßregeln als Conzeſſionen an das Chriſtenthum und beruft ſich unvorſichtiger Weiſe auf die unteren Volksklaſſen bei den Juden, die ſich eine Verbindung der Emanzipation mit Jehova gar nicht denken können. Wir hoffen, ihr jungen rationaliſtiſchen Schwärmer, begeht keine Thorheiten und unterlaßt es, euch als eine Corporation zu konſtituiren! Die Klage, daß die Zeit nur einreißen wolle, klingt in einem revolutionären Munde ſonderbar. Eurer dogmatiſchen Lehrbücher bedarf der Jude vorerſt nicht; zunächſt will er frei ſein. Unſer jetziges Zeitalter iſt ein politiſches und wer weiß, ob ſich in Zukunft ſo ſchnell erobern läßt, was jetzt verſäumt wird!

Überhaupt muß ich noch etwas hinzufügen, das man mir nicht als Chriſten, ſondern als Denker anrechnen mag! Im Judenthum liegen zwei Elemente, Offenbarung und Natur. Als Religion der Offenbarung iſt das Judenthum ein morſcher, zerfallener Reſt, die geſunkenſte und zeitwidrigſte aller Religionen. Das Judenthum war für ein Volk berechnet, das kein Volk mehr iſt. Es war für ein Land, für einen

Erdtheil berechnet, aus dem ſeine Bekenner herausgeriſſen ſind. Das Judenthum hörte ſchon auf, als es keine Opfer mehr bringen durfte. Es iſt alter Wuſt. Das Judenthum iſt eine Polterkammer, welche wie eine Religion ausſieht. Dagegen als Religion der Natur iſt dies Judenthum ein Glaube, der Verheiſſung hat. Der Meſſias, welcher im Judenthume als Offenbarungsreligion geweiſſagt iſt, iſt wahrlich erſchienen! Der Meſſias aber, der im Judenthume als Naturreligion liegt, iſt noch nicht da; aber der wird es ſein, der uns eine Dreieinigkeit predigt: Gott, Freiheit und Unſterblichkeit. Fixirt euer Judenthum nicht: laßt es krachen und brechen, laßt ihn auf dem Sinai euern Rachegott, dieſen anthropomorphiſtiſchen Jehova, deſſen Namen ihr nicht ausſprechen dürft; und bereitet euch vor, auf die große univerſelle Weltreligion, deren Taufe und Beſchneidung im Handſchlage liegen, deren Symbol alſo lauten wird: Thuet recht und ſcheuet Niemand!

67) Stanzen auf Stanzen. Wider Herrn Albert Knapp, die Verdammung Göthe's betreffend, v. Chr. Wurm. Nürnberg, Schrag. 1835.

Ungerecht aber wollen wir gegen Niemanden ſein. Es gehen, was die geiſtlichen Sänger belangt, wohl ihrer hundert auf ein Dutzend guter Dichter; doch ſpricht ſich in Albert Knapp's Poeſien etwas aus, das dem Gemüthe wohl thut. Ich ſage dies nicht, um mir ein Hinterpförtchen in den Himmel offen zu laſſen; denn umgehen läßt ſich's nicht, daß das Ergreifende in dem Verdammungsgedicht auf Göthe eben die unbeſchreiblich naive und rührende Irrthümlichkeit iſt, dieſe ſanfte, weiche Thorheit, dieſe poetiſche Unvernünftigkeit. Aber das Urtheil iſt empfunden: es iſt Wahrheit in all den ſchönen Verſen, die Herrn Albert Knapp viel zu gut gelingen, als daß ſein geſchraubterer Gegner hier von Geſellen und Pfuſchern reden darf. Kann die Naivetät weiter gehen, als wenn ſie Göthen zum Vorwurf macht, daß er Chriſtus nie beſungen habe, und zwar jenen prekären Chriſtus, der als der Logos Demiurgos die Alpen errichtet hat und der Sonne ihre Flammen gibt, wie der Herausgeber der Chriſtoterpe glaubt? Hier iſt die Naivetät ſo weit hinaus über alle Gränzen der Zurechnungsfähigkeit, daß man lächelt und die wunderlichen Irrthümer chriſtverliebter Seelen bewundert, jedenfalls aber ſchweigt, wenn man, wie Hr. Chr. Wurm, nicht mit gleich guten Verſen entgegnen kann. Charakteriſtiſch für den Widerpart iſt noch, daß er ſich, um Göthe's unbezweifelte Vortrefflichkeit darzuthun, auf „ſeinen König" beruft, der von dem großen Meiſter ſelber ſich gebeuget habe, nämlich auf Ludwig I. von Bayern, Hoffentlich hat Herr Wurm hier nur an den Dichter Ludwig gedacht.

68) Phantaſieſtücke von Jüles Janin. Ueberſetzt von Alfred v. Böge. Quedlinburg, Baſſe. 1835.

Wie in in aller Welt verliert ſich unter dieſe Sammlung Honeſtus, Börne's tiefſinnige, aber etwas allegoriſch-kalte Apologie des Laſters? Hat ſich Janin, getrieben von der Induſtrie der Pariſer Buchhändler, ein Plagiat erlaubt? Dies iſt nicht denkbar, der heutigen Weltliteratur gegenüber, und noch weniger denkbar, weil Janin gar kein Deutſch verſteht. Oder lieferte Janin ſeinen Namen zu einer fremden Überſetzung? Dies wäre nicht weniger Diebſtahl. Oder ſetzte er Börne's Namen her und ein gewinnſüchtiger Verleger ſtrich den deutſchen Verfaſſer? Gehet da eine Frage der Kritik, einen Beweis, daß auch die moderne Literatur ihre Philologie, ihre „begrabenen Stellen", ihre Schwierigkeiten hat. Nur von Herrn Alfred von Böge iſt es ſtark, aus dem Franzöſiſchen eine klaſſiſche Pièce zu überſetzen, welche unſrer Literatur angehört und ſo bekannt iſt, wie ein Spruch aus dem Katechismus oder ein Satz aus den Elementen des Euklid.

Die übrigen Stücke gehören Jüles Janin. Das iſt unverkennbar. Dieſelbe Munterkeit, Naivetät, Geſchwätzigkeit, wie immer. Selten ein Stoff, eine Erfindung, die dem Autor Mühe gekoſtet hätte; aber die Ausführung immer intereſſant, Alles charakteriſtiſch, jedes Wort ſchön; nämlich ſchön durch ſeine Natürlichkeit. Dieſer Autor ſchreibt nicht mit drei Fingern, wie es herkömmlich iſt, ſondern mit allen, mit beiden Händen, mit dem Fuße, jedes Glied iſt in Bewegung und extemporirt. Janin iſt verſöhnend, vermittelnd, er kann kein Blut ſehen, das Gräßliche, mit dem er begann in ſeiner Laufbahn, war er unvermögend fortzuſetzen. Janin iſt eine ganz ländliche, idylliſche Natur, obſchon in Ton und Haltung Pariſer von der neueſten Mode; er trägt ſein Veilchen im ſchwarzen Frack, wie Heine, aber ohne Koketterie, ohne die Leute damit ärgern zu wollen, ſondern um ſie zu erfreuen, um ſie beſſer und glücklicher zu machen. Janin hat eine glänzende Miſſion in der franzöſiſchen Literatur: der Politik, dem Salon, der Börſe gegenüber, vertritt er die Rechte der Nachtigall; er beſitzt den Muth, im Boudoir einer geiſtreichen und patroniſirenden Dame von den kleinen Fenſterſcheiben der Dorfhütten, vom Blöken der Kühe und der Wonne des Abendläutens zu ſprechen. Er nennt die Campagne oft langweilig, er beſpöttelt ihren Geruch und ihre Molkenkuren; aber er vertheidigt ſie, dem nüchternen Pflaſtertritt von Paris gegenüber.

Janin leidet an einer fixen Idee: — Das achtzehnte Jahrhundert. Janin herzt und küßt dies achtzehnte Jahrhundert, dies Zeitalter Ludwigs XIV. und der Regentſchaft mit ſeinen Friſuren und Schönpfläſterchen, mit ſeinen hohen Abſätzen, mit ſeinen decenten, menuettirenden Leidenſchaften und ſeinen anſtändigen Schriftſtellerinnen. Janin hat darin Ähnlichkeit mit Herrn von

Sternberg, der auch die Zerriſſenen und Leſſing geſchrieben hat. Denn man ſagt von beiden, daß ſie über die Abſchaffung des Puders weinen können.

69) Gedichte eines Materialiſten. Meiſſen, Goedſche. 1835.

Der Verfaſſer dieſer Gedichte ſagt es ſelbſt, daß er ſich zu Byron wie eine Auſter verhalte. Wir wiſſen nicht, ob darin Beſcheidenheit liegen ſoll oder eine Andeutung des Materialiſtiſchen, das wenigſtens im philoſophiſchen Sinne dieſe Sammlung nicht aufzuweiſen hat. Schlechte Reime, gewöhnliche Gedanken, alles vereinigt ſich, dem Verfaſſer einen bedeutenden Rang unter unſern unbedeutendſten Dichtern anzuweiſen. Das beſte Kennzeichen guter oder ſchlechter Gedichte pflegt ihre Compoſitionsfähigkeit zu ſein, ſo aber, daß ſie in dieſem Falle entweder außerordentlich gut ſind, oder unter aller Kritik ſchlecht. Das Letztre gilt von dieſen Gedichten, die ſich alle gut componiren laſſen. Sie reißen aber nicht den Componiſten zu ſich herauf, ſondern ſie ſcheinen ſo ſchnell hingeworfen zu ſein, wie man zu irgend einem muſikaliſchen Gedudel wohl ſchnell einige Reime erfindet. Und ſo glaub' ich denn, daß dieſe Gedichte eines Materialiſten in der That die Erſtlingserzeugniße irgend eines hoffnungsvollen Gewürzkrämers ſind.

70) Auserleſene, ächte Volksgeſänge der verſchiedenſten Völker, mit Urtexten und deutſcher Ueberſetzung, geſammelt in Verbindung mit A. W. von Zuccalmaglio, herausgegeben von E. Baumſtark. Darmſtadt, Pabſt. 1835.

Zwei Lieferungen dieſer Sammlung liegen vor und geben die Gewähr, daß die folgenden, welche monatlich erſcheinen ſollen, eine geſchmackvolle und gründliche Auswahl aus dem groſſen Schatze der Volksmelodien bringen werden. Alle Nationen ſind hier durch Geſänge in ihren innerſten Eigenthümlichkeiten repräſentirt; kein Geſang, der nicht unverkennbar das Gepräge des Volkes trüge, in deſſen Mund er lebt. Die intereſſanteſten Geſänge werden immer die ſein, welche auf hiſtoriſche Veranlaſſung entſtanden ſind, aus alter und neuer Zeit. So würden wir es mit Dank annehmen, wenn die folgenden Hefte z. B. aus Spanien die ächten Melodien der Riego'ſchen Hymne, des Tragola und des Palafox brächten. Sollte den Herausgebern nicht auch eine Melodie zu den hübſchen von Schlegel überſetzten und in der ſpaniſchen Literatur oft citirten Liede: madre, madre mia, guardas me poneis bekannt geworden ſein? Auch Hubers Skizzen, Bd. 1, liefern einen artigen Text. Von franzöſiſchen Volksliedern geben ſchon dieſe Hefte zwei der bekannteſten, die Gabrielle und den Abſchied der Maria Stuart. Zu ihnen wird ſich noch Henri quatre geſellen müſſen, ein zwar wenig anziehendes Lirumlarum, das aber in der Reſtauration merkwürdig wurde durch die Beſtrebungen der Bourbons, es populär zu machen. Vom Marlborough ſchweigen wir; aber den bourgeois de Chartres aus den Zeiten der Regentſchaft werden die Herausgeber nicht vergeſſen? Dieſe Melodie iſt deßhalb ſo hervorzuheben, weil man vor der franzöſiſchen Revolution die meiſten Gaſſenhauer, die auf die Regierung gemacht wurden, nach ihr zu ſingen pflegte. Die Revolutionslieder ſind bekannt; doch darf der Chant de départ von André Chenier nicht fehlen; ebenſowenig das Volkslied der Kaiſerherrſchaft, das Francois de Neufchateau gedichtet hatte: Veillons au salut de l'empire, zu geſchweigen des ou peut on être mieux, das ſich Napoleon, um ſeinen Franzoſen zu ſchmeicheln, täglich von der Garde vorſpielen ließ. Endlich, die engliſche Literatur in dieſem Fache anlangend, ſehnen wir uns nach dem Matroſenliede Heards of back, nach alten ſchottiſchen Weiſen, auf welche Burns neue Texte machte, z. B. wie auf den Robert Bruce: Scots, who hare for Wallaces blood; beſonders aber nach den Liedern aus der Prätendentenzeit, nach dem Chevalier oder dem Liede auf die drei Ritter St. Georg, die in ſchmelzenden B moll-Tönen an und für ſich ſchon wie verlorne Schlachten klingen. Möchten die Herausgeber dieſe Bitten annehmen, als Beweis, wie ſehr ſich ein Herz, das die Welt und die Völker liebt, für ihr vortreffliches Unternehmen intereſſirt!

71) Vernunft gegen Aberglauben. Von Georg Pflüger. Hanau, Kittſteiner. 1835.

Eine Streitſchrift gegen den jetzt auch in Kurheſſen aufwuchernden Pietismus. Es ſcheint, als ſollten die verſchollenen Kämpfe zwiſchen Rationalismus und Supernaturalismus noch einmal unter lokalen Beziehungen wieder aufgenommen werden.

Journaliſtik.

Die Engliſche Bibliothek von K. v. Kreling empfehlen wir um ſo bereitwilliger, da viele Journale ſich von ihrem Inhalte ernähren, ohne die Tafel auch nur zu nennen, von der ſich ſo koſtbare Biſſen umſonſt wegſtehlen laſſen. Herr von Kreling iſt ein Anglomane, der ſeine Sympathie wenigſtens von Nutzen ſein läßt. Aus den engliſchen Keepſakes und Annuals überſetzen iſt weit erſprießlicher für die Menſchheit als in Kaffeehäuſern den Hut aufbehalten und bei Tiſch mit dem Zahnſtocher das Gaumenfleiſch reinigen. Die Anglomanie des Hr. v. Kreling verdient die lebhafteſte Anerkennung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 133. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 6. Juni.

In das Album einer Dichterin.

Ein Lebewohl noch, und dann Trennung,
So rauſcht der Zeiten Flügelſchlag;
Wie freundlich lieb war die Erkennung,
Wie ſchmerzlich iſt der Scheidetag!

O Freundin! zürne nicht der Nornen,
Am Rieſenbaume Welt und Zeit.
Die Gegenwart kränzt ſich mit Dornen,
Mit Roſen die Vergangenheit.

Für uns, für uns, wie ſind wir glücklich,
Erblüht noch ein gelobtes Land,
Zu Paradieſen augenblicklich
Entführt uns eines Engels Hand.

Du kennſt das Kanaan, das Eden,
Dahin das Herz ſich flüchten muß,
Du kennſt ihn, ich will von ihm reden,
Den Paradieſesgenius.

Laß Leiden drücken, Zähren fließen,
Dir gab der Himmel reich Erſatz.
Dir winkt zu freudigem Genießen
Des innern Reichthums Zauberſchatz.

Das aber iſt die Macht des Schönen,
Daß Herzen es zu Herzen zieht,
Und mit verwandten Seelentönen
Mit Hochgefühlen ſie durchglüht.

Süß lockend ſind des Ruhmes Kronen
Im Glanze goldnen Sonnenblicks,
Doch jene, die im Schatten wohnen
Erfreuen oft ſich reinern Glücks.

Und ob wir nicht die Klarheit ſchauen
Im innern Tempelheiligthum:
Treu ſein, im Glauben und Vertrauen,
Das iſt des Herzens ſchöner Ruhm.

Laß mich die frohen Stunden ſegnen,
Die deine Freundlichkeit mir bot,
Und wenn wir drüben uns begegnen,
Den Bruderkuß im Morgenroth!

Ludwig Bechſtein.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

Der Hauptmann ging hinaus und kam in wenig Augenblicken, begleitet von einem Infanterieoffizier und dem Mönche, deſſen Feſſeln man inzwiſchen gelöſ't hatte, wieder herein. Die Augen der Anweſenden fielen auf den letztern. Er war ein Jüngling, kaum einige zwanzig Jahre alt. Die auffallenden Züge ſeines magern Antlitzes färbte eine flüchtige krankhafte Röthe. Wie es ſchien, war die Geſundheit ſeines ohnehin ſchwächlich gebauten Körpers durch Nachtwachen, Faſten, oder heftige Leidenſchaften, vollends aufgerieben worden. Bei alledem erglänzte das matte, düſtern Fanatismus blickende Auge, wie von dem Bewußtſein innerer Kraft geſtählt, als es auf den Marſchall und deſſen kriegeriſche Umgebung fiel, in ſtolzer, faſt ſiegbewußter Ruhe. Da er die Hände über die Bruſt gefaltet trug, ſo fielen die weiten Ärmel der braunen Kutte bis auf die Ellenbogen zurück, und ließen ein Paar magre, von dem Stricke, womit ſie gebunden geweſen, blutig geriebene Arme ſehen.

„Wer ſeid Ihr und woher kommt Ihr?“ brauſ'te der Marſchall dem Mönche entgegen.

„Ich heiße Pedro de la Muga, bin vom Orden der unbeſchuheten Franziskaner, komme von Santander und war auf dem Wege nach meinem Kloſter in Saragoſſa,“ erwiederte mit ſchwacher Stimme der Mönch.

„In die belagerte Feſtung?“ rief der Marſchall. „Ein Spion alſo! — Wo ward er aufgegriffen?“ fragte er den begleitenden Offizier.

„Wir machten eine Patrouille,“ rapportirte dieſer; „wir fanden einen Sergeanten vom zwölften Regiment, durch einen Schuß in den Rücken getroffen, ermordet auf der Heerſtraße liegen. Die That mußte erſt vor wenig Augenblicken vollführt worden ſein; denn der Leichnam war noch nicht erkaltet, und das Blut floß aus den Wunden. Kaum zweihundert Schritte davon trafen wir dieſen Mönch. Er behauptete, keinen Schuß fallen gehört zu haben, und ſprach verwirrt; wir ſahen ihm auf das Innere der Hände, da wir keine Waffen bei ihm fanden, — ſie waren beide mit Pulver geſchwärzt.“

„Hängt ihn auf, den Hund! — Hängt ihn an den Strick, den er um den Leib trägt!“ tobte der Marſchall. „Kapitän Lepelletier! laſſen Sie den Mörder dort an den Baumſtummel, meinem Fenſter gegenüber, aufknüpfen!“ —

Obgleich der Marſchall franzöſiſch geſprochen hatte, ſo ſchien ihn der Gefangene dennoch verſtanden zu haben.

„Wenn ich ohne Gehör ermordet werden ſoll,“ ſagte er mit grauſiger Ruhe, „ſo bitte ich, daß man wenigſtens jenen Baum nicht zum Werkzeuge meines Todes mache; es iſt ein Ölbaum; der einzige übrige Zweig deſſelben iſt nicht im Stande, mich zu tragen, man würde mich unnütz martern.“ —

Die eiſige Kälte des noch ſo jungen Mannes, in ſo furchtbarer Situation, ſchien dem Marſchall einen Augenblick zu imponiren, bald aber trat die vorige Heftigkeit wieder ein.

„Wohlan, Mr. Lepelletier!“ ſagte er; „laſſen Sie ihn hinter die Fronte des Lagers führen und erſchießen. — Sie bemerken in dem Journal, daß ein Mönch erſchoſſen worden, weil er des Mordes eines Sergeanten vom zwölften Regiment überführt worden.“

„Das iſt er wohl eigentlich nicht!“ bemerkte Rogniat; „er iſt es blos in Bezug des Spionirens.“

„Verzeihen Sie, mein General!“ ſagte Lepelletier lebhaft. „Bewieſen iſt bis jetzt noch nichts, als — daß er ſchwarze Hände hat.“ — —

Der Marſchall warf einen ſcharfen Blick auf den Kapitän, dann, einen Augenblick nachdenkend, forderte er den Gefangenen auf, zu erklären, welchen Weg er genommen, und wie es möglich geweſen, daß er den, in ſo kurzer Entfernung von dem Orte, wo er ergriffen worden, begangenen Mord nicht bemerkt, und der nahenden Patrouille Mittheilungen gemacht habe.

Die Anfangs ſchwache und gebrochene Stimme des Gefangenen ſchien zuerſt dem Ausdrucke ſeiner Empfindungen nicht folgen zu können, bald aber wurden ſeine Worte deutlicher, und ſeine geiſtige Kraft ſchien über die Schwäche des Leibes zu ſiegen. In natürlicher Beredſamkeit, die ihm zu Gebote zu ſtehen ſchien, ſchwang ſich ſeine Rede zu einer Art roher Erhabenheit auf, als er darauf zu ſprechen kam, wie ein innerer mächtiger Trieb ihn, der ſich auf einer Reiſe befunden, angefeuert, nach den heiligen Mauern, wo ſeine Brüder, um Abwendung der Trübſal betend, Tag und Nacht auf den Knieen lägen, zurückzukehren. Mit rührenden Zügen ſchilderte er die Drangſale der ſpaniſchen Kirche. Er verglich dieſe mit Hagar, die ihres Kindes hinſchmachtendes Leben in der waſſerloſen Wüſte bewachte, und dort des rettenden Engels harrte. — Je länger der Gefangene ſprach, deſto feierlicher war ſeine Rede, deſto erhabener die Bilder, die er gebrauchte. Wie es ſchien, hatte er im Laufe derſelben gänzlich die furchtbare Situation vergeſſen, in der er ſich befand. Er ſagte nichts mehr ſich zu entſchuldigen, ſich zu retten; er gedachte nur der Leiden ſeines Volkes, des Joches, unter dem es ſeufzte, der Verfolgungen, denen es erläge. — Mit kurzen Worten, gleichſam nur beiläufig, bemerkte er endlich den Umſtand, der ihn des angeſchuldigten Mordes verdächtig machte. Er habe, ſagte er, mit aller Anſtrengung ſeiner Kräfte die Reiſe von Santander nach Saragoſſa gemacht, und in der letzten Nacht, um der Winterkälte, die ihn in den Gebirgen zu übermannen gedroht, auszuweichen, zur Seite eines Kohlenmeilers, der noch im Brande geweſen, einige Stunden ausgeruht. Daß dieſe Lagerſtätte die unglücklichen Spuren, die man zu ſeinem Verderben interpretire, an ſeinen Händen und Kleidern zurückgelaſſen, habe er nicht eher bemerkt, als bis die, die ihn gefangen genommen, darauf aufmerkſam geworden. „Verdient dies,“ — ſo ſchloß er endlich, und ſeine Rede war von der feierlichen Wirkung, wie ſolche die Strahlen der Sonne machen, wenn ſie durch die dunkeln Fenſter einer Grabeskapelle zucken, — „verdient dies den Tod? Wohlan, ſo nehmt ihn hin, dieſen elenden Leib, gebt ihn den Geiern, die über der Straße kreiſen, die ihr genommen und mit Leichen bezeichnet habt, gebt ihn den Hunden zur Beute, die heulend im Blachfelde umherirren, und deren Herren ihr erwürgtet. Aber bedenket, daß die dorrenden Gebeine der Märtyrer, die ihr am Wege geſchlachtet habet, das Blut, das ihr vergoſſen habet wie Waſſerbäche, die Gebete derer, die den Felſen zum Altar machen, und ſich in Höhlen und Wäldern verbergen vor dem Schwerte des Drängers, daß, ſage ich, alles dieſes geſehen wird von einem nie ſchlummernden Auge, gehört wird von einem nimmer verſchloſſenen Ohre. Und ſo, wie ihr uns thuet, wird man euch thun, wie ihr mich richtet, wird man euch richten. O daß ich tauſend Leben hätte, ich wollte ſie alle unſerer heiligen Sache opfern, und der Hoffnung des Tages der Vergeltung! — Hier ſtehe ich!“ ſprach er zuletzt erſchöpft von der Glut der Begeiſterung, die er in ſich entzündet hatte. „Nehmt mich hin! überliefert mich euren Henkern! — Das Schlimmſte, was mich treffen kann, iſt ein blutiger, aber glorreicher Weg zum Himmel.“ — — —

Eine Stille von mehreren Minuten trat ein, als der Mönch ſeine Rede geendet hatte. Der Marſchall ſchritt nachdenkend im Zimmer auf und ab. Die Rede des Gefangenen ſchien ihn ergriffen zu haben.

„Kapitän Lepelletier!“ rief er endlich, und ſagte dieſem darauf einige leiſe Worte in’s Ohr.

„Ihr beſtreitet,“ ſagte Lannes nach einer Weile zu dem Mönche, „daß Ihr den Mord, deſſen man Euch beſchuldigt, begangen habt, und es iſt möglich, daß Ihr unſchuldig ſeid. Dieſes vorausgeſetzt, bleibt nur noch der Verdacht des Spionirens. Zum Beweiſe, daß ich dieſes verachte, werde ich Euch in Freiheit ſetzen, und bis zum Thore von Saragoſſa bringen laſſen.“

Der Gefangene hörte die Rede des Marſchalls mit gänzlicher Theilnahmloſigkeit und auf eine Weiſe an, als ob ſolche einen ganz unbedeutenden, ihm gänzlich fremden Gegenſtand berühre.

„Ich hoffe,“ ſetzte Lannes, dies mißfällig bemerkend, hinzu, „ich hoffe, Ihr werdet meine Milde zu ſchätzen wiſſen, und die unverdiente Begnadigung dadurch zu vergelten ſuchen, daß Ihr, ſo viel Ihr könnt, dazu beitragt, die Gräuel dieſes Krieges zu mildern, die Unthaten, die ſich Eure Brüder erlauben, vergeſſen zu machen.“

„Fühlt Ihr den Dorn in der Sohle Eures Fußes!“ rief mit höhniſchem Lächeln der Mönch. — „Der Becher, den Ihr mit Blut gefüllt, muß ausgetrunken werden, bis auf den Schaum, der an dem Rande des Gefäßes haftet.“

„Fort mit dem Fanatiker, ehe mich meine Milde reuet!“ rief Lannes zornig. „Fluch über dies Geſindel! — Ein Strick und ein fliegender Knoten daran, ſodann ein tüchtiger Baumaſt, das iſt die beſte Weiſe, mit ihm zu verkehren.“

Lepelletier eilte, den Gefangenen fortzuſchaffen, um nicht befürchten zu müſſen, daß dem Oberbefehlshaber die bewieſene Milde reue. Er übergab ihn einem Kommando, das ihn nach den Vorpoſten zu geleiten hatte, und trat ſodann wieder in das Zimmer des Marſchalls.

„Wie der Menſch daſtand, mit dem blaſſen Geſicht, dem blutrünſtigen Arme, dem gerötheten Auge!“ rief der letztere. „Sah er nicht aus, wie ein ägyptiſcher Santon? — Und unſchuldig an dem Morde des Sergeanten iſt er gewiß. Meinen Sie dies nicht auch, Roguiat? — Leute dieſer Art begnügen ſich nicht, hinter einem Strauche hervor dem Einzelnen in den Rükken zu ſchießen; ſo etwas ſcheint ihnen nur eine halbe That. Er war gewiß unſchuldig. — Und dennoch,“ fuhr der Marſchall verdrüßlich fort, „dennoch hätte ich ihn erſchießen laſſen ſollen! — Glauben Sie, daß er mir Dank weiß für ſeine Begnadigung? Er haßt mich, weil ich ihm, wie er meint, die Krone des Märtyrers geraubt habe. Wehe dem Franzoſen, der in ſeine Hände fällt! — Gewiß, ich hätte ihn erſchießen laſſen ſollen!“ — — — (Fortſ. folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

Von Ed. Kolloff.

Wer einmal in ſeinem Leben veranlaßt worden, nach Paris zu reiſen, wird nicht leicht den Eindruck vergeſſen, den dieſe große und merkwürdige Stadt auf ihn hervorgebracht, und das Schauſpiel, welches dort ſich ſeinen erſtaunten Blicken aufgerollt. Der Ruf der franzöſiſchen Hauptſtadt iſt in Deutſchland feſt und allbegründet; jeder von uns, der nicht zufällig ſeine ganze Bildung einem deutſchen Profeſſor verdankt, der blos ebräiſch, perſiſch, arabiſch, Sanskrit und Prakrit leſen kann und nur in Perſien und im Zeitalter Alexander des Großen zu Hauſe iſt, hatte gewiß einen vertrauten Bekannten und Lieblingsſpielplatz in Paris, mit und auf dem ſeine Phantaſie ſich ungeſtört unterhielt und beluſtigte. Derjenige aber, welcher dieſe ſchöne Stadt ſelbſt beſucht hat, pflegt auf der Tenne des hieſigen öffentlichen und geſelligen Lebens eine mehr oder minder reiche Ährenleſe zu halten und die einzelnen geſammelten Halme in eine Garbe zu binden, um ſie über dem Kamin in der Heimath als ein ſinniges Angedenken aufzuſtellen. Dieſem Brauche folgend, will ich, was ſich hier meinen Augen, meinem Geiſte aufgedrängt und eingeprägt, getreulich niederſchreiben, ehe es meiner Erinnerung entſchwindet; ich will davon einzelne Gemälde entwerfen, die, wenn ſie auch in Ermangelung einer lebendigern Farbengebung nicht hinreichen, das Urbild in ſeiner ganzen Mannigfaltigkeit und Fülle täuſchend ähnlich wiederzugeben, doch wenigſtens dem, der Paris nur aus gedruckten Beſchreibungen und mündlichen Berichten kennt, manche neue Einzelnheiten des wirklichen veranſchaulichen, und dem, der die Hauptſtadt Frankreichs in Natur geſehen hat, manches Alte und Bekannte in dem ſchlummernden Andenken neu erwecken und beleben mögen. —

1. Die vornehme Welt.

Fruges consumere nati!

Es iſt ſchwer, eine allgemeine Charakterzeichnung der haute société in Paris zu geben, — wer mag die tauſendfältig ſchillernden Farben auf den ausgeſpannten Flügeln eines braſilianiſchen Schmetterlings beſchreiben? Die vornehme Welt iſt hier wie überall fein und abgeſchliffen, und eben weil ſie in unſeren Tagen ſo nebelhaft und düftelnd geworden, darum iſt auch ihr Gepräge ſo verwiſcht, die Glätte und der Metallglanz weiſet die Anſprüche und reinen Formen in den ſpielenden Reflexen ab und die konventionelle Bildung, die geſellſchaftliche Cultur, vor allem aber der Reichthum hat die höheren Stände in geſelliger Hinſicht völlig ausgeglichen und allmälig jeden Unterſchied der Geburt und des Ranges aufgehoben; um daher das Weſen und die Perſönlichkeit der großen Welt noch einigermaßen kennen zu lernen, muß man ſie in den Formen größerer Gebundenheit aufſuchen, da wo ſie noch ſchärferen Schnitt zeigt. Nun ſind aber die Pariſer Salons, mehr als irgend etwas anderes, treue Spiegel der vornehmen Welt; darum mögen wir auch in ihnen wieder ihr Weſen und ihre Phyſiognomie und die Lineamente ihres Charakters und ihrer Art leſen und erkennen.

Begeben wir uns heute Abend in die Soiree des Herrn S. auf dem Platze Vendôme; dort können wir am beſten die Art und Weiſe muſtern, wie die Reichen und Vornehmen in Paris wohnen und leben. Die über 20

Fuß breiten Marmortreppen des prächtigen Hotels ſind mit amaranthfarbigen Teppichen belegt, die Treppengeländer von weißem Marmor, obſchon mitten im Winter, mit blühenden Pommeranzenbäumen beſetzt und mit zierlichen Statuen geſchmückt, welche uns einzuladen und zu begrüßen ſcheinen. Im Vorzimmer erhebt ſich ein Dutzend reichgalonirter und gepuderter Bedienten von ihren mit Utrechter Sammet überzogenen Sitzen; der Oberceremonien-Meiſter darunter frägt nach unſerm Namen, öffnet die Flügelthüren und ſchreiet den Namen des ankommenden Gaſtes in den Salon hinein. Sehen wir uns zuförderſt die Einrichtung der hellerleuchteten Säle an. Die römiſchen Schriftſteller wiſſen nicht genug von dem unermeßlichen Aufwand und dem verſchwenderiſchen Luxus zu erzählen, womit die reichen, wollüſtigen Römer in den letzten Zeiten der Republik und unter den Cäſarn ihre Paläſte ausſtatteten und mehr als orientaliſche Pracht um ſich zu verbreiten wußten; und doch bin ich überzeugt, daß dieſe üppigen Römer, wenn ſie heutiges Tags wieder aus ihren Gräbern aufſtünden, ſich in den prächtigen Hotels der jetztlebenden Pariſer am erſten heimiſch fühlen würden. Alles, was man in dieſen modernen Salons ſtehen und hängen ſieht, iſt prächtig, glänzend und ſchön; ein geläuterter Kunſtgeſchmack hat oft dafür geſorgt, dieſen Räumen einen nicht nur glänzenden und bloß heitern, ſondern zugleich ſinnreichen Schmuck zu geben, ſo daß die Gegenſtände und Zierrathe gleichſam in ein paſſendes Verhältniß mit der Schönheit und dem Geiſte zu treten ſcheinen, welche ſich unter ihnen bewegen. Die feinen Gobelins von den ſchönſten Zeichnungen und Farben, womit die Zimmerfußböden belegt ſind, entſprechen vollkommen den niedlichen Füßen, welche ſie betreten und deren Muſter ſich allein in Paris finden; die Wände ſind mit ſchönen Gemälden von rühmlichſt bekannten neueren Künſtlern behangen, auch wohl mitunter ſtatt der üblichen Tapeten oder ſonſtigen Wandbekleidungen mit bildlichen Darſtellungen von wirklichem Kunſtwerth geziert; eine kunſtreiche Hand hat die atlaſſnen Fenſtervorhänge in zierliche Falten und Verſchlingungen geordnet und ein von der Mitte der Zimmerdecke herabhängender, kriſtallner Kronleuchter, deſſen Licht in den 12 Fuß hohen Wandſpiegeln wiederſtrahlt, erhellt die bunten, mannigfaltigen Arabeſken des Frieſes und die caſſettirte Decke mit den vergoldeten Waffenbündeln, ſo wie die koſtbaren Möbel, welche theils in modernem Zeitgeſchmack, theils nach alten Muſtern verfertigt ſind. Die Abſicht, auf dieſe Weiſe dem Salon das Gepräge einer heiteren Pracht zu geben, iſt vollkommen erreicht; die ganze Dekoration gewährt den Sinnen eine heitere, unterhaltende Zerſtreuung und macht einen freundlichen, wohlthuenden Eindruck. (Fortſ. folgt.)

Pariſer Theaterſchau.

Obſchon ſeit mehreren Wochen die Gemüther faſt ausſchließlich dem Prozeſſe der Republikaner vor der Pairskammer zugewandt und auf die Ver- und Entwicklungen dieſes politiſchen Dramas allein geſpannt waren, ſo ſind doch im Lauf dieſes Monats auf den verſchiedenen Pariſer Bühnen neue Stücke genug zum Vorſchein gekommen, wovon wir einzelne in einer gedrängten Ueberſicht zu analiſiren verſuchen wollen. — Das Theater des Palais-Royal gab unter dem Titel Manette ein Vaudeville in einem Act von Gabriel und Bayard. Manette iſt ein ausgelaſſen luſtiges Dorfmädchen, welches ihren verſchiedenen Liebhabern das ſchweizeriſche Kilchgehen erlaubt, zweien oder dreien davon aber eine Naſe dreht. Dafür wird ſie von Allen, die um ihre Hand angehalten haben, verlaſſen; aber ihre Schweſter, Madame Valentin, die Poſtmeiſterin des Orts, und eine kluge, geſcheute Frau, wenn es je eine ſolche Frau auf Erden gab, benutzt ein Quid pro quo, um Manetten an den Müller Tourniquet zu verheirathen. Einzelne Scenen des Stücks ſind mit vielem Witz und Laune geſchrieben und machen oft herzlich lachen, — weiter verlangt ja das Theaterpublikum des Palais-Royal nichts. — Nach Manette erſchien *la Croix d'or*, eine Komödie in zwei Akten von Rougemont und Dupeuty. Chriſtine, ein junges Mädchen aus der Umgegend von Melun, erbietet ſich, denjenigen unter den Bauernburſchen zu heirathen, der anſtatt ihres Bruders Soldat werden wolle, welchen die Konſkription vom Jahre 1812 getroffen hat. Als Unterpfand, daß ſie ihr Verſprechen halten werde, bietet ſie ein kleines goldnes Kreuz, welches eine Haarlocke ihrer Mutter einſchließt, und betheuert hoch und heilig, den Stellvertreter ihres Bruders, wer er auch ſein möge, zu ehelichen, wenn er ihr vor Verlauf von zwei Jahren das Kreuz wiederbringe. Leider ſtellt ſich Niemand; ſchon hat der Bruder ſein Bündel geſchnürt und will ſich auf den Weg machen, als der Sergeant erſcheint und ihm ſeinen Dienſtabſchied einhändigt. Es hat ſich Jemand gefunden, der unter den angegebenen Bedingungen in den Dienſt treten will; Chriſtine, voller Freuden, übergibt dem Sergeanten das Kreuz und bittet ihn, dem Unbekannten vielmals zu danken. — Im zweiten Akt ſind 2½ Jahre vorüber; wir werden in den Anfang des Sommers von 1814 verſetzt. Der Mann des Jahrhunderts iſt von dem Gipfel ſeiner Macht herabgeſunken und einzelne übriggebliebene Trümmer ſeines Heeres ſuchen hie und da in den zerſtreuten Dörfern und Weilern ihrer Heimath einen ſchützenden Zufluchtsort gegen den andringenden Feind. Unter den Soldaten, welche die Bewohner von Croiſſy — ſo heißt der Ort, wo die Handlung vor ſich geht, — gerettet haben, iſt ein junger Offizier, welcher in dem Hauſe Chriſtinens eine freundliche Aufnahme gefunden hat und bald die Liebe des jungen Mädchens gewinnt. Als dieſer ihr aber einen Heirathsantrag macht, lehnt ſie ihn ab, feſt entſchloſſen, ihr Verſprechen zu halten. Der Offizier erzählt ihr, daß er es ſei, welcher im J. 1813 anſtatt ihres Bruders eingetreten; Chriſtine verlangt das Kreuz; aber der junge Mann, zu Wilna beſinnungslos unter die Todten geworfen, iſt völlig ausgeplündert worden, und kann daher unmöglich das Kreuz ſchaffen. Chriſtine betrachtet dieſe ganze Geſchichte als eine zwiſchen dem jungen Offizier und ihrem Bruder verabredete Fabel, zumal da der zurückkehrende Sergeant Gautier ihr den Tod des unbekannten Stellvertreters meldet, und ſie dadurch noch in ihrem Vorhaben beſtärkt. Am Ende aber erkennen ſich der alte Sergeant und der junge Offizier wieder, und das Ganze nimmt ſonach die glücklichſte Wendung. — Der Stoff dieſer Komödie iſt aus einer Novelle gezogen, welche ein talentvoller Schriftſteller, Maurice Saint-Aguet, vor einem Jahre unter dem Titel *l'If de Croissey* herausgegeben hat. Wir bemerken hier, daß nach derſelben Novelle gleichzeitig mit der Croix d'or des Palais-Royal noch zwei Bühnenſtücke bearbeitet worden ſind. Für das Vaudeville-Theater haben Brazier und Mélesville gleichfalls ein Vaudeville mit dem Titel *la Croix d'or* geſchrieben, welches unbedingt nach demſelben Muſter gezeichnet und ſogar im Einzelnen wenig von dem andern verſchieden iſt, da die Verf. beider Stücke einen guten Theil der Dialogs der Novelle ſelbſt entlehnt haben. Endlich hat das Théâtre des Variétés unter dem Titel *l'If de Croissey* ein Vaudeville in 2 Akten zur Aufführung gebracht, welches aus derſelben Quelle, wie die beiden vorigen Stücke, geſchöpft worden. Der Hauptfehler der Novelle und folglich auch der Stücke, denen ſie als Vorbild gedient, iſt der Mangel an Intereſſe; ſobald der Zuſchauer den Stellvertreter wieder aus dem Kriege zurückgekehrt ſieht, kann er ſich nicht mehr für ſein verlornes Pfand und die Beraubungsgeſchichte intereſſiren. Die Verf. des zuletzt genannten Stucks haben dies auch gefühlt und das Intereſſe dadurch zu ſteigern verſucht, daß ſie im zweiten Akt das Kreuz zufällig in die Hand eines Andern fallen ließen, der nun ſeine Anſprüche auf die Hand Chriſtinens dem eigentlichen Stellvertreter ſtreitig macht, welches zu ganz ſpaßhaften Verwechslungen Anlaß gibt. Alle 3 Stucke ſind indeß beifällig aufgenommen worden, wozu einige geiſtreich geſchilderte und brav durchgeführte Scenen jedesmal hinreichen. — Auf dem Vaudeville-Theater ſind außer der Croix d'or noch drei neue Stücke zur Aufführung gekommen. Das erſte davon iſt betitelt: *la Chasse aux maris*, Vaudeville in einem Akt von Lurine und Solar. Der Inhalt dieſes Vaudevilles iſt voller Schlüpfrigkeiten. Eine unverſtändige Mutter will mit aller Gewalt ihre drei Töchter verheirathen und bietet ſie, eine nach der andern, einem jungen Manne an, den ſie für einen Millionär hält. Dieſer benutzt die niedrige Denkungsart der Familie, um von allen drei Schweſtern zu erhalten, was das Geſetz und die Sitte verbietet, und daraus erfolgt am Ende die nothgedrungene Heirath des Verführers mit einer der drei Mädchen. Sprache und Darſtellung des Stücks ſind von der Art, daß ſie einen Polizeidiener erröthen machen können; das Publikum hat auch zu verſchiedenen Malen ſeine Mißbilligung auf eine unzweideutige Weiſe an den Tag gelegt.

(Fortſetzung folgt.)

№ 134. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 9. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. [illegible]

(Fortſetzung.)

Lange ſprach noch der Marſchall in dieſem Tone, und entließ endlich die Anweſenden. — —

Es war am Morgen des folgenden Tages, als der Kapitän Lepelletier ſich, in Begleitung eines Trompeters, auf dem Wege nach Saragoſſa befand; der Marſchall hatte befohlen, daß er eine Aufforderung zur Übergabe der Stadt an den in der letztern kommandirenden General, Palafox y Melzi, befördern, und wo möglich eine Unterredung mit ihm zu erhalten ſuchen ſolle. — Langſam näherte ſich der Hauptmann der feindlichen Stadt. Es lag dem geſchickten Ingenieur ſehr viel daran, das Terrain auf's Sorgfältigſte zu erforſchen. Die nächſte Umgebung, außerhalb der franzöſiſchen Angriffswerke, zeigte ſchon große Spuren der Verheerung; ſie mehrten ſich mit jedem Schritte vorwärts, und wurden furchtbar. Die Batterien der Belagerer hatten die ſchwachen Mauern der Stadt, die in Eil' aufgeworfenen Verſchanzungen, bereits an mehreren Stellen gebrochen. Die Kanonierſchaluppen hatten vor wenigen Tagen verſucht, die in der Nähe des Schloſſes Aljaferia, eines Außenwerks, errichteten franzöſiſchen Belagerungsarbeiten zu flankiren; ein furchtbares Feuer hatte ſie genöthigt, ſich zurückzuziehen, und ſie lagen jetzt, zum Theil in Wracks verwandelt, neben einander auf dem Ebro. Lepelletier bemerkte überdies, mit dem geübten Auge des verſuchten Kriegers, daß ein wohlgenährtes Feuer von wenigen Stunden hinreichen müſſe, zwei bereits begonnene Breſchen in der Face des Kloſters von San Joſe zu öffnen, und die Verſchanzungen des Kloſters von Santa Engracia waren bereits ſo weit zerſtört, um den Sturm mit Vortheil beginnen zu können.

Alle dieſe Bemerkungen hatten ſich dem Hauptmann aufgedrungen, ehe er noch die äußerſten franzöſiſchen Poſten verlaſſen hatte. Jetzt ſprang er auf die Bruſtwehr der zu äußerſt gelegenen franzöſiſchen Verſchanzung; er befahl dem Trompeter zu blaſen, und ließ ſein Schnupftuch im Winde flattern. In dieſem Augenblicke krachte ein Kanonenſchuß in der feindlichen Schanze, die Kugel fuhr ſauſend daher, rikochettirte, und ſetzte langſam, dem Auge ſichtbar, über die Bruſtwehr.

„Diable!“ rief Lepelletier lachend dem in der Verſchanzung kommandirenden Offiziere zu; „die Herren da drüben kümmern ſich eben nicht ſehr um Hugo Grotius Werk: de jure pacis et belli! — Ich will nur die Verſchanzung verlaſſen und näher gehen! Vielleicht nehmen ſie Vernunft an; wäre es auch nur, daß ſie einen Einzelnen nicht eines guten Kartätſchenſchuſſes werth halten.“

Lepelletier verließ die Schanze, und ging, mit hochgeſchwungenem Schnupftuche, eine kleine Strecke nach der feindlichen Seite zu.

Es dauerte lange, — faſt eine Viertelſtunde, — ehe er einen feindlichen Offizier auf der halbzerſtörten Umwallung des Kloſters von Santa Engracia erſcheinen und ihm mit einem weißen Tuche zuwinken ſah. — Raſch durcheilte der junge Krieger den Zwiſchenraum, und bald befand er ſich an der Seite des Spaniers. Es war derſelbe ein hagerer, ernſter Mann, im bereits vorgerückten Mannesalter. Seine Uniform war die des Geniekorps, die Borten auf derſelben — das Gradzeichen der ſpaniſchen Armee — bezeichneten ihn dem Range nach als Obriſten. Seine Ausſprache ließ merken, daß er kein Spanier von Geburt ſei, und bald überzeugte ſich Lepelletier, daß er ſich einem Landsmann, einem Emigranten, wahrſcheinlich dem tapfern St. Genis gegenüber befand.

„Was wollen Sie? — Was bringen Sie? — Ich glaubte, wir könnten nur durch den Mund der Feuerſchlünde verhandeln!“ war die barſche Anrede des feindlichen Offiziers.

„Der Herzog von Montebello hofft, durch Verhandlungen beſſerer Art eine Stadt vor dem Untergange und den Gräueln des Sturms zu bewahren!“ erwiederte der Hauptmann. — „Kann ich den Kommandirenden ſprechen?“ —

„Eine perſönliche Unterredung iſt überflüſſig! — Haben Sie etwas Schriftliches?“ entgegnete jener.

„Ich habe allerdings einen Brief; doch der Marſchall hat mir ausdrücklich befohlen, ihn perſönlich dem General Palafox zu übergeben.“

„Ich bin der Chef des Geniekorps!“ erwiederte jener. „Überliefern Sie mir das Schreiben, und erwarten Sie hier die Antwort.“

„Ich muß auf perſönlicher Übergabe beſtehn!“ ſagte Lepelletier feſt, doch ſich achtungsvoll verbeugend. — „Nur in dem Falle, daß General Palafox dies ablehnte, und daß Sie dies mir auf Ehrenwort verſicherten.“ —

„Das iſt nicht der Fall!“ fiel der feindliche Offizier mit verdrüßlicher Miene ein. „Beſtehen Sie darauf, ſo will ich Sie zu der unnützen Unterredung geleiten laſſen; ich halte es indeß für meine Pflicht, zu bemerken, daß ich Ihre Perſon, trotz Ihrer Eigenſchaft als Parlementair, in Mitte einer zur Verzweiflung gebrachten Bevölkerung, nicht geſichert halte.“

„Dies darf mich nicht abhalten, meine Pflicht —“

„Wohlan, Don Ramon de Torrealta!“ ſprach der Obriſt zu einem hinzutretenden Offizier; „bringen Sie den Herrn nach dem Palaſte der Junta.“

„Ich wünſchte den Kommandirenden allein —“

„Er kann Sie nur Angeſichts der Junta ſprechen!“ ſagte der Obriſt, ſich leicht verbeugend, indem er unſerm Bekannten den Rücken kehrte und aus der Schanze ging.

„Ich müßte Ihnen nach Kriegsgebrauch die Augen verbinden laſſen,“ hob der Offizier, der bei dem Hauptmann geblieben war, zu ſprechen an, indem er höhniſch dazu lächelte; „wir verachten jedoch dieſe kleinliche Vorſicht. — Iſt's gefällig, ſo gehn wir!“ —

Lepelletier verbeugte ſich, und ſie gingen.

Indem der Hauptmann durch Reihen düſter blickender ſpaniſcher Soldaten nach dem Kloſter Santa Engracia zuſchritt, ſah er mit Zufriedenheit, wie wirkſam das Kanonenfeuer der Belagerer geweſen war. Auf manchen Punkten waren die Palliſaden des bedeckten Weges hinreichend zerſchmettert, um, für den Fall des Sturmes, ſchnell mit einigen Axthieben aus dem Wege geräumt zu werden, an andern war die Bruſtwehr dergeſtalt von den Kugeln zerwühlt, daß man kaum noch deren Form erkennen konnte. Zwar hatte man die Lücken bereits durch Schanzkörbe, Sandſäcke und dergleichen geſtopft, man ſah indeß der ſchwachen Abhülfe die Nachtarbeit und die Eile, mit der ſie vollbracht worden, bei dem erſten Blick an. — Lepelletier trat jetzt, mit ſeinem ſchweigend neben ihm wandelnden Begleiter, aus der Enceinte der Feſtungswerke in das Innere der Stadt. Ein ſo ſonderbarer als entſetzlicher Anblick erwartete ihn hier. Ein furchtbares Gerücht, dem man bis dahin im franzöſiſchen Lager nicht Glauben ſchenken wollte, war dennoch gegründet geweſen. Dicht hinter den edlen Kriegswällen, die der Heldenmuth der Arragonier rings um die Stadt emporgethürmt, ſtand eine Reihe Galgen in langer Linie. Eine Anzahl Bewohner der Stadt, jedes Standes, jedes Alters, und unter ihnen ſelbſt Frauen höheren Alters, ſo wie junge Mädchen, hingen an ihnen. Die Unglücklichen hatten nichts verbrochen, als daß ſie in Mitte der Gefahren, die ſich um ſie häuften, ſich ſchwach gezeigt, oder die barbariſchen Häupter der Inſurrektion durch irgend ein übel ausgelegtes Wort, eine unüberlegte Geberde zum Zorne gereizt hatten. — Mit verächtlichem Lächeln, ohne jedoch ein Wort zu ſagen, blickte der Spanier auf Lepelletier, in deſſen Blicken ſich Entſetzen und Abſcheu kund gab. —

Die Wandelnden betraten nun das Innere der Straßen. Der Hauptmann erſtaunte über die Vertheidigungsanſtalten, wie ſie ſein Auge bis dahin noch nie geſehen. Die engen, düſtern, gekrümmten Gaſſen, in denen kein Fenſter, — ſie waren alle vermauert worden, — ſondern nur hunderte von Schießſcharten zu ſehen waren, boten einen ganz ſeltſamen Anblick dar. Da der Weg, um den aus Erde hoch aufgeworfenen Traverſen auszuweichen, bald rechts, bald links, bald ſcheinbar rückwärts ging, ſo hatte Lepelletier Mühe, ſeinem Geiſte ein Bild des Labyrinths, in dem er wandelte, einzuprägen, doch gab ihm die Richtung des Coſſo, den er mit ſeinem Gefährten dann und wann durchſchnitt, ſo wie die mächtigen Mauern des Kloſters von Santa Monica, die er zur Seite hatte, die Überzeugung, daß wenn man durch Minen in das Innere dränge, man den unterirdiſchen Weg vorzüglich parallel mit dieſer Straße nach jenem Kloſter wählen müſſe, weil das letztere einen ungemein wichtigen Haltpunkt für die Angreifer gewähren könne.

(Fortſ. folgt.)

Die Gemälde-Ausſtellung in Frankfurt a. M.

(Fortſetzung.)

Da wir von drei ſchlechten Porträts ſprachen, (denn die eben erwähnten Gemälde von Stieler und Hitz gehören unter die Rubrick des Porträt) ſo wird es uns der geneigte Leſer wohl nicht übel nehmen, wenn wir ihm unmittelbar nach jenen ein paar gute nennen, an welchen beinahe eben ſo viel zu loben iſt, als an den erſteren zu tadeln war. — Man wird es übrigens hoffentlich bereits bemerkt haben, daß wir nicht den deutſchen Profeſſor ſpielen, welcher über eine Kunſtausſtellung keine drei Zeilen ſchreiben könnte, ohne vorher ein, wenn auch an und für ſich löbliches, tabellariſches Syſtem aufzuſtellen, in welchem die Künſtler nicht viel beſſer behandelt würden, als die Thiere, Pflanzen und Steine in einer wohlconditionirten Naturgeſchichte; ſo ein Profeſſor würde ungefähr auf folgende Art verfahren: I. Genus: Hiſtorienmalerei, Species A: hiſtoriſche-Hiſtorienmalerei, Species B: hiſtoriſch-romantiſche-Hiſtorienmalerei, Species C: hiſtoriſche Scenenmalerei, nach den Werken deutſcher, griechiſcher und kalmukiſcher Dichter, Species D: hiſtoriſche Genre-Malerei, Species E: religiöſe-Hiſtorienmalerei, Species F: allegoriſche Hiſtorienmalerei u. ſ. w. doch halt! der deutſche Haarzopf iſt bekanntlich unſterblich. Aber was kümmert er uns? Wir ziehen keinen Bratenrock an, wenn wir die Gemälde-Ausſtellung beſuchen, wir ſchauen und gloſſiren blos, ſo gut wie jeder andere; das Syſtem muß einem überhaupt von innen herauswachſen, nicht von außen hinein, deßhalb verwundere ſich Niemand, wie ſich unſere Kreuz- und Queer-Sprünge mit unſern, manchen vielleicht etwas zu rigoros dünkenden Grundanſichten vertragen. — Doch wir kehren zu unſern Porträts zurück. Ein vortreffliches Bild, welches erſt ſpäter eingeſandt wurde, iſt ein großes Portrait (Knieſtück) von Doctor Heuß aus Mainz. Wir haben uns im Phönix bereits früher einigemale über Porträts dieſes Künſtlers ausgeſprochen, die entſchieden falſche Richtung tadelnd, in welcher er mehr der Mode und Affectation, als der jungfräulichen Würde der Kunſt gehuldigt hatte, wir haben ſtreng und ohne Rückſicht unſere Meinung ausgeſprochen, weil wir in dieſen Dingen von Rückſichten durchaus nichts hören wollen. Um ſo aufrichtiger und herzlicher freuen wir uns, dieſem neuen Werke des Künſtlers die gerechte Anerkennung ertheilen zu müſſen, daß er, als wäre er ein neuer Menſch geworden, hier beinahe gar keine Spur ſeiner früheren Verirrung blicken läßt, ſondern einen Ernſt, eine Tüchtigkeit, wovor wir Reſpect haben müſſen. Abgeſehen davon, daß ſich auch hier jene (an einem Porträtmaler ſehr ſchätzenswerthe) Gabe des Treffens findet, welche auch bei ſeinen früheren Leiſtungen als das einzige Verdienſtliche nicht abgeſprochen werden konnte, — offenbart ſich hier jener Fleiß in der Ausführung, ohne welchen kein Kunſtwerk als ſolches denkbar iſt, ferner eine nicht von der Oberfläche geſchöpfte, ſondern in das Bleibende des Charakters eingehende Auffaſſung, und endlich eine weiſe Sparſamkeit im Gebrauch jener Mittel, durch welche der Künſtler ſein Werk auch der Menge zugänglich macht. Kurz: das Bild erſcheint uns als ein erfreulicher Beweis, daß Heuß aus den Flegel- und Brauſe-Jahren (wenn man uns den Ausdruck geſtattet) in die Mannbarkeit und Männlichkeit eingetreten ſei, und daß man, wenn er auf dieſem ehrenvollen Wege fortſchreitet, von ſeinem Talent die ſchönſten Erwartungen hegen dürfe. Ein anderes, recht braves Bild iſt das Portrait des Componiſten Mendelſohn-Bartholdy, von Theodor Hildebrand in Düſſeldorf. Es iſt, was die Behandlung betrifft, auf einem ganz andern Wege, beinahe auf dem entgegengeſetzten, als das Heuß'ſche entſtanden; es iſt weicher, faſt möchte man ſagen: duftiger und ſchwärmeriſcher, eine Behandlung, welche ſich dem dargeſtellten Typus harmoniſch anſchmiegt.

Overbeck! an dieſen Namen knüpft ſich ein Abſchnitt in der deutſchen Kunſtgeſchichte. An dieſen mageren, blaß und kränklich ausſehenden Mann knüpft ſich die Erinnerung an die Emancipation der chriſtlich-germaniſchen Kunſt. Welche kindliche Keuſchheit, neben der Grazie eines Raphael, neben der Strenge eines Fieſole! Wir paralleliſiren nicht gerne, weil in Parallelen doch ſtets mehr oder minder eine Art von Spielerei iſt; wollten wir's aber, ſo könnten wir, Cornelius mit Michel Angelo, Heinrich Heß mit Leonardo, Veit mit Fra Bartolomeo vergleichend, auf unſere Thorwaldſen, Danneker, Rauch, Tiek, Schwanthaler u. ſ. f. nebenbei hinweiſend, das Ausland wohl fragen, was es der deutſchen Kunſt gegenüber zu ſtellen habe?! Wir brauchen nicht eitel auf ſie zu ſein, denn wir dürfen ſtolz auf ſie ſein. Es iſt eine ſchöne Zeit, unſere Zeit, — überall Rührigkeit, überall Streben, Wetteifer, — in der Kunſt, in der Literatur, im Leben. Es liegt etwas in unſerer Zeit, was an die Blüthenzeit der griechiſchen Freiſtaaten erinnert, wenn wir auch in Monarchien leben. — Overbeck iſt unter allen ſeinen künſtleriſchen Zeitgenoſſen vielleicht am meiſten typiſch geworden; ſein Genius hat ihn davor bewahrt, und bewahrt ihn noch, daß das, was uns aus jedem Bilde, aus jeder Handzeichnung Overbeck's als eigenthümlich in die Augen ſpringt, nicht Manier werde. Es iſt Styl. Auf der Kunſtausſtellung ſahen wir von Overbeck ein Gemälde: die Auferweckung des Lazarus, und eine Handzeichnung: Elias. Was aus beiden, als Compoſitionen, ſo wohlthuend und erquicklich weht, iſt die große Einfachheit und Klarheit derſelben. Der alte, abgedroſchene Lobſpruch über: „mit wenigen Mitteln vieles zu erreichen," gewinnt hier wieder Bedeutſamkeit. Alle dieſe Geſtalten, wie wir ſie hier finden, ſind uns, wenn wir andere Werke Overbeck's kennen, nicht fremd, ſie gehören einem Ideenkreiſe an, welcher alles Moderne abſtößt, ſie ſind ſogar legitime Kinder eines chriſtlich eingeſegneten Ehebündniſſes; aber ſie ſind die Grazie, die Liebenswürdigkeit ſelbſt, ihr Charakter iſt milde, ſinnige Ruhe, und wenn ſich auch bei ihnen der Affect einſtellt, ſo toben ſie nicht und ſchneiden keine Grimmaſſen, aber ſie verbergen ihn auch nicht, hinter eine kalte proteſtantiſche Prüderie. Overbeck iſt der malende Dichter des Katholicismus, und zwar nicht jenes abgeſchmackten Liguorianiſchen, ſondern des lebenswarmen ächt ſüdlichen. Das Religiöſe iſt bei ihm keine Kopfhängerei, ſondern Herzensſache. — Leopold Robert. Aus dem Gemälde, welches ſich von ihm auf der Ausſtellung befindet (italieniſche Räuber ſchleppen Frauen mit ſich fort) findet man den Maler der „Erntefahrer" nicht heraus; man begegnet dem Franzoſen, der ſeinen Talma und ſeine große Oper nicht ganz vergeſſen kann.

(Fortſetzung folgt.)

Die Eſelin zu Verona.

O Eſelin, o Eſelin,
Wie hält man dich in Ehren!
Das kann die Chronik und Legend
Am beſten jeden lehren.
Exempli cauſa führ' ich an,
Die Eſlin zu Verona.

Ein frommer Seher trieb ſie einſt,
Von Salem auf die Auen,
Auf daß die Gläub'gen allzumal
Die Eſ'lin möchten ſchauen.
Drob lief die Eſ'lin hin und her,
Die Eſ'lin zu Verona.

Jn Paläſtina zog ſie lang,
Doch ohne viel Spektakel,
D'rum ſuchte ſie die Fremde auf,
Dort ward ſie ein Mirakel,
Dort ſah man ſie im Glorienſchein.
Die Eſ'lin zu Verona.

Wie es geſchah, das weiß ich nicht,
Sie ſah viel Länder und Meere
Und, wo ſie hinkam, erzählt man ſich
Gar manche Wundermähre,
Die Pfaffen und Mönche kennen genau
Die Eſ'lin zu Verona.

Der Adler, der die Blitze trug,
Dem alten Griechengotte,
Der war nur eitel Prieſtertrug,
D'rum fraß ihn Wurm und Motte,
Doch nicht alſo die Eſelin,
Die Eſ'lin zu Verona.

Man zeigt noch heute ihr Skelett
Jn großen Prozeſſionen,
Die todte Eſ'lin reich verziert,
Mit Goldgeſchmeid und Kronen;
D'rum lob' ich mir die Eſelin,
Die Eſ'lin zu Verona.

Ludwig Wihl.

Pariſer Theaterſchau.

(Fortſetzung.)

Mit deſto ungetheilterem Beifall iſt dagegen das zweite Stück aufgenommen worden: *les Boudeurs*, Komödie in 3 Akten von **Delongpré**. Der Verf. hat in ſeiner Komödie als Mann von Geiſt und Talent ſeine Zeit und Mitwelt in freimüthigen, kräftigen und geiſtreichen Zügen abkonterfeit. Er beginnt mit der Schilderung des alten Adels nach der Julirevolution; er zeigt ihn uns in ſeinen Schlöſſern, ſchmollend gegen den bürgerlichen Hof, der nach dem Volke riecht, Händedrücke austheilt, mit dem Regenſchirme in Paris ausgeht, und vom Balkon des Palais-Royal die Marſeillaiſe ſingt. Allmählich aber bekehrt ſich der Hof; er ſucht da, wo es nur immer angeht, den Legitimen zu ſpielen, buhlt um die Gunſt der fremden Mächte und ſingt keine patriotiſchen Arien mehr, ſondern gibt Konzerte und Feſte bei Hof, wo ſtrenge auf Etikette gehalten wird. Da bemerkt der alte Adel, daß man bei Hofe auch ohne ſie tanzen, ſchmauſen und vergnügt ſein kann, worüber die jungen Fräulein, die leckerhaften gnädigen Frauen und die ehrgeizigen gnädigen Herrn ſich ſehr langweilen. Die Boudeurs kommen wieder nach Paris und ſuchen ſich dem neuen Hofe zu nähern; ſie nehmen die Einladung auf einen Hofball an, aber zu ihrem größten Leidweſen finden dort die Marquiſinnen und Herzoginnen noch die Eindringlinge der Bourgeoiſie, nämlich die Krämersfrau Dugeorge und den Schneider des Herrn Grafen v.... Sie witzeln über den Spießbürger, aber der Schneider, Wähler und Kolonel in ſeinem Bataillon der Nationalgarde, nimmt es übel auf, daß er als Proletaire behandelt wird; er ſagt denen, die ihn über die Achſel anſehen, ganz pathetiſch: „Apprenez, grâce à nos glorieuses jours, il n'y a plus d'aristocrates en France! aux yeux de la loi *tous les riches sont égaux*." Dieſe Erklärung ſtellt aber die Boudeurs keineswegs zufrieden; ſie wollen im Gegentheil wieder abreiſen, aber man verſpricht ihnen einträgliche Ehrenämter, dem Vater einen Orden, der Tochter eine reichliche Ausſteuer und der bürgerlichen Kanaille die Hetzpeitſche, welches die Boudeurs endlich beſtimmt, ſich mit der jüngeren Bourboniſchen Linie wieder auszuſöhnen. — Das dritte Stück iſt betitelt: *Cornaro, tyran pas doux*, eine Parodie in Verſen auf das Hugo'ſche Drama: *Angelo, tyran de Padoue*. Das Ganze iſt nur eine burleske Nachahmung des letzten V. Hugo'ſchen Dramas, im Allgemeinen langgedehnt und weitſchweifig, an einzelnen Stellen*) nicht ohne Witz. Immer bleibt dies Stück eine brutale Kritik; wenn man einen ſo verdienſtvollen Schriftſteller, wie V. Hugo, angreift, ſo fordert die kritiſche und moraliſche Gerechtigkeit, dem bittern Tadel ein Milderungsmittel beizumiſchen.

Das Théâtre français hat in dieſem Monat auf Befehl des Handelstribunals die Komödie von **Laverpillière**: *les deux Mahometans* betitelt, zur Aufführung gebracht. Der Verf. konnte die Aufführung einer frühern Komödie: *l'homme et son écrits*, gleichfalls nur durch ein gerichtliches Erkenntniß erzwingen, und es wird ihm mit dieſem zweiten Stücke nicht beſſer, als mit dem erſten ergehen, welches etwa ſechs Vorſtellungen erlebte. Die Scene der beiden Mahomedaner ſpielt in Neapel, und es handelt ſich in dem Stücke um zwei türkiſche Kaufleute, welche gerade Geſchäfte nach dieſer Stadt geführt haben, im Augenblick, wo ein Ausbruch des Veſuvs bevorſteht; die leichtgläubige Menge, aufgehetzt von einem Fanatiker, Namens Pedro, wirft den beiden Mahomedanern die Schuld dieſes Unglücks vor und will ſie ins Meer werfen; nur mit Mühe gelingt es, den Unſchuldigen das Leben zu retten. Das Stück ſelbſt, geſchrieben in einer etwas rauhen, aber ironiſchen Sprache, enthält eine ziemlich ſtarke kauſtiſche Doſis und edle, philoſophiſche Gedanken; auch iſt es vom unpartheiiſchen Theile des Publikums günſtig aufgenommen worden, trotz der Lücken und Beſchneidungen, welche die Schauſpieler ſelbſt zu machen ſich erlaubt haben. — **Vanderburg** hat mit dem Théâtre français gleichfalls einen Prozeß geführt wegen ſeines Dramas *Jacques II.*, welches nach zehn Vorſtellungen vor drei Jahren verboten wurde. Das Handelstribunal hat zu ſeinen Gunſten entſchieden und die Direktion wird genöthigt ſein, das Stück zur Aufführung zu bringen, dabei aber zugleich alle Anſtalten treffen, den litterariſchen Ruf ſeines Verf. zu untergraben. — Jm Gymnaſe iſt ein neues Stück von **Scribe** gegeben worden: *une chaumière et son coeur*, Komödie in drei Akten. Sämmtliche Theaterſtücke Scribe's tragen das Gepräge der modernſten Gegenwart. Der Verf. aber bringt ſeine Zeitgenoſſen und ſeine Epoche nicht auf die Bühne, wie Molière, welcher den Muth beſaß, beide in ihren Blößen und Schwächen zu zeigen und ihnen das Siegel der Schande aufzudrücken, da wo ſie es verdienten; ſondern ſeine Gemälde ſind eben ſo viele Geſchichten und Scenen des gewöhnlichen, alltäglichen Lebens. Er ſchildert ſeine Helden als die habituellen Typen der Geſellſchaft und hütet ſich ſorgfältig, ihnen eine poetiſche Figur zur Seite zu ſtellen, welche eine großartige Jdee vertritt; in ſeinen Stücken ſehen wir zwar Tartufe, niemals aber Cleanthes; oder wenn Scribe ja einmal einen Großmüthigen in ſeinen Werken vorbringt, ſo iſt es ſicher ein Millionär, der bei ſeinem Edelmuthe weder einen Zweck, noch einen Beweggrund hat, ſondern Gold und Wohlthaten mit vollen Händen aus Laune, Leidenſchaft oder Stolz ſpendet. Das niedere Volk erſcheint nach Scribe als eine konkrete Beſtie, die gezähmt und gezügelt werden muß. Wenn aber auch die ungebildete, rohe Maſſe des Volks in den letzten Jahrhunderten ſich wenig geändert haben mag und einer höhern Bildung unzugänglich geblieben iſt, ſo liegt doch in ihr noch ein unverwüſtlicher Grund von religiöſer Geſinnung, Sitte und Arbeitſamkeit, welches ihr in allen Ländern einen beſtimmten, abgeſchloſſenen Charakter gelaſſen hat, den jeder Schriftſteller und Sittenmaler anerkennen muß, wenn er anders ein treues Bild von der Gegenwart geben und darauf bedacht ſein will, die Künſte, Theater und Poeſie in eine lebendige, bedeutungsvolle Beziehung zum innern Leben des Volks zu bringen. — Das neue Stück von Scribe iſt nicht nach dieſen Grundſätzen gearbeitet; es erinnert lebhaft an zwei ſeiner früheren Komödien: *les premières Amours* und *les Paysans* oder *les Plaisirs de la Campagne*, in welchen beiden Stücken er folgende Jdeen entwickelt: die erſte Liebe iſt ein Traum der Einbildungskraft; die Laune und der Augenblick laſſen ſie entſtehen; es gibt keine erſte Liebe. Was die ländlichen Freuden anlangt, ſo iſt das ein Gemeinplatz, den die Eklogenſchreiber gebrauchen; die Leute, welche pflügen, ſäen und ärndten, den Hacken, den Spaten und die Senſe führen, und aus Schüſſeln von gebranntem Ton eſſen, — haben keine Tugend und verdienen nicht unſere Liebe und Zuneigung. An die Entwicklung dieſer Jdeen ſchließt ſich nun *Une Chaumière et son coeur* unmittelbar an. Ein junger Lord hat bei einem ſeiner Pächter eine junge Waiſe, Miß Jenny, angetroffen, die ihm ausnehmend gefallen. Er nimmt die Waiſe zu ſich aufs Schloß, läßt ſie erziehen und bietet ihr zuletzt Hand und Herz. Jenny zögert mit der Einwilligung; ſie bittet ſich Bedenkzeit aus; denn ſie hat in ihrem jugendlichen Herzen eine lebhafte Zuneigung für John, den Pächterſohn, bewahrt, mit dem ſie zuſammen aufgewachſen. —

(Schluß folgt.)

---

*) **Anmerkung.** Schön ſind folgende Verſe:

Le meurtre et l'affreux suicide
Nous poursuivent partout de leur face livide;
Chatterton s'empoisonne...., au lieu de travailler;
Et quelle est la morale? enfin.... un escalier,
Escalier curieux, espèce de symbole,
Qui semble nous montrer, comme l'art dégringole....

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 135. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 10. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von E. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

Die Schritte der Wandernden beſchleunigten ſich indeß immer mehr. Der Pöbel war, aufmerkſam gemacht durch die franzöſiſche Uniform, in Haufen aus den Häuſern geſtürzt, und erfüllte mit Schimpfreden und Geſchrei die Luft. Bei alledem war es mehr der Spanier, welcher ſeine Schritte verdoppelte, wie unſer Bekannter; denn alle Augenblicke erregte ein ſonderbarer Auftritt ſeine Neugierde. Hier hatte Einer das Kindlein Jeſu oder die santissima Virgen, mit einer großen rothen Kokarde geziert, über ſeiner Thüre angebracht, um ſein Haus vor den feindlichen Kugeln zu ſchützen, dort haranguirte ein bärtiger Kapuziner, den blanken Säbel in der einen, ein kleines Kreuz in der andern Hand, die fanatiſche, den Eckſtein, auf dem der Prediger ſtand, umlagernde Menge, an einem andern Orte ſah er lange Reihen Frauen, unter ihnen viele der höhern Stände, und von der Gräfin von Burita, — ſo nannte ſie des Hauptmanns Begleiter, — angeführt, mit Körben mit Munition beladen, nach den Wällen wandern, endlich erblickte er ſogar einen Zug Mönche aller Orden, mit Säbeln umgürtet, und Karabiner in den Händen, auf die Wache ziehen. — Der Pöbel drängte indeß immer ſtärker. Das Geſchrei: Carazo! — Carazo demonio! — verwandelte ſich endlich in: Vencer ó morir! und am Ende in ein wüthendes: Mueran! — mueran los Franceses! — Es war hohe Zeit, daß Lepelletier und ſein Begleiter in ein großes düſteres Gebäude traten, das letzterer als den Palaſt der Junta bezeichnete, und deſſen Thorweg ſich ihnen ſchloß. — — —

Die Wachen, die in den düſtern Gängen, in den gewölbten Hallen, den kleinen, mit Säulengängen umgebenen Höfen lagerten oder auf- und abwandelten, boten einen ziemlich ſonderbaren Anblick. Sie kamen dem, an die Nettigkeit des Kriegers gewöhnten Auge des Hauptmanns mehr wie eine Räuberbande, als wie Soldaten vor. Nur ſelten ſah man eine weiße Uniform mit farbigem Aufſchlag. Die Mehrzahl trug braune Jacken, hier und dort wohl mit bunten, den Ärmeln eingeſetzten Tuchſtücken verziert; ſpitze, ſchwarze Filzmützen mit Sammtumſchlag, der ſich, zu einem ſonderbaren Horne geformt, vorn herüberbog, hin und wieder auch nur ein Haarnetz, waren die Kopfbedeckungen. Einen rothen Lappen, in Form einer Schärpe, hatte faſt ein Jeder um die Hüften, einen Lederlappen um die Beine gewunden; die Fußbekleidung war eine Art Sandalen von Espartograſe. — —

Der Kapitän und ſein Begleiter traten endlich in eine Art ſchmutzigen Vorzimmers, in dem eine Anzahl zerlumpter Kerls, jeder eine brennende Papiercigarre, von Form einer Pfefferdüte, im Munde, auf dem Eſtrich herumlagen. Der Begleiter des Hauptmanns wechſelte einige Worte mit Einem derſelben; langſam erhob ſich dieſer, ging in ein anſtoßendes Gemach, aus dem laute Stimmen erſchallten, und kam nach wenig Momenten, die Thüre offen laſſend, wieder heraus. Lepelletier und ſein Begleiter traten ein. In Mitten eines düſtern, ziemlich unreinlich ausſehenden Saales, deſſen Wände ſo grau und kahl, als der Gipseſtrich des Bodens waren, ſtand eine lange, mit grünem

Tuche bedeckte Tafel, auf der ſich, außer Schreibzeug und einigen Papieren, ein Kruzifix befand. Auf ſchlechten Rohrſtühlen, rings um den Tiſch, ſaß eine ziemlich ſonderbare Geſellſchaft. Zu oberſt der Tafel befand ſich ein Mann von kaum mittlerem Alter, in der glänzend geſtickten Uniform eines Mariscal del Campo (Generalmajor.) Die Züge deſſelben deuteten auf Kraft, doch weniger auf Geiſt. Es war der berühmte Palafox. — Ihm zur Seite hatte ſein Adjutant Butron Platz genommen. Unmittelbar neben Letzterem befanden ſich zwei Prieſter. Der eine derſelben war ein ältlicher Mann mit kahlem Haupte und ziemlich ſanften Zügen. Es war der Pater de la Conſolacion. Der Pfarrer von St. Gil, der ihm zur Seite ſaß, war dem Äußern nach ganz das Gegentheil ſeines Gefährten. Geiſtlicher Stolz und Härte lagerten auf dem breiten, rothen, glänzenden Geſicht. — Dicht neben ihm ſaßen drei Männer aus den niedern Volksklaſſen, die aber bei'm Pöbel in großem Anſehn ſtanden. Zwei davon waren Handwerker, der eine Tio Jorge, der andere Tio Marin genannt. — Die Benennung Tio (Oheim), welche in Spanien häufig Perſonen höheren Alters, und nur denen der untern Stände, ſolchen, die man nicht füglich Sennores nennen kann, gegeben wird, hat zugleich etwas Vertrauliches, Schmeichelhaftes, und es würde zur Zeit der Belagerung Saragoſſa's dem Einwohner höhern Standes, der dieſe Benennung den beiden wilden Plebejerhäuptlingen beizulegen vergeſſen hätte, übel bekommen ſein. Haltung, Benehmen, Kleidung bezeichneten hinreichend die Volksklaſſe, der die beiden Männer angehörten. Dies war auch übrigens mit dem dritten, ihnen zur Seite ſitzenden, dem Limonadenſchenken vom Coffe, der Fall, nur daß er, der bei dem Pöbel für einen ganz vorzüglichen Witzbold galt, ein weniger düſteres Anſehn hatte, als ſeine Nachbarn, deren harte Züge ſich nie zu einem Lächeln verzogen, und daß ſein ſchielendes Auge faſt weniger widrig und abſtoßend war, als das wildblickende, von langen grauen Brauen beſchattete jener beiden. —

Noch befand ſich am untern Ende der Tafel ein junger Mönch; da er aber den Eintretenden den Rükken zugekehrt hatte, und, wie in tiefem Nachdenken befangen, den Kopf in die hohle Hand ſtützte, ſo konnte Lepelletier nicht in deſſen Geſicht ſchauen.

„Was bringen Sie? — Warum ſendet mir der Marſchall einen Parlementair, da ich mir doch ausdrücklich jede Verhandlung verbeten habe?" fuhr Palafox den Hauptmann an.

„Es iſt die Menſchlichkeit, die ihn dazu veranlaßt!" entgegnete Lepelletier, indem er ſeine Depeſche überreichte.

„Ich verlange, daß der General mit dem Franzoſenhunde ſpaniſch rede!" rief Tio Jorge, indem er mit der ſchwielenbedeckten Fauſt auf den Tiſch ſchlug. „Hier darf nichts Geheimes verhandelt werden."

„Recht, Gevatter!" fiel Tio Marin ein. „Wir ſind Alle Mitglieder der Junta; Einer ſo gut wie der Andere."

„Wenn er aber nur franzöſiſch bellen kann, der da? — He? — Wie dann?" rief der Limonadenwirth.

„Schweig' ſtille, Blas! — Sei ruhig, Plappermaul!" ſchrie Tio Jorge. — „Der Franzoſe braucht gar nicht zu reden. — Der General ſoll uns den Brief leſen."

„Ich widerſetze mich der Erbrechung des Schreibens!" rief der Pfarrer von St. Gil. „Es muß gar keine Gemeinſchaft ſein mit den Verruchten; es ſei denn, daß jener ketzeriſche Soldat, — ein ſolcher iſt er gewiß, — uns vorher mittheilt, was in dem Briefe ſteht." —

„Kennen Sie den Gegenſtand der Mittheilung?" fragte Palafox unſern Bekannten. — Der Adjutant Butron wiederholte die Worte des Generals in ſpaniſcher Sprache.

„So viel mir bekannt, iſt es eine Aufforderung, die ſchlechtbefeſtigte Stadt zu übergeben!" erwiederte der Hauptmann. „Wie Sie wiſſen, bedarf es nur weniger Kanonenſchüſſe noch, um drei gangbare Breſchen zu eröffnen. Der Marſchall will die Stadt vor den Gräueln eines Sturmes bewahren."

Kaum hatte der Adjutant die Worte des Hauptmanns auf ſpaniſch wiederholt, als ein furchtbarer Lärm ſich erhob. Alle ſchrien durch einander.

„A baxo los Franceses!" rief Tio Marin. „Stoßt ihn nieder, den franzöſiſchen Hund, der hierher kommt, uns zu verhöhnen!"

Tio Jorge konnte vor Zorn kein Wort herausbringen; er biß vor Wuth in ſeinen Mantel.

„Werft den Franzoſen zum Fenſter hinaus; er kommt dann um ſo geſchwinder ins Freie!" ſchrie der Limonadenſchenke.

Der Hauptmann wußte ſich im erſten Augenblicke nicht zu erklären, was den furchtbaren Lärm veranlaßt hatte.

„Die Leute geberden ſich ſehr ſonderbar!" ſagte er zu Palafox; „ich weiß nicht, was ſie ſo in Wuth verſetzen konnte."

„Es iſt die unnütze Aufforderung, welche Sie überbracht haben!" erwiederte der General. „Hier! — Nehmen Sie die Depeſche unerbrochen zurück, und entfernen Sie ſich."

„Nimmermehr!" rief der Pfarrer von St. Gil, der die Worte des Befehlshabers verſtanden hatte. „Der Franzoſe darf Saragoſſa nicht lebendig verlaſſen. Er iſt der Widder, der ſich in der Hecke gefangen hat, und ſo ſoll er auch das Opfer ſein."

„Freilich! — Freilich!" rief Tio Jorge. „Der Hochwürdige hat Recht! — Man muß einen Schwenkgalgen auf der Breſche von Santa Engracia errichten, und den Franzoſen daran hängen."

„Ich widerſetze mich jeder Mißhandlung dieſes Ofſiziers!“ fiel Butron ein. „Er iſt als Parlementair auf Treu und Glauben in die Stadt gelaſſen worden.“

„Auch ich bin der Meinung, daß er unverletzt entlaſſen werden muß!“ ſetzte der Pater de la Conſolacion hinzu.

„Was muß ich hören?“ ſchrie der Pfarrer von St. Gil. „Wenn der Sennor Adjudante ſolche Reden führt, ſo thut er es als ein Weltkind, falls er nicht — was die Heiligen verhüten wollen — ein Verräther iſt; doch Ihr, Padre, Ihr — Nehmt Euch in Acht! — Haeretico non est servanda fides! — Das ſage ich, und darauf will ich leben und ſterben!“ —

„Der Franzoſe muß hängen!“ brüllte Tio Marin. „Ein Verräther der, der es anders will.“

„Ja, hängen muß er!“ rief der Limonadenſchenke. „Und damit ein Spaß dabei iſt, ſo muß man ihm ſeine Depeſche in die Hand geben, oder in den Mund ſtecken, wenn er aufgeknüpft iſt. Das wird ein komiſcher Anblick ſein!“ — (Fortſ. folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Fortſetzung.)

Eine kleine, aber ausgewählte Bibliothek, welche die neueſten Tageserſcheinungen der franzöſiſchen und engliſchen Literatur enthält, eine Sammlung der allerneueſten Kupferſtiche und Lithographien und ein Billard ſind in den anſtoßenden Gemächern vertheilt und ſorgen außerdem noch für die geiſtigen und gemächlichen Bedürfniſſe auf die anſprechendſte und reichhaltigſte Weiſe. Unſer deutſchbürgerlicher und adliger Luxus iſt im Vergleich mit dem Pariſer ſo kleinlich, ſchwerfällig und alltäglich, daß wir uns nicht wohl eine richtige Idee von dieſer Pracht und Gemächlichkeit machen können. Bei uns zu Lande begreift man das Vergnügen und den Vortheil, reich zu ſein und unermeßliche Schätze zu beſitzen, nie in ſeinem ganzen Umfange; unſere Reichen und Vornehmen machen auch großen Aufwand, aber ſie behalten dabei ihren hochmüthigen Stolz, welcher ihren eignen und andrer Leute Genuß ſtört; erſt in den Salons und Prunkgemächern der Pariſer Reichen begreift man jene Eitelkeit des Rangs und Reichthums, welche ſo glänzend und liebenswürdig ſein können, wenn ſie keine Thoren zieren. Hier ſteht der Reichthum unter dem Einfluſſe ordnender Hände und ſinnreichen Kunſtgeſchmacks; der Geiſt fühlt ſich in den hieſigen Salons nicht ſo gedrückt, wie in den Prachtzimmern unſerer Großen, wo wir kaum zu athmen wagen und wo die Geräthe um uns her entweder ganz unnöthig und zu gar keinem Gebrauch beſtimmt zu ſein, oder nur der Laune und dem Überdruß des Beſitzers ihr Daſein zu verdanken ſcheinen, ſo daß man am Ende, wenn man Langeweile hat, ſich ſelbſt zu den überflüſſigen und unnöthigen Geräthen zählt.

Doch jetzt iſt es Zeit, daß wir den Herrn und die Dame des Hauſes begrüßen und wenigſtens der letztern einige Artigkeiten ſagen. Dann ſind wir ohnehin aller Verbindlichkeiten für den Abend überhoben und wir können treiben, was uns anſteht, wir können ſpielen, leſen, Kupferſtiche beſehen, uns unterhalten, bleiben oder gehen, je nachdem es uns beliebt und gefällt. Jenes ſteife, ceremoniöſe, altfränkiſche Weſen, welches gleich einem beängſtigenden Alpdrücken auf unſern ſogenannten vornehmen, hohen und höchſten Zirkeln laſtet, iſt aus den Pariſer Salons verbannt. Die Etikette liegt dem Franzoſen nicht ſchwer an Händen und Füßen; ſie iſt ihm nur eine leichte Feſſel, womit er anmuthig zu ſpielen und zu lachen verſteht. Die Gelehrſamkeit und Pedanterie übt hier nicht ihre langweilige, widerwärtige Herrſchaft aus und der Geiſt quält ſich nicht, langſam und in vielen Worten einen Gedanken zu zerſetzen. Man plaudert, lacht und überläßt ſich ungehalten einem muthwilligen Scherze, oder einem launigen Einfall. Man ſpricht von Literatur und Kunſt, von der Oper und anderen Begebenheiten des Tags; aber es geſchiehet nicht mit der Dürre, Schwere, Trockenheit, Unverſtändlichkeit und Umſtändlichkeit, wie es bei uns wohl der Fall zu ſein pflegt, ſondern ſtets begleiten ein gewandter, eleganter Vortrag und eine leichte, gefällige Sprache, nicht ſelten auch Witz und Laune die Meinung des Sprechenden. Man ſieht gleichſam, wie Diderot ſagt, die Meinungen Anderer wie Mucken bei ſich vorüberfliegen, und legt ſeiner eignen ebenſowenig Werth bei. Dieſe geſellſchaftliche Tugend verläßt den Franzoſen in keiner Lage des Lebens; ſie iſt es, welche ihn jede Geſellſchaft erträglich finden läßt, und ihn jeder Geſellſchaft erträglich macht. Darum ſind die geſelligen Zuſammenkünfte hier heiter, geſprächig, rührig und belebt, während die unſrigen dagegen ein ſteifes, ernſtes, ſtummes und unbewegliches Anſehen haben. Viel mag dazu allerdings die franzöſiſche Sprache beitragen, welche das Gepräge einer vollwichtigen, überall gangbaren Scheidemünze hat und deren Oberfläche die geglättetſte und ſchimmerndſte von allen europäiſchen Sprachen iſt; ſie hat für alle Kleinigkeiten und Unbedeutenheiten des Lebens tauſend Namen und witzige Umſchreibungen und eignet ſich mit ihrer glatten Volubilität ganz für die Converſation und die liebenswürdigen Tändeleien der vornehmen Welt. Die franzöſiſchen Damen, ob hübſch oder häßlich, erſcheinen deßhalb in der Unterhaltung alle liebenswürdig, nicht wie unſere Landsmänninnen, welche in den Geſellſchaften nur zu oft als verhüllte Pſychen daſitzen, welche die Flügel nicht recht bewegen können, oder als Grazien, die ein angenehmes Geſicht haben, wobei das intereſſante völlig vergeſſen worden. Die Pariſer Salondamen ſprechen in der Regel auch nur von unbedeutenden, gleichgültigen Dingen, aber das verhindert ſie nicht, eine geiſtreiche witzige Bemerkung über dieſes und jenes vorzubringen und dadurch das Geſpräch zu beleben und ſelbſt dem Alltäglichen einen ſonntäglichen Reiz zu verleihen; wenn unſere Frauen und Jungfrauen der höheren gebildeten Stände hierher auf die Hochſchule gingen, würde ſich ihr angenehmes Weſen unzweifelhaft zur Anmuth ſteigern. Dieſe Art der Converſation zwingt die Männer, ſtets aufmerkſam und ſorgfältig bemüht zu ſein, um nicht linkiſch in ihrem Betragen und Ausdruck zu erſcheinen; denn die etwaigen Blößen, welche man zeigte, würden nur Gelegenheit zu einem muthwilligen Scherze geben, da die weibliche Welt hier längſt die verſchämten Manieren der Damen in andern Ländern abgelegt hat, welche unter einer verdrießlichen Miene und einem affektirten Schweigen ihre eigne Geiſtesarmuth verbergen. Die Franzöſinnen haben eine freiere Lebhaftigkeit, die, von einem gebildeten Sinne ſtets in Schranken gehalten, ihnen ſo ungemein reizend ſteht; ſie ſind nicht ſo haushälteriſch ſorgſam mit ihrem Herzen, ſie entfeſſeln mehr die ſchöne weibliche Natur von den Banden, welche die mit der Kultur wachſende Verderbniß unſerer Sitten und Geſinnungen den Frauen auferlegt hat; ſie erkennen den

Anſtand nur als eine freie, ſchöne Gewohnheit des Lebens und der Seele, nicht als fremden, ſtrengen Gebieter über ſie, und mit freieren Flügeln ſich wiegend, wagen ſie ſich in Höhen und Räume, welche die deutſchen weiblichen Herzen beklommen machen. — Sollen wir nun auch die Kehrſeiten der Pariſer Salons herauswenden, ſo gebietet uns die Wahrheitsliebe zu ſagen, daß wir auch dort, wie anderswo, anmaßende, gedankenloſe Menſchen, alberne, geſchwätzige Zierlinge beiderlei Geſchlechts, geiſtloſe, fade Geſpräche, liebloſe, abſprechende Urtheile, überhaupt alle jene Beſtandtheile finden, welche einem plebejiſchen Gemüthe und einem gewöhnlichen Bürgersmann ſo große Unbehaglichkeit und ſo gräßliche Langeweile verurſachen, nur mit dem Unterſchiede, daß man hier weniger unangenehm von ihnen berührt wird, da man ſtets Gelegenheit hat, ihnen auszuweichen.

Begleiten wir jetzt die vornehme Welt auch außerhalb ihres Salons auf den Promenaden von und in Paris. So oft im Winter ein freundlicher Sonnenſtrahl durch trübe Wolken bricht, ſo oft im Sommer die Hitze nicht drückend und die Witterung einladend iſt, gehen oder fahren vielmehr die reichen Pariſer in den Nachmittagsſtunden ſpazieren. Wenn man eine Promenade zu Wagen oder zu Pferde macht, ſo iſt das Bois de Boulogne unwiderruflich, unvermeidlich das allgemeine Reiſeziel. „Waren Sie heute im Gehölz von Boulogne?“ „Ach, es war heute herrlich im Wald von Boulogne!“ „Es iſt ewig Schade, daß Sie dieſen Nachmittag die Spazierfahrt nach dem Bois de Boulogne verſäumt haben“ — ſind lauter ſtehende, übliche Redensarten, mit denen man in den Soireen der Chaussée d'Antin die Abendunterhaltung einzuleiten pflegt. Mode und Convention haben das Boulogner Gehölz für die Leute, welche eigne Pferde und Wagen beſitzen, zu der einzigen für ſie möglichen und denkbaren Promenade gemacht. Doch mag auch die glückliche Lage des Gehölzes ſelbſt viel dazu beigetragen haben, ihm die ausſchließliche Gunſt der reichen Klaſſe zu verſchaffen. (Fortſ. folgt.)

Pariſer Theaterſchau.

(Schluß.)

Im zweiten Akt ſehen wir Jenny als Bäuerin gekleidet in einer Herberge, die zur Pachtung Johns gehört, und wo ſie ſich als Magd verdungen hat. Sie findet dort John wieder; aber er iſt ein Trunkenbold, Spieler und Geizhals geworden; er weigert ſich ſogar, ihre Hand anzunehmen, weil ſie zu arm iſt, und ziehet ihr eine alte, häßliche, zänkiſche, aber reiche Frau vor. — Der dritte Akt iſt ausgefüllt mit einem Quid pro quo zwiſchen Jenny, die in das Schloß ihres Wohlthäters zurückgekehrt iſt, und Milord, der ſie zur Heirath mit John zu bewegen ſucht, weil er ſie wirklich in ihn verliebt glaubt. Am Ende wird die junge Bäuerin natürlich eine Lady. Als ein weſentlicher Fehler des Stücks erſcheint uns, daß darin eine Ausnahme als Regel dargeſtellt wird; wenn wir die ganze Situation herumdrehten und ein junges Mädchen aus dem Meierhofe wieder ins Schloß zurückführten, um ihr dort die galanten und ekelhaften Sitten eines Lords zu zeigen, den ſie früher geachtet, — würde denn daraus folgen, daß alle Reichen nichts werth ſind? — Das Stück ſelbſt iſt übrigens in der gewandten, leichten Darſtellung geſchrieben, welche dem Verf. eigen iſt und immer Intereſſe erregt.

Das Theater von der Porte Saint-Martin hat im Laufe dieſes Monats drei neue Dramen gegeben. Das erſte iſt eine Bearbeitung der Müllner'ſchen Schuld von Lockroi und Anicet Bourgeois und führt den Titel: *Karl oder le meurtrier*, Drama in 4 Akten. Der Held des Stücks tödtet zuerſt ſeinen Freund, dann den Gemahl ſeiner Geliebten, und wird endlich von ſeinem eignen Sohne ums Leben gebracht. Das zweite Drama heißt *Jeanne de Flandres*, geſchrieben von Fontan und Victor Herbin; das letzte Stück endlich: *Cromwell et Charles I.* Drama in 5 Akten, mit einem Prolog: Un dernier jour de popularité, iſt vor wenigen Tagen zur Aufführung gekommen, und hat Herrn Cordelier de la Noue zum Verf. Der hiſtoriſche Stoff dieſes Dramas bot dem Dichter ein reiches Feld und eine reiche Ausbeute dar; aber um denſelben zu handhaben und zu verarbeiten, um ſo verſchiedene Elemente zu erfaſſen und ſie lebens- und bedeutungsvoll in den Rahmen eines Dramas einzuſchließen, dazu bedarf es einer erprobten Hand, und ein Unternehmen der Art erfodert die Tiefe und den Großblick eines Shakeſpeare, Corneille oder Schiller; ein aufkeimendes Talent erſtickt unter dieſer Laſt. Das iſt auch dem Verf. des vorliegenden Dramas widerfahren; er hat die ſocialen und philoſophiſchen Fragen, welche damals die Zeit bewegten, bei Seite gelaſſen und ſich auf ein Gemälde der Meinungen und Charaktere jener Zeit beſchränkt; wie? — das wird eine kurze Inhaltsanzeige am beſten darthun. — Un dernier jour de popularité (1628), Prolog. Karl I. hat ſo eben durch eine eigne Bill die Auflagen auf Waaren in Tonnen und andern Erpreſſungsſteuern aufgehoben. Die Veröffentlichung dieſer Bill, welche der König nur mit Bedauern angenommen, iſt durch Sir Thomas Wentworth erwirkt worden. Der Hof, welcher das Talent und den Einfluß dieſes Redners fürchtet, ſucht ihn ſeiner Parthei zu gewinnen, welches ihm auch gelingt. Andererſeits iſt der Adel höchſt entrüſtet über die Zugeſtändniſſe des Königs; ein Edelmann wird im Namen der Grafſchaften vom Norden an den König abgeſandt, um ihm Gegenvorſtellungen zu machen, welche indeß kein Gehör finden. Der Abgeſandte bedeckt ſich darauf in Gegenwart des Fürſten, den er des Thrones von England für unwürdig erklärt; der König, außer ſich gebracht durch dieſe Rede, geht auf den Edelmann zu, ſchlägt ihm mit der flachen Hand den Hut vom Kopfe und entfernt ſich. Der Edelmann wird ſogleich verhaftet, und erhält den Befehl, augenblicklich das Königreich zu räumen. Dem Diener, welcher dieſe Botſchaft bringt, gibt der Edelmann den Auftrag: „Sagt dem König Karl, er wolle Gott bitten, daß ich nie mehr nach England zurückkehren möge; denn ich habe den Schwur gethan und feſt gelobet, mich nie wieder zu bedecken, als vor dem Leichnam des Königs?“ Cromwell, der während dieſes ganzen Prologs als ſtummer Zeuge dageſeſſen, erhebt ſich am Ende und ſagt: „Ihr ſeid im Irrthum, Milord; ſtatt eines Schaffots wird es zwei geben!“ Er meldet alsdann, daß er im Begriff ſei, nach Frankreich abzureiſen. — Cromwell et Charles I, erſter Akt. — Dreizehn Jahre ſind es her, als Wentworth die Sache des Volkes verlaſſen und ſeitdem unter dem Namen Lord Strafford den Miniſterpoſten erhalten hat. Cromwell iſt ſeinerſeits zum Mitglied des Hauſes der Gemeinen ernannt worden; er begibt ſich zum Miniſter und bietet ihm ſeine Dienſte an, welche ausgeſchlagen werden; aber durch einen höchſt ſonderbaren, unwahrſcheinlichen Zufall bekommt Cromwell bei dieſer Gelegenheit des Königs Befehl in die Hände, worin die Armee aufgefodert wird, das Parlament anzugreifen. Im Beſitz dieſes Aktenſtücks eilt Cromwell in die Kammer und läßt Strafford in den Anklagezuſtand verſetzen. — Zweiter Akt. Cromwell hat in Frankreich eine Liebesintrigue mit Sarah Martel angeſponnen, und das junge Mädchen, welches er hat ſitzen laſſen, iſt ihm nach England gefolgt. Er ſucht ſich daſſelbe vom Halſe zu ſchaffen, aber Sarah's Tante traut den Worten Cromwell's nicht, und läßt ihn als Verführer ihrer Nichte und zugleich als Mörder eines gewiſſen Cutter verhaften. Strafford trifft Cromwell wegen dieſer Angelegenheit in großer Noth, und beide kommen nun dahin überein, ſich gegenſeitig zu befreien. — Im dritten Akt ſehen wir White-Hall. Lord Strafford wird vom Hauſe der Gemeinen zum Tode verurtheilt, und Cromwell, in dieſem Augenblick Gefangener des Königs, wird durchs Loos beſtimmt, den Miniſter zu verhaften. Das Haus der Gemeinen hat White-Hall mit Truppen beſetzen laſſen, und der König, um das Leben ſeines in der Gewalt des Parlaments befindlichen Sohnes zu retten, läßt Strafford hinrichten. — Der vierte Akt ſpielt im königlichen Lager. Cromwell, den man in der Schlacht getödtet glaubt, erſcheint plötzlich des Nachts in dem Zelte des Königs und fodert ihn auf, mit dem Parlamente zu unterhandeln. — Im fünften Akt ſehen wir das Zimmer des Stuart, und vor dem Fenſter ein aufgerichtetes Schaffot. Eine Maske in bloßem Haupte erſcheint am Fenſter, gerade in dem Augenblick, wo Karl I. mit Hülfe Cromwells fliehen will. Dieſe Maske iſt der von Karl beleidigte Edelmann, der den ſchrecklichen Schwur gethan; dreimal hat er ſeither einen vergeblichen Mordverſuch gegen den König gemacht; jetzt endlich nach 21 Jahren hat man ihm das Henkeramt übertragen. Das Drama ſchließt mit einem Epilog, wo man Cromwell neben dem königl. Sarge ſtehen ſiehet, ganz in derſelben Stellung und in demſelben Coſtüm, wie ihn P. Delaroche in ſeinem berühmten Gemälde dargeſtellt.

№ 136. 1835.

541

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 11. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

Die wüthenden Geberden des größten Theils der Anweſenden ließen Lepelletier mehr noch, wie einzelne Worte derſelben, klar werden, wovon die Rede ſei. —

„Ich bitte Sie, General,“ ſprach er zu Palafox, „dieſen Leuten zu ſagen, daß zwar nichts leichter ſei, als, mich durch Geſchrei zu übertäuben, da ich nicht zu ihnen zu ſprechen im Stande bin; ebenſo ſteht ihnen nichts im Wege, mich zu ermorden; indeß bitte ich zu bedenken, daß der Marſchall, wenn ihm die Stadt in die Hände fiele, den Mord eines Parlamentairs furchtbar rächen würde. — Ihnen, als Soldat, darf ich wohl nicht erſt ſagen, daß eine That, wie dieſe, ein Brandmal auf Ihren Namen bringen müßte, das keine glorreiche That, kein Sieg je wieder verwiſchen könnte.“

Die Worte des Hauptmannes ſchienen auf Palafox großen Eindruck zu machen. Er erklärte mit lauter Stimme: daß, in dem Falle, wenn man dem franzöſiſchen Offiziere ein Haar krümme, er augenblicklich das Kommando niederlegen, oder mit den Linientruppen die Stadt verlaſſen, und ſomit dieſe ihrem Schickſal *überlaſſen* werde.

Bis dahin hatte der junge Mönch, welcher ſchweigend und den Kopf in die hohle Hand geſtützt, am Ende des Tiſches ſaß, kein Wort hören laſſen, und eben ſo wenig verrieth irgend eine Geberde ſeine Theilnahme an dem Vorgange; doch jetzt erhob er ſich raſch. — Mit Erſtaunen erblickte Lepelletier in ihm den Gefangenen, welcher dem Erſchießen ſo nahe geweſen.

„Das fehlte noch,“ rief der Mönch, und ſeine bleiche Wange erglühte vor Unwillen; „das fehlte noch, daß wir, durch die Drohung des Generals erſchreckt, die Sache des Vaterlandes und des Himmels zu verlaſſen, nur einen Augenblick Anſtand nähmen, einen unſerer Todfeinde zu vernichten! Will der General das Kommando niederlegen, will er feig die Sache des Vaterlandes um eines Elenden willen verlaſſen, — immerhin. Sind wir nicht Männer? — Sind wir nicht Spanier? — Würde ſich nicht in unſerer Mitte mehr als Einer finden, würdig, das Volk des Herrn anzuführen im heiligen Kriege? Haben wir nicht das Palladium Arragoniens, das heilige, wunderreiche Bild der Jungfrau vom Pfeiler in unſern Mauern? — Ein Kleingläubiger, ein Verräther der, welcher der Meinung ſein könnte, daß die Madonna del Pilar ihr Volk untergehen laſſen würde in ſeinem Kampfe! — Und ſomit ſage und erkläre ich: dieſer Franzoſe darf nicht lebend die Stadt verlaſſen; denn der Herr hat ihn in unſere Hand gegeben in dem Augenblicke, als wir geängſtet waren. Er iſt gekommen in unſere Stadt unter der Larve eines Friedensboten; aber ſeine Sendung iſt, uns auszuſpähen, und ſo ſoll er auch den Tod eines Verräthers ſterben.“

Weniger durch die Worte des Mönchs, als durch die wüthenden Geberden, womit er ſolche begleitete, ward der Hauptmann auf die Gefahr aufmerkſam gemacht, die ihn bedrohete. Er blickte in der Verſammlung umher, und die Wuth, die in den bleichen Zügen des Mönches zuckte, ſchien in den Geſichtern der Mehrzahl der Verſammlung wiederzuſtrahlen. Ihre Züge wurden immer gräßlicher, ihre Blicke immer verſtörter.

Das Herz des Kriegers, welches im Kanonenfeuer nicht ſtärker geſchlagen, durchſchauerte eine ihm bis dahin unbekannte Empfindung; er fühlte deſſen Klopfen bis in die Schläfe, wenn er auf eine Verſammlung blickte, die ihm mehr aus einer Rotte von Teufeln, als aus menſchlichen Weſen zu beſtehen ſchien. Bei alledem dauerte dieſes Gefühl nur wenige Augenblicke. Mit ruhigem Blicke wendete er ſich an Palafox.

„General!“ ſagte er. „Wenn dieſe Männer ſich den Empfindungen der Rache und Wuth gegen einen Parlementair überlaſſen zu dürfen glauben, ſo kann ich es ihnen nicht verargen, da ſie fremd ſind in den Gebräuchen des Krieges. Mit Ihnen iſt es ein Anderes. Ich mache Sie verantwortlich für Alles, was geſchieht, und fordere freie und ungehinderte Rückkehr.“

„Ich wollte, Sie wären nicht hergekommen!“ ſprach Palafox rauh. „Nehmen Sie die Depeſche unerbrochen zurück. Auf den erſten Parlementair, der wieder erſcheint, werde ich ſchießen laſſen. — Don Ramon! führen Sie den Herrn nach den Vorpoſten.“

Mit Wuth blickte die Mehrzahl der Verſammlung auf den General, deſſen Feſtigkeit ihnen indeß imponirte. Haſtig verließ der junge Mönch, der zuletzt geſprochen, jetzt das Zimmer.

„Und welche Antwort ſoll ich dem Marſchall auf die Aufforderung bringen?“ fragte Lepelletier, ſich zum Abſchied verbeugend.

„Guerra, hasta la ultima tapia!“ (Krieg bis zur letzten Lehmwand!) rief Palafox aufſtehend, und kehrte dem Hauptmann den Rücken.

Schnell verließ dieſer das Gemach, in Begleitung des Offiziers, der ihn hergebracht.

Noch durchſchritten die beiden die langen düſtern Gänge des Erdgeſchoſſes, als der Hauptmann von der Straße her die Laute einer hellen, klangvollen Stimme vernahm, die von Zeit zu Zeit durch eine Menge verwirrter Töne unterbrochen wurde. So wie Lepelletier der Thüre näher kam, tönte die Stimme lauter, das Getöſe ward immer ärger. Der Offizier, der unſern Bekannten begleitete, ſchien ſichtlich beunruhigt. —

Kaum öffnete ſich das Hausthor, als der Hauptmann ſich in Mitte einer ſehr eigenthümlichen Scene verſetzt ſah. Auf einer Steinbank, der Thüre zur Seite, ſtand der junge Mönch, der vor wenig Augenblicken das Zimmer verlaſſen hatte, und hielt, wie es ſchien, eine begeiſterte Rede an einen Pöbelhaufen, deſſen geſpannte Züge, rollende Augen, geballte Fäuſte, eine ſehr beunruhigende Theilnahme an den Worten des Sprechers kund gaben.

Kaum war Lepelletier auf die Straße getreten, als ein hundertſtimmiges: „da iſt er!“ aus dem Haufen erſcholl; ein lautes: A baxo! und: Muera! folgte hinter her. Doch kaum winkte der Mönch mit der Hand, als Alles ſtill ward. (Fortſ. folgt.)

Die Glücksſcheibe.

(Thüringiſche Sage.)

In ururalter Heidenzeit
War tiefes Waſſer nah und weit,
Wo jetzt in Gottes Segenspracht
Die Flur des Vaterlandes lacht.
Und ſchon aus jenen frühen Tagen
Ertönen zauberhafte Sagen
Und ſteigen aus dem Fluthenſchooß
Der Vorzeit, lieblich oder groß.

Auch dort, wo jetzt noch Erfurt liegt,
Ward einſt geſchifft und nicht gepflügt.
Nur hier und da hob ſich ein Hügel,
Als Inſel aus dem Waſſerſpiegel. —
Nun war in Frankenreich ein König,
Der liebte ſchwarze Kunſt nicht wenig,
Und hatte durch des Satans Macht
Ein Zauberſchiff hervorgebracht;
Das war ein großes flaches Rund,
Bemalt mit Gold und Farben bunt,
Das auf dem Waſſer drehend ſchwamm,
Und brauchte nicht der Maſten Stamm,
Ihm war nicht Ruder und Segel Noth,
Von keinem Sturmwind ward's bedroht.
Ein Glücksſchiff ward ſolch Werk genannt,
An dem ſich dieſes Wunder fand,
Daß es die ganze Welt umfuhr,
In vier und zwanzig Stunden nur;
Früh mit der Sonne fuhr es aus,
Am andern Morgen kam's nach Haus.

Zwölf Knaben, die Johannes hießen,
Thät ſich der Zauberer erkieſen,
Und ſetzte ſie auf ſeine Scheibe,
Daß ſie durch alle Waſſer treibe;
Was nun die Knaben hörten, ſahn,
Das ſagten ſie dem König an,
So wußt er, wie's im Rund der Welt,
Zu allen Zeiten war beſtellt.
Und war er nicht im Königsorden,
Wär' er wohl Zeitungsſchreiber worden.

Der Teufel aber, damals ſchon
Ein eigennütziger Patron,
War nicht umſonſt dem alten König
Mit ſeinem Glücksſchiff unterthänig.
Er nahm ſich aus der Knabenſchaar
Als Opfer einen jedes Jahr,
Und als er an den letzten kam,
Er ihn mit ſammt der Scheibe nahm.

Der König ſandte weit umher,
Wohin ſein Letzter kommen wär'?
Und grämte ſich und thät ihm weh
Der Knaben Tod in tiefer See,
Und hat gebüßet und geweint
Und that ſich ab vom böſen Feind.
Und als man ihm den Ort genannt,
Wo Knab' und Zauberſchiff verſchwand,
Da baut er auf dem Berg hinaus
Ein kleines ſtilles Gotteshaus,
Beſtellt auch einen frommen Mann
Ins Kirchlein hin als Sakriſtan.
Der hing zu Nacht gleich einem Sterne,
An's Kirchenthürmlein eine Laterne

Und zeigte jedem Schiff das Land,
Bis allzumal das Waſſer ſchwand,
Da man die Berge geſtochen durch
Am Harzwald bei der Sachſenburg.
Und jener Berg im Vaterland,
Darauf das erſte Kirchlein ſtand,
Das iſt der Petersberg geweſen,
Wie noch im Chronikbuch zu leſen.

Ludwig Bechſtein.

Die Gemälde-Ausſtellung in Frankfurt a. M.

(Fortſetzung.)

Der entſchiedenen Gunſt des Publikums erfreuten ſich auf der Ausſtellung, das Maler-Atelier von Mäs aus Brüſſel, in Rom, ferner die beiden Genre-Bilder Bürkels in München (ein Viehmarkt in Rom vor der Porta Paolo, und ein Tyroler-Wirthshaus bei Zirl) und die Pferdeſtücke von Horace Vernet in Paris und Adam in München, ſo wie ein Fruchtſtück von Preyer in Düſſeldorf. — Der Grund, warum Genre, Thierſtück, Stillleben u. ſ. w. der großen Menge gefallen, liegt auf der Hand. Hier glaubt ſich jeder, in der größten Beſcheidenheit, befähigt genug, richterlich competent entſcheiden zu können, die Gegenſtände liegen den Leuten nahe, man hat's bequem, man braucht ſich zu keiner Idee hinaufzuarbeiten, was, beſonders nach Tiſch, für die Geſundheit nicht zuträglich iſt, es gibt hier nur ein Verdienſt anzuerkennen: den Fleiß. Beim eigentlichen Genrebild jedoch handelt es ſich wirklich um noch etwas mehr, — erſtens, um eine geſunde Naturauffaſſung, ohne Ziererei einerſeits, und Brutalität anderſeits, — zweitens, um poetiſchen Humor, nicht um jenen Humor von der Sache „des Korporal Nym,“ ſondern um jenen hausbaknen Humor der Wiener Volksbühne, welcher ſelbſt aus dem allergewöhnlichſten ein Quentchen poetiſchen Honig ſaugt und es auf einer poſſierlichen Anricht darbringt. Bei Bürkel iſt wohl das erſte, aber nicht immer das zweite vorhanden, übrigens ſind ſeine Bilder allerliebſt gemalt, manchmal nur etwas zu porzellainartig, daß man vor lauter Sauberkeit und niedlicher Putzigkeit, die einen außerordentlich anſpricht, gar nicht mehr weiß, was man ſonſt noch von ihm haben wollte. Auf ſeinem Tyroler Bildchen iſt mehr Reichthum der Handlung, als auf dem römiſchen Viehmarkt, ja, man kann ſagen: eine ganze Handlung, eine Handlung, worin wirklich der Leopoldſtädter Humor eine nette Rolle übernommen hat. — Der kleine Preyer kann Blumen und Fruchtſtücke malen, wie kaum irgend einer in Deutſchland, es gehört wirklich etwas dazu, aus der Leinwand einen Marmortiſch herauszumalen, deſſen Kälte man bis in die Fingerſpitzen ſpürt, und Trauben, in welche nicht blos ein patriotiſcher, ſondern ſogar ein klaſſiſcher Spatz hineinpicken möchte. Was die Pferdeſtücke Adam's und Vernet's betrifft, ſo weiß man kaum, welchem von Beiden man den Vorzug einräumen ſoll. Adam iſt äußerſt talentvoll, Vernet verſteht das Genialiſiren beſſer.

Wir wollen, bevor wir wieder einige verdienſtliche Landſchaften und hiſtoriſche Bilder nennen, ein burleskes Intermezzo einſchalten. „Hier meine Herrn werden ſie ſehen die große Zauberin mit der blonden Alonge-Perücke, etwelchen Schlangen, (notabene: beißen aber nicht, ſind durchaus unſchädlich, meine Herrn) merkwürdige Zauber-Apparate, und einen noch unentdeckten Vogel. — alles zur ſonderbaren Ergötzlichkeit ſchlecht gemalt und mit einem ſchönen goldnen Rahmen verſehen von Götzenberger in Mannheim. Wenn dieſe Zauberin eine geborene Mannheimerin iſt, ſo mögen ſich die Mannheimerinnen bei dem Maler bedanken, und überzeugt ſein, daß wir nie, nicht einmal auf den großen Maimarkt, nach Mannheim kommen werden. Eine andere bedeutende Ergötzlichkeit hat uns Ackermann (von hier) durch eine vermuthlich „ungeheuer idealiſche“ Landſchaft bereitet; der brave Mann wußte, daß in Frankfurt alles theuer iſt, alſo auch der Lackſtoff, und opferte ſeinen Pinſel deßhalb menſchenfreundlichſt auf; wahrſcheinlich iſt die Scene eine italieniſche, vielleicht auch eine ſpaniſche, — irgendwo in der Geographie wird ſie jedenfalls zu finden ſein. Das Ding iſt aus lauter Atomen zuſammengeſetzt, von denen ſich jedes vor ſeinem Nachbar fürchtet; es iſt wirklich zu komiſch! Wir ſprechen von ſolchen Dingen eigentlich nicht blos deßhalb, weil wir unſerm Leſer eine humoriſtiſche Pauſe gönnen wollten, ſondern auch deßhalb, damit ähnliche Herrn ſich künftig in Acht nehmen mögen, dem Publikum die Vertrauten-Rolle bei ihren Schülerſtudien zuzumuthen. Freilich, hat man nach Jahren nur erſt was wirklich Tüchtiges gemacht, ſo amüſirt man ſich auch wohl in einer Stunde der Abſpannung ſeine Studien-Mappe wieder zu muſtern; aber man läßt bei Leibe niemand hineingucken. Judith mit dem Kopf des Holofernes im Sack, von Schröter, — Chriſtus, (der hier, aufrichtig geſprochen, nichts als ein verkleideter braver Backermeiſter iſt,) von Rhomberg, — der lakirte Student von Salamanka, von Stricker, — ein fürchterlich communer Harfenſpieler, von Kauer und noch mehrere andere gehören in dieſe Categorie. Auch darf man hiebei eine Nacht-Landſchaft von Schönberger nicht vergeſſen, an welcher wir die Entdeckung machten, daß man auch mit Stiefelwichſe malen kann; der Erfinder dieſer neuen Weiſe, welche einen erſtaunlichen Effekt hervorbringt, ſoll der berühmte Kalinski ſein, dem die dankbare Nachwelt den ehrenvollen Beinamen eines zweiten Johann van Eyk nicht verſagen wird. — —

Es werden fortwährend noch ſo viele ſpäter eingeſandte und zum Theil recht verdienſtvolle Gemälde aufgeſtellt, daß es ungerecht wäre, wollte man über dieſelben erſt nach allen übrigen ſprechen. Unſerm Sprungplan getreu, führen wir deßhalb den Leſer plötzlich vor die italieniſchen Landſchaftsſkizzen von Lucas in Darmſtadt. Unſer Urtheil darüber iſt in Kürze folgendes: Ihr Urſprung iſt in wahrhaft poetiſcher Naturanſchauung zu ſuchen; es ſind Veduten, wie wir ſelten welche ſahen, Veduten, welche von einem Dichter erfunden ſein konnten; und das liegt nicht blos in der Schönheit der individuellen Gegenden allein, weßhalb man ſchon zu der glücklichen Wahl allein gratuliren darf, ſondern in der ſchöpferiſchen Kraft, welche ſich dieſelben als Eigenthum angeeignet hat und als eigenthümliche Eklogen wiedergiebt. Nach unſrer Anſicht iſt es ein Beweis von großem Genie des Künſtlers, wenn die Staffage dem Beſchauer nichts als Acceſſorium erſcheint, ſondern als integrirend; denn die Kraft, eine ſolche Wirkung hervorzubringen, kann nur einem Geiſt angehören, für welchen und in welchem die Kunſt noch nicht in verſchiedene Gattungen zerſtückelt iſt, ſondern als Ganzes daſteht, deren Aufgabe es iſt, eine ſchöne Handlung klar hinzuſtellen, ein Faktum, alſo: Charaktere im Zuſammenhang, alſo Leidenſchaften, im Moment, wo ſie, ohne zur Karrikatur zu werden, für den Blick feſtgezaubert werden können, — alſo: Leben. Nur ſo kann man von einer Compoſition ſprechen, wie z. B. bei Leſſing, wie bei Koch, wie hier bei Lucas. Dieſe italieniſchen Landſchaftsſkizzen verdienen die ehrenvollſte Anerkennung. —

Ein Bild, welches allgemein anſprach, iſt Steinbrück's „Genoveva“ (vom Düſſeldorfer Verein angekauft.) Wenn Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, Einfachheit, Anmuth der Formen, ein eifriges und doch nicht ſclaviſch angewandtes Studium der Natur, Harmonie der Farben und jener außerordenliche Fleiß, mit welchem ein Bild fertig gemacht wird, die öffenliche Meinung gleichſam als Rechtstitel unterſtützen können, ſo darf man ſagen: Steinbrück's Werk verdient den Beifall, der ihm zu Theil wurde. —

Weniger das Genrebild: der holländiſche Fiſchhändler, als das ſpäter aufgeſtellte: der Jäger (beide von Sonderland, müſſen ehrenvoll erwähnt werden. Die Scene iſt allerliebſt; der Jäger, ein ſchöner, kräftiger Mann, umarmt das Landmädchen, der Liebhaber in blauer Blouſe mit der Miſtgabel in der Hand, macht überraſcht die unangenehme Entdeckung; auf ſeinem Geſicht lieſt man Gutmüthigkeit, Ärger, Bornirtheit, Beſcheidenheit, alles durcheinander und alles obendrein komiſch. Das Bild iſt ſo ſauber, ſo warm und delikat gemalt, daß man nicht ſatt wird, es anzuſehen. Beim holländiſchen Fiſchhändler genirt uns die gezierte Stellung des Mädchens, die Kinder dagegen ſind ſehr nett. (Fortſ. folgt.)

Spruch.

Immer weiter, immer weiter
Niemals ſtehe ſtille!
Bis zum Himmel reicht die Leiter,
Legt ſie nur dein Wille.

Auguſt Sutor.

Charade.

Erſte Silbe.

Es ſitzt auf fernem Throne
Ein ſtrenger finſtrer Greis,
Mit diamant'ner Krone
Und Locken ſilberweiß.
Er ſchickt im wilden Grimme
Die Stürme in die Welt,
Vor deren Donnerſtimme
Die ſtarke Eiche fällt.
Es ſinket, was da lebet,
Wo er den Thron erbaut,
Der ſich aus Eis erhebet,
Das nimmer noch gethaut.
Und keine Blume ſendet
Dort Düfte in die Luft,
Wo alles Leben endet
In der kriſtall'nen Gruft.
Nur Ungeheuer heulen
Den Schreckenschorgeſang,
Ach, nimmer noch der Frühling
In dieſe Hallen drang.
Ja ſelbſt des Meeres Wogen
Sind dort erſtarrt, gebannt,
Und wagen nicht zu rauſchen
In dieſem Schreckensland.

Zweite Silbe.

Es ſtrömt in Aetherwogen
Ein uferloſes Meer,
Und hat mit Glanz umzogen
Die Schöpfung rings umher.
Es trinket, was da lebet,
Aus dieſem ew'gen Quell,
Und jede Pflanze ſtrebet
Nach ſeiner Silberwell'.
Und weh, wenn ſie entweichet,
Die Seele der Natur,
Dann auf der Wange bleichet
Des Lebens Roſenſpur.
Sie weckt den gold'nen Schimmer,
Des Regenbogens Pracht,
Der Sterne ſanften Flimmer,
Sie ſchaffet Tag und Nacht.
Und weh, wenn ſie entwichen
Aus dem getrübten Blick,
Das Leben iſt verblichen
Und finſter das Geſchick,
Und dreimal weh der Seele,
In die ihr Strahl nicht fällt,
Dort herrſcht chaotiſch Grauen
Wie einſtens in der Welt.

Das Ganze.

Es baut aus Purpurſäulen
Sich eines Tempels Pracht,
Er glühet wie Rubinen,
Und blitzet durch die Nacht.
Vor ſeiner Gluth erbleichet
Des Mondes ſanfter Schein,
Er flammt in glüh'ndem Schimmer
Wie Gold und Edelſtein.
Bald ſprüh'n ſmaragd'ne Flammen
Im lichten Strahlentanz,
Und ſchlingen ſich zuſammen
Zu bunter Kronen Glanz.
Und ſcheint auch zu verſinken
Der ſtolze Wunderbau,
Bald ſieht man neu ihn blinken
Am fernen Himmelblau.
Nur nach und nach verglimmet
Des Zaubers Wunderpracht,
Bis er erblaßt verſchwimmet
Wenn bald der Tag erwacht.

Alfred.

Buntes.

. Von A. Peſchier iſt eine *Histoire de la literature allemande depuis les temps les plus reculés jusqu' à nos jours* angekündigt, welche in zwei Großoktav-Bänden bei Ab. Cherbuliez und Comp. (Paris und Genf) auf Subſcription erſcheinen. Dem Programm nach zu urtheilen, mag dieß für Frankreich jetzt ſehr zeitgemäße Werk, die Anforderungen erfüllen, welche man an ſolchen Plan zu ſtellen berechtigt iſt.

. Von *Henri Monniers Scenes populaires* iſt die zweite Lieferung erſchienen, allerliebſte Genrebilder voll Wahrheit und Leben enthaltend. In dem erſten gucken wir wie der diable boiteux in die äußere und innere, epiſch-dramatiſche Geſchichte eines Poſtwagens, der mit köſtlichen Geſchöpfen bevölkert iſt. Die Tagesläufte der „Krankenwärterin“ ſind gleichfalls ein treuer Spiegel des Lebens und der Sitte, leichte pſychologiſche Federzeichnung voll Bouffonerieen.

. Drei Piemonteſiſche Novellen, von Silvio Pellico, und zwei Ungenannten lernen wir in einer franzöſ. Ueberſetzung kennen, in welcher Pellico's Dichtung Eugilde, als Proſa wiedergegeben, viel von ihrem Farbenſchmelz verloren hat. Schweſter Margarete (von Barante) iſt eine pſychologiſche Novelle, welche in einem einfachen, ergreifenden Styl eine Liebesgeſchichte im, außer und zum Irrenhauſe zurück, erzählt und durch köſtliche kleine Züge eine wahre Meiſterſchaft bekundet.

. Die *Histoires contemporaines* der unermüdlichen Herzogin von Abrantès (Paris 1835. 2 Bde.) zeichnen ſich durch alle Vorzüge aus, welche die früheren Schriften dieſer geiſtreichen Dame charakteriſiren, zugleich aber tadelt man daran eine gewiſſe Flüchtigkeit der Behandlung, welche die Wirkung ſchwächt.

. Von Michel Maſſon, dem bekannten und beliebten Verfaſſer der Contes de l'atelier erſchien eine Sammlung von Erzählungen unter dem Titel: *la lampe de fer* (2 Bde.).

Berichtigung.

Börne iſt nicht, wie mich mein Cicerone bei meiner Hierherkunft irrthümlicher Weiſe berichtet hat, im ſteinernen Hauſe, ſondern in der Nähe deſſelben, in einem Hauſe, das ſich in nichts vor den übrigen auszeichnet, geboren. Ich bedaure nur, daß das Gleichniß zwiſchen ſeinem ſteinernen Glaubensbekenntniß und dem ſteinernen Hauſe wegfallen muß. Lieber Gott, der du ſchon Jahrtauſende Alles vorhergeſehen haſt, warum haſt du Börne nicht im ſteinernen Hauſe geboren werden laſſen?

Wihl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 137. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 12. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von E. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

„Nicht alſo, meine Brüder!" rief er, und ſein tiefliegendes Auge funkelte in fanatiſcher Begeiſterung. „Nicht hier, nicht in der Nähe heiliger Mauern darf das unreine Blut des Scorpions, der gekommen, unſere Ferſe zu verwunden, den Boden beſudeln. Ich ſage euch: es darf nicht die Stätte beflecken, wo die zerſchmetternde Kugel, die heulende Bombe die Märtyrer niederwarf, die jetzt, in den Reihen der Seligen ſitzend, unſere gerechte Sache vertreten, und die Rache des Allerhöchſten auf die Dränger herabflehen. — Glaubt darum nicht, daß ich eurem gerechten Eifer Einhalt thun will! Das ſei ferne! — Dieſe Kinder der Verdammniß müſſen erſchlagen werden vom Aufgange bis zum Niedergange. Der Herr hat uns geheißen, ſie zu erlegen wie die Amalektiter, und das befohlene Werk darf nicht nachläſſig gethan werden. Keiner von ihnen darf die Gebirge, die dieſes gebenedeite Land von dem Lande jener Verfluchten trennen, lebend überſchreiten; denn der Herr will, daß ihm ein großes Opfer bereitet werde in unſern Thälern, auf unſern Bergen und an unſern Geſtaden. Die Hände, die da beſtimmt ſind, das freſſende Schwert zu führen, dürfen ſich nicht durch menſchliche Schwäche, durch Rückſichten auf die elenden, künſtlich erbauten Verhältniſſe des Lebens, in die hemmenden Netze menſchlichen Mitleids verwickeln laſſen. — Doch, es bedarf meiner Worte nicht! Es bedarf ihrer, weder eure gerechte Rache anzufeuern, noch euch auf das Opfer aufmerkſam zu machen, das ihr im Sinne unſerer heiligen Sache zu verrichten beſchloſſen habet. Ich begnüge mich, euch zu bitten, daß ihr daſſelbe nicht hier vollziehet, nicht auf dem Boden, der dem Herrn heilig, ſondern draußen, draußen auf der Breſche, die die Gottloſen zu eröffnen begonnen haben. Dort, in Mitte des Mauerbruchs, errichtet einen Pfahl. An dieſen bindet ſodann den Elenden; er mag von den Kugeln ſeiner Brüder zerſchmettert werden. Er iſt nicht werth, von ſpaniſcher Hand zu fallen." — —

Ehe der Hauptmann genau wiſſen konnte, was man mit ihm vorhabe, fühlte er ſich bereits an den Schultern und Armen, von mehreren Fäuſten gepackt. Der Offizier, welcher ihn zu ſchützen verſuchte, ward, mit furchtbarem Geſchrei übertäubt, in das Haus zurück geſtoßen und, als ob ein bedeutender Sieg erfochten worden wäre, drängte die Menge, den Gefangenen mit Härte fortſtoßend, unter Jubel und Wuthgebrüll die Straße hinab. Lepelletier erſchien in den erſten Augenblicken alles nur wie ein Fiebertraum. Entſetzliche Geſtalten, zum Theil in Lumpen gehüllt, mit verzerrten Zügen, wuthblitzenden Augen, fletſchenden Zähnen, tobten um ihn her. Jede Anſtrengung, nur ein Wort hervorzubringen, wäre umſonſt geweſen; ein Verſuch, ſich dem Mönche, der mit über der Bruſt gefalteten Händen neben ihm ging, auf irgend eine Weiſe verſtändlich zu machen, ward durch den hundertfältigen Ruf: „Nieder mit ihm! Tod dem Franzoſen!" vereitelt. Wer den in Eile die Straße hinabeilenden Haufen, die phantaſtiſchen Geſtalten, die flatternden Mäntel, die blutrothen Federbüſche der Pöbelhäupter aus der Ferne geſehen hätte, er hätte einen Augenblick glauben können, er ſähe einen Haufen ihr Opfer umtanzender Wilden vor ſich, in dem Momente, wo ſie es zu dem blutigen Altar des Kriegsgottes geleiten. — — —

In wenig Minuten war der Hauptmann, in Mitte ſeiner furchtbaren Begleitung, bei der Breſche von Santa Engracia angekommen. Er verſuchte, die Hülfe der dort auf Poſten befindlichen Soldaten anzurufen. Wie es ſchien, bemühten ſich die Offiziere derſelben, den Pöbel zu beſchwichtigen; doch bemerkte Lepelletier in deren Mienen eine gewiſſe Ängſtlichkeit, und es war augenſcheinlich, daß ihre Gewalt nicht ihrem guten Willen gleich kam; ſie befürchteten, ſich zu kompromittiren. In dieſem Augenblicke erſchien der Obriſt St. Genis. Eben war man beſchäftigt, den verhängnißvollen Pfahl auf dem Mauerbruche zu errichten.

„Was ſoll das? Was habt ihr vor?“ rief der Obriſt der Pöbelrotte zu.

„Etwas, was Ihr nicht hindern werdet!“ antwortete keck der Mönch. „Dieſer Franzoſe wird an einen Pfahl gebunden und dort den Kugeln ſeiner eigenen Rotte ausgeſetzt werden.“

„Wer hat dies befohlen? — Wer wagt, hier zu befehlen?“ rief zornig St. Genis. „Hat dies Palafox gethan, ſo zerbreche ich meinen Degen und werfe ihn ihm vor die Füße.“

„Palafox?“ entgegnete höhniſch der Mönch. „Er wäre der Mann dazu!“ —

„Alſo nicht der General?“ ſchrie St. Genis. „Gott ſei Dank! ſo bleibt unſere kriegeriſche Ehre unbefleckt. — Grenadiere!“ ſetzte er hinzu, „bemächtigt euch des Parlementairs.“ —

„Wagt es! — Wagt es!“ rief in dieſem Augenblicke der Mönch, ein kleines Kruzifix aus dem Buſen reißend und es den Soldaten entgegen haltend. „Verflucht ſei der, welcher ſich dem Gericht, das der Wille des Volkes über dieſen Schergen des Tyrannen gehalten, widerſetzt. Ausgeſtoßen aus dem Schooße der heiligen Kirche, verfallen göttlicher und menſchlicher Rache ſei der elende Spanier, der es wagen würde, dem zur Rache aufgehobenen Arm ſein Opfer zu entreißen.“ —

„Hört mich, Spanier! Hört mich, edle Arragonier!“ rief St. Genis, als die Soldaten zauderten und der Volkshaufen dichter den Gefangenen umdrängte.

„Hört ihn nicht, er iſt ſelbſt ein Franzoſe!“ ſchrie mit heller Stimme der Mönch. „Hat er auch einiges Verdienſt um die Vertheidigung unſerer Stadt, ſo iſt er doch geboren in jenem verfluchten Lande, aus welchem die Schaaren der Verruchten ſich ergießen, gleich Waſſerbächen. Er hat geſogen an den Brüſten der Ketzerei, und iſt daran erſtarkt, und iſt trunken und thörig worden von dem Tranke der Verdammniß. Darum, ſo ſage ich euch, ergreifet das Opfer nun ohne Zaudern, führet es zum Altare, — denn alſo nenne ich die zerſchmetterten Reſte dieſer geheiligten Mauern, — bindet es an den Pfahl, den ihr ſo eben errichtet habet, und dann eröffnet ungeſäumt das Feuer auf die feindlichen Schanzen; denn, wie ich ſehe, hat ſich auf deren Bruſtwehr eine große Anzahl jener fremden Mörder verſammelt, und iſt aufmerkſam geworden auf das, was hier vorgeht.“

Wie ein Haufe reißender Wölfe fiel in dieſem Augenblicke der durch die Rede des Mönchs elektriſirte Pöbel über Lepelletier her. Die Stimme des von ihm weggedrängten Obriſten erſtarb unter dem Rufe: Muera! Muera! dem ſich auch wohl dann und wann ein: Vencer ó morir! oder Viva Fernando septimo! beimiſchte. Schon fühlte er ſeine Arme und Füße von ſchneidenden Stricken umſchlungen, ſchon ward er zu dem Todespfahle hingeſchleppt, ſchon drängte ſich der Pöbel zu den Stücken der Artillerie, um das Feuer zu eröffnen, da erſchallte dem Hauptmann dicht zur Seite plötzlich eine helle weibliche Stimme. Sie tönte lieblich, und doch ſtolz und befehlend zugleich.

„Haltet ein!“ rief ſie; „ich ſage euch: haltet ein! Ich gebiete es euch im Namen des Ordens des Erbarmens (de la misericordia) und der Madonna del Pilar.“ — — — (Fortſ. folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Fortſetzung.)

Um dahin zu gelangen, braucht man nämlich nicht durch ein langweiliges Faubourg mit engen, ſchmutzigen Gaſſen und zerlumpten Bettlergeſtalten zu fahren; die Boulevards münden unmittelbar in die Elyſäiſchen Felder, und dieſe führen wiederum durch das Gitter an der Barrière de l'Etoile in die Avenue von Neuilly, aus welcher man durch die Porte de Maillot ins Bois de Boulogne einbiegt. Von dem Baſtilleplatze an über die Auſterlitzbrücke hinüber bis zu den Ruinen der Abtei von Longchamps und von da wieder zurück auf der andern Waſſerſeite bis zu der Juliuskolonne führt ein wahrhaft königlicher und bequemer Weg, und der Wagen rollt fortwährend auf einer ebenen, ſchönen und zu beiden Seiten mit hohen Bäumen bepflanzten Hochſtraße dahin.

Wir folgen von der Madelaine aus, in deren Nähe wir wohnen, der Reihe von Wagen und Reitern, welche durch die Elyſäiſchen Felder in die Avenue von Neuilly hinausfährt, und treten mit ihr durch die Porte de Maillot in das Boulogner Wäldchen. Der Zug der Wagen und Reiter dauert hier ununterbrochen in derſelben Ordnung, in derſelben Reihe und unter denſelben Staubwolken fort; die Allee von Longchamps iſt ganz mit glänzenden Equipagen und Reitern bedeckt. In dieſem bunten Gewimmel der Fahrenden und Reitenden gibt es zwar wenig Gelegenheit, friſche Luft zu ſchöpfen; aber was liegt den reichen Leuten auch an friſcher Luft? Dies Bedürfniß der gewöhnlichen Bürgersleute befriedigen ſie zu allerletzt; tauſend andere Dinge gehen demſelben vor, und die Promenade der vornehmen Welt hat zunächſt allerlei andere Zwecke. Zuerſt iſt es Mode, nach dem Bois de Boulogne zu fahren; friſche Luft dort zu ſchöpfen, iſt daher Nebenſache; ferner will man ſeinen Glanz und Reichthum zeigen, Aufwand machen.

ſehen und ſich ſehen laſſen. Die Damen wollen ihre Federn und Blumen auf den Hüten, ihre koſtbaren Kleider oder ein funkelnagelneues Meiſterſtück aus der Rue Vivienne zur Schau bringen; die Männer möchten gerne mit einem neuen Geſpanne prunken, eine neue Kaleſche, ein neues Tilbury verſuchen, oder mit den neulich angekauften Mecklenburgern paradiren, und die Dandys und Faſhionables wollen den allerneueſten Schnitt eines Fracks oder das phantaſtiſche Modell eines Überrocks und einer Weſte ſehen laſſen, deren Originalität den anerkannteſten Stutzer in Erſtaunen ſetzen muß, oder durch ihre wunderbare Haltung zu Pferde Aufſehen erregen und ihre ſchönen Reitpferde von ächter arabiſcher Race zeigen, deren Abſtammung oft beſſer erwieſen, deren Verwandtſchaft nicht ſelten genauer ausgemittelt werden kann, als die ihrer Reiter. Dies Alles kann der Dandy nur im Gehölz von Boulogne erreichen, wo er Credit, Anſehen und, was mehr ſagen will, Gleichgeſinnte hat. Darum iſt auch dort der Tummelplatz der Pariſer Stutzer; in Paris ſelbſt begegnet man, außer im Tuileriengarten, höchſt ſelten dieſem edlen Wilde. Wenn man dieſe Gattung von Zweifüßlern kennen lernen will, muß man ſich auf das Gebiet begeben, wo man auf dieſe Art Hochwild ſtößt und die eigentlichen Typen der Dandygattung antrifft; d. h. im Gehölz von Boulogne jagen. Wenn man ein Wild dieſer Art geſchoſſen hat und es zerlegt, wird ſich nach der Sektion folgendes ergeben: Ein Dandy iſt ein Narr im höchſten Grade, der viele Eigenſchaften im Superlativ und zugleich etwas vom Petitmaitre, vom Marquis, von Richelieu und Lovelace, von Lauzun und Don Juan an ſich hat, welches Alles gehörig zuſammengemiſcht, entweder das liebenswürdigſte oder das ekelhafteſte Geſchöpf, einen Engel oder einen Teufel aus ihm macht. Frankreich war von jeher als das Vaterland der Dandys bekannt; je nach den verſchiedenen Zeitläuften hatten ſie im In- und Ausland verſchiedenen Cours, und galten bald für raffinirte, feine und abgeſchliffene Leute, bald für abgefeimte Gauner und unausſtehliches Volk. Im vorigen Jahrhundert machten ſie ſich dadurch kenntlich und bemerkbar, daß ſie Puder in den Haaren, Schönheitspfläſterchen auf den Backen, weiße ſeidne Strümpfe bis über die Kniee, und rothe Abſätze an den Schuhen trugen; ihr Hauptquartier war Verſailles und das Oeil de Boeuf. In neueſten Zeiten trägt der Pariſer Dandy einen Frack, Pantalons und Stiefel, in Soireen und zur Faſchingszeit auch Schuhe und Bas à jour; ſeine Haare ſind ſtets äußerſt ſorgfältig friſirt und behalten ihre natürliche Farbe; ſeine Oberlippe bedeckt ein zierlich zugeſtutzter Schnurrbart, und um das Kinn und die Wangen geht halbkreisförmig ein ſtarker Backenbart herum, wie man ihn wohl in Deutſchland nach dem Hambacher Feſte trug, und welcher bisweilen in einen ſpitzen Ziegenbart am Kinne endigt, wie ihn zu meiner Zeit die Cornelianer in München zu tragen pflegten und welcher hier von den Republikanern barbe à la jeune France oder von den Romantikern au moyen âge genannt wird. Die Welt und die Lagerorte des Dandy's ſind das Bois de Boulogne, das Café de Paris und die Avant-scènes der großen Oper.

Gott iſt zu gerecht und die Natur zu fruchtbar, als daß ſie nicht in dem weiblichen Geſchlecht ein Gegenſtück zu dem männlichen Dandy geſchaffen haben ſollte. Das ſchöne Geſchlecht hat gleichfalls ſeine Dandy's, ſowohl in geiſtiger, als in körperlicher Hinſicht und wir rechnen dahin alle jene Weſen, welche eitel, herzlos und thöricht genug ſind, ihr ganzes Leben dem Putze zu weihen und den äußeren Glanz als die höchſte Staffel des menſchlichen Glücks zu betrachten. Solche, die das thun, ſind weder Männer, noch Weiber; das ſind nur ſchöne Mannskleider und Weiberröcke, einige Ellen Tuch, Sammet, Seide und Kaſchemir; weiter nichts. Und wenn es am Ende nur noch Thoren wären, denen ein leerer Eigennutz ihr leeres Gehirn verdrehete, aber heutiges Tags bewahren ſelbſt Geiſt und Verdienſt nicht immer vor einer ſolchen eitlen Leerheit, die doch nur ein ausſchließliches Erbtheil der Nichtigkeit bleiben ſollte. Die franzöſiſche Literatur und Kunſt offenbart neuerdings einen ungewöhnlichen Hang, faſhionable zu werden und die Schule der Anhänger Byron's wuchert hier ſchnell fort; ſeinem Vorbilde nach machen Dichter und Schriftſteller ſich zu Dandy's, fahren oder reiten nach dem Bois de Boulogne, buhlen aber dort um den Preis des Lächerlichen mit den Narren, welche doch um keinen andern ſich bewerben können. Jules Janin iſt der Abgott und Reigenführer dieſer Secte, welcher jeden Montag im Feuilleton des Journal des Debats mit ſeinen bizarren Einfällen die faſhionable Leſermenge lockt und labet, aber jeden ruhigen Leſer von Bildung unbelehrt und unbelohnt läßt.

Wenn wir Tage, Monate lang im Bois de Boulogne und in der Allee von Longchamps verweilen wollten, würden wir ſtets daſſelbe Schauſpiel vor Augen haben, Wagen und Pferde, Pferde und Wagen, auf den Pferden Dandy's, Stutzer, Gecken, Engländer und Engländerinnen und in den Wagen Herzoginnen, Marquiſinnen und Frauen der hohen Finanz, welche ſich gegenſeitig in Luxus und Aufwand überbieten. Selten erblickt man einen Fußgänger. Die faſhionable Welt gehet nicht gerne ſo weit zu Fuß, ſie ſpreizet ſich lieber in den Equipagen; der Gebrauch der Füße auf eine ſo weite Strecke iſt nur den Pferden dienlich und deren Geſundheit zuträglich.

Suchen wir jetzt auch die vornehme Welt auf, da, wo ſie ſpazieren gehet, nämlich im Tuileriengarten. Der Jardin des Tuileries mit ſeinen Linden- und Kaſtanienbäumen, ſeinen Fontainen und herrlichen Statuen, iſt ein nach Quadratſchuhen abgemeſſenes Stück Natur, welches, eingefaßt von dem Schloß und Quai der Tuilerien, von dem Revolutionsplatz und der eleganten Rue Rivoli, ein ganz bequemes, artig eingerichtetes Erholungsplätzchen für die Pariſer vornehme Welt darbietet. An den ſechs Werk- und Wochentagen wird hier in den Nachmittagsſtunden von 2 bis 5 Uhr römiſcher Corſo zu Fuß gehalten, und, wer den Inbegriff der müßigen Eleganz, des Luxus und des Reichthums in Paris ſehen will, muß in den angegebenen Stunden nach dem Tuileriengarten gehen. Was Paris Ausgezeichnetes und Schönes beſitzt, was in Sammet und Seide reich ſich kleidet, treffen wir dann hier verſammelt; keine jener ſchönen Pariſerinnen, welche einen ſo ſchlanken Wuchs und einen ſo unvergleichlich ſchönen Fuß haben, keine jener ſtolzen Frauen, welche man ſonſt nur in den hohen Zirkeln des Faubourg Saint Germain oder der Chauſſée d'Antin antrifft, kein ſich hier aufhaltender Fremde, der auf Welt und Ton Anſpruch macht, pflegt dieſe Promenade im Tuileriengarten zu verſäumen. Dort vereinigt ſich dann alles, was dieſen Tag nicht in's Gehölz von Boulogne ſpazieren gefahren oder geritten iſt; denn, wenn der Sonnenſchein zu groß, oder der Staub für den zarten Teint zu verderblich iſt, vermeidet man die langen, ſtaubigen Alleen der Champs Elysées, der Avenue von Neuilly und des Bois de Boulogne und begibt ſich in den Tuileriengarten, welcher dann gleichſam zu einer duftenden Oaſe inmitten des garſtigen Paris umgewandelt wird. An ſchönen Tagen im Winter und Sommer ſieht es ganz voll von reichen Equipagen vor dem Gitter des Gartens nach der Stadtſeite zu und in der Rue Rivoli und der angrenzenden Rue Caſtiglione wiehern die Vollbluthengſte, koſtbar aufgeſchirrt, vor ihren blanken Kutſchen. Am Eingang des Gartenthors wimmelt es in buntem Gedränge von weißen und ſchwarzen Lakayen, welche dort ſich ſonnen und den Befehl des Aufbruchs von ihren Herrſchaften abwarten.

(Fortſetzung folgt.)

Zwei Tage in Korinth.

Korinth, den 10. März 1835.

„Nicht Allen iſt's erlaubt, nach Korinth zu geh'n."
Ariſtophanes.

Es hat etwas Tröſtliches und unbeſchreiblich Angenehmes, ſich im Vaterlande eines ehrlichen Mannes zu befinden. Hier ward Timoleon geboren. Außer Lafayette gab es nie einen ſo unbeſcholtenen, uneigennützigen Menſchen; als Bürger, Soldat und Staatsmann war Timoleon viel größer, als Lafayette. Wißt ihr aber, warum er ſo edel dachte und ſo großmüthig handelte, warum er in Syrakus, das ihm Freiheit und Exiſtenz verdankte, nur ſo wie Lafayette nach zwei Revolutionen, in einer ſchmalen Gaſſe und einem ſtillen Hauſe wohnte? Ich will es euch ſagen: er hatte einen Bruder, der in ſeiner Vaterſtadt alles Vertrauen des Volks mißbrauchte, und aller Warnungen und Bitten ungeachtet das zu werden trachtete, was Dionys in Sicilien war; er ſah den Keim der Herrſchſucht, und lernte ſie haſſen und vertilgen. Timoleon tödtete ſeinen Bruder, weil er ein Tyrann geworden.*) — Ich weiß nicht, wie mir geſchieht, indem ich die alten und neuen Ruinen dieſer Stadt durchwandle. Ein ſo gewaltiges Grab iſt nicht ſonſtwo in Griechenland. Ich ſtehe wie ein Ungläubiger am Fenſter meiner fenſterloſen Hütte, vor der das ſchöne Meer von Criſſa ſeine Wogen kräuſelt, und die drei heiligen Berge der klaſſiſchen Vorzeit in die Wolken ragen, und frage betrübt: Iſt das Korinth? — Korinth! antwortet das Echo, das in den Säulen jenes Tempels wohnt, und Korinth wiederholt der himmelanſtrebende Felſenberg, darauf das dreimal geborne Kaſtell in altergrauen Mauern thronet. — Einſt war Akrokorinth die Wiege des Freiſtaats, der die Wiege war von Syrakus und Corcyra, — jetzt iſt ſie der Grabſtein deſſelben. Die Millionäre des Euklid, deren Söhne ein König ſingen und leſen lehrte, — ſie haben ſich in arme Fiſcher und Bauern umgewandelt; die luxuriöſen Sybariten, die wie perſiſche Satrapen Hof hielten, — ſie haben der Philoſophie des Diogenes gehuldigt und ſich ſogar der Becher entwöhnt. Ich will euch was zu rathen geben, wenn ihr Freunde von Räthſeln ſeid, und dann frage ich euch: wo ſind die beiden weltberühmten Häfen dieſes griechiſchen Venedigs? Wahrlich, euer Auge muß wohl geübt ſein in der Hieroglyphenſchrift der Gräber, wenn ihr mir dieſelben herausfindet. Sie liegen in — der Geſchichte, und wenn ich nicht irre, noch außerdem in einer topographiſchen Charte, die weiland ein Kapitän des Dogen in den Lagunen verfertigte, als ſein Herzog die alte römiſch-griechiſche Idee bekam, den Iſthmus zu durchſtechen und den Peloponnes zu einer venetianiſchen Inſel zu machen. — Ich bin geſtern den ganzen Tag in den Straßen der Stadt herumgegangen und habe nur vier und zwanzig Häuſer gefunden, da die übrigen alle in Steinhaufen verwandelt ſind, daß ein ungeübter Fuß ſich nicht hindurch zu arbeiten vermag. Ein Thurm von klafterdicken Mauern, ein Felſen vor den Bädern der Venus, fünf Säulen des Jupitertempels, eine Pfütze ſtatt des Hafens von Criſſa, die höhlenartigen Reſte eines Amphitheaters und die Kirche, in welcher der Apoſtel Paulus predigte, ſind Alles, was der Barbarismus und der verheerende Geiſt der Revolutionen, außer den pittoresken Zinnen der Burg, auf die Nachwelt brachte. Ich vergleiche den Ort mit einem Regimente tapferer Krieger, das in der Feldſchlacht bis auf den Trommelſchläger aufgerieben wurde. Was die Türken des Chamel-Bey, oder Paſchas von Korinth, nicht zerſtörten, das zerſtörten die Griechen ſelbſt, ſo daß man ſogar um das Vergnügen kommt, eine ordentliche Moſchee und den Palaſt dieſes Moſlem zu betrachten, der am untern Stadtende auf einer Anhöhe gegen das Meer auf der Stelle erbaut war, die vor Zeiten die berühmten Hetären bewohnten. — Wenn ich an die ſchöne Lais denke, deren Statue als Geopas Venus ſogar einen Verehrer des Schönen wahnſinnig machte, ſo will es mir nicht in den Kopf, daß ich aller Liebenswürdigkeit hier entbehren ſoll. Ich ſtehe auf, ich ſehe auf die Gaſſe, ich durchlaufe den ſogenannten Bazar, ich gehe in die Kirche, an den Brunnen, — vergeblich. Meine Wirthin iſt die einzige Frau, die ſich ſehen läßt, und ſie ſagt, ſie ſei aus Cephalonia und eine — Engländerin. O wenn doch Diogenes noch lebte, und mir durch ſeine Späße die Suppe würzte: mich ärgert's entſetzlich, nur mit Baiern zu eſſen, und nicht einmal Kartoffeln und die allgemeine Zeitung zu bekommen. — Gehn wir demohngeachtet auf das Kaſtell und in die Pauluskirche. Es iſt ein liebenswürdiger Rittmeiſter darüber als Platzkommandant geſtellt und er verſichert, er ſei ein zweiter Nimrod und immer mit Haſen und Hühnern verſehen. Der Eparch hat meinen Paß viſirt nach Athen und mir aus beſonderer Rückſicht für mein deutſches Geſicht eine Ordonnanz als Wegweiſer mitgegeben. Ich weiß Ihnen vom heiligen Paulus nicht mehr zu ſagen, als was der Korporal mir ſagte. Die Kirche iſt mehr ein Schoppen denn ein Tempel, ſteht aber auf den Fundamenten eines alten Marmorbau's und enthält ein Paar pittoreske Fragmente. Da ſie ein ſprechendes Beiſpiel des modernen korinthiſchen Elendes iſt, ſo bewog ſie meinen ehrlichen Baier zu der Aeußerung, er wiſſe jetzt, warum Paulus an die Korinther geſchrieben habe und nicht perſönlich gekommen ſei. — Wir gingen durch die Ruinen des Jupitertempels, der auf dem höchſten Punkte der Stadt liegt, und gemäß dem Styl der kurzen Säulen einer der älteſten griechiſchen Tempel iſt, an dem Felſenbaue eines merkwürdigen iſolirten alten Grabes vorbei, und ſchlugen dann die Richtung einer Bergſchlucht ein, in der ehemals ein blühendes Dorf lag. Das giftige Euphorbium hat hier die Luft verpeſtet und den Bergpfad ſo ockergelb angeſtrichen, daß mich die Augen ſchmerzten.

(Schluß folgt.)

Theatraliſches Bülletin aus Frankfurt.

Den 3ten. Don Juan, zum Beneſice der Madame Pirſcher, welche die Anna gab, und in dieſer Rolle mein letztes Urtheil nur beſtätigte. Die Affecte, Leidenſchaft, Schmerz, Trauer ꝛc. ſind hier nicht ſowohl Ausdruck eines intenſiven Lebens, als Reſultat der Berechnung. Gleichwohl gebührt dem liebenswürdigen Gaſte als Anna das Verdienſt einer conſequenten Durchführung und ſeltner Ausdauer. Das große Recitativ, der Prüfſtein des kunſtächten Geſanges, verfehlte, wie die letzte Arie, ihre Wirkung nicht. Mad. P. wird als kunſtgebildete Sängerin überall ihren Ruf behaupten. — Der Barometerſtand dieſer Oper iſt wieder im Sinken, der Enthuſiasmus verraucht. Wäre die himmliſche Muſik nicht, die gar nicht zu verderben iſt, — die lobenswerthe Leiſtung einzelner Mitglieder hätte die heutige Darſtellung nicht vor dem Fiasko ſchützen können — auch wenn der Schlußſatz nicht geſtrichen wäre. — — Warum aber dieſe Oper überhaupt geben, wenn man wichtige Parthieen nur durch Anfänger beſetzen kann? Herr Petzold, ein Choriſt unſerer Bühne, probirte ſich als Maſetto; Herr Lehr, zur Baccalaureus-Würde erhoben, als Comthur. Weder linkiſche Beweglichkeit, noch Baryphonie ſtempeln zu ſolchen Parthieen. Zur Dreſſur gibt's angemeſſenere Bahnen und die Aufmunterung geſchehe nicht auf Koſten klaſſiſcher Muſik. — Ueber den ausgezeichneten Geſang Herrn Schmezer's vergißt man gerne die Champignons-Natur ſeines Champion-Gudman. — Herr Marrder mußte das electriſche Champagner-Lied wiederholen, wurde verdient gerufen, und — dankte im Namen des ſchönen Gaſtes. Sonderbar! 7.

Den 6ten. Zum Erſtenmal: Die Tochter des Geizigen, Schauſpiel aus dem Franz. von Kurländer. Stoff und Combinationen ſind ziemlich ächt franzöſiſch, für die Bühne berechnet, ein Tummelplatz für die ſchaffende Kraft denkender Schauſpieler. Die Bearbeitung Kurländer's dagegen ſteht unter dem Gefrierpunkt. Wann wird Kurländer von der unglückſeligen Idee abkommen: er könne überſetzen und bearbeiten?! Wie er die Sache anpackt, ſo fehlt vor Allem die Fähigkeit, dann der Fleiß, und es bleibt nichts übrig, als Pomade und ein abſcheuliches Deutſch. Bei der Aufführung gaben ſich Herr Weidner, Mad. Beneſch und Hr. Hendrichs alle mögliche Mühe. Die Natürlichkeit, in welcher ſie ſich zu behaupten ſuchten, verdient nach ſo langer Gewitterſchwüle von Unnatur und Comödianterei, die über der hieſigen Bühne ſchwebt, Anerkennung. Mad. Beneſch hat gezeigt, daß in ihr noch Sinn für Wahrheit ſei, und hat wahrſcheinlich geſehen, daß man, um Wirkungen hervorzubringen, leichter mit der Natur, als mit der Geziertheit ausreicht. Herr Hendrichs hat über ſeine Rolle nachgedacht und ſie recht liebenswürdig durchgeführt. — Hr. Weidner war in den beiden erſten Akten trefflich, im dritten zuweilen etwas über's Maaß hinaus. Aber mein Gott! warum wackelt Weidner immer ſo unanſtändig mit den Beinen? Das ſollte er ſich wieder abgewöhnen; denn es geſchieht doch vermuthlich weder bereits aus Altersſchwäche, noch aus ſonſt einem momentanen Grund, — ſondern aus Manier; aber dieſe Manier iſt abſcheulich.

---

*) Timophanes hieß derſelbe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 138. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 23.

Samſtag, 13. Juni.

Werke der Induſtrie.

Der alte Buchhandel beſaß, ich darf nicht ſagen, mehr Geld, aber er beſaß mehr Stolz, als der jetzige. Der alte Buchhandel ſtand mit verſchränkten Armen in der Thüre ſeines Ladens, grüßte herablaſſend das vorübergehende Publikum, das noch durch keine Plakate und große Kupferwerke an die Aushängefenſter herangelockt wurde; der alte Buchhandel griff das Publikum nicht gewaltſam an: la vie et la bourse. Es war ein ſehr gemeſſener Gang, das damalige Buchhändlergeſchäft, ein Gang auf den gebahnten Straßen des Bedürfniſſes: nur die Gelehrten, die Autodidakten klopften bei den Buchhändlern an, das Bedürfniß war das bittende, es war ein freies, kein erzwungenes Bedürfniß. Einige Firmen fuhren ſechsſpännig; aber Leſſing gerieth in Verzweiflung, und wollte hinfort ſeine Schriften auf eigne Rechnung verlegen.

Die Journaliſtik hat den alten Buchhandel zu Grunde gerichtet. Die Journale veranlaßten die Leſezirkel, die Leſezirkel abſorbirten die Kaufluſt der Privaten. Es waren zwei Dinge nothwendig: neue Käufer zu gewinnen, und die Waare ſelbſt äußerlich in andere Geſtalt zu bringen. Wir reden noch nicht von den populären Schriften; wir ſtehen erſt bei der „beiſpiellos wohlfeilen“ Periode.

Der neue Buchhandel gründete ſich auf Nichts; denn er fing mit Schulden an. Seht, dort wird ein neuer Laden aufgebrochen! Was ſoll dort verkauft werden? Bücher. Du lieber Gott! Ich brauche keine Bücher, meine Frau braucht keine Bücher, mein Vater brauchte keine Bücher, meine Kinder brauchen den Ferbitz, den Splittegarb, den Kinderfreund, aber ſie brauchen keine Bücher. Närriſches Volk! Es ſcheint, du willſt betrogen ſein. Bücher ſind Luxus für dich, du ſiehſt nur das Angenehme darin, man muß dich gegen deinen Willen zwingen, Bücher zu kaufen. Da ſteht der junge Anfänger von höchſt zweideutigem Credit! Der Laden iſt ausgebrochen, die Sonne brennt auf den geſchmückten Glasfenſtern; treten Sie herein, meine Herren, der Leipziger Ballen iſt angekommen! Brüſſeler Nachdruck, Romane von Fürſt und Kollmann, Tutti Frutti! Die Leute hören nicht, ſie haben auf der Börſe, im Amte, draußen auf der Zollwage zu thun. Was Literatur! Narren-poſſen!

Mein junger Buchhändler verzweifelt nicht. Er ärgert ſich nicht, daß in die alte Firma des Ortes, drüben an der Ecke des Marktes, nach einander hineintreten der praktizirende Arzt, der Stadtprediger, der Juſtizamtmann, der Bediente einer engliſchen Familie, die nach Deutſchland reiſte, um zu ſparen, zuletzt eine alte Betſchweſter: er greift nach dem Wohnungsanzeiger der Stadt, dieſer wunderlichen Stadt, die aber wie alle Städte iſt, und ſtreicht ſich mit Rothſtift die Adreſſen der Menſchen an, welche entweder Vermögen beſitzen oder ihr Auskommen haben, oder derer, welche auf Bildung Anſpruch machen. Nun herbei, ihr Anzeigen und Subſcriptionsliſten, herbei, ihr bibliographiſchen Berichte, herbei, ihr à condition anvertrauten Bücher; ich will dieſem Orte von 15000 Seelen zeigen, was es heiſt, Bedürfniſſe, nicht befriedigen, nein! Bedürfniſſe ſchaffen. Du ſchlauer Spekulant! Jetzt heiſt es plötzlich: Ew. Wohlgeboren erhalten anbei zur gefälligen Anſicht —, und nun folgt Titel und Werth irgend eines von den werthloſen Büchern, mit welchen ſich unſer Literaturblatt zu beſchäftigen pflegt. Das Buch, die Anzeigen, die Subſcriptionsliſten, die bibliographiſchen Berichte Nr. 89 oder Nr. 98 werden eingeſchlagen in die Verlagswerke des Buchhändler Reimer, ich wollte ſagen: in verſchoſſenes Makulatur; das Ganze gibt ein hübſches Paket und geht dreiſt an eine Adreſſe ab, welche nie mit dem Reich der Ideen, mit der Kunſt, mit Schiller und Göthe, am wenigſten mit dem jungen Anfänger in irgend einer Verbindung geſtanden hat.

Das Paket kömmt an. Was iſt das? Was ſoll das? Wozu das? Wer wollte das? — Bitte! Öffnen Sie nur! Man öffnet, die Familie ſteht herum, neugierig, man lieſ't: Ew. Wohlgeboren erhalten anbei zur gefälligen — Von wem? Von wem hab' ich etwas zu erhalten? Wer braucht mir unaufgefodert Gefälligkeiten zu erweiſen? Der Sortiments-, Kunſt- und Muſikalienhändler Mauſer — Mauſer? Ich kenne keinen Mauſer! Ach, der junge Mann da, — ſagt die Frau. Ach, der junge Mann auf dem Ball da, — ſagt die Tochter. Man lieſ't, man rechnet, man fühlt ſich geehrt, man zahlt. Der junge Anfänger lacht: Er hat Kundſchaft.

Aber nicht überall reuſſirte die Dreiſtigkeit. Es gibt Grobiane (auch verheirathete), dummſtolze, in überwiegender Zahl aber rohe Menſchen, die ſich für zu gebildet achten und zu reich, als daß ſie noch nöthig hätten, etwas Monatliches auf die Kultur ihres Geiſtes zu verwenden. Der junge Anfänger klopft nicht wieder an. Sein erſter Coup gelang im Durchſchnitte. Die Literatur hat einen neuen Abſatzweg. Wir verdanken dem jungen Manne brave Menſchen, welche ſich bilden wollen, die Wahrheit befördern und eine Ehre darein ſetzen, ihren Kindern eine Bibliothek zu hinterlaſſen.

Dies Genrebild klärt uns das Glück auf, welches in unſern Tagen die Heftweiſe und die Pfennigsliteratur gemacht hat. Denn es iſt, wenn auch nicht immer wohlfeile Literatur, die hier vertrieben wurde, doch bequem zahlbare, da ſie ſich nur in kleinen Raten merklich macht. Auch erfordert die Art, wie die Heftliteratur verbreitet werden muß. eine beſondre Betriebſamkeit des Buchhändlers, der ſich nur der Fleiß junger Leute zu unterziehen gewohnt iſt. Die alten Firmen verbitten ſich Zuſendungen dieſer Art; ſie wollen vor Niemanden den Hut abnehmen und ſich nicht ſo rühren, daß ſie ihr Emponpoint verlieren könnten. Es leben die alten Firmen!

Das Glück, welches die Heftliteratur machte, veranlaßte freilich den Plunder; doch kommen auch vortreffliche Erſcheinungen vor, und wir wollen hier kurz einige dieſer Art erwähnen, welche beſondre Aufmerkſamkeit verdienen.

Okens Naturgeſchichte iſt bis zur neunzehnten Lieferung gediehen. Anerkannt iſt der innre Werth dieſes Buches; aber noch hat man nicht bemerkt, welche merkwürdige Erſcheinung es in der Faſſungskraft des großen Publikums bewirkt hat. Wie begann dieſe Naturgeſchichte? Mit den Phänomenen der Thierwelt, mit den Organen des menſchlichen Körpers, kurz mit Begriffen, welche uns nahe liegen, mit Anſchauungen, in welche ſich der Laie bald verſetzen konnte. Jetzt im Verlaufe des Werkes werden die Unterſuchungen ſchon complizirter, der Geiſt der Wiſſenſchaft gibt die Deutlichkeit auf Koſten des Syſtemes nicht zu; aber wir hielten uns feſt an den Demonſtrationen des Verfaſſers, wir prägten ſeine Vorderſätze unſrer Faſſungskraft ein, wir fühlen kaum, daß wir aus Laien Kundige geworden ſind, daß wir uns mitten in dem Syſteme ſelbſt befinden.

Littrow's Himmel, ſeine Welten und ſeine Wunder riß vielleicht ſchon zu früh in das Gebiet mathematiſcher Abſtraktionen hinein, die nicht Jedem gegenwärtig ſind; doch ſchön iſt es, daß die Popularität nichts der Wiſſenſchaft entzieht, was ihr gehört. Die geſchmackvolle Ausdrucksweiſe des Verfaſſers iſt ſeinem Gegenſtande durchweg angemeſſen.

Hugo's Geſchichte des Kaiſers Napoleon machte ſo viel Glück, daß eine zweite Auflage und neue Bearbeitung von Elsner zuläſſig wurde. Mehre Hefte des letztern liegen uns vor; doch ſcheint der jetzige Bearbeiter, auf die Bereitwilligkeit des Publikums rechnend, ſich in Ausdehnungen zu gefallen. Bei ſolchem Streben müſſen denn Dinge unterlaufen, wie man ſie zur Ergötzlichkeit z. B. Bd. II. S. 97 lieſt: „Man kann die Seemächte theilen in die katholiſchen, proteſtantiſchen und neutralen.“ Dieſe Eintheilung iſt drollig. Was hat die Religion mit der Marine zu thun?

Friedrich der Große von Theobald Chauber ſtieß im Anfang ſeines Erſcheinens auf kritiſche Hinderniſſe. Der Name des Verfaſſers war ſo gefliſſentlich maſkirt, und die Erſcheinung des werthvollen Werkes von Preuß hatte das Hauptverdienſt, welche man ſich um Friedrich II. erwerben konnte, in Mittheilung aus archivaliſchen Quellen geſtellt. Doch rechtfertigte der Verfolg den Verfaſſer und gibt einen denkenden und von ſeinem Gegenſtande hinlänglich ergriffenen Kopf zu erkennen. Der Styl iſt edel und angemeſſen, vielleicht etwas zu voll. Charakteriſtiſch für einen Süddeutſchen iſt es, ſich ſo in Preußiſche Anſchauungen und in ein patriotiſches Gefühl von jenſeits der Elbe zu verſetzen, wie hier geſchehen iſt.

Im Allgemeinen aber bitten wir die Firma Scheible, in ihrer heilloſen Büchermacherei einzuhalten und die kaum erwachte Theilnahme des Publikums durch übergroße Zudringlichkeit nicht zu erkälten.

72) Frühlings-Almanach. Herausgegeben von Nikolaus Lenau. Stuttgart, Brodhag. 1835.

Dem vielerwarteten Fragmente: Fauſt von N. Lenau gedenken wir den Hauptartikel des nächſten Literaturblatts zu widmen. Hier nur einige kurze Bemerkungen über den Reſtinhalt eines Unternehmens, dem wir den beſten Fortgang wünſchen:

Lieder von Karl Mayer, wieder in jener Manier, welche an dem Verfaſſer nachgrade widerlich wird; Herr Mayer muß ſehr verworrene Begriffe von der Lyrik haben, wenn er glaubt, daß ſeine kleinen Spaziergangseinfälle, die noch überdies in einer geſchraubten und unnatürlichen Sprache auftreten, irgend eine poetiſche Befriedigung ſeinen Leſern geben könnten. Die Naturbeſchreibung hat in der Poeſie eine Gränze: nämlich die, wo ſie Naturgötzendienſt mit naturhiſtoriſcher Färbung wird. Ich möchte wohl wiſſen, welche Saite des Gemüthes von Herrn Mayer's Liederchen ſoll vibrirt werden.

Der Bärenhäuter im Salzbade, ein Schattenſpiel von Juſtinus Kerner, ſucht die Geiſterſehereien des Verfaſſers zu rechtfertigen, und iſt nicht ohne Humor, ja ſelbſt mit einem ariſtophaniſch-witzigen Schluſſe durchgeführt. Nur ſcheint es eine arge Ungerechtigkeit zu ſein, wenn Herr Kerner dem lächerlichſten Rationaliſten, wie hier dem Badprediger, die Rolle überträgt, an dem Zwiſchenreich und den Prevorſtereien zu zweifeln. Man kann für Pindar, Dante, Shakeſpeare und Göthe ſchwärmen, und doch von den Gedichten, die früher oder ſpäter, von Geiſtern oder Menſchen in Weinsberg gemacht wurden, eine ſehr geringſchätzige Meinung haben.

Herbſt 1833 in Neuſaß, von Rückert. Hier iſt ein Poet, durch und durch, ein Poet, der nicht dichtet, wenn er einmal einen guten Gedanken hat, ſondern der nur anzuſetzen braucht, und immer gute Gedanken hat. Welch ſanfter Hauch weht über dieſen neuen Blumenflor der Rückert'ſchen Muſe! Eine elegiſche Stimmung waltet hier, durchblitzt von manchem lächelnden Blicke, von Blicken der Hoffnung, von Ironie über die Welt, ja von Ironie über den Dichter ſelbſt. Hier iſt ein Dichter, der in ſeiner kleinen Siedelei doch die ganze Welt umfaßt. Wie ſchön ſteht Rückert der Schmerz, daß er in zu kleinen Kreiſen wohne, um das Große der Begebenheiten ganz mitzuleben; daß er zu ſehr an der Idylle kranke, um in Hymnen zu ſingen! Und ſchwingt eine ſolche Weltbetrachtung ſich einmal auf, dann muß ſie wahrlich ſo erſchüttern, wie Rückert's Kometenlied, ein Gedicht, in welchem die glühendſte Liebe zur Menſchheit und eine unverſiegte Hoffnung auf den Himmel ſich ausſpricht. Weide dich, Leſer, an dem ſchönen Gedanken, daß die Erde, falls der Komet in ihre Bahn träte, dem wirren Meteor jenen Kern geben würde, der ihm fehlt!

Salomo's Nächte von Guſtav Pfizer kündigen ſich widerlich durch die Nibelungengänſedärme an, ein Versmaaß, das der Reflexion und der Wortfülle Thor und Thür öffnet. Die Ausſchmückung der Scene iſt überladen: ſie läßt auch kalt, da nichts unſerer Phantaſie von Hausaus ſchon näher liegt, als orientaliſche Nächte. Die Philoſophie Salomo's, die ſich in den Zwiegeſprächen mit der Königin von Saba kund gibt, leidet daran, daß ſie unhiſtoriſch iſt; denn Salomo war nicht ſo im Unklaren über das Ende und den Anfang der Dinge, wie Herr Pfizer; ſondern er philoſophirte etwas epikuräiſch, zum großen Theile aber indifferentiſtiſch mit dem Refrain: Alles iſt eitel. Dies iſt aber kein Refrain der Verzweiflung, ſondern der Zufriedenheit. Wir fordern den Verfaſſer zum letzten Male auf, keine Gegenſtände zu wählen, bei denen es nur darauf ankömmt, ſie zu verſifiziren!

73) Umriß einer Theorie der bildenden Künſte. Von Ludwig Schorn. Stuttgart, Cotta. 1835.

Sehr billig iſt das Verhältniß, welches der Verfaſſer zwiſchen der Poeſie, Muſik und Plaſtik (Geſtaltenſchöpfung durch Architektur, Bildhauerei und Malerei) feſtſtellt. Die Poeſie behauptet den höchſten, die Muſik den unterſten Rang. Es gibt Muſiknarren, welche mir und dem Verfaſſer dies ſehr übel nehmen werden; aber recht verdienſtlich iſt die Oppoſition gegen den übertriebenen muſikaliſchen Enthuſiasmus, welcher ſich ſchon durch ſeine Allgemeinheit, durch die Theilnahme jeder ungebildeten Gefühlsſchwätzerin an ſeinen Excentrizitäten verdächtig macht. Was wird heutiges Tages nicht alles in der Muſik gefunden! Ja noch mehr, was nicht alles hineingelegt! Die Muſik iſt das Surrogat der Unterhaltung geworden, die Muſik macht ſich mit ihren Sonaten und Cavatinen breit, wo man vernünftige und gefühlvolle Worte hören will, die Muſik iſt ſo recht unbequem und zudringlich geworden, daß ich ihr in dem Bereich, wo ich Herr bin, immer die Thür weiſe. Die Muſik iſt ſowohl für das Gefühl, wie für den Gedanken der unvollkommenſte Ausdruck; ſie iſt in demſelben Notenſatze einer tauſendfachen Erläuterung fähig; ſie wird das, was ſie ausſprechen will, immer ſo geben, daß man euch leicht etwas andres mit hinein legen kann. Warum ſind die größten Muſiker, die ſchmelzendſten Sängerinnen oft die rohſten und ungebildetſten Menſchen? Weil die Muſik kein Moment der Cultur und ſich bei wilden, wie civiliſirten Völkern immer die Muſik auf verwandten und gar nicht groß unterſchiedenen Stufen befindet. Da ſoll die Muſik euch den Himmel erſchließen! Wenn ihr den Himmel nicht in euch trägt, kein Hummel erſchließt ihn euch! Kurz es ſcheint, als ſei die Muſik nur da, um der Gefühlsleere und graſſirenden Unbildung, namentlich unter den Frauenzimmern, eine glänzende und ſonore Entſchuldigung oder Verhüllung zu geben.

Ich geſtehe, daß ich hier in einen pädagogiſchen Ideenkreis gerathen bin; aber ſelbſt bei äſthetiſchen Prämiſſen muß man zugeben, daß die Muſik nur approximativ wirkt, daß ihre heilloſe Unbeſtimmtheit ſie tief unter die Poeſie und Plaſtik ſetzt. Die Grundlage der Muſik iſt eine ſinnliche: ſie ſoll auf unſre Ideen wirken, ſie kann aber uns auf die Nerven wirken, welche den Ideen des Erhabenen, Komiſchen u. ſ. w. als ſinnliche Organe dienen. Jede Kunſt, welche das Momentane ihrer Abſicht nicht vollſtändig abgerundet und unzweideutig wiedergeben kann, ſteht tiefer, als die, welche darin ihre Ehre ſucht. Die Muſik kann es nicht. Sie ſcheint die Zwecke, die ſie hat, immer zu umgehen.

Möchte es dem Verfaſſer gefallen, die geiſtreichen Skizzen dieſer wenigen Blätter zu einem erſchöpfenden Syſteme auszuführen!

74) Betrachtungen über einige Schriften von F. R. de la Mennais. Von Dr. L. F. O. Baumgarten-Cruſius. Jena, Bran. 1834.

Ein Profeſſor der Theologie will uns hier weiß machen, daß die Regungen der neueſten Zeit auf dem Gebiete der Religion keinen progreſſiven Inhalt hätten, daß ſie nichts vorbrächten, was das Chriſtenthum nicht ſchon beſäße oder wenigſtens die Lehrer deſſelben längſt beantwortet hätten. So könnten weder der St. Simonismus noch der Geiſt, welcher in den Worten eines Gläubigen herrſcht, für neue Momente der religiöſen Entwickelung angeſehen werden. Welche Selbſtgenügſamkeit! Weil dieſe Herren an der äußern Schale der Dogmatik ſich die Zähne zerbiſſen haben, ſo meinen ſie, die Schale ſei ſchon geöffnet: weil ſie ſehr gründliche Bücher über die Kirchengeſchichte geſchrieben haben, ſo ſoll die deutſche Gottesgelahrtheit alles befriedigen, was in einer müden und wunden Seele an Zweifeln und Wiſſensdurſt nur aufſteigen kann! Wir können alle bereit ſein, in die Behauptung einzuſtimmen, daß der St. Simonismus in ſeinen poſitiven Elementen, in der Dogmatik, welche er ſchaffen will, von der tiefern Spekulation verlaſſen iſt, dürfen aber den einen Satz nicht umgehen, welcher fundamental für die Entwickelung unſrer Zeit bleibt, und welcher ſo lautet: Entweder iſt das Chriſtenthum nicht mehr ausreichend, um das religiöſe Bedürfniß der Völker zu befriedigen; oder es bedarf einer neuen Erklärung, die ihm eine Ausdehnung gibt, welche die alte Orthodoxie noch nicht gekannt hat.

Die Behauptung des Profeſſors, daß Lamennais zunächſt hierarchiſche Zwecke habe, kann nicht bezweifelt werden, nur iſt es gehäſſig, einem Manne, der nie Jeſuit war, die böswillige Abſicht unterzuſchieben, als rege er die politiſchen Leidenſchaften auf, um ein betrügeriſches Mittel zu ſeinem papiſtiſchen Zwecke zu haben, ein Mittel, das er ſpäter der erſte wäre zu desavouiren. Nein, Lamennais iſt heilig davon überzeugt, daß das Chriſtenthum ſich nicht mit der Ariſtokratie, weder geiſtlicher noch weltlicher, vertrage: er iſt katholiſch, aber nicht römiſch. Die Hierarchie Lamennais' liegt weiter hinaus, als eine jeſuitiſch erſchlichene Verbeſſerung der weltlichen Lage des Papſtthumes, oder eine allgemeine Propaganda des Katholizismus im tridentiniſchen Style: ſie iſt eine Herrſchaft der Heiligen; keine Hierarchie mehr, ſondern Theokratie. Die Worte eines Gläubigen ſind eine Frage der Zukunft, voll Tiefſinn und Weiſſagung, eine Frage, von welcher der politiſche Inhalt unzertrennlich iſt, eine Frage, die jedenfalls in einem andern Sinne entſchieden werden muß, als von Lamennais geſchehen iſt, aber zuletzt auch eine Frage, über welche deutſche Profeſſoren der Theologie keine Stimme abgeben können.

Eine kleine Bemerkung über das theologiſche Idiom muß ich dieſer Erklärung noch beifügen.

Die Dummgläubigen, die Orthodoxen und evangeliſchen Kirchenzeitungsſchreiber des geiſtlichen Großherzogthums Hengſtenberg erwiedern auf die neuern religiöſen Regungen mit kurzen, von einem ſchlauen Lächeln begleiteten Worten, daß ſie Werke des Teufels wären, um es mit einem Worte zu ſagen. Unſer Zeitalter ſtünde dem Satan große Macht zu und Satan ſchleiche ſich in alle Ritzen ein, ſpräche wiſſenſchaftlich, wie ein Doktor der Theologie, affektire ein großes Bedürfniß, dem lieben Gott in ſeinen Nöthen zu helfen; der Satan ſchreibe Worte eines Gläubigen, Vorreden zu Schleiermachers vertrauten Briefen über die Luzinde, und andre dergleichen Schriften. Herr Baumgarten-Cruſius wagt nicht, einen ſo irrationaliſtiſchen Ausſpruch zu thun; aber da ſeht, wie viel wir durch unſre Vernunftgläubigkeit gewonnen haben! Herr Baumgarten-Cruſius kann ſich nicht enthalten, von den Worten eines Gläubigen zu ſagen, ſie ſeien „doch eigentlich nur Werkzeug einer andern dunklen, chaotiſchen Macht.“ Da ſind wir nun hingekommen! Die Einen glauben an den Teufel, die Andern an eine dunkle chaotiſche Macht. Wo iſt Beſſerung?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 139. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 15. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

Faſt bewußtlos richtete Lepelletier den Kopf nach der Seite, woher die Stimme erſcholl. Er ſah neben ſich eine junge Nonne vom Orden der Barmherzigkeit. Das bleiche, faſt marmorähnliche Geſicht derſelben trug ausdrucksvolle Züge, die in dem Augenblick, als der Hauptmann ſich zu der Redenden wendete, eine flüchtige Röthe übergoß. Wie man ſah, war die junge Nonne von allen den Umſtehenden gekannt und geachtet; denn auf den Laut ihres Wortes ſchien die Wuth des Haufens ſich für den Moment zu mäßigen.

„Es iſt Schweſter Thereſa!“ ziſchelte Einer, der ſich bis dahin beſonders wüthend geberdet hatte, dem Andern in's Ohr.

„Es iſt Thereſa del Roſario!“ ſagte leiſe ein Anderer.

„Was wollt ihr thun, Arragonier?“ ſprach jetzt die Nonne, dicht zu dem Pfahle tretend, an dem der Gefangene noch immer gebunden ſtand. „Wozu, edle Spanier, habt ihr durch die Hitze des Augenblicks euch hinreißen laſſen? — Wenn ihr in dem Gefühle des Grimmes verrätheriſche Söhne oder allzuſchwache Töchter des Vaterlandes mit dem Tode beſtraftet, wenn ihr auf einen Augenblick den Ausſpruch deſſen, der da ſagte: Mein iſt die Rache, ich will vergelten! vergeſſen konntet, ſo iſt es möglich, daß nach vollbrachter That ſich euer Gewiſſen mit dem Gedanken: Sie empfingen, was ſie verdienten! zu beruhigen im Stande war. Was aber hat dieſer Fremdling begangen? — Auf das Geheiß ſeines Feldherrn, vertrauend dem Völkerrechte, und, — was mehr iſt, — vertrauend ſpaniſcher Ehre, betrat er die Mauern dieſer Stadt. Er ward nicht gefragt, ob er die Aufforderung zu ſchändlicher Unterwerfung überbringen wolle oder nicht. Er that, was ſeine *Pflicht* war. Wer von euch Allen würde ſich weigern, eine Botſchaft unſers Feldherrn in's feindliche Lager zu bringen, ob er auch wüßte, daß tauſend Gefahren ihn umringten? Schande dem Sohne Spaniens, der nur einen Augenblick Anſtand nähme! — Hat aber dieſer Fremde nichts begangen, als was ſeine Pflicht war, warum wollt ihr ihn tödten? — Warum wollt ihr auf eine Weiſe, die ſelbſt der Wilde, der die Perſon des Friedensboten ehret, tadeln würde, einen Flecken auf den ſpaniſchen Namen bringen? — Warum wollet ihr den blutdürſtigen Feinden einen Vorwand leihen, mit einem Anſchein von Recht ihre Wuth an wehrloſen Bewohnern des Landes, ja an den tapfern Vertheidigern dieſer Mauern, die noch vor wenig Tagen blutend in die Hand unſerer Dränger gefallen ſind, zu kühlen? — Nein, meine Brüder! Ihr ſeid Chriſten, ihr ſeid Spanier! Ihr werdet eure Hände nicht mit dem Blute dieſes Menſchen beſudeln! — Darum, und zwar im Namen des Gottes des Friedens, der Gerechtigkeit, und der Madonna vom Pfeiler, unſerer göttlichen Schützerin, löſe ich die Bande dieſes Mannes.“ —

Eben wollte die Nonne nach der Schlinge des Strickes greifen, der unſern Bekannten an den Pfahl gefeſſelt hielt, als der Mönch, deſſen düſteres Auge bis dahin an den Lippen der Redenden, wie feſtgebannt, gehaftet hatte, ſchnell hinzutrat.

„Nicht alſo!“ rief er aus, indem er den magern Arm gegen den Hauptmann ausſtreckte. „Das Opfer iſt mein! Ich habe es gebunden an die Hörner des Altares; es darf mir nicht entrinnen. — Er darf nicht leben, dieſer Mann,“ ſetzte er dumpf und ſo leiſe hinzu, daß er faſt nur von dem Gefangenen und der Nonne verſtanden ward; „er darf nicht leben, Thereſa, denn dein Mund hat für ihn geſprochen, dein Auge hat auf ihm geruht! — Nein! — Nimmermehr! Er darf nicht leben.“ — —

Ein Gemurmel war indeß in dem Haufen entſtanden. Man vernahm nur einzelne Worte. „Sie hat Recht,“ ſagte der Eine. „Nein, der Mönch!“ entgegnete der Andere. „Mein Sohn fiel geſtern in die Hand der verfluchten Franzoſen; ſie werden ihn ermorden, wenn wir dieſen nicht laufen laſſen!“ bemerkte ein Dritter. „Schweſter Thereſa,“ ſprach ein Vierter, „ſteht ſichtlich unter dem Schutze der Santa Virgen del Pilar. Mitten unter dem Kugelregen hat ſie ſchon Verwundete verbunden, und iſt ſtets unbeſchädigt geblieben!“ — „Jacinto ſpricht ganz vernünftig!“ hob der Erſte wieder an. „Schweſter Thereſa iſt faſt wie eine Heilige zu betrachten. Als ſie den alten Perez, der durch den Leib geſchoſſen worden war, nach Hauſe begleitete, hat deſſen Frau ganz deutlich geſehen, wie das Jeſukindlein auf dem Schranke ihr bei'm Weggehen freundlich zugenickt.“ — „Fromm iſt ſie; das iſt wahr!“ ſprach nachdenklich ein Kerl von gräulichem Äußern, und der, wie es ſchien, der Anführer der Bande war. „Ich bin zwar gern dem Padre Pedro zu Willen, und er hat mir erſt geſtern ein halbes Brod und ſeinen Segen gegeben, weil ich ihm verſprochen, Patronen machen zu helfen, aber — hol's der Henker! — wir könnten uns bei dem Dinge das Mißfallen der Madonna del Pilar zuziehen, und da iſt's beſſer, wir laſſen die Franzoſenbeſtie laufen!“

Die Nonne hatte indeß angefangen, die Schlingen, die den Hauptmann an den Pfahl gefeſſelt hielten, zu löſen. Heftig fiel ihr der Mönch in den Arm; doch in demſelben Augenblicke wandte ſich die Erſtere mit der Würde und Haltung einer Fürſtin nach ihm um. Mit durchdringendem Blicke ſchaute ſie ihn an, drohend erhob ſie den Zeigefinger und ſagte das einzige Wort: „Bedenke!“ —

Wüthend ſtürzte der Mönch durch den Haufen und verlor ſich in einer nahe liegenden Straße.

Mit der Entfernung des Mönchs ſchien die Wuth des Pöbelhaufens erloſchen. Der Obriſt St. Genis befahl einem Unteroffizier und einigen Soldaten, den Hauptmann, bis auf die Weite eines halben Kanonenſchuſſes, zu eskortiren, damit, wie er auf franzöſiſch ſagte, das fanatiſche Volk ihn nicht noch durch einige aus der Ferne ihm nachgeſchickte Flintenſchüſſe gefährde.

(Fortſetzung folgt.)

Die Gemälde-Ausſtellung in Frankfurt a. M.

(Fortſetzung.)

Jacob, mit ſeines Sohnes Joſeph blutigem Kleid auf dem Schooß, in dumpfem Hinbrüten über den Verlornen. Weib und Kinder tröſten ihn. Von F. Krienen in Düſſeldorf, (vom Frankfurter Kunſtverein für die Verloſung von 1835 angekauft). Der Maler hat nicht den Moment des erſten Entſetzens über die gräßliche Kunde gewählt, ſondern die ſtille Nachwirkung abgewartet, in welcher die Leidenſchaft des Vaters durch die Umgebung harmloſer jüngrer Kinder bis zur Reſignation gemildert wird. Dieſe Wahl des Momentes ſcheint für das Talent des Malers günſtig zu ſprechen; mancher Andre hätte ſich vielleicht lieber an den theatraliſchen Knall- und Actus-Effect des erſten Entſetzens gehalten. Die Färbung iſt allzu modern gehalten, faſt könnte man ſie etwas unbeholfen nennen. Die Compoſition ſcheint noch nicht einfach und frei genug, man ſieht mehr das Streben, eine Compoſition hervorzubringen, als man von der wohlthätigen Harmonie einer fertigen und auf einmal gewordenen, ſanft gefeſſelt wurde. Aber Streben iſt immerhin ſchon lobenswerth.

Kreuzfahrer in der Wüſte, von Stielke in Düſſeldorf. Ein hübſches Bild, wenn auch ditto modern, und obgleich der Styl deſſelben nahe an der Grenzlinie einer ſtereotyp zu werden drohenden Manier ſchwebt, namentlich wenn man die Handzeichnungen Stilke's (wie z. B. den Sclavenmarkt u. a.) damit vergleicht. Der Alte, die bleiche Frau an ſeiner Seite, der kräftige Ritter auf der andern Seite, die aufgewühlten Sandwogen der Wüſte, — das alles iſt ſehr hübſch und fleißig gemacht; nur der ſchachmatte Mohr mit den „glühenden“ Sohlen, ſieht etwas ledern und verſchoſſen aus. Der Maler hat ohne Zweifel Talent, es iſt nur Schade, daß es jetzt allenthalben Talente gibt, und daß man wirklich verlegen wird, wenn man ſich über ein einzelnes darunter beſonders freuen ſoll.

Maria vor dem Jeſukinde, von C. Deeger aus Hildesheim, in Düſſeldorf. Ein Bildchen, allerliebſt durch Zartheit und Innigkeit der Zeichnung und Färbung. Vielleicht iſt als Hauptſache daran nur zu tadeln, daß die Madonna, ſtatt jungfräulich, noch etwas zu mädchenhaft ausſieht. Bei weitem beſſer iſt der Charakter des Kindes gehalten.

Die 3 Bildchen von Laſinsky (Paulus, Jacobus, und Petrus, von dem Apoſtel aus dem Kerker befreit) zeichnen ſich nebſt einem löblichen Streben, zu charakteriſiren, und zu individualiſiren, (beſonders die 2 erſten) durch eine unnöthige Akkurateſſe und Gewiſſenhaftigkeit aus, namentlich was die Haare betrifft, wobei der Bibeltext: „Alle Haare eures Hauptes ſind gezählt,“ im Auge gehalten worden zu ſein ſcheint. Im Ernſt: Wozu dient dieſe Ängſtlichkeit? Wir wollen übrigens dem Talent des Malers, deſſen Bilder ſchon um des Ernſtes willen Beachtung verdienen, alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, aber: est modus in rebus, sunt certi denique fines; eine ſolche Minutiöſität paßt für Miniaturen, nicht für Ölgemälde. Man halte mir hier das Bild Fieſole's im Städelſchen Inſtitut, das vielleicht manchem wie eine Miniatur vorkömmt, ja nicht entgegen. Damit hat es eine andere Bewandtniß; das Bild Fieſole's iſt, ſo klein die Köpfe der Engel darauf ſind, gewiß keine Miniatur, ſondern ſo frei, und trotz allen Fleißes ſo kühn, daß man vergißt, vor dem Fleiß den Hut zu ziehen und bloß vor dem Genius, vor der heiligſten Begeiſtrung ſeine Kniee beugt. Wem dieſe unſre flüchtigen Worte paradox ſcheinen gegen unſre ſonſtigen Anſichten von Pflichten an die Form, den bitten wir um Vergebung, daß wir zu wenig Zeit und Raum haben, ihm einen förmlichen Commentar auseinander zu wickeln und fügen zum: „dixi“ bloß hinzu: Die Materie, ſo nothwendig ſie zur und als — Form iſt, darf den Geiſt nie erdrücken, ſie iſt allerdings das Vehikel des letztern, und natürlich die erſte Bedingung der bildenden Kunſt, aber der letztere muß ſie erſt zu dem machen, als welches ſie ihm zu dienen würdig iſt.

Von Theodor Freiherrn von Oer in Düſſeldorf ſahen wir: „Der Tod der heiligen Eliſabeth.“ Trotz dem Umſtand, daß auf jede einzelne Perſon eine lobenswerthe Geſchicklichkeit verwendet und jede nach Kräften ſauber fertig gemacht iſt, — vielleicht ebendeßhalb, — weil man jede herausſchneiden und ſich daran amüſiren könnte, iſt das Bild eher das, was man jetzt, wenn man grade für eine Gattung in Verlegenheit über den Namen iſt, — Genrebild nennen könnte, als das, was es ſein ſollte: eine hiſtoriſche Compoſition. So wollen wir es denn, die tabellariſche Theorie des bekannten Profeſſor Haarzopf zu completiren, ein hiſtoriſches Genrebild nennen, und als ſolches thut es vollkommen ſeine Schuldigkeit.

Man erlaube uns, da wir — vielleicht ganz zufällig — mehre der Richtung nach verwandte Gemälde beſprechen, denſelben folgende Meinung als Coda anzuhängen: Es gibt jetzt viele talentvolle Menſchen, die in der Kunſt wirklich etwas wollen; das kommt daher: ſie ſind brav und gut von Haus aus, ſie haben einen Reſpekt vor allem, wo ſie einen tüchtigen Eifer, wo ſie eine ehrenwerthe Geſinnung für die Kunſt ſehen, die von einem günſtigen Erfolg gekrönt werden. Nun iſt es bei ihnen nicht gerade Nachahmungstrieb, wenn ſie dieſer Richtung folgen, ſondern Bedürfniß, etwas ſolides zu werden und zu leiſten; ſie entſchließen ſich demnach, ſie ſtudiren Tag und Nacht, ſie ſchauen, ſie leſen, ſie vergleichen, ſie urtheilen, ſie ſprechen. In Summa: Sie haben plötzlich in ihren Leiſtungen eine lebendige Kritik, welche das Schlechte verſtändig zu vermeiden weiß, und nun emſig im Sammeln und Häufen ſchöner Einzelnheiten wird, um das Erſparte und Gewonnene deſto blanker und wohliger verſchwenderiſch zur Schau ſtellen zu können, dadurch ergeben ſich vortreffliche Geſtalten, bei denen man an die alten Meiſter denken muß, aber, weil jene doch ſo ganz Produkte moderner Verſtandesanſchauung ſind, ohne jene magiſche Wonne zu empfinden, die uns beim Anſchau der alten Meiſterwerke durchrieſelt, — Geſtalten, mit vortrefflichen Geſichtern, Armen, Beinen und Proportionen. Der erſte Eindruck iſt frappant; man tritt näher, man läßt ſich Taufſchein und Stammbaum weiſen, man wird allmählig kalt, man überzeugt ſich, daß ſie bloß bei unſerm Verſtand anklopften, und daß ihnen das Herz demnach nicht geoffnet wurde. Man findet ſie indeſſen, um ſich nicht zu blamiren, eine Zeitlang claſſiſch, und ſie werden Mode — weil ſie (man lache immerhin!) weil ſie eben nichts als — modern ſind.

Wilhelm Schirmer in Düſſeldorf. Wer wurde auf der Ausſtellung von Schirmer's beiden Landſchaften nicht lebhaft angezogen? Wer erfreute ſich nicht an der Wahrheit, an dem Ausdruck derſelben? Wer überſah nicht gerne die kleinen Mängel, von denen man doch weiß, daß ſie bloß Capricen, Marotten des Malers ſind? Wer ärgert ſich nicht beim erſten flüchtigen Anblick über die fatale, unnatürlich ausſehenden Vorgründe, welche der Wirkung der Bilder ſchaden, indem ſie dieſelben gleichſam kopfüber umzuſtürzen ſcheinen, weil der Schwerpunkt fehlt, der bei der Landſchaft denn doch in einem markigen Vordergrund liegen muß? Und doch iſt eben auch hier in dieſen Vorgründen ein bedeutendes Talent anzuerkennen, ein Talent, welches ſich über die gewöhnlichen Theaterbehelfe des Landſchaftsmalers hinauszuſetzen weiß, und den Beſchauer gleichſam zu zwingen ſcheint, einer eigenthümlichen Naturnationalität zu huldigen. Es iſt wahr, Schirmers Landſchaften fehlt Wärme, aber ſie ſind deßwegen noch lange nicht kalt, oder gar proſaiſch; und, wenn ſeine Vordergründe befremden, unwahrſcheinlich, effektwidrig ſcheinen, ſo ſind ſie doch meiſtens glücklich abgelauſchte Nüancen eines wirklichen und zugleich wahren Naturzuſtandes, der dem gewöhnlichen Beſchauer freilich wie eine Bizarrerie vorkömmt, und wodurch ungefähr folgendes bewieſen wird: Es gibt ſolche Augenblicke in der Natur, wo die Formen etwas eiſern werden, was aber berechtigt den Maler, ſie darzuſtellen, ohne ſie zu mildern? das Wahre iſt mehr als das bloß Wirkliche. Das Wirkliche iſt nicht ſtets wahrſcheinlich. Nur, wenn das Wirkliche auch poetiſch-wahrſcheinlich ſein kann, iſt es darſtellbar.

Wie erquicklich iſt eine Schirmer'ſche — ſogenannte Strenge und Kälte noch immer gegen jene Porzellan-Vedutenmalerei, die ſich z. B. in dem Rhoden'ſchen „See von Nemi“ kund gibt, oder gegen jene Holzſchnitt-Härte des Vollmer'ſchen Ammerſees. Gegenübergeſtellt kann ihnen (zu artiſtiſchem Zweikampf) nur die italieniſche Landſchaft des ſeligen Ernſt Fries werden, die an Wärme, Lieblichkeit und Delikateſſe ihres Gleichen ſucht, ferner die braven Landſchaften von Roſenkranz (aus Frankfurt) von welchem leider nur zu befürchten iſt, daß er auf der Höhe, die er bereits erklommen, ſtehen bleibe und Wurzeln ſchlage, ſtatt noch höher zu klimmen.

(Schluß folgt.)

Zwei Tage in Korinth.

(Schluß.)

Die Burg iſt nicht weit von Korinth; aber ſie liegt nicht hoch. Wir brachten eine Stunde unterwegs zu, und hatten während dieſer Zeit das Vergnügen einer immer wechſelnden Scene. Die Ausſicht über das Meer, auf den Parnaß und Kithäron, über den Iſthmus, nach Megara, endlich die beiden Meere und in der Ferne Cap Sunium mit Aegina und Salamis war mehr als lohnend. Dazu iſt das Kaſtell in ſeiner türkiſch-venetianiſchen Geſtalt mit einigen kyklopiſchen Ueberreſten der älteſten Zeit an ſich ein reizender und überaus maleriſcher Gegenſtand. Sobald wir an den Füßen des erſten Thores ſtanden, konnten wir ſeine Ausdehnung würdigen, und es begreifen, daß einſt die Stadt auf dem Felſen lag. Die Trümmer von ſieben hundert Häuſern ließ der Paſcha des Sultans noch in unſerer Zeit zurück, und dieſe alle lagen in der Niederung der Veſte. Ich zählte zwei Moſcheen und hundert acht und ſechzig Ciſternen. — Dieſer merkwürdige Platz, der Sitz der Tapferkeit und der Liebesgöttin, iſt jetzt von vier Soldaten aus Ingolſtadt beſetzt, die von Reis und Wachteln leben. Als ich meine Viſite gemacht hatte, ging der Eine davon Holz hacken, der Andre Vögel rupfen und der Dritte in die Stadt, um friſches Waſſer zu holen. Der Uebriggebliebene ſtand Schildwache. Es wohnt aber noch ein Grieche hier, der die Autorität vorſtellt, und Frau und Kinder hat. Wir haben Kaffee bei ihm getrunken und ZETA OTΩN geſungen. — Wer nicht auf dieſem Kulm war, hat in Griechenland keine ſchöne Gegend geſehn. Sie war ein Paradies; ſie kann wieder eins werden. Ich will es der ſchönen Cypris nicht übel nehmen, daß ſie ihren Taubenwagen hier halten ließ und Amor, ihrem Feldherrn, befahl, die Xenophons in der Ebene in die Leber zu ſchießen. Wär' ich ein Hannibal geweſen, ich hätte meine Waffen ihr zu Füßen gelegt, und mich zur cirenaiſchen Philoſophie bekannt. Von dieſem Punkte aus beherrſcht man Theſſalien und den Peloponeſ, das adriatiſche und das joniſche Meer. Da unten wurden die iſthmiſchen Spiele gehalten. — Ich habe vergeblich Hippodrom und Stadium geſucht, die auf dem ſchmalen Landſtrich lagen, der beide Meere trennt. Man zeigte mir die Gränzen der alten Stadtmauer, und innerhalb derſelben, inmitten eines Waizenfeldes, die Gruft eines Amphitheaters, das in Felſen gehauen worden. Sollte das keine römiſche Arbeit ſein und uns beweiſen, daß die Griechen auch derlei Ovalgebäude hatten? Ich darf die Behauptung nicht wagen. Inzwiſchen iſt es ſonderbar, daß ſich von Hippodrom nichts findet, und daß dieſes Amphitheater nach griechiſcher Weiſe bei Theateranlagen in den Felſen gehauen worden. Die Ruine gleicht einem kleinen künſtlichen Thale, zu dem man mittelſt Stufen hinabſteigt. Nirgends haben die Römer etwas Aehnliches gemacht. — Da in Korinth kein Menſch mehr lebt, der etwas weiß von alten Zeiten und alten Dingen, ſo wäre ich wahrſcheinlich ganz um dieſes Monument gekommen, wenn ich es nicht auf der Akropolis deutlich geſehen und mir den Weg dahin auf einem topographiſchen Fauſtriß verzeichnet hätte. Das Gleiche that ich bezüglich der Häfen der Republik, welche ſich in der Vogelperſpektive am Fuße des epidauriſchen Gebirgs und dieſſeits in der korinthiſchen Ebene ganz deutlich ausdrückten. Ich habe heute früh die Mauern des Letzteren entdeckt, und mich überzeugt, daß er durch einen Molo oder Wall vom Meere geſchieden, und mit der ein Paar Stadien entfernten und erhöhten Stadt durch Mauern verbunden war. Pauſanias hat die Lage deutlich beſchrieben; aber ſich, wie gewöhnlich, nicht bei den intereſſanten Dingen aufgehalten. — Ehemals hatte dieſe Burg vier Tempel, und man zeigte darauf eine heilige Quelle, die der Pegaſus mit ſeinem Hufe öffnete. Hievon iſt nichts zu ſehen, als das Atrium des Venustempels, auf welchem, ganz auf dem höchſten Felſen, ſich ein türkiſcher Heiliger begraben ließ. — Der baieriſche Hauptmann, deſſen ich vorhin erwähnte, machte mit mir die Runde, und unterſtützte mich durch ſeine Erfahrungen. „Wenn ich nicht Archäolog werde," ſchloß er ſeinen Bericht, „ſo werde ich bei dem Demogeronten hier ein Schatzgräber." Ich wollte wiſſen, warum denn grade das Letztere, und da erfuhr ich folgende ſpaßhafte Geſchichte: „Chamel-Bey, der dieſen Platz befehligte, ſoll ſehr reich geweſen ſein und ſeine Schätze hier vergraben haben. Als vor einiger Zeit die Soldaten in einer Ciſterne, die ich Ihnen als die heilige Quelle bezeichnete, Waſſer pumpten, ſtießen ſie auf ein metallenes Gefäß, das wie eine Glocke tönte, und die Meinung erregte, darin ſtecke das türkiſche Gold. Unſer Grieche war ein ehrlicher Kerl, wollte die Regierung nicht prellen, und ſchrieb alſogleich nach Athen: er habe die unterirdiſchen ſieben Thürme entdeckt, und erbitte ſich Mauerbrecher und königliche Commiſſarien. Daß dieſe nicht ausblieben, können Sie leicht denken, da uns in Griechenland gewaltig hungert. Ich bin nun dabei geweſen, als geſucht wurde; wir ſind mit Lebensgefahr in die antike Tiefe geſtiegen, um den Schatz zu heben. Was denken Sie, daß wir fanden? Einen alten Keſſel, der einmal Waſſer heraufholen ſollte und vom Strick ſich losriß." — Doch meine Karavane läßt ſatteln, um nach Megara aufzubrechen und den famöſen Felſen zu paſſiren, darauf einſt Procruſtes die Wanderer in ſein Radbett flocht, und Theſeus ſeine Heldenthaten verrichtete. Der Pilow ſteht auf dem Tiſch und die Cephaloniterin daneben, um mir den Totalmangel aller korinthiſchen Schönheiten ins Gedächtniß zurückzurufen. O Lais, o Ariſtippus, o Scopas, o Parrhaſius — ich bitte euch, ſchenkt mir keine Göttin aus dem neuen Korinth; ich begnüge mich mit der Idee der Alten. Wollt ihr mir aber eine Freude machen, ſchickt alle Dionyſe her, von dem Syrakuſaner bis zu dem Pariſer, damit ſie unſre Jungen „*Τυπτω*" konjugiren lehren.

— 6 —

Aus Berlin.

Anfang Juni 1838.

Unſere gute Stadt, mein Verehrter, die zwar ſtets einen ſehr martialiſchen Ausdruck beſitzt, und in welcher immerdar mehr Schnurrbärte als glattgeſchorne Menſchen umwandeln, hat ſeit einigen Wochen ihre Anſtrengungen verdoppelt, um ſich als die Hauptſtadt des erſten europäiſchen Militärſtaates zu bewähren: das heißt, es ſind nicht allein die ſämmtlichen Garden des Reichs hier verſammelt, ſondern von allen Seiten ſtrömen auch die hohen militäriſchen Würdenträger und mancherlei hochgeborne Fremde herbei, um die ſchöne Feier des Frühlingsmanövers begehen zu helfen. Daß auch unter dieſen ſich manche Höchſt- und Allerhöchſtgeborne befinden, wird Ihnen gewiß ſchon durch die politiſchen Zeitungen längſt verkündet ſein, und ich beſchränke mich damit, Ihnen nur den vornehmſten der Gäſte, nämlich den Kaiſerlichen Großfürſten Michael und deſſen Familie zu nennen, welche der Mittelpunkt aller Feſtlichkeiten, Paraden, Exercitien, Manöver und Gaſtmähler waren, die im reichlichſten Maaße ſtatt hatten. *Pasque Dieu!* welche Orden und Sterne, welche reiche Uniformen und herrliche Roſſe, welche Grazie und Ritterlichkeit, die an die ſchönſten Zeiten deſſelben erinnert, welche Fülle von Geiſt, von Ruhm, von Witz und Liebenswürdigkeit, und welcher Kranz hoher Schönheit im flimmernden Schmuck von Gold und Diamanten! — Man hatte das Gerücht verbreitet, daß man in Potsdam das Feſt der ſilbernen Roſe, jenes berühmte ritterliche Kampfſpiel, in welchem die hohen Kämpfer des neunzehnten Jahrhunderts ſo ruhmvoll turnierten, erneuern wollte, und gewiß wäre nicht leicht eine Gelegenheit würdiger und ſchöner geweſen, da die Gegenwart ſo vieler hohen Herrn aus den erſten Geſchlechtern Europa's eine Fülle von Wappen und Talenten ſicherte; allein dennoch iſt es nicht geſchehen, und die erregte Neugierde der Berliner hat leider unbefriedigt bleiben müſſen. —

In dem Augenblicke nun, wo ich dies ſchreibe, ſind freilich die ſchönen Tage von Aranjuez vorüber; der Großfürſt geht heut nach Potsdam, wo Se. Majeſtät ihm auf dem berühmten Schloſſe Friedrichs des Großen, dem neuen Palais, ein glänzendes Abſchiedsfeſt gibt; der Prinz Friedrich der Niederlande ſetzt in zwei Tagen ſeine Reiſe nach Petersburg fort; dann verſchwinden auch die Geſtirne des zweiten und dritten Ranges, und in wenigen Tagen, beim Eintritt der Badeſaiſon wird ihnen, was irgend die Mode mitmachen kann und muß, was faſhionable iſt oder ſein will, was Geld beſitzt oder Wechſel und Schuldbriefe ausſtellt, d. h. mit Erfolg ausſtellen kann, ſicher folgen, und die große Hauptſtadt der Norddeutſchen, dieſe Oaſe in der Sahara, wird eine Zeitlang nur dürftige Heerden aufweiſen, die aus ihren Quellen trinken. Die Auswanderungen in die Bäder haben ſeit einigen Jahren auf eine erſchreckende Weiſe zugenommen, und in ihren Ausſchweifungen Glück, Ruhe und Wohlſtand ſo mancher Familien zerſtört. — Es iſt leider eine Manie der Aerzte geworden, jedem Kranken die theuern Bäder zu empfehlen, und den Gedanken der ſichern Heilung durch dieſelben in die Bruſt der Leidenden ſo feſtzuwurzeln, daß alle Mittel angeſtrengt werden, um eine Reiſe nach dem erlöſenden Mekka zu machen. — Damen beſonders finden den Ausſpruch des Arztes allerliebſt, und natürlich unerläßlich; ſie beſtehen auf deſſen Erfüllung, ſie fühlen den Tod am Herzen, wenn es nicht geſchieht, was wird der arme Mann thun? Er muß ſich bequemen, die theure Genoſſin ſeiner Freuden theurer zu machen, und Anſtalten zur Erfüllung ihrer kleinen Wünſche zu treffen. Allein er hat acht hundert oder tauſend Thaler jährlicher Einkünfte; er iſt Beamter, er weiß, was er hat, auf keinen Pfennig mehr kann er rechnen; der Miethzins iſt theuer: er hat ein Töchterchen, ein Söhnchen oder ein Paar obenein, man iſt grade fertig geworden mit den Achthundert oder da und dort ſind wohl gar noch einige Reſte geblieben. — Der geängſtigte Mann iſt in der Haut des Tantalus, er ſeufzt, er legt die Stirn in Falten, er rechnet, er ſinnt, er rechnet wieder, es iſt vergebens, ſeine Exempel behalten die gleichen Summanden, die gleichen Fakta; und er erklärt zuletzt mit ſchwacher Stimme, es ſei völlig unmöglich. — Da bricht das ſchöne Kind in Thränen aus; ſie huſtet, ſie hat ſich auf dem letzten Balle erkältet, ſie hat die Erklärung ihres Arztes, ſie iſt rettungslos verloren, ohne Töplitz oder Wiesbaden. So jung, ſo ſchön und lebensfroh ſoll ſie ſterben?! Sie beſchwört den Tirannen, ſie bittet, ſie weint, ſie zürnt, ſie ſchmeichelt, ſie ſpricht von Einſchränken, von Erſparniſſen, von der zu hoffenden Gratifikation, von einer möglichen Gehaltserhöhung, nichts wird unterlaſſen, um den wankenden Barbaren zum liebenswürdigen Ehemann umzuſchaffen, und da er ſeine Frau und wie faſt alle Männer den häuslichen Frieden innig lieben, da er keine Thränen ſehen kann, da er endlich auch ſelbſt die inneren Vorwürfe ſcheut, im Fall ſich das Uebel verſchlimmert, ſo ſagt er mit ſchwerem Herzen: ja. — Nun fällt der ganze Himmel auf ihn nieder! ein Meer von Zärtlichkeit nimmt ihn auf, ſo viel Liebe verdient Belohnung! er läuft, er borgt Geld zu hohen Zinſen, er verpfändet, was ihm theuer und koſtbar iſt, und fort rollt die glückliche Gattin dem Bade entgegen, aus welchem ſie geſtärkt und heiter, rund und blühend wiederkehrt und dem Manne die Sorgen fortzulächeln verſucht, die dieſem die Zinſen und die Manichäer verurſachen. — Das kleine Gehalt reicht nicht, er kann nicht zahlen, hier borgt er, um dort zu tilgen, ſeine Verhältniſſe zerrütten ſich, er kann die Putz- und Modeforderungen ſeiner Gattin ferner, wie die billigeren Bedingungen mehr befriedigen, Vertröſtungen, Zank und Aerger ſtellen ſich mehr und mehr ein, und das Ende iſt ein oft lebenslänglich geſtörter Frieden oder eine Scheidung, wenn nicht gar ein Selbſtmord, wie es auch ſchon vorgekommen iſt. — (Fortſ. folgt.)

Auflöſung der Charade in Nro. 136: Nordlicht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 140. 1835.

557

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 16. Juni.

Die Mi[illegible]rs.

Erzählung von E. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

„Es ſind nicht Flintenſchüſſe, mein Herr!“ entgegnete Lepelletier, „es iſt überhaupt nicht die Gefahr, die uns der Feind bereitet, die der Franzoſe fürchten könnte. Ich geſtehe überdies, daß ich nicht gern einem Manne etwas zu verdanken haben möchte, der mich erſt dann zu ſchützen Gewalt hat, wenn die Gefahr, die mich gegen alles Völkerrecht bedrohte, vorüber ſcheint. — Will indeſſen einer der Herren Offiziere dem Waffengefährten eine große Freundlichkeit erzeigen, ſo würde ich es als eine ſolche erkennen, wenn er mir den Namen des heldenmüthigen Mädchens nennt, dem ich allein meine Rettung verdanke.“

„Nennen Sie mich eine Unglückliche, mein Herr!“ fiel die junge Nonne im reinſten Franzöſiſch ein. „Mit dieſem Worte bezeichnen Sie mich richtiger, wie mit jedem andern. — Doch jetzt fort! — Gehen Sie! — Gehen Sie! Die Gefahr iſt noch nicht vorüber.“ — —

Sie ſprach dieſe Worte mit einem ſo ſchmerzlichen Ausdruck, mit einer ſo das tief Innerſte des Herzens des jungen Kriegers berührenden Stimme, daß er, kaum wiſſend, was er that, die Hand des Mädchens ergriff, ſie feurig an die Lippen drückte, und dann, ohne den ſpaniſchen Offizieren oder dem ſtaunenden Volke, welches dem eben beſchriebenen Auftritt mit religiöſer Erbauung zuſah, ein Wort zu ſagen, von der Breſche auf das Blachfeld ſtürzte.

Der Hauptmann dachte an nichts, als an ſeine Retterin, bis er vor dem Marſchall ſtand. Er war noch etwas verwirrt, wie er dieſem alle Umſtände der ihm gewordenen Behandlung, ſo wie die, ſo ſeine Befreiung begleitet hatten, auf's Genaueſte ſchildern mußte. Mit derben Flüchen und Verwünſchungen unterbrach Lannes von Zeit zu Zeit die Erzählung Lepelletiers, und vermaß ſich hoch und theuer, das ſchwarz und braun bekuttete Lumpengeſindel, — wie er ſich ausdrückte, — an die höchſten Bäume aufhängen zu laſſen, ſobald Saragoſſa in ſeine Hände fiele.

Als Lepelletier auf die Beſchreibung ſeiner Retterin kam, als er mit allem Feuer der Begeiſterung erzählte, wie die junge Nonne mitten unter dem vor Wuth heulenden Gezücht ſo hoch und hehr dageſtanden habe, wie ſie ihm, mit dem ernſten Blicke des majeſtätiſchen Auges, wie jene Heilige erſchienen ſei, vor der die Löwen, die ſie zerreißen ſollten, furchtſam ſich in den Staub darnieder legten, eine Darſtellung, die auf einem Altarbilde ſeiner Vaterſtadt, das er oft betrachtet, ſtets einen unbeſchreiblichen Eindruck auf ihn gemacht. — da lächelte der rauhe Marſchall, und verſicherte, daß es nicht an ihm liegen ſolle, wenn das edle Benehmen des Mädchens nicht auf irgend eine, des franzöſiſchen Namens würdige Weiſe vergolten werden ſolle; auch, — ſetzte er ſcherzhaft hinzu, — würden ſich in dieſer Hinſicht Mittel und Wege um ſo leichter finden laſſen, da die Retterin des Hauptmanns jung und hübſch, und nach dem, was er aus der Beſchreibung der Tracht derſelben vernehme, vielleicht gar noch Novize ihres Ordens ſei. —

An dieſen Umſtand hatte Lepelletier bisher noch gar nicht gedacht. Deſto mehr beſchäftigte er ſich mit ihm, ſobald er allein war. Tauſend Luftſchlöſſer erbaute er darauf, tauſend Kombinationen gingen ihm durch den Kopf, und alle bezogen ſich mehr oder minder auf ſeine ſchöne Retterin, deren Bild ſich mit unauslöſchlichen Zügen ſeiner Seele immer feſter und feſter eindrückte. — „Saragoſſa,“ ſagte er ſich oft, „wird bald in unſern Händen ſein. Ein Befehl des Marſchalls öffnet alle Klöſter, deren Aufhebung ohnehin ſchon proklamirt ward. Ich werde ſie wiederſehen. — Aber was wird es dir helfen, Thörigter?“ rief er dann oft. „Wird ſie ſich deiner erinnern? Wird ſie überhaupt etwas von dem Feinde ihres Vaterlandes wiſſen wollen? Bindet ſie vielleicht nicht ein unauflösliches Gelübde an ihren Stand? — Iſt dieſes nicht noch in Kraft, wird ſie es wenigſtens nicht noch in Kraft glauben, auch wenn ihr Kloſter aufgehoben iſt?“ —

Unaufhörlich quälte ſich Lepelletier auf dieſe Weiſe, und erkundigte ſich fortwährend ſo genau nach der Tracht, den Verpflichtungen, kurz nach allen Verhältniſſen der Nonnen jenes Ordens, daß er nicht ſelten der Gegenſtand der Neckereien des Marſchalls ward, wenn dieſer, der unſern Bekannten von Tage zu Tage lieber hatte, eben bei guter Laune war. — — —

Nicht lange indeß waren die Gedanken, die Beſchäftigungen, denen der Hauptmann ſich zu überlaſſen hatte, ſo friedlicher Art. Am 29ſten Januar um Mittag ſtand die ganze franzöſiſche Armee rings um die Stadt unter Waffen. Die Belagerten, einen Sturm erwartend, erfüllten die Wälle und Schanzen. Seit mehren Stunden hatte man das wunderthätige Bild der Madonna vom Pfeiler entſchleiert den Blicken der Gläubigen ausgeſtellt, in allen Kirchen ſtand die Monſtranz auf dem Tabernakel, lange Reihen alter Prieſter, — die jüngern hatten alle nach Schwert und Flinte gegriffen, — durchzogen, das: „Herr, erbarme dich unſer!“ anſtimmend, durch die Straßen, oder lagen vor den Altären auf den Knieen; ſeit längerer Zeit ſchallte der einförmige Ton der Sturmglocke von allen Thürmen. Aber nicht die dumpfen Glockentöne allein, ſondern auch ein von Zeit zu Zeit über den Befeſtigungsgürtel herübertönendes Wuthgeheul, welches ſich auf ſonderbare Weiſe mit dem Geſange des Miſerere miſchte, bezeichnete den Belagerern die Art des Widerſtandes, den ſie zu erwarten hatten.

(Fortſetzung folgt.)

Die Gemälde-Ausſtellung in Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Der Meerbuſen in der Nähe von Genua, von dem Arkadenmaler Rottmann, iſt für ein Öhl-Gemälde vielleicht etwas zu freskenhaft behandelt. Hier ſehe man übrigens, was ſich mit Ökonomie noch immer ausrichten läßt. Namentlich an den wunderlichen Formen der Berge, deren Färbung, ganz in der Nähe betrachtet, beinahe dürftig ausſieht, läßt ſich abnehmen, wie die Farben, ſtatt ineinander, auch nebeneinander wirkſam angewendet werden können. — Der Franzoſe Gudin und der Deutſche Rebell, haben beide den Golf von Neapel behandelt, die Bilder hingen nebeneinander die Vergleichung war intereſſant. Gudin hatte einen vollen Sonnen-Effect losgelaſſen, und eine große Energie darauf verwendet, das Licht ſelbſt, als Licht darzuſtellen; die erwartete Wirkung bleibt nicht aus, man möchte applaudiren, aber die Augen ſchmerzen uns. Rebell hat die ganze Beleuchtung entwickelt, ohne uns den Grund derſelben dicht vor's Auge zu rücken, und die Wirkung, iſt bei weitem größer, ſie iſt nationell. Selten findet man die etwas unbequeme Hitze des Südens ſo entſchieden, ſo charakteriſtiſch in ein Bild hinein geprägt. Des Contraſtes willen wenden wir uns unmittelbar nach dieſen ſüdlichen, zu den Winter-Landſchaften Haanen's und Schelfoud's. An der des erſtern, iſt der, für eine Schnee-Landſchaft etwas zu warm gehaltene Himmel und die gar zu hölzerne Staffage zu tadeln, ſonſt iſt das Bild mit vielem Fleiß gemalt; Schelfoud's Bildchen (Schneelandſchaft mit Eisbahn) überraſcht durch die ungemeine Transparenz des Eiſes, und durch die merkwürdige Mühe, welche ſich der Maler gegeben hat, um jedes Ritzchen, jede Spur eines Schlittſchuhes darzuſtellen. Von John in Düſſeldorf, eine Landſchaft mit beiden Rheinufern. Der Charakter der Tagszeit konſequent feſtgehalten, Hintergrund und niedere Atmosphäre beſonders gelungen; Im Ganzen eine gewiſſe Nobleſſe der Manier, und erquickliche Harmonie. Max Haushofer in München. Große Landſchaft mit dem fernen Hochgebirge. Der Vorgrund vernachläſſigt und ohne alle Wirkung, ohne alle Plaſtik; die Mittelgründe bei weitem beſſer, der Hintergrund recht brav. Außerdem waren noch Landſchaften von Radl, Ettinger, Altmann, Heilmayer, Thöming, Scheins, Roſen, Jacobi, Seeger, Everts, Oth, Dilmann, Häſelich, Zwengauer, Melsheimer, und andern aufgeſtellt, von denen einzelne mehr oder minder bedeutend, ſehr viele mittelmäßig und unbedeutend waren. Man wird uns nicht zumuthen, den Leſer mit einer ausführlichen Analyſe zu quälen; charakteriſtiſch für die Zeit bleibt es jedenfalls, daß auf allen Kunſt-Ausſtellungen: Landſchaften (und unter den Landſchaften namentlich die Veduten) Genrebilder, Thierſtücke, Stilleben, ſo zu ſagen: den Hauptſtamm ausmachen, daß überhaupt das Element der Genremalerei, die Luſt am Kleinen, der eigentliche Natur-Diebſtahl, epidemiſch das ganze Kunſtſtreben angeht und im Durchſchnitt mehr oder minder ſich auch mit der hiſtoriſchen Kompoſition zu amalgamiren ſucht. Dieſe Erſcheinung, welche in unſeren ſocialen Verhältniſſen einen tieferen Grund hat und mit vielen Symptomen unſerer Literatur verwandt iſt, dürfte, wie wir fürchten, das Vorzeichen ſein, daß die deutſche Kunſt bereits wieder auf den Wendepunkt gekommen iſt. Wir wollen den Leſer nicht ermüden, die Entwicklung unſerer Anſichten hierüber gerade jetzt zu vernehmen, und behalten uns für dieſes Thema ſeine Theilnahme für künftig vor. Für jetzt noch einige Worte über mehre Genrebilder und ſpäter aufgeſtellte Compoſitionen. Der hieſige Kunſt-Verein hatte ein recht brav gemaltes Genrebild von Schelver in München (großer Viehmarkt am Baier'ſchen Hochgebirge) und ein anderes von Enhuber, eben daſelbſt (Wilddiebe im Tyroler Hochgebirg) zur Verlooſung für 1835 angekauft, dieſe beiden Gemälde ſind allerdings recht nett und ſauber ausgeführt, namentlich das erſtere. Indeſſen werden die Münchner Genre- und Landſchafts-Maler noch gerade eklich mit ihren ewigen Scenen und Veduten aus dem Hochgebirge. Wenn man ſich längere Zeit in München aufgehalten hat, ſo wird man am Ende wirklich verdrießlich, daß dieſer ganze Schwarm von mitunter recht talentvollen Leuten weiter nichts zu produziren vermag, als, Alpen in der

Nahe und Ferne, Berg-Seeren, Wildſchützen, Schmuggler, Zitherſpieler und dergleichen; das alles iſt in der Natur ſelbſt äuſerſt angenehm, aber als Handwerkszweig der Kunſt wird's für die Dauer unausſtehlich. Es handelt ſich in der Kunſt wahrhaftig um mehr, als blos um den geiſtigen Storchenſchnabel; wer immer denſelben Gaul reitet, dem wird der Gaul, der wird am Ende ſelbſt lendenlahm. Es wäre wirklich zu wünſchen, daß es, nur zehn Jahre lang, gar keine Alpen und gar kein Italien gäbe, keine Meerbuſen und keine andern Buſen, damit die guten Leute auf ſich ſelbſt angewieſen würden. Aber vielleicht würden ſie dann — aus lauter Bequemlichkeit nach Amerika reiſen und die Urwälder porträtiren. Man ſoll ſich nicht ſo gehen laſſen, das taugt nichts, das führt zu nichts, als zu wechſelſeitiger Langweile. Gäbe es, wie geſagt, eine Zeitlang gar keine Natur, ſo gebe es vermuthlich, an die Hunderte weniger Maler, und das wäre vielleicht auch kein ſo großer Verluſt: denn die, welche nach einer Sündfluth übrig blieben, wußten doch — ſchon aus ſich ſelbſt heraus, was die Natur zu bedeuten habe, wüßten, daß in der Natur eben ſo gut eine Weltgeſchichte ſtecke, als im Menſchen, daß ſie viel zu groß, viel zu erhaben, viel zu heilig iſt, als daß man ſie zu einer Keepſake's-Spekulation herab entwürdigen darf.

Da begegnen wir nun einem Schlachtbildchen von Monten in München. Niemand wird daran denken, dieſem Manne den wohlerworbenen Ruf eines braven Bataillenmalers zu ſchmalern. Aber wozu immerwährend die baier'ſche Armee auf ſeinen Bildern? Ein Schlachtenmaler ſollte doch vor allen Dingen zuerſt ein Hiſtorienmaler ſein; es liegt dem Menſchen doch näher, ſich für ein menſchliches Fatum, für die Kataſtrophe einer menſchlichen Tragödie zu intereſſiren, als für die Leidens-Phyſiognomien fallender Pferde. Das Bildchen auf unſerer Ausſtellung, iſt übrigens brav gemalt. — Anekdoten laſſen ſich recht gut hören, aber man ſoll ſie weder dramatiſiren wie Töpfer, noch zum Vorwurf eines Gemäldes machen, wie Brakeleer in Antwerpen, welcher die Rettung eines Kindes durch eine Katze bei einer Überſchwemmung darſtellte. Der Katalog ſagt uns: das ſei nach einer wahren Begebenheit; wir möchten aber wetten, daß von allen, welche dieſes Bild ſahen, keiner errathen wird, wie Freund Murr, der auf der ſchwimmenden Wiege, zu miauen ſcheint, die Rettung bewerkſtelligen wird. Es iſt ſehr mißlich, wenn der Maler eine Begebenheit darſtellt, welche gleichſam einen Knoten hat, wie ein Drama, und doppelt mißlich, wenn dieſer Knoten nur durch ein natürliches Wunder zerhauen werden kann, wie hier. Der Maler hätte nothwendig ein zweites Bild daneben hinſtellen müſſen, auf welchem zu ſchauen wäre, wie Freund Murr ſein Kunſtſtück vollbrachte. Ein anderes Bild deſſelben Künſtlers, der Großvater iſt zwar klar, aber nach unſerer Anſicht ſehr überflüſſig. Zwei Italienerinnen von Riedel empfehlen ſich durch ihre intereſſante Nationalität, die ſich im Ausdruck der Geſichter und Formen, wie nicht minder im Coſtum bis zu den Schuhen herab kund gibt. Die Landſchaft dagegen iſt ziemlich vernachläßigt, als wäre ſie gar nicht von demſelben Maler, ſo ganz und nichtsſagend und unpaſſend! Die beiden Italienerinnen ſind aber dafür, was man nur ſagen kann: pikant; der Licht-Effect, der ſich bis zu einer gewiſſen Transparenz ſteigert, iſt etwas wunderlich, thut aber eine große Wirkung. — Die erſten Eltern, von Gegenbauer in Stuttgart, ſtellen wir hier mit Oppenheimers ägyptiſchem Joſeph bei Potifars Weib zuſammen, weil beide die Farbe zur Hauptſache gemacht haben. Auf Gegenbauers Bildchen iſt indeſſen das Fleiſch bei weitem delikater gemalt, als auf dem andern. Stünde die Zeichnung, an welcher uns mehr als ein Fehler ſtört, und der Ausdruck, der entſetzlich ſüßlich und geziert iſt, mit dem Colorit im Einklang, ſo wäre das Bild keineswegs zu verwerfen. Oppenheimer's Bild kommt uns etwas gläſern und ein bischen zu lakirt vor; auch ſtört uns noch etwas: aufrichtig geſprochen, meinen wir nach dieſem Bilde, daß Potifars Weib keine Ägyptierin, ſondern eine Jüdin war, ihr Geſicht trägt vollkommen den iſraelitiſchen National-Typus. Oppenheimer iſt ein recht talentvoller Mann, aber dies Bild von ihm hat nichts, was uns anziehen könnte. Vogel aus Frankfurt, in Düſſeldorf, hatte die Scene aus Götz: Götz und Bruder Martin eingeſendet. Man erkennt Talent und wird ſich freuen, es einſt ausgebildet zu wiſſen. Auf dem genannten Bilde ſind nun die Nebenſachen, wie zum Beiſpiel: die Rüſtung, der Humpen, u. ſ. w., mit großem Fleiß gemalt, die Compoſition ſelbſt ſpricht aber nicht, trotz der Geſticulationen. Drei italieniſche Genrebilder von Weller aus Mannheim, enthalten ſehr viel Verdienſtliches, ſie ſind wahr und mit einem gewiſſen Humor aufgefaßt.

Nachträglich kam noch eine herrliche Zeichnung von Veit: Germania, aus dem Carton zu einem größern Freskogemälde. Ein wundervoller Seelenadel herrſcht in dieſem köſtlichen Fragment.

Doch es iſt Zeit, vom Leſer Abſchied zu nehmen, obwohl noch mehre Gemälde zu beſprechen wären, wie z. B. Dominick Quaglio's Thor von Kapellen am Rhein; indeſſen, wer kennt nicht bereits ein oder das andere hübſche Gemälde von Quaglio? Wer eines kennt, kennt Alle. Oder ſollen wir, über einen papageienartigen Amor von Jakobs in Gotha uns des breiteren auslaſſen? Solche Mode-Artikel gehören eigentlich auf keine Kunſtausſtellung, ſondern höchſtens vor eine elegante Modehandlung in Wien als Aushängeſchild.

Schließlich nun noch ein Paar fromme Wünſche! — Man hat, wie wir bereits zu Anfang bemerkten, in Frankfurt für ein regeres Kunſtleben endlich Bahn gebrochen; den Bemühungen des Kunſtvereins, welcher dieſe Ausſtellung zu Stande brachte, gebührt aufrichtiger Dank, wenn auch die Reſultate ſelbſt noch viele Lücken darbieten. Das Publikum hat durch ſeine rege Theilnahme bewieſen, daß man für künftige Salons auf daſſelbe bauen dürfe. Deshalb iſt kräftigſt zu wünſchen, daß man im künftigen Salon nicht blos Aggregate, ſondern einen vollſtändigen Überblick aller Richtungen der neuen deutſchen Kunſt finde und ſtatt einer Menge von Genrebildern und Landſchaften, neben den tüchtigen Werken der Düſſeldorfer auch Carton's jener Männer, welche eine neue deutſche Kunſt konſtituirten, wie z. B. die Cartons eines Cornelius, Heß, Schnorr, u. ſ. w., — da es bekanntlich etwas umſtändlich wäre, wenn man die großen Bauten, worin ſich die Fresken jener Meiſter in München befinden, nach Frankfurt zur Kunſtausſtellung transportiren wollte!? Möge die Kunſtausſtellung in Frankfurt, im Centrum Deutſchlands, das Mittel ſein, alles Formen- und Kaſtenweſen aus der Kunſt zu verbannen, möge hier der Nord dem Süd brüderlich die Hand reichen, damit die Kunſt unter'm Segen der Eintracht nicht mehr einzelnen Stämmen, ſondern einem ganzen, für's Edle und Schöne freudig begeiſterten Volke angehöre.

Eduard Duller.

Aus einem Schreiben über die außerordentliche Ausſtellung des Frankfurter Kunſtvereins.

Vom 22. Mai 1835. *)

Indeß du, lieber Freund, auf deinem friedlichen Schönau ſitzeſt, bin ich wieder einmal nach Frankfurt gerathen und hauſe nun ſchon ſeit Freitag hier. Es hat mir reiche Früchte getragen. Der hieſige Kunſtverein hat nämlich am 16. d. eine außerordentliche Ausſtellung neuerer Bilder eröffnet, und ich hörte gleich bei meiner Ankunft die Namen Schadow, Leſſing, Bendemann, Veit, Overbeck und andere, die einen guten Klang haben. Mir jauchzte das Herz über dieſe Veranſtaltung. Es liegt etwas ſo Stärkendes, Erquickliches in der Beſtätigung, daß deutſche Art und Geſinnung allwegen im ganzen Leben der Nation hervortritt, daß deutſche Kunſt wieder, wie in der guten Zeit, unſer Volk zu einer inneren Einheit bringt, — ſo gut wie der Handelsverband und der Bundestag zu einer äußern. Es muß dich, der du in Rom wareſt zu jener Zeit, als Cornelius, Veit, Overbeck und die Andern an dieſem Gedanken hingen, doppelt mächtig berühren. Komm her und entſcheide mir nun, ob Alles wahr geworden iſt, was Jene damals träumten. Ich weiß, was die Franzoſen von unſerm alten Deutſchland denken; ich weiß, daß ſie mir bekannt haben, „die große Armee" deutſcher Gelehrter und Künſtler ſei auf dem Weg über die Alpen und den Rhein, und bald könne der deutſche Adler, wie früher der franzöſiſche, auf allen Punkten der gebildeten Welt flattern. Der Adler ſei aus einem alten Mährchen mit zwei Köpfen und zwei Palmen. Ich weiß, wie mir das Herz ſchlug, wenn mich die jungen Franzoſen baten: „parlez nous de votre Allemagne." — Das läßt mir nun eine ſolche Kunſtausſtellung ſo wichtig erſcheinen. Dieſe Leiſtungen ſind gleichſam die pièces justificatives unſerer Siege. Unter ſolchen Gedanken ging ich zur Kunſtausſtellung.

Aber, lieber Freund, ich habe das nicht gefunden, was ich zu finden vorausſetzte. Ich rede nichts über einzelne, wenige, treffliche Arbeiten bekannter Künſtler: ich rede von dem Total-Charakter dieſer Ausſtellung deutſcher Bilder vom Jahr 1835. Es iſt wahr, daß ſich die Düſſeldorfer Schule ehrenvoll auszeichnet; aber dafür ſtehen denn auch die Münchner und Frankfurter um ſo mehr zurück. Ich bekenne, daß mich dieſes verſtimmt hat. Da iſt ſelten unter den mehr als hundert Bildern eine entſchiedene Richtung, ſelten etwas Nationales; da flankert und funkert es in dem Petit-Genre ſo bunt herum, daß ich nicht einſehe, was das viele Reden und Schreiben, Denken und Kämpfen über chriſtlich-germaniſche Prinzipien genuzt, wozu der Aufwand von Seiten der Regierungen und der Inſtitute gefruchtet. Ich ſprach dieſe Betrachtung — vielleicht nicht eben vorſichtig — einem Bekannten aus, ohne ſonderlich auf zwei junge Leute zu achten, die zufällig neben uns ſtanden. „Die Bemerkung iſt gewiß richtig," begann der Eine, — eine ernſthafte Geſtalt mit großem Bart und baieriſchem Dialecte; — „aber es iſt unbillig, von dieſen Bildern auf unſere Akademie zu ſchließen. Sie ſehen überhaupt hier nur eine Düſſeldorfer Ausſtellung, und warum das gerade ſo iſt, weiß ich nicht. Ich muß es nothwendig eine Düſſeldorfer Ausſtellung nennen; denn, um nicht von München zu reden, warum findet ſich denn gar nichts vom hieſigen Städel'ſchen Inſtitute vor, die zwei Bilder von Veit abgerechnet?" — „Vielleicht haben wir eben nichts, was dieſer Ausſtellung würdig wäre" — entgegnete der Andere, obgleich nicht ohne Bitterkeit. Der Baier ſah den Sprechenden groß an. „Hat man Euch denn überhaupt aufgefordert, Bilder auszuſtellen? Hat man," fuhr er fort, „aus München ſolche Arbeiten kommen laſſen, die Euch belehren, was Cornelius, und die andern ernſten Geiſter mit ihm wollen und vermögen? Welche Vorſtellung müßt Ihr von uns faſſen, wenn wir ſo den Düſſeldorfern gegenüber geſtellt werden? Auf unſerer Seite die zahlloſen Viehſtücke, Märkte, Soldaten und Landſchaften nach der Natur ꝛc. Alles gewiß fleißig und werthvoll; aber nicht das Beſte. Ihr Frankfurter ſteht noch tiefer. Euer Städel'ſches Inſtitut hat nicht einmal dieſes aufzuweiſen. O, es geſchieht Euch frommen, weichherzigen Leuten ganz recht, wenn ſie Euch umbringen. Wiederholen es nicht ſchon alle Leute, brüllt es nicht ſchon das kleine Vieh in den Ställen, und die Buben wiederholen es, daß Ihr nicht zeitgemäß ſeid, daß wir die Idee verloren haben, daß nur von Düſſeldorf das Heil ausgehen kann?" —

Im Durchſchnitt iſt das Hin- und Hermeinen des hieſigen Publikums kein Urtheil zu nennen. Die Wenigſten wiſſen wohl nicht, welch eine Aufgabe der Malerei geſtellt iſt. Gerade was uns (wenigſtens dir, lieber Freund, und mir) das Betrübende in den Leiſtungen der Modernen iſt, gerade das loben ſie: „die Natur" und „das Natürliche", den ſinnlichen Antheil, die leibliche Seite der Kunſt. Als ob ihnen eine Idee nur dann begreiflich würde, wenn ſie einen guten Zuſchuß von Alltäglichkeit und Sinnlichkeit aufgenommen hat. Sie preiſen dieſe Richtung, die im Grunde doch nichts anders als der Genre im Großen und Kleinen iſt, und nennen ſie die einzig zeitgemäße. Ich habe einen ſolchen Kunſtkenner dieſe Richtung, wo überall der rohen, grünen Natur beizukommen geſtrebt wird, wo der Gliedermann und das Werkeltagsmodell und des Nachbars ſchöner Fritz in den erhabenſten Compoſitionen mitwirken: eine Regeneration der Kunſt nennen hören. Der arme Kritikus! Es gab eine Zeit in der Kunſtgeſchichte, wo Caravagaio, Manfredi, Leonello Spada u. A. eine Regeneration der Kunſt begannen. Wollen ſich unſere Herrn dieſe Vergleichung gefallen laſſen? Aber damals lebte Arpino; die ſogenannten Idealiſten waren in Unnatur, Süßlichkeit und Nebuloſität auseinander gefloſſen. Wir leiden nicht an dieſem Gebrechen. Die Stifter der neudeutſchen Schule, — eine Schule, die in einer ernſten, bangen Zeit aufblühete, wo der Würgengel durch Europa ging, wo die Völker auf den Knieen lagen, und große Gedanken in der Seele aufgingen, — waren fern ab von Weichlichkeit und Sinnlichkeit. Haben jene Künſtler dieſen Charakter aufgegeben? Oder iſt er etwa zu ſtreng; wollt ihr den Cornelius nicht mehr, weil er tiefſinnig iſt? Iſt Euch das Beiſpiel von Frankreich nicht belehrend geworden? Dort lagen die innern Gründe in der Revolution, weshalb das ideale Element allmählich aus der darſtellenden Kunſt trat, weshalb die nüchterne fleiſchliche Natur, die trockene Wahrheit, und ſaftige, irdiſche Derbheit nur allein behagen konnte. Dort in Frankreich, wie dort bei den Naturaliſten im 16ten und 17ten Jahrhundert, gerieth man unmittelbar in dem Petit-Genre, in die Bambocciaden. Wollt Ihr auch lieber Bambocciaden?

Drunten in der Allee, die vor dem goldnen Roß herläuft, ging ich auf und nieder, und dachte an Dieſes und Aehnliches, und rechnete aus, wann du hier ſein wirſt. Ich erzähle dir abſichtlich nichts von Leſſing's unendlich ſchönen Landſchaften: ſie werden dich mit Allem verſöhnen. Der wunderbare Menſch! Ueberhaupt will ich die trefflichen Bilder, die vorhanden ſind, nicht beſchreiben; das werden die Zeitungen nicht unterlaſſen. Ich wollte dir nur ausſprechen, wie mir dieſe deutſche Ausſtellung, mir, einem Halbfranzoſen, dem deutſches Leben, Eure Wiſſenſchaft und Eure Kunſt, zum Studium geworden iſt, erſchienen. Ich traf in der Allee vor dem goldnen Roß wieder mit den beiden obenerwähnten Malern zuſammen. Wir ſprachen über die hiſtoriſche, über religiöſe und Genre-Malerei. Ich will verſuchen, die Ideen wiederzugeben, die der Eine ausſprach.

„Der Geiſt des Künſtlers," ſagt er, „iſt wie ein doppelter Spiegel, deſſen eine Seite gegen die Erſcheinungen der Gegenwart und des irdiſchen Lebens gerichtet iſt, während ſich die andere Seite dem Himmel, dem Göttlichen und Ewigen zuwendet. Nun gab es allerdings Zeiten, wo ſich im Volke, im täglichen Leben, hohe, göttliche Ideen erkennen ließen. Das Auffaſſen einer ſolchen Gegenwart konnte für den Künſtler nicht anders als glücklich ſein. Es gab Epochen, in welchen Sitten und Gebräuche, Denkungsweiſe und Perſönlichkeiten ſehr günſtige Momente für den Künſtler darboten, wie jene Epoche des ritterlichen und öffentlichen Lebens, an die ſich die Darſtellungen alter Sagen, vertrauter, heimlicher Dichtungen zur Erweckung und neuen Belebung des Antheiles am Vaterland leicht anſchließen; ſo wie ſpäterhin eine Epoche des mehr bürgerlich gewordenen, ruhigen, ſcherzhaften Lebens, das die Niederländer ſo glücklich aufgefaßt haben. Was hat aber unſere gegenwärtige Zeit, was ſich zu künſtleriſcher Darſtellung eignen konnte, da aus dem Leben und den immer mehr künſtlichen, mathematiſch geordneten Verhältniſſen jede Poeſie flieht, da alles Individuelle, Volksthümliche bis auf die Kleidung herab verſchwinden muß; da eine nichts geltende Verallgemeinerung, troſtloſe Farb- und Formloſigkeit entſtehen mußte, die ſich nur noch mit dem Wechſel der Moden behilft. So bleibt denn keine Darſtellung der wirklichen Gegenwart übrig, es ſeien denn die aus der Luft gegriffenen Erfindungen, die alſo jedes eigentlichen Lebens der Gegenwart entbehren, oder jene ſubjektiven Empfindungen, die wiederum nichts anders in uns anregen, als die Gegenwart und die ſubjektive Auffaſſung ihrer Zuſtände. Die Genre-Malerei, die ſich mit dieſer Erfaſſung der Gegenwart abgibt, hat es alſo immer mit dieſem proſaiſchen, wandelbaren, conventionellen Elemente zu thun, während die Hiſtoriker, in unſerm Sinne, aus jenem Spiegel, der dem Bleibenden, Ewigſchönen, Wandelloſen zugewendet iſt, die Bilder einer Welt auffangen, die den andern Menſchen gleichſam wie eine Offenbarung erſcheinen müſſen. Die Formen dieſer Geſtalten ſind nicht ſclaviſch der leiblichen Natur abgelauſcht. Die leibliche Natur, die der eine Spiegel auffängt, iſt nüchtern, wie die Gegenwart. Das iſt nun der Charakter vieler jetziger Bilder voll Studienlicht und Academieſtudium, daß die ſinnlichen Wahrheiten wie fremdartige Körper auf einem idealen Elemente herumſchwimmen" — — —.

---

*) Anmerkung der Redaktion. Obgleich die Frankfurter Kunſtausſtellung bereits in einer Reihe von Aufſätzen von uns beſprochen wurde, ſo wollen wir doch auch die Mittheilung der folgenden Bemerkungen, welche uns mittlerweile zukamen, dem Leſer nicht vorenthalten, weil ſie ſich gleichſam als Supplement an die oben genannten anſchließen. Dr. Eduard Duller.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 141. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 17. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von E. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

Die letztern hatten indeß vier verſchiedene Sturmkolonnen gebildet. Die erſte derſelben war gegen ein ſteinernes Haus gerichtet, das, iſolirt gelegen, die Breſche von San Auguſtin vertheidigte. Die zweite und dritte Kolonne waren gegen zwei Mauerbrüche aufgeſtellt, die weniger Schwierigkeiten darzubieten ſchienen, wie die eben genannte. Die vierte Heerſäule war befehligt, gegen das Kloſter von Santa Engracia vorzudringen. Sie beſtand aus der tapfern Weichſellegion, aus jenen Braven, die, gleich tapfer am Po wie am Nil und auf ihrer heimathlichen Erde fechtend, ſich würdig zeigten als die Söhne eines Volkes, das von jeher nur von *einem* Feinde überwunden worden war, von dem Feinde nämlich, den es im eigenen Buſen mit ſich herumtrug. — — —

Lepelletier war auf ſeine Bitten vom Marſchall dieſer Kolonne als Führer mitgegeben worden. —

Still hielten die vier Heerhaufen den feindlichen, mit Soldaten und tobenden Volkshaufen erfüllten Schanzen gegenüber, als der Marſchall in Begleitung ſeines Generalſtabes erſchien. Ein donnerndes: Vive l'empereur! und rauſchende Feldmuſik, welche die Melodie des Liedes: Veillons au salut de l'empire! erſchallen ließ, empfing den hochgeachteten Anführer, als er von Kolonne zu Kolonne bis an die Huerba hinunterſprengte. Jetzt ſtieg Lannes vom Pferde, er ſchwenkte den befiederten Hut, ein Zwölfpfünder donnerte, und mit einem tauſendſtimmigen: Vive l'empereur! und unter Muſik, die aber bald von den ſchmetternden Schlägen des Sturmmarſches übertäubt wurde, ſetzten alle vier Heerſäulen ſich zu gleicher Zeit in Bewegung. — — —

Der erſte Zuſammenſtoß war fürchterlich. Kaum waren die Angreifenden auf halbe Kanonenſchußweite von ihrem Platze gerückt, als, wie auf ein gegebenes Signal, alle Feuerſchlünde der ſpaniſchen Schanzen ihnen ihre Kartätſchen entgegenſpien. Ein knatterndes Gewehrfeuer folgte, um nun bis zur Beendigung des Gefechtes auch nicht einen Augenblick mehr nachzulaſſen. Da, während dieſer Zeit, nicht das leiſeſte Lüftchen wehte, ſo bedeckte der weißgraue Rauch mit ſeinem Mantel nicht nur Freund und Feind, ſondern die ganze Stadt, von der man zuletzt nur die höher liegenden Gebäude und die Thürme aus dem Meere von Qualm herausragen ſah. Nur das mehr oder minder heftige Geſchrei der Angreifenden, das wiederholte Rollen des Sturmmarſches, das feſte und ſtolze oder langſam hinſterbende: Vencer ó morir! der Spanier ließ erkennen, wo der Angriff von Erfolg geweſen, oder wo er abgeſchlagen worden. Endlich ſchwieg das Kanonenfeuer, die Flintenſchüſſe vereinzelten ſich mehr, ein Windzug drängte die emporſteigende Rauchmaſſe auf die Seite. Freund und Feind konnte den Erfolg überſehen. Er war für die Franzoſen befriedigend geweſen. Die erſte Kolonne war zwar nach zwei vergeblichen Stürmen von der Breſche von San Auguſtin mit Verluſt zurückgetrieben worden, die zweite hatte ſich nur mit Mühe, unter dem heftigſten Kantätſchenfeuer, auf die Breſche ſelbſt feſtſetzen und dieſe durch ſchnell aufgeworfene Bruſtwehren mit den Angriffswerken verbinden können, dagegen war die dritte glücklicher geweſen. Nicht achtend zweier Minen, die am Fuße des Walles ſprangen, hatten die Tapfern den Mauerbruch mit dem Bajonnet erſtürmt, und waren ſogar bis in eine Straße gedrungen, wo ſie ſich feſt ſetzten. Am furchtbarſten aber hatte der Kampf bei der vierten Kolonne gewüthet. Weder rechts noch links blickend, mit dem Muthe, den die tapfern Polen auf dem blutigen Felde von Czekoczin, wie an dem Fuße der Pyramiden bewieſen hatten, waren ſie den Feuerſchlünden von Santa Engracia entgegengeſtürzt. Weder das Feuer aus den Fenſtern, von den Dächern, aus den Schießſcharten, die in die Kirchenmauer gebrochen waren, hatte die tapfern Herzen beugen, noch ſechs kleine unter ihren Füßen emporkrachende Minen ihren Schritt aufhalten können. Mit einem Muthe, würdig jener alten, unter ruſſiſchem Eiſe nun längſt begrabenen Phalangen, hatten ſie ſich mit dem Bajonnet der Wälle bemächtigt, und dieſe von Feinden rein gefegt bis an das Ufer der Huerba. Mit blanker Waffe hatten ſie die ſpaniſchen Kanoniere zur Seite ihrer Stücke getödtet, und als der tapfere Morlot mit zwei Bataillonen aus den Trancheen der fausse attaque ihnen zur Unterſtützung nachrückte, drangen ſie noch, Alles vor ſich niederwerfend, in das Kloſter der Kapuziner ein, und ſetzten ſich, trotz allen Anſtrengungen des Feindes, es zu verhindern, darin feſt.

Die ſchützenden Mauern Saragoſſa's waren durch die Anſtrengungen dieſes Tages nun zwar zerſtört; aber jetzt zeigte es ſich erſt, was ein Volk vermag, wenn irgend eine große Idee es begeiſtert. Tag und Nacht beſchäftigten ſich die Einwohner der Stadt, die Hinderniſſe, die dem Eindringen der Franzoſen wehren ſollten, zu vermehren. Barrikaden auf Barrikaden wurden errichtet; hier riß man Häuſer nieder, von denen man glaubte, daß deren Lage dem Feinde einen Vortheil bieten könnte, dort encrenaillirte man die Fronten anderer, an einem dritten Orte unterminirte man jeden offenen Raum, um ihn unter den Füßen des eindringenden Feindes emporſprengen zu können. So wie der Krieg immer weiter in das Herz der Stadt getragen zu werden drohte, ſtieg die Thätigkeit und die Macht der Volkshäupter; aber ſie vermehrten die Schrecken der Belagerung durch eine bis an die Wuth gränzende Wildheit. Jedes Individuum, das ihren Argwohn erregte, wurde, weſſen Ranges, Alters oder Geſchlechts es auch ſein mochte, augenblicklich zum Tode geführt. — — —

Von der Höhe jener eben eroberten Wälle beobachtete indeſſen der ſo kluge als unerſchrockene Lannes jene Scenen des Schreckens. Sich überzeugend, daß es nicht der Klugheit angemeſſen ſein würde, den Kampf mit der zur Verzweiflung getriebenen Menge mit blanker Waffe zu Ende zu bringen, oder durch unaufhörliches Bombardement der Stadt das Land einer ſeiner bedeutendſten Städte und die Armee mächtiger Hülfsmittel zu berauben, beſchloß er, auf einem langſamern, aber ſichern Wege, dem der Sappe und der Mine, zum Ziele zu kommen. —

Es würde zu weitläuftig ſein und nicht in den Kreis dieſer Erzählung gehören, wenn wir dem Leſer ein vollſtändigeres Bild der merkwürdigſten Belagerung aus der Kriegszeit des erſten Drittheils des neunzehnten Jahrhunderts zu geben verſuchten, und wir beſchränken uns, — wiewohl ungern, — nur ſo viel davon mitzutheilen, als zur nähern Verſtändigung der Begebenheiten nothwendig ſcheint.

Nach mehreren lebhaften Gefechten und drei abgeſchlagenen mörderiſchen Gegenſtürmen der Belagerten, ſtand eines Morgens im Zwielicht der Herzog von Montebello, in einen grauen Mantel gehüllt, den Kopf mit dem Czhako eines gemeinen Soldaten bedeckt und einen kleinen Planabſchnitt in der Hand, zur Seite des Kapitän Lepelletier, auf der Höhe eines dem Feinde zunächſt gelegenen zerſtörten Werkes. Die Sonne war noch nicht heraufgeſtiegen, und ſchwach und eintönig lief das: Quien vive? der ſpaniſchen Wachen von Viertelſtunde zu Viertelſtunde rings um die Stadt.

„Sie werden,“ ſagte der Marſchall zu unſerm Bekannten, „nach Einnahme der Stadt, Ihrer Inſtruktion zufolge, nach Paris zurückkehren. Nach Allem, was mir früher von Ihnen bekannt war, und nach der Art und Weiſe, wie Sie ſich bei dem Angriff auf Santa Engracia gezeigt haben, wünſchte ich Ihnen eine Empfehlung dahin mitzugeben, die eine Gewährleiſtung für Ihre Zukunft enthielte. Welcher Art dieſe ſein muß, um bei'm Kaiſer des Ziels nicht zu verfehlen, wiſſen Sie. Er, — das wiſſen Sie auch, — rechnet nur nach dem Erfolg. Der Dienſt, der nicht von einem günſtigen begleitet wird, gilt ihm für nichts, ſo groß der Eifer, die Hingebung auch immer ſein mochte. Hier“ (er zeigte auf die halbzerſtörte Stadt) „ſehen Sie ein furchtbares, aber für den emporſtrebenden Krieger ſchönes Feld vor ſich ausgebreitet. Eine ſo günſtige, für ihre Waffe ſo geeignete Gelegenheit treffen Sie in Ihrem Leben nicht zum zweitenmal, und,“ — das ſagte er mit einem milden, ſeinem ſonſt ſo barſchen Weſen gar nicht eigenen Tone, — „auch nicht zum zweitenmale einen Freund, der ſie Ihnen ſo gern eröffnet.“ — (Fortſ. folgt.)

W. Irving's Mittags-Converſation mit Walter Scott.

— — Bei'm Mittageſſen hatte Scott ſeinen halbländlichen Anzug bei Seite gelegt, und erſchien ſchwarz gekleidet. Auch die Mädchen hatten, um ihre Toilette zu vervollſtändigen, die Zweige der Purpurſeide, die ſie an dem Hügelabhang geſammelt, in ihr Haar geſteckt und ſahen nach ihrem Spaziergang auf den Höhen ganz friſch und blühend aus.

Außer mir war kein Gaſt beim Mittageſſen. Zwei oder drei Hunde waren im Gemache; Maide, der alte

Hirſchhund, nahm ſeinen Platz an Scott's Arm, und ſah ſeinem Herrn ausdruckvoll in das Auge, während Finette, das Lieblings-Wachtelhündchen, ſich neben Miſtreß Scott ſetzte, von welcher es, wie ich bald bemerkte, verhätſchelt wurde.

Da die Unterhaltung zufällig auf die Verdienſte ſeiner Hunde kam, ſprach Scott mit vielem Gefühle und Innigkeit von ſeinem Lieblings-Dachshunde Camp, welchen man in den frühern Kupferſtichen von ihm an ſeiner Seite abgebildet findet. Er ſprach von ihm, wie von einem wirklichen Freunde, den er verloren; und Sophia Scott, die ihm muthwillig in die Augen ſah, bemerkte, „Papa habe Thränen vergoſſen, als der alte Camp ſtarb.“ Ich kann hier einen zweiten Beleg von Scott's Liebe für ſeine Hunde, und ſeine humoriſche Weiſe, ſie an den Tag zu legen, anführen. Als ich ſpäter eines Morgens mit ihm auf den Ländereien, welche an das Haus ſtoßen, umherſtreifte, bemerkte ich ein kleines, altes Monument, auf welchem in gothiſchen Buchſtaben die Inſchrift ſtand:

„Cy git le preux Percy.“
(Hier liegt der wackere Percy.)

Ich blieb ſtehen, denn ich glaubte, es ſei das Grab irgend eines tapfern Kriegers aus der alten Zeit; aber Scott führte mich ſchnell weiter. „Bah,“ rief er aus: „es iſt nichts, als eines der Monumente meiner Thorheit, wovon Ihr hier herum genug finden werdet.“ — Ich erfuhr ſpäter, daß es das Grab eines Lieblingswindſpieles war.

Unter den andern wichtigen und bevorrechteten Mitgliedern des Haushalts, welche bei dem Mittagstiſche ihre Aufwartung machten, war auch ein großer Kater, welcher, wie ich bemerken konnte, von Zeit zu Zeit mit Leckerbiſſen von dem Tiſche erfreut wurde. Dieſer weiſe Grauheinz war ein Liebling des Herrn ſowohl, wie der Dame, und ſchlief Nachts in ihrem Gemache; und Scott bemerkte lachend, daß es zu den wenigſt klugen Einrichtungen ihres Hauſes gehöre, daß das Fenſter Nachts offen gelaſſen werden müſſe, damit Heinz aus und ein könne, die Katze übte eine Art von Oberherrſchaft über die andern Vierfüßler aus, denn ſie ſaß ſtattlich in Scott's Lehnſtuhl und nahm dann und wann ihren Platz auf einem Stuhl an der Thüre, als wollte ſie ihre Untergebenen bei ihrem Vorbeikommen muſtern, wobei ſie jedem Hunde einen Klaps hinter die Ohren gab, wie er vorbei ging. Dieſer Pfotenſchlag wurde ſtets gutmüthig hingenommen; es ſchien in der That von Seite des Grauheinz ein bloßer Act der Oberherrlichkeit zu ſein, um die Übrigen an ihre Knechtſchaft zu erinnern, was ſie durch die vollkommenſte Ergebung anerkannten. Eine allgemeine Harmonie fand zwiſchen Herrſcher und Beherrſchten ſtatt und ſie pflegten ſämmtlich in der Sonne beiſammen zu ſchlafen.

Scott war während des Eſſens voller Anecdoten und unterhielt uns trefflich. Er machte bewundernswürdige Bemerkungen über den ſchottiſchen Charakter, und ſprach mit großen Lobeserhebungen von dem ruhigen, ordentlichen und anſtändigen Benehmen ſeiner Nachbaren; „was man kaum,“ — ſagte er, „von den Nachkommen von Wegelagerern *) und Grenzern, und in einer Gegend erwarten ſollte, welche in alter Zeit wegen Zänkereien und Streitigkeiten und Gewaltthaten aller Art berüchtigt war.“ — Er ſagte, er habe in ſeiner amtlichen Stellung als Sherif ſeit einer Reihe von Jahren über die Handhabung der Geſetze zu wachen, bisher aber nur wenige Unterſuchungen gehabt. Die alten Zwiſtigkeiten und örtlichen Intereſſen und Eiferſüchteleien und Anfeindungen der Schottländer ſchliefen jedoch noch, ſagte er, unter ihrer Aſche und möchten leicht wieder angefacht werden. Nach ihm war ihr angeerbtes Gefühl für Namen ſtets noch groß; es war nicht immer gerathen, daß Dörfer auch nur das Fußball-Spiel *) unter ſich ſpielten; der alte Clan-Geiſt **) pflegte zu leicht auszubrechen. „Die Schottländer ſind rachſüchtiger,“ ſagte er, „als die Engländer; ſie tragen ihren Groll länger in ſich, pflegen ihn manchmal Jahrelang ruhen zu laſſen, ſind aber gewiß, ihm am Ende doch noch Genüge zu thun. Die alte Eiferſucht zwiſchen den Hochländern und Flachländern lebte bis zu einem gewiſſen Grade immer noch fort; die erſtern blickten auf die letztern als auf eine niedrigere, minder tapfere und kräftige Race herab, wobei ſie ſie aber in Verdacht hatten, als ſeien ſie geneigt, ſich über ſie zu erheben, da ſie ſich einbildeten, ihnen an Bildung überlegen zu ſein. Dies machte ſie für einen Fremden, der zum erſtenmal unter ſie komme, zu empfindlichen und reizbaren Geſellſchaftern; ſie brauſten bei der unbedeutendſten Gelegenheit auf und würden hitzig, ſo daß er ſich, ſozuſagen, ihr Wohlwollen erkämpfen und erzanken müſſe.“

Er führte als Beiſpiel einen Bruder von Mungo Park an, der ſich in einer wilden Gegend des Hochlands niedergelaſſen hatte. Er ſah bald, daß man ihn als einen Eindringling betrachtete, und daß dieſe Bergjunker ſich geneigt zeigten, mit ihm anzubinden, ſich darauf verlaſſend, er würde, da er ein Flachländer war, die weiße Feder aufſtecken. Eine Zeitlang ertrug er ihre Spöttereien und Sticheleien mit vieler Kälte, bis einer, den ſeine Nachſicht kühn gemacht hatte, ein Dirk ***) hervorzog, es ihm vorhielt und ihn fragte, ob er wohl je ſchon in dieſem Theil des Landes eine Wehr wie dieſe geſehen habe. Park, der eine Herkuleskraft beſaß, ergriff das Dirk, und trieb es auf den erſten Wurf durch einen eiſernen Tiſch. — „Ja,“ verſetzte er, „und ſagt euern Freunden, daß ein Mann von den Flachlanden es da hineintrieb, wo es der Teufel ſelbſt nicht mehr herausziehen kann.“ — Alle Anweſenden freuten ſich der That und der Worte, welche ſie begleiteten. Sie tranken mit Park auf beſſere Bekanntſchaft und blieben fortan ſtets ſeine guten Freunde.

Nach dem Mittageſſen begaben wir uns in das Geſellſchaftszimmer, welches zugleich als Studierzimmer und Bibliothek diente. Auf der einen Seite der Wand ſtand ein langer Schreibtiſch mit Schubladen; darüber war ein kleiner Schrank von polirtem Holze, mit Flügelthüren, und mit Bronze-Verzierungen reich beſchlagen, worin Scott ſeine werthvollſten Papiere bewahrte. Über dem Schrank war in einer Art Niſche ein vollſtändiger Harniſch, von glänzendem Stahl, mit einem geſchloſſenen Helm, Panzerhandſchuhe und Streitkolben zu beiden Seiten. Rund umher hingen Trophäen und Sehenswürdigkeiten der mannigfachſten Art: ein Säbel von Tippu-Saib ****); ein Hochländiſches Schwert von Floddenfield, †) ein Paar Rippon-Sporen ††) von Bannockburn †††) und vor allen eine Flinte.

---

*) Moss-troopers, Grenzmarodeurs, Straßenräuber in Schottland. Ueberſ.

*) Eine mit Leder überzogene Blaſe, welche mit den Füßen getrieben wird. Ueberſ.

**) Clan, ein Volksſtamm, ein Familienſtamm. Ueberſ.

***) Ein Schottiſcher Dolch. Ueberſ.

****) Herrſcher von Myſore, der 1799 durch die Engländer Reich und Leben verlor. Ueberſ.

†) Wo 1513 Jakob der Vierte geſchlagen wurde. Ueberſ.

††) Zu Rippon wurden ehemals die beſten Sporen in England gemacht. Ueberſ.

†††) Hier erfochten die Schottländer im Junius 1314 einen glänzenden Sieg über die Engländer. Ueberſ.

welche Robin dem Rothen gehört hatte, und auf welcher man die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens R. Meg. ſah, ein Gegenſtand beſondern Intereſſes für mich zu jener Zeit, da das Gerücht ging, Scott beſchäftige ſich eben damit, einen Roman drucken zu laſſen, welcher auf die Geſchichte dieſes berüchtigten Geächteten gegründet ſei.

Auf jeder Seite des Schrankes waren Bücherſchreine, in welchen ſich eine Menge poetiſcher Werke in verſchiedenen Sprachen befanden; viele dieſer Schriften waren ſelten und veraltet. Dies war jedoch nur ſeine Cottage-Bibliothek; der größte Theil ſeiner Bücher war in jener Zeit zu Edinburg.

Aus dieſem kleinen Curioſitäten-Schranke nahm Scott eine Handſchrift hervor, welche auf dem Schlachtfelde von Waterloo gefunden worden war, und eine Abſchrift von vielen Liedern enthielt, welche damals in Frankreich beliebt waren. Das Papier war mit Blut befleckt: „das Lebensblut irgend eines lebensfrohen jungen Offiziers ohne allen Zweifel," ſagte Scott, „welchem dieſe Lieder als ein Andenken ſeiner Herzgeliebten in Paris theuer waren."

(Schluß folgt.)

Rede und Gegenrede.

Rede.

Es kehret wieder, was geſchieden;
D'rum ſchaue vorwärts, nie zurück!
Verklärter ſtets erſcheint dem Blick,
Was, ſchwer vermißt, ihn einſt gemieden.
Auch dir iſt Wechſel jetzt beſchieden,
Zu ſcheitern ſcheint dein junges Glück;
Doch danke nur dem Mißgeſchick,
Die Würze iſt's der Luſt hienieden.
Was Tag der Nacht, iſt Luſt der Klage,
D'rum hoffe nur, und dulde, trage,
Geh ſchlafen, träumen, armes Herz!
Bald kommt das Licht dem neuen Tage,
Und dann entſchwebt dem Sarkophage
Des Wehs die Freude himmelwärts!

Gegenrede.

Nicht immer kehrt, was einſt geſchieden;
D'rum vorwärts nur, und nie zurück!
Verklärter ſtets erſcheint dem Blick
Durch Sieg im Kampf errung'ner Frieden.
Auch mich hat jetzt der Sieg gemieden,
Doch fahl' ich nicht von Mißgeſchick;
Der Kräfte Prüfung iſt das Glück,
Und Kraft vergöttlicht uns hienieden.
Dir ſtirbt ſie ab in Wort und Klage,
D'rum hoffe thatlos, dulde, trage,
Geh ſchlafen, träumen, armes Herz!
Ich aber wache, ringe, wage,
Und meiner Leiden Sarkophage
Enthebt mein Selbſt mich himmelwärts.

Albert Quednow.

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Gegen dieſe Bademanie hat freilich das Miniſterium des Kultus, im Verein mit dem der Polizei, einen ſcharfen Befehl erlaſſen, der es jedem Arzte zur dringenden Pflicht macht, nur in wahrhaft unabweisbaren Fällen den Beſuch der Bäder anzurathen, und — bei geſetzlicher Ahndung — keinem Beamten ein Zeugniß auszuſtellen, daß er dorthin ſich begeben müſſe, wenn es nicht durchaus nothwendig ſei; allein auch dies wird nur geringe Früchte bringen; wer kann unterſuchen, ob der Gebrauch des Bades nothwendig ſei oder nicht, als der Arzt, der den Zuſtand des Kranken kennt? und die Herren aus dem Gefolge Aeskulaps haben es von jeher mit ihren Ausſprüchen nicht genau genommen. —

In Berlin iſt die Badezeit durch den Stillſtand des Geſchäftslebens ungemein fühlbar; die Abweſenheit ſo vieler Reichen und Wohlhabenden erzeugt eine Ruhe, die übrigens von jeher ſchon den Gewerbtreibenden bekannt iſt, und mit dem ſtehenden Namen der „Sauergurkenzeit" benannt wird. Man tröſtet ſich dann nach guter deutſcher Sitte mit dem, was kömmt, und wünſcht den Herbſt herbei, wo goldne Früchte reifen. — Der diesjährige Herbſt vor allen wird jedoch laut und luſtig werden; das große Manöver und der Kongreß in Kaliſch werden viele Fremde auch hier verſammeln, mindeſtens auf der Hin- und Rückreiſe; aber man ſchmeichelt ſich, auch den Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland, wo nicht gar auch den Kaiſer von Oeſtreich, nach Beendigung des Kaliſcher Vereins in Berlin zu ſehen. — Daß dieſe hohe Verſammlung das Tagesgeſpräch bildet, verſteht ſich, und die großen Aufkäufe von Lebensmitteln aller Art, von Pferden und Pferdefutter u. ſ. w., die hier ſchon jetzt von den Söhnen Israels gemacht und nach Schleſien transportirt werden, erinnern durch die zunehmende Theurung ſchon lebendig genug an das, was dort ſich vorbereitet. Ganz beſonders werden die ſchleſiſchen Bäder gefüllt ſein, um dort gleich in der Nähe des großen Schauplatzes zu verweilen, bis die Tage des Sehens kommen; ſchon jetzt ſollen die meiſten Wohnungen in Warmbrunn und Salzbrunn beſtellt ſein, und, was man aus Kaliſch vernimmt, gibt die tröſtende Verſicherung, daß von den Tauſenden der Neugierigen, die dort zuſammenſtrömen werden, nur wenige Glückliche ein Unterkommen finden dürften, obgleich man ſchon ſeit Lange mit dem Errichten von Gebäuden, großen Stallungen u. ſ. w. beſchäftigt iſt. — Wer reich iſt, kann es ſicher dort beweiſen; denn unbezweifelt werden die einfachſten Dinge mit Gold aufgewogen werden, und der Spekulationsgeiſt wird ſich hoffentlich belohnen. Hier ſtudirt man ſchon an neuen Balletten und Poſſen, da die Tänzer und Schauſpieler Berlins die Kaliſcher Feier verherrlichen werden; Petersburg wird ſein franzöſiſches Theaterperſonal liefern, und von Wien ſoll die Oper hingehn. Alſo auch hierin eine Repr[illegible]tation der drei mächtigen Verbündeten; welches Feld der Kunſt, der Intrigue und der Bündniſſe! Das iſt unbezweifelt die Ironie zum Ganzen; es wird unter Krieg und Politik die Liebe ihr weites, göttliches Lager eröffnen, und ich bin begierig, wer ſiegen wird. Glauben Sie nicht, daß ich einſeitig ſcherze; nicht die ſchönen Zöglinge Terpſichores und der übrigen Muſen ſollen die nervigen Söhne des ungariſchen, ruſſiſchen oder preußiſchen Mars zur Spindel bekehren, ſondern weit höher wehen, wie man ſagt, die Liebesflaggen der Cypriſchen Göttin. Es iſt hier von nichts Geringerem die Rede, als von einer Vermählung des preußiſchen Prinzen Adalbert, des älteſten Sohnes des Prinzen Wilhelm, Bruder Sr. Majeſtät, mit der älteſten Tochter des Beherrſchers der Ruſſen, der Großfürſtin Maria. Welche Träume knüpft man an dieſe hohe Verbindung, welche große Verſöhnung der Geſchichte und Menſchheit glaubt man mit ihr zu feiern! — Man ſieht den jungen Prinzen kühn den alten Thron der Piaſten und Jagellonen beſteigen, das Schwert Johannes Sobiesky's an ſeiner Seite; das lange, blutige Kleid des polniſchen Genius verwandelt ſich in den Gold- und Purpurmantel, der ſeine Schultern bedeckt; die traurige, angſtvolle Stille in Freudengeſchrei und Jauchzen, und die edlen Verbannten haben ein Vaterland. — Das träumt man hier, mein Theurer, und der Traum iſt ſo groß und ſchön, daß man gerne ihn mitträumt, wenn man auch darüber lächelt. —

Was aber Träumereien anbetrifft, ſo iſt allerdings jetzt die Stunde günſtig, wie keine. Spanien, England und Frankreich geben den Politikern Stoff genug dazu; der Zollverband beſchäftigt die Fabrikanten, und die Eiſenbahnen Alle. — Es iſt eine wahrhafte Wuth in die Köpfe gefahren, dieſe Bahnen, von welchen man ſich Wunder verſpricht, fertig zu ſehen und darauf umher zu rollen, und ich bin völlig überzeugt, daß die zehn oder zwölf Millionen, die zur Bahn nach Hamburg und Leipzig überſchläglich gefordert werden, hier zur Stelle in wenigen Tagen gezeichnet ſind, wenn der Entwurf ins Leben tritt. — Die deutſche Gemüthlichkeit, id est die Träumerei, findet hier einmal ſeit langer Zeit den rechten Stoff, ſich auszulaſſen, ſo lang und breit und zaubervoll, wie es ihr beliebt, und es hört ſich gar zu ſchön an, wenn in den Zeitungen ſteht, wie in kurzer Zeit Paris mit Bordeaux, Brüſſel mit Paris, Köln mit Brüſſel, Hannover mit Köln, Hamburg und Berlin mit Hannover und Magdeburg und Leipzig, dann Breslau und Königsberg, Warſchau und Petersburg mit Berlin verbunden ſein werden; wie man endlich die Steppen der Kalmucken und Tartaren damit vereint, wie Eiſenbahnen die Bucharen civiliſiren, wie das innere Afrika dadurch allein Aufklärung empfangen kann, wie man Grönland und den Nordpol damit verbindet, und wie die ganze Erde dann eigentlich dadurch ſo zuſammengerückt wird, daß alle Entfernung verſchwindet, und wenn man einen cher cousin in China beſuchen will, dies ungefähr ſo ſein wird, als führe man nach Charlottenburg, oder eine chère cousine in Paris, als ſteige man zur lieben Gevatterin im dritten Stockwerk. —

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 142.
1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 18. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

„O, Monſeigneur! wie ſoll ich —" hob Lepelletier gerührt zu ſprechen an.

„Pſt!" rief der Herzog, den Finger auf den Mund legend. „Sehen Sie! dort in dem grauen Nebel erheben ſich die Thürme des Kloſters der Töchter von Jeruſalem. Dicht daneben läuft die große Straße des Coſſo hinab. Parallel mit letzterem werden wir zwei unterirdiſche Angriffslinien vorwärts treiben, und dieſe endlich am Kloſter von San Francisco vereinigen. In dem Maaße, wie unſere Maulwürfe auf ihrem Wege die Oberfläche nach und nach aufſprengen, werden wir uns auf letzterer feſtſetzen, und ſo bis in's Herz der Stadt vorrücken. Sie, mein Freund, werden die Arbeiten des rechten Minenzweiges leiten. Mehrere Bataillone guter Truppen werden auf der Oberfläche Ihnen ſo weit folgen, als Sie ihnen dies möglich machen werden; ich denke, eine eigens dazu hergerichtete Batterie ſechszölliger Mörſer, die wir von Straße zu Straße, ja von Haus zu Haus mit uns nehmen werden, wird uns treffliche Dienſte leiſten. — Doch, das Übrige wird Ihnen Rogniat mittheilen. — Gehen Sie jetzt! — Machen Sie Ihre Anſtalten! — Dort, wo der Thurm von San Francisco im Frühnebel emporragt, liegen für Sie das Offizierkreuz der Ehrenlegion und die Epauletten des Bataillonchefs! — Kein Wort weiter! — Sie wiſſen, ich liebe die Dankſagungen nicht, und es iſt Ihnen ohnehin bekannt, daß ich Ihnen wohl will. — Adieu!" — —

Der Marſchall ſprang nach dieſen Worten von der Bruſtwehr der Verſchanzung herab, winkte unſerm Bekannten nochmals mit der Hand, und ſetzte dann in Begleitung eines Offiziers, der, um nicht Aufmerkſamkeit zu erregen, ſich bis dahin in dem Winkel der halb zuſammengeſtürzten Courtine verborgen hatte, ſein ſtill beobachtendes Wandeln fort. —

Der folgende Morgen ſchon fand Lepelletier an der Spitze eines bedeutenden Trupps rüſtiger Ouvriers an der Arbeit. Mit der Umſicht des geübten Kriegers und der Keckheit des Franzoſen warf er, unter dem heftigſten Feuer ſeiner Gegner, eine auf dem gelegenſten Punkte, für die ihn unterſtützende Mörſerbatterie, geeignete Schanze auf, und grub ſich unfern davon ein, um von hier aus die Hauptgallerie der Angriffsmine vorwärts zu treiben. Tag und Nacht wurde hier gearbeitet. So wie der Minengang vorſchritt, ward ſolcher rechts und links mit Rameaux, und dieſe mit den nöthigen Horchgängen verſehen; am dritten Tage flog ſchon ein Haus mit der feindlichen Beſatzung in die Luft. Die Mörſerbatterie auf der Oberfläche warf ihre kleinen Bomben, und durch einen glücklichen Bajonnetangriff waren die Belagerer endlich im Beſitz mehrerer Straßen.

Während dem hörte indeſſen der Kampf Tag und Nacht nur immer auf einige Stunden auf. Die Spanier vertheidigten ſich mit der Wuth der Verzweiflung. Gut geworfene Granaten gaben im Zerſpringen vielen der Angreifenden den Tod. Die Spanier brachten endlich Feuer in die zwiſchen ihnen und den Feinden gelegenen Häuſer, und während die Bomben krachten, Gebäude ſtürzten, Minen ſprangen, eine Staubwolke emporwirbelte, erhob ſich zwiſchen den Kämpfenden ein zu den Wolken emporknatternder Flammenſchleier, welcher die Kämpfenden auf die Spanne Zeit, die die Menſchennatur, um nicht zu erliegen, bedarf, von einander trennte. Lepelletier hatte die kluge Vorſicht gebraucht, die Hauptgallerie ſo viel wie möglich unter einer Straße, die mit dem Coſſe parallel lief, vorwärts zu treiben. Hier hatte man den unterirdiſchen Angriff weniger wie dort erwartet, und die fleißigen Ouvriers fanden nicht ſo ſchwierige Arbeit, als ihnen der tiefe Mauergrund der Gebäude ſonſt vielleicht entgegengeſetzt haben könnte. Rogniat, der faſt täglich das Werk, welches unſerm Freunde aufgetragen war, beſichtigte, fand nicht Worte genug, es zu loben, und nach wenigen Tagen berechnete Lepelletier, daß ein Minenaſt, den er nach der Seite des Kloſters der Töchter von Jeruſalem treiben ließ, in wenigen Stunden die Grundmauern des letztern berühren müſſe. Wirklich meldete ihm, ehe er es gedacht, ein alter Sergeant, daß man ſo eben auf Mauerwerk geſtoßen ſei, daß aber zu ſeiner Befremdung ihm bedünken wolle, als ob ſich, nur wenige Toiſen vom Arbeitsorte, ein ſo eigenthümliches Geräuſch vernehmen laſſe, daß er auf den Gedanken gekommen: ob man ſich wohl in der Nähe einer Contremine befinden könne; bei alledem ſcheine ihm das gehörte Getöſe von dem, das feindliche Mineurs verurſachen, verſchieden, und er habe deshalb links ſeitwärts einen Horchgang treiben laſſen, durch den er in's Klare zu kommen hoffe. Sobald Lepelletier mit wenigen Worten Befehl gegeben, die Ladung für einen Globe de compression, durch den er die Contremineurs zu erdrücken gedachte, in Bereitſchaft zu ſetzen, eilte er, um in Begleitung des alten Kriegers vor Ort zu gelangen. Auch der Horchgang ſtieß an eine Mauer, und überall ließ ein dumpf ſummendes Geräuſch ſich hören. — Lange Zeit lag Lepelletier horchend auf der Erde. Endlich erhob er ſich.

„Eilen Sie zu dem General!“ ſprach er zu dem Sergeanten. „Melden Sie ihm, daß wir an eine der untern Grundlagen des Kloſters geſtoßen ſind, und daß das letztere von Menſchen erfüllt iſt. Sagen Sie ihm ferner, daß ich mir Verhaltungsbefehle erbäte, ob ich den Minengang unter dem Grunde vorwärts treiben und die Arbeiten für den Brunnen ſodann beginnen ſoll. Stoße ich nicht auf beſondern Widerſtand, ſo getraue ich mir Gang, Brunnen und Ofen, bis zur Ladung, in ſechs Stunden zu Stande zu bringen. In Beziehung auf letztere wünſche ich zu wiſſen, ob der General das Gebäude erhalten und von uns beſetzen laſſen will, oder ob ich es ſprengen ſoll; ich muß es um ſo genauer wiſſen, als nach meiner Berechnung die Widerſtandslinie ſehr ſchwach iſt.“ —

Der Sergeant entfernte ſich, und der Hauptmann ließ ſich nachdenkend auf einen, aus der Wand des Minenganges hervorragenden Stein nieder, während die Soldaten ſich, auf dem Boden kauernd, durch allerlei kriegeriſche Scherze die Zeit vertrieben, und das, mit Rohrgeflecht oder Leder überzogene Fläſchchen fleißig die Runde machte.

„Tiens!“ rief jetzt plötzlich einer der Mineurs, der ſich vor Ort mit der Spitzhaue längere Zeit etwas zu ſchaffen gemacht hatte, und indem er letztere klirrend zur Erde warf. „Nun werden wir gleich wiſſen, woran wir ſind. — Komm', Gallois, hilf mir den Stein herausheben! — Dahinter iſt es hohl; ich kann mit dem Hackenſtiel bis in die Hölle hinunter fahren, und da drinnen ſingen und pſalmodiren ſie, daß es eine Art hat.“ —

Die Mineurs ſprangen auf, und der Hauptmann folgte neugierig.

„Hebt noch ein Paar Steine aus!“ ſagte er, als jetzt das Summen vieler Stimmen aus der gemachten Öffnung drang. — „So! — Nun haltet einmal ein Grubenlicht hinein! — Wir müſſen doch ſehen, wo dies hinführt.“ —

„Eine Treppe! — Und ſie führt aufwärts? — Kurios!“ ſprach nach ein Paar Augenblicken verwundert Lepelletier. — „Wir ſind an dem Kirchengebäude!“ ſetzte er nach einem Blicke auf einen Planabſchnitt hinzu.

Eben kam ein Mann in einem grauen Überrocke, ein ſchwarzes Mützchen auf dem Haupt, gefolgt von ein Paar Ordonnanzen, den Minengang entlang geſchlichen. Es war Rogniat. — Still horchte der erfahrene Führer auf den Rapport des Hauptmanns, und ſeine Miene wurde immer heiterer.

„Alles trifft ſich ganz herrlich!“ ſagte er dann. „Hundert Grenadiere harren am Eingange. Ich nahm ſie mit mir. Es wäre vortrefflich, wenn wir die Kirche erſtürmen könnten, ohne ſie zu ſprengen; ſie gäbe einen herrlichen Haltpunkt. — Laſſen Sie uns recognosciren, mein Freund! Drei Mann mit dem Grubenlicht unter dem Mantel mögen uns begleiten.“ —

Mit Vorſicht, um jeden Lärm zu vermeiden, ward die Oeffnung erweitert. Das dumpfe Summen einer Orgel, von Geſang begleitet, tönte aus der Ferne. Rogniat, der Hauptmann und drei Soldaten ſtiegen in das Dunkel. —

In Kurzem überzeugte man ſich, daß die Wandelnden ſich auf einer Treppe befänden, die aus einer der Grüfte aufwärts führte. Ungefähr dreißig Stufen höher gelangten ſie an eine eiſerne Thüre. Hinter derſelben war Alles ſtill.

„Fatal!“ ſprach Rogniat. „Sprengen wir die Thüre auf, ſo verurſacht es Lärm.“ —

„Der Riegel läßt ſich von innen zurückſchieben, er iſt nur eingeroſtet!“ fiel ein Ouvrier ein, welcher genau mit dem Grubenlicht hingeleuchtet.

„Wohlan, ſo öffnet!“ erwiederte Rogniat und zog ein Piſtol aus dem Buſen, deſſen Hahn er ſpannte. Lepelletier folgte ſeinem Beiſpiele.

(Fortſetzung folgt.)

W. Irving's Mittags-Converſation mit Walter Scott.

(Schluß.)

Er deutete auf eine zarte und ſinnige Weiſe auf das halb wilde, halb melancholiſche Schlachtliedchen hin, das General Wolf gedichtet haben ſoll, und welches er an dem Offizierstiſch, am Abend vor dem Sturm von Quebec, bei welchem er ſo glorreich fiel, geſungen hat:

„Ei, Soldaten, ei,
Sollen wir traurig ſein, Kinder?
Ei, Soldaten, ei,
Wer fällt, iſt ſeinem Berufe treu.
Schickt der nächſte Strauß
Uns zu unſerm Schöpfer, Kinder,
Endigt Noth und Graus;
Doch ſchlagen wir uns heraus,
Gleicht ein Glas, eine hübſche Wirthin,
Wieder alles aus.“

„So,“ ſetzte er hinzu, „hat aller Wahrſcheinlichkeit nach der arme Burſche, der bei Waterloo fiel, in ſeinem Zelte die Nacht vor der Schlacht dieſe Lieder geſungen, und an die ſchöne Dame gedacht, die ſie ihn gelehrt hatte, und ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, wenn er den Feldzug überlebte, mit Ruhm bedeckt aus dem Kriege zu ihr zurück zu kehren.“

Ich habe ſeitdem geſehen, daß Scott Überſetzungen dieſer Lieder unter ſeinen kleinern Gedichten abdrucken ließ.

In dieſem niedlich ausſehenden Gemache, das halb Studirſtube, halb Geſellſchaftszimmer war, verſtrich der Abend auf das Angenehmſte. Scott las mehrere Stellen aus dem alten Romane Arthur mit einer ſchönen, tief tönenden Stimme und einer Würde des Tones vor, welche zu dem alten in gothiſchen Lettern gedruckten Buche zu paſſen ſchien. Es war ein hoher Genuß, ein ſolches Werk von einem ſolchem Manne und an einem ſolchen Platze vorleſen zu hören; und ſeine Erſcheinung, wie er in einem großen Lehnſtuhle leſend ſaß, ſein Lieblingshund Maide zu ſeinen Füßen, und rundum Bücher und alterthümliche Gegenſtände, Granztrophäen, würde ein bewundernswürdiges und ſehr charakteriſtiſches Gemälde abgegeben haben.

Während Scott ſo las, hatte der weiße Heinz auf einem Stuhl neben dem Kamine Platz genommen, und ſaß feſten Auges und ernſten Benehmens da, als lauſchte er auf den Leſer. Ich bemerkte Scott, ſeine Katze ſcheine Geſchmack an den alten Romanen zu haben.

„Ach,“ ſagte er, „dieſe Katzen ſind eine ſehr geheimnißvolle Art von Leuten. Es geht immer mehr in ihrem Kopfe vor, als wir bemerken; dies rührt ohne Zweifel daher, daß ſie mit Hexen und Zauberern ſo vertraut ſind.“ Er erzählte uns nun eine kleine Geſchichte von einem Hausvater, welcher einſt Nachts in ſein Haus zurückkehrte und an einer einſamen, entlegenen Stelle auf einen Leichenzug von Katzen ſtieß, welche alle in Trauer waren, und in einem Sarge, der mit einem ſchwarzen Sammttuch bedeckt war, einen der ihrigen zu Grabe trugen. Der gute Mann, der über eine ſo ſeltſame Feierlichkeit erſtaunte und halb erſchrack, eilte nach Haus und erzählte ſeiner Frau und ſeinen Kindern, was er geſehen hatte. Er hatte kaum ausgeredet, als ein großer ſchwarzer Kater, der am Feuer ſaß, ſich erhob und ausrief: „Dann bin ich König der Katzen!“ worauf er durch das Kamin verſchwand. Die Leiche, welche der Hausvater geſehen hatte, war die eines Katzendynaſten geweſen.

„Unſer Grauheinz hier,“ ſetzte Scott hinzu, „erinnert mich zuweilen durch das gebieteriſche Anſehen, das er ſich gibt, an dieſe Geſchichte; und ich pflege ihn mit Achtung zu behandeln, da ich mir einbilde, er könne ein großer Prinz incognito ſein und vielleicht früher oder ſpäter zum Thron gelangen.“

Auf dieſe Weiſe machte Scott die Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten ſelbſt ſtummer Thiere um ihn her zu Gegenſtänden humoriſtiſcher Bemerkungen oder wunderlicher Geſchichten.

Unſer Abend wurde auch dadurch noch belebt, daß Sophia Scott uns auf Bitten ihres Vaters dann und wann mit einem Liede erfreute. Sie ließ ſich nie zweimal bitten, ſondern begann geradezu und mit Freuden. Sie ſang nur Schottiſche Lieder, ohne irgend eine Begleitung, in einer einfachen Weiſe, aber mit viel Wärme und Ausdruck und in ihrem heimiſchen Dialekte, was ihnen noch einen neuen Reiz gab. Es war entzückend, ſie mit großer Lebhaftigkeit und faſt begeiſtert eines jener herrlichen, gefühlvollen, alten Jacobiten-Lieder ſingen zu hören, welche einſt bei den Anhängern des Prätendenten in Schottland im Schwunge waren, und in denen er mit dem Namen „*der junge Cavalier*“ bezeichnet iſt.

Scott liebte, ungeachtet ſeiner Anhänglichkeit an das regierende Haus, dieſe Lieder ſehr; denn der unglückliche *Cavalier* war ſtets ein romantiſcher Heldencharakter für ihn, ſo wie für manchen andern muthigen Anhänger des Hauſes von Hannover, ſeitdem das der Stuarts alle ſeine Schrecken verloren hat. Als man über den Gegenſtand redete, erwähnte Scott eine merkwürdige Thatſache; er hatte nemlich unter den Papieren des *Cavaliers*, welche mit Erlaubniß der Regierung ihm zur Einſicht gegeben worden waren, eine Zuſchrift von einigen Anhängern in Amerika an *Karl* gefunden; ſie war vom Jahre 1778 und enthält den Vorſchlag, er möchte ſeine Fahne in den weſtlichen Niederlaſſungen aufpflanzen. Ich bedaure, daß ich mir damals nicht genauere Nachrichten über dieſen Gegenſtand von Scott erbat, die fragliche Urkunde iſt jedoch aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch unter den Papieren des Prätendenten, welche ſich im Beſitz der britiſchen Regierung befinden.

Im Laufe des Abends erzählte Scott die Geſchichte eines ſonderbaren Gemäldes, das in dem Gemache hing, und von einer Dame ſeiner Bekanntſchaft für ihn gefertigt worden war. Es ſtellte die traurige Verlegenheit eines reichen und ſchönen jungen engliſchen Ritters aus der alten Zeit dar, welcher auf einer Streiferei an der Grenze gefangen und in das Schloß eines ſtarrſinnigen und hochmüthigen alten Barons gebracht worden war. Der unglückliche Jüngling wurde in ein Verließ geworfen, und vor dem Schloſſe baute man einen hohen Galgen, an welchem er ſein Leben endigen ſollte. Als alles fertig war, wurde er in die Halle des Schloſſes geführt, wo der wilde Baron im Pompe ſaß, von ſeinen, bis an die Zähne in der Rüſtung ſteckenden Kriegern umgeben; hier ließ man ihm die Wahl, ob er am Galgen baumeln, oder des Barons Tochter heirathen wolle. Man wird glauben, die Wahl ſei durchaus nicht ſchwierig geweſen; unglücklicher Weiſe aber war das junge Fräulein ſcheußlich häßlich und hatte einen Mund, der von einem Ohre bis zum andern ging, ſo daß weder Geld, noch Liebe jemand vermocht hatte, ſich um ſie zu bewerben, und man ſie im ganzen Grenzland unter dem Namen „die großmäulige Meg“ kannte.

Das erwähnte Gemälde ſtellte das unglückliche Dilemma des ſchönen Jünglings dar. Vor ihm ſaß der wilde Baron, mit einem Geſichte, das einer ſolchen Tochter würdig war; in ſeinen Blicken waren Dolche und Rattengift. Auf ſeiner einen Seite ſah man die *großmäulige* Meg, mit einem verliebten Lächeln über die ganze Breite ihres Geſichtes und einem ſchiefen Blicke, allein ſchon hinreichend, einen Mann in Stein zu verwandeln; auf der andern Seite war der Beichtvater, ein glatter Mönch, welcher den jungen Mann am Ellbogen zupfte und auf den Galgen deutete, den man durch das offene Portal in der Ferne ſah.

Die Sage geht, der junge Ritter habe, nachdem er lange in ſeinem Geiſte zwiſchen dem Strick und dem Altar geſchwankt, der Liebe zum Leben Raum geben müſſen und ſich den Reizen der großmäuligen Meg überantwortet. Allen Romanwahrſcheinlichkeiten zuwider ergab es ſich, daß die Ehe glücklich war. Die Tochter des Barons war, wenn auch nicht ſchön, doch eine muſterhafte Frau; ihr Gatte wurde nie von irgend einem jener Zweifel und Eiferſüchteleien beunruhigt, welche zuweilen das Grab des ehelichen Glückes ſind; er wurde der Vater einer ſchönen und ohne allen Zweifel rechtmäßigen Nachkommenſchaft, welche noch auf der Gränze blüht.

Ich gebe nur einen ſchwachen Umriß der Geſchichte, wie ich mich ihrer unbeſtimmt erinnere; ſie mag vielleicht anderswo reicher ausgeſtattet und von Jemand erzählt worden ſein, welchem etwas von dem ergötzlichen Humor, mit welchem Scott ſie erzählte, beiwohnt.

Als ich mich zur Ruhe begeben hatte, fühlte ich, daß es faſt unmöglich war, zu ſchlafen; der Gedanke, unter Scott's Dach zu ſein, an den Gränzen, am Tweed zu weilen, ganz im Mittelpunkt jener Bezirke, welche ſeit einiger Zeit der Lieblingsſchauplatz romantiſcher Dichtung waren, und vor Allem die Erinnerung an den Spaziergang, den ich gemacht, an die Geſellſchaft, in welcher ich ihn gemacht, und an die Unterhaltung, welche er veranlaßt hatte: — Alles gährte in meinem Kopfe, und ſcheuchte faſt den Schlaf von meinem Kiſſen.

Der Fromme.

Die Schenke iſt meine Kapelle,
Worin ich verricht' mein Gebet,
Die Gläſer klingeln ſo helle,
Von Morgens früh bis ſpät.
Der Kellner iſt mein Küſter,
Der Wirth Vicarius,
Abſolvirt allſtündlich gerne,
Seinen Freund Hilarius.

Ludwig Wihl.

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Solche abentheuerliche Ideen haben ſich in vielen Köpfen der jungen Generation beſonders feſtgeſetzt; die Alten ſchütteln freilich noch häufig die Perücken, und möchten es nach guter deutſcher Sitte gar gern laſſen, wie es iſt; allein ſie werden überſtimmt und wenig auf ihre Einwendungen gehört. — Das iſt eben die verzweifelte Umwandelung unſerer Tage, daß Alles ſich zum Neuen drängt, um das Alte und Sichere zu verſpotten und zu verachten, — daß man alle Tage Erfindungen macht oder zu machen glaubt, die ſchnurſtracks dem Beſtehenden ſich entgegenſtemmen, es umſtürzen und zu beweiſen ſtreben, daß das, was man ſo lange als gut und nützlich verehrte, ſchlecht und unbrauchbar ſei. — Was hat man von den Dampfmaſchinen gewußt, und die Welt hat ganz gut beſtanden, ſagen die alten würdigen Leute; da hat Jeder ſein Handwerk getrieben, die Zünfte waren ſtark und einig, Niemand verdarb den Preis, und Jeder hatte ſein gutes Brod; jetzt aber jagt der Eine den Andern, eine allgemeine Preßfreiheit beglückt die Welt; denn Jeder wird geprellt bis aufs Blut von einem ſeltſamen Ungeheuer, das Niemand geſehen hat und doch Jeder ſehr gut kennt, und welches man mit verſchiedenen Namen: Kultur, Fortſchritt, Aufklärung, Nothwendigkeit u.ſ.w. nennt. — Iſt das ein Glück, Erfindungen zu machen, Gewerbefreiheit einzuführen, daß jeder Hanns-Narr anfangen kann, was er will, um würdige ältere Leute, die von Kindesbeinen an waren, was ſie ſind, Brod und Arbeit zu rauben, — Maſchinen zu erfinden, welche Hunderte von Arbeitern erwerblos machen, oder andere Teufelskünſte zu erſinnen, um dadurch die Augen und Sinne der leichtgläubigen Menge zu blenden. Iſt durch die vielen Erfindungen der jüngſten Zeit die Welt glücklicher, beſſer oder weiſer geworden? Hat nicht das allgemeine Elend ſich immer deutlicher ausgeprägt, iſt die Kluft zwiſchen Armen und Reichen nicht immer tiefer und breiter aufgeriſſen worden, dreht ſich nicht Alles mehr und mehr um die Gewinngier, und gehen in dieſem Kampfe nicht alle die beſſern und edleren Gefühle, welche einſt die Herzen beſeelten, unter? Wo iſt noch die alte Rechtlichkeit und Ehrlichkeit unter den Kaufleuten und den Handwerkern zu finden, die ſtolz darauf waren, nur das Beſte zu liefern, und deren Wort für Werth und Güte ihrer Arbeiten und Waaren weit heiliger geachtet wurde, als die größten Eide heutiger Zeit! — Ihr ſprecht ſo viel über die unruhige Beweglichkeit unſerer Tage, über den Geiſt des Mißmuths und der Unzufriedenheit, der ſich verbreitet hat, — ſucht ſeine Urſachen nicht immer in dem politiſchen Zuſtande der Völker und Reiche, ſucht ihn in dieſen Neuerungen der Staaten, welche ſelbſt die alten Satzungen zerſtörten und die alte Ehrfurcht zerſtören halfen, und ſich dann darüber beklagen, als die Flamme das Haus ergreifen wollte. — So ſagen dieſe alten Vertheidiger der alten Ordnung, deren es hier noch immer nicht wenige gibt, und die gar zu gern den alten Zunftzwang und die alten Zeiten deſſelben zurückführen möchten, und in ihrem Aerger alles erdenkliche Böſe über die verwünſchte Gewerbefreiheit ſchütten. — Es läßt ſich nicht läugnen, daß in ihren Anklagen Manches liegt, das wahr genannt werden muß; allein da jede Sache, ſelbſt die beſte, eine Schattenſeite beſitzt, ſo muß man nur die Beobachtung zu machen ſuchen, ob mehr Schatten oder mehr Licht vorhanden iſt, und hiernach ſein Urtheil fällen; ſieht man aber das tauſendfache Gute, das die Gewerbefreiheit — wie jede Freiheit — der Entfaltung des Menſchengeſchlechtes gebracht hat, — bedenkt man, wie ſie die Kräfte der Seele erregt und angeſtrengt, wie ſie als ein gewaltiger Hebel den Verſtand geſtachelt hat, um Fortſchritte in Kunſt und Wiſſenſchaft zu machen, — wie ſie in kurzen Jahrzehnden den alten Sauerteig und Schlendergang der Zünfte zerſtört, das Menſchengeſchlecht frei und kräftig fortgeriſſen hat zu ſtets höhern Stufen, die ſich nun endlos vor ſeinen Blicken ausdehnen: ſo muß man weit eher den Gedanken dieſer Freiheit einen ſegensreichen und wohlthätigen nennen, als ihn verdammen. Das kann nicht ſchlimm ſein, was das höchſte Gut der Menſchen, den Verſtand, zur größten Thätigkeit aufruft und zur Reife ermuntert, was dem Genie Mittel gibt, ſich geltend zu machen, und den Fleißigen und Verſtändigen Bahnen zu Glück, Ehre und Reichthum bricht. — Es würde, wäre hier der Ort, nicht ſchwer ſein, den größten und wichtigſten Theil der Beſchuldigungen der Gewerbefreiheit gründlich zu widerlegen, und zu zeigen, welche außerordentliche Vortheile ſie gewährt; noch weniger aber wird ſich die erleuchtete preußiſche Regierung durch die mancherlei Vorſtellungen und jammervollen Klagen alter Finſterlinge, welche die ſchönen Zeiten des Gewerbzwanges nicht vergeſſen können, irren laſſen, und zu den alten, verroſteten Formen und Einrichtungen zurückkehren. — Man hat wirklich ſeit Jahren Verſuche gemacht, die Regierung von den Gefährlichkeiten der Gewerbefreiheit zu überzeugen, welche zuletzt eine allgemeine Verarmung nach ſich ziehen ſollte, die den Keim ſämmtlicher Unzufriedenheit, Revolution, und der Himmel weiß was weiter, in ſich trüge; allein es gibt zu viele aufgeklärte und unterrichtete Männer an den höchſten Stufen des Thrones, welche die Vortheile der Gewerbefreiheit zu genau kennen, um ſie nicht aus allen Kräften zu beſchützen; und überdies möchte die Einführung des Gewerbezwangs jetzt mehr Unzufriedenheit erregen, als es die Gewerbefreiheit im Stande iſt. — (Fortſetzung folgt.)

Buntes.

⁂ Der Guß des Standbildes Cuvier's, welches in Montbeliard aufgeſtellt werden ſoll (ein Werk David's), iſt im Atelier Honoré Gonon's zu Belleville glücklich beendigt.

⁂ Am letzten Pfingſttag zerſtörte der Sturm Abelards und Heloiſens Grabmal auf dem Kirchhofe Père-Lachaise in Paris. Sonderbar, fügen die franzöſiſchen Blätter hinzu, daß auch am Pfingſttage Abelard das Schlachtopfer von Fulberts Grauſamkeit ward.

Franzöſiſche Literatur-Notizen. ⁂ Hugo's Angelo iſt bei Eugene Renduel im Druck erſchienen. Ein anderes Werk Hugo's, Claude Gueux, welches vor einem Jahre in der Revue de Paris mitgetheilt war, desgleichen. —

⁂ Von neu erſchienenen Poeſien zeichnen ſich aus: *le Bord de la coupe* von *Chaudesaigues*, und *le souper chez le commandeur* von Henri Blaze; beide Verfaſſer entwickeln ein ſeltenes vielverſprechendes Talent.

⁂ Ein intereſſantes Buch ſind die Memoiren des Schauſpielers Fleury von der Comédie Française; ſie enthalten eine Maſſe neuer, elegant erzählter Anekdoten und Sittenzüge.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro. 143. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 19. Juni.

Jamben.

Von

Eduard Duller.

I.

Daß Gott das Schwert des Worts mir eigen gab,
Ich weiß, ich fühl's in jedem Pulsſchlag friſch.
Ich bin ſo zimpferlich von Weſen nicht,
Daß ich, wenn Werdekraft mir innen tobt,
Wenn ziſchend, ſauſend, glühend, funkenhell,
Mir eine neue Welt ſich d'rin entringt,
Verhehlte und verſchämt beſcheiden thäte,
Schulknaben gleich, die heimlich Verſe flicken,
Gleich Modenarrn, die bei der gnäd'gen Frau
Den faden Thee mit faden Reimchen zuckern,
Gleich ſolchen Kerlen, deren Herz geſchminkt,
Wie jener alten Dame welk Geſicht.
Von all' dem bin ich nichts. Sie haſſ' ich all,
Die ſich im Belladonnenduft erſaufen,
Mit lederner Schöngeiſterei bepflaſtern,
Die allerweltsbeſcheidnen jungen Kräfte,
Voll Demuth außen, innen frech und eitel.
Begreiflich nenn' ich's, doch noch kein Verdienſt,
Gibt einer ſich beſcheiden, dem im hohlen
Langweil'gen Herzen hin und wieder klappert
Juſt wie ein Erbſenkorn ſein bischen Etwas,
Der ſchellenlaute Herold ſeines Nichts.

II.

Ward ich, ſo weiß ich's, daß ich ward zum Schaffen, —
Vielleicht zum — Tödten, tödtend doch — zu ſchaffen;
Zu zeugen, ſterbend ſelbſt. Ich weiß. Ich thu's!

III.

Ich weiß: Nicht allen bin ich nach Geſchmack,
Und alle wahrlich haben Recht und Fug.
Dem einen bin ich allzuheiß; — ich fühl's,
Daß in der Seele ein Vulkan mir tobt,
Der erſt vielleicht ſich ausbrennt, wenn die Lava,
Die ſchmutz'ge, kaltgewordne, dünne Kruſte,
Der jähgeronnene Sargdeckel, — ah,
Der Todtengräber reicher, üpp'ger Städte,
Ganzer Geſchlechter, kräft'ger Thatenträume, —
Dies plumpe, breite, widerſpenſt'ge Leben
In Aſche ganz verwittert iſt, — ich fühl's!
Der andre ſchilt mich einen kranken Träumer;
Auch er hat Recht. Krank bin ich, nicht am Leib —
Im tiefſten Selbſt; bis in die kleinſten Ritzen
Des Brunnens, der mein Daſein ſtündlich tränkt,
Hat ſich der Thorheit Gift hineingeſickert;
An Einer nicht, an tauſend Wunden blut' ich,
Die dem, die Jenem bluten. Ja, ich träume,
Ich glaub's, daß ich nur träume; — wacht' ich wirklich,
Wär' etwas irgend Wahrheit als mein Schmerz,
Maulthieren neigt' ich dann mich unterthänig
Mit Hunden ſchlöß ich Freundſchaft, Füchſe wären
Gewiſſensräthe mir, ich ſelbſt vielleicht
Nichts beſſres, als ein plumpgepfuſchter Baſtard,
Von Lieb' und Haß, von Taub' und Krokodil. —
Der Dritte räth mir: Geh der Menge nach.
Die Menge haß ich, denn ich ſelbſt bin drin,
Die Menge haßt mich, denn ſie weiß mich drin,
Die Menge will, daß ich in goldbordirte
Livree mich ſteckte, an dem Hute gar
Trüg' ein Kokardchen, daß ich dienſtbefliſſen
Auf Tritt und Schritt ihr in die Spuren träte,
Tritt ſie in Pfützen, ſollt' auch ich hinein,
Putzt ſie den Schuh, ſoll ich die Bürſte ſein,
Hat ſie ein Maal, ſollt' ich ein Pflaſter tragen.
Ich mag wohl allen nützen, bin's zufrieden,
Wenn mich die Zeit, die weiſe Alchymiſtin,
Als Bindeſtoff in ihren Tiegel wirft,
Doch dienen mag ich einem — Fürſten nicht,
Geſchweig der Knecht ſein von viel hundert Knechten, —
Der vierte tadelt: Freund, du biſt zu breit.

Der fünfte räth mir: Freund, du biſt zu eng.
Der ſechſte meint: du liebſt, dich zu verpuppen.
Der ſiebente: du biſt ein Schmetterling.
Der achte ſagt mir redlich: du biſt toll! —
Bin ich zu breit, — ihr wetzt und flacht mich ab,
Mit Dolchen, Küſſen, Dummheit, Redensarten. —
Bin ich zu eng, — ihr zerrt mich auseinander,
Bis ihr die Fetzen euch zurecht gemacht.
Verpupp' ich mich, — ihr legt um dieſe Puppe
Noch eh'rne Ringe; — flieg' ich d'raus hervor,
So klopft ihr vom Kopf den Farbenſtaub
Mit Fingern, Prügeln ab. Und bin ich toll,
So würzt ihr die Suppe mir mit Schierling. — —
So freu' ich mich, wenn ich im Käfig ſitz',
Im feſtverſchloſſnen, fenſterloſen Käfig,
In den kein Aug' neugierig ſchauen mag,
So iſt er Freiſtatt mir und Tempelhaus,
Worein kein Arm reicht, keine Stimme ſchallt!

IV.

Ich kann nicht dämeln, nicht in Lieb', noch Haß.
Lieb' ich, ſo lieb' ich ganz ein Eines Ganzes,
Das Tauſend einſchließt und das iſt mein Schatz,
Das war mein Kindheitsmorgentraum, das war
Mein Bräut'gamstraum, das iſt — in Lebensfülle
Verkörpert jetzt — mein Weib, mein einzig Hoffen,
Als Liebe, Glaube lächelnd, — Welt und Gott mir,
Mein Selbſt darin, in mir dieß heil'ge Ganze,
Die Ahnung künft'ger beſſerer Geſchlechter, —
Wahrheit und Treu, Freiheit und Licht.

V.

Ich wär' ein ſchlechter Comödiant geworden; —
Ich kann nicht weinen! — Das iſt jammerſchade!
Wie ſchön iſt's doch, wenn dir dein Pudel krank wird,
Dein Nachbar Zahnweh hat, ein altes Haus
Zuſammenfällt, ein Kanzelredner ſpricht,
Der Schleuße Schlüſſel gleich bei Hand zu haben,
Loslaſſen können gleich den vollen Strom,
Der, nebenbei daß er romantiſch rinnt,
Auch als Canal der Schiffahrt nützlich iſt,
Und reich beladen wird mit fremdem Weh,
Mit Jammer, den mein Nachbar nicht mehr braucht!
Dabei wirſt du ein edler Menſch genannt,
Denn du kannſt weinen! — Blut iſt keine Thräne,
Gilt mind'ſtens — nicht, im Curs als Wechſelmünze,
Läßt ſich nicht wechſeln, nicht auf Zinſen ausleihn,
Wie Thränen, — Blut iſt nichts als ein paar Tropfen,
Mit denen du des Nachbars Kleid befleckſt,
Ob du die Naſe bloß dir wund geſchlagen,
Ob wenn'ger Tod es dir vom Herzen zapft. —
's iſt nur für einmal nutz; hat man's gebraucht,
So wäſcht und kratzt man ſchnell die Flecken aus.

(Fortſetzung folgt.)

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

Bald wich der Riegel den Anſtrengungen der Soldaten, und man trat in ein weites gewölbtes Gemach. Wie es ſchien, diente es zu einer Art Polterkammer; denn altes zerbrochenes Geräth mancherlei Art war hier auf einander gethürmt. Das Zimmer war von dem Lichte des eben aufſteigenden Mondes, der durch die dunkeln, mit Spinngewebe zum Theil überzogenen, ſpitzbogigen Fenſter fiel, nur ſchwach erleuchtet, doch ſah man ſogleich eine offenſtehende Thüre, und dahinter eine zweite aufwärtsführende Treppe. —

„Montons!" rief Rogniat ſcherzhaft. „Wir kommen immer dem Himmel näher! — Beſonders, wenn man uns gewahr werden ſollte;" ſetzte er leiſe, zu Lepelletier gewendet, hinzu.

Nachdem wiederum ſechzig Stufen erklommen waren, kam man wieder in ein faſt zirkelrundes Gemach, deſſen Eingang unverſchloſſen war. Eine Wandthür führte augenſcheinlich auf eins der Chöre der Kirche, denn deutlich tönte Geſang und Orgelton herauf. Letztere Thüre war verſchloſſen, ein Mineur bemerkte indeß, daß man die Schrauben des Schloſſes aufdrehen und ſomit das letzte vielleicht ohne Geräuſch losbringen könne, da der Riegel, von der Kapſel verdeckt, ſich nicht zurückdrängen ließe.

„Verſuche es, wenn du es ohne Geräuſch zu thun im Stande biſt!" ſprach Rogniat nach kurzem Nachdenken. „Du, Alter," — ſagte er zu einem Zweiten, — „gehe unſern Weg zurück, und führe die Grenadiere hierher. Der kommandirende Offizier haftet dafür, daß es ohne Geräuſch geſchieht. — Ich beabſichtige," ſagte Rogniat, als der Mineur ſich entfernte, „mich, wenn nur der geringſte Anſchein eines Erfolges da iſt, um jeden Preis in den Beſitz des Gebäudes zu ſetzen." —

Während einer der Mineurs emſig beſchäftigt war, das Schloß ohne Geräuſch zu entfernen, horchte Rogniat und ſeine Begleiter den hehren Klängen, die aus dem Schiffe der Kirche herauf tönten. Eine einzelne klangvolle Stimme, — dies vernahm man deutlich, — ließ abgebrochene Strophen einer Litanei erſchallen, welche ſodann von dem einfallenden Chor der ganzen Gemeinde beantwortet, und von mächtigen Orgeltönen begleitet wurden.

„Die Thür iſt offen!" ziſchelte jetzt mit ſelbſtzufriedenem Lächeln der Ouvrier, der ſich ſeit längerer Zeit mit dieſer beſchäftigt hatte.

Ohne ein Wort zu ſprechen, drängte ihn Rogniat bei Seite, öffnete vorſichtig die Pforte und ſchlüpfte ſodann hinaus. — Eben war er wieder zurückgekehrt, als ein Grenadieroffizier, deſſen kühnes, von Luft und Sonne geröthetes Antlitz von einem dunkeln Knebelbart beſchattet ward, haſtig durch die Treppenthüre eintrat.

„Sind Sie da, Dumanoir?" rief Rogniat ihm leiſe entgegen. „Nun, das iſt ſchön! Sie werden Arbeit finden."

„Meine Grenadiere ſind dicht hinter mir!" rapportirte der Offizier. „Damit nicht Lärm entſtehe, ließ ich ſie einzeln hinter einander aufwärts ſteigen, auch befahl ich ihnen, die Schuhe am Eingange der Mine zurückzulaſſen."

„Gut!" erwiederte der Anführer. — „Hauptmann

Lepelletier! Treten Sie indeß leiſe auf das Chor hinaus, damit wir nicht überraſcht werden. — Sie, Kapitän Dumanoir, hören Sie Ihre Inſtruction!“ —

Lepelletier ſchlüpfte indeſſen durch die vorſichtig geöffnete Thüre. Er befand ſich auf einem Chor, einer Art Emporkirche, von der man Alles, was unten vorging, genau überſehen konnte, ohne doch ſelbſt entdeckt zu werden, da die Tribune, auf der er ſich befand, und von welcher zwei Treppen nach einem weiter unten gelegenen Chor, und auch vermuthlich bis in's Schiff der Kirche führten, längſt der ganzen Fronte vergittert war. Lepelletier überblickte den weiten Raum. Ein Geiſtlicher höhern Ranges, rechts und links von zwei Diakonen adminiſtrirt, kniete auf den Stufen des Hochaltars und ſang die Strophen einer Litanei. Ihm antwortete eine Anzahl Menſchen, die, ungefähr den halben Raum der Kirche erfüllend, in Andacht auf den Knieen lagen, und unter denen man außer einer Anzahl Nonnen vom Orden der Barmherzigkeit, die zu zwei und zwei unweit des Altars knieten, kein Weib bemerkte. Der größere Theil der Anweſenden war mit Säbeln oder Piken, nur wenige mit Flinten bewaffnet. Da die ſpaniſchen Kirchen weder Stühle noch Bänke enthalten, ſo konnte Lepelletier die Maſſe der Anweſenden auf ungefähr zweihundert Mann abſchätzen.

Der Hauptmann horchte in ſeltſamer Stimmung den Worten des Geſanges. Es war eine Litanei, die ſich auf die furchtbare Lage, in der die Bewohner Saragoſſa's ſich befanden, beziehen ließ, und in welcher das geängſtigte Herz der in glühender Andacht Betenden eine Tröſtung zu finden ſchien. Die Worte des Prieſters tönten laut und mit ſchauerlichem Ernſt von unten herauf, die Orgel begleitete ſie mit ihrer majeſtätiſchen Stimme, die in mächtigen Klangwogen an dem ſchallenden Kirchengewölbe hinflutheten, und ſtiegen oder fielen, je nachdem die Intonation des Prieſters oder die Reſponſorien der Gemeinde es erheiſchten. Lepelletier war von der eigenen Lage der Dinge rings um ihn her, am meiſten aber von dem Inhalte des Geſanges, der mit jener in einer auffallenden Beziehung zu ſtehen ſchien, auf's Tiefſte erſchüttert. Wie feſtgebannt horchte er auf die Worte der Litanei, die in der hehren Einfachheit der lateiniſchen Sprache nur einen um ſo größern Eindruck auf ihn machten. Eben intonirte der Prieſter auf's Neue:

„Vor Peſt, Hunger und Krieg,“ — ſang er mit klagender Stimme, — „bewahre uns, o Herr!“ antwortete ihm inbrünſtig die Gemeinde.

Eben öffnete ſich die Thüre des Zimmers, in der Rogniat und ſeine Begleiter ſich befanden. Die Grenadiere traten zwei und zwei, das Gewehr unter dem Arm, heraus, und ſchlichen längſt der Brüſtung der Gallerie mit faſt unhörbaren Tritten hin. Dumanoir blieb an der Thüre ſtehen und raunte ihnen nur in dem Maaße, wie ſie vorbeigingen, einige Worte zu.

„Keine Schonung!“ ſagte er; „keine Schonung! — So wie ihr gefeuert habt, ſo ſtürzen wir hinab und ſtoßen nieder, was da lebt.“ —

Eben trat Rogniat aus der Thüre.

„Sie ſind im Gebet begriffen!“ ſprach Lepelletier, und der Ton, in dem er die Worte ſprach, klang wie ein leiſer Vorwurf.

„Ich weiß, was Sie ſagen wollen!“ erwiederte dieſer, ohne unſern Bekannten anzublicken. „Aber — es geht nicht anders. — Nur durch unvermutheten Überfall kann es glücken.“

Die Orgel endigte eben wieder ihr Zwiſchenſpiel.

„Vor der Hinterliſt und den Fallſtricken unſerer Feinde“ — ſang der Prieſter. Ein dumpfes: „Bewahre uns, o Herr!“ beantwortete ſeinen Geſang.

(Fortſetzung folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Fortſetzung.)

In den freundlicheren Jahreszeiten wogt die bunte Menge unter den ſchattigen Alleen des Gartens auf und ab oder ſitzt daſelbſt auf gemietheten Strohſtühlen, und im Winter geht man auf der Terraſſe des Feuillans und in der Allée des Orangers auf derſelben Gartenſeite, nämlich nach der Rue Rivoli zu zwiſchen dem Herkules und Meleager ſpazieren, wozu man jeden günſtigen Augenblick benutzt, wenn ein flüchtiger Sonnenſtrahl das trübe Gewölk, den Schnee und Regen verſcheucht. Die Frauen hüllen dann die ſchönen Formen ihres Buſens und Nackens in Atlas und Pelzwerk, und die Männer erſcheinen in weiten, um die Schultern geworfenen Mänteln und ſchreiten raſch und in ſich gekehrt einher; denn es weht eine rauhe, kalte Luft; Reif bedeckt die ſchwarzen Baumſtämme des Gartens und eine leichte Eisdecke überziehet die Baſſins; doch Eitelkeit und Mode ſchreiben dieſe Winterpromenade vor. Wenn aber die Witterung milde und ſanft iſt, wenn die Bäume des Tuileriengartens ſo hübſch grün geworden ſind und die Sonne vom Himmel herunterbrennt, dann iſt der Tuileriengarten ſchön und erquicklich. Hunderte von Spaziergängern wandeln in ſeinem Schatten auf und ab; die zahlloſen Strohſtühle ſind mit ſchönen Frauen beſetzt, welche Pelze und Atlas bei Seite gelegt und nur ihre blühenden Geſtalten mit Frühlingsſtoffen, oder leichten, luftigen Sommergewändern umhüllt haben, indem ſie in graziöſer, luxuriöſer Haltung ihre Reize und Toilette zur Schau tragen und hier in ihrem größten Staate wie bei Hofe oder an Gallatagen erſcheinen. Manchmal trifft man die ſchöne, vornehme Welt ſo zahlreich hier verſammelt, daß ein Fremder, namentlich, wenn er eine Dame mit ſich führt, viel Mühe und Noth hat, einen Stuhl für ſich und ſeine Begleiterin zu bekommen und es geht einem dann im Tuileriengarten ſo wie bei einem Concert in den Champs Elysées, oder bei einer Frühmeſſe in Saint Roche oder bei einer Conferenz des Abbé Lacordaire in der Notre Dame, wo man überall nur um einen ſchweren Preis einen Platz findet, wenn man zu ſpät kommt. An ſolchen Tagen gleicht das mit hohen Bäumen beſetzte Viereck des Gartens auf der Stadtſeite, einem weiten, geräumigen Salon, deſſen ſchützende Decke mit dem Laubwerk der Linden und Kaſtanienbäume getäfelt iſt. Außerdem findet ſich hier eine Menge Celebritäten und Notabilitäten jeder Art ein, um während der Nachmittagsſtunden ſich von den Sorgen und Arbeiten des Morgens zu erholen. Die Deputirten ſuchten ſich nicht ſelten hieher, um ſich unter dem Schatten der Bäume von der brennenden Atmoſphäre der politiſchen Debatten abzukühlen und als Peripatetiker im Tuilleriengarten einen Streit zu ſchlichten, der auf den rothen Bänken des Palais Bourbon unentwirrbar geſchienen hatte.

Man muß mit eignen Augen dieſe glänzende Menge von Spaziergängern ſehen, wie ſie ſich im Vorbeigehen grüßt, anlächelt, ausweicht, erzählt, muſtert, hie und da verſtohlen einige Worte zuflüſtert, friſche Luft ſchöpft, Zeitungen lieſt, und mit graziöſer Ruhe und Behaglichkeit auf — und abwogt, — um das Glück und die Vorzüge des Reichthums und des Farniente, des Dämmerns zu begreifen.

Sonſt iſt der Tuilleriengarten auch der beliebte Spielplatz für die Kinder der Reichen und Vornehmen, und ſelbſt die junge, muthwillige Schaar dieſer Kleinen, welche wir dort ſo vergnügt ſich tummeln ſehen, verkündet laut genug, daß der Tuilleriengarten der Sitz des Luxus und des Reichthums iſt. Nirgends findet man wohl ſo ſchöne und allerliebſte, ſo hübſch und geſchmackvoll gekleidete Kinder, als im Tuilleriengarten. Wer die ſchöne Welt im Miniaturbilde ſehen will, muß die Schaar der allerliebſten Kleinen ſehen, welche zur Winters- und Frühlingszeit mit ihren Bonnen in die Petite Provence kommen und mitten unter alten hektiſchen, ſchwindſüchtigen Politikern in der Sonne ſpielen, und Sommers unter den belaubten Kaſtanienbäumen übers Seil hüpfen, durch den Reif ſpringen und den Reif ſchlagen und das alles mit einer Gewandtheit und Koketterie, welche ihnen die Lobeserhebungen der Zuſehenden und Umſtehenden zuziehet.

Trotz des außerordentlichen Andrangs von Spaziergängern iſt es an den Wochentagen im Tuilleriengarten nie gedrängt voll; nur an Sonntagen ſind die Gartenalleen von einer ſchwirrenden, zahlloſen Menge eingenommen, die Strohſtühle ſeufzen unter der Laſt eines ſtürmiſchen, lärmenden, unruhigen Publikums, und der Staub des Gartens wirbelt auf und überpudert die Bäume und Blumen. An ſolchen Tagen ſiehet man dort manche wunderliche Toiletten, altmodiſche, verſchollene Anzüge, kurioſe Hutformen und ebenſo kurioſe Frackmuſter, beſonders aber buntfarbige, ſchreiende Kleider in Maſſe, wie bei uns zur Jahrmarktszeit. Dann wird man hin und hergeſtoßen, gedrückt und gequetſcht, und wer, gleich uns ein abgeſagter Feind von Rippenſtößen iſt, entſage Sonntags ein für allemal der Promenade im Tuilleriengarten und gehe nur an Wochentagen in den Nachmittagsſtunden von 2 — 5 Uhr hin; dann kann er ſtets ſicher darauf zählen, eine ebenſo auserleſene als elegante Geſellſchaft dort anzutreffen.

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Was hat man nicht Alles geſagt, welch Unglück hat man prophezeit bei der Einführung derſelben, — und was iſt davon in Erfüllung gegangen? Nichts! Was hat man nicht erſt neulich gegen den Zollverband geeifert, und den Ruin aller Fabriken und Manufakturen Berlins vorhergeſagt, — und was hat ſich erfüllt? Nichts! Ein gleicher Fall war es, als der neue preußiſche Zolltarif die Einfuhr engliſcher und franzöſiſcher Fabrikate ſo ſehr herabſetzte; man ſah die baldigſte Zerſtörung aller vaterländiſchen Fabriken darin, und was iſt erfolgt? Grade das Gegentheil; die preußiſchen Fabriken ſind ſeit dieſer Zeit im ſteten Steigen geblieben, und ihre Fabrikate haben gegenwärtig eine Güte erlangt, welche ſie in vielfacher Hinſicht ſelbſt über die engliſchen ſtellt. — Berlin bereitet jetzt Seidenwaaren, deren Feinheit und Kunſt mit den beſten franzöſiſchen wetteifern, und ſeine Kattune übertreffen die engliſchen ſo ſehr, daß ſich gegenwärtig das Verhältniß umzukehren anfängt, und zum Beiſpiel die große Dannenbergiſche Fabrik, welche an 1000 Menſchen beſchäftigt, den größten Theil ihres Abſatzes in England und an engliſche Kaufleute hat. Gleiche Bewandtniß hat es mit andern Dingen, wie z. B. mit rothem Garn u. ſ. w., und alle dieſe Fortſchritte verdankt man der Gewerbefreiheit und der Abſchaffung eines läſtigen Prohibitivſyſtems, welches Dummheit, Anmaßung und Habſucht begünſtigte. — Welche große Vortheile endlich der allgemeine Zollverband gewähren muß, fängt man allmählich an, jetzt einzuſehen. Nicht allein wird er das gemeinſame Vaterland inniger vereinen, indem er Schlagbäume und Gränzzölle niederwirft, ſondern er wird es auch frei von den Anmaßungen der Fremden machen, ſich deren Uebervortheilungen kräftig entgegenſtellen, und dem großen Plan des unſterblichen Canning's, einer allgemeinen Handelsfreiheit, nah und näher führen. Wenn das Vaterland einſt dies Glück völlig erkennen wird, — wird es dem Manne, der die beſten Kräfte ſeines Lebens dieſem Gedanken und ſeiner Ausführung opferte, — wird es dem leider zu früh geſtorbenen preußiſchen Finanzminiſter Maaßen die Ehrenſäule ſetzen, die er ſo ſehr verdient! — Wir ſind, wie der Amerikaner Everard treffend bemerkt, freilich in Europa daran gewöhnt, nur großen Generalen und glücklichen Eroberern, den Gewinnern blutiger Schlachten, den Zerſtörern volkreicher Städte und blühender Länder Statuen zu errichten; allein wird nicht auch bald die Zeit da ſein, wo die Dankbarkeit der Nationen dem ſegensreichen Andenken der Männer, deren Thaten im Frieden- und Glückverbreiten beſtanden, Bildſäulen ſetzt? — Man darf hoffen, daß dieſe Zeit nicht fern ſei; errichtet man doch ſchon nach noch nicht vierhundert verfloſſenen Jahren dem großen Guttenberg ein Denkmal, der allerdings mehr bewirkt hat, als ſämmtliche Generale aller Zeiten, denen noch bei Lebzeiten dieſe Ehre geſchah, — und wird doch auch ſelbſt dem Dichter Schiller ein würdiges Denkmal bereitet, nachdem kaum dreißig Jahre über ſeinen Hügel gezogen ſind. Auch hier in Berlin wird eifrig dafür geſammelt, und beſonders die Damenwelt, angetrieben durch einen Aufruf des Dr. Häring in den Zeitungen, ſteuert tüchtig, und verbreitet Liſten zur Unterzeichnung, welche der benannte Dr. H. in einigen Buchhandlungen hierzu niedergelegt hat. Das iſt einmal ein Zeichen der öffentlichen Theilnahme, und Dr. Häring verdient ein aufrichtiges Lob, ſich ſo bereitwillig dieſer Bürde unterzogen zu haben, bei welcher es an albernen Bemerkungen und Aerger gewiß nicht fehlt.

Der Tagesmarkt der Neuigkeiten Berlins iſt übrigens ziemlich leer. Seydelmann hat uns verlaſſen, und ſomit den Partheiungen und kritiſchen Streitigkeiten ein Ende gemacht, welche weniger das Publikum als die Rezenſenten beſchäftigen. — Bei einem ſo hervorragenden Genius, wie der Seydelmann's, konnte es an Neidern und Feinden nicht fehlen; das iſt ja weniger das Schickſal als der Ruhm alles Außerordentlichen, daß die niedrigen Naturen es gar zu gerne zu ihrem Staube hinabziehen möchten, und Seydelmann's wahrer Werth geht aus dieſen oft ſehr albernen Anfeindungen um ſo ſicherer hervor. —

Die Reihe der Gaſtdarſtellungen, welche er hier vollendete, hat uns dieſen Künſtler von mancherlei Seiten gezeigt, und ich muß bei meinem ſchon jüngſt ausgeſprochenen Urtheil beharren, daß ſeine höchſte Kunſt in der Charakteriſtik ſeiner Darſtellung liegt. — Darum waren ſein Ludwig der Elfte und ſein Cromwell ſo großartig und ergreifend, darum ſein Advokat Wellenberger von erſchütternder Wahrheit, darum hat er als Oſſip ſo ſehr gefallen, und alle dieſe Darſtellungen unter einem Beifall, der an Entzücken gränzt, mehrmals wiederholt. Auch im Luſtſpiel zeigte er ſich als ein vollendeter Künſtler. Seydelmann iſt ein Schauſpieler durch Berechnung und tiefe Verſtändigkeit; dies aber ſchließt keineswegs den Genius aus, wie ſeine Gegner es behauptet haben, die mit einer nicht wenig lächerlichen Stupidität ihn wie ein mathematiſches Rechenexempel betrachten wollten, ſo kalt, ſo ſtill und trocken, ſo durch und durch gemacht, ſo gar nicht von einer göttlichen Flamme durchdrungen, die doch ſo hell und wohlthätig leuchtete. Den Luſtſpielen und Schauſpielen der alten Zeit, den Schröder'ſchen und Iffland'ſchen Gemüthserſchütterern und Kotzebue'ſchen Zwitter und Mißgeburten von Flachheit, Poſſenreißerei und Unnatur hat er allerdings die beſte Seite abgewonnen, und mit unübertrefflicher Wahrheit und Feinheit die Klingsberge, die Ehe aus Delikateſſe, den Eiſenhändler u. ſ. w. durchgeführt. Ohne grade das zu beſitzen, was die höchſte Würze des Luſtſpiels iſt, den Humor nämlich, der die Darſtellungen Devrient's ſo unvergeßlich macht, hat er doch Alles geleiſtet, was man mit dem heiterſten Anflug von Laune, mit Feinheit, Würde und Wahrheit zu leiſten vermag; und der feſte und innige Guß, in welchem er ſeine Rollen vom Anfang bis zum Ende durchführte, drückten denſelben einen eigenthümlichen Stempel innerer Vollendung auf. —

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 144. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt № 24.

Samſtag, 20. Juni.

Fauſt von Nikolaus Lenau.

In Göthe's Fauſt, in jenem fragmentariſchen Fauſt, der noch frei iſt von den Verſifikationen einer philologiſchen Koketterie, im Fauſt des erſten Theils leuchtet die Morgenröthe des neuen Jahrhunderts. Kant's Kritik der reinen Vernunft war für die Revolution der Geiſter die Berufung des Parlaments. Fauſt war die Tragödie des Dings an ſich. Da ſtand die alte Welt mit ihren verroſteten Sätzen der Scholaſtik, mit ihrer conventionellen Tyrannei der Formen und der Sitten, und war ohne Troſt und Erquickung für die denkende Seele. Von außen ſehen wir alle Dinge, daß ſie grau, weiß, daß ſie rund, von Holz oder von Eiſen ſind; was iſt ihr Kern? Wie iſt die Stellung des Subjektes zu dem Prädikate? Wie gleichen die Eigenſchaften der Dinge ſich unter einander aus? Woher die Materie? Woher das Licht in die Finſterniß? Woher der Zufall? Wie die Freiheit des Willens bei der Nothwendigkeit des Schickſals? Ach, es muß ſchier das Herz verbrennen, daß wir nichts wiſſen können! So wehklagte das neue Jahrhundert: es war der erſte Fund, der der Menſchheit glückte, das Ding an ſich: und doch war es der alte Schmerz: nur tiefer wußte man, daß man nichts wiſſen kann.

Wir, die wir fünfzig Jahre jünger ſind, — ſind wir näher dem Ziele? Weh' uns! Noch quillen in dunkeln Nächten unſre Augen von Thränen der Verzweiflung über: noch wiſſen wir nicht, wie wir kommen, gehen und ſtehen, wie die Welten geſchaffen wurden, wie Zeit und Raum, das Sichtbar-Unſichtbare, ſich ausſpannte über die Dinge und Thaten. Es iſt der alte Schmerz. Wir hatten eine glänzende Philoſophie, welche fünfzig Jahre hindurch die Geiſter beſchäftigte, ſie hat kein Problem gelöſt; ſie iſt nur da geweſen, den Schmerz zu verhüllen und durch bunte Erfindungen unſern gierigen Augen einige Nahrung zu geben.

Die Philoſophen und Dichter, jeder wählte eine eigne Farbe, das Ding an ſich, dies erſtarrenmachende Gorgonenhaupt, zu einem holderen Blicke zu nöthigen. Kant ſchuf eine ordinäre praktiſche Philoſophie, Göthe erfand nichts, im erſten Theile nichts, er ſtellte nur die Thatſache dar. Göthe fühlte aber, daß er dafür einige Verſöhnungsmittel haben mußte. Es waren bei ihm die Poeſie, der Glaube, das Menſchliche und das Tragiſche eines Ereigniſſes. Göthe wollte uns Kontraſte geben; aber er hatte ein Syſtem darin: hier Fauſt, der ausgebrannte Vulkan, dort Mephiſtopheles, die Lavaaſche, die ihn mit glühendem Spotte umſtrömt, dann das halbböſe, halbgute Reich der Naturkräfte und der Zauberei, dann die Thatſachen der Wirklichkeit, Religion, Unſchuld, und zuletzt die Miſchung aller dieſer Elemente, Himmel, Erde und Hölle, ausgedrückt in dem wahnſinnigen Kindsmorde eines Engels. Dies war der poetiſche Schluß einer Tragödie, die nicht belehren ſollte, ſondern nur ſchildern. Die Poeſie iſt immer ohne Reſultate. Göthe's Fauſt iſt nichts, als ein Bericht. Die Diſſonanz iſt ſeine Harmonie.

Die Fauſtfrage iſt vielleicht eine ewige; denn die Wahrheit wird nur erſchaut im Jenſeits. Sie iſt täglich einer neuen Aufnahme fähig: alle Tage geben die Zeit, die Unmöglichkeit ihrer Löſung auszuſprechen. Nikolaus Lenau durfte ſich ungeſcheut neben Göthe mit ſeinem Verſuche ſtellen: es ſchmerzt uns aber für einen hochbegabten Dichter, daß er ihm gänzlich mißlungen iſt.

Lenau verſtand die Frage des Fauſt nicht. Er wußte wohl, daß der Teufel Fauſten noch immer nicht geholt hat; aber er vergaß, daß ein halbes Jahrhundert ſeit der Verſchreibung an den Teufel hingegangen iſt; daß der Kontrakt verjährt war und auf's Neue eingegangen werden mußte, unter neuen Bedingungen. Lenau wußte nicht, daß die Völker ſeit dem gerittenen Weinfaß in Auerbachs Keller auf Sturmroſſen flogen, daß ſtatt kleiner Weinbäche aus eichnen Tiſchen Rieſenſtröme aus Felſenwänden ſprangen, Lenau kannte die Revolution nicht, Napoleon nicht, die Entfeſſelung eines neuen Welttheils, die zahlloſen Keime neuer Entwickelungen nicht, welche merkantiliſch, induſtriell, moraliſch, politiſch, religiös unſerm Planeten bevorſtehen. Lenau wollte Fauſt unter modernen Verhältniſſen vorſtellen. Wozu macht er ihn? Zu einem Maler. Freilich ſehr modern!

Nach einer unpaſſenden Einleitung, worin Fauſt mit einem verflognen Schmetterling, d. h. der Cölner Dom mit einer abgebrochnen Pfeife, verglichen wird, beginnen jene alten Klagen über Verzweiflung. Warum iſt Fauſt in Verzweiflung? Warum dieſer neue Fauſt? Wer iſt dieſer Fauſt? Was will er überhaupt? Was hat er? Auch Lenau's Fauſt leidet an Zweifeln. Pfui, du kleiner Mann, der du nur ein verflogener Schmetterling biſt, jener alte Doktor im Schlafrock, was miauſt du uns deine trivialen Zweifel zu? Wie kann man jene alten Göthe'ſchen Zweifel ſo naiv wieder aufwärmen, und eine alte wohl begründete Seelenſtimmung zum Lirumlarum herabſetzen? Mir ſcheint, der Lenau'ſche Fauſt iſt nur deshalb verzweifelt, nicht, weil er nichts weiß, ſondern, weil er nichts gelernt hat. Der gute Mann hat die Geſchichte überſehen, er hat nicht einmal die Schriften von Kant, Fichte, Schelling, Hegel geleſen: dieſer Gute hat gar kein Privilegium zu zweifeln. Man ſollte doch meinen, die großen Geiſter unſerer Nation, dieſe Männer, welche die politiſche Schmach unſres Vaterlandes ſeit dem Beginne des Jahrhunderts mit ſo viel wiſſenſchaftlichem Ruhm vergoldet haben, wären würdig, beachtet zu werden, und hätten auf Manches Antworten abgegeben, an denen man zuletzt vielleicht dennoch verzweifelte, wo aber die Verzweiflung anders herauskommen muß, als bei Lenau geſchieht. Es iſt trivial, nach ſo vielen Fortſchritten, die in unſerer Zeit der menſchliche Geiſt gemacht hat, jetzt plötzlich einen Maler auftreten zu laſſen, der, wie jener Herkules, in einem alten Stück ſeine Keule vor ſich her auf die Bühne wirft, gleich von vorn herein über ſeine Zweifel ungeſchickt ſtolpert. Wiſſensſehnſucht! Erkennen! Die alten Floskeln müſſen anders motivirt werden heutzutage; die Wahrheit ſelbſt (nämlich das, was man dafür nehmen darf) hat eine andre Phyſiognomie bekommen. Warum halt' ich mich auf dieſem Felde auf? Der neue Fauſt von Nikolaus Lenau iſt für die Idee, Philoſophie, für die Menſchheit gänzlich unzurechnungsfähig. Der Tiersparti wird ſich über einige politiſche Brocken, die ſehr grob und gradezu hingeſtreut ſind, über eine Invektive gegen die Cenſur ergötzen. Das iſt alles, was in dieſem Bereich vom Dichter geleiſtet worden iſt. Wir müſſen uns nach andern Vorzügen umſehen.

Über die neue Fabel, welche der Dichter ſeinem Verſuche zu Grunde legte, läßt ſich erſt urtheilen, wenn ſie vollſtändig da iſt. Bis jetzt erblickt man einen Gebirgswanderer und Selbſtmörder, den der Teufel vom Sturz in den Abgrund rettet, Fauſt, einen Doktor, der mit Wagner converſirt, eine Verſchreibung auf Leben und Tod, einen wiedergefundenen Jugendfreund, eine Verführung in der Dorfſchenke, einen geprellten Pfaffen, eine politiſche Scene zwiſchen einem Miniſter und Mephiſtopheles, einen plumpen Schabernak bei Hofe, eine lüſterne Schmiedsfrau, ein Wiederſehen des verführten Mädchens, einen Kindesmord; Fauſt wird ¡Maler, liebt das Porträt, erſchlägt den Bräutigam der Dame, die ihm ſaß; Fauſt beſucht das Grab ſeiner Mutter, Anſtalten zu einer Reiſe, Fauſt zögert, Mephiſtopheles ſcheint allein zu gehen, — ſo weit ſind wir. Wir wiederholen, daß wir über dies Alles noch kein Urtheil haben: geſtehen aber, daß ſich das Vorliegende ziemlich verworren aneinander reiht. Fauſt iſt ein Schatten, oder wenigſtens eine Figur ohne Conſequenz. Er verführt die Unſchuld, und weint. Mephiſtopheles iſt ein grämlicher Geſell, der himmel- oder vielmehr höllenweit von Göthe's Auffaſſung entfernt iſt, der ſich nur darauf beſchränkt, ſeinen Meiſter zu verſpotten und zu äffen. Er iſt blos Dämon; nicht wie Göthe's Mephiſtopheles zugleich ein Blick ins Innere der menſchlichen Natur, kein Repräſentant einer originellen Weltanſicht. Mephiſtopheles iſt hier nur Samiel: ſowie Fauſt viel Ähnlichkeit hat bald mit Max, bald mit Caspar im Freiſchützen. Der Waldgeruch, die Jägerei, alſo ein wirklicher Vorzug der Lenau'ſchen Muſe unterſtützt dieſe Ähnlichkeit.

Die äußere Form anlangend, ſo tritt die neue Dichtung als Gemiſch epiſcher und dramatiſcher Behandlung auf. Wer Lenau's eigenthümliche Weiſe, die Mängel ſeiner Lyrik kennt, mußte auf ſeine dramatiſche Kunſt geſpannt ſein. Lenau's Lyrik leidet an einer forcirten Plaſtik, ſowohl im Ausdruck, wie in der Auffaſſung. Lenau arbeitet immer im halbausgemeißelten, halberhabenen Style; er gibt ſtatt Empfindungen immer maleriſche, oft plaſtiſche Unterlagen und Stellvertreter derſelben. Es iſt bei Lenau, und einigen ſchwäbiſchen Dichtern, die ihm nachahmen, Manie geworden, ſchrotig und körnig im Ausdruck zu ſein, ſo daß wir auf dem Wege ſind, eine neue Art von beſchreibender Poeſie zu bekommen mit Redensarten, welche oft auf genialen Bildern ruhen, aber immer dazu beitragen, das einfache, lyriſche Element der Empfindung zu ſtören. Ich kann dieſe Thatſache hier nicht weiter ausführen, und erſpare mein Urtheil auf eine andre Zeit, wo ich die Leiſtungen der modernen Lyrik im Zuſammenhange verfolgen will: aber ich hätte nie daran gezweifelt, daß Lenau in dieſer Art zu dramatiſcher Geſtaltung ſich beſonders qualificiren müßte. Sein Fauſt bewährte aber meinen Glauben nicht. Lenau's Fauſt bringt wenig Handlung und Scene, wenig Situation. Es verräth ſich in dieſem ängſtlichen Placiren der Figuren keine Schöpferkraft, keine Beherrſchung des Stoffes, die ordnet, ſichtet, Alles an einen ſchlagenden Ort ſtellt. Ja, Lenau gibt Stellen, die ein auffallendes theatraliſches Ungeſchick verrathen: z. B. läßt er Bedienten, die Erfriſchungen in die Geſellſchaftszimmer bringen, ordentlich das Wort ergreifen, und legt ihnen eine Entſchuldigung in den Mund:

Verzeihen, Herr Miniſter, hohe Gnaden,
Daß ich ein Störer, bei des Abends Schwüle
Aufmerkſam dienend, mich gedrungen fühle,
Zu einiger Erfriſchung einzuladen.

In welchem Salon, auf welcher Bühne iſt je von Bedienten ſo geſprochen worden?

75) Chevalier Reynaud. Roman von L. Lax. Zwei Bände. Aachen, Mayer. 1835.

Louis Lax iſt einer der berufenſten Namen in der deutſchen Literatur, den wir lange bedauert haben, nur an der Spitze von Überſetzungen wiederzufinden. Lax hat Phantaſie, Witz, im vorzüglichen Grade aber zwei Eigenſchaften, die an unſern Autoren ſo ſelten angetroffen werden, einen hiſtoriſchen Standpunkt und das Selbſtbewußtſein der Bildung. Ein Autor, wie Lax, kann eine unglückliche Wahl treffen, aber nie wird er etwas, was er wählte, verderben, ſollte es auch nur die Meiſterſchaft des Styles ſein, welche ihn unter keinen Umſtänden verläßt. Wir gingen mit Freuden an die Anzeige dieſes Romans, der jedem Gebildeten eine geiſtreiche Unterhaltung gewähren wird.

Lax gibt im Grunde nur einen Entwurf. Die Scene ſteht mit der Fabel, die Hülle mit dem Kerne in keinem Verhältniſſe; und doch haben dieſe Schilderungen aus den Zeiten vor und während der franzöſiſchen Revolution ſo viel Anziehendes. Das Volk, der Adel, die Salons, die Philoſophie, das große Ereigniß ſelbſt, alles eilt in getroffenen Zügen an unſrer Einbildungskraft vorüber. Die Malerei des Verfaſſers iſt ſo täuſchend, daß wir öfter unwillig darüber werden möchten; denn klingt dieſe vollkommen franzöſiſche Auffaſſung nicht wie die unumwundene Abſicht, Sittengemälde von Frankreich geben zu wollen, ſo gut wie die Franzoſen? Der Ruhm des Malers muß dadurch ſteigen; aber ein ſarkaſtiſches Urtheil könnte ſagen: Man ſieht, wie viel Farben Herrn Lax bei ſeinen Überſetzungen an den Fingern kleben geblieben ſind: oder auch: Herr Lax gibt hier die Abfälle ſeiner Überſetzungen zuſammengekehrt und zu einer Maſſe verbunden, welche ohne den rechten Mittelpunkt iſt. Dieſem Urtheil würd' ich beiſtimmen, wenn es ſich mäßigte und folgendermaßen ausdrückte: Herr Lax hätte beſſer gethan, den Franzoſen ſelbſt dieſe pointillös genaue Schilderung ihrer Zeit zu überlaſſen, und keinen Wettkampf einzugehen, bei dem er doch immer von der andern Nation wird übertroffen werden.

Hätte Lax ſich in der kleinen Eitelkeit, franzöſiſche Sitten zu ſchildern, zu beſchränken vermocht, ſo würd' er Zeit gewonnen haben, ſeine eigene Erfindung, und die Perſonen, welche die Träger derſelben ſind, deutlicher auszuprägen. Iſt es doch ſo gekommen, daß die Hauptperſon des ganzen Romans diejenige zu ſein ſcheint, welche den Verfaſſer am wenigſten intereſſirt. Unter ſolchen Umſtänden muß das große Lob, welches der Roman in Betreff ſeines Apparats und ſeines meiſterhaften Details verdient, immer ein zweideutiges bleiben.

Vortrefflich iſt Lax in der allmäligen Entwickelung der Revolution. Die Frivolität, der Ariſtokratismus, die janſeniſtiſche Halsſtarrigkeit der Parlamenter, die Umtriebe der Advokaten, nichts fehlt, dieſe Gemälde vollſtändig zu machen. Auch Danton und Marat werden in ihren erſten biographiſchen Anfängen hier aufgeführt; jener aber richtiger gezeichnet, als dieſer. Marat war primitiv keine Hyäne. Marat war ein ſchüchterner furchtſamer Mann vor der Schreckenszeit, der, als er zur Gewalt kam, nur deßhalb ſo wüthete, weil er ſich einbildete, früher etwas verſäumt zu haben. Nichts iſt gefährlicher für die Menſchheit, als eine unruhige Seele, die keine Entſchlüſſe faſſen kann, die den Muth nicht hat, ihren eignen Gedanken Wort zu halten, und ſich in Extreme wirft, um dem Verdachte keinen Raum zu geben. Marat ließ die Menſchheit eine Unſicherheit der Grundſätze büßen, welche er ſelbſt in ſich witterte und der er zu entfliehen ſuchte.

76) Kaiſerlieder. Von Franz Frhrn. Gaudy. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Wer ſo tiefe Furchen in die Felder der Geſchichte zog, wie Napoleon', darf nicht die Nebel der Erinnerung, den Duft der Sage abwarten, um von der Poeſie in ſeine Rechte eingeſetzt zu werden. Napoleon iſt ein vollſtändiges Gedicht, das von Anfang bis zu Ende geſchloſſen iſt, und die Harfe des Sängers herausfodert. Ein Ideal dieſes hohen Liedes ſchwebt vor unſern Augen: wie ſich zuerſt Alles an dem Helden aus der ſtürmiſchen Zeit heraus entwickelt, wie er die Alpen überſchreitet und die erſten Siege feiert, wie er in das Land der Gräber und der Räthſel ſchifft, der achtzehnte Brümaire, Marengo, die Kaiſerkrone, und immer neue Siege bis zum Brande von Moskau. Hier würd' ich jedem deutſchen Dichter ſeine Behandlung zu ſchließen, und den Untergang des Helden in einer Viſion, die aus den Flammen Moskaus ſteigt, zuſammenzufaſſen rathen; denn der Patriotismus käme darauf mit der poetiſchen Gerechtigkeit in Colliſionen, die jetzt noch nicht ausgeglichen werden können.

Eine Behandlung des Stoffes in dieſer Art würde die Fehler Gaudy's vermieden haben. Gaudy iſt ein feuriges, phantaſievolles, die Sprache meiſterhaft beherrſchendes Talent: Niemand war ſo berufen zu einem Gedichte auf Napoleon wie er. Aber Gaudy hat in drei Dingen geirrt. Zuerſt werden wir uns, was die äußere Form anlangt, nun und nimmermehr dazu verſtehen, in dem Nibelungenmetrum, dieſem Lotterbette der Reflexion und Wortfülle, etwas Schönes zu finden. Es bleibt eine Monotonie, die, ſelbſt wenn man ſie mit ſo ſchlagender Kraft des Wortes behandelt wie Gaudy, unausſtehlich iſt. Sieht denn Niemand ein, daß wir auf dem beſten Wege ſind, uns mit einem neuen Alexandriner zu beläſtigen, mit einem Alexandriner der Romantik?

Gaudy gibt nur die Begegniſſe des Kaiſers: das ſoll er; er hat aber vergeſſen, Napoleon mit ſeinem Sagenkreiſe vorzuſtellen und mit den unzähligen Maſſen, die ſeine Erſcheinung möglich machten. Dieſe Maſſen und mannichfachen Intereſſen, das Hiſtoriſch-Charakteriſtiſche iſt es erſt, was einem Heldengedicht über Napoleon Reiz und Leben geben kann. Was ſehen wir bei Gaudy? Nichts, als Enthuſiasmus: nichts, als jenen kleinen Corporal, der überall mit ſeinem Hute und grauen Rocke ſpukt und ſich am Schluſſe jedes der Geſänge mit verſchränkten Armen aufpoſtirt. Dies Militäriſche und Anekdotiſche iſt an Napoleon das Lächerliche, und erreicht die Auffaſſung nicht, welche des großen Helden würdig iſt. Gaudy beſingt den Kaiſer wie ein alter Grenadier im Hotel der Invaliden. Die Auslaſſung der Maſſen und der Hiſtorie rächt ſich aber bitter; denn wer kann läugnen, daß die Kaiſerlieder von Gaudy ſehr langweilig ſind?

Zuletzt paßt für Deutſchland Napoleon nur in aufſteigender Linie zum Helden des Epos. Nach Moskau hat ſich das Blatt gewendet, und nur der Tragiker kann noch in ſeinem Feldlager bleiben, ſelbſt, wenn er ein Deutſcher wäre. Aber noch iſt Napoleon kein tragiſcher Stoff, wird es auch vielleicht nie werden, der Maſſen wegen, die an ſeiner Erſcheinung klebten. Nach Moskau ſtellt ſich der Poeſie Napoleon eine andre entgegen, die Poeſie des Vaterlandes, die wir trotz ihrer Anwendung von gewiſſer Seite her dennoch achten ſollen.

---

77) Glaubensbekenntniß eines Nationaliſten. Jena, Bran. 1835.

78) Sendſchreiben an Herrn u.ſ.w., vom Verf. des Glaubensbekenntniſſes. Jena, Ebend.

Der Orthodoxie und Askeſe gegenüber mögen die poetiſchen Schlüſſe des Verfaſſers an ihrer richtigen Stelle ſein; nur macht die Philoſophie andre Anforderungen an ihn. Sich bei Gottes Unbegreiflichkeit zu beruhigen und die Früchte der Erde genießen, iſt jedenfalls ein ſehr bequemer, aber kein nachahmenswerther Entſchluß. Ich glaube wohl, man kann einige Mühe auf Gottes Weſen verwenden, und ſoll ſuchen, von dem Zuſammenhang der Dinge ſich eine mögliche Vorſtellung zu machen, die vielleicht nicht glücklich, aber niemals ohne Nutzen iſt.

Das Glaubensbekenntniß hat einiges Aufſehen unter den Theologen gemacht. Der Verfaſſer ſah ſich zu einer Rechtfertigung genöthigt. Eine gute Stelle in der deßfallſigen Schrift heißt: „Einer der ſchlagendſten Beweiſe für die Vortrefflichkeit des Chriſtenthums iſt der, daß ſich ſeit ſeinem Entſtehen ſo viele geiſtloſe und einfältige Subjekte berufen glaubten, es vertheidigen und preiſen zu müſſen, und daß es doch darum nichts von ſeiner Würde und ſeinem Anſehen verloren."

Zum Nachtiſch.

⁂ Wenn man die Vernunft beſteuerte; würden die Menſchen nicht mit Recht wahnſinnig werden?

⁂ Das Publikum wird gegen das ausgezeichnetſte Talent gleichgültig, wenn es ſich nur einmal als Charlatan zeigte.

⁂ Die originellſten Geiſter begehen Plagiate; denn entnehmen ſie nicht ganze Kapitel aus dem Buche des Lebens?

⁂ Die Sache der Freiheit würde beſſern Fortgang haben, wenn ſie ſo glücklich wäre, wie das Chriſtenthum eine Bibel zu beſitzen.

⁂ Woher kommt es, daß in Romanen und Schauſpielen keine Banknoten erwähnt werden dürfen, ohne daß wir ſogleich vermuthen, es müßten falſche ſein?

⁂ Die Dichter verſetzen die Leidenſchaften auf die Bühne, und die Schauſpieler verſetzen ſie hinter die Couliſſen.

⁂ Wer kein Talent beſitzt, kann auch keine einzelne Tugend des Talents haben. Umgekehrt gibt es Fälle, wo man bei mangelndem Genie doch noch den Takt des Genies haben kann.

⁂ Göthe ſelbſt hat ſeine Zeit nicht beherrſcht: nur ſein Ruhm.

⁂ Es ſcheint faſt, als ſollten die Schriftſteller nicht mehr zur Menge ſprechen. Sie kehren in dein Herz ein und amüſiren dich in deinem Boudoir. Du willſt kein Syſtem, keine Märtyrerſchaft, keine drohende Rede mehr; ſondern einen Freund, der deine Vernunft mit ihren Irrthümern und deine Phantaſie mit ihren Ausſchweifungen beſchäftigt. Der Autor ſoll dir nur geben, was du ſchon haſt. So kommt es, daß es jetzt entweder ganz leicht, oder ſehr ſchwer iſt, ein Schriftſteller zu ſein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 145. 1835.

577

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 22. Juni.

Jamben.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

VI.

Recht wonnig iſt's mir oft, mich ſatt zu haſſen;
Doch mitten d'rin fällt, da ich, Stirn an Stirn,
Den Feind vor mir bekämpfe, hinten mich
Der niederträcht'ge Meuchelmörder an,
Schnürt bübiſch mir die ſehn'gen Arme zu,
Und drückt den ſtaub'gen Abſatz mir auf's Herz,
Daß meine Lippen, ſtatt den Tod zu küſſen,
Staub küſſen; ſtatt des letzten Abendmahls
Zwingt mich der Ekel, aus dem Sumpf zu trinken,
Worein dies Spottgeſchlecht ſich — froh beſäuft!

VII.

Ein edler Wein wird nicht erſt gut im Alter,
Er iſt's ſchon in der Jugend, ſchmeckt er auch
Noch herb; der Wein, im Alter reich bezahlt,
War einſt im Keller doch kein ſchlecht'rer Wein;
Doch muß man ſelber mit dem jungen altern;
Das fühlt ihr Alten nicht bei'm jungen Wein:
Ihr denkt, der alte, der euch jetzt erquickt,
War niemals jung; ihr wuchſet mit dem doch auf,
Was ſcheltet ihr den armen jungen Wein?
Ihr Jungen aber, wenn der junge Wein,
Euch herb dünkt, ſchüttet nur getroſt ihn aus,
Und zuckert, wenn ihr ſüßes wollt, — das Waſſer.

VIII.

Stolz ſein und eitel, das iſt zweierlei.
Stolz bin ich nicht auf das, was Gott mir gab.
Auch Thorheit wär's! Das Beſte iſt der Menge
Stets noch nicht gut genug, ſie will dabei,
Daß es modern und blank geputzt auch ſei.
„Alles iſt Form!“ Wie mancher trägt vielleicht
Den Demant in der Hand, und wirft ihn weg
Als Kieſel, weil er nicht geſchliffen iſt.
Nun denn! wenn ſich mein Demant theilt in zwei,
Und mit der einen Hälfte ſchleif' ich hell
Den ſpröden Stein, der nur durch ſeines Gleichen
Sich ſpalten läßt, — verlier' ich nicht dabei?
Das iſt mein Stolz, daß ich verlieren mag,
Das iſt mein Stolz, daß ich ſelbſt Handwerk treibe,
Um nicht die Kunſt, die ganze, zu verlieren.
Wie jener Schuſter bin ich, ſchneid' armſelig
Nach ſeinem Leiſten Jedem, — und bin froh,
Wenn nebenher ein Klang, bei Nacht entſteigend
Dem Roſenkelch vor'm Fenſter meiner Kunden,
In ihre Träume unbemerkt ſich ſchleicht.

IX.

Und manchmal werf ich Pfriemen, Leiſten, Pech,
Zwirn, Leder ſelbſt den Leuten an die Köpfe,
Wenn ſie ſogar um Flickarbeit mir kommen.
Es tritt das Volk den Schuh nicht blos mit Füßen,
Nein, ledern ſelbſt, das Beſte mit, was nicht
Erhandwerkt ward, was von der Göttertafel
Ihm zugeworfen ward. Wahnſinnig iſt,
Wer Beſſrung hofft von dieſem Modevolk,
Wer lieber ſich verſchenkt, als ſich verſchachert,
Wer goldne Träume ihm zu münzen hofft,
Das nur Papier und — Scheidemünze will!
Vergiß den Meiſterſänger, armer Thor,
Und ſei ein Schuſter, — du wirſt glücklich ſein!

X.

Glücklich? Und liebſt du nicht, die dich nicht kennen,
Ob ſie dein Gold für falſche Münze halten,
Weil ſie an ſolche lang gewöhnt nur ſind?
Hörſt du ſie auf zu lieben? Immer wieder,

Wenn du entſagt haſt, klopft ein neuer Lenz
An's Fenſter dir, an's Herz auch. Immer wieder
Beginnſt du, wen du einmal nur geliebt,
Zu lieben, und ſo ſtärker, weil in Qualen; —
Weil hoffnungslos, ſo heißer hoffſt du immer!

XI.

Zu ſterben ſehn' ich mich, — wie oft! und klamm're
Mit tauſend unſichtbaren Armen mich
An's Leben. Kann doch jeder einmal ſterben,
Das iſt nicht müh'voll! Leben, — Schmerz empfinden,
Nicht einfach, — tauſendfältig, — ſüß iſt's doch!

XII.

Ein ſchönes Ding iſt's doch um viele Kunden,
Beſonders ſchön, — wenn du kein Schuſter biſt!

(Schluß folgt.)

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

„Vertheilt euch längſt der ganzen Gallerie, damit ihr nicht Alle auf einen Punkt feuert!“ ziſchelte Dumanoir, die lange Reihe der Grenadiere, von denen die letzten jetzt die Thüre paſſirt hatten, hinunterſchleichend. — Mächtige Orgeltöne brauſ'ten daher. Die Grenadiere ſpannten leiſe den Hahn des Gewehrs. —

„Vor einem jähen und unvorhergeſehenen Tode“ — ſang der Prieſter, als die Orgel wieder ihr Präludium geendet hatte, und klagend tönte das ſchaurige: „Bewahre uns, o Herr!“ aus dem Schiffe der Kirche herauf.

„Zielt genau, Grenadiere!“ ermahnte Dumanoir. „Ich ſage euch, zielt genau! — Jeder faſſe ſeinen Mann! — Weſſen Kugel im Rohre ſitzen bleibt, hat acht Tage Arreſt bei Waſſer und Brod.“ —

Lepelletier rieſelte es kalt über den Rücken. —

In glühender Andacht lagen zweihundert Menſchen in dem Hauſe des Herrn auf den Knieen. Sie flehten zu dem Erretter aus ganzer Seele, mit glühendem Herzen, und — während ſie flehten, war das tödtliche Geſchoß auf ihre Häupter gerichtet. — — —

Wieder ſchwieg die Orgel, wieder tönte die Stimme des Prieſters.

„In Krankheit und Angſt, in der Zeit der Klage und Noth,“ — rief er mit Inbrunſt. — „Herr, erbarme dich unſer!“ antwortete die Gemeinde im Tone tiefen Seelenſchmerzes.

„Legt an! Zielt genau!“ ſprach Dumanoir, den Säbel ziehend. — Orgeltöne bedeckten ſeine fernern leiſen Worte. — Lepelletier zog mechaniſch den Degen, und ſtarrte ſprachlos in die Kirche hinab.

Die Orgel ſchwieg wiederum. Der Geiſtliche hatte das Buch, das er in der Hand hielt, zugeſchlagen, er reichte es einem Diakon, und ſang die Schlußſtrophe der Litanei. —

„In dem Augenblicke des Todes,“ — ſo tönte in ſchauriger Klage ſein Ruf.

Eben wollte die Orgel einfallen, eben die Gemeinde ihr geängſtigtes: „Herr, erbarme dich!“ anſtimmen, — da tönte das ſchallende Kommandowort: „Feuer!“ längſt der Gallerie hin, und hundert Gewehrſchüſſe krachten in die Reihen der Beter hinab. — —

Die Verwirrung, welche die Salve der Grenadiere in der Verſammlung hervorgebracht, war entſetzlich. Ein Schrei der Überraſchung, des Entſetzens tönte durch die weiten Hallen. Alles ſtürzte in wilder Haſt nach dem Ausgange, und ſtopfte ſich dort zu einem einzigen verworrenen Knäuel. —

Erſchüttert, faſt regungslos hatte der Hauptmann bis jetzt von dem Chor in die Kirche hinabgeblickt. Er fing etwas freier an zu athmen, als er bemerkte, daß nur etwa zehn bis zwölf Sterbende ſich auf dem Marmorpflaſter des Gebäudes krümmten. Die Dunkelheit der Tribüne hatte das ohnehin ſchwierige Zielen, in einer Richtung von oben herab, noch unwirkſamer gemacht.

Die Stimme Rogniats rief unſern Bekannten aus ſeinen Träumen.

„Hinab!“ ſchrie er. „Geſchwind hinab, ehe ſie ſich beſinnen!“ —

Mit eilenden Schritten, ihre Gewehre im Laufe ladend, eilten die Grenadiere die Treppen hinunter.

Nur wenige Spanier hatten ſo viel Beſinnung behalten, den andringenden Feinden einige Gewehrſchüſſe entgegen zu ſenden. Die Mehrzahl drängte, wie ein Haufe wehrloſer Schafe, ſich dem Ausgange zu, in ihrer Haſt Verwundete und Sterbende zu Boden tretend. Hier und da ſuchte ſich Einer, der den Ausgang nicht gewinnen konnte, hinter einem der Grabmäler oder in einem Beichtſtuhle zu verbergen.

Eben hatte Dumanoir ſeine Grenadiere in Haſt in Linie aufklaufen laſſen, und wollte ein Gliederfeuer auf die Maſſe der Fliehenden beginnen, als Lepelletier ihm in den Arm fiel.

„Halten Sie ein, Kamerad! — Im Namen der Menſchlichkeit und der franzöſiſchen Ehre, halten Sie ein!“ rief der Hauptmann haſtig. „Sie ſehen, es iſt nicht eine Bruſt gegen uns gekehrt, nicht ein Gewehr mehr gegen uns gerichtet! — Es würde kein Gefecht, es würde ein Schlachten, ein nutzloſes Morden ſein.“ —

Dumanoir ſah mit zweifelhaftem Blicke auf Rogniat, der eben hinzutrat.

„Feuern Sie nirgends anders hin, als wo auf uns ein Schuß fällt!“ ſprach dieſer, nach einem Augenblick Beſinnung. „Ich verabſcheue ein ſo ſcheußliches Gemetzel, obwohl dies Volk nichts Beſſeres verdient hätte. — Rücken Sie übrigens langſam nach, und barrikadiren Sie dann den Eingang.“ —

In wenig Minuten war die Kirche geleert. Die Thüre ward ſogleich geſperrt, und alle Anſtalten getroffen, um ſolche, bis Verſtärkung anlangte, auf's Tapferſte zu vertheidigen. „Es wäre,“ — behauptete der vorſichtige Chef, — „leicht zu erwarten, daß die Spanier verſuchen würden, ſich des verlorenen

Punktes auf's Neue zu bemächtigen." Während dem wurden die Todten, bis man im Stande ſein würde, ſie zu beerdigen, bei Seite geſchafft, und hier und da ein Verwundeter oder Geflüchteter aus ſeinem Verſteck gezogen. Eben durchſuchte man auf's Neue deshalb die Kirche, als eine klagende Weiberſtimme ertönte. Mit raſchem Schritt eilte der Hauptmann nach dieſer Seite; wie erſtaunte er, als er die Nonne erblickte, die ihn aus den Klauen ſeiner Widerſacher errettet hatte.

„Sehen Sie, Kapitän!" rief ihm einer ſeiner Ouvriers lachend zu. „Sehen Sie, was ich hinter dem Altare dort für einen Schatz gefunden."

„Ich muß dich bitten, guter Leblanc, mir ihn abzutreten!" erwiederte Lepelletier, indem er dem Soldaten ſeine Börſe in die Hand drückte.

„Ich laſſe mir den Handel gefallen, mein Hauptmann!" erwiederte lächelnd der Soldat; „wäre es auch nur meiner Louiſe wegen, die mit dem Fäßchen auf dem Rücken im Hauptquartiere marketendert, und die, wenn ſie etwas von dem Dinge erführe, ein verzweifeltes Geſicht machen würde."

Erſt jetzt ſchien die Nonne, die bis dahin in dumpfer Verzweiflung dageſtanden hatte, den Hauptmann zu erkennen.

„Sie ſinds?" rief ſie, vor ihm auf die Kniee ſtürzend. „O retten Sie mich! — Gott im Himmel, retten Sie mich! —"

„Beruhigen Sie ſich! — Niemand wird Sie beleidigen! Sie ſtehen unter meinem Schutze!" erwiederte Lepelletier, das Mädchen aufrichtend. —

„O dann bitte ich Sie, ſchaffen Sie mich fort! Bringen Sie mich zu den Unſrigen!" flehte das Mädchen.

„Es iſt gefährlich, ja faſt unmöglich, die Thüre zu öffnen!" erwiederte zögernd Lepelletier. „Und dann — was wollen Sie in der dem Untergange geweihten Stadt? Folgen Sie mir in's Hauptquartier! Ich will Sie von dort unter ſicherer Bedeckung zu ihren Freunden oder Verwandten außerhalb der Feſtung geleiten laſſen."

„Nimmermehr!" entgegnete mit feſtem Tone das Mädchen. „Wir Alle haben einen theuren Eid geleiſtet, auszuhalten bis an's Ende, und nimmer werde ich den meinigen brechen."

„Sie ſind ſo wunderbar gerettet worden! Ich habe Ihnen ſo viel zu danken!" rief der Hauptmann mit Innigkeit im Tone. „Nein! Sie dürfen nicht ſo elend zu Grunde gehn, und dies iſt gewiß der Fall, wenn Sie in Saragoſſa bleiben."

„Ich weiß es, daß es ſo ſein wird, und — ich bleibe in Saragoſſa!" ſprach die Nonne im feſteſten Tone. „Doch genug! Wenn Sie ein Menſch von edler Seele ſind, ſo bringen Sie mich aus dieſem Schreckensort."

„Ich ſoll Sie fortlaſſen? Sie nimmer vielleicht wiederſehen?" rief der Hauptmann. „Verſprechen Sie mir, daß ich Sie noch einmal ſehe, wenn Saragoſſa in unſerer Hand iſt." (Fortſ. folgt.)

Erinnerungen aus Heidelberg.

Wo die Natur klein und arm, die Stadt ſelbſt ſo unbedeutend und öde erſcheint, daß ſie Gedeihen und Leben erſt von der ſtudierenden Jugend erhalten muß, dort halte ich eine Univerſität für übel begründet, wie trefflich auch alle übrigen Anſtalten, wie lockend und glänzend die Namen der Lehrer auch ſein mögen.

Eine Kloſterzucht iſt dabei nicht beabſichtigt und Anachoreten ſollen und können dort nicht gezogen werden. Manchem der vielen deutſchen Univerſitätsneſter mit der ariden Umgebung und dem unerheblichen Innern würde ich ſelbſt die größten, zerſtreuendſten Reſidenzen vorziehen, wieviel auch dagegen eingewendet werden mag.

Die Einwohner jener ganz hülfloſen, armſeligen Städtchen, ohne Umgegend, ohne natürliches Panorama, ohne Kunſt und ohne ſchönere Geſelligkeit, mit dem ſtets unterthänigen Hunger nach dem bischen Erwerb von den Studenten, mit der devoten Todesangſt hie und da ein Pöſtchen einzubüßen, mit dem monotonen Philiſtergetreibe und ſauer lächelnden Geſichtern, taugt nichts. Ohnmöglich kann dieſe Scheinbürgerſchaft voll Bier- und Schnaps-Jammers einen wohlthätigen Einfluß üben auf den jungen Mann, der zum erſtenmal die Welt betrachtet, zum erſtenmal gewiſſermaßen ſelbſtſtändig und frei ſich fühlend, die Welt kennen, genießen und achten lernen ſoll.

Mangel an ſchöner Natur, intereſſanter Lage, und anmuthiger Umgebung erzeugt und erzwingt das ſcheußliche Kneipenthum in ſeiner dreifach gleichgefährlichen Geſtalt. Das Kneipenthum der Sauferei, das der Wolluſt, das des Spiels. Oder es treibt zu der widernatürlichen Theekeſſelſchaft, dieſer unſeligen Quelle unzähliger Verkehrtheiten im ſpätern Leben, der Wurzel alles Beamtenübels, dem Urſprung jenes jammervollen Hermaphroditenthums vieler Geſchäftsmänner. Oder es führt zu der traurigen und ſelten wahrhaft fruchtbaren Einſiedlerſchaft der Stubenhockerei, zu Fleiß-Überſpannung, Anachorethenthum, zu der Leichnam, Geiſt und Herz tödtenden Iſolirung, dieſem Selbſtmord der Beſten.

Nur wenige der Allertüchtigſten oder Allernüchternſten entgehen dieſen Übeln, und wiſſen darüber oder darunter wegzuſchwimmen. Jene erkräftigen ihren Charakter dadurch, ohne ihn zu humaniſiren und zu veredlen; dieſe verlieren gewöhnlich dabei auch die letzte Spur alles Beſſern und beginnen ihre ſogenannte Ernte der Rechte, wo die Saat der Pflichten ihnen aufhört — mit dem Beſtandenſein im Examen!

Aber die Erziehung zur Männlichkeit, die Cultur des Charakters, die Humaniſirung des Herzens iſt eben ſo bedeutend, wo nicht bedeutender für den Einzelnen und für das Vaterland, dem er künftig dienen ſoll, als die wiſſenſchaftliche Bildung ſelbſt, dieſe Vorſchule des Wiſſens.

Was kann bei der unermeßlichen Ausdehnung, bei den quantitativen Erforderniſſen der jetzigen Brodwiſſenſchaften, das Univerſitätsſtudium mehr ſein, als das Fundament zu dem künftigen Bau, eine Grammatik der Wiſſenſchaft oder eine encyklopädiſche Anſicht und Überſicht derſelben? Die Lehre von dem, was man eigentlich zu lernen habe, die Anweiſung, wie man lernen ſoll? Sie hat ihre ſchönſte und höchſte Pflicht erfüllt, wenn ſie zugleich der Sporn wird der zum ferneren Studiren antreibt.

Gelehrte ſoll und kann die Univerſität nicht machen, ſondern aus Jünglingen Männer heranziehen, welchen wiſſenſchaftliches Studium zur Lebensfreude, zum ſchönſten Genuß geworden, und der Verbrauch der wachſenden

Kenntniſſe zum Wohl des Staates und der Menſchheit als einzig würdiges, höchſtes Ziel vorſchwebt.

Selten werden diejenigen die beſten Staats- und Menſchheits-Diener, welche ihr Gedächtniß am meiſten belaſtet, von Sprüchen und Formeln am meiſten auswendig gelernt haben. Die Seele, der Verſtand und das Herz wiſſen oft gar wenig von dem, was das Gedächtniß ſorgſam bewahrt, und ſelten braucht das praktiſche Leben ſehr viel davon.

Wo das Streben ſich bekundet, die ſchöne glühende Manneslieb: nun erſt recht zu beginnen und mit heiligem Eifer fortzufahren, — wo das Gefühl für jenen ſchönen Zweck zur Religion geſteigert erſcheint, wo die Urtheilskraft am vollſten erblüht, der Verſtand am meiſten gemännlicht iſt, das Wirken und Nutzen als ein höheres und wichtigeres erſcheint, denn Titel und Gehalt, — da iſt der Zweck der Univerſität erfüllt!

Der geckenhafte Stutzer, der zierliche Alltagsmenſch haben für den Staat keinen weſentlichen Vorzug vor dem ungehobelten Bengel und dem libertinirenden Wüſtling. Der heuchelnde, ſchleichende, kriechende Unterthänigkeitsknecht und Amtsjäger, Tartüffe und Jeſuit zugleich, ſind das gemeinſte und ſchlechteſte, was unſre Univerſitäten hervorbringen konnten, die eigentlichen Quellen unſäglichen Unheils und der oft ſchreienden Regierungsnoth, die lebenden Satyren auf alle Bildung, die jammervollſten Parodien der Wiſſenſchaftlichkeit, die Traveſtien des Zeitgeiſtes, die Schandmale der Humanität! — Deutſchland hat ſolche bis jetzt ſeltener auf ſeinen Univerſitäten gebildet, als jedes andre Land mit ſeinen andersgeformten höhern Schulen. Vernichtet die deutſchen Univerſitäten in ihren Grundelementen und gewiß wird es ſo werden, wie es in andern Ländern iſt!

Natur und **Kunſt** ſind die weſentlichen Erforderniſſe einer wahren Univerſitätsſtadt. Sie gewähren die beſte Erholung, Zerſtreuung und Sammlung, das einzig dauernde und fortwirkende Vergnügen: die poetiſche Freude. Sie erſchließen die unermeßliche Welt im Menſchen, bieten unerſchöpflichen Reichthum für jeden Stand, für jedes Verhältniß, für jede dankbare Zukunft. Sie machen genügſam in allen äußeren Bedürfniſſen, indem ſie die Sinne, Geiſt und Herz zugleich angenehm, electriſch anregen. Sie befördern den Trieb zur Wiſſenſchaftlichkeit, indem ſie die Studien zum ſchönſten Genuß erheben. Sie machen vertraut mit dem Glück der Freiheit, ſie machen ſelbſt frei, indem ſie unwiderſtehlich auf Verſtand und Gefühl wirken für den unerläßlichen innern Zuſammenhang der Dinge, für Geſetzlichkeit, für Brüderlichkeit, für Religioſität. Sie humaniſiren und adeln für das ganze Leben; ſie erhalten und erkräftigen die Geſundheit des Leibes und der Seele. Und — mögen Pedanterie und Philiſterthum dieß alles für reizende Chimären halten, — wer kann läugnen, daß ſie wenigſtens negativ unermeßlich wohlthätig wirken? Natur- und Kunſtgenüſſe wahren vor Verſchwendung, beſchützen gegen tauſend Thorheiten und gegen jenes gedankenloſe und gefühlsarme Schwimeln und Schwirren. Sie retten vor Libertinage und Rohheit, vor der ſüß verderblichen Theekeſſelei und dem ſchreiend unwürdigen Renommiſten-Weſen, vor träger Schwärmerei, wie vor ſinnleerem ertödtendem Philiſterthum, vor wilder Gemeinheit des Übermuthes und, vor jenem kriechenden Siechthum der bleichen Geſtalten und hohlen Augen: ſie werden Stolz und Demuth zugleich lehren, bilden, beſſern, erheben. (Fortſ. folgt.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Nur in ſolchen Rollen, wo die ruhige Deklamation, — durch welche die Schönheit der dichteriſchen Bilder oder philoſophiſchen Gedanken klar zur Anſchauung gebracht werden ſoll, — vorherrſchend iſt, genügte Seydelmann nicht ganz. Es iſt keineswegs damit geſagt, daß er hierin ſchlecht oder auch nur mittelmäßig geweſen wäre; ein ſo großer Künſtler wird immer, ſelbſt in ſeinen ſchwächſten Leiſtungen, das gewöhnliche Maaß hinter ſich laſſen; aber eben, weil man an ihn auch darum nicht den gewöhnlichen Maaßſtab legen kann, weil man von ihm ſtets Außerordentliches, ich möchte ſagen, Niegeſehenes erwartete, wollte man ſich nicht mit dem Guten allein begnügen. Ueberdies iſt allerdings auch das harte und mangelhafte Organ des Künſtlers Schuld daran, daß ſolche ruhige Deklamation nicht gelungen erſcheint, und, wie ich ſchon neulich bemerkte, hat die allgemeine Stimme in ſolchen Rollen, wie Nathan der Weiſe, oder Kaiſer Friedrich und ſein Sohn unſern wackeren Künſtler **Lemm**, der leider nicht ſo anerkannt wird, wie er es verdient, über den Gaſt geſtellt. Lemm iſt der Einzige, der ſich mit Seydelmann hier überhaupt meſſen konnte, der Feinheit, Würde und Wahrheit, wie dieſer, in ſeinem Spiele vereint, und mit unabläſſigem Streben der edelſten Kunſt huldigt, nicht aber, wie z. B. Herr Rott, ſeine ſchönen Mittel an eine unwürdige Effecthaſcherei und Kuliſſenreißerei vergeudet, die dem gebildeten Auge und Ohr bis zum Ekel unerträglich werden, und nur den Beifall der rohen Menge gewinnen können. — Talma, der große Künſtler Frankreichs, war oft tief betrübt bei dem rauſchendſten Beifall des Théâtre français, weil der Winkel am Orcheſter nicht geklatſcht hatte, wo, wie er wußte, ſich die Kenner und wahren Kunſtfreunde verſammelten; andermals ſtrahlten ſeine edlen Züge vor Begeiſterung, obgleich nur einige Dutzend Hände ſich regten, aber er wußte, wem dieſe gehörten. Wo findet ſich in Deutſchland ein Schauſpieler, dem ſolche Anerkennung das größte Entzücken machte, wenn man ſolche Künſtler, wie Seydelmann, Lemm und einige wenige andere ausnimmt?! Die unwürdigſte Manier iſt ſo herrſchend geworden, daß die Natürlichkeit und Wahrheit in ihrer ſtillen, edlen, einfachen Schönheit dieſen Menſchen verächtlich erſcheinen, und die tollſte Unnatur, das albernſte Zerrbild am meiſten gefällt, wenn es nur die Menge zum Lachen reizt, und den abgehärteten Magen des vornehmen und gemeinen Pöbels kitzelt. —

Ja, Beſter, mich faßt ein ſolcher Unmuth über dieſe tiefe Herabwürdigung der edlen, hohen Kunſt, daß ich gern eine donnernde Philippika über dieſe heilloſen Umtriebe und Verſchwörungen ſchleudern möchte, wenn es mich nicht zu weit von meinem einfachen Ziele abführte. — Ach, es iſt weit mit uns gekommen, wir ſind tief hinein in den Pfuhl der Gemeinheit, die wir Kunſt zu nennen belieben, und es bedarf eines kräftigen Regenerators, wenn wir jemals wieder zu den verlaſſenen heiligen Tempeln hinaufſteigen ſollen. — Wir wollen die Hoffnung hierzu nicht ganz verlieren; Seydelmann's Anweſenheit hat Vielen und, was noch mehr ſagen will, ſelbſt — Schauſpielern, über ſich und über den Standpunkt, auf welchem wir uns befinden, die Augen geöffnet, und mit Schrecken und Beſchämung hat man erkannt, daß man Manches und Vieles zu thun habe, um der ächten Kunſt würdig zu werden. —

So lange jedoch nicht eine allgemeine Reform erfolgt, iſt an wahre Beſſerung nicht zu denken. — Das Theater wird von einem jungen Hofmann verwaltet, der weder praktiſche Erfahrungen, noch poetiſche Begeiſterung, noch den Eifer eines Geſchäftsmannes beſitzt, und die Sache mehr zum Vergnügen und der 6000 Rthlr. Gehalt und ſonſtiger Annehmlichkeiten halber treibt, als aus wahrer Liebe zur Kunſt und mit dem Bewußtſein, an der Spitze eines der erſten Bildungsinſtitute der Nation zu ſtehen. An ſeiner Seite müßte wenigſtens ein tüchtiger techniſcher Direktor Platz nehmen, der Alles, was die unmittelbare Leitung der Darſtellungen betrifft, unter ſich hätte; ſtatt deſſen wird das Theater von einem Subalternbeamten, mit dem Titel Hofrath, geleitet, der an ſich und in ſeinen Schreibereien und Rechnungen ein ganz tüchtiger Mann ſein mag, allein weder eine hinlängliche Bildung, noch eine richtige Vorſtellung von der Würde einer oberſten Verwaltung beſitzt. Daher kommt es, daß Verwirrung und Intrigue hier ſo heimiſch ſind, daß die Künſtler oft demüthig kriechend, und dann wieder mit beleidigender Wegwerfung behandelt werden, daß alle Gaſtſpieler, die Berlin noch beſuchten, die bitterſten Klagen zu führen hatten, daß man nach Höflings Art Alles verſpricht, um Nichts zu halten, und daß jeder Schreiber und Bote ſein Protektorat und ſeine eigene kleine Herrſchaft auszuführen im Stande iſt.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 146. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 23. Juni.

Jamben.

Von

Eduard Duller.

(Schluß.)

XIII.

Ich denk' mir oft: du willſt fortan dein Handwerk
Mit Fleiß betreiben, und die wack'ren Leute
Nach neu'ſter Mod' anſtändiglich bedienen.
Es iſt doch angenehm, iſſt man am Sonntag
Gleich jedem andern braven Handwerksmann
Sein Huhn und ſeinen Kuchen; ſchön daneben,
Wenn auch die Kinder and'res Spielzeug haben
Als ihres Vaters verſchnitzelte Gedanken,
Und wenn die Frau ihr Täßchen Kaffee trinkt.
Ich nehme mir's in allem Ernſte vor,
Mein Handwerk zünftig, ſäuberlich zu treiben.
Doch fällt auf's ſchmutz'ge Schurzfell nur mein Blick,
Auf die Genoſſen, auf die ſtolzen Käufer,
Die eben nichts, als haltbar — Leder wollen,
So ſpring' ich auf, ſo reißt ein lieber Gaſt,
Glutherzig, maiig, ſtrahlenhell, unſterblich,
Den Pfriemen aus der Hand mir, küßt mich glühend
Auf meinen Scheitel und das ſtaub'ge Kleid
Des Werktaglebens ſtäubt von mir in Aſche;
Frei iſt mein Aug', weit aufgethan das Herz;
Ich klamm're an den holden Gaſt mich an,
Und wie der Aar den Trojerknaben trug,
Hebt er empor mich zu dem ewig Schönen.

XIV.

Haſſ' ich, — nicht den, nicht jenen haſſ' ich nur.
Nicht haſſ' ich den, der auf den Fuß mir tritt,
Mein Kleid beſchmutzt, mein Werk böswillig ſchimpft,
Den haſſ' ich nicht! Gleichgültig iſt er mir.
Nicht haſſ' ich den, weß Hauch mein Weib berührt,
Weß Wort die Mutter mir, die Brüder kränkt;
Den tödt' ich gleich. Das iſt der Nothwehr Recht.
Doch größ're Nothwehr gibt's und heil'gen Haß,
Für Leibesleben Nothwehr nicht allein.
Und tödt' ich den, der mir die Zähne weiſ't,
Den Dolch, den Strick, die Kette, — wie vielmehr
Zu haſſen hab' ich Recht, wer mir in allen,
Allen in mir die Fauſt vor's Antlitz hält.

XV.

Was einſt geſchehen wird, das weiß nur Gott.
Was jetzt geſchehen muß, ſoll jeder wiſſen. —
Dem Dieb begegne keiner ſelbſt als Dieb,
Sogar als Scherge nicht, als Richter nur,
Nur unter'm heil'gen Schilde des Geſetzes.
Was hilft das Schwert mir gen den Baſilisken?
Den Spiegel halt' ich fröhlich ihm entgegen,
Und raſch ſich ſelbſt erwürgt die Lügenbrut.

XVI.

Dem hungrigen Drachen, der ſich ſiebenfach
In ſeinen Schuppenpanzer feig vermummt,
Dem ſchadet Spiegelbild und Ärger nichts,
Den ritzt ſein Anblick nicht, nein, nur ein — Schwert!
D'rum, ohne Umſchweif! nicht als ſüßer Schäfer
Begegn' ich dem, ſonſt hält er mich wohl gar
Selbſt für ein Schaf, und, eh' ich's hindern kann,
Hält er an mir ſein leckres Mittagsmahl.
Nein, nicht in zimpferliches Heimlichthu'n
Verkriech' ich mich, nicht aus dem Hinterhalt
Zaudernd beſcheid'ner, dämelnder Geduld
Beſpick' ich ihm das dicke Fell mit Pfeilen,
Die ihn wie Nadeln kitzeln; — nein!
Gerüſtet in des ganzen Wollens Harniſch,
Dicht unter'm weichen Wanſt renn' ich ihn an.
Und ob mich auch das feiſte Vieh zermalmt,

Und ob ich ſterbe unter ſeiner Laſt. —
Verwundet hab's ich doch, ihm Blut entzapft,
Beiſpiel geſchlagen in den Schreckenswanſt,
Daß ihm die Kraft aus mancher Wunde ſtrömt.
Und, bis das Unthier ſich erholen will,
Rennt wohl, durch mein Geſchrei herbeigelockt,
Ein and'rer Unverſehrter raſch herbei,
Hebt meines Schwerts verſcharteten Stummel auf
Und bohrt ihn tiefer in die off'nen Wunden,
Indeß ein friſches Schwert, von ſeiner andern Hand
Mit junger Kraft geführt, den Todesſtoß vollbringt.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

„Ich verſpreche es!“ entgegnete die Nonne, dem Hauptmann ihre Hand reichend. „Und der Name meines Beſchützers?“ — ſetzte ſie mit einem Blicke voll Innigkeit hinzu.

„Ich heiße Lepelletier!“ rief der Hauptmann, ihre Hand an ſeine Lippen drückend. „Und Sie, Unvergeßliche, Theure?“ —

„Thereſa del Roſario!“ erwiederte das Mädchen. „Einſt, in der Welt, Thereſa Cisneros!“ liſpelte ſie ſodann mit tiefem Seufzer.

„Kapitän!“ ſagte der Ouvrier, welcher zuletzt geſprochen hatte, und der jetzt eben aus der Sakriſtei getreten war. „Da hinten iſt noch ein Pförtchen offen, es möchte wohl barrikadirt werden, denn leicht könnte man von daher uns überfallen.“ —

In dieſem Momente krachte ein Piſtolenſchuß hinter einem Grabmale hervor, die Kugel berührte die Locken an der Seite der Schläfe Lepelletiers, und eine braune Geſtalt huſchte in die Sakriſtei.

„Es war Pedro!“ ſagte das Mädchen zuſammenſchaudernd.

Wie der Blitz eilte der Ouvrier dem Entſprungenen nach.

„Er iſt fort! Zu dem Pförtchen hinaus!“ ſagte er, langſam zurückkehrend. „Ich habe in der Geſchwindigkeit einige Balken vorgelegt.“

„O laſſen Sie mich hinaus! — Hinaus!“ — flehte dringend die Nonne.

Lepelletier ſah ſeine Retterin ſchmerzlich an, dann ging er, von ihr und dem Soldaten begleitet, in die Sakriſtei.

„Thereſa!“ ſprach der Hauptmann leiſe, als der Soldat die in der Eil' errichtete Barrikade bei Seite räumte, um die Pforte zu öffnen. „Thereſa!“ ſagte er zum zweitenmale, als er die Hand des Mädchens in der ſeinen zittern fühlte. „Gehen Sie nicht von mir, theure Thereſa! — Sie ſind nicht geſchaffen, um in der Geſellſchaft unwiſſender Nonnen und fanatiſcher Mönche ein ganzes langes Leben, wie ſolches noch vor Ihnen liegt, in dumpfen Bußübungen hinzubringen. Sie ſind geboren, glücklich zu ſein und zu beglücken.“

„Glücklich?“ erwiederte Thereſa ſchmerzlich. „Glücklich? — Ich war elend von Jugend an.“

„Beſinnen Sie ſich, Thereſa!“ rief der Hauptmann. „Sie ſtehen auf einem der Scheidepunkte des Lebens. Vertrauen Sie ſich mir an; Sie werden keinem Unwürdigen Ihr Vertrauen ſchenken.“

„Ich weiß es! Ich glaube es!“ entgegnete das Mädchen mit zitterndem Tone der Stimme. „Aber — es iſt unmöglich.“ —

„Warum unmöglich?“ rief feurig der Hauptmann. „Sie folgen mir in's Hauptquartier, das erſte Detachement, das über die Pyrenäen geht, bringt Sie nach Bayonne, dort verweilen Sie, bis ich, nach leicht erlangter Einwilligung des Miniſters, im Stande bin, Ihnen mit Herz und Hand, — ſo weit ein Ehrenmann dies im Stande iſt, — Alles vergeſſen zu machen, was Sie im Vaterlande zurückließen.“

„O ſchweigen Sie! — Ich darf ſo etwas nicht hören!“ — rief ſtammelnd Thereſa. „Selbſt Gedanken dieſer Art ſind für mich eine ſchwere Verſündigung.“

„Thereſa! — Theure Thereſa!“ — ſagte flehend der Hauptmann, indem er das Mädchen an ſich drückte.

„Laſſen Sie mich hinaus! — Um Gotteswillen, laſſen Sie mich hinaus!“ rief Thereſa zitternd. „Sie ſind ein edler Mann. Sie werden ſich nicht der Gewalt der Überredung bedienen, die der Unglücklichen das einzige Gut, das ſie beſitzt, das der Seelenruhe, zu rauben im Stande wäre.“

„Sie haben Recht, Thereſa!“ entgegnete der Hauptmann, das Mädchen loslaſſend. „Selbſt wenn, — wie es auch der Fall iſt, — mein ganzes Erdenglück auf dem Spiele ſtünde, möchte ich es doch nicht um den Preis Ihrer Ruhe erkaufen.“

„Die Thüre iſt offen!“ ſagte jetzt der Mineur, zu den Sprechenden tretend.

„Leben Sie wohl!“ ſprach Thereſa, dem Kapitän die bebende Hand zum Abſchiede reichend.

„Wir ſehn uns wieder!“ rief der Hauptmann, dieſe mit Küſſen bedeckend.

„Nimmer! — Nimmer!“ — entgegnete die Nonne, die Hände vor die Augen drückend, indem ſie in ſichtlicher Erregung durch das Pförtchen ſchlüpfte. — — —

„Dieſe verdammte Belagerung muß zu Ende kommen, General! Ich ſage: ſie muß!“ rief heftig des folgenden Tages der Herzog von Montebello, indem er ſich zu Rogniat wendete, der, mit unſerm Freunde in einem Geſpräche vertieft, im Zimmer des Herzogs auf- und abging. — „Ich ſchleiche mich,“ ſetzte Lannes hinzu, „geſtern Abends, in einen Mantel gehüllt, durch die Bivouaks; da fielen ſchöne Geſpräche! — Ich wollte, irgend Jemand, der weislich in Paris bleibt, weil hier eben nicht viel Lorbeern zu holen ſind, hätte ſie mit angehört! — Übrigens hatten die Leute Recht! Dieſe verfluchten Ruinen werden unſere eigenen Gräber ſein, ehe wir die Fanatiker in ihrer letzten Zufluchtsſtätte bezwingen können.“

„Erlauben Ew. Excellenz!“ fiel Lepelletier ein. „Fahren wir ſo fort nach den Regeln der Kriegskunſt —“

„Ich weiß Alles, was Sie ſagen wollen!“ rief ärgerlich der Marſchall. „Über dieſen Punkt ſind Sie und Rogniat, und alle die Herren vom Corps de Genie, ſtets einverſtanden! — Ihr ſeid wie die Zahnärzte! Die kuriren auch Alles: selon l'art; ſollten ſie auch dem Kranken alle Zähne einzeln ausreißen müſſen, und dieſer zuletzt nicht mehr eine Brodrinde kauen können.“

„Wir müſſen,“ ſprach Rogniat, „zwei neue Minengänge nach der Richtung der Univerſität —“

„Zwei?“ fiel Lannes voll Ärger ein. „Viere, — ſechſe, — ein ganzes Dutzend! — Ich habe es ſatt, das langſame unterirdiſche Vorwärtskriechen, wenn ich auch unſern Mineurs, — Ihnen beſonders, Mr. Lepelletier, — alle Gerechtigkeit widerfahren laſſe! — Das Ding muß ein Ende nehmen, der Kampf um einzelne Gebäude aufhören! Wir müſſen Alles, Alles ſage ich Ihnen, ganze Straßen, ja, wenn es möglich iſt, das ganze Höllenneſt in die Luft ſprengen.“

„Sprengen iſt leicht, aber das Behaupten der Trümmer ſchwer!“ bemerkte kaltblütig Rogniat.

„Ich ſollte meinen,“ ſprach Lepelletier nachdenkend, „wenn man eine ſehr bedeutende Mine unter das Univerſitätsgebäude zu bringen ſuchte, — eine Mine von drei tauſend Pfund Pulver etwa, — und dieſes Gebäude in die Luft ſprengte, wenn man mit fünfzig Stück ſchwerem Geſchütz die Brücke über den Ebro und die Vorſtadt bearbeitete, und etwa außerdem noch der Kirche der Madonna del Pilar, — dem Palladium der Stadt, — mit einer ſtarken Mörſerbatterie zuſetzte, ſo könnte das wohl einen bedeutenden Eindruck auf die Gemüther der Belagerten machen.“

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus Heidelberg.

(Fortſetzung.)

Die Natur von Heidelberg iſt unerſchöpflich reich an Reizen und Schönheiten der mannigfaltigſten Art. Die üppigſten Triſten gränzen an erfreuliche Felder voll Ähren und Früchte, welche nur Verſtand, Fleiß und Ausdauer der magern Erde abgewinnen konnte. Der Menſch beurkundete dadurch ſeine Ähnlichkeit mit dem ſchaffenden Gott.

Wie herrlich iſt der breite, Schiffe tragende Strom mit Dünen und Rohr, mit grünen Inſeln und Sandbänken, mit Wein und Wieſen an ſeinen Ufern, in der Ebene, welche er voll Sehnſucht nach dem nahen Rhein durchläuft! Wie er rauſcht und brauſt oberhalb der Brücke, als zürnte er den Felſen und Klippen in ſeinem Bett, welche noch einmal ihn aufhalten wollen. Wie er weiter oben behaglich und wohlgemuth ſich windet und ſchlängelt und vom Morgen zum Abend die ſchöne reiche Welt um ſich her ſpiegelt in ſeinem tiefblauen Auge, hier lachend über Kieſel rollt, dort wie auf Stelzen über den Sand hin ſchreitet, die Blumen küßt an ſeinem Rande, die alten Eichen und Föhren liebevoll tränkt, die Felſen abſchleift und glättet, zahlloſe Städte und Dörfer begrüßt und ſie einladet auf ihm hinabzureiten, welchen Rittes, zu einem Beſuch beim freudeſtrömenden Vater Rhein. Wie ſchöne Geſchichten und Mähren er erzählt, vom Wimpfner Schlachtfeld, vom Kätchen und vom Brunnen zu Heilbronn, von den Weibern zu Weinsberg, von den rieſigen Hohenſtaufen, den alten Minneſängern und Rittern auf den Burgen, deren Trümmer von den Höhen herab blicken mit Augen voll hiſtoriſcher Weisheit und voll Weiſſagung; vom ſchwäbiſchen Bund und von dem Bauernkrieg, von dem herrlichen Schwabenlande, wie es war und wie es iſt!

Wie reizend iſt dies herrliche Thal im Licht der Sonne, wie zauberreich beim Schimmer des Mondes, wie belehnend durch alle Wechſel des Jahres.

Der Königſtuhl und der Heiligenberg bilden ſüdlich und nördlich die Hochwachten am Eingang des Thals. Vom gartenumblühten Villa-Land erheben ſie ſich über Wieſen mit ihren einzelnen barrocken und pittoresken Feldpartien, Teichen, Quellen, Brunnen, Rebgeländer, Mandel-, Pfirſich- und Kaſtaniengehegen, zur ſchattigen Höhe dichter Unterhölzer von Roth- und Weißbuchen, Eſchen, Nadelhölzer, Cratagus, Rhamnus, Ahorn, zu den Urwäldern der königlichen Eiche, zu den wonnigen, berauſchenden Fernſichten — hinab bis gegen Mainz, und weit Rheinaufwärts bis gegen Straßburg!

Welche zauberiſche Panorame breiten rings ſich aus, welch erquickliches Leben in der ganzen ſchönen Natur weit und breit! Im Gebirge, auf der Ebene, auf dem Strom, auf den Bächen; in Städten, Städtchen und Dörfern athmet alles den frohen Lebensgeiſt menſchlicher Thätigkeit und menſchlichen Siegs.

Rechts die unvergleichliche Bergſtraße, links der Rohrbacher Gebirgsrücken, im Hintergrunde die immer waldiger, wilder, pittoresker ſich erhebenden Gebirge, vor ſich Weinheim, Ladenburg, Mannheim, Frankenthal, Worms, Speyer, Schwetzingen, mit ihrer unvergänglichen Geſchichte- und Sagenwelt, mit allen Freuden und Herrlichkeiten der Gegenwart, im bräutlichen Gewand des Beſſerwerdens, des Wachsthums, der fröhlichſten Hoffnungen.

In der Mitte dieſer paradieſiſchen Einfaſſung, die Perle, das Juwel — das alte Heidelberger Schloß, mit ſeinen herrlichen Garten und Parkanlagen, mit dem waldumſchatteten Berg und dem kahlen Scheitel über ſeinem Haupt, mit der ſonnigen, lebensfrohen und lebensreichen Stadt zu ſeinen Füßen.

Dazu rings ein Völkchen ſo lebenskräftig, ſo regſam und froh, ſo gebildet und bildſam, ſo herzlich und ſo theilnehmend an allen Fortſchritten im Gebiet der geiſtigen Welt, wie es wahrlich nicht allerwärts gefunden wird. Der Pfälzer iſt ein herrlicher Menſchenſchlag, er gehört in jeder Beziehung unter die gebildeteſten aller Länder, ohne dadurch ſeine ſüddeutſche und rheiniſche Jovialität eingebüßt zu haben. Wir Altbadner wollen ihm zuweilen etwas Leichtſinn und Eitelkeit vorwerfen. Je nun, er könnte uns dafür ſchwerfällig und etwas hofſtolz und reſidenz-fade nennen.

Beide haben nur halb recht. Gehören dieſe beiden Ländchen wirklich zuſammen, ſo gehört offenbar von Natur noch mehr dazu, viel mehr, damit ein vernünftig abgeſchloſſenes Ganze daraus werde. Der Rhein bildet nur eine Schein-Gränze, eine wahrhaft unglückſelige Gränze, wenn nicht der allgemeine Zollverband die ſchreiendſten Mißverhältniſſe beſeitigt, und manchen Unterſchied ausgleicht.

Der Heidelberger Bürger iſt ein gewerbſames, rühriges, ſtrebendes, joviales Völkchen, freut ſich der zahlreichen, blühenden Jugend aus allen Landen, weiß ſeinen gebührenden Zoll von allen Freuden und Genüſſen dieſer Jugend mit Spekulationsgeiſt und Anſtand ſich anzueignen, lebt zuweilen recht jovial mit dem Jovialen, läßt ſich mitunter Philiſter nennen, ſchreit nicht gleich Zeter, wenn er ein bischen gepreßt wird, iſt aber ſehr weit davon entfernt, ein Philiſter oder Helot, wie in mancher deutſchen Stadt des Jammers zu ſein, und ſich etwas von ſeiner bürgerlichen Würde gegen die hochfahrende Jugend zu vergeben.

Die Stadt iſt keine reiche Stadt, aber der angeborene Charakter und die eifrig gehegte Bildung bewahrt ihre Bürger vor dem Sclavenſinn und der Miſere mancher geprieſenen Univerſitäts-Bürgerſchaft. Der Bürger erſcheint wenigſtens immer wohlhabend, der Wohlhabende weiß jede Brutalität von ſich zu weiſen, ihm gegenüber wird keiner ſo leicht brutal ſich zeigen. Die Jugend lernt hier, den theoretiſch geprieſenen Stand in der Praxis und durch die Erfahrung nicht verachten, ſondern ſein natürliches Verhältniß kennen, ſeine Wichtigkeit ſchätzen. Sie gewinnt die Überzeugung, daß oft der Bürger ein freiſinnig gebildeter Mann iſt, wo der Gelehrte und Beamte als eingefleiſchter Philiſter ſich zeigt. (Fortſ. folgt.)

Aus Berlin.

(Schluß.)

Ich wende mich von dieſer betrübenden Schilderung zu den letzten Gaſtſpielen Seydelmann's, dem Mohren im Fiesko und dem Shylock im Kaufmann von Venedig. Der erſten Rolle namentlich ward hier mit der lebhafteſten Neugierde entgegen geſehen, da Auguſt Lewald's Buch: Seydelmann und das deutſche Schauſpiel, welches in dieſer Zeit hier bekannt und vielfach geleſen worden war, ſie als das höchſte Wunder ſeiner Kunſt ausmalte. Nun aber ging es wie gewöhnlich: wenn man das Höchſte erwartet, genügt das Hohe nicht, und da es Viele gab, denen Devrient's Auffaſſung und Darſtellung des Mohren noch im Gedächtniß war, ſo war die Vergleichung Beider leicht, und dieſe fiel für Devrient aus. — Seydelmann nimmt den Mohren als ein Vieh an Seele und Leib, einen verworfenen, mit den ekelſten Begierden gefüllten Trunkenbold, der Alles für Geld und um Geld thut, damit er hierdurch ſeine viehiſchen Lüſte befriedige; Devrient legte ein tieferes Gefühl in die Bruſt des tückiſchen Böſewichts, er gab ihm den Ausdruck des tiefſten, tödtlichſten Haſſes gegen die chriſtlichen Unterdrücker, und eine hämiſche, teufliſche Freude, daß ſie ſich gegenſeitig zerfleiſchen, leuchtete aus ſeiner Geſchäftigkeit und Hülfe. — Dieſe letzte Auffaſſungsart hat den Kunſtfreunden hier mehr zugeſagt, und die excentriſchen Lobreden Auguſt Lewald's ſind dadurch ein wenig zweifelhaft geworden, wie überhaupt dieſe kleine Schrift, — bei aller Lebendigkeit und liebenswürdigen Begeiſterung für die Kunſt und für Seydelmann, — durch die auf den Künſtler gehäuften hyperboliſchen und panegyriſtiſchen Epithete ſich die kritiſche Freiheit geraubt, und einen Hymnus des überſchwenglichſten Entzückens daraus gemacht hat. — Seydelmann ſteht darin weit über Fleck, Devrient, Iffland und Wolf, und die Freundſchaft Lewald's für ſeinen Halbgott verleitet ihn zu Ungerechtigkeiten und zur Einſeitigkeit. —

Einen weit größeren Triumph errang der Künſtler als Shylock. Es war dies eine ganz andere Geſtalt, als ſie uns Devrient zeigte; allein ſie war nicht minder kunſtſchön, nicht minder tief, wahr und ergreifend. Sein Shylock war nicht der ſchwache, hinfällige Greis, gebückt unter der Laſt der Jahre und der Heftigkeit ſeines Haſſes und ſeiner Leidenſchaftlichkeit; es war ein ſtarker, kräftiger Mann, deſſen ganze Seele von den glühendſten Rachegedanken erfüllt war, und der weniger den Chriſten als Chriſten, wie als Kaufmann und Nebenbuhler haßte. — Das ſchreckliche Lachen an den Stufen des Gerichts, wie es dumpf aus der innerſten Bruſt heraufdrang, die teufliſche Gier, mit der er ſich auf ſein Opfer ſtürzte, dann die Vernichtung, die ihn zu Boden ſchleudert, als er es ſich entriſſen ſieht, und ſeine bis zum Wahnſinn geſteigerte Verzweiflung hatten mich ſo tief erſchüttert, wie ich niemals mich deſſen durch ein Schauſpiel erinnern kann. —

Das Benefiz Seydelmann's war eigentlich nur eine Anerkennung ſeiner geſammten Leiſtungen durch ein faſt ununterbrochenes Beifallklatſchen, das mehr als Alles bewies, wie unfruchtbar die unergötzliche Mühe einiger beſtochener Scribler in den hieſigen Lokalblättern geweſen ſind, welche in ſogenannten Kritiken beweiſen wollten, daß Seydelmann ein ſehr mittelmäßiger Schauſpieler ſei, den ein unbegreiflicher Wahnſinn des Volks vergöttere. —

Seydelmann dankte in einer ſehr ſchön geſetzten Rede, die, wie man ſagt, der Profeſſor Gans, der auch in dem von L. Rellſtab redigirten Blatte: Berlin, ſeine Leiſtungen kritiſirt, verfaßt oder doch durchgeſehen haben ſoll. Es regnete Gedichte und Blumen zum Schluß, und ein Lorbeerkranz wurde dem gerührten Künſtler von Fr. von Haagen aufgeſetzt. — So ſchied er von einer Bühne und einem Publikum, was laut ſein Hierbleiben und Wiederkehren verlangte, und da wir wiſſen, daß das Erſte nicht gut angeht, ſo wünſchen wir von Herzen, daß das Andere ihm recht bald möglich ſein werde. — Seydelmann hat uns empfinden gelehrt, daß es mit den meiſten unſerer ſogenannten Künſtler erbärmlich dürr ausſieht. Das Trauerſpiel und Schauſpiel iſt vernachläſſigt, das Luſtſpiel durch Angeli und deſſen würdige Gefährten eine gemeine Poſſenreißerei geworden, die aufs Beſte durch Herrn Gern und einige andere Mitglieder, wie z. B. durch Herrn Krüſemann und deſſen Gattin, durch Fräulein von Hagen u. ſ. w. unterſtützt wird; das Ballet allein ſpringt luſtig, wie immer, und macht zum Entzücken ſeine Drehungen von neunzig Graden. Möge Herr Seydelmann auf länger zu uns kehren, und mit ſeiner Hülfe der Geſchmack des Edlen und Schönen wieder erwachen, der einen wahren Todesſchlaf zu ſchlafen ſcheint. —

Unter den Gedichten, welche am 26. Mai Herrn Seydelmann zugeworfen wurden, iſt folgendes, welches ich Ihnen abſchreibe, damit Sie den Geiſt kennen mögen, mit welchem der Künſtler betrachtet wird:

Wir ehren uns in Dir! — Der Beifall nicht,
Der äuß're, iſt's, der Kranz, die oft entweihten;
Es iſt der Augenblick für alle Zeiten,
Die unſichtbare Stimme, die hier ſpricht.

Es iſt der Sturm der Herzen und der Geiſter,
Nicht blöder Menge ſchlecht erworb'ne Gunſt;
Es iſt der große, der beruf'ne Meiſter,
Es iſt die ewige, allmächt'ge Kunſt!

O, ſie iſt unter uns, ſie lebt
Unſterblich — ob ſie ihre heil'ge Leier
In Stücken brechen, hundert wüſte Freier
In ihrem Hauſe toben — göttlich ſchwebt
Sie über unſern Häuptern dieſe Stunde,
Im Jubel Aller, wie aus einem Munde.

Das iſt die Macht der Wahrheit! Ihre Kraft
Iſt Deine Kunſt; drum lebt, was ſie erſchafft,
Drum fehlt ſie nie des Ziels, wirkt ſo gewaltig,
Drum iſt ſie unerſchöpflich, allgeſtaltig,
Ein Proteus, nie geſehen, immer neu,
In Jedem ganz, daß es ein Eig'nes ſei,
Und Eins aus Allen — rein und ohne Fehle,
Die Himmelsflamme einer edlen Seele.

Ein Menſch der Menſchheit voll! Mit ihr begabt;
Darum ſo wahr, ſo ſüß ſein Genius.
Das iſt der ſtille Zauber, der uns labt,
Der ewig friſche Reiz, der Vollgenuß,
Der unverkümmerte; drum wird hier Spiel
Und Schau'n ein Lebensſtrom, ein Hochgefühl,
Drum ſpielt er ſich in unſere Liebe ein,
Drum muß ſein Spiel ein langer Zug von Feſten,
Drum müſſen alle Edelſten und Beſten
Geborne Freund' ihm und Vertreter ſein. —

Und ſo geleit ihn Gott: daß er's erwerbe,
Was ſein iſt, bis man überall ihn preiſt.
Er wird's: der Menſch iſt ſein unendlich Erbe,
Und ſeine Siegerwaffe iſt der Geiſt. —

Am Tage darauf gaben die meiſten Mitglieder der königl. Bühne dem Scheidenden ein ſolennes Abſchiedsmahl bei Jagor. Ordner des Feſtes war Lemm. Gewiß, es iſt ein ehrenvolles Denkmal ächter Künſtlerwürde für ihn, ſo anerkennend und neidlos gegen den Nebenbuhler zu handeln. Herr Rott fehlte ganz, und daran hat er ſehr wohl gethan! — Seydelmann iſt nach Hamburg gegangen. — Die königl. Bühne hat nichts Neues geliefert bis auf ein mährchenhaftes Schauſpiel von Raupach: die Schule des Lebens genannt, voller Unwahrſcheinlichkeiten, in der gewöhnlichen Raupach'ſchen ſentenziöſen Breite und blühenden Diction. Es wird nicht mehr als dreimal ſich halten und dann, wie ſo viele andere Kinder des fruchtbaren Mannes, ſterben und ewig vergeſſen werden. — Die Oper hat in dieſen letzten Tagen Mad. Spitzeder aus München zu einigen Gaſtrollen gehabt, deren Kunſt in Geſang und Spiel viel Anerkennung gefunden hat; in der Königſtadt iſt es noch immer Mlle. Vial, welche die Enthuſiaſten in Allarm ſetzt, und Herr Cerf ſchwört, es ſei, bei ſeiner Kennerſchaft, die erſte Sängerin Europas. — Sie hat eine volle, ſchöne und umfangreiche Stimme, und wird engagirt werden, wie ſich von ſelbſt verſteht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 147. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 24. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

„Wenigſtens,“ meinte Rogniat, „müßte es uns in den Beſitz des Coſſo ſetzen.“

„Wie viel Tage brauchen Sie?“ fragte mürriſch der Marſchall.

„Sechs, zum wenigſten!“ erwiederte der General nach kurzem Beſinnen.

„Was in ſechs Tagen zu machen iſt, kann bei verdoppelter Anſtrengung auch in vieren zu Stande kommen!“ rief der Herzog. „Mr. Lepelletier! Ich beauftrage Sie mit der Ausführung des Minenwerks. In vier Tagen muß die Mine unter der Univerſität ſo weit fertig ſein, um den Pulverkaſten in die Minenkammer zu bringen. — Gehn Sie, treffen Sie Ihre Anſtalten!“

Der Hauptmann eilte ſogleich an das Werk. Eine Ordre Rogniats ſtellte alle Ouvriers, die er nur bedürfen könnte, zu ſeiner Dispoſition. Um die Arbeiten mit Kraft zu betreiben, traf Lepelletier die Einrichtung, daß die Mineurs alle Stunden abgelöſ't wurden. Die Soldaten leiſteten das Unglaubliche. — Während aber unter der Erde die größten Anſtrengungen gemacht wurden, kämpfte man auch über der ausgehöhlten Oberfläche mit ſich immer vergrößernder Wuth. Kaum auf Minuten verſtummte das Gebrüll der Feuerſchlünde. Ein Regen von Bomben, Kugeln und Granaden ſchüttete ſich fortwährend über die unglückliche Stadt, und eine Rauchwolke, die in den ſtillen Winterhimmel emporſtieg, bezeichnete am Tage, eine Feuerſäule, die die ganze Gegend erleuchtete, bei Nacht auf Meilenweite die Stätte der neuen Numantia. — Durch das fortwährende Toſen des Geſchützes auf der Oberfläche ward es bald, trotz allen Bemühungen Lepelletiers, unmöglich, nach den Regeln der Kunſt die etwaige Nähe feindlicher Contremineurs zu erforſchen, und er mußte ſich mit der Hoffnung begnügen, daß dieſelben Umſtände, die ihn verhinderten, die üblichen Vorſichtsmaaßregeln zu brauchen, es auch dem Feinde unmöglich machen würden, die Nähe der Gegner zu erkunden. Dieſem Grunde war es denn auch zuzuſchreiben, daß bei dieſer Gelegenheit ein bis dahin in der Kriegsgeſchichte unerhörter Fall vorkam. Man gerieth nämlich in einen feindlichen Minengang, und hier, klaftertief unter der Erde, begann ein Kampf mit Piſtole und Säbel, der nicht eher ein Ende nahm, bis auch der letzte ſpaniſche Mineur niedergehauen war. Nicht Einer dieſer Tapfern hatte die angebotene Schonung annehmen wollen. — — —

Am 18ten Januar waren endlich alle Arbeiten geendet. Der Marſchall befahl einen allgemeinen Sturm. Er begann mit Tagesanbruch, und es ward von beiden Seiten mit unerhörter Wuth gekämpft. Jetzt legte Lepelletier, auf Befehl Rogniats, Feuer an die Pulverleitung (Zündwurſt), die zu dem beendigten Werke führte, und die Mine, welche über drei tauſend Pfund Pulver enthielt, begann zu ſpielen. —

Eine Art von dumpfem unterirdiſchem Krachen ward zuerſt auf eine Sekunde hörbar, dann ſchien es, als ob der Boden weit umher in Zuckungen geriethe. Die Thürme, die Giebel, die mächtigen Mauern des Univerſitätsgebäudes begannen zu wanken. Jetzt auf einmal erſchienen große Riſſe in den Außenwänden des Gebäudes, die Seiten deſſelben öffneten ſich, die Balken krachten, und endlich ſtürzten mit entſetzlichem Getöſe Thürme, Dächer, Wände, Außenmauern, kurz Alles, was über dem Boden erhaben war, auf einen unförmlichen Klumpen zuſammen. Mehr als zweihundert Menſchen wurden unter den Ruinen begraben. —

Als das mächtige Gebäude ſo auf einmal, wie durch ein Erdbeben vernichtet von der Erde verſchwand, als ſich an der Stätte, wo es geſtanden, nichts als ein Steinhaufe lag, von dem eine Staubwolke ſich erhob, raſtete der Kampf auf einige Minuten. Freund und Feind ſchienen von dem nie geſehenen Ereigniſſe betäubt; endlich begann das Gefecht mit erneuerter Wuth. Erſt gegen Abend, als auch das Kloſter San Lazaro mit dem Bajonnet erſtürmt worden war, als die Ebrobrücke, von fünfzig Stück Geſchützen unaufhörlich bearbeitet, in Trümmer ſtürzte, als mehr denn zwei tauſend Spanier in den erſtürmten Quartieren dem tapfern Gazan in die Hände gefallen waren, endigte der Kampf. —

Jetzt, um zu verſuchen, ob der Trotz der Belagerten gebrochen worden, ſendete Lannes einen Zettel an Palafox; er enthielt das einzige Wort: „Kapitulation!“ — Bald kam die Antwort zurück. Sie lautete: „Krieg, bis zum Meſſer!“ — —

Ein Mönch, — ſo ſagte ein Gefangener aus, — der Bruder Pedro de la Muga, habe verkündigt: daß die Madonna del Pilar ihm im Traum erſchienen ſei, und die Stadt binnen acht Tagen zu retten verſprochen habe. Zum Zeichen ihrer Zuſage, habe ſie dem Mönche die Verſicherung gegeben, daß ein wunderbares Licht in nächſter Nacht ſich auf dem Thurme ihrer Kirche blicken laſſen werde. —

Mit Grimm und Verachtung ſahen wirklich die Franzoſen um Mitternacht die Thurmſpitze erleuchtet. — —

Da, wie alle Umſtände bewieſen, die erlittenen Unfälle den Muth der Belagerten nicht hatten beugen können, ſo befahl der Herzog von Montebello, alle Anſtrengung zu verdoppeln. Tag und Nacht dauerte das Bombardement. Es ward beſonders auf die Kirche der Santa Virgen del Pilar gerichtet, und dieſes herrliche Gebäude beinahe von Grund aus zerſtört. Fünfzig Geſchütze, auf dem linken Ufer des Ebro aufgeſtellt, feuerten fortwährend auf die Häuſer am Quai des Fluſſes. Wie die Senſe des Schnitters, mähete die mächtige Batterie Alles vor ſich nieder; felſenfeſte Mauern, Häuſer von drei bis vier Stockwerken waren die Halme, die dieſer gigantiſchen Sichel erlagen. Aber auch unter der Erde raſtete nicht einen Augenblick der Vernichtungskrieg. Lepelletier, bald von den Verheißungen, bald von den Lobſprüchen des Marſchalls angefeuert, trieb ſechs Minen unter dem Coſſo vorwärts. Sie würden, um ſie zu laden, mehr als ſieben tauſend Pfund Pulver erfordert haben, und kam es dahin, ſie ſpielen zu laſſen, ſo ließ ſich vorausſehen, daß ein ganzer Stadttheil in Graus und Ruinen ſinken mußte. Um aber das Maaß des Unglücks, das über die der Vernichtung geweihte Stadt gekommen war, bis zum Rande zu füllen, fehlte nur noch, daß der Dämon der Peſt die ſchwarzen Schwingen entfaltete, und auch dieſes war endlich der Fall. Das fortwährende Bombardement hatte alle Verwundete und Wehrloſe in unterirdiſche Keller und Gewölbe getrieben. Das hier Tag und Nacht gebrannte Öl verdarb von Stunde zu Stunde immer mehr die feuchte Kellerluft, der Nahrungsmangel, die Furcht, die ſteten Gemüthsbewegungen thaten das Ihrige, und endlich brach der fürchterlichſte Typhus aus. Der Starke wie der Schwache, der Greis wie das Kind, der Mann wie das Weib wurden bald von der entſetzlichen Seuche ergriffen. Der Zuſtand der Atmoſphäre ward endlich von der Art, daß jede Wunde unheilbar, ja völlig wie vergiftet ſchien. Endlich reichten die Lebenden nicht mehr zu, um die Todten zu begraben. Die Leichen lagen in den Straßen, in den Höfen herum, ganze Rudel herrenloſer Hunde zerfleiſchten die Kadaver, und ſtritten ſich, blutigen Rachens, um die zernagten Gliedmaßen der Geſtorbenen. — —

Während aber der Würgengel mit vernichtendem Tritte die Straßen der unglücklichen Stadt durchſchritt, war Lepelletier nicht müßig, ihm unter derſelben einen verheerenden Weg zu bahnen. Dieſen indeß näher bezeichnen, hieße der Entwickelung der Begebenheiten dieſer Erzählung vorgreifen, und wir wenden daher zuvörderſt unſere Blicke nach dem Innern der ſo hart bedrängten Stadt. — — —

In dieſer ſchien eine ganz beſondere Begebenheit die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt zu haben. Ein großer Volkshaufe belagerte nämlich den Palaſt der Junta, und ganze Schaaren zerlumpten Volkes umſtanden den unſern Leſern bereits bekannten Limonadenwirth vom Coſſo, der zu der verſammelten Menge ſprach. Der Mann ſchien in größtem Eifer, dennoch ermangelte er nicht, trotz des zu furchtbarer Höhe geſteigerten Elends, in dem ſich Alle befanden, einige ſeiner gewöhnlichen Scherze in die Rede zu miſchen. Wie es ſchien, war er eben am Schluſſe ſeiner Demonſtration. —

„Ihr ſeht,“ ſprach er, „ihr ſeht, o edle Herren und Ritter,“ — (Sennores Caballeros; keiner der Kerls hatte ein ganzes Hemd auf dem Leibe), — „wie mächtig der böſe Feind ſein Weſen treibt, wo Weiberchen (Mugercitas) ihr Pfötchen mit im Spiele haben! — Ihr ſagt: wer hätte gedacht, daß Thereſa del Roſario, die Fromme, die Verehrte, ein Einverſtändniß mit den unchriſtlichen Franzoſen unterhalten ſollte? — Und dennoch, o edle Arragoneſen, iſt es nicht anders! — Die hohe Junta, zu derem unwürdigem Mitgliede ihr, Ritter, mich ernannt habt, wird die Verrätherin ſogleich verhören, und dann ohne weiteres ihr Urtheil ſprechen. Da dieſes nun, in Ermangelung eines andern ſchicklichen Platzes, in dem Kloſterhofe von San Francisco, zweifelsohne durch die Garrotte, vollſtreckt werden wird, der Weg dahin aber bei meinem, eurer Gegenwart unwürdigen, jedoch von Euer Gnaden (vuestra merced) ſtark beſuchten Laden vorbeiführt, ſo erſuche ich euch, Sennores Caballeros, morgen in den Frühſtunden euch daſelbſt einzufinden, indem alle Anſtalten getroffen worden ſind, euch mit einer erquickenden, wohlzubereiteten Limonade, die Copa zu drei Ochavo's, auf's prompteſte und ehrerbietigſte zu bedienen. — Möget ihr, edle Ritter, indeß noch tauſend Jahre leben! — Ich küſſe euch einſtweilen die Füße.“ —

Nach dieſem, auch in Briefen gern gebrauchten, von ſpaniſcher Etikette diktirtem Schluſſe, griff der Limonadenwirth gravitätiſch an das Horn ſeiner Montera, ſchlug den Mantel über die linke Schulter und ſchritt, mit dem Anſtande eines römiſchen Senators, in die Thüre des Palaſtes. — — —

„Das iſt wahr, Sennor Gil de la Cuadra,“ ſagte ein zerlumpter Kerl zu einem andern; „der Limonadenwirth vom Coſſo iſt ein ganzer Mann! Er hat geſprochen, wie der heilige Pancratius; vorausgeſetzt, daß der letztere überhaupt der Rede mächtig geweſen.“ —

„Sehr weiſe bemerkt, Ritter!“ erwiederte der Angeredete. „Der edle Mann ſpricht wie ein Engel, und Niemand kann etwas gegen ihn einwenden, als etwa, daß er dann und wann zu ſeiner Limonade verfaulte Citronen nimmt, und hinterher behauptet, ſie wären zu friſch geweſen, und ſchmeckten noch etwas nach dem Stamme. — Doch, Don Garcia Perez de la Concepcion! meinen nicht Euer Gnaden, daß wir gut thun würden, in den Saal hinaufzugehen, und das Urtheil der verbrecheriſchen Nonne mit anzuhören? Ich denke, es kann Niemand etwas dagegen haben; denn der Pfarrer von San Gil, der bei der Junta das große Wort redet, iſt mein Beichtvater, wir haben die Mitglieder erwählt, und es iſt immer gut, ſie ein bischen unter der Scheere zu halten. — Übrigens mache ich mir, den Pfarrer ausgenommen, aus irgend einem Andern nicht ſo viel,“ — er brachte den Daumennagel an die Vorderzähne und knackte damit, — „und hätte er auch einen geſtickten Rock an, desgleichen einen Federhut auf dem Kopfe, und hieße Gouverneur.“ — (Fortſ. folgt.)

Bildende Kunſt in England 1835.

Man darf freilich von Kunſtausſtellungen nie erſchöpfende Schlüſſe auf den allgemeinen Zuſtand der Kunſt in einem Lande ableiten; indeß wird es wenigſtens erlaubt ſein, ſich an einzelne artiſtiſche Charaktere zu halten, welche ſich als Coryphäen einer Schule hinſtellen, beſonders, wenn ſie, wie dies bei einigen britiſchen Künſtlern der Fall iſt, von denen ſich Werke auf der diesjährigen Somerſethouſe-Ausſtellung vorfinden, — zugleich auch außerhalb ihres Vaterlandes eine größere oder geringere Celebrität erlangt haben. Somit dürfte es denn auch für den deutſchen Leſer nicht unintereſſant ſein, über die neueſten Werke eines Wilkie, Turner, Stanfield, u. a. m. ein paar Worte zu hören.

Wilkie's Name iſt faſt in ganz Europa bekannt; wer von uns hat nicht ſchon einen oder den andern Raimbach'ſchen Stich nach ſeinen Tableaux geſehen und ſich daran erfreut? In der Somerſethouſe-Ausſtellung war von dieſem Meiſter eine Compoſition zu ſehen: Columbus, welcher dem Prior von S. Maria Rabida die Theorie erläutert, worauf er ſeine Hoffnungen gründet. Zur Rechten des Priors Garcia, ſteht der gelehrte Arzt Fernandez, — hinter dem Genueſen ſehen wir Martin Alonzo Pinzon, zur Linken Colombs deſſen achtjährigen Sohn Diego. Die einzelnen Geſtalten ſind ausdrucksvoll aufgefaßt, aber die Compoſition, als ſolche, ermangelt der Einheit, und das mit Ameiſenfleiß ängſtlich vollbrachte Colorit bringt blos einen mesquinen und kleinlichen Eindruck hervor. Man hat Wilkie häufig mit dem Franzoſen Decamps verglichen, aber dem erſteren fehlt jenes reiche üppige Impaſto, welches den letztern ſo ſehr auszeichnet. —

Der Zug der Heerden in die Grampians Gebirge (Schottland) von E. Landſeer iſt eines der beſten Werke dieſes Künſtlers, anmuthig durch die Harmonie der Linien, im Colorit vielleicht etwas zu grau gehalten, vielleicht auch mit etwas zu großer Leichtigkeit — oder Flüchtigkeit gemalt. Das Bild erinnert, was die im Stoff vorherrſchende elegiſche Stimmung betrifft, lebhaft an Leop. Robert's „Fiſcher am adriatiſchen Meere,“ übertrifft dieſe aber ſowohl durch die Eigenthümlichkeit der Scenerie, als durch den Reichthum der Compoſition.

Unter den Porträts ſind folgende anzuführen: Erſtens das des Königs Wilhelm IV. von Shee, (Präſidenten der königl. Malerakademie.) Ein noch weniger als mittelmäßiges Werk! Alles daran mühſam und peinlich, ohne Grazie oder Großartigkeit, die Draperie bleiſchwer, die Hände unausſtehlich quapplich gemalt. Wäre dieſer Shee nicht zugleich Präſident eines ſo wichtigen Inſtituts, wie eine königliche Malerakademie, ſo würde die Kritik kein Wort über ihn verlieren; ſo aber ſcheint es Pflicht, dieſe gröbſten Mängel zu nennen. — Bei weitem beſſer iſt das Porträt Wellington's von Pickersgill, doch kann man deßhalb noch nicht ſagen, daß es gut ſei; wenigſtens ſieht man ein Streben, den platten trivialen Materialismus zu vermeiden. Pickersgill denkt an Van-Dyk und J. Reynold's; tief unter beiden ſtehend, nimmt er die Sache doch ernſthaft, vernachläßigt auf ſeinen Bildern durchaus nichts und gilt für den fertigſten Porträtmaler in England, allein ſein Colorit iſt zuweilen gar zu nüchtern. Sein Porträt Sir Bryan Holmes iſt bei weitem beſſer, als das Wellingtons. — Ein andres Porträt Wellingtons, für den „Naval-Club“ gemalt von Morton, zeigt den Mann von Waterloo mit einer Kanone unter dem Arm, in einem Fog-Himmel, in der Poſitur eines Melodramenhelden, aber ſo mager, als wollte er mit Smirke's Don Quixote wetteifern.

Die Namen der Landſchaftsmaler Turner, Stanfield und Daniell ſind auch jenſeits des Kreidefelſen weit und breit bekannt. Wer Turners Landſchaften früher aus den Kupferſtichen darnach kennt, und nun plötzlich Gemälde von ihm ſieht, wird das günſtige Vorurtheil für Turner ändern. Turner beſitzt eine reiche Phantaſie, welche, wenn er keine Veduten malte, ihn vielleicht zu einem großen Landſchafter machen würde; eben bei ſolchen aber verleitet ſie ihn in's Incommenſurable und Feenhafte ſo arg hinein, daß die Realität für ihn ganz und gar nicht zu exiſtiren ſcheint. Er iſt der König einer für gewöhnliche Augen unſichtbaren Schöpfung, deren Schlüſſel er in Händen hat, um ihre Myſterien nach Laune zu zeigen oder zu verhüllen und nur ahnen zu laſſen. Diesmal hat er den Brand des Parlamentshauſes dargeſtellt, oder vielmehr eine Menge Eigelb auf einem Tiſchtuch. Sein Grab Marceaus iſt bei weitem beſſer, aber noch immer zu phantaſtiſch, ſeine „Madonna della Salute in Venedig“ ſchlechter. Was iſt nun wohl der Grund, (daß bei allen jenen Fehlern Turners, namentlich ſeiner ſchauderhaften Staffage,) ſein Name eine ſolche Popularität erlangte? Unſtreitig der Kern ſeiner urkräftigen Natur, denn in ihm iſt eine fruchtbare üppige Schöpferkraft, wie in wenigen. — Durch weiſere Sparſamkeit wirkt Stanfield wohlthätiger und ſicherer. Er hat mehr Strenge bei ſeinen Studien, mehr Nachhaltigkeit bei ſeiner Ausführung, ſeine Perſpektiven geben dem Auge Spielraum, ſein Colorit macht zwar nicht ſo viel Eclat wie das Turners, aber es ſteht doch auf einer noch immer hohen Scala. Seine Scene bei Livenza, im Golf von Venedig (auf der Somerſethouſe-Ausſtellung) beweiſt das Geſagte. —

(Schluß folgt.)

Muſik in Frankfurt.

Wiederholt wurden: „Adlers Horſt“, „Rataplan“, und nach langen Jahren „die Italiäner in Algier“. — Dem. Kratky gebührt als Iſabella Anerkennung. Stimmlage, Mittel und Perſönlichkeit eignen ſich vorzüglich zum Geſang und Spiele dieſer Parthie; ſie iſt unſtreitig ihre beſte. Die Coloratur habe ich noch nie ſo gerundet und deutlich von ihr gehört. Die Ausdauer iſt lobenswerth, der Triller aber noch unausgebildet. Bei dieſer Gelegenheit empfehle ich §. 3, S. 35 der Pariſer Geſanglehre des Conſervatoirs zum Studium. Ihre Cadenz — — Hier iſt ganz der Ort, ein Wort über die Ausartung der Cadenz zu ſagen. Sonſt wurde die Cadenz nur am Schluſſe eines Concerts oder einer Arie angewandt, und ſtand unter dem Schutze der beſondern Regel, daß ſie mit messa di voce beginnen, mit einer Aſpiration gemacht werden, und mit einem Triller enden mußte. Der Sänger konnte ſich als Muſiker zeigen, der die Harmonie und die Kunſt verſtand, natürlich und ungezwungen zu dem Punkte, von dem er ausging, zurückzukehren. Jetzt iſt der Sänger weniger ſcrupulös, und jede Fermate iſt für ihn das Signal zur Anfeuerung einer Cadenz, die an und für ſich eine kleine runde Arie bildet, und zum eigentlichen Zwecke wird, wobei die Arie ſelbſt oft als Nebenſache erſcheint. Für die heutige Cadenz gibts keine Regel mehr. Sie iſt eine üppige Schmarotzerpflanze; ſie gleicht einer Schneelawine, die im Fallen wächſt, das ganze Thal, den Berg gegenüber wieder hinan läuft und dort noch Verheerungen anrichtet.*) Aber ich weiß recht gut, daß ich hier gegen den Strom ſchwimme, oder in den Sturm predige. — Warum öffnet Dem. Kratky noch einmal den Mund, wenn ſie bereits ausgeſungen hat? Das erinnert an Münchhauſen, der aus Gewohnheit nach der Schlacht noch losſchlug. — Herr Marrder gab uns einen originellern Muſtapha, als wir bisher geſehen; er bezeichnete ſo treu den zum Götzen erhobenen Aftermenſchen, als die Phantaſie, ohne zu übertreiben, nur bezeichnen kann. Für die Geſang-Parthie aber reicht ſeine Bravour nicht aus. — Herr Haſſel ſchien bei guter Laune geweſen zu ſein. Auch darin verſteht er ſeinen Vorgänger, den ſel. Lux, zu repräſentiren, daß er glaubt, ungeſtraft auf die Langmuth des Publikums ſündigen zu dürfen, oder in dem Auskultanten-Kreiſe gleichſam einen Cötus ſieht, der für jeden frivolen Uebermuth gut genug ſei. Wo blieb heute die Intelligenz dieſes braven Komikers? Seit wann geht der Buffo caricato über Deutſchlands Bühnen? Herr Haſſel durfte nur das Gewand vertauſchen, und wir beſaßen den unvergleichlichſten Zwirn (Lump. Vag.), grimaſſirten Andenkens. Die Schönheiten der meiſterhaft inſtrumentirten Arie D dur gingen verloren. Die Enſembles gut, mit Ausnahme des Dreivierteltakts im erſten Final, wo die Intonation ſchwankte. Dem. Padzera (Zulma) griff im letzten Tempo nicht durch. Von der Ausſtattung bei Gelegenheit der Exiſtenz einer ſolchen.

---

*) Börne vergleicht ſie ſehr witzig mit dem prahleriſchen Schnörkel unter einem Namenszug.

(Schluß folgt.)

Buntes.

⁂ Theater in Frankfurt. Am 17ten brachte man Grillparzer's „Der Traum ein Leben“ zum Erſtenmal zur Aufführung. Eine wunderliche Dichtung! Die Grundidee eines ſelbſtſtändigen Traumlebens iſt nicht eben neu. Die Ausführung leidet an bedeutenden Mängeln. Den Hauptfehler, den man dem Verfaſſer zum Vorwurf machen könnte, iſt, daß er das Allegoriſche zu ſehr und zu ſchroff vorwalten ließ, die Perſonification der dämoniſchen Verſuchung, die im Menſchen ſelbſt ſchlummert, durch den ſchwarzen Sclaven repräſentirt. Und doch liegt in der Grundabſicht, die dem Dichter hierbei vorgeſchwebt haben mag, ungeheuer viel Poeſie. So ſtrotzt die Dichtung ferner an Längen und Breiten, aber an eben ſo vielen wahrhaft poetiſchen Schönheiten; — wenn man bei einzelnen Scenen manchmal verſucht iſt, bei dem Dichter eine völlige Unkenntniß aller dramatiſchen Behelfe vorauszuſetzen, ſo überraſcht er dich in hundert Kleinigkeiten, wie durch viele großartige Combinationen, und überzeugt dich, namentlich in der zweiten Hälfte des Stücks durch den raſcheren Strom der Handlung, daß er nicht blos alle Anforderungen kennt, welche man an die dramatiſche Dichtkunſt macht, ſondern daß er auch vom Genius fortgeriſſen wird. Die Sprache iſt ſelten dramatiſch ſchön, lyriſch herrlich, im Durchſchnitt rhetoriſch ſchön am allermeiſten. Jedenfalls iſt dies dramatiſche Mährchen eine merkwürdige Erſcheinung in unſrer neuern dramatiſchen Literatur, welche, den Dutzendfabrikaten einer Birch-Pfeiffer, den Schnurrpfeifereien und dem Sentenzenkram eines Raupach gegenüber, als Anwalt der Poeſie die gerechteſten Anſprüche auf Beachtung verdient, und der jüngeren Generation ein ebenſo ermunternder als gewiſſermaßen warnender Fingerzeig ſein dürfte. Man iſt froh, mitten unter dem kraſſen, allmählich ekelhaft werdenden Materialismus, welcher weniger das Prinzip als das Ergebniß der jetzigen deutſchen Literatur iſt, ein Streben nach Idealität und Würde zu finden, welches aus jenem wahren Ernſt hervorgeht, der dieſer letzteren, trotz alles Geſchrei's, was ſie davon macht, mangelt. — Was nun die Darſtellung betrifft, ſo verdient vor Allen Herr Weidner als Fürſt von Samarkand durch ſein ruhiges und beſonnenes Spiel (welches manchmal vielleicht nur zu ſchlaff wurde) ehrenvolle Anerkennung. — Herr Hendrichs (Ruſtan) verwendete großen Fleiß und viele phyſiſche Kraft auf die Darſtellung ſeiner mißlichen Parthie. Der rhetoriſche Aufwand im erſten Akt, wozu ihn der Dichter verführte, abſorbirte ihm die Nachhaltigkeit des Organs in den folgenden Acten; im Allgemeinen iſt es erfreulich, die Fortſchritte dieſes talentvollen jungen Mannes zu verfolgen. Die Parthie des perſonificirten Ehrgeizes (in der Mohrenmaſke) wäre auch für einen begabteren Schauſpieler, als Herr Grahn, eine fatale Klippe geweſen. Herr Grahn ſcheiterte vollends; er ſuchte Alles in Schreien und Grimaſſen, und je toller er ſchrie und grimaſſirte, je freudiger — applaudirte man ihm. Herr Grahn ſpielte in der Mohrenmaſke eigentlich blos ein Mixtum compoſitum ſeines Dominique, ſeines Hild (Neffe), ſeines Albrecht von Waldſee und ſeines Junker Sonnenberg. Er ſpreizt die Beine auseinander, macht Sprünge, wie ein Eichhörnchen, ſtößt ſeinen Herrn in die Seite ꝛc., das iſt die tragiſche Kunſt des Herrn Grahn. Das iſt zu arg; das ſollte man nicht dulden. — Herr Leißring (als Stummer) war recht brav. — Das Stück war übrigens ſo unverantwortlich in die Scene geſetzt, und wurde ſo nachläſſig dirigirt, daß ein Fehler den andern jagte, als wollte man dem Publikum gleich von vornherein den Geſchmack an einer neuen Gattung verſalzen, ſtatt daß man hätte bemüht ſein ſollen, die Mängel der Dichtung durch ſorgfältige ſceniſche Ausſtattung und fleißiges Ineinanderſpiel zu verdecken.

⁂ Ein in den oſtindiſchen Journalen mitgetheilter Brief aus Cuddalore berichtet über eine ſchauderhafte Frevelthat. Eine Frau ſollte ihrem Manne Hammelfleiſch zum Nachteſſen kochen; mittlerweile empfing ſie den Beſuch ihres Geliebten, und dieſer ließ ſich an der Stelle des betrogenen Ehemanns das Gericht wohlſchmecken. Die Frau fürchtet nun das Aeußerſte von dem Zorn ihres Mannes, wenn er, nach Hauſe kommend, ſein Leibgericht nicht finde; in der Verblendung des Augenblicks begeht ſie das Unnatürlichſte. Sie ſchlachtet ihr eigenes Kind, und tiſcht die gekochten Glieder ihrem Manne auf. Er genießt es wirklich, findet aber die Knöchelchen für die eines Hammels zu zart, und hält ſie anfänglich für die eines Zickelchens. Plötzlich verlangt er, wie aus Inſtinkt, ſein Kind, — die Rabenmutter kann ihre That nicht verhehlen. — Das engliſche Journal, welches dieſe Notiz aus den oſtindiſchen Blättern entlehnte, zweifelt nicht im Geringſten an der Wirklichkeit der Thatſache (?!)

⁂ Mad. Fiſcher-Achten gefällt in Wien ſehr; namentlich loben die dortigen Blätter ihre Alice (Robert), Sarah (Kerker), Norma, u. ſ. w.; auch Herr Fiſcher findet lebhafte Anerkennung. Dem. Hill wird ebendaſelbſt gerne geſehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 148. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 25. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

Gil de la Cuadra nickte beifällig zu den Worten ſeines Gönners und Freundes, und, nach vielen Reverenzen und Ceremonien, ſchritt ein Lump hinter dem andern gleichfalls durch das Thor des Palaſtes. — — —

Als die Wandelnden in den Saal der Junta traten, befand ſich die Verſammlung, die wir bereits früher beſchrieben haben, in voller Sitzung. Die Augen Aller, mit Ausnahme derer des Mönches Pedro, der, den Kopf in beide Hände geſtützt, am Ende des Tiſches ſaß, blickten auf Thereſa, die hoch aufgerichtet der Tafel gegenüber ſtand. Sie ſchien in heftiger Erregung, ihre Wange war leicht geröthet, ihr Auge glänzte, ſie ſprach mit ſüdlichem Feuer.

„Ihr Herren,“ ſagte ſie, indem ſie den Arm gegen ihre Richter ausſtreckte. „Ich bin nur ein Weib, ein ſchwaches Weib; aber ich frage: wer von euch hat auf dem Platze, wohin ihn die Vorſehung bei Vertheidigung dieſer Stadt berufen, mit größerer Freudigkeit ſeine Pflicht erfüllt, als ich Schwache? — Hat Jemand mich ruhen ſehen am Tage, wenn die Trommel ertönte, — bin ich je auf meinem Lager geblieben zur Nachtzeit, wenn der Ton der Sturmglocke mich mahnte, meine Pflicht zu erfüllen bei Verwundeten, bei Sterbenden und bei Todten? — Hat Jemand meine Wange erbleichen ſehen, wenn unter dem Hagel feindlicher Geſchoſſe ich den Verwundeten verband, dem Sterbenden einen Labetrank brachte, wenn ich betete über dem Geſchiedenen? — Was alſo habe ich begangen? — Daß ich geſagt: das Maaß der Leiden ſei voll, man müſſe die Stadt übergeben? — Wohlan! ich habe es geſagt. Ich werde meine Worte nimmer verläugnen!“ —

„Hört ihr? — Hört ihr?“ — rief der Pfarrer von St. Gil.

„Sie hat ſich ſelbſt gerichtet!“ ſchrie Tio Jorge, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug.

„Ich gebe noch mehr euch zu,“ fuhr Thereſe mit immer ſteigender Erregung fort. „ich habe dieſe Meinung zu drei verſchiedenen Malen ausgeſprochen; aber wann und unter welchen Umſtänden war es der Fall? — Ich ſagte es zum erſtenmale, als der einzige Soldat, der von dem Bataillon der freiwilligen Jäger von Arragon noch übrig war, auf den rauchenden Ruinen des Univerſitätsgebäudes, unter denen ſeine Brüder begraben liegen, ſich den Verband von den Wunden riß und ſein Leben mit dem Blute den Adern entſtrömte; zum zweitenmale ſprach ich dieſe Meinung aus, als ich zu dem Sterbebette eines Greiſes gerufen wurde, und in dem Zimmer des Dahinſcheidenden zur Seite ſeines Lagers zwei Leichen fand, die Leichen ſeines Sohnes und ſeiner Tochter; zum drittenmal beging ich das Verbrechen, deſſen ihr mich beſchuldigt, als ich nach einer unter Todten und Sterbenden durchwachten Nacht an das Lager einer Wöchnerin eilte, die ich, als ihr Mann, von der Seuche ergriffen, in’s Grab ſank, bis zu jenem Tage gepflegt, und mit der ich bis dahin die karge Kloſterkoſt getheilt habe. Ich fand die Ärmſte nicht mehr am Leben, aber — hört es, Arragonier, und verurtheilt mich dann! — an der Bruſt, in der kein Herz mehr ſchlug, an dem von der Verweſung ergriffenen Buſen hing mit lechzenden Lippen der noch lebende Säugling, und ſuchte begierig nach der verpeſteten, todbringenden Nahrung. — Ihr, Padre de la Conſolacion, ſeid mein Zeuge; denn Ihr waret der Samariter, der ſich des unglücklichen Kleinen annahm, und das nun bei Gott iſt und bei ſeiner vorangegangenen Mutter.“ — — —

Die Rede Thereſens ſchien auf die Verſammlung einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Niemand ſagte ein Wort, und ſelbſt die düſtern Züge des Pfarrers von San Gil nahmen einen mildern Ausdruck an.

„Ihr ſchweigt, edle Herren!“ ſetzte jetzt Thereſa ihre Rede fort. „Hat die Wahrheit meiner Worte eure Überzeugung geändert, oder will man mich aus andern Gründen des Verraths beſchuldigen?“ —

Haſtig ſtand in dieſem Augenblicke Pedro de la Muga auf. Eine tiefe Röthe bedeckte ſein Geſicht bis an den dünnen Haarkranz, der ſeinen Scheitel umgab.

„Ich will es!“ ſagte er dumpf. — „Ich zeihe dich des Verraths und des Einverſtändniſſes mit dem Feinde.“ —

Die Augen Aller fielen zuerſt auf den Mönch, ſodann auf Thereſen. Letztere zuckte zwar bei den Worten Pedro’s ſichtlich zuſammen, dann aber durchlief ein Ausdruck des Zornes, dem der der Verachtung, und endlich jener eines tiefen Mitleids folgte, ihre ſchönen Züge.

„Ich bedaure dich, Pedro!“ ſagte ſie ſanft.

„Schöne Worte ſind keine Gründe!“ fiel jetzt der Pfarrer von St. Gil Thereſen in die Rede. „Bruder Pedro, bringt Eure Anklage vor.“

„Erlaubt, ihr Herren!“ ſprach das Mädchen mit feſtem Tone. „Nach unſern Provinzialgeſetzen und, irre ich nicht, auch nach der ley de siete partidas, darf der Verwandte weder zum Vortheil noch zum Nachtheil des Angeklagten zeugen; dieſer Mann aber iſt mein Verwandter und mein Todfeind.“ — —

„Sprecht! — Beweiſ’t Eure Behauptung!“ rief der Padre de la Conſolacion.

„Ja, ſprecht, Thereſa!“ ſetzte der Gouverneur hinzu. „Redet frei und ohne Furcht.“

„Ich fürchte nur Einen!“ ſagte das Mädchen ruhig und indem es die Augen gen Himmel erhob. — „Ich bin,“ fuhr Thereſa nach einer Pauſe fort, „von ſpaniſchen Eltern, jedoch zu Bayonne geboren. Nachdem ich ſolche früh verloren, ward ich zu einer nahen Verwandten, der Mutter Pedro’s, nach Toloſa gebracht und dort erzogen. Die würdige Frau behandelte mich wie eine Tochter. Die geringen Talente, die ich beſaß, und welche die ſo milde als wohlhabende Pflegerin immer mehr auszubilden ſuchte, feſſelten ſie an mich, und ich war noch nicht funfzehn Jahre alt, als ſie unaufhörlich von einem Lieblingsplane ſprach, von dem nämlich, mich mit ihrem Sohne Pedro, der zu Salamanca die Arzneiwiſſenſchaft ſtudirte, und den ich bis dahin noch nie geſehen, zu verbinden. Oft ſprach ſie von dieſem Sohne mit einer Liebe, wie nur das Mutterherz ſie auszudrücken im Stande iſt; aber oft ſeufzte ſie auch über deſſen Heftigkeit, über die Leidenſchaften, die ihn beherrſchten, über die Unbändigkeit ſeines Charakters. — Endlich kehrte Pedro in das Haus ſeiner Mutter zurück. Ich ſah ihn, ich fürchtete ihn, aber ich glaube, ich würde gelernt haben, ihn zu lieben. — Warum es nicht geſchah?“ — Thereſe erröthete tief. — „Erlaßt mir, edle Herren, die nähern Gründe! — Möge es euch genügen, wenn ich euch ſage: die Abſicht, aus welcher er ſich in mein Vertrauen einzuſchmeicheln ſuchte, und die ich, ſo unerfahren ich war, dennoch leicht durchſchaute, der beharrliche Eifer, mit dem er von Tag zu Tage ſeinen Zweck verfolgte, ohne zu wanken, ohne Mitleid, ohne Gewiſſensbiſſe zu fühlen, über das Beſtreben, eine Unglückliche, eine Verlaſſene zu verderben, machte mir ihn zum Abſcheu. — Später zwar wollte es mich manchmal bedünken, als fühle er eine Art Reue über ſeinen Vorſatz, als habe er anders zu denken angefangen, aber — es war zu ſpät; ich konnte meines Widerwillens nicht mehr Meiſter werden. — Als meine Verwandte, die Mutter Pedro’s, heftiger in mich drang, erklärte ich, den Schleier nehmen zu wollen. Eben hatte ich, — o ich werde nimmer dieſen Tag vergeſſen! — meinen Vorſatz der würdigen Frau mitgetheilt, ich hatte mit ſchwerem Herzen allen Bitten der Edlen widerſtanden, als Pedro, der im Nebenzimmer unſere Unterredung mit angehört, heftig hereinſtürzte. Er bot alle ſeine Beredſamkeit auf, er drang in mich, meinen Entſchluß zu ändern, er fiel auf die Kniee. Ich blieb meinem Vorſatze treu. Ich konnte nicht anders. — Endlich, als er ſah, daß Alles umſonſt ſei, brach er in die fürchterlichſten Verwünſchungen über ſich, über mich, über uns Alle aus, er ſchwur, noch an demſelben Tage in’s Kloſter zu gehen, und that einen entſetzlichen Eid, daß er ſich blutig an mir rächen wolle. — O, wenn ihr dieſen Mann kennen ſolltet,“ ſchloß das Mädchen, „ihr würdet ſeine Anklage zu würdigen wiſſen, und — ihn bedauern; aber dies erloſchene Auge, dies krankhafte Äußere verbirgt auch die Wildheit ſeines Herzens. O! ſein Hirn iſt Feuer, ſeine Bruſt ein Vulkan.“ —

„Er iſt ausgebrannt!“ ſprach der Mönch, düſter vor ſich hinſchauend, und faſt wie bewußtlos. —

„Was habt Ihr auf die Einwendungen der Angeklagten zu erwiedern, Bruder Pedro?“ fragte der Pater de la Conſolacion.

„Daß ſie Recht hat, Recht!“ rief der Mönch, wie aus einem tiefen Traume auffahrend. „Aber,“ — ſetzte er heftig hinzu, — „auch ich habe Recht, und ſie iſt des Todes ſchuldig! — Wenn ſie,“ fuhr er nach einer Pauſe, in welcher ihn die Mitglieder der Junta voll Befremdung betrachteten, gefaßter fort, „wenn ſie behauptet, ich ſei zügellos, ausſchweifend, von unbändigem Charakter geweſen, ſo ſpricht ſie wahr; aber ſie ſagt nicht die ganze Wahrheit; ich war zügellos bis zur Wildheit, ausſchweifend, um mir ſelbſt zum Abſcheu zu werden, unbändig bis zur Raſerei. Verzogen von einer liebenden, aber ſchwachen Mutter, durch nicht unbedeutendes Vermögen mit Mitteln verſehen, ſtürzte ich hinaus in die Welt, in's Leben. Mir genügten nicht die Freuden der Jugend, ich haſchte nach allen Genüſſen, die die Welt mir darbot, ich warf mich in einen Strom von Ausſchweifungen, der mich in ſeinen wilden Wirbeln fortriß, und deſſen tobende Wellen über meinem Haupte zuſammen ſchlugen. Von Zeit zu Zeit aber, in den Momenten, wo eine Art Beſinnung wiederkehrete, fand ich in mir eine unendliche Leere. Solch ein Augenblick war es, wo ich mich einſt nach Toloſa, in die heimiſchen Berge, in das Vaterhaus zurückſehnte; ich eilte dahin und ſah dort Thereſen. — O, ihr Herren! Ihr müßt nicht dieſe trauernde Geſtalt, dieſe von den Anſtrengungen und Nachtwachen gebleichten Wangen mit jenen blühenden vergleichen, um einigermaßen zu empfinden, was ich empfand. — Ja, ich hatte alle Freuden, alle Genüſſe des Lebens, erlaubte und unerlaubte, gekoſtet, ich hatte ihren Kelch geleert bis auf die Hefen; aber — geliebt hatte ich nie. Jetzt liebte ich zum erſtenmale. Ich liebte mit allem Feuer der Leidenſchaft, ich liebte mit einer Glut, die mein von mir öde geglaubtes Herz bis zum Überſchwang erfüllte. Anfangs hatte ich Hoffnung, wieder geliebt zu werden, aber bald ſah ich, wie Thereſa ſich von mir abgeſtoßen fühlte. Dieſe Überzeugung, ſtatt mich zur Beſinnung zu bringen, erregte meine Leidenſchaft, — ja, was ſoll ich es läugnen, — meine Sinnlichkeit immer mehr, ſie ſtieg bis zur Raſerei. Ich dachte nur an ihren Beſitz. So kam der ſchreckliche Tag heran, wo ſie erklärte, den Schleier nehmen zu wollen. Ich bat, ich flehte, ich lag auf meinen Knieen, Alles umſonſt. Ich eröffnete ihr mein ganzes Innere, das Herz meines Herzens, ich ſagte ihr Alles, Alles, das Gute ſo wie das Böſe; meine Seele lag vor ihr wie ein aufgeſchlagenes Buch. Ein Wort von ihr, und ſie konnte mich dem Leben, der Tugend, mir ſelbſt mich wiedergeben. Umſonſt! ſie ſprach dieſes Wort nicht aus. — Jetzt fuhr mir der Gedanke: ſie liebt, ſie liebte längſt einen Andern! durch die Seele, und nun that ich einen fürchterlichen Eid: daß wenn nicht ich, auch kein Anderer ſie beſitzen ſolle. — Dieſen Andern, den Mann, den ſie liebt, aber habe ich jetzt erkundet, — es iſt ein Feind des Vaterlandes, ein Franzoſe, und mit ihm ſteht ſie in geheimer Verbindung." —

„Beweiſet das, was Ihr ſprecht, Pedro!" rief der Pater de la Conſolacion. „Bis jetzt ſpricht das, was Ihr vorgebracht, blos gegen Euch, nicht gegen die Beklagte."

„Wohlan!" rief heftig der Mönch. „Ihr erinnert euch, daß das Volk in gerechtem Grimme vor wenigen Tagen einen franzöſiſchen Parlementair, der ohnehin nur, um uns auszuſpioniren, in die Stadt gekommen, ſeiner Rache opfern wollte. Dies iſt der Mann, den Thereſa liebt, und mit dem ſie ohne Zweifel zu Bayonne längſt bekannt war. Schon war er an den Pfahl gebunden, um den Kugeln ſeiner Landsleute ausgeſetzt zu werden, als Thereſa, vergeſſend ihren Orden, ihr Vaterland, ſich mit Lebensgefahr unter das wüthende Volk warf, und durch die Gewalt ihrer Rede ihn rettete."

„Sie that Recht daran!" rief der Gouverneur. „Er war mit ſicherem Geleit gekommen, und Ihr wiſſet, daß, wenn die andern Mitglieder der hohen Junta meine Meinung getheilt hätten, ſo wäret Ihr in Unterſuchung genommen worden."

„Was habt Ihr, Thereſa del Roſario, auf die Anklage eines Einverſtändniſſes mit dem Feinde zu erwiedern?" frug mit rauhem Tone der Pfarrer von San Gil. (Fortſetzung folgt.)

Bildende Kunſt in England 1835.

(Schluß.)

Daniell hat als Landſchaftsmaler die reiche, originelle, herrliche Natur Oſtindiens gleichſam für ſich gepachtet. Er copirt, was ihm unter die Augen kommt, mit großer Naivetät; eine Reihe ſeiner Zeichnungen könnte uns in der That eine Reiſe von etlichen Monaten entbehrlich machen. Aber er erhebt ſich auch nicht über dies wörtliche Abſchreiben; er erfindet nicht, dieſe Wörtlichkeit übermannt ihn ſo, daß ſelbſt das Großartige, das Schreckliche vor lauter Treue und Ängſtlichkeit unter ſeinem Pinſel zahm wird. Ein Beleg hiefür iſt z. B. ſeine Tiegerjagd (auf der Somerſethouſe-Ausſtellung); glücklicher iſt er, (wie natürlich) wo er mehr in's Gebiet des Architektoniſchen geräth; ſeine Citadelle von Agra zeichnet ſich eben ſo ſehr durch Harmonie in der Anordnung, als durch lebendige Charakteriſtik mitten in der Treue aus. —

Die Aquarelliſten von Pall-Mall-Eaſt ſind für Somerſethouſe gefährliche Rivalen. Nicht, als ob ſich unter ihren Leiſtungen nicht auch viel Unbedeutendes vorfände, — aber Prout, Harding, und hauptſächlich Cattermole, Cophy Fielding und John Lewis haben wahrhafte Meiſterſtücke aufgeſtellt. In dieſen Aquarellen iſt mehr von wahrer, ächter Malerei, als in der Mehrzahl der Pariſer jährlichen Salons. Cattermole iſt ein gewiſſenhafter Künſtler, der ſich hauptſächlich in der ruhigen Entwicklung von Details gefällt und den geringfügigſten Dingen durch ſeine feine delikate Ausführung Intereſſe und Grazie zu verleihen weiß. Eine Waffen-ſtudie, ein Abbé, eine Toilette der jungen Frau von ihm, ſind vollendete Meiſterwerke. Cophy Fielding hat Turners Fruchtbarkeit, theilt aber nicht deſſen Luſt an der Bizarrerie, er componirt ſeine Landſchaften in großartigen, einfach-ſchönen Linien, und ordnet weiſe, ganz mit der Kühnheit eines Meiſters, der ſich ſeiner Kraft bewußt iſt. Seine Seeſtücke zerſtreuen das Auge nicht, wie ſo manche andre, ſondern zeigen uns bei jedem neuen Hinblick neue Schönheiten; er verſteht es, mit ſehr wenig Mitteln ſehr große Effekte hervorzubringen. — Die ſpaniſchen Scenen von Lewis ſind köſtlich, ſowohl was die Leichtigkeit des Pinſels, als was die Originalität der Lagen und die Neuheit der Phyſiognomien betrifft. Von ihm waren aufgeſtellt: das für den Herzog von Cambridge gemalte Porträt einer

Spanierin, das Innere einer Poſada nach einem Stiergefecht, (eine höchſt vollendete Compoſition voll Ausdruck und Mannigfaltigkeit und rein von Manier oder Affectation); endlich die Predigt eines Mönchs von Sevilla vor ſeinem Convent, welches letztere Bild durch Wahrheit und Lebendigkeit zur Bewunderung hinreißt.

Wir kommen jetzt zur partie honteuse der britiſchen Schule: zur Sculptur. Flaxman iſt todt und Chantrey hat zur diesjährigen Ausſtellung nichts eingeſandt. Eine Marmorgruppe von Baily: die Mutter und ihr Kind, iſt ein zwar mit aller Sorgfalt, aber ſo ohne Talent gemachtes Werk, daß es eine Analyſe kaum aushalten kann. Es iſt nichts, als die ziemlich linkiſche Copie einer Frau, welche ihr Corſet auszog, benebſt einem Kind, wofür ſich erſtere nicht rein mütterlich intereſſirt; die Stellung und der Ausdruck jener Madame iſt mehr wollüſtig, als ſonſt etwas. Der Grund von letzterm ſcheint nicht in einer beſondern Inklination des Künſtlers, wohl aber in deſſen poetiſcher Incapacität zu liegen. Das Gebet (Marmorfigur) von Weſtmacott bekundet eine große Gewandtheit des Meißels, aber ſonſt wohl auch nichts weiter: von Idealität iſt hier keine Rede; wir ſehen blos das Modell einer knieenden Frau, die über die Blüthe hinaus iſt. Als Porträt irgend einer Pietiſtin hätte die Statue vielleicht ihren relativen Werth. R. J. Wyatt ſcheint dagegen ernſte Verſuche gemacht zu haben, die Höhe der Idealität zu erreichen. Sein Grabmonument (Basrelief), bringt einen ernſten, würdigen Eindruck hervor, die Linien, die Draperien ſind leicht und graziös und erinnern manchmal an altgriechiſche Compoſitionen. Das Werk iſt aus Rom her eingeſendet, und beweiſt, daß der Künſtler Italien gründlich und mit Nutzen ſtudirte. Eine Marmorbüſte der Lady Sydney, von demſelben Künſtler iſt ein Porträt und zugleich, — als ſolches, ein Gedicht voller Reize; dieſe Augen ſchauen lebendvoll, dieſe Lippen lächeln warm und kuſſig! Hollins, von welchem das Porträt eines J. Villiers, (Sohnes des T. H. Villiers, Esq.) aufgeſtellt iſt, verdient eine Celebrität, die ihm bis jetzt noch nicht zu Theil wurde, denn ſein Werk iſt meiſterhaft.

Soviel in gedrängteſter Kürze über die Hauptmomente der diesjährigen Somerſethouſe-Ausſtellung!

Muſik in Frankfurt.

(Schluß.)

Den 19ten, „Othello“. Demoiſelle Henriette Carl: Desdemona. Endlich einmal wieder eine Sängerin, welche mit einem voll tönenden Organ zu ſingen verſteht, mit einer ſchönen Figur ein nobles Spiel verbindet, den Charakter ihrer Parthie rein aufgefaßt wiedergibt, und mit einem richtigen Verſtande die Regungen des Gefühls leitet. Wer Details verlangt, dem füge ich noch hinzu, daß die Mittel der Dem. Carl ſich vorzugsweiſe für die ital. Oper zu eignen ſcheinen, daß ihre grandioſe Altſtimme bis ins kleine f hinunterreicht und, ſeltſam genug, in die Wolken des dreigeſtrichenen d — e greift; daß ſie eine brillante Coloratur und einen vollkommen ausgebildeten Triller beſitze, daß ihre chromatiſchen Läufe herab und hinauf gleich deutlich perlen, daß ihr kräftiges Organ ſeltener Biegſamkeit fähig, und der Vortrag elegant, und im mezza voce hinreißend iſt. — Die Töne der zweigeſtrich. Octave ſtehen mit dem Timber der Tiefe nicht ganz im Verhältniß, welches die gewöhnliche Erſcheinung bei Original-Altſtimmen iſt, die einen großen Umfang der Regiſter-Einheit vorziehen. Ihre Ausſprache erinnert ein wenig an das gelobte Land der Tonkunſt, dem ſie ihre Schule verdankt, iſt aber nicht ſonderlich ſtörend. — Und ſo wäre Licht und Schatten getrennt. — Die vielſeitigen Verdienſte der Dem. Carl durchdrangen manches Vorurtheil, das ein erſtes Gaſtſpiel keineswegs begünſtigt. Der Sängerin ward ein ſteigendes zwangloſes Bravo und die Ehre des Hervorrufens. F.

Miscellen über Journaliſtik.

⁂ Trotz dem, daß der Journalismus ein mächtiger Hebel für die Volksbildung iſt, bleibt es doch ausgemacht, daß jede Literatur, in welcher er zu präponderiren beginnt, nicht mehr in aufſteigender Linie, ſondern in abnehmender ſich fortbewegt. Andererſeits wieder iſt der Journalismus gewiſſermaßen das Thermometer der mehr oder minder freien Verfaſſung eines Staates. Er entſpringt aus dem Individualism; ein Journal kann in der Regel ohne eine Farbe, alſo ohne eine Parthei nicht exiſtiren; wo mithin die möglichſt freie Entwicklung der einzelnen, zu geſchiednen Gruppen ſich anhäufenden Meinungen, wo größere Ausſcheidung der Perſönlichkeiten, da — Terrain für den Journalismus. Die Monarchie und die Ariſtokratie conglomeriren, centraliſiren, monopoliſiren; die Republik excentriſirt, treibt Radien aus. — Daher wird zwiſchen der Kunſt, der Poeſie und dem Journalismus ſtets eine ebenſolche Polar-Feindſchaft ſein, wie zwiſchen Iran und Turan, Görres'ſchen Andenkens! Die Kunſt ſchafft in ſich concentriſch, wirkt aus ſich gleichfalls concentriſch. Die Frage ſchwebt deshalb noch, ob der Journalismus der Volksbildung auch dauernd nütze (natürlich jetzt abgeſehen von leidiger Politik). Die Griechen hatten keine Journale und — einen Sophokles; England ſeinen Shakeſpeare und — kein Pfennigmagazin. Deutſchland hat jetzt ſeine Pfennigmagazine, aber keinen Schiller mehr.

⁂ Man hat die nette Bemerkung gemacht, daß das Journalweſen in Amerika die Poſteinrichtungen und das Briefweſen (wenigſtens vor der Hand für Familienangelegenheiten) bald überflüſſig gemacht haben wird. Man bedient ſich wirklich der Journale bereits, um ſeinen Freunden und Verwandten, wenn man deren viele hat, eine Nachricht mitzutheilen. So lieſeſt du z. B. im New-Albany Paket: „Mr. Jacques Pollac beehrt ſich, auf den 21ten laufenden Monats zur Soiree einzuladen die Herren....“ Selbſt mit reinen Geſchäftsſachen hat man ſtatt des Briefwegs bereits begonnen, den Journalweg einzuſchlagen. Der Triumph des Journalismus aber ſind die Sacktücher-Zeitungen. Du lebſt z. B. zwiſchen den Urwäldern und Steppen, bekommſt den Schnupfen, verſchreibſt dir eine Parthie ſolcher Artikel, und haſt zugleich das Vergnügen, alle Neuigkeiten, die ſich in deinem Vaterlande ereignen, buchſtäblich unter die Naſe zu bekommen.

⁂ Im Jahre 1834 erſchienen in den Vereinigten Staaten 1200 Journale, wovon in Maſſachuſſets allein mehr als 100, und blos in Boſton (einer Stadt von 50.000 Seelen) 43.

⁂ Jede große revolutionäre Bewegung in Europa rief Journale hervor. So veranlaßte Venedig in der Epoche ſeiner großen Kämpfe (1531) die erſte „Gazetta“ (den Namen leitet man von einer damals gangbaren Münze Gazetta, im Werth eines halben Sou, her, vermuthlich dem Preiſe einer jeden Nummer). Als England ſich rüſtete, dem gefürchteten Anfall Spaniens Bruſt an Bruſt zu ſtehen, erſchien unter den Auſpicien Burleigh's der „engliſche Merkur“. Die Eröffnung des „langen“ Parlaments erzeugte mehr als 20 Journale. — 1642, in jener Epoche der Wirren, welche dem Auftreten Cromwell's voranging, erſchienen der „nächtliche Raucher“, der „ſpöttiſche Heraclit“, der „weinende Demokrit“, der „geweihte Jeſuit“, die „Eule des Geheimniſſes“, die „ſchottiſche Taube“, der „Parlamentsfalke“, der „transmariniſche Tanz“ und eine Maſſe anderer Journale mit nicht weniger bizarren Titeln. Der feſtgewurzelte Monarchismus ließ das Journalweſen in Frankreich lange nicht aufkommen. Der berühmte Arzt Theophraſt Renaudot genoß zuerſt gewiſſermaßen die Reputation, ein Journaliſt zu ſein; er gründete im April 1631 die „Gazette de France“, — und ein ſicherer Loret redigirte eine ungeheuer abgeſchmackte poetiſche Zeitſchrift, der ſeine Novitäten ungefähr folgendermaßen einkleidete:

„Molière, ce charmant danseur,
Veut encore devenir auteur.“

Noch 1745 begnügte man ſich in Frankreich, trotz der Fortſchritte, welche die Philoſophie bereits gemacht hatte, mit der Gazette de France und dem „Mercure“. Das erſte litterariſche Journal in Frankreich war das unter der Geſchäftsführung Hédouville's am 5. Jänner 1665 zuerſt erſchienene „Journal des Savans“. Das erſte amerikaniſche Journal „die neuen Briefe von Boſton“ wurde im Jahre 1704 durch Barthol. Green von Boſton gegründet; ein Poſtmeiſter (die Poſthäuſer ſind überhaupt die Wiegen der amerikaniſchen Journale) gab den Impuls und die nöthigen Fonds dazu her.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 149. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 26. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

„Daß ich die Anklage verachte!“ entgegnete ruhig Thereſa. „Ich ſah damals den feindlichen Offizier zum erſtenmale.“

„Wirklich? — Wirklich?“ — rief mit bebenden Lippen der Mönch. „Läugneſt du auch vielleicht, daß, als die Feinde auf eine unbegreifliche, und nur durch Verrath zu erklärende Weiſe in die Kirche der Töchter von Jeruſalem gedrungen waren, ich mitten im Tumult mit jenem Offizier dich beſprechen ſah, daß du ihm mit einem Blicke, für den ich einſt tauſend Leben hätte geben wollen, die Hand reichteſt und daß er dieſe Hand feurig an ſeine Lippen drückte? — Läugne alles dieſes, wenn du kannſt!“ —

Thereſe verſtummte.

„Ich bin unſchuldig!“ rief ſie endlich in großer Verwirrung.

„Warum habt Ihr Eure Anklage nicht früher angebracht, Bruder Petro?“ fragte der Pater de la Conſelacion mit ſtrengem Blicke. — „Es ſind mehrere Tage ſeitdem vergangen.“

„Ihr habt Recht!“ rief jener in höchſter Erregung. „Ich bekenne mich ſelbſt als ſtrafbar. Schon mehrmal war ich im Begriffe, es zu thun, aber ein Reſt ſtrafbaren Mitleids, verdammlicher Liebe, Gefühle des Haſſes, des Grams, — Alles, Alles ſtürmte in mir wild durch einander, und erſt heute kam ich zu dem Entſchluſſe, ein Ende, — ja, ein *Ende* zu machen. — — —“

„Sieh, Thereſa!“ fuhr der Mönch in dem Tone einer wilden Begeiſterung fort; „als ich jammernd, bittend, flehend vor dir auf den Knieen gelegen hatte, und du mich dennoch verſtießeſt, da wollte ich dir fluchen in meinem Grimme. — Ich that es nicht! Ich ſah in dir das Urbild alles Edlen, Herrlichen, Schönen. Wie hätte ich dir fluchen können, weil die Unſchuld ſich nicht mit dem Laſter, der Engel nicht mit dem Teufel, das Schöne ſich mit dem Abſcheulichen nicht vereinigen wollte! — Als du den Feind des Vaterlandes retteteſt, als du drohend und warnend die Hand gegen mich erhobſt, da ſtürzte ich fort, mich vor Allen, ja mich vor mir ſelbſt verbergend; denn du erſchienſt mir wie der Engel des Herrn, der den finſtern Dämon von dem Lager des Sterbenden, dem der Dunkle ſich nahte, um die fliehende Seele zu begehren, mit leuchtendem Auge von dannen weiſ't. — Dann aber, Thereſa, dann, als dein Blick liebend auf dem Fremdling, deine Hand in der ſeinigen ruhte — —“ Der Mund des Mönches zuckte krampfhaft, und es ballte ſich ſeine Fauſt. —

„Thereſa! — Mädchen!“ — ſchrie er wie außer ſich. „Ich bitte dich, ſage, daß du den Fremden nicht liebeſt, daß du ihn nicht früher kannteſt, kläre uns dieſes Verhältniß auf, und ich will dir Alles abbitten, ich will zu deinen Füßen ſtürzen, ich will dich, wie früher, für eine Heilige halten!“

„Könnt Ihr beſchwören, daß Ihr den Franzoſen weder kennt noch liebt, noch mit ihm in Verbindung ſtehet?“ fragte düſter der Pfarrer von St. Gil das zitternde Mädchen.

„Ich kenne ihn nicht, ich ſtehe mit ihm in keiner

Verbindung!“ entgegnete Thereſa endlich in großer Verwirrung.

„Und ihr liebt ihn auch nicht?“ fuhr mit rauhem Tone der Vorige fort. „Ihr ſeid Spanierin, Ihr ſeid Geweihte des Himmels; ein Verbrechen wäre ſo groß, wie das andere. — Wohlan!“ fuhr er heftig fort, indem er aufſtand, das Kruzifix haſtig ergriff und es Thereſen entgegen hielt. „Legt Eure Hand auf das Bild des Gekreuzigten, und ſchwöret, daß Ihr den verruchten Feind unſers Vaterlandes weder kennt noch liebt.“

Haſtig erhob Thereſa ihre Hand, eben wollte ſie ſolche auf das Kruzifix legen, da, — zum Erſtaunen Aller, — ließ ſie langſam den Arm ſinken, ſie begann zu ſchwanken, griff nach einer Stuhllehne und ſtammelte: „Ich kann nicht ſchwören.“ — — —

„Seht ihr! — Seht ihr!“ — rief mit herzzerreißendem Tone Pedro, indem er auf den Seſſel ſtürzte und das Geſicht gegen die Lehne deſſelben preßte.

„Führt die Verbrecherin fort!“ rief jetzt mit Donnerſtimme der Pfarrer von St. Gil. „Wir wollen über ihre Strafe abſtimmen.“

Thereſa ſchien reden zu wollen. Der Pater de la Conſolacion eilte zu ihr, ſie zu ermahnen, aber — ſie antwortete nicht, ſchüttelte blos mit dem Haupte und wankte, am Arme eines Häſchers, zur Thüre hinaus.

„Da ſeht ihr,“ rief der Pfarrer von St. Gil mit einem Blicke voll Vorwurf auf Palafox, Butron und den Pater de la Conſolacion, „da ſeht ihr, wohin uns unzeitige Milde noch ſtets geführt hat. Verbrecheriſche Lauheit, — und ich ſelbſt bin ſtrafbar, dieſer oft nachgegeben zu haben, — hat die Nattern in unſerm Schooße gezeugt, dieſe Schlangen, die uns jetzt erwürgen. Ja, ich muß es ſagen, wären Alle im Rathe ſtets meiner Meinung geweſen, ſo würden wir uns, wenn wir einſt, nach einem glorreichen Frieden, unſere Schwerter in die Scheide geſtoßen hätten, uns dieſes Tages freuen können; aber freilich, jetzt kann ich nur mit dem gottſeligen Joſua ſprechen: Was ſollen wir ſagen, wenn Israel ſeinen Feinden den Rücken kehret?“ —

„So iſt's, hochwürdiger Herr!“ rief der Limonadenwirth vom Coſſo. „Wir ſind bisher ſtets zu gelind geweſen. — Schon als der alte Blas von der Kreuzgaſſe in das Gefängniß geſperrt wurde, anſtatt gehangen zu werden, habe ich dieſe Meinung geäußert. Hatte der Kerl nicht geſagt, daß der Joſeph Bonaparte nicht einäugig ſei? Und alle Welt weiß doch, daß er ein künſtlich eingeſetztes, gläſernes Auge hat! — Ich habe auf den Blas immer nicht viel gehalten; denn er war ein Knauſer; an meiner Limonade, welche die beſte in der Welt iſt, hatte er beſtändig etwas zu mäkeln, und er trank ſie immer nur *por copas*“ (Gläschenweiſe.)

„Wir müſſen ein Exempel ſtatuiren!“ rief Tio Marin. „Die verrätheriſche Nonne muß ſterben.“

„Recht, Gevatter!“ ſchrie Tio Jorge. „Dies iſt auch meine Meinung, und wer nicht ſo denkt, iſt ein Franzoſe und ein Verräther.“

„Ich ſollte glauben,“ hob der Pater de la Conſolacion an, „daß Schweſter Thereſa ſich vielleicht von dem Verdachte wird reinigen können; ſie ſchien ſo ergriffen, ſo überraſcht.“ —

„Schon der Verdächtige verdient den Tod!“ ſagte mit ſtechendem Blicke der Pfarrer von St. Gil. „Wer wollte warten, den Scorpion zu zertreten, bis er den Stich vollführt hat? — Ich ſtimme für den Tod der Angeklagten.“

„Auch wir!“ riefen Jorge und Marin aus einem Munde.

„Auch ich!“ ſagte Pedro mit ſchauerlichem Tone. „Die Heilige hat empfunden!“ ſetzte er dumpf und wie bewußtlos hinzu. „Das Grab ſoll ſie haben, aber kein Lebender.“

„Vier Stimmen gegen drei!“ rief kalt der Pfarrer von St. Gil, als Palafox, der Pater de la Conſolacion und Butron ſchwiegen. — „Morgen mit Sonnenaufgang ſoll ſie im Kloſterhofe von San Francisco mittelſt der Garrotte erdroſſelt werden; dieſe Rückſicht ſind wir ihr, da ſie gewiſſermaßen zum Klerus gehört, ſchuldig.“

„Wohlan!“ rief jetzt der Pater de la Conſolacion. „Da die Unglückliche den Tod erleiden ſoll, ſo muß ſie auf dieſen vorbereitet, und durch einen Prieſter zum Richtplatze begleitet werden. — Ich trage darauf an, daß die hohe Junta den Bruder Pedro de la Muga zu dieſem Dienſte erwähle.“ —

„Nimmermehr!“ ſchrie Pedro, bei dieſen Worten mit Entſetzen von ſeinem Sitz aufſpringend.

„Ihr werdet thun, was die Junta zu befehlen für gut halten wird!“ ſagte der Pfarrer von St. Gil mit einem drohenden Blick auf Pedro. „Ich hätte Euch für ſtärker gehalten; aber freilich — nicht Alle, die da rufen: Herr! Herr! ſind eifrige Diener.“

„Ich ſtimme für den gemachten Vorſchlag!“ rief Butron mit einem auf Pedro gerichteten Blicke, in dem ſich Zorn mit Verachtung paarte.

„Auch ich! — Wir Alle!“ ſetzte Palafox hinzu, als die Verſammlung durch Kopfnicken ihre Beiſtimmung anzudeuten ſchien.

„Ihr werdet Euch demnach um Mitternacht in den Kerker der Verbrecherin begeben, ihre Beichte hören und dann mit Sonnenaufgang ſie auf dem letzten Wege begleiten!“ ſprach gebieterich der Pfarrer von St. Gil zu Pedro, und dieſer ſank wie betäubt und leichenblaß auf ſeinen Stuhl zurück; doch auf einmal, wie von einem Blitzſtrahl durchzuckt, erhob er ſich und ging, feſten Schrittes, aus dem Saale. — — —

Es war in der folgenden Nacht, und bereits hatte die Uhr des Kloſterhofes von Santa Maria de la Miſericordia die eilfte Stunde verkündet, als Thereſa das kleine Büchlein, in dem ſie bis dahin die Gebete für die Sterbenden durchleſen, zuſchlug. Das Mädchen befand ſich allein in einem unterirdiſchen Gemache, welches man faſt einen Korridor nennen konnte, denn es war ziemlich lang und ſchmal. Die Decke des Gewölbes ward von einer Reihe Säulen getragen, deren Schatten bei dem ungewiſſen Lichte, den das einzige, auf einem kleinen Tiſche ſtehende Lämpchen verbreitete, durchaus nicht den Hintergrund des Gemaches, ja nicht einmal die kaum einige Schritte entfernte Seitenwand erkennen ließen. Allem Anſcheine nach war der Korridor ſonſt nur als Zugang zu Kellern und Gefängniſſen, und vermuthlich nur für dieſen Fall, und für wenige Stunden, als Aufbewahrungsort für die Gefangene benutzt worden. Mit gefalteten Händen ging Thereſa in dem unterirdiſchen Raume mehremale auf und ab. Ihre Haltung zeigte von Erſchöpfung und Mattigkeit, ihre Züge eine ſtille Ergebung. Der Kanonendonner, das Krachen der Bomben und Granaten, welches den ganzen Tag gedauert, hatte ſeit länger als einer Stunde geendet, und man war im Stande, den Stundenſchlag der Kloſteruhr zu vernehmen, wenn ſolcher auch nur dumpf durch die engen Luftlöcher, die in den einſamen, aber geräumigen Hof führten, in dieſe unterirdiſchen Räume drang.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſche Charaktere.

1.

Eduard Lytton Bulwer.

Auch England, das bedächtige, ſpekulative England empfindet die Einflüſſe der ſogenannten neuen Schule. Zum erſtenmale hat ſich jener materielle und mechaniſche Prozeß in die Literatur dieſes Landes eingeſchlichen, der Prozeß der Büchermacherei. Man mag gut, oder ſchlecht ſchreiben; es genügt dem Autor, wenn das Buch geleſen wird, wenn es die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zieht. Dieſes iſt die letzte Form einer überſättigten Literatur, ein Zeichen des Verfalls. Ein ſchriftſtelleriſches Werk ſoll eine feſte Grundlage, einen konſequenten Sinn, eine Seele, eine verborgene Kraft bieten; das Genie verſchmähet es, brillante Fragmente an einen Faden zu reihen, daß ſie glänzend und funkelnd einen Schmuck bieten. So ſetzte Cervantes den Heroismus dem Intereſſe, das poetiſche Leben dem thieriſchen, das ideale dem wirklichen entgegen. Rabalais, weniger groß und moraliſch, bot dieſelbe Anſicht, dieſelbe Idee. Richardſon war das Organ des proteſtantiſchen Begriffs. Fielding, ſein Feind, bekämpfte die puritaniſche Heuchelei. Was bietet Bulwer? Nichts, was ſich an Kraft und Tiefe mit dieſen Schriftſtellern meſſen kann. Seine Intelligenz läuft, wie ein Kind, mitten durch eine ſo enge Landſchaft, zwiſchen allen Tableaux, Träumen und Gedanken umher, er wählt und ordnet nicht; was glänzt und intereſſirt, genügt ihm. Wie er, geben ſich alle modernen Schriftſteller dieſem fragmentariſchen und unzuſammenhängenden Charakter hin. Dem Bande, welches ihre Gedanken vereinigt und zuſammenhält, fehlt die Kraft; ſie haben kein geiſtiges Ziel, vergebens würde man bei ihnen nach einem mächtigen Concentrationspunkt fragen.

So findet man auch in keinem der Bulwer'ſchen Romane eine durchgreifende philoſophiſche Idee, bei keinem fühlt man das Bedürfniß des Autors, der Welt, oder wenigſtens dem Leſer eine kräftige Richtung zu geben, oder das, die Reſultate eines Gedankens mitzutheilen, der ſeiner ſelbſt ſicher iſt. Walter Scott iſt der letzte Schriftſteller Großbritanniens, der es ſich angelegen ſein ließ, vor dem Schreiben zu denken. James Hogg, Thomas Hood, Theodor Hook, Galt, Normanby, Ainslie, Gore, Norton, Miß Landon, ſie alle beherrſcht daſſelbe Kompoſitions-Syſtem, welches Bulwer leitet, doch iſt dieſer ihnen an Leichtigkeit in der Behandlung und Ausmalung der Charaktere überlegen. Alle ihre Schriften könnten eben ſo, wie die Bulwer's, des Meiſters der modernen engliſchen Schule, des allgemeinen Muſterbildes, den Titel: „Fragmente und abgeſonderte Scenen, unter dem Aushängeſchilde eines Titels“ an der Stirn tragen. Befremden muß es, daß derſelbe Geſchmack ſich des ganzen nördlichen Europas bemächtigt hat. Der kräftigen Literatur Schlegels und Göthes, iſt in Deutſchland eine leichte, ſcherzhafte Schriftſtellerei gefolgt, die einen geſunden ironiſchen Verſtand affektirt und ſich zwiſchen groben Materialismus und der Poeſie umhertreibt, aber Leſer findet und Aufſehen erreget.

Bulwer, ſympathiſirend mit der gegenwärtigen Revolution der Ideen und der Dinge, Mitglied des engliſchen Parlaments, geiſtreicher Dichter, geſchickt, die Gelegenheit zu benutzen, ſich ihrer zu bemächtigen, ſie zu bearbeiten, ſagt ſich gänzlich von jenen Schriftſtellern los, die ihm vorangingen. Er gleicht ſo wenig den Addiſſons und Johnſons, wie den Southeys und Byrons. Er ſtrebt mit allen Kräften dahin, das Reich der Literatur feſtzuſtellen. Nicht die Praxis, ſondern die Theorie ſoll im Weltall herrſchen. In faſt allen ſeinen neueren Werken lehnt er ſich gegen die bedächtige Erfahrung auf, die bis jetzt die Angelegenheiten Englands geleitet hat, ſeine Politik, ſeine Moral, ſein ſociales Leben. Er verachtet dieſes poſitive Genie, welches bei einem Volke der Induſtrie und des Handels ſo natürlich iſt; er nimmt für die Schriftſteller einen höheren, thätigeren und einflußreicheren Standpunkt in Anſpruch. Wir können in allen dieſen Symptomen der Literatur, denen die Zeitverhältniſſe und die Verwirrung der Dinge zu Hülfe kommen, nur den Anfang einer neuen Aera erblicken, das Anzeichen einer größeren Veränderung im Volkerleben, das der Beachtung werth iſt.

Die Völker ſind krank, ſie haben ſich von der Praxis losgeriſſen, ſie ſind nicht damit zufrieden, das Beſtehende zu verbeſſern, ſie verlieren ſich in weitausſehenden Spekulationen, ſie ſtürzen ſich auf die Nachforſchung des Möglichen und Idealen, ſie verlangen von der Philoſophie ein Heilmittel ihrer Leidenſchaft. Hier bieten ſich die Sophiſten und Schriftſteller dar und ſchlagen untrügliche Heilmittel vor, die öffentlichen Übel zu heilen. Staatsmänner und Politiker beben vor einer ſo drängenden Nothwendigkeit zurück, ſie erbleichen, zittern, den Ereigniſſen gegenüber. Gewöhnt an die Bewegungen, unterliegen die Schriftſteller den Täuſchungen weniger; ſie erſchrecken nicht vor der Umwälzung des ſocialen Lebens, welche jene fürchten, ſie glauben nicht an das Utopien, von welchem ſie ſchreiben, das ſchönſte Syſtem iſt für ſie das des Schreckens. Sie ſelbſt aber fürchten nichts, ihre Hoffnungen ſind leicht und brillant, ſie haben lange Zeit im Reiche der Ideen gelebt; ſie wiſſen es nicht, wie leicht die Macht der rauhen Wirklichkeit die glänzendſten Spekulationen zertrümmert und über den Haufen wirft.

Beim Anfange größerer Revolutionen, wenn die Kriſis ſich ankündigt, tritt der Zeitpunkt ein, wo ein ganzer Haufe von Literaten und empyriſchen Ärzten herbeiſtrömt, ſie bringen dem Staate, oder vielmehr dem Volke Hülfsmittel, ſie vertrauen ganz und gar ihren Axiomen. Was ſoll aus der bürgerlichen Geſellſchaft, die ſich unter dieſen widerſprechenden Doktrinen umhertreibt, werden? Sie lebt der Hoffnung, ſie zweifelt nicht an ihrer wiederherſtellenden Kraft; ſie bewilligt denen, welche ihr zu Hülfe eilen, unſterblichen Ruhm und unbegrenzten Kredit.

(Schluß folgt.)

Buntes.

⁂ Es iſt eine frappante Anordnung von oben (von „über den Wolken") herab, daß ſo mancher ſchlaue Plan des menſchlichen Eigennutzes begünſtigt wird, um — einer großen und ernſten Sache zu dienen, ein Erfolg, wovon ſich unſer maulwurfsähnlicher Egoismus nichts träumen ließ. So hat z. B. die engliſche Regierung vor dem Jahre 1806 nicht weniger als 150,000 Pfund Sterling (welche Summe ſeither bis 1830 freilich nur auf 20,000 herabſchmolz) daran verwendet, um die Autochthonen im engliſchen Nordamerika theils gegen Frankreich, theils gegen die engliſch-amerikaniſche Conföderation aufzuhetzen; die genannten Summen wurden nicht baar entrichtet, ſondern deren Werth in tauſenderlei Gegenſtänden ertheilt, deren Nutzen für die Civiliſation der Ureinwohner unberechenbar war. Letztere iſt denn auch bereits bedeutend vorwärts geſchritten. Die Mohawk's z. B. tragen jetzt europäiſche Kleider, die Chippeway's haben eine große Empfänglichkeit für die Adoption des Chriſtenthums eingeſogen, die Miſſiſſagua's, welche früher an Faulheit, Leidenſchaft für den Trunk und aller Art von Verworfenheit ihres Gleichen ſuchten, vereinigen ſich allmählig in Dörfern zu Gemeinden, und errichten Schulen. Obgleich die Bewohner Canada's im Allgemeinen in der Civiliſation noch keine ſo großen Fortſchritte gemacht haben, wie die Cherokeſen, ſo ſind ſie doch bereits ſo weit gekommen, daß man ſowohl für ihr ſpezielles Intereſſe, als auch für das der Humanität überhaupt, die erfreulichſten Reſultate hoffen darf.

⁂ Nach einem an das Haus der Gemeinen erſtatteten Bericht hat ſich die Zahl der engliſchen Schiffe, welche im auswärtigen Handel ſegelten, von 1834—1835 um 689 vermehrt, welche auf 108,552 Tonnen eingetragen ſind, im Werth von 1,611,336 Pfund Sterling. Die Zahl der Küſtenfahrer wuchs binnen derſelben Zeit um 5,574 (474,369 Tonnen, 3,795,032 Pf. Sterl. im Werth). 11,678 Seefahrer (zu 2,108,492 Tonnen) und 122,440 Küſtenfahrer (zu 9,874,715 Tonnen) landeten binnen jener Zeit in den 3 vereinigten Königreichen! Wo ſteht das Rom für dieſe Punier des neunzehnten Jahrhunderts? An der Themſe ohne Zweifel; aber es hat kein Capitol, und glücklicher Weiſe keine Scipionen. —

⁂ Die Säds oder indiſchen Quäker. Die Bekenner dieſer Secte, hauptſächlich Handelsleute, mehrere auch Zemindars, Bauern und Handwerker, ſcheinen über das britiſche Oſtindien dünn zerſtreut zu ſein, und verſammeln ſich alljährlich an den, von ihren Anführern erwählten Orten. Diesmal hatten ſie, ungefähr dreitauſend an der Zahl, von jedem Geſchlecht und Alter, Dehli zu ihrem Verſammlungsort erſehen. Ihr Hauptquartier, durch ein Zelt mit doppelten Stangen ausgezeichnet, befand ſich in einem der Serais von Trevelyanpore, wo die Säds ihre religiöſen Gebräuche bei Sonnen-Auf- und Untergang einige Tage lang fortſetzten. Die ganze Verſammlung bildete in dieſen Stunden eine Art von Kreis, wiederholte gewiſſe Gebete und ſang eine Hymne unter freiem Himmel. Das heilige Buch ihres Glaubens, Pothee genannt, wurde, wie man mich belehrte, in dem Zelte durch ein Individuum abgeleſen und erklärt, das hierzu auf Lebenszeit oder auf gutes Betragen angenommen iſt, das man mir aber weder als Guroo, noch als Pundit oder Padree bezeichnen wollte, woraus ich alſo ſchließe, daß man ihn für einen Laien anſehen muß. Von dieſer Perſon erfuhr ich folgendes Nähere hinſichtlich der Glaubenslehren der Säds, die ihnen in ihren heiligen Schriften vorgeſchrieben ſind: Die Säds beten nur einen Gott an, den Schöpfer aller Dinge, und verabſcheuen die Abgötterei. Die Menſchen ſind ſich, nach ihnen, alle gleich, und ſie erkennen keinen Unterſchied des Ranges oder der Kaſte, ob ſie gleich in ihrem Betragen gegen Andere die Tugend verehren und dem Laſter ihre Verachtung bezeigen. Es iſt ihnen nicht erlaubt, Soldaten zu werden, noch ſich der Waffen zum Angriff zu bedienen; doch iſt ihnen zugeſtanden, ſich zur Selbſtvertheidigung zu wehren. Die Kleidung der Männer muß ganz weiß ſein, und Gold- und Silberzierrathen werden bei ihnen für unanſtändig gehalten; den Weibern iſt es aber, ſcheint es, erlaubt, etwas Geſchmeide und farbige Kleider zu tragen. Es iſt beiden Geſchlechtern ſtreng verboten, etwas zu eſſen, was gelebt hat, ſich zu berauſchen, oder Tabak zu rauchen. Die Säds können keinen Eid ablegen, und in den Gerichtshöfen von Mirzapore, wo ſolche zahlreich ſind, wird, wie man mir ſagte, ihre einfache Bekräftigung einer Sache einem Eide gleich gehalten. Es muß ſich ein Jeder dieſer Secte auf eine ehrliche Weiſe ernähren. Wird er arm durch Gebrechen, Alter oder unvermeidliches Unglück, ſo wird er durch ſeine Glaubensbrüder unterſtützt, die ihn aber verſtoßen, wenn ſeine Armuth durch Faulheit oder ſchlechte Aufführung entſtanden iſt. Auch kann ein Säd nur ein Weib nehmen, und ſie nur einen Mann. Ehebruch und uneheliches Beiſammenwohnen werden ſtrenge beſtraft. In Betreff eines zukünftigen Zuſtandes glauben ſie, daß der Gerechte ſich der Glückſeligkeit in Gegenwart des Allmächtigen erfreue, und daß die Seelen der Gottloſen in Thiere übergehen. Sie ſcheinen keinen Begriff von einer andern Hölle, als dieſer Erniedrigung hier auf der Erde zu haben. Als man ſie näher von den Gebräuchen einer religiöſen Brüderſchaft in England unterrichtete, die ſich die Freunde nennen, ſo ſchlugen die Säds, die ſchon etwas von ihnen gehört hatten, vor, eine beſondere Zuſammenkunft zu halten, um eine Adreſſe an eine Secte zu veranlaſſen, die der ihrigen ſo ſehr gliche, welche Adreſſe auch die Redaction der Dehlier Zeitung zu fördern übernahm.

Franzöſiſche Literatur-Novitäten.

⁂ Der Verfaſſer „Fragoletta's", de Latouche, tritt mit einem neuen Roman auf: *Grangeneuve.*

⁂ *Henri Percy, Comte de Northumberland, au XVI. siècle*, ein hiſtoriſcher Roman von der Fürſtin v. Craon (2 Bde. Paris bei Deſſove), behandelt eine bereits von vielen, namentlich dramatiſchen Dichtern benutzte inhaltsreiche Epoche, die des gekrönten Blaubarts, Heinrich des VIII.

⁂ Die Verfaſſer des „Struenſee", Arnould u. Fournier, haben einen neuen Roman herausgegeben: Alexis Petrowich, welcher den beſten neueren Werken an die Seite geſtellt wird.

⁂ *Au-delà du Rhin*, von Lerminier (bei Bonnaire), macht in der politiſchen und literariſchen Welt großes Aufſehen.

⁂ Die *Promenades d'un artiste*, wovon in dieſen Blättern bereits früher einmal die Rede war, machen horrendes Glück.

⁂ Bei Lavavaſſeur erſchien: „*Flavien, ou de Rome au désert*" von Alex. Guiraud.

⁂ Einen neuen werthvollen Fund aus dem Schatz der öſtlichen Poeſie verdankt die weſtliche Litteratur den eifrigen Bemühungen des Herrn Garcin de Taſſy, welcher den allerliebſten [illegible] Roman: die Abentheuer Kamrup's aus dem Hindoſtaniſchen ins Franzöſiſche überſetzte. Kann der benannte Roman auch nicht den koſtbaren Perlen Kalidaſa's, noch den Fabeln Sindbad's, womit er übrigens einige Analogie hat, an Werth gleichgeſtellt werden, ſo zeichnet er ſich doch durch eine Menge von graziöſen Details über das innere Leben in Hindoſtan aus, welche den meiſten Reiſenden entgingen. Der Ueberſetzer hat das Buch durch viele gelehrte Noten bereichert.

⁂ Die Erforſchung der alt-franzöſiſchen Literatur des 12ten, 13ten und 14ten Jahrhunderts gewinnt in Frankreich von Tag zu Tag mehr eifrige Partheigänger, und die Ausbeute, welche Fleiß und Wetteifer aus den Schachten alter Poeſie zu Tage fördert, vermehrt ſich zuſehends. In die Fußſtapfen der wackern Forſcher und Sammler Paulin Paris, Francisque Michel und de Monmerqué (denen man die Herausgabe de: *Comte de Poitiers* und des *Roman de la violette* verdankt), Chabailles, welcher ſo eben ein neues Stück vom *Roman du Renard* erſcheinen läßt, tritt ein junger Mann von entſchiedenem Talent und Eifer, Achille Jubinal. In kurzen Zwiſchenräumen gab er folgende altfranzöſiſche Schriften heraus: **Des Vingt-Trois Manières de Vilains** (eine burleske Diatribe, wozu Eloi Johanneau einen grammatikaliſchen Commentar lieferte), ein **Mystère de la Résurrection du Sauveur** (eigentlich bloß ein Bruchſtück dieſes Myſters aus dem 13ten Jahrhundert), — ferner einen „**Sermon**" (deßgleichen aus dem 13ten Jahrhundert), zwei „**Complaintes**" des Troubadours Rutebeuf, nebſt einem Abriß über das Leben und die Schriften dieſes ſatyriſchen Dichters, — endlich unter dem Titel: **Jongleurs et Trouvères**, eine Sammlung von „**saluts, épitres et rêveries**" u. ſ. w. aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert. Letztere Sammlung enthält unter andern auch die **Chapel à sept fleurs** (allerliebſt durch Zartheit), **Paix aux Anglais** (voll beißenden Spottes), die Satyre der Laboureur's (voll direkter Beziehungen auf das politiſche Leben und Treiben, wie auf die Dichtkunſt jener Zeit) u. ſ. w. Jubinal beſchäftigt ſich jetzt mit einer Geſammtausgabe der Dichtungen des oben erwähnten Troubadours Rutebeuf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 150. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 25.

Samſtag, 27. Juni.

Börne gegen Heine.

Börne hat Heine im Feuilleton des Reformateur bei mehr, als der bloßen Parthei angeklagt. Er appellirte an alle diejenigen, welche ſich ein Urtheil zutrauen, und hat deshalb in der Verdammung Heine's einen auffallenden Anklang gefunden, ſelbſt bei denen, welche Börne ſonſt gar keines Grußes würdigt. Das Reſultat iſt jedenfalls ein ſolches, was Börnen nur zufällig zu Gunſten kommt; wir müſſen das Gleichgewicht wieder herſtellen und den Ankläger innerhalb ſeiner Parthei zurückdrängen. Ich kann nicht dafür, wenn dies Verfahren wie eine Rechtfertigung Heine's ausſehen wird. Mich dauert des armen Kindes, wie man ihm ſeine Blumenkränze zerreißt und an ſeine liebenswürdige Thorheit mit ſo maſſiven Zurechnungen geht.

O glaubt mir, Beide leidet ihr an derſelben Krankheit! Beide macht euch die Geliebte eures Herzens wahnwitzig! Beide ſchmachten nach der Freiheit; aber Börne wird aus Sehnſucht ein Verzweifelter, Heine aus Sehnſucht ein Übermüthiger. Börne rettet das Übrige, während er Eines aufgeben muß: Heine wirft Alles hin, er krankt an demſelben Schmerze. Börne hält ſich an Gott und gibt die Menſchen auf. Heine klammert ſich an die Menſchen und ſcheidet ſich von Gott. Börne will die moraliſche und religiöſe Weltordnung kultiviren, bis wir in beſſern ſozialen Verhältniſſen ſind. Heine will alles preisgeben, ehe wir nicht zum politiſchen Ziele ſind. Wer hat Recht? Thörichte Frage! Fragen ſoll man nur: wer iſt mäßiger? Auch das nicht: Wer iſt muthiger? Noch weniger dies: wer iſt unglücklicher? Sie ſind es beide in gleichem Grade; nur darin unterſcheiden ſie ſich, daß der Eine ſeiner Sache nützlicher iſt, als der Andre.

Börne, dem der deutſche Adler an der Leber frißt, iſt kein Prometheus: Heine iſt es; denn Heine flucht den Göttern, wie Prometheus. Börne glaubt früher zu ſeinem Ziele kommen zu können, wie Heine; denn Börne läßt der Welt, was ſie hat, nur will er ihren politiſchen Zuſtand verändern. Heine will ihr noch den Glauben nehmen. Das iſt der Unterſchied: Börne hat nur Einen, Heine hat ſie Alle gegen ſich.

Börne leidet an einer Einſeitigkeit; Heine an einer Ungerechtigkeit. Börne glaubt, die einzige Frage der Zeit wäre die der Könige. Heine rächt ſich an den Gärten, Beſitzungen, an dem ehrlichen Namen des Mannes, der ihm ſeine Tochter nicht geben will. Wenn Börne an ſeinem Ziele wäre, ſo würde er die Sitten und ſozialen Meinungen angreifen. Wenn Heine es wäre, ſo würde er gegen Börne's Frivolität ſchreiben und eingeſtehen, daß er früher die Erde und den Himmel nur verwüſtet habe, um gleichſam zu ſagen: Wenn ihr uns das Eine vorenthaltet, nun, ſo werde euch auch das Andre benommen!

Börne klagt Heine der Frivolität an; aber iſt es nicht der größte Leichtſinn, das Jahrhundert auf Nichts zu reduziren, als die conſtitutionelle Frage? Indem Börne die theologiſchen Debatten in die Vergangenheit verweiſ't und von den Angriffen auf das Chriſtenthum wie von einer antiquirten und verbrauchten Maxime ſpricht, ſchneidet er für unſre Zeit die Spekulation ab. Indem er geringſchätzig redet von den Beſtrebungen, über die Schönheit, neue Beſtimmungen feſtzuſetzen, tödtet er die Keime künſtleriſcher Ausbildung, mit deren Blüthe die nächſte Zukunft unſres Vaterlandes bedacht zu ſein ſcheint. Wir können nicht glauben, daß Börne eines ſolchen Despotismus fähig wäre, und die Zeit ſo wenig überſähe. Eine ſolche Vollendung, wie die ſeinige, eine Vergangenheit, die ſo abgerundet vor uns ſteht, wie die Autorſchaft Börne's, braucht freilich die Gegenwart nicht. Aber die deutſche Jugend, welche die Feder führt, wird ſich hüten, eine Einſeitigkeit der Grundſätze zu verfolgen, welche die Tendenz des Jahrhunderts eben ſo ſehr wie die Literatur zu vernichten droht. Sie auf nichts anweiſen, als jene iſolirte politiſche Thätigkeit, d. h. auf die Bretter, welche zu einem Sarg hinreichend ſind, iſt eine Grauſamkeit, die die Jugend hochherzig genug wäre, wahr zu machen, die aber Niemanden nützen würde, am wenigſten dem Vaterlande. Je nothwendiger es ſcheint, ſich mit den beſtehenden Verhältniſſen abzufinden, deſto eher ſolltet ihr darauf bedacht ſein, uns in den Studien zu unterſtützen, welche der Zukunft gewidmet ſind!

Wir haben es immer ausgeſprochen, daß Heine's ganz unentwickelte Charakterbildung, vor allen Dingen aber die große Leere, welche ſelbſt in genialen Köpfen entſteht, wenn ſie in einer ſo vollen, konkreten und überhäuften Zeit nichts thun, als von ihrem urſprünglichen ſubjektiven Kapitale leben, dieſen Autor zum Kampfe der Zeit im großen, tragiſchen Style ganz ungeſchickt macht. Möge jedes Wort, was Börne in dieſer Rückſicht geſagt hat, auf ein gutes Feld fallen und in Heinen nicht Groll, ſondern Entſchlüſſe hervorrufen! Im Übrigen aber müſſen wir uns entſchieden gegen Börne's Prinzipien, ſo weit ſie in jenen Aufſätzen zum Verſchein kommen, erklären, wie gegen alle Inſinuationen, die von der rein bürgerlichen Auffaſſung der Ereigniſſe herkommen oder mit einer Meinungsſchattirung des Tiersparti, es ſei, welche es wolle, irgend im Zuſammenhange ſtehen.

79) Liebesbriefe. Novelle von Heinrich Laube. Leipzig, O. Wigand. 1835.

Alphons ſchreibt an Blanka. Alphons iſt von hoher Geburt; er darf es wagen, mit Prinzen und Grafen zu rivaliſiren. Das Karlsbader Waſſer muß eigne Wirkungen haben; unſer Dichter pflegt alle ſeine Erfindungen, die auf freiere Anſichten des geſellſchaftlichen Lebens ſich gründen, nach Karlsbad zu verlegen. Vielleicht langweilt man ſich zwiſchen den Bergen: kurz Alphons liebt Blanka; aber die Briefe, die er ihr ſchreibt, ſind voll von Bouquets und Zärtlichkeiten, die er an andre Damen gibt und von ihnen nimmt. Alphons ſäuſelt, ein gewiſſenloſer Zephyr, von einer Blume zur andern, und bricht ſoviel Blüthe ab, als der Augenblick zuläßt. Die Comteſſe lächelt ihm zu, Franciska darf er im Bade überraſchen, die Baronin ſcheint ſich ihm ſelbſt anzubieten. Alphons beichtet an Blanka Alles, auch wie er ſelbſt noch andre Göttinnen liebe neben Blanka. Arme Blanka! Sie girrt ihm die zärtlichſten Sendſchreiben zu: Alphons iſt ſo grauſam, dieſe heimliche Correſpondenz für die Anerbietungen der Baronin zu halten. Das Alter und die Erfahrung, in Geſtalt eines Onkels, müſſen dazwiſchen treten, um hier das Brechen eines Herzens, dort eine Thorheit zu verhindern. Eine Liſt entfernt Alphonſen von dem Karlsbader Strudel: er hat den Venusberg im Rücken und macht ſeine Toilette, um mit Blanka vor den Altar zu treten.

Dies iſt der einfache Rahmen eines Gemäldes, das Laube mit liebenswürdigen, leidenſchaftlichen Farben, mit weltlicher Routine und mancherlei Thorheit ausgeführt hat. Wir ſehen die Eigenthümlichkeit dieſes Dichters immer deutlicher ausgeprägt. Laube iſt die beſte Repräſentation des Modernen, die wir in unſrer Literatur haben. Es iſt ein Autor, der fortwährend auf jenem äußerſten Rande, wo Wirklichkeit und Spekulation gränzen, in der Schwebe ſich zu erhalten ſucht: Laube, der noch im Ungewiſſen iſt, wie die Griechiſche Nacktheit mit Pariſer Mode verbunden werden ſoll; Laube, der in Gang, Miene, Haltung, in weißer Wäſche und den Schleifen der Cravatte die unverſtändliche Sprache des Weltgeiſtes entdecken möchte; Laube, ſo unendlich liebenswürdig und ſo abſcheulich kokett. Wir haben in unſrer Literatur keinen Tirailleur, der ſo weit voran und verloren ſteht, der ſo wenig entſcheidet und doch ſo viele treffliche Schüſſe zielt. Wer in der jungen Literatur möchte es wagen, wie Laube ſo mit der blauen Luft zu parlamentiren, die kleinen Fäden einer kaum angeſponnenen Zukunft künſtleriſch zu verflechten, und von einer Revolution unſerer ſocialen Verhältniſſe nur das Zufälligſte, Äußerlichſte in der Form zu verarbeiten! Laube opfert ſich einem Ideale, das Tauſende mißverſtehen und auf Rechnung ſeines Weſens bringen werden: ja er opfert ſogar dem Ideale die Kunſt auf, die er glühend ſucht, und die ihn immer flieht, die Kunſt, welche dieſes Autors Lebensprinzip iſt, und ſich in ſeinen wirren, ſtyliſtiſch und der Anlage nach regelloſen Schriften nur in kleinen Details, in Torſoreſten offenbaren will.

Oder ſollte die Miſchung von Intereſſe und Mißbehagen, welche Laube's Dichtungen in uns erzeugen, ihren Grund in jener Tendenz haben, welche Laube die Emanzipation der Liebe nennt? Sehet da, in welche Tiefen ſich die Regungen des Gemüths verlieren. Wir ſchwärmen für eine Erlöſung der Menſchheit aus den Banden der Convenienz und des Vorurtheils, wir kämpfen gegen die Inſtitutionen, welche den Gottesdienſt der Natur verdrängen, wir wollen die Liebe vom Geſetze trennen, und die Wahl bis zum Beſitze ohne Zwiſchenraum laſſen; und doch pauſirt eiskalt der ſchlagende Puls, wenn eine ſolche Rückſichtsloſigkeit, wie die Laube's, mit Schmetterlingsflügeln an uns vorüberſchwirrt. Man ſieht, wie ſehr dieſe Emanzipationsſtudien doch immer nur der iſolirteſte Dilettantismus des Individuums ſind. Man möchte Alle befreien, aber nur für ſich. Der eine Despotismus ſcheint nur den andern ablöſen zu wollen. Ach, auch dieſe beanſtandete und verbotene Autorſchaft iſt ein Cultus, der über das Papier ſich hinauslehnt, und ſeine Grundſätze immer mit Anwendungen verwechſelt, welche uns aufbringen können, wenn ſie von Andern gemacht werden. Bei allem Polytheismus in der Liebe wird man doch immer nur an eine Göttin glauben, wenn ſie nämlich der Gegenſtand fremder Bewerbungen wird.

Laube's Vorzug in ſchönen Details bewährt ſich auch in dieſer kleinen Pièce. Seine Kosmetik, ſein Emanzipationsevangelium wird bei Weitem von jenen Zufälligkeiten überboten, die zwiſchen den wilden und häkligen Gebüſchen ſeiner Phantaſie aufwuchern. Laube denkt und erzählt geläufig; überall ſteigen ihm aber Nebenbemerkungen auf, er kann keinen Ausdruck, keine Anſchauung im hergebrachten Sinne adoptiren, ohne ſie zu prüfen, und mit der ſtereotypen Phraſe einzulenken: „Ich liebe ſolche — Ich haſſe ſolche —“. All' dieſe hübſchen Beobachtungen über Geſelligkeit, Benehmen, Gewohnheiten, über die Stände und ihre Vorurtheile ziehen das Intereſſe faſt immer von der prekären Fabel ab, und entſchädigen für die ſonderbaren Touren und Verſchlingungen ſeiner Dichtungen, die nur für den Intereſſe haben, welcher ſie mitzutanzen Gelegenheit hatte.

Die Dedikation an den Fürſten Pückler-Muskau iſt anſtändig und höflich.

---

80) Das Haus Düſterweg. Eine Geſchichte aus der Gegenwart. Von Wilibald Alexis. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Wenn man die Überwindung hat, ſich hier durch fünfzig Bogen einer ganz nackten Erfindung, durch Briefe voller Räſonnement und Allegorie, durch einen Styl, der auf keinem Beine recht geht, und nun einmal um jeden Preis darauf pikirt iſt, den Berliner Straßenjargon zu kopiren, hindurchzuarbeiten, ſo wird dem Leſer immer noch ein Gefühl zurückbleiben, für welches ihm ſchwer ſein wird, Worte zu finden. Es iſt nicht die Verwandtſchaft dieſes Buches mit einigen Schriften von Mundt, welche uns unmuthig macht, nicht die Vergleichung hohler Räſonnements mit eben ſo unzuſammenhängenden aber tiefer begründeten Ideen, wie ſie Mundt gibt, ſondern die heilloſe, larmoyante Weltanſicht, welche uns an dieſem Autor zur Verzweiflung bringen kann. Den Schmerz eines Ariſtokraten, der ſich thränenden Auges an Hallers Reſtauration den Staatswiſſenſchaften anklammert, können wir verſtehen: den Schmerz eines Conſtitutionellen, der ein zu kleines Vaterland für ſein großes Talent hat, den Schmerz des Republikaners, den Schmerz eines Greiſen, der mit Göthe lebte, den Schmerz eines jungen Dichters, der mit ſeinen Idealen früh dem Grabe zureiſt — das alles können wir verſtehen: welche Empfindung bleibt uns aber übrig für eine Stimmung, in welcher alle dieſe Unbehaglichkeiten zuſammen auftreten, für ein Malheur, das aus allen dieſen desperaten Ingredienzien zuſammengeſetzt iſt? Wäre die Welt ſo elend, wie ſie hier zum Vorſchein kömmt, was lebſt du noch in ihr?

Man klagt die neuere Richtung der Literatur an, daß ſie zerriſſen wäre, dieſe Anklage iſt falſch. Die neue Literatur iſt ſehr im Reinen über ihre Zwecke und Beſtrebungen: ſie iſt heitern Sinnes und arbeitet ſingend im Dienſte Gottes und der Natur. Die Zerriſſenen ſind nur jene Schwächlinge, die wie Schatten zwiſchen den Partheien hin- und herwanken. Die Zerriſſenen ſind nur diejenigen, welche die Freiheit beſchimpfen, und von ihren Gegnern dafür nicht anerkannt werden. Die Zerriſſenen ſind nur jene göthiſchen Bücklingsmenſchen, die überall ſich neigen und überall anſtoßen. An all dem Jammer, der ſich in dieſem Romane mit einer grauſamen Redſeligkeit ausſpricht, iſt nur ein einziger Zug reell, die Klage des Verfaſſers, daß das Publikum lau wäre. Und dies iſt Alles! Und wenn es gelten kann, ſo gilt es entweder ganz perſönlich für den Autor, der gerade dieſen Roman geſchrieben hat, oder es dürfte niemals ausgeſprochen werden, dürfte nicht auf jeder Seite, in jedem Buchſtaben durchſchimmern; denn es iſt gänzlich unwürdig und veranlaßt die Proteſtation der Autoren, die ſich über die Theilnahmloſigkeit des Publikums durchaus nicht zu beklagen haben.

Es iſt wahr, man kann manches in dieſem Buche liberal nennen. Aber warum müſſen wir ſo unglücklich ſein, das anzuhören, was vielleicht nöthig iſt, um einige Gutsbeſitzer in der Ukermark und Pommern für den Liberalismus zu gewinnen! Warum müſſen dieſe Parthien ſo unvollſtändig und die Frage durchaus nicht erſchöpfend ſein! Es finden ſich tauſend Abſchweifungen auf Büreaukratie, Adelsvorurtheile, Hofetikette; ja, man weiß nicht, wie ſie hierher kommen. Der Verfaſſer ärgert und nergert damit nur die Regierungen, und compromitirt den Liberalismus, ohne ihm irgend einen anderweitigen Dienſt zu leiſten. Der Verfaſſer ſchildert eine Revolution, die in Deutſchland ausgebrochen wäre. Wo iſt ſie, wo? Gott, wir ſind begierig ſie zu ſehen! Aber es iſt aus den Fingern geſogen; blinder Lärm, der vorwitzig den Teufel an die Wand malt, als wenn er nicht auch ſo kommen könnte. Die liberale Maſchinerie dieſes Romans ſchwebt theoretiſch und praktiſch in der Luft. Sie ſchadet dem Autor ſowohl, wie der Sache.

Von allen Seiten wird man zur Verſöhnlichkeit aufgefordert: man ſolle dem Indifferentismus der Menge keine Augenweide geben. Wäre dies die Sprache eines gefallenen Königs; wohlan! Aber es iſt die Sprache des Bettlers. Ich geſtehe, ſehnſüchtig auf ein Buch von W. Alexis gewartet zu haben, von einem Manne, deſſen Unmännlichkeit mir im Grunde der Seele zuwider iſt, der aber das Gefühl ſeiner Schwäche hat, der an ſeiner Situation krank iſt, und ſich, wie man hoffen konnte, vielleicht emporarbeitet. Ich hätte ihm gern, uneingedenk der Angriffe, welche ich von ihm zu erfahren habe, den kleinen Finger meiner Hand gereicht; aber was läßt ſich thun? Ein Buch erſcheint, das uns zwingt, fortwährend an den Kopf zu greifen, ob wir ihn noch haben, ob wir nicht durch das Gerede eines Wahnſinnigen ſelber thöricht geworden ſind; ein Buch, worin Allegorie, Zerriſſenheit, Redſeligkeit die geflickteſte Rolle von der Welt ſpielen, ein Buch, worin es Gedanken gibt, z. B. „Es iſt im Grunde einerlei, nach einer Krone greifen, oder nach einer Kaſſe," Gedanken, die einem Schlafenden im Traume aus dem Munde zu fallen ſcheinen, ſo leer und ſchlottericht ſind ſie. Möchte man nicht glauben, nur noch die Franzoſen könnten Bücher ſchreiben! Ich fühle dieſes Urtheil ſchmerzlicher, als der Autor. Denn geboren bin ich, alle Welt zu lieben. Noch verzweifl' ich nicht. W. Alexis iſt geboren, alle Tage zu ſterben, und immer wieder aufzuſtehen. Er hat es mit Scott, Hoffmann und Tieck verſucht, mit der Genremalerei, mit allem, er hat es jetzt mit Mundt verſucht, zu deſſen modernen Lebenswirren er ein Seitenſtück ſchreiben wollte. Alles mißlungen. Vielleicht glückt es noch. Die Epiſode: eine Nacht in Hamburg: iſt das einzig Leſerliche im ganzen Buche und beweiſt, daß W. Alexis ſich nicht verſahe, als er den Entſchluß faßte, die Feder zu führen. Möchte doch irgendwo ein Pharus leuchten, der ihm zeigte, wie er in's rechte Fahrwaſſer ſeines Talentes käme!

81) Drei Trauerſpiele. Von S. Wieſe. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Von dem Verfaſſer ſind früher zwei Romane erſchienen, die in den öffentlichen Blättern ſehr entgegengeſetzte Beurtheilungen erfuhren, und dem Ref. bis jetzt noch unbekannt geblieben ſind. Dieſe drei Trauerſpiele verrathen aber ein ſehr achtbares Talent. Sie ſind mit Fertigkeit angelegt, die Sprache iſt rapid und edel, der Dialog keuſch und frei von Reminiscenzen, die Erfindungen ſelbſt ſind nicht überraſchend neu, aber anziehend und durch ihre Behandlung ſpannend. Durch alle zieht ſich ein religiöſes Intereſſe, welches ihnen ein originelles Colorit gibt. Wir machen dringend auf dieſe vortrefflichen Leiſtungen aufmerkſam.

Die Wilden und die Anſiedler behandeln den Kampf der Ureinwohner Nordamerika's und der engliſchen Koloniſten, welche mit Feuer und Schwert, mit Liſt und Chriſtenthum die wilden Horden beſiegen mußten. Die Charakteriſtik der amerikaniſchen Häuptlinge iſt ausgezeichnet gelungen, und würde auf der Bühne von groſſer Wirkſamkeit ſein. Dabei fehlen nirgends die Ruhepunkte des Effekts, die Akte ſchließen ſpannend, die Situationen ſind maleriſch. Nur die doppelte Wiederholung eines Schußes, der das erſtemal überraſchend iſt, möchte ein Mißgriff ſein. Der Verfaſſer konnte ſie vermeiden, wenn er überhaupt dieſem Stücke einen andern Schluß zu geben beliebt hätte. Mußte nicht das Ganze abgerundet und eine Art poetiſcher Gerechtigkeit am Schluſſe hergeſtellt werden? Konnte dies beſſer geſchehen, als wenn der engliſche General im Augenblicke ſeines Sieges von der Regierung wäre abberufen worden, und er nun geſtanden hätte, reſignirend und das für ihn Vergebliche ſeiner blutigen Saat betrachtend? Ich glaube, dies hätte einen erhabenen Eindruck zurückgelaſſen.

Die Märtyrer ſchildern in einer Weiſe, die mit Calderon verwandt iſt, die Verfolgungen, welche das Chriſtenthum in Ägypten vom Staat, vom Volke und den Prieſtern, von eſoteriſchen und exoteriſchen Intereſſen zu dulden hatte. Die ideelle Grundlage dieſer Erfindung wird mit Geiſt ausgeſprochen: der Verf. dachte über die Religion nach. Wäre der Gegenſtand nicht ſo ſchmerzlich ernſt, ſo würde ſich dies Trauerſpiel ſehr gut zu einer Oper umgeſtalten laſſen. Der myſtiſche Apparat der Tempelreligion macht es zu dieſem Zwecke empfehlungswerth.

Lothar und Sulamith, liegt etwas zu baar auf der Oberfläche. Man ſieht hier die theologiſche Tendenz des Verfaſſers überdeutlich hervortreten. Warum mußte Sulamith ſo plötzlich vom Geiſte ergriffen werden? Dies iſt für die moderne Zeit unnatürlich. Heute geht bei den Frauen der Weg zu den Ideen nur durch die Liebe. Daß Sulamith Lothar liebte, konnte mit dieſer Plötzlichkeit geſchehen, nicht aber, daß ſie Chriſtin wurde. Auch iſt die Vergiftungsintrigue matt, und läßt kalt, da Alles vor unſeren Augen geſchieht und wir die Helden nur als Schlachtopfer ſehen. Aber die äſthetiſche Spekulation wird nichts deſtoweniger durch dieſe Arbeit angeregt: wir werden überzeugt, daß ſich die Behandlung der modernen Verhältniſſe des Chriſten- und Judenthums mit Rekapitulationen der Vergangenheit in der Poeſie ſehr gut ausnehmen müßte. Die Eingangsſcene auf den Kirchhöfen der Juden und Chriſten, das gegenſeitige Klagen und zur Rache Rufen iſt vortrefflich gedacht, und bis auf den verunglückten Humor der Todtengräber mit kunſtvoller Behandlung durchgeführt.

Wie wohl thut es, einmal ein Buch von Grund der Seele für die Öffentlichkeit empfehlen zu können!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 151. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 29. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Fortſetzung.)

Eben wollte Thereſa, auf's Äußerſte erſchöpft, ſich auf ein ärmliches, in Eile bereitetes Lager werfen, als ſie die Tritte mehrer Perſonen auf der, in den Korridor führenden Treppe erſchallen hörte, bald darauf die Eiſenthüre des Gemaches erdröhnte und ein alter Mann, — der Schließer, — in Begleitung eines Mönches hereintrat. Letzterer blieb einige Schritte zurück, ſein Begleiter trat vor, und nachdem er Thereſen mit leiſer Stimme verkündet hatte: daß gegenwärtiger Bruder von der hohen Junta beauftragt worden, ſie zum Tode zu bereiten, entfernte er ſich langſamen, ſchleppenden Trittes, wie er gekommen war, und die Riegel des Gefängniſſes raſſelten hinter ihm zu. —

„Wollt Ihr nicht näher treten, Ehrwürdiger?“ ſagte jetzt Thereſa, doch — ſogleich ſtieß ſie einen Schrei der Überraſchung aus, und ſank auf ihren Seſſel zurück; ſie hatte die Züge Pedro's erkannt. —

„Auch das noch!“ ſeufzte das Mädchen nach einer Weile wie betäubt, und ſetzte mit herzzerreißendem Tone hinzu: „O Gott! Zuviel! — Zuviel!“ — —

In dieſem Augenblicke trat Pedro näher. Sein Auge lag tief in der Höhle, es war gerötheter, ſeine Wange noch bläſſer, wie gewöhnlich. Der Mönch hatte das Anſehn eines Geſtorbenen.

„Thereſa!“ ſagte er nach langem Schweigen und mit einer tiefen Grabesſtimme. „Ehe du mich verwünſcheſt, ehe du mir flucheſt, fordre ich dich auf, mich zu hören.“ —

„Wenn ein menſchliches Gefühl in dir wohnt,“ rief das Mädchen, nachdem es lange den Mönch angeſtarrt, „ſo bitte ich dich, mich augenblicklich zu verlaſſen! — Du weißt, du kannſt mich nicht zum Tode vorbereiten; meine Beichte würde eine Lüge, deine Losſprechung ein Fluch, das Ganze eine Gottesläſterung ſein. — O verdirb nicht die Seele zugleich mit dem Leibe!“ —

„Höre mich, Thereſa!“ rief Pedro mit dem Tone des furchtbarſten Ernſtes. „Bei allen Schmerzen eines vernichteten Lebens, bei den Höllenqualen eines zertretenen Herzens fordre ich dich auf. Höre jetzt meine Worte; ſie enthalten Tod oder Leben.“ —

„Rede!“ antwortete das Mädchen mit tiefem Seufzer, „Rede! — Dann aber, wenn ein menſchliches Gefühl in dir wohnt, dann — entferne dich.“

„Thereſa!“ ſagte der Mönch, und der Ton, womit er dieſes ſagte, hatte etwas Schauerliches. „Entweder du biſt rein, du biſt eine Heilige, und dann habe ich an dir ein furchtbares Verbrechen begangen, oder du biſt ein gewöhnliches Weib, und dann verdienſt du zu fühlen, was verſchmähte Liebe, was die glühendſte Rache vermag. Eins oder das Andere kann nur ſein; aber Gewißheit muß ich haben, mitten unter den Qualen der Verdammniß.“

„Ich verſtehe dich nicht!“ ſagte Thereſa mit Entſetzen. —

„Du weißt,“ ſprach Pedro mit halblauter Stimme, die dadurch nur um ſo geſpenſtiger, ſchauerlicher wurde, „du weißt, daß, als wir uns zu Toloſa trennten, ich dir Tod und Untergang zuſchwor, im Falle du daran denken ſollteſt, einem andern Manne angehören zu wollen. Du wählteſt den Schleier, ich die Tonſur. Bis jetzt ſah ich zu dir empor, wie zu einem höheren Weſen, doch ſeit jenem Augenblicke, wo in der Kirche der Töchter von Jeruſalem — — Was iſt das?" unterbrach Pedro ſeine Rede, als ein ganz eigenthümliches Geräuſch hörbar wurde und wieder ſchwieg. — „Es iſt nichts," ſetzte er dann hinzu. „Das alte Gebäude iſt durch das Bombardement erſchüttert; es fiel ein Stein aus der Mauer. — — Seit jenem Tage," ſprach er weiter, „leide ich Höllenqualen! — Biſt du das Weſen, das ich wider Willen anbeten, verehren muß, biſt du ein Weib, das meiner Rache verfallen iſt? — Ich weiß es nicht; doch deine Weigerung, vor der Junta den geforderten Eid zu leiſten, ſpricht für das Letztere. Sei es nun, wie es ſei! Jetzt in dieſem Augenblicke muß es entſchieden werden. Du konnteſt Angeſichts der Junta ungewiß, du konnteſt von der Forderung überraſcht werden; jetzt iſt es ein Anderes. Du haſt dich zum Tode vorbereitet, keines der Gefühle deines Herzens kann dir unklar ſein. — Schwöre mir," — hier zog Pedro ein kleines Kruzifix aus dem Buſen, und ſtärker ſchallte ſeine Stimme, — „ſchwöre mir, daß du den Fremden nicht liebſt, daß du nicht daran gedacht haſt, je die Seine werden zu wollen, und ich will dich, es geſchehe auch was da wolle, augenblicklich in Freiheit ſetzen."

„Ich ſchwöre, daß ich an keine Verbindung mit ihm gedacht, noch denke!" ſagte Thereſa, indem ſie die Hand empor hob.

„Schwöre, daß du ihn nicht liebſt!" rief heftig der Mönch. „Beſchwörſt du dies, ſo bringe ich dich, kraft meiner Macht als Mitglied der Junta, bis außerhalb des Bereichs der Gewalt der letztern, und ſollte der Tod mein Loos ſein."

Thereſa ſchlug, ohne ein Wort zu ſagen, die Augen nieder, ihre Lippen zitterten.

„Du kannſt nicht, Mädchen? — Du kannſt nicht?" rief Pedro heftig, indem er Thereſen am Arme faßte. — „Wohlan!" ſprach er, als ſie im Schweigen beharrte; „ſo biſt du nichts als eine Sünderin, wir ſtehen uns dann gleich, und ich werde meinen Schwur erfüllen."

Als der Mönch die letzten Worte mit ſtarkem Tone und einer grauſenhaften Feſtigkeit geſprochen, griff er, als ob er etwas ſuchte, in die weiten Falten ſeines Kleides, und ſchien dann etwas Blitzendes in ſeiner Hand zu bergen.

„Heiliger Gott!" ſchrie in dieſem Augenblicke Thereſa. „Du willſt mich ermorden?" —

„In der That, das will ich!" erwiederte Pedro mit entſetzlicher Kälte. „Ich habe geſchworen, daß die Hand keines Mannes dich berühren ſoll, und ſo ſoll es auch nicht die des Henkers." —

„Wie willſt du einen Mord an der, die nur noch einige Stunden zu leben hat, vor Gott, vor dir, wie vor der Welt verantworten?" rief das Mädchen entſetzt.

„Ich habe dir blutige Rache geſchworen, wenn ich dich falſch erfände, und ich habe dich ſo erfunden!" erwiederte der Mönch in entſetzlicher Ruhe. — „Übrigens ſoll man nicht mir, ſondern dir ſelbſt den Mord zuſchreiben."

„Du willſt mich ohne Beichte, ohne Abſolution hinopfern?" rief ſchaudernd das Mädchen.

„Du kannſt mir nicht beichten, ich dich nicht losſprechen!" erwiederte Pedro mit eiſiger Ruhe. „Eine Beichte, wie dieſe, wäre ein Gräuel, die Abſolution ein Fluch. Einen andern Prieſter dir zu ſenden, iſt unmöglich, nachdem ich offen mit dir geredet habe." —

„Vergönne mir wenigſtens Zeit, mich zum Tode zu bereiten!" bat jammernd Thereſa.

„Eine Viertelſtunde; mehr nicht!" erwiederte Pedro. Eben ſchlug die Uhr das letzte Viertel vor Mitternacht.

Raſch blickte in dieſem Augenblicke der Mönch ſich um, denn eben erſcholl wieder das Geräuſch, das früher ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, dann war wieder Alles ſtill. —

Während Thereſa bald nach dem kleinen Gebetbuche, bald nach dem Roſenkranze griff, und dann wie bewußtlos eins nach dem andern hinwarf und auf die Kniee ſank, ging Pedro langſamen Schrittes, das tiefliegende Auge auf den Boden geheftet, dicht an der Seite des Mädchens auf und ab. Nichts, als das leiſe, krampfhafte Zucken ſeines Mundes, verrieth die Gemüthsbewegung, in der er ſich befand.

Thereſa ſchien inzwiſchen zwar etwas ruhiger zu werden, ſie betete mit Inbrunſt und Ergebung; aber als das vorige Geräuſch ſich wieder auf's Neue kund gab, richtete ſie das Auge wie unwillkürlich nach der Thüre. Auch der Mönch hatte dahin geblickt, doch als die vorige Stille wieder eintrat, ſagte er mit kaltem und rauhem Tone: „Benutze deine Zeit! Kaum fünf Minuten haſt du noch zu leben. — Das Geräuſch kam von dem Hammer der Uhr, der zum Schlage aushob, und welches bis hier herunter tönte in nächtlicher Stille." — — —

Die Situation, in der ſich Thereſa inzwiſchen befand, war eine entſetzliche. Man wäre zwar verſucht zu glauben, daß es dem unglücklichen Mädchen hätte ziemlich einerlei ſein können, nach einigen Stunden unter den Händen des Henkers oder jetzt, in der Tiefe des Kerkers, von dem Dolche ihres Todfeindes zu ſterben, dies war aber keineswegs der Fall. Dort, — ſo hatte ſie gehofft, — würde vielleicht ein Wort des Troſtes, ein gütiger Blick voll Theilnahme, ſie auf dem Hingange zum Richtplatze ſtärken, religiöſer Zuſpruch ihr Kraft geben, das furchtbare Unabwendliche zu ertragen, hier aber fühlte ſie ihr Gemüth wanken auf dem Rande zwiſchen Zeit und Ewigkeit. Je näher der entſetzliche Augenblick heranrückte, deſto weniger vermochte ſie Faſſung zu finden. Wenn ſie auf das düſtre, bleiche Geſicht des Mannes blickte, der in wenigen Minuten ihr Mörder werden ſollte, ſo ſchien die

Geſtalt des letztern ſich in die eines im Fiebertraum geſehenen Geſpenſtes zu verwandeln. In dem gereizten Zuſtande, in dem ihre Nerven ſich befanden, glaubte ſie in ihm einen Dämon zu erblicken, der den Abgrund verlaſſen, um ihre ihm bereits verfallene Seele in Empfang zu nehmen, die Wände des Kerkers ſchienen ihr von Blut zu triefen, der Boden unter ihren Füßen zu wanken. —

Jetzt ertönte der erſte Schlag der die Mitternacht verkündenden Glocke, und dieſer Ton durchzuckte den Körper des Mädchens ſo ſchmerzlich, als wie wenn die Sonde des Wundarztes einen bloßgelegten Nerv berührt hätte. Thereſa verhüllte ſchaudernd das Geſicht in ihren Schleier. — — —

Kaum war der letzte Schlag verhallt, als wieder das vorige, Aufmerkſamkeit erregende Geräuſch erſchallte. Diesmal ſchien es, als wenn ein Stein aus der Wand des Kerkers herabgefallen wäre; dem ungeachtet hatte dieſer Umſtand keinen Eindruck, weder auf Thereſen, noch auf ihren Mörder, machen können, denn noch verhüllte ſie ihr Geſicht, als leiſe, aber furchtbar die Worte: „Biſt du bereit?“ in ihre Ohren tönten.

(Schluß folgt.)

Literariſche Charaktere.

Eduard Lytton Bulwer.

(Schluß.)

Dahin war man bei'm Anfange der franzöſiſchen Revolution gekommen. Gelehrte und Philoſophen, die Bulwer ſo ganz und gar ähnlich waren, öffneten der verblendeten Menge ein Eldorado. Sie lebten damals ihre gute Zeit, die Zeit ihres Renommee's und ihrer Macht; mit vollen Segeln liefen ſie in die öffentlichen Verſammlungen ein. Man ſah **Mercier**, **Thomas Payne**, **Raynal** ſich in die Reihe der Geſetzgeber ſtellen. Aber ſie bewieſen bald, daß das Schriftſteller-Talent keine Garantie des politiſchen iſt; ſie ſpielten eine traurige Rolle im Staatsleben: Unentſchiedenheit, Ungewißheit, Kraftloſigkeit in Meinung und Rede zeichneten ſie aus. Die Rhetorik übte damals einen großen Einfluß aus. Robespierre und Marat verfuhren nach Theorieen, nach dogmatiſchen Axiomen. Man ahmte die Reden des Salluſt nach, Thucydides und Demoſthenes wurden als Muſter genommen; die Kunſt der Rede, oder vielmehr die Kunſt, mit einer gewiſſen anſcheinenden Eleganz, einer gewiſſen trügeriſchen Leichtigkeit Nichts zu ſagen, uſurpirten den Ruhm und verwirrten die Bewegungen der politiſchen Maſchine; die Sophiſtik herrſchte bei den Jakobinern und im Konvente. Es bedurfte mehrer Jahre, um einzuſehen, daß dieſe ſchöne Sprache nicht die Beſtimmungen der Republik beſchütze, daß der theoretiſche Einfluß die Wohlfahrt Frankreichs außerordentlich gefährdet habe, daß man am Ende nicht ein Land mit großen Worten retten oder regieren könne. Buonaparte kam zur Regierung; er erklärte den Theoretikern den Krieg, ihnen, die über Frankreich geherrſcht und ſeine Beſtimmungen ſo ſchlecht regulirt hatten. Man hat ihn bitter wegen ſeines Haſſes gegen die ſpekulativen Philoſophen getadelt. Mit Unrecht! Mußte er nicht vor den Träumern erſchrecken, deren Wort Frankreich berauſcht, und die auch ſeine Abſichten gefährden und untergraben konnten? Er wollte um jeden Preis Frankreich zur Arbeit und Thätigkeit führen, und wenn die von ihm ergriffenen Mittel tyranniſch waren, — es waren die einzigen, die er anzuwenden hatte. So erklärt ſich denn ſein Haß gegen Alles, was die Gedanken der Völker von Neuem aufregen konnte, gegen Hrn. von **Tracy** und **Savat**, Benjamin **Conſtant** und Hrn. v. **Bonald**, **Chateaubriand** und Frau von **Staël**. Buonaparte hatte wahrhaftig nicht ſo Unrecht, alſo zu handeln. Unglücklich iſt das Volk, welches ſich weniger auf die Vernunft, als auf die Rhetorik verläßt.

Bulwer ſpielt beinahe im engliſchen Parlament die Rolle der Merciers und Marmontels im Anfange der franzöſiſchen Revolution. Auch er nimmt ſeine Träume für Projekte, ſeine ſentimentalen Chimären für politiſche Ideen. Arme trügeriſche Poeſie, welche du in der Geſchichte der Völker denſelben Platz einnimmſt, den der abentheuerliche Roman und die Platoniſche Liebe in der Lebensgeſchichte eines jungen Mädchens anſprechen! Wie **Marmontel**, **Mercier** und **Louvet** verdankt Bulwer ſeinen erſten Ruf frivolen Romanen. Gleich ihnen ſieht er nicht die Folgen der ungeheueren Bewegung vorher, die er beſchützt. Sein Talent macht ſich durch einen Charakter der Neuheit, Eleganz und beinahe franzöſiſchen Witzes geltend, wovon man vergebens ein Muſterbild unter ſeinen Vorgängern ſucht. Man erblickt darin den Anfang einer neuen Literatur und Epoche. Der glänzende Styl, das leichte Gewebe des Plans, die geringe Kraft der Situationen, die Rapidität des Dialogs erinnern weder an **Tom Jones**, noch an Richardſon. Unſer Schriftſteller ſcheint zugleich von Leſage und dem jüngeren Crebillon inſpirirt worden zu ſein. Seine Charaktere ſind, nach Art der Waſſermalerei, ohne Solidität, ohne Kraft, ohne Tiefe. Es iſt wahr, daß die Sprache, die ihnen Bulwer beilegt, geiſtreich, leicht, oft angenehm und belebt iſt. Er redigirt ſein Kapitel, wie eine Folge von Artikeln, die insgeſammt kleine glänzende Flächen bieten müſſen. Das Rothwelſch der Diebe, das Echo des Mode-Styls, die Details einer Toilette, ein Drama vor dem Aſſiſenhof: Alles muß dazu beitragen, ſeine Leſer zu beluſtigen und zu unterhalten.

Das letzte Werk Bulwer's, der „Student“ *), iſt eine Sammlung fragmentariſcher Skizzen, die bereits in den Revüen erſchienen ſind, welche der Verfaſſer nach der Reihe mit ſeinen Produktionen angefüllt hat. Dieſe Geſtaltung ſagt ſeinem ganz epiſodiſchen und wenig zur Concentration und Bildung eines Enſemble geeigneten Geiſte vorzugsweiſe zu. „Die letzten Tage von Pompeji“, ein prätentiöſes Werk, beweiſet, wie wenig Bulwer für eine konſequente Grund-Idee geeignet iſt. Man findet in dieſer Dichtung viele glänzende Stücke. Glückliche Beſchreibungen ſind darin reichlich vertheilt. Aber der Plan iſt mangelhaft, und es iſt dem Dichter nicht gelungen, die antike, unter der Aſche und Lava des Veſuvs begrabene Civiliſation wieder ins Leben zu rufen. Übrigens iſt in Betreff dieſes Werks eine ſonderbare Reklamation erfolgt. „Ich habe Hrn. **Bulwer** (ſagt **Fairfield**, der Herausgeber des monatlichen Magazins für Nordamerika) eine Kopie meines Gedichts, betitelt: „die letzte Nacht von Pompeji“ zugeſendet. Hr. **Bulwer** hat dieſem Gedichte den ganzen Plan, alle Ereigniſſe, alle dramatiſchen Incidenzen entnommen, ohne die Quelle anzugeben; ab ovo usque ad mala, von der Suppe bis zum Deſert hat er nur die Zeit und die Perſonen geändert.“ So viel iſt gewiß, daß Bulwer kein produktives Genie beſitzt. Eugen

---

*) Das Wort iſt hier ſynonym mit „wiſſenſchaftlicher Forſcher“.

Aram iſt lediglich das Reſultat einer geſchickten Benutzung eines Kriminal-Proceſſes, wovon die Gerichtshöfe widerhallten. Die ſchönſten Seiten, die kräftigſten Situationen des Romans finden ſich in den gleichzeitigen Journalen. Auch der größte Theil der übrigen Werke Bulwer's ſtützt ſich auf Fakta, als bedürfe ſeine Imagination einer Stütze. —

Vorſtehendes iſt der Auszug eines größeren Raiſonnements über Bulwer — wie es in dem „Monthly Literary Magazine" enthalten iſt. Die Richtung der neueren Schule, die ja nur eine Fortſetzung der von Voltaire und Rouſſeau angeregten Idee iſt, welche freilich durch Napoleon und die mit ihm zuſammenhängenden Ereigniſſe gewaltſam zum Schweigen gebracht wurde, aber nicht unterging, und jetzt von Neuem ihre Stimme erhebt und einen praktiſchen Wirkungskreis verlangt, wird hier auf die gewöhnliche Weiſe bekämpft. Die Gegenparthei ſtützt ſich auf die Erfahrung, und verſchanzt ſich hinter die Wirklichkeit. Sie iſt der Meinung, die franzöſiſche Revolution des vorigen Jahrhunderts ſei bereits ein beweiſendes Reſultat der Unzulänglichkeit der ſpekulativen Philoſophie für den Staat geweſen. Die neue Schule aber iſt der Meinung, jene Revolution ſei nur der Abweg, die Verirrung ihrer Grundſätze; man werde doch am Ende zu einem Ziele gelangen. Somit beharrt ſie auf ihrem Pfade, und läßt es ſich vorerſt angelegen ſein, auf das ſociale Leben einzuwirken, und dieſem eine — allerdings humaniſtiſchere Richtung zu geben.

Beurmann.

Puntes.

⁂ Dem Pabſt iſt ein in unſern Tagen ſeltnes Glück widerfahren; er hat von einem Amerikaner geerbt, und zwar nicht weniger als 80,000 ſpaniſche Piaſter; dafür muß er dem frommen Seligen eine Seelenmeſſe leſen.

⁂ **Ein toll gewordener Elephant.** Die Zeitung von Madras berichtet, daß ein Diener des Nabobs unlängſt einen ſchrecklichen Tod fand. Ein Elephant, der zu dem Chepauk-Palaſte gehörte, wurde plötzlich von Tollheit befallen, machte ſich los, und ergriff mit ſeinem Rüſſel die erſte Perſon, die ihm in den Weg kam. Er ſchwang den Diener mit furchtbarer Gewalt über ſeinen Kopf, ſchmetterte ihn zu Boden, und fuhr fort, den lebloſen Körper ſo lang auf die Erde zu ſtoßen, bis er ſeine Wuth an dieſem einen Opfer völlig ausgelaſſen hatte, und den Leichnam verließ. Er ſtürzte ſich dann auf Andere, die ſich ihm zu nähern wagten, aber ſo glücklich waren, ihm zu entkommen. Das Thier warf hierauf zwei andere Elephanten zu Boden, die man abgeſchickt hatte, es zu überwältigen. Die Thore des Palaſtes wurden ſogleich verſchloſſen, und die Aufſeher gingen auf ihn zu, um ihm zu ſchmeicheln. Er ging ſachte vor ihnen her, bis ſie ſo kühn wurden, zu ihm heran zu kommen, worauf er ſich dann plötzlich umdrehte und, ſo ſchnell er konnte, auf ſie ſtürzte. Dies that er mehrmals, und ein Reiter ward abgeſchickt, um vom Nabob Verhaltungsbefehle einzuholen, was geſchehen ſolle. Bei ſeiner Ankunft rückten die Garden aus und wurden befehligt, auf den Elephanten zu feuern. Das Thier wurde wirklich gefangen, aber nicht eher, als bis es 20 Kugeln bekommen hatte. — Einer gegen ſo Viele, die empörte Naturkraft über aller Menſchengewalt, — ein königlicher Anblick!

⁂ **Die Kokosinſeln in der Südſee.** Erſt in der neueſten Zeit haben ſich die Seefahrer für dieſe unterm 12°, 9' ſüdlicher Breite und 97° 5' der Länge liegende Inſelgruppe, welche ſich von 12°, 3' bis 12°, 14' ſüdlicher Breite ausdehnt, zu intereſſiren begonnen. Der Kapitän Horsburgh gab in ſeinen Directions for Oriental Navigation die erſte kurze Beſchreibung derſelben; aber die Vorzüge, welche dieſer Archipel den Entdeckungsreiſenden darbietet, blieben ſo lange unbekannt, bis Kapitän Roß den nördlichen Theil derſelben beſuchte. Dort fand er einen trefflichen Hafen zur Ausbeſſerung ſeiner Fahrzeuge, und von dort aus unternahm er eine Entdeckungsexpedition ins Innere des Landes. Etwas ſpäter gründete Kapitän Roß, von dem herrlichen Klima hierzu beſtimmt, am Landungsplatze die Niederlaſſung Port Albion, und weiter gegen Süd-Oſt eine andre: New-Selma. Die kleine Kolonie beſtand Anfangs blos aus ſeiner Familie und einigen Bedienten, worunter ſich ein Maurer und ein Zimmermann befanden. Trotz ſo geringer Anfänge gedieh und gedeiht ſie zuſehends von Tag zu Tag, und verſtärkt ſich durch Einwanderer aus Malaienland und von verſchiedenen Inſeln der Südſee.

⁂ An der deutſchen Literatur entwickeln ſich immer mehr intereſſante Symptome, aus denen ſich ihr Charakteriſtiſches beſtimmen läßt. Für's Erſte eine Schwärmerei für den Materialismus, die manchmal und zumeiſt zum Fanatismus wird, dem Fanatismus der erſten Moslim gleich, welche eine Glaubenslehre mit Feuer und Schwert predigten und, den Pantheismus bekämpfend, den Himmel doch nur in zwei materiellen Kammern conſtituirten, zum Speiſeſaal und — Harem. Solcher Art iſt die Tendenz der Literatur geworden, und eine natürliche Folge des ſie leitenden Inſtincts iſt, daß den alten Intereſſen nur in den individuellen Trägern derſelben zu Leibe gegangen werden kann. Es ſind keine Phalangen, die wir begegnen, ſondern ſchlagfertige einzelne Condottieri. Sie dienen alle einer großen Sache, aber nicht mit dem Verluſt ihres Blutes allein, auch mit Verluſt des ganzen Lebens. Eine Literaturfrage iſt aus dem Befreiungskampf zum Vernichtungskampf geworden, und wir ſehen hier das in ſeiner Art einzige Schauſpiel einer großen Todesweihe des Genius. — Die Zeit weiß Alles aus!

⁂ **Die Ruinen des alten Babylon.** Die Ebene, welche die Ruinen von Babylon einnehmen, iſt, obſchon immer mehr einen wüſteren Charakter annehmend, dennoch in einer Ausdehnung von 18 Stunden mit Trümmern, beinahe verfallenen Anhöhen, mit Aquädukten und halb ausgefüllten Kanälen bedeckt. Dieſe Ueberreſte ſind dergeſtalt unter einander gemiſcht, daß es Einem oft unmöglich wird, den Platz und die Gränzen der angeſehenſten Gebäude wieder aufzufinden. Der Plan der alten Stadt iſt — ſo zu ſagen — im Grunde der Erde verborgen. Die Ruinen fangen bei einem Orte Escanderia an. Man findet in dieſem Worte den Namen Alexander wieder, der, wie Nimrod und Semiramis, ein Beförderer der Babyloniſchen Kunſt war. Backſteinhaufen liegen umher, und je weiter man vorgeht, deſto häufiger und größer werden ſie. Zuletzt verſperren Einem ganze Reihen kleiner Hügel den Weg, die mit Backſteinen überſchüttet ſind und die Umriſſe der Stadt und die früheren Straßen bezeichnen. Das, was den Stolz Babylons ausmachte, iſt verſchwunden; die nach Ktesias 350 Fuß hohe Mauer, welche Darius bis auf 75 Fuß herabſetzte, iſt eingeſtürzt und hat den großen Stadtgraben mit ihren Steinen beinahe ganz ausgefüllt. Nur hier und da erblickt man noch ungeſtalte Ueberreſte jenes Denkmals der Baukunſt. Geht man, dem Laufe des Fluſſes folgend, weiter vorwärts in der Stadt, ſo erblickt man zu beiden Seiten koloſſale Ruinen. Sie ſind zahlreicher auf der linken oder öſtlichen Seite, aber die größte iſt auf dem rechten oder weſtlichen Ufer. Dieſes Monument wird gewöhnlich Birs Numrods genannt, d.h. Palaſt Nimrod's. Das ungeheure Gebäude, welches eine Viertelmeile vom Fluß entfernt liegt, gehört dennoch mit zur alten Stadt. Es iſt von länglicher Geſtalt, unregelmäßig, und hat 2,082 Fuß im Umkreis, — nur 82 mehr, als Strabo dem Tempel des Belus anweiſet, ein Unterſchied, der ſich leicht aus dem Zuſammenſturz der Baumaterialien erklärt. Die Höhe der Ruine beträgt im Weſten 60 Fuß, im Oſten beinahe 200. Ueber dieſe ungeheure Terraſſe ragt eine Mauer aus präparirten und nicht blos in der Sonne getrockneten Backſteinen hervor, die 35 Fuß hoch und in drei Stockwerke getheilt iſt. Aus der Unterſuchung, die man mit dieſer Ruine angeſtellt hat, ergab ſich, daß ſie in pyramidaliſcher Form erbaut war. Die Kritiker ſind uneinig, ob ſie dieſelben für den Babyloniſchen Thurm, oder für den Tempel des Belus erklären ſollen. Birs-Numrod verlaſſend, gelangt man zu dem Stadttheile, welcher der volkreichſte war, und wo beide Ufer durch eine von Semiramis erbaute Brücke verbunden wurden. Längs des öſtlichen Euphrat-Ufers dehnt ſich eine lange, 40 Fuß hohe Anhöhe von Backſteinen aus. Es iſt der von Semiramis erbaute Quai der öſtlichen Flußſeite, wodurch den Ueberſchwemmungen deſſelben für immer ein Ziel geſetzt wurde. Auf dem öſtlichen Ufer an der Brücke befindet ſich das reichſte Quartier der Stadt; die Ruinen werden breiter und impoſanter, die unendlichen Gebäude-Reihen nehmen zu; der Boden iſt mit koſtbaren Fragmenten überhäuft, unter andern von Alabaſter und Glas-Vaſen, welcher letztere Umſtand dafür ſpricht, daß den Babyloniern die Ehre der Glas-Erfindung gebühre.

(Schluß folgt).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 152. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 30. Juni.

Die Mineurs.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

(Schluß.)

„Laß mich noch das Gebet des Herrn herſagen; es enthält ja auch die Bitte, daß dir vergeben werden möge!“ ſprach ſchwach und mit zitternder Lippe die Unglückliche.

„Bete!“ erwiederte der Mönch mit tiefem Grabeston.

„Wenn ich meine Hände ausbreiten werde — dann —“ ſtammelte das Mädchen.

„Dann!“ erwiederte jener, und ſtrich den Ärmel ſeines Kleides zurück.

Thereſa lag jetzt auf den Knieen, das verhüllte Haupt auf den Sitz des Schemels gebeugt. Sie betete laut und mit ziemlich feſter Stimme das Gebet des Herrn. —

Jetzt war es zu Ende. — Der Mönch erhob den Arm; er ſchien den Dolch dem Mädchen durch den Hals ſtechen zu wollen. —

„Herr! in deine Hände —“ rief eben Thereſa, Pedro wollte den Stoß vollführen, aber — „Feuer!“ erſchallte es im Hintergrunde des Korridors, ein Blitzſtrahl ſchien der Mauer zu entſprühen, und drei Flintenſchüſſe krachten durch das hell erleuchtete Gewölbe. — — —

Pedro wälzte ſich in ſeinem Blute, Thereſa ſank ohnmächtig neben dem Seſſel nieder. — —

„Öffnet Soldaten! Stoßt die Steine aus der Mauer!“ tönte jetzt eine helle Stimme, und wenig Sekunden nachher ſtürmte Lepelletier, gefolgt von einigen Ouvriers, aus dem Hintergrunde des Korridors hervor. Der Hauptmann hatte den entblößten Degen in der Hand. Eben fiel ſein Blick auf das Antlitz Pedro's.

„Stirb, Elender!“ ſchrie Lepelletier, indem er zweimal hintereinander dem Verwundeten das Schwert durch die Bruſt ſtieß. „Stirb, wie du gelebt, haſſend, verzweifelnd.“ —

„Und mich rächend!“ rief der Verſcheidende, den Dolch mit letzter Anſtrengung nach Thereſen ſchleudernd.

Ein Schmerzenruf ſchlug in dieſem Augenblick an das Ohr Lepelletiers.

„Gott im Himmel, Thereſa! — Sie iſt verwundet!“ ſchrie er nach dem Mädchen hineilend.

„Ma foi! Nichts, als einen kleinen Hautriß im Nacken, der deßhalb immer noch hübſch genug ſein wird;“ ſagte ein alter Ouvrier, der zu Thereſen getreten war. „Ein guter Fetzen Feuerſchwamm darauf gebunden, oder eine Handvoll Spinnweben iſt ein gutes Remedium.“ —

Thereſa blickte eben auf den Hauptmann. So erſchöpft ſie war, ſchien ſie ihn dennoch zu erkennen, ſie ſtreckte die Hand nach ihm aus, dann ſank ſie in Ohnmacht.

„Welcher Zufall — doch fort mit ihr! Bringe ſie in's Freie!“ rief Lepelletier haſtig dem Ouvrier zu, der zuletzt geſprochen. „Du bleibſt bei dem Mädchen, Alter, und ſagſt dem Kommandirenden des Poſtens: ich ließe ſie ſeinem Schutze empfehlen. — Ihr Andern aber friſch an's Werk!“ fuhr der Hauptmann fort, indem er ſich zu den Soldaten wendete, die in größerer Anzahl der Maueröffnung entſtiegen waren. „Nehmt die Steinblöcke, und verrammelt die Thüre! Man kann unſere Schüſſe gehört haben. — Das Gebäude aber muß ein Schutthaufen ſein, ehe die Sonne empor ſteigt.“ — — —.

Dies war auch nach Verlauf weniger Stunden der Fall. Das Kloſter Santa Maria de la Miſericordia, ſtürzte über den Häuptern ſeiner Bewohner zuſammen. Ein wüthendes Gefecht begann mit Tagesanbruch, um im Laufe des ganzen Tages nicht wieder nachzulaſſen. Der Pfarrer von St. Gil, das Kruzifix in der Hand, machte, an der Spitze einer Schaar Mönche aller Orden, den Säbel in der Fauſt, gefolgt von einer Volkskolonne, einen verzweifelnden Ausfall. Mit dem Ausrufe der alten Kreuzfahrer: „Gott will es ſo!“ drang er, wie ein Raſender, mitten in den dichteſten Haufen der Feinde. Nach wüthender Gegenwehe, ward er und der größte Theil derer, die ihm folgten, erſchlagen. Nur wenige Mönche fielen lebend in die Hand der Franzoſen. Lannes ließ ſie alle Angeſichts der Feſtung aufhängen. —

Der Typhus hatte indeß ſeit einigen Tagen die entſetzlichſten Fortſchritte gemacht, jetzt erlagen ihm auch der Limonadenwirth vom Coſſo, und Tio Marin; Palafox erkrankte. Die Junta war mithin faſt aufgelöſt. — Unter ſolchen Umſtänden fing die langgenährte Hoffnung der Belagerten an zu erlöſchen. Sechzehntauſend geſchleuderte Bomben, fünfundvierzigtauſend Pfund Pulver, womit die Minen geladen waren, hatten überdies die Stadt bis in ihre Grundveſten erſchüttert, die Gebeine von vierzigtauſend Menſchen bedeckten die Ruinen — es blieb nichts mehr übrig, als ſich zu ergeben. Am 20ten Februar ward endlich eine Kapitulation abgeſchloſſen; in deren Folge pflanzte die Stadt die weiße Fahne auf, und unterwarf ſich. — —

Thereſa war indeß im Hauptquartiere des Marſchalls mit größter Achtung behandelt worden. Schon die Unerſchrockenheit, mit der ſie oft, mitten im Kugelregen, Verwundeten und Sterbenden Troſt und Hülfe gebracht, hatten ihr dieſe geſichert; auch machte die Art und Weiſe ihrer wunderbaren Rettung ſie dem franzöſiſchen Krieger intereſſant genug, um, wie es in ſolchen Fällen häufig vorkam, die ſchöne Gefangene mit Artigkeiten und Galanterien aller Art zu überhäufen. Bei alledem laſtete auf dem Herzen Thereſens eine tiefe Trauer. Sie ſagte ſich, daß nach dem, was vorgegangen, ſie im Vaterlande wohl ſchwerlich eine Freiſtatt, wo ihr Leben geſichert ſei, würde finden können, und bat den Marſchall, daß er ſie ſo bald es die Umſtände erlaubten, nach Bayonne möge geleiten laſſen, wo ſie Hoffnung habe, bei Freunden aus der Zeit ihrer Kindheit ein Unterkommen zu finden. Lächelnd gewährt der Herzog vom Montebello ihre Bitte, aber das Mädchen erröthete hoch, als ihr kund ward, daß Hauptmann Lepelletier, der den Befehl erhalten hatte, dem Kaiſer die Nachricht der Übergabe Saragoſſas zu überbringen, ihr Begleiter ſein werde. — — —

Die Reiſe nach Bayonne ward nun in wenigen Tagen zurückgelegt. Sie war zwar kurz — aber dennoch lang genug, um den Hauptmann die fröhliche Gewißheit nach Paris mitnehmen zu laſſen, daß Thereſa ſeinen Bitten, die Seine werden zu wollen, nachgegeben habe. — Beide Gatten leben noch, und erfreuen ſich ihrer ſpätern Lebenstage an den ſchönen Ufern des Cher. — — —

Erinnerungen aus Heidelberg.

(Fortſetzung.)

Die Häuſer Langsdorff, Voſſ, Ackermann, Thibaut, Martin, Klüber, Gatterer, Leoprechting, Wampold, Sartorius ꝛc. ſtanden den Studierenden und allen Gebildeten für Abendgeſellſchaften, Akademien, Familienunterhaltung, Spazirgänge, Ausflüge, Landparthien täglich offen. Willkommen war der Student in ſolchen Kreiſen. Nie und nirgends habe ich weniger Zwang und mehr Anſtand, mehr Jovialität und ſchönere Würde, mehr Sinnigkeit und reichere Abwechſelung, nirgends einen wärmern und fruchtbareren Gebrauch des Kunſtdilettantismus und der Belletriſtik zu Vervielfältigung und Veredlung des geſelligen Vergnügens gefunden.

Heimiſch fühlte ſich dort bald der Student, geehrt, gehoben. Nicht Theekeſſelgeſellſchaft grinzte ihn hager und altklug an, ſondern die ſchönere geſellige Bildung umſchlang und feſſelte ihn mit ihren roſigen Banden, zu einer ächten Vorſchule ſeines künftigen Lebens mit Gebildeten.

Dort wurde der Jüngling geſchmeidig, gewandt, frei, fröhlich nach Innen und nach Außen. Dort lernte man die geſchäftsfreien Stunden würdig ausfüllen, von der Arbeit und den Anſtrengungen des Berufs lohnend und fördernd ſich erholen, das ſchöne Geſchlecht von der beſſern Seite kennen und ehren, ſeine Profeſſoren lieben, als Jüngling der Mannheit ſich unterordnen, alle Anſprüche an das Leben regeln, Leidenſchaften zügeln, Mann werden.

In geſelligen Kreiſen, wo Steifheit und Rangſucht den Ton angeben, das Formelle zur widerlichen Etikette ſich geſtaltet, Kunſt und Dilettantismus zum leeren eiteln Gepränge wird, die Pedanterie und Gelehrſamkeit den Salon zum Hörſal ſtempeln wollen, das Geſpräch um die Parzenſpindel der ſcandalöſen Kronik ſich eckelhaft dreht, das Spiel zur Hauptſache wird und Fratzenhaftigkeit der Weiber eine Geckenhaftigkeit der Männer erzeugt und bedingt, — in dieſer ächten Theekeſſelſchaft des heilloſen Bontons wird der Student an Leib und Seele verdorben, mächtiger und unrettbarer als durch die wildeſte Roheit und ungezügelte Ausſchweifung.

Der Bierſäufer, der Raufbold, der Wollüſtling kann ein guter Staatsbürger, ein trefflicher Beamter werden. Der Theekeſſel bleibt ein Jammerbild, eine Fratze des kahlen und ſchalen Egoismus, der Geiſtes- und Herzensnullität ſein ganzes Leben lang.

Zeigt die edle Geſellſchaft die Energie und Conſequenz — jeden wahrhaft unſittlichen Studenten, überhaupt die Roheit jeder Gattung, aus ihrem Kreis zu verbannen und entfernt zu halten, verſtehen es die Profeſſoren, auf den Zutritt in ihrem Haus ſtolz zu machen, darnach Sehnſucht zu erwecken — ſo wirkt das Ehrgefühl lebendiger und fruchtbarer als Vorträge und Schriften es je vermögen.

Es bleibt ſtets ein weſentlicher Fehler, wenn ein Univerſitätslehrer nur ein Fachgelehrter, nicht auch ein gebildeter Mann iſt. Der Lehrer iſt der König ſeiner Schüler, der natürliche angeborene und erwählte König. Das Anſehen und die Macht den Lehrern der Univerſitäten zu rauben, iſt eine unverantwortliche Sünde, ein Beweis der Unbekanntſchaft mit dem Weſen und Leben der deutſchen Univerſitäten.

Wenn das Mitglied eines Gerichts-Collegiums als Schuft ſich beweiſt, ſo nimmt man nicht dem Collegium ſeine Amtsgewalt, ſondern man entſetzt den einzelnen Schuft ſeines Amts und ſtraft ihn nach dem Geſetz. Warum anders mit den Profeſſoren der Univerſität verfahren? Das antimonarchiſche Princip haben die deutſchen Univerſitäten nicht erzeugt und nicht in's Leben gerufen, nicht einmal geſäugt!

Es iſt eine Seuche gleich der Cholera; ſie kommt, man weiß eigentlich nicht woher, und warum, ſie geht wieder, man weiß nicht weßhalb. Eine Peſt, welche alle mit Krankheitsſtoff Behafteten verzehrt und zuweilen ſich den Spaß macht — Kerngeſunde wegzuraffen.

Regimenter, ja ganze Heere gingen zum Feind über in offener Feldſchlacht, und man nannte ſie Patrioten! Provinzen fielen ab von ihrem Herrſcher, und ſchlugen ſeine Krieger todt, meuchlings und im offenen Kampfe, und — man pries ſie als treue Söhne, als Helden! Dies mußte manche Begriffe verwirren, manchen Schwachen auf ſonderbare Gedanken bringen oder vielmehr gedankenlos machen, den vagen Eindrücken des Gefühls, den oft gar ſeltſamen Spielen der Phantaſie preisgeben.

Regimenter fielen von Fürſten ab, und ſchloſſen ſich den empörten Bürgern fraterniſirend an. Wem iſt es deßhalb eingefallen, die ſtehenden Heere abzuſchaffen, das Kriegerthum zu vernichten, ſtatt der Uniformen und Waffen den Soldaten Kinderjacken anzuziehen?

Die deutſchen Univerſitäten ſind nicht die Erzeuger des Geiſtes, der durch Europa zieht; ſondern manche Individuen der deutſchen Univerſitäten haben ſich, wie Tauſende anderer Individuen aller Klaſſen, auf dem allernatürlichſten Wege von dieſem Geiſt beim Schopf packen und zuweilen etwas verrückt machen laſſen.

Niemand kann und wird den böſen Geiſt, der einzeln ſich eingeſchlichen hat, radikal und wohlthuend vertilgen, als die Studenten ſelbſt, mit ihren Lehrern an der Spitze. Sie werden es, wenn man durch einiges Vertrauen ſie ehrt; ſie ſind Deutſche. Bei Deutſchen hat ſtets der geſunde Sinn die gebührende Herrſchaft ſich bald wieder errungen. Die Pariſer und Brüſſeler Propagande iſt in ihren Quellen verſiegt, und kann auch dort nur vertilgt werden. Das ſo oft und herb gerügte Franzoſenthum hat eigentlich nie das Herz der Jünglinge durchdrungen. Lächerlich wird es ihnen werden, ſobald man den Stolz und Adel der Deutſchheit aufrecht zu erhalten, zu erheben ſich beſtrebt. Verächtlich iſt es ihnen ſtets geworden, ſobald es zum Angriff deutſchen Wohls und deutſcher Ehre ſich erfrechte. Der iſt noch lange kein Franzoſe, der in Napoleon den großen Geiſt des Jahrhunderts bewundert, und mit Entzücken das Rednertalent eines Foy, Conſtant, Lamarque und Mauguin preiſt. Das Große bezaubert die Jugend oft an Gegnern am meiſten, ohne daß ſie den Grundſätzen und Geſinnungen beipflichtet.

Daß aus dem Deutſchthum, Jahnthum ꝛc. vor Allen die leicht entzündlichen Gemüther der Jugend Gährungsſtoff, Neuerungsdrang, wunderliche Ideen über Deutſchlands Wiedergeburt, und die Mittel, ſolche ins Werk zu ſetzen, empfangen mußten, lag in der romantiſch-ſchimmernden Erſcheinung jener Zeit. Heftiger Widerſpruch, Hohn und Spott nicht unzweideutiger Schriftſteller konnte unmöglich beſchwichtigen, zu ruhiger Anſicht, zur Beſonnenheit führen. Dies Alles mußte um ſo mehr aufreizen und ſpornen, als es dem Stolz der Jugend, zugleich ſchmeichelnd und ihn verletzend, in ihren eigenen Augen ihr plötzlich eine Volksthümlichkeit und Wichtigkeit verlieh, welche ſie früher nicht geahnet hatte.

Man erhob damit die bevormundete Jugend augenſcheinlich unter die ſelbſtändigen Männer, ſtimmfähigen Bürger, Perſonen von Bedeutung. Namentlich Kotzebue rief Dinge ins Leben, welche die geſammte deutſche Jugend zwei Jahre früher für unmöglich gehalten, und ohne ſeine beißende Bitterkeit wahrſcheinlich nie ausgebildet hätte. Eine Art von Fanatismus entflammte plötzlich Herzen und Köpfe der Beſten. Wirre Ideen über Deutſchlands Beſtimmung, Deutſchlands Einheit, neue Gefährdung deutſcher Freiheit griffen als verderblicher Zauber täglich weiter um ſich, wahrlich nicht bei der Jugend allein, und nicht von ihr urſprünglich ausgehend. Wie aus langem Schlaf plötzlich aufgerüttelt, blickten die Jünglinge einer aufgehenden Sonne berauſchten Blickes entgegen. Viele erblindeten von dem magiſchen Glanz. Manche wurden entzückt von den Sphärenklängen und Syrenenſängen neuer ſchöner Theorien, allmächtiger Worte und Zauberformeln. Als eine heilige, als die heiligſte Pflicht erſchien es von nun an, ſolcher Theorie der Menſchheitsbeglückung zu leben, begeiſtert und begeiſternd ihrem Dienſt ſich zu weihen, dafür zum Märtyrer zu werden. Selbſt das Verbrechen wurde als eine Pflicht, als eine ſchöne Tugend erkannt.

Iſt es das deutſche Univerſitätsweſen, welches ſolche Verwirrung und alles daraus entſpringende Unheil hervorrief?

Alle ſolche Verirrung und Verwirrung entſprang der edelſten Quelle. Sie nimmt Mitleid, Schonung in Anſpruch. Die Univerſitäten als ſolche ſind ſchuldlos an ſolchen Übeln; die Jünglinge reifen allmählich zu Männern heran und lächeln ihrer früheren Irrthümer, und ſchaudern bei dem Gedanken, auf welchen Bahnen ſie gewandelt, und dienen warm und treu dem Staate, welchen ſie umſtürzend in jugendlichem Dünkel zu reformiren wähnten.

Ohnmächtig iſt der Wahnwitz der Wenigen, welche die Verblendung in die Jahre der Mannheit mit hinübernahmen. Ihr Grimm findet nicht Anklang und nicht Nachhall, — ſie ſtehen iſolirt, — wahrlich nicht geachtet, und noch weniger furchtbar.

Kunſtſammlungen irgend einer Art, Muſeen, Naturalienkabinette, Lehranſtalten für Theorie und praktiſche Übung der Künſte waren auch in Heidelberg, wie auf den meiſten Univerſitäten nur in ſehr untergeordnetem Zuſtande, theilweiſe gar nicht vorhanden. Namentlich ſchien man die Muſik für eine Anmaßung oder Üppigkeit zu halten, und das Theater als etwas ſehr gefährliches zu betrachten. Mit dieſer Anſicht kann ich mich durchaus nicht für einverſtanden erklären. Die Muſik iſt nicht nur nicht bedenklich, ſondern von unberechenbarem Vortheil. Sie iſt eines der weſentlichen Mittel zum Humaniſiren, zur allmählichen Beſeitigung mancher Roheit, zu einer nützlichen für das ganze Leben wohlthuend nachhaltigen Erholung und Beſchäftigung. Und was iſt gegen das Theater einzuwenden? Etwa Zeitverluſt? Schnurpfeiferei! — Veranlaſſung zu Ausſchweifung und Debauchen? Thorheit, welche Einer getroſt dem Andern nachſpricht, ohne daß einer es reiflich überlegte. Abhaltung von Studien? Lächerlich! — Alle die davon ſich abhalten laſſen wollen, finden der Abhaltungsgründe genug, ſelbſt in dem jammervollſten Krähwinkel. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

*** **Die Ruinen des alten Babylon.** (Schluß.) Die erſte Ruine, welcher man hier begegnet, iſt ein viereckiger Thurm aus Backſteinen, mit keilförmigen Inſchriften, der einen Raum von 200 Metres umfaßt. Man hält ihn für den Thurm, auf welchem der Tempel des Belus erbaut war. Dieſe Konjektur wird dadurch unterſtützt, daß man hier, beim Nachgraben, einen grandioſen, aus grauem Granit gehauenen Löwen fand. Man hatte aber — nach einer Lokal-Tradition — ein altes Babyloniſches Idol im Sande, neben dieſen Ruinen, vergraben. Da man hierauf zu weiteren Nachforſchungen ſchritt, ſo fand man auch eine umgeſtürzte männliche Statue aus demſelben Stein, die 7 Fuß hoch und 3 breit war. Dieſelbe ſchien — ihrem barbariſchen Style nach — einem hohen Alterthume anzugehören. Weiter findet man am Fluſſe die Ruinen des berühmten Palaſtes mit den hängenden Gärten. Nur ein Baum erhebt ſich auf der Stelle, wo jene Gärten ſtanden, der der allgemeinen Zerſtörung entgangen iſt. Er läßt nur an den Spitzen ſeiner Zweige eine Spur von Vegetation ſehen, und die Naturforſcher haben erkannt, daß er einer Gattung angehört, die nur in Indien gefunden wird, und die folglich dem Lande, wo er ſteht, fremd iſt. Soviel iſt aber gewiß, daß er außerordentlich alt iſt.

*** **Fortſchritte der Schwärmerei in England.** Sprecht ihr von den Fortſchritten des Papismus, ſeht ihr, welche Fortſchritte die Glaubensſchwärmerei macht, ſo werdet ihr gewahr, daß ein vor vierzig Jahren kaum durch ein Teleſkop ſichtbarer Fleck ſich über eine ungeheure Strecke ausgebreitet hat, und die ſchönſten Pflanzen in ihrem Wachsthume erſtickt. Nehmt ihr dieſen unheimlichen Gaſt einmal in eure Wohnung auf, — dann gute Nacht Friede der Seele und ruhiges Gemüth. Gute Nacht, ihr fröhlichen Tänze und munteren Geſänge, und harmloſer Zeitvertreib, der uns die langen Winterabende verkürzt. Gute Nacht dann, ihr unſchuldigen Erholungen und zahlloſen Reize jener Geſellſchaft, die das Ergötzen der Jugend und der Troſt hinſinkender Jahre iſt, die letzte Zuflucht Aller, die ſich von den Stürmen der Welt zurückziehen. Augen, aus denen das Bewußtſein eines redlichen Willens ſtrahlte, Wangen, die einſt in der Blüthe der Geſundheit ſtrotzten, ſtatt mit niedergeſchlagene Geiſter, und Gemüther,

> „Denen unumwölkt, wie heute,
> Jeder Morgen heiter ſchien";

Alle ſanken unter der ſchonungsloſen Sichel des Verheerers. Man ſage nicht, daß ich das Gemälde übertreibe, — ich habe es geſehen, ich habe ſeine furchtbaren Fortſchritte beobachtet, und nützliche und vollendete Mitglieder der Geſellſchaft, in melancholiſche Eremiten verwandelt, als die Phantome ihres vormaligen Ichs umherſchleichen ſehen. Wie manches ſchöne Geſicht wird von ſchwermüthiger Düſterheit überſchattet, das, ohne dieſen böſen Feind, vom Lächeln widerſtrahlen würde. Er iſt dem Upasbaume*) vergleichbar, unter deſſen giftig ertödtenden Zweigen Alles welkt und erſtirbt. Alle Partheien müſſen ſich dieſem Fanatismus entgegenſetzen, wenn er nicht verheerend in ſeinen Wirkungen werden ſoll. Wie oft ſah ich an einem ſchönen Sonntags-Abend die Bauern der Normandie an den blumigen Ufern der Seine tanzen; ſelbſt fröhlich, theilten ſie Andern ihre Fröhlichkeit mit. Wenn ich jedoch von der heiteren Scene meine Gedanken nach Hauſe richtete, und mich unſerer Art den Sabbath zu feiern erinnerte, wo das Lachen verbannt iſt, und fröhliche Laune für eine Sünde gerechnet wird: ſo habe ich darin den Grund zu entdecken geglaubt, warum die niedere Klaſſe in Frankreich ruhig ſchlafen kann, ohne ihre Thüre zu verſchließen und ihre, von keinem Diebe heimgeſuchten Gärten zu umpfählen. Menſchen, die ſich bisweilen beim Klang der Violine vereinigen, faſſen ſich ſelten zu Raub und Todtſchlag an; ſie finden Vergnügen an einem tugendhaften Wandel, und ihr offenes Geſicht iſt der Spiegel ihres redlichen Gemüths; an ihnen ſieht man keinen Stolz, ſie ſind nicht ſauertöpfiſch und anfahrend; ſie ſind keine Kopfhänger, gleichſam aus Scham, weil ſie ſich der Reinheit ihrer Beweggründe bewußt ſind; ihre Stimme iſt nicht weinerlich, und kurz, ſie haben keine der Marktſchreierkniffe und mürriſch-ſauern Gewohnheiten unſrer modernen Frömmler an ſich. Sie ſehen die Erde als einen Fleck an, der ihnen gegeben iſt, um darauf glücklich, aber nicht elend zu ſein; ſie ſehen im Menſchen mehr ein intellektuelles Weſen, als einen verächtlichen Wurm, wie uns die geiſtloſen Ranters**) ſagen. Den Sonntagabend aufzugeben, in den grünen Feldern umher zu wandern und den Geſang der Vögel mit anzuhören, Zeuge der ſtillen Feier zu ſein, die rings in der Natur herrſcht, und den Duft der mit Maienblüthen gekrönten Hecken einzuſaugen, — iſt dieſes, frage ich, nicht beſſer und vorzüglicher, als ſich in einem Verſammlungshauſe drücken und preſſen zu laſſen? Sehen wir nicht ringsum in den Schönheiten der Natur die Glieder der Kette, die näher zum Allvater hinzieht und uns mit ihm verbindet? Sehen wir ſeine Macht nicht in ſeiner Milde, ſeiner Güte entfaltet? Ergießt ſich dieſe allgemeine Milde nicht in unſer Herz, Oel auf unſre Wunde träufelnd und uns leiſe die kleinlichen Vorurtheile und eitle Beſtrebungen vorwerfend, von denen wir im Gewühl der Menge befreit ſind? Der ſiebente Tag ſei ein Jubelfeſt, ein Tag der Ruhe und der Freude, und als ſolcher, hoffe ich, wird er immer, trotz einem Sir Andrew Agnew und Menſchen ſeines hirnverbrannten Gelichters, gefeiert werden. (Sun.)

*** **Titian's Venus.** Dieſes herrliche Kunſtwerk, das jetzt im Pall-Mall zu London gezeigt wird, bietet Allen, welche ſehen wollen, was das Genie eines Malers vollbringen kann, einen köſtlichen Genuß dar. Die Gluth der Farben iſt nie zu einer höheren Vollkommenheit getrieben worden, als in dieſem überaus ſchönen Kunſtwerke. Der Kopf weicht einigermaßen von jenem deſſelben Gegenſtandes zu Florenz ab; er erſcheint uns aber ſchöner, weil er individueller und natürlicher iſt. Das Fleiſch iſt durchaus ſo rein, wie der prachtvollſte Sonnenuntergang, ob wir gleich nicht ganz ſicher ſind, ob die Carnation um den Hals noch ihren urſprünglichen Ton hat. Es iſt jedoch eine Figur, die man Stunden lang beſchauen, und doch immer mehr und mehr an Titian's Schöpfung zu bewundern finden kann. Auch die untergeordneten Theile ſind vortrefflich ausgeführt. Das Gemälde wird, wie man uns ſagt, auf fünftauſend Guineen geſchätzt, und ſoll in einer Lotterie zu 250 Looſen ausgeſpielt werden, deren Treffer nach der Hamburger Lotterie beſtimmt wird. (Lit. Gazette.)

*** **Numismatik.** Eine wichtige Entdeckung, die mit der Geſchichte des Departements der Lozere im ſüdlichen Frankreich in Verbindung ſteht, das vormals, während der Herrſchaft der Römer, das Land der Gabalei ausmachte, iſt kürzlich im Arrondiſſement von Mende gemacht worden. Ein Landmann, der eine Erderhöhung umgrub, zerhieb mit ſeiner Picke einen kleinen irdenen Topf, der 122 Stück Silbermünzen enthielt. Herr Ignon, ein benachbarter Edelmann, der ein Kabinet von alterthümlichen Seltenheiten ſammelt, die ſich auf die Geſchichte der Provinz beziehen, kaufte ſolche ſämmtlich, bis auf acht. Sie gehören einer ſehr fernen Periode des Alterthums an. Es befanden ſich mehrere Varietäten des römiſchen Aſſes und Denarius darunter, mit Konſular- und andern Münzen von Pompejus, Cäſar, Marc-Antonius und Auguſt. Folgendes ſind die erwähnten Familien: Acilia, Afrania, Alexandria, Antonia, Aquilia, Baebia, Cäcilia, Calpurnia, Cariſia, Caſſia, Claudia, Cloulia, Conſidia, Cordia, Cornelia, Flaminia, Fonteia, Fundania, Hoſtilia, Julia, Junia, Licinia, Livineia, Lucilia, Lucretia, Marcia, Muſſidia, Nävia, Naſidia, Nonia, Numitoria, Papia, Plautia, Poblicia, Pompeia, Pomponia, Porcia, Procilia, Roſcia, Rubria, Rutilia und Sarrienus, deſſen Familiennamen nicht unbekannt iſt.

*** **Ruſſiſches Diner.** Es iſt abundant, mannigfaltig, und vereint allen Glanz eines erfinderiſchen Luxus. Außer einer Flaſche „Kiſlichi" (ein ſaures Getränk) trinkt man noch bei jedem Gaſtmahl eine andere mit Wein oder Bier. Vor jeden Gaſt ſind verſchiedene Gläſer geſtellt. Ein beſonderer Diener für jeden Gaſt befaßt ſich unaufhörlich mit der Sorgfalt für dieſen, während andere die Speiſen auf der Tafel ordnen, die ein Küchenmeiſter auf einem beſonderen Tiſche tranchirt. Nach vollendeter Mahlzeit erhebt ſich der Gaſtgeber vom Tiſch, das Zeichen des Kreuzes machend. Die Gäſte folgen ſeinem Beiſpiel. In einem Nebenzimmer wird ſodann ein reichhaltiges, aus Konfitüren beſtehendes Deſert eingenommen. Endlich kommt Thee, welchen die Ruſſen mit allen Arten von Liqueuren, beſonders mit „Kloumla" vermiſchen.

*** **Lebensweiſe der Reichen in Rußland.** Vom Morgen an nach dem Dejeuner, das aus Kaffee oder Thee beſteht, bleibt fortwährend bis zum Diner ein mit kalten Speiſen und Leckerbiſſen für die Beſuchenden beſetzter Tiſch ſtehen. Das Signal zum Mittagseſſen wird durch zwei Bediente gegeben, deren einer ein Gläschen Liqueur, der andere, nach alter orientaliſcher Sitte, Brod und Salz, als Zeichen der Gaſtfreundſchaft, präſentirt. Wenn der Ruſſe zum Erſtenmale Jemanden als Gaſt bei ſich ſieht, ſo bittet er ihn, an ſeiner Rechten Platz zu nehmen, und macht ihm die Honneurs. Eine einzige Einladung, die man angenommen, genügt, Einen in dem Hauſe ganz und gar bekannt zu machen.

Hierbei der Haupttitel und das Regiſter.

---

*) Neuere Reiſende haben jedoch die Fabel von der ſchrecklichen Wirkung dieſes Javaniſchen Giftbaumes widerlegt. Sein Gift iſt aber tödtlich, wenn es in offene Wunden gebracht wird.

**) Eine religiös ſchwärmeriſche Sekte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Phönix.

Frühlingszeitung für Deutſchland.

Herausgegeben
von
Dr. Eduard Duller.

Jahrgang 1835.

Zweites Halbjahr. (1. Juli bis 31. December).

Mit zwei artiſtiſchen und 5 literariſchen Beilagen (Intelligenzblatt 4 — 8).

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Inhalt des Phönix.

Die Zahlen zeigen die Nummer der Stücke an.

Erzählungen, Phantaſieſtücke, Sagen &c.

- Adrian. Granwaile von Ireland. 254—255.
- E. Duller. Baruch der Befreier. 182—206.
- L. Bechſtein. Thüringiſche Sagen. 169.
- W. Irving. Die kleine weiße Dame. 218—223.
- H. Kunzel. Die Taubſtumme. 179—181.
- J. Moſen. Die Italianiſche Novelle. 158—163.
- E. Scävola. Der Fluch des Negers. 226—235.
  - Der Seher. 250 — [illegible]
- A. van der Wenne. Die lothringiſchen Geſchwiſter. 207—217.
- L. Wienbarg. Das goldene Kalb. 164—172.
- L. Wihl. Vauquelin u. Dem. Düpuis. 166.

* * *

- Die Hexe von Trouville. 179 — 182.
- Schweizeriſche Volksſage. 155 — 159.

Poeſie.

- Achat, Kleinigkeiten. 170.
  - Reichthum. 189.
- Beer. Träume. 182.
- L. Bechſtein. Dichter und Richter. 152.
  - Lätitia. 184.
  - Tauſchhandel. 267.
  - Die Grafen von Lara. 300—309.
- Braunfels. Herbſtliche Fahrt. 155—163.
- Cauer. So oder So. 256.
- E. Duller. Der Goldmann. 248—253.
- J. Schabingirai. 284.
- Fournier. Das Abendmahl. 164.
- F. Freiligrath. Das Lied der Arena. 188.
  - Der Alp. 200.
  - Die Magier. 208.
  - Ammonium. 211.
  - La vida es sueño. 215.
  - Liebe Heere. 227.
  - Der Dichter in den Revolutionen. 241.
  - Unter den Palmen. 263.
- Gaudy. Das Mädchen mit dem Sterne 173—177.
- Kilzer. Bei'm Sonnenaufgang. 165.
  - Dichters Thu'n. 185.
  - Gedichte. 291.
- H. Kunzel. Der Lindenbaum. 169.
  - Kaiſer Karl. 297.
- Nänny, Ernſt und Scherz. 154.
  - An den Halley-Kometen. 243.
- H. Ottenheimer, Was ſchmerzt? 199.
  - Warum? 266.
  - Die ewige Blume. 274.
  - Der redliche Finder. 295.
- Sallet, Der ſtarke Hakon. 181.
  - Der Blonde und der Braune. 237.
- L. Schefer, Heroſtratus. 213 — 214.
  - Der Bogen der Liebe. 236.
  - Gedanken und Sprüche. 244. 245. 247.
- Schuſter, Jubiläumsſang. 161.
- Ungenannte: Der Verbannte. 257.
  - Räthſel. 217. 233.
- Vogl, Herr Ulrich und die kleine Karin. 183.
  - Der fröhlichſte Zecher. 200.
  - Ahasver. 232.
  - Der Botaniker. 298.
- Wihl, Romanze vom Fiſcher. 157.
  - Prinzeſſin Ilſe 239.
- Wittich, Des Denkers Zwang. 219 — 225.
- Wolf, Kriegsruf des Mufti. 212.
  - Die Djinns. 218.
  - Türkiſcher Marſch. 228.

Literatur.

I. Deutſche.

- Adrian, Rheiniſches Taſchenbuch für 1836. 261.
- Alvensleben, Eroberung Siciliens. 246.
- Auffenberg, Spaniſche Reiſe. 222.
- B. v. B. Fauſt. 174.
- Bachmann, Hegel und Antihegel. 258. 264. 270.
- Bauernfeld, Theater. 289.
- Bechſtein, Sagenſchatz 252.
- Belani, Premierminiſter. 246.
- Berly, Muſterſtücke aus Shakſpeares Dramen. 156.
- Berthold, Gedichte. 228.
- Beurmann, Hanſee. 234.
- Biedenfeld, Novellen. 246.
- Binder, Metternich. 300.
- Blaul, 3 Fürſtenſöhne. 216.
- Borck, Hochverräther. 300.
- Burckhardt, Blücher. 168.
- Büchner, Danton's Tod. 162.
- Bührlen, Stuttgart. 189.
- Bürger, ſämmtliche Werke. 294.
- Carus, Reiſe durch Deutſchland. 174.
- Charlesmang, todtes Parlement. 178.
- Clemens, Diverſion. 300.
  - Der Excentriſche. 228.
- Elias, die Liebenden. 191.
- England, in der Reform. 168.
- Ferrand, Gedichte. 189.
  - Novellen. 234.
- Flathe, Geſchichte der Vorläufer der Reformation. 189.
- Förſter F., Friedrich Wilhelm I. 168.
- Franz I. 274.
- Fürſt und Volk. 289.
- Gaudy, Korallen. 264.
- Gehe, Eroberung Sibiriens. 228.
- Gedenke mein! für 1836. 300.
- Göſchel. 306.
- Göthe und ſein Jahrhundert. 252.
- Göthe's Fauſt. 302.
- Grabbe, Aſchenbrödel, Hannibal. 191.
- Grübel, ſämmtliche Werke. 228.
- Grün. A., Schutt. 294.
- Guttenſtein, Zinkgraff. 280.
- Gutzkow, Nero. 240.
- Hagendorff, Gedichte. 178. 189.
- Hahn, Gedichte. 210.
- Heeringen, fränkiſche Bilder. 174.
- Helwing, Geſchichte des preuß. Staates. 261.
- Hormayr, hiſtoriſches Taſchenbuch. 306.
- Jahrbuch ſchwäbiſcher Dichter u. Novelliſten. 300.
- Janinski, Roſe und Drache. 178.
- Jerrmann, das Wespenneſt. 156.
- Kannegießer, Vorträge über Göthes lyriſche Gedichte. 162.
- Knebel, Nachlaß. 228.
- Kobbe, N. H. Sc. Meyer. 180.
  - Reiſeſkizzen. 282.
- Kosmopolita, Fatagel. 246.
- Kühne, Quarantaine im Irrenhauſe. 192.
- Kunſtnovellen. 282.
- Lax, Reiſekur. 216.
- Lewald, Badealmanach. 156.
  - Tyrol. 222.
- Lotz, Novellen. 246.
- Luther. 289.
- Maßaloup, Hochmuthsteufel. 228.
  - Corregidor. 228.
- Materialismus, Chriſtenthum, Ehe. 252.
- Merk, Briefwechſel. 198.
- Meyr, Wilhelm und Roſina. 191.
- Moſen, Heinrich der Finkler. 258.
- Mörike. 300.
- Mugge, der Chevalier. 189.
- Mundt, Charlotte Stieglitz. 240.
- Muſenalmanach, deutſcher. 228. 234.
  - ſchleſiſcher. 282.
- Nacht- und Tageblätter, aus dem Portefeuille Louis XVIII. 270.
- Nachtrag über deutſche Kritik. 186.
- Nicolai, die Geweihten. 252.
- Novelliſtik. 300.
- Oldenburg, Erinnerungen. 228.
- Oeſterreichiſche Literatur. 294.
- Ottenheimer, Kettenſchmied. 166.
- Oettinger, Marabouts. 162.
  - Eau de mille fleurs. 216.
- Le Petit, Erklär. der Hogarthſchen Stiche. 168.
- Phantaſus, Jacobina. 180.
- Platen, Abaſſiden. 288.
- Plötz, Luſtſpiele. 178.
- Pückler-Muskau, Semilaſſo. 216.
- Quednow, Vielliebchen. 222.
- Ralph Dangby, 252.
- Raumer, hiſtoriſches Taſchenbuch. 306.
- Raupach, Taſſo's Tod. 204.
- Ravensberg, König Hiarne. 191.
- Reubel, das Politiſch-Böſe unſerer Zeit. 162.
- Rießer, der Jude. 216.
- Roman, Phantaſien über den deutſchen Roman. 276.
- Roſenkranz, Verdienſt der Deutſchen. 210.
- Rouſſeau, Marienbüchlein. 300.
- Ruſſa, Norddeutſches Taſchenbuch. 300.
- S . . . ., Emancipation der Frauen. 180.
- Scävola, Learoſa. 270.
- Schaffer, die Revolution. 252.
- Schefer, Laienbrevier. 191.
- Schiff, die Ohrfeige. 300.
- Schleſinger, Herbſtnovellen. 216.
- Schnabel, der deutſche Student. 180.
- Schopenhauer, Novellen. 246.
- Schubarth, geſammelte Schriften. 162.
- Seni-Taſſo. 270.
- Simrok, Wieland der Schmid. 198.
- Stelzer, Reiſe durch Holland. 198.
- Tauſend und ein Tag. 289.
- Tiek, geſammelte Novellen. 246.
- Traxel, Memoiren eines Flüchtlings. 306.
- Ueberſetzungen. 306.
- Uhland, eine Stimme aus Frankreich über ihn. 250 — 253.
- Urania für 1836. 282.
- Volksbüchlein. 216.
- Voß, poetiſche Werke. 240.
- Wahrheit und Wirklichkeit. 174.
- Walch, das Gelübde. 162.
- Wienbarg, zur neueſten Literatur 186.
  - Wanderungen durch den Thierkreis. 210.
- Zandyk, Erinnerungen aus der Schweiz. 252.
- Zehner, Kornblumen. 246.
- Zeiten und Dinge. 258.
- Zimmermann. 300.
- Zirklaup, die natürliche Tochter. 300.

* * *

- Notizen. 167. 170. 178. 186. 196. 205. 232. 235. 247. 249. 262. 269. 270. 273. 275. 278. 279. 280. 283. 289.

II. Franzöſiſche.

- Alletz. 290.
- Balzac, Vater Goriot. 156.
  - Séraphita. 203.
- Buchez. 297.
- Bureaud-Riofrey. 290.
- Code sacré. 301.
- Crequi, Souvenirs. 294.
- Delavigne, König Eduard's Söhne.
  - Don Juan d'Autriche. 253—261.
- Dictionnaire de l'Academie. 296.
- l'Epoque. 295.
- Encyclopädieen, katholiſche und des 19. Jahrhunderts. 296.
  - practiſche. 303.
- Foa, die Jüdin. 306.
- Gazette de France. 299. 302.
- V. Hugo. 167. 200. 234.
  - deutſche Geſammtausgabe. 242. 278.
  - Chants du crepuscule. 285. 286.
- Kinderliteratur in Frankreich. 295.
- Lamarque, Memoiren. 168.
- Lerminier, Au de là du Rhin. 210. 222.
- Marmier, Etudes. 254.
- Nodier, Sbogar. 216.

Notizen. 157. 163. 166. 188. 190. 193. 194. 196. 197. 199. 200. 204. 205. 207. 208. 211. 212. 213. 215. 217. 218. 219. 220. 223. 224. 225. 226. 227. 229. 230. 231. 232. 236. 237. 238. 239. 243. 245. 247. 253. 256. 260. 261. 263. 265. 266. 271. 272. 274. 275. 277. 278. 279. 280. 284. 285. 287. 289. 290. 295. 297. 299. 301.
Penhoen, Guillaume d'Orange et Louis Philippe. 280.
Roland. 297.
Romantik auf dem franzöſiſchen Theater. 223.
Sand, Lelia. 174.
André. 216.
Vigny, A. de. 263.

III. Engliſche.

Brougham. 287.
Burns, Gedichte. 204. 210.
Cooper, Monikins. 277.
Engliſche Schriftſtellerinnen. 164.
Lingard, Geſchichtswerk. 210.
Makintoſh, Geſchichte der Revolution von 1688. 270. 288.
Marryat, Seeoffizier. 282.
Noël, the state of the metropolis &c. 297.
Notizen. 157. 194. 197. 201. 202. 204. 208. 209. 211. 212. 217. 218. 231. 238. 243. 245. 247. 251. 253. 256. 259. 261. 265. 272. 277. 278. 286. 304. 305.

IV. Italieniſche.

Adrian, über italiäniſche Literatur. 294. 300.
Groſſi, Marco Visconti. 186.
Notizen: Sismondi. 208. Coletta. 213. Roſini. 250 — 263.
Petiſſo, Scelta di poësie &c. 300.

V. Spaniſche Literatur-Notizen.

Los Valles. 202. 207. Franciſca de Pavos. 212. Toreno 221. Romey. 223. Godoi. 225. Martinez de la Roſa. 248. Trueba. 256.

Bildende Kunſt und Archäologie.

Förſter, Ernſt, Briefe aus Italien. 179—180. 188 — 191. 195 — 197.
Oldenburg, J. A., Profeſſor Rauchs Werkſtätte. 207.
Quednow, Caſtell an der Saar, (Archäol. Bericht.) 165 — 167.

* * *

Alexanderzug. 183.
Archäologiſche Notizen. 171. 172. 188. 190. 214. 219. 241. 266.
Dantan. 202.
Denkmäler. 182. 190. 197. 190. 217. 242. 260. 261. 269. 274. 283. 307.
Düſſeldorf. 197.
Feſtkalender (von Pocci und Görres) 205.
Hogarth und Lichtenberg. 284 — 286.
Hohenſchwangau. 292. 297.
Klaſſiſche Stellen der Schweiz. 202. 287.
Kunſtnotizen. 155. 167. 182. 183. 189. 202. 206. 217. 243. 247. 251. 256. 261. 215. 275. 278. 179. 289. 301.
Kunſtnotizen aus Frankfurt am Main. 173. 278. 295. 296.
Mexikaniſche Alterthümer. 307.
Münchner Kunſtausſtellung. 268 — 292.
Münchner Künſtler. 256 — 258.
Oſterwald, Weſeranſichten 292.
Rheinſtein. 259.
Scholl. 269.
Veith, Fresken ꝛc. 254.
Vogel, Peter, Kloſterleben. 305.

* * *

Artiſtiſche Beilagen:
1) Handzeichnungen von E. T. A. Hoffmann. 243.
2) Kloſterleben, nach Peter Vogels letzter Zeichnung. 305.

Muſik.

C. Gollmik, zur Geſchichte eines Patent-Flügels, muſikaliſche Genrebilder 192 — 194.
Lipinsky's Concert in Frankfurt. 229.
Muſik in Frankfurt. 173. 175. 185. 187. 200. 203. 213. 215. 226. 229. 248. 253. 266. 269. 271. 272. 286. 287. 308. 309.
Muſik- und Sängerfeſt in Mainz. 188. 189.
Notizen über Muſik. 194 — 196. (Muſik in London.) 236 — 242. 249. 304.

Theater.

Theater in Frankfurt. 167. 177. 191. 206. 249.
Londoner Theater. 196. 257. 274. 280. 286. 295. 304.
Pariſer Theater. 161. 176—183. 189. 192—195. 197. 199. 204. 211. 214. 215. 217. 223 — 225. 241. 247. 261. 262. 266. 267. 271. 272. 277. 279. 284. 289. 290. 295. 297. 304. 307.
Wiener Theater. 201.
Theater-Notizen. 243. 267.

Lebens- und Sittenbilder, Reiſen, Notizen zur Länder- und Völkerkunde.

Belani, Nachtſcenen in Siſtova. [illegible] 165.
Beurmann, Genrebilder aus Berlin. 265. 270.
Biedenfeld, Erinnerungen aus Heidelberg. 153 — 155.
Irving, W., Montag nach heil. 3 Königstag. 203.
Kolloff, Charaktergemälde aus Paris. 167—178.
Lenz, B., Die griechiſchen Frauen. 172—176.
Der Nationalgardiſt und die Höllenmaſchine. 190.
Spaziergänge in Syrakus. 199—208.
Die Inſeln der Calypſo. 209—212.
Ein Bad im Orient. 239.
Mery, über den Campo Santo. 169.
Wienbarg, Reiſefragmente aus den Studentenjahren 268 — 269.

* * *

Aufklärung der Moslim. 153.
Der 1. Mai in Irland. 196.
Deutſche Kinder in Paris und Havre. 195.
Ein Amerikaner über d. engliſche Ariſtokratie. 259.
Knochenthurm. 175.
Mai in Italien. 196.
Monomanie homicide. 153 — 154.
Peſtprieſter 177.
Politiſches Leben der Belgier. 255 — 259.
Ruſſiſches! 153.
Sitten der Einwohner von Boothia. 290.
Sitten der Neuholländer. 296.
Tanz der Derwiſche. 160.

Geſchichte und geſchichtliche Notizen, Biographiſches.

Aegypten und Aethiopien. 302.
Bellini. 257.
Bulwer. 308.
Charlotte Robespierre. 225 — 226.
Die Bewegung der religiöſen Ideen in Deutſchland im 18. Jahrhundert. 308. 309.
Die Blutverſetzer. 272 — 273.
Don Juan Alvarez y Mendizabal. 277.
Eine der erſten Waffenthaten Lamarque's. 160.
Friedrich der Zweite. 304.
Hiſtoriſche Notizen. 268. 286.
V. Hugo's Biographie. 296 — 307.
Joſeph Guſikow. 261.
Miſtriß Hemans (Nekrolog). 198.
Shakſpear's Vermögensumſtände. 171.
Sir John Oldcaſtle. 291.
Supplemente zu E. T. W. Hoffmann's Leben, (nebſt ungedruckten Briefen Hoffmanns). 243 — 304.

Chronik der neuſten Vorfallenheiten.

Berlin. 184 — 187. 241. 242. 274. 277. 290.
Braunſchweig. 213.
Europäiſches Feſt in Paris. 285.
Frankfurt. 298.
Hamburg. 293.
Octoberfeſt in München. 243 — 249.
Paris. 298.
Kleine Notizen. 154. 155. 168. 171. 172. 179. 181. 183. 191. 194. 196. 199 — 201. 205 — 209. 210—214. 217 — 221. 224 — 227. 229—232. 235 — 237. 239. 241. 242. 244. 247. 249—251. 253. 255. 256. 261. 262. 265. 267. 268. 269. 271. 272. 274. 277 — 279. 284. 286. 288. 289 — 292. 295. 297. 298. 305. 307. 308.

Statiſtiſche Notizen.

Unterlieutenants und Tänzerinnen. 154.
Elementarunterricht in England. 171.
Verlorne Negerſchiffe. [illegible]
Statiſtik der Salpetrière. 181.
Die Paſſagiere v. Liverpool nach Mancheſter. 211.
Goldverbrauch in England. 217.
Einwohnerzahl Londons. 221.
Bevölkerung Frankreichs. 225.
Federn in England. 227.
Franzöſiſche Geſetze. 235.
Londoner Police-Rapport. 225
Baumwolle. 247.
Königliche Bibliothek in Paris. 255.
Armee in England. 259.
Branntweinſchenken in London. 262.
Aufgehobne Klöſter. 267.
Mäßigkeitsvereine. 289.
Lebensalter berühmter Maler. 289.
Geldwerth der liegenden und der fliegenden Literatur. 299.

Anekdoten.

Geſchmack. 157.
Talma. 158.
Politiſche Anekdoten. 164.
Allard, — Fieschi. 193.
Iriſcher Bull. 201.
Moore. 213.
Irländiſche Ankündigung. 226.
Republikanismus. 238.
Klaproth. 241.
Negerſchiff. 251.
Genueſiſcher Stolz. 251.
Der Staatsmann und der Gewürzkrämer. 255.
Dichter Eitelkeit 257.
Garrik. 271.
Napoleons Hut. 295.
Gerichtliche Vertheidigung in Perſien. 298.

Vermiſchte Aufſätze.

Carové, gegen eine franzöſiſche Verunglimpfung deutſcher Nation. 302.
Pantheon. 304.
Clemens, das Geheimniß des Lebens. 171. 172.
Dingelſtedt, Abſchiedsrede an den Kometen. 275.
Reis, welche Hinderniſſe ſtehn der Emancipation der Juden entgegen? 214. 215. 217.
Rießer, Gabriel, Berichtigung. 305.
Wihl, Hiob, Fauſt, Heine. 173 — 178

* * *

Abolition des Lotto's. 295.
Berufung der Soldaten zu öffentl. Arbeiten. 290.
Congreſſe. 262. 302.
Elementarunterricht. 171. 290.
Franz. Schriftſteller in ihren Arbeitsſtuben. 181.
Iſraeliten. 290.
Notizen zur Humanität. 153. 154. 210.
Proteſtantiſche Bibel- u. Traktaten-Geſellſch. 301.
Reflexe. 265. 266. 284.
Reflexe aus jetzigen Culturzuſtänden. 184.
Schiffbrüchige. 225.
Selbſtmorde. 229. 290. 301.
Simoniſten. 225.
Sclaverei. 171.
Mäßigkeitsvereine. 289.

№ 153. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 1. Juli.

Die italiäniſche Novelle.

Von Julius Moſen.

Es war einmal eine Zeit in Deutſchland, wo aller männliche Sinn ſo ſehr verſchwunden war, daß man von wenig Anderem zu reden wußte, als von Agenden und Sängerinnen, von Staatspapieren und Gebetbüchern, oder von friſchen Auſtern und alten Gemälden. Da nun die Poeten das Queckſilber im Barometer des geſellſchaftlichen Zuſtandes ſind, ſo kam es denn, daß ſelbſt wohl ein geborner Rieſe unter ihnen den magiſchen Fingerring anſteckte, um als feines Zwerglein Einer der Unſern zu werden. Da ſank auch die Poeſie auf den Gefrierpunkt der Novellenliteratur herunter. In dieſer byzantiniſchen Zeit ſaßen einige Freunde zuſammen, welche fröhlich in dieſem grünen Schlamme herumplätſcherten. Nachdem ſie ſich der Reihe nach lange angeſehen hatten, ſprach Robert, der jüngere von ihnen, zu ſeinem Nachbar, der verkehrt auf dem Stuhle ſaß: „Du biſt erſt aus Italien, dem Lande der Banditen- und Liebesgeſchichten, zurückgekommen, haſt du denn gar nichts davon zu erzählen?“ — „Italien iſt unſer Gegenpol,“ erwiederte Johannes; „ſowie die Weltherrſchaft ſich faſt immer an Italien oder Deutſchland geknüpft hat. Dieſe Wagſchalen ſind zerbrochen; — was wird hernach kommen?“ „Eine Novelle, eine Novelle!“ riefen die Andern. Johannes fuhr fort:

„Jedes politiſch zertretene Volk iſt ein Treibhaus der Novellen; denn es kann nicht fehlen, daß alle die Maſſen von Leidenſchaften, welche ein groſſes politiſches Volksleben aufzehrt oder unſchädlich macht, bei einem niedergehaltenen Volke in dem Einzelnen unerhörte Zerſtörungen veranlaſſen müſſen. Schlagt einem Baume die Krone ab, ſo werden viele unnütze Schößlinge am Stumpfe hervorbrechen; unterdrückt ein gebildetes Volk, ſo begünſtigt ihr die Novellenpoeſie. Das Leben eines ſolchen Volkes gehört darum nicht ſowohl der Geſchichte, als vielmehr der Novellenpoeſie an. Italien aber hat die beſten Novellen, und täglich werden dort herzbrechende und lächerliche zugleich begonnen, verwoben oder fertig gemacht. Dort darf man nur die Augen aufmachen, einen kleinen Vorfall, der ſich eben zeigt, bis in das Einzelne verfolgen, ſo wird man gar bald eine Novelle fertig haben. Eine ſolche will ich jetzt erzählen.

Ich hatte mir in Rom in einem weitläufigen Hauſe unfern der Tiber und des Ponte Rotto ein Wohnzimmer gemiethet. Dort ſtand ich eines Morgens auf meinem Balkone und ſah mit unklaren Gefühlen dem Gewühle der Nachen und Marktſchiffe auf dem Tiberſtrome zu. Die tauſend wechſelnden Bilder, welche ſich mir ſowohl auf dem Strome, als auf der Gaſſe zeigten, feſſelten meinen Blick immermehr. Wie bald ein lärmender Traſteveriner mit ſeiner blauen Sammetjacke, den luſtigen Hut auf der einen Seite, das Maulthier mit überhängenden Gemüſekörben vor ſich her treibt, braunrothe Gebirgsleute mit wilden Falkenblicken vorüberziehen; dort eine verblühte Sünderin im Namen der unbefleckten Jungfrau, hier eine zerſprungene Glocke in der Hand eines Stummen um Almeſen bittet, ja ſogar die armen Seelen im Fegefeuer durch einen in der Sonnenhitze keuchenden Kapuziner um einige Bajochii zur Linderung ihres höllſchen Durſtes aufſchreien; — das Alles zieht in meiner Seele jetzt noch einmal vorüber. Zu eben dieſer Zeit war dort unter meinen Balkon ein alter Zitherſpieler getreten, und hatte zu ſingen begonnen:

> Ahi, quanti palpiti,
> Quanti sospiri,
> Quanti deliri
> Feci per te! *)

Auf einmal hielt er im Geſange innen.

Eine Menge Menſchen wogte am Ufer herauf. Aus den heftigen Geberden und dem Schreien des leidenſchaftlichen Volkes hörte man nur deutlich den Ausruf: O, die Arme! die Arme! Ich war geſpannt und legte mich über das Eiſengitter vor, um den Gegenſtand, welcher in der Mitte des Gewühls heraufgebracht wurde, ſogleich zu erkennen. Mein Gott, welches Schauſpiel ſah ich! — Auf einem langen ſchmalen Brette lag ein Frauenleichnam ausgeſtreckt, und mit einem Seile feſtgebunden. Zwei Fiſcher trugen die Leiche einher. Jetzt kamen ſie damit unter meinem Balkone an. Unwillkürlich trat mir eine weichliche Thräne in mein junges Auge. Nur eben mußte dieſe Unglückliche im Strome ertrunken und todt herausgezogen worden ſein. Dieſe Leiche mit den anliegenden naſſen Gewändern, mit aufgelöſ'tem, tropfenden, rabenſchwarzen Haare, welches faſt bis auf die Erde herabhing; das edle, jugendliche, erloſchene Antlitz mit dem ſchmerzhaft verzogenen und doch jetzt noch ſchönem Munde; dieſe Geſtalt mit unverhülltem todeskeuſchem Marmorbuſen, unter welchem an den zarten Handgelenken die Arme mit einem Tuche zuſammengebunden waren, damit ſie ſtille liegen möchten; — dieſes junge, rührende Todtenbild, welches plötzlich in das glühende Leben furchtbar und doch wieder ſchön hereingeſchleift wurde, machte auf mich den tiefſten Eindruck. — Wie ſchon die Volksmenge mit dieſer Leiche längſt vorübergezogen war, ſtand ich noch immer und ſtarrte auf die Straße hinunter, wo die Wogen des Lebens wieder über dieſe Erſcheinung zuſammenſchlugen. Der Spielmann bähte ſich aber immer noch unten in der Sonnenhitze auf dem Platze und blähte ſich im eifrigen Geſpräche mit einigen Obſthändlern, welche ihre Körbe mit Limonien und Portugallen auf dem Kopfe trugen, und mit untergeſtemmten Armen zuhörten. Er hatte ſeine Zither in die Hand, wie eine Herkuleskeule gefaßt, und ſchwang ſie kreiſend um den Kopf herum, daß die Saiten in der Luft wie Glocken antönten. Ich hatte ihm manchen Paolo für Flugblätter, welche er zugleich mit verkaufte, früherhin zugewendet, und ſo kam es, daß er ſogleich, wie er mich anſichtig wurde, mit ausgeſtrecktem Halſe mir zurief: „Signore, una stupenda novella!“ Auf einen Wink kam er zu mir herauf. „Ich weiß ſchon, was Ihr wiſſen wollt,“ ſprach er mit geläufiger Zunge; — „erzählen ſoll ich Euch von dieſer jungen Frau! Die Arme! Wenn ſie nur noch lebte!“ „Müſſen wir doch alle ſterben!“ „Aber ſo jung, und ſo reich! Erzählen ſoll ich Euch, und bin ſo durſtig wie ein Wetzſtein? Waret Ihr einmal in Orvieto, Herr?“ Ich nahm aus meinem Eistopfe eine Flaſche d'Orvieto heraus, und ſchenkte ihm ein hohes Glas voll ein. „O,“ rief der Alte unterdeſſen: „das iſt mein Strohmäntelchen aus Orvieto, der kleine ſüße Bettelmönch! Oh! Oh! — ein alter Kat! Kat!“ „So ein Enghals,“ entgegnete ich, „iſt gut für einen Weithals.“ Mein Schmarotzer koſtete erſt zwei Tropfen, nun beſann er ſich, und machte ſein Geſicht ſo dünn und ſpitz, als wollte er ſich durch ein Nadelöhr fädeln, dann aber drückte er ein Auge zu und ſpann einen ſo langen Goldfaden aus dem Glaſe, als wäre der Wein zu Maccaroni geworden, bis er den letzten Tropfen herausgewickelt hatte. Jetzt aber ſchnalzte er mit der Zunge, wie ein Fechtmeiſter mit der Klinge, welche er mit einigen Schwibbchen probirt, und nun begann er zu plaudern: (Fortſ. folgt.)

Dichter und Richter.

Aus dem Liederſchacht im Buſen
Gab ich der Gefühle Gold,
Ringend nach der Gunſt der Muſen,
Nicht nach eitlen Ruhmes Sold.
Und ich fühle freudig heute,
Daß mir damals Dank gebühret,
Der manch Freundlichen erfreute,
Manche Fühlende gerührt.

Aus der Schaar der Dilettanten
Trat ich endlich ernſt heraus,
Unbekannt zu den Bekannten
Wagt' ich mich im kühnen Strauß.
Ohne Wappenſchild und Namen
Ritt ich kecklich zum Turnei,
Meiner Lieder leichten Samen
Auszuſtreuen friſch und frei.

Als ich nun aus traulich engen,
Heitern Kreiſen jener Zeit,
Hingetreten vor die Strengen,
Sahen die mich unerfreut.
Und die Strengen, ſtrenge Pflichten
Uebend, haben mich verdammt.
Nicht zu ſchonen, zu vernichten,
Ueben ſie das Richteramt.

Sollt' ich nun die Leier hängen
An die Wand, daß ſie verſtaubt?
Hat doch manches Herz den Klängen
Froh gelauſcht und fromm geglaubt.
Soll die Pflanze nicht mehr grünen,
Weil ein Sturm ſie niederbog?
Iſt kein Sonnenſtrahl erſchienen,
Der ſie wieder lichtwärts zog? —

---

*) O welches Seufzen,
Ach welches Sehnen,
O, ſo viel Wähnen
Quält mich um dich!

Nein, ich laſſe Strenge ſchelten,
Und ich dichte fröhlich fort!
Ihren Tadel wird vergelten
Manch ermunternd Beifallwort.
Ob ſie Sturm erregen konnten,
Wieder glättet ſich das Meer,
Und ich fahr' im hellbeſonnten
Liederkahn darauf umher.

Und ich bin und bleibe Dichter,
Freudig übend meine Pflicht;
Jene ſind und bleiben Richter,
Ihre Pflicht erfreut ſie nicht.
Richtend unſ'rer Schwachheit Fehle,
Sitzen kalt ſie am Kopp't,
Während dichtend meine Seele
Durch die Himmel fliegt und glüht.

Ludwig Bechſtein.

Erinnerungen aus Heidelberg.

(Fortſetzung.)

Das ziemlich geräumige Dereck zwiſchen Neuenheim, Handſchuchsheim und Ladenburg am rechten Ufer des Neckars hinab, wechſelnd Ackerfeld, Wieſe, Weingarten, gehörte als Jagdrevier ausſchließlich den Studenten. Es durfte nur nach Waidmänniſcher Regel beſchoſſen werden. Der 24. Auguſt wurde als Eröffnungsfeſt immer ſehr feierlich und jubelnd begangen. Eines angenehmen Rechts ſich zu verſichern und zu erfreuen, ſtrömte an dieſem Tage alles auf die Jagd, mit Piſtolen, wer kein Gewehr hatte, wer auch jene nicht beſaß, mit einem Ziegenhainer.

Vom 25. Auguſt an hatte die Jagd wieder ziemlich Ruhe. Nur wenige cultivirten dieſes Vergnügen. Die ganze Umgegend iſt ſo reizend. Man zieht Ausflüge nach den ſchönern Punkten, nach Höhen und Wäldern bald vor. Der einſame Schwärmer und die geſelligen Schaaren finden überall mehr für Augen, Ohr, Geiſt und Herz, als auf dieſer Ebene. Der paſſionirteſte Jäger übt dieſes Vergnügen auf ſolcher Gemarkung nicht zur Ungebühr oder als zeitraubende Sucht, denn geſellſchaftliche Jagden räumen ſchnell auf, und allein irgend einer Luſt ſich hingeben, widert den Jüngling bald an.

Die ganze akademiſche Jugend Heidelbergs war damals in fünf Partheien getheilt. Nemlich in die vier Landsmannſchaften der Oberrheiner, der Niederrheiner, der Weſtphalen und der Kurländer und die Parthei der Neutralen, welche in keiner der vier Landsmannſchaften ſich einverleiben wollten, oder in keine aufgenommen waren. Aber alle waren eins und einig durch Geſetze, welche ſie ſelbſt ſich gegeben und ſanctionirt hatten, welche mit einer Art von religiöſem Enthuſiasmus befolgt und erhalten wurden. Dieſer Codex hieß der Comment!

Die Landsmannſchaften waren quasi privilegirt, indem ihr Daſein, die Namen ihrer Mitglieder, Zweck ihres Vereins und Conſtitution dem Rectorat und der Landesregierung hinlänglich bekannt waren. Die Verbindung glich ſo wenig einem Orden, daß vielmehr jedes Mitglied ſein Wort darauf geben mußte, keinem andern Verband und namentlich keinem Orden anzugehören und jedem eigentlichen Studenten-Orden ſtets hinderlich und feindlich in den Weg zu treten.

Unter Orden verſtand man jede Verbrüderung auf Eide, welche über die Univerſitätsjahre hinaus als ſolche fortbeſtehen ſollte, und neben der Aufrechthaltung das Comment irgend einen andern Zweck im Auge hatte. Jeder Orden war von den Landsmannſchaften hors la loi — in Verruf erklärt.

Alle Meinungen und Behauptungen vom Daſein von Conſtantiſten, ſchwarzen Brüdern ꝛc. zu jener Zeit in Heidelberg und ſeinen verbündeten Univerſitäten erſcheinen mir heute noch als Irrthum und Unwahrheit. Von politiſchen Tendenzen war auch nie die leiſeſte Rede. Man müßte es denn eine politiſche Tendenz nennen, daß die Meinungen darüber oft getheilt waren, ob Friedrich II., Suwarow, Erzherzog Karl, oder Bonaparte der größte Feldherr ſei.

Die Landsmannſchaften hatten und verfolgten keinen andern Zweck, als die Feſtſtellung und Aufrechthaltung des Comment, d. h. einer Lex scripta für die Form des geſelligen Vergnügens, die Handhabung des Benehmens der Studenten unter ſich, die unabänderlichen Regeln über die formelle Ausgleichung aller unter Studenten vorkommenden Mißfälligkeiten, die Beſtimmung der Cantons, aus welchen jede Landsmannſchaft ſich rekrutiren ſollte und dürfte. Auch ſämmtliche Neutrale erkannten dieſen Comment an, und richteten alle ihre Schritte nach ſeinen Vorſchriften.

Die Oberrheiner (Senior — Freyberg) hatten zu ihrem Canton Ungarn, Öſtreich, Baiern, Würtemberg, Baden, Italien, Helvetien und halb Frankreich. — Die Niederrheiner (Senior — Helmold) hatten die beiden Heſſen, Naſſau, Berg, Holland, das übrige Frankreich. — Die Weſtphalen (Senior — v. Kamptz) hatten alle Sachſen, Preußen, Braunſchweig, Hannover, Mecklenburg, Dännemark, Schweden. Die Kurländer (Senior — Baron von Oſten = Sacken) hatten Rußland. Alles was außerhalb dieſer Lande geboren war, konnte ſich einer beliebigen Landsmannſchaft anſchließen. So hielten ſich in der Regel die Polen an die Oberrheiner.

Den ganzen Comment könnte ich als ein nicht unmerkwürdiges Actenſtück hier beifügen, und würde vielleicht nicht nur manchem meiner Comilitonen ein Feſt der Erinnerung bereiten, ſondern auch manchen Irrthum berichtigen, der ſchwarz und ſchwer auf jener ſo natürlichen, als unſchädlichen, ja heilſamen Verbrüderung laſtet. Aber Fragmenten gehört eine ſolche Verhandlung nicht an.

Die Elemente ewigen kleinen Haders lagen vorzüglich in den Kurländern. Sie waren faſt alle höchſt ehrenwerthe und liebenswürdige Kumpane, an äußerlich feiner Sitte und Abgeſchliffenheit allen Übrigen überlegen. Aber meiſtens Edelleute aus dem Land der abſoluten Prärogative, alle reich. An Saus und Braus gewöhnt, und eine gewiſſe Herrſchaft, — waren ſie noch nicht Manns genug, um der ſchönern Überzeugung immer zu folgen, und eigentlich eine andere als die slaviſch-ariſtokratiſche Freiheit zu lieben. Studenten unter ſich bilden die reinſte und wahrſcheinlich einzig natürliche Demokratie. Solche Anwandlungen mußten Reibungen hervorbringen, — am meiſten mit den ebenfalls, wenn auch milderen, ariſtokratiſchen Weſtphalen, welche überdies auch gern die Rollen der Reichen ſpielten.

Oſten = Sacken, der ſich mit Kamptz ſchon zweimal geſchlagen hatte, ohne daß einer von ihnen Sieger oder Beſiegter geworden wäre, ſollte abermals ſich mit ihm meſſen. Ein Zimmer im Gaſthof zu Neckargemünd wurde zum Kampfplatz für ſie und noch einige Paare gewählt; die Reiſe dahin angetreten. Ich ſollte das Bett nicht verlaſſen, um eine ſchwere Verletzung am linken Fuß zu pflegen. Ein Vertrauter meldete mir, daß der Oberpedell ſo eben ſich rüſte, die Kämpfer zu überraſchen. Raſch ſtand der flüchtige Einſpänner vor der Thüre, um mich hinaus zu tragen. Unterwegs fand ich richtig die ſchlauen Herren Oberpedellen. Wie mußte der Rappe nun laufen! Kamptz und Sacken wollten eben beginnen, als ich die nahe Gefahr ihnen meldete. Nach langem heftigem Debattiren wurde endlich gerade das Albernſte beſchloſſen. Alle fuhren auf einem Kahn den Neckar hinab, nach der Hirſchgaſſe, unbefangen jubelnd und ſingend. Aber der Oberpedell erkannte die grimmigen Wölfe unter dem Schafpelz. Die Kampfluſtigen ſtanden eben wieder auf der Menſur, als der Schreckensruf „der Pudel!“ ertönte. Alles eilte, die koſtbaren Schläger vor ſeinen Klauen zu retten.

Kamptz ſprach kalt: „Alſo — auf Wiederſehen!“ Aber in Sackens Auge glühte die ungeſtüme Wuth des eigenwilligen Staroſten, ſie brach flammend hervor, in den Worten des Hochmuths: „Kamptz hat alles dem Pedellen verrathen!“ Umſonſt waren alle Vorſtellungen und Bitten, er beharrte bei der ſchmachvollen Beſchuldigung. Kamptz erwiederte endlich, „Das ſpricht ein Hundsfott!“ Bevor einer dazwiſchen ſpringen konnte, gab ihm Sacken die verhängnißreiche Maulſchelle. Ein allgemeiner Aufſchrei des Entſetzens begleitet dieſe brutale Verletzung aller Convenienz. Der unerſchütterliche Kamptz ſprach kalt: „Gut! Als Student biſt du im Ver……, als Cavalier werden Sie mir anderswo ſtehen!“ —

An eine Beilegung war nicht zu denken. Umſonſt trachteten die verſammelten Landsmannſchaftsvorſtände irgend ein Mittel ehrenvoller Bemäntelung zu erſinnen. Die Thatſache ſprach zu entſcheidend, und trotzig beharrte Sacken bei dem Geſagten und Geſchehenen. Nun mußte nach Urtheil und Recht der Verruf förmlich und feierlich über ihn verhängt werden. Da brachen mit barſchem Weſen die Kurländer den Comment, indem ſie dem Interdict trotzend, daſſelbe gegen die andern Landsmannſchaften ausſprachen.

Damit war alles Conventionelle vernichtet. Die Rohheit der Gewalt ſollte fortan jedes Urtheil fällen und der Prügel ihr Vollſtrecker ſein. Bewaffnet mußte gehen, wer nicht geprügelt ſein wollte. Scheußlicher Zuſtand!

(Fortſetzung folgt.)

Punkte.

∴ Die Knute. Die Knute iſt eine Peitſche mit kurzem Stiel, an welchem ein langer Riemen geſchmeidigen Leders befindlich, mit ſcharfer Spitze. Wird die Knute bei häuslichen Züchtigungen angewandt, ſo wird jeder Streich von einer Ermahnung begleitet, in welcher man den Strafbaren auf ſein Vergehen hinweiſet. Soll eine öffentliche Exekution ſtattfinden, nach dem Gutachten des „Quartalnoi“ (Bezirks-Kommiſſärs), ſo muß jeder Hausherr einen ſeiner Dienſtboten dahin ſenden, damit er ſich ein Beiſpiel nehme, und die andern warne. Es iſt wohl anzunehmen, daß die Knutenſtrafe bei jenen Leuten, die nicht den geringſten Begriff von Ehre haben, wenig Wirkung hervorruft.

∴ Begrüßung der Ruſſen. Der Herr küßt der Dame die Hand; die Dame erwiedert den Gruß dadurch, daß ſie ihm die Wange küßt. Dieſe Begrüßung iſt die ganz gewöhnliche.

∴ Ich liebe die Tyrannei, die geiſtige und geiſtliche nämlich. Ich möchte ſie hätſcheln, wie der Jeſuit das Gewiſſen einlullt; ich möchte, daß ſie von Tag zu Tag breiter und dicker und ſchwerer würde. Ich liebe ſie auf dieſelbe Weiſe, in welcher ich, wenn ich Operntexte ſchriebe, entweder das allerlangweiligſte, oder das allertollſte und hirnwüthigſte Librettchen liefern würde. Das junge Holz, das ſich noch biegt, iſt bei weitem ſchwerer zu brechen, als das alte. So lange die Gewalt noch elaſtiſch iſt, wird ſich Keiner dran wagen; denn Jeder hat zu fürchten, daß ſie, ſchon bis an's Ende gebogen, zurückſchnellt und ihm eine Maulſchelle gibt.

∴ In demſelben Maaß, als die Chriſten an manchen Orten ſtockfanatiſch werden, zeigen ſich die Muſelmänner allmählig aufgeklärter. Wer hätte noch vor hundert Jahren ſich's einfallen laſſen, daß in irgend einer mahomedaniſchen Stadt ein anatomiſches Theater errichtet werden könnte? Die Anatomie galt nach Mahom's Lehre als entſetzlicher Frevel. Jetzt finden wir ſeit Anfang 1835 das intereſſante Schauſpiel eines anatomiſchen Theaters in der Moſchee Moriſtan in Kahira. Nicht minder intereſſant und charakteriſtiſch iſt's, daß der Muſelmann Rafah Malte-Brun's Geſchichte der Geographie ins Arabiſche überſetzt und drucken läßt, daß in allen ägyptiſchen Schulen Landkarten und Erdkugeln eingeführt ſind, und daß Mehmed Paſcha mit dem Gedanken umgeht, die beſten ältern und neuern franz. Werke ins Arabiſche überſetzen zu laſſen.

∴ *Monomanie homicide.* Man nennt in Frankreich „Mordſucht (monomanie homicide)“ jene unerklärliche Neigung, die gewiſſe Menſchen unwiderſtehlich antreibt, andere zu tödten, und die man weder als abſichtliche Verbrecher, noch als Wahnſinnige betrachten kann, die nicht wiſſen, was ſie thun. Das auffallendſte Beiſpiel dieſer Art iſt von der zwölfjährigen Honorine Pellois gegeben worden, die in dem Zwiſchenraum von vier Tagen zwei kleine Mädchen, das eine 2 Jahre und 6 Tage, das andere 2½ Jahre alt, in einem Brunnen ertränkt, und ein drittes elfjähriges ebenfalls in denſelben zu ſtürzen ſich bemühet, was ihr jedoch nicht gelungen war. — Zu St. Cyr-la-Roſière von armen, übelberüchtigten Eltern geboren und äußerſt ſchlecht erzogen, nämlich zuerſt verwöhnt und ſpäter ihrer Bosheit wegen mißhandelt, beurkundete ſie im zarteſten Kindesalter ſchon die grauſamſten Neigungen. Wo ſie eines andern ſchwächern Kindes habhaft werden konnte, ſchlug und quälte ſie es. Ihr größtes Vergnügen beſtand darin, ihren Spielgefährten Staub in die Augen zu werfen, ſie mit ihren langen Nägeln bis auf's Blut zu zwicken, und ſie mit Brenneſſeln zu peitſchen. — Ihre natürliche Grauſamkeit wendete ſich auch gegen Thiere, und mehr als einmal ertappte man ſie, nicht blos Fröſche und Käfer langſam zu Tode martern, ſondern ſelbſt junge Schafe und Katzen erwürgend, oder einem Hunde die Naſe aufſchlitzend, oder Hühnern und anderm Geflügel die Beine zerbrechend und den Hals umdrehend. Dem Ausdrucke eines Zeugen gemäß „ſchoſſen bei ſolcher Gelegenheit Flammen aus ihren Augen; ſie bleckte die ſie Strafenden an, und knirſchte mit den Zähnen, wie ein Affe.“ — Aus der Unterſuchung ergab ſich, daß dies junge Ungeheuer nicht allein die beiden Kinder, welche ſie aus ihrer Eltern Behauſung unter dem Vorwande entführt, daß ſie mit ihnen ſpielen wolle, abſichtlich ertränkt, ſondern daß ſie ſchon früher mehrmals auf eine ähnliche Weiſe Kinder von 3 bis 11 Jahren zu tödten ſich bemühet, was ſie, wenn ſie zufällig an ihrem Unternehmen verhindert worden, für Spaß ausgegeben. — Auf die an ſie gerichteten Fragen blickte ſie zuerſt ſtarr die ihr zur Seite ſitzenden Gend'armen an, wonach ſie mit der größten Kaltblütigkeit erzählte, wie ſie ſich benommen, um die kleinen Mädchen bis an den Brunnen zu bringen, und ſie in denſelben zu ſtoßen. Als Entſchuldigung ihrer That gab ſie an, daß ſie dieſelbe aus Neid begangen, weil Jedermann der Kinder Schönheit und Güte gelobt, und Niemand ſich um ſie bekümmert habe. — Die öffentliche Verhandlung dieſer entſetzlichen Sache hat einen Umſtand bekräftigt, der beinahe unglaublich ſcheint, und der demungeachtet nicht bezweifelt werden kann, weil er von mehr als 20 glaubwürdigen Zeugen beſcheinigt worden. — Als nämlich die bedauerungswürdigen Eltern des kleinen, drittehalbjährigen Alexander, nachdem ſie lange vergeblich ihr Kind geſucht, es endlich todt im Brunnen fanden, und mit herzzerreißendem Wehklagen es nach Hauſe trugen, öffnete ſich die Thüre eines Hauſes, wo ſie vorübergehen mußten, und auf ſeiner Schwelle ſah man des unſchuldigen Kindes Mörderin mit den Zähnen knirſchen, und aus vollem Halſe über den Jammer einer ganzen Familie lachen. — Honorine Pellois war zwei Aerzten zur nähern Unterſuchung ihres moraliſchen Zuſtandes übergeben worden. Das Ergebniß ihrer Nachforſchungen war, „daß dies Kind, nach ſeinen Antworten, und der Bildung ſeines Schädels zufolge, genugſam Verſtand und Ueberlegungskraft zu haben ſcheine, und daß es, nach dem Syſtem des Doktor Gall, mit den Organen der Liſt und Grauſamkeit begabt ſei.“ An andern Körpertheilen wurde bemerkt, daß es bereits ſehr laſterhafte Gewohnheiten habe. — Nach ſehr kurzer Berathung erklärten die Geſchwornen, daß die Angeklagte mit Unterſcheidungskraft die von ihr begangenen Verbrechen verübt, weshalb ſie zu zwanzigjähriger Einſperrung im Zuchthauſe, und nach Ueberſtehung ihrer Strafe zu zehnjähriger Bewachung von Seiten der Staats-Polizei verurtheilt wurde. Als man dieſe Sentenz ihr vorlas, entgegnete ſie kein Wort. Aber an ihren zwiſchen den Zähnen gehaltenen Lippen, ihren blinzelnden Augen und ihren geballten Fäuſten konnte man bemerken, daß ſie die ihr zuerkannte Strafe recht gut begriff. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 154. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 2. Juli.

Die italiäniſche Novelle.

Von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

„Eine ſchöne Donna, die nun ertrunken iſt! Habt Ihr nicht die junge Marcheſa Ponetti an der Piazza Sorlupi gekannt? Heilige Maria! was wird Luigi, der Marcheſe, ſagen? Aber mußte er denn auch eine Jüdin zur Frau nehmen? Was meint Ihr, ob ſo ein bischen Taufwaſſer den ganzen Heidenſchlamm auf einmal wegwaſchen kann? Rede ich Ketzerei in meiner Einfalt, ſo iſt es eine einfältige Ketzerei. Doch Marcheſe Luigi iſt eine brave Excellenz; denn er hat mir viele ſchöne Canzonetten gemacht, welche abgingen wie friſche Brate und junge Jeſuiter. Kann man aber mit dem Kopfe durch die Wand fahren, eine Taube auf dem Dache, und eine Frau in der Kammer hüten? Habt ihr noch eine im Glasſchranke geſehen mit der Zitrone in der Hand? — Aber die Juden ſind ein abſcheuliches Volk, und will der Teufel arme Jungen in das Elend bringen, ſo fährt er in ein hübſches Mädchen, — oder gar in ein Judenmädchen. Deßhalb ſind auch die Juden verdammt. Wenn man einmal das arme Volk in Rom Hunger hat, und Tauſende den heiligen Vater um Brot anſchreien, da ſind immer einige da, welche von den Juden im Ghetto reden, und dann geht auch richtig allemal die Judenhetze los. Da vergeht den Leuten unterdeſſen der Appetit. So war es vor zwei Jahren gerade in der heiligen Woche, wo mein Magen knurrte und belferte, wie eine alte Jüdin. Da ging es in der Judenſtadt luſtig her. Da ſchrieen die lumpigen Bartjuden und die gelben Weiber mit ihren Kindern, wie bei der Zerſtörung von Jeruſalem, wo ich aber nicht mit dabei war; denn das geſchah zur Kaiſerzeit. Das römiſche Volk ſang aber das Judenjagdlied. Kennt Ihr es Signore? Hier habe ich es, — ja, da iſt es gleich! — es koſtet vier Bajocchi.“ Nun ſang der Spielmann mit begeiſterten Trillern:

Del furor la tromba squilla,
Senti il popol, come strilla!
Vuol vendetta congli Ebrei,
Congli Scribi e Farisei.
Dove siete gente sporche
Son giá pronti palchi é forche,
Non vi giovano pianti
A impiccarvi tutti quanti! *)

„Hierbei geſchah es,“ redete er weiter, „daß ſie einen alten Juden herauszerrten auf die Straße. Er hielt in den Händen einen koſtbaren Schmuck ſo feſt, als wäre er an ſeinen dürren Fingern angewachſen geweſen. Da bekam er aber von einem Kupferſchmied einen ſolchen Schlag in ſeinen Bart, daß der Flachs davon und der goldne Schmuck ihm aus der Hand flog. Der Jude ſchrie aber: „ſei der Schmuck verflucht von Mitternacht zu Mitternacht, mag er verderben jeden, den er zieren ſoll! Verflucht ſei er, wie Teu-

---

*) Horch, der Wuth Trompete ſchrillet.
Horch das Volk, und wie es brüllet!
Rache will's an den Ebräern,
Schreibern und den Phariſäern.
Schlechtes Volk, in Schmutz und Kothe,
Her zum Galgen und Schaffotte!
Weinen hilft euch nicht und Bangen,
All' ihr werdet aufgehangen!

ſels Handgeld, wie ein Kuppler und Aſmodi!“ — Da ſtürzte der Alte todt auf die Straße. Wie aber dies geſchehen war, warf ſich ſeine Tochter, welche ſich vorher noch verborgen gehalten hatte, über ihn her, und ſchrie, daß die Ziegel von den Dächern hätten fallen mögen. Da aber das Mädchen jung und ſchön war — wollten einige junge Burſche, wie es anfing Nacht zu werden, ſich ihrer bemächtigen. Sie mußten ſich aber das Maul wiſchen; denn dieſer Apfel war nicht für ſie gebraten. Zufällig ging eben Luigi am Ghetto vorüber, und wurde von dem Schreien und Lärmen herbeigelockt. Mit Gewalt machte er ſich Platz durch die Menge. Kaum trat er aber in den Kreis hinein, wo ſie mit dem Mädchen rangen, ſo wich das Volk zurück, da er ein Edelmann iſt. Das Mädchen aber merkte dies kaum, ſo umſchlang ſie ſeine Kniee, hing an ihm, wie ein Seekrebs, und rief: „O Herr, rettet, rettet mich vor dieſen Mördern; bin ich auch nur eine arme Jüdin, ſo erbarmt euch wenigſtens über eine arme Waiſe!“ „Wir wollen ſie ja nur taufen!“ ſchrie das junge Volk. Luigi aber ſchob dieſe guten Chriſten bei Seite, nahm die Jüdin unter ſeinen weiten Carbonarimantel, und drückte ſich mit ihr zum Ghetto hinaus. Ach, was ſind doch die Edelleute für edle Leute! Er ging aber mit ihr einige Straßen hindurch und gelangte ſo, indem er darüber nachſinnen mochte, wo er ſeine Pflegebefohlene die Nacht über unterbringen könne, bei der Kirche der heiligen Catarina de' Funari an. Die Kirche ſtand noch offen. Da wendete er ſich zu dem Mädchen und ſagte: „Es will ſich nicht ſchicken, daß ich dich ohne Anfrage in meinen Palaſt bringe; denn meine Mutter iſt eine Chriſtin, und du eine Jüdin, ich will ſie aber bitten, dich eine Nacht über zu behalten, und morgen kannſt du wieder zur Judenſchaft zurückkehren.“ — „Ach! mein Vater!“ rief das Mädchen, „mein Vater! ach! er iſt erſchlagen, und nun habe ich auf dieſer Welt Niemand mehr, der ſich meiner annimmt.“ Da ſie das Italiäniſche gar zu fremdartig ausſprach; ſie machte dazu immer einen runden Mund; ſo fragte Luigi: „Biſt du eine römiſche Jüdin?“ „Wir ſind erſt geſtern aus Spanien hierher gekommen,“ erwiederte das Mädchen. „Mein Vater war ein Rabbiner in Saragoſſa, und kam hierher, um Iſrael in der Knechtſchaft in Rom zu tröſten. Ach, und nun iſt er erſchlagen! O Gott meiner Väter und mein Gott!“ „Wie nennt man dich, armes Kind?“ „Ich heiße Lea!“ entgegnete das Mädchen. „O Herr, laßt mich wieder zu meinem Vater, damit ich bei ihm ſterbe!“ Noch mehr gerührt von dieſem Jammer, redete ihr Luigi zu: „Wenn es dir nicht zuwider iſt, in dieſe Kirche einzutreten, ſo will ich wieder in den Ghetto zurückkehren, und für deines Vaters Leiche, und dann für dich ſorgen.“ Mit dieſen oder ähnlichen Worten gingen ſie die Stufen hinauf und traten in die Kirche ein. Dort brennt immer die ewige Lampe vor dem Altare. Die Seilerinnung muß das Öl dazu geben. Deßhalb war es ein wenig hell in der Kirche; nur Altäre und Bilder, ſonſt war nichts darinnen, als die beiden.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus Heidelberg.

(Fortſetzung.)

Wir waren die Stärkern, wir ſollten es nicht lange ſein. Freiheit predigten die Kurländer, Freiheit die Neutralen. Welche Freiheit! Die Freiheit zu prügeln und geprügelt zu werden! Die Magie des Worts wirkte allmächtig. Hunderte ſchloſſen ſich den Kurländern an, trugen auf Mützen, im Knopfloch, an den Rockſchößen, an Ziegenhainern und Pfeifen — Orangebänder als Bundeszeichen und jauchzten: Freiheit!

Solche Unform mußte bald zerbrechen. Wir beſchloſſen, im Saal der Weſtphalen uns zu verſammeln und dort unter uns zu bleiben, bis zum Ausgang, aber dort auch jedem Störenfried, Alle für Einen und Einem für Alle, die Hauer zu zeigen.

Wohlbewaffnet ſaßen wir dort. Die Thüre nach der Straße wurde geſchloſſen, die Treppe mit Tiſchen und Stühlen tüchtig verrammelt, oben auf dem Flur wurden mit Feuergewehren Bewaffnete als Grenzhüter aufgeſtellt. Wir wollten dem Prügel uns nicht unterwerfen und unſer Hausrecht wahren. Sterben mußte, wer feindlich die Treppe betrat! —

Die Freiheitsritter ſtürmten in ungeheuerm Phalanx, burſchikoſe Marſeillaiſen brüllend, heran, umzingelten das Haus, forderten freien Eingang, oder unſer Hinabkommen. Die Thüre blieb verſchloſſen, wir rührten uns nicht, aber wir zogen die Hahne auf. Zum Sturm wurde kommandirt, ſchon drohten die Wüthenden, die feſte Thüre mit mächtigen Hebeln einzurennen, da warf ſich ihnen Profeſſor Thibaut entgegen: „Nur über meinen Leichnam kommen Sie in dies Haus!“ Die Stürmer ſtanden.

Dem Anſehen dieſes berühmten Mannes, ſeiner ſprudelnden und geſchmeidigen Beredſamkeit gelang es, nicht nur einen Waffenſtillſtand abzuſchließen, ſondern die Häupter der Partheien zu vermögen, eine Urkunde zu vollziehen, worin geſchrieben ſtand: „Wir geben unſer Ehrenwort, alle unter Studenten beſtehende, und künftig ausbrechende Zwiſtigkeiten auf die unter Studenten übliche und ehrenvolle Weiſe zu ſchlichten.“

Die Schmach der Prügelei war damit verfehmt, die Orangiſten-Freiheit vernichtet, unſer Sieg gleichſam proklamirt. Wahrſcheinlich wäre alles mit einem Dutzend Zweikämpfe abgemacht geweſen, vielleicht ohne eine einzige Wunde. Die Geſchicklichkeit der Sekundanten war groß, dieſe waren faſt mehr gefährdet, als die Schläger ſelbſt. —

Aber der Skandal war doch zu bedeutend geweſen, um ihn ganz ungeahndet laſſen zu können. Dragonerſchwadronen rückten ein, Unterſuchung und Gericht begannen. Ich glaube, über 100 Relegationen und Conſilia wurden verhängt.

Sacken und Kamptz ſchoſſen ſich als Cavaliere. Sacken blieb. Ein anderer Weſtphale, deſſen Name mir entfallen iſt, ſtürzte ſich in ſeinem Gram von der Roßtreppe, viele ſuchten Zuflucht in den Heeren Napoleons und ſeiner Gegner. Allgemeine Deſolation herrſchte. Heidelberg ſchien veröden zu wollen. Aber der Zauber der Namen eines Paulus, de Wette, Voß, Kreuzer, Fries, Marheineke, A. Schreider, Ackermann, Langsdorff, Gatterer, Thibaut, Heiſſe, Martin, Zachariä, Klüber ꝛc. übt ſeine unwiderſtehliche Kraft! —

Das Duell iſt unverträglich mit Legalität, Civiliſation, Chriſtenthum und Vernunft.

Der Prügel iſt unvereinbar mit jedem Begriff von Ehre, mit jener unantaſtbaren ſchönen Schwärmerei einer edlen Jugend, mit jener adelnden Glut für eine höhere Beſtimmung, mit der Bildung für die künftige Geſelligkeit. Der Prügel iſt nicht nur das Symbol der rohen Gewalt, ſondern auch in ſeiner Anwendung phyſiſch gefährlicher, als die Schneide des Schwerts. Sein Gebrauch iſt formlos und gränzenlos. Prügel iſt nicht nur der Stock; der Stein, die Keule, das Meſſer, die Axt, der Dolch, die Piſtole werden zum Prügel in der Hand der rohen, ungezügelten Wuth. Der Gebrauch des Prügels macht zum Banditen, denn der Prügel ſtellt ſich nicht mit Sekundanten und Zeugen, auf der Menſur, dem Feind Auge in Auge entgegen. Er überraſcht, überrumpelt den Feind im lauteſten Getümmel, wie in der Einſamkeit, von der Seite, von hinten, im Strahl der Kerzen, beim Becher, beim frohen Lied, wie bei Nacht, im Schlaf, beim Gebet. Der Prügel iſt das ſcheußlichſte, was man der Jugend in die Hand geben oder geſtatten kann. Er entmannt, verdirbt Seele und Leib zugleich, macht heimtückiſch und niederträchtig. Der Prügel iſt eine Waffe des Schinders gegen tolle Hunde — nicht des freien Mannes gegen einen Bruder! Der Gebrauch des Prügels iſt ein Majeſtätsverbrechen!

Die Injurien-Klage bei den gewöhnlichen burgerlichen Gerichten erſcheint als fruchtlos, wenn man nicht allen Begriffen von einer deutſchen Univerſität gänzlich entſagen will, — als bedenklich, ja gefährlich für Männlichkeit und Charakter, — als lächerlich, wenn man Koſten- und Zeitaufwand berechnet und erwägt, daß die Hälfte ſolcher Prozeſſe nie ein Reſultat herbeiführen würde, oder uber die Univerſitäts-Jahre hinaus in's Unerträgliche fortgeſponnen werden müßte.

Eine Art von Friedensgericht oder Beilegungs-Inſtanz, von Seiten der Lehrer, würde dieſe all zu oft in ſeltſamen Conflict mit Leidenſchaften, Schwachheiten und Thorheiten der Lernenden bringen, einen großen Theil ihrer übrigen Wirkſamkeit neutraliſiren — ohne dem Duell oder Prügel vorbeugen zu können.

Der Staat braucht nicht nur gelehrte Herren, er braucht Männer im ganzen Sinn des Worts. Eine Zwangsjacke à la Kadetten- Ritter- und Militair-Akademien, oder nach der Weiſe mancher katholiſchen Inſtitute — wäre das Todesurtheil für alle deutſchen Univerſitäten, eine Vernichtung alles deſſen, was Deutſchland ſeit Jahrhunderten über alle Nationen erhoben, zum geiſtigen Mittelpunkt aller Wiſſenſchaft geſtempelt hat. Sie wäre eine gewiſſe moraliſche Depravation des kommenden Beamtenſtandes, deſſen Verfahren und gegenwärtige Muſter troß aller Schulmeiſterei, Pedanterie, Verkehrtheit und Jämmerlichkeit im Einzelnen, dennoch im Allgemeinen ſo reich gebildet, wiſſenſchaftlich, thatkräftig, fortſchreitend und patriotiſch ſich ſtets bewährten, wie keines andern Landes Beamtenſtand von ſich im allgemeinen zu rühmen vermag.

Aber das Duelliren muß aufhören und kein Prügel ſoll den deutſchen Studenten herabwürdigen! *) Das Geſetz gründet und erhält die einzig denkbare und mögliche Freiheit. Das Gefühl für Geſetzlichkeit muß bei allen zur Religioſität geſteigert werden!

Carcer und alle noch ſo ſtrengen Strafen werden ſchwerlich in den erſten 50 Jahren dieſer Barbarei ein Ende machen. Vielleicht gelänge es einer allgemeinen Maßregel auf ſämmtlichen deutſchen Univerſitäten zugleich.

Man vertraue dem Rechtlichkeitsſinn und Ehrgefühl der Studenten, man erhebe ſie zur Jury, zu eigenen Richtern in eigener Sache. Jeder, auf irgend eine Art von einem Kameraden beleidigte oder ſich für beleidigt haltende, habe das Recht und die Pflicht, zwei Kameraden zu Schiedsrichtern zu ernennen. Dieſe zeigen ſolches dem Beleidiger an, damit er entweder in ſich gehe und den Schritt der Verſöhnung ſogleich wandle, oder auch zwei Kameraden wähle. Die vier Schiedsrichter wählen ſogleich einen Profeſſer oder Staatsbeamten zum Obmann. Können dieſe eine friedliche Ausgleichung nicht zu Stande bringen, ſo klagen ſie Namens des Beleidigten bei dem gewöhnlichen Civilrichter, welcher ſummariſch verhandelnd längſtens binnen 12 Stunden ein Urtheil fällt. Von dieſem findet keine weitere Appellation ſtatt. Koſten werden nicht berechnet. Beſtimmt geformte Abbitte und Ehrenerklärung vor den Schiedsrichtern, im öffentlichen Hörſaal, durch Anſchlag am Univerſitätsgebäude, Arreſt auf Ehrenwort mit Ausnahme der Lehrſtunden, ſeien ſtufenweiſe die einzigen Strafen.

Wer thätlich an einem Collegen ſich vergeht, wer zum Duell fodert oder ſich ſtellt, wer dabei Sekundant oder Zeuge iſt, der begibt ſich ſelbſt aller Vorrechte ſeines Standes, aller Anſprüche eines Gebildeten. Wenigſtens ein halbes Jahr Correctionshaus mit ſtrenger Arbeit ſei ſeine Strafe. Die Duellanten ſelbſt können ferner keine deutſche Univerſität als Studierende beſuchen, in keinem deutſchen Land irgend eine Stelle erlangen, welche Vollendung der akademiſchen Studien vorausſetzt.

Bei'm Anfang jedes Semeſters werde in Gegenwart ſämmtlicher Profeſſoren und wenigſtens 100 Studenten, von einem Studierenden dieſe ganz einfache Geſetzeſammlung als Comment den Neueintretenden feierlich vorgeleſen und deren Beobachtung Namens des Staats und Namens der Kameradſchaft auf Ehrenwort und mittelſt Unterſchrift zu Protokoll verlangt.

Aber, was geſchehen ſoll, muß gleichzeitig geſchehen und ausnahmelos gleich auf allen deutſchen Univerſitäten und rückſichtslos zwiſchen Studenten von Adel oder bürgerlichen Standes. *) Eine einzige Ausnahme würde die Bemühungen aller andern zerſtören.

(Schluß folgt.)

---

*) Ich kann mich hier unmöglich überwinden, nicht darüber mein Erſtaunen auszuſprechen, daß der erleuchteten und kräftigen Regierung von Weimar noch heute nicht gelungen iſt, die ſcheußlichen, und für die Jugend irgend einer Univerſität auf keine Weiſe paſſenden Duelle, auf den Stoß (Stich) gänzlich zu verbannen. Deutſche Studenten, welche ehrlich darüber denken, was ſie ſind, ſein ſollen und was ſie mit dem Schwert zu verfechten haben können, werden dieſe eben ſo gefahrvolle, als tückiſche Waffe nie wählen. Keine Strenge, zu Vertilgung dieſes ſcheußlicher Unfugs, kann zu groß ſein. A. d. V.

*) Komiſch mag manchem mit dem Univerſitätsweſen Unbekannten dieſe Unterſcheidung bei Studenten klingen. Aber traurig erſcheint ſie jedem in der Wirklichkeit, der viele Univerſitäten zu beobachten Gelegenheit hatte. Nicht überall frägt man nur: „wie führſt du dich auf?“ ſondern leider noch an manchem Ort, „wie nennſt du dich?“ Peter ſchlechtweg darf ſich nicht herausnehmen, was dem Herrn von Peter durch die Finger geſehen, als chevaleresker Zug lächelnd ausgelegt wird. Iſt es 1836 wohl überall anders, als es 1800 war? A. d. V.

Ernſt und Scherz.

1.

Weil mir die herbe Wirklichkeit
Mehr Dornen jetzt als Roſen ſtreut,
So mag um liebliche Gedanken
Sich ſpielend meine Seele ranken,
Und Balſam ſaugen aus dem reinen Aether,
Der hell umfließt den Weiſen und den Beter,
Die leidend, doch voll Gottvertrauen
Durch Thränen oft gen Himmel ſchauen.

2.

Schau der Natur in's Angeſicht
Und lies! Aus Dichtern dichte nicht.
Wo die geſchöpft ihr Lebenswort,
Derſelbe Born fließt immerfort.
Wie nennt man ihn? — den Menſchengeiſt,
Der auch der Weltenſpiegel heißt;
Natur und Geiſt; aus ihrer Gunſt
Quillt alle Schönheit, alle Kunſt.

3.

Auf Thürmen dreh'n ſich Wetterfahnen
Im Wechſel nach des Windes Lauf;
Von unten ſchau'n denn Menſchenkinder,
Voll Dünkel und voll Stolz hinauf,
Sie halten ſich für Götterſöhne,
Obſchon der Wind ſie treibt, wie Jene.

4.

Du fährſt hinaus mit vollen Segeln,
Geflügelt iſt des Schiffes Lauf;
Verſtehſt du nicht die Fahrt zu regeln,
So ſtößt dein Kiel auf Felſen auf;
Da ſitzt dein Schiff; die Fluthen ſchlagen
Darüber hin als Strafgericht,
Du merkſt, dein Letztes mußt du wagen,
Doch ob's gelinge, weißt du nicht!

5.

„Muthig in Demuth,
Freudig in Wehmuth,“
Wär' ich ein Ritter,
Trüg' es mein Schild. —
Soll ich dir rathen?
Präg' es in Thaten!
Jedes der Worte
Wird dir zum Schild!

6.

Schafft goldhaltiges Erz, ihr Denker, hervor aus dem Bergſchacht!
Zierden der Menſchheit zur Luſt, formt uns, ihr Dichter daraus!

J. C. Nanny.

Buntes.

⁂ „Ein Unter-Lieutenant in Frankreich erhält, nach 20jährigem Dienſt, wenn er wegen Verſtümmlung oder aus Erſparniß verabſchiedet wird, ein jährl. Gnadengehalt von 700 Francs (326 fl. 40 kr.). Eine Operntänzerin dagegen bezieht nach 20jähriger Dienſtzeit, auch ohne ſichtbare phyſiſche Verſtümmlung, eine jährl. Penſion von 2400 Frs. (1120 fl.). Dieſe wichtige Verfügung iſt neuerdings durch einen beſondern Erlaß des königl. Staatsraths feſtgeſtellt worden“ — (ſo berichtet die Biblioth. f. d. neueſte Weltkunde in ihrem jüngſten Heft). — Man könnte in Deutſchland Gegenſtücke dazu finden, wenn man den Gehalt eines Lieutenants mit dem einer Tänzerin vergleicht. Der Unterſchied wäre nun freilich inſofern nicht gar ſo fürchterlich, wenn man andererſeits hört, daß ein Lieutenant blos zu marſchiren hat, eine Tänzerin dagegen *hüpfen* muß. Doch im Ernſt: man denke ſich einen Lieutenant, der ſeine ganze Jugend für monatliche 17 Thaler hinopfert, der ſelbſt das Glück der Häuslichkeit entbehren *muß*, um nach — 20 bis 30 Jahren vielleicht bis zum Premier-Lieutenant zu avanciren, oder eine Civilſtelle von ein Paar hundert Thalern zu erhalten!

⁂ *Monomanie homicide.* (Schluß.) Man würde Gott geradezu läſtern, wollte man für dieſes entſetzliche Phänomen eine angeborne Bösartigkeit als Keim annehmen. Nein; derſelbe Stamm, an welchem Liebe, Treue, gänzliche Selbſtaufopferung zum Beſten geliebter Weſen oder des Vaterlands wachſen, blühen, zu Früchten reifen, — kann nicht neben Heilkräften — ſolche Giftſtoffe im Kerne tragen. Nur das Beiſpiel, nur die Gewohnheit, nur die Erziehung tragen die Schuld. Hier ſehe man, welche Pflichten der Staat zu erfüllen habe! Statt ſich um Erweiterung der Gränzen, um Feſtſtellung ſeiner Prärogative eigennützig zu kümmern, ſtatt ſeine Juſtiz blos als Nothwehr ſeiner Exiſtenz auszuüben, müßte zuerſt in den Hütten geforſcht, die Quelle des Laſters verſtopft, Elend und Dummheit erſtickt werden, deren unmittelbarſte Folgen Noth und Stumpfheit ſind. Ob der Miniſter, der General eine Schüſſel mehr oder weniger ſpeiſe, iſt für die Menſchheit ziemlich gleichgültig; ob man, um tauſende arme Schelme von Soldaten weniger mit täglichen 50 Centimes kärglich unterhalte, während ſie im Schooß der bürgerlichen Geſellſchaft nützlicher, weil ſie *beſchäftigter*, wären, — das iſt ſchon weniger gleichgültig. Aber eine Gewiſſensſache iſt's, wann der Staat blos auf die Nothwendigkeit der Strafe ſein Augenmerk richtet, ſtatt auf die Nothwendigkeit einer radikalen Volksveredlung, welche in ihren allmähligen Folgen die Zahlen in einer Kriminalſtatiſtik ohnehin verringern wird. — Als ein Beleg, wie weit der religiöſe Wahn, durch niederträchtige Pfaffen genährt, führen könne, folgt hier ein andrer Kriminalfall, wie ihn Malten's Bibliothek (5r Thl. 1835) aus franzöſiſchen Quellen mittheilt:

„Uebelverſtandener Eifer für das Intereſſe der Religion, durch die Einflüſterungen fanatiſcher Prieſter noch mehr geſteigert, bildete in dem ſchwachen Gehirne eines gewiſſen Peter *Nonnet*, zubenannt *Philippon*, die fixe Idee, daß er Jeden tödten ſolle, der nicht unbedingt den Lehren der alleinſeligmachenden Kirche ſich unterwerfe. Gott, ſagte er, habe ihm dazu perſönlich den Befehl gegeben, und wie ſauer es ihm auch ankommen möge, müſſe er demungeachtet den ihm gewordenen Blut-Auftrag in Ausführung bringen. — Den 14. September 1834 verließ er ſeine Wohnung barfuß, in Hemds-Aermeln, ein Tuch um den Kopf, ein Gebetbuch und einen großen Knittel in der Hand. So durchſtreifte er die Weinberge um Ecouard, im Dordogne-Departement. Er befragte mehrere Einwohner um ihren Glauben an Gott, und um ihre chriſtlichen Geſinnungen. Die erhaltenen Antworten ſchienen ihn nicht ganz zu befriedigen; doch begnügte er ſich, zu Einigen zu ſagen: du biſt auf dem Wege der Verdammung, oder: du rennſt der Hölle in den offenen Rachen; wonach er ſeinen Weg fortſetzte. — Gegen 10 Uhr Morgens traf er in einem Kaſtanien-Gehölz eine Frau, die verehlichte Maria Ballade, die hoch ſchwanger war, und ihre 7- bis 8jährige Tochter an der Hand führte. Sie wollte ſich zu ihrer Familie, im Dorfe La Creuze, begeben. — Mit einer Donnerſtimme gebot ihr Nonnet *halt*. Sie gehorchte und blieb ſtehen. Er näherte ſich ſingend und betend. Kaum aber befand er ſich in der Nähe der Harrenden, als er ſich wüthend auf ſie ſtürzte, mit ſeinem dicken Knotenſtock ſie zu Boden ſchlug, und ſie mit den Füßen trat. Er ruhete nicht eher, als bis ſein Knittel zerbrach, und die Unglückliche, die anfangs ſtark geſchrieen und ſich gewehrt, kein Lebenszeichen mehr gab. Nun ſetzte er ſich auf ihren Körper wie zu Pferde, beantwortete ihr leiſes Gewimmer, das bald in Todesröcheln überging, durch neue Stöße und Schläge, ſtieß ein wildes Gelächter aus, und ſtimmte endlich wieder ſeinen Lobgeſang an. — Das Geſchrei des Kindes, das gleich beim erſten Angriff gegen ſeine Mutter fortgelaufen war, hatte indeſſen Perſonen herbeigezogen. Sie fanden den Mörder immer noch auf ſeinem Opfer reitend, und ihm die Augen bald mit einem Splitter ſeines Knittels, bald mit Steinen ausbohrend. — Der Unglückliche glaubte eine lobenswerthe That verrichtet zu haben. Nach ſeiner Ausſage war ihm plötzlich ein böſer Geiſt, in Geſtalt eines Weibes, erſchienen, der eine ſchöne weiße Seele an der Hand hielt, um ſie zur Hölle zu führen. Plötzlich ſei der Geiſt Gottes über ihn gekommen, und habe ihm geboten, die böſe Geſtalt zu tödten, um die ſchöne Seele zu befreien. Er habe pünktlich den ihm gewordenen Auftrag in Ausführung gebracht. Die böſe Geſtalt exiſtire nicht mehr, und die reine Seele ſei verſchwunden. — Es ergab ſich aus dem Allem, daß Nonnet wahnſinnig ſei, und nicht als vorſätzlicher Mörder behandelt werden könne. Obgleich er vor den Aſſiſen erſchien, wurde er dennoch von der gegen ihn gerichteten Anklage frei geſprochen. Der öffentlichen Sicherheit wegen ſollte er blos in einem Irrenhauſe eingeſperrt werden.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 155. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 3. Juli.

Die italiäniſche Novelle.

Von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

Luigi führte die Jüdin zu dem Altare, und hieß ſie dort ſich niederſetzen. Das war eine große Sünde, die er auf der heiligen Treppe bei dem Lateran gewiß abknieen mußte. Dort bei dem Altare ſoll die Jüdin den Marcheſe mit ihren großen ſchwarzen Augen ſo plötzlich angeſehen haben, daß er ſeitdem in Liebe zu ihr entbrennen mußte. Was die Leute oft für wunderliche Augen haben! — Hundeaugen, Pferdeaugen, Katzenaugen, Fiſchaugen, Hühneraugen, nur keine Krebsaugen; denn die Krebſe haben ihre Augen wie hungrige Leute im Magen; — Neunaugen ſind die beſten, Hexenaugen die ſchlimmſten; — die Jüdin aber hatte kohlſchwarze Hexenaugen, mit welchen ſie Einem die Liebe anthun konnte. Sieht Euch eine ſolche Hexe mit ihrem böſen Blicke an, ſo fahrt nur gleich mit dem Daumen zwiſchen den Zeige- und Mittelfinger, — das hilft gegen den Liebeszauber. Aber meine Jüdin, die ich bei'm Altar gelaſſen habe, wickelte ſich in ihre Tücher, ſetzte ſich am Altare nieder, und blieb allein, während der arme Luigi wie ein angeſchoſſener Hirſch von Straße zu Straße lief. Nach einer halben, oder meinetwegen ganzen Stunde, kam er zu ſeiner Jüdin zurück, und brachte ihr die Nachricht: daß die Leiche ihres Vaters ſchon auf dem Judenkirchhofe begraben ſei. Bei dieſer Botſchaft ſoll Lea mit der Stirne ſo heftig gegen die Marmorplatte des Altars geſchlagen ſein, daß man heute noch den Eindruck davon ſieht. Das iſt aber nicht wahr; es müßte denn ein Mirakel ſein; Luigi aber hatte große Noth, die ſchöne Lea einigermaßen zu beruhigen. Ein braver Mann hat ſeine Plage mit den wirbelköpfigen Weibern. Ihr ſolltet meine Peppina kennen, die hätt' es noch viel ärger gemacht; denn wie Luigi die Jüdin zu ſeiner Mutter brachte, ſoll ſie ſchon ganz ſittſam vor ihr einen Fußfall gethan, ihr den Saum des Kleides geküßt und ſehr rührend alſo geſprochen haben: „Großmüthige Marcheſa, edelmüthige, erhabene Patrona! Ihr däucht mir barmherzig zu ſein, wie die Sonne, welche über die wahren Katholiken ſo gut ſcheint, wie über die Ketzer, Juden, Heiden, Mohren und die Türken; und ſo flehe ich auch zu Euch: ſenkt auf mich den Strahl Eurer Gnade, und erquickt mich mit Eurer Huld!“ — Bei dieſen Worten nahm der alte bombaſtiſche Erzähler eine Priſe Schnupftaback, und ſagte: „Hat ſie nicht ſo geſprochen, ſo iſt doch wenigſtens gewiß, daß die Marcheſa zu ihr ſagte: „Du ſollſt eine Chriſtin werden, und Saverio, der fromme Mönch, ſoll dich im Chriſtenthume unterrichten; denn ſonſt fährt deine Seele in die Hölle hinein! — Jetzt aber gehe dort in die Kammer und ſchlafe aus!“ — Seitdem blieb die ſchöne Jüdin bei der Marcheſa, und wurde Vormittags vom frommen Bruder Saverio, welcher ein Jugendfreund des Marcheſe und von vornehmer Familie iſt, und Nachmittags von der Marcheſa ſelbſt im Chriſtenthume unterrichtet, ſo daß Lea bald ſelbſt darin Beſcheid wußte, faſt ſo gut, wie die heilige Jungfrau ſelber. Nun hätte Luigi zwar auch gern der Jüdin vom Chriſtenthume gepredigt, aber ſeine Mutter ſoll ihm immer im Wege geweſen ſein. Als aber die Marcheſa merkte, wie Luigi dennoch immer um die Jüdin herum war, wie die Nabe um die Axe, da legte ſie den Finger an die Naſe, und kam denn allmählich auf den Gedanken: daß ein junger vornehmer Herr ſich ein wenig in der Welt umſehen, in fremden Städten was aufgehen laſſen, und ſich überhaupt wie ein Edelmann betragen lernen müſſe. Durch Vermittlung ihres Beichtvaters wußte ſie es bald dahin zu bringen, daß Luigi von der päpſtlichen Kurie mit einer nothwendigen und ehrenvollen Sendung nach Sicilien beauftragt wurde. Mit trüben und verdrießlichen Mienen nahm der Marcheſe Abſchied, da ihm die Liebe auf dem Nacken herumhandtirte, wie ein Affe im rothen Jäckchen auf einem brummigen Bären. Da er aber die päpſtliche Pfeife hörte, ſo mußte er freilich darnach tanzen. Seine Mutter ſagte ihm aber bei dem Abſchiede: „Luigi, bei Allem, was du thuſt, vergiß nicht, daß du ein Marcheſe biſt; habe die goldene Tabatiere immer in der Hand; denn ſie ſteht gut zu den weißen Manſchetten! Willſt du bei den Weibern Eroberungen machen, ſo fange bei den Alten an, die Jungen pickeln von ſelbſt hinterdrein. Und da haſt du auch deine Pillen, die immer bei verdorbenem Magen dir geholfen haben!“ — Hier erſtickten Thränen ihre Stimme. Er drückte ſeine Mutter an die Bruſt, und ſah in die Höhe, wo ein weißes Tuch zu dem Fenſter herauswehte. Dort war die ſchöne Lea. Mit weinenden Augen warf er ihr noch einen Kuß zu; dann aber ſtieg er in den Wagen und fuhr um die Ecke hinum.

Drei Monate lang hatte er ſchon bei dem Vicekönig in Sicilien ſeine Geſchäfte betrieben; aber immer, wenn eine Schwierigkeit beſiegt war, lag ein anderer Stein im Wege; denn man ſagt, das Geſchäft wäre nur ein Vorwand geweſen, Luigi von Rom entfernt zu halten. Da ſtack er nun wie ein Vogel im Käfig; er mochte ſingen, wie er wollte, er kam doch nicht fort. Dabei befand er ſich ſo unwohl, daß er ſich eine Schachtel Pillen um die andere aus Rom kommen ließ, und doch immer krank blieb, da er auf den Magen los kurirte, und die Krankheit doch weiter links ſaß! — Hätt' er mich gefragt, und das Mittel gegen den böſen Blick gebraucht, ſo wäre er gewiß geſund geworden. Wie er nun ſo in nichts, als in Mißmuth und Krankheit in Palermo ſich herumwickelte, hatte endlich ein Hofmann Mitleid mit ihm, und ſagte: „Ei nun, Excellenz, wer hält Euch denn hier auf? Euer Geſchäft hat ſich nun ſeit dreihundert Jahren bis auf dieſen Tag hergenullt, und wird ſich bis an das Ende der Welt fortnullen. Dieſes Geſchäft iſt nichts, als ein gelindes Mittel, welches unſere Höfe bei jungen Hitzköpfen gebrauchen, die man nicht geradezu aufgeben will. Aber, Freund, wenn Ihr mich verrathet, ſo war ich ein Narr und werde unglücklich!“

(Fortſetzung folgt.)

Herbſtliche Fahrt.

Tageblätter, von Ludwig Braunfels.

I. Koblenz.

Die Pferde dampfen,
Die Lüfte ſchauern;
Im Hagelgebraus ſtürzt
Der Himmel nieder.
Davon! davon!

Haſt ja nichts auf Erden,
Was dein du fühleſt,
Als dein eignes armes Herz; —
Und das nicht einmal dein!

Kannſt fahren die Straßen,
Die ängſtlichen Brücken;
Biſt wie ein fallender Stern in Lüften,
Um den kein Bruderſtern
Jemals die Liebeskreiſe zieht.

Schließ die Augen;
Und laß den ſcharfen Windeszug
Dir ſauſen in's Antlitz!
Und weil dein Herz kein Vaterland hat,
So träume dir kein Vaterland.

Der Wandrer, der nächtliche Wandrer,
Trifft allwärts wohnliche Häuſer,
Die Ruhe mit heil'gen Armen umſchließt.
Drin wohnen vereint,
Die ſich fanden.

Davon! davon!
Was du liebteſt, was du liebeſt
Und lieben nimmer geſollt,
Alles läſſeſt du hinter dir;
Nichts führſt du mit dir,
Als deinen Schmerz.

II. Wiesbaden.

1. Gaſttafel.

Wie ſchäumten dir die Flaſchen des Weins,
Du edler Britte;
Wie dampften die Braten vom markigen Eber
Und feſtfaſerigen Reh:
Als du noch in den Forſten England's
Durch praſſelnde Büſche jagteſt!
Des Horns ſcharfdröhnender Ruf
Durchrieſelte aufzitternd
Dein friſches Mark.
Sturm brauſte dir in die Bruſt;
Und wie Nordſturm
Allmächtig entgegen brauſte der Geiſt.

Als aber du, wie ein ſtarker Wald,
Von Flammengeloder umſchlungen warſt;
Du gierig ſpähteſt
Durch der Hauptſtadt tauſend Gaſſen
Nach andrem Wild,
Das den Jäger verſchlingt:
Da zerfloß in ſchmählich trübe Bäche,
Im Moraſt des Lebens aufwallender Strom.

In hell leuchtendem Saal,
In ſtill lauſchender Niſche
Umſchlangſt du glänzende Nacken;
Und jeder Herzſchlag,
Der an deinem Herzen widerſchlug.

War um entwürdigtes Geld erkauft, —
Nein! war gemiethet!
Es brannten in Luſt die rothen Tapeten;
Und durch des Fenſters dichte Gehänge
Drang vom Himmel kein keuſcher Strahl.
Wie ein trunknes Bad im Meer des Vergeſſens,
Rauſchte
Der ſeidne Teppich zuſammen um dich.

Sag' mir die Jahre,
Die ſtrömen zwiſchen den zwei Geſtaden
Des Vormals und des Heute! —

Genüber mir an der luſtigen Tafel
Sitzt der herbſtliche Badegaſt,
Und berechnet die Biſſen,
Die ſpenden er darf dem matten Leib;
Stößt von ſich den ſonſtigen Freund,
Die gelbe Flaſche mit liebem Rheinwein;
Und ſchlürft gewiſſenhaft, bedächtig,
Die große Arzenei der Welt,
Sein Waſſerglas.

Wenn ein müder Wandersmann
Im hellen Geſpräch mit den braven Gäſten,
Den Vielgereiſten, den Länderkundigen,
Sein Herz erfreut,
Und den König Magen mit ſtarkem Gewild:
Thut dir weh das Ohr,
Thut dir weh der Gaumen;
Und dein Magen dehnt ſich in neidiſcher Gier,
Und mahnt,
Wie du nun arm biſt.

Nie hab' ich gehört,
Daß Eines Tages wenige Stunden
Aufgebaut vom Grund bis zur Spitze,
Eines Lebens Heil.
Wohl aber Eine Nacht, Eine Nacht,
Vermag, gleich Feuersmacht,
Zu zerſtören eine Seele;
Und wie Verrath in die ſtarke Feſte,
Tauſendgeſtaltig
Schleicht ſich Tod in des Lebens Burg.

8. Sonnenberg.

Süßer Tag am blauen Himmel,
Dich lieb' ich! —
Den armen Britten dort,
Der durch die zarten Hügel einherſteigt,
Fühllos,
Weil er zählen muß die Schritte,
Die ſeinen Füßen der Arzt erlaubt, —
Verſöhn' ihn, allheilige Natur,
Mit deinen Wonnen!
Laß freundlich ihn
Im ſpäten Strom klar wiederſchauen,
Das Bild des Himmels, der geliebten Sonne,
Die einſt am Morgen glänzten über ihm!

Und wie ich hier ſo ſteh', mit heißem Herzen,
Auf ſtürzenden Mauern der Ritterzeit,
Ein nicht kronenloſer Baum;
Mit ſtill erröthendem Gedanken,
Den nie ich nennen darf;
So laß mich, reich und lebensvoll, gleichwie
Ein voller Strom ſtürzt in verlorne Tiefe;
So laß mich, Erde, du geliebte,
Verſinken einſt in deine Nacht!

(Fortſ. f.)

Erinnerungen aus Heidelberg.

(Schluß.)

Unheil wird noch immer geſchehen, aber ſeltener. Das Duell iſt eine unvertilgbare Barbarei, ſo lang bis die ſteigende Cultur die Begriffe allgemein berichtigen, die Gefühle läutern, Gewohnheit und Erziehung zur andern Natur ſie machen wird, — oder bis eine wieder allgemein hereinbrechende Barbarei das Barbariſche davon nach außen aufheben, den Stempel des Edlen und Ritterlichen wieder verleihend, die übrigen Stände von ſolchem ehrenvoll auszeichnenden Vergnügen ausſchließt, ſelbſt die Schranken baut, hinter welchen man Ehre für Blut kaufen, eine Schandthat mit einem glücklichen Lanzenſtich ungeſchehen machen, und Scheu vor zweckloſem, alſo kannibaliſchem Blutvergießen zum Verbrechen ſtempeln kann.

Ganz aufhören wird das Duell unter Jünglingen erſt dann, wenn dieſe Barbarei den Männern als eine Schande für Gebildete, als eine ſchmachvolle Sünde gegen alle Humanität, als ein ſtrafwürdiger Hohn gegen die Vernunft erſcheint, wenn der Reſpect vor dem Geſetz nicht mehr in Scheu, Zweifel und Furcht, ſondern in Überzeugung, Liebe und Verehrung ſeine Quelle haben wird. Finſterniß kann nie dahin führen, nur wahre Aufklärung.

Ich habe eine Scene der früheren Landsmannſchaftlichkeit treu geſchildert, um deren Kehrſeite zu offenbaren und im ſchärfſten Licht zu zeigen. Dennoch halte ich jene alten Landsmannſchaften für eine liebenswürdige, charakteriſtiſche, ja wohlthätige Eigenheit der deutſchen Univerſitäten. Sie bändigte, zähmte, männlichte, ordnete und prägte dem jugendlichen Gemüth unmerklich, aber tief das Gefühl für Geſetzlichkeit ein, für beharrliches Streben und Arbeiten nach einem beſtimmten Ziel, für Gleichheit zugleich und für Achtung gegen Eminenz des Geiſtes und Charakters.

Die Regierungen aller deutſchen Lande ſollen ehrlich bekennen, daß ihre beſten und tüchtigſten Männer aller Fächer gerade jenen landsmannſchaftlichen Vereinen entſtammen, und jetzt noch mit wahrer Seelenluſt jener Frühlingstage der Verbrüderung gedenken, wenn ſie auch über manche Rohheit derſelben ſich ärgern, über manch Kindiſches und Läppiſches dabei lächeln müſſen.

Die Zeit iſt ſo ernſt und tief geworden, daß Kindiſches und Läppiſches kaum mehr zu gewärtigen iſt, wenn auch Kindliches der Jugend noch heilſam anklebt. Die allgemeine Sitte hat ſich ſo mächtig geändert, daß jene oft gerügten Rohheiten heutzutage unmöglich mehr auf irgend einer Univerſität ſtehende Norm ſein können. Sie erſcheinen nur noch gleichſam traditionell, als Parodie des: fuimus Troes, als lachende Spiele der Erinnerung und luſtige Mährchen einer verklungenen Sagenwelt.

Das provinziell- und ſtammlich-Sondernde der alten Landsmannſchaften kann heutzutage nicht mehr Wurzel faſſen, noch weniger dem wohlthuenden Geiſt allgemeiner deutſcher Verbrüderung feindlich in den Weg treten. Die Provinz und Namensſcheidewände zwiſchen Deutſchen und Deutſchen ſind größtentheils geſunken und werden, ſo Gott will, bald ſämmtlich der Vergangenheit anheimfallen.

Die Landsmannſchaften werden in Zukunft nur Brüderſchaften individueller Sympathien ſein, kindlich männliche Vereinigungspunkte lebens- und ſtrebensluſtiger Jünglinge, harmloſe und gefahrloſe Bilder des jugendlichen Idealismus. Nie werden ſie in bedenkliche Verbindung und gefährliche Orden ausarten, nie eine Beute von Verführern und Werkzeuge von Verräthern werden, wenn man durch öffentliche

Duldung ihnen Vertrauen beweiſt. Das Gefühl der Vaterlandsliebe und Ehre und Treue glüht ſchönen Lebens in den Herzen der deutſchen Jugend, die Ehre des öffentlichen Vertrauens kann ihm nur die edelſte Richtung geben.

Mißtrauen durch Verbieten und Verhindern kränkt, ſchmerzt, beleidigt, bringt Begriffe von Wichtigkeit und Hoheit bei, erzeugt ein Gefühl von Hochmuth, — welche geheimes Brüten und Streben hervorbringen, die Herzen der Verführung öffnen, auf Abwege leiten und Unheil faſt unabwendbar in's Leben rufen müſſen.

Kein guter Geiſt iſt es, kein Geiſt des Lichts und Heils, der unſere Jugend ſchmäht und ſchilt, der hart und grimmig in ihr innerſtes Leben eingreifen, all ihren Duft und Farbenglanz vernichten, ihren Frühling verkümmern und verwüſten will. Es iſt der Geiſt des Mißverſtands, welcher jene magiſchen Worte eines jungen Italiens, jungen Europa's ꝛc., mit dem natürlichen Geiſt und Charakter unſerer deutſchen Jugend verwechſelt, der einzelne natürlich hervorgerufene Mißgeburten des Augenblicks als Bilder einer ganzen Generation betrachtet, Wirkungen von Urſachen nicht unterſcheidet, die Schlammwaſſer eines Wolkenbruchs für trübe unſaubere Quellen hält, der Welt, Zeit und Menſchen nur ſtets von demſelben Standpunkt, durch daſſelbe gefärbte Glas von derſelben Seite ſtarr beſchaut, Donner und Blitze als Erzeuger der Electrizität in der Atmoſphäre anſtaunt.

Es iſt der Geiſt des Unheils, der entfremdet und verfeindet, wo Einigung, Verſöhnung und Befreundung Noth thun.

Kein Land der Erde hat eine wärmere, edlere, hoffnungsreichere Jugend als unſer Vaterland. Kein Land der Erde hat ſchönere Bildungsanſtalten für dieſe Jugend als unſere Univerſitäten es ſind. Vernunft und Zeit gebieten ſtets Änderung und Beſſerung und freundliche Pflege. Vernichtung dieſer Anſtalten oder ihre gänzliche Verketzerung iſt daſſelbe — ein Rückſchritt, ein Lähmen der Nationalität, ein Todesſtoß der Zukunft des Vaterlands! Deutſchland hört damit auf, im Reich der Wiſſenſchaften das erſte Land der cultivirten Welt zu ſein!

Buntes.

⁂ Einer der berühmteſten Maler aus der jetzigen franzöſiſchen Schule, der Baron Gros, endigte (in einem Alter von 65 Jahren) kürzlich freiwillig ſein Leben. Schon einige Tage vor der That ging er wie in Träumen verloren herum; ſeine Familie und ſeine Freunde leiteten dieſen Zuſtand jedoch daraus her, daß er ſeit dem 16. Juni die Funktionen eines Geſchwornen bekleiden mußte. Am 26ten begab er ſich ungefähr um 10 Uhr Morgens, wie gewöhnlich, aus ſeinem Hauſe, gegen den Juſtizpallaſt zu. Da er um 5 Uhr Abends noch nicht wieder zu Hauſe war, wurde man lebhaft um ihn beſorgt, fragte nach und erfuhr, daß er gar nicht im Juſtizpallaſte geweſen ſei. Man ſtellte nunmehr eifrige Nachforſchungen an; man öffnete ſeinen Sekretär und fand darin einen Brief, den er erſt des Morgens geſchrieben hatte, und worin er vom Tod, von baldigem Tode ſprach. Am 27ten gegen Mittag fand man endlich ſeine Leiche in der Seine, in der Nähe von Meudon. Sein Hut hatte am Ufer gelegen. Frankreich verliert an ihm einen ſeiner tüchtigſten Maler.

⁂ Der Ring. (Schweizeriſche Volksſage.) Hubert, der Jäger, war ein rüſtiger Bergſohn. Nie ſah man ihn ohne ſeine grüne Jacke, ſeine Kamaſchen von Gemsleder, ſeinen Stutzer, ſein Hifthorn und ſeine Hunde. Sein Leben war ein ſtetes Verfolgen der Gratthiere; er wurde faſt nirgend ſichtbar, als auf dem Rücken eines Felſen, von welchem herab der Widerhall des Thales die ſchmetternden Töne ſeines Hornes zurückgab. Das beſte Stück Wildpret war ſtets für das Kloſter zu Selget bei Morteau beſtimmt. „Ah, die gute Seele!“ riefen die Mönche ſchmunzelnd. „Ah, der ſchöne Burſche!“ wiſperten die jungen Mädchen zu ſich ſelbſt, wenn ſie ſeinen ſtarken, nervigen Gliederbau, ſein durchdringendes, feuriges Auge und die männlich braune Farbe ſeiner Haut in Betracht zogen, welche die Sonne und die rauhe Bergluft angehaucht und gegerbt hatten.

Auch die Mädchen waren lieblich anzuſchauen; allein er ſchätzte den Balg eines Fuchſes mehr, als die ſchönſte Maid. Aber ſein Stündlein ſchlug endlich auch. Alis hieß die holde Verführerin, welche Schuld war, daß Hubert der Jagd gänzlich entſagte, und von Stund an, wo er ihre Gegenliebe erworben, nur für ſie lebte. Die Ehe der beiden Liebenden ſollte in der Kirche der Minoriten im Thale von Morteau nach St. Martini eingeſegnet werden. Aber als Heinrich IV. von Frankreich mit ſeinem Heere in das Herzogthum Burgund eingedrungen war, bot der Gouverneur oder Statthalter der Provinz alle Edeln, Bürger und Vaſallen auf, ſich dem Könige zu widerſetzen. Mit der Schaar von Morteau zog auch Hubert.

„O!“ rief er, „gerne ziehe ich in den Krieg; aber eine ſo holde Geliebte verlaſſen, das thut weh!“ und er vergoß bittere Zähren.

— Hubert, erwiederte die holde Maid, wie ſchwer wird mir dein Abſchied, mein Bräutigam! Du wirſt mich doch ſtets lieben?

„Alis, kannſt du daran zweifeln?“

— Es gibt Schmetterlinge, welche ihre Schwüre bald vergeſſen.

„Ich gehöre nicht zu ihnen, das ſollteſt du doch wiſſen, meine ſchöne Braut; ich will dir auf's Neue ewige Treue ſchwören.“

— Und ich dir auch, lieber Hubert, und zwar aus ganzer Seele; und möge mich der Böſe züchtigen und ſtrafen, wenn ich je einem Andern angehöre, als dir; auch im Fall du im Kampfe unterliegen würdeſt, was die heilige Jungfrau verhüten wolle! Erneuern wir alſo den Schwur, welchen die Bergbewohner nie brechen.

Und ſie ſchwuren ſich ewige Treue im Leben und Tod.

Hierauf begab ſich Hubert zu der Harſt der Scharfſchützen, welcher wie ein Band von Erz längs des Fußweges zog, den die Weiden von Cornabey beſchatten. Als ſein Federbuſch mit jenen der übrigen Schützen verſchwunden war, entfernte ſich Alis auch mit trüben Augen und gequältem Herzen.

„Ach,“ ſeufzte ſie, „vielleicht ſeh' ich ihn nie wieder; nie vielleicht werd' ich mehr die Liebesträume ſeines Herzens in ſeinen Augen leſen!“

Wie manche Wunde ſchlägt uns nicht die Liebe, von der wir unſer zeitliches Glück erwarten! — Als die Scharfſchützen des Gebirges wieder in ihre Bergthäler zurückkehrten, fehlte in ihren Reihen der Beſte unter ihnen; denn Hubert Saulnier war auf dem Felde der Ehre geblieben.

Umſonſt würden wir verſuchen, den namenloſen Schmerz zu ſchildern, welchen dieſe Trauerbotſchaft der zärtlichen Alis verurſachte. Das gute Mädchen weinte beinahe ohne Unterlaß; nur die Zeit, dieſe einzige Tröſterin in ſolcher Herzensnoth, trocknete endlich allmählig den Thränenquell der unglückſeligen Braut.

Den folgenden Herbſt verließ Alis ihre Wohnung, um nach der Benediktinerabtei zu Morteau zu wallfahrten, wo ſie ihre Andacht verrichten und das Andenken ihres gefallenen Geliebten feiern wollte. Es war ein ſchöner, lauwarmer Abend. Der herannahende Wind des kalten Winters brauſte hin und wieder ſchon in die kahlen, faſt blätterloſen Aeſte; hinter den Bergen von Frenelot prangte der Mond mit ſeinem blaſſen Silberlichte, und ſeine Strahlen ſpiegelten ſich in jenen tauſend phantaſtiſchen Formen, die auf dem großen durchſichtigen Nebelſchleier, welcher das ganze Thal bedeckte, nur Sekunden dauerten. Alis, noch immer trübſinnig, wandte ſich gegen die Abtei, als ſie einen ſchön gewappneten Ritter auf prächtigem Rappen gewahrte, der ihr entgegen trabte. Als der Ritter das traurige Mädchen erreicht hatte, wandte er ſich ſogleich an ſie und fragte: „Was fehlt dir, mein ſchönes Kind?“ — Ach, Herr Ritter, ich habe meinen Bräutigam verloren. Er hat mich verlaſſen, um gegen den König Heinrich von Frankreich zu kämpfen, und iſt nicht wieder zurückgekommen.

„Verflucht ſei der Oberherr, den der treuen Geliebten von der holden Maid trennte!“

— O, ſprecht nicht ſo, Herr Ritter; der Graf hat es geboten, mein Hubert war ſein Unterthan und Gehorſam ſeine Pflicht.

„Aber, mein ſchönes Kind, könnte kein anderer Freier deinen todten Bräutigam erſetzen?“

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 156. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 26.

Samſtag, 4. Juli.

Bad-Almanach.

Ein roſaſeidenes Bändchen umſchließt auf zierliche Weiſe den braunen Umſchlag einer Sommererſcheinung, deren Idee hübſch erfunden und ausgeführt iſt. Wir erblicken ein ſtarkes Buch in Geſtalt eines engliſchen Keepſake's, eingebunden in gepreßtes chineſiſches Seidenpapier, mit 7 in Creuzbauer'ſcher Manier radirten Stahlſtichen, milchweißen Druckſtoff, zierliche Lettern, kurz eine Eleganz, welche die Bücher Frankreichs übertrifft und mit denen Englands wetteifern kann. Der Bad-Almanach iſt zuerſt für die Stunden berechnet, welche man in den Bädern früh Morgens am Sprudel zubringt. Es kann nicht immer Freude gewähren dieſelben Geſichter zu ſehen, ſich von einem alten Herrn immer dieſelben Leiden, von einer alten Dame dieſelben Glückſeligkeiten ihrer verheiratheten Töchter erzählen zu laſſen. Man wird, während die Spende Hygieas belebend und erfriſchend durch die Adern rinnt, irgend eine verſteckte ſchattige Allee aufſuchen und ſich gern mit dichteriſchen Erfindungen beſchäftigen, deren Gegenſtände nicht über die Berge hinausſchweifen, welche den Badeort umſchließen, oder die ſich doch an jene ſaliniſch-geſchwefelt-metalliſchen Adern halten, welche hier oder da zerſtreut, in Deutſchland aber ſo zahlreich aus dem Boden ſpringen. Und wenn ein Badeort ſo reich an Reizen wäre, daß er ohne Aufhören die Theilnahme des Gaſtes in Anſpruch nähme, wenn Muſik, Tanz, wenn die Liebe dich beſchäftigte, ſo werden zwiſchen dem Dejeuner und dem Mittag immer noch einige unbeſetzte Stunden übrig bleiben, wo man nicht fortwährend an ſeine Familie ſchreiben, nicht immer mit ſeinem Hunde oder der Katze ſpielen kann, welche die alte Tante von Hauſe mitnehmen mußte. Der Bade-Almanach iſt ein Bedürfniß. Wenn eine Klaſſe ihn überſieht, ſo werden es die Spieler ſein.

Der literariſche Inhalt dieſes von Auguſt Lewald herausgegebenen und von Lieſching in Stuttgart ſo geſchmackvoll ausgeſtatteten Almanachs, auch der künſtleriſche ſcheint diesmal etwas tumultuariſch zuſammengerafft zu ſein. Wir haben es nur mit dem erſteren zu thun.

Der Wanderer im Schwarzwald, von *Guſtav Pfizer*, iſt ein ſeinem Zweck ſehr angemeſſenes Gelegenheitsgedicht, das ſich noch beſſer empfehlen würde, wenn der Verfaſſer alle erlaubten Freiheiten des von ihm gewählten Versmaaßes benutzt hätte.

Die *Reiſebilder der Vorzeit*, mitgetheilt von *Wolfgang Menzel* haben neulich ihr Intereſſe verloren, ſeitdem eine norddeutſche viel geleſene Zeitung ſchon das Beſte aus dem Bericht der Gräfin d'Aunoy mitgetheilt hat. Auch ſollte Menzel in einem Kreiſe, wo jeder ſich nach dem Maaße ſeiner Kräfte übte und leiſtete was er konnte, nicht mit ſo vornehmer Herablaſſung eine kleine Leſefrucht geſpendet haben, welche langweilig iſt, und da ſie vorn auf einem Ehtemplatz ſteht, dem Leſer die Perſpective in das Buch verdicht.

Geſchichtliche Erinnerungen, von **Auguſt Lewald**, ſchildern uns den „Zuſammenhang“ eines kleinen Oſtpreußen „mit der Weltgeſchichte.“ Der Verfaſſer hat alles Anſehn, dieſe anſpruchsloſe und netten Reminiscenzen fortſetzen zu können. Wie dankbar würden wir ihm dafür ſein! Die Behandlung hat hier eine ſo vollendete Objektivität erreicht, daß wir unwillkührlich an Göthe's Produktionen in dieſem Genre erinnert werden. Nur glaube ich die Doſis Roman, die der Verfaſſer hineinſtreut, könnte diesmal noch mäßiger geſpendet werden, zumal da jene Brücke etwas lang iſt, welche von der Neugier über die großartigen Ereigniſſe der Jahre 1806 bis 13, bis zu dem Intereſſe an den Koketterieen einer Schauſpielerin führen ſoll. Wir müßten überhaupt mit dieſen drei hier geſchilderten Mädchen in entſchiedenerem Rapport ſtehen. Der Verfaſſer müßte ſie als Träger irgend einer weitern Erfindung geben, wenn ſie nicht, wie ſie es thun, ſtörend auf uns wirken ſollen.

Die Arbeiten von Aloys **Schreiber** und **Gerle** füllen den Raum aus. Die Skizze von Aug. **Zoller** über das ſchwäbiſche Bad Kannſtadt verſchwendet eine ſehr hübſche und bilderreiche Sprache an einem Gegenſtand, welcher ziemlich flach auf der Hand liegt; denn, wenn es auch Grundſatz ſein kann, in dieſem Almanach von den Bädern immer nur mit dem Hut in der Hand zu ſprechen, und ihnen zu ſchmeicheln, ſo ſoll uns doch Niemand überreden, daß hinter der eifrigen und feurigen Sprache des Verfaſſers ein ganz aſchgrauer und nüchterner Gegenſtand liegt. Es iſt das Extrem der Genremalerei, unbedeutende und flache Exiſtenzen, vor allen Dingen aber Exiſtenzen, die gar nicht das Bewußtſein ihrer ſelbſt haben, durch perſpectiviſche und detaillirte Mittel aufzuſtutzen. Zwei **engliſche Skizzen** von einem Ungenannten gehen in dieſen Ausmalungen noch weiter, ſie haben nicht einmal Gegenſtand mehr, ſie haben nur Reflexionen, ſchwülſtige Reflexionen, die jedesmal mit einer geſperrten Pointe endigen. Je mehr auf dieſe Pointen der ungenannte Verfaſſer Gewicht zu legen und ſelbſt von ihnen gerührt zu ſein ſcheint, deſto kälter laſſen ſie den Leſer. Kein Autor ſoll vor den Augen des Publikums das Schnupftuch ziehen.

Die Meerſchaumflocken, von **Willibald Alexis**, ſind mit recht gutem Humor geſchrieben. Nun ſieht man doch, daß der Verfaſſer, der in der letzten Nummer unſeres Literaturblattes nahe daran war, ſich das Leben zu nehmen, noch ganz aufgeräumt und ſpaßhaft ſein kann. Dieſe Flocken kräuſeln ſich ganz anmuthig über der Oberfläche der Oſtſee. Willibald Alexis war in Stettin, in Pommern; er war glücklich!

Regentage auf Helgoland, von **Rudolf Heimbert**, ſetzen gerade ein Fünftel des Buches unter Waſſer. Wir halten den Verfaſſer für einen ſehr achtbaren Dilettanten, der ſich für Kunſt, Natur und alles Schöne intereſſirt, mit dem man eine Reiſe machen kann, ohne ſich zu langweilen und der, wenn man ihn beſuchen wollte, uns 14 Tage lang mit ſeiner Gaſtfreundſchaft bewirthen würde. Aber ſiehe! dann würde er mit einem jener liebenswürdigen Blicke, welche aus Beſcheidenheit und Vertrauen zuſammengeſetzt ſind, die Schubläden ſeines Secretärs aufziehen und dir mit ſtockendem Munde geſtehen, auch er ſei in Arkadien geboren. Er würde dich unglücklich machen durch alle die Novellen und Dramen, welche er ſeit Jahren nur den 4 Wänden ſeines Zimmers anvertraute, und dich in Zweifel laſſen, ob Höflichkeit oder Freundſchaft dich zwingen müſſen, ihn anzuhören. Nur eines wäre entſchieden und ſo gewiß, wie der kategoriſche Imperativ, daß du ihn nicht auffoderteſt, ſeine Erzeugniſſe drucken zu laſſen.

Die Feuer von Baku, von **Friedrich Rückert**, brennen mild und beſcheiden. **Die Blicke auf deutſche Bäder** vom Herausgeber ſind nicht ohne einigen gemachten Enthuſiasmus; wie durfte er auch z. B. ſagen, daß Pyrmont ein ganz verfallener Badeort iſt? Nein! hier muß Alles ſchön, ausgezeichnet und unübertrefflich ſein. An einigen Orten erwähnt der Verfaſſer auch die größere oder geringere Heilkraft des Waſſers. Aber wenn man bedenkt, daß die Bäder ſchon in der modernen Welt eine mehr ſociale als mediciniſche Stellung haben, ſo iſt es faſt unbillig, von ihnen zu verlangen, daß man durch ſie geſund wird. Hinreichend iſt es ſchon, daß man durch ſie nicht krank wird.

88) **Das Weſpenneſt oder der Cölner Carneval.** Fragmente aus meinem Theaterleben. Humoriſtiſch-ſatyriſch geſchildert v. Ed. **Jerrmann**. Leipzig, O. Wigand. 1835.

Herr Jerrmann kam im verfloſſenen Jahre nach Cöln, um Gaſtrollen zu ſpielen. Ein dortiger Rezenſent, Herr Arnold, beſuchte ihn und ſchlug ihm einen Vergleich vor, des Inhalts: „Ich lobe Sie; aber geben Sie mir 15 Thaler preußiſch!“ Herr Jerrmann, ſelbſt Schriftſteller, war zu dieſer Offerte ſehr unpaſſend gewählt. Herr Jerrmann lachte Herrn Arnold aus, ſpielte, und reiſte nach Aachen. Als er zurückkam, hatte Herr Arnold in ein Leipziger Blatt, ich glaube in die Blätter für lit. Unterhaltung, einrücken laſſen: kein Schauſpieler verdiene ſo ſehr getadelt zu werden, als Herr Jerrmann. Herr Jerrmann denkt an die fünfzehn Thaler preußiſch, ärgert ſich, läuft auf die Bühne und ſetzt dem Cölner Publikum auseinander, was Herrn Arnold bewogen habe, ihn für einen ſchlechten Schauſpieler zu halten.

Herr Jerrman that Unrecht; wer kann dies außer Abrede ſtellen? Herr Jerrmann vergaß, daß literariſches und theatraliſches Publikum zwei verſchiedene

Greißen ſind. Er appellirte an das theatraliſche Publikum, das vielleicht durchaus kein literariſches in Cöln iſt: wer läſe dort die Blätter für lit. Unterhaltung? Herr Jerrmann, der ſelbſt Autor iſt, und durch ſein „Paris" ſo hübſch debütirte, konnte ſeinem Gegner auf einem entſprechenden Felde begegnen; aber nicht auf der Bühne. Das Parterre, die Logen und die Gallerie ſahen nun den Scandal, ſie ſahen nur den unglücklichen Herrn Arnold, der vielleicht 15 Thaler nöthiger hatte, als einen ehrlichen Namen, und der einen Fehltritt nicht würde begangen haben, wenn er nicht geglaubt hätte, damit Herrn Jerrmann einen Gefallen zu thun. Da nun jene Zeitung, ich glaube, es ſind die Blätter für lit. Unterhaltung, in Cöln nicht geleſen wird, da Herr Jerrmann ſich als Schriftſteller ſo gern reden hört; warum bohrt er des Herrn Arnold bürgerliche Ehre (Brutus is an honourable man) in den Grund? warum macht er, daß vielleicht die Frau des Herrn Arnold ſich nicht mehr auf der Straße ohne niedergeſchlagene Augen ſehen laſſen darf? O greift Eure Feinde an, im Kometen, Eremiten, im Morgenblatt, in der Jenaer Literaturzeitung, wo Ihr wollt, meinetwegen auf ihrer Stube, zwingt ſie zum Widerruf, droht ihnen; aber laßt ſie im Tageblatt des Städtchens ungeſchoren; denn Brutus is an honourable man, und hat vielleicht ein Mädchen, das ihn liebt, oder Kinder, die ſich nach ſeinem Namen nennen! Und ſeid Ihr Schauſpieler, ſo polemiſirt überall, im Kaffeehaus, am Büffet des Theaters, aber nicht am Proſcenium vor einer ſtupiden Menge, unter welcher ſich vielleicht hundert Ehrabſchneider befinden, und welche überhaupt keine Blätter für lit. Unterhaltung lieſt!

Herr Jerrmann hatte das Glück, als ihn Herr Arnold verklagte und nun 500 Rthlr. ſtatt 15 von ihm haben wollte, durch ſeinen Witz und ſeine Beredſamkeit vor den Aſſiſen und vor dem Appellationsgericht zweimal zu gewinnen. Es war der Mann des Volkes. Wie kam es, daß er plötzlich ſank?

Der Cölner Carneval rückte heran. Ich glaube wohl, daß ein Mann von Geiſt, wie Herr Jerrmann, zu den Narrenkappen der Cölner lächeln mußte. Ich glaube wohl, daß es ihn ennüyirte, wenn die Cölner die Narrheit zu radbrechen begannen, er, der einſt bei [illegible] ſoviel drollige Narrheit und gute Faſchingsbälle erlebt hatte. Und dennoch ſchwuren die Narrenkappen vielleicht weniger ſeiner Satyre Rache, als dem Gefühl, vor einem geſcheuten Manne ſich mit ſchlechten Einfällen hetzen zu müſſen, vor einem Manne, der von dem Ruhme zehrte, in Paris das Unglaubliche und vor den Aſſiſen das Beſtmögliche geleiſtet zu haben. Daher die Reibungen. Daher das Ciſſlement des Herrn Jerrmann.

Der Verf. hätte ſeine Cölner Avantüren weniger redſelig mittheilen ſollen. Eine größere Kürze würde die Ereigniſſe gehoben haben. Die Neckereien des Vfs., ſeine Spottreden und Abſchweifungen ſchmälern den Werth der Sache, und laſſen den Leſer oft fragen: wozu der Lärm? Wenn man ſagen wird, daß man einer Bagatelle wegen kein ſo beleibtes Buch hätte ſchreiben ſollen, ſo iſt der Vf. ſelbſt Schuld daran. Sein Humor, ſeine Balancirſprünge ſind ennüyant. Man überſchlägt dies Alles mit Unwillen. Überhaupt ſollen Schauſpieler nicht ſchreiben. Sie ſtören dadurch ſelbſt die Illuſion, von der ſie profitiren könnten. Sie müſſen auch dulden können; denn wenn ſie Genie beſitzen, — kann Herr Jerrmann glauben, daß es beſtimmt ſei, immer verkannt zu werden? Herr Jerrmann ſcheint zu den Leuten zu gehören, die nicht leben können, ohne Lärm um ſich zu haben. Machen ihn Andere nicht, ſo macht er ihn ſelbſt. Was iſt das Ende davon? Man wird ihn für einen Charlatan halten, und ihn vergeſſen, ohne daß er es verdient.

83) Vater Goriot, Familiengemälde aus der höheren Pariſer Welt. Nach dem Franzöſiſchen des Balzac. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1835.

Wer dieſen ausgezeichneten Roman mit Balzac's früheren Schriften, jenen dämoniſchen Mixturen, die ihm den Namen des franzöſiſchen Hoffmann verſchafften, vergleicht, wird erſtaunen, bis zu welcher Vollendung das Genie gelangt, wenn es ſich frei erhält von äſthetiſchen Sympathieen jeder Art und den Geſchmacksbeſtimmungen der Mode. Balzac beſitzt eine tiefe, ſchöpferiſche Kraft, Phantaſie und Combination, welche ihn in keinem Felde verlaſſen würden, ſelbſt in dem nicht, in welches er ohne irgend einen Inſtinkt, ohne irgend eine Verwandtſchaft despotiſch ſich ſelbſt einſt hineinſchleudern wollte. Die Vortrefflichkeit dieſes Talentes konnte erſt zur Reife kommen auf dem Gebiete, wo es jede Straße und jeden Schlupfwinkel zu kennen ſcheint. Man kann ſagen, Paris kennen, heißt auch die Welt kennen, denn Paris iſt der Puls der Civiliſation; man muß auch ſagen, Paris kennen, heißt das Herz kennen, denn welche Intereſſen, welche Gefühle müſſen ſich nicht in einer Stadt offenbaren, welche Frankreich und die Bildung Europas in ſich abſorbirt? Paris iſt ſo liebenswürdig durch ſeine Contraſte; das Erhabenſte wird vom Naivſten berührt, neben den zwangloſen Schlägen jener Uhr, deren Zifferblatt auf den Stand der höhern Politik, der Börſe und zahlloſer Intereſſen zeigt, hört man tauſende von kleinen Genfer Uhren picken, auf Herzen, welche die ganze Reihenfolge der kleinen Freuden und Leiden des Lebens, die wir nur in iſolirten Sphären zu ſehen gewohnt ſind, durchmachen. Jules Janin mit ſeinen naiven Erfindungen, Michel Raymond mit ſeinen Werkſtatt-Erzählungen, Keiner würde ſich die Ehre rauben laſſen, etwas andres zu ſein als ein Pariſer, doch geben ſie Empfindungen und Situationen wieder, von denen wir immer behaupten würden, daß man ſie nicht haben kann, ohne auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt zu leben. Balzac iſt der glücklichſte Beobachter, ſeine Sehkraft durchdringt alle Regionen der Pariſer Exiſtenz. Er anatomirt dieſen großen Cultus, dem ſich Paris opfert und von dem man kaum weiß, ob er bloß der Cultus der Mode oder der des Geldes iſt. Das Geld iſt der revolutionäre Grundſatz unſres Jahrhunderts. Das Geld reißt die Schranken der Privilegien nieder und führt eine neue Rangordnung der Stände ein. Wie laufen die Intereſſen in einander, wo es ſich um das Umſatzmittel der Bedürfniſſe und der Waaren handelt! Balzac iſt der Dichter des Geldes, einer neuen Maſchinerie, die ihre Wunder hat, ſo gut wie das alte Epos. Wäre der Pariſer geizig, käme ſeine Geldbegierde nur darauf zurück, Silber und Gold in ſeinen Truhen zu haben, ſo würde die Poeſie wenig Vortheile von ſeinem Gottesdienſte ziehen. Aber der Pariſer liebt das Geld nur, um ſich nichts zu verſagen, und um mit den Reichthümern anderer zu wetteifern; er ſammelt das Geld immer, um es zu ſeinem Vergnügen auszugeben und um den Schmerz nicht zu haben, in einer Stadt, welche alles bietet, leben zu müſſen und doch nach Nichts greifen zu dürfen. Darum iſt mit dem Gelde in Paris ſo viel poëtiſche Abwechſelung verknüpft, und die Erfindungen Balzac's können nicht ermüden.

Man iſt gewohnt, eine Auffaſſung des Pariſer Lebens, wie ſie Balzac gibt, nicht mehr anerkennen zu wollen. Man hat ſich dazu beſtimmen laſſen, weil es heißt, die Franzoſen ſeien ernſt, ſchweigſam, nüchtern und tugendhaft geworden ſeit den großen Ereigniſſen, welche ſie ſo viel Blut gekoſtet haben. Man ſpricht von einer Verwechſelung der Gegenwart mit einem verfloſſenen Zeitalter, deſſen Frivolität die alte franzöſiſche Literatur liebreizend genug geſchildert hat. Aber ſelbſt wenn man eingeſtehen wollte, daß in Frankreich jemals die Freiheit der Sitten aufgehört hat, wenn man läugnen wollte, daß mitten unter den Schrecken der Revolution der Leichtſinn ſeine roſigen Triumphe feierte; ſo ſcheint doch im gegenwärtigen Augenblicke, wo der Friede der Nation keine Beſchäftigung gibt, Alles wieder in Paris reif zu ſein zu einer Laxität der Sitten, welche die alte übertreffen würde, wenn nicht die politiſche Frage noch immer etwas Wermuth in die Becher der Luſt miſchte. Der alte Adel, der neue bonapartiſtiſche, die Ariſtokratie des Geldes, welche ſich in dem Königthum des Bankiers Louis Philipp ſonnt; dies ſind die drei Faktoren der jetzigen Pariſer Geſellſchaft, welche untereinander wetteifern und es nicht können, ohne ſich im Luxus und in eigenthümlicher Beſtimmung der Faſhion zu überbieten. Welch' ein Raum bleibt hier, nicht blos den Erfindungen, ſondern ſchon der nackten Auffaſſung des Künſtlers! Balzac weiß ihn meiſterhaft zu benutzen.

So ungern wir auf Klagen dieſer Art kommen, ſo können wir uns doch nicht überwinden, an der äußern Ausſtattung dieſer Überſetzung eine Nachläſſigkeit zu rügen, welche gegen das Publikum eine Beleidigung iſt. Die Columnen des Buches wimmeln von Druckfehlern, keine Seite, welche nicht eine typographiſche Unrichtigkeit enthält. Iſt dies die Achtung, welche man der Leſewelt ſchuldig iſt? Ja, dieſe Liederlichkeit geht ſo weit, daß ſich die Buchhandlung nicht einmal entblödet, auf dem Umſchlag ihres Buches, auf dem äußern Aushängeſchild, der die Waare empfehlen ſoll, einen Druckfehler im Titel zu dulden. Das Publikum iſt gezwungen, den Vater Goriot von Herrn Hallberger zu kaufen, und erhält dafür den Vater Coriot! Ich begreife einen Geſchäftsmann nicht, der mit ruhigem Gewiſſen ſolche Verſtöße gegen den Anſtand und gegen die Aufmerkſamkeit, die er auf ſich verwenden muß, in die Welt ausſenden kann!

84) **Muſterſtücke aus Shakſpeare's Dramen.** Zwei Theile. Frankfurt am Main, Sauerländer. 1835. — Auch unter dem Titel: *Beauties of Shakspeare.*

Ein Blüthenſtrauß Shakſpeare'ſcher Poeſien, welcher von einer ſinnigen und geſchmackvollen Hand gewunden iſt. Dieſe Anthologie muß in Deutſchland Glück machen, wo in der Tragödie noch immer die Manie der ſogenannten ſchönen Stellen herrſcht, wo man ſich ſeinen Horaz mit rother Dinte unterſtreicht, wenn er Lehren der Weltklugheit gibt, wo man ſelbſt minder begabte Dichter ſchätzt, wenn ſie nur einige Sprüche, Sentenzen und Blumen ihren prekären Erfindungen einverleiben. Man wird dieſe Sammlung der Schönheiten Shakſpeares zu ſeinem Begleiter machen im Leben, ja ſelbſt, wenn ich an Herder denke, im Tode. Denn als Herder ſtarb, rief er ſeinem Sohne zu: O nur einen großen Gedanken noch! Man glaube nicht, daß Herder daran verzweifelte, einen Gedanken zu finden, der ſo erhaben wie ſein Tod geweſen wäre oder würdig ſeines Todes. Herder war nur in Verlegenheit und hätte ſich durch vorliegende Sammlung helfen können.

Das Prinzip der „Muſterſtücke“ ſcheint ein äſthetiſches geweſen zu ſein. Man würde irre gehen, wollte man ſie mit dem beliebten „Geiſt aus u.ſ.w.“ vergleichen, oder mit jenen Excerptenſammlungen, von denen Jean Paul etwas derb ſagte, daß ſie nur für Schafsköpfe beſtimmt zu ſein ſchienen. Der Wohllaut einer unübertroffenen Sprache fließt über dieſe Auszüge aus Shakſpeare, und verpflichteten den Herausgeber, auch ganze Dialogen aus den Originalen herauszunehmen, ein Verfahren, das mit Takt und Gewandtheit von ihm beobachtet iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 157. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 6. Juli.

Die italiäniſche Novelle.

Von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

Luigi verſprach heilige Verſchwiegenheit, und flog von Palermo hinweg, wie eine Kugel aus der Büchſe, — anhaltender Krankheit wegen. Seine Mutter trank eben in Rom mit ihrem Beichtvater eine Taſſe Chokolade, als Luigi in das Zimmer trat. Vor Schreck fiel ihr das Zuckerbrödchen, das ſie eben in den Mund ſtecken wollte, aus der Hand. Seht, Herr, ſo genau weiß ich Alles für drei Scudi, und noch mehr, wenn Ihr wollt! — Seine erſte Frage war: „Wo iſt Lea?“ — „Dieſen Namen hat ſie abgelegt,“ entgegnete die Marcheſa; — „ſie iſt getauft und eine der Unſeren geworden, ein gar frommes Kind! Sie heißt jetzt als Chriſtin Catharina.“ — „Catharina? — wo iſt Catharina?“ — Der ſchöne Mönch Saverio lächelte freundlich und ſagte: „Freue dich, Luigi! ſie iſt in einem Kloſter und Novize!“ — „In welchem Kloſter? Vielleicht alle quattro fontane?“ — „Dem iſt ſo!“ entgegnete Saverio. Ohne Aufenthalt, wie ein Vogel auf eine ſüße Beere, ſo flog Luigi nach dem Kloſter. Er ließ ſich bei der Äbtiſſin anmelden, und um ein Zwiegeſpräch mit der Novize Catharina bitten. „Ihr meint die Schweſter Catharina?“ fragte die Pförtnerin. „Ja! Ja!“ rief Luigi, und mit langweiligen Schritten ſchleppte die wohlbeleibte Geſtalt ſich die Treppe hinauf. Nach einer Weile kam ſie zurück und führete den ſehnſuchtskranken Luigi in das Sprachzimmer. „Wartet nur ein Weilchen!“ ſprach ſeine Führerin; „die fromme Catharina wird gleich erſcheinen. Seid nur nicht zaghaft, und ſchüttet Euer Herz vor ihr aus, damit ſie Euch tröſten kann; nämlich inſofern Ihr ein geiſtliches Gewerbe an ſie habt.“ Mit dieſen Worten entfernte ſie ſich. Aber dem armen Luigi ſtieg jetzt die Qual der Sehnſucht nach dem Odem. Beide Hände drückte er feſt gegen das Herz, welches ihm die Bruſt zerſprengen wollte. Bald ging er mit großen Schritten im Sprachzimmer auf und ab, bald ſetzte er ſich wieder auf einen dort ſtehenden Seſſel, und ſtarrte die Bilder der Heiligen an, welche wie grüne und rothe Lichtſtreifen vor ſeinen Augen flammten. Herr,“ unterbrach ſich jetzt der Erzähler, „habt Ihr je das Liebesfieber gehabt? — ſo wißt Ihr, wie es dem guten Marcheſe jetzt war, da er ſeine geliebte Catharina wieder ſehen ſollte, und da er ihr Herz und Hand anzubieten, und ſie zu überreden gedachte, die ewige Jungfrauenſchaft mit der zeitlichen Haube zu vertauſchen. Endlich hörte er leichte, leiſe Schritte den Gang her und auf das Zimmer zukommen. Er ſprang in die Höhe. Wie aber die Thüre aufging, und die hohe Geſtalt der frommen Catharina weißverſchleiert hereintrat, war es ihm, als müßte er niederſinken. „O, ich ſehe dich ſo wieder?“ rief er im tiefſten Schmerze aus. „So willſt du mich denn ewig elend ſehen? O Catharina! ſieh, zu deinen Füßen flehe ich dich an: ſchenke mir dein Herz und werde ganz die Meinige, ſo wie ich immer dein war von jenem Augenblicke an, da ich zuerſt dein holdes Antlitz ſah in der Kirche deiner Namen-Schweſter! — O ſei nicht ſo kalt und ſtumm und erhöre deinen flehenden Freund!“ — Die verſchleierte Geſtalt fing auf einmal bitterlich zu weinen an, und ſprach faſt flüſternd:

„O, ſchöner Herr, wie könnt Ihr eine fromme Schweſter ſo in Verſuchung führen?“ Luigi ſprang, von dieſer Stimme entſetzt, empor, und rief: „Entſchleiere mir doch dein Geſicht!“ — „So Ihr es denn nicht anders haben wollt,“ entgegnete die Geſtalt, und zeigte dem bebenden Luigi ein uraltes graues Papageiengeſicht. „Du Catharina?“ rief Luigi. „So heiß ich ſeit fünf und ſechzig Jahren, Catharina hieß ich, noch ehe ich mich dem göttlichen Bräutigam verlobte, und Catharina heiße ich auch jetzt noch, und Catharina iſt ein gar ſchöner und frommer Name, junger Herr!“ — „Das weiß Gott! Aber iſt keine Novize im Kloſter, welche Catharina heißt?“ — „Das ich nicht wüßte,“ fuhr die Nonne fort, „ich bin hier im Kloſter die einzige Catharina und nicht die unwürdigſte Schweſter.“ „Nun, ſo wollte ich,“ rief Luigi jähzornig aus; „ja, ſo wollte ich, daß dein Kloſter und dich Gottes Wetter in die Erde ſchlügen!“ — „O du ruchloſer, aus der Hölle entlaufener Bube!“ ſchrie die Alte, „biſt du hierher gekommen, mit mir dein Geſpötte zu treiben? Warte nur! warte!“ Mit dieſen Worten zog ſie an der Glockenſchnur, welche in der Mitte des Zimmers herunterhing, ſo heftig, als wollte ſie die Todten wecken. Luigi aber hielt es bei dieſen Umſtänden nicht für gut, länger zu warten, und ſprang zur Thüre hinaus. Er hatte von Glück zu ſagen; denn ſchon ſchrie der Schwarm der Nonnen wüthend hinter ihm her, und ſchon flogen Bücher und Näpfe um ſeinen Kopf, als er mit Gewalt das Thor aufriegelte und hinaus auf die Straße ſtürzte. Puh! das heißt in einen Bienenkorb blaſen. Luigi aber flüchtete ſich durch die Straße der Fleiſchbänke über den ſpaniſchen Platz und den Corſo hinüber durch tauſend Gaſſen und Gäßchen in ſeinen Palaſt. Dort aber ſank er wie ſterbend zuſammen. Seine Diener trugen ihn in ein Bett; dort blieb er ruhig liegen, bis gegen Mitternacht, wo er zu raſen anfing, und nur von Saverio redete, welcher ſeine Lea in eine graue Kloſterkatze verhext hätte. Am ſiebenten Tage legte ſich das Fieber; jetzt aber flehte er zu allen Heiligen, ihn aus dieſem Leben hinwegzunehmen. Das machte der alten Marcheſa das Herz weich. Schon ſtand ihr Frühſtück auf dem Tiſche: ſie ſchob aber das mürbe Kalbskotelett mit der Zitrone und auch das gebratene Hühnchen bei Seite, und aß nur zwei Sardellen mit einem Brodſchnittchen, trank darauf ein Gläschen Liqueur und verlangte dann nach ihrer Portechaiſe und ihrem Fächer. — Luigi aber hatte gegen Abend ſchon zu verſchiedenen Malen nach ſeiner Mutter gefragt, als ſie endlich zurückkam und zu ihm ging. Er ſprach mit matter Stimme: „Theure Mutter, die du mir Gutes gethan haſt von dem Augenblicke an, wo ich zu meinem Unglücke geboren wurde, theure Mutter, ich fühle, daß ich nunmehr der Natur den groſſen Tribut zahlen und ſterben muß! Da ich nun auch gern in den Himmel kommen möchte, ſo laſſ' mir Saverio rufen, damit er mir die Sterbeſakramente ertheile.“ — Ob nun gleich ſeine Mutter vor Thränen kaum reden konnte, ſo ſprach ſie ihm doch Troſt zu. (Fortſ. folgt.)

Nachtſcenen in Liſſabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

— — Der Tag war glühendheiß geweſen. Doch iſt die Luft außer der Regenzeit dort ſo rein und heiter, daß man ſelbſt in den heißeſten Mittagsſtunden dort leichter athmet, als in unſerer ſchwülen Gewitterluft des Sommers. Indeß war doch für mich der Übergang aus den rauhen Frühlingstagen des Nebellandes in die Auguſthitze eines portugieſiſchen Maitages zu raſch geweſen, um nicht das Drückende dieſer Temperatur doppelt zu empfinden. Die Südwinde, welche regelmäßig Mittags wehen, wenden ſich Nachmittags ſchon nach Weſten, und Abends weht der kühle herrliche Nordweſtwind von der See her, welcher die ganze Natur in dieſem Lande und deſſen ſchlaffe Bewohner erfriſcht. Man ſchützt ſich dort gegen die Hitze durch Mäntel. Man hat dort den Glauben unſerer Schäfer, die man im Sommer in Schafpelzen ſieht: was gegen die Kälte hilft, ſchütze auch gegen die Wärme. Ja ſchon die eigenthümliche Richtung der Straßen macht einen ſolchen Schutz nothwendig. So z. B. weht jeden Morgen ein ſcharfer Oſtwind, der ſich auf den im Frühjahre noch mit Schnee bedeckten Gipfeln des Eſtrellagebirges abgekühlt hat. In den Straßen, die durch ihre Lage gegen dieſen Wind geſchützt ſind, fühlt man eine drückende Hitze, die den Schweiß aus allen Poren treibt. Wendet man ſich um die Ecke einer Straße, die von Oſten nach Weſten zieht, ſo bilden die fünf bis ſechs Stockwerke hohen Häuſer einer langen ſchmalen Straße einen wahren Windfang, und man fühlt ſich plötzlich in den heißeſten Tagen, bei einer ſolchen Wendung von einem Froſt geſchüttelt, der die gefährlichſten Conſtipationen *) zur Folge haben würde. Auch ich hatte mich deßhalb der allgemeinen Sitte, nie ohne Mantel auszugehen, unterworfen, wodurch meine Sehnſucht nach den kühlern Abendſtunden natürlich noch geſteigert werden mußte. An die Sieſta hatte ich mich noch nicht gewöhnen können. Während die Portugieſen ſich in den drei bis vier heißeſten Tagesſtunden in ihren verdunkelten Zimmern auf ihren leichten Strohmatrazzen einer behaglichen Ruhe mit einem ſüßen Halbſchlummer überlaſſen und dadurch ſich geſtärkt und erquickt fühlen, verſank ich in einen feſten deutſchen Schlaf, und erwachte nach einigen Stunden, wie in Schweiß gebadet, betäubt von Congeſtionen des Blutes nach dem Kopfe und erſchöpft bis zum Hinſinken. O wie ſehnte ich mich in ſolchen Stunden der Erſchlaffung nach den paradieſiſchen Nächten dieſes Wunderlandes, welche die Phantaſie unſerer Dichter nicht reizend genug ſchildern zu können glaubt. Allein ſchon am erſten Abend wurde ich enttäuſcht. Vergebens duften die goldenen Früchte der Hesperiden in dieſem Garten unſres Welttheils.

Um die geprieſene reine Luft zu genießen, hatte ich eine Privatwohnung bezogen in dem hochliegenden Stadttheil, den die meiſten Fremden bewohnen — auf der Höhe von Buenos-Ayres, jenem heiteren Stadttheil, der auf dem ſüdweſtlichen Abhange von Liſſabon belegen iſt. Man kann ſich nichts Reizenderes denken, als die Ausſicht von hier herab über den zwei Meilen breiten Strom, auf die freundlichen Quintas und den maleriſchen Hintergrund der Ge-

---

*) Verkältungskrankheiten — die häufigſten Krankheitsformen, die in Portugal vorkommen.

birge. Gärten mit Orangenbäumen und Myrthengebüſch laden ein zum Genuß paradieſiſcher Wonne. Schwelgend im Vorgefühl derſelben ſetzte ich mich ſchon am erſten Abend auf den Balcon. Aber zwiſchen den Tönen der Mandoline und den klagenden Geſängen der Modinhas hörte ich unter mir in den tiefen Straßen den leiſen und doch kreiſchenden Ruf einer Weiberſtimme: „Agua va!“ — den ſchweren Fall; das Keifen und Raufen heißhungriger Hunde, und üble Gerüche der entſetzlichſten Art weckten mich aus meinen poetiſchen Träumen.

Einige Abend ſpäter wollte ich einen Spaziergang in's Freie machen. Allein die Unſicherheit durch räuberiſche Anfälle iſt in den engen Gaſſen zwiſchen den hohen Hecken der Weinberge und den weißen Mauern, welche die Quintas umgeben, ſo groß, daß in den Abendſtunden die ganze reizende Umgebung von Liſſabon wie ausgeſtorben erſcheint; weil Niemand es wagt, die von den Düften einer üppigen Vegetation gewürzte Luft in der erfriſchenden Abendkühle zu genießen, als etwa in den verſchloſſenen und wie Feſtungen ummauerten Orangengärten der Landhäuſer. Und ſo blieb denn der ſtill rauſchende, majeſtätiſche Tajo das einzige Aſyl für den Erfriſchung ſuchenden Ausländer.

Die freundlichen genügſamen Algarvier, welche, wie aus Spanien die Gallizier (Galegos), nach Liſſabon wandern, um ihr Brod zu verdienen und dann mit ihrem ſpärlichen Erwerb in ihr heißes Ländchen zurückzukehren — halten hier mit einer Unzahl kleiner Segelbarken mit dreieckten Segeln, für die billigſten Preiſe zu jeder Ausfahrt bereit. Sie ſind die treuſten und geſchickteſten Schiffer, daher man ſich ihrer am liebſten bedient. Ich hatte auf ſolche Weiſe eine Fahrt nach dem gegen Liſſabon über auf dem ſüdlichen Ufer des Tajo liegenden freundlichen Orte Almeida gemacht.

Hier, auf den Baſtionen des auf einem hohen überhängenden Felſen erbauten Forts genießt man der reinſten Luft und der heiterſten Anſicht von Liſſabon. Fern von der Hauptſtadt iſt der gemüthliche Charakter der Portugieſen viel reiner ausgeprägt. Mit Wohlwollen und Gaſtfreiheit kommt man dort dem Fremden entgegen. In einer angenehmen Familie, deren Bekanntſchaft ich dem Zufall verdankte, brachte ich den ſchönen Abend im Freien hin und kehrte erſt um Mitternacht nach Liſſabon zurück.

Welche Nacht unter dieſem ſüdlichen Himmel! Weder Dünſte noch Nebelſchleier trüben dort den Glanz der Geſtirne. Keine zweifelhafte Dämmerung, wie bei uns, umflort dort das Firmament. Auf einem Grunde vom tiefſten Dunkelblau flammen dort die Sterne noch ein Mal ſo groß, als bei uns. Die Nächte ſind dunkler. Die Himmelslichter ſtrahlen wie das Feuer der Diamanten, ohne zu leuchten. Von ſeinem Monde kann der Portugieſe ſagen, er übertrift an Glanz die Sonne von England, und kaum wagt man zu lächeln, wenn man auf den Balcons ihrer ſchmalen Häuſer die portugieſiſchen Damen in den ſchönen Nächten gegen dieſe glänzenden Mondſtrahlen mit dem Fächer ſich ſchützen ſieht.

Jetzt indeß, in der Nacht, wovon ich rede, war es unbeſchreiblich dunkel. Wie ein Wald von verdorrten Fichten, ſo ſtarrten die Maſten der zahlloſen Schiffe, die im Hafen lagen, ſchaurig empor. Der weite Halbkreis, den die zwei Meilen lange Stadt bildet, war durch ſparſame Lichtflämmchen hinter einigen der ſchmalen Fenſter der dunklen Häuſermaſſe mehr angedeutet, als gezeichnet. Die drei Hügel, worauf Liſſabon erbaut iſt, mit ihren Mauerkronen von Kirchenkuppeln und Kloſterthürmen warfen ein rieſiges Schattenbild auf den funkelnden Goldgrund des geſtirnten Himmels. Es war jetzt unbeſchreiblich ſtill und öde in dem am Tage ſo lebhaften Hafen. Die Nymphen des Tajo ſchienen mit leiſem Wellenſchlage die mächtigen Seerieſen der Schiffe, welche ſonſt ihre ſilberne Fluthen durchſchneiden, in den Schlummer gewiegt zu haben. Deſto lebhafter war es in der Stadt. Das ſüdliche Leben erwacht erſt in der nächtlichen Stunde, wenn das nördliche ſich zur Ruhe begibt. Der Portugieſe durchträumt die Tage und wacht in den Nächten; aber die höhern Stände und beſonders die Frauen wagen ſich ſelten oder nie ohne dringende Veranlaſſung auf die Straße. Das nächtliche Volksleben von Liſſabon trägt aber den Charakter einer düſtern Heimlichkeit.

Ich war bei dem Praca do Commercio ausgeſtiegen und beſchloß eine Wanderung durch Liſſabon, um das nächtliche Treiben des dortigen Volkslebens zu beobachten. Die Unſicherheit der Straßen konnte mich nicht abſchrecken, da ich noch keine perſönliche Feinde dort haben konnte, und meine braune unſcheinbare Cupa, beſonders der Umſtand, daß ich ohne Begleitung von Bedienten und Fackeln ging, wenig geeignet war, die Raubluſt der Banditen in Verſuchung zu führen. Zudem hatte die Hitze einiger Tage ſchon den Unrath auf den Straßen meiſtens getrocknet und in ſchwarzen Staub verwandelt, nur noch in den tiefer liegenden Straßen ſtanden kleine Sümpfe. Sie gewährten mir zugleich den Vortheil, meine Geruchsnerven abzuſtumpfen. Man muß ſich auch in dieſer Beziehung acclimatiſiren, wenn man ſich in einem Lande wohl fühlen will.

Damals hatte dieſer Platz noch lange nicht die Schönheit und Regelmäßigkeit, welche ihn in neuern Zeiten den ſchönſten öffentlichen Plätzen in der Welt gleichſtellt. Noch ſah man damals nicht die Arcaden der Börſe, die großartige Joſephsſtatüe und das grandioſe Zollhaus. Dagegen befand ſich auf der weſtlichen Seite des Platzes der alte königliche Palaſt, der jetzt, ſeitdem das Erdbeben und die Feuersbrunſt ihn zum größten Theil zerſtört haben, nur noch als eine traurige Ruine an eine untergegangene große Vorzeit Portugal's erinnert.

(Fortſetzung folgt.)

Romanze vom Fiſcher.

Ein hoher Fels mit ew'gem Eis,
Vom Aar beſucht und der wilden Geiß,
Hebt ſich an Sees Rande.

Der dunkle See, vom Sturm erregt,
Solch' ungeheure Wellen ſchlägt,
Als ſucht' er neue Lande.

Ein Fiſcher ringt und plagt ſich ſehr,
Ihm läuft ein Fang wohl centnerſchwer
In ſeines Netzes Bande.

Er hub einen Mann mit langem Bart,
An Farb' und Wuchs gar eigner Art,
Wohl aus dem tiefen Sande.

Zum Dank und Lohn beſchenkt' der ihn
Mit einer reichen Silbermin',
Der reichſten Min' im Lande.

Ludwig Wihl.

Muſik in Frankfurt.

Im „Don Juan“ gab Dem. Carl die Anna als zweite Gaſtrolle, und in der „Straniera“ die Alaide zu ihrem Benefice. Die Sängerin beſtätigte in beiden Parthieen vollkommen das in No. 149 dieſer Blätter ausgeſprochene Urtheil. Aber nicht allein dem italiäniſchen Genre neigen ſich ihre Mittel: ſie bewies als Anna durch den Ausdruck hochtragiſchen Schmerzes in Ton, Geberde und Portamento, daß ſie auch der deutſchen Schule würdige Jüngerin ſein kann. Der Aplomb ihrer Tiefe iſt ſehr wirkſam; doch iſt zu rathen, nicht öfter davon Gebrauch zu machen, als es die dramatiſche Situation gebietet; damit derſelbe mehr als Reſultat der Nothwendigkeit, als der Abſicht erſcheint. Kleine Pralltriller auf einem und demſelben Tone, ohne Hülfsnoten, mögen ein neuer Appendix der ital. Manier ſein, mögen noch ſo vortrefflich geſchlagen werden: aber ſie ſtreifen an Veraltung, und die Kritik räth wohlmeinend, dieſelben als etwas Unſchönes zu verbannen. Dem. C. wird noch einen zweiten Cyklus hier eröffnen, und Donizetti's Bolena zum Benefice geben. Möchten wir ſie dann mit unſerer Fiſcher zuſammen in einer Oper hören! Dieſe Berührung müßte elektriſche Funken erzeugen! Im Don Juan wurde Dem. C. und Herr Marrder gerufen. In der Straniera ſang Hr. Marrder zum Erſtenmale den Wallberg. Dieſer Sänger ſteigt täglich in Kunſt und Gunſt. Seitdem er verſteht, die Höhe mit ſeinen übrigen organiſchen Mitteln in Verbindung zu bringen, gewinnt ſein Geſang bedeutend. Athem, Anſatz, Ausſprache gut. Gruppetto rund und verbindend. Recitativ durchdacht; Ton voll; nur iſt in Beziehung ſeines Wallberg zu bemerken, daß tragiſcher Ausdruck nicht im Hinauf- und Herunterziehen der Töne, nicht im Tremio liegt. Wenn es Opern aber ſelbſt an der Seele dieſes Ausdrucks fehlt, ſo glaubt oft der Sänger ſich dieſes Surrogats bedienen zu müſſen, und ſtellt ſich nicht ſelten dadurch auf den Kothurn. Eben ſo vermeide Herr M. ein gewiſſes ſchroff damit kontraſtirendes Herauspoltern, das der Betonung Eintrag thut. Unter den einzelnen Piecen ſeiner Parthie fanden das beliebte Cantabile as dur und das große Duett mit Arthur beſondere Anerkennung. Ruhige Würde bezeichnete heute das Spiel dieſes Künſtlers. — Arthur: Herr Schmezer. Ueber dieſes Sängers Leiſtung iſt ſich zu gros bereits ausgeſprochen worden. Hr. S. beſitzt große Vorzüge, die ihm Niemand ſtreitig machen wird, eben ſo ſeine Mängel, die in jeder Vorſtellung Hand in Hand mit einander gehen, und die Kritik weder durch eine Abweichung von dieſer Regel betrüben, noch erfreuen. Dieſe Stabilität immer wiederholten, hieße ſich nutzloſer Pleonasmen ſchuldig machen. Jede Abweichung von dem Letztern ſoll mit Freuden genannt werden. Eine Abweichung vom Erſtern iſt, daß Hr. S ſeit einiger Zeit ſeine Tiefe forcirt. Das kann nur auf Koſten der Höhe geſchehen. Hr. S. bilde lieber Andere, als ſich ſelbſt zum Baſſiſten! Wenigſtens wäre der letzte Verſtoß nachtheiliger, als der erſte. Wenn er auch bei dem Einen nichts gewinnt, ſo würde er bei dem Andern doch verlieren, und — wir mit. — Herr Lehr iſt nun einmal in ſeinen Komthuren unglücklich. Ihm ſind daher die Flügel eines Condor zu wünſchen, um ſich damit recht bald aus dieſem Bereich zu ſchwingen. — Dem. Kratky iſt eine charmante Iſolette, und gab durch den lebendig friſchen Vortrag ihrer Arie — im zweiten Akt — ihrem Röllchen Bedeutenheit. — Wenn Jemand ohne einen Begriff von Belliniſcher Muſik heute vor das Orcheſter getreten wäre, wie würde ihn nach der Ouvertüre alles Folgende getäuſcht, verwirrt haben! Eine Ouvertüre ſoll der Empfehlungsbrief der Oper ſein; ſie ſoll andeuten, wes Geiſtes Kind ſie iſt, und was wir von ihr zu erwarten haben. In dieſer Ouvertüre aber vereinigen ſich die muſikaliſchen Elemente eines wahrhaft dramatiſchen Styls; eine ſo freundlich als edel gehaltene Melodie, die, einem Silberfaden gleich, durch's Ganze geht, und tiefe Harmonie mit einer meiſterhaft durchgeführten Steigerung verbindet. Es weht Mehul'ſcher Geiſt über derſelben, — beſonders im Adagio, voll ergreifender Wirkung, — und iſt gewiß das Beſte, was Guhr ſchrieb. Aber ſie verhält ſich zu einer Belliniſchen Oper, wie ein Epos zu einer Claurenſchen Idylle.

7.

Engliſche Literatur-Notizen.

⁂ Neue Romane. Von der Verfaſſerin „Rienzi's“ (Mary Rußel Mitford), erſchien ein neuer Roman: Belford Regis, oder: Sketches of a country Town. (3 Bde.) — Von Henry Tailor der dramatiſirte Roman: „Philipp van Artevelde.“ (3 Bde.) — „Villiers“, eine Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. (Verfaſſer ungen.) 3 Bde. — „The gipsy“ von James (dem Verf. des Richelieu, der Marie von Burgund ꝛc.). 3 Bde. — „Transfusion“ (letztes Werk von William Godwin, jun., herausgegeben von deſſen Vater). — „Rosabel“ von der Verfaſſerin der „Constance“. (3 Bde.) — Von Norton „The wife.“ (3 Bde.) — Von Miß Pardoe: „The Mardens and the Daventrys.“ (3 Bde.) — Bulwer's „The student.“ (3 Bde.) — Von Kapitän Marryat (dem Verfaſſer des „Peter Simple“): „The pasha of many Tales.“

⁂ The adventures of a Gentleman in Search of a horse (by Caveat Emptor). 1 Bd. Ein Titel, eben ſo grillenhaft und geſucht, wie die Pſeudonymität des Verfaſſers. Das Buch ſelbſt ſtrotzt aber von geſundem Humor, amüſirt, und theilt manche Hiebe aus, die den Nagel auf den Kopf treffen.

⁂ Die Londoner „Literary gazette“ äußert über Konrad Schwenck's Wörterbuch der deutſchen Sprache, in Beziehung auf Abſtammung und Begriffsbildung (Frankfurt am Main, J. D. Sauerländer), folgendes: „In dieſem Werke iſt ein — im Ganzen ſehr erfolgreicher — Verſuch gemacht worden, die Wurzeln der deutſchen Sprache bis zu ihrem Urſprung hinab zu verfolgen; und deren Veränderungen in den (ältern ſowohl, als neueren) verwandten Dialekten nachzuweiſen. Den Freunden der deutſchen Philologie und beſonders den weiter vorgerückten Forſchern jener herrlichen deutſchen Sprache wird dies Werk (nach unſrer Meinung) ein willkommener Erwerb ſein. Ein ähnliches Werk in unſrer eignen Sprache iſt bis jetzt noch ein großes Bedürfniß, deſſen Befriedigung wir bald erwarten.“

⁂ Dieſelbe Zeitung empfiehlt die Kupfer zu: Der Rheiniſche Sagenkreis, von A. v. Stolterforth (Frankfurt a. M. Jügel), und bedauert, daß nicht auch eine Ueberſetzung des Textes in der engliſchen Ausgabe beigefügt iſt.

⁂ Ueberſetzungen aus dem Italiäniſchen: Hector Fieramosca, ein hiſtoriſcher Roman vom Marcheſe d'Azeglio (Manzoni's Schwiegerſohn). 1. Bd. — Silvio Pellico's „Prigione“ (überſetzt von Thomas Roscoe).

⁂ Zur politiſch-hiſtoriſchen Literatur: „The belgic revolution of 1830“, von Ch. White. (2 Bde.) — In London erſchien des Spaniers Miraflore's „Documentos a los que se hace referencia en los Apuntes historico-criticos sobre la revolucion de Espanna.“

⁂ In der Preſſe: Gould's „Bibliographical dictionary of eminent artists of all ages and nations.“ — Von Emma Roberts: „Scenes and characteristics of Hindostan.“ — Ferner: „Mephistophiles in England“, oder die Bekenntniſſe eines Premier-Miniſters. (3 Bde.)

⁂ Ein Beitrag zur Fauſtliteratur iſt: „Faust papers“, von Dr. W. H. Koller (enthaltend: kritiſche u. hiſtoriſche Bemerkungen über Fauſt und ſeine Ueberſetzungen, ſowie über Göthe's Fauſt).

⁂ Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erſchienen ſo eben: „The beauties of Shakspeare.“ 2 ſtarke Bändchen in Duodez. (Ein Perlenkranz von Muſterſtellen aus den Werken Shakſpeares, mit gegenüberſtehenden Ueberſetzungen.) Dem Herausgeber, Hofrath Berly, gebührt die Anerkennung, daß dieſer tüchtige Kenner der engliſchen Literatur die einzelnen Juwele mit Fleiß und Geſchmack an einander reihte.

Buntes.

⁂ Am 18. Juni ereignete ſich in der vier Meilen von New-Caſtle gelegenen Steinkohlengrube eine fürchterliche Exploſion, — in Folge entzündeten Gaſes, wobei 104 Menſchen den Tod fanden.

⁂ Einen ehrenvollen Platz in der neueſten franzöſiſchen Romanliteratur nimmt Felix Davin's ſo eben erſchienenes Werk: *la maison de l'ange* ein, welches ſich durch eine große Natürlichkeit und Wahrheit in Situationen und Charakteren auszeichnet, — Eigenſchaften, welche immer ſeltener werden.

⁂ Geſchmack. Ein Herr aus der Altſtadt London, der das brittiſche Muſeum während der Charwoche beſucht hatte, äußerte ſich, daß der Geruch in dem Kabinette der ägyptiſchen Mumien keineswegs ein angenehmer ſei. Ein gewiſſer Alderman, der zugegen war und ſeine Weisheit ſehen laſſen wollte, bemerkte: „Dies iſt nur ein neuer Beweis, wie verſchwenderiſch man mit den öffentlichen Geldern umgeht, daß man es zum Ankauf von Mumien verwendet, die nicht mehr friſch ſind.“ *)

---

*) Dieſe Anekdote erinnert mich an einen Menſchen, der ſich in einer Geſellſchaft Gelehrter befand. Da die Rede auf die alten Autoren kam, und er ſich doch auch das Anſehen wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe geben wollte, ſo fragte er ſeinen Nachbarn: „Haben Sie nicht auch die Hamärrhoiden (Heroiden) von Ovid geleſen?“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 158. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 7. Juli.

Die italiäniſche Novelle.

Von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

Luigi aber flüſterte mit ſterbender Stimme: „Ach, Mutter! meine Zeit iſt gemeſſen!“ Da machte ſich die Marcheſa von ihm los, und zog eine verſchleierte Frauengeſtalt, welche in der halbgeöffneten Thüre ſtand, zu dem Krankenlager hin mit den Worten: „Hier iſt noch Jemand, dem du die Hand zum Abſchiede reichen kannſt!“ Der Jüngling hatte ſich bei dieſen Worten emporgehoben. Die Benediktiner-Novize ſchlug den Schleier zurück, und mit einem Schrei des Entzückens lag er in ihren Armen. „Die heilige Maria und die heilige Catharina mögen euch ſegnen, meine Kinder!“ rief die Matrone; „macht euch einander glücklich, und laßt mich nie bereuen, daß ich Solches für euch gethan habe.“

Am andern Morgen war Luigi, — ſeht, Signore, die Macht der Liebe! — wieder friſch und geſund, und tanzte und ſang im Hauſe umher, wie ein Vogel im April, wenn er das Neſt baut.“

Der Spielmann ſchwieg jetzt, trank den Reſt des Orvietoweines mit einem wehmüthigen Spitzbuben-Geſichte aus, und ſprach dann: „Signore, der Wein war gut, und das war die Geſchichte!“

„Weiter nichts?“ rief ich. „Nein!“ entgegnete er phlegmatiſch, und dehnte ſich dabei unendlich faul; — „nichts, als daß Marcheſe Luigi mit ſeiner jungen Marcheſa ſeit Jahr und Tag verheirathet war. Dieſen Morgen fiſchte aber ein Fiſcher die junge Marcheſa aus dem Strome. Ihre Leiche habt Ihr herübertragen geſehen.“

„Und wie viel haſt du zu dieſer Geſchichte ihrer Liebe aus eigenen Mitteln hinzugethan?“

„Signore,“ entgegnete der Spielmann, „nur ſo viel Butter, als nöthig war, die Maccaroni ſchmackhaft zu machen!“

„Hat man denn gar keine Muthmaßung, wie es gekommen iſt, daß ſie ertrank?“ fragte ich weiter.

„Muthmaßung, ja! — aber keinen Grund! keinen Grund! — Wer weiß, wer weiß! Die Weiber haben hitziges Blut. Da ſolltet Ihr erſt meine Peppina gekannt haben, wie ſie jung war! — Genäſchig wie eine Ziege! Da muß man Fünffingerkraut einreiben! Verſteht Ihr mich?“ —

„Hier iſt ein Scudo für deine Mühe!“ ſagte ich; „du bekommſt noch zwei Scudi, wenn du mir Aufſchluß in dieſer Sache verſchaffen kannſt!“ —

Der Alte winkte mit dem Kopfe, ſchnippte mit den Fingern und ſchob ſich zur Thüre hinaus.

„O ich merke,“ entgegnete Robert, „der Marcheſe wurde ihrer überdrüſſig, und das Andere wurde ächt-italiäniſch abgemacht!“ —

„Falſch gerathen!“

„Nun heraus mit dem Ende der Geſchichte!“

„Nein! Ihr ſollt dieſe Geſchichte eben ächtitaliäniſch genieſſen. Ihr wißt es vermuthlich, daß eine Art von Leuten ſich in Italien ein Gewerbe daraus macht, dem müßigen Volke auf den Hafendämmen oder auf den öffentlichen Marktplätzen Geſchichten zu erzählen. Wenn aber ihre Erzählung die Neugierde der Menge bis zum Äußerſten erregt hat, dann läßt der Erzähler die Mütze herumgehen, um die freiwilligen Gaben einzunehmen. Iſt das geſchehen, ſo läuft der Schalk fort und ſchreit: „Morgen! morgen!“ Vergeblich ſuchen die wilden Männer den Erzähler zu halten; er reißt ſich los, und iſt — verſchwunden. Alſo morgen! ihr Lieben, morgen!“ —

Mit dieſen Worten nahm Johannes ſeine Mütze und empfahl ſich.

Am nächſten Abende waren die Freunde wieder verſammelt, um das Ende der Geſchichte zu vernehmen; nur Johannes fehlte noch. Robert blätterte in den Werken Shakeſpeare's, welche auf der Tafel lagen, mechaniſch herum. Er meinte: wie man an großen Strömen Maaßſtäbe angebracht hätte, um den Stand des Waſſers zu jeder Stunde zu wiſſen, ſo könnte man den Shakeſpeare auch in den Strom der Zeiten ſtellen, und daran den Inhalt jeder Epoche abmeſſen. So lange man keine Weltgeſchichte und Charaktere auf der Bühne erſchmecken könne, wäre auch im Volke keins von beiden. — „Das iſt ein wunderbares Weſen mit dem Shakeſpeare!“ entgegnete Egidi, der Maler. „Kommt es mir doch zuweilen vor, als wäre er der leibhaftige Geiſt der Nordſee, — der Waſſerneck mit dem rothen Käppchen auf dem Kopfe, der bald mit lautem Gelächter ſich mit den Delphinen herumbalgt, kopfüber, kopfunter auf den Wogen närriſch herumpurzelt, und wie ein wildes, ausgelaſſenes, nichtsnütziges Kind den loſen Nymphen Waſſer in das Geſicht ſprudelt; dann aber plötzlich hypochondriſch wird, die langen Haare über das Geſicht hereinhängen läßt, die Fauſt an die Stirne ſtemmt und melancholiſch abgeriſſene, geiſterbeſchwörende Worte in die Tiefe hineinſtöhnt; — bald aber plötzlich aufſtürmt und wild und toll die Wogen an den Himmel und die naſeweiſen Schiffe, welche ihm in den Weg kommen, an die Felſen wirft, daß Mann und Maus untergehen; — dann aber wohl auch gar das Unweſen bereut, und nun mitleidig einen armen Schifferjungen mit höchſt eigenen Händen an eine ſchöne Inſel trägt und ihn dort mit einer ſchönen Fürſtin verheirathet; — zuweilen aber auch die Sonntagslaune anzieht, galant und in einem rothen ariſtokratiſchen Sammetmantel, flammend in Edelſteinen, mit ſchöngekräuſelten Haupt- und Bartlocken, über das Meer hinſchreitet, daß die älteſten Nymphen ſehnſüchtig zu ſeinen Füßen aufſeufzen, — und dann gar in klaren Julinächten, verliebt bis in die kleine Fußzehe, mit der Harfe in der Hand hinüber nach Italien ſchmachtet, daß der ganze Himmel mit allen ſeinen Sternen den letzten Schleier von ſich wirft und zu ihm in die Tiefe ſteigt; — aber eben ſo erſchrocken wieder entflieht, wenn der böſe Neck Mantel, Krone und Harfe wegwirft, und nun als ächter Matroſe ſich in Punſch benebelt, flucht, Witze reißt und viel Dummheiten herausläßt; — o wunderlicher Waſſerneck der Nordſee, dein Name ſoll Shakſpeare ſein!“ — „O, wunderlicher Egidi,“ rief der Doctor, „dein Name ſoll Novellenfeind ſein! — Ich lobe mir aber dieſe luſtigen Amphibien, die eben ſo gut im Waſſer der Reflexion, als auf dem feſten Lande der Begebenheit leben. Ich lobe mir die Binnenländer! Ich lobe mir die Novelle! und hier kommt eine noch ungedruckte mit der Brille auf der Naſe!“ Johannes trat eben zur Thüre herein.

(Fortſetzung folgt.)

Herbſtliche Fahrt.

Tagebläetter, von Ludwig Braunfels.

(Fortſetzung.)

III. Frankfurt am Main.

1. Vor der Stadt.

Am düſtern Tag
Des Herbſtes, wann in Nebel träumt die Erde,
Streift um den wohlbeſchützten Hag,
Um die Lämmerheerde,
Der Wolf, des Waldes Hungerbrut;
Von Gier wie ausgebrannt von Feuersglut,
Immer näher ſchleicht,
Immer enger kreiſ't er in die Runde;
Bis Wächterruf der lauſchenden Hunde
Zurück zum öden Wald ihn ſcheucht.

So dich, o heil'ge Stadt, umgeh' ich lauernd,
Die gierige Bruſt in wildem Sehnen ſchauernd,
Vor jedem bekannten Auge ferne bangend;
Und angſtvoll ihnen all' entgegen verlangend,
Die meine dürſtende Seele liebt,
Gleichwie den Quell ein Wandersmann der Wüſte. —

Von euch, die mein erwachend Herz begrüßte,
Lebt Mancher heute, der mir nie vergibt! —

Ich hab' vom Mann der unnennbaren That,
Hab' von Oreſt die alte Mähr geleſen;
Und bin, wie er, der Vaterſtadt genaht,
Und fühl', wie er, ein heimlich fremdes Weſen,
Das zwiſchen mich und dieſe Pforte trat,
Und die Verſöhnung aufſpart zu den Todten:
Es iſt die eigne Schuld!
Ob ſie mir zwar der Himmel ſelbſt geboten.

Einſt eine Nacht war's, eine ſternlos trübe:
Da gabſt du mir dies Leben, heil'ge Stadt!
Ein dünnes, unbeſchrieb'nes Blatt;
D'rauf lez' ich heut' viel Elend, mehr noch Liebe.

Dort über jene Pforten hinaus,
Die meiner Heimath Schwelle bewachen,
Send' ich die ſtillen Gedanken hinaus.
So wirft im ſchwankenden Nachen
Der Fiſcher die Angel in's Fluthengebraus;
Aber nach ausgeharrten Stunden
Zieht er ſie beutelos zurück.

Was könnt' ich hoffen, welche Kunden?
Eines Herzens Glück
Hab' ich geſchaffen ja nimmer;
Wohl aber eines Herzens Glück
Zerſchlagen in Trümmer.

Iſt es mein eigen Herz?

2. In der Stadt.

Das ſind die Straßen, — ich kenne ſie noch. —
Das ſind die Häuſer, — ich kenne ſie noch. —
Meiner Stadt! und ſo zieh' ich ein.
Wilder Regen umrauſcht mich;
Einſame Nacht umlauſcht mich:
Vaterſtadt, nun biſt du mein!

Aus jedem Fenſter blinkt mir,
Aus jeder Thüre winkt mir
Todte Luſt und todter Schmerz.
Von Elend und Liebe dort ging ich träumend;
Von Elend und Liebe dort fühlt' ich keimend
Mein ungekanntes Herz.
Noch rauſchen auf ſtillen Wegen
Mir Küſſe dort entgegen;
Und hier,
Wo ſich erfüllte mein erſtes Hoffen,
Steht wohl noch traulich offen
Die kleine Thür,
Die Pforte meiner letzten Freude!

Da ſchwor ich Eide;
Da brach ich Eide
Mir ſelbſt, und allen,
Und ihr.

Stürzt über mich zuſammen, ihr Hallen,
Ihr ſtolzen Thürme meiner Stadt!

3. Abſchied von Frankfurt.

Als auf den Fluthen einſam Noah fuhr,
Und Thränen um die ſchönen Erdgenoſſen
Ihm aus der Seele floſſen,
Und Schmerz um die geſtorbene Natur:
Da ſandt' er eine Taube hoffend aus,
Daß ſie des Lebens eine Spur erkunde;
Und als ſie wiederkam zum Fluthenhaus,
Trug ſie ein Ölblatt in dem Munde.

So von den Wogen ſtürmiſch gewiegt,
Unter denen
Mir eine Welt begraben liegt,
Send' ich mein letztes Sehnen,
Meine letzten Wünſche hinaus.
Wird einer je zurück ſich ſchwingen,
Mir der Verſöhnung Ölblatt bringen?

4. Im Eilwagen.

Sturm fährt über die Meere,
Und zerbricht ſüdwärts und nordwärts
Hoffnungsreiche Schiffe.
Trüben Sinnes blickt
Der reiche Handelsherr auf die Trümmer;
Thöricht!
Denn von ſeinen hundert Segeln
Rauſchen noch viel' in glücklichem Wind auf.

Auch du biſt ja immer
Noch reich, mein feſtes Herz!
Mehr als eine Liebe, klagſt du,
Iſt dir geſtorben;
Du aber darfſt noch immer ſagen:
Ich werde geliebt!

(Fortſ. f.)

Nachtſcenen in Liſſabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

Von hier aus ſetzte ich meine Wanderung durch die Gold- und Silber-Straße nach dem Rocio-Platz fort. War auch damals dieſe Straße, die jetzt mit ihren breiten Trottoirs und den ſteinernen Pfeilern und Ketten, wodurch dieſe von dem freilich ungepflaſterten Fahrwege abgeſondert werden, zu den ſchönſten der Stadt gehört, weder ſo breit, noch ſo ſchnurgrade und noch weniger mit den ſchönen eleganten, weiß angeſtrichenen, gleichhohen Häuſern mit grünen Jalouſien und eiſernen Balcons beſetzt: ſo gewährte doch ſchon der unermeßliche Reichthum der erleuchteten Gold- und Silber- und Juwelenladen, die nach orientaliſcher Weiſe *) dicht an einander gereihet waren, einen ſo glänzenden Anblick, daß man ſich in die Wunderwelt eines Zaubermährchens aus „Tauſend und eine Nacht“ verſetzt glaubte. Hier, wo ein damals freilich ſehr ſchmaler Fußweg vor den im ächten Brillantfeuer erleuchteten Fenſtern der engen Gold- und Silberſtraße hinweg zog, war ein unbeſchreibliches Gedränge. Eben weil man dort — mit Ausnahme der Fremden — ſo ſelten oder nie die allgemeine Modekleidung der höchſten Stände zu ſehen bekommt, ſo gewährt das Straßenleben in Liſſabon ein ſo eigenthümliches Genrebild, wie es ſich in keiner andern Stadt auf Erden wieder findet. Man taumelt in einem beſtändigen Carneval zwiſchen Menſchen von allen Nationalcoſtümen und allen nur denkbaren Geſichtsfarben dahin.

Der Orientale in ſeiner weiten, faltigen Kleidung von den lebhafteſten Farben drängt ſich gravitätiſch zwiſchen Europäern von allen Nationen hindurch. Man ſieht hier die breitſchulterigen Matroſen mit ihrer leichten geſtreiften Kleidung am blaſſen fetten Millionen-Mynheer aus Amſterdam vorüberſtreichen. Der ſteife Engländer mit ſeinem kalten, von der Natur weiß und roth gemalten Geſichte begegnet hier dem ſchwärzlich bleichen Portugieſen mit funkelnden Augen, die unter dem dreieckten Hut oder dem breiträndigen Sombrero hervorblitzen, während eine ſeltſam geſtaltete rothe oder grüne Cupa mit herabhängenden Ärmeln und breiter, flacher Capuze (cale), die mit ihrer langen Spitze auf dem Rücken herabhängt, ihm als Mantel dient, um ſich bis an die Zähne zu verhüllen.

Mit einiger Galanterie gibt man gern der kleinen, zierlichen Portugeſa ſo viel Raum, daß man ſich an ihren elaſtiſchen graciöſen Schritten ergötzen könne. Ihre zart beſchuhten Füßchen ſcheinen leicht wie im Elfentanz zu ſchweben. Sie trägt entweder die ſchwarz ſeidene Manka um die Taille gegürtet, ſo daß von den zierlichſten Formen ihres Körpers den Blicken nichts entzogen wird, und dann hat ſie die Capuze dieſes Kleidungsſtuckes, deren Zipfel hinten herabhängt, ſo reizend über den Kopf gezogen, daß der breite Spitzenbeſatz derſelben zugleich die Stelle eines halb aufgeſchlagenen Schleiers vertritt; oder ſie hat einen rothen Scharlachmantel ſo maleriſch nachlaſſig über die Schulter geworfen, daß ihre feinen runden Korperformen durch die dünne Seidenkleidung nur erſcheinen und verſchwinden, um deſto mehr zu reizen. In dieſem Falle iſt dann ein weißes, dreieckt zuſammengeſchlagenes Mouſſelintuch ſo kokett über den Kopf geworfen und vorn zuſammengehalten, daß man oft nur das ſprechende glänzend ſchwarze Auge und die fein gebildete Naſe zu ſehen bekommt, wahrend vielleicht die mindere Schönheit des Mundes oder der zu ſtarken Backenknochen verhüllt bleibt.

Geſchäftiger aber als Alle ſchleicht durch das Gewühl der Straßen von Liſſabon der heimliche Jude oder der

---

*) Im Orient gleicht die Hauptſtraße einer Stadt den Bazars, indem die Händler mit derſelben Waare immer mit Ausſchluß aller andern in einer Straße zuſammenwohnen. So auch in Liſſabon.

neue Chriſt, wie ſie ihn nennen. Man erkennt ihn leicht an dem ſcharfen Gepräge einer ganz eigenen Nationalphyſiognomie, die ſich unter allen Welttheilen in jeder Kleidung gleichbleibt. Unter die frommen Heldenthaten der portugieſiſchen Könige rechnet man auch das Verfahren des Königs Emanuel gegen die Juden. Es waren deren bis gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts mehr als hundert tauſend anſäſſig in Portugal. Mehrere unter ihnen zeichneten ſich durch Geiſtesgaben, faſt alle aber durch Reichthümer und Handelsthätigkeit aus. Als Ferdinand und Iſabella den ſpaniſchen Thron beſtiegen hatten, verbannten ſie alle Juden aus ihren Ländern. Im Jahre 1482 ſchrieben ſie an König Emanuel und forderten ihn auf, ihr Beiſpiel von Frömmigkeit und chriſtlichen Geſinnungen durch Vertreibung der jüdiſchen Ketzer nachzuahmen. Der Grund, daß dieſes Volk offenbar von Gott gehaßt werde, weil es überall vertrieben ſei, blieb nicht ohne Eindruck auf den portugieſiſchen König. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

⁂ Eine Anekdote von Talma. Talma, der berühmte franzöſiſche Schauſpieler, wurde eines Tages bei dem Chevalier Aude eingeführt, der nach einer vieljährigen Abweſenheit eben wieder nach Paris zurückgekehrt war. Der Chevalier war damals ein langer, hagerer und wankender grauköpfiger alter Mann von ſechzig Jahren. Talma ſchien der Name aufzufallen. „Wie befindet ſich, um Vergebung, Ihr Herr Sohn, Herr Chevalier?“ fragte er. „Mein Herr, ich habe keinen Sohn,“ war die Antwort. „Ah! wie lange iſt er denn ſchon todt?“ — „Ich habe nie einen Sohn gehabt,“ erwiederte der Chevalier. „Das iſt ſehr ſonderbar!“ fuhr Talma fort: „ich irre mich gewiß in dem Namen nicht; ich erinnere mich noch vollkommen, daß ich vor ungefähr dreißig Jahren, als ich meine dramatiſche Laufbahn antrat, in einem Stücke ſpielte, das von dem Chevalier Aude, — einem ſchönen, ſchlanken, jungen Manne von ungefähr dreißig Jahren, — geſchrieben war: — und Sie wären nicht ſein Vater?“ — „Ach! mein lieber Herr Talma,“ ſagte der Chevalier ſeufzend; „ich bin jener ſchöne, ſchlanke, junge Mann von vormaligen dreißig Jahren ſelbſt.“ — „Ah, bei Gott!“ rief der Tragiker, „die verdammten dreißig Jahre, die dazwiſchen gekommen ſind! — ich dachte nicht daran, ſolche in Anſchlag zu bringen.“

⁂ Der Ring. (Fortſetzung.) Alis antwortete nicht; aber jedes verführeriſche Wort, das der leutſelige Ritter zu ihr ſprach, verwiſchte einen ihrer trüben Gedanken, bis keiner mehr übrig blieb. Jeder Laut, jeder Blick drang in ihr minneſieches Herz, aus welchem des unglücklichen Huberts Bild und ihr Treuſchwur ſchon völlig gewichen war. Der ſchlanke Rittersmann verſprach ihr endlich ſogar, wenn ſie ihn lieben wolle, wie Hubert Saulnier, ſo werde er ihr in der Kirche an den Stufen des Altares ewige Liebe und Treue ſchwören. Dann nahm er ihre Hand und führte ſie an ſeine brennenden Lippen. Er umſchlang ſie mit liebendem Arme, drückte ſie an ſein pochendes Herz, und verſicherte, daß er ſie ſchon lange heimlich minne, und nur auf dieſe günſtige Gelegenheit gewartet habe, ſich ihr zu entdecken. Alis ließ ſich hinreißen; dieſen Liebkoſungen vermochte weder ihre Eitelkeit, noch ihre Neigung zu widerſtehen; ſie brach ihren frühern Schwur und verſprach, Eltern und Heimath zu verlaſſen und dem Ritter nach der Burg Aſpermont zu folgen, wo das Brautlager gehalten werden ſollte. Der Ritter ſetzte die zitternde Maid vor ſich auf's Roß, und ritt brauſend mit ihr weiter. Es war Nacht; der Mond ließ ſein fahles Licht auf die ſchwarzen Bäume fallen, die ein violettblauer, gewäſſerter Himmel umwölbte; ſie ſchienen im flüchtigen Vorüberwallen die Reiſenden bald anzudrohen, bald anzugrinſen. Die Aeſte der Tannen ſtreckten ſich ihnen entgegen, wie die knöchernen Arme eines Geſpenſtes, oder anmuthige tändelnde Elfen tanzten auf ihren Wipfeln mit zauberhaftem Rauſchen, das ein liebeverlangendes Weib in ſüßen, ſchmachtenden Halbſchlummer lullt, und dem Verführer beinahe bewußtlos in die Arme wirft.

Als ſie eine lange Strecke Weges zurückgelegt hatten, unterbrach der junge Ritter das bisher beobachtete Stillſchweigen und ſprach, indem er mit der Eiſenhand emporwies: „dort iſt die Burg Aſpermont.“ Sie ſah im Mondſchein auf hohem Fels die Burg, deren graue Maſſen mit ihren Thurmſpitzen und Zinnen einem Schattenriß glich, welcher nur durch den glänzenden Schimmer der hell erleuchteten Fenſter unterbrochen wurde.

Das Horn der Thurmwache ſchmetterte; die Zugbrücke fiel langſam auf die Mauer des Grabens nieder; im Hofe ſtand der Seneſchall mit dem weißen Stabe unter dem Fallgatter, von einer Knappenſchaar umgeben. Auf ihren Lippen und in ihren Augen lag Etwas, das die Maid wohl ſtutzig gemacht hätte; allein ihre Minne verblendete ſie gänzlich.

„Meine liebe Freundin,“ flüſterte der Ritter ihr zu, „Eure Putzfrauen erwarten Euch im Gemache; nehmt die Gewänder, welche Euch am beſten anſtehen; Ihr könnt nach freiem Willen wählen, Burgherrin!“

— Burgherrin! dies Wort entzückte das ſchlichte Dorfmädchen — Burgherrin von Aſpermont! Sie nahm, was ihr am beſten gefiel, Alles, was ſich durch Pracht, Reichthum und Zierlichkeit auszeichnete. Als ſie glänzend im Schimmer des ungewohnten Putzes in den Saal trat, feſſelte ſie die Blicke der zahlreichen Verſammlung, welche zu dem, wie es ſchien, ſchon vorher veranſtalteten Feſte beizuwohnen gekommen war. Aber, o heilige Jungfrau! wie erſchrak ſie, als ſie unter den Gäſten mehrere Perſonen gewahrte, die ſchon vor einigen Jahren geſtorben waren, nämlich: Gille Nicole, Küſter der Pfarre Arc-Sous-Cicon; Matthias Boſſon, Spielmann der ehemaligen Kaſtelanei Joux; Hugo, der Hexenmeiſter, der vor vier Jahren auf dem öffentlichen Platze zu Morteau als ein Ungläubiger lebendig verbrannt worden war; Bruder Benedikt, der Mönch, den man als einen Heiligen verehrte; Beatrix Riflodé, eine mannſüchtige Närrin; und Andere mehr....

Blaß und beſtürzt lehnte ſich Alis an eine lederne holländiſche Tapete mit goldenem Laubwerk und mit Teufelchen geziert.

„Was habt Ihr, Burgherrin?“ frug der Ritter, indem er zu ihr eilte.

Sie erzählte ihm mit Grauſen, was ſie geſehen zu haben glaubte; allein durch ſüße Worte, durch erneuerte Liebesſchwüre konnte er ſie beſchwichtigen und überzeugen, daß es blos Sinnentäuſchung, Augenblende geweſen ſei, und ſo ließ ſie ſich durch den Strudel des Feſtes hinreißen..... Man tanzte, lachte, ſang im Hochzeitſaal; die jungen Mädchen glühten vor Minneluſt, wenn ihnen die Junker und Ritter Liebesworte in die Ohren girrten. Ein Pärchen um's andere verſchwand. Nachdem alle Gäſte ſich entfernt hatten, ſagte der Ritter von Aſpermont zu der Maid:

„So groß iſt meine Sehnſucht zu dir, o meine theure Alis, daß, wenn es dir gefällt, ich dir auf der Stelle vor dem Altare Liebe ohne Gleichen und ewige Treue ſchwören will, damit ich dich ſogleich als Gemahlin umarmen könne.“

— Wie es Euch gefällt, holder Ritter, — erwiederte die entzückte und berauſchte Alis. Und ſogleich ſchritten ſie nach der Schloßkapelle.

Sie war düſter und leer, und Alles darin ſo ſtill, wie um Mitternacht auf einem Gottesacker. Die Schatten der hohen Kandelabern, welchen der wankende Docht der Wachskerzen längs der Wand hinwarf, glichen einem Geiſterſpuk, einem grauſigen Todtentanz. Und doch war es nicht das Feſt aller Seelen, es ſtand keine ſchwarze Bahre im Chor; der Prieſter hatte keine ſchwarze Stola umgehängt. Nein, der Ritter Triſtan von Aſpermont und Alis Préal wollen ſich ehelich verbinden, und der Prieſter ſoll nicht einen kalten Sarg ſegnen, ſondern zwei Herzen, die ſich lieben! Die Hochzeitmeſſe begann; nichts ſtörte die andächtige Stille, als die laut oder halblaut geſprochenen Worte des Prieſters. Von außen vernahm man das Geräuſch der Wellen, welche das flache Ufer des Stromes beſpülten. Sie knieen auf dem kalten Steine der Altarſtufe. Der Prieſter ſtreckt ſeine Hand aus, um Triſtan und Alis als Ehegenoſſen, die ſchönſten des Landes, zu paaren. Alsbald ergriff der Ritter die Hand der Braut, um ihr den Ehering anzuſtecken, und indem er ſich zu ihr mit einem ſinnloſen, glasäugigen Lächeln hinneigt, fordert er von ihr den erſten Liebeskuß. Die Maid, hingeriſſen durch Eitelkeit und Minnefühl, nähert ihren Mund dem ſeinigen, die Lippen berühren ſich..... Man hört einen gellenden Schrei........

Am andern Morgen lag Alis am feuchten Saume eines Gehölzes, von wo ſie die Stadt Morteau mit ihren maleriſchen Umgebungen überſehen konnte; ſie gewahrte aber nichts und hörte eben ſo wenig die Klänge der Kirchenglocken, als den Hörnerruf des Hirten, welcher die Ziegenheerde auf die Weide führte, oder das Geläute der Schellen, womit jede behängt war. Das Mädchen hielt Alles für einen ſchrecklichen Traum, den ſie ſich eben ſo wenig erklären konnte, als das ſchwere Alpdrücken, welches ſie fühlte. Aber der zierlich getriebene goldene Ehering ſtack an ihrem Finger, und auf demſelben las ſie auf ſchwarzem Grunde mit feuerfarbener Schrift die entſetzlichen Worte: Ich bin die Braut des Teufels.

Wie groß war ihre Verzweiflung, als ſie, ihrer Anſtrengung ungeachtet, den verhängnißvollen Ring nicht vom Finger ziehen konnte, an dem er wie angewachſen war.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 159. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 8. Juli.

Herbſtliche Fahrt.

Tageblätter, von Ludwig Braunfels.

(Fortſetzung.)

IV. Heidelberg.

Dem Manne, der des Stromes Rücken
In Feſſeln ſchlug,
Zuerſt vom Ufer kühne Brücken
Zum Ufer trug;
Heil ihm, und Liebesgruß von Herzen!
Wie wär' ich arm, wie tief in Schmerzen
Ohne den Mann!
Wie käm' ich zum Geſtade drüben,
Zu ihr, zu ihr, die ich nicht lieben,
Kaum nennen kann!

Schwimmer kann den Strom durchſchneiden,
Ruderer die Wellen ſchlagen,
Daß ſie raſche Boote tragen
Hin zu Wonnen, hin zu Leiden.

Doch ich Unkundiger übte das nie!
Zu durchſchwimmen die Fluth nicht vermag ich;
Mit dem Ruder den Strom nicht ſchlag' ich;
Zu lenken den Kahn nicht wag' ich:
Ich kann nur denken, denken an ſie.

Kann nichts, als dieſes Herz zerbrechen
Still in ſtillem Weh;
Tief innen mit ihr bebend ſprechen,
Wann ich nicht ſie ſeh';
Tief innen hören, ſchauernd hören
Fort und immerfort,
Was meine Seele darf zerſtören,
Ihr verlachend Wort;
Mit blut'gen Armen an mich drücken
Dieſen ſcharfen Tod,
Daß ew'ge Schmerzen mich beglücken,
Täglich neuen Tod!

Und in herbſtlicher Nacht, wann kein Auge mehr lebt,
Wann der ſauſende Tanz des Sturms mich umkreiſt,
So ängſtlich im Herzen, ſo zuckend im Geiſt,
Hinwandeln die Brücke, die unter mir bebt.

Da brauſet der Strom zu meinem Fuß
Hohnſcheltend heran,
Und ruft in die Seele den donnernden Gruß:
Sei ein Mann!

V. Bei der Stromfahrt.

Ich liebe nicht. Von Liebe durft' ich ſagen,
Als ich den erſten Trunk des Lebens that.
Ich hab' geliebt! — Ich hab' in jenen Tagen
Um ſüße Luſt geworben früh und ſpat;
Geharret hab' ich an verſchwieg'nen Thüren,
An klug verſchloſſ'nem Fenſter oft gewacht.
Holdſel'ge Lippen ſelig zu berühren,
Verlieh die Braut des Schlummers mir, die Nacht.
Wie Sturm, der Sohn der nordiſch kalten Lüfte,
Hindrauſt in Wonne durch ein Roſenbeet,
Hab' ich geraubt mir all der Liebe Düfte,
Geherrſcht als Gott, als Bettler tief gefleht.
Da hatt' ich Luſt und Thränen, Freud' und Klagen! —
Jetzt lieb' ich nicht; ich könnt' es nimmer tragen.

Ich liebe nicht. Wem hätt' ich's eingeſtanden?
Ich liebe nicht. Dies aber ſag' ich dir;
Daß meine Tage wie die Meerfluthbranden;
Daß meine Thaten ſterben, ſich in mir
Verhüllt die ewigen Gedankenſtrahlen,
Wie Sterne vor der Sonne Prieſteramt; —
Die ſtillſten Wünſche ſelbſt in Flammenqualen
Vor dir ſich zünden, die noch nie geflammt:
Gleichwie ein kranker Mann, aus Kerkers Klauſe
Durch einer Himmelsjungfrau Huld befreit,

Die Kerzen all' aus ſeinem armen Hauſe,
Die letzte ſelbſt, vor ſeiner Heil'gen weiht.
Das weiß ich wohl, und darf's verzweifelnd ſagen! —
Doch lieb' ich nicht; ich könnt' es nimmer tragen.

(Fortſetzung folgt.)

Die italiäniſche Novelle.

Von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

„Komm', ſetz' dich her!“ ſagte Robert, „und — erzähle! Es iſt eine grundſchlechte Novelle, aber — erzähle!“ — „Ich würde mich ſchämen, ein guter Novellendichter zu ſein,“ entgegnete Johannes. „Ich will euch auch nur dieſe Geſchichte kunſtlos und der Reihe nach vortragen, wie ſie mir das Leben ſelbſt erzählt hat.“ Die Freunde horchten auf, und Johannes begann:

„Ich dachte jenen Tag über nur an die Leiche, welche ich am Morgen vorbeitragen geſehen hatte. Tauſend Muthmaßungen warf ich im Kopfe hin und her. Vergebens ſuchte ich vor den Marmorſtatuen im Vatikane die Gedanken, welche wie leidtragend hinter der Ertrunkenen einhergezogen, wieder fröhlich zu ſtimmen. Jede Venus, jede Diana mit ihren ſchlanken Marmorgliedern wandelte ſich mir zur todten Catharina um. Abends litt es mich ſelbſt in meinem Zimmer nicht; ich mußte hinaus in das Freie. Ich ging über das Kapitol hinunter in das Forum, die Stimmen der alten Geſchichte aber, welche ich ſonſt dort faſt aus jedem Steine vernahm, ſchwiegen heute. Am Fuße des Palatins ging ich vorüber bis zum Triumphbogen des Titus. Im hellen Mondenſcheine ſah ich daran noch den ſiebenarmigen Leuchter aus Salomons Tempel zu Jeruſalem, in Marmor ausgehauen und vermengt unter andern römiſchen Triumphzeichen. Drüben herauf düſterte das ungeheure Koloſſeum mit ſeinen Quadern. Eine ganze heimathloſe Nation, die jüdiſche, arbeitete dieſes Theater unter den Peitſchenhieben der Weltherren empor! Unglückſeliges Volk, das von älteſter Zeit her genannt, faſt kaum ſo lange eine Heimath hatte, bis es ſeinem Jehova einen Tempel gebaut hatte! Wurde es doch immer hin- und hergetrieben durch die alte und neue Geſchichte bis auf dieſe Stunde! Das große welterſchütternde Rom durfte ſich mit allen ſeinen Conſuln, Tribunen und Cäſaren zu Grabe legen; — aber Ahasverus lebt noch immer, borgt den Königen Millionen, ſitzt mit ihnen zu Rathe, und ſchachert mit alten Lumpen an den Straßenecken; — aber er bettelt nicht. Und wiederum dachte ich an die arme Lea-Catharina. Ich ging wieder in die neue Stadt hinein, durch Straßen und Gaſſen, und ſtand auf einmal vor der kleinen Kirche der St. Caterina de' Funari. Hier war es, wo Luigi das gerettete Judenmädchen hinauf führete! ſo ſprach ich und ſtieg die Stufen hinan, da auch jetzt die Kirchthüre offen ſtand. Ich trat hinein. Vor dem Altare, wo der düſtere Schatten eines Mönches zu knieen und zu beten ſchien, ſtand ein Sarg. Ich ging leiſe über die Marmorplatten der Kirche näher hinzu. Eine einzige Lampe hing am Altare herunter, und warf einen matten Schein über den Mönch und den offenen Sarg. Eine verhüllte Geſtalt, zuſammengeſunken, hockte mehr neben der Leiche, als daß ſie dort geknieet hätte. Wenn ich nicht ſehr irrte, ſo lag Catharina vor mir! — Ihr zartes, junges, erbleichtes Geſicht auf weißen Kiſſen, ihr dunkles Haar mit weiſſen Bändern aufgebunden, lag die Mitleidwürdige hier dahingeſtreckt, wunderſchön ſelbſt im Tode. Ich konnte mich nicht enthalten, am Pfeiler, in deſſen Schatten ich mich befand, hinzuknieen, und für die Ruhe der armen Seele zu beten. Es war mir in dieſem Augenblicke, als wäre dieſes Weib meine beſte Freundin, — ja, meine Schweſter geweſen. „Gebe Gott dir einen kurzen, ſanften Schlummer in der Erde! Blumen auf dein Grab! Heitre Träume in deine Seele! — einſt aber nehme dich der Engel der Liebe in ſeine warmen Arme und trage dich empor, eine Glückſelige, zur Wonne der Unſterblichkeit!“

In dieſem Augenblicke aber wuchs die düſtere Geſtalt neben dem Sarge hoch empor. Ich ſah ein verzerrtes, verzweifelndes Jünglingsangeſicht. Es mußte Luigi ſein! — Jetzt hob er mit der Hand einen blitzenden Dolch empor, ſeine Augen wetterleuchteten noch mehr. Ich ſprang erſchrocken auf. Bei dem Geräuſche, welches ich verurſacht hatte, verbarg er ſchnell das Meſſer, und ſank am Sarge wieder zuſammen. Der Mönch am Altare ſagte jetzt dumpf und geiſterartig in ſich ſelbſt hinein: „Amen!“ — Ich ſchlich mich zur Kirche wieder hinaus.

Könnte ich euch Freunde, jetzt beſchreiben, wie mir zu Muthe war! Immer verworrener wurde mir dieſes Räthſel. Das mußte der Marcheſe geweſen ſein! Aber wozu das Zucken des Dolches? Was wollten ſeine blitzenden Augen und die krampfhaft zuſammengepreßten Lippen? Was hieß das Alles? So fragte ich mich ſelbſt und ſuchte mir eine Antwort darauf zu finden. Daß das Andenken der bleichen Roſe, — der geſtorbenen Lea, — blutroth gefärbt werden würde, war mir gewiß.

Ich ſetzte meine ganze Hoffnung, etwas Näheres in dieſer Sache zu erfahren, auf den Spielmann. Nach einigen Tagen kam er wieder zu mir. „Die zwei Scudi ſind verdient, Signore!“ rief er; — „aber — verrathet mich nicht: denn es iſt ausgeſprengt worden: die junge Marcheſa ſei aus Unvorſichtigkeit in der Tiber verunglückt. Sie hat ein chriſtliches Begräbniß erhalten; denn die Geiſtlichkeit,“ — hier machte er ſein Spitzbubengeſicht und pfiff. Dann fuhr er fort: — „deßhalb darf ich Euch, verehrter Herr, auch nicht den eigentlichen Hergang der Sache erzählen. Ich bekäm' eine Anſtellung in der Engelsburg!“ Ich legte zwei Scudi auf den Tiſch, und fragte: willſt du oder nicht? — Er blinzelte das Geld an, drehte ſich auf einem Abſatze herum, und drückte ein Auge zu; — dann aber erzählte er:

(Fortſetzung folgt.)

Nachtſcenen in Liſſabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

Er verſammelte ſeinen Rath. Lange wurde darüber geſtritten, ob es nicht zu nachtheilig für den Staat ſein würde, ſo viele reiche Familien aus dem Lande zu treiben. Endlich beſchloß der König, einen gelindern Weg zum wahren Seelenheil dieſer Abtrünnigen einzuſchlagen. Es wurde ihnen nämlich eine kurze Friſt geſetzt, binnen welcher ſie entweder auswandern oder ſich bekehren ſollten. Zum Entſetzen der Geiſtlichkeit wählten die Meiſten das Erſtere. Da befahl der König, daß allen, die auswandern wollten, ihre Kinder genommen werden ſollten; dieſe Unſchuldigen wenigſtens ſollten durch gewaltſame Taufe vor der ewigen Verdammniß gerettet werden. Ein herzzerreißendes Heulen und Wehklagen entſtand. Endlich ſiegte die Stimme der Natur über die des Gewiſſens. Die weinenden Eltern, die den Wohnſitz ihrer Väter ihrem Glauben willig zum Opfer gebracht hatten, beſchloſſen jetzt, um nur ihre Kinder zu retten, zum Schein öffentlich Chriſten zu werden und heimlich Juden zu bleiben. So entſtanden denn in Portugal jene religiöſen Zwitternaturen und gezwungenen Heuchler, wie man ſie ſonſt nirgends in der Welt findet. An 60,000 jedoch ſollen damals ausgewandert ſein. Die übrigen ließen ſich taufen, übten zum Schein mit übertriebener Pünktlichkeit die Gebräuche der chriſtlichen Kirche; aber heimlich beſuchen ſie ihre Synagogen. Sie höhnen den chriſtlichen Gottesdienſt, indem ſie in das Weihwaſſer tauchen, ſich bekreuzigen, in die Meſſe laufen und niederknieen, dem Bilde des Heilandes, den ſie gekreuzigt haben, den Judaskuß geben und dann heimlich ausſpucken und den Gott der Chriſten, Jeſus und Maria und alle Heiligen verfluchen.

Man weiß, daß ſie Heuchler ſind — man kennt ſie als heimliche Juden; aber der äußere Gottesdienſt gilt den Portugieſen Alles. Tiefe Religion des Herzens kennen ſie nicht, darum iſt man mit dieſem Scheinweſen zufrieden. Man läßt ihnen ihren heimlichen Glauben, haßt ſie, verachtet ſie und verfolgt ſie, aber — man kann ſie nicht entbehren.

In ſolchen Familien befinden ſich noch die meiſten Reichthümer, bei äußrer Demüthigkeit und ſcheinbarer Armuth; aber auch die meiſte Tücke und Bosheit und der unverſöhnlichſte Chriſtenhaß.

Ein anderes Heer von Religionsheuchlern bilden die Mönche. Ihre Zahl iſt Legion. Jede Familie ſtellt Recruten zu dieſer Glaubensarmee, und in jedes Haus in die geheimſten Angelegenheiten aller Herzen haben ſie ſich eingeniſtet. Man ſieht ſie in ſchwarzen, grauen, braunen und weißen weitfaltigen Ordenskleidern, mit Hüten, Kappen oder Glatzen, mit oder ohne Bart, beſchuht oder unbeſchuht, von jedem Lebensalter, von dem des Kindes *) bis zum weißbartigen Greiſe, bald mit Würde und Gravität, bald leicht und geckenhaft, mit ſeidenen Gewändern, grüßend und kokettirend durch die Straßen eilen.

Ein Fünftel der wogenden Volksmenge beſteht aus Mulatten und Negern, eine ſchreckliche Zunft, welche die Bedienten und Banditen der volkreichen Hauptſtadt liefert und die falſchen Zeugen ſtellt, deren man bei der dortigen ſchlechten Juſtiz-Verfaſſung bedarf, ſelbſt um einen gerechten Prozeß zu gewinnen.

An vierzig tauſend Galegos *), kenntlich an den braunen Kappen, die ſie tragen ſtatt der dreieckten Hüte der Portugieſen, bilden durch ihre Treue und Ehrlichkeit den rühmlichen Contraſt gegen jene Gauner, und durch ihren Fleiß den Gegenſatz gegen die trägen Portugieſen. Auf allen öffentlichen Plätzen finden ſich Brunnen, die durch den Aquäduct von Alcantra mit fließendem Waſſer verſehen werden; aber die Legion von Domeſtiken, die in allen Häuſern gehalten wird, iſt viel zu faul, um das Waſſer nur zehn Schritte weit vom Haus zu holen, oder ein Packet über die Straße zu tragen. Überall verrichten daher die Galegos für geringen Lohn dieſe Dienſte, ſind die Bedienten der geringſten Diener des Hauſes, und da ſie in allen Häuſern bis in die innerſten Gemächer Zutritt haben, ſo ſtehen ſie im Rufe, die geſchickteſten und verſchwiegenſten Vermittler von Liebesverhältniſſen zu ſein.

Die ſchroffſten Gegenfüßler dieſer ehrlichen fleißigen Fremdlinge bilden die einheimiſchen Bettler. Ihre Zahl iſt ungeheuer. Auf allen Straßen ſieht man ſie ſchleichen, vor allen Kirchthürmen liegen ſie, vor allen Kloſterpforten fordern ſie ihre reichlichen Spenden, wodurch ſie erhalten und gemäſtet werden; bei Hochzeiten und Familienfeſten beſonders auf dem Lande ſind ſie in Schaaren von Hunderten die zudringlichſten Gäſte. Sie dringen in die Kirchen und ſtören die Andacht mit ihren Forderungen. Sie klopfen an alle Thüren, ſchleichen in alle Häuſer, die Bedienten können ſie kaum abweiſen. Ihre Sieſta halten ſie in der Sonnenhitze auf den Treppenſtufen der Häuſer. In den öffentlichen Brunnen waſchen ſie ihre Lumpen, die ſie mit gräßlicher Schamloſigkeit durchſuchen, wenn es darin zu arg wird. Es ſind oft kräftige Geſtalten. Eine hohläugige Jugend bettelt ſo dreiſt als das hinfällige Alter. Dieſe Halbmenſchen legen eine eckelerregende Muſterkarte von offenen Geſchwüren zur Schau — verkrüppelte Kinder, halbnackte Weiber. Und keine Polizei miſcht ſich darin. Jeder Portugieſe hält Almoſengeben für eine Religionspflicht, aber man gibt — möglichſt wenig — mit kluger Speculation ein Fünfreisſtück, indem man ſich ein Dreireisſtück herausgeben läßt, denn es gibt keine kleinere Münze, und ſo betrügt die Wohlthätigkeit die Bettelhaftigkeit, indem man hier noch weniger gibt, als das kleinſte Geldſtück, das man hat. Aber die Menge der Gaben bringt viel ein. Daher ſteckt oft Reichthum unter den Lumpen. Die heimlichen Juden — auch wohl altgläubige Chriſten ſpeculiren darauf. Sie nehmen unter dem Vorwande der Mildherzigkeit einen ſterbenden Bettler in's Haus und berauben ihn, ehe er kalt geworden iſt.

(Fortſ. folgt.)

---

*) Die nachgebornen Söhne, oft in anſehnlichen Familien, werden in Ermangelung anderer Ausſicht — zum Prieſterſtand beſtimmt und tragen dann ſchon im Knabenalter die Mönchskutte.

*) Gallicier, aus der ſpaniſchen Provinz dieſes Namens, die nördlich an Portugal gränzt.

Buntes.

.*. **Die ſchwarze Madonna.** „Im Kloſter Monte Vergine," ſagt der Verfaſſer des „Skizzenbuchs des Südens", „zeigte man uns die Gräber der Heiligen und die berühmte Kapelle der ſchwarzen Madonna. Die Kerzen brannten vor dem Gemälde, der Vorhang war aufgezogen und die Madonna mit einer Juwelenkrone geſchmückt, die auf dem Gemälde angebracht war, das überdieß mit Halsbändern von Edelſteinen, und ex-votos von Silber, Gold und Juwelen über und über behangen war. Die Madonna iſt freilich eine ſchwarze Schönheit, darum aber nicht mißfällig. Es heißt, ſie ſei „„la sola testa della Virgine““, gemalt von St. Lukas, und daß ſie ein Kaiſer von Konſtantinopel dieſem Kloſter im Jahr 1311 zum Geſchenk machte. Sie gleicht aber mehr der Proſerpina oder einer Göttin der Unterwelt, und mag vielleicht als heidniſches Götterbild gedient haben.“ — Wie denn das Chriſtenthum überhaupt, als es ſich aus dem Heidenthum herausgeſchlungen, ſich ins Heidenthum wieder innigſt zurück hineinſchlang und verwuchs! Die Spuren davon entgehen dem ſpekulativen Geſchichtforſcher keineswegs; die Wechſelwirkung iſt ein Produkt des ſinnlichen Lebenstriebes der menſchheitlichen Zeugungskraft, deren Brautnacht erſt mit jener Götterdämmerung endigt, die der nordiſche Mythos prophezeit. Der ſchlagendſte Beweis gegen die Möglichkeit einer erſt durch das Chriſtenthum abſolvirten Kunſt (wie Friedrich Beck in ſeinen, durch die alterthumsforſch. Geſellſchaft in München herausgegebenen, Andeutungen zu einer ſichern Begründung der Geſchichte der religiöſen Kunſt annehmen will) iſt die Thatſache, daß das Volk nie den durch Schönheit bezaubernden Werken eines Phidias, Praxiteles oder Raphael, ſondern den alten Steinklötzen und den häßlichſten Madonnen- und Heiligenbildern — Wunderkraft beimißt. Wer löſt dies Räthſel vom theologiſch-artiſtiſchen Standpunkt aus? Wie mich dünkt, muß ein zweiſchneidiges Schwert, ein politiſch-hiſtoriſcher Alexander, den Knoten zerhauen. In der Kunſtgeſchichte, wie in der politiſchen Hiſtorie, iſt über dem religiöſen, über dem philoſophiſch-philanthropiſchen, über dem mathematiſchen Element bisher noch ein anderes Element vergeſſen worden, das pädagogiſche. Das prophetiſche „Fabula docet“ zur Nutzanwendung für den Nachwuchs heraus zu konſtruiren, — eine Pflicht, die ſich zwar theilweiſe auch in Worten, aber genügender durch großes harmoniſches Ineinandergreifen der Thatkräfte erreichen läßt. Der Staat ſollte lieber der von Gott und uns beſoldete Pädagoge der Wachſenden, als der ſelbſt gefangene Gefangenwärter der bereits Erwachſenen ſein.

⁂ **Zur Phyſik.** Profeſſor Leslie bemerkt, daß Luft, auf den fünfzigſten Theil ihres Umfangs zuſammengepreßt, ihre Schnellkraft fünfzigfach vermehre; würde ſie ſich in gleichem Verhältniß fort verdichten, ſo würde ſie, durch den Druck ihres eigenen Gewichts, in einer Tiefe von vier und dreißig Meilen die Dichtheit des Waſſers erlangen. Allem Waſſer ſelbſt würde ſeine Dichtheit in einer Tiefe von 93 Meilen verdoppeln, und jene des Queckſilbers in einer Tiefe von 362 Meilen annehmen. In den Mittelpunkt von beinahe 4000 Meilen hinabſteigend, würde die zunehmende Verdichtung gewöhnlicher Subſtanzen alle Begriffe überſteigen. Young ſagt, daß im Erdmittelpunkte der Stahl auf ein Viertheil und der Stein auf ein Achttheil ſeiner Größe zuſammengepreßt werden würde. Wir kennen jedoch die Geſetze der Verdichtung ſolider Körper über einen gewiſſen Punkt hinaus noch nicht, ob ſie gleich nach den von Perkins darüber angeſtellten Verſuchen eines größeren Grades der Verdichtung fähig ſcheinen, als bisher allgemein geglaubt wurde. — **Zur Parallele:** Ein Schurke auf der Oberfläche iſt noch immer dünn genug, daß er den Druck des Scheines von Ehrlichkeit nicht aushalten kann. Drückt ihn nur einmal das Gewicht ſeiner Schlechtigkeit ſelbſt immer tiefer, ſo kondenſirt er ſich in ſolch einer geometriſchen Progreſſion, daß er endlich zum bloßen Begriff einer Negation zuſammengepreßt wird, — die — am Ende auch nöthig iſt, um das moraliſche Neutraliſationsprinzip (dem das phyſiſch-dynamiſche als Verkörperung entſpricht) unbewußt konſtruiren zu helfen.

⁂ **Der Ring.** (Schluß.) Am Abend, während ſie ihr Haar, halb über ihre Schlafſtätte gebeugt, auflöſte, erſchien ihr Hubert Saulnier. Er war mit einem Leichentuche verhüllt; ſein Auge blickte trüb und wie verſchleiert; ſein Geſicht war erdfahl; der Mund röchelte. Er ſchlug das Todtentuch zurück: die durchſichtige Haut ließ ſein Gerippe ſehen, wie es klappernd auf einander ſtieß. Indem er ſich der erſchrockenen Alix näherte, warf ſein Körper auf die von einer Lampe ſchwach erleuchtete Wand ſeinen Schatten. Mit ſeiner eiskalten knöchernen Hand liebkoſte er die roſigen Finger des jungen Mädchens.

„Du biſt eine treue Braut!“ kreiſchte das Geſpenſt mit bitterer Stimme.

— Ja, des Teufels! brüllte ein Unſichtbarer.

„Gnade! Gnade! Mitleiden! Mitleiden!“ ſtöhnte die Jungfrau, welche ſich konvulſiviſch zu den Füßen des wandelnden Leichnams zuſammenrollte.

— Wie ſie jetzt ſo ſchön iſt! pfiff das Geſpenſt.

„In Triſtan von Apremont's Armen war ſie noch reizender,“ heulte die Stimme des Unſichtbaren.

— Erbarme dich meiner, heilige Jungfrau! — ſeufzte Alix, indem ſie ſich halb todt auf dem Boden wälzte.... Und als ſie aufblickte, ſah ſie nichts mehr. —

Seit dieſer Schreckensnacht ſpürte Alix jeden Abend, wenn ſie im Bette lag, einen kalten Leichnam neben ſich; denn Hubert der Verſtorbene hörte nicht auf, ſie zu quälen und zu peinigen. Er war übrigens das einzige Geſchöpf auf Erden, das von nun an zu ihr ſprach; denn der Gram, daß ihre Tochter die Braut des Teufels ſei, hatte ihre Mutter dahingerafft; — und wer, außer einer Mutter, hätte ein Wort mit der ewiger Verdammniß Geweihten wechſeln mögen?... Bald ſah man ſie nirgends mehr. —

Ungefähr um die gleiche Zeit wurde im Weiler Cornabey, der zu Morteau gehört, eine Kapelle gebaut, und auf einer Blende über der Hauptpforte ſah man die Bildſäule des Stifters im prieſterlichen Gewande, mit folgender Inſchrift:

PHILIPP BOBILIER-CHOMONT
hat dieſe Kapelle zu Ehren unſerer Liebenfrauen von Einſiedeln erbauen laſſen, den neunzehnten Juni des Jahrs fünfzehnhundert
und neunzig.

Kaum war ſie eingeweiht, ſo ſtrömten die Pilger von allen Seiten dahin, welche um die Erlöſung der armen Seelen im Fegefeuer ſich kümmerten, oder um das ewige Heil der Lebenden. Wenn die Nacht heranbrach und die Kapelle leer war, ſah man eine ſchwache, gebeugte, ſchwarzgekleidete Frauengeſtalt in dieſelbe wanken. Sie betete lang und eifrig, und kam Wochen- und Mondenlang jeden Abend zur gleichen Stunde wieder; ſie ſchien aber immer gleich traurig und betrübt. Es mußte alſo eine große Sünderin ſein, da die Kraft des Gebetes ſie nicht zu ſtärken und aufzurichten vermochte. — Und wer fand keinen Troſt im Gebete? Sag' es mir, Mutter, wenn du das Leichentuch um den ſtarren, kalten Leib der geliebten Tochter gewickelt, nachdem ſie dir der unerbittliche Tod im Lenze ihres Lebens entriß! — ſagt es mir, Kinder, die ihr am Sarge der Mutter ſteht, das Aug' auf die ſtarren Züge heftend, die euch einſt ſo zärtlich lächelten, die Hand auf das Herz legend, unter dem ihr geworden, und das euch über Alles geliebt! — ſagt es, Alle, denen der Tod die ſchönſten Lebensblüthen entriß; — — ſagt es mir, hat euch das Gebet nie geſtärkt? hat es eure Trübſal nie gelindert, eure Seele nie mit Ergebung und Ruhe erfüllt?

Endlich, nach der rothen Meſſe zu Weihnachten, nachdem alle Lichter im Dorfe erlöſcht waren, und eine einzige Frau in der Kapelle noch verweilte und betete, — da wurde das Bethaus plötzlich ſehr hell erleuchtet.... Die Wachskerzen verbreiteten einen Feuerſtrom.... glänzend auf einer Goldwolke erſchien die Himmelskönigin!

Die Büßerin fiel zur Erde nieder, ſie beugte ihr Haupt auf den Fußboden, ... und als ſie die Kapelle verließ, hing ſie einen goldenen Ring an die Wand, auf welchem die Worte zu leſen waren: Ich bin die Braut des Teufels! —

Einige Tage ſpäter zählte das Nonnenkloſter von Notre-Dame-de-Barrant eine Novize mehr, die — Alix hieß.

— — — Vierzig und drei Jahre ſpäter, als man zählte 1639, geſchah, was folgt. Jedermann weiß, daß damals die Horden des Herzogs Bernhard von Sachſen-Weimar, die man Schweden nannte, nachdem ſie Baiern, das Elſaß, Schwaben und das Bisthum Baſel verwüſtet hatten, von Ludwig XIII. in Sold genommen, ſich auch in die Freigrafſchaft warfen. Man ſchaudert, wenn man die Gräuelthaten lieſt, welche ſie in dieſem unglücklichen Lande verübt haben. Blamont, Saint-Hyppolite, Pontarlier, und faſt alle feſten Burgen fielen in ihre Gewalt. Peſt und Mangel waren im Gefolge dieſer Barbaren, die, wie ſchon früher oft, der Norden ausgeſpieen hatte. In der Ebene und auf den Bergen erſcholl überall ein Schrei des Entſetzens; die verbrannten Kirchen, die eingeäſcherten Schlöſſer und die zahlreichen Begräbniſſe bezeichnen die Drangſale, welche damals das Land und ſeine Bewohner heimſuchten. Morteau blieb ebenfalls nicht verſchont. Im Dezember drang ein Schwedenhaufe in das Thal, um zu plündern, zu ſengen, und alle Gräuel eines ſolchen Krieges auszuüben. Nichts war dem unerſättlichen Feinde heilig. Kirchen, Klöſter, Kapellen ſogar wurden aller ihrer Schätze und Zierden beraubt, und was die Räuber nicht mit ſich ſchleppen konnten, zertrümmerten oder verbrannten ſie. Zu Cornabey hatte, wie ein Chroniſt ſchreibt, ein ſonderbares Ereigniß ſtatt.

„Als eine Schaar Schweden,“ ſo wird in der Chronik erzählt, „die Kapelle unſerer Liebenfrauen zu Cornabey mit thieriſcher Raubgier plünderte, bemerkte einer der Räuber einen goldenen Ring, der an der Wand zwiſchen zahlreichen ex voto und Heilungstrophäen hing. Er bemächtigte ſich ſogleich des herrlichen glänzenden Kleinods, und ſchob den Ring an ſeinen Finger. Aber mit einem fürchterlichen Schlag erſchien blitzesſchnell Satan in ſeiner ſcheußlichen Geſtalt, und warf ſich über den ungläubigen Krieger her. Nachdem er ihm ſeinen langen Schwanz wie ein Seil um den Hals geſchlungen, fuhr er mit ſeiner Höllenwaare gräßlich jubelnd zum Fenſter hinaus, während Grauſen und Entſetzen die andern Diebe verſteinert hatten, die dann, wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ſich mit ſchrecklichem Geheul aus dem Staube machten.“ (Schweiz. Merkur.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 160. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 9. Juli.

Herbſtliche Fahrt.

Tagblätter, von Ludwig Braunfels.

(Fortſetzung.)

VI. Mannheim.

Und wieder nicht! und immer wieder nicht!
Geh' unter denn, — dir iſt kein Retter, —
Du meiner armen Hoffnung armes Boot!

In meinen Augen Thränen, Morgenlicht,
Biſt du gewohnt, wie Thau der Blätter;
Auf meine Thränen blickſt du, Abendroth!

Die langen Tage harr' ich, Eines denkend;
Und ſchlummert ein der Abendſtrahl,
Zwing' ich empor mich, meines Geiſtes Wagen

Erborgten Muths in heitre Bahnen lenkend,
Und ſcherze wild mit meiner Qual,
Und hoffe, — was? Ich wußt' es nie zu ſagen.

Was jedes Herz am bitterſten empfand,
Mir iſt's erſehnet, mir beglückend;
Des Abſchieds Augenblick, des Scheidens Weh.

Dann darf ich ja berühren ihre Hand,
Und leiſe faſſend, leiſe drückend,
Ihr ſchweigend ſagen, was nur ich verſteh'.

Und manchmal war's, — ich träumte wohl! — als ſchwebte
Ein liebes warmes Sonnenlicht
Aus ihrem Aug' in meine Seel' hinüber.

Sprach ſie nicht ſanft, daß all mein Sein erbebte?
Und haucht' an meinem Angeſicht
Die lebensreiche Wange nicht vorüber,

Daß meines Denkens heil'ge Flamme ward
Gelöſcht in meines Blutes Drange,
In meines vollen Herzens beſtem Blut!

Seit geſtern aber, — o es war doch hart!
Noch fühl' ich, werd' ihn fühlen lange,
Den Blick, der kalt durchbohrte meinen Muth.

Und raſch zog ſie die Hand aus meinen Händen! —
Daß du mich liebſt, nie war ich's werth;
Doch fühlt' ich nie mich unwerth, dich zu lieben.

Ich täuſchte mich. So mag die Täuſchung enden
Mir Bettler, dem kein warmer Heerd
Im öden Sturm, im Winterſturm geblieben,

Und der dem kleinſten letzten Sonnenſchein
Entgegenhaucht mit voller Seele,
Bis endlich ſtirbt ſein Herz im kalten Nord.

Wann mild ſie blickte, dachte ſie nicht mein;
Und ſprach ſie mild, gab ihre Seele
Nur fremder Liebe leiſ' ein Liebeswort.

Doch ſprach ſie lachend, kalt, in meinen Schmerzen,
Und blickte kalt, in meiner Qual;
Dann hat ſie mir geblickt, und mir geſprochen.

Erbaut hatt' ich, ob meinem todten Herzen,
Ein ewig Pyramidenmal;
Mein Herz lebt auf, und hat ſein Grab zerbrochen.

In meinen Augen Thränen, Morgenlicht,
Biſt du gewohnt, wie Thau der Blätter;
In meinen Thränen träumſt du, Abendroth!

Ich ſuch' im Sturm ein Ufer, find' es nicht!
Geh' unter denn, — dir iſt kein Retter, —
Du meiner armen Hoffnung armes Boot!

Ich träume bang nach jener Zeit hinüber,
Als auf der Liebe Ozean
Ich fuhr, ein ſtolzes Schiff, vom Weſt gefächelt.

Nun zitt'r' ich, rauſcht ihr Kleid an mir vorüber;
Ich zittre, redet ſie mich an;
Ich ſterbe, wenn ſie zürnet, wenn ſie lächelt!

VII. Aus Karlsruhe.

Noch tönt in meinem Herzen eure Stimme,
Ihr lieben Freunde; euer Lebewohl,
Ein frommer Wunſch. — O Gott! erfüll' ihn ihr! —
Als Knaben halfen wir uns Träume dichten;
Die Jünglingsſtürme trennten unſ'rer Pläne
Leichtwallende Flotten: doch die Männer finden
Mit Kinderliebe ſich zuſammen jetzt.

Nicht, daß ich lang geſchwiegen, zürnet mir!
Wer führt die lieben Gäſte wohl in's Haus,
Das kranker Wahnſinn, Todesſchmerz bewohnt?
Soll ich euch öffnen meines Herzens Tempel,
Wenn Feuer die Altäre drin zerſtört,
Und alte Götzen fallen einem Gotte?

Ich will es, nein, ich muß es euch geſteh'n.
Ich bin geſund, und fuhle ſchwer mich krank;
Ich liege nieder von des Tages Laſten,
Und fühle ganz von Trägheit mich entnervt.
Ich hab' ein ſtürmiſch Meer in meiner Bruſt,
Und hör's wild ſchlagen an ſein ſchwaches Ufer,
Dies junge ſterbliche Gebein aus Erde.

Gebt, Freunde, mir Entſchuldigung von Herzen.
Ich Armer wähnte ja, die fernen Küſten
Und Klippen meiner Seele rings zu kennen;
Und hab', ein elend glücklicher Columbus,
Im Herzen neue Länder nun entdeckt,
Gefilde reichen Goldes, reichen Unheils.
Nie will ich ſagen mehr: ich kenne mich!

O, Freunde, denket mein; denn eure Briefe
Sind wie die Stimme mir des wandelnden
Jehova dort im Paradies dem Adam.
Dies aber fleh' ich, fraget nimmer mich!
Ich ſchwör' es; eine Frage nähm' ich euch
Als frevliſche Verlockung auf zum Meineid.

Ja, Freunde, denket mein in lieben Briefen;
Denn edle Freundſchaft iſt wie jener Stern,
Der Morgens ſtrahlt, und Abends wieder ſtrahlt,
Des Lebens Enden knüpft ſie gern zuſammen;
Sie weckt vom erſten Schlummer unſer Herz,
Und legt es in die Arme treu dem Tod.
Doch welch unnennbar Weh, — ihr wißt es nicht! —
Soll zwiſchen Beiden ſein für mich! — —

Ich lieb' euch ſtets mit feſtem Mannesherzen.

(Schluß folgt.)

Die italiänische Novelle.

Von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

„Unſere römiſchen Geſchichten haben immer eine ſpaniſche Wand. Guckt man dahinter, ſo findet man gewiß auch eine Mönchsglatze. Ihr wißt, daß der fromme Mönch Saverio ein Jugendfreund des Marcheſe war. Da aber die Liebe keinen Stand verſchont, am allerwenigſten die armen Mönche, ſo wurde auch der fromme Saverio von ihr angeſteckt. Ich habe Euch ſchon geſagt, daß viele Menſchen, ohne daß ſie es ſelbſt wiſſen, den böſen Blick haben, und damit viel Unheil ſtiften. Wie aber Catharina früher den Marcheſe damit in Feuer geſetzt hatte, ſo geſchah es jetzt auch dem guten Saverio. Vergebens aber lernte er die Sonette des Petrarka auswendig, und deklamirte ſie der ſchönen Catharina vor, daß eine Feuerzange hätte weinen mögen, aber Catharina blieb ungerührt. Wie aber der Verſucher dem armen Menſchen immer beizukommen weiß, ſo erſpähete er auch die ſchwächſte Seite im Herzen der ſtrengen Catharina. Als ſie einſt in der Strada de' Condotti an den Gewölben der Goldſchmiede vorüberging, ſoll ſie an dem Fenſter einen goldenen Halsſchmuck mit grünen Edelſteinen geſehen haben. Es ſoll derſelbe Schmuck geweſen ſein, der ihrem Vater bei dem Auflaufe zugleich mit dem Leben geraubt worden war. Catharina konnte ſich gar nicht von dem Anblicke dieſes Schmuckes trennen. Es ſoll ihr geweſen ſein, als hätten die grünen funkelnden Steine ihr alle Sinne betäubt, und ſie mit ſehnſüchtigen Blicken bis in ihren Palaſt verfolgt. Wenn die Weiber ihre Männer zu etwas verführen wollen, o! wie können ſie da ſchmeicheln und koſen, bis ſie das „Ja" herausgelockt haben. Damit darf mir aber meine Peppina nicht kommen. So oft ſie freundlich wird, bin ich ſchon im voraus verdrießlich; denn dann will ſie mir auch etwas ablocken; — aber nein! nichts da! — Aber heute ärgert's mich noch, daß ich ihr neulich den Scudi geben mußte, den ich von Euch bekommen habe. Ging es doch dem guten Marcheſe nicht viel beſſer! Mußte er nicht auch die Straße zwiſchen die Beine nehmen, und ſich zu dem Goldſchmied hintrollen? Unterdeſſen war ſchon der Iltis im Taubenſchlag; denn kaum hatte er den Rücken gewendet, ſo kam Saverio zu der jungen Marcheſa. Luigi kehrte jedoch ſehr bald mit betrübtem Geſichte zurück, und erzählte: daß der Goldſchmied dieſen Schmuck nicht unter zehntauſend Scudi verkaufen wolle. „O meine ſüße Catharina," ſprach er zu ihr, „ſo viel Geld kann ich in dieſem Augenblicke nicht ausgeben, denn du weißt, wie viel uns neulich der Karneval gekoſtet hat!" Catharina war darüber faſt untröſtlich. Sie bat, ſie weinte, ſie herzte und küßte ihren Mann; aber alles war vergeblich; denn, wo kein Geld iſt, da hört das Erbarmen auf. Catharina aber ſchlich ſich jetzt, ſo oft es nur thunlich war, an das Fenſter des Goldſchmieds und liebäugelte mit dem Schmucke und ſeinen grünen Katzenaugen. Das wißt Ihr wohl ſelbſt, daß in jedem Edelſteine ein verzauberter Teufel ſteckt. Wie ſie nun dieſe Teufelchen immer anſah, ſo verkehrten ſie ihr auch das Herz im Leibe. Kam ſie wieder nach Hauſe, ſo ſaß ſie wohl ſtundenlang in Gedanken, und wurde ſie plötzlich angeredet, ſo fuhr ſie wie aus einem Traume empor. Ihre Wangen erblichen, und ihre Augen wurden von Thränen roth. Das könnt ihr glauben, Herr! — wenn ſich ein Weib einmal etwas in den Kopf ſetzt, ſo muß es geſchehen, und ſollte darüber die Küche einfallen. Meine Peppina wäre gerade ſo; wenn ich ihr den Zügel ſchießen ließ. Ich kann es mir denken, daß Luigi jetzt oft im Stillen ſeufzen mochte: wäre ich doch in Meſſina oder, wo der Pfeffer wüchs! Da er nun weder Rath noch Hülfe wußte, ſo ging er zu ſeinem Freunde, dem Mönch Saverio, und klagte ihm ſeine Noth mit inſtändigen Bitten: ſeine Catharina mit Troſtſprüchen aus der Religion aufzuheitern, oder ihr ſonſt den Kopf zurecht zu ſetzen, und ſie tüchtig vorzunehmen. Am andern Morgen, zur Stunde, wo Luigi gewöhnlich ausgegangen war, kam der Mönch zu Catharina. Sie war ganz allein. Saverio nahm Gelegenheit mit brennenden Worten von dem ſchönen Schmucke in der Strada de' Condotti zu reden. „Es iſt wahr," ſagte er, „einen ſchönern Schmuck hat ſelbſt nicht eine Königin. Das iſt ein Feuer in dieſen Smaragden, daß man nicht die Augen hinweg wenden kann! Und wie ſchön ſind dieſe Steine gefaßt! — Solche Juwelen könnten eine Heilige locken, einmal aus dem Himmel herunter zu gehen! — Eine reiche Fürſtin aus England, eine verdammte Ketzerin, hat geſtern darum gefeilſcht." Catharina ſeufzte tief auf. „Ich habe ihn gerettet!" rief der Mönch, und hielt das funkelnde Kleinod vor der erblaſſenden Catharina empor. „O," rief Catharina, „ich wollte gern ſterben, wenn dieſer Schmuck nur ein einzigesmal wieder mein wäre!" — „Göttliches Weib! du Inbegriff aller meiner Sehnſucht, erhöre mich, ſo ſoll dieſer Schmuck dein eigen ſein! Ja er iſt es ſchon!" — Catharina war vor Freuden wie raſend. Bald drückte ſie den Schmuck, bald den Mönch an ihre Bruſt; — bis ihr alle Beſinnung verloren ging. Sollte man nicht die Weiber alle zuſamman, und meine Peppina mit in das Lotto ſetzen, daß man entweder alle zuſammen gewönne und die Auswahl darunter, oder eine Niete hätte?

(Fortſ. folgt.)

Nachtſcenen in Liſſabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

Ein ſo einträgliches Gewerbe findet auch ſeine Brodneider und Mitbewerber in andern Ständen. Der Soldat auf dem Poſten bettelt Vorübergehende an; ein Fidalgo mit dem Degen an der Seite präſentirte mir eine Priſe Schnupftabak, redete vom Wetter und bat am Ende heimlich koſend um ein Almoſen, indem er ſeine rothe Cupa aus einander ſchlug und die Schadhaftigkeit ſeiner Beinkleider enthüllte. Die Büttel der vielen Kirchen durchziehen mit einer Trommel, einer Sackpfeife und dem heiligen Geiſt die Straßen durch und betteln mit entſetzlichem Lärm und Geſchrei um eine milde Gabe für ihre Kirche. Die zudringlichſten aller Bettler ſind aber die terminirenden Bettelmönche. Sie ſammeln für die armen Seelen im Fegefeuer Geld und Brod, Knoblauch und Schnupftabak. So wird in Portugal für die Bedürfniſſe der Seelen nicht übel geſorgt; — wahrſcheinlich vergeſſen dabei die ſeelenloſen Mönche nicht ihrer Leiber, die alle wohl genährt und gepflegt ausſehen.

Die treuſten, oft neidiſchen Gefährten der Bettler — die einzigen Straßenreiniger ſind ganze Schaaren von borſtigen, magern, heulenden und ſchleichenden Hunden von allen Größen und Arten. Sie lauern auf den Unrath, der von den Balcons herabgegoſſen wird, auf den Abfall der Küchen, welchen die Mägde auf die Straßen ſchütten; auf gefallene Eſel, Hämmel, todte Katzen und ihresgleichen, denen ſie mit Knurren und Zähnfletſchen die Nachrichterdienſte leiſten — ja ſelbſt auf menſchliche Leichen — entweder von Ermordeten, die der Strom austreibt, denen ſich kein Menſch zu nahen wagt, weil ein Geſetz beſtehet, daß alle, die einen Ermordeten berühren (ſei es auch, um zu helfen), verhaftet und ſo lange für den Thäter gehalten werden ſollen, bis ſie ihre Unſchuld beweiſen, — oder auf ſolche, für die die Begräbnißkoſten nicht bezahlt werden können, die man daher vor die Kirchthüren ſchleppt und liegen läßt, bis durch milde Gaben in ein neben geſtelltes Becken ſo viel einkommt, daß der Prieſter bezahlt werden kann. Kurz dieſe nützlichen Thiere verſehen die Stelle der Straßenpolizei, der Nachrichter und Todtengräber und empfangen dafür Schläge und Fußtritte.

Zu den ſeltneren Straßenfiguren, beſonders des Abends, gehört aber der ſtolze Fidalgo. In ſeine rothe Cupa gehüllt, den dreieckten Hut wagrecht auf dem Kopfe ſchwebend, den Stoßdegen an der Seite, die grünen, gelben oder rothen Seidenſtrümpfe an den wadenloſen Beinen und ſilberne Schnallen von der größeſten Gattung auf den ſchweren Schuhen, ſo ſtolzirt er mitten in der Straße, möge auch der Koth noch ſo tief, der Staub noch ſo ſchwarz ſein. Ein Escudero mit dem Hut in der Hand, den Degen an der Seite, ſchreitet reſpectvoll voran, und zwei betreßte Lakaien, wohl nicht ſelten mit nackten Beinen, gehen bewaffnet und mit Fackeln, wo es die ſchmale Straße geſtattet, neben ihm her. Der Fidalgo iſt nach ſeinem Selbſtgefühl Herr der Welt. Nur einem pfeifenden Ochſenkarren mit den aus vollen Blöcken geſchnittenen beiden Rädern, die ſich kreiſchend mit der Achſe umdrehen, oder einer lang geſtreckten Chaiſe weicht er aus — jenem, weil er der Höflichkeit der Stiere nicht traut — dieſer, weil er die Höflichkeit ſelbſt iſt gegen Standesperſonen.

Solche Chaiſen ſind wahrlich die ſeltſamſte aller Equipagen in der Welt, wie ſie nur in Liſſabon gefunden werden; dort aber ſind ſie zwar unbequem, jedoch wegen der bergigen Straßen äußerſt zweckmäßig. Man denke ſich eine lange Maſchine auf zwei 7 Fuß hohen Rädern ruhend, ungefähr wie unſre altmodiſchen Karriolen, doch viel ſeltſamer. Die Bäume der Scheerdeichſel ſind ſo lang, daß der zweiſitzige Kaſten mit dem Halbverdeck zwiſchen den Schweif des Pferdes oder Maulthiers und die Räder zu ſtehen kommt, alſo von der unglücklichen magern Roſinante noch zur Hälfte getragen werden muß. Dieſer Kaſten nun nimmt es [illegible] gar nicht übel, auf den Hebebäumen feſtgenagelt zu ſein, oder in ſteifen breiten Riemen zu hängen und ſo die Annehmlichkeit einer etwas ſtarken Motion — ſo daß dem Fahrenden Hören und Sehen vergeht — mit der Ehre des Kutſchirens zu verbinden. Doch das Geſchick des Maulthieres in der Scheerdeichſel, deſſen ſich kein Ritter von la Mancha ſchämen würde, iſt übrigens ſo hart nicht, indem es von einem andern nebenbei auf der Wildbahn laufenden Rößlein ſecundirt wird; dieſes hat das Geſchäft, den langbeinigen Bengel zu tragen, der — ſonſt wenigſtens — mit einer weiten, ſackartigen, doch mit Gold betreßten Livree behangen, ſtolz wie der Pfau auf ſein Gefieder, ſich der gelben nackten Beine nicht ſchämt, die faſt auf der Erde ſchlappen. Das iſt der Senhor Bolero (Kutſcher), der eine Equipage führt, wie ſie noch heute die meiſten Adeligen und zahlloſe Fiacker halten. — In dieſem ſeltſamen

Geſtecke von Wagen ſieht man nun die gelbhäutige Fidalga in voller Corſa, d. h. mit Diamanten und Blumen im hochaufgeſteckten ſchwarzen Haar, mit dem Fächer ſpielen und kokettiren. An ihrer Seite ſitzt der Gatte derſelben, der aus Galanterie den Hut in der Hand trägt, ſo lange er der Begleiter und Ehrenhüter ſeiner Gemahlin iſt — eine Galanterie, die ihm indeß das Recht nicht nimmt, die Senhora in übler Laune für ihr ganzes Leben in ein Kloſter zu ſperren. Das Cicisbeat der Italiäner und die Cortejas der Spanier kennt man dort nicht. Eiferſucht und Sitte fordern, daß die Senhora das Haus nicht verlaſſe ohne Begleitung des Gemahls, höchſtens einem ehrwürdigen Prälaten wird das Ehrenamt übertragen. Der Sitz iſt ſo ſchmal, daß die Senhora halb auf dem Schoos ihres Begleiters ſitzen muß — eine Vertraulichkeit der Stellung, die ein portugieſiſcher Beichtvater als eins ſeiner Vorrechte betrachtet. Der Escudero oder zwei dieſer Stallbedienten reiten auf Maulthieren zehn Schritte voraus, die Hüte reſpectvoll in der Hand tragend. Zwei bis vier Lakaien begleiten zu Fuß die Chaiſe und zwei derſelben, die durchaus kein anderes Geſchäft verrichten würden, ſtehen hinten auf, grade zwiſchen den Rädern des ſeltſamen Fuhrwerks. Der Kaſten iſt in der Regel mit Ledervorhängen verſchloſſen, weil man im vollen Putz lieber ſich der Gefahr ausſetzt zu erſticken, als ſich zu beſtecken. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

*** Eine der erſten Waffenthaten des franzöſiſchen Generals Lamarque, (erzählt in ſeinen Erinnerungen aus den Kriegen der Revolution). — Wir hatten ſeit zwei Uhr des Morgens im Gefecht geſtanden, und waren eben oberhalb jener Konferenzen-Inſel über die Bidaſſoa geſetzt, wo Mazarin die Vermählung Ludwigs des Vierzehnten zu Stande gebracht, und den langen Kriegen zwiſchen Frankreich und Spanien ein Ende gemacht hatte. — Unſere Heeresſäule von Grenadieren entwickelte ſich von dem Dorfe Irun aus, und verfolgte die hohe Straße von Hernani, zu ihrer Rechten Fuenterabia und eine Verſchanzung, los Capucinos genannt, laſſend, deren Kugeln uns erreichten. Ich ſagte mit lauter Stimme: „die müßten ſehr dumm ſein, die in unſerm Rücken ſolche Streitkräfte ließen, durch die unſere Verbindungen abgeſchnitten werden könnten.“ Ein Volksrepräſentant, Namens Garreau, der dies hörte, fragte mich, ob ich es übernehmen wolle, die Verſchanzung einzunehmen. „Recht gerne,“ erwiederte ich, „wenn Sie mir noch zwei weitere Grenadier-Kompagnien zu denjenigen geben wollen, die bereits unter meinem Befehle ſtehen.“ Er ließ die Kolonne halten, und gab mir zwei Kompagnien, womit ich auf die Verſchanzung losging, die ſchlecht vertheidigt war. Wir nahmen ſolche, — und fanden ſie mit 6 Kanonen von ſchwerem Kaliber beſetzt. Durch dieſen Erfolg ermuthigt, verfolgte ich die Spanier, die wir aus der Batterie vertrieben hatten, und kamen dicht vor die Feſtungswerke von Fuenterabia, von welchem Platz mit Kartätſchen auf uns gefeuert wurde; der größte Theil der Braven, die mir gefolgt waren, wurde niedergeſtreckt. Ich war zu weit vorgeſchritten, um wieder zurückgehen zu können: ich rief einem kleinen Trommelſchläger, der nicht ferne von mir ſtand, und, mein Sacktuch an die Spitze meines Säbels heftend, ging ich, mich als Parlementär anzukündigen. Der Rath verſammelte ſich; ich warf mich in die Bruſt, machte dem Gouverneur bange, und erklärte einigen Kapuzinermönchen, welche gegenwärtig waren, daß ich ſie hängen laſſen würde. Die Drohung brachte die gewünſchte Wirkung hervor und der Platz übergab ſich. Ich lief mit der gehörig unterzeichneten Kapitulation auf den Feſtungswerken, konnte aber nur 75 Mann zuſammenbringen, mit denen ich das Thor beſetzte; da ich aber in beſtändiger Furcht ſtand, daß die Beſatzung, die aus 700 Mann beſtand? ſich gegen eine ſolche Handvoll Eroberer empören würde, ließ ich ſie aus der Stadt und hinab in die Gräben rücken, längs welchen ich Schildwachen aufſtellte, und die Zugbrücke aufzog. Ich ſchrieb ſogleich an Garreau, daß wir Meiſter von Fuenterabia wären. Die Nachricht verbreitete ſich bald, und die Deputirten Pinet und Cavaignac brachen auf, um die Beſatzung an ihnen vorbeiziehen und die Waffen niederlegen zu laſſen. Als ſie vernahmen, daß die Truppen bereits entwaffnet und außerhalb der Stadt ſeien, wurden ſie ſehr aufgebracht: ſie fragten, wer ſich unterſtanden habe, ſolche Befehle zu ertheilen. „Kapitän Lamarque von den Grenadieren“, war die Antwort. Sie ſchrieen hierauf mit donnernder Stimme: „Laßt den unverſchämten Kerl, der den Obergeneral ſo äfft, und den National-Repräſentanten ſolche Verachtung bezeigt, ſogleich verhaften.“ Es war ſieben Uhr Abends: ich erhielt Befehl, mein Seitengewehr einem Stabsoffiziere zu übergeben, und wurde in ein ſchmutziges Gefängniß der Stadt geworfen, die ich eben durch einige Entſchloſſenheit erobert hatte. Acht Uhr, — neun Uhr verſtrichen: und man kann ſich leicht vorſtellen, welche ſonderbare Betrachtungen meine Lage veranlaßte. Plötzlich öffnete ſich die Thüre meines Gefängniſſes, und herein trat derſelbe Stabsoffizier, dem ich mein Seitengewehr übergeben hatte. Er erſuchte mich, ihm zu folgen, um vor den Repräſentanten der Nation zu erſcheinen. Ich beſtieg ein Pferd, wir eilten in geſtrecktem Gallop davon, und befanden uns in wenigen Minuten in Irun im Hauptquartier der Volks-Repräſentanten, die mich lachend umarmten und mir ſagten, daß ſie mit dem Eſſen auf mich warteten. Der würdige Garreau erklärte mir ſodann Alles, was vorgefallen war. Er hatte mich ſeinen Kollegen ſehr angerühmt, und war außerordentlich beſtürzt geweſen, zu vernehmen, daß ich für meine Anſtrengungen von ihnen mit dem Gefängniß belohnt worden war. Es gelang ihm bald, mich zu rechtfertigen; — der arme Gefangene wurde der Held des Tages, und es ward beſchloſſen, daß er der Ueberbringer der dem Feinde abgenommenen Fahnen an den National-Convent ſein ſollte. Als ich mich dem Heilsausſchuſſe vorſtellte, war Robespierre ſeit einigen Tagen todt, und Garreau ſagte zu mir: „Sie können ſich glücklich ſchätzen, in dieſem Augenblicke gekommen zu ſein: wären Sie einige Tage früher gekommen, ſo würden Sie übel empfangen worden ſein; denn dem Ungeheuer, das wir geſtürzt haben, that es leid, wenn die Republik im Glück war, wie uns ihre Unfälle leid thun.“

*** Tanz der Derwiſche, wie er am 8. Mai 1834 in Pera ſtatt fand. Die Derwiſche bilden in der muhamedaniſchen Geiſtlichkeit eine Art Bettel-Orden, der eine große Aehnlichkeit mit dem der Kapuziner bei den Katholiken hat. Das Volk hegt große Verehrung für ſie, und ſie üben häufig einen bedeutenden Einfluß auf aufrühriſche Bewegungen und Emeuten aus, die ſo häufig in der Türkei vorkommen. Jeden Freitag erbauen ſie das Volk mit ihren geiſtlichen Ceremonieen. (Auf der Gallerie eines runden Tempels, deſſen Eingang durch Barrieren geſchützt, vereinigen ſich Türken mit ihren (verſchleierten) Frauen, Juden, Griechen, Europäer; denn Jedermann ſteht hier der Zutritt zu dem Schauſpiele frei. — Es erſchienen neun Derwiſche, nackten Fußes, mit hohen Filzhüten, in Form von Blumentöpfen, auf dem Kopfe, und mit großen, bis zur Erde herabhängenden Mänteln, in der Mitte des Umkreiſes, nachdem ſie ſich zuvor gegen Oſten gebeugt hatten. Der älteſte von ihnen, der zugleich der Anführer war, ſetzt ſich, nach Oſten gewendet, auf einen rothen Teppich, und beſchäftigte ſich, während dieſer erſten Scene, ausſchließlich mit dem Gebete. Tiefe Stille herrſchte in der Verſammlung. Plötzlich erhob ſich der Greis, und die andern Derwiſche folgten ſeinem Beiſpiele. Jeder von ihnen murmelte, mit auf die Bruſt gelegter Hand, unverſtändliche Worte. Sie beteten. Hierauf folgte neues Schweigen. Plötzlich begann eine erſchreckliche Muſik von Pfeifen und Trommeln, der die Zuſchauer in tiefer Stille lauſchten. Bei dieſen Tönen begannen die Derwiſche eine feierliche und langſame Prozeſſion im Umkreis des Tempels, indem ſie ſich, an dem Anführer vorüberſchreitend, tief verbeugten. Die Muſik ertönte hierauf gellender. Nach dreimaligem Umzuge reiheten ſich die Derwiſche in einem Kreiſe, einer in gleicher Entfernung von dem andern. Die Muſik wurde noch fürchterlicher, als vorher. Die Derwiſche warfen hierauf ihre Mäntel ab, und erſchienen mit nacktem Halſe und einer bis zum Gürtel herabreichenden Woll-Weſte. Statt der Beinkleider trugen ſie ein langes Frauen-Gewand. Es folgte wieder ein feierlicher Umzug; dann aber drehten ſie ſich mit Kreiſelsſchnelle, mit geſchloſſenen Augen und ausgeſtreckten Armen, umher. Nach zehn bis fünfzehn Minuten ſchwieg die Muſik, und Alle ſtanden mit dem Aufhören derſelben feſt, unbeweglich, in regelmäßiger Entfernung von einander. Dieſe wilde Feier begann zu verſchiedenen Malen und endete auf dieſelbe Weiſe, — nur daß ſie jedesmal länger dauerte, zuletzt ſogar 35 Minuten. Ihre Kräfte waren nun erſchöpft; ſie trieften von Schweiß, und fielen in jene Extaſe, wo ſie Mahomet zu ſehen glauben. Als endlich alle Körperkräfte erſchöpft waren, hielten ſie an, warfen ſich auf die Erde, und andere Derwiſche eilten herbei, ſie mit einem weißen Mantel zu bedecken. Das Schauſpiel war beendigt. — Es gibt auch noch eine andere Art von Derwiſchen, die Heulenden, weil ſie ihre Gebete unter ſtetem Geheul emporſenden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 161. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 10. Juli.

Jubiläumsgeſang.

Seiner Excellenz

dem Freiherren Alexander von Vrints-Berberich.

Zur Feier des zehnten Juli.

Hoc est
Vivere bis, vita posse priori frui.
Martial.

Wir ſehen in des Lebens buntem Spiele
Die ewige Veränd'rung der Geſtalt,
Den ewig neuen Wechſel der Gefühle,
Den Kampf und Frieden jeglicher Gewalt;
Und Sehnſucht, Luſt und Schmerz, die wir empfunden,
Entweichen mit der ſchnellen Flucht der Stunden.

Das Weſen all, an welches wir ein Leben
Und die gezählten Stunden mühſam reih'n, —
Kann nichts uns, als die dürft'ge Lehre geben:
„Daß nichts beſtehe in dem Erdenſein."
Gleich allen Träumen unſerm Geiſt entſchwebet,
Was wir gefühlt, geahnet und erlebet!

Im wunderbaren Spiegel der Geſchichte
Schaut ſich das Leben, ſchaut die Zeit ſich an,
Und kein Geſetz bleibt ihr, nach dem ſie richte,
Als nur der Blick in das, was ſie gethan;
Kein Lehrer kann mit vollem Nachdruck rathen,
Er lehre denn zugleich mit ſeinen Thaten.

Doch ſchwinden auch die Blumen früh'rer Stunden,
Es keimen, wachſen edlere empor;
Sind auch des Lenzes Blüthen ſchnell verſchwunden,
So brachen Früchte lieblich doch hervor;
Und was geſä't ward in vergang'nen Tagen,
Geerntet wird's mit ſüßerem Behagen.

Und lacht uns einmal freundlich nur im Leben
Der Jugend Rauſch und Wahn und Frühlingsſchein:
Das Bleibende, wonach die Edlen ſtreben,
Das iſt das ſchöne Glück: geliebt zu ſein!
Geweihet ſind umher dann alle Orte,
Aus Flur und Bäumen tönen Lebensworte.

Die Wolken der Vergeſſenheit umgeben
Nur den alltäglichen und halben Mann;
Wer würdig ſtand im ſegenreichen Leben,
Sich des Verdienſtes Ehrenkranz gewann,
Deß Name wird im Mund der Nachwelt bleiben,
Der Sturm der Zeit wird nimmer ihn zerſtäuben.

Wer iſt der Mann, den wir ſo freudig ehren?
Wem gilt die ſelt'ne Art von Feſtlichkeit?
Wer iſt's, nach dem ſich unſ're Blicke kehren?
Wem iſt die ausgeſuchte Zier geweiht?
Wie miſchen ſich ihm Rührungen und Wonne,
Begrüßt vom Strahle einer Juliſonne!

Er iſt's, dem in dem edelen Gemüthe
Der Sinn für alles Gut' und Schöne wohnt;
In deſſen Geiſt der Tugend Seelenfriede
Und Religioſität, die ächte, thront;
Deß Leben, weiſe, ſchaffend, hulfreich, milde,
Uns allen dien' zum hehren Muſterbilde.

Er iſt's, dem auch nicht bloßer Schein der Würde
Genügen konnt'; — ſein wollt' er, was er hieß!
Er trug bedrängungsvoller Tage Bürde
Mit ſelt'ner Kraft, die nimmer ihn verließ;
D'rum treffen Aller Herzen ſich einander
In einem Wunſche: Heil Dir Alexander!

Heil Dir, der Du viel Herrliches gepfleget,
Der du ſo manches heimliche Talent,
Das Funke war, zur Flamme angeregt,
Mit dem es nun ſo thatenkräftig brennt:
So manches Werk wird ſtill bewundert,
Von dir vollendet durch ein halb Jahrhundert!

So blüh' in ungetrübtem Ätherlichte
Noch lange dir der Segen der Natur.
Des Maies Pracht, die Reife gold'ner Früchte,
Der Vögel Frühlingslied in Wald und Flur
Erfülle bis zu ſeinem letzten Schlage
Dein Herz noch viele, viele heit're Tage!

Und freue Dich des wohlgelung'nen Strebens,
Und wirke fort mit friſchem Jugendmark,
Und grün' und blüh' bis an das Ziel des Lebens
In gläub'gem Sinne ungebeugt und ſtark —
Bis einſt, mit höh'rer Wonne Dich zu krönen,
Dich ruft der Urgeiſt alles Guten, Schönen!

Dr. J. Schuſter.

Die italiäniſche Novelle.

Von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

Denkt nur, fremder Herr! als Luigi heimkam, fand er den heiligen Saverio in ſittſamer Entfernung von der gebenedeiten Catharina und eine rührende Legende aus ſeinem Büchlein vorleſen. Catharina ſelbſt aber ſaß wie eine verklärte Heilige mit ſelig-niedergeſchlagenen Augen am Fenſter und zeichnete am Kopfe einer büßenden Magdalena. So fromm und ſanft war ihm lange nicht das Geſicht ſeines Weibchens vorgekommen. O wie glücklich war er! und wie dankte er im Herzen ſeinem frommen Freunde für den geiſtlichen Zuſpruch, der ſo ſichtbar bei ſeiner Catharina angeſchlagen hatte. Er drückte dem Mönche herzlich die Hand, und bat ihn, mit den freundlichſten Augen, im Vorleſen fortzufahren, indem er ſelbſt ſich zu ſeiner theueren Catharina ſetzte, und ſie inbrünſtig küßte wie ein heiliges Gnadenbild; aber Catharina war auch ſo hingegeben, ſo ohne Widerſtand, ihre Stimme ſo flötenweich, daß jeder Ehemann über ſo ein weiches Täubchen entzückt geweſen ſein müßte. Gerade ſo war meine Peppina auch, wenn ſie früherhin was Unrechtes gethan hatte, wie ein Kätzchen das den Milchtopf zerbrochen. Aber da kam ſie ſchön an! Huſch! Huſch! hatte ſie die zehn Gebote im Geſichte, und das ſechſte mit dem Daumen der linken Hand.

Aber nun merkt auf! Während der fromme Saverio vorlas, und Luigi mit dem Ring an der Hand ſeiner Frau ſpielte, trat der Goldſchmied von der Strada de' Condotti herein. Der ſchöne Mönch lachte höhniſch in ſich hinein, die Marcheſa aber wurde todtbleich, — oder auch roth; — das ſoll mir gleich ſein. — Der Goldſchmied wendete ſich aber zum Mönch mit den Worten: „Heiliger Bruder, es iſt gut, daß ich Euch treffe, Ihr werdet mir behülflich ſein, den Handel abzuſchließen;" dann aber ſprach er zum Marcheſe: „Excellenz! — Ihr wollt alſo den ſchönen Schmuck behalten? Ihr thut ſehr wohl; denn etwas Schöneres, und Billigeres findet Ihr nicht ſo bald zuſammen. Per Bacco! hätte ich Geld darnach; ich behielte dieſes Kleinod ſelber! Es wäre mir um keine Grafſchaft feil. Das iſt eine Arbeit in Gold und Stein, wie ſie heut zu Tage gar nicht mehr geliefert werden kann! Benevenuto Cellini hätte dieſe Steine nicht beſſer faſſen können!" Catharina war mehr todt, als lebend.

Luigi entgegnete: „Verehrter Meiſter, wohl habe ich neulich um Euern allerdings ſehr koſtbaren Schmuck gefeilſcht; aber ſeitdem habe ich mich anders beſonnen. Meine Catharina mag nichts mehr davon wiſſen; — Ihr aber thut ſehr unrecht, Euch mit Euern Waaren den Herrſchaften aufdringlich zu machen!"

Der Goldſchmied machte ein zorniges und zugleich mißtrauiſches Geſicht, und ſagte: „Nun, ſo gebt mir den Schmuck zurück, und damit ſoll es auch gut ſein!" — Catharina ſaß ſtumm und weiß wie Kalk im Armſtuhle, ihre Hände zwiſchen die Kniee gepreßt; der Mönch aber ſchien ruhig im Buche fortzuleſen. — So hat mir Alles der Goldſchmied Wort für Wort erzählt. —

„Ich weiß von keinem Schmucke!" entgegnete Luigi.

„Was?" rief der Goldſchmied, „wenn die Edelleute ſolcher Kniffe ſich nicht ſchämen, was ſoll der Bürger thun? — aber hier," — er wendete ſich zum Mönche — „hier ſitzt mein Gewährmann! An Euch halte ich mich."

„Da thuſt du auch ſehr recht daran," erwiederte der Mönch ruhig und freundlich, „hätteſt du das längſt gethan, ſo brauchteſt du einen wackern Mann, den Herrn Marcheſe, nicht in Verlegenheit zu ſetzen. Ja, Meiſter! allerdings habe ich mir den Schmuck von dir anvertrauen laſſen, oder vielmehr dich darum gebeten, um denſelben noch einmal der vortrefflichen Marcheſa zu zeigen, und vielleicht dennoch einen Handel abzuſchließen; — um dieſen Preis iſt er doch zu theuer! Marcheſa wünſcht nunmehr den Schmuck nicht."

„Thut nichts! es thut nichts!" verſetzte der Goldſchmied, — „nur bitte ich um meinen Schmuck."

Catharina ſaß in ſich ſelbſt vertieft. Vergeblich fragte ſie Luigi nach dem Orte der Aufbewahrung des Schmuckes; er erhielt keine Antwort; — der Mönch aber ſprach: „Laß doch! hier im Schranke im dritten Käſtchen links liegt er." Luigi zog das Käſtchen heraus, und der Schmuck fand ſich natürlich vor. Die Marcheſa that einen hellen Schrei, als wollte ſich die Seele von dem Leibe trennen. Kopfſchüttelnd gab ihn Luigi, kopfſchüttelnd nahm ihn der Goldſchmied zurück, der ſich nun in Begleitung des tugendſamen Saverio hinweg begab.

„Theuere Catharina!" bat Luigi, „o, ſage mir, wie biſt du ſo traurig eines ſolchen Schmuckes wegen.

Vielleicht kann ich in den nächſten Monaten eine bedeutende Summe einnehmen; dann, ja dann ſollſt du dennoch dieſen Schmuck bekommen! Wie könnte ich denn mein ſüßes Herz ſo leiden ſehen! Komm, kleiner Narr, und ſei gut!“ (Schluß folgt.)

Nachtſcenen in Liſſabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

In den höhern Regionen, auf den mit eiſernen Gittern verſehenen Balcons, die ſich vor der dritten Etage faſt aller Häuſer befinden, iſt das eigentliche Himmelreich des ſchönen Liſſabon's. Die Damen haben dort kein Vergnügen, als etwa, wenn es an einer eignen Hauskapelle fehlt, zwei Mal täglich eine Partie de plaisir in die Meſſe zu machen, indem ſie eine der überall nahe liegenden Kirchen beſuchen. Häusliche Geſchäfte gibt es für ſie nicht. Der Mann mit einer zahlreichen Dienerſchaft beſorgt das ganze Hausweſen. Kenntniſſe haben die guten Seelen nicht — denn man heirathet nicht ein Mal gern eine Senhora, die zu ſchreiben verſteht, weil ſie alsdann auch Liebesbriefe ſchreiben könnte. An Witz, Leben, Luſt und guter Laune fehlt es ihnen nicht, und ſo kennen denn dieſe Senhora's und Senhorita's kein Vergnügen, als Morgens und Abends — die ganze Zeit, die ihnen die Sieſta und die Meſſe überläßt — auf dieſen Balcons zu ſitzen und mit ihren vertrauten Lieblingsdienerinnen die Vorübergehenden zum Gegenſtand ihrer Unterhaltung zu machen. Wir werden noch Gelegenheit haben, einen Blick auf ihre Abendunterhaltungen zu werfen.

Der Zug einer Senhora nach der Meſſe gehört zu den originellſten Genrebildern des Straßenlebens von Liſſabon. Das Bimmeln und Läuten der Glocken auf den vielen Kloſter- und Kirchthürmen dauert den ganzen Tag, aber ſchon früh Morgens weckt es die Senhora aus dem ſüßeſten Schlummer; dieſe erhebt ſich dann eiligſt vom harten kühlen Lager, wirft die Manka um und betritt im feierlich ernſten Schritt, den Roſenkranz oder ein Cruzifix zwiſchen den gefalteten Händen haltend, die Straße. Paarweiſe und genau mit der Donna Schritt haltend, mit gleichfarbigen Mänteln behangen, folgen ihr eine Anzahl Dienerinnen, vier bis zwölf; je mehr, deſto vornehmer dünkt ſich die Senhora. Fehlt es ihrem Hausſtande an der nöthigen Zahl derſelben, ſo werden die fehlenden für jeden Ausgang gemiethet.

Als die nützlichſten Straßenfiguren darf man aber die Heiligen betrachten. Vor vielen Häuſern, beſonders an den Straßenecken, finden ſich Heiligenbilder von Stein oder Holz aufgeſtellt. Ihnen zu Ehren hat der fromme Wahn Votiolampen geſtiftet, die den geduldigen Heiligen mit Ölgeruch erquicken und zugleich einen kleinen Kreis der dunklen Straßen erleuchten. Gläubige, die ſich den Heiligen noch beſonders empfehlen wollen, zünden ihnen Wachslichtchen an. Da die Zahl dieſer Straßenheiligen nicht gering iſt, ſo kann man nicht grade ſagen, daß das Pfaffenthum dort zur Erleuchtung des Volks nichts beitrage. Jetzt hat doch wenigſtens die Neuſtadt ihre Gaſſenerleuchtung; damals aber überließ die Polizei dieſe wie ſo vieles Andere noch der Fürſorge der Heiligen, und Niemand ſtand ſich dabei beſſer, als Gauner, Banditen und Liebes-Pärchen.

Aus ſolchen Elementen war das nächtliche Leben in den Straßen von Liſſabon, durch welche ich wanderte, zuſammengeſetzt. Einzelne Scenen deſſelben traten indeß bald noch ſchärfer hervor.

An einer Ecke des Rocioplatzes war die lebensgroße Bildſäule des heiligen Antonius, die ſich in einer Niſche der damaligen Jeſuitenbibliothek befand, mit vielen qualmenden Lichtern erleuchtet. Dieſe kleinen Lichter warfen nur einen beſchränkten Lichtkreis in die tiefe Dunkelheit des geräumigen Marktplatzes. Grade, wo das Licht und die Nacht ſich ſcheidet, in dem Kreiſe eines Helldunkels, wie man es ſo effectvoll auf italiäniſchen Gemälden findet, da zeigte ſich, vom Feuerſchein der düſtern Erleuchtung, die von dem Heiligenbilde ausging, geröthet, eine Gallerie von markirten abenteuerlichen Geſtalten, welche ein Rembrand oder Salvator Roſa nicht kühner hätte in das Bild zeichnen können. Es waren Menſchen, die das Licht zu ſcheuen Urſache hatten und doch durch die magiſche Gewalt des Heiligen angezogen wurden, ihm ihre Devotion zu weihen.

Dort der ſchwarzbraune Bandit, der ſich in die rothe Capa bis an die Zähne maleriſch gehüllt hat, ſo daß nur das eine glühende Auge unter dem breiten Hutrande frei geblieben iſt, um mit ſcharfen Blicken durch die Dunkelheit das Opfer, wofür ihm der Blutlohn ſchon halb bezahlt iſt, zu erſpähen, würde glauben, einen Fehlſtoß zu thun, hätte er nicht ſeine arme Seele und ſein Unternehmen dem Schutz der Heiligen empfohlen. Nachdem er lange gezögert hat, läßt er den Dolchgriff im Buſen ſeines Gewandes aus der Fauſt fahren, tritt raſch vor, ſelbſt auf die Gefahr hin, erkannt zu werden, kniet nieder, murmelt eilig ſein Ave Maria, beſchenkt den Heiligen mit einem Wachslichtchen und von dem Ton der nahenden Stapelwache erſchreckt, ſpringt er auf und davon. Sein Gewiſſen iſt beruhigt. Er ſchleicht jetzt leichter zur Blutarbeit.

Der magere hohläugige Bube, deſſen geſpenſtiſches Antlitz ich ſchon lange in der Dämmerung ſchwankend bemerkt habe, hat ein Auge ſchielend mit Sachkenntniß auf die Taſche des Engländers gerichtet, der da eben ſorglos vorüber ſchreitet, aber das andere bedenklich auf den heiligen Antonius geworfen. Ehe er ſich mit dieſem nicht abgefunden hat, wagt er es nicht, in die fremde Taſche zu greifen. Doch der Augenblick drängt. Der Engländer verſchwindet in der Menge. Noch hat der arme Pedrinho kein Geſchäft gemacht an dieſem Abend; kann alſo nichts ſchenken. Doch der Heilige gibt Kredit. Er kniet nieder, plappert ſein Ave und gelobt dann eilig den Werth des Zehnten vom Raube. Jetzt überzeugt, den Heiligen ſelbſt in ſein Intereſſe gezogen zu haben, eilt er dem Engländer nach. Sein Fang muß gut geweſen ſein. Nach einer halben Stunde bringt er vom Erlöſe deſſelben — denn Abnehmer und Hehler ſind gleich zur Hand — drei Wachskerzen und zündet ſie an, überzeugt, daß das hölzerne Geſicht des bunten Heiligen ihn dankbar anlächelt und ihm ferner Glück bringt.

„O minha menina!“ *) höre ich hinter mir flüſtern mit den unausſprechlich ſüßen Accenten, deren keine Sprache ſo fähig iſt, wie die portugieſiſche. Kein Volk iſt ſo zärtlich und zart in den Liebesbetheurungen, als der jugendliche Portugieſe, und ſelbſt in den geringſten Ständen verſchwindet dieſe zarte Innigkeit nicht, die es faſt zu einem poetiſchen Genuß macht, das Koſen ſolcher Liebenden zu belauſchen. „Wir dürfen ja“ — fuhr die angenehme Stimme des jungen Mannes fort — „den Heiligen nicht ſo vorüber ſchleichen. Mein ſüßes Mädchen würde dann Unglück haben in der Liebe, und ihrem getreuen Namorado bliebe dann nichts übrig, als ſich todt zu weinen.“ — „Bonito, bonito! **) mein ſüßer Joanſinho, du haſt gut reden,“

---

*) O mein Mädchen!

**) Schön, ſehr gut.

flötete eine leiſe bebende Mädchenſtimme, „aber du weißt, mein holder Junge, ich habe mich von der Seite der ſchlafenden Mutter fortgeſchlichen, und ſähe mich die Muhme, die Friggideira, oder da der freundliche Padre Franzesco, und gäbe es bei der Mutter an ....“ „Sorge nicht, mein Liebchen, der heilige Antonio wird uns ſchützen, wenn wir ihm unſre Demuth bezeugen, wird die Muhme, die uns ohnehin den Rücken zuwendet, mit Blindheit ſchlagen und den Padre, der ſeinem Beichtkinde, der kleinen Mariaſinha, ohne Zweifel einige Tugendlehren zuflüſtert, verleiten, ihr tiefer in's Auge zu ſehen. Genug, mein holdes Mädchen! wer kann auf Liebesglück hoffen, ohne Hülfe der Heiligen?“

(Fortſetzung folgt.)

Pariſer Theaterſchau.

Der Juni hat wenig Neues und Erhebliches auf die Bühne gebracht. Das Théâtre français gab den Comte Saint-Germain, oder: une Présentation, Komödie in 3 Akten, und in Proſa von François und Frédéric. Das Ganze iſt ſchwach aufgefaßt, und eben ſo ſchwach durchgeführt. Die Verf. haben ſchlechtweg den Figaro genommen und ihm ein Hofkleid angezogen, wodurch der berühmte Erzähler des 18ten Jahrhunderts ſeine Originalität verloren hat. Rein dramatiſch betrachtet, iſt das Stück nicht ohne Verdienſt; die Durchführung der verſchiedenen Koterien, welche, um die Gunſt Ludwig XV. zu erwerben, ein junges hübſches Mädchen, das ſo eben aus dem Kloſter kommt, bei Hofe vorſtellen, und es von Intrigue zu Intrigue führen, ohne ihr jemals die Löſung des Räthſels zu ſagen, iſt recht gelungen zu nennen. Manche Stellen des Dialogs wurden lebhaft beklatſcht; doch hätten die abgenutzten Ausfälle gegen die Jeſuiten füglich wegbleiben können. — Jacques II. von Herrn Vanderburg iſt noch immer nicht zur Aufführung gebracht worden; dagegen hat das Théâtre français den Herrn Drouineau, welcher ſeine Todesanzeige in den Journalen verbreiten ließ, und dadurch die Aufnahme ſeines ſchon in Vergeſſenheit gerathenen Don Juan d'Autriche bewirkte, durch den königl. Staatsanwalt auffordern laſſen, nach Paris zu kommen, um die Rollen ſeines Dramas einſtudiren zu helfen.

„On ne passe pas!“ ſo lautet der Titel eines Vaudevilles in einem Akt, welches die Herren Villeneuve und Maſſon auf dem Theater des Palais-Royal haben zur Aufführung bringen laſſen. Das Stück iſt in leichten Zügen und Umriſſen entworfen; es handelt ſich nämlich um einen preußiſchen Soldaten, der gerade Schildwache ſtehen muß in dem Augenblick, wo der Vater ſeiner Geliebten mit einem Nebenbuhler wegen ihrer Heirath unterhandelt; die Bedingungen des Heirathsvertrags werden im Wirthshauſe bei einer Flaſche Wein beſprochen. Das junge Mädchen gibt ihrem Liebhaber, dem Soldaten, Kunde von dem, was vorgeht, damit er ſchleunigſt das Unheil abwenden möge; aber er kann vor einer Stunde nicht von ſeinem Poſten fort. Edith — ſo heißt das junge Mädchen — erbietet ſich, an ſeiner Stelle die Wache zu übernehmen; geſagt, gethan; ſie nimmt den Wachrock, die Muskete und den Hut Ulrichs, und verrichtet ihren Dienſt, wie ein Pariſer Nationalgardiſt. Unglücklicher Weiſe läßt ſie den Prinzen heimlich durchſchlüpfen und ſich ſelbſt von einer Patrouille überraſchen, welche der König von [illegible]ßen in eigner Perſon kommandirt. In dieſem kritiſchen [illegible]blicke kommt Ulrich, wein- und freudetrunken, mit der Einwilligung des Schwiegervaters zurück; aber wie groß iſt ſein Erſtaunen, als er erfährt, daß er auf der Stelle todtgeſchoſſen werden ſolle. Zum Glück hat der Vater Ulrichs eines Tags dem Könige das Leben gerettet, und zum Dank dafür wird dem Sohn Gnade und Abſchied bewilligt. Zugleich verzeiht auch der König ſeinem ungehorſamen Sohne, und Alles löſet ſich in Freude auf. Das Ganze iſt mit jovialer Laune und glücklichem Witz geſchrieben.

Im Vaudevilletheater ſind zwei neue Stücke gegeben worden: Mathilde, oder: la Jalousie, Komödie in 3 Akten, und mit Geſang von Bayard und Laurencin, und: le Roi, Komödie in 3 Akten, mit Couplets von Lurine und Solar. Die Intrigue der erſten Komödie iſt zu verwickelt, als daß wir eine ſpecielle Analyſe davon geben könnten; es handelt ſich um eine Frau, deren blinde, tolle Eiferſucht die Ruhe zweier Familien ſtört, und das Leben ihres Mannes in Gefahr bringt; die Rolle eines ſchwatzhaften, indiskreten Gecken verwickelt die Handlung, und dient dazu, um den nothwendigen Ausgang hervorzubringen. Der erſte Akt iſt weitſchweifig und ſchleppend; der zweite lebhaft, ſcharf gezeichnet und intereſſant; der dritte nicht ohne Kunſt angelegt, aber alltäglich durchgeführt. Alle drei ſind übrigens mit Beifall aufgenommen worden. — Der Held der zweiten Komödie iſt Heinrich IV., welcher außer dem alten Fritz wohl am öfteſten auf der Bühne erſchienen iſt. Die wahre oder erfundene Anekdote, um welche ſich das Stück im Vaudevilletheater drehet, iſt folgende: Heinrich IV. verheirathet ſeine Mündel Charlotte von Bouillon an einen der Befehlshaber ſeiner Armee. Der Graf, hoch erfreut über die königl. Gunſtbezeugung, will den Tag ſeiner Hochzeit dazu anwenden, um ſich einer Stadt zu bemächtigen, welche noch im Beſitz der Anhänger der Ligue iſt. Während ſeiner Abweſenheit beſucht der König die junge Gräfin, von welcher er geliebt wird, und der Genuß der Brautnacht iſt für ihn. Der Graf kehrt als Sieger zurück, erfährt, was vorgegangen, und will nun den Bearner in ſeinem Schloſſe als Gefangenen zurückbehalten. Ein myſteriöſes Quidproquo und heimliche Zuflüſterungen überzeugen indeß den betrogenen Ehemann, daß es ſich für den König um eine ganz andere Dame gehandelt hat, und er wird daher wieder der beſte Freund ſeines galanten Königs und Herrn. Die Theilnahme des Publikums war höchſt flau.

Auf dem Theater der Porte Saint-Martin ſind die Amours de Faublas in ein pantomimiſches Ballett umgewandelt worden, welches alle Abende regelmäßig eine andächtige und zahlreiche Zuſchauermenge herbeilockt, und den Saal mit Beifallrufen und die Kaſſe des Direktors mit Fünffrankenthalern anfüllt. Alle Situationen des pikanten und bekannten Romans von Louvet gehen in Tanz und Pantomime an unſern Augen vorüber, hie und da keuſche Augen verletzend und manche Details vergegenwärtigend, welche der Dialog nicht enthalten kann. Die Anordnung der Tänze iſt von Herrn Lockroy geleitet worden.

Das Théâtre du Gymnase hat unter dem Titel: Discretion ein kleines Vaudeville zur Aufführung gebracht, welches die Herren Dumanoir und Camille zu Verf. hat. Wie alle Stücke des Gymnaſe iſt auch dieſes ein Intriguenſtück, ohne Tendenz, ohne innern Gehalt und Bedeutung, eigens geſchaffen für Zierweiber und Dandys, welche den ganzen Tag über an ihre gelben Handſchuhe und Kravatte denken, um damit Abends im Theater zu erſcheinen. Ein Kapitän Dandsay hat einer deutſchen Prinzeſſin, Madame de Wendel, das Leben gerettet; aber er wagt es nicht, ihr ſeine Liebe zu geſtehen. Unterdeß ſpinnt er eine myſteriöſe Intrigue an mit einer Dame, welche er niemals geſehen hat, und die ihn alle Tage in einem verſchloſſenen Wagen und mit verbundenen Augen abholen läßt. Eine Indiskretion läßt ihn beinahe die Gunſtbezeugungen dieſer Unbekannten, welche niemand anders, als Madame de Wendel iſt, verlieren; aber in einer hübſch durchgeführten Scene überzeugt ſich dieſe von der Treue ihres Ritters, entdeckt ſich ihm und heirathet ihn. Der Anfang des Stücks iſt einer Novelle von Balzac: la fille aux yeux d'or betitelt, entlehnt; doch das Ende iſt verſchieden.

Schließlich habe ich noch ein Vaudeville vom Théâtre des Variétés zu erwähnen. Es führt den Titel: ma femme et mon parapluie, und macht von Anfang bis zu Ende die ganze Zuhörerſchaft herzlich lachen. Herr Gerinet, ein accordeur de pianos, ſucht ſeine Frau Adelaide und ſein funkelnagelneues Parapluie, welche ein Räuber aus ſeiner ehelichen Wohnung entführt hat, und welche der unglückliche Eigenthümer mit Schimpf, Schande und Schmutz bedeckt wiederzufinden fürchtet. Er verfolgt das „unmoraliſche Weſen“, welches die Frechheit hat, ſeit 14 Tagen mit ſeiner Frau und ſeinem Regenſchirm öffentlich zu leben, bis in die Wohnung der Familie Cocardon, wo er nach einem hitzigen Gefecht den noch ganz von Waſſer triefenden Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit den Händen des Räubers entreißt, und auch ſeine Adelaide wiederfindet, welche, wie man ihm verſichert, blos aus Eiferſucht aus ſeinem Hauſe geflohen iſt, und welche ein Biedermann aus dieſem ihrem troſtloſen Zuſtande gerettet habe. Vernet führte die Rolle Gerinet's mit ſeltener, origineller Laune durch.

Das iſt die ganze dramatiſche Literatur von dieſem Monat. Für die nächſte Woche ſind bereits 3 neue Stücke im Vaudevilletheater, welche an einem und demſelben Abend gegeben werden ſollen, angekündigt. Das Ambigu-Comique wird ein neues, großes Melodram: Ango, geben, und die Variétés werden ein Vaudeville: les Marsistes et les Dervalliens, auf die Bühne bringen. Die Julihitze wird hoffentlich den Erfolg dieſer Stücke nicht beeinträchtigen; übrigens geht der Pariſer ins Theater quand même.

Ed. Kolloff.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 162. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 27.

Samſtag, 11. Juli.

Danton's Tod, von Georg Büchner.

Die Kritik iſt immer verlegen, wenn ſie prüfend an die Werke des Genies herantritt. Sie, die ſonſt ſo ſchnelle und wortreiche Baſe, blickt hier ſcheu und wählt ängſtlich in ihren Ausdrücken, um das Würdige mit Würde zu empfangen. Die Kritik kann hier nicht mehr ſein, als der Kammerdiener, der die Thür des Salons öffnet und in die verſammelte Menge laut des Eintretenden Namen hineinruft; das Übrige wird das Genie ſelbſt vollbringen. Es wird dem matten Geſpräche plötzlich eine neue Wendung geben, es wird Ideen aus ſeinem Haupte ſchütteln. Das Genie bedarf keiner Empfehlung. Das fühlen wir, wenn wir von Georg Büchner reden, und treten auch im Folgenden nur abſeits in einen Winkel, um die Sache für ſich ſelbſt reden zu laſſen.

Eine tragiſche Kataſtrophe der franzöſiſchen Revolution entwickelt ſich in Büchner's Danton vor unſern Augen. Die Autorität Robespierres iſt im Steigen, und die zweite Reaktion gegen die Revolution beginnt. Die erſte Reaktion war der Sturz der Gironde, die zweite der Sturz des Moderantismus. Die Revolution verſchlang wie Saturn ihre eignen Söhne. Welch ein Unterſchied aber ſchon in den verſchiedenen Klaſſen dieſer Rückwirkungen! Die Girondiſten waren Männer, welche nicht durch Abſichten und Syſteme in die Revolution hineingeriſſen wurden, ſondern durch einige Sympathien, durch einige Prinzipien und durch den erhabenen Enthuſiasmus, welcher alle Gemüther in jenen ſturmvollen Zeiten ergriffen und ſich endemiſch wie ein Fieber fortgepflanzt hatte. Die Girondiſten ſtarben mit ihren blumenreichen Reden, mit dem noblen Ernſte und dieſer vornehmen Geringſchätzung, welche die Doktrin in der Theorie und das Jüſte-Milieu oft in der Praxis zu begleiten pflegt; ſie ſtarben, weil ſie die Revolution ohne die Maſſen wollten. Die Dantoniſten hatten ſchon Blut an den Händen, das Blut des Septembers, das nicht vergoſſen wurde, um zu ſtrafen, ſondern um zu ſchrecken. Die Ariſtokraten in der Stadt, die Könige vor den Thoren hatten ſie in eine chirurgiſche Verzückung verſetzt, die mit lächelnder Miene ein faules Glied amputirt. Die Dantoniſten hatten der Revolution ein Opfer gebracht, ihr Gefühl, ihre Humanität, ihre der Ruhe geweihten Nächte. Sie hatten ſo viel gethan, daß ſie nicht glaubten, die Revolution verlange ſie ſelbſt noch als Opfer. Robespierre gab zwei Anklagen: die eine auf übertriebene Mäßigung, die andre auf Unſittlichkeit. Waren die Girondiſten die Römer der Revolution geweſen, ſo waren die Dantoniſten ihre Griechen. Man hatte die Charaktere guillotinirt, jetzt wollte man die Genialität guillotiniren. Danton war Alcibiades. Camille Desmoulins lebte nur in Athen. Alle ſeine Anſchauungen gingen vom Iliſſus aus: er nannte das Palaisroyal den Ceramikus, er wollte eine Republik, worin man patriotiſch wäre wie Demeſthenes, weiſe wie Sokrates und genial in den Sitten, wie die Kreiſe, die ſich um Aspaſia ſammelten. Die dritte Phaſe der Revolution war die religiös-fanatiſche Robespierres. Die Revolution war ein Cultus geworden und hatte ihre Altäre, ihre Dogmen, ihre Ceremonie. Dem Blut-Meſſias Robespierre, wie ihn Camille nannte, ſtand St. Juſt zur Seite, die Apokalypſe neben dem Evangelium.

Nichts bezeichnet die drei blutigen Epochen der franzöſiſchen Republik beſſer, als die Begriffe, die zu verſchiedenen Zeiten über die Revolution herrſchten. Die Gironde hielt die Revolution für etwas, das man erſetzen könne, Danton für etwas, das man abſchließen könne, Robespierre für eine Offenbarung, welche ganz außer dem Bereiche des menſchlichen Willens läge, alſo für die Vorſehung und die Gottheit ſelbſt. Aber alle ſahen ſie die Revolution als etwas Fertiges, Abgegränztes über ihrem Haupte: die erſten als eine Laſt, die zweiten als ein Hinderniß, die dritten als eine Idee, wie die Meſſiasidee, in welche ſie ſich hineinſchoben, wie auch Chriſtus nichts anders that, als eine Vorſtellung ſeiner Nation adoptiren und ſich ſelbſt zum Subſtrat und Subjekt einer Thatſache machen. Eine Idee despotiſirte hier die Menſchen, die Menſchen waren nur die Beamte eines Begriffes. Alle beriefen ſich auf die Revolution, wie auf eine unſichtbare Gottheit, die ſie doch warlich in Händen hatten, wie einen Hut, der mein iſt!

Georg Büchner's Auffaſſung der franzöſiſchen Revolution verräth eine tiefe Kenntniß derſelben. Seine Charakteriſtiken der Tendenzen und der Perſonen ſind meiſterhaft. Seine Gemälde ſind ſkizzenartig hingeworfen; aber die Umriſſe der Kohle ſind ſo ſcharf, daß unſrer Einbildungskraft ſich von ſelbſt eine Welt vorzaubert. Danton, Robespierre, St. Juſt, Camille Desmoulins — ſind vortrefflich gezeichnet — ſo wie in allen Nebenparthien, in den Volksſcenen und dem Geſpräche der unterſten Klaſſen ſich die Vertrautheit mit ſeinem Gegenſtande zu erkennen gibt. Warum ſollte er dies auch nicht! Unſre Jugend ſtudirt die Revolution, weil ſie die Freiheit liebt und doch die Fehler vermeiden möchte, welche man in ihrem Dienſte begehen kann.

Man darf ſagen, daß in Büchner's Drama mehr Leben, als Handlung herrſcht. Die Handlung ſelbſt iſt eine abgeſchloſſene, ſchon da, als der Vorhang aufgeht. Der Stoff iſt ſo undramatiſch, wie Maria Stuart. Schiller wollte eine Tragödie geben, und gab die Dramatiſirung eines Prozeſſes: Büchner gibt ſtatt eines Dramas, ſtatt einer Handlung, die ſich entwikkelt, die anſchwillt und fällt, das letzte Zucken und Röcheln, welches dem Tode vorausgeht. Aber die Fülle von Leben, die ſich hier vor unſern Augen noch zuſammendrängt, läßt den Mangel der Handlung, den Mangel eines Gedankens, der wie eine Intrigue ausſieht, weniger ſchmerzlich entbehren. Wir werden hingeriſſen von dieſem Inhalte, welcher mehr aus Begebenheiten, als aus Thaten beſteht, und erſtaunen über die Wirkung, welche eine Aufführung dieſer Art auf dem Theater machen müßte, eine Aufführung, die unmöglich iſt, weil man Haydns Schöpfung nicht auf der Drehorgel leiern kann.

Wir nähern uns dem beſondern künſtleriſchen Verdienſte dieſer Produktion, von welchem wir geſtehen müſſen, daß es die Auffaſſung des Stoffes noch bei Weitem zu übertreffen ſcheint. Wer ſo ſehr an der Fähigkeit der Deutſchen, ſich mit Geiſt, Grazie, kurz mit Styl auszudrücken, verzweifeln muß, wie der Herausgeber einer kritiſchen Revüe der täglich aufwuchernden literariſchen Erſcheinungen, muß bei der Beurtheilung eines Buches, wie Danton's Tod von Büchner iſt, eine Freude empfinden, die viel zu nüancirt und zuſammengeſetzt iſt, als daß ich ſie hier ganz wiedergeben könnte. In Bildern und Antitheſen blitzt hier alles von Witz, Geiſt und Eleganz. Keine verrenkten Gedanken ſtrecken ihre lange Geſtalt gen Himmel und ſchlottern wie geſpenſtiſche Vogelſcheuchen am Winde hin und her. Keine ungebornen Embryone ſtehen in Spiritusgläſern um uns herum und beleidigen das Auge durch ihre Unſchönheit, ſie mögen auf noch ſo tiefe Entdeckungen zu deuten ſcheinen. Es iſt Alles ganz, fertig, abgerundet. Staub und Schutt, das Atelier des Geiſtes ſieht man nicht. Ich wüßte nicht, worin anders das Kennzeichen eines literariſchen Genies beſtehe. Als ein ſolches muß man Georg Büchner mit ſeiner Ideenfülle, ſeiner erhabenen Auffaſſung, mit ſeinem Witz und Humor begrüßen. Was iſt Immermanns monotone Jambenclaſſicität, was iſt Grabbe's wahnwitzige Miſchung des Trivialen mit dem Regelloſen gegen dieſen jugendlichen Genius!

Ich bin ſtolz darauf, der Erſte geweſen zu ſein, der im literariſchen Verkehr und Geſpräch den Namen Georg Büchner's genannt hat.

---

85) **Vorträge über eine Auswahl von Göthe's lyriſchen Gedichten.** Von K. L. **Kannegießer.** Breslau, Richter. 1835.

86) **Geſammelte Schriften** philoſophiſchen, äſthetiſchen, hiſtoriſchen, biographiſchen Inhalts. Von K. E. **Schubarth.** Hirſchberg, Neſener. 1835.

Männer, wie Kannegießer, Schubarth, Böttiger, haltet werth! Sie haben eine providentielle Beſtimmung, weil ſie dem Genie unentbehrlich ſind. Das arme Genie, wenn es allein iſt! Die großen, unſterblichen Gedanken, wenn ſie nur todt, begafft, pyramidaliſch daſtehen! Nein, es liegt in den Wegen der Vorſehung, jedem Genie Männer nachzuſchicken, welche ſeine Apoſtel werden, die die Fäden ſeiner kunſtvollen Gewebe auftrennen, die die Aushängeſchilder und Luſtigmacher der Wunderdoktoren werden, und die großen Talente ihrer Meiſter an alle Welt verkündigen. Dieſe Enthuſtaſten übernehmen auf Rechnung ihres großen Hauſes kleine Detailgeſchäfte; ſie reiſen auf die Firma, welche ſie uneigennützig anbeten, und vertrödeln das Gold und Silber ihres Herrn im Wechſelgeſchäft gegen zahlloſe Kupfermünzen. Das Genie braucht dieſe Zwiſchenhändler, dieſe Dolmetſcher, welche die Sprache der Götter und Menſchen vermitteln. Jedes Genie braucht ſie; denn es wird Jahrelang unverſtanden bleiben. Kant, Göthe, Schiller, — Alle bekamen ſolche Miteſſer ihrer Unſterblichkeit. Aus dem Rockärmel dieſer Rieſen konnten die Zwerge ſich immer noch vollſtändige Kleider ſchneiden. Die Zwerge interpretirten, explizirten, kommentirten. Sie ſind dem Genie nothwendig; darum ſprecht mit Achtung von dieſen Betriebſamen!

Der Kommentar des Herrn Profeſſor Kannegießer hat viel Ähnlichkeit mit dem Heyne's über den Virgil. Dieſelben Umſchreibungen, dieſelbe Wortfülle, dieſelben Exklamationen und Trivialitäten. Quam pulchre! quam suaviter! quae singularis elegantia! Die Anſichten zuvörderſt, welche Herr Kannegießer über Göthe's Sittlichkeitsprinzip hat, ſind größtentheils falſch. Er ſucht Göthen überall das Chriſtliche zu vindiziren, und legt in dieſem Betracht überhaupt Maaßſtäbe an ſeinen Text, die gänzlich unangemeſſen ſind. Göthe's religiöſe Anſichten und die ſeinen Gedichten zum Grunde liegenden Ideen ſind allzubekannt, als daß man hierüber mit dem Exegeten ſtreiten könnte. Was ſoll man z. B. ſagen, wenn Herr Kannegießer das lüderliche und nachläſſige Gedicht: Vorſchlag zur Güte! für eine Perſiflage der unmoraliſchen Ideen des Zeitalters über die Ehe hält, und darauf eine Predigt von Schleiermacher citirt, worin das Sichſcheidenlaſſen mißrathen wird!

Auch Göthe's dichteriſche Eigenthümlichkeit, aus dem Standpunkte der Literaturgeſchichte, weiß Herr Kannegießer nicht zu beurtheilen. Man höre folgende Phraſen: „Klopſtock iſt ein Prophet, Schiller ein ernſter Weiſer, Göthe iſt eben nichts — als der Menſch. Klopſtock iſt ein lyriſcher Dichter, Schiller ein dramatiſcher Dichter; Göthe iſt eben ein Dichter. Klopſtock iſt ein religiöſer, Schiller ein ſittlicher, Göthe ein dichteriſcher Dichter!" Das heißt: charakteriſiren!

Auch das Hiſtoriſche iſt im Buche vernachläſſigt. Göthe's bekanntes: „Über allen Wipfeln iſt Ruh'," wurde in der Gegend von Weimar improviſirt, wie alle Welt weiß. Herr Kannegießer, der ſich von Friederiken und den Gegenden um Straßburg nicht trennen kann, gibt die tiefſinnige Vermuthung, ob dieſes beſagte: „Über allen Wipfeln" nicht vielleicht aus jener in Göthe's Leben bekannten Epoche des Wanderers herſtammen möchte?

Endlich kann ich nicht umhin, die Manier dieſer Auswäſſerungen durch Folgendes genauer zu bezeichnen. Herr Kannegießer konjekturirt über die Frau in dem herrlichen Gedichte „der Wandrer": „Sie iſt keine Geßneriſche Schäferin, ſie lebt in der wirklichen Welt, drei Meilen von Cuma, auch kommt wohl Jemand hin und wieder in ihre Abgeſchiedenheit, ſie fragt ja, ob er Waaren aus der Stadt im Land herumtrage. Freilich, ſie lebt weit genug von dem Treiben der Welt, von dem Schein und der Leidenſchaft, um ſich rein und lauter erhalten zu haben. Und dieſes reine Weſen, das wir doch wohl nicht ungebildet nennen wollen, weil ſie keine Kenntniſſe von Kunſt und Wiſſenſchaft und vielen andern irdiſchen (Kunſt und Wiſſenſchaft?) Dingen hat, deren Herz ſo rein gebildet iſt, wie es nur durch Bildung werden kann, wenn wir überhaupt von Bildung ſprechen können, wo blos geſunde, friſche, unverfälſchte, menſchliche weibliche Natur iſt, dieſe Mutter lebt in blühender Natur, ſelbſt Natur in der edelſten Geſtalt, welche die Erde hat, über den Trümmern der Vergangenheit, der Kunſt, eine wahre Roſe und Lilie über den vermoderten Blättern einer künſtlichen oder eine lebende Göttin über den Trümmern einer marmornen, die Blüthe, oder wenn man ſo ſagen dürfte, das Kunſtgebilde, das Meiſterſtück der Natur, ohne, daß ſie weder die Herrlichkeit der Todten, noch ihre eigne höhere Herrlichkeit kennt. So etwas bringt die Natur ſelten hervor, und es iſt, wie vorher geſagt, eine ſolche Natur wieder faſt ein Gebilde der Kunſt u. ſ. w."

Die Trivialität ſpricht für ſich ſelbſt!

Um Vieles höher ſtehen die Leiſtungen des Herrn Schubarth. Göthe iſt bei ihm eine Philoſophie, ein Syſtem geworden. Er hat ſein Ideal ſo in ſich aufgenommen, daß er mit Göthe lebt und webt, und durch ihn eine eigenthümliche Anſchauungsweiſe gewonnen hat. Die Wahrheit Göthe hat ihn frei gemacht. Es iſt Dialektik und Bewegung in dieſer originellen Einſeitigkeit, in dieſem abſtoßenden Prinzipe, nach welchem Herr Schubarth die Menſchen und die Dinge beurtheilt, während Herr Kannegießer nur darauf ausging, Göthe mit den hergebrachten Begriffen über Religion und Sittlichkeit in Harmonie zu bringen und das Geniale an ihm abzuſtreifen. Beklage ſich doch Herr Schubarth nicht, daß man gewohnt ſei, ihn nur in Verbindung mit Göthe zu nennen, als wenn er durch ſich ſelbſt und für ſich nichts ſei! Herr Schubarth hat gewiß vortreffliche Studien gemacht; aber er ſelbſt ſcheint nicht zu wiſſen, wie mächtig ihn Göthe durchdringt, ſo daß er nur in und mit ihm denkt, auch da, wo er glaubt, auf eignen Füßen zu ſtehen. Wir wollen nur ein Reſultat daraus hernehmen: das Schroffe in den Behauptungen des Herrn Schubarth und eine gewiſſe Unfriedfertigkeit, die ihn zu beherrſchen ſcheint. Dies ſind Eigenſchaften, welche aus der Liebe zu Göthe erklärt werden müſſen, aus einer Liebe, welche nicht eher unterſchreibt, bis der Kalkül gemacht iſt, was wohl ihr Idol in dieſer Lage thun würde.

Die Anſicht des Herrn Schubarth über die franzöſiſche Revolution iſt vielleicht die einzige, welche ungöthiſch iſt. Herr Schubarth bezieht die Revolution nur auf Frankreich, während er glaubt, Deutſchland habe in der Reformation ſeine Revolution gehabt. Aber wenn Göthe den Begriff der Weltliteratur erfand, hieß es damit nicht, daß die Völker in ihren Intereſſen, moraliſchen, politiſchen und literariſchen (denn die literariſchen drücken Alles aus) durch gemeinſame Bande zuſammengehalten werden und ein Austauſch der Ideen ſie alle zu einer großen welthiſtoriſchen Nation macht? Doch iſt es möglich, daß Göthe auch hierin ſeiner eignen Idee inkonſequent geblieben iſt, und eine ſo unwürdige Anſicht von der Revolution, wie ſie ſich in ſeinen frühern Schriften offenbarte, auch da noch beibehält, als die Revolution ſich ſo großartig und welterſchütternd entfaltete. Herr Schubarth ahnt immer richtig, wo Etwas Göthen angeht: und ſo möcht' er auch hier zwar nicht Recht behalten gegen die Geſchichte und Wahrheit, aber doch Recht gegen Göthe, ſeinen Herrn und Meiſter.

87) **Das Gelübde.** Novelle von Heinrich **Walch.** Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Eine allerliebſte Myſtifikation! Ein deutſcher Baron reiſ't im ſiebenjährigen Kriege durch den Harz in's Braunſchweigiſche, um ſich dort in einem Duell zu ſchlagen. Unterwegs hört er von einer im Harz hauſenden Räuberbande, deſſen Anführer der ſchwarze Sepp genannt wird. Durch Zufall kömmt er vom Poſtwagen ab, übernachtet in einem geſpenſtiſchen Hauſe, wo er eine ſonderbare Viſion, die auch Wirklichkeit ſein konnte, hat, und geräth zuletzt wirklich in die Gefangenſchaft des ſchwarzen Sepp. An das Duell im Braunſchweigiſchen war nun nicht zu denken. Sepp ließ ihn nicht früher fort, ehe nicht das Löſegeld für ſeinen Fang eingetroffen war. Bis dies ankam, erlebte der Baron eine Menge der abentheuerlichſten Begegniſſe, er geräth, da die Bande angefallen und theilweiſe gefangen wird, in die peinlichſten Verlegenheiten, bis ſich zuletzt die ganze Erzählung in einen Scherz auflöſt, der viel zu gut erfunden und motivirt iſt, als daß er uns kalt laſſen ſollte.

Die ganze Anlage dieſer Novelle verräth eine ſehr lebhafte und phantaſiereiche Combination, die Ausführung im Einzelnen eine Bildung, welche auf der Höhe ſteht, und den Leſer immer in anſtändiger, geiſtreicher und nützlicher Geſellſchaft ſein läßt. Die Sprache iſt einfach-ſchön, die Schürzung der Intrigue meiſterhaft keck und mit dreiſten Strichen hingeworfen. Die Klippe, an welcher ein minder begabter Autor hier geſtrauchelt wäre, mußte jene Verantwortlichkeit ſein, die der Anfang gegen den Schluß zu übernehmen hatte, die Myſtifikation gegen die Aufklärung. Der Autor hat aber nichts geſpart, was den Leſer beſtricken muß: es kümmerte ihn nicht die Neugier, die nun am Schluß über alles will Rechenſchaft abgelegt haben. Vortrefflich theils erfunden, theils aus Quellen hieher übertragne Epiſteln dienen dazu, die Erwartung zu ſteigern und die Pauſen, die wir gezwungen machen müſſen, doch wieder angenehm auszufüllen. Wir empfehlen dieſe Novelle als eine geiſtreiche und unterhaltende Lektüre.

88) **Das Politiſch-Böſe unſrer Zeit.** Von J. **Reubel.** Stuttgart, Balz. 1835.

Gott wolle verhüten, daß ich jemals in München krank würde; denn es ſcheint, als beſchäftigten ſich die dortigen Ärzte mit allen Dingen, nur nicht mit der Medizin. Die Einen pfuſchen in die Theologie, die Andern in die Politik. Die Lungenentzündung heilt Profeſſor Ringseis mit Gebet, und den Typhus der Profeſſor Reubel durch politiſche Repreſſiv-Maaßregeln. Der Verfaſſer dieſer Schrift iſt Profeſſor der Anthropologie, Phyſiologie und Semiotik in München, und ſucht die ſataniſchen Einflüſſe des Zeitgeiſtes, der Revolution und des bei ihm ſogenannten Demagogen-Liberalismus therapeutiſch zu behandeln. Schon die Umſchläge, welche er verordnet, werden beſtrichen mit einem laulichen Brei von Naturphiloſophie und Rationalismus, die Spitaldienſte aber am Krankenbette der Zeit ſoll nach ihm ein wunderliches Inſtitut übernehmen, das *europäiſche Oberſtudien-Directorium*, von welchem hinfort in England und auf dem Kontinent die Fortſchritte der Völker im Reiche des Lichtes und der Wahrheit ſollen beaufſichtigt werden. Wir überlaſſen es den Medizinern, dies neue Syſtem der Politik zu beurtheilen.

89) **Marabouts.** Federſchmuck aus dem Reiche der Satyre, des Humors und der Frivolität. Von E. M. **Oettinger.** Hamburg, Magazin für Kunſt. 1835.

Herr Öttinger hat viel Talent, Situationen zu erfinden. Die vorliegenden Aufſätze beruhen alle auf kleinen, leichten Intriguen und laſſen vermuthen, daß der Verfaſſer im Luſtſpiel etwas leiſten kann. Herr Öttinger ſcheint mit den franzöſiſchen Theaterblättern rivaliſiren zu wollen. Er erreicht ſie an Leichtigkeit des Styls und muntrer Auffaſſung. Die Monotonie in den Perſonen, welche wiederkehren, iſt etwas peinlich. Warum ſo viel Schriftſteller, Künſtler, Primadonnen und dergleichen Gelichter? Als wenn nicht auch andere Menſchen Prügel bekommen oder Schulden haben können! Denn dies ſind gewöhnlich die Motive, welche Herrn Öttingers Erfindungen zum Grunde liegen. Oft muß der Verf. wirkliche Perſonen vor Augen gehabt haben; denn Vieles ſcheint wie mit dem Finger gezeigt zu ſein. Die Lacher hat Herr Öttinger immer auf ſeiner Seite; denn lacht man nicht ernſtlich über ſeine Einfälle, ſo muß man aus Scham lachen, daß man über ſolche Sachen lachen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 163. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 13. Juli.

Die italiäniſche Novelle.

Von Julius Moſen.

(Schluß.)

Catharina aber ſtieß ihn von ſich und ſchrie: „Rühre mich nicht an; ich bin peſtkrank und ausſätzig! ich Elende, ich Verworfene!“ Sie warf ſich auf den Boden, raufte ſich die Haare aus und ſchrie von heftigen Gewiſſensbiſſen gemartert, dann aber weinte ſie wieder und ſchluchzte; wenn aber Luigi ſie aufzuheitern ſuchte, begann ſie von neuem zu raſen. Gerade ſo macht es meine Peppina auch; nur daß ich ein Mittel dagegen weiß. Dort aber im Palaſte ward bei einbrechender Nacht das Übel ſchlimmer; ſie nannte laut den Mönch einen Teufel, ihren Verführer! ſo daß Luigi wie ein Beſeſſener aus dem Saale herausſtürzte, und zu ſeinen Dienern ſchrie: „Nehmt euch in Acht, daß ich euch nicht ſtoße! Hängt mir ein Brett vor die Augen! — O Jupiter, warſt du doch auch ein Stier, als die Europa auf dir ritt, und hatteſt Hörner wie ein Stier!“ Kennt ihr die ſchöne Statua von dem Heiden Jupiter und Europa? Steht ſie nicht in der Villa Borgheſe? An eine ſolche Statua aber dachte der arme Luigi. Aber bald war er ſtill und zog ſich in ſein Betſtübchen zurück, indem er die Thüre hinter ſich zuſchlug und verriegelte. Gegen Mitternacht klopfte etwas leiſe an ſeine Thüre und winſelte ganz erbärmlich. Luigi aber biß ſich in die Fäuſte und blieb ſtill. Als er am andern Morgen bleich und wüſt herauskam, meldete ihm ein Diener, daß die Marcheſa verſchwunden ſei.

„Wie ſie wiedergefunden worden iſt, habt Ihr ſelbſt geſehen! Seht,“ ſprach der alte Spielmann, „nun habe ich mein Verſprechen gehalten!“ Ich lohnte ihn und er ging ſtille fort, da er ſah, wie traurig mich ſeine Geſchichte gemacht hatte.

Ich habe nur noch hinzuzuſetzen:

Einige Wochen darauf erging ich mich mit einem Landsmanne auf dem Monte Pinio in der erſten Frühlingsgrüne, unfern der Villa Medici. Hie und da lachten blühende Bäume wie fröhliche Mädchen, und hoch ſchwang der Lorbeer ſeine goldenen Federbüſche. An den grünen Abhängen krochen muntere Knaben nach Primeln und blauen Träubchen herum. Zu unſerer linken lag die ganze Stadt Roma mit ihren Paläſten, Kirchen, Klöſtern, und tauſend Straßen und Gaſſen hingebreitet, und ſchien ſich ſelbſt wie ein glückliches Kind ein Liedchen zu ſummen, das leiſe bis zu uns herüberwegte. Hoch oben aber im azurenen Himmel jauchzte eine unſichtbare Lerche. Ich war ſo heiter geſtimmt, daß ich allen Menſchen hätte zurufen mögen: Chriſt iſt erſtanden! und nun iſt alles gut! Nun ſind wir wieder Brüder worden! — Bald wurde ich aber abgekühlt, als ich in einiger Entfernung auf der Stelle, wo man die ganze Piazza del Popolo überſehen kann, zwei langbeinige Engländer mit den Lorgnetten an den Augen ſo eingefroren dort ſtehen ſah, daß mein Herz wieder tief in die Bruſt zurück ſank. Mein Begleiter, welcher mir meine Gedanken vom Geſichte abgeleſen haben mochte, ſagte: „Sieh nur dort dieſe engliſchen Nationalgeſichter mit kurzer Naſe, langem Kinne, und dem offenen Munde, in welchem man immer das weiſſe Gitter der Zähne ſieht, hinter welchem die arme engliſche Sprache eingeſperrt iſt, und ſich mißmuthig darinnen herumwälzt, weil ſie kaum mit der Tatze herauslangen darf! — und doch iſt vielleicht kein Volk voll ſo poetiſcher Gedanken, als dieſes!“ —

„Der Engländer,“ entgegnete ich, „iſt ein verwöhntes Kind der Geſchichte, großartig und launiſch wie die Nordſee, ſeine Amme, tiefſinnig wie ſeine Mutter, die einſame große Inſel, aber auch egoiſtiſch und hartherzig, wie ſein reicher Oheim, der Welthandel, bei dem er auf dem Comptoir arbeitet.“ —

Indem wir ſolche Gleichniſſe ſchmiedeten, kamen wir weiter vor, wo wir gleichfalls unten die Piazza überſchauen konnten. Dieſer Platz des Volkes, wie er heißt, wird auch zum Rabenſteine gebraucht. Ich ſah dort zu verſchiedenen Malen das entſetzliche Schauſpiel der Hinrichtung. Dort ſah ich auch zwei römiſche Carbonari unter der Guillotine Kopf und Leben verlieren. Die beiden Böſewichte ſtarben brav und altrömiſch. Jetzt war der Platz wieder mit neugierigen Gaffern angefüllt, aus ihrer Mitte aber ragte hoch das Gerüſte der Guillotine empor. Wie eine hungrige Natter züngelte oben das heimtückiſche Beil. Das Getöſe der Menge wuchs. Der Verbrecher — ein hoher, ſchlanker Mann ſchritt zwiſchen zwei betenden, vermummten Brüdern des Todes empor zur gräßlichen Bühne. Seine Geſtalt ſchien mir einmal im Leben ſchon vorübergegangen zu ſein. Jetzt trat er zum Blocke, beugte ſich, — Alles verging vor meinen Augen; — ich wendete mich um, — wie ein Schwert fuhr es durch meine Seele; — ein dumpfer Schlag fiel; ich fuhr empor. Die Brüder des Todes und das ganze Volk ſchrieen: „Es lebe Maria! Betet! Betet für die arme Seele!“

Wie vernichtet ſtand ich oben. Mir war in dieſem Augenblicke die Welt ſo gleichgültig, ſo ein ſchändliches und erbärmliches Nichts, daß ich ſelbſt hätte ſterben mögen. Der alte Spielmann ging eben an mir vorüber und drückte mir einen Zettel in die Hand. Es war der gedruckte Bericht von der Verurtheilung des Verbrechers.

Erſt, wie ich nach Hauſe kam, warf ich einen Blick darauf. Wie erſchrack ich aber, als mir die Worte: „Marcheſe Luigi Ponetti“ in die Augen ſprangen. Ja, er war der Unglückſelige, der unter dem Beile der Juſtiz den Nacken gebeugt hatte! — Es war in dem Berichte kürzlich erzählt:

Am fünfzehnten April dieſes Jahres ſei Luigi in das Kloſter des St. Benedict gekommen, und habe begehrt, mit dem frommen Bruder Saverio zu ſprechen. Dieſer wäre gekommen, worauf beide im Kloſtergarten eine Zeitlang ſich ergangen hätten. Allda befinde ſich unter andern Heiligen auch eine kleine marmorne Statue der heiligen Catharina. Dort angelangt, habe Luigi Ponetti den Mönch niedergeworfen, und mit einem Meſſer drei abſolut tödtliche Stiche, zwei durch die Bruſt, und einen in den Schädel hinein verſetzt, ſo daß der unglückliche Saverio auf der Stelle ſein Leben aufgegeben hätte. Die Kloſterbrüder wären erſchrocken herbeigerannt, Luigi aber habe ſich noch mit dem Mordwerkzeuge in der Hand ruhig gefangen gegeben. Seines Verbrechens geſtändig, wäre er in der Hauptverſammlung des Tribunals einſtimmig zum Tode verurtheilt worden.

Einige Tage darauf reiſ'te ich mit dieſem Schlagſchatten in meiner Seele von Rom ab.

Dies, ihr Freunde, war aber die italiäniſche Novelle! —

Herbſtliche Fahrt.

Tagblätter, von Ludwig Braunfels.

(Schluß.)

VIII. Rückkehr nach Heidelberg.

1. Geheimniß.

Nicht, meine Lieder, dürft ihr fragen,
Warum kein Ton der Seel' entſteigt!
Das Unglück liebt, als Thor zu klagen;
Der Sohn des Glücks erkennt, und ſchweigt.

Was ich im Geiſt darf ſelig ſchauen,
Es macht mein Herz ſo ſchwer und voll;
Mir thät' es wohl, euch zu vertrauen,
Was ich doch ſelbſt nicht wiſſen ſoll.

Gleichwie in ſüßgeweinten Thränen
Verſtrömt, verſiegt ein Frauenſchmerz,
So gießt in lieben Liedertönen
Sich wonnig aus ein Dichterherz.

Ich will kein Glück; es drückt mich nieder!
Und auch *den* Schmerz ertrag' ich ſtumm,
Daß ich es euch, geliebte Lieder,
Nicht heimlich flüſtern darf, warum.

Denn gleich wie Mailuſt, leicht und loſe,
Die Frühlingsbeete flüchtig grüßt,
Erzählt ihr gern der nächſten Roſe
Von Lilien, die ihr kaum geküßt.

2. Thorheit.

Wie ſchön! wie lieb! — So pries ein Kindchen dich.
Es iſt ein Wort aus alten Tagen,
Daß Kinder und Narren Wahrheit ſagen.
Du kennſt das Kind; der Narr war ich.

3. Der Vermählten.

Für eine Stunde Traum und Glück,
Für eine Stunde Himmelsahnung
Blieb' uns Gewißheit langen Weh's zurück,
Und dieſer Erdennoth verhaßte Mahnung. —

Wohlan! Du konnteſt haſſend mein gedenken;
Die alte Zeit erneue ſich!
Dein Haß wird mich in's Grab verſenken;
Doch deine Liebe dich.

IX. Bergſtraße.

Ich hatte ſcheidend mich von ihr gewandt,
Und meine Schmerzen all', wie grimme Feinde,
Geſchlagen in des Schweigens ehern Band.

Ich harrte lang, bis Nacht und Tag ſich einte,
Und ſah zum Fenſter, hinter dem vielleicht
Ein Herz viel ſchlummerloſe Zähren weinte.

Dein blaues Aug', o Himmel, wurde feucht,
Wie meins; und ſeine Wolkenwimpern ſanken;
Und ſeine Strahlen waren all' erbleicht.

Da ſah ich, zart wie werdende Gedanken,
Ein himmliſch Weib leiſ' aus dem Dunkel weh'n,
Wie tief aus Waſſern Feuerlilien ſchwanken.

Sie ſah mich an; ich weiß nicht, wie's geſcheh'n,
Daß bei dem Blicke meine Seel' erkannte,
Daß deine Lieb' es war, die ich geſeh'n.

Und, als ich ſcheu die Augen abwärts wandte,
Entſtieg ein ernſtes Weſen dem Gefild,
In eh'rner Rüſtung, die wie Feuer brannte.

Am Helme trug das ernſte hehre Bild
Die Eide deines erſten Glücks geſchrieben,
Die Eide all' geſchrieben auf dem Schild.

Und auch des Buſens Harniſch rief in trüben
Schriftzügen jene fromme Zeit zurück,
Eh' mir es ward vom Himmel, dich zu lieben.

Den hehren Gott mit vorwurfsvollem Blick,
Auch ihn erkannt' ich, — doch mit innerm Bangen, —
In deiner Liebe Feind, dein heil'ges Glück!

Und wie ſie kämpfend auf einander drangen,
Da, vor der waffenloſen Liebe ſchien
Den ſtarken Gott ein Grauſen zu befangen.

Wie ſie die ſel'gen Augen wandt' auf ihn,
Sah ich der Eide Flammenſchrift erblaſſen;
Und Schild und Helm und Harniſch ſanken hin.

Ich ſah auch dich, zerkämpft von Lieb' und Haſſen;
Und deiner Wangen Lebensluſt erblich:
Und weinend wollt' ich deine Hand erfaſſen.

Und zwiſchen beide Feinde warf ich mich:
Denn ſiegte jene ob, warſt du verloren;
Und ſiegte dieſer ob, ſo ſtarb nur ich.

Doch wie von unſern Thränen neugeboren,
Erſtand die Liebe, machtvoll, raſch bewehrt,
Des bebenden Gottes Buſen zu durchbohren.

Da faßten wir ein Schwert, des Willens Schwert,
Das mit dem Feind oft ſeinen Kämpfer tödtet; —
Und wie ein Sturm allmächtig niederfährt,

Daß auch der Stärkſte bebt, und gläubig betet:
So ſchwangen wir es; und die Liebe fiel,
Noch lebend, doch im Lebensblut geröthet.

Verblut', o Liebe! Reue ſei dein Pfühl;
Da lieg', und ſieh ihr holdes Glück geneſen!
So lange ſei du jeden Schmerzes Spiel,

Bis jeder Schmerz zum Spiele mich erleſen,
Bis jeder Freude Opferung vollbracht!
Und wie du Seele meinem Leib geweſen
So ſtirb mit mir! —
Und ringsum ſchwieg die Nacht.

X. Heimkehr.

Dank, Himmel! — Der Tag des Heute
Iſt ſo dem Geſtern gleich;
Und fühl' ich an das Herz mir,
Noch ſchlägt es lebensreich!
Ich war ein glücklich Eiland;
Bis Meerfluth ſtieg empor,
Und riß die ſel'gen Fluren
Tief bis zu der Hölle Thor.
Nun ſteht eine kahle Klippe,
Allein, doch ſtark und feſt,
Umbrauſt vom Zorn des Meeres,
Des Edens armer Reſt.
So leb' auch ich noch immer,
Wenn auch bewußtlos ſchier!
Ich lebe; mehr nicht will ich:
Denn Leben iſt Hoffnung mir.

Vergib mir, Edle, Gute!
Du haſt dich ſchwach genannt,
Und deine Lieb' als Sünde
Dem innern Gott bekannt.
Es bebt ja auch die Erde, —
So fühllos ſonſt, ſo kalt, —
Daß ihres Buſens Feuer
Wild auf in Strömen wallt.

Nun ſoll jede Stunde mir ſagen,
Daß ich dir fremd nun bin;
Weil ich von Herzen dich liebe,
Sei unſre Liebe dahin!
Sie war eine Myrthe vom Süden,
Gelegt an des Nordens Herz,
Wo die Sommer kurz wie die Wonnen,
Wo die Winter lang wie der Schmerz.

Ich danke dir, Herz! du brachſt nicht,
Wie ſchwer auch Sturm getobt,
Mein Herz! du haſt mit Kampfen
Und Dulden mir erprobt,
Daß du ſo ganz von Gotte
Nicht abgefallen biſt; —
Geſtürzter Sohn des Himmels,
Daß Himmel noch in dir iſt.

Und dennoch fühl' ich euch, Thränen? —
Zum letztenmale fließt!
Ihr quellt aus dem ſtillen Schachte,
Der ſeine Adern erſchließt.
Noch *einmal* dem letzten Bergmann,
Den liebte der Geiſter Heer,
Den liebte das Heer der Tiefe. —
Ihr fließt fortan nicht mehr.

Nachtſcenen in Liſſabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

— „Ich will ihm ein Pfund Wachs geloben, wenn er mir den alten garſtigen Freier vom Halſe ſchafft und mir hilft die Mutter zu betrügen,“ flötete Padilla (ſo hieß die Kleine), und damit erſchien ein zartes kaum dreizehnjähriges Mädchen mit ihrem Geliebten im Kreiſe dieſer heiligen Lichter, und Beide knieeten betend nieder. Nach ihrer netten maleriſchen Kleidung war der Jüngling ein Salvio, ſie eine Salvia — ſo nennt man dort die Stutzer aus der geringern Volksklaſſe, welche ganz wie in Spanien der Majo und die Maja den heitern, kecken und kindiſch eitlen Übermuth der Jugend, die Fülle der Kraft und Leidenſchaft, das überſprudelnde Jugendleben repräſentiren. Das Hauptſtück ihres Putzes iſt eine hellfarbige Sammtweſte, mit durchbrochenen Talavera-Knöpfen beſetzt, und dazu ein Leibgürtel von abſtechender Farbe. Auf dem portugieſiſchen Theater bilden ſie die ſtehende Maske für die extemporiſirte Lokalpoſſe, die ſo voll Luſt und Laune und komiſcher Gewalt iſt, wie keines unſrer ſchulgerechten deutſchen Luſtſpiele; auf dem Lande oder öffentlichen Plätzen tanzen ſie an heitern Abenden bei dem Schalle der Mandolinen und Kaſtagnetten die urſprünglich mauriſche Fofa oder die portugieſiſche Chula, jene lebhaften üppigen Nationaltänze, welche, wie der ſpaniſche Fandango, die ganze feuerige ſinnliche Natur des heißblütigen Südländers ausdrücken.

Zerlumpte Bettler halten dieſe Heiligenbilder für ihre beſten Stationen. Sie ſonnten ſich gleichſam im Heiligenſcheine dieſer Votivlampen, und der Heilige beleuchtete mildherzig ihre offenen Geſchwüre. Wer hätte es wagen ſollen, ihnen eine Gabe zu verweigern, wenn ſie im Namen des heiligen Antonius um Mitleid flehten?

Jetzt trat eine Bande Straßenmuſikanten in das Lichtgebiet des Heiligen, um ihm ihre Devotion durch die Gaben ihrer Kunſt darzubringen. Es waren zwei Männer — der eine alt, der andere jung — und ein Knabe, die zerlumpteſten Söhne Apoll's, die mir jemals vor Augen gekommen ſind. Eine zerbrochene Mandoline und eine ſchadhafte Geige, beide zuſammen mit drei Saiten verſehen, und dabei ein piepender Dudelſack gaben eine ſo unharmoniſche Muſik, daß ich den guten heiligen Mann in ſeiner Mauerniſche um ſeine angeborne Taubheit beneidete. Und doch trat ein junges Mädchen, dem die Fülle der runden braunen Glieder die dürftige Kleidung zerſprengt zu haben ſchien, an mich heran und flehte im ſüßeſten Tone: „Um der Liebe Gottes willen eine Gabe für den Kunſtgenuß, mein guter Herr! Nur der heilige Antonius hört umſonſt zu, weil er uns ſchon viel Liebes erwieſen hat."

Im nächſten Augenblick zog der ſchwarzbraune Friggideiro mit ſeinem Weibe und Lotterbuben meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Auch er hatte im Bereich des Heiligen ſeine kleine wandernde Küche aufgebaut und erfreuete ohne Zweifel den Geruchsſinn des heiligen Antonius mit dem köſtlichen Duft vom brenzlichem Öl, ſtinkenden Fiſchen und Knoblauch. Eifrig briet er in der Pfanne im ranzigen Öle eine Unzahl kleiner Sardinen *), die dort ſo häufig und wohlfeil ſind, daß ſie den Dienſtboten, Bettlern und Schweinen zur Nahrung dienen. „Fiſche — ſchöne Fiſche!" ſchrie er unaufhörlich. „Sardinen! gute wundervolle Sardinen! Kauft, ihr Leute! Für fünf Reis kann ſich der ſtärkſte Freſſer bei mir ſatt eſſen und bekommt dazu ein Stück vom ſchönſten ſüßen Maisbrod, ſo ſchwer wie Stein, und einen Becher Wein, womit Ihr einen Salat von Steckrübenblättern anmachen könnt." Ein faſt zerlumpter Soldat trat zuerſt vor, bettelte von mir ein Almoſen und kaufte dafür ſeelenglücklich ſich ein Fiſchgericht. Bettler und leichtfertige Mädchen tunkten mit dem angebiſſenen Brod in das Öl der Pfanne, und ein verſchämter Armer würzte ſein trocknes Brod mit dem Geruch der Sardinen, die Andre verzehrten. Ein Dritter hatte Eier geſchenkt bekommen und rieb damit das Brod ſeiner bleichen Kinder, damit ſie doch den Geſchmack hätten von der Götterkoſt. Ich machte ihnen allen die Freude des Satteſſens an einer Delikateſſe, deren Geruch ſchon mich mit Schauder erfüllte, und zog durch dieſe unerhörte Freigebigkeit ſchon die Blicke einiger Gauner auf meine Taſchen.

In dieſem Augenblick hörte ich das ſeltſamſte Gekrächz einer menſchlichen Stimme. Es war ein Bullenhändler — aber man denke ſich darunter keinen feiſten Viehmäſter, ſondern einen vielleicht eben ſo wohlgenährten Barfüßer Mönch, der, wie einſt der berüchtigte Tezel in unſerm lieben Deutſchlande die königlich-päbſtlichen Kreuzbullen — den Ablaß für alle möglichen Sünden verhandelte und den nächſten Eckſtein zum Stationsort für ſeine Buß- und Verdammungspredigt gewählt hatte.

„Gelobt ſei unſer Herr Jeſus Chriſtus!" grüßte der Mönch mit gellender Stimme. „In Ewigkeit!" antwortete die Menge. Der Capuziner präſentirte im neugierigen Kreiſe eine Priſe herum, ſchnupfte ſelbſt, ordnete den Ablaßkram und trieb dabei manche unzarte Scherze. Dann hielt er einige Zettel hoch und ſchrie mit heiſerer Kehle eine Capuzinerpredigt ab, die ſo toll und unſinnig war, daß wir ſie für Gotteslästerung halten würden. Der Schweiß perlte auf ſeiner blanken Stirn, ſo ſehr hatte er gegen alle Sünden geeifert. Plötzlich unterbrach er ſich. „He, ſieh da, kleine Pepila," rief er, und kniff einem hübſchen Kinde, das eben nicht zu den Tugendbildern ihres Geſchlechts zu gehören ſchien, in die Wangen; „du ſiehſt mir grade aus, als hätteſt du für das Heil deiner Seele eine Bulle der Lebenden nöthig. Hier, mein Kind! Sie koſtet nur achtundvierzig Reis — eine wahre Kleinigkeit für die Freiheit, die ſie deinem Gewiſſen gibt. — Aber Ihr da, Senhor Joſe — ha, ich kenne Euch, guter Freund; Eure Gnaden gehören zu der falſchen Zeugenzunft, aber Eure Kreuzbulle iſt abgelaufen. Achtundvierzig Reis verdient Ihr mit einem einzigen falſchen Zeugniß. Opfert die Hälfte dem Himmel, mein guter Freund, und ich verkaufe Euch eine Verlängerungsbulle; dann könnt Ihr ſechs Monate lang ſchwören, was Ihr wollt, könnt den redlichen Bürger von Haus und Hof ſchwören, könnt dem ertappten Banditen das Alibi (daß er wo anders geweſen) bezeugen und braucht Euch kein Gewiſſen darüber zu machen." (Fortſ. folgt.)

Franzöſiſche Literatur-Notizen.

*** Der geiſtreiche Marmier hat „Etudes sur Goethe" herausgegeben (Paris, Levrault), welche ſich nicht minder durch Ernſt und Eifer für die Sache, und durch gründliche Forſchungen, als durch eine liebenswürdige, leichte und elegante Darſtellung auszeichnen.

*** Das neueſte Werk Capefigue's heißt: „Richelieu, Mazarin, la fronde et le règne de Louis XIV." Es befriedigte die geſpannten Erwartungen, welche das Publikum an den gelehrten Verfaſſer machte, vollkommen.

*** In der Buchhandlung Charpentier's erſcheint eine prachtvolle Ausgabe von Byron's Werken, überſetzt von Benjamin Laroche. — Ebendaſelbſt wurde kürzlich veröffentlicht: die „Mémoires d'un officier d'état-major" (von Barchou de Penhoën), ein ſehr intereſſantes und belehrendes Werk über Algier.

*** Von Paul de Müſſet iſt ein neuer Roman: „Lauzun" erſchienen; ein reiches Sittengemälde voll intereſſanter Züge und Anekdoten aus den wirrnißreichen Zeiten der Regentſchaft.

*** Die Revue de Paris vom 14. Juni ſtellt den „Marquis de Pontanges" der Madame de Girardin, ein pſychologiſch kunſtreich aufgebautes, durch kräftige und doch delikat behandelte Gegenſätze der fein ſchattirten Charaktere ausgezeichnetes Werk, mit de Maiſtre's „Lepreux" und G. Sand's „Indiana" in eine Reihe.

*** „Lucien Spalma" von J. A. David iſt (nach dem Bulletin littéraire ebendaſelbſt) eine feurige plaſtiſche Schutzrede für jene Klaſſe von Menſchen, die nur geboren ſcheint, um von der bürgerl. Geſellſchaft des 19. Jahrhunderts, von der Generation des Geldes, der Verderbtheit und des savoir faire niedergedrückt zu werden. Der Verfaſſer hat in die Tiefe des menſchlichen Herzens geblickt, keine Falte, keine Nuance iſt ihm entgangen. Der Held ſeines Buches iſt ein edles, poetiſches Gemüth, welches durch den Fluch der Paſſivität untergehen muß, während deſſen Freund, als die repräſentirte Aktivität unſrer Zeit, die Aktivität des Egoismus, der Sophiſterei, — der Mann, dem Alles blos Speculation iſt, den Gewinn einſtreicht. Traurige Wahrheit!

*** Ein junger Schriftſteller voll Talent (Louis de Maynard) debütirte ehrenvollſt mit einem Roman: „Outre-Mer."

---

*) Eine kleine Häringsart oder Schrotte (Clupea sprattus).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 164. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 14. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

I.

Mathilde F. an Laura H.

Wir waren heute Abend in Geſellſchaft beim Präſidenten, und kamen ſehr ſpät nach Hauſe. Mitternacht iſt lange vorüber; ich ſollte ſchlafen gehen, aber ich kann noch nicht ſchlafen. So denke und ſchreibe ich an dich.

Die Nacht iſt eben nicht ſo warm, und ich habe mein Schnürleibchen aufgetrennt; aber mir iſt ſo beklommen um's Herz und mein Blut iſt ſo in Wallung, daß meine Feder recht unbarmherzige Stiche in das arme Roſenpapier macht. Ich bin krank, fürchte nichts, meine ſüße Laura. Vielleicht bekommt mir das ſpäte Tanzen nicht gut; zum Fortepiano tanzt man nicht ſo leicht, es greift mehr an. Den unausſtehlichen Grafen P. am Arm, vergeht mir die Luſt ohnehin.

Der Präſident hat meinem Vater allerheimlichſt die Eröffnung gemacht, daß allerhöchſte Gnaden von Seiten des Königs von D. ihm bevorſtünden: Titel, Orden, ein Adelsdiplom, was weiß ich. Vater hat die neue Anleihe zu Stande gebracht.

Was geht dich die neue Anleihe an? Und doch! Du haſt deinen kleinen Karl. In dieſem Augenblicke vielleicht nimmſt du deinen Liebling aus der Wiege und gibſt ihm die Bruſt, und ſtreichelſt ihm die allerliebſten, ſeidnen Löckchen, — zittre, Laura, — die neue Anleihe kann die ſeidnen Locken deines Lieblings frühzeitig in graue verwandeln, er iſt durch ſie mit allen jetzigen und künftigen Staatsbürgern meinem Vater und ſeinen Nachkommen in Schuld verfallen.

Du biſt ſo ahnungslos bei allem, was geſchieht; es iſt ſchlecht von mir, daß ich dich ängſtige.

Ein unheimliches Zwielicht webt durch mein Zimmer; es rührt vom Monde und von der Lampe her. Letztere brennt abſcheulich dunkel. Ich habe mein Kammermädchen zu Bett geſchickt. Nun fürchte ich mich beinahe.

Die Lampe wird kein Öl haben. Sie möchte wohl brennen ſo gerne, doch u. ſ. w. Was hilft ihr die elegante Form und die ſchöne Vergoldung? Vater ſagte neulich, daß ſie vierzig Louisd'or koſtet. Für einen Pfennig Öl dazu wäre ſie eine Lampe.

Du ſiehſt, ich habe Luſt, über neue Anleihen und goldene Lampen zu philoſophiren. Der König Salomo ſaß ohne Zweifel vor einer ähnlichen, als er ſeine verdrießlichen Predigten ſchrieb und der König und ſeine Lampe hatten keinen Strahl mehr übrig, um ihre eigene Herrlichkeit zu beleuchten und zu belächeln.

Ich kehre vom Balkon zurück. Die Lampe brennt noch, kämpft noch — es liegt etwas Grauenhaftes im Anblicke einer ſterbenden Flamme. Dennoch mag ich ſie nicht auslöſchen. Hinaus mit ihr. Sie ſoll ſich zu Tode quälen, ſo gut wie ein Menſch.

Ich kritzele die Zeilen ungeſtört weiter mit Hilfe des Mondlichtes, das hell auf mein Papier flimmert. Dabei ſitze ich vor dem Fenſter. Die Nacht iſt entzückend, alles ſtill, alles Elend ſchläft.

Es iſt viel Elend in einer großen Stadt, Laura. Der Schlaf muß es bändigen. Er legt das Elend einige Stunden an die Kette der Vergeſſenheit. Aber die Sonnenſtrahlen ſind ungeduldig, und ihre ärmlichſten Opfer holen ſie ſich am früheſten ab.

Drüben in der Gaſſe, im Oberſtübchen eines wüſten verfallenen Hauſes — die Leute hier nennen ſo ein Haus mit vielen armen ſchmutzigen Familien einen Bettelpalaſt — da brennt noch ein einſames Licht, da wohnt ein Schneider und der Mann ſitzt noch auf und arbeitet. Ich bemerke an der verblichenen grünen Gardine den Schatten ſeines Schattens, ſeine ängſtlich gekauerte Geſtalt, die einförmige Bewegung ſeiner Hand. Dieſe Hand muß fünf Kinder ernähren und eine Frau, die faul und zänkiſch ſein ſoll.

Die Uhr ſchlägt drei. Gute Nacht, ſüße Laura.

Noch einmal zieht es mich zurück an's Fenſter. Der arme Menſch hockt noch immer auf ſeinem Tiſche. Es ſcheint mir ſogar, daß er noch heftiger arbeitet, ſeine Nadel muß geflügelt ſein. Geh zu Bett, Meiſter, Morgen iſt auch ein Tag.

Wird er ſanft und ruhig ſchlafen, wenn er meinem Rathe folgt und zu Bett kriecht? Wird er behaglich ſchnarchen, wie ſein Nachbar, der dicke Advokat, das Confektſchweinchen? Ich fürchte: nein! Es flimmert ihm vor den Augen, er bekommt Rückenſchmerzen, Seitenſtiche, Bruſtbeklemmungen, er liegt auf Nadeln, und vielleicht erwacht ſein böſes Gewiſſen — gerechter Gott! ſein böſes Gewiſſen, weil er nichts hat, weil er morgen zahlen ſoll, weil das Gericht zur Pfändung ſeiner letzten Armſeligkeiten ſchreiten wird.

Morgen will ich ihm wieder Geld ſchicken. Warum verlangt er nichts, warum bringt er ſich nur bei Nacht durch ſeinen Schatten in Erinnerung?

Was er vorhat? Seit fünf Minuten ſchwankt er mit einem brennenden Licht im Hauſe umher, die Treppe auf und ab. Nun reißt er das Dachfenſter auf — das Licht flackert im Zugwinde und beleuchtet ein übernächtiges verzerrtes Geſicht.

Dieſes Geſpenſt wird mir im Traum erſcheinen.

Morgens 10 Uhr.

Denke Dir, der Menſch iſt todt. Ich habe ſeinetwegen eine ſchreckliche Nacht gehabt. Die Todesangſt war es, die ihn im Hauſe umhertrieb, zuletzt vor die Thür. Er lehnte ſich an die Pfoſten und ſchlug ſich einigemal heftig vor die Bruſt, und in der linken Hand hielt er noch immer das ausgewehte Licht. Ohne einen Schrei oder einen mir hörbaren Angſtruf von ſich zu geben — Fanny ſagt, er hat nicht ſchreien wollen, um die Nachbarſchaft nicht zu wecken — ſchoß er plötzlich in die Höhe und eben ſo plötzlich in ſich zuſammen. Ich ſah noch, wie er die Treppe hinabrollte, flog nach Fanny's Bett, ließ ſie aufſtehen, die Bedienten wecken, ſchickte den einen mit Eſſig hinüber, den anderen zum Arzte, aber als dieſer ankam, erklärte er, daß alle Hilfe vergeblich ſei. Der Tod hielt ſeine Beute feſt, — glücklicherweiſe!

Nun winſelt die ſchlechte Frau mir die Ohren voll. Für die Kinder will ich etwas thun.

Welch' klägliches Ende eines kläglichen Menſchenlebens. Und wie ende ich meinen nächtlichen Brief? Soll ich ihn zerreißen, oder abſenden? Mag es ſein, du erhältſt ihn. Aber erquicke bald durch einige Rückzeilen

Deine Mathilde.

(Fortſetzung folgt.)

Nachtſcenen in Liſſabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

Der Angeredete zuckte mit den Achſeln, blinzelte dem Mönch die Bitte zu, von ſolchen Dingen nicht zu laut zu reden, und empfing für gute Bezahlung ſeinen Sündenzettel, ſo wie früher das leichtfertige Mädchen.

„Ei, auch da?“ rief der Mönch eine ganz ſchwarz gekleidete junge Frau an; „na, Glück zu, Senhora! Der Himmel hat Euch, wie ich ſehe, von Eurem Eheherrn befreiet; wollt Ihr nun aber Frieden haben, daß er Euch nicht als Geſpenſt erſcheint, wenn Ihr etwa mit Andern koſet, ſo kauft für ſeine Seele dieſe Bulle der Todten. Ruhe dem Todten und Frieden ſeiner Seele! — Hier, meine Tochter in Chriſto; die ewige Seligkeit koſtet achtundvierzig Reis — dafür könnt Ihr kaum ein Mal eine kräftige Seelenmeſſe haben.“

„Na, na, Carlo, Carlo! ich ſehe es deinen ſcheuen Blicken und dem vollen Sack auf deinem Kopfe an, daß du einen guten Fang in fremden Taſchen gemacht haſt, oder vielleicht gar ein Gewölbe ausgeräumt, oder eine Todte ausgegraben und ihrer Ringe beraubt; na, ich bin dein Richter nicht, aber ich möchte dir wohl rathen, guter Freund, dieſe vortreffliche Bulle des Vergleichs zu kaufen. Dann darfſt du mit gutem Gewiſſen geſtohlenes Gut wie dein rechtmäßiges Eigenthum betrachten. Vor der Juſtiz und Polizei iſt Niemand ſicherer, als wer ihre Schwächen und Schliche kennt. Da, hier die Bulle des Vergleichs iſt wie für dich gemacht. Kauf, mein Junge, kauf! Ein belaſtetes Gewiſſen und unrecht Gut gedeihet nicht. Haſt du kein Geld, mein Sohn? — ſo gib ein Juwel. Ich will nicht fragen, woher; aber ich zahle den Überſchuß am Werth heraus.“

Der Dieb kratzte ſich hinter den Ohren, knüpfte dann ſein Bündelchen auf und übergab dem Mönch einen goldnen Ring, deſſen Brillantfeuer über die Ächtheit des Juwels keinen Zweifel ließ. Pater Franziscus (ſo hieß der Barfüßer) betrachtete ihn einige Augenblicke blinzelnd und ſprach dann: „Bei der heiligen Senhora Maria, die Todte, der du dieſen Ring abgenommen haſt, hat dich angeführt wie ein ſpitzbübiſcher Neuchriſt; denn die Steine ſind unächt, Ceylon'ſche Kieſel, bei meiner Seele, Schundzeug! Kein Juwelier gibt dir zehn Reis dafür; aber aus chriſtlicher Barmherzigkeit will ich dir hundert herauszahlen und die Bulle des Vergleichs obenein ſchenken.“

Welche ſchauervolle Verworfenheit! Der Prieſter, der mit Gottes Gnade den ſchändlichen Handel trieb, betrog noch den Dieb um den Ertrag ſeiner Verbrechen und gab ihm obenein das Privilegium, neue zu begehen.

„Ei, guten Abend, Senhor Cecco! Nun, wen haben Eurer Gnaden in dieſer Nacht auf der Fährte? Ihr treibt es bald zu arg, mein guter Sohn in Chriſto. Es vergeht ſelten eine Nacht, ſo liefert Ihr dem Tajo eine blutige

Leiche. Aber man muß nicht knauſern und knickern, wenn man ſchwer auf dem Gewiſſen trägt — das iſt nicht hübſch von Euch, Cecco, das iſt nicht chriſtlich gedacht. Kauft dieſe Kreuzbulle, Cecco, Ihr habt ſonſt kein Glück mehr bei Eurem Geſchäft. Was ſind hundert Reis für ein ruhiges Gewiſſen? Der erſte beſte engliſche Ketzer, den Ihr zur Hölle expedirt, bringt es zehnfach wieder ein.“

Mit Schauder verließ ich dieſen entſetzlichen Handel und hörte mit Freuden, daß der Friggideiro fürchterlich darauf ſchimpfte; freilich war es keine Moralphiloſophie, ſondern Lebensphiloſophie. Der gute Mann war brodneidiſch auf den Capuziner und den Heiligen. Der Portugieſe, auch aus den niedrigſten Ständen, wird nie gemein. Die Sprache dieſes Volks kennt kaum die niedrigen Schimpfwörter, woran die ſpaniſche ſo reich iſt. Deſto lebhafter drückt ſich die Wuth des Portugieſen im Geberdenſpiel aus. Die Verzerrungen der ohnehin markirten Geſichtszüge eines ſo leidenſchaftlichen Menſchen würden oft zum Lachen reizen, wäre nicht der Übergang davon zum Meſſerſtich und Mord oft nur ein Augenblick. Hier aber kämpfte die angeborne Scheu und Ehrfurcht gegen das Mönchthum und die Heiligen der Wuth des Friggideiro entgegen, und die Wirkung wurde burleskdrollig im höchſten Grade. Er ballte die Fäuſte, ſprang auf den Tiſch, warf die Pfanne mit den Fiſchen auf den Boden, trat darauf herum und ſchrie doch nur in den allgemeinſten Ausdrücken über Broddiebe, himmliſche Bettler und pfäffiſche Gauner, die einen guten Chriſten zu Grunde richten wollten mit ihrem Beutelſegen und Seelenhandel. — —

Indeß genoß die feine Welt in den höheren Regionen ihrer Balcons die Annehmlichkeiten einer etwas ſtark mit üblen Dünſten angefüllten Nachtluft. Die Straßen ſind dort ſo eng und jede Etage der meiſten alten Häuſer war damals vor der unten liegenden vorſtehend gebauet, ſo daß die an den dritten Stockwerken befindlichen einander gegenüber ſtehenden Balcons ſo nahe gerückt waren, daß die ganze Nachbarſchaft herüber und hinüber die lebhafteſte Converſation führen konnte.

Guitarrentöne und Geſänge erklangen faſt von jedem Balcone, unbekümmert um den Lärm in den tief unten liegenden lebhaften Straßen; die von Natur ſchönen, aber ungebildeten Sopranſtimmen der jungen Senhoritas wurden leider nur zu häufig von den näſelnden, hohen, ſchreienden Fiſtelſtimmen der Männer begleitet, die nur in ſeltſamen und geſchmackloſen Verzierungen des Geſanges ihre Meiſterſchaft ſuchten. Von jedem Balcon erſchallte eine andere Melodie, und ſo miſchte ſich in den Höllenlärm der dunklen Straßen ein Conzert, das ich wenigſtens mit einer Sphärenharmonie nicht vergleichen möchte. Nur in den einſamen, von Orangengärten umgebenen Häuſern der reizenden Höhen von Buenos-Ayres und Alcantara gewannen dieſe nächtlichen melancholiſchen Liebesklagen, die oft von der gebildetern Stimme eines jungen Mannes aus den höhern Ständen vor dem Balcone der Geliebten geſungen wurden, einen wahrhaft romantiſchen Charakter.

Von Zeit zu Zeit erſchien aber auch in den engen Straßen, welche die Heiligen ſo ſpärlich erleuchteten, ein blendender Lichtglanz. Bald war es ein Fidalgo, bald eine der geſchilderten ſeltſamen Chieſas, erleuchtet von den Fackeln der ſie umgebenden Dienerſchaft.

In ſolchen Augenblicken ſah man die Eiſengeländer der Balcons wie garnirt von den zarteſten feinſten Mädchengeſichtern der frühreifen Senhoritas und den ſchrecklichen Gorgonenhäuptern der früh alt werdenden Donnas. — —

Nicht ſelten ſind es auch geiſtliche Prozeſſionen, die den reinen Lichtglanz von oft hundert Wachsfackeln durch die düſteren Straßen verbreiten und plötzlich die verſchiedenſten Gruppen der reizendſten Senhoritas und ihrer ſchalkhaften Lieblingsdienerinnen beleuchten.

Eine ſolche Prozeſſion zog jetzt ſo eben aus der Strada ſanta, wo ſich der alte prachtvolle Jeſuitenpalaſt befand, den das Erdbeben ebenfalls ſpäter in einen Schutthaufen verwandelt hatte, und wendete ſich gegen den Praço de Figueiro *).

„Oh quo Luz **)!“ — riefen die Entferntern einander zu — „Santa Senhora Maria! — was bedeutet das? — iſt es ein Begräbniß? — iſt es ein Heiliger, der ſeinen Umzug hält? werden heilige Reliquien zuſeinem Sterbenden gebracht — oder gar . . . . . .? —

Die letzte Frage erſtarb in jedem Munde. Ein ganz auf eigne Weiſe helltönendes Glöckchen zeigte jedem guten Chriſten an, daß jetzt die heiligen Sterbe-Sakramente zu einem Kranken getragen wurden.

„Nosso pai! nosso pai!“ ***) — rief man einander von einem Balcon zum andern mit der gedämpften Stimme der Ehrfurcht zu. — Und in demſelben Augenblicke entſtand auch, ſo weit man den Klang des Glöckchens hören konnte, eine Todtenſtille unten auf der Straße, die nur von dem frommen leiſen Gemurmel der Betenden und von dem ſchleichenden ſchweren Tritte der Mönche ſchauerig unterbrochen wurde.

(Schluß folgt.)

---

*) Fruchtmarkt.

**) O welches Licht!

***) Unſer Vater! — ſo nennt man in Portugal die geweihte Oblate, von der die katholiſchen Prieſter ſagen: das iſt der Leib Jeſu Chriſti, der für euch geſtorben iſt — während die proteſtantiſchen (reformirten) Pfarrer ſprechen: das bedeutet ꝛc. Bekanntlich iſt das geweihte Brod in eine Monſtranz von der Form einer Sonne eingeſchloſſen, welche der Kirchenluxus auf das reichſte mit Diamanten verziert.

Das Abendmahl.

Das Abendroth am Himmel ſteht,
Die Vögel werden müde.
In dunkelgrünen Zweigen weht
Des Himmels milder Friede.

Die Sonne glänzt noch einmal klar
Auf alten Schloſſestrümmern;
Die morſchen Särge wunderbar
Im matten Strahle ſchimmern.

Vom Berge ſieht man in das Thal
Den alten Prieſter wanken,
Das hochgelobte Abendmahl
Zu reichen einem Kranken.

Der aber, zitternd ſündhaft bang,
Wird eben hochbegnadet:
Er ſieht der Sonne Untergang,
Die ſchwimmt, in Blut gebadet.

Er kann ſich noch Erlöſungsruh'
Aus ihrem Tode ſaugen:
Der Prieſter kommt zu ſpät dazu,
Und drückt ihm zu die Augen.

Heinrich Tournier.

Buntes.

⁂ **Die engliſchen Schriftſtellerinnen von ſonſt und jetzt.** Die einfachſte Antwort auf die Kulturfrage: „warum gibt es in England ſo viele ſchriftſtellernde Damen?“ iſt ohne Zweifel: Weil ſich das weibliche Geſchlecht in England mehr als irgendwo in der Welt langweilt. Indem England neben ſeiner Ariſtokratie und dieſer gegenüber die politiſche Diskuſſion aufkommen ließ, zwang es die Dame, ſich vor der Langeweile in die Bibliothek zu flüchten und ihr Boudoir zum Schreibtiſch umzuwandeln. Der Wunſch, die Mußeſtunden zu Weiheſtunden der Muſe zu machen, wurde zum Bedürfniß, zur Lebensfrage.

Vor der Uſurpation König Wilhelms traten die Schriftſtellerinnen Großbritanniens mehr als Aventurièren, denn als ſonſt etwas auf; ſie befanden ſich gleichſam außerhalb des Zauberringes der Geſellſchaft, und die Werke, womit ſie die Welt beglückten, beſtanden kaum in etwas Beſſerem, als in unleſbaren Scharteken, unanſtändigen Pamphlets, frivolen Romanen, oder in Dramen, die noch etwas ärger als blos frivol waren. **Johanna Gray** iſt durch die Tragödie ihres Lebens bekannter geworden, als durch ihre Kenntniß des Griechiſchen. Die **Königin Eliſabeth** machte Verſe, die ziemlich ebenſo kategoriſch klangen, als manche ihrer Kabinetsordres.

Während des 16ten und 17ten Jahrhunderts finden wir wenige eigentlich ſogenannte **Femmes de lettres.** Unter **Karl II.** redigirte eine Miſtriß **Manly**, pſeudonym: „Atlantis“, die geheimen galanten Memoiren eines Hofes, der aus ſeinen Galanterien kein Geheimniß machte. Die Romane einer ſichern Dame Afra **Behn** hätten die Leſer der Caſanova'ſchen Memoiren erröthen machen können; von denen der Miſtriß **Centlivre** wollen wir lieber ſchweigen, da aus denſelben blos eine einzige Tendenz herauszuleuchten ſcheint: die eifrige Sorge, das Menſchengeſchlecht nicht ausſterben zu laſſen.

Erſt mit Lady **Montagu** beginnt in Großbritannien die eigentliche Aera der ſchriftſtellernden Damen, — erſt ſeit der vollkommnen Entwicklung des Repräſentativ-Syſtems, deſſen Theorien, deſſen Oppoſition, deſſen ewige Kämpfe die Männer den Frauen entfremdeten, und die letztern zwangen, einen andern Weg einzuſchlagen, um aus der Unbedeutenheit, in die man ſie hinabgebannt hatte, emporzuklimmen. Vor unſern Blicken tauchen jetzt eine Miß **Edgeworth**, eine Miſtriß **Burney**, eine Johanna **Baillie**, eine **Wolſtonecraft**, eine **Inchbald**, eine **Morgan** auf. Als Lords Romane zu ſchreiben anfingen, als der Schriftſteller ſich mit dem Dandy amalgamirte, folgten die Damen willig dem Strom der Bewegung, der auch ſie fortriß: und die ganze weibliche Ariſtokratie befaßt ſich nunmehr, ſtatt mit Strumpf, Blumenkultur oder Album, mit ſelbſterzeugter Proſa und eigenhändig gezogenen Verſen.

Einen Ehrenplatz unter den contemporären britiſchen Damen, welche die Feder nicht blos auf dem Hute zu ſchätzen wiſſen, behauptet Miſtriß **Norton**, welche nebſt den vielen Verdienſten einer edlen Zartheit und Grazie des Ausdrucks, einer lebhaften Färbung, Kraft und Keuſchheit ihrer Schriften, einer ſehr melodiöſen Verſifikation, — auch den doppelt ſchönen Empfehlungsbrief an die öffentliche Huldigung beſitzt: durch Anmuth zu glänzen und — die Enkelin des berühmten geiſtreichen **Sheridan** zu ſein. An einem gefährlichen Stoff: dem ewigen Juden, hat ſie ſich mit großem Glück verſucht; ihre kleinen Poeſien verdienen jedoch den Vorzug. Wir begegnen neben ihr noch einer Miſtriß **Hemans**, von deutſcher Abkunft, welche aus ihrem Vaterlande die Nachtſchatten ſüß träumeriſcher Melancholie in die britiſche Poeſie verpflanzte. Miſtriß Ch. **Gore** gibt allerliebſte Genrebilder, worin ſich treu und graziös die Thorheiten der Ariſtokratie abſpiegeln. Marie **Ruſſel Mitford** ordnet die netten Idyllen-Annalen des Dorfes, wo ſie lebt, zu einer Gallerie von kleinen Gemälden, deren Wahrheit und Anmuth wir charmant finden. In Miß **Landon**, der Verfaſſerin der „Improvisatrice“ kann man vorzugsweiſe die elegante und brillante Romancière begrüßen. Miſtriß **Sommerville** dürfen wir bei Leibe nicht vergeſſen; ſie kennt die Kometen ſo genau wie ihren Stickrahmen, und würde eine Tour durch die Milchſtraße machen, ohne ſich darin zu verirren. Wer kennt endlich die ſatyriſche und exzentriſche Miſtriß **Trollope** nicht, wer hat in der neueſten Zeit von ihr nicht geſprochen?

Man ſieht: England iſt in unſern Tagen, ſo zu ſagen, ein Krongut des weiblichen Geiſtes geworden. Freilich muß man geſtehen, daß nur wenige unter den genannten Damen ſich zu einer bedeutenden Gedankenhöhe hinanzuſchwingen vermögen, — auch kann man von den meiſten nicht eben ſagen, daß ſie einen europäiſchen Ruf gewonnen haben, — noch weniger, daß vielleicht auch nur eine von allen ſich mit jener unter der Maske **George Sand** verborgenen genialen Franzöſin meſſen könne, welche in der jüngeren Literatur Frankreichs als eine ſo ganz eigenthümliche Erſcheinung daſteht; — aber, — um zu einer praktiſchen Anſicht zurückzukehren, — die meiſten britiſchen Damen von der Feder ſchreiben eben eine Menge allerliebſter Sachen, die ihren Landsmänninnen nun einmal gefallen, und dem Publikum gegen die Langeweile ein ebenſo wirkſames Präſervativ werden, als den Verfaſſerinnen ſelbſt.

⁂ **Politiſche Anekdoten.** Fouché und Herr von Réal wurden in der Oper, wo ſie ſich während der Exploſion der bekannten Höllenmaſchine befanden, von jenem Attentat benachrichtigt. Beide eilten ſofort zum Orte, wo der Vorfall ſich begeben, und zwar von verſchiedenen Seiten, indem ſie für eine nachherige Zuſammenkunft das Hotel des Polizeiminiſters feſtſetzten. Réal ſtieß in der Straße St. Nicaiſe auf ein Pferd, das daſelbſt gänzlich zerriſſen am Boden lag, bis auf ein Bein, welches unverſehrt war. Dieſes Fragment führte zur Entdeckung der Wahrheit. Réal bemerkte an demſelben ein neues Hufeiſen. Man brachte das Bein zur Polizei-Präfektur, und alle Hufſchmiede wurden am folgenden Tage zur Unterſuchung dorthin eingeladen. Einer derſelben erkannte jenes Hufeiſen für aus ſeiner Schmiede hervorgegangen, und ſignaliſirte Denjenigen, welcher ihm das damit beſchlagene Pferd zugeführt hatte, folgendermaßen: er ſei ungefähr 5 Fuß, 1 Zoll lang, und habe eine Narbe über dem linken Auge. Es war das Signalement **Carbon's**. — Hr. Armand von **Ailly**, der zur Zeit noch bei der **Comédie française** angeſtellt iſt, war am 3. Nivoſe, als das Attentat vorfiel, Komiker am **Théâtre des Troubadours.** Er war, als die Exploſion gehört wurde, grade mit einer Scene auf der Bühne zu Ende. Kaum in die Couliſſe zurückgekehrt, nahm er den Regiſſeur bei Seite und ſagte ihm: „Es wird geſchoſſen; ohne Zweifel geſchieht es wegen einer Sieges-Nachricht, die der Regierung zugekommen iſt. Man muß dieſe Neuigkeit dem Publikum mittheilen: das wird einen frohen Eindruck machen.“ Der Regiſſeur machte einige Schwierigkeiten, die Hr. v. **Ailly** glücklich beſeitigte. Der Vorhang wurde aufgezogen, Jener trat vor, machte die gebräuchlichen Honeurs, und ſprach: „Meine Herren, wir beeilen uns, das Publikum von der Nachricht eines von der franzöſiſchen Armee errungenen Sieges in Kenntniß zu ſetzen, welche die Regierung ſo eben erhalten hat. Dieſer Sieg, deſſen Reſultate nicht zu berechnen ſind, wird in dieſem Augenblick der Bevölkerung der Hauptſtadt durch die Kanonen der Invaliden mitgetheilt.“ Einige Tage darauf war Hr. Armand v. **Ailly** verhaftet. In der Force eingeſperrt, hatte er alle Mühe, zu beweiſen, daß er nicht den geringſten Antheil an dem Komplott der Höllenmaſchiene habe. —

Rovigo erhielt, während er Polizei-Miniſter zur Zeit des Kaiſerreichs war, von einer Dame Kenntniß, die vom Hofe von Hartwell nach Paris geſendet war, um daſelbſt den Spion zu machen, gewiſſen Perſonen Erklärungen zu geben, und die Verbindungen mit anderen zu unterhalten. Er ließ ſie verhaften und zu ſich führen. Die Dame war liebenswürdig und zuvorkommend. Sie willigte ein, zweien Herren zu dienen und an beiden Höfen ihre bisherigen Funktionen fortzuſetzen. Der franzöſiſche Hof zahlte ihr zu dem Ende monatlich 1000 Fr. Wie viel ſie von dem kleinen Hof von Hartwell erhielt, iſt nicht bekannt. Indeß wenn es wenig war, ſo hat man ſie ſpäterhin entſchädigt. So viel iſt gewiß, daß dieſe Dame in den erſten zehn Jahren der Reſtauration ihre 5- bis 6000 Fr. jährlicher Renten hatte. In einer Konferenz, die der frühere Polizeiminiſter mit Ludwig **XVIII.** nach ſeiner Freiſprechung hatte, entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen Beiden: „Herr Herzog,“ — ſagte der König — „wie viel koſtete Sie die Polizei, welche Sie zu **Hartwell** unterhielten?“ — „„Sire, ſie koſtete nur 120 — 150,000 Fr.““ — „Das iſt nicht viel; auf dieſe Summe habe ich die Koſten beinahe angeſchlagen. Der Herzog von Aumont intereſſirte ſich für Sie, iſt es nicht ſo?“ — „„Das iſt ein Staatsgeheimniß, welches ich nur auf ausdrücklichen Befehl Ew. Majeſtät entdecken kann.““ — „Reden Sie frei; ich weiß von dieſem Gegenſtande beinahe ſo viel, wie Sie.“ — „„Weil Ew. Majeſtät ſo gut von Allem unterrichtet ſind, ſo läugne ich es nicht, daß der Herzog von Aumont uns ungefähr zweimal in jedem Monat ſchrieb.““ — „Und dafür gaben Sie ihm?“ — „„So viel ich mich erinnere, jährlich 24,000 Fr.““ — „24,000 Fr.! Sehen Sie, Herr Herzog, wie wenig man dieſen Leuten vertrauen kann. Er ſagte mir nur von 12,000 Fr. Wahrſcheinlich geſchah das aus dem Grunde, damit er mir nicht mein Schriftſteller-Honorar zahlen mußte; denn die Berichte, welche Sie von ihm erhielten, wurden — von mir redigirt.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 165. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 15. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Fortſetzung.)

II.

Aus Karl B's, eines jungen Norwegers, Tagebuche.

Junimonat.

Der Harald, Capitain Luedſtröm ſegelt erſt in vier Wochen. Vier Wochen ſind eine lange Zeit, wenn man nach zweijährigen Irrfahrten mit ſehnſüchtiger Ungeduld der Heimath zueilt; doch will ich ſie abwarten. Ein Jugendfreund, wie Luedſtröm, bringt dieſen Aufſchub unterwegs wieder ein.

„Herr J. läßt Herr C. B. auf eine freundſchaftliche Suppe einladen.“ Ich danke. Ich ſäße lieber mit dem grauenhaften ſteinernen Gaſt allein zu Tiſche, als in der Runde mit zwölf goldenen Gäſten.

Es wird mir doch ein wenig ſchwül bei dem Gedanken an die vier Wochen. Alles um mich her handelt, kauft und verkauft. Auf Gaſſen und Kanälen eine raſtloſe wüſte Geſchäftigkeit. Hier ſchwebt eine Tonne in der Luft, dort wird ein Ballen geſchnürt — es wundert mich, daß die Menſchen nicht einmal unverſehens ſich ſelber mit einpacken. Aber, genau betrachtet, laſſen ſich alle gehörig Zeit. Auch der Fluß ſchiebt ſich langſam mit breitem Rücken, wie ein Laſtträger, unter meinen Fenſtern vorüber.

In früherer Zeit bewegte ſich der Verkehr dieſes Freiſtaates auf einem religiöſen und republikaniſchen Untergrunde. Daher der ehrenfeſte Schritt des alten Reichsſtädters. Seitdem hat die Zeit dieſen Untergrund langſam unter den Füßen weggezogen. Daher die allgemeine Schwindelei und das wilde aufgelöſte Haſchen nach Erwerb und Reichthümern.

Glücklicherweiſe iſt das Volk von Haus aus an eine verſtändige, gutmüthige und lebensluſtige Natur feſtgeknotet. Wie müßte es ſonſt, bei der Auflöſung ſo vieler geſchichtlich-moraliſcher Bindemittel mit furchtbarer Schnelligkeit in den ſitten- und charakterloſeſten Menſchenhaufen auseinanderſtieben.

Welche Nachgedanken hinterläßt nicht eine einzige glänzende Equipage, die nach der Börſe rollt, oder in den Thorweg eines hohen geſchmackvollen Hauſes einbiegt — alle Hüte, ſelbſt der bürgermeiſterliche, lüften ſich voll Ehrfurcht — ein neugieriger Blick, der nach Betrachtung der goldbordirten Lakeien in das Innere ſtreift, zeigt dem Volke den Verehrten, der darin ſitzt und behaglich die Beine ausſtreckt, als denſelben Bandjuden, der noch vor einigen Jahren andringlich und ſchäbig in Gängen und Gaſſen ſeine Waare ausſchrie. Und ſo wird ein Jeder ſtündlich, minütlich auf das große Thema verwieſen, wie er zu Geld und damit zu Ehre, Anſehen und Genüſſen gelange.

Glücklicherweiſe, wiederhole ich, iſt das Volk von Natur kompakt, grob und derb, auch nicht ohne den neckiſchen und freilich oft unfläthigen Humor des niederſächſiſchen Ulyſſes oder Ulenſpiegels. Seine Grobheiten kommen mir vor wie die Hufſchläge eines Roſſes, das noch Hafer und Freiheit in den Knochen fühlt. Überall betrachte ich die Grobheiten des Volkes aus einem andern Geſichtspunkt, als woraus die vornehmen Leute ſie betrachten. Platt oder witzig, nur rückſichtslos, halte ich ſie für eine Art von Selbſtvertheidigung und Nothhilfe des Volkes gegen den Übermuth des Gelehrten, Vornehmen und Reichen; als das einzige Zufluchtsmittel, das die höhern Stände ihm übrig gelaſſen, ſeine Perſönlichkeit, ſeinen graden Verſtand, ſein Rechtsgefühl, ſeine Anſprüche auf billig gleichere Vertheilung der Lebensgenüſſe nach oben ſichtbar zu machen; als ein erfreuliches Zeichen, daß es Fauſt, Zunge und Glieder noch frei hat von dem infamen Netze perſönlich werthloſer Ohren, welches Reichthum und Macht über die bürgerliche Geſellſchaft verhängen; als eine ſichere Bürgſchaft endlich, daß noch ein tüchtiger Menſchenkern in ihm ſtecke, der eben durch die rauhgeborſtene Hülle vor der allgemeinen Verwitterung in Schutz genommen wird. Der norwegiſche Landmann, der kernhafteſte auf dem Erdboden, iſt höflich, geſprächig, zuvorkommend, ohne den geringſten Anflug von grober Laune. Warum? Er verkehrt mit ſeinesgleichen, er fühlt ſich geachtet, frei, glücklich, er bildet die Nation; dieſe Nation iſt die einzige in Europa, die weder eine Ariſtokratie des Reichthums noch eine Ariſtokratie der Geburt in ihrem Schooße leidet. Verletzt in ſeinem Heiligſten würde er eben ſo gut wie der Niederſachſe, der Engländer von Humor und Grobheiten überſprudeln. Läge es im Charakter des Eckenſtehers Nante, nicht bloß verſoffene und gemeine, ſondern auch nüchterne grobe Witze zu reißen in der Stadt der Junker, der Banquiers, der geheimen Staatsräthe, — der Eckenſteher Nante wäre eine gefährliche Perſon für die preußiſche Monarchie. Allein das Berliner Volk iſt ſo fade, ſo lotterig, ſo angegangen und anbrüchig von Charakter, daß es ſich zur Genialität einer handfeſten niederſächſiſchen Grobheit nicht aufſchwingen kann. Die Hamburger Witze haben den friſchen Geruch von einem derben Stück Rindfleiſch, die preußiſchen Witze riechen nach Hautgout von Wildpret, nicht nach geſchoſſenem, nach gefallenem und verhungertem Wildpret.

O mein Glommen, daß ich erſt wieder, von der Jagd zurückkehrend, wie ehemals ſäße und ausruhte auf einem der braunen Felsſtücke an deinem jähen Ufer. Als ich ein Knabe war, ſtreiften von dort meine Blicke ſehnſüchtig herunter nach dem ſchönen warmen Europa, das hinter den Wellen der Nordſee auftauchte, nach den grauen Küſten und Buchten, wo die Rollo's und die Tankrede eiſengeharniſcht an's Land ſprangen und mit Hilfe ihrer guten Schwerter mährchenhafte Königreiche und Fürſtenthümer improviſirten. Weniger romantiſch, aber eben ſo feurig blickte ich als Jüngling auf das Europa der Inſtitutionen, der Maſchinenwunder, der geiſtigen Bewegung. Völlig enttäuſcht und einen breiten Strom von Zorn, Mitleid und Verachtung im Buſen, werde ich in Zukunft nur ungern meine Blicke auf jenes unglückliche betrogene Europa heften, das ich auf meiner Wanderung kennen lernte.

(Fortſ. folgt.)

Nachtſcenen in Liſſabon.

Genrebilder aus dem vorigen Jahrhundert.

(Schluß.)

Wie mit einem Zauberſchlage, ſo hatte ſich bei dem Silberklang des Glöckchens die Scene verändert. Alle die dunkeln Fenſter in den engen himmelhohen Straßen wurden in größeſter Eile erleuchtet. Das lichtſcheue Geſindel konnte keinen Winkel mehr finden, um ſich zu verbergen. Die ſeltſamſten, abenteuerlichſten Geſtalten, Kleidungen aller Nationen, Schattirungen aller Geſichtsfarben ſah man hier niedergeworfen in den Staub oder Koth. Der predigende Mönch ſtieg vom Eckſteine herab und fiel auf die Kniee, der Frigideiro ließ ſeine Sardinen in der Pfanne verbrennen und ſank auf die Kniee; das Küſſen und Flüſtern erſtarb im dunkeln Winkel auf den koſenden Lippen der Salvia und ihres Salvio, und Beide knieeten nieder neben dem wohlbeleibten Mönch, der eben einem freundlichen Beichtkinde wohlwollend die Wange geklopft hatte und jetzt das Heil ſeiner eignen Seele bedachte. Aus der Taſche des in's Gedränge gebrachten Engländers zog der geſchickte Gauner ſeine Hand zurück, und der lauernde Bravo ließ den Griff ſeines Dolches fahren; denn Beide glaubten erſt Nosso pai ihre Devotion bezeugen zu müſſen. Aus den untern Gemächern der Häuſer ſtürzten die Bewohner auf die Straße, um ſich knieend ſehen zu laſſen, während oben auf den Balcons das Lachen und Plaudern, Geſang und Guitarren verſtummten, um ſich zu kreuzigen und nieder zu knieen. Am ſchlimmſten aber waren die Damen und Cavaliere daran, denen das Heil widerfuhr, in einem der pontiniſchen Sümpfe dieſer Straßen dem Nosso pai zu begegnen. Da ſchützte kein ſeidnes Kleid, keine zarte Chauſſüre von gelbem Atlas, kein Diamantenſchmuck im Haar — es mußte ausgeſtiegen werden aus den Chaiſen oder Maulthierſänften oder herab von den Burrhinos *), und in dem berühmten Bou do Lissabon mußte die Senhora neben den Bettler niederknieen, der längſt ſchon ſeine Beinkleider auf den Knieen durchgebetet hatte.

Solche Triumphe feiert dort die Kirche; aber ſie verſteht es auch, ſich mit Majeſtät und Pracht zu umgeben. Der Prozeſſion voran ſchritt der Sacriſtan, mit der Glocke läutend. Ihm folgte der Prieſter, mit einem langen Meßgewande von weißem Damaſt, mit Gold geſtickt, bekleidet. In der einen Hand hielt er den goldnen Kelch mit dem in Wein verwandelten Blute Jeſu Chriſti, in der andern die Monſtranz mit dem Leibe des Herrn: — eine Sonne, von tauſend Brillanten gebildet. Über dem Prieſter mit ſeinen Heiligthümern trugen acht rothgekleidete Leute der Hermandad auf vergoldeten Stangen einen Baldachin von weißem Damaſt, mit goldenen Franzen beſetzt. Die Mitglieder einer eignen Brüderſchaft, mit rothen übergeworfenen Chorhemden bekleidet, folgten paarweiſe, große brennende Wachslichter in den Händen tragend. An dieſe hatten ſich eine Menge Mönche — graue, braune, ſchwarze und weiße, mit und ohne Bart, beſchuhte und unbeſchuhte — angeſchloſſen, und da es für ein Zeichen der Frömmigkeit gilt, dem

---

*) Burrho oder diminutiv Burrhino heißt jedes Reitthier; gewöhnlich werden ſo die glatthaarigen, feingebauten und muntern Eſel genannt, deren man ſich allgemein zum Reiten bedient.

Nosso pai zu folgen, ſo ſah man Leute aus allen Ständen mit Wachslichtern, Fackeln und Laternen in der Hand, die Prozeſſion verlängern.

Der Anblick wurde aber erſt wahrhaft impoſant, als der Zug, dem ich folgte, auf dem ſchönen Praço Rocio anlangte und dort noch die vielen hundert Fackeln hinzukamen, welche die aus der italiäniſchen Oper im Theatro de Carlos zurückkehrenden königlichen Equipagen und Caroſſen und Chieſas der Grandes, Titulados und Fidalgos begleiteten.

Ein ſtrahlender Lichtglanz umgab jetzt den Prieſter, deſſen erhaben gehaltene Monſtranz in allen Farbenlichtern ſpielte.

An den großen dunkeln Augen und der römiſchen Adlernaſe, und der edlen hohen Geſtalt und würdevollen Haltung erkannte man auf den erſten Blick einen der angeſehenſten der damaligen Hofjeſuiten, den Pater Gabriel Malagrida — den beliebten und berüchtigten Gewiſſensrath und Geißler der frommen Senhoras aus den höchſten Ständen. Wer den Charakter dieſes ſtolzen, intriguanten, aber wegen ſeiner Frömmigkeit und Demuth berühmten Italiäners kannte, mochte leicht in ſeinem unwillkürlichen Lächeln den geſchmeichelten Stolz, die befriedigte Eitelkeit und ſinnliche Schadenfreude leſen; denn er wußte, was für eine Scene der gläubigen Demüthigung der königlichen Familie und des Adels jetzt folgen werde, und bei den Anſprüchen der Kleriſei in Portugal gehört wahrlich wenig Einbildung dazu, um den Prieſter, der das Allerheiligſte dem Volke zeigt, in die angenehme Täuſchung zu verſetzen, daß ein Antheil an der knieenden Verehrung, die dem Nosso pai geweihet wird, dem Träger des Gottes zukomme.

In der That waren aber auch die Huldigungen, die man hier ſah, von der Art, daß ſie allen Glauben überſteigen würden, wüßte man nicht, daß in neueſten Zeiten jener Don Miguel — der große Schlächter ſeines Volks, der gekrönt geweſene Meineidige, der blutdürſtige Protegé des Herzogs von Wellington und Lord Beresford, den die dankbare Geiſtlichkeit „den verſöhnenden Engel“ nannte, den der Pabſt als den allertreu'ſten König anerkannt hatte — ganz dieſelbe fromme Etikette beobachtete und für ſich ſelbſt in Anſpruch genommen hatte.

So waren auf dem Roſcio-Platze die Kutſchen und Chaiſen bei der Annäherung der königlichen Wagen in zwei Reihen aufgefahren. Jeder Cavalier und jede Dame war ausgeſtiegen, und als der König mit ſeiner Familie in einer großen vergoldeten Fenſterkutſche von acht Maulthieren gezogen — die mit Bändern und Federbüſchen und Sammtdecken und Goldquaſten reich verziert waren — langſam vorüber fuhr, knieeten alle die Cavaliere und Damen nieder vor der Majeſtät, um gleich darauf dieſelbe Huldigung auch dem Nosso pai zu erweiſen.

Doch dieſem Gotte mußte ſelbſt der König huldigen. Die königliche Arche hielt, und während die Prozeſſion vorüber zog, ſah man den König und die Königin in der unbequemſten Stellung im geöffneten Wagen knieen. Der nächſte Wagen, in welchem die Infanten fuhren, folgten dieſem Beiſpiel. Die Hofdamen und Hofcavaliere hielten es für Schuldigkeit, die Frömmigkeit des Königs noch zu überbieten. Sie waren ausgeſtiegen und bildeten knieend eine lebende Garnitur von Brillanten auf dem ſpitzigen Straßenpflaſter — ohne Zweifel eine Pönitenz, die der des Knieens auf Erbſen in unſern Elementarſchulen wenig nachgibt.

Kaum war der Jeſuit Malagrida, den der König, nicht ohne ſichtbare Überraſchung, in dieſer geweihten Function bemerkt hatte, mit den Sterbeſacramenten vorüber, als er ſich von zwei Kammerherren aus dem Wagen helfen ließ.

König Don Joano V. glich ſchon einem hinfälligen Greiſe. Jetzt litt er noch dazu etwas am Podagra; doch weder die Schmerzen eines Ganges auf dem ſpitzen Steinpflaſter, noch die Gefahr, ſich zu erkälten, konnten ihn abhalten, für das Heil ſeiner Seele zu ſorgen und der Prozeſſion ſich anzuſchließen, damit aber zugleich dem Volke ein gutes Beiſpiel von Frömmigkeit zu geben. Zwei Kammerherren mußten den ſchwächlichen königlichen Herrn unter den Armen ſtützen. Jetzt kam die Reihe an die Königin, die ſeinem Beiſpiele zu folgen genöthigt war. Dieſe mit ihren Reifröcken auszuſchiffen, war kaum minder beſchwerlich, als den podagriſchen König. Allein der ſtolzen Maria Anna von Öſterreich las man den unterdrückten Ärger über dieſe Ceremonien auf den feinen bleichen Geſichtszügen. Ihre Damen warfen ſich einander bedenkliche Blicke zu; denn eine üble Laune ihrer Gebieterin hatten ſie mehrere Tage zu empfinden.

Aus dem zweiten Wagen ſtieg der Infant Don Joſe Manoel, der als Thronfolger den Titel eines Prinzen von Braſilien führte. Er war ein Herr im kräftigſten Mannsalter, doch etwas bleich und ſehr ernſt. Sein Blick überflog unruhig, faſt ängſtlich die knieende Menge. Seine Gemahlin, die ihm folgte, eine geborne ſpaniſche Infantin, Donna Maria Anna Victoria, war eine gebietende Schönheit, nicht mehr ganz jung, aber wohlerhalten, imponirend und von einer unnachahmlichen Grandezza in ihrem ganzen Weſen. Beide ſchienen ſchon daran gewöhnt zu ſein, eine ſolche Mühſeligkeit als unerläßliche Religionspflicht zu betrachten; wenigſtens verriethen ihre kalten Geſichtszüge gar keine Bewegung.

Mit Leichtigkeit ſprang aus dem dritten Wagen ein ſchöner ſchwarzgelockter Jüngling mit ſchwarzen feurigen Augen. Lebhaft und frei in jeder Bewegung, grüßte er freundlich mit dem edelſten Anſtande die umgebende Menge. Es war der Infant Don Pedro — der faſt angebetete Liebling des Volks. Ihm folgte der Pater Timotheo von Oliveira, ein gelehrter Jeſuit, der damals Führer des jungen lebhaften Prinzen war.

Überhaupt führte mir dieſe Prozeſſion einige der bedeutendſten Perſonen eines Drama vor Augen, das 18 Jahre ſpäter mit einer ſo entſetzlich tragiſchen Kataſtrophe endigen ſollte.

So ſah ich dort in unmittelbarer Nähe des Königs den wohlbeleibten Don Joſe Maſcarenhas, Herzog von Aveiro, der den Poſten eines Oberhofmeiſters bekleidete. Im Gefühl ſeiner Würde und ſeines Einfluſſes drängte er ſich Allen vor, wie empfindlich auch die dadurch geärgerte Markiſe Donna Leonora von Tavora es zu bemerken ſchien. Sie war ſchon in den Dreißigen ihres Lebensalters, in welchen andere portugieſiſche Frauen ſchon abſchreckend alt und häßlich zu werden pflegen. Allein ein ſtarkes Embonpoint hatte ihr jene Fülle der Geſtalt verliehen, die manche Männer im Geſchmack des Orients ſo reizend finden. Ihr Gemahl, Don Francesco von Aſſis, Markis von Tavora, General der Kavallerie, lebte mit dem Herzoge in geſpannten Verhältniſſen und hatte Mühe, bei dieſer unvermeidlichen Annäherung einen Blick des Haſſes zu unterdrücken, womit er ſich für manche von ihm erfahrene Zurückſetzung und Demüthigung unwillkürlich rächte.

Indem dieſe hohen Herrſchaften mit ihren Gefolgen und fackeltragenden Dienern der Proceſſion ſich anſchloſſen, die mit jedem Augenblick einen längeren Kometenſchweif vor-

Lichtflammen bekam, ging der Zug an den Ufern des Tajo entlang, wo ſich die herrlichſten Reflexe der langen Lichterreihen in den Wellen bildeten, und zog ſich dann nach den Höhen von Alcantara hinauf.

Welcher Fremde hätte nicht geglaubt, daß in einer Proceſſion, die bis über tauſend Menſchen angeſchwollen war und ſich immerfort an knieenden Menſchen vorüberbewegte, eine Summe von religiöſen Sympathien und frommen Gefühlen zum Himmel aufgeſchwungen hätte, die wenigſtens der Würde einer religiöſen Handlung von ſo allgemeiner Theilnahme oder dem Ernſt des Zwecks, einem Sterbenden die heiligen Sacramente zu bringen, angemeſſen geweſen wäre? Allein dem war nicht ſo. Die Religion beſteht für den Portugieſen allein in den äußern Ceremonien, die er gewiſſenhaft erfüllt. Aber er denkt und fühlt nicht dabei. Er iſt der leichtſinnige Franzoſe der pyrenaiſchen Halbinſel. Die muntere Portugeſa hüpft zur Meſſe wie zum Tanzboden, kokettirt durch reizenden Augenaufſchlag mit den Heiligen, denkt dabei an ihren Namorado, der in der Nähe lauſcht, und kennt nicht die leidenſchaftliche Glut der Andacht einer betenden Neapolitanerin. So folgte man auch hier paarweiſe plaudernd und ſcherzend dem Allerheiligſten, ſelbſt die vollen Geſichter der Mönche nickten wohl vertraulich einem hübſchen ſchelmiſchen Beichtkinde zu, das am Wege kniete — und an die Sterbende dachte Niemand, als etwa ein Paar baarfüßige Bettelmönche, die um der Wunden Jeſu willen um Schnupftaback für die arme Seele der Sterbenden im Fegfeuer bettelten. Die Begleitenden unterließen es nicht, aus dem zahlreichen Gefolge des Nossa pai auf Geneſung des Kranken zu ſchließen. Denn, meinten ſie, — ein Gebet eines einzelnen Menſchen hilft freilich nicht viel; denn Gott und ſeine Heiligen haben mehr zu thun, als auf jeden Einzelnen zu hören. Aber etwas wirkt es doch immer, und deßhalb müſſen die Gebete in Maſſe ſehr wirkſam ſein.

H. C. R. Belani.

Bei'm Sonnenaufgang.

Bald kommet die Sonne; der Morgenwind
Erwachet aus ſeligen Träumen.
Er hebt ſich empor, ein lächelndes Kind,
Und koſ't mit den blühenden Bäumen.
Er fühlt ſich ſo wohl, er fühlt ſich ſo frei,
Verkündet den Blüthen, wie ſchön es ſei,
Der glänzenden Sonne zu dienen.

Nun weht er die ſchlummernden Böglein an
Und küſſet ihr weiches Gefieder.
Sie fühlen des glücklichen Schmeichlers Nah'n
Und bringen, noch träumend, ihm Lieder.
Dann kehrt er im Thale bei Blumen ein
Und ſingt ihnen vor von der Sonne Schein
Und läutet die blühenden Glöckchen.

Jetzt wehet herauf aus dem ſtillen Thal
Der Morgenwind zu mir als Bote.
Es kommt mit ihm grüßend der erſte Strahl
Vom ſchimmernden Morgenrothe.
Und hör' ich ihn ſingen, dann wird mir ſo leicht,
Er ſingt mir ein Mahrchen, dem keines gleicht,
Aus der Kindheit ſeligem Morgen.

Und wieder kommt mir das Mährchen in Sinn,
Wie ein Traum, den längſt man geträumet.
Ich ſehe auf Wald und auf Wieſe hin,
Mit Purpur iſt Alles geſäumet.
Da hält mich gefangen die Zauberwelt,
Die ſingend und klingend ſich aufgeſtellt —
Und die Sonne iſt aufgegangen!

Wilhelm Kilzer.

Caſtell an der Saar.

(Archäologiſcher Bericht.)

Am linken Grundrande des überaus reizenden Saarthals bilden, ungefähr fünf Stunden von Trier entfernt, zwei tief und ſteil eingeſenkte Querſchluchten eine durch ungeheure Felsmaſſen begränzte Landzunge. Die Gegend weithin beherrſchend erhebt ſie ſich faſt 300 Fuß hoch über den Waſſerſpiegel des Fluſſes. Ein ärmliches Dorf auf ihr, das noch heutzutage Caſtel heißt, — der an dieſem faſt parallel mit der Saar in tiefen Ravins vorüberfließende Bach Leuk, ein künſtlicher Erdwall — noch jetzt beinahe 40 Fuß hoch die Kehle jener Zunge ſchließend, — in die Felſen eingearbeitete Communicationstreppen und Falze für Thore und Brücken, endlich und vor Allem aber die hier aufgefundenen Ueberreſte von ſyſtematiſch geordneten Straßen und Gebäuden machen unläugbar, daß dies der Ort Castellum ad leucadam ſei, den vielleicht ſchon Cäſar befeſtigen, Germanicus aber erweitern und verſchönern ließ, als er 10 n. Ch. mit einem bedeutenden Heere in dieſer Gegend Winterquartiere bezog.

Mit einem Flächenraum von 2- bis 300 preußiſchen Morgen, fünf Sechstheilen, noch durch die Natur zur Unangreifbarkeit befeſtigt, im ſchwachen Punkte durch eins der rieſigſten Erdwerke vertheidigt, ſcheint Caſtell weniger ein Stationspunkt als vielmehr ein großes und wahrſcheinlich das einzige Fort auf der Strecke von Saarbrücken bis zur Vereinigung der Saar mit der Moſel geweſen zu ſein. Ihm zu Füßen und unter ſeinem unmittelbaren Schutze liegt auf dem andern Ufer, grade gegenüber, das mehr Raum bietende Serrig (Seriacum). In Bezug hierauf möchte man in Caſtell eine Art von Citadelle erkennen, die, indem ſie gleichzeitig der mehr vorwärts und jenſeits der Leuk ungefähr 2 Stunden entfernt gelegnen Stellung von Merzkirchen einen mittelbaren Halt gab, zur Beherrſchung des Communicationsweges zwiſchen den von Trier nach Metz und Saarbrücken führenden großen Straßen beſtimmt war. Eine Hypotheſe, die, wie ſie aus der Betrachtung jener faſt Schritt für Schritt leicht zu verfolgenden Straßenzüge hervorging, in ihr auch einige Unterſtützung finden möchte.

Auf den Plateaus der Waſſerſcheiden der Saar, und bis zu gewiſſen Punkten faſt parallel mit dem Fluſſe, führten nämlich von Trier aus zwei große Heerſtraßen, die eine nach Metz, die andre nach Saarbrücken. Beide wurden vom Caſtell Guſenburg her durch eine dritte der Quere nach durchſchnitten und in ſich verbunden. *)

Die erſte dieſer Straßen führte von Trier über die Saar bei Conz nach Tawern, dann den Metzerberg hinauf, zwiſchen Ohnsdorf und Kümern über den Colmerberg und ſo längs der Waſſerſcheide der Moſel und Saar bis zum jetzigen Helenenkreuz. Hier theilte ſie ſich und zweigte den einen Aſt über Rommelfangen und Esbingen nach Palzem bis an die Moſel ab, wo er unfern von Remich bei Bredimus überging und dann in die große Straße jenſeits der Moſel einfiel. Der andere erſtreckte ſich über Merzkirchen durch den Michelsbuſch bei Kief vorbei über Ritzing und Bouzonville nach Metz.

Die zweite Straße führte von Trier über den Wolfsberg durch den Mattheiſerwald über die Pellinger Höhe, die Pellinger Haide, durch die Weilinger Lohhecken, den Fuchswald bei Zerff vorbei über den Schwarzwald, Weiskirchen ꝛc. nach Saarbrücken.

Die dritte Straße, welche von Guſenburg her die eben beſchriebenen in ſich verbindet, geht nördlich an Gauſcheid vorbei durch das Wadrillthal über den Irrwald, den Teufelskopf, ſchneidet auf dem Schwarzwalde die Trier-Saarbrückner Straße, zieht ſich dann bei Greimerath vorbei über den Ueckersberg, Greimerskopf und Wirzberg nach Serrig. Hier überſpringt ſie die Saar, berührt Caſtell, geht von da zwiſchen Traſſem und Collesleuken über die Leuk und knüpft endlich bei Merzkirchen an.

(Schluß folgt.)

---

*) Ein Blick auf die 197ſte und [illegible] Sektion der Neumannſchen Charte wird die Ueberſicht erleichtern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 166. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerſtag, 16. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Fortſetzung.)

Wäre ich ſo engherzig, um nur Norweger zu ſein, ſo eitel und kleinlich, um nur die Begegniſſe meiner Perſon in Betracht zu ziehen, ich würde vielleicht mit einem behaglichen Gefühl patriotiſcher und perſönlicher Befriedigung in den Norden zurückkehren. Dein junger Norweger, mein Glommen, war überall, wo er ſich zeigte, eine Erſcheinung, welche eine ganz beſondere Art von Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Er fand in den Geſellſchaften der Hauptſtädte eine ſo neugierige und ſchmeichelhafte Betrachtung, daß er, um nicht eitel zu werden, ſich öfter den Gedanken vergegenwärtigen mußte, man begrüße in ihm nur ſein intereſſantes Vaterland und mache ſeiner romantiſchen Abkunft ein höfliches Compliment. Die Salons von Paris und London, von Mailand und Berlin thaten ſchön und zierten ſich mit dem jungen Norweger; die luſtigen Elegants ſchüttelten ihm altväterlich bieder die Hand, und die lüſternen Damen blickten ihm ſo unſchuldig in die Augen, als ob ſie ihre Blicke den Sennerinnen der höchſten Alpenthäler geſtohlen hätten.

Weiß der Himmel, ich verlangte und erwartete nichts von dem.

Ich ſuchte auf dieſer Höhe der Geſellſchaft die Menſchen auf, welche die revolutionäre Zeit auf ihr Schwungrad genommen und nach oben geführt hatte, die Häupter der neuen ſocialen Ideen, das geſellſchaftliche Unterhaus der Nation, würdig gegenübergeſtellt der alten antiſocialen Adelsklique, welche vor der franzöſiſchen Revolution die gute Geſellſchaft ſo ausſchließlich repräſentirte, wie ſie im Beſitze der höhern Staatswürden ſich befand. Kurz, ich ſuchte die Geſellſchaft des neunzehnten Jahrhunderts, die Frucht eines halbhundertjährigen Völker- und Ideenkampfes und der hochgerühmten immer fortſchreitenden Civiliſation.

Saubere Frucht, fluchwürdige Civiliſation, welche die ehrloſeſte und verderblichſte aller Ariſtokratien, die des Reichthums, zu der Ariſtokratie der Geburt hinzugefügt und Roturiers zu Herren der Nation gemacht hatte.

Dort oben, im Sonnenſchein des Glückes, ſah ich rieſige Giftpflanzen, emporgeſchoſſen aus Sumpf und Moder, Brillenſchlangen, die halbe Königreiche zum Frühſtück verzehrten, feiſte Blutigel, die ganze Nationen ausſchröpften.

Und am Fuße dieſer hohen und noblen Geſellſchaft lagerte ſich eine grauſige Wolke des Elends, aus deren gelblich ſchwarzem Qualme mich von Zeit zu Zeit ein hohläugiges Kindergeſicht, ein bleifarbiger Maſchinenengel anſtarrte.

Europa, Frankreich an der Spitze, war um die Früchte ſeiner Kämpfe und Anſtrengungen ſchändlich betrogen. Wie ſich auch Kraft an Kraft entwickelte, moraliſch, politiſch, mechaniſch, es ruhte ein Fluch auf ihrer Entwickelung, und ſie mußte ſich, auch widerſtrebend, der Gewalt eines böſen Dämons überlaſſen, der ſie an den Triumphwagen des ſcheußlichſten Egoismus ſpannte.

Die Revolutionen trieben auf kurze Zeit einen Teufel aus, und dieſer war zurückgekehrt mit ſieben andern Geiſtern, die ärger, als er ſelbſt.

Und des Elendes ſah ich kein Ende, nur Steigerung, Ausdehnung über den ganzen Erdkreis.

Werde ich mit ſolchen Erfahrungen und Geſichten das Glück wiederfinden, wo ich es ließ, an deinem Ufer, mein Glommen?

Dieſe Mathilde F. iſt eine Bekanntſchaft, die mich überraſcht. Ich ſtaune, und wage kaum den tiefen Eindruck zu prüfen, den ſie auf mich macht. Sie iſt mir eine reizende Unbegreiflichkeit. Wäre ich der Vater der Saintſimoniſten, ſo würde ich mich verſucht fühlen, die endliche Erſcheinung des Weibes in ihr zu begrüßen und den couple revelateur mit ihr zu ſtiften. Wäre ich Katholik und Dichter, ich würde in dem ſchmerzlich ironiſchen Zuge ihres Madonnengeſichts den Unheil deutenden Geſichtszug einer neuen Madonna leſen, die an ihrem eigenen Sohne zweifelt.

Der Graf P. macht ihr ernſtlich den Hof. Es iſt derſelbe Graf, der in Florenz einem ſchnöde beleidigten Freunde und Landsmann von mir Genugthuung verweigerte, und in der ſchriftlichen Antwort, die er deshalb gab, ſich ſpöttiſch auf den Storthing vom Jahre 1824 berief; — der habe bekanntlich allen Adel in Norwegen aufgehoben und damit auch alle Norweger für unſatisfaktionsfähig erklärt!

Mathilde nimmt ſeine zuverſichtlichen Galanterien kalt und höflich auf. Sie hat entſchieden etwas gegen ihn, während ihr Vater, einer der reichſten hieſigen Banquiers, in der Verbindung ſeines Hauſes mit einem alten reichsgräflichen, und noch dazu begüterten und einflußreichen Hauſe den Gipfel ſeines Ehrgeizes zu ſehen ſcheint. Der Mann ſteht im Ankaufe einer Baronie, ob er gleich ſchon vier Rittergüter in verſchiedenen benachbarten Provinzen beſitzt.

Heut Nachmittag war ich eingeladen auf dem Landhauſe ihres Vaters, eine Meile von der Stadt. Sie hatte dort eine Gartengeſellſchaft verſammelt, die aus eben ſo vielen Herren als Damen beſtand. Jeder Herr loſte ſich auf ihren Befehl die Dame, die er zu Tiſche führen, und die übrige Hälfte des Tages unterhalten ſollte. Sie ſelber behielt ſich die Wahl frei und erzeigte mir als Fremden die Ehre. Nach Tiſch erging man ſich paarweiſe in den weitläufigen Anlagen des Gartens. Mathilde führte mich zu ihrem Lieblingsſitze unter eine alte mächtige Buche. Sie fragte mich nach Heinrich Steffens.

(Fortſetzung folgt.)

Der Kettenſchmied.

Ein Mährchentraum von Henriette Ottenheimer.

(Stuttgart, Brodhag. 1835.)

Schallet hinaus in die Welt und hinein in jedes Herz, Lieder der Noth, der Sehnſucht, der Hoffnung, der Treue! Fliegt wie Waldvöglein, die lang im Käfig eingeſperrt waren und um Freiheit klagten, und nun vor jeden andern Käfig hinfliegen und denen drinnen ſagen, wie ſüß Freiheit iſt! Flieget bei Nacht, wann alles Geklimper des Goldes das Gewiſſen nicht einlullen, wann alle Triller von Maitreſſen den Nothſchrei der Vernunft nicht hinwegſchmeicheln können, an die weichen Betten, und wenn die ſchweren ſeidnen Vorhänge auseinanderrauſchen, und irgend einer blinzelnd hervorguckt, wer die Nacht-Ruhe ſtöre, ſo tönet Klagelieder derer, die an den Waſſern gefeſſelt ſitzen, ſo tönet Lerchenlieder des Glaubens an die ewige Liebe und Treue!

Wohin hat die Gegenwart ſogar den Schmerz vertrieben? In die ſtille Freiſtatt des Mährchens hinein, deren Schwelle kein Zelot findet, und göß' er auch einen Strom Weihwaſſer hin und zündete er tauſend geweihte Kerzen an. Die Hoffnung ſelbſt iſt dieſer albernen egoiſtiſchen Gegenwart faſt zum ungläubigen Mährchen geworden, denn Gedanken werden verſteinert und tragen als Karyatiden den Balkon, auf deſſen Geländer der Leichtſinn ſich ſchaukelt, wahnſinnig hinabhängelnd in den tauſendäugig heraufblickenden, tauſendarmig herauflangenden Abgrund.

Aber das Mährchen von der Knechtſchaft des Judenvolks iſt eine blutige Wahrheit. Der mährchenhafte Ahasverus wandert ja noch mitten unter uns, — ob er die Schande von Jahrtauſenden, ob Ketten trägt, ob er als unbekannter Schacherjude in ſeinem Zwergſack Gold ſchleppt, — das iſt gleichviel; er trägt! Kein Gabriel Rieſſer hat ihn noch emancipirt; ſeine Exiſtenz iſt ſein Fluch. Wir ſagen uns wechſelſeitige Artigkeiten, wie ungeheuer human wir allerſeits geworden ſind; und Rotteck, der für die Freiheit ſpricht, wirft ſeinen Namen in die Wagſchale, daß die Frage des Judenvolks wie leichte Waare, wie unnützer Tand hoch in die Lüfte ſchnellt!

Und doch ſind es nur zwei Kämpfe, an denen die Gegenwart noch ungeſtraft Theil nehmen darf, aus welchem auch für die Zukunft Heil zu hoffen iſt; der Kampf für die Exiſtenz des Judenthums, der Kampf gegen die neuen Häupter an der alten Hydra des Pfaffenthums. Der Kampf für das Judenthum iſt unſere eigene Lebensfrage, wie der Kampf gegen das Pfaffenthum die Nothwehr der Vernunft. So lange euch in all eurer ſogenannten Cultur ein ſo abgeſchmacktes Vorurtheil, wie das gegen das Judenthum, blos deßhalb gängelt, weil eure Väter albern genug waren, ſich dran gängeln zu laſſen, oder ſchlecht genug, es eben ſo zu benutzen wie den epidemiſchen Unſinn des Hexenweſens, — ſo lang verdient ihr nicht, daß auch nur Freiheits-Sehnſucht ſich in eure Träume ſchleiche; ach, käme Freiheit plötzlich erſt gar im Blitzglanz ihrer Urgöttlichkeit dicht vor eure Stirn, vor euer Herz, — eure plumpe, papierene oder ſtroherne Körperlichkeit könnte den Feuerkuß der Himmelstochter ſo wenig vertragen, wie Semele die Umarmung Jupiters.

Und wir rühmen uns Männer zu ſein?! Laßt uns in die Schule gehen und lernen, wie man ſich ſchämt, ohne roth zu werden.

So oft ich auf dies Thema komme, fühle ich den Stich eines Scorpions im Herzen, den Fluch der Zeit: das geiſtige Eunuchenthum; wie jener Atys entmannen wir uns ſelbſt den Willen, die That, — durch Grübeln, durch Geſchwätz; wir entmannen uns aus Fanatismus wie Origenes. Statt daß wir wie bei einer Feuersbrunſt Hand in Hand eine lange Kette ſchließen, die Eimer zu reichen, unſers Bruders Haus zu retten, — gaffen wir, blödſinnig durcheinander wirrend, die Feuersbrunſt wie ein Luſtfeuer an, bis unſer eigenes Haus in Aſche ſinkt.

Wer ſagt mir, daß dies nicht buchſtäblich wahr iſt? Wer will ſeinen kleinen philiſterhaften Eigennutz, ſeinen Hausgötzen als Orakel anbeten? — —

Arme Sängerin eines zertretenen Volkes! Umſonſt ſtrömt dein Herzblut in Liedern, umſonſt ſchließeſt du das Paradies der ewigen Liebe und Treue auf, wenn du wähnſt, daß du jetzt von vielen Andern verſtanden wirſt, als von deinen Brüdern! Und doch ſei dir dies genug! Manche Thräne trocknet ja dein Lied.

Der alte Gott lebt noch. Die nach uns kommen, mögen Freuden ärnten, wenn auch ihre Väter mit einem einzigen großen Weh im Herzen geſtorben ſind. Doch *wir leben* ja noch, haben ja noch manches Jahr zu leben. Und wer ein *Mann* iſt, der wird die Hände nicht in den Schooß legen, und Gedanken nicht als bloße Gedanken verwittern laſſen. Wir müſſen *Söhne* zeugen.

Nicht in den Winkel, treue Harfe! Hoch auf Bergeshöhen ſie hingeſtellt und friſche Töne heraus, und wir Männer wollen mitſingen; der Sturm, von Oſten einher brauſend, trägt die Lieder weiter. Die Prophezeihung der Hoffnung *muß* ſich erfüllen; denn Gott iſt uns Allen der Eine, — er iſt die Liebe.

Die Prophezeihung ſelbſt aber, eine rechte Frühlingsüberzeugung möge hier an ſeinem Platze ſtehen, und dem deutſchen Leſer ins Herz hinein ſagen, was mit dem „Mährchentraum" der Dichterin gemeint iſt:

Erfüllung.

Im Herzen, das die Bruſt der Erde —
Seit einſt, daß ſie dem Nichts entſteige,
Des Weltenordners mächtig: Werde!
Sie wach rief, aus chaot'ſchem Traume
Bewegt, mit warmer Lebensfeder
Und deſſen göttliches Geäder,
Sein Lichtblut pulſt durch alle Zweige
Am zaubervollen Schöpfungsbaume
Im Herzen, das die Blüthen küßt,
Wenn ſie der Weſte Mund umkoſet,
Und das ein Theil der Sonne iſt,
Durch welche Lenzpracht grünt und roſet;
In dieſes Herzens Gartenpracht,
Die ihre Düfte allhin dringet,
In dieſem Melodienſchacht,
Der liederreich die Welt durchklinget,
Iſt eine tiefverborgne Kammer,
D'rin klopft ein nimmer müder Hammer
Durch Lichtgeſang den Ton der Nacht.
Ach, das kalte Dunkel,
Durch welches ſo lang
Kein Sternenfunkel,
Kein Sonnenſtrahl drang,
Ein Geheimniß umfließt es
Auch dunkel und kalt,
Eine Schmiede umſchließt es,
Jahrtauſende alt.
Und am Ambos waltet
Ein finſterer Greis,
Sein Haupt iſt erkaltet
Und gletſcherweiß;
Doch ſein Buſen, der Ort,
Wo das Herz ſonſt ruht, —
Der Gefühle friedlicher Hort, —
Sprüht als Eſſe ſo ſchaurig wilde Glut,
Als nähre, ſtatt Oels, ſie der Menſchheit Blut.

Jahrtauſende lang dieſe Eſſe ſchon flammt,
So lang' auch ſitzt ſchon der Greis hier gebannt,
Gefeſſelt zum Kettenſchmieden verdammt,
Den Hammer in der entfleiſchten Hand.

Mechaniſch ſchwingt er
Ihn ohne Ruh',
Mechaniſch ſingt er
Dies Lied dazu:

„Kalte Glut iſt meine Seele,
Ew'ges Eis mein Flammenblut,
Daß *gequält* ich *Andre* quäle,
Gibt allein mir Lebensmuth.
Freudig ſchwing' ich meinen Hammer,
Bringt es doch der Menſchheit Jammer.
Klopfe ohne Unterlaß,
Fröhlich, denn ich bin der Haß.

Ton, der *Nacht* der Welt bedeutet,
Mußt erſetzen meinen Tag,
Meine Morgenglocke läutet
An der Freiheit Sarkophag.
Kann man mit geſchloſſ'nen Augen
Licht aus Sonnenſtrahlen ſaugen?
Kann in *Ketten* ohne Grau'n
And're man *beſchwingt* erſchau'n? —

Nein! Und weil, — was Glück mir däuchte, —
Weil im Aetherocean
Ich die goldne Weltenleuchte
Leider nicht verlöſchen kann;
Weil ich nicht, — wie dem Geſchicke
Es gefiel, mit meinem Blicke,
Den in ew'ge Nacht es warf, —
Aller Blicke blenden darf;

Darum will ich nachtumweben
Mit dem Dunkel Leidenſchaft,
Inn'rer Augen Sonnenleben,
Freier Geiſter Sehenskraft,
Will, — weil ich der Menſchheit Glieder
Nicht gefeſſelt zu mir nieder
Ziehen darf, — aus Dornenerz
Feſſeln werfen um ihr Herz.

Werde müd' nicht, Hand, zu ſchmieden
Frohen Fleißes Ring an Ring,
Särge für den Freiheitsfrieden,
Zügel für den Schmetterling,
Den ſie ihre Seele nennen.
Nicht wahr, meine Ketten brennen? —
Ketten ſind der Seelen Pein,
D'rum will Kettenſchmied ich ſein."

An dieſe Kammer, tiefverborgen,
Klopft jetzt mit klarem Strahlenfinger
Ein freundlicher Erweckungsmorgen;
Die Hand der frommen Meeresfeie
Iſt kraftbeſeelt von ihrem Horte,
Und ſprengt, ein milder Nachtbezwinger,
Die in der Erde tiefem Schoße
Wolkenverhüllte Jammerpforte;
Sie hat, treu ihrem ſtillen Eide
Und treu dem ihr vertrauten Leide,
Das tauſend Herzen troſtlos nähren,
Die Quelle bitt'rer Volkeszähren
Allüberall mit kräft'gem Willen
Geſucht, um endlich ſie zu ſtillen;
Damit doch ihres Spiegels Bilder, —
Die noch nicht glücklicher und milder
Sie anſeh'n aus dem thränenvollen
Und ſchmerzumflorten Perlenauge, —
Durch Freude ſich verklären ſollen
Und *ſie* auch Freude daraus ſauge;
Sie hofft mit kindlichem Vertrauen
Das Heißerſehnte zu erreichen, —
Der Menſchheit Einungsfeſt zu feiern, —
Und ſolche Hingebung täuſcht nie
Und ſolchem Streben folgt Gelingen.
Lang' kann Gewährung ſich verſchleiern, —
Es iſt, als ob ſie ewig flieh', —
Doch folgt auf treues Glauben — *Schauen*,
Und treu und freudig glaubet ſie.
Jetzt, — wie ein Strahl vom Himmelsbogen, —
Kommt ſie zur trauervollen Schmiede,
Ein ſanfter Arzt, herangezogen;
Sie lauſcht entſetzt dem kalten Liede,
Sie hört des Hammers dumpfen Schlag
Und trägt, — ein reiner Himmelstraum, —
Ein gottgeſandter Seelentag, —
Verklärung in den trüben Raum.
Sie naht dem Greiſe
Beſchwingten Fußes, —

Verſöhnung der Schuld, —
Und ſtatt des Grußes
Küßt ſie ihn leiſe
Mit Lippen voll Huld,
Mit dem Freiheitskuß,
Der von ſeinen Gliedern
Und von den geſchloſſ'nen Augenliedern
Die dornige Feſſel ſchmelzen muß.
O welch ein Kuß!
Erwarmung haucht er
Auf Schläfe ſo kalt,
In Jugend taucht er
Des Greiſes Geſtalt,
In Einklang löſ't er
Des Streites Macht,
Denn Sonnenlicht ſtöß't er
In's Herz der Nacht.
Die Puppe entſtreift er
Dem Schmetterlinge,
Die Freiheit reißt er
Und macht zur Schwinge
Die Kettenringe,
Die, — weil der Kuß ihm Augen gibt, —
Nicht länger der blinde Kettenſchmied
Als Schranke um's Herz der Menſchheit zieht;
Denn, — er ſieht ja jetzt, und wer ſieht, der liebt.
   Und jetzt iſt Sonnenblüthes Spiegel
Beſeelt von einem andern Geiſt,
Es löſ'te ja ſein Trauerſiegel
Auch jener Kuß, der Liebe heißt.
Er iſt ihr Lohn, denn Freudenſchrift
Lieſ't ſie, ſo oft ihr Blick ihn trifft;
Sie lieſt: Du baueſt uns die Brücke
Zum einzigechten Menſchenglücke,
Haſt unſerm Wirken, unſerm Streben, —
Ein Heil, das uns ſo lang verwarf, —
Ein irdiſch Vaterland gegeben,
Das treuer Söhne wohl bedarf,
Haſt hold uns an den Tiſch geladen,
Von dem man uns ſo lang entfernte,
Und wir auch ſtreu'n jetzt friſche Saaten,
Zukünftiger Geſchlechter Ernte;
Die Feſſel drückte gar zu ſchwer,
Und blut'ge Thränen ſind gefloſſen,
Doch deine Hand hat uns erſchloſſen
Der heißen Sehnſucht reiche Welt,
Der Freiheit ew'ges Frühlingszelt,
Und uns umwallt ein Balſam-Meer,
Um unſ're Wunden heil zu baden.
Und alle Dunkel ſind erhellt,
Kein Raum der Bruſt mehr liebeleer,
Und keine Kette gibt es mehr,
Als die unſterbliche der Thaten,
An die ſich alle Geiſter reihen,
Damit, werth der Unſterblichkeit,
Bei'm Scheiden einſt von Raum und Zeit
Auch ſie und ihre Kräfte ſeien.

Und die Schmiede verſank; ihr dunkel Grauen
War nur des Haſſes Stempel,
Lichtſäulen ſind jetzt ſtatt ihrer zu ſchauen,
Die tragen den herrlichſten Tempel,
Den Freiheitstempel, den Tempel der Lieb',
Der Jedem zum Thatenbethaus blieb,
   Welch Glaubens er immer ſei;
Und glanzgewoben ſteh'n über der Pforte
Mit Sternenſchrift die ewigen Worte:
   Wer liebt, iſt frei.

Hoffentlich werden deutſche Herzen dies verſtehen, und ſich an dem ganzen reichen Liederquell laben.

Eduard Duller.

Buntes.

∴ Vauquelin und Demoiſelle Düpuis. Das zurückgezogene Leben Vauquelin's, des Herrn von Deiveteaux, gab nicht ſelten den Anbetern der Ninon de Lenclos, den ſogenannten Oiseaux des Tournelles, einen Stoff der Unterhaltung. Vauquelin, der, wie die meiſten an Geiſt und Bildung hervorragenden Männer jener Zeit, dieſer Schule des Anſtandes angehörte, wurde ſehr ungern vermißt. Man konnte ſich ſeine Zurückgezogenheit um ſo weniger erklären, als man in ihm grade einen der Genußſüchtigſten, einen der entſchiedenſten Epikuräer erkannte. Ninon nahm ſich endlich vor, ihren alten Freund in ſeiner Einſamkeit aufzuſuchen, um ihn recht bald im Triumphe wieder einzuführen. Soviel ſie wußte, hatte Vauquelin einige Verluſte erlitten; daß ſein ſtilles, reſignirtes Leben die Folge davon wäre, war ihr nur zu wahrſcheinlich. Ninon nahm den innigſten Antheil an dem Looſe ihrer Freunde; daher überdachte ſie den ganzen Weg, was ſie ihrem bon homme, wie ſie ihn zu nennen pflegte, bei ihrem erſten Wiederbegrüßen zum Troſte und zur Ermunterung ſagen ſollte. — Aber Vauquelin bedurfte ihres Troſtes nicht; Vauquelin war glücklicher, als zu irgend einer andern Zeit; Vauquelin hatte ſich mit einer Harfenſpielerin vermählt; Vauquelin iſt zum arkadiſchen Schäfer geworden. — Eines Abends nämlich fand Vauquelin vor den Thoren ſeines Hotels ein junges Mädchen ohnmächtig liegen. Er wandte, nachdem er ſie mitleidsvoll bei ſich aufgenommen hatte, alle möglichen Mittel an, ihre ſchlummernden Lebensgeiſter wieder aufzuwecken. Ihre ſchöne, reizende Geſtalt machte im erſten Augenblick einen tiefen Eindruck auf ihn. Kaum athmete ſie wieder, als ſie ſich nach ihrer Harfe, ihrer einzigen Habe, umſah. Anſtändig ſich verbeugend griff ſie in die Saiten und ſang mit allen Gefühlen eines tief empfindenden Herzens ein Lied, worin ſie ſoviel als möglich ihre Dankbarkeit an den Tag legte. Vauquelin war tief ergriffen. Sie ſehen, hören, lieben und ihr ſeine Hand anbieten — waren Ergebniſſe eines Augenblicks. Sie war natürlich leicht zu beſtimmen. Demoiſelle Dupuis, die in den elenden Tavernen um einige Sous ſpielen und ſingen mußte, wurde jetzt die Gemahlin Vauquelin's, des Erziehers Ludwigs des XIII., — wurde jetzt die Beſitzerin eines Palaſtes im Faubourg Saint-Germain, vor welchem ſie ohnmächtig beinah' verſchmachtet wäre. — Die Glücklichen blieben recht lange in der Stadt. Vauquelin hatte eine große Vorliebe für das Landleben. Ein ſchönes Gut, wo er ungeſtört nach Herzensluſt mit ſeiner liebenswürdigen Gemahlin leben konnte, nahm ihn auf. Er wollte ſich verjüngen und übernahm, obgleich ſchon 70 Jahre alt, die Rolle eines Koridon. Sie waren ſich beide genug; er kleidete ſich als Schäfer, ſie als Schäferin. Auf dem Graſe ausgeſtreckt, hörte er nur die Zaubertöne, welche Phyllis ihrem Inſtrumente entlockte. Vögel flatterten um ſie herum und ſetzten ſich, von harmoniſch ſüßer Gewalt verlockt, auf die Harfe, um zuletzt, wie von Wolluſt berauſcht, in den Schooß der Schäferin faſt entſeelt niederzuſinken. Dieſe kleine Galanterie, an welche man die Waldbewohner gewöhnt hatte, war für den philoſophiſchen Schäfer das angenehmſte Schauſpiel. Schäfer und Schäferin ſammelten, wie ſie ſich ſelbſt zu bereden ſuchten, ihre zerſtreuten Heerden. Zärtlichere Eklogen, als ſie ein Geßner erfinden konnte, waren ihre Geſpräche. — Man denke ſich das Erſtaunen der Ninon, als ſie ſtatt des ſchmucken, galanten Edelmanns einen arkadiſchen Schäfer vor ſich ſah! Welche Metamorphoſe! — Ganz komplett war der Anzug, und Vauquelin hätte auf der Stelle in jedem Theater auftreten können. Den Schäferſtab in Händen, die Taſche an der Seite, den Strohhut mit rothem Seidenfutter auf dem Haupte. Ninon wußte ſich kaum zu finden, und da Vauquelin ſcherzweiſe von Phyllis, Heerden und Raſen allerlei, ſie anredend, vorbrachte, ſo verwandelte ſich ihre anfängliche Verwunderung recht bald in theilnehmenden Schmerz: „Gott! mein Freund, was fangen Sie an? — ſchreckliches Unglück!“ rief ſie händeringend aus. Vauquelin befreite Ninon alsdann von ihrem Schmerze und machte ſie mit ſeiner liebenswürdigen Schäferin bekannt. Das Geſicht, die Geſtalt, der Geiſt der letztern erfüllte ſie mit Liebe und Bewunderung. Vauquelin ſchien ihr beneidenswerth glücklich; — Grund genug, von ihrem Vorhaben abzuſtehen, ihn in das ſtürmiſche Stadtgewoge wieder hineinzureißen. Sie zog es ſtatt deſſen vor, ihn mit ihren Freunden zuweilen in ſeinem Arkadien aufzuſuchen. Vauquelin gefiel ſich in dieſem neuen Leben ſo ſehr, daß er bis zu ſeinem Tode darin verharrte. — Auch dieſer, der Tod des Mannes, war eben ſo poetiſch wie ſein Leben. Die von ihm angebetete Schäferin mußte ihm vor ſeinem Verſcheiden das Lied zur Harfe ſingen, womit ſie ſich zuerſt ſein Herz gewonnen hatte. Unter den ſüßen Tönen gab er ohne ſichtlichen Schmerz, ohne alle Geſichtsverzerrung ſeinen Geiſt auf. Das rothe Band, das er vor langer Zeit von der Ninon als ein Zeichen ihrer Liebe empfangen hatte, lag neben ihm. Es war mit dem letzten Pulsſchlage ſeinen Händen entfallen.

∴ Deutz, welcher durch ſein Benehmen gegen die Herzogin von Berry zu einer ziemlich zweideutigen Celebrität gelangte, hat eine Broſchüre über die Gefangennehmung jener Fürſtin drucken laſſen, worin er ſich zu rechtfertigen und die Schande des Verraths dadurch von ſich abzuwälzen ſucht, daß er erklärt, ſeine That nicht aus Gewinnſucht, ſondern aus reiner Liebe zu Frankreich, und in der Abſicht, durch dieſen coup de main den Ausbruch eines Bürgerkrieges zu erſticken, begangen zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 167. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 17. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Fortſetzung.)

Wir Norweger erkennen ihn gern und willig als unſern Landsmann an, obgleich ſeine Geburt in Norwegen nur ein zufälliges Reiſeabentheuer ſeiner däniſchen Mutter war. Sie wollte von mir wiſſen, ob ſeine Natur und Sittenſchilderungen ſo verläſſig und lebenstreu wären, als ſie in der That ſchienen. Ich bejahte dieſes und ließ mich hinreißen, ihr auf meine Weiſe eine Nachempfindung dieſer erhabenen und reinen Gebirgswelt zu geben. Kein Fremder, ſagte ich, wird auch nur eine flüchtige Reiſe durch Norwegen machen, ohne daß ſich ihm der eine große Charakter dieſes Landes, die freie Selbſtſtändigkeit der Naturweſen und der Menſchen aufdränge. Die Ströme fließen ſich ſelber, die Berge ſtehen ſich ſelber, die Menſchen gehen ſich ſelber. Dennoch faßt ſie alle ein Rahmen und ſie ſcheinen von gegenſeitiger Achtung durchdrungen zu ſein. Die Natur gebietet dieſe Achtung. Sie zwingt den Norweger zum Glück der Armuth, der Freiheit und der Gleichheit, füllt ſeine Bruſt mit großen einfachen Bildern und gibt ſeinen Kräften eine gemeinſame edle Richtung. Vor allem wehrt ſie dem Krämerdünkel, der die Welt nur zum Handel und jeden Fuß zum Transport der Waaren geſchaffen glaubt. Ihm erſcheinen die rauſchend berauſchten, wilden, unſchiffbaren Ströme meiner Heimath als wahre Stromungeheuer und Flußmißgeburten. Allein jeder Schritt über die Felſen, jeder Blick auf die geharniſcht vorſpringenden Granitbrüſte, auf die drohend ſteilen Abhänge, die unbekümmerten, unbelaſteten, luſtig und wagehalſig dahinturnenden Ströme, die unbarmherzigen Klüfte, die jungfräulich klaren und tiefen See'n, und dann, jede Einkehr in die Hütte des freieſten und gebildetſten Landmanns von Europa, fodert die anmaßendſte oder krämerhafteſte Seele auf, einen Theil Dünkel nach dem andern fahren zu laſſen und hinter dem, was ihm nur von außen als leere Anmaßung, Titel, Beſitz unweſentlich anklebt, den geborenen wahren Menſchen herauszukehren. Einer ſo herausfordernden Natur und kräftig lauteren Menſchheit gegenüber muß er entweder fliehen und beſtehen, oder in ſein Nichts verſchwinden.

Gibt es, rief ſie plötzlich mit dem Feuer einer Korinna, gibt es keinen moraliſchen Zwang, der vermögend wäre, den Naturzwang, wo er fehlt, zu erſetzen und auf das Herz der Menſchen ähnliche Wirkungen hervorzubringen? Kann nicht ein Gott die ewigen Menſchenrechte als Felsſtücke und Alpenhäupter in die flache Ebene der Geſellſchaft ſchleudern, und den Menſchen etwas zu fürchten und zu klettern geben? Kann nicht der entfeſſelte himmliſche Strom der Poeſie über die Felſen hinabrauſchen und die unterdrückten Herzen wieder freudig zittern machen und Furcht und Schauer und Ohnmacht in die Herzen der Unterdrücker rauſchen?

Wie gern hätte ich den ſchönen Mund geküßt, der ſo begeiſterte Worte ſprach. Ich drückte ihr leiſe die Hand. Ob die Menſchenrechte, ſagte ich, je zu Felſen, die Poeſie je zum donnernden Strome wird, — ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß ſchon jetzt eine Schlucht, ein Abgrund ſich am Fuße dieſer Geſellſchaft öffnet, ſchauerlicher, tiefer und dunkeler, als irgend ein Abgrund der nordiſchen Fjällen u. ſ. w. — — —

Morgen wird ſie auf einige Tage verreiſen. Sie hat mir das Wort genommen, ihre Rückkehr abzuwarten. Ich leſe die Memoiren von Ouvrard. Welche Betrachtungen knüpfen ſich an dieſe Lektüre. Die Geldſpekulation ſchleicht auf tauſend, die Wohlfahrt der Geſellſchaft unterminirenden Wegen an das vorgeſteckte Ziel. Ihr Hauptmittel iſt, einen Mangel an Kredit, Geld, Korn, Waaren und Artikeln aller Art entweder herbeizuführen, oder auszuwittern und jedenfalls den vorhandenen mit dem ſchnödeſten Egoismus zu benutzen. So ſieht ein Ouvrard in der Zuſammenberufung der Generalſtände des Jahres 1789, ein Ereigniß, das eine große politiſche Aufregung, den Kampf der Partheien und damit einen lebhaften Wechſel von Schriften und Broſchüren veranlaſſen wird. Gleich, in Folge dieſer Bemerkung, ſchreitet er zum Ankaufe alles Druck- und Schreibpapiers, das in franzöſiſchen Fabriken vorräthig. Einige Zeit darauf brandſchatzt er das eifrig leſende Frankreich durch ſelbſtgeſetzte hohe Papierpreiſe. Damit legte Ouvrard den erſten Grund zu ſeinem Vermögen, das war der Antheil, den er nahm an dem Beginn der franzöſiſchen Revolution, und ſo benutzt Einer, der reich werden will, hinterrücks mit der Rechentafel ſtehend, die Begeiſterung ſeines Vaterlandes und ſeiner Zeitgenoſſen. Weit entfernt, ſich darüber zu ſchämen, ſpricht er davon in ſeinen Memoiren, wie von einem glücklichen Genieſtreich ſeiner Jugend. Werft mich, hörte ich denſelben Ouvrard einmal im Haag zu einer Geſellſchaft von Diplomaten ſagen, werft mich heute nackt auf die Straße, und erkundigt euch um ein Jahr, nach dem reichen Ouvrard. Das ſind die Menſchen, welche die Welt unter ihre Füße kriegen. Keiner iſt beſſer, die meiſten ſind ſchlechter, als dieſer Franzoſe, der noch den glücklichen Leichtſinn ſeiner Nation in das ihm intereſſante Spiel mit Millionen überträgt. Welchem unter ihnen könnte ich's auch nur begreiflich machen, daß Ouvrard mit ſeiner Papierſpekulation Frankreich einen ſchamloſen Streich geſpielt habe, der ihm zumal als jungen Franzoſen, die größte Schande mache? Es iſt lächerlich, dem heutigen Reichthum das Gefühl einer Scham anzumuthen, die etwa Cato's Stirn färben würde. Niemals aber hatte der Reichthum Scham, edlere Scham. Wie wäre er ſonſt Reichthum geworden? Vom Erzvater Abraham, der zuerſt ſein Schäfchen auf's Trockene brachte und von dem die Bibel erzählt, daß er ſehr reich war an Vieh, Silber und Gold, von Abraham an, der mit ſeinen Schaafen, Rindern, Eſeln, Kameelen, Knechten, Mägden und ſeiner in Pharaos Palaſte geſchändeten Hausehre aus dem naſſen Ägypten mit trocknen Juden zog, von ihm bis auf manche ſeiner Enkel, — welch' hohe Berge Goldes bilden die zuſammengeſchleppten Reichthümer, und dennoch mag ſich an ihrem Fuße ein Abgrund von Infamie öffnen, deſſen Tiefe durch alles Geld nicht auszufüllen. (Fortſ. f.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

2. Der Mittelſtand.

Atqui licet esse beatis.

In dem Mittelſtande in Paris trifft man viele brave, treuherzige Leute, Einzelne mit ganz geſunden Lebensanſichten, Wenige mit ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen. Zu dieſer zahlreichen und ehrenwerthen Klaſſe gehören die kleinen Hauseigenthümer und Bankiers, die Angeſtellten und Geſchäftsführer, beſonders aber alle diejenigen, welche wir überm Rhein unter der Kategorie der Gevatter Schneider und Handſchuhmacher zu begreifen pflegen, und welche man hier ſeit der Julirevolution Bourgeois Epiciers und Boutiquiers getauft hat. Wer die Welt und das Volk dieſer Epiciers ſtudieren will, muß das Quartier St. Denys bereiſen. Gleichwie das Faubourg St. Germain den Inbegriff der alten Ariſtokratie in ſich ſchließt, die Chauſſee d'Antin das Abbild der hohen Finanz und neuen Ariſtokratie, das Faubourg St. Antoine und das Quartier St. Marceau ausſchließlich nur von den arbeitenden und niederen Volksklaſſen bewohnt ſind, ſo iſt das Quartier St. Denis vorzugsweiſe der Sitz des gewerb- und handeltreibenden Standes, der kleinen Pariſer Induſtrie. Vom Boulevard St. Denis aus gelangt man durch die ſogenannte Porte St. Denis, einen prächtigen, zum Andenken und zur Verherrlichung der Siege Ludwig XIV. errichteten Triumphbogen, in eine endlos lange, ſchmutzige, enge Straße, welche von dem Boulevard an, dem ſie den Namen gibt, bis nahe gegen die Seine hin ſich fortziehet und in den Place du Châtelet mündet: das iſt die Rue Saint Denis, wo beſonders das Volk der Krämer ſich niedergelaſſen hat und ſein Weſen treibt. Verfolgt man den gewundenen Lauf dieſer Straße, ſo geht man immerfort zwiſchen zwei Reihen von Läden und Boutiquen; denn in der ganzen Ausdehnung der Straße möchte es ſchwer halten, ein Haus zu entdecken, deſſen Erdgeſchoß nicht in einen Kramladen oder in ein Magazin umgeſchaffen worden. Vor den Hausthüren ſind die ganze Straße entlang ganze Waarenballen aufgeſtapelt; der Tuchhändler hat ganze große Stücke Tuch über die Fenſterläden ausgehängt und der Gewürzkrämer die beſten Roſinen, Mandeln und Feigen vor den Laden herausgeſtellt, um die Naſchbegierde der Vorübergehenden zu reizen. Man hat Mühe, auf dieſen mit Waaren verrammelten Trottoirs, wo außerdem noch ſich eine wogende Menge hin und herdrängt, weiterzukommen; am Tage ſtreift man jeden Augenblick mit dem Hute und Rockärmel an flanellne Weſten und Unterhoſen, und des Nachts jagen Einem die mannshohen weißen Strümpfe, womit die Fenſterläden der Magazine bemalt ſind, unwillkürliche Angſt vor Geſpenſtern ein, während Einen das Geräuſch des Bündels hölzerner Lichter, welche jeder Krämer vom zweiten Stockwerk herausgehängt hat und die bei jeder Luftbewegung zuſammenſchlagen, an die Nähe von Klapperſchlangen erinnert. Dazu muß man immer gewärtigen, von einem vorüberrollenden Kabriolet oder Fiaker von unten bis oben mit Koth beſpritzt zu werden; denn die Gaſſe iſt ſchmal, eng und ſchmutzig und weder die Fröſte des Winters, noch die Hitze der Hundstage trocknen die in der Mitte befindlichen Rinnſteine aus. In der Gegend und Nahe des Marché des Innocens, wo die Straße am engſten und das Gedränge am größten iſt, hat man am meiſten von dem Schmutze zu leiden. Für den Pariſer Faſhionable iſt dieſe Stadtgegend eben ſo unbekannt und noch unbekannter als Deutſchland; denn was er über Deutſchland weiß, hat er doch aus Büchern, wenn auch nicht aus eigner Anſchauung; wie es in der Rue St. Denis und dem daran gränzenden Stadttheile ausſiehet, weiß er nur von ſeiner Bonne und dem Hörenſagen. Der Deutſche aber, der kein Dandy iſt und nach Paris kömmt, laſſe ſich durch die oben angeführten Ungemächlichkeiten, wie Schmutz und Gedränge, nicht abſchrecken, dies Quartier von Paris mit eignen Augen einzuſehen und verſäume ja nicht, es in einzelne Richtungen zu durchwandern.

Seit etwa 200 Jahren hat dieſer Stadttheil, gleich wie das Quartier Latin auf dem entgegengeſetzten Seineufer, wenig in ſeiner Phyſiognomie geändert. Vor 200 Jahren verkaufte man daſelbſt ebenſo wie heutzutage Tuch- und Wollenwaaren und wenn dieſes Stadtviertel auch mit zwei prächtigen Siegsdenkmälern geziert iſt, ſo würde man doch ganz fehlgreifen, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß die Bewohner des Quartier Saint Denis große Vorliebe für hohe Kriegsthaten und überhaupt kriegeriſche Geſinnungen hätten. Schon ihr Stand und Gewerbe bringen es mit ſich, daß ſie einen durchaus friedliebenden Charakter zeigen müſſen und deshalb ſind ſie auch von Standes und Gewerbe wegen allen Emeuten und unruhigen Auftritten ſehr feind, da ſie durch dieſelben in ihren theuerſten Intereſſen verletzt und in die bittere Nothwendigkeit verſetzt werden, ihre Läden zu ſchließen. Wenn man das Maſſacre in der Rue Saint Denis am 29. November 1827 — wie liberale Tag- und Oppoſitionsblätter während der Reſtauration es benannten und worüber ſie ſo viel Geſchrei und Lärmens machten, als ob es ſich um einen zweiten unſchuldigen Kindermord gehandelt hätte, da doch nur einige keke Pariſer Gamins dabei durchgeprügelt wurden — wenn man dieſes Maſſacre, ſage ich, und einige Emeuten ſeit der Julirevolution, wobei mehrere Laternen in der Rue Saint Denis zerſchlagen worden, ausnimmt, ſo war dieſer Stadttheil niemals der Schauplatz blutiger und kriegeriſcher Begebenheiten; ſelbſt die Auftritte obiger Art wurden offenbar von Ruheſtörern aus anderen Stadtvierteln dahin verlegt, um das günſtige Terrain der engen Winkelgaſſen für ihre Operationspläne zu benutzen. Das kann aber auf die friedlichen Geſinnungen der eigentlichen Bewohner durchaus kein übles Licht werfen, zumal da ſchon vor den Zeiten der Fronde bis auf den heutigen Tag die franzöſiſchen Geſchichtsbücher uns den Bürger des Quartier Saint Denis immer als den eingefleiſchten ordre public darſtellen, deſſen ſämmtliche Herzensleidenſchaften, große und kleine, einzig und allein auf den Abſatz ſeiner Kaffeebohnen und den Verkauf ſeines Tuchs und Kattuns gerichtet ſind, und in deſſen Augen jene Zeiten die untrüglichen Vorboten des nahe bevorſtehenden Weltuntergangs ſind, wo er ſeinen Kramladen zuſchließen muß.

Was das Äußere der Häuſer im Quartier Saint Denis betrifft, ſo iſt es ſehr Schade, daß die moderne Civiliſation die alten naiven Malereien und Skulpturen, ſowie die ſprechenden Aushänge- und Wappenſchilder des Krämers verdrängt hat, wir meinen nämlich die hölzernen Muttergottesbilder und die Ölgemälde, auf denen ſo viele Fiſche, ſchmauſende Katzen, ſo viele Zuchtſäue mit ihren Ferkeln und ſo viele Kühe mit ſäugenden Kälbern abgebildet waren, und wodurch die alten Städte ſo weſentlich verſchönert wurden und ein ganz originelles Anſehen bekamen. Die meiſten dieſer Schilder ſind verſchwunden; nur hie und da ſtößt man im Quartier Saint Denis darauf; eines dieſer Art habe ich jüngſt in der Rue Beaubourg geſehen. Gegenwärtig findet man meiſtens nur den Namen des Eigenthümers in großen Lettern an der Thüre und den Fenſtern des Magazins angeſchrieben. — Doch wir wollen uns ein andermal mit der Außenſeite der Pariſer Läden beſchäftigen; für jetzt iſt es uns weſentlich darum zu thun, in das Innere, in das Mark derſelben vorzudringen und zwar bis in's Allerheiligſte, bis an den häuslichen Heerd, wo die Penaten des Magazinhalters aufgeſtellt ſind; dort finden wir den ächten Repräſentanten des handeltreibenden Paris und des Pariſer Krämers. Begeben wir uns daher immerhin in die Rue Saint Denis und treten wir in das Hinterſtübchen oder in den Entreſol des Herrn N., welcher ein wohlaſſortirtes Waarenlager hält. Feine, mittelfeine, ordinäre Tücher, Doppelcaſimir, Circaſſiens, wollene engliſche Flanelle u. ſ. f., ſind ſtets in vielfältiger Auswahl und guter Qualität bei ihm zu haben. Was die phyſiſche Individualität des Herrn N. anlangt, ſo bemerken wir volle blonde Locken, wohlgenährte Körperformen, beſonders um den Unterleib und einen ziemlich ſtarken Haarwuchs, der an einzelnen Stellen grau zu werden anfängt. Herr N. mag auch leicht 50 Jahre zählen und hat unruhige, bewegte Zeiten durchlebt. Des Sonntags vergißt er nie, ein reines Hemd anzuziehen und ſich beſonders zu putzen; er trägt dann einen Juſte-Milieu blauen Frack mit blanken Metallknöpfen, eine weiße Weſte und ein weißes Halstuch; in der Woche dagegen ſteckt er gewöhnlich in einem ſchnupftabakfarbenen Überrock und iſt immer ſehr glatt raſirt. Rückſichtlich ſeines Charakters iſt er, was wir Deutſche ſagen, ein ganz rechtſchaffener Mann, — parfait honnête homme nennen ihn ſeine Landsleute, — womit jedoch keineswegs behauptet wird, daß er ſich viele Skrupel daraus mache, dunkelbraunes Tuch für ſchwarzes zu verkaufen, wenn das trübe Wetter oder das Dämmerlicht in ſeiner Bude es gerade begünſtigen, oder daß er nicht lieber etwas zu kurz als zu lang meſſe, wenn der Käufer die Zahlung berichtigt.

(Fortſetzung folgt.)

Caſtell an der Saar.

(Schluß.)

Ob durch dieſe Darſtellung der Straßenzüge mit bewieſen ſei, daß, wie Eingangs vermuthet ward, Caſtell der einzig feſte Punkt zwiſchen Saarbrücken bis zum Zuſammenfluß der Saar und Moſel geweſen ſei, ſteht freilich dahin. Gewiß aber war er der wichtigſte, ſeiner Oertlichkeit nach der ſtärkſte, und mag ſpäterhin zu Trier, der Kaiſerſtadt, in dem Verhältniß geſtanden haben, wie Königſtein zu Dresden.

Schon darum und weil die meiſten der hier ſeit langer Zeit in Fülle gefundenen beweglichen Alterthümer von hohem, beſonders archäologiſchem Werthe ſind, läßt ſich von einer planmäßig durchgeführten Aufgrabung des Orts die reichſte Ausbeute für Kunſt und Wiſſenſchaft erwarten, und dies um ſo mehr, da durch eine von dem Baurath der Regierung zu Trier privatim vorgenommene Unterſuchung bis zur Evidenz dargethan iſt, der Ort ſei gewaltſam zerſtört, wahrſcheinlich durch Sturm genommen, und verwüſtet worden. Die zureichendſten Mittel fehlten, und jene Unterſuchung mußte ſich mehr zu einem Taſten auf der Oberfläche bequemen, durch welches vorerſt nichts als der Zuſammenhang der zu Tage tretenden Gebäudeſpuren ermittelt werden ſollte. Nichts deſtoweniger wurden mehrere Straßen, die an beiden Seiten mit Gebäuden beſetzt waren, aufgedeckt, und unter andern in einem der Letztern zwei Zimmer bis auf 5 Fuß Tiefe aufgeräumt. Die Mauern beſtanden, wie hier überall, aus Rahmen von behauenem Kalkſtein, deren Inneres mit Gußmauerwerk gefüllt war. Reſte von Wandmalerei zeigten ſich an ihnen, und Dachziegel mit Steinſchutt, worunter auch Bruchſtücke von Säulen gefunden, füllten zum Theil die innern Räume der Zimmer. In einem derſelben lagen, in ungefährer Tiefe von 5 Fuß, 4 Menſchengerippe mit den Geſichtern nach unten zu gekehrt. Der Schädel des einen war gut erhalten.

Alles dies iſt bis zu günſtigern Zeiten ſorgſam wieder zugedeckt, und jetzt ſieht man nur zwei in den Felſen eingehauene Gemächer. Sie mögen, da man von ihnen aus die Saar ſtromab- und aufwärts ſtundenweit überſehen kann, zu Wachſtuben gedient haben. Beide Gemächer ſind von faſt gleicher Größe, und jedes vielleicht 12 Fuß lang, 10 Fuß breit, 7 Fuß hoch. In beiden gelangt man durch Thüren. Die Fenſteröffnungen — das eine der Zimmer hat zwei, das andre nur eine — ſind ziemlich hoch angebracht. In beiden gewahrt man Vertiefungen, vielleicht zu Wandſchränken, und in dem einen befindet ſich außer einer im Felſen ausgearbeiteten Bank ein Feuerheerd, deſſen Rauch durch ein in den Felſen gebrochenes Rohr beſeitigt ward. Vor der Steinmaſſe, in welche dieſe beiden Gemächer eingearbeitet ſind, liegt die äußerſte Spitze der Landzunge, ein ſchmales Plateau, das von einer jähen bis hinab zum Flußufer reichenden Felswand begränzt wird. Eine Treppe führt zu ihm, und auf ihm liegt das gut erhaltne erſte Stockwerk jener Einſiedelei oder Kapelle, die man auf bildlichen Darſtellungen von Caſtell als das Eigenthümlichſte hervorgehoben ſieht. Als vor zwei Jahren des Kronprinzen von Preußen königliche Hoheit dieſe Gegend bereiſ'te, geruhte dieſer erlauchteſte Kenner das Ihm angetragene Eigenthumsrecht huldreich anzunehmen, und läßt jetzt nach Schinkel'ſchem Entwurf das Gebäude prachtvoll angemeſſen wieder herſtellen.

Dicht bei Serrig, Caſtell gegenüber, deuten ſich auf einer vom Saarufer allmählig anſteigenden Wieſe unverkennbare Spuren eines großen Begräbnißplatzes an. Eins der Grabmäler iſt wohl erhalten. Es beſteht aus einem in einem Erdaufwurfe ruhenden Steinſarge, der bis auf die eine Seite, welche augenſcheinlich zur Herausnahme der im Innern befindlichen Urnen u. ſ. w. durchbrochen ward, noch unverſehrt daſteht. Auf ihm ruht, 7 Fuß hoch, ein viereckiger Sandſtein. Er iſt pyramidaliſch ſtumpf zugeſpitzt und bietet ſo von jeder Seite eine ſenkrechte dreieckige Fläche, auf deren einer die noch leſerliche Inſchrift eingehauen iſt. Die vier Kanten der Pyramide ſind oben abgeſchlagen, bis über die Mitte ausgerandet, und ſcheinen der Oberfläche die Form eines Kreuzes geben zu ſollen. Die Inſchrift lautet ſo:

D. M.
M. RESTIONIV
S. RESTITVTVS ET M.
RESTITVTIVS AVRORIA
ET RESTITVTIA AVRO
VIVI SIBI FECER.

Alſo vielleicht: *Dis manibus. Marcus Restionius Restitutus et Marcus Restitutius Aurorianus et Restitutia Auroriana vivi sibi fecerunt.*

Als das Denkmal, wie oben angeführt und wahrſcheinlich nur von roher Neugierde geöffnet ward, iſt das Ende der vierten Zeile, nur nach einer meſſenden Vergleichung zu urtheilen, um drei Buchſtaben verſtümmelt worden. Auch iſt deutlich zu erkennen, wie man, um wenigſtens die Inſchrift des nicht wohl transportabeln Denkmals ſich zuzueignen, fruchtlos verſucht hat, jene Seite, ungefähr zolldick, von oben nach unten zu durchſägen. Ringsum ſind der Baſis dieſes Aufſatzes Abzugsrinnen für das Regenwaſſer eingehauen.

Von noch höherem Intereſſe ſind die außen von Caſtell in einer kaum zugänglichen Felsſpalte aufgefundenen Catacomben der wahrſcheinlich erſten Chriſten im Lande der Trevirer. Der Weg zu dieſer faſt Schauder und Grauen erregenden Abgeſchiedenheit iſt noch jetzt ſchwer aufzufinden und gefahrvoll. Er und das Geheimniß des ganzen Ortes ſprechen eben ſo ſehr für die zweckmäßige Wahl, als den Druck, welchen zu jenen Zeiten die aufſtrebende Religion erfuhr. Nachdem man nämlich in einiger Entfernung vom Dorfe Caſtel den ſüdlichen Abhang des ſchroffen Berges mehr hinabgeglitten als gegangen iſt, betritt man, nach allerlei zu überwindenden Fährlichkeiten, eine düſtre, höchſt unangenehm auffallende Felsſchlucht. In ihr finden ſich 70 bis 80 mehr oder minder, zum größten Theil jedoch ſehr erkennbare Columbarien: Niſchen, die zur Aufbewahrung von Todtenurnen, in der Form von Waldtauben-Neſtern, den Felswänden eingearbeitet ſind. Mehrere Reihen derſelben ſtehen über einander, und mit wenigen Ausnahmen iſt eine jede 1 Fuß hoch und eben ſo breit, ſelten tiefer, und auch dann nur unbedeutend, tiefer als 4 Zoll. Ihr Inneres iſt leer, und aller Nachſuchungen und alles Forſchens ungeachtet, iſt weder eine Lampe oder eine Urne in ihnen aufgefunden, noch in Erfahrung gebracht worden, daß früherhin irgendwer dergleichen darin geſehen habe.

Kenner, deren Wiſſen und Anſchaun in Italien ſelbſt gereift iſt, beſtätigen nicht nur die Meinung über dieſe Höhlen, ſondern erklären dieſelben denen in den Catacomben von St. Sebaſtiano und St. Agnete bei Rom an Ordnung, Form und Größe ziemlich gleich. Auch ſie theilen die Anſicht, daß das Nichtvorhandenſein von Lampen oder Urnen nichts gegen die Unterſtellung über den Zweck dieſer Vertiefungen beweiſe, da, abgeſehen von allen andern Möglichkeiten, eine Reihe von 16 Jahrhunderten geeignet ſei, irdene Gefäße, welche den Einflüſſen der Witterung ſo ſehr ausgeſetzt geweſen wären, bis auf die Vernichtung jeder Spur zu vertilgen.

A. Luckow.

Notizen.

⁂ **Theater in Frankfurt.** Herr Rottmayer (jetzt Regiſſeur in Kaſſel), dem Frankfurter Publikum noch im liebe- und ehrenvollen Andenken, gaſtirte als **Richard Wanderer** und **Baron Abendſtern** in: **Nach Sonnenuntergang.** Herr Rottmayer iſt ein denkender, liebenswürdiger Künſtler, deſſen Verluſt für das Schauſpiel in Frankfurt noch jetzt ſehr empfindlich iſt, deſſen feiner Humor ſtets Hand in Hand mit der Grazie ſchreitet. Das Publikum empfing ihn beim Auftreten mit herzlichem Freundesgruß, und äußerte die lebhafteſte Theilnahme während des ganzen Abends, wie am Schluſſe der Darſtellung durch Hervorrufen.

Am 14. Juli. **Die Wahnſinnige** (nach Melesville's: Elle est folle), von Angely. (Neu.) Ein Schauſpiel, voll drückender Effekte, welches den franzöſiſchen Urſprung nicht verläugnet, — jedenfalls ſeit langer Zeit eines der beſten, was die Konſtruktion der Fabel, den Fond der Charaktere und die Feinheit in Nüancirung der Details betrifft. Schade, daß der Schluß zu ſehr im gewöhnlichen Gleiſe herbeigeführt iſt, und ein Paar Lücken in der Motivirung des Wahnſinns gelaſſen wurden. Die Ueberſetzung Angely's iſt übrigens ſehr ſchlecht, und an manchen Stellen finden ſich wirklich Todſünden gegen die deutſche Grammatik. Die Darſtellung gewährte uns nach ſo langer Zeit wieder einen wahren Genuß, nicht blos, was das verſtändige Spiel der Einzelnen, ſondern auch, (und das iſt eine beſondre Rarität, die wir mit aufrichtiger Freude anerkennen) was das Zuſammenſpiel betrifft. Die drei Hauptrollen waren durch **Weidner, Becker** und die **Lindner** beſetzt. Die **Lindner** war das Weib, wie man ſich's denken muß, die Idee des Weibes, der Inbegriff des Heiligen im Leibe, was uns auf dieſer Erde noch feſtzuhalten im Stande iſt; — jeder Ton der Lindner war ein Naturlaut, kein Blick blos — gemacht, keine Bewegung blos vom Theater; man möchte ſagen: ſie war das Käthchen in einer andern Sphäre, das Schwabenmädchen als Gattin, als Lady. **Weidner** iſt eben doch ein Künſtler, der, wenn er nur will, eine ganze Legion Komödianten aufwiegt: **Weidner** hebt dieſen Doktor Harris zur Potenz der Klaſſizität empor; tiefes Gefühl, Beſonnenheit, Wahrheit und Adel waren die vier Elemente ſeines Spiels. Man ſollte dieſen trefflichen Künſtler nicht gar zu häufig beſchäftigen, aber ſtets in Rollen, die ſeiner werth ſind, wie z. B. die früher genannte. Weidner iſt ein **ſchaffender**, ein **poetiſcher** Künſtler, das bewies er erſt wieder neulich als alter **Capulet**, als **Banquo**. **Becker** ſpielte den Wahnſinnigen mit Fleiß, Liebe und Glück. Wie wohl thut es uns, wenn unſre Ueberzeugung uns geſtattet, dies öffentlich anzuerkennen! Becker blieb ſtets innerhalb der Schranken der Wahrheit und des Anſtandes, kein falſcher Komödiantenpathos verdarb diesmal den Zauber der Natur. Ohne das Stück früher zu kennen, überzeugte uns ſchon ſein erſtes Auftreten als Lord, daß **er**, nicht die **Gattin**, wahnſinnig ſei. Auch ſein Organ blieb ihm treu, weil er es nicht forcirte. Möge der entſchiedne Eindruck, welchen ſeine Leiſtung auch auf den **denkenden** Zuſchauer hervorbrachte, ihm Bürgſchaft ſein, daß nichts ſo ſchön iſt, als die **Wahrheit**, und nichts einen größeren Effekt hervorbringt, als die Schönheit! Die übrigen bei dem Stück beſchäftigten Mitglieder der hieſigen Bühne, Mad. **Beneſch, Hendrichs, Grahn** ꝛc. thaten ihr Möglichſtes, um ein Ganzes abrunden zu helfen: möge ſo ein löbliches Streben ruhig fortdauern! Der Beifall war ungetheilt; am Schluß wurden Dem. **Lindner**, Hr. **Becker** und Hr. **Weidner** gerufen.

⁂ Von der Gallerie zu Byron's Werken (Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer) iſt ſo eben die zweite Lieferung in ſieben Blättern (5 davon ſind engliſche Stahlſtiche) erſchienen, welche ſich würdig an die im vorigen Jahre ausgegebene erſte Lieferung anreiht. Dieſe Gallerie iſt namentlich den Beſitzern der Adrian'ſchen Ausgabe von Byron's Werken ſehr zu empfehlen.

⁂ Die ebendaſelbſt erſcheinende Ueberſetzung von Viktor Hugo's ſämmtlichen Werken wurde bereits der 2te Band ausgegeben. Er enthält den 1ſten Band des Han v. Island, in einer trefflichen Ueberſetzung von **Adrian**. **Viktor Hugo** ſelbſt ſpricht ſich in einem jüngſt eingelaufenen Schreiben an den Verleger folgendermaßen über das ganze Unternehmen aus:

— — „Je suis enchanté que vous donniez à l'Allemagne une traduction réelle et complète. Les traductions faites jusqu'à ce jour me paraissent en effet insuffisantes. L'Allemagne est un des pays dont je crois le plus vivement que mes pensées toute entière soient comprises. C'est une nation profonde, c'est une noble race de penseurs, c'est un pays, où tout est sérieux et où, par conséquent, tout est grand. J'aime la France comme ma mère, j'aime l'Allemagne comme mon aïeule. Si je n'étais François, je voudrais être Allemand. Le portrait que vous m'envoyez, passe ici pour ressemblant; mais il paraît qu'aucun de mes portraits ne ressemble. Au reste, Mr., le vrai portrait, c'est votre traduction — — —"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 168. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 28.

Samſtag, 18. Juli.

Zur neuern Geſchichte Frankreichs.

Unter den Feldherrn Frankreichs, den Trümmern republikaniſcher und napoleoniſcher Heere zeigte ſich nur zu ſehr die traurige Erſcheinung, daß der Werth des individuellen Charakters dem Sturm der Begebenheiten nicht widerſtand; Vaterlandsliebe, öffentliche Tugend, ſelbſt die Begeiſterung des Ruhmes entſchwand im Rauſche des Sieges vor der Gewalt der Waffen und dem Glanze des Kaiſerthrons. Die unwiderſtehliche Macht des Siegers verleitete zur Habſucht, die Habſucht zum Eigennutz, der Eigennutz zum Verrathe; die einſt begeiſterten Krieger von Jemappes, Wattigny, Fleurus bewieſen durch ſpätere That, daß ſie die Handlungen ihrer Jugend für Thorheit oder wenigſtens nur für Mittel hielten, eine glänzende Laufbahn mit ſelbſtſüchtigem Ziele zu betreten. Nur Wenige der überlebenden Gefährten Hoche's und Moreau's blieben unbefleckt. Mit innerem Schmerz folgten ſie, durch militäriſche Ehre und Vaterlandsliebe geleitet, den Adlern des Kaiſers, der ſie von ſich entfernt zu halten ſuchte, und zu ſpät für ihn ſelbſt, den Werth jener Männer in ſeinen letzten Kämpfen erkannte.

Lamarque, deſſen ſo eben erſchienenen **Memoiren** uns die Veranlaſſung zu dieſem Aufſatz geben, glänzte unter Allen hervor. Sein dem Dienſte des Vaterlandes geweihtes Leben, ſeine Waffenthaten und ſeine Stellung, ſein unbeſcholtener aufrichtiger Charakter ſind zu bekannt, als daß man aus ſeinen Anſichten über die Zeitgenoſſen unter den Verhältniſſen der Entwürdigung, ſo wie über die letzten Kämpfe franzöſiſcher Heere, keinen wichtigen Aufſchluß über Ereigniſſe und Perſonen erwarten ſollte. Jene ſind in einer Darſtellung der hundert Tage und in einem Tagebuche niedergelegt, unter denen Letzteres hiſtoriſchen Werth, ſowohl wegen des Geſichtspunktes, aus dem Lamarque die Ereigniſſe betrachtet, als auch beſonders wegen einer Menge von Einzelnheiten und dargeſtellten Unterredungen beſitzt, welche den inneren Zuſtand der Geſellſchaft unter der Reſtauration, die Politik und den Charakter der damaligen Staatsmänner, ſo wie den des Kaiſerreichs mit ſcharfen Umriſſen in helleres Licht ſtellt. Durch Lamarque's Charakter erhalten jene Mittheilungen um ſo höheren Werth. Der alte General vereinte in ſich alle beſſeren und ſchönen Seiten eines Franzoſen, das lebhafte warme Gefühl, den Scharfblick im Durchſchauen der Verhältniſſe, die Begeiſterung für edle Ideen, ohne den Übermuth, den Eigennutz und die Wankelmüthigkeit zu theilen, wodurch die Nation ſo manches Unglück ſich erſchuf. Obgleich ihn ſein aufbrauſendes Temperament, die Vorurtheile ſeiner Jugend und ſeiner Nation zu falſcher Anſicht mitunter verleiteten, war die Auffaſſung deſſen, was er ſah, gewöhnlich klar und verſtändig. Seine Meinung ſagt er ſtets ohne Hehl und Umſchweiſe; zugleich fehlt es ihm auch nicht an der Gewandtheit der Franzoſen in der Perſiflage; ſein Spott über die Männer der Gewalt und ſeine unwürdigen Waffengefährten, welche in den Vorzimmern der Bourbons, bei Emigranten und Prieſtern, Hofgunſt und Gnade erbettelten, macht ſein Tagebuch zugleich zur erheiternden Lektüre.

Was das Werk über die hundert Tage betrifft, ſo iſt beſonders der militäriſche Geſichtspunkt bemerkenswerth, aus dem Lamarque die Operationen des Kaiſers beurtheilt. Bekanntlich nahm der Graf Ségur in ſeinem vielgeleſenen Werke über den ruſſiſchen Feldzug ſich die Freiheit, Napoleon's Operationen bei Borodino, ſein Benehmen in Moskau militäriſch für unzweckmäßig und fehlerhaft zu erklären. Damals entſtand unter allen Seiten Napoleon's ein allgemeines Geſchrei, und der General Gourgaud ſchrieb ein Buch, worin er den Grafen Ségur bei allen ſeinen ſtrategiſchen Urtheilen wie einen Schulknaben behandelte. Was möchte Gourgaud jetzt ſagen, da der General Lamarque, den Napoleon auf St. Helena ſeinen zukünftigen Marſchall nannte*), ein noch bei weitem ſtrengeres Urtheil über den Kaiſer fällt, nicht eine einzige Operation für zweckmäßig hält und einer unbegreiflichen Anhäufung von Fehlern den unglücklichen Ausgang des Feldzugs zuſchreibt? Er ſagt: „Wellington (den der General Lamarque anderswo le fils de nos sottises nennt, und über deſſen Feldherrn-Ruhm ſogar in England eine ſehr herabgeſtimmte Meinung gegenwärtig herrſcht), hatte auch nicht mehr den Schatten des großen Napoleon zu bekämpfen." Er wirft ihm vor, der Feldzug ſei um einen Monat zu ſpät eröffnet, die Schlacht bei Ligny ſei unzweckmäßig begonnen, und auf eine Weiſe von Napoleon geleitet, welche etwa während der Kindheit der Kriegskunſt natürlich geweſen wäre; die Theilung des Heeres nach der Schlacht ſei gewagt und unverſtändig; der Kampf bei Waterloo um mehrere Stunden zu ſpät begonnen, unpaſſend in allen Operationen geweſen, und dennoch hätte der Sieg erfochten werden müſſen, wenn Napoleon die Reſerven nicht unzweckmäßig hätte ſchonen wollen. (Über letzteren Punkt urtheilt Ségur bei Borodino auf gleiche Weiſe). Kurz, der Geiſt des Helden von Lodi und Auſterlitz, meint Lamarque, war durch den Purpur umnebelt und entſchwunden; er war der ſchnellen, entſcheidenden, unerwarteten Bewegungen des italieniſchen Feldzuges unfähig. Auch über das damalige politiſche Benehmen des Kaiſers fällt Lamarque durchaus nicht das Urtheil eines Seiden. Wie ſehr er auch Napoleons Waffenruhm und den Glanz des Kaiſerthrones bewundert, wie tiefen Schmerz er auch über die Siege der feindlichen Heere, die Demüthigung des dreifarbigen Banners, den unzeitigen Widerſtand der Deputirten und die Abdankung des Kaiſers, welche unter den Umſtänden nur das Unglück Frankreichs herbeiführen konnte, empfindet, er fühlte deutlich, die Liberalen, wozu er ſelbſt gehörte, und die der Kaiſer einſt betrog, dürften nichts von Napoleon erwarten. „Auch damals (ſagt Lamarque) gab er, unfähig eines edlen Opfers, nur theilweiſe Zugeſtändniſſe, die er eines Tages vielleicht wieder zurückzunehmen gedachte." Ein Freund des Generals hörte von Napoleon die Worte: „Ludwig XVIII. iſt König durch die Gnade Gottes; ich nur durch die Gnade meines Degens"; und: „die Deputirten, die ich in Paris zurückließ, ſind ſämmtlich Jakobiner." Endlich fügt Lamarque hinſichtlich der Art, wie Napoleon nach Waterloo ſich benahm, wobei er auch vielleicht an Rußland dachte, hinzu: „Ihm hatte die Natur jene Geiſtesgegenwart verſagt, welche im Unglück das Glück bisweilen wieder feſſelt." — Der Verfolg der Ereigniſſe, die Folgen der Kammerſitzung ſind hinlänglich bekannt; wir bemerken nur noch, daß Lamarque zu erweiſen ſucht, nach der Schlacht ſei Rettung möglich geweſen. Die preußiſche Armee nahm unvorſichtig nachtheilige Poſitionen ein; ein tapferes, kampfbegieriges Heer war bei Paris verſammelt; allein Davouſt, der Obergeneral der Franzoſen, durch Fouché verführt, verhinderte den Schlag, alle Führer waren durch Eigennutz verführt oder durch gegenſeitiges Mißtrauen ſelbſt Vandamme der Ajax Frankreichs gelähmt. — Lamarque urtheilt über Gneiſenau aber anders wie über Wellington; er zeigt Achtung vor dem Charakter und dem ſtrategiſchen Talente des Erſteren, ob er gleich in Vorurtheilen gegen das preußiſche Heer befangen iſt. — Übrigens beklagte Lucian Bonaparte ſich kürzlich mit Unrecht über dieſe Schrift, als er eine Beſchuldigung gegen ſich darin zu finden glaubte. Der General kennt ihn nicht, enthält ſich alles eigenen Urtheils, und führt nur gleichgültig an, wie Lucians Freunde und Feinde über ihn urtheilen; wie es ſcheint, hegt jedoch der alte General der Republik einen verhaltenen Groll gegen dieſen Bruder des Kaiſers, aber nur wegen des wirkſamen Beiſtandes, den Lucian's Beredſamkeit ſeinem Bruder am 13. Brümaire leiſtete.

Die Souvenirs ſind ein Tagebuch des Generals aus den letzten acht Jahren der Reſtauration. Seine Stellung führte ihn damals in mannichfache Berührung mit Männern, die einſt mit ihm zugleich gefochten, oder in früherer Zeit durch Macht und Ruhm geglänzt hatten. Einige, wie de Pradt ꝛc., bereueten ihre früheren Handlungen; Andere hatten fleckenloſen Ruhm bewahrt; neue Kämpfer waren erſtanden. Alle bildeten den Kern des Widerſtandes, dem die Bourbonen nach wenigen Jahren unterlagen. Dies Tagebuch iſt das wichtigſte der nachgelaſſenen Werke; denn es offenbart den inneren Zuſtand der Geſellſchaft, enthüllt die ohne Zwang ſich zeigende Perſönlichkeit der handelnden Männer auf beiden Seiten, und lüftet den Schleier, womit ſie ihre Handlungen vor dem Blicke der Nation verhüllten. Für die Wahrheit bürgt der offene, aufrichtige Charakter des Generals. Er zeichnet getreu alle Vorfälle und Unterredungen, jeglichen Eindruck, den ein Ereigniß in ihm erweckte; dann geſellen ſich zu dieſen Notizen Erinnerungen an die ſchönere Zeit des Ruhmes, an die Männer, welche unter dem Zeichen der drei Farben kämpften, an das Glück und das Unglück der Vergangenheit. Demnach iſt Alles zwar abgeriſſen, anekdotiſch, bietet aber durch hervorſpringende Charakterzüge, durch ungezwungene lebhafte Darſtellung um ſo größeres Intereſſe. Wir erblicken die unſeligen Folgen des napoleoniſchen Despotismus im Heere; faſt alle Generäle warten in den Vorzimmern und ſuchen ein Lächeln der feigen Bourbons, der heuchleriſchen Prieſter, der albernen und ſtolzen Emigranten zu erhaſchen. Viele (Victor, Latour-Maubourg) laſſen ſich zu Werkzeugen herabwürdigen, ihre alten Waffengefährten durch Ungerechtigkeit zu kränken und zu beſchimpfen; Suchet (der ſelten, wie Lamarque ſagt, damals eine Gelegenheit vorbeigehen ließ, irgend eine Dummheit zu begehen) buhlt um die Freundſchaft der Generäle jener Glaubens-Banden, bei denen der Kriegeminiſter in Verlegenheit war, welche Stellung er ihnen im Marſche anweiſen ſollte, denn er befürchtete, ſie würden in der Avantgarde davon laufen, und in der Nachhut die franzöſiſche Bagage plündern. Gérard läßt ſich in der Schlacht von Montereau mit einer weißen Kokarde am Hute malen; Moliter bettelt bei einem Mitgliede der geheimen Polizei und ſeinem Pfarrer um ein Amt für ſeinen Sohn; Soult trägt Wachskerzen bei Prozeſſionen und führt ſeinen Sohn in die Meſſe. Vor Allen ragt Victor durch gehäſſige Lächerlichkeit hervor, und bietet den Höflingen Ludwigs XVIII. häufig Gelegenheit zu Spöttereien; faſt Alle erbetteln die Freundſchaft von aufgeblaſenen, verächtlichen alten Narren des Faubourg S. Germain, und ertragen geduldig die Beſchimpfungen, welche dieſe ihnen freigebig ſpendeten, denn Eigennutz und Habſucht hatte ſogar das Gefühl militäriſcher Ehre bei Vielen unterdrückt. Mit Soult kam Lamarque damals in öftere Berührung, denn der Herzog von Dalmatien ſchloß ſich mehrere Male der Oppoſition an, wenn er bei irgend einer neuen Thorheit der Bourbons am Fortbeſtehen der Dynaſtie für den Augenblick zu zweifeln anfing, oder wenn ein Verſuch, in's Miniſterium zu gelangen, ihm grade mißlungen war. Lamarque aber beurtheilt ihn darum nicht günſtiger, als die Andern, und ſpricht ihm ſogar ſtrategiſches Talent ab. Er ſagte bei Gelegenheit der Schlacht von Toulouſe: „Am Tage vor der Schlacht, und am Tage nach einer Niederlage iſt Soult voll Selbſtzufriedenheit, unverſchämt und ſtolz; am Tage der Schlacht kann er weder Poſition faſſen, noch einen Befehl ertheilen, noch eine Truppenbewegung ausführen laſſen.“ „Ihr Marſchall Soult,“ ſagte der ſpaniſche General Alava zu Lamarque, „hat entweder zu viel oder zu wenig Kühnheit.“ Gleich charakteriſtiſche Züge greift Lamarque aus der Reſtauration auf, beſonders hinſichtlich der Perſönlichkeit Ludwigs XVIII., Karls X. und des Grenadiers vom Trocadero; hier liefern mehrere Kapitel ſpöttiſche oder unwillige Bemerkungen über Ludwig XVIII., den ſchwachen, auf ſeine Gewalt eiferſüchtigen und üppigen Greis, den Liebhaber lat. Citate, den akademiſch-klaſſiſchen Puriſten, den Dilettant als Koch und Schriftſteller, le restaurateur d'un pays dégradé, que le ventre domine, wie ihn Lamarque nennt; dann ſpäter über Karl X., den geiſtesſchwachen Frömmler mit ſeinem Gefolge von Prieſtern, alten Roués und Betſchweſtern. Zu erſteren gehörte damals auch Lammenais, der in jener Geſellſchaft freilich keine paroles d'un croyant ſchrieb, ſondern vielmehr die Frage aufſtellte, „ob die Revolutionen nicht ein Strafgericht Gottes für die Fürſten wären, weil dieſe es wagten, die Gewalt des Papſtes zu mißachten;“ oder er verhandelte mit der Congregation die Frage: „ob ein Mitglied nicht zu beſtrafen und auszuſchließen wäre, weil es die Verdammung Plato's bezweifelt und geäußert habe, bei der Sündfluth hätten auch wohl natürliche Urſachen einwirken können.“ Kurz, der Erbärmlichkeiten ſind ſo viele, daß man ſich über die Geduld wundern muß, womit die Nation 15 Jahre lang der gehäſſig albernen Komödie zuſchaute.

---

*) Clausel, Gérard, Lamarque, Foy, Maison, voilà mes futurs maréchaux.

Noch eine Seite iſt in den Souvenirs des Generals bemerkenswerth: ſein durch Napoleon's Despotismus tief verletztes patriotiſches Gefühl. Wir übergehen einzelne Züge, und begnügen uns, ſeine Worte anzuführen. „Vielleicht iſt Alles ſo am beſten wie es geſchah; hätte Napoleon in Rußland geſiegt, ſo würde jetzt militäriſcher Despotismus grauſam auf ganz Europa laſten; hätte er uns 1815 durch die Diktatur gerettet, ſo würden wir ihm ſchwerlich die Gewalt haben nehmen können, die er wahrſcheinlich freiwillig nie aufgegeben hätte.“ Aber auch viele der Helden des dreifarbigen Banners empfanden mit Lamarque ſchwer den eiſernen Arm des Kaiſers. Der Held von Rivoli und Zürich ſagte zu Lamarque, als dieſer ihm einſt einen willkührlichen Befehl Napoleons überbrachte, der Maſſena in ſeiner zwar nicht edlen Leidenſchaft, der Geldgier, aber doch auf ungerechte Weiſe verletzte: „Glaubt er, wir kämpften nur, ihm einen Thron zu ſichern, und jenem Stutzer, dem Vice-König, ein Königreich zu ſchenken? Nicht für mich will ich Gold; Maſſena vergaß nicht, daß er Soldat war und von 5 Sous des Tages lebte; aber der Kaiſer hat uns zum Luxus verführt, ich mußte meine Kinder in einer Pracht erziehen laſſen, die einſt für ſie ein Bedürfniß ſein wird.“ „Ich ſuchte,“ fügt Lamarque hinzu, „ihn zu tröſten, und forderte ihn auf, im Plutarch das Unrecht, welches große Männer ſtets leiden mußten, zu leſen, ungefähr wie der Kammerdiener des Spielers ſeinen Herrn ermahnt, im Seneca Troſt zu ſuchen.“ „„Ich werde ihn leſen,““ antwortete mir Maſſena mit bewegter, heftiger Stimme; „„aber auch den Tacitus, verſtehſt du, den Tacitus.““ Und als er die letzten Worte ausſprach, drückte er mir die Hand, und ich las in ſeiner Seele, daß er dieſe Handlung des Despotismus für eben ſo grauſam hielt, als den der Kaiſer, welche Rom bedrückten.“

Die angeführten Punkte genügen, um die Souvenirs hinlänglich zu charakteriſiren; die Lettres ſind weniger wichtig, und gewähren nur wegen Lamarque's Perſönlichkeit, wegen der lebhaften, ungekünſtelten und dennoch zierlichen Ausdrucksweiſe Intereſſe; Wichtigkeit beſitzen ſie eben ſo wenig, wie ein kurzes Tagebuch einer Reiſe nach England, wo der alte General, bei ſeinem auch ſpäter auf der Tribüne ausgeſprochenen unvernünftigen Haß gegen dieſe Nation Alles im getrübten Lichte betrachtet.

Dr. **Franz Kottenkamp.**

90) **England in der Reform.** Berlin, Reimer. 1835.

Eine Kompilation aus den vier letzten Jahrgängen der Preußiſchen Staatszeitung, mit untermiſchten Invektiven gegen die politiſche Emanzipation der Völker, gegen den Whiggismus und was daran hängt. Der ungenannte Verfaſſer bemüht ſich, etwas aufzufinden, was Lord Grey, dem großen Stifter der Reform, zum Vorwurfe gereichen könnte. Er findet nichts, als ſein Alter. Er macht dem Greiſe aus ſeinem grauen Haare ein Verbrechen und tadelt dieſe jugendliche, unverdorbene Kraft eines Mannes, der ſich ſeinen Körper freilich nicht ſo erhalten konnte, wie ſeinen Geiſt. Er wirft Lord Grey vor, daß er in einem Alter von 68 Jahren es noch hätte übernehmen wollen, die Reform durchzuführen, das heißt, daß hier ein Greis noch ſeinen letzten Lebensathem daran ſetzte, ſein Volk glücklich zu machen. Was wir für hochherzig halten müſſen, das iſt dem ungenannten Verfaſſer das Zeichen eines beſchränkten Geiſtes. Wir aber wiſſen, wer bei dieſem Vorwurfe der Beſchränkteſte iſt.

91) Dr. **le Petit's ausführliche Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche.** Vierzehnte Lieferung. Göttingen, Dieterich. 1835.

Referent nimmt Anſtand, die vorliegende Schrift genauer zu analyſiren, da er ſelbſt eine Vorrede dazu geſchrieben hat. Ich begnüge mich nur, auf das ausgezeichnete Talent le Petits, auf ſeinen farbenſatten Styl, ſeinen Witz und die Kraft ſeiner Phantaſie aufmerkſam zu machen. Zwei ſowohl mir, als le Petit bei der Erklärung entgangene Dinge erlaub' ich mir, hier nachzutragen.

Auf der Platte: **Garrik als Richard III.** deutet das links bei den umgeſtürzten Panzerſtücken befindliche Kraut auf das Sinnbild der **Plantagenets.** Es iſt eine zerſtückte Raute, welche ſagt, daß mit Richard der Letzte dieſes Stammes ſtirbt.

Auf der Platte: **Der Eid und das Kind** in spe möcht' ich jetzt faſt glauben, die Trommel, welche der eidſchwörende Ehemann umgehängt hat, ſei eine Botaniſirtrommel, und der ehrliche aber geprellte Mann ein Apotheker. Vielleicht ſchwebte Hogarth bei der jämmerlichen Geſtalt, die er dort hinſtellte, der Apotheker aus Romeo und Julien vor.

92) **Friedrich Wilhelm I.,** König von Preußen. Von Friedrich **Förſter.** Drei Bände. Potsdam, Riegel. 1835.

Herr Förſter wird ſich den Dank aller Geſchichtsfreunde erwerben, wenn er in dieſer Gattung ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit noch fernere Leiſtungen machen ſollte. Dieſe Sammlung meiſt archivaliſch unterſtützter Notizen über des „großen Korporals“ Leben, Regierung und Zeitalter klärt uns vollſtändig über eine Periode auf, von welcher Friedrich der Große ſagte: „Die Spuren, welche von der Weisheit jener Regierung zurückgelaſſen ſind, werden dauern, ſo lange Preußen als Nationalkörper beſtehen wird.“ So erheblich dieſer Ausſpruch für den Vater des großen Königs war, ſo viel Betrübendes hätte er für die Nachwelt, wenn er wahr wäre und ſich noch immer die Spuren des Korporalſtockes und der Kabinetspolitik in Preußen finden ſollten. Wenn man das jetzige Preußen mit dem vor hundert Jahren vergleicht, muß man erſtaunen, es auf einer ſolchen Höhe politiſcher Reife zu finden; wenigſtens glaub' ich nicht, daß man ſagen darf, Preußen könne noch in vielen Jahren nicht auf politiſche Mündigkeit rechnen, Preußen, deſſen Bürger noch vor hundert Jahren von ihrem Monarchen auf der Straße mit Ohrfeigen und Stockprügeln regalirt wurden. Wir wollen glauben, daß dieſe Anekdoten über Friedrich Wilhelm erfunden ſind, aber doch nur einer ganz iſolirten, originellen Perſönlichkeit, keineswegs aber dem Volksgeiſte zugeſchrieben werden müſſen.

93) **Gebhard Leberecht von Blücher,** Preuß. Feldmarſchall u. ſ. w. Nach Leben, Reden und Thaten geſchildert von W. **Burckhardt.** Stuttgart, Scheible. 1835.

Eine Probe der Bücherfabrikation, von welcher wir neulich der Firma: Scheible ſo wohlmeinend abzurathen ſuchten. Welch ein Inſtinkt kann wohl einen Würtembergiſchen Pfarrer bewogen haben, über den alten Huſaren Blücher ein Buch zu ſchreiben, wenn es nicht der des Geldes iſt? Die Begebenheiten ſind natürlich im Buche richtig, die Sprache iſt fließend, etwas theologiſch ſogar und ſehr verſchwenderiſch mit dem Finger Gottes. Was iſt das aber für Ruhm? Das Buch iſt ſo flüchtig compilirt, daß auch der Künſtler, der Kupferſtiche dazu lieferte, von der Nachläſſigkeit angeſteckt wurde. Blücher auf dem Berliner Opernplatze hat keinen **Degen,** wie hier im Bilde, ſondern einen **Säbel** in der Hand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 169. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 20. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Fortſetzung.)

Ouvrard thut ſich darauf etwas zu Gute, daß Napoleon ihn gehaßt, und wie er ſich einbildet, ſogar gefürchtet habe. Allerdings war der große Kaiſer weit entfernt, die Geldmächte in und außer ſeinem Lande zu lieben, oder gar einen Bund der Staatsmacht mit der Geldmacht abzuſchließen. Der Kaiſer regierte Europa durch Genie und Eiſen. Jetzt wird Europa durch Gold regiert.

Der Kaiſer ertheilte allen Juden ſeines Reiches das volle Bürgerrecht, weil er ihr volles Menſchenrecht anerkannte: er erhob die Juden zu Bürgern, weil ſie Menſchen; die Könige erhoben Juden zu Rittern und Adligen, weil ſie reich. Nach des Kaiſers Fall ſind alle Mächte geſtiegen, die ſich vor ihm beugten.

Die Geldmacht aber überflügelt ſie alle. Die Religion des Kreuzes iſt nicht mehr im Stande, ſie zu bändigen; denn die Liebe weint in der Wüſte und ihr Mantel iſt zerriſſen von unten bis oben. Der Genius des Vaterlandes vermag nicht länger ſie zu zügeln; denn die geſchichtliche Kraft der Völker iſt gebrochen oder zerſplittert und die Nationalitäten halten nicht mehr Stich und Farbe. Das Ritterthum des Schwerdtes und der Ehre kann ihr nicht mehr den Paß verrennen; denn ſie hält die Schwerdter im Solde und die Ehre im Geldſack. Schöpferin der ſtehenden Heere, glückliche Nebenbuhlerin des Adels, dient ſie am liebſten der Monarchie, die ſich ihr in die Arme wirft, und deren Verlegenheiten ſie geſcheut benutzt. Geſchworene Feindin ächter und lebendiger Freiheit, hilft ſie zum Sturze aller Republiken und kann die Zeit nicht erwarten, wo auch Nordamerika, ſchon halb in ihren Klauen, Monarchie von Geldes Gnaden wird.

Könnte ſie, ſie wollte Gott werden und Himmel und Erde ſollten ihrer dämoniſchen Macht verfallen. Was iſt der Chriſtenteufel gegen dieſen, der nie ein Engel war und nie gefallen iſt?! Den alten Teufel ſchwärzte die Kirche ab als ein Weſen, das ingrimmig gegen Gott und Göttliches anmurrte und ankämpfte. Dieſer Götze aber macht ſich nicht ſo viel Mühe, er ignorirt Gott, und damit kommt er weiter. Der ſchwarze Teufel bog ſich ſcheu und furchtſam zur Seite, wenn ein Strahl des Göttlichen ihm die Augen blendete, wenn die Unſchuld ein zitterndes Kreuz ſchlug und den Erlöſer um Hilfe anrief. Der goldne Teufel iſt beſſer Teufel. Er bebt vor keinem göttlichen Strahl zurück und Niemand bekreuzt ſich vor ihm. Zwang und bedräute ihn das betende und fechtende Mittelalter himmelhohe Dome aufzuführen und zum Bau des Straßburger Münſters die Mittel herzuſchießen, ſo rächt er ſich jetzt, in dieſer wuchernden, verzagenden Zeit, an dem wolkigen Steinbogenſchwung der frühern Andacht dadurch, daß er dem Chriſtengott ökonomiſch ärmliche Bethäuſer, ſeinen eigenen Verehrern Luxus, Tempel und goldene Paläſte aufführt.

Das **goldene Zeitalter** bricht an, wenn auch nicht dasjenige, das über das Saitenſpiel der alten Dichter hinhauchte und in deſſen Traum die weiſen

Häupter aller Zeiten ſich wiegten. Aber ſeid darum nicht traurig, ihr Völker des Erdbodens, denn auch in dieſem goldenen Zeitalter wird es gar mährchenhaft luſtig und närriſch hergehen. Die kleinen Gnomen und Kobolde, die dort unten über dem Golde wachen, werden heraufklettern aus dem dunkeln Schacht der Erde und ihr Reich auf die grüne ſonnige Oberwelt verlegen. Da machen ſie Brüderſchaft mit den Kindern des Lichts und trinken ihnen das flüſſige Gold aus ſilbernen Pokalen zu. Und dann werden die Kinder des Lichts immer ſpukhafter, tückiſcher und gieriger ausſehen und die Adern auf ihrer Stirn ſtrotzen von Gold und glänzen wie ſchwer goldene Leiſten und mit jedem haſtigen Schluck, den ſie thun, werden ſie voller und toller und zuletzt kann kein Menſch mehr den andern erkennen und ſie halten ſich alle für Kobolde. Was ſie dann auch ſind. Streifen darauf und taumeln über die grüne Erde und die grüne Erde verdorrt unter ihren Sohlen und die Blumen kriechen ſchüchtern in einander und keine Roſe wagt es mehr, ihren grünen Knospenmantel im Frühlinge aus einander zu ſchlagen, um ſich dem ſtieren geilen Blick der ſtreifenden Kobolde nackt zu zeigen. Aber die Jungfrauen können ſich nicht verbergen vor ihrer Lüſternheit, denn ſie haben keinen Mantel mehr, um ihre Blöße zu decken, und welche Jungfrau ſie wollen, die muß ſich überlaſſen und ſie werfen nur ihrer hungrigen Mutter einen Strom von Dukaten in den Schooß. Und ihrer Einfälle wird weder Maas noch Ziel ſein, und ihr werdet euch zu Tode lachen über allen Spaß; wenn ihr ſo klug ſeid, dieſe Todesart den Zuckungen der Verzweiflung und dem Todtknechten und Todthungern vorzuziehen.

Sind das nur finſtre Träume und Gedanken, die ich vorige Nacht niederſchrieb? Es ſieht mir aus, wie eine Prophezeiung und wie eine Gottesläſterung. Läſtere ich Gott, ſo vergibt er mir, denn er ſieht in mein Herz. Aber ich läſtere ihn nicht, wenn ich ſage, daß er ſich dieſem Geſchlecht hinter Wolken verhüllt und die Erde dunkel und dunkler wird, wie damals vor dem Aufgange des Morgenſternes über Bethlehem. Gottes Sterne gehen auf und unter, und gehen wieder auf. Aber nicht am ſelben Orte. Auch die Völker haben ihren Tag und ihre Nacht. Und in der Nacht drückt der Alp ihnen mörderiſch die Bruſt und ſie möchten laut aufſchreien vor Angſt und Schmerzen, und ſind doch ſtumm und regungslos wie im Schlafe. Wenn aber die Noth am größten iſt, ſagt das alte troſtreiche Sprichwort, dann iſt die Hilfe am nächſten. Die Menſchheit reizt und ſchüttelt ſo lange an ihrem Peiniger, bis ſie ihn krampfhaft von der Decke wirft, und wenn ſie die Augen aufſchlägt gen Himmel, begegnet ihr das Auge des jungen Morgenſternes, welches des alten und ewigen Gottes Auge iſt, mit neuverjüngten Liebesſtrahlen. (Fortſ. folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Fortſetzung.)

Das ſind kleine Übervortheilungen und Krämerſtreiche, welche ſich jeder chriſtliche Kaufmann hier und in andern Ländern erlaubt und deßhalb doch nicht gleich als Jude oder Flibuſtier verrufen wird. Dafür iſt Herr N. Morgens der Erſte in ſeinem Laden auf, ſiehet die Bücher nach und ziehet die Bilanz vom vorigen Tage. Je nachdem der Betrag der Einnahme ſtark oder gering war, ſteht für den Tag auf ſeiner Stirne, wie auf einem Barometer geſchrieben: „heiterer“ oder: „umwölkter Himmel“, nach welcher Aufſchrift ſeine Frau und die Commis jeden Morgen ſehen.

Herr N. hat auch eine politiſche Meinung; er liebt die Ruhe, den Frieden und die öffentliche Ordnung über Alles. Es kümmert ihn wenig, wenn die moraliſche Unordnung ſich in alle ſeine Umgebungen, in alle Staatsverhältniſſe eingeſchlichen hat, in der Gegenwart ſich Alles verwirrt und für die Zukunft ſich Alles ſchwankend und prekär geſtaltet; was er will, iſt Ruhe für den Augenblick und Ordnung vor ſeinem Laden, damit er den ganzen Tag über ohne Gefahr geöffnet bleiben kann. Unter dem Kaiſerreich ging ihn die Tagspolitik gar nichts an und als die Verbündeten in Paris waren, zeigte er ſich im Grunde damit zufrieden, weil die ruſſiſchen, preußiſchen und öſterreichiſchen Offiziere ihm ihre Kundſchaft zuwandten und er viel grünes, blaues und weißes Tuch gegen gleich baare Bezahlung abſetzte. Mit der Reſtauration hätte er ſich ganz gut befreundet, wenn ihm der Conſtitutionnel nicht einen Floh in's Ohr geſetzt und mit dem Schreckbilde der Jeſuiten und Feudallaſten ſeine Ruhe geſtört. Die glorreichen Julitage verurſachten ihm einen bedeutenden Schrecken und wenn ſie ein weniger günſtiges Ende genommen, würde er ſie als höchſt verbrecheriſch bezeichnet haben; weil aber der Ausgang glücklich, ſchien er ſehr davon erbaut zu ſein, da man ihm überdies noch weißmachte, daß ſie ihn von den Jeſuiten und Frohnden befreit hätten. So lange das Quartier Saint Denis noch zum Mittageſſen im Palais Royal eingeladen war, bezeigte es in ſeiner Art einen gewiſſen Enthuſiasmus für die neue Barrikaden-Regierung und ſeinen Bürgerkönig; als aber ſtatt der Mahlzeiten blos noch Händedrücke und Anreden auf Revüen ausgetheilt wurden, als Handel und Geſchäfte zu ſtocken anfingen, verringerte ſich die Begeiſterung im Verhältniß mit dem freundlichen ſtets zunehmenden königlichen Lächeln und mit dem abnehmenden Abſatz der Waare; doch die Erinnerung an die Barrikadenhelden verurſacht den Bewohnern des Quartier Saint Denis jedesmal, wenn ſie daran denken, ſolche Angſt, daß ſchon allein der Gedanke an den Umſturz des Jetztbeſtehenden, ſelbſt wenn auch dadurch beſſere Handelsverhältniſſe herbeigeführt und neue Quellen des Abſatzes entdeckt würden, ſie vom Kopf bis zu den Füßen erzittern macht.

Das ſind im Allgemeinen die politiſchen Meinungen und Anſichten des Bewohners vom Stadtviertel Saint Denis; ſeine politiſchen Gefühle hat er bei vielen Gelegenheiten durch einen großen Aufwand von Beleuchtungskoſten geäußert, wobei außer einem nicht unbedeutenden Gewinnſt, der aus der Conſumirung von altem, verlegenem, ranzigem Fett für Einzelne herausſprang, noch im Allgemeinen der Vortheil war, daß man ſich nicht auf ſogenannten patriotiſchen Bankets exaltirte, oder wie man ſonſt auch wohl ſagt, berauſchte. Unter der Reſtauration wurde das Quartier Saint Denis bei der Zurücknahme des Geſetzes über das

Erſtgeburtsrecht und nach der Verwerfung des Stempelvorſchlags illuminirt; ſeit 1830 haben die guten Bewohner dieſer Stadtgegenden für verſchiedene Siege der Polen und dreimal am Philippstag ihre Fenſter mit Lampions beſetzt, — eine Leidenſchaft, welche von Jahr zu Jahr entweder aus Ökonomie oder andern Gründen augenſcheinlich abnimmt.

In ſeiner größten Würde und vollſten Glorie erſcheint der Pariſer Spießbürger als Nationalgardiſt. Dieſe Bürgermiliz iſt eigends zu ſeinem Vergnügen und zu ſeinem Stolze erfunden worden, beſonders zu ſeinem Stolze; denn Vergnügen macht es ihm gerade nicht, auf die Wache zu ziehen, aber es kitzelt ſeine Eigenliebe, wenn er in Uniform paradiren kann und das allein läßt ihn noch die Mühen und Beſchwerden eines Dienſtes ertragen, welcher jetzt für ihn nicht mehr den Reiz der Neuheit hat. Das Quartier Saint Denis liefert des Jahrs verſchiedene Typen von Bürgerkapitän's, welche ebenſo große und ebenſo originelle Philiſter ſind, als weiland Herr Kimmelmaier in Frankfurt am Main. Kein Truthahn ziehet ſtolzer einher, als der Pariſer Bürgervoltigeur mit ſeiner kurzen Taille, ſeinem dicken Bauch, ſeinen gelben Epaulettes und ſeiner Bärenmütze. Letztere iſt zwar eine große Laſt und es mag ſchwer halten für den Kopf eines Bonnetiers, der ſonſt nur eine Schlafmütze zu tragen pflegt, ſich an dieſe ungeheure Mütze zu gewöhnen; aber dieſe Tracht erinnert ſichtlich an die unſterblichen Mutzenfüßler der alten kaiſerlichen Garde und mit dieſer in irgend einem Stücke, wenn auch nur in irgend einem Kleidungsſtücke Ähnlichkeit zu haben, iſt eine große Ehre. Die Pariſer Nationalgarde würde auch gern Schnurrbärte, als ein anderes Ähnlichkeitszeichen mit den Napoleoniſchen Grognards, tragen; allein die Republikaner von der Barrikade bei Saint Mery am 5. und 6. Juni hatten ſolche Schnurrbärte, und dem Haß gegen die Republik hat die Nationalgarde ihre Luſt, Schnurrbärte nach Art der alten Garde zu tragen, zum Opfer gebracht. — Es darf nicht auffallen, warum ſo viele Pariſer Spießbürger noch immer ſo großen Dienſteifer als Nationalgardiſten an den Tag legen; dieſer Dienſt gewährt ihnen erſtlich das Vergnügen, von Zeit zu Zeit einmal Soldat zu ſpielen, ferner die Hoffnung, Corporal werden oder gar ein rothes Band im Knopfloch tragen zu können, und endlich die Überzeugung, in der neuen Uniform nicht für Proletarier, ſondern für Leute gehalten zu werden, die ihr reichlich Brod und Auskommen haben und mitunter ſogar Wähler ſind. Ehemals ſuchte der rechtſchaffene Bürgersmann ſeine Ehre darin, für den beſten und regelmäßigſten Kirchgänger des Pfarrſpiels zu gelten, ſeitdem er aber neuerdings ein aufgeklärter, ſtarker Geiſt geworden iſt und die Schwachheiten ſeiner Frau in religioſer Hinſicht bemitleidet, bewirbt er ſich um die Treſſen am Bürgercorporals-Rock und möchte gern Sergeantmajor werden. Da iſt doch immer eine Art von Ehre und Würde dabei und Ehren und Würden muß der Schildbürger aller Orten haben, um ſich damit brüſten zu können, ſollte es auch nur die Ehre ſein, für den Fürſten Demidoff zu arbeiten. Aus demſelben Grunde drängt ſich auch der Pariſer Kleinbürger mit aller Gewalt zu der Freimaurerei und der hieſige Grand Orient hebt ſeine meiſten Rekruten in dem Quartier Saint Denis aus; ja ich glaube neulich ſogar den dicken Strumpfhändler aus der Rue Bourtibourg bei den Templern geſehen zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Der Lindenbaum.

Vor des Kirchhofs Epheumauer
Träumt der graue Lindenbaum
Mit der blätterreichen Krone
Seinen ſtillen Frühlingstraum.

Gräbt dreihundert Jahr' und d'rüber
Seine Wurzeln in den Grund,
Bleibt, trotz manchem Wetterſtrahle,
In dem Marke kerngeſund.

Schmücket ſeine Rieſenarme
Jeden Frühling jung und grün,
Wirft bei'm Sonnenſchein in's Weite
Seinen Schatten heldenkühn.

Aus den Zweigen rauſchen lieblich,
Wenn der Weſt ſie ſanft durchbebt,
Mährchen, Sagen und Geſchichten,
Wunderbar, von ihm erlebt.

Dieſer Baum, der graue Wächter,
Augenzeuge alter Zeit,
Kann uns treue Kunde geben
Von des Dorfes Ehrbarkeit:

Von dem tapfern Sinn der Väter,
Von der Mütter frommer Zucht,
Von der Söhne Treu' und Glauben,
Von der Töchter ſtrenger Tucht;

Kann aus ſeinen Jünglingsjahren
Beichten, wie am hellen Tag
Finſterniß und Aberglauben
Über Dorf und Kirche lag;

Wie die Wittenberger Lehre
Schnell in alle Gauen drang,
Und das große Werk dem Mönchlein
Rings im deutſchen Reich gelang.

Dieſer Baum ſah muth'ge Streiter
Ziehen in den Glaubenskrieg,
Seines Dorfes ſchmucke Jugend
Werben kühn um Tod und Sieg.

Alle Reiſ'ge brachen Zweige,
Schmückten damit ritterlich
Ihre blanken Eiſenhauben,
Glaubten unverwundbar ſich.

In des Baumes Nähe wurde,
Wer als Hexe galt, verbrannt;
Und mit frommen Bibelſprüchen
Belzebub hinweggebannt.

Sah in ſeinem Schatten ruhen,
Nach des ſchwülen Tages Laſt,
Der Gemeinde greiſe Häupter,
Sich erfreuend kühler Raſt;

Jeder Streit ward hier geſchlichtet,
Der die Herzen feindlich ſchied;
Lieblich ſcholl nach der Verſöhnung
Aus der Bruſt ein frohes Lied.

Sah den Säugling, der die Taufe
In der Kirch' empfangen hat;
Schüttelt' wie zum Abſchiedsgruße
Auf die Bahr' ein gelbes Blatt.

Und zu Oſtern und zu Pfingſten
Wanden Mädchen luſt'ge Reih'n
Um den Baum, und jubelnd ſchlangen
Sich die Jünglinge darein.

Kennt' in ſeinen alten Tagen
Künden manche Heldenthat,
Neuer Zeiten ſchnelle Wandlung,
Blut'ge Schlachten und Verrath.

Jetzt, in lauen Frühlingsnächten,
Von des Mondes Antlitz hell,
Gleitet aus den grünen Zweigen
Süß herab ein Liederquell.

Träumeriſche Schatten locken
Die Verliebten zu ſich her,
Und in ihre Küſſe miſchet
Sich ein duft'ges Blüthenmeer.

Auch der Dichter mag ergründen
Unter'm blüh'nden Lindenbaum
Spät'rer Zeiten lichte Zukunft,
Träumen ſeinen Frühlingstraum.

Heinrich Künzel.

Buntes.

⁂ Der Franzoſe Mery über den Campo-Santo. „Es gibt in der Welt keinen wehmüthigeren Ort. Der Campo-Santo athmet alle Poeſie des Todes und der Unſterblichkeit. Er iſt der wahrhafte Begräbnißplatz eines Chriſten; das Herz wird dort nicht durch jene Troſtloſigkeit zerriſſen, wie ſie ſonſt die Grabmäler umgibt. Eine ſanfte, religiöſe Melancholie begleitet Einen in dieſen vier Leichen-Gallerien. Sie läßt Einen ohne Schrecken an den Tod denken. Nicht die Verweſung, nicht der Fraß der Würmer übt hier auf die Körper einen Einfluß aus; dieſer wunderbare Boden ſchützt gegen alle Einwirkungen des Todes. Mit Raſen und Blumen umkleidet und marmorgeädert iſt hier das Erdreich. Dieſe Erde iſt von Jeruſalem gekommen. Sie dient zur Heiligung der Leichname alter piſaniſcher Ritter; ſie iſt das Bett tapferer Männer, die in Gott ſtarben, das Schwert an der Rechten, die Hüften umgürtet. Wie ſanft ertönt das Rauſchen der Bäume, welches vor dem heiligen Grabplatz zu dem bunten Laubwerk der Gallerieen aufſteigt! Man könnte es einer von den Schatten geſungenen Pſalmodie vergleichen, einer Grabeshymne, die in einer uns erſt nach dem Tode verſtändlichen Sprache geſchrieben. Auf dem Campo-Santo iſt der Tod lebendig, mors viva! wie der Dichter ſagt. Dort iſt die Erde in Wahrheit denen leicht, die unter ihr ſchlummern. Nicht um den Lebenden zu gefallen haben Religion und Kunſt dieſen Begräbnißplatz ſo ausgeſchmückt; die Künſtler gaben einer höheren Inſpiration nach, wie denn große Künſtler immer eine himmliſche Sendung haben, die ſie blind erfüllen. Jenen Todten ſollten ſie den Aufenthaltsort während der Fegefeuer-Läuterung verſchönern mit dem Ergreifendſten, was die Kunſt aufzuweiſen hat; ſie ſollten ihnen ſolchergeſtalt den Balſam der Geduld bereiten, ihnen, die noch immer in dem Grabe der ſich verzögernden Auferſtehung harren. Ihretwegen hat der griechiſche Marmor die Form eines chriſtlichen Bogens angenommen; für ſie erfand Cimabue die Malerei, dieſe göttliche Kunſt, die Tröſterin des Lebens und Todes. Er kam von Konſtantinopel, der florentiniſche Künſtler, und ſchmückte den Campo-Santo mit der erſten Freſko-Malerei; er ſchrieb das Frontiſpiz dieſes ungeheuern Buches, woran jede Seite ein Anſchlag der Bibel iſt. Giotto, deſſen Hand ſo geſchickt und deſſen Antlitz ſo ſchön war *), die Gebrüder Gaddi, Orgagna, Simone Memmi, Spinello von Arezzo, — ſie Alle kamen mit dem Evangelium in der Hand, um auf den Mauern jenes Gebäudes alle heiligen Gleichniſſe, alle Myſterien des Glaubens, alle Offenbarungen Gottes zu verſinnlichen. Der ſanfte piſaniſche Himmel reichte dem Kloſter Licht und Schatten hernieder; er war der würdige Verbündete aller dieſer großen Künſtler. Lieblich vergoldete, tranſparente Tinten ſpielen auf den Bögen, dem Raſen und in den ſo ruhigen, ſanften Korridors, die durch die Moſaik der wappenverzierten Grabmäler ſo reizend ſind. Die Religion iſt eine Schweſter der Kunſt; ſie iſt der letzteren ſtets zu Hülfe gekommen. Als die Kirche in Byzanz ſtarb, ſchickte die Religion Cimabue zu dem Campo-Santo; als der Thron von Luſignan fiel, berief er einen mächtigen Künſtler-Kongreß zu den Grabmälern der Kreuzritter und die dankbare Kunſt rächte die Religion an den Siegen Mahomets II. und Saladins.“

⁂ Thüringiſche Sagen. — 1) Es äfft die Fuhrleute. Einſtmals zogen mehrere Fuhrleute mit ihren Laſtwagen, die mit Wein befrachtet waren, auf der Heerſtraße, die von Gotha nach Frankfurt führt und dicht am Fuß des Hörſelbergs vorbeizieht, ihres Weges fürbaß, und es mochte wohl ſchon die Dämmerung hereingebrochen ſein, ehe ſie das Dorf Schönau, wo ſie gewöhnlich zu übernachten pflegten, erreicht hatten, als ſich ihnen ein merkwürdiges Geſicht zeigte. Denn es that ſich an einer Stelle, wo ſie ſonſt nie eine Oeffnung geſehen hatten, der Berg auf, und ſie traten neugierig näher, zu ſchauen, was da drinnen brenne, indem eine Glut aus der Höhle ſo feurig ſtrahlte, wie von einem Hochofen, in welchem Eiſenerze geſchmolzen werden. Wie ſehr erſchracken ſie aber, als ſie nun ſahen eine Menge Lebender und Verſtorbener in einem Flammenmeer ſitzen, davon ihnen einer und der andere bekannt vorkam, zumal waren dabei viele der reichen Weinhändler, welche ihnen oft Fracht gaben, und die dafür mit Feuer geſtraft wurden, daß ſie den Wein mit Waſſer miſchten, oder gar mit Giften verſüßten. Den Fuhrleuten wurde dabei angſt und bange, und einer ſchrie überlaut: „Ach, daß 's Gott erbarm'!“ — Da verſchwand gleich Alles mit einander, und die Fuhrleute kreuzten und ſegneten ſich, und trieben ihre Pferde eilend an, um ſo ſchnell wie möglich von der unheimlichen Stelle wegzukommen.

2) Die Hirtenknaben. In dem Hauſe, worin der Erzähler dieſer Sagen ſeine Knabenjahre verlebte, war ein Kutſcher, aus dem Dorfe Sättelſtädt gebürtig, welcher Vieles von ſeiner Heimathsflur zu erzählen wußte, zumal vom Hörſelberg. Sehr oft erzählte er unter andern auch dieſe Geſchichte: Es war eine Anzahl munterer Knaben beiſammen, welche auf den Wieſen des Hörſelthales und nicht allzu weit von dem berufenen Hörſelloch die Pferde hüteten. Sie trieben mancherlei Spiel und Kurzweil nach Knabenweiſe, die Zeit hinzubringen, bis einer auf den Einfall kam, hinauf zum Hörſelloch zu klettern und hineinzukriechen. Gleich that er ſeinen Kameraden dieſen Vorſchlag, und da er ſich zugleich erbot, der Erſte zu ſein und der Anführer dieſes Wageſtücks, ſo willigten Alle ein und folgten ihm, nachdem ſie vorher ihre Pferde zuſammengekoppelt und an Pfähle und Bäume angebunden hatten, daß keines entlaufen konnte. — Als ſie nun oben angelangt waren an der niedrigen und engen Bergeshöhle, merkte der Anführer, daß es nicht allen ſeinen Gefährten ein rechter Ernſt ſei mit der Höhlenfahrt, und daß ſich einer oder der andere zu flüchten ſchien; daher ſprach er: „wer mitgegangen iſt, darf nun nicht zurückbleiben. Laßt uns daher an einander anbinden, daß der Erſte wie der Letzte die Gefahr theile, wenn eine ſolche vorhanden iſt.“ — Darauf feſſelten ſie ſich mit den Riemen und Halftern, womit ſie die Roſſe leiteten, an einander, zündeten einen Kienſpan an, und der Erſte kroch muthig in das Bergloch hinein; Einer nach dem Andern verſchwand in dem engen und dunkeln Gang. Heftig klopfte Manchem das Herz, am heftigſten dem Letzten, und er ſuchte mit der Hand nach einem Taſchenmeſſer, das er bei ſich trug. Vier Lachter lang zog ſich der dunkle Gang in den Berg; dann wurde er ſchmäler, niedriger, feuchter, und konnte nur mühſam kriechend begangen werden. Jetzt trennte ſich mittelſt eines raſchen Schnittes der Letzte ſtill von ſeinen immer vorwärts kriechenden Gefährten; jene aber gelangten in eine mehr als mannshohe, geräumige Höhle, in welcher auch eine Bank zum Sitzen ausgehauen war, — vermuthlich die Bank des treuen Eckart; — aus dieſer Höhle führte abermals ein ſchmaler Gang, und die jungen Höhlenbefahrer betraten auch dieſen. Zitternd hielt ſich noch der Letzte, zurückbleibend, in dem zweiten Gang; bald ſah er nichts mehr von dem matten Schein ihres Lichts, bald hörte er ihren im Geklüfte verhallenden Tritt nicht mehr. Eiskalte Tropfen fielen von der Felſendecke herab auf ſein Geſicht, auf ſeine Hände. Er kroch ein wenig zurück, nach vorn, wo das Tageslicht wie ein Stern vom Eingang ſchimmerte, und harrte, mit klopfenden Herzſchlägen und zitternd, der Wiederkehr ſeiner Kameraden. Aber in der Höhle blieb es dunkel, blieb es ſtill; er ſah ihr Licht nicht wiederkommen, er hörte ihre Stimme nicht von fern ſich wieder nahen. Starr blickten ſeine Augen in die öde Nacht; er lauſchte mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit, ob ſie nicht kämen; manchmal glaubte er ſie nahen zu hören, — doch er hatte ſich getäuſcht; es blieb ſtill und ſtumm in dieſem Bergesgrab, und endlich übermannte ihn der entſetzliche Gedanke, daß Jene wohl gar nicht wiederkommen würden. Nun ſchallte ſein Angſtruf ſchauerlich durch die Höhle des Berges; aber es hörte ihn Niemand, es antwortete ihm Niemand; da ergriff ihn ein kaltes Grauſen, er kroch heraus. Lange harrte er noch vor dem Eingang, immer getheilt zwiſchen Furcht und Hoffnung, bis der Tag ſich neigte und er allein nach Hauſe gehen mußte. Niemand weiß, was aus jenen Knaben geworden; keiner kehrte mehr zurück, und ſelbſt jener Unglückliche, der dem ſichern Untergang entronnen war, behielt im Geſicht eine bleiche Todtenfarbe, ward ſiech und elend, und ſtarb, ehe der Mond ſich dreimal erneut hatte. — (Aus Ludwig Bechſtein's „Thüringiſchem Sagenſchatz“, welcher — bei Keſſelring in Hildburghauſen — baldigſt erſcheinen wird.)

---

*) Cui quam recta manus, tam fuit et facies. (Epitaphium von Giotto.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 170. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 21. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Fortſetzung.)

Gott läßt die Welt dem Elend nicht zum Raube. Bedient ſich der Allmächtige der Mächte der Zerſtörung, ſo bedient er ſich ihrer als Herr und Meiſter. Über die blindeſte und gottentbundenſte Kraft, ſo wild ſie thut, hat der göttliche Meiſter ein Wörtchen ausgeſprochen, das ſo weit, ſo lange lautet. Fahre hin, gebietet der Ewige, und taſte die Form an, die ihren Geiſt überlebt und zerſtöre ſie. Schone aber des Lebens, das mein Odem hervorrief und das beſtimmt iſt, ewig neuen göttlichen Verwandlungen entgegenzugehen. Zerſtöre, damit ich erhaltend ſchaffe und ſchaffend erhalte.

Das iſt mein Glaube. Geld iſt noch nicht Gott und Geld wird nicht Gott werden in alle Ewigkeit. Freilich iſt des Geldes Macht die ſcheußlichſte und zerſtörendſte, und die Welt erfährt es und wird es noch viel ſchrecklicher erfahren, welche Verwüſtungstriumphe ſie feiern wird auf dem Erdboden, und wie ſie von den Mächten, die früher die Welt regierten und das Heilige, das Große, und das Schöne mit ihrem ehernen Schilde deckten, eine nach der andern über den Haufen ſtoßen und in den Staub wälzen wird. Aber die ſie nicht umſtoßen wird, das iſt die Macht Gottes, die in ihnen lebendig war, die Macht der Geſchichte, die aus ihnen fortzeugen, und den Gott, der nicht ein Gott des Todes, ſondern des Lebens iſt, fortoffenbaren wird. Genau betrachtet iſt aber die Macht der Geſchichte oder die zeugende Macht Gottes ſchon herausgewichen aus jenen Hüllen ihrer frühern Offenbarung und ſie hat ſich in die Herzen einer Jugend geflüchtet, die Gott zu ſeiner heiligen Prophetenſchaar erkor. Und darin ſehe ich den Finger Gottes und nicht ein Werk des Ungefährs, daß die begeiſterte und ſchöpferiſche Macht der Jugend zu gleicher Zeit den Kampfplatz betritt mit der ideenloſen zerſtörenden Macht des Goldes und daß ihr Weg ſie berufen und über die Trümmer des Veralteten hinüber führt — hinüber, es bleibe denn der Götze im Schutze ſeines eigenen Zerſtörungwerkes begraben liegen. Die Geldmacht lähmt die Macht des Adels, die Geldmacht bricht, ohne es gerade zu wünſchen und zu wollen, die Ketten der alten gebrechlichen Staatsuhren, die nur durch ihren goldnen Schlüſſel allein aufgezogen werden; die Geldmacht bindet die Tiara mit dem Turban des Muſelmann's zuſammen an einen Anker; die Geldmacht, wie ſie die Herzen der Übermüthigen verſtockt und die Augen der Stolzen mit Blindheit ſchlägt, wie ſie Einige und Wenige in ein Meer von Genüſſen verſenkt und ihnen den Erdball zum Spielplatze ihrer Wünſche und Lüſte einräumt, Millionen aber kaum den Platz, wo ſie ſtehen und die Luft gönnt, die ſie unter Seufzern einathmen, die Geldmacht iſt am beſten geeignet, das Herz dieſer Millionen mit unverwüſtlichem Grundhaſſe gegen die Zerſtörer ihres Lebensglückes auszufüllen. Das iſt freilich noch nicht der reine göttliche Haß, des Reichthums, der aus der Liebe zur heiligen Armuth fließt. Aber ſie iſt das was Gott und der Welt Noth thut, eine ungeheure bewegende Kraft und ſtreitbare Maſſe, die im Dienſte der Ideenmacht, den Feind in ſeinem eigenen Lager aufſucht und dem Zerſtörer das Meduſenhaupt unter die Augen ſchwingt. Ein göttliches Strafgericht und ein zornig empörtes Meer, das die verſunkenen Küſten der Menſchheit überfluthet, und den Höllendamm in den Abgrund reißt, der ſich aus ihnen aufgebaut und im frecheſten Egoismus die ganze untergegangene Welt zu überleben wähnte.

Der Haß allein baut keine neue Welten. Aber die Liebe allein erhält ſie nicht. Gott hat gezürnt im Judenthum, Gott hat geliebt im Chriſtenthum. Sie haben die Propheten ſeines Zorns verachtet, wie ſie jetzt den Boten ſeiner Liebe ſpöttiſch an den Himmel zurückweiſen, der ihn geſendet hat.

Wohlan, Gott will vielleicht ſeinen Zorn um ſo dunkler und furchtbarer machen, je mehr er ihm entzieht von ſeiner göttlichen Liebe, Gott will ſeine Liebe um ſo feuriger machen, je mehr er ihr einhaucht von ſeinem göttlichen Zorn. Die fernen Schreckensgeſichte der Wüſte rückt er näher und näher dem offenen Markt. Den Stab der Weiſſagung von dem ſchrecklichen Tage des Gerichts, „da Jedermann verwerfen wird ſeinen ſilbernen und goldenen Götzen in die Löcher der Maulwürfe und der Fledermäuſe, und da ſich bücken muß alle Höhe der Menſchen und demüthigen, was hohe Leute ſind,“ den Stab des Zornes nimmt er aus den ſchwachen Händen einſamer greiſer Propheten und drückt ihn in die braune Hand der Jünglinge und des Volkes. Und die Liebe hebt er vom Kreuze und nimmt ihr die Dornenkrone vom Haupte und wiſcht ihr den Angſtſchweiß von der Stirn und tränkt die verſchmachtende, durſtige, leidende, verzeihende Liebe nicht mit dem in Eſſig und Galle eingetauchten Schwamm, den ihr der rohe Spott der Kreuziger auf einem Yſop zum Munde führte — er tränkt die Liebe, die ſchwach ihr blutiges Haupt neigt, mit den ſtürzenden Thränenbächen ſeines göttlichen Schmerzgrimmes über der Welt Verworfenheit. Und unter den ſtürzenden Thränen richtet die Liebe ſich empor und ihre blaſſen Lippen blühen wieder und ihre Augen öffnen ſich und ſtrahlen wie ſchneidende Diamanten und der duldende, verſpottete Heiligenſchein über ihrem Haupte verwandelt ſich in eine himmliſche Zornlohe und ſie ſteht auf und wandelt gleich einem Cherub mit Adlerflügeln und Löwenklauen, zum zweitenmal auf der Erde umher, Teufel austreibend, die Wechslertiſche umſtoßend und rufend, mein Haus, die Erde, iſt ein Bethaus und ihr habt es zur Mördergrube gemacht. *)

III.

Mathilde F. an Laura H.

Nein, Laura, lieber in den Fluß, als mit dem Grafen vor den Altar.

Rede mir nicht zu. Berühre dieſe Seite nicht wieder. Mein Wille iſt unerſchütterlich.

Dein Vater rühmt den Grafen als leutſeligen Herrn und gnädigen Kirchenpatron. Der gute alte Mann ſieht die Menſchen nur vom ländlichen Pfarrhofe aus.

Mein eigener Vater ſtellt mir täglich die hohe Ehre einer Verbindung mit der erſten Familie des Landes vor, er zeigt mir in der Ferne die Couren und Aſſembleen am Hofe. Er ſieht die Welt und mein Glück aus ſeinen Augen. Er macht mir böſe Stunden durch die Aufwallungen ſeines Zornes, böſere durch ſeine Liebkoſungen. Aber, Gott iſt mein Zeuge, ich kann nicht, und ich thue es nicht.

Das Leben wird mir immer mehr vergällt. Bewahre mir deine Freundſchaft. Dieſe nur, und daran zweifle ich nicht, ſprach aus deinem Briefe. Du möchteſt deine Freundin als glückliche Gattin des Grafen in deiner nächſten Nähe ſehen. Laura, ich liebe dich unendlich, und wünſchte mit dir leben und ſterben zu können. Aber der Weg zu dir führt mich über den Kirchhof, und was frommt es deiner Zärtlichkeit, eine Leiche zu umarmen? Alſo darüber kein Wort mehr.

Tauſend Küſſe von

Deiner Mathilde.

(Fortſetzung folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Fortſetzung.)

Ein beſonderer Charakterzug nicht blos der induſtriellen, ſondern auch der Mittelklaſſe überhaupt iſt die auffallende, außerordentliche Neugierde ſelbſt für die gleichgültigſten, geringfügigſten Sachen, — eine kindiſche, mädchenhafte Gewohnheit, welche am Ende im Charakter jedes Kleinbürgers liegt. Die Pariſer Kleinſtädter — denn die Pariſer Mittelklaſſe zählt ebenſo arge Philiſter und Krähwinkler, als man ſie in der kleinſten deutſchen Reſidenz nur auffinden mag, — dieſe Kleinſtädter können Viertelſtunden lang zuſehen und ſich darüber freuen, wenn ein Pudel in der Seine ſchwimmt oder die Sperlinge im Tuileriengarten gefüttert werden; ſie ſtellen ſich 10 Minuten vorher an das Gitter des Blumenbeets im Palais Royal, um die daſelbſt aufgeſtellte Kanone losbrennen zu hören, welches nämlich geſchiehet, ſo oft die Sonne durch den Meridian von Paris geht; ſie ſtehen ſtill und ſehen ſich betroffen um, wenn ein Mann von ungewöhnlicher Größe oder in fremder Tracht ihnen auf der Straße begegnet. Ein charakteriſtiſches Kennzeichen dieſer ganzen Klaſſe iſt ferner ein bedeutender Hang zum Wunderglauben, welchen die gewöhnlichen Leute auch Leichtgläubigkeit nennen. Für den Pariſer Spießbürger gibt es nichts Unglaubliches, nichts Unwahrſcheinliches. Ein Münchhauſen würde hier bei dieſer Klaſſe die zahlreichſte und andächtigſte Zuhörerſchaft finden und ſeine gedruckten Lügen würden in Paris zwanzig Auflagen erle-

---

*) So weit die Mittheilungen, mit deren Schluſſe vermuthlich der nächſtfolgende Brief Mathildens der Zeit nach zuſammenhängt.

ben. Ein Spaßmacher oder Charlatan kann dieſen Leuten die unerhörteſten, abgeſchmackteſten Dinge von der Welt unbedenklich aufbinden; er darf nur die Trommel rühren oder in die Trompete ſtoßen, ſogleich drängt ſich um den Wunderdoktor ein ſchauluſtiges Publikum, das den Hans North durch den Hals einer Flaſche kriechen ſehen will und am Ende auch wirklich ſiehet oder wo nicht, mit der langen Naſe nach Hauſe zieht, welches Leute dieſes Schlags gleichwohl nicht hindert, marktſchreieriſchen Ankündigungen aller Art täglich wieder neuen Glauben zu ſchenken.

Eins muß man jedoch den Pariſern dieſer Klaſſe zum Lobe nachſagen, ſie ſind keine Allerweltsbürger, ſondern haben eine außerordentliche Liebe zu ihrer Vaterſtadt; ſie ſind gleichſam mit allen ihren Gedanken und Gefühlen an Paris gekettet, aus allen ihren Fingerſpitzen gehen Fäden aus in dieſe mütterliche Erde, worin ihre Herzen mit tauſend Wurzeln faſern. Es gibt Bürgersleute hier, welche in dem Stadtviertel, wo ſie geboren und auferzogen werden, auch ihr Leben beſchließen; und ſo beredt und geſprächig auch die Pariſer den Fremden die Herrlichkeiten ihrer Stadt anpreiſen mögen, ſo bin ich doch überzeugt, daß zwei Drittheile davon die wenigſten mit eigenen Augen geſehen haben. Daß die Umgegend von Paris wirklich ſchön ſei, wiſſen die Pariſer auch ſeit noch nicht ſehr langer Zeit, ſie ſind erſt durch die vielen Reiſenden und Fremden auf ihre nächſten Umgebungen aufmerkſam gemacht worden. Denn die meiſten Bewohner der franzöſiſchen Hauptſtadt ſind ſchlecht in der Erdkunde bewandert, lieben überdies wenig das ſtille, einſame Landleben und haben eine höchſt mittelmäßige Neigung, ſich in der Fremde umzuſehen; jedoch kennen ſie auch oft die unter dem nächſten Breitengrade gelegenen Gegenden durchaus nicht. Sie gehen nur dahin, wohin ſie gewöhnlich gehen, wohin man ſie von Kindheit auf geführt hat und wo ſie ſicher ſind, ein Gedränge von Menſchen und einen Reſtaurant zu finden, nämlich vor den Stadtthoren und in der Banlieue. Es will ſchon viel ſagen, wenn ſie mal eine Reiſe nach dem 6 Stunden entfernten Montmorency unternehmen oder nach dem ebenſo weit entlegenen Verſailles, um die Waſſerkünſte des Parks ſpielen zu ſehen. Bei den untern Volksklaſſen werden wir in dieſer Hinſicht dieſelbe Anſchauungsweiſe und dieſelbe Sitte finden, und wir haben ſchon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß ſelbſt die Reichen und Vornehmen, welche ſoviel Zeit und Mittel haben, in ihren Promenaden und Erholungen abzuwechſeln, ebenſo hartnäckig, wie die Philiſter, auf der Verfolgung eines und deſſelben Wegs beharren und dieſelbe Monotone in ihren täglichen Ausflügen beibehalten. Mag auch dieſe Vorliebe des Pariſers für Paris bisweilen als hartnäckige Beſchränktheit erſcheinen, ſo iſt doch ſicher, daß, wenn es im Ausland ein noch älteres und herrlicheres Paris gäbe, es würde keinem Pariſer je beikommen, eine Reiſe dahin zu machen, — es müßte denn ſein, um es zu erobern.

Da die Mittelklaſſe die Woche hindurch mit dem Betrieb ihres Handels und ihrer Geſchäfte zu thun hat, ſo will ſie auch für den Sonntag, als ihren Raſttag, um jeden Preis ein Vergnügen haben. Führen wir daher jetzt den Leſer zu den Promenaden und Erholungsörtern, welche bei den Kleinbürgern in beſonderer Gunſt ſtehen. Dieſe Leute haben zwar keinen eignen Wagen und kein Reitpferd, gehen aber doch nie zu Fuß aus Paris, ſo oft ſie eine Promenade auf's Land machen wollen. Für ſie ſind die Omnibus eigends erfunden und jeden Sonntag im Sommer, wenn es hübſch Wetter iſt, kann man ſie ſehen, wie ſie ſich ſchaarenweiſe in die Büreaux der Omnibus, Favorites, Gondoles, Accélérés, Sevriennes, Meudonnaiſes, Montrougiennes, Courbevoiſiennes und anderer ähnlichen Wagen hineindrängen. Die fortſchreitende Civiliſation vermehrt jährlich die Zahl dieſer öffentlichen Geſellſchaftswagen. Es iſt noch nicht gar lange her, wo der Pariſer Kleinbürger, wenn er Sonntags einen Ausflug in die Umgegend machen wollte, kein anderes Mittel hatte, als ſich jener zweirädrigen Fuhrwerke zu bedienen, welche man heutiges Tags Coucou's benennt und die ehemals einen noch garſtigeren Titel hatten. Wie zahllos waren damals die Leiden und Qualen des ruhigen, ehrlichen Bürgers! Sobald er im Angeſichte des Platzes, wo dieſe traurigen Karren hielten, erſchien, ſtürzten die Kutſcher in Maſſe über ihn her, rupften und zupften ihn am Arme, am Leib, an den Rockzipfeln, zogen ihn hin, zogen ihn her, betäubten ihm die Ohren mit dem heiſeren Geſchrei ihrer Branntweinſtimmen, ſo daß ihm oft Hören und Sehen verging und er ſich endlich entſchloß, denjenigen zu nehmen, der ihm am meiſten Gewalt angethan und ſich am unverſchämteſten aufgedrungen hatte. Kaum aber war er mit oder wider Willen in den Wagen geſtiegen und endlich nach langem Hin- und Herhandeln mit ſeinem Sieger über den Preis der Fahrt einig geworden, ſo ging die Reiſe dennoch nicht vor ſich; er mußte von neuem wieder zu katzbalgen und zu zanken anfangen, während der Kutſcher unaufhörlich bei allen Heiligen ſchwer, daß er in der Minute abfahren wurde, nichtsdeſtoweniger aber vor der erſten Viertelſtunde doch nicht reiſefertig wurde. Das war ein wahres Elend, ein wahrer Jammer; jetzt — welcher Abſtand gegen früher! Der friedliebende Bürger braucht keine Schlacht mehr zu liefern, keinen Wortwechſel mehr zu führen, kein Gekeife von rohen Kutſchern mehr anzuhören und keine Zeit mehr zu verlieren; er kann auf den Centime berechnen, wie hoch ſich ſeine Koſten für den Tag belaufen werden; er weiß auf die Minute, wann er abreiſen und wann er wieder zurück ſein kann; er muß nur ſelbſt genau die Stunde einhalten und ſich bei'm Mittagseſſen oder Zeitungsleſen nicht vergeſſen.

Glücklicher, ſorgenfreier Bürger, wenn der Sonntag herannahet, jener glückliche Tag, für den ausſchließlich das reine Hemd beſtimmt iſt, an dem man ſich regelmäßig putzt, raſirt, ein reines weißes Halstuch, die neuen Hoſen und den blauen Frack anthut und ſtets mit neuem Vergnügen das betrachtet, was man ſchon hundert- und tauſendmal geſehen hat; jener ſchöne Tag, von den Reichen und Müſſigen verachtet und über die Achſel angeſehen, von den Armen und Thätigen aber als Raſt- und Feiertag geliebt und geſegnet. Wer ſollte ſo mit Blindheit geſchlagen ſein, daß er nicht die naiven, heitern, luſt- und freudelachelnden Mienen der geputzten Sonntagsgeſtalten bemerkte, welche nur einmal in der Woche zum Vorſchein kommen, aber dann jedesmal das Gepräge der Luſt und Fröhlichkeit tragen. Die menſchlichen Geſchöpfe ſind nun einmal ſo beſchaffen, wie Uhren, welche durch Freude und Wohlleben aufgezogen werden müſſen, welches bei Leuten aus den höheren und höchſten Ständen alle Tage einmal, bei denjenigen aber, welche dem Volke angehören, nur einmal in der Woche erforderlich zu ſein pflegt. Doch vergeſſen wir nicht, daß wir den Pariſer Kleinbürger auf ſeinem ſonntäglichen Ausflug begleiten wollen.

Am Abend vorher oder vielleicht erſt dieſen Morgen hat er mit ſeiner Frau, mit ſeiner Geliebten oder mit ſich ſelbſt Rath gehalten, welche Parthie er machen ſoll. Sein urſprünglicher Plan war, nach Montmorency zu fahren, einem fernen Lande, dem klaſſiſchen Lande der Pferde und Eſel, welche man daſelbſt um einen geringen Preis auf die Stunde miethet, um darauf Wald und Thal zu durchtraben und an einem und demſelben Nachmittage in einer Tour vom Etang de Saint-Gratien bis zum Jagdſchloß zu reiten, wobei man blos einmal auf der Höhe von Bel-Air einen Augenblick ſtillhält und die Eſel und Pferde ſich ein wenig verſchnaufen läßt, während man unterdeſſen die Fernſicht über das zu ſeinen Füßen ausgebreitete Thal von Montmorency genießt. Es iſt jedoch bei dieſer Fahrt nach Montmorency in Anſchlag zu bringen, daß Sonntags die Eſel und Pferde auf dem Markte von Montmorency nur um einen bedeutend erhöheten Miethzins zu bekommen ſind, und daß man, außerdem, daß das Vergnügen dadurch entſetzlich theuer wird, bei ſolchen Spazierritten ſich auch noch wund reitet und andere Übel zu bekämpfen hat. Dieſes Alles wohl erwogen und bedacht, hat der Bourgeois die Parthie nach Montmorency aufgegeben. (Schluß f.)

Kleinigkeiten.

Katecheſation.

Iſt Jeſus Gottes Sohn? — „Ei ja, Herr Pater!“ —
Muß man ihn auch für einen Gott anſeh'n? —
„Noch nicht,“ ſprach Fritz, „doch ſtirbt einmal der Vater,
So kann die Stell' ihm nicht entgeh'n.“

An Manche.

Daß farblos, grau die Welt euch ſcheint, iſt — Schein.
Es kommt vom Bücherſtaub, worin ihr lebet.
Beſprenget euern Lebensweg mit Wein,
Der jenen niederſchlägt und euch erhebet!

Lebensanſichten der vier Temperamente.

Sanguiniſch. Leben iſt ein Freudenborn.
Choleriſch. Nieten ſind des Schickſals Looſe.
Phlegmatiſch. Keine Roſe ohne Dorn!
Melancholiſch. Viele Dornen ohne Roſe!

An Sie.

Bei dir flieht der längſte Tag im Nu,
Fern dir ſcheint der kürzeſte mir lahm,
Amor legt an Dauer dieſem zu,
Was er jenem nahm.

Auf der Gaſſe.

Nach des Fremden treuem Weibe,
Durch das Fenſter ſpäht mein Blick.
Doch es wirft die Spiegelſcheibe
Nur mein eig'nes Bild zurück.

Zeigt mir trübe Augenſterne,
Hohle Wangen, bleich Geſicht.
Falſches Glas, die Urſach' gerne
Möcht' ich ſeh'n, die Wirkung nicht.

W. Achat.

Deutſche Literatur-Notizen.

.*. Die Scheible'ſche Buchhandlung in Stuttgart entwickelt von Tag zu Tag eine größere Betriebſamkeit, welche, um der gemeinnützigen Tendenz der daſelbſt erſcheinenden Schriften halber, Achtung und Beachtung verdient. Es iſt ohne Zweifel für die allmählig allgemeiner und tiefer zu begründende Kultur des Volkes, als einer kompakten Maſſe, ſehr wichtig, demſelben die Literatur nicht zu zerſtückeln, ſondern ihm den Sinn für etwas Ganzes zu ſtählen durch die Luſt, die es an dem finden muß, was ihm als Ganzes geboten wird, und, ohne den wahren Ernſt einzubüßen, das Volk freundlich beſcheiden hinanzuzieh'n, während ſich ſo manche Schriftſteller, namentlich Pfaffen und Kinderſchriften-Fabrikanten, auf eine wirklich lächerliche Weiſe kindiſch anſtellen, um dem Volk, welches ſie für noch gar albern halten, verſtändlich zu werden. — Zu den Werken nun, welche einen wahrhaften, entſchiedenen Nutzen darbieten, rechnen wir, — erfreut, über ſolch ein Thema ſprechen zu können, — „Böttiger's Geſchichte des deutſchen Volkes und des deutſchen Landes“, wovon bis jetzt vier Lieferungen erſchienen (die Hälfte des ganzen Werkes). Die Tendenz dieſes Buches iſt eine edle und lobenswerthe; der Verfaſſer hat ſeine Aufgabe, ein Lehrer für alle Klaſſen des Volkes zu ſein, verſtanden und bis jetzt wacker gelöſ't; er hält an einfachen und wahren Grundprinzipien feſt, die er allenthalben klar durchleuchten läßt und aus den Fakten entwickelt; die Sucht, Exzentrizitäten politiſcher Partheiungen daraus abzuleiten, iſt ihm fern. Seine Darſtellung iſt einfach und geſchmackvoll. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß die Wiſſenſchaft ſich auf dieſem Wege dem Volke immer näher ans Herz ſchmiege. —

.*. Eine andere Unternehmung der Scheible'ſchen Buchhandlung: „Europa und ſeine Bewohner“ von K. F. Hoffmann, iſt für eine größere Ausdehnung berechnet; wir können nach den vor uns liegenden 2 erſten Lieferungen noch kein anderes Urtheil darüber abgeben, als: daß uns ſcheine, der Herausgeber ſcheue keine Mühe, etwas Umfaſſendes und Gründliches zu Stande zu bringen. Wenigſtens wird ſich (ſo fern wir die Anlage des Ganzen aus den 2 erſten Lieferungen bereits beurtheilen zu können glauben) ein vollſtändiger populärer Komplex aller in dieſem Gebiet gemachten wiſſenſchaftlichen Ausbeutungen herausſtellen.

.*. Wilhelm Burckhardt's „Leben Gebhard Lebrecht Blücher's“ (1ſter Band, ebendaſelbſt) verdient empfohlen zu werden. Vorwärts iſt auch für den Nichtpreußen ein großes Loſungswort geworden. Der „Vorwärts“ iſt ein Held des Volksbuchs, ein recht moderner „hörnener Siegfried;“ ſo unpartheiiſch, wie ihn der obenbenannte Verfaſſer darſtellte, prägt er ſich durch einen Zauber, der noch ſtärker als der der Romantik wirkt — durch die Wahrheit — tiefer in die Herzen des Volkes.

.*. Von „Napoleons Feldzug nach Rußland“ von Segur, überſetzt von Karl Courtin (Stuttgart, ebendaſelbſt), iſt uns bis jetzt die erſte Lieferung zugekommen. Ueber den Werth des Originals hat ſich die öffentliche Meinung bereits ausgeſprochen. Die Ueberſetzung, welche in 4 Lieferungen erſcheint, iſt, wie ſich erwarten ließ, treu und geſchmackvoll.

.*. Dieſelbe Buchhandlung gibt jetzt auch Langbein's geſammelte Schriften in 60 Lieferungen (30 Bände) heraus. Zwei davon ſind bis jetzt erſchienen. Langbein war geraume Zeit lang von Vielen gern geleſen; ob ſich dieſe Theilnahme des großen Publikums auch jetzt noch forterhalten wird, iſt eine andre Frage. Nicht zu läugnen iſt es jedenfalls, daß Langbein's friedlicher, lockrer Humor und ſein ungenirtes Weſen auch jetzt noch viele Freunde findet, und daß viele ſeiner Werke dieſe auch verdienen.

.*. Preußens Vorzeit. Eine Lektüre zur Kenntniß vaterländiſcher Geſchichte und zur Belebung patriotiſchen Sinnes. Im Verein mit mehreren Geſchichtsfreunden herausgegeben von Dr. Fr. Reiche. 1. Jahrgang, 1. Heft. Glogau u. Leipzig. Karl Heymann. — Wenn in unſern Tagen überhaupt ein Verſuch, die Hiſtorie zu populariſiren, unternommen werden ſoll, ſo kann man füglich kaum irgendwo anders einen paſſenderen Mittelpunkt für ſolche Beſtrebungen ſuchen, als in Preußen, wo der Bürger mit Leib und Seele ſich an Alles klammert, was das Vaterland angeht. Gleichwohl ſcheint uns das vorliegende Werk, das gewiß aus einer guten Abſicht herſtammt, in der Ausführung unzulänglich und verfehlt. Der Verfaſſer nahm das Volk für zu ungebildet, und ſtimmte ſich bis auf einen Ton herab, der Anno 1835 faſt läppiſch klingt. Die Geſchichte ſoll nie zur Fibel werden. — Von ganzem Herzen iſt zu wünſchen, daß der Herausgeber in der Folge eine höhere Richtung nehmen und die Anforderungen des Volkes, welches nicht mehr ſo kindiſch iſt, als man denkt, mit den Lehren der Geſchichte in Einklang bringe.

.*. Von Lewald's neuer Zeitſchrift: Europa, Chronik der gebildeten Welt, ſind bereits 2 Lieferungen erſchienen. (Leipzig u. Stuttgart, Scheible's Verlagsexpedition.) Der Herausgeber hat ſich augenſcheinlich Form und Tendenz der franzöſiſchen Revüen zum Muſter genommen, und dieſe Abſicht mit großem Takt zu realiſiren verſtanden. Mit jedem Hefte erſcheinen 2 artiſtiſche und eine muſikaliſche Beilage.

.*. Bei Gerold in Wien erſchien der erſte Theil eines äſthetiſchen Lexikons, herausgegeben von Ig. Jeitteles; welches als Hand- und Hausbuch empfohlen zu werden verdient, da es in gedrängter Kürze und klarer einfacher Darſtellung ſo ziemlich Alles, was für Jedermann in der Aeſthetik wiſſenswürdig iſt (Grundbegriffe und — ältere wie moderne — techniſche Ausdrücke), enthält.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 171. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 22. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Fortſetzung.)

IV.

Mathilde F. an Laura H.

Deine Antwort iſt durchduftet von den Roſen deiner Liebe.

Du haſt Recht, ich bin nicht glücklich; aber ich war es, und nichts hat ſich verändert, als ich ſelber und meine Anſicht der Dinge.

Ja, ich war glücklich, wenn ich zu Ball fuhr, und glücklich, wenn ich heimliche Almoſen austheilte; glücklich, wenn ich eine Perlenſchnur umhing und glücklich, wenn ich durch den Verkauf der alten eine Thränenperle im Auge des Unglücks trocknete. Ich ſonnte mich im Reichthum meines Vaters, weil er jeden meiner Schritte mit behaglichem Schimmer umgab, alle meine Launen und Wünſche befriedigte, mich in Theater und Geſellſchaften glänzen ließ, aber nicht weniger, weil er mir erlaubte, den ſchöneren und reineren Empfindungen meines Herzens nachzuhängen, weil er mich zur Wohlthäterin, und im Auge manches Bedrängten, zum rettenden Schutzengel erhob.

Die Zeit iſt hin. Eigenes Nachdenken und eine furchtbar liebe Hand löſten mir die Binde eitler Täuſchungen, die meine Stirn umflatterten. Ich ſah den Abgrund des menſchlichen Elends zu meinen Füßen, und aus bodenloſer ſchwarzer Tiefe ſtieg ein ununterbrochener Weheruf zu mir empor. Dahinab, rief mein zürnender Engel, dahinab fallen deine Almoſen, dahinab jene übermüthigen Spenden des Reichthums, die euer Herz kitzeln mit der grauſamen Wolluſt eines Gefühls, welches eure Prieſter Luſt am Wohlthun nennen und bis zum Himmel erheben und welches dem Herrn ein Abſcheu und ein Greuel iſt. Ja, eure Almoſen ſind dem Herrn ein Greuel, gleichwie euer Reichthum. Liebtet ihr Gott, ſo liebtet ihr eure Brüder; liebtet ihr eure Brüder, ſo würdet ihr nicht an goldner Tafel praſſen, und euren Brüdern die abgenagten Knochen vor die Füße werfen. Gott und eure Brüder liebt ihr nicht und vergebens iſt der letzte Prophet der Liebe auf die Welt gekommen. Mögt ihr dann Gott fürchten, wenn er am Tage des Gerichts in Donnerwettern herniederfährt.

Laura, meine geliebte Laura! Der Hall jener Worte pflanzt ſich immer tiefer in mein Inneres fort, es iſt ein plötzlicher ſchriller Ruf nach Feuer in der Nacht, er ſchreckt mein verzärteltes Daſein aus dem ſeidnen Ruhekiſſen auf und füllt meine Bruſt mit einem dunkeln, heftigen, ſchmerzlichen Gefühl der Mitleidenſchaft für alles wirkliche und mögliche Unglück, das Ehrgeiz und Habſucht in der Welt anrichten.

Wo ich geh' und ſtehe, höre ich den Schrei des nackten Elends. Ich verdoppelte meine Wohlthaten, oder was ich ſo nannte, ich kämpfe mit meiner Eitelkeit, meiner Vergnügungsſucht, die ich früher ſo wohl in Einklang brachte mit den Anforderungen meines mildthätigen Sinnes, ich bringe ſo manche Opfer, die mir wirklich als Opfer erſcheinen, ich verzichte auf ſo manche koſtſpielige Kleinigkeiten der Mode, die ich wirklich ungern entbehre, ich habe ſogar die diesjährige Badreiſe aufgegeben; aber mit allen beſchwichtige ich nicht die Stimme meines Gewiſſens, die ſo unaufhörlich fortmahnt und hindringt auf ein Größeres, daß ich mich — Laura, beklage mich — ich ſehe mich ängſtlich nach dem Punkte um, wo ich mir ein Herz faſſen, und den Muth, den Trotz, die kalte Vernunft haben werde: bis hierher und nicht weiter! zu rufen.

Selbſt im Schlafe werde ich verfolgt. Träume laſſen mir keine Ruhe, ich ſehe bittend aufgehobene Hände, blaſſe düſterſchauende Familienväter, Mütter, die mir ihre vertrockneten Brüſte zeigen — ich theile Geld, Speiſen, Troſtſprüche aus, ich werfe meine Ringe, Uhren, Diamanten in den Haufen, ich reiße mir den letzten Rubin aus den Haaren, und wenn ich alles Meinige verſchenkt und ausgetheilt habe und ſehe mich dann umringt, umſeufzt wie vorher, ſo ergreift mich die Angſt der Verzweiflung und ich ſchreie ihnen mit wilder Stimme zu: geht mit Gott, ich bin nicht Gott, wendet euch an den Schöpfer eures Daſeins, Chriſtus iſt auch da, Gottes Sohn iſt für euch geſtorben, für die Armen iſt er geſtorben —

Ich wage nicht auszuſchreiben, aber die Worte ſtehen mit feurigen Buchſtaben an der Wand, und du könnteſt ſehen, wie meine Lippen ſie troſtlos nachliſpeln.

Ich fange an, den Reichthum für ein großes Unglück, ja in Augenblicken für ein Verbrechen zu halten. Ich verwünſche ihn, und dennoch — meine Phantaſie kann ſich nicht losreißen von den glänzenden Bildern, die in ſeinem Gefolge gehen. Ich fühle es wohl, er hat meines Vaters Herz verödet, das meinige verblendet und mit den Goldfäden der Eitelkeit und der Thorheit umſponnen. Ich zittre für mich und meinen Vater, ich verwünſche den Reichthum — aber das iſt alles. Er hat mir nicht die Kraft zu einem ganzen großen Entſchluſſe übrig gelaſſen. Zwiſchen mir und dem Himmel geſtellt, liegt er auf ſeiner goldenen Lade zwiſchen mir und dem, der unter allen Weſen allein mir Glück und Seelenruhe wiederſchenken könnte.

Meine Gedanken kehren auf die ungeſchriebenen Worte zurück. Eine unſichtbare Hand ſcheint mir die Feder zu führen. Nein, Laura, Chriſtus iſt nicht für die Reichen geſtorben, nur den Armen iſt ſein Blut am Kreuze herabgeträufelt, nur den Armen hat er die Pforten des Himmelreiches erſchloſſen — den Reichen nicht.

Wer hat mit ausdrücklichen Worten den Reichthum vom Himmelreiche abgeſchieden? Er ſelber, Laura. Und nicht genug, eine tödtliche, zerſchmetternde Wahrheit auszuſprechen, fügt er ihr den erhabenen Spott einer lächerlichen Unmöglichkeit ihres Gegentheils hinzu. Wahrlich, redete er ſeine Jünger an, wahrlich ich ſage euch, ein Reicher wird ſchwerlich in's Himmelreich kommen. Und weiter ſage ich euch, es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme. (Schluß f.)

Das Geheimniſs des Lebens.

(Vorgeleſen im Muſeum zu Frankfurt am Main.)

Von

Dr. A. Clemens.

> Das iſt eben das wahre Geheimniß, das Allen vor Augen
> Liegt, euch ewig umgibt, aber von Keinem geſeh'n.
>
> Schiller.

„Der Wunder größtes iſt, daß uns die wahren Wunder ſo alltäglich werden können!“ Das ruft ſchon Leſſing's Nathan mit treffender Wahrheit aus. — Das größte Wunder, das tiefſte Geheimniß der Natur, das Leben, ſehen wir täglich vor unſern Augen entſtehen, ſich fortbilden und, unſerer ſchwachen Meinung nach, vergehen. Wir ſelbſt, in dem Geheimniſſe befangen, ohne darin eingeweiht zu ſein, haben uns ſo daran gewöhnt, daß wir glauben, es müſſe ſo ſein, es läge ſo offenkundig da, das Geheimniß, und ſo ſüß iſt ſie uns geworden, dieſe freundliche Gewohnheit des Lebens, des Daſeins und Wirkens, daß wir kaum nach dem Leben ſelbſt fragen, kaum nach den verborgenen Quellen forſchen mögen, aus welchen ſich jener zauberiſche Strom durch das Reich des Alls ergießt.

Was iſt Leben? — ſo fragt ſeit Jahrtauſenden der Philoſoph den Arzt. Was iſt Leben? ſeit Jahrtauſenden der Arzt den Philoſophen. Aber Keiner hat noch den Andern befriedigt, Keiner wird je den Andern befriedigen können Alle Spekulationen über den Begriff des Lebens haben uns noch zu keinem befriedigenden Reſultate geführt. Aber wie überall, wo Begriffe fehlen, ein Wort zur rechten Zeit ſich einſtellt, uns aus der Noth zu helfen, ſo auch hier. Man hat das unerklärbare Weſen, das in uns wirkt und ſchafft, gleich allen andern unerklärbaren Weſen, mit dem Namen Kraft belegt, und wie wir eine elektriſche, eine galvaniſche, eine magnetiſche Kraft haben, ſo hat man uns auch eine Lebenskraft gegeben, durch die wir ſind, durch die wir beſtehen, durch die wir wirken und ſchaffen. Schade nur, daß wir ſo klug, als wie zuvor ſind.

Was wiſſen wir von dieſer Lebenskraft? Gerade ſo viel, als von den übrigen Kräften, d. h. ſo viel als Nichts. Was iſt dieſe einfache, von uns angenommene Grundkraft anders, als nur eine dunkle Qualität, über deren Daſein und Wirkungsart, ſo wie über die Urſachen, warum ſie ſich bald als bildendes, bald als empfindendes, bald als bewegendes Princip äußert, die Naturforſcher bisher keine Rechenſchaft gegeben haben und geben konnten.

Aber die in's Daſein, in die Wirklichkeit tretenden Äußerungen jener Kraft vermögen wir doch eben ſo wie die der andern Kräfte zu erkennen! — Ja, was man ſo erkennen heißt! — Das Leben ſelbſt, wie es in den Bereich unſerer Sinne tritt, iſt ſelbſt ſchon Erſcheinung, iſt ſelbſt ſchon Äußerung jener unerforſchlichen Lebenskraft. Leben kann beſtehen, ohne daß es erſcheint, es kann noch fortdauern, wenn es uns nicht mehr erſcheint. Im Scheintode äußert ſich das Leben nicht mehr und doch vermögen wir oft die Äußerungen deſſelben zurückzuführen. Der gelähmte Arm hat die Bewegung, eine ſeiner Lebensäußerungen, verloren, aber hat er deshalb zu leben aufgehört, kann ihm Leben abgeſprochen werden, da ſeine ſichtbare Bauart und Miſchung nicht die geringſte Veränderung erleidet? Der Eſſigaal und das Räderthier können Jahrelang im Trocknen liegen und für todt gelten. Ein einziger Tropfen Eſſig oder Waſſer vermag ſie wieder in's Leben zurückzurufen. Den Fadenwurm kann man Wochenlang aufhängen, an der Sonne trocknen, wie einen dünnen Strohhalm zuſammenſchrumpfen laſſen und legt man ihn wieder in's Waſſer, ſo wird er binnen einer halben Stunde völlig lebendig. Das Moos, abgeriſſen von der nährenden Bruſt der Erde, verwelkt und vertrocknet, erhält durch einige Waſſertropfen Farbe und Leben wieder. Die Pflanze, die im Winter erſtarrt und erſt mit dem Frühling wieder zu leben beginnt, war ſie in dieſer Zeit todt zu nennen? Hat ſich nicht die Lebenskraft bei ihr blos verborgen gehalten, ohne in das Gebiet unſerer Erkenntniß zu treten? —

Als unzertrennliche Begleiterin des Lebens ſehen wir überall auf der Erde: Organiſation. Ohne Leben keine Organiſation, ohne Organiſation kein Leben. Bildung zu einem zweckmäßigen Ganzen, in welchem jeder Theil zum Beſten und Gedeihen dieſes Ganzen mitwirkt, iſt die erſte Äußerung jener unſern Augen verborgenen Lebenskraft und der Charakter der Organiſation überhaupt. Wo wir dieſe — organiſche — Bildung ſehen, hat demnach die Entwickelung jener Kraft ſchon begonnen. Die Kriſtalliſationen der unorganiſchen Welt, die manche phantaſiereiche Naturphiloſophen in das Reich des Lebens zu ziehen ſtreben, ſind trotz ihrer beſtändigen Regelmäßigkeit, keineswegs Erzeugniſſe einer lebendigen Grundkraft, denn ſie bilden ein zwar regelmäßiges, aber kein zweckmäßiges Ganze. Sie ſind nur Produkte chemiſcher Wahlverwandtſchaften, wachſen nur von außen, während die belebten Organismen durch innere Kraft zunehmen.

Bildung eines zweckmäßigen Ganzen, in welchem die Bedingungen zu ſeiner Fortdauer ſelbſt liegen, iſt demnach die erſte und allgemeinſte Äußerung der Lebenskraft. In welchen mannichfachen Geſtaltungen ſich auch dieſer Schaffungstrieb gefallen mag — Erzeugen bleibt ſein erſtes Beginnen, Bilden, Schaffen, Geſtalten ſeine erſte Äußerung. Das ſehen wir, das belauſchen wir ſo zu ſagen am Keime, den wir zur lebendigen Fortbildung der mütterlichen Erde anvertrauen. Aber wie wirkt dieſe Kraft? — Warum verweſ't der Keim in der feuchten, warmen Erde nicht? Warum entwickelt ſich unter dieſen der Gährung ſo günſtigen Umſtänden vielmehr ein friſches, ein neues Leben aus ihm? — Ach, wir wiſſen es nicht! Alles, was wir arme Sterbliche thun konnten, war auch dieſer Kraft einen beſondern Namen zu geben und ſie: bildende Kraft, Bildungstrieb zu benennen.

Alle lebendigen Geſtaltungen laſſen ſich in zwei Abtheilungen bringen, die ſehr geſondert einander gegenüber ſtehen, durch ausgezeichnete Merkmale von einander getrennt ſind, oft in einander überzugehen, oft ihre unterſcheidenden Kennzeichen gegen einander auszutauſchen ſcheinen. Pflanze und Thier, Jeder unterſcheidet ſie beim erſten Anblicke, und doch bringt der allgemeine, alle Individuen unter ſich begreifende Unterſcheidungscharakter den philoſophiſchen Naturforſcher in Verlegenheit. Das Thier wirkt auf äußere Reize zurück — ſagt man — die Pflanze nicht. Warum bewegt ſich aber der Heliotrop nach der Sonne, warum zieht die Senſitive bei der Berührung ihre Blätter zuſammen? Warum öffnet die Nachtviole nur dem Abend ihren Buſen und verbirgt ihren balſamiſchen Duft vor den unbeſcheidenen Strahlen der Sonne. Aber das Thier bewegt ſich doch nach Willkühr, die Pflanze nicht! — Auch hier ſtoßen wir wieder auf Ausnahmen, die uns in Verlegenheit ſetzen. Es gibt Thiere, die ihren Ort nicht verändern, die große Meernichel, der Kieferwurm, die Auſter. Dagegen kennt man Waſſerpflanzen, die ihn wirklich verändern, wollte man auch die Ortsveränderung ſo mancher kriechenden Gewächſe überſehen. —

Das Vermögen zu empfinden, d. h. durch äußere Eindrücke nicht blos erregt, ſondern auch dieſer Eindrücke ſich bewußt zu werden, iſt wohl das unterſcheidendſte Merkmal zwiſchen Thier und Pflanze. Die Senſitive zieht ſich wohl auf einen äußern Reiz zuſammen; aber ſie wird ſich dieſes äußern Reizes nicht bewußt. So iſt auch der todte Muskel noch empfindlich und zieht ſich auf den galvaniſchen Reiz zuſammen; aber Empfindung als das Bewußtſein, das vom Gehirne ausgeht, fehlt ihm gänzlich. Dieſes Empfindungsvermögen, das in den niedrigen Thierklaſſen nur als eine dunkle Vorſtellung des eignen Ich vorhanden iſt, ſteigert ſich in den höhern zum Anſchauungs-, Erkennungs- und Begehrungsvermögen, bis es endlich im Menſchen, der das größte Gehirn im Verhältniſſe zu ſeinen Nerven hat, in ſeiner allſeitigſten Entwickelung ſich entfaltet, und ihn mit der Außenwelt durch Hülfe ſeiner vollkommenen Sinne in Verbindung ſetzt. (Schluß folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Schluß.)

Nun ſtellt ſich aber eine große Verſchiedenheit der Meinungen ein. Iſt der Bourgeois verheirathet, ſo ſchlägt die Bourgeoiſe vor, nach Bercy zu gehen, denn ſie hat gerade Appetit zu guten Matelottes; unterhält er eine Maitreſſe, welche den Tanz leidenſchaftlich liebt, ſo will die nach dem Ranelagh vor dem Thore von Paſſy; hat er Kinder, ſo meint die älteſte Tochter, es ginge vor dem Thore von Auteuil auf dem Tanzplatz anſtändiger her, weil die Ladendiener aus der Nachbarſchaft alle dahinkommen, und der jüngſte Sohn will mit der Bonne nach dem Bois de Boulogne, weil er vor 8 Tagen dort die beſten Lebkuchen geſchmauſet hat. Wir ſehen, daß die meiſten Stimmen ſich gegen das Bois de Boulogne hinneigen und man kommt endlich überein, den Ranelagh zum Ziel der heutigen Promenade zu wählen.

Unſer Bourgeois geht alſo dieſen Sonntag nach dem Ranelagh im Bois de Boulogne, wofern ihn nicht eins jener vaguen Vorgefühle, die ſich weiter nicht definiren laſſen, nach dem andern Ufer der Seine, etwa nach Meudon, Fleury oder Ville d'Avray hinziehet, wo ſchattige Wälder und lachende Fernſichten einen angenehmen Nachmittag verſprechen. Auch mag er vielleicht ſeinen Entſchluß ändern, weil er nach der Ile Saint Denis gehen will, welche ſich durch ländliche Friſche und Kühle, beſonders aber durch die Schwimmparthieen empfiehlt, welche dort ohne Verletzung der Zucht und Sitte zu gleicher Zeit von beiden Geſchlechtern veranſtaltet werden; vielleicht hegt er wegen ſeines ernſthaften Temperaments oder der melancholiſchen Stimmung, worin er ſich gerade befindet, eine Vorliebe für einſam gelegene Orte und ziehet es daher vor, eine Fahrt nach dem herrlichen Thale von Jouy zu machen oder mit einem Buche in der Hand an den romantiſchen Ufern der Bièvre auf und abzuwandeln; ja vielleicht geräth er gar am Ende in die Verſuchung, eine Pilgerfahrt nach dem Mont Calvaire oder Mont Valérien zu veranſtalten und dort vor dem ſteinernen gekreuzigten Heilande andächtig hinzuknieen; — eine Grille, die indeß heute wenig mehr gang und gäbe iſt und immer mehr aus der Mode kommt, zum großen Nachtheil derjenigen, welche en gros und en detail mit eiſenbeinernen Muttergottesbildern, Wachskerzen und Roſenkränzen handeln.

Sollen wir unſeren Bourgeois auch noch begleiten auf alle Dulten und Jahrmärkte, welche im Lauf des Jahrs in regelmäßig wiederkehrenden Zeitläuften in den naheliegenden Ortſchaften um Paris herum gehalten werden und deren Lärm und Getöſe ſelbſt noch in einigen Stadttheilen von Paris Widerhall findet? Sollen wir ihn begleiten nach Saint Germain am Tage der Foire des Loges, nach Vincennes, nach Saint Cloud an den Tagen jener berühmten Jahrmarktsfeſtlichkeiten, an denen eine ſo unendliche Maſſe von Cabriolets, Fiakers, Coucou's und ſonſtige Karren requirirt und ſo viele Kindertrompeten, Ratſchen und Trommeln in Bewegung geſetzt werden? Nein, laſſen wir den Bourgeois ruhig und allein ſich herumtreiben in dem Gedränge und Getümmel einer wogenden Volksmaſſe, laſſen wir ihn immerhin ſich betäuben im Genuß einer ausgelaſſenen Fröhlichkeit, deren hauptſächlichſter elementariſcher Beſtandtheil tobender Lärm iſt; begnügen wir uns, blos noch zu bemerken, daß unſer Bourgeois ſich auf ſeiner Promenade ſtets weidlich vergnügt und daher nicht ermangelt, ſie jedes Jahr zu wiederholen.

Schlüßlich haben wir noch Einiges über den Charakter, die Sitten und die Freuden der Ariſtokratie unter der kleinen Bourgeoiſie zu ſagen. Seitdem nämlich ein Theil der verehrlichen Krämerſchaft Wähler und hoffähig geworden iſt, fühlt dieſer auch ſeine größere Wichtigkeit, da es ja doch nicht unmöglich iſt, daß er nicht eben ſo wichtig und mächtig werde, als die ſtolzen adligen Familien Frankreichs von Ludwig XI. Darum hat dieſer Theil der Bourgeoiſie auch neue Gewohnheiten, neue Sitten angenommen, welche mehr im Verhältniß zu ſeiner neuen Exiſtenz ſtehen; er hält es nicht mehr für angemeſſen, auf den Jahrmarkt nach Saint Cloud zu reiſen, eine Eſelsparthie in Montmorency zu machen oder mit ſeiner Frau und Tochter auf den Tanzplatz des Ranelagh zu gehen. Als potenzirter Kleinbürger kann er ſich nun zwar noch kein prächtiges Schloß mit Park und Privilegien kaufen; aber er miethet ſich in Ermangelung und Erwartung deſſelben zwei kleine Zimmer in Belleville oder Saint Maure, welche er „ma campagne" nennt und welche die Saiſon über von Madame bewohnt und von Monſieur blos Sonntags beſucht werden. Dies bezeichnet einen charakteriſtiſchen Fortſchritt und der Pariſer Schnittwaaren-Händler von heutzutage ſteht über dem Schnittwaaren-Händler von ehemals ebenſo hoch, als die jetzige Gondole accélérée über der alten klaſſiſchen Coucou.

Im Winter gibt die kleine Bourgeoiſie Sonntags auch kleine Soirees, wo zwar noch nicht wie bei uns Thee getrunken, aber doch Clavier geſpielt wird; denn in neueren Zeiten fängt auch der Kunſtdilettantismus unter der Bürgerklaſſe in Frankreich zu wuchern an, ſie iſt nicht mehr mit den Weiſen der Orgeldreher und öffentlichen Leierkaſten zufrieden, ſondern die älteſte Tochter muß den Walzer des Herzogs von Reichſtadt ſpielen und eine Romanze ſingen lernen, damit die Mutter den Takt dazu ſchlagen kann. Dieſer kleinbürgerliche Kunſtſinn wäre nun zwar an und für ſich ganz löblich und ſtatthaft; aber er hat zugleich noch eine andere ganz unlöbliche und unſtatthafte Manie hervorgerufen, nämlich die Manie, ſich malen zu laſſen. Wenn man die große Maſſe von bürgerlichen Porträts ſiehet, welche ſchockweis aus den Ateliers der zahlloſen hieſigen Porträtmaler hervorgehen und größten Theils von der kleinen Bourgeoiſie beſtellt werden, ſo muß man glauben, daß jeder Nationalgardiſt aus dem Stadtviertel Saint Denis ſich für verpflichtet hält, ſeine Züge und die Züge der Seinigen der kommenden Nachwelt zu überliefern. Denn gewöhnlich läßt ſich der Mercier mit ſeiner Familie auf einer und derſelben Leinwand malen; ſich ſelbſt als Nationalgardiſt, ſeine Frau in ihrem rothen Staatskleid; der größte Sohn, die kleinſte Tochter, die Katze und der Papagei machen die Familie auf dem Bilde vollzählig. Von der Maſſe ſchlechter Porträts, welche jährlich den Salon überſchwemmen, riechen wenigſtens zwei Drittheile nach Kandiszucker und Syrop.

Buntes.

⁂ Ein Prozeß eigenthümlicher Art erregte kürzlich in Paris einiges Aufſehen. Es erhob ſich nämlich zwiſchen der Gräfin Kerſauſie und mehren Gliedern der Familie Latour d'Auvergne-Lauraguais die Streitfrage: welche von beiden Partheien das Herz Theophile Malo Corret de Latour-d'Auvergne beſitzen ſollte, deſſen Beiname: der erſte Grenadier Frankreichs, zum Volksſpruch geworden iſt. — Der Gerichtshof beſtätigte, daß der General Graf von Latour-d'Auvergne und ſein Sohn Melchior die Urne, welche das tapfere Herz umſchließt, der Gräfin Kerſauſie zurückzuerſtatten habe.

⁂ In Ridburnham (in d. verein. Staaten), ſo wie in Charlestown, haben ſich kürzlich Vereine zur Abſchaffung der Sklaverei gebildet.

⁂ Die Malibran feiert in London Triumphe über Triumphe; als Lenore im Fidelio (kein geringer Sprung von Bellini's „Sonnambula" zum „Fidelio"!) riß ſie namentlich im 2ten Akt in der Kerkerſcene Alles zu Bewunderung hin.

⁂ Shakeſpeare's Vermögensumſtände. Nach Berechnungen Collier's, welchem die Einſicht in eine Menge alter Dokumente geſtattet wurde, die dem Großſiegelbewahrer der Königin Eliſabeth, ſpäter Großkanzler unter Jakob I., Lord Ellesmere, zugehörten, — beliefen ſich Shakeſpeare's jährliche Revenuen in jener Epoche, als er beinahe alle ſeine Meiſterwerke ſchrieb, auf wenigſtens 300 Pfd. St., ein Einkommen, welches in jener Zeit einen ebenſo großen relativen Werth hatte, als heut zu Tage 1500 Pfd. St. (37,500 Francs, 15,000 fl.) Ueber Shakeſpeare's Stellung im bürgerlichen Leben gibt folgende Stelle aus einem Briefe Henri Southampton's an Lord Ellesmere Aufſchluß; er ſpricht darin von Shakeſpeare als einem Manne, welcher nicht minder Begünſtigung verdiene, als Burbadge, der engliſche Roscius; „Shakeſpeare iſt," fügt Southampton hinzu, „mein intimer Freund, ein geſchätzter Schauſpieler der Geſellſchaft, Aktionär des Theaters, Verfaſſer von einigen unſerer beſten engliſchen Dramen, und ſtand — wie Sie wohl wiſſen — weiland in beſondrer Gunſt bei der Königin Eliſabeth, als die Schauſpieler zu Weihnachten und Oſtern an dem Hofe ſpielten." Nach ſeinem Abgang von der Bühne kaufte ſich Shakeſpeare in ſeiner Vaterſtadt Stratford an, und lebte dort ohne ferner irgend ein Manuſkript nach London an ſeine Freunde beim Theater zu ſenden, oder ſonſt Gewinn daraus zu ziehen; — Beweis genug, daß er ſich ein angemeſſnes Vermögen erworben hatte, um in ſeiner Abgeſchiedenheit ſorglos leben zu können.

⁂ Bei den Aufgrabungen, die man im vorigen Jahre auf der Inſel Candia vornahm, fand man einen prächtigen Sarkophag, welchen der Admiral Pulteney Malcolm der Univerſität Cambridge ſchickte. Er iſt aus pariſchem Marmor, und mißt mehr als 7 Fuß in der Länge; man fand ihn — in mehre Stücke zerbrochen, auf einem Felde von Aro-Baſile — ſechs oder acht engl. Meilen von Viano. Der bekannte Bildhauer Chantrey erhielt den Auftrag, das koſtbare Monument zu reſtauriren, und entledigte ſich deſſelben mit Geſchick und Glück. Die Hautreliefs an demſelben ſtellen die Rückkunft des Bacchus aus Indien vor; bekanntlich rühmte ſich Kreta, das Vaterland dieſes Gottes zu ſein, dem zu Ehren es Orgien feierte.

⁂ Elementarunterricht in England. 1,200,000 Kinder beſuchen täglich die öffentlichen Schulen Englands, die Zöglinge der Univerſität und die der Sonntagsſchule naturlich nicht eingerechnet. Bedenkt man, daß es 4,000,000 Kinder unter 15 Jahren in England gibt, und rechnet man von dieſer Summe eine halbe Million von Kindern unter 2 Jahren und ebenſoviel für jene ab, die Privatunterricht zu Hauſe genießen, ſo müßten demnach 3,000,000 Kinder die öffentlichen Schulen beſuchen; die Hälfte der engliſchen Jugend findet alſo in den öffentlichen Schulen den Unterricht nicht, worauf ſie doch Recht und Anſpruch hätte. Die Sonntagsſchulen zählen dagegen 631,000 erwachſene Beſucher.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 172. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 23. Juli.

Das goldene Kalb.

Von L. Wienbarg.

(Schluß.)

Die Deutelei unſerer Geiſtlichen beruhigt mich nicht. Sie predigen nicht mehr das Evangelium vom Berge. Ihre Kanzeln und Beichtſtühle ſind eingeklemmt in den traurigen Spalt der Geſellſchaft. Sie ſind nur in dem Sinn chriſtliche Prieſter, in welchem auch die bürgerliche Geſellſchaft ſich eine chriſtliche nennt. Sie heiligen das Unheilige, den Zuſtand der Ungleichheit, den Chriſtus verdammte. Die frömmſten predigen den Glauben an Chriſtus, Vornehmen und Reichen; wollten ſie aber predigen, was Chriſtus geglaubt, gehofft und bezweckt, ſo würde ihnen die Kirche verſchloſſen. Sie eifern gegen übertriebenen Erwerb. Daran kehrt ſich Niemand. Den übertriebenen Beſitz laſſen ſie in Ruhe. Und mehr verlangen die Reichen nicht. Daß der Beſitz, der bloße Beſitz einer Million, eines Goldklumpens, deſſen ſtupide Macht tauſend und abertauſend Menſchen, unſterbliche, und wie ſie ſagen, durch Chriſtus erlöſete Weſen, nothwendig zu Sclaven meines Willens, auch meines beſten, herabwürdigt, dieſes was ich dunkel als Verbrechen an Gott und Menſchen ahne, ſcheint in den Augen unſerer Geiſtlichen keine Störung der chriſtlichen Freiheit und Gleichheit zu verurſachen. Daß Chriſtus den reichen Jüngling, der die Ehe nicht brach, Vater und Mutter ehrte, und ſelbſt das Höchſte aller Gebote, die Nächſtenliebe, wohl zu kennen und auszuüben vorgab, daß Chriſtus dieſen Jüngling ironiſch aufforderte zu einem Äußerſten der Vollkommenheit, zum Verkaufe ſeiner Güter, dieſe Ironie ſcheint den Boten und Verkündigern Chriſti zu dunkel zu ſein, obgleich ſie wie ein Sonnenſtrahl in den Grund ſeiner Anſicht hinabfällt. Sie verſtehen es nicht, oder wollen es nicht verſtehen, daß ihm Chriſtus ſagte, du wähnſt gottgefällig und tugendhaft zu leben und biſt reich? du ſtrebſt nach größerer Vollkommenheit und haſt noch nicht den erſten Schritt gethan? Weißt du, wohin dieſer führt? Gehe hin, verkaufe was du haſt und gib's den Armen.

Warum verbergen ſie den reichen Jünglingen und Mädchen, denen ſie in der Vorbereitung zur Confirmation den Weg zur Seligkeit zeigen ſollen, was Chriſtus dem reichen Jüngling nicht verbarg? Warum haben ſie's mir verſchwiegen, daß Reiche ſchwerlich ſelig werden, daß leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Warum hat keiner mein Gewiſſen aufgeſcheucht und den ſiedendheißen Tropfen der Verdammungsworte Chriſti mir auf die Seele geträufelt, als ich noch jung und rein und muthig war? Nun verzehrt mich der Tropfen, ohne mich zu läutern.

Auf die Länge ertrage ich dieſen Zuſtand nicht. Zuweilen dämmert ein Wunſch, ein Gedanke in mir auf, den ich kaum dir mitzutheilen wage. Ich ſehe wie im Traum ein freundliches Haus am Abhange hoher Felſen, ich ſehe ein junges Weib, das vor der Thür ein reinlich karges Mahl bereitet, ein Mahl der heiligen Armuth und feſtlich ausſehend wie ein heiliges Abendmahl, und ich ſehe einen Mann, einen blühendkräftigen Jüngling, der mit der Flinte über dem Rücken die Felſen herabſteigt und dem das Weib entgegenlächelt und ſie hat meine Züge im Lächeln, nur daß ſie glücklicher — —

Ich breche ab. Behalte lieb im Glück und Unglück

Deine Mathilde.

Mathilde F. an Laura H.

Vater zwingt mich zur Entſcheidung. Ich habe mich entſchieden. Denke nicht an einen Gemſenſprung der Verzweiflung. Ich habe mit Ruhe den beſten Theil für mich erwählt. Mein Lieblingsſtern flüſtert mir vom Himmel zu, daß ich noch glücklich werden kann. Nun alles vorüber, ſind die zerriſſenen Saiten meines Gemüths zur größtmöglichſten Ruhe vereinigt. Ich darf nicht ausführlicher und deutlicher ſein. Bete für Deine

Mathilde.

Karl B. an Mathilde F.

Neun Uhr Morgens.

Ich ſchreibe an Sie, ehe ich zu Ihnen gehe; denn ich zweifle, daß uns in der heutigen Geſellſchaft ein freier Augenblick zu Gebot ſtehen wird. Ich beſchwöre Sie, gefaßt und ruhig zu ſein und ſich beſonders in dem Augenblicke, wo Ihr Vater Sie als Braut des Grafen P. feierlich den Anweſenden vorſtellt, nicht der Heftigkeit Ihrer Gefühle hinzugeben. Bauen Sie auf meine Liebe. Wiederholen Sie ſich die Worte, deren Zeugen jene Nacht und Ihre Lieblingsbuche. Erblicken Sie mich wieder, wie ich weinend Ihre Kniee umfaßte und Ihr göttliches Vertrauen zu mir mit dem ewigen Schwur gänzlicher Hingebung ſchwach belohnte. Ich zweifle nicht am Gelingen. Das Schiff führt übermorgen. Näheres Morgen früh 11 Uhr in der Kunſtausſtellung.

Ich ergreife noch einmal die Feder. Mein Herz ſchlägt ruhig bei dem Gedanken, daß mich die Welt und Ihr Vater für einen gemeinen Verführer halten werden. Mag das Geheimniß unſers außerordentlichen Verhältniſſes ihr ewig ein Geheimniß bleiben. Für ſie gibt es keine Aufklärungen der Art, ſie würde aus unſerm offenen Bekenntniſſe wie aus einem Runenſtein nur ihre ſchlechten Gedanken herausleſen. Wie kann ſie begreifen, daß ein Mädchen eine beneidet glänzende Lage aufgibt, um ihrem Verführer in Armuth und Entbehrung zu folgen, anders als aus leidenſchaftlich blinder Liebesbefangenheit und durch Verlokkung und Bezauberung eines Mannes. Und wenn ſie in der Kirche das Abendmahl darauf nähme, daß ſie den äußerſten Schritt gethan zur Rettung und Beruhigung ihrer Seele und ihres geiſtigen Lebens, ſo würden neun und neunzig fromme Chriſten ungläubig ſtaunen und vielleicht nur ein Einziger von hundert die Möglichkeit eines ſolchen Entſchluſſes in ſeiner Bruſt wiederfinden. Alſo die Welt beunruhigt mich nicht; denn ich bin gewohnt, allein vor Gott und meinem Gewiſſen zu handeln. Aber ich beſchwöre Sie, einzig geliebte Mathilde, bei dieſem Gott, der das ruhige Gewiſſen in Schutz nimmt und in die geſunkene verleumderiſche Welt ſtill und heiter hineinlächeln läßt, Ihren Entſchluß noch einmal ruhig zu überdenken, und die Folgen auf den Probierſtein Ihrer Kräfte zu legen: Namentlich wiederhole ich Ihnen, daß wir, wenn wir auch nichts entbehren werden, was zur Lebensnothdurft gehört, doch in eine äußere Lage treten, wo *nichts* Sie an Ihr jetziges Verhältniß erinnert. Ich bin ſo arm wie meine Nachbarn, der Sohn eines Hirten und Jägers, und entſchloſſen, wie mein Vater im Schweiße meines Angeſichts mein Brod zu eſſen. Froh, die geringe zufällige Erbſchaft, die ich gethan, täglich ſchmelzen zu ſehen, werde ich den letzten Thaler, den ich mitbringe in den Waſſerfall des Glommen werfen, der das Dach meiner väterlichen Hütte mit Schaum beſpritzt. Folgern Sie noch einmal daraus Ihre Stellung, als meine Gattin. — Mathilde, wenn Du Dich an meiner Seite unglücklich fühlteſt, wenn Deine gegenwärtige Stimmung nur eine flüchtig gereizte und dann im fernſten Norden unter den einſamen Geiſtern der wilden Natur der Geiſt der Geſellſchaft, die Du verläßt, in Dir erwachte und Du mit Mißbehagen und geheimer Verachtung — Mathilde mache Dich nicht ſo unglücklich und mich nicht wahnſinnig.

Dein Karl.

Mathilde F. an Karl B.

Sechs Uhr Abends.

Du ſiehſt, Deine Furcht war ungegründet. Noch ungegründeter iſt die andere. Du wirſt den Morgen nicht erleben, an dem meine ppe ſtumm ſein wird, um Gott für den mir geſandten Schutzgeiſt zu danken. Morgen früh alſo, 11 Uhr.

Ewig die Deine.

Acht Tage ſpäter, dazwiſchen ein vermißter Brief an Laura H.

Mathilde F. an Laura H.

Alles iſt verloren. Widrige Winde verhinderten unſere Abreiſe von Cuxhafen — er iſt in der See und ich — ich bin eine gemißhandelte Gefangene im Hauſe meines Vaters, verſtockt, brütend, thränenlos, zweifelnd und verzweifelnd. Komm herüber.

M.

Nachſchrift.

Das Schiff, das der Kapitain Lundſtröm führte und auf dem ſich der junge Norweger befand, erreichte ſeine Beſtimmung nicht, und iſt verſchollen. Die unglückliche Mutter des Kapitains, die in H. wohnt, erzählte mir noch geſtern, daß ſich bis jetzt auch nicht die geringſte Spur von Mann und Ladung aufgefunden.

Das Geheimniſs des Lebens.

(Schluß.)

Auch für dieſe Äußerung der Lebenskraft haben wir einen beſondern Namen und nennen ſie Senſibilität, Empfindungsvermögen. Aber wie es zugeht, daß die Außenwelt im Innern aufgenommen wird, daß der äußere Gegenſtand ſein Bild auf die Nervenhaut des Auges wirft, daß es daſelbſt empfangen, dem Gehirne zugeführt und dort, zum Bewußtſein gelangend, eine Idee erzeugt, — über dieſen wunderbarſten aller Prozeſſe haben wir zwar eine erſtaunliche Menge von Hypotheſen, aber leider — keine Gewißheit.

Nicht blos zum Empfangen der Außenwelt iſt der Menſch beſtimmt; er ſoll auch zurückwirken auf die Außenwelt und lebendig in ſie eingreifen, ſie für ſich und nach eigner Willkühr modifiziren und geſtalten. Hier treffen wir auf eine neue Reihe merkwürdiger Lebenserſcheinungen, die wir unter dem allgemeinen Namen des Wirkungsvermögens begreifen. Eine andere Gattung von Nerven, als die Sinnesnerven, die Bewegungsnerven, ſpielen hier eine Hauptrolle. Der Wille wirkt auf den Nerv, der Nerv auf den Muskel, und was wir uns zu thun vorgenommen, iſt mit Blitzesſchnelle vollbracht. Aber wie erzeugt ſich dieſe geiſtige Willenskraft in den materiellen Räumen des Gehirns, wie wirkt ſie auf den Nerv, wie dieſer auf den Muskel, um das eigenthümliche Leben dieſes letztern zu erregen und den Befehl der Seele zu vollziehen? Und wo wohnt dieſes geiſtige Prinzip in uns, lebt es überall oder hat es zum Wohnſitze blos das Gehirn erkoren? Baut die Seele ihren Korper oder erzeugt der Korper ſeine Seele? Iſt Seele die Lebenskraft ſelbſt, wie manche Phyſiologen behaupten oder ſind beide Krafte weſentlich von einander verſchieden, wie andre meinen? Arme, arme Sterbliche, die wir ewig in den Kreis der Erſcheinungen gebannt, auch nicht den kleinſten Grund aller dieſer Erſcheinungen mit dem geringſten Grade von Gewißheit angeben können, die wir Hypotheſen auf Hypotheſen häufen und über das Studium der Erklärungen die beſte Zeit unſers Lebens verſchwenden, ohne auch um einen Gran weiſer geworden zu ſein.

In dieſen drei Reihen von Erſcheinungen, deren entfernte und nähere Urſache uns alſo ein ewiges Dunkel verhüllt, im Bildungs-, Empfindungs- und Wirkungsvermögen äußert ſich demnach das Leben. Wo wir Leben erblicken, es ſei in der Pflanzen- oder Thierwelt, hat die erſte dieſer Kräfte, die ſchaffende, ſchon begonnen und ſetzt ſich fort durch Wachsthum und Ernährung, und zeigt ſich als wiedererzeugende, reproducirende Kraft, wenn irgend eine, zu überwindende Schädlichkeit den Organismus beeinträchtigte. Die beiden andern Lebenserſcheinungen erblicken wir nur in der animaliſchen Welt und beide um ſo entfalteter, je höher die Stufe iſt, welche das Thier einnimmt, ſo daß im Menſchen, als dem uns bekannten vollkommenſten Organismus, das Empfindungs- und Wirkungsvermögen, als die ausgebildetſten erſcheinen. Beide ſtehen im umgekehrten Verhältniſſe zur Reproductionskraft, ſo daß dieſe in ihrer größten Ausbildung nur da erſcheint, wo Empfindungs- und Wirkungsvermögen nur noch in kümmerlichen Überreſten vorhanden ſind, alſo in den niedern Thierklaſſen und zumal in den Pflanzenthieren. Man kann die Schnecke in verſchiedene Stucke zerſchneiden und jeder einzelne Theil lebt noch fort. Man kann den Polypen wie einen Handſchuh umkehren, die innere Fläche wird zur äußeren und das Thier lebt fort. Je zuſammengeſetzter aber der Organismus wird, deſtomehr tritt die Reproductionskraft in den Hintergrund, um die beiden andern in die erſte Stelle treten zu laſſen, bis denn in dem geiſtig entwickelten d. h. cultivirten Menſchen auch das Wirkungsvermögen, als Muskelkraft betrachtet zurückweicht und nur das Empfindungsvermögen,, als das entwickeltſte, edelſte, menſchlichſte den höchſten Rang behauptet.

Wo Leben, auch in dem kleinſten Punkte, herrſcht, da zeigt ſich Organiſation. Den Inbegriff dieſer ſelbſtthätigen Organiſation nennen wir Organismus. Wo alſo Leben ſich äußert, da hat ſich eine organiſirte, ſich durch eigne Kraft erhaltende Individualität von dem All losgeriſſen und ſteht als freies, ſelbſtſtändiges, mit dem All in Wechſelwirkung tretendes Weſen da. *Wie* es entſtanden, das iſt des Lebens großes Geheimniß, *daß* es entſtanden, liegt in dem Bereiche unſeres Erkenntnißvermögens. Leben ſelbſt heißt alſo von den todten Kräften des Alls verſchieden ſein. Leben iſt der Unterſchied zwiſchen Individuum und All, zwiſchen dem einzelnen Weſen und der ganzen Natur, zwiſchen Mikrokosmos und Makrokosmos. Von den todten Kräften der Natur hat ſich das Leben ſelbſtthätig hervorgerungen, ſelbſtſtändig tritt es ihnen entgegen und überwindet ihren oft ſchädlichen Einfluß mit ſiegender Kraft, bis endlich jene geheimnißvolle Grundkraft entweicht, mit ihrem Erlöſchen die Außenwelt über ſein lebendiges Wirkungsvermögen den Sieg davon trägt und das große Geheimniß aufhört, um — einem noch größern Platz zu machen.

Die griechiſchen Frauen.

Von Victor Lenz.

1.

Wieland meinte, wenn er den ſchönſten Mann zu wählen hätte, würde er ihn in Sparta, die ſchönſte Frau aber nur in Perſien ſuchen, wo Alles für die Erzeugung und Veredlung der Form gethan worden. Ich bin nicht dieſer Meinung, vielmehr halte ich die Römerin für die ſchönſte, die Griechin für die angenehmſte und die Aſiatin bis zum Paradies von Cirkaſſien nur für ein ſchwaches Mittelding von beiden.

Die Römerin iſt eine majeſtätiſche, die Perſerin eine hinfällige, aber die Griechin eine ſeelenvolle, geiſtige Schönheit. Wenn ich Praxiteles wäre oder Canova, ich würde jene zum Modell einer Juno, dieſe zu dem einer Venus vulgivaga und die letztre zur edlen, gefühlvollen und denkenden Pallas Athene wählen. In dem zarten, liebevollen Weſen einer Griechin, in ihren großen, blauen, transparenten Augen, in ihrer idealen, rundlichen und Empfindung athmenden Buſte, fand ich allein, was ich in zehen Jahren vergeblich auf unſrem Continente ſuchte, das möglicherweiſe durch die Verhältniſſe zu ergänzende Ebenbild der philoſophiſchen Lais, oder wenn ihr lieber wollt, das Conterfei der viel verkannten unſterblichen Aſpaſia.

Gebt den griechiſchen Frauen, die jetzt in den Bergen von Maina, am Kithäron, am Pindus und in Arkadien, die auf den cikladiſchen Inſeln oder auf dem alten Lesbos, auf Samos, Cypern und Candia wohnen, gebt ihnen die Zeit des Perikles und die Kunſt und Wiſſenſchaft zurück, und ihr werdet ſie noch heute zugleich als Göttinnen der Liebe und als Vertreterinnen der Weisheit ſehn, die die Zügel der Regierung mit ihren Männern führen.

Ich laſſe mich gern von Weibern beſtechen und zu Schwachheiten verleiten. Wenn es aber darauf ankommt, unter ihnen eine Wahl zu treffen, ſo habe ich ein ſicheres Mittel, das mich vor dem Fehler des Paris bewahrt: Ich will nicht heirathen. Ich will keine Frau, ich will die Frauen. Und wenn mir eine perſiſche Odaliske die ſchönſte Houri aus Mahomeds Himmel verſpräche, der goldene Apfel bliebe der Griechin.

Die Griechin unterſcheidet ſich nicht nur von der Italiänerin und Orientalin durch ihr ſeelenvolles, herzinniges Weſen, durch ihren Verſtand und ihr Talent, nein, ſie unterſcheidet ſich auch durch ihre Häuslichkeit, Mutterliebe und ſtille, weibliche, deutſche Zurückgezogenheit. Wenn man ihre Kleidung und ihre ſtärker geprägten Züge vergißt, wird man ſich in ihrer Nähe gar leicht an den Zauber von Hermann's Töchtern erinnern und je zuweilen ſogar ihre reizende, liebevolle Schwärmerei, ihre poetiſche Melancholie und, der Himmel weiß, was ſonſt noch, zu entdecken glauben. Hätte ihnen die dreihundertjährige Barbarei nicht die Freiheit geraubt, wir ſähen ſie ebenſo wohl als femmes du monde, wie wir ſie als Heldinnen ſahen.

Die Perſerin iſt feig, die Römerin bigott, die Griechin hingebend und unerſchrocken. Ich beweiſe euch aus der letzten Revolution, daß es noch Spartanerinnen gibt, die ihre Söhne nicht beweinten, welche für die Freiheit fielen, und an der Seite ihrer Männer fochten. Ich erinnere euch an die Heldinnen von Suli, von Miſſolunghi, von Korinth, von Hydra, von Samos, von Scio, von Cypern. Nie hat die alte Geſchichte erhebendere Beiſpiele von Aufopferung, Tugend und Patriotismus geliefert. Und das waren keine Frauen, die Solon's und Lykurg's Geſetzgebung erzogen und die Philoſophie des Socrates und die Poeſie des Homer gebildet hatte, ſondern unwiſſende Kinder des Gebirgs, in denen die Liebe wohnte und ein Gedanke für Menſchenrechte aufgegangen war. Ich frage, in welchem andrem Lande hatte der rohe Menſch, der wilde Sohn der Natur unter den damaligen politiſchen und moraliſchen Verhältniſſen ſo viel und ſo Großes bewirkt? Der klaſſiſche Inſtinkt, der Geiſt der Vorzeit muß die Menſchen geleitet haben, der Geiſt der Heldenweiblichkeit.

Wir finden in der römiſchen Geſchichte ſchönere Beiſpiele von Frauentugend, als in der griechiſchen. Die Republik hatte Lukretien und Virginien, als ſie einen Brutus, Fabricius und Cincinnatus hatte, Hellas dagegen hatte bei ſeinen Helenen und Phrynen, die wir immer noch zu ſchätzen wiſſen, weil ihre Reize an ihrem Unglück Schuld waren, eine Sappho, eine Corinna, eine Aſpaſia, Frauen allerdings, die ſich nicht umgebracht hatten, wenn ein Tarquinius ſie beſeſſen hätte, aber nichts deſto weniger verdienſtvollere größere Frauen, als Lukretia. Dieſe hat ſich aus Vorurtheil getödtet, wie ſich vor ihr viel Heidinnen und nach ihr noch mehr Chriſtinnen aus religiöſem Vorurtheil, aus Fanatismus oder frommem Wahn geopfert haben. Endlich glaube ich, daß zur Zeit jede Spartanerin eine römiſche Tugendmärterin geworden wäre, wenn der Despotismus dazu irgend Gelegenheit gegeben hatte. Ein viol de femme iſt unter den Homeriden nie vorgekommen, ihre Weiber und Töchter ließen es nicht ſo weit gehen, ſie ergaben ſich in den Willen der Götter, und wußten in der Regel den faux pas mit der Behauptung zu entſchuldigen, daß ein Unſterblicher ſie geliebt habe. So hatte Alkmene ihren Jupiter und ſogar die Mutter des Plato ihren Apollo.

Die weibliche Schwäche macht die Griechin liebenswürdig. Sie hat ein Herz, das keine Falten hat, keine Verſtellung kennt. Auch iſt ſie nicht eiferſüchtig und rachſüchtig, wie die Römerin. Ich hörte eine Schönheit der Inſel Cephalonia ſagen: „Wenn mein Geliebter mir untreu wird, tödte ich ihn mit Verachtung.“ Und doch war auch dieſe Ionierin der religiöſen Schwärmerei ergeben und betete, trotz einer Italiänerin, zur heiligen Maria.

Die Griechin iſt angenehm nachläſſig, ſie hat Nonchalance. Nichtsdeſtoweniger iſt ihre Attitüde, ihre äußere Perſönlichkeit, ihre Kleidung nicht, wie die der Italiänerin, ſchmutzig und aufgegeben, ſondern elegant und ſauber, ja ſogar reich. Während man in Rom und Neapel Aſchenbrödel aus den Marmorpaläſten kommen ſieht, die an ungewaſchenen Brüſten fünfjährige Buben ſäugen, erblickt man in Morea und Livadien mit Erſtaunen unter dem Dach der niedrigen Hütte, im Schooße patriarchaliſcher Armuth glänzend weiße und wie Königinnen geputzte Jungfrauen, die ſo eben dem wohlriechenden orientaliſchen Bade entſtiegen ſind. Ihr Antlitz iſt mild, wie Mondſchein, und nur ihre Augen leuchten wie Sonnen durch den Schleier, der von ihrem Scheitel wallt.

Die Römerin ſetzt voraus, daß ſie gefällt, ſie fordert den Tribut ihrer Schönheit, nicht ſo die Griechin. Dieſe ſucht in euern Augen einen höhern Werth zu erhalten und euer Herz zu gewinnen. Und auch an dem Herzen iſt ihr nicht genug, ſie will euern Geiſt beherrſchen und ſchweſterlich amalgamiſch mit ihm wirken. Ich frage, ob das nicht auch Aspaſia, Lais und Sappho thaten? Sie, die Äſthetikerinnen der Liebe und Freundſchaft, die großen antiken weiblichen Seelen, die Napoleone unter den Frauen? (Fortſ. f.)

Buntes.

⁂ Der politiſche Partheihaß erzeugte neulich in Lyon eine burleske Situation vor Gericht. Man ſah auf der Bank der Angeklagten eine elegante, noble junge Dame mit ihrer kleinen Tochter, und ihr gegenüber eine andre dicke Dame, welche mit großer Heftigkeit ihre Klage wider die erſtere vorbrachte, indem ſie dieſelbe nichts Geringeres als einen Dämon nannte, der ſie verfolge und ſogar körperlich mißhandle. Die Angeklagte nahm dagegen das ganze Stadtviertel zum Zeugen, daß ihre Anklägerin ſie eine vieille républicaine geſcholten und daß ſie daher nur Nothwehr gebraucht habe; ihre Feindin ſei eine vom Juste-Milieu. — Es ergab ſich aus den Debatten, daß zwiſchen den Familien der Klägerin und der Angeklagten, die ſeit langer Zeit ein und daſſelbe Haus bewohnten, politiſche Meinungsverſchiedenheit herrſche, und daß daraus ein eigentlicher Weiberkrieg erfolgt ſei, der mit Injurien und groben Exceſſen endigte, und ſelbſt von den Kindern der beiden Partheien mittelſt Kirſchkernen und anderm dergleichen Geſchütz trefflich ſekundirt wurde. Die Angeklagte wurde zu 16 Fr. Buße und in die Koſten verurtheilt. — Wem fiele hiebei nicht das Zankduett aus „Maurer und Schloſſer“ ein? — In Deutſchland geben die Frauen Göthe'ſche Briefwechſel heraus, in Frankreich nehmen ſie ſich bei den Kl[illegible] Das Eine iſt ſo unnatürlich wie das Andre.

⁂ Athen erſteht aus ſeinen Trümmern. Schon ſind drei Hauptſtraßen gezeichnet, wo Häuſer ſich an Häuſer reihen, die vor Verlauf dieſes Jahres größtentheils ausgebauet ſein werden. Die Menge der Einwohner vermehrt ſich zuſehends, und der Preis der Bauſtellen iſt von 200 Piaſter (120 fl.) bis auf 1500 Piaſter (900 fl.) geſtiegen. Die Arbeiten werden mit großer Thätigkeit betrieben. Alles läßt vorausſehen, daß binnen wenigen Jahren die neue Hauptſtadt Griechenlands eben ſo ſchön als ſtark bevölkert ſein wird. Eine makadamiſirte Straße führt zum Piräus. Eine Geſellſchaft will zwiſchen dieſem Hafen und Athen eine Eiſenbahn erbauen, worauf man die Strecke binnen 16 bis 13 Minuten zurücklegen ſoll. Die Griechen haben an allen dieſen Unternehmungen eifrig-thätigen Antheil genommen.

⁂ Die Regierung von Peru läßt Nachforſchungen anſtellen auf der Tunguaragua, einer der Haupt-Zuſtrömungen des Amazonen-Fluſſes, um die Ueberzeugung zu gewinnen, ob es möglich ſei oder nicht, vom atlantiſchen Ozean mit gewöhnlichen Fahrzeugen bis in das Innere der Republik Peru zu gelangen, ohne genöthigt zu ſein, das Vorgebirg Horn zu umſchiffen, deſſen Stürme äußerſt gefährlich ſind, und wodurch überdem die Schifffahrt ſehr verlängert wird. Dieß Unternehmen, das für den europäiſchen Handel von großer Wichtigkeit iſt, weil dadurch eine ſehr abkürzende Verbindung zwiſchen dem atlantiſchen und dem ſtillen Meere bewerkſtelligt werden könnte, wird von zwei ausgezeichneten engliſchen See-Offizieren, dem Kapitän Beechy und dem Lieutenant Smith geleitet.

(Malten's neueſte Weltkunde.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 173. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 24. Juli.

Das Mädchen mit dem Sterne.

Böhmiſche Volksſage von Franz Freiherrn Gaudy.

I.

In des Schloſſes räum'gen Hallen ſitzt der große Graf beim Mahl,
Edler Lehnsmann reicht die Schüſſel, edler Lehnsmann den Pokal.
Langſam ſtreift des Grafen Auge über der Vaſallen Ring,
Die von weit und breit erſchienen folgſam ſeinem Herrenwink.

Durch das Bogenfenſter gleitet ſtolzer Blick weit über'n Gau;
Alles was er kann ermeſſen nennt er ſein, Berg, Wald und Au:
„Ritter, ſprecht, fehlt eine Perle meiner Grafenkrone Glanz?
Welchen Schatz, der nicht der mein'ge, birgt die Mark des Böhmer Land's?“

All' die Edlen, ſie verſtummen bei dem übermüth'gen Wort
Und beifälliges Gemurmel ſummt von Mund zu Munde fort.
Einer ſchüttelt nur die grauen Locken in dem Kreis der Herrn:
„„Graf,““ ſo ruft der alte Wladyk, „„Graf, dir fehlt der goldne Stern.““

„„Jener Feen-Gabe Schimmer, jenes Zauberſternes Gold
Auf der Stirn der blüh'nden Wittib, die dem Gatten Thränen zollt;
Jener Stern, bei deſſen Funkeln Himmelszeichen glanzlos ſind;
Und mit gleichem Wundermale prangt die Mutter und das Kind.““

Schmeichelnd winkt der Graf und leitet in der Väter hohen Saal
Die Geprieſ'ne; deß erglüht dort der Geſtirne Doppelſtrahl.
Stolzer Graf, vollzählig leuchtet kaum der Krone Perlenkranz,
So erblindet von des Todes Hauch der leicht errung'ne Glanz.

Und die Gräfin flüſtert ſterbend zu dem härmenden Gemahl:
„Goldſterns Glänzen auf der Stirne leuchte neuer Gattin Wahl;
Nur die Sternenjungfrau küre, keine Niedre mög' es ſein.“ —
„„Ja, bei'm Wort des Ritters ſchwör' ich, and're will ich nimmer frei'n.““

II.

Durch der Äſte dichtes Gitter, durch hellgrüne Blätter bricht
Goldumſäumend Stamm und Wurzel, Fels und Pfad das Morgenlicht;
Thauestropfen flimmern glitzernd, flüſſigen Demanten gleich,
Auf dem ſchwanken Halm des Graſes, an dem zackigen Geſträuch.

Knospen naſchend, Sproſſen knickend, ſchreitet ſcheu, geſpitzt das Ohr,
Gleich bereit zur Flucht, der Dammhirſch aus des Waldes Nacht hervor.
Schmetternd ſchütteln von den Flügeln Vögel kühlen Morgenthau;
Blumen grüßen kelcherſchließend Himmels neuverjüngtes Blau.

Auf dem dornumrankten Fußpfad wandert durch den Buchenwald,
Furchtſam oft die Stirne wendend, Mägdleins liebliche Geſtalt,
Furchtſam oft das Auge wendend, ob die leichte Spur im Sand
Ihres eilbeſchwingten Fußes von Verfolgers Blick erkannt.

Alles ruhig, Alles ſtille; — rings umher Waldeinſamkeit,
Und der Jungfrau Buſen woget ſanfter jetzt, von Furcht befreit.
Pulſe ſchlagen, Kniee zittern von der ungewohnten Haſt;
Auf den moosumwebten Felsblock ſinkt ſie hin zu kurzer Raſt.

Auf des Mooſes grünem Kiſſen gönnt ſie ſich die flücht'ge Raſt,
Löſend von dem zarten Fuße der Sandale rauhen Baſt.
Und mit weichem Schmeichelkuſſe darf des Waldborns Silberfluth
Feiner Knöchel Bau umrieſeln, kühlen raſcher hüpfend Blut.

Mägdleins ſchnee'ge Finger tauchen in den klaren Murmelquell,
Theilen über klarer Stirne brauner Locken Ringelwell';
Über's Felſenbecken beuget ſich herab die holde Dirn',
Und die trüben Blicke haften auf dem ſpiegelnden Geſtirn.

Wanda iſt's, des Grafen Tochter, deren blüthenweiße Hand
Feingewölbte Schultern hüllet in verblichenes Gewand,
Die mit grauer Bettlerkappe deckt des Zaubersternes Glanz;
Wanderſtab ruht ihr im Arme, an dem Gurt der Roſenkranz.

III.

Das Fräulein ſingt:

Der Graf war ausgezogen
  Mit ſeiner Reiſ'gen Troß;
Bis an des Meeres Wogen
  Trug ihn ſein gutes Roß.
Er ritt von Land zu Lande,
  Ritt über Berg und Thal,
Zu neuem Ehebande,
  Zu zweiter Gattin Wahl.

Er ritt von Reich zu Reiche
  Und forſcht' und fragt' umher;
Doch die der Mutter gleiche,
  Sie fand er nimmermehr,
Hat keine holde Dirne,
  Vom Stern beglänzt, erſchaut, —
Groll auf der finſtern Stirne,
  Kehrt heim er ohne Braut.

Sein Glutblick ſcheint zu künden:
  Fluch über dieſen Eid!
Die ſpäh'nden Augen finden
  Nur eine Sternenmaid.
Nach jenem Wunderſterne
  Durchſtreift' ich Land um Land, —
Ich ſucht' in weiter Ferne,
  Was ich daheim ja fand.

Die düſtern Blicke ſprechen:
  „Der Gattin Töchterlein,
Will ich den Schwur nicht brechen,
  Kann nur die Meine ſein.“ —
Die theure Heimath flieh' ich,
  Zwang droht dem Kinde dort;
In fernes Elend zieh' ich.
  Maria, ſei mein Hort!

(Fortſetzung folgt.)

Hiob, Fauſt, Heine.

Es lebt ein verſteinerndes Princip, gleichſam eine Meduſa, in unſrer Bruſt, gegen die wir immer mit dem Perſeusſchwerte unſres Geiſtes ankämpfen müſſen, wenn wir ſtatt geiſtig zu verkümmern, dem pulſirenden Leben angehören wollen. Träge Ruhe iſt Tod; nur die Approximation nach Ruhe, nur der Glaube, daß wir das Gleichgewicht finden können, mag dieſelbe uns gewähren. Das Ziel, nach dem wir ſtreben, liegt im Reiche der Ideen. Daß die Menſchen einmal vor undenklichen Zeiten im Beſitze deſſelben geweſen, lehrt die Sage; daß ſie wieder dahin gelangen werden, lehrt der Glaube. Das goldne Zeitalter und der ewige Friede ſind die ungewiſſeſten, aber troſtvollſten Stationen der Geſchichte. Hierin liegt der Grund, daß ſich dieſe ächtbibliſche Lehre mehr oder weniger deutlich, faſt bei allen Völkern der Erde ausgeſprochen findet.

Nach dem altteſtamentaliſchen Mythus iſt der Menſch nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen. Verſtand man unter dieſem Ausdrucke das Geiſtige im Menſchen, ſo konnte man auch umgekehrt vom geiſtigen Menſchen auf Gott zurückſchließen. Auf dieſe Weiſe entſtand nur gar zu leicht ein in ſich gerechtfertigter Anthropomorphismus. Man konnte, wenn auch anfangs aus Furcht vor Mißverſtändniß, wenigſtens den Einſichtsvollen in geheimer Weiſe lehren, daß, ſo wie das menſchliche Bewußtſein aus ſeiner heiligen Ruhe und urſprünglichen Unſchuld herausgeriſſen wurde, daſſelbe auch beim göttlichen Bewußtſein ſtattgefunden habe: ſo daß der Gott vor der That, vor der Schöpfung, ein anderer nach der That wurde. Dieſes Heraustreten aus ſich ſelbſt aber war — wie im Menſchen, ſo auch in Gott — nothwendig mit einer Selbſtbefremdung, mit einer innern Entzweiung verbunden. Der alte Gott, um mich in dieſer ſinnlich-anſchaulichen Weiſe auszudrücken, war wie vom neuen beſiegt, und lag ihm zu Grunde, — der anfangs Gute (gut im negativen Sinne des Wortes, wie der Menſch, da er die Sünde noch nicht kannte) ward in Beziehung zum Sieger der Böſe. Der Böſe oder Aſmodai, ſo wie ihn die ſpätere Dämonologie nennt, taucht immer von Neuem auf und tritt mit dem Neuen, dem Uſurpater, in Kampf, und möchte die That ungeſchehen machen und die Schöpfung wieder ins Nichts zurückrufen. Was iſt dieſe Vorſtellung vom menſchlichen Bewußtſein, auf Gott übertragen, anders, als kühnbildlich ausgeſprochen, der Sündenfall Gottes im Streben nach Selbſterkenntniß. „Ihr werdet wie Gott werden!“ ſagt die alte Schlange ganz in dieſem Verſtande. So war die Idee des Satans, inſofern der vorzeitliche Gott als Grund zu dem zeitanfangenden, geſchichtlichen Gott perſonificirt gedacht wurde, in den erſten Kapiteln der Geneſis involvirt. Alle ſpätere, ſowohl fremde, als im Judenthum ſelbſt entſtandne dahin einſchlagende Träume finden in der Lehre vom Ebenbilde Gottes, wenn auch nicht immer mit Bewußtſein, einen bedeutenden Stützpunkt. Das umgekehrte Verhältniß fand bei den Griechen ſtatt. Gott entſtand ihnen nach dem Ebenbilde des Menſchen. Der ſchönſte Menſch war ihnen gleichſam der Repräſentant Gottes. Es war eine Vergötterung der Form. Das Häßliche bildete ihnen keinen Gegenſatz: es war das Ungöttliche, das Nichtſeinſollende, nicht aber das Antigöttliche. Vollendete Schönheit bewirkte in Gott vollendete Einheit. Aus dieſem Grunde findet ſich in der heitern, lebensfrohen griechiſchen Mythologie kein Satan, Asmodai oder Diabolos. Was ich hier im Allgemeinen vom Übertrage menſchlicher Zuſtände auf das göttliche Weſen geſagt habe, mag immerhin unſerm philoſophirenden und nicht philoſophirenden Zeitalter befremdend und närriſch vorkommen; ganz anders aber war es in jenen Zeiten, wo poetiſche Vorſtellungen gar zu leicht Realität gewannen, wo, wie Herodot berichtet, Heſiod und Homer, die ſeines Dafürhaltens nicht mehr, als vierhundert Jahre vor ihm gelebt hatten, den Griechen ihre Theogonie gedichtet, den Göttern ihre Zunamen gegeben, ihren Rang und ihre Geſchäfte abgetheilt und ihre Geſtalten bezeichnet haben. Doch wozu erinnere ich an Herodot und die Griechen? Denken wir lieber an den Madonnendienſt im Mittelalter, an einen Cultus, der uns, der Zeit und der Vorſtellung nach, weit näher liegt.

Soviel zum Verſtändniß einer Perſönlichkeit, die im Gegenſatze zum Jehova zuerſt im Buche Hiob in ihrer ganzen Bedeutſamkeit auftritt. Bemerkenswerth iſt es, daß gerade dasjenige Buch, wo nach meiner Anſicht der bibliſche Theismus am conſequenteſten ausgebildet iſt, faſt gar keine Spuren von beengender Nationalität an ſich trägt. Es ſollte, ſo ſcheint es, die Bibel der Menſchheit, nicht die eines einzigen Volkes werden. Hiob iſt kein Individuum, Hiob iſt das Bild der leidenden, blutenden Menſchheit, der Menſchheit, die ohne vorher darüber befragt worden zu ſein, gewiſſermaßen ohne ihr Verſchulden in einen Prozeß hineingezogen wird. Nichts aber iſt unerträglicher als das blinde und fataliſtiſche unſres Schickſals; unerträglicher ſelbſt, als das Schickſal, wie hart es uns auch immer drücken möge. Darum läßt uns der philoſophiſche Dichter gleichſam einen Blick in's Verwaltungs-Comptoir der Weltregierung thun. Hiob leidet, damit der alte, jeder Kreatur feindliche Gott, (der Kreatur feindlich, weil ſie indirekt ſeinen Sturz verſchuldet,) ſich von der unverwüſtlichen Tugend des Menſchen durch die That ſelbſt überzeuge. Hiernach erſcheint Hiob als die kühnſte und großartigſte Tragödie, die von einem Volke gedichtet wurde. (Fortſ. f.)

Die griechiſchen Frauen.

(Fortſetzung.)

Die heutige Griechin lebt ſehr eingezogen. Die Sitten des Landes ſind türkiſch geworden und die Frauen haben vom Regiment an die Männer mehr als billig abgeben müſſen. Es wird ſich wieder ändern. Ich habe bemerkt, daß der Einfluß des ſchönen Geſchlechts ſchon unter den Baiern gewonnen hat, und daß die Hellenen nur noch die Emancipation in Betracht der häuslichen Verhältniſſe fürchten. Es glaubt kein Ehemann mehr an die Verkündigung des Merkurs und der Iris, ſondern allerhöchſtens noch an die des Engels Gabriel. Wär' ich am Meer von Criſſa und hätte eine hübſche Mainotin oder Inſulanerin, ich würde gewiß den Käfig auch vor den Fremden unſres Kontinents mit Schloß und Riegel verſehen; — denn —

„Die Katze läßt das Mauſen nicht,
Die Weiber naſchen gern."

Ich bin allen Griechenmädchen gut, und wenn ich von nun an ein ſchlankes marmorweißes Weib mit Karmoiſinwangen, ſcharfgeſchnittenen Brauen, großen blauen Augen und knoſpenförmiger Alabaſterbruſt ſehe, in deren Halsgrübchen ſich Perlen wie Thränen der Liebe verbergen, ſo will ich zu ihr gehn und ſagen: „Du biſt kein Kind aus kaltem Norden; denn dein Leib iſt aus Heliconſchnee und Anemonen gemacht, und der Künſtler hat von dem rothen Blut des Granatapfels darauf gegoſſen." Und wenn ich dann ſo glücklich bin, eine blonde Locke und einen claſſiſchen Arm zu küſſen, und wenn ich es wagen darf, den auf der Bruſt geſpaltenen Atlas und das Band der cytheräiſchen Göttin zu löſen — —

Es iſt nicht meine Schuld, daß die Griechinnen für den Moment blos ſchön und gut, muthig und unternehmend ſind. Laſſen wir ein neu Geſchlecht heranwachſen und die Reſidenz und die Theater und die Literatur auferſtehen, und es wird anders ſein. Einſt, wenn Rom untergegangen iſt, wandeln wir nach Athen, wo die Säulen des Pantheons noch ſtehn, und dann fahren wir über Calcis und Marathon in die Bäder von Thermopylä, wo die neuen Corinnen ein Lied von Liebe ſingen.

Mit der Campagna Romana iſt es aus.

II.

Deutſchland und Griechenland haben außerordentlich viel Analoges. Gleichen Reichthum der Sprache, gleiche Bildungsfähigkeit, gleiche Neigung zu Kunſt und Philoſophie, gleiches politiſches Streben nach Utopismus und endlich wirkliche gleiche Zerriſſenheit des Landes in kleine Staaten, die einander eiferſüchtig die Hegemonie beſtreiten. In jeder Beziehung aber iſt die Nationalähnlichkeit am größten unter den Frauen. Es verhält ſich nicht die Griechin zur Deutſchen, wie die Italiänerin oder Spanierin zur Franzöſin, ſondern ohngefähr wie die Deutſche zur Brittin. Daher England, Deutſchland und Griechenland ein zuſammenhängendes Nationalgemälde ausmachen, in welchem Hellas die Staffage und England den Hintergrund bildet.

Deutſchland und England leben geiſtig in Griechenland. Frankreich, Spanien und ſelbſt das nahe gelegene Italien ſind ihm fremd und ſtoßen überall, ſo in alter als in neuer Zeit auf geringfügige Hinderniſſe; beweiſt das nicht dies Vorhandenſein einer Volksſeele, eines Nationalprinzips, eines unbekannten Gottes, den wir anbeten oder von dem wir uns wegwenden?

Wir Deutſche, wir halten es mit dem griechiſchen Zeus und der Frau von Cypern, wie die Engländer. Doch will ich hiebei bemerkt wiſſen, daß ihre Liebe meiſt ſehr heterogener und ſpleenbehafteter Natur iſt, das heißt: ſie geht mehr nach Steinen, als Ideen, mehr nach Cyperwein und Roſinen, als nach Menſchen. Wir Deutſche, wir hätten aus Liebe zu den Griechen ſie nicht beſtohlen.

Ich bin vom Thema abgekommen, von den Schönen auf die Marmorblöcke. Kehren wir ſchnell um. Was ich von der Ähnlichkeit deutſcher Frauen mit den helleniſchen ſagte, ſtützt ſich auf phyſiſche und moraliſche Eigenheiten. Man vergleiche nur. Da wie dort eine reine weiße Haut, da wie dort blaue Liebesgottaugen und blonde Haare, da wie dort ein edler Sinn für häusliche Freuden, ein Verlangen nach geiſtiger Unterhaltung, Fleiß und Arbeitſamkeit, endlich, da wie dort Hang zur Melancholie, zur Schwärmerei, zum Abentheuerlichen, zur Romantik. Sollte man Anlaß nehmen, eine und andre dieſer Eigenſchaften zu tadeln;

gut, ſo finden wir damit ſo viel aufwiegendes Lebens- und Liebenswerthes verbunden, daß wir uns des Tadels ſchämen mußten. Ich bleibe nur bei dem Kapitel von Anhänglichkeit, von Hingebung, von Aufopferung, von Milde und Mitleid, von der ſchönſten menſchlichen Tugend ſtehen, die uns beredet zu fühlen, um zu helfen, zu lieben, um nicht zu haſſen. Alles vulkaniſche Feuer von Spanien und Italien, alles franzöſiſche Amüſement kann das nicht erſetzen.

(Fortſetzung folgt.)

Muſik in Frankfurt.

Seitdem „die Italiänerin in Algier“ über unſere Bühne deutſchte, gleicht unſer Theaterzettel einem geſtirnten Himmel. Die Anzahl der Gäſte bildet eine eigne Generation auf den Frankfurter Brettern, ein eignes ſelbſtſtändiges Völkchen in Mitte der Eingebornen, und wir wiſſen bald nicht mehr, wen wir den Unſern nennen ſollen, wen nicht. Man würde in Verlegenheit gerathen, die auf Urlaub Abweſenden wieder in ihre vorigen Rechte einzuſetzen. — Herr Boucher aus Schwerin führt als Johann von Paris den Reigen an. Er verſtand es nicht, dem Publikum zu imponiren, und wurde — engagirt. Als Anna und Desdemona gaſtirte Mad. Marys aus Hanover. Eine Art von Sturm, den Mad. M. durch die Ausdauer eines ſtarken Organs, und durch die Extreme eines beweglichen Spiels im Publikum erregte, legte ſich in ihrer zweiten Parthie. Im Vortrage iſt nicht genug Schattirung, und den Affekten hört man es an, daß es gemachte, nicht empfundene ſind. In der Parthie der Donna Anna war der Ausdruck des Textes zur Muſik durchaus verfehlt, auf Koſten des Originals der organiſchen Fähigkeit angepaßt, namentlich im Recitativ. Man kann ſehr rein, ſehr voll und geläufig, ſogar ganz techniſch richtig ſingen, und doch die Anſprüche an eine höhere muſikaliſche Bildung nicht erfüllen. Den Rodrigo ſang Herr Pfeifer aus Hanover. Der junge Mann beſitzt einen ächten Tenor, nicht ſtark, aber von zartem (nicht dünnem) Timbre, und vieler, wenn auch noch unausgebildeter Biegſamkeit. Für Cantilene-Parthien ſcheint Herr P. vollkommen geeignet zu ſein, und nur Herr Schmezer, der heute ſeinen Othello mit ganz beſonderer Kraft und Kühnheit gab, dürfte ihn hier überbieten. Mit Vergnügen glaube ich hier Talent und Beſcheidenheit gepaart zu ſehen. Der Gaſt gefiel. — Zu dem Shakeſpeare'ſchen Drama Macbeth waren die Ouvertüre und die Muſik zu den Hexenſcenen von Spohr. Ob es recht oder unrecht, große Schauſpiele in Muſik zu faſſen, gehört zur Entſcheidung nicht hierher. Die Muſik iſt einmal da, und keine Kritik wird verhindern können, daß nicht Jeder mit den Borden und Treſſen ſeiner Töne einen Koloß der Vorwelt verbräme. Wenigſtens ſollten nur die mit dem Geiſte des Dichters verwandten muſikaliſchen Genies ſolches Wagſtück unternehmen, oder ſolche, deren mehrſeitiges Talent ſich leicht einem fremden Genre anſchmiegt. So bildet Beethoven's Muſik zu Göthe's Egmont einen Commentar. — Nun erhielt dazu noch die Zwiſchenmuſik, welche die Handlung verbinden ſoll, einen dritten Anachronismus. Verſtände die Regie des Schauſpiels Muſik, — ähnliche Sünden würden auf gebildeten Bühnen nicht mehr frei umherwandeln. Das Lied des Nachtwächters nach dem Königsmord iſt einfach und alterthümlich. Herr Lehr bewies darin, daß er doch zu ſingen verſteht. Sein Ton war frei von aller Rauheit. — Gaſtdarſtellungen gab Mad. Maß, die ſich als erſte Sängerin der königl. Theater in Neapel, London und Paris bei ihrer Durchreiſe nach Berlin und Petersburg annoncirte. Woher Mad. Maß kommt und wohin ſie geht, kann uns gleichgültig ſein, wenn ſie nur den Wunſch erzeugt, daß ſie da verweilen möge, wo ſie ſich eben befindet. Uebrigens hat dieſe liebenswürdige Sängerin nicht Urſache, nach dieſen verbrauchten Attraktionsmitteln zu greifen. Ihr Geſang geht aus der franzöſiſchen Schule hervor. Gelenkigkeit bei kleiner Stimme, Leichtigkeit und Grazie ſind die Bedingungen dieſer Manier, und Mad. M. wird hier in die Reihe ausgezeichneter Konzertſängerinnen treten können. Aber die Bedingungen der dramatiſchen Sängerin erfüllt ſie nicht, da ihr Vortrag weder begeiſtert noch erwärmt, und das Gemüth leer läßt. Gefühlte Tiefe des Ausdrucks ſind die Grundpfeiler dieſer Schule. So hell, freundlich und gleich ihre Töne vom eingeſtrichenen D bis hinauf ins dreigeſtr. C klingen, ſo leicht ſie anſprechen, ſo ungünſtig iſt die Lage von D hinab, und Mad. M. möge das Forciren derſelben von Stund' an verbannen, indem dieſe Töne jeden früheren Eindruck wieder vernichten. — Der Zettel bot an jenem Tage, als Mad. Maß auftrat, überreiche Gaben, und wer ohne ihn das Theater beſuchte, mußte im Zweifel über den herrſchenden Charakter der Darſtellung ſein. Aber nach dem Luſtſpiel: „die Entdeckung“, entdeckten wir auch bald, daß Mad. Maß uns mit dem beſten Perlenſchatze ihrer Lippen zu überraſchen gedachte. Wir hatten ein förmliches Konzert und eine unförmliche Oper. Im erſtern, nach der Ouvertüre zur Euryanthe, ſtatt der zum Tell, ſang Mad. M. Arien von Roſſini und eine Bagatelle von ſich ſelbſt, die ihr Gemahl *) am Klavier begleitete. Herr Fuchs, Mitgl. des dieſ. Orcheſters blies ein Concertino für die Klarinette brav und mit Beifall; und wie aus den Wolken gefallen, oder dem Tartarus entſtiegen, ſtand plötzlich ein ſchwarzer Mann, gleich einem Zauberer, vor unſern erſtaunten Blicken, — ſtatt des gewundenen Stabes den Geigenbogen ſchwingend. Herr Haumann aus Paris zauberte auch wirklich; ein kleiner paganiniſcher Kobold ſaß auf deſſen Plectrum, und des Beifalls war kein Ende. Er mußte die von ihm komponirte Fantaſie mit Variationen wiederholen und wurde gerufen. Hoffentlich wird er in Frankfurt Konzert geben. Zum Schluſſe gab Mad. Maß Aphorismen aus dem Barbier v. Sev. im Coſtume, von den Herren Schmezer, Marrder, Haſſel, und dem Chorus unterſtützt. — Almaviva wurde empfangen, — wobei in der Unterrichtsſcene ſich wieder ein Privat-Konzertchen etablirte. Das war einmal wieder ein Abend digne memoriae! In der Straniera und im Tancred (als Amenaide) ſetzte Dem. Carl ihr Gaſtſpiel mit großem Beifall fort. Als Tancred trat dabei Dem. Haas vom Stuttgarter Hoftheater auf, und entwickelte bei großer Jugend ein angenehmes volles Organ, Bravour, gute Schule, anſtändiges Spiel, ihr Erſcheinen machte einen angenehmen Eindruck. Ihre Altſtimme iſt nicht ſehr ſtark, aber wohlklingend und edel. — Auch Samiel ging wieder über unſere Bühne. Dem. Carl iſt eine Agathe voller Lieblichkeit. Die große Arie wie das Gebet ſang ſie meiſterhaft. Herr Dettmer aus Kaſſel gab den Kaspar. Der Sänger von Bildung mag ſich in eigentlicheren Geſangsparthien bekunden. — Dieſe bietet wenig Gelegenheit. Kühne Accentuirung des Vortrags, Lebendigkeit im Spiel erwarben dem Gaſte für heute vielen Beifall.

(Schluß folgt.)

---

*) Wenn ich nicht irre, iſt Herr Meeß der Autor des: Abrégé historique sur la musique moderne, depuis le quatrième siècle.

Kunſtnotizen aus Frankfurt.

Im Lokale des Frankfurter Kunſtvereins waren kürzlich zwei Zeichnungen Leſſing's aufgeſtellt; der Gegenſtand der einen iſt: Huß vor dem Concil zu Coſtnitz; die andere ſtellte die Predigt eines Huſſitenanführers an die kriegeriſche Gemeinde vor. So innig wir Leſſing's Genius ſchätzen, ſo müſſen wir doch bekennen, daß uns dieſe beiden Compoſitionen nicht ſo zu Herzen gingen, als ſich erwarten ließ. Es iſt ein Etwas darin, welches trotz der vielen herrlichen Einzelnheiten uns den Vollgenuß an einem Ganzen ſtört. Vielleicht kann uns ſolch ein Gefühl auch gerade nur bei einer Schöpfung von Leſſing rege werden, von dem man in der Regel mit einem Male gleichſam gefangen genommen und völlig überzeugt wird, was und wie er's meinte. Vielleicht iſt es Manches, was wir manierirt ausſieht, manche etwas zu theatraliſche Geſtalt, manches allzu Stereotype ſtatt des Typiſchen, was uns im vorliegenden Falle ſtörte. Mit einem Wort: es iſt nicht die freie männliche Poeſie, die uns aus Leſſing's andern Schöpfungen ſo erquicklich anhaucht. Das „Concil“ iſt übrigens (nach unſerer Meinung) der „Predigt“ bei weitem vorzuziehen. —

Auch ſchätzbare Reliquien eines am 5. d. M. leider zu früh verſtorbenen talentvollen Malers Peter Vogel waren ausgeſtellt, eine Reihe von Zeichnungen aus der reichen Mappe dieſes fleißigen Künſtlers. Sechs Blätter eines „Memento-Mori“ zeugen im Durchſchnitt von einer ernſten, poetiſchen Sinnesart, beſonders gelungen iſt das Blatt: der Tod befreit den Gefangenen. Von den bibliſchen Zeichnungen verdient beſonders die Parabel von den „beiden Knechten“ ehrenvoll erwähnt zu werden, ſo wie einzelne Geſtalten der Arbeiter im Weinberge, obgleich manche andre geradezu an Overbeck'ſche Typen erinnern. Die Allegorie: Heinr. v. Ofterdingen, Gottfried von Straßburg und Frauenlob, über dem Rhein ſchwebend, iſt durch das große Beiwerk von Symbolen zu ſchwerfällig, auch ſonſt etwas eckig, und vor Allem: kalt. Sehr lieb iſt eine kleine Zeichnung: Kloſterleben, ein idylliſches Genrebild voll elegiſchen Ausdrucks. Des Künſtlers ſelbſtgemaltes Porträt erfreut durch Einfachheit und Sicherheit im Gebrauch der Mittel, ebenſo wie durch große Lebendigkeit und Charakter.

Sonſt waren auf dem Kunſtverein zwei ſchlechte Porträts (Oelgem.) von Ligrens in Düſſeldorf, ein allerliebſtes heiteres Porträt en Miniature, von R. Hoff, und ein ſehr affektirtes und ſüßliches von Eckhard aufgeſtellt. Eine Statue, Flora (?) (in Gyps) von Siebrecht, gleichfalls neu, — ohne auffallende Mängel, (bis auf eine gewiſſe Indezenz, freilich nur von einer Anſicht aus) — ſo wie ohne auffallenden Werth.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 174. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 29.

Samſtag, 23. Juli.

Wahrheit und Wirklichkeit.

Man kann den Zufall verdammen, man kann ſelbſt überzeugt ſein, daß in Allem, was geſchieht, eine konſequente Offenbarung des Gottes da liegt; und doch würde Niemand zu behaupten wagen, daß Alles, was geſchieht, Alles, was wir als geſchehen beobachten können, etwas Andres ſei, als die zufälligen Äußerlichkeiten jener offenbarten Gottesidee. Ich glaube, daß Alles gut iſt, was geſchieht; glaube aber nicht, daß eben nur das geſchehen kann, was geſchieht. Unendlich iſt das Reich der Möglichkeit, jenes Schattenreich, das hinter den am Lichte der Begebenheiten ſichtbaren Erſcheinungen liegt. Es gibt eine Welt, die wenn ſie auch nur in unſern Träumen lebte, ſich ebenſo zuſammenſetzen könnte zur Wirklichkeit, wie die Wirklichkeit ſelbſt, eine Welt, die wir durch Phantaſie und Vertrauen zu combiniren vermögen. Schaale Gemüther wiſſen nur das, was geſchieht; Begabte ahnen, was ſein könnte; Freie bauen ſich ihre eigne Welt.

Zwei Garantien der unſichtbaren Welt ſind die Religion und die Poeſie. Jene ſchließt das Reich der Möglichkeit auf, um zu tröſten; dieſe, weil ſie die Wirklichkeit erklären will. Beide beruhen auf Täuſchungen, nur iſt die Poeſie glücklicher, weil ſie die Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Es iſt leichter, an ein Gedicht, als an den Himmel glauben. Die Ereigniſſe des Gedichtes ſind oft die heimlichen Erklärungsmotive der Wirklichkeit, die Schöpfungen des Autors haben die Analogie für ſich und die Erde; aber der Himmel ſchwebt in der Luft und iſt, trotz aller Philoſophie, ohne Maaßſtab, wie Gott ſelbſt.

Die Geſchichte der Poeſie zeigt, wie ſich in ihr von jeher Wahrheit und Wirklichkeit geſtritten haben. Jene Gemüther, welche wir die ſchaalen nannten, entſchieden ſich für die Wirklichkeit, die freien für die unſichtbare Wahrheit, die begabten, die empfänglichen, die ſogenannten Leute von Geſchmack, Bildung und Erziehung, für das Mittlere zwiſchen beiden, für die Wahrſcheinlichkeit. Und ſo iſt es noch. Bei jeder neuen Dichtung fragen die Einen: Wo geſchah dies? die, Andern: Sollte dies geſchehen können? nur die freien Gemüther entſcheiden, ohne zu fragen, weil ſie es fühlen, daß das, was nicht geſchieht, immer noch wahr iſt, ſelbſt wenn es nicht geſchehen kann.

Alles, was die Wirklichkeit kopirt, iſt für die Maſſe. Dieſe Gattung der Poeſie erhebt ſich von der unterſten Stufe der Genremalerei bis zu den Romanen von Walter Scott und Bulwer, bis zu den Dramen Iffland's und Kotzebue's. Nur hell, blank und geſchliffen muß dieſe Literatur ſein, weil ſie der Wirklichkeit gegenüber nur ein Spiegel iſt, der ſie treu auffaßt und wiedergibt. Für die ſchaalen Gemüther iſt nichts genialer, als ſich ſelbſt ſo zeichnen, wie ſie ſind: ihre Tante, ihre Katze, ihren Schwal, ihre kleinen Sympathien, ihre Schwachheiten. Was haben wir von euern Grillen? von euern Erfindungen, die in der Luft ſchweben? Gebt uns ſelbſt, dem Egoismus den Egoismus! Es gibt Kritiker und Literatoren, die ſich nur für das Copiren der Wirklichkeit enthuſiasmiren können. Das Wahrſcheinliche iſt bei ihnen ſchon eine Conzeſſion. England hat von jeher dieſe Art der poetiſchen Darſtellung bevorzugt, Deutſchland iſt ſyſtematiſch genug bearbeitet worden, hierin nachfolgen zu müſſen. Die alte Literatur ſteht bei uns verſteinert da in Tempeln und in Wallhallen, die mittlere war keines Schuſſes Pulver werth, die neue hat nur noch ein ſchwankendes und kaltes, von Politik und ſpekulativer Trägheit ganz darnieder gehaltenes Publikum. Darauf kömmt alles zurück: Man will von der Literatur keine Anſtrengung haben; die Literatur ſoll Niemanden mehr eine unruhige Nacht machen, ſie ſchildert, ſie porträtirt, ſie ſtillt die Leſeluſt mit Hiſtorie und Bulwer. Die Poeſie iſt jetzt Selbſtbefruchtung. Die Wirklichkeit nährt ſich von ihrem eignen bürgerlichen, überquellenden Fette.

Menſchen, die ſchon eine Stufe höher ſtehen, ſind mit der Wahrſcheinlichkeit zufrieden. Sie wollen nur einige Vorausſetzungen, die den Boden der Wirklichkeit berühren; das Übrige überlaſſen ſie der Combination und Phantaſie. Dies ſind die gemüthlichen Leſer, die ſich durch poetiſche Schöpfungen in einen ſanften Halbſchlummer wiegen laſſen, die die Bücher nach der Elle conſumiren. Es muß ihnen nichts zu nahe, und nichts zu ferne liegen. Schwebend zwiſchen Himmel und Erde, ganz willenlos hingegeben den Capricen des Dichters, freuen ſie ſich zuletzt, daß nun Alles, was ſie geleſen haben, doch entweder nicht wahr iſt, oder im entgegengeſetzten Falle immer ſehr wahrſcheinlich bleibe.

Die Wahrheit ſelbſt iſt unſichtbar und liegt niemals in dem, was wirklich iſt. Die poetiſche Wahrheit iſt ſchöpferiſch. Sie baut mit den geheimſten Fäden der menſchlichen Seele, ſie combinirt nicht, wie der Staat, die Familie, die Religion, die Sitten und das Vertrauen combiniren, ſondern revolutionär. Die poetiſche Wahrheit offenbart ſich nur dem Genius. Dieſer lauſcht niedergeſtreckt auf den Boden der Wirklichkeit, und hört wie in den innerſten Getrieben der Gemüther eine embryoniſche Welt mit keimendem Bewußtſein wächſt. Wer auf ſeine Entwickelung lauſcht, muß ſich oft geſtehen, daß ganze Gedichte in ihm ſich zuſammenreimen aus Motiven, welche die Außenwelt niemals anerkennen würde. Dies ſollte nicht auch Wahrheit ſein? Dies ſollte den Dichter nicht entzücken? Die Alten und die Mittleren ſchufen in dieſer Weiſe nicht: aber die Modernen werden es. Ihre Hiſtorien ſind nicht die Sage oder Geſchichte, ſondern die Ideen, die im Schooße der ſtill wirkenden und ſchaffenden Gottheit ſchlummern. Die Welt, wie ſie iſt, wird ihren Gebilden nicht entſprechen; dieſe werden dem nüchternen Vorwurfe der Unwahrheit und Unwahrſcheinlichkeit ausgeſetzt ſein. Aber noch immer ging das Genie ſeinem Jahrhunderte voraus.

Zwei Thatſachen möcht' ich aus Obigem folgern: die beide weniger literariſch, als hiſtoriſch ſind.

Wenn man in Anſchlag bringt, daß entſchieden ſchon in der franzöſiſchen Literatur, ohne alle Widerrede auch bei uns allmälig eine Poeſie der ideellen Wahrheit und reellen Unwirklichkeit ſich zu entfalten beginnt, wenn man dieſe Frauengebilde betrachtet, welche die Phantaſie der jetzigeren begabteren Dichter erfindet, dieſe originellen Situationen und allem Herkommen widerſprechenden Sitten; ſollte man dieſe Erſcheinung nicht für beziehungsreich halten für unſer zukünftiges Leben, für die Exiſtenz in der Wirklichkeit, für die weite Unterlage der Maſſe und des allgemeinen Glaubens? Es iſt wahr, die Dichter fangen an, auf immer luftigeren Bahnen zu wandeln: ſie ſchaffen ſich ihre eignen Welten mit Thronen, die ihre Phantaſie erbaute, mit Richterſtühlen, die ihre eigne Geſetzgebung haben, mit einem Gottesdienſt, deſſen Prieſter nur noch die kleine Gemeinde ſelbſt iſt. Es baut ſich eine Wahrheit der Dichtung auf, der in den uns umgebenden Conſtitutionen nichts entſpricht, eine ideelle Oppoſition, ein dichteriſches Gegentheil unſrer Zeit, das einen zweifachen Kampf wird zu beſtehen haben, einmal einen gegen die Wirklichkeit ſelbſt als conſtituirte Macht mit phyſiſcher Autorität, ſodann einen gegen die Poeſie der Wirklichkeit, welche ſo viel Dichter und ſo viel Kritiker für ſich hat.

Dies iſt ein Symptom unſrer Zeit, aus dem wir bis jetzt noch keinen weitern Schluß ziehen wollen, als einen, der vielleicht außerhalb der Literatur liegt, den ich aber nicht verſchweigen will, weil Jedes, was die Menſchheit ehrt, auf den Lippen des Enthuſiaſten brennt. Man verwirft mit Recht das Experimentiren mit der Menſchheit, aber man geht darin weiter, als man darf, ohne die Menſchheit zu beleidigen. Wir fürchten uns den Zeitgenoſſen etwas zu entziehen, wovon wir uns einbilden, daß es zu ihrem Leben nöthig iſt. Wir glauben an die Inſtitutionen in Sitte, Meinung und politiſcher Einrichtung, wie an die unerläßlichen Lebensbedingungen der Jahrhunderte, als wenn die Menſchheit keine innern Quellen hätte! Als wenn ſie unterginge, wenn ihr ſie aus dieſer ganzen Sündfluth ihrer Exiſtenz plötzlich nackt und noch triefend auf den Ararat verſetztet! Als wenn die Menſchheit nicht immer die erſte ſein wird, die ſich hilft und diejenige, welche für ſich den beſten Rath weiß! Sie zucken die Achſeln, wie unvorſichtige Ärzte, ſie fürchten für das Leben des Patienten und quackſalbern an den alten Schäden herum; aber nehmt der Menſchheit ein Bein ab: ſie wird ſich ein neues machen; nehmt ihr, um nur Eines, was unmöglich ſcheint, zu nennen, z. B. das Chriſtenthum: glaubt Ihr, daß ſie untergehen wird? Nehmt ihr Eure Geſetzbücher, Eure Verfaſſungen; — nehmt ihr zuletzt das, worauf

Alles ankömmt, nehmt ihr Euch **ſelbſt**! — und die Menſchheit wird fortbeſtehen. Sie wird Alles ertragen, und durch Felſen vom ſtärkſten Granit noch immer einen Weg finden, der ſie zu ihrem Ziele führt.

94) **Lelia.** Ein Roman nach dem Franzöſiſchen des **Georges Sand**. Von **A. Braun**. Leipzig, Kayſer. 1835.

Betrachtungen über dieſen ausgezeichneten franzöſiſchen Roman knüpfen ſich unmittelbar an die vorſtehende Gedankenreihe an. Dieſe Lelia exiſtirt nicht, dieſer Trenmor (eine Art von Alamontade) exiſtirt nicht, Magnus iſt eine phantasmagoriſche Geſtalt; nur Stenio, dieſer liebenswürdige ſchwärmeriſche Dichter, iſt ein Bild der Wirklichkeit; (denn die Verzweiflung an der platoniſchen Liebe, das Erwachen der Sinnlichkeit in edlen Seelen und zuletzt die Ausſchweifung wird oft erlebt). Und doch liegt in dieſer prekären Compoſition eine Macht der Wahrheit, die erſchüttert, eine Welt, die eben ſo wirklich iſt, wie die ſichtbare; die ganze Geſchichte eines Herzens.

Wenn **Lelia** irgend einem Vorwurf ausgeſetzt iſt, ſo liegt er darin, daß ſie zu viel allegoriſche Elemente hat. Die Tendenz verſchleiert oft das weſenhafte körperliche Fleiſch (Fleiſch ſoll ja auch in der Unſterblichkeit ſein!) Die Abſicht langt weiter hervor, als die Beugung der uns beſchäftigenden Perſonen zuläßt. Es iſt uns zuweilen, als lebten wir in einer Schattenwelt, oder ſähen die Fäden ſich bewegen, an welchen der Dichter ſeine Geſtalten lenkt. Wollte man glauben, daß wir unſere Theorie über Wahrheit und Wirklichkeit auf Koſten der fleiſchigen, leibhaften Poeſie und zu Gunſten der allegoriſchen Darſtellung gegeben hätten, ſo würde man uns mißverſtehen. Lelia ließ ſich an vielen Stellen noch mit ſtärkeren Tinten geben, ſie konnte mit weit praktiſcher Unterlage auftreten. Trenmer und Magnus durften in dieſer Weiſe, wie hier, nicht unwahrſcheinlich ſein, ſie mußten etwas mehr von Realität für ſich haben. Das verſchweigen wir nicht, weil wir fürchten, in keimenden und erſt halb entwickelten Syſtemen am leichteſten mißverſtanden zu werden.

Herr von Eckſtein, dieſer in der Charakteriſtik und Claſſifikation ſo unerreichbare Kritiker, nannte vor Kurzem **Lelia** die **Luzinde** Frankreichs. Dieſer Ausdruck würde das Weſen dieſes Romans gänzlich umfaſſen, wenn die darin geſchilderte Liebe weniger moraliſch und mehr künſtleriſch wäre, und wenn zuletzt der Autor geſonnen wäre, wie Friedrich Schlegel mit dieſem Buche allein zu ſtehen. Madame du Devant (bekanntlich die Verfaſſerin der unter dem Namen Sand erſcheinenden Romane), hat ſchon mehrere Erfindungen dieſer Art publicirt, in welchen dieſelbe Weltauffaſſung, dieſelbe Menſchenkenntniß und eine Pracht des Styls, die an die Majeſtät der Gebäude Palladio's erinnert, wiederkehrt.

Die weibliche Autorſchaft der Lelia iſt nicht der geringſte Reiz dieſes Romans. Iſt es möglich, daß eine Frau ſich ſo in den innerſten Kreis der Bewegungsideen verſetzen kann! Über Moral, Staat, Religion, Sitte und Herkommen tragen ihre Urtheile alle die halb lächelnde, halb wehmüthige Phyſiognomie der neuen Zeit. Ich wüßte nicht eine einzige Stelle in dieſem Romane, welche verriethe, daß ſie von einem Weſen herrührete, das einen Unterrock trägt. Sie trägt ihn auch nicht, ſie geht bald wie ein Stutzer aus der Paſſage des Panorama mit Lorgnette und Reitpeitſche, bald kleidet ſie ſich wie ein junger idealiſcher Schwärmer in ſchwarzen Sammetrock mit fliegendem Haar. So ſieht man ſie an der Börſe, ſo im Theater, ſo auf der Gallerie der Pairskammer, während die April-Angeklagten gerichtet werden.

Ein neuer Roman iſt ſo eben von ihr angekündigt, wir werden bei ſeinem Erſcheinen augenblicklich darüber Bericht erſtatten.

95) **Fränkiſche Bilder** aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Von G. von **Heeringen**. Vier Bände. Frankfurt am Main, Sauerländer. 1835.

Wir müſſen viele Stufen herunter ſteigen, um in die Region zu gelangen, in welcher ſich Herrn von Heeringen's fränkiſche Bilder bewegen. Es iſt uns wie einem verzauberten Schäfer, der plötzlich aus einem luftigen Feenſchloſſe ſich wieder zu ſeiner Heerde verſetzt ſieht. Nun, auch Wolle muß ſein, Pelzwerk für den Winter, und gemüthliche Handſchuhe, um ſich die Hände nicht zu erfrieren. Dieſe fränkiſchen Bilder werden im nächſten Winter am Kamine vielen Leſern die ſchleichende Zeit vertreiben. Es fehlt nichts, was zum deutſchen Mittelalter gehört; nichts, was man gewohnt iſt, in dieſer Geſellſchaft zu finden. Zigeuner, Hexen, Ritter, Alles iſt da. — Es macht unter ſich einen ganz amüſanten Lärm, der durch vier Bände die Aufmerkſamkeit an ſich ziehen kann.

Die beſondre Fabel dieſes Romans, für welchen der Titel ſehr unbuchhändleriſch geſtellt iſt, gründet ſich auf die Verbreitung des Bauernaufſtandes in Franken. Lutherthum und Mönchsweſen, Münzer und die aufrühreriſchen Bauern, Ritter und Vögte laufen überzwerg, und finden immer wieder ihren Mittelpunkt in dem Kloſter Banz, das vom Verfaſſer mit großer Vorliebe erwähnt wird. Überhaupt bilden die Entzückungen des Herrn von Heeringen über ſein Vaterland, über den Main, die Itz, über Bamberg und Würzburg ſehr hübſche Parthien ſeines Buches und zeugen auch in der Art, wie ſie zu Worte kommen, von nicht gewöhnlicher Gewandtheit des Ausdrucks, der dem Verfaſſer zu Gebote ſteht.

96) Reiſe durch Deutſchland, Italien und die Schweiz. Von C. G. Carus. 2 Bände. Leipzig, Fleiſcher. 1835.

Der Verfaſſer dieſes Reiſejournals gehört zu den zählbaren Gelehrten, welche ganz in die göthiſche Denkweiſe aufgegangen ſind. Man kann Herrn Carus einen Stiefbruder Göthe's nennen. Sprache, Auffaſſungsweiſe, wiſſenſchaftliche Sympathieen, Alles hängt mit dem Idole des Verfaſſers zuſammen, das er, wie dieſe Anbeter gern thun, vorzugsweiſe mit dem Namen *der Dichter* zu bezeichnen pflegt. Bei einem ſo reichen Schatze von Gelehrſamkeit, wie er im Gebiete der Naturwiſſenſchaften Herrn Carus zu Gebote ſteht, iſt jene Göthomanie eine leicht überſehene Zufälligkeit, ja ſie könnte ſogar im Stande ſein, Intereſſe einzuflößen, wenn Hr. Carus ſich mehr an die erſte als an die zweite Periode Göthe's hielte; aber dies iſt das Traurige in dieſer Affektation, daß ſie ſich immer nur an Göthe's Greiſenalter anklammert, an ſeine vornehme, wohlthätige Ruhe, an dieſe Nüchternheit, welche an Göthe's Alter für die Nation einen ſo betrübenden Anblick gegeben hat. Herr Carus affektirt die Göthe'ſche Weiſe dieſer ſpäteren Zeit der Selbſtüberlebung bis in das Kleinſte, ſelbſt im Sprachlichen. Wer erinnert ſich nicht aus Göthe's letzten Schriften jenes affektirten Superlativs, den er mehr dem Kurialſtyl als dem Wohllaute entnommen hat, ſo daß er nie mehr *hoch*, ſondern immer nur *höchſt* erfreut war, nie mehr *feſt*, ſondern *feſteſt* ſich verbunden fühlte. Und ſo kommen denn auch bei Herrn Carus immer dieſe Phraſen wieder: „Nachdem wir dieſe Gemälde *genaueſt* in Augenſchein genommen hatten" u. ſ. w.

Herr Carus machte die vorliegende Reiſe in der Geſellſchaft des Prinzen Mitregenten von Sachſen. Es kann daher nicht davon die Rede ſein, daß ſein Bericht ein pittoreskes Verdienſt hat, und uns Sitte, Eigenthümlichkeit und die Einzelnheiten des italiäniſchen Volkslebens vor Augen führt. Doch ſind ſeine Berichte dafür deſto intereſſanter, wo es Gemächer gibt, die nicht Jedem aufgeſchloſſen werden. Die gute Bedienung, die comfortable Exiſtenz des Verfaſſers auf ſeiner Reiſe blickt auf jeder Seite des Journals hervor und muß, wenn man außerdem noch ſeine vortrefflichen naturhiſtoriſchen Beobachtungen in Anſchlag bringt, um ſo mehr dazu beitragen, hier eine oft täuſchende Ähnlichkeit mit Göthe's vornehm herablaſſendem, gnädigſt ſich intereſſirendem Weſen hervorzubringen. Zuweilen klagt Hr. Carus über ſeine Lage; die Nähe ſeines hohen Begleiters beunruhigt ihn, und es ſind gewiß ganz aufrichtige Seufzer, welche aus Verzweiflung über die Schnelligkeit und Zweckloſigkeit der Reiſe ſeiner Bruſt entfuhren.

In dem, was der Verf. leiſtete, gereichen ihm zum größten Verdienſte ſeine naturhiſtoriſchen Berichte über Italien und ſeine Urtheile über italiäniſche Kunſt, welche von einer ächt dresdneriſchen Kennerſchaft zeugen, und ſich wiederum in göthiſcher Weiſe durch eine gewiſſe kritiſche Nüchternheit auszeichnen. In dem, was der Verf. unterließ, iſt nichts ſo willkommen, als der Mangel an Raiſonnements, welche oft die Einfachheit der Reiſe-Tagebücher zu ſtören pflegen. Herr Carus geht nie über das hinaus, was grade ſeiner momentanen Beobachtung vorliegt, und bewährt ſich darin als einen vollkommenen Empiriker. Sein Reiſebericht konnte mit vollem Rechte zu der Anzahl von Büchern dieſer Art noch hinzutreten.

97) Fauſt. Eine Tragödie von B. v. B. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Ein Verſuch des Hrn. Braun von Braunthal, die Fauſtſage auch als Melodrama auf das Theater an der Wien zu verpflanzen, iſt ihm vollkommen gelungen. Gewitter, Sturm und Regen, Prinzen, Gräfinnen, Maskenbälle, Mönche, Einſiedler, Fackeln, Glockengeläut und Poſaunen ſind als neue Ingredienzien in den alten Fauſtiſchen Höllenpfuhl hineingeworfen. Einige Glorienſcheine und Empfindſamkeiten bahnen den Weg immer wieder zurück von den Nerven zu dem Herzen der Zuſchauer. Wagner iſt ein alter warnender Freund, Fauſt ſelbſt eine männliche lockige Geſtalt, wie Herr Kunſt oder Hinko, der Nürnberger Stadtſchultheißenſohn.

Im Ernſt, Herr von Braunthal hat gegen Herrn von Nimptſch den Vorzug, daß ſeine Darſtellung Scenen enthält, daß er Situationen erfinden kann, und überhaupt Fleiſch und Bein in ſeiner Dichtung gibt. Allein das Dramatiſche war die rechte Mitte, nicht das Extrem, in welches Herr von Braunthal verfallen iſt: das Theatraliſche. Die Effekte ſchaden der Wahrheit. Kaiſer Karl V., deſſen Leichenbegängniß von vieler Wirkung an der Wien ſein muß, dient der erſchöpften Fauſtſage hier als Lückenbüßer. Wenn es noch unentſchieden iſt, ob Fauſt wirklich in die Hölle kam oder, wie Göthe will, in den Himmel, ſo ſcheint er verdammt zu ſein, noch auf der Erde, zwiſchen beiden Regionen zu irren, um all' die Einfälle tragen zu müſſen, welche ſich die Dichter über ihn erlauben.

Auch Herr von Braunthal nimmt Anſtand, Fauſten in die Hölle zu verweiſen. Es würde jedem Herzen an der Wien den Stoß gegeben haben, wenn ein ſo liebenswürdiger Sünder wahrhaftig enden müßte, wie Zampa oder Don Juan. Der Fauſt des Herrn von Braunthal wird bei ſeinem Tode (Selbſtmord durch prussian acid) zwar von einem dunkeln Schatten dem Teufel, in Anſpruch genommen; aber ſein Kind (auch Fauſtens Vater kömmt vor, wie bei Herrn von Nimptſch Fauſtens Mutter) prädeſtinirt ihn durch einen Palmzweig für den Himmel. Alſo auch hier wird dem Teufel eine Naſe gedreht.

Wie wär's, wenn man künftig die Fabel ſo darſtellte, daß Himmel und Hölle zu gleicher Zeit befriedigt werden? Wenn z. B. Fauſt nur einen Theil ſeines Körpers, alſo die Naſe vielleicht, dem Teufel verſchriebe, und noch mit dem Reſt in den Himmel käme? Es wäre eine vortreffliche Konſequenz, wenn Fauſt ſich erſt im Schlamme der Sinnlichkeit wälzte, und dann ohne Naſe, aber im Übrigen als reuiger Sünder in das „Ewigweibliche" verſchwämme, wo Doktor Marianus und Gretchen für ihn bitten müßten. Der Teufel hätte die Naſe bekommen. Dieſer Schluß wäre ebenſo tragiſch als witzig, und würde alle Partheien befriedigen.

175. 1835.

Phönix.
Frühlings-Zeitung für Deutſchland.
Montag, 27. Juli.

Das Mädchen mit dem Sterne.

Böhmiſche Volksſage von Franz Freiherrn Gaudy.

(Fortſetzung.)

IV.

Seidne Kleider, goldne Spangen, Perlen ohne Wahl erfaßt
Jene Jungfrau, angſtbeflügelt, in des nächt'gen Fliehens Haſt,
Birgt ſie vor des Wandrers Auge hinter rauher Felſenwand,
Und den ſchweren Feldſtein wälzet vor den Schatz die feine Hand.
„Schlummert dort, ihr Prunkgeſchmeide,“ ſpricht ſie, „bis auf froh're Zeit!“
Während bunter Kieſel Merkmal auf den Weg ſie wandernd ſtreut.
Dunkler Ocker färbt die Hände, tüncht das Antlitz klar und hell,
Und als gelber Bettlerknabe ſcheidet Wanda von dem Quell.
An des Schloſſes Thor am Waldrand pochet ſchüchtern jetzt die Maid,
Grüßt: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ — Pförtner ſpricht: „„In Ewigkeit!
Feiner Knabe, dein Begehren?““ — „Brot und Obdach für mein Haupt,
Hat des Krieges tück'ſche Flamme Hütt' und Ältern mir geraubt.“
Scheu betritt der Küche ruß'ge Hallen nun des Fräuleins Fuß,
Grüßt: „Gelobt ſei Chriſtus!“ — „„Ewig!““ tönt des Meiers Gegengruß:
„„Brauner Knabe, dein Begehren?““ — „Obdach für mein Haupt und Brot,
Heim'ſcher Hütte Brand bewein' ich und der Ältern zeit'gen Tod.“
„„Wärſt du eine Dirne, nimmer; doch dem Buben ſei's gewährt.
Sammle denn der Tafel Broſam, ſchlumm're an dem Feuerheerd;
Mußt dich aber rüſtig tummeln, niemals läſſig, ſtets bereit.““
Und demüthig unterzieht ſich nieder'm Knechtesdienſt die Maid.
Wochen fliehen, Monde ſchwinden Wanda'n in des Grafen Schloß,
Willig helfend, emſig ſchaffend, nicht erkannt vom Dienertroß,
Stumm erduldend, ſtill ſich fügend herr'ſchem Worte, plumpem Hohn. —
Nächtlich nur auf hartem Lager tönt der leiſen Klage Ton.

V.

Mägdleins Klage.

Da ſitz' ich einſam in der Nacht,
Und weine.
Im Schloſſe keine Seele wacht,
Als ich alleine,
Und über die gebräunte Wange
Die Thräne rinnt.
Aus ſchwerem Herzen ſeufz' ich bange:
Du armes Kind!

Du armes Kind, auf hartem Pfühl
Verzagend,
Glückloſer Liebe Wehgefühl
Im Buſen tragend.
Dem Mädchen ſteht der Heißgeliebte
So nah' — ſo fern'!
Wen liebt die Thör'chte, tief Betrübte?
Den hohen Herrn!

Den hohen Herrn! — Der Morgen glüht;
Vom Schloſſe
Der edle Graf waldeinwärts zieht
Auf hohem Roſſe.
Mein Auge folgt des Lebens Sterne,
Bis mir umhüllt
Des Waldes Nacht in weiter Ferne
Das ſüße Bild.

Das ſüße Bild! — Kalt mißt ſein Blick
Die Auen.
Vergebens harr' ich, daß zurück
Er werde ſchauen:
Die Blume, die vom Staub umnachtet,
Nach ſeinem Licht
Die Glocke wendend, ſtumm verſchmachtet —
Er ſieht ſie nicht! —

VI.

Abend iſt's; in glimm'nde Kohlen ſinkt der Feuerbrände Glut;
Dienerſchaar am Heerde ſchwatzend nach des Tages Mühen ruht.

In der Stadt bei'm Feſtgelage weilt Graf Stibor heute fern,
Und des Hauſes greiſer Meier bläht ſich mit der Macht des Herrn.

„Möchte gern zur Muhme wandern,“ liſpelt Wanda furchtſam leiſ',
„Siech ruht ſie in naher Hütte.“ — Und Gewährung nickt der Greis.

Nach dem niedern Dörfchen lenket flücht'gen Schritt das Mädchen, bald,
Seitenpfad erwählend, taucht ſie unter in der Buchen Wald.

„Ja, hier iſt's, hier perlt die Quelle, mooſ'ger Felſen lagert dort,
Den vor Monden ich erkoren zu des Schatzes ſtummen Hort.
Schlummert hier, ihr Prunkgeſchmeide, ſprach ich, bis auf froh're Zeit.
Tagt ſie mir? Den dunkeln Schleier meiner Zukunft lüft' ich heut'.“

„Habe Dank, du ſtarrer Wächter, hielteſt ſorglich treue Hut,
Unverſehrt der Flücht'gen Habe unter deinem Schirme ruht.“

Wohlgefällig muſtert Mädchens Blick den längſt entbehrten Glanz
Langhin rieſelnder Gewänder, der Demanten Schimmer-Kranz.

Gelber Schminke Makel tilget hellen Waldborns Silberquell,
Aus der Larve taucht ihr Liebreiz, wie der Stern aus Wolken hell;

In die braunen Locken-Strähne flicht die lilienweiße Hand
Perlentropfen, in des Ohres Reifen ſchaukelt der Demant.

Goldring funkelt an dem Finger; blumenüberſät umſpannt
Schlanken Wuchs der Gürtel, feſſelnd unter'm Buſen das Gewand.

Zu des Flitterſchmuckes Ordnen leuchtet Mondes bleiches Licht,
Und als Spiegel glänzt der Quelle Becken holdem Angeſicht.

(Fortſetzung folgt.)

Hiob, Fauſt, Heine.

(Fortſetzung.)

Eingriffe überirdiſcher Befugniſſe in menſchliches Leben und Streben waren dem religiöſen Bewußtſein des Alterthums eine nicht zu bezweifelnde Thatſache. Wenn man die Vorſtellungen: Gott und Menſch nicht ſcharf von einander trennt, ſo gibt man nur gar zu leicht Gott menſchliche und dem Menſchen göttliche Eigenſchaften. Wie der Menſch, ſo konnte Gott lieben und haſſen, ſich in den Purpurmantel des Morgens und in die dunkle Robe der Nacht hüllen. Liebe und Haß waren Hauptraten einer Civilliſte, die ihm noch keine liberalſpinoziſtiſche Ständeverſammlung ſtreitig gemacht hatte. Alles anſcheinend Verkehrte und Närriſche im Univerſum kam auf Koſten der alten Schlange, des erſten Biſchofs von Autun. War auch der damalige Gott kein abſoluter, ſo war er doch eine mächtige Perſönlichkeit, mit der man es nicht verderben durfte; denn alles, was man hatte, kam von ihm und wie die Könige der Erde, ſo hatte auch er ſeine Favoriten, mit denen er oft durch Geſandte, oft aber auch als Zeichen der höchſten Gunſt in eigner Perſon ſich zu unterhalten pflegte.

Einer dieſer Favoriten war Hiob. Gott kennt ſeine Treue und Anhänglichkeit und iſt ſtolz auf ihn. Satan, an uneigennützige Tugend nicht glaubend, will den Erprobten irre und wirre machen. Es kommt zum Verſuch. Hiob weiß nichts von dieſer Wette und kann ſich frei bewegen. Der Sieg der Tugend muß theuer, muß um den höchſten Preis erkauft, errungen werden. Der Erde rothes Herzblut: das blinkende Gold, und ſein eignes: die blühenden Söhne und Töchter werden ihm entriſſen, ſeine ſchöne Geſtalt ſchwindet, alles Leiden und Siechthum zerreiben die kräftigen Glieder, dünkelhaft langweilige Freunde mit aſchgrauen Herzen halten ihm moraliſche Vorleſungen — der vormals glücklichſte, jetzt arme, kinderloſe Vater erträgt's und murrt nicht. — Wäre ich Pythagoräer, wahrlich, dann wär' ich kühn genug, Leſſing, den großen Leſſing als den Verfaſſer unſres Buches zu bezeichnen.

Es gibt eine Dichtung, die man um ihrer Tendenz und Bedeutung Willen dem Hiob an die Seite ſtellen kann, es iſt der Göthe'ſche Fauſt. Der Prolog, der dem Hiob gradezu entnommen iſt, ſpricht ſchon von ſelbſt für dieſe Parallele. Beide ſind Repräſentanten menſchlicher Seelenzuſtände, Hiob des unbedingten Glaubens, Fauſt des Alles vernichtenden Zweifels. Hiob zeigt bei allen äußern Widerwärtigkeiten, im Glauben an eine weiſe Weltordnung, einen unerſchütterlich beneidenswerthen Seelenfrieden; Fauſt bei einem Überfluß an allen äußern Annehmlichkeiten innere Zerriſſenheit und reuevolles Mißbehagen. Hiob hat — man verzeihe mir den Ausdruck — mit Gott, Gott hat dagegen nachſichtsvoll genug mit Fauſt Geduld. Hiob beruhigt ſich mit einer Philoſophie der Geſchichte, den Satz aufſtellend, Gott könne bei dem Unglücke, das er über die Menſchen verhänge, eine geheime Abſicht haben, Fauſt dagegen im Überdruß des Wiſſens negirt ſie mit der Geſchichte der Philoſophie; Hiob ſuchet Gott, wenn ſelbſt die Welt aus ihren Angeln getreten, Fauſt umarmt die Welt, ſie ſoll ihm Gott erſetzen. Hiob iſt ein ächt patriarchaliſcher, Fauſt ein ächt moderner Charakter.

Die Gegenwart wird am beſten von einer andern ſpätern, von der Zukunft gefaßt. Nur über Zuſtände, die wir erlebt und überwunden haben, können wir uns ein unbefangnes Urtheil erlauben. Darum wird eine nachfolgende Generation noch weit beſſer, als wir den Göthe'ſchen Fauſt auch in dieſem Sinne zu würdigen wiſſen. Ein Kampf zwiſchen Glauben und Wiſſen iſt angezündet weit mächtiger, als zu irgend einer andern Zeit. Was ehemals in dunkler Zelle der Weiſe kaum zu denken ſich erkühnte, wird ungeſtraft öffentlich vor aller Welt verhandelt. Der Glorienſchein, womit ſich eine todte Schulweisheit umgeben hatte, iſt verblichen, nachdem ſie ſelbſt, als unzulänglich und lebenhemmend, der Sehnſucht nach einer beſſern neuen hat weichen müſſen. Übergänge und Kataſtrophen ſolcher Art aber ſind immer, inwiefern ſie verſuchsweiſe herbeigeführt werden, mit allerlei Verwirrungen, wenigſtens im Sinne einer frühern, untergehenden Zeit verbunden. Die alte Zeit, der das Streben an ſich ſchon als diaboliſch verwerflich vorkommt, hat darum auch Recht, wenn ſie in ihrem verzeihlichen Unwillen alle diejenigen, welche den böſen Feind gleichſam heraufbeſchwören, für das Unheil verantwortlich macht, welches derſelbe anrichtet. Denn die alte Zeit mit greiſen Haaren und bleichem Geſichte, trübſelig ſinnend auf der Zionswarte, gleicht in ihrer inquiſitoriſch berathenden Weiſe dem frommen Vater in der Kloſterzelle, der auf die Klagen eines von ascetiſcher Tugend lebenden Bruders, daß ihm ſo viele böſe Gedanken einfielen, die ſicher kluge Antwort ertheilte: Wenn dir die Vögel über den Kopf fliegen, ſo kannſt du es ihnen nicht verwehren, wohl aber, daß ſie dir in die Haare fliegen; Gedanken, die dir einfallen, laß wieder ausfallen; kommen ſie, ſo laß ſie wieder fliegen; halte ſie nicht auf, noch zanke mit ihnen! — Doch die Zeit iſt alt, iſt erfahren, und ſollte begreifen, daß wer ſich mächtig eindringender Gedanken, die ihn aus der Behaglichkeit der Ruhe herausreißen, ohne Kampf und Überwindung entſchlagen kann, immerhin als ein gottesfürchtiger, muſterhafter Kloſterbruder gelten, nie aber Anſprüche auf das Verdienſt von Fortbildung höherer, menſchheitlicher Intereſſen machen könne. Das iſt der Geſichtspunkt, von welchem aus ſelbſt Verirrungen nach dem Bedeutungsvollen des Lebens ſtrebender Geiſter ehrwürdig erſcheinen müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Die griechiſchen Frauen.

(Fortſetzung.)

Die Griechin hat wie die Deutſche ein ſo ſchönes Herz, daß ſie fähig wäre, euch aus Mitleid zu lieben, aufrichtig, innig zu lieben, ſie könnte, um euch nicht leiden zu ſehen — ich ſetze voraus, daß ihr noch ſo platoniſch liebt bis zum Leiden — ein Verbrechen an ſich ſelbſt begehn und euch ein Opfer bringen, das ſie einem Gotte ihres Herzens zugedacht hatte. Ich finde, daß dies nicht nur zu rechtfertigen, ſondern unendlich ſchön und menſchlich iſt. Um Ihnen das Gewicht meiner Meinung fühlbarer zu machen, rufe ich die Esmeralda, das zarte, griechiſche Weſen der Notre-Dame von Victor Hugo, zu meiner Unterſtützung. Der geniale Dichter läßt dies ſchöne engelreine Mädchen, das ganz von Liebe für ihren Ritter erfüllt iſt, ſogar für den unförmlichſten Klotz von Menſchen etwas menſchliches empfinden, weil ſie das Schmerzliche in ſeiner Lage fühlt, keinen Anſpruch auf Liebe machen zu dürfen. Ein deutſcher und ein griechiſcher Schriftſteller wäre noch weiter gegangen.

Die Griechin iſt ſehr leicht zu verführen. Auch die Deutſche. Ihre Herzen ſind von Natur ſehr aufrichtig, einfältig und gefühlvoll, ſie können ſich nicht verſtellen. Dafür lieben die Mädchen uns aber auch um ſo herzlicher, inniger und nicht ſo diplomatiſch, wie die Franzöſinnen. Es iſt unausſtehlich, es iſt abſcheulich, während der Dauer eines Kuſſes noch Zeit zu andern Gedanken zu haben; das iſt nur bei einem Volke möglich, dem die Politik ein Kultus iſt.

Eine Frau ſoll keine Ambition haben, außer der, zu gefallen, Gutes zu thun und zu belohnen. Was ſchön und groß iſt, findet Befriedigung im Weibe. Darum ſei ſie der Spiegel des Talents und der Tapferkeit, die Sonne, um die ſich Planeten und Kometen drehn, die Quelle deſſen, was wir verehren auf Erden.

Die Griechin iſt ganz ein Weib, die Italiänerin nur ein Hermaphrodit, nur ein Amphibium, das in zwei Elementen lebt. Ihr wähnt ſie zu beſitzen, ſo iſt ſie entſchlüpft, ihr entſchlüpft ihr und ſie ſtürzt wie eine Furie über euch her, den Dolch in der Hand und die Giftphiole. O geht mir mit der Liebe, die keine Vernunft hat. Eine Griechin hat auch Leidenſchaft, auch Eiferſucht, auch Religion; aber vor allen Dingen hat ſie Reſignation im Hintergrunde und treibt die Pietät nicht bis zur Narrheit.

Speziell lobe ich mir die Griechinnen von den joniſchen Inſeln, von Attica, von Lakonien und Argolis, von den Cykladen. Das ſind alle liebliche himmliſche Weſen, die im grellen Contraſte ſtehn mit ihren rauhen, bärtigen, gelben Männern, die Piſtolengürtel und Büchſen tragen. Ich habe manchmal eine von ihnen mit ihrem Säugling auf einem Maulthier an der Straße getroffen und ſie für eine Madonna auf der Flucht nach Ägypten angeſehen. Mit den arkadiſchen Schäferinnen weiß ich es wohl nicht zu halten. Die Race Apolls muß ausgeſtorben ſein. Inzwiſchen bin ich nicht bis Megalopolis und Karitene vorgedrungen, wo die Quellen des Eurotas und Alpheus ſind — und die alten Dichter die griechiſche Schweiz entdeckten.

Man ſieht in Arkadien, und das gefiel mir ſehr gut, gar oft die Hirtinnen im bloßen Hemde mit einem Lammfell um die Hüften. Mir däucht, dies Koſtüm ſei ſchon idylliſch genug und äußerſt pittoresk. Die Schäfer des Gebirgs könnten ohne Ausnahme das Modell zu einem Johannes in der Wüſte abgeben.

Über das Koſtüm der Griechinnen habe ich ſchon Einiges bemerkt. Ich komme deßhalb nur noch auf die uralte Sitte der Schleier und Gürtel zurück. Jene ſind allgemein von feinem Mouſſelin oder von Tüll und Spitzen, und werden an das Haardiadem, die Nadel oder den Kamm befeſtigt. Der Gürtel iſt bei den Vornehmen ſehr koſtbar und gewöhnlich aus Blumen geſtickt, eine Arbeit, die die Weiber wie die Schneider im ganzen Orient ſehr gut verſtehn. Außer dieſen iſt das antike Tragen der Armbänder von Gold und Silber und der reichſte Halsſchmuck aus Gold, Perlen und Korallen üblich. Der Korallen gibt es im Überfluß und es iſt noch nicht lange her, daß die Venetianer großen Gewinn aus der griechiſchen Perlenfiſcherei zogen. Juwelen ſieht man weniger und nur in einigen griechiſchen Fürſtenfamilien oder bei reichen Klephten, die im Türkenkrieg Beute machten. Als Tripoliza fiel, fanden ſich Schätze dieſer Art.

Mit ihrem Haar treiben die griechiſchen Frauen viel Luxus. Ich habe bemerkt, daß, während Einige daſſelbe in langen Zöpfen den Rücken hinabfallen laſſen und mit Goldflitter durchwirken, dagegen Andere ſich Kronen daraus um den Scheitel legen oder es in zwei Flechten über den Buſen führen. Dies macht ſich ſehr hübſch, zumal, wenn der Buſen, wie gewöhnlich gleich einem Roſenſchacht geöffnet und nur mit einem weißen Taft oder Tüllſtoff bis zum Gürtel bekleidet, und an den Seiten durch das Oberkleid zierlich und ausdrucksvoll eingefaßt iſt.

Vom dermaligen häuslichen Leben der Griechinnen weiß ich nichts zu erwähnen, als was Andre öfter ſchrieben. Sie gehn Abends ſpät ſchlafen und ſtehn Morgens früh auf. Die Lampe brennt Tag und Nacht auf ihrem Tiſche und der Stickrahmen und die Spindel der Penelope haben wenig Ruhe. Während dieſer ihrer Arbeit pflegen ſie ſehr des alten Brauchs, einander Mährchen zu erzählen und Lieder zu ſingen. Kurz, die Griechinnen haben unſere deutſchen Spinnſtuben des Landvolks, die nur nicht wie dieſe gut befenſtert und geheizt werden. Der italiäniſche Braſiere iſt den armen Leuten eine Koſtbarkeit, die Öfen kennen ſie nicht. Wenn es recht kalt iſt, wärmen ſie ſich an einer Kohlenpfanne oder einer Eiſenplatte. Die ärmſte Klaſſe lebt in ihrer Hütte um ein Nachtfeuer mit Pferd und Schweinen wie die Zigeuner. Sie haben weder Gabeln noch Meſſer, ſondern brechen das Brod und reißen das Fleiſch und eſſen mit den Fingern. Es iſt im Orient ſo Sitte.

Die Griechinnen haben einen Fehler, den ich tadeln muß. Sobald ſie es nur einigermaßen beſtreiten können, halten ſie ſich Ammen und Hausmütter, Paramanen, um ihre Kinder zu nähren und zu erziehen. Sie glauben, wie unſre hochgebornen Frauen, das Kinderſäugen verderbe die Schönheit. Die Paramanen ſind in beſſern Häuſern ordentliche Vorſteherinnen, die über alles um Rath gefragt werden. Wenn die Mädchen nicht ohne ihre Mütter, ſo gehn dieſe nicht ohne ihre Ammen oder Hausmatronen aus. Daß dergleichen Gouvernanten eine Vorrathskammer von abergläubiſcher Thorheit ſind, und voll von religiöſem Hokuspokus ſtecken, iſt wohl überflüſſig zu erwähnen. Die Griechin hat ihre Orakel und Vorzeichen noch wie ehemals. Chriſtenthum und Heidenthum ſind auf die luſtigſte Art einander in die Quere gekommen. Doch ich bin überzeugt, in fünf Jahren iſt das Alles anders.

Und dann iſt die Griechin die liebenswürdigſte Frau auf Erden.

(Schluß folgt.)

Muſik in Frankfurt.

(Schluß.)

Im Zampa, zum Nachtheil der Mad. Matys, blieb kein Stein auf dem andern. Die beiden Gäſte, Camilla und Alphons, Herr Pfeifer, ſprachen heute nicht beſonders an. Kalt ließ Herr Boucher als Capuzzi, der weit hinter ſeinem leider erkrankten Vorgänger, Herrn Wieſer, zurückblieb. Kein Aederchen von ſeinem Spiel. Herr B. wußte offenbar nicht, was aus dieſer Parthie zu machen ſei. Wo war da Scheinheiligkeit, wo die hinter ſchlotternden Feierkleidern ſchlecht maskirte piratiſche Rohheit und Barbareske? Gut für Herrn B., daß der Geſang Daniels nicht dominirt. Dame Ritta, von Herrn Melesville ſelbſt vergriffen, kann auch deßhalb von keiner Repräſentantin richtig aufgegriffen werden. Sie ſteht in keinem wahrſcheinlichen Verhältniß zu den übrigen Perſonen der Expoſition. Zu jung und artig für Capuzzi, als daß er ſie verlaſſen und nichts mehr von ihr zu wiſſen verlangen ſollte, zu ſchlau, und als Quaſi-Schwägerin Camilla's zu gebildet für einen Dandolo, paſſen wieder Stimmlage und Geſangsweiſe nicht für die Matrone. Wenigſtens hätte Dem. Kracke keine Hofdame daraus machen ſollen. Ihr Geſang war gut. In Herrn Haſſel findet dieſer haſenherzige Dümmling Dandolo, als der konſequenteſte Charakter der Handlung, einen unvergleichlichen und höchſt originellen Darſteller. — Die Hauptparthie des Zampa, neuerdings durch Herrn Schmezer beſetzt, iſt, muſikaliſch genommen, Gewinn für die Oper. Zampa iſt Tenor; und alle Transpoſitionen, die der Bariton mit demſelben vornehmen muß, ſind in dem harmoniſchen Kranz dieſer Oper nur Dornen. Herr S., der, wie man ſagt, in wenig Tagen dieſe Parthie ſtudirte, rechtfertigte die Hoffnungen der gebildeteren Geſangsfreunde. Er hatte nebenbei auch nicht vergeſſen, worin Wild eclatirte. In Spiel und Grundfarbe der Betonung nur ſtand Herr Marrder der Zeichnung des Dichters näher. Er vergaß die angeborne Würde, den Stolz des Edelmanns nicht, der auch als verlorner Sohn durchſchimmern muß. Allein Ehre und Anerkennung Herrn S. für das in der letzten Zeit auch im Gebiete der Plaſtik ſichtbare Weiterſtreben! — Vergebe Gott denen, welche die beiden Arien Zampa's wiederholen machten. Es ſind die feindlichſten Freunde, die ein Parthienbändiger, ſcheine er noch ſo unverwüſtlich, nur haben kann. Jeder in dem Aufruhrdonner der Da-Capos auf den zu Tode gehetzten Opferſänger geſchleuderte ziſchende Blitz iſt ein flammender Fingerzeig, und mahnt an Erkenntniß der phyſiſchen Kraft!! 7.

Buntes.

⁂ Von 1822—1832 ſtachen 325 Negerſchiffe, von dem Hafen von Havana aus, an die Küſten Afrikas; 236 davon kamen wieder, und brachten mehr als 100,000 Sklaven nach Cuba. Von 37 Schiffen, die nicht wieder kamen, wurden einige von engliſchen Kreuzern genommen, die übrigen gingen theils mit, theils ohne ihre Schiffsladungen zu Grunde. Dieſer niederträchtige Handelszweig war für Cuba eine ergiebige Quelle des Reichthums und von Spanien für ſehr wichtig gehalten; er hielt ſich lange Zeit im Schwunge, weil die beſtehenden Verträge dem Betrug zu viele Hinterthüren offen ließen. In Folge des Traktats zwiſchen England und Spanien liegt es nun an dem Erſteren, dieſen ſchändlichen Handel ganz zu vertilgen. Die energiſchen Dispoſitionen dieſes Vertrages werden es den Negerhändlern kaum mehr möglich machen, das Meer zu behaupten, und die Menſchheit darf hoffentlich endlich neben vielen kleinen Ovationen wenigſtens einen großen Triumph erwarten, den es dem 19ten Jahrhunderte verdankt. (Times.)

⁂ Das Schwert des Damokles als Vierundzwanzigpfünder. Bei den im Schauſpielhauſe von Valenciennes vorgenommenen Arbeiten machte man einen ſeltſamen Fund: eine Kanonenkugel aus den Batterien der Kaiſerlichen bei der Belagerung von 1793 war in den Plafond des Schauſpielhauſes gefahren, hatte einen Balken durchbrochen, und, durch eine Eiſenſtange aufgehalten, endlich ihr Quartier über der Leinwand des Plafonds genommen, wo ſie nur durch zwei wurmſtichige Latten von zwei Linien in der Dicke getragen wurde. Zwei und vierzig Jahre lebte ſie in dieſer glücklichen Zurückgezogenheit. Hätte das Publikum je dieſe Parodie des Damokles-Schwertes geahnt! Nie würde es in den Zeiten der Jeſuitenherrſchaft zu einer Quadrille ins Schauſpielhaus gekommen ſein, nie dieſem oder jenem ſchlechten Schauſpieler applaudirt haben. — O möchte doch (fügen wir nicht ohne fromme Salbung hinzu) in ſo manchem deutſchen Theater der gute Geſchmack ſolch einen 24pfündigen Jupiter-Binder über den Häuptern des Publikums als geheime Polizei hängen haben! — Doch das Publikum müßte es wiſſen: Wie mancher „große Künſtler“ mußte unbeklatſcht ſeinen Abgang vollbringen! Wir empfehlen dies Mittel allen Schauſpiel-Direktoren; denn es macht ihnen eine gewiſſe Gattung von Freibilleten überflüſſig.

⁂ Der Knochenthurm zu Jerbeh. Er liegt ganz nahe am Meere, in einer kleinen Entfernung vom Fort oder Burg-er-Gook, und mißt 20 Fuß in der Höhe vom Boden, auf der Baſis 10 Fuß im Durchmeſſer; er verjüngt ſich und endigt ſich in eine Spitze. Man könnte nach dieſen Daten die Zahl der Leichen ungefähr ausrechnen, deren Gebeine zum Bau nothwendig waren. — Ueber den Urſprung dieſes Thurms iſt folgende die wahrſcheinlichſte Annahme, daß die Gebeine von jenen ſpaniſchen Soldaten herſtammen, die, unter dem Kommando des Herzogs von Alba, durch Sturm an jene Küſte von Jerbeh verſchlagen, und von den Mauren angegriffen und niedergemetzelt wurden, worauf Letztere aus den Gebeinen ein Siegesdenkmal erbaut hätten. — In Perſien findet ſich ein ähnliches Monument, Kellah-Minare, ein Thurm, der aber nicht aus menſchlichen Gebeinen, ſondern aus Thierknochen erbaut iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 176. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 28. Juli.

Das Mädchen mit dem Sterne.

Böhmiſche Volksſage von Franz Freiherrn Gaudy.

(Fortſetzung.)

VII.

Von der Kerzen Zauberſchimmer glänzt der ſpitzgewölbte Saal.
Hell zuckt der Drommete Schmettern wie durch Nacht des Blitzes Strahl,
Murrend rollt die dumpfe Pauke, fernen Donners Zürnen gleich,
Mit dem rauhen Klang verſöhnend lockt die Flöte mild und weich.

Edle Ritter, feſtgeſchmückte, weilen dort in bunten Reih'n,
Während zarter Schmeichelworte Huld'gung ſitt'gen Frau'n ſie weih'n.
Schönes Auge ſinkt zu Boden, höher roſ'ge Wange glüht,
Kaum verhehlten Beifalls Lächeln hold auf friſcher Lipp' erblüht.

Raſcher ſtürzt der vollen Klänge Wellenſchlag von dem Altan,
Luſterweckend, fußbeſchwingend auf des Tanzes Zirkelbahn;
Arm um volle Hüfte ſchlingend, ſchlürfend Hauch von ſüßem Mund,
Fliegt der Ritter mit der Schönen in verſchlung'nen Reigens Rund.

Plötzlich ſtockt der wilde Wirbel, Paar um Paar erſtarrt im Kreis,
Es verhallt Trompeten-Gellen, Flöten-Ruf verſchwimmet leiſ';
Staunend fliegen Aller Blicke nach dem wunderbaren Schein,
Quellend durch die off'ne Pforte; — denn die Sternenmaid tritt ein.

Dumpfes Murmeln, leiſes Flüſtern woget durch den weiten Saal;
„Seht die feenhafte Fremde! Schaut des Wunderſternes Strahl!
Mit der Elfenkön'gin Reize, ſagt, wie paart ſich Schüchternheit?
Wimpern-Senken? Wangen-Glühen? — Seht, Graf Stibor, naht der Maid.“

VIII.

Der Graf.

Entſtiegeſt du kriſtallenen Paläſten,
Erbaut im Meeresgrund, im tiefen, feuchten,
Du hehre Fey, um huldvoll ird'ſchen Feſten
Mit deiner Schöne Zauberglanz zu leuchten?

Sankſt du auf weicher Wolken Flug hernieder,
Du mit dem Götterzeichen auf der Stirne?
Entſchwebſt du uns, ſchnell wie du nahteſt wieder,
Heimkehrend zu des Abends Glanzgeſtirne?

Du ſchweigſt? Am Eſtrich haften deine Augen
Von brauner Wimper ſeidnem Netz umſponnen.
Laß Himmelsthau aus deinem Blick mich ſaugen,
Verſchleire nicht unmild die Schweſter-Sonnen.

Das Fräulein.

Weßhalb das Kind des Staub's mit bitter'm Hohne
Begrüßen, das von Mißgeſchick gebeugte?

Graf.

Du keine Fey? Sprich denn, auf welchem Throne
Der Vater, der die ſchöne Herrin zeugte?

Fräulein.

Nicht Fee, nicht Königskind, nicht Herrin bin ich —
Nur ſterblich, eig'ne Magd mit Leib und Seele.

Graf.

Ob's Scherz, ob's Wahrheit ſei, vergebens ſinn' ich,
Die ſich in dunkelm Räthſelſpiel verhehle.

Fräulein.

Nur Wahrheit. Leib und Herz ſind nicht mein eigen.
Du ſiehſt die Sklaven ihre Feſſel küſſend,
Sich ſelig vor des Herrſchers Blicken neigen,
Das Leben lieber, als die Bande miſſend.

Graf.
Der Fürſtin Schimmer ſah ich nur und Mienen,
Zum Herrſchen über Tauſende geboren.
Fräulein.
Sieh' denn die Magd, verlangend, ihm zu dienen,
Den unter Tauſend' ſie zum Herrn erkoren.
Graf.
Dem Gatten!
Fräulein.
Nein!
Graf.
So iſt's der Freund, der traute,
Dem ſich dein Herz in Liebe hingegeben.
Fräulein.
Es iſt mein Herr, deß Blick mich nimmer ſchaute,
's iſt der Gebieter über Tod und Leben.
Graf.
Magſt du dich in des Räthſels Schleier ſpinnen,
Nur laß mich dir als meiner Fürſtin dienen.
Fräulein.
Wie mag die Maid des Grafen Stolz gewinnen,
Da des Begegnens Lichtblick kaum geſchienen?
Graf.
Ein einz'ger Sonnenſtrahl ſprengt Liebesblüthe.
Fräulein.
Doch läng'rer Friſt bedarf ſie zum Entfalten.
Graf.
Seit ſie von deines Sternes Schein erglühte,
Entbehrt ſie leicht der Zeiten träges Walten.
Fräulein.
Iſt's Täuſchung, — und wie täuſch' ich mich ſo gerne, —
So ſei ſie dauernd, nie verdrängt durch Wahrheit.
Graf.
Wahrheit, ſie iſt's. Ich ſchwör's bei deinem Sterne
Der Erdennacht erfüllt mit Hoffnungs-Klarheit.
Fräulein.
Das erſte Glied der Kette, die ich ſchlinge
Um deinen Nacken, nimm's, den Goldreif trage.
Graf.
Sieh', wie der Freiheit ich mit dieſem Ringe
Um ſüß're Knechtſchaft, ach ſo gern! entſage.

(Schluß folgt.)

Hiob, Fauſt, Heine.

(Fortſetzung.)

Eine Skepſis aber, die nicht zu ſich ſelber kömmt, führt conſequent zu einer Verzweiflung, die auch viele andre, welche außerhalb des Prozeſſes ſtehen, nur zu leicht in den Strudel des Verderbens hinabzieht. Was jedoch nur bei jenen als nothwendig und innerlich begründet erſcheint, ſtellt ſich bei dieſen als zufällig und unempfindlich heraus; was bei jenen Wahrheit iſt, wird bei dieſen zur Lüge; was jene ſelbſt für mangelhaft halten, dünkt dieſen ein Vorzug, wodurch dafür von Andern grade der vermeintliche Mangel zum Vorzug und der vermeintliche Vorzug zum Mangel angerechnet wird. Von ſolchen geiſtigen Roturiers, aber die ſich ein nobles Air geben möchten, um wie die ächte Nobleſſe nobel zu erſcheinen, kann natürlich da nicht die Rede ſein, wo es ſich von unſerer Zeit handelt; dieſe ſind das Gemeingut oder vielmehr das Gemeinübel aller Zeiten. Jene Verzweiflung — um wieder zum eigentlichen Punkt zurückzukehren — aus Mangel an feſter Grundlage, jener Zuſtand des Wankens und Schwankens führt aber, inſofern ſich die Verzweiflung zuletzt als das einzig poſitiv Bedeutende hervorthut und geltend macht, zu einem großartigen Egoismus, vor dem faſt alle Schranken des Daſeins brechen müſſen. Auch dieſer iſt ein Hauptcharakter unſerer Zeit.

Wenn meine Behauptung, daß der Göthe'ſche Fauſt ein Vorbild unſerer Zeit ſei, wahr iſt, ſo muß, in wie weit die Zeit ſelbſt ſich in einer bedeutenden Perſönlichkeit abſpiegelt, dieſe mehr oder weniger Ähnlichkeit mit Fauſt haben. Als eine ſolche Perſönlichkeit kommt mir Heinrich Heine vor.

So wie man ſich in einer uns nicht fern liegenden Zeit mit den nöthigenden Anforderungen des Verſtandes durch eine mit dem Leben ſelbſt in keinem Connex ſtehende Schulweisheit — ich möchte ſagen, um mit Conſequenz in Verlegenheit zu gerathen — abzufinden ſuchte, ſo wollte man ſich auch den proſaiſchen Garten des Lebens durch allerlei poetiſche Blumenbeete verzieren. Daß die Kunſt an ſich aber ungleich höher als die Wiſſenſchaft ſtehe, daß alle Wiſſenſchaft gleichſam in der Kunſt aufgehen müſſe, daß ſie nicht nur ein vorzügliches Bildungsmittel des Einzelnen, ſondern auch der beſte Hebel zur Humaniſirung des Geſammten, ja aller Völker ſei, das war nur für wenige Geiſter eine ausgemachte Thatſache. Die Folge davon war, daß dieſe wenigen mehr oder weniger vereinzelt daſtanden, daß dieſe wenigen entweder in ſich ſelbſt zufrieden, wenn nicht mißmuthig auf das Publikum, oder daß das Publikum, ſich klüger dünkend, auf ſie herabſah — von einem gegenſeitigen Verſtändniß konnte unter ſolchen Umſtänden kaum die Rede ſein. Die Kunſt galt Vielen nur für ein angenehmes jeux d'esprit, für ein Amüſement, für eine Mode. Kurz, die Zeit war durch und durch proſaiſch. Darum ſuchten zum Theil beſſer fühlende Gemüther ſich in frühere Zuſtände zu verſetzen, oder ließen ſich von einer perücketragenden Äſthetik irre leiten, weil dieſe eine gewiſſe Sehweite als eine conditio sine qua non der Poeſie anſah. Auf dieſe wohlfeile Weiſe gewann ſich die Kunſt durch das Medium einer Vergangenheit, gleichſam durch das Dic mihi Musa virum eine gewiſſe breitſchultrige, epiſche Objektivität, die ihr eben ſo gut zum Lob als zum Tadel gereichte.

Jene Zeit iſt uns nun ſelbſt — Dank ſei es dem Himmel — zum Objekte geworden. Wir wiſſen, wo wir krank ſind, und breiten die Arme nach der Wolkenträgerin, nach der Liljenarmigen, nicht aber nach den Wolken aus. Wir lügen uns nichts vor, laſſen uns aber auch keine Lügen aufdringen; nur in dieſem Punkte beſteht unſre Objektivität. Die heutige Kunſt greift in die Speichen der Gegenwart, indem ſie in ihr vorläufig die Zukunft fixiren möchte, iſt mehr lyriſcher, als epiſcher Natur und was damit zuſammenhängt, mehr ſubjectiv als objectiv. Erſt, wenn ſich die Kunſt mit dem Leben verſöhnt hat, wenn ihre geträumten Zuſtände Fleiſch und Blut angenommen haben, hat ſie ſich zur wahren Objektivität erhoben. Wir haben, um mich kurz zu faſſen, Vorleſungen über Categorieen und Ideale, Polaritäten und Indifferenzen, naives Genie und abſolutes Wiſſen hören müſſen, um noch Methode in Fauſtiſcher Weiſe verzweifeln zu können. Was wir thun, iſt zum Theil Vorbereitung, mehr zwar als bloßes Stimmen der Inſtrumente, aber doch weniger als Muſik, darum muß immer noch ein verbiſſner Schmerz hervorklingen, das iſt der Grund, und kein andrer, warum der Göthe'ſche Fauſt nicht bis zur Kataſtrophe hätte ausgeführt werden ſollen. Es lag in Fauſt's Geſchick, entweder großartig kühn unterzugehen, oder aus Gnade wie ein armer Sünder gerettet zu werden; was ſeiner Seele im letztern Falle zu Gute gekommen wäre, hätte ſie an Charakter einbüßen müſſen. Weder Strafe, noch Gnade will uns zuſagen, weil Fauſt gleichſam unſchuldigſchuldig iſt, weil Prometheus nur ſo lange Theilnahme auf ſich zieht, als er den Göttern noch zu trotzen vermag; und weil wir ihn lieber in Folge ſeines Heroismus niederſchmettern, denn aus Gnade zu den Füßen eines mitleidvollen Gottes ſitzen ſehen. Man erinnere ſich nur an das Finale des Mozart'ſchen Don Juans. Ahnden, fürchten und hoffen dürfen wir, aber niemals ſehen, was wir zuletzt, wenn wir es auch ſehen könnten, doch nicht ſehen ſollten. Fauſt iſt als Bild der Gegenwart ſeiner Natur nach unvollendet; das Auge der Zukunft allein kann der Gegenwart aber nur als Vergangenheit anſichtig werden. Nur der Wunſch, ein abgeſchloſſen vollendetes Kunſtwerk zu produciren, nur der Wunſch, eben ſo objektiv wie der Dichter des Hiob zu werden, kurz, nur ein völliges Irrewerden an dem Objekte ſelbſt kann den großen Dichter zur Vollendung deſſelben angetrieben haben. Der Erfolg hat am beſten das Verfehlte des ganzen Beſtrebens gezeigt. Alle andren, äußeren Gründe für Nichtvollendung ſind unhaltbar und verdienen kaum beſprochen zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

Die griechiſchen Frauen.

(Schluß.)

III.

Wenn man den Charakter des griechiſchen Volks in ſeinem jetzigen Zuſtande beurtheilt, muß man nicht vergeſſen, daß die Menſchen vierhundert Jahre lang Sclaven waren. Die Neugriechen ſind nicht ſchlechter als die Alten und vielleicht weniger leichtſinnig, wankelmüthig, aufgeblaſen und neuerungsſüchtig. Sie ſind liſtig und verſchlagen, aber nicht falſch, — abergläubiſch, aber nicht fanatiſch. Unendlich beſſer aber ſind die Weiber, als die Männer, daher auch unendlich liebenswürdiger.

Die griechiſchen Frauen ſind ſo eitel wie Pariſerinnen, ohne ſo leichtſinnig zu ſein. Ihre Eitelkeit wird durch Putz befriedigt. Inzwiſchen muß ich wahrhalten, daß die höheren Stände eine Ausnahme von der Regel machen und daß nur die Volksklaſſen ordentlich, tugendhaft, arbeitſam und häuslich genannt werden können. Eine Dame von Stande könnte ihren Mann durch den Luxus zu baden ruiniren.

Das Baden und Salben iſt im ganzen Oriente ein Übel von ſehr nachtheiligen Folgen. Es raubt dem Körper mehr Schönheit, als es ihm verleiht, weil es ohne Maß angewendet wird und Haut und Nerven erſchlafft. Ich habe mich überzeugt, daß die Mädchen des Gebirgs, namentlich des Parnaſſes, am friſcheſten und blühendſten waren, und daß dort die Weiber am längſten ihre Reize conſervirten, blos weil ſie die türkiſchen Dunſt- und Schwitzkufen nicht kennen, in denen insbeſondere die Griechin der Cykladen und Kleinaſiens viele Stunden des Tages zubringt.

Die Griechin reift ſehr ſchnell und welkt noch ſchneller. Man findet Bräute von zwölf und alte Weiber von fünfundzwanzig Jahren, die Runzeln im Geſicht haben. Dies ſind keine natürlichen Erſcheinungen. Es iſt übrigens ſchon aus der alten Geſchichte bekannt, daß Frauen ihrer Reize ganze Fülle bis in ihr hohes Alter behielten und daß ſelbſt ausſchweifende Hetären lange Zeit hindurch bewundert wurden.

Man muß die Roſen Griechenlands jetzt nicht in Korinth und Attika, auch nicht in Theſſalien und Arkadien ſuchen; dagegen in den Bergen Lakoniens, in den Bergen des Pindus und auf den Höhen von Delphi. Die Hirtinnen Apolls ſind die wahrhaften Schönen Griechenlands, ſtark und graciös, wohlgebaut und geſund, munter und geiſtvoll. Mir däucht, aus jeder Daphne ſei eine Corinna zu machen.

Und ſo herzlich, ſo gut, ſo unſchuldig, ſo ſorgenlos, ſo vertrauungsvoll ſind dieſe Mädchen. Ihr könnt ſie verführen, ohne daß ſie es gewahr werden, wenn ihr nur die Gaſtfreiheitsgeſetze in Anſpruch nehmt und euch fein hübſch kredenzen und die Pfeife ſtopfen laßt.

Die Inſulanerinnen ſind noch jetzt wie in alten Zeiten am üppigſten. Man kann ſie auf den joniſchen Inſeln Englands eben ſo wohl, als in Samos, Scio, Syra, Paros und Hydra kennen lernen. Sie ſchwimmen in Taft und Spitzen, und verbreiten einen Nebel von Wohlgerüchen um ſich her. Viele von ihnen brauchen Schminke und Farben, um ſich Wangen, Braunen und Lippen, ſogar die Finger und Nägel zu malen. Indeß habe ich mit Vergnügen bemerkt, daß dieſe abgeſchmackte und mehr amerikaniſche als europäiſche Sitte auf die Neige kam.

Die Griechin hat eine ſtolze Attitüde. Wenn ſie mit ihrer Paramane ausgeht, könnte man glauben, eine perſiſche Große begebe ſich an den Hof eines Satrapen. Ihre Haltung imponirt, ihr Blick demüthigt, wenn er nicht erhebt, bis ihr Antlitz zu lächeln anfängt. Nichts ſchöner, als ein griechiſches Lächeln in einem unſchuldvollen Angeſicht. Außerdem muß man das Anmuthige und Ungezwungene der Griechin loben, wenn ſie vorſtellt oder vorgeſtellt wird, wenn ſie grüßt, wenn ſie betet, wenn ſie zürnt, wenn ſie ſpricht, wenn ſie etwas thut. Es iſt überall Grazie.

Die Griechin grüßt — indem ſie die Hand auf die Bruſt legt und eine leichte Verbeugung macht. Wenn ſie gegrüßt wird, nickt ſie freundlich mit dem Kopfe.

Ich finde nicht, daß ſich die Gewohnheiten des Landes bis zur Unkenntlichkeit verloren. Überall lebt man noch altgriechiſch, vielleicht homeriſch, nur mit dem Unterſchied, daß man in der größten Armuth lebt. Die Revolution zerſtörte alle Bequemlichkeit, dergeſtalt, daß die meiſten Familien nicht einen Tiſch haben, worauf ſie ihr Huhn zerlegen. Die Dame des Hauſes macht ihre Toilette unter einem Schilfdach und bedient ſich dabei eines Spiegels, der weiland eine Säbelklinge genannt wurde und Schamel-Bey bekriegte. Man hat kein Bett, ſondern blos einen Bettwinkel, wohinein man Moosmatratzen legt, die des Morgens zuſammengerollt werden. Die Kinder ſchlafen bei der Mutter, die Ammen bei den Kindern und der Mann bei Allen.

Und das iſt vorläufig eine anſtändige, vielleicht gar eine edle Familie Griechenlands.

Wenn ein Mädchen ſich verheirathet, bekömmt ſie eine Blumenkrone und es werden Guirlanden vor ihre Hütte gehängt, wenn der erſte Mai kömmt, ſo ſchmückt der Geliebte ſeine Nymphe ebenfalls mit Blumen, wie man denn Thüren und Fenſter, Kirchen und Kapellen an dieſem Tage decorirt. Stirbt eine Jungfrau, ſo wird ihre Leiche wie eine Braut bekränzt und die Eltern geben einen Schmaus zu Ehren der Panagia, das iſt der Madonna. Beſonders feſtlich werden auch die Oſtern unter dem Volke begangen, weil an dieſem Tage die Frauen ſich zu hunderten auf den Kirchhöfen einfinden, um ihre Angehörigen zu beweinen. Man bezahlt dazu Klageweiber wie in alten Zeiten, die ſich die Haare raufen, und ſingen und wehklagen.

Mit dem Unterricht des ſchönen Geſchlechts, ich meine, mit ſeiner geiſtigen Ausbildung, iſt es in Hellas noch ſchlecht beſchaffen. Dies iſt ſehr natürlich, da es mit dem Unterricht im Allgemeinen noch ſchlecht beſchaffen iſt. Faſt alle Mädchen können Blumen ſticken, ſpinnen und ſchneidern, aber nicht kochen und nicht leſen. Das müſſen die Männer thun, dieweil ſie keine Kinder ſaugen. Man hat angefangen, weibliche Schulen in Athen, Nauplia und auf einigen Inſeln anzulegen; doch hinderte die bisherige Beſchränkung der weiblichen Freiheit das Emporkommen. Auf den joniſchen Inſeln ſah ich einzig und allein Griechinnen, die ein Buch in der Hand hatten.

Die joniſchen Frauen ſind Europäerinnen und die Griechinnen des Feſtlandes Aſiatinnen, die blos vegetiren, leben, lieben, ſterben. Welche traurige Exiſtenz für Weſen, die ſo ganz zu einem höheren politiſch-moraliſchen Sinn geſchaffen ſind! Wer möchte ihnen nicht baldige, ſchnelle Emancipation wünſchen?

Die Emancipation der griechiſchen Frauen iſt ausgeſprochen. Sobald die Nation ſich mit dem Norden aſſocirte, erhielt ſie den Keim eines neuen Lebens, eine andre geſellſchaftliche Baſis. Noch ein Paar Jahre Geduld, und wir haben eine griechiſche Comödie, eine griechiſche Oper, eine griechiſche Kunſt, eine griechiſche Romantik und eine griechiſche — Aſpaſia. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehn, wenn die Athenienſerinnen den Pariſerinnen etwas ſchuldig blieben. Arkadien aber muß wieder Arkadien werden, damit unſre Dandys, denen die Schweiz zu pfiffig wird, dahin gehen können, um Kuhmilch zu trinken. Dann wird man auf den Ruinen von Megalopolis einen Kurort und auf der Spitze des Taygetos, dem Pentadaktilos von Morea, ein Rigikulmhaus erbauen und den Kuhreihen blaſen.

Pariſer Theaterſchau.

Juli 1835.

„Ango von Dieppe", ſo lautet der Titel eines neuen Dramas von dem Herrn Felix Pyat und Aug. Luchet, welches in den erſten Tagen dieſes Monats auf dem Theater de l'Ambigu-Comique gegeben worden, und viel Aufmerkſamkeit erregt hat. Gleich Anfangs erhoben nämlich die Verf. laute Klage in den öffentlichen Blättern: Der Miniſter des Innern habe den Abend vor der erſten Aufführung das Manuſkript verlangt, den Text eigenmächtig verſtümmelt u. ſ. f.; Rückſichten gegen die Theaterdirektion, welche ſo bedeutende Auslagen gemacht, um das Drama in Scene zu ſetzen, könnten ſie allein bewegen, es in dieſer Geſtalt ſpielen zu laſſen. Die dramatiſche Kommiſſion proteſtirte förmlich gegen die miniſterielle Maßregel, als gegen eine dem Artikel 7 der Charte zuwiderlaufende Handlung, und die Journale ereiferten ſich mehrere Tage lang gegen die Cenſur und Herrn Thiers. In Folge dieſer Vorgänge erlangte das Stück natürlich eine große Publizität, und die Menge eilte hin, um die wenigen noch übriggebliebenen politiſchen Anſpielungen zu beklatſchen. Man kann nämlich in dem Drama zwei ganz verſchiedene Intereſſen, ein Privat-Intereſſe und ein politiſches, deutlich unterſcheiden; wir wollen davon eine kurze Inhalts-Anzeige geben:

Ango v. Dieppe war ein tapfrer Seemann und reicher Handelsherr. Eines Tages inſultirten die Portugieſen ſeine Flagge; er wollte Genugthuung dafür, rüſtete eine Flotte aus, verheerte die Küſten von Portugal, und rächte ſo durch eigne Macht, ohne Hülfe Franz I., des damaligen Königs von Frankreich, den ihm angethanen Schimpf. Das iſt die einfache geſchichtliche Thatſache, worauf das ganze Drama ſich gründet, und welche die Verfaſſer auf folgende Weiſe eingekleidet haben:

Nach der ſeinem Pavillon zugefügten Schmach und nach dem an 22 ſeiner Matroſen verübten Morde, begibt ſich Ango mit ſeiner Frau, Marie von Estouville, nach Paris, um den König zu ſprechen. Vierzehn Tage bemühet er ſich vergebens, eine Audienz bei ihm zu erhalten. Endlich trifft er zufällig in einem Wirthshauſe einen Unbekannten, welcher ihn dem Könige vorzuſtellen verſpricht. Dieſer Unbekannte iſt Fürſtemberg, der ſpaniſche Geſandte am franzöſiſchen Hofe und ein geſchworner Feind Franz I., welcher ſchon lange ein Werkzeug ſucht, um ſeine ſchwarzen Pläne gegen den König auszuführen, und nun in Ango ſeinen Mann dazu gefunden zu haben glaubt. Um ihn ganz in ſeine Gewalt zu bekommen, läßt er ihn mit noch mehreren Andern ſeiner ketzeriſchen Zechgeſellſchaft verhaften, welche, wie Ango, Freitags und Samstags die Faſtenvorſchriften übertreten, was bei Todesſtrafe durch den Strick verboten war. Ango, in Verzweiflung darüber, ſeine Frau allein zurücklaſſen zu müſſen, vertraut ſie der Obhut Fürſtembergs an, und beſchwört dieſen, ſie als ſein theuerſtes Kleinod zu bewahren. Während aber der Gemahl ins Gefängniß wandert, führt Fürſtemberg die Marie von Estouville beim Könige ein, welcher bald in Leidenſchaft für ſie entbrennt.

Inzwiſchen kommt der Tag herbei, an dem die Ketzer, und mit ihnen auch Ango, ihr Urtheil empfangen ſollen. Sie werden vor ein Inquiſitions-Tribunal geſtellt, und Ango erkennt unter den Richtern den König. Ganz zufrieden damit, Franz I. gegenüber zu ſtehen, verlangt er von demſelben, daß er ihm zu ſeiner Ehrenrettung behülflich ſei. Franz I. lacht ihn aber aus, erklärt ihn für einen Narren, begnadigt ihn, befiehlt, daß man ihn unter ſtarker Bedeckung nach Dieppe zurückführe, und entfernt ſich. In dieſem Augenblick zieht Fürſtemberg den Ango in eine Fenſterbrüſtung und zeigt ihm ſeine Frau, welche grade aus dem Wagen ſteigt, um auf einen Hofball zu gehen.

Der ſtolze Ehemann hat jetzt nur nicht mehr eine Beleidigung, ſondern tauſend zu rächen. Er kommt in Dieppe an, wo unterdeſſen die auf ſeine Macht und ſeinen Reichthum eiferſüchtigen Kaufleute das Volk gegen ihn aufgewiegelt haben; trotz des entſchloſſenen Widerſtandes ſeines tapfern Matroſen Gali hat man ſeine Wohnung erſtürmt und ſeine Möbel zerſchlagen. Doch ſobald Ango ſelbſt ſich zeigt, werfen ſich ihm die verführten Matroſen zu Füßen und bitten um Gnade; Alle ſind bereit, denjenigen zu rächen, den ſie ſo eben ſchmählich behandelt haben. Ango bemannt eine Flotte, welche unterm Jubel des Volks aus dem Hafen läuft.

Ango bleibt allein mit ſeinem Vertrauten Gali zurück; er iſt nicht mehr der kräftige Seemann, wie vormals, ſondern krank und leidend; ſeine Flotte kehrt nicht zurück, und Fürſtemberg hat ihm gemeldet, daß ſeine Frau ſeit jenem Balltage nicht wieder zu ihren Verwandten gekommen und ſeitdem nicht mehr geſehen worden ſei. Ango ſucht nun Zerſtreuung in der Pflege der Künſte; er ſchöpft Troſt aus den Büchern, ſtudirt fleißig, und baut ſein Schloß v. Varengeville, welches, wie er ſagt, ſchöner werden muß, als das eines Königs, weil es das Schloß einer Stadt iſt. (Fortſ. folgt.)

Im jüngſten Literatur-Blatt ſind folgende Druckfehler zu berichtigen: Spalte 1 Zeile 3 v. o. der Gottesidee ſtatt: des Gottes da. — Sp. 2 Z. 3 v. u. ſie ſtatt: ſich. — Sp. 3 Z. 3 v. o. iſt uns ausgefallen. — Sp. 4 Z. 10 v. o. jetzigen ſtatt: jetzigeren. — Sp. 4 Z. 18 v. o. Inſtitutionen ſtatt: Conſtitutionen. — Sp. 7 Z. 19 v. o. wohlbehäbige ſtatt: wohlthätige.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 177. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 29. Juli.

Das Mädchen mit dem Sterne.

Böhmiſche Volksſage von Franz Freiherrn Gaudy.

(Schluß.)

IX.

Zarter Worte Liebesblumen flicht das Paar zum duft'gen Kranz;
Nicht vernimmt ihr Ohr der Zinken Silberruf zum raſchen Tanz,
Nicht gewahrt ihr Blick der Menge haſtig wogendes Gewirr,
Nicht des liſt'gen Spähers Auge, nicht des Spottes Pfeil-Geſchwirr.

Hand in Hand und Aug' in Auge ſteh'n ſie, tauſchen Wort um Wort,
Stockt der Lippe Rede, ſpinnen Blicke das Gewebe fort.
„Schwörſt du treu zu dienen?“ — „„Ewig!““ — „Übe denn Gehorſams Pflicht.
Mitternacht gebeut zu ſcheiden. Blicke ſeitwärts! Folge nicht!“ —

X.

Hähne rufen, als die Jungfrau ſchwebend flieht des Feſtes Saal,
Als ſie Waldes Dunkel meidet, taucht hinab des Mondes Strahl.
Haſtig birgt ſie ihre Schönheit in die Nacht des Knechtgewands,
Doch aus flüchtiger Verhüllung ſchimmert noch des Goldſterns Glanz.
Sinnend weilt ſie jetzt am Heerde. Glüh'nder Brände Flackerlicht
Übergießt mit hellem Scheine ſeligträumendes Geſicht;
Lächelnd ſtarrt ſie in die Flamme, achtet nicht des Meiers Schmäh'n,
Nicht mißtrau'ſchen Lauerers Blicke, die Geheimniß ahnend ſpäh'n.

Morgentrank des Herren brodelnd an des Heerdes Gluten ziſcht;
Wanda ſtreift den Ring vom Finger, ſenkt ihn in den würz'gen Giſcht.
Schweigend ſieht's des Hauſes Meier, ſchweigend ſtürzt er dunkeln Wein
In die flache Silberſchale vor des Grafen Aug' hinein.

„Ha! zu deinem Herren kehrſt du ſchon ſo zeitig, falſches Gold?“
Ruft Graf Stibor, als der Reifen klirrend aus der Hohlung rollt:
„Ward ſchon wiederum gelöſet kaum geſchlung'nes Liebesband?
Die in's Becken ließ den Goldreif gleiten, Greis, kennſt du die Hand?“

Nach dem Heerde eilt der Alte, packt des Knaben zarten Arm,
Reißt ihn vor den Sitz des Herren, — gaffend folgt der Knechte Schwarm: —
„„Graf! der iſt's! mein wachſam Auge, Zeuge war's der Frevelthat,
Zauberei iſt ſein Verbrechen, Tod beſtrafe den Verrath!““

XI.

Graf.

Der Knabe? Ha! — Vergebung fleht im Staub' er;
Sein Auge deckt er ſchämig mit der Hand.
Sprich, nenne mir den wundervollen Zauber,
Durch den dir ward der heil'gen Liebe Pfand?

Fräulein.

Der Zauber, der den goldnen Reif verliehen
Der niedern Magd, war ihres Herren Huld.
Daß des Gebieters Blick auf ſich zu ziehen
Sie wagte, dies allein iſt ihre Schuld.

Graf.

Du biſt's! Du biſt es! An dem Silberlaute
Der herzlich lieben Stimm' erkenn' ich dich.
Du biſt's, die Schönſte, die mein Auge ſchaute,
Der ich mich gab zu eigen ewiglich.

Du knieend? Nein, mich ſeh zu deinen Füßen,
Vergebung ziemt es mir zu flehen an,
Daß meinethalben deinem Reiz, dem ſüßen,
Schmach ward durch lange Monde angethan.

Den Ring, verſchmäh' ihn nicht; nimm ihn auf's Neue;
Mit ihm mein Leben, Alles nimm, was mein.
Nicht nenn' es Preis, nicht Lohn holdſel'ger Treue,
Annehmend lohnſt, beglückſt du ja allein.

Fräulein.

So iſt's kein Traum? Mein darf den Freund ich nennen?
Voll ſtrahlt herab auf mich des Glücks Geſtirn.

Graf.

Und treulos wird es nie von uns ſich trennen,
Glüht mir ſein Zauberbild von deiner Stirn.

XII.

Liebesküſſe, Liebesſchwüre, der Vermählung wonn'gen Bund,
Innig ſel'ges Liebesleben, — Volkes Sage thut es kund,
Nennt der Mutterroſ' entſproſſ'nes holdes Zwillings-Knoſpen-Paar,
Gleich der blühenden an Reizen, doch des Zauberſternes bar.

Sterbend nennt dem Sohn die Mutter, was prophet'ſcher Blick erkannt:
Deinem Heldenſtamm erblühet hohes Heil dem Vaterland.
Enkel iſt dir jener Edle, der mit Brunswiks Zauberſchwert
Rache wird am Feinde nehmen und den Böhmen Sieg gewährt.

Zwanzig Jahr' und eins darüber vor der Blanik Schlacht gebor'n
Iſt der Jüngling, den zum Führer böhm'ſches Landvolk ſich erkor'n,
Und von ſeiner Siegerſtirne glänzt auf's Neu' des Sternes Schein —
Volkes Sage raunt: ein Sternberg müſſe Landes Retter ſein.

Hiob, Fauſt, Heine.

(Fortſetzung.)

So meinten einige Äſthetiker, das Fragmentariſche am Fauſt gefiele eben ſo ſehr wie das Fragmentariſche am Kölner Dome, weil der Phantaſie dadurch ein angenehmes Spiel bereitet würde. Dieſe Leute möchten nämlich gar zu gern aus der Phantaſie gleichſam einen Professor publicus ordinarius, etwa einen Quatremere de Quincy ſich erſchaffen. Es iſt eine närriſche, lügenhafte Rechtfertigung, die folgerecht jeden Künſtler zum Fragmentariſchen nöthigen und jede gute Skizze höher, als ein ausgeführtes Kunſtwerk anſchlagen möchte. Das gigantiſche kühne Kunſtwerk des Kölner Domes ſollte, nach dem Plane des großen Baumeiſters, bis zur Spitze aufgeführt werden, während der Göthe'ſche Fauſt allerdings Fragment hätte bleiben ſollen. Alles, was ich von Fauſt geſagt habe, gilt daher auch nur vom erſten Theil, vom Fragmente, wo wir mit Fauſt uns wie in eine erhabne Troſtloſigkeit hineingezaubert fühlen. Dieſe erhabene Troſtloſigkeit, als Folge unſerer inneren Zerriſſenheit, hat Heine bei Gelegenheit, wo er über den ihm geiſtesverwandten Byron ſich ausſpricht, ſo ſchön und wahr bezeichnet, daß ich am beſten ſeine eignen Worte hierherſtelle. „Wenn du über jene Zerriſſenheit klagen willſt, ſo beklage lieber, daß die Welt ſelbſt mitten entzwei geriſſen iſt. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt iſt, ſo müßte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerriſſen werden. Wer von ſeinem Herzen rühmt, es ſei ganz geblieben, der geſteht nur, daß er ein proſaiſches weit abgelegnes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß, und eben deßwegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen Andern hochbegnadigt und des Dichtermärtyrerthums würdig geachtet haben. Einſt war die Welt ganz, im Alterthum und im Mittelalter, trotz der äußern Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen dieſe Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit iſt eine Lüge, eine Lüge, die jedes geſunde Auge durchſchaut und die dem Hohne dann nicht entgeht."

Wer ſie verſtanden, dieſe wenigen Worte, dem iſt Heine's Miſſion und Bedeutung klar geworden. Die Dichter ſind die Propheten unſrer Zeit, ſo wie die Propheten die Dichter der alten Zeit waren. Nur zelotiſcher Unverſtand mag dieſe Behauptung für eine Verzerrung des Heiligen anſehen. So wie ſie, die Seher der alten Zeit, nur zu oft zu Märtyrer ihrer eignen Intuitionen wurden, wie ſie gleichſam die Mittheilung, zu der ſie ſich gezwungen fühlten, mit ihrem Schmerze und ihrem Blute bezeugen mußten, ſo ergeht es auch den Dichtern unſrer Zeit; ſie verbluten an dem Gott in ihrem Herzen. Die katholiſche Kirche verehrt einen Heiligen, der mich zu Thränen rühren kann; es iſt der heilige Dionys, der mit eignen Händen ſein blutiges Haupt zur Schau trägt — zu ihm, dem Schutzpatron Frankreichs hat ſich Heine geflüchtet, ſein blutendes Herz in Händen. Darum ſehen uns ſeine Worte ſo roth und blutig an, darum glauben wir in ihnen die ſpringenden Pulsſchläge zu vernehmen. Aber das Herz unſres Sängers iſt ein heiliger Gral, dem Roſen entſprießen, Roſen, ſchön wie die Roſen von Schiras, zwiſchen welchen duftige Töne gleich den Schmerzeslauten der liebeathmenden Nachtigall ſüßmelodiſch quellen und leuchten. Heine's Verzweiflung iſt die des Prometheus, Himmelanſtürmend, Wolkenzerreißend! Rauſchen ihm auch die dunkeln Tannenwälder, die ſüßeſten Lieder zu, begrüßen ihn auch die alten Berge mit ihren Wolkenbärten wie einen lieben Freund, ſehen ihn auch die blauen Bergſeen unergründlich ſehnſüchtig an, immer ergreift ihn ein dunkles, ahnungsvolles Grauen, ein Grauen, wie er es einſt gefühlt, als er in einſamer Mitternacht ſeine Lippen auf die Lippen Maria's, einer wunderſchönen Frau drückte, die damals gar keinen Fehler hatte, außer, daß ſie todt war. Es iſt nicht ſo ganz wahnſinnig, was der ſich zum Wahnſinn heranbildende Iſidor im tönenden Bild von Eduard Duller ſagt: „Ja, das Memnonsbild iſt das erhabenſte Symbol der ganzen Natur und des Menſchen. Iſt die Natur, iſt der Menſch nicht leblos, nicht wie durch einen Zauberſpruch verſteinert, ſo lange die Nacht furchtbar, troſtlos, dämoniſch auf ihnen laſtet, alle Kraft, alle organiſche Thätigkeit, allen Willen, alles Bewußtſein in unzerbrechlich ſcheinenden Feſſeln hält?! Da ſchleicht der Fluch über die Erde, ſät Kies ſtatt Geſäm, verſchließet den Born der Thräne, verweiſ't die Liebe, daß ſie ohnmächtig daliegt, wie der Torſo des Niobiden; die Nacht iſt die gräßliche Meduſe. Jetzt drängt ſich's am fernen Rand der unabſehbaren Ebene langſam ahnungsvoll herauf. Noch immer kein Athem rings umher. Noch immer ſtarr und regungslos die arme Menſchheit, das ideal-ſchöne ſteinerne Bild, die Hände feſt auf die Kniee gepreßt, als müßte es durch dieſe Stellung ſeine Sclaverei recht deutlich bezeugen; und doch ſitzt es ja auf einem Throne, doch iſt ja der Menſch nicht zum Knieen geboren. Und mitten in der Entwürdigung ſteht das ſteinerne Bild doch wie ein gewaltiges Zeichen, wie eine granit'ne Prophezeihung, wie ungefähr ſich der Menſch einſt nach der Apotheoſe ausnehmen mag. Da dringt — das Bild ſieht nach Oſten — da dringt von Oſten her der erſte Lichtſtrahl empor, begrüßt das Bild, trifft es wie ein Liebespfeil, wie Gottes Worte, an's ſtarre Herz, in's ſtarre Herz hinein; da fällt der Zauber, die Freiheit ſiegt, Ormuhzd hat ſein Spiel gewonnen, und aus der verſteinerten Bruſt ſpringt der Klang hervor, der Triumphgeſang des Lebens, der Freiheit und der Liebe. — Und ſo iſt Jeder ein Memnon, und Jeder trägt den Klang in ſich, aber leider hat er oft die ganze Spanne Zeit hindurch, die man: Leben heißt, — tiefe, verſteinernde Nacht auf dem Herzen liegen, und der Klang kann nicht durchbrechen durch die granit'ne Bruſt, bis endlich von Oſten her der Tag kommt, den die andern als Nacht fürchten, — der Tod; der ſcheint ihm endlich warm auf's Herz, der ſprengt endlich die ſtarre Rinde, und der Klang wird frei; — aber es hört ihn niemand."

(Schluß folgt.)

Charakter-Gemälde aus Paris.

3. Das niedere Volk.

— Quadringentis sex septem millia desunt:
Plebs eris.

Die niedern Volksklaſſen in Paris ſind eine ganz eigenthümliche Menſchenart; man findet unter ihnen viel Erfindungsgeiſt, Redefertigkeit, Induſtrie und große Gewandtheit, ſich in allen Lagen des Lebens zu helfen. 30,000 Menſchen ſtehen täglich in Paris auf, ohne zu wiſſen, wovon ſie den Tag über leben werden und wie viele heirathen, ohne ſich ſelbſt, geſchweige denn eine Familie ernähren zu können. Es iſt natürlich, dabei geht es nicht ohne Noth und niedrige Erwerbszweige ab, wie man auf allen Straßen, auf allen Plätzen, vor allen Theatern, bei allen Gelegenheiten ſehen kann. Und doch, obſchon der Fluch der zürnenden Gottheit vorzugsweiſe auf den untern und arbeitenden Volksklaſſen zu laſten ſcheint, ſo leben doch dieſe Leute ſorgenloſer und freier, als viele Andere im Reichthum und Glück. Sie leben von ihrer Hände Arbeit, von einem Tage zum andern, ſind fleißig, aber durchaus nicht haushälteriſch mit ihrer Einnahme; ſie ſorgen weder für die Wirthſchaft, noch für die Zukunft, keiner unter ihnen denkt an die Gebrechlichkeit ſeines Alters; ſie haben keinen Garten, kein eignes Feld, zum Theil kein eignes Obdach, viel weniger ein eignes Haus; ſie denken, wie die Spartaner, die Bearbeitung des Bodens komme andern Leuten als ihnen zu; ſie ſcherzen und ſpotten über den, der ſparen will, der auf das Glück eines Familienlebens hofft und von der Ausſaat ſeiner Handlungen Früchte einzuärndten gedenkt. Das iſt nicht ihre Sache; ſie wollen genießen und achten den Genuß als das Höchſte; um ein Mal in Freude und Überfluß zu leben, legen ſie ſich tauſend Entbehrungen auf und plagen ſich Tag und Nacht. Die ganze Woche arbeiten ſie aus allen Kräften und leben übertrieben mäßig; aber an Sonn- und Feſttagen verthun ſie Alles, was ſie erworben haben und der ganze ſaure Wochenlohn wird an einem ſorgenloſen Abende vergeudet. Dann gehen ſie vor die Barrièren von Paris, wo Wein, Tanz und Eſſen billig ſind, verzehren ihr Geld und laſſen ſichs dabei vorzüglich wohl ſein.

Um das Pariſer Volk kennen zu lernen, muß man ſich an einem Sonntage vor eine der 28 Barrièren begeben. Wir haben ſeither die hohe Finanz durch die elyſäiſchen Felder in die Allee von Longchamps begleitet und mit dem ehrlichen Kleinbürger en famille berathſchlagt, welchen von den vielen Erholungsörtern um Paris wir zu unſerer Sonntags-Promenade auswählen ſollten, wobei wir uns für den Ranelagh im Bois de Boulogne entſchieden; — gehen wir nun auch mit dem Volke vor eine der Barrièren und in's Bois de Romainville. Da wir an der Madeleine wohnen, ſo verfolgen wir die Boulevards bis da, wo die Rue du Temple ins Faubourg du Temple einmündet und lenken dann in das Faubourg ein. Wir wiſſen zufällig, daß es Sonntag iſt; aber wenn wir auch den Siebenſchläferſchlaf geſchlafen und plötzlich, ohne es vorher zu wiſſen, am ſiebenten Wochentage in wachendem Zuſtande hieher verſetzt würden, ſo müßten wir doch ſofort erkennen, daß der heutige Tag ein heiliger Sonntag ſei. An Sonntagen hat Paris und ſeine Banlieue ein ganz eigenthümliches Gepräge. Jeder Sonntag iſt hier gleichſam ein Chriſttag, ſein Inhalt eine erfreuliche Beſcheerung und das Pariſer Volk dann ein glückliches, vergnügtes Kind. Wie ungemein ſorgfältig ſich heute Jedermann geputzt hat; wie viel Kämme, Bürſten und Handtücher mögen dieſen Morgen thätig geweſen ſein, um die Bedürfniſſe, welche die menſchliche Toilette mehr oder minder ſtürmiſch erheiſcht, zu befriedigen und ſo glänzende Reſultate, wie wir vor Augen haben, hervorzubringen! Gleichwie der Zimmerfußboden blinkt, wenn er friſch geſcheuert worden, gleichwie der Rock wieder Glanz bekommt, ſo oft er neu gebürſtet wird, ſo ſcheint ſich heute jede Geſtalt vor uns damit zu brüſten und zu rühmen, daß ſie gewaſchen, gereinigt und raſirt worden iſt.

Gehen wir das Faubourg ſeiner ganzen Länge nach durch; laſſen wir es uns aber nicht verdrießen, wenn wir mitunter geſtoßen und gedrängt werden; die Maſſe, welche an uns ruhigen Beobachtern vorübereilt, hat keine Zeit zu verlieren und ſchreitet raſch vorwärts, Arm in Arm, und Trupp- oder Familienweiſe abgetheilt, zu beiden Seiten der Straße laden zahlreiche Kneipen die Vorübergehenden ein, Halt zu machen und ſich auf den Weg zu ſtärken; ſchon ertönet aus dieſen Guinguettes ein disharmoniſcher Geſang, denn einzelne Trinker haben bereits ihre bacchiſchen Chöre angeſtimmt; ſchon ſchlägt das Concert der ſchreienden Fiedelbögen und ſchrillenden Klarinette an unſer Ohr und das betäubende Bum-Bum der türkiſchen Trommel erſchallt vom Orcheſter des Tanzplatzes, wo ſich indeß noch keine Tänzer und Tänzerinnen eingefunden haben. Vor der Barrière verdoppelt ſich der Lärm und das Getöſe; die Menge wird dichter und wogt in wellenförmigen Linien fort; ſie iſt jetzt dort angelangt, wo kein ſtädtiſches Octroi mehr erhoben wird, wo der Wein keine Eingangsſteuer mehr zahlt und wo der Rauch der Küchen von Desnoyers, des Grand Vainqueur und anderer Guinguettes gleichſam in alle Poren dringt. (Schluß folgt.)

Pariſer Theaterſchau.

(Fortſetzung.)

Eine wohlbekannte Geſtalt tritt jetzt auf. Leonardo da Vinci arbeitet in der Gallerie von Varengeville und bietet zugleich dem geiſtes- und körperkranken Ango den erquickenden Troſt eines reichbegabten Künſtlergemüths und lindert ſeine ſtechenden Schmerzen. Mit Hülfe des treuen Gabli gelingt es ihm ſogar, die Marie von Estouville reuig in die Arme ihres Gatten zurückzuführen; aber dieſe Ausſöhnung iſt vergebens; Fürſtemberg iſt da, Marie erkennt ihn, und macht halb und halb Zugeſtändniſſe ihrer Schuld. Der Spanier hat einen Brief des Königs und einen Trauring in Händen; beide übergibt er an Ango zum Beweiſe ſeiner Entehrung.

Doppelt beſchimpft erhält Ango endlich eine Ehrenrettung; ſeine Flotte kehrt ſiegreich zurück, und der portugieſiſche Geſandte fleht in der Gallerie von Varengeville knieend um Gnade. Hier ſcheint der politiſche Theil des Dramas geendigt; die Macht eines Kaufmanns hatte die Macht eines Königreichs gedemüthigt; aber das politiſche Intereſſe hebt bald mit neuer Kraft wieder an. Franz I. kommt nach Varengeville, um einen Friedenstraktat mit Portugal abzuſchließen. Fürſtemberg hofft nun gewiß, daß ſein Feind ihm diesmal nicht entwiſchen werde; er wird es ſo veranſtalten, daß der König Marien ſieht, daß Ango ſie Beide überraſcht und den Ehebrecher beſtraft. Aber es geſchieht nicht alſo. Der König will Marien entführen; mitten in der Nacht verläßt er das Feſt, welches ſein Wirth ihm zu Ehren veranſtaltet, dringt in das Schlafgemach Mariens, und findet die Gattin, aber kalt und leblos; ſie hat ſich vergiftet. Zugleich trifft er auch den Gatten, zorn- und rach'entbrannt; Franz I. will fliehen, Ango hält ihn zurück und will ihn zum Zweikampf zwingen; denn er verabſcheut, einen Meuchelmord an ihm zu begehen; aber der König verweigert das Duell und ſinkt ohnmächtig zur Erde nieder. Ango ſetzt ihm den Fuß auf die Bruſt mit den Worten: „Je suis vengé! tout est perdu, même l'honneur!“ Sodann ruft er ſämmtliche Hofleute herbei, um ſie von der Erniedrigung ihres Königs zu überzeugen, und ſtürzt ſich in's Meer.

Das Stück ſelbſt iſt in einem fließenden, pikanten Style geſchrieben; der Dialog iſt voll glücklicher Wendungen, und die Scenerie prächtig zu nennen. Jedoch haben die Verfaſſer mehr in der Art geſchrieben, wie man etwa eine Novelle oder einen Roman ſchreibt; ſie haben oft vergeſſen, daß ſie ein Theaterſtück zu ordnen, eine Intrigue zu leiten und eine Idee durchzuführen hätten. Ohne den Glanz des Nebenwerks würde das Stück oft leer und langweilig erſcheinen: der Mangel an gutgewählten, leichten Uebergängen läßt den Zuſchauer kalt, und hindert ihn, ſeine Aufmerkſamkeit ausſchließlich dem Drama zuzuwenden und die prachtvollen Dekorationen bisweilen zu vergeſſen. Die beiden erſten Akte ſind offenbar die gelungenſten, voll von feinem Witz und launiſchen Einfällen; allein nach den zwei erſten Akten geht das Melodram in das gewöhnliche Geleiſe über, und nimmt ſeine Zuflucht zu Theater-Coups, welche weder an das Ende noch in den Anfang hinzugehören ſcheinen. In den folgenden Akten verringert ſich das Intereſſe, die Handlung wird ſchleppend und verliert an Bedeutung. Die Emeute des letzten Akts iſt ein hors-d'oeuvre, und konnte füglich wegbleiben oder wenigſtens auf eine andre Weiſe eingeleitet und angeſtiftet werden. Ebenſo wenig lobenswerth und ohne allen dramatiſchen Effekt erſcheint uns die völlige Niedergeſchlagenheit Ango's, welcher ſeinen Muth ſinken läßt, und aus Eiferſucht in ein jämmerliches Weſen verſinkt, grade in dem Augenblicke, wo ſeine Flotte nach der Mündung des Tajo ausläuft, um ihn zu rächen. Endlich Franz I., den Sieger von Marignani, den Beſiegten von Pavia, als einen unritterlichen, feigen König darzuſtellen, verdient unermeßlichen Tadel; ihn ſogar aus Furcht vor dem Zweikampf in Ohnmacht fallen und ihm von einem Kaufmann einen Fußtritt geben zu laſſen, mag eine Augenweide für das Parterre der Pariſer Boulevards ſein; erfüllt aber jeden Ehrenmann mit Widerwillen. Franz I. war ein galanter König und ein Freund von Liebes-Abenteuern, die ihm ein böſes Ende bereiteten; er hat Ketzer verbrennen und Ehemänner ins Gefängniß werfen laſſen, um ihre Weiber deſto leichter zu verführen; aber ſeine Rittersehre muß von Rechtswegen unangetaſtet bleiben.

Die Schauſpieler haben viel dazu beigetragen, manche Mängel des Stücks zu verdecken; Bocage hat die Rolle Ango's mit ſeiner gewohnten Meiſterſchaft durchgeführt; Montigny (Fürſtemberg) und Saint-Firmin (Franz I.) verdienen gleichfalls Lob, und die Adminiſtration hat, wie geſagt, nichts verſäumt, um die Verfaſſer und Schauſpieler durch eine prachtvolle Scenerie zu unterſtützen. Zwei und zwanzig auf einander folgende Darſtellungen des Stücks ſprechen übrigens für die günſtige Aufnahme, welche ihm von Seiten des Publikums zu Theil geworden iſt. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

*** Theater in Frankfurt. Von Sieben die Häßlichſte, Poſſe in 4 Akten von Angely. (Neu.) Zum Vortheil Herrn Rottmayers. Eine glückliche Grundidee, — durch vier Akte breit ausgefaſert, und, wo im Zeug irgend etwas dadurch verſchliſſen war, mit ächten Berlineriſchen Wortwitzen geflickt. Das Ganze iſt weniger komiſch als blos ſpaßhaft, und enthält viele Einzelnheiten, die, nett zuſammengeſpielt, ganz wohl amuſiren — neben vielen andern alten Muſterſtücken, die ebenſo unausſtehlich langweilig ſind. Herr Rottmayer war in der Rolle des Ernſt Hellwald vortrefflich; er griff, was nur irgend eine komiſche Anſicht bot, mit Gewandheit auf und präſentirte es mit Feinheit und Liebenswürdigkeit. Der ſtürmiſche Beifall, der ihm wurde, bewies, daß der gute Geſchmack in Frankfurt doch auch noch eine Stimme hat, ſo ſehr man auch manchmal dran zweifeln möchte. — Ich muß noch Herrn Lußberger als Verwalter erwähnen, der, beſonders in der erſten Hälfte ſeiner Rolle, — die erfreulichſten Beweiſe gab, daß er ſich aus einer gewiſſen nonchalanten Manier, in die er ſich in der letzten Zeit ziemlich verwickelt hatte, wieder losmacht, und ſein wackres Talent mit tüchtigem Ernſt ausbildet. — Mercutio war Herrn Rottmayer's letzte Gaſtrolle. Wie lebensſprudelnd und graziös im Muthwillen, wie geſundheitſtrotzend bis zum letzten Augenblick! Dieſer Mercutio athmete Shakeſpeare's ächten Humor, nicht jene poſſenreißeriſchen Komödianten-Lazzi, wie man ſie ſonſt — auch in Frankfurt ſieht. Hätte die Frankfurter Bühne Herrn Rottmayer wieder und ein Paar kräftige Künſtler ſeines Gleichen, denen es wirklich um die Kunſt Ernſt iſt, — der alte, längſt ekelhaft werdende Sauerteig müßte einem geſunden, friſchen Weſen Platz machen. Vor der Hand iſt wohl nicht daran zu denken, und ſo bleibt denn blos zu wünſchen, daß Hr. Rottmayer recht bald wieder nach Frankfurt komme!

*** Seit langer Zeit wüthete die Peſt in Jeruſalem nicht ſo arg, als ſeit dem Sommer des vorigen Jahres. Auch das katholiſche Kloſter blieb diesmal nicht verſchont; denn alle Vorſichtsmaßregeln waren fruchtlos. Man hat in jenem Kloſter die Sitte, daß, ſobald die Nachricht vom Ausbruch der Peſt eintrifft, der jedesmal die prieſterlichen Funktionen verrichtende Mönch ſich, bevor er zu dieſem Ende das Kloſter verläßt, mit den Sterbeſakramenten rüſtet, und dann jeden Tag ſeinen Brüdern im Kloſter durch den Klang einer Glocke vor demſelben anzeigt, daß die entſetzliche Seuche noch nicht aufhöre; ſchweigt das Glöckchen, ſo iſt's ein Zeichen, daß der Prieſter ſelbſt ihr unterlag, und ein andrer Bruder aus dem Convent tritt an ſeiner Stelle das Amt eines Pangglarios (Peſtprieſter) an. Katholiken nimmt er vor ihrem Tode die Beichte ab; jeden andern Glaubensgenoſſen ohne Unterſchied der Sekte bedient er leiblich. Welche ſchöne heilige Sitte! In dieſem Jahre ſind neunzehn Franziſkaner als Opfer ihres Eifers mit einem Heroismus gefallen, zu dem den Chriſten nur der Glaube begeiſtern kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 178. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 30. Juli.

Hiob, Fauſt, Heine.

(Schluß.)

Es bedarf nur des leiſeſten Anhauchs und Heine wird wie eine Senſitive bewegt. Wenn andre Menſchen in ſtummer Bewunderung den kalten Marmor Weſtminſters anſtaunen, weint Heine am Grabe Cannings die herzverwundenden Worte, daß über den Mund, der ſo Großes und Gewaltiges geſprochen, vielleicht eine Spinne ihr blödſinnig ſchweigendes Gewebe zieht. So aber gibt es des Cypreſſenartigen gar mancherlei im Leben, wovon die nüchterne Proſa nicht im Geringſten betroffen wird. Bei ihr verklingen natürlich unverſtanden die tiefſten Empfindungen unſres Dichters; denn jedes Ausrufungszeichen wird ſo lange eine Hieroglyphe bleiben, bis man auf gleiche Weiſe ergriffen iſt.

Mit dieſem Lobe will ich keineswegs Unarten, die ſich Heine zu Schulden kommen läßt, rechtfertigen oder gar beſchönigen. Wenn er gegen Deutſchlands größte Namen zu Felde zieht, ſo läßt ſich dagegen im Voraus nichts ſagen, denn die Kritik iſt frei, und über jedes hergebrachte Vorurtheil erhaben. Das zu einer Zeit Große, iſt es nicht immer für alle Zeiten; Coterien ſterben, doch die Wahrheit bleibt. Aber wer wie der heilige Georg die Lanze ſchwingt, muß mehr noch die Wahrheit als die Schönheit lieben. Heine ſchwingt die Lanze mit ſtarkem Arm und trifft den fixirten Punkt, aber er kokettirt dabei zu viel mit ſich ſelber, ſteht im Kunſtwerke, ſtatt daß er vor demſelben ſtehen ſollte, und möchte aus Vorliebe zu ſeiner Anſicht jeder fremden, ihr widerſtrebenden, eigennützigſelbſtſüchtige Abſichten unterſtellen. Dieſer moraliſche Vorwurf trifft insbeſondre ſeine Beurtheilung deutſcher Schriftſteller und Philoſophen. Die geringſchätzige Art, mit welcher er über Beſtrebungen von Denkern wie Schelling, Hegel und Görres ſich ausdrückt, haben mich darum — ich läugne es nicht — mit einem wahrhaften Unwillen gegen den Dichter erfüllt. Was ein Rabbi vom ſchwimmenden Schädel erzählt, hat Heine nunmehr von einer Seite erfahren, woher er es wohl am Wenigſten erwartet hätte. Der Rabbi ſprach: „Weil durch dich ein andrer Schädel hat ſchwimmen müſſen, mußt du jetzt ſchwimmen, und dem Schädel, der dein Schwimmen verurſacht, wird es nicht beſſer geh'n.“ Börne hat im-Feuilleton des Reformateur Heine mit denſelben Anſchuldigungen überhäuft, womit dieſer die achtbarſten deutſchen Namen befleckt hat. Die Alten hatten Recht, daß ſie ſelbſt die Götter vor der Nemeſis erbeben ließen! Die Nemeſis iſt die Bluträcherin der Geſchichte; ſie erſcheint, wenn man ſich's am Wenigſten verſieht und rächt oft Sonnenſtäubchen an Weltkörpern, und Weltkörper an Sonnenſtäubchen; bis zur Grauſamkeit iſt ſie gerecht. Wo ich ſie in der Geſchichte wahrnehme, ſind für mich intereſſante Parthieen und mögen ſie mir auch noch ſo theuer zu ſtehen kommen. So wie die Spanier, als ſie in Florida ruhigen Blickes die franzöſiſchen Proteſtanten umbringen ließen, ſich mit dem gotteslästerlichen Ausruf: „Nicht als Franzoſen, ſondern als Ketzer vor Gott,“ rechtfertigen wollten, ebenſo riefen ſpäter die Flibuſtier aus, als ſie unter den Spaniern ein Blutbad anrichteten: „Nicht als Spanier, ſondern als Mörder!“ Die Geſchichte iſt Religionsunterricht, wenn wir ſie zu deuten wiſſen. Egoismus iſt der Hauptvorwurf, der Heine, der

Fauſt, der unſre Zeit trifft: Die Welt, welche oft die wahre Größe nicht nach Verdienſt würdigt, zwingt dieſelbe zuweilen ihr gegenüber egoiſtiſch zu erſcheinen. Dieſer Egoismus, oder beſſer: dieſe moraliſche Repulſivkraft, dieſes Schutz- und Trutzmittel ſchwindet mit der Urſache, mit der Meinungsänderung des Publikums. Bei Heine kann von dieſem nothgedrungnen Egoismus die Rede nicht ſein. Das Publikum hat ihn recht früh als ſeinen Lieblingsdichter begrüßt, und die jugendliche Stirne neben den gefeiertesten Namen, nicht ohne Verdruß von manchem unter ihnen, ohne Säumniß mit Lorbeeren bekränzt. Heine's Egoismus iſt von der poſitiven Art, von innen nach außen und nicht von außen nach innen. Heine verſchmäht Lorbeeren, die auch Andre mit ihm theilen, ohne ſie in dem Maaße wie er zu verdienen; dieſen will er vor Allem den unverdienten Schmuck entreißen, um wie ein Gott unter den ſterblichen Menſchen allein zu ſtehen. Das Fichte'ſche Ich hat ſo wie in Napoleon in Heine einen Mann gefunden, um ſich auch im Leben thatkräftig, weltvernichtend geltend zu machen. Mit dieſer innern Seelenverwandtſchaft hängt des Dichters hohe, faſt göttliche Verehrung gegen den großen Kaiſer, bei deſſen ſonſtiger Freiheitsliebe, wie mir ſcheint, auf das Engſte zuſammen: ja, er befindet ſich in ſo genauer Beziehung zum kaiſerlichen Korſen wie der alte Weltenbezwinger, der Griechen großer Napoleon, zum ſelbſtgenügſamen Cyniker, der ſeine Welt im Herzen trug, daß er an der Vendomeſäule vorübergehend, vielleicht mehr als einmal gedacht haben mag: Wenn ich nicht Heine wäre, ſo möcht' ich Napoleon ſein! — Heine will, und kann keine republikaniſche Gleichheit wollen. Daher Börne's Schmerz und Unwille, der nun gegen ihn, wie Plato in der Republik gegen die Dichter im Allgemeinen ſeine Katapulten verſendet; daher Börne's Zorn und Unwille über Heine, wenn letzterer über Deutſchland ſchimpft, wozu ihn Börne eben ſo wenig, als Frankreich zu loben, berechtigt hält. Börne iſt auch da conſequent, wo er es nicht zu ſein ſcheint. Doch beide, ſowohl Börne als Heine ſollten ſich in würdiger Weiſe gegeneinander ausſprechen, ſollten ſich im Angeſichte des Publikums mehr ehren und weder dem Unverſtand, noch den Partheien zu Mißverſtändniſſen oder Triumphen verhelfen. Es iſt ſchädlich, es iſt ihrer unwürdig! Kurz, der Heine'ſche Egoismus, um mich noch deutlicher zu machen, unterſcheidet ſich von dem gewöhnlichen eben ſo ſehr wie die Materie des Materialiſten, oder das Ich des Idealiſten, wo jene nicht mehr die todte Materie, die ein Leben zur Entgegenſetzung hat, dieſes nicht mehr das empiriſche Bewußtſein bedeutet, das, als ein Beſchränktes, ein Unendliches außer ſich ſetzen muß, ſich von der Materie und dem Ich im nicht philoſophiſchen, populären Sinne unterſcheidet. Aber bei allen Fehlern liebe ich Fauſt, liebe ich unſre Zeit, liebe ich Heine. Und wie der chriſtliche Lamartine ſich zum antichriſtlichen Byron hingezogen fühlte, nicht anders fühle ich mich zu Heine, dem mir nahgebornen, mehrverwandten! hingeriſſen, ſo daß, was er vom Briten, ich auch vom Deutſchen ſagen möchte:

> Qui que tu sois, Byron, bon ou fatal génie,
> J'aime de tes concerts la sauvage harmonie,
> Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents,
> Se mêlant dans l'orage à la voix des torrents.

Hiob, Fauſt, Heine ſind drei Namen, die uns an die ſüßeſten Schauer und die bitterſten Leiden des Lebens erinnern, die uns Engelsgeſichter und Fratzenbilder, Roſenwälder und Wolfsſchluchten, Shakespearsgeiſter und Krämerſeelen, kurz den ganzen tragiſchen Embarras der Welt vor die Seele zaubern. Hiob, Fauſt, Heine ſind drei Namen, welche, ſo lange wir nur einzelne Akte aus der Welttragödie wahrnehmen, ſo lange wir ſelber eine Rolle mitſpielen müſſen, auf die wir nie g'nug vorbereitet ſein können, uns immer mit Bewunderung, wenn nicht mit Liebe erfüllen werden.

Ludwig Wihl.

Charakter-Gemälde aus Paris.

(Schluß.)

Die Hungrigſten und Durſtigſten halten hier an und gehen nicht vom Platze; andere erklimmen mit angeſpannten Kniekehlen und vorübergeneigtem Kopfe die Höhen von Belleville. Die berühmte Ile d'Amour — eine nur von einem ſchlammigen Waſſergraben umgebene Inſel, wo weniger Waſſer im Graben, als Wein auf und unter den Tiſchen fließt, — dieſe Ile d'Amour wird dann für viele ein Zaubergarten der Circe; diejenigen aber, welche ihren Lockungen widerſtehen, ſchreiten ſtolz vorüber durch das Dorf Belleville oder ſchlagen links den engen, gewundenen Fußpfad ein, der nach dem Prés-Saint-Gervais führt. Folgen wir dieſen letztern Fußgängern, aber wähnen wir etwa nicht, auf grüne Auen und Wieſen zu ſtoßen; denn, wenn irgendwo, ſo macht ſich hier der Wechſel und die Wirkung der Zeit bemerkbar. Ehemals breitete ſich nämlich zu dem Fuße des Hügels, auf dem gegenwärtig das zum Kirchſpiel von Pantin gehörige Dorf Belleville liegt, eine große, ſchöne Wieſe aus und auf derſelben ſtand eine dem heiligen Gervais geweihete Kapelle, nach welcher das kleine Dorf, das ſich in der Nähe dieſer Wieſe und Kapelle bildete, Prés-Saint-Gervais benannt wurde. Das Dorf iſt noch vorhanden; aber das, was ihm ſeinen Namen gegeben, iſt verſchwunden; nichts gleicht weniger einer grünen Wieſe, als jenes ärmliche, von holprigen Fußpfaden durchſchnittene, mit Nußbäumen, Johannisbeerſträuchen und Hollunderbüſchen bepflanzte und mit kleinen, niedlichen Häuſern beſetzte Ackerfeld, welches wir jetzt dort ſehen.

Die Prés-Saint-Gervais ſind der Vorplatz des Bois de Romainville. Dieſes Gehölz hat einen kleinen Umfang und würde kaum zu einem adligen Park hinreichen; aber wie manche Abenteuer hat es anſpinnen und endigen ſehen; wie manche Stunden der ungetrübten Luſt und Freude, wie manche ländliche Mahlzeiten auf dem Graſe und Alles, was ſich in Folge derſelben zuträgt, hat es mit ſeinem Schatten zugedeckt. Das Gehölz von Romainville iſt das Gehölz des Volks κατ' ἐξοχήν; nirgends eine Spur von breiten, prächtigen Alleen, kaum findet man gangbare Fußſteige; man muß ſich ſolche erſt ſelbſt bahnen und dabei watet man bis an die Knöchel im Sande. Im Bois de Romainville iſt der Arbeiter der Vorſtadt ſo recht eigentlich zu Hauſe; die Griſette vom Carré-Saint-Martin iſt hier heimiſch und hauſet hier ungeſtört; Romainville iſt beider Eigenthum und Privatdomäne; ſie machen dort, was ſie wollen; das geht Niemanden etwas an und Keiner hat das Recht, darüber böſe zu werden oder gar es unanſtändig zu finden. Das weiß auch der Flurſchütz, der zugleich Wächter des öffentlichen Anſtands in dieſen Gegenden iſt; er läßt den Herrn und die Herrin dieſes Gehölzes nach Belieben darin ſchalten und walten. Darum ertönt auch jeden Sonntag der Wald von den Couplets einzelner, zerſtreuter Liebespaare, unter denen etwa folgende noch die anſtändigſten ſein mögen:

Qu'on est heureux
Qu'on est joyeux
Tranquille
A Romainville!
Ces bois charmans
Pour les amans
Offrent mille agrémens.
Oui, tant qu'à Romainville
Deux à deux on ira,
Le monde si fragile
Jamais ne finira, etc. etc.

Die Prés-Saint-Gervais und das Gehölz von Romainville ſind der Tuileriengarten und das Boulogner Gehölz des Volks, das Stelldichein der maſſiven Freude, des Witzes und der Luſt im Lapidarſtyle, des Weins und der Liebe zu 8 Sous das Litre. Man geht dahin zu Fuß, man ſpaziert dort zu Fuß unter jener verkrüppelten, aber doch lebhaften Vegetation der grünen Roßkaſtanienbäume und geht zu Fuß wieder fort, die einen in aufrechter gerader Haltung, die andern im Zickzack einherwankend, und dieſe Andern ſind in der Regel ſehr zahlreich. Bei'm Hingehen nach Romainville herrſcht allgemeiner Jubel; die Freude führet den Reigen; die Heimkehr iſt jedoch nicht immer frei von Trübſal und Bitterkeit. Die Spaziergänger ſind müde und ihr Geldbeutel iſt leer geworden; das Verdienſt der vergangenen Woche iſt aufgezehrt und nun erſcheint das Geſpenſt des Montags in ſeiner ganzen Schrecklichkeit. Schweigend und in ſich gekehrt tritt man den Rückweg an; unterwegs läßt man von Zeit zu Zeit ein bitteres Wort fallen, nimmt eine mürriſche Stimmung an, bis endlich der Streit offen ausbricht. Wenn der Arbeiter die Parthie mit ſeiner Familie gemacht hat, ſo ſiehet man zuerſt den Ehemann ſich von dem Arm ſeiner Gattin losmachen, die Schritte verdoppeln und dabei immer abgebrochene Schmähreden vor ſich hinmurmeln, denen die andere Ehehälfte in demſelben Tone zu erwiedern nicht unterläßt; die Kinder, — wenn welche vorhanden ſind, — ſetzen zwiſchen dieſem Kreuzfeuer des ehelichen ſchweren Geſchützes ihren Weg ruhig fort. Wenn aber der Ouvrier ſeine Geliebte (Griſette) auf's Land geführt und die Kirche ihren Segen über das Ehepaar noch nicht geſprochen hat, ſo iſt der Bruch ſchleuniger, entſchiedener und in dieſem Falle ergreift das ſchöne Geſchlecht als der ſchwächſte Theil die Initiative. In der legitimen Ehe iſt der Mann Herr und ſein Wille gilt als Norm; in der wilden Ehe dagegen herrſcht die Frau, welche, wenn ihre Souveränität beſtritten wird, um ſo williger die Fahne des Aufruhrs aufpflanzt, weil ſie bei der Emeute nur zu gewinnen hofft. Einerſeits befreit dieſer Aufſtand den Mann von dem Jo[illegible], den das Geſetz und die Convention ihm auferlegt und verſetzt ihn wieder in den unabhängigen Junggeſellenſtand zurück; andererſeits erlangt aber auch dadurch das junge Mädchen den völligen ungetheilten Beſitz ihres Selbſt wieder, und ſchmeichelt ſich nun mit der Hoffnung, ein zweites oder drittes Mal erobert zu werden. Laissez moi, Monsieur, ruft bei vorkommenden Zänkereien auf dem Heimwege die Griſette: c'est trop fort .... c'est indigne ... Bei dieſen Worten trennt ſie ſich unmittelbar von ihrem Begleiter und geht ſo ſchnell voraus, als es nur ihre vom Gehen und Tanzen ermüdeten Beine erlauben, zählt aber nach dieſer Kriegserklärung immer noch darauf, daß der andere kriegführende Theil kapituliren, gleich darauf um Friede und Verſöhnung bitten und ſie am Ende doch nicht ſo ganz allein in ihre Manſarde hinaufſteigen laſſen werde.

Die Promenaden nach Romainville und den umliegenden Ortſchaften nehmen auch ſonſt noch mitunter ein trauriges, ärgerliches Ende, wenn nämlich ſich der Himmel darein miſcht, wenn gegen Abend funkelnde Blitze die Luft durchzucken, wenn der Donner grollet und der Platzregen in Strömen herabgießt. Dann ſchwillt der Rinnſtein von Belleville zu einem ſchäumenden Gießbach an, der wild die Höhe hinabſtürzt, die Hauben und Halstücher laſſen betrübt die Spitzen herunterhängen und der naßgetränkte Kattun legt ſich feſt um die Formen des Körpers und drückt nicht ſelten die edelſten Hüften ab. Wenn man dann die überraſchten Spaziergänger haſtig zurückeilen und durch Belleville nach dem Faubourg du Temple zuſtürmen ſiehet und die groben Verwünſchungen und grotesken Jammerſprüche der Fliehenden hört; — hat man das leibhaftige Bild einer bürgerlichen Niederlage und Flucht, wobei Gepäck und Bagage völlig verloren gehen.

An denſelben Orten, wovon wir ſo eben geſprochen, lieferte das franzöſiſche Heer im Jahre 1814 einen letzten vergeblichen Kampf gegen die Verbündeten; Ruſſen und Preußen bivouakirten damals in dieſen Dörfern und Weilern; Leichen und zertrümmerte Pulverwägen lagen in den Straßen und die von den Haubitzen und Granaten zu Grunde gebrannten Häuſer dampften noch, als die ſchreckliche Kanonade ſchon längſt aufgehört und ein düſtres, ſtilles Schweigen eingetreten war. Belleville, Meinemontant, Saint-Chaumont u. ſ. f., waren die Zeugen der letzten Anſtrengungen eines Kampfes, in dem es ſich um die Thore der franzöſiſchen Hauptſtadt handelte. Am Tage nach der Schlacht auf dieſen Höhen ließen der Kaiſer von Rußland, der Kaiſer von Öſtreich und der König von Preußen ihre Truppen vor der Vendomeſäule vorbeidefiliren, im Angeſichte des Löwen, der ſie ſo lange erzittern gemacht. Einige Tage ſpäter bedeckten ſich die Hügel von Belleville, Meinemontant, Saint-Chaumont mit zahlreichen Spaziergängern, welche theils die Neugierde, theils der Schmerz hinausgetrieben haben mochte; bald erſchien der Frühling wieder und bekleidete mit neuem Grün die Fluren und Wälder, die Blumen erblüheten wieder; fröhliche Feſtgelage begannen auf's Neue; der Tanz und die Liebe kehrten in dieſe Orte zurück und belebten auf's Friſche dieſelbe Erde, denſelben Rain, welcher kaum die Überreſte der gebliebenen Sieger und Beſiegten bedeckte. So iſt Paris, ſo iſt die Welt!

Das Gehölz von Romainville gehört ausſchließlich dem Volke, wie das Gehölz von Boulogne der hohen Finanz und neuern Ariſtokratie, aber das Volk von Paris iſt durchaus nicht auf dieſe einzige Promenade beſchränkt; ſein ſind erſtlich alle Barrieren, 30 an der Zahl, von welchen eine

Kneipe an die andere, ein Marchand de vin an den andern ſich reihet; ſein ſind ferner die Ufer des Ourcqkanals und des Saint-Deniskanals, wo es ſich mit Fiſchangeln und anderm Zeitvertreib unterhalten kann; ſein iſt der Montmartre, von wo es den Blick über ganz Paris hinſchweifen laſſen kann; ſein iſt endlich Alles, was ihm beliebt, auf beiden Ufern der Seine.

Deutſche Literatur-Notizen.

⁂ Die Roſe und der Drache. Dramatiſches Mährchen in 3 Abtheilungen von Eduard Janinski. Altenburg und Leipzig. Expedition des Eremiten. Eine politiſche Allegorie, über welcher und um welche herum eine Nachbildung von Zemire und Azor als dramatiſche Fabel gebaut iſt. So wenig das Werk als Ganzes gelungen iſt, ſo wunderſchön ſind deſſen Einzelnheiten. Hier iſt wahrhafte Poeſie, und man erkennt in den Mißgriffen nicht den Mangel des Talents, wohl aber den des Strebens, — weniger ein Ringen nach Etwas, was noch nicht vorhanden iſt und erſt konſtruirt werden ſoll, als vielmehr ein Haſchen im Dunkeln nach dem Ort, wo es verſteckt iſt, und nach dem Ort, wohin es gehöre. So kommt uns das Weſen dieſes Dichters vor. Seine Sprache hat Kern und Mark, und ſtrotzt und ſchwillt von Lebensdrang. Die luſtige Perſon, ſowie die ironiſch behandelten Nebenfiguren ſind in feinen Conturen ſcharf gezeichnet und ſozuſagen blos übermalt, während die Hauptperſonen in allem Zauber der Laſur prangen. Wir wünſchen dieſem uns bis jetzt unbekannten Talente bald einen geſunden Stoff, und glauben, daß man ſich dann von ihm ſehr Erfreuliches erwarten dürfe.

⁂ Gedichte von Hugo Hagendorff. Berlin, 1835. Stuhr. — Heine, wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt, — weiter nichts von ihm, nicht einmal Heine's romantiſche Manier, ſich à la Mercutio die Naſe zu putzen, geſchweige deſſen Gabe, in jeder Sekunde lachend ſterben zu können, um in der nächſten für eine tragiſchere Tragödie wieder lebendig zu werden! Ich haſſe dieſe Heine-Manie; ſie iſt von allen Manien die unausſtehlichſte, weil die Karavane von Heine's Nachäffern meint, wenn ſie ſich nur bequem aufs Kameel hinpflanze (noch dazu aufs deutſche) und in der Wüſte ſchlechter Verſe forttragen laſſe, ſeien ſie Kreuzfahrer. Die Affektation wird übrigens, obgleich die eigentliche Heine-Manie bereits längſt aus der Mode iſt und Herr Hagendorff z. B. ſich darin wirklich nur mehr à la Giraffe ausnimmt, bei uns immer epidemiſcher.

⁂ Wenn wir nicht ſehr ſchwach im Dechiffriren ſind, ſo glauben wir, daß der „deutſche Improviſator" hinter dem zwitterſprachlichen J. N. Charleswann ſteckt und der Verfaſſer des „todten Parlaments" iſt, eines Gedichtes in 130 Canzonen. (Darmſtadt. Eduard Heil.) Das Buch iſt ſehr hübſch gedruckt. — Der Inhalt iſt die canzoniſirte Geſchichte des trotz ſeines Todes (?) noch nicht canoniſirten brittiſchen Parlaments. Daß hier Verſe vorhanden ſind, iſt ſchwarz auf weiß zu ſehen, — die Poeſie aber ſchleppt und ſchlingt ſich in Bombaſt fort!

⁂ Ludwig Bechſtein's Gedichte werden bald geſammelt in Einem Bande erſcheinen (Frankfurt a. M. Sauerländer). Ludwig Bechſtein iſt der eigentliche Poet des deutſchen Gemüths, der deutſchen Freundſchaft, der deutſchen Herzlichkeit; es iſt nichts Gemachtes an ihm, es iſt alles friſcher, lerchenartiger Naturklang. Er gehört zu jener Klaſſe tüchtiger Leute, die ſich herzlich freuen können, wenn ſie ſelbſt durch ihre Dichtung Andre erfreuen, die ſich aber zu tröſten wiſſen, wenn die Infallibilität, die ein Patent genommen hat, hämiſch von der Seite oder albern-vornehm vom Lattengerüſt herab auf ſie blickt; zu jenen Poeten, die nie eigentlich Mode werden und darum die Mode überdauern, die man nicht in Saffian, aber in ehrlichen Halbfranzband binden läßt, und auf einer Reiſe lieber mit ſich nimmt, als im Bücherſchrank zu Hauſe läßt. Geht ihr im Thüringerwald und raſtet unter der Luthersbuche, oder guckt ihr von der Wartburg herab, ſo fühlt ihr den Freund an eurer Seite, wenn ihr Bechſtein's Dichtungen aufſchlagt. Möge die Sammlung ſo viele freundliche Leſer finden, als freundlich-liebe Gedanken aus Bechſteins Liedern hervorſpringen.

⁂ Luſtſpiele von Johann v. Plötz. München, G. Franz. 1835. (Enth. die Choleramanen, Stolz der Geburt und Stolz des Glückes, Abentheuer einer Neujahrsnacht.) Das erſte dieſer drei Stücke nimmt, obwohl die Intrigue nicht übel angelegt iſt, den unterſten Rang ein. Das zweite dürfte eher ein Genrebild al Fresco, als ein Luſtſpiel genannt werden. Das dritte iſt ein ächtes deutſches Luſtſpiel — von jedem Geſichtspunkt aus, und was kümmert's uns, wonach es bearbeitet wurde. Alle drei bezeugen Verſtand und Gewandtheit, und laſſen wünſchen, daß der Verfaſſer bald wieder welche folgen laſſe.

Pariſer Theaterſchau

(Fortſetzung.)

Das Theater des Palais-Royal hat ſeine Bühne in dieſem Monat mit zwei neuen Stücken und einer Debütantin bereichert. Der Direktor, Hr. Dormeuil, hat nämlich auf einem neulichen Ausfluge in die Provinz eine Mad. Fleury, eine beim Publikum zu Nantes ſehr beliebte Schauſpielerin, entdeckt, und ſie für ſein Theater engagirt. Da das Talent der Mad. Fleury geſchmeidig und mannigfaltig ſchien, und ſich ſowohl im Drama als in der Komödie mit Beifall kund gab, ſo hielt der Direktor für's Beſte, ſie gleich Anfangs in zwei ganz entgegengeſetzten Rollen debütiren zu laſſen, zu welchem Behuf er zwei neue Stücke zur Aufführung brachte. Das eine davon heißt: „Louise" oder „Est-ce un rêve?" Komödie mit Geſang in 3 Akten, von Rougemont. Der Inhalt iſt dieſer: Im erſten Akt ſehen wir ein junges, hübſches Bauernmädchen, welches einen in einer Emeute verwundeten, kranken Offizier pflegt. Ihr anfängliches Mitleid verwandelt ſich bald in Liebe für den Kranken, welcher ihre Schwäche benutzt und ſie zur Mutter eines hübſchen Knabens macht, der vorläufig noch keine andere Ausſichten auf einen Vater hat, als die unbeſtimmten Verſprechungen des Lieutenants vor ſeiner Abreiſe. Glücklicherweiſe nimmt ſich eine vornehme Dame, die Baronin von Sanval, der armen verlaſſenen Mutter an, läßt ihr und ihrem Kinde eine glänzende Erziehung geben, und ſetzt ſie am Ende als Erbin ihres ganzen Vermögens ein. — Im 2ten Akt fällt das Kind Louiſens, jetzt ſchon 7 Jahr alt, ins Waſſer; ein Colonel geht grade vorüber, ſtürzt ſich in den Fluß und rettet den Knaben; aber ſeine edelmüthige Handlung wird für ihn ſelbſt verhängnißvoll; er hat ſich ſchwer verwundet, und man bringt ihn bewußtlos in das Haus Luiſens, welche in ihm ihren Verführer wieder erkennt. Nachdem der Colonel geheilt iſt, bereitet man ihm eine Ueberraſchung; man führt ihn in die Hütte, wo er das Bauernmädchen kennen gelernt hat. Louiſe zeigt ſich ihm in ihrer ehemaligen Bauerntracht, und man will dem Geneſenden einreden, daß er 7 Jahre jünger und noch nichts weiter als Lieutenant und Liebhaber Louiſens iſt; aber weder dieſe Liſt, noch der Zorn von Louiſens Bruder, einem verabſchiedeten Dragoner, der ihn zum Zweikampf herausfodert, noch die Erſcheinung Louiſens als Dame und mit den Manieren der vornehmen Welt können den Colonel bewegen, die Bäuerin zu heirathen. Glücklicherweiſe bewirkt die väterliche Liebe, was Ehre und Gerechtigkeit vergebens erheiſchten; der Anblick ſeines Sohnes rührt den Colonel und er willigt in die Heirath mit der Bäuerin, aus deren Munde er ſodann vernimmt, daß ſie eines großen Vermögens und einer glänzenden Erziehung theilhaftig geworden iſt.

In literariſcher Beziehung gehört dieſe Komödie jenem fruchtbaren romanhaften Clauren'ſchen Genre an, wo alle Perſonagen des Dramas ſich verirren, ſich wiederfinden, ſich das Leben retten und ſich in edelmüthigen Handlungen wetteifernd überbieten, um den urſprünglichen Fehltritt wieder gut zu machen. Die Tendenz und der Zweck der Handlung ſind höchſt unbeſtimmt und nebelgrau; es iſt immer die Geſchichte von der Heirath des verführten Mädchens und nichts weiter. Rückſichtlich der dramatiſchen Erfindung iſt das Stück ganz ordinär; Clary, Aline, reine de Golconde und la paysanne parvenue verwickeln und entſpinnen ſich etwa auf dieſelbe Weiſe. Als Charakter- und Sittenſchilderung endlich hat es wenig Werth; das iſt ein ewiges Einerlei: immer und immer die Perſonen des alltäglichen Lebens, ohne Leidenſchaften, ohne Unglück, ohne feſt hervortretende Umriſſe: man könnte den moraliſchen Charakter dieſer Perſonagen im Paß- und Polizei-Styl beſchreiben: Naſe, Mund, Kinn: gewöhnlich; beſondere Kennzeichen: keine.

Die Begebenheiten des Dramas ſelbſt ſind überdies höchſt ungewöhnlich in der Zeit, worin wir leben. Die Baroninnen, welche arme, ſchwangere Bauernmädchen aufnehmen, ihnen eine glänzende Erziehung geben laſſen, und am Ende gar ihr ganzes Vermögen vermachen, finden wir in unſerer egoiſtiſchen Epoche höchſt ausnahmsweiſe. Uebrigens iſt der kleine Roman mit Talent und viel Bühnenkenntniß behandelt, oft mit Geiſt und ſtets mit Leichtigkeit und Gewandtheit geſchrieben, ſo daß er beim Publikum eine ziemlich gute Aufnahme gefunden hat.

Die Debütantin ſcheint weniger für dramatiſchen Kraftaufwand und pathetiſche Scenen, als vielmehr für feine, gut durchgeführte Details in der Komödie geeignet; in der ſchwierigen und vielſeitigen Rolle Luiſens hat ſie daher auch in allen koketten und naiven Scenen mit vielem Beifall geſpielt.

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 179. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 31. Juli.

Die Taubſtumme.

Reminiscenz aus einer Schweizerreiſe.

Schon war die Sonne hinter die fernen Berge hinabgeſunken, die Dämmrung breitete wie ein Nachtfalter ihre ſchwarzen Flügel über die Landſchaft aus und die Winde wehten feucht und eiſig von den Gletſchern des Berner Oberlands herüber. Das Wirthshaus, welches auf der höchſten Spitze des Rigi, ſechstauſend Fuß über dem Spiegel des Meeres erhaben, wie ein luftiger Palaſt der Elfen in die tiefen fruchtbaren Thalebnen hinabſchaut, wurde dieſen Abend von einer außergewöhnlichen Menge Reiſenden faſt belagert. Daſſelbe faßt trotz ſeiner niedren Bauart viele Gäſte, beſteht aus zwei Stockwerken und iſt wegen der Nähe der Wolken, die ſich bei Gewittern rings umher lagern, mit Blitzableitern ſtark gewaffnet. Die luſtigen Händler, welche am Haupteingange den Tag über auf kleinen Tiſchen, die aus Ahorn geſchnitzten Körbchen, die mit Schweizermädchen bemalten Löffel und Gabeln, geſchmackvolle Gemshornpfeifen, Wanderſtöcke, Bergkriſtalle zum Verkaufe ausgeſtellt, hatten ſchon längſt ihre Plätze, da ſich die Reiſenden in ihre Zimmer zurückgezogen, verlaſſen und allmählig trat vor dem Hauſe völlige Stille ein. Deſto bunter wogte im großen hellerleuchteten Saale, deſſen mäßige Wärme Jeden erquicklich anwehte, die Menge der Gäſte durcheinander; man hatte ſich den Staub von den Füßen geſchüttelt, umgekleidet und wünſchte nun ſehnlichſt einen angenehmen Sitz und einen freundlichen Nachbar zu finden, mit welchem man ſich über die heutige Wallfahrt beſprechen und, behaglich an der Tafel ausruhend, die Erſcheinungen des verfloſſenen Tages in der Erinnerung noch einmal genießen konnte. Die Fremden hatten ſich bald zu Gruppen gebildet und freuten ſich zwiefach, auf dem Rigikulm eine Herberge in der kalten Sommernacht erobert zu haben; denn noch große Züge von Reiſenden, die wahrſcheinlich erſt ſpät am Mittage aus den verſchiedenen, am Fuße liegenden Orten die Wandrung angetreten, mußten, auf dem Kulm keine Aufnahme findend, wieder hinab nach der ſogenannten Staffel, einem tieferliegenden Wirthshauſe, ziehen, und ſich dort ein Nachtlager erbitten. So ſtark war noch in keinem Jahr der Rigi von Fremden aus allen Ländern und Welttheilen beſtiegen worden; beſonders hatte der hohe Norden die meiſten Zugvögel geſandt, welche an der Sonne der Schweiz und Italiens ſich erwärmen und unter einem heiteren Himmel den Sommer verleben wollten. Wohin man ſich wandte, hörte man die Accente der ruſſiſchen Zunge, ſchwediſche und däniſche Laute oder den Dialekt der Preußen, die ſich noch überdieß durch ihren Adler an den Mützen auszeichneten, welche ſelbſt die Damen, an ihre Florentinerhüte geheftet, trugen.

Da ertönte plötzlich die Glocke, zerriß das Gewebe manches lieblichen Geſprächs, und man beeilte ſich, die erworbenen Plätze an der reichbeſetzten Tafel einzunehmen. Die verſchiedenen Völker ſchaarten ſich auch hier zuſammen, man konnte jetzt erſt die Zahl der Gäſte überſchauen und bemerken, wie auch hier die ſüße Muſik der Mutterſprache die Menſchen aneinander geknüpft. An dem einen Ende der Tafel hatten ſich die Nordländer gelagert, da dampfte die Punſchbowle; daneben ruhten die Holländer behaglich auf ihren Stühlen und ſchmauchten ſeine Cigarren, die Franzoſen ließen die Propfen der Champagnerflaſchen an die Decke hüpfen; die Engländer hefteten ihre Blicke auf den Pudding, und am andern Ende reihten ſich die Deutſchen an, vor denen groſe, mit Rheinwein gefüllte Römer glänzten. Ihr Treiben ſchlug zur heiterſten Fröhlichkeit aus, ſie klingelten häufig mit ihren Gläſern, und brachten bald einem berühmten Mann des Tages, bald ihren entfernten Lieben oder ſich ſelbſt unter hellem Jubel einen Ehrentrank zu. Die Freude und das Lachen nahm bei ihnen kein Ende; ein Scherz jagte den andern und mancher ſtumm daſitzende Engländer mochte wohl in ſeinem Trübſinn die fröhliche Laune der Deutſchen beneiden. Nur ein Fremder, den ſein Nachbar durch öftere Anreden in die Unterhaltung zu verwickeln ſuchte, der auf die an ihn gerichteten Fragen zwar freundlichen, aber nur kurzen Beſcheid ertheilte, nahm an allen Vorgängen geringeren Antheil, indem er ſich unabläſſig mit einem neben ihm ſitzenden Mädchen beſchäftigte, das etwa ſechzehn Frühlinge zählte, und durch ein lebendiges Spiel der Mienen und eine ſtumme Zeichenſprache mit dem Nachbar ihre Gedanken tauſchte. Das Mädchen verdiente auch die ganze Theilnahme ihres Begleiters wegen ihrer Schönheit, welche eine aufmerkſame Betrachtung immermehr erhöhte, wegen ihrer Liebenswürdigkeit, die ſich in allen ihren Bewegungen ausſprach. Sie ſtand gerade in dem Alter, in welchem die erſten Gefühle des Selbſtbewußtſeins in der jungfräulichen Seele träumeriſch aufdämmern; heitre Unſchuld war über ihr Antlitz ausgegoſſen, nur ſchien ein leiſer Anhauch von Schwermuth in den Winkeln des feingebildeten Mundes ſich zu verbergen; Gedankenblitze liefen von Zeit zu Zeit über ihre Lippen, die ſich aber nie öffneten, um die Regungen ihres Gemüthes zu verkünden. Über die großen blauen Augen bogen ſich ſchöne Brauen, um die ſchön gewölbte Stirn hing das ſchwarze Haar in griechiſchen Flechten herab und auf den Nacken fiel eine Fülle von Löckchen, welche eine goldne Kette umſpannte. Um die ſchlanken Glieder ſchmiegte ſich ein weißes Kleid, am Buſen blühte eine Alpenroſe; die einſame Blume der Berge hatte noch keine jungfräulichere Bruſt geſchmückt und ſie ſchien nur ihrem natürlichen Boden entnommen, um dort fröhlicher zu verblühen. So ſaß ſie da, ein liebliches Mädchenbild. —

Ihre Schönheit, ihr geheimnißvolles Schweigen, ihre lebhafte Augen- und Mienenſprache hatten in Kurzem die Blicke aller Gäſte auf ſich gelenkt; man beobachtete ſie genauer, man forſchte nach ihrem Stamme, man flüſterte ſich zu, die Neugierde regte ſich allgemein. Das Fremdenbuch, welches von Hand zu Hand wanderte, verrieth bald das Geheimniß; es fanden ſich unter den Gäſten der heutigen Nacht auch die Namen: Eliſabeth von Pahlen aus St. Petersburg und Herr Näff aus Yverdun eingetragen.

Das ſind unſre ſchweigſamen Gäſte, dachte ein Jeder im Stillen und hatte ſich nicht getäuſcht; denn der geſchäftige Wirth beſtätigte die Vermuthung. Mitternacht war inzwiſchen unter heiteren Geſprächen und Scherzen angebrochen, als der ſchwarzgekleidete ernſte Mann, ſeine junge Begleiterin am Arme führend, zum Flügel trat, welcher am andern Ende des Saales aufgeſtellt war. Die Blicke des Mädchens muſterten mit Lebhaftigkeit die ganze Verſammlung auf dieſem Gange; ſie ſchien etwas vergebens zu ſuchen und ſchmerzlich zu vermiſſen. Herr Näff erbat ſich von den Gäſten in freundlichen Worten die Erlaubniß, den Flügel öffnen und ein Lied vortragen zu dürfen. „Es iſt meine und meiner Tochter Sitte,“ ſprach er, „nie ohne Muſik, ohne den Geſang eines Liedes das Lager zu ſuchen, es würde uns ſonſt kein ſanfter Schlummer die Augen zudrücken. Zwar entbehrt leider meine Begleiterin durch die Kargheit der Natur der Organe, welche die Klänge zum Gemüthe führen; aber auf wunderbare Weiſe dringen dennoch die Töne durch ihre Augen, durch ihren geöffneten Mund wohlthätig in ihre ſchöne Seele. Sie iſt eine Taubſtumme!“ —

Das Mädchen, das unverwandt auf die Lippen des Sprechenden ſehend, ſeine Rede verſtanden, wandte ihr Antlitz von der Geſellſchaft, die ſtillſchweigend die Bitte freundlichſt gewährte, erröthend hinweg, und als ſie es bald mit einem leuchtenden Blick des Dankes wieder zu ihrem Lehrer hinneigte, brach ſich eine große Thräne in ihrem klaren Auge und Schwermuth überſchattete ihr Antlitz. Herr Näff ſang unter einfacher Begleitung mit ergreifender Innigkeit das Lied, welches ſeine Schülerin in betender Stellung mit den Lippen einzuathmen und alle Schmerzen aus ihrer Bruſt zu ſcheuchen ſchien.

„Wir ſtehen auf des Urbergs Höhen,
Umſchleiert von der ſchwarzen Nacht;
Wohl hören wir die Winde wehen,
Und ſchau'n der nahen Veſte Pracht.

In allen Thalen herrſchet Stille,
Die Abendglocke ſchallt nicht mehr;
Kein Vogel ſingt, nicht zirpt die Grille,
Die Welt liegt ſtummer wie das Meer.

Getroſt, hoch in den Sternenräumen,
Wacht Eines Vaters Auge mild;
So laſt uns ſchlummern, ſelig träumen,
Bis golden grüßt der Sonne Bild!“ —

Die Verſammlung trennte ſich ſichtbar gerührt, jeder Anweſende wünſchte der lieblichen Eliſabeth eine gute Nacht; ſie nahm dieſen freundlichen Gruß mit kindlichem Wohlgefallen auf und erwiederte ihn dankend mit einer ſanften Verbeugung des Kopfes und einer ſprechenden Bewegung der rechten Hand. Allmählich verglomm das Feuer im Kamin; die letzten Zecher ſchlichen müde und ſchlaftrunken hinweg und ſuchten Kammer und Lager, um die Glieder für die morgende Wandrung zu ſtärken. Ein Licht erloſch nach dem andern und der Traumgott ſtreute ſeine Mohnkörner auf die Häupter der Schlummernden. — (Schluß f.)

Briefe aus Italien.

Von E. Förſter.

Siebenter Brief.*)

Piſa, den 24. März.

Trotz meiner Abneigung, die Nacht wo anders, als im Bett zuzubringen, war ich doch in verfloßner im Theater, wo man Schiller's Maria Stuart, überſetzt von Maffei, aufführte. Das Intereſſanteſte war mir — obſchon die Leute gut ſpielten und die Sprache des Überſetzers fein, aber freilich breit und wäſſerig iſt — die Wirkung auf's Publikum, das nicht eher warm wurde, als bis die Königin, und nicht eher klatſchte, als bis Leiceſter zitterte, was er denn mit vielem Affekt that. Der ſchöne Monolog „Eilende Wolken“, ging ſpurlos und die ergreifende Scene des Abſchieds Marias von den Dienerinnen unter Gelächter vorüber. Du ſiehſt, wie grell hier Einer die Farben auftragen muß, um in die Augen zu ſtechen. Dagegen ſtimmte ich dem Parterre vollkommen bei in den Seufzern über die vielen Briefe im Stücke. „Papier und kein Ende!“ rief man endlich ungeduldig und — lachte.

Am 29. März. Einiges Deutſch ſpricht man denn doch in Italien, in Piſa wenigſtens und es ſollte ſich ein Sprach- und Geſchichtforſcher von Profeſſion daran machen und ergründen, wie der Piſaner zum ganz transalpiniſchen „Ja“ und gar „Jaja“ ſtatt des ciſalpiniſchen „Si“ und zu Wörtern, wie „ghiasso“, das er noch obendrein ganz berliniſch „Jasso“ ausſpricht, und wofür wir nur „Gaſſe“ ſagen, kommt. Ich meines Orts würde einen ſolchen Gelehrten darauf aufmerkſam machen, daß die Piſaner vor alten Zeiten meiſt auf Seite der Ghibellinen, mithin gut kaiſerlich geweſen, und wenigſtens auf dieſem Wege das „Ja“ ſagen erlernt haben könnten.

Dem ſei wie ihm wolle! Heut zu Tage gilt S. Ranieri mehr, als des Kaiſers Majeſtät. Ich glaube, dir ſchon meinen Jammer über den anhaltenden Regen mitgetheilt zu haben, den wir bekanntlich dem heiligen Mann verdanken. Alle Welt ſeufzt unter der erbetenen Laſt, ohne daran zu denken, daß ſie eben erbeten ſei. Neulich begegnete ich einem alten Mütterchen, das gebückt unter den Regengüſſen ihr „Piove! e sempre piove!“ hinſeufzte, während ſie an mir vorüber ging. „Benedetto San Ranieri“, ſagte ich, mich zu ihr wendend, „chi a fatto questo miracolo!“ „E vero!“ ſagte ſie und ging ganz beruhigt ihres Weges weiter.

Heute erlebte ich etwas anderes, als ich an des Nino Verkundigung in S. Caterina zeichnete. Die Kirche war, wie gewöhnlich, leer und ſtill. Da hör' ich jämmerlich ſtöhnen und dazwiſchen immer ein barſches „diamo!“ (Vorwärts!) Es war eine ſehr kranke Frau, die von ihrem Sohn in die Kirche — ich muß ſagen getrieben und geſchleppt wurde. Mit Mühe brachte ſich die Alte bis zum Altar neben mir, wo ſie auf des Sohnes Geheiß niederkniete und auf ſein Bedeuten, daß hier das allerheiligſte Sacrament ſei, und daß ſie nur hier recht ordentlich beten ſollte, die vor Fieberfroſt zitternden Hände zu falten und die ſtarren Lippen zu bewegen ſuchte; er ſelbſt ſäumte nicht, die Gebete mitzumurren, unterbrach ſich und ſie aber immer mit der Frage, ob ſie noch keine Beſſerung ſpüre und zerrte endlich, da die Antwort immer verneinend ausfiel, ja zuletzt wegen zunehmender Schwäche ganz ausblieb, die arme Frau wieder zur Thür hinaus.

Am 30. März. Allmählig ſeh' ich dem Schluß meiner hieſigen Arbeiten entgegen. Man hat ſich oftmals über den Kunſtſinn der alten Römer gewundert und führt Pompeji zum Beiſpiel deſſelben auf. Gewiß iſt dieſer Kunſtſinn, das wirkliche Verlangen nach Kunſt nicht mit von der Lava verſchüttet worden; denn unbegreiflich iſt der Reichthum von Malereien und Skulpturen aus der ſpätern Zeit, ſo daß man nicht leicht in eine Kirche, ſelbſt auf dem Lande, in ein Kloſter, ja ſelbſt nicht in die Speicher und Werkſtätten der Handwerker treten kann, ohne auf Bedeutendes zu ſtoßen. Ich durchſuche alles und hoffe von Piſa Rechenſchaft geben zu können. Leider hat aber die neben dem Kunſtſinn des Volkes fortwuchernde Barbarei der Geiſtlichkeit ſo viel Werthvolles begraben. Erſt geſtern fand ich in einem etwas entlegenen Theil der Stadt eine Kirche, S. Martino, deren Orgelchor mit heiligen Geſchichten (etwa um's Jahr 1370) ausgemalt iſt. Die Unterſchrift und ganze Stücke der Bilder ſind überweißt. Ich ſuchte weiter nach und fand eine alte Kapelle oder Sakriſtei, deren Decke auf's lieblichſte und feierlichſte mit den Bildern Chriſti und der Apoſtel geſchmückt iſt, deren Wände aber — damit man ungeſtört den Raum zur Rumpel- und Todtenkammer machen konnte — überweißt waren. Da ich ganz ohne Zeugen war, einen halbverhüllten Leichnam auf Brettern ausgenommen, nahm ich einen Schlüſſel und fing an der Wand zu klopfen an und hatte die Freude, nicht nur ein Stück Gemälde, ſondern vorzüglich die Überzeugung zu gewinnen, daß auch die auf die Wände gemalten Codices rescripti leſerlich gemacht werden können.

Am 5. April. Wenn es eine Aufgabe für die Menſchen iſt, das Leben ſoviel wie möglich zu bereichern, daß die an ſich tonloſe Zeit Worte redet und Gedanken weckt, gleichviel, welches Inhaltes und welcher Form, ſo hat der Italiener ſeine Aufgabe gelöſ't. Kaum geht ein Tag vorüber, der nicht durch eine beſondre Einrichtung, durch einen beſtimmten Gebrauch bezeichnet wäre, von denen freilich nichts, als die äußere Erſcheinung übrig geblieben, ſo daß das meiſte dem Spiele des Wahn- und Blödſinnigen gleicht, deren viele Worte nur das Ergebniß erzwungener Lippenmuskelbewegung, nicht eines freien Denkens iſt.

Seit vorgeſtern trägt alles buntgeſtreifte Ruthen (bacchette) und namentlich ſieht man die Leute in der Kirche damit bewaffnet, und nach der Meſſe oder der Veſper beſchäftigt, Boden und Kirchſtühle zu ſchlagen, „per battere le tenebre.“ Welche Finſterniß aber es ſei, die ſie ſchlügen, konnte von Vielen, die ich frug, mir keiner ſagen. Ich dachte an die Sonnenfinſterniß, die bei der Kreuzigung eingetreten, und auch an den Gebrauch der Juden, den Ahasverus zu ſchlagen. Doch reichte alles nicht recht aus. Heut endlich glaube ich bei'm Abzeichnen alter Pergamentbilder aus dem neunten Jahrhundert einen Aufſchluß gefunden zu haben.

In jenen Zeiten nämlich wurde zum Oſterfeſt in der Kirche eine Art Gebet geſungen, in dem gleich zu Anfang die Stelle vorkommt: „O ſchreckliche Nacht, die unſre Seelen verderben will, nach welcher Chriſtus ſiegreich aus der Hölle zurückgekehrt ꝛc. ꝛc.“ Damit nun dieſe Höllen-Nacht, in der von uns Chriſtus im Kampf mit Satan gedacht wird, ſchnell vorüber gehe, ſchlägt ſie das Volk mit Stecken, die es — da alles verſchönt werden muß — bunt färbt und ſchnitzt.

Es hat die lateiniſche Kirche viel ſymboliſche Darſtellungen und Handlungen — aber ſie veralten faſt alle, während die der griechiſchen, deren Quelle das Alterthum iſt, mit dieſem Welteigenthum bleiben. So ſah ich heut' eine (griechiſche) Abbildung des Jeſaias, hinter ihm die Nacht, den Sternenſchleier über dem Haupt, in der Hand die geſenkte Fackel; vor ihm die Morgendämmerung, ein Knabe mit erhobener Fackel, über dem eine den Weg andeutende Hand aus den Wolken führt. Da fühlt man ohne gelehrte Erklärung den tiefen Sinn, den ſo einfache Zeichen bewahren.

---

*) Man vergleiche im erſten Semeſter des Phönix die Nummern: 1—4, 23—31, 43—45 und 58—63.

Eine ſehr angenehme Bekanntſchaft habe ich an einem jungen Alterthumsforſcher, Dr. Ambroſch aus Berlin gemacht, der, von Rom kommend, leider nur wenige Stunden hier bleiben konnte. Das etruriſche Alterthum iſt das Feld, auf dem er arbeitet, und ſeine Mittheilungen beſtärkten mich in dem früher gefaßten Vorſatz, die Oſterfeiertage in Volterra zuzubringen, obſchon ich zunächſt in dieſer faſt vorgeſchichtlichen Stadt nicht die cyklopiſchen Mauern und tuskiſchen Gräber, ſondern einen Künſtler aufſuchen wollte, um ſeinem Haupte den wohlverdienten Lorbeer zurückzugeben, den ſeine Landsleute inzwiſchen anderweitig verſchenkt haben.

Bei meinen Nachforſchungen im Domarchiv nämlich bin ich einem Meiſter Franz von Volterra auf die Spur gekommen, der die Geſchichten Hiob's im Campoſanto, die man allgemein dem Giotto zuſchreibt, gemalt hat. Ich hoffe nun in ſeiner Vaterſtadt Näheres über ihn, vielleicht noch Werke ſeiner Hand vorzufinden, was um ſo wichtiger wäre, da die genannten Bilder, (wie ſchon aus dem angedichteten Namen Giottos zu ſchließen), zu den bedeutendſten Überreſten aus der erſten Periode der neuern Kunſt gehören. (Fortſ. folgt.)

Pariſer Theaterſchau.

(Fortſetzung.)

Das zweite Stück, welches wir diesmal auf dem Repertoire des Theaters vom Palais-Royal finden, iſt eine Ueberſetzung der Prova d'un opera seria, nach dem italiäniſchen Libretto. Die günſtige Aufnahme dieſer Opera-Buffa im Theater Italien und das unermeßliche Beifallklatſchen, welches dort das Talent Lablache's dieſen Winter hervorrief, hat die Herren Théaulon und Rezel auf den Gedanken gebracht, das Stück für das Theater des Palais-Royal zu überſetzen. Das neue Libretto gleicht ſehr dem alten: es ſind die Plackereien des Maeſtro Campanone, welcher ſeine Oper von der Belagerung von Seringapatam ſpielen laſſen will, es ſind die Qualen des Dichters Grilletto, welcher nach der Taxe von 10 Thl. das Stück, 400 Opern und 11 lebende Kinder gemacht hat; — ſo groß und fruchtbar iſt ſein vielſeitiges Talent. Dazu rechne man noch die Verlegenheiten eines Theaterdirektors, die Launen und Capricen einer Prima-Donna, mehrere Couliſſen-Anekdoten und eine Generalprobe, und man hat eine vollſtändige Idee von dieſem Imbroglio, welcher dreiviertel Stunde lang das Zwerchfell des Publikums erſchüttert hat. Die Rolle des Maeſtro wird von Achard mit einer Laune und Komik geſpielt und geſungen, welche Einem Thränen entlockt und keinen Augenblick Ruhe vergönnt. Die Debutantin hat in der Rolle der Prima-Donna gezeigt, daß ſie den Anſprüchen einer faſt komiſchen Rolle vollkommen zu genügen weiß. Das Merkwürdigſte bei dieſem Stücke iſt, daß das Theater des Palais-Royal ſich dadurch in den Bereich der Opera Comique verſtiegen hat.

Das Vaudeville-Theater hat hinter dem Palais-Royal nicht zurückbleiben wollen und daher gleichfalls zwei neue Stücke an einem Abende den ſchauluſtigen Pariſern geboten. Das eine davon heißt:

La leçon de mathématiques, comédie-vaudeville in einem Akt, von Ramond de la Croiſette. Der ganze Inhalt dieſes Stücks dreht ſich um lauter Verwechslungen, welche durch einen Schlafrock bewirkt werden, den wechſelsweiſe zwei junge Leute anziehen müſſen, welche zuſammen auf einige Tage in dem Landhauſe einer jungen Wittwe, der Mad. de Clairville, eingeladen waren. Das Ende davon iſt die Heirath der Wittwe und die ihrer Nichte, und was die mathematiſchen Lektionen anbelangt, ſo beſteht dieſelbe in der Auflöſung des folgenden Problems:

L'amour annonce à la société l'addition d'une nouvelle famille; la jeune fille, qui en est l'objet, est menacée d'une *soustraction*; il en résulte la *multiplication*: puis viennent les longues années du mariage, qui amènent la *division*. Aus dem Angeführten wird der Leſer ſchließen, daß der Fabre dieſes kleinen Sprüchworts ziemlich leichtfertig iſt; die Intrigue dreht ſich um einige Quidproquos, und endigt mit vier Calembourgs. Das Ganze iſt mit Nachſicht aufgenommen worden, und wenn man auch, — da das Stück von Gerichtswegen aufgeführt wurde, — kein Beifallklatſchen hörte, ſo ſah man doch deutliche Zufriedenheit bei den Zuſchauern. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

*** Der jetzige Erzbiſchof von Auch predigte kürzlich die Lehre des Evangeliums durch eine ſo edle als kühne That. Ein Haus brannte lichterloh, und drohte von Minute zu Minute den Einſturz, während ſich in einem Zimmer des erſten Stockwerks noch eine Frau mit ihrem Kinde befand. Der wackre Prieſter bietet augenblicklich dem, der ſein Leben wagen will, die zwei Unglücklichen zu retten, eine anſehnliche Belohnung; aber Niemand hat den Muth. Da wickelt ſich der Erzbiſchof, raſch entſchloſſen, ſelbſt in ein naſſes Tuch, ſtürzt in die Flammen, und rettet unter Gottes Beiſtand die beiden Unglücklichen, die dem entſetzlichen Flammentode faſt ſchon für gewiß verfallen waren.

*** Die Hexe von Trouville. Auf der Küſte der Normandie, am Fuß eines ſchroffen Abhangs, wo ein kleiner Fluß ins Meer mündet, kauert wie ein Schwalbenneſt das allerliebſte Dorf Trouville, deſſen pittoreske Anſichten Iſabel's Gemälden ſo oft zum Vorwurf dienten; das nahe Meer bietet ſich als gemeinſame Domäne einem Fiſcher-Völkchen an, welches ebenſo arm als leichtgläubig iſt, — wie überhaupt die Meeranwohner; Hoffnung iſt ja die Schweſter des Aberglaubens, und deshalb vielleicht herbergt der letztere ſo gern bei der Armuth.

Trouville hatte faſt in jeder Epoche ſeine Hexe oder ſeinen Zauberer; aber unter allen dieſen Spezialfreunden Satans gelangte nie einer zu einem ſo furchtbaren Rufe, wie die alte Margarethe. Karten, Kaffeeſatz, die Lineamente der Hand waren ihr ein Spiegel, worin ſie die Zukunft las; Niemand konnte genau ihr eigentliches Alter nachrechnen, das lag in einem völligen Geheimniß begraben; die älteſten Leute im Ort kannten ſie ſeit Menſchengedenken ſchon ſo alt und hinfällig; viele verſicherten, ſie häufig bei Mondſchein auf einem Beſenſtiel erblickt zu haben; auch war's gewiß und abgemacht, daß ſie ſich verwandeln konnte; denn man war ihr ſchon einmal an einem November-Abend begegnet, wie ſie im Leib einer andern Alten, die längſt verſtorben, herumging. Kurz die alte Margarethe war der Schrecken in der ganzen Umgegend, und lange wagte es Niemand, ihren Zorn zu reizen.

Was aber lange Niemand gewagt, das that eines Tages Paul Grey, der Freigeiſt, ein junger Burſche von 18 Jahren, ein Seemann vom Kopf bis zum Fuß, der ſchon mit 16 Jahren beim Tanz gegen die Engländer mit dabei geweſen war, und ſeit dem halben Jahre, daß ſeine Beine auf feſtem Lande ſtanden, mehr Heldenthaten vollbracht hatte, als irgend einer im ganzen Leben. Was? war er nicht ſogar um Mitternacht über den Kirchhof gegangen?

Am Weihnacht-Abend nun begab ſich Paul Grey, der Freigeiſt, zu ſeiner Braut Roſe Lucas; ſein Unſtern brachte ihm die alte Margarethe in den Weg. — Paul war juſt in der Laune, einen tüchtigen Spaß zu machen; ſo grüßte er denn die alte Dame folgendermaßen: „He, holla, alte Teufelshexe, machſt du dich bald auf den Weg, dich in der Hölle zu wärmen?“ — Bei dieſer Anrede zuckte der ganze Leib der Alten zuſammen; ſie ſchlurrte ſich plötzlich, wie ein Geſpenſt, vor den Verblüfften hin; die Augen funkelten ihr, wie einer ſchwarzen Katze, im Dunkeln; ſie ſtreckte ihre knöchernen Arme gegen ihn aus, und gab ihm den Gruß alſo zurück: „Ach, du mein netter Burſche, du ſchöner Bräutigam des Salzwaſſers! Du lebſt nicht lange genug, um meine Höllenfahrt angucken zu können, und dein herzallerliebſter Schatz, du Papagei! heirathet Pierre Burdet an demſelben Tag, wann du von einer gewiſſen Reiſe, naß wie ein Fiſch, heimkommſt!“

Der Klang ihrer Stimme, womit ſie dieſe Prophezeihung ausſprach, ſtahl dem armen Paul Grey allen Heroismus ſtracks aus dem Leibe heraus; er ſchlich, den Kopf zwiſchen die Schultern geſteckt, langſam ſeines Weges weiter, zum Vater Lucas. Kaum hatte er ſich aber auf ſeinen gewöhnlichen Platz geſetzt, als draußen eine unbekannte Stimme fragte, ob man hereinkommen könne. Lucas, Roſa und ihr Bräutigam guckten ſich wechſelſeits bedenklich an, bevor ſie antworteten; aber wie ſie noch die Köpfe zuſammenſteckten, ging die Thüre auf, und ein Gendarme von der Marine trat in die Hütte.

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 180. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 30.

Samſtag, 1. Auguſt.

Die Pommer'ſche Dichterſchule.

Brunold, Ferrand, Hagendorff, Jäger, Koſſarsky und Nebenſtein — das ſind die ſtolzen Namen eines neuen Hainbundes, einer jüngſt etablirten Sängerſchule, die uns nicht übel deuten möge, daß wir ſie ſtatt der Märkiſchen, die Pommer'ſche nennen! Bei den Märkiſchen Dichtern wird man ſogleich an die Muſen und Grazien von Werneuchen erinnert, an den Feldprediger Schmidt, an blökende Kühe im Stalle, an Buttermilch und das Quaken der Fröſche im Röhricht der Havel. Man wird an Karl Müchler, den Preußiſchen Grenadier von 1806, erinnert, an die Wadzecksanſtalt und ähnliche Inſtitutionen, welche gänzlich außer dem Bereiche der Pommer'ſchen Dichterſchule liegen. Nach Pommern verſetz' ich ſie, weil einige ihrer Mitglieder in der That von dort gebürtig ſind, weil ſie in ihren Seeliedern ſehr ſtarke Erinnerungen an Swinemünde und Heeringsdorf hervorriefen, und weil zuletzt, Ver- ſo wie Hinterpommern ein Land iſt, das dichteriſche Staffagen hat. Wer ſieht nicht mit Entzücken die grünen Oderbrüche mit den weißen Stämmen hellgrüner Birken! Wo blüht die Linde ſo ſchön! Man muß nicht ungerecht ſein.

Unter den ſechs mir bis jetzt bekannt gewordenen Dichtern der neuen Schule herrſcht eine freundſchaftliche Verabredung. Man ſagt, daß ſie Alle nur ein und daſſelbe Mädchen beſingen, welches ihre Hand dem talentvollſten unter ihnen geben wird. Sie wartet, wer von ihnen zuerſt das ſchönſte Bild über ſie hat. Aber ach! ſie wartet ſchon mehre Jahre und noch immer bleibt das Gleichniß aus, der kühne und ſiegreiche Trope kömmt nicht. Bilder genug, aber keine ſchlagenden, keins, das die fünf Nebenbuhler in die Flucht ſchlüge!

Dies iſt das Geheimniß der Pommer'ſchen Dichterſchule. Wie ſie nun ringt nach ihrem Ideale, wie ſie die Sprache beſchwört, und alle alten Lieder heraufcitirt! Vergebne Mühe! Sie bringen es nicht weiter, als bis zu den gewöhnlichen Gleichniſſen: immer dieſelbe Leier, die die Alten ſchon anſchlugen. Der Geliebten Auge iſt ein Spiegel meiner Seele. Ihr Auge iſt mein Himmel mit den zwei freundlichen Sternen. Ihr Auge gleicht immer gewiſſen, erſt neulich entdeckten Blumen, Vergißmeinnicht genannt. Die Geliebte iſt meine Sonne, ich bin ihr Mond. Die Geliebte iſt meine Wonne, die ſich verlohnt. Die Geliebte iſt mit einem Worte Alles, nur nicht das, was noch nicht da war.

Die hohe Braut der Pommer'ſchen Dichter lächelt und ſchüttelt ihr lockiges Haupt, wie Brunold ſagen würde, ihr Lockenhaupt, wie Ferrand ſagt, ihr gelocktes Haupt, wie mit einem Wortwitze Hagendorff ſagen würde, ihr lockendes Haupt, wie ſchmelzender Jäger ſagt, ihr flockiges Haupt, wie Koſſarsky ſagt, ihr ſtockiges Haupt endlich, wie Nebenſtein ſagen würde, wenn Bruneld es nicht ſchon geſagt hätte, alſo ihr flockenlockiges Haupt, wie er zuletzt wirklich ſagt, um die Andern alle zuſammenzufaſſen. Sie verzweifeln: ſie werden nicht erhört.

Ferrand, im Grunde der König dieſes dichteriſchen Kreiſes, gibt eine Liſt an. Sie anatomiren die Schönheit ihres Idols und Jeder nimmt ſich einen einzelnen Theil deſſelben, um ihn mit Muße zu beſiegen. Der Eine ſchildert ihren Kopf, der Andere ihre Bruſt, der ſchildert ſie ſitzend, der liegend, der Eine ſchlafend, der Andere ſtrickend und nähend. Zwirnsfaden, Teppiche, Netzarbeiten und dergleichen Strickereien werden oft erwähnt und laſſen hier entweder auf eine Putzmacherin oder eine Nähterin ſchließen. Singt doch Ferrand ſelbſt, der Meiſter:

Hier unter dieſen Bäumen
Hab' ich ſo oft geſäumt.

Oder wie Hagendorff gleichſam von der 7ten Stunde bei'm Feierabend ſpricht:

Doch wenn die Glocke geſchlagen hat,
Verläßt ſie dieſes Haus!

Verzeihung! Ich denke nicht daran, eine geiſtvolle Dame ſo herabzuſetzen; ich wollte die Dichter nur warnen, in ihren Bildern vorſichtiger zu ſein, und keine Ausdrücke zu wählen, welche eine lächerliche Deutung zulaſſen. Warum zu ihrem Unglück noch dieſes fügen? Ja, ſie ſind unglücklich; aber faſt möcht' ich ſagen, weniger an den trivialen Gleichniſſen, weniger an der Spröde ihres Mädchens, weniger an den philiſterhaften Eltern, die Dichtern keine Töchter geben, als an der Nachahmung. Heine heißt ihr Unglück.

Es hat einmal einen Dichter gegeben, (er ſtarb, als er anfing, in ſeiner eignen Manier zu dichten), der mit Waſſerliljen, Meerfeyen, Mondſcheinnächten, Seemöven, mit einigen Ausdrücken, wie: charmant, ennuyant, — mit Piſtolen, die nicht geladen waren, und ähnlichen Artikeln ungemein viel erreicht hat. Heine iſt nicht ſo groß geworden durch den Schmerz, den er empfindet, als durch den, den er affektirt. Denn das war ſchon rührend, ſich ohne Grund zu quälen und Empfindungen zu erſinnen, für welche eben nichts da war, als die Grimaſſe. Heine iſt durch unbeſtrittene Phantaſie, durch die inwohnende Dichterkraft claſſiſch abgerundet. Er war ſo unglücklich, ein zahlloſes Heer von Nachahmern auf ſich zu ziehen, die jeden albernen Einfall durch Heine's claſſiſche Thorheit entſchuldigen wollen. Unſre Pommern gehören dazu.

Lüderlich und geiſtig abgeriſſen iſt Niemand von ihnen; ſie affektiren nur das Gegentheil ihres beſcheidenen und blonden Weſens. Ihr drittes Wort iſt der Schmerz, ihr viertes ſind Thränen; dieſe Pommern ſollten zu jener Poeſie der Blüthenträume und Unſchuldsträume ſchwören, zu den ſchwermuthsvollen dummen alten Leuten, die vom bemoos'ten Kirchenthurme herabfallen: was haben ſie mit Heine's Schmerz zu thun? Hütet euch doch! Ihr werdet ſo lange an eurem geſunden Fleiſche ritzen, und etwas von Heine's anſteckendem Weſen hineinwiſchen, bis ihr an einer gewiſſen allgemeinen Seuche untergeht; oder es geſchieht wohl gar eine Tragödie um eure Narrenspoſſen, und eine Stieglitz ermordet ſich, um euch wirklichen, veritablen, ächten Schmerz zu verurſachen.

Zwei Gedichtſammlungen liegen mir vor, und geben zu Voranſtehendem die Veranlaſſung: Gedichte von Hugo Hagendorff und Gedichte von E. Ferrand. Neue Sammlung.

Die Gedichte von Hagendorff ſind kindiſcher, als die von Ferrand. Er gefällt ſich noch in der imaginären Seelenwanderung, bald ein Vogel zu ſein, und an Liebchens Fenſter zu fliegen, bald ein Röslein ohne Dornen, und ſich ihr an die Bruſt zu ſtecken, bald ein Tropfen Waſſer, was weiß ich Alles! Dieſe Unſchuld zeichnet ſich beinahe vor den Liedern Ferrand's aus, die ſchon viel gemachter ſind. S. 18 iſt ziemlich. S. 76 kindiſch-rührend. S. 82 wäre recht brav, wenn der letzte Vers fehlte. S. 121 iſt aus Heine's Tambour le Grand — ein Pfeifer geworden. S. 146 iſt in der vierten Zeile das Wort Roſen hübſch angebracht. Alles Übrige iſt ſchaal. Der junge Mann hätte recht gethan, wenn er das nicht unterlaſſen hätte, was er S. 72 ſagt:

Meine armen Verſe warf' ich
Zürnend in das Flammenreich.

Ferrand, der Meiſter, glaubt ſchon höher zu ſtehen, ſteht aber tiefer als ſein Schüler, deſſen nackte, feuchte Unſchuld rührend iſt. Aus 300 Seiten kann nur Folgendes notirt werden: S. 46 erträglich. S. 63 desgleichen. Das Dümmſte, was in neuerer Zeit geſchrieben iſt, heißt S. 91:

Dumm.

Es geht mir wild im dummen Kopf herum:
Mein Kind, wie biſt du ſo himmliſch dumm.
So dumm! So dumm! Man glaubt es kaum,
Oft ſcheint es mir ſelber ein närriſcher Traum.
Und doch — erwürgen könnt' ich mich! —
Ach! toll und thöricht lieb' ich dich!
Es treibt mich umher ohne Raſt und Ruh —
Noch dümmer bin ich, noch dümmer als du!

S. 101 meint der Dichter, weil ſeine Geliebte beim Trinken etwas Schaum am Munde gehabt habe, ſo ließe ſie ſich mit Venus, der Schaumgebornen, vergleichen. S. 179 lieſt ſich. S. 247 iſt metriſch angenehm. Das iſt Alles.

Ferrand wird noch viel dichten. Ich will ihm drei Regeln geben:

1) Weniger eifrig von ſeinen Liedern und von ſeinen Verſen in den Liedern und Verſen zu ſprechen!

2) Sich wenigſtens metriſcher Vollkommenheit und Abwechſelung zu befleißigen, weil das Versmaaß immer noch hilft, wo auch der Gedanke trivial iſt. Es lieſt ſich doch!

3) Sparſam zu ſein in den Beiwörtern. Die Bei-

wörter machen die Gedichte maleriſch und anſchaulich; aber ihre Überhäufung wirkt wie Kleye. Z. B.

Am Strande ſteht ein kleines Fiſcherhaus.
Ein hübſches Mädchen blickt von ſeiner Schwelle
Ins weite, ſchaumbedeckte Meer hinaus;
Faſt ſchlägt an ihren bloßen Fuß die Welle.
Aus niederm Schornſtein wehet dünner Rauch, —
Weit leuchten hin des Hauſes weiße Wände;
Am kleinen Fenſter ſteht ein Roſenſtrauch,
Und Weinlaub rankt am braunen Wandgeländ.

Hier rührt ſich das ganze Bild wie zu einem Brei zuſammen. Aber was läßt ſich thun? Herr Ferrand wird dieſe Rathſchläge verachten.

---

98) Der deutſche Student. Beitrag zur Sittengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. Auch u. d. T. Schnabel's Univerſitätsjahre. Von A. von S. Stuttgart, Balz. 1835.

In Forſch's Studentenbildern ſahen wir die burſchenſchaftliche Seite des deutſchen Univerſitätslebens, in dieſer Schnabeliade herrſcht die landsmannſchaftliche. Beide Bücher ſtinken nach Bier und Taback: doch war im erſten Buche noch etwas Menſchliches, in dieſem wälzt ſich das Vieh im Kothe. Die Verhältniſſe ſind ſo; es iſt Alles treu geſchildert worden, was unſre Univerſitäten jedem Gebildeten als Wohnort verleidet. Wir ſehen mit eignen Augen, welche Gemeinheiten mit den Muſen verbunden ſind, ſehen die Hoffnungen des Vaterlands, die einſt als Richter, Ärzte, Prieſter und Lehrer fungiren werden, ſehen jämmerliche Profeſſoren, die lederne Hoſen tragen und vor ihren Zuhörern von Waden und Vaterſchaften ſprechen. Gegen dieſe Miſère unſrer Univerſitäten können die Regierungen nicht Hinderniſſe genug erfinden. Das Gerede von akademiſcher Freiheit iſt ein betrügeriſcher Deckmantel für den Vandalismus unſrer mittleren und kleinen Univerſitäten, die alle ſäkulariſirt zu werden verdienen. Wenn die Inſtitute des Mittelalters ſinken, ſo ſeh' ich nicht ein, warum das Entarteſte deſſelben bleiben und der Staat, der alles abſorbirt in neuerer Zeit, nicht auch dieſe Anſtalten, welche faktiſch ſchon von ihm abhängen, ſich gänzlich einverleiben ſoll. Die ſogenannte akademiſche Freiheit iſt für die Studenten nur die Freiheit, roh zu ſein; für die Profeſſoren aber, unſittliche Späſſe zu machen. Denn was nützt ihnen dieſe Freiheit, wenn die Schüler ein Civilgeſetz übertreten, oder die Lehrer im Colleg behaupten, Ludwig XVI. ſei mit allem Fug und Recht hingerichtet worden, die Könige dürften ihre Verſprechungen nicht zurücknehmen?

Schämen ſollte ſich übrigens der Verf. dieſes Buches, daß er durch Enthüllung jener empörenden Rohheiten ſeine Zeitgenoſſen beleidigte. Er kann ſich nicht einmal damit entſchuldigen, daß er nichts, als die Wahrheit berichtete; denn er ſchwimmt mit ſolchem Entzücken in jener Jauche, ſchlürft den Becher der Gemeinheit mit ſo trunknen Zügen, daß man erſchrickt, hier einen Mann zu treffen, der, jedenfalls ſchon in bürgerliche Verhältniſſe übergetreten, im Katzenjammer des ſogenannten Philiſteriums noch nicht die Erkenntniß ſeiner Thorheit gefunden hat.

---

99) Der Chevalier. Ein Roman von Th. Mügge. Drei Bände. Leipzig, G. Wigand. 1835.

Der Chevalier iſt jener bekannte Mauduit, der in der Revolution von St. Domingo eine für die Art, ſich in Revolutionen zu benehmen, ſo lehrreiche Rolle geſpielt hat. In der Mitte ſchwebend zwiſchen ſeiner angebornen Neigung, die Freiheit zu ehren, und dem mißverſtandenen Ehrgefühle, einen ihm übertragenen Poſten nicht zu verlaſſen, half er weder der Freiheit, noch ihren Gegnern, ſondern nahm von ſeiner eignen Parthei ein Ende, das er nicht verdient hatte. Der Verf. will mit der Darſtellung dieſes Ereigniſſes gewiſſermaßen einen didaktiſchen Zweck erreichen; doch fürchten wir, ihn ſelbſt in jener Mitte unſicher ſchwanken zu ſehen, die wahrlich nicht immer die einzige Zuflucht iſt, ſich vor politiſchen Extremen zu bewahren!

Unendlich größer iſt das dichteriſche Verdienſt dieſes Romans. Er macht uns mit einem Autor von der lebhafteſten Einbildungskraft vertraut, der die Gabe der Veranſchaulichung und dramatiſchen Malerei in hohem Grade beſitzt. In allen ſeinen Figuren iſt, wenn auch nicht immer Wahrheit, doch Leben und eine täuſchende Rührigkeit. Beſonders glücklich ſind die Situationen des Verfaſſers erfunden und verrathen ein nicht geringes dramatiſches Talent. Im Romane wird die dramatiſche Behandlung immer zwei Klippen haben: Die Unruhe und das Geſpräch. Die erſtere findet ſich nicht, vielmehr weiß der Verf. immer zur rechten Zeit, in den epiſchen Ton zu fallen. Aber im Geſpräch hat den Verf. ſein Beſtreben, anſchaulich zu ſein, irre geführt: er benutzt gern jene Vertrauten der franzöſiſchen Komödie, die ſich begnügen, Ja, nein, freilich, allerdings zu ſagen, während die Hauptperſon ihre Meinungen faſt monologenartig ausſpricht.

---

100) Stuttgart und ſeine Umgebungen. Von F. L. Bührlen. Stuttgart, Hoffmann.

Der Verf. dieſes Buches hatte vielfache Gelegenheit zu Schmeicheleien. Er zeichnet ſich aber dadurch aus, daß er ſie nur an offizielle Perſonen richtet, nicht aber an jene Klaſſe ſeiner Mitbürger, welche ſich in der Lyrik oder in der Kritik einen Namen erworben hat. Hier werden von ihm niemals Namen genannt *) und verbürgt ſomit dieſe Zurückhaltung, daß

---

*) Selbſt Seydelmann wird verſchwiegen: obſchon hier nicht ohne Grund, da ſich dieſer ausgezeichnete Künſtler bekanntlich ſchon ſeit längerer Zeit bemüht, Stuttgart in Gutem verlaſſen zu können.

der Vf. ſeinen Zweck, einen ſtatiſtiſch-topographiſchen, nicht aus dem Auge verlor. Er ſpricht vom Charakter der Einwohner, wie billig, nur Gutes; denn wie würde es ſich geſchickt haben, hier von der Stuttgarter ſchwarzem Lutherthum, ihrem Mißtrauen gegen Jedermann, der mit ihnen noch keinen Scheffel Salz gegeſſen hat, ihrer Inhospitalität und ähnlichen Merkmalen zu ſprechen! Die politiſche Spaltung hätte der Vf. lebhafter hervorheben ſollen; denn in keiner Stadt Deutſchlands iſt ſie ſo auffallend, wie hier. Alles ſondert ſich nach ſeinem politiſchen Glaubensbekenntniß, ja, dies geht ſogar ſoweit, daß man ein eignes liberales Bürgermuſeum gegründet und damit abſichtlich dem ſchon beſtehenden Muſeum ein ariſtokratiſches Gepräge gegeben hat. Man muß den Grund dieſer Sonderung, die das Gute hat, daß ſie Charakter zeigt, in dem eigenthümlichen ſchwäbiſchen Weſen ſuchen. Die Schwaben ſind zähe, begreifen ſchwer, aber packen das einmal Capirte dann bis zur Caprice feſt. Deßhalb ſind ſie im Allgemeinen entêtirt, rabiat, ſtörriſch, finſter und unverſöhnlich.

Die artiſtiſchen Beilagen ſind hübſch ausgeführt. In Kartendruck leiſtet Herr Karl Hoffmann nur Ausgezeichnetes.

101) Geſchichte der Vorläufer der Reformation. Von L. Flathe, Prof. in Leipzig. Erſter Band. Leipzig, Göſchen. 1835.

Die Reformation wurde nicht erfunden, wie man Amerika oder das Schießpulver entdeckte; ſondern der Wittenbergiſchen These ging eine lange Ahnenreihe vorher, Oppoſitionen gegen die katholiſche Kirche, die weniger arianiſch und ſocinianiſch waren, als aus dem Bedürfniß der Asceſe entſprangen. Die Stellung der Myſtik zur katholiſchen Kirche, die Katharer und die Waldenſer ſind auf dieſem Gebiete bekannte Erſcheinungen. Selbſt die ſcholaſtiſche Philoſophie, welche ſo lange hindurch für die Stütze des Katholicismus galt, nahm ein oppoſitives Element in ſich auf, wenn man dieſe Bezeichnung für eine Behandlungsweiſe des Dogma's nicht beſtreiten will, welche mit naiver Offenherzigkeit immer eine zwiefache Erklärung gab, eine für die Vernunft und eine für die Kirche.

Mit vieler Gründlichkeit verfolgt der Verf. dieſe Morgenroth-Phänomene der Reformation. Sein Werk iſt aus den Quellen geſchöpft und vielleicht überreich an Material; wenigſtens vermißt man einen irgendwie erhabenen Standpunkt, von dem aus er ſeinen Gegenſtand beurtheilt, vermißt Licht und Klarheit und zuletzt eine gefällige Darſtellungsweiſe. Lange iſt uns kein ſo vernachläſſigter, ſchriftſtelleriſch ganz unzurechnungsfähiger Styl vorgekommen, wie der des Herrn Profeſſor Flathe in Leipzig.

102) Napoleon Hannibal Scipio Meyer. Hiſtoriſche Novelle von Th. von Kobbe. Bremen, Geiſler. 1835.

Unter dieſem faden, durch die Intrigue in keiner Beziehung gerechtfertigten Titel lieferte der Verf. ein recht anmuthiges Gemälde aus dem Hamburger Kaufmannsleben, das um ſo anziehender iſt, je weniger Eines oder das Andere in dieſer Erzählung erſonnen oder fingirt zu ſein ſcheint.

103) Jacobina. Novelle von Phantaſus. München, G. Franz. 1835.

„Abſcheu gegen religiöſe Heuchelei" war es, was den Verfaſſer (wie er in der Vorrede mit Beſcheidenheit angibt) zum Entwurf dieſes Gemäldes bewog, und was er auch bei'm Leſer zu erwecken ſuchte. Seine Erzählung ſpielt in Franken im 17ten Jahrhundert, und dreht ſich um eine religiöſe Sekte, welche in einem kleinen Dorfe ihr Unweſen treibt, ein gutes, liebes, aber ſchon von Natur allzuſehr zum Sinnen und Brüten geneigtes Weſen (Jacobina, die Tochter eines wohlhabenden Kupferſchmiedes) durch die Idee von Aufopferung an den Himmel, ihrem Geliebten, dem Geſellen Sebald Bacher, entfremdet, und ſo weit bringt, daß ſie den vom verſchmähten Nebenbuhler in erheuchelter Verzückung als durch Gottes Stimme anbefohlenen Tod am Kreuz freiwillig hinnimmt. Als Epiſode und Contraſt zu Jacobina iſt das Schickſal eines andern weiblichen Weſens hineinverwebt, welches als Opfer ihrer Sinnlichkeit in Verzweiflung untergehn muß. Die Handlung ſpinnt ſich einfach und klar fort, faſt idylliſch, die Charaktere ſind leichthin entworfen und paſſend gefärbt; doch dürfte das erſte Auftreten Katharina's allzu grell, und, weil es etwas gar unweiblich, ſogar verletzend genannt werden; der Schluß iſt ſchnell herbeigeführt; die Darſtellung natürlich; das landſchaftliche Beiwerk mit ſo vielem Takt angeordnet, daß die Beſchreibung, ſo angenehm ſie iſt, nie prädominirend wird. —ll—

104) Ueber die Emanzipation der Frauen. Ein wohlgemeintes Wort von S....... ꝛc. München, G. Franz. 1835.

Duttlinger's Motion in der Badiſchen Kammer „um Aufhebung der Beiſtandſchaft der Frauen," hat dieſe kleine Schrift veranlaßt, — welche ſonach die Sache vorerſt vom juridiſchen Standpunkt aus leichthin anfaßt. Beigegeben ſind, gleichſam als Materialien zu einer ausführlichen Behandlung, welche dieſer wichtige Gegenſtand allerdings verdient, Fichte's „über das gegenſeitige Rechtsverhältniß beider Geſchlechter im Staate" und die denſelben Gegenſtand betreffenden dießjährigen Verhandlungen der Badiſchen Kammer. Als Anregung eines Themas, welches jetzt nie genug beſprochen werden ſollte, hat die kleine Piece ihren Werth. Die rein humanen, ſo wie die ſocialen, und die pädagogiſchen Elemente dieſer Frage harren demnächſt auf eine eigene Erörterung. —ll—

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Gutzkow. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 181. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 3. Auguſt.

Der ſtarke Haken.

Von Friedrich v. Sallet.

Herr Haken ging um Mitternacht
Zum alten Eichenhain,
Wo ernſt der Götterbilder Pracht
Aufragt im bleichen Schein.

Er beugt ſich vor dem ſtarken Tor,
Der hochgewaltig ſteht:
„Freut wilder Schwerterklang dein Ohr,
So hör' auf mein Gebet.“

„Für hundert Männer hab' ich Muth,
Gib mir für zwanzig Kraft!
Dir opfr' ich aller Feinde Blut,
Die meine Klinge rafft.“ —

Sprich't's; da durchzuckt's ihm Mark und Bein,
Er fühlt ſich ſelbſt ein Gott;
Doch iſt's, als blickt' im Mondenſchein
Tor's Antlitz wilden Spott.

Herr Haken winket flücht'gen Dank,
Stürmt dann durch's Dickicht fort,
Bis zu dem Eichbaum hoch und ſchlank,
Unfern vom heil'gen Ort.

Den packt er an und ſchüttelt ſtark,
Wirft ihn entwurzelt hin:
„Ha, Tor, du gabſt mir kräftig Mark,
Doch kräft'ger iſt mein Sinn.“

„Wohl g'nügte mir die eig'ne Kraft,
Zu ſchlagen Feind auf Feind;
Doch ſturmesſchnell ſei nun geſchafft,
Was meine Seele meint.“

„Du, Königstochter, leuchtend mild,
Wie Nordlicht bei der Nacht:
Für dich eil' ich in's Schlachtgefild,
In's Brautbett von der Schlacht!“ —

Herr Haken ſammelt kleine Schaar
Und zieht in's Königsland,
Worin ſein Lied gefangen war
Von ſtrengen Oheims Hand.

Da trifft er ein gewaltig Heer,
Hundert auf einen Mann:
„Hei! luſtig Werk, wie ich's begehr',
Ihr Recken, friſch heran!“ —

Hei! wie ſein Schwert durch Eiſen dringt,
Zerſpaltend Wehr und Mann,
Bis es vor ſeiner Kraft zerſpringt;
Er kehrt ſich wenig d'ran.

Verächtlich wirft er noch den Knauf
Dem Feind in's Angeſicht,
Geht mit der Fauſt dann d'ran und d'rauf,
Die Helm' und Schädel bricht.

Wohl tauſend Recken lagen ſchon
Im Blut auf grünem Plan,
Die andern Alle ſcheu entflohn
Vom wunderſtarken Mann.

Er dringt mit Sturmesungeſtüm
In's hohe Königsſchloß,
Da winken ſüße Augen ihm;
Er theilt den bleichen Troß.

Die Holde ſinkt an ſeine Bruſt,
Er drückt ſie d'ran mit Macht,
Noch heiß von wilder Kampfesluſt,
Hat ſeiner Kraft nicht Acht.

Da ſinkt ſie ſtumm erbleichend hin,
Von ſeinem Arm erdrückt; —
Es hat der Sturm mit wildem Sinn
Die Roſe zart geknickt.

„Das alſo, Tor, iſt Götterhuld!?
Doch für die Gabe Dank!
Durch ſie beſtraf' ich meine Schuld
Und quäle mich nicht lang.“

So ſchreit er auf in wildem Schmerz,
Erfaßt der Säule Schaft,
Und ſchüttelt mit dem Arm von Erz,
Mit Grimmes Doppelkraft.

Die Säule wankt, die Decke biegt, —
Laut krachend ſtürzt ſie ein, —
Dort unter'm Schutt Herr Haken liegt
Still mit der Liebſten ſein.

Die Taubſtumme.

Reminiscenz aus einer Schweizerreiſe.

(Schluß.)

Da durchdringt nach wenigen Stunden derſelbe Ton des Alp-Horns die geheimnißvolle Stille und der Kuhreihen weckt mit ſeiner ſehnſuchtsvollen Melodie die erquickten Wandrer aus ihren Morgenträumen. Und es beginnt ſich im ganzen Hauſe zu regen; die Fenſterläden werden aufgeſtoßen, um den Tag hereinzulaſſen; allein die Nacht hüllt mit ihrem dunkeln Schleier noch Berge und Thäler ein. Mancher, der aus ſeinem Fenſter in die Finſterniß hinabſchaut, wird vom Froſt, der von den Bergen herüberweht, ſo tüchtig geſchüttelt, daß ihm die Zähne klappern und er ſchnell wieder das Fenſter ſchließt. Doch trotz Froſt und Fieberſchauer eilt man nach dem erſten Gruß des Alp-Horns, welches die Nähe des Sonnenaufgangs verkündet, in Mäntel gewickelt und in Pelze vermummt, hinab in den Verſammlungsſaal und die Eintretenden grüßen mit einem herzlichen: Guten Morgen.

Schon wandelten einzelne Geſtalten draußen auf dem freien Platze, wo das hohe hölzerne Gerüſt ſich erhebt, welches die Schweizernaturforſcher zur Beobachtung des geſtirnten Himmels haben erbauen laſſen, die Hände reibend, zuweilen die Arme um den Leib ſchlagend, den Boden mit eiligem Fußtritt ſtampfend, herum; die Andern folgen ihnen bald nach. Auch Damen waren mit unter den Erſten; das warme Bett oder der Anzug vor dem Spiegel feſſelten ſie heute nicht; der friſche Morgenwind durfte mit ihren aufgelöſten Locken ſpielen und die Wangen mit Roſen ſchmücken. Faſt konnte es Einem bedünken, auf einem Maskenfeſt mitten im Winter herumzuwandeln, ſo viele wunderliche Geſtalten und poſſierliche Anzüge boten ſich, da allmählich die Morgendämmerung eintrat, den Blicken der erſtaunten Gäſte dar. Koſtbare Zobel wärmten die zarten Glieder der Damen; die Herrn ſchützten ſich vor dem ſcharfen Zugwind mit ihren Reiſemänteln von Tuch oder Wachsleinwand; nur die rüſtigen Fußgänger, die Kiſten und Kaſten verſchmäht, hüllten ſich in ihre Bettdecken von weißen und bunten Baumwollenzeugen ein und hatten nun das Anſehen von Prieſtern, auf luftiger Bergeshöhe verſammelt, die erwachende Himmelskönigin mit einem „Salve Regina“ zu begrüßen.

Da trat auch Eliſabeth in demſelben Anzuge, in welchem ſie Abends die Gäſte entzückt, am Arme ihres Begleiters aus der Thüre und alle bewillkommneten, beinahe einſtimmig, ihre Erſcheinung mit freundlichen Morgengrüßen, die ſie mit erhobnen Armen und ſchnellem Nicken ihres Kopfes, ſo unbefangen, als ob ſie in einen befreundeten Familienkreis träte, lächelnden Blickes erwiederte. Sie eilte mit geflügelten Schritten zum Rande des Berges und ſchlürfte in vollen Zügen den Athem der Alpen ein, welcher das blendende Weiß ihrer Wangen mit leichtem Purpur anhauchte. Die Verſammelten drängten ſich immer näher um die Zuletzterſchienene, welche ohne lange Wahl den ſchönſten Standpunkt ausgemittelt, und bildeten bald um ſie einen bunten Halbkreis.

Schon fingen unten in den Thalebnen die Nebel an durcheinander zu wogen; die wolkenähnlichen Maſſen ſetzten ſich in Bewegung, ſtürmten zur Höhe, ſenkten ſich dann wieder nieder und lagerten ſich endlich mit ihrem undurchdringlichen Schleier über die ganze Landſchaft, aus welcher, wie aus einer unermeßlichen Waſſerfluth, der Rigi mit ſeinem ehrwürdigen Haupt, der einzigen Zufluchtsſtätte eines frömmeren Geſchlechtes, rieſengroß emportauchte. Es war ein Schauſpiel, als ob die Natur eine Phantasmagorie eröffnet hätte, ſolche wunderliche Geſtalten bildeten ſich ſchnell und ſtürzten ſchnell zuſammen, wie von einer Rieſenfauſt geſchüttelt, um wieder neue Bildungen zu gebären; bald ſah man unter ſich eine reizende Landſchaft liegen, bald ſtiegen himmelhohe Berge auf, bald kämpften Rieſen und Zwerge miteinander, bald ſchnob ein Reiterzug auf ſchäumenden Roſſen vorüber; im Augenblick war das Bild entſtanden und zerronnen, und ein anderes erhob ſich aus dem nimmerruhenden Chaos. Das Mädchen ſchaute dieſem Spiele der Natur mit ſteigender Bewundrung zu, jede neue Geſtaltung begrüßte ſie mit lebhafteren Bewegungen, welche die Umriſſe der Bilder in die Luft zeichneten; bald klatſchte ſie in die Hände, bald hing ſie am Halſe ihres Lehrers, vergaß in ihrer Entzückung der Gegenwart und der Umgebung; ihr ganzes Weſen ſchmolz mit dieſer Zauberwelt der Nebel, welche ihrer innern Welt zu entſprechen ſchien, zuſammen. Die Verſammlung bewunderte in gehaltner Stille die Geberdenſprache der Begeiſterten, und Aller Augen waren nur auf ſie gerichtet. Aber plötzlich ſtand ſie ſtill da; es ſchien ſie zu betrüben, ein Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit geweſen zu ſein.

Die Verſammlung ſchwoll unterdeſſen zu einem immer größeren Strome an, da aus allen tiefer unten liegenden Wirthshäuſern, beſonders von der Rigiſtaffel, die Fremden, wie zu einem Gnadenbilde in ſtiller Prozeſſion, zum Kulm heraufwallten, vom Morgengruße des Alp-Horns angeſchmettert. Und ſtiller und ſtiller ward's in den Gründen und auf dem Berge, als ob der Menſch und die Erde die Gegenwart des Allerhöchſten empfinde; kein Laut entweihte die Stille, kein Vogel durchſchwirrte die Lüfte. Die Blicke der

Verſammelten ſchweiſten gen Oſten, um die Stelle zu ſuchen, wo die Sonne heraufflamme. Da wogten die Nebelwolken gewaltiger durcheinander, kein Bild konnte ſich mehr geſtalten, ſie ſtürmten zur Höhe und lagerten ſich zu den Füßen der Zuſchauer. Dann jagten ſie wieder hinab in die ſchwindelnde Tiefe, zerriſſen plötzlich hier und da ihre undurchdringlichen Schleier, klammerten ſich, von den Winden getrieben und zerflattert, an die ſteilen von ſchwarzen Rieſenföhren ſtarrenden Bergwände feſt. Und durch die Nebelriſſe blickte man in die tiefen von wilden Bergwaſſern durchſchwärmten Thäler, und klar traten hervor der Lauerzerſee und die verwaiſte Kirche des vom Spitzebuel verſchütteten Goldau, die grünen Gewächſe des Vierwaldſtädterſees mit ſeinen klaſſiſchen Ufern und vielen Buchten; die ſteilen Felswände des Pilatusberges, die ſich eitel in ſeinem Spiegel beſchauen, oft von den durch den Föhn empörten Wogen gepeitſcht; dann die elf andern dunkelblauen Seen, im Vordergrund der Egel- und der Zugerſee, in duftiger Ferne der Zürcherſee mit ſeinen tauſend weißen Villen; die freundlichen Weiler, die lachenden Dörfer in grünen Wieſengründen; die Städte mit ihren ſtolzen Thürmen, Luzern, Küßnacht, die näheren Bruderberge mit den grünen Halden und Sennhütten; man hörte den fernen Ruf der Alp-Hörner, das Echo, das in den Schluchten wohnt, ſcholl zehnfach zurück, die Sennen zogen mit ihrem Reichthum, den Patriarchen gleich, unterm Schellengeläut höher hinauf auf die thauigen duftenden Weiden. Im Süden traten die mit ewigem Eis und Schnee gekrönten Häupter und Hörner der Berneralpen in ihrer Majeſtät und Klarheit hervor, auf denen der Himmel mit ſeinen Wolken ruht, wo ſich die flammenden Blitze ziſchend löſchen und ſelbſt die Adler nicht mehr horſten. Die Jungfrau, die noch kein Sterblicher erſtiegen, die Viſcherhörner, die Silberhörner, der große und kleine Eiger, das Wetterhorn und das Finſteraarhorn.

Und die ganze Verſammlung faltet, vom großen Geiſt der Natur angehaucht, zum Gebet unwillkührlich die Hände; purpurne, dünngekräuſelte Wölkchen, ſchwimmen vom heiligen Oſten in Blitzesſchnelle gen Weſten und ſtreuen Roſen und Feuerlilien auf die Erde und auf die weißen Häupter der Alpen, in deren bleichen Wangen das friſche Blut der Jugend aufflammt; und die Spitzen und Hörner glühen, als ob Lavabäche ſich von ihnen in die Thäler niederwälzten, im reinſten Purpur; aber das Auge muß, vom Glanze geblendet, ſich hinwegwenden und kann das Glühen erſt ertragen, wenn die friſchen Morgenwinde, welche die Berge umbrauſen, die Purpurwangen gekühlt haben. Da hebt ſich plötzlich die Sonne an den flammenvergoldeten Bergen, ihrem Hochzeitslager, wie eine königliche Braut empor, und zeigt, nach den Wonnen der geheimnißvollen Mondnacht, das roſige Antlitz den Blicken der erwachenden Menſchen, noch nicht vermögend, ihre Strahlenpfeile auf die Erde zu ſenden. Die Verſammelten ſprachen in feierlicher Andacht ein ſtilles Gebet mit gefalteten Händen: aber das Mädchen, das bis dahin, wie die Memnonsſäule, regungslos dageſtanden, wirft ſich in wilder Leidenſchaft auf die Kniee nieder, breitet die Arme der Sonne entgegen, als wollte ſie dieſe Himmelskönigin umarmen und ihre innere Glut an ihren Strahlen noch mehr entzünden. Und ein großes Geheimniß will ſich in ihrer hochklopfenden Bruſt losringen, mit den Armen zeichnet ſie die Umriſſe der Berge, wie ſich die Sonne an denſelben erheben und faltet dann die zitternden Hände zum Gebet. Ein gellender, wilder Schrei: „Sonne! — Himmel! — Gott!“ — zerreißt in demſelben Augenblicke die ſtillen Lüfte.

Alle Verſammelten durchbebt ein Schauer, alle, ſelbſt der erblaſſende Lehrer, den das Wunder der Sprache beraubt, wiſſen nicht, wie ihnen geſchehen, ob ein Geiſt geredet oder das daliegende Mädchen. Und als man ſich näher drängen und überzeugen will, daß von ihren Lippen die Worte ertönten; da winden ſich zwei hohe Geſtalten, ein Mann, kriegeriſche Würde und männlichen Ernſt im Antlitz, und eine zitternde Dame in ungeſtümmer Haſt durch die dichte Menge. Das Mädchen, in ihrer Andacht durch das Geräuſch geſtört, rafft ſich vom Boden auf und wendet ſich um, ihrem Lehrer zueilend. Aber ſiehe — da ſtürzt ſie in noch wilderer Freude den Entgegeneilenden mit dem hellen Schrei in die Arme: „Mutter! — Vater!“ —

„Meine Tochter, meine geliebte Eliſabeth!“ rufen die freudetrunkenen Eltern und preſſen das heißgeliebte, langerſehnte Kind mit Heftigkeit in die Vater- und Mutterarme, an die Bruſt, an die Lippen.

Die Verſammelten umſtehen die heilige, ineinandergeſchlungene Gruppe in feierlicher Stille und kein Auge bleibt thränenleer.

Nach langem Schweigen bricht endlich der Vater in die Worte aus: „Gelobt ſei Gott in der Höhe! — Ich ſandte vor fünf Jahren dieſe einzige Knoſpe, die ich ewig geſchloſſen glaubte, aus der nordiſchen Heimath ohne Hoffnung in die Thäler der Schweiz; und auf dieſem Berge erhalt' ich neugeſchenkt die blühende Roſe, vom Strahl der Sonne wachgeküßt, durch Gottes Gnade zur ewigen Freude zurück! Wunderbar ſind deine Wege, o Herr!“ —

Auch der Lehrer ſchloß ſeine Eliſabeth, welcher nicht ſeine Kunſt, wohl aber die Welt des Gemüthes und die Wunder der Natur das Band der Zunge zu löſen vermochten, ſtumm in die Arme und Freudethränen floſſen auf das wallende Lockenhaupt des erſchöpften Kindes.

Die Sonne ſandte ihre Strahlenpfeile auf die in ihrem Glanze ſchimmernde Welt vom wolkenloſen Äther und leuchtete, die Königin des Tages, ſegnend auf eine Verſammlung freudeſeliger Menſchen herab.

Heinrich Künzel.

Buntes.

⁂ Jules Janin, Victor Hugo und Eugen Sue in ihren Arbeitsſtuben. Der galante franzöſiſche Kritiker, der in Deutſchland ſeither ſo viele Nachahmer gefunden (Schande genug, daß die meiſten von uns neueſten Deutſchen ſo wenig Originalität aus ſich herauspumpen können, daß die Mehrzahl ſich eben wieder zur Gallomanie wendet!), bewohnt ein Hotel in der Rue Tournon. Ihr ſchreitet, wenn ihr ihm eine Viſite machen wollt, durch einen großen Hof, wo Laquaien, die ihre von Gold ſtrotzenden Livreen bei Seite legten und ebenſo ihr Negligee angethan haben, wie der Styl des franzöſiſchen Kritikers, eine prachtvolle Kaleſche putzen. Hierauf kommt ihr aus einem reichen Appartement ins andere, bis ihr endlich das Kabinet betretet, wo Jules Janin — und zwar im Bette — arbeitet, umgeben von lachenden und ſchwätzenden jungen Leuten. Der Lärm beunruhigt Jules Janin keineswegs; er arbeitet dabei fort, und wirft zuweilen ein Witzwort in die ihn umſurrende Konverſation. Zuweilen nimmt eine Dame an dieſem Plauderſtündchen Theil, — (dieſelbe Dame, deren kleinen gelben Handſchuh Janin damals bei dem famoſen Streit über die leichte und ſchwere Literatur Herrn Niſard hingeworfen); zuweilen entreißt ſie ihn auch, wenn er das Frühſtück verſäumt, ohne Umſtände aus der Mitte der läſtigen Beſucher, welche den Modekritiker umlagern. Manchmal, wenn es ihm zu arg wird, flüchtet er ſich in ein kleines Entreſol, welches mit ſeinem Appartement in keiner Kommunikation ſteht, und deſſen Thüre am Fuß der Stiege unter Wandgemälden verborgen iſt. Hier hat er doch wenigſtens Ruhe und Freiheit zu arbeiten, was ihm wirklich ſchwer hält. Sein Arbeitskoſtüm iſt eine graue Blouſe und eine wollne Mütze. (Hiebei fällt uns Balzac's Negligee ein, das bizarr genug ausſieht. Balzac trägt nämlich im Hauſe einen großen Schlafrock von weißem Flanell, mit einer Kapuze und einem goldnen Gürtel; er ſieht darin ziemlich wie ein dicker Mönch aus.) — Wenn ihr auf der Place-Royale ſteht und nach Victor Hugo's Adreſſe fragt, wird man euch alſobald eine dunkle Arkade weiſen, die eine Ecke bildet; durch ein großes Thor gelangt ihr an eine Treppe mit Abſätzen, und auf derſelben im zweiten Stockwerk in ein großes, ſehr hohes Gemach, deſſen Möbel durch eine etwas inkorrekte Miſchung vom Styl des Mittelalters und vom modernen Geſchmack charakteriſirt ſind, — eine Kanzel mit Schnitzwerk, von einem damaſtenen Vorhang bedeckt, bemalte getriebene Arbeiten, ein Kanapee aus der Zeit Louis des XV.; in der Mitte von alledem ſeht ihr den Dichter, in ſeinem grünen großgeäſterten Schlafrock, oder in einem wollnen Kamiſol, welches wie ein Panzerhemd aus dem vierzehnten Jahrhundert ausſieht. An den Wänden des Arbeitskabinets (welches ſich in dem entlegenſten Theile der ganzen Wohnung befindet) hängen Zeichnungen von Louis Boulanger, Celeſtin Nanteuil und andern Künſtlern, welche für den Verfaſſer des „letzten Tages eines Verurtheilten" eine aufrichtige Bewunderung und Freundſchaft hegen. Victor Hugo zählt übrigens ſehr viele Freunde und faſt fanatiſche Verehrer, welche man ſehr häufig bei ihm ſieht, worunter ſich Granier de Caſſagnac, Louis de Maynard, Theophile Gauthier und Andere bemerkbar machen, von denen die beiden Erſteren V. Hugo's Worte ſorgfältig aufſammeln und zur Baſis ihrer kritiſchen Aufſätze im Journal des Débats und in der Revue de Paris machen. Allerliebſt zeigt eine häusliche Scene bei Victor Hugo, wenn ſeine Gattin und ſeine ſchönen Kinder ſich neben ihn ſetzen und eine reizende Gruppe um ihn bilden. — Der Verfaſſer Attar-Gull's, des Salamander's ꝛc., Eugen Sue, wohnt zwei Treppen hoch, in der Rue Caumartin; ein förmlicher engliſcher Groom führt euch in ein Kabinet, worin eine ſo vollſtändige Dunkelheit herrſcht, daß das Auge ein Paar Minuten braucht, um ſich daran zu gewöhnen, und erſt dann die verſchiedenen Gegenſtände unterſcheiden kann, ſo gut nämlich das Licht durch gothiſche Glasmalereien und einen Rollvorhang hereindringen kann. Das Kabinet iſt mit eichenen Geſtellen ausgetäfelt und enthält eine Sammlung von Gypsköpfen, die Eugen Sue zum Behuf phrenologiſcher Studien aufſtellte, und welche bedeutend zahlreicher iſt, als die kleine Bibliothek, die ſich auf jenen Geſtellen befindet. Das kleine Modell eines Schiffes gibt uns bald Aufſchluß, bei wem wir uns befinden.

⁂ Man baute zur Feier der Julitage in Paris vor den Champs-Elyſées ein arabiſches Palais, ein wahres Feenſchloß an Pracht und Eleganz. Zur Beleuchtung deſſelben leitete man einen Gaskanal, vom Boulevard de la Madelaine aus, hin. Das Palais mißt 100 Fuß in der Höhe, und iſt ſo breit, als die Champs-Elyſées lang ſind. Der illuminirte Luftballon und das große Feuerwerk wurden dort losgelaſſen. Ungefähr 50 niedliche kleine Buden waren links in der großen Allee der Champs-Elyſées aufgerichtet. Mit der Herſtellung der Zelte, Tanzſäle u. dgl. beſchäftigten ſich 2000 Menſchen.

⁂ Folgende ſtatiſtiſche Notiz über die Bevölkerung der für Wahnſinnige beſtimmten Abtheilung der Salpetrière in Paris dürfte wohl nicht ohne Intereſſe ſein. Im erſten Semeſter 1835 wurden (nach dem Bericht der Doktoren Pariſet und Scipio Pinel) 345 Geiſteskranke daſelbſt aufgenommen, 119 geheilt, 60 ſtarben. Unter den Aufgenommenen waren 73 Tobſüchtige, 45 mit periodiſchem Wahnſinn, 29 mit Wahnſinn von melancholiſcher Art, 12 Monomanien mit Hang zum Selbſtmord, 5 mit fixen Ideen vom [illegible], 13 mit Hallucination (Geſichtstäuſchung), 101 theils mit einfachem Wahnſinn, theils mit durch Lähmung komplizirtem, 130 mit fallender Sucht, 22 mit Blödſinn, 5 choleriſchen Temperaments, ohne eigentliche Narrheit, und 3 mit verſtellter Verrücktheit. Die Anzahl der Tobſüchtigen war im Mai und Juni am ſtärkſten; dafür kamen auch in dieſen beiden Monaten die meiſten Heilungen vor. Die meiſten Kranken waren in dem Alter von 35—45 Jahren und größtentheils Dienſtboten und — Köchinnen.

⁂ Zumalacarregui's Grab hat folgende Inſchrift: Der Ueberwinder Sola's, Saarsfeld's, Valdè's, Queſada's, Rodil's und Mina's, welche die ganze Bevölkerung Spaniens unter ihrem Kommando hatten, und die Unterſtützung Englands und Frankreichs genoſſen.

⁂ Die Hexe von Trouville. (Fortſetzung.) — „Iſt hier Paul Grey?" fragte er. Paul ſtand auf und ſagte: „Ja, und der bin ich." — „Eh bien, wackrer Burſche!", ſprach der Gendarme, — „ſeht her, was Euch erwartet." Damit übergab er ihm ein Papier mit dem franzöſiſchen Wappen. Paul ſah es von allen Seiten an, machte ein ſaures Geſicht, und bat endlich den Gendarmen, ihm den Inhalt vorzuleſen. Der dienſteifrige Gendarme las nun hübſch laut und vernehmlich die Ordre, ſich binnen acht Tagen nach Cherbourg an Bord des kaiſerlichen Schiffes: le Victorieux, zu begeben. Die Ordre war deutlich und beſtimmt an Paul Grey und keinen Andern ausgeſtellt; mit ſolchen Dingen war damals nicht zu ſpaßen, und Paul verhehlte ſich nicht, daß er am nächſten Tage abreiſen mußte.

Als der Gendarme fort war, gab es Thränen und Wehklagen übergenug; Roſe weinte; ihr Vater kaute ſeinen Tabak mit ſo kläglicher Miene, daß es einen Stein hätte rühren können, und Paul ließ den Kopf hängen und dachte an die alte [illegible] —

Mitten in dieſer Trübſeligkeit ließ ſich Roſe den Ausruf entſchlüpfen: „Abſcheuliche Hexe! du hatteſt mir's dieſen Morgen prophezeiht!" — Dieſe Worte weckten Paul aus ſeiner Erſtarrung.

„Wie? du warſt dieſen Morgen bei der Hexe?" rief er. —

Ach ja, erwiederte Roſe.

„Nun? und ſie ſagte dir, daß ich heute Abend die Dienſtordre erhalten würde?" —

Ja, leider Gottes, ja!

„Nun? und was ferner?"

Ferner, ferner... nun, ſie ſagte mir freilich, daß ſie noch was wiſſe, aber mich's nicht wiſſen laſſen wollte... Gewiß war's irgend was Gutes, — deine Wiederkunft und unſre Heirath wohl gar, — — denn, wär's ein Unglück, — o, da hätte mir's der alte Unglücksvogel ſicher nicht verſchwiegen.

„Ja wohl; vielleicht..." fügte Paul ganz niedergeſchlagen hinzu.

Roſe nahm das Wort nicht wieder auf. Alle ſchwiegen; der Wind pfiff im Schlot, das Meer brüllte an's jähe Geſtade, und ſchwemmte über die langen Sandflächen hin, die zwiſchen Trouville und Dives ausgebreitet liegen. Der Abend kam heran, die zwei Liebenden ſchwuren ſich ewige Treue, und ſchieden mit heißen Thränen im Auge. Am andern Tag nahm Paul, lang vor Sonnenaufgang, ſeinen Sack auf den Rücken, und verfolgte den Sandweg von Trouville nach Caen, auf dem man nur bei Ebbe gehen kann. — Acht Tage ſpäter war er ſchon eingeſchifft.— —

— — — Drei Jahre waren verfloſſen. Es war am Beginn jenes ſchrecklichen Winters von 1812, der Moskau in Flammen und die große Armee im Eiſe verſchlang. Roſe ſaß am Feuer neben ihrem Vater, der wieder, wie damals, ſeinen Tabak kaute, und neben einem ziemlich tölpiſchen und linkiſchen jungen Burſchen; der aber war — — Pierre Burdel. Ei wie kam's doch, daß Roſe juſt neben dem ſaß, und daß ſie ihm noch obendrein ihre Hand zugeſagt hatte? ſie, die doch ihrem Paul ewige Treue geſchworen! Aber ſo leichtſinnig und vergeßlich, wie Roſe Lucas, ſind ſie alle! — Nun freilich! hatte Paul während der ganzen drei Jahre, nur ein einziges Mal geſchrieben? Keine Seele wußte, was aus ihm geworden ſei, und Roſe zählte ſchon zwanzig Jahre! Vielleicht war er in England gefangen... vielleicht war ſein Schiff, ſeit es die Anker gelichtet, nie aus der offenen See gekommen... Kurz, es gab noch allerlei Vielleicht's, die Roſe Lucas ſchon hätten abhalten können, dem Pierre Burdel dieſelbe Hand zu reichen, welche Paul Grey ſo oft in der ſeinigen gedrückt hatte. Je nun, ſie zählte jetzt einmal ſchon zwanzig Jahre, und alle ihre Geſpielinnen waren ſchon unter der Haube. — (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 182. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 4. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

I.

Der Salon bei der Gräfin Roſaura vereinigte, einer der glänzendſten in der ganzen Reſidenz, alles, was Reichthum, hohe Stellung, Schönheit und Talente aufbieten können, um dies arme proſaiſche Leben mit dem Nimbus der Poeſie zu ſchmücken. Roſaura ſelbſt war eine Dame, über deren Geiſt und Liebenswürdigkeit jedermann, ſobald er nur in den Zauberkreis ihrer Perſönlichkeit gezogen wurde, der allgemeinen Stimme der Huldigung beipflichten mußte; ihr richtiger feiner Takt im Benehmen gegen jeden, je nach deſſen Sphäre, ihr geläuterter, edler Geſchmack, ihr Sinn für alles, was ſchöne Kunſt heißt, entzückten den Diplomaten wie den Gelehrten, den Banquier wie den Dichter, die Dame von Adel wie die gebildete Frau aus dem höheren Bürgerſtande, welche ihre durch Anſtand und ſolide Pracht, wie durch bunte geiſtige Unterhaltung wahrhaft eigenthümlichen Soiréen beſuchten. Ihre Tochter Adelheid war in allem das Abbild der Mutter; zwar nicht ſo blendend ſchön, wie dieſe auch jetzt noch ſtrahlte, bezauberte ſie doch durch ſtille Anmuth jedes Herz, welches eine ſinnige Unterhaltung den lauten Freuden der Geſelligkeit vorzog; ſo konnte es denn nicht fehlen, daß ſich bald ein engerer Kreis von jungen Männern um ſie gebildet hatte, welche ihr, der eigentlichen Urania des Salons, die zarteſte Aufmerkſamkeit widmeten.

Unter dieſen befand ſich auch der Baron Adlerſtröm, ein junger Mann in den glänzendſten Verhältniſſen, frei und unabhängig, von intereſſantem Äußern. Sein funkelndes Auge, ſein kräftiger dunkler Teint, die ſcharfen Züge, die Lebendigkeit ſeines Mienen- und Geberdenſpiels waren nicht weniger geeignet, ein Frauenherz für ihn einzunehmen, als ſein prägnanter, kauſtiſcher Verſtand, ſeine umfaſſende Bildung, ſein ſanftes Gemüth und ſein ſicheres, vollbewußtes, gewandtes Weſen das ihrige beitrugen, jenen Eindruck dauernd zu erhalten. — Bei alle dem ſchien er, ſo freudig er ſich dem Leben hingab, — nicht glücklich; an ſeinem Herzen, von deſſen Trefflichkeit mehr als eine leidende Familie ein ſtiller Bürge war, mußte ein geheimer großer Schmerz nagen, den er oft mitten in der Freude gewaltſam verbarg. Und doch, was konnte ihm fehlen? Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen. War ſein Haus nicht ein wahrer Tempel der Kunſt? In jedem Gemach blickten ihn herrliche Antiken an, oder auserleſene Meiſterbilder alter italiäniſcher und neuerer deutſcher Maler; ſein Pallaſt war jedem Künſtler, — dem Dichter, dem Maler, dem Bildhauer, dem Muſiker — ſtets ein offenes gaſtliches Aſyl. — Die ausgeſuchteſte elegante Pracht, die in jedem Saale, in jedem Zimmer, in jedem Kabinette — jeden geiſtigen und leiblichen Sinn befriedigte, hätte hundert Andre vollkommen befriedigen, beſeligen, mindeſtens betäuben können, welche vielleicht in jenem Bewußtſein, das eben Adlerſtröm doch im reichſten Maaße beſitzen mußte, in dem Bewußtſein, manche heimliche Thräne getrocknet, manches fremde Herzweh geſtillt zu haben, — noch kein hinreichendes Glück gefunden hätten. — Und doch fraß ein unheilbarer Jammer in der Bruſt des Mannes, der Millionen ſein nannte! —

Er liebte, liebte die reinſte Perle der Reſidenz, Adelheid, durfte ſogar Hoffnung auf ihren Beſitz hegen, und, — hätte er dieſe auch nicht gehabt, — iſt es denn nicht vielleicht ſchon an und für ſich ein höheres Glück, lieben zu können, aus ganzer, lebendig warmer Seele, als ſich blos geliebt zu wiſſen? gewiß, gewiß; denn ſelbſt, wenn zwei Herzen, einander gleich innig lieben, iſt es ja nicht ſowohl das eigennützige Bewußtſein, geliebt zu werden, was Liebeswonne dauernd erhält, ſondern die hingebend aufopfernde Sonnenkraft, von innen ausſpendend zu lieben, wenn ſolche in jedem ganz, in jedem bis in's kleinſte Atom hinein wahr und treu pulſirt. Und dennoch alſo, — jung, ſchön, reich, geachtet, — und elend! — —

Gräfin Roſaura ſaß am Flügel und begleitete eine Arie aus der „Jüdin,“ welche ihre Tochter Adelheid mit allem Zauber einer jungfräulichen Stimme vortrug. Bräutliches Entzücken lagerte, — ja, preßte faſt, auf allen Herzen; niemand aus der Geſellſchaft vermochte einen Blick von den beiden herrlichen Geſtalten wegzuwenden; iſt in uns nur erſt ein Organ durch elektriſche Magie angeregt, ſo ſucht auch jedes ander, leiſe dem Anklang nachhallend, aus dem Ganzen der wunderbaren äußeren Erſcheinung den ganzen Zauber des ebenmäßig ſchönen Inneren zu ſaugen. Kein Finger blätterte mehr in irgend einem früher aufgeſchlagenen Album, in irgend einer eben noch bewunderten Mappe; jedermann hielt den Athem ein, um auch das leiſeſte Verhallen des ſüßen Klanges wie einen Schatz in ſich aufzunehmen, und wenn bei dieſem oder jenem die lächelnde Miene vorher nur ein Modeartikel geweſen war, ohne welchen man ſich in keiner eleganten und vornehmen Soirée zeigen dürfe, ſo eroberte innere Erquickung durch Natur und Kunſt, jetzt jedes Antlitz, deſſen Züge es liebend und neubelebend zu jenen Reizen umgeſtaltete, die nur der ſanfte Abglanz der inneren Wahrheit ſind.

Adlerſtröm ſaß in einem Fauteuil nicht fern von Adelheid, hinter ihr, und ſtützte, — die Augenlieder geſchloſſen, als wie, um ſein ganzes Sein ſo ungeſtörter den Zauber-Klängen, und der Hoffnung, der Liebe, träumeriſch hingeben zu können, — das Haupt in die Hand. Auch ſein Antlitz verklärte ein ſeliges Lächeln; — ſeine Seele wallte auf einem aus Äther gewebnen Mährchenboden, wie eine Braut des Orients leicht dahin, — gehoben von wehenden Locken und Gewändern, — umſäuſelt von Blumendüften einer milderen Zone, angeſonnt von einem milderen Himmel, angehaucht von den Träumen jenes mehr als tauſendjährigen Reiches, der Liebe, der Kraft, der Herrlichkeit. Es gibt Augenblicke, in denen alle materiellen Bedingungen des Daſeins wie ſchwere, längſt unbewußt verhaßte Bürden endlich von uns fallen, damit wir's um ſo inniger und heiliger durch und durch fühlen, daß wir ſind, weßhalb wir ſind. —

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Italien.

(Fortſetzung.)

Achter Brief.

Piſa, den 13. April.

Vor einer Stunde bin ich glücklich zurückgekehrt und will dir Einiges erzählen von der Fahrt. Das Wetter am Samſtag vor Oſtern war ganz ausgezeichnet ſchön, ſo, daß ich mich zu einer Fußreiſe entſchloß. Es war grade Mittag, als ich mein Haus verließ und die ſeit mehren Tagen verſtummten Glocken hatten ihre Sprache wieder. Von allen Thürmen ertönte Geläute, und Kanonendonner begleitete es. Kein Menſch blieb auf ſeinen Füßen und mit allem Volk fiel auch ich auf's Knie. In ſolcher Stimmung, noch lange von dem Klange der Glocken und Glöckchen geleitet, verließ ich die Stadt. Es war eine Luſt, zwiſchen blühenden Kornfeldern und durch die Reihen fleißiger Landleute, die mit einer mehr als künſtleriſchen Genauigkeit das Feld und zwar ſchon für die zweite Ernte beſtellen, dahinzuziehen unter dem blaueſten Himmel und den Liedern der Lerche. Da fiel mir der Heſperus von Jean Paul ein und die Schlittenfahrt darin am zweiten Oſtertage. Was werden einmal die Piſaner, wenn je eine Überſetzung in ihre Hände kommt, von dem Vaterlande des Dichters denken! dacht' ich. Aber bald belehrte mich die veränderte Umgebung, daß das Land der Hyperboreer nicht ſo gar entfernt zu ſuchen ſei. Die klimatiſchen Herrlichkeiten hörten bald auf und ich kam in Gegenden, wo ſogar in laubloſen Wäldern die Amſel ſchlug. An der Grenze des Piſaner Frühlings kehrte ich noch in einer Dorfkirche ein, eines alten Reliefs willen, das in die Vorzeit chriſtlicher Kunſt gehört und mit dem erwähnten Amſelſchlag einigermaßen verwandt iſt. In den achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts lebte in Piſa oder nahe dabei ein Steinmetz, der ſeine Kunſt einfältiglich und redlich trieb, Figuren ſchnitzte wie ein Wilder, aber doch ſchon durch den in ihm thätigen Gedanken zum Künſtlerbewußtſein gekommen war, ſo daß er unter ſeine wunderlichen Bilder ſeinen Namen „Biduinus“ und etwa „*docte peregit*“ eingrub. An der Kirchthüre in S. Caſciano nun fand ich von ſeiner Hand ein Relief mit verſchiedenen offenbar unter ſich durch einen eignen Gedankengang verbundenen chriſtlichen Darſtellungen, einen Hirten von allerhand wilden und zahmen Thieren umgeben, von denen letztern eines durch einen Löwen zerriſſen wird; ferner der Erweckung des Lazarus, und Chriſti Einzug in Jeruſalem, bei welchem die Apoſtel, Einer gleich hinter dem Andern mit Palmenzweigen geſchmückt, in ihre Mäntel wie in Säcke eingenäht und, durch die Falten, wie mit Reifen umgeben, einhergehn. Auffallend war mir bei der Erweckungsſcene ein Engel, der zugleich mit Chriſto den Todten aus dem Grabe hebt. Trotz der großen Mangelhaftigkeit und Unbeholfenheit ſolcher Bildwerke, habe ich ein großes Intereſſe dafür, da mir überall der unter der Schneedecke arbeitende Frühling daraus hervorblickt.

Der weitre Weg, obſchon wie geſagt, nicht mehr ſo italieniſch, als vorher, hatte doch ſein Schönes. Alle Welt war freundlich und grüßend, aber voll Verwunderung über einen Reiſenden zu Fuß, dergleichen dieſe Straße, auf der kaum einer zu Wagen erſcheint, vielleicht ſeit Jahren nicht geſehen. Nur zwei Dörfer trifft man von da an, wo die Straße nach Florenz links abgeht, bis Volterra; das eine ſollte mir einen Trunk Wein, das zweite das Nachtquartier geben. Mit Mühe und — wie ich ſpäter einſah — zu meinem Schaden, bekomplimentirte ich mich vom Wirth im erſten los, der die Herrlichkeit und den Reichthum ſeiner Betten und ſeiner Küche mir mit ſceniſcher Fertigkeit vorführte, und kam mit untergehender Sonne nach *Capannoli*, das am Hügelabhang zwiſchen Oliven, Pinien, Cypreſſen, Lorbeer und Eichen, anmuthig da lag. Wie wurde meine Freude geſteigert, als man mir einen Pallaſt als das Wirthshaus bezeichnete, in dem ich beſte Aufnahme finden würde, wie ſehr aber durch die kleinlauten Äußerungen der Wirthin und durch die Führung des Wirthes in einen entlegenen finſtern Winkel des großen Hauſes, in dem ein ſ. g. ländliches Bett ſtand, herabgeſtimmt. Ich will dich nicht mit den Verhältniſſen dieſer blutarmen, nur zur Miethe in einigen Räumen des Erdgeſchoſſes wohnenden, herzlich guten Menſchen, mit meiner frugalen Abendkoſt und dem ländlichen vielfach unterbrochnen Schlaf unterhalten, ſondern führe dich hinaus in den Oſtermorgen. Er war über alle Beſchreibung ſchön und feierlich durch die Stille und das milde Licht über die weite Landſchaft rings umher, und als gar die Sonne hinter dem Horizont aufſtieg, war mir's, als tönten alle Glocken im Univerſum das Auferſtehungsfeſt.

Noch ſieben Stunden hatte ich bis Volterra. Die Straße war ganz einſam. Nirgend ein Haus, nirgend ein Menſch; auch die Vegetation nahm ganz ab und ich ſah mich zuletzt in einer zauberhaften Wildniß, in der keine andre Spur menſchlichen Daſeins blieb, als die ſchön geebnete Straße. Im ſtarken Schritt war ich ſo bereits vier bis fünf Stunden gegangen, öfters durch brückenloſe Flüſſe, die ich durchwaten mußte, aufgehalten. Nun war ich rings von Bergen umgeben, durch welche ſich in unglaublichen Krümmungen und allen ſelbſt den entgegengeſetzteſten Richtungen der Weg hinzog; bald hatte ich eine Ausſicht in weite Thäler, bald auf hohe Berge, aber nirgend eine freundliche. Die Welt ſah aus, als hätten die Waſſer der Sündfluth ſich eben verlaufen. Noch war ich nie in ſo ſchauerlicher Einöde, die ſich von der auf den hohen Alpen durch die Spuren oder den Schein eines früheren Lebens mächtig unterſcheidet. Glücklich erſah ich endlich auf hohem Bergesgipfel die Arche, *Volterra*. Die Sonne brannte immer glühender, und das Ziel rückte nicht näher; wie in der neckenden Hand eines boswilligen Zauberers erſchien es bald rechts, bald links zwiſchen aufgeriſſenen Felsſchluchten, bald grad und nah vor mir, bald weit hinter mir, und doch konnte ich von dem zwiſchen Bergen hinlaufenden Wege nicht abweichen. Nachdem ich ſo noch faſt vier Stunden, ohne die mindeſte Erquickung, fortgegangen und geſtiegen, hatte ich die letzte Höhe, obſchon faſt verſchmachtend, doch glücklich überwunden. Aber nun auch welch unvergleichlicher, überraſchender Anblick, wie ihn keine mir bekannte Stadt ihn bietet. Volterra iſt vielleicht die älteſte Stadt Italiens; ihre Nachrichten reichen bis in den trojaniſchen Krieg zurück; Rieſenmauern auf geborſtenen Felſen bezeichnen ihren frühern Umfang. Aus großen zugehauenen Felsſtücken ſind die meiſten Häuſer zuſammengelegt; man geht zwiſchen den Denkmalen der Etrusker, der Römer und des Mittelalters hindurch, und keine Spur der Gegenwart iſt auf Markt und Straßen ſichtbar, als die etwas ſcheuen, aber freundlichen Menſchen. Nun aber, die Stadt im Rücken, welche Welt vor mir, rings um mich! ein Meer von Thälern und Bergen, von Schluchten und zuſammengeſtürzten Felſen, und dieß alles am fernen Horizont nördlich durch die Schneekette der Apenninen, gegen Nordweſt und Südweſt vom Meere begrenzt, das feurige Blitze gegen den dunkeln Himmel warf. Es war ungeheuer! Und in dieſem ungeheuern Raume faſt keine menſchliche Wohnung ſichtbar, als die ſich arme Hirten an einzelnen Abhängen zuſammengetragen. Mein Auge war überfüllt und ich ſehnte mich nach Ruhe. — Nach wenigen Stunden war alles verändert; ich glaubte geträumt zu haben; dichte Regenwolken machten aus Luft, Erde und Meer nur eine undurchſichtige Maſſe.

Es iſt dumm, daß man in Briefen nicht ſo ausführlich ſein kann, als man möchte, ſonſt würde ich dir die Theilnahme meiner Wirthsleute, und vorzüglich die Unruhe Maria's, der Schweſter des Wirthes, wegen des mir offenbar unangenehmen Regenwetters, ihr Hin- und Herlaufen, ihr Verfolgen jeder Wolke, ihr ängſtliches Beobachten jedes Lichtſtreifchens am Himmel und nach zwei Tagen endlich ihr freudiges und feſtes Wort: „Morgen wird ſchönes Wetter!“ Schritt vor Schritt vormalen. Daß die Menſchen, fern von Menſchen ſo gut, ſo ſehr gut ſind! Kein Dichter wär' im Stande, den „Guten Morgen!“ Maria's am Morgen nach ihrer Prophezeihung zu ſchildern; ſie glänzte heller und freudiger noch als die Sonne draußen, die unumwölkt und rein von Neuem die Wunder einer ungeahneten Natur mir aufdeckte. So ſehr hielt mich Schönheit und Größe der Umgebung Volterra's gefangen, daß der Gedanke an Abreiſen mir wie ein Schwert durch die Seele fuhr. Noch hat mir kein Philoſoph die Frage nach der überwiegenden Gewalt der Stimme der Natur genügend gelöſ't. Wie verklingt doch alles Menſchliche neben ihr! Es gehörte alle Liebe zur Kunſt, das Bewußtſein der mir geſtellten Aufgaben und ein Bild von D. Ghirlandajo, das ich in einer Benedictiner-Abtei gefunden, dazu, um mich aus dem Himmelsſonnenſchein zwiſchen die Mauern der letztern zu preſſen. Das erwähnte Bild iſt eine wahre Perle, obſchon faſt in Stücken, und jedenfalls in kurzer Zeit ganz verdorben. Dieß beſtimmte mich, einen Umriß für die Sammlung des Kronprinzen zu fertigen. Der Gegenſtand iſt einfach, aber originell. Ein frommer Kamaldulenſer betet zu ſeinen Schutzpatronen; dieſe verweiſen ihn an Chriſtus. Zwei weibliche Heilige, Stadtpatroninnen von Volterra, knieen in der Mitte. Nie werde ich ohne inneres Freude-Beben an ſie zurückdenken. *Das iſt das große Vorrecht der Kunſt, daß ſie, was das Leben immer verweigert, eine ganz reine, durch keine Nebengedanken getrübte Empfindung, ausſprechen kann.* Und dieſes Vorrechtes hat ſich der Meiſter in genanntem Bilde auf das glücklichſte bedient. — Aber ſoll es unſer Einen nicht jammern, ein ſolches Bild, das in Deutſchland der Ruhm einer Stadt und die ewige Freude ihrer Bewohner und Gäſte ſein würde, hier auf unfruchtbarer Höhe zwiſchen Kloſtermauern vermodern zu wiſſen?

(Fortſetzung folgt.)

Träume.

O, wenn du wüßteſt, wie lieb ich dich hätt',
Du Mädchen am duftigen See!
O, wenn du wüßteſt, wie lieb ich dich hätt',
Deine Wang' würd' weiß, wie der Schnee.

O, wenn du wüßteſt, daß Winter ſchon kommt,
Du ſchlöſſeſt die ſomm'rige Thür;
O, wenn du wüßteſt, daß Winter ſchon kommt,
Warm Plätzchen ſuchteſt du dir.

O, wenn du wüßteſt, wie warm meine Bruſt,
Wie Sommers und Winters ſo warm;
O, wenn du wüßteſt, wie ſtille mein Herz,
Wie's zehret von Trauer und Harm!

Ferdinand Beer.

Pariſer Theaterſchau

(Fortſetzung.)

Das zweite Vaudeville hieß: Mon bonnet de nuit, von den Hrn. G. Duval und Barrière. Die Idee deſſelben iſt keineswegs neu; es handelt ſich nämlich ganz einfach um ein junges Mädchen, welches von ihrer Familie verſtoßen worden iſt, weil man bei ihr ein bonnet de nuit, aber ein ganz anderes, als es ſich für ein junges Mädchen ſchickt, gefunden hat. Nach einigen, etwas in die Länge gezogenen Mißverſtändniſſen rechtfertigt ſich die Angeklagte, indem ſie beweiſt, daß jenes bonnet de nuit kein anderes, als das Buch des Schriftſtellers Mercier geweſen iſt. Dieſer Autor war von der Polizei ſeines Buchs wegen verfolgt, hatte es bei Mlle. Angelika verborgen. Dank ſei es einer Erlaubniß des Hrn. v. Malesherbes, daß Werk und die Heirath können öffentlich bekannt gemacht werden. Zum Glück iſt dieſer unbedeutende Inhalt in einem Dialog voll ſcherzhafter Redensarten und burlesker Einfälle eingewickelt, welche die Zuhörerſchaft reichlich entſchädigt und erheitert hat, und wie ſie von Hrn. Duval zu erwarten waren, welcher ſich ſchon früher durch mehrere Stücke, unter andern durch die Komödie: une journée à Versailles betitelt, in der dramatiſchen Welt bekannt und beliebt gemacht hat. Später hat das Vaudeville-Theater unter dem Titel: Ludovic, oder: les courses de Chantilly, noch ein drittes Stück in dieſem Monat zur Aufführung gebracht, welches aber von wenig Bedeutung und Gehalt iſt, und welches wir daher blos im Vorbeigehen erwähnen.

Im Theater-Français iſt endlich das Drama des Hrn. Emil Vanderburch, Jacques II., aufgeführt worden. Das Stück ſelbſt, bereits im Jahre 1831 dem Theater übergeben, iſt ganz unter dem Eindrucke der damaligen Zeitereigniſſe und, wir ſetzen es wenigſtens voraus, in der Abſicht geſchrieben, die Gefühle und Ideen, welche in jener Zeit die Geiſter bewegten, in einem Drama niederzulegen, und durch die Geſchichte zu beweiſen, daß dieſelben Urſachen dieſelben Wirkungen herbeiführen. Die Wahrheit dieſes Grundſatzes durch die Vergleichung der engliſchen Revolution von 1688 mit der franzöſiſchen von 1830 darzuthun, war zwar in der politiſchen Literatur und in den Tagblättern oft und zur Genüge geſchehen, hatte aber doch auf dem Theater den Reiz der Neuheit.

Dramatiſch genommen iſt Jacques II. keineswegs der rechte Titel für das in Rede ſtehende Stück: der Tod des Herzogs von Monmouth würde paſſender und bezeichnender für daſſelbe ſein. Der erſte Akt iſt nichts als ein Prolog. Der Herzog von Monmouth, von Karl II. auf's Feſtland verwieſen, bricht ſeinen Bann, und erſcheint wieder zu White-Hall, um den Segen ſeines ſterbenden Vaters, des Königs, zu empfangen. Die Intriguen Jacques', damals Herzog von York, verhindern jedoch den Herzog von Monmouth, in die Nähe des Sterbenden zu gelangen, und der arme König verſcheidet, nachdem er noch zuvor in der Todesſtunde ſeinem Bruder ſehr weiſe Rathſchläge über ſein gegen das Volk zu beobachtende Benehmen ertheilt hat. Nach dem Tode des Königs beſteigt der Herzog von York, unter dem Namen Jakob II. den Thron, und Monmouth wird auf's Neue des Landes verwieſen; denn er iſt ein Sohn Karls II., Sprößling einer heimlichen Ehe mit Miß Lucy, und man fürchtet in ihm den Kronbewerber.

Im zweiten Akt iſt Monmouth mit einigen ſeiner Anhänger und vertrauten Freunde auf der engliſchen Küſte gelandet; ſeine Parthei hat ſich vergrößert, und er ſieht ſich bald im Beſitze einer Armee. Die lebhafteſte Unruhe herrſcht am Hofe. Die Königin, Marie von Modena, hat eine Zuſammenkunft mit der Miß Lucy, der Mutter Monmouth's, und bietet ihr an, ſich mit ihr auszuſöhnen, wenn ſie den Kontrakt ihrer heimlich mit Karl II. abgeſchloſſenen Ehe ausliefern will. Miß Lucy weiſt dies Anerbieten ſtolz zurück. Im dritten Akt iſt Monmouth beſiegt; er hat ſich zu ſeiner Mutter geflüchtet, und wird dort von Jakob II. und Jeffries überraſcht; er bittet den König, ihm das Leben zu ſchenken; da aber ſeine Bitte abgewieſen wird, findet er plötzlich die Kraft ſeines beleidigten Stolzes wieder, und überhäuft ſeinen Oheim mit Vorwürfen. Dieſer ſtellt ſich, als ob er dadurch gerührt werde, und läßt ſich ſogar bewegen, dem Aufrührer und Rebellen Gnade zuzuſichern, aber unter einer Bedingung: daß ihm nämlich der geheime Heirathsvertrag Karls II. übergeben werde. In dieſer kritiſchen Lage zögert Miß Lucy nicht mehr, dem Verlangen Jakobs II. zu willfahren; ſie übergibt ihm den Vertrag, aber Monmouth ſoll nichtsdeſtoweniger das Schafot beſteigen; einem Ketzer brauche man, wie der König ſich ausdrückt, ſein gegebenes Wort nicht zu halten, der Papſt habe im Voraus Abſolution ertheilt.

Im vierten Akt ſehen wir Monmouth im Thurm von London eingeſchloſſen: es wird ihm ſein Todesurtheil bekannt gemacht, wonach er auf dem Schaffotte bluten ſoll; er empfängt die Troſtſprüche ſeiner Mutter, ſeiner Freunde und Wilhelm Penn's, welcher auch im hohen Greiſesalter ſich als treuer Freund der Miß Lucy und Monmouth's bewährt. Jakob II. erſcheint in dieſem Akte gar nicht.

(Fortſetzung folgt.)

Punkte.

⁂ Das belgiſche Miniſterium des Innern hat die Errichtung zweier Bildſäulen dekretirt, die Gottfrieds von Bouillon, und Egmont's.

⁂ Die Hexe von Trouville. (Schluß). — Da Paul nichts von ſich hören ließ, mußte ſie eben mit Pierre Bardel vorlieb nehmen, und dieſer dicke Peter (ſo hieß er im ganzen Land) ſollte ſie am heiligen Abend heirathen. Der Tag kam heran; 's war juſt dritter Jahrstag, daß Roſe ihrem Paul ewige Treue geſchworen. Nun, wie dem auch ſei, die Hochzeit fand am Morgen ſtatt, und am Abend ſaßen in Vater Lucas Hütte ſeine und ſeines Eidams Familie beiſammen, um den jungen Eheleuten ihre Ehre anzuthun.

Der Wind pfiff im Schlot; das Meer brüllte an's jähe Geſtade, und ſchwemmte über die langen Sandflächen zwiſchen Trouville und Dives hin. Es war ſchon ziemlich ſpät, die Hochzeitsgäſte ſaßen noch bei Tiſch, als plötzlich ein Kanonenſchuß vom Meere her die Hütte und Alle, die drin ſaßen, zittern machte. Augenblicklich iſt Alles auf den Beinen, am Geſtade, um zu ſehen, ob ein Schiff in Noth iſt, oder ob's ein Signal iſt, daß der Engländer in der Nähe iſt und einen Angriff verſucht. Die ganze Bevölkerung von Trouville ſteht alſobald auf dem jähen Geſtade. Das Wetter war abſcheulich, der Himmel rabenſchwarz, das Meer aſchgrau, — das Auge konnte durchaus nichts unterſcheiden. — Da, horch! — ein zweiter Kanonenſchuß, und beim Pulverblitz entdecken die alten Seewölfe, daß es ein Kriegsſchiff iſt, das mit vollen Segeln arbeitet, um der Gefahr des Strandens an der Küſte auszuweichen. Dem zweiten Schuß folgen von je zwei zu zwei Minuten — andere.

„Pierre Campion!" ſagte einer von den Leuten am Ufer, „'s iſt klar, 's ſind Nothſchüſſe, — ſollen wir wie eingerammte Balken hier bleiben? — Nun, du alter abgetakelter Lugger," fuhr er fort, als ihm Pierre Campion keine Antwort gab, — „muß man mit dir jetzt durch ein Sprachrohr reden?" —

„Geh du voran, Jean Loquet, Monſieur Hundsbalg!" war Pierre Campion's ſanfte Antwort, „guck' wie die Farbe ihres Pavillons an; — und wenn's der Tricolor iſt, ſoll mich das Donnerwetter erſchlagen, wenn ich hier müßig bleibe!" —

„Und wenn ich mich zuerſt rühre," erwiederte Jean Loquet, „ſoll der Teufel mit meinem Fell den Tambour machen."

„Warum läßt euch," ſchrie ein ſtämmiger Kopf dazwiſchen, „der verdammte Kerl, der an Bord kommandirt, nicht umwenden auf offne See?" — — —

Während dieſer und anderer unnützer Reden wuchs der Sturm und die Gefahr des Schiffes zuſehends. Endlich hörten die Kanonenſchüſſe auf, und das große Strohfeuer, welches der Kapitän auf dem Verdeck anzünden ließ, war das letzte Signal von der äußerſten Gefahr. In dieſer Beleuchtung zeichnete ſich das Schiff ganz klar vor den Augen der am Ufer ſtehenden Menge ab; es war eine franzöſiſche Corvette, wie ihre glorreiche Flagge verkündigte, die wie ein bleiches Meteor über dem Feuerſchein ſchwebte. Der arme Dreimaſter ſchoß noch ein Paar Augenblicke lang, raſch wie ein Pfeil, dahin, — dann — ein furchtbarer Lärm … er war an den ſteilen Klippen geſcheitert … In weniger als einer Stunde war das Gerippe des Schiffs zerriſſen; nur ein kleiner Theil der Mannſchaft rettete ſich. Unter denen, die man — todt aus dem Waſſer zog, befand ſich auch ein junger Mann von 21 Jahren. — Roſe ſtand mit ihrem Neuvermählten gleichfalls am Ufer. Als ſie die Leiche ſah, ſtieß ſie einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht, — ſie hatte Paul Grey erkannt. — So ging denn die Weiſſagung der alten Hexe in Erfüllung; denn Margarethe hatte ihre Reiſe aus dem irdiſchen Leben in die Hölle noch immer nicht angetreten. Um Mitternacht führte Pierre Bardel gleichwohl ſeine Roſe heim. — Vive l'amour éternel! —

(Frei nach dem Franzöſ.)

Nro 183. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 5. Auguſt.

Herr Elrich und die kleine Karin.

Von Joh. N. Vogl.

Bei'm jungen Elrich dienet als Magd die Karin klein,
Vor allen Mägden glänzte ſie wie ein Stern ſo rein.

Vor allen Mägden glänzte gleichwie ein Stern ſie dort,
Da ſprach der junge Elrich zur Karin ſolches Wort:

„Hör' an, du Karin kleine, und willſt du werden mein,
Mein goldbezäumtes Grauroß, es ſoll dein eigen ſein.“

„Nach deinem goldnen Grauroß ich nun und nie begehr',
Gib das nur deiner Fraue und laſſ' mir Ruh' und Ehr'.“

„Hör' an, du Karin kleine, und willſt du werden mein,
Die Kett' an meinem Halſe, ſie ſoll dein eigen ſein.“

„Die Kett' an deinem Halſe ich nun und nie begehr',
Gib ſie nur deiner Fraue und laſſ' mir Ruh' und Ehr'.“

„Hör an, du Karin kleine, und willſt du werden mein,
Mein Land und Gut zur Hälfte, es ſoll dein eigen ſein.“

„Nach deinem Land und Gute ich nun und nie begehr',
Gib das nur deiner Fraue und laſſ' mir Ruh' und Ehr'.“

„Hör' an, du Karin kleine, und willſt du mein nicht ſein,
Laſſ' in die Nageltonne ich ſetzen dich hinein.“

„Läſſ'ſt in die Nageltonne du ſetzen mich hinein,
Seh'n doch die Eng'lein droben, daß ſchuldlos ich und rein.“

Da thun ſie in die Tonne die Magd auf ſein Geheiß,
Herrn Elrich's junge Diener, die rollen ſie im Kreis.

Doch ſieh', vom Himmel flogen zwei Täubchen da herbei,
Die nahmen Karin kleine, da waren's ihrer drei.

Doch aus der Hölle flogen zugleich der Raben zwei,
Die faßten wild Herrn Elrich, da waren's ihrer drei.

Baruch, der Befreier.

Von
Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Ein lautes Bravo, welches Mutter und Tochter krönte, als ſie die Arie geendet hatten, ſchreckte wie ein ſchrillender Mißklang den Träumenden auf; ältere und jüngere Herren drängten ſich mit hunderterlei ſchmeichelhaften Redensarten an die beiden Damen, und der weibliche Theil der Geſellſchaft beſchäftigte ſich, während der ſiegreiche erſte Eindruck ſich allmählich verwiſchte, mit einer genaueren Analyſe des Geſangs, des Accompagnements, der ganzen Oper. Die letztere wurde bald das einzige Thema der Converſation; man ſprach hin und wieder über den muſikaliſchen Werth derſelben, ein alter Herr, der ſie jüngſt in Paris geſehen hatte, erſchöpfte ſich in Bewunderung über die trefflichen Leiſtungen der dortigen Sänger, über die Pracht der äußeren Ausſtattung, über den ungemeinen Effekt, welchen die Shylocks-Idee hervorbringe, die dem Tonwerk zu Grunde liege, hauptſächlich bei der Cataſtrophe, wenn der tückiſche, rachſüchtige Jude den letzten Augenblick ſeines Lebens mit teufliſcher Schadenfreude ausfüllt, indem er dem unglücklichen chriſtlichen Vater das verhängnißvolle: „Dort!“ zuruft. Durch dieſe Wendung hatte ſich das Geſpräch unmerklich in die Frage über das Judenthum im Allgemeinen umgeſchmolzen, welche an der Tagesordnung war, über die Möglichkeit einer ferneren Exiſtenz deſſelben, über die Nothwendigkeit, Nutzloſigkeit, oder Schädlichkeit einer Emancipation, über den ſteigenden, in allen Adern des groſſen bürgerlichen Organismus ſich hineinverzweigenden Einfluß jener neuen Geldariſtokratie, welche auf jüdiſchen Grundpfeilern auferbaut ſei, über die Lächerlichkeit, ſtets noch von einer Unterdrückung jenes Volkes zu ſprechen oder es gar zu beklagen, da ihm die Zerſplitterung und politiſche Auflöſung nur das fruchtbare und furchtbare Mittel geworden ſei, ſtatt, wie früher ein eigner Staat zu ſein, — in jedem Staat einen eignen Staat zu bilden, der, ſo innig er ſich auch mit dem großen zu befreunden und zu amalgamiren ſcheine, ſo feindſelig ſtarr ſeine unheimlich-fremdartigen Elemente unvermiſcht feſthalte und der ſo lange unbemerkt wachſen werde, bis er allen andren Bäumen um ihn her den belebenden Nahrungsſaft an den Wurzeln entzogen habe.

Adlerſtröm hörte von allen dieſen Kreuz- und Querfragen der Converſation keine Silbe; er ſaß, von der Geſellſchaft fern ab, mit Adelheid allein in einer Fenſterniſche und hielt ihre Rechte feſt in ſeinen beiden Händen; ihre Seele und ihre Wange glühte noch ganz von Muſik. „Adelheid!“ ſprach der Liebende in einem weichen, wehmüthigen Tone, der von ſeinem ſonſtigen entſchieden-kräftigen Weſen eine Ausnahme machte; — „darf ich denn endlich den Augenblick benützen, da mitten in der Convenienz alle Riegel derſelben von Ihrem Herzen weggeſchoben ſind, da Ihre Seele, befreit von einem kalten und verſtarrenden Zauber, vielleicht einen Nerv frei hat, der im Klang meines Herzens zitternd nachhallt? Darf ich's Ihnen denn endlich ſagen, was Sie längſt — freilich nur in Sie hineingehaucht von jedem Pulsſchlag meines ganzen Sein's, — durch Empfindung wiſſen, durch Bewußtſein empfinden mußten? Ach, das nackte Wort iſt ein rauher, ungeſchickter Bote. Ich möchte ihm eine Roſe für Sie anvertrauen, daß Ihr Athem, Ihr ſchlagendes Herz ſie berühre, daß es mir die Blume, dadurch geweiht, zurückbringe; — das möcht' ich und ich fühl's, dieſer armſelige Bote weiß nicht, wie er ſich vor der Heiligen anſtellen ſoll, und zerdrückt dabei — die Blume. D'rum beſſer: das Wort ſei nur der Duft der Roſe, und als ſolches ſchwebe es, von Ihnen geweiht, zurück in mich hinein; — ſonſt keine irdiſche Frage, keine peinliche Widerrede, — o, nur keine ſogenannte Erklärung; das können ja Sie nicht, das kann ich nicht; dazu iſt uns beiden die Liebe zu geiſtig, zu heilig. Als Sie ſangen, glaubt' ich: dieſe ſüßen Klänge ſeien wie Blicke aus Ihren Augen, — Blicke, die von halboffnen, weichen Wimpern keuſch verborgen, mir ein herzinniges, treues: „Ja!“ zuwinkten; es waren mir Flügel, die mich zu Ihnen emportrugen. Was ich bin, was ich will, was ich kann, was ich werde, — das liegt ja längſt klar und lauter vor Ihnen ausgebreitet, ich kann mich nicht verſtellen. — O Gott, Sie wiſſen's ja, wenn ich's auch nicht ausſprach; mein ganzes Sein, iſt nur ein einziger Drang, dies ganze Sein ganz hinzugeben; — doch vielleicht klingt das bloß weiblich, — nicht männlich, — ich weiß nicht; ſoll ich mich als größer, als ſtärker geben, als wie ich wirklich bin? — Beſte, theuerſte Freundin, geben Sie mir auf alles, was ich ſprach, nicht Worte zurück, — nur ein Wort, — und ſei dies Wort ein Blick, ein leiſer Druck, ein einziger Pulsſchlag, — ich fühl' ihn!“

„Trefflicher, edler Mann!“ erwiederte Adelheid, ihr Haupt näher zu dem des Liebenden hinneigend, — das Herz pochte ihr ſo mächtig, daß jedes ihrer Worte ihn nur wie ein Hauch berührte. — „Kann ich's denn mir ſelbſt verhelen?“ fuhr ſie kaum hörbar fort, — „und gar erſt Ihnen! Das alles, — ſo lang ich ſchon daran denke, — umſchwebt mich doch nur wie Traum; ich faſſe danach, — und es iſt wie Luft, wie Schatten! — Ich weiß es, es iſt mir eine Überzeugung, ſo leicht, ſo klar, als wäre mein Herz ein Kryſtall, und dies Bewußtſein läge wie ein Demant darin, rings von durchſichtigen Wänden umſchloſſen und treu behütet. — Und doch, — ach, ich begreife es nicht, ich will ein Etwas, wofür ich noch keinen Begriff, geſchweig erſt einen Namen habe, aus der Seele verſcheuchen, aber dieſer böſe Schatten drängt ſich immer dazwiſchen, zwiſchen die Gewißheit und zwiſchen uns ſelbſt. — O, wozu Convenienz, weßhalb Zwang an mir ſelbſt? Ich fühle Sie ſo ganz, und weiß es: ich werde nur durch Sie glücklich werden.“ (Fortſ. f.)

Briefe aus Italien.

(Fortſetzung.)

Volterra beſitzt noch viele höchſt intereſſante Kunſtſchätze neben ſeinen etruskiſchen, die mir im gegenwärtigen Augenblick weniger nah liegen. Rumohr, in ſeinen italieniſchen Forſchungen, hatte mich auf ein Werk des Cennini im daſigen Franziscanerkloſter neugierig gemacht, was um ſo wichtiger ſein mußte, da ſein angeblicher Autor zugleich über die Malertechnik ſeiner Zeitgenoſſen ein Buch geſchrieben. Leider hatte Rumohr falſch oder gar nicht geleſen; die Bilder, Geſchichten der heiligen Helena u. A. ſind von einem Meiſter, deſſen Name dem des Cennini verwandt iſt. Ich bin eine Leiter hinaufgeſtiegen zur Inſchrift und kann alſo Rechenſchaft geben. Hier, wie überall, fand ich die Geiſtlichkeit überaus liebenswürdig. Einer der Söhne des heiligen Franziscus that es nicht anders, — er machte mir deßhalb beſonders einen Beſuch im Wirthshaus — ich mußte ein Frühſtück bei ihm an- und einnehmen und zwar in — der Sakriſtei. — Aber von meinem Franziscus de Vulterris hab' ich nichts gefunden und ſelbſt die Kunſtgelehrten der Stadt, Maffei und Guarnacci vorgeblich nach ihm gefragt. Nur das Rathhaus könnte einige Bedeutung in dieſer Hinſicht haben, indem es ziemlich genau einem Gebäude in den Bildern der Geſchichte des Hiob gleicht.

Ich will dir doch auch noch eine Kunſtanekdote erzählen. Rumohr ſah an der Kanzel des Domes ein Relief, auf welchem Magdalena „noch immer von dem ſymboliſchen Drachen verfolgt“ dem Herrn die Füße wäſcht. Das Relief iſt im Style des oben erwähnten Meiſters Biduinus. Was ſagſt du, wenn ich dir betheure, mit aller Anſtrengung in beſagtem Relief nichts, als das Abendmahl, (Johannes liegt im Schooße Chriſti) und in der Magdalena nur den bärtigen

Judas geſehen zu haben, den der Teufel (die Schlange) in die Ferſe beißt, was mir um ſo lieber war, als ich von einem mit Magdalena verbundenen ſymboliſchen Drachen nie etwas geſehen, noch gehört.

Dieſe und ähnliche Irrungen in Betrachtung alter Kunſtwerke machen mich ſehr vorſichtig und auch zaghaft in Feſtſtellung des Geſehenen, und wär' es nur, um das Andenken eines Menſchen nicht zu verdunkeln, der nur ſeine Werke zu ſeiner Vertheidigung hat. In einer Reihenfolge, (wie der an der genannten Kanzel) vom Opfer Abrahams, der Verkündigung und dem Beſuch Maria's — was ſoll da Magdalenen's Salbung, während das unblutige Opfer des Abendmahls durch das vorherige gradezu bedingt iſt!

Wärſt du im Begriff hieher zu reiſen, ſo wollte ich dir noch einige Anweiſung geben auf werthvolle Bilder von Jacobo di Cione, Priamus von Siena, Benvenuto Joannis u. A., von denen du hoffentlich die Namen noch nicht gehört haſt, und von Taddeo Bartoli, von dem Rumohr glaubt, daß er mittelbar auf Raphael eingewirkt, wobei er überſehen haben muß, daß in dieſem Künſtler nur noch ein ſchwacher Wiederſchein der alten Sieneſer Kunſt Licht gibt und künſtleriſche Gewandtheit in handwerksmäßige Fertigkeit ſich umgeſetzt hat. In Taddeo lebt kein neues Prinzip und dieß zeigt ſich in der Entwickelung der Kunſt ganz untrüglich, daß, wo nicht ein neues Prinzip, (wie etwa in Florenz durch Fieſole und Maſaccio) aufgeſtellt wird, die erſte geniale Erſcheinung einer Art die bedeutendſte bleibt, und daß kein Apoſtel über den kommt, der ihn geſandt hat.

Da du aber ruhig zu Hauſe ſitzeſt, ſo bitte ich dich nur, den Namen eines Fuhrers *Luigi Vaccerini* dir zu notiren, dem ich meine Entdeckungen zum Theil verdanke, zum Theil mitgetheilt habe.

Mit meinen Arbeiten in Piſa bin ich ſo ziemlich fertig, und werde nun auf einige Tage nach Lukka gehen, um ein Relief vom alten Nichola zu zeichnen, das die dortige Domthüre ſchmückt, und ſonſt zuzuſehen, was es für meine Zwecke Wichtiges daſelbſt gibt. Bis zu meiner Rückkehr, Addio!

Neunter Brief.

Lucca, den 16. April.

Die ganze Kraft meiner Phantaſie muß ich aufbieten, um durch die Waſſer des heutigen Tages und den dunkelgrauen Himmel zum geſtrigen ſchönen zurückzugelangen. In der That iſt es ein trauriges Jahr, und die guten, d. h. ſchönen Tage ſchwimmen darin, wie die Augen auf einer Spitalſuppe. Doch noch einmal nach Piſa.

Ich ſchrieb dir meines Wiſſens, daß ich meinem Aufenthalt in Piſa ſein Ziel geſteckt und daß ich das für kunſtgeſchichtliche Zwecke Nöthigſte wohl beiſammen hätte, nämlich mehre der alten Bronzen von der Domthüre, einige Proben aus der Übergangsperiode vor Nichola, dann deſſen Kanzel mit Ausnahme des jüngſten Gerichtes, an dem ein noch jüngeres, bei dem aber nicht der Geiſt das Urtheil geſprochen, faſt alle Köpfe und freiſtehenden Arme abgeſchlagen. Was von Giovanni, des Nichola Sohn in Piſa iſt, habe ich nicht in die Sammlung aufgenommen, da ſein bedeutendſtes Werk in Arezzo iſt, und er dadurch ſich hinlänglich charakteriſirt. Vom Andreas ſind die Hauptwerke in Florenz und bereits edirt; nur die vortrefflichen Statuen des Nino habe ich alle gezeichnet. Mit Nino ſchließt ſich die Periode der Piſaner Bildhauer, und überhaupt eine, da die ſpätern, Luca della Robbia, Donatello u. ſ. w., auf einer ganz andern Baſis ruhen. Malereien betreffend, ſo habe ich vollſtändig die Paſſion des Nichola Petri, einige Deckenbilder aus S. Francesco von Taddeo Gaddi und ein ſehr merkwürdiges Altarblatt aus S. Caterina, deſſen Mittelpunkt Thomas von Aquin iſt, dem, außer Chriſtus, Moſes, Paulus und den Evangeliſten noch Plato und Ariſtoteles Lehre ſpendend, zur Seite ſtehen, vielleicht das einzige Beiſpiel, daß heidniſche Weiſe würdevoll einen chriſtlichen Altar ſchmückten. Das Bild von Francesco Traini, angeblich einem Schüler des Arcagno, iſt um's Jahr 1340 gemalt; wenigſtens hat er in dieſem Jahr, wie ich die Nachweiſung im Archive gefunden, für den Dom ein zweites großes Bild gefertigt, was leider bei dem großen Brand im ſechzehnten Jahrhundert mit vielen andern ein Raub der Flammen geworden. Ich will dich nicht mit Aufzählung alles deſſen ermüden, was etwa noch außerdem in die Sammlung gekommen; nur das noch bemerken, daß die eigentliche Piſaner Malerſchule ohne hiſtoriſche Bedeutung iſt, von Anfang bis zu Ende, ſo daß ſich die Kraft des daſigen Geſchlechtes in Hervorbringung bildhaueriſcher Talente erſchöpft zu haben ſcheint. Inzwiſchen habe ich alles mit Fleiß durchſtudirt, um wenigſtens Andern ſagen zu können, daß auf dem Grunde keine Perlen wachſen.

Der Abſchied von der Familie Laſinio's, deſſen Güte ich nie genug rühmen kann, iſt mir ordentlich ſchwer geworden, als wär' es eine Deutſche, und ich darf dies wohl ſagen, daß ohne dieſelbe Piſa um vieles todter geweſen, als es ſchon iſt, (ſelbſt im Munde der Italiener, die es Pisa morta nennen.)

Lucca gewährt nach Piſa einen überraſchend angenehmen Anblick. Große Reinlichkeit auf allen Straßen; dieſe belebt, ohne lärmendes Geſchrei Einzelner, was in Piſa allein die Stille unterbricht; die Menſchen hübſch, freundlich und bunt. Vor Allen aber rühme ich den unvergleichlichen Spaziergang auf der Stadtmauer.

Denke dir die alterthümliche, mit vielen Thürmen und Giebeln geſchmückte Stadt, auf engem Raum zuſammengedrängt und gleichſam zuſammengehalten — es gibt keine Vorſtadt — durch die hohen und breiten Stadtmauern, von denen ich eben ſprach, mit vier Ausgängen nach den vier Weltgegenden. Zwiſchen Mauer und Stadt meiſtentheils Gärten mit Wein, Pappeln, ꝛc., wenig italieniſchen Gewächſen. Auf der Mauer ein ſelbſt von den Thoren, über die er hinläuft, nicht unterbrochener Weg, breit genug für drei Wagen, Reiter und Fußgänger mit hohen Bäumen bepflanzt, mit Wieſenräumen geſchmückt an den Stellen der Baſtionen, und zugleich Geſichtspunkt für ein doppeltes Panorama, einmal nach der Stadt, die wegen der Nähe der Gegenſtände dem Auge mit jedem Schritt ein neues Bild darbietet; das andre Mal hinaus über grüne von klarem Bergwaſſer durchfloſſene Wieſen, über wohlbebauetes mit tauſend Villen und Dörfern geſchmücktes Hügelland nach dem Gebirg, das in abwechſelnden, bald grandioſen, bald lieblichen, und immer anziehenden Formen den ſchönſten Kranz um die Gegend zieht. — Du weißt, daß ich auf dem Land geboren und erzogen bin, ſieh! ſo hab' ich mir in früher Jugend *die Stadt* gedacht, ſo hab' ich ſie mir in den Sand vor meines Vaters Gartenthüre oft mit dem Stock gezeichnet; ſo, glaub' ich, hat ſich mein Schwiegervater die Lucasſtadt im „*Kometen*“ gedacht und du begreifſt, warum es mir hier gleich ganz heimlich geworden. Dazu durchzogen Abends muſikaliſche Horden die Straßen mit Militärmuſik, der erſten, die ich dieſſeit des Appenin gehört; noch ſpäter kam eine Prozeſſion kirchlicher Art, deren Ora pro nobis mir alle alten Wünſche weckte und befriedigte: es war ein voller, reiner, kräftiger Chorgeſang durch die ſanfte, ſchweigende Nacht.

Heute habe ich Profeſſor Nocchi, an den mich Laſinio empfohlen, beſucht und einen liebenswürdigen, gefälligen Mann an ihm gefunden, der mir jedoch zur Kunſt in ein ungleiches Verhältniß getreten zu ſein ſcheint. Er arbeitete an einem Bilde, auf welchem Hugo Capet ſchlafend abgebildet iſt, wie ihm zwei Geiſtliche erſcheinen. Der Italiener unſrer Tage, dem alles vorzuſtellende Leben nur in äußrer Handlung ſichtbar iſt, ſollte ſich freilich am fernſten von lyriſchen Gegenſtänden halten, die ohne Tiefe der Empfindung und bildneriſche Vollendung durchaus ungenießbar ſind. Übrigens iſt mir aufgefallen, daß ein Wendepunkt der Kunſt auch dort ſichtbar iſt, und zwar im Gebiet der Skulptur, in welchem bereits einige Meiſter (wie Pampeloni) ſich weſentlich von ihren Vorgängern unterſcheiden, ſo daß es den Anſchein gewinnt, als wollte jene von neuem wie vor 600 Jahren den Weg zur Wiedergeburt vorzeichnen. Der Einfluß der Deutſchen iſt auch hier, wie damals unverkennbar und es fiel mir, der ſich an das Übergewicht der italiäniſchen Kunſt über uns, von früh an gewöhnt hat, die Wahrheit der Bemerkung überraſchend auf, welche geiſtige Macht von jeher Deutſchland über die Geiſter ausgeübt. Unſre alte Kirchenbaukunſt, unſre Skulptur, und ſelbſt unſre Malerei, wie müſſen ſie auf die alten Italiener gewirkt haben! Haben ſie doch die italiäniſche, auf dem tauſendjährigen Grunde des Alterthums aufgebaute Kunſt ſo aus ihren Angeln gehoben, daß ihre Dome, gleich dem Engel der Offenbarung, nur mit einem Fuße auf feſtem Boden ſtehen, und daß die Malerei, ihren idealen Urſprung vergeſſend, zur Naturnachahmerei geworden wäre, wenn nicht der „glückliche Knabe“ *) ſie — obſchon nur für ſeine Lebenszeit — wieder in die alten Rechte eingeſetzt.

In Lucca werde ich nur kurze Zeit bleiben, da ſich nur Weniges für meine Zwecke hier findet. Das Wichtigſte iſt über dem Seiteneingang zu S. Martino ein Relief vom alten Nichola, älter als die Piſaner Kanzel, das mir — nicht ein Licht — nein, eine Fackel über ihn angezündet. Es trägt rein chriſtlichen Charakter, d. h. die Empfindung herrſcht darin über den Vortrag; ſo zweifle ich nicht, daß er ganz naturgemäß angefangen, und erſt ſpäter mit der Antike vertraut und durch ſie beſtimmt worden iſt. Daher die Gewalt ſeiner Darſtellung ſelbſt, wo ſie ganz formell erſcheint; ſie ruht auf feſtem und tiefem Grunde.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Fortunato garzon' heißt Raphael in einem alten Sonett.

Pariſer Theaterſchau

(Fortſetzung.)

Der fünfte Akt iſt eher ein Epilog, als ein Akt vom Drama zu nennen. Das Haus der Gemeinen iſt in White-Hall verſammelt; das Volk ſteht unter Waffen, Wilhelm von Naſſau rückt an der Spitze einer ſiegreichen Armee gegen London vor, und Jakob II. hat in ſeiner Beſtürzung die Flucht ergriffen. Die Frage einer neu einzuſetzenden Regierung wird verhandelt; die Einen wollen den Sohn Jakobs II. mit einer Regentſchaft; die Andern wünſchen eine republikaniſche Verfaſſung, welche Wilhelm Penn als wenig geeignet für ein altersſchwaches und verdorbenes Geſchlecht verwirft. Auf den Rath des ſtrengen Quäkers wählen endlich die Gemeinen Wilhelm zum König von England. Nach dieſem Beſchluß vertagt ſich die Kammer; aber grade in dem Augenblicke, als die Mitglieder aus einander gehen wollen, erſcheint Jakob II. wieder. Auf ſeiner Flucht angehalten, war er genöthigt worden, nach London wieder umzukehren, und er kommt nun, um ſich dem Schutze und der Rechtlichkeit der Gemeinen anzuvertrauen. Seine Ankunft bringt eine allgemeine Aufregung hervor; man bereitet ihm jedoch einen ehrenvollen Empfang. Dadurch aufgemuntert, wagt Jakob II. Vorſchläge zum Vergleich und große Verſprechungen zu machen; aber Penn erklärt ihm rund heraus, daß es zu ſpät ſei, und daß das Parlament ihm nur in einer Sache behülflich ſein könne, nämlich: ſeine Flucht zu befördern. Jakob II. verzichtet daher auf die Krone, und flüchtet ſich aus White-Hall durch daſſelbe Fenſter, aus welchem ſein Vater Karl I. am 30. Januar 1649, 39 Jahre vor der Verbannung des letzten Stuart, auf's Schaffott ſtieg. Dieſer letzte Akt ſteht ganz außer allem Zuſammenhang mit der Handlung der vorhergehenden Akte und iſt auch, wie ich höre, bei den ſpätern Vorſtellungen vom Verfaſſer ſelbſt geſtrichen worden.

Was den Gang des Dramas im Allgemeinen anbetrifft, ſo ſcheint mir ein Hauptfehler, daß das Intereſſe nicht genug in der Hauptperſon konzentrirt und der eigentliche Held des Romans, der Herzog von Monmouth, zu wenig in Handlung geſetzt worden iſt. Man konnte auch der Rolle Penn's den Vorwurf machen, daß ſie eine etwas ſchulmeiſterliche Farbe trägt; er ſpricht viel, und handelt wenig; jedoch muß man erkennen, daß in den vier erſten Akten, beſonders im erſten, höchſt dramatiſche und intereſſante Situationen vorkommen, welche aber, da ſie ſich wenig an den allgemeinen Gang des Stücks knüpfen, eher eine Reihe gut an einander geſtellter geſchichtlicher Scenen, als ein ſtets die Aufmerkſamkeit geſpannt haltendes Drama zu bilden ſcheinen. Mit Recht müſſen wir dem Verfaſſer nachrühmen, daß ſein ganzes Werk ein tiefes, gründlich hiſtoriſches Studium verräth; überall treten ſeine gelehrten Forſchungen über den dramatiſch behandelten Zeitraum der engliſchen Geſchichte hervor, und wenn er einige Male die Wahrheit verſchleiert hat, ſo geſchah es in der Abſicht, die Begebenheiten und Perſonnagen dem Zwecke anzupaſſen, welcher ſich in dem ganzen Werke kund gibt, nämlich eine fortwährende Anſpielung auf die Lage der Dinge im Jahr 1831. Darnach hat ſich auch das Kolorit der Charaktere gemodelt. Der König iſt bald Jakob II., bald Karl X., und Wilhelm Penn iſt offenbar nach Lafayette gezeichnet.

(Schluß folgt.)

Kunſtnotiz.

So eben erſchien in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der Cotta'ſchen Buchhandlung Thorwaldſen's „Alexanders Einzug in Babylon“, nach Zeichnungen von Overbek und A., geſtochen von Samuel Amsler, mit erläuterndem Text vom Profeſſor Schorn. Wir dürfen ſtolz darauf ſein, daß Thorwaldſen's Meiſterwerk durch jene deutſchen Künſtler Gemeingut der gebildeten Welt wird; die neuere Zeit hat wenige artiſtiſche Unternehmungen aufzuweiſen, welche, auf einer gleich wichtigen Sache fußend, mit gleichem heiligem Ernſt, mit gleicher Tüchtigkeit wahrhaft vollendet wurden. Die Stiche Amsler's gewähren dem Beſchauer die beſte Einſicht in den ſpeziellen Charakter eines Thorwaldſen'ſchen Basreliefs, ſowie einen treuen Spiegel der Idee des Künſtlers. Die Erklärungsworte Schorn's, des als gründlich anerkannten Kunſtkenners, ſind einfach, klar und beſtimmt, und genügen vollſtändig jeder Anforderung. Die typographiſche Ausſtattung iſt ſo ſolid-prächtig, als man es von Cotta erwarten konnte, und trägt das Ihrige bei, um einem deutſchen Werke im In- und Ausland Ehre zu machen.

D.

Buntes.

.*. Kürzlich waren in der königlichen Bibliothek zu Paris zwei Modelle jener berühmten chineſiſchen Baumonumente ausgeſtellt, welche man unter dem Namen der Porzellan-Thürme kennt. Die Modelle ſtammen aus der Kunſtkammer des alten holländiſchen Stadhouders. Pichegru hatte ſie einſt nach Frankreich gebracht. Der Stoff jener Modelle iſt Porzellan von ziemlich gewöhnlicher Maſſe, die Zeichnungen ſehr mittelmäßig, das Ganze doch inſofern recht intereſſant, als es unſrer Einbildungskraft nachhilft, und ſie lebhaft in das Land der porzellanenen Thürme verſetzt, für welche man danach eine Art von Maaßſtab gewinnt.

.*. Der Revue du Nord (2. Heft) zufolge, verbreitet ſich das Studium der deutſchen Sprache in Frankreich immer weiter, hauptſächlich in Paris. Daſelbſt befinden ſich wenigſtens 12 Profeſſoren der deutſchen Sprache, deren Curſe eine große Menge Zuhörer haben. In den Collèges und Penſionen wird Deutſch ebenſo unerläßlich wie Engliſch gelehrt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 184.

1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 6. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

„Und ich!“ — ſprach Adlerſtröm ſelig, — „daß ich ſelbſt glücklich werde! Ach, es iſt ſo ſüß; — mein Leben, bis jetzt ohne Einheit, ohne Licht, — es würde ganz hell, frühlingsfriſch, — und das thut mir wohl noth, denn ich bin zuweilen recht alt und welk, ſo jung ich bin, wenn ich nämlich an meine Jugend denke, und zugleich an das Greiſenalter, das tauſend Andre von ihrer Wiege an leben müſſen! — — — Doch, das alles wird anders, wird ſchöner werden! Vielleicht war ich bis jetzt wirklich der Thor, den mich mancher wohl ſchelten darf, weil ich — nicht unzufrieden mit meinem Schickſal, — aber unbefriedigt über das Schickſal von Tauſenden lebte, den Schmerz von Tauſenden als einen einzigen, als meinen trug, hegte, pflegte. — Das alles wird anders werden, wenn ein Engel an meiner Seite geht, mir auf die Stirne haucht, wenn ſie glüht, auf die Augen, wenn ſie nicht weinen können; — o, das alles wird gewiß anders, wenn das edelſte Weſen auf Erden die einzelnen Stücke meines Wollens zu einem Ganzen vereinigt, wenn eine heilige reine Idee mich in jeder Sekunde ſtark erhält, einen einzigen groſſen Thatgedanken unzerſplittert in mir zu tragen, zu verwirklichen. Ach, ich bin wahrhaftig der Mann der Zeit, und leider iſt das kein Lobſpruch, womit ich mich ſelbſt tröſten kann; o nein, nein! mich zermalmen, zerreiſſen die Stunden; mich martert das Unentſchiedne, mich tödtet das Ungewiſſe. Ich hoffte ſo lange, — ich beſeligte mich ſelbſt ſo oft mit der geträumten Gewißheit, — und doch ſchalt ich mich in der nächſten Sekunde als verwegen, vermeſſen, thöricht; — iſt das Kraft, Männlichkeit? Ach, ich fürchte: nein, und erröthe. Und deßhalb, theuerſte Adelheid, — o, keinen Aufſchub länger! nicht länger laſſen ſie mich in jener entſetzlichen, peinlichen Schwebe, wie zwiſchen Himmel und Erde; — ſpenden Sie mir nur ein einfaches, klares Wort!“

Adelheid ſenkte erröthend das Antlitz und drückte ihm leiſe die Hand; ſprechen konnte ſie nicht.

Gräfin Reſaura hatte indeſſen die Blätter zu Fauſt von Cornelius aufgelegt, und daneben die Conturen von Retzſch. Es erhob ſich bei Beſchauung und Vergleichung derſelben alſobald ein artiſtiſcher Meinungskrieg in der raſch in zwei Sekten zerklüfteteten Geſellſchaft, wobei die Gräfin, eine eifrige Partheigängerin für Cornelius, dieſen ihren Liebling gar bald dadurch unterſtützte, daß ſie den Gegnern das Titelblatt zu den Nibelungen von demſelben Meiſter, jenes wahrhaft und vollkommen in ſich ſelbſt abgerundete, großartige Geſtaltengedicht vorlegte. Ihrem Scharfblick war es jedoch, — während deſſenungeachtet keine der beiden Partheien der andern weichen wollte und die Anhänger des Dresdner Zeichners ſich hinter die Retzſch'ſchen Compoſitionen zum Lied von der Glocke verſchanzten, — keineswegs entgangen, in welcher Verlegenheit ſich indeſſen ihre Adelheid im Geſpräch mit Adlerſtröm befand; — da ihr die Geſinnungen des Letzteren längſt kein Geheimniß geblieben waren, ſo errieth ſie natürlich leicht den Gegenſtand jenes Geſpräches, entzog ſich unbemerkt der artiſtiſchen Frage und ſtand vor den beiden Liebenden, ehe ſich's dieſe verſahen. Mildlächelnd blickte ſie aus ihren ſeeliſchen dunkeln Augen beide an, und ſprach leiſe zu Adlerſtröm: „Iſt es nicht unbeſcheiden von mir, in Ihrer Seele leſen zu wollen, theurer Freund, ſo weiß ich, was darin vorgeht. — Sie kennen mich, hoffe ich, und wiſſen, wie werth Sie mir und uns allen durch alles ſind, was in Ihnen lebt. — Sie ſind ein gründlicher Kunſtkenner, lieber Adlerſtröm, — wahrhaftig Sie müſſen bei einer wichtigen Streitfrage, die eben alle Meinungen in Anſpruch nimmt, Ihr Urtheil zur Entſcheidung in die Wagſchale werfen.“

„Gnädige Frau!“ erwiederte Adlerſtröm überraſcht, . . . „wie meinen Sie? — Ich, — ich muß bekennen, — mein Urtheil . . . ich bin zu verwirrt, — es iſt wahrlich zu geringfügig, um als das eines Einzelnen ſo viele andre aufzuwiegen. . .“

„Nicht doch!“ entgegnete Roſaura; — „Sie ſind ſtets zu beſcheiden; kommen Sie doch; ich weiß gewiß, Ihre Intervention wird die Frage ſchnell löſen... Unter andern! ſind Sie morgen Vormittags frei? dürfen wir auf das Vergnügen hoffen, Sie bei'm Frühſtück zu ſehen? — Alſo Sie kommen? Nicht wahr?“

„Wie Ariel auf ſeines Meiſters Gebot, gnädige Frau,“ verſetzte Adlerſtröm ſich faſſend; — „hilf Himmel, welch unpaſſendes Gleichniß! Nein, wie Ferdinand, durch Ariel's Macht, — — verzeihen Sie, ich bin heute ſehr unglücklich in Gleichniſſen, und verwickle mich um ſo ärger, je mehr ich nach einem paſſenden ſuche.“ —

Er bot den beiden Damen die Arme, und führte ſie in den Kreis, welche die beiden artiſtiſchen Partheien um den großen runden Mahagonitiſch gebildet hatten, auf welchem die Mappen aufgelegt waren. Roſaura ſtellte ihn, wie im Triumph geholt, der Geſellſchaft als oberſte Inſtanz vor, ſo ſehr auch Adlerſtröm ſich gegen dieſe Würde verwahrt wiſſen wollte.

Der artiſtiſche Streit war inzwiſchen bereits vor der Intervention des Barons eben friedlich ausgeglichen worden, denn beide Partheien vereinigten ſich in der Anerkennung einer ſchönen Lithographie nach Leopold Robert's „Sicilianiſcher Mutter,“ welche ein ächt Göthe'ſchen Herr Mittler, — der in der Geſellſchaft ſtets die Beſtimmung des Kitt's erfüllte, vorgelegt hatte. Herr Mittler (wir wollen ihm dieſen bezeichnenden Namen aus den „Wahlverwandtſchaften“ laſſen) ging in ſeinem Verſöhnungswerke noch weiter, wechſelte in bewundrungswürdiger Taktik ſchnell eine Novität gegen die andre ein, — und that ſich nicht wenig auf den allgemeinen Enthuſiasmus zu gute, den er durch die plötzliche Vorlegung einer treuen Nachzeichnung von E. Bendemann's „trauernden Juden“ hervorzauberte. — (Fortſ. f.)

Lätitia.

Lätitia Bonaparte
Saß einſam trauernd zu Rom,
Der Blick der Greiſin ſtarrte
Hinab zum Tiberſtrom.

Ihr Blick ward immer trüber
Wie ſie hinunter ſah.
Die Wogen rauſchen vorüber:
O Greiſin Lätitia!

Lätitia Bonaparte,
Wie klang dein Name ſo ſchön!
Der Blick der Völker harrte
Voll Freude, dich zu ſeh'n.

Auf deines Sohnes Flügeln
Flogſt du dem Himmel nah.
Nun über den ſieben Hügeln
Weinſt du, Lätitia.

Lätitia Bonaparte
Hat, ach! keine Thränen mehr.
Zur Niobe erſtarrte
Die Greiſin ſtolz und hehr.

So ſaß nach Troja's Falle
Die greiſe Hekuba
Einſam in öder Halle,
Wie du, — Lätitia!

Ludwig Bechſtein.

Aus Berlin.

(Im Juli 1835.)

Der verfloſſene Monat, mein Beſter, war in Berlin ein in vieler Hinſicht ſehr trockner, durrer und langweiliger, trotz aller Wechſel und Unterbrechungen, die er durch Wollmarkt, Pferderennen, Gartengeſellſchaften und der Himmel weiß, mit was noch, hatte; denn eine ägyptiſche Sonne ſchien auf unſere Sandwüſten niederzubrennen, und wer noch niemals die Ehre hatte, den Berliner Staub kennen zu lernen, konnte für Zeit ſeines Lebens die großartigſten Erfahrungen ſammeln und mit nach Hauſe nehmen; allein es war dieſer Monat auch zugleich einer der freundlichſten, luſtigſten und ſchönſten; denn bedenken Sie, Beſter, — die Wolle, bedenken Sie — das Pferderennen, bedenken Sie alle die noblen und erhabenen Gefühle, welche hierdurch in der Bruſt aller Leute von Anſtand und Erziehung, aller hommes de qualité erweckt wird, bedenken Sie die Entzückungen des Pöbels, die mannichfachen Schauſpiele, welche ſich darbieten, dann die Anſtalten zur Badereiſe, die in allen Häuſern von Ton gemacht werden, malen Sie ſich die Empfindungen der ſchönen Damen dabei aus, die ſchon mit einem Fuß in dem Schloßgarten von Teplitz, mit dem andern im neuen Salon von Wiesbaden ſtehen, und begreifen Sie nun, wie plötzlich ein neuer Lebensſtern uns aufging und man uberall nur hoffende, freudige, verlangende und lachelnde Geſichter und Geſichtchen ſah, in deren funkelnden und ſchmachtenden Augen eine ſuße geheimnißvolle Schwärmerei der Erwartung und Seligkeit der Hoffnung lag.

Wenn der Wollmarkt kömmt, bewegt ſich außer dem merkantiliſchen Leben und Treiben, das er mitbringt, noch ein anderes, höheres nebenbei. — Die Landjunker und Amtleute, die lieben, dicken, quabblichen Geſtalten mit den fetten, gemüthlichen Geſichtern, welche der Mittwochsgeſellſchaft als höchſtes Ideal dienen könnten, erſcheinen dann in

Schaaren und mit ihnen die kleinen, runden Fräulein, die wie die Küchlein das wollhabende Gattenpaar umtrippeln, dann kommen mit ihnen auch die flachshaarigen, blauäugigen Verwalter, Vettern und Söhne, es findet ſich die werthe Sippſchaft zuſammen, an deren Spitze als Leithammel, Cicerone oder Polarſtern, gewöhnlich ein Offizier der Garniſon, ein Verwandter zu erblicken iſt, der ſeinen jährlichen Gäſten die große Fontaine zeigt, das Brandenburger Thor mit der Quadriga bewundern läßt, und mit zartem Anſtande den kleinen, dicken Nichten und Baſen auf die Stufen hilft, damit ſie in die große Granitſchale hineinſeh'n mögen, die leer iſt oder Waſſer hat, wie der Kopf manches berühmten Philoſophen oder Dichters; hierzu finden ſich dann auch einige Dutzend Engländer ein, die mit manchem ſpöttiſchen god damn! auf die lange dünne Fontaine blikken, durch die Zähne ſpeien und beide Hände unter die Armlöcher der Weſte ſchieben; Polniſche Juden im Seidenkaftan, wohlwollende Jünglinge Iſraels aus beiden Hemiſphären und andere Zöglinge des Wollſchützenden Gottes, den ich nicht kenne, machen den Schluß, und Alle füllen die Trottoirs und drängen und ſtoßen den friedlichen Bürger, und die blonden Fräulein vom Lande bleiben vor jedem Laden ſtehen und meſſen mit neugierigen Blicken jede Equipage und fragen nach hunderttauſend Dingen, und lachen über Sachen, die kein Menſch lächerlich findet. Die Junkerſchaft aber verläugnet ſich ſelten bei aller Ländlichkeit; der ariſtokratiſche Anſtand drückt ſich auf dieſen blonden, braungebrannten Geſichtern auf, und mitten in der kindiſchen Luſt betrachtet das gnädige Fräulein plötzlich den Vorübergehenden; ſie ſieht ſich angeblickt von einem Schlechtgebornen, und augenblicklich ſchießt ein gebietender Blick, wo nicht gar ein verächtlicher auf den Verwegnen, und die ſtolze Miene ſcheint ihm ſagen zu wollen: Erbärmlicher, ſiehſt du nicht, wen du vor dir haſt?! — Es iſt eine Luſt, ſolche kleine Beobachtungen zu machen und ich habe häufig Gelegenheit gehabt, dies zu verſuchen. Die Häupter der Familie ſind gewöhnlich einmal Offiziere geweſen; der militäriſche Anſtand iſt niemals ganz von ihnen gewichen; ein Kreuzchen oder Bändchen im Knopfloch ſagt es noch deutlicher der Menſchheit, und niemals vergeſſen dieſe Herrn ſich von ihren Untergebenen: Herr Rittmeiſter, Herr Major, Herr Hauptmann u. ſ. w. nennen zu laſſen. —

Hier nun, wo die Junkerſchaft zehn Meilen in der Runde ſich vereint, werden, wie einſt bei den Olympiſchen Spielen, alle alten Freundſchaften erneut, neue geſchloſſen und was beſonders zu merken iſt: manch zart erröthendes, märkiſches Fräulein oder Amtsmanns-Töchterlein, die leeren, leichten Herzens nach Berlin zog, kehrt mit ſchwerem Liebesweh in die Kartoffelfelder und Tannenhaine zurück, wenn nicht gar ſchon mit dem Ring am Finger, der ſie nächſtens zur glücklichen Frau eines ganz ausgezeichneten Schafzüchters macht. —

Um auf die ernſthafte Seite des Wollmarktes, auf die merkantiliſche, zu kommen, ſo iſt allerdings derſelbe von einem andern Gewicht, welches in dieſem Jahre einige dreißigtauſend Centner betrug und in wenigen Tagen ein Capital von mehren Millionen im Umlauf ſetzte. — Daß ſich hierbei ein ungemeines Leben auch in dieſer Beziehung regt, iſt gewiß; überall begegnet man geſchäftigen Menſchen, ſchwer beladenen Wagen und der Strom iſt mit hochbewollten Fahrzeugen bedeckt. Dabei feiert die edle Straßenjugend Berlins ein großes denkwürdiges Feſt, denn auf den Plätzen und in den Straßen, wo der Wollmarkt gehalten wird, lagern ſie ſchaarenweis auf den hochgethürmten Wollſäcken, führen halsbrechende Spiele aus, rollen ſich hinab und treiben oft ein ſolches Unweſen, daß die väterlich zurechtweiſende Hand der Polizei ihnen einige heilſame Erinnerungen zukommen laſſen muß. —

An den Wollmarkt ſchließt ſich würdig das große Pferderennen, ein Vergnügen, welches ſo viel Angenehmes mit dem Nützlichen verbindet, daß es vielleicht keins ihm darin übertreffendes gibt. — Sie haben es nicht geſehen, mein Theurer, und wie viel Sie dadurch verlieren, mögen Sie ſelbſt ermeſſen. — Denken Sie ſich eine Rennbahn von einer halben deutſchen Meile, die als Quadrat abgeſteckt iſt, denken Sie ſich auf der errichteten Tribüne den ganzen Hof, und den Flor der ſchönſten Damen Berlins, denken Sie ſich auf dem Platze davor die ſämmtlichen Cavaliere und ſonſtigen Offiziere, Prinzen, Leute von Familie, die ganze Blüthe des Landes, vermiſcht mit dem Extrakt der allervorzüglichſten Woll- und Pferdezüchter, denken Sie ſich ferner eine Anzahl jüdiſcher Elegants, Doktoren, Pferdehändler, Spekulanten, Wettluſtiger, adliger und bürgerlicher Banquiers, Theilnehmer des Pferdevereins, wie ſie ſich nennen, denken Sie ſich ferner eine Anzahl Neugieriger dazu, welche für ihr Geld ſich Billete erſtanden: und Geheimräthe und Braueigner, Grafen und Bäcker, Barone und Metzger, und Sie werden ſchon dies allgemeine Volksfeſt deshalb lieb gewinnen, weil mit großer Liberalität die gewöhnliche Rang- und Standordnung hier völlig beſeitigt und von jedem bei gleichem Rechte der gleiche Beitrag erhoben wird. — Das Feſt ſelbſt bietet ein erhebendes Schauſpiel dar: die edlen Thiere laufen mit einer fabelhaften Geſchwindigkeit, hier und da ſtürzt wohl eins, und zerbricht ein Bein oder ein Paar, oder der Reiter wird abgeworfen, was beſonders auf den Bahnen mit Hinderniſſen der Fall iſt, er verrenkt einige Glieder oder verſtaucht ſie ſich, oder wird ohnmächtig, was ſehr ſchön ausſieht und eine allgemeine Theilnahme erregt, die ſich bei den Damen zuweilen bis zu Thränen ſteigert. Ach! und wer möchte nicht darum ein Bein oder einen Arm oder auch den Hals brechen! — Inzwiſchen werden Wetten gemacht von allen Seiten, Jeder, der ein muthiges Herz hat, wettet und man ſieht hundert Taſchenbücher hervorgezogen, um ſie gegenſeitig einzuſchreiben; dann beginnt das Rennen und jede Erwartung ſpannt ſich beſonders da, wo der Sieg zweifelhaft wird. Endlich iſt es entſchieden, lauter Beifall belohnen Pferd und Reiter, die Damen beſonders ſind Feuer und Flamme, faſt eben ſo ſehr, als die bekannten Pferde-Enthuſiaſten, unter denen ſich ein Oberſt und ein Maler vor Allen auszeichnen, die kein Ende finden können, Roß und Jokei zu klopfen und zu preiſen. — Dann beginnen die langen, ſchönen Pauſen, die oft eine Stunde währen, und in welchen man, nach Gefallen, neue Wetten machen, die Büffets beſuchen, erzählen, trinken oder ſchlafen kann, bis von Neuem die Glocke tönt, und das Rennen beginnt. —

Allerdings gibt es viele proſaiſche Naturen, die weder die Schönheit noch die Nützlichkeit der Pferderennen einſehn wollen. — Wir ſehen, ſagen dieſe Verächter des Schönen, nichts darin, als ein Junkervergnügen, das in ſeiner unverdaulichen Langweiligkeit jede geſunde Natur anwidern muß. Nennt ihr es ſchön, einige langbeinige Mähren mit dünnen Hälſen und ungeſchickten Gliedern, die nichts für ſich haben, als ihre eingeübte Geſchwindigkeit, in Staub gehüllt vor euch hinlaufen zu ſehen? Oder liegt die Schönheit in der Geſchwindigkeit etwa, oder liegt ſie in der Fülle der Verſammlung, oder in dem heißen Sandboden, der bei jedem Schritte aufpulvert und euch in unerträgliche Wolken hüllt?

Oder wenn ihr in der augenblicklichen Spannung des Sieges die Schönheit ſetzt, was ſind denn die zwiſchen jedem Lauf liegenden halben und ganzen Stunden, welche die traurigſte Langweile enthalten? Was das Nützliche anbelangt, ſo ſehen wir vollends durchaus nichts, es ſei denn, daß ihr den Nutzen meint, welcher den Gewinnenden aus den Wetten entſpringt, und der gewöhnlich dem orientaliſchen Blute, welches dort ſein Weſen in ſolchem Maaße treibt, anheimfällt? (Fortſ. folgt.)

Reliefe aus jetzigen Kulturzuſtänden.

. Im Allgemeinen iſt leicht herauszufaſſen, daß der Kampf zwiſchen Stabilität und Bewegung auch in der Literatur mit Bitterkeit fortgeſetzt wird, von Seiten der erſteren mit übel verſteckter, von Seiten der letzteren mit übel zur Schau getragener Leidenſchaftlichkeit. Die Stabilitätsliteratur hält alle ihre Streitkräfte in monarchiſch-ſoldatiſcher Diſziplin; die Bewegungsliteratur hat ſich in Sekten zerſpaltet, und kämpft durch Tirailleurs; es hat ſich überdies ein vermittelndes Corps von Amphibien zwiſchen ihr und ihren Feinden gebildet, Leute, die hier warm und dort kalt ſein können. Die äußerſte Linke verlangt unbedingte Uebergabe; ſie will vielleicht weniger Freiheit und Gleichheit feſtſtellen, als ein Kaiſerreich gründen, aber als förmliche Tafelrunde, weniger mit Rittern als mit Lakaien. Die äußerſte Rechte will ſchon von vornherein ihre Wappen nicht aufgeben. Die äußerſte Linke will die alten Schlöſſer einreißen, um ſich Wohnhäuſer aufzubauen; aber es wird ſich für die Dauer Niemand finden, der ſich zum Kitt und Mörtel hergibt. Die äußerſte Rechte verſchmäht es nicht, um jeden Preis Ueberläufer zu gewinnen, deren ſie ſich, die ſich ihrer nicht ſchämen. Die äußerſte Linke hat der Gegenparthei ſchon einen Handwerksvortheil abgemerkt und wendet ihn an: das Protegiren. Sie meint, daß es ihr ſchön zu Geſicht ſtehe; ſie fängt an, damit zu kokettiren. Die literariſchen Juſtemilieu's geben ſich am allerpoſſirlichſten: ſie wiſſen nicht, woran ſie ſind; ſie calculiren hier und dort, und ſchwitzen Redensarten, ſtatt Blut. Die Ehrlichen ſind, wie gewöhnlich, am ſchlimmſten daran; ſie kümmern ſich um alle Partheien nichts, und alle Partheien reiben ſich an ihnen. Die Torys blicken mit alter, die Radikalen mit neugebackner Grandezza auf ſie herab; die Juſtemilieu'ſten machen ſich über ſie luſtig; das Publikum meint: es wäre ſchon ſo recht, und verſtehe ſie nicht. Die Ehrlichen ſind wirklich übel daran; ſie wollen Gutes, und Jeder ſagt ihnen Unangenehmes, oder will ſie mit Füßen treten; Jedermann hält ſie eine Zeitlang für brauchbare Trabanten, und wirft ſie der andern Parthei an's Sündenregiſter, wenn er ſieht, daß ſie über allen Partheien ſtehen. Aber die Ehrlichen werden das nicht immer ſo hingehen laſſen. Die von Rechts ergreifen die jeſuitiſche Maaßregel, ſtellen ſich an, als ob ſie von Links wären, und werden linkiſch. Die von Links wollen eigentlich nicht das Rechte, — ſie wollen blos Recht haben, und imitiren dieſelbe Nobleſſe, die ſie bekämpfen.

. Das Weiße iſt Affektation geworden, im Großen wie im Kleinen. Wahrheit iſt in Wenigen geblieben, und die Wenigen, in denen ſie iſt und bleibt, werden — und hätte man ſie allergnädigſt auch eine kleine Weile als orthodox geduldet — plötzlich mit dem Kirchenbann belaſtet. Die Bannbullen ſelbſt aber ſehen eher wie Gratulationsbriefe auf Roſenpapier aus. Es läuft auf eine Galanterie hinaus, die wir den Franzoſen ablernten.

. Die Proklamationen des Materialismus ſind der letzte Kitzel eines alten Wüſtlings, das letzte Zucken eines abgeriſſenen Gliedes. Es iſt das Hin- und Herpicken des Geiſtes, der in die Baumſpalte hineingezaubert iſt.

. Genremalerei. Ihre Präponderanz iſt das Produkt zweier heterogener Faktoren. Einerſeits mußte nach Ueberſättigung und Ekel das Bedürfniß nach geſunder Koſt darauf führen; andrerſeits iſt es die Impotenz, die ſich begnügt, blos zu belauſchen, um Wort für Wort weiter zu erzählen, — weil ſie nichts ſelbſt ſprechen kann, dem man lauſchen müßte. Die Poeſie iſt keine Prophezeihung, — die Poeten ſind keine Seher mehr, ſondern blos Zuſchauer. Im Grund iſt es einerlei, ob man Waffen und Concile beſchreibt oder moderne Coſtume und Volksfeſte. Und eigentlich iſt aber auch in der modernen Genremalerei mehr Weſenloſes, als in irgend einem Phantaſieſtück der Callot'ſchen Zeit. Die Lebensanſichten werden ſelten en face gegeben, häufig nur im Profil, noch öfter blos als Silhouetten, in welche man ſich jede beliebige Phyſiognomie hineindenken kann.

. Jetzt iſt die Zeit für einen ſatyriſchen Roman; denn Alles individualiſirt ſich — Gott ſei Dank! — und leider zerſplittert ſich jede Parthei noch in Sekten; wir ſehen einen Fanatismus der Marotten.

. Es wird viel herumgeſalbadert von den bizarren Phänomenen, welche die Zeit wie Mondkälber auswirft. Taucht in den Grund hinab, dort findet ihr die Materialien zur Analyſe des tauſendfältigen Unſinns; Scepticismus und Myſticismus haben ſich in das Regime getheilt, haben ſich wechſelſeitig Ruhe und Friede geſchworen, und verrücken bei Nacht jeder die Grenzſteine.

. Menzel hat einen Geiſt der Geſchichte geſchrieben. Ein Anonymus hat denſelben als „Ungeiſt" „vernunftgemäß" „beleuchtet"! Es kommt mir vor, als wenn ein Dichter auf dem Gipfel einer Alpe ſtünde, und ſchaute begeiſtert in das Panorama hinab, und ein ſonſt vielleicht recht braver Schulmeiſter, der unten ſteht, wieſe warnend hinauf, und meinte, man könnte dort oben den Schwindel bekommen. Er ruft ihm hinauf: „Mann! ums Himmels willen, Sie ſtehn 11,000 Fuß hoch über der Meeresfläche!" — Die Weltgeſchichte iſt Menzel's eine Apokalypſe, er lieſt als Prophet das Kommende aus dem Vergangenen; die Nüchternen rechnen ihm dagegen vor, in welcher Stunde Seſoſtris geboren wurde. Mein Gott, warum glauben doch die Leute, man hätte, wenn man einen Geiſt der Geſchichte ſchreibe, blos ein Compendium für Gymnaſiaſten im Kopfe?

. An ſo vielem Prunk der neueſten Literatur, an ſo manchem falſchen Flitter von erborgter Nobleſſe erkalt' ich; an ſo vieler Untreue, Unwahrheit, die von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, wie ins Allgemeine, ſo über uns Einzelne, hereinbricht, — lern' ich, was der Fluch unſerer Zeit iſt: — — Worte, Worte! Geſchminkte todte Worte haben das lebendige Wort verſchlungen; mit Worten tretet ihr uns in den Staub, mit Worten ätzt ihr Treue, Glauben, Hoffnung wie böſe Warzen aus, mit Worten erwürgt ihr Tauſende; die Wortſucht iſt die Seuche, welche den ganzen Organismus in ſeinen edelſten Theilen vergiftet. Wie ich dieſe Hydra haſſe! Ihr wollt Brot, ſie werfen euch Worte vor die Füße; — iſt der Brillant darum weniger ein — Stein, weil er geſchliffen iſt? — Es iſt ein troſtloſes Haſchen nach Strohhalmen allüberall; allüberall ein Schnappen nach Lebensluft, und doch ein Behagen am Stickgaſe, eine Sehnſucht nach dem Himmel, und ein Verſtändniß mit der Stallmagd; eine Titanomachie angekündigt, und Lilliputerei ins Werk geſetzt; ein armſeliger Drang, im Dorf der Erſte, ſtatt in Rom der Zweite zu ſein; ein Bedürfniß, den Augiasſtall zu miſten, um — darin zu wohnen! Ich haſſe das Alles. Das ſind Sünden am heiligen Geiſte der Menſchheit, der keine Menſchenopfer will, ſondern Lebensweihen; keine Zungen mit Sternen oder Heiligenſcheinen, ſondern feurige, der keine Tetrarchen, Königlein, patentirte Richter beſtellen will, keine neue Ariſtokratie der Protektion, ſondern Gut und Blut, dem Ganzen hingegeben, und eine republikaniſche Unter- und Einordnung der Einzelnen.

. Gab es je eine große Komödie, ſo ſpielen wir Alle jetzt in einer; wenigſtens ſind wir Alle mehr oder minder Komödianten! Wir errichten unſer Privattheater, und möchten alle Hofbühnen vernichten, weil das Volk unſern kleinen Pappdeckelkram nicht gleich Nationalbühne taufen will. Die Ideen ſind zur Spielerei geworden; man kniet nicht mehr vor ihnen, man ſtirbt nicht mehr für ſie; — man hätſchelt ſie, wie das Kind ſeine Puppe, man läßt ſie Akrobaten-Kunſtſtücke machen, — und das alberne Volk ſtaunt ſeine großen Männer an! — Was wird dem Volk von dieſer jüngſten Generation, die ſich den Anſchein gibt, es ſo eifrig zu vertreten? Getreten wird es, — verrathen — um das Lächeln einer Dame, die ſich für einen neuen Almanach intereſſirt! O dieſe Schminke der Rechtlichkeit! Wiſcht ſie ab; was liegt dahinter? Der bleifarbne oder weiße oder gelb-ſüchtige Eigennutz.

Ich ſpreche dies aus, ohne an eine beſtimmte Perſönlichkeit zu denken; aber die Richtung wird mir verhaßt, weil ſie alle Joche wieder aufzwingen will, die wir kaum abſchüttelten, den Götzendienſt, die Arroganz, die Partheilichkeit. Armes Volk! Was gehn den Schriftſteller deine Leiden an, deine Dummheit, alle deine geiſtigen und moraliſchen Schrauben und Ketten, die zuerſt fallen müſſen, bevor du zu irgend einer andern Freiheit reifen kannſt? Er affektirt einen Prometheus-Schmerz, weil ihn die Bläſſe intereſſant macht.

Jetzt aber ſind Pflichten zu erfüllen. Was ſoll werden, wenn die Materie den Geiſt erwürgt? Was ſoll werden, wenn Gott blos zur algebraiſchen Formel, Freiheit blos zur Milchkuh, Unſterblichkeit blos zum poetiſchen Hebel wird? Wenn Liebe für nichts Höheres ausgerufen wird, als für Sinnenkitzel, Hoffnung für Klugheit, Treue für Vorſichtsmaaßregel, und Wahrheit als ein Mittel, quand même? —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 185. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 7. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Es gibt für einen gebildeten Menſchen nichts peinlicheres, als: das einmal gegebene Thema des Lobes zu variiren; man findet den Übergang aus einer Tonart in die andre nicht ſo leicht, und ſoll doch eben das Thema in ſeinen Grundformen getreu erkennbar wiedergeben. Die Breſche war nun einmal durch den Ausruf: „Meiſterhaft!“ geſchoſſen; — die ganze Mannſchaft von: „Himmliſch!“ — „Göttlich!“ — „Unübertrefflich!“ — „Claſſiſch!“ — „Bezaubernd!“ — „Ergreifend!“ — „Vollendet!“ folgte im Sturmſchritt. Nun ging es an ein förmliches Plündern aller Details an jener wahrhaft ſchönen Compoſition; wer kann es irgend jemand verargen, aus einer ſolchen Eroberung ſeine kleinen Kunſtbewundrungen als Beute zu gewinnen? — Und doch! was gilt die Compoſition, ſo herrlich ſie iſt, als bloße Zeichnung gegen den *Farbenzauber* des Originals? Dieſer und jener hatte das letztere bereits geſehen, ein dritter bereits eine Copie beſtellt, jene Dame erbat ſich eine durchgepauſte Zeichnung zum Straminmuſter; das Faktotum, unſer Herr Mittler, hatte vollauf zu ſchaffen mit Auskunft, Verſprechungen, Empfehlungen dieſes oder jenes talentvollen jungen Menſchen, welcher Nachbildungen billig und nach Wunſch zu fertigen im Stande wäre.

Auf Adlerſtröm brachte die herrliche Compoſition einen ganz eigenthümlichen Eindruck hervor. Kein Wort der Bewunderung entfloh ſeinen Lippen, aber auch kein Blick auf irgend einen andern Gegenſtand ſeinen Augen; er las, er ſtudirte in dieſer Zeichnung; las aus derſelben heraus, ſtudirte, nein, *lebte* ſich in dieſelbe hinein. Seine Hand krampfte zuſammen, als hätte ſich plötzlich ein Schwertgriff in ſie hineingeſtohlen, deſſen metalliſche Berührung alle Fibern galvaniſch durchzuckte. Er ſah und hörte nichts mehr rings um ſich her, als eben dieſe Compoſition. Ein ſchwerer Seufzer arbeitete ſich aus ſeiner gepreßten Bruſt empor.

Die Gräfin Roſaura berührte ſeine auf dem Rande des Blattes aufliegende Hand ſanft mit einer Roſe, die ihr eben aus dem Häubchen geglitten war, und ſprach: „Nun, Herr Baron, was urtheilen Sie über dieſe Zeichnung? Enthalten Sie uns allen Ihre Meinung nicht vor; ſanctioniren Sie unſere allgemeine Theilnahme durch ihr artiſtiſches Präſidentenvotum!“

„Iſt die Scene nicht herrlich?“ fügte Adelheid hinzu; — „großartig, idealwahr?“

„Nur idealwahr?“ erwiederte Adlerſtröm raſch und leidenſchaftlich; „nur eine Scene? — ſagen Sie! Es iſt mehr, mehr! Es iſt die Wahrheit eines großen Schmerzes; es iſt der Schmerz eines Volkes, vom Greis bis zum Kind hinab, der Schmerz eines Jahrtauſendes. O, wir ſitzen ja noch immer und alle an den Waſſern von Babylon und die Waſſer klagen mit uns; da ſeht Ihr freilich keine Ketten, aber ich fühle ſie, ihre Spuren zeichnen ſich blutig ab auf meinen eignen Armen und Füßen, und mein Nacken trägt das allgemeine Joch, unſichtbar und doch centnerſchwer, das Joch des Haſſes, des Fluches, des Goldes, der

Verachtung. O, über dies Jahrhundert des Lichtes und der Aufklärung! Ein Bild kann uns freilich in Enthuſiasmus verſetzen, — aber wir fühlen nicht einmal den Keim einer That in uns; dieſes Saatfeld: unſer Herz iſt dürr und unfruchtbar, denn es fallen keine Thränen mehr darauf; dieſe Propheten ſind ſtumm für die Zukunft, weil wir taub für den Wehruf ſind, die ſie von Vergangenheit und Gegenwart ſangen; — o, wie lächerlich, bei Gott, wie lächerlich, da wir alle an der Sprech- und Schwätzſeuche leiden! — Goldne Feſſeln! — Lachend übertünchte Kerker! — Mitleid! — Ja, — ich ſchäme mich: dies Wort auszuſprechen — Mitleid — höchſtens! — das iſt alles, was uns dieſe wortreiche Zeit und noch dazu wie als Almoſen zuwirft, ſtatt eines einzigen Wortes, das tauſend Herzſchläge, tauſend Freudenthränen, tauſend Leben in ſich trägt, ſtatt eines einzigen Wortes, das Euch nichts koſtet, als das bischen Athem, das Ihr ſonſt im Tanze, bei einer äſthetiſchen Vorleſung verſchwendet, — nichts als die armſelige Sekunde koſtet, in der Ihr's ausſprecht, und man weiß ja doch ſonſt oft vor langer Weile kaum, wie die Zeit tödten! O! nur einer Sekunde bedürfte es, um dies Wort auszuſprechen, das ein Volk von den Todten auferweckt; — Ihr plagt Euch ſtundenlang ab, — um Papageien: „Schelm!" ſprechen zu lehren, und dies einzige Wort: „Freiheit für die Juden!" hat keine Lippe noch ausſprechen gelernt! und dieſen einzigen Klang verſteht noch kein Ohr, — — kein Herz!"

Die ganze Geſellſchaft war von dieſen Worten des Baron's, noch mehr aber von der Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit ſeines ganzen Weſens, am allermeiſten jedoch von einem gewiſſen fremdartigen und eigenthümlichen Ausdruck betroffen, welcher ſich auf ſeinem Geſichte zeigte; und von welchem man nicht wußte, ſollte man ihn für Bitterkeit oder für Wehmuth, für Schmerz oder für Spott halten.

Während der augenblicklich eingetretenen Pauſe, die durch jene Rede entſtanden war und von Niemand ganz ſchicklich wieder ausgefüllt werden konnte, ſo mancher Verſuch dazu auch gemacht wurde, — fühlte Adlerſtröm nicht ohne Beſchämung ſeine Schuld, daß er in eine leichte, von Mode und Convenienz nur loſe zuſammengehaltene Converſation einen Gegenſtand hineingeſchleudert hatte, der vielen, wo nicht gar allen, ein Stein des Anſtoßes und Ärgerniſſes geworden war, und daß die Fäden der Unterhaltung für dieſen Abend durch ihn zerriſſen blieben. Er machte ſich, als der Vulkan in ſeinem Innern ſich völlig Luft geſchafft, — Vorwürfe, das Myſterium ſeines Schmerzes vor ſo vielen Uneingeweihten profanirt zu haben, und entſchloß ſich, — nach einer leichten, galanten Entſchuldigung, — ſeine Verlegenheit durch baldige Entfernung zu beendigen. Es drückte ihn die Atmoſphäre des geſelligen Kreiſes, als hielte ſie keinen Athemzug von Lebensluft mehr in ſich, als befände er ſich unter einer hermetiſch verſchloſſenen Glasglocke mit Weſen zuſammengeſperrt, welche mit ſeiner eignen Art im feindſelig-vernichtenden Widerſpruche ſtünden. Die übrige Geſellſchaft war durch das Gewicht ſeiner Worte gleichfalls wie von einer peinlichen Schwüle gedrückt und athmete freier, als er ſie endlich verlaſſen hatte. — (Fortſ. folgt.)

Dichters Thu'n.

Mit immer unentweihten Lippen
Vom Leben nur das Süße nippen;
Des Lebens Schmerz rein in ſich tragen,
Ihn, als ein Gottgeweihter, klagen;
Im Leben noch ein Leben ahnen,
Vertraut ſein mit den Sonnenbahnen;
Im Kleinſten Gottes Allmacht merken,
In ſeinem Anſchau'n ſelig ruh'n,
Begeiſtern nur zu edeln Werken:
Das iſt des wahren Dichters Thu'n.

Wilhelm Kilzer.

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Wer ſind denn die Theilnehmer des Pferdevereins? Größtentheils junge Cavallerie-Offiziere, Pferdehändler und Juden, ferner Studenten und ſonſtige junge Leute, denen es nicht jährlich auf einen Louisd'or des Beitrages ankömmt, wenn ſie ein Vergnügen nach ihrem Geſchmack und obenein die Hoffnung haben, vielleicht ein Pferd zu gewinnen, wirkliche Pferdezüchter aber ſind nicht fünf vorhanden, und das Ganze beſchränkt ſich darauf, daß Spekulanten Pferde in England kaufen, die ſie dann in die Trainiranſtalt bringen und zum Rennen abrichten laſſen. — Geſchieht aber damit dem Lande ein einziger Nutzen? Warum, wenn dieſe Abſicht überhaupt da iſt, werden nicht Bauernrennen errichtet, die einzigen, welche nach dem Urtheil aller Sachverſtändigen einigen wirklichen Nutzen gewähren können, warum ahmt man nicht, da man doch oft ſo Unnützes nachahmt, auch einmal das Nützliche nach, und richtet es ein, wie es in Meklenburg, in Pommern und noch jüngſt es in Schleſien geſchehen iſt, wo der würdige Fürſt von Cärelath, der mit ſeinen liberalen, patriotiſchen Ein- und Anſichten ein wahrer Schatz für das Land iſt, ſeine vorzüglichſte Sorge darauf verwendet hat. — Auf dieſe Weiſe ſchwatzen ſolche unverſtändige Geſellen, die gar nicht bedenken, was geſchieht, und nicht ſehen, daß das, was ſie in ihrer Anmaßung ein Junkervergnügen nennen, eine Ausbildung des Schönheitsvermögens und eine Annäherung zur Ritterlichkeit iſt. —

Doch genug von Wolle und Pferden, es drängt mich, Ihnen von anderen Dingen zu reden, von wahrer Kunſt und Wiſſenſchaft, den Brennpunkten des menſchlichen Lebens. — Sie wiſſen, daß, ſeit Hegel an der Cholera ſtarb, weil er in der wohlfeilen Melonenzeit zu viel von ſeiner Lieblingsſpeiſe gegeſſen hatte, ein gewiſſes Dilemma bei uns eintrat, denn, nachdem die erſte Zeit der Klage und Trauer, der Verzweiflung und Beſtürzung vorüber war, dachte man an einen Nachfolger des großen Philoſophen und — hatte keinen! die Schüler des Verewigten, die Profeſſoren Gans und Michelet genügten aus mannigfachen Urſachen nicht, Gans betrieb nur die eine Seite, die Rechtsphiloſophie und war ſeit der Julirevolution auf ſolche Verirrungen gerathen, daß Hegel ihn gewöhnlich ſeinen Sohn Abſalon nannte. Herr Michelet aber, obgleich er auf ſeines Meiſters Worte ſchwor, war noch ein zu junger, unordentlicher Profeſſor, um ſogleich zu einem ordentlichen gemacht zu werden, was neulich den Profeſſor von Henning betrifft, ſo war der allerdings weit älter, allein man glaubte nicht recht an ſeinen ſchöpferiſchen philoſophiſchen Genius, ja man that ihm zu Zeiten die Ehre an, ihn für das reine Nichts zu halten, was nach Hegel grade ſo viel iſt, wie das reine Etwas, und, um es kurz zu machen, man richtete die Augen auf Gabler, der Profeſſor in Bamberg war und von welchem Hegel einſt geſagt haben ſoll, er habe nur einen Schüler gehabt, der ihn verſtanden hätte, dieſer ſei Gabler, es ſei aber ewig ſchade darum, daß er ihn mißverſtanden habe. — Gabler fand ſich bereit, die Stelle Hegel's anzunehmen, während dieſer Zeit aber hatten Senat und Miniſterium das Gehalt deſſelben an jüngere Profeſſoren vertheilt, und überdies hatte eine gewiſſe Parthie es bewirkt, daß der fromme, begeiſterte Steffens nach Berlin berufen war, deſſen gläubige Bekehrung zum wahren Heile und überſtrömende Anhänglichkeit an die reine Monarchie, ihm ſehr hohe Freunde erworben hatte. Indeß gab es doch Leute, die immer von Neuem auf das Erhalten des glänzenden Ruhmes drangen, welcher durch Hegel über Berlin gekommen war; es gab einen Kampf mit den Myſtikern, man vereinigte ſich, um Schelling Anerbietungen zu machen, dieſer ſchlug es aus, weil er ſich nicht berufen fühlte, die Hegel'ſchen Augiasſtälle zu leeren oder zu lehren und zu bekehren, und ſo kam es, daß man doch auf Herrn Gabler zurückkam, dieſem neue Anerbietungen machte, die er annahm und ihn über Hals und Kopf nach Berlin beſchied, wo er auch wirklich ſogleich in Thätigkeit trat und eine Art von Einleitung ſeiner folgenden Vorleſungen, über philoſophiſche Studien zu leſen begann. — Die Erwartungen auf ihn hatten ſich unendlich geſteigert, die Erklärung Hegel's, die lange Zögerung, der Kampf über und um ihn, und der, den er faſt nothwendig gegen Steffen's eröffnen muß, der Ruf, der ihm vorſchritt, Alles vereinte ſich zu einer Spannung, welche an die Zeiten Hegel's erinnerte, und wie zu ihm, ſah man ſich manche zu den ſtaubigen Sitzen drängen, die längſt dieſe Zeiten im Rücken hatten. — Die alten Schüler Hegel's waren erwacht, eine neue Begeiſterung entfaltete ihre Fahne und, in welche Geſellſchaft man treten mochte, Gabler begegnete uns eben ſo, wie vor einigen Wochen Seydelmann. — Endlich kam der große Tag und Hunderte ſtrömten herbei; die Aula mußte geöffnet werden, allein auch ſie faßte die Zahl der Gäſte nicht, die zum Völkerfeſte ſtrömten, und der Mann der Zeit mußte ſich entſchließen, ſeine Vorleſung zu verdoppeln, um die Menge zu theilen und — zu heilen! — Denn, wie es oft geſchieht, ſo auch hier: Herrn Gabler's Vortrag war trocken, eintönig, wiederkäuend, abgeleſen vom Hefte Wort um Wort und mit leiſer, unſicherer Stimme ausgeſprochen, was Jeder wußte. — Man ſtaunte den geiſtvollen Philoſophen an, man wunderte ſich, man verglich und urtheilte, denn wir haben nun einmal eine ſo vorſchnelle, naſenweiſe Zeit, die nicht in Demuth anſtaunt, was ihr geboten wird von Gottes Gnaden, ſondern die ihre eigenen Bemerkungen macht und trotz Kaiſer und Reiche nicht allein denkt, ſondern auch dreiſt ausſpricht, was ſie gedacht.

Leider iſt es ſo weit gekommen bei uns; das nennen ſie denn das kritiſche Bewußtſein und im Vertraun darauf, wagt es jeder Gelbſchnabel, über Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Kunſt Urtheile zu fällen und abzuſprechen, was er nicht verſteht, — dem armen Herrn Gabler iſt es auch ſo gegangen, man fand plötzlich nach den erſten Proben, daß man ſich getäuſcht habe und daß er nichts mehr und minder ſei, als ein rechtſchaffener Schüler Hegel's, der nie zum ſelbſtſtändigen Meiſter werden würde. — Hegel, ſagt man, philoſophirte auf dem Katheder, indem er las, Gabler lieſ't, aber philoſophirt nicht. Hegel war eine unendlich thätige Potenz ſeiner ſpekulativen Ideen, Gabler iſt eine thätige Negation der Potenzität Hegel's, und — ich würde Ihnen noch mehr Vergleiche ſchreiben, wenn ich nicht lachen müßte, daß man ganz einfachen Dingen ſolchen Bombaſt umhängen kann. — Gabler aber, mein Beſter, iſt in der Meinung der ſchwärmend erwachten Hegelianer ein für allemal ſehr bedeutend gefallen, und er muß etwas Glänzendes thun, um ſich zu Ehren zu bringen, vielleicht der Negation des Nichts, noch eine Potenz der Negation abgewinnen, oder ſonſt etwas Unerhörtes beginnen, um den Beifall der ſcharfſinnigen Köpfe nach und nach zum Entzücken zu ſteigern. — So iſt die Welt, was ſie heut' erhebt, verdammt ſie morgen, und das Eine iſt eben ſo ungerecht, als das Andere. —

Ich war, glaube ich, mit dieſen Gedanken beſchäftigt, als mir unter den Linden ein Mann begegnete: mittelgroß, mit breiten Schultern, ein wenig dick, nachläſſig den offnen kurzen Rock bis an die Schultern aufgeſchlagen, eine blaue Mütze auf das ſchlichte blonde Haar, darunter ein breites, rundes, freundliches Geſicht, und an ſeiner Seite eine ſchöne junge Dame mit einem zarten Geſichtchen und einem wahrhaft engliſchen Wuchs. — Zwei Offiziere gingen vor mir. „Das iſt er," ſagte der eine, „das iſt der Mann vom ewigen Eiſe, der berühmte gallant Capitain Ross, der vor der Sonne an ſeiner Seite geſchmolzen iſt." — Das alſo war er, der kühne Schiffer. Ich kehrte um, ich ging noch einmal hart an ihm vorüber, dann ſah ich ihn feſt an, und ich konnte nichts Außerordentliches entdecken. — Und doch hat die Welt ihn erhoben, er lebt in dem Munde Aller; Fürſt wie Bettler ſtaunen ihn an, und zur Anerkennung ſeiner großen Verdienſte hat er kurz vor ſeiner Abreiſe den rothen Adlerorden vierter Klaſſe erhalten, der ihn zum Ritter ſtempelt. — Wie man ſagt, hat der Kapitän den Orden im Augenblick ſeiner plötzlichen Abreiſe nach London erhalten, und nur geſchwind noch einige Worte des Dankes auf ein Pergamentblatt geſchrieben, welches er Sr. Majeſtät dem Könige ſandte. — Dieſe Flüchtigkeit iſt ihm ſehr übel ausgelegt worden, und in der That ſcheint Kap. Roß mit den üblichen Gebräuchen bei Ordensverleihungen wenig bekannt zu ſein; doch er iſt fort nach England zurück, und hat die hieſige geographiſche Geſellſchaft, der er einen Beſuch verſprochen hatte, in keine geringe Beſtürzung verſetzt, als er ſo, sans adieu, auf und davon war. —

Da ich von Geſellſchaften und Vereinen rede, fällt mir ein, Ihnen zu erwähnen, daß am 21ten auch das Feſt des Gartenvereins gefeiert wurde. Das iſt ein allerliebſtes Feſt, voll Duft und Blumen und Früchten, eine heitere Feier Flora's, die mit Allem, was ſie der Erde und den Sterblichen bietet, hier geſchmückt erſcheint. Man hatte diesmal die großen Räume der Akademie zur Ausſtellung der tauſendfachen Blumen und Früchten gewählt, deren Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit der Ordnung die Sinne entzückte. — Im großen Saale war die Verſammlung, wo der Präſident, Herr Profeſſor Link, Bericht erſtattete, und Aufſätze über Verbeſſerungen aller Art geleſen wurden; dann folgte im Kampferſchen Kaffeehauſe im Thiergarten ein Mittagsmahl, bei welchem die ſchönſten Früchte, Wein, Pflaumen, Aprikoſen, Pfirſiche u. ſ. w. den köſtlichſten Nachtiſch bildeten, und abermals den Beweis lieferte, wie herrlich man es verſtehe, das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden. —

(Schluß folgt.)

Muſik in Frankfurt.

Wiederholt wurden: „Fauſt“, „Adlers Horſt“ und die „Belagerung“. Herr Dettmer (Mephiſto) erreichte ſeinen Vorgänger nicht, gefiel aber. Der Beſitz einer ſtarken Stimme, mit Nachdruck auf die Accente des Textes angewendet, und markirtes Spiel bei empfehlender Geſtalt ſind heut zu Tage unwiderſtehliche Eigenſchaften. Die Ferien der Hofbühne zu Stuttgart und Kaſſel brachten uns noch andere, aber leider nur durchreiſende Gäſte, — die Sängerinnen Hauß und Meiſſelbach — beati possidentes! — und den Großmeiſter aller deutſchen Geigen, Spohr, der in einem hieſ. Privatzirkel mit Haumann in ſeinem Doppel-Quartett zuſammentraf, und nun über Hals und Kopf abgereiſt iſt, um Cherubini's Ali-Baba in die Scene zu ſetzen, während hier Anna Bolena — cui bono? — über die Bühne ſchreitet.

Am 27ten gab Dr. Kieſewetter eine muſikaliſch-dramatiſche Abendunterhaltung bei zahlreichem Auditoire, vom magnetiſchen Spiele Haumann's angezogen, der dreimal in Variationen von ſich und Maiſeder eclatirte. Haumann überwindet nicht allein Schwierigkeiten, er fühlt auch ſein Adagio, iſt Meiſter des Tons und des Bogenſtrichs, und ſein Cantabile iſt mit großartiger Konſequenz gehalten. Die ſichere Kühnheit ſeiner Doppelgriffe ſind ſelbſt von Paganini nicht übertroffen. Leider verliert ſich Haumann's in dieſen Beziehungen vortreffliches Spiel auch in die Irrwege des Mode-Genres und der Nachahmungen, ſeien letztere auch noch ſo glücklich. Man vergißt nicht ſo leicht den Autor über den Virtuoſen! Es iſt das auf einzelne individuelle Kräfte berechnete Variationen-Spiel des Künſtlers unwürdig, und läßt auf Einſeitigkeit ſchließen. Haumann reinige ſich von dieſer Meinung in einem tüchtigen Konzerte, woran es die Rhode, Baillot, Kreutzer, Viotti, Spohr u. m. A. nicht fehlen ließen. Das lockende Beiwort des heutigen Zettels: „dramatiſch“, ließ Metamorphoſen erwarten. Und es war ſo. Taſſo und Clavigo, worin unſere Lindner und Herr Hendrichs ſprechen ſollten, fielen weg, Dr. Kieſewetter ſelbſt in mehren Gedichten durch. Herrn Schmezer's Lieder von Schubert verwandelten ſich in den einzelnen Erlenkönig, und Hrn. Wiegand's einzelner Wanderer wieder in Lieder von Gollmick. Ein iſolirter Flügel erhob ſich wie ein Eiland auf der nackten Bretter-Terraſſe, das Orcheſter perſiflirend, und mahnte an die Tugend der Geduld.

(Schluß folgt.)

Pariſer Theaterſchau.

(Schluß.)

Marie von Modena und der Herzog von Montmouth ſind mit hiſtoriſcher Wahrheit behandelt, aber der Pater Peters iſt nichts weniger, als ein Jeſuit; der Jeſuit des Hrn. Vanderburch iſt im Gegentheil nichts anderes, als ein blinder Fanatiker und dabei ein einfältiger Tropf. Karl II. endlich iſt auch den Bedürfniſſen des Dramas angepaßt; der König, welcher die Shaftesbury, Fitz-Harris, Ruſſel, Sydney und ſo viele andere Männer des Volks auf's Schafot ſchickte, das Parlament aus einander jagte, die Vorrechte der großen engliſchen Städte mit Füßen trat, und ſeine königliche Macht zu einer unumſchränkten erhob, mochte wohl nicht geeignet ſein, ſeinem Nachfolger die freiſinnigen und philantropiſchen Grundſätze einzuprägen, welche ihm Herr Vanderburch in den Mund legt. — Dieſe Mängel des Dramas ſcheinen uns, wie geſagt, einzig und allein eine Folge des Zwecks, den der Verfaſſer ſich geſtellt; vor 6 Jahren wäre dieſelbe in der Begeiſterung des Augenblicks leicht überſehen worden, und das Theater-Français hätte daher ſeines materiellen Vortheils willen beſſer dran gethan, ſich von dem Verfaſſer keinen Prozeß machen, ſondern das Stück nochmals durchſehen und den gegenwärtigen Zeitumſtänden anpaſſen zu laſſen. Dekorationen und Koſtümirung ſind erbärmlich; die Kammer der Gemeinen wird von 15 Figuranten repräſentirt, welche in wunderlich gemiſchten, barocken Anzügen verſchiedener Jahrhunderte und verſchiedener Völker erſcheinen. Aus Allem ſieht man deutlich, daß das Stück nur von Gerichtswegen in Scene geſetzt worden. Die Acteurs ließen ſich ihr Spiel eben ſo wenig angelegen ſein. Desmouſſeaux als Wilhelm Penn war trocken und einförmig; Joannys führte die Rolle Jakob II. unter aller Kritik durch; nur Beauvallet als Montmouth und Saint-Aulaire als Karl II., ſowie Mlle. Vermeuil als Marie von Modena ſpielten leidlich.

Die übrigen Pariſer Theater haben diesmal nichts Erträgliches zum Beſten gegeben. Im Gymnaſe-Dramatique hat man ein unbedeutendes Stück, le Violon de l'opéra betitelt, ausgepfiffen; die Variétés ſind glücklicher geweſen, obſchon die beiden daſelbſt aufgetiſchten Stücke wenig bedeuten. Das Vaudeville der Herren Dümanoir und Loguiard: les Danseuses à l'école, zeigt uns eine Verſammlung von hübſchen Frauen in der Tanzſtunde, einen höchſt komiſchen Tanzmeiſter und eine verliebte Engländerin. Da die Tänzerinnen ganz graziöſe Quadrillen tanzen und hie und da das Publikum mit einigen Schlüpfrigkeiten und Zweideutigkeiten erfreuen, ſo hat das Stück ſelbſt einen ziemlichen Erfolg gehabt. In einem andern Vaudeville, les Marsistes et les Dorvalistes, hat daſſelbe Theater die große Frage des Klaſſizismus und Romanticismus wieder auf's Tapet gebracht. Die literariſchen Meinungen, obſchon noch unvollſtändig und ſchwankend über dieſen wichtigen Punkt, nehmen jedoch wenig Notiz von den Quodlibets, die man über dieſes Alles debitiren kann, und Herr Dumerſan, der Verf. dieſer Parodie, und hundert Andere mit ihm haben ſchon oft und zur Genüge über dieſen Gegenſtand Spaß gemacht. Das Publikum hat ſich daher nur wenig für den Irrthum der fanatiſchen Bewohner von Brive-la-Gaillarde intereſſirt, welche wechſelsweiſe bald Mlle. Mars, bald Mme. Dorval für eine Verrückte halten; jedoch hat es die ganze Parade in Ruhe mit angehört, ja ſogar zuweilen gelacht; zu unangenehmen Störungen, Fauſtkämpfen, Rippenſtößen und lauten ſtürmiſchen Partheikämpfen iſt es indeß bei keiner Vorſtellung gekommen.

Mehrere andere kleine Stücke, welche noch in dieſem Monat über die Bühne gegangen ſind, laſſen wir unerwähnt und unbeſprochen. Aus dem Angeführten erhellt ſchon zur Genüge, daß die dramatiſche Literatur in dieſem Monat einen reichen Zuwachs erhalten hat; ein neues Stück drängte das andere. Unſerm Bedünken nach ſcheint aber dieſe verſchwenderiſche Fülle und Freigebigkeit weder im Intereſſe der Autoren, noch der Theater-Unternehmungen zu ſein. Wenn man ſo viele Stücke auf einmal dem Publikum an den Kopf wirft, ſo verlieren ſie dadurch die Bedeutung, welche ſie billig haben ſollten; denn das Theater ſcheint den Zuhörern gleichſam zuzurufen: Achtung! Achtung! wir leeren unſere dramatiſchen Cartons aus, alte verlegene Waare und Ladenhüter, die wir billig hergeben; ihr könnt euch an der Quantität entſchädigen!

Auf dieſe Weiſe läuft man Gefahr, die ganze dramatiſche Literatur auf eine bloße Geldſpekulation zu reduziren und die wenige noch übrige Gewiſſenhaftigkeit bei den dramatiſchen Schriftſtellern völlig zu erſticken. Die erſte Aufführung eines neuen Stücks war vor etwa 8—10 Jahren immer eine wichtige Angelegenheit für die literariſche Welt, und eine ſichere gute Einnahme fürs Theater; ein ausgewähltes Publikum wohnte dieſer Vorſtellung bei; man muſterte das Stück im Ganzen und in ſeinen einzelnen Theilen, und oft entſpann ſich daraus eine intereſſante literariſche Fehde in den öffentlichen Blättern. Damals aber war man ſparſamer mit neuen Werken, als heutzutage; das Publikum, die Verfaſſer und die Kritiker hatten vollauf Zeit, das Stück zu ſehen, es nochmals zu ſehen, es zu beurtheilen und es reiflich zu durchdenken, bevor ſie es niederſchrieben. Indem aber die Pariſer Theater heutiges Tages faſt jeden Monat 20 und mehr neue Stücke auf die Bühne bringen, haben ſie gleichſam einen Selbſtmord an ſich begangen und ihre Bedeutung verloren; ſie ſelbſt ſind dabei verarmt, und das Publikum iſt im höchſten Grade leichtfertig und leichtgläubig dadurch geworden; denn der Succeß eines Stücks muß durch die öffentliche Meinung zuvor ganz geſichert ſein, ehe die Menge ſich zu den Theater-Bureaux drängt.

Dieſer Umſtand iſt ſchon höchſt bedauernswerth, ſo wie er jetzt daſteht. und was wird erſt aus dieſem wichtigen Zweige der Literatur werden, wenn eine erſchreckliche Prodigalität die letzten noch übrigen Täuſchungen vernichtet hat? Das Schauſpielweſen, dieſem Verderben in großen Städten hingegeben, wird völlig zu einem Schauſpielerinnenweſen herabſinken; wie in kleinen Städten werden die beſten Werke höchſtens eine vier- bis fünfmalige Aufführung erleben, und die Schriftſteller, das Publikum und die Theater-Unternehmungen dabei verarmen, und ſich, gleichwie Wilhelm Meiſter, von der idealen Welt der Schauſpielerei entfernen und ein ſolides Handwerk, etwa das eines Straßenpflaſterers, zu erlernen ſuchen.

Ed. Kolloff.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 186. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt No 31.

Samſtag, 8. Auguſt.

Zur neueſten Literatur, von L. Wienbarg.

Wir ſprechen von einer der vorzüglichſten unter jenen jungen Hoffnungen unſrer Literatur, welche alle das Charakteriſtiſche haben, daß ſie ſich aus der Kritik entwickelten und erſt aus den Lavaſchichten vulkaniſcher Zerſtörungen ihre Frühlinge keimen laſſen. Wie Siegfried die Stimmen der Vögel verſtund, als er ſich im Blute des Drachen Fafner gebadet hatte, ſo ging auch bei den meiſten meiner jüngern Zeitgenoſſen der Kampf der Schöpfung voraus. Die Schöpfung, die Stimmen der Vögel, das Verſtändniß der ſäuſelnden Blätter im Walde, kurz die Poeſie ſelbſt kam erſt nach dem Siege über die Ungethüme der Zeit. Ludolf Wienbarg, der in der Vorrede zu ſeinem eben erſchienenen Buche: Zur neueſten Literatur mit naiver Emphaſe vom Abſchluß ſeiner erſten Periode ſpricht, ſteht gegenwärtig auf der Halbſcheid dieſes Überganges vom Blute Fafner's zu den Stimmen der Vögel, wie ſeine hier geſammelten Kritiken ſelbſt verrathen. Denn wie viel zerbröckelte Poeſie iſt in ihnen verſchwendet! Wie viel Phantaſie und Intuition muß hier dazu dienen, gegen gewiſſe ordinäre Vorurtheile und über einige mittelmäßige Erſcheinungen unſrer Literatur anzukämpfen! Fenſterglas wird hier von Diamanten zerſchnitten.

Wienbarg gab einen groſſen Theil der vorliegenden Aufſätze in einer Hamburger Zeitung. Wahrlich, man konnte ihm prophezeihen, daß er dieſe Verzettelung ſeines Genies nicht lange aushalten würde; denn es gehört eine Reſignation zur Kritik, welche man in dem Augenblicke nicht kennt, wo man von der Kritik eben zur Poeſie übergehen will. Jene ſchönen Bilder, jene architektoniſch edeln Sätze ſollten werth ſein, von dem Strome der Journaliſtik mit fortgeſpült zu werden? Alle Tage neu zu ſein, an das fliegende Blatt ſeine tiefen Urtheile zu übergeben, das Zubrod zum Frühſtücke der Philiſter zu werden: verdienen wir es? Verdient es die Literatur, daß Alles, was in ihr neu iſt, durch ſeine tägliche Präſentation zur morgen wieder abgelöſten Tagesordnung wird? Nein, ſo erklärlich es iſt, daß Wienbarg von ſeiner mit ſo viel Vorbereitung, Rüſtung und Geiſt ausgefüllten Stellung an den literariſchen Blättern der Börſenhalle abtrat, ſo dankbar muß ihm das Publikum ſein, daß er hier die Einzelnheiten ſeiner kurzen journaliſtiſchen Laufbahn ſammelte und mehre Artikel hinzugefügt hat, welche an den Beſorgniſſen der Hamburger Cenſur geſcheitert waren.

Aber es iſt nicht allein die Schönheit, das poetiſche Element, das Hineinragen jener neuen ſchöpferiſchen Entwickelung Wienbarg's, welche ſein Buch ſo anziehend macht; ſondern in demſelben Maaße die Tiefe und Schärfe ſeiner Urtheile und der literarhiſtoriſche Werth, welcher objektiv in ihnen liegt. Man weiß nicht, ſoll man mehr die Wahrheit oder die Schönheit dieſer klaſſiſchen Aufſätze bewundern. Faſt möcht' ich diesmal der Schönheit den Preis geben; denn dafür, daß unſre Urtheile richtig ſind, können wir kaum. Jeder Schütz ſagt Euch, daß wenn Ihr Euern Arm öffnet und das herausquillende warme Blut Eures Lebens mit dem Pulver miſcht, Euch keine Kugel fehlen wird. Jede trifft.

Wienbarg iſt beſonders reich an Ideen, welche perſpektiviſch ſind, welche zu einer Gedankenreihe anregen, die belebend auf uns wirkt. Rupfen wir z. B. aus ſeinem erſten Aufſatze: Göthe und die Weltliteratur, die ſchöne Feder heraus: „die jetzige deutſche Literatur ſoll ſich der Rückwirkung nicht ſchämen, welche ſie von Seiten der franzöſiſchen und engliſchen empfängt;“ ſo gerathen wir in einen Flug von Abſtraktionen, der unſerm Scharfſinne die ſeligſte Beſchäftigung gibt. Ebenſo Anderes. Die beiden Artikel über den Fürſten Pückler ſind Muſterſtücke über den Gebrauch des Witzes in der Kritik. Vielleicht wurde Wienbarg von ſeinen demokratiſchen Antipathien zuweit fortgeriſſen, vielleicht iſt er ſogar ungerecht gegen Etwas, was weniger in dem Fürſten ſelbſt, als in ſeiner Stellung ſo bemerkenswerth iſt; aber wer könnte dieſer edlen Entrüſtung widerſtehen, mit welcher Wienbarg eine laxe Äußerung des Fürſten über Repreſſalien verfolgt, verfolgt bis auf's Blut des Mannes, und ihn zuletzt durch eben dieſe Äußerung in ſeinem ganzen Weſen zu charakteriſiren ſucht? Wer je ein anerkennendes Wort über den Fürſten geſprochen, wird durch die Wahrheit, welche in Wienbarg's Kritik liegt, diesmal ſchaamroth gemacht werden. Derſelbe Adel und Stolz der Geſinnung herrſcht in dem klaſſiſch geſchriebenen Artikel: Raupach und die deutſche Bühne, obſchon wir hier nicht ſo eifrig, wie Wienbarg, das Nationale urgiren und uns bereden, von der Vermählung des Vaterländiſchen mit der Kunſt viel erwarten zu dürfen. Die Deutſchen haben keinen hiſtoriſchen Sinn, und werden ihn am wenigſten durch ihre eigne Geſchichte zu ſtählen lernen. Der Aufruf des Kunſtrichters kann immer nur der ſein: Gebt Leidenſchaften! Die Leidenſchaften reißen hin, und völlig indifferent iſt es, ob ſie in einer hiſtoriſchen Begebenheit oder in einer Anekdote, welche der Dichter ſich ſelbſt verdankt, zum Vorſchein kommen. Das Hiſtoriſche machte Schillers Wallenſtein nicht zur Nationaltragödie, wie ſie Wienbarg nennt, ſondern Alles, was hier drum und dran iſt an Ehrgeiz, Aſtrologie, Sentimentalität und militäriſchem Spektakel. Schon deßhalb ſoll eine Kritik, die die ſchöpferiſche Kraft wecken will, (das iſt das geheime Band, welches das Syſtem unſrer Blätter ſo freundſchaftlich mit den äſthetiſchen Anſichten Wienbarg's verknüpft) ſoll jenen allgemeinen und vagen Rath über die Benutzung der Hiſtorie nicht geben, weil er am leichteſten mißverſtanden iſt. Der Aufſatz über Karl Immermann erläutert im Detail einige Behauptungen des vorangehenden Artikels und läßt viel Hübſches über rhetoriſche Darſtellung lernen. Über Heinrich Heine ſpricht Wienbarg wie billig mit Entzücken, nur vergißt er eine Regel zu beobachten, welche für das Lob dieſes wunderbaren Autors unerläßlich iſt, nämlich die: ſich die Hinterthür offen zu laſſen. Man kann von Heine nie etwas Entſchiedenes behaupten; denn ſeine poetiſche Natur wird ſich und Andre immer Lügen ſtrafen. Heine mag ſchreiben, was er will, ſo muß es ſchön ſein. Soll er nun die Kritik am Gängelbande leiten und achtbare Männer und Männer, die wie Wienbarg für ſich ſelbſt ſtehen, verführen, Inkonſequenzen zu begehen? Man ſoll Heine nie ohne Cautelen loben und ſeinen Eifer immer im Schach zu halten ſuchen. Anders iſt es mit dem Autor, welchem Wienbarg in dem letzten Artikel: Luzinde, Schleiermacher, Gutzkow ſo liebe und freundliche Worte ſagt. Der wird nie üppig werden und aufhören, an ſich zu feilen und zu raspeln. Der wird nie ſein hohes Ziel aus den Augen verlieren: nämlich der Menſchheit ein Schauſpiel zu geben, das ſie tröſtet, erhebt und ihrem Auge eine grüne, lachende Weide iſt. Ihm kann man ſchon etwas Ermunterndes ſagen; denn er wird immer glauben, es geſchähe nur, um ihn auf ſeine Fehler aufmerkſam zu machen.

Wir hören, daß eine neue Publikation Wienbarg's unterwegs iſt und freuen uns, ſchon in den nächſten Nummern unſern Leſern eine detaillirtere Charakteriſtik dieſes Autors geben zu können.

---

105) Marco Visconti. Ein hiſtoriſcher Roman aus dem 14ten Jahrhundert, von T. Groſſi. Aus dem Italiäniſchen durch O. v. Czarnowski. 2 Bände. Cöln, Kohnen. 1835.

Die Seltenheit von Verpflanzungen neuer italiäniſcher Dichtwerke auf deutſchen Boden veranlaßt uns zu einer genaueren Inhaltsangabe dieſes Romans.

In Limonta, einem Dörfchen am Comer-See, machen wir die Bekanntſchaft mehrer untergeordneter Perſonen, welche aber häufig in die Intrigue der folgenden Geſchichte verwickelt ſind. Ein Fiſcher, ein Falkenier, ein Schildknappe, ein Gaukler. Limonta und die in der Nähe gelegenen Ritterſitze ſind dem ghibelliniſchen Intereſſe ergeben, namentlich der Graf Balzo, der von ſeiner Gattin Ermelinde eine reizende Tochter hat, Bice. Der Beſuch eines jungen Ritters Ottorino, welcher ſich in den Kämpfen des tapferen Feldherrn Marco Visconti einen rühmlichen Namen erworben hatte, veranlaßte zwiſchen ihm und Bice ein zärtliches Verhältniß, das trotz eines ſchon früher eingegangenen Verlöbniſſes ſeinen einfachen bürgerlichen Verlauf würde genommen haben, wenn nicht Marco Visconti ſelbſt als ein Hinderniß dagegen aufgetreten wäre. Dieſer Feldherr nämlich, welcher ſchon im höheren Mannesalter ſtand, war früher der Geliebte von Bice's Mutter geweſen. Jetzt, da er die Tochter ſah, erwachte die Erinnerung der alten Neigung ſo lebhaft in ihm, daß er an der Tochter ärnten wollte, was er bei der Mutter geſäet hatte. Er entbrannte in heftiger Leidenſchaft zu Bice, und ließ ſich ſogar ſoweit hinreißen, daß er gegen ſeinen Freund und Waffengefährten, Ottorino in die Schranken ritt, und ihn beim Turnier vom Pferde niederwarf. Die Veränderung ſeiner Partei, der ghibelliniſchen mit der guelfiſchen, ſein Widerſtand gegen Ludwig den Baier brachte eine noch größere Umkehr in ſeinem alten Verhältniſſe zu Ottorino zu Stande. Ottorino zog ſich zurück, und heirathete Bice. Weniger Marco Visconti ſelbſt, als einige ſeiner Vertrauten und Werkzeuge, machten ſich ein Geſchäft daraus, dieſe Verbindung aufzulöſen. Gewaltſamer Weiſe wurde Bice von ihrem Gemahl getrennt, und auf einem Schloſſe Marco's verborgen gehalten. Dieſe Intrigue wurde ſo weit getrieben und nahm ſo viele Privatleidenſchaften in ſich auf, daß Bice die ſchrecklichſten Grauſamkeiten auszuſtehen hatte. Marco Visconti wußte von alle dem nichts; erſt als Ermelinde ſeine Hülfe beſchwor, klärte ſich ihm die Überſchreitung ſeiner Befehle auf; er eilte nach ſeinem Schloſſe, Bice zu befreien, fand ſie aber dem Tode nah; Bice ſtirbt, Ottorino zieht ins gelobte Land und Marco Visconti fällt durch den Verrath jenes Intriganten, deſſen Freundſchaft er vertraut hatte.

Jedermann wird geſtehen, daß dieſe Fabel ſehr einfach und nüchtern iſt, aber wir haben ſie mitgetheilt, weil wir, um es offen zu ſagen, ungerecht gegen die Bewohner Italiens zu ſein pflegen. Wir trauen ihnen Nichts zu, in politiſcher Rückſicht nichts und in literariſcher nichts; ja, ich mögte faſt ſagen, es überraſcht uns, einen Italiäner in moraliſchen Empfindungen anzutreffen, wie wir ſie nur an uns und den anderen Nationen gewohnt ſind. Die Italiäner ſcheinen uns ſo ſehr herausgerückt aus der inneren warmen Exiſtenz und dem bürgerlichen Selbſtgefühl, daß wir uns immer einbilden, hier beſtünde eine ganze Nation aus nichts als Kellnern, Bettlern, Poſtillonen, Ciceronen, Wirthen, Vetturinen, Sbirren und Prieſtern. In der That, wer in Italien war, muß geſtehen, daß der Handwerker ſein Geſchäft immer nur wie eine Art Nebenſache betreibt, weil man ihm niemals anſieht, daß er mehr damit verdienen will, als was er grade für den heutigen Tag braucht. Allein dies iſt eine Täuſchung, aus welcher man keine ungerechten Schlüſſe ziehen ſollte. Auch die Italiäner haben ein eigenthümliches Leben ſeitwärts von der Landſtraße. Sie haben ihre kleinen Freuden und Leiden des Daſeins, und dabei eine moraliſche Imputation, ſo gut, wie die andren Nationen, welche nur den ſchlechteſten Theil der Bewohner Italiens auf ihren Reiſen kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Der italiäniſche Charakter verräth ſich in dieſem Romane auf keiner Seite. Dahin gehört zuerſt die große Rolle, welche in ihm die Kanaille ſpielt. Oft glaubt man in einem Familien-Weſen zu ſein, wo der Koch auf den Kellner tobt, wo die Wirthin mit den Mägden zankt, kurz, wo kein Wort geſprochen werden kann, ohne entſetzliches Geſchrei. Die Diener miſchen ſich in Alles ein, faſſen gierig nach goldnen Ketten, und bücken ſich demüthig, um ihre Dankbarkeit auszudrücken oder Schläge zu bekommen. Eben ſo charakteriſtiſch iſt die Prunkſucht. Der Verfaſſer entfaltet eine kindiſche Eitelkeit im Auseinanderlegen der Gold- und Edelſtein-geſtickten Draperie ſeines Romans. Jedes Roß, das zum Turnieren kömmt, wird mit ſeinen Federn und Schabracken beſchrieben. Dies iſt nicht Etwas, was auf die Rechnung einer Nachahmung Walter Scott's käme, ſondern der Italiäner iſt unfähig, da, wo es geht, nicht zu prahlen und den Mund voll zu nehmen. Zuletzt herrſcht auch noch ein eigenthümliches Lamentoſo in dieſem Roman, womit die Italiäner jede ihrer weicheren Empfindungen zu begleiten pflegen. Es iſt ein Klagen, ein Händeringen, ein Seufzen, ſo daß man ſich immer auf jene kleinen italiäniſchen Winkeltheater verſetzt glaubt, wo ganz drollige Stücke von Scribe und Kotzebue (Signor Cozzebue) mit den kläglichſten Geberden heruntergeſpielt werden.

Nachtrag über deutſche Kritik.

Wie wenig die Deutſchen auf ſich ſelbſt geben, verräth ihre Kritik. Man hat ſich in fremden Literaturen verwundendere Dinge geſagt, aber der Witz entſchuldigte den Mord. Mit einem Worte: nur die Deutſchen haben das Privilegium, grob zu ſein.

In flüchtigen Umriſſen will ich zwei Gattungen deutſcher Kritiker ſchildern. Die eine davon hat ihren Sitz in den Literaturzeitungen, und rezenſirt die Bücher nach folgendem Schema:

Sie geben den Titel an; aber ärgern ſich ſogleich über die Interpunktation und die Schreibart; z. B.

„Reiſe durch Deutſchland, Italien und die Schweitz, (Schweiz) im Jahre 1828. von (Von) C. G. Carus. Zwei Theile. (Bände) Leipzig, G. Fleiſcher. 1835."

Oder:

„Geſchichte der Vorläufer der (!) Reformation(.) von (Von) Dr. L. Flathe, außerord.(entlichem) Prof. u. ſ. w."

Hat man nun eine Stelle, wie etwa die folgende geſchrieben:

„Das zweite Unglück des Proteſtantismus war die Beibehaltung des Begriffs der Kirche und die unterlaſſene Ausgleichung deſſelben mit dem Begriffe: Gemeine. Hier trat früh ein Schwanken ein, das auf der einen Seite das Extrem der engliſchen Hochkirche und auf der andern das quäkeriſche Extrem der allgemeinen Prieſterſchaft erzeugte."

ſo zitirt ſie der Rezenſent in der Allg. Liter. Zeitung von Halle, und zwar ſo:

„Das zweite Unglück (sic!) des Proteſtantismus war die Beibehaltung (!) des Begriffes der (welcher?) Kirche, und die unterlaſſene (!!!) Ausgleichung deſſelben (des Begriffes?) mit dem Begriffe: Gemeine (Gemeinde). Hier (wo?) trat früh ein Schwanken (?) ein, das auf der einen Seite das Extrem (aha!) der engliſchen (Engliſchen) Hochkirche, (und) auf der andern (doch Seite?) das quäkeriſche Extrem (ſiehe vorhin!) der allgemeinen Prieſterſchaft (des allgemeinen Prieſterthums) erzeugte. (veranlaßte.)“

Oder nehmen wir eine Stelle, die nicht von mir herrühret:

„Iſt es nicht eine gewaltſame Beſchränkung der Natur, (und) der Lebensthätigkeit, ſich gewiſſe (welche?) inhaltreiche (inhaltsreiche) Bezirke des Daſeyns (!) ſelbſt zu verrammeln (!!!) und auch (?) ſeinen (weſſen?) Angehörigen zu verſperren, deren Geiſt und Naturell hierin (?) vielleicht (!) Quellen der Bildung geſucht und gefunden hätte?“

Oder aus ſchönwiſſenſchaftlichen Büchern eine Stelle:

„Über die ſteilen Dächer der Hintergebäude (welcher?) her (!) drohten die gewaltigen, im hellen Sonnenlicht ſilbergrau glänzenden Kalkfelſen und das gewölbte Fenſter, hinter deſſen (?) hoher Brüſtung ein ſchlankes Mägdlein (sic) mit geſchäftiger Hand die Spindel (aha! Spindler!) auf und nieder wirbelte (!) und den feinen Faden gleichmäßig fortſpann. Das enge, düſtre Zimmer mit ſeinem von Rauch und (?) Staub dunkelgebeizten, thurmartigen (!!) Schränken, mit ſeinen ſchwerfälligen — ohe, jam satis est!“

Auch dieſer lateiniſche Ausruf gehört dorthin. Wenn Schiller's Gedichte jetzt zum erſten Male erſchienen wären, ſo würden ſie in der Halle'ſchen Lit. Zeitung folgendermaßen angezeigt werden:

„Gedichte von Friedrich Schiller(.) Zwei Bände. Tübingen, Cotta. 1835. Preis 3 Thaler. (!!)

Im Allgemeinen ſehr glatte Verſe, obwohl zuweilen mit unreinen Reimen. Als Muſter diene:

Lieben Freunde (!) es gab ſchönre Zeiten,
Als die unſern (wie?) (,) das iſt nicht zu ſtreiten.
Und ein edler Volk hat einſt (wann?) gelebt (wo?); (.)
Könnte die Geſchichte davon (?) ſchweigen,
Tauſend Steine (warum Steine?) würden redend zeugen
U. ſ. w.

Druck iſt gut. Das Papier könnte beſſer ſein.“

Deutſchland wird nie das Vergnügen haben, dieſe wirklichen und verſtellten Dickköpfe ausgerottet zu ſehen. Sie mäkeln und kritteln an Allem herum, und würden ſich lieber umbringen laſſen, als von Jemanden Gutes ſagen, ohne gleich dabei ein Fragezeichen anzubringen.

Die zweite Klaſſe von Kritikern iſt die von neueſtem Datum. Sie erſchöpfen ſich in den abgefeimteſten Herabwürdigungen der jungen Literatur, und überbieten Alles, was die Grobheit des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit bis zur Julirevolution nur geleiſtet hat. Börne hat ein Schimpf- und Schandlexicon dieſer Kritik mit individueller Rückſicht abgefaßt. Es fehlt uns aber noch eines, das auf die ganze Gattung geht. Einige Bezeichnungen, die uns ſchon wie Peterſilie alle Tage auf der Suppe ſind, mögen folgende ſein:

Börne, Heine, Menzel und Conſorten.
Schreier.
Eine Handvoll Schreier.
Völkerfrühlingsverkünder.
Sanscülotten.
Eine Handvoll Sanscülotten.
Pikante.
Zerriſſene.
Journaliſten.
In literariſchen Unarten ſich überbietende Journaliſten.
Erhitzte Köpfe.
Überhitzte Köpfe.
Beſchränkte Köpfe.
Überhitzte und beſchränkte Köpfe.
Juden.
Scandaleurs.
Genie's.
Beutelſchneider der Ehre.
Wieder Einer von denjenigen, welche —
Das junge Deutſchland.
U. ſ. w.

Da ich fühle, wie beluſtigend eine vollſtändige Gallerie dieſer ganz modernen Grobheiten ſein muß, ſo werd' ich meinen Leſern keinen der mir in den Weg kommenden unartigen Ausdrücke, falls er nur einige Originalität hat, in Zukunft vorenthalten.

Miscellen.

⁂ Von A. Lewald's „Europa, Chronik der gebildeten Welt,“ warten wir nur weitere Fortſetzungen ab, um darüber zu berichten. Ein beſonders werthvoller Beitrag iſt eine Probe aus Auffenberg's ſpaniſcher Reiſe.

⁂ Von A. Lewald erſcheinen „Aquarelle aus dem Leben. Zwei Theile.“ Wir machen auf eine Rheinreiſe, welche ſie enthält, vorläufig aufmerkſam.

⁂ Die bei Cotta erſcheinende „Theater-Revüe“ wird einen Artikel von Menzel über das italiäniſche Theater enthalten. Desgleichen Berichte über das ungariſche Theater vom Grafen Mailáth, über das böhmiſche von Gerle. Wienbarg eröffnet Perſpektiven für das deutſche Theater. Heine liefert Scenen einer Tragödie. Vom Herausgeber dieſer Blätter erſcheint in der Revüe ein Verſuch: Hamlet in Wittenberg.

⁂ Eduard Duller's „Fürſt der Liebe“ wird eine theils dramatiſche, theils lyriſche Dichtung ſein. Atlantis im lit. Zodiakus iſt eine Probe derſelben.

⁂ Von Ed. Beurmann erſcheinen in Kurzem: Skizzen aus den Hanſeſtädten.

⁂ Bauernfeld gibt ſeine geſammelten Bühnenſtücke heraus. Sie werden ein Seitenſtück zu der Raupach'ſchen Sammlung bilden.

№ 187. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 10. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Unſer Herr Mittler fing alſo bald an, den Mißgriff zu bemerken, den niemand anders, als er ſelbſt begangen, da er die Copie von Bendemann's trauernden Juden aufgelegt, — näherte ſich der Gräfin und beichtete demüthig ſeine Schuld, indem er zugleich nicht unterließ, alles anzuführen, was zu ſeiner Rechtfertigung dienen konnte.

„Wir hatten allerdings einen Umſtand überſehen,“ ſprach er leiſe zu Roſaura, — es war ſeine Gewohnheit, ſtets das: Wir anzuwenden, wenn er in Verlegenheit kam, — und ſo gewiſſermaßen einen Theil ſeiner Schuld gleichſam auf andre zu übertragen; — „gewiß, meine Gnädigſte, — denn wir hätten vorab bedenken ſollen, welchem Volke und Glaubensbekenntniſſe der Baron ſelbſt angehöre, — indeß, indeß....; nun wir ſind doch, — ſo zu ſagen — zu entſchuldigen; denn für's erſte; wer kann bei einem ſo chriſtlichen Namen wie Adlerſtröm ſtets an eine israelitiſche Abkunft denken? Es iſt kaum möglich, ſolch einen Hinterhalt in keinem Augenblicke zu vergeſſen. Und dann, — übrigens — in der That meine Gnädigſte, — Sr. Durchlaucht, der Herzog, haben ihn ja in den Adelſtand erhoben, — ſein Vermögen, — ſein savoir faire, — nicht wahr, Gnädigſte? — ſein Anſtand — — mein Gott, der Mann kann ja im Herzen, wie man ſo ſagt, längſt kein — Jude mehr ſein; — lieber Himmel, man trifft ja in unſrer Zeit unter hundert reichen Israeliten, — von Millionären wollen wir erſt gar nicht reden, — gewiß neun und neunzig, welche ſich taufen laſſen, und der hundertſte, wenn er wirklich Jude bleibt, gibt ſich doch vor aller Welt Mühe, wenigſtens kein ſolcher mehr zu ſcheinen. . . Mein Gott... man muß geſtehen, es war allerdings unvorſichtig von uns, oder vielmehr: undelikat,... die Zeichnung nach Bendemann aufzulegen, — doch unſer Kunſtenthuſiasmus, unſre blinde Sorge, die Intereſſen Ihres Salons zu bewahren, müſſen hier entſchuldigen, zumal ſich ja bis jetzt nie vermuthen ließ, daß der Baron von unſern eben ausgeſprochenen Erfahrungsſätzen eine Ausnahme machen könne. — Richten Sie mich denn, — aber ſo gnädig, als Ihr Herz es Ihnen eingibt.“

Gräfin Roſaura ſchien ſehr zerſtreut, oder vielleicht gerade mit andern wichtigeren Gedanken zu lebhaft beſchäftigt, als daß ſie dem, um die Untrüglichkeitsehre ſeiner Klugheit beſorgten Schwätzer etwas anders zu erwiedern im Stande geweſen wäre als: „Keineswegs, mein Beſter... Ich bin Ihnen im Gegentheil ſehr verbunden.... In der That, meine eignen Gedanken ſtimmen völlig mit den Ihrigen überein.“ —

Der Kunſt-Mittler wurde dadurch noch mehr verblüfft, als er's ſchon früher geweſen war. —

Zur nicht geringen Pein des Mittlers verließ ihn die Gräfin eben, als er alle ſeine Entſchuldigungsgründe in ein redneriſches Syſtem gebracht hatte und ſich anſchickte, ihr daſſelbe mit jener Miſchung von verſchoſſenem Weltton, von Pedanterie und Klugmeiſterei des breiteren vorzutragen, welche ihn ſo eigenthümlich charateriſirte. Roſaura ihrerſeits, welche die heimliche Neigung Adlerſtröm's wohl erkannte, und durch ſeine plötzliche Leidenſchaftlichkeit in allen ihren Muthmaßungen beirrt wurde, ſuchte die Ruhe und Unbefangenheit der Unterhaltung in der Geſellſchaft wieder herzuſtellen, ſo gut es ihr nur irgend möglich werden möchte.

Der Eindruck, den Adlerſtröm's Äußerung hervorgebracht, hatte ſich indeſſen bei den Meiſten bereits verwiſcht; und von den Augen der Übrigen, hauptſächlich der jüngeren Damen, für den jungen Mann eine neue Vermeinung von Liebenswürdigkeit erzeugt. Hätte ein Mann aus dem Mittelſtande und von geringen Vermögensumſtänden Adlerſtröm's humane Worte geſprochen, ſo würde ein allgemeines Verdammungsurtheil, ſelbſt von den Lippen der holdeſten Damen, ohne Zweifel wie ohne Barmherzigkeit darüber, als über eine große Frechheit, ergangen ſein; — aus dem Munde eines einnehmenden jungen Mannes, der über Millionen zu gebieten hatte und deſſen Hand und Herz noch frei waren, oder wenigſtens — ſchienen, klang die Äußerung als intereſſante, zeitgemäße Schwärmerei, an welcher man ſich gar wohl vergnügen könnte. Es iſt überhaupt unwahr, wenn man behauptet, daß die höhere Geſellſchaft vor allem, was wie „zeitgemäß" klingt, einen wahren Schrecken habe; — im Gegentheil! Welche Theilnahme ſchenkt ſie zum Beiſpiel nicht irgend einer zeitgemäßen Mode, einem zeitgemäßen Tilbury, einer Eiſenbahn, einer Luftſchiffahrtsunternehmung? Aber darauf kommt in der That alles an, daß ſich das Zeitgemäße auch auf anmuthige Weiſe von ihr benutzen, geſtalten, feſſeln und im glänzenden Cirkel als Luxus weiſen laſſe, dann wird es ſicher ſein, als willkommen begrüßt zu werden.

Es konnte ſonach nicht fehlen, daß, was in jedem andern Falle als Eclat alle Nerven rauh erſchüttert hätte, bei manchen und im Allgemeinen wie jene Empfindung angenehmen Schauers wirkte, die man von dem Genuß einer wildromantiſchen Landſchafts-Parthie im bequemen Reiſewagen, oder in der Mappe mit nach Hauſe nimmt. (Fortſ. folgt.)

Aus Berlin.

(Schluß.)

In Kunſtgegenſtänden hat ſich eigentlich wenig oder nichts neuerdings beſonders ausgezeichnet, doch iſt man thätig bemüht, den Plan eines National-Muſeums für Werke neuerer und neueſter Meiſter zu realiſiren, und mehre Privatmänner, welche bedeutende Sammlungen beſitzen und ſich beſonders dafür intereſſiren, haben ſich verſtanden, dies Muſeum aus ihren Schätzen reich zu beſchenken, und den erſten Grundſtein zu legen. — Der Himmel gebe, daß etwas daraus wird, geſtritten über Vortheil und Nachtheil deſſelben iſt, nach guter deutſcher Sitte, viel geworden, und beſonders haben einige Herren ein großes Lamento erhoben, daß dann nicht mehr, wie bis jetzt, die Ausſtellungen der Akademie 20,000 Rthlr. fur Eintrittspreis einbringen würden, und den frommen Wunſch geäußert, die Regierung würde ſolche ſchädliche Neuerung nicht zugeben, ſchon der armen Kunſtler wegen, die von dieſem Gelde unterſtützt würden; allein, was wird nicht beſtritten!? Ein beſſerer und triftiger Grund des Verbots wäre der ominoſe Titel: National-Muſeum. Was ſoll das, was will die Nation? Wir haben ein Königl. Muſeum, mit reichen, unübertrefflichen Kunſtſchätzen angefüllt, welche den roheſten Beſucher geſtehen machen, daß ſie eine ſolche Auswahl des Schönſten noch nie geſehen haben. Was ſoll alſo ein ſogenanntes National-Muſeum? Das iſt eine Neuerung, die durchaus verwerflich iſt.

Intereſſant iſt übrigens der Eifer, welcher die jungen Berliner Künſtler beſeelt, um der Düſſeldorfer Schule den Rang abzulaufen. Ich habe Sie ſchon neulich damit unterhalten; jetzt hat der Profeſſor Wichmann einen Theil ſeines großen Ateliers für Bildnerei zum Maler-Atelier hergegeben, und hier haben ſich die vorzüglichſten jungen Künſtler vereint, um durch gegenſeitigen Eifer, Belehrung und Hülfe ſich zu fördern. Aalborn, Hopfgarten, Krauſe und Andere finden ſich hier zuſammen, und dies friſche, erfreuliche Künſtlerſtreben wird ſeine reichen Früchte tragen. —

Auch in der Literatur iſt es ſtill, wie ſelten. Wir ſind in eine Abſpannung gefallen, die Alles, was ſonſt lebhaftes Aufſehn erregt haben würde, faſt ſpurlos vorübergehn läßt. Das iſt die Folge der jahrelangen politiſchen Spannungen der Geiſter, und der immer größere Antheil, den die Maſſe an dem ſtaatlichen Leben nimmt. Es müßte ein Geſetz gegeben werden, daß Jedermann befähle, die erſcheinenden Romane, Novellen und Erzählungen unſerer größten Schriftſteller: Tromlitz, Braun von Braunthal, Theodor Hell, Kruſe u. ſ. w., nebſt Gubitzen's Bühnen-Almanach und den Freimüthigen zu leſen, daneben aber die Pfennigliteratur zu ſtudiren und die Welt oder vielmehr das geliebte Vaterland würde bald von ſeinem temporären Wahnſinn zurückkommen und mit Jauchzen von Neuem: die Abendzeitung leſen und die Gedichte Arthur's von Nordſtern und Adalbert's vom Thale bewundern. Das iſt das einzige Mittel; Sie ſind an der Quelle, bringen Sie es zu einer vertraulichen Beſprechung. —

Ein alter Kriegsrath, der mancherlei Fatalitäten erlebt und Räthſel-Almanache, Anekdotenſammlungen, Spiele müßiger Stunden herausgegeben hat, Herr Karl Müchler, auch bekannt durch ſeine ziemlich lächerliche Fehde mit dem Herausgeber des weiland Don Quixote, Herrn Glasbrenner, hat in den Zeitungen einen Aufruf erlaſſen, um Geld fur ein dem verewigten Langbein, ſeinem Freunde, zu errichtendes Nationaldenkmal zuſammenzubringen. — Langbein hat für ſeine Zeit gethan, was er konnte, das heißt: er hat ſie unterhalten mit hundert luſtigen Mährchen und Geſchichten, und wenn man deßhalb einem Dichter ein Nationaldenkmal ſetzen will, ſo verdient es Niemand eher, als der gute, liebenswürdige Mann, der unbedenklich einer der wenigen Glücklichen geweſen iſt, der keinen Feind hinterlaſſen hat. Es gab eine Zeit, wo, wenn Langbein damals geſtorben wäre, und Herr Karl Müchler ſein Manifeſt erlaſſen hätte, tauſende von Händen ſich geöffnet haben würden, und mit dem Gelde wären tauſend Thränen des Schmerzes auf des bewunderten Dichters Grab gefloſſen; jetzt iſt das Alles vorüber; die Bewunderung eines Dichters iſt eine Mode, die abfällt, um einer neuen Platz zu machen, und ſelbſt die größten aller Zeiten, Calderon, Shakeſpeare, Cervantes haben oft ſchon das Schickſal der Vergeſſenheit erfahren, bis eine Zeit kam, die ihre Verdienſte neu zu würdigen verſtand. Schiller kann erſt nach dreißig Jahren zu einem Nationaldenkmale kommen, und Schiller's Einfluß auf ſeine Zeit war ein großer und allgemeiner; er hat nicht unterhalten, wie Langbein, er hat belehrt, erhoben, hingreifſen zu ſchönen Idealen des Edlen und Großen, und ſo lange Tugend und Wahrheit auf Erden wandeln, wird Schiller unvergeſſen in ſeiner Nation leben, auch wenn er kein Nationaldenkmal erhielte. — Ich ſpreche nicht von Göthe, denn, um in einer Fürſtengruft zu ſchlafen, muß man ein Fürſtenliebling und Miniſter ſein; aber ſo hübſch es wäre, wenn Langbein, der liebenswürdige frohe Erzähler, ein Nationaldenkmal erhielte, ſo gern ich ſelbſt mein Scherflein beitragen möchte, ſo ſehr fürchte ich, Herr Karl Müchler werde ſeinen Zweck verfehlen. Ein Denkmal iſt überhaupt das ſchlechteſte Mittel, die Unſterblichkeit zu ſichern, wie viele glänzende Säulen ſind zerfallen und Niemand weiß, wem ſie errichtet ſind. —

Auch einer unſerer Dichter iſt hinabgeſtiegen in das öde Jenſeits und kein Nationaldenkmal wird ſein trauriges Grab bezeichnen, ja nicht einmal ein Baum oder ein grüner friſcher Hügel, denn er ſtarb arm, verlaſſen, ohne Verwandten, ohne Freund, in dem großen Krankenhauſe Charité, und ſein kalter Körper ruht unter dem weißen Sande des Armenkirchhofs und Alles iſt ſpurlos vergeſſen. Dieſer ſeltſame Menſch hieß: Orion Julius, was eine Umkehrung ſeines eigentlichen Namen: Julius Orion war und auch bei ihm hatte die Natur, wie wohl manchmal, ſich ein Spielwerk gemacht, daß ſie einen reichbegabten Menſchen unglücklich und elend werden ließ, weil ſie ihm bei heißen Leidenſchaften nicht Stärke und Willenskraft genug gab, um den rechten Weg zu treffen. — Zuweilen war ein Mann bei Stehely, der klein, dick, von den Blattern zerfreſſen war, und über deſſen gelbes Geſicht das ſchwarze, ſtruppige Haar verworren herabſank. — Seine Kleidung war grob, ſchmutzig und nicht ſelten zerriſſen, es lag ein wüſter, unangenehmer Eindruck über den ganzen Mann verbreitet, nur ſeine Stirne war hoch und edel gebildet, und ſein dunkles, tiefliegendes Auge glühte in Feuer. Das war er, der Dichter, Schauſpieler, Zeichner und Tonkünſtler Orion Julius. Er hatte ein wild bewegtes Leben geführt, und mehr Schickſale in einem Tage erfahren, als das ganze Leben derer enthalten mag, die hochmüthig ihn verachteten und mit dem kalten Vorwurf: „Er hatte ſelbſt Schuld an ſeinem Elend, der Taugenichts.“ phariſäerhaft [illegible] — Die Welt hatte ihn zurückgeſtoßen, er war unglücklich geworden, man verſpottete ſeine Erſcheinung, verlachte ihn als Schauſpieler, verkannte ihn als Dichter; in Rauſch und Schwelgerei ſuchte er Vergeſſenheit, ſank von Stufe zu Stufe, und ward ſo wirklich in ſeiner dumpfen [illegible] ein verächtliches Geſchöpf, das mit [illegible] Elende kämpfend, keine Anſprüche mehr an die Welt machte und nichts liebte als den Müßiggang, dem er [illegible] aller Thatkraft nachging und lieber [illegible] bettelte und [illegible] Sommer über obdachlos umherirrte, als durch Arbeit, welche es auch ſein mochte, ein ehrliches Auskommen zu finden. —

Welches aber hätte er auch ergreifen ſollen? Er war der allgemeinen Verachtung preisgegeben, vom täglichen Elende bedroht, ältlich, ohne jede Hülfe, ohne Ausſichten, ohne Familie, ohne einen feſten Halt, wie ein heimathsloſer Bettler in die Welt geworfen, die ſcheu vor ſeinem Nahen zurückwich und nach und nach waren die gierigen Triebe der Gemeinheit ſo groß in ihm geworden, daß jede Hülfe zu ſpät war. — Zuletzt arbeitete er für den Beobachter an der Spree, aber nie mehr, als hinreichend war, um ſo viel Geld zu erwerben, daß er mit ſchlechten Nahrungsmitteln ſich einige Tage erhalten konnte, dann ging er ſpazieren, bis nichts mehr vorhanden war, und erſt, wenn er bei Bekannten gebettelt hatte und Niemand mehr etwas geben wollte, bequemte er ſich zu einer neuen, nicht einträglicheren Arbeit. — So iſt er untergegangen und doch war es kein gewöhnlicher Menſch. Er verſtand und ſprach fertig ſechs Sprachen, zeichnete allerliebſt, ſpielte mehre Inſtrumente mit Virtuoſität, dichtete nicht ohne Beruf und Phantaſie, ſchrieb eine ſchöne, glänzende Proſa und nur der faſt fixe Gedanke, daß er ein großer Schauſpieler ſei, daß man ihn leider nicht anerkenne, daß aber nun Kabale, Neid und Eiferſucht ihn verfolge, hat großen Antheil an dem Unglück ſeines Lebens gehabt, und ihn bis zum letzten Augenblicke verfolgt. — Er iſt ſehr kummervoll und im höchſten Grade mit ſich ſelbſt verzweiflungsvoll verfallen, in der Charité an der Waſſerſucht geſtorben, die eine Folge ſeines unordentlichen Lebens war. — Ein Unglücklicher mehr, der ſein Daſein verfluchte! — Ich machte ihm einſtmals Vorſtellungen über ſeinen Wandel und vor allen über ſeinen Müßiggang. Schweigend hörte er mich an, dann ſagte er lächelnd: Was kann die Welt mehr mir noch bieten? ich habe entſagt, vollkommen entſagt, und weil mich die Wirklichkeit nicht will, ſo habe ich mich den Träumen ergeben. Ich bin nicht müßig, fuhr er eifriger fort, ich bin niemals müßig, ich habe ein inneres Leben, das mich tröſtet; da bin ich reich, glücklich, geachtet, mit Roſen geſchmückt, und Tage lang kann ich ſo ſitzen und denken, und mein Auge von meinem Elende abziehen und ein ſchönes Leben führen, das ich mir nach Gefallen mit allen jenen Schätzen verſchwenderiſch ausmale, die mir ſo hart verwehrt ſind. In ſeinen dunklen Augen funkelte es auf, wie Wahnſinn; bald nachher iſt er ſehr krank geworden und geſtorben. —

Ich wende mich zuletzt zu den Theatern, wo jetzt, wie immer, in der Sommerzeit eine Fülle von Gäſten erſchienen iſt. — Unſere abſterbende Oper wird gegenwärtig durch Madame Fiſcher (diesmal nicht die treffliche Sängerin Fiſcher-Achten) mit Glück neu belebt. — Eine ſchöne Erſcheinung, eine klangvolle, umfangsreiche und gebildete Stimme und ein vortreffliches Spiel machen ſie zu einer höchſt vortheilhaften Aquiſition für unſere Bühne, die wirklich mit der Sängerin in Unterhandlungen getreten ſein ſoll. Der Beſuch dieſer Künſtlerin hat uns zu Opern verholfen, die ſeit langer [illegible] aus Mangel an Beſetzung, nicht gegeben werden konnten, Fidelio, die Veſtalin, Don Juan, Oberon u. ſ. w. [illegible] es wäre zu wünſchen, daß dieſelbe bei uns bliebe, die bei [illegible]en vortrefflichen Mitteln bald vielleicht eine der erſten Sängerinnen Deutſchlands werden könnte. — Mlle. Machinka Schneider aus Dresden hat ebenfalls hier Gaſtſpiele gegeben, welche jedoch nur mäßigen Erfolg hatten. Figur und Stimme eignen die Sängerin mehr für die komiſche Oper und Operette, dabei hat ihr Aufenthalt in Paris, wo ſie die neu-italiäniſche Geſangmanier ſtudirte, ſie der deutſchen Kunſt noch mehr entfremdet, und da man bei uns jene Manier nicht liebt, ſo konnte Mlle. Schneider bei aller Volubilität der Stimme und weiteren Vorzügen doch nur geringen Beifall erlangen. — Auf der Königſtadt iſt noch immer Dlle. Vial die Gefeierte; indeß fängt eine junge und anſpruchsloſe Künſtlerin, die erſt ganz nagelneu bei ihrem erſten Ausfluge in die Welt, aus Leipzig hier einzog, die Blicke und den Enthuſiasmus auf ſich zu ziehen, an. — Es iſt dies Dlle. Gerhardt, eine hohe edle Geſtalt mit einer glockenreinen Stimme und einem Spiel, ſo natürlich und ſchön, daß man der ſiebenzehnjährigen Künſtlerin eine ausgezeichnete Bahn prophezeihen kann, ohne gerade das Pulver erfunden zu haben. — An Sängern gaſtiren hier der Tenoriſt Herr Baier aus München, und der Baritoniſt Herr Bieling aus Wien, mit Beifall, auf der königlichen Bühne aber iſt ein andrer Tenoriſt und Baritoniſt aus Breslau Herr Eicke aufgetreten, der einen ſchönen Umfang der Stimme und mancherlei gute Anlagen hat, die, wenn ſie mit Fleiß ausgebildet werden, ihn zu einem ausgezeichneten Sänger machen können. —

Madame Krelinger und ihre engagirten Töchter ſind überraſchend ſchnell aus Wien zurückgekehrt, wo ſie, wie man vernimmt, nur mäßigen Beifall erhalten haben, namentlich die Ältere, Dlle. Bertha Stich, welche auch hier nicht ſonderlich angeſprochen hat. Mlle. Krelinger hat ſich ein ſehr ſchönes Landhaus in der Nähe Charlottenburg's gekauft; der Profeſſor von Raumer ſoll ihr in dieſen Sitz der Muſen und Grazien ſeine Briefe aus London zuſchicken, wo er ſich jetzt befindet, wie er einſt ſchon aus Paris ein Ähnliches that. Wir haben zu erwarten, daß dieſe Briefe ſpäter wiederum veröffentlicht werden; geben die Götter, daß dieſelben ſo geiſtreich und pikant ſein mögen, wie die aus Paris. Ein ſo großer Kritiker, wie Herr von Raumer, läßt jedoch kaum etwas Anderes erwarten.

Herr Raupach hat uns mit einer neuen Tragödie: Friedrich und Alexander beſchenkt, die immer mehr beweiſ't, daß der Dichter nicht mehr eine frühere Stufe erreicht, auf welcher er ſich befand, als er ſeinen Heinrich den Sechsten ſchrieb. — Dieſe neuſte Tragödie hat einzelne ſehr effectreiche Stellen, in welchen ſich das Dichtertalent zeigt, wie z. B. eine Scene, wo Friedrich Barbaroſſa verwundet und allein auf dem öden nächtlichen Schlachtfelde erwacht; allein, größtentheils beſteht ſie aus langweilig, auseinandergezerrten Dialogen, die ſich um einige Gedanken, wie abgetriebene Karrengäule hetzen und die zuweilen etwas bombaſtiſche aber fließende und angenehme Sprache kann natürlich nicht dafür entſchädigen. — Könnte Herr Raupach ſich doch bezwingen, einige Jahre nichts zu ſchreiben, um ſeinem Körper, wie ſeinem Geiſt Erfriſchung und Ruhe zu gönnen, es würde beſſer mit ihm und uns ſtehen. Dieſe Produktivität aber bringt eine traurige Eintönigkeit in ſeine Werke, ſie ſind ſämmtlich über einen Kamm geſchlagen, und wer, abgeſehn vom Stoff, eins geleſen oder geſehen hat, kann mit Sicherheit danach die ſämmtlichen übrigen kritiſiren. — Herr Angeli iſt gleichſam das Zerrbild Raupach's in der niedern Sphäre der Poſſe und der argen Trivialität. Er hat wiederum eine Überſetzung aus dem Franzöſiſchen: Elle est folle! geliefert, die gefallen hat.

Muſik in Frankfurt.

(Schluß.)

Den 3ten Aug. „Anna Boleyn" zum Vortheil der Dem. Carl. — Wer kennt nicht die Geſchichte der Anna von Boulen (die Mutter Eliſabeths), der nachmaligen Gräfin von Pembrocke, ihre Abentheuer in Frankreich während der Regierung Franz des Erſten, ihre heimliche Vermählung mit dem Grafen von Northumberland, ihre Erhebung zur Königswürde durch die Heirath mit Heinrich dem Achten von England, ihren Prozeß, durch die Chicane ihrer Schwägerin, der Vicomteſſe von Rochefort, veranlaßt, und die darauf (am 19. Mai 1536) erfolgte Hinrichtung im Tour. — Felix Romani hat dieſen Stoff mit gewohnter Raffinerie zu einem Opernbuch benutzt, und des Dichters Licenz, mit hiſtoriſchen Perſonen umſpringen zu dürfen, meiſterhaft darin ausgeübt. Es lohnt nicht der Mühe, die ſehr unmotivirte Expoſition deſſelben wiederzukäuen. Es wird ſchon ein Jeder von ſich ſelbſt wohl daraus klug werden (?). Nur ſo viel, daß die Vicomteſſe von Rochefort in ein Hoffräulein (Johanna Seymour) und der Graf von Northumberland in einen Lord Percy umgewandelt ſind; damit wenigſtens meine perſonellen Citaten keines Verſtoßes gegen die hiſtoriſche Richtigkeit des Komödienzettels beſchuldigt werden. — Ich habe einſtens geſchwärmt, es ſei auf ſeinem Gipfel, und mit Portici's Stummen, mit Roberts Teufeleien und Sonnambulen ſei der Faſtnachts-Dienſtag des heutigen Operntumults zu Grabe getragen. Ich irrte zwiefach. Denn ohne hier zu enden, erhebt ſich von Süden her ein anderes Ungeheuer, deſto gefährlicher, je einſchmeichelnder, ſüß und heuchelnd es die allgemeine Reizbarkeit erregt. Ich ſehe es zum ſchleichenden Fieber werden, im Blute deutſcher Sentimentalität. Ich meine die italiäniſche Oper. Um unnütze Wiederholungen zu ſparen, verweiſe ich, in Beziehung der ital. Muſik zum deutſchen Geſchmack, auf früher gewagte Beurtheilungen in dieſen Blättern (namentlich in No. 17), und wende mich zu dem neuen Günſtlinge dreier Nationen, zu dem Römer Donizetti (geboren 1798), dem belorbeerten Komponiſten der: l'Esule di Roma, la Regina di Golconda, Otto mesi in due ore, Zoraide, Olivo e Pasquale *) und Anna Bolena. — Die ital. Komponiſten unterſcheiden ſich nicht weſentlich von einander, es müßte denn durch ein Ueberbot ihrer Abarten ſein. In Donizetti's heutiger Oper finden wir nur die Formen jener Muſter, welche uns Generali, Roſſini, Mercadante, Bellini gaben, benutzt, und die Prinzipien ihres Genre ſind hier vereinigt. Das ſind: als Grundfarbe, der Widerſpruch des muſikaliſchen zum poetiſchen Element; das lange Ausſpinnen kurzer Gedanken; die endloſe Kadenzirung unzähliger Fermaten; das Ziehen und Retardiren ſüßlicher Repriſen mit hüpfender Figuration hoher Blasinſtrumente; die Begleitung jeder Nummer durch das grobe Geſchütz der Trompeten, Pauken oder Janitſcharen-Muſik; die Crescendos auf liegende Bäſſe; die elegiſchen Uniſono der Kriegerchöre, der Taranteltanz der fallenden Thräne, die Originalität der Schlüſſe sine qua non, und was all' des Wider- und Unſinnes noch mehr. Die pikanten Eigenthümlichkeiten aber, die in dieſen Prinzipien wieder hervorſtechen, fehlen hier, und höchſtens iſt's Lebendigkeit der Rhythmen, oder ſind's einzelne glückliche Momente, die den gähnenden Circus vor gänzlicher Apathie ſchützen. — Anna Boleyn hat nur 12 Nummern, die trotz unſers Guhr's wohlthätigem Rothſtift dennoch ihre 15 Viertelſtunden ausfüllen. Zuweilen kam mir der humane Gedanke, Donizetti ſei Anhänger der negativen Lehrmethode, und wolle durch ein edelmüthiges Selbſtopfer auf dieſem Wege die dem Ungeſchmack verpfändete Klaſſizität wieder in Kredit ſetzen. Vergebliche Mühe! Höre auf zu ſchreiben, Donizetti. Wir verzweifeln lieber, ehe wir Raiſon annehmen! — Dem. Carl zeigte ſich heute vollends als Meiſterin der ital. Schule, die allerdings dem Sänger jeden Vortheil zur Entfaltung eines reichen, vielſeitigen Geſangtalents gewährt. — Des Verſuchs aller einzelnen Zergliederungen dieſer im Kunſtausdruck halsbrechenden Parthie werde ich durch die Anerkennung überhoben, welche der Künſtlerin in den Hauptſtädten des Südens und Nordens gewidmet wurde. — Bei unſeren heimiſchen Sängern war das Bemühen, das — gegen ihre artiſtiſche Ueberzeugung — zu heben, was, dem Inſtitut nützlich zu ſein, über die Bretter ſchreiten muß, nicht zu verkennen; aber ihre Leiſtungen zu analyſiren, iſt's heute zu öde in mir; deßhalb bei der glücklichen Wiederholung dieſer unglücklichen Oper ein Mehreres. **) — Dem. Carl wird dem Vernehmen nach auf der Hofbühne zu Kaſſel gaſtiren. Es folgen ihr unſere beſten Wünſche.

7.

---

*) Von Siebert (1827) überſetzt unter dem Namen: Phlegma und Cholera.

**) Es mag im Frankfurter Theater noch ſo öde und gedankenlos ſein, — wie fehlt doch ein hohes erleuchtetes Weſen: die Uhr über dem Proſcenium. Welche Seufzer, Wünſche, Hoffnungen hängen nicht an ihren Zeigern! Welche Elegien ſchwärmen und ſurren nicht in dieſem hellen Haupte! Darin liegt Stoff für manche Tragödie. — Es iſt hier nicht der Ort, Fragmente daraus mitzutheilen; aber das iſt gewiß, daß ſie an jenem Abende theils aus Betäubung von den vielen Donnerſchlägen der großen Trommel und des Tamtam, theils aus Schrecken über die Frankfurter National-Garderobe ſtehen blieb, und, als das Publikum ſich endlich entfernt hatte, auf eine höchſt ſchauerliche Weiſe folgende Stoßſeufzer von ſich gab: „O, unglückſeliger erſter Tenoriſt der freien Stadt Frankfurt, den jener Antiquarius von Garderobier in einem alten weißatlaßnen Fähnchen hinausſchickt, zur Schande aller Prinzen von Großbritannien! Wehe dir, unſelige Johanna Seymour, daß du, als Aſchenbrödel verkleidet, das Herz eines nicht minder ſchmutzigen Königs gewinnen mußt! Wehe dir, dicker Graf Rochefort, du, der ſtets mit dem rechten Zeigefinger ſo äußerſt artige Warnungen und Schelmereien anzudeuten verſtehſt! — wehe dir, daß dein Koller ewig zu kurz iſt! Wehe dir, du Jägerchor aus der Fremden, der du in denſelben alten rothbeſäumten grünen Reliquien aus der guten alten Zeit die weite Reiſe nach England machen mußt, und blos durch das allgemeine Beileid dafür entſchädigt wirſt! Wehe endlich euch, ihr unſchuldigen Lords und Hofdamen, die ihr büßen müßt für die Sünden der Frankfurter Garderobe! wehe, wehe, wehe, — daß ihr rufen müßt: „fallet ein, ihr alten Kuliſſen, und bedeckt uns, ihr Suffiten; denn unſere Garderobe wird für dieſen letzteren Zweck nicht mehr lange hinreichen!"

Anmerkung eines Fremden,
der, als er nach Frankfurt kam, in der unſchuldigen Meinung war, er würde dort ein hübſches Theater finden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 188. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 11. Auguſt.

Das Lied der Arena.

(Nach Victor Hugo.)

Von

Ferdinand Freiligrath.

In Ehren hält man den Athleten,
Den Sieger in dem ſand'gen Rund;
Sein Ruhm, den keine Jahre tödten,
Geht durch das Volk von Mund zu Mund,
Von den Geſtaden, ſtarr von Eiſe,
Allwo der Winter ſchläft, der greiſe,
Mit feſtem Schlaf, den Keiner ſtört,
Bis zu der ſonnigen, gold'nen Stätte,
Wo Morgens man im Wellenbette
Die Sonnenroſſe wiehern hört. —

Olympia! — das Feſt! — die Wagen!
Nun flechtet Lorbeer und Acanth!
Nun weckt, — der Götter Fluch dem Zagen! —
Aus ſeinem Schlaf das alte Wagen!
Nun fachet an den alten Brand!

Die ihr nach Ruhme lechzt, kommt Alle!
Das Feſtgewand der Prieſter fliegt! —
Daß eure Stirn es bald umwalle,
Das Laub der heil'gen Eiche falle,
Die da den Milo einſt beſiegt.

Von Creta's Bord, geweiht durch Mythen,
Von Tyrus kommt, und von Corinth,
Von Scylla's ſtürmiſchen Gebieten,
Vom Athos kommt, den Adler hüten,
Daß näher ſie den Himmeln ſind!

Nun kommet aus dem Archipele,
Vom Taubeneiland kommet nun!
Von Rhodos, wo mit muth'ger Seele
Kriegsmänner ſtehen, ſchon von Oele,
Die nur im Grab vom Streiten ruh'n!

Von den Pallaſtes Stufen ſteiget —
Cecrops einſt legte ſeinen Grund! —
Von Sparta, dem ſich Alles neiget,
Von Lemnos, das den Donner zeuget,
Von Argos kommt und Amathunt!

Die Tempel all', die Gynäceen,
Die laub'ge Kränze bunt umglühn,
Verhullen züchtig, anzuſehen
Wie junge Bräute, — ſeht es wehen! —
Die keuſche Stirn mit friſchem Grün.

Da! — die Archonten und Ephoren!
Sie ſetzen ſich, ernſthaft und ſtill.
Gereinigt haben die Amphoren
Die Jungfrau'n und die Canephoren,
Wie es Eleuſis Regel will.

Man hat um Rath gefragt die Reber
Im Traum, und auch die Pythia;
Des gelben Scythengeiers Feder
Warf in den Wind man, — hör' es Jeder! —
Zur Zeit, wann aufwacht Clytia.

Zwei Dreifüß', reiche, ſchön verzierte,
Nennt, wer da ſiegt im Laufe, ſein;
Den Becher auch — wem wohl gebührte
Er ſonſt? — Den Bacchus Mund berührte,
Als er ihm bot den erſten Wein.

Und weſſen Diskus, raſch im Kreiſen,
Behend am Ziel die Bunde fällt,
Erhält von den gerechten Greiſen
Die Urn' hier, nie genug zu preiſen,
Phlegon's Gebild, den Naxos hält.

Dem kühnen Ringer aber ſpenden
Von Sidon eine Chlamys wir;
Er nehme ſie aus unſern Händen!
Dreizack und Stab des Herold's blenden
Das Aug', der Chlamys farb'ge Zier.

Und nun, ihr Ringer und Athleten,
Stärkt euch im Bad, eh' denn ihr ringt;
Dann ſiegt — ſchon locken euch die Flöten! —
Daß euch die Lippe der Poeten
Ein Lied theban'ſcher Weiſe ſingt.

In Ehren hält man den Athleten,
Den Sieger in dem ſand'gen Rund;
Sein Ruhm, den keine Jahre tödten,
Geht durch das Volk von Mund zu Mund.
Von den Geſtaden, ſtarr von Eiſe,
Allwo der Winter ruht, der greiſe,
Mit feſtem Schlaf, den Keiner ſtört,
Bis zu der ſonnigen, gold'nen Stätte,
Wo Morgens man im Wellenbette
Die Sonnenroſſe wiehern hört.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

II.

In der Akazienlaube, in welche man dicht vom Rez-de-chaussée des Pallaſtes über drei breite Marmorſtufen herabſchritt, war das Frühſtück aufgetragen; die Laube ließ die Ausſicht auf das von Iris-Beeten umgebene Baſſin frei, aus welchem ein Springquell luſtig emporſäuſelte, ein Roſenbäumchen, um welches der Tiſch rings gefügt war, ſtand in der Mitte des kühlen, würzig-duftreichen Plätzchens. Laquaien in goldſtarrenden Livreen harrten der Winke ihrer Gebieterin unter dem Portikus, deſſen Säulen den breiten, langen Balkon der belle-étage trugen.

Roſaura und ihre Tochter ſaßen im reizenden Negligée an dem ſervirten Tiſch in der Laube, zwiſchen beiden: — Adlerſtröm. Alle drei ſchienen ſeltſam befangen. Roſaura ſuchte augenſcheinlichſt nach einem ſchicklichen Anlaß, dem Geſpräche jene Wendung zu geben, welche ſie ſeit geſtern beabſichtigte und welche, ſchon an und für ſich die zarteſten Verhältniſſe berührend, wegen der leidenſchaftlichen Äußerung des Barons ſeither mit noch größerer Delikateſſe angefaßt werden mußte. Adelheid wagte es kaum, die Blicke zu ihrer Mutter oder zu dem Baron zu erheben, — die nahe Entſcheidung ihres Schickſals beklemmte ihr tödtlich peinigend, das ohnehin ſchon ſo tief betheiligte Herz. Auf Adlerſtröm ſchien vollends eine fürchterliche, kaum länger erträgliche Laſt zu liegen, die ihm den Athem verſetzte; er ſchien vor jedem Worte der Gräfin, — obwohl er die endliche gegenſeitige Erklärung doch ſchon ſo lange gewünſcht, — zu zagen, denn es war ihm, als würde jede Äußerung den zarten Farbenſtaub von den Flügeln ſeiner Hoffnungen abſtreifen, als laure ein großer Schmerz, der ihm ſchon lange nachſtrebe, nur auf den Augenblick, daß er wie ein wildes Thier aus dem endlich geöffneten Käfig herausſtürze und ihm das Herz zum Verbluten zerreiße.

Als das Frühſtück in ſolcher peinlicher Stimmung, ohne daß mehr als die nöthigſten Convenienzworte gewechſelt wurden, genommen war, ſtand Roſaura auf und ſchlug dem Baron einen Spaziergang vor. Adelheid entſchuldigte ſich durch Kopfſchmerz und wirklich ſah ſie auch blaß und leidend genug aus; ſie begab ſich in ihr Boudoir, verſchloß die Thüre, warf ſich auf die Ottomane und preßte die glühende Stirne in die ſchwellenden ſeidnen Kiſſen.

Ihre Entfernung lös'te von Adlerſtröm's Herzen einen Ring ab; jetzt, da kein Wort aus ſeinem Munde über das Geheimniß ſeiner Bruſt, von ihr gehört, ſie in holder Scham erröthen machen konnte, brach er das Schweigen und begann, während er an der Mutter Arm durch die reizenden Irrgänge des Parks wandelte:

„Laſſen Sie mich's endlich ausſprechen, was mir das Herz zu zerſprengen droht, wenn ich's länger drinnen tragen und verbergen muß, — was dem treuen mütterlichen Blicke gewiß ſeit lang' nicht entgangen iſt; kann ja doch ich mich nicht verſtellen, wird doch mein ſcheues Zurückziehen ſelbſt, eh' ich's ſelbſt gewahre, zur Huldigung. Ich liebe Ihre Tochter, — ach, Sie wußten dies ſüße Geheimniß gewiß ſchon eher, bevor es mir ſelbſt klar ward. — Soll ich's verbergen? kann ich's? Es redet mir, wie ich's auch meiner Zunge verbieten mochte, aus meinen Augen, aus jedem zuckenden Pulsſchlag heraus. — Ich fühle: es iſt unbeſcheiden, wenn ich jetzt, eben jetzt die Bitte an Sie wende, — ja, Sie damit verfolge, mir gleich — gleich — unumwunden, — alles zu erwiedern, was ich zu hoffen, was ich zu fürchten habe; ich bebe vor dem zweiten, ich hoffe kaum mehr auf Hoffnung ſelbſt; ach, dieſer Zuſtand iſt eine Marter! Deßhalb, wenn Sie mir je Ihre Freundſchaft als etwas mehr, denn aus bloſſer Convenienz zugewendet, ſo befreien Sie mich von dieſer Qual; ſprechen Sie alles aus, was mich ſogar verwunden kann; beſſer: ich weiß durch Einen Schlag, als daß mir bange Erwartung Stunden und Tage noch zur Ewigkeit ausſpannt.“

„Sie wiſſen,“ — erwiederte Roſaura nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſie ſinnend an ſeiner Seite weiter ſchritt, — „wie aufrichtig und herzlich ich Sie als Freund, als Menſchen hoch ſchätze, — lieber Adlerſtröm. Sie wiſſen, wie wenig ich mich um alle jene kleinlichen und lächerlichen Rückſichten kümmere, die gerade in unſern Verhältniſſen an die Stelle der wahren Empfindung, des inneren, gehaltvollen, beſſeren Sein's geſetzt werden. Der Himmel ſtellte uns ohne unſer Zuthun auf eine höhere Stufe, er warf uns Überfluß vor die Füße, er gab uns alles, wovon bloß das Tauſendſtel Tauſende glücklich machen würde; weßhalb alſo mit Dingen prunken, die nicht durch unſer Verdienſt unſer ſind. Ach die entbehrende Menge, die vom Licht nur eben das Licht, nicht auch den Schatten ſieht, weiß nicht, daß gerade in dem, was ihr an uns wie eine Schranke erſcheint, die uns von ihr ſcheidet, daß ja eben darin die Nemeſis liegt, die ſie an uns rächt, daß wir in dieſe Schranken wie in einen Zauberkreis hineingebannt ſind, außerhalb deſſen für uns keine Lebensluft iſt. — — Das fühl' ich, — wie Sie, — und deßhalb beſtimmt mich bei allem meinem Handeln jenes Ungefähr nicht, welches uns reich, glücklich, angeſehen macht. — Und doch gibt es eine Linie, die wir nicht überſchreiten dürfen; aber ich ſcheue mich, ſelbſt auf die Gefahr hin, für prüde und befangen zu gelten, — ſie zu nennen. — Doch vor der Hand davon nichts weiter! -Laſſen Sie mich Ihnen ohne Scheu bekennen, daß ich alle Ihre edlen Eigenſchaften ſo innig ſchätze, daß mir aus einer Verbindung meiner Adelheid mit Ihnen die fröhlichſte Zukunft für euch beide entgegenwinken würde, — — wenn . . . . .“

„Wenn?“ unterbrach Adlerſtröm haſtig die Pauſe, welche ſie plötzlich gemacht, — — „o, vollenden Sie, — welche Bedingung ſetzen Sie mir, Roſaura? Meine Seele hängt an Ihren Lippen!“ — — —

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Italien.

(Fortſetzung.)

Am 19. April.

Nichts auf der Welt ſollte man leichter ertragen, als recht ſchlechtes Wetter, da es gewiß nur beſſerem weichen kann. Indeß hat die Gegenwart immer ſo viel Gewalt über den Menſchen, daß wir bei ſchönem uns des ſchönen freuen, ohne an das mögliche ſchlimme zu denken, ſo wie bei dieſem nur unter Seufzen an das zukünftige oder entſchwundene Glück denken. — Drei ſchreckliche Regentage im engſten, finſterſten Zimmer (— jetzt hab' ich ein anders, im ſchönſten Gaſthof Italiens, „Gran Bretagna“, was ich dir für zukünftige Fälle empfehle) — ohne Gemüthsbewegung auszuhalten, iſt ſchon eine Tugendprobe; doch gibt es ſchwerere. Ich war im herzoglichen Schloſſe, wohin ich ging um zweier Bilder, von Francesco Francia und Raphael, willen. Die Achtung vor dem königlichen Prinzen, in deſſen Auftrag ich hier bin, beſtimmte den Hofmarſchall, in eigner Perſon mir das ganze Schloß mit der erdenklichſten Ausführlichkeit zu zeigen. Jede ſeidne Tapete, jeder Tiſch wurde einzeln betrachtet, und die Kunſtliebe des Fürſten bewundert, der durch eine glückliche Vereinigung aller Malerſchulen ſeinen Pallaſt zu einem wahren Muſeum der Kunſt und Natur umgeſchaffen. Denn wenn du z. B. umſchwebt von Aurora und ihren Pferden aufgeſtanden, kannſt du in Geſellſchaft von Herkules, dem Hebe einſchenkt, Kaffee trinken, in der ſchönſten Geſellſchaft von Mars und Venus, die ſich detoilettiren, Toilette machen; in der Nähe der Göttinnen, die um den goldnen Apfel ſich ſtreiten, ein zweites Frühſtuck einnehmen und dann in einem Zimmer voll lauter Rieſen — denn Rieſenarbeit gibt's da — Audienz ertheilen. Einſtweilen bereitet man entweder im Saale der römiſchen Kaiſerpracht, wo Auguſtus auf's Capitol fährt, wo dem Cäſar Hymnen ertönen, oder — wenn dein Herz in's Freie verlangt — im Saale der Natur, der ganz mit Himmel und Landſchaft, mit lebensgroßen Bäumen, im Waſſer platſchernden Jungen und anderen natürlichen Dingen ausgemalt iſt, — das Mittagsmahl. Zur Soirée verſammelt man ſich bei den Göttern, zum Spiel bei einzelnen Heroen und den Reminiscenzen an die Großthaten der alten Griechen. Die Fürſtin zieht ſich zurück in's Cabinet, wo ſie in der Mutter der Gracchen, Cornelia, und in einem unendlich großen Spiegel ſich ſelber findet, und wo ſie von der Wand die theuren Verwandten aus Spanien und Portugal, der edle Don Miguel, der heitre Don Carlos begrüßen. Stelle die kürzeſte Friſt, in der dies alles ausgeführt ſein kann, und du haſt eine Ewigkeit ausgeſprochen, gegen die Zeit, in der es geſchehen. Der einzige Römerſaal, größer und reicher, als ein Saal des Cornelius in der Münchner Glyptothek, iſt von oben bis unten, mit Darſtellungen überfüllt, von einem Mann in ſechs Monaten al fresco ausgemalt worden, Entwurf und Zeichnung und Alles mitgerechnet.

Ich lobte gehörig; doch als der Hofmarſchall in ſeine Poſaune blies, merkte ich erſt, daß ich die Pfeife geſpielt. Bei alledem hielt mich nur meine närriſche Phantaſie von der Lucasſtadt aufrecht, ſo daß ſich umgekehrt, wie gewöhnlich Erdichtetes durch das Leſen in Wirkliches umſetzt, hier Erlebtes vor ſichtlichen Augen mir in lauter Dichtung verwandelte.

Zehnter Brief.

Lucasſtadt, am 20. April.

Die Lucasſtadt vervollkommnet ſich ganz nach meinen Phantaſien. Schon haben mir verſchiedene Menſchen, die ich italiäniſch angeredet, deutſch geantwortet und in einem Winkel des Marktplatzes fand ich eine ganze Niederlage deutſcher Hanswurſte und Nürnberger Soldaten, gar nicht zu gedenken eines Tagebuches von einem päpſtlichen Geſandten in Cöln am Rhein vom Jahr 1798, in welchem ich die intereſſanteſten Notizen über Deutſchland, den Fürſten Dalberg, die Stiftung der Univerſität Bonn ꝛc. fand. Ja ich wiederhole, die Lucasſtadt iſt eine verwirklichte Kinderphantaſie. Eine Anzahl Häuſer, in zureichender Ordnung in Reihen geſtellt, hin und wieder die Lücken mit Kirchen ausgefüllt, rings herum Mauern gezogen, vier Thore über's Kreuz hineingepaßt, die man Abends — im Fall der Noth — mit einem einzigen Schlüſſel ſchließt, um die ganze Bürgerſchaft mit Mann und Maus in Sicherheit zu haben; ein Paar Alleen vor die Stadt, ein Paar Bäume hinein und die Lucasſtadt iſt fertig. Ach nein! noch lange nicht! Nun kommt erſt das Schloß, die Soldaten, der Hof und 21, ſage einundzwanzig Hofmaler, davon der Eine die chriſtliche, der Andere die heidniſche Kunſt verſieht, Einer antik, der Andere Romantiker iſt, Landſchaften der, Porträts Jener, Schafe Ribbini, Schöpſe Ribboni, Pomeranzio koloſſal, Cavalier Banini en Miniatur malt ꝛc. Iſt das nicht die Lucasſtadt? ich frage.

Ich habe heute einen Zweiten der hieſigen Maler beſucht, Herrn Ridolfi, einen Mann von wildem, geiſtreichen Ausſehen; langes pechſchwarzes Haar umgibt in krauſen Locken ein dunkelbraunes brennendes Geſicht; die Beweglichkeit ſeiner Seele ſpricht ſich in allen Gliedern aus; er iſt zuvorkommend, ja auf deutſche Weiſe herzlich und malt an einem großen Bild, der erſten Apoſtelverſammlung in Jeruſalem, bei welcher Petrus den Vorſitz führt. Bild und Meiſter weichen nun weſentlich von Allem ab, was das neue Italien in dieſem Gebiet ausführen kann. Wenn auch das Gemälde nicht ganz ohne moderne Zuthat iſt, ſo zeigt ſich doch deutlich das Beſtreben nach Einfachheit und Wahrhaftigkeit der Darſtellung und die Kenntniß der Alten. Aber der Mann gefiel mir mit jedem Wort mehr, und als er mein Vaterland erfuhr, war er, wie vom Bliz getroffen, und erging ſich in ein großes Lob deſſelben und unſrer Meiſter. Er kennt und verehrt Overbeck und Cornelius mit ſeltner Innigkeit und ſucht nach Allem, was von der Seite kommt. Zugleich iſt er mit der alten Kunſt ſeines Vaterlandes ſehr vertraut, kennt wenigſtens alles, was im Herzogthum Einſchlägiges vorkommt, und iſt alſo ſchon inſofern für mich von Bedeutung, die erhöht wird dadurch, daß alle hieſigen Kunſtwerke unter ſeinen Schutz geſtellt ſind. Die verſtorbene Königin Marie Luiſe — ich geſtehe dir, daß ich dieſe Potentatin erſt hier nennen gehört, wo ihr Andenken ein milder Heiligenſchein umgibt, die Frau des verſtorbenen unter Napoleon entſtandenen Königs von Etrurien, Mutter des jetzigen Herzogs — eine große Freundin der Kunſt, hatte beabſichtigt, die zerſtreuten Kunſtwerke Lucca's in eine Gallerie zu vereinigen und deshalb den Maler Ridolfi beauftragt, alles, was in Kirchen oder andern öffentlichen Gebäuden, ſelbſt das, was in Privatwohnungen an Kunſtwerken von Werth ſich vorfände, mit möglichſt genauer hiſtoriſcher Angabe zu catalogiſiren, eine Arbeit, die ihm natürlich die umfaſſendſte Kenntniß der vorhandenen Schätze bringen mußte. Glücklicher Weiſe konnte die Idee nicht ausgeführt werden, ſo daß den einzelnen Orten ihr geringer Schmuck verblieben iſt, das einzige vielleicht, was ſie an ihre Vorzeit erinnert. (Fortſ. folgt.)

Groſses Muſik- und Sängerfeſt zu Mainz.

Mainz, den 8. Auguſt.

Schon manchen würdigen Genuß hat das Inſtitut der „Liedertafel" den Bewohnern unſrer Stadt bereitet, und vielfach ſchon hat daſſelbe dargethan, daß es ihm ernſtlich darum zu thun iſt, nicht nur ſelbſt Schönes hervorzubringen, ſondern auch durch ſeine Leiſtungen Sinn und Gefühl für ächte Tonwerke rege und lebendig zu erhalten, und um keinen Preis ein blos ſinnkitzelndes Spiel mit der Muſik zu treiben, wie es leider in andern Vereinen, dem Geſchmacke der Zeit gemäß, immer mehr und mehr Mode zu werden droht. — Doch das Feſt, das unſre Liedertafel heute ins Leben rief, gibt ihr erſt die wahre Weihe eines Kunſt-Inſtituts; ſie hat aufgehört, einen Dilettantenkreis zu bilden, Euterpe hat ſie geadelt und emporgehoben, und freundlicher klingen nun in ihrer Mitte die Namen Gluck, Händel, Beethoven. Somit kann das Feſt des 8ten Auguſt für die Liedertafel ſo wichtig ſein, wie es für uns, die wir demſelben beiwohnten, unvergeßlich bleiben wird. —

Das Feſt ſelbſt fand, durchaus nicht begünſtigt von einem heitern Himmel, auf dem Plateau unſrer „neuen Anlage" ſtatt, an einem Orte, beſtimmt von der Natur zu einem Konzertſaale, wenn anders Zephir nur etwas weniger unruhig in den Blättern der hohen Bäume hauſ'te, die einen ſo lieblichen Schatten auf das Plateau herunterwarfen; das ſtört die Akuſtik trotz aller akuſtiſchen Vorrichtungen. Die ſchöne amphitheatraliſche Bühne, worin die mitwirkenden Künſtler ſich befanden, ſchützte nicht vor dem Verluſt ſo manches zarten Tons, manches Schöne ging an dem geſpannteſten Sinne vorüber, und wir mußten die pittoreske, unvergleichliche, herrliche Ausſicht von dieſem erhabnen Plateaupunkte nach dem fernen Taunus hin theuer erkaufen — er koſtete manchen Beethoven'ſchen Kerngedanken! — Mit Beethoven's C-moll-Symphonie (sinfonia eroica) ward das Feſt eingeleitet, nachdem eine Kanonenſalve, von der Terraſſe der Anlage herunter, den 500 Sänger ſtarken Chor auf ſeinen Platz gerufen, und nachdem die großherzogliche Hofkapelle zu Darmſtadt, die das Orcheſter bildete, kunſtgerüſtet mit ihrem trefflichen Dirigenten Mangold auch den übrigen eingenommen hatte. Beethoven's Symphonie begann. Welch eine Muſik iſt das! So in freier Natur dieſe heiligen Töne, dieſes Wogen der Harmonieen zu vernehmen, ſo lieblich umgeben zu ſein von dem Dufte der Blumen und von dem Hauche dieſer himmliſchen Klänge, zu koſten in einem und demſelben Momente bald die Reize der holdſeligſten Natur, bald die Wonnen dieſer hehren Kunſt, — dieſes Alles vereint, muß ein empfindſames Herz leicht in die Harmonie der Sphären verſetzen, ſo daß es auf Momente glauben kann, es ſei der Erde entrückt, und es labe ſich ſchon an den Seligkeiten des Himmels. Wahrlich, Beethoven's Muſik iſt eine Vermittlung des geiſtigen Lebens zum ſinnlichen, eine Ahnung des Geiſtigen, eine verkörperte Sprache der Seligen!! Aber unſer Orcheſter, das unter der liebenden Pflege des verſtorbenen Großherzogs eine wunderbare Gediegenheit und Kunſthöhe erreichte, hat auch dieſe einzige Symphonie mit wahrer Feuergluth, mit ſichtbarer Vorliebe exekutirt. — Sodann folgte der Prieſterchor D-dur, und die Arie: „O Iſis und Oſiris" mit Schlußchor aus der Zauberflöte. Würdig durfte ſich Mozart an Beethoven anreihen. Iſt es doch daſſelbe, was Beide uns geben: tief empfundne Gemüthsklänge, Offenbarungen des Gefühls, höher und heiliger, als alle Weisheit und alle Philoſophie! Das Lieblich-Großartige dieſer Kompoſitionen, die ſo klar ſind bei den einfachſten Mitteln, iſt zu bekannt, um eines weitern Lobes hier zu bedürfen; und es iſt hinreichend, zu ſagen, daß die beiden Chöre von dieſem ſo impoſanten Sängerchore mit Kraft und Ausdruck, mit Wärme und Gefühl durchgeführt, und daß auch die Soloſtimme, welche die Arie ſang, vielfach bewundert wurde. —

Als das dritte und an Umfang größte Tonſtück des ganzen Feſtes, hörten wir Dr. Loewe's (aus Stettin) „Eherne Schlange", und hatten die Freude, das Meiſterwerk von Dr. Loewe ſelbſt dirigirt zu ſehn. Eine geniale Dichtung, ganz würdig, den klaſſiſchen Oratorien deutſcher Muſik an die Seite geſetzt zu werden, und ganz berechnet für eine Chorſtimmenmaſſe, wie wir ſo glücklich waren, ſie heute vereint zu finden. Wie wohl thut es, eine ſolche andächtige Feier der Tonkunſt zu hören! Wie reich an Schönheiten, wie charakteriſtiſch wahr, wie in ſich vollendet, wie ſo ganz deutſch, wie durch und durch erhaben und kirchlich iſt dieſes Oratorium! Gewiß, eine ſolche gediegne, körnige Muſik macht einem den Roſſiniſchen Flitter des Tages noch ganz verächtlich! Dr. Loewe iſt ein Tonſetzer, dem die Heiligkeit der Kunſt alles, das Buhlen derſelben mit dem Aftergeſchmacke gar nichts gilt, das ſahen wir heute aus dieſer ehernen Schlange, wußten wir es nicht ſchon aus andren Compoſitionen. Der Stoff zu dieſem Oratorium iſt bibliſch und von Herrn Profeſſor Gieſebrecht für das große Sängerfeſt zu Jena geſchrieben. Er ſchildert die Empörung des jüdiſchen Volks gegen Moſes, welche entſtand, als daſſelbe der Mühſeligkeiten der Wüſten-Wanderung müde war. Moſes iſt grade von einer prophetiſchen Viſion begeiſtert, als der Aufruhr ihm zu Leibe kommen will, und die Leviten ſchützend ſich um ihn verſammeln. Dieſe ſchwache Schutzwehr würde nichts genützt haben, wäre nicht plötzlich das entſetzte Volk bei'm Anblicke, der es von allen Seiten umzingelnden Schlangen, die, wie von einem Zauberſchlage der Erde entſtiegen, wehklagend und hülfeflehend zurückgewichen. Wunderbar! da wird eine ehr'ne Schlange herbeigetragen, und die Schlangen entfliehen, und die Anführer ſind gerettet, und der Aufruhr iſt geſtillt. — (Schluß folgt.)

Buntes.

∗∗∗ Das geographiſche Inſtitut Philipp van der Mälen's in Brüſſel, eines der großartigſten Gebäude jener Stadt, liegt an der Porte de Flandres mitten in ſchönen Gärten, und beſteht aus einem Rez-de-Chauſſée und zwei Etagen, die durch eine einſtöckige Gallerie verbunden ſind. Am linken Flügel befinden ſich Treibhäuſer und ein naturhiſtoriſches Muſeum; ſonſt enthalten die Flügel noch lithographiſche, chalkographiſche, typographiſche Offizinen und ein Atelier für Zeichner, Redaktions- und Adminiſtrations-Bureaux, eine prächtige Bibliothek, und Schulen, worin mehr als 350 Kinder unentgeltlich unterrichtet werden. In der Mitte der Bibliothek befindet ſich der von van der Mälen konſtruirte Rieſenglobus, vermittelſt deſſen der Atlas universel en quatre cents feuilles verfertigt wurde; Europa wird darin durch 165 Blätter erläutert. Dem unabläſſig thätigen, ins Ungeheure hinein ſpekulirenden van der Mälen geht der gelehrte Doktor Meißner eifrigſt zur Hand; 1833 ließ er auf ſeine Koſten die Herren Deyrolle und C. Crabbe eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Braſilien unternehmen. — Der Kunſtpallaſt, von dem wir ſprechen, liegt äußerſt pittoresk, eine lange und breite Pappelallee führt zu demſelben; ein intereſſantes Werk, welches ihn ſchmückt, iſt der geographiſche Garten, den man bereits anlegte, deſſen verſchiedene Sektionen die verſchiedenen charakteriſtiſchen vegetabiliſchen Produkte der je verſchiedenen Zonen und Länder enthalten.

∗∗∗ Archäologie. Das neueſte und gehaltvollſte archäologiſche Werk, welches in Paris eben die Preſſe verließ, iſt Emerich David's „Jupiter" (Recherches sur ce dieu, sur son culte et sur les monumens qui le représentent).

∗∗∗ Die Revue encyclopédique hat aufgehört zu erſcheinen; Leroux, J. Reynaud und ihre Freunde haben ihre Theilnahme von nun an der Revue des deux mondes zugeſagt.

N° 189. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 12. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Roſaura blickte nachdenkend vor ſich hin. Endlich faßte ſie Adlerſtröm's Hand und ſprach innig, faſt wehmüthig und doch mit einer gewiſſen jungfräulichen Scheu, welche Frauen ſo reizend läßt: — „Soll ich's wagen? — Verſprechen Sie mir heilig, mir nichts, — nichts von allem, was ich Ihnen ſagen kann, mißdeuten zu wollen?“

„Nichts! nichts!“ drängte Adlerſtröm, dem eine ſeltſame Unruhe beengend im Herzen aufſtieg. —

„Opfern Sie die Form,“ — begann Roſaura zögernd, — — — „was für eine Kleinigkeit iſt uns, die wir auf den Höhen ſtehen, und, in die Niederungen hinabblickend, die Einzelheiten über dem Ganzen vergeſſen, — die bloße Form! Soll uns, die wir doch eine und dieſelbe Weſenheit innig anerkennen, die Form unwiderbringlich trennen? — —“

„Was meinen Sie, gnädige Frau?“ fragte Adlerſtröm, dem die verſchiedenſten Gedanken betäubend im Kopfe kreuzten; — „haben Sie Nachſicht mit mir; — ich faſſe den Sinn Ihrer Worte noch nicht ganz.“ —

Roſaura, welche ſich anfänglich von Adlerſtröm ſchon halb verſtanden wähnte, und in der beſten Meinung war, er komme ihrem leiſe und zart angedeutetem Wunſche auf halbem Wege entgegen, erbebte bei jenen ihm wie in Zerſtreuung entſchlüpften Zwiſchenworten. — „Wie?“ fuhr ſie zweifelnd, langſam fort, — „Sie hätten mich wirklich nicht ganz verſtanden? Doch! doch! Sie wollen meine Bitte in Scherz kleiden; nicht wahr? Hab' ich's nicht errathen?“

„Scherz! Scherz! Um Gotteswillen keinen Scherz, gnädige Frau!“ unterbrach ſie der Baron, — „o, nur jetzt, nur jetzt keinen! Ich behielt Ihre Worte ganz genau, doch ich bin außer Stande, mich in deren Bedeutung hineinzufinden. Form? Form! Sprachen nicht von Formen, gnädige Frau?“ —

„Ganz recht, lieber Freund! — Hören Sie mich ruhig und beſonnen an. Sie ſind der Mann der Zeit; hell, aufgeklärt betrachten Sie Verhältniſſe, wie ſolche jetzt betrachtet werden müſſen, unbefangen, ohne Überſpanntheit und Fanatismus. Wahrlich, wenn ich Ihnen in's offne klare Auge blicke, lieber Freund, faſſe ich erſt Muth, Ihnen das alles ſo natürlich und offen zu ſagen. — Nun denn, — und nochmals: ich freue mich aus ganzer Seele, wenn Adelheid Ihre Gattin wird, und, daß ſie als ſolche auch glücklich werde, daran zweifle ich in keinem Augenblicke, dafür bürgt mir Ihr ganzes Weſen, das ich ja hinlänglich kenne. Und eben ſo aufrichtig nenne ich Ihnen denn auch den einzigen Wunſch, den ich in dieſer Angelegenheit noch hege und den mir Ihre Vernunft, wie Ihr Herz, auf welche allein es ja ankömmt, gewiß befriedigen werden. Ihre — Glaubensform hält Sie bis jetzt noch von uns ferner, als ich für die Zukunft wünſche; ſie würde — glauben Sie mir ſicher — auch in der Zukunft ſtets eine unſichtbare Schranke bleiben, zwiſchen Ihnen und der — chriſtlichen Gattin. Das iſt ſo wenig, wenn wir's beim Licht betrachten, — weniger als die geringſte Kleinigkeit, an die wir heute denken und die wir morgen längſt vergeſſen haben, — eine

Form, — ich ſag' es nochmals, — nichts als ein Kleid, und überdies tauſchen Sie dabei ein bequemes, moderneres gegen ein altes, unhaltbares ein; — und doch . . . .“

„Und doch,“ nahm Adlerſtröm, als ſie verſtummte, die Rede auf, „und doch iſt dieſe Kleinigkeit von ſolchem Gewicht, daß ſie zwei Herzen erdrücken kann! Nicht?! — Wie, gnädige Frau? — Meinten Sie nicht, daß eben bloß jene Form ſo unheilbringend wirken dürfte? Und kann dann eben dieſe Form ſo gleichgültig ſein? Verzeihen Sie, meine Gnädigſte, das ſcheint mir ein Widerſpruch, — — o Gott, und ein ſo arger, — . . . als . . . ach, ich kann nicht weiter ſprechen.“

„Laſſen Sie uns ruhig weiter reden,“ entgegnete Roſaura; — „ich ſchätze Sie aufrichtig, und möchte ungern, daß eine augenblickliche Aufregung die Keime eines langjährigen Glückes zerträte. Die Hand auf's Herz, werther Freund! was iſt an Ihnen, was noch nach einer fremden Nationalität, nach einem fremdartigen Glaubensbekenntniß ausſähe? Nichts, nichts hält ſie daran, als die letzte dünne Faſer einer alten halberloſchnen Tradition, und der Zufall der Geburt. Sie ſind reich, gebildet, edel, geadelt, — ſie ſtünden mit der älteſten Ariſtokratie im Lande auf einer und derſelben Stufe, — wenn — — verzeihen Sie, — wenn ſie ſich entſchließen könnten, durch eigne Willenskraft zu vollenden, was das Glück für Sie begonnen hat!“

Adlerſtröm ſchwieg und lächelte die längſte Zeit bitter vor ſich hin; dann ſeufzte er ſchwer auf, als hätte er abgeſchloſſen mit ſich ſelber und erwiederte:

„Ja, meine Gnädigſte; ich ſehe ein: Sie haben Recht. Ich bin ein Thor, mich länger gegen die Rolle eines Polykrates zu ſträuben; — hahaha! das Schickſal hat einmal neben vielen andern Launen auch die, mich complett glücklich zu machen; nun, ſo 'was kommt ſelten, — es iſt freilich, genau beſeh'n, nur eine Tyrannei des Schickſals, wie jede andre, doch man muß ſich drein fügen, wenn man vor der Welt nicht für verrückt gelten will. — Nun alſo, was würden Sie ſagen, wenn ich mich taufen ließe? Würden Sie mir in dieſem Falle — nur in dieſem Falle, Ihre Adelheid zur Gattin geben?“

„Mein Gott, welche Frage!... Theurer Freund!... Sie begreifen; es gibt Verhältniſſe, über die man ſich nur bis zu einem gewiſſen Punkte hinausſetzen kann. . . . .“

„Laſſen Sie uns ohne Ceremonien ſprechen, meine Gnädigſte! Man ſetzt ſich — verzeihen Sie, nur dann wirklich über die Verhältniſſe hinaus, wenn man ſich ganz über jedes Verhältniß hinausſetzt. — Würden Sie mir alſo in jenem Falle, — und nur in jenem — Ihre Tochter geben? Ich beſchwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig iſt, — ſprechen Sie Ihren Entſchluß ohne Furcht mich zu verletzen, ohne Rückhalt aus!“ —

„Nun denn,“ erwiederte Roſaura zögernd; — „ich kann es nicht verhehlen, — nur dann!“

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Italien.

(Fortſetzung.)

Durch Ridolfi wurde ich nun auf viele alte Skulpturen in Lucca, die der Zeit des Nichola vorhergehen und deutlich den Übergang zeigen, ſowie auf verſchiedene älteſte Malereien aufmerkſam gemacht, auf welche letztere er den Ruhm ſeiner Vaterſtadt gründet, die erſte Wiederherſtellerin der Malerkunſt geweſen zu ſein. Wie um die Geburt Homer's die Städte Griechenlands, ſo ſtreiten ſich die Italiens um die Wiedergeburt der Kunſt: Florenz nennt Cimabue, Siena Guido, Piſa bringt ſeinen Giunta, Lucca den Bonaventura Berlinghieri. Und wirklich hat Lucca unter den toskaniſchen Städten den älteſten namhaften Maler, dem um ſeiner Kunſt Willen eine ganze Kirche geſchenkt wird vom König Aiſtulf, nämlich Auripertus, im Jahr 763; doch hat man keine Bilder mehr von ihm. Inzwiſchen hat auch jede Stadt für ſich Recht, da eine Erde die Kunſt von Neuem geboren, und das Kind nur nicht immer hat groß ziehen können. Wenn du mich nicht grade im Verdacht eines Politikus haben willſt, ſo kann ich dir die Bemerkung mittheilen, daß die organiſche Kunſtkraft dieſer Städte, genau ſoweit reicht, als ihre Freiheit, und daß ſie nach dem Verluſt ihrer Selbſtſtändigkeit auch keine künſtleriſchen Kräfte mehr hervorbringen. Am auffallendſten war mir dies in Piſa, wo mit dem Tod des Pietro Gambacorta aller Kunſtthätigkeit ein Ziel geſetzt war, (obſchon er nichts perſönlich leitete) die erſt vierzig Jahre nachher durch Florentiner unter Cosmus Medicis wieder angeregt wird. Luccas Bedeutſamkeit reicht nun nicht einmal ſo weit. Aber im zwölften Jahrhundert, bis in den Anfang des dreizehnten hinein, in welcher Zeit die Architektur ſich neu belebt hatte und die Skulptur erwachte, geſchah in Lucca Außerordentliches. Von ganz ausſchließlichem Werthe ſind die Kirchen, die man hier Lombardiſche aus dem achten Jahrhundert nennt, die aber nach meinem Dafürhalten in die angegebene Zeit gehören. Die gewöhnlichen Kunſtforſcher hier fragen nach gar nichts, die wenigen ungewöhnlichen nach Urkunden, verwechſeln aber, wie mir ſcheint, Stiftungs-Urkunden mit ſolchen des ſpätern Aus- oder Nachbaues, das Imperfectum mit dem Perfectum, die ideelle, unſichtbare Kirche mit ihrem ſichtbaren Gehäuſe.

Die beiden geſchichtlich intereſſanteſten Kirchen ſind die von S. Frediano und die von S. Martino. Erſtre, unter dem Namen der longobardiſchen Baſilika bekannt, reicht offenbar in ein hohes Alterthum, wenn auch nicht bis zu den über ſie vorhandnen Documenten, nämlich bis 685. Charakteriſtiſch am Bau iſt das breite, feſte Ausſehen deſſelben und das Organiſche in der Conſtruction, was ſpäter faſt ganz verſchwindet. Denn Kuppel oder Tonnengewölbe und flaches Dach ſchließen ſich gegenſeitig aus. In S. Martino, einer Kirche von übrigens großartigem Eindruck, der durch eine weite reichgeſchmückte Vorhalle erhöht wird, ſteckt das Halbkreisgewölbe unter dem Dach von 135°. Schon von Außen ſpürt man den Widerſpruch. Was auf dieſem Wege geſchieht, das Romantiſche mit dem Antiken zu vermählen, wird immer ein unorganiſches Reſultat lieſern und ſo kommt es, daß alsdann die Höhe eines Thurmes ſich nicht nach der Baſis und dem Verhältniß und der Eintheilung des Unterbaues, ſondern nach der Willkühr oder dem Gelde der Erbauer richtet. Darin liegt auch vielleicht der Grund, weshalb die Deutſchen die ſ. g. vorgothiſche (nach Boiſſerée romaniſche) Baukunſt offenbar eine Verwandte, wenn nicht gar die Mutter dieſer italiäniſchen, romantiſchen, liegen ließen und ihren erhabenen Kirchenbauten die eigenthümliche, neue, lebendige Geſtalt gaben.

In S. Frediano gibt es ein kirchen-hiſtoriſch merkwürdiges Werk der Skulptur, einen Taufſtein vom Jahre 1161, mit den wunderlichſten Reliefs. Schon die Form eines groſen Brunnens würde auffallen, wenn ſie nicht zu oft wiederkehrte; (die Kinder wurden ehedem ganz eingetaucht bei der Taufe) aber nun denke mir den Schmuck der umgebenden Mauer, von dem ich nicht einmal weiß, wo Anfang, Mittel, Ende ſind. Moſes empfängt die Geſetztafeln; daneben ſieben Geſtalten, von denen die mittlere ein Lamm auf den Schultern, die letzte einen Haſen trägt; dann ſieht man ein nacktes Kind auf der Achſel eines Mannes (oder einer Frau), deſſen andre Hand ein Trinkgefäß hält, über dem ein Huhn, und unter dem ein nacktes menſchliches Weſen; nun ein König (oder eine Königin) auf dem Thron, dahinter eine Figur, die einen Drachen gewaltſam bei'm Schwanze hält, ſodann Chriſtus auf einem Feigenbaum und daneben ein Kindeskopf mit Heiligenſchein in einer Schaale auf einem Baume u. ſ. f., u. ſ. f. Ich glaube, du haſt an der Probe genug und biſt zufrieden, wenn ich dir ſage, daß ich mich daran ſowohl, als an der beſchädigten Inſchrift, die noch Niemand richtig geleſen, hinlänglich abgemartert.

Gewiß erſcheint ſolche Gelehrten-Qual manchen Augen lächerlich, und mir ſelbſt manchmal auch, ohne daß ich mich ihr entziehen kann. Der Gerechtigkeitstrieb aber, der einen Jeden, auch den Vergangenſten, als das vor aller Welt will gelten laſſen, was er iſt, damit er durch Erkanntwerden in Harmonie mit dem gegenwärtigen Bewußtſein trete, der Erhaltungstrieb, der nichts Menſchliches mag verloren ſein laſſen, läßt Einen nicht ruhen, noch raſten und ſelbſt dem alten Meiſter Biduinus mit ſeinen eingepuppten Männerchen zu Gefallen, lauf' ich hier alle Tage in ein ſchlechtes Kaffeehaus, blos weil es gegenüber der Kirche mit jenen mir noch unverſtändlichen Reliefs liegt, die ich dann unabläſſig betrachten kann. Lucca hat nun freilich noch einige Perlen, die ſonſt nur die Kronen der Könige ſchmückten, drei Bilder von Fra Bartolomeo, die allein die Reiſe hieher werth ſind; aber meine Feder kann ich, wenigſtens heute nicht, in einen Kopierpinſel des ſichtbaren Göttlichen umſetzen, und deßhalb erzähl' ich dir lieber noch von einigen himmliſchen Seltenheiten, die gar nicht oder nur unter groſen Schwierigkeiten zu ſehen ſind, obſchon ſie nicht gradezu göttlich genannt werden können.

Das Bedürfniß der Menſchen nach der ſichtbaren Gegenwart Gottes, im Streit mit der ganz richtigen Beſorgniß, daß alles Sichtbare, mit den Erſcheinungen des täglichen Lebens zuſammenfallend, den Eindruck der Heiligkeit verwiſche, bringt bei noch kindlichen Völkern ſo manche Einrichtungen und Gebräuche, die uns nur dann mit Recht lächerlich erſcheinen, wenn das betreffende Volk über die Kinderjahre hinaus iſt. Faſt jede Stadt Italiens hat ihr unzugängliches, faſt nie ſichtbares Heiligthum. Der Erzbiſchof von Piſa vermerkte ſogleich meine ketzeriſche Herkunft, als ich bei ihm um die Erlaubniß einkam, kunſthiſtoriſcher Zwecke wiſſen, das alte Madonnenbild im Dom (Madonna sotto gli organi) betrachten zu dürfen, „das er nicht einmal, auſer wenn der Staat in groſer Gefahr ſei, enthüllen könne." Nun das Heiligthum von Lucca iſt ein altes Crucifix, das — tief im Meeresgrunde liegend — ſeine Beſtimmung verfehlt haben würde, hätte nicht Gott einen ſeiner Engel zum heiligen Fredianus (glaub' ich, doch kann's auch ein anderer ſein) geſchickt, und ihm durch denſelben den Ort im Meer bezeichnet, wo es lag. Der Heilige macht der Stadt die Begebenheit bekannt und ladet ſie zu dem ſeltenen Fiſchzug ein, der den glücklichſten Erfolg hat. Wohin nun aber mit dem wunderbar geretteten Schatze? Das kann und darf Menſchenweisheit nicht entſcheiden. Zum Glück ſind ein Paar junge Ochſen in der Nähe: des Heiligen Rath, dieſe vor einen Wagen zu ſpannen, ſie nach Gefallen gehen zu laſſen und da das Kreuz aufzuſtellen, wo ſie ſtill halten, ward allgemein angenommen. So kam es an die Stelle, wo es jetzt, in einem kleinen Tempel verſchloſſen, aufbewahrt wird, in S. Martino zu Lucca. Von Gott mit aller erdenklichen Wunderkraft ausgeſtattet, hat nun menſchliche Frömmigkeit daſſelbe reich beſchenkt, und den in Knechtsgeſtalt am Kreuze Hangenden zum Träger der koſtbarſten Edelſteine, Perlen, Gold- und Silbermünzen und Zierrathen gemacht. Es kommt mir nicht im mindeſten lächerlich vor, denn ich denke daran, wie oft wir daſſelbe Kreuz mit dem Schmuck unſrer Reden behängen und mit unſern Thränen zieren, ohne uns mehr der Wahrheit rühmen zu können, als unſre Protoplaſten, die Donatoren des Volto Santo zu Lucca.

S. Martino bewahrt ein zweites Heiligthum der Art auf, ein Crucifix, deſſen kirchlich-religiöſer Werth übrigens noch durch einen kunſt- und ſonſt geſchichtlichen erhöht wird. Es iſt dieſes das ſogenannte Croce di Pisa, eine Goldſchmiedarbeit aus dem 14ten Jahrhundert, eine Lilie, ganz von Gold, kreuzförmig gezweigt, und ſo den Gekreuzigten tragend, auſerdem mit Heiligen des alten und neuen Bundes reich und phantaſtiſch geſchmückt. Es war ehedem Eigenthum der Piſaner, und die Lucheſen haben es ihnen geſtohlen, als Entſchädigung für die oben erwähnte Madonna sotto gli organi, die der inwohnenden Wunderkraft halber die Piſaner ihnen zuvor entwendet. Die Güte des Sacriſtans, eines ſehr gefälligen Mannes, vertraute mir das Heiligthum an, ſo daß ich eine ausführliche Zeichnung nach dieſem ſehr kunſtwerthvollen Werke beſorgen konnte.

Ich komme auf Fra Bartolomeo zurück und ſage dir, daß er nur hier zu ſtudiren iſt.

S. Romano bewahrt zwei ausgezeichnete Bilder, S. Martino eines; alle drei ſind gänzlich verſchieden, und doch geben alle drei ihrem Meiſter das Zeugniß ſeines hohen lyriſchen Talentes. Der Gedanke iſt immer einfach, allein ergreifend ausgeſprochen und zu gröſter Innigkeit durchgebildet. Erſt iſt es Gott Vater mit Magdalena und Caterina von Siena, Engel zwiſchen beiden; dann das hier am höchſten geſchätzte Bild der Madonna della misericordia, reich an ſchönen Gruppen von Frauen und Kindern und geſchmückt mit einem vollkommen Raphael'ſchen Bildniß des Monte latino. Anſchauung ſchöner weiblicher Formen fehlte dem frommen Mönch, aber deſto tiefer wußte er ſich in das Seelenleben der Menſchheit zu verſenken. Dies bezeugt vor allen das Bild in S. Martino. In freier Landſchaft, die jedoch faſt nur die reine Luft als Hintergrund zeigt, ſitzt Madonna mit dem ſegnenden Kinde auf einem Altar, zwei in der Luft ſchwimmende Engelknaben halten eine Krone über ihrem Haupt, links ſteht Stephan, rechts der tiefſchwärmeriſche Johannes Baptiſta und an den Stufen des Altars wandelt ein himmliſches Kind, — die ganze alte Kunſt hat nichts

Ähnliches hervorgebracht, dieſe Pſyche in Kindeſängen! — die ganze Erſcheinung in Muſik. — Solche Werke ſchafft die Kunſt in organiſcher Entwickelung, ſie ſind das End-ergebniß von jahrhundertlangen, ernſten, unwandelbaren Beſtrebungen. Wer Augen zu ſehen hat, der ſehe!

(Fortſetzung folgt.)

Reichthum.

„Willſt du den Sohn verſchmachten laſſen,
Arabien, mein Vaterland?" —
So ſeufzt der Jüngling mit Erblaſſen,
Hinſtürzend auf der Wüſte Sand.

Drei Tage ſchon labt' ihn kein Biſſen,
Jetzt endlich winkt ein tröſtlich Bild.
„Was iſt's? Ein Beutel — wohl mit Nüſſen,
Mit ſaft'gen Datteln angefüllt?"

Er ſchleppt ſich mühſam nach dem Beutel,
Kaum noch erträgt es die Natur.
Doch Hoffnung und Bemüh'n ſind eitel,
Denn ach! was fand er? — Perlen nur.

W. Achat.

Groſses Muſik- und Sängerfeſt zu Mainz.

(Schluß.)

Wir brauchen von einem Komponiſten, wie Dr. Loewe iſt, nicht erſt zu erinnern, daß auch ſeine Töne das orientaliſch-kirchliche Gepräge tragen, und daß die einzelnen Nummern dem Texte ganz entſprechend ſind. Das Oratorium beginnt mit einem lieblichen Morgengeſang (E-dur), gegen deſſen Ende in ſeraphiſchen Akkorden die prophetiſche Viſion Moſis gezeichnet iſt. No. 2 (D-dur) charakteriſirt in einem ſchwierigen Chor den Volksaufſtand, und endet mit einem wirkungsvollen Choral, worin der Schutz der Leviten angedeutet iſt. No. 3 zeichnet mit lebendigen Tonfarben das Wehklagen der Unglücklichen bei'm Herannahen der unzähligen Schlangen. Nun folgt der rührende Bittgeſang der vier Stämme, abwechſelnd mit Soloſtimmen, und daran ſchließt ſich ein außerordentlich ſchöner, durch die prophetiſche Stimme des Moſes durchflochtener Chor E-dur. Mit einem bekannten chriſtlichen Choral endet das Werk, letzterer wohl ein Zeichen der Verſöhnung, wie die ehrne Schlange ein Symbol des Kreuzes! — Was ſoll man aber von der techniſch-artiſtiſchen Durchführung dieſes Werkes bei unſerm Feſte ſagen? Es iſt gewiß, daß der Schöpfer des Ganzen, Hr. Loewe, der ſelbſt als Dirigent daſtand, begeiſternd auf die Sänger eingewirkt hat. Aber ein ſolches erſtaunenswerthes Enſemble bei Leuten, die zum großen Theil Dilettanten ſind, verſchiedenen Vereinen angehören, und nur wenigen Generalproben beiwohnen konnten, ſetzt einen Fleiß und eine Liebe für das Schöne und das Große voraus, die wir nicht genug ehren können. Auch die Soloſtimmen des Oratoriums waren mit würdigen Repräſentanten verſehen, überhaupt die ganze Ausführung des Meiſterwerkes würdig. — Damit ſchloß die erſte Abtheilung des Feſtes. —

Der zweite Theil begann mit Beethoven's Ouverture zur Leonore. Ein brillantes Muſikſtück, voll zarter Melodieen, voll Herz und Gemüth, voll Lieblichkeit und Würde. Sie ward vortrefflich durchgeführt. — Nun folgte die Krone der zweiten Abtheilung, Meyerbeer's Feſtgeſang zur Ehre Guttenberg's nämlich. Der Componiſt des Robert hatte unſrer Liedertafel, deren Ehrenmitglied er iſt, eine Kompoſition verſprochen, welche durch die Sprache des Himmels, durch Muſik, den Dank der Welt für unſres Guttenberg's Erfindung, und ihre Freude ausſprechen ſollte, daß nun endlich der gefeierte Name durch ein dauerndes Denkmal am Orte ſeiner Wiege verherrlicht werde. Und Meyerbeer hat Wort gehalten, und uns und die Welt mit einem vierſtimmigen Männergeſang beſchenkt, der genial und charaktervoll, anziehend und ergreifend iſt. Er beſteht aus drei Strophen, die mit Chören abwechſeln, in welchen Leben und Friſche, Munterkeit, Wohlklang und Kraft liegen. Die beiden erſten Strophen beginnen mit einem heitern Allegro moderato (C-dur Viertel) und gehn dann in ein Allegretto (Achtel) über. Die dritte Strophe beginnt mit einem herrlichen Thema (F-dur, Viertel), nimmt dann einen mehr ernſten Charakter an, geht allmählig in C-dur über, und ſchließt ſehr wirkſam mit dem Allegretto-Satz der beiden erſten Strophen. — Es iſt unglaublich, welchen tiefen Eindruck dieſer muſterhafte Geſang auf die Gemüther machte; bei dem Worte „Guttenberg hoch" erſcholl ein allgemeiner Jubel, der nicht enden wollte, — denn das Feſt wurde bekanntlich zum Vortheil des nun bald vollendeten Monumentes gegeben. Aber Meyerbeer hat auch dieſes Kind ſeiner Muſe gar würdig ausgeſtattet. Man muß den Text kennen, um einzuſehn, wie unnöthig bei dieſer Muſik der Text iſt; denn ſie malt die Gefühle der Bruſt beſſer, als Worte ſie ausdrücken, — Begeiſterung, Freude, Dankbarkeit, Liebe und Anerkennung, — Alles liegt in dieſem wundervollen Männergeſang. Auch wurde derſelbe herrlich vorgetragen. Die Maſſe der Töne ſtrömte wie auf einem Inſtrumente. Es war nur ein Ton; aber dieſer eine Ton riß Alles mit ſich fort, feſſelte Alles, und entzückte Alles! —

Den Schluß des Feſtes machte der „Chor der Gefangenen" aus Caraffa's Kerker in Edinburg. Der Geſang iſt munter und kräftig, und, wie das Thema, intereſſant und anziehend. Die Lebens- und Freiheitsluſt der Gefangenen ſind charakteriſirt in der Hauptmelodie A-moll. Dieſe wechſelt ab mit einem kurzen Soloſatz und mit einem lieblichen und gefälligen Zwiſchenſatz in A-dur. Dieſer Geſang wurde von dem ungeheuern Chor mit ſeltner Präciſion vorgetragen, und verfehlte ſeine Wirkung nicht. — Außer Dr. Loewe und Mangold hatte die übrigen Nummern unſer Pianiſt Meſſer, der Geſang-Direktor der Liedertafel, zu dirigiren, und er zeigte, ſo jung er iſt, daß er mit dem Dirigir-Stabe umzugehen verſteht. —

Damit wäre zwar das Muſikfeſt beſchrieben; aber noch nicht ganz das Feſt der Liedertafel. Wie nämlich die auswärtigen Künſtler durch ihr uneigennütziges Mitwirken daſſelbe ehrten, ſo wollte auch die Liedertafel dieſe zahlreichen Kunſtgenoſſen ihrerſeits ehren. Sie veranſtaltete ſomit einen großen Feſtball im neuen Theatergebäude, wo ſich mehrere Tauſende froher Menſchen verſammeln, durch Tanz und Chorgeſang ſich erheitern, und ſo tändelnd und ſpielend ſich mit Euterpen beſchäftigen ſollen, wie ſie einige Stunden vorher ernſt und heilig derſelben geopfert hatten. Zu dieſem Feſtball haben die auswärtigen Künſtler freien Zutritt. Morgen werden Rheintouren veranſtaltet, Wettfahrten auf prachtvoll dekorirten und ſpäter illuminirten Schiffen, überall begleitet von der ausgeſuchteſten Harmonie-Muſik. — So wird das unvergeßliche Feſt unter Freuden und Frohſinn enden, und den fremden Theilnehmern wohl eine freundliche Erinnerung an das freundliche Mainz zurücklaſſen. Wir aber können nur von dem innigſten Danke gegen die Liedertafel beſeelt ſein, für dieſes Inſtitut, das es ſo gut verſteht, den Kunſtſinn ſeiner Mutterſtadt zu beleben und ihn zu gleicher Zeit für patriotiſche Zwecke zu verwenden. Damit kann Mainz auch in dieſer Beziehung den erſten Städten Deutſchlands zur Seite geſtellt werden, wie es in andern Beziehungen ihnen bereits zur Seite ſteht. Möchte der achte Auguſt des nächſten Jahres dem heutigen gleichen! — —

Buntes.

⁂ Paris. Langlois, der bereits durch ſein Panorama von Algier das allgemeine Intereſſe in Anſpruch nahm, hat im verfloſſenen Monat auch eines von Moskau aufgeſtellt, welches eine wahrhaft erſtaunliche Wirkung hervorbrachte. Es ſcheint, daß er eine Reihe ſolcher militäriſchen Panoramen folgen laſſen wird. — Das unbedeutende Theater du Luxembourg wurde mit einem netten Stück: „l'Amour dramatique" wieder eröffnet. — Henri Monnier iſt von einer Kunſtreiſe in die Provinz wieder zurück. — In der Opera-Comique debütirte ein bisher noch unbekannter Tonſetzer mit der Kompoſition einer kom. Oper „Alda" (Worte von Bayard und P. Duport) mit Glück. —

⁂ Horace Vernet, welcher ſich am 28. Juli in der Suite des Königs unter dem Generalſtab der Nationalgarde befand, hat von Louis Philipp den Auftrag erhalten, die Schreckensſcene zu malen.

⁂ Zu Lille iſt eine Subſcription eröffnet worden, um dem Marſchall Mortier auf dem Platze von Chateau-Cambreſis, ſeiner Geburtsſtadt, ein Monument zu errichten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 190. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 13. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

„Nur dann!“ wiederholte Adlerſtröm, dem Anſchein nach kalt und ruhig; aber dieſe Ruhe war die Reſignation eines Mannes, der Alles verloren hat, was ihm auf Erden theuer war, und nun im plötzlichen Gefühl ſeines gräßlichen Alleinſtehens auch erkennt, daß jetzt Alles auf ihn ankomme; er blickte ſchmerzlich gen Himmel, faßte Roſaura's Hand und ſchwieg. Endlich begann er wieder: „Was müſſen Sie der Nachtigall geben, damit ſie zur Lerche werde? Gäben Sie ihr dafür auch Alles hin, — ſie kann doch nie eine Lerche werden. — Halten Sie mich für keinen Schwärmer, für keinen Träumer! O, ich dachte oft: ich wär' ein Mann und ſteckte voll Thaten in den Adern, ſtatt voll Gedanken im Kopfe. Nein, ich bin kein Schwärmer; im Gegentheil: ich lebe, wie Sie, wie Alle, praktiſch genug in dieſer praktiſchen Welt, bin ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, trage meinen Frack nach der Pariſer Mode, ſo gut wie jeder Andre, und heiße ſogar: Baron! Ich will Ihnen erzählen, wie das Letztere ſo — über Nacht gleichſam — kam, und dann . . . doch, wozu Worte, ewig nur Worte?! Weh über uns! Das iſt der Fluch unſrer Zeit: wir fühlen, daß uns die Thatloſigkeit, das immerwährende bloße Klagen Mark und Leben ausſaugt, und doch klagen wir, und doch laſſen wir's bei der Thatloſigkeit bewenden; das iſt das Tragiſche an unſerer Generation, daß wir das Beſſere fühlen, ſogar darüber nachdachten, darüber ſprechen, und doch zu ſchwach, es zu vollbringen, immer zwiſchen dem, was wir ſind, und dem, was wir ſein ſollten, ſchweben und ſchaukeln und träumeln.... Mein Vater, David Adler, war in ſeiner Jugend ſchon ein wohlhabender Mann, mein Großvater Baruch war noch ein Bettler. Mein Großvater ging von Dorf zu Dorf, von Straße zu Straße, mit dem Zwerchſack auf dem Rücken, man hieß ihn den geizigen, den ſchmutzigen Baruch; kein Schuft, der ihn nicht verhöhnte, — wenn er ihn nicht brauchte; der ihm nicht gute Worte gab, wenn er von dem armen Schelm Geld auf Zinſen haben wollte. Der alte Baruch blieb ſich bei allem gleich, er zuckte die Achſeln, wenn er ſein Geld — in Kreuzern — auslieh, — er zuckte die Achſeln, wenn man ihn da oder dort aus dem Hauſe warf. Er ſtarb. An ſein Todtenbette kam ein Mann, — es war ein Chriſt; der drückte ihm die Augen zu; — es war ein Chriſt, meine Gnädigſte, der zu ihm kam, ein reicher Edelmann, — der Name thut nichts zur Sache; — jener reiche, adlige Chriſt weinte am Sterbebette des armen, alten Juden. Wiſſen Sie, warum? — Mein Großvater hatte ihm einſt in einer gefährlichen Zeit, da der Edelmann politiſcher Verhängniſſe halber außer Landes flüchten mußte, das ganze unermeßliche baare Vermögen gerettet, aufbewahrt, wie ſeinen Augapfel, treu in die Hand zurückgegeben mit allen Zinſen, die es einſtweilen während einer Reihe von Jahren getragen, — und mein Großvater Baruch ſtarb — arm. Der reiche Edelmann war nicht undankbar; er ſchenkte meinem Vater ein ziemlich bedeutendes Kapital — aus Dankbarkeit, — Dankbarkeit kann man gegen Juden nicht anders, als mit baarem Geld beweiſen ——

gleichviel; mein Vater wußte die Dankbarkeit zu ſchätzen, das Kapital und — ſein Glück zu benützen. Er ſpekulirte. Mit jeder neuen Spekulation wuchs ſein Vermögen unerhört, bis er es blos nach Millionen zählte. Mein Vater ließ mich erziehen, wie einen Fürſtenſohn, — er liebte mich, wie etwa ein Chriſt ſein Kind lieben kann; nur für mich ſpekulirte, ſammelte er; — Friede der Aſche des Gerechten! — Bald galt ſein Credit dem von Königen gleich, bald überſtieg er ihn; man machte ihm den Hof; das ſchlechte Haus, in dem er, in dem ſein Vater, in dem ich geboren, wimmelte von Ordensbändern; er hätte einen Bandhandel anlegen können, — denn man trug ihm mehr als eines an; — mein Vater machte darin nicht gern Geſchäfte. — Genug! Mein Vater ſtarb. Man glaubte ſeine Verdienſte nach ſeinem Tode an mir belohnen zu müſſen, vielleicht, — weil man der Meinung war, ich würde die Spekulationen des Seligen fortſetzen; ich bin jedoch leider dafür nicht geboren, — nun! — man that denn ein Übriges und erhob mich in den Adelſtand. Das iſt meine Geſchichte. Was iſt daran Beſondres? — werden Sie fragen. — Nichts, — ich geſtehe; es ſind Begebenheiten, wie es deren viele gibt, und mein Leben ſpielt dabei bis jetzt leider die armſeligſte Rolle; ich habe noch nicht begonnen ſelbſt zu leben, ich genoß bis jetzt bloß das Leben Andrer. Nur Ein intereſſanter Umſtand iſt Ihnen vielleicht noch unbekannt, — denn ich habe mich ja erſt ſeit einigen Jahren hier in dieſem Lande eingebürgert; der arme alte Baruch war, wie geſagt, mein Großvater, und jener Edelmann, der ihm die Augen zudrückte — der Ihrige, meine Gnädigſte!"

„Wie? — O mein Gott! Was höre ich?" —

„Nichts, gnädige Frau, — wenn ich Sie bitten darf, — gar nichts hörten Sie; — wenn Sie nämlich nur in einem Augenblick glauben könnten, ich wollte durch jene einfache Erzählung Ihren Entſchluß über mich und mein Glück dadurch etwa auf irgend eine Weiſe beſtimmen. — Ich habe auch meinen Stolz, wenn's auch nur ein jüdiſcher iſt. — Nun denn, hören Sie mich weiter an: — Jener arme Baruch war ein Ehrenmann, ich trage ſeinen Namen; ja, Baruch heiße ich. — Nicht wahr? dieſen jüdiſchen Vornamen ſollte man vor dem chriſtlich klingenden „Adlerſtröm," womit man mich baroniſirte, nicht ſuchen! Ich bin ſtolz auf dieſen Namen, ich möchte ihn um kein Königreich vertauſchen. Was könnte mir auch dafür zum Erſatz werden? Dieſer Name Baruch ruft mir's tagtäglich in's Gedächtniß, daß mein Großvater ein Jude war; daß mein Vater ein Jude war; das iſt mein Ahnenſtolz, gnädige Frau! — Setzen wir den Fall, — die Welt ſchlüge einmal plötzlich um; meine Religion würde auf dem ganzen Erdball die herrſchende, der Übertritt zu ihr könnte dem Chriſten Ehre, Anſehn, alle Freuden und Güter des Lebens verſchaffen, — könnten Sie ſich in einem ſolchen Falle entſchließen, um ſolcher Dinge willen alles aufzugeben, was Ihnen bisher werth und heilig war, bis auf den Namen, ſelbſt den Namen, ja, ja! — eben auch den Namen, ſo wenig und doch ſo viel, nichts als einen in willkührliche Laute gezwängten Hauch! Könnten Sie's? Wie ich Sie kenne, — wären Sie's nie, nie, um keinen Preis im Stande, und gält' es ſelbſt das Leben. — Ach, das Leben! Was iſt Leben ohne Freiheit! — Was iſt ſüßer, dem bloßen Mammon anzugehören, oder Herzen? Und nun erſt tauſend Herzen! — Fühlen Sie's? — Und tauſend unglücklichen obendrein!" (Forts. f.)

Briefe aus Italien.

(Fortſetzung.)

Eilfter Brief.

Lucca, am 21. April.

In welche Farben tauch' ich meinen Pinſel, um dir den heutigen Tag zu malen? O! daß es einen ſolchen auf Erden gibt! und daß wir uns ſeiner freuen können!

Wie ich für Piſa die rechte Zeit erwählt, ſo hat mich mein guter Stern zur glücklichen Stunde hieher geführt, in den lieblichſten aller Frühlinge, wo die Natur, um ſich dieſes Feſtes voll erfreuen zu können, all die ewigen Jugendmittel von Pinien und Cypreſſen, Myrthe und Lorbeer zur Seite gelaſſen, und allein das tauſendfarbige und doch nur grüne Kleid angethan, in welchem ſie uns Nordländer von früher Kindheit an zu feſſeln weiß. Pflücke mit mir den vollen Wieſenblumenſtrauß, in dem ſich unſre Treibhaus- und Feldblumen zuſammenfinden, ſetze dich zu mir in's hohe Gras, in den Schatten des von Reben umſponnenen Pappelbaumes, ſteige mit mir den Hügel hinan und genieße der berauſchenden Ausſicht über eine weite, grüne, mit Villen und Dörfern überſäete Ebene, die von allen Seiten von melodiſch aufſteigenden Gebirglinien begränzt, gegen Norden in die Alpenthaler der Appeninen ſich verliert; folge mir zu den rauſchenden Fällen des Bergbaches, und lege dich mit mir unter die blühenden Roſenbäume und träume unter dem Zauberliede der Nachtigallen von — der Gegenwart. Denn nichts anderes hat Raum an ſolchem Tage, in ſolcher Welt! Den Frühling kennt Keiner, der ihn nicht an ſolchem Tage hier geſehen, wenigſtens im Geiſte. Wie unbegreiflich iſt mir nun das Vorurtheil, in Italien gehe er ſpurlos vorüber. Seit dem Januar gehe ich ihm zur Seite und täglich bot er mir neue Schätze, bis er heute mich aus ſeinem vollſten Füllhorn überſchüttet und berauſcht. Wie habe ich heute wieder den Odem der Natur empfunden, und ihr mein ganzes Leben zugeſagt. Ach, wie arm iſt unſer Thu'n! Während ich dem murmelnden Geſchwätz der Quelle zuhörte, die den ſich grüßend neigenden Blumen, auf denen der Goldſchimmer des Tags mit dem Thauhauch des Morgens wetteifernd rang, ein freundliches Wort ſagte, während ich zwiſchen den glänzenden Stämmen hoher Bäume hindurch in die große ruhige Landſchaft, nach den zarten, duftigen Fernen ſah und das azurne Licht durch heitre Blättergewölbe drang, tönte aus der nahen Kapelle das Plärren einer griechiſchen Meſſe, der, der finſtern Halle zugekehrt, das Volk andächtig knieend zuhörte.

Gern kehrte ich um nach der holdſeligen Welt um mich.

„Wie anders bringt dies Zeichen auf mich ein!
Du Geiſt der Erde biſt mir näher!"

Am 22. April.

Daß der Menſch bis zu ſolchen Zeichen ſeines Dankgefühles herabgeſunken! und —

Doch da ich durch einen ganzen arbeitvollen Tag einmal aus der geſtrigen Stimmung geriſſen, will ich auch nicht heute mich hinein zurückſchieben. Soll man doch alles Hohe nur ſelten ſehen, nicht ſowohl um ſeine Wunderkraft, als um die eigene Empfänglichkeit friſch zu erhalten. Nur das muß ich dir doch ſagen, wo ich und der Frühling eigentlich waren, nämlich in der Villa di Marlia, einem Landſitz des Herzogs, etwa anderthalb Stunden von der Stadt, den Bädern zu, entfernt. Wie dahin die griechiſche Kapelle kommt, erklärt ſich aus einer ſeltſamen Richtung des Fürſten, einer Vorliebe für alle Religionen der Welt.

Afrikaner und Afrikanerinnen ſah ich im Schloß, von denen mir geſagt wurde, daß ihr Heidenthum eine ihrer Dienſtbedingungen ſei; daß er in Dresden am evangeliſchen Gottesdienſt, namentlich am Abendmahl Theil genommen, iſt vielleicht nur ſeiner Religionenliebe zuzuſchreiben. Der griechiſch-chriſtlichen Religion nun hat er einen eignen kleinen Tempel in ſeinem Park errichtet, um ihn aber nicht wie den Beſitzer des Wörlitzer zur bloßen Façade eines Treib- oder ſonſtigen Gartenhauſes zu machen, hat er nicht nur zwei Popen, ſondern auch eine ganze kleine Gemeinde dazu verſchrieben, deren Exiſtenz ſich auf die Verpflichtung gründet, in beſagter Kapelle Gott auf griechiſche Weiſe anzubeten.

Am 23. April.

Schön iſt's hier, mein Freund, wunderbar ſchön, ich ſehe mich nicht ſatt an den herrlichen Gebirgen, die alle Töne einer landſchaftlichen Scala durchlaufen, an den alten Kirchen und Thürmen und ſonſtigem Gebäu der Stadt, an dem Frühling. Auch gibt es ſo manche Skulpturen hier, die in keiner Geſchichte der chriſtlichen Kunſt fehlen dürfen und in keiner ſtehen, doch geſtern erhaltene Briefe vom Prinzen beſchleunigen meine Abreiſe nach Florenz.

So will ich dir noch eines und das andre aus der Lucasſtadt erzählen, wie mir's grade in die Feder kommt.

Bis drei zwar können die Lucasſtädter zählen, und darüber, aber nicht bis ſieben, nämlich an der Uhr, die blos bis ſechs reicht, die aber, um die fehlenden Töne zu erſetzen, mit dem Viertelſtunden-Schlag jedesmal den der ganzen wiederholt, ſo, daß — da ſich eine große Menge Thürme mit Schlaguhren hier befinden — ein ewiges Geklimper iſt, das mich, bis ich den Schlüſſel fand, ganz verwirrte. Denn was, frag' ich, ſoll ſich ein guter Münchner halb acht Uhr etwa denken, wenn's auf allen Thürmen drei ſchlägt?

Zu den merkwürdigſten Einrichtungen in Lucca gehören die Brunnen, die alle in offnen gemauerten Tiefen das friſcheſte Waſſer haben. Nun gehen die Leute nicht aus dem Hauſe heraus, oder herunter, ſondern Ketten und Seile nach dem an der Mauer befindlichen Brunnen; iſt er aber vom Hauſe entfernt, ſo bilden eiſerne Stangen, die von allen Stockwerken herabreichen, eine Art Brücke für die Gefäße bis zur ſenkrechten Höhe über demſelben, und umſpinnen ihn häufig wie ein Netz. Man ſollte meinen, die Leute hatten erſchrecklich viel zu thun, daß ſie auf ſolche Erſparniſſe fallen, die ſie um eine der beliebteſten geſelligen Zuſammenkünfte bringen. Aber grad' umgekehrt: in der Lucasſtadt wird weniger gearbeitet und mehr gebettelt, als ſonſt wo im obern Italien. Dafür iſt auch hier mehr Geiſtlichkeit, als an andern Orten, in der der gemeine Menſchenverſtand nicht viel mehr, als bezahlten Müßiggang erblickt. Ich läugne dir nicht, daß, wenn ich ſo eine lange Kolonne junger Burſchen in den geiſtlichen Uniformen nach der Kirche ziehen und dort nichts, als Lichter halten, Rauchfäſſer ſchwenken, die Stufen auf, die Stufen ab gehen ſehe, ich oft preußiſche Werber von 1740 herwünſche, die den Burſchen etwas Schwereres in den Arm gäben und an's Herz drückten, als eine Wachskerze. Wahrhaftig, ſoll einmal eine Maſſe der Bevölkerung zur Maſchine gemacht werden, dann doch lieber Regimenter gebildet: Marſchiren und Exerziren iſt doch Thätigkeit und bildet ſeine Leute, zumal, wenn wie in Preußen, etwas Ordentliches nebenher gelernt wird.

Zwölfter Brief.

Florenz, am 11. Mai.

Mit dem Namen Mai umzog mich ſchon als Kind ein ganzes Meer voll Seligkeiten; wie in einer Märchengondel ſitz' ich nun und ſchwimme darin, und die ausgebreiteten Arme, mit denen ich die reiche, frohe Welt umfaſſe, ſind mein Segel und mein Steuer. Heut' hätte ich faſt vor einem allerliebſten Mädchen zugeſchlagen, das am Arno auf und ab aus ihrem vollen Korbe die Spazirenden mit Maiblümchen ſchmückte. Was iſt die Phantaſie bei ſo überraſchender Anmuth geſchäftig und wie ſchreibt man gleich einen Band florentiniſcher Elegieen, ohne eine einzige erlebt zu haben! Glücklich überdieß, wer auch die eine erſte nur einmal erlebt, da die Widerholung jeden etwaigen Zauber der Phantaſie vertilgt.

Der Weg von Lucca über Peſcia, Piſtoja und Prato iſt, zumal in jetziger Jahrszeit, der ſchönſte von der Welt. Du fährſt faſt ununterbrochen in Gärten, längs einer Hügelreihe hin, die immer mit der Mauerkrone von Dörfern und Städten, Kirchen, Klöſtern und Villen geſchmückt iſt. Piſtoja ſelbſt iſt für neuere Kunſtgeſchichte, namentlich die der chriſtlichen Skulptur ſehr wichtig. Nicht nur, daß des Luca della Robbia Hauptwerk daſelbſt zu ſuchen iſt, ſondern es bewahren auch mehre Kirchen ausgezeichnete Schätze aus der Piſaner Periode und der vorangehenden, und zwar ſolcher Art, daß man an eine Wanderung der Kunſtentwickelung von Piſtoja über Lucca nach Piſa glauben ſollte. Das in gewiſſer Beziehung bedeutendſte, nämlich ſeltenſte, wird immer der Altar in S. Jacopo bleiben.

Er war von alten Zeiten her mit Reliefs aus Gold und Silber von der untern Bekleidung an bis obenhinaus prachtvoll geſchmückt; dazu mit koſtbaren Geräthen, an denen die ſeltenſten Edelſteine prangten, vollauf verſehen. In den Neunziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts wurde dieſer Altar beraubt; wir kennen den Dieb, Vanni Zucci, durch Dante, der ihm bei ſeiner Wanderung durch die Hölle (im 24ſten Geſang) begegnet. Der Überreſt der alten Madonna, die im Jahr 1294 oder 95 den fälſchlich Angeklagten Nanucci befreite und den Thäter offenbarte, wird noch heutzutage mit großer Frömmigkeit vom Volke verehrt. Aber der Altar ſelbſt wurde ſogleich nach begangenem Diebſtahl auf's neue herrlich ausgeſchmückt und würde noch gegenwärtig von ganz vollkommener Wirkung ſein, hätte nicht fromme Geſchmackloſigkeit im verfloßnen Jahrhundert die alte Architektur deſſelben verworfen und durch damals herrſchende erſetzt, die einen widerwärtigen Gegenſatz gegen die vielen, kunſtwerthvollen geſchichtlichen Darſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente bildet, an denen ſich die Kunſt-Entwickelung jenes ganzen Jahrhunderts der erſten Blüthe vortrefflich zeigt. Was mich, als ich im Wirthshaus wieder ſaß, noch nachträglich überraſchte, war, daß ich von dieſem ſo bedeutungsvollen Kunſtwerk nie etwas gehört, obſchon ich ſo Manchen geſprochen, der in Piſtoja war. Vaſari, bei dem ich mich leider nun ſchon daran gewöhnt, daß er in allen älteren Dingen höchſt unzuverläſſig iſt, gibt ſo falſche Namen an, daß ich nach ihnen nicht auf das Vorhandene ſchließen konnte. Am lebhafteſten hat ſich mir die ſitzende Statuette des heiligen Jacob eingeprägt, die von einem Zeitgenoſſen des Andrea Piſano, Meiſter Giglio aus Piſa gefertigt worden, und die, wie ich in einer alten Chronik fand, ſchon in der Werkſtatt des Goldſchmieds religiöſe Verehrung empfing, ihrer Schönheit willen.

Piſtoja hatte noch einen beſondern Reiz für mich als Deutſchen; ich hoffte einem Landsmann auf die Spur zu kommen, der zu den wahrhaft poetiſchen Erſcheinungen in der Kunſtgeſchichte gehört. Es iſt dies ein Bildhauer aus Cöln, der im Dienſte des Königs Karl von Anjou für dieſen manch künſtliches Werk aus Gold und Silber fertigte. Er mußte in Florenz Augenzeuge ſein, wie eines dieſer koſtbaren Gefäße von ſeinem fürſtlichen Freunde aus Geldmangel eingeſchmolzen wurde, und nahm ſich dieſen Kunſtmord ſo zu Herzen, daß er ſeinem Beruf und der Welt entſagte, in die Wüſte ging und als Einſiedler lebte. Doch ſo groß war der Ruf von ſeiner Kunſt, daß die italiäniſchen Bildhauer ihn in ſeiner Einſamkeit aufſuchten, daſelbſt ſeine Lehre zu empfangen. Nun ſpricht Vaſari von einer Kanzel in S. Giovanni Fuori civitas in Piſtoja, die ein Deutſcher gemacht habe. Du kannſt dir vorſtellen, daß ich an keinen andern, als meinen Cölner Meiſter dachte, aber eben ſo gut mein Erſtaunen, als ich eine rein italiäniſche Arbeit antraf, die ich ſogar in der erſten Verwirrung für eine des alten Nichola halten mußte, bis ich auf deutliche Spuren der bloßen Nachfolge dieſes großen Meiſters traf.

(Fortſetzung folgt.)

Der Nationalgardiſt und die Höllenmaſchine
von 1835.

In den großen Tragödien ſpielen die Kleinen, in der Weltgeſchichte die Geſchichte der Menſchen. Wir ſind es, die Einzelnen, die das große Rad der Begebenheiten, ich möchte ſagen, den Stein des Siſyphus, fortwälzen, und wenn wir darunter erliegen, kümmert ſich keine Seele darum. Der große Haufe, Volk genannt, ſtürzt mit ewiger Jugendkraft in Stromesfluth daher, den Graben mit Leichen auszufüllen, über welchen der Weg geht. Und der Weg iſt unendlich wie die Zeit, die Zeit uneben wie der Weg.

Ich will die Geſchichte eines armen Dänen erzählen, der am Tage des großen Mordes unter den Kugeln des Boulevard du Temple fiel. Es iſt nur eine von den Tragödien des großen Trauerſpiels, aber gewiß die rührendſte, ergreifendſte.

Eduard Benetter war einer von den liebenswürdigen armen Ausländern, die daheim nicht Vater noch Mutter mehr haben, und vor mehreren Jahren nach Paris gekommen war, um ſich durch Fleiß und Arbeitſamkeit eine Exiſtenz zu gründen. Das erſte Jahr hatte er damit zugebracht, Holz zu ſchneiden; im zweiten hatte er ſich ſo viel erſpart, daß er ſich ſelber Holz kaufte, um es zu zerſchneiden, und im dritten endlich beſchäftigte er andre Arbeiter und fing an, einen ergiebigen Handel mit geſchnittenem Holze zu treiben. Alle Leute lobten ſein redliches Betragen, ſeine Sparſamkeit, ſeine Geſchäftskenntniß, die keinen Vortheil außer Acht ließ, und Alle machten ſich ein Vergnügen daraus, ſein Fortkommen zu fördern.

Dieſes Jahr war das vierte, das Benetter auf dieſe Weiſe mit wachſendem Glücke erlebte. Er hatte es durch ein Doppelfeſt zu dem ſchönſten ſeines Lebens machen wollen, indem er zum Erſtenmal die Uniform der Nationalgarde anlegte, und ſich mit einer ſchönen Dänin, die er Behufs deſſen beſonders aus ſeinem Vaterlande verſchrieb, verlobte.

Am 28. Juli wollte der neue Holzhändler der Revue auf dem Boulevard mit einer Bärenmütze und gelben Handſchuhen beiwohnen, zum Erſtenmal den König ſehn, und am dritten Auguſt ſollte die Hochzeit ſein. Kein Menſch war ſo glücklich, als Benetter; denn ſeine blaue Uniform war vom feinſten Tuche aus Flandern, und ſeine weiße Paradehoſe ſaß wie angegoſſen. Er war der erſte Grenadier der 8. Legion, der zum Appell kam.

Seine Geliebte hatte unterdeß geſchrieben, und eine doppelte Antwort erhalten. „Du wirſt mich nicht kennen," ſchrieb er, „liebe Louiſe; denn ich trage eine Uniform und eine Mütze, größer als eine Biſchofskappe. Ich habe jedoch ſchon alle Vorkehrungen zu deinem Empfang getroffen, und ein recht artiges Appartement gemiethet. Am Sonntage nach unſerer Trauung, das iſt am 9. Auguſt, ſollſt du mit mir im Paradeanzug der Nationalgarden-Fête im Tivoli beiwohnen, und Luftballon und Feuerwerk ſehn, wie nie in Dänemark. Ich habe mich bereits auf der Liſte unterzeichnet."

Der arme Menſch! er ahnte nicht, daß doch auf der Dachſtube eines unter Bäumen verborgenen Hauſes ein fürchterliches politiſch-fanatiſches Ungethüm revolutionäres Verderben brütete, und daß auch ihn eine Kugel treffen würde, wenn er voll Nationalgarden-Freude „vive le roi" gerufen. Als die Legionen ſich aufſtellten, und er ſeinen Platz in der Nähe des Jardin-Turc, gegenüber dem kleinen Theater der Madame Saqui erhielt, verſprach er ſeinem Vordermanne eine feine Nachmittagszeche, wenn er ihm durch einen Tauſch beſſere Gelegenheit verſchaffen wolle, in die Nähe des Königs zu kommen. „Vielleicht reicht er mir die Hand," ſagte er, „wie er das ſo oft zu thun pflegt, oder er grüßt mich insbeſondere freundlich."

Die Stunde kam, eine Staubwolke verkündet die Nähe des Hofſtaates, an deſſen Spitze Ludwig Philipp einen ſtolzen Braunen ritt. Die Menge ſummte, viele Stimmen riefen: Evviva's, hie und da wiehert ein Pferd, da und dort ſtöhnte eine gedrückte Frau, oder ein Kind fing an zu ſchreien, ein Hund zu heulen. Benetter's Herz klopfte voll blinden Enthuſiasmus, voll Vaterlands- und Fürſtenliebe. Er hätte ſich, ohne zu wiſſen warum, für den König umbringen laſſen. Das war wirklich ſein Schickſal.

Als das verbrecheriſche Fenſter klirrte, glaubte der brave Holzhändler, es blitze ein Geſchütz durch die Bäume. „Sire," wollte er rufen, „Sire, sauvez-vous!" allein die Worte konnten blos gedacht werden, da plötzlich der Donner der Höllenmaſchine ihn zerſchmetterte. Zwanzig Perſonen ſtürzten für todt nieder vor den ſcheuen Pferden, funfzig andre fühlten ſich verwundet, oder von Kugeln geſtreift. Eduard Benetter wälzte ſich mit fünf ſeiner Nachbarn im Blute —

„Le roi," ſtöhnte er — — „oh, ma Louise!" Und man trug die Sterbenden in den Garten und das Billardzimmer des Jardin-Türc, wo ſie ohne Unterſchied des Ranges und Standes, Marſchall, Miniſterpräſident und Proletarier und Grenadiere zuſammen gebettet wurden. Dreizehn davon waren todt.

Benetter lebte noch einige Augenblicke, obgleich ihm die Kugel den Kopf durchbohrt hatte. Die Aerzte und Kommiſſarien fanden eine Brieftaſche in ſeiner Uniform, worin ſich ein Brief in däniſcher Sprache befand, der „Louiſe" unterzeichnet war. In Folge der Adreſſe wurde der Hauswirth des Unglücklichen von dem Tode benachrichtet, und Befehl gegeben, das ankommende Mädchen mit Schonung und Vorſicht von ihrem Verluſte zu benachrichtigen.

Louiſe iſt jetzt in Paris und wähnt ihren Bräutigam auf einer Geſchäftsreiſe. Der morgige Begräbnißtag ſoll ihr die grauſige Wahrheit enthüllen, daß ihr Gatte — eine Leiche iſt.

Paris, den 4. Auguſt 1835. Viktor Lenz.

Franzöſiſche Literatur-Notizen.

⁂ Die Revue de Paris (vom 19. Juli) beurtheilt in ihrer „Revue poétique" die „dernières paroles" und das „souper chez le commandeur" von H. Blaze äußerſt günſtig. Das letztere iſt eine theils dramatiſche, theils lyriſche, theils elegiſche Dichtung, und faßt die alte Don-Juans-Fabel von einem Dante'ſchen Geſichtspunkte aus auf.

⁂ Von Friedrich Soulié iſt ein neuer Roman erſchienen: „der Staatsrath" (ein Sittenſpiegel aus der Gegenwart, Studien aus dem Leben, in einfachem, würdevollem Styl, das beſte von Soulié's bis jetzt erſchienenen Werken).

⁂ Das Intereſſe der Wiſſenſchaft wird mächtig in Anſpruch genommen durch das bei Arthur Bertrand in Paris erſchienene Werk: „Voyage du Luxor en Egypte", von de Verninac-Saint-Maur.

⁂ Von Madame Auguſtin Thierry erſchienen „Scènes de moeurs et de caractères au dix-neuvième siècle et au dix-huitième."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 191. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 14. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Roſaura blickte ihn mit inniger Theilnahme an; ſie war zu edel, als daß ſolche Geſinnungen, deren Wahrheit und Treue ſie erkannte, in ihrem Herzen nicht anklingen ſollten, — und doch zu — adlig, als daß ſie, obgleich ſie ſich ſelbſt durch die ſchönen Vorſtellungen von Humanität und Aufklärung täuſchte, — der Achtung, der Freundſchaft, der Dankbarkeit die alten Vorurtheile ihres Standes aufgeopfert hätte. Adlerſtröm bemerkte den Kampf in ihrem Inneren gar wohl, und ein bittrer Schmerz, darüber, daß ſelbſt die Beſſeren ſich des alten, morſchen, geſchminkten Wahnes nicht erwehren können, durchſchnitt ſein Herz; — das war ihm oft noch empfindlicher, als, daß er ſeine blühenden Zukunftsträume ſo plötzlich welk und dürr abfallen ſah. Und doch fühlte er in ſich eine gewiſſe Beruhigung, eine gewiſſe Erleichterung, als hätte er Bürden von ſich abgeſtreift, Ketten, die ihn an jeder freien Regung und Bewegung gehindert hätten. Wehmüthig ſprach er zu Roſaura:

„Sie haben mir das Liebſte entnommen, woran ſich alle Organe meiner Seele anklammerten. Es iſt vorbei! Es iſt ausgekämpft. — O Gott! O Gott! — Ich danke Ihnen! Es war ein bittrer Kelch, ich leerte ihn bis auf die Hefe, — aber ſo mußte es kommen; gut, gut! — ich danke Ihnen. So habe ich alſo von niemand mehr etwas zu hoffen, als von mir, und für niemand mehr zu ſchaffen, zu handeln, als für mein Volk. — Ah, ich bin frei, frei, frei! — Ich werde, was ich beginne, nicht aus dumpfer Verzweiflung thun, nicht um meinen einzelnen Schmerz zu betäuben. — Nein, nein! — Halten Sie mich nicht für klein, nicht für ſelbſtſüchtig. — — Leben Sie wohl, Gott ſchütze, ſegne Sie; denken Sie nie, nie daran, daß Sie mir weh gethan, wie weh! Ich kann Sie, ich kann Adelheid von nun an nie mehr ſehn. Der Jude würde in mir um Gerechtigkeit ſchreien, wenn der Menſch ſich in den Staub vor ſie hinwürfe, glücklich, den Saum ihres Kleides zu berühren, — — nein, nein! — Dieſer Schmach, dieſer langſamen Vernichtung muß ich ausweichen. Ich habe Pflichten, heiligere, gegen mehre, als bloß gegen mich! — Gott ſchütze, Gott ſegne Sie!“ Seine glühenden Lippen preßten einen Kuß auf Roſauras bebende Hand. Er entfernte ſich haſtig. Adelheid eilte aus dem Palais, zu ihrer Mutter; ſie fand ſie in Ohnmacht. — „Heiliger Gott! was iſt hier geſchehen?“ rief ſie in Todesangſt. — Roſaura ſchlug langſam wieder die Augen auf und erwiederte leiſe: „Was hier geſchah? armes Kind! Ein Opfer für den glühenden Moloch unſrer Zeit. Wir wiſſen das Edle und vollbringen das Unedle, — müſſen's vollbringen!“

III.

Lange Zeit ſchwankte und zweifelte Adlerſtröm: ſollte er noch einige Zeilen des ewigen Abſchieds an Adelheid ſchreiben und ſenden, ihr Herz erforſchen, ob auch ſie, eben auch ſie die Meinungen der Mutter theilen könne, und wirklich theile, — ob, wenn er auch für immer von ihr getrennt bleiben müſſe, nicht etwa der Troſt ihn begeiſtern würde, Adelheid, ſie, ja ſie, die er geliebt mit der ganzen Kraft ſeiner Seele, ſtehe an Adel und Reinheit der Geſinnungen wie ein Cherub Gottes über allen andern Frauen der Erde; — ſollte er's wagen, auf die Gefahr der neuen ſchmerzlichen Enttäuſchung hin? Auf die Gefahr hin, auch aus dem Munde des Weſens, deſſen Angedenken er wie einen ſchützenden Talisman rein und heilig in ſich bewahren wollte, nur irgend einen Hauch zu empfangen, der ihn an ſeine Herkunft erinnere, an ſeine Schmach, an die furchtbare Nothwendigkeit, — als Cröſus doch der Sclave jedes Bettlers ſein zu müſſen?! —

Die Liebe überredete ihn mehr als einmal, alles bei Seite zu werfen, um nur noch ein Wort der Theilnahme, nur eine ſüße Labe des erneuerten Bekenntniſſes aus ihrer Erwiedrung in ſich ſaugen zu können; — der männliche Edelſtolz richtete ihm den gebeugten Nacken empor, zerriß ihm jedesmal die mehr als einmal begonnenen Zeilen, flüſterte ihm in's Herz hinein, friſch, neubelebend wie der Athem des Morgenwindes: „Sei ganz! Sei ganz! Jetzt, eben jetzt in dieſer Zeit der Halbheit, des Träumelns, des Schwätzens, des Grübelns, ſei ganz, ſei ſelbſt That, ſei ſelbſt dein Volk! Wie? du fühlſt deine große Pflicht und biſt ſchwach genug, nicht einmal dein Herz zum Opfer bringen zu können? Müßteſt du nicht erröthen, wenn du neue Demüthigung erführeſt? Nein, fort mit allem, was nur dir, als dem Einzelnen, lieb, werth, bequem iſt; — wirf alles auf den Altar, Gold, Anſehn, Freuden, Ruhe, — warum nicht auch dein Herz, hier ſo nutzlos, ſo unverantwortlich zerſplittert, — dort gewichtig, wenn jeder Schlag deſſelben eine That für dein Volk wird. Dein ganzes Leben war bis jetzt nur ein feiger, erbärmlicher Schmerz über das Nothwendige, worein du dich fügteſt, — ſei es von nun an — vielleicht eine tauſendfältige Todeswunde, deren Blut doch befruchtet, urbar macht.“

Er hatte einen argen, hartnäckigen Gegner: — dieſe Liebe in ſeiner Bruſt, dieſe Liebe, ſo voll von Lebenskraft, daß ſie, hundertmal getödtet, hundertmal wieder aufzuckte. — Verſucht's, — Liebe auf einen Streich zu tödten! Als ob ihr hofftet, der Hunger werde euch ſo ſchnell wie ein Piſtolenſchuß tödten; — ihr ſaugt doch Luft unwillkührlich als Nahrungsſtoff; — ihr ſtürzt euch in's Waſſer, ihr wollt ſterben, aber der Lebensdrang ſpottet euch aus und ſchafft eure Arme zu Rudern um. So iſt's mit der Liebe. Wer einmal, wahr geliebt, der hat Liebe nicht wie ein Geſchäft begonnen, und kann ſie daher auch nicht wie ein Tagewerk abthun, „Morgen hab' ich etwas anders zu ſchaffen!“ Das ſind Schalkspoſſen. Sie bleibt, wo ſie iſt; ſie tödtet euch lieber, als daß ſie euch verläßt, — ſie begräbt euch fromm, wie das Rothkehlchen im Mährchen, ſie gräbt euch wieder aus, wie eine Hyäne, ſie will, daß ihr im Grabe nicht ruht, und dann ſchwingt ſie euch auf Flammenfittigen empor.

Er rang wie ein Mann, der am Abgrund ſteht, hinter ſich den Schergen; aus dem Abgrund ſchallt ihm eine ſüße Stimme herauf, der er in Jünglingsträumen oft gelauſcht, die Stimme des geliebten Weibes: er ſtreckt die Arme aus, nach dem, was nur mehr weſenloſer Klang bleibt, wie Echo; er ſehnt ſich thöricht hinab; da blickt er hinter ſich, ſieht den Schergen, der die Fauſt ſchon erhebt, um ihn hinab zu ſtürzen! Jetzt gilt's Ehre, — Scham; ſterben können iſt etwas, — den Tod aus Tyrannei hinnehmen, geduldig abwarten, iſt hündiſch. (Fortſ. folgt.)

Briefe aus Italien.

(Fortſetzung.)

Während ich noch an den Einzelnheiten ſtudirte, trat ein Geiſtlicher zu mir, der ſich bald als den Prior der Kirche kund gab, und den ich nach einigen einleitenden Geſprächen, durch meine Angabe über wahrſcheinliche Zeit und Meiſter der Kanzel, ſo weit gewann, daß er mir vertrauliche Mittheilungen machte, wie er im Beſitz der Documente ſei, die volles Licht über dieſes ganze Werk werfen, und wie er ſie nächſtens herausgeben werde. So ſehr ich mich darüber freute, ſo konnte ich doch ein gewiſſes Mißtrauen nicht unterdrucken, von dem ich hoffe, daß es ungerecht iſt, da die Geſchichte der chriſtlichen Skulptur nur durch Aufklärung all dieſer einzelnen dunkeln oder trüben Stellen möglich iſt.

Doch, indem ich dir von Jüngſtvergangenem erzähle, ſinkt mir die Feder, wie von Blei beſchwert, aus der Hand, und das Auge verlangt immer ſeitwärts durch das Fenſter zu ſehen. Wieder, wie in Piſa, am Lung-Arno hab' ich mein Lager aufgeſchlagen; gegen mir über liegt die alte, wunderbare Stadt mit ihren Schlöſſern und Thürmen; nach Oſten und Weſten iſt das Thal offen; links, hoch auf dem Berge, ragt die alte Kirche von S. Miniato da monte, weiter rechts die Veſte der Stadt; hinter den Giebeln der Häuſer, hinter Kuppeln und Thürmen ziehen ſich die Berglinien nach Weſten und dem Meere hinab; im Dufte ſchimmert das Kloſter Monte Uliveto von unten herauf, umgeben von einem Kranz von glänzenden Villen, und eben beleuchtet die Morgenſonne die fernen, noch mit Schnee bedeckten Gipfel der Appeninen. Unter mir führt der Fluß ſeine Wellen, und Schiffchen und fleißige Schiffer vorüber, über ihm, ſelbſt auf den Brücken, ſteigen die Wohnungen, wie Pflanzen, die immer neue Schößlinge treiben, empor, ſo daß ein Haus aus dem andern herauszuſchießen ſcheint. Es iſt eine unbeſchreibliche Luſt, dieſes Auf-, Über- und Durcheinander jetzt durch das reinſte Morgenſonnenlicht geordnet vor ſich zu ſehen, gar nicht zu gedenken, daß jede Stunde dieſem Schauſpiel eine Abwechslung bringt, daß ich des Abends die ganze ſpazierende Bevölkerung zu meinen Füßen wimmelnd habe, daß ich unverſehens den beſten Bekannten darunter erblicken kann, und daß es ja nur auf mich ankommt, hinunter zu ſpringen, und dich zu packen und zu ſagen: „Hier iſt gut ſein, und hier brauchen wir nicht erſt eine Hütte zu bauen.“

Am 4. Mai.

Hier anfangen zu beſchreiben, ja nur zu ſkizziren die Herrlichkeit und Freude der Welt, hieße: ſie neu ſchaffen wollen. Ich ſage dir nur: hier muß man glücklich ſein. So oft war ich hier, und doch iſt mir alles neu; und zwar nicht nur die Kunſtwerke, — ein jedes treibt neue Blüthen, — ſondern jeder Tritt und Schritt.

Du hätteſt geſtern im Garten Boboli mit mir ſein ſollen, bei'm Lied der Nachtigallen, an dieſem zarteſten Frühling-Abend, unter dem berauſchenden Duft der jungen Blätter und Blüthen und vor dieſem über alle Vorſtellung reichen und herrlichen Arnothal, vor dieſer Häuſerſaat im weiten, grünen Feld, über welches hin die ſanfteſten Gebirge ihre ruhigen Linien ziehen. Dieſes Leben und Weben und Werden in der Tiefe, dieſe wachſende Ruhe nach oben, die ſich endlich in der unergründlichen des tiefen Blaues erfüllt, gab meinem Herzen eine Stimmung, in der unaufhörlich die Worte wiederklangen, die mir mein erſter Lehrer in meinem ſiebenten Jahre auf die erſte Seite meines Schreibebuchs geſchrieben:

„Freue dich! Freud' iſt des Menſchen höchſter Beruf!“

Den 10. Mai. 10 Uhr Abends.

Unter meinem Fenſter hat Pulcinello ſein Zelt aufgeſchlagen und beluſtigt mit ſeinen Späßen ein kleines Publikum, — denn das große ſitzt in den Kaffeehäuſern, — und zwar auf eine neue Weiſe. Auf dem Rande des Theaters nämlich ſitzt ein kleiner (lebendiger) Hund und wird von den agirenden Puppen, namentlich vom Hanswurſt, immer wider Willen in's Spiel gezogen. Natürlich improviſirt er immer und iſt der Böttcher im geſtiefelten Kater, der gar nicht weiß, daß er mitſpielt. Die tollſten Späße kommen durch dieſe Vereinigung von Maſchine und Natur zum Vorſchein, und ich habe herzlich lachen müſſen. Freilich herzlich weinen auch, wie ich heute in den Zeitungen den Tod der Frau v. . . . . las, einer Frau, der vor tauſenden, die damit geſchmückt werden, das Beiwort edel gehörte. Ich weiß nicht, warum mich dieſer Tod ſo ganz beſonders ſchmerzt; aber mir iſt's, als ſei ſie kein Einzelweſen; denn obſchon ich ſie nur alt gekannt, kann ich ſie mir doch nur jung denken, und darum ergreift mich, ſo oft ich ihn mir vorſtelle, der Blumenregen in ihr offnes Grab. Ich habe lange nicht an den Tod gedacht; nun iſt's mir wieder eingefallen, daß auch wir ihm gehören, und daß unſer etwaiges Glück nur in der längern Reihe von Verluſten zu ſuchen iſt, die wir zu erdulden haben. Selig, wer eine erfreuende Spur ſeines Daſeins zurückläßt! So denk' ich jetzt von Früh bis Abend, wo ich vor den Wandgemälden des Fra Beato Angelico ſitze und verſuche, die Linie zu finden, die er auf wunderbare Weiſe zwiſchen Schmerz und Freude, zwiſchen Größe und Demuth, zwiſchen Frau und Jungfrau, zwiſchen Gott und Menſch gezogen, daß ſie, ſelbſt unſichtbar, doch breit genug iſt, beide berührend zu verbinden.

Von dieſer durchaus einſam ſtehenden Erſcheinung am Sternenhimmel der Kunſt will ich noch einmal reden, denn ich glaube ihn jetzt zu kennen; heute aber einige andere Bemerkungen mittheilen, die ich bei meinen Studien gemacht und die dein pſychologiſches Intereſſe erregen werden.

In Italien ſiehſt du alle Nationen, aber nur vier ſind kunſtliebend: Engländer, Franzoſen, Italiäner und Deutſche. Sitzeſt du nun, wie ich häufig, in einem Kunſt-Magazin oder Tempel und es kommt Einer herein, und grad' auf dich zu, ohne ſich zuerſt viel um Kunſt zu bekümmern, ſo kannſt du verſichert ſein, er redet dich franzöſiſch an; redet Einer aber gar nicht, weder bei'm Eintritt, noch bei'm Weitergehen, beſchaut ſich zuerſt die Decke und ſieht durch dich hindurch auf die Wand, — ſo iſt's ein Britte. Fährt Einer herein, und zunächſt in einen Winkel, dann in einen andern, dann in einen dritten und hört nicht auf den erklärenden Cuſtode — hundert gegen eins: es iſt ein kunſtliebender Landsmann. Den Italiäner dagegen erkennſt du leicht an ſeiner Anhänglichkeit an den Cuſtode oder Platzbedienten, der ſein Evangelium, ſein Orakel, ſeine Akademia crusca, ſein Plato und Ariſtoteles iſt. Willſt du noch zum Überfluß den Unterſchied zwiſchen dem gelehrten Kunſtfreund und dem Künſtler haben, ſo ſiehe beiden in die Schreibtafel: der Eine notirt, was fehlt, der andere wie es zu ergänzen. Da ich einmal ein Zeichner bin, will ich dir noch einen Zug vom Italiäner herſetzen, der luſtig iſt. Kein Superlativ iſt ihm zu hoch; ſchon das Gewöhnliche bezeichnet er ungewöhnlich. So hörſt du nicht nur oft bellissimo, wo wir „ſchön, recht ſchön!“ ſagen, ſondern bellississimo, ja bellissississimo; ſelbſt die Hauptwörter werden in dieſe Form gegoſſen, wo es Noth thut, und aus dem ſimpeln „Herrn“ (padrone) (in höflicher Anrede) wird augenblicklich bei nur etwas geſteigerter Devotion ein padronissimo. Ja was ſagſt du zu dem „fratissimo“ in der Antwort eines Geiſtlichen von S. Marco, auf meine Zweifelfrage, ob ein Bild über der Küchenhofthüre des Kloſters von Fra Bartolomeo (hier gewöhnlich frate genannt) wäre? Freilich fehlt ihnen dafür mancher Poſitivus, z. B. einer für den Begriff: „wohlfeil.“

In dieſem Kloſter übrigens werde ich etwas vertrauter mit dem Leben der Mönche, als in S. Francesco zu Piſa, auch iſt mehr darin, hier ſind doch wenigſtens einige wiſſenſchaftliche Menſchen und ſogar ein Künſtler. Unter den erſtern zeichnet ſich ein geweſener Jude durch großes Sprachtalent aus; ſieben Sprachen ſpricht er mit Fertigkeit, darunter die deutſche. Einen anderen traf ich im Studium der Kirchenväter zum Behuf einer Kirchengeſchichte der erſten Jahrhunderte. Bei Weitem der liebſte iſt mir Fra Seraphino geworden, der Künſtler, ein Menſch von ſo warmem, weichem Gemüth, wie eine Jungfrau, ſo innig und herzlich, wie ein Kind. Was ihm in ſeinem Kloſter nahe gelegt iſt, die Liebe für Fra Beato Angelico, durchdringt ihn ganz, obſchon es ihm vor demſelben meiſt geht, wie den Jüngern Chriſti vor dieſem, deſſen einfachſte Reden ſie nicht verſtanden. Nur das weiß er von ihm, daß er des heiligen Geiſtes voll war. Ich habe eine Zeichnung bei mir nach der von Cornelius, auf welcher Fieſole dargeſtellt iſt, wie er die ihm angetragne Erzbiſchofswürde ablehnt; in der umgebenden Verzierung ſieht man Engel den Garten der Kunſt dieſes frommen Mönches pflegen. Dieſe Zeichnung gab ich meinem Freund Seraphino, der ſie ſogleich mit größtem Entzücken in ſeiner Zelle aufhing neben ein Paar Blättchen nach Overbeck, die ich ihm früher gebracht.

(Fortſ. folgt.)

Shakſpeare-Klubb.

Der Ausſchuß des Shakſpeare-Klubbs zu Stratford am Avon hat den folgenden nachdrücklichen Aufruf, zu Wiederherſtellung des Grabmals und anderer Denkwürdigkeiten Shakſpeare's, an die Welt erlaſſen, einen Aufruf, zu dem wir das Vertrauen hegen, daß jeder Engländer von Bildung und jeder Bewunderer des Genies in der ganzen civiliſirten Welt ihm entſprechen wird: — Die Mitglieder des Klubbs haben lange mit Bedauern die Verunſtaltung von Shakſpeare's Monument und Büſte, und den vernachläſſigten Zuſtand des Innern des Chors geſehen, welches ſein Monument und ſein Grab enthält. — Das Chor der alten Stiftskirche zu Stratford wurde im 15. Jahrhundert von Thomas Balſchall, Doktor der Theologie und Vorſteher des Kollegs zu Stratford, errichtet. Seine großen und ſchönen Fenſter waren urſprünglich von gemaltem Glas, und ſein Dach von geſchnitztem Eichenholz. Von den gemalten Glasſcheiben iſt jetzt nur noch ein kleiner Theil in dem öſtlichen Fenſter übrig, und die Decke des Chors iſt dem Auge unter einem Gypsüberzug verborgen; die architektoniſchen Verzierungen der Fenſter und der Niſchen ſind durch mehrfältige Uebertünchungen unkenntlich gemacht, und Boden und Fundamente haben bedeutende Beſchädigungen durch die Feuchtigkeit erlitten. — Das Shakſpeare'n von ſeiner Familie, wenige Jahre nach ſeinem Tode, errichtete Monument, das den Dichter mit einem Polſter vor ſich, einer Feder in ſeiner rechten, und ſeine linke Hand auf einer Papierrolle ruhend, vorſtellt, war urſprünglich nach dem Leben bemalt, wurde aber auf Angabe eines Herrn Malone 1793 mit einem dicken weißen Anſtrich überzogen. Die Feder war ſchon lange von einem der Beſuchenden abgelöſt und ein Verſuch gemacht worden, einen Finger zu entwenden, der wirklich abgebrochen wurde, den man aber wieder erhielt und anſetzte. Man hält es für möglich, dem Monumente den weißen Ueberzug zu nehmen und die urſprünglichen Farben wieder herzuſtellen, ohne befürchten zu müſſen, hierdurch das Originalwerk zu beſchädigen. — Nahe bei dem Grabe Shakſpeare's liegen Anna, ſein Weib; Suſanna, ſeine älteſte Tochter, und Doktor John Hall, ihr Mann; Thomas Naſche, Esq., der Gatte von Eliſabeth, die Tochter von Dokt. John Hall und Suſanna, ſeinem Weibe (da Eliſabeth nachmals den Sir J. Barnard von Abington bei Northampton heirathete, und dort begraben liegt). Da die Grabſteine der Glieder von des Dichters Familie in dem Chorgang liegen, ſo ſind die Inſchriften auf einigen derſelben zum Theil unleſerlich geworden, und ein Epitaph, das die guten Eigenſchaften von Shakſpeare's Lieblingstochter verewigte, war 1707 entweder ausgetreten, oder wurde abſichtlich ausgemacht und eine andere Inſchrift auf den nämlichen Stein für eine andere Perſon eingegraben, die der Familie von Shakſpeare fremd war. — Die dem Andenken Shakſpeare's gebührende Achtung, der Verluſt von beinahe jeder perſönlichen Reliquie von ihm, die Niederreißung ſeines Hauſes, die Zerſtörung ſeines berühmt gewordenen Maulbeerbaums,*) die Veränderung und Wegräumung des größten Theils von ſeines Vaters Wohnung: alles dieſes mußte die Mitglieder des Shakſpeare-Klubbs für die Erhaltung alles deſſen beſorgt machen, was mit ſeinen ſterblichen Ueberreſten in Verbindung ſteht. Wenn noch ein weiterer Beweggrund erforderlich wäre, ſo könnte man ihn in dem merkwürdig ſchönen Gebäude finden, in welchem dieſe Ueberreſte aufbewahrt ſind, und in der maleriſchen Lage des Chors, mitten unter Bäumen und lachenden Umgebungen an den Ufern des Avon, — Umſtände, die ſich vereinigen, die Pfarrkirche der Stadt, in welcher Shakſpeare lebte und ſtarb, zu ſeinem ſchicklichſten Mauſoleum zu machen. — Die erſte Sorgfalt der Mitglieder des Klubbs geht dahin, Shakſpeare's Monument vor aller künftigen Beſchädigung zu wahren, und wo möglich ſeinen urſprünglichen Anſtrich wieder herzuſtellen, ſo wie ein Gleiches mit der lebensgroßen Figur von John Combe, Shakſpear's Freund, zu veranſtalten, der neben ihm begraben liegt, und deſſen Monument ebenfalls beſchädigt iſt. Es würde ihnen demnach außerordentlich angenehm ſein, das alte Dach und die gemalten Fenſter wieder herſtellen, die Wände von der unnöthigen Tünche reinigen und die Fundamente des Chors ſelbſt ausbeſſern laſſen zu können. — Zu dieſem Zwecke haben die Mitglieder des Klubbs einen Ausſchuß ernannt, dem es übertragen iſt, den Zuſtand von Shakſpeare's Grabmal dem Publikum vor Augen zu legen, und zu deſſen Wiederherſtellung und Erhaltung um Unterſtützung nachzuſuchen, ſo wie zur Erhaltung von Shakſpeare's Familie, Jener, die als ſeine perſönlichen Freunde bekannt waren, und überhaupt des ehrwürdigen Gebäudes, in dem ſie liegen. — Es iſt der Vorſchlag, dieſes durch freiwillige Beiträge, nicht über ein Pfund gehend, zu erwirken. Die alſo erhobene Summe ſoll unter Aufſicht des Ausſchuſſes, nach dem Rath bedeutender Künſtler, verausgabt, ein Theil des erhaltenen Geldes wo möglich ſicher angelegt, und die jährlichen Intereſſen zur immerwährenden Erhaltung des Chors und vorzüglich von Shakſpeare's Denkmal verwendet werden. — Im Fall der Betrag des unterſchriebenen Geldes hinlänglich wäre, würde der Ausſchuß ſeine Sorgfalt gerne auf die Erhaltung des Hauſes erſtrecken, in dem Shakſpeare's Vater wohnte, und in welchem Shakſpeare wahrſcheinlich geboren wurde, und auf das noch ſtehende Haus in Shottery bei Stratford, die ehemalige Wohnung von Anna Hathaway, Shakſpeare's Frau, und ſelbſt auf die Lage von New-Place, dem Hauſe, in dem Shakſpeare ſeine drei letzten Lebensjahre zubrachte und in dem er ſtarb, — ein Platz, über den noch nicht verfügt iſt, und den ſie gerne von neuen Gebäuden frei halten und dem Andenken deſſen widmen möchten, deſſen Namen ihn, nach ihrer Meinung, geheiligt hat. — Es wird von dem Ausſchuß ein Buch angeſchafft, in welchem die Namen und Wohnorte der Geber ſorgfältig aufgezeichnet und erhalten werden. Dieſes Regiſter wird, wie man vertraut, für immer einen befriedigenden Beweis von dem allgemeinen Intereſſe ablegen, das im 19. Jahrhundert ein Vorſchlag erweckte, eine ſpäte Ehre den einzigen ſterblichen Ueberreſten deſſen zu erweiſen, deſſen Werke einen nimmer verbleichenden Glanz auf die engliſche Literatur geworfen haben.

Deutſche Literatur-Notizen.

⁂ Das zweite Halbjahr von Leopold Schefer's „Laienbrevier" (woraus wir im 1. Semeſter des Phönix damals noch ungedruckte Proben mitgetheilt hatten) iſt nunmehr erſchienen. (Berlin, Veit und Comp.) Dieſe Sprüche dürfen dem Schönſten, was die didaktiſche Poeſie der Deutſchen hervorbrachte, beigezählt werden; ſie gleichen einer reichen Schatzkammer, in welcher alle Koſtbarkeiten verſchwenderiſch zur Schau geſtellt ſind, — manche freilich unter Glas und Rahmen, manche ſogar hinter Drathgittern. Sie ſind, was Liebenswürdigkeit, wie kleine Unarten betrifft, ſo echt deutſch, daß uns auch die letzteren, die wir etwa darin finden, liebenswürdig erſcheinen; ſie ſpiegeln alles Liebe und Gute in dir, du ehrliche deutſche Seele, ſie ſind ganz für dich gemacht; du, wie kaum irgend eine andere, kannſt dich noch an der einfachen Bilderweisheit des Orients erfreuen, — du liebkoſeſt ja ſcheu und doch herzlich das Mährchen, ſelbſt wenn es im Perlenſchmuck, mit goldnen Armſpangen, Rubine, Saphire und Diamanten im Haar, und ſilbernen Schellen rings um die roſigen Knöchel, in deine hausbürgerliche Stube tritt, und dir von der Zauberwelt des Gemüths, von den Wundern des Friedens, und des tauſendjährigen Reiches der Liebe ſehnſuchtweckende Lieder ſingt, die du — auf deinem Wiener Flügel accompagnireſt. — Ehre dem Dichter des Laienbreviers!

⁂ Wilhelm und Roſina, ein ländliches Gedicht von M. Meyr. (München, Franz. 1835.) — Die Liebenden. Ein Gedicht in neun Geſängen, von W. Elias. (Leipzig, Brockhaus. 1835.) Unſere Zeit iſt weder dem Epos im Allgemeinen, noch dem idylliſchen Epos insbeſondere, und noch weniger der alten hundertſtückigen Zopfform „Vater" Voſſen's und „Altmeiſter" Göthe's mehr hold, kann's auch nicht ſein. Von jener ſchönen alten Zeit, als die Poeten ſchlechte Chauſſeen noch nicht ſcheuten, um ſich wechſelſeits Viſiten zu machen und ihre neueſten Gedichte vorzuleſen, — von jener Zeit der gegenſeitigen Komplimente, des Werdens und der leichten Befriedigung — zu unſerer Zeit, wo man an einem epiſchen Dichter nur Intereſſe nehmen lernte, wenn er Napoleon heißt und uns ſelbſt in ſein Epos hineinverwebt, — welch ein Sprung! Auch gegen die Idylle ſpeziell iſt man nicht eben ungerechter geworden, aber der Inhalt der Zeit hat die alte Form zerſprengt. Eine Idylle von 1835 kann nur entweder ein Sehnſuchtstraum von beſſerer Zukunft, oder eine ſtolze Shakſpeare'ſche Zurückgezogenheit in den Zauberpavillon des eignen Innern ſein, worin man das Leben um ſich hier zu Gaſt bittet, hätſchelt oder ironiſirt, und wobei man ſich nur dadurch behaglich fühlt, daß man ſich ſelbſt über den Partheien fühlt; denn unſre Zeit, die der Partheien, iſt weniger das oceaniſche Epos, als der wachſende und mündende Strom der Tragödie. — — Bei allem dieſem muß es uns ſonderbar erſcheinen, wenn wir zwei idylliſch-epiſche Familiengemälde aus der Zopfform von Voß und Göthe als Novitäten gewahren, — ſonderbar, da wir uns von dieſen Stereotypen nicht mehr angeheimelt fühlen, und die Verfaſſer von beiden genau einen und denſelben Weg gehen (was auch kaum anders möglich iſt). Obgleich uns nun das Streben ſelbſt außerhalb jeder Nothwendigkeit und Wichtigkeit zu liegen dünkt, ſo iſt doch einzuräumen, daß beide Verfaſſer mit löblichem Fleiße den Aufgaben, die ſie ſich nun einmal geſtellt, nachgetrachtet, und ſowohl was die Konſtruktion nach alten Prinzipien und Normen, als was die Sorgfalt für die Verſifikation betrifft, ſoviel erreicht haben, als ihnen möglich war. Wie aber ein bürgerliches Epos im Jahre 1835 wirklich lebendig werden könnte, lag jenſeits des Horizonts unſrer zwei Dichter. Die Pfarrer und Pächter haben jetzt nichts mehr zu ſchaffen; greift ins Leben der Salons oder in das der wirklichen Hütten hinein, wo man die Kühe nicht mit Biskuit füttert. Damit iſt noch was Tüchtiges anzufangen, darin was Reelles zu entwickeln, daraus was Erquickliches zu hoffen, weil es dafür auch — Leſer gibt.

⁂ König Hiarne. Trauerſpiel in 5 Akten von Otto vom Ravensberg. (Berlin, Duncker u. Humblot. 1835.) Die Worte der Handelnden drücken hier die Handlung und die Leidenſchaft nicht aus, ſie erdrücken dieſe. Das iſt ſchlimm. Aller Prunk entſchuldigt ſolch ein Mißgeſchick nicht, wovon der Dichter wahrſcheinlich am allerwenigſten weiß. Das ganze Drama gleicht mehr aneinander gereihten, geſchliffenen Korallen, als einer Folge von Begebenheiten, geſchweige erſt einer Handlung. Die Perſonen ſind nicht, was man ſo nennt: ausgeprägt; die beabſichtigten Kontraſte des friedlichen Sängerkönigs zum plumpen Berſerker müſſen daher ihre Wirkung verfehlen. Der Anſtrich von Klaſſizität auf dem Ganzen bringt keinen andern Eindruck hervor, als jenen Froſt, deſſen man ſich bei Werken, worin wir vielleicht Alles finden, bis eben auf das Genie, — nicht erwehren kann.

---

*) Ein Becher, aus ſeinem Holze geſchnitzt, wurde vor mehreren Jahren dem Tragiker Kemble bei einem Feſtmahle überreicht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 192. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Samſtag, 15. Auguſt.

Feuilleton zum Phönix.*)

Eine Quarantäne im Irrenhauſe,

von

F. G. Kühne.

Welch ein ſonderbarer Zugwind weht von Berlin herüber? Die zerriſſene Philoſophie der Rahel, Bettinen's poetiſche Unmittelbarkeit, der Stieglitz tragiſches Ende, Mundt's mänadenhaftes Renegatenthum, Alexis' düſtre Verwirrung in ſeinem jüngſten Buche, und nun dies neue wehmüthige Chaos, in welches uns Kühne blicken läßt — wie charakteriſtiſch iſt dies Alles für ein Terrain, auf welchem man ſich ſo feſt glaubte, wo man vorn und hinten ſich in ſeiner geträumten Vollendung anſchauen ließ und alles Auswärtige mit ſo viel vornehmer Verachtung von ſich wies! Alſo genügte Göthe und Hegel, genügte die Sonntag und Blücher doch nicht? Der Pietismus, der Beamtengeiſt, die Militärherrſchaft, die Liedertafeln, die Humanitätsgeſellſchaften, die Schachklubbs, die Kunſtausſtellung, — waren dieſe Grundſäulen des Berliner Lebens doch zu ſchwach, um das große Gebäude der Zeit mit ſeinen unſichtbaren Granitideen zu tragen? Dies iſt eine Thatſache, welche zu den auffallendſten Erſcheinungen in unſerm jüngſten öffentlichen Leben gehört.

Mundt und Kühne ſind bis jetzt die ausgewachſenſten Blumen, welche aus der allmähligen Verweſung des Berliner Lebens hervorkeimen. Es ſind Todtenblumen, beide, ſie haben keinen erquickenden Duft und ſind in ihren Blüthenſternen mit ängſtlicher Symmetrie abgemeſſen. Mundt und Kühne werden ſich dagegen ſtemmen, daß ſie an die Zukunft noch größere Conzeſſionen machen, daß ſie immer noch mehr von ihren Antezedentien abſchütteln ſollen; aber ſie werden es. Dieſe Unentſchiedenheit, welche ſie verrathen, kann niemals Prinzip werden. Iſt der Gott, der ſie bis jetzt treibt, nicht weit eher der Dämon des böſen Gewiſſens, als Phöbus Apollo? Sie werden aber die Ohnmacht jener Rachegeiſter, die ſie verfolgen, bald erkennen, und an jenem blumigen Ziele, welchem ſie zuzuſteuern ſcheinen, das qualmige Elend, welches hinter ihnen liegt, bemitleiden lernen.

Die ſoeben unter obigem Titel erſchienene Novelle von Kühne entwickelt ſich in einem Narrenhauſe. Faſt Alles, was in der Erfindung die Bewegungsangel dieſer Erzählung iſt, läßt den ſchlummernden Poeten errathen, aber den wachen noch nicht; denn ich wüßte nichts, was in dieſer Novelle, beſonders neu, ſchön und originell erfunden wäre. Die Novelle iſt als ſolche voller Fehler gegen Poeſie und Leben. Z. B. iſt die intereſſanteſte Figur des Buches, die polniſche Sängerin, ein Unding in dem Sinne, wie man von hölzernem Eiſen ſpricht. Eine Polin kann im guten Romane nie eine Sängerin ſein, weil ſie als Polin poetiſchen Nimbus ſchon genug hat und den als Sängerin nicht mehr haben darf, ohne daß ſich beide Faktoren hier aufheben. Dieſe doppelte Folie hebt die Wirkung auf und läßt kalt. Eine Polin, die die ganze neue Revolution in ihrem Gefolge hat, die mit Peter Wiſozki verwandt iſt, darf nach jenen angebornen Dichterregeln, die in keinem Compendium ſtehen, ſondern die man in den Nerven der Fingerſpitzen haben muß, keine Opernſängerin ſein und uns zugleich für Don Juan enthuſiasmiren wollen. Auch am Schluſſe iſt Victorinens Freidenkerei ganz unnatürlich. Im Vorhergehenden iſt nichts dageweſen, was uns hätte veranlaſſen können, von Victorinens Philoſophie eine beſondre Meinung zu haben. Nach einer im Handeln ſo energiſchen Erſchöpfung mußte ferner eine Nachgiebigkeit eintreten, welche wahrlich nicht freidenkeriſcher Natur iſt. Ja zuletzt als Polin mußte Victorine beichten! In ſolchen kleinen und großen Zügen (groß, weil ſie den Rahmen des Buches bilden) mangelt es hie und da beim Verfaſſer, und läßt bei weitem nicht auf jene poetiſche Kraft ſchließen, welche ſeinem Freunde Mundt zu Gebote ſteht. Nur die Hauslehrerſituation iſt hübſch; wahrſcheinlich, weil ſie der Verfaſſer ſelbſt erlebt hat.

---

*) Die Anhäufung des Stoffes verlangt für den literariſchen Theil unſrer Zeitung einen größern Raum. Auch verſchieben wir ungern neue Erſcheinungen auf den Tag, wo bisher das Literaturblatt erſchienen iſt, da eine Verzögerung von acht Tagen bei der Abſicht unſrer Zeitung, immer das Neueſte ſchnell zu beſprechen, ein zu großer Zeitverluſt iſt. Statt des bisherigen Literaturblattes wird demnach in Zukunft ein Feuilleton zum Phönix erſcheinen, für welches die bisherige Redaktion des kritiſchen Theils unſrer Zeitung verantwortlich bleibt. D. Red. d. Phönix.

Unendlich höher ſteht der ſpekulative Werth dieſer Dichtung, obſchon Thatſachen und Reſultate euch nirgends geboten werden. Nicht einmal an objektiven, formell und als Sentenz ſich abrundenden Gedanken iſt dieſe Dialektik reich. Nichts als Kieſelſteine, wie ſie in ausgetrockneten Flußbetten liegen, und zwar weiße, bleiche, knochenähnliche. Wo einmal ein Quaderſtein liegt, weiß es der Verfaſſer auch ſogleich. Er ſetzt ſich dann mit der größten Selbſtgenügſamkeit darauf, und leuchtet mit der Laterne des Stolzes allen Leuten in's Geſicht, damit ſie ihn auf dieſem einen Gedanken thronen ſehen. Das iſt kleinlich und läßt den Anfänger herausgucken. Der Verfaſſer knöpft dann ſeinen Rock auf, pruſtet, und macht es ſich in ſeiner Perſon bequem und bedient ſich dann gewiſſer fataler Redensarten: z. B. Man kann hierüber ſagen — Ich hatte einmal den Plan — Schon früher hab' ich einmal in einer Rezenſion — Ich verglich dieſen Mann einſtmals mit — und dann kömmt etwas, was gewöhnlich recht hübſch iſt, vom Verfaſſer ſelbſt aber dafür nicht ausgegeben werden ſollte.

Dagegen gelingt Kühnen alles, was kritiſch und literarhiſtoriſch iſt; und da er überhaupt Jemand iſt, der nicht drei Schritte gehen kann, ohne daß ihm ein Buch zwiſchen die Beine kömmt, ſo finden ſich der kritiſchen Schönheiten viele. Wie trefflich ſind des Verfaſſers Urtheile über Göthe, Shelley, Hegel, namentlich über letzteren, dem Kühne mit einem Enthuſiasmus ergeben iſt, daß er alles, was ihn betrifft, apotheoſirt! Überhaupt iſt ſein Buch das letzte Zucken eines Hegelianers, der wahrſcheinlich die Hegel'ſche Lehre aufgegeben hat, zugleich aber ſo unglücklich iſt, noch immer mit Hegel'ſchen Kategorien denken zu müſſen. Kühne's Schmerz iſt, Hegel aufgegeben zu haben, und doch nicht ohne die Encyclopädie ſein und leben zu können. Das Erſte geſteht der Verfaſſer ein; aber das Letzte wird er beſtreiten. Er wird uns groß darauf anſehen; doch iſt ihm ſo. Die wahrhaft anziehende, rührende Empfindung, welche in dieſem Romane herrſcht, ſcheint uns keinen andern Grund zu haben. Es iſt die Reſignation auf eine Geliebte, welche man nicht ehelicht, der man aber ewig treu zu bleiben gelobt.

Ich habe in Betreff Hegel's faſt alles verlebt, wie Kühne. Über ſo viel Berliniſche Züge bin ich bei der Lektüre ſeines Buches oft zu wehmüthigem Lächeln geſtimmt worden. Nun weiß ich aber nicht, ob es Kühne für erlöſend hält, ſich auch von der Schule frei zu machen, und dafür dem Leben und der Geſchichte hinzugeben. Das Leben und die Geſchichte haben eben ſo viel Klippen, wie das Syſtem. Es ſind dieſelben Räthſel, welche hier wie dort wiederkehren. Aber die freie Luft bekömmt der Lunge beſſer, die Augen blicken freudiger und es ſind Maſſen, welche man durch den Gebrauch ſeines Talentes erquicken kann. Es iſt mir, als ſäh' ich Kühne auf dieſem Abſchiede des Lebens von der Schule. Seine Apotheoſe Hegel's iſt eine Übertreibung, die mir nicht kritiſchen, ſondern pſychologiſchen Urſprungs ſcheint. Er glaubt, den ganzen Himmel aufgeben zu müſſen, alle ſeine Träume und Ahnungen faßt er im Namen Hegel zuſammen, Gott, Freiheit, Unſterblichkeit, Tugend, Alles ſieht er rückwärts gewandt und auf ewig verloren — natürlich, dies iſt nichts Abſolutes, ſondern nur eine augenblickliche Stimmung. Überall iſt der Himmel, überall iſt die Ahnung der Unſterblichkeit. Unter jene ſäuſelnde Linde ſetze dich, und blicke hinüber in das grünende Thal, den ſchwellenden Saatfeldern wende dein Auge zu, oder des Nachts zu dem beſtirnten Teppich des Himmels, und deine Seele wird mit Adlerflügeln rauſchen, dein Geiſt wird Worte der Erhabenheit und Schönheit ſprechen! Nur von einem ſolchen Standpunkte kann man ſeine Nation erleuchten und das Leben wecken, welches die Syſteme der Schule eingeſargt haben.

Die Manier, mit welcher Kühne an Hegel geglaubt hat und wie er ſie in ſeinem Buche beſchreibt, iſt jedenfalls nur durch die Jugend zu entſchuldigen. Die Jugend verwechſelte hier ein Syſtem mit der Philoſophie ſelbſt, Hegel mit Pallas Athene. Auch iſt es unwahr, daß Kühne behauptet, im Hegel'ſchen Curſus hätten die Dinge der Welt hin- und hergeſchwankt, Alles wäre beanſtandet worden, Staat, Kirche, Wiſſenſchaft hätten die alten Sitze verwechſelt und ein wirrer Taumel hätte ſich der jugendlichen Auffaſſung bemächtigt. Kühne urgirt das Aufhebende in Hegel's Philoſophie und würde beſſer gethan haben, wenn er von dem Zu Grunde gehen geſprochen hätte. Das Zugrundegehen mit allem etymologiſchen Witze, den die Herren daran verſchwendeten, war der rechte Hegel'ſche Terminus; aber im zu Grunde gehen lag eben nichts, als das Fixiren, das Anketten der Dinge an ihr Fundament, ja leider! das Anketten der Dinge an ihr Vorurtheil, an die poſitive Wirklichkeit. Indem Hegel zeigen wollte, daß die Wahrheit weder vor noch hinter den Dingen läge, ſondern in ihnen, indem er in ſeiner Art nachwies, daß nichts daran wahr ſei, als der Begriff; fixirte er die Dinge und veranlaßte eine Philoſophie, die an dem Beſtehenden ſo viel wiſſenſchaftlich ſervilles und beſoldetes Genüge hatte.

Bis jetzt iſt Kühne noch immer im Bereich der Schule. Er maltrătirt das Leben in ſeinem Buche, und eine Kritik, wie die unſre, muß ihm deßhalb in den Weg treten. Das Frankfurter Attentat ſteht wie ein ſchwarzbehangener Sarkophag in der Halle unſrer neueſten Geſchichte und hier kömmt ein Schüler, der ſein Collegienheft noch unter'm Arm trägt, und ſpricht von Frankfurter Trivialitäten! Den Ausbruch der von Kühne ſo ſehr gebilligten und zu ſeiner prekären Poeſie benutzten polniſchen Revolution nennt er ein dummes Fähnrichskomplott! Dieſe Bezeichnungen ſind ganz elend. Nur darum handelt es ſich, gleichviel, ob man die Ereigniſſe billigt oder verabſcheut, ſie in der Geſchichte zu placiren mit ihren Urſachen und Veranlaſſungen, nicht mit abgeſchmackten Ausdrücken zu bezeichnen. Hier hört Herrn Kühne's Gemeinſchaft mit unſrer Tendenz auf. Ihr ſchwatzt von Bewegung und macht das Mundt'ſche Trarara! zu Euerm Motto, Ihr lamentirt über das Jahrhundert und die neue, große, revolutionäre Zeit, und wo Ihr auf Wirklichkeiten ſtoßt, da brüſtet Ihr Euch vornehm und wißt über unglückliche Menſchen ſehr altkluge Urtheile zu geben. Geht weg, ihr ſeid Kinder!

Redigirt von Dr. K. Gutzkow.

Zur Geſchichte eines Patent-Flügels.

Muſikaliſche Genrebilder von Carl Gollmick.

Erſtes Debüt.

Blank und ſtattlich prangte der neugeborne Wiener im Magazin eines Inſtrumenten-Händlers. Er war für die große Welt geſchaffen, denn er gab den Ton an, und ſprach mit 80 verſchiedenen Zungen. Die Schönheit ſeiner Formen erregte Bewunderung, und den Wunſch nach ſeinem Beſitz. Er glich gewiſſen Widerſpenſtigen, deren Organe nur durch Gold entfeſſelt werden können. Dieſen Paſſe par tout beſaß der reiche Banquier X, und kein Preis war zu hoch, ſobald der Gegenſtand keinen Vergleich geſtattete. In Heu und Künſtlerſeufzer gepackt, ging's zur Reſidenz.

So ein wandelndes, geſtaltloſes Ungeheuer, iſt immer ein wehmüthiger Anblick. Die edelſten Kräfte in Banden geſchnürt, im langweiligſten Elephanten-Takt abgemeſſen vorwärts knarrend, bis endlich die Erlöſungsſtunde ſchlägt, und dann — o Himmel, wäre es nicht beſſer, ewig ſtumm zu bleiben, als die Beſtimmung, Gefühle auszuſprechen und zu erzeugen, verfehlt, und ſich als Vehikel mißbraucht zu ſehen, wodurch die Millionen Sünden wach werden, die der Tonkunſt Heiligthum mit der Schellenkappe bekleiden? Kaum in Loco, ward dem Ankömmling zu Ehren eine glänzende Soirée gegeben. Einem fremden Virtuoſen ſollte es vorbehalten ſein, ihn der Ohnmacht zu entreißen, die bis jetzt noch ſeine Organe gefeſſelt hielt. Aber dann — o großer unvergeßlicher Augenblick! — als die Hunderte ſeiner Nerven mit einmal zu erbeben begonnen, als der Meiſter, aufgelöſ't in die Erhabenheit eines Gedankens, ihn zur Bedingung eines reichen Ideen-Lebens machte; er blickte in einen Zauberſpiegel, er verſtand die Sprache Eliſens, und ſah, wenn auch nicht das Leben zur Statue entgeiſtert, doch alle die Statuen um ſich her belebt werden. Nun glaubte er die Beſtimmung ſeines Daſeins zu erkennen. Die ganze Welt zerſchmolz vor ihm in ein ätheriſches Glanzmeer, und vor ſeinem Herrſcher-Thron gab's keinen Unglücklichen.

Meiſter und Meiſterwerk überſchüttete man mit Lob. Aber für des Künſtlers Selbſtgefühl gibt's kein lohnendes Wort, und Worte erreichen ihn noch viel weniger. Das Maaß der Entzückungen ſollte noch voll werden. Töne, weit ſeelenvoller ausgehaucht, als die ſeinigen es vermochten, vermengten ſich mit den Accorden ſeiner Saiten, die ſich wie Aeolsharfenklänge wieder hineinſchlangen, Farbe und Bedeutung gebend.

Hätten dieſe Accorde ſelbſt empfinden können, ſie würden das Glück der erſten Liebe genoſſen haben. Bald war es ſtill. Die Kerzen warfen unſichere Schimmer, und im Nebenzimmer unterbrachen die Piſtolenſchüſſe des Sillery der Gäſte bedeutungsloſes Gewirre. Der Geiſt theatraliſcher Lieblingsmotive mouſſirte tüchtig im Hirne der Wortführenden, und große Reformations-Blaſen ſtiegen darin auf.

Die nächſte Sonne aber beleuchtete die ſpurloſen Rieſenprojekte der unbehaglich Erwachenden, und der Alltäglichkeit flache Sorgen, bannte ſie in die Trottmühle des gewohnten Treibens. Die nächſten Pflichten zogen einen Kreis um ſie, der die Ausführung eitler Pläne unbarmherzig ausſchloß. Einige Tage blieb der Flügel verſchloſſen, den wir nach Ägyptens tönendem Bilde hinfür Memnon heißen werden, da beide in der Hauptbezeichnung ſich verwandt ſind. Jenes ertönt von der Berührung des erſten Morgenſtrahles, dieſer erſchließt ſeine kühnſten Zauber nur Aurora's goldener Jugendzeit. Memnon alſo hatte Muße genug, die Erinnerung genoſſener Wonne zu verarbeiten. Da trat eines Morgens eine holde Geſtalt in blendendes Weiß gekleidet in's Zimmer, aber ihr junoniſches Auge ſprühte Zornblitze auf das mit Ungeſtüm aufgeriſſene Inſtrument. „Wie lange ſoll ich noch deine Feſſeln tragen, du tönendes Einmaleins, und Sinn für dich heucheln müſſen?“ ſprach ſie; „wie lange noch mich opfern für die Convenienz unſers Hauſes? Unerträglicher Zwang!“ und dabei warf ſie einige Notenhefte auf das Pult. Sie legte ſich an's Fenſter, hoffend, daß die Erwartung ſie täuſche. Es hatte eben voll geſchlagen auf der Thurmuhr, und der Gefürchtete konnte ja noch lange ausbleiben. Die Straße füllte ſich allmahlig mit bedächtigen Wanderern, die in Sorgen und Gedanken die Pflaſterſteine zu zählen ſchienen. Da ſchlug's ein Viertel, und, als wäre es ein Zauberſchlag geweſen, wirkte er elektriſch auf die ſchlendernden Füße. Der Trauerzug glich plötzlich einem Ameiſengewimmel, man rannte an einander, ſah erſchreckt auf die Uhren, und jeder eilte haſtig die nähere oder entferntere Hausthüre. Es waren lauter Muſiklehrer. Ärgerlich zog ſich unſer Lockenköpfchen vom Fenſter zurück, und herein trat der Lehrer, hinter ihm ein galonnirter Diener des Hauſes, unter einem Notenſtoß ſeufzend.

Die Lection.

„Schöne Eugenie“, ſprach er, indem er nachläßig die Glacéehandſchuhe in den Hut warf. „Hier ſind einige Kleinigkeiten der neueſten Erzeugniſſe, da ſie beſtändig über Mangel an Novitäten klagen.“ Die Züge der Juno erheiterten ſich ein wenig. Sie ſtöberten zuſammen das Paquet durch. Die Namen Bach, Clementi, Mozart, Cramer, Beethoven, Ries und ähnliche waren nicht zu ſchauen auf den Umſchlägen dieſer Opuskul'n, aber — Bonbonniers, Bijoux, Souvenirs, Melanges, Paſticcio's und dergleichen Herrlichkeiten, prangten in verführeriſchen Reizen als Aushängeſchilde. „Und hier,“ ſprach der Mann im Frak, indem er ſeiner Elevin ein koſtbares in Maroquin und Silber gebundenes Album mit Grandezza überreichte; „hier nehme ich mir die Freiheit, Ihnen an Ihrem Geburtstage“ (es war der erſte April), „mein neueſtes Werk zu dediciren. Ich habe lange geforſcht, und endlich das Geheimniß entdeckt, wie der Schüler tändelnd in wenigen Wochen den Gipfel des Parnaſſes erreichen kann. Dieſes Syſtem enthält in einer Reihe ſcheinbarer Tänze aus Norma und andern tragiſchen Opern entnommen, die gründlichſte Praxis der Tonkunſt. Drum hab' ich das Werk: „das große Scala der Muſik“ betitelt, und gleich mit der 4ten Auflage begonnen.“ Mit verlegenem Erröthen nahm und dankte Juno. Nun begann der Unterricht oder vielmehr die Abſitzzeit. Nichts von der Qual eines gebildeten Ohrs! Die ſchönen Finger ſtolperten gedanken- und ausdruckslos auf die Taſten herum. Wer hätte ſolche Mißtöne in dem wohltemperirten Bau eines Chef d'oeuvre ſuchen ſollen? Die holde Schreckliche entadelte in einer Folge der ſeichteſten Occaſional-Produkte die Perlenzähne von Elfenbein. Das Auge verweilte mit Entzücken auf den ſich zierlich hebenden und biegenden Fingern voll blitzender Steine — das Ohr aber wünſchte ſich mit Leſſing's Emilie ewige Taubheit. Der Beiſitzer, wenn er nicht ſchlief, oder auf die Uhr und den Alabaſter-Arm blickte, oder von der Oper diskurirte, zerfloß in ein endloſes Gähnen. Zum Glück unterbrach Papa dieſe Schreckenszeit, welche man im gewöhnlichen Leben eine Stunde nennt. „Sehen Sie, Papa, das große Arcanum der Muſik, welches mir Herr Süßling ſo eben dedicirte,“ rief Eugenie aufſpringend, und deutete auf das Album. Papa durchblätterte es, und dachte dabei an irgend ein anderes fallendes Papier, indem Süßling ſehr dumm lächelnd ſich den Thau von der Naſe wiſchte. Der Herr vom Hauſe öffnete darauf ſein Schreibpult, holte einige dickleibige Rollen heraus, und ſchritt mit der Dedicace in der Linken auf Süßling zu. „Empfangen Sie,“ ſprach er zu ihm — Süßling's Entzücken war bemüht, ſich unter einer nonchalanten Stellung zu maskiren, — „empfangen Sie meinen Dank, für den vortrefflichen Unterricht an meiner Tochter. — Sie wird einige Zeit ausſetzen. — Senden Sie mir daher Ihre Memoires für die ſchuldigen Cachets. Eugenie“ — fuhr er fort, ſich von dem vom Donner Gerührten abwendend — „hier ſind 30 Louisd'or zur Beſtreitung der morgenden Soirée, wobei du ſpielen mußt. Präparire dich. Es kommen einige Opernleute dazu. Man muß ſchon einmal ein Übriges thun.“ Mit einem „Alſo!“ ſich trocken verbeugend, warf er nachläßig das Album auf Memnon, und entfernte ſich. „Ach, Herr Süßling!“ flüſterte Eugenie in liebenswürdiger Verwirrung, und eine Thräne perlte aus ihren ſchwarzen Augen. Der Getäuſchte aber küßte mit verzweiflungsvoller Freundlichkeit des Mädchens Hand, ſprach galant einige franzöſiſche Worte, und eilte trällernd zur Thür hinaus.

Von dieſem Augenblicke an wurde Memnon unaufhörlich geſchlagen; dadurch verſtimmt, kam bald ein Mann der ihn wieder in Einklang mit ſich ſelber brachte. Die Ruhe, deren er jetzt genoß, glich jedoch der gefährlichen Stille vor einem Donnerwetter, das auch am Abend mit fürchterlicher Gewalt losbrach. Schlag auf Schlag, Blitz auf Blitz, worunter ihn Adraſtea mit 10 Geißeln wüthend peitſchte! Es konnte nicht fehlen, es dröhnte ihm durch Mark und Bein, er war zu ſchwach für ſolche Mißhandlungen, und Kanonenſchüſſen gleich platzten ſeine Saiten. Nun ſchwieg der Sturm. Der Arme aber ward für untüchtig erklärt, und ſchon am nächſten Morgen verbannt. (Fortſ. folgt.)

Pariſer Theaterſchau.

(Nachtrag.)

Das Theater der Porte Saint-Martin hat auch ſein Kontingent zu den vielen dramatiſchen Neuigkeiten geliefert, welche im letzten Monat auf den hieſigen Bühnen in Scene geſetzt worden ſind. Das neue Drama hieß: la Berline de l'émigré, war von den Herrn Mélesville und Daubigny verfaßt, und ſeinem Inhalte nach der verrufenen Schreckensperiode von 1793 entlehnt. Folgendes iſt kurz die Analyſe: Erſter Akt: Der Ex-Marquis von Savigny, deſſen Name bereits auf die Proſkriptionsliſten des öffentlichen Wohlfahrts-Ausſchuſſes getragen iſt, ſucht ſich durch die Flucht zu retten. Germain, der alte treue Diener des Marquis, beauftragt ſeinen eignen Sohn Paſcal, einen Wagen zu beſtellen. Paſcal, ſeinem Handwerke nach ein Sattler, ſchafft den Wagen herbei; man verbirgt darin 600,000 Franken in Gold, die letzten Ueberbleibſel des ehemals unermeßlichen Vermögens des Marquis; man nimmt gegenſeitig Abſchied, und er iſt eben in dem Begriff, in den Wagen zu ſteigen, als ein Offizier der Gemeinde von Paris, in Begleitung von bewaffneter Mannſchaft, erſcheint, und den Marquis im Namen des Geſetzes verhaftet. — Im zweiten Akt ſpielt die Scene im Gefängniß des Luxembourg; Savigny, zum Tode verurtheilt, erwartet gefaßten Muths die Vollſtreckung des Urtheils; der treue Germain iſt nicht von ſeiner Seite gewichen. In ſeinen Muthmaßungen über den wahrſcheinlichen Angeber äußert der Marquis, daß er auf einen jungen Menſchen, Namens Eugène Leclerc, Verdacht habe, der leicht zu dieſer Schandthat ſich habe hinreißen laſſen können, weil er ihm ſeine Tochter verweigert; Germain findet aber dieſe Idee nicht einleuchtend, trotzdem, daß der Marquis feſt darauf beharrt. Die Stunde der Hinrichtung nahet indeß heran; der Marquis geht nochmals in ſeinen Kerker zurück, um dort ſeine Uniform als Colonel anzuziehen und darin zu ſterben; während ſeiner Abweſenheit kommt ein junger Maler, Lucval, dazu, welcher, aus lächerlichen Verdachtsgründen verhaftet, ſo eben wieder in Freiheit geſetzt worden iſt. Dieſer erzählt, daß er während ſeines Verhörs einen jungen Menſchen habe ins Zimmer treten ſehen und den Marquis Savigny denunziren. „Wiſſen Sie ſeinen Namen?“ fragt Germain. „Nein,“ erwiedert der Maler; „aber ich würde ihn unter Tauſenden wiedererkennen; denn ſeine garſtigen Geſichtszüge haben ſich für immer meinem Gedächtniſſe eingeprägt.“ Er ziehet darauf ſofort ein Album und ein Crayon aus der Taſche, und zeichnet die Phyſiognomie des Angebers. Aber wie groß muß der Schmerz für den treuen Germain ſein, als er in den Zügen dieſes Schändlichen — Paſcal, ſeinen Sohn, erkennt! Bei dem Anblick deſſelben zögert er keinen Augenblick mehr; er benutzt den Schlaf des Marquis, ziehet ſeine Hauptmanns-Uniform an, und als man die Verurtheilten einzeln bei Namen aufruft, ſtellt er ſich, und beſteigt für ſeinen Herrn das Schaffot. Eine Stunde darauf verläßt der Marquis, als Bedienter verkleidet, das Gefängniß. — Dritter Akt. Paſcal, obſchon beſtürzt und zu Boden geſchlagen durch den myſteriöſen Tod ſeines Vaters, hat dennoch dafür geſorgt, daß die Berline in ſeinem Hauſe untergebracht worden iſt. Er will gerade die 600,000 Franken herausnehmen, als ſein Nachbar Belhomme ankommt, und im Namen des Wohlfahrts-Ausſchuſſes die Berline ſeines Nachbarn requirirt, um einen Volks-Repräſentanten in die Provinz zu fahren. Obſchon Paſcal dieſelbe auszuliefern ſich weigert, wird die Berline doch mit fortgenommen. — (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 193. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 17. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

In der Reſidenz machte einige Wochen ſpäter die Neuigkeit allenthalben die Runde: „Der reiche Baron Adlerſtröm ſei verrückt geworden.“ Die Damen, junge und alte, bemitleideten ihn einmüthig, denn ſie nahmen für gewiß an, daß unglückliche Liebe der Anlaß ſeiner Geiſteszerrüttung ſei; und nie ſtrömt ein Frauenzimmer leichter in Mitleid über, als wenn es ein Opfer der Liebe zu bedauern hat. Die Männerwelt war in ihrem Urtheil über Adlerſtröm ſchroffer und härter. Der Mann hat das Diaboliſche in ſeiner Weſenheit, daß er entweder das Größte überſehen, oder das Kleinſte ſo lang beſchauen kann, bis es ihm als groß genug erſcheint, woran irgend eine Seite, mindeſtens eine Kante ſich als lächerlich darſtelle.

„Doch worin äußert ſich ſein Wahnſinn?“ erkundigten ſich hauptſächlich die Damen, als ſie die ſeltſame Neuigkeit erfuhren; „ſitzt er Nächtelang, das Bild ſeiner angebeteten Grauſamen zeichnend, wieder vernichtend, auf's neue beginnend? Verräth er — um Gotteswillen! — etwa gar Neigung zum Selbſtmord? — Spricht er in Extaſe? — Brütet er ſchweigend?“

Nichts von allem dem war der Fall. Und die Neuigkeit, welche ziemlich voreilig verbreitet wurde, hatte einen ganz andern Anlaß, der, wenn auch bizarr genug, doch noch keineswegs zu der Annahme berechtigen durfte, daß Adlerſtröm plötzlich geiſtesſchwach geworden war. Vielleicht war es ſogar gerade das Gegentheil, — Geiſtesſtärke, die ihn ſo handeln ließ, wie er handelte, ohne ſich um die vornehmen und niedren Fraubaſereien zu kümmern.

Er verwandelte nämlich ſeit einigen Wochen ſein ganzes Vermögen allmählich und eifrig in baares Geld; er kündete alle Kapitalien auf, wodurch manche hohe Perſonen in keine geringe Beſtürzung und Verlegenheit geriethen. Mehr als *eine* Vorſtellung wurde deßhalb an ihn verſchwendet, mehr als *ein* Orden ihm verſprochen, eine ungeheure Steigerung der Intereſſen ihm angeboten. Alles umſonſt! Seine prächtigen Villen und Rittergüter, ſeine Palais, ſeine koſtbaren Möbel, ſeine herrliche Gallerie, ſeine unbezahlbaren Antiken, — alles, alles kam unter den Hammer. Binnen wenigen Wochen hatte er vielleicht ein größeres Vermögen baar in der Hand, als zehn Souveraine.

Deßhalb nannte man ihn verrückt.

Man wußte freilich nicht, warum er ſo handelte, und er war klug genug, die Rolle des Brutus, deren erſte Hälfte man ihm ſolchermaßen gleichſam aufdrängte, geduldig und gern zu behalten. Er hörte es verblümt ſo wie ohne Umſchweife, welche Ehre man ſeinem geſunden Verſtande anthat, er lächelte darüber; das war ſeine ganze Erwiedrung, der einzige Aufſchluß, den er darüber gab.

Und doch befand ſich dabei ſein ganzes Weſen in einer Aufregung, welche nothwendig über kurz oder lang wirklich zur Verrücktheit geführt haben müßte, wäre die Idee, die ſich in ihm immer ſtärker fixirte, bloß eine Idee des Verſtandes, nicht zugleich des Herzens geweſen, hätte er ſie nicht zugleich mit ganzer phyſiſcher Kraft und Thätigkeit in Fleiſch und Blut zu verwandeln, zu beleben getrachtet. Er fühlte es mit geſunden Sinnen, daß er aus ſeiner Schwärmerei, einer reinen und heiligen, zugleich ein Geſchäft im eigentlichſten Sinne des Wortes machen mußte, wollte er mit einiger Wahrſcheinlichkeit des Erfolges gewiß werden.

Seitdem er nun ſein ganzes Haben in baar Geld und ſein ganzes Sein in baares Handeln und Schaffen umgeſetzt, ſchien ſein Haus Alles in Vielem, — Comptoir, Armenanſtalt, Geſchäftsbüreau, Stapelplatz von tauſend Hoffnungen und Wünſchen zugleich. Man ſah dieſe und jene ſeltſame, faſt abentheuerliche Geſtalt aus und eingehen, und Leute, die augenſcheinlichſt dem fernſten Oſten oder Weſten angehörten oder vielleicht gar nirgends eine Heimath hatten, in Adlerſtröm's Hauſe wie in ihrem Eigenthum ſchalten und walten, — jene dunkeln, olivenfarbigen Geſichter mit hochgewölbten pechſchwarzen Augenbraunen, und langen Bärten, im ſchwarzen oder hellblauen langen Seidenkaftan, oder mit dem altfränkiſchen Dreimaſter auf dem Kopf, und in kurzen gelben Mancheſterhoſen, — den frommen Rabbi aus Pohlen, den Meiſter der Schule aus Liſſabon, den wandernden deutſchen Trödeljuden, — alle zwar mit denſelben gekrümmten Rücken, auf denen der Fluch von mehr als anderthalb Jahrtauſenden preßt, aber mit heimlicher Gluth in den ſcheuen, ſpähenden Blicken, denen der freie Genuß des Sonnenlichts ſo hart verwehrt ward, — im Schmutz der langen Unterdrückung, beſudelt vom Zwang, ſich durch die gemeinſte Art des Erwerbs das nackte Leben zu friſten, die Sohlen ſo leiſe am Boden hinſchleifend, die verknöcherten Hände, vom Geldzählen ſo mechaniſch geübt, heimlich zu Fäuſten geballt! — Adlerſtröm räumte ihnen ſein Haus wie früher den Künſtlern, ſchloß ihnen ſeine Kiſten auf, ſandte ſie mit wichtigen Briefen in dies oder jenes Land, an die Glaubensgenoſſen, behandelte ſie ohne Unterſchied wie Brüder, mit denen er an Einer Mutterbruſt gelegen; und er hatte ja auch von Einer Milch mit ihnen allen getrunken, von der der Verachtung. Er ſuchte jetzt ſeinen Stolz in der Niedrigkeit, ſein Glück im Elend, (wie er früher mitten im Glück ſich elend gefühlt,) — ſeine Ehre bloß darin, die Schmach aller Andern zu theilen. Er ließ ſich von Niemand mehr „Herr Baron" noch „Adlerſtröm" nennen, ſondern ſchlechtweg bloß Baruch Adler, wie ſein Großvater geheißen hatte.

Deßhalb nannte man ihn verrückt!

(Fortſetzung folgt.)

Zur Geſchichte eines Patent-Flügels.*

(Fortſetzung.)

Der Muſagetes.

Gleich nach dieſer Cataſtrophe befand ſich der Verwieſene in der Wohnung eines Mannes, deſſen Treiben im erſten Moment an den Attributen zu erkennen war, die in genialer Unordnung im Zimmer zerſtreut umher lagen. Es waren Partituren und Clavierauszüge, entſiegelte Briefe, Theorien, Geſangſchulen, belletriſtiſche Journale, ein Metronom, ein Taktirſtab, und auf dem Divan ein vergeſſener Damenſchleier. Ohne Villaume's praktiſche Logik ſtudirt zu haben, war leicht zu ſchließen, daß der Beſitzer ein Muſikdirektor ſein mußte. In dieſem neuen Aſyle ging's bunt durcheinander, aber wahrſcheinlich noch bunter im obern Stockwerke ſeines Beherrſchers, der mit ſtoiſcher Geduld Nichtiges und Wichtiges in den Tiegel ſeiner nothgedrungenen Philoſophie miſchte, und zu einem Brei ſtampfte. Mit dem erſten Sonnenſtrahl brach auch ſchon ein Calkant in's Zimmer, um ihn durch die Meldung irgend einer Adoptiv-Heiſerkeit aus ſeinen Träumen über fehlgeſchlagene Hoffnungen zu wecken. Durch das Concilium der herbeigeſprengten Regie wird endlich aus dem Ocean der Hinderniſſe ein nothdürftig Surrogatchen gefiſcht, das nun gegen den alten Stolz ſo demüthig, als naß an den Straßenecken klebt.

Ungemeſſene Anforderung, dumm-dreiſte Arroganz durchkreuzen ſich an der Thürſchwelle. Jedes Anklopfen durchdringt den ſcheuen Hereinrufer mit dem Schauer der heiligen Vehme. Hier der Rath eines unberufenen Kritikaſters, dort die Warnung eines menſchenfreundlichen Anonymus, hier meldet ein Schreiben, daß ſeine neuſte Oper Fiasko gemacht, dort begehrt ein anderes: Verlängerung des Urlaubs, ein drittes ſagt ein Gaſtſpiel ab u. ſ. w. Sich zu zerſtreuen flüchtet der Tourmentirte zu Memnon, greift kaum einen verſöhnenden Accord, da ſtürzt ein Hiobsbote athemlos zum Zimmer hinein, und bringt die Deſertions-Poſt eines favoriſirten Opernmitgliedes. Dieſe Nachricht wird durch eine unaufgelöſ'te Diſſonanz gebüßt. Der faſt ſelbſt Aufgelöſ'te, Gepeinigte ſtürzt, den Hut auf, zur Thür hinaus, und Memnon iſt wieder verlaſſen, gekränkt und verſtimmt.

Die erſte Clavierprobe der neuen Oper iſt nicht gemacht, ihn zu erheitern. Ohne Rückſicht auf ſeine Stimmung muß er herhalten. Man ſitzt um ihn herum, man plagt ſich mit unartikulirten Lauten, zerreißt ſich wechſelſeitig das Ohr, und ſeine elyſiſchen Gefilde werden zum Kampfplatze der Unbehülflichkeit mit den Elementen. Die Zergliederung einer mühſeligen Progreſſion, die unzähligen, dem harmoniſchen Gefühl, und dem Organ gebrachten Opfer, ſollen am Ende Nationen bildende Kunſtgenüſſe erzeugen. Es wäre manchmal recht gut, wenn das Publikum in dieſe Werkſtätte geführt würde; damit es einſehen lernte, daß der bunte ſchimmernde Gipfel des Muſenberges nicht gar ſo tändelnd erſtiegen würde. Doch iſt es auch wieder beſſer, ſo wie es iſt. Das Publikum darf die dornig ſteilen Pfade, die hinan führen, nicht mit erklimmen. Es würde ſtatt des rührigen Räderwerks nur ein nacktes Todtengerippe ſehen, und was der Adept Urſache einer ſchönen Wirkung nennen mag, würde für daſſelbe zur unbarmherzigſten Ironie werden. Nimbus muß der Univerſal-Betrug bleiben, ſo lange die Welt betrogen ſein will. Der arme Direktor aber war ein reicher Componiſt. Wer hätte es nicht gemerkt an den abgeriſſenen Perioden, und an den Lücken, wenn er auf Memnon ſeiner Ideen den Zügel ſchießen ließ, oder wenn er, wie er ſich ausdrückte, ſich erſt in die Gedanken hinein phantaſiren mußte. Der Moment einer ſolchen Inſpiration aber glich einem ſtillen Wahnſinn, der nach und nach in Raſerei überging. Da wurden alle Thüren verſchloſſen, und in das Gemach nur ein heiliges Dämmerlicht zugelaſſen, ein gewiſſes Helldunkel, das mit dem Zuſtand ſeiner Seele harmoniren mußte. Er war denn für Niemand zu Hauſe, und ach — am wenigſten für ſich ſelbſt. Er durchkreiſte wie eine eingeſperrte Hyäne das Zimmer, trommelte wie Mozart an die Fenſterſcheiben, runzelte wie Beethoven die Stirn, und kratzte ſich hinter die Ohren wie Spontini. Aber es wollte nicht kommen. „Die verfluchten Gedanken“, rief er dann, und ſtürzte ein Glas Champagner hinunter. Das ſchien zu wirken. Er fiel über Memnon her und phantaſirte haſtig und lange. Ein leiſes inn'res Grunzen wurde nach und nach zum Gebrüll. Die Augen ſprühten Funken, die Bruſt ſchnaubte. „Ich hab's! göttlich!“ fiſtulirte er dann, und rannte vor den Spiegel, um einen Begeiſterten zu ſehen.

„Großer Moment! wenn dich dein Jahrhundert ſo belauſchen könnte!“ Er griff zur Feder. Er ſchrieb — hielt inne — ſchlug einen ſonderbaren Akkord — ſchrieb wieder — dachte lange, und ſah verdrießlich. „Nein, das geht nicht. Das war ſchon da. Da würde die Kritik: Reminiscenz, Diebſtahl ſchreien. Die verſteht von Muſik nur das Transponiren; denn ſie ſetzt Alles herunter. Aber wie! dürfen ſich große Geiſter nicht begegnen? Ja; ſie dürfen!“ jubelte der glückliche Finder und ſchrieb. „Dieſe einzige Biegung der Harmonie und das Gewand der Melodie iſt vertauſcht.“ — Er hielt wieder inne. — Volksthümlich ſein und dabei grandios, Trivialität mit Adel paaren, Verſtändlichkeit mit Studium, walzend zur Hölle fahren, und Originalität — — da ſitzt's. Wie mach' ich aber das?“ Er ſchenkte ſich ein, und blickte gen Himmel, wie ein Seher. „Hier iſt eine ſüße Cavaletta, mit myſtiſchen Bäſſen; dort eine tollkühne Ausweichung; dann ein fremdartiger Rythmus; darauf die Sforzaten-Kette auf ſchlechte Noten; hier alle Regiſter, worunter Jericho's Mauern ſtürzen, — dann die Todtenſtille in einer General-Pauſe, — der Schlagſchatten des Finals!“ Er trank aus und ſchrieb. — — „Verwünſchter Dichter, mit deinem J. — Auf Selinde darf ich keine Cadenz machen. Miranda thut's auch. — Fort mit der Wortkrämerei. Ein Ja dafür, probatum est. — Dieſer Triller, dieſe ſteigende Coloratur? Macht Niemand mehr. Caſſation!“ — Er beſann ſich lange, dann ſchrieb er wieder. Nun ſchien er's zu haben; denn die Feder flog, bis — ſie plötzlich wieder ſtockte. — „Fürchterlicher Zuſtand. Schwingen und Blei! Erhabener Gedanke, warum ſtirbſt du in der Geburt? wo ſind deine Sequenzen? wo finde ich Fluß?“ Er trank. Er ſprang wie beſeſſen auf. Seine Fibern zuckten, ſein Geſicht glühte. Er griff in die Taſten, und ſtieß ſehr abentheuerliche Töne dabei aus. Mit der Linken wühlte, mit der Rechten ſchrieb er. Immer tiefer hinein ging's in fremde Tonarten. „Ich kann nicht mehr zurück!“ rief er verzweifelnd. „Mein Schickſal treibt mich fort!“ und weiter wälzte ſich die ſchwere Maſſe des Neunviertel-Takts, bis Pegaſus tief im Sande der Gedankenwüſte ſtak, und zwölf B am Schlüſſel, wie Geiſter der Unterwelt, alle Töne hinunterwürgten. Die Kunſt konnte nichts weiter; da mußte Natur helfen. Die beiden Pole berührten ſich, und wie ein Strahl aus Himmelshöhe, in der Geſtalt einer enharmoniſchen Verwechſelung, löſ'te ſich das labyrinthiſche Chaos in ein ätheriſches A moll verſöhnend auf. Es war gelungen. Die Zangengeburt des Krampfes prangte auf zwei vollen Seiten. Ermattet ließ er die Feder fallen. Große Tropfen fielen von ſeiner Stirne, und mit dem Worte „Unſterblichkeit!“ ſank er, wie einſt der Schöpfer des Requiems, ohnmächtig in ſeinen Seſſel zurück. —

Endlich erhielt er einen Ruf nach den vereinigten Staaten, weil dort ſeine Werke noch unbekannt waren. Memnon kam unter dem Preiſe zu einem Inſtrumentenhändler, wo er neue Politur erhielt, und nach manchen Proben unter Meiſter- und Stümperhänden endlich an eines jener glücklichen Geſchöpfe vermiethet wurde, die in der Welt umherreiſen und Concerte geben.

Die Schule der Virtuoſität.

Der neue Beſitzer war Herr Nomadus, ein kleines, ängſtliches Männchen, abgemagert von Hoch- und Demuth. Ein ungezogenes blaſſes Meteor von 11 Jahren, das er mit ſich führte, wohl behandſchuh't und genial friſirt, ſchien die Bedingung ſeines ſpekulativen Daſeins. Doktor und Profeſſor der muſikaliſchen Facultäten in ** und ***, Mitglied mehrerer Akademieen, Ritter und Clavierſpieler ꝛc. prahlte auf den Karten, die der Vater ſelbſt herumtrug. Empfehlungsbriefe, Apotheoſen auf Löſchpapier, Concertzettel, Lobgedichte, Medizinflaſchen und gewaltige Stöße des Notenmeeres, das der kleine Wundermann hier durchſchiffen ſollte, bildeten den Inhalt des Pantheons. Journale und Straßenecken, mit enkomiaſtiſchen Tiraden geſpickt, leiteten das Urtheil der Reſidenz. Man ſprach nur von dem kleinen Primarius aller Cembaliſten, von dem Meiſter der freien Phantaſie, von Wolfgang Nomadus. Aber einige Soiréen abgerechnet, wo der Karniol ſtrahlen mußte hüllte Herr Nomadus denſelben in ein politiſches Dunkel. Nur den Organen der gebildeten Welt wurde Memnon geöffnet. Man ſaß im weiten Kreiſe um ihn herum, wenn der kleine Rieſe ihn tyranniſirte; und höchſt ergötzlich war dann gewöhnlich das Mienenſpiel ſeines beweglichen Mentors. Eine Henne, die ihre Entenbrut im Teiche ängſtlich umtrippelt, weil ſie nicht zu kann, gibt das treffendſte Bild eines reiſenden Virtuoſen-Papa's. Unter Tauſenden iſt er zu erkennen, an den Blikken, die im Cirkel verſtohlen kreiſend die Mimik jedes Einzelnen zu entziffern ſuchen, an dem inneren Entzücken, das er über günſtige Omina umſonſt hinter der Grimaſſe ſchuldigen Tributs zu verbergen ſucht, an dem unſteten Lächeln, womit er halbe, zerſtreute oder verkehrte Antworten gibt. Er iſt Hüter, Kammerdiener, Auslaufer, Kritiker, Kaſſirer in einer Perſon. Er bedarf der Livrée nicht, um ſeinen Paß Lügen zu ſtrafen. Aber ſo knechtiſch unter hundert Augen, iſt er der grauſamſte Despot unter vieren.

Die Stunden der Weihe ſind die eines Sträflings auf der Galeere. Da wird denn für den kleinen Menſchen die heilige Muſika zum Ungeheuer, das ſeine Kinderſpiele und ſein Wangenroth verſchlingt. Von der Wiege an bis zur Entwickelungsperiode, wo denn gewöhnlich der geprieſene Stern als Schnuppe vom Himmel des Ruhmes fällt, iſt ihm das Griffbrett eine Folterbank, und ſein angeborner Beſchützer der Henker. „Mechanik iſt das courſive Princip, und die kann forçirt werden. Dazu braucht's kein Genie. Alſo d'ran, mein Wolfgang, mein Tiſchchen deck' dich! d'ran, an die Hobelbank der Ehre. Denk, daß Mutter und Geſchwiſter daheim nach neuen Sporteln ſchmachten, während wir hier elend glänzen.“

Da wälzte ſich's wie Wagenräder durch die Saiten. Endloſe Triller jagten einander wie Erinnyen, und von chromatiſch ſchwülſtigen Bäſſen erdröhnte der Reſonanzboden. Stunde auf Stunde zerrann unter ſolcher Augias-Arbeit, und ermattet ſanken des armen Knaben Finger von den Taſten. „Willſt du ſchon feiern?“ herrſchte es hinter ihm. „Denk an den Merite-Orden und an den Hunger!“ und von Ehrgeiz getrieben, rumorte das Peloton-Feuer der Octaven- und Terzen-Läufe in die Eingeweide Memnons. „Ich halt' es nicht mehr aus,“ ſtöhnte der Kleine, „die Finger brechen mir ab.“ „„Und du willſt ein Künſtler ſein?!““ kreiſchte der Tyrann. „„Hinan zum Pindus! Morgen iſt dein Concert, und wenn du nichts kannſt, ſind wir blamirt. Willſt du, Träger, gleich begeiſtert ſein?““ und dabei fiel ein Streich auf ſeine blaſſe Wange. „Wenn du mich ſchlägſt,“ wimmerte der Gepeinigte, „ſo wachſe ich ja nicht mehr.“ „„Deſto beſſer; dann kann ich dich *immer* für 7 Jahre ausgeben. Vorwärts!““ Hier ſchwang er die Geißel, und der 3te Grad der Tortur begann. Salti mortali und Kreuzgriffe gaben den Kräften ihren letzten Reſt. Das Auge brannte, die Wangen erglühten wie im Fieber, die Adern der Hände ſchwollen auf, und der erſchöpfte Profeſſor ſank weinend dem zärtlichen Profoß in die Arme. „So iſt's recht, mein Wolfgang. Du biſt am Ziel.“ Er rieb des Knaben Schläfe mit Eſſig. „Nun wollen wir auch ein Stündchen ausruhen!“

Am Morgen nach dem Concert lag ein Orden auf dem Deckbette des tief ſchlafenden Kindes; der Vater zählte verdrüßlich Geld, packte drei Clavier-Concerte ein, und dieſelben Brandſchatzungen erneuerten ſich überall, wo man noch Sinn hatte für — Empfehlungsbriefe.

(Schluß folgt.)

Pariſer Theaterſchau.

(Schluß.)

Im *vierten Akte* ſehen wir das Hauptlager der franzöſiſchen Armee. Pascal, welcher bis hierher ſtets der Spur der Berline gefolgt iſt, findet hier auch den Marquis, ſeine Tochter, den treuen Belhomme und Eugène Leclerc wieder, welcher unterdeß Aide-de-Camp geworden. Nachdem er verſchiedene Verſuche gemacht, den verborgenen Schatz zu erbeuten, die ihm aber nicht recht gelingen wollen, erlauſcht er am Ende einige wichtige Befehle, welche der Volks-Repräſentant den Generalen gibt, und eilt, ſie den Oeſtreichern zu verkaufen. — *Fünfter Akt.* Ein franzöſiſcher Vorpoſten. — Der Feind hat nach den Rathſchlägen Pascals den ſchwächſten Theil der Armee angegriffen; die jungen Offiziere, ohne Kriegserfahrung, wiſſen ſich nicht zu helfen und ſehen kein Mittel, den Angriff zurückzuſchlagen. Da verläßt der alte Colonel Savigny ſeine Verkleidung, kommt ihnen mit ſeinem Rathe zu Hülfe, übernimmt den Oberbefehl des Bataillons, und macht durch ſeine gewandten Manövres die Kriegsliſt der Feinde zu Schanden. Zur Belohnung für dieſe That bewilligt ihm der Volks-Repräſentant Gnade, und erhebt ihn ſofort im Namen des franzöſiſchen Volks zum Brigade-General. Pascals Verrätherei wird entdeckt, und nach Kriegsgeſetzen muß der Verräther es mit dem Tode büßen: er wird erſchoſſen. Die Tochter des Emigrirten heirathet den Kapitän Eugène, der nun vollkommen gerechtfertigt daſteht, und erhält die Berline zur Mitgift.

Wie aus dem Geſagten hervorgeht, ſo iſt dieſes Drama durchaus in der Weiſe der alten Melodramen aufgefaßt und durchgeführt; man erkennt deutlich darin die Hand, und die Art und Weiſe des Verfaſſers der Pie voleuse, des Homme gris und ſo vieler anderer Theaterſtücke, welche vor etwa 20 Jahren ſo glänzenden Beifall fanden. Da indeſſen noch ein zweiter Autor, Herr Mélesville, hinzu gekommen iſt, welcher früher Anlage für die Komödie gezeigt hat, ſo ging daraus ein ziemlich glückliches Ganzes hervor; das Intereſſe geht immer Hand in Hand mit dem Scherze, oft mit der komiſchen Laune; — eine Verbindung, welche wir in den franzöſ. Dramen der neuern Schule wenig antreffen, obſchon dieſer fortwährende Gegenſatz ganz ihren Prinzipien angemeſſen iſt, und von ihnen ſelbſt in der Tragödie faſt gefordert wird.

Buntes.

. *Miſtriß Hemans.* „Wir beklagen es, den Tod dieſer trefflichen Dichterin anzeigen zu müſſen. Die folgenden biographiſchen Notizen über ſie entlehnen wir aus dem Athenäum. — Felicia Dorothea Brown ward in Liverpool geboren. Ihr Vater war ein Irländer, ihre Mutter eine Deutſche, Namens Wagner, die aber von einer venetianiſchen Familie entweder abſtammte, oder mit ihr verwandt war; ein Umſtand, deſſen ſie ſich oft im Scherz erinnerte, indem ſie die romantiſch-poetiſche Anlagen erklärte, die man von ihrer früheſten Kindheit an ihr wahrnahm. Sie war noch ſehr jung, als ihre Familie von Liverpool in die Nachbarſchaft von St. Aſaph in Nord-Wallis zog, wo ſie ſich ſehr frühzeitig verheirathete. Ihr eheliches Leben ward, nach der Geburt von fünf Söhnen, durch die Entfernung ihres Gatten getrübt, und nach dem Tode ihrer Mutter, bei der ſie gewohnt hatte, verließ ſie ihren Wohnort in Wallis und begab ſich nach Wavertree, in der Nachbarſchaft von Liverpool, und von da, nach einem ungefähr dreijährigen Aufenthalte, wieder nach Dublin, ihrem letzten Aufenthaltsorte. — In ihrem Privatleben hatte ſich Miſtriß Hemans viele aufrichtige und anhängliche Freunde gewonnen. Es iſt merkwürdig, wie ſie mit allem ruhigen Zartgefühl edler Frauen vor der gemeinen Ehre des Leonismus zurückſchreckte, und in einer Periode, wo man ſie mit Freundſchaftsbezeigungen und Erbietungen überhäufte, wo ſie aus allen Enden Großbritanniens Huldigungen in einem Grade erhielt, die man geſehen haben muß, um ſie glaublich zu finden, war ſie doch nie glücklicher, als wenn ſie ihren eigenen kleinen Kreis um ſich bilden und, der gleich geſtimmten Gefühle ſeiner Glieder verſichert, ihrer Unterhaltungsgabe freien Lauf laſſen konnte, die ſie ſelten in Geſellſchaften bewährte, und deren Beſitz man kaum an ihr vermuthete. Es wird Viele verwundern zu vernehmen, daß ſie ſich zu jeder Zeit einen glänzenden Ruf, als Schöngeiſt, hätte erwerben können; denn ſie war ſo glücklich und witzig in ihrem Vortrage, als ihre Phantaſie lebhaft und umfaſſend war; allein weislich war ſie zum Beſten ihres eigenen Seelenfriedens weit eher bedacht, ihr Talent zu verbergen, als zu zeigen. Dieſe Empfindlichkeit ihres Gemüthes war es, die ſie abhielt, nachdem ihr Name berühmt geworden war, je London zu beſuchen, und in der That machten es ihr ihre wärmſten Freunde nicht ſelten zum Vorwurfe, die Ehrenbezeigungen nicht gehörig zu ſchätzen und von ſich abzulehnen, die der verdiente Lohn ihrer hohen Talente waren, und ſich gleichſam in einen Winkel zu verbergen, wenn ſie ihren Platz in der Welt der Geſellſchaft als ein Leitſtern hätte einnehmen ſollen. Die Wenigen, welche ſie kannten, werden noch lange ſich ihrer eifrigen, kindlichen Zuneigung und des aufrichtigen Wohlwollens erinnern, womit ſie, ſich ihre völlige Gunſt erwerbend, ihr Intereſſe für immer zu dem ihrigen machte. — Es verdient erwähnt zu werden, daß ſie in ihrer Jugend viele perſönliche Reize beſaß, daß ihre Talente in der Muſik und im Zeichnen (nur eine andere Form jenes Geiſtes, welcher das lebendige Prinzip ihres Lebens war) nicht vom gewöhnlichen Schlage waren. Ihre Geſundheit war viele Jahre hindurch ſchwächlich und ſchwankend geweſen; die Krankheit, woran ſie ſtarb, war langwierig und verwickelt, aber vom Anfang an ſah man den Ausgang voraus, und wir wiſſen von denjenigen, die in naher Verbindung mit ihr ſtanden, daß ihr Geiſt gelaſſen und ruhig war, und daß ſie dem letzten Kampf ohne Furcht entgegen ſah. Es iſt tröſtlich, hinzufügen zu können, daß ihre letzten Augenblicke durch die wohlwollenden Dienſte eifriger und treuer Freunde erheitert wurden: für ſie ſelbſt konnte der Abſchied aus dieſer Welt nur ein glücklicher Tauſch ſein. Man braucht nicht zu fürchten, daß ſie vergeſſen wird; wir werden uns lange ihrer erinnern:

Mit Lieb' und Freundlichkeit; doch ſo,
Als Eines, dem es wohl iſt, daß er floh, —
Des Vogels, der der Kette ſich entwandt,
Als eines Wanderers, der die Heimath fand.“ (Mirror.)

. Kürzlich kehrte ein ehemaliger Hauptmann der kaiſerlichen Heere aus Oſtindien nach ſeinem Geburtsort, einem Flecken im ſüdlichen Frankreich, zurück. Nach den hundert Tagen nahm ihm die Regierung der Bourbons ungerechter Weiſe ſeinen Grad, und weigerte ſich ſpäter, ungeachtet der Verwendungen mehrerer Marſchälle, ihn wieder anzuſtellen. Hierauf ſuchte er vergeblich Dienſte in Aegypten. Doch dies ſein Unglück bereitete für ihn ein glänzenderes Glück, als ihm ſonſt hätte zu Theil werden können. Er gerieth nach Oſtindien, trat in die Dienſte des von den Engländern noch unabhängigen Rajah von Lahore, leitete die Diſziplinirung der Armee deſſelben, und kehrte kürzlich mit einem Vermögen von mehreren Millionen nach Frankreich zurück.

. *Fieſchi* iſt der *zweite Korſe*, von dem ein Mordverſuch gegen das Oberhaupt des franzöſiſchen Staates ausging. Der erſte war der nicht unberühmte, obgleich noch junge Bildhauer Arena, welcher den erſten Konſul mit einigen Jakobinern in den Korridors des Opernhauſes angriff, um ihn als Republikaner mit dem Dolche niederzuſtoßen. Fouché ward aber von der Verſchwörung unterrichtet, und hatte Vorkehrungen getroffen, den Verſchwornen auf offener That, jedoch ohne Gefahr für Bonaparte, ergreifen zu laſſen.

. Von den Contemporains von Sarrut ſind mehrere Hefte erſchienen. Das letzte enthält Lebensbeſchreibungen von Baſſano, Barante und Perſil. Die des letzteren findet übrigens ſelbſt der Meſſager zu ſtark.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 194. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 18. Auguſt.

Feuilleton zum Phönix.

Zwei neue Dramen von Grabbe.

Grabbe hat ſeine bürgerlichen Verhältniſſe in Detmold aufgegeben, zog nach Frankfurt und lebt gegenwärtig in Düſſeldorf. Er ſelbſt geſteht, daß ihn Immermann wieder in das rechte moraliſche Geleis der Exiſtenz gebracht hat und drückt ſich in einem Vorworte zu Hannibal faſt ſo aus, als hätt' ihn Immermann wieder zu einem Menſchen gemacht. Wir müſſen hinzufügen, daß wir Grabben dieſer Geſtändniſſe wegen bemitleiden. An Immermann war es, das Wiedererſcheinen der Grabbe'ſchen Muſe, die er vor längrer Zeit in ſeinem Reiſetagebuche ſo kühl behandelt hatte, wieder anzukündigen. Er hätte der weichen und gerührten Stimmung Grabbe's zuvorkommen müſſen; denn wenn einmal preisgegebne Menſchen ſich aufrichten und der Geſellſchaft wieder geſchenkt werden, ſo ſind ſie gemeiniglich ſo gedemüthigt, daß jedes ihrer Worte zittert und ſie alle Welt umarmen möchten. Wär' es nicht entſetzlich, wenn Grabbe vor dem Publikum noch mehr ſtammelte, als er ſchon geſtanden hat? Nein, Immermann müßte ſeinen Schützling ankündigen, Immermann, der es ohne Erröthen hätte thun können, da er ſelbſt die Umkehr von ſeinen frühern äſthetiſchen Urtheilen neulich öffentlich ausgeſprochen hat.

Um das Werthloſere ſogleich abzufertigen, ſo erreicht Aſchenbrödel, ein dramatiſches Märchen, durchaus nicht jene Stufe, welche Grabbe's würdig iſt. Hier haben wir weniger, als Platen in ſeinen gläſernen Pantoffeln geleiſtet hat. Um ein Märchen dieſer Art auszuführen, bedarf es eines Witzes, wie er Tieck zu Gebote ſtand, und einer Poeſie, wie ſie Menzel in ſeinen Märchen, wenigſtens durch eine Art poetiſcher Scholaſtik zu erſetzen ſuchte; jedenfalls aber einer ſaubern und netten Hand, die nicht wie Grabbe alles über den Haufen wirft. Zum Märchen hat Grabbe weder den Beruf des Witzes noch der Lyrik. Seine Verſuche im Witze ſind hölzern, pritſchenſchaft, plump; ſeine Leiſtungen in der Lyrik ſind nur die Beſtrebungen jenes Vogelſtellers, der auf einem Lindenblatte die Nachtigall lockt. Aber die Nachtigall kömmt nicht.

In der Tragödie Hannibal erſt ſehen wir den alten Grabbe wieder. Die Situationen ſind maleriſch ſchön, die Charakteriſtik iſt rapid und bis auf's Äußerſte pointirt, der Dialog iſt ein Muſter von Kürze und ſchlagender Gedrängtheit. Hier ſtürmt die Sprache und Phantaſie die Alpen, und erfriert oben, (wie dies Grabben immer charakteriſirt hat) zu einer eiſigen Kryſtalliſation. Es ſind die alten großartigen Bilder, von denen zwei Drittel immer ſo originell und das letzte Drittel immer ſo ſteif, irdiſch und ungelenk iſt.

Hannibal ſteht vor den Thoren Roms, wir ſehen ihn in Capua, zwiſchen den Bergen, in Afrika, bei Zama, zuletzt bei Pruſias, einem Könige, den Grabbe mit zu vieler Ironie zeichnet, da er die Exequien und die poetiſche Gerechtigkeit des fünften Aktes zu verwalten hat. Zwiſchendurch Karthago mit ſeinen Partheien, Rom mit dem ſchwankenden Senat, Spanien mit Numantias rauchenden Trümmern. An klaſſiſchen Details fehlt es hier nirgends, ſei es nun, daß Grabbe den Krämergeiſt Karthago's zeichnet, oder die innere

Hohlheit des Cato Cenſorinus, oder die gutmüthige Eitelkeit eines Terenz, des Begleiters der Scipionen, oder die kleinliche Größe des Fabius Cunctator: hier iſt Grabbe immer originell und überraſchend und erhält uns den Glauben an eine Muſe, welche ein unſterbliches Recht zu zürnen hat, wenn ſich ihr das öffentliche Intereſſe nicht mit aller Theilnahme hingäbe.

Woher kömmt es nur, daß Grabbe's Dramen in Rückſicht auf ſeine Perſönlichkeit uns ſo wohlthun, objektiv aber niemals die Billigung des Kunſtrichters erhalten haben? Auch Hannibal mißbehagt, wenn man dies Trauerſpiel als ein Ganzes faßt und auch, wenn man an das Einzelne den äſthetiſchen Maßſtab anlegt. Hannibal iſt nichts, als eine Veranſchaulichmachung und Dramatiſirung der Hiſtorie. Es findet ſich kein Steigen und Anſchwellen des Stoffes; die Begebenheiten ſelbſt ſtehen über dem Haupte des Dichters und bleiben immer noch groß genug, um ſein Werk auf ein Verdienſt als bloße Skizze zu verweiſen. Grabbe's Werk iſt feſt in den Knochen, die Muskeln, Flechſen und Arterien winden ſich um das ſtarre Gerippe herum; aber der Reſt fehlt, das Fleiſch, die ſchöne Bekleidung der Haut, die blühende Farbe der Natur, des Lebens und der Wahrheit. Man wird uns zutrauen, daß wir nicht nach Schiller'ſchen Jamben und Reflexionen fragen: aber die Malerei der Motive dürfen wir nicht aufgeben. Die Menſchen ſind nicht ſo, wie ſie Grabbe ſchildert, ſelbſt in den verzweifeltſten, äußerſten Lagen ſind ſie anders, ſie ſind immer noch etwas neben und außer der That. Dieſer ganze Bereich fehlt bei Grabbe und wird ihm überall im Wege ſtehen, wenn es ſich darum handelt, ſein Studium den Maſſen zu empfehlen. Während man kaum zeigte, wie kühn er im Sattel des Pegaſus ſitzt; wird man rufen, daß ihn das Roß ſchon wieder abgeworfen. Grabbe hat Immermann dafür gedankt, daß er ihm Muße zum Dichten verſchafft habe; vielleicht iſt es möglich, daß Immermann ihm auch ſeine Ruhe einflößt.

Redigirt von Dr. K. Gutzkow.

Zur Geſchichte eines Patent-Flügels.

(Schluß.)

Die Feuerprobe.

Eine weltberühmte Prima-Donna ſollte am Hoftheater der Reſidenz gaſtiren. Wer anders, als unſer Wiener, wurde zur Miethe hingeſchleppt? Hier hatte er gute Tage und Muße genug zu pſychologiſchen Betrachtungen. Der Name Aurora Centifolia wurde bald zum unwiderſtehlichen Magnet aller Herzen. Das Heer der Gönner, Verſicherer, Anbeter und Aufwarter umflatterte wie Schmetterlinge die ausländiſche Blume, und vom Morgen bis zum Abend ſchwamm die Fêtirte in einem Roſenſchimmer der Freude. Phaetons und Equipagen hielten zu Dutzenden an ihrem Hôtel, der Corridor wimmelte von buntſcheckiger Livreen. Ganze Guirlanden vornehmer Adreſſen zierten die Trumeaux, Empfehlungsbriefe die Etablis, Dedicationen großer Meiſter den Flügel ſelbſt. Das Cabinet, in dem er paradirte, war ordentlich tapezirt mit Sinngedichten, Akroſtichons und Lorbeerkränzen. Feſte drängten ſich bei Tage, und kam die Nacht, dann girrten Serenaden vor ihren Fenſtern, und Sonette flogen wie Blüthenflocken hinein.

Alles überſtrahlte die Vergötterte; ſie durchdrang die Chikanen ihrer Nebenbuhlerinnen. Selbſt die Miniſter ſanken im Preiſe, denn die Quelle war gefunden, die zum Meere fürſtlicher Gnade leitete. — Niedrig beſoldete Staatsdiener, Väter zahlreicher Familien, Wittwen und Waiſen, ſie darbten freudiger; durften ſie doch nippen von der Hippokrene, die ihnen Stärkung zu neuen Drangſalen verlieh.

O wunderbare Ökonomie des Univerſums. Wunderbare Wechſelwirkung des Geiſtes und des Magens! — Eines Abends trat Aurora purpurglühend, wie ihre Original-Schweſter, in's Gemach. Die Oper war geendet. Den äſthetiſchen Pöbel hatte ſie unwillkührlich adoptiren müſſen, an — Pferdesſtatt. Sie warf ſich erſchöpft auf's Sopha. Vor ihr lagen ausgebreitet die Trophäen des heutigen Abends, bunte Kränze, noch buntere Lobgedichte ꝛc. ꝛc. und in deren Mitte ſtand die überfüllte Caſſette. Kleine ſchalkhafte Jokei's legten glänzende Stoffe und andere Koſtbarkeiten zu ihren Füßen. So ſaß die Reizende unter all ihren Herrlichkeiten, wie eine orientaliſche Fürſtin. Aber ihr Frohſinn verwandelte ſich nach und nach in ſinnenden Ernſt, und um nicht darin geſtört zu werden, wollte ſie allein ſein. Alles wurde abgewieſen.

Sogar die Journaliſten!

Mit verſchränkten Armen ſtarrte Aurora vor ſich hin, und ihre Gedanken wurden unfreiwillig laute Worte: „Bin ich denn wirklich glücklich? Befriedigt all dieſer Glanz auch mein Herz? Wem huldigen meine Verehrer? Doch nicht meiner Kunſt? nein, nur dem Nimbus, womit ſie dieſelbe umgeben. Sie ſchmeicheln ihrer eigenen Eitelkeit, indem ſie um meine Gunſt werben. Sie lieben nur ſich. Dies fühle ich oft mitten im Rauſche der Zerſtreuung; woher ſonſt dieſe Leere in mir, wenn derſelbe vorüber iſt? Wer kennt mein Herz, wer beurtheilt meine Geſinnungen? wer liebte mich um meiner ſelbſt willen, wenn mein glattes Geſicht, mein Ruf, mein Schimmer nicht wären? — Wer iſt unter all' dieſen Enthuſiaſten mein wahrer Freund? Oder — beſäße ich keinen darunter?“ Das ſchöne Mädchen ſchauderte zuſammen. Da ſprang ſie wie begeiſtert auf und rief: „Ich muß Gewißheit haben, ehe ich zu ſpät erwache.“ Sie ſann nach. Ihre Mienen erheiterten ſich. Eine kühne Paſſage entgurgelte der lieblichen Kehle, indem ſie in das geheiligte Zwielicht ihres Schlafgemachs entſchwand.

Zwei volle Tage war die holde Sirene nicht zu ſprechen. Es war grauſam, wie im Vorzimmer die Soubrette jeden mit dem Refrain abfertigte: Mamſell Centifolia ſei krank. Die herabgezogenen Fenſtergardinen parirten unbarmherzig die Ausfälle tauſend bewaffneter Blicke. Es war gerade Sonntag, an dem die Parade mit klingendem Spiel vorüber zu ziehen pflegte; heute pauſirte ſie; zartfühlende Tilburys nahmen Umwege, um durch ihr Geraſſel zukünftige Triller nicht aufzuhalten.

Aurora's Krankheit war eine freiwillige Trauerzeit für's Publikum, ein Privatſchmerz für den ganzen Hof. Am fünften Tage erſt gab ſie Audienz, aber nur dem Kapellmeiſter und den verſchwiegenſten Kritikern. Sie mußten lange in der penibelſten Spannung warten. Endlich erſchien ſie in Begleitung des Theater-Arztes, blaß, matt und ſehr angegriffen, den Hals bis an's Kinn in Shawls verwahrt.

Sie liſpelte, hüſtelnd und kaum hörbar auf ihre Kehle deutend: „Meine Geſundheit“ — „„Aber die neue Oper!““ riefen wie aus einem Munde die Theilnehmenden. Aurora zuckte wehmüthig die Achſeln. Der Arzt machte eine bedenkliche Miene. Der Kapellmeiſter unterbrach endlich flehend die einfältige Pauſe. „So probieren Sie doch, meine Theure,“ und führte ſie zu Memnon.

Er legte ihre Lieblingsarie auf: Una voce. Aber „con roca voce“ hätte es heißen ſollen, denn Aurora brachte nur heiſer herausgewürgte Laute zum Vorſchein — hüſtelte wieder — und ſchwankte, mit dem Tuche vor den Augen, in's Nebengemach. Die Zurückgebliebenen ſahen ſich verſteinert an. „Was iſt geſchehen, um's Himmelswillen?!“ Der Arzt ſchien verlegen — ſprach aber dann mit ſcheuen Blicken zur Thüre: „Aurora iſt nicht mehr. Sie iſt todt. Sie hat ihre Stimme verloren. Aber ſchweigen Sie!“ In einer halben Stunde ſprach die ganze Reſidenz von dem ominöſen Fall. Die Zungen der Journale klagten in allen Sprachen: Aurora ſei ihrer attaliſchen Schätze beraubt, der Chryſit zur Chryſolide geworden ꝛc. ꝛc. Anfangs beſtürmte man das Hôtel förmlich, denn jeder wollte ſich ſelbſt überzeugen; doch der Sturm legte ſich wie jeder. Dafür erhob ſich aber ein anderer: die Cabale. Es fand jedermann ſeine Rechnung dabei, ihr zu glauben. Aurora's Gemächer, noch vor Kurzem einem wimmelnden Ameiſenhaufen nicht unähnlich, waren bald zur Einöde geworden. Niemand kümmerte ſich mehr um ſie; und kaum waren vier Wochen verfloſſen, als auch ſchon ein Edict vom Hofe ſie ihres Contracts entband.

Sie führte den Namen „la Straniera“ jetzt in der That.

Aurora ſtand am Fenſter deſſelben Abends, von Hesperus mitleidig angeſtrahlt. Keine Serenade tönte herauf, aber eine unendliche Wehmuth war die Melodie ihres Innern. „Alſo von Allen, die mir Gut und Blut zugeſchworen, iſt Niemand mir geblieben? Ich bin verlaſſen, da mich meine Stimme verließ. Arme Aurora, die tauſend Anbeter und keinen Freund beſaß!“ — —

Da flog's plötzlich wie eine weiße Taube zum Fenſter hinein und auf des Flügels Saiten, daß es in ihm wie Geiſterhauch erzitterte. Aurora erſchrack — nahm — entfaltete. Es war ein Billet. Sie las, und Entzücken perlten ihre Augen. Man weiß nicht, was in dem Billet ſtand, aber wenige Tage darauf ward Memnon in einen großen von Kerzen erleuchteten Saal getragen, den viele hundert Neugierige füllten. Seine Gebieterin erſchien in der einfachſten Pracht ihrer Schönheit, von einem jungen Manne geführt, der ſich an ſeine Taſten ſetzte und ſie accompagnirte. Ein allgemeines Erſtaunen, das bis zur Verwirrung wuchs, bemächtigte ſich aller Anweſenden, als die Sängerin die Lippen geöffnet und den Zauber ihrer Silberſtimme entfaltete. Die unbeſchreibliche Grazie ihres tief gefühlten Vortrags riß Alle hin. Dieſen vollkommenen Triumph nur hatte ſie gewollt, und am folgenden Tage war nicht leicht ein Spiegel in der Reſidenz, der nicht ein weißes Blättchen mit der Aufſchrift: Madame Aurora Müller p. p. c. wiedergeſtrahlt hätte. Sie war noch in der Nacht mit ihrem Gatten abgereiſt.

Die Weihe.

Bis jetzt iſt ſich Memnon ſelbſt noch ein Räthſel geblieben. Das reine Glück der Selbſterkennung ſollte ihm für ſeine alten Tage aufbewahrt ſein. Aber nicht in den Werkſtätten der Coriphäen, nicht in den Salons der Reſidenzen, ſondern in einem weit entfernten Landſtädtchen bei einem einfachen Geiſtlichen ſollte es ihm erblühen. Durch den Mißbrauch der großen Welt verdorben, wurde er noch einmal ganz ſtattlich zurecht geſtutzt und nach *** verkauft. Hier erregte er allgemeine Senſation. Die kleine Familie des Predigers umkreiſte ihn lange prüfend, ſtaunend; und als der Greis mit Ehrfurcht ihn durch einen frommen Sang einweihte, da erklang um ihn her ein Ausbruch der freudigſten Überraſchung; — für ihn eine noch ungewohnte Harmonie.

In dieſem Familienkreiſe hätte der Zweifler lernen können, welche Gewalt die heilige Tonkunſt im Stande iſt über Gemüther auszuüben, die noch nicht durch raffinirte Genüſſe überreizt ſind. Hier war Memnen nicht Central-Punkt des Streites oder der Ehrſucht, nicht des Mißbrauchs oder der Anmaßung, wurde nicht zur milchgebenden Kuh erniedrigt, nicht unter Seufzern gequält, unter Thränen überwunden. Hier hätte er gefühlt, daß Muſik wirklich jene freundliche Göttin aus beſſern Regionen niedergeſandt ſei, das menſchliche Herz zu veredeln. Der patriarchiſche Greis behandelte ſein Inſtrument vollkommen als ſein beſtes Erziehungsmittel. Aber nicht roher Naturalismus waltete. Gründliches Wiſſen war das Mittel, klaſſiſche Werke verſtehen, und Mechanismus, mit heiter'm Ernſt erworben, dieſelben genießen zu lernen. Der noch unverdorbene Geſchmack bewahrte ihn vor Mißgriffen; er belächelte, verbannte alles Unſchöne, Modiſche.

Eines Abends war eine ungewöhnliche Regſamkeit in der kleinen Familie. Jedes Auge ſtrahlte Freude und Rührung. Man feierte den Geburtstag des abweſenden Sohnes, der ſich als ein tüchtiger Jünger Apoll's im Auslande Verdienſte erwarb. Blumen, von liebenden Händen gewunden, umkränzten ſein jugendlich männliches Bild. Es ertönten Memnons Saiten das ſchöne Lied der Freude, und bei den Worten: „Alle Menſchen werden Brüder, wo dein ſanfter Flügel weilt,“ hätte er ſich nicht wenig dünken können. Aber als: „Seid umſchlungen Millionen“ erſchallte, der Vater fröhlich zitternd das Glas erhob, und bei den Worten: „Dieſen Kuß — unſerm Wilhelm,“ hinzufügte; ſiehe, da rauſchte die Thüre auf, und der Sohn, der Bruder ſtürzte mit dem Ausruf: „Euerm Wilhelm!“ dem Greiſe zu Füßen. Wer beſchreibt den ſüßen Schreck der Familie? Wer das Erſtaunen, als er behend ſich wieder den Liebkoſungen der Seinen entriß, und eine hohe Geſtalt, die bisher unbeachtet blieb, in den Kreis mit den Worten führte: „und meiner Gattin!“ Er entſchleierte ſie. Es war Aurora.

„Wir wollen bei euch bleiben, und im Arme der Unſchuld, der Natur, dem Genius der Töne huldigen.“

Ein ſanfter Abendwind hauchte über Memnons Saiten hin, und bildete einen Accord, den Alle mit einem heiligen Schauer zu deuten ſchienen. Der ſegnende Greis war die Hauptperſon der rührendſten Gruppe.

Pariſer Theaterſchau.

Die dramatiſchen Neuigkeiten des laufenden Monats ſind folgende:

In den Variétés ein Vaudeville in einem Akt, un troisième mariage betitelt, von den Herren Théodore, Müret und Lévan. Der alte Gebrauch, daß die iſraelitiſche Bevölkerung der Stadt Frankfurt jährlich nicht mehr als 15 Heirathen ſchließen darf, hat den Stoff zu dieſem Vaudeville geliefert. Dieſes bizarre Geſetz war ein glücklicher Fund für's Theater, welcher einem menſchenfreundlichen, gewiſſenhaften Verfaſſer hinreichend ſchöne Gelegenheit hätte geben können, eine beredte Vertheidigung zu Gunſten religiöſer Toleranz und Emanzipation des Glaubens vorzubringen. Wir haben uns daher wenig erbaut, ernſte, hohe Angelegenheiten in Quodlibets übertragen zu hören; wir müſſen den Verf. bittere Vorwürfe darüber machen, daß ſie ihre Beſtimmung als Theater-Schriftſteller verkannt oder vergeſſen haben; die Bühne iſt ein Lehrſtuhl, von wo nur Reden, die das Volk aufklären und ſittlich beſſern können, ausgehen ſollen; ſchlechte Poſſen und Späße, welche das Publikum auf Koſten des Unglücks erheitern, und zu Scherzreden über Unterdrückte aufmuntern, ſind übel angebracht auf der Bühne. Wenn es mitunter erlaubt iſt, zu einer moraliſchen Unterweiſung ſich der Waffen des Spottes zu bedienen, ſo geſchieht es nur, um den mächtigen Unterdrucker zu ſtrafen, und nicht, um gegen den Wehrloſen den Schlag zu führen. Dieſe Gedanken ſcheinen auch das Publikum bei der erſten Vorſtellung beſchäftigt zu haben; denn es hat ziemlich kühl und flau die gegen eine in Deutſchland verachtete und gemißhandelte Klaſſe von Menſchen gerichteten Witzreden aufgenommen.

Im Vaudeville gibt man gegenwärtig folgendes Stück: un de ses frères, eine geſchichtliche Epiſode aus dem Jahre 1807, in einem Akt, von Leuven, Dümanoir und Mallan. Der jüngſte Sprößling einer zahlreichen und wunderbaren Familie, ein Kind der korſiſchen Wälder, welches ſeine grüne Natur und ſein freies Leben gegen einen Königspallaſt vertauſcht hat, Hieronymus Bonaparte, iſt der Held dieſer kleinen Handlung. Viel jünger als ſeine Brüder, und mehr vergnügungs- als ruhmſüchtig, benutzt er ſeine hohe Stellung nur, um ſich allen Freuden eines dichteriſchen Lebens ungezügelt zu überlaſſen. Trénitz, der berühmte Tänzer, und alle luſtigen, nichtsnutzigen Brüder in ganz Paris ſind ſeine Aides-de-Camp bei der Feier ſeiner täglichen und nächtlichen Orgien. Oft ſchon hat die drohende Geberde, das zürnende Wort und der flammende Blick ſeiner Brüder jenes wollüſtige und ſeines berühmten Namens unwürdige Leben getadelt und verbittert; aber nichts hat den jungen Epikuräer von ſeinen Wollüſtlingen trennen und ſeine Aufführung beſſern können.... Er iſt endlich ſoweit gekommen, daß er einen Verbannungs- oder Verhaftsbefehl fürchtet; kurz er bereitet ſeinen Zechgenoſſen ein glänzendes Abſchiedsmahl, welches bei Balaine im Rocher de Cancale gehalten werden ſoll. Mitten unter den Freuden der Tafel kommt ein Brief des Kaiſers an; mit Zittern und Zagen entſiegelt man ihn, Hieronymus lieſet ihn, und ein kalter Angſtſchweiß ſteht auf ſeiner Stirne; denn es iſt ohne Zweifel ein Kabinetsbefehl, der ihm ſeine Verhaftung anzeigt. Doch weit gefehlt!... es iſt die Ernennung ſeiner Perſon zum König von Weſtphalen!

Freude und Jubel folgen auf die Angſt und Furcht, und Hieronymus organiſirt ſofort ſeinen Hof inter pocula et cyphos. Der Tänzer Trénitz wird zum Oberſtallmeiſter ernannt; ein Anderer, der wegen ſeiner guten Calembourgs bekannt iſt, wird Finanzminiſter, und ſo geht es weiter fort. Aber ein Königthum auf Papier reicht nicht hin, um die Rechnung im Wirthshauſe zu bezahlen, und Balaine iſt im Begriff, den Finanzminiſter verhaften zu laſſen, als neue Befehle vom Kaiſer ankommen und Hieronymus ſich nothgedrungen zur Abreiſe anſchicken muß, um Beſitz von ſeinem Throne zu nehmen. Was ſeine Miniſter anlangt, ſo bleiben ſie in Paris; der Kaiſer hat für Alles ſchon geſorgt, und die ganze Verwaltung des Königreichs befindet ſich ſchon unter den Händen der von dem Kaiſer ſelbſt eingeſetzten Diener.

Den Stoff zu dieſem Stücke hat man aus einer Anekdote gezogen, welche vor mehreren Jahren in einer Sammlung von franzöſiſchen Memoiren mitgetheilt ward; die Perſonen, welche darin figuriren, ſind, mit Ausnahme von Déjangiers und Trénitz, noch am Leben. Die Verf. haben dieſelben mit Geiſt in den Rahmen eines Vaudevilles eingefaßt; doch haben auch ſie eine gute Gelegenheit zur Entwicklung eines philoſophiſchen Gedankens, welcher unſere Gegenwart bewegt, vorübergehen laſſen. Der behandelte Gegenſtand bot zweierlei in dieſer Hinſicht dar. Einmal zu zeigen, wie gefährlich und nachtheilbringend das Spiel mit den heiligſten Intereſſen eines Volks, wie ungünſtig der Moral das Ab- und Zuſchwören der Verfaſſungen, wie erſchütternd für die Anhänglichkeit und Treue der Völker, die von dem Vater auf den Sohn übergeht und in dem Sohne die Verdienſte und Tugenden des Vaters ehrt und belohnt, wie empörend endlich, ohne Rückſicht auf Herkommen und Gebrauch, auf Religion, Sprache und Lebensweiſe — Völker, Fürſten und Länder durcheinander und zuſammen gewürfelt wurden..... Und dann, wenn die Verfaſſer ihrem Werke mehr Ausdehnung hätten geben wollen, wie Shakſpeare in Heinrich V. darzuthun, daß die Stellung der Wüſtlinge bei den Prinzen ſchwankend und unſicher iſt, da ſie, heute noch Freunde des Thronfolgers, morgen ſchon unbeachtet ſind, — eine Lektion, die man nicht oft genug den Falſtaffs der Großen ins Gedächtniß zurückrufen kann.

Das hätten die Verf. aus dem Stücke ſchaffen können und ſollen, wenn ſie den hohen Beruf eines dramatiſchen Autors verſtanden hätten, in ſeinem ganzen Umfange zu würdigen; ſie haben aber nichts von dem beachtet, und daher auch nur ein leichtes Werk zu Stande gebracht, deſſen Erfolg von ſehr kurzer Dauer ſein wird. (Schluß folgt.)

Puntes.

⁂ Der Ex-Miniſter Peyronnet iſt als Schriftſteller fruchtbar. Ein neues Werk: Histoire des Français, iſt von ihm angekündigt.

⁂ Von Alexandre Dümas iſt ein neuer Roman: Souvenirs d'Antony, angezeigt.

⁂ Die Trauermuſik, welche bei der Todtenfeier für die Opfer des Attentats in der Kapelle der Invaliden ausgeführt wurde, war das Requiem von Cherubini, welches zuerſt bei'm Tode des Herzogs von Berry gegeben wurde.

⁂ Herr Löwe-Weymar, welcher ſich das Anſehn gibt, deutſche Literatur zu verſtehen, will neulich in der Beurtheilung eines franz. Stückes ſagen, er habe eine Scene deſſelben in einem deutſchen Drama angetroffen, welches „das Bild“ heißt. In der Eile iſt er ungewiß, ob daſſelbe von Klingemann ſei, fügt aber hinzu, daß es im entgegengeſetzten Falle jedenfalls von Müllner ſein müßte. — Keines von beiden, Hr. Löwe-Weymar; es iſt von Houwald.

⁂ Ludw. Rellſtab iſt in Baden-Baden.

⁂ H. v. Elsholz iſt in Wiesbaden. Er ſucht einen Hof, der ihn zum Theater-Intendanten macht.

⁂ Spindler's Jeſuit iſt ins Franzöſiſche überſetzt worden.

⁂ Wie kürzlich der Mephiſtopheles im Fauſt von einem engliſchen Autor nach England, jedoch ohne ſarkaſtiſchen Witz, verſetzt wurde (Mephistopheles in England), ſo iſt dort jetzt eine zweite deutſche Figur von einem Anderen benutzt. Angekündigt iſt: Paracelsus a poem by Robert Browning.

⁂ Der Oberſt Lennox befindet ſich jetzt in London, um ſein in Paris verunglücktes Luftſchiff dort zu verſuchen, und trifft ſchon die Anſtalten zu ſeiner Fahrt. Anfangs machten ſich mehrere, beſonders toryſtiſche Zeitungen über ihn luſtig, fangen aber jetzt an, einzulenken. Zugleich wird Franconi mit ſeinen ſchießenden und tanzenden Roſſen im Aſtley's-Theatre wie ein Zauberer von John Bull angeſtaunt.

⁂ Von Cooper's neueſtem Werke: The Monikins, erſcheint baldigſt eine Ueberſetzung bei J. D. Sauerländer in Frankf. a. M.

⁂ Theater in Frankfurt. „Die Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten.“ Trivialität in fünf Aufzügen von Angely. (Neu.) Der ganze Witz dieſes Machwerks beſteht in dem Einfall, daß ein gutmüthiger, zuweilen „aufbullernder“ Topfkieker, eine Art von Hampelmann, bei einer Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten von einer grillenhaften hübſchen jungen Frau bedeutend genirt wird. — Stünde der Name des Verfaſſers auch nicht auf dem Zettel, man könnte doch auf keinen andern rathen, als auf Angely. — Drei hinter einander folgende Novitäten auf hieſiger Bühne (die Ueberſetzung von: Elle est folle, — von Sieben die Häßlichſte, und dieſe Reiſe auf gem. Koſten) waren von Angely! Man muß geſtehn, die Direktion hat Geſchmack! Das Frankfurter Theater iſt ſeinem gänzlichen Verfalle ſo nahe, daß ſelbſt eine Lindner, ein Meck, eine Fiſcher und ein Schmezer (letzterer ſoll, mit bedeutendem Gehalt, nach Braunſchweig engagirt ſein) es nicht lange mehr ſchützen werden können. — Die Hauptrolle (Liborius) ſpielte Herr Haſſel mit glücklicher Maske und unverkennbarem gutem Willen; doch brachte er blos einen Berliner Hampelmann zu Stande. — Nächſtens wird man, dem Vernehmen nach, hier V. Hugo's „Angelo“ nach einer Ueberſetzung von Harrys zur Darſtellung bringen.

⁂ Unſere in No. 130 u. 131 des Phönix ausgeſprochenen Anregungen zu einem „Dichter-Kongreß“ und einem „Penſions-Fond für Gelehrte und Künſtler“ finden vielfältigen Anklang; es ſind uns hierüber mehre Mittheilungen gemacht worden, welche wir nächſtens in dieſen Blättern veröffentlichen werden.

⁂ Die neueſte Revue germanique brachte eine Ueberſetzung von Dr. Wihl's im Phönix gedruckten Aufſatz: Görres, Börne und Rothſchild.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 195. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 19. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Von
Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

IV.

Hatte Baruch die Stunden des Tages wie ein Tauſendarmiger beherrſcht, ſich ſelbſt in Mehre zerſpaltend, überall doch eine ganze Kraft d'ran wendend, — hatte er ſeine Gedanken, ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen auf's Höchſte emporgeſchraubt, — ſo wendete er die Nächte daran, um zu ergänzen, was ihm noch als Lücken der Tagesarbeiten erſchien, um vorzubereiten, was ihm für den kommenden Tag und die folgenden nächſten wichtig däuchte; er ſchrieb, ſann, detaillirte mikroskopiſch, was ihm den Tag über an großen Entwürfen und Mitteln nur in vagen, nebelhaften Umriſſen vor den geiſtigen Blicken aufgetaucht war; ſein gründliches Wiſſen, das er ſich ſeit der Kindheit erworben, ſtand ihm jetzt wie ein vieljähriger, treuer Freund bei, deſſen Schätze er aus allen Fächern herausgreifen und verwenden durfte; — Geſchichte, Statiſtik, Erdkunde lagen wie Fäden eines großen künſtlichen Gewebes in ſeinem Geiſte aufgeſpannt, und unermüdet griff er in neue Vorrathskammern, um den Stoff tüchtiger und haltbarer zu machen, in welchem vielleicht mit Todesſchweiß und Herzblut, ein großes Bild hineingewürkt werden ſollte; das Ganze aber war zum Krönungsmantel eines Volkes beſtimmt, welches noch in Feſſeln und im Leichentuche lag und erſt von den Todten auferweckt werden mußte. — So ſaß er, wenn er kaum eine wichtige Combination zu Papiere gebracht, eine entſcheidende Correſpondenz beendigt hatte, — gleich wieder über ſtrategiſchen Werken, — ſtudirte darin viele nächtige Stunden lang und verließ dieſe Bücher nur, um — nach den neueſten Karten, — Terrainpläne zuſammenzuſetzen und mit mathematiſcher Genauigkeit bis in's Kleinſte zu beſtimmen. Er kaufte alles auf, was von den neueſten deutſchen, franzöſiſchen oder engliſchen Reiſenden über Afrika, namentlich über Ägypten, über Aſien und hauptſächlich über das Land der Verheißung, über Paläſtina erſchien, verglich die Karten, rectificirte die ſtatiſtiſchen Berichte. Seine Hauptcorreſpondenz unterhielt er eifrigſt mit London; die Glaubensgenoſſen in den drei brittiſchen Reichen empfingen von ihm zahlreiche Summen und machten dafür beträchtliche Ankäufe. Dabei ſtand er noch mit den Synagogen in Frankreich und Deutſchland, auf der italiſchen und iberiſchen Halbinſel, in Polen, Rußland und Skandinavien im lebhafteſten Briefwechſel. Nur eine ſo kräftige Natur, wie Baruch ſie beſaß, konnte unter ſo vielen und ſo verſchiedenartigen, den Körper wie den Geiſt gleichmäßig Monate lang auf's Höchſte anſpannenden Arbeiten ſich aufrecht erhalten; zehn andre wären ihnen ſicher unterlegen; und ſelbſt Baruch empfand allmählich den Einfluß, welchen die raſtloſe, durch keine Pauſe der Erholung unterbrochene Aufregung hervorbrachte; er äußerte ſich an ihm während der kurzen Stunden des Schlafes in Träumen, die, ſtatt den ermatteten Organismus balſamiſch zu erkräftigen, ihn durch wirre, phantaſtiſche, gräßliche Bilder noch wunder ſpornten und abhetzten.

Er lag eines Abends in ſeinem Armſtuhl vor dem Schreibtiſche, das Haupt war ihm vor Ermattung auf die Bruſt herabgeſunken, giftiger Schlaf machte ihm die erhitzten Augendeckel anſchwellen, die Arme hingen ſchlaff wie an einer Leiche zu beiden Seiten herab. Auf dem Tiſche lag eine Karte von Paläſtina; rings darum und darauf die neueſten Zeitungen, in denen er alles auf Ägypten Bezügliche bezeichnet hatte, und das claſſiſche Werk des Herrn von Clauſewitz „vom Kriege.“ Die zwei Wachskerzen waren tief herabgebrannt. Seine Bruſt hob ſich ſchwer, als preſſe eine eherne Hand dawider und wehre ihm den Athem.

Die Thüre wurde geöffnet. Auf der Schwelle blieb der Beſucher ſtehen und blickte ruhig auf den Schlafenden. Der Beſucher war ein Mann, nicht fern vom Greiſenalter, eine hohe breitſchultrige Geſtalt; der zwiefach geſpaltete Bart, deſſen Schwarz bereits hie und da von Grau durchſchlungen war, wie die Wand eines Bergwerks von fremdartigen Adern, — wallte lang und breit auf die Bruſt herab, das Haupthaar, von gleicher Farbe, in zahlloſen Ringeln auf die Schultern. Die hohe Stirne war von buſchig hervorſpringenden Augenbraunen begränzt, in der ſcharfmarkirten Naſe, in den kräftig ausgeprägten Zügen um den Mund, welche den Charakter von Ruhe, Verſchloſſenheit, und Ernſt trugen, zeigte ſich der entſchiedne traditionelle Nationaltypus. Der **Rabbi Manaſſe**, — (dieſer war's, — er konnte bei Baruch, der ihn wie einen Vater ehrte, in jeder Stunde der Nacht aus und eingehen) — trug einen langen Überwurf von ſchwarzer Seide, der oben am Halſe mit breitem Pelz beſetzt war, darunter ein Tuchgewand, von unbeſtimmtem Schnitt, das man am paſſendſten mit jener halb geiſtlichen, halb weltlichen Straßentracht der katholiſchen Weltgeiſtlichen vergleichen könnte, ſchwarze Strümpfe und hohe Schuhe, mit Riemen geſchnürt. Wie er auf der Schwelle der, mit Weltkugeln, Apparaten, Büchern und Papieren vollgeſtopften, von den tiefherabgebrannten Kerzen nur dämmrig erhellten Stube ſtand, und der leiſe Zugwind ihm Bart und Haupthaar aufjagte, — den einen Arm auf der Bruſt ruhend, die andre Hand vor's Auge gehalten, um den Schläfer betrachten zu können, — hätte er jedem Lauſcher das Bild eines ernſten Propheten aus Israels Tagen der Vorzeit lebendig vor die Sinne gezaubert. Er war ſeit noch nicht gar langer Zeit aus Portugal gekommen und der Nerv aller geheimen Verhandlungen, welche **Baruch** einleitete, aus deſſen Seele der ſeit der Kindheit genährte Traum von der Befreiung Israels jetzt in's Leben trat. **Manaſſe** war, obgleich er aus Portugal kam, dort nicht heimiſch; er war es nirgends. Bald befand er ſich im äußerſten Oſten, bald im äußerſten Weſten; unter dieſer ſteinernen Rinde ſeiner äußerlichen Ruhe lag der Fluch eines raſtloſen Wanderers geborgen; niemand kannte ihn genau, niemand wußte ſein Alter; jeder erkannte alſobald, daß er mit allen offnen und geheimen Kunden und Geſetzen der Väter bis in's Tiefſte hinein bekannt war; er ſprach übrigens wenig und ungern, und nahm die ſcheue, patriarchaliſche Ehrfurcht, mit welcher ihn der reiche Jude in ſeinem Pallaſt wie der arme in ſeiner ſchmutzigen Kammer aufnahm, weniger mit Freundlichkeit, als vielmehr wie einen Tribut hin, den man ihm zu zollen ſchuldig ſei, und, verließ er die Schwelle wieder, wo er Gaſtfreundſchaft gefunden, ſo ließ er mit dem Segen allüberall auch noch einige dunkel-prophetiſche und begeiſternde Worte von Israels Knechtſchaft und Hoffnungen zurück, welche zum glühenden Haß gegen die eine und zur Sehnſucht ſpornten, die andern möchten ſich bald, bald erfüllen und die Morgenröthe möge endlich heranbrechen, wann Israels Kinder wieder **ein Volk** wären, und eine Heimath hätten, und den alten Tempel und den Meſſias, von deſſen Ankunft und Herrſchaft geſchrieben ſteht in den Büchern der Seher.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Italien.

(Fortſetzung.)

Dreizehnter Brief.

Florenz, am 14. Juni.

Der verfloſſene ſchöne Sonntag führte mich nach Prato, durch welches ich bei meiner Herreiſe von Lucca ohne Anhalten gefahren. Prato iſt ein kleines Neſt, nur wenige Stunden von Florenz entfernt, aber in ſich ſo groß, wie die größte Stadt, durch die Menge öffentlicher Gebäude, die als Reſt früherer Selbſtſtändigkeit noch daſtehen.

Saul ging aus, ſeines Vaters Eſelin zu ſuchen und fand ein Königreich. Wie oft wiederholt ſich das! Ich hatte bei einem der italiäniſchen Kunſthiſtoriker die Nachweiſung gefunden, daß in Prato bei den Franciskanern noch Überreſte von Malereien des Puccio Capanna, eines unmittelbaren Schülers von Giotto, exiſtirten. Zum Glück las ich erſt ſpäter die Stelle wieder und fand, daß von S. Francesco al Prato in Piſtoja die Rede ſei. Zum Glück, ſage ich, denn ſchwerlich wär' ich nach Prato ohnedies gekommen.

Aus meinen frühern Briefen, denk' ich, ſollteſt du dich des florentiniſchen Malers Niccolo Petri erinnern, deſſen Paſſionsgeſchichte in Piſa ich gezeichnet und von dem ich dir ſagte, daß er, obgleich ungenannt in der bisherigen Kunſtgeſchichte, einer der bedeutendſten Meiſter vom Ende des 14ten Jahrhunderts und derjenige iſt, ohne welchen der Übergang zu Maſaccio, Filippo und Fieſole ganz unerklärlich iſt. Ich hatte ihn hinlänglich ſtudieren können, um vorkommenden Falls ihn wieder zu erkennen; denn gearbeitet mußte dieſe fertige Hand ſehr vieles haben. In der Meinung, nun den Puccio Capanna zu finden, tret' ich in den offnen Raum des Kloſterganges von S. Francesco und finde mich nicht wenig überraſcht durch Darſtellungen, die, wie oft Menſchen auf der Straße und Geſellſchaft, mich aus der Gegenwart in eine noch dunkle Vergangenheit werfen, aus der ich mich allmählig herausfinde mit den Worten: „Haben wir uns nicht da und da geſehen?“ Die Bilder ſind ſehr beſchädigt, doch ſieht man aus den wohlerhaltenſten, die eine Geſchichte des Evangeliſten Matthäus geben, den Geiſt des Verfaſſers, die Tiefe ſeines Gemüthes und ſeinen Schönheitsſinn. Ich war ſogleich entſchieden, daß es nur Niccolo Petri ſein könne, doch fand ſich unter den vielen vorhandnen Inſchriften keine dahin zu deutende. Erſt Nachmittag, als ich ganz zufällig, eine andere Kirche aufſuchend, durch eine andere Thüre an denſelben Ort kam, fiel mir die über dem Eingang befindliche, durch Sonnenwiederſchein erleuchtete Inſchrift in die Augen, die meine Vermuthung vollkommen rechtfertigte, und ſo iſt denn ein zweites ziemlich umfaſſendes Werk dieſes Künſtlers für die Geſchichte wiedergefunden.

In demſelben Raume (doch kaum von derſelben Hand) fand ich auch den Reſt einer kunſthiſtoriſchen Seltſamkeit, der ich ſonſt noch nicht in Italien begegnet. Der Geſchichte des Matthäus gegenüber iſt die des heiligen Antonius, und in dieſer auch ſeine Apotheoſe. In einer den ganzen vorhandenen Raum einnehmenden Landſchaft ſchwebt der Heilige wie eine Mücke oder ein Schmetterling. Wie ſollten Claude le Lorrain, Pouſſin oder die Neuern ſtaunen, über dieſen Vorgänger in der hiſtoriſch-ſtaffirten Landſchaft! Inzwiſchen iſt mir wahrſcheinlich, daß das vorhandene Stück nur ein ganz kleiner Theil iſt von dem frühern Bilde, das bei Einrichtung einer Glockenſtube ganz zerſtört worden ſein mag. Dabei kann man ſich denn kaum der betrübenden Gedanken erwehren, welcher Beſtimmung die Erzeugniſſe der edelſten Kräfte der Menſchheit entgegengehen. Wand- und Mauergemälde müſſen das Schickſal ihrer Unterlage theilen und bald Ställe ſchmücken, bald welchen weichen. Ölgemälde finden wir zuletzt in Gallerieen aufgeſpeichert, in denen aller urſprüngliche und eigentliche Kunſtzweck verloren geht, wenigſtens durch das bunte Durcheinander der Gegenſtände und Auffaſſungsweiſen geſchwächt wird. Wie glücklich darum, daß die Arbeit ſelbſt dem Künſtler jene unausſprechliche, nur ihm bekannte Freude gibt, die ihn an keine Zukunft des Geſchaffenen denken läßt.

Der Dom in Prato hat ſchon außen eine Merkwürdigkeit, nämlich eine Kanzel, die einzige freiſtehende, die ich in Italien gefunden. Im Innern aber ſind Malereien von größter Schönheit. Hat jede der kleinern Städte Italiens noch ſolche Schätze, wie Prato und Piſtoja, ſo ſteigert ſich das Wunderbare der Productionskraft des 14ten und 15ten Jahrhunderts in's ganz Ungemeſſene, da das Vorhandene ja nur der kleinſte Überreſt deſſen iſt, was Vaſari kennt, und auch die Zeit von dieſem ſelbſt nur im Ganzen wenig gekommen. Die (leider ſchlecht reſtaurirten) Gemälde in der Kapelle des Gürtels der heiligen Jungfrau (des Hauptſchatzes von Prato) angeblich von Angelo Gaddi beſchreiben auf eine von der gewöhnlichen abweichende und viel reichere Weiſe das Leben Marias. Ich will dir heut' nichts weiter davon ſagen, als daß ich ſowohl, als drei Freunde, die bei mir waren, vor Freuden hell auf geweint.

In der Hauptchor-Niſche ſind Bilder von Filippo Lippi, Geſchichten des Täufers Johannes und des heiligen Stephanus, ein Werk voll Derbheit und Vortrefflichkeit. Am meiſten mit Luſt hat der ſinnlich-frohe und übermüthige Mönch, der Zeitgenoſſe und Antagoniſt des ſtillen Fieſole, den Tanz der Herodias'ſchen Tochter gemalt. Wie Fieſole die Seligkeit des Himmels, ſo hat dieſer die Süßigkeit der Welt darzuſtellen gewußt. Selbſt Raphael mußte ihn um den Liebreiz beneiden, der das Angeſicht der Fürſtentochter ſchmückt, wie ſie das blutige Haupt bringt. In der Nähe des Chors iſt auch eine Altartafel von Filippo, auf der der Tod des heiligen Bernhard und zwar in Bezug auf das Leidweſen der Umſtehenden auf eine ſo derbe Weiſe dargeſtellt iſt, daß man unwillkührlich an die alten Piſtojeſer Leichengeſetze denken muß, nach denen es bei 12 Pfund Strafe verboten war, laut zu wehklagen bei einem Verſtorbenen.

In Florenz ſelbſt iſt die Maſſe des Kunſtſtoffes, der zur Bearbeitung vorliegt, ſo groß, daß ich mir ſogleich eine eigene Ordnung feſtgeſtellt, nach der eine etwaige Unterbrechung meiner Arbeiten, ohne großen Nachtheil geſchehen kann. Zu den für die Kunſtgeſchichte wichtigſten Werken hier gehören die Malereien der ſpaniſchen Kapelle in S. Maria novella, die als Zeugniß der Giotto'ſchen Schule daſtehen. Außerdem enthält die Kirche noch dahin einſchlägige größre Bildwerke, eben ſo S. Croce, S. Miniato, ja faſt jede Kirche. Vorzüglich anziehend würden die Wandgemälde des Benozzo Gozzoli in der Kapelle des Palaſtes Ricardi ſein; allein ſo umfaſſend iſt ein jedes dieſer Werke, und ſteht in ſo inniger Verbindung mit vorhergehenden, daß ich, da meine Sendung nur auf kurze Zeit geſtellt iſt, vor der Hand einen einzelnen Meiſter vornehme, der für ſich eine abgeſchloſſene Periode bildet, und der nirgends ſo vollſtändig zu finden, als in Florenz, ich meine den Fra Beato. Durch den dir ſchon bekannten Fra Seraphino hab' ich Zutritt zu den Zellen des Marcuskloſters, die alle der fromme Fieſole, der daſelbſt gelebt, mit den lieblichſten und ſinnreichſten Bildern geſchmückt. Im Capitelſaal des Kloſters iſt die große Paſſion, im Kreuzgange und auf den Korridoren noch ſo manches ſchöne Bild von ihm. Je öfter ich vor dieſe Gemälde trete, je mehr ich mich in ſie verſenke, deſto mehr erkenne ich in ihnen eine durchaus eigne der höhern Lyrik allein vergleichbare Weiſe: alle dieſe Bilder ſind wahre Herzensergießungen. Die Leichtigkeit, mit welcher die Empfindung, der Gedanke, in's Wort ſich verwandelt, ſcheidet ſonſt ſtreng die redende in die bildende Kunſt, welche letztre nur durch viele Vermittelungen ihre Gedanken anſchaulich machen kann. Fieſole beſitzt allein die Fähigkeit ſeine Empfindungen ſogleich zur Geſtalt zu machen. Seinen Schmerz bei dem Gedanken an den Kreuzestod Chriſti ſpricht durch ſeine Hand der heil. Dominicus aus; ſeine Demuth ſpricht aus ſeinen Marien, ſeine Hoffnung aus dem angenommenen Schächer am Kreuz, ſeine Seligkeit im Anſchaun Gottes aus ſeinen Engeln und Heiligen. Jetzt weiß ich's, daß er nur unter bitterſten Thränen einen Gekreuzigten malen konnte. In ihm hat die eigentliche chriſtliche Kunſt ihre Vollendung erhalten.

Unter den faſt zahlloſen Werken ſeiner Hand — denn ſelten geh' ich nach einem aus, ohne nicht mehre zu finden — hab' ich mir noch die Kreuzes-Abnahme in der Gallerie der Akademie und drei Reliquiarien in S. Maria novella vorgemerkt, von welchen letztern ich hoffe, daß ich ſie vom Untergange gerettet. Zwiſchen alten Leuchtern und allerhand verlegenem Altargeräth in einem Schrank der Sakriſtei, fand ich dieſe leider durch rohe Behandlung ſchon ſehr beſchädigten Bilder, und ſetzte es durch, daß ihnen ein ganz beſonderer Schrank eingeräumt wurde. Es iſt wahr. die Mönche ſind erſtaunlich dumm, aber auch erſtaunlich gut; du hätteſt ſie nur ſehen ſollen als Zuhörer meiner Conſervativ-Predigt, wie ich ſie als die Erhalter ſo vielen alten Herkommens pries und wie ich ihnen zeigte, wie nahe eine ſolche Vernachläſſigung, ein ſolches Zerſtörenlaſſen, an den Geiſt der Revolution gränze, von dem ſie ſelbſt ſo viel gelitten, und wie ſie deßhalb nichts Wichtigeres zu thun hätten, als die Bilder alter Zeiten mit größter Verehrung zu behandeln, — widrigenfalls ſie erleben würden, daß noch alle die heiligen Reliquien, die dieſelben einfaßten, — (zum Glück waren wirklich mehre bereits ausgefallen oder gebrochen) ihren jetzigen Wohnort verlaſſen würden. — Kurz, die Reliquiarien ſtehen jetzt in einem Schrank, der ihnen allein gehört.

(Schluß folgt.)

Deutſche Kinder in Paris und Havre.

Vergangenen 5. Auguſt des Abends ging ich vom Hôtel des Invalides, wo die pompöſen Trauerfeierlichkeiten ſtatt gefunden hatten, über die große Esplanade nach der Seine. Ich wollte mich über den Fluß nach den elyſäiſchen Feldern überſetzen laſſen, deren kühlender Schatten mir nach der hölliſchen Hitze des Tages ſchon aus der Ferne ſehr reizend erſchien. Auf den Quais wimmelte es noch von Volk und Soldaten. Ich ſuchte alſo den erſten beſten Weg, der vom Quai zum Fluſſe führte, einzuſchlagen, das heißt: — ich ſtieg auf das unter'm Quai aufgeſchichtete Holz, und ſprang von da auf den Boden herab. Was mir unten zuerſt auffiel, war eine Knabenſtimme, die ſich im wohlbekannten ſchwäbiſchen Dialekt über meinen Sprung kritiſirend vernehmen ließ. Ich ſah mich um, und erblickte zwei zerlumpte Knaben, wovon noch keiner das zwölfte Jahr erreicht hatte, und, was mir die vernommenen Worte zuerſt geſagt hatten, das beſtätigte nun auch der Augenſchein: — ich fand ein Paar Landsleute. An Deutſchen fehlt es nicht in Paris; man findet ſie von allen Klaſſen, — von der Vogelsbergerin, die mit Fliegenwedeln handelt, bis hinauf zum Rothſchild. Man gibt ihre Zahl auf 50,000 Köpfe an. Dennoch war mir die Erſcheinung der beiden Schwabenkinder überraſchend, und ich konnte mich nicht enthalten, ein Geſpräch mit ihnen anzuknüpfen. Nach den Fragen, die jeder Neugierige zuerſt thut, und die ſich auf Name, Alter, Vaterland beſchränken, erkundigte ich mich bei den Kleinen, was ſie in Paris für ein Geſchäft trieben. Der eine erzählte mir nun, daß er ein Stiefelputzergeſchirr von einem engliſchen Lord bekommen habe, und daß er mit Stiefelputzen ſein Brot verdiene. Er zeigte mir bei dieſen Worten einen Kaſten, der am Boden ſtand, und mit Bürſten und dergleichen angefüllt war. Dieſen Kaſten nannte er, wie ein ächter franzöſiſcher Stiefelputzer, ſein Etabliſſement, und ſeinen Kameraden hieß er nicht anders, als ſeinen Aſſocié. Auf die Frage: wie er und ſein Aſſocié denn nach Paris gekommen ſeien? erzählte er mir ein Langes und Breites, das ungefähr darauf hinauslief: Beide Knaben ſind Kinder ſchwäbiſcher Bauern, die nach Amerika auswandern wollten; in Havre wurden die beiden Kinder zurückgelaſſen, wahrſcheinlich waren die Ältern geſtorben; von Havre nahm ein Engländer ſie mit nach Paris, und wohl ſchon über ein Jahr trieben ſie ſich in dieſer Stadt herum. Genauere Angaben konnte ich von den Kindern nicht erhalten: Havre und der reiſende Engländer ſind ihre einzigen Erinnerungen, und ihr ſchwäbiſcher Dialekt iſt Alles, was ſie von ihren Ältern und Vaterlande haben.

Schon früher hatte ich erfahren, daß in Havre am Strande einige hundert deutſche Kinder lebten. Sie ſtammen von ſolchen Auswanderern, die in Havre vor Kummer und Elend geſtorben ſind. Die verlaſſenen Kinder haben keinen Menſchen, der ſich ihrer annimmt. Viele von ihnen werden ebenfalls von Krankheit und Hunger hingerafft. Andere finden nur darin ein Mittel, das Leben zu friſten, daß ſie frühe in das Verbrechen eingeweiht werden, indem ſie bei'm Einſchmuggeln der verbotenen Waaren, die mit den Schiffen kommen, den Contrebandiers hülfreiche Hand leiſten.

Ich entfernte mich von den beiden Knaben, nachdem ich mir von dem Aſſocié die Stiefel hatte abſtäuben laſſen. Der reiche Engländer hatte ihnen das Geſchirr gegeben, ich gab ihnen ein Paar Sousſtücke; was den armen Kindern und ihren Schickſalsgenoſſen weiter noch gegeben werden kann, das muß man der Menſchheit überlaſſen: denn ſie bedürfen viel, ſehr viel! —

Pariſer Theaterſchau

Auguſt. — (Schluß.)

Das Theater des Palais-Royal gibt ein Drama in 2 Akten von Herrn Théaulon, la Folle de la Bérésina betitelt. Herr v. Balzac ſchrieb eines Tags eine Erzählung, worin er ſich ſehr wenig um die Wahrſcheinlichkeit bekümmerte; er ſetzte nämlich voraus, daß die Gattin eines Generals der franzöſiſchen Armee i. J. 1812 ihm nach Rußland gefolgt ſei, und auf dem Rückzuge bei dem Uebergang über die Bereſina ihren Mann verloren habe, worüber ſie ſelbſt den Verſtand verloren und ſeitdem nicht habe wieder geheilt werden können. Er ſetzte ferner voraus, daß nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Frankreich, die Freunde dieſer verrückt gewordenen Frau während eines ſtrengen Winters auf den Gedanken kommen, am Ufer eines Fluſſes in der Nähe ganz genau die Gegend und die Brücke der Bereſina darzuſtellen, die Verrückte dahin zu führen, und vermittelſt eines lebenden Gemäldes jener ſchrecklichen Kataſtrophe heilſam auf den Geiſt der Unglücklichen einzuwirken. Balzac ſetzt endlich noch voraus, daß dieſes Stratagem glückte und Julie ihren Verſtand wieder bekam.

Balzac hat wohl daran gethan, eine Geſchichte über dieſen Gedanken zu ſchreiben; denn der Geiſt, während dem Leſen raſch fortgezogen, berückſichtigt wenig die Schwierigkeit der Mittel, wodurch das Geſagte zur Ausführung gebracht werden kann, noch beachtet er gerade die Unwahrlichkeit des materiellen Gemäldes, deſſen Beſchreibung er lieſet. Man glaubt wohl an die diamantenen bezauberten Schlöſſer der Tauſend und Einen Nacht, man lacht ganz unbefangen über die Thürme von Zuckerkandi, über die Palläſte von Aepfelmus und die Mauern von Biskuit, welche der König von Cocagne hat erbauen laſſen; aber wo würde die Täuſchung bleiben, wenn wir den Geiſt von allen Chimären jener Träumereien befreien und nun unſeren Blick einen flüchtigen Moment auf eine mehr oder minder genaue Nachahmung der poetiſchen Phantasmagorie heften wollten? Das kalte und ſtrenge Urtheil würde bald alle jene Täuſchungen nach ihrem wahren Werthe würdigen.

Das geſchieht allemal, ſo oft man den Verſuch macht, Gemälde, deren phyſiſche Unmöglichkeit die Vernunft beweiſet, in Scene zu ſetzen; und es geſchiehet ſelbſt bei gewiſſen ſelbſt natürlichen Effekten, welche die theatraliſche Uebereinkunft nicht vor der Ungläubigkeit retten kann. In dieſen Fehler iſt auch Herr Théaulon gefallen; wäre ſelbſt ſein Drama intereſſant geſchrieben, ſo würde es doch niemals dahin gelangen, den Zuſchauer zu rühren, welcher nun und nimmermehr an die Möglichlichkeit einer ſolchen Probe glauben wird, zumal wenn man ſie ihm vor Augen ſtellt. Das hat ſich auch bei dieſem Stücke bewieſen; man hat mit vielem Beifall eine hübſche Anſicht der Bereſina aufgenommen, welche dem geſchickten Dekorationsmaler Herrn Ciceri viel Ehre macht; aber an die Heilung der Verrückten hat man dabei wenig oder gar nicht gedacht; das Intereſſe für dieſelbe war ganz unterdrückt und ſchwieg. Uebrigens verſchwört ſich das Drama ſelbſt gegen das Intereſſe. Die Rolle Juliens iſt gezwungen; ſie ſpricht faſt im Eklogen-Styl und ihr Enthuſiasmus iſt viel zu ſehr mit künſtlichen Redeblumen und oratoriſchen Phraſen durchſpickt.

Die Probe der Anſicht von der Bereſina hat überdies noch das Unglück, daß ſie zur Entwicklung des Stücks ganz entbehrlich wird, wofern nicht jene Frau, welche im erſten Akt vom Fluß geträumt hat, im zweiten Akt durch daſſelbe Mittel geheilt wird. Uebrigens iſt dies Heilmittel für die Verrückten ſchon tauſendmal von den Medizinern am Krankenbett und hundertmal von den Autoren auf dem Theater in Anwendung gebracht worden, unter andern in der Vieillesse de Préville. Dieſer Schauſpieler glaubt ſich vom Revolutions-Tribunal verfolgt, obſchon daſſelbe bereits ſeit ſechs Jahren abgeſchafft war. Man kann kein anderes Mittel ausfindig machen, dieſem armen Greiſe die Ruhe wiederzugeben, als ihn vor einem falſchen Revolutions-Tribunale erſcheinen zu laſſen, und ihn freizuſprechen. In Fiche-ton-Khan, dem Paradeſtück des Theater du Palais royal, befreit der Kronprinz Fiche-ton-Khan den Kaiſer von China von einer Mücke, die dieſer Monarch ſtets auf ſeiner Naſe ſiehet, und zwar indem er ihm einen Maikäfer zeigt, den er herausgezogen haben will: vor Kurzem ſah man endlich auf demſelben Theater ein niedliches Drama: Elle est folle betitelt, worin jener Gegenſtand mit Talent und Glück behandelt iſt.

Eduard Kolloff.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 196. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerſtag, 20. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Vom

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

„Wach' auf! Wach' auf, Baruch!“ ſprach er, näher zu dem Schlafenden tretend und ihn an beiden Armen faſſend und rüttelnd. „Wach' auf, Langſchläfer! Es ruft dir die Stimme des Herrn, unſres Gottes. Es iſt keine Zeit mehr zu ſchlafen und zu träumen, ſondern zu handeln und zu kämpfen, alſo ſpricht der Herr, Herr!“

Baruch taumelte empor, riß die Augen auf, und ſtarrte den Rabbi wie ein Geſpenſt an. „Was willſt du? Was ſchaffſt du hier?“ ſtammelte er, noch ſchwertrunken vom Schlafe; „was ſchwingſt du das flammende Schwert über unſern Häuptern? Die Gluthen lecken an meinem Gewand, an unſern Haaren. Der Brand ſchießt hoch empor. Hinweg! hinweg! — Flammen rings um den Tempel, wir drinnen. Die Säulen aus Cedernholz knarren, die Decke ſtürzt, der ſiebenarmige goldne Leuchter ſchmilzt von der Gluth, Rettung! Rettung! Herr! Herr! Du haſt uns verlaſſen!“

„Wach' auf, Baruch!“ erhob der Rabbi Manaſſe ſeine Stimme auf's Neue; „ſchüttle ab die böſen Geiſter des Traums, die auf den Augen dir niſten. Wache! Wache, im Namen des hochgelobten Gottes!“

„Ha, was war das?“ ſprach Baruch, aufſtöhnend, als er endlich völlig erwacht und vom Stuhle aufgeſprungen war, — „Du biſt's, Vater? — Sprach ich? — Was? — Verzeih! — Verzeih, daß du mich im Müßiggang fandeſt, mein Geiſt erlag dem Leib. — Doch jetzt bin ich wieder munter, wie die Lerche am Morgen, faſſe den Saum deines Gewandes und frage dich in Ehrfurcht: Was iſt dein Gebot, Rabbi?“

„Raffe dich auf, Sohn, den der Gott unſrer Väter zum Werkzeug erwählte,“ erwiederte der Rabbi, die Stirne runzelnd und die Rechte gebieteriſch ausſtreckend; — „raffe dich auf und gürte deine Lenden, denn der Hammer hohlt ſchon aus, die Stunde zu ſchlagen und der Herr ſteht ſchon draußen vor der Schwelle und wartet auf ſeine läſſigen Knechte. Fluch dem Schlaf, der jetzo Wimpern bethaut, als Zauber eines böſen Geiſtes, jetzo, da es gilt zu wachen über Zion; Fluch den Händen, die jetzo erſchlaffen, da ſie Schwerter faſſen und ſchwingen ſollen, um offenbar zu machen die Rache und den Zorn des hochgelobten Gottes.“

„Der Gott der Freiheit iſt ein Gott der Liebe!“ entgegnete Baruch, in Demuth vor dem zürnenden Rabbi ſich neigend, „wir ſind berufen zu pflanzen, nicht zu vertilgen. Sollen wir die heilige Blume einſetzen in Blut? Kann ſie in ſolchem Grunde gedeihen? Nimmermehr!“

„Die Rede des Thoren iſt dem Herrn ein Gräuel,“ erwiederte der Rabbi düſter und nachdrucksvoll; „der Geiſt Gottes hat uns nicht geboten, bloß zu reden, ſondern zu handeln, auf daß der Tempel ſich aus dem Schutte erhebe. Die Zeit iſt da; die Zeichen von denen geſchrieben ſteht in den Büchern der Weiſſagung ſind eingetroffen, die Stimme des Herrn Herrn Zebaot redet.“

„Ich höre, Rabbi!“ ſprach Baruch. „Was ſteht zu beginnen?“

Manaſſe, der Rabbi, ſetzte ſich in den Armſtuhl und ſtellte die Füße auf den Schemel; Baruch ſtand vor ihm und horchte ſeinen Worten. Der Rabbi begann: „Das Weltalter iſt umgerollt, die ſieben Könige in Frankeſtan ſtehn gegen einander auf und wälzen jedweder heimlich bei Nacht ihre Eiſen, daß den Klang hören kann, der in der Höhle ſitzt und ſeit Jahrhunderten auf ſeine Entzauberung harret. Gerecht iſt der Herr! Gerecht iſt der Herr! Gerecht iſt der Herr! Er hat ſein Volk einſt erlöſt aus der Sclaverei des Pharao in Ägypterland, da Er das Oſterlamm einſetzte, das gegeſſen wird, geſchürzten Gewandes und mit den Wanderſtecken in den Händen. Gerecht iſt der Herr und vergißt ſeines Volkes nicht. Aus Ägypterland will Er jetzt den Helfer ſenden, den ungläubigen blinden Heidenfürſten, daß dieſer, ein Werkzeug, diene dem erwählten Volke.“

„Mehmed Ali?“ unterbrach Baruch, verwundert den Rabbi. — „Auf den Deſpoten hoffſt, bauſt du, da wir unſre Freiheit erobern wollen, unſre Heimath?“

„Er iſt die Geißel,“ erwiederte Manaſſe, „der unſchädliche Griff in unſerer Hand. Er iſt das Schwert, ſo unſerm Feinde ſchon Todeswunden ſchlug. Der Herr iſt gerecht und unerforſchlich.“

„Was haſt du für Zeitungen von unſerm Vorhaben, Rabbi?“ fragte Baruch nach einer kleinen Pauſe, ablenkend, — „von London? Aus Paläſtina?“

„Achttauſend Brüder ſitzen ſchon auf der heiligen Erde von Jeruſalem,“ erwiederte Manaſſe, „dreißigtauſend in Paläſtina. Und drei neue Schiffe voll Glaubensbrüder harren auf’s Neue günſtigen Windes an den Ufern von Babel.“

„Du meinſt London?“ fragte Baruch.

„Ja!“ verſetzte der Rabbi und verſank in Schweigen.

„O mein Volk, mein heilig geliebtes Volk!“ rief Baruch; „ſo ſteht mir denn, was ich ſo lang gebetet, geträumt, — endlich als Wahrheit ſo nahe! So bedarf’s alſo nur mehr der kühnen That, die zur Entſcheidung führt! — Und ſo nahe, ſo nahe, wie der Morgen an der Dämmrung! So dürfen wir, Verachtete, denn endlich handeln, alles mit einem Male erobern: Freiheit, Heimath, Ehre! — Und ich! Ich fürchte zuweilen: ich träume bloß von dem allem! Ich, ſo hochbegnadet, an der Spitze zu ſtehen, das reiche Bewußtſein im Herzen tragen zu dürfen, daß ich meinem Volke alles, alles hingeben kann, was ich je mein nannte, was jetzt erſt Werth gewinnt! Armer Vater! Armer Großvater, die ihr in Frieden entſchliefet, daß ihr die Zeit der Befreiung nicht mehr durchleben könnt! Pocht euch das Herz nicht im Grabe? Möchtet ihr nicht aufjauchzen im Sarge, herausſchreiten aus den verachteten Grenzmarken des Judenfriedhofs und mitwandeln in den Reihen? Und zu Schiff! — Die Anker werden gelichtet! — Der Athem der Freiheitshoffnung bläſt in unſre Segel. Der Ocean trägt uns freudig hinüber. — Das Häuflein wächſt, die Gräber der Maccabäer thun ſich auf, die alten Freiheitshelden tragen uns die Fahne voran!“

Der alte Rabbi Manaſſe erhob ſich. Unter den buſchigen Brauen ſchoſſen Flammenblicke hervor. Sein Bart wurde vom gewaltigen Herzſchlag ruckweis gehoben. „Glaubſt du an die Verkündigung?“ fragte er langſam, mit tonloſer, Mark und Bein erſchütternder Stimme.

„An welche?“ erwiederte Baruch.

„Daß der Meſſias unter euch wandelt, der lang verheißene, der Befreier, der neue unſterbliche König Iſraels!“

„Der Befreier!“ hochaufathmend wiederholte Baruch dies Wort; — — „der Befreier!“ — die Stirne glühte ihm von den vielen Nachtwachen. — Er fuhr mit der Hand unwillkührlich an’s Herz. — „Ich dachte daran. . . Nein! Nein! Ich ſelbſt bin’s — wenn Einer auf Erden, dann bin ich’s. Ich habe nur für dies Eine gelebt!“

„Und der Meſſias?“ fragte Manaſſe langſam weiter, — „der Meſſias? Kennſt du ihn? Wähnſt du etwa, ſelbſt der Meſſias zu ſein?“

„Nein! Nein! Nein!“ ſchrie Baruch, von dem Klang der Stimme des Rabbi entſetzt zurückfahrend; — er wußte ſich keine Rechenſchaft zu geben, warum er plötzlich am ganzen Leibe zitterte. — Er faßte ſich. er ſuchte ſeine Gedanken zu ordnen. — „Ich glaube an den Meſſias, ich hoffe auf ihn!“ ſprach er; — „aber ſollte er wirklich eben jetzt uns erſcheinen? Sollte die geheime Kunde von ihm, die durch alle Länder ſchleicht, mehr als ein Mährchen ſein, von einem klugen Kopfe auserſonnen, um die Schwachen aufzurichten? Mehr? Wirklich mehr? Und was wäre dann ich? Ich ſelbſt? Nichts als eine Ruthe, weggeworfen, wenn benutzt?“ (Fortſ. folgt.)

Aus Düſſeldorf.

Ende Juli 1836.

Nicht mehr als flüchtige Notizen, wie ſie der Wandrer nach einer allzukurzen Anſchauung von Kunſtwerken zu geben vermag, dürfen Sie, verehrteſter Freund, heute von mir erwarten. Zwei Stunden Zeit ſind kaum hinreichend, das Bemerkenswerthe herauszufinden, ſich eine allgemeine Überſicht zu verſchaffen. Aus dieſem Grunde will ich auch nur bei einem einzigen Gemälde verweilen, das vor allen meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hat; die übrigen bemerkenswerthen aber, mit Ausnahme derjenigen, welche Ihnen von der Frankfurter Kunſtausſtellung bekannt ſind, blos namentlich anführen. Im Allgemeinen läßt ſich viel Erfreuliches von der hieſigen Ausſtellung ſagen; in allen Branchen der Malerei gibt es Vorzügliches zu ſehen. Der Katalog enthält 234 Nummern, Ölgemälde, Kupferſtiche, Zeichnungen und Skulpturen. Unter allen aber kommt ohne Frage Nro. 9: Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem, der Preis zu. In der That, auch ein Meiſter des Wortes dürfte in Verlegenheit gerathen, wenn er würdig von dieſer großartigen Compoſition reden, wenn er ein treues Bild ſeiner Empfindungen geben wollte. Ich habe niemals mehr das Loos der Hochgebornen beneidet, als in dieſem Augenblick; für ſie wird das Schöne geboren. Preußens Kronprinz iſt um eine Provinz reicher; er iſt der Beſitzer dieſes Bildes. Jeremias, eine große impoſante Geſtalt im weitfliegenden, faltenreichen Talare ſitzend auf hohem Steingetrümmer; ſein Kopf altehrwürdig mit kahlem Scheitel und herunterwallendem Barte, erinnert uns bei aller Originalität an die weltberühmten Prophetengeſtalten des Michael Angelo. Über das ganze Gemälde und die einzelnen Figuren iſt ein reicher, wohlthuender Farbenzauber ausgegoſſen, wie man ihn an Raphael und den beſten Italiänern bewundert. Ich fürchte ebenſo wenig den Vorwurf der Übertreibung, als der allzuvoreiligen Bewunderung, wenn ich an den größten Namen erinnere. Auf der linken Seite des Beſchauers zeigen ſich drei Frauen. Eine Mutter mit ihrem Kinde drückt auf eine wunderbar ergreifende Weiſe den höchſten Adel des Schmerzes aus; ihr Kopf jung, lieblich-reizend, lilienbleich, erfüllt uns mit einer Ehrfurcht, die wir auch der gefallenen Größe nicht verſagen können; ſie iſt eine Königin im Exil. Neben ihr ſitzt eine andere den Kopf in beide Hände geſtützt, das Geſicht verborgen; ſie kann und will ihr Elend nicht ſehen; an ihrer Seite die Tochter, vor ihr ein kleines Kind auf der Erde vernachläßigt liegend. Ein nackter, wohlgebauter Jüngling, gleich einem Antinous, zeigt, ohne irgend einen Verſtoß gegen das Schicklichkeitsgefühl, die Schönheitsfülle männlicher Formen. Ein Kind greift nach ſeinem Kinne. Dieſer Jüngling bildet gleichſam die Vermittlung zwiſchen der rechten und linken Seite und bringt eine ungekünſtelte, gefällige Symmetrie hervor. Hinter ihm hält ein Madonnengeſicht ihren ohnmächtigen Vater; daneben andere in Handlung begriffene Figuren. Ganz im Hintergrunde die brennende Stadt. Alles iſt mit dem größten Fleiße bis in's Einzelne ausgeführt. Die Figuren im Vordergrund ſind lebensgroß; das Gemälde nimmt der Länge nach faſt die Hälfte der hintern Wand im letzten Salon ein.

Wahrhafte Kunſtwerke erregen in uns den Wunſch, auch ihre Schöpfer kennen zu lernen. Daher entſtand bei mir der Entſchluß, den Künſtler aufzuſuchen. Sobald ich den Saal verlaſſen hatte, führte ich meinen Entſchluß aus. Wie ich von ihm aufgenommen wurde, welchen Eindruck ſeine Perſönlichkeit auf mich gemacht und was ich an Kunſtwerken bei ihm geſehen habe, ſollen Sie ſpäter erfahren. Die Gemälde, deren Anſchauung mich außerdem erfreut hat, ſind folgende. Das Kloſter am See, von A. Achenbach aus Heſſenkaſſel; die Ruine Rheinſtein, von C. Breslauer aus Warſchau; die erſten Chriſten, von L. Claſen aus Düſſeldorf; Anſicht von Civita-Caſtellana, von Feltmann aus Crefeld; Burgruine, Motiv: Frankenberg bei Aachen; ferner: ein aufſteigendes Gewitter, Eifelgegend, von Funk aus Herford; Viehſtück, von Chr. Graban aus Bremen; die Politiker, Nachtſtück, von J. P. Haſenclever aus Remſcheid; Blumenſtück, von L. Holthauſen aus Uerdingen; ein Mädchen, welches Toilette macht, von B. von Hoefgarten aus Breslau; Kinder und Schutzengel, ferner: Porträt einer Dame, von Jul. Hübner aus Breslau; der Abſchied, von R. Jordan aus Berlin; Winterlandſchaft, von B. C. Koekkoek in Cleve; Koſackenzug, von G. Laſinsky; Geldmangel, von Michaelſohn; eine Landſchaft mit Pferden, von P. J. van Os aus Amſterdam; Roland's Tod, von H. Plüddemann aus Colberg; Abendlandſchaft vor Erpel am Rhein, von C. W. Roſe aus Düſſeldorf; Bonifacius predigt den Sachſen das Chriſtenthum, von A. Rethel aus Aachen; der frierende Knabe, von H. Ruſtig aus Werl; Abend auf dem Hundsrück, von J. W. Schirmer; weibliches Porträt, ferner: das Milchmädchen, von A. Schmidt aus Berlin; das Melken auf der Weide, von Fr. Simmler aus Geiſenheim; das Urtheil des Paris, von C. Sohn aus Berlin; Leonore nach Bürger, von J. B. Sonderland aus Düſſeldorf; idylliſche Scene im Walde, von W. Trautſchold aus Berlin; eine Landſchaft mit Schafen, von E. J. Verboeckhoven in Brüſſel; die Spröde, von J. Wilms aus Düſſeldorf; Chriſti Erſcheinung bei'm Weltgerichte, von C. Däger aus Hildesheim; Havelgegend, von C. Dahl aus Berlin; Buchenwald im Mai, von C. Ettinger aus München; nachdenkender Greis, von Engel aus Darmſtadt; große Landſchaft mit dem fernen Hochgebirg, von M. Haushofer in München; zwei Bildniſſe, von Köttgen in Langeberg; Landſchaft aus dem Murgthale, von van de Sande Bakhuyſen im Haag. Unter den Kupferſtichen und Zeichnungen die Romanze nach dem Vorſpiele des Kaiſers Octavian von L. Tieck, von Jul. Hübner aus Breslau; Zeichnung nach Hübner's Roland, ferner Kupferſtich nach Leſſing's: Friedrichs des II. Tod.

Das Geſchäft der Ordination, der genauern Werthangabe, Beſchreibung und Ergänzung muß ich andern Berichterſtattern überlaſſen. Manche dieſer Gemälde ſind ſchon durch den Namen ihrer Autoren hinreichend gewürdigt.

Bendemann nahm mich freundlich und artig auf. Ich war bei ſeinem Anblick nicht wenig überraſcht. Die Wirklichkeit blieb hinter dem Ideale zurück. Wir glauben bei genialen Menſchen den Genius obenan zu finden — in Geſtalt, Haltung und Ausdruck. Die Erfahrung zeigt, daß wir uns hierin nicht ſelten täuſchen. Bendemann's Mund, wenn er ſich über die Göttlichkeit der Kunſt ausſpricht, wenn er beſcheiden alles verdiente Lob von ſich ablehnt, verräth an ihm mehr als Ausdruck und Blick den großen Künſtler. Bendemann hat ebenſo wenig die impoſante Geſtalt und den ausdrucksvollen Kopf eines Thorwaldſen, als die ſchwarzen, durchdringenden Augen eines Cornelius, um von zwei der bedeutendſten, jetzt lebenden Künſtler zu reden. Schmerz iſt der Hauptausdruck in ſeinem Geſichte; Schmerz iſt der Grundzug ſeiner Poeſie. Bendemann bedauerte, mich ſeinem bei ihm wohnenden Schwager J. Hübner nicht vorſtellen zu können, da er in dieſem Augenblick unwohl war. In ſeiner Stube befanden ſich folgende werthvolle Gemälde: die Auffindung Moſis, von Köhler; die Familie Bendemann, von Schadow, Hildebrand und Sohn; Studie zu Steinbrück's Genoveva; Kaninchen von Jek; Studie eines Johanneskopfes, von Schadow; Pallaſt in Neapel, von Schirmer in Berlin; eine Landſchaft, von Schirmer aus Düſſeldorf; Studie nach der Umgegend von Rom, von Blechen; Porträt Schadow's, von Hübner.

Der Frankfurter Kunſtverein würde ſich gewiß den Dank aller Kunſtfreunde erwerben, wenn er es zu vermöglichen ſuchte, daß die von mir beſprochene Compoſition Bendemann's wenigſtens auf eine kurze Zeit ausgeſtellt würde.

Dr. L. Wihl

Buntes.

⁂ Sitten und Gebräuche. — 1) Der erſte Mai in Irland. Die irländiſchen „Mummers“ oder Vermummten gehören zu derſelben Familie, zu der jene feſtlichen Banden gehören, die man in England Morris- oder Mohrentänzer nennt. Sie erſcheinen in Irland zu allen Zeiten; allein der Maitag iſt ihr eigentlicher und Lieblings-Feſttag. Sie beſtehen aus einer, nach Umſtänden von einander abweichenden Anzahl Mädchen und junger Burſche aus dem Dorfe oder der Nachbarſchaft, die man gewöhnlich wegen ihres guten Ausſehens und ihrer Geſchicklichkeit — der Mädchen im Tanzen — der Burſche im Schleudern und andern athletiſchen Künſten — wählt.

Sie ziehen in Prozeſſion, zwei neben einander und in drei Abtheilungen; die jungen Männer, im Vorder- und Nachtrab, ſind in weiße oder buntfarbige Jacken gekleidet, und haben Bänder an Hüten und Aermeln; die Mädchen haben ebenfalls lichtfarbige Kleider an, und zwei von ihnen tragen Zweige von Immergrün, an welchen mehrere neue Schleuderballen hängen, das Maitagsgeſchenk an die jungen Burſche des Dorfs. Der Zweig iſt mit einer Menge langer Bänder geſchmückt, oder deren Nachahmung von Papier, was das fröhliche, jedoch ſtreng ländliche Anſehen des Zuges vermehrt. Muſik geht immer vor demſelben her; bisweilen iſt es die Sackpfeife, gewöhnlicher aber eine Militärpfeife, mit einer Trommel oder einem Tamburin. Ein Hanswurſt begleitet ſie, der eine furchtbare Maske und eine lange Stange trägt, an deren Ende Tuchlappen, gleich einem Wiſchlumpen, angenagelt ſind, die er dann und wann in eine Pfütze taucht, und zum großen Ergötzen der jüngern Zuſchauer, die ſeine Thaten mit lauten und wiederholten Ausbrüchen von Gelächter begrüßen, diejenigen aus dem Haufen beſpritzt, die ſeine Begleiter drängen. Die Mummers ziehen während des Tages durch die benachbarten Dörfer, oder gehen von einem Edelſitze zum andern, um vor dem Herrenhaus zu tanzen und Geld zu erheben. Der Abend wird mit Trinken zugebracht. Der Mai-Vorabend wird für eine vorzüglich gefährliche Zeit gehalten. Man glaubt, daß dann die ſogenannten „Good-People“ die Gewalt und die Neigung beſäßen, allerlei Unheil ohne den geringſten Zwang anzuſtellen. Der „böſe Blick“ ſoll dann mehr als gewöhnliche Wachſamkeit und Bosheit üben, und einer Amme, die mit einem Kind in ihren Armen in freier Luft umher ginge, würde man vorwerfen, ein Ungeheuer zu ſein. Jugend und Liebenswürdigkeit werden als hauptſächlich der Gefahr ausgeſetzt angeſehen. Es iſt daher eine natürliche Folge, daß von tauſend Frauen nicht eine außer dem Hauſe erſcheint; allein es iſt nicht zu verſtehen, daß der Mangel an Schönheit einigen Schutz verleihe. Die grauen Locken ſchützen nicht immer die Wange vor der „Seuche“ (blast), noch iſt die nervige Hand des Pflügers ſicher vor einer ähnlichen Heimſuchung. Die „Seuche“ iſt eine große runde Beule, von der man glaubt, daß ſie plötzlich an dem Ort entſtehe, der von dem verderblichen Hauche der „Good-People“ in einem Augenblicke rachſüchtiger oder eigenſinniger Bosheit berührt wird. Der Maitag wird la na Beal tinn und der Mai-Vorabend neen na Beal tinn, das iſt: Tag und Vorabend von Beals Feuer, genannt, weil er in heidniſchen Zeiten dem Gott Beal oder Belus geheiligt war, woher auch der Monat Mai in irländiſcher Sprache Mi na Beal-tinn genannt wird. Die am Mai-Vorabend übliche Ceremonie, daß man die Kühe über entzündetes Stroh oder Reiſig ſpringen läßt, leitet man allgemein von der Verehrung dieſes Götzen ab. Sie iſt jetzt bei dem gemeinen Volke im Gebrauche, um zu verhüten, daß die Milch der Kühe nicht von den „Good-People“ ausgeſogen werde. Eine andere am Mai-Vorabend übliche Sitte iſt die ſchadenfroh ſchmerzliche, Einen mit Neſſeln zu brennen. Im ſüdlichen Irland iſt es der allgemeine Gebrauch der Schulknaben, auf dieſen Tag ſich für berechtigt zu halten, mit Bündeln Neſſeln wild umherzulaufen, und ihren Kameraden damit ins Geſicht und auf die Hände zu ſchlagen, oder ſolchen andern Perſonen, die ſie glauben ungeſtraft angreifen zu dürfen.

3) Der Mai in Italien. Miſſon gibt uns in ſeinen Reiſen die Beſchreibung folgender italiäniſcher Sitte: Der Monat Mai iſt überall, beſonders wegen ſeiner Beluſtigungen und ſeiner Feſtlichkeiten, merkwürdig; allein noch nie ſah ich etwas Ergötzlicheres, als jene Truppe junger Mädchen, die uns mit Geſang und Tanz unterhielten; obgleich vielleicht die Seltenheit des Geſchlechts einigermaßen dazu beitragen mochte, das Vergnügen zu erhöhen, das wir beim Anblick dieſer munteren Geſchöpfe empfanden. Fünf oder ſechs der ſchönſten und geputzteſten Mädchen des Dorfes kommen zuſammen, und gehen ſingend und überall einen „fröhlichen Mai“ wünſchend von Haus zu Haus. Alle ihre Geſänge beſtehen aus einer großen Anzahl von Wünſchen, die gewöhnlich alle ſehr angenehm ſind; denn ſie wünſchen Ihnen, daß Sie zugleich alle Vergnügen der Jahre und der blühenden Jahrszeit genießen möchten, daß Sie Morgens und Abends von gleicher Liebe beſeelt ſein, und hundert und zwei Jahre leben möchten; daß Alles, was Sie eſſen, ſich in Zucker und Oel verwandle, daß Ihre Kleider und Spitzen nie altern; daß die Natur Ihnen ewig lächeln, und der Duft Ihrer Früchte die Schönheit Ihrer Blumen übertreffen möge ꝛc. Hierauf kommen ihre geiſtlichen Wünſche, daß die h. Jungfrau von Loretto ihre Gnade über Sie ſchütten, die Seele des h. Antonius von Padua Ihr Schutzengel ſein und die h. Katharina von Siena ſich für Sie verwenden möge.

⁂ Unter den mannichfachen engliſchen Subſkriptionsliſten für ſociale und politiſche Zwecke, für die Deckung der nachgelaſſenen Schulden Sir Walter Scott's u. ſ. w. figurirte auch vor zwei Jahren eine beſcheidene Subſkriptionsliſte zur Errichtung eines Denkmals für den berühmten Schauſpieler Edmund Kean, den England als Shylock, Lear, Hamlet und Richard einſt bewunderte. Der Zweck war bald erreicht, und vor Kurzem wurde das Denkmal in der Rotunde vom Drurylane-Theater aufgeſtellt. Es beſteht in einer Bildſäule des Schauſpielers als Hamlet, wie er den Todtenkopf in der Hand hält; iſt 6 Fuß hoch und von karrariſchem Marmor. Carew, einer der Künſtler, welche die bildenden Künſte in ſeinem Vaterlande auf eine gleiche Stufe wie im übrigen Europa heben, hat die Statue verfertigt.

⁂ Als der Herzog von Broglie, um ſeine Geſetze über die Preſſe vorzutragen, kürzlich zu Fuß ſich in die Deputirten-Kammer begab, ſtrauchelte er auf den Stufen des Pont de la Concorde und fiel zu Boden. Ein beſcheidener Mitarbeiter am Meſſager des Chambres half ihm wieder auf die Beine und beim Reinigen ſeiner beſchmutzten Kleider. Mag der Herzog von Broglie dies als Vorbedeutung aufgenommen haben!

⁂ Beim Trauerfeſte der Opfer des Attentats war dem diplomatiſchen Corps ein Platz vor den Mitgliedern beider Kammern angewieſen. Allein Herr Dupin und der Baron Pasquier riſſen mit mehreren Deputirten und Pairs die Zettel ab, und nahmen die vordern Sitze ein.

⁂ Die Spaziergänge eines Wiener Poeten ſind bei Heideloff und Campe in Paris angekündigt. Der Temps enthält darüber einen Aufſatz, woraus aber nicht erhellt, ob es Ueberſetzung oder Nachdruck iſt. Wahrſcheinlich iſt es doch wohl Ueberſetzung!

⁂ Die Franzoſen beklagen ſich über den Brüſſeler Nachdruck, machen es aber hinſichtlich Englands nicht beſſer. Jetzt iſt ſogar der Nachdruck des Edinburgh-Review in Paris angekündigt.

⁂ Unter den artiſtiſchen Neuigkeiten Londons iſt eine in vergangener Woche zuerſt aufgeführte Oper des engliſchen Komponiſten Lover zu erwähnen. Sie führt den Titel: The Covenanters, und beſteht allein aus ſchottiſchen National-Melodieen. Schottiſche Lieder, von Boieldieu benutzt, machen in der weißen Dame gewiß einen angenehmen Eindruck; allein eine ganze Oper in B moll, vielleicht noch gar mit dem Dudelſacke, kann nur von engliſchen Ohren ausgehalten werden.

⁂ In Chichester wurden neulich einige leichte Erdſtöße bemerkt. Dies iſt geologiſch merkwürdig; denn ſoweit die hiſtoriſche Erinnerung reicht, ſind Erdbeben in England bis jetzt nie vorgekommen.

⁂ Die Geſchichtsforſchung der Franzoſen wirft ſich jetzt, nachdem die franzöſiſche Revolution und das Kaiſerreich in ihren Verhältniſſen von allen Seiten beleuchtet ſind, auf eine Zeit ihres Vaterlandes, welche der jetzigen an innerer Bewegung analog iſt. Neben Capefigue hat auch Mignet über die Einwirkungen der Reformation auf Frankreich geſchrieben. Das Buch behandelt natürlich nur Calvin, oder le grand mâtin Chauvin le dragon, wie ihn die Franzoſen einmal nannten, und führt den Titel: Mémoire sur l'établissement du calvinisme. Mignet ſtellt darin mit ſeiner gewohnten Präciſion und ſeinem umfaſſenden Blick die Reſultate der Reformation hinſichtlich des innern Lebens zuſammen.

⁂ Auf Astley's-Theater (London) wurde kürzlich Morier's Tod und die Maſſacre der Höllenmaſchine als Tableau dargeſtellt.

⁂ In Surrey wurde neulich eine dramatiſche Behandlung des Romans Newton Forſter von Capitain Marryat, dem bekannten Novellendichter, aufgeführt. Sie wurde unter dem Titel: „Neues nautiſches Schauſpiel“ angekündigt und war durchaus melodramenartig. Unter Andern enthielt das Stück mehrere Scenen unter verſchiedenen Anſichten des Meeres, z. B. beim Mondlicht und im Sturme, ferner einen Schiffbruch und ſogar ein Seegefecht. Betrachtet man dergleichen auch als Vergehen gegen die dramatiſche Kunſt, ſo bleibt es immer merkwürdig, wie die Scenerie bei ſolchen Darſtellungen überhaupt möglich ſein konnte.

⁂ Die Carricature, welche ſeit dem Attentate der Höllenmaſchine aufgehört hatte zu erſcheinen, wird jetzt wieder ausgegeben. *Sie enthält ſich aber wohl weislich aller ſatyriſchen* Anſpielungen über die letzten Ereigniſſe.

⁂ Eine nicht unintereſſante Schrift aus dem ancien régime iſt in Paris erſchienen: Mémoires, correspondances et ouvrages inédits de Diderot. Sie enthält hauptſächlich Briefe an Diderot's Geliebten über die damaligen Tagesvorfälle und über d'Alembert's, Holbach's und Grimm's witzige und ſatyriſche Cauſerieen in den Salons der Zeit, wo die leichte Grazie, die Chanſons und Calembourgs unumſchränkt herrſchten. Als Sittengemälde und durch eine Menge von Anekdoten gewährt das Buch eine angenehme Lektüre.

⁂ Von Göttinger Profeſſoren ſind unter der Preſſe: Dahlmann, Syſtem der Politik, und Jakob Grimm, deutſche Mythologie.

Nro 197. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 21. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

„Willſt du etwa König der Juden werden?“ fragte der Rabbi.

„Ich? König!?“ rief Baruch, wie von einem Zauberſtabe berührt, daß alle gebeugten Fibern emporſchnellten. „Wer ſagt mir das? Wer erweckt mir ſolche Gedanken? Entſetzlich! Entſetzlich! Befreier — und König? Nein! Nein! Nein! Ich will nicht, will nicht. Jeder Nerv in mir ſträubt ſich dawider und zuckt mir doch danach. Was ſagt' ich? — Nein! Ich will's nicht. Ich gab alles hin, ich will nichts haben, als helfen, befreien, retten.“

„Und der Ruhm?“ fragte Manaſſe.

„Ja!“ erwiederte Baruch krankhaft aufgeregt. — „Ihn allein, ihn ſonnenhell, untheilbar will ich haben. Ich bin aus dem Geleiſe heraus, ich warf Alles weg, um blos euch zu gehören; ich will nichts dafür, als dies Eine, aber dies Eine auch ganz!“

„Und der Meſſias?“ fragte der Rabbi.

„Der Meſſias! — Wär's denn möglich? Nein! nein! Hinweg mit dieſen Gedanken, Rabbi! — Sie freſſen mir die Mannskraft wie Mark aus den Gebeinen. — Du zählſt auf Wunder? Es geſchehen keine. Hier iſt Niemand, an dem Alles liegt, als wir, und was uns mißlingt, iſt für ewig beſchloſſen. Ein Meſſias? Glücklich, wer ſeine Hoffnung damit atzen kann, wie die Schwalbe ihr Junges. Ich kann's nicht, Rabbi, und glaube doch, glaube feſt und ernſt an den alten Gott. Und er hat uns allerdings einen Meſſias ſchon geſendet, aber einen unſichtbaren. Dieſer Meſſias iſt die Zeit, unſre Zeit, die Zeit, die alle Rinden von geſtocktem Blut auf unſern Stirnen aufweicht, die Eisrinden auf den Herzen unſrer Nachbarn aufthaut, welche uns die Atmoſphäre durch lange Gewitter abgekühlt, alle Gedanken der Menſchheit empfänglich gemacht hat, den Schmerz der Heimathloſen einzuſehen, ihr Streben und ihre Thaten zu faſſen. Das iſt unſer Meſſias; auf den hoff' ich, auf keinen andern mehr. Eine halbe Welt weinte am Todtenbette Polonia's. — Sie werden uns freudig zulächeln, wenn wir ausziehn, — ſie werden keinen Schlagbaum vor uns niederfallen machen; ſie werden, — ſie brauchen ja ſelbſt keine Hand dabei zu regen, — ſich aufrichtig freuen, wenn wir ſiegen und wenn wir fallen, mit der Thräne nicht ſo kargen, wie ſie, als wir vor ihnen auf den Knieen lagen, mit der Freiheit kargten, nach der ſie doch ſelbſt dürſten.“

Der Rabbi hörte ihn, finſter vor ſich hinſtarrend, an. Dann ſprach er: „Dies Alles führt vom Ziele ab und iſt unnütz. Du ſollſt nicht auf dieſen unſichtbaren Meſſias hoffen; nur eine fühlbare Fauſt, nur ein wirkliches Schwert wird euch Alle retten. Und beide ſind da. Ich ſtehe hoch oben und ſchaue herab, wie vom Gipfel des Libanon, weit um in alle Reiche, meine Seele ſchwebt über ihnen wie der Falke. Es entgeht mir nichts, was geſchehen muß, wenn wir leben, ſiegen wollen. Das Vergangene iſt mir das Kommende.“

„Was iſt der Sinn deiner Worte, mein Rabbi?“ fragte Baruch beklommen; „was lieſeſt du als nothwendig? Was muß geſchehn?“

„Die Häupter der Chriſtenheit müſſen fallen, alle zu gleicher Zeit, und in demſelben Augenblicke, als unſre

Schiffe die Anker lichten,“ — erwiederte mit derſelben kalten Ruhe und Beſonnenheit der Rabbi.

„Halt ein! halt ein!“ rief Baruch mit Entſetzen; „keinen Hauch weiter! Er verpeſtet unſer Werk.“

„Biſt du ſo ein Knabe?“ entgegnete Manaſſe, ihn von oben bis unten meſſend; — „will das Kind mit der Amme zanken? — Unſer Gott iſt beleidigt und ſchreit um Rache! Wir haben ihm kein Lamm mehr zu opfern; das Blut der Goi's müſſen wir dicht aus dem Herzen mit einem Stich abzapfen, nicht langſam aus Nadelwunden ausfließen laſſen, wie unſre Väter vor vier, fünf Jahrhunderten gethan? Glaubſt du, die Judenhetzen ſind von geſtern? Ich ſage dir: ſie ſind auch noch von heute. Glaubſt du, ſie werden uns als Brüder aufnehmen? Sie wiſſen nur Eins, und ich weiß nur Eins: Knechtſchaft oder Tod! Sie haben's ein Jahrtauſend lang uns zugemeſſen; — wir geben's ihnen zurück. Zähle mir die Gerechten, wie Abraham die von Sodom und Gomorrha! Was ich ſage, muß geſchehn! Das ſpricht der Herr, Herr, der Herr der Rache. Das Entſetzen wälzt ſich von Land zu Land. Die wilde Wuth hetzt ſie nicht gegen uns, — wir ſind fern, — nein gegen ſie ſelbſt, wenn wir ihnen nur die Gelegenheit ſchaffen, die ſie ſelbſt — aus Feigheit — nicht herbeizuführen wagen. Sie werden ſich gebehrden, wie entfeſſelte Tiger, wie Hyänen, die des eigenen Fleiſches nicht ekelt. Und wenn die Flamme in ihr Herz frißt, und Aufruhr, Meuterei, Wahnſinn Alle durcheinander wirbelt, daß der Bruder gegen den Bruder ſich panzert, und der Vater dem Sohne ſein Leben abfechten muß, — dann, Israel, dann vergißt der Scherge deiner, dann ſchmiedet dir kein Schmied — Ketten; dann ſäubern wir unſre heilige Erde von des Muſelmanns verfluchten Spuren, der Tempel erhebt ſich auf's Neue, und Israel iſt frei, iſt ein Volk wieder, und liegt vor ſeinem Meſſias im Staube!“

Baruch hielt ſich wankend an der Kante des Tiſches. Ihm flirrte und flammte es vor den entzündeten Augen. Die Züge Manaſſe's verzerrten ſich davor, wie in einem Hohlſpiegel; der Rabbi wuchs ihm dicht vor der Stirn in die Höhe, in die Breite, rieſig, ungeheuer jedes Glied. Er ſah ihn wie einen Würgengel, mit einem blutigen Richtſchwert, mit dem Haupt die Decke durchſtoßen, daß die Sterne, roth wie glühende Tigeraugen, hereinglotzten. Er bebte vor dem Rabbi zurück, wie vor einer Schlange. Im nächſten Augenblick erwachte ein Drang des Beſſern in ihm, verſcheuchte die phantaſtiſchen Träume, und hieß ihm, Stirn an Stirn, mit ganzer Lebenskraft dem Ungeheuren, Gräßlichen wehren, welches der finſtre Rabbi herbeibeſchwören wollte.

„Rabbi!“ rief er, ihn krampfhaft am Barte faſſend, — „Rabbi, wenn du ein Menſch biſt und kein Geſpenſt der Hölle, ſo antworte mir im Namen des hochgelobten Gottes; — träumt' ich? oder ſprachſt du wirklich?“

„Ich ſprach!“ verſetzte Manaſſe.

„Und du thuſt's? — Nein! Beim lebendigen Gott, auf den wir alle hoffen, du thuſt's nicht! du wirſt's nicht thun!“

„Ich thu's!“ ſprach Manaſſe.

„So helfe mir Gott! ich ermorde dich... Nein, nein!... ich verrathe dich!“ — —

„Thu's!“ erwiederte Manaſſe.

Baruch ſtand wie vernichtet. „Ich bin auch ein Mann!“ ſprach er aufſtöhnend, — „ich thu', was keiner, und fühle Kraft in mir, dem Wolf in den Rachen zu greifen. Und ich zittre vor dir! Weißt du, daß du uns alle verdirbſt? Wenn man deinen Plan entdeckt!“

„Meine Söhne haben mir geſchworen!“

Baruch ließ den Bart fahren. — „Wenn man einen auf die Folter ſpannt?“

„Er wird ſterben, ohne zu bekennen!“

„Nein! Nein! — — Ah, ſie ſind alle zu feig, die lange Knechtſchaft hat ſie an Leib und Seele verdorben. — Und doch iſt's dies, was mir Hoffnung gibt. Sie wagen's nicht! Sie entfliehen.“

„Sag' mir das nicht!“ drohte Manaſſe mit geballter Fauſt. (Fortſ. folgt.)

Briefe aus Italien.

(Schluß.)

Vierzehnter Brief.

Florenz, Ende Juni.

Zu den Schattenſeiten dieſes Zauberlandes gehört vorzüglich, daß ihm dieſe fehlen. Die klimatiſchen Herrlichkeiten des Februars ſind längſt hinunter; die Hitze iſt drückend, ja erdrückend, zumal bei dem unabläſſigem Scirocco und das kochende Blut ſucht den Ausgang durch die Haut gewaltſam. Ein Hiob, ein Lazarus, nur mit etwas weniger Geduld ſitz' ich da mit brennenden Beulen.

Wie wenig der Italiäner ſich aus ſolchen Beſchwerden mache, kannſt du daraus entnehmen, daß er — doch meine ich jetzt den Florentiner — ſein Hauptfeſt im heißen Juni feiert, am Tage Johannis, des ſtädtiſchen Patrons. Noch bei brennender Sonnenhitze füllt die Straßen die geputzte Bevölkerung, um bald auf ein Pferderennen, bald auf eine Prozeſſion, bald auf einen langſamen Wagenzug, bald auf einen Wettlauf derſelben zu warten, und gibt es nun am Ende etwas zu ſehen, ſo iſt ein Jedes mit dem Bischen Kühlung zufrieden, das es ſich mit dem Fächer zuwedelt. Beiläufig — 's iſt doch im Ganzen eine arbeitſcheue Nation, was die höhern Stände betrifft; denn die ausſchweifende Thätigkeit des Land- und auch die des Handwerksmannes muß man gelten laſſen. Aber wie viel Paar Strümpfe mag wohl eine Florentiner Dame im Jahr ſtrikken? Bis Ende April ſahſt du keine (auch nicht daheim oder ſonſt im Zimmer — denn überall fehlen die Öfen —), ohne den Kohlentopf, den ſie ſtets mit beiden Händen halten, mit der Hitze des erſten Mais trat der Fächer an die Stelle des Topfs und wo du jetzt hinſiehſt, bei Tag und in der Nacht, im Kaffeehaus, im Garten, im Zimmer, in der Kirche, nimmſt du dieſen bunten Flügelſchlag der Sommervögel wahr, der im Einzelnen uns immer fremd, (ja gezwungen) in großen Maſſen aber wahrhaft komiſch vorkommen muß.

Doch zu den Feſtlichkeiten von S. Johannes; denn davon verlohnt ſich's zu reden. Schon ſeit länger als vier Wochen fing man unter meinen Fenſtern und gegenüber im Arno die Vorbereitungen an. Stangen wurden eingepaßt und angeheftet; auf floßartigen Fähren ſah man von früh bis Abend Leute herumfahren, um das Lattenwerk nach dem jenſeitigen Ufer zu bringen, an welchem die Häuſer ihren Fuß unmittelbar in's Waſſer ſetzen. Das jährlich wiederkehrende Feſt ſollte diesmal ganz beſonders glänzen, weil es mit der Rückkehr des Großherzogs zuſammenfiel, welche übrigens von dem feurigen Italiäner, nämlich von der ſtädtiſchen Bevölkerung, mit einer Gemüthsruhe betrachtet wurde, wovon wir an Vivats und Hurrahs und ſonſtigen ungemeinen Jubel von Jugend an gewöhnte Nordländer keine Vorſtellung haben. Kein Menſch rührte ſich.

Andere Vorbereitungen zu einem ſolennen Wagenrennen waren auf dem Platze von S. Maria Novella gemacht, wohin ich mich denn auch rechtzeitig begab, um einen Platz auf einer der aufgerichteten Tribünen zu erhalten.

Die Italiäner haben ein Wort, das wir nicht überſetzen können, (vielleicht liegt uns der Begriff urſprünglich fern) es heißt: „*buscare*" und bedeutet: „von dem, was Einem in den Wurf kommt, leben, oder wenigſtens profitiren." Sie ſagen auch: „Miglior buscare, che guadagnare," was ſagen will: „lieber ein großer zufälliger Gewinn, als ein ſichrer kleiner." (Wie verſchieden von unſern Stellen ſuchenden Philiſtern, aber auch wie ſittlich bodenlos!) Aus dieſer Geſinnung mußt du dir's erklären, wenn ſolche Einzeltage, wie ein Johannisfeſt, von der arbeitenden oder eigentlich faullenzenden Klaſſe als Peruaniſche Bergwerke betrachtet werden, in denen das gediegne Gold zu Tage liegt. Da ich nun das meine etwas tief trage, mußte ich lange ſuchen, bis ich Einen fand, der mit dem oben ſchwimmenden Silber zufrieden war.

Ich könnte dich nun mit einer ausführlichen Beſchreibung der Wartezeit, die bis zum Beginn des Feſtes — nicht verlief, ſondern — verſikkerte, beglücken, mit der Aufzählung meiner Bemerkungen über die ſämmtlich Wartenden auf den Brettern und unten über die herumſchleichenden Caroſſen mit vornehmen Beſchautwerdenden, über die mit farbigen Teppichen — als wären es ihre Schürzen oder Servietten — zum baldigen Augen-Schmaus angethanen Fenſter, über die vielen Menſchenköpfe darin und gar oben auf den Dächern, die alle — das machten die wedelnden Fächer — vom leiſen Luftzug bewegt erſchienen und über die offenbare und allgemeine Langeweile, — wenn ich der Verfaſſer des Kremſer Pickenicks wäre. So aber führ' ich dich ſogleich zu dem frohen Augenblick, wo die großherzogliche Soldateska vorreitet und mit ihren Pferdeſchwänzen den Platz zu kehren beginnt. Nachdem nun noch mit dem ſeine von Beſen des Fußvolks auch die Ecken und Winkel gefegt, war an ein Anfangen zu denken. Doch werf' ich dich noch einmal in's Gewühl zurück, weil etwas Rechtes darin iſt, nämlich der Großherzog nebſt Frau und Gefolge, der die Gefälligkeit hat, vor dem ganzen Volke die Runde zu machen, ſo daß auch Leute, wie unſer Einer, zu erzählen wiſſen, wie mild, gütig und gemeſſen ſein Weſen iſt, und wie überraſchende Kälte auf dem blaſſen aber ſchönen Angeſicht ſeiner neapolitaniſchen Gemahlin liegt.

Der Platz iſt frei, die Siegesfahne wird an dem mir nächſten Obelisken, dem Kampfmal aufgeſteckt; die Streitenden werden in den Kreis eingeführt. Auf vier bunten und vergoldeten Wagen, deren obrer Theil die Form der antiken Biga hat, durch ihre Schwere indeß und Vierrädrigkeit weſentlich davon verſchieden, ſtehen — die Geißel noch ruhig in der Hand — die kampfluſtigen Preisbewerber, in altperſiſcher Tracht, von mehrfarbigem Stoffe; die Roſſe, ungeduldig den Lauf zu beginnen, werden mit Gewalt von Sclaven zurückgehalten und zweimal langſam durch den weiten Kreis geführt. Schade, daß kein Heroldruf, keine fallende Schranke den Anfang des Rennens bezeichnete. Unvermuthet verwandelte ſich der ruhige Schritt in den haſtigſten Lauf, und kaum, daß ich ſie ins Auge gefaßt, war die Erſcheinung verſchwunden und ich hörte nur noch das Stampfen der Roſſe, das Raſſeln der Wagen, wie fernes, jetzt verſchwindendes, jetzt ſich nahendes Donnern. Durch die geringe Ordnung beim Beginn war Vortheil und Nachtheil unter die Theilnehmer ungleich vertheilt, und es hielt ſich der (anfangs) Erſte mit beſonderer Klugheit im kleinſten Kreiſe, lenkte nah um das Mal, und ſcheute ſich ſelbſt nicht, mit der Hälfte des Wagens über die breiten Marmorſtufen des Fußgeſtelles vom Obelisk mit Gefahr des Umwerfens zu fahren. Aber der Führer des goldnen Wagens ſchwang die Geißel, ſein rother Mantel flatterte hoch in der Luft, tief einfurchten die Räder in den weichen Sand; aber leicht flogen die Roſſe mit der Laſt dahin, als wüßten ſie um den Sieg, der zu erringen. Der Führer des rothen Wagens erſah kaum die fremde Abſicht, die Nähe des Mals ihm abzugewinnen, als er mit verſtärktem Zuruf die ſchnaubenden Rappen zur Eile trieb. Es gelang; aber nun ſei es, daß die Anſtrengung zu groß war, ſei's, daß der Andre abſichtlich ſeine Kräfte geſchont — behender, als beim Auslauf, flog der goldne Wagen vor und gewann den Vorſprung an's Mal; ohne die Stufen der Pyramide zu ſtreifen, hielt er ſich in äußerſter Nähe; vergebens mühte der rothe ſich ab, den alten Vortheil wieder zu gewinnen — der goldne hielt ſich auch am jenſeitigen Male; feuriger flogen die Roſſe den dritten und letzten Lauf, und ehe noch der Nebenbuhler herankam, ſchmückte die Fahne ſchon den Sieger, der unter dem Herbeiſtrömen der Menge ſich nach der großherzoglichen Loge und nach dem Ausgang langſam hinbewegte. — Von den beiden andern Mitkämpfern, von denen der Eine ſchon in der Mitte des Laufs ermüdete, der andre den dritten Poſten nicht verließ, ſchweig ich. Man kann nicht die Lampen der Illumination zählen!

Dieſe übrigens hatte bereits noch bei'm letzten Strahl der Sonne begonnen; denn, wie Kinder, können's die Italiäner nicht erwarten und fragen nichts nach Überraſchung. Ich war froh, als ich durch den Menſchenſtrom bis nach meinem Hauſe gewadet. Die eingebrochne Dunkelheit hatte allmählig dem Lichte ſeine Bedeutung gegeben; vor mir ſah ich, durch's Fenſter, einen phantaſtiſchen Wunderbau, den ich aus dem aufgeführten Sparrwerk bei Tageslicht mir nicht zuſammengeträumt hatte. Denke dir die Länge des Fluſſes, zwiſchen den vier Brücken, geſchmückt an beiden Seiten, unten mit einem Sockel von drei Reihen Lichtern, in Form einer architektoniſchen Verzierung geordnet, darüber die bald mehr, bald weniger erleuchteten Häuſer und Palläſte, die Brückenbogen mit Lampen beſteckt, auf der Mitte des Ponte vecchio einen Portikus von drei Bogen, auf der untern Brücke einen dem ähnlichen, aber reichern Tempel, der Fluß ſelbſt überſäet mit Nachen und Gondeln, die mit ihren bunten Lampen an die großen tropiſchen Schmetterlinge mahnen, und nun durch Alles hindurch das Geſchwirr der froh bewegten Menge, ſo haſt du eine ungefähre Vorſtellung vom Beginn des Feſtabends.

Nun aber, — inzwiſchen hatte ſich mein Zimmer mit Gäſten, die am ponto della trinita erbaute großherzogliche Loge mit der fürſtlichen Familie gefüllt, — verkündigten Kanonenſchüſſe den Anfang des Feuerwerks, dem eigentlichen Glanzpunkt der feſtlichen Nacht. Dicke Strahlenbündel fuhren hinauf an den Himmel und die aus jedem einzelnen ausgeſandten Leuchtkugeln und Schwärmer ſchienen jenen necken oder zur ſchönen Erde herablocken zu wollen. Der arme Mond, der beſcheiden mit ſeinem kalten Licht daneben ſtand, verlor den geringen Reſt ſeines dürftigen Scheins, während die kleineren Lichter der Sterne lieber gar nicht vorgetreten waren. Eine raſchere Bewegung war in die lauter werdende Menge gekommen, und, als wollten ſie ſie nachbilden, drehten auf der Brücke feuerſprühend ſich goldne Räder an glänzender Spindel. Aber ſehe! was fährt dieſer Eliaswagen heran? Ein großes, prächtiges Schloß, aus deſſen weiten Fenſterbogen tauſend glühende Blitze ſchoſſen.

Schon das Licht als Baumaterial hat durch das Immaterielle ſeiner Erſcheinung etwas Zauberhaftes; daher denn auch der faſt ausſchließliche Gebrauch deſſelben in Italien bei religiöſen Feſtlichkeiten. Die hohen Säulen, die wir von Marmor aufgerichtet zu ſehen gewohnt ſind, die ſchweren aus Quadern aufgeführten Mauern, die gewölbten Hallen, die durch feſten Grund und umſichtige Kunſt des Meiſters gehalten ſein wollen — hier ſtehen ſie alle, wie aus Äther gewoben, der Form nach feſt und wohnlich, dem Stoff nach leichter als Wolken, vor unſern Augen, und unſre Phantaſie, dem neuen Eindrucke fügſam, unterbaut die Wunderpalläſte mit einer Wundererde und verſetzt uns, mitten in der gewohnten Umgebung, in eine Feen- und Mährchenwelt. Tritt nun gar das Element aus den gegebenen Schranken, wird, ſtatt aus Licht, aus Feuer gewoben und gebaut, ſo verdoppelt ſich mit der Stärke der Flammen und der Haſt der Bewegung auch die Täuſchung der Sinne und wir ſehen uns unbewußt in den Strudel geriſſen, bis die durch das verglimmende Feuer eintretende Pauſe uns das Gefühl des ſichern Grundes und Bodens unter uns wiedergibt. — Doch es ſoll dies nicht ſein. Mit neuen, durch das Echo verdoppelten Schlägen ſetzt der Zauber ſich fort. Ich will nicht von den Feuerſchlangen reden, die aus unterirdiſchen Neſtern herausfahren, nicht von den wunderbaren Lichtſternen, die mit einem Male die ganze, ich möchte ſagen: die laut-glänzende Beleuchtung überſtimmten, nicht von den hohen Palmen mit feuerſprühenden Zweigen und ſo manchem Andern, nur von dem rothen Pallaſt, über dem herabſtürzenden Glutſtrom aufgeführt. Selbſt die ausſchweifendſte Phantaſie ſah ſolche Schöpfung nicht; das ganze Schloß ſchien zu brennen und doch nur durch die Flamme zu beſtehen; Säulen und Mauern, der Brückenbogen und die Portale zitterten in heftiger Bewegung, und doch ſchien alles wieder felſenfeſt zu ſtehen, wenn man den Wagen des Feuerfalles darunter folgte, dieſen Flammen-Kaskaden, die mit wirbelndem Strudel von oben nach unten und von unten nach oben zu ſtürzen ſchienen; denn der Arnoſpiegel verdoppelte das Spiel.

Als auch dieſer Traum zerronnen, ſtand ein glänzender Tempel mit zwei Pyramiden auf der Brücke. Die Kanonen ſchwiegen; aber menſchliche Stimmen erſetzten den Schall; es war ein Jubel, wie ich nie erlebt, und nur in abgebrochenen Tönen drang die Muſik der verſchiedenen Banden begleitend durch. Auf und ab den Fluß fuhren die bunten, erleuchteten Gondeln, in denen frohe Gäſte um den wohlbeſetzten Tiſch in der Freude, wie auf dem Waſſer ſchwammen. Immer lauter jubelte die Menge, nur von der Freude erhitzt, die ich bei Erwachſenen noch nie in ſolcher Kindheitskraft ſah, ganz verſchieden von der, die ich in nordiſchen Ländern mühſam aus konventionellen Luſtbarkeiten geſchöpft iſt. Daß ich ſelbſt, oben in meinem Luftſchloß, über dieſem Freudenmeer nicht ganz in der Objektivität mich erhalten konnte, wirſt du glauben; doch ſchlug mir meine Theilnahme ſogleich ins Gegentheil, in eine wirkliche Wehmuth um, als ich auf dem unfern der Stadt gelegenen Berge die alte längſt verlaſſene Kirche des heil. Miniatus mit dem vom deutſchen Heinrich II. erbauten Schloß — dem Jubelrufen unter mir unerreichbar, und durch eine lange Finſterniß von ihm getrennt — ſtill erleuchtet ſah. Wie wenig doch brauche ich zu ſteigen, ſo iſt auch das tobende Freudenfeuer unter mir zum lautloſen Lichtſchimmer zuſammen geronnen.

Als ich Morgens nach vier Uhr an's Fenſter trat, warf eben die Sonne ihre erſten Strahlen auf die noch immer fortlärmende Menge, auf die fortglimmenden Feenpalläſte, die nun freilich beide, wie Geiſter vor dem Hahnruf, verſchwanden mit der ganzen klingenden und ſingenden Freude, die, wie die Königin der Nacht, ihren Strahlenkelch vor dem Angeſichte des Phöbos ſchließt.

Nun ſollt' ich dir freilich noch von dem das Johannisfeſt beſchließenden Caſcinenfeſte erzählen; aber meine Farben ſind verbraucht, und eine neue Palette aufzuſetzen, fehlt mir heute die Luſt. Nur ſoviel bring' ich noch zuſammen, dir zu ſagen, daß der zweite Zauber den erſten weit überbot, zwar nicht durch Stärke, wohl aber durch Lieblichkeit; er war das Piano zu jenem Forte, und griff, wie erſteres thut, tiefer in's Gemüth. Träume dieſen Sommernachttraum; tritt in den erleuchteten großen Garten, unter die Tauſende geputzter Menſchen, die in den Lichtalleen auf- und abwandeln, zwiſchen der Saat von Lichtlilien auf grünen Wieſen ſanft ſich bewegen, in Zelten und auf Pavillons, die aus Luft gebaut ſcheinen, ſprechend, ſingend, tanzend, ſpielend ſich ergötzen; tritt mit mir unter die duftenden Bäume, an deren hohen und höchſten Gipfeln die bunten Lichtfrüchte wie Schmetterlinge ſchweben, und ſchwimme ſelig in dieſer paradieſiſchen Freude. — Doch, wie geſagt, davon ein andermal, vielleicht mündlich!

Buntes.

∗∗∗ Für den Auguſt wird ein neuer Roman von Bulwer: The Disowned (der Verleugnete), in Colburn's Modern Novelists, einer periodiſch erſcheinenden Sammlung von Romanen, angekündigt, worin ſchon mehrere Erzählungen von Bulwer früher herausgegeben worden. Neue Arbeit für die Federn deutſcher Ueberſetzer!

∗∗∗ Von Mrs. Trollope, der berühmten oder vielmehr berüchtigten Verfaſſerin von Reiſebeſchreibungen nach Amerika, Belgien und dem weſtlichen Deutſchland, iſt jetzt auch ein Roman: Mordyn Cliff, angekündigt.

∗∗∗ Der kürzlich im Literatur-Blatt des Phönix rezenſirte italiäniſche Roman Marco Visconti hat die Ehre einer engliſchen Ueberſetzung von weiblicher Feder erhalten.

∗∗∗ Unter den letzteren kürzlich erſchienenen Bänden (bis jetzt 6 Theile) der Memoiren Mirabeau's, die bekanntlich von ſeinem Adoptiv-Sohn herausgegeben werden, befindet ſich auch eine kleine Schrift: sur la réformation politique des Juifs. Mirabeau verfaßte ſie vor der Revolution, als die Juden in Frankreich noch nicht emanzipirt waren.

∗∗∗ In einem neuen Ballet der Pariſer Oper (l'Ile des pirates), worin die beiden Elsler tanzten, gibt eine Scene den Feuilletoniſten Gelegenheit zu Spöttereien. Ein Seeräuber fleht, an Bord ſeines Schiffes, galant um die Liebe einer geraubten Schönen, und will unerhört ſich ins Meer ſtürzen. — Man bemerkt doch überall die Fortſchritte der Civiliſation!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^ro^ 198. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt N^ro^ 33.

Samſtag, 22. Auguſt.

Merck's Briefwechſel.

Soeben iſt in Darmſtadt eine äußerſt intereſſante Sammlung von Briefen erſchienen, die von Göthe, Herder, Wieland, Karl Auguſt von Weimar, Forſter und andren bedeutenden Zeitgenoſſen an Johann Heinrich Merck gerichtet waren. Merck iſt aus Göthe's Leben bekannt. Er ſoll ihm mit ſeiner langen Geſtalt, den grauen Augen, der ſcharfen Naſe (auf den Schauſpieler Meck in Frankfurt am Main ſcheint dieſe Schilderung nicht weniger zu paſſen) für den Gedanken des Mephiſtopheles vorgeſchwebt haben. Merck gehörte zu jenen untergeordneteren Geiſtern unſrer klaſſiſchen Literaturperiode, die wie die Boie, Schloſſer u. A. als kritiſche Vermittler auftraten und durch begründete Kenntniſſe, Geſchmack und mehr als gewöhnlichen Wirkungskreis eine imponirende Stellung unter den ihnen befreundeten Geiſtern einnehmen konnten. Merck's Urtheil wurde als die Meinung eines vorurtheilsfreien, zum Enthuſiasmus ſchwer hingeriſſenen, nüchternen Verſtandesmenſchen hoch angeſchlagen und alle kritiſchen Inſtitute, von der deutſchen Bibliothek bis zu den Frankfurter Anzeigen, riſſen ſich um ſeine thatſächlichen, fleißigen Kritiken. Die meiſten davon ſtehen in Wieland's Merkur.

Wir wollen einige beſonders ſchlagende Stellen des vorliegenden Briefwechſels herausheben. Herder iſt von Bückeburg aus ſehr erzürnt auf Göthe und wirft ihm, beſonders als Kritiker (in den Frankfurter Anzeigen), ſeine Prophetie vor, das heißt, jene Deutungskunſt der Zeit, welche auch in unſern Tagen vielen Leuten an der jungen Literatur ſo auffallend erſcheint. S. 39:

> „Ich wende mich von Euch, und halt' es kaum werth mit M., dem leidigen Tröſter, und mit Göthe, dem elenden Wahrſager, Naturkenner und Zeichendeuter ſoviel Worte zu wechſeln, als der geplagte Hiob mit ſeinen Freunden: unter denen Göthe juſt zuletzt kommt, wie Elihu.“

Nikolai über den Buchhandel zu hören, iſt intereſſant. Es handelte ſich damals um die oft wieder aufgewärmten Projekte allgemeiner Gelehrten-Buchhandlungen. S. 53:

> „Ueberhaupt gleicht die Buchhandlung einem Färbekeſſel, an dem man viele Jahre geſtanden, und im Schweiße ſeines Angeſichts muß gearbeitet haben. Wer die Sache nur von außen anſiehet, glaubt, es komme nur auf einige Recepte, und auf's Eintauchen und Herausziehen aus dem Keſſel an. So leicht ſehen itzt viele Gelehrte den Buchhandel an, die ſich dadurch zu bereichern gedenken. Wer aber, wie ich, das Innere der Sache kennt, ſiehet wohl, wie ſehr ſie ſich betrügen. Ich weiß nicht, ob Sie dort deutſche Zeitungen leſen, und daraus erſehen haben, daß Hr. Klopſtock ein Buch, unter dem Titel: Deutſche Gelehrtenrepublik auf Subſcription herausgeben, und damit den Anfang machen will, den Gelehrten ihre Werke als ihr Eigenthum zu verſichern. Ich wünſche ihm von Herzen den beſten Erfolg; aber, ſo wie ich die Sache einſehe, wird die Subſcription kaum bei dem erſten Buche Etwas eintragen, und bei dem 3ten oder 4ten wird der Autor ſich bald zu Tode ärgern, und ſein Geld zuſetzen. Der Nachdruck iſt ohnedies ganz unvermeidlich, und wie will ſich Hr. Kl. dagegen ſchützen? Ich bedaure einen jeden Autor, der Nutzen von ſeinen Werken ziehen will. In einzelnen Fällen kann Pränumeration dienlich ſein, wie Zachariä, Unzer, Wieland zeigen; aber im Ganzen wird, denke ich, dem Uebel nicht abgeholfen. So lange es

noch nicht moglich iſt, die Auflage eines Werks, in Einer Stadt, in Einem Jahre, baar zu verkaufen, ſo wird die Buchhandlung immer das verwickelte Werk bleiben, wobei das Kapital, ſobald man aufhören will, verloren geht, und die hohen Intereſſen, ob ſie gleich zuweilen einlaufen, doch auch ſehr oft ausbleiben, ſo daß es um Kapital und Intereſſen eine ſehr unſichere Sache iſt.“

Füßli, der bekannte Kupferſtecher, urtheilt höchſt originell und reif über Klopſtock in einer Sprache, die überraſcht. S. 58:

„Von Klopſtock, wie es mir ahndete, kannte ich ſchon, und weniger verkünſtelt, was mir in ſeinen Oden gefällt, und was allen Kennern aller Zeiten und allen fühlenden Herzen gefallen wird. Den größten Theil ſeiner erhabenen Andachtsoden, wieder aus dem Crameriſchen Wochenblatt zuſammengekramt, hole Gott, und beinahe Alles von ſeiner teutoniſchen Mythologie der Teufel! Es iſt eine Lüge, daß der größte Theil von David's Pſalmen poetiſch ſei, und daß ſchlechterdings aus dem Grunde, auf welchem Klopſtock den vermeinten Vorzug ſeiner eigenen und der übrigen deutſchen Poeſie vor der engliſchen baut: weil nämlich die meiſten Pſalmen auf Privat-Gefühl, eine Lokalität oder andere empfindungsvolle Grille ſich ſtützen. Wer iſt der, der mir ſagen will, daß dergleichen Trockenbebblerei, wie der 119. Pſalm, oder eines von Klopſtock's ewigen Herr, Herr rufenden Tonſtücken Poeſie ſei? Bilder — die Bilder, die ihr (nicht Du, die Deutſchen und auch die Schweizer) verachtet, die Bilder, die ihr nicht erfinden könnet — die machen Homer, den Vater aller Poeſie.“

Und ferner. S. 60:

„Die facultas lacrimatoria, dieſes Schönpfläſterchen der deutſchen Poeſie von Klopſtock's Höhe bis zu Duſch herab, die teleſcopiſirten Augen, unnennbaren Blicke, und der ganze theologiſche Hermaphroditismus ſind vergänglichere Lumpen, als die, auf welche ſie gedruckt ſind. Fühlet, wenn ihr wollt, dergleichen; ich wähnte auch, es zu fühlen, wie ich ein Kind war; aber es iſt ſturzwerthe Unverſchämtheit, es Andern vorzutrommeln, und wenn es in euern heiligen Gedichten iſt, ſo ſage ich mit Götz von Berlichingen: Für die Majeſtät der Religion habe ich alle ſchuldige Hochachtung; aber Ihr, Herr Hauptmann, wie Ihr heißt — u. ſ. w. und ſchlage das Fenſter zu.

„Dieſen Augenblick habe ich Deinen jammernden kleinglaubigen Brief erhalten! —

„Was Klopſtock's Vaterlandspoeſie anbetrifft, ſo nehme ich Herrmann und Thusnelde und die beiden Muſen aus, und ſage noch einmal: hole ſie der Teufel! Es wäre mir bei Gott eben ſo leicht, der Synagoge den Talmud zu erklären, als die glaſoriſchen Locken der Enherion und Filea auseinander zu leſen. Ein Talent, wie das, auf dieſe Art weg zu diſtilliren! Lycophron, Prophet von Profeſſion und Grieche, iſt heiterer als dieſe Bardenräthſel. Das iſt nicht Sprache — das iſt Sand voll Gebeine und Scheiter am Geſtade, und die erſte Fluth wäſcht ſie zum Abgrund.

„Die Verachtung, die ich für Klopſtock's Geſchmack in der Malerei habe, wenn er von Preißler oder den Deutſchen redet, iſt der Arroganz gleich, mit der er die Engländer ſchlichtet. Seine Unwiſſenheit ihrer Poeſie iſt lächerlich. Bürger — Vaterland — Freiheit — wenn er zum wenigſten ein Schweizer wäre — aber wo iſt das Vaterland eines Deutſchen — — — — — —? iſt es in Schwaben, Brandenburg, Oeſterreich oder Sachſen? iſt es in den Sümpfen, die die römiſchen Legionen unter Varus verſchlungen? hat Rom je verloren, wenn es auf ehrlichem Grund und Boden focht? ein Franzoſe (fluche ihm!) hat mehr Recht, ſein Land zu vatern, als ein Quedlinburger, Osnabrücker, oder was ſonſt noch für aufgeblaſenes Krötengeheck von Rügen bis Ulm kriecht. Ein Knecht, worauf hat er ſtolz zu ſein? auf ſeines Meiſters Livrei? und welches? des erſten, zweiten, oder dritten? Freiheit, Gott! Freiheit von dem Schmeichler Chriſtian's! Die Engländer rühmen ſich nicht, in dieſem Jahrhundert einen Poeten hervorgebracht zu haben, es ſei denn Richardſon. Thomſon's euch ſo oft überſetzten zahmen Katalog, Young's Pyramiden von Teig, Pope's kadenzirte und gereimte Proſa, die heißen ſie noch nicht Poeſie, ſo wenig als ſie Wieland's oder Geßner's thränenreichen Süßigkeiten denſelben Namen zugeſtehen würden — und damit helf' euch Gott!

Nikolai ſchreibt in ſchwer verbiſſnem Grimm über Göthe. S. 66:

„Zwar iſt, wie Jedermann ſagt, Hr. Göthe ſehr ungehalten. Aber er iſt es wirklich ohne Urſach. Ich grif nicht Ihn an; denn ich glaube nicht, daß Er Willens iſt, alle Bande der menſchlichen Geſellſchaft aufzulöſen: aber einen Haufen Leſer mancherlei Art, die aus Stellen, die er im Charakter des ſchwärmeriſchen Werthers geſchrieben hatte, Axiomen und Lebensregeln machen wollten, daß Selbſtmord aus Uebereilung und Trugſchlüſſen entſtehe, und nicht Edelthat ſei. Soviel ich abſehen kann, habe ich dadurch Hrn. G. nichts zu nahe gethan. Ich habe überdies ſeinen Talenten, zwar nicht in dem kindiſchen Trompetentone, in welchem ihn die Zeitungsſchreiber ausposaunen, aber in dem Tone eines vernünftigen Mannes, der ſein Genie ſchätzt, und ſein Werk tief empfunden hat, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Daß ich mich anſtändig gegen Hrn. Göthe aufgeführt, darf ich mir zwar gegen ihn wohl nicht zum Verdienſte rechnen; denn er ſcheint feſtgeſetzt zu haben, daß Anſtändigkeit, wo nicht lächerlich, doch gleichgültig ſei. Doch denkt Er dabei vielleicht nur an das, was Er gegen Andere thut, nicht, was Andere gegen Ihn thun können.“

Göthe ſchreibt über Lenz und Klinger. S. 94:

„Lenz ward endlich gar lieb und gut in unſerm Weſen, ſitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, ſo glücklich als er ſein kann. Klinger kann nicht mit mir wandeln; er drückt mich, ich hab's ihm geſagt, darüber er außer ſich war und's nicht verſtund und ich's nicht erklären konnte, noch mochte.“

Und Wieland ſetzt hinzu. S. 95:

„Von unſerm Lenz wird Ihnen Göthe bald was ſchicken, das Ihnen Spaß machen wird. Man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine ſeltſame Kompoſition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgenie, und ſo ein neblichter Blick! Und der ganze Menſch ſo harmlos, ſo befangen, ſo liebevoll! Er lebt noch immer in ſeiner Camera obscura zu Berka, und macht nur alle 3—4 Wochen eine kurze Erſcheinung bei uns. Wir lieben ihn Alle, wie unſer eigen Kind, und ſo lang er ſelbſt gerne bleibt, ſoll ihn Nichts von uns ſcheiden.“

Und noch einmal Göthe. S. 98:

„Lenz iſt unter uns wie ein krankes Kind; wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und laſſen ihm vom Spielzeug, was er will. Er hat Sublimiora gefertigt. Kleine Schnitzel, die Du auch haben ſollſt. Klinger iſt uns ein Splitter im Fleiſch; ſeine harte Heterogeneität ſchwärt mit uns, und er wird ſich herausſchwüren. Ich hab' über die beiden Kerls nichts Treffenderes zu ſagen. Ade. Schreib uns, Du machſt uns wohl. Wieland hat Dich ſelig lieb, und iſt ein ganz unendlich guter Menſch.

„Wenn Du von einer Canaille hörſt, die ſich Gerſtenberg nennt, und ſagt, ſie ſei hier geweſen, kenne mich u. ſ. w., ſo ſage öffentlich, er ſei ein Spitzbube; denn wir haben ihn nicht mit Augen geſehen, wiſſen auch Nichts von ihm.“

Und Wieland. S. 100:

„Lenz iſt ein heteroklites Geſchöpf; gut und fromm, wie ein Kind, aber zugleich voller Affenſtreiche; daher er oft ein ſchlimmerer Kerl ſcheint, als er iſt, und zu ſeyn Vermögen hat. Er hat viel Imagination, und keinen Verſtand, viel pruritum und wenig wahre Zeugungskraft; möchte immer was beginnen und wirken, und weiß nicht was, und richtet, wie die Kinder, manchmal Unheil an, ohne Bosheit, blos, weil er nichts Anders zu thun weiß. Uebrigens bitte ich Sie doch, weil es unmöglich iſt, daß Sie, ohne Selbſt hier geweſen zu ſein, und lange hier geweſen zu ſein, in unſern Sachen klar ſehen, auch von Lenzen lieber milde, als ſtrenge zu urtheilen.“

Vielen Ärger ſchüttelt Wieland über Göthe und Herder ab. S. 102:

„Sogar Göthe und Herder ſind für mich wenig beſſer, als ob ſie gar nicht da wären. Mit jenem — was für herrliche Stunden, und holde Tage lebt' ich mit ihm im erſten Jahre! Nun iſt's, als ob in den fatalen Verhältniſſen, worin er ſteckt, ihn ſein Genius ganz verlaſſen hätte; ſeine Einbildungskraft ſcheint erloſchen; ſtatt der allbelebenden Wärme, die ſonſt von ihm ausging, iſt politiſcher Froſt um ihn her. Er iſt immer gut und harmlos, aber — er theilt ſich nicht mehr mit — und es iſt Nichts mit ihm anzufangen. Auch ſehen wir uns nur ſelten, wiewohl ich feſt glaube, daß er nichts wider mich hat, und von mir überzeugt iſt, daß ich ihn herzlich liebe. Bei Herdern iſt alles, was Sie mir geprophezeit haben, von Wort zu Wort in Erfüllung gegangen. Beſondere Umſtände muß ich auf eine Zeit verſparen, wo wir uns, ſo Gott will, ſehen werden. Genug, da es nicht anders ſein konnte und ſollte, ſo habe ich's endlich ſatt gekriegt, meine Liebe und Gutherzigkeit, die in den Augen Sr. Eminenz Schwäche iſt, ganz ruhig wieder eingepackt, und meine Strahlen eingezogen. Der Mann iſt wie eine elektriſche Wolke. Von fern macht das Meteor einen ganz ſtattlichen Effekt; aber der Henker habe ſolch einen Nachbar über ſeinem Haupte ſchweben. Niemand iſt alle Augenblicke bereiter als ich, das Gute, Vortreffliche, Große, kurz alles was ein Mann ſein kann, an Andern zu erkennen, und gegen jeden herrlichen Kerl ſich ſelbſt für nichts zu achten. Aber ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Menſch ſeinen eignen Werth ſo ſtark fühlt; und wenn vollends ein ſtarker Kerl ewig ſeine Freude dran hat, Andre zu necken und zu gecken, dann möcht' ich gleich ein Dutzend Hyänen zwiſchen mir und ihm haben."

Es war in der erſten Zeit, wo Göthe nach Weimar kam, und er bei der Gunſt, die ihm der Herzog ſchenkte, eine ſo ſchwierige Stellung hatte. Stellen, wie folgende deuten hin auf das, was man von beiden glaubte. S. 120:

„Göthe leidet zeither immer an Zahnſchmerz, comme un damné. Aber er macht's auch darnach mordiable; man muß die beſtialiſche Natur brutaliſiren, pflegte der alte Mordiable von Baſſenheim zu Mainz zu ſagen. Göthe und der Herzog ſind auch von dieſem Glauben; aber ſie befinden ſich meiſtens ſo übel dabei, daß ich keine Verſuchung kriege, ihr Proſelyt zu werden."

Allmählig nimmt die artiſtiſche Richtung Merck's in dem Briefwechſel das Übergewicht. Vornehme Mäcene ziehen ſeine ausgebreitete Kunſtkennerſchaft in ihr Intereſſe: junge, von Fürſten ausgehaltene Genies, die ihm ihre Carrière verdanken, ſchreiben enthuſiaſtiſche Briefe. Die intereſſanteſten ſind von Tiſchbein aus Italien.

Was die kleinern Fürſten Deutſchlands über die Autorität Preußens empfanden, verrätht folgender Brief des Herzogs Karl Auguſt. S. 240:

„Ihre beiden Briefe, l. M., ſind mir richtig zugekommen; mit dem erſten der Vorſchlag, das gelehrte oder vielmehr ungelehrte dichtende Deutſchland zu beglücken. Selbiger iſt gleich abgedruckt worden, durch den Comitial-Geſandten ſogleich dem Reichstag vorgelegt, und ſelbſt hat Joſeph II. ein Exemplar auf Schreibpapier davon erhalten. Man hat die beſten Hoffnungen, und ſelbſt der größere Theil der kleineren Fürſten, welche zu ſpät der Ratifikation des Teſchner Friedens beigetreten ſind, (unter welche auch ich mit gehöre) und alſo quaſi vergeſſen worden, machen ſich ein rechtes Feſt, Deutſchland ſo fruchtbar zu nützen, und zwar ohne Preußens Zuthuung. Denn es ſoll ganz in der Stille geſchehen, ohne daß der deutſch-franzöſiſche Friedrich, wollt er es gleich, nur die mindeſte Ehre davon haben ſoll. Es ſoll dieſerwegen auch eine fein geſalzene, ſtichelnde Zueignungsſchrift an den Kaiſer und an Klopſtocken vorangedruckt und das Werk wieder neu aufgelegt werden. In dieſer Schrift wird nun der franzöſiſche erotiſche Geſchmack recht herunter geriſſen, und zumal das Franzöſiſchſchreiben in Staatsgeſchäften lächerlich gemacht werden."

Die Perſonalien nehmen ab. Wieland ſchreibt über Garve. S. 291:

„Unter den novis hominibus, die zuweilen zu uns kommen, war der Philoſoph Garve der merkwürdigſte. Es iſt ein ganz intereſſanter Mann, hell von Kopf, geſetzt von Weſen, fein von Umfang, vage ohne Schwere, und hat mehr Welt, als man von deutſchen Gelehrten gewohnt iſt. Er hat unſern Fürſten ſehr gefallen, iſt, ſo lange er hier war, mit Hulden und Großgunſten omni modo überſchüttet worden ad internecionem usque, ut noſti. Du wirſt ihn in Kurzem in Kaſſel ſehen können."

Über Nelſon's Geliebte, Lady Hamilton und ihre Situationsſtudien ſchreibt Tiſchbein aus Neapel. S. 307:

„Ich mahle bei Cav. Hamilton im Hauſe. Der hat eine außerordentliche Schönheit bei ſich, eine Schönheit, die man ſelten ſieht, und die einzige, die ich in meinem Leben geſehen habe. Er fand dieſes Mädchen in England, und da er ein Mann iſt, der ſeine Lebzeit im Studio der antiken Schönheit zugebracht hat, und davon ein rechter Kenner und Liebhaber iſt, ſo kann man ſich leicht einbilden, wie viel Freude er über dieſe lebendige Schönheit hat, die zugleich ſehr angenehm im Umgang iſt, und ſehr viel Talent zu den Künſten und Wiſſenſchaften hat. Er iſt durch dieſes Mädchen der glücklichſte Menſch von der Welt; denn er denkt, daß er den Apoll und die Venus lebendig bei ſich im Hauſe habe. Ich male ein Bild für ihn, Oreſt, als er von ſeiner Schweſter erkannt wird, und die Iphigenia iſt das Porträt dieſes Mädchens. Dann mache ich mir noch andere Studien nach ihr zu anderen Bildern; denn Affekte und Leidenſchaften auszudrücken kann ſie ſo gut machen, daß es unmöglich iſt, ſich ſelbige beſſer vorzuſtellen."

Merck's letzte Studien waren — oſteologiſche. Statt daß ſeine Freunde früher über Ariſtoteles und Diderot, über Götz von Berlichingen, über Schönheit und Empfindung mit ihm correſpondirten, leſen wir jetzt Herzensergießungen über Alligatorenſcelette, Elephantenzähne und Mammuthsknochen. Faſt alle ſeine alten Freunde ſind von dieſen entſetzlichen Dingen zurückgeſchreckt. Wieland ſchreibt z. B. ſehr witzig S. 443:

„Indeſſen ſind Gemälde noch immer eine Art von Producten, wobei ein Mann blos ſeine Sinne zu Rathe zu ziehen braucht, um zu wiſſen, ob ſie ihnen wohl oder übel thun; aber was Eure Elephantenknochen und Meerwunder betrifft, dafür, ich geſtehe es, hat mir Madre Natura den Sinn verſagt, der dazu erfordert wird; indeſſen begreif' ich doch ungefähr die Möglichkeit, wie ein übrigens ganz vernünftiger Mann, ponnet qui rupem et puteum vitare patentem, ein eben ſo großes Belieben daran finden kann, 8 Tage lang in einen Wallfiſchkopf zu gucken, um die Entdeckung zu machen, daß die Naſenlöcher in der Naſe ſitzen, als unſer einer einen ganzen Tag, und oft wohl noch einen halben dazu, mit Hintanſetzung ſeiner Familie, Freunde, Korreſpondenten, Nachbarn und desgleichen, an Ausründung einer achtzeiligen Stanze zu arbeiten. Ich geſtehe ſogar die Wichtigkeit jener Entdeckung aus vollem Herzen zu, und bin gänzlich überzeugt, daß es ganz anders mit dem menſchlichen Weſen ſtehen würde, wenn es einmal dazu käme oder kommen könnte, daß die Leute, ſonderlich die gelehrten Herren, die Naſenlöcher und alle andern Löcher u. ſ. w. nirgends ſuchten, als wo ſie natürlicherweiſe ſitzen, und wo ſie jeder Bauer ſuchen würde."

Nur Göthe hält aus, und ſpricht mit demſelben Entzücken, wie früher über kleine Lieder und große Epopöen, jetzt über Rhinoceroſſe, Nashörner und Intermaxillarknochen. Die Revolution iſt dicht vor der Thür. Merck erlebt ſie noch und erſchießt ſich am 27. Juni 1791.

Wieland, der Schmid, Heldenſage von K. Simrock.

Jugendfriſch, mit ſtrotzender Geſundheitsfülle und üppigem Körperglanze ſteigen wir aus dem wunderbaren Bade dieſes herrlichen Gedichts. Dank dem gewandten Bearbeiter, daß er mitten in der Verwirrung unſerer gegenwärtigen Literaturtendenzen den Glauben an die tiefe, poetiſche Naivetät der alten Sage nicht verloren hat, ſondern ſich mit aller ihm zu Gebote ſtehenden dichteriſchen Kraft der Verſifikation einer der lieblichſten Traditionen aus der Heldenzeit unterzog! Entweder Karl Simrock oder W. Wackernagel mußte es ſein, der die Verdollmetſchung unſres Gedichtes übernahm. Ihre eifrigen Studien der altdeutſchen und nordiſchen Poeſie, ihre eigne lebhafte Phantaſie, ihre Gewandtheit im Baue des Verſes werden für ſie immer Berufungen bleiben, uns die alte Sage wach und munter zu erhalten. An Simrock müſſen wir diesmal mit beſonderm Lobe hervor heben, daß er ſich der anſpruchloſeſten Einfachheit befleißigte, daß ich auch nicht einen einzigen ſentimentalen oder modernen Anklang wüßte, der die Harmonie ſeines Gedichtes geſtört hätte. Selbſt in der metriſchen Behandlung ſeines Stoffes folgte Simrock der beſten Eingebung. Er bearbeitete die Wielandsſage freilich in jenem Nibelungenmetrum, welches wir bisher für ſo unausſtehlich erklärt haben, aber nur deßhalb erklärt haben, weil von den modernen Spaziergangspoeten und Uhland'ſchen Balladendichtern Niemand die Freiheiten kannte, welche das alte Nibelungenmetrum zuläßt, nämlich, die kleinen verſchluckten Sylben und vor allen Dingen im zweiten Gliede der vierten Zeile den überzähligen Fuß, welcher ein ſo gravitätiſches Hinderniß der Monotonie des ewig gleichen Versmaßes iſt. Der Art, wie uns Simrock und Wackernagel die Alten beleben, können wir blindlings vertrauen.

Wir beſchränken uns darauf, einzelne, ungemein ſchöne Züge dieſer Dichtung hier kürzlich anzugeben. Die Schwanenmädchen ſind eine der poetiſchſten Bevölkerungen des mythiſchen Luftreiches; die Art, wie das Schwert Mimung gewonnen wird, iſt eine Probe der kecken Humoriſtik des Alterthums. Wie drollig iſt die Übertreibung, als Wieland den Ämilias erſchlug! Er legt ein Schwert ſeiner Fabrik auf den Helm ſeines Nebenbuhlers, drückt und drückt bis hinunter durch den eiſernen Harniſch und frägt: „Ämilias, was fühlſt du?“ „Ei,“ antwortete dieſer, „es iſt mir, wie Einem, der einen Tropfen kalten Waſſers den Rücken hinunterrieſeln fühlt.“ „Schüttle dich!“ ſagte Wieland, und als Ämilias ſich ſchüttelte, fiel er in zwei Stücke auseinander. Allerliebſt iſt König Wate, ein langer, gutmüthiger Schlagetod, der von Hoffmann in eine moderne Hiſtorie hätte übertragen werden können. Eben ſo humoriſtiſch übertrieben ſind die Genieproben der drei Söhne Wate's: Wieland macht ein Neſt, ſo täuſchend, daß ein Buchfink kömmt und ſeine Eier hineinlegt. Elbegaſt, ein Zwerg, ſtiehlt ſie darauf ſo vorſichtig unter dem Weibchen fort, daß ſie es nicht merkt und fortbrütet. Eigel darauf ſchießt mit einem Schuſſe alle drei Eier durch. Helfrich endlich, der dritte Sohn, muß die jungen Vögel im Ei wieder heilen. Sie hatten keine Spur des Schuſſes, höchſtens ein rothes Streifchen um den Hals.

An ſolchen kleinen Details iſt dieſe Dichtung zu reich, als daß wir unſre Mittheilungen vollſtändig machen könnten. Wir verweiſen deßhalb auf das Buch ſelber, welches ſoeben in Bonn bei Weber erſchienen iſt.

106) Fragmentariſche Mittheilungen über eine Reiſe durch Holland und einen Theil von Belgien, im Herbſte 1834. Von K. Fr. H. Steltzer. Cöln am Rhein, Verlag von Renard und Dübyen. 1835.

Eine deutſche Reiſemichelei, dedizirt dem Großherzog von Weimar. Dieſe Dedikation iſt kurz, aber ausgezeichnet durch den Bombaſt der allerunterthänigſten Kriecherei. Man höre nur den Anfang. „Ew. königliche Hoheit haben es dem verzagt Bittenden Allergnädigſt zu verſtatten geruht, Allerhöchſtderſelben die nachfolgenden Blätter demuthsvoll überreichen zu dürfen; im Gefühle unbegränzter Dankbarkeit für dieſe unverdiente Gnade, wage ich es allerunterthänigſt“ u. ſ. w. Aus der Vorrede erfährt man, daß frühere Beſucher des engherzigen Waſſerlandes, „wie ſie es nannten,“ daſſelbe höchſtens durcheilten, um im Fluge die äußerſten Punkte des Landes, die Vorſtädte zu berühren, und dann in den weichen Armen Brüſſels auszuruhen. Um wie viel gründlicher mußte die Reiſebeſchreibung des Verfaſſers ausfallen, da er, laut Vorrede, ganze ſiebenzehn Tage auf der Reiſe zubrachte, wovon wenigſtens vierzehn auf Holland und Belgien fielen. Dazu verräth er eine glückliche Unbekanntſchaft mit den jüngſten Leiſtungen von Wienbarg und Schnaaſe, und ſpricht über Kirchen, Glockenſpiele, Kühe, Rembrand, Haarlem, Brock u. ſ. w. mit der Luſt und dem Wichtigkeitsgefühl eines erſten Entdeckers. Man erfährt auf dieſe Weiſe viel Neues und Intereſſantes: das Rathhaus oder der jetzige königliche Palaſt in Amſterdam ruht auf 13695 Maſten, die Tapeten ſind da, wo ſie ſich finden, abgenutzt und verſtoßen — man muß dieſes aber nicht dem Mangel an Geſchmack oder Vernachläſſigung Seitens der königlichen Bewohner zuſchreiben, ſondern der hohen und großen Einfachheit des Charakters Seiner Majeſtät. — Die Holländer trinken gern Thee, die Nordſee iſt das Vaterland des Härings, wo er unſichtbar in der Tiefe lebt, das hôtel de belle vue im Haag hat keine table d'hôte: indeſſen ſoll die Küche des Hotels gut ſein, wie Herr Steltzer auch aus den von ihm und ſeiner Frau genoſſenen kalten Speiſen zu entnehmen Gelegenheit hatte. Einiges Neue iſt ſogar überraſchend, z. B. daß die Gemäldegallerie im Haag ſehr mittelmäßig. Dieſes Urtheil fällt Herr Steltzer, nachdem er dem Muſeum „einige Stunden gewidmet,“ worauf er wieder in den Miethswagen ſtieg, in Begleitung des Jacques Thompſon, der für 3 Gulden tägliches Salair ſein Cicerone durch Holland und Belgien war: „ein Mann von zuverläßigem und reellem Charakter, deſſen Leitung man ſich vollkommen anvertrauen kann.“ Dreimal vierzehn Gulden ſind wirklich ein beſcheidenes Honorar für die erſte Hand und den Soufleur einer Reiſebeſchreibung. Warum fand aber Herr Steltzer die Summe von ſechs Frank zu viel für die ausführliche Beſchreibung der Schlacht und des Schlachtfeldes von Waterloo, die er einem Menſchen mit blauer Blouſe und dickem ſchwarzem Bart zu verdanken hat? Im übrigen iſt er gegen Belgien und Belgier nicht völlig [illegible] ungerecht, als ſeine Vorliebe für Holland und ſeine Dedikation an einen deutſchen Fürſten erwarten ließen. Die Gaſtlichkeit, die Wohlfeilheit, die Reinlichkeit, die feine Bettwäſche ſind ihm gute Belgier; er belobt ſie in Gegenſätze der Wirthshausbetrügerei und dem Schmutze des ſonſt ſoliden und ſehr reinlichen Hollands.

N° 199. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 24. Auguſt.

Was ſchmerzt?

Von

Henriette Ottenheimer.

Knechtſchaft dem Frei'n! — daß ſich ſein Geiſt verknechte,
Verzehre ſeine Kraft im müß'gen Grame,
Sein ſtarker Arm, — zum Kampfe für das Rechte
Gehoben ſchon, — im Kettendruck erlahme,
Und Hohn zur Schmach für ſeine ſtolze Seele,
Wie war ſie ſiegesgläubig und beherzt,
Und hoffte, daß der Stern dem Recht nicht fehle;
Der aber ſtrahlt der Despotie, — das ſchmerzt.

Es ſchmerzt; ſie fühlen's! — Claudius regieret,
Sein Scepter ſchmiegt ſich, — eine Dornenruthe, —
Von Dunkelheit und Grauſamkeit geführet,
Um ſeines Volkes Herz, daß es verblute.
Vergebens all ſein Muth, ſein kühnes Wagen,
Hoffnung ſogar hat kühn es ſich verſcherzt;
Denn größ're Laſten muß es ſclaviſch tragen,
Und doppelt ſchwere Kettenqual, — das ſchmerzt.

Ach, Alles, Alles ſchmerzt gefangne Helden,
Die blind ſind, ob auch ohne Staar die Augen;
Ach, dem erbleicht die Leuchte aller Welten,
Der Tagesglanz aus Freiheit nur kann ſaugen,
Und dem ſie fehlt. Der Willkühr heimgegeben,
Die tauſendfach, mit Haß, die Bruſt umerzt,
Iſt ohne Leben er, weil Leben — Streben,
Und ohne Thatgefühl und Kraft, — das ſchmerzt.

Und ohne Ausſicht auf ein ſüßes Scheiden,
Denn Tyrannei, erfinderiſch geworden,
Verlöſcht ſelbſt dieſen Troſtſtern herber Leiden,
Und macht zu ihrem Loſungsworte: Morden!
Zwar Henkertod bringt auch zum Freiheitsporte;
Doch, daß die hohen Geiſter, die beherzt
Auf Sterben hofften, ſo durch Schmachespforte
In's Land der ew'gen Ehre geh'n, — es ſchmerzt.

Was ſchmerzt wohl nicht an ſolchem Qualgeſchicke,
Verdient, weil Sclavenjoch die Freien haßten? —
Arria naht mit ſonnenhellem Blicke
Dem Gatten, dem ſo treu, ſo warm Umfaßten:
Sie lächelt in ſein Aug', und liebesmuthig
Stößt ſich, in's ſanfte Herz, ſie ihren Stahl;
Der Freiheitsſtrahl entſpringt ihm roſenblutig;
„Dies," ſpricht ſie freundlich, „ſchmerzt nicht, mein Gemahl!"

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

„Hier gilt's das Äußerſte!" rief Baruch, „höre mich! Höre mich Rabbi! Unſer Werk kann nicht durch Mord und Verrath gedeihen; ich halt' es für zu heilig. Du ſollſt, du darfſt es nicht damit beſudeln! Wer biſt du denn, daß du hereindrängſt in alle Fäden meines Beginnens? Ich habe dich bis jetzt geehrt, wie die Jugend ſich vor dem Alter beugen muß, und der Gaſtfreund vor dem Gaſt; aber was haſt du mit meinem Werke zu ſchaffen? Wer begann es? Ich oder du? Wer faßte zuerſt den Gedanken an Befreiung und Heimath? —"

„Der Meſſias!" erwiederte Manaſſe, ihm ſtolz den Rücken drehend. „Des Meſſias iſt die Hand, du, o Thor, biſt nur der Hammer drin!"

„Ich habe mit dir nichts gemein," fuhr Baruch heftig aufgeregt fort; „mein Volk hat mit dir nichts zu ſchaffen. Entflieh! In die heiße Wüſte flieh hin und wähle dir den Löwen, den Schakal zum Genoſſen! — — Rabbi! Rabbi! — Greis! verzeih, wenn ich ſinnlos ſpreche, fleh', ich beſchwöre dich, laß ab von deinem unſeligen, fluchwürdigen Wahn! Auf den Knieen lieg ich vor dir! Schau den Schmerz und den Thatendurſt für mein Volk in meiner Seele! Aber, rein müſſen wir ſelbſt ſein, frei von Fluch, wollen wir auch den Segen unſers Gottes für unſer reines Werk hoffen. Du biſt ein Meiſter der Schrift! Weißt du, was der Herr auf dem Sinai gebot? Du ſollſt nicht tödten!— Laß ab! Laß ab! Im Staub' wälz' ich mich vor dir! Sag' mir nur das Eine: Iſt's unwiderruflich, was du geſagt? Wird's etwa gar ſchon vielleicht in dieſer Sekunde, da wir hier ſprechen, vollbracht?"

„Nein! du Thor! Es geſchieht, wie und wann ich ſprach!"

„So eile, es zu widerrufen, oder . . ."

„Nun, Knabe, was dann?"

„Du ſtirbſt!"

„Wer?"

„Du! In dieſer Stunde!"

„Durch wen?"

„Durch mich!"

„Kennſt du mich?"

„Nein! Doch beim lebendigen Gott! ich tödte dich, wenn du mir's nicht beſchwörſt . . . ."

„Ich beſchwöre dir's, ich will vollbringen, was ich dir ſagte; denn ich ſchwur's zuvor."

„Nun ſo ſtirb, im Namen Gottes! Das iſt kein Mord! Verſucher aus der Hölle! das iſt eine heilige That!"

Und, das Meſſer in der Fauſt feſtgekrampft, ſtürzte er ſinnlos auf den Rabbi zu. Ein Stoß! Manaſſe taumelte getroffen zu Boden! „Fluch dir! Fluch dir!" ſtöhnte er röchelnd. — „Weißt du, was du that'ſt? Du haſt den Meſſias gemordet! — — Fahr' hin in Fluch und Verzweiflung! — — — Ich bin der Meſſias!"

Das Auge ſchoß noch einen Blitz auf Baruch, der wie ſelbſt vom Dolch getroffen, wankte und ſank, — dann brach's; noch einmal hob die Bruſt den blutgetränkten Bart hoch empor. — Noch ein Röcheln! — Noch ein leiſer Athemzug! — Er war todt.

V.

Baruch war ſich's bis zur unumſtößlichen Überzeugung bewußt, daß er durch die raſche That an Manaſſe nicht blos der Ruhe der Völker im Allgemeinen, ſondern auch der Sache ſeines eigenen Volkes, deſſen Ruf gerade jetzt keine Makel duldete, einen wichtigen Dienſt geleiſtet habe. Deſſenungeachtet nagte ein gräßlicher Vorwurf in ſeiner Bruſt. Es war doch Menſchenblut, das er vergoſſen! Wer hatte eben ihn zum Richter beſtellt? Mochte er ſich auch damit zu tröſten ſuchen: derſelbe Richter war's, der in ſeinem Herzen den Drang entzündet, das Schickſal ſeines Volkes durch ein großes Beginnen zu entſcheiden, — — der innere Mahner ward nicht ſtill.

Wurde die That ruchbar, ſo nützte dem Thäter jeder moraliſche Entſchuldigungsgrund gleichwohl nichts. Dann hatte er als gewiß zu erwarten, daß man ihn einzog, ihm den Prozeß machte, und — alles, was er bereits gethan und geopfert, um ſeinen großen Plan in's Werk zu ſetzen, blieb fruchtlos; er war die Seele von allem, was ſeine Glaubensbrüder zu beginnen im Begriffe waren, er ſchoß die Gelder her, ohne ſeine thätige Mitwirkung zerfiel alles wieder.

Die That mußte ſonach vor jedem menſchlichen Auge verborgen bleiben. Das unſtäte myſteriöſe Weſen Manaſſe's, der gekommen war, man wußte nicht wie? — der überall ging, man wußte nicht, wohin? — kam Baruch jetzt zu ſtatten. Er verriegelte eilig ſein Haus, trug die Leiche in den Keller und vergrub ſie dort. Die Blutſpuren waren bald getilgt.

Am zweiten Tage war Baruch reiſefertig. Das Haus hatte er verkauft, der Paß war in Ordnung; der Wagen gepackt. Er reiſte mit Extrapoſt nach Calais. Von dort hinüber nach London.

VI.

Ernſten Blickes ſah er vom Verdeck des Überfahrtſchiffes: Our-hope, Capitain Fortunat, die Küſten des Continents hinter ſich ſchwinden. — Was alles blieb dort zurück! — Hunderttauſende, die von dem, was er begann, noch nichts wußten, — zum Theil ſogar nichts wiſſen wollten, weil ſie, was ihnen von Baruch vorſchlagsweiſe mitgetheilt worden war, als eine — riskante Spekulation betrachteten; — der Fluch und die Schande von Jahrhunderten; — endlich: ein Mord! — — Nein! Nein! Der blieb nicht dort, vergraben zugleich mit der Leiche; — der folgte Baruch über den Canal, — und weiter, weiter! Und doch war's ja nothwendig, und d'rum — wohlgethan und — Pflicht! Immer dichter und dichter legte ſich Schwermuth an ſein Herz, ſie durchſtöberte ſeine Träume, ſie umflorte ſeine Augen. Der Himmel däuchte ihm nicht mehr ſo blau, die Sonne nicht mehr ſo hell zu ſein, die Wogen ſchienen ihm tauſend offne Mäuler, die ihm's immerwährend in's Gedächtniß hineinbrauſten.

Unter den Paſſagieren auf dem Schiffe befand ſich auch ein armer Jude, der mit ſeiner Tochter Rahel, einem ſchmächtigen, leidenden Weſen von ungefähr 15 Jahren, die Überfahrt nach Dover machte. Der Vater war auf dem Wege, den von Baruch herrührenden und ſo eifrig unterſtützten Plan vieler ſeiner Glaubensgenoſſen in's Werk zu ſetzen und nach Paläſtina auszuwandern; er hatte durch unbekannte Hand die Mittel zur Reiſe erhalten, und befand ſich mit dem Spender, der niemand anders als Baruch war, zuſammen, ohne es zu wiſſen. Die Matroſen neckten und hänſelten den armen Eleazar, deſſen altfränkiſche geflickte Kleider, und markirte Phyſiognomie ihren von Seewaſſer und Theer getränkten ſteifen

Humor anſpannten, auf eine ziemlich plumpe und unbarmherzige Weiſe; und ſowohl der Kapitain, als ein groſſer Theil der Paſſagiere, die ſich auf dem Verdecke befanden, beobachteten bei dieſem Spiele eine ſchadenfrohe Neutralität. (Fortſ. folgt.)

Spaziergänge in Syrakus.

Von Victor Lenz.

I.

Syrakuſa, Mai 1838.

> „Sicanio praetenta sinu jacet insula contra Plemmyrium undosum, nomen dixere priores Ortygiam."
>
> *Virgil.*

Als ich Seume und Foreſta las und Theokrits Idyllen, da entſtand in mir der Vorſatz, auch hinabzupilgern in das Land der Kyklopen und Hirtenmädchen, in das Eiland der Liebesgötter und Bachanten, darin Jupiter ſeine Blitze ſchmieden ließ und Pluto die ſchöne Proſerpina entführte. Jetzt bin ich hier, an der Quelle der Arethuſa, und es däucht mir ein Traum, und ich meine immer noch, ich müſſe weiter, viel weiter gehn, um Archias, Dionyſens und Agathocles Stadt, das Paris des Alterthums, aufzuſuchen.

Syrakus und dieſe kahlen Höhen, Ortygia und dieſe Inſel voll Bollwerke und Klöſter, das wollte mir nicht zu Sinne. Ich mußte den Marmorhafen, das Vorgebirg Plemmyrium und die Ruinen des Minerven- und Jupitertempels als Zeugen ihres Grabes aufrufen.

Mein Gaſtzimmer hat einen Balkon, der auf's Meer geht und den Fluß Alpheus uberſchaut; auf dieſem Balkon ſehe ich die Burgen der Epipolis, das Lager des Marcellus, das Lager der Karthager und das Lager der Athener, ein unermeßliches Panorama, deſſen Centrum die jetzige alte Inſelſtadt, die City des Dionyſios, iſt. Gleichwohl erdrücken mich die Gedanken der miſerablen Gegenwart, die in Engelköpfen von Töpferton und Papierfenſtern aus der Tiefe der Gaſſen heraufſteigen. Es geht ein Pifferaro darunter für die heilige Agnes betteln, und ein neapolitaniſcher Musketier, die Motten ſeines Torniſters ausklopfend.

Laſſen Sie mich die neue Zeit in der alten vergeſſen. Sie iſt in Trinakrien ſo ſchlecht, daß ich mich nicht wundere, wenn ich von meinem demokratiſchen Stolze bekehrt und ein Apologiſt des von der Geſchichte verſchrienen Dionyſios werde. Der alſo genannte König war zwar der ſchlimmſte nicht unter den Autokraten, er war bloß verſchlimmert worden durch die Philoſophie, weil ihn, wie Göthe ſagt, das Himmelslicht geblendet hatte. Zuweilen brauchen wir die Vernunft, um thieriſcher als jedes Thier zu ſein. Es ſind die Umſtände, die Menſchen gut und ſchlecht machen.

Mein Hauswirth iſt ein Maltheſer, der das Unglück hatte, die Naſe zu verlieren. Er beſitzt einen ſchönen Pudel, eine dicke Haushälterin und einen Papagei, der allen Leuten auf engliſch die Zeit bietet; er ſagt: er habe das Haus, welches auf den Fundamenten des alten königlichen Schloſſes ſtehe, bloß aus Rückſicht für die Engländer, ſeine Landsleute, gekauft, und übe für einen mäßigen Preis Gaſtfreundſchaft. Der Speiſeſaal iſt mit Plänen und Karten von Syrakus und Sicilien tapezirt, und das Gypsmodell der Venus kallipygos ſteht in einer Flur-Niſche, um arme Mythologen an ihren ſcandalöſen Urſprung zu erinnern.

Ich werde es nie vergeſſen, daß ſich hier vor zweitauſend und einigen Jahren ein Paar wunderhübſche Griechinnen befanden, die aus Liebe zu ihren Schenkeln der Göttin von Paphos einen Tempel bauten, in welchem ihr Bild mit dem klaſſiſchen Poſticon auf eine noch jetzt im Marmor verführeriſche Weiſe dargeſtellt wurde. Dieſe Kallipyges trug keinen Cul de Paris, wie ich mit dem Pater Prior der Dominikaner bezeugen kann, der Conſervator der hieſigen Alterthümer iſt.

Bevor ich meine Spaziergänge antrete, wird es nöthig ſein, ein wenig Topographie zu ſtudiren. Die Lage und Ausdehnung der alten Stadt, in der die neue nur ein kleines, ganz kleines Viertel iſt, hat von jeher die Hiſtoriker und Archäologen beſchäftigt, ich darf ſie der Deutlichkeit wegen nicht als bekannt vorausſetzen.

Stellen Sie ſich ein großes und ein kleines ſpitz auslaufendes Füllhorn vor, das kleine mit der abgeſtumpften Seite an dem Ovalende des großen liegend. Das iſt der Plan von Syrakus, in welchen die Natur und die Kunſt ſo viele Kerben und Einſchnitte, Buchten, Häfen und Kanäle gemacht hat. Auf der einen Seite bildet das Meer die Gränze, und dort auf der Höhe unerſteigbarer Seperinfelſen lag die Achradina — jetzt eine kahle Gegend mit einem in der Mitte feenartig in die Latomien gebauten Kapuzinerkloſter — und das im Innern der Mauern verborgene Stadttheil Tyche; auf der andern der Fluß Alpheus, welcher von den neptuniſchen Bergen kömmt und den Ciana aufnimmt. Er bewäſſert die Fluren des Thales, das von den Hügeln, die überall die Stadtmauern trugen, abwärts bis zum großen Hafen reicht. Hier lag die Neapolis oder Neuſtadt, worin die Theater und Waſſerleitungen und Grabmonumente waren, und endlich die Epipolis, welche ich die Spitze des Hornes nennen muß. Dionys der Jüngere hatte dieſelbe mit rieſigen Bollwerken und Mauern und endlich mit zwei Felſenſchlöſſern verſehen laſſen, die noch jetzt in den Gräben und eingemeißelten Fundamenten die Bewunderung erregen; Labdalos und Eurialos wurden ſie genannt.

Es geht aus dieſer Notiz hervor, daß Syrakus eigentlich aus einer großen und einer kleinen Inſel beſtand, daß aber die Zeit allmählich das flache Land um die Bergkuppen der erſtern, nämlich in der Gegend des Marcelliſchen Lagers gen Leantium und des Alpheus Thales, worin der Sumpf Lirana liegt, der Stadt den Namen gab, trocken legte und ſomit, vermöge der kleinen Inſel Ortygia, worauf die älteſte und neueſte Stadt erbaut worden, und dem ſie faſt berührenden Vorgebirg Plemmyrium, das ganz ein gleiches geologiſches Schickſal hatte, den Hafen (portus marmoreus Siracusanorum des Cicero) bildete. Die Erſchütterungen der letzten zweitauſend Jahre haben nur wenig in der Form geändert, die Monumente hat nicht das Meer, ſondern die Barbarei verſchlungen — das Chriſtenthum vorab.

Der kleine Hafen der alten Syrakuſer iſt kaum mehr ſichtbar. Er befand ſich in der Kerbe oder ſchmalen Bucht des Kanals, der die Inſel Ortygia mit dem Stadttheil Achradina verbindet. Die Ruinen des Molo oder Meerwalles, der die Schiffe gegen die joniſchen Fluten ſchirmte, habe ich in der Fortſetzung der Felsterraſſen, des Kapuzinerkloſters und in den Steinbrocken der Hundsinſel, Isola di cani, gefunden, die gleich außerhalb der Ortygia-Mauern mit den brandenden Wogen kämpfte. Auf derſelben hat zu Dionyſens Zeit ein Leuchtthurm geſtanden.

Das jetzige Stadtkaſtell, welches mittelſt Kanälen und Zugbrücken Syrakuſas einziges Landthor enthält, ſteht vergeblich auf der Stelle des alten Garniſonkaſtells, deſſen Beſatzung die zahlreiche Bürgerſchaft im Schach hielt, ich vermuthe aber, daß es ſich weiter, als jetzt in die Inſel erſtreckte und des Tyrannen Pallaſt mit einſchloß. Es iſt bekannt, daß Dionys am äußerſten Inſel-Ende, ganz am Hafeneingang und dem Plemmyrium gegenüber, noch ein anderes Schloß hatte, auf welches er ſich und vor welchem er ſich unter andern flüchtete, als Dion und Timoleon gegen ihn zu Felde zogen. Die neapolitaniſche Regierung hat aus demſelben, nachdem die Normannen es zu ähnlichem Zweck benutzten, ein Staatsgefängniß gemacht. Sie verweigerten mir den Beſuch alter Gemächer und Badebehälter in der Erde, weil — dieſelben von Carbonari's bewohnt würden.

Ich will keine Parallele ziehen zwiſchen dem alten und neuen Syrakus, dem alten und neuen Ortygia. Wenn es wahr iſt, daß die Stadt einſt anderthalb Millionen, daß ſie nur halb ſo viel Bewohner hatte, ſo iſt es betrübt genug, zu ſehen, daß ihre Mauern deren nur noch fünfzehntauſend beherbergen. Der Handel, die Marine, der ſchönſte Hafen der Welt ſind unter den neueren Regierungen zu Grunde gegangen, ein Theil der Bürger treibt Wein- und Obſtſchacher mit Malta, ein andrer lebt von der Salatfiſcherei und jenen kleinen Küſtenfahrzeugen, die man in Sicilien „Speronari" nennt. In Neapel will man nicht, daß die Syrakuſaner der Vortheile ihres Himmelsſtriches und Meerbuſens inne werden, aus Furcht, das Volk könne ſich bereichern, vermehren und ſtaatsgefährlich werden. Der Carbonarismus iſt in Sicilien eine Pflanze, die, wie der Epheu, wuchert, ich könnte eben nicht ſagen, daß das Elend und die Unwiſſenheit ſie unterdrückt habe.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

⁂ Der zweite Theil eines ſehr intereſſanten Werkes: Mémoires de Fleury, iſt in Paris erſchienen. Der Verfaſſer war unter dem ancien régime der Revolution und dem Conſulat neben Lekain und Talma, einer der erſten Schauſpieler im Theatre-Français. Außer vielen intereſſanten Bemerkungen über Schauſpielkunſt und Couliſſen-Leben bietet es beſonders eine merkwürdige Seite. Der Foyer des Theatre-Français wird im ancien régime der Sammelplatz nicht allein aller Künſtler und hommes de lettres, ſondern auch ein Mittelpunkt der glänzenden alten Geſellſchaften, wo Adliche und Abbé's mit jenen zuſammentrafen und im leichten frivolen Witz wetteiferten. In der Revolution hielt ſich dort noch der letzte Schimmer der feinen Grazie bis zum Sturz der Gironde. Mit Dümourier, Danton, Camille Desmoulins, Philippe Egalité, traf dort die Roland, Antinong-Babarona und Vergniaud zuſammen. Bald aber mußte Fleury als Ariſtokrat ins Gefängniß wandern, wo ſich eine eben ſo außergewöhnliche und merkwürdige Geſellſchaft gebildet hatte. Der erſte Theil der Mem. umfaßte das ancien régime. Der zweite und dritte jetzt angekündigte Theil wird die Schickſale des Verfaſſers während der Revolution behandeln.

⁂ Die Akademie der Inſchriften hat für das nächſte Jahr einen Preis für die beſte Abhandlung über folgende Frage ausgeſetzt: von welcher Art waren in den verſchiedenen Zeiträumen von Conſtantin bis zum 18ten Jahrhundert die wechſelnden Verhältniſſe des Grundbeſitzes in allen Theilen des alten römiſchen Reichs in Europa?

⁂ Der von Vielen ſo ſehr gefürchtete Halley'ſche Comet iſt auf der Sternwarte von Paris beobachtet. Diejenigen, welche ſeine Colliſion mit unſrer Erde beſorgen, hätten ſich alſo auf ihr baldiges Ende vorzubereiten. Auch der Comet von Enke, oder wie ſämmtliche franzöſiſche Blätter ſchreiben le Comet de Mr. Henke iſt durch das Teleſkop bemerkt.

⁂ In Toulouſe wurden vor einiger Zeit einige römiſche Inſchriften, wie es hieß, von der gelehrten Geſellſchaft des Languedoc weitläufig erläutert und herausgegeben. Bald aber erwieſen Pariſer Gelehrte aus ſyntaktiſchen Sprachfehlern, daß jene Inſchriften untergeſchoben waren. Dieß gibt eben kein gutes Zeugniß von der antiquariſchen Gelehrſamkeit der Südfranzoſen.

⁂ Die zum Voraus angekündigten Boxerkämpfe, die meiſt nur veranſtaltet wurden, um Dieben und Betrügern ein reiches Feld zu öffnen, haben allmählig, theils in Folge der offenkundigſten Spitzbubenſtreiche, theils weil die Jurys die dabei vorkommenden Todesfälle jetzt ohne Umſtände als Todtſchlag bezeichnen, ſich ſehr vermindert, und es gilt jetzt als Rohheit, ſich bei dergleichen Schauſpielen auch nur einzufinden. Auch die Wettrennen, welche Gelegenheit zu zahlreichen Wetten boten, die oft nicht viel beſſer als Taſchendiebſtahl waren, ſollen immer ſeltener beſucht werden. (Ausland.)

⁂ Am 3. Auguſt ſtarb der Schöpfer der deutſchen Volksmuſik, **Wenzel Müller**. Er hatte 227 größere und kleinere Opern komponirt, welche in die Scene geſetzt wurden.

⁂ Die Biblioteca-Italiana gibt eine detaillirte Schilderung von der Anwendung der Windmühlen auf die Bewegung der Seeſchiffe, eine Erfindung des Ingenieurs Giuſeppe Bruſcetti. Das Schiff hat zwei Schaufelräder, und der Mechanismus der Windmühle iſt ſo eingerichtet, daß der Wind, er mag herkommen, wo er will, das Schiff in der beabſichtigten Richtung vorwärts treibt. (Ausland.)

⁂ Ein Nachſpiel zum Timm-Jäger'ſchen Drama ereignete ſich in Saumur. Eliſabeth Langlois vergiftete ihren Mann (einen Seſſelhändler) in der Suppe. Sonderbar bleibt dabei der Umſtand, daß die Verbrecherin, eine geizige Xantippe (übrigens eine thätige Frau) ihrem Manne, einem trägen Patron, früher ſchon öfters mit Vergiften gedroht hatte und daß er, von ihrem Charakter völlig überzeugt, und an die Erfüllung ihrer Drohungen glaubend, keine Maßregeln dagegen ergriffen hatte. — Komiſch zeigt ſich bei allen dieſen ſchrecklichen Fällen die Weisheit der Aerzte. Hier erklärte ein ſolcher (Binsau) die Vergiftung anfänglich für eine Gehirn-Affektion und kurirte darnach. Eine halbe Stunde ſpäter war Langlois todt. — Die Aſſiſen der Maine und Loire haben die Verbrecherin zum Tode verurtheilt.

⁂ Einen neuen Beweis, wie ſehr das Theater-Français, bekanntlich das vorzugsweiſe klaſſiſche, ſtets tiefer ſinkt, während es ſich der neuen literariſchen Bewegung Frankreichs entgegenſtellt, gibt auch der Umſtand, daß es ſogar die Dichter aus den Zeiten der Regence, der nüchternſten Epoche der franzöſiſchen Poeſie, worin ſogar der Witz erſtorben war, wieder hervorſucht. Neulich wurde dort „le dissipateur," ein Schauſpiel des alten Destouches, welcher ſchon ſeit den ſiebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Vergeſſenheit begraben war, wieder hervorgeſucht und aufgeführt.

⁂ **Cuvier's Statue** iſt vollendet, und wird am 23ten Auguſt in Montbelliard (Mümpelgard), dem Geburtsorte des großen Naturforſchers, aufgeſtellt werden.

⁂ **Alexander v. Humboldt** befindet ſich jetzt wieder in Paris. Er reiſ'te auf dem Dampfſchiffe von Hamburg nach Havre.

⁂ In London war kürzlich in Vauxhall ein ungewöhnliches Schauſpiel, ein Wettrennen mit Luftballons, zur Feier des Geburtstages Sr. Majeſtät angekündigt. Eine ungeheure Menſchenmenge hatte ſich verſammelt, um dieſem Nationalvergnügen zuzuſchauen, welches zum Erſtenmal in der Luft verſucht werden ſollte, nachdem es ſchon ſeit Jahrhunderten mit Thieren und Schiffen jeder Art ausgeführt war. In jedem Luftſchiff befand ſich eine Perſon; das Gewicht beider Ballons war gleich; beide ſtiegen zugleich auf und hielten ſich dicht neben einander, bis der wolkige Himmel Englands ſie den Blicken der Zuſchauer entzog, und ſo die Erwartungen der zahlreichen Spieler, welche Wetten boten, vereitelte.

⁂ Bekanntlich nennen die Engländer die Experimentalphyſik „experimentale Philoſophie" (experimental philosophy), und die allgemeinen Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft „natürliche Philoſophie" (natural philosophy). Kürzlich bediente ſich ein Krämer vor Gericht beider Ausdrücke, aber auf ſolche Weiſe, daß ihn Niemand verſtand. Als ihn der Richter fragte, was er damit meine, antwortete er: „Experimental-Philoſophie iſt das Präſentiren eines Wechſels, natürliche Philoſophie das Nichtbezahlen."

Der beabſichtigten Vertheilung des **Literaturblattes** als Feuilleton in die Nummern des Phönix ſtellten ſich Hinderniſſe entgegen, die nicht wohl zu beſeitigen waren, weßhalb denn die frühere Einrichtung beibehalten wird.

Die Redaktion des Phönix.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 200. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 25. Auguſt.

Der Alp.

(Nach Victor Hugo.)

Von

Ferdinand Freiligrath.

O, höre! Dieſe Nacht hat er auf Bruſt und Kehle
Sich grinſend mir geſetzt, und ſie mir zugeſchnürt.
Des Unhold's Hand lag ſchwer, wie Blei, auf meiner Seele;
Wie eine welke Blum', daß er ſie langſam quäle,
Zeigt' er den Geiſtern ſie, die da die Nacht gebiert.

In jedes Element hüllt ſich dies Ungeheuer.
Bald taucht ſein blaues Haupt aus Waſſern in die Höh';
Bald wiehert es hervor aus ſchwefelgelbem Feuer,
Sein lodernd Flügelpaar gleicht einem Funkenſchleier,
Sein Aug' iſt Blitz, es fliegt auf einem Flammenſee.

Wie trübe Spiegel zeigt mit ſchadenfrohem Necken
Die Finſterniß ſein Bild dir zehnfach; ſeinen Rumpf
Und ſein verſchwimmend Haupt umfließen Nebeldecken;
Der Nebel wallt und zieht; er lebt! — Mit nicht'gen Schrecken
Füllt es die Seele dir, und läßt ſie leer und dumpf.

O, Jungfrau! deine Ruh' kennt keine ſchwarze Lüge!
Auf deine friſche Stirn ſchwebt leiſen Schritts die Nacht.
Dein Herz iſt rein und gut; an deiner Träume Wiege
Tritt kein Geſpenſt, und, wagt dein Geiſt im Schlummer Flüge
Zum Himmel, o dann wirſt von Engeln du bewacht!

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Baruch, deſſen ganzes Weſen ſich ſeit langer Zeit, — hauptſächlich jedoch ſeit der unglücklichen Scene mit Manaſſe, — im Zuſtand einer krankhaften Gereiztheit befand, — mußte gewaltig an ſich halten, um ſich mit dem rohen Volke nicht gemein zu machen. Er entfernte ſich raſchen Schrittes vom Schauplatz des grauſamen Matroſenwitzes, und würgte am andern Ende des Schiffes ſeinen Zorn hinab. Da durchſchnitt ihm plötzlich ein entſetzlicher Schmerzensſchrei das Ohr. Er drehte ſich um; da gewahrte er tief unter ſich, aus den ſchäumenden Wogen emporblickend, das Antlitz des alten Juden, gräßlich verzerrt, die Augen ſtarr aufgeriſſen, — jetzt die Hände aus den Fluthen um Erbarmen emporgeſtreckt. Die Paſſagiere blickten ſchaudernd hinab, aber keiner wagte es, dem Unglücklichen beizuſpringen. Die Matroſen, deren einige ein Schelmenlied pfiffen, meinten, er würde ſchon ſchwimmen lernen und warfen ihm lachend ein Seil zu. Der Ärmſte haſchte darnach, konnte es aber in der Betäubung und Angſt nicht erfaſſen. Er ſank. Jetzt verſchwand ſein Antlitz unter den Wellen. Rahel wollte ihm nach in's Meer hinabſtürzen, die Paſſagiere hielten ſie zurück. Da warf Baruch raſch den Rock von den Schultern, ſchwang ſich über Bord, — hoch aufſchäumte die See. Rahel, das arme Kind, lag bewußtlos, wie todt, der Länge nach ausgeſtreckt auf dem Verdeck; die Paſſagiere bemühten ſich um ſie. Als die Matroſen, deren Menſchlichkeit durch den Unfall des armen Juden, (der noch obendrein bei'm raſchen Rückzug vor ihren barbariſchen Späſſen rücklings in die See geſtürzt war,) nicht rege geworden, die Entſchloſſenheit des Reichen ſahen, der ſich nunmehr ſelbſt in Gefahr befand, warfen ſie raſch das Boot aus, um beide zu retten. Die Wetterworte des Kapitäns unterſtützten bei ihrer Thätigkeit die Ausſicht auf eine gute Belohnung derſelben. — —

„Dem Himmel ſei Dank!“ riefen einmüthig einige Damen, denen die Aufopferung und Gefahr des intereſſanten jungen Mannes nicht gleichgültig geblieben war. — „Dem Himmel ſei Dank; er iſt gerettet! — Sie bringen ihn. Wackre Matroſen!“

„Gerettet! Gerettet! — Mein Vater!?“ ſchrie das Judenmädchen; ſie ſprang, durch den Klang: Rettung, wie vom Tode geweckt, auf, unſtät jetzt in die See hinab, jetzt hiehin, jetzt dorthin blickend; auf ihrem dunklen, gelbbräunlichen Antlitz ſchoß eine tiefe Röthe auf, daß das Weiß in ihren Augen grell dawider abſtach. Alles an ihr war Hoffnung, Jubel, Furcht, Leidenſchaft, Zuckung. Sie eilte an jene Stelle des Bordes, wo das Boot anlegte. „Mein Vater! Mein Vater!“ rief ſie hinab. „Wo iſt mein Vater?“

Die Matroſen kamen an Bord und brachten den halbtodten Baruch. — Der alte Jude war und blieb verſunken, das Meer gab ſeine Beute nicht wieder heraus. Die ganze Equipage des Schiffes war voll Freude und Sorge um Baruch; jedermann ſuchte ſein Schärflein beizutragen, ihm mit allen möglichen Mitteln beizuſpringen. Man dachte willkührlich oder unwillkührlich bloß an den reichen, intereſſanten jungen Mann, weniger an ein Menſchenleben überhaupt. Um das Loos des ertrunkenen armen Juden bekümmerte ſich niemand, als — Rahel.

Sie ſank auf die Kniee, und auf den Knieen zurück an den Maſt, das Auge brach ihr, die gefalteten Hände glitten ihr in den Schooß. Die erbleichten Lippen wollten Worte ſtammeln, aber nicht einmal Laute brachten ſie hervor. Mittlerweile hatte Baruch ſich erholt und erkundigte ſich nach Eleazar; für den er ſein Leben gewagt. Man wies ihn ſtumm auf Rahel. Er trat unſichren Schrittes zu ihr, ergriff ihre Hände und ſprach mit tiefem Schmerz: „Arme Waiſe! — Du haſt deinen Vater verloren, doch verzage nicht, du haſt einen Vater wieder gefunden; — mich! Weine dich aus! — Ich will dich ſchützen und betreuen, ich will dich nicht verlaſſen, ich ſchwöre dir's hier, auf ſeinem Ocean, bei'm Gott unſrer Väter!“ — Die Paſſagiere ſtarrten ihn an und wußten nicht, was ſie davon halten ſollten. Der reiche Edelmann und — das arme Judenmädchen im engen, geflickten, altmodiſchen Kleidchen! — Baruch bemerkte es und ſprach, empfindlich angeregt, zu ihnen: „Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen, meine Herrn und Damen, für die warme Theilnahme zu danken, die Sie meinem Schickſale widmeten, wahrſcheinlich ohne zu wiſſen, daß ich nichts beſſres bin, als jener arme Mann, der jetzt im Schooße des Todes und — ſeines Gottes treu gebettet iſt; — nämlich, — ein Jude! Ja, auch ich bin ein Jude und es wird für Ihre Theilnahme vermuthlich gleichgültig ſein, ob er ein armer und ich ein reicher Jude bin!“

„Der arme Schächer,“ brummte ein Matroſe, der unſern auf Thauwerk ſaß, „trug ſeine ganze Habe in einer Geldkatze um den Leib.“

„Du biſt von nun an meine Tochter,“ fuhr Baruch, dem dieſe Bemerkung nicht entgangen war, zu Rahel fort, — „willſt du's? Was ich habe, iſt dein, wie Aller!“

Rahel umklammerte ſeine Kniee. Sie athmet tief auf; ihr war, als hätte ein milder Engel ihre Augen bethaut, ſie konnte wieder weinen, ein heißer Strom ergoß ſich über die dunklen Wangen. Sprache fand ſie noch nicht; aber die beiden Hände Baruch's preßte ſie leidenſchaftlich an ihre glühenden Lippen und blickte gen Himmel.

Die Theilnahme der Paſſagiere war, obwohl durch dieſe Scene wieder etwas aufgefriſcht, durch die Erklärung Baruch's gleichwohl bereits ſo erſchlafft, daß die Meiſten binnen kurzem ſich wieder auf ihre alten Plätze begaben.

Baruch geleitete Rahel in die Cajüte und bewies alle mögliche Sorgfalt für das arme, verlaſſne Kind. Als der erſte Ausbruch des tobenden Schmerzes ihr Herz erleichtert, wagte er es, ſie mit mildem Troſt in Schlummer zu wiegen, vertraute ihr, wer er ſei, wohin er reiſe, was er vorhabe, beſchäftigte ihre Phantaſie mit Bildern der nie geſehnen fernen Heimath im Oſten.

Unter ſolchen Geſprächen vollendeten ſie die Überfahrt; er ſelbſt fühlte durch das neue Verhältniß Linderung des eignen Weh's im Herzen, er vergaß über der zärtlichen innigen Neigung zu einer im Tode ſo wunderbar gewonnenen Tochter den Tod des Rabbi.

Das Schiff landete. Jubel ſcholl überall, auf dem Verdecke, auf der Küſte Englands. Baruch und Rahel ſchritten Herz an Herz, wie Vater und Tochter, durch die gaffende Menge.

VII.

Auf's Neue ſehen wir Baruch auf dem Verdecke. Aber es iſt diesmal nicht der Canal, den er durchſegelt, es iſt das Mittelmeer. Nicht Unbekannte und Fremde ſind die Paſſagiere, die ihn umgeben, nein, lauter Brüder und Freunde, Glaubensgenoſſen, die tüchtigſten Häupter eines zerſplitterten Volkes, das ſeiner Erlöſungs- und Befreiungsſtunde harrt, die nicht mehr ſo ferne iſt, Männer voll Muth, Kraft und Begeiſtrung, die den Weſten verlaſſen und ſich dem Oſten zugewendet haben, von woher die neue Morgenröthe ſchimmern ſoll; der ſtolze Dreimaſter, der allen Launen des Oceans ſiegreich getrotzt hat, von deſſen hohem Maſtkorb bald der Freudenruf ſchallen wird: „Land! Land!“ — er iſt befrachtet, reich wie kein Schiff ſeit Menſchengedenken, ſtatt Kaufmannsgut — mit baaren Millionen, — mit Waffen jeder Art, mit Männern, die dieſe Millionen und Waffen bringen, als gemeinſames Gut für ihr Volk.

„Freiheit! Freiheit!“ weht die Flagge. Die kecken

Abentheurer wollen für ſich nichts gewinnen, als feſtes Land, das ſie für unverjährt erklären, das zu reinigen iſt von den blutigen Spuren der Barbarei und des tauſendjährigen Zwanges, — nur ſo viel Land, um, wenn ſie ermatten, ihr Haupt auf freier Erde niederzulegen, — wenn ſie ſterben, um in freier Erde ruhen zu können. Ja, es iſt das alte, gelobte, geliebte Land! dort ſtand der Tempel, dort wandelten die ruhmvollen Könige und Propheten, dort bleichen die Gebeine ihrer Märtyrer, dort ſitzen jetzt die Brüder immer noch, als kaum geduldete, vielbehöhnte, gepeitſchte, beſpieene Anſiedler auf ihrem Eigenthum.

Baruch ſteht an den Maſt gelehnt und blickt, von ſteigender Unruhe, von namenloſer Ungeduld gefoltert, hinaus in den Ocean, hinüber nach Oſten, ob die erſehnte, heilige Küſte ſich noch nicht zeige, der gaſtliche Hafen ſich noch nicht aufthue, ob die Brüder, längſt unterrichtet von dem, was begonnen werden ſoll, noch nicht ihrer Ankunft harren, Waffen unter den ſchmutzigen Kleidern verborgen tragend, Heldenmuth und Freiheitsdrang, Vaterlandsinbrunſt und Todesweihe unter der aufgezwungenen Larve der Knechtſchaft und der Demuth. — Noch immer iſt nichts weiter zu ſehen, als der Ocean, der alle ſo freundlich und freudig getragen; ſie können nicht mehr weit von Jaffa ſein; in jeder Sekunde harren ſie des Rufs vom Maſtkorbe herab; wie der Vater in der Nebenkammer mit hochpochendem Herzen den Freudenruf der Wehfrau erwartet, daß das Kind ihm endlich geboren ſei. Der Anblick des verhaßten despotiſchen Halbmonds auf hoher Flagge über weißen Dächern, auf fernen Minarets, wäre wonnig willkommen! (F. f.)

Spaziergänge in Syrakus.

(Fortſetzung.)

In Syrakus iſt es beinahe eine ſo große Seltenheit, als in Venedig, wenn man einen Wagen ſieht. In der ganzen Gegend iſt keine fahrbare Straße, ein Stück Chauſſée ausgenommen, das ſchon ſeit vielen Jahren vor'm Inſelthor angelegt wurde, um einſtweilen die Richtung einer zukünftigen Landſtraße nach Catania und Meſſina anzuzeigen. Die Senatoren und der Gouverneur fahren zuweilen ihre Weiber und Töchter dort in alten Prunkkutſchen ſpazieren.

Die Garniſon beſteht aus zwei Bataillonen Infanterie und einer Artillerie-Compagnie, zur Bedienung des Feſtungsgeſchützes in der Hafenbatterie. Die hohe weltliche Obrigkeit führt den Titel eines Unterintendanten oder Präfekten, die Geiſtliche den eines Biſchofs. Gymnaſium, Schulen, Bibliothek und Muſeum ſind ſämmtlich von Geiſtlichen dirigirt. Die fünfzehntauſend Einwohner ſind ſo glücklich, fünfzehnhundert Kanonici, Mönche, Nonnen und Weltprieſter zu beſitzen, die ſich für ihr ewiges Leben intereſſiren. Das Zeitliche kömmt in gut römiſch-katholiſchen Landen nicht in Betracht: —

Tutti al popolo
Mostrar pretendono,
Gran carita;
Ma tutti prendono,
Nissuno da.

Die Strophe braucht nicht überſetzt zu werden.

II.

Die Quelle der Arethuſa iſt noch immer die alte Wunderquelle, ob ſie gleich all ihres fürſtlichen Schmucks beraubt iſt und von Maulthieren und Wäſcherinnen entheiligt wird. Wenn man die Inſelſtadt Ortygia entlang, vom Landthore zum großen Hafeneingang und dem Kaſtell geht, ſo gewahrt man gleich hinter den unanſehnlichen Gebäuden des Ufers, die „la sanita" genannt werden, eine hohe in's Meer laufende dreieckförmige Mauer, in deren Fronte ein Kloakgewölbe ſichtbar iſt. Hinter dieſer Mauer, von hohen Häuſern überragt, befindet ſich der heilige Born, dicht am Meere, ja gleichſam Eins mit demſelben. Seine Stärke ſetzt in Erſtaunen, noch mehr die Lage; fern von allen Gebirgen, am äußerſten Ende einer Inſel, die außer ihm keinen Tropfen Waſſer hat.

Zu der jetzigen Quelle führen zwei verödete Pflaſterwege, der eine innerhalb, der andre außerhalb eines daran und darauf gebauten Hauſes. In jenem baden und waſchen die Weiber und es iſt ſehr ſchmutzig anzuſchauen, in dieſem werden die Eſel getränkt und die Menſchen ſelbſt gewaſchen. Als ich zwiſchen das Gemäuer und die Felſen der Grotte herabſtieg, daraus die klare Flut mit Stromgewalt hervorbricht, fand ich zwei groteske weibliche Schönheiten, die, Arme und Beine hoch aufgeſchürzt, mit Frühlings-Wohlbehagen in dem Waſſer herumplätſcherten, und während dieſes Zeitvertreibs ein kleines Kind faſelnackt aus der Taufe hoben.

Es war ein Engländer bei mir, der machte große Augen, als er ſolchergeſtalt mannhaftige weibliche Gliedmaßen von pittoresker, runder, griechiſcher Form ohne Scheu vor uns defiliren ſah. Sie neigten ſich, beugten ſich, ſtrauchelten und entwickelten überdies ein Paar von dünnem Kattun umwobene Buſen, die einen ſolcher Dinge ungewohnten Nordländer außer Faſſung bringen mußten. „My God, my God," ſtöhnte er, „I shrinks at it." Ich aber that, als müſſe das Alles ſo ſein, und ließ mich huldvollſt herab, die Dirnen zu fragen, ob dies die Quelle der Arethuſa ſei, berühmteſten Andenkens?

„Eccellenza, Si," antwortete die ſchönſte, „noi siamo dentro." Da unterdeß das Taufgeſchäft des kleinen Johannes beendigt worden, und die Nymphe an unſern Phyſiognomien und Röcken gar bald merkte, daß wir unter einem andern Himmelsſtriche jung wurden, ſo fing ſie an, ihr ſchwarzes Haar zu flechten, wodurch ſie, immer bis an die Kniee im Waſſer ſtehend, mir allmählich ganz zur Nixe wurde, und uns mit einem Staubregen zu beſprützen.

„Wenn ihr in die Grotte wollt," ſagte ſie, „müßt ihr uns ſchon gute Worte geben; denn wir ſind Hüterinnen derſelben und müſſen eure Excellenzen auf den Schultern tragen."

„Auf den Schultern, durch's Waſſer, in die Grotte der Arethuſa — very well!" erwiederte mein Begleiter.

Die archäologiſche Neugier konnte in der That nicht anders befriedigt werden.

Während wir aber mit aller möglichen mythologiſchen Illuſion ſolchermaßen die Arme auf ſchwellender Bruſt kreuzten, und die Beine gleich gekreuzigten Schächern in die breiten Hüften dieſer neuen Sorte von Najaden ſtemmten, und huckepack in dunkelblauer Flut die Stalaktit-Figuren des plaſtiſchen Gewölbes betrachteten, daraus die Quelle hervorquillt, ſiehe, da klapperte über und hinter uns der Huf vieler Eſel und Pferde, die von Catania und Nola in die Stadt gekommen waren, und wir hörten nichts als Ketten- und Eiſen-Geklirr, Eſelgeſchrei und rauhe Männerſtimmen, die zufolge unſerer Einbildung gekommen waren, ihre züchtigen Hausfrauen durchzubläuen. Ich fing an zu glauben, daß der bloße Gedanken, ein Paar Tarini durch das Abentheuer zu gewinnen, unter den Nymphen zuweilen eine poetiſche Freiheit zulaſſe, die die ehrenfeſten Syrakuſen mit einem Stilet zu bezahlen pflegen. Und dieſer Glaube machte mich nicht ſelig, ſondern vertrieb das Bischen Taumel völlig, das ſich meiner bemächtigt hatte.

Wir fanden in der Grotte einen trocknen Landungsplatz, einen Felſen von architektoniſcher Zubereitung, den die Mädchen Arethuſens „Bett" nannten. Auf dieſem ließen wir uns, ſo ſchmal und feucht es auch war, einen Augenblick nieder, um den Abzug des wilden Heeres von der Grotte abzuwarten. Es war ein gefährlicher Moment, ich will's geſtehen. Und wenn Sie jemals auf ähnliche Weiſe ſich in einer Grotte, mitten im kühlen Bade, an der Seite einer vollwüchſigen Sicilianerin, Franzöſin oder Deutſchen befunden haben, die nichts trug, als ein hochgeſchürztes, arkadiſches Kleid — — man iſt nicht leicht ſo glücklich — ſo werden Sie das nicht in Abrede ſtellen und mich loben, und ſtandhaft und tugendhaft nennen, weil ich nicht Äneas wurde. Ich habe mich blos überzeugt, daß das Waſſer der Arethuſa die Kniee naß mache, wie jedes andere Waſſer. —

„Non paura," ſagte ſie, „abbiamo tempo assai."

(Fortſetzung folgt.)

Muſik in Frankfurt.

Den 6. Auguſt. „Euryanthe." Es wird noch dahin kommen, daß man bei deutſchen Bühnen auf deutſche Opern beſonders aufmerkſam macht durch ein „Hört!" oder eine deutende Hand. So nehmen wir denn auch dieſe Kern-Oper, worin Herr und Mad. Fiſcher nach zehnwöchentlicher Abweſenheit zum Erſtenmale wieder auftraten, als eine ſeltene Gnadenbezeugung an. Mad. Fiſcher-Achten ſang die Euryanthe. Was kann ich noch hinzufügen? Für dieſe Frau hat die Kritik einen ſchwierigen Stand; denn die Kritik hört eigentlich auf, Kritik zu ſein, wo die Schattenlinien nur mit Gewalt aufzufinden ſind, oder müßte ſich denn in die ewig wiederkehrenden Axiome verlieren von ihrer unvergleichlichen Glockenſtimme, von ihrem hinreißenden, Sinniges und Sinnliches vereinigenden Vortrage, von dem poetiſchen Hauche ihres Ausdrucks, der, über allen Ausdruck erhaben, die Sprache Eliſiums ſpricht, und das Menſchenherz entzündet; von der Natur und Wahrheit ihres mimiſchen Spiels; und von all' den Dingen, die Mad. Fiſcher zur kunſtächten Prieſterin Thaliens ſtempeln. Kein Wunder, wenn die Wiener Blätter den Kopf verloren und mit dem Herzen rezenſirten. Ich nahm mir vor, die analyſirende Klugheit mit der Allongen-Perrücke nicht auf die Schmetterlingsflügel des Gefühls zu ſetzen. Ich ſaß ſehr klaſſiſch da, das Seciermeſſer zwiſchen den Zähnen, wie ein ächter Momusknecht, der eben über ſein Opfer her will; — aber dieſe Frau verſteht ſo ſehr, ihr Wiſſen über ihr Können vergeſſen, die Technik zur Dienerin ihrer Töne zu machen, daß ich ſelbſt die Theile über das Weſen überhörte, und mich am Ende willenlos in ihren Zauberkreis gebannt ſah. Wir hatten ſeitdem manchen guten, ja meiſterhaften Geſang gehört, aber — man konnte dabei nach Zergliederung haſchen; das Feld des Raiſonnements lag offen vor uns da. Wie unſere Fiſcher jedoch verſtand noch Niemand, die Schule mit dem Vortrag gleichſam zu verſchmelzen, und ſo ein Ganzes zu geben, das man nicht trennen kann, ohne das eine oder das andre zu vernichten. Mit einem Wort, Mad. Fiſcher iſt, nach der erſten und weſentlichſten Aufgabe der Kunſt: Dichterin und Darſtellerin zugleich. Herr Fiſcher, der den Lyſiart ſang, hat hier offenbar mit einer Faktion zu kämpfen. Es wird dieſem Sänger ſchwer gemacht, als das zu gelten, worauf ſein Talent Anſpruch machen darf. Man muß, wie Hr. Fiſcher, ſeine Kunſt lieben, und wirkliche moraliſche Kraft beſitzen, um im Weiterſtreben nicht zu wanken. Das Publikum im Allgemeinen hat freilich keinen Begriff, wie ſehr das innere Leben eines Künſtlers der Mimoſa gleicht. Aber wenn ich vom Publikum ſpreche, ſo iſt das ein Ding, das hier nicht exiſtirt. In Frankfurt gibt's blos Partheien, unter deren egoiſtiſchen Kämpfen der Künſtler ſtets das Opfer bleibt, mag ſiegen, wer da will. Wir können den Einen nicht heben, ohne den Andern zu kürzen; und eine vorurtheilsfreie Gerechtigkeit an beiden Theilen auszuüben iſt eine reine Unmöglichkeit. Aber nicht die Leiſtung allein, ſogar das Privatleben wird zum Maaßſtabe dieſer Vorurtheile, und nicht ſelten muß der Künſtler büßen, was irgend eine Erfindung über den Privatmann zu verhängen, ſchonungslos für gut hält.

Daß z. B. Dobler für Frankfurt artiſtiſch und moraliſch todt iſt; daß nach ihm bis zur Stunde kein Gaſt befriedigen konnte; daß Herr Fiſcher, den wir beſitzen, ihm bis jetzt am nächſten ſteht; daß es ſeinen Anſtrengungen gelang, die Chikane in der erſten Zeit zu überwinden; daß ſein unzweideutiger Beifall in Wien durch die Urtheile des bekanntlich ſehr unverblümten Saphir in Bäuerle's Theater-Zeitung beſtätigt, und ſein längeres Ausbleiben daſelbſt durch die plauſibelſten Atteſte documentirt wurde; daß endlich dieſe Angelegenheit mit der hieſigen Direktion vollkommen regulirt iſt, und wir uns nunmehr des freudigen Wirkens beider Gatten erfreuen dürfen — das alles hilft nichts. Die Faction will nun einmal nicht, daß Fiſcher gefalle, und er würde mit den Leiſtungen eines Apollo ſelbſt nicht im Stande ſein, ſie von dieſer Lieblingsidee abzubringen. Sie glaubt durch Schmähungen in dieſem oder jenem Blatte des Sängers begonnene Laufbahn zu zerſtören, und geht ſo weit, auch den artiſtiſchen Ruf ſeiner Gattin antaſten zu wollen. Zum Glück aber wird, wie gewöhnlich, dieſe Kabale zum Krebs, der ſich die eigenen Scheeren abzwickt; ſie erhebt ſich ſo offenbar leidenſchaftlich und unanſtändig, daß ſie ihren Einfluß verlierend, ſich bereits in ſich ſelbſt auflöſt. Madame Fiſcher ſiegt, ſobald ſie die Lippe zum Geſang öffnet, und ihres Gatten achtungswürdiges Benehmen in dieſer Sache machen ihm täglich neue Freunde, wie ſein unverdroſſenes Fortſtreben ihm die Gunſt aller Gebildeteren ſichert. — So weit und kurz die Berührung eines Gegenſtandes, der als Diſſonanz in dieſem Artikel: „über Muſik in Frankfurt" allerdings an ſeinem geeigneten Platze iſt.

(Schluß folgt.)

Buntes.

⁂ Verſammlungen, wie die der deutſchen Naturforſcher, werden allgemeiner. Für den Süden von Frankreich iſt ein „congrès scientifique" angekündigt, welcher in Toulouſe gehalten werden ſoll.

⁂ Vor Kurzem ſtarb einer der letzten Reſte der erſten franzöſiſchen Revolution: Dulaure, ein ehemaliges, obgleich nicht ſehr bekanntes Mitglied der erſten Nationalverſammlung, des Conventes und des Rathes der Fünfhundert. Jetzt iſt wohl allein Siéyes, der in hohem Alter bei ſeiner Familie lebt, von den Exconventionals noch übrig; Merlin von Thionville ſtarb im vergangenen Winter.

⁂ Der falſche Dauphin und ſogenannte Herzog der Normandie, deſſen Prozeß vor mehreren Monaten ſolchen Lärm in Paris verurſachte, iſt aus dem Gefängniſſe entflohen, und wird alſo bald wohl Gelegenheit haben, neue Leichtgläubige aufzuſuchen.

⁂ Jedem, der um's Herz nicht zu kurz kam, thut es wohl zu ſehen, wie wahrhaft menſchheitliche Fragen jetzt allmählich immer mehr aus der Literatur heraus in's Fleiſch und in's Blut des Volkes ſich hinein verwandeln. So unter andern auch die Frage über die Freiheit und das Recht der Juden. Werft kein Körnlein achtlos beiſeit, weil es nicht dickleibig wie ein Kürbis ausſieht. Zugleich mit der neuen Schrift G. Rieſſer's, über welche in unſern Blättern bald ein Ausführlicheres, erſchien kürzlich: Diverſion eines Chriſten im Freiheitskampfe der Juden, von Friedrich Clemens (Altona. [illegible]). Es iſt nur ein Broſchürchen von 16 Seiten, aber liebeswarm, präzis und ſchlagend. Ich wollte: ſolche Traktätchen kurſirten nicht blos auf dem Wege des Buchhandels, ſondern auch von Dorf zu Dorf durch den Vertrieb des Hauſirers.

⁂ An der bei Sauerländer erſcheinenden deutſchen Geſammtausgabe von Viktor Hugo's Werken wird rüſtig weiter gearbeitet. So eben verließen die Preſſe zwei neue Bände, welche den 2ten Theil des Han von Island (von Adrian), den letzten Tag eines Verurtheilten (v. W. Wagner), Voltaire, Lammenais, Scott und Byron (von Beurmann) enthalten. Unter der Preſſe befindet ſich: Angelo, Tyrann von Padua (überſetzt von Eduard Duller), und Marion Delorme (von O. L. B. Wolff.) Baldigſt folgen: Bug-Jargal (von Laube), die Orientalen (von O. L. B. Wolff), Cromwell und Notre-Dame de Paris (von Kottenkamp), vermiſchte Gedichte (von Ferdinand Freiligrath). Die noch übrigen Dramen und Gedichte werden von Georg Büchner (dem Verfaſſer von „Danton's Tod"), Kühl, O. L. B. Wolff, H. Fournier ꝛc. verdeutſcht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 201. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 26. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Vom

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Der tiefdunkelblaue Himmel, aus dem alle Sternenzauber einer öſtlichen Nacht begeiſternd in jedes Herz hineinſchauerten, hielt den ungeheuren Horizont umklammert, darunter ſchwoll manches kühne Herz ſüßen Kampfesahnungen entgegen, darunter rann manche Thräne der heißen Sehnſucht und des Dankes für ſo nahe Erfüllung, dahinauf flog manches inbrünſtige Gebet um Freiheit, denn es gibt noch Menſchen auf Erden, die vor dem goldnen Kalbe des Jahrhunderts nicht knieen, die lieber den Vater Aller anbeten, als ihr kleines, ſchwindſüchtiges, nur durch Goldbäder und Thee-Atmosphäre vegetirendes Ich; es gibt Juden, die lieber mit ihrem ganzen Leben ſpekuliren, als in Papiergeſchäften, die lieber eine Heimath erwuchern wollen, als Prozente; — und der Edlen ſind wahrlich mehr, als unſre ſchwarzgallige Laune manchmal zählen kann, welche in jedem Nachbar einen Philiſter oder Schurken ſieht, in unſrer Zeit das vierte Weltalter, das der Entwürdigung, und dicht hinter uns ſchon die Götterdämmerung! Nein, wie tief wir auch noch immer in Nacht ſtecken, und ob der irre und jener im Streben nach dem Beſten grade den ſchlimmſten Weg eingeſchlagen habe, und, ob wir die Striemen an uns ſehen und die Geißel fühlen, und die Dummheit hören, und die Gemeinheit riechen; — — vor uns liegt noch immer das Reich des Lichtes zu erobern, wenn zuerſt jeder ſich ſelbſt gebändigt hat; ſo lange dieſe Sonne noch leuchtet, dieſes Meer noch in den alten Bezirken ebbt und fluthet, ſo lang iſt noch nichts verloren, ſo lange laßt uns das Beſſre freudig hoffen, denn ſo lang liegt's noch an uns, das Beſte zu wollen und zu vollbringen.

So nahe dem erſehnten Geſtade! — So ernſter, ſo trübſeliger brütete Baruch. Der Taumel London's hatte ihn nicht betäubt, die eintönige Einſamkeit der Seefahrt den krankhaften Aufruhr ſeiner Sinne und Gedanken nicht beruhigt. — Er wollte noch daſſelbe, was er ſo lange gewollt. Aber er ſah das Ziel nicht mehr klar und ruhig vor ſich. Es war ihm, als müßte er ſterben, und doch ſagte ihm ein innrer Feind: „Du, eben du, der Befleckte, ſollſt den Troſt des Todes nicht finden, du ſollſt verdammt ſein, wie Ahasver.“ War ſein Dichten und Trachten früher ganz praktiſch geweſen, ſo war es jetzt durch dieſen und jenen, ja durch tauſend phantaſtiſche Träume geſtört. Und in alle Gedanken und in alle Träume ſchlich ſich eine Vorſtellung: „Der Meſſias! Der Meſſias — gemordet?!“ War's Wahrheit? War's Sinnentäuſchung? Hatte er eine Fabel erlebt? Hatte er einen bloßen Betrüger gemordet? Sprachen die alten Weiſſagungen nicht vom Meſſias, der jetzt kommen würde? Wäre jener wirklich der Meſſias geweſen, hätte er ſterben können? Hatte Gott auch eben bloß jenen als Meſſias geſendet? oder ſonſt einen? — Wen? — Sollte der Meſſias nicht ein Befreier des Volkes werden aus der tauſendjährigen Sclaverei? — Was hatte er ſelbſt, — Baruch, ſeit Jahren im Herzen getragen? Was jetzt begonnen? Was ſtand zu — vollenden? War er's ſelbſt?“ — Er bebte vor dieſem Gedanken, der ihn erſchütterte, und hielt ſich doch mit heißer Lebensluſt dran. Und doch ſah er in jedem Augenblick die ſchweren, dicken, dunklen Tropfen aus dem Herzen herausrinnen, Manaſſe's, — auf ſich! „Mit einem Fluch beladen, und — — Meſſias? Ein Meſſias des Blutes? ein Geſendeter mit dem würgenden Schwert? Mit dem Fluch, der dem Einzelnen folgte, das ganze Volk anzuſtecken?“ Er ſchauderte davor und — dachte ſtets daran.

Rahel war immer um ihn, wie eine treue, töchterlichliebende Magd. So kauerte ſie zu ſeinen Füßen, als er, an den Maſt gelehnt, mit fieberheißen Augen in's Weite ſtarrte, ſah an ihm hinauf mit großen, thränenloſen Augen.

Die Sonne ging auf. Ein Lichtmeer auf die öde Waſſerwüſte ausgegoſſen! Das Ungeheure ringsum mit Leben getränkt. Ein rothglühendes Meteor, von Sekunde zu Sekunde ſchwellend, erweitert dicht über dem Meere — im Meere ein zweites; — die Wogen, — ſo weit des Auges Sehkraft reichte, — wie durch einen tauſendfältigen Mord in Blutpurpur gefärbt, jede Wellenſpitze funkelnd wie ein Diadem, — die unendliche Fläche allmählich ein einziger Goldesſchimmer, als wären alle metallnen Schätze, die das Schiff trug, aus dem Kiele heimlich ausgerohnen und breiteten ſich als eine ſchwankende, im Guß halberſtarrende Decke flüſſigen Goldes weit hin über den Ocean!

„Land! Land!“ rief der Matroſe vom Maſtkorbe hernieder.

„Vaterland! Vaterland!“ ſcholl es auf dem Verdecke — von hundert Lippen aus Einem Herzen! — Und keiner war, den's nicht übermannte, das große heilige Gefühl, dem nicht eine Thräne in's Auge kam, eine Thräne des Dankes, der Begeiſterung, des Thatendrangs, keiner, der nicht auf die Kniee ſank und rief: „Gelobt ſei der Herr unſer Gott, der ſtarke, treue Gott, der uns hieher geführt durch die Waſſerwüſte, wie unſre Väter durch den glühenden Sand!“ — Alle die Männer, wie ſie hier, entblößten Hauptes, Angeſichts der Morgenſonne auf dem Verdecke knieend lagen, ſie waren ja fern vom Vaterlande groß geworden, ſie hatten es nie geſehen, es war ihnen zu Muth, wie einem Kinde, deſſen Mutter, vom Vater früh verlaſſen, ihm viel von dieſem, den es nie ſah, erzählte, und das nun, zum Manne geworden, plötzlich einem Greiſe begegnet, an deſſen Halſe es irgend eine theure oft beſchriebene Reliquie findet; es erkennt den Vater, und traut den Augen doch kaum, daß ſie einen ſilberhäuptigen Gebeugten gewahren! O, wer ein Vaterland verlor, wie bitter fühlt er's ſchon! Wißt ihr, wie einer träumt, der nirgends eines haben ſoll und dem ſein Nachbar ſogar das allgemeine Vaterland, — den Himmel abſtreitet?

Baruch hatte ſeiner Rahel in London, wo er ſie unter vielen Koſtbarkeiten ſich was ausſuchen ließ, zur Gewährung ihrer einzigen Bitte, — eine Harfe gekauft. Jetzt nahm das Mädchen das Inſtrument und rührte die Saiten; einer aus der kriegeriſchen Gemeinde ſtimmte einen Pſalm an; die Übrigen fielen ein. Es war ein eigenthümliches Schauſpiel: Angeſichts dieſer glühenden Morgenſonne, die heimathſuchenden Abentheurer auf den Knieen, aus voller Bruſt freudig das Loblied ſingend dem Herrn, der Israel retten und ſeinem Volke den Meſſias ſenden wird. Der Kapitän, der Steuermann, die Matroſen vergaßen ihrer Arbeiten und Geſchäfte, und ſtarrten die Beter an; die wahrhaft fromme Stimmung ergriff und durchdrang auch die rohen Gemüther. — — —

Die Gemeinde hatte den Pſalm zu Ende geſungen. Der Steuermann und die Matroſen gingen an ihre Plätze. Der Kapitän trat zu Baruch, und drückte ihm ſchweigend die Hand, wie einer thut, der uns gar wohl verſteht, es aber nicht ſo von ſich geben und ſagen kann. — Ein gellender Pfiff des Steuermanns erinnerte ihn plötzlich, daß letzterem ſeine Gegenwart nöthig ſei. Der Kapitän eilte denn raſch, blickte während des Ganges gegen Himmel empor und nach allen Windſeiten hinaus und blieb plötzlich bedächtig ſtehen, lauernd wie ein Jäger, der unverſehens die Fährde eines reißenden Thieres gewahrt.

Baruch bemerkte dies Benehmen, wie er den Kopf leiſe vorbog, die Wange gegen den Luftzug hielt, das Sehrohr aus der Taſche zog und durch daſſelbe unverwandt nach einem fernen Punkte hinblickte.

„Was gibts, Kapitän?“ fragte Baruch. — „Wittern Sie einen Kaper?“

„Pſt! Pſt!“ —

„Seltſam! was iſt Ihnen, Kapitän? Was ſtarren Sie ſo unverwandt auf Einen Fleck hin? So ſehr ich mein Auge, das keins von den ſchlechteſten iſt, anſtrenge, — kann ich in dieſer Richtung doch keine Spur irgend eines Gegenſtandes entdecken. — Gott, was haben Sie nur? — Sie fangen an, mich zu beunruhigen.“ —

„Sehn Sie den weißlich-grauen Fleck dort am Rande des Horizonts?“

„Ganz wohl! So groß wie eine Linſe! Die einzige Makel am reinen Antlitz des Morgenhimmels. — Ach, mich däucht, es iſt eine ferne Küſte. Wir ſegeln ihr näher, — ſie zeigt ſich ſchon größer.“

„God damn! eine verdammte Küſte! Wir werden Nachmittags eine tüchtige Luft bekommen, unſanft genug, um einen Kirchthurm zu knicken.“

„Was fällt Ihnen bei, Kapitän? Wir bekommen ja eben faſt völlige Windſtille!“

„Ja, zum Guckuck! Man könnte einen Sack voll Eiderdunen auf dem Verdeck ausſchütten, ohne daß eine einzige davonflöge!“ brummte der Kapitän verdrießlich. — „Das kenn' ich. Seewölfe!“ rief er den Matroſen zu, „des Teufels Großmutter lüftet ihr Kopfkiſſen. Habt Acht! Ihr kennt die Wetterhexe.“ —

„Wir ſind dem Feſtlande nicht mehr ſo fern; wir können vielleicht noch heute Abend in den Hafen einlaufen,“ bemerkte Baruch. —

„Ja, — als Fiſche,“ meinte der Kapitän. „Segelt mir einmal, wenn Ihr keinen Wind habt. Da ſteckt der Knoten. O, ich kenne dieſe verfluchten Späßchen. Ich ſag' Euch: betet bei Zeiten ein Vaterunſer . . . ja ſo! — . . verzeihen Sie! . . .“ Er ging mit dem Steuermann, eine Convenienz zu halten.

„Wir ſtehen unter Gottes Schutz!“ — ſprach Rahel, die das kurze Geſpräch mit angehört hatte, frommgläubig. „Er hat uns bis Angeſichts unſres Vaterlandes geführet, er wird uns ſicher in den Hafen geleiten.“

„Sturm! Sturm!“ murmelte Baruch ſchwer aufathmend vor ſich hin, ſich mit der Hand über die heiße Stirne fahrend. — „Ha! käm' er nur! — Wie glüht es mir hier! — Käm' er, ich glaube, mir würde leichter im Aufruhr der Elemente, ich fände Frieden und Beſinnung im wahnſinnigen meuchelmörderiſchen Krieg der Natur gegen uns wehrloſe Menſchen. Ich könnte doch ringen, trotzen. — Ach, ach, kein Lüftchen! dieſe Sonne dörrt uns ſchon jetzt am Morgen das Mark aus den Gebeinen. Wie erſt zu Mittag! Das wird ein heißer Tag werden, armes Kind!“ — — — (Fortſ. folgt.)

Spaziergänge in Syrakus.

(Fortſetzung.)

Die Nymphe Arethuſa, jetzt fällt mir's ein, war im Alterthum ſchon eine verliebte Hehlerin. Sie buhlte mit dem Alpheus, der ihr gegenüber ſeine Flut in's Meer wälzt, und mit Pan und Apollo, ja ſogar mit Pluto, als dieſer noch nicht für Proſerpina brannte. Die Poeten ſagen, ſie ſei ob des Raubes dieſer Tochter der Ceres vor Eiferſucht zum Verrath an dem Fürſten der Unterwelt verleitet worden und habe der Mutter den Aufenthalt der Geraubten angezeigt. Die Tyrannen von Syrakus, die Philoſophen, alle Welt rühmte ſich der Gunſt der ſicilianiſchen Calypſo, die erſt unter Marcellus ihren Ruf verlor. Man ſieht rings in ihrem Heiligthum die Trümmer eines Nymphäums, Porphir, Granit, Marmor, mancherlei Säulen und Piedeſtale. Ihr Tempel umfaßte die Quelle, die Grotte war die Cella deſſelben.

Doch es wäre zu viel gewagt, wollte ich meinen brieflichen Aufenthalt noch um einige Zeilen in dieſem Egerium verlängern. Ein Reiſender iſt ſehr empfänglicher Natur. Begeben wir uns lieber aus der ſchlüpfrigen Tiefe der Waſſergötter auf den Kathedralplatz, wo ſich die Überreſte des Minerventempels in Mitten Berniniſcher Heiligen und laubumſchlungener Säulen des päpſtlichen Mittelalters befinden. Hoch ragt der Bau, zwei Etagen hoch buntgeſchwänzt und gewinkelt, der heiligen Maria geweiht. Aber die Façade iſt wirklich nur ein Geſicht deſſelben, womit die Pfuſcher des ſechzehnten Jahrhunderts den großen alten, doriſchen Tempel übermauerten. Sofern ihr auf die Seite, in die Straße der Bibliothek geht, darin unſer Pater Dominikaner die Praxiteles'ſche Venus mit dem ſchönen Poſticon verwahrt, ſo erblickt ihr mit einem Male die lange Seite des griechiſchen Gebäudes, ſeine dreizehn Säulen, ſeine hohen Simſe, ſeine Triglyphen und ſeine Metopen. Die Letzteren haben die Fanatiker größtentheils herausgeſchlagen und die Löcher ausgemauert.

Wenn man dieſes alte, vielleicht älteſte ſyrakuſiſche Bauwerk betrachtet, wie es da ſteht in behobelten und beſchnittenen Kolonnen, die Intervallen ausgefüllt mit Peperinblöcken des Vorgebirgs Plemmyrium, daraus das neue Malta wie das alte Syrakus hervorging, wenn man endlich hineingeht und die weit größere Verſtümmelung an den Frontſäulen und der rechten Seite wahrnimmt, die zu kleinen Kapellchen vertrödelt wurde, hier ein Block und da ein Block, ordentliche gemarterte Apoſtel des Heidenthums, ſo wird man von gerechtem Unwillen ergriffen, und man möchte an alle die Menſchen Ohrfeigen austheilen, die um ihren Gott zu preiſen, die hehren gigantiſchen Steincedern des Alterthums ihrer ſchönen kanellirten Rinde beraubten, um ſie mit Kalk zu weißen und Niſchen hinein zu ſäbeln, darin gelbe Wachslichter brennen. Nein, es geht nicht, die Madonna des Zopfgeſchmacks und die Minerva von Sunium können nicht unter einem Dache wohnen, nicht einen Kultus haben.

Der Minervatempel, deſſen Größe ſich ganz aus dem Umfang der jetzigen Kirche ergibt, gehörte zu der Klaſſe der gewöhnlichen doriſchen Heiligthümer, die ſechs Säulen in der Fronte und eilf oder dreizehn in der Länge zählen. Seine Dimenſionen waren von beſonderer Größe, eine jede Säule hat einen Durchmeſſer von acht Fuß und das ganze Haus iſt nicht weniger denn hundert und vierzig Fuß breit. Die Periſtyle oder Umgänge des alten Tempels bilden jetzt die Seitenſchiffe und das Tempelhaus den mittleren breiten Theil der Kirche. Die Baumeiſter haben Behufs dieſer Einrichtung die alten Mauern durchſchnitten und Gewölb-Pfeiler daraus gemacht. Wahrſcheinlich hatte die Metamorphoſe in den erſten Zeiten des Chriſtenthums Statt, in welchen man eben gelernt hatte, den Kultus in vier Mauern einzupferchen. Auf allen Wänden glaubte ich die Worte zu leſen: „Und es ſoll ein Schafſtall ſein und ein Hirte.“ Es wird Niemand in Abrede ſtellen, daß der derzeitige Minerventempel einem Schafſtalle am ähnlichſten ſieht. Es iſt ein recht großer geräumiger Schafſtall.

Ich fand in einem Winkel der Kathedralkirche ein ſehr intereſſantes Alterthum, jetzt als Taufſtein verwendet. Derſelbe beſteht höchſtmerkwürdiger Weiſe aus einer griechiſchen koloſſalen Vaſe von Terracotta, welche auf einem Piedeſtal von Bronze ruht, das acht Löwen des zehnten Jahrhunderts enthält und zweifelsohne von den Normannen herrührt. Dieſer Taufſtein iſt ſechs Fuß hoch und drei und einen halben Fuß breit. Er enthält mythologiſche Reliefs der gewöhnlichen Art, Silenus, Bacchanten, Tänzerinnen — erotiſche Leutchen des himmliſchen Heidenthums, denen die geiſtlichen Herrn viel Schlachten lieferten. Man findet in dieſen Ländern ſehr oft die niedlichſten religiöſen Contraſte, wenn man die bildlichen Embleme unterſucht. Es hat gewiß ſchon mancher ſteinerne Apollo und Bacchus ein römiſch-katholiſcher Heiliger werden müſſen. Den Äsculap mit ſeiner Schlange habe ich vorlängſt als Sankt Joſeph angetroffen. Die Reformer hatten aus der Schlange, die ſich an ſeinem Stocke hinaufwand, eine Zimmermannsſäge gemacht.

Ach! die Dummheit iſt unendlich naiv.

III.

Wenn man aus der modernen Inſelſtadt herausgeht in die alte Achradina und Tyche, in denen nur Gräber, Latomien und Felſen ſind, aus denen die Thürme des Kapuzinerkloſters und die Kirche der Katakomben mit einigen verlaſſenen Palmen aufſteigen, ſo begegnet man zunächſt an der Straße, die gen Catania führte, den Überreſten eines griechiſchen Tempels mit korinthiſchen Säulen. Eine davon, ein Koloß, aus farbigem Marmor, ſteht noch, die übrigen liegen in Stücken am Boden und ſind mit Geſträuch und Erde bedeckt. Ich fand die Poſtamente der erſten Linien des Peryſtyls aufgewühlt und zählte darin acht Schachtſtücke von drei und einem halben Fuß Diameter, was eine Fronte gibt von beiläufig achtzig Fuß. Dies Gebäude ſoll der Tempel der Ceres und Proſerpina, oder, wie neuere Archäologen glauben, das Forum geweſen ſein, das die Römer nach Eroberung von Syrakus in der Nähe der beiden Häfen erbauten. In dieſem Falle erſtreckte ſich das Quadrat, ähnlich den Platzen des Nerva und Trajan zu Rom, bis in die jetzigen Vorwerke der Citadelle.

Wir verließen den Ort, um links ab durch Gemüſegärten und Maisfelder, über die Linie einer alten Mauer, die einſt dieſe Stadtviertel ſchied, in die Neapolis zu gehn. Nach einer Miglia Wegs, in einer Quaſi-Wildniß von Kaktus-Pflanzen, Piſtazien, Oliven und Weinſtöcken erreichten wir die Höhe des Amphitheaters, das, ſoviel ich weiß, Marcellus erbaute — und eins derjenigen Monumente iſt, die zu groß und dauerhaft waren, als daß die Barbaren ſie zerſtören konnten. Vier Erdbeben, die ganz Sicilien erſchütterten und alle normanniſchen und gothiſchen Dome niederriſſen, waren nicht im Stande einen Stein davon zu verrücken.

Das Erdreich um dieſes älteſte Coliſeum iſt nach und nach und durch den Verfall des umliegenden glänzendſten Stadttheils dergeſtalt angewachſen, daß man von zwei Seiten ebenen Fußes in die oberen Gallerien gehen kann. Wir ſtiegen die Stufen der Cunei hinab in die Korridore und von da mittelſt eigner Treppen in die Arena und die darunter angebrachten Wölbungen und Behälter. Der hieſige unermüdliche Alterthumsforſcher Landolina *) hat den Reiſenden dies möglich gemacht und dadurch nunmehr den originellen Grundplan des Gebäudes an Tag gebracht.

Alle römiſchen Amphitheater ſind Ovale, das ſyrakuſaniſche ausgenommen, welches ein aus zwei Kreisabſchnitten zuſammengeſetztes Spitzoval bildet und im Allgemeinen von ganz beſonderer Conſtruktion iſt. Der Bau hat nur zwei Etagen und ebenſo viel Gallerien mit Sitzen, die durch einen großen Zwiſchengang getrennt werden. Dieſer Zwiſchengang iſt das Vehikel der Communication; denn man gelangt zu ihm vermöge vier großen Eingängen, indem man die erſte Etage von der Außenſeite bis zur inneren Mitte hinaufgeht und begibt ſich von da auf den kreisförmig vertheilten Radientreppen entweder in die Sitze der erſten Gallerie hinab bis zur Arena, oder hinauf in die der zweiten bis zur Attica der äußeren Fronte, die den größten Umfang hat.

Dieſe Architektur iſt ſo einfach und ſo ſchön, daß man gar nicht begreift, warum ſie die Römer nicht immer beibehielten in ihren ſpäteren auf uns gekommnen Amphitheatern. Ich wußte nichts, als das Spitzoval zu tadeln, in welche die beiden großen Thorwege fallen, der Überreſt iſt unendlich regelmäßig, ſymmetriſch und dem Auge gefällig.

Da ſich auch in Korinth und ich glaube noch in andren griechiſchen Städten ähnliche Coliſeen finden, die ſich auf eine auffallende Art von den italiäniſchen unterſcheiden, ſo möchte ich, ſo lange die Erfindung derſelben durch die Römer nicht umſtändlich nachgewieſen wird, wenn nicht den Hellenen, doch den Sicilianern und vielleicht den Tyrannen von Syrakus zuſchreiben. Die Amphitheater von Korinth und Syrakus konnten eben ſo gut zu Kampf und Wettſpielen dienen, als ein Stadium oder Theater. Die Römer waren es, die die blutigen Schauſpiele in die Arena rieſen, die Römer und die — Syrakuſer. Man weiß ja gar nicht, was ſich ſeit Dionys dem jüngern, in dieſer merkwürdigen großen Stadt begab, was nach ihm Agathokles und Hieron II. in artiſtiſch-literäriſch-theatraliſcher Hinſicht unternahmen.

(Fortſetzung folgt.)

---

* Jetzt ein Mann von 66 Jahren.

Buntes.

*** Profeſſor **Herold** in Marburg wurde von der Society Linnean in London, veranlaßt durch die Herausgabe der erſten Lieferung ſeines in dem Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt erſchienenen Prachtwerkes: „Unterſuchungen über die Bildungsgeſchichte der wirbelloſen Thiere im Eie,“ zum Mitgliede ernannt.

*** Der Verfaſſer einer kürzlich in England herausgegebnen Reiſebeſchreibung in Irland beſah im ehemaligen Parlamentshauſe in Dublin die dort aufgehängten Porträts berühmter Irländer. „Sehen Sie hier,“ ſagte ihm ſein Cicerone, „die Herren Grattan und Flood“ (zwei berühmte Parlamentsredner, von denen der eine zur Oppoſition, der andre zur miniſteriellen Parthei gehörte). — „Weßhalb befinden ſich beide berühmte Redner dort nicht neben einander?“ — „Weil ſie ſich immerwährend ſtritten, hat man vier Richter zwiſchen ihnen aufgehängt.“

*** Auf dem letzten Ball bei der Herzogin von St. Albans (in London) tanzten Lablache und die Malibran eine Tarantella. Ein franzöſiſches Blatt meint, wenn ſo ausgezeichnete Sänger auch im Ballet debütiren, müßten (zur billigen Retorſion) die Taglioni und die Elßler nächſtens einige Bravour-Arien ſingen.

*** Im Theater der Variétés bereitet man die Aufführung von Viktor Ducange's Vaudeville: „Plus de jeudi“ vor.

*** Ein neuer Ableger des Inſtituts der Omnibus macht ſich jetzt als Algériennes geltend. Dieſe Algériennes durchrollen drei Meilen um 30 Centimes.

*** Den Preis für Poeſie ertheilte die Academie-Françaiſe diesmal Herrn Bigeon (der ſchon bei mehren Konkurſen den Preis erhielt), für deſſen „Epiſtel an Cuvier.“

*** Da die „Sainte-Chapelle“ in ihrem reinen urſprünglichen Styl völlig wieder hergeſtellt werden ſoll, ſo beeilt man ſich, die Einrichtung für die Archive in der Straße St. Eloi zu beenden, wohin die bisher in der Sainte-Chapelle aufbewahrten Dokumente nunmehr gebracht werden ſollen.

*** Die durch den Abgang des in der letzten Zeit vielbeſtrittenen Veron erledigte Direktion der großen Oper in Paris iſt an **Duponchel** übertragen.

*** **Ferdinand Raimund**, der Verfaſſer des „Alpenkönigs,“ des „Verſchwenders“ ꝛc., als Mime wie als Dichter gleich originell und unübertrefflich, beſchäftigt ſich, auf dem Lande in ſtiller Einſamkeit lebend, mit der Dichtung eines neuen Volksdrama's: „der **Geizhals**.“ Nach Vollendung deſſelben kehrt er nach Wien zurück und betritt in einer Rolle ſeines neuen Stückes die Bühne wieder.

*** **Figaro**, das einſt ſo vielgeleſene und ſpäter vernachläſſigte Journal, welches bei dem Publikum und vor den Gerichten ſchon ſo viele Wechſelfälle erleiden mußte, erklärt jetzt, nach Annahme der Geſetze über die Preſſe würde es aufhören, zu erſcheinen.

*** Eine Ankündigung verſpricht in den Pariſer Zeitungen den Badauds etwas Außerordentliches. Auf einem Teiche bei der Barrière von Clichy ſoll ein **Wallfiſchfang** vorgeſtellt werden. „Zuerſt“ heißt es in der Annonce, „wird das Seeungeheuer von Booten aufgeſucht. Dieſes kommt alsdann raſend, Waſſer ausſpeiend zum Vorſchein; die Harpuniere werden es ergreifen; die Fluthen mit Blut gefärbt werden u. ſ. w.“

*** In **Lord Dover's** Ueberſetzung von **Göthe's** Fauſt ſind die Worte Gretchen's:

„Nachbarin Ihr Fläſchchen“
überſetzt „Neighbour your dram bottle“
(Nachbarin Eure **Schnapps-Flaſche**).

Ein anderer komiſcher Fehler aus Unkenntniß des Deutſchen findet ſich in einem kürzlich in England herausgegebnen engliſchen Wörterbuch. Der Artikel Sour krout (**Sauerkraut**) iſt erklärt: **Botanical term** (**botaniſcher Kunſtausdruck**).

*** Am 27. Juni ſtarb **Mathews**, der komiſche Proteus der engliſchen Bühne.

*** Im Jahre 1834 erſchienen in den Niederlanden 44 Monatſchriften, 8 Wochen- und Tageblätter, und für 1835 33 verſchiedene Jahrbücher und Almanachs.

Nro 202. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 27. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Und es ward einer. Der weißlich-graue Nebelfleck am Horizont wurde von Viertelſtunde zu Viertelſtunde größer, breiter, wie jener ungeheure Schleier im Mährchen, der in einer Haſelnuß liegt und, aus derſelben hervorgezogen, ein ganzes Königreich bedeckt. Nach Mittag war am weiten Himmel nicht eine Handbreit freundliches Blau mehr zu ſehen, der Horizont, ſchwarzgrau und ſchwer, verengte ſich, man meinte, die Maſten ſtießen in die niederlaſtende bleifarbene Decke des Himmels. Bis dahin hatte Windſtille geherrſcht; der Kapitän ging mit dem bedenklichſten Geſicht von der Welt unruhig von einem Fleck zum andern, vom Verdeck in die Cajüte, von der Cajüte zu den Pumpen. Die Paſſagiere vermochten kaum aufzuathmen, es lag einem Jeden von ihnen furchtbar ſchwer auf der Bruſt. Keiner ſprach mit dem andern, als fürchtete jeder, durch ſeinen Athem den Sturm aufzuwecken, der irgendwo in der Nähe lauernd, ſchlafend ſeine Sieſte hielt.

Endlich wurde er doch wach. Der Kapitän ſchien, als der erſte Windſtoß langſam daher ſchleichend die Wellen wie von unten hob und emporblähte, von hundertfacher Kraft beſeelt. Er war hier und dort, ertheilte Befehle, legte ſelbſt Hand an, fluchte je zuweilen ein bischen derb dazwiſchen, und empfahl nebenbei in jedem Augenblick den Paſſagieren, ſich unten ſtill und ruhig zu verhalten.

Der Sturm wuchs von Sekunde zu Sekunde. Jetzt ſchlugen einzelne Windſtöße wie Mauerbrecher wider die Planken, wieder die Maſte, jetzt wühlten andre wie tauſend ungeheure Spaten, Schaufeln und Hebebäume in die Wogen hinab, dicht unter den Kiel, daß wie mit Einem Ruck das ganze Schiffsungethüm auf die andre Seite geſchnellt ward, — jetzt ſchlugen gewaltige Wogenmaſſen wie ausgeſchwollne Ströme über das Verdeck hin, hinwegſchwemmend und hinabſchlingend, was ihnen gerade in den Weg kam. Das hohle Gebrauſe der Wogen, der Donner des Sturms und des Kapitäns, der gellende Pfiff des Oberbootsmanns, die Anrufe der Matroſen, knarrende, berſtende, hie eine Planke — alles lag eingehüllt in gräuliches Dunkel.

Die Juden ſaßen ſchweigend beiſammen, zu Boden ſtarrend, die Gefahr unter und über ihnen, nach ihren Herzſchlägen meſſend. — An Rahel's Harfe ſchrillten bei den furchtbaren Stößen, die das Schiff erlitt, die Saiten. Sonſt herrſchte Todtenſtille in den von Menſchen überfüllten Räumen.

Ein Schlag, furchtbarer, als alle bisherigen, ſchreckte ſie daraus empor; einer taumelte wider den andern. Es war ein Schlag und Hall, als hätte ein Blitz den Hauptmaſt zerſplittert. Hinterdrein ein langes nachpolterndes Knarren und Knattern, als wenn alles Getäfel und Plankenwerk des Schiffes aus den Fugen wiche, und das hölzerne Fleiſch ſich langſam vom Skelett löſen wolle; — jede Woge ein Rachen, der ſich einen ſolchen Biſſen herabreiße und verſchlinge. Auf dem Verdecke entſtand ein tolles Geheul. Die unten glaubten nicht anders, als: die

Decken würden über ihren Köpfen von raſenden Beſtien eingeſtampft. Das Getümmel wurde immer ärger. Baruch und noch einige wollten hinauf, um nach der Urſache deſſelben zu ſehen. Rahel ſuchte ſie zurück zu halten, indem ſie ihnen die Gefahr vorſtellte, die ſie, als der See Unkundige, im Freien bei ſolchem Aufruhr der Elemente erwarte. Sie ſprach noch, und die Geängſteten beruhigten ſich wirklich allmählich, als ſie die Stimme des Kapitäns vor der Cajütenthüre vernahmen, und viele Matroſen, die ſich hinter ihm her drängten.

„Wollt ihr Ruhe halten, verdammte Seewölfe?“ ſchrie der Kapitän draußen. „An eure Poſten einſtweilen! oder ich renne dem nächſten beſten mein Tiſchmeſſer in den Leib.“

„Was iſt das?“ ſprachen die Paſſagiere verwirrt durcheinander. —

Inzwiſchen ſtürzte der Kapitän leichenblaß herein und warf den Matroſen, die ihm folgen wollten, die Thüre vor der Naſe zu.

„Meine Herren,“ ſprach er haſtig, faſt athemlos, heiſer, leiſe, — — „wir haben nicht viel Zeit, zu berathen oder zu kapituliren. Der Spaß der alten Hexe iſt diesmal verdammt ſchlecht. — Wollt ihr Fiſchfutter werden? — Kurz! Es gibt kein andres Mittel, als Kiſten und Kaſten noch eilig über Bord zu werfen. Wir müſſen's probiren, um doch das nackte Leben zu retten!“

„Wie? Was?“ ſchrieen Baruch und die andren Abentheurer unwillig durcheinander. — „Unſre Waffen ſollen wir über Bord werfen?“ — „Unſre Kiſten mit ſchönem blanken Geld?“ ſchrieen andre, — „Pulver, Blei, Kriegsbedarf jeder Art?“ — „Die wir glücklich bis hieher gebracht?“ — „Faſt Angeſichts der Küſte?“ — „Wehrlos den Feinden in die Arme?“ — „Zum Spott und Hohn unſrer Brüder?“ — „Nein! Nein! Nimmermehr!“

„God damn!“ wetterte der Kapitän dazwiſchen. „Nehmt Vernunft an, — es gibt kein andres Mittel. Alles muß über Bord. — Thut's in's Teufelsnamen, ich rath' Euch's aus treuem Herzen . . . . .“

„Nein! Nein!“ ſchrieen die kriegeriſchen Juden.

„Ich beſchwöre euch bei eurem Leben! Ich waſche meine Hände!“ rief der Kapitän. — „Was ein Menſch als einzelner thun kann, das thu' ich auch. Ein Schelm thut mehr.“

„Nein! Nein!“ ſchrieen die Starrköpfe! — —

„Nun,“ — — ſprach der Kapitän haſtig, heiſer, — — — „ich muß euch ſchon Alles ſagen. Hol' der Teufel meine Gutherzigkeit. — Hört ihr die Seewölfe draußen heulen? — Wißt ihr, was ſie wollen? — Euch! Euch! das Geſindel — ich halt's nicht länger im Zaume — — kann nicht — — es will Euch! Es hat ſich in den Kopf geſetzt; — verzeiht . . . der Teufel halte hier ſeine fünf Sinne zuſammen — Bloß ihr wäret Schuld an dem Sturm, das Schiff müſſe zu Grunde gehen, weil es lauter Juden an Bord habe. Hol' der Satan den Unſinn. — Fügt euch! — Sie ſchmeißen euch meiner Seel' über Bord, wenn ihr zur Rettung des Schiff's nicht das eurige thut!“

Statt aller Antwort ſtürmten die Juden, die Säbel in den Fäuſten, den Kapitän bei Seite drängend, zur Cajütenthüre hinaus, um ſich der Matroſen zu erwehren, entſchloſſen, ihr Alles: Geld (einige Millionen) und Waffen zu retten.

Die Matroſen ſtemmten ſich, wuthgereizt, ihnen entgegen. So entſpann ſich, während der Sturm auf das Schiff lostobte und die Wogen es bald himmelhoch, bald tief in den Abgrund ſchleuderten, ein Kampf auf Leben und Tod, — ſo grimmig, weil jeder um den Fleck kämpfte, auf dem er ſtand, und zwar gegen zwei Feinde zugleich, gegen den Menſchen und gegen die Natur. Die Erbitterung wuchs mit jedem neuen Fauſtſchlag, mit jedem Meſſerſtich, jedem Säbelhieb. Sie ſahen das Blut nicht rinnen. Sie fühlten in der Hitze des Kampfes, des Fanatismus, der Nothwehr, der Mordluſt, den warmen Guß nicht, der aus eignen oder fremden Wunden auf die Glieder ſprang. Nur ein Blitz zeigte auf Augenblicke, welchen Gegner man am Barte gepackt hatte, von wem man an der Gurgel gefaßt war. Dazwiſchen ſcholl unabläſſig das Geheul der Matroſen: „Über Bord mit dem verfluchten Sündengold! — Über Bord mit den Waffen, mit Pulver und Munition! — Der Wucher, die Chriſtenthränen, die am Judengold kleben, haben uns in's Unglück gebracht! — Hinab mit den Juden! Hinab mit den Juden!“ — Die wehrhaften Abentheurer, die die letzten Mittel zur Erreichung ihres Plans und das nackte Leben theuer verkaufen wollten, ſchrieen hinwieder: „Rettung für Israel, Herr Gott in der Höhe! — Steh' uns bei in der Noth, Herr, Herr! Erlöſe uns aus den Schlingen der Gottloſen.“

Die Matroſen wichen allmählig, obgleich ſie durch ihre Stellung im Vortheil waren, dem Andrang der ſo verzweifelnden Juden, und zogen ſich auf das Verdeck hinauf zurück. Kaum waren ihnen aber die Juden gefolgt, ſo benutzten die erſteren die Kriegsliſt, die ihnen der Augenblick eingegeben und ſuchten ihre Feinde an den Rand des Bordes zu drängen, um jeder Einzelne ſeinen Mann in die Fluth hinabzuſtürzen. Es war keine einfache Meuterei mehr, es war ein hundertfältiges Ringen der Einzelnen, daß je zwei bis drei nur ein Leib ſchienen, ſo krampfhaft waren die Glieder der Erbitterten verſchlungen und verflochten, kämpfenden Schlangen gleich, die ſich in einander verknäulen. Und wahrlich: Thiere kämpften gegen Thiere, denn von menſchlicher Vernunft war nirgends mehr eine Spur zu gewahren, wo Menſchen im Augenblicke der höchſten Gefahr, da jeder ſchon um ſeines eignen Lebens willen dem Andern hätte helfen und beiſpringen ſollen, — ſich blind würgten. (Fortſ. f.)

Spaziergänge in Syrakus.

(Fortſetzung.)

Archimedes und Theokrit lebten, als die Mauern der Epipolis fielen, es iſt faſt unglaublich, daß ſie die einzigen Genies dieſer unermeßlichen Stadt waren. Die Theater blühten, die Plaſtik war wie in Griechenland und die Malerei und Baukunſt gewiß nicht minder. Die Ruinen bezeugen es.

Vom Amphitheater zum Theater ſind nur ein Paar hundert Schritte. Wir kamen an einer altneuen Waſſerleitung vorbei, die ſehr pittoreske Bogen ſchlägt und Mühlen treibt. Im Hintergrunde ragten die röthlichgelben Felſen der Latomien und das Ohr des Dionyſius mit ſeinem Obſervationsthurm; hie und da ein Pinienwipfel oder eine Palmenkrone, eine kletternde Ziege oder ein Müllermädchen mit nackten Füßen, das zu arm war, ein Buſentuch zu kaufen. Ein himmliſcher Contraſt, eine Landſchaft voller Poeſie und Geſchichte, groß, ewig, herzerhebend zum Trunkenwerden.

Wer hier nicht der Menſchen in den Steinen vergeſſen kann, der iſt gar kein Menſch, der hat ſich nie um die Menſchen bekümmert. Jeder Schritt führt zu einem Heiligthum, zu einer Grotte der Mythologie, zu einem Tyrannenkerker, zu einem Tempel der Kunſt, zu einem Schlachtfeld der Freiheit, einem Lager der Welteroberer. —

Syrakus, dies ſtille, todte, betrübte Syrakus, wer will darin den Fleck Erde erkennen, wo Carthago, Rom und Athen ſich ſchlugen fünfhundert Jahre lang, worauf ſich ſpäter noch Griechen, Araber und Normannen ſtritten? Es hat ein gigantiſches Schickſal ſeine Palläſte niedergedrückt. Seit der Eroberung des Marcellus verſchwand es aus der Geſchichte, wie Venedig ſeit der Eroberung Napoleons daraus verſchwunden iſt. Auch Venedig wird wieder ein Sumpf werden, wie Syrakus. Nach zweitauſend Jahren beſucht vielleicht ein Reiſender, wie ich, in einem Kahn von Padua, die ſtolzen hiſtoriſchen Lagunen San Marcos und dann findet er von der Signoria und der Kathedrale nicht mehr, denn ich von Hierons Haus und dem Tempel des Jupiter Olympius gefunden.

Es gibt einen alten Holzſtich von Syrakus, wie es einen von Rom und andren Städten, ſogar von Athen gibt. Auf dieſem iſt das Theater des Timoleon — ich nenne es ſo, wegen der öfteren Volksverſammlungen, die dieſer Held darin hielt und weil es keinen andren Namen hat, — in dem Stadttheil Achradina verzeichnet, der augenſcheinlich auf den Felſenhöhen hinter demſelben ſeine Grenze hatte. Die ganze Niederung, die ich, wie ich ſchon ſagte, vom großen Hafen den Sumpf Sirana und den Fluß entlang bis zu den feſten Burgen der Epipolis lief, und auf deren höchſten Stellen am Abhang Amphitheater, Latomien, Theater, Tempel und Grabmonumente mit Villen und Palläſten lagen, gehörte zur Neapolis, die erſt unter Dionys dem jüngern zur Stadt geſchlagen wurde. Timoleon hatte in dieſer Gegend ſein Landhaus — — man vermuthet da, wo jetzt ein Britte eine Pflanzung anlegte, die aber ſchon zu Grunde ging und verwaiſet iſt, — und wir wiſſen, daß die Syrakuſaner aus Achtung für dieſen unbeſcholtenen Lafayette des Alterthums ſehr oft ſelbſt den erblindeten Greis noch in's Theater trugen, um ſeinen Rath zu hören.

Das griechiſche Theater von Syrakus würde nicht mehr zu ſehen ſein, wenn die Architekten, wie die griechiſchen Künſtler damaliger Zeit ſo gern zu thun pflegten, daſſelbe nicht mit kunſtgeübter Hand in den Felſen des Berges ſelbſt gegraben hätten. Eine ſolche Arbeit kann gar nicht zerſtört werden.

Wenn man das wohlerhaltene Theater von Taormina ſah, ſo fühlt man ſich in dieſem ſyrakuſaniſchen, das ganz ein Grab und allen Mauſoleenſchmucks beraubt iſt, recht betrübt und von Wehmuth ergriffen. Welch ein gewaltiger unbarmherziger Kunſtmord das iſt! — Und doch wie ſchön, wie viel verrathend, wie unendlich merkwürdig ſind die Überbleibſel! Die Muſen ſcheinen auf den tiefgefurchten Gradini, in den Corridoren, Grotten zu ſitzen und zu weinen, Apollo ſelbſt unter den Zweigen einer Thränenweide, die aus den feuchten Felſenfugen ſproß, ſeine zerbrochene Leyer zu beklagen.

Was ich hier ſah, mußte ich ſehn, um es zu glauben. Ein Auditorium von achtundvierzig Kreisſitzen mit drei Etagen, ſämmtlich im Peperinberge, deren obere höchſte Linie von einer ſenkrecht abgeſchnittenen architektoniſch verzierten Wand und zwei in die Felſen gehauenen Straßen begränzt wird, die links und rechts voll Monumente prangen, eine Fontaine im Centrum, drei Grotten, daraus die Götter des Scopas und Praxiteles verſchwunden, und die Fundamente eines Proſceniums in der Tiefe, am Fuß des Gebirges, die einen Pallaſt Melpomenens vermuthen laſſen — über dies Alles hinweg zwei klappernde Mühlen mit ihren Teichen und Mahlgängen; — Mühlen, Mühlen, Mühlen!

O wie war ich froh, daß ich das nicht geleſen hatte, daß ich mich ſelbſt von den heterogenen Scenen überraſchen laſſen konnte. Ich glaube, ich lachte wie ein Wahnſinniger. Die Hunde eines benachbarten Ziegenhirten bellten und unſer Führer ſagte: „Jeſu Maria, Signor.“ Als der erſte Schreck der Freude und Verwunderung vorüber war, ſetzte ich mich unter eine ſchlanke junge Pinie, die auf der obern Gallerie des Theaters ſproß und fing an, die Landſchaft zu zeichnen, wie ſie gerade vor mir lag, nämlich zuerſt die Gradini der drei Etagen des Auditoriums mit den mittendurch Thalab laufenden Waſſergängen, Bäumen, Schilfdächern und ſprudelnden Waſſerrädern. In der Tiefe befand ſich eine Gaſſenmauer, ein Kanal, der die Orcheſtra oder Vorſcenen abſchnitt, und im Hintergrunde der Felſenberg der Epipolis mit ſeinen Gräbern, Zypreſſen und Kaktusſtauden.

Der Müller dieſer Theatermühle, der zweifelsohne nicht viel Sinn hat für ſeine vorzeitigen Syrakuſer, ließ ſich nicht lange erwarten. Ein dicker bausbackiger Bachus mit gelben kurzen Hoſen und grobem darüber aufgelüfteten Hemde kam langſamen Schrittes den großen Korridor entlang, der jetzt den Eſeln mit ihren Säcken zur Landſtraße dient, und nahm gravitätiſch Platz an meiner Seite.

„Iſt's erlaubt, zu fragen,“ ſagte er, „was Sie hier machen in meinem Eigenthum?“

„O ja!“ erwiederte ich, „wenn's erlaubt iſt zu fragen, ob Ihr der Müller ſeid, der im Theater von Syrakus Waizen beutelt?“

„Der Müller bin ich, ja wohl, und ich bin's mit beſonderem Privilegium des Königs in Neapel.“

„Wie, die Regierung hätte die Barbarei begangen und dieſes herrliche Monument —“

„Patienza, Signor, — Seine Majeſtät, das heißt der Fiskus, erhält von mir alljährlich 200 Colonati, als wofür ich ausſchließlich dies Waſſer des Aquädukts, das da oben durch den Berg geht, es iſt ein altes Waſſer, zu verwenden habe. Es iſt zwar vorlängſt dem alten Herrn Landolina, der überall nach alten Münzen ſpürt, zu Sinn gekommen, bei hohem Senat die Niederreißung meines Inſtituts zu beantragen und einen Beſchluß zu erwirken, allein vergebens; denn ich ſupplicirte bei Hof und

Seine Majeſtät haben allergnädigſt entſchieden, daß die Mühle dem Staate nützlicher ſei, als eine archäologiſche Idee, und daß es vor der Hand dabei verbleiben ſolle."

Hieraus erſeh'n Sie, daß die Preußen nicht allein ihre hiſtoriſche Mühle von Sansſouci haben, es gibt deren ſogar im Theater Timoleons in Syrakus mit neapolitaniſchem Wege. Dieſer iſt von Ferdinand dem Jetzigen.

Ich habe auch einen geometriſchen Grundriß des Theaters aufgenommen, und will es jetzt verſuchen, Ihnen einen Begriff von deſſen einſtmaliger Herrlichkeit und Originalität zu geben, ohne meinen Worten einen Plan beizufügen, wie es wohl nöthig wäre.

Cicero ſagt, das Syrakuſer Theater habe 80,000 Menſchen gefaßt. Er irrte ſich um einige tauſend, es war nicht ganz ſo groß. Inzwiſchen war es ſo gelegen und ſo gebaut, daß eine viel größere Zahl Volks auf den benachbarten Höhen der Achradina gar wohl und ſo wie in Taormina den Akteur in der Scene verſtehen konnte. Das Monument beſtand nur thalwärts, gegen den Fluß und die Stadtmauer, aus wirklichen Gebäuden mit Säulengängen. Sie enthielten und umfaßten die Scene und die Akteur- und Chorſäle mit Subterraneen. Ein Periſtyl der ſchönſten Säulen zog ſich die Fronte entlang und endigte an den hoch emporſtrebenden Mauern des Auditoriums, die den Felſen ergänzten, in welchen daſſelbe gemeißelt war.

Der Zuſchauerraum beſtand aus vier Abtheilungen, welche durch breite Korridore von einander getrennt waren. Jede der beiden oberſten Etagen enthielt 15 Reihen Sitze, welche in der Linie der Vorſcene endeten. Die dritte oder von unten die zweite Abtheilung, zählte nur acht und die vierte oder erſte, welche die Platea umgab — Orcheſtra genannt — nur ſechs Reihen. Sie ſind unter dem Boden eines Gemüſegartens verſchwunden. Das ganze Auditorium hatte ſiebzehn Radien oder Treppenreihen, die zu den Gradini führten, das Publikum gelangt dazu von oben herab oder von unten herauf aus der Platea.

Der ganze Halbzirkel des Zuſchauerraums war durch einen Platz ergänzt, der dieſen Raum umgab, und dieſer Platz, wie die ſämmtlichen Sitze und Gänge, war in den Felſenberg gehauen, wie noch jetzt zu ſehen, zwanzig Fuß tief, und hatte zu beiden Seiten eben ſolche Zugangsſtraßen mit Familiengräbern und Monumenten. Noch mehr, Dionys, der der Stadt eine mächtige Quelle aus den Neptuniſchen Bergen zuleitete, hatte einen Kanal durch die Höhe der Theaterburg gebrochen und dieſes Waſſer in drei feenartig conſtruirten Grotten hoch über den Köpfen der Schauſpielfreunde hervorſprudeln laſſen. Es iſt ein erſtaunliches Werk. Noch jetzt ſieht man die Grotten, die Niſchen, zu Säulen in den Felſen, und noch jetzt fließt darin der ewige Born, ſtark und kühl und labend wie die Arethuſa und Athens Calirrhoe. Ich vermuthe, daß mythologiſche Statuengruppen ſich in den Waſſergrotten befanden. Über denſelben auf dem Berge ſtanden Paläſte und Monumente bis hinab zu den Latomien, und ſeitwärts in den Wänden einzelne Statuen, Muſen, Götter, Heroen, Dichter, Schauſpieler, wie ſich das eben ſchicken mochte. Euripides, der dem Tyrannen ſo wohl gefiel, hat gewiß nicht gefehlt.

Doch nun weiter zu den Burgen des Dionys, zu den unterirdiſchen Schlöſſern, die Marcell's Legionen ſtürmten. Wir haben noch viel zu ſchauen und zu bewundern in der Pentapolis der alten Welt.

Kunſtnotizen.

⁂ (Neue Stahlſtiche u. Lithographieen.) Die klaſſiſchen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte, in Original-Anſichten dargeſtellt; — gezeichnet von G. A. Müller, auf Stahl geſtochen von Henry Winkles und andern engliſchen Künſtlern. Mit erläuterndem Text von Heinrich Zſchokke. Karlsruhe u. Leipzig, Kreuzbauer. — Wir haben das erſte Heft dieſes Werkes eingeſehen; es enthält 3 Stahlſtiche: „der Klön-See," „St. Jakob bei Baſel" und „die erſte Brücke der neuen St. Gotthardsſtraße." Die Zeichnungen empfehlen ſich durch geſchmackvolle Auffaſſung, worauf es bei Veduten gewiß nicht minder ankommt, als auf Treue; die Aufgabe, welche eine Vedute zu erfüllen hat, iſt, unſre Phantaſie durch die Bürgſchaft an die Wirklichkeit, und zwar an die allerſpeziellſte, zu befriedigen. Der Zeichner nun ſcheint dieſe Aufgabe zu verſtehen und ihr nachzuſtreben. Der Stahlſtecher bringt gerade ſoviel brittiſche Tagesmode hinein, als man nunmehr, da man an die landſchaftliche Effektmanier gewöhnt iſt, vertragen kann, ohne den eigentlichen Kunſtwerth zu beſtreiten. Die Idee, die Kunſt ſolcherweiſe mit der Hiſtorie zu verbinden, daß eine die andre ſtütze, iſt jedenfalls eine glückliche zu nennen, und wirkt bei dem guten Erfolge, den das Unternehmen als zeitgemäße Spekulation haben wird, gewiß kräftigſt, da ein Mann, wie Zſchokke, den Text dazu liefert. Wir ſehen der baldigen Fortſetzung begierig entgegen. — — Einen ähnlichen Zweck, wiewohl in entſchieden anderer artiſtiſcher Richtung, verfolgt George Oſterwald's „Gallerie von Weſeranſichten" (Lithographieen) mit einem hiſtoriſchen Text von Dr. Piderit, wovon gleichfalls das erſte Heft (Rinteln, Verlag von Albrecht Oſterwald) vor uns liegt. In den bisher erſchienenen vier Anſichten: „Münden, Karlshafen, Poſte und die Schaumburg" ſpricht ſich im ſcharfen Gegenſatz zur eleganten Keepſake-Manier, ein geniales Streben nach Styliſirung aus, welches große Beachtung verdient. Hier iſt es nicht das Minutiöſe, Galante der Ausführung, was uns beim erſten Blick beſticht, ſondern die erfreuliche geſunde Klarheit und Simplizität, die uns wirklich aus unſern luxuriöſen Stuben heraus und in die große Poeſie der Natur hinein verſetzt. Hiſtoriſch-epiſch und tragiſch zeigt ſich uns dieſe Poeſie in dem vorliegenden Werke nicht, aber als ächt deutſche Lyrik, mit kräftigem provinziellem Typus. Der Text von Dr. Piderit löſ't die durch den ſpeziellen Titel: „Geſchichtliche Wanderungen durch das Weſerthal" geſtellte Aufgabe, und harmonirt durch Einfachheit, Beſtimmtheit und Klarheit mit dem Styl der Veduten.

⁂ Die „Revue Muſicale" enthält einen intereſſanten Artikel von Eduard Monnais über Dantan, dem die Lachluſt der Pariſer und ſeither auch ſo mancher deutſchen Muſikfreunde die bekannten plaſtiſchen Porträt-Karrikaturen berühmter Muſiker (Komponiſten wie Virtuoſen) verdankt; Eduard Monnais weiſ't in jenem Aufſatz auf beredte Art den Entwicklungsgang der modernen Skulptur-Bouffonerieen nach, welche in der neueſten Zeit das allgemeine Intereſſe ſo ſehr in Anſpruch nahmen. Um ſo frappanter iſt die Erſcheinung, wie Dantan, gleich jenem Prinz Heinz, ſich aus dieſem Zerren voll Lebensluſt und Uebermuth plötzlich zu wahrem Ernſt und edler Würde erhebt. Außerdem [illegible] große Büſte vollendet, die Meyerbeer's (in gleichen Dimenſionen) beginnt und bald der Aufrichtung ſeines ehernen Standbildes Boieldieu's zu Rouen entgegenſehen kann.

⁂ Direktor Philipp Veit in Frankfurt beſchäftigt ſich gegenwärtig mit Vollendung eines Oelgemäldes, welches für die Kunſtausſtellung in Kaſſel beſtimmt iſt: Die Ausſetzung Moſis.

Buntes.

⁂ Los Valles, ein ſpaniſcher General und Adjutant des Don Carlos, hat einen Bericht über den Navarra'ſchen Bürgerkrieg, die Irrfahrten und perſönlichen Gefahren ſeines Herrn, franzöſiſch und engliſch geſchrieben. Die Erzählung iſt abentheuerlich und romanhaft, wahrſcheinlich aber der Wahrheit getreu.

⁂ Mrs. Trollope behandelt in dem ſchon erwähnten Roman „Morden Cliff" ihre eigenen Landsleute eben ſo hart, wie einſt die Amerikaner. Das Buch iſt voll von Spöttereien über die Unbehülflichkeit und die ſtarren geſtrigen Vorurtheile der mittleren Klaſſen in England, ſo wie auch über die affektirten und in die Mode gezwängten Manieren der ariſtokratiſchen Geſellſchaft.

Druckfehler.

Durch Verſehen ſteht in No. 201 (in der Erzählung: Baruch der Befreier) 1ſte Spalte, Zeile 10 von unten: Goldhaber, ſtatt: Goldhäber; ferner Seite 803, 1ſte Spalte, Zeile 6 von oben: Convenienz, ſtatt Conferenz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 203. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 28. Auguſt.

Das Literaturblatt.

Das Literaturblatt wird von nun an von mir redigirt. Die lebhafte Theilnahme mehrerer Männer, welche ſich ebenſoſehr durch gründliche Wiſſenſchaftlichkeit als durch kauſtiſche Darſtellung die Anerkennung aller Partheien erwarben, und die Veranſtaltung, von nun an in leitenden Artikeln eine Vermittlung der zeitgenöſſiſchen Literatur Frankreichs und Englands zu der deutſchen herzuſtellen, berechtigen die Leſer, von dieſen Blättern Vielſeitigkeit und Gründlichkeit zu erwarten. Ich ſelbſt, der ich neben der äſthetiſchen Gewiſſenhaftigkeit noch eine andre höhere Verantwortlichkeit des Schriftſtellers als Pflicht erkenne, begebe mich mit Freude in einen Wirkungskreis, in welchem ich, von tüchtigen und edelwollenden Männern unterſtützt, Intereſſen wahren darf, welche mir als die theuerſten gelten, die der Humanität und der deutſchen Ehre.

Dr. Eduard Duller.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Vergebens ſchollen die Stimmen Baruch's und des Kapitäns in das Getümmel, in das Wogengebraus, in das Sturmgeheul hinein; kein Ohr konnte ihre Reden, ihre Vernunftgründe vernehmen. Der Kapitän fluchte ſo lange, bis er aus Wuth über die Ohnmacht ſeiner Autorität zu weinen anfing, wie ein kleines Kind. Baruch zerriß ſein Gewand, zerwühlte ſein Haar und rief: „Ich ſeh's; das iſt dein Fluch, todter Meſſias! Israel ſoll jetzt nicht vom Tode auferſtehn! Alles iſt hin. Komm, unverſöhnliche Natur, thue dein Äußerſtes an uns unverſöhnlichen Menſchen; du raſeſt nicht toller als ſie! Da du Alle wahnſinnig machſt, Sturm, ſo blaſe auch mir das Gedächtniß aus dem Gehirne, das blutige Bild des Meſſias, den Fluch, den Fluch! Wohlauf, Sturm! hie bin ich! Vernichte mich! Mich will Keiner würgen, das Meer fraß Eleazar, mich ſpie es aus! Meine Brüder ſterben! Mich trifft kein Stahl! Herbei, herbei! Trefft mich!"

Er fühlte ſich hinten am Kleide ergriffen und vom Schauplatz des Kampfes weggezerrt. „Was faßt mich?" ſchrie er ſinnlos; „du?!"

Er ſah die lange Geſtalt des Rabbi, die dürren Finger riſſen die Wunde auf der Bruſt weit auf, ihm entgegen. Ein Blutſtrahl ſchoß ihm auf die Stirne. Er taumelte zu Boden. Die Sinne vergingen ihm. Ein Blitz! — Das Meer ſchnappte mit weitem Rachen weit auf; — jetzt — jetzt verſchlang's ihn. Der Rabbi zerrte ihn hinab, — — das Meer wiegte ihn, wie ein Rieſenweib . . .

Ein furchtbarer Knall weckte ihn aus ſeiner Betäubung und aus den Fieber-Phantaſieen. Er lag in der Schaluppe, welche der Kapitän heimlich losgemacht, und wohin letzterer, im Verein mit Rahel, ihn gebracht hatte, ohne daß die erbitterten Kämpfer auf dem Verdecke es bemerkten.

Während nun der vorſichtige Kapitän, dem Baruch und Rahel die größte Theilnahme eingeflößt hatten, die Taue kappte, welche die Schaluppe noch an den Dreimaſter feſſelten, abſtieß und dem Meer und der Vorſehung ſein und ſeiner zwei Leidensgefährten Schickſal empfahl, — und das Waſſergrab dem Blutbade vorzog, welches Aberglaube und Verzweiflung angeſtiftet, — während ſich demnach die Schaluppe ſchon in ziemlicher Entfernung vom Schiffe befand, — hatte auf dem letzteren eine kühne Seele den Knoten der Wirrniß raſch durchhauen. Die Juden geriethen, ſo tapfer ſie ſich auch wehrten, gegen das handfeſte Schiffsvolk, welches jede Stange, jedes Tau, jeden Hacken, jeden Nagel als Waffe verwendete, und ihr Terrain beſſer kannte, allmählig in Nachtheil. Viele der Glaubensbrüder ſchwammen ſchon in ihrem Blut. Die von Fanatismus glühenden Matroſen ſchleiften die Gefallenen triumphirend an den Rand des Bords. Der Sturm heulte jubelnd dazu, wie der böſe Feind! — Die Sache der Juden war verloren. Da ſchleppte ſich einer von ihnen, der auf den Tod verwundet war, kriechend vom Verdecke hinab, — in die Pulverkammer. „Alles umſonſt!“ ſprach er ſtöhnend. „Gott! Gott! warum verläſſeſt du uns? Sieh uns in unſrer tiefſten Noth. Wir wollen Alles ertragen, nur den Spott der Andern nicht, wenn wir, die wir voll ſtolzer Hoffnungen die Anker lichteten, als ſieche Bettler zurückkämen. Schon laſtet Schande genug auf Israel! Waffen und Gold, wir brachten ſie, unſer ſind ſie, geweiht und brauchbar nur für einen Zweck, zur Befreiung des Vaterlands; — keine andre irdiſche Hand ſoll ſie mehr berühren. Ocean! dein Schooß begrabe ſie!“ — Er warf das Licht in ein Pulverfaß. — Und in wenigen Sekunden flogen Freund und Feind, mit noch blutenden Wunden in die Luft, und der Ocean verſchlang Waffen und Millionen, die letzten Hoffnungen eines Volkes. Der Sturm heulte in den Donner hinein.

VIII.

Der Untergang des Schiffes hatte wie ein Opfer an die Natur deren Zorn verſöhnt; der Sturm war vorbei. Die Schaluppe, worin ſich die Drei befanden, trieb, vom Kapitän eifrig bedient, ruhig an's Land. Die Sonne ging auf, als wäre in der verfloßnen Nacht auf dem Ocean nichts geſchehn; das Land der Verheißung lag heiter und friedlich dicht vor den Blicken Rahels und Baruchs. Letzterer aber ſah es nicht. Die Ereigniſſe dieſer Nacht hatten ſeinen längſt erkrankten Geiſt dermaßen erſchüttert, daß er, ob auch der Sturm auf der See vorüber war, wie ein Wrack aus den Fugen blieb. Starr lag er ausgeſtreckt auf dem Boden der Schaluppe, mit offnen Blicken ſtier in den blauen Himmel hineinglotzend. Rahel's Worte hörte, ihre Küſſe fühlte er nicht. Sie brachte ihn mit Hülfe des Kapitäns an's Land.

Jetzt, als er wieder feſten Boden unter ſich fühlte, regte ſich das Leben in ſeinen erſtarrten Pulſen auf's Neue.

„Wo bin ich?“ fragte er matt mit leiſer Stimme.

„Im Morgenlande, mein Vater!“ erwiederte Rahel, ihre Hand an ſein Herz preſſend.

Dieſer Klang äußerte eine ſeltſame Wirkung auf ihn. Er richtete ſich empor, es zuckte ihm durch den ganzen Leib, wie wenn ihn ein elektriſches Feuer durchrieſelte, — die Haare ſträubten ſich, die Adern quollen ihm auf, das Antlitz war bleich wie das einer Leiche, um die Augen zeigten ſich tiefe grau-blaue Ringe.

„Mein! Mein! Mein!“ rief er, mit der ausgeſtreckten Hand gebieteriſch einen weiten Kreis beſchreibend, — „das alles iſt mein. — Einen Stab! — Wo iſt die Krone? — Pilgergewand! — Es darf mich niemand kennen, bis ich am Ziele bin, die Lüge hatte ſich in Wahrheit vermummt, die Wahrheit muß ſich jetzt in Lüge hüllen. Niedrigkeit umflore meinen Glanz! Der Fürſt will als Knecht wandeln, bis er ſeinen Einzug hält zu Thoren von Zion. Kommt! Kommt! Vorwärts, weiter, weiter! Keine Raſt! Die Wüſte liegt hinter uns. Durch das Land der Trümmer! Die Verheißung iſt erfüllt.“

Der Kapitän blickte ihn befremdet an. „Er iſt verrückt!“ ſprach er leiſe, ſchaudernd, zu Rahel; — „Gott ſchütze ihn! Ich will in die Stadt und mich umſehn, ob kein europäiſcher Kaufmann bald ein Schiff nach dem Weſten rüſtet, das uns wieder in die Heimath trägt.“ Er hatte noch ein Ziemliches von ſeiner Baarſchaft gerettet.

„Die Heimath! Die Heimath!“ rief Baruch. — „Heiliges Land, ich grüße dich mit königlichem Kuſſe. Heiliger Oſt! hier bin ich unter deinen Strahlen, ſie krönen mich, ſie leuchten meiner Sendung.“

Der Kapitän ſah bald mitleidig auf ihn, bald fragend auf Rahel, ob ſie, die ganz Verlaßne, hier bei dem Wahnſinnigen bleiben, oder mit dem Kapitän nach Europa zurück wolle; was er ſelbſt an Baarſchaft noch gerettet, bot er herzlich zur gemeinſchaftlichen Caſſe an.

Rahel ſchüttelte mit leidenſchaftlicher Heftigkeit den Kopf. Die ſchwarzen Locken des Mädchens flogen wie Schlangen hin und her; das Weiße im Auge glänzte ihr grell, wie an einer Sterbenden, die fliegende Röthe auf ihren Lippen ſprach ſtatt dieſer ſelbſt. Was ſollte ſie in Europa noch machen? Sie hatte dort niemand, der ſie liebte, — keine Heimath, — hier ihren väterlichen Freund, den ſie mehr liebte, als bloß ein Kind den Vater lieben kann, — und, wo er weilte, — eine Heimath, eine Pflicht.

Der Kapitän drückte ihr die Hand, — blickte nochmal auf Baruch, und kämpfte gegen irgend was im Auge, wovon er ſich keine Rechenſchaft geben konnte; es war ihm juſt, als ſäße ihm ein Laut in der Kehle, der ihn erſticken möchte. — Er wandte ſich ſchnell und ging.

„Nach Zion! Zion!“ rief Baruch. „Das Volk wartet auf ſeinen Meſſias, den ihm der Herr ſeit Jahrtauſenden verheißen hat. Gott iſt treu und lügt nicht. Ich bin da. Ich darf ſie nicht länger warten laſſen. Gold und Eiſen bring' ich über's Meer, und Freiheit,

Freiheit, Freiheit! Hoffet! Hoffet! Hoffet! Unſer Herr läßt uns nicht zu Schanden werden! Streuet Palmen und Öhlzweige auf den Weg des Geſalbten! Ich komme, ich komme, geſalbt mit Blut, durch Blut euch zu befreien, durch Blut euch zuſammenzukitten, ihr blutenden Glieder, wieder zum alten, neuverjüngten blühenden Leibe! Hoſiannah!“

IX.

Pilgernder Chriſten ſind ſeit Jahrhunderten Tauſende und aber Tauſende zum heiligen Grabe gewallfahrtet; — noch kein Jude! Und doch hat ein Jude in Paläſtina mehr zu ſuchen, als ein Chriſt; der Chriſt ſucht die geheiligte Erde, die ſein Erlöſer betrat, der Jude ſucht ſein — Vaterland; der Chriſt ſucht das Grab eines Einzelnen, der Jude findet das von Tauſenden.

Baruch wanderte im unſcheinlichen Gewande gen Jeruſalem. Jeruſalem war ſein einziger Gedanke, dieſer einzige Gedanke — das einzige Band, welches die Seele in dem ermatteten, kranken Leibe noch feſthielt, daß dieſem letzteren alle Muskeln wie von neuer Lebenskraft angeſpannt ſchwellen. Er ſprach wenig, — wozu auch? die Tragödie war nun einmal vollendet, der Knalleffekt verhallt; die Nutzanwendung ſaugte ihm langſam das Mark aus den Knochen. Und doch war ſein Wahnſinn ſüß; er war ja Hoffnung. Iſt Gott nicht ein milder Arzt? Gewiß, gewiß! — Er heilt uns die Sehnſucht durch Wahnſinn. — Wahnſinn iſt Zufriedenheit, iſt die Pforte der Erkenntniß.

(Fortſetzung folgt.)

Montag nach h. drei König.

(Aus W. Irving's: Abbotsford und Newſtead-Abtei.) *)

Der Sherwood-Wald iſt ein Diſtrikt, in welchem noch vieles von den ſeltſamen Gebräuchen und Feſttags-Spielen der alten Zeit übrig iſt. Als ich einen oder zwei Tage nach meiner Ankunft in der Abtei in den Kreuzgängen umherging, hörte ich Töne ländlicher Muſik und dann und wann Ausbrüche der Heiterkeit, welche aus dem Innern des Hauſes kamen. Alsbald kam der Kämmerling zu mir und benachrichtete mich, eine Geſellſchaft junger Burſche ſei in der Geſindehalle, um den Montag nach h. drei König durch die herkömmlichen Spiele zu feiern, und ich ſei eingeladen, ihre Poſſen mit anzuſehen. Ich willigte freudig ein, denn ich bin auf ſolche Überbleibſel von Volksſitten ein wenig neugierig. Die Geſindehalle war zur Aufführung des alten Gothiſchen Spieles ganz geeignet. Sie war ein ſehr geräumiger Saal, der in der klöſterlichen Zeit als das Refectorium der Abtei gedient hatte. Eine Reihe maſſiver Säulen ging der Länge nach durch die Mitte des Raumes, und von dieſen liefen Gothiſche Bogen aus, welche die niedrige gewölbte Decke trugen. Ich fand hier eine Schaar von Bauernburſchen, welche ſo ziemlich in der Art gekleidet waren, wie die Werke über Volksalterthümer das Koſtüm der frühern Zeiten angeben. Der eine trug ein rohes Gewand von gekräuſeltem Wollenzeug (Fries), ſein Kopf war in eine Bärenhaut gewickelt und hinten hatte er eine Glocke hängen, welche bei jeder Bewegung klingelte. Er war der Rüpel oder der Hanswurſt der Geſellſchaft, wahrſcheinlich ein traditioneller Stellvertreter des alten Satyrs. Die Übrigen waren mit Bändern geſchmückt und mit hölzernen Schwertern bewaffnet. Der Anführer der Schaar ſagte die alte Ballade von St. Georg und dem Drachen her, welche ſeit Jahrhunderten unter dem Landvolke gäng' und gebe iſt; ſeine Gefährten begleiteten den Vortrag mit einem rohen Verſuche von Geberdenſpiel, während der Rüpel alle Art von Poſſen trieb.

Dieſen folgte eine Schaar Morentänzer, bunt herausgeputzt mit Bändern und Falkenſchellen. In dieſer Schaar ſahen wir Robin Hood und Maid Marian; die Rolle der letztern ſpielte ein glattwangiger Knabe; auch Beelzebub, mit einem Beſen ausgerüſtet und von ſeiner Gemahlin, Beſſey, einem zankeiſigen alten Schätzchen begleitet, fehlten nicht.

Dieſe ländlichen Spiele ſind die Überbleibſel der alten Gebräuche am Montag nach drei König, an welchem Banden von Bauernburſchen, phantaſtiſch herausgeputzt und mit Pfeife und Trommel verſehen, den ſogenannten „Narren-Pflug“ von Haus zu Haus ſchleppten, Balladen ſangen und Poſſen riſſen, wofür ſie mit Geld, Eſſen und Trinken belohnt wurden.

Aber nicht in dem „luſtigen Sherwood-Walde“ allein findet man die Überreſte aus alten Zeiten. Man begegnet ihnen in den meiſten Gegenden nördlich vom Trent, welcher klaſſiſche Fluß die Grenzlinie der alten Sitten und Gebräuche abzugeben ſcheint. Während meines neulichen Aufenthalts zu Barlborrugh Hall, an den Grenzen von Derbyſhire und Yorkſhire, war ich Zeuge von vielen ſolchen ländlichen Feſtlichkeiten, welche dieſer heitern Jahreszeit eigen ſind, und welche zu voreilig von ſolchen, deren Erfahrungen lediglich auf das Stadtleben beſchränkt ſind, für veraltet ausgegeben werden. Ich habe am Chriſtabend den großen Jul-Kloben an das Feuer bringen *) und den Feſtbecher, von ſeinem würzigen Getränke ſchaumend, die Runde machen ſehen. Ich habe unter meinem Fenſter Weihnachtslieder von den Chorſängern des benachbarten Dorfes ſingen hören, welche der ſeit undenklichen Zeiten beſtehenden Weihnachtsſitte gemäß, um Mitternacht die Runde um den alten Landſitz machten. Wir hatten auch Vermummte und Poſſenreißer und Balladen, und aus alten Zeiten herſtammende Dialoge und das berühmte alte Zwiſchenſpiel von dem Steckenpferd, was alles in dem Vorſaal und in der Geſindeſtube von Burſchen aufgeführt wurde, welche die Sitte und die Poeſien von frühern Geſchlechtern überkommen hatten.

Der Eberkopf, mit Rosmarin gekrönt, hatte ſeinen Ehrenplatz bei dem Weihnachtsmahl eingenommen; an dem Feſttiſch waren fröhliche Sänger und Minſtrels aus dem Dorfe, welche die Geſellſchaft während des Eſſens mit herkömmlichen Liedern und Chören unterhielten; und das alte Pyrrhiſche Spiel, der Schwerttanz, der noch aus den Zeiten der Römer herſtammt, wurde vortrefflich in dem Hofraume des Hauſes von einer Bande junger Leute dargeſtellt, die, ſchlank und geſchmeidig in ihrem Bau und anmuthsvoll in allen ihren Bewegungen, in den Dörfern und Landſitzen umher, wie man mir ſagte, während der Weihnachtsfeiertage die Runde machten.

Ich zähle dieſe ländlichen Feſte und Feierlichkeiten, welche ich während meines Aufenthalts in dieſer Gegend

---

*) Erſcheint in einigen Wochen bei J. D. Sauerländer.

*) S. Gottfried Crayon's Skizzenbuch von Waſh. Irving. Frankfurt bei J. D. Sauerländer. Band III. S. [illegible].

ſah, her, weil es den Anſchein gehabt hat, als wenn viele der Mittheilungen über die Feſtagsgebräuche, wie ich ſie in meinen frühern Schriften gegeben habe, ſich auf Sitten bezögen, welche ganz und gar außer Übung gekommen. Kritiker, welche in Städten wohnen, haben kaum eine Vorſtellung von den alterthümlichen Sitten und Gebräuchen, welche in entfernten und ländlichen Gegenden Statt finden.

In der That, wenn man über den Trent kömmt, ſcheint es, als ſchreite man in die alte Zeit zurück; und in den Dörfern des Sherwood-Waldes ſind wir wirklich in einem mittelalterlichen Bereiche. Die mit Moos überwachſenen Hütten, die niedrigen Wohnungen von grauem Steine; die Gothen-Kreuze an jedem Ende der Dörfer, und der hohe Mai-Baum in deren Mitte führen uns im Geiſte in vergangene Jahrhunderte zurück. Alles und jedes hat ein ſeltſam alterthümliches Ausſehen.

Die Bewohner des Gebietes der Abtei theilen dieſen urſprünglichen Charakter. Einige der Familien haben hier ſeit faſt drei Jahrhunderten Pachthöfe, und obgleich ihre Wohnungen in Trümmer fielen und alles um ſie her die allgemeine Verödung und Ordnungsloſigkeit der Familie Byron theilte, konnte ſie doch nichts von ihrem heimiſchen Boden vertreiben. Ich ſchätze mich glücklich ſagen zu können, daß Obriſt Wildman dieſe wackern treugeſinnten Familien unter ſeinen beſondern Schutz genommen hat. Er hat ſie in dem Pachtgelde begünſtigt, ihre Meierhöfe ausgebeſſert oder vielmehr neu aufgebaut, und Familien, welche faſt in die Klaſſe der gewöhnlichen Feldarbeiter herabgeſunken waren, in den Stand geſetzt, wieder unter den Freiſaſſen des Landes anſtändig aufzutreten.

Ich beſuchte eines dieſer wieder aufgebauten Pachthäuſer, das erſt vor Kurzem eine bloße Ruine und nun ein ſolider Meierhof war. Er ward von einem jungen Paar bewohnt. Die gute Frau zeigte mir jeden einzelnen Theil der Anſtalt mit beſcheidenem Stolze und freuete ſich der Behaglichkeit und Anſtändigkeit derſelben. Ihr Mann hatte, wie man mir ſagte, mit der Verbeſſerung ſeines Hauſes an Anſehen gewonnen, und fing jetzt an, unter ſeinen ländlichen Nachbaren unter dem Namen „der junge Squire" *) bekannt zu werden.

---

*) Gutsherr.

Muſik in Frankfurt.

(Schluß.)

Den 9ten. „Die Italiänerin in Algier." — Den 11ten. „Anna Boleyn" auf ein vielfältiges Begehren. Man könnte: auf Vieler einfältiges Begehren korrigiren, wenn das Erſcheinen der Dem. Carl als letzte Darſtellung daſſelbe nicht entſchuldigt hätte. Jetzt aber, hoffe ich, gehört dieſe Oper zu den liegenden Gütern. — Den 16ten. „Adlers Horſt." — Den 17ten. Gaſtdarſtellungen der Mad. Maß. Dieſe Sängerin, deren Vorzüge in dieſen Blättern bereits beſprochen, gab, wie das letzte Mal, einzelne Konzertſtücke zum Beſten, und Bruchſtücke im Koſtüm aus der Oper Tancred, worin ihr Dem. Halbreiter als Amenaide verdienſtvoll zur Seite ſtand. Herr Ronninger, Baſſiſt vom königl. Hoftheater zu Stockholm, unterſtützte die Konzertgeberin mit einer ital. Baßarie im getragenen Styl, und wird mein Schweigen entſchuldigen. Mad. Maß ſprach heute nicht ſo lebhaft, wie das erſtemal, an.

Den 19ten. „Die Zauberflöte!" Die Oper voller Zauber und Wunder, die alle dramatiſchen Elemente vereinigt, ein Licht für alle Zeiten, worin jeder Takt ein Meiſterſtück, jede Stimme an und für ſich eine Sonate iſt. Doch ſtille. Kein kritiſches Dogma. Ilias post Homerum. Jedes Lob iſt eine Entwürdigung; denn Mozart's Opern ſtehen weit über der Kritik. Herr Guhr hat alle Kräfte kunſtverſtändig vertheilt und angewendet, um von dieſem erſten und — letzten von Mozart's ſieben Sternen alle trüben Wolken wegzubannen. Wir ſahen bei der Ausführung dieſer Oper alte, beſſere Zeiten aufdämmern, wie holde Jugendträume. Von dem erſten Akkord der Ouvertüre bis zum letzten des Schlußchors war die Liebe und Sorgfalt zu erkennen, womit ſie einſtudirt war. Es ſchienen alle Mitwirkenden von der Bedeutung ihrer Stellung durchdrungen geweſen zu ſein, und jedem gebührt ein junger Cypreſſenzweig vom Grabe Mozart's. — So gut könnten wir's nun immer haben, wenn unſere ſinnenſchwelgeriſchen Komponaſter den Pfad nicht verlaſſen hätten, den Mozart ihnen bezeichnete! — Ausgezeichnet waren die ſchwer zu beſetzenden Soloparthieen, und rühmlichſt iſt des erſten theatraliſchen Verſuchs einer jungen Dilettantin zu erwähnen, die im hieſigen Muſeum ſchon genügende Beweiſe ſchöner Leiſtungen gegeben hat. Dem. Rauch iſt nur noch auf der Bühne Anfängerin, obgleich auch in dieſem fremden Elemente ſchon Spuren künftigen Bühnentakts zu erkennen ſind. Die Fülle eines metallreichen und zugleich biegſamen Organs bilden das Gewand eines empfindungsvollen Vortrags. Geeignetere Winke über Vokaliſation und Periodentrennung werden beſſer placirt ſein, wenn kein dies criticus (nämlich ein erſtes Debüt) die kritiſche Subtilität verböte. Die hoffnungsvolle Sängerin wurde durch Hervorrufen aufgemuntert, die betretene Bahn zu verfolgen. Mad. Fiſcher-Achten ſang zum Erſtenmal die Königin der Nacht. Gewöhnlich treffen ausgeſungene Stimmen die Wahl dieſer Parthie, weil der Verluſt der Mitteltöne nicht ſelten die hohe Region der Stimme begünſtigt. Daher that es einmal recht wohl, den friſchen Lebenskern einer jugendlichen Kehle in ſeinem ganzen Diapaſon ungezwungen walten zu hören, und ſich nicht auf Koſten der wahren Geſanglage mit den Quikereien der 3geſtrich. Oktav begnügen zu müſſen. Die Rolle fand alſo auch als Geſangparthie, worin beſonders das Adagio ſo herrliche Entwickelungen cantabiler Bildung darbietet, in Mad. Fiſcher die geübte Meiſterin, ohne daß ſie dabei in der zweiten Arie auf die Ehre des 3geſtr. Fa verzichtet hätte. — Herr Fiſcher gab, ebenfalls zum Erſtenmal, den Saraſtro. Ehrenvoll für jeden Künſtler iſt's, wenn er trotz der Ueberzeugung, vor peinliche Schranken zu treten, dem freien Walten ſeines Genius nichts vergibt. So zwang heute Herr Fiſcher durch die Vereinigung eines werthvollen, einfachen Geſanges, mit einem demſelben angemeſſenen Spiele, ſeiner Oppoſition den ſchuldigen Tribut gleichſam ab. — Herr Schmezer iſt unſtreitig der beſte Tamino weit und breit, und ſeine Perſönlichkeit übt hier vollkommen ihr Recht. — Herr Marrder verſteht als Papageno Natur und Naivetät auch auf ſeinen Geſang zu übertragen, und darf kühn neben Forti ſtehen, ohne zu verlieren. Die kleineren Rollen der Papagena, des Mohren und des Sprecher waren durch Dem. Vadjera, Herrn Boucher und Herrn Wiegand vortheilhaft beſetzt, ebenſo die der Prieſter und Pfortenſteher durch die Herren Ganz und Lehr. Die beiden Trifolien der Damen und Knaben waren (ein ſeltener Fall, wenn ſie nur erträglich) dieſesmal ausgezeichnet. Die Demoiſelles Halbreiter, Kratky, Hoffmann, Limbach, Erdmann und Horn halfen wacker mitwinden an dem unſterblichen Tonblumenkranz. Wäre ich Direktor, ich würde manche anſpruchsvolle Debütantin die erſte Dame als Proberolle ſingen laſſen! — Auch der Chor griff energiſch durch. — Es gibt keine ſchwerer zu beſetzende Oper, als worin 9 Solo-Soprane um den Preis ringen; und man wird manche Bühnenſtation durchwandern dürfen, bis eine Uebereinſtimmung aller Theile darin, wie hier, gefunden wird. Wer das Schwere kennt, wird das Gute ſchätzen.

Den 21ſten ſpielte der Violiniſt Haumann, in den Zwiſchenakten, Kompoſitionen von ſich, mit großem Beifall vor einem kleinen Publikum. — Den 22ſten. „Robert der Teufel," bei gedrängtem Hauſe. Der Werth der Oper, wie der hieſ. Darſtellung, ſind bekannt. Herr Beils als Raimbaud iſt neu und gut. Warum aber bezeigt Alice gar keinen Antheil in der erſten Scene des erſten Akts, wenn Robert, ſich für unwürdig bekennend, ihr die verhängnißvolle Schrift der Mutter zurückgibt? Dieſer Moment knüpft ja die Handlung vor den Augen des Publikums ſichtbar an, und darf nicht fallen gelaſſen werden. Alice ſteht dem böſen Prinzip moraliſch gegenüber. Sie iſt nicht blos paſſive Botengängerin.

Den 23ſten. „Lumpacivagabundus," Zauberpoſſe. *)

7.

---

*) Das Publikum gab an dieſem Abende Herrn Fiſcher die unzweideutigſten Beweiſe einer lebhaften Theilnahme. Die Motive eines burlesken Intermezzo's, welches den dritten Akt unterbrach, und in Beifallsbezeugungen für Herrn Fiſcher beſtand, zu detailliren, wird man uns nicht zumuthen. Nur das ſtehe hier an ſeinem Platze, daß wir glauben, Herr und Mad. Fiſcher dürfen überzeugt ſein, daß der größere und — beſſere Theil des hieſigen Publikums das wahrhaft Vollendete, ſowie das redliche Streben freudig anerkennt. Die Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 204. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 34.

Samſtag, 29. Auguſt.

G. A. Bürger.

(Deſſen ſämmtliche Werke. Herausgegeben von A. W. Bohtz. In Einem Bande. Göttingen, Dietrich'ſche Buchhandlung. 1835.)

Die Vollſtändigkeit dieſer Ausgabe, ihre Sauberkeit und Schönheit verdienen alles Lob, und nur Eins wäre zu wünſchen, daß nämlich auch Schiller's Rezenſion aufgenommen worden wäre, um damit die aufgenommene Schlegelſche zu vervollſtändigen. Wohl bedarf es jetzt nicht mehr einer Anzeige oder Rezenſion der Poeſie Bürger's; aber er war in dem ſchönen Frühling der deutſchen Dichtung ein ſo vorzüglicher Sänger, daß man bei jedem neuen Erſcheinen ſeiner Werke füglich wieder ein Paar Worte über ihn ſagen ſoll, da es nicht geziemt, ſtillſchweigend an ihm vorüber zu gehen. In der für die Poeſie ſo glücklichen Zeit des vorigen Jahrhunderts, wo, nach längerer Abgeſtorbenheit der deutſchen Dichtung, ſich naturgemäß das Verlangen nach dem Verlaſſen des abgenutzten fremden Weſens, ſeiner Steifigkeit und kalten Mummerei regte, war natürlich deutſche Poeſie etwas Neues, und regte zu Hoffnungen an. Dem ſchaffendem Triebe bot ſich ein weites Feld dar, und wer Kräfte hatte, durfte ſich mit Freude verſuchen, ohne daß Theilnahmloſigkeit erkältend und lähmend eingewirkt hätte. In unſern Tagen, in welchen Gleichgültigkeit, Überſättigung, eine Hinneigung zum Materiellen weit um ſich gegriffen, iſt ein dichteriſches Talent übler dran, und würde es auch ohne dieſe leidigen Umſtände ſein, weil der Kreis der Gedanken und Gefühle, welche unſer jetziges geiſtiges Kapital ausmachen, ſchon ſehr erſchöpft iſt, und bereits zur Anſchauung gebracht in Kunſtwerken, welche zu erreichen ſchwer, zu übertreffen ſehr ſchwer iſt. In jener günſtigeren Zeit nun, wo auch Urtheil und Sinn für Schönheit mächtig angeregt ward durch zwei Männer erſter Größe, durch Leſſing und Winkelmann, dichtete Bürger, von der Natur mit einer friſchen, geſunden Phantaſie begabt, und frei von kränklicher Sentimentalität. Dieſe Friſche und Heiterkeit iſt und bleibt der vorzüglichſte Grundzug der Bürger'ſchen Gedichte, welcher nie ſeine Wirkung auf den Leſer verfehlen kann, falls derſelbe nicht durch Gefühlskränklichkeit und forcirte Phantaſie geiſtig verſtimmt iſt. Hätte Bürger ſeiner natürlichen Anlage ganz getreu bleiben können, ohne rechts oder links zu ſchauen und falſche Wege zu betreten, ſo würden ſeine Lieder trefflicher, wahrſcheinlich für alle Zeiten herrlich ſein. Aber ſeine nie ſich ſelbſt ganz klar werdende Anſicht über Volkspoeſie verführte ihn öfters zu einem Tone, welcher in das Gemeine ſinkt und den ſcharfen Tadel Schiller's, welcher allem Gemeinen innig gram war, hervorrief. Ging dieſer große Geiſt auch wirklich zu weit in ſeiner Schärfe gegen Bürger, ſo hatte er doch nicht ganz Unrecht, ſondern verkannte nur einſeitig das Gute über dem Schlimmen. Leider faßte unſer Dichter den Begriff der Volkspoeſie etwas einſeitig auf, und huldigte einem Tone, welcher manchmal den Gegenſatz zu dem feinen Tone bildet. Aber Volkspoeſie iſt nimmermehr eine Poeſie des ungebildeten Volkes mit derben oder gar unanſtändigen Ausdrücken, und wird auch nicht von dem Erſten Beſten aus dem Volke produzirt, ſondern es iſt die Poeſie eines beſonderen ganzen Volkes. Ihr Weſen iſt, daß ſie dem Charakter und der Gefühlsweiſe eines Volkes, worin deſſen unterſcheidendes Merkmal von andern Völkern beſteht, entſpreche. Außer dem, daß dieſe erſte Bedingung, ohne welche es keine Volkspoeſie gibt, erfüllt werde, dürfen keine religiöſen Begriffe, keine hiſtoriſchen Nachrichten, welche nicht in dem ganzen

Volke bekannt ſind, vorkommen; überhaupt darf nichts herbeigezogen werden, was eine ſpezielle Bildung, eine beſondere Erziehung oder wohl gar Gelehrſamkeit erheiſcht. Die Sprache darf ebenfalls keine beſondere Bildung vorausſetzen, muß alſo von allem rhetoriſchen Prunk frei ſein, keine Vornehmheit zulaſſen, dem Künſtlichen ferne bleiben und ſich keiner Bilder bedienen, welche auf nicht allgemein bekannte, der Phantaſie Aller anſchauliche Dinge anſpielen. Nur unter der Beobachtung der angegebenen Punkte iſt Volkspoeſie möglich, und die Lieder der Dichter, welche wirklich zu Volksliedern geworden ſind, tragen alle mit einander jenen Charakter. Nur Göthe iſt es unter den Neueren gelungen, einige Lieder zu dichten, welche auf dieſen Charakter Anſprüche machen können, wie z. B. der König in Thule, der Schäfer und noch einige. Bürger aber hatte es ſo wenig zu einer ganz klaren Anſchauung der Volkspoeſie gebracht, daß er ſogar Volkslieder, wie z. B. die Pfarrerstochter von Taubenhain, in Kunſtpoeſie überſetzte, und eine dem Volksliede fremde Rhetorik zur Ausmalung zu Hülfe nahm. Es iſt dies ſo wenig ächte Volkspoeſie, als Schiller's Gedicht auf den Ritter Toggenburg, welchem ebenfalls ein Volkslied in zwei, ein klein wenig von einander abweichenden Dichtungen zur Seite ſteht. Die bündige Kürze, welche Alles enthält, was zur Darſtellung gehört, und der Phantaſie ſo viel bietet, als geſchehen muß, um ſie in die Thätigkeit zu ſetzen, welche das poetiſche Gefühl erzeugt, dieſe bündige Kürze erweitern Bürger und Schiller, und ſchwächen dadurch ſowohl die Kraft als auch das beſonders Anſprechende, was der ſchönen Einfachheit eigenthümlich iſt. Doch ſoll damit nicht geſagt ſein, daß die Bürger'ſchen Gedichte, welche hier gemeint ſind, und ebenſo Schiller's Toggenburg, nicht ſchöne, werthvolle Gedichte ſeien, ſondern nur, daß Bürger die Volkspoeſie mit der ſogenannten Kunſtpoeſie (in welcher er, einigen falſchen Flitter abgerechnet, Gedichte voll wahrer, ächter, natürlicher Empfindung mit gelungener Darſtellung gedichtet hat) vermengte, weil es ihm an einer ganz genügenden Einſicht in jene gebrach. Haben ſich doch auch manche Sammler von Volkspoeſieen mitunter ſo arg vergriffen, daß ſie ganz dumme Sachen und Albernheiten, welche ſie bei ſpielenden Kindern hörten oder einmal bei einem Menſchen der geringern Klaſſe, als Volkslieder betrachteten und abdrucken ließen, von einſichtsloſem Eifer hingeriſſen. Mit ächter Volkspoeſie zu wetteifern, bleibt eine ſchwere Aufgabe, ohne deren Loſung jedoch auch Schönes geleiſtet werden kann. Selbſt nur ein Volksmährchen glücklich in Verſe zu bringen, wenn man es nämlich nicht benutzt, um eine andere Anwendung davon zu machen, wie Uhland im Mährchen, welches er zu einer Kunde von der deutſchen Poeſie deutete, oder wie Tieck den geſtiefelten Kater, und andere, gehört zu den Aufgaben, welche nicht leicht gelungen erſcheinen. Denn leſen ſich auch die Verſe ganz gut, ſo iſt doch gewöhnlich das ſchlichte treuherzige Weſen der Erzählung, wie ſie uns überliefert worden, anſprechender und gemüthlicher. So z. B. hat ſchwerlich die Erzählung von Hans im Glücke durch Chamiſſo's Verſifizirung etwas gewonnen, und doch gehört dieſer Dichter zu denen, welche ſich auszeichnen; wenigſtens ſeine Darſtellungen ſchauerlicher Gegenſtände ſind zum großen Theil ganz vortrefflich, wahrhaft poetiſch, und ſeine Verſifizirung derſelben iſt häufig ſo glücklich gelungen, daß ſie aller Bewunderung werth iſt, und Freude erregt. Wenn nun auch Bürger ſich in ſeinem Beſtreben geirrt und zuweilen einen gemeinen Ton mit dem Volksliederton verwechſelt hat, ſo kann dies doch nicht abhalten, in ſeinen Gedichten Genuß zu finden, da ſeine Haupteigenſchaft, kräftige, geſunde Phantaſie und friſche Heiterkeit, Gaben ſind, welche in angemeſſener und glücklicher Darſtellung immer erfreuen, und obendrein Niemand abgehalten werden kann, das Verfehlte für ſich auszuſcheiden und dann unbeachtet zu laſſen. Zumal erfreuend ſind ſie in unſerer Zeit, welche jenen Eigenſchaften weniger günſtig iſt, wie überhaupt der Begeiſterung fremder. Statt die Urſachen dieſer Erſcheinung in der religiöſen und politiſchen Lage Europa's, woraus ſie vorzugsweiſe entſprungen iſt, nachzuweiſen, genügt es, auf die Sache ſelbſt durch Beiſpiele aufmerkſam zu machen. Auf rührende Weiſe klagt der liebenswürdige und von Vielen geliebte Dichter Rückert über Gleichgültigkeit, und Platen, der reichbegabte, zu ſeltener Vollendung der Poeſie gelangte Dichter, ſchließt, angeſchauert von dem herrſchenden Froſte, den Mund, einen ſeiner Hauptzielpunkte, die Hohenſtaufen, mißmuthig und über Gemeinheit entrüſtet, aufgebend. Wenn daneben viele poetiſche Stubenvögel, die von den älteren Meiſtern erlernten Weiſen fort und fort wiederholen, ſo bedeutet dieſer Geſang keinen im Freien blühenden Frühling. Außer Deutſchland geht es eben ſo. Wie raſch, als auch Benjamin Conſtant gebrochenen Herzens die Augen ſchloß, verſtummte der treffliche Chanſonier Beranger, als der große Moment nicht nur ein kleines, ſondern auch ein ſchmutziges Geſchlecht fand; und wie ganz umſonſt öffnete er noch einmal den Mund zur Accolade Chateaubriand's, als der letzten Hoffnung. Chateaubriand ſchweigt, nachdem ſeiner Huldigung, welche er treu und begeiſtert ſeinem Glauben dargebracht, die bitterſte Kränkung gefolgt, die auch ein rechtes Zeichen war, wie ſchwer es jetzt fällt, einem großen Gedanken das Materielle nachzuſetzen. Mickiewicz ſucht als religiöſer Pilger eine Heimath, und Lamennais möchte den wankenden Bau der Societät zu Trümmern ſchlagen, um in den Fundamenten die verlorne Religion zu finden und wieder auf den Altar zu ſtellen. Ja, bei allen tiefer Blickenden iſt ein Zweifel am Beſſerwerden und eine das Gemüth verletzende Unbehaglichkeit, welche der friſchen Heiterkeit Eintrag thut. Bei ſolchen Umſtänden liegt ein eigner Reiz in dem Leſen der Dichter heiterer Zeiten, und man erquickt ſich an ihrer Friſche und behaglichen Unbefangenheit, wenn man auch durch den vergleichenden Nebenblick auf die Gegenwart nicht ganz von Wehmuth frei bleiben kann. Ja, man gewinnt ſolche Dichter doppelt lieb, weil ſich zu dem Genuß, den ſie als Dichter bieten, noch ein zweiter, den ſie uns gar nicht zu bieten gedachten, geſellt. Darum mag auch unſer trefflicher Bürger uns werth bleiben und immer wieder geleſen werden, ohne daß uns das Störende in ſeinen Leiſtungen abſchrecke. Zwar könnte man, wenn die ſich ſo nennende jüngere Literatur bald ihr Verſprechen einer Weltliteratur zur Erfüllung brächte, ſich in einem neuen reichen Frühling an Gegenwärtigem freuen; wohl aber mag man, wenn Einem die Jugend nicht mit allzukühnen Hoffnungen das Herz ſchwellt, einigen Zweifel in die angekündigte Herrlichkeit ſetzen, zu welcher der Weg mit einer etwas freimüthigen Kritik gebahnt wird. Vielleicht iſt der Weg ſelbſt ſo wenig richtig gewählt, daß, wenn kein anderer eingeſchlagen wird, eher das Weltgericht als die verheißene Weltliteratur erſcheint. — Dieſe Worte mögen genügen zu einer Begrüßung unſers Dichters, welcher zu bekannt und zu viel beſprochen worden iſt, als daß es nicht überflüſſig wäre, in einem literariſchen Blatte weitläufig über ihn zu reden.

Konrad Schwenck.

Engliſche Literatur.

I.

Wie lange wird es noch anſtehen, bis die „allgemeine Weltliteratur,“ die Göthe in ſeinen letzten Jahren ſchon ſchimmern ſehen wollte, wirklich zu Tage kommen dürfte? Es gehört dieſe Idee wohl in das Gebiet der frommen Wünſche, der utopiſchen Träume. Iſt ſie indeß in irgend einer Weiſe annähernd ausführbar, ſo gewiß nur auf dem kritiſchen Wege. Eine „Weltliteraturzeitung“ wäre nicht übel. Sie müßte aber von einem Genie geſchrieben werden, das über die Geiſter aller Sprachen gebieten könnte. Doch auch dann würden nur einzelne Bevorrechtete die Schranken durchbrechen und aus den verſchiedenſten Regionen ihre Koſt zuſammenleſen; die Mehrzahl aber ſelbſt der Strebenden und Forſchenden bliebe auf das engere Feld weniger Literaturen hingewieſen. Man gibt die ſtolzen Plane auf und die maasloſen Wünſche, wenn man ſich ſagt, wie der alte Spruch: „das Leben iſt kurz, die Kunſt lang“, täglich eine abſchreckendere Bedeutung erhält. Strom auf Strom ergießt ſich in das unabſehliche Büchermeer, Woge verdrängt die Woge, und der müßte ein unerſchrockener Schiffer ſein, dem nicht graute vor der Überfluthung. Niemals noch war es nöthiger zu ſcheiden, die Spreu von der Frucht, den Schein vom Weſen. Wir möchten oft, wenn in den geſelligen Zirkeln von der fröhlich aufſchießenden Literatur des Tages die Rede iſt, wenn — um uns nicht von der engliſchen zu entfernen — die Bulwers und Coopers angeprieſen werden, die beſcheidene Frage thun, ob denn die fleißigen Leſer auch überzeugt ſeien, nichts Beſſeres überſehen zu haben. Um es nur grade heraus zu ſagen, wir gehören noch zu der alten Schule und werden nicht aufhören zu glauben, daß Clariſſe Harlowe ein größeres Kunſtwerk iſt, als Eugen Aram. Man würde uns pedantiſch ſchelten, wollten wir in ſo engem Raum einen Feldzug gegen den falſchen Geſchmack anfangen. Unſere Aufgabe iſt nicht ſo weitführend. Der Phönix will ſich mit dem Einhorn befreunden und ſucht dazu einen Vermittler. Die zwei Fabelweſen zuſammen zu bringen, iſt freilich nicht ganz leicht. Indeſſen gilt es den Verſuch. Der Moment begünſtigt uns, indem grade ein Werk zur Anzeige vorliegt, deſſen Erſcheinen freudig zu begrüßen. Die engliſche Poeſie litt im ganzen Laufe des achtzehnten Jahrhunderts an einer Ermattung, die nichts Großartiges aufkommen ließ. Kaum daß nach Pope, Young und Thomſon angeführt werden können. Ein Dichter, der ſich mit wenig[illegible] Verſen einen Namen gemacht hat, Gray, iſt am bekannteſten als der Verfaſſer der Dorfkirchhofelegie, einer poetiſchen Klage über das dunkle Fatum, das ſo manches Talent in der Geburt erſtickt.

Full many a gem, of purest ray serene,
The dark unfathomed caves of Ocean bear:
Full many a flower is born to blush unseen
And waste it's sweetness on the desert air.

Some Village-Hampden, that, with dauntless breast,
The little tyrant of his field withstood:
Some mute inglorious Milton here may rest
Some Cromwell guiltless of his country's blood.

Wie manchen edlen Stein hält, vor der Menſchen Sorgen,
Der unerforſchte Grund des Oceans verborgen;
Wie manche Roſ' im Thal erröthet ungeſehn,
Haucht ihren Duft umſonſt und ſtirbt vergebens ſchön!

So ruhet mancher hier, der einſt mit kühner Hand
Ein Hampden ſeines Dorfs, dem Frevel widerſtand,
Und mancher Milton ſtumm, vermiſcht mit andern Todten!
Und mancher Cromwell, rein vom Blut der Patrioten.

Neun Jahre nach der Geburt dieſer Verſe ward in einem Dorfe Schottland's Robert Burns geboren — eine Roſe im Thal, die zum Glück für fühlende Herzen und edle Gemüther ihren Duft nicht umſonſt verhaucht hat. Robert Burns und William Cowper ſind die vornehmſten engliſchen Dichter aus dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Über alles merkwürdig iſt, daß Burns, nur ein Jahr älter geworden als Byron, in der kurzen mühevollen Lebenszeit den Samen ewigen Ruhmes ausgeſtreut hat, während Cowper, wenn er ſo frühe geſchieden, als Burns, nie in der Welt genannt worden wäre. Cowper, 1730 geboren, wurde fünfzig Jahre alt, ehe ſich in ihm die Dichterader ernſtlich regte, und lebte noch bis 1800, damit er die Welt mit den reifen Früchten ſeines Genius beſchenken konnte; Burns ſtarb, wie Byron, ehe er die Vierzig erreicht hatte, aufgezehrt, wie Byron, von der innern Gluth und der äußern Reibung. Den Lord hat der eingebildete Drang der conventionellen Verhältniſſe, den Pachterſohn der wirkliche Druck der Noth mit dem Klima der Erde verfeindet. Sie haben den Staub von den Füßen geſchüttelt und der undankbaren Mitwelt ihre Schätze hinterlaſſen. Jetzt vergeht keine Stunde, wo nicht irgendwo auf der civiliſirten Erde die Sehnſucht nach den Geſchiedenen laut wird, wo man ſich nicht ſagt, wie man ſie ehren wollte, wären ſie noch unter den Lebenden. Horaz wird noch lange Recht behalten: „Virtutem incolumem odimus, sublatam ex oculis quaerimus invidi.“ Die Autoren werden vernachläßigt, ihre Werke gepflegt. Glücklich, wenn es noch ſo kommt. Jean Paul mag noch lange warten, bis es ihm ſo gut wird. Körner's Mittelgut wird in einen Band gebracht und Friedrich Richter's Prima Sorte in ſechzig Bänden vergeſſen. — Wie dem ſei, eine vortreffliche Gabe hat uns Fr. Fleiſcher in Leipzig geſpendet, durch: „The complete works of Robert Burns, with his life, critical notes and an etymological glossary“, XXVIII und 610 S. 8. geſpaltene Columnen, correct gedruckt, gut geordnet, und mit einer reichhaltigen Vorrede von Adolph Wagner, deſſen letzte Arbeit ſie wohl war, denn auch ihn, den Vielverdienten, hat die neidige Parze abgerufen. — Wir beſchränken uns für diesmal auf die einfache Anzeige: die Halle iſt aufgethan; kommet, ſehet, genießet. Gemälde und Skizzen, Handzeichnungen und Contouren ſind uns ausgeſtellt, alle in unvergänglichem Farbenſchmelz, — Naturbilder, wenn je Dichtungen dieſe Bezeichnung verdienten. Einem zweiten Verſuche bleibt vorbehalten, Robert Burns auf ſeiner irdiſchen Bahn zu betrachten und dem Charakter ſeiner Werke anzudeuten.

Berly.

Raupach.

(Bei Gelegenheit ſeiner neu-erſchienenen Tragödie: „Taſſo's Tod.“
Hamburg. 1835. Hofmann und Campe.)

Raupach als literariſcher Charakter, der weder Zweifel noch Hoffnungen mehr zuläßt, iſt ebenſo das Reſultat als der Repräſentant jener troſtloſen Maſſe, welche den Niederſchlag des deutſchen Volkes abgibt, jener Maſſe, welche ſich über das Neue nicht einmal geſund ärgern kann, ſondern blos darüber verdrießlich iſt und ſich mit matten Philiſter-witzen daran klebt, wie ein Blutigel an unſer Bein, wenn wir einen Sumpf durchwaten.

Raupach ſelbſt nun iſt trotz ſeiner mannigfachen Gaben, ſtatt eine intereſſante Individualität zu werden, blos ein Phänomen geblieben, aus welchem ſich auf die Maſſe und ſo umgekehrt eine kulturhiſtoriſche Diagnoſe abſtrahiren läßt. Verſuchen wir es, die Erſcheinungen ſelbſt, ſoviel wir deren erkennen, geradezu bei'm rechten Namen zu nennen.

In Raupach iſt, wie in jener leidigen Maſſe, zwar ein Erkennen des Beſſeren vorhanden, und auch ein Streben, ſich zu demſelben emporzuheben, aber dieſe Erkenntniß geht ja leider blos aus dem Verſtande hervor, und da ihm die geiſtige Selbſtreproduktionskraft fehlt, ſo äußert ſich jenes Streben blos als ein Zappeln, welches burlesk wird und ſtatt männlicher Theilnahme blos Mitleid erwecken kann. Raupach möchte wohl für ſein Leben gern einmal irgend eine große Geiſtesthat vollbringen, aber mitten im Anlauf dazu bleibt er im Sumpf der deutſchen Sentenzennatur ſtecken, arbeitet ſich ab, um herauszukommen und ſinkt nur um ſo tiefer. Wie wollen wir gar von ihm verlangen, daß er uns erhebe? Durch alle ſeine dramatiſchen Dichtungen ſchlingt ſich der Wurm einer zehrenden Krankheit hindurch, der Wurm deutſcher That- und Hoffnungsloſigkeit, die ſich im Luſtſpiel mit dem Lachkrampf eines Pagliazzo, in der Tragödie mit der Schattenſeite des Chriſtenthums auf Accord abfindet; — die Lichtſeite des Chriſtenthums, die Emancipation der Kraft, findet ſich bei ihm nirgends.

Sprechen wir zunächſt von der Tragödie, und betrachten wir zu dieſem Ende ſeinen ſo eben erſchienenen „Tod Taſſo's.“ Hier überraſcht uns das Paradox, einen Dichter bei einer anatomiſchen Funktion zu finden. Er ſteigt in die Tiefen der Göthe'ſchen Dichtung hinab, ſtudirt dies Meiſterwerk an den Keimen, combinirt dem Poeten alle Combinationen nach, lernt alle Charaktere verſtehen, und liefert uns eine in ihrer Art einzige Kritik über Göthe's Taſſo; dieſe Kritik aber nennt er „Taſſo's Tod,“ eine Tragödie!

Wie fein zerlegt er vor unſern Augen jenen Göthe'ſchen Antonio, wann er Leonora von ihm ſagen läßt:

„Es iſt ganz eigen mit Antonio.
Meiſt hat er Recht, doch ſtimmt man ihm nicht bei,
Sein Rath iſt klug, doch kann man ihn nicht brauchen.“ — —

Wie richtig ſind die äußeren Anläſſe der Seelen-Tragödie Taſſo's in den wenigen Worten Antonio's bezeichnet:

„Was iſt und war die Quelle ſeines Uebels?
Die Achtung nur, die Freundſchaft, ja, die Liebe,
Mit der man ihm zu früh entgegenkam.
Ihr alle, die ihr es gethan — vergebt
Das rauhe Wort! — Ihr habt ihn krank gemacht,
Ihr habt den Drang des Lebens ſtets zu fern
Von ihm gehalten, ihn, gleich einem Kinde,
Vor jeder rauhen Luft und jedem Falle
Zu ſorglich ſtets bewahrt.“ —

Das alles iſt ſo richtig als ſchön geſagt, und bekundet ein tiefes, ernſtes Studium Göthe's; aber iſt eine kritiſche Abhandlung über eine Tragödie, ſchon ſelbſt eine Tragödie? Nein, ſelbſt dann nicht, wenn der Verfaſſer der erſteren die Combinationen der letzteren aufgreift, und den Commentar den handelnden Perſonen ſelbſt in den Mund legt. Keine Frage, daß Raupach's Taſſo viele lyriſche Schönheiten enthält; aber füllen dieſe den Mangel des allererſten Erforderniſſes zu einem Drama, einer (äußeren und inneren) Handlung aus, welche gleichſam aus der Möglichkeitsatmoſphäre unſres eignen Herzens heraus beginnen, anſchwellen, uns fortreißen, erſchüttern, und durch die Großartigkeit eines Schickſals erhebend enden muß, eines göttlich-menſchlichen Schickſals, welches über uns waltet, weil es in ſeinen erſten Fäden doch ſtets uns ſelbſt in die Hand gelegt war. Das einzige, was man bei Raupach's Taſſo eine Begebenheit nennen könnte, iſt die durch den Cardinal Lodovico von Eſte erwirkte Freilaſſung Taſſo's und die Thatſache von der Dichterkrönung auf dem Kapitol. Die Einführung Lodovico's als des Verſöhners und Vermittlers zwiſchen extremen Gemüthern iſt ein wahrhafter poetiſcher Einfall Raupach's; Lodovico würde auf den Leſer und Zuſchauer einen ſtarken poetiſchen Eindruck machen, wenn in dem ganzen Stück wirklich Leidenſchaften vorhanden wären, zwiſchen welche Lodovico mit ſeiner Klarheit und Ruhe ſchlichtend treten könnte; ſo aber exiſtiren jene nur als Beziehungen auf Göthe's Taſſo, wo ſich wirklich eine anſchwellende und wahrhaft beſchloßne Handlung findet. Die Krönung veranlaßte Raupach durch Eleonora; ſchön und beſonnen iſt's nun allerdings vom Dichter, den erſten Keim dieſer Idee in die Bruſt Leonorens zu ſenken, aber das poetiſche (nicht blos das theatraliſche) Colorit wäre bei weitem kräftiger hervorgetreten, wenn der Purpur, mit welchem dieſer ausgelebte zarte Organismus bedeckt wird, als freie Huldigung des römiſchen Seelenfürſten, und eines begeiſterten Volkes geſpendet worden wäre, — eine Dispens, welche Raupach gleich zu Anfang in ſein disciplinariſches Syſtem hätte aufnehmen und ſanktioniren ſollen.

Was nun die ſogenannte innere Handlung der Raupach'ſchen Tragödie betrifft, ſo beſteht ſie in nichts als in einem lyriſchen Athemzug, möchte man ſagen, und in einer kalten, faſt geometriſchen Allegorie, (Schluß des 2ten Aktes, Seite 49 — 58) welche gleichfalls ein Beleg für unſere bereits ausgeſprochne Meinung iſt, daß hier bloß ein geiſtreicher Commentar zum Göthe'ſchen Taſſo geliefert iſt. Göthe hatte eine ſolche — wahrhaft kindiſche und ächt komödienhafte Veranſchaulichung der Doppelnatur im Dichter nicht nöthig; ſein ganzer Takt ſelbſt ſpricht dies in einer Handlung aus. Raupach's Stück iſt ein ſchöngeſtickter Mantel, den Jemand im drolligen Enthuſiasmus über den Niobiden wirft, um dieſen zu — ſchmücken!

Kehren wir nach dieſen Detailſtudien auf Raupach, als Phänomen, zurück.

Armer Poet, der mit ſchlaffen, markloſen Armen jenes Götterweib umfangen will, die Geſchichte des deutſchen Volkes, zum Brautbett ſchleppt; um — Kinder zu erzielen, und welche?! Breitmäulige Jungen, zur Verwendung der Hoftheatergarderoben von Berlin und Wien! Aber die Geſchichte iſt ewig keuſch und entflieht dem blinden Ixion und er preßt nur den Schemen, die Wolke an's Herz. Armer Poet, der nach einem Leben voll ausgeſchriebener Jahre ſich's, wenn kein Zeuge lauſcht, geſtehen muß: Ich war umſonſt da! Darin liegt ein größerer Schmerz, als mancher begr[illegible] es iſt fürchterlicher, auf dem Siechbette zu ſterben, als auf dem Schlachtfeld. Und einen Gedanken mitnehmen zu müſſen, wie den: Gleichgültigkeit zu hinterlaſſen, — das iſt troſtlos, das heißt Jammer!

Eduard Duller.

Miscellen.

⁂ Guy d'Agde, ein bisher unbekannter franzöſiſcher Novellendichter, iſt mit einem neuen Roman: Julie ou l'amour de Naples, aufgetreten; die Farben ſind nach Art der neueren franzöſiſchen Dichterſchule ein wenig ſtark aufgetragen; der Roman leiſtet aber Einiges in Schilderungen.

⁂ Unter den jetzt erſcheinenden engliſchen Werken: iſt die Reiſebeſchreibung eines engliſchen Offiziers Badcock in Spanien und Portugal bemerkenswerth (Rough leaves, a Journal kept in Spain and Portugal). Mehrere ſchon früher von engliſchen Zeitungen mitgetheilte Berichte des Verfaſſers über ſeine Beobachtungen in den Heeren der Donna Maria und der Königin von Spanien fanden wegen der jetzigen Verhältniſſe allgemeines Intereſſe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 205. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 31. Auguſt.

Baruch, der Befreier.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Rahel begleitete ihren geliebten Freund wie ein Schutzgeiſt, wachte zu ſeinen Füßen, wenn er in der Mittagshitze ermattet auf den heißen Sand niederſank, und ihm die Augen zufielen, hohlte ihm Datteln, wenn ſeine Lippen verſchmachteten.

Da ging nun der Mann, dem — um ſeines Mammons willen — Fürſten geſchmeichelt, der mit den Frühlings- und Freiheits-Hoffnungen eines elenden, verfluchten Volkes von dannen gezogen war, der Alles, was der Menſch auf Erden ſein nenn[illegible]r Hoffnung hingegeben, deſſen Lächeln einſt Thränen geſtillt, deſſen Gold Talenten aufgeholfen — da ging er einſam zwiſchen den verfallnen Gräbern ſeiner Urväter, mit glühenden Augen, auf glühenden Sohlen, die Vergangenheit wie die Gegenwart vergeſſend, nur in der Atmosphäre der Zukunft athmend, aller Hoffnungen beraubt und doch reicher an Hoffnungen — durch Wahnſinn, — als je ein Bräutigam, der an den Altar tritt.

Jeruſalem war endlich erreicht, ohne weitere Fährlichkeit; das Unglück, die Wahrheit mochten ſeine Perſon wohl ſo unverletzlich machen, als irgend die eines Fürſten.

Als er am Grabe und der Wiege der Hoffnungen Iſraels ſtand, forderte die Natur ihren Tribut endlich heim; der letzte Reſt phyſiſcher Kraft, den nur die Sehnſucht noch zuſammengehalten, zerflog wie Spreu. Dort hatte der Tempel geſtanden, den er mit ſeinem Golde wieder aufzubauen geträumt hatte! — Er ſank ohnmächtig zuſammen.

Rahel, welche durch ihn wußte, wie viele Juden, von Baruch's Plan unterrichtet, in der Hoffnung auf deſſen Gelingen ſich einſtweilen hier niedergelaſſen hatten und ihn erwarteten, — rannte von Haus zu Haus, um eine Herberge und Pflege für den zum Tode ſiechen, wahnſinnigen Befreier zu erlangen, ja — für den Befreier ſagte ſie, — denn er war's, wenn das Schickſal ihm auch das Gelingen verſagt hätte, — der Wille, ſolch ein Wille, ſo treu, gläubig und ſtark war auch ſeine That! — Aber dieſe Menſchen, die ſoviel von Freiheit-ſchwatzen, vom Höchſten und Heiligſten, ſie kleben am Gemeinſten, am Zufall; ein glücklicher Schurke iſt ihnen ein Ehrenmann, ein verunglückter Ehrenmann — ein Schurke. Sie ſind, und hätten ſie nie in ihrem Leben eine Komödie geſehen, durch und durch Komödianten, blos an Theatereffekte gewöhnt, handeln nach ſolchen, ſehen alles als ſolche an. Dem Glaubensgenoſſen, der ihnen die Freiheit auf dem Präſentirteller gebracht haben würde, hätten ſie „Hoſianna!" gerufen, — dem Unglücklichen, der alles daran geſetzt, blieb jede Thüre geſchloſſen. So will man die Freiheit, die uns über alle Mächtigen der Erde erhebt, — aber nur wenn ſie da iſt, und ohne weitere Gefahr benutzt werden kann; — in jedem andern Fall lauſcht man bedächtig auf die imperatoriſchen Augenwimpern eben dieſer Mächtigen und dann wird der nächſte Nachbar Schubflicker zum Tyrannen.

Kein Jude nahm den Unglücklichen auf, durch deſſen Beherbergung man ſich über kurz oder lang bei den Herren des Landes verdächtig gemacht und kompromittirt hätte. — Die Muſelmänner, bei welchen Rahel anpochte, verharrten in ihrer ſteifen altväterlichen Verachtung und ſpieen vor dem ſchmutzigen, kranken Juden aus.

Rahel war in Verzweiflung. Sie wußte keinen Rath mehr. An die Chriſten, deren rohe Liebloſigkeit bei aller verſtellter Toleranz ſie in Europa ſattſam kennen gelernt hatte, wagte ſie ſich kaum. Und doch mußte ſie's, denn ſie wollte ſich den Vorwurf nicht machen, irgend ein Mittel verabſäumt zu haben, wodurch ihrem geliebten Freunde Hülfe geworden wäre.

Mit zitternder Hand klopfte ſie am Franziskanerkloſter; ſie war, als ſie's that, überzeugt, daß ſie auch hier, grade hier roh und ſpöttiſch abgewieſen wurde; hier wohnten ja Mönche, von Mönchen wurde ja in Europa noch im neunzehnten Jahrhundert Haß gegen die Juden und Vernichtung derſelben als Chriſtenpflicht gepredigt.

Die Pforte ward aufgethan. Der dienſtthuende Frater blickte ſie und den Siechen lange forſchend an; dann eilte er zum Guardian, Bericht zu erſtatten. Es währte nur kurz, ſo kehrte er mit vier andern Laienbrüdern zurück, welche Baruch auf eine Bahre hoben und in's Kloſter trugen.

X.

Die lange auf die Folter geſpannte Natur rächte ſich an Baruch, da er jetzt, in einem freundlichen Aſyle, jetzt, da er ſich mit keinen [illegible] Sorgen und Plänen mehr zu beſchäftigen hatte, gleichſam Muße genug fand, krank zu ſein. „Niedriger Spott des Schickſals!“ — würde der Arme, wäre ſein Geiſt jetzt für irgend Reflexionen, wie ſonſt, zugänglich geweſen, — ohne Zweifel gerufen haben. Ein heftiges Nervenfieber hatte ihn erfaßt, ſo daß Rahel, welche ſich im Bann des Kloſters ſelbſt nicht über Nacht aufhalten durfte, aber die Stunden des Tages über nicht von Baruch's Seite wich, an manchem Morgen die Schreckensnachricht zu hören erwartete, daß ihr geliebter Freund und Wohlthäter verſchieden ſei.

Die Mönche pflegten ihn auf das Liebevollſte. Ihre menſchenfreundliche Sorge wurde endlich von der Hoffnung gekrönt, daß er dem Leben erhalten bleibe; — freilich welchem Leben! Kaum war die Wuth der Krankheit im Abnehmen, als ſich auch — in manchen Augenblicken — jene fixe Idee wieder einſtellte, er ſelbſt ſei der lang verheißene Meſſias ſeines Volkes: — freilich war in der nächſten Sekunde ſein Geiſt wieder ſo ganz hell und licht, daß er ſich ſelbſt verſpotten konnte, und dann drückte ihn wieder das ganze Gewicht der Tragödie nieder, die er durch ſein Leben vollendet hatte. Dann dachte er mit namenloſem Schmerz an die verſunkenen Menſchen und Hoffnungen, an die Unmöglichkeit, jetzt, da er bettelarm war, ſeinen Plan auf's Neue aufzugreifen, an den Spott, womit man über ihn und ſeinen Entwurf ſchonungslos herfallen würde. „Einen Phantaſten werden mich jene behaglichen Egoiſten nennen,“ ſprach er zu Rahel, „ſie, die nie etwas wagen! das Ziel meines ganzen Lebens, wird bei dieſem und jenem Thee als Chimäre bekrittelt, bewitzelt werden! — Als Chimäre! — Allwiſſender! du ſahſt alle meine Gedanken, du weißt, ob ich alles etwa bloß wie ein Projektenmacher, bloß wie ein Träumer anpackte! Alles, Alles umſonſt! — Als Chimäre! — O, dieſen Gleichgültigen gilt alles gleich als Chimäre, was außer der Atmosphäre ihrer von Geld und Luxus verpeſteten Stuben und Säle liegt; — wovon ſie nicht ſchon in der nächſten Sekunde einen klingenden Gewinn in der Hand halten, was ſie nicht mit ihren Maulwurfsaugen ſehen, — heißt ihnen Chimäre! O, ſo iſt alles Chimäre, — Liebe — und Treue, — die ſich ja auch nicht mit bloßem Geld verzieht, nur mit — Thränen und Herzblut und Leben, — Gott ſelbſt, den wir ja nur fühlen, in uns tragen, nicht in menſchlicher Geſtalt, als Wucherer oder Spekulanten ſuchen. Hinweg! Hinweg! fluchwürdige Gedanken! Bricht auch alles zuſammen, ich bin noch, ich hoffe noch! Ha! ich muß heraus, heraus aus dieſen Mauern; geſalbt hat mich ja der Herr! Verſchlang der Ocean das Gold, — die Brüder werden treu und einig ſein, — verſchlang er die Waffen — Gott wird meine Zunge, mein Wort, meine Blicke zu Schwertern umwandeln, daß Jung und Alt in Israel mir nachfolgt, daß ſie den Anruf hören, wie einen Klang, wann Eiſen ſchneidig gewetzt wird. Er wird's! Er muß! Er muß!“

(Schluß folgt.)

Ein europäiſches Feſt.

Paris, 24. Auguſt 1835.

Die Berliner haben einen Stralower-Fiſchzug, die Münchner ein Thereſienwieſencours, die Kölner einen Karneval, die Aachener eine Reliquien-Expoſition, die Römer eine Sankt Peter-Illumination mit Engelsburg-Feuerwerk, die Neapolit[illegible] ein Mirakel des heiligen Januars, die Palermitaner ei[illegible] Prozeſſion der heiligen Roſalia, die Lauſanner ein Winzerfeſt, die Züricher ein Scheibenſchießen, die Breslauer einen Wollmarkt und die Leipziger eine Buchhändlermeſſe — es iſt Alles nichts gegen Paris. Hier macht der Name die Sache, die Sache den Mann und der Mann das gemeine Weſen. Paris iſt auf der Höhe Europas, in Paris allein kann man europäiſche Langeweile und ein europäiſches Vergnügen haben. Es kömmt darauf an, wie man die Erſcheinungen anſieht.

Geſtern Morgen fand ich an der Säule des Palais-Royal einen Zettel, groß wie ein Grenadier der alten preußiſchen Garde, darauf ſtanden obenan die Worte: „Fête Européenne,“ in Buchſtaben von Firmin Didot, die blutig roth wie die Republik ausſahen. Ganz unten war zu leſen: „Entrée cinq francs.“ Dies war mir ein ſicherer Beweis, daß die jakobiniſche Farbe dabei nichts bedeute und vor der Hand ein europäiſches Feſt noch kein demokratiſches ſei. Man verſprach den Europäern in Paris — auf dem Blatte einen nächtlichen Luftballon mit Mythologie, einen Extra-Gartengaloppwalzer, fünfzig Hazardſpiele um fünf Sous das Stück, worunter auch Schießen und Stechen, und endlich, erſtaunen Sie, den Elephanten Kiouny des Circus Franconi als Fieſchi, wie er eine Höllenmaſchine von mehreren hundert Raketen, Petarden und Sternen abbrennt.

Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daß Kiouny der Philoſoph der Elephanten iſt und bereits eine ganze Diſſertation über den Saz publicirt hat: „Ich denke und mithin bin ich.“ Er geht nicht nur auf's Tanzſeil der Romantik, ſondern auch in's Waſſer der Klaſſicität und in's Feuer der Revolution, aus der er, ein treuer Diener der Schönheit, ein junges Mädchen fortträgt. Kiouny iſt ein Akteur, wie jeder Zweibeinige des Boulevards, er iſt auf der Bühne zu Hauſe, er kennt alle Kuliſſen, alle Verſenkungsgraben, alle Maſchinen, ſogar den Harzbliz und das Donnerblech. Kiouny weiß, daß die Komödianten blind laden und einander umbringen, ohne zu ſterben, er läßt auf ſich ſchießen im Kampf und affektirt den Verwundeten, ſich auf der Erde wälzend, alles blos, um hernach wie Falſtaff im King Henry IV. wieder aufzuſtehn und — den Wald in Brand zu ſtecken, der ſeine Feinde beherbergt. Mit einem Wort, Kiouny iſt ein Genie, den wir dereinſt vielleicht einen Stuhl der Vierzig in der Akademie einnehmen ſehen.

In Erwartung deſſelben gibt er europäiſche Feſte im Tivoli und eröffnet den Ball der großen Rotonde mit einer Schleifquadrille. Wir wollen ihm dahin folgen.

Es gibt hier zwei Entrepriſen, die ſich im Luxus überbieten, um ſtets neu und anziehend zu ſein. Dieſe ſind die Oper der Akademie und der genannte Park der ſchönen Welt. Selten findet man weniger als dreitauſend Menſchen in der Rue de Clichy und der Rue Lepelletier, die ſich ihre Proprietärs nennen. Der Leztere bringt ſeine Population zuweilen auf ſechs- und mehr tauſende, worunter dann zweimal ſo viel Weibliches als Männliches, was ein ſehr angenehmer Fehler iſt.

Als ich geſtern mit einbrechender Nacht der Barriere zueilte, fand ich ſchon alle Lokale des Inſtituts voll Menſchen, alle Spielanſtalten in Thätigkeit. Ein Theater pantomirte, ein andres gab ein Conzert von drei italiäniſchen Mandolin-Spielern, und ein drittes experimentirte die Manöver, eine Flotte unter dem Titel: „Museo naval.“ Hier ſpielte ein Orcheſter von Streichinſtrumenten der Tanzwelt einen Walzer von Strauß, dem Wiener, und tauſend Lampen hingen darüber herab an den Zweigen eines eiſernen Palmbaumes, dort in dem neuen trikoloren Cirkus, decorirt mit Nationalfahnen, executirte ein andres, beſezt blos mit Militärmuſik, die Ouvertüre der Puritaner, und hüben im dunklen Gehölz endlich, wo Verliebte girrend wandeln und der Elephant Kiouny hinter ſeinen Kuliſſen ſteht, ein drittes auf großen engliſchen Hörnern die bekannteſten Jagdmelodien. Dazwiſchen knallten die Piſtolen derer, die ſich im Scheibenſchießen üben, und die Büchſen der Feuerwerker, die brennende Kugeln in einen pot de feu ſandten, und die Raketen, welche der Inſpektor des Gartens von Zeit zu Zeit als Signale der „Fête Européenne“ in die Luft ſteigen ließ. Es war überall hell, wie am Tage, nur mit dem Unterſchied, daß das Licht alle Farben ſpielte.

Im entfernten für's Feuerwerk und den Luftballon reſervirten Raum des Parks und der Wieſe flimmerten freundlich die Sterne und luden zu poetiſchen Träumen ein. Ich traf viel taubenweiße Kinder in der Eremitage des chineſiſchen Aſtrologen, der ihnen mit einem langen Mundtrichter ſeine Prophezeihungen in die Ohren raunte, worüber ſie roth und blaß wurden und den Mann in ſeinem langen Talar und Saraſtrohut der Unverſchämtheit anklagten, und ich ſah viele andre auf einſamen Wegen von Höhle zu Höhle, und von Baum zu Baum gehn und hörte ſie rebelliſche Redensarten führen über die große Hize und den Haley'ſchen Kometen.

„Il est paru,“ ſagte eine kleine Blonde; „mais je crois que la police aura soin de le défendre.“ Und als ſie ſo vom Kometen ſprach, ſchürzte ſie ihr weißes Kleid auf und ſezte ſich mit ihrem großen ſchwarzen Ritter in's Gras, wie ein Maienblümchen.

Doch ich will die Leute nicht ausſpioniren. Weit hinter ihren ſtillen Pläzchen brennen einſame Lampen um einen ſteinernen Kreis und an zwei Galgenſtangen hoch in den Lüften hängt ein wurſtähnliches, zuſammengeſtrumpftes, rothſeidenes Gewürm, dem ein Chemiker aus ſechs großen Tonnen, die miteinander durch Röhren verbunden ſind, ein Gaskliſterium beibringt, worüber das gehängte Weſen anfängt, wie eine Kröte aufzuſchwellen, groß wie ein Haus, rund wie ein Globus, luftig wie eine Blaſe. Es ſizt eine Dame mit einem großen Strohhut an ſeiner Seite, die bewacht ein kleines ſtreifiges Zelt und murmelt zuweilen befehlshaberiſche Worte und die Namen „Zéphir et Flore.“

„Ich bitte, Madame,“ ſagte ich, nachdem ich der ganzen Operation des Luftballonfüllens zugeſehen hatte, „ich bitte Sie, mir zu ſagen, was Zephyr und Flora mit ihrer Aeronautik zu thun haben?“

„Mais, monsieur, ils se trouvent là dans ma tente.“

„Lebendig?“

„Non en carton.“

„So wollen Sie die Entführung Florens durch Zephyr mit ihrem Ballon bewerkſtelligen?“

„Effectivement.“

Ich nahm mir einen Stuhl und knüpfte ein unterhaltendes Geſpräch mit der Luftſchifferin an, wodurch ich eines Ordentlichen belehrt wurde. Sobald der Apparat beendigt war, ſchlug ich die Retirade in die bewegten beleuchteten und tanzenden Regionen ein. Es war, als ob ich aus Deutſchland nach Frankreich ginge. Unterwegs ſtieß ich auf eine große Zuckerwaffelbäckerei, die mit zwölf glühenden Eiſenpreſſen auf der Stelle die Anforderungen des Publikums befriedigte. Wer einen Deſerthunger bekam, pflegte ſich in dieſe Anſtalt zu begeben, und hernach mit einem friſchen Backwerk in der Hand den Zeltwagen der nahen Eiſenbahn zu beſteigen, die zum ſogenannten „Tir au pistolet“ führt.

Der Pavillon Tivolis iſt nur für die reichere vornehmere Welt, die Eis und Sorbet und kalte Küche genießt. Ich begab mich im Vorbeigehn in ſeinen Opiſtodomos, wo in der Regel von Ausländern und Kannibalen dem Gotte Bachus geopfert wird. Hier traf ich meine Landsleute, Rheinländer, Weinkenner, ehrliche Nachtwandler und Schöngeiſter. Sie tranken Champagner, weil der Rheinwein in Paris nicht ächt zu haben iſt und raiſonnirten auf die ſchlechte Zeit.

„Iſt es denn wahr, daß die Spanier jezt ihre Julirevolution machen?“ fragte Einer.

„Nein,“ entgegnete man, „ſie haben bloß ein Stiergefecht geliefert.“

„Die Mönche ſind in der Halbinſel außer Cours gekommen.“

„Das macht, weil die Juden an der Börſe ſteigen. Ich habe immer geſagt, wir würden einmal eine ungeſäuerte Civiliſation haben.“

„Die Königin ſoll geflüchtet ſein."

„Wirklich? So verkaufe ich meine Renten und lege Vierunddreißiger an. Darf man nicht Taback rauchen, Iſegrimm?"

„Nein, es ſind bloß honnette Leute hier und ich rieche viel Moſchus und Roſenöl."

„O wie langweilig!"

Mittlerweile kam die zehnte Stunde und alles Volk ſtrömte auf der Wieſe des Feuerwerks zuſammen, wohin die Leuchtſignale den Weg zeigten. Die Maſſe war ſo groß und das Manöver mit den Stühlen, die man mit ſich ſchleppte, ſo carambolirend und hindernd, daß diejenigen, die ſich nicht mit Stelzen verſahen, vom Elephanten und den flammenden Sonnen und Tempeln nicht viel mehr ſahen, als die Damenfüße und Culs de Paris, welche breit und hoch vor ihnen defilirten und von den Blitzen des Pyrotechnikers ſeltſamlich beleuchtet wurden. Als man rief: „Klonny, voici Klonny qui met le feu à l'artifice," da brach gerade das Bein meiner Nachbarin, nämlich ein Bein ihres Strohſtuhls, und ihr Fall riß alle Umſtehenden und zunächſt mich, wie die Mitglieder einer Kartenlinie, um.

„Klonny," war mein letztes Wort. Ich war unter den Trümmern eines Gebäudes von weiblichen Säulen begraben und ſtreckte wimmernd meine Hand nach dem Rettungsufer aus. Sie begegnete dem Piedeſtal einer Engländerin, die ganz laut replicirte: „Sir, you stir up the fire." Unter ſolchen Umſtänden war nichts zu thun, als bis zum Ende der Auferſtehung liegen zu bleiben, ein Unglück, das mich um den Napoleon der Vendômeſäule brachte, der im Brillantfeuer brannte.

Sobald die großen Figuren ausgeblitzt hatten, erhob ſich am nördlichen Ende der Parkwieſe unter Abbrennung zahlloſer Leuchtraketen der Luftballon mit Zephyr und Flora, die ſich zärtlich umarmt hielten und in wenig Augenblicken in den dunklen Regionen des Himmels verſchwanden. Beſondere Schreckraketen ſchoſſen während der Aufſteigung von einem Ende des Gartens zum andern über die Köpfe der Zuſchauer hin, die für ihre weißen Kleider fürchteten. Der Feuerwerker hatte ihren Zug durch lange Eiſendrähte dirigirt, die an den Wipfeln der Bäume befeſtigt waren und die Zündruthen an der Erde hatten.

Da mit dieſen Künſten das Pikante des Feſtes auf die Neige ging und nur noch das Tanzpublikum zurückblieb, ſo bewunderte ich bloß eine ſchöne, luſtig gekleidete Italiänerin, die ein Billardqueue ganz trefflich handhabte, um ein Bouket Roſen in einem Kugelſpiel, und vielleicht einen großmüthigen Bewunderer ihrer ſchönen runden Arme, und einen Begleiter nach Hauſe zu finden. Zwanzig Schritte brachten mich an's Thor von Clichy, wo der Omnibus meines Viertels hielt und in dem Omnibus wimmelte es von artigen Nymphen dergeſtalt, daß wir, um fortzukommen, die naivſten auf den Schooß nahmen, was in ſolchen Augenblicken der Bedrängniß gar wohl geduldet wird.

Sollten Sie je aus Tivoli nach Hauſe fahren wollen, ſo nehmen Sie ja keinen Fiaker, ſondern den Omnibus. Im Fiaker fahren Sie allein, im Omnibus mit jungen Frauen und luſtigen Mädchen.

Und das iſt eben das europäiſche Vergnügen, das man blos in Paris haben kann.

Kunſtnotiz.

Feſtkalender in Bildern und Liedern, geiſtlich und weltlich, von F. Grafen von Pocci, G. Görres und ihren Freunden. 6tes u. 7tes Heft. München, Cotta. Wien, bei den Mechitariſten. — Der Graf Pocci iſt der liebenswürdigſte Dilettant von der Welt, und Guido Görres hat einen Vater, der von ſich ſelber ein beſſeres Loos verdient hätte, als den Spott der Weltkinder, den dieſer alte chriſtliche Atlas trägt. Wenn nun aber Graf Pocci, wie geſagt, artige Dilettanten-Gaben beſitzt, und Görres einen berühmten Vater hat, ſo berechtigt das Beide noch lange nicht, dem deutſchen Publikum zuzumuthen, ſich für Dinge zu intereſſiren, welche außerhalb aller Beziehungen auf den Geiſt des jetzigen Geſchlechtes liegen. Man hat jetzt wahrlich beſſere Dinge zu thun, als ſich das verdeutſchte Stabat Mater oder die verſifizirte Anekdote vom armen Wittington durch unſchöne Randzeichnungen veranſchaulichen zu laſſen; man weiß längſt, daß Sankt Michael den Drachen überwunden hat; man fragt nach jenen Heiligen nichts mehr, denen man durch Kapellen ſeine Schuldigkeit abthut; das und Aehnliches mag in den Salons der Klöſter von München und Wien noch immer Stoff der Konverſation ſein; aber gebildete Leute ſollten ſich nicht die Mühe nehmen, es in ſchlechten Verſen abzuhaspeln und mit manierirten Zeichnungen zu begleiten. Sehen dieſes heiligen Michaels zwei ſenkrechte Flügel nicht wie zwei große Hörner aus? Erſticht er den armen Drachen nicht mit einer Langweile und Verdrießlichkeit, wie ein rechter vornehmer Thierquäler? Dieſe Mater Doloroſa — ſieht ſie nicht wie eine Nonne oder Waſchfrau da? Ich meine: dieſe kindliche Frömmigkeit ſieht ſo ziemlich wie Albernheit aus. Die Zeichnung von St. Meinrad's Raben und hauptſächlich die zum Antoniglöcklein zu Reiſach ſind geradezu blos Nachahmung der ſchlechten Manier des Holzſchnitts in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Die geiſtvollſte Zeichnung, welche gegen die übrigen ſeltſam abſticht, iſt die Kompoſition von Leopold Schulz: Des Kaiſers Sterbeſtunde; namentlich iſt der eine Theil der Gruppe, welche Karol Magnus, Franz II., Germania und den Engel mit der Palme umſchließt, ſehr gelungen zu nennen, mehr durch Charakter als durch Schönheit ausgezeichnet, edel gedacht und harmoniſch komponirt. Der andre Theil (der familiär-populäre) ſchwächt die Wirkung. Das Gedicht dazu iſt ſehr matt.

Im ſiebenten Hefte finden ſich zwei anſprechende Gedichte und Kompoſitionen: Das Waldvögelein und Hans Theuerlich; das erſtere iſt (ſowohl in Verſen als im Bild) einfach, innig, natürlich; das zweite allerliebſt durch einen faſt muthwilligen Humor von ächt landsmänniſcher Derbheit. — Welchen Zweck ſoll nun aber jener Feſtkalender überhaupt wohl erreichen? Ich ſehe keinen ab, den er erreichen könnte; das Volk iſt nicht mehr unſchuldig genug, ſich an ſolchem Genre zu erfreuen, und die Lieder und Bilder ſind ihrerſeits nicht unſchuldig genug, daß man ſich daran erfreuen könnte. Sie ſind (bis auf die gern zugeſtandenen Ausnahmen) prätentiös, und kokettiren mit ihrer Naivetät. Das iſt bei weitem ſchlimmer, als wenn ſie aller Simplizität von vornherein ſchroff gegenüberträten. Alles bloß Gemachte iſt überflüſſig und wird eklig.

Buntes.

⁂ Emerentius Scävola hat einen neuen Roman in vier Bänden geſchrieben: die Creolin und der Neger betitelt. Die früheren Werke des geiſtreichen Verfaſſers berechtigen uns zu der Vorausſetzung, von ihm etwas ſehr Gediegenes zu erwarten.

⁂ Guſtav Schwab wird eine neue Auflage ſeiner ausgewählten Gedichte (in Einem Bande) veranſtalten.

⁂ Binnen einigen Wochen erſcheint des verſtorbenen Hofrath H. Meyer nachgelaſſenes Werk: Geſchichte der bildenden Kunſt bei den Griechen und Römern.

⁂ Wer hätte denken ſollen, daß C. Nicolai's langweilige italiäniſche Reiſe eine eigne Broſchüre veranlaſſen könnte? Und doch hat ein Adamsſohn (K. C. L. A. C. Adamsſohn) es der Mühe werth gefunden, der Langweile noch ein Schwänzchen anzuhängen. Die Broſchüre heißt: „Schreiben eines deutſchen Flohs an ſeine Freundin, eine Wanze in Italien."

⁂ In Pompeji iſt auf's Neue eine an Moſaiken und Fresko-Gemälden reiche Wohnung entdeckt, und wird ausgegraben. Jedoch nicht mehr als ein Viertel der alten Stadt ſoll gänzlich von Schutt befreit ſein.

⁂ Vor einigen Jahren ging die Pariſer Mode hinſichtlich der Damenkleider in die Zeiten Ludwigs XV. zurück; jetzt werden die Modelle der damaligen Zeit für mobiliſche Geräthe, Tafelſervicen u. ſ. w. wieder hervorgeſucht.

⁂ Auf dem Theater Ambigu-Comique wurde ein neues Schauſpiel: „Marguerite Cazius," deſſen Handlung in die St. Barthélemy fällt, und am 24ſten angeht, dem Jahrestage jener Schreckensnacht, gegeben.

⁂ Von Thibaudeau's „Histoire du consulat et de l'empire" iſt der 6te Band vor einiger Zeit erſchienen. Im Ganzen ſoll das 1835 begonnene Werk aus 8 Bänden beſtehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 206. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 1. September.

Baruch, der Befreier.

von

Eduard Duller.

(Schluß.)

Er ſank erſchöpft auf die Kiſſen zurück. Die Mönche an ſeinem Lager winkten Rahel, die Stube zu verlaſſen. Wankend gehorchte ſie. Die Mönche bereiteten kühlende und ſtärkende Tränke.

Zu gleicher Zeit, als ſie den Körper zu heilen fortfuhren, verſuchten ſie es auch mit dem Geiſt. Sie benützten ſeine fixe Idee vom Meſſias und erſannen ein Mittel, durch eben dieſe ſeinen Verſtand wieder zur Klarheit zu bringen.

Schon ſeit einiger Zeit hatten ſie in den lichten Augenblicken des Kranken demſelben durch Erzählung der an Chriſtus eingetroffenen altteſtamentlichen Meſſianiſchen Weiſſagungen unterhalten, und ihn zu überzeugen geſucht, daß die Idee eines ſolchen eigentlich erſt aus dem Chriſtenthum in's Judenthum übergegangen ſei und im jetzigen Judenglauben ihre eigentlich religiöſe Bedeutung verloren habe, zu welcher ſie im Mittelalter durch das politiſche Gewicht erſtarkt ſei. Baruch ſchien für ihre Beweisgründe empfänglich und durch die Converſation gerade über dies Thema von Tag zu Tag mehr beruhigt. Die guten Mönche benutzten dieſen Geiſteszuſtand Baruch's, um allgemach immer weiter zu gehen, und ihre katholiſch-poetiſche Vorſtellungsweiſe vom Meſſias als einer Incarnation Gottes, als einer menſchlichen Offenbarung, trat immer plaſtiſcher hervor. Alle Zauber des Katholicismus ſtrömten aus ihren Worten. Das menſchlich rührende, großartige, erhabene Bild eines Erlöſers, die Idee von der Allgewalt einer Liebe, die ſich für Tauſende freudig in Schmach und Tod ſtürzt, wirkten mächtig auf Baruch's Seele, welche ja auch zu allen Opfern bereit geweſen, auch alles hingegeben; ach, er wünſchte, — hätte auch er ſterben können! Aber freilich, — leben, juſt leben müſſen, und zu wiſſen, daß man umſonſt lebt, — dieſer ſtets wieder aufzuckende Gedanke, tilgte jedesmal plötzlich allen Troſt aus dem wunden Herzen. Wie tauſendfach glücklicher ſchienen ihm alle jene chriſtlichen Märtyrer, mit deren Legenden ihn die frommgläubigen Mönche unterhielten! — Er fühlte ſich zu ſchwach, durch ein duldendes, thatloſes Leben voll ewiger Sehnſucht, voll Schmerzen über die Gleichgültigkeit der Brüder, — zum Märtyrer werden. Der alte Wahn, er könne, er dürfe nicht ſterben, er müſſe das Leid der Knechtſchaft und Heimathloſigkeit, das ihm ſtatt Aller das Herz zerſchnitt, ohne Ende tragen, kehrte wieder in ihn zurück. Er fühlte wohl, als ſagte es ihm eine untrügliche innre Stimme, daß er nie mehr nach Europa zurückkommen würde, — hätte er's auch gekonnt, er hätte doch jenen Welttheil ſchon aus Schaam, aus Furcht vor dem albernen Hohn der kleinen Geiſter nicht wieder betreten. Demungeachtet wünſchte er, ſich gegen Ein Herz, welches in Europa noch ſchlug, und an welches er eben jetzt in ſeiner tiefen Noth wieder dachte, — auszuſprechen. Er bat um Dinte, Feder und Papier und ſchrieb, ſo gut es die Krankheit ſeinen zitternden Händen verſtatten wollte, einige Zeilen, die er Rahel mit der Bitte übergab, ſie an die Adreſſe zu beſorgen. Das arme Mädchen verwahrte das Blatt wie ein Heiligthum.

Das Blatt enthielt folgende Worte:

„Adelheid! Ein Bettler ſchreibt Ihnen dieſe Zeilen auf dem Krankenbette. Sie haben mich einſt geliebt, — ich Sie! Wie ich Sie liebte! — Ich entſagte Ihnen, um nicht blos mir, um auch tauſend Anderen nicht treulos zu werden. Meine Hoffnungen liegen im Schooße des Meeres, mein Leben am Rand des Grabes. — —

„„Weßhalb alſo dieſe Zeilen?““ werden Sie fragen. — — — Hunderte werden über mich lachen, wenn ſie von meinem Plan hören und reden, den Gottes Hand zerſchlug. Man wird mich deßhalb einen Phantaſten nennen, meinen Plan ſelbſt, meine Hoffnungen — Chimären. O, das iſt ja eben das Gräßliche unſres Schickſals, daß alles an uns zur Chimäre wird, daß wir, wie ſelbſt eine abentheuerliche Chimäre, mitten in der Wirklichkeit dieſer bürgerlichen Geſellſchaften allenthalben hin und wieder taumeln und flattern; man hat uns ſo entnervt, ſo feig, ſo erbärmlich gemacht, daß wenn wir uns endlich zur That ermannen, dies Beginnen eben wie eine — Chimäre ausſieht.

„Den Spott von Allen kann ich aushalten, — Ihr mitleidiges Lächeln über meine ſogenannte Überſpanntheit würde mich im Grabe nicht ruhen laſſen.

„Wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, ruhe ich gewiß ſchon im Grabe, im Land meiner Väter, als ein nackter Bettler in der heiligen Erde Zions, auf welcher ich als Befreier meines Volkes zu ſtehen hoffte. Ich fühl's, hier muß ich ſterben. Ich bete drum. Die Tragödie iſt ja ſchon geſchloſſen; was noch geſprochen wird, iſt unnöthig. —

„Ich hoffe! Ich hoffe! — Gott iſt gnädig. Die Prüfung, die er meinem Volke auferlegt, iſt hart und dauert lang, aber er wird ſie gewiß enden, — gewiß, gewiß! In der Hoffnung ſterb' ich; mein Glaub' iſt ein Fels.

„Vergeſſen Sie mich! Aber ſpotten Sie meiner nie, weil die Hand Gottes mich ſchlug. Ich fühl's zuweilen, ich verdiene ſeinen Zorn. Ich war's nicht werth. Gott, Gott! da ſteht er wieder vor mir. — Hinweg! — Ich that's . . . Hinweg! Gott will kein Blut. Er zermalmt mich, — er ſtößt mich hinab, und ich reiße mein Volk mit mir hinab, — — wehe mir, wehe euch! . . . .“

Hier brach er ab, die Sinne waren ihm vergangen; er hatte nicht vermocht, weiter zu ſchreiben.

Die ehrlichen Mönche hielten es mittlerweilen für an der Zeit, Baruch's fixe Idee durch ein gewagtes letztes Mittel völlig aus dem Sattel zu heben. Seine Krankheit ſchien ihnen auf dem Rückzug und ſie wähnten, jenes Mittel könnte, ſo ſchwach er auch noch immer war, — vielleicht eben deßhalb, ſeine berechnete Wirkung nicht verfehlen. So plump es auch immer war, — recht hervorgegangen aus dem Geiſte und dem Weſen mönchiſcher Inſtitutionen, ſo ehrlich war es doch gemeint; Proſelytenmacherei lag dabei durchaus nicht zu Grunde. — Jenes Mittel nun, welches die Mönche erſonnen hatten, und worauf ſie ſich nicht wenig zu gute thaten, würde von der Mehrzahl unſerer occidentaliſchen Doktoren und Pſychologen von 1835 zweifelsohne für läppiſch, kindiſch und abgeſchmackt erklärt werden, ſollte es je irgend einen chriſtlichen Menſchenfreund im Weſten zu einer auch nur analogen Nachahmung verleiten können; was jedoch nicht zu befürchten ſein dürfte, da im Weſten die Aufklärung bekanntlich bereits eine ſolche Verdünnung der Atmoſphäre hervorbrachte, daß man kaum einen Geiſt mehr findet, geſchweige gar, daß man an Geiſter glaubte!

Baruch lag in der Abenddämmerung auf ſeinem Siechbette. Um dieſe Zeit, wann die Sterne im Diamantſchimmer aus dem ſüdlichen Himmel hervortreten, der im transparenten Farbenzauber einer Glasmalerei prangt, wie das ungeheure Fenſter eines geheimnißvollen, innen glanzerfüllten Domes, pflegte gemeiniglich die irrige Vorſtellung, daß er ſelbſt der verheißene Meſſias ſei, ſich aus den ſchreckhaften Phantaſieen zu entwickeln, welche den Kranken meiſt in der Nachmittagsſchwüle beängſteten, und in denen ſich jede kreiſende Leuchtkugel, jedes ſchillernde Zitterblatt, jede Ranke, jede wunderſame, betäubend duftende Blüthe, jedes langleibig ringelnde, oder dickköpfig geſchwollne Ungeheuer alſobald wie im geſchüttelten Kaleidoskop in Manaſſe's blutiges Haupt verwandelte. Eine tiefe Erſchöpfung, während welcher Baruch's Pulſe kaum merklich ſchlugen, folgte in der Regel jenen wilden Fieberphantaſieen. Die Vorſtellung, daß er ſelbſt der Meſſias ſei, ſpannte dann alle geheimen Saiten ſeines Weſens wieder ſtraff an, daß alles in ihm Klang wurde, zuerſt Kriegsgeheul und Schlachtlied, dann grauſer Siegesjubel und Freiheitsgeſang. — —

Der Meſſias ſelbſt ſtand vor ihm, der Mittler, der liebend für Tauſende am Kreuze geſtorben war, ein holder Jüngling, umwallt von dunklem Gelock, im himmelblauen Gewande mit purpurnem Mantel, dornengekrönt. Süße Düfte, wunderbarer Lichtglanz erfüllten die Zelle, in welcher der Kranke lag.

Baruch erhob ſich mit halbem Leibe im Bette, rieb ſich die Augen und ſtarrte auf die Erſcheinung hin.

„Schaue und erkenne!“ ſprach der Meſſias ſanft und mild.

„Wer biſt du?“ ſtammelte Baruch, angſtbeklommen.

„Der Meſſias,“ klang die Antwort; „die Verheißung iſt erfüllt — durch den Tod und das Leben, denn das Leben iſt ohne mich ein Sterben, und der Tod ward die Pforte zum Leben. Der Fürſt der Liebe und des Friedens ſchließt das tauſendjährige Reich auf; — die Verheißungen bedeuteten nicht Kampf und Krieg, ſondern Verſöhnung und Liebe des Einen zu Allen, Aller für Alle.“

„O, gib mir den Frieden!“ flehte Baruch in tiefſter Seele wunderbar getroffen, — „biſt du der, von dem ich vieles hörte, ſo ſüß, wie Mutterlaute und Vaterküſſe, — biſt du's, o ſo gib mir den Frieden, — nicht mir, nein! nicht mir, — Tauſenden, meinen Brüdern, Frieden, das iſt: Freiheit, Kraft und Stärke, ſie zu gewinnen, zu erhalten, Freiheit, Freiheit .... und mir, wonach ich mich ſehne, Befreiung, — Tod.“

„Du forderſt, was ſich nicht gewähren läßt!“ erwiederte der Meſſias.

„Iſt der Löwe, der Tieger nicht frei?“ rief Baruch, „frei, um zu ſchaden? Und der Menſch, der Freiheit zum Segen anwendet, ſoll's nicht ſein?“

„Das Werk iſt vollbracht!“ ſprach der Meſſias zögernd, „du hängſt mit deinen Brüdern einer Hoffnung an, die ſchon ſeit achtzehnhundert Jahren erfüllt iſt!“

„Wär's möglich? Wäre mein ganzes Leben nur wachſender, mannbar gewordner Wahnſinn geweſen?“

„Die wahre Religion, die Religion des Friedens und der Liebe iſt endlich die Königin der Welt geworden;“ fuhr der Meſſias fort, „erkenne ſie, bekenne ſie und du wirſt ſelig ſein, deine Brüder werden's ſein, werden frei ſein, zwar kein geſondertes Volk mehr, aber Bürger jedes Staates!“

„Nein! Nein! Nein!“ ſchrie Baruch aufſpringend, ſein Auge flammte; „du lügſt! Du lügſt! Du biſt ein böſer Geiſt des Abgrund's, emporgeſtiegen, um mich zu verderben! Dein Wort iſt Gleisnerei und Verſuchung. — Steh', ſprich! — Iſt Gott ein einziger, oder gibt's deren mehr? — Hat dein Chriſtenthum einen andern, als wir? Iſt der unſrige ein falſcher? Wäre es denn Wahn, woran wir ſeit Jahrtauſenden glauben?“

„Wahn!“ erwiederte langſam der Meſſias.

Baruch ſprang wie ein Raſender auf die Erſcheinung zu; ſein Organismus zuckte wie von tauſend Leben. „Nein! Nein!“ ſchrie er. „Bin ich wahnſinnig? Nein! Nein! Ich fühle, ſehe, höre. Herab mit der Maske! Jetzt weiß ich, was unmerklich aus mir gemacht werden ſollte. O ich bin bei Sinnen, Betrüger! Ja, Betrüger, ſag' ich dir in's Antlitz! — Um dieſen Preis Eure Gaſtfreundſchaft, Eure Tränke, Eure Pflege! Um den Preis meines Glaubens! daß ich meinem Gott untreu werden ſoll, jenem Gott, der meinen Vätern treu war! Schon einmal ſchlug ich alles für ihn in die Schanze. Zum zweitenmal thu' ich's. Ich war wahnſinnig. Ja! jetzt erkenn' ich's! Ich wähnte, ſelbſt der Meſſias zu ſein; nun, Lügenprophet, weißt du, wer ich bin? — Du verſtummſt, Heiland?! — Wiſſe: Ein Mörder bin ich! — O, ich bin wieder vernünftig. Ja, Gott, der ewig Gerechte, hat Recht, daß er das Werk nicht ſegnete, welches von meiner Hand begonnen ward. Blut bringt keinen Segen. Die Freiheit muß mit reinen jungfräulichen Händen gepflanzt ſein! O ich Elender! Ich verlor mehr als mein Alles, ich verlor mich ſelbſt! Fiſcht' ich meine Millionen aus dem Grund des Oceans wieder empor, wer macht doch einen Mord ungeſchehn? Welcher Beweggrund heiligt ihn? Keiner! Keiner! Keiner! — Fort! Fort! Fort! Aus eurem verfluchten Hauſe! Ihr wolltet mich zum Chriſten machen, eh' ich's ſelbſt wußte, um mit dieſer Bekehrung zu prahlen, und meine Brüder durch das Beiſpiel meiner Treuloſigkeit zu entmuthigen. Ich finde jetzt alles zuſammen. O, ihr habt klug gerechnet und doch mach' ich euch einen Strich durch die Rechnung. Fort aus der Höhle der Schlangen! Fort! Fort, nach Europa, die Gerechtigkeit ſoll mich finden; alles ſoll man an mir ſtrafen, — nur Eins ſoll in mir mein ganzes Volk nicht brandmarken, nur Verrath, nur Treuloſigkeit nicht. Soll Gott uns fürder treu bleiben, wenn wir es ihm und uns ſelbſt nicht bleiben? Freiheit um ſolchen Preis?! Nein! Nein! Nein! Ich will ſterben, ſterben; ach, ſtrafwürdig, verachtet möcht' ich als Sühnopfer ſterben, daß mein Volk frei wird. Ich ſterb' in Verzweiflung an Allem, was Menſch heißt, aber treu ihm, dem Einen, treu meinem Gott!“

Die Erſcheinung war verſchwunden. Baruch ſank völlig entkräftet, ohnmächtig zu Boden. Nach einer kleinen Weile traten die Mönche herein, nicht wenig beſtürzt, daß ihnen ihr Plan, der ihnen ſo unſchuldig als klug gedäucht hatte, ſo völlig mißglückt war. Mit Schrecken ſahen ſie, welche heilloſe Wirkung jener Auftritt auf den Organismus des Kranken hervorgebracht hatte. Seine Augen ſtanden ſtier offen, Arme und Beine hatten ihre Elaſtizität verloren; er glich einem ablaufenden Uhrwerke, deſſen Schlüſſel man verlegt oder verloren hat. Er ließ Alles mit ſich machen; aber keine ſtärkende Arznei vermochte die verwelkende Lebensthätigkeit wieder zu erfriſchen. Er ſprach keine Sylbe, — nicht aus Starrſinn, nein, das Organ ſchien gelähmt; Rahel weinte an ſeinem Bette und zerraufte ihr Haar. So lag er acht Tage, und mit jedem neuen Morgen war ſein Antlitz gefurchter, ſein Auge matter; die Mönche berechneten ihm auf die Sekunde den Augenblick ſeiner Auflöſung voraus.

Und doch verrechneten ſie ſich. Der letzte Termin, den ſie ihm gegeben hatten, verſtrich, und Baruch ſchien am nächſten Morgen nach jener Friſt wie durch einen Zauberſchlag verändert, faſt verjüngt. Seine Augen waren von neuer milder Gluth belebt, — die Wange, die Lippe geröthet, wie von Maien-Anhauch. Rahel trat in die Zelle; ſie erſchrak, als ſie die Veränderung gewahrte; ſie wähnte, einen ganz andern Menſchen vor ſich zu ſehen.

Baruch winkte ihr lächelnd zu ſich. Sie kniete vor ihn hin, er faßte ihre Rechte und drückte ſie an's Herz.

„Ich möchte leſen,“ ſprach er.

Ein Buch aus der Kloſterbibliothek, welches der pflegende Mönch zurückgelaſſen, lag noch aufgeſchlagen auf dem Tiſche. Rahel brachte es ihm. Er nahm es in die Hand und las, immer eifriger, aufmerkſamer; ſeine Züge verklärten ſich in wunderbarer Heiterkeit, wie ſeit langen Jahren nicht. Endlich gab er ihr das Buch zurück und wies ihr mit dem Finger auf eine Stelle. Sie las. Es war die Stelle aus der Offenbarung Johannis:

> „Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben."

Rahel verſtand die Worte. Sie preßte weinend heiße Küſſe auf die Hand ihres Freundes und Wohlthäters.

Er deutete mit dem Finger in eine Ecke der Zelle, auf welche er freudig lächelnd hinſtarrte. „Siehſt du ihn?" fragte er Rahel leiſe.

„Wen, mein Vater?"

„Den Fürſten der Liebe, den wahren, den Boten des Herrn! Er hat eine Wunde in der Bruſt. Darin ſchimmert ein Herz wie eine Sonne, — — Licht, Licht iſt Alles. Er winkt mir, er ſtreckt mir die Arme entgegen. „Treue, Freiheit!" hör' ich recht? Ja! das ſpricht ein wahrer Meſſias, — ja, Brudertreue, Freiheit! das iſt die Sonne, das Aug', das Herz des Vaters! Bin ich nicht ein Jude? Und doch winkt mir der Gekreuzigte?! Eine Krone auf ſeinem Haupte! Das ſchimmert! Bluttropfen! Liebesthau! Ach, mir fällt ruckweiſe eine Laſt von der Seele. — Leb' wohl! ich muß fort! fort! Ins Weite. Alte Hoffnung! Alte Treue! Brüder! rings Brüder! Chriſten, Juden, Heiden; Herz an Herz! dort! Die Thore des neuen Zion, ſchimmernd von Sonnenlicht, — — weit auf. — Kein König, — kein Meſſias, kein Thron, — — Alle frei... Brüder... Ach, was zuckt mir im Herzen? — — — Wie ein Vaterblick!... Ich komme! Ich komme!"

Er ſtreckte die Arme aus, — — ſeine Bruſt hob ſich höher, er athmete noch einmal, — zum Letztenmal. Mit offnen Armen ſank er zurück.

Die in Jeruſalem wohnenden Juden weigerten ſich, ſeiner Leiche zum Grabe zu folgen. Sie betrachteten ihn als einen augenſcheinlich von Gott Verfluchten; der Umſtand, daß er in einem chriſtlichen Kloſter Aufnahme und Pflege gefunden, erweckte überdies noch das Gerede unter ihnen, daß er ſeinem Glauben abtrünnig geworden ſei. Von ihm hatten ſie Alles gehofft, ſo viele europäiſche Juden waren auf ſeine Veranlaſſung ſchon früher nach Paläſtina gezogen und befanden ſich nun dort in bitterer Noth. Der Egoismus machte ſeine Herrſchaft geltend. Sich treu-einig zuſammenzuthun, und durch eigne Kraft zu beginnen, durchzuführen, was er gewollt, — dazu fehlte ihnen das Vertrauen auf ſich ſelbſt.

Und ſo lange die Juden dies entbehren, — wird kein Opfer von Millionen den Fluch verſöhnen, der auf ihnen liegt, ſo lange wird ihre Gegenwart ſtets blos dürres, blüthenloſes Hoffen auf die Zukunft ſein.

Sie ſpieen aus, als Baruch's Leiche vorübergetragen wurde. — Arme Verblendete! Erkennt euch ſelbſt, fühlt jeder den Meſſias im Herzen, und ihr ſeid ganz, gewaltig, frei!

Rahel allein kniete an ſeinem Grabe im Thale Joſaphat. Sie nahm eine Scholle auf, und dann — den Wanderſtab, um ſein Teſtament zu beſtellen.

Punkte.

, **Theater in Frankfurt.** Am 25ſten (zum Vortheil des Herrn **Becker**) zum erſten Mal: „**Albrecht Dürer in Venedig**, von Schenk, und „**die Brunnenfahrt**," Lokalpoſſe in 3 Aufz. im Frankfurter Dialekt. — **Albrecht Dürer in Venedig**, Schenk's beſtes Drama, iſt denn auf der hieſigen Bühne noch eine Novität, nachdem es ſogar längſt **gedruckt** iſt! — Nun, — wie Gott will! — Die Darſtellung war faſt unter aller Kritik. Außer Herrn **Becker** (Dürer) kannte Niemand ſeine Rolle. Herr Hendrichs wußte nicht, was er aus ſeinem Marc Anton machen ſollte, und ſpielte — hauptſächlich die zweite Hälfte dieſer Rolle — ohne allen Zuſammenhang. Tizian paßte für Herrn **Weidner** durchaus nicht. Unausſtehlich war Dem. **Leclers** als Anna; wenn ſie von ihrer monotonen Koketterie nicht abläßt, ſo wird man ihr Spiel bald noch ärger nennen müſſen. Herr **Becker** (Dürer) hatte große Sorgfalt auf ſeine Maske verwendet und ſah dem Nürnberger Meiſter impoſant ähnlich. Er ſprach die ſchönen Verſe mit Luſt und Liebe. — „**Die Brunnenfahrt**" iſt eine ſchaale Gemeinheit, wie wir ſeit langer Zeit keine ähnliche ſahen. Man wird uns die Analyſe derſelben erlaſſen. In der Seele weh that es uns, daß ſich eine **Lindner** dazu hergeben konnte, darin ein Frankfurter Waſchweib darzuſtellen. Herr **Haſſel** gab ſich alle mögliche Mühe, ein originelles Genrebild aufzuführen, welches ſeinem klaſſiſchen Bürgerkapitän gegenüber geſtellt werden könnte; aber „gegen Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens." Herr **Becker** (Schnatter) that gleichfalls redlich das Seinige, doch umſonſt. Als der ſilberweißköpfige **Leißring** ſeine Nachbildung des Tartüffe losließ, wäre zu wünſchen geweſen, daß keine Jugend im Theater ſei. — — Das Amüſement des Pöbels ſollte man, wenn man für die Bühne ſchreibt, nie berückſichtigen dürfen oder gar wollen! — —

, In der Commüne Poſés, Canton von Pont-de-l'Arche (Eure), beſaß ein Schiffer ſchon ſeit geraumer Zeit eine Höllenmaſchine, die, genau nach dem Syſtem Fieſchi's, aus 16 Läufen von ſtarkem Kaliber konſtruirt war. Er hatte ſie vor ungefähr zwei Jahren im Kanal Saint-Martin in Paris gefunden, und ſich derſelben in ſeiner Gemeinde bei öffentlichen Feſtlichkeiten ungeſcheut bedient.

, Seit Kurzem ſind die Skulptur-Werke der franzöſiſchen Künſtler in Rom zu Paris angelangt; ſie beſtehen aus 3 Basreliefs, 3 Statuen, 3 Büſten und einer kleinen Gruppe (ſämmtlich von Marmor). Eines von jenen drei Basreliefs ſtellt die Chimera vor, welche Tod und Verwüſtung [illegible]. Nächſtens werden ſämmtliche Bildwerke öffentlich ausgeſtellt.

, Als neue, noch nicht gegebene Stücke, die aber bald auf die Bühne kommen werden, kündigte man eine Tragödie des Delavigne und ein Vaudeville: „Mallet," an. Die Tragödie des freilich jetzt nicht mehr ſehr geachteten Dichters der Messéniennes wurde von dem Comité des Théâtre-Français kürzlich vorgeleſen und angenommen. Das erwähnte Vaudeville behandelt die merkwürdige Verſchwörung und den Tod des Generals Mallet während des ruſſiſchen Feldzugs. Ueberhaupt giebt die neueſte Geſchichte Frankreichs den Theaterdichtern reiche Ausbeute. Ein auf dem Vaudeville gegebenes kleines Stück: „le curé de Champaubert," fand, obgleich unbedeutend, einigen Beifall wegen der Art, wie die Kriſen von [illegible] und 1814 in die Handlung verflochten waren.

, Nach der Berechnung eines Oppoſitions-Journals werden [illegible] Arbeiter durch Preßgeſetze brodlos werden.

, **Arago** hat den Halley'ſchen Kometen beobachtet, und wird in der franzöſiſchen Akademie über ihn eine Vorleſung halten. Bald wird der Komet dem unbewaffneten Auge ſichtbar ſein.

, Zum Gedächtniß an das Mordattentat vom 28. Juli wurde eine Medaille geprägt, welche auf der einen Seite das Bild des Königs und auf der andern die Inſchriften enthält: Dieu protége la France, und: Attentat du 28 Juillet.

Nº 207.

1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 2. September.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

Novelle.

Immer herbſtlicher begann der Wind über die Gipfel der Bäume und Berge hinzuſtreichen, und der Tag verlor immer mehr gegen die Nacht, die ihn Schritt vor Schritt immer weiter zurückdrängte, wie König Ludwig die Lothringer. In der bunten Welt des franzöſiſchen Hofes, in den fröhlichen Reihen ſeiner Krieger bemerkte man nur eben heute dieſen ſcharfen Wechſel der Jahreszeiten, weil er dem Könige die höchſte Jagd eröffnete, die je auf Nancys geſegneten Fluren gehalten wurde; Jäger und Wild trugen ja goldene Kronen.

Es ſchlug ein Uhr nach Mitternacht. In der Wohnung des Kardinals Lavalette in Neufville, ein Stündchen von der alten Mutter-Veſte Nancy, zeigte ſich ein ungewohnt reges Leben. Viele Lichter blitzten hie und da durch das Dunkel der Gärten, und das Haus ſelbſt glänzte, trotz der ſpäten Stunde, in beſonderer Helle. Um daſſelbe her zog ſich ein weiter Kreis von König Ludwigs Garden. Vor den Hauptgemächern im Innern ſtanden zwölf Schweizer mit gezogenem Säbel; ſie nannten ſich eine Ehrenwache; in den untern gewölbten Gängen des weitläuftigen Gebäudes waren zehn bis zwölf verlorne Poſten aufgeſtellt, die beim mindeſten Geräuſch einander zuriefen, aber leiſe, ohne die Stimme mehr, als gerade nöthig war, zu erheben.

Den Hof und nächſten Gartenraum nahm Lieutenant Pontis ein mit ſeiner ſtattlichen Compagnie, die meiſt aus adligen Volontairs und zahlreichen Fähnrichen beſtand, die der geachtete und tapfere Offizier Sitte und Kriegsrecht lehrte auf der Doppel-Hochſchule des Feldes und der Galanterie. Jetzt wurden auch hier Schildwachen ausgeſtellt, von ſechs zu ſechs Schritten, die eine undurchdringliche Sicherheitskette bildeten; Pontis ſelbſt ſtand mit einem der Soldaten unter einem alten vieläſtigen Kaſtanienbaume, der mit weit ausgreifenden Armen ſeinen dunklen [illegible] ſie zog, ohne ihnen die Fenſter Herzog Karls von Lothringen zu verbergen.

Das Aufſchlagen des einen Flügels derſelben durchſchnitt die klare Luft, und eine frappant ſchöne Phyſiognomie zeigte ſich, wie ein Bild im Rahmen, im Schimmer der brennenden Kerzen eines Armleuchters, den ein junger blaſſer Mann, ſeitwärts in der Fenſtertiefung ſtehend, hielt, als wolle er die Nacht da drauſſen, oder die vielleicht noch tiefere im Innern ſeines Gebieters, durchleuchten. Der Herzog war noch in der vollſten Blüthe ſeiner Kraft; er hatte eben ſein dreißigſtes Jahr angetreten. Übermuth, Jähzorn, und ein wunderlicher Anflug guter Laune, ein unbezwinglicher Humor, der faſt zu natürlich war für einen Herrn der damaligen Zeit, und nur einem Künſtler, einem Vilain angeſtanden haben könnte, ſtritten um den Vorrang des Grundzuges in dieſem geiſtreichen Geſicht, in welchem das weiche Schwellen zweier Lippen, die einen Minneſänger geziert haben würden, mit der kühnen Adlernaſe des lothringiſchen Geſchlechts ſeltſam genug kontraſtirten. Mit einem ganz eignen Blicke, in welchem faſt drollige Schlauheit mit gutmüthiger Ehrfurcht ſich, ſeltſam genug, vereint zeigten, ſtarrte Lieutenant Pontis, von ſeinem Baume aus, ſein Opfer an. Karl von Lothringen hörte ihn, aber er ſah ihn nicht. Jetzt bog ſich der Herzog weit vor, und ſchien, mit beiden auf die Baluſtrade geſtemmten Händen, herab zu ſchauen, um die Höhe des Fenſters bis zur Erde zu meſſen; dann wandte er ſich einen Augenblick, der dienſtthuende Kämmerer trat zurück, und das Licht verſchwand.

Der Herzog blieb noch eine Weile und ſah in die dunkle Nacht hinein, indem er eines der zahlloſen Liebeslieder auf die ſchöne Marion de Lorme trällerte, die damals an der Tagesordnung waren, und ebenſowohl den Edelmann bezeichneten, als die Stickereien und Schleifen ſeines Kleides. Plötzlich unterbrach er ſich bei'm Klang von Pferdetritten, die über die Ebene hinſchallten und ſich immer mehr und mehr zu nähern ſchienen; er rief die Schildwache an. Schnell legte Pontis dem Soldaten die Hand auf den Mund, und antwortete an ſeiner Statt.

„Schildwache!“ rief der Herzog abermals, „ich höre viel Lärm auf der Straße, was bedeutet das?“

„Es iſt ein Kavallerie-Korps, das die Runde macht, gnädigſter Herr.“

„Wie ſtark?“ frug der Herzog weiter.

„Zweitauſend Mann, Durchlaucht;“ erwiederte Pontis, als Schildwache das Geſpräch fortſetzend.

„Zweitauſend Mann! So ſtark pflegt die Wache nicht zu ſein; man muß ſie verſtärkt haben.“

„Verzeihung, gnädiger Herr, ſie iſt immer ſo ſtark.“

Der Herzog lachte. „Ei nun, einige hundert Mann läßt du dir wohl abdingen, guter Freund! Du ſetzeſt ihr etwas zu, was allerdings weit beſſer iſt, als wenn ſie uns zuſetzte! Wer kommandirt?“

„Jeder hat ſeine Reihe,“ erwiederte der Lieutenant mit einer Verſchmitztheit, gegen welche der ſeinen Zügen eigne Ausdruck großer Rechtlichkeit und Urbanität um Haltung kämpfte, als widerſtünde des Mannes Charakter, ihm unbewußt, der Rolle, zu der ihn Gewohnheit des Gehorſams und Neigung zu ſeinem Könige gedrängt. „Jeder kommandirt, wenn es ihn trifft, die Marſchälle, die General-Lieutenants, und noch eine Menge andrer Offiziere.“

„Wahrhaftig!“ ſagte Karl ganz ernſthaft, und ein feines, wohlgefälliges Lächeln über des Mannes Geſchicklichkeit ſchwebte auf ſeinen Lippen. „Ja! ja! die Wache iſt gut und äußerſt nöthig; um ſo weniger haben wir zu fürchten!“

Pontis fügte raſch hinzu, daß ſie immer nur da ſo zahlreich ſei, wo der König übernachte.

„Und ſein Pfaffe,“ murmelte der Lothringer. „Aber,“ frug er nun wieder laut, „ſpreche ich denn nicht mit einem Offiziere?“

„Ein armer Kadet, Ihro Durchlaucht zu dienen.“

„So! An deinen Reden, guter Freund, hätte ich für ſehr gewiß geglaubt, den Offizier zu erkennen. Nun gleichviel, Kamerad, da du alſo Soldat biſt, ſo ſage mir doch, wie lange treibſt du ſchon dein Handwerk? oder,“ lächelte er wieder vor ſich hin, „wie lange treibt es dich?“

„Es werden jetzt zehn bis zwölf Jahre ſein, gnädigſter Herr.“

„Und wie lange ſtehſt du bei der Garde?“

„Das ſind jetzt ſieben Jahre.“

„Wie iſt denn das? Das iſt ja eine halbe Ewigkeit! Und du dien'ſt ſo fort, ohne belohnt zu werden, für deine Dienſte? Wie iſt's, daß du nicht avancirſt?“

Die Frage traf tiefer, als Karl vermuthen konnte. Der Sieur de Pontis war längſt kein Knabe mehr, und doch nur Lieutenant! Seit dreißig Jahren ſpielte das Geſchick mit ihm, erhob ihn, machte ihn zum Günſtlinge des Königs, überhäufte ihn oft mit Geld und Gut, und warf ihn dann im nächſten Augenblicke zurück in ſeine Unbedeutenheit und Armuth. Der Kardinal war ihm nicht gewogen, doch feindete er ihn auch nicht an, weil der Zufall ihn ſtets der Mühe überhob, dem armen Schlucker perſönlich zu ſchaden. Der König ſchenkte Pontis nach und nach eine Compagnie, machte ihn zum General-Commiſſair, verband die vortheilhafteſten Privilegien mit dieſer Stelle, ernannte ihn zum Erben einer ſpaniſchen Leinwandhändlerin der Königin, deren Vermögen dem Staate zufiel, weil ſie nicht naturaliſirt worden; — alles vergebens! Vermögen und Ehrenſtellen ſchmolzen unter ſeinen Händen wie Wachs, er war und blieb ein armer Lieutenant, der nie auf einen grünen Zweig kommen konnte. Man flüſterte ſich zu, die Liebe habe ihn nicht beſſer behandelt als das Glück, indeſſen hat uns die Geſchichte kein Zeichen davon bewahrt, und nennt den Sieur de Pontis nur bei jeder Gelegenheit, wo ſich bedeutende perſönliche Gefahr, mit einer möglichſt geringen Ausſicht zu Auszeichnung, Belohnung oder Avançement verbanden. Breſchen erſtürmen, Minen anlegen, Inſtruktionen überbringen, und tauſendmal ſein Leben auf eine Kugel ſetzen, das war der ganze Wechſel ſeiner bunten Kriegestage, deren einziges Glück in der Achtung ſeiner Kameraden beſtand, die ihn ſeiner Bravour und Rechtlichkeit, beſonders aber ſeiner ungemein verſtändigen und vornehmen Haltung und ſeines würdevollen Benehmens wegen ehrten und liebten.

(Fortſ. folgt.)

Profeſſor Rauch's Werkſtätte zu Berlin.

In der ſandigen Mark, wo die grünen Wellen der Spree klein Berlin umarmen, wohnt der große Meiſter, deſſen Namen das Pantheon der Kunſtgeſchichte den kommenden Geſchlechtern aufbewahren wird. — Der Genius des Menſchen ſpricht aus deſſen Mienen. So hier. Der Anblick Rauch's allein, die plaſtiſche Geſtalt, das helle Auge, die hohe Stirn heben jeden Zweifel, und beruhigt ſpricht die innere Stimme: ja, das iſt der Mann, welcher Louiſen's weiche Züge dem harten Marmor eingedrückt, und Blüchers Heldengeſtalt der Nachwelt aufbewahrt. Mag die Ahnung auch zu Zeiten trügen, bei Thorwaldſen und Rauch ſpricht ſie wahr, die plaſtiſche Kunſt wählte ſie zu ihren Jüngern und bildete ihr Angeſicht, daß auch die Welt ſie dran erkennen möge.

Früh ſprach ſich bei Rauch die Neigung zu jenem Stande aus, deſſen Zierde er nun geworden iſt, da er ſchon als Knabe die Wände mit den Geſtalten ſeiner Phantaſie bemalte, die Königin von Preußen ſendete ihn nach Rom, damit der Genius in der Kunſtſchule gebildet werde. Der Tod reichte Louiſen ſeinen bittern Kelch und dankbar errichtete ihr Rauch das ſchönſte Denkmal, einer Königin würdig; in holden Schlummer ſcheint ſie eingewiegt, die liebliche Geſtalt, welche im Leben durch Geiſt und Körperreiz zu entzücken wußte. Des Todes Schakal, die gräßliche Verweſung wird ſpurlos über jenes herrliche Gebilde ſchreiten, zu welchem Lieb' und Dankbarkeit den Meißel geführt.

Mit dieſem Gedanken trat ich in Rauch's Werkſtätte und fand ihn beſchäftigt, das Modell zu einer Danaide in Thon zu bilden, welche den einen Fuß auf einen Stein gehoben, mit dem Knie einen Krug ſtützt, den ſie ausgießt; der Kaiſer von Rußland hat die Figur in weißem Marmor beſtellt. Wenn ich etwas tadeln ſollte, ſo wäre es das Gewand auf dem Knie, wo der Stoff zu dick erſcheint; hat der Künſtler den Fehler der Alten, welche naſſe Leinwand uber die Formen legten und dadurch von der Natur wichen, vermeiden wollen und iſt er dadurch in den Fehler des Gegentheils gefallen? möglich, daß dem Marmor noch manches genommen wird, ich beurtheilte nur das fertige kleine Modell, nach welchem das Große ſo eben gearbeitet wurde. Das Vorbild zu dem Kopfe gibt eine Eingeborene des Landes, in vollendetem Ebenmaße ſind die Züge. Rauch meinte, man müſſe nur zu ſuchen verſtehen, ihm ſei das vollendete Schöne in Italien ſo ſelten erſchienen als hier, aber man glaube nun einmal, es müſſe weit herkommen. — Ja, das iſt eine Krankheit der Deutſchen, eine Schande, ſagt' ich lieber noch; man darf nur umherblicken, wie ſich dies ausſpricht. Da war z. B. im verwichenen Jahre auch eine Kunſtausſtellung in Berlin, Alles gafft, und läuft die Säle auf und nieder, aber das Urtheil hält man zuruck und warum? — um erſt zu hören, was Kenner wie Rauch oder der bekannte Maler Krüger ſagen; Künſtler, deren Urtheil eine Welt voll Alltagsfliegen aufwiegt? — O nein, man wartet bis Madame Aglie erſcheint, welche auch den Pinſel führt, und — was mehr als das gilt, eine — Italienerin iſt, freilich leiſtet ſie nicht viel, und wer verlangte dies? iſt ja das Wenige ſchon ſchätzenswerth, aber der italiäniſche Himmel, unter welchem ſie das erſte Bad empfangen, gab ihr die Weihe, ſie muß es wiſſen, beſcheiden treten die Heroen deutſcher Abkunft in den Hintergrund; endlich verſchwindet der welſche Stern, und Jeder weiß nun, was er von den Kunſtwerken zu halten hat und das Urtheil tritt frei in die Welt hinein; — ſo iſt der Kaſtengeiſt hier. Auch ein Sammler hat leichtes Spiel und gewinnt doppelt, denn er iſt hier im Stande durch den Ankauf, erſtens in den Ruf der Gelehrſamkeit und zweitens in Vortheil zu kommen, denn es ſcheint bei weitem noch nicht genug unter den alten Kunſtwerken aufgeräumt zu ſein. Der Beweis liegt ſchon in folgendem Beiſpiele, daß Herr von Breſſon unter anderen werthvollen Sachen eine Venus in Lebensgröße von Lucas Kranach, eine Mondſcheinlandſchaft von Claude Lorrain, dann eine alte Anſicht von Paris in zwei großen Bildern, auf welchen noch der bekannte Thurm von Nesle zu ſehen, von Callot gemalt, und endlich eine Familienſcene von Vaſari, für etwa hundert und zwanzig Thaler, ich ſage, dieſe Bilder alle für 120 Thaler zu verſchiedenen Zeiten aufkaufen konnte. Rauch, in deſſen Werkſtätte ich mich ſo gern zuruckverſetze, war kürzlich von einer Reiſe heimgekommen, die er nach Öſtreich und Baiern unternommen hatte. König Ludwig, welcher der Kunſt ein Freund, ein Schirmer, ja mehr als das, ein Genoſſe iſt, übertrug unſerm Meiſter manches ſchöne Werk. Ich erwähne zuförderſt das Denkmal, welches ſchon im Oktober vollendet vor der Reſidenz in München aufgerichtet daſtehen und aus gegoſſenem Metall ſich dreißig Fuß hoch erheben ſoll. Auf mächtigem Piedeſtale ſitzt König Max und ſtreckt mit etwas vorgebogenem Leibe die Rechte ſegnend unter dem großen römiſchen Mantel hervor. Der Anblick iſt erhebend, die ſitzende Stellung nicht ſo verbraucht, als das Stehen oder Reiten, doch um ſo ſchwieriger auszuführen, weil ſie an ſich minder erhaben iſt. Die größte Schönheit liegt in der Ruhe. Das fühlten ſchon die alten Griechen, aber das Sitzen iſt ein Zwitter des Ruhens und Liegens. Doch Rauch verſteht es zu bilden, auch hier hat er das Höchſte erreicht. Minder gefällt mir das Ausſtrecken der Hand zum Segen, ſchöner iſt das Amt des Herrſchers, die Rechte zum Schutze des Schwachen emporzuhalten. Mehr Despotie liegt in dem Gedanken, welcher in Peters Statue auf dem finniſchen Felsblock zu Petersburg ausgedrückt worden iſt; — ſo ſteht der Herr über den Sclaven! Vier Löwen zieren das Fußgeſtell, welches mit Basreliefs umgeben iſt; auf der vordern Seite lieſ't man die Inſchrift:

Max. Joseph.
Regi Bavariae
Cives Monachenses
MDCCCXXIV.

Dieſe Seite trug nach dem erſten Plane nichts als jene Worte, doch ſpäter fand der Meiſter, daß die Verbindung der Basreliefs auch hier nicht unterbrochen werden durfte und ſo wurde denn paſſender Zierrath dazu gemacht und jene Schrift in eine Tafel gefaßt, welche in deren Mitte ſchwebt. Eine zweite Beſtellung, welche jedoch weniger ihrem Ziele nahe iſt, ſind: ſechs Statuen der Victoria, vier davon in ſtehender, zwei in ſitzender Stellung, geflügelt, mit Kränzen in der Hand, aus carrariſchem Marmor. Ich ſah drei davon in den unteren Gemächern in Arbeit. Welch eine Fülle von Schönheit! man ſtaunt den Genius an, welcher ſie in's Leben rief. Hoch ragen die Geſtalten über Menſchengröße hinaus und erhöhen dadurch den Eindruck, den die edlen Formen, der reiche und ungezwungene Faltenwurf, wie die ganze Harmonie der Stellungen erregt, und doch ſind es nicht Geburten einer freien Phantaſie. König Ludwig beſtellte ſechs Victorien und erlaubte nicht, daß jede derſelben die Attribute eines beſonderen Standes trage, wodurch dem Bildner ein größerer Spielraum gegeben und eine größere Verſchiedenheit entſtanden wäre. Der König mag einen vielleicht nicht zu tadelnden Plan dabei gehabt haben, wenn man ihn ganz kennt; doch meine Wahrheitsliebe erlaubte mir bis heute nicht, lobend einzuſtimmen. Der Zweck dieſer ſechs Ruhmgöttinnen iſt, einen Raum zwiſchen den Säulen einzunehmen, welche die Fronte des Pantheons in Donauſtauf bei Regensburg zieren. Hart an dem Ufer des Danubius hebt ſich dieſer Tempel, nicht wie die Werke neuer Zeit, welche ein armes einſeitiges Intereſſe verfolgen und einer Provinz geweiht ſind; nein, dieſer Bau iſt den großen Männern unſeres deutſchen Vaterlandes geweiht. Bis unter den Giebel iſt das Gemäuer vollendet. In ehrfurchtgebietender Größe übertrifft es Alles, was in der Art bisher geſtaltet wurde. Im Herzen des mächtigen Reiches, an dem größten unſerer Flüſſe ſteht die Säule dreihundert Fuß über dem Donauſpiegel, koloſſale Marmorſtufen führen von oben herab bis in das Waſſer, welches, ein Bild der Zeit, dahinrauſcht; doch entfernt davon, das Angedenken unſerer Heroen zu bedecken, den Fuß des Pantheons mit Ehrfurcht küßt. Rauch behauptet, noch nichts Ähnliches geſehen zu haben. Der Eindruck, den der großartige Bau mache, ſei gewaltig, er ſelbſt habe die Stufen geküßt. Ein Beweis, wie die kühnſte Erwartung eines großen Künſtlers überflügelt wurde. König Ludwig nimmt ſich der Sache mit Liebe an und jeder Deutſche muß dem Manne danken, der ſo ein Band wirkt, welches uns alle mehr oder minder umfaßt und zur Freude ſtimmen muß. Leider hat ſich ſeit Karl's goldener Bulle das Intereſſe am Vaterlande immer mehr vereinzelt, dieſes Streben wurde politiſch genährt und leider haben wir die bitteren Früchte dieſer Staatsklugheit koſten müſſen. Die geförderte Eigenmacht zertrat das allgemeine Vaterländiſche. Gott Lob, wir fangen an, uns zu gewöhnen und bleibt uns nur ein Herzog Friedrich mit der leeren Taſche fort, ein leeres Herz für's Ganze wird weniger bemerkt. König Ludwig erfaßte hierin das Höchſte. Noch iſt die Wahl nicht getroffen, weſſen deutſchen Mannes Standbild des Tempels Hauptanſicht ausfüllen ſoll. Als Rauch im Juli dem Könige dort vorſchlug, ein rieſiges Standbild Karl des Großen, aus Erz gegoſſen, dazu anfertigen zu laſſen, weigerte ſich der Herrſcher: „die großen Geiſter" — ſo ſprach er — „ſind ſich alle gleich, die Krone erhöhet nicht des Mannes Werth." — Königliche Worte!

In Rauch's Werkſtätte iſt auch das Modell eines Denkmals für Albrecht Dürer zu ſehen, welches die Stadt Nürnberg anfertigen läßt, doch können nach des Meiſters Ausſage wohl noch 5 Jahre bis zu ſeiner Vollendung verfließen. Die Figur Dürer's ſteht im großen altdeutſchen Mantel und hält einen Griffel in der Hand, erſt ſollte es ein Lorbeerreis werden, Rauch hat aber die Blätter davon geſtreift und ſo blieb ein Stäbchen übrig; die Geſtalt wird 10 Fuß, das Piedeſtal 18 Fuß hoch. Die Basreliefs daran verſinnlichen alle berühmten Männer, welche Nurnberg erzeugt, ſo daß es eine Gedächtnißtafel für Viele wird. Ebenfalls aus Bronze hat die Stadt Poſen die Statuen von zwei ihrer berühmteſten Herzoge beſtellt, Miecislaus und deſſen Sohn Boleslaus. Der erſte ſetzte das Chriſtenthum ein, der andere vergrößerte das Land durch ſeine Siege. Die Hauptkirche in Poſen iſt beſtimmt, die Kunſtwerke aufzunehmen, ſobald ſie des Meiſters ſorgſamen Händen entruckt werden können. Die Stadt wollte ſie aus carrariſchem Marmor haben, Rauch ſchlug indeß vor, weil Poſen eine Feſtung, das minder zerſtörbare Metall zu wählen und ſo ſoll es nun auch geſchehen. Miecislaus deutet mit der Rechten nach dem Kreuze, welches aus runden Stucken zuſammengeſetzt, an ſeiner linken Schulter lehnt. Boleslaus ſtützt ſich auf ein mächtiges Schlachtſchwert. Eine ruhige würdige Stellung und das ſchön gewählte Koſtüm, wozu das zwölfte Jahrhundert geſeſſen mit Helm, Bruſtſtück und Panzerhemd, feſſeln das Auge, wie die Embleme ſinnig die Herolde ihrer Thaten ſind. In Berlin wollte Konig Friedrich Wilhelm III. dem großen Friedrich ein Denkmal bauen, wie auf ſeinen Wink fur den Furſten von Deſſau, für Blücher, für die Generale Scharnhorſt und Gneiſenau errichtet wurden. Profeſſor Rauch wurde aufgefordert, ein Modell zu liefern, dieſes iſt aber verworfen und der Plan für's erſte bei Seite gelegt. Obgleich nun die Ausführung ſchwerlich in's Leben treten wird, ſo möchte es doch nicht ganz unintereſſant ſein, des Künſtlers Idee kennen zu lernen, ſie beſtand eigentlich in nichts neuem, denn es ſollte eine 120 Fuß hohe Erzſäule errichtet werden, welche ſich ſpiralförmig emporwindet und worauf die Thaten des Königs in einer fortlaufenden Reihe von Basreliefs dargeſtellt werden, vor der Säule: Friedrich II. zu Pferde. Solche Säulen exiſtiren zu Paris, Rom und Konſtantinopel; ein König zu Pferde, im Schritte daherreitend, iſt noch öfter zu ſehen. Ich meine, man hatte ſo großes Unrecht nicht, die Sache ad acta zu legen. Auch dieſer König ſollte wie Max die Hand ſegnend ausſtrecken.

Das Modell zu einer Arbeit, die der freien Luſt des Künſtlers entſprießen ſoll, wozu er ſich ſelbſt aufforderte, worauf wir deßhalb um ſo zuverſichtlicher blicken können, iſt die Zuſammenſtellung der drei edelſten Geſchöpfe: Menſch, Pferd und Löwe. Das Pferd bäumt ſich, durch das Thier der Wüſte erſchreckt und ſeine Nüſtern werden weit, der Reiter ſitzt darauf, die linke Hand um den zurückgebogenen Hals geſchlungen, indeß die Rechte einen kurzen Jagdſpieß ſchwingt, den Löwen zu durchbohren, der an des Pferdes Hals emporſpringen ſoll, jedenfalls keine beſſere Idee als die erſte, wo er ſich in den Bauch des Pferdes haut. Wünſchenswerth wäre es, wenn die Kunſt ſtets frei wirken könnte, aber der Eigenſinn der Halbkenner oder jener Leute, an denen das Geld das Beſte iſt, zwingt die freie Kunſt; ihr mißfällige Wege zu laufen, weil nur auf dieſen Pfaden die Manna regnet, welche der bellende Magen täglich mehr als einmal begehrt.

Der Liebhaber plaſtiſcher Kunſt wird einen reichen Genuß haben und, wie ich, die Stunde, in der er Rauch's Werkſtätte beſieht, wo auch eine Sammlung Porträts vorhanden iſt, zu den wenigen zählen, welche ihm in dem hirnloſen Strudel großen Gedränges nicht verloren gingen.

J. P. Oldenburg.

Punkte.

⁂ Eine ſpaniſche Zeitung widerräth ihren Landsleuten die Konſtitution von 1812 mit den Worten: „Es iſt ſehr unzweckmäßig, ein Mädchen von 24 Jahren zu heirathen."

⁂ Herr Aguado erhielt kürzlich einen Brief, worin er höflich von einem ihm unbekannten Manne um ein Darlehen von 200,000 Frs. gebeten wurde. Bald erſchien ein junger Franzoſe, dem Anſchein nach aus den höhern Klaſſen der Geſellſchaft, um die Summe einzukaſſiren. Aguado nahm ihn freundlich auf, war aber über die ſonderbare Bitte ſehr erſtaunt. Am folgenden Tage erhielt Herr Aguado einen zweiten Brief, worin die Bitte unter Androhung des Todes wiederholt wurde. Der berühmte Bankier wandte ſich hierauf an die Polizei, die den jungen Herrn bald entdeckte. Dieſer gehörte zu einer angeſehenen Familie; ſein Vater hatte ſein ganzes Vermögen (200,000 Fr.) in des Hrn. Aguado ſpaniſchen Papieren verloren, und der Sohn wollte dieſe Summe mit Gewalt wieder einkaſſiren.

⁂ Wie Peyronnet's Geſetz der Liebe einſt die poetiſche Ader mehrerer Satyriker weckte, hat das jetzige Preßgeſetz ebenfalls ein ſatyriſches Gedicht veranlaßt und einen bisher unbekannten Dichter zum Vorſchein gerufen. Jenes führt den Titel: „Fieschi et la loi Persil, ou les deux attentats, poëme satyrique par le Page."

⁂ Wie Los Valles in dem ſchon erwähnten Berichte über die Reiſe und die Abentheuer des Don Carlos erzählt, begegnete dieſer Prinz, als er in einem beſcheidenen Fiacre Paris verließ, dem Wagen des Königs Louis Philippe. „Sehen Sie, Sire," ſagte Los Valles zu Don Carlos, „ich habe die Ehre, Ihren erlauchten Vetter, den König der Franzoſen, Eurer Majeſtät vorzuſtellen." Don Carlos beugte ſich aus dem Wagen, um den König der Franzoſen zu ſehen. Dieſer hielt die Bewegung für einen ehrerbietigen Gruß, und nickte freundlich und herablaſſend mit dem Kopfe. — „Mein Vetter" (ſagte D. Carlos zu ſeinem Adjutanten Los Valles) „läßt ſich wohl nicht träumen, daß der Mann, den er ſo freundlich grüßt, ſeinen Traktat der Quadrupelallianz mit dem Degen zerſchneiden will." — „O," antwortete Los Valles, „der König der Franzoſen grüßt ja freundlich und graziös; er will gewiß Eurer Maj. eine glückliche Reiſe wünſchen und eine gute Vorbedeutung mit auf den Weg geben."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 208. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 3. September.

Die Magier.

(Im Dom zu Cöln.)

Von

Ferdinand Freiligrath.

Wie wenn Phiolen, die der Meiſter,
Bannworte murmelnd, wohl verpicht,
Mit kecker Hand ein junger, dreiſter
Lehrling der Zauberkunſt zerbricht;

Urplötzlich füllt das wunderliche
Gemach ein leichter, blauer Rauch;
Narkotiſch ſteigen Wohlgerüche
Aus der geborſtnen Flaſche Bauch;

Und wie die Menge der zerſtreuten
Duftflocken ſich zuſammenballt,
So werden ſie zu des befreiten
Elementargeiſts Luftgeſtalt;

Zum Dank, daß er zerbrach das Siegel,
Das ſeinen Kerker lange Zeit
Schloß, will er jenem ſeine Flügel
Leih'n, und der Erde Herrlichkeit

Ihm zeigen: — ſo aus dieſen Düften
Des Weihrauchs, die der Kirche Chor
Durchzieh'n, tritt rieſig, um die Hüften
Den Gurt, ein Genius hervor.

Sandalen trägt er an den Sohlen;
Es iſt ein Geiſt der Wüſtenei.
Im Weihrauch ſchlief er; dieſer Kohlen
Glut machte den Gebund'nen frei.

Aus langen Reihen ernſter Beter
Trägt dahin er mich durch die Luft,
Wo nicht ein Haus, wo ganz der Äther
Durchwallt wird von des Weihrauchs Duft.

Ihr heil'gen, königlichen Dreie,
Erzeigt er dieſe Gnade mir,
Wie ließ er euch, einſt Yemen's treue
Stammführer, in den Mauern hier?

Er pocht an euer Grabgewölbe,
Und weckt vom langen Schlaf euch auf,
Salbt euer Haar, und drückt die gelbe
Pracht goldner Diademe d'rauf.

Ihr wandelt wieder durch die Lande,
Die gläubig einſtens ihr durchirrt;
Die Roſſe harren noch im Sande,
Gezäumt, geſattelt und geſchirrt.

Ihr bindet los ſie von den Bäumen,
Und tretet in die Bügelſchuh',
Und führt an rothen Korduanzäumen
Dem Abend die Kameele zu.

Ihr ſammelt Weihrauch, Gold und Myrrhen,
Und häuft, — die Weihnacht iſt nicht weit, —
In tiefen, funkelnden Geſchirren
Der Gabenfülle Koſtbarkeit.

Ihr folgt dem Scheine des Kometen
Auf's Neue nach Jeruſalem;
Die Prophezeihung des Propheten
Seht ihr erfüllt zu Bethlehem.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Bei ſo bewandten Umſtänden, konnte der Sieur de Pontis des Herzogs Bemerkung, über ſeine ſchlechtbelohnten Dienſte nicht ohne einen ſtill gedrückten Seufzer vernehmen. Ein Anflug des bitterſten Mißmuths legte ein leiſes Zittern in den Klang ſeiner Worte, doch bemeiſterte er ſich ſchnell, und antwortete nur um ſo beſonnener, in gemeſſenen Ausdrücken: daß er täglich bei ſeinen Kameraden das Glück ein und ausfliegen ſähe, und die Stunde abwarte, wo es ſich auch ihm zuwenden, un bei ihm einkehren werde. Freilich gäbe es Glücklichere als ihn, denn er habe nun ſchon manchen Tag gewartet.

Der Herzog frug nun weiter, wie es um die Auszahlung des Soldes ſtehe, und Pontis verſicherte, daß er in dieſem Punkt alle Urſache habe, zufrieden zu ſein. „Wie viel bekommſt du denn?“

„Die gewöhnliche Soldatenlöhnung,“ war die Antwort.

„Es iſt aber doch traurig, ſein ganzes Leben, auf einem und demſelben Flecke ſtehen zu bleiben,“ nahm Karl das Wort wieder auf.

„Gewiß! und wenn der König mich befördern wollte, würde ich's gern annehmen.“

„Nun höre, Kamerad, wenn du willſt, gibt es hier wohl Gelegenheit, das Glück eines ehrlichen Soldaten zu machen.“

Pontis erwiederte raſch, um eine Eröffnung zu verhüten, die für beide Theile unangenehme Folgen haben konnte: „er habe das Glück, dem größten Fürſten ſeiner Zeit zu dienen, der es wohl verſtehen würde, ſeine Dienſte zu belohnen, wenn er ihm wohl und treu zu dienen verſtünde.“

Mit unbeſchreiblicher Anmuth in Stimme und Bewegung ſprach der Herzog weiter: „So mußt du es bis jetzt nicht wohl verſtanden haben, armer Freund, da er es ſeinerſeits noch gar nicht zu verſtehen ſcheint, dich nach Verdienſten zu belohnen!“

„Er will mich vielleicht prüfen, ob ich's werth bin, darum harre ich alle Tage auf den rechten Augenblick — vielleicht denkt er ſchon morgen daran, mich zu belohnen; gewiß aber bleibt meine Treue für ihn unerſchütterlich, denn ſie iſt das einzige Mittel, mein Glück zu fördern.“

Herzog Karl war klug genug, dieſer Antwort die Einſicht abzuhören, die ſie dem Sprecher eingab. Verletzt, verdrießlich, ja bis auf's Äußerſte gebracht durch eine Fopperei, die er empfand, ohne ſie durchſchauen zu können, vermochte er es dennoch über ſich, die Treue des Soldaten ſcheinbar lobend zu ehren.

„Bravo, Kamerad!“ rief er, „du biſt ein wackrer Knabe, ich liebe und ſchätze dieſe tiefe Redlichkeit in dir! aber nun gute Nacht!“ Er ſchloß das Fenſter und trat zurück.

Sein Auge traf auf den bleichen jungen Kämmerer, der, ihn erwartend, mitten im Zimmer ſtand, und den Boden anſtarrte, ohne daß der irre Blick, von dem, was ihn umgab, etwas zu erfaſſen fähig geweſen wäre. „Guten Abend, lieber Lenoncourt,“ ſprach der Herzog, indem er ihm leiſe die Hand auf die Schulter legte, und ſtattlich wie ein Rieſe neben ihm ſtehend, zu ihm herabbog. „So rath- und haltlos, Freund? Was gibt's denn Neues?“

„Ach, mein Fürſt,“ brach jener los, des Herrn Hand an ſeine Lippen ziehend, „Ihr ſeid gefangen! vergebens möchten wir es uns verhehlen, nicht als Ehrenwache umgeben uns dieſe Schweizer — all' dieſe Garden.“ —

„Ich fürchte, du haſt Recht,“ erwiederte Karl, heftig, doch nicht faſſungslos im Zimmer auf und niedergehend. „Ich habe es ſchon dieſen Mittag gefühlt, als mich die Majeſtät an ihr gleisneriſches Herz drückte, als ich Richelieus Feuerauge auf mir ruhen ſah; — bei Gott, es iſt ein Meiſterſtück der Politik dieſes Satans, und,“ — fuhr er, plötzlich zur guten Laune übergehend, fort, „es wäre auch ein Meiſterſtreich unſrer Seits geweſen, hätte die rothe Kappe nicht zufällig die Parthie gewonnen, weil ihm der Teufel das Licht hielt! — Gute Nacht Lenoncourt, wir wollen ſchlafen, ſchlafen! Vielleicht gibt uns das Morgenroth beſſere Träume, und klarere Sinne. Gute Nacht, ſchöner Knabe,“ fügte er hinzu, ihm leiſe auf die Lippen ſchlagend: „Fürſtenſchmerz und Liebesglück muß man fein zu verſchweigen wiſſen. Gute Nacht!“

Aber der Herzog konnte nicht ſchlafen, obſchon ihn die weichſte Seide umſchloß und ſchwellende Daunen ihn in Schlummer wiegten: ſein Schickſal war zu hart, ſelbſt für Federn und Seide.

Es iſt bekannt, mit welcher Klugheit Richelieu's Politik Ludwig's Reich zu vergrößern verſtand: die Herzöge von Mantua, Savojen und Lothringen erlagen allmählich der Schärfe ſeines Schwertes und der Kraft ſeiner Berechnungen. Aber keines der franzöſiſchen Fürſtenhäuſer traf ein herberes Geſchick, als das des alten Stammes der Lothringer.

Karl's unſelige Anhänglichkeit an Öſtreich zog zuerſt das Verderben über ſeinem Haupte zuſammen. Als Herzog von Bar, das ihm als Heirathsgut ſeiner Frau zugefallen, war er Vaſall des Königs, als Fürſt von Lothringen Souverain. Die hieraus entſtehenden Reibungen blieben um ſo unvermeidlicher, da in jenen Tagen Rang, Gefolge und Vortritt in den Kammern des Königs einen weit wirklicheren Werth hatten, als in den unſern. Der Herzog ward vom Hofe mit einer gewiſſen Härte behandelt, die ihn beleidigte; man beſtand auf den geheiligten Rechten der Majeſtät, und der ſeinem Charakter eigene Jähzorn, riß ihn ſogleich zu großen Unbeſonnenheiten hin. Er brach den Artikel des Tractates zu Yverdün, der ihn nöthigte, im Lauf des Jahres dem Könige den Lehnseid zu leiſten, und anſtatt ſeinen Verbindungen mit dem Kaiſer und Spanien zu entſagen, und wie er zu Vic und Yverdün verſprochen, ſeine Truppen Frankreich zuzuführen, gab er unter der Hand ſeinen Offizieren Befehl, den Soldaten das Übergehen zu Ferdinand's Regimentern zu erleichtern.

Zu den vielfachen Schreckniſſen und ſcheußlichen Entartungen ganzer Nationen, wie einzelner Individuen, die der dreißigjährige Krieg herbeiführete, gehört beſonders auch die beinah durchgehende Treuloſigkeit und Wortbrüchigkeit, mit welcher alle Fürſten jener Zeit ihre thätige Theilnahme, oder ſcheinbare Neutralität an den Ereigniſſen derſelben zu bergen und zu modifiziren verſtanden. Das Übel war ſo allgemein, daß es ſelbſt die edelſten Naturen großer Feldherrn ergriff, und gerade während dieſes Glaubenskrieges Treu und Glauben von der Erde ganz verſchwunden ſchienen.

Herzog Karl zog ſeine Truppen durch das Saverner Gebirge hin, um einen Theil derſelben den Öſtreichern zuzuführen, und die Nachricht, daß er ein neues Bündniß mit dem Kaiſer geſchloſſen, durch welches ihm Hagenau, Colmar und mehrere elſaſſiſche Städte geſichert wurden, verſchlimmerten gar ſehr ſeine Stellung gegen Frankreich, Ludwig und ſein Miniſter hatten ein vortreffliches Gedächtniß. Der Palatin von Birkenfeld belagerte Hagenau für die Schweden, denen nicht zu ſchaden, ſich der Herzog gegen Frankreich verpflichtet hatte. Karl's Truppen griffen ihn aber unter der Maske kaiſerlicher Soldaten an, und wurden von Ranzau geſchlagen und zerſtreut. Sehr natürlich forderte nun Birkenfeld König Ludwig zur Rache gegen den meineidigen Fürſten auf.

Der ſcheinheilige Richelieu war jedoch klug genug, die Verhältniſſe nach allen Seiten hin zu berechnen; Verſprechungen ausgezeichneter Rache entfernten die ſchwediſchen Truppen aus dem franzöſiſchen Gebiet, und Güron, ein geachteter und kluger Kopf, war bereits dem Lothringer zugeſandt, ehe noch die Nachricht der Schlacht ſich verbreitete, um dem Herzoge die Gefahr vorzuſtellen, der er ſich ausſetzte, wenn er fortführe den König auf ſolche Weiſe zu reizen.

(Fortſetzung folgt.)

Spaziergänge in Syrakus.

IV.

Es wußte uns kein Menſch etwas Ausführliches über die Burgen des Dionys auf der Epipolis zu ſagen, ſelbſt nicht Landolina, der in ſeiner Jugend Haſen in den unterirdiſchen Gängen geſchoſſen hatte. „Ich bin kein Architekt,“ ſagte er, „und das müßte ich wenigſtens ſein, um die mathematiſchen Figuren, die in jenem Felſenberg tief in die Erde gefurcht und zu Gebäuden und Bollwerken verwendet wurden, zu entwirren und aus ihrer erſten Baſis der Fundamente heraus zu einer Idee zu ordnen.“ Ich wurde dadurch noch neugieriger, und machte mich gleich am folgenden Tage auf den Weg.

Andre Reiſende, und namentlich auch Foreſta, deſſen Werk über Sicilien ich am höchſten ſchätze, weil es angenehm und unterhaltend geſchrieben, und dabei eben ſo belehrend und gelehrt als poetiſch iſt, mietheten ſich Maulthiere zu dieſer Exkurſion, und ritten die Ruinen der alten Stadtmauern entlang bis an das Thor des Marcellus, welches den äußerſten Spitzwinkel des alten Syrakus ausmacht, und in dem jetzigen Thale zwiſchen Mongibelchi und den Ruinen von Kurialos liegt. Ich zog die Promenade vor, da das römiſche Lager in dieſer Gegend, nämlich nördlich in der Nähe einer heutigen adeligen Pflanzung oder Bauerkolonie, auf der Seite gegen den Ätna war, ſo konnte der Eroberer wegen der Nähe des Meeres und des befeſtigten Hafens Trogilo, der auf dieſer Seite in die Felſenmauern der Achradine und Tyche läuft, und wegen der von dort aus bis zu der Epipolis-Spitze ſich erſtreckenden befeſtigten Hügelreihe kein anderes Thor erſtürmen. Die koloſſalen Mauern der Epipolis bilden um dieſen merkwürdigen Punkt noch in ihren Ruinen eine Bergkette von künſtlich gearbeiteten Steinen, die zuletzt als ein ſchmaler Rücken bis gegen Mongibelchi fortläuft, wo ſie den neuern Namen „il Belvedere“ erhält. Man ſieht darauf das joniſche Meer mit der ganzen ſiciliſchen Küſte, in der Nähe die Ebene des römiſchen Lagers mit der am Ufer liegenden Siegerpyramide des Marcellus, welche ganz erhalten iſt, die alte Inſel Magneſia und das ferne Auguſta mit ſeinen benachbarten Trümmern der alten Städte Cadmena und Ceratanum, hinter welchem allem der blauweiße Vulkan mit den Wolken des Jupiter wie ein Titan kämpft. Hinter ſich, gen Süden, hat man das Thal des Anapo mit dem karthaginenſiſchen und athenienſiſchen Lager, das Vorgebirg Plemmyrium und endlich die Stadt Syrakus ſelbſt in ihrer ganzen rieſigen Ausdehnung von fünf geographiſchen Meilen. Man kann ſagen, dieſelbe ſei eine ebenſo große natürliche Felſenburg und ihr äußerſtes Viertel, die Inſel, nur ein Vorwerk davon, ein Brückenkopf des Meeres geweſen.

Hätte ich gewußt, daß der Weg durch das Innere der alten Stadt ſo beſchwerlich geweſen und daß ich nur wenig auf demſelben ſehen würde — hie und da kamen wir an Waſſerleitungen im tiefen Felſen und Gebäudefundamentgruben, die mit Erde ausgefüllt und als Äcker beſä't waren — gewißlich hätte ich das Beiſpiel Foreſta's nachgeahmt; wir brauchten zwei volle Stunden, um bis an die Ruinen von Labdalos zu kommen, welches die erſte dionyſiſche Veſte iſt und jetzt von einem armen Pächter bewohnt wird, der Gaſtfreundſchaft übte. Er wußte kein Jota von den Felſengräbern und hohen ringsum beſchnittenen Peperinmaſſen, auf denen ſeine Hütte und Ställe ſtanden, aber er bot uns Syrakuſerwein und einen runden Brodkuchen mit Honig, welche ſein ſchmuckes nacktfüßiges Töchterlein auftrug. Ich glaube, die Leute hielten uns wenigſtens für engliſche Prinzen, die in Begleitung eines Hofmeiſters Naturſtudien machten; ſie ſchloſſen alle, und ich glaube, ſogar ein Paar ſchwarze Ferkel mit ihnen, einen Kreis um mich, als ich im Schatten zweier Lotuspalmen mich anſchickte, die Ausſicht auf die alte Stadt in mein Tagebuch zu ſkizziren. Die ganze Familie machte ſich auf den Weg, uns die Klüfte des Berges bis zum Belvedere zu zeigen.

Landolina hatte ganz recht, als er mir ſagte, er könne aus den Überbleibſeln der Epipolis nicht klug werden; es wäre mir gerade ſo ergangen, wenn ich dieſelben blos um und um beſehen, wenn ich nur in den Felſengräben und auf den hohen Zinnen, gleich einer laubfreſſenden Ziege, herumgeklettert, die Anlage in toto nicht verglichen und auf einem Stück Papier im Kleinen geordnet hätte. Alle Spuren des Mauerwerks ſind verſchwunden; nichts als die kahle Erde, der nackte Felſen des Gebirgs geblieben. Dieſer iſt hie und da mit Erde beklebt und mit Kaktusſträuchen und Piſtazien bewachſen.

Meine Reiſegefährten wandelten mit großer Ungläubigkeit in den Schachten; es däuchte ihnen unmöglich, daß dieſelben Theile eines Schloſſes geweſen, das darüber erbaut worden. Ich las ihnen eine Stelle meines Handbuchs, worin geſagt wird, daß Dionys am Ende der Epipolis Befeſtigungen zur Abwehrung der Karthager anlegen ließ, daß zur Zeit 40,000 Menſchen daran gearbeitet hatten, und ſo weiter. Sie glaubten nicht. Unterdeß hatten wir unſre

Runde rings um die Naturmauern und Gräben gemacht, und ich hatte das Vergnügen, ihnen meinen mit der Promenade fortgeſchrittenen Grundriß der Überbleibſel zu zeigen, aus dem wunderſam ſchnell eine ſtattliche Polygonfigur, ähnlich einer heutigen Feſtung, geworden war. Die Idee, der Plan ordnete ſich, die Symmetrie kam zum Vorſchein, die Thürme, die Thore, die Wälle, die Cryptoporticus, die Brückengänge. Es war etwas Bezauberndes.

Die Folge davon war, daß wir umkehrten, alle Höhlen, Wände, Winkel und Stufen noch einmal beſahen.

Labdalos hatte ungefähr die Geſtalt eines modernen Kaſtells, mit dem Unterſchiede, daß es gegen die Stadt zu weder Stern noch Ovalform hatte, ſondern gradlinig war. Die Maſſe war doppelt ſo lang als breit und, mit Ausnahme des hinteren Theils, der gegen die neptuniſchen Berge ging und in drei Ecken mit Wällen auslief, viereckig; auf jeder langen Seite waren drei Thürme, die mit Mannſchaft und Wurfmaſchinen beſetzt werden konnten. Ein breiter und dreißig Fuß tiefer Graben lief rings um dieſe Befeſtigungswerke; er war, wie die Gräben von Malta, in die Felſen gehauen, und iſt darum jetzt der einzige Überreſt der Anlage, da die auf dem Felſen konſtruirten Gebäude alleſammt vernichtet ſind. Die ausgehauenen Thürme ſind in den Schachten der Gräben ſichtbar; ſie haben eine viereckige Geſtalt.

Außer dieſen äußern Merkmalen ſprechen viel Höhlen und Treppen im Innern der Figur für die Identität der Veſte. Gleich hinter dem Hauſe des erwähnten Landmanns entdeckte ich eine Vertiefung mit einer Niſche, die ſtark vermuthen läßt, daß ſie einem Tempel angehörte, und weiter rückwärts den großen Hofplan der Burg mit zwei Treppenanlagen, die nothwendigerweiſe da in dem Mauerwerk fortgeführt wurden, wo ſie im Felſen aufhören.

Leider ſind der vordere und hintere Theil der Anlage ſo verbaut oder verſchüttet, daß man die Idee des Ingenieurs nicht mehr im Detail verfolgen, noch überhaupt ein Urtheil über die Architektur der über den Grundlinien erbauten Gebäude fällen kann.

Ich bin der Meinung, daß Labdalos ein innerhalb der Stadtmauern angelegtes Kaſtell und Eurialos ein ebenſolches, außerhalb derſelben gelegenes war. Beide waren durch einen von grotesken Mauern geſchützten Weg mit einander verbunden. Wir hatten ſehr viel Mühe, um durch die Berge von Steinblöcken von einer Burg zur andern zu gelangen, waren aber demungeachtet nicht ſo glücklich, etwas Neues aufzufinden. Eurialos unterſcheidet ſich durch ſeine hohen Außenmauern, die zum Theil noch ſtehen, weil es an das Thal gränzte, und einen Felſengang mit Thorgewölben. Die ganze Gegend iſt ein Schutthaufen.

Als wir von dieſer ſehr ermüdenden Promenade heimkehrten und die Stadtmauern entlang nach der jetzigen cataniſchen Straße gingen, beſuchten wir die alte Scala Greca, ſogenannt, weil hier diejenigen, die aus Griechenland kamen, gewöhnlich ans Land ſtiegen, und zwei in deren Nähe ausgegrabene Monumente, in denen ſich bleierne Särge fanden. Der ganze Bergweg von dort aus durch die Achradine iſt voll alter Felſengräber, Niſchen und Mauſoleen, die ihres architektoniſchen Kleides beraubt ſind. Wir fanden ganze Grotten voll Urnenbehälter, orientaliſche Columbarien, und darunter auch dasjenige, welches die Archäologen ſeiner Schönheit wegen das Grab des Archimedes nannten. Es beſteht aus einem pittoresken Felſenhügel, worin zwei mit Pilaſtern und Frontiſpizen verſehene Schachte oder Grabkammern ſind. Dieſe Kammern enthalten zierlich geordnete Niſchen und Nebengewölbe. Es iſt übrigens aus Cicero bekannt, daß Archimedes in der Nähe des Meeres begraben wurde.

Die ſogenannte Gräberſtraße ſcheint auf dieſer Stelle, nämlich in der Mitte der Achradina ihren Anfang gehabt und von dort über die Höhe bis hinter's Theater gegangen zu haben, wo ſie ſymmetriſch ſich in zwei Hälften theilte, die in einem Kreiſe hinter den Spitzen des Auditoriums zuſammenliefen. Selbige war am Ausgang 20 Fuß tief in den Felſen gehauen, und verlor ſich allmählich auf der Höhe. Wahrſcheinlich ſtanden Wohnhäuſer über den Gräbern.

Da wir einmal in der Nähe waren, und Phöbus noch nicht unterſank, ſo pilgerten wir gleich von Archimedes' Gruft in die Gruft der Grüfte, die Katakomben von Sankt Johann. Ein Bruder Franziskaner zündete Fackeln an, um uns zwar nicht in allen hundert Gängen, ſondern blos in der „Strada grande“ und verſchiedenen unterirdiſchen Rotunden herumzuführen. Wer die Katakomben Neapels ſah, kann ſich davon einen Begriff machen; ich fand nichts Neues darin, außer etwa die impoſante Konſtruktion eines runden Gewölbes mit geſtreifter Decke, das nach oben eine Öffnung in den Garten des Kloſters hat. Daſſelbe enthält vier Hauptportale, die zu den Gallerieen führen, und acht große Sargkammern, in denen die erſten Chriſten in Korporalſchaften reihenweiſe beigeſetzt wurden. Der Mönch verſicherte, die Katakomben bildeten in der Erde eine ebenſo große Stadt, als das heutige Syrakus. Als wir die wichtigſten Gänge durchwandelt hatten und wieder heraus an's Tageslicht kamen, da war es Nacht und der Mond kam aus dem Meere von Candia, um uns zur Locanda zu geleiten.

Buntes.

⁂ Die Holländer wollen ſich noch immer die Ehre nicht nehmen laſſen, Erfinder der Buchdruckerkunſt zu ſein. Kürzlich feierten ſie in Haarlem den Jahrestag der Erfindung.

⁂ Herr Lytton Bulwer arbeitet ſchon längere Zeit an einem hiſtoriſchen Werke: History of Athens. Nach engliſchen Zeitungen wird es in Kurzem erſcheinen.

⁂ Eine neue Ausgabe des Froiſſart iſt in Paris angekündigt.

⁂ Der durch Styl und Scharfblick, aber eben nicht durch Kritik ausgezeichnete Hiſtoriker Sismondi hat eine Geſchichte des Unterganges des römiſchen Reichs geſchrieben (Histoire de la chûte de l'empire romain). Wahrſcheinlich wird dies Buch ſeiner vielgeleſenen und berühmten Geſchichte Italiens im Mittelalter als Einleitung dienen.

⁂ Klaproth, der berühmte Orientaliſt und in unſerer Zeit der größte Kenner des Chineſiſchen, iſt vor Kurzem in Paris geſtorben. Er war in Berlin geboren und Bruder des einſt berühmten Chemikers Klaproth, brachte aber den größten Theil ſeines Lebens in Paris zu, wo er durch ſeine Gelehrſamkeit das Staunen, und durch ſeine perſönlichen Sonderbarkeiten den Spott der Franzoſen erweckte.

⁂ Unter den jetzt herausgegebenen Werken iſt bemerkenswerth: „La Russie pendant les guerres de l'empire, souvenirs historiques par Tirau avec une préface de Capefigue.“ Der Verfaſſer ein Beamter der napoleoniſchen Geſandtſchaft in Rußland, befand ſich dort mehrere Jahre, und erhielt durch ſeine Stellung genug Veranlaſſung zur Beobachtung.

⁂ Von den „fastes de la révolution Française“ von Armand Marraſt und Dupont iſt jetzt die 4te Lieferung erſchienen, welche die zweite Nationalverſammlung (die ſogenannte législative) behandelt.

⁂ In den Londoner Zeitungen ſind Verſuche einer allgemeinen muſikaliſchen Sprache pomphaft angekündigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 209. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 4. September.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Vergebens! der Damm war nun gebrochen, und Karl's Tollkühnheit trat alle Schranken der Beſonnenheit und Vorſicht nieder. Kaum hatte er vernommen, daß Güron ſich mit einer Botſchaft nähere, als er plötzlich verſchwand. Alle Nachforſchungen waren vergebens, ſogar ſeine Gemahlin, die er nach den üblen Nachrichten von der zu Hagenau verlorenen Schlacht nach Nancy geflüchtet hatte, konnte keine Auskunft über ihren Herrn geben, der mit einer kleinen Schaar auserwählter Krieger das Gebirge durchzog, und mit größter Conſequenz immer oben geweſen war, wo man ihn aufſuchte. Erſt nach mehreren Tagen, während denen ſich Güron nach Metz zurückzog, gelang es ſeinen Umgebungen, den Fürſten zu bewegen, den Geſandten anzunehmen. Er beſchied ihn nach Lüneville. Der Herzog empfing den Abbé mit der feinſten Artigkeit, überhäufte ihn mit Verſicherungen ſeiner Achtung und Verehrung für den König, und zeigte die größte Liebenswürdigkeit und Güte; doch als der Geſandte das Geſchäft, das ihn herbeigeführt, ernſter und genauer zu berühren wagte, da hemmte ſogleich ein ungeheurer Zornanfall des Fürſten ſeine Rede. Der Abbé zitterte dieſem Halbgott gegenüber, der Glück und Gut wie ein Aventürier hinwarf: er ſtaunte ihn an, und verſtummte. Seine Durchlaucht ließen ihm indeſſen nicht den geringſten Zweifel über dero Abſichten und Entſchlüſſe, und deſſen Miniſterium lieferte insgeheim die untrüglichſten Beweiſe dazu. Ach, es hätte deren nicht weiter bedurft, Richelieu hatte genaue Berichte über die Aushebungen an Infanterie und Kavallerie, die der Herzog befohlen hatte; er wußte, welcher Tag zum Verſammeln derſelben beſtimmt ſei, und daß alle dieſe Truppen Befehl hatten, Öſtreichiſche und Spaniſche Hülfe abzuwarten, um dann vereint in Frankreich einzufallen.

Kaum hatte Güron den ſchlechten Erfolg ſeiner Sendung berichtet, als Richelieu dem Könige auseinanderſetzte, wie günſtig gerade dieſer Augenblick zur Rache und Unterjochung Lothringens ſei, der mit einer äußern Veranlaſſung zugleich die Entkräftung und die Verluſte der Lothringiſchen Armee vereint, und den Herzog außer Stand geſetzt habe, ſich gegen Frankreichs mächtigen Angriff zu vertheidigen. Des Kardinals Beredſamkeit trug, wie immer, den Sieg davon, die Beſchlagnahme Bars ging ſogleich, ohne alle Schwierigkeit und mit allen Formalitäten vor ſich, und zugleich ſtellte ſich König Ludwig an die Spitze ſeiner Truppen, und rückte gegen Herzog Karl zu Feld.

Während dem verſuchte Karl, ſeine zerſtreuten, von Hunger und Elend im Gebirge umhergetriebenen Soldaten wieder zu ſammeln, und fuhr fort, in's geheim Nancy zu befeſtigen. Es war jedoch noch wenig gefördert, als ihn die Nachricht ereilte, daß der König die Grenzen der Champagne überſchritten habe, und ſich in raſchen Märſchen durch das Biſthum Trier ihm nähere. Dieſe Schnelligkeit zerſtörte Karl's Plane, denn die verſprochne Hülfe war noch fern. Unmuth und manche ernſtere Betrachtung bemächtigten ſich ſeiner Seele, zum erſtenmal empfand er eine Art Reue über das Wagniß, dem er ſich hinzugeben im Begriff war, und ſo ſandte er ſeinen Bruder Franz, mit vermittelnden Aufträgen an den König, um, wenn es noch Zeit ſei, die Mißhelligkeiten gütlich beizulegen.

Nicht ohne Schwierigkeit gelang es dem Kardinal Franz von Lothringen in die königliche Nähe zu dringen, aber ſeine Beharrlichkeit trug den Sieg davon. Es war am Abend des zwanzigſten Auguſt, als der Prinz von Guimené mit den Karoſſen des Königs ſeine Eminenz abholte, und nach Schloß Thierry zur königlichen Audienz geleitete. Franz war ein ſehr ſchöner Mann, ſchlank, groß, von der edelſten Haltung; die Grazie und Leichtigkeit des Hofmannes mit dem gelaſſ'nen Anſtande der Kirchenwürde vereinend. Die klaren durchdringenden Augen faßten den König mit ruhiger Gewalt, und ertrugen das blitzende Zucken in Richelieus Blicken ohne ſichtbare Wirkung. Das Geſpräch der Fürſten war conventionell, dennoch folgereich für Beide — der König erwartete davon die off'ne Enthüllung eines allmählich immer zerſtörender und beunruhigender eingreifenden Familien-Geheimniſſes, das beide verband und auseinanderriß; der Kardinal war der Träger deſſelben, und hatte es übernommen in dieſer Unterredung die heimliche Heirath ſeiner Schweſter, Margarethe von Lothringen, mit dem einzigen Bruder und muthmaßlichen Erben des kinderloſen Königs, dieſem zu geſtehen. Und doch wäre es dem feinſten Beobachter ſchwer geworden, in all dieſen, die Verhältniſſe kaum ſtreifenden Worten, die Erörterung der ſo wichtigen Frage heraus zu finden. Denn Kardinal Richelieu hatte dem Könige eingeſchärft, nichts von Geſchäften in dieſe erſte Unterredung zu miſchen. Nach den gewöhnlichen Complimenten und den Verſicherungen Ludwig's, daß er keineswegs die Perſon des Cardinals mit den Vergehungen ſeines Bruders verwechsle, verſuchte Franz die Bedingungen der Vermittlung zu entfalten, die er für den Herzog wünſchte. Ludwig wies ihn damit an ſeinen Miniſter. Franz nahm die Weiſung augenblicklich an, und doch hatte in den wenigen Worten, die der König ſprach, die Andeutung eines ungeheuren Vergehens, in denen des Cardinals die Verſicherung einer Koalition gelegen.

Am folgenden Morgen verhandelten die zwei Eminenzen die Angelegenheit allein. Der Lothringer wiederholte das frühere Verſprechen ſeines Bruders im Namen ſeiner Gemahlin, der Herzogin Nicole, den Vaſallen-Eid für das ihr zugefallene Herzogthum Bar zu leiſten, und geſtand die Verbindung ſeiner Schweſter mit Gaſton, Herzog von Orleans mit klaren Worten ein, indem er zugleich in Karl's Namen ſich erbot, die Prinzeſſin Margarethe den Händen des Königs zu übergeben, und die Ehe annuliren zu laſſen.

Es war ein ſeltſamer Augenblick, ein plötzliches kurzes Verſtummen, ein gegenſeitiges ſchwerathmendes Beobachten, als nun das inhaltſchwere Wort wirklich die Schwelle des langen Schweigens überſchritten hatte — Richelieu durchbohrte den Sprecher mit ſeinen Blicken, Franz ſchien nach Faſſung zu ringen, und ein dunkelrother Fleck auf der Wange zeugte von einem tiefinneren Erröthen, das ſowohl der Schwäche ſeiner Bruſt, als dem Bewußtſein gelten mochte, der Politik ſeines Bruders einen edlen Zug ſeiner eigenen Natur zu opfern. Franz war ein wahrer Menſch. Die Politik kleidete ihn, denn ſein Verſtand wußte ſie ſich anzupaſſen, aber ſie war kein integrirender Theil ſeines Weſens, und er hätte nicht Richelieu's Feinheit bedurft, um die Unzulänglichkeit eines ſolchen Wort's durchzufühlen.

„Die Auflöſung des Ehebündniſſes ſeiner Durchlaucht ſteht nicht in Herzog Karl's Gewalt," erwiederte Richelieu. „Wie kann er ſie uns bieten? Und wäre es ihm möglich, ein ſolches Verſprechen zu löſen, wie kann der König ſich auf das Wort eines Fürſten verlaſſen, der in ſo kurzer Zeit zwei ſo wichtige Tractate übertreten? Die Wortbrüchigkeit, die ſich bewährende Treuloſigkeit des Herzogs von Lothringen, verurſachen obendrein der Krone bedeutende Ausgaben, und legen dem Volk ſchwere Laſten auf, da man ſeinetwegen die Armee auf den Kriegsfuß ſtellen muß. Deshalb wollen Ihro Majeſtät diesmal die Sache auf eine Weiſe beenden, die keine Möglichkeit neuer Kämpfe zuläßt, und den Herzog außer Stand ſetzt, den Factionen des Königreichs auf's neue beizutreten. Seine Durchlaucht haben nicht nur den Herzog von Orleans zu einer den Staatsgeſetzen ganz zuwiderlaufenden Heirath veranlaßt, Sie haben nicht nur durch dieſe Verbindung die Krone, und die Perſon des Königs beleidigt, Sie haben zugleich auch den Einfall des Herzogs von Orleans in unſern Landen, und das Eindringen einer fremden bewaffneten Macht begünſtigt. Verlangt alſo der Herzog von Lothringen, daß der König ihm zu trauen wage — ſo gebe er Nancy als Unterpfand in ſeine Hand."

(Fortſ. folgt.)

Der fröhlichſte Becher.

Es ſaßen drei Geſellen
Wohl in des Schenken Haus,
Aus ihrem Blick, dem hellen,
Sah nichts als Luſt heraus.

Der Eine war gekommen
Von weiter Wanderſchaft,
Dem ruft man rings: „Willkommen"
Bei'm Glas voll Rebenſaft.

Da faßt er froh den Becher
Mit ächtem Honigſeim,
Und jauchzt im Kreis der Zecher:
„Juchhe, wer wieder heim!"

Da ſaß auch noch ein Zweiter,
Gar froh und lebensfriſch,
Wie der ſah keiner heiter
Von Allen dort am Tiſch.

Das Glück, auf dieſem Runde
Sonſt nie dem Burſchen hold,
Hat überhäuft zur Stunde
Ihn reich mit Gut und Gold.

D'rum faßt er jetzt den Becher
Mit freudeglüh'ndem Blick,
Und jauchzt im Kreis der Zecher:
„Juchhe, wem hold das Glück!“

Da ſaß auch noch ein Dritter,
Der ſprach kein einzig Wort,
Gleichwie ein ſtummer Ritter
Saß er vergeſſen dort.

Der leerte ſtill den Becher
Voll inn'rer Freude aus —
Und denkt: der frohſte Zecher
War der im ganzen Haus.

Nicht merkten's die im Kreiſe,
Ob froh er, ob betrübt,
Er ſprach ja nur ganz leiſe:
„Juchhe, was treu ſich liebt!“

Johann N. Vogl.

Die Inſeln der Calipſo.

I.

Malta, Juni 1835.

„Quid Oceani fervore illis in locis Europam
Libiamque rapax ubi dirimit unda.“
Cicero.

Mit dieſen Zeilen muß ich eine alte Welt erwecken: das untergegangene Atlantis, das Wunderland des Plato, das Hyperia des Homer, das Ogygia der Phönicier, das Melita der Griechen und Römer. Kein Königreich, kein Kaiſerthum hat einen Stammbaum wie Malta, das zwanzigmal Geſtalt und Bewohner wechſelte und jetzt nur noch ein Felſenkulm von kreideweißem Anſehn aus der Mitte der alten Welt emporragt, wunderſam von fabelhaften alten Zeiten ſprechend.

Malta iſt für die drei Welttheile unſrer Hemiſphäre, was die Schweiz für die drei Alpengränzländer iſt: der Gränz- und Vereinigungspunkt von Sitten, Sprachen, Religionen und Handelsintereſſen. Es iſt zu gleicher Zeit Afrika, Aſien und Europa. Selbſt das Clima wechſelt zwiſchen dieſen Continenten und däucht Einem bald italiäniſch und bald lydiſch oder ſyriſch.

Was die Sprache betrifft, ſo kann man ſie, in Betrachtung der großen Pluralität der Eingebornen, wenn ſie gleich nur eine Abart iſt, nicht anders als arabiſch nennen; denn die Schiffer der drei Inſeln wiſſen ſich damit in Tunis wie in Alexandrien verſtändlich zu machen und haben es im letzten Jahre mit Hülfe eines engliſchen Profeſſors ſogar zu einer Sprachlehre mit halb arabiſchen und halb lateiniſchen, ja wohl gar phöniciſch-karthagiſchen Lettern gebracht. Mit dem Engliſchen will es bei den Leuten nicht voran, daher der Lord-Gouverneur Ponſonby es vorzog, das gangbarere Italiäniſch als Landſprache einzuführen. Ob er hieran Recht that, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Gewiß iſt, daß er auch durch die ſtrengſten Schulverordnungen nicht im Stande ſein wird, das Arabiſche zu vertilgen, welches er mit geringer Mühe in ſeiner Reinheit herſtellen und zu Europa's Freude zur Central- und Verbindungsſprache des Orients machen könnte. Malta iſt nun doch einmal der Ankerplatz des Mittelmeeres und das Tranſitlager der angränzenden Continente.

Ich vermag Ihnen nicht zu ſagen, welchen Eindruck dieſe merkwürdige Stadt mit ihren drei Häfen und ihren bunten Volksgruppen auf mich machte. Die Architektur iſt anders als in Sicilien, und iſt doch nicht mauriſch noch perſiſch; das Koſtüm iſt anders, und iſt doch noch europäiſch, und die Religion iſt anders, wenn ſie gleich römiſch-katholiſch genannt wird. Sogar Sonne und Himmel und Mond und Sterne ſind anders. Ich könnte in Ägypten ſein, wenn ich nur Krokodille und keine Engländer ſähe, oder in Jeruſalem, wenn das offne Meer nicht ringsumher voll Maſten ſtarrte und die Straßen ſauber und die Häuſer mit ſchönen grünen algieriſchen Käfigen verſehen wären.

Die Neapolitaner haben vor jedem Fenſter einen Balkon, die Sicilianer mit Zelten bedeckte oder vergitterte Terraſſen, und die Malteſer einen complett verſchloſſenen Galleriemaulkorb mit Fenſtern, Gardinen und Jalouſien. In dieſen Bauern wohnt die Hausdame und ihr Papagei, gleichfalls auf der Gaſſe, in der Luft. Es iſt ein Crescendo, das mit dem Thermometer und mit den Bädern Schritt hält. Die letzteren habe ich nach allen orientaliſchen Kunſtregeln, türkiſch, perſiſch, ägyptiſch, ſogar indiſch angetroffen. Meine Wirthin war ſo galant, mir vollſtändigen Unterricht im Baden zu geben.

Doch ich erzähle Ihnen ein andermal, wie man mich bähte, bürſtete und klopfte, und fliege eilends zurück nach Syrakus, aus deſſen Hafen ich vor einigen Tagen mit ägyptiſchen Projekten auslief. Die Götter verhehlten es mir damals noch, daß die Peſt ſeit meiner Abreiſe von Neapel am Nil ausgebrochen war, und ließen mich ungeſtört meine Phantaſie mit luftigen Bildern von Theben und Memphis anſchwellen. Der Hof von Neapel ärgerte mich durch eine aparte Cholerafurcht und Quarantane-Ordonnanz, welche das erwartete Dampfſchiff von Meſſina im Hafen hielt, und zwang mich dadurch, nach zehntägigem Waffenſtillſtand meine Perſon den ſchwachen Lenden eines Speronaro anzuvertrauen, der nach Albions Colonie ſteuerte. „In vier und zwanzig Stunden,“ ſagte der Kapitano, „ſind wir in Valetta, Sie brauchen nur für ein Paar Pfund Braten zu ſorgen, auf den Fall einer Windſtille. Ach! ich kreuzte drei lange Tage und Nächte vor dem Cap von Paſſaro, das ſchon den Homeriſchen Helden Gefahr brachte, und wäre beinahe verhungert bei fünfzig Tonnen Syrakuſanerwein.

Wir hatten kaum das Vorgebirge Plemmyrium, das den Athenern unter Nicias ſo merkwürdig und dermalen von den Malteſer Mauerbrechern ganz unterminirt, ja in eine Katakombe verwandelt wurde *), ſo ſprang der Scirokko um und warf unſre Argo gegen die Küſte von Arrola.

Hier haben die müßigen ſicilianiſchen Edelleute den Verſuch mit Zuckerpflanzungen und Cochenillebau gemacht und dadurch den neuen Beweis geliefert, daß wir in Deutſchland Thoren ſind, wenn wir nach Amerika wandern, um Gold zu bauen. Indeß hier die Menſchen ſchlafen und beten, wächſt der Marſala und Alicata, die Limone und Olive, der Candis und Ingwer, ja ſelbſt die Dattel, die des Arabers Eins und Alles iſt. Brauchen ſie Salz, das Meer hat Salinen, brauchen ſie Marmor, den ſchönſten bietet Palermo; Korallen? Catania iſt reich daran; Schwefel? der Ätna ſetzt ihn aus. —

Und Sicilien iſt arm, iſt elend, iſt unglücklich.

Ich habe eine Nacht in der Bucht von Marzameci, in der Nähe einer jener Naturſalinen zubringen müſſen. Da war kein Bett zu haben und der köſtlichſte Wein zum ungenießbaren Getränk zerarbeitet. Der Friedensrichter ließ ſich herab, mir einen Maisbrei und Fiſche zu röſten, wofür er ſich von mir die neueſten Neuigkeiten über die Cholera ausbat. Ich ſagte ihm, daß ich in Paris mit ihr in den Greniers d'Abondance intime Bekanntſchaft gemacht habe, und daß man ſich am beſten davor bewahre, wenn man ſich nicht davor fürchte. Dies ſchien ihn zu beruhigen. „Nein,“ ſagte er, „ich fürchte nichts auf der Welt, außer den Zorn unſrer lieben Frau von Monte Pelegrino.“ Nachdem dieſer Friedensrichter meinen Paß beſehen und viſirt hatte, — er ſchien ſich etwas darauf einzubilden, — befahl er mich in den Schutz des Himmels und ließ ſich acht Tarini Sporteln bezahlen.

---

*) Malta hat hier ſeine Steinbrüche.

Von dem Homeriſchen Hafen, Porte di Ercole, habe ich ſo recht nichts ausfinden können. Der Chevalier Landolina *) und ein Profeſſor der Univerſität zu Catania haben mir weiß machen wollen, er liege in der Nähe von Saci Reale, am Ätna-Fuße, wo nach meiner feſten Überzeugung ſeit des ehrſamen Herkules Zeit wenigſtens fünfzig Lavaſtröme die Küſte veränderten. Es kann aber ſein, daß man die ſogenannten Häfen des Ulyſſes, Herkules und Äneas verwechſelte und dann will ich es mir einbilden, daß der Hafen, in dem ich die erſte Nacht dieſſeits Syrakus zubrachte, oder der ſogenannte Porto Paolo, hinter'm Südkap von Sicilien, damit correſpondire. Der afrikaniſche Wind wollte, daß ich ſeine nähere Bekanntſchaft machte und das Vorgebirg — Paſſaro — und ſein Kaſtell und ſeine Lavafelſengrotten von allen Seiten betrachtete.

Nach der zweiten Mitternacht blies ein kühler Nord aus Meſſina's Faro herab, und ermuthigte uns, alle Segel aufzuſetzen, um gegen Afrika zu ſteuern. Die Sterne blitzten, der Mond ſchien, die Wogen tanzten, in zwei Stunden war die ganze Contado di Modica und endlich ganz Val di Noto verſchwunden. Der Morgen ſtieg wie ein Meteor aus der Fluth von Jonien und entbrannte hinter uns den ungeheuren Montblanc der Vulkane. Er ſchien die ganze Inſel auszumachen und ſpottete der Wolken und des Duftraums, der alle Niederungen verſchlang.

Als die Sonne erſchien, war Sicilien unter-, Malta aufgegangen. Zwei Bergkuppen, Gozza und Valetta, ſtanden glänzend am Horizont und kämpften mit den Wellen. Von allen Seiten flogen Segel auf ſie zu. Und die Segel waren größer, denn die Inſeln, und die Sonne, die ſie entflammte, größer als die Segel. Luft, Meer und Erde ſtanden in Feuerfarben; es war, als ob das Chaos eben eine Welt machen wolle.

Und nun kamen die Burgen näher und die feſten Plätze, und die Häfen, und die Maſten, und die Häuſer und die Kirchen auf den Bergen, in den Thälern. Alles regte, Alles kolorirte und ordnete ſich zu einem ganzen, impoſanten Gemälde. Der Hintergrund trat zurück mit ſeiner Città Vecchia der Maltheſer, auch Maſella, auch Sankt Pauls Bay und Calypſo's Grotte traten zurück, um der erhabenen Halbinſelſtadt und ihren zu beiden Seiten einlaufenden Häfen den Plan zu überlaſſen. Ich war im Great Harbour, an der Sanita des Kaſtells Sant Angelo, von deſſen Thurme die wohlbekannte großbritanniſche Kreuzflagge niederwehte.

Laſſen Sie es gut ſein, wir ſind den Engländern für dieſe Maltheſiſche Freiſtätte unſern größten Dank ſchuldig. Nie wäre der Platz unter Frankreich das geworden: ein Magazin der Welt, eine Quarantaine, ein Lazareth Europa's, der Blitzableiter der Peſtilenz, die Polizeipräfektur der Barbarei, der Ruhepunkt und Rettungshafen aller Reiſenden.

Das Heald-Office examinirte unſre Papiere mit britiſcher Gravität und ertheilte ſodann auf der Stelle ſein Viſum. Die Fachini ſchlugen ſich um meine Effekten und gaben mir dadurch zuerſt ein arabiſches Schauſpiel. Ich ſah, daß ſich die Leute wunderten, wie ich mit aller Vergnüglichkeit fünf Minuten lang dem Streiten und Schimpfen zuhörte. Sie wußten nicht, daß ich noch kein Arabiſch gehört hatte und daß mir dies ein geldwerther Genuß war.

Als ein bleiches, hohlwangiges Mädchen meine ſchwache Seite bemerkte, handhabte ſie ihre ſchwarze Kapuze, wie ein Redner ſeine Simarre, trat freundlich lächelnd zu mir und hielt die Hand auf: „Hassan, tini,“ ſagte ſie, das heißt: „Herr, gib mir was.“ Der Lohnbediente, der mich ins Schlepptau genommen, unternahm es jedoch, ſie zu entfernen, und bediente ſich behufs deſſen außer den abweiſenden Worten: „Morra gibut!“ auch eines Rohrſtocks, den er vergoldetes Silber, „Zannur,“ nannte. Alles dieſes iſt mehr oder weniger arabiſch, wie man ſich leicht überzeugen kann, den Stock ausgenommen.

Ich logire hier im Hotel Clarence, welches augenſcheinlich das beſte auf der Inſel und ein wenig von meinem letzten ſicilianiſchen Wirthshauſe verſchieden iſt. Die Wirthin iſt eine Pariſerin, und Wittwe; ihre beiden Töchter ſprechen franzöſiſch, engliſch, italiäniſch und maltheſiſch; das könnte mir gefährlich werden unter dieſem Himmelsſtrich.

Buntes.

⁂ Tegner's „Frithiofssaga“ iſt ins Engliſche überſetzt. Dieſe nordiſche Nebelpoeſie wird gewiß im Vaterlande Byron's den zu erwartenden Eindruck nicht verfehlen.

⁂ In den engliſchen Zeitungen iſt eine politiſche Brochüre des Exdeputirten Cabet angekündigt, welcher, von der Deputirtenkammer verurtheilt, ſich bekanntlich aus Frankreich entfernte, um der Strafe zu entgehen. Sie führt den Titel: „Lettre à Louis-Philippe,“ und beſpricht hauptſächlich die Preßgeſetze.

⁂ Nach engliſchen Zeitungen ſtellte in Kilkenny ein verheiratheter Kaufmann einer Dame, die er liebte, ein Eheverſprechen in Form eines Wechſels aus: „Ich, Unterſchriebener, N. N., verſpreche, zwei Tage nach dem Tode meiner Frau, Vorzeigerin dieſes Wechſels zu heirathen.“ Jene Dame ſtarb aber noch bei Lebzeiten ſeiner Frau, und übergab den Wechſel endoſſirt einer ihrer Verwandten, aber auch dieſe ſtarb, und übergab das Eheverſprechen einer Dritten. Sobald die Frau des Kaufmanns todt war, präſentirte endlich die dritte Beſitzerin des Eheverſprechens den endoſſirten Wechſel dem erſtaunten Kaufmann. Dieſer aber hegte vor ſeiner Unterſchrift ſo viel Achtung, daß er die ihm gänzlich unbekannte Dame am zweiten Tage nach dem Tode ſeiner Frau heirathete.

⁂ Nach den neueſten Nachrichten aus den vereinigten Staaten zu ſchließen, ſpielt das Hängen daſelbſt jetzt eine wichtige Rolle. Zu Livingſton hängte man Miſſionäre, welche die Aufhebung der Sklaverei gepredigt, und ſieben Neger, welche dieſen Predigten ein bischen zu eifrig gehorcht hatten; ein gleiches Loos iſt den Abolitioniſten (Partheigängern für die Aufhebung der Sklaverei) im ganzen Süden der Union vorbehalten. Dieſe Hinrichtungen geſchehen nach einem blos ſummariſchen Verfahren, ohne vorangegangene Prozeß-Formalitäten.

⁂ Der Ingenieur Villeroi, bekannt durch ſeine Erfindung der lithographiſchen Preſſen und durch ſeine zu Noirmontiers angeſtellten Verſuche zu einer Schiffahrt unter dem Waſſer, hat letztere am 23. Auguſt in der Bucht von St. Ouen erneuert. Mit drei Matroſen begab er ſich in eine verſchloßne Maſchine von Eiſen, tauchte darin unter, kam wieder zum Vorſchein und tauchte wieder unter; Alles in Zeit von länger als einer Stunde. Das Publikum war zwar nicht ſehr zahlreich, aber es befanden ſich Männer, wie der Admiral Sidney Smith, Dufall und Guadet, die Herausgeber des Recueil des constitutions de tous les peuples, der berühmte Berzelius ꝛc. darunter.

---

*) Alterthumsforſcher von Ruf, deſſen ſchon erwähnt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 210. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 35.

Samſtag, 5. September.

Au delà du Rhin. *)

Erſter Artikel.

Herr Lerminier hat den Franzoſen ein Deutſchland, wie es iſt, verſprochen und vor Kurzem zwei Bände auf Abſchlag bezahlt, die ungeachtet der ermattenden Sommerhitze Aufſehn machten. Wir wollen ſehn, ob es ihm beſſer gelungen iſt, als ſeinem Vorgänger Marc Girardin, den die Kritik des Einverſtändniſſes mit der antiſocialen Politik beſchuldigt.

In der Vorrede des Werks befinden ſich große Worte; zum Beiſpiel: „Der Held unſrer Geſchichte iſt kein Mann; es iſt ein Volk;“ und: „Ich wollte deutlich ſein über einen dunklen Gegenſtand, kurz über etwas Unermeßliches.“ Hieraus folgt, daß der dunkle Gegenſtand und der Held des Stücks intime Freunde des Verfaſſers geworden, was meines Bedünkens ſehr ſchwer war. Herr Lerminier iſt au delà du Rhin ein franzöſiſcher Ami, der gute Empfehlungen hatte, und er nahm ſich als ſolcher allerhöflichſt die Freiheit, ſich dann dort zu Gaſte zu bitten, und der Frau des Hauſes Pariſer Schmeicheleien zu ſagen. Als er Abſchied nahm, zog er ſeine Handſchuhe an, beſah ſich die Geſellſchaft noch einmal durch die Lorgnette, und tanzte Chapeau bas in ſeinen Wagen, indem er mit huldvollem Lächeln die Worte ſprach: „Nous sommes bien aises, d'avoir de quoi écrire un livre, voyant que les matières s'éclipsent.“ Ich glaube, ich habe was Ähnliches am Ende des Anfangs geleſen.

Das erſte Kapitel des Buchs führt die Überſchrift: „Enchaînement des temps.“ Schon dawider habe ich viel einzuwenden, da es keineswegs die Zeit iſt, die in Feſſeln liegt. Es ſollte heißen: „Enchaînement de l'esprit.“ Doch wir wollen den Titel nicht anklagen, und den Text unterſuchen. In dieſem ſteht eine große Wahrheit, die Behauptung nämlich, daß ſich in der ganzen Welt ein Streben nach Einheit hervorthue. Die Menſchen Eines Sinnes, Eines Charakters, Einer Sprache ſtehn zuſammen, und die Religionen haben ihren Einfluß verloren. Die Civiliſation that ein Übriges; ſie machte Chriſten aus den Europäern, Moslims aus den Orientalen. Herr Lerminier erkennt in Napoleon für Deutſchland den Darius, der dem angegriffenen Volke Stärke und Nationalgefühl wiedergab, und er findet die Urſache unſerer bisherigen Uneinigkeit und Landeszerſtückelung in dem früheſten Streben deutſcher Fürſtenhäuſer nach der römiſchen Kaiſerkrone. Beides iſt wahr, und zwar ſo wahr, daß ich hinzufügen möchte, noch jetzt ſei Deutſchland im Verluſte, weil es in Italien beſitzen will. Die Familienintereſſen haben die Nationalintereſſen zu allen Zeiten überwogen; ſie haben die Politik geleitet. Inzwiſchen möchte ich nicht mit dem Verfaſſer im Chriſtenthum die einzige zukünftige Wohlfahrt Europa's erblicken, ſondern ausſchließlich in der praktiſchen Philoſophie, von der er ſelbſt ſagt, ſie ſei der Ausfluß der alten Ideale. Um unſre Religion faktiſch zu den ſokratiſchen Maximen ihres Stifters zurückzuführen und ihr das geſellſchaftliche Wohl anzuvertrauen, müßte man ihr ganzes äußeres Weſen und ſogar den Namen ändern.

Im zweiten Kapitel beſtrebt ſich Lerminier, ein allgemeines poetiſches Bild von Deutſchland zu entwerfen. Wir ſehn ihn auf dem Rhein ſich ſchaukeln, Köln's Dom, des Rheingau's Burgen, Frankfurt's Römer und Göthe, Karlsruhe's vier und zwanzig Straßen, und den Rotteck von Frei-

---

*) Par Lerminier, professeur au collège de France, 2 vol., Paris, chez Bonnaire, 1835.

burg und den Volksdeputirten-Präſes Mittermaier in Heidelberg bewundern. „Ils sont remarquables,“ ſagt er, „par leur modération, et ils ont également servi la liberté.“ Von Frankfurt's Propyläen und dem deutſchen Hauptthor, vom univerſellen Papiermarkt und den Rothſchilden flüchtet er ſich in das ſchöne Thal des Neckar's, wo der Gedanke friſch, wie der Fluß, und die Geſchichte immer gegenwärtig iſt in Burgen und grauen Menſchen. Er beſucht den Theologen Paulus, den Philologen Creuzer und ſchlägt endlich ſeinen Sitz im Herzen Würtembergs auf. Würtemberg iſt kein unproduktives Land, meint er; es hat viel Getreide, viel Wein und viel Genie's. Ich geſtehe, daß in dieſem Punkte der Franzoſe ſich eines Umſtändlichen unterrichtete, als wir es in Deutſchland ſelbſt thun; denn wenn er gleich keinen der alſo gerühmten Schöngeiſter las, ſo weiß er doch genau, wo ſie geboren wurden, lebten und ſtarben. Uhland iſt ihm übrigens der Beranger der Deutſchen!

Von den großen Todten: Schiller, Hegel, Wieland, die alle Schwaben waren, kömmt er auf die großen Lebenden, ich glaube, auf die Männer der konſtitutionellen Monarchie, auf die Deputirten und Schriftſteller, auf Menzel, Pfizer, Cotta. — Herrn von Cotta's Verdienſte ſind noch nicht alle anerkannt. — Herr Lerminier hat die Entdeckung gemacht, daß die Würtemberger die Erfinder der Konſtitutionen ſind, mit andern Worten, daß ſie vertragsmäßige Freiheiten hatten, als ſie noch Schwaben waren.

Ich habe vergeſſen, was in dem Buch von Stuttgart ſteht, außer der Phraſe: „Es gleicht einem großen Dorf, worin man ſich wundert, eine Straße, ein Schloß und das Atelier des Bildhauers Dannecker zu finden, der Jeſus Chriſtus, Schiller und Ariadne gemacht hat.“ Aber das habe ich nicht vergeſſen, daß auf derſelben Seite von der Nothwendigkeit und Natürlichkeit einer Verbindung Frankreichs mit dem mittäglichen Deutſchland geſprochen wird. „Das Intereſſe der Menſchheit,“ heißt es daſelbſt, „könnte eines Tages das Vaterland der Hohenſtaufen und Schiller's und die Nation Napoleon's und Mirabeau's unter einer Fahne vereinigen.“ Dies will ſo viel ſagen, als: „Ich bin ein getreuer Diener des doktrinären Worts, und ich möchte gern den Kronprinzen der Julidynaſtie mit einer würtembergiſchen Prinzeſſin verheirathen.“ Man hätte früher daran denken ſollen, als Palm noch lebte und das Prinzip der Legitimität minder ſtark war.

Ich begleite den Profeſſor des Collège de France noch auf ſeinem Fluge nach München, Wien und Berlin. Er ſagte Verſchiedenes, was deutſche Schriftſteller nicht ſagen und was gleichwohl in ein Buch über Deutſchland gehört. Nichts von den Städten, unter denen ihm Berlin am beſten gefällt, weil man dort die ſchönſten Paradehoſen und den meiſten Sand und eine ganze Spreu oder Spree voll Intelligenz antrifft, nichts von Häuſern, Theatern, Kirchen, Statuen und Gemalden! — Lerminier fällt ein Urtheil über die Politik und den Charakter der Könige.

(Schluß folgt.)

Engliſche Literatur.

II.

Robert Burns.

Die Optimiſten werden es nie dahin bringen, befriedigend zu erklären, warum wohl die Gaben des Geiſtes den, der ſie mitbringt in's Leben oder als Frucht ſeines Fleißes gewinnt, meiſt zum Leiden verdammen. In der Welt, wie ſie nun einmal iſt, werden bekanntlich die Rollen nur nach Gunſt, nie nach Verdienſt, vertheilt. Die Ausnahmen ſind in ſo geringer Zahl, daß ſie nicht in Anſchlag kommen. Man pflegt das Mißverhältniß zwiſchen dem innern Gehalt eines Menſchen und ſeiner äußern Stellung oft mit der oberflächlichen Bemerkung zu verdecken, daß der Weiſe ſeine Genüſſe aus ſich ſelbſt ſchöpfe, den Neid nicht kenne, und die irdiſchen Dinge nicht des Wunſches werth achte. So leere Tröſtungen und hundert andere, die bei Seneca nachzuleſen, ſchmecken nach dem Staube der Schule. Wer mag behaupten, eine geſellſchaftliche Ordnung ſei zu loben, worin Hamann Packhofverwalter und Burns Acciſeerheber iſt? In der That macht das Leben des ſchottiſchen Dichters einen melancholiſchen Eindruck auf jedes fühlende Herz. Er hat es zum Theil ſelbſt geſchildert in einem Schreiben an Dr. Moore (vom 2. Auguſt 1787), und wo dieſe Quelle nicht mehr fließt, fehlt es nicht an andern Notizen, denn in ſeinen ſpätern Jahren war Burns ein „öffentlicher Charakter“ geworden. Geboren wurde er am 25. Januar 1759, nahe bei Ayr in Südſchottland. Sein Vater war Gärtner, dann Pachter, aber ſtets in bedrängten Umſtänden. Er hatte ſieben Kinder und die Noth zur täglichen Hausgenoſſin. Robert ward ein geſchickter Pflüger; er und ſein Bruder Gilbert mußten früh und ſpät die härteſte Feldarbeit thun. Bei dieſer Lebensart, — er vergleicht ſie mit der Frohne des Galeerenſclaven! — erreichte Robert das ſechszehnte Jahr, wo er zuerſt die Sünde des Reimens beging. Die Liebe hat ihn zum Dichter geſtempelt. Bei einem herbſtlichen Feſte ward er mit einem Mädchen bekannt, die ihn in die „köſtliche Leidenſchaft“ einweihte, welche trotz allen bittern Zugaben die erſte der menſchlichen Freuden bleibt. Die Freundin hatte eine ſchöne Stimme und wußte ſie zu brauchen. Nach ihrer Lieblingsmelodie machte Burns ſeine erſten Verſe. Als er 17 Jahre alt war, wollte er, um ſich ein wenig aus dem Rohen herauszuarbeiten (er nennt es to give my manners a brush, — meinem Anſtand einen Bürſtenſtrich zu geben) die Tanzſchule beſuchen. Das konnte der Vater, der, wie Spener, das Tanzen für eine Erfindung des Satans hielt, nicht billigen. Es entſtand Spannung und Verdruß. Von der Zeit an emancipirte ſich der junge Robert, ſuchte nach Vergnügen außer dem Familienkreis, nahm es nicht genau mit der ſtrengen Moral und wählte die Deviſe: vive l'amour et vive la bagatelle. Freilich müſſen wir dieſe epicuräiſche Maxime auf den Maaßſtab der Genüſſe reduciren, wie ſie in der Hütte des Armen zu finden ſind. Burns, der Vater, kam immer mehr zurück; da ihm der Boden ſeines Pachtguts nur geringe Kornärndten brachte, legte er ſich auf den Flachsbau. Robert ſollte die Zubereitung des gewonnenen Flachſes lernen und brachte ſechs Monate damit zu, ſich dieſe Fertigkeit zu verſchaffen. Man kann ſich denken, was dabei in dem Dichtergeiſt vorgegangen ſein mag. In einem Anfall von Trübſinn ſchrieb er am 27. December 1781 (alſo im 22ſten Jahre) einen rührenden Brief an den Vater. Er ſagt darin: „Ich lebe nur in dem Gedanken, daß ich bald den Mühſeligkeiten meines elenden Daſeins entnommen werde. Wozu ſoll ich in der Welt bleiben? Ich ſehe voraus, daß Armuth (die Halbſchweſter des Todes) und Dunkelheit meiner warten.“ — Und ſo blieb es noch lange, denn erſt 1786 drang ſein Genius durch zu kurzer Glorie. Der Vater Burns war 1784 in der äußerſten Dürftigkeit geſtorben. Robert und Gilbert pachteten einen Hof im Kirchſpiel Mauchlin. Unter großer Bedrängniß entfalteten ſich doch hier nach und nach des Naturſohns poetiſche Anlagen. Ein Verſtändniß mit Anna Armour, der Tochter eines Maurers, brachte ihn zuerſt auf die Idee, einige ſeiner Gedichte drucken zu laſſen. Die Geliebte erklärte ihm nämlich eines Tages, er werde wohl eher Vater als Gatte werden. Obſchon er ihr ein ſchriftliches Heirathsverſprechen gab, wollten doch die Eltern den Bund nicht ſegnen. Burns gerieth außer ſich und entſchloß ſich zuletzt, den Ort ſeines Unglücks zu verlaſſen. Er gedachte nach Jamaica überzuſiedeln. Aber es fehlte an Reiſegeld. Da kam ihm der Gedanke, ſeine beſten Reime in den Druck zu geben; ſo geſchah es; im Juli 1786 erſchien die kleine Sammlung, wozu er 350 Subſcribenten gefunden hatte; nach Abzug der Koſten blieben ihm zwanzig Pfund übrig. Der Ruhm des Dichters von Ayr verbreitete ſich nun nach allen Richtungen; er gab den Plan, nach Jamaica zu gehen, auf und ſchlug den näheren Weg nach Edinburgh ein. Hier nun wurde ihm ein kurzer Sonnenſchein des Glücks. Der Earl von Glencaire nahm des ſchottiſchen Barden Muſe unter mächtigen Schutz; bald hatte er Unterſchriften für 2800 Exemplare einer neuen Ausgabe der Gedichte beiſammen. Die Reichen und Vornehmen wollten alle den ſtämmigen Pachter mit den durchdringenden Augen bei ſich ſehen; er kam in die Zirkel der großen Welt und benahm ſich darin mit männlichem Selbſtvertrauen, ohne die geringſte Verlegenheit. Sein kräftiges, originelles Gemüth, ſein raſches und doch richtiges Urtheil, ſein warmes Herz, ſeine lebendige Phantaſie, konnten in der Unterhaltung nicht unbemerkt bleiben. Er ward eingeladen, bewundert und entlaſſen. Die Gunſt der Großen dauert ſelten länger, als einen Sommertag. Doch war ohnehin ſeines Bleibens nicht in Edinburgh; die erſte Geldſumme von einigem Belang, worüber er frei verfügen konnte, wandte er auf Befriedigung eines lange genährten Wunſches. Er beſuchte die anziehendſten Gegenden ſeines Vaterlandes. Die hirtlichen Scenen an den Ufern der Tweed und des Yarrow begeiſterten ihn zu neuen Liedern. Noch in demſelben Jahre ſah er auch die Hochlande, wo er überall mit Enthuſiasmus empfangen und bewirthet wurde. Den Winter 1787 brachte er wieder in Edinburgh zu; bei der Abrechnung mit ſeinem Verleger blieben ihm 500 Pfund; er eilte nach Hauſe, die alte Mutter, den dürftigen Bruder zu erfreuen, und ſich mit dem Mädchen ſeiner Jugendliebe zu verbinden. Nun ſollte ein neues Leben angehen, aber die Ausſicht verlor ſich bald wieder in's Trübe. Burns pachtete ein Bauerngut, worauf er nicht gedeihen konnte: nur durch unabläſſigen Fleiß und äußerſte Frugalität mochte er etwas vor ſich bringen; den Pflug und die Feder zugleich zu führen, iſt eine ſchwere Aufgabe; Burns erlag unter ihrer Löſung; auch hatten ihn die geſelligen Freuden der Hauptſtadt verwöhnt; kurz, er ſah bald ein, daß die Natur das Feld ihres Sängers nicht mehr begünſtigt, als jedes andere. Gedrängt von drückender Noth, ſuchte er (1791) bei den Gönnern zu Edinburgh um eine Anſtellung nach. Der größte Dichter Schottlands ward Acciſe-Einnehmer mit 50 Pfd. jährlichem Gehalt. Später brachte er es auf 70 Pfd. — So verbrachte er die letzten Jahre ſeines Lebens in unwürdigen Verhältniſſen. Dabei war er zu ſtolz, die Freunde um Hülfe anzuſprechen; ſein Herz gehörte zu denen, die eher brechen, als ihren Gram verrathen. Im Frühjahr 1796 war es ſo weit gekommen, daß Burns und die Seinen oft kein Brod mehr im Hauſe hatten. Neun Tage vor ſeinem Tode ſchrieb er an Hrn. Thomſon zu Edinburgh, dem er ſo viele herrliche Lieder für ſeine Sammlung geliefert hatte, folgende Zeilen:

„12. Juli 1796. Nach all' meinem Prahlen mit Unabhängigkeit zwingt mich verdammte Noth, um fünf Pfund zu betteln. Ein grauſamer Kerl von Krämer, dem ich eine Rechnung zu zahlen ſchuldig bin, und der ſich in den Kopf geſetzt hat, mit mir ſei es bald aus, hat geklagt und will mich einſtecken laſſen. Um Gotteswillen, ſenden Sie mir die beſagte Summe! Ich verlange ſie nicht geſchenkt. Sobald ich hergeſtellt bin, will ich für fünf Pfund der beſten Verſe ſchicken, die Sie noch von mir bekommen haben.“ — Das Geld kam, aber Burns ſollte keine Verſe mehr machen. Am 14. Juli packte ihn ein Fieber, und am 21., grade als er Arznei nehmen ſollte, richtete er ſich auf, breitete die Hände von einander, fiel auf das Geſicht und verſchied. Sieben und dreißig Jahre und ſieben Monate iſt er alt geworden. Während er, am 25. Juli, zu Grabe getragen wurde, lag ſeine Frau in Geburtswehen; ſie genas eines Sohnes, der dem Vater bald ins Grab folgte. Burns hinterließ vier Kinder. Für dieſe und die Mutter wurden 700 Pfund durch Subſcription geſammelt. Am 5. Juni 1815 brachte man die ſterblichen Reſte des Dichters auf dem Kirchhofe, wo er begraben lag, aber an einer beſſern Stelle, unter ein Mauſoleum; auf dem Denkſtein von Marmor ſtehen aus einer ſeiner Zueignungen die Worte: „Der poetiſche Genius meines Landes fand mich, wie der prophetiſche Sänger Elias den Eliſa fand, am Pfluge, und warf mir ſeinen eingeiſtenden Mantel zu.“ —

So lebte und ſtarb Robert Burns, von dem Carlyle (durch Göthe's Mund) ſagt: „Dieſer Geiſt, der ſich erhoben hätte, wäre es ihm nur geglückt zu wandern, ſank in den Staub; ſeine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe mit Füßen getreten. So eine freundlich warme Seele, ſo voll von eingebornen Reichthümern, ſolcher Liebe zu allen lebendigen und lebloſen Dingen! Das ſpäte Tauſendſchönchen fällt nicht unbemerkt unter ſeine Pflugſchar, ſo wenig als das wohlverſorgte Neſt der furchtſamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit verweilt er in dieſen ernſten Scenen der Verwüſtung; aber die Stimme des Windes wird ein Pſalm in ſeinem Ohr; wie gerne mag er in den ſauſenden Wäldern dahin wandern, denn er fühlt ſeine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Sturmes einherſchreitet. Eine wahre Poetenſeele! ſie darf nur berührt werden und ihr Klang iſt Muſik.“ —

III.

Republik und Reſtauration in England.

Die neueſte Nummer des „Edinburgh-Review“ (Juli 1835) bringt eine geiſtreiche Abhandlung über Mackintoſh's Geſchichte der Revolution von 1688. Wir gedenken ſolche für den Phönix zu bearbeiten, geben aber, als Einleitung dazu, vorerſt einige Bemerkungen über die Schlußbände der Lingard'ſchen Geſchichte Englands, als welche bei der gegenwärtigen Weltlage ein geſteigertes Intereſſe erlangen und die beſte Vorbereitung zu dem von Mackintosh hinterlaſſenen hiſtoriſchen Fragment abgeben.

Mit beſonderer Vorliebe und ungemeinem Glück hat John Lingard die bedeutungsreiche Periode der engliſchen Geſchichte beſchrieben, welche von der Hinrichtung Carl's I. ausgeht und bei der Flucht Jacob's II. ſchließt. So entſcheidend iſt dieſer Endpunkt in den Annalen Großbritanniens, daß noch keiner der großen Hiſtoriker es bis daher verſucht hat, ihn zu überſchreiten. Hume legte die Feder nieder, nachdem er des letzten Stuart's Verirrungen geſchildert, und Lingard, obſchon unerſchöpft und vielmehr zunehmend an Kraft und Kunſt, je weiter er kommt in ſeinem großen

Werke, fand für gut, die Grenze zu beachten, wo der Markſtein der noch blühenden freien Conſtitution Altenglands aufgerichtet ſteht. In vier Bänden beſchreibt Lingard die vierzig Jahre umfaſſende *Geſchichte der Republik und der Reſtauration*; mit Meiſterhand zaubert er, ſo zu ſagen, jene merkwürdige Zeit gleichſam aus dem Schooße der Vergangenheit hervor, wo zuerſt unter Cromwell die Elemente der Umwälzung aus chaotiſcher Gährung zu politiſcher Bedeutung ſich klärten, dann, wie durch ein Wunder, der königliche Flüchtling zum Thron gelangte, hierauf der Freiheitsſchwindel in blinden Gehorſam überging, nur aus fanatiſchem Eifer neuer Widerſtand erwuchs, und zuletzt durch Wilhelm's von Oranien Klugheit, Jacob II. dahin gebracht wurde, ohne Schwertſtreich aus dem Lande zu weichen. Für jeden Beobachter der Ereigniſſe unſerer Tage muß es höchſt anziehend ſein, in jenen vierzig Jahren das Vorſpiel der gleich langen Periode von 1790 bis 1830 zu erkennen. England hatte, wie Frankreich, ſeine Revolution, ſeinen Königsmord, ſeine Republik, ſeinen Dictator und Uſurpator, ſeine Reſtauration, ja ſelbſt ſeinen Ludwig XVIII. und Carl X. in Carl'n II. und Jacob II. — die Stuarts, wie die Bourbons, waren vergebens in der Schule der Erfahrung ſchwer geprüft worden. Lingard ſchildert mit energiſcher Wahrheit und im Geiſt des vollendetſten Pragmatismus jene einzig in der Geſchichte ſtehende Epiſode der *politiſchen Sectenſchwärmerei*, wodurch das *Protektorat* möglich wurde. Oliver Cromwell iſt ein großes Menſchenräthſel: Lingard hat durch geſchickte Zuſammenſtellung der bekannten Ereigniſſe, fleißige Benutzung bisher vernachläßigter Quellen, und geiſtvolle Conjecturen die Löſung ſo nahe gelegt, daß Victor Hugo ſie zu finden ſeinem dichteriſchen Scharfblick wohl zutrauen mochte. Dem ſtrengen Puritanismus und der prunkloſen Würde, worin die Republik und das Protectorat ſich gefielen, ſteht als Contraſt gegenüber der leichtfertige Sinn, den Carl II. während ſeines Exils genährt hatte und nun mit auf den Thron brachte, ſo wie die feine Grazie, womit er ſeine Königsrolle ſpielte, unbeſorgt, ob die Nachwelt erfahren werde, wie er, um nicht das Parlament um Beiſteuer anzugehen, von Ludwig XIV. ein Jahrgeld angenommen und wohl auch mit ſeinen vertrauten Miniſtern getheilt habe. Die kurze Regierung Jacob's II. hat Lingard mit der lobenswertheſten Partheiloſigkeit beſchrieben. Die Verſuchung, von dieſem erſten Geſetz aller Geſchichte abzuweichen, lag nahe: Jacob war katholiſch geworden; gegen alle Erwartung gelangte er ohne Widerſtand zu dem ererbten Throne; mit einem geringen Maas von Klugheit mochte er ſich darauf erhalten; die Art, wie er von dem Gemahl ſeiner Tochter verdrängt ward, iſt eben nicht frei von jedem Tadel; Lingard bekennt ſich zu dem Glauben, der unter Carl'n II. faſt fanatiſch verfolgt, von Jacob II. vergebens in Schutz genommen wurde. Alle dieſe Verhältniſſe hat der wahrheitliebende Berichterſtatter sine ira et studio bis in die verborgenſten Fäden verfolgt und auf's klarſte dargeſtellt. Auch in der Charaktermalerei hat unſer Autor keine Vergleichung zu ſcheuen. Seine Porträts von Cromwell, Montroſe, Monk, Shaftesbury, Clarendon, Ruſſel, Sidney, und beſonders die der zwei königlichen Brüder, Carl II. und Jacob II., ſind, man darf wohl ſagen, zum ſprechen ähnlich. — Gewiß, wenn Adam Müller ſchon den früheren Theil der Lingard'ſchen Geſchichte (in einem Briefe vom 31. März 1826 an Rahel von Varnhagen) als ein „*außerordentliches Phänomen*" erkennt, er würde dieſes glänzende Lob den Büchern „von der Republik und der Reſtauration" mit geſteigerter Überzeugung gewahrt haben.

Berly.

Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Ein ſchöner Dreibund iſt vollzählig geworden: Rahel, Bettina, Ida. An *Rahel* bewundern wir die Schärfe eines weiblichen *Verſtandes*, der mit tauſend Augen ſieht, dem tauſend Details nicht entgehen. Während der Mann mit ſeinen zwei Augen vom großen Organismus, den er ſich aus Allem, was außer ihm iſt, ein Ganzes als großes Nicht-Ich conſtruirt, und daran nur die plaſtiſchen Formen admißt, erfaßt Rahel denſelben wie eine Malerei, analyſirt die chemiſchen Beſtandtheile aller Tinten, jeden Schlagſchatten wie jedes Clair obscur. — An *Bettina* iſt es die liebende Weiblichkeit der *Phantaſie*, welche alle unſre Sinne gefangen nimmt, wenn wir dem holden geflügelten Kinde hineinfolgen in jenes Land der Mährchen, der verzauberten Prinzen, der ſingenden Bäume, der klagenden Quellen, welches hinter dem Bilde eines großen Charakters, wie hinter einer uns bisher unbekannt gebliebenen Tapetenthüre liegt. Alle jene Wunder gehen nicht von dem Mirakelbilde aus, ſie wallen und weben, wie geſagt, nur *dahinter*, aber der reizende Eigenſinn beweiſ't uns am Ende mit aller Sophiſtik der Phantaſie: wir wären in unſrer Stube geblieben und hätten, was wir bis in die Fingerſpitzen gefühlt, bloß in dem Zauberblick Göthe's geleſen. — An *Ida* bewundern wir weder jene ſcharfmarkirte Weiblichkeit des Verſtandes, noch dieſe der Phantaſie, aber das *Herz*, welches beide ebenmäßig beherrſcht; hier iſt eine *deutſche Frau*, die uns keine Falte ihres Herzens verſteckt, und doch keuſch bleibt und unentweiht. — Die deutſche Frau lacht nicht kindiſch ausgelaſſen wie Bettina, — ſie lächelt; ſie brütet nicht über Gedanken wie Rahel, — ſie ſinnt; ſie liebt und geſteht es, denn ſie kann es nicht im Herzen drinnen behalten, ſie muß ja *leben*; ſpräche ſie's nicht aus mit unbewußten Lippen, ſie würde vergehn. Ihre Liebe iſt rein und edel; ihre Liebe iſt der Abglanz ihrer Hoffnung; iſt ſtark und treu, und ſo tief durch und durch weiblich, wie kein Mann es ganz faſſen kann. Und eben darum hallen aus dieſem Herzen auch ſo männliche Gedanken heraus, Gedanken als Gefühle, Gefühle als unumſtößliche Überzeugung. Du blickſt hinein in dies Herz und der Glaube, der Troſt, blickt dir als Liebe, als Treue daraus entgegen; du horchſt, und an dein Ohr ſchallt wie ein ſüßer begeiſternder Oſterklang die Stimme der Freiheit. Sagt nicht, daß die deutſche Frau ſich's am häuslichen Wohlbehagen, an den Tugenden des Stickrahmens, des Herdes genügen laſſe, daß ſie vor dem kühnen Gedanken und Worte des Mannes zittre, daß ſie ihn zurückhalte, wenn er hinaus will auf den Kampfplatz, um ſeine Wunden und ſeinen Jammer zu holen, daß er — umſonſt erliegen muß! Nein, die deutſche Frau, wenn ſie liebt, liebt erhabener, als eine Polizei ſich's träumen läßt; ſie trägt den Brand im Herzen, den ſie in ihr eigenes Haus ſchleudert, wenn es an's Äußerſte geht.

Wanderungen durch den Thierkreis, von Ludolph Wienbarg. Hamburg 1835. Hoffmann und Campe.

Und hier begrüßt einen deutſchen *Mann*, unbefleckt in ſeinem Wollen, mit Mark in den Knochen, um in Thaten nicht zu ermatten, mit Kühnheit in den Adern, um vor jenem großen, hohlmäuligen, mit Flittergold über und über bekleideten Narrenkönig aller jetzigen Zuſtände. — deutſch heraus: vor dem Schlendrian, wie er auch von dieſer oder jener Parthei genannt werde, nicht zu weichen oder Reißaus zu nehmen. Ihr ſeht ihn aus ſeiner ſtillen Kammer heraustreten auf den Markt, friſch und keck um ſich blikkend; ihr hört ihn ſprechen, derb, aber ohne Charlatanerie; er will euch keinen Wunderbalſam, keine Pflaſter für alte Schäden, keine Brandſalben verkaufen, aber die Lappen reißt er euch von den Wunden, die eure Eitelkeit mit Theatertrödel verhüllt.

„Was gegenwärtige Wanderungen durch den Thierkreis betrifft," ſagt Wienbarg am Schluß ſeiner Vorrede, „ſo mag man dieſe Art vereinzelter Ausſtrömungen einmal ſo hinnehmen, und ſich im Punkte der Einheit ſo wenig daran ſtoßen, wie an einer Sammlung von Novellen. Ich lobe mir die große Compoſition; aber ich verachte den Schein und das Zuſammenkitten." — Dies Bekenntniß *ſcheint* mit meiner Anſicht im Widerſpruche zu ſtehen, denn ich halte dafür, daß ſich in dieſem Buche entſchieden eine innere Einheit des Charakters ausgeprägt findet; — bei tieferem Eingehn in Wienbarg's Worte verſchwindet auch jeder Schein des Widerſpruchs. Ja, ich wiederhole es, in dieſem Buche iſt eine wahre Einheit, wie der Frühling ein ganzer iſt, ſo tauſendfältig er ſich auch kund gibt. Es iſt ein Buch des Frühlings und der Hoffnung. Hoffnung ſpricht mit feurigen Zungen; Hoffnung iſt nicht mehr die bloße Prophezeiung, es iſt ſchon das erſte Phänomen der That. Und das iſt das Begeiſternde für uns Alle, welche Farbe wir auch ſonſt tragen, und ob uns dieſer Knopf oder jene Schleife an unſerm Nachbar genirt, daß die Literatur keine todte mehr iſt, ſondern eine Literatur der That wird; die Worte werden dem wahren Logos Platz machen, nicht dem myſtiſchen, ſondern dem nackten Apoll, dem Drachentödter.

Wie Wienbarg ſich in dieſem Buche zeigt, ſo iſt er noch etwas mehr, als ein kräftiger, kühner Mann, — nämlich: ein *redlicher*.

D.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 211. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 7. September.

Ammonium.

„Fremdling, laß deine Stute graſen!
O, zieh' nicht weiter dieſe Nacht!
Dies iſt die grünſte der Oaſen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Raſen,
Gleichwie inmitten von Topaſen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!“

Er ſprach: „gern will ich mich entgürten!“
Und nahm dem Pferde das Gebiß.
Er ſetzte ſich zu ſeinen Wirthen;
Des Wüſtengeiers Flügel ſchwirrten
An ihm vorüber nach den Syrten,
Zu ruhn in der Pentapolis.

Die Lieder und die Cymbeln klangen;
Die Mappe lag auf ſeinen Knien.
Die Roſſe mit den blanken Stangen,
Die finſtern Reiter mit den langen
Gewanden, und den bärt'gen Wangen,
Die Zelte — fremd ergriff es ihn.

Mit farb'gen Stiften ſchuf er glühend
Ein Bildniß dieſer Wüſtenraſt.
Die Dromedare lagen knieend
Am Quell; des Wirthes Töchter, blühend
Und ſchlank, bald nahend und bald fliehend,
Umtanzten ſingend ihren Gaſt:

„Fremdling, laß deine Stute graſen!
O, zieh' nicht weiter dieſe Nacht!
Dies iſt die grünſte der Oaſen;
Im gelben Sandmeer glänzt ihr Raſen,
Gleichwie inmitten von Topaſen
Ein grüner, funkelnder Smaragd!“

Ferdinand Freiligrath.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Mit wahrhaft künſtleriſcher Geſchicklichkeit verwebte nun Richelieu alle Vortheile, die Karl durch völlige Ergebung in des Königs Willen erlangen könne, mit einer ſcharfen, nicht unwahren Überſicht aller Verhältniſſe des unglücklichen Fürſten. Indem er mit beſonderem Nachdruck auf der ganz ſicheren, dereinſtigen Zurückerſtattung von Nancy verweilte, bewies er Lothringens Schwäche, erwähnte den Abfall aller ſeiner Städte außer Nancy, detaillirte den Zuſtand der halbverhungerten, bei Hagenau geſchlagenen Truppen, und ſchloß mit der unfehlbaren Ausſicht, daß dieſer Krieg, bei gänzlichem Geldmangel, dennoch auf Lothringiſchem Grund und Boden, auf Unkoſten des Landes geführt werden müſſe.

Franz antwortete kurz, klug, und mit ſcharfſinniger Beſonnenheit. Was Richelieu von ihm verlangte, die Übergabe ſeiner Hauptſtadt, war beinahe das Schlimmſte, was ſeinem fürſtlichen Bruder drohen konnte. Wenn auch Ludwig's Abſicht einer Rückerſtattung derſelben in dieſem Augenblicke als wahr anzunehmen ſchien, konnten Zufall und Umſtände nicht des König Willen entweder verändern oder ihm die Macht nehmen, ihn auszuführen? Sehr natürlich ſtellte er dem Kardinal Lothringens Lage, in Bezug auf ſeine übrigen mächtigen Nachbarn vor, und führte die Sorge an, den Kaiſer durch gänzliche Willfährigkeit gegen Frankreich, zur Rache zu reizen.

Das Geſpräch dauerte bereits mehrere Stunden, es wurde von beiden Seiten mit immer ſteigendem

Eifer und triftigen Gründen geführet. Endlich ließ ſich der zu ſehr an Schmeichelei gewöhnte Richelieu durch ſeines Gegners ruhige Haltung zu leidenſchaftlichen Äußerungen hinreißen. Solche Momente waren ſelten, doch ſeinem Weſen nicht fremd; ſie pflegten ihn zu einer ſteinernen Beharrlichkeit zu führen. Mit großer Heftigkeit leugnete er Öſtreichs Anſprüche an die Souverainität Lothringens und entwickelte hierbei das Eroberungsſyſtem der franzöſiſchen Krone auf eine Weiſe, die auch dem unbedeutendſten Nachbarfürſten tiefes Grauen erregt haben müßte. Als Politiker vergab er ſeiner Würde durch dieſe Unvorſichtigkeit; die edle klare Sprache Franzen's trat dadurch in's hellſte Licht, und gab ihm ein gefaßtes Bewußtſein ſeiner ſelbſt, mit dieſem aber zugleich auch die feſteſte Überzeugung, daß er von nun an Richelieu als Freund oder Feind gegenüber ſtehen müſſe, und an ein gleichgültiges Verhältniß nicht mehr zu denken ſei. —

In trüber Stimmung ſchied Franz von ihm. Nur zu deutlich empfand er die Lage des unglücklichen Fürſtenhauſes, dem er angehörte. Vergebens hoffte Herzog Karl auf Öſtreich: Der allgemeine Krieg beſchäftigte Land und Kaiſer allzuſehr! Die ſpaniſchen Hülfstruppen blieben ebenfalls aus; leicht war's, ſie in Waatland aufzuhalten; boten doch eben jetzt die Schweden dort dem Herzog von Feria die Stirn, um ihm den Durchgang zu wehren.

Und wenn es nun in dieſer Zwiſchenzeit den königlichen Truppen, die St. Chaumont befehligte, gelang, ſich Nancy zu unterwerfen? Sie ſtanden bereits in St. Nicolas!

Sinnend das Für und Wider wägend, hatte er die langen Gänge des Schloſſes durchſchritten, und bereits die königlichen Gemächer erreicht, ohne ſein Gefolge zu entlaſſen. Das Anrufen der Schweizer-Wache machte ihm bemerklich, wo er war; unmöglich konnte er dieſen Augenblick wählen, um ſich beim Könige zu beurlauben, auch forderte die Etiquette eine frühere Meldung dazu, und ſo wandte er ſich in momentaner Verlegenheit, um in einem der Corridors ſeine Wanderung in's Ungewiſſe fortzuſetzen, als die plötzliche Ankunft einiger Damen, welche die Treppe herabkamen, ihn zur Aufmerkſamkeit, und zu jener ritterlichen Galanterie zurückriefen, der ein Franzoſe eben ſo wenig entſagt, als ein ſterbender Gladiator dem Anſtande. Als er die Augen erhob, ſah er drei Damen vor ſich, die Prinzeſſin Guimenée, die er kannte, und ſogleich begrüßte, ſie lehnte ſich auf den Arm eines jungen, hübſchen, etwas unbedeutenden Hoffräuleins. Zwei Schritte zurück leuchteten jedoch ein paar dunkle Augen über einer ſo kühnen Adlernaſe zu ihm herüber, daß ihm faſt die Antwort auf einige gewöhnliche Fragen der Prinzeß verſagte. Die junge ſchöne Dame ſchien mit der Prinzeſſin befreundet, jedoch ohne Vertraulichkeit, denn ein Ausdruck faſt höhniſchen Stolzes, lag in der Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie jede Bewegung derſelben beobachtete. Als ihr Blick in das leuchtende blaue Auge traf, das Franzens klare Stirn noch weißer noch blendender erſcheinen ließ, ſenkten ſich die langen Wimpern über die ſchwarzen Sonnen hin, ſie ſagte kein Wort und dennoch zeigte ſich in jeder Regung ihrer Züge eine Theilnahme an ſeinem Geſpräch mit der Fürſtin, die ihn befremdete und ihm ſchmeichelte. Er begleitete die Damen die zweite Treppe hinab, und fand ſich unten vor einer Thüre entlaſſen, die, wie ihm ſchien, zu den Zimmern der fremden Dame führen mußte. Sie lud ihn nicht ein — und, zum erſtenmal in ſeinem Leben verlegen, wich er unſicher, faſt in Unruhe um das, was hier die Sitte heiſche, zurück.

„Julien!“ rief er einem ſeiner ehrfurchtsvoll von weitem folgenden Begleitern zu, „Julien! kannteſt du die Dame?“

„Ja wohl, Eminenz,“ war die raſche Antwort, „es war Madame Combalet, die Nichte ſeiner Eminenz des Kardinals von Richelieu.“ Bei Nennung dieſes Namens fühlte Franz, als ſenke ſich ein ſchwerer Stein in ſeine Bruſt.

„Wenn es erlaubt wäre,“ fuhr der Page fort, „dieſe junge Dame der mächtigſten Königin ihrer Zeit zu vergleichen, möchte man ſagen, es ginge ihr wie der großen Eliſabeth von England: ſie wird alle Jahre Braut, und —“ „Still!“ unterbrach ihn der Kardinal, indem eine fliegende Röthe ſeine Stirn deckte, „wir ſind beobachtet.“ Und allerdings traten in dieſem Augenblicke die Kavaliere hinzu, denen Franz ſcheinbar zum Ehrendienſte, mehr aber zur Aufſicht, von Seiten des Königs übergeben worden. „Wer iſt denn dieſe Combalet?“ frug er nochmals in ſeinen Zimmern, faſt ohne es zu wiſſen. (Fortſ. folgt.)

Die Inſeln der Calipſo.

II.

Die Vermuthung älterer und neuerer Geologen, daß Malta's drei Eilande nur die Spitzen eines großen verſunkenen Landes, wahrſcheinlich des von den Alten häufig erwähnten und gewiß nicht außer ihrem damals bekannten beſchränkten Continent gelegenen Atlantis ſeien, muß ſich jedem Reiſenden aufdringen, der hieher kömmt. Nicht nur die Stadt Valetta, ſondern auch die alte Citta notabile und ihre angehörigen arabiſchen Caſali im Innern der Gruppe liegen auf flachen weichen Tuffſteinhöhen, die, allen Erdreichs entbehrend und mit Ausnahme einer Quelle nur Regenwaſſer der Ciſternen kennend, genau den hohen Gebirgsgegenden unſres Feſtlandes gleichen.

Die malteſiſchen Gärten ſind daher ordentliche Zaubergärten, wozu man aus Sicilien den Grund und Boden in Schiffen herüberholte. Sie ſind ſparſam zwiſchen Marmorbeete gefaßt und häufig auf den Dächern angebracht, weil eine ſolche Anlage mit wenig mehr Koſten verbunden iſt, als eine andre.

Wenn Plato nicht eben ſo viel Dichter als Philoſoph wäre, ſo könnte man glauben, er habe ſein Atlantis auf ſeinen Reiſen wenigſtens aus guten Traditionen geſchöpft, und darauf mit allem Grund atlantiſche Hypotheſen bauen und von der antidiluvianiſchen Zeit der Inſeln ſprechen wollen. Es ſei mir erlaubt, das Wichtigſte aus den Dialogen das auf die Behauptung: auch zu Socrates Zeit habe man Malta für Atlantis angeſehen, Bezug hat, hieher zu ſetzen.

Unſer Philoſoph ſagt: „Atlantis bekam ſeinen Namen von ſeinem König Atlantis. Es hatte aber zehn Könige, die über zehn Bezirke oder Länder herrſchten und das Volk in großer Unterwürfigkeit hielten. Die Inſel war 3000 Stadien lang und 2000 breit, ſie erſtreckte ſich von Lybien bis nach Ägypten und reichte mit ihrem nördlichen Ende an Hetrurien.*) Es waren viel Flüſſe darin und ein Kanal theilte ſie in mehrere Theile, in deren jedem eine Hauptſtadt war.“

Er ſpricht auch von einem gemeinſchaftlichen Neptuntempel, der ein ganzes Stadium lang war und einer Neptunſaule in der Mitte des Landes, die an die ägyptiſchen Koloſſe erinnert. Wahrſcheinlich hat ihm davon geträumt, wie von ſeiner Göttin Ananke.

Wichtiger iſt, was Strabo an einem Orte von der einſtmaligen Einheit und dem Zuſammenhang der drei Welttheile ſagt, was Ovid in ſeinen Metamorphoſen von der Verbindung Siciliens mit Italien ſingt:

— „Zancle quoque juncta fuisse
Dicitur Italiae.“

Und endlich, was Claudian, Salluſt und Seneca ſagen, denen ich eine Stelle des Virgil's beiſetze, die, im dritten Geſang der Aneide, alſo lautet:

„Haec loca, vi quondam et vasta convulsa ruina,
Tantum aevi longinqua valet mutare vetustas!
Distiluisse fermit: quam protenus utraque tellus
Una foret venit medio vi pontus et undis
Hisperiam siculo latus abscidit arvaque, et urbes
Littore diductas augusta interluit aestu.“

Daß Atlantis, wie Einige behaupteten, da gelegen habe, wo jetzt das atlantiſche Meer iſt, kann ich des Namens wegen nicht glauben. Haben doch die Alten ihre Unterwelt nach und nach, wie ſich ihre Kenntniſſe und ihre Geographie erweiterte, aus Griechenland nach Italien und Spanien (Iberien) verlegt, warum ſollte es ſich nicht mit dieſem antediluvianiſchen Reiche ebenſo verhalten? Atlantis galt den Griechen des Homers für das äußerſte Ende der Erde, es war zufolge Heſiod von einem der von Zeus erſchlagenen Titanen bewohnt und alſo, da dieſe in den Tartarus geſchleudert worden, das Reich der Unterwelt, mit andern Worten: das finſtere unbekannte damalige Weltende, der Ocean. Dieſer aber iſt mit der Schifffahrt und der ganzen Mythologie successive bis über die Säulen des Herkules hinausgeſchoben worden.

Hesperia und ultima terra waren gleichbedeutende Ausdrücke.

Ich könnte noch mancherlei Beweiſe und Vermuthungen hier anführen, die der malteſiſch-arabiſche Gelehrte Antonio Ciantar in einigen Folianten zuſammenſtellte und commentirte; allein dann würde ich noch langweiliger, als ich ſchon geworden bin. Meine Abſicht war jedenfalls, die Diſſertation mit einem Kernſchriftſteller zu ſchließen, der alle die Übrigen durch ſeine Angaben erſetzt und bei uns im Norden ſo gut als gar nicht bekannt iſt. Der Mann heißt Eumalos von Cyrene und er ſagt klar und deutlich, Malta ſei gleichbedeutend mit Ogygia, Atlantis und Decapolis, — wem fällt bei dieſem Decapolis das Land der zehn Städte und Könige des Plato nicht wieder ein? — es ſei von Ninus, dem König von Babylon, der ein Enkel Ogyges, ihres erſten Königs, geweſen, nach der großen Überſchwemmung bevölkert worden, und habe ſeit der Zeit nur aus den Spitzen der von den Fluten übriggelaſſenen Gebirgskulme beſtanden. Er iſt der Meinung, die Phönicier hätten das Land coloniſirt.

Folgende römiſche Inſchrift befindet ſich unter andern wichtigen Denkmalen, die ich gelegentlich als den einzigen phöniciſchen beſprechen will, die unbezweifelt ſind; ſie liefert den Beweis, daß man zu Auguſt's Zeiten feſt an das glaubte, was wir jetzt bezweifeln:

C. SEMPRONIUS. COS. HOC. MAGNI. ATLANTIS.
UT. SUBMERSAE. ATLANTIDIS. RELIQUIUM.
REDIT. EIDEMQ. SERVARI. COERAVIT. AN. UR.
DCCCVI. OLYMP. CXL. AN. II. 7.

Sie wurde vor ſechs Jahren in den Ruinen von Citta Vecchia gefunden und auf die Stadtbibliothek gebracht, wo ich ſie abſchrieb. Daſelbſt befinden ſich auch die beiden von Barthelemy dechiffrirten phöniciſchen, ein Paar coptiſche und mehrere griechiſche Inſchriften, die ganz geeignet ſind, unſre Neugier wie unſre Wißbegier zu reizen. Ich hatte hinreichend Zeit, dieſelben mit ſammt den Monumenten, die ſie enthalten, abzuzeichnen, und hoffe ſie einmal der Öffentlichkeit zu übergeben.

Da ich nun nichts mehr über die Idendität meines Atlantis zu ſagen habe, kehre ich auf die höchſte Bergſpitze, auf den Ararat von Malta, zurück, um die letzten vierzig Jahrhunderte vorbeidefiliren zu laſſen. Ich muß Ihnen doch wohl die zwanzig Metamorphoſen des Landes aufzählen, falls ich nicht von irgend einem Leſer, der kein Freund von hiſtoriſchen Recapitulationen iſt, des Aufſchneidens will geziehen werden.

Der Urperiode Malta's wird bei'm Homer erwähnt. Ich nehme dann an, daß nach dem Sturz der Titanen dieſe Verdammten ſich daſelbſt in Mitte des Meeres anbauten und der Inſel den Namen Atlantis und Hyperia gaben. Aus dieſer Periode ſoll auf der Inſel Gozzo ein ſogenannter Gigantenthurm ſein, der aus unförmlichen koloſſalen Peperinblöcken erbaut iſt und jetzt in Ruinen liegt.

Nach den Giganten kamen die Phönicier, um 1519 vor Chriſtus. Unter ihrem Könige Ogyges, von dem das Land Ogygia getauft wurde, wuchs die Bevölkerung bis zu vielen Millionen, und das war vermuthlich die Epoche, in der Plato, gemäß ſeinem Dialog, ſich in das Eiland verſetzt fühlte, und aus welcher man in neuerer Zeit die bereits erwähnten phöniciſchen Monumente und Inſchriften auffand. Dido, als ſie Carthago zu bauen ging, landete in Ogygia und ward vom König Batto empfangen. Da um dieſe Zeit, oder vor der ſchönen Dame des Aneas*), die große Überſchwemmung des Eumalos von Cirene, die Sündfluth des Moſes**) eintrat, ſo iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß der Homeriſche Held nur noch die Überbleibſel des großen Ogygia unter dem Scepter der ſchönen Nymphe Calipſo antraf, in welchem Falle ihre Grotte in Mehella vorhanden ſein könnte.

Die dritte Veränderung Malta's war die größte und brachte ihm Babylonier, worauf die vierte eintrat, 736, und Griechen ausſchiffte. Dieſe Griechen thaten nichts ohne Mythologie, ohne Götter und Nymphen. Sobald ſie feſten

---

*) Plato nahm alſo wohl an, daß Sicilien, Corſica und Sardinien ebenfalls Ueberbleibſel des Atlantis geweſen. Nach ihm taxirt ſie Barthelemy zu 93,750 Quadratmeilen.

*) Hiſtoriſch war Dido ſchon ein Paar hundert Jahre todt, als der Aeneas des Virgil's mit ihr ſeinen Roman ſpielte.

**) Dieſe Sündfluth konnte durch einen Kometen herbeigeführt worden ſein, wie z. B. der diesjährige Halley'ſche, welcher erweislich noch immer Peſt, Trockenheit oder Waſſernoth erzeugte.

Fuß gefaßt hatten, erinnerten ſie ſich, daß ſie einer Tochter der Doris und des Nereus, Namens Melitta, die Apotheoſe ſchuldig ſeyen, bauten dem Apollo auf Gozzo einen Tempel, und nannten die Kolonie — wie dieſe Nymphe.

Der Name Melita blieb auch unter den Karthagern und Etruskern, welche nach den Griechen kamen, und bekam blos ein S, als die Römer im zweiten puniſchen Kriege ſich des Eilandes bemächtigten.

Unter Rom's Ägide wurde Melitas ungefähr, was jetzt Malta iſt, ein Stapelplatz, ein Zufluchtshafen. Man nannte es ein Municipium, ließ ihm Sprache, Geſetze und Sitten, und nahm Geld dafür, deſſen es viel übrig hatte. Als das Chriſtenthum aufkam, ereignete ſich an ſeinen Küſten das weltbekannte Mirakel mit dem heiligen Paulus, der in Cäſarea gefangen gemacht, nach Rom geſchickt und als Schiffbrüchiger in der jetzt nach ihm genannten Paulusbucht an's Land geſpült wurde. Das Dorf Caſal Nasciar rühmt ſich des Verdienſts, den Apoſtel drei Monate bewirthet und von ihm zuerſt die Taufe angenommen zu haben. Es ernannte einen gewiſſen Publius Protos zum Biſchof der malteſiſchen Gemeinde und ſegelte dann nach Syrakus und Taurominium, wo ich kürzlich ſeine Kirche beſuchte.

Das römiſche Melitas ging durch die Barbarenkriege, 454 nach Chriſtus, an die Vandalen verloren. Dieſe ließen es in den Händen der Gothen, und dieſe wieder, 568, in denen der Neugriechen. Es war Beliſar, der für den Kaiſer Juſtinian die Kolonie eroberte, die noch immer ſehr reich war.

Endlich landeten die Araber, 870, in Sankt Pauls Bay und ſchlugen die Griechen in einem blutigen Kampfe. Sie behaupteten den Beſitz, ungeachtet einer gegen Konſtantin verlornen Schlacht, und machten das Eiland zu einer Präfektur des Emirs von Sicilien. Das iſt die Zeitperiode und Umwechſelung, welche den jetzigen Stand der Dinge, den neuen Namen Malta, der arabiſch iſt, die arabiſche Sprache und die morgenländiſchen Sitten hier einführte. Die meiſten Griechen wurden ermordet, oder flüchteten; der Italiäner waren nicht viele. Das jetzige Dorf Kalnato Batria war in jener Zeit die Hauptſtadt.

Mit der Herrſchaft der Mauern in Palermo fiel auch die mauriſche hier. Der tapfere Graf Roger, Sicilien's König, erhob die Inſel zum Marquiſat, und ſchenkte ſie Heinrich II., einem Sohne Friedrichs II., welcher eine ſiciliſche Prinzeſſin geehlicht hatte. Hierauf eroberte ſie Karl von Anjou, und es kam die ſicilianiſche Vesper, in welcher Johann von Precida halb Malta ermorden ließ. Ein neuer Kämpe, Aragonien, tritt für das Ländchen in die Schranken, beſiegt die franzöſiſche Flotte, und läßt zuletzt die Neger im Hafen Marſamuſetto einlaufen.

Aus den Aragoniern wurden Spanier. Ihr König Alphons iſt derjenige, der des Haderns müde ward und das Marquiſat für 50,000 Gulden an Don Antonio Cordova, den Maltheſer, verkaufte. Der Orden nahm am 23. März 1530 feierlichen Beſitz davon, und inſtallirte ſeine Großmeiſter im Dorfe Vittorioſa. Seit dieſer Zeit behauptete ſich die Inſel, ſchlug die Türken ab, und erbaute La Valetta, worin ich mit aller Bequemlichkeit dieſen Brief ſchreibe.

La Valetta iſt der Name des damaligen Großmeiſters der Maltheſer.

Die letzte Kataſtrophe war 1798, in welchem Jahre die franzöſiſche Republik den Beſitz der Inſel improviſirte. Sie endigte 1800, nach einer denkwürdigen Blokade der britiſchen Flotte, mit der Eroberung durch die Engländer, welche ſofort die Ruinen aufbauten, die Feſtungen vergrößerten, die Häfen verbeſſerten, große Magazine und Lazarethe anlegten und die Commende zu einem — Freihafen erklärten, in welcher Eigenſchaft die Inſel 1814 auf dem Kongreß von Wien als britiſches Eigenthum anerkannt wurde.

Auf dem Gouvernements-Pallaſt lieſt man die Worte: „Magnae et invictae Britanniae Melitensium amor et Europae vox has insulas confirmat anno domini 1814," und auf der Sanität des Freihafens die ſchöneren, welche ich dankbar ſogleich unterſchreiben will:

„Haec fecit populorum amor."

Buntes.

∴ Dem Liverpool-Chronicle zufolge machten in den erſten ſieben Monaten dieſes Jahres 235,053 Reiſende die ganze Fahrt von Liverpool nach Mancheſter auf der Eiſenbahn. — Die erſte indiſche Poſt zwiſchen Indien und England (über Alexandrien und durch das rothe Meer), welche am 3. März mit dem Dampfſchiff: „der Afrikaner" von Falmouth abging, kam zu Bombay am 20. April an und vollendete ſonach ihren Dienſt in 50 Tagen. Dieſe Verbindung wird denn jetzt regelmäßig binnen der benannten Friſt unterhalten werden. (Devonport Telegraph.)

∴ Der bekannte Virtuoſe und Componiſt Henri Herz iſt von ſeiner Reiſe nach England zurückgekehrt und befindet ſich wieder in Paris.

∴ Im Cirque Olympique Franconi's macht ein dreiaktiges Melodram von Francis „les Mineurs" Furore; da darin zweitauſend Flintenſchüſſe angebracht ſind, ſo kann man demſelben die „Knalleffekte" wohl nicht abſprechen.

∴ Das Theatre de la Gaité wird mit dem Drama „David Rizzio" wieder eröffnet werden. Roger de Beauvoir beſchäftigt ſich mit einem hiſtoriſchen Romane, welcher denſelben Titel erhalten wird.

∴ In der Grafſchaft Lancaſter wurde ein Erdbeben verſpürt.

∴ Das franzöſiſche Miniſterium des Innern hat ein neues Reglement für die Organiſation der Pariſer Theater beendiget. Einem Artikel deſſelben zufolge müſſen ſie von nun an ſtreng innerhalb der Gränzen je ihrer Privilegien bleiben: ſo ſoll z. B. Luſtſpiel und Trauerſpiel blos auf dem Theater-Français geſpielt werden dürfen, Drama und Melodram ausſchließlich in Porte St. Martin, Ambigu-Comique, und Gaité; — Vaudevilles und Dramen mit eingelegten Couplets ſind wieder dieſen letzteren unterſagt. Der Cirque-Olympique iſt bei dem neuen Reglement am beſten durchgekommen; er darf Stücke von jedem Genre geben, jedoch unter der Bedingung, daß in jeder Piéce ein oder mehre Pferde auf der Scene erſcheinen.

∴ In einem auf dem Ambigu neugegebenen Stück: „Le comte de Quélus," deſſen Handlung in das Ende des 16ten Jahrhunderts fällt, heißt es von einem einſt fanatiſchen Katholiken: „Il est mort en lisant l'essai sur les moeurs de Voltaire."

∴ Duponchel, der jetzige Direktor der Pariſer Oper, wird der Muſik wieder den Vorrang gewähren, nachdem Véron, der frühere Direktor, um das Haus zu füllen, dem Ballet den Vorzug ertheilt hatte. Jules Janin ſagt im Journal des Débats: Duponchel werde zwar dem Namen nach Direktor ſein, im Hintergrunde werde aber Meyerbeer als unumſchränkter Herrſcher ſtehen.

∴ In der ſchon erwähnten Ueberſetzung des Göthe'ſchen Fauſt's, von Lord Dover, findet ſich noch ein anderer komiſcher Fehler. Da wo Wagner den Fauſt vor böſen Geiſtern warnt, ſind die Worte:

„Sie liſpeln engliſch, wenn ſie lügen,"

auf eine Weiſe überſetzt, womit Lord Dover ſeinen Landleuten kein Kompliment macht. Es ſteht dort:

„They lisp in English when they lie."

∴ Hogarth's Kupferſtiche werden in London mit einer Erklärung von John Nichols neu, in Lieferungen, herausgegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 212. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 8. September.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

„Richelieu's Tochter — ſeine Nichte wollte ich ſagen," war die kaum hörbare Antwort des Pagen.

Franz ſchwieg; ihm fielen eine Menge Dinge ein, die man ihm in Paris erzählt, damals ſagte man, ſie wäre die Braut des Grafen Soiſſons, des nächſten Blutsfreundes des Königs.

Die Sendung des Kardinals war beendigt, nach Richelieu's Erklärung war nichts zu hoffen, nichts zu modifiziren, ſo lange Herzog Karl die Übergabe von Nancy verweigerte. Er beurlaubte ſich alſo beim Könige, und nahm die Gelegenheit wahr, ihn zu bitten, die Armee nicht eher weiter vorrücken zu laſſen, bis er ſeinem Herrn Bruder Rapport abgeſtattet habe. Der König erwiederte ſehr kalt, es thue ihm leid, die Bitte nicht gewähren zu können. „Ich werde mich ſogleich nach Nancy begeben, ſchloß er, und es nicht eher verlaſſen, als bis ich mir die Stadt unterworfen."

Um Nancy herum ſah es allerdings bunt genug aus. St. Chaumont hatte es mit viertauſend Mann umgeben. Indeſſen war des Herzogs Lage noch keinesweges hoffnungslos, ihm nahte eine unfehlbare Hülfe, eine bei weitem ſicherere als Öſtreich und Spanien ihm bieten konnten: der Herbſt zog heran, mit ſeinen Hülfstruppen von naſſen kalten Tagen und langen Nächten, von denen nicht nur eine Störung der Belagerungswerke, ſondern bei der Lage der Stadt, und der Beſchaffenheit des Bodens, Krankheiten und Gefahren aller Art für die Angreifenden zu erwarten ſtanden.

Gelang es dem Fürſten, den Reſt ſeiner geſchlagenen Truppen mit der ſchnellberufenen Landmiliz zu vereinigen, ſo blieb ihm die Möglichkeit, St. Chaumonts obenhin entworfnen Plan zu vernichten, und ihn ſo lange aufzuhalten, bis er ſich gezwungen ſähe, das Frühjahr zum erneuten Angriff abzuwarten. Doch nun begann Karl's wunderlicher Eigenſinn, ihm das Spiel zu verderben. Trotz allen Einwendungen ſeiner Freunde und ſeines Bruders ſchien es ihm ſicherer, durch Unterhandlungen den mächtigen Monarchen vorläufig zu begütigen, deſſen ganze Waffenmacht er ſich auf dieſe Weiſe in's Land zog, ohne irgend die Mittel zu haben, ihm ſpäter die Spitze, oder auch nur ernſtlichen Widerſtand bieten zu können.

Durch ein ſonderbares Unglück erzählt ein Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit, — er hätte ſagen ſollen: durch einen unbegrenzten Leichtſinn, — hat ſich der Herzog niemals ruhig halten können, wenn es nöthig war, und nie den Entſchluß ernſten Widerſtandes faſſen, wenn ihm andre Zuflucht blieb. — Zufrieden, alles in glänzender Haſt, wenn auch nur ſcheinbar wirkſam zur Vertheidigung der Stadt Nancy angeordnet zu haben, legte er dreitauſend Mann Infanterie, einige hundert Kavalleriſten und an vierzig Edelleute, die als Volontairs ihm dienten, in die Veſte. Er ſelbſt zog mit einem kleinen Reiterhaufen ſich in's Gebirge zurück, um dort noch einiges Fußvolk auszuheben, um die Schluchten und engen Päſſe zu vertheidigen.

Alle dieſe Anſtalten, die Vertheilung des Commandos der alten und neuen Stadt, die in's Ohr klingenden ehrenwerthen Namen der Befehlshaber, kurz die ganze Form des raſchen Handelns, trug ein ſchimmerndes Gepräge, das ihn ſelbſt blendete, und ihn mit jenem Nimbus umgab, mit welchem Karl ſich ſo gern ſchmückte, und der ihm ſo wohl anſtand, wie ein ſchönes Kleid, wie eine körperliche Zierde, den aber Richelieu ihm nie verzeihen konnte.

Franz trauerte ſchweigend, denn in ſolchen Augenblicken vermochte er nichts über ſeinen Bruder. In der trübſten Stimmung kehrte er auf deſſen Befehl nochmals zurück, um, wo möglich, den König dadurch zu gewinnen, daß er von Seiten des Herzogs, die ausgeſprochene Einwilligung zur Löſung des Ehecontraktes Gaſtons und ſeiner Schweſter ihm überbrachte, und zugleich Lamotte als Unterpfand für Nancy ihm anbot. Er fand den König bedeutend vorgerückt, und erhielt nach einer öffentlichen Audienz die Antwort, daß ſeine Vorſchläge im Conſeil erwogen werden ſollten.

Eine lange Pauſe mehrerer einſamer Stunden, die ein tiefes Brüten über die Unmöglichkeit des Gelingens, und ſeines Bruders thörigte Schritte füllten, war die natürliche Folge. Des läſtigen Zwangs, der ihn umgebenden Etiquette endlich los und ledig, ſaß Franz nach überſtandenem Mittagsmahle, das ihm mit allen Ehren und Beſchwerden ſeines Ranges geworden, allein in ſeinem Gemache. Schon dreimal hatte Julien verſucht, Nachrichten über die Aufhebung des Conſeils einzuziehen; die Dämmerung trat ein, und der Rückritt drohte beſchwerlich zu werden in der ſchon herbſtlichen Nacht; und noch immer blieben die Thüren geſchloſſen, keine Botſchaft kam, deren Franz bedurfte, um ſein Geſchäft als beendet anzuſehen, und ſich von St. Dizier entfernen zu können.

Das Gemach, das dem Kardinal zum Abſteigequartier angewieſen worden, war ein Eckzimmer, und hatte ein Fenſter nach dem innern viereckigen Hofe des kleinen Gebäudes, in welchem ſo gewichtige Entſchlüſſe, ſo große Ereigniſſe vorbereiten ſollten. An dieſem Fenſter hatte Franz ſeinen Ruheplatz gefunden. Plötzlich ſchlugen Töne einer Laute an ſein Ohr, er hob das Haupt, ließ die Hand von der glänzenden Stirn zurückfallen, um die Wange zu ſtützen, und ſchaute träumeriſch hinüber, ohne ſich's bewußt zu ſein, was er denn eigentlich dort ſuche; — in dem gegenüberſtehenden, an der andern Seite des Hofs gelegenen Flügel, war ein Zimmer bereits kerzenhell geworden. Eine ſchöne Frau zeigte ſich hinter den Scheiben, ſie legte eben die Laute aus der Hand, deren einzelne Accorde, einem flüchtigen Rufe gleich, ſeine Sinne berührt hatten, jetzt wandte ſie das Geſicht ihm zu, — es war des Kardinal's Nichte, die Combalet. Sie bemerkte den Lauſcher ſogleich, und ein tiefes Erröthen, ein faſt verlegenes Beſchäftigen mit Lautenband und Handſchuh, lieh ihr einen Augenblick etwas wunderbar Mädchenhaftes, — und nächſten war ſie jedoch ſchon wieder die vornehme Dame, trat mit feſter Haltung ganz nahe an das Fenſter und grüßte unſern Ritter, ihn mit der zarten Hand gleichſam bewillkommend. Franz öffnete ſogleich das Fenſter, verbeugte ſich tief und ſtand, faſt wie ihres Befehls gewärtig, ernſt, aber nicht ohne Bewegung die ſchöne üppige Geſtalt anſtaunend, da. Sie blieb eine Weile; lächelnd und ſinnend ſchaute ſie zu ihm hinüber, legte dann plötzlich den roſigen Finger auf die Lippen, ihr Blick ſchien das ſie umgebende Gemach zu durchfliegen; dann wandte ſie ſich bedeutungsvoll dem Überraſchten, vor Erwartung kaum noch Athmenden wieder zu, und winkte ihm abermals, als wolle ſie zu angeſtrengter Aufmerkſamkeit ihn ermahnen. Der nächſte Augenblick hatte ſie ihm entzogen, aber der helle Silberklang einer Schelle drang vernehmlich in des Lauſchers Ohr; ein Page erſchien, und wurde abgefertigt. Plötzlich trat er aus einer Seitenthür in den Hofraum, ging vom entgegengeſetzten Ende des Hauſes bis unter die Fenſter ſeiner Gebieterin, ſo nichtsnutzig, ſchlendernd und trällernd hin, als ſuche er der Zeit die Flügel abzuſchneiden, dann, immer auf gleiche Art, dem Hauptgebäude näher, und verlor gerade vor dem Fenſter, wo Franz ſtand, ein Blatt Papier, wandte ſich zurück dem Thore zu, ſah nach Wind und Wetter, und ließ ſich, vor das Gatter tretend, in ein langes Geſpräch mit der Schildwache ein. Franz öffnete wieder das Fenſter, ſchaute einige Sekunden lang hinab; gegenüber war alles dunkel geworden. — Dann rief er ſeinem Diener, ihm ein Blatt Papier zu holen, das er eben aus dem Fenſter hatte fallen laſſen. Sogleich war es in ſeiner Hand, es war der Anfang einer Mode-Arie, er las:

„Alles vergebens! Ihm zum Verderben,
Haben ſich beide die Hand gereicht.
Liſt nur und Liebe bahnen uns Wege
Öffnen die Pforte zu Ruh und Glück.“

Unten war das Blatt wie zufällig abgeriſſen; in der Ecke las man: „Puglaurens hat ihm geſchrieben, daß er die Löſung jener Ehe zu Stande zu bringen faſt entſchieden ſei. Hierzu iſt gänzlicher Ruin des H—'s unumgänglich nöthig, und hierauf gründet ſich die Entſchloſſenheit, nun und nimmer einen Vergleich einzugehen.“ (Fortſ. folgt.)

Die Inſeln der Calypſo.

III.

Da wegen Ausbruchs der Peſt aus meiner ägyptiſchen Reiſe dieſes Jahr nichts werden kann, ſo habe ich mich entſchloſſen, mit dem erſten beſten Kauffahrteiſchiff nach Candia oder Navarin oder Cithera, vielleicht auch direkt nach Nauplia oder Athen zu ſegeln, und beſchäftige mich, in Erwartung guten Windes, mit unterrichtendem Nichtsthun. Die drei Eilande: Gozzo, Comino und Malta, ſind zu einer ſolchen Arbeit für acht Tage hinreichendes Material, ſelbſt wenn man die Stadt Valetta ausſchließt. Ich wollte die beiden vorgeblichen Grotten der Calipſo ſehn, die hier dem Homeriſchen Helden ſo gefährlich wurde, ich erſtieg den Gigantenthurm und das phöniciſche Kaſtell, und wallfahrtete zur Bey des Apoſtelfürſten Paulus und ſeiner Hohenprieſterhöhle in Citta notabile, ich ging nach Caſal Ceitoun, wo Ruinen eines phöniciſchen Herkulestempels ſind, und in das Fort Sant Angelo, das die Araber im Jahr [illegible] erbauten. Zuletzt beſchloß ich meine Excurſion mit einem Beſuch in den Häfen, der Sanitätsanſtalt, den Katakomben Sankt Pauls, dem botaniſchen Garten, der Kathedralkirche und auf dem Admiralſchiffe der brittiſchen Mittelmeerflotte des Sir Joſias Rowley, die ihre Quarantäne abſolvirte und wahrſcheinlich mit mir in's ägäiſche Meer ausläuft. Die malteſiſche Zeitung, die mich plötzlich wieder mit den Begebenheiten in Europa orientirte und mit einem Male von dem Miniſterwechſel in England, dem Tod des Schachs von Perſien, der Peſt in Alexandrien, der Zerſtörung von Cadix, einer Emeute in Konſtantinopel und eines Bürgerkriegs mit Blokadezuſtand in Tripoli unterrichtete, hat es von dem Gouverneur der Inſel erfahren, daß die engliſche Flagge zur Unterſtützung diplomatiſcher Noten am Hellespont nöthig ſei. Ich werde das Vergnügen haben, die Schiffe mit Dampfbooten aus dem Hafen hinausziehn zu ſehn und am Abende vorher dem großen Marienball bei Lord Ponſonby beizuwohnen, als auf welchem nicht nur die ſämmtlichen bleichen Schönheiten der Inſel, ſondern auch das ganze Offiziercorps der Escadre in Uniform Parade machen ſoll. Dies iſt für unſer Eins ein neues Schauſpiel.

Die Malteſer fangen an, mir zu gefallen, insbeſondere die Malteſerinnen, welche insgeſammt melancholiſche Phyſiognomien und ſchwarzſeidene Kapuzenkleider haben, darin ſich recht artig Verſteckens ſpielen läßt. Man ſieht die feurigen Augen unter der dunklen Decke gar lieblich blitzen und weiß nicht, wie Einem geſchieht, wenn da und dort ein mediceiſcher Arm bis an die Hälfte nackt aus den pittoresken Falten hervorſchießt, um ein Blümchen zu pflükken oder eine Nadel aufzuheben.

Ich bin bei einem griechiſchen und einem deutſchen Kaufmann geweſen, die beide recht wackere Leute und gaſtfrei ſind. Was ich von Malta nicht anderswo ſah und erfuhr, das fand ich in ihrer Geſellſchaft und in ihrem Hauſe. Der Grieche flüchtete während der Revolution von der Inſel Scio und will jetzt wieder in ſein Vaterland zurückkehren. Er hat viel Geld und eine ſchöne Tochter, die, wie das alte Malta, Melita heißt. Als ich das Letztemal mit ihr griechiſche Ollapotrida*) aß, welche ſie dem nordiſchen Gaſte mit ſüdlicher Grazie ganz befangen präſentirte, wollte es mich faſt bedünken, ich ſähe ein deutſches blauäugiges Mädchen vor mir, das die Blicke niederſchlage und verſchämt in den Buſen ſehe. Sie ergänzte die Illuſion nach dem Kaffee am Pianoforte, wohin der langbärtige rothmützige Herr Papa ſie gerufen hatte, um in griechiſcher Sprache mir ein Lied zu ſingen; denn ich hörte zu meinem großen Erſtaunen eine Freiheitshymne in der bekannten deutſchen Melodie: „Freut euch des Lebens.“

Da ich meiner Tage noch keine Tochter Hellas ſingen hörte und an ihrer Seite am Flügel ſtand, um die Blätter des Notenheftes umzuwenden, was nicht ohne Berührung des verrätheriſchen Tüllkleides geſchehen konnte, ſo kann mir Niemand verargen, daß ich den Text dieſer merkwürdigen Compoſition nicht hörte. Melita war gar zu unſchuldig, zu liebreizend, ſie ſang gar zu ſchüchtern, um ihren Worten zu folgen. Ich entſinne mich, daß eine Strophe anfängt: „Επαμινονδας και ὁ Τεμιστοκλης,“ und daß am Ende der Dichter mit einer Apoſtrophe an die Griechin ſchließt. Ein anderes Lied: „Το Φιλημα,“ der Kuß, habe ich mir aus ihrem Buche abgeſchrieben. Es war wohl das Wenigſte, was ich von einem Kuß bekommen konnte.

Italioty, — ſo heißt mein Grieche, — iſt Beſitzer zweier Handelsbriggs, die häufig nach den griechiſchen Inſeln fahren. Er hat mich erſucht, noch etwas zu warten, und mir für den Zeitverluſt, der daraus entſpringen konnte, einen guten Schiffskapitän verſprochen. Wenn er mir erlaubt, alle Nachmittage in ſeinem Hauſe mich im Griechiſchen zu üben, ſo laſſe ich mich ſo lange Zeit, als Odyſſeus in Mehella, zurückhalten.

Von Mehella wollte ich ſchon berichten, daß die malteſiſchen Gelehrten und Künſtler ſein klaſſiſches Alterthum zu beſtreiten anfangen. Sie ſagen, dieſe Bucht mit ihrem Inſelfelſen ſei eine ganz gewöhnliche Fiſcherbucht und die ſchöne Calypſo habe auf der benachbarten Inſel Gozzo, in dem Dorfe Caſal Cazzia, gewohnt. Ich weiß nicht, was an der Sache iſt, und kann auch nicht als ein Gelehrter mit Citaten darüber räſonniren, doch war ich in Mehella und Cazzia und habe in dieſem letzteren eine Grotte von Tropfſtein gefunden, die alle Anzeigen hoher Antiquität hat. Wir Reiſende ſind wie die Kinder, denen man Ammenmährchen erzählt und die daran glauben. Ich denke, ich habe in den mythologiſchen Felſen den König von Ithaca in den Armen der Inſelkönigin deutlich geſehen und ein ganzes Heer von ſpielenden Nymphen aus den erſtarrten Waſſertropfen der Decke und Wände hervorgezaubert, die ſchöne Melita Italioty's in ihrer Mitte.

Es iſt nur ein Spaziergang von der Calypſo-Grotte zum Geants-Tower, wie die Engländer die Ruinen des Gigantenthurms nennen, die aus koloſſalen Peperinblöcken Sicilien's beſtehen, und von ihm gelangt man nach einer kleinen Abſchweifung auf Ancient Caſtle, das im Innern des Eilands auf einer Anhöhe liegt, und neuerlich befeſtigt wurde. Die Phönicier hatten in dieſer Gegend einen Tempel, von dem ſich Trümmer bei dem Orte El Sciagra auf einem Hügelabhang finden. Es wußte mir Niemand aus den Steinen zu wahrſagen und ich ſelbſt vermochte es nicht, weil ihre Anzahl zu klein war und keiner mehr auf dem andern liegt.

Als ich mich von Gozzo wieder nach Valetta überſchiffte, berührte ich die zwiſchen den größern Inſeln gelegenen Cominotto und Comino, und von da aus die alte Hauptſtadt Malta's, Citta Notabile, mit den kirchlichen Heiligthümern. Ich hatte bereits zu viele Katakomben geſehn, um in den dortigen noch etwas Neues zu entdecken. Die Architektur in der Kathedrale iſt originell, der Pallaſt des Inquiſitors impoſant, und das an die Stadt ſtoßende Bosket, der einzige Wald der Inſel, eine Merkwürdigkeit. Es ſind hier ſchöne Gemälde von Calabreſe und eine vortreffliche Statue des heiligen Pauls von Bernini, welche der Orden einſt machen ließ. In der Nähe der Stadt liegt das arabiſche Dorf Emtarſa, worin man eine berühmte Grabhöhle alter Zeit, Mauerſtücke des Proſerpinentempels und ächt mauriſche Phyſiognomien antrifft. Es begegneten mir am afrikaniſchen Ufer der Inſel, das nur eine kleine Strecke von dieſem Orte entfernt iſt, mehrere Beduinen beiderlei Geſchlechts, die ein recht reizendes wildes Anſehn hatten und nichts auf dem Leibe trugen, ausgenommen eine weiß und roth geſtreifte kattunene Mantilla, die als ein großer Schawl um die Schultern geworfen und pittoresk drapirt worden. Die Weiber waren ſchlanke, nußbraune, wohlgeformte Geſtalten, und hatten feſte Brüſte und ſehr regelmäßige Züge.

Es ſind acht engliſche Meilen von der alten Stadt nach

---

*) Ein Gericht von grünen Erbſen, Reis, geröſteten Zwiebeln und andern Zuthaten, das ſehr wohl ſchmeckt.

Valetta. Dieſe legt man gewöhnlich in einer beſondern Art Kutſchen zurück, die halb und halb den Pariſer Vorſtadt-Kukuks oder neapolitaniſchen Curiculi gleichen. Wenn Menſchen davor ſtatt der Pferde gingen, würde man ſie für Tragbahren halten. Das Terrain ſenkt ſich in ſanften Linien bis an die Vorſtadt Miſida, wo bereits der Quarantainehafen beginnt. Unterwegs ſieht man die großen Bogen des Aquädukts von Vignacourt, der ein Großmeiſter der Malteſer war. Die ganze Gegend iſt voll Ciſternen, in denen man das Regenwaſſer nicht blos zum Kochen und Waſchen, ſondern auch zum Trinken aufbewahrt. Ich war ſehr erſtaunt dieſe Tage, als mir ein Freund, bei dem ich mehr dem Waſſer als dem Wein zuſprach, bemerkte, daß ich ein Getränk genieße, das ſchon vor acht Monden vom Himmel fiel. Es regnet in Malta faſt nur im Frühjahr, das heißt im Februar und März, und dann ſammeln ſich die Leute ihren Waſſerbedarf für's ganze Jahr. Bei uns würde ſich das Element nicht ſo konſerviren laſſen, und bald faul und ſtinkend werden.

Am Ende meiner Exkurſion bewunderte ich bei meinem Wiedereinzug in der Stadt die unvergleichbaren Feſtungswerke der Landſeite. Valetta iſt eine Stadt, die auf einen Felſen gebaut iſt, dieſer Felſen wieder eine künſtliche Inſel, welche von drei Seiten durch Meere und Meerbuſen und auf der vierten durch thurmhohe eingegrabene Gräben von Malta abgeſchnitten iſt. Die Fundamente der Thürme, die großen Unterbaue der Thore und Bollwerke, es ſind Felſen, die, wie Dionys des Syrakuſers Schlöſſer, der Erde abgewonnen wurden. Für eine ewige Dauer, wenn der malteſiſche Stamm nicht ſo mürbe wäre. Die Regierung muß alle Jahre nachhelfen.

Die Forts, welche Valetta umgeben, ſind: Fort **Vigné**, auf der äußerſten Spitze des Quarantainehafens, das Fort **Mandol**, welches das Peſtlazareth enthält, dahinter in Armen die abgeſonderten Häfen für Schiffe. Auf der rechten Seite, dem großen oder Handelshafen gegenüber, befindet ſich das große Kaſtell San Angelo mit dem Stadttheil dieſes Hafens, wohin man von Valetta überſchifft, das Fort Ricaſſoli, welches die äußerſte Meeresküſte deckt, und das Fort Corradino, um welches ſich im Hintergrunde des großen Hafens zwei neue Seearme als Separathäfen winden. Die Stadt ſelbſt, welche eine Halbinſel in ihren Häfen iſt, enthält zwei Kaſtelle, das eine in der Vorſtadt Santa Venera und Pietà, das andere auf dem hohen Felſen des in die See hinausragenden Leuchtthurms. Dieſes führt den Namen: „Light-house-Castle." Man muß von allen Seiten aus den Straßen der Stadt über hundert Fuß hinabſteigen, um an's Meer zu kommen, auf welches man daher faſt aus jedem Hauſe eine freie Ausſicht hat. Die Dächer ſind abgeplattete Terraſſen mit Blumengärten, Lauben und Gezelten. Man bringt darauf ſeine Abende zu.

Die Population von Malta hat auf eine, Unruhe verurſachende, Weiſe zugenommen, und das Elend der ärmern Klaſſen dergeſtalt vermehrt, daß man keinen Schritt auf die Gaſſe thun kann, ohne von Bettlern belagert zu werden. Alle Weiber ſind käuflich, alle Matroſen ſind Ruffiané. Sie entſinnen ſich, was das in Neapel für Leute ſind. Gleichwohl erblickt man hier nirgends die italiäniſche Blöße und ſieht allerwärts wohlgekleidete Menſchen. Die meiſten Geiſtlichen ſcheinen mit der engliſchen proteſtantiſchen Regierung wohl zufrieden, und helfen ihr eben ſo brüderlich, als die engliſche in England, die Reform unterdrücken. Die Eingebornen alle ſind ſehr unzufrieden, aber ich glaube mit Unrecht, da das britiſche Gouvernement an der momentanen Handelskriſis nicht Schuld iſt und kein Geld auszutheilen hat, wenn daran Mangel iſt.

Es wandeln in dieſem Augenblick ſehr viele Malteſer nach Corfu und Zante, wo die Geſchäfte gut gehn, und nach Griechenland, wo der Spekulation ein neuer Stern aufging.

Kriegsruf des Mufti. *)

Hierro, despierta-te!
Eiſen, erwache!
Kriegsgeſchrei der Almogavaren.

Zum Krieg die Krieger! Mahomet, Mahomet! treu!
Die Hunde beißen die Tatze dem ſchlafenden Leu,
Und heben kühn ihr ſchändliches Haupt!
Die gläubig Ihr den Worten des Propheten lauſcht,
Erſchlagt die Wankenden, vom Wein berauſcht,
Die Männer, denen nur ein Weib erlaubt.

Mit ſeinen Königen falle der Franken verflucht Geſchlecht
Spahi's, Timarioten, werft, ſchleudert, treffet recht! —
Mitten in das Gefecht, in die Gefahr,
Turban und Säbel, Eurer Hörner Schall,
Die ſcharfen Bügel, gold'ne Dreieck' all',
Und Eure Roſſe mit dem wilden Haar!

In Jeglichem von Euch lebe Othman, Orthogrul's Sohn;
Der Eine habe den Blick, der Andre den zürnenden Hohn.
Auf, Führer, laßt mich Euch ziehen ſehn!
Wir nehmen dich wieder, Stadt, mit den Kuppeln von Azur,
Weiche Setiniah, die in unreiner Sprache nur
Dieſe Barbaren nennen Athen!

O. L. B. Wolff.

---

*) Probe aus der Wolff'ſchen Ueberſetzung der Orientalen in der deutſchen Ausgabe von Victor Hugo's ſämmtlichen Werken.

Buntes.

⁂ Die Zeit Georgs II., jene Epoche, wo England als der einzige größere Staat mit freier Regierungsform, von Europa angeſtaunt wurde, nimmt ſeit einigen Jahren die Aufmerkſamkeit des Feſtlandes wieder in Anſpruch. Bekannt ſind die vor zwei Jahren von Lord Dover herausgegebenen Briefe des Miniſters Horace Walpole, welche in Kurzem mehre Auflagen erlebten. Auch jetzt iſt ein Werk angekündigt, welches ein noch allgemeineres Intereſſe erwecken wird und zugleich neben dem Staat und dem geſelligen Leben auch das literariſche Treiben jener Zeit erläutert, nämlich der Briefwechſel des großen Schauſpielers **Garrick**. Das Werk wird aus mehr als 2000 Briefen beſtehen, und eine Korreſpondenz mit den berühmteſten Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern jener Zeit, mit dem ältern Pitt, Goldſmith, Johnſon, Hogarth, Fielding u. ſ. w. enthalten.

⁂ Kürzlich war an den Straßenecken Londons eine Konzertanzeige angeklebt, die durch ihren koloſſalen Umfang allgemeines Aufſehn erweckte. Sie war 7 Ellen lang.

⁂ Der ehemalige Präfekt des Weſer- und Ems-Departements unter Napoleons Herrſchaft, **Keverberg**, von Geburt ein Belgier, welcher beſonders den Einwohnern Osnabrück's, wo er damals wohnte, noch ſehr gut erinnerlich iſt, hat jetzt eine kleine Schrift über die Verhältniſſe Belgiens herausgegeben.

⁂ Die Paroles d'un croyant von Lammenais ſind mit einer neuen Vorrede des Verfaſſers in Paris wieder erſchienen. Wie es heißt, wird in Kurzem ein anderes Werk über die Zeitverhältniſſe bald nachfolgen, woran der Verfaſſer ſchon lange arbeitete.

⁂ Auch Spanien beſitzt ſeine Schriftſtellerinnen. Kürzlich erſchien von einer Donna Franciſca de Pavos eine Reiſebeſchreibung durch England (Descripcion de un viage en Inglaterra). Ein heftiger Enthuſiasmus für alles Engliſche hatte hier die Feder der Verfaſſerin geleitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 213. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 9. September.

Heroſtratus.

(Geſchrieben auf Epheſus Ruinen, 1819.)

Von

Leopold Schefer.

Diana's Tempel war geſchloſſen,
Die Nacht goß ihre Fluth hinein,
Die Säulen ſchimmerten, umfloſſen
Von goldner Ampeln ſtillem Schein';
Und von dem rothen Glanze ſprühend
Mit ihrem Haupt der Decke nah,
Stand hehr und wunderſeltſam glühend
Diana da!

Die Mutter Aller, reich gebrüſtet,
Mit ihrer Weſen Zaubergurt,
Mit Hirſch und Sperber rings gerüſtet,
Die Robbe ſcherzt, der Löwe ſchnurrt;
Und Etwas trägt ſie hold von allen:
Vom Himmel ſeines Mondes Licht,
Vom Menſchen, Menſchen zu gefallen,
Sein Angeſicht!

Und göttlich auch, darin zu wohnen,
Prangt überirdiſch-ſchön wie neu
Das Wunderwerk der Amazonen,
Ihr Haus, ein zweites Weltgebäu!
Nur Eine Prieſterin bewachte
Den keuſchen heiligen Umſchluß;
Doch heimlich mit-verſchloſſen lachte
Heroſtratus.

Denn mit der Fackel im Gewande
Rennt Er Diana's Tempel ſein!
„Durchzogen bin ich viele Lande,
Ein Jüngling, nach des Ruhmes Schein!
Viel Thaten führt' ich aus, verwogen,
Als wär' ich keines Weibes Sohn!
Und hoffte bis zum Sternenbogen
Berühmt mich ſchon!“

„Doch als ich nie mich nennen hörte,
Da klang es — als ich nach mir frug:“ —
„„Wer iſt das? — doch nicht der Bethörte!
O ja! von Dem weiß man genug!
Das iſt der Thor, der alle Fahrten
Odyſſeus redlich nachgeirrt!
Mit Ajax Schwert, voll Roſt und Scharten,
Das ihn verwirrt!““

„„Der ſeiner ſchönen Bura willen
Die lieber, als ihm Gattin ſein,
Ihn klug verſchmähend, wußt' im Stillen
Sich der Epheſerin zu weihn —
Von Leukade den Sprung geſprungen,
Und ſeitdem umgeht todtenbleich!
Des Hellespontus Strom durchrungen
Leandern gleich!““

„„Den kennen wir.““ — — „So lachten alle!
Ich lachte mit, voll Wuth und Weh!
Und wankte in des Traumes Halle
Der Seherin Paſiphae;
Was göttliche Geſichte lehren,
Das trog noch keinen Menſchen je.
Entſchlummernd rief ich mit Beſchwören:
Paſiphae!“

„Und früh, bei'm letzten Sternenglanze
Als ich noch ſchlief mit regem Sinn,
Da trat ein Traum im Lorbeerkranze
Ein Mann, der Ruhm, leis vor mich hin,
Die Krone funkelnd, doch von Thränen,
Die Füße blut-durchwaten roth,
Und ſeine Hand roch nach Hyänen;
Die er mir bot.“

„Sein Auge lag in tiefer Höhle.
Sein Leib war abgezehrt und bleich
Wie ohne Herz und ohne Seele,
Die Stimme aus dem Todtenreich;
Und dennoch ſchwebt' in ſeinen Zügen
Ein Lächeln, das vom Weinen kam!
Ein ſchmerzlich wonnebanges G'nügen,
Ein Göttergram!“

„„Das Glück gedeiht nur in der Stille
Bei einem kleinen Eigenthum,
Ein Name tödtet es, ein Wille,
Es flieht vorüber ohne Ruhm;
Vom Leben kommend, ſchafft es Leben,
Die Liebe ſchützt's, weil's Liebe iſt!
Man kann's genießen, nicht erſtreben
Mit Menſchenliſt.““

„„Doch dies Geheimniß — Ruhmgezogen —
Verſchmahſt du! falſch nur klommſt du an!
Wer nachahmt, iſt um Ruhm betrogen,
Ruhm blühet nur auf eigner Bahn! —
Sahſt du dort Hektors Hügel ſchimmern?
Und Ilions Höhe, friſchbeblümt? —
Weil Ilion ſank in Schutt und Trümmern —
D'rum iſt's berühmt!““

„„Gäb's keinen Tod und kein Verderben,
Gäb's keinen Ruhm und keinen Held;
So, können Menſchen tödten! ſterben!
Und überſchwänglich wird die Welt!
Doch Einen Werth hat d'rum das Leben,
Weil es den Tod als Krone beut,
Ein Sel'genreich wird, drin zu ſchweben
Zum Gott geweiht.““

„„Doch dort auch groß und ſchön zu ſtrahlen,
Sei groß und ſchön im Geiſte hier!
Den Himmel kann der Menſch nicht zahlen,
Nur durch die Götter dauern wir!
D'rum mit dem Göttlichen vermählen
Muß ſich, wer Göttern ähneln will;
Noch Jeder kann ſein Schickſal wählen
Wie einſt Achill.““

„„Ja, wer die Götter nur berühret
Mit kecker raſcher Menſchenhand,
Wird ein, in Chronos Saal, geführet
Umſchlungen von demſelben Band;
Die ſchöne zarte Aphrodite
Ritzt kaum nur Diomed — ſie weint,
Ihr Blut wird Ihm zum gold'nen Kitte
Der ſie vereint!““

(Schluß folgt.)

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Lange hielt Franz mit immer ſteigendem Erſtaunen das verhängnißvolle Blatt in zitternden Händen. Dieſe unerwartete, unbegreifliche Theilnahme, über deren Wichtigkeit ihm kein Zweifel blieb, hatte etwas zauberiſch berauſchendes. Es war bekannt, daß Richelieu ſeine geheimſten Verhandlungen mit dem Auslande, im Hauſe dieſer Nichte betrieb, dort verkleidete Botſchafter empfing und abſandte, und alles, was dem Könige geheim bleiben ſollte, in dieſem Aſyl zu verarbeiten pflegte. Die Welt nannte die Combalet Richelieu's Tochter; man hat nie etwas Beſtimmtes darüber erfahren, ſie galt für ſeiner Schweſter Kind. Gewiß iſt', daß ſie das einzige Weſen war, dem er mit einer Art Zärtlichkeit zugethan ſchien, und an das er große Summen Geldes verſchwendete; denn, trotz einer unläugbaren Anlage zur Intrigue, trat ſie mit Mäßigung auf, und verhinderte manches Böſe, wenn ſie auch wenig Gutes herbeizuführen im Stande war.

In jener wunderlichen Zeit der Favoritenſchaft, in welcher jeder Fürſt zu Gunſten eines Lieblings oder einer Maitreſſe ſeiner eignen Willenskraft ſich entäußerte, als ſich beherrſchen laſſen, unter den Herrſchern gewiſſermaßen als allgemeine Sitte galt, war wohl nichts natürlicher, als daß alle dieſe verſchiedenen Günſtlinge ihre eigenen kleinen Intereſſen jedem andern vorzogen, ſich untereinander anfeindeten, und nach Willkühr die Verhältniſſe ihrer Beſchützer ummodelten, wie es ihnen für ſich ſelbſt am bequemſten ſchien. Es konnte daher dem Fürſten nicht beſonders auffallend ſein, daß Puglaurens ſo entſchieden ſich auszuſprechen wagte, ſein Geiſt, ſein Witz, ſeine große Gewandtheit hatten ihm ohnehin das Scepter der Mode in die Hand gegeben, und ſeine Geſchmeidigkeit wußte ſich die Geſtaltung ſeiner Zeit ſo ſicher anzupaſſen, daß er, alles überſtrahlend, eine glänzende Erſcheinung am Geſellſchaftshimmel war und blieb, wenn gleich Verhältniſſe und Umſtände ſich nicht immer von ihm regieren laſſen wollten. Gaſton von Orleans hingegen war eine jener ſchwankenden Naturen, die in ewiger Halbheit und kraftloſem Mißtrauen ſich an jede ſtärkere anlehnen, und ſich ihr bewußtlos ergeben, ohne Neigung, wie ohne Widerſtand. Wie ſehr der Favorit gegen die Vermählung ſeines Herrn eingenommen geweſen war, wußte der Kardinal; daß aber Puglaurens Kühnheit ſich bis zu einer direkten Vermittelung erſtrecke, daß die Prinzeſſin dem Verderben bereits ſo nahe ſtehe, während er, der Bruder, ſelbſt mit höchſtem Widerwillen den Theil ſeines Auftrags übernommen, der ſie betraf, ohne je an deſſen Ausführung zu glauben, das erſchreckte ihn, das war ſchwer zu ertragen. Was aber meinte die Schreiberin in dem bekannten Anfang einer Arie? Hatten Zufall oder Eile ihr dieſes Blatt in die Hand geſpielt? Margarethe befand ſich noch in Nancy, ihr Gemahl hielt mit ſeiner königlichen Mutter, der unglückſeligen Fürſtin Maria von Medicis, ſich in Flandern auf, wo ihnen die Infantin Schutz und Theilnahme angedeihen ließ; — ſollte Margarethens Perſon wirklich Gefahr drohen können? War ihr an dieſem trügeriſchen gleisneriſchen Hofe vielleicht gar eine traurige Gefangenſchaft bereitet? Die ganze Sendung, die er übernommen, kam dem Fürſten Franz in dieſem Augenblicke höchſt unwürdig, ja erniedrigend vor, denn nie, das empfand er tief in der Seele, nie konnte er die Hand dazu bieten, dies weiche jugendfriſche

Schweſterleben den Quälereien eines Richelieu und ſeiner Königspuppe Preis zu geben. „Karl! Karl,“ ſeufzte er, in wildem Unmuth auf und nieder ſchreitend; da traf ſein Blick die Combalet, ſie ſtand wieder im hellen Lichtesglanz und ſchaute ihn mit unverkennbar tiefer Rührung an. Franz war ein Mann, ein ſchöner, eitler, wenn auch edler Mann — er bemerkte die Theilnahme, aber nicht den leiſen heimlichen Triumph auf dem reizenden Antlitze ihm gegenüber.

Jetzt ſchallten ſchwere Tritte den Korridor entlang, es war die Meldung, die ein Kavalier ihm brachte, das die Herrn im Conſeil ſeiner Eminenz die Antwort zu überreichen wünſchten. Sie war gleichlautend mit der Ankündigung ſeiner ſchönen Nachbarin.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Braunſchweig.

August 1835.

Der Reiſende, welcher die Gränze des Herzogthums erreicht, wird unſanft aus den Träumen geweckt, worin die Phantaſie ihn verſenkt haben könnte, denn die Kunſtſtraßen, welche das Land nach allen Seiten durchſchneiden, ſind in einem ſo beklagenswerthen Zuſtande, daß, wenn man nicht hie und da durch ein Chauſſéehaus zur Zahlung einer geſetzlichen Gebühr angehalten würde, man leicht auf die Vermuthung gerathen könne, die fauſtdicken Steine ſeien zur Unbequemlichkeit auf den Weg geſtreut und die hohlgefahrenen Straßen an anderen Stellen wären künſtliche Waſſerleitungen. Zum Glück iſt das Land nicht groß und man läßt ſich, der Seltenheit willen, auch wohl einmal einen Puff gefallen. In der Hauptſtadt ſelbſt geht es nicht viel beſſer, und die meiſten Querſtraßen ſind nicht ohne Gefahr zu durchwandern. Trotz manchen Verbeſſerungen bleibt noch viel zu thun übrig und man beeilt ſich nicht damit; wozu auch? Dieſelben Stender, nur etwas weniger wurmſtichig, dieſelben Platten, nur etwas weniger ausgeſtoßen, ſahen die Urväter ſchon, wenn ſie über die Karrnfuhr oder eine andere nothwendige Verbindungsſtraße langſam einherſchritten. Eile mit Weile! ſagt das Sprichwort. Schnellläufe laſſen ſich im Braunſchweigiſchen nicht gut ausführen. —

Seit geraumer Zeit halten ſich fünfzig engliſche Hunde in Braunſchweig auf; wie die Sage lautet, hat einer das bittere Kraut des Todes genoſſen, ob Heimweh oder Liebesgram ihn dem Leben abwendig machte, blieb unbekannt. Dieſe jungen Ausländer mit ihren engliſchen Ober- und Unterlehrern machen allgemeines Aufſehen und Leute aus den höchſten Ständen ſtatten ihnen Beſuche ab. Man raunt ſich deßhalb ſeltſame Sagen in das Ohr von hohen Abſtammungen der jungen Vierfüßler aus geſchichtlich merkwürdigen Hundegeſchlechtern, welche in weiblicher Descendenz bis zum ägyptiſchen Anubis und in männlicher zu den treuen Begleiter des tapferen Hengiſt ſteigen ſollen. Aus dieſem Grunde iſt ihnen auch ein kleines Schloß in drei Abtheilungen an der Oker gebaut worden und der Stand eines Hundejungen iſt einträglich. Oft machen ſie mit ihren Erziehern und Garden Spaziergänge um den Wall der Stadt, da geht es denn im ſauſenden Galopp. Man kann ſich auch über die gute Zucht bei ſolchen Gelegenheiten nur freuen; ein Zeichen des Führers, und die ganze Hundegeſellſchaft ſteht ſtill, noch ein Zeichen, und alle poſtiren bedenklich die Beine, — natürlich engliſch, alles engliſch! —

Auch die Jagdliebhaberei nimmt hier ſehr zu, da ſie aber kein Hochwild in der Nahe haben und die kleinen ungezähmten Vierfüßler auch nicht am Wege ſitzen bleiben, bis eine mitleidige Seele kommt, ſie mit Hunden zu hetzen und mit Schrot zu tractiren, ſo könnten Sie glauben, man wäre in Verlegenheit und könne gar in den Fall kommen, wie weiland Pachter Grauſchimmel, ſeinen eigenen Eſel zu ſchießen? Aber nein, ſolche Gedanken verbitte ich mir! Hören Sie nur, wie ſchlau man dieſe Verlegenheiten zu beſeitigen weiß. In Säcken ſchleppt man nämlich die Füchſe herbei und läßt ſie auf dem Bitten laufen, wo viel Raum zum Jagen und Schlagen iſt; an der Hecke lauſcht nun der Jäger mit geſpanntem Hahn und der Rüde mit offenem Maule, und, wie nun Reinecke ſeinem dunkeln Quartiere entlaſſen, geht es hinter ihm her, durch Buſch und Zaun, wie die wilde Jagd im Odenwalde. Andern Tages kommen dann die Rechnungen der Gartenbeſitzer, welchen Hund und Fuchs das Kraut niedertraten und den Salatſamen ausſcharrten; aber was thut das? Man bezahlt und denkt auf neue Künſte für die nächſte Zeit. —

Es gibt auch noch andere Arten von Jagden in der Nähe: erſtens einen Entenfang bei Riddagshauſen, wodurch die ſchönen Spaziergänge an den Teichen wegfallen und bei acht guten Groſchen verboten ſind; zweitens eine angehende Faſanenjagd. In der Faſanerie am Hagenbruche, unter dem Nußberge, werden dieſelben jetzt zugezogen unter der Aufſicht eines Inſpektors und vier Hühnerjungen, welche beauftragt ſind, den Faſanen beizubringen, in ein neuangepflanztes Gebüſch hinter dem Bruch niederzufallen, wo man ſie einſt jagen will. Daraus iſt zu ſehen, wie weit die Kultur hier zu ſteigen willens iſt. Doch zahlt die neue Kolonie ſchon mehrere Deſerteure, welche im Ergreifungsfalle mit dem Tode beſtraft werden ſollen, und man hat dabei aus angeborner Weisheit das alte Sprichwort als Grundgeſetz aufgeſtellt: „Die Nürenberger hängen Keinen, ſie hatten ihn denn zuvor.“ —

An öffentlichen Vergnügungsorten iſt man um Braunſchweig niemals reich geweſen; einer der ſchönſten war wohl unſtreitig Holſt's Garten vor dem Auguſt-Thore, derſelbe iſt von dem Regenten für 19,000 Rthlr. aufgekauft, um dem daneben liegenden Richmont zugeſellt zu werden. Es wird daſelbſt eine Burg gebaut, — wenn man es nämlich ſo nennen kann; denn es iſt eine irreguläre Geſtaltung, worin alle Style der Baukunſt vermiſcht angewendet ſind, gothiſch, byzantiniſch, ſpleenhaft, kurz ächt engliſch, wie denn auch die Idee aus England zu unſerer Heimath übergeſchifft iſt. Überhaupt theilt ſich Deutſchland redlich in ſeine Nachbarn: der öſtliche Theil fährt, ißt und geht ruſſiſch, der weſtliche ſpricht und lebt hübſch franzöſiſch, die nördliche Seite bildet ſich engliſch, und die ſudliche ſucht eine Ehre darin, den Welſchen zu gleichen. Darum kommt mir auch in der Welt nichts lächerlicher vor, als wenn man mir von deutſcher Nationalität ſpricht. Unſere Farbe beſteht aus einem Gemiſch aller Farben des ganzen Europa's, miſcht ſie zu einem Brei und ſtreicht uns damit an, ſo werdet ihr die richtige nicht verfehlen.

Die hohen Mauern um das neue Richmont geben einen feſten Anblick; ſonſt ſtanden grüne Hecken da und eine Baumreihe, durch welche man in das weite Thal ſah, welches die Oker durchzieht, — jetzt ſteht kaltes Geſtein an jener Stelle und hemmt den Blick; ein großes Eichenthor führt hinein, die ſchwarzen Kopfnägel aber, mit welchen es nach alter Art beſchlagen ſcheint, ſind nur Täuſchung, — es iſt angeſtrichenes Holz.

„Sobald die Kuh geſtohlen, beſſert man den Stall!“ — der Henker mag wiſſen, woher nur alle die ſchlechten Sprüchwörter kommen; aber hier hätte es auch bald Anwendung bekommen; der Blitz ſchlug nämlich in den ſchönen, 318 Fuß hohen Andreasthurm, und man iſt jetzt daran, einen Blitzableiter zu machen; die minder hohen und die werthloſeren Gebäude hatten deren größtentheils ſchon früher, nur hier mangelte es. Herr Mühlerhof, Prediger an der Andreaskirche, hat viel von ſeiner Kanzel gedonnert über die Nothwendigkeit eines Wetterableiters; obwohl nun das Thema eigentlich nicht in die Kanzelrede gehört, ſo hat ſie doch etwas Gutes bewirkt, und mag vor einem andern Richterſtuhl Entſchuldigung finden, wenn es einſt heiſſen wird: „Was haſt du Hirt meinen Schafen gelehrt?“ —

Das Theater in Braunſchweig beſitzt ſchätzenswerthe Mitglieder. Kurz vor den Sommerferien iſt auch endlich ein Penſionsfond gegründet, welcher ſeine Quellen aus Wolfenbüttel zieht, wo auf herzogliche Koſten ein ſehr niedliches Theater erbaut wurde und mit einem Stücke von Leſſing (welcher daſelbſt einſt Bibliothekar war) eröffnet wurde. Leider ſcheint es, daß die ſchöne Wahl, wodurch den Einwohnern, welche den allgeſchätzten Dichter ſo lange in ihrer Mitte hatten, das zarteſte Kompliment gemacht wurde, nicht gefallen hat, man hätte wohl lieber einen Lumpazi-Vagabundus, eine gehaltloſe Poſſe von Scribe, oder eine franzöſiſche oder Birch-Pfeifer'ſche Schaudergeſchichte geſehn? Iſt der Geſchmack in Orten, wo man noch auf den Geſchmack am Einfachen und Wahren, am Natürlichen hoffen ſollte, ſchon ſo verdorben? Wehe dann der Kunſt! Was iſt erſt von der überfütterten Bevölkerung einer Hauptſtadt zu erwarten? — Die Kunſtjünger des Hoftheaters zu B. machen wöchentlich die kleine Reiſe und ſpielen in Wolfenbüttel ſich einen Schatz für ihre alten Tage zuſammen. Der Zweck iſt gut, der Einfall löblich. —g.

Muſik in Frankfurt.

Den 26ſten Auguſt. „Montechi und Capuletti.“

Unſere Meßvorſtellungen begannen mit Bellini's „Nachtwandlerin.“ *) Die Muſik, obgleich ſie Frankfurts Ohren zum erſtenmal erreicht, iſt doch nur das Echo längſt bekannter Motive. Daher nichts mehr über den, in dieſen Blättern oft beſprochenen Total-Werth eines Bellini'ſchen Produkts. Einzelnes dürfte zwar bei dieſer mehr wie bei ſeinen übrigen Opern in conciſeren Formen erſcheinen, aber alle Farben verwiſchen ſich doch immer wieder in das dem Komponiſten eigne Dämmerlicht hoffnungsloſer Liebe hinein. Einzelne, charakteriſtiſcher wie gewöhnlich gehaltene Stellen der Chöre und Enſembles vermögen mein Urtheil nicht mit dem Enthuſiasmus zu vermengen, der in Italien dieſer Oper den Lorbeer reicht, nicht mit dem grundloſen Entzücken unſrer ſüdlichen Nachbarn, und am allerwenigſten mit dem harmloſen Zufriedenſein meiner gemächlichen Landsleute. Bellini's Opern ſind Ebenen bei Mondſchein voller Schlagbäume; denn wo man anfangen möchte zu genießen, muß man ſeinen Weh- oder Thränenzoll entrichten, und wieder von vorn anfangen. Ich konnte mich nicht enthalten, dieſe Schlagbäume (in der Kunſtſprache Fermaten) zu zählen, um mich auf dieſe Art von der Unmöglichkeit eines Ideenfluſſes oder einer verſtändigen Durchführung zu überzeugen, und zog unter dieſer Rübezahl-Arbeit ein Facit von netto 349 ſolcher Stationen. Ich wollte darauf wetten, daß aus ſämmtlichen Opern Mozart's und Cherubini's dieſe Summe von Fermaten nicht zu ziehen iſt. Vielleicht dürfte der allgemeine deutſche Zollverband wohlthätig darauf einwirken! — Die Handlung iſt vermuthlich von dem berühmten Nachtwandler Auguſtin Joſart ſelbſt, da ſich blos Mad. Ellmenreich als Ueberſetzerin nannte. Man hat uns dieſen Embryo mit möglichſter Sorgfalt aufgeputzt. Schade aber um jedes Tröpflein kosmetiſchen Waſſers aus Bellini's Vorrathkammer; noch mehr Schade aber um die Verſchwendung ſo vieler artiſtiſcher Goldkörner. Es iſt ein Verrath an der Aeſthetik, daß die Amina wieder zu den beſten Parthieen unſerer Fiſcher-Achten gehört. Doch zur Sache, denn es iſt ſchon der Mühe werth, dem Publikum eine Ueberſicht des totalen Unſinnes zu geben, dem man den Titel Süjet gibt. Ich liefere nur einen neuen Beleg zu unſerer gegen die Vernunft immer intoleranteren Toleranz.

Nach einer kurzen Introduktion des Orcheſters geht der Vorhang auf, und gewährt uns die Anſicht einer Schweizerei, deren ſchottiſcher Hintergrund ſinnreich an das ebenfalls nächtlich wandelnde „weiße Fräulein“ erinnert. Ein unſichtbarer Chorus von vivat- und tralala-ſingenden Bauern ſechsachtelt im Hintergrunde, und freut ſich ſeines eignen Orcheſters. So hervorgetreten mit allen Ingredienzien einer ländlichen Feſtivität, klagt Liſe, die Wirthin loci, ſehr anſtändig in as dur, daß Elvin (ein reicher Gutsbeſitzer) Aminens Reizen nicht widerſtehen konnte, und ſie das nun ſchweigend tragen müſſe. Das iſt die antediluvianiſche Präparation des Stoffes. Sehr apropos erſcheint gleich darauf Alexis, der Landmann, und ſtichelt, daß Liſen ja auch bald das ſüße bräutliche Geſchick lächeln könne, während der Chor immer „vivat Amina“ dazwiſchen perſiflirt, und Liſe „vor Aerger erbebt.“ Nun ſchlägt die indiskrete Verſammlung gar vor, „um Aminen hoch zu ehren, das erlernte Lied zu ſingen,“ wie ſehr poetiſch die erſte Strophe zu hören iſt:

„Ja, Helvetiens ſchönſte Blume
Iſt die reizende Amina.
In des Buſens Heiligthume
Thronet keuſche Lieb und Treu'.“

und ſo geht's fort in drei ſublimen Strophen. Wer Bildung lernen will, werde ein Schweizer Bauer. Welches politiſche Intereſſe der türkiſche Kaiſer an dieſem Feſte nehmen mag, iſt nicht angedeutet; aber daß er ſeine Janitſcharen-Muſik ſendet, um daſſelbe zu verherrlichen, iſt Thatſache. — Nach dieſem Privatjubel erſcheint endlich Amina im Bänderſchmuck der Verlobung, mit Thereſen, der Müllerin. Sie bedankt ſich „für dieſen warmen Antheil, und für die Beweiſe der Freundſchaft und Liebe.“ — Dafür aber weiß auch der Chor die Dehors zu beobachten, und erwiedert ſehr fein: „Dich glücklich zu ſehen, iſt unſer Wünſchen, unſer Fleh'n.“ Nun umarmt Amina Thereſen, „mit Freudenthränen lohnend, für Beiſpiel und fromme Lehren, der armen Waiſe gegeben“ und ſingt dann eine Bravourarie aus Es, worin ſie um Ausdauer fleht; d. h. um Ausdauer, ſo viel Seligkeit tragen zu können; wobei der Chor in theilnehmenden Staccato's ſie der Freude ihrer todten Mutter verſichert. Die Dazwiſchenkunft der türkiſchen Muſik macht das Alles noch rührender. — Nach einigen Spiegelfechtereien des Liebeneckenden Recitativs erklärt ſich Liſe als Demokratin; denn ſie geſteht ohne Scheu, „daß ſie die Freiheit liebe.“ Endlich naht der Notar und noch endlicher der Geliebte, Elvin. —

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

*** Unter den in Frankreich neu angekündigten Büchern iſt bemerkenswerth: „Panthéon des nations,“ mit den Biographieen und Porträts berühmter Männer. Der erſte Theil enthält die Artikel Napoleon, Henry IV. und Waſhington.

*** Coletta, ein ehemaliger Miniſter Murat's und Ferdinands IV., hat eine Geſchichte des Königreichs Neapel bis auf Ferdinand IV. geſchrieben. Dieſe iſt jetzt auch im Franzöſiſchen erſchienen.

*** Vor Kurzem ſtarben zwei alte, nicht unberühmte Generäle Napoleons, Foucher und Morard. Letzteren lernte beſonders das nördliche Deutſchland von der guten Seite kennen, wo er als Diviſionsgeneral Davouſt's kommandirte, und die oft grauſame Strenge jenes Marſchalls ſo viel wie möglich zu mildern ſuchte.

---

*) Man betrachte dieſen Artikel als Verſuch, die typiſche Phyſiognomie des heutigen Opern-Unſinnes zu beſtimmen. An ſolchem Unſinn hängen ganze Richtungen, und nur ein ſo völlig entartetes Publikum, wie das Publikum überhaupt, kann ſich über die gänzliche Geiſtloſigkeit noch freuen, wenn man es, wie einen alten Wüſtling mit Birkenreiſern, mit muſikaliſchen Stimulanzien kitzelt. Gäbe es in Sachen der Vernunft und des Geſchmackes überhaupt ein Volk, ſtatt verſchiedner „Publikumer“, ſo würden deſſen Liktoren die benannten Birkenreiſer zu einem andern Zwecke anzuwenden haben. A. d. Red.

№ 214. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerſtag, 10. September.

Heroſtratus.

(Geſchrieben auf Epheſus Ruinen, 1819.)

Von

Leopold Schefer.

(Schluß.)

„..Und ſelbſt Homer iſt eingedrungen,
Der ſie nur ſang! — Ein Name leicht,
Ein ſchöner Ruhm wird ſchwer errungen,
Auf zweien Wegen beid' erreicht:
Wer Gott ſich nennet, Götter lehrend . . .
Und wer ſie läugnet und nicht glaubt;
Wer Schönes ſchafft . . . und wer zerſtörend
Der Welt es raubt! — —‟"

„Da wacht' ich auf! — Was ſollt' ich wählen?
Hatt' ich genug des Ruhmgewichts?
Doch, Göttlichers mir zu vermahlen
Als Diana's Tempel, ſah ich Nichts!
Die Reichſte mißt ihn ohne Mühe!
Mir gilt's den Himmel! Ihr ein Haus!
Die Fackel zünd' ich an, und ſiehe —
Sie löſcht ihn aus!" —

„Die Cedern loh'n, die Winde heulen,
Zerſtörend bau' ich mir ihn auf;
Aus allen dieſen tauſend Säulen
Flammt Eine Rieſenſäul' hinauf!
Die Blöcke berſten, ſie zerkrachen,
Das Erz zerrinnt zum goldnen Fluß,
Und Keiner ſoll dir ſtehn und lachen,
Heroſtratus!"

„Und wer Diana's Namen nennet,
Nennt meinen ſtaunend in der Welt!
Ich fühle, wie die Glut mich brennet
Tief unter dieſem Sternenzelt!
O nicht umſonſt will ich ſie baden
Die flücht'ge, doch furchtbare Macht
Des Menſchen! Der nur wird begraben —
Mein Nam' erwacht!"

„Denn Etwas... Alles iſt der Namen,
Ein Tag, der nur der Sonn' entquillt!
Ein Palmenbaum... aus Palmenſamen!
Ein Weſen, und des Weſens Bild;
Die Iris, noch auf Helios Grabe,
Der Phönix, der der Aſch' entrauſcht,
Ein weißgewordner alter Rabe,
Der blind noch lauſcht;"

„Die Königsmumie, die in Friede
Fortglänzend, einſt der Welt getrutzt!
Die Fledermaus der Pyramide,
Die ſpäter Wand'rer Fackel putzt;
Ein Marmorbild, deß Gott verſunken,
Doch der es war! Nichts zeugt der Schein!
Dies Haus zu zünden, nur als Funken,
Mußt du es ſein!" — — —

So ſchleicht er ſchweigend aus dem Dunkeln,
Das Werk, als Letzter, noch zu ſchau'n,
Und ſieht — er ſieht Diana funkeln,
Mit Schaudern und mit heil'gem Grau'n,
Die drunten waltend, waltend droben
In ruhig-großer Majeſtät,
Voll Abſcheu ihre Händ' erhoben,
Ihm wehrend ſteht!

Da ſinkt er zu der Göttin Füßen
Gebeugt und überwunden hin,
Die ſchnöde Frevelthat zu büßen,
Die er gebrütet ſchwer im Sinn....
Da plötzlich hört er Tritte ſchallen!
Er birgt ſich hinter den Altar;
Es naht... es flüſtert aus den Hallen...
Es iſt ein Paar!

Er ſieht: ein Mädchen ziehet lüſtern
Und ſchmeichleriſch die Prieſterin
Mit ſtarken Armen aus dem Düſtern
Zum Altar der Epheſerin!
Auch Sie hält — küſſend — Ihn umſchlungen,
— Den Mann verräth ſein Ungeſtüm —
Und von der Kypris Rauſch bezwungen
Erliegt ſie ihm.

Er hört der Liebe ſüßes Stammeln,
Ihr Schweigen wird Verbrechen nun!
Und als ſie ſcheu ſich wieder ſammeln,
Sich ſeligmüd' in Armen ruh'n,
Spricht ſie: wenn das Diana ſähe!
Mein Koon, weh, nur einen Kuß!
Und der, den ich um dich verſchmähe:
Heroſtratus! —

Empört, mit kaum verhalt'nem Grimme
Erkennt er Bura! . . . und er weint;
An ihrem Wort, an ſeiner Stimme
Erkennt er Koon, ſeinen Freund!
Die Göttin mahnt ihn: „Räche, räche
Den Gräuel!“ — und er ruft hervor,
Als ob Diana aus ihm ſpreche
Zum Sünder-Ohr:

„Weh! — Weh! — Weh Euch! — Ihr Frevler, zittert!
Die ihr den Tempel frech entweiht!
Diana ſah! laut murrend wittert
Der Sturm her, Blitze zum Geleit
Die euer ſchuldig Haupt zermalmen!
Der Rächer naht mit ſchnellem Fuß;
Und denkt, wenn heiß die Flammen qualmen:
Heroſtratus!“ —

Sie liegen bleich, und Schreckverworren;
Da zündet er die Fackel an,
Zu Aſche ihr Gebein zu dorren
Wird Rache ſeines Ruhmes Wahn.
Daß ihm der Ausgang ſie bewache,
Steckt er in Brand das Cedernthor,
Die Palmentreppe zu dem Dache,
Und ſpringt empor.

Dort, auf des Giebelfeldes Spitze
Schaut er dem Tempelbrande zu . . .
Die Flammen ſtechen durch, wie Blitze —
Er ſingt ein Lied in ſtolzer Ruh'.
Schon halbverſengt und blind vom Rauche
Hört froh er, wie das Dach ſich hebt!
Und graus die Schreienden, im Bauche
Der Gluth begräbt.

Da ſchlagen ungeheure Flammen
Zum Himmel, roth ihn hüllend, auf;
Ganz Epheſus ſteht dumpf beiſammen
Und ſtarrt hinein, und ſtaunt hinauf;
Da ruft er laut, den Sprung zu wagen,
„Mich ſchaue! Volk von Epheſus!
Wer das gethan? — Ich kann's Euch ſagen:
— Heroſtratus!“

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Richelieu hatte dem Könige, und dem Conſeil mit großer Kunſt bewieſen, daß nur der Entſchluß, den Herzog von Lothringen ganz und gar zu verjagen, die Eroberung der Stadt Nancy durchaus erforderlich machen könne; er hatte alle Nachtheile und Unkoſten des Unternehmens in der nahenden Herbſtzeit entwikkelt, und auf ſeine gewohnte Art, gerade mit allen Beweiſen gegen die Sache, die Nothwendigkeit derſelben bewieſen. Kaum hatte er die Belagerung erſt als möglich, dann als gerecht, zuletzt als unabwendbar nöthig dargeſtellt, ſo folgten ſich alle Gründe für dieſelbe, wie ſie früher ſich gegen ſie aneinander gereiht. Des Herzogs Hülfloſigkeit, die anderweitig beſchäftigten nachbarlichen Mächte, ſeine hartnäckige Anhänglichkeit an Öſtreich und Spanien, die nur durch gänzliche Vernichtung ſeiner Macht zu überwinden möglich ſei, wurden von ihm zur Sprache gebracht, und zuletzt der geringfügigſte, aber beim König Ludwig alles geltende Grund, daß nur durch Lothringens Zerſtörung die Auflöſung der Ehe Gaſtons von Orleans bewirkt werden könne, und Puylaurens Erklärungen gegen den Abbé Delbéne, dem Vermittler zwiſchen den königlichen Brüdern. „Monsieur iſt von leichtem Gemüth und leicht zu beglücken,“ ſetzte Richelieu am Ende ſeiner Rede noch hinzu: „er wird gar bald einer Verbindung von ſelbſt überdrüſſig werden, die ihm nur Unannehmlichkeiten bringt, und durch eine von Ihro Majeſtät gebilligte Heirath ſich mit derſelben auszuſöhnen wünſchen, ſobald er ſieht, daß der Herzog von Lothringen nicht mehr im Stande iſt, ihm mit Rath und Truppen beizuſtehn. Die der Prinzeſſin Margarethe zugefügte Schmach, werden ſeine ehemaligen fürſtlichen Freunde dem Herzoge von Orleans nie verzeihen; ich aber bin feſt überzeugt, daß der Herzog Karl von Lothringen die ſtrengſte Rüge all der zahlloſen Beleidigungen, die er Ihro Majeſtät zugefügt, wohl verdient hat, und daß wir um jeden Preis Nancy uns aneignen müſſen, da es die Barrière iſt, die wir dem Kaiſer entgegenſtellen können.“

Die fadeſten und kühnſten Schmeicheleien für den König ſchloſſen die Rede, die wie gewöhnlich vom ganzen Conſeil mit rauſchendem Beifall aufgenommen wurde. Waren ſie doch alle Richelieu's Kreaturen oder zitterten vor ihm!

Auch der Kardinal Franz empfing ſeinen Theil Schmeichelei, um die Pille zu verſüßen: Ludwig verſprach ſogar beſondre Rückſichten auf ſein Privat-Intereſſe zu nehmen, und öffnete ihm Ausſichten auf Ehrenſtellen und ſeinem Range angemeſſne Revenüen, wenn er ſich entſchließen könne, ſich in Frankreich nieder zu laſſen. — Franz aber kehrte augenblicklich zu ſeinem Bruder in's Gebirg zurück. Für ihn bedurfte es nur eines ſcharfen Überblicks ſeiner Lage, um hier einen Entſchluß zu faſſen.

Er fand den Herzog mitten im Walde, in Jagdkleidung auf einem Steine ſitzend, von ſeinen Lieblings-Pferden und Hunden umgeben, ſeinen Falken, auf der Hand des Pagen, ſtreichelnd, und die neue zierlich damaſcirte Vogelflinte, ſein Lieblingsſpielzeug und ſeinen Jägerſtolz, im Arm. Im weiten Kreiſe lagerte ſeine fröhliche Reiterſchaar, hinter ihnen unter den Bäumen wieherten und ſtampften die noch dampfenden Roſſe, von den Dienern ſorgſam geführt und gehalten — das alles nahm ſich auf dem grünen Grunde ſo leicht und munter aus, als habe ſich dort ein Luſtlager gebildet, oder ein heiterer Herbſttag eine fröhliche Geſellſchaft zuſammengeführt.

Franz eilte den Andern voran, auf ſeinen Bruder zu. Auf das Geräuſch ſeiner Tritte hob Herzog Karl den Kopf, und rief, indem er ihm lachend die Hand entgegenſtreckte „Ah chevalier de très mauvaise augure! ſei indeſſen willkommen, Bruder, mit guter oder ſchlimmer Botſchaft. Dann erhob er ſich plötzlich, entließ auf einen Augenblick die Reiter um ſich her, ſo fürſtlich befehlend, und doch ſo huldvoll, als ſtehe er vor einer Schaar Hofleuten bei einer großen Repräſentation. Einige Bauern blieben ſtehen, und ſchauten über die Büſche nach ihnen hinüber, jedoch in zu ehrfurchtsvoller Entfernung, als daß ein Laut des Geſprächs ſie hätte erreichen können. Der Herzog bemerkte ſie lächelnd, und indem er ſie ſeinem Bruder zeigte, ſagte er: „Laß ſie ſtehen! ſie ſtünden eben ſo feſt, wenn zwanzig Karabiner auf uns zielten!“

Franz berichtete nun den ungünſtigen Erfolg ſeiner Sendung — Karl wurde todtenbleich, und biß ſich heftig in die Lippen, aber er ſagte kein Wort — plötzlich winkte er Franzen mit der Hand ſtill zu ſein, hob die kleine Flinte, die ihm im Arme lag, zielte raſch in die Luft, und ſchoß einige Rebhüner herunter, die eben über ihren Köpfen hingezogen, „drei auf einen Schuß, meine Herrn!“ rief er fröhlich aus, „taugt meine Vogelflinte nichts?“ rief er Harlai von Chanvallon zu, der den Kardinal Franz begleitet, und der Unterredung beigewohnt hatte. Ein Page ſuchte die Feldhühner ſogleich auf, der Herzog nahm ſie ihm aus der Hand, unterſuchte Schnabel, Federn und Füße, erklärte ſie für jung und höchſt vortrefflich, befahl, ſie ja vor dem Erkalten des Blutes zu braten, und ſetzte dann, als wäre nichts geſchehn, das Geſpräch mit den Worten fort: „Eben ſo wenig Nancy als dieſe Feldhühner!“

Franz war nicht allein gekommen. Auf ſeiner erſten Sendung nach Thieri, hatte ihn Harlai von Chanvallon begleitet, der erſt jetzt mit ihm zurückgekehrt war, indem er die Zwiſchenzeit am franzöſiſchen Hofe zugebracht hatte. Dieſer Chanvallon war ein intriguanter, ungemein ſpekulativer Kopf; ohne ein beſonderes Hofamt zu bekleiden, hatte er ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren, ſich dem beſondren Dienſte des Lothringiſchen Hauſes gewidmet. Als er damals auf der Treppe Richelieu's Nichte und den Kardinal Franz einander gegenüber erblickte, kam ihm wie durch Eingebung der Gedanke an eine Verbindung zwiſchen dieſen beiden. Die wachſenden Verlegenheiten ſeines Herrn, der ungeheure Mißmuth des ganzen fürſtlichen Hauſes, über die immer zunehmende Spaltung zwiſchen dem Herzog und dem Kardinal Richelieu bewogen ihn ſpäter, den Plan auszubilden, den Miniſter durch ein Familienband dem gemeinſamen Intereſſe zu gewinnen. Wie die meiſten jüngeren Söhne regierender Häuſer jener Zeit, hatte Franz den Kardinalshut erhalten, ohne die heiligen Grade der Weihen empfangen zu haben. (Fortſ. folgt.)

Welche Hinderniſſe ſteh'n der Emancipation der Juden entgegen?

(Ein Wort zur Beherzigung.)

Wir leben in einer Zeit, in welcher Glaubensfreiheit kein leerer Wortſchall iſt; wir leben in einer Zeit, wo religiöſe Toleranz ſich der Gemüther der Menſchen bemächtigt hat, und wohlthätig auf ihre Handlungen gegen Andersdenkende influirt; wir leben in einer Zeit, wo Meinungs-Verfolgungen, in ſo weit ſie die religiöſe Überzeugung der Menſchen berühren, eben ſo ſelten als lächerlich ſind. Und dennoch will die Emancipationsfrage nicht zur Lebensfrage werden; und dennoch ſoll der arme Jude, das Schmerzensbild einer vielhundertjährigen Unterdrückung, verdammt ſein, auch noch hinfüro das Opfer ſeines Glaubens zu bleiben, und dem erleuchteten Jahrhundert nichts zu danken, als eine nur etwas erträglicher gewordne Exiſtenz, bedauernswürdig, weil ſie die Wunden der Vorzeit nicht heilt, ſondern nur verdeckt, und kaum die Hoffnung einer Radicalheilung geſtattet. Worin liegt der Grund dieſer ewigen Ungerechtigkeit? Was macht dieſe unglückliche Menſchenklaſſe auch noch in den aufgeklärteſten Tagen zum wandelnden Denkmal einer Verfinſterung, welche die Geſchichte mit ſolch blutigen Farben aufgezeichnet hat? Wir wollen die Hinderniſſe, die ſcheinbar dem Bürgerglück der Juden im Wege ſtehn, mit vorurtheilsfreiem Auge betrachten. —

„Die Juden ſind fremd, gehören einer andern Nationalität an.“ Alſo, weil dies Volk vor vielen tauſend Jahren im Oriente lebte, ſoll heute noch das Vorrecht der Autochtonen gegen es in Anſpruch genommen und ihm zum Verbrechen angerechnet werden, daß ſeine Abkunft nicht in grader Linie von *Tuiskons* Stamme herrühre. Bei einem ſolchen Vorwurf wird man irre, nicht an dem menſchlichen Herzen, ſondern an der menſchlichen Vernunft! Alſo eine zweitauſendjährige Acclimatiſirung iſt nicht hinreichend, den Menſchen auf dem Erden-Fleck einzubürgern, den er bewohnt? Wenn man das den Deutſchen einſt in Nordamerika ſagen wird, ſie würden ſich ſonderbar geberden, — und doch ſagen ſie es heute den Juden! Sie läugnen, daß Menſchen, die eine große Reihe von Jahrhunderten daſſelbe Land, wie ſie, bewohnen, auf derſelben Erde geboren und erzogen ſind, dieſelben Leiden mit ihnen getheilt, obwohl nicht daſſelbe Glück; daß Menſchen, die des Landes Sprache reden, ſeinem Clima und Gewohnheiten ſich aſſimilirt haben, ſeinen Sitten, ſeinen Geſetzen, ſeinen Eigenthümlichkeiten gehorchen; daß endlich Menſchen, die mit ihnen auf einer und derſelben Vaterlandserde ihr Blut für des Landes Schutz und Ehre hinfließen ſahen, *Bürger dieſes Landes, deutſche Bürger* waren, — das heißt: ſie verläugnen den geſunden Menſchenverſtand! Sind denn wohl alle diejenigen, die wir Deutſche nennen, von jenem ächtgermaniſchen Kernſtamme, wie er aus den Wäldern des

Tacitus mit rothen Haaren und hellblauen Augen kam, und vor dem einſt Rom erzitterte, hergekommen? Die Geſchichte antwortet mit Nein auf dieſe Frage! Sie lehrt vielmehr, daß unzählige Völkerſtämme aus allen Regionen nach Europa, nach Deutſchland kamen; es waren theils Beſiegte, die ein anderes Vaterland, einen andern Herd und andre Penaten ſuchten, theils Sieger und Eroberer. Nun, daſſelbe Verhältniß war's auch mit den Juden. Nachdem ihre Helden für die Nationalſache gefallen waren, verließen die übrigen, um dem traurigen Anblick aller zertrümmerter Herrlichkeit und der quälenden Erinnerung verlorner Selbſtſtändigkeit zu entfliehen, ihr Vaterland, um ein anderes aufzuſuchen, in dem frommen Glauben, daß überall ein Gott, ein Himmel, ein Herd und liebende Menſchen für ſie wären. Die erſtern fanden ſich auch, — die letztern nicht. Statt ein unglückliches Volk zu beklagen und zu achten, wurde es verſtoßen und mit unerhörter Barbarei verſündigten ſich die Jahrhunderte an dieſen Menſchen. Dennoch blieben ſie, dauerten aus, duldeten und ertrugen, was keiner ertragen hätte. Zwei Jahrtauſende herben Leidens und ſchwerer Prüfungen ſind wohl Zeit genug, alle Spuren einſtiger Nationalität zu untergraben, und den Charakter des neuen Vaterlandes zu begreifen! Als Corpus haben die Juden mit dem Augenblicke, wo ſie auf die weite Erde verbreitet wurden, aufgehört; als Individuen aber gehören ſie als Einheimiſche den Ländern an, die ſie bewohnen, mit dem Nationalintereſſe, mit der Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe der übrigen Bewohner; als ſolche aber kommt ihnen der ungetheilte Genuß aller Bürgerrechte gegen Uebernahme aller Bürgerpflichten von Gottes und Rechts wegen zu, und ſinnlos, inhuman, abgeſchmackt wäre es, in einer aufgeklärten Zeit den deutſchen Juden orientaliſche Nationalität und Unfähigkeit zu den Rechten des Bürgers, zu den Rechten des Menſchen andichten zu wollen. —

Eben ſo verwerflich iſt jeder ſtaatsrechtliche Grund gegen die Emancipation der Juden. Wer die Laſten des Staats trägt, hat die gegründetſten Anſprüche auf ſeine Wohlthaten, wer das Bittre des Staatslebens theilt, verdient, daß er auch das Süße deſſelben empfinde. Der Glaube kann nie und nimmer ein Ausſchließungsgrund ſein, am wenigſten ein im Staate geduldeter Glaube; und wenn wirklich das Prinzip der Staaten ein chriſtliches iſt, ſo kann es nur jene heilige, chriſtliche Liebe ſein, die ſich über alle Menſchenkinder erſtreckt. Ob aber der Jude das Bittre des Staatslebens koſtet, wer möchte noch daran zweifeln? Nie gab es eine Bürde, der ſich der Jude entzog, wenn das Staatswohl es ihm auflegte. Er hat die Kämpfe mitgekämpft und ſein Blut gerne für die allgemeine Sache hingegeben. Die Gefahren der Kriege hat er getheilt, aber nicht ihre Reſultate. Nachdem Deutſchland ſich frei ſah von den unerträglichen Feſſeln des franzöſiſchen Weltuſurpators, vergaß es, daß auch die Juden ihr Blut, ihr Leben für dieſen heiligen Kampf hingegeben hatten, und ſetzte den durch die Geißel des Kriegs, der wahren Gottesſtrafe, nur unterbrochnen Druck von neuem und ſchmerzvoller als je fort.

(Fortſetzung folgt.)

Muſik in Frankfurt.

(Fortſetzung.)

Er entſchuldigt ſein Ausbleiben mit dem Grabe der Mutter, worauf er geknieet, und um Zuſicherung ihres Segens auf die Gattin im Gebet gefleht habe. Er iſt auch ſtets erhört worden. Amina meint ſehr naiv dazu: „O frommer Glaube!" — Alſo wird zur Verlobung geſchritten, die Mitgaben werden geordnet, die Ringe gewechſelt. Die Zeugen unterſchreiben; und das Alles im Freien, kurz vor der Dämmerung. Ein beſchriebener Veilchenſtrauß, vom Liebhaber in Petto gehalten, bildet die Pointe dieſer Scene. Amina ſchmückt auch ſogleich ihren Buſen damit; und der ſchrecklich ſüßen Redensarten in Recitativen, im Duett und Enſemble aufgeſtapelt — die Herzenswunde Liſens mitgerechnet — ſcheint kein Ende zu werden, bis endlich Peitſchenknall in der Ferne einen Reiſewagen verkündet. Ein Fremder, in phantaſtiſcher Ballettuniform, mit Kreuz, Sporn und Reiherbuſch auf dem Tſako, fragt nach Schloß und Wirthshaus. Liſe rekommandirt das ihrige. Der Fremde kennt ſich aus, und ſingt von Erinnerungen, macht ohne Umſtände der Braut den Hof, erweckt Liſens Neid, Elvin's Eiferſucht, und der Chor verliert ſich in folgende pſychologiſche Betrachtung: „Nein, ſo höflich und galant iſt kein Mann von niederm Stand!" Im darauf folgenden Quintett läßt der Fremde das Publikum ahnen, daß er der verlaufene Sohn des regierenden Grafen ſei. „Ach er ſtarb, der Edle" heißt's. Nachdem folglich der Fremde „O Trauerkunde!" geſungen, und merken läßt, daß der Entſchlafene bald erſcheinen werde, fängt die Sonne an zu ſinken, und Thereſe mahnt an die Heimkehr, „der Erſcheinung wegen." Alle betheuern darauf dem Ungläubigen, daß ein Ungeheuer in Lebensgröße auf jenen Höhen luſtwandele, und Amina betheuert das mit, ohne zu wiſſen, daß ſie ſelbſt das Ungeheuer ſei. Aber man ſieht ihr's an, daß ſie's dem muſikaliſchen Dichter zu Liebe thut. Der Fremde fühlt ſich verſucht, den Geiſt zu bannen, darauf Müdigkeit, dann der Braut an's Kinn, und geht. Die Uebrigen gehen auch; denn es muß jetzt nothwendiger Weiſe ein Duett zwiſchen Amina und Elvin folgen, worin er nach Noten eiferſüchtig iſt. „Auf wen?" — „„auf Alle!"" — „verdien' ich das?" — „„Vergebung!"" In zahlloſen Figuren und Kadenzen-Ketten wird der Bund erneuert, und in den zärtlichſten Terzen ſcheiden die Verlobten.

Verwandlung. Zimmer im Bauernwirthshaus. Auf dem Tiſche brennen zwei Wachskerzen auf ſilbernen Leuchtern. Der Fremde erſcheint mit zwei großen Piſtolen, lobt die Behaglichkeit der Luft, tadelt die Geſchwätzigkeit der Wirthin, meint aber, das dürfe man nicht ſcheuen. Richtig; denn ganz apropos ſchleicht Liſe zu ihm ins Schlafgemach und frägt — nach dem Befinden des Herrn Grafen, der ſich ob dieſer Demaskirung alterirt, und weiter vernimmt, daß noch in dieſer Nacht ihm die Bewohner die ſchuldige Ehrfurcht bezeigen wollen. Der entzückte Graf geſteht ihr ſeinen Liebesſchmerz, und hört Geräuſch. Mit den Worten „wer kommt uns zu ſtören!" verliert Liſe ihr Halstuch und flieht in ein Nebenzimmer. Amina, barfuß, und im Nachthäubchen mit Spitzen und Roſa-Atlasband, ſteigt zum Fenſter herein. Der Mond ſcheint zwar hell, aber zur Vorſorge hat ſie doch eine Laterne mitgenommen. Sie ſingt zweimal „Elvin," er einmal „Himmel!" und erkennt, daß ſie nachtwandelt. (Schluß folgt.)

Buntes.

⁂ Der (im türkiſchen Geſchmack) neudekorirte Saal des Vaudeville-Theaters in Paris wurde mit einem neuen Stück: „l'habit ne fait pas le moine," eingeweiht, welches den lebhafteſten Erfolg hatte.

⁂ In der Mitte Septembers wird das Volksfeſt in London gehalten, und zwar im Lokale des Italiäniſchen Opernhauſes; Mad. Griſi iſt für 400 Pfund dazu engagirt, Lablache erhält für ein zweimaliges Singen 150 Pfund Sterling. Das Feſt dauert acht Tage.

⁂ Miß Kemble, welche während ihrer theatraliſchen Laufbahn in London den Ruhm ihres Familiennamens aufrecht erhielt, hat einen reichen amerikaniſchen Negozianten, Butler, geheirathet, iſt mit ihm nach Amerika gezogen, und gibt dort ihre Memoiren heraus (ſie iſt die einzige engliſche Schauſpielerin, welche eine Autobiographie ſchrieb).

⁂ In der alten Kirche des früheren Bisthums von Maillezais (in der Vendée) hat man einen Sarg gefunden, welcher den noch vollſtändig erhaltenen Leichnam eines Biſchofs (im vollen Episcopal-Ornate) enthielt. Noch kennt man die Epoche nicht, welcher dieſer Kirchenfürſt angehört; — Anlaß zu hiſtoriſchen Unterſuchungen!

⁂ Die Direktion des Theatre de la Gaieté, deſſen Wiederherſtellung nächſtens beendet ſein wird, beſchäftigt ſich bereits damit, mehrere neue Stücke, mit welchen es eröffnet werden ſoll, in die Scene zu ſetzen; eines davon heißt: [illegible]; Dem. Mongarel wird das Theatre des Variétés verlaſſen und das de la Gaieté betreten.

⁂ Féréol hat ſich von der Opera-Comique zurückgezogen und begab ſich auf ſeine Beſitzungen in der Nähe von Orleans.

⁂ Im Laufe des Auguſt kamen in Paris 16 neue Stücke (1 Ballet-Pantomime, 1 Oper, 1 Drama, 1 Melodram und 12 Vaudevilles, von 28 Verfaſſern, zur Darſtellung.

№ 215. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 11. September.

La vida es sueño.

Ich glaub', ich bin der Perſerkhan,
Der, untertauchend mit dem Haupte,
Geſchichten, welche nie geſchah'n,
Nun plötzlich zu erleben glaubte.
Was ich mein Leben nenne, kaum
Glaub' ich, daß es mein rechtes Leben;
Ein wunderlicher Kufentraum
Iſt es, und ich bin Sultan eben.

Was mir begegnet, Gut und Bös,
Was könnt' es anders ſein, als Träumen?
Wenn tauch' ich auf aus dem Gefäß
In meines Marmorſchloſſes Räumen?
Von Balſam duftet das Gemach;
Die Krieger harren an den Thüren;
Und lächelnd, daß ich wieder wach,
Meld' ich mein Träumen den Weſſiren.

Daß ſie nicht eher mich geweckt,
Sie ſollen es mir nicht entgelten;
Hat manches Bild mich auch geſchreckt,
Doch würd' es Unrecht ſein, zu ſchelten.
Denn manches auch hat mich gelabt,
Wie Sonnenlicht auf Wolkenſäumen,
Und manchen Traum hab' ich gehabt,
Den ich allzeit hätt' mögen träumen.

Und auch die andern — weiß ich doch,
Es iſt ja Träumen nur und Tauchen;
Mir bleibet meine Krone noch.
Was ſollt' ich da zu zagen brauchen. —
So ſchreib' mit Kreide lächelnd ich
Des Spaniers Wort auf meine Thüre,
Und ſumm': o, wecke Keiner mich,
Ihr Kämmerer und ihr Weſſire!

Ferdinand Freiligrath.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Chanvallon hatte einen Vetter am franzöſiſchen Hofe, den Erzbiſchof von St. Malo, den er ungemein liebte, obſchon dieſer ein Vertrauter Richelieu's war, und der Umgang mit ihm wieder eine jener feinen Lebensverflechtungen blieb, die ein ununterbrochnes Gegenſpiel von diplomatiſcher Gewandtheit und ſcheinbarem ſich-gehen-laſſen fordern. Intrigue war indeſſen dem Sieur de Chanvallon eine Art von begeiſterndem Opium, ein Hazardſpiel, eine Liebhaberei geworden, der er ſich hingab, um zu leben. Wie erſtaunte Chanvallon, als er dem Biſchof ſeine Idee mittheilte, und dieſer ihm erwiederte, die ganze Sache ſei früher, als Richelieu ſeine Nichte einem Prinzen von Geblüt, dem Grafen Soiſſons vermählen wollen, ſchon einmal zur Sprache gekommen!

Dieſer Plan Richelieu's war auf eine empfindliche Weiſe an dem Stolze des Grafen geſcheitert. Sogleich fiel des Kardinals ſuchender Blick auf andere fürſtliche Häupter Frankreichs, um durch Erhebung und Begünſtigung eines Einzelnen ſich am Grafen Soiſſons zu rächen und zugleich ſeinem Lieblingswunſch, einer brillanten Verſorgung für Diana zu genügen. Unter ſo vielen mochte er auch Franzen's Namen ſeinen Vertrauten genannt haben, doch war der Gedanke an ihn wohl zu flüchtig geweſen, als daß er nicht im Drange ſo manichfaltiger Ereigniſſe untergegangen ſein ſollte. Indeſſen fand dennoch der Biſchof von St. Malo ein um ſo willigeres Gehör. Die Ausſicht, die Combalet mit dem jüngeren Fürſten eines regierenden Hauſes zu verbinden, erſchien um ſo lockender, als ſich der Kardinal mit der Hoffnung ſchmeichelte, ihr dadurch die einſtige Erbſchaft der Prinzeſſin Claude, der Schweſter der Herzogin von Lothringen, zuzuwenden. Denn ein ſpäter aufgefundenes Teſtament des alten Königs René machte die Einführung des Saliſchen Geſetzes zweifelhaft, und ſo entſtand die Möglichkeit, durch Übergehen der Prinzeſſin Claude dem Fürſten Franz und deſſen Gemahlin das Herzogthum zufallen zu laſſen, wenn, wie ſehr zu vermuthen war, Herzog Karl, der in Unfrieden mit ſeiner Gemahlin lebte, keine Leibes-Erben hinterließ.

Chanvallon hatte unterwegs ſeine Anſichten dem Fürſten vorgetragen und in ihm eine weit regere und wärmere Theilnahme gefunden, als er zu hoffen gewagt. Jetzt kam es nur noch darauf an, Herzog Karl's Stolz, mit dem Gedanken an dieſe Verbindung zu verſöhnen. Anfangs ſcheiterten die berühmten diplomatiſchen Talente des guten Chanvallon auf eine komiſch klägliche Weiſe; Karl ging davon, und ließ ihn ſtehen; ſpäterhin wies er den Antrag mit grenzenloſer Kälte und dem ausgeſprochenſten Hochmuth von ſich, überſchüttete ſeinen Bruder mit Vorwürfen, als dieſer mit ihm ſelbſt darüber zu ſprechen verſuchte, und ſchien jeden Gedanken an die Möglichkeit einer Allianz mit Richelieu ablehnen zu wollen.

Im Lauf des Tags begannen indeſſen andre Anſichten den wunderlichen Kopf zu durchkreuzen, denn ohne beſondere Erklärung gab er am zweiten Morgen dem Kardinal die Erlaubniß, auf eigne Hand an den Hof zurück zu kehren, die Dame ſeiner Wahl zu ſehen, und die erſten, doch noch nicht bindenden Schritte, in dieſer Angelegenheit zu thun. Daß Richelieu einen ſolchen Antrag von ſich abweiſen könne, war dem ſtolzen Karl nicht denkbar.

Chateau Thierry war der einzige zur königlichen Wohnung geeignete Ort, Ludwig hatte ſich während der Unterhandlungen dahin zurückgezogen, und das üppige Hofleben durchwirkte abermals mit ſeinen heiterſten Prachtblüthen das blutige Tagesgewebe des Kriegs. Jagden, Aſſembléen, Parthien in's Freie, und Schauſpiele aller Art wechſelten auf gewohnte Weiſe, denn die Königin hatte ſich mit ihrem Hofſtaat eingefunden; die Combalet gehörte mit zu der näheren Umgebung deſſelben. Franz hatte dem Könige für die ihm perſönlich erwieſene Gunſt zu danken, und es war natürlich, daß er ſich dafür am Hofe zeige, da er ſelbſt in keiner Art der Majeſtät feindlich oder gar gefährlich gegenüber ſtand. Man empfing ihn gütig, er ſprach die Dame ſeines Herzens vor dem verſammelten Hofe, ward eingeladen, die Nacht im Schloſſe zu verweilen, und erhielt die Erlaubniß, am Morgen vor ſeiner Abreiſe ſeiner ſchönen Gönnerin aufwarten zu dürfen.

Ernſt und ſeltſam geſtimmt, ſtand Franz, unter den Händen des die große Toilette vollendenden Kammerdieners, vor ſeinem Spiegel, die maleriſche, faſt ſpaniſche Tracht kleidete ihn ungemein. Die Mode geſtattete damals das eigene Haar, und das ſeine fiel außerordentlich ſchön in natürlichen Locken, die der ovalen Geſichtsform etwas beſonders beziehendes gaben, und ihn des Pinſels eines Van Dyk würdig gemacht hätte. „Wenn ein Mann förmlich angezogen iſt,“ ſagt Swift, „treibt es ihn mit Gewalt auszugehn, hierhin und dorthin —“ und diesmal ſchien es allerdings einer ſolchen äußern Hülfe zu bedürfen, um den ſchönen Kardinal aus ſeinen Zimmern zu treiben. Denn trotz dem brillantenen Zeiger an der Uhr, trotz allen ſchmeichelnden petits soins Germains, des Kammerdieners, war die Zeit ſchon bis auf wenige Minuten verſtrichen, während welcher ihm noch zu kommen erlaubt war — und er ſtand noch immer, und ſogar, ohne ſich anzuſehen, vor dem Spiegel.

Als er endlich im hellen, nach damaliger Art mit Draperien, Vergoldungen, Vaſen, Chineſen und Blumen, ſeltſam geſchmückten Gemache ſeiner Dame ſich wiederfand, als die erſten, ebenfalls der Mode und Sitte angehörenden Worte zwiſchen ihnen beiden gewechſelt waren, trat eine etwas peinliche Geſprächspauſe ein; — Franz wußte wahrhaftig nicht mehr, weßhalb er gekommen, was, und wie er dieſes Etwas verlangen wolle; — wie ein Nebel lag es auf allen ſeinen Sinnen, und nur tief im Herzen regte ſich eine ſchmerzlich trübe Ahnung, die doch wiederum einer Erinnerung ſehr ähnlich ſah, und eine ſtille Sorge, die in ihrer geheimen Innerlichkeit gar nichts gemein hatte mit allem, was er noch vor wenig Stunden ſich Herrliches gedacht und empfunden.

(Fortſetzung folgt.)

Welche Hinderniſſe ſteh'n der Emancipation der Juden entgegen?

(Fortſetzung.)

Die Waiſen der Gefallenen fanden den Troſt nicht, in ihrem Vaterlande das Glück der Zukunft, das ihre Eltern durch ihr Herzblut erkauft, mitzugenießen; die Wittwen der auf dem Felde der Ehre hingeſtorbenen Juden fanden für ihre Thränen keine Stütze an der allgemeinen Sache des Staats; nein, ſie werden betrachtet, als ſeien ſie der heiligen Sache fremd, untheilhaftig — das war doch wohl eine bittre Erfahrung! Dennoch unterziehn ſich die Juden zu jeder Stunde gerne allen Mühſeligkeiten, Laſten und Beſchwerniſſen des Staatslebens, denn ſie wollen dem Vaterlande angehören mit allen phyſiſchen, pſychiſchen und materiellen Mitteln, die ihnen zu Gebote ſtehn, aber es betrübt ſie, für dieſes Alles nur den Schutz der Perſon vom Staate zu genießen, den man auch dem gemeinen Verbrecher gewährt. Sie dürfen freilich auch leben und ſich ernähren, das heißt: ſie dürfen vegetiren; das Glück des Lebens, das Glück des Bürgers, das Glück einer rechtlichen Bürgergleichſtellung mit dem neben ihm wohnenden Bruder iſt ihnen verſagt, und das iſt eine Ungerechtigkeit, die kein Staatsgrund heiligen kann! —

Daß die chriſtliche und mehr noch die jüdiſche Religion der Emancipation entgegenſtehe, iſt behauptet worden, freilich nur von der Befangenheit und dem Egoismus, nicht von dem Verſtändigen, nicht von dem wahrhaft Gläubigen, nicht von dem Vorurtheilsfreien. Ich frage: Iſt's die Form oder iſt's das Weſen beider Bekenntniſſe, was bei dieſer rein bürgerlichen Angelegenheit zur Sprache kommen darf? Der Form, der Ceremonie wird doch wohl das Recht einer Menſchenklaſſe nicht zum Opfer gebracht werden ſollen? dieſe kann als Schale den edelſten Kern in ſich ſchließen. Das Weſen aber aller Religionen, beſonders das der chriſtlichen und jüdiſchen, kann nur auf Menſchenliebe, auf Humanität baſirt ſein, und dies hat nichts gemein mit bürgerlicher Beeinträchtigung und Zurückſetzung einer unglücklichen Nation! Es iſt Sünde, von einer Religion der Liebe, der Duldung, der Barmherzigkeit, wie doch die chriſtliche eine iſt, zu behaupten, daß ſie dem Bürgerglück der Juden im Wege ſtünde! Wäre von jeher nach dieſer wahrhaft göttlichen Lehre, — zu der ſich der gebildete Jude bekennt, ohne getauft zu ſein, — gehandelt worden, wären alle Chriſten vom göttlichen Sinne einer Bergpredigt durchdrungen geweſen, fürwahr, es wären die Menſchenrechte der Juden nicht ſo lange mit Füßen getreten worden, und ſie hätten nicht erſt um Achtung für ihre heilige Angelegenheit zu flehen. Ebenſo verhält es ſich mit der jüdiſchen Religion. Der reine Moſaismus iſt die ungetrübte Perle, die göttlichen Glanz wiederſtrahlet; der Talmud aber iſt nur Menſchenwerk. Dort in dem alten Teſtament, der Quinteſſenz des jüdiſchen Glaubens, ſuchet, ob ſich auch nur eine Stelle findet, die den Juden von gleichen Wohlthaten des Bürgerrechts mit andern Religionsgenoſſen ausſchließet, und geſteht euch beſchämt, daß ihr nichts gefunden! Traurig iſt es, daß grade der Inbegriff aller Duldung, die Religion, den Deckmantel herleihen ſoll für die ſchrecklichſte aller Unduldſamkeiten, für die Zurückſetzung der Juden; und nur das iſt der Troſt, daß es nur Paulus war, der dieſes Phantom aus der Luft griff, das heißt: nicht der Apoſtel Paulus, ſondern Paulus, der Heidelberger Profeſſor der Theologie!! —

Damit iſt aber noch keineswegs das Arſenal der Vorwürfe und der geträumten Hinderniſſe erſchöpft. Der Egoismus wie die Bosheit ſind auf geniale Weiſe erfinderiſch, und wir werden noch eine ganze Reihe von Unwahrheiten zu widerlegen haben.

Man hat behauptet, die Emancipation der Juden würde von dieſen nur darum erſtrebt, um öffentliche Ämter zu erlangen, und grade dazu ſeien ſie nach dem Standpunkte ihrer heutigen intellectuellen und moraliſchen Bildung noch nicht tauglich. — Das iſt aber eine traurige Verblendung! Das Erſtrebenswerthe der Emancipation, die der Geſammtheit angehört, liegt wahrlich nicht in dem Vortheil, welche ſie dem Einzelnen gewährt. Nur die Beeinträchtigung thut weh, nicht die Entbehrungen, die aus der Beeinträchtigung hervorgehn. Die Emancipation gibt dem Juden ein Vaterland; ſie kettet ihn mit feſtern und innigern Banden an die große Bürgerfamilie, ſie nimmt ihm das demüthigende Paria-Anſehn, und gibt ihm das freie Element wieder, worin ſich ſeine Schwingen frei bewegen können. Darf der ärmliche Vortheil, welchen etwa die Emancipation gewähren könnte, mit dem unſchätzbaren Gute der Bürgerehre verglichen werden, die ſie uns einräumt? — Dem Juden aber die Fähigkeit zu einem öffentlichen Amte abſprechen zu wollen, wäre nur eine thörichte Verläumdung! Man ſehe ſich nur im öffentlichen Leben um. Kaum ein Viertel-Jahrhundert lang haben die Juden Zutritt in die Heiligthümer der Künſte und der Wiſſenſchaften, und ſchon haben außerordentlich Viele dieſe Heiligthümer mit ächter künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Weihe verlaſſen. Dem Juden iſt vieles Wiſſen doppelt nöthig, will er nur etwas im Leben gelten. Er hat mit zwei gefährlichen Feinden zu rivaliſiren: — mit der Selbſtſucht und mit dem Vorurtheil! —

Andere haben mit fromm-alberner Miene vorgebracht, die Emancipation würde bei'm Volke Unwillen erregen, der für die Emancipirten ſelbſt nicht vortheilhaft ſein dürfte. — Wenn das von der rohern Maſſe, die leider ſelbſt noch ſo ſehr in den Feſſeln des Vorurtheils angeſchmiedet liegt, wahr ſein mag, ſo iſt von dem beſſern Theil des Volks nichts zu befürchten. Den Beweis liefern die Länder, in denen bereits die Emancipation in erfolgreiche Wirkſamkeit getreten iſt. Man ſuche die jüdiſchen Beamten in Frankreich, Holland und in Nordamerika auf. Nie iſt dort, wie es ſich auch erwarten läßt, eine Klage über die Rechtlichkeit und den ſittlichen Wandel dieſer Beamten gehört worden, aus dem ganz natürlichen Grunde, weil dieſe Leute, im Bewußtſein ihres ſchweren Standpunkts, alles aufbieten, jede Spur früherer bürgerlicher Mißverhältniſſe zu vertilgen, und im öffentlichen wie im Privat-Leben vor den Augen des Volks tadellos dazuſtehn. In Deutſchland iſt es Kurheſſen, das den Beweis vom Gegentheil jener ängſtlichen Behauptung führen konnte. Hat das muſterhafte Emancipations-Edict, das die Regierung erließ, in den Augen des Volks Unwillen erregt? O nein! Man hat es mit Theilnahme, Rührung und Dankbarkeit aufgenommen, man ſah mit Freude dieſe verhaßte Zurückſetzung ſchwinden, und die Maßregel für das angeſehn, was ſie iſt, für zeitgemäß, freiſinnig und human. Aber Kurheſſen iſt ein kleiner Staat. Das große Deutſchland ſcheint Israels Volk noch ſeufzen laſſen zu wollen; denn eine vielhundertjährige Unterdrückung hat noch nicht Thränen genug erpreßt! Arme Parias! —

„Der Jude ſchachre,“ höre ich dort eine Stimme aus der Wüſte ertönen. „Schacher verträgt ſich nicht mit Emancipation!“ Aber kennt ihr auch die Quelle dieſes Übels? Habt ihr ſo viel Selbſtverläugnung, die Urſache davon zu prüfen? Sie liegt ganz nah'! Man hat die armen Menſchen zu dieſem niedern Erwerbszweige hingetrieben, indem man ihnen alle edlere Beſchäftigung verſagte. Könnte doch nur dieſen Flecken die Zeit verwiſchen! Alſo, weil man ihn zwang, niedrig zu ſein, rechnet man ihm dieſen Zwang zur Schuld an? Eine würdige Conſequenz! Ja, ſelbſt den Dienſt des Kriegs, weil er ehrbar iſt, hat man ihm lange verſagt, den Nothhandel aber hat man beſchützt, weil er, wie er meiſt getrieben wird, nie zur Ehre führen kann. Man wundert ſich, daß der Jude keine Neigung für den Feldbau, dieſe edelſte aller Beſchäftigungen, hat, man nennt das eine orientaliſche Trägheit, Weichlichkeit, und vergißt, daß man ihm kaum geſtattete, ſo viel Erde ſich zum Eigenthum zu erwerben, als er nöthig hat, um ſeinen Hunger zu ſtillen. Man warf ihnen vor, ſie vermieden jedes bürgerliche Erwerbsmittel, jedes ehrbare Handwerk, und kaum ſind es zehn Jahre, daß ſie Handwerksſtätten betreten dürfen, und mit Zunftzwang und Zunftkabalen haben ſie heute noch zu kämpfen! Was blieb da übrig, als das entehrende Geſchäft des Schacherns, mehr ein Mittel gegen den Hungertod, als gegen die Verarmung! Es iſt freilich jetzt anders, beſſer geworden. Aber kann man verlangen, daß die Wohlthat von einigen Jahren die Schuld und die Sünde von einigen Jahrhunderten verwiſchen möchte?! Auch darf der Staat die Bürgſchaft für das Vertrauen, was er etwa durch die

Emancipation in die Juden ſetzt, nicht im gewöhnlichen Schacherer ſuchen, ſondern in dem Geiſte, der die Beſſern beſeelt. Dieſer iſt wahr, iſt göttlich, und wird ſein belebendes Licht, ſeine wohlthuende Wärme auch auf die Übrigen verbreiten. Die von dieſem Geiſte beſeelten, emancipirten Juden aber ſind und werden ſicher würdige und fähige Staatsbürger werden, da ſie das Gute des Chriſtenthums mit dem Guten des Judenthums erfolgreich zu verbinden verſtehn. Bei dieſen Juden kann der Staat, wenn ſie aller Feſſeln, die ſie im Fluge zu bürgerlichen Ehren hemmen, erledigt ſind, der beſten, erfreulichſten Erfolge und des kräftigſten Gedeihens gewiß ſein. —

(Schluß folgt.)

Muſik in Frankfurt.

(Schluß.)

Sie ſingen lange mit einander. Liſe lauſcht, riecht aber den wahren Braten nicht, und geht entrüſtet über „die Verrätherin!“ ab. Amina's innerer Sinn iſt mit Elvin beſchäftigt; ſie will ihm die Hand reichen. Dieſe Lage wird dem guten Grafen doch zu toll. Er kämpft einen moraliſchen Rieſenkampf, und geht hinaus mit den Worten: „die Lockung dieſer Stunde meid' ich mit reinem Blick.“ Und das war zur rechten Zeit; denn Amina legt ſich ſansfaçon in ſein Bette — hier in einen decenten Divan umgewandelt, — und ſchlummert, das Geſicht der Bühne zugekehrt, ruhig fort. Der Chor ſchleicht leiſe herein, um den Herrn zu begrüßen. Er iſt nicht da. „dort ruht er im tiefſten Schlafe — ha, nicht weiter — nicht der Graf iſt's — nach der Kleidung und dieſen Zügen iſt's ein Mädchen — ja!“ Man muß dieſe Divinations-Gabe bewundern. Da bringt Liſe den Bräutigam. „Sieh, deinen eignen Augen trau'.“ — „„Himmel, Amina!!““ Von dem Entſetzen des Chors erwacht natürlich die Schläferin, weiß aber nicht, wo ſie iſt, und verwundert ſich ſehr. — Man ſetzt ihr von allen Seiten zu, ſchilt ſie treulos und alles Mögliche. Aber weder ihr, noch ihrer Freundin Thereſe, — die ihr in aller Eile das von Liſen vergeſſene Tuch umwirft — fällt zufällig ein, durch ein einfaches Geſtändniß den Zweifel zu löſen. Beſſer der Knäuel bleibt verworren, als der zweite Akt weg; und ſo fällt der Vorhang, die Harpyen-Krallen in unſerer entſetzten Bruſt zurücklaſſend.

Ich finde eine auffallende Aehnlichkeit dieſes Stoffes mit dem der Oper Euryanthe. Beiden Hauptperſonen, Euryanthen und Aminen, bringt Nachtwandeln Unheil. Beiden verſchließt des Dichters Idee die Lippe zur leichten Rechtfertigung; und was dort die Edlen Frankreichs ſind, wovon kein einziger ritterlich ſich eines hülfloſen Weibes annähme, ſind hier die Bauerntölpel; den Koſtümen nach, aber nicht dem Sinn nach von einander unterſcheiden.

Der zweite Akt beginnt mit einer allgemeinen Niederlage. Der Chor liegt auf der Erde im Walde, auszuruhen von dem Vorhaben, Aminen bei dem Grafen zu vertreten; denn „ſie zu vertheidigen heiſcht Ritterpflicht, wenn ſie ſchuldlos.“ Haben Sie gehört, Frau Wilhelmine von Chezy?! — Sie gehen. Amine und Thereſe kommen ſehr betrübt. Auch ſie wollen den Grafen beſiegen, und da ſie ſich auf dem Wege zum Schloſſe zufällig bei Elvin's Gute befinden, ſo kommt dieſer ihnen natürlich entgegen. Sie ſingen von Verrätherei, Unſchuld, Höllenqual, Friedenraub und ähnlichen Dingen, ohne ſich zu erklären. Der Chor kommt dazu, den Grafen annoncirend, und ſpricht: „Ihre Unſchuld, ihre Tugend, ja — naht der Graf ſelbſt zu bezeugen“ Elvin. Wehe dem Frevler! Chor. Ach! laß dies Wüthen! Elvin. Nein, nein! Ich flehe!“ — Iſt das nicht gräßlich? und ſo geht's fort, bis Alle ſelbſt gehen. — Verwandlung. Thereſens Mühle von einer andern Seite, wie im erſten Akt. Alexis erhält von Liſen einen zweiten Korb, obgleich er ſie durch allerlei Sophismen auf ſeine Seite bringen will. „Hoch lebe Liſa!“ jubelt darauf der Chor; denn Elvin hat umgeſattelt, und ſie als Surrogat Aminens erkoren. Alexis knirſcht, und ſie legt ſchnell eine Arie von Caraffa ein aus Bdur. Elvin will ſie auch ohne Weiteres zur Trauung führen, da erſcheint der Graf als Deus ex machina, und betheuert Aminens Unſchuld, indem er endlich erzählt, daß es „Somnambüle“ gäbe. Man will das Mährchen nicht glauben, und dennoch zur Trauung ſchreiten. Der Chor iſt pikirt, daß man ihn für ſo dumm hält. Da erſcheint Thereſe und bittet um Ruhe, Aminens Schlummer nicht zu ſtören. Wie? macht ſie ihr Mittagsſchläfchen? Ach nein; die zufällige Dämmerung iſt ſchon wieder eingetreten. Was kann die Ex-Braut auch Beſſeres thun, als ihren Gram verſchlafen? Da merkt erſt Thereſe Elvin's Variation und ſingt: „O Himmel!“ Liſe prahlt mit ihrer unverletzten Ehre; aber Thereſe-Nemeſis ſchwingt anklagend der Wirthin verhängnißvolles Tuch, noch vom erſten Final her datirt. Liſe wird roth, und allgemein verdammt. Das Final beginnt Elvin mit den Worten: „Herr Graf, was ſoll ich denken, auch Liſen trifft Verdacht?“ — Dieſer beſchwört auf's Neue Aminens Unſchuld; und Elvin fordert Beweiſe. Da ſingt plötzlich Alles: „Ha!“ denn, o blaues Wunder! ganz atempo ſteigt Amine oben zum Dach hinaus, die Laterne in der Hand, und betritt den ſchmalen Steg, der zum Felſen vis-à-vis führt. Alles erbebt. Auch das Publikum. Da, Entſetzen! ſtürzt ſie in den Abgrund, und zerſchellt in tauſend Stücken. — Wer? Amine Nein. Blos die Laterne. Die geweſene Beſitzerin derſelben erreicht ganz und wohlgemuth den Kontinent, ſteigt geiſterartig den ſteilen Abhang hinab, und ſchwebt bis zu den Lampen. Sie iſt wieder barfuß, aber diesmal ohne Haube, wahrſcheinlich anzudeuten, daß ſie nicht mehr unter dieſelbe gehört. Sie ſingt von vereitelter Hoffnung, von Kirche und Trauung, von verlornen Glocken, Unſchuld und Grab. Das dauert ſehr lange, ohne daß ihr Jemand mitleidig ein Tuch umwürfe. Endlich zeigt ſie, als Corpus delicti ihrer Treue, den Veilchenkranz vom erſten Akt. Das überzeugt und rührt Alle. Elvin ſattelt wieder um, und verſpricht ſich zum dritten Male. Da erwacht ſie natürlich in ſeinen Armen. Der gefühlvolle Chor bringt ihr den Reſt der noch fähigen Vivats, und mit den abgedroſchenen Floskeln von Wonne, Glück, Altar, Myrthenkranz, Seligkeit und Himmelreich ſchließt die verwickelte Intrigue.

Und ſo gleichen mehr oder weniger die meiſten unſerer heutigen Operntexte morſchen Faden, auf denen die edle Tonkunſt ihre Perlen reihen ſoll; und dieſe Machwerke werden von Komponiſten mit Gold aufgewogen und von den Bildungsinſtituten beider Nationen zur Schau ausgeſtellt. Doch, je toller, je beſſer. Hilft's doch, die unausbleibliche Anarchie befördern, aus deren Aſche neue Tempel, der muſikaliſchen Muſe geweiht, erſtehen müßten.

Den 2ten Sept. „Adlers Horſt.“ Den 4ten. „Fauſt.“ Den 6ten. „Don Juan.“ Dem. Weinhold, vom Düſſeldorfer Theater, als Gaſt die Donna Anna. — Ich weiß nicht, welche Kühnheit die größte iſt; unter ſolchen Auſpicien die Anna zu ſingen, oder ihr zuzuhören. Ich überlaſſe dem heroiſchen Selbſtüberwinder die Beurtheilung. 7.

Buntes.

⁂ In Frankreich werden die Philoſophen des 17ten und 18ten Jahrhunderts neu herausgegeben; natürlich nur diejenigen, welche lateiniſch und franzöſiſch geſchrieben haben. Die Sammlung führt den Titel: „Bibliothèque philosophique des temps modernes.“ Sie beginnt mit Baco, und ſoll Descartes, Spinoza, Gaſſendi, Leibnitz u. ſ. w. nachliefern. Es wäre merkwürdig, wenn dies Unternehmen, welches in Deutſchland, dem Lande philoſophiſcher Spekulation, ſchon einige Male mißglückt iſt, in Frankreich ausgeführt werden könnte.

⁂ Unter den in Frankreich erſcheinenden Werken iſt eine Sammlung von hiſt. Dokumenten und Archiven bemerkenswerth. Sie führt den Titel: „Archives de l'histoire de France, depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII.“ Vol. I. Der erſte Band enthält unter Andern ein Tagebuch Franz I., worin ſeine Ausgaben für Koſtbarkeiten, Künſtler, Gelehrte, Dichter und — Mätreſſen verzeichnet ſind, welche dann ſtufenweiſe klaſſifizirt werden. Es ſteht die erſte Mätreſſe des Königs in gleichem Rang mit Leonardo da Vinci und einem Kenner des Griechiſchen, worauf es dann bis zur letzten und Clement Marot abwärts geht.

⁂ Der Dichter Moore mahnte kürzlich einen ſeiner Freunde etwas verdrießlich um eine Schuld, weil dieſer mit der Bezahlung zu lange gewartet hatte. Jener machte ihm aber Vorſtellungen, er (Moore) ſei ſchon zu alt, um ſeine bedeutenden Honorare genießen zu können: er möge ihm das Geld ſchenken. „Sie werden bald ſterben,“ fügte er hinzu, „memento: morieris.“ — „Ich gebe Ihnen Ihr Latein,“ antwortete Moore, „mit denſelben Worten zurück; denken Sie an mein Geld: Memento Mori aeris“ (morieris und Mori aeris wird von den Engländern auf dieſelbe Weiſe ausgeſprochen).

⁂ Die Oper Zampa, Herold's früheres Werk, war ſeit längerer Zeit in Frankreich vergeſſen, und iſt jetzt, nachdem der Ruhm des Komponiſten durch andere Werke begründet war, nach ſeinem Tode wieder aufgeführt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 216. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 36.

Samſtag, 12. September.

Gabriel Rieſſer und die Emancipationsfrage. *)

Das Herz der Zeit iſt die Äolsharfe des Weltgeiſtes. Sie klingt wie Sturmgebraus, ſeitdem Vernunft und Stabilität die Waffen erhoben. Todte Lieder von angeerbten Rechten, altfränkiſche Melodieen mit geſchichtlichen Erinnerungen ſuchen ſich neben dem lebendigen Volksgeſang der Marſeillaiſe und Pariſienne geltend zu machen. Wie aber kann ſich Überkommenes retten, das ſchattenhaft geworden, deſſen Lebensfunktionen aufgehört haben?! Darum kommt mir Alles wie ein großes Requiem vor, das ſich die aushauchende Zeit vor dem letzten Todtengeläute komponiren möchte.

Vor mehr als zweitauſend Jahren ſprach ein Seher: Des Herrn Wort geſchah zu mir, wie folgt: „Was treibet ihr unter euch im Lande Israel dies Sprichwort, und ſprechet: die Väter haben Herlinge gegeſſen, aber den Kindern ſind die Zähne davon ſtumpf geworden? So wahr als ich lebe, ſpricht der Herr Herr: ſolches Sprichwort ſoll nicht mehr unter euch gehen in Israel. Denn ſiehe, alle Seelen ſind mein; des Vaters Seele iſt ſowohl mein, als des Sohnes Seele; welche Seele ſündigt, die ſoll ſterben.“ Dieſer Proteſt Heſekiel's gegen den Wechſelbrief der Geſchichte, dieſe Präcaution gegen die anmaßende Zumuthung von Verantwortlichkeit einer unbefragten Zukunft für das Sündenregiſter der Vergangenheit, dieſer Bruch mit der Starrheit einer moſaiſchen Glaubenslehre ſchlägt die Vorwürfe irreligiöſer Tendenzen nieder, welche Verfolger und Heuchler der neuern Zeit machen möchte. Jene ſuchen mir ſolche Bibelſtellen auf, die ſie in ihren Vorurtheilen und verjährten Rechten ſchützen und beſtärken, die neue Zeit kann ihr aus derſelben Quelle das Entgegengeſetzte nachweiſen. Jede neue Zeit bedarf einer neuen Bibelüberſetzung. Die neueſte hat Frankreich angefangen, Deutſchland wird ſie beendigen.

Ja, ich verzweifle nicht: Deutſchland wird ſie beendigen, wenn auch Männer wie **Paulus** und **Rotteck** an ihrem Texte irre werden.

Indem ich an die Namen **Paulus** und **Rotteck** erinnere, weiß jedermann, daß ich von einer Freiheit rede, die ein kalter, erbarmungsloſer Egoismus trotz allen Anforderungen der Vernunft und der Zeit dem gedrückten Israel noch immer verſagen möchte. Dieſe mittelalterlich chriſtliche Mauthgrenze ragt wie eine chineſiſche Mauer in das Bereich europäiſcher Bildung hinein und ſteht mit dem beſſern Verſtändniß des wahren Chriſtenthums, worauf ſich die Gegner am meiſten berufen möchten, im grellſten Widerſpruch. Oder iſt eure Frömmigkeit der Art, daß euch die oben angeführten Worte des Propheten keine Schaamröthe in's Geſicht treiben? — Nein, wir ſind nicht verantwortlich für die Sünden unſerer Väter. Auch würdet ihr ſchwerlich bei einer ſolchen Rechnung einen Vortheil finden. Unſre zweitauſend Jahre ſchlummernden Väter haben Einen, — ihr habt Viele gemordet. Nur durch Liebe und Erbarmen, nicht durch Haß und Verfolgung könnt ihr das Blut am Kreuze ſühnen. Wir ſind die Gekreuzigten in Chriſtus; euer Nazareth iſt unſer Golgatha; nehmet uns vom Holze, daß wir auferſtehen. Es iſt mehr als Unrecht, daß ihr den Talmud citirt, um aus ihm unſern Particularismus zu demonſtriren. Die Zeit des Talmuds iſt dahin. Ihr nennt uns eine Nation; wer als ihr, unſre Ankläger, macht uns dazu! — Das Schlingkraut, das uns umrankt — die

---

*) Vergl. „Der Jude,“ ein Journal für Gewiſſensfreiheit. Herausgegeben von Dr. G. Rieſſer. Erſtes Heft. Altona, Hammerich. 1835.

Schmach, der Spott geht von euch aus. Vernichtungskrieg allen falſchen Vorſtellungen, ſie ſeien jüdiſchen oder chriſtlichen Urſprungs! Werfet in die Flammen die alten Tröſter, denen ihr eine Heiligkeit andichtet, um uns zu verdammen. Schüret das Feuer, die rothen Flammen ſeien das Signal unſrer Freiheit. Nur hiſtoriſches Intereſſe, wie das Intereſſe einer Mumie, einer phöniciſchen oder ägyptiſchen Inſchrift kann uns zur Reſervation beſtimmen. Unſre Jugend hat Pietät, darum ſieht ſie nicht ohne Mitleid den ſterbenden Rabbinen mit hohler, bleicher Wange, vor dem Talmud, der vor ihm zu Grabe gegangen, ſchwermüthig ſeufzend, daß alle ſeine Nachtwachen vergebens, daß ſeine Schüler ihm untreu geworden und ihn und ſeine Weisheit vergeſſen haben; darum erfüllt ſie ſeinen letzten Wunſch, ihn in altherkömmlich jüdiſcher Weiſe ohne Prunk und Ceremoniell zu beſtatten, dahin iſt es gekommen, und ihr erinnert uns noch immer an den Talmud, an die Midraſchim, an die alten Gebete und die wunderlichen Mährchen, die uns ebenſo fratzenhaft-närriſch wie euch erklingen. Ihr ſeid die Mächtigen, wir gebrauchen keine Repreſſalien. Oder habt ihr keine Chronique scandaleuse? Ja, die Gebete der Juden waren Seufzer der Gefangnen, waren Thränen der unglücklich Harrenden, waren Bilder des Unmuths und der Zerknirſchung. Sie harrten auf Befreiung; ſie träumten ſich ein Vaterland; wo ihre Verfolger nicht waren; ſie ſahen ihre Leiden als ein Verſöhnungsmittel für ihre und ihrer Väter Sünden an; ſie glaubten feſt und bezeugten mit ihrem Blute die Wahrheit ihrer Hoffnungen. Fragt euch, was ihr in gleicher Lage gethan hättet! — Iſt es ihnen zu verargen, wenn ſie die Trümmer einer untergegangenen Stadt heiligten; wenn ſie ſich eine Zukunft ausmalten, die ſie für den Jammer der Gegenwart entſchädigte; wenn ſie ſich einen Meſſias in Gold und Seide mit Scepter und Krone erflehten? Der Schiffbrüchige hat keine Zeit zur Überlegung; er wird ſtatt der ſchaukelnden Planke nur allzuleicht ihren Schatten erfaſſen. Gemeinſchaftliches Leiden — das Blut, dem wir entſproſſen, das Blut einer rothen Martyrologie bindet uns wie ehemals an einander, wo uns die grüne, friſche Natur im dunkeln, ſchmutzigen Ghetto zuſammengedrängt war, wo Gold das Palladium unſrer Exiſtenz, wo der Zwerchſack die Laſt unſres Rückens, die Schande unſrer Dränger ausmachte.

Paulus und Rotteck! Ihr habt euch an der Zeit und an uns ſo ſchwer verſündigt, daß ihr es nie verantworten könnt. Primo Mihi, secundo Mihi, semper Mihi iſt das Prinzip eurer Exegeſe. Das gibt eine alte, keine neue Bibel. In Hamburg lebt ein einfacher, anſpruchsloſer, junger Mann, der ſich in den großen Soirées und Thedanſants des vornehmen Spießbürgerthums durch ſein linkiſches Benehmen vor allen auszeichnen ſoll, — an ihn möchte ich euch verweiſen, wenn ihr euch nicht zu hoch und zu vornehm dünket. Gabriel Rießer iſt zwar kein Profeſſor der Theologie, aber er verſteht die Exegeſe trotz einem Akademiker; Gabriel Rießer iſt zwar kein Profeſſor der Geſchichte, aber er kennt den Geiſt der Geſchichte trotz einem Hiſtoriker; Gabriel Rießer iſt zwar kein Profeſſor der Jurisprudenz, aber er weiß quid juris; Gabriel Rießer iſt zwar kein Profeſſor der Logik, aber er verſteht Logik genug, um alle Trugſchlüſſe und falſche Praktiken in's Licht zu ſtellen. Verargt es ihm nicht, ſo er zürnt; es iſt der Zorn des Herrn! Er fordert, weil man das Recht nicht erbetteln darf; er wird warm, weil er die Lüge haßt; er ſpricht mit Würde, weil es beſſer iſt, Leiden ertragen, als Leiden erſchaffen. Ja, Spott traf unſre Schritte, falſches Urtheil unſre Legenden, Nachthauch umſchwirrte uns, die Finſterniß will noch immer nicht weichen; aber wir leben und lieben die Freiheit, denn die Freiheit iſt unſchuldig wie die Blume, woraus die Spinne ihr Gift ſaugt; wir leben und fühlen, daß die Stunde der Befreiung naht, wenn auch falſche Propheten und Augenverdreher den Zeiger verrücken möchten; wir leben, wenn auch, von der Hoffnung getäuſcht, unſer nicht zureichendes Daſein uns Harrenden ſich zum Kerker geſtaltet.

Dr. Ludwig Wihl.

Andreas. Novelle von Georg Sand (Madame Düdevant). Aus d. Franzöſiſchen, nebſt einer Nachrede, von Ludwig. Koblenz. R. F. Hergt. 1835.

Der geiſtreiche Überſetzer ſpricht am Schluſſe ſeiner „Nachrede“ folgende trefflich charakteriſirende Worte über Georg Sand, welche den Kern der Novelle „Andreas“ berühren:

> „In Frankreich, dem Paläſtina der erdiſchen Religionen, hat das Weib und ſein Manneswerth längſt ſchon Glauben gefunden. Denn das iſt der Unterſchied franzöſiſcher und deutſcher Frauen: dieſe erhalten ſtille Würdigung des Herzens; jene fordern laute Würdigung des Geiſtes. Frankreichs Damen gelten; und doch wird es ihnen ſchwerer, als bei uns zu Lande, weil dort noch Thaten geſchehen. Wenn Deutſchland Schriftſtellerinnen von Handwerk hatte; ſo waren ſie zarte beſcheidene Blumen, die nur ihren Sommer hindurch lebten, und verduftend ſtarben. In Frankreich aber, wo That und Rede, Ehre und Liebe waren, als wir noch ſchliefen; dort ſchwimmen ihre ewigen Namen wie Siegerſchiffe auf dem Strome der Ruhmeserinnerung, der ſich um das reiche Land freudig ſchlingt. Denn dort redeten ſie vor dem Volke; dort waren ſie ſich ihrer bewußt. Nicht der Zufall öffnete ihren Mund; nicht die Geheimniſſe der Freundſchaft waren es, die, in die Welt ausgeſtreut, zu Büchern wurden; ſie ſchrieben, um zu ſchreiben. So geſchah, ſo geſchieht es; und die Männer ſchämen ſich nicht, zu bewundern.
>
> „Bewußt, ſagte ich, waren ſie; doch nur ihrer Fähigkeit, nicht ihrer Kraft. Seit ſie auch dieſes geworden, begannen ſie, den Mann zu mißachten. So entſtand Lelia, jenes berühmte Werk der Madame Düdevant, das ſo viele Kämpfe zwiſchen Männern veranlaßt hat. Lelia iſt die verkörperte Mannesverachtung; Lelia iſt eine einſeitige Entwickelung der St. Simoniſtiſchen Erkenntniß. Lelia ward begriffen von denen, die den Boden dieſer Zeit ſo tief aufgewühlt hatten, daß ihrem Auge die alten Wurzeln des Rieſenbaumes mit aller Verderbniß und Fäulniß offen dalagen. Daher jene Kämpfe mit denen, die nichts begriffen, in der altvererbten Verblendung ihres Stolzes.
>
> „Doch hierin lag die Gefahr nicht; keine Welt, keine noch ſo kleine Gelehrtenwelt bebt mehr bei den Fechterſtößen zwiſchen Bewunderung und Verwünſchung. Die Gefahr lag im Siege des Weibes, im ſiegenden Weibe. Verachtend gegen den Mann fühlen, da war Troſtloſigkeit; verachtend handeln, da war Verzweiflung. Verzweiflung vermag nicht, zu herrſchen; ſie kann nur tödten und ſterben. Wenn das Weib ſich über den Mann hob, ſo durfte es ſich doch nicht erheben wollen. Denn daß auch wir vom Himmel ſind, deſſen mag wohl der beſte Beweis ſein, daß ſie an uns gekettet iſt und bleibt. Wir bedürfen ihrer, weil wir die verlorene Würde wieder erringen wollen; aber das Weib bedarf auch des Mannes, weil ſie liebt, und bedarf des würdigen Mannes, weil ſie gern würdig liebt. — —
>
> „So führe das Weib, da es ſich als beſſer erkannt hat, mit dem Mitleid des Lehrers gegen den Schüler, den Mann zurück dahin, wo des Weibes erſte Liebe ihn einſt fand!
>
> „Das iſt die zweite Erkenntniß, die dem Weibe werden mußte. Sie iſt ihm geworden. Das Weib vermählte ſeinen mächtigen Geiſt der ſanften Liebe; wo wäre Vollendung in dieſem Wandel der Tage zu ſuchen, wenn nicht da?
>
> „So iſt im Geiſte der herrlichen Dichterin, nach Lelia und Stenio, endlich Andreas und Genovefa erſtanden.“.

Im „Andreas“ iſt die Vermittlung des Weibes zum Manne verſucht worden und zwar mit glänzendem Erfolge.

Allerdings konnte bei dieſem Prozeſſe, in welchem eine Societätsfrage mit einer Lebensfrage der Poeſie zuſammen entwickelt wird, noch keine Gleichung zwiſchen Mann und Weib erſchöpft werden, ſondern es handelte ſich vor der Hand um die möglichſte Annäherung. Die Verfaſſerin mochte den Sieg des Mannes nicht zugeſtehen, und konnte doch kein Veto mehr einlegen, als ihre Heldin, Genovefa, den Triumph mit dem Manne theilte, — freilich nicht mit dieſem weichen, duftigen, träumeriſchen Andreas, ſondern mit jenem entſchieden praktiſchen, wenn auch eckigen Joſeph Marteau. Es iſt merkwürdig, mit welchem Inſtinkt des Genie's Madame Düdevant die Polariſation des menſchlichen Herzens auffaßte und ins Reine brachte; ihre Nähnadel iſt dabei zum Kompaß geworden.

Wir ſprechen hier nicht von der rührenden Weiblichkeit ihrer Genovefa, ſondern von dem Charakter Joſephs. Madame Düdevant hat herausgewittert, daß in uns Männern gerade ſoviel Prozente Weiblichkeit enthalten ſeien, als noth thut, damit unſre Männlichkeit ein Weib erfaſſen und — feſſeln könne. So iſt Sand's Joſeph Marteau nach außen zu ganz ein Mann, wie ihr ſie zu Hunderten findet; für den erſten Anblick gutartig, gefällig, ein Mann, der dabei von ſeiner Selbſtſucht ſoviel wegwerfen kann, daß ihm zum Leben noch etwas übrigbleibt; ſeine Manieren riechen nach der Provinz, ſeine Handlungen nach dem Augenblick; er hat und präſumirt nichts von jenem lächerlichen pathetiſchen Stoicismus, der uns Menſchen mit Fleiſch und Blut wie Erzbilder über die gewöhnliche Atmoſphäre empor oder mindeſtens aus den Schlingen der Verhältniſſe herausheben will; Joſeph geräth hinein, leidet ſie durch, ohne Grimaſſen zu ſchneiden, iſt ſinnlich, ohne eine Caliban zu ſein, kurz, was man einen gewöhnlichen Menſchen nennt. Aber dieſer gewöhnliche Menſch fühlt inniger, als er's ſelbſt weiß, handelt in ſeiner Plumpheit richtiger, als er ſich's trotz ſeiner ſpießbürgerlichen Schlauheit ſelbſt einbildet, und wenn er auch eine Senſitive, wie Genovefa, nie für die Dauer zu pflegen im Stande wäre, ſo paßt er doch immer beſſer für ſie, als Andreas, den Genovefa, der ſie liebt.

Dieſer Andreas nun iſt noch immer ein Reflex jenes mehr Perſius'ſchen als Juvenal'ſchen Spottes, den die Franzöſin auf das Geſchlecht der Männer losſchleudert, — ein blöder Ritter in der Liebe, ein Eunuch dem Willen nach, ein Träumer im Handeln. Was nützt ihm dabei das ſogenannte gute Herz? Dies ſein ſogenanntes „gutes Herz" iſt ja ſein Fluch, mit dieſem ſogenannten guten Herzen im Leibe läßt er ſein Weib mißhandeln, duldet er die infame Tyrannei ſeines Vaters. Und doch iſt er ſo liebenswürdig in ſeiner verdammenswerthen Schwäche, ſie kleidet ihn ſo hübſch, wie die Bläſſe eine geneſende Wöchnerin. Nie hat ein Franzoſe mit Bewußtſein die Schwäche ſo meiſterhaft ausgemalt, — ſo liebenswürdig und ſo entſetzlich zugleich. Dies Element des Romans, mit pſychologiſcher Virtuoſität entwickelt, ſtreift in die ſociale Frage hinein; es muß vorhanden ſein, wenn Genovefa nicht wie ein bloßer Engel, wenn alles Wirkliche nicht wie eine blutige Tyrannei der Vorſehung erſcheinen ſoll; das tragiſche Verhängniß der Kataſtrophe iſt dadurch *begründet*; und liefert einen glänzenden Beweis von der Möglichkeit, ja von der Nothwendigkeit, zugleich von den Bedingungen einer Schickſalspoeſie. Jetzt, im modernen Leben, iſt das Tragiſche *ohne* ein Schickſal *in uns*, aus uns unausſtehlich, durch eines über uns oft lächerlich, und um ſo lächerlicher, je mehr pathetiſche Apparate man dafür konſtruirt. Andreas, oder die Schwäche des Mannes, iſt der Angel, um welche ſich die ganze Novelle dreht, ob auch Genovefa auf den erſten Blick als Hauptheldin derſelben erſcheinen möge. —

Der Charakter Genovefas ſpricht durch ſich ſelbſt und durch den Umſtand, daß G. Sand eine Dame iſt. Daß aber dieſe Madame Düdevant eine Franzöſin iſt, und uns in ihrer Genovefa ein Weib zeichnet, deſſen Elemente wir bisher als vorzugsweiſe *deutſche* in Anſpruch nahmen, iſt intereſſant und erfreulich genug. Es iſt ein Beweis, daß Frankreich jetzt nicht mehr ſo fern von Deutſchland liegt, als damals, da Göthe ſeinen Fauſt ſchrieb; die erſten Geiſter verſchiedner Nationen werden bald nur Einer einzigen Nation Gepräge mehr tragen, das — der Menſchheit. Göthe's Gretchen iſt eine ächt deutſche Natur, G. Sand's Genovefa iſt Göthe's Gretchen im neunzehnten Jahrhundert, daſſelbe Herz, dieſelbe Unſchuld, dieſelbe Liebenswürdigkeit, und — doch iſt dieſe Genovefa gewiß eine ächte Franzöſin. Göthe's Gretchen ſieht liebend zum Manne hinauf, und zieht ihn erſt nach ihrer Apotheoſe zu ſich empor; — Sand's Genovefa ſieht den Mann unter ſich, ihn zu ihr emporblickend, und neigt ſich erſt im Tode herab zu ihm.

So viel über die Charaktere dieſer Novelle; es iſt das Charakteriſtiſche an ihr, daß ſie ihre Begebenheiten durch die Charaktere erhält, und nicht von außen her, wie in ſo vielen deutſchen Romanen, namentlich in den hiſtoriſchen, in welchen Spindler, ſo hoch begabt er auch iſt, die Rolle des Weltordners dem kinderausſäenden Ungefähr in die Hand gab. Man wird wohl keinen Zweifel hegen, *welches* von dieſen beiden Prinzipen mit der Weltpoeſie am beſten harmonire?!

Die Überſetzung iſt vortrefflich. Der Verdeutſcher hat die Novelle der Franzöſin uns Deutſchen wirklich *deutſch* gegeben, und keine Nuance des an Schönheiten reichen Styles vernachläſſigt. Die Vorrede, woraus wir eine Probe zur Feſtſtellung des kritiſchen Standpunktes mitgetheilt, iſt ein ſehr ſchätzenswerther Beitrag zur jetzigen Kulturhiſtorie, präcis ausgehülſt, und im eleganteſten Salonſtyl. D.

Die Reiſekur. Von Louis Lax. 3 Bde. Aachen und Leipzig, G. A. Mayer. 1835.

Louis Lax ließ bald auf ſeinen ſchönen Roman: „Chevalier Reynaud" dies neue Werk folgen, in welchem ſein Darſtellungstalent, hauptſächlich ſeine Leichtigkeit, Details zu entwickeln, wieder glänzend hervortritt. Die Reiſekur iſt kein eigentlicher Roman, ſondern eine Sammlung von kleineren Erzählungen, deren jede ſo hübſch und ſauber wie ein Genrebild von Kirner ausgemalt iſt, und welche an einem epiſchen Faden neben einander gereiht ſind. Dieſer letztere iſt es, welcher für das Ganze den obigen Titel rechtfertiget; — jedenfalls eine richtigere und ſchicklichere Art und Weiſe, dem Publikum kleinere Erzählungen zu bieten, als wenn man ſolche in bunter Reihe bequem durch einander mengt, wie ſie der Zeitfolge nach früher in Taſchenbüchern und Zeitſchriften ſchon abgedruckt waren. Der epiſche Zuſammenhalt iſt von trefflichem Humor durchwürzt, und bietet die bunteſten Charaktere, meiſt mit wenigen Strichen ſicher und ſcharf conturirt, endlich das Intereſſe einer Reiſe durch Belgien nach England. Unter den eingerückten Erzählungen iſt „de onbevoegte Rechter, eene oude Limburgsche historie," die größte, wenn auch nicht die beſte. Die Abentheuer des Unglücksvogels Maſſeau ſind muſterhaft im Humor und Darſtellung. Das ganze Werk iſt ſo farbenſchillernd, bewegt und begebnißſtrotzend, da man es wohl mit beſſerem Fug getreue Reflexe des Lebens, als bloß: ein Leben im Kleinen nennen kann. 9.

Eau de mille fleurs. **Ein Pariſer Roman von Eduard Maria Öttinger. 2 Bde. Hamburg, Hoffmann und Campe.**

Unſtreitig iſt dieſer Roman das Beſte, was Herr Öttinger bis jetzt geſchrieben hat; er iſt reich an frappanten närriſchen Situationen, wimmelt von burleſken ungenirten Leuten, die ſich neben und durch einander treiben, und ſprudelt von guten Einfällen, deren beſte die maliciöſen ſind, wie z. B. die Witzpfeile auf ein Blatt, das eilf Abonnenten hat. Alles an dieſem Roman, vom erſten Bade bis zu Herrn Öttinger's wirklicher Heirath, iſt ächte Pariſer Waare, die Schulden, die Thorheiten, die Liebſchaften der Handelnden, der Chevalier Pipifax mit ſeinen hübſchen Artikeln, die verſchiedenen Sorten von Huiſſiers, die Pariſer Journaliſten; es iſt ein Vauxhall voll Burleſken, das man gerne durchwandert, denn bei jedem Schritt weiter erhält man eine nette Überraſchung mehr.

Herbſtnovellen von Sigmund Schleſinger. Wien 1835. C. Haas.

Der Verfaſſer fand es für „nöthig,“ dieſen Novellen ein Vorwort als Herold vorauszuſenden, eigentlich nicht allen, ſondern der vierten, Wieliczka, in welcher er etwas Apartes zu leiſten verkündigt, während er die andern drei ihrer Unbedeutenheit willen ſelbſt entſchuldigt. Er hätte beides füglich unterlaſſen können. Die drei erſten ſind nicht ſo ſchlecht, als der Verfaſſer ſie ſelbſt maßſtabt, die letzte aber nichts beſſeres, als eine hiſtoriſch-romantiſche Dutzendnovelle, an welcher nichts pikant iſt, als etwa das Steinſalz.

Hans Sbogar. Novelle von Charles Nodier. In das Deutſche frei übertragen von Auguſt Hoggner. Gotha 1835. Verlag von J. G. Müller.

Dieſe Novelle eröffnet den Reigen der in derſelben Verlagshandlung erſcheinenden Geſammtausgabe von Überſetzungen der Schriften Charles Nodiers, und zunächſt ſeiner Romane, Mährchen und Novellen. Jules Janin nennt Nodier den Repräſentanten der modernen franzöſiſchen Literatur. Dieſer kräftige und vielſeitig gebildete Geiſt, Poet und Grammatiker, Kritiker und Bibliomane, iſt vor Vielen würdig, denen von unſern Landsleuten, die eben ſo wenig Luſt und Zeit haben, franzöſiſch, wie die Franzoſen deutſch zu lernen, zugänglich gemacht zu werden, und wenn dies in ſo guten Überſetzungen und ſo freundlicher Ausſtattung geſchieht, wie bei vorliegendem Buche, ſo können wir dies mit Recht eine Bereicherung unſrer Literatur nennen. Der Held der Novelle, ein gewandter Rinaldo Rinaldini, deſſen Leben und mannichfache Abentheuer aber glücklicherweiſe nicht in ſechs langweilige Bände ausgedehnt wurde, iſt einer jener liebenswürdigen Söhne der Bergwälder, die dem Wandrer ſeine Bürde erleichtern, und ihm, wenn er ſich dieſer nicht entſchlagen will, den Weg durch einen Dolchſtich kürzen; er hat alle die angenehmen Eigenſchaften eines Räubers, wie ihn das ſchöne Geſchlecht liebt, für ihn glüht und zittert; er iſt ſelbſt ſchön, voll Liebesfeuer, iſt Dichter und Sänger, voll edlen Trotzes und moraliſcher Würde, die aber dennoch, ein Opfer der geſellſchaftlichen Formen, unter der Guillotine fällt. Die Überſetzung iſt fließend geſchrieben, und manche Fehler mögen wohl auf Rechnung des Autors kommen, wie z. B. daß in den Wäldern Amerika's die Boa den verirrten Reiſenden mit ihrem Blick banne. Dies thut die Boa nicht, und ſelbſt der bezaubernde Blick der Klapperſchlange, den ſie auf kleine Thiere anwenden ſoll, möchte auf Menſchen ſeine Wirkung verfehlen. Aber freilich, in Bezug auf genaue Kenntniß der Natur darf man mit einem franzöſiſchen Dichter nicht rechten.

— H —

Die drei Fürſtenſöhne Napoleon II., Heinrich V., Otto I. Lyriſche Trilogie von G. Fr. Blaul. Speier, 1835. Neidhard.

Wann werden die deutſchen Poeten dem armen Todten auf St. Helena und dem Sohne des Mannes ihre Ruhe laſſen? Es gibt wohl nichts natürlicheres, als den Gedanken, daß Napoleon I. jetzt nicht auf St. Helena und Napoleon II. nicht mehr in Schönbrunn liegen wird, daß ſie ſich gefunden haben, daß der Mann den doppelten Verrath der Deutſchen — zuerſt den an ihren Fürſten, dann den an ihm — jetzt belächeln, daß der Sohn des Mannes am Herzen des Vaters beſſer geborgen ſein wird, als er es irgendwo war. Der vorletzte Gedanke iſt das einzige Poetiſche, was auch ein deutſcher Poet beſingen dürfte. Wenn man aber blos die alte Leier hört, und noch dazu eine Romanze im Nibelungenton, vom kleinen Henry V., der in Prag in einem Lilienmantel verſteckens ſpielt, als „langerſehntes Königlein,“ und das mit aller altgebackenen Naivetät, mit allem Komödienpathos von ehegeſtern, ſo klingt das ziemlich albern; ein verbannter, graukopfiger König iſt ziemlich poetiſch, aber wenn dies zufällig Charles dix im Schlafrock iſt, umgeben von ſeinen Pfaffen und unklugen Partheigängern, ſo wird es langweilig. Intereſſant iſt es übrigens, daß, ſeit Griechenland bairiſch iſt, es von mittelmäßigen Poeten in eben dem Maße gemißbraucht wird, als es einſt von Byron und Wilhelm Müller verherrlicht wurde.

Julius Wilhelm Zinkgref's ſcharfſinnige Sprüche der Deutſchen, Apothegmata genannt. In einer umfaſſenden Auswahl herausgegeben von Dr. B. F. Guttenſtein. Mannheim, H. Hoff. 1835.

Eine freundliche Spende aus alter Zeit. Zinkgref's Apothegmata verdienten längſt, als Volksbuch wieder aufgelegt zu werden. Der Herausgeber, deſſen poetiſche Literatur der alten Israeliten in dieſen Blättern nach Verdienſt anerkannt wurde, hat durch ſeine Auswahl, welche mit zweckdienlichen Noten begleitet iſt, dieſe Pflicht erfüllt und zugleich durch ſeine Einleitung über Zinkgref und ſeine Denkſprüche dieſem braven deutſchen Manne ein beachtenswerthes Denkmal geſetzt. — Es wundert mich übrigens, daß dem Herausgeber bei Anführung der verſchiedenen Ausgaben von Z's Buch die Straßburger von 1628 entging.

Ein Volksbüchlein (die Geſchichte des ewigen Juden ꝛc.) 2te Auflage. München, literar. artiſt. Anſtalt. 1835.

Ein vortreffliches Buch, welches ſeinem Namen wahrhaft Ehre macht, und nicht blos dieſe zweite Auflage verdiente, ſondern recht bald auch eine dritte und vierte. Wir haben außer Grimm's kleiner Ausgabe der Kinder- und Hausmährchen kein ähnliches. Die Behandlung des Volksſchwankes von den ſieben Schwaben und Ahasver kann man als Muſter aufſtellen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 217. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 14. September.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Der geſtrige Abend und der heutige Morgen ſchienen gar nicht mehr aneinander zu paſſen, obſchon nur eine kurze Nacht dazwiſchen lag; die ſchwanenweiche, warme Hand, die nach dem Handkuß auf der ſeinen liegen geblieben war, der ſchöne runde Arm, den der Sammt und Goldbrocat ſo neidiſch verhüllte, und ſo gefällig errathen ließ, der Buſen, der ſo bang und wogend das Herz verrieth, das er umſchloß, ſie weckten weder Träume noch Gedanken! Der geſtrige Franz war gewandt, beredt, brillant geweſen, und heute ſaß Diana dem ſchweigenden, verleg'nen, verſtummten Werber gegenüber, wie einem ſchönen fremdartigen Räthſel! Und doch lag die Löſung deſſelben ſo nah! Nur eines einzigen kleinen Griffs in die Taſche des ſchwarzen Sammetwammſes des ſchönen Freundes hätte es bedurft, um die Verwandlung zu erklären! Ach, arme Diana! Das Frauenherz antizipirte die Erklärung, ohne dieſe Hülfe! In der Taſche, gerade über der linken Bruſt, lag ein kleines, unſcheinbares Briefchen, ein duftendes Blättchen mit zitternder Schrift und fürſtlichem Siegel, es lautete:

„Den beſten Gruß geliebter Vetter, und die beſten Wünſche für das Gelingen all' eurer Pläne, und gewiß treulichſt entworfenen Maßregeln! Ich benutze den Waffenſtillſtand, von dem mir Eure Schweſter Pfalzburg erzählt, um Euch mit dieſen wenigen Zeilen unſerer Theilnahme und unſers Gebets zu verſichern. Das traurig öde Leben, das wir unter den vom Herzog angeordneten Zurüſtungen zur Wehre führen, könnt Ihr Euch denken, die beſten Stunden ſind noch die, wo ich mit meinen Fräuleins an dem großen Altartuche mit dem heiligen Ritter Géréon und St. Urſula mit ihren eilftauſend Jungfrauen arbeite, der Ritter hat, ich weiß nicht wie, einige Ähnlichkeit mit Euch bekommen, mein Vetter. Wie gern weihte ich der heiligen Jungfrau zugleich zwei ſilberne Kandelaber, doch haben wir, und Eure Schweſter bereits alles Gold und Geldeswerthe zur Löhnung der Soldaten hergegeben, ſogar den kleinen Becher, den Ihr mir nach der Hochzeit der Herzogin, meiner theuren Schweſter Nicola vor vielen Jahren geſchenkt. — Die eigentliche Urſache meines Schreibens, Eminenz, iſt die, Euch dringend zu beſchwören, unſre Kuſine, Eure unglückliche Schweſter, die Herzogin von Orleans, wenn es möglich iſt, ihrem Gemahl zuzuführen! Wir ſind ſo abgeſchnitten durch des Königs Truppen, daß ſchon ſeit vier Wochen kein Brief aus den Niederlanden bis zu uns durchdringen konnte. Seit drei Nächten hat die Herzogin nicht geſchlafen, und alle ihre Gedanken ſuchen Euch; — da ſie nun nicht den Muth hat, Eure Eminenz ſelbſt zu bitten, ſo lege ich ihr Anliegen in dieſen Zeilen an dero Herz, mit der feſteſten Überzeugung, daß, wenn es Gott gefällig, uns dieſe Gnade zu erzeigen, Niemand tüchtiger und entſchloſſener zur Vereinigung des von Gott verbundenen Ehepaars wirken, und ihre Rechte durchſetzen kann, als Ew. Eminenz.

Womit ich freundlich verharre Ew. Eminenz
wohlaffectionirte Kuſine
Claude, Prinzeſſin von Lothringen und Bar."

Franz hatte wohl hundert kleine Briefchen von ſeiner ſchönen Kuſine erhalten, ſie hatten ihn erfreut, waren beantwortet worden, mit aller Galanterie und Zierlichkeit jener Zeit; aber erſt heute, im Begriff einen Schritt zu thun, der eine neue unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen ihr und ihm aufrichten mußte, erſt heute, Dianen gegenüber, fühlte er plötzlich die bis dahin unbemerkten oder unverſtand'nen Schläge des eigenen Herzens. Diana war viel zu gewandt, um ihm nicht zu Hülfe zu kommen. Die Warnung, die ſie früher als Vorſchimmer höherer Begünſtigung ihm hatte zukommen laſſen, bot ihr ohnehin einen Geſprächsſtoff, den ſie fein und beſonnen, augenblicklich ergriff, um ſich und ihm zu einer ſichereren Haltung zu verhelfen.

„Ew. Eminenz," ſprach ſie, mit ſchmeichelnder Weichheit, „gerathen, ohne eigentliche Schuld, in eine peinliche Lage, der wahrlich nur die allgemeine Achtung, die Sie ſich erworben, und das beſondere Wohlwollen unſers königlichen Herrn eine günſtige Wendung zu geben vermag. Mein Oheim wünſcht den Frieden; man irrt durchaus, wenn man perſönliche Abſichten oder innere Abneigung und Feindſeligkeit gegen den Herzog in den Schritten ſieht, die er gezwungen iſt zu thun. Sie wenigſtens Herr Kardinal, ſollten überzeugt ſein, daß des Königs Wille ſo feſt iſt, daß es ſogar meinem Oheim nur mit höchſter Mühe gelingen kann, ihn zu lenken. Was aber kann dem Kardinal Richelieu das mindeſte Zutrauen einflößen? Höchſtens die Perſönlichkeit, Ew. Eminenz! Bedenken Sie, gnädiger Herr, daß uns, die wir dem Könige mit voller Ergebenheit anhangen, Alles daran gelegen ſein muß, jede Täuſchung, jede Mißfälligkeit zwiſchen ausgezeichneten Männern und meinem Oheim zuvorzukommen, daß alle Spaltungen dieſer Art dem Ganzen ſchaden — und ſo werden Sie einen Schritt zu entſchuldigen und zu verſtehen wiſſen, den nicht blos die unbeſonnene Raſchheit eines Weibes rechtfertigt, den ſogar der politiſche Zuſtand" — —

„O, gnädigſte Gräfin," unterbrach ſie Franz, der allmählich Herr ſeiner Gedanken zu werden begann, ohne jedoch den genaueren Sinn ihrer Worte verfolgt zu haben, „wie reizend wird das häßlichſte Ding der Welt, Politik, auf der Schwelle dieſer ſchönen Lippen! Möchten nun auch Ihre Augen Dollmetſcher all der unausgeſprochenen Gedanken ſein, die in mir ſo wiederſtrebende Elemente, der durch meine Sendung mir auferlegten Pflichten und meiner Wünſche zu vereinen ſuchen! Ihrer Gnade danke ich ohnehin die ruhige Haltung eines nicht unwichtigen Moments. Möchten die Anmuth und Klugheit dieſes ſchönen Hauptes weiter wirken für mich, und mich den Weg aus einem Labyrinthe finden laſſen, auf den vielleicht nur ein ſeidner Faden in der ſchönſten Hand mich leiten kann!"

Das Geſpräch nahm eine immer galantere Richtung; der Mode gemäß wand es ſich in übertriebenen, mit allen Hülfsmitteln mythologiſcher Vergleiche und allen Götter-Attributen geſchmückten Phraſen hin, die aber Franz ſo zu lenken verſtand, daß der ſchönen Frau der Glaube an dem ihm geleiſteten Dienſt, oder mehr noch der Glaube an ſeinen Glauben daran erhalten blieb. Diana entließ ihn erſt nach einer Stunde, die wie ein Kettenring eine lange Folge feſſelnder Geſchwiſter haben konnte, — und kaum hatten ſich die ſchweren Thüren hinter ihm geſchloſſen, kaum hatte ſein Fuß den Steigbügel des dampfenden Roſſes berührt, das ihn von hinnen tragen ſollte, ſo flogen Herz und Sinn ſchneller, als der ſchöne Hengſt weiter, und dieſe Stunde ſank in's düſtre Grau undeutlicher Vergangenheit zurück.

Chanvallon war am Abende des Tags, den Franz in Chateau Thierry zubrachte, ebenfalls dort eingetroffen; auf ſeinen Rath hatte ſich Franz als leidenſchaftlicher Bewunderer gezeigt; eben ſo umſichtig als gewandt, hatte er die Wünſche ſeines Herzens, mit dem Beſtreben Richelieu, möglichſt noch verbunden zu ſein, zu verflechten gewußt. Seine Perſönlichkeit und die Aufregung ſeiner Sinne hatten ihm ſo trefflich beigeſtanden, daß kein Zweifel über ſeine noch nicht ausgeſprochnen Abſichten geblieben war. Man verſtand ſich gegenſeitig vollkommen, und der einſame Reiter, deſſen fliegende Haſt wir begleiten, hatte alles Recht, ſich als den Bräutigam der reizenden Nichte des allmächtigen Kardinals zu betrachten. Richelieu's Antwort war die beſtimmteſte geweſen, die von dieſem verſchloſſenen, ſich und der ganzen Welt mißtrauenden Charakter zu erwarten möglich war.

Im aufgeregteſten Zuſtande legte Franz den Weg zurück, und erreichte nach wenigen Stunden das Gebirgsdörfchen, in welchem ſein Bruder ungeduldig ſeiner harrte. Faſt war's, als hätten in dieſem ſchweren Augenblicke beide ihre Charaktere, rollengleich, gewechſelt. Der Kardinal ſtattete ſeinen günſtigen Bericht kurz, verdroſſen, einſylbig ab. Karl war dagegen ganz Theilnahme und Leben, indem er ihn anhörte.

Nach einer langen, allmählich immer ernſter werdenden Unterredung bei verſchloſſenen Thüren ward Chauvallon abermals mit geheimen Aufträgen in's Hauptquartier abgefertigt, das unterdeſſen leider wieder näher gerückt, jetzt in St. Dizier war. — Franz aber eilte mit Tagesanbruch nach der alten Veſte Nancy, die er auf geheimen Wegen glücklich erreichte.

Gleich nach ſeiner Ankunft beſchied er alle Stabs-Offiziere und höhere Beamten vor ſich, und übergab ihnen ein eigenhändig Schreiben ihres Herrn, in welchem dieſer ſeinen Entſchluß ausſprach, zu Gunſten ſeines Bruders, des Kardinals Franz von Lothringen zu abdiciren, und demſelben die Regierung der Herzogthümer Lothringen und Bar feierlich übertrug. Zugleich ermahnte er die Behörden und anweſenden Unterthanen jedes Standes und Ranges, dem neuen Herzog den Huldigungseid zu leiſten, was auch, obgleich nicht in gehöriger Form, von Mehreren vorläufig geſchah. Als Urſache dieſes Entſchluſſes gab

Herzog Karl den Wunſch an, ſeinem Lande und vielgeliebten Volke auf dieſe Art den alten ererbten Fürſtenſtamm zu erhalten, und, der Lage der Dinge gemäß, ſeinen königlichen Vetter von der Redlichkeit ſeiner Reue zu überzeugen.

Die ganze Sache kam ſo unerwartet, es hatte ſo gar Niemand eine Ahnung von dieſem Schritte gehabt, daß der Eindruck, den er machte, peinlich verlegen war. Der Kommandant, Marquis de Moui und einige ältere Offiziere verſtanden jedoch den raſchen Charakter ihres Herrn genau genug, um ihn auch hierin zu begreifen. Die niederen Klaſſen der Einwohner erfuhren kaum, wovon die Rede war, oder hörten es bruchweis und unvollſtändig; Franz war geliebt, und ſo ließ man die Zukunft gern auf ſich beruhen, da, während der Abweſenheit Herzog Karl's ſich im Augenblick nichts ſichtlich veränderte. Die Herzogin und die Prinzeſſinnen waren bei der Leſung des Abdicationsacts nicht gegenwärtig — ihre Meinung blieb unausgeſprochen — die Brüder hatten alles überlegt, nur nicht den überleg'nen Geiſt des Mannes, den zu überliſten ſie auf dieſe Weiſe unternahmen!

Aber nicht blos einen Richelieu galt es zu täuſchen und zu beſchwichtigen; unter dem Purpur, der Franzens Bruſt ſcheinbar deckte, regte ſich ein weit ſchlimmerer, ſchwerer zu beruhigender Feind: — ſein eigenes, im blutigen Zwieſpalt zerriſſenes Herz.

Leiſen Schritts ſchlich Franz über den Ritterſaal zu dem kleinen boiſirten Kabinet, in dem die Prinzeſſinnen den Abend zuzubringen pflegten; unangemeldet, unbemerkt öffnete er die kleine Seitenthür — die beiden Schweſtern waren mit der Prinzeſſin Pfalzburg und einem vertrauten Hoffräulein, Mademoiſelle de Teubreuze, allein. Die Prinzeſſin Pfalzburg und die Herzogin hatten eben Schach geſpielt, das löwenfüßige Tiſchchen mit dem Königsſpiel ſtand noch vor ihnen; Claude ſaß ſeitwärts auf einem niedern Tabouret, noch niedriger die Teubreuze zu ihren Füßen, die eine Menge zu einer großen Stickerei beſtimmte Seidenrollen vor ihr ausbreitete, und zur Auswahl ordnete.

„Ah, mein Vetter!“ ſchrie die überraſchte Prinzeſſin Claude auf, vergaß Rang und Seidenrollen und ſprang, Alles durcheinander werfend, ihm entgegen; kaum aber ſtand ſie wirklich vor ihm, als die anerzogene Scheu und Etikette zurückkehrten und ihre Bewegungen hemmten — mit unbeſchreiblich zierlicher Anmuth ließ ſie nun die noch theilweis gehaltnen Seidenrollen los, die ſich, wie ein bunter Blumenteppich, um ihre Schritte breiteten, und machte dem Vetter eine fürſtlichanſtändige Verbeugung, indem ſie ihm zugleich die kleine Hand zum Kuſſe reichte, und trotz der Etikette bei der Berührung ſeiner Lippen feuerroth ward.

Er ward ruhiger, ergriff das dargebot'ne Händchen und küßte es mit einer Miſchung von Traulichkeit und Ehrerbietung, die ihm eigenthümlich war und ihm gar wohl anſtand; dann aber wandte er ſich raſch zur Herzogin und berichtete ihr nach ehrfurchtsvoller Begrüßung mit wenig Worten, daß der Herzog, ihr Gemahl, ihm zum Wohl ihres gemeinſchaftlichen Vaterlandes und Stamms, die Regentſchaft beider Herzogthümer übertragen, daß er in ihr Herzogs Heinrichs Tochter zu ehren wiſſe, und daß ſein Bruder der Rückerſtattung ihrer und ſeiner im Augenblick der Noth angenommenen Erblande gewiß ſei.

Zugleich bat er die Fürſtin, ihm nicht zu zürnen, daß er nicht ſelbſt ſie zuerſt von allem Vorgefallnen unterrichtet habe, indem dies, nach genauer Überlegung und in Übereinſtimmung mit dem Herzoge, als unzuläſſig befunden worden ſei, ihm jedoch nicht als Vernachläſſigung zur Laſt gelegt werden dürfe.

Die Herzogin ſtand auf, Zornpurpur übergoß ihre ſonſt bleichen Züge; mit ſcharfem Ton dankte ſie dem Kardinal für die ihr mitgetheilte Nachricht von den Verfügungen, die man getroffen. „In der That,“ fuhr ſie, mit jedem Wort bitterer werdend, fort, „es iſt ungemein gütig, mich wenigſtens hören zu laſſen, wo meines Vaters Erbe geblieben. Der Herzog hat mich in dieſem Punkte nicht verwöhnt, aber wenigſtens erſpart mir dieſe nachträgliche Meldung eine Antwort, und ein Ausſprechen meiner eignen Willensmeinung.“

(Fortſetzung folgt.)

Welche Hinderniſſe ſteh'n der Emancipation der Juden entgegen?

(Schluß.)

Das innige Verhältniß der Juden unter einander, ich möchte ſagen, das gemeinſchaftliche Leidensband, was den Einen an den Andern kettet, iſt auch als Gegenſtand der Beſorgniß bei der Gleichſtellung mit den Chriſten in Erwägung gezogen werden. — Ärmliche Sorge! Fürchtet ihr, wenn ſich die Juden glücklich im Genuſſe der Freiheiten fühlen, ſie möchten dies koſtbare Gut mißbrauchen, und ſich zu Herren von Europa aufwerfen?! Darüber möget ihr vor der Hand ruhig ſchlafen. Das Gebieten, das Herrſchen iſt dem Weſen des Juden fremd; der ewige Druck, das ſchmerzvolle Joch, und das kalte Wort „Gehorſam“ hat ihm die Schwingen längſt gebrochen. — Und daß die Juden ſich gegenſeitig lieben, wen kann das wundern? Selbſtachtung mußte ſie für äußere Unbilden ſchadlos halten. Weil ſie ſo lange von der Außenwelt, kalt und herzlos weggeſtoßen, faſt wie durch eine chineſiſche Mauer abgeſchloſſen waren, woher ſie nur Stürme, kein freundliches Wort zu erwarten hatten, — mußten ſie ſich freilich inniger in ſich ſelbſt zuſammenziehn. Haben ſie in euern Zirkeln, in euern Caſino's, in euren frohen Kreiſen nicht die freundliche Seite des Lebens finden können, ſo mußte ihnen die Liebe Erſatz geben, die ſie in traulicher Zurückgezogenheit an der Bruſt des ächten Freundes fanden. Bietet aber den Juden eine freundliche Hand, ſie geben ein friedliches, liebevolles Herz dagegen. Verachtung hat ſie ſchroff und ſchüchtern gemacht. Zuvorkommenheit wird ſie hingebend und theilnehmend machen. —

Die Feier des Sabbat, der Eid, der gewöhnliche Kultus in der Synagoge ſollen auch Hinderniſſe ſein für die bürgerliche Gleichſtellung. — Ich vermag aber dieſe Hinderniſſe nicht einzuſehn. Den Sabbat anlangend, ſo wäre es zwar leicht, dieſes Nationalfeſt auf den Sonntag zu verlegen; allein die freundliche Erinnerung von der Kindheit an heiligt bei den Juden grade dieſen Tag, und es wäre grauſam, jene unſchuldige Vorliebe für dieſen Tag ſtören zu wollen. Soviel aber iſt gewiß, daß die Feier des Sabbat den vernünftig-denkenden Juden in der Ausübung ſeiner bürgerlichen und öffentlichen Pflichten eben ſo wenig hindert, wie ſie etwa heute noch den jüdiſchen Soldaten in der Ausübung ſeiner Pflichten gegen das Vaterland hindert. — Der Eid iſt des Juden heiligſtes Heiligthum, und kein Verſöhnungstag entbindet von einem vorſätzlichen Schwur. Eine tiefe Scheu vor falſchen Eiden hat er mit der Muttermilch eingeſogen, und ſo ſehr, wie ein Mord, würde des gewiſſenhaften Juden Bruſt das ganze Leben hindurch ein falſcher Eid beläſtigen. Wären nur alle andre Glaubensgrundſätze eben ſo tief in ſein Gemüth geprägt, damit er ſicher bliebe vor jeder Anſteckung des peſtartigen Indifferentismus! — — Der Kultus in der Synagoge iſt eine äußere Form; wenn an dieſer Form der Jude ſeine Befriedigung, ſeine Erbauung, ſeine Ruhe findet, ſo erfüllt ſie ihren Zweck; für die bürgerliche Gleichſtellung aber kann ſie nimmermehr ein Hinderniß ſein. Aber auch an dieſer Form hat die Zeit ihre verbeſſernde Hand gelegt, und es iſt nur noch ein Schritt, und unſer Gebet ſteigt in heiligen Choralen zum Himmel, und unſre Andacht wird durch ſalbungsvolle Worte aus dem Munde von Geweihten geſtärkt. Bereits haben die größern jüdiſchen Gemeinden Deutſchlands dieſen deutungsvollen Schritt gethan; die kleinern werden ihn thun. —

Alſo von allen dieſen Seiten kein wirkliches Hinderniß. — Wohl aber kenne ich andre Hinderniſſe, die allerdings der Emancipation im Wege ſteh'n. Dieſe ſind ſo ſchwer wegzuräumen, daß es menſchlicher Kraft unmöglich ſein dürfte, an dieſen Augias-Stall mit Erfolg Hand zu legen. Dieſe Hinderniſſe ſind: böſer Wille, Egoismus, krankes Vorurtheil, Lüge, ja ſelbſt jener alte Haß, der bleich und geſpenſtartig noch hie und da ſeinen grauſigen Spuk treibt, und nie, nie zu Grabe gehen will! An dieſen Hinderniſſen iſt ſchon manch edler Wille geſcheitert, manche liebevolle Regung iſt darüber vergebens aufgetaucht, und mancher freundlich-frommer Wunſch, manche Hoffnung iſt daran zerſchellt! Was hat der großartige Sinn der Menſchenvertretung eines Robert Grant, eines Welker und ſo vieler andern glühender Emancipations-Verfechter vermocht gegen dieſe argen Feinde und ihr nächtliches Werk?! Somit werden wir auch noch für die Zukunft auf einen Meſſias hoffen müſſen, das heißt auf einen holden Genius, der zur Welt kommen wird, die Menſchen von ihren kranken Vorurtheilen zu heilen, die Lüge zu entlarven und den Haß zu verſöhnen. Wann dieſer Genius kommen wird? Wohl erſt an demſelben Tage, wo kein Jude mehr um ſein göttliches Recht zu ſeufzen hat! Der Tag der allgemeinen Emanzipation iſt der Tag der Erlöſung! — —

Dr. C. Reiß.

Räthſel.

Kennſt du das Werk von dunkler Flut getrieben?
Der Hammer pocht in raſtlos gleichem Schlag,
D'rum ſind die Kammern niemals leer geblieben,
Denn unermüdlich ſchafft er Nacht und Tag.
Aus tauſend Rinnen ſtürzen ſchwarze Wellen
Sich in des Vorhofs wundervolle Nacht,
Dann aus dem Innern ſprudeln auf die Quellen
Mit unbegreiflicher geheimer Macht.
Zwei Bälge, die ein friſcher Hauch bewegte
Erwecken ſtets auf's Neu die raſche Glut,
Der dunkle Strom, der in dem Hauch ſich regt,
Verwandelt ſich in helle Purpurflut,
Und ſtürzet auf die wunderbaren Werke
Sich mit erneuter lebensvoller Stärke.
So gehn Jahr aus, Jahr ein in vollem Gange,
Die ſeltnen Hammerwerke fort und fort,
Es folgt die Flut dem eignen kühnen Drange,
Der Hammer lehret keines Menſchen Wort.
Doch wie im raſchen Wechſelſpiel der Zeiten,
Das ſchönſte Werk, das herrlichſte vergeht,
So ſieht man endlich matt die Wellen gleiten,
Von einem ew'gen Hauche angeweht
Die Bälge, die aus friſchen Aetherquellen
Sie einſt erfüllten mit lebend'ger Kraft,
Nicht mehr in eig'ner Lebensfülle ſchwellen,
Sie ſind geſunken, von der Zeit erſchlafft.
Da blickt der Meiſter in die dunklen Hallen,
Nicht mehr belebt durch jugendliche Glut,
Voll Mitleid läßt er ſein Gebot erſchallen
Und es erſtarrt die trübe kalte Flut.
Da zieht Zerſtörung ein in jene Kammer,
Aus der vorher ſo reiche Nahrung floß,
Und plötzlich ſtockt der ſchwer gewordne Hammer,
Auf den ſich einſt die Purpurquelle goß.
Und was mit ihm des Meiſters Zweck geweſen,
Hat Keiner noch ergründet auf der Welt,
Doch klar kann hier das Menſchen Auge leſen:
Der ſchönſte Bau von dieſer Welt — zerfällt.

Buntes.

⁂ In den letzten zwei Jahren wurde in England die ungeheure Maſſe von 16,000,000 Pfund Gold zu Fabrik- und Kunſtarbeiten verwandt. Außer der Juwelier-Arbeit und dem wenigen oxydirten Golde wurde der größere Theil dieſer Maſſe in Vergoldungen verbraucht, ging alſo für die Cirkulation durchaus verloren.

⁂ Die Einwohner des Städtchens Lutterworth eröffneten ſeit einiger Zeit eine Subſkription in England, um Wickliffe, welcher in dieſem Städtchen lebte und die Bibel überſetzte, ein Denkmal zu errichten. Das Ganze war auf 5000 L. angeſchlagen, und 3000 ſind bereits eingeſammelt. Man vergleiche damit die Langſamkeit, womit in Deutſchland dergleichen zu Stande kommt, ſogar wenn man wegen des Zweckes (wie bei Guttenberg's Denkmal) eine größere Theilnahme erwarten ſollte.

⁂ Eine neuherausgegebene Reiſe durch Oeſtreich wird in England jetzt ſtark geleſen. Sie führt den Titel: „Steam voyage down the Danube, by Mr. Quin."

⁂ Kürzlich wurde eine Eiſenbahn von Paris nach Sevres eröffnet. Die Entfernung von ungefähr 5 Lieues wurde in 33 Minuten durch den Dampfwagen zurückgelegt.

⁂ Schon oft genug ſind die engliſchen und franzöſiſchen Staatsveränderungen mit einander verglichen worden; ob aber zwiſchen Louis Philipp u. Wilhelm III. eine Parallele zu ziehen iſt, kann erſt die Folge lehren. Verſucht hat es jetzt der Holländer Potboen in einem zu Haag erſchienenen Werke: „Guillaume d'Orange et Louis Philippe." In einem Punkte ſtimmen Beide wenigſtens überein, in ihrer Popularität nach den erſten Jahren ihrer Thronbeſteigung.

⁂ Angekündigt iſt: „Histoire générale de la Corse, par Jacobi (der Verfaſſer iſt ein Korſe von Geburt).

⁂ In Paris iſt von dem Kupferſtecher Queglia ein Werk herausgegeben, welches aus den Abbildungen der bemerkenswertheſten Monumente des Père la Chaise beſteht.

⁂ Einen ſonderbaren Kontraſt zwiſchen früher und jetzt bietet das Theater des Vaudeville. Während der Ausbeſſerung des Saales hat dies Theater ein Lokal eingenommen, welches vor der Revolution die Kirche S. Benoit war. Anſtatt des „de profundis" ertönen dort jetzt die munteren Airs de Vaudevilles.

⁂ Der kürzlich verſtorbene berühmte Violinſpieler Paganini ſoll ein Vermögen von 7,300,000 Fr. hinterlaſſen haben, obgleich er ſtets ungeheure Summen im Spiel verlor, und deßhalb ungeachtet ſeiner ungeheuren Einnahmen ſich bisweilen in augenblicklicher Geldverlegenheit befand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 218. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienſtag, 15. September.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Sie eilte zum Zimmer hinaus, und auf einen leiſen Wink der Prinzeſſin folgte ihr Mademoiſelle de Tenbreuze. Die Fürſtin Pfalzburg hatte bis jetzt geſchwiegen und den Bruder nur flüchtig, jedoch freundlich, begrüßt; kaum aber hatte das Fräulein die Thüre hinter ſich geſchloſſen, ſo ſprang ſie auf und ergriff in heftiger Bewegung ihres Bruders Hände.

„Franz! Franz!“ rief ſie hochaufglühend und mit thränenglänzendem Blick — Karl und du! „Ihr ſpielt ein falſches und darum ein verlornes Spiel. Iſt's möglich? Der freie lothringer Fürſt läßt ſich herab, zu heucheln, zu ſcheinen, wenn es ſein angeſtammtes Erbe und Land betrifft, — und gegen wen? Gegen den abgefeimteſten Meiſter aller Lügen, gegen einen mit dem Blut und Mark der edelſten Männer unſerer Zeit genährten Wicht — gegen einen Richelieu! Bruder, noch ſtarren uns Marrillac's und des edlen Montmorency's blutige Schädel an — was hofft Ihr Anderes vom Könige, oder Beſſeres von ſeinem Miniſter zu erlangen? Hier gilt es nur Vertheidigung und Wehre auf Leben und Tod. Dies —“ ſie zog einen Brief hervor und hielt ihn ihm hin — es war die Abſchrift eines Schreibens des Marſchalls Horn, der die Schweden befehligte, an die Landammänner und den Magiſtrat der Schweizer Stadt Stein am Rheine, die er um freien Übergang über die Rheinbrücke erſuchte, um, wie er mit vielen Gründen als nothwendig erwies, die dem Herzog Feria geführte ſpaniſche Armee zu hindern, Konſtanz und die Umgegend zu beſetzen. Bisher war es den Schweizern gelungen, ihre Neutralität zu bewahren, jetzt fuhr des Marſchalls raſcher Schritt wie ein Lauffeuer über die dreizehn Kantone hin, und erweckte überall die nicht ungegründete Sorge, ihre Lande zum Kriegsſchauplatz fremder Mächte werden zu ſehn. Alles dies berichtete das Schreiben eines alten, im Dienſte der Lothringer ergrauten Dieners, und ſchloß mit der ſehr richtigen Folgerung, daß eine Belagerung der Stadt Konſtanz durch die Schweden unvermeidlich ſei, und die ſpaniſche Hülfe dadurch aufgehalten, ja vielleicht ganz verhindert werden möchte, falls Marſchall Horn dem Herzoge von Feria die Stirn böte, und ihn im Gebirg empfinge, wie vorauszuſehen ſei. Was aber blieb dann für Lothringen zu hoffen?

„Du ſiehſt,“ fuhr die Fürſtin fort, nachdem Franz das Schreiben überflogen, „du ſiehſt, Bruder, daß Feria's Hülfe ſpäter eintreffen wird, wenn ſie überhaupt noch zu hoffen iſt; die Unterhandlungen ſo lange hinzuziehen, iſt unmöglich, der Waffenſtillſtand, oder die Übereinkunft, die ihr ſo künſtlich zu erreichen ſtrebt, wird Richelieu ohnehin brechen, ſobald er ſeinen Vortheil dabei ſieht — und er wird ihn einſehen; denn ohne Zweifel iſt er genauer unterrichtet, als wir Alle!“

Franz ſchaute ergriffen der ſchönen, leidenſchaftſchaftlichen Sprecherin ins feuchte Auge; ſie barg es lautaufſchluchzend an ſeiner Bruſt. Dann richtete ſie ſich raſch auf, und rief, indem ſie ihn zu einem Spiegel hinriß, der der größte Schmuck des kleinen, einfachen Zimmers war; „ſieh,“ rief ſie, „deine eignen edlen Züge! ſieh dieſe Geſtalt, dein fürſtlich ſtolzes Antlitz, und dann denke dir, daß du, du dich hergeben willſt, Kaſtellan deiner eignen Schlöſſer, Diener eines

Dieners — der Gemahl einer niedrigen, unebenbürtigen Kreatur zu ſein, die als Magd die feilen Reize dir verkaufen dürfte, nach denen vielleicht deiner Sinnlichkeit gelüſtet — o," fuhr ſie, immer heftiger weinend, fort, „es iſt entſetzlich, du — ich! wir Alle — elend!" Sie ſchlug die Hände vor das Geſicht und ging, unerachtet ſeiner beruhigenden Worte, in Thränen von ihm, ohne ihn weiterer Erwiederung zu würdigen.

Franz war auf einen Stuhl geſunken — als er den trüben Blick erhob, ſah er ſeit langer Zeit zum erſtenmal ſich ſeiner ſchönen Kuſine allein gegenüber. Über ihre Seidenarbeit gebückt, hatte ſie ſchweigend, mit tiefem Antheil in den ſanften, lieben Zügen, dem Geſpräch zugehört; — jetzt hob ſie das thränenſchwere Köpfchen in die Höhe. „Ihr ſchweigt, mein Vetter?" frug ſie zitternd, „ſo iſt's denn wahr, daß Ihr dem heil'gen Stand entſagt, und Euch vermählen wollt?"

Franz that, was an ſeiner Stelle jeder Mann gethan haben würde — er wurde zornig, weil ihn die Frage ſchmerzlich traf. „Wer hat es Euch geſagt, Kuſine?" fuhr er auf.

„Der Abbé Delbène hat es Eurer Schweſter geſchrieben," antwortete ſie zögernd; „er ſagt," fuhr ſie, die großen Augen niederſchlagend, fort — „er ſagt, ſie ſei ſehr ſchön, groß und üppig," — „ja, das iſt ſie," unterbrach ſie Franz noch heftiger, ſie iſt das ſchönſte Weib, das ich geſehen, nur —" er ging auf ſie los, und faßte wieder ihre beiden Händchen in die ſeinen; „an einem Liebreiz fehlt es ihr doch Claude — ſie iſt nicht ſo ſanft wie Ihr!"

„Wie gut Ihr ſeid, Vetter," ſagte Claude, in unbeſchreiblicher Unſchuld, indem zwei große Thränen, wie zwei Thautropfen, über die Roſen ihrer Wangen hinrollten, „wie ſehr, gut — aber mein Gott! die Zeit drängt; wie konnte ich mich ſo vergeſſen! O Vetter, lieber Freund, ſprecht Eure arme Schweſter, die Herzogin Margarethe, eh' Ihr uns verlaßt — o, liefert ſie nicht aus an den blutdürſtigen Richelieu und ſeinen entſetzlichen Herrn — rettet ſie! bringt oder ſendet ſie, während der Verhandlungen, nach den Niederlanden, ſo ſeid Ihr aller ſpäteren Verpflichtung los und wenn Euch dann Eure Gemahlin" — ſie ſtockte, „oder deren Vater fragen, ſo iſt's früher geſchehen, nicht mehr zu ändern. O," fuhr ſie fort, und bückte das Haupt und die ganze Geſtalt im Sprechen ſo, daß ſie faſt knieend vor ihm ſtand, und er nicht mehr ihre Züge ſehen konnte, „wenn Ihr glücklich ſeid, werdet Ihr um ſo weniger bereuen, ſie nicht unglücklich gemacht zu haben." — „Claude, Claude!" rief Franz außer ſich, das zitternde Mädchen umfaſſend, „Kuſine, braucht Ihr Franz ſo ſehr zu bitten, nicht in die Schmach ſeiner Schweſter zu willigen? Was aber meine Vermählung betrifft" — ſie ſah auf, die Worte erſtarben ihm — „noch iſt nichts, gar nichts entſchieden; und glücklich wird mich's niemals machen — aber," fuhr er fort: „wir Alle, Claude, ſtehen und fallen für unſer Haus und unſern Stamm!" Sie hatte ſich abgewendet, und kehrte ihm faſt den Rücken zu, um ihre Thränen zu verbergen, jetzt wandte ſie ſich ihm wieder zu, und ſagte unbeſchreiblich weich und ſanft, „ich wußte es wohl, und Gott mag es lenken nach ſeiner Weisheit!"

„Amen!" ſeufzte Franz, indem er die Hand zum Abſchied drückte; er wollte gehen — „Ihr geht?" flüſterte ſie. „Zu meinem Bruder," antwortete er. Sie wollte noch etwas hinzuſetzen, aber im Augenblick, da ſich Beider Augen trafen, berührten ſich ihre Lippen, und ein leiſer langer Kuß ſprach Alles aus, was doch zu ſchwer zu ſagen war.

Der Hof hielt ſich in Pont-à-Mouſſon auf, als Franz, nachdem er ſeinem Bruder Bericht erſtattet, mit ſeinen neuen Vorſchlägen und ſeiner direkten Werbung daſelbſt eintraf. Herzog Karl erbot ſich, die feſten Plätze La Motte, Savern, und Dachſtein dem Könige zu übergeben. Hinſichtlich des Ehebundes der Prinzeſſin Margarethe und deren Perſon wiederholte er das früher ſchon gemachte Anerbieten. König Ludwig hörte den Kardinal freundlich an, und verwies, wie gewöhnlich, ihn an ſeinen Miniſter. Richelieu war indeſſen zur Beſinnung gekommen, und kälter geworden. „Ich glaube kaum, mein Fürſt," erwiederte er dem Kardinal, „daß der König Ihren durchlauchtigen Bruder abhalten wird, Ihnen die Regierung ſeiner Staaten abzutreten. Seine Majeſtät ſind ſo zufrieden mit Ihrem eig'nen Benehmen, daß ſie gewiß vorziehen werden, Sie zum Nachbarn zu haben, ſtatt eines Fürſten, auf deſſen Wort ſich zu verlaſſen unmöglich iſt. Aber erlauben Sie mir, Ihnen vorzuſtellen, daß dieſe Abdikation die Unannehmlichkeiten nicht aufhebt, denen der König vorzubeugen denkt. Herzog Karl könnte durch Übereinkunft oder Gewalt die Rechte zurückfordern, die aufzugeben ihn nur der Drang des Augenblicks, und ſeine jetzige traurige Lage veranlaſſen — und was dann? Abermals einen neuen Krieg beginnen? Nein, mein Fürſt; die Übergabe von Nancy iſt die einzige Sicherheit, die der König annehmen kann."

Und ſo war denn der unglückliche Karl zum Thoren ſeiner eignen Berechnungen und Planen geworden! Er ſelbſt hatte dem ehrgeizigen Richelieu das brennende Verlangen erweckt, ſeiner Nichte Rang und Reichthum einer regierenden Herzogin von Lothringen zuzuwenden, und um dieſen Plan zu verwirklichen, um ihm eine feſte, unwandelbare Geſtalt zu verleihen, war es aber nothwendig geworden, jede ſpätere Übereinkunft der Brüder, jeden Rückſchritt Karls, deſſen unſtäter Sinn nur zu baldige Reue befürchten ließ, unmöglich und unwirkſam zu machen — das aber konnte nur durch die Übergabe von Nancy, der beſten Stütze und Sicherheit des Herzogthums, geſchehen. Den Fürſten mußte die Gewalt genommen werden, durch Liſt oder Waffenmacht Richelieu's Entwürfen gefährlich zu werden; — dahin ging alles Streben, alles Thun des Mi-

miſters. Es war ein Unglück für alle Schauſpieler dieſes wunderſamen Dramas, daß alle einander ſogar genau kannten und erriethen.

Im Conſeil ſprach Richelieu mit gleicher Gewandtheit ſich über die projektirte Heirath ſeiner Nichte aus. Ohne ſie abzulehnen, ja, mit aller Feinheit, die ihm zugedachte Ehre und ſein Gefühl derſelben in's günſtigſte Licht bringend, verſtand er es dennoch, deſſen Entſcheidung noch hinaus zu ſchieben.

(Fortſetzung folgt.)

Die kleine weiſse Dame. *)

Einer meiner Morgenritte, welchen ich in Geſellſchaft des Obriſten Wildman auf den Ländereien der Abtei machte, führte uns in einen der ſchönſten kleinen wilden Wälder, die man ſich nur denken kann. Der Weg ging anfangs durch felſige, mit dichtem Geſträuch überhangene Schluchten; dann trappten wir durch Birkengebüſch und unter ſchönen Wäldchen und Gruppen von Ulmen und Buchen dahin. Wiederholt durchſchnitt ein ſilberheller Bach, der ſich in mannichfachen Windungen hin und her ſchlängelte, unſere Pfade, ſo daß er dem Wald das Anſehen gab, als würde er durch zahlreiche Quellen bewäſſert. Der einſame, romantiſche Anblick dieſes Waldſtückes und das häufige Begegnen des ſich ſchlingenden Waſſers erinnere ihm, ſagte Obriſt Wildman, an das kleine deutſche Feen-Mährchen „Undine,“ in welchem die Begebenheiten eines Ritters erzählt werden, der ſich mit einer Waſſernixe verheirathet hatte. Als er mit ſeiner Braut durch ihre heimathlichen Wälder ritt, ſprach jeder Bach ſie als eine Verwandte an; der eine war ein Bruder, der andere ein Oheim und der dritte ein Vetter.

Uns damit ergötzend, daß wir dieſe ſinnreiche Erzählung auf die reizende Scenerie um uns her anwendeten, erreichten wir ein einſames, graues, ſteinernes Pachthaus von hohem Alter, das in einem einſamen Thale an dem Rande des Baches lag und von ehrwürdigen Bäumen überſchattet war. Wie ich erfuhr, war es unter dem Namen der Weir Mill Meierei bekannt. Mit dieſem ländlichen Hauſe an dem wilden daranſtoßenden Walde war eine kleine Erzählung aus dem wirklichen Leben verknüpft, von dem man mir manche Umſtände an Ort und Stelle erzählte, und andere während meines Aufenthaltes in der Abtei zu ſammeln Gelegenheit hatte.

Kurz nachdem Obriſt Wildman die Beſitzung von Newſtead an ſich gekauft hatte, beſuchte er dieſelbe, um ſeine Plane zu den nöthigen Ausbeſſerungen und Änderungen zu entwerfen. Als er eines Abends in der Dämmerung in Geſellſchaft ſeines Baumeiſters dieſes kleine Stück Waldland durchſtreifte, fiel ihm das eigenthümlich Charakteriſtiſche deſſelben auf, und er verglich es damals ſogleich mit dem Zauberwald der Undine. Während er dieſe Bemerkung machte, eilte ein kleines weibliches Weſen, weiß gekleidet, vorüber, wurde, als ſie vorbei kam, kaum gehört und ihre Geſtalt verſchwamm in der Dämmerung.

„Welch eine Geſtalt!“ rief Obriſt Wildman aus, „für eine Fee oder ein Geſpenſt? Wie viel könnte ein Dichter oder ein Romanſchreiber aus einer ſolchen Erſcheinung zu einer ſolchen Zeit und an einer ſolchen Stelle machen!“

Er begann ſich Glück zu wünſchen, daß er eine Elfe zur Bewohnerin ſeines Zauberwaldes habe, als er einige Schritte weiter einen weißen Buſenſtreif im Wege liegen ſah, welcher der eben vorüber gekommenen Geſtalt augenſcheinlich entfallen war.

„Gut,“ ſagte er, „dies iſt nach allem weder ein Geſpenſt noch eine Fee, ſondern ein Weſen von Fleiſch und Blut und Muſſelin.“

Seinen Weg verfolgend, kam er an einer alten, Angeſichts der Abtei liegenden Mühle vorbei. Die Müllersleute waren an der Thüre. Er hielt an und erkundigte ſich, ob Beſuch in der Abtei geweſen, erhielt aber eine verneinende Antwort.

„Iſt niemand hier vorbei gekommen?“

„Niemand, Herr!“

„Das iſt ſeltſam! Ich bin doch einem weiblichen Weſen begegnet, das dieſen Weg entlang gekommen ſein muß!“

„O Herr, Ihr meint die kleine weiße Dame, — o ja, ſie kam kaum erſt hier vorbei!“

„Die kleine weiße Dame? Sagt mir doch, wer iſt denn dieſe kleine weiße Dame?“

„Ei, Herr, daß weiß Niemand. Sie wohnt in der Weir Mill Meierei, drunten an dem Waldſaum. Sie kömmt jeden Morgen in die Abtei, bleibt dort den ganzen Tag und geht Nachts wieder weg. Sie ſpricht mit Niemanden und wir fürchten uns faſt vor ihr, denn wir wiſſen nicht, was wir aus ihr machen ſollen.“

Obriſt Wildman dachte nun bei ſich, es möchte eine Künſtlerin oder Kunſtfreundin ſein, welche ſich damit beſchäftigte, Skizzen von der Abtei zu entwerfen, und vergaß die Sache. Er ging nach London und war eine Zeitlang abweſend. In der Zwiſchenzeit kam ſeine Schweſter, die ſich eben verheirathet hatte, mit ihrem Gatten in die Abtei, um den Honigmonat hier zuzubringen. Die kleine weiße Dame wohnte noch in der Weir Mill Meierei, an dem Saume des Zauberwaldes, und ſetzte ihre täglichen Beſuche in der Abtei fort. Ihre Kleidung war ſtets dieſelbe, ein weißes Kleid mit einem kurzen ſchwarzen Spencer oder Leibchen und ein weißer Hut mit einem kurzen Schleier, der den obern Theil ihres Geſichtes bedeckte. Sie war ſcheu, einſam, ſtumm; ſie ſprach mit Niemand, und ſuchte keine Geſellſchaft, die des Neufundländer Hundes ausgenommen, der Lord Byron gehört hatte. Sie erwarb ſich ſeine Freundſchaft dadurch, daß ſie ihn liebkoſte und ihm dann und wann zu eſſen brachte; er wurde der Begleiter ihrer einſamen Wanderungen. Sie vermied alle Fremde und ging in den entlegenen Theilen des Gartens umher; manchmal ſaß ſie ſtundenlang unter dem Baume, in welchen Lord Byron ſeinen Namen eingeſchnitten hatte, oder am Fuße des Monumentes, das er unter den Trümmern der Kirche errichtet hatte. Zuweilen las ſie, zuweilen ſchrieb ſie mit einem Stifte auf eine kleine Schiefertafel, welche ſie bei ſich trug; ihre meiſte Zeit brachte ſie aber in einer Art Träumerei hin.

Die Leute umher gewöhnten ſich allmählig an ſie und ließen ſie unbeachtet herumgehen. Ihr Mißtrauen gegen ſie legte ſich, als ſie entdeckten, daß ihre wunderlichen und einſamen Sitten größtentheils in dem Unglücke ihren Grund hatten, daß ſie taubſtumm war; man betrachtete ſie immer noch mit einer gewiſſen Scheu, denn die Anſicht hatte ſich allgemein geltend gemacht, ſie ſei nicht ganz bei Sinnen.

Die Schweſter des Obriſten Wildman erfuhr alle dieſe Umſtände durch das Geſinde der Abtei, unter welchem die kleine weiße Dame häufig der Gegenſtand des Geſprächs war. Da die Abtei und ihre klöſterlichen Umgebungen bezauberter Boden waren, ſo war es natürlich, daß eine ge

---

*) Letztes Bruchſtück aus W. Irving's Abbotsford und Newſtead-Abtei, welches demnächſt bei J. D. Sauerländer erſcheint.

heimnißvolle Beſucherin dieſer Art, und welche man unter dem Einfluſſe geiſtiger Verwirrung glaubte, einer an dem Orte nicht heimiſchen Perſon Furcht einflößte. Als Obriſt Wildman's Schweſter eines Tags die breite Gartenteraſſe entlang ging, ſah ſie plötzlich die kleine weiße Dame auf ſich zukommen; und in der Überraſchung und Erregtheit des Augenblicks kehrte ſie um und lief in das Haus.

(Fortſetzung folgt.)

Die Djinns.*)

E come i gru van cantando lor lai,
Facendo in aer dise lunga riga;
Cosi vid' io venir, traendo guai
Umbre portate dalla detta briga.
Dante.

Wall, Stadt
Und Port,
Der Gruft,
Aubort;
Weiße Fluth,
Wo Wellen
Zerſchellen, — —
Alles ruht.

In der Ebne
Lärm erwacht;
Nur das Wehen
Iſt's, der Nacht,
Das da kreiſt,
Wie ein Geiſt,
Dem ein Flämmchen
Folget meiſt.

Die Stimme lauter,
Wie Glöckchen, klingt,
Von einem Zwerge,
Der luſtig ſpringt.
Er fliegt, beſchwinget,
Im Tacte ſpringet,
Und weiter dringet
Auf Wellenſaum.

Das Geräuſch kommt näher;
Echo wiederhallt.
Wie des Kloſters Glocke,
Die verwünſchte, ſchallt.
Wie der Lärm der Menge,
Wachſend im Gedränge,
Sterbend in der Länge,
Wieder ſteigend bald.

Gott! es iſt die Grabesſtimme
Von den Djinns! wie dröhnt ſie nach!
Fliehen wir vor ihrem Grimme
Unter's ſich're Treppendach.
Schon erliſcht mir meine Lampe,
Des Geländers Schatten ſteigt
Aufwärts an der Mauer Rampe,
Bis den Giebel er erreicht.

Es zieht der Schwarm der Djinns vorüber,
Und Staub aufwirbelnd weiter rennt;
Der Eibenbaum, im Flug zerſchmettert,
Kracht, wie die Fichte, wenn ſie brennt.
Der Haufe, ſchwer und doch ſo reißend,
Der wild ſich durch den Raum bewegt,
Gleicht einer dunkelgelben Wolke,
Die einen Blitz im Schooße trägt.

Sie ſind ganz nah, o laßt uns feſtverrammeln
Den Saal, in dem wir trotzend ſie verhöhnen.
Welch ſcheußlich Heer von Drachen und Vampyren!
O welches Lärmen, Krachen, Toben, Dröhnen!
Des Daches Balken weicht in ſeinen Fugen
Und muß ſich wie ein feuchter Grashalm biegen;
Die alte roſtzerfreß'ne Pforte zittert,
Als wollte ſie aus ihren Angeln fliegen.

Der Hölle Schreien! Stimme, die zetert, ſtöhnt und weint,
Der fürchterliche Schwarm, vom Nordwind hergebracht,
Hat ſich gewiß, o Himmel! auf meinem Haus vereint,
Und von den ſchwarzen Schaaren die Mauer wankt und kracht.
Es ſchwankt und knarrt und beugt ſich gedrückt das ganze Haus;
Man glaubt, es ſei geriſſen aus ſeinem feſten Grund,
Und wie ein welkes Blatt geſchleudert weit hinaus,
Treib' es und ſchleudr' es wüthend der wilde Sturmwind rund.

Prophet! wenn deine Hand mich rettet
Von den Dämonen wilder Nacht,
Sei meine Stirn' in Staub gebettet
Vor deiner Weihaltäre Pracht!
O laß an dieſen treuen Pforten
Erſterben ihren Flammenodem!
Umſonſt an dieſen ſichern Orten
Laß toſen ihrer Flügel Macht!

Sie ſind vorüber! Es bewegt
Die Schaar ſich weiter; ſie entflieh'n!
Nicht mehr an meine Pforte ſchlägt
Ihr Fuß, da raſch ſie abwärts zieh'n.
Die Luft erfüllt der Ketten Klirren;
Doch wie der Schwarm vorüberfliegt,
Erzittern in dem Wald die Eichen,
Von ſeinem Flammenflug gebeugt.

Wunderlicher Laute
Ton noch zu uns ſchallt,
So wie der Beduinen
Hornesruf verhallt.
Ein Geſang erhebt ſich
Auf dem Flächenraum,
Und das Kind, ſüßträumend,
Träumet gold'nen Traum.

Dieſes Lärmen,
Das ſich legt,
Wie die Well' an's
Ufer ſchlägt,
Gleicht der Klage,
Die die Lippen
Einer Heil'gen
Sanft bewegt.

Man ahnt
Die Nacht ....
O horcht,
Es zieht,
Entflieht, —
— Ein Traum,
Und ſtirbt
Im Raum. —

O. L. B. Wolff.

Buntes.

*** Jetzt werden Anſtalten getroffen, den Obelisk von Luxor endlich aufzuſtellen. Das Piedeſtal iſt in Breſt eingeſchifft, um die Seine herauf nach Paris gebracht zu werden.

*** Bei Galignani iſt eine Statiſtik Frankreichs von Goldſmith in engliſcher Sprache erſchienen. Es iſt auffallend, daß der Verfaſſer dies Buch dem faſt verſchollenen Miniſter der Reſtauration, H. v. Villèle, dedicirt hat.

*** Bemerkenswerth iſt ein kürzlich erſchienener Roman: „Valida, ou la réputation d'une femme par la marquise d'E....“ Auch dieſe Verfaſſerin ſchildert, wie die Sand (Mad. du Devant), mit Vorliebe und nicht ohne Talent den Egoismus der jetzigen Geſellſchaft, trägt aber mit noch bei weitem grelleren Farben auf.

*** Bei Levavaſſeur, (vorzugsweiſe dem Verleger von Memoiren), ſind Denkwürdigkeiten aus dem 17ten Jahrhundert erſchienen unter dem Titel: „Historiettes par Tallemant des Réaux.“

*** In Rouffach, dem Geburtsorte des Herzogs von Danzig (Lefèvre), wurde kürzlich die von David verfertigte Büſte des Marſchalls aufgeſtellt.

*** Das Reformationsfeſt wird von der anglikaniſchen Geiſtlichkeit am 14. Oktober dieſes Jahres gefeiert werden.

*** Unter den in England erſcheinenden Werken iſt bemerkenswerth: „History of the middle and working classes in England.“

---

*) Probe aus der Wolf'ſchen Ueberſetzung der Orientalen in der deutſchen Ausgabe von Victor Hugo's ſämmtlichen Werken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 219. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 16. September.

Des Denkers Zögling.

— Sic rerum scitur verus agendo valor.
Owenus.

Es bleibt des Geiſtes wandelnde Geſchichte,
Zwar vielgeſtaltet — doch ſich ſelber gleich,
Und iſt ſich Zeuge, daß ſie recht ſich richte.

Der ew'ge Born, er ſtürzt aus Wolken bleich,
Ein Katarakt empfängt er neue Wellen,
Verſiegt, und iſt ſelbſt im Verſiegen reich.

Denn neu empfangen ihn verborg'ne Quellen,
Und, in den neuen Formen wandelbar,
Muß er empor zur alten Größe ſchwellen.

Der Geiſt, der in dem Kinde kindlich war,
Er bricht heran aus reifenden Organen
Und macht des Mannes ernſte Größe klar.

Er ſchreitet hin auf neuen Geiſtesbahnen;
Doch kindlich kehrt der Greis in ſich zurück,
Und nun umfängt ihn dort des Glaubens Ahnen.

Entnervtes Laſter ſcherzt mit frechem Blick
Ob des Gefühles, ob des Glaubens Sendung,
Und höhnt der Tugend einfach-ſtilles Glück.

Nie ſieht es ein der Leidenſchaft Verblendung,
Daß Eintracht zwiſchen Geiſt und Körper bringt
Zu der Erkenntniß ſicherer Vollendung.

Nicht wähne, wer *in trägem Siechthum* ringt,
Die Nichtigkeit des Endlichen zu faſſen;
Verzweifle nicht, wem edle That mißlingt.

Den Strebenden hat ſelten noch verlaſſen,
Doch *den* verließ des Geiſtes letzte Kraft,
Der die Natur *liebt*, um den Geiſt zu *haſſen*.

An dieſer ſchnöden, eng-ſelbſtſücht'gen Haſt
Verloren Denker, Dichter, ihre Kronen;
Sie werden's thun, wird Form nur Wiſſenſchaft. —

Denn mag in uns, ob uns der Urgeiſt wohnen,
In tauſend Formen kündet er uns an,
Wie er zu ſtrafen weiß und wie zu lohnen. —

In eines halb verfall'nen Kirchleins Plan,
Fand ich, die ich hier ſchreibe, die Geſchichte,
Als Schilderei verwahrt vom Sakriſtan.

Und wenn ich nach verbleichten Farben dichte;
Denn unter vielen Bildern ſtund mein Bild,
So weiß ich, daß ich aus dem Moder richte,

Was ahnungsreich, was ſtark und dennoch mild,
Andeutung iſt von höherem Erkennen,
Und auf dem mächtigen Gedankenſchild
Zu Fernen trägt, wo and're Sonnen brennen.

(Fortſetzung folgt.)

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

„Sie ſehen," ſagte er ſehr beſcheiden, „wie wichtig es mir ſein muß, jedem Einwurf meiner Feinde zuvorzukommen, als hätte ich meines Herrn Vortheil meinem perſönlichen Intereſſe untergeordnet. Man ſoll nicht ſagen, Ludwig der Dreizehnte ſei, einer Familien-Angelegenheit Richelieu's zu Ehren, gegen Nancy zu Felde gezogen. Die Übergabe der Prinzeſſin," ſchloß er die lange zierliche Erwiederungsrede, „iſt ein großer Schritt zu einem günſtigen Friedens-Traktate, und wird meinem Herrn als aufrichtigſter Beweis des Wunſches gelten, ſich ſeine Gunſt wieder zu gewinnen. Sprechen wir aber aufrichtig, mein Fürſt," fuhr er plötzlich, Franzen ſcharf in's Auge faſſend, fort, „ſind Sie denn wirklich Herr der Perſon Ihrer Prinzeſſin Schweſter? Man will hier behaupten, ſie habe Nancy verlaſſen, und ſei bereits auf ſpaniſchem Grund und Boden? Sie ſehen, ich bin zuweilen nicht ganz übel unterrichtet!“

Franz ſchützte Unwiſſenheit vor, empfahl ſich, und kehrte am nächſten Morgen, mißmuthig zwar, und doch mit einem heimlich in ſeiner Bruſt pulſirenden Gefühl von Glück, nach der Feſtung zurück. Wie zuweilen auf blauen Meereswogen kleine Vögel dem dahinſegelnden Schiffe ſich zugeſellen, durch Sturm und Nacht es umſchweben und mit ihrem Geſange begleiten, bis es dem ſichern Hafen ſich nähert, dann aber, als müßten ſie es meiden, die frohe Erde zu begrüßen, mit einem neuen ihnen begegnenden Seefahrer, in deſſen Segel ſie ſich zwitſchernd niederlaſſen, umkehren und ſo heimathslos weiter fahren, als könnten ſie den feſten Boden nun und nimmer berühren, — ſo hat das Meer der Leidenſchaft ſeine flatternden, irrenden, beſeligenden Träumen und Ahnungen eines räthſelhaften Glücks, die nirgend das Wirkliche berühren, und ſo ungemein wenig irdiſche Geſtaltung und Beſtimmtheit kennen, daß ſie das Mögliche und Unmögliche gleicherweiſe, wie hin und wieder ſegelnde Schiffe, umſpielen, und nichts als den Himmel des eignen Herzens bedürfen, um zu leben.

Als die Angelegenheit der Heirath ſeiner Nichte im Conſeil zur Sprache kam, verſicherte Richelieu, daß nicht daran zu denken ſei. „Verhüte Gott,“ rief er, „daß dieſes oder ein kommendes Jahrhundert, jemals mir den Vorwurf machen könne, daß ich mein oder meiner Familie Intereſſe berückſichtigte, wo nur das Wohl des Staats und meines königlichen Herrn in Betrachtung kommen darf. Nie wird die Nachwelt es dem Kardinal Amboiſe verzeihen, daß er durch den ehrgeitz'gen Wunſch nach der Tiarra ſich bewegen ließ, Ludwig den zwölften zu veranlaſſen, mit bewaffneter Hand in Italien einzufallen! Den Namen Richelieu ſoll keine ähnliche Beſchuldigung beflecken.“

Staunend und bewundernd ſtimmten König und Conſeil ihm bei, und krönten die glänzende Rede mit jubelndem Beifall.

Wir aber wenden unſre Blicke lieber auf einen anmuthigern Gegenſtand. Franz ſaß nachſinnend und über das traurige Geſchick ſeines Hauſes brütend, in ſeinem Kabinet am Schreibtiſch; da öffneten ſich die dunklen Sammtvorhange an der Thüre, und im klarſten Morgenſchein leuchtete ein weiblicher Kopf zwiſchen denſelben hervor, ein ſchönes, lebensvolles Bild, faſt an eine Judith im Zelte des Holofernes erinnernd; es war die von ihren drei Geſchwiſtern, an Geiſt und Körper ſeltſam verſchiedene Prinzeſſin von Pfalzburg.

Wie eine Flamme glühte der leidenſchaftliche Blick des orientaliſch-ſchönen Weibes; Liebe, Haß, Ruhmſucht, und Kraft alle dieſe zu faſſen und zu ertragen, gaben ihrem ganzen Weſen eine Entſchloſſenheit, eine Überlegenheit, die Franz gern anerkannte, und die zuweilen ſelbſt dem Herzoge imponirte. Frankreichs Geſchichte hat uns zugleich die Herzensgeſchichte der wunderbaren Frau aufbewahrt. Das Zeitalter Ludwig's des dreizehnten zeigt uns viele Beiſpiele chevalereſker Tugend, die auf dem blutigen Boden grenzenloſer Rohheit und Grauſamkeit weit freier gediehen, als unter der entnervenden Verſteinerung der jener folgenden Zeit; es bewahrt uns aber auch außer dieſen, manche intereſſante Erſcheinung. Das Favoritenweſen hatte nie einen größern Spielraum gefunden als damals, Fürſten, Kardinäle und insbeſondre Damen hatten alle ihre beſtimmten Günſtlinge. Nur die Nähe des Königs nivellirte gewiſſermaßen die höheren Stände, denn es war eben ſo wohl eine Ehre, ihm perſönliche Dienſte zu leiſten, als es eine Ehre war, Gaſtons oder Richelieu's Vertrauter zu ſein. Der Bürgerſtand kam gar nicht in Betracht, Adel, Militär, und Hofleute waren die einzigen etwas Geltenden, darum aber ſtand ihr Kopf nur um wenig ſicherer und feſter auf ſeinem Rumpfe, als der des Vilains. Daß aber in dieſem Wuſt thieriſcher Wolluſt und vornehmer Gemeinheit, mitten unter den Gräueln fanatiſcher Grauſamkeiten manche Blüthe der reinſten Menſchlichkeit ſich dennoch entfaltete, iſt bekannt, und ein Beweis, daß alle Zeiten ſich darin gleichen, daß der Maasſtab der Nationen ſich nie Individuen anpaſſen läßt.

In einer Zeit, welche unter dem Druck laſtender Verhältniſſe, unter der Rohheit der ſie umgebenden Männerwelt, den Frauen nur wenig Freiheit gewährte, war der Prinzeſſin Geiſt eine dieſer ſeltnen Blüthen; alles in und an ihr war edel, nur übergroß: ihre koloſſale Erſcheinung würde in unſern Tagen alles überragen, in der erſten franzöſiſchen Revolution wäre ſie an ihrem Platze geweſen.

Vorſichtig eintretend, legte ſie ihre Hand auf ihres Bruders Schulter, um ihre Nähe bemerkbar zu machen, aber kaum hatte ſie die erſten Worte gewechſelt, ſo floß ihre Rede unaufhaltſam dem zu, was am meiſten ihr am Herzen lag. Umſchweife, Vorbereitungen kannte ſie nicht, in gedrängter Überſicht entfaltete ſie Margarethen's Lage, und forderte vom Kardinal, was Claude früher von ihm verlangt hatte, der Schweſter Befreiung durch Flucht; jedem Einwurf zuvorkommend, legte ſie Plan und Mittel zur Ausführung vollendet ihm vor, und trug über die Einwendungen, die er ihr entgegenſtellen konnte, wirklich den Sieg davon. Was die Prinzeſſin von Claude's tiefem Schmerz, über der Herzogin Margaretha traurige Lage ihm ſagte, hatte wahrſcheinlich keinen geringen Theil an der Willfährigkeit des Kardinals. Genug, der dienſthabende Kämmerer ſah Bruder und Schweſter Arm in Arm das Kabinet verlaſſen, und zu der unglücklichen Herzogin eilen.

Während der Unterhandlungen am franzöſiſchen Hofe hatte Franz vom Könige einen Freipaß erhalten, um in Nancy ungehindert ein- und ausfahren zu können, was auch bereits öfter geſchehen war. St. Chaumont hielt die alte Veſte dicht umzingelt, und ſetzte ſeine Angriffs-Anſtalten ruhig fort; eine nah an den Thoren errichtete Wache hatte Befehl, alle ein- und auspaſſirenden Wagen genau zu unterſuchen. Wenige Tage nach dem Geſpräch hielt, noch vor Sonnenaufgang, der wachhabende Kadet der königlichen Truppen des Kardinals Equipage vor den Außenwerken an. Der gewohnte Paß, mit Beſtimmung der vom König bewilligten Perſonenzahl der Begleitung wurde vorgezeigt, alles war der Ordnung gemäß, und der leichte Wagen ſollte mitten durch die franzöſiſche Belagerungs-Armee ungehindert hindurch. St. Chaumont hatte freilich ſtrenge Ordre, auf alle Aus- und Einfahrenden ein wachſames Auge zu haben, da man um jeden Preis der Perſon der Prinzeſſin Margarethe ſich verſichern wollte, indeſſen, es war noch ſo früh am Tage! der General dehnte ſich noch halb im Traum, auf ſeinem Feldbette, als der Kadet ihm Rapport abſtattete. Der ſehr junge, ſchöne Kavalier, der neben Franz in der Wagenecke lag, und in zierlich modiſcher Nachläſſigkeit mit den Vorhängen deſſelben ſpielte, war zwar allen aufgefallen, aber die Sorgloſigkeit ſeiner Haltung, und die Ruhe des Kardinals machten den Offizier ſicher, und ſo ließen ſie den Wagen ſeinen Weg ungeſtört fortſetzen. Die verkleidete Herzogin erreichte glücklich ein nicht entferntes Gehölz, wo Laviſée, ein vertrauter Kavalier ihres Hofs und einige Jäger des Herzogs, ſie mit Pferden erwarteten. Mit bebender Haſt flog ſie in die Steigbügel, und nach ſechszehnſtündigem Ritt, erreichte ſie, noch am Abende deſſelben Tages, Thionville, wo ſie von Angſt und Anſtrengung erſchöpft, tödtlich ermüdet vom Roſſe ſank, und von ihren vertrauten Dienern und Begleitern, in das für ſie bereitete Nachtquartier getragen werden mußte.

(Fortſetzung folgt.)

Die kleine weiſse Dame.

(Fortſetzung.)

Tag um Tag verging nun und man ſah nichts mehr von dieſem ſeltſamen Weſen. Obriſt Wildman kehrte endlich in die Abtei zurück und ſeine Schweſter erzählte ihm die Begegnung und ihren Schrecken im Garten. Er erinnerte ſich ſeines eigenen Abenteuers mit der kleinen weißen Dame in dem Undinen-Walde, und war erſtaunt zu hören, daß ſie ihre geheimnißvollen Wanderungen um die Abtei noch fortſetzte. Das Geheimniß hellte ſich bald auf. Unmittelbar nach ſeiner Ankunft erhielt er einen Brief, in der kleinſten und zarteſten Handſchrift geſchrieben und in einem zierlichen und ſogar beredten Style abgefaßt. Er war von der kleinen weißen Dame. Die plötzliche Flucht der Schweſter des Obriſten Wildman, als ſie ihrer in dem Garten anſichtig geworden, war ihr nicht entgangen, und hatte ſie beſtürzt und ſie drückte ihr Bedauern aus, daß ſie für jemand aus ſeiner Familie ein Gegenſtand der Beunruhigung ſei. Sie erklärte die Gründe ihrer langen und häufigen Beſuche der Abtei; dieſe beſtanden in einer ſeltſam begeiſterten Vergötterung des Genies Lord Byron's und in einem einſamen, leidenſchaftlichen Vergnügen die dem Beſuche der Orte, die er einſt bewohnt hatte. Sie deutete auf ihre Krankheit, welche ſie von allem geſelligen Verkehr mit ihren Geſchöpfen abſchneide, und auf ihre troſtloſen und verwaiſten Lebenstage hin und ſchloß mit der Hoffnung, er würde ſie nicht ihres einzigen Troſtes: — der Erlaubniß berauben, die Abtei dann und wann zu beſuchen und in den Gängen und Gärten zu verweilen.

Obriſt Wildman ſtellte nun weitere Nachforſchungen hinſichtlich ihrer an und erfuhr, daß ſie bei den Leuten der Meierei, bei welchen ſie wohnte, wegen der Freundlichkeit, der Stille und Unſchuld ihrer Sitten ſehr beliebt ſei. Wenn ſie zu Hauſe war, brachte ſie einen großen Theil ihrer Zeit in einem kleinen Zimmer leſend und ſchreibend hin. Obriſt Wildman beſuchte ſie alsbald in der Meierei. Sie empfing ihn mit einiger Unruhe und Verlegenheit; ſeine Gradheit und Leutſeligkeit beruhigten ſie aber bald. Ihre Jugendblüthe war dahin; ſie war ein bleiches, gebrechliches, nervenſchwaches, kleines Geſchöpf, das faſt aller Sinnenorgane beraubt war; denn, abgerechnet, daß ſie taubſtumm war, ſah ſie nur ſehr unvollkommen. Sie unterhielten ſich vermittelſt eines kleinen Schieferblattes, das ſie aus ihrem Arbeitsbeutel nahm und auf welches ſie ihre Fragen und Antworten ſchrieben. Bei'm Schreiben und Leſen brachte ſie ihre Augen ſtets ganz nahe an die geſchriebenen Buchſtaben.

Zu dieſer mangelhaften Organiſation geſellte ſich eine hohe Reizbarkeit, welche faſt zur Krankheit ſtieg. Sie war nicht taubſtumm geboren, hatte aber in einer Krankheit ihr Gehör und damit auch die Fähigkeit der Sprache verloren. Ihr Leben war augenſcheinlich vielfach getrübt und unglücklich geweſen; ſie war, wie es ſchien, ohne Freunde und Familie, ein einſames, verlaſſenes Geſchöpf, durch ihre Übel von der Welt abgeſchnitten.

„Ich bin faſt unter Fremden,“ bemerkte ſie, „in meiner Heimathgegend in einem eben ſo hohem Grade, als ich es in dem entfernteſten Welttheile ſein könnte. Von Allen werde ich als eine Unbekannte und Fremde angeſehen; Niemand will eine Verbindung mit mir Armen kennen; ich ſcheine nicht zu dem menſchlichen Geſchlechte zu gehören, noch als dazu gehörig betrachtet zu werden.“

Dies waren die Einzelheiten, welche Obriſt Wildman in dem Laufe ſeines Beſuches von ihr erfahren konnte, und ſie nahmen ihn ſehr zu Gunſten der armen Dichterfreundin ein. Er ſelbſt war ein zu frommer Bewunderer Lord Byron's, um in dieſem außerordentlichen Eifer nicht mit einer ſeiner Verehrerinnen zu ſympathiſiren. Er bat ſie, ihre Beſuche in der Abtei zu wiederholen und verſicherte ſie, das Gebäude und deſſen Ländereien ſeien ſtets für ſie offen.

Die kleine weiße Dame begann jetzt wieder, in dem Kloſtergarten umher zu gehen und ſich dann und wann am Fuße des Denkmals nieder zu ſetzen; ſie war jedoch ſcheu und mißtrauiſch, und fürchtete augenſcheinlich, durch ihre Anweſenheit läſtig zu fallen. Wenn Leute in dem Garten ſpazieren gingen, vermied ſie dieſelben und ſuchte die entlegenen Theile auf, wo man ſie, wie ein Geſpenſt, nur zufällig auf einen Augenblick dahin ſchweben und dann im Laubwerk und Gebüſch verſchwinden ſah. Viele ihrer Gefühle und Phantaſien während dieſer einſamen Wanderungen wurden in Verſe gekleidet, auf ihre Tafel geſchrieben und am Abend nach ihrer Rückkehr in die Meierei auf Papier übertragen. Einige dieſer Dichtungen liegen jetzt vor mir; es fehlt ihnen nicht an bedeutender rhythmiſcher Harmonie; vorzüglich merkwürdig ſind ſie aber als Beweiſe jener ſeltſamen und begeiſterten Verehrung, mit welcher ſie dem Genius Byron's, oder vielmehr dem romantiſchen Bilde, das ſie ſich in der Einbildungskraft von ihm entworfen hatte, faſt abgöttiſch zugethan war. Zwei oder drei Auszüge werden nicht unwillkommen ſein. Nachſtehende Strophen ſind einem langen, an Lord Byron gerichteten Gedichte entnommen: —

Durch welche Macht den Geiſt du lenkſt,
Kein Sterblicher es noch errieth,
In uns glüht unerklärt Gefühl,
Und niemand weiß, woher es glüht.

Die Liebe nicht, die, ſturmbewegt,
In junge Herzen flammend ſteigt —
Die Seele weiht dir Edleres,
Die ſich vor deinem Namen beugt.

Der Muſen Kunſt ward oft uns klar,
Die Macht, die lebt in dem Geſang;
Doch ſchwellt' kein ſüßrer Ton das Herz,
Als, der von deiner Leier klang.

Das — nein, weit mehr empfinden wir,
Etwas, das führet heil'gern Namen,
Als früher Liebe reiner Traum,
Als edle Freundſchaftsflammen.

Ein göttliches Gefühl! — was iſt's?
Nur du kannſt Worte dafür finden —
So ſüß das Glück und doch ſo tief —
Man bangt, der Zauber möchte ſchwinden.

Dieſe ſeltſame und romantiſche Bethörung, denn ſo muß man es wirklich nennen, war durchaus geiſtiger und idealiſcher Natur; denn ſie hatte, wie ſie ſelbſt in einem ihrer Gedichte erklärt, Lord Byron nie geſehen; er war bei ihr ein bloßes Gebilde ihrer Phantaſie: —

„Nie trank ich deinen Blick; nie hat
Mein irdiſch Auge dich geſeh'n,
Doch hört ich oft in ſel'gem Traum
Dein freundlich Grüßen mich umweh'n.

Ein Grüßen, wie wohl Heil'ge grüßen,
Die huldvoll auf uns niederblicken,
Wenn Engelstöne ſüß erklingen,
Die Seel' erfüllen mit Entzücken."

Ihre poetiſchen Wanderungen und Träumereien beſchränkten ſich nicht auf die Ländereien der Abtei, ſondern erſtreckten ſich über alle Theile der Nachbarſchaft, ſo ferne ſie mit den Andenken Lord Byron's zuſammen hingen, unter andern auch auf die Haine und Gärten von Anneſley Hall, den Schauplatz ſeiner Jugendliebe für Mary Chaworth. Einer ihrer poetiſchen Ergüſſe erwähnt, daß ſie von Howett's Hügel aus, im Anneſley Park, eine „Sylphen ähnliche Geſtalt" auf einem von milchweißen Pferden gezogenen Wagen am Fuße des Hügels vorüber kommen ſah, welches ſich als das „Lieblingskind" auswies, das Lord Byron, während ſeines denkwürdigen Beſuches bei Miß Chaworth nach ihrer Verheirathung, erblickt hatte. Dieſes „Lieblingskind" war jetzt ein blühendes, ſchönes Mädchen, das ſich dem mannbaren Alter näherte und etwas von dem Charakter und der Geſchichte dieſer ſeltſamen Beſucherin verſtanden und ſie mit milder Theilnahme behandelt zu haben ſcheint. Die kleine weiße Dame ſpricht in einer Note zu ihren Gedichten in rührenden Ausdrücken ihre Freude über dieſe freundliche Zuvorkommenheit aus. „Die wohlwollende Herablaſſung dieſer liebenswürdigen und anziehenden jungen Lady gegen die unglückliche Verfaſſerin dieſer einfachen Strophen," ſagt ſie, „wird ihrem dankbaren Gedächtniſſe eingeprägt bleiben, bis der Lebensfunke, der jetzt ein Herz belebt, welches ſo innig fühlt und ſolche Güte zu ſelten erfährt, erloſchen ſein wird."

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

•*• Ein romanhafter Rechtsfall wird von engliſchen Zeitungen berichtet, und nimmt jetzt die Aufmerkſamkeit von London in Anſpruch. Ein franzöſiſcher Emigrant, der von 1792 bis 1802 in England lebte, erhielt unter dem Konſulat die Erlaubniß zur Rückkehr. Nach Napoleons Thronbeſteigung nahm aber ſeine Gemahlin Antheil an royaliſtiſchen Umtrieben, und wurde deßhalb auf des Kaiſers Befehl aus Frankreich verwieſen, während ſich ihr Gemahl in Bonaparte's Gunſt erhielt und ſogar ein Amt an ſeinem Hofe bekleidete. Seine Gemahlin begab ſich nach England. Der Kammerherr des Kaiſers hegte aber zu ſeiner Gemahlin eine ſo innige Liebe, daß er eine immerwährende Trennung nicht ertragen konnte. Von Zeit zu Zeit begab er ſich unter falſchem Namen mit Gefahr ſeines Lebens nach England und kehrte dann immer wieder nach Frankreich unentdeckt zurück. Unterdeſſen wurde ihm ein Sohn geboren. Da mit der Anerkennung deſſelben Lebensgefahr für den Vater verbunden war, blieb die Geburt deſſelben in Frankreich unbekannt, und als daher der Vater 1810 und die Mutter 1812 ſtarb, hatte die übrige Familie von der Exiſtenz des Sohnes nichts erfahren. Ein engliſcher Pair, welcher in die Verhältniſſe eingeweiht war, übergab den Knaben mit dem Vermögen ſeiner Mutter einem anglikaniſchen Geiſtlichen mit dem Befehle, ihn für den Handelsſtand zu erziehen. Dieſer aber vermuthete die höhere Geburt ſeines Zöglings, gab ihm die Erziehung eines Gentleman und ließ ihn in Oxford aus eignen Mitteln ſtudiren. Später erhielt der junge Mann eine Offizierſtelle im engliſchen Heer. Zugleich mit ſeinem Erzieher ſtellte er hierauf Nachforſchungen über ſeine Geburt an, und erfuhr endlich ſeinen wahren Namen, aber, ohne Beweiſe in Händen zu haben. Er wandte ſich an zwei noch lebende Schweſtern, die beide an franzöſiſche Pairs, nach ſeiner Ausſage, verheirathet ſind. Dieſe aber weigerten ſich, ihn als Bruder anzuerkennen, wie er ſagt, um ihm ſein Erbtheil nicht herausgeben zu müſſen. Der engliſche Pair, welcher mit der Sache vertraut war, weigerte ſich ebenfalls, Aufklärung zu ertheilen. Hierauf wandte ſich der junge Mann an engliſche Gerichte, und dieſe werden wahrſcheinlich den engliſchen Pair zur Herausgabe von Dokumenten oder zur Ablegung eines Zeugniſſes zwingen.

•*• Die letzte Nummer der Revue républicaine enthält einen Aufſatz über Billaud Varennes in Guyana (les derniers jours de Billaud Varennes). Dieſer alte Jakobiner und Atheiſt lebte bekanntlich, nach Cayenne deportirt, unter den wilden Amerikanern, und wurde von ihnen nach ſeinem Tode wie ein Gott verehrt.

•*• Pariſer Blätter ſagen, Hahnemann ſei der Homöopathie untreu geworden. Weil er nämlich als ein Greis von beinahe 80 Jahren eine junge Frau von ungefähr 20 Jahren heirathete, habe er ſeinen homöopathiſchen Grundſatz: „similia similibus curantur" vergeſſen.

•*• Für Kunſtliebhaber iſt ein Tagebuch von Mérimé über eine Reiſe im ſüdlichen Frankreich bemerkenswerth. Es enthält Aufſätze über die bisher noch nicht beſchriebenen merkwürdigen Reſte mittelalterlicher Baukunſt in Toulouſe, Avignon ꝛc. Für Antiquare iſt die Beſchreibung einer römiſchen Statue zu Avignon beſonders merkwürdig. Dieſe iſt eine Karrikatur des Kaiſers Caracalla.

•*• Auch Paris wird ſeinen Tunnel haben. Bereits ſind Arbeiter damit beſchäftigt, in der Nähe des Pont de Jena, beim Eingang des Marsfeldes, einen ſolchen zu graben, welcher zu einer Eiſenbahn hergerichtet wird.

•*• Auf dem Gebiete von Monſay (in Belgien) hat man eine Gold- und Silber-Mine entdeckt; der größte Theil der bei der Entdeckung behülflich geweſenen Arbeiter erhielt Belohnungen von der Regierung.

•*• In Algier machte man die Erfahrung, daß der ungehemmte Strich friſcher Luft für Cholerakranke heilſam iſt. Die algieriſchen Juden unterlagen, ſolang ſie in ihren ſchmutzigen Baraken abgeſperrt waren, der Geißel des Orients zu Hunderten. Seit man ſie auf den, zwei Lieues von der Stadt entlegenen Berg Budjaea brachte, wo die Süd- und Meerwinde herrſchen, verminderte ſich ihre Sterbeliſte beträchtlich; die meiſten Kranken genaſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 220. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 17. September.

Des Denkers Zögling.

(Fortſetzung.)

I.

Elvin, der Greis, ſchritt einſt gedankenvoll
Durch Hain und Thal, durch goldbeglänzte Saaten,
Und durch Gehege, wo die Traube ſchwoll.

Des Herbſtes Früchte waren wohl gerathen,
Und dankbar ſchien die ſpendende Natur
Den Fleißigen zur Ärndte einzuladen.

Schon ſichtbar ward des Nebels duft'ge Spur,
Und ſtiller Mond goß leiſe Ahnungsſchauer
Mit bleichem Licht auf die verſchwieg'ne Flur.

Es ſeufzt Elvin: „Warum verhüllt in Trauer
Sich jetzt mein Geiſt, da lachend Frucht an Frucht
Schwankt vom Geheg, ſchwankt vom Spalier der Mauer?

Lohnt nicht die Erd' in raſcher Jahre Flucht
Mit Blüth' und Segen wandelnde Geſchlechter,
Wo blüht der Lohn, nach dem mein Streben ſucht? —

Der Dichter, in die greiſe Locke flecht' er
Den Lorbeer; doch dem Denker ward der Spruch
Des Schickſals: „Ewig mit den Göttern recht' er.“

Und neunfach auf mein Haupt ſank jener Fluch,
Und ewig mit des Weltalls gold'nen Zahlen,
Stand ſtumm mein Ich in ungelöſ'tem Bruch.

Soll ich mir ſelber ſchildern meine Qualen,
Wollüſtig naſchend an entſchwund'nem Schmerz,
Mit Thränen, die dem Aug' entrollt ſind, prahlend?

Einſt ſchwellte Jünglingsgluth dies kalte Herz,
Und Scherz und Lied erklang in Maienlüſten,
Und Maienlüfte klangen Lied und Scherz.

Da mußte kalt der Täuſchung Schleier lüften
Ein Mißgeſchick, und denkende Vernunft
Umfing mich in Athene's ſtillen Grüften.

Ein Schüler noch in vielgeprieſ'ner Zunft,
Im Streite noch mit ſinnlichen Gewalten,
Trat in mein Handeln oftmals Unvernunft,

Und lange, lange blieb ich feſtgehalten
Im Zirkel trüglicher Sophiſterei,
Brillanter, metaphyſiſcher Geſtalten. —

Da ward mir endlich klar, was Wahrheit ſei;
Denn wie die Jahre über mir entſchwanden,
Ward ich allmählich von der Täuſchung frei.

Entlaſſen aus der Leidenſchaften Banden,
Erkannt' ich die Natur in ſich allein,
Die, Selbſtzweck in ſich, durch ſich iſt entſtanden.

Was Geiſt ſcheint, muß des Körpers Blüthe ſein,
Die ewige Metamorphoſe lehrt es,
Worin der Denker ſchwankt zu ſeiner Pein.

Was aufwärts ſtrebt, zur Erde wieder kehrt es;
Macht iſt das Schickſal; keinen Klageruf
Der Menſchheit, die in ehr'nem Leid ringt, hört es.

Iſt es nicht Zufall, wenn der Roſſe Huf
Die Blume hintritt, wenn des Sturmes Raſen
Die Fichte ſtürzt, die Ötas Gipfel ſchuf?

Nicht Zufall, wenn in der Sahara Straßen
Dem Wand'rer, den ſchon glüh'nder Tod umſtrickt,
Noch Rettung wird bei labenden Oaſen?

Denn in die Wüſte hat uns ausgeſchickt
Natur, die liebend iſt nur im Erſchaffen,
Doch die mit Haß auf ihr Geſchaff'nes blickt.

Denn unter Schweiß läßt ſie uns das erraffen,
Was unſ're Daſeinsliebe friſten kann,
Und läßt im Kampfe grauſam uns erſchlaffen.

Nenn' Einer mir den hochgeprieſ'nen Mann,
Der, tretend aus der Sinne ſchmalen Schranken,
Nicht ſteht verflochten in der Räthſel Band?

Sphynx gab Ein Räthſel; aber tauſend ſanken
Zerſchmettert in das grauenvolle Grab;
Auf ſich nur lenkt ein Einz'ger die Gedanken.

„Ich bin es!“ — rief er, und ſich ſelbſt hinab
Schnellte das Unding in die Felſenhalle,
Die aufgelöſ't das letzte Räthſel gab.

So ſank, zerſchmettert von dem ſchwerſten Falle,
Mein Geiſt aus allen Himmeln ſcheu zurück,
Faßte des Herzens blutende Koralle,

Hielt dort ſich an für einen Augenblick
Allmächtig feſt, und riß im Todeskampfe
Aus tiefer Bruſt des Menſchen Meiſterſtück;

Hielt es zur Sonn', und es zerſchwand im Dampfe; —
Es ſchwebt' als Wolke über mir dahin;
Da haſcht' ich neu es im Verzweiflungskampfe; —

Ich ſah es raſch und raſcher aufwärts zie'hn;
Mein Herz die Sonne, meine Bruſt der Krater; —
Nur oben, oben, könnt' ich dorthin flieh'n! —

Herbei den Ariſtoteles, Confrater! —
O ſprecht latein, ein Sterbenswörtchen nur;
Herbei den Jeſuiten, ſchickt den Pater! —

Weh, mein Syſtem: Sich Selbſtzweck ſei Natur! —
O Hellas, Hellas, du haſt es verſtanden;
In ſich geſchloſſen blühte deine Flur! —

Zu ſehr ein Chriſt, bei Paphos je zu landen,
Zu alternd ſchon, um ſehnend noch zu ſein,
Sind von den Roſen, die im Lenze ſtanden,
Als Lohn des Denkens nur die Dornen mein! — —

(Fortſetzung folgt.)

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Von nun an geſtaltete ſich die Scene in Lothringen ſehr anders! Der Kardinal hatte durch die Kühnheit des von ihm geſpielten Betrugs des Königs Zorn im höchſten Grade auf ſich geladen, der um ſo beſtimmter ſich ausſprach, als Franz den eigenhändig ihm ertheilten Freibrief gemißbraucht hatte. Franz verſuchte eine Entſchuldigung, er behauptete: „Seine Majeſtät habe nichts über die Wahl, nur über die Anzahl der ihn begleitenden Perſonen etwas beſtimmt“; doch Ludwig befahl ſogleich alle Verhandlungen abzubrechen, und der Freipaß wurde zurück genommen. Da aber der König und Richelieu ihre geheimen Gründe hatten, den Lothringer Kardinal zu ſchonen, ſo wurde dieſem zu verſtehen gegeben, er ſolle Nancy vorläufig nicht mehr verlaſſen, wenn er nicht zum Kriegsgefangnen gemacht werden wolle.

Selbſt zu thauigen Nächten geworden, weinten die ſchönſten ſchwarzen Augen Nächte hindurch über den Zuſammenſturz all der glühenden Hoffnungen und Pläne, die am Ende im Buſen der ſchönen Combalet die Färbung einer leidenſchaftlichen Liebe angenommen hatten. Am Morgen der Flucht der Prinzeſſin war ſie dem aus dem Walde rückkehrenden Franz begegnet, als er eben Schloß Thierri erreichte. Die ſchöne Diana kam aus der Frühmeſſe des Dorfkirchleins, wohin ſie vielleicht eine nicht ganz leichte Beichte gelockt. Man hat ſo viel über die letzten Stunden des Zuſammenſeins und deren Gefahren geſagt und geſchrieben — kaum fände ich einen Leſer, der nicht den Umfang all der Fährlichkeiten ſolcher Momente ahndete, — und doch fände ich vielleicht eben ſo wenig einen, dem das Leben nicht auch in dieſem Punkte noch zu lernen und aufzurathen geben könnte. Franz war der redlichſte Menſch — aber das ſtumme Bewußtſein der letzten vertraulichen Unterredung mit dem anmuthigen Weſen, das er bis jetzt beinah als ſeine Braut zu betrachten das Recht gehabt, machte ihn zum Heuchler und Lügner! Nie hatten ſeine Blicken zärtlicher auf den reizenden Zügen geruht, nie hatte ſeine Stimme weichere Modulationen gehabt; die ſchlanke weiche Hand, welche jetzt die ihre faßte, um ſie zum Scheidekuß an die brennenden Lippen zu ziehen, hatte wohl nie ſo unwillkühelich, ſo unbewußt eine andre gedrückt.

Vor ihrem Gemache entließ ſie ihn, der ungewohnt frühen Stunde gedenkend, und der ſtrengen Sitte, auf welche Richelieu bei der Verwandtin hielt. Zwei Stunden darauf, ſaß ſie ſchon in Thränen gebadet, um den kaum gewonnenen, ſchon verlorenen Geliebten! Wohl war's ein Troſt, daß er nur ſeine Schweſter, keine andre vorgezogene Schönheit entführet — aber hatte er ſie, Richelieu's Nichte, darum weniger geopfert? daß ihre Verbindung mit Franz, für den Moment abgebrochen ſei, lag am Tage; den erzürnten Oheim hinzuhalten, für noch nicht gänzliches Aufgeben ſeiner Pläne ihr zu gewinnen, ward jetzt die troſtloſe Aufgabe der ſchönen Frau! Daß Richelieu oft bei ſeiner Nichte geheime Verhandlungen mit allerlei fremdartigen Geſtalten und ausländiſchen Botſchaftern zu halten pflegte, iſt bekannt. Der Abend dieſes unglückſeligen Tages, war zu ihrem Troſt zu einer ſolchen Unterredung beſtimmt, und es gelang ihrer ſchmeichelnden Beredſamkeit, dem ſtarren Oheim die Ausſicht, ſie als Herzogin von Lothringen zu ſehn, ſo anmuthig vor die Seele zu zaubern, daß ſeine Stimmung milder ward — ſo ebnete ſie dem Geliebten zum zweitenmal den ſchweren Weg.

Trotz der Nachricht, daß ihm Kriegsgefangenſchaft drohe, hatte Franz, anſtatt ſich nach Nancy zu begeben, abermals ſeinen Bruder im Gebirge aufgeſucht, und die Entſchuldigungen ſeines raſchen Schritts dem immer noch am Hofe anweſenden Chanvallon übertragen. Jetzt ſchien ihm ſeine perſönliche Gegenwart nöthig und unter dem Vorwande noch keine Nachricht über des Königs Willen zu haben, erhielt er die Erlaubniß, mit dieſem in Neufville zuſammen zu treffen, ohne den Verluſt ſeiner Freiheit befürchten zu müſſen.

Chanvallon deutete ihm jedoch an, daß von dieſer Zuſammenkunft wenig zu hoffen ſei. Und in der That, es war, als ſollte des Fürſten Herz an dieſem

Lage ſchmerzlicher zerriſſen werden, als je vorher: ſchon auf dem Wege begegnete er dem Marquis Sourdis, der mit fünfhundert Mann Kavallerie die Feſtungswerke recognoſcirte, und Neufville zur Übergabe aufforderte, die auch ohne Wiederſtand geſchah. Und wenig Stunden darauf ſollte Franz in dieſem nämlichen Städtchen den König in ſeinem Hauptquartiere um Verzeihung bitten!

Vor den Thoren begegnete er einem Botſchafter, der die Nachricht von der Einnahme der feſten Schlöſſer Condé, La Chauſſée, Trongnon, Malatour, Parqui und Bouconville brachte — die Schlüſſel wurden ſeiner Majeſtät überreicht, und ſogleich nach jedem dieſer Schlöſſer ſtarke Garniſonen abgefertigt. Die Maſſe von Schmerz zerdrückte endlich alle Empfindung in Franzens todtmüder Seele, und, einem Schlafenden gleich, lies er ſich von den ihn begleitenden Offizieren zum Könige geleiten.

Seine Rechtfertigung ward abgelehnt, der König, hieß es, ſei ermüdet, unwohl, und könne ihn nicht ſehen. Zornig und ohne den zweiten Verſuch zu wagen, lenkte der Fürſt ſein Roß zurück und jagte durch die feindlichen Reihen, auf wohl bekannten, den Belagerern unerrichbaren Wegen, ſeiner letzten Zuflucht zu.

Aber noch war der bittre Kelch nicht geleert! Troſtlos ſchritt er in den weiten Sälen ſeines Stammſchloſſes zu Nancy auf und nieder; jeder Blick durch die Fenſter, zeigte ihm die fernen Bewegungen ſeiner Feinde, die in unermüdlicher Geſchäftigkeit, ihm und den Seinen Schmach und Untergang bereiteten, — mit jeder Viertelſtunde trafen neue Boten ein, mit immer traurigeren Beweiſen, daß Nancy verloren, und der König jetzt wirklich im Begriff ſei, es förmlich zu belagern. Von St. Nicolas aus hatte Ludwig bereits die Quais und alle Brücken über die Moſel oberhalb Pont-à-Mouſſon zerſtört. Während er auf den nahen Höhen mit Richelieu und ſeinen Generälen, über die engere oder weitere Umzingelung der Stadt Kriegsrath hielt, hielten die beiden Geſchwiſter einen engeren, nicht minder ernſten Rath mit dem Commandanten Moni. Unglücklicher Weiſe hatte der Marquis den Befehl, ſich ſo lange als möglich aller Feindſeligkeiten zu enthalten, denn noch immer hoffte Karl auf irgend einen glücklichen Zufall, auf des Herzogs von Feria Ankunft, ſogar auf den nahenden Herbſt, aber unſicherer als je, beging er dabei den unbegreiflichen Fehler, keines der in ſeiner Macht liegenden Mittel anzuwenden, um die Belagerung zu verzögern. Ruhig mußte Moni von ſeinen Wällen herab, die Arbeiten der Belagerer weiter und weiter fortſchreiten, und immer näher rücken ſehen; endlich riſſen die eigne Ungeduld und der Prinzeſſin Pfalzburg Drängen und Treiben unwiderſtehlich ihn hin; er wagte einen Ausfall; und es entſtand mehrſtündiges ſtarkes Feuern von beiden Seiten. Während deſſelben eilte die Prinzeſſin Pfalzburg auf den Wall, durch die Reihen ihrer Krieger, ermunterte ſie zu Muth und Ausdauer, erklärte ihnen des Herzogs Hoffnungen, und erregte mit unwiderſtehlicher Beredſamkeit immer wachſende Begeiſterung. (Fortſ. folgt.)

Die kleine weiſse Dame.

(Fortſetzung.)

Mittlerweile hatte Obriſt Wildman bei gelegentlichem Zuſammentreffen fernere Einzelheiten von der Geſchichte der Fremden erfahren und gefunden, daß Armuth noch zu den übrigen Übeln ihrer verlaſſenen und vereinſamten Lage hinzukam. Ihr Name war Sophia Hyath. Sie war die Tochter eines Land-Buchhändlers; ihre beiden Eltern waren aber ſchon lange geſtorben. Nach ihrem Tode hing ſie lediglich von ihrem Bruder ab, der ihr einen kleinen Jahresgehalt von ihrem Antheil an dem von ihrem Vater hinterlaſſenen Vermögen, das in ſeinen Händen blieb, zugeſtanden hatte. Ihr Bruder, welcher Capitain eines Handelsſchiffes war, begab ſich mit ſeiner Familie nach Amerika und ließ ſie faſt allein in der Welt; denn ſie hatte keine andern Verwandte in England, als einen Vetter, von dem ſie faſt gar nichts wußte. Eine Zeitlang wurde ihr Jahresgehalt regelmäßig ausbezahlt; unglücklicherweiſe aber ſtarb ihr Bruder in Weſtindien; ſeine Angelegenheiten waren in Unordnung und ſein Beſitzthum durch verſchiedene Handelsforderungen, die das Ganze zu verſchlingen drohten, in Anſpruch genommen. Unter dieſen unglücklichen Umſtänden blieb ihr Jahrgeld plötzlich aus; ſie hatte vergeblich verſucht, von der Wittwe eine Erneuerung der Zahlung, oder auch nur Auskunft über die Lage der Angelegenheiten ihres Bruders zu erhalten. Seit den letzten drei Jahren waren ihre Briefe unbeantwortet geblieben und ohne eine kleine Summe, welche ihr Verwandter in England ihr vierteljährig ſchenkte, wäre ſie den Schrecken der furchtbarſten Armuth preisgegeben geweſen.

Obriſt Wildman ging mit dem ihm eigenen Wohlwollen in die Geſchichte ihres Unglücks ein. Er ſah, daß ſie ein hülfloſes unbeſchütztes Weſen ſei, wegen ihrer Krankheit und ihrer Unbekanntſchaft mit der Welt unfähig, ihre gerechten Anſprüche geltend zu machen. Er erhielt von ihr die Adreſſen ihrer Verwandten in Amerika und der Handelsverbindungen ihres Bruders; verſprach ihr, mittelſt ſeiner eigenen Geſchäftsführer zu Liverpool eine Unterſuchung über die Lage der Angelegenheiten ihres Bruders anſtellen zu laſſen und ihre Briefe in einer Weiſe zu befördern, daß ſie den Ort ihrer Beſtimmung unfehlbar erreichen ſollten.

Die kleine weiße Dame ſetzte, von ſchwacher Hoffnung begeiſtert, ihre Wanderungen in der Abtei und deren Umgebungen fort. Die Zartheit und Schüchternheit ihres Benehmens vermehrte die Theilnahme, welche ſie Mrs. Wildman bereits eingeflößt hatte. Dieſe edle Frau ſuchte mit ihrer gewohnten Güte ihre Bekanntſchaft zu machen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie lud ſie in die Abtei ein, behandelte ſie mit der zarteſten Aufmerkſamkeit und erbot ſich, als ſie bemerkte, daß ſie vielen Geſchmack am Leſen hatte, ihr alle in ihrem Beſitze befindlichen Bücher zu leihen. Sie lieh einige wenige, beſonders die Werke von Sir Walter Scott, gab ſie aber bald wieder zurück; Lord Byron's Schriften ſchienen die einzige Lektüre abzugeben, an der ſie ſich freute, und wenn ſie nicht in denſelben las, brachte ſie ihre Zeit in ſinnigem Nachdenken über ſeinen Genius hin. Ihre Begeiſterung breitete eine ideale Welt um ſie aus, in welcher ſie wie in einem Traume ſich bewegte und lebte, zuweilen das wirkliche Elend vergeſſend, das ſie in ihrem ſterblichen Zuſtande umlagerte.

Eine ihrer Rhapſodien iſt jedoch ſehr ſchwermüthiger Art; ſie fleht ihrem Tode entgegen, was ihre gebrechliche Geſtalt und ihre zunehmenden Übel nur zu wahrſcheinlich machten. Dieſe Verſe haben folgende Überſchrift:

Geſchrieben unter dem Baum auf Crowholt Hügel, wo ich begraben zu werden wünſche, wenn ich zu Newſtead ſterben ſollte.

Hier einige der an Lord Byron gerichteten Strophen: —

„Betritteſt du dieſen Boden, Fremdling,
Strebſt unter dieſem Baum du,
So denke, daß der Pilg'rin Aſche
Hier liegt, und wünſch' ihr ſüße Ruh':

* * *

Des Seraph's Wonne, dem du heilig
Dort anvertraut, müßt' es erhöh'n,
Zu leiten, wachen — Byron, ja
Der Ruhm iſt für mich auserſeh'n.

Gericht jenſeits irdiſch Weh für Sünden
Der Schwachen, werd' ich Gnade finden;
Hin ſchwebt mein Geiſt, wo ew'ge Liebe
Das Glück des Himmels muß begründen.

O, wo mein Geiſt auch weilen ſoll
In jenen höhern Regionen,
Er ſchwebt um mich mit Seraph's Liebe,
Bis du bei deinem Gott wirſt wohnen.

Hier, unter dieſem Baum, wohin
Den Schritt ſo oft gerichtet du,
Wo du ſo gern geweilt einſt, finde
Der Pilg'rin Staub die letzte Ruh'."

Inmitten ihrer Träumereien und Rhapſodien erreichte die Nachricht von Lord Byron's frühzeitigem Tode Newſtead Abtei. Wie dieſe arme, aber leidenſchaftliche Verehrerin ſie aufgenommen, kann ich nicht ſagen; ihr Leben war zu abgeſchloſſen und einſam, um viel Anziehendes über ihre Perſönlichkeit zu liefern; unter ihren poetiſchen Erzeugniſſen ſind aber viele, die abgebrochenen und unregelmäßigen Charakters und augenſcheinlich in großer Bewegung geſchrieben ſind.

Nachſtehendes Sonett hat noch am meiſten Zuſammenhang und ſchildert ihren Gemüthszuſtand vollkommen: —

„Gut, du entſchwebteſt — doch was warſt du mir?
Nie hab' ich dich gehört, dich nie geſeh'n —
Die Seel' erſehnt' ein Bündniß einſt mit dir!
Ein Römer ſang von heitern Himmelshöh'n,
Der Seele Wohnort, eh' ſie niederſchwebe;
Dich, Byron, kannt' ich einſt in jenen Räumen,
Dein Bild umgab mich wie ein früh'res Träumen,
Und tief es ſtets in meinem Herzen lebt:
Der Seele Seel' und meine ganze Welt —
Mir wollt' ein geiſtig Sein ſich nur entfalten,
Bevölkert von der Muſe Glanzgeſtalten.
Die Welt iſt deiner Herrſchaft heimgeſtellt;
Kein Scepter herrſcht' ſo mächtig je in Reichen,
Der deiner Leier Allgewalt ſich dürft' vergleichen."

Wenn man alle hier angeführten Umſtände in Erwägung zieht, wird es klar, daß dieſe ſtarke Erregung und die ausſchließliche Beſchäftigung des Geiſtes mit einem Gegenſtande auf ein ſo ungemein reizbares Nervenſyſtem nachtheilig wirken und jene Art geiſtiger Verwirrung hervorbringen mußte, die man Monomanie nennt. Das arme kleine Weſen fühlte ſelbſt das Gefährliche ihres Zuſtandes und deutet in nachſtehender Stelle aus einem Briefe an Obriſt Wildman, der eines der beklagenswertheſten Gemälde bevorſtehenden Unglücks darbietet, wie der menſchliche Geiſt es je heraufbeſchwor, darauf hin.

„Ich habe lange," ſchreibt ſie, „zu tief den Verfall meiner Geiſteskräfte gefühlt, welchen ich als das gewiſſe Vorzeichen jenes furchtbaren Unglückes betrachte, dem ich mit ſolchem Schrecken entgegenſehe. Eine ſeltſame Idee hat meinen Geiſt lange verfolgt, — Swift's gräßliches Schickſal werde das meinige ſein, — nicht den gewöhnlichen Wahnſinn fürchte ich ſo ſehr, ſondern etwas Schrecklicheres — gänzliche Verſtandesſchwäche.

„O Herr, denkt Euch, wie unglücklich mich ein ſolcher Gedanke machen muß, da ich keinen Freund auf Erden habe, bei dem ich Schutz ſuchen kann; da ich in einer ſo unglücklichen Lage bin — den unanſtändigen Beleidigungen blos gegeben, welche ein ſolches Schauſpiel ſtets erregt. Ich wage es aber nicht, bei dieſem Gedanken zu verweilen; das Begebniß, das ich ſo ſehr fürchte, auf das ich ſchauernd blicke, würde dadurch nur raſcher herbeigeführt werden. Ich kann jedoch nicht umhin, aus dem gelegentlichen Benehmen der Leute gegen mich, und aus Nach-Betrachtungen über mein Thun zu ſchließen, daß Anzeichen der Krankheit bereits vorhanden ſind."

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

⁂ Die Monomanie des Selbſtmords ſcheint in Frankreich (hauptſächlich in Paris) ſich nicht nur nicht zu vermindern, ſondern ſich im Gegentheil von Tag zu Tag zu ſteigern. Die ſeltſamſten Todesarten paaren ſich mit den allergewöhnlichſten Motiven. Studirt man dieſe Symptome, ſo kommt man auf die Meinung, der ſtaatliche Organismus leide an allgemeiner Erſchlaffung; nur aus einer ſolchen läßt ſich dieſe fürchterliche Apathie neben jener kindiſchen Gereiztheit erklären, welche Symptome dem fantaſtiſchen Selbſtmord in Frankreich in jedem Stande, in jedem Alter, bei beiden Geſchlechtern voranzugehen pflegen. Neulich wirft ſich ein Mann, der 14,000 Francs in Bankſcheinen bei ſich trägt, unter die Räder eines Fuhrwerks im Faubourg St. Denis, und erneuert in Paris die Reminiſcenz an die Fanatiker von Dſchaggernaut. Sein Blut iſt noch nicht verdampft, ſo betäubt deſſen Qualm einen andern Unſeligen in der Rue Baſſe-du-Rempart zu gleicher That; auch bei dem letztern iſt es nicht die Verzweiflung über Geldnoth, die ihn dazu treibt. — Im Quartier St. Martin-des-Champs tödtet ſich die 40jährige Frau des Kunſtſchloſſers Gallino, aus langwierigem Gram über den Tod einer älteren Tochter, durch eine ſtarke Doſis Vitriol-Oel und durch einen Sturz vom Fenſter in den Brunnen, als ſie den nahenden Gatten hört. — Ein Uhrmacher aus der Straße Saint-Antoine erſchießt ſich aus Kleinmuth, weil er ſeine im Mont-de-Piété verpfänderten Uhren nicht einlöſen kann. — Eine ſchöne, reiche Wäſcherin aus der Rue Malar (Gros-Caillou) ſtürzt ſich nach zwei Monaten ihrer zweiten glücklichen Verheirathung mit größter Beſonnenheit und Kaltblütigkeit zum Fenſter des 6ten Stockwerks heraus. — Von Woche zu Woche laſſen ſich Dutzende ſolcher trauriger Fälle aufzählen.

⁂ Ein neu herausgegebener Band des ſchon erwähnten Werkes: „Archives curieux de l'histoire de France," enthält folgende merkwürdige Aufſätze: 1) einen Bericht an Katharina von Medicis über die Schlacht von Dreux, vom älteren Herzog Guiſe; 2) einen Bericht über die Ermordung des jüngeren Guiſe, an Heinrich III.; 3) einen Aufſatz über die Reform der Pariſer Univerſität von dem berühmten, calviniſtiſchen Gelehrten Ramus, der in der Bartholomäusnacht ermordet wurde; 4) eine Lebensbeſchreibung des Calvin von ſeinem Freunde Böze (Beza).

⁂ Pariſer Blätter erwähnen ſpöttiſch, ein Beamter der römiſchen Curie verkaufe in Paris Ablaß und Licenzen.

⁂ Ein Holländer verkaufte kürzlich in London eine Tulpenzwiebel für 640 Pfd. Sterling.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 221. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 18. September.

Des Henkers Zögling.

(Fortſetzung.)

II.

Die Buche warf den wandelbaren Schatten,
Mit Zweig' und Blatt im falben Mondenglanz
Durch ſtille, leichtbereifte Wieſenmatten.

Und wo ſich ſchloß der ſanfte Schattenkranz,
Da blinkt im Mondlicht etwas Wehend-Weißes,
Und floh beim Schritt Elvir's wie Elfentanz.

Nun tönte nah und näher kläglich leiſes
Gewein, und ſchlug zuletzt als lauter Schrei
In's Ohr des lauſchenden, erſtaunten Greiſes. —

Und als er zögernd hinſah, was es ſei,
Erſchaut er, eingehüllt in weiße Linnen,
Ein zartes Kind, das jetzt, der Sorge frei,

Ihn groß anſtarrte; mit erhellten Sinnen
Durch Thränen lächelte; dann eilend rieth,
Den ſchönen Dienſt der Wartung zu beginnen. —

Nicht immer iſt ein liebendes Gemüth
Sich gleich und feſt in ſeiner ſtarken Liebe,
Wie ja die Roſe ſelbſt nicht ewig blüht.

Da weckt ein Lenzhauch die entſchlaf'nen Triebe,
Und hoch erglühend, in verjüngter Kraft,
Blüht Roſ' und Herz in neuer Jugendliebe. —

Dem guten Werk abhold, doch nicht erſchlafft,
Begann Elvir: „Unſel'ges Kind der Schande,
O wärſt du nie entronnen deiner Haft!

Du trittſt aus Nacht neu zu des Grabes Rande,
Und jede Sonne, die im Aufgang ſcheint,
Erhellt für dich nur deiner Feſſel Bande.

Jedwede Thräne, ſo die Menſchheit weint,
Biſt du geboren, dreifach mitzuweinen,
Eh dich der Schnitter deinen Brüdern eint.

Wer iſt dein Vater? — Ach du kenneſt keinen.
Und deine Mutter, die dich ausgeſetzt,
Wer ſonſt, als die Natur, kann ſie dir ſcheinen?

In Allem tief, was heilig iſt, verletzt,
Biſt du die Taube, die von Dach zu Dach
Der Knaben müßige Verfolgung hetzt.

Von Vorwurf trieft das Brod, das man dir brach,
Wenn's Einer ſchön fand, Menſchenpflicht zu üben,
Und zu beſänft'gen deines Hungers Ach.

Dein Auge wird die Fluth der Zähren trüben,
Erbleichen deiner Wangen Roſenlicht,
Und Troſt nur jenſeits für dich ſein, nicht hüben.

Ach jenſeits! — Ward dir dieſſeits Liebe nicht,
Wird matt dein Herz die wunden Flügel ſchlagen,
Um zu erſchau'n der Ew'gen Angeſicht.

Der Glückliche, vom Flug des Aars getragen,
Umfaßt in Lieb' allmächt'ge Himmelsfernen,
Und ſieht in Nächten ew'ge Sonnen tagen.

Wer elend iſt, er wird gelehrig lernen,
Daß über uns, in ſtill magnet'ſchen Kreiſen,
Sich glüh'nde Sonnen dreh'n bei kalten Sternen. —

Hinweg aus deines Schickſals finſtern Kreiſen,
Unſel'ges Kind; dem Mitleid ſchließe ſich
Vor deinem Unſtern das Gefühl des Weiſen.

Ein andrer Vater find' erbebend dich;
Dort rauſchen Schritte; laß dein Klaglied ſchallen;
Dein Vater ſei der Nahende, nicht ich!“ —

Er ſprach's — und wollte zögernd weiter wallen;
Da muß urplötzlich in des Greiſes Bruſt
Ein Sonnenſtrahl der ew'gen Gnade fallen.

Vom Boden nimmt er auf, faſt unbewußt,
Das zarte Kind, verhüllt es in die Linnen,
Und herzt es unter Thränen ſüßer Luſt.

Du ſollſt an mir den Vater reich gewinnen,
Ja einen Vater; keinen hätte dir
So zugetheilt des Denkers tiefſtes Sinnen. —

O der Erziehung Luſt ward nimmer mir! —
Doch meinen Zögling in den Armen halt' ich;
Und meinen Lohn erharr' ich einſt von hier.

Vor ſeinen Augen frühe Nebel ſpalt' ich;
Zum Tag nicht geh' er ſpät durch Irrwahn ein,
Und ſeine Hände zu ihm ſelber falt' ich.

Ihm werde zwiefach-namenloſe Pein
Aus Liebe zugedacht, und dann erkenn' er,
Daß er verdiene, nicht gequält zu ſein.

In Lieb' und Ehrſucht thatenreich entbrenn' er;
Doch bald erſchau' er ſie als ein Phantom,
Und früh beim rechten Namen Alles nenn' er. —

Er wand'le unterm glanzerhelltem Dom
Des Himmels, hoch, in herrlicher Geſtalt,
Und nicht verſink' er in der Weichheit Strom.

Und wenn ſie glüht, die männlichſte Gewalt,
Dann alle ſeine Hoffnungen zernicht' ich,
Und überſend' ihn ſtreng, enttäuſcht und kalt,

Dem Leben, das nur in Enttäuſchung tüchtig;
Dann ſtell' er in ſich ſelber dar den Mann,
Der alle Irrwegpfade wandelt richtig.

Die Kapſel an dem Hals des Kindes kann
Vielleicht dem Plan die ernſte Leitung geben;
Ja ſie beſieg'le dieſen trüben Bann,

Und mit ihr tret' er ahnungsreich ins Leben,
Und bei ihr lieb' er, haſſ' er, was er mag,
Und bei ihr fluch' er ſeinem eig'nen Streben.

Zuletzt gleichgültig ſchwind' ihm Tag um Tag,
Dann ſprech' er, überhoben aller Blendung;
„Ich bin ein Egoiſt von derbem Schlag."
Erkenntniß ſei die Krone der Vollendung.

III.

O Maienluſt voll goldner Himmelsträume,
Glückſel'ge Jugend, Erdenparadies,
Ihr nie umwölkten, ew'gen Himmelsträume!

Wie war zu koſten euer Glück, ſo ſüß,
Eh Chronos mit der Senſe dumpfem Rauſchen
Uns in die bange Endlichkeit verwies.

An deinen Quellen, Jugendland, zu lauſchen,
Nach allen Höhen, frei dem trunk'nen Blick,
Für Wonnen neue Wonnen einzutauſchen,

O unausſprechlich ſchwärmeriſches Glück!
Wer lebeglühend ganz dich mag genießen,
Dem zaubert neu Arkadien ſich zurück.

Bringt, traute Fluthen, die gen Morgen fließen,
Dem Land der Jugend meinen Dichtergruß;
Grüßt meine Blumenauen, meine Wieſen.

Sagt ihnen, daß ich vorwärts wandeln muß,
Doch daß ich's liebe, rückwärts ſtets zu ſchauen,
Und heimzuſenden manchen heißen Kuß.

Sagt ihnen, daß ich hege Blumenauen
In meinem Buſen, daß ich dort mit Fleiß,
Den ſchnell entblühten Lenz ſtreb' aufzubauen.

Sagt ihnen, was mein trauter Zögling weiß,
Daß er durch Thäler irrt voll Maienblüthen,
Und Mentor iſt Elvin der ernſte Greis.

Daß er bei Blumen, die ihn hold umglühten,
Bei Nachtigallen, die der Töne Quell
In ſeine wonnetrunk'ne Seele ſprühten,

Gewiegt ward auf des Lebens Silberwell',
Ein Schooßkind, das in alle Erdenwonnen
Den Strahl des off'nen Auges ſendet hell.

Und iſt dies wunderſame Bild zerronnen,
Und fragt der Frühling forſchend noch dich aus,
So ſag' ihm, daß am kleinen Wieſenbronnen

Carlo, der Zögling, Schiffchen baut und Haus;
Daß manches Segel ſchon vom Strand geflogen,
Und er, zu ſeines ernſten Lehrers Graus,
Mitunter ſei vortrefflich ungezogen.

(Fortſetzung folgt.)

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Von allen Seiten ertönten die Namen der Geſchwiſter, Verſicherungen unverbrüchlicher Treue; Ausdauer, Sieg oder ehrenvoller Tod! erſcholl es aus aller Mund! Ein ſeltſam Ungefähr lenkte eine Kugel dem Könige ſo nahe vorüber, daß ſie an ſeiner Seite einen Krieger niederſchlug, und ſogar das Roß ſeiner Majeſtät ſtreifte. Erſchrocken über den Unfall, ſandte Richelieu ſogleich Chanvallon nach der Veſte ab, um ſich über den Bruch der Unterhandlungen, die einen Waffenſtillſtand einbedingten, bitter zu beſchweren. Karl von Lothringen hatte dieſen Chanvallon häufig ſchon in Paris gebraucht, um dort als Reſident ſeine Angelegenheiten zu ordnen, auch während dieſes Kriegs hatte er die Unterhandlungen mit Richelieu, in Bezug auf den Kardinal, mit großer Geſchicklichkeit geführt, Moni ſelbſt kannte ihn ebenfalls als einen klugen Kopf und dem Hauſe ſeines Fürſten treu ergeben; es war menſchlich natürlich, ihm jetzt auch die klarſte Überſicht der ganzen Lage der unglückſeligen Sache zuzutrauen. Ach, die Geſchwiſter wußten nicht, daß ihn Richelieu dennoch gewonnen — daß ihn die ſchöne Diana mit jeder Kunſt, die ihr ſo tauſendfach zu Gebote ſtand, zu einer irrigen Anſicht verlockt hatte! Chanvallon war nicht falſch, nur befangen; er hatte nur den Standpunkt verloren, von dem aus er früher ſeines Herrn Loos und ſeine Thaten zu betrachten pflegte. Seiner Überredung gelang es, beide Männer und den ſchnell berufnen Kriegsrath zu überzeugen, daß der Schwächere nachgeben müſſe, und hier der Weg der Übereinkunft vorzuziehen ſei. Ganz anders faßte der Prinzeſſin Heldenſeele den Zuſtand auf. Außer ſich vor Schmerz, ſtürzte ſie in den Saal, während Moni das Feuern einzuſtellen verſprach. „Was," rief ſie, „was haben dann alle dieſe Unterwerfungen gefruchtet, zu denen wir uns ſelbſt erniedrigt haben? Weit entfernt, den König zu beſänftigen, haben ſie ſein ſtolzes Herz nur mit dem glühenden Durſt erfüllt, unſer Haus, unſre Macht zu vernichten. Weil die Dinge eben jetzt ihr höchſtes Übermaß erreicht, weil wir auf Tod und Leben ringen, weil gar kein eigentlicher Rückſchritt möglich, und nichts zu gewinnen, alles zu verlieren iſt, darum kann nur ein kräftiger Wiederſtand die Möglichkeit einer Rettung uns gewähren. O, laßt dem unerträglichen Druck unſern Muth, unſre Wachſamkeit uns entgegenſtellen; oder wenn es ſein muß, mindeſtens ehrenvoll ſterben, wie es unſerm Stamme ziemt. Tauſendmal beſſer unter den Trümmern dieſer Mauern fallen, als ehrlos um den entſetzlichen Preis unſeres edleren Selbſt Güter und Freiheit eintauſchen! O Franz, Franz," rief ſie verzweifelnd in die Kniee ſinkend, „Du biſt hier Herr! und biſt's allein; gib das Unverantwortliche nicht zu, und willſt du, wagſt du nicht allein es zu entſcheiden, ſende zu Karl, zieh' ihn wenigſtens erſt zu Rath. Mein Bote ſoll zu ihm durchzudringen noch verſuchen — ja, ich will ſelbſt."

Vergebens! Franz riß verzweifelnd die edle Schweſter an ſeine Bruſt, und in enger Umarmung brachen beide zum erſtenmal in Thränen aus! Ein tiefer Seufzer hallte durch den Saal, er war aus Aller Bruſt gedrungen. Schweigend, niedergeſchlagenen Blicks, harrten die alten Krieger der traurigen Entſcheidung; niemand wagte zu reden, niemand fand in ſeinem Innern Rath, der Kardinal kämpfte ſichtlich, aber auch er verſtummte! Moni allein nahm das Wort, er gab der Fürſtin ſeine Gründe mit männlichem Ernſt und milder Würde an — ihr Gefühl bekämpfte dieſelben, ſiegreich der Überzeugung nach, erfolglos in der Wirklichkeit. Das Feuer ward eingeſtellt, der geheime Bote an den Herzog Karl abgefertigt, und neue Unterhandlungen ſogleich in Gang geſetzt.

Und Claude? Ach! in Claudes jungem Herzen ſah es ſeit der letzten Unterredung mit ihrem Vetter, ſehr anders aus als ſonſt! Er, der Kardinal, ſollte heirathen! Aus Politik, und zu des ganzen Hauſes, ja, ſogar zu ihrem eignen Vortheil! Ihr Beichtvater, den ſie darum befragt, hatte ſie hinſichtlich der letzten, dem Kardinal noch nicht mitgetheilten Weiſen in's Klare gebracht, — daß aber ihres Fürſtenhauſes Glanz durch eine Verbindung mit dem Kardinal Richelieu gewinnen könne, war dem kleinen Köpfchen, ſo ſanft es die freundlichen Augen gegen den Abbé aufſchlug, gar nicht beizubringen.

Viel deutlicher ſprach ſich ihr der Pfalzburg ſtrengere Politik aus, ſie hatte von ihr gelernt, von frühſter Kindheit an, den Kardinal Richelieu zu verabſcheuen, und die bei der kürzlich erſt gelungenen Flucht der Herzogin von Orleans erlittene namenloſe Angſt, hatte dies Gefühl ſo hoch geſteigert, als bei dem ſanften Weſen nur möglich war. Jetzt erreichte die Nachricht vom Vorgefallnen auch ſie, und ohne weitere Überlegung eilte ſie in das in den Verſammlungs-Saal ſtoßende Gemach, in der Hoffnung, daſelbſt etwas von den Verhandlungen zu vernehmen. Thränen und der Prinzeſſin leidenſchaftlich bewegte Stimme waren allein hörbar, das Conſeil ſchien aufgehoben, — unſichern Schritts und in faſt noch unſicherer Stimmung öffnete Claude leiſe die Thüre zum Saal, in welchem ſie die Geſchwiſter, beide in Schmerz aufgelöſt, und faſt allein neben einander ſtehend fand — in demſelben Augenblicke wurde die Thüre ihnen gegenüber aufgeriſſen, und ernſt und kalt trat die Herzogin ein. Sie allein theilte nicht die Stimmung ihrer Familie, die das gemeinſchaftliche Unglück ihres Hauſes eben jetzt um ſo enger an einander band, während die bedauernswerthe Fürſtin Nicola das ewig gleiche Elend einer liebe- und freudenloſen Ehe immer einſam trug, und um ſo einſamer in dieſem Augenblicke, da der ſchwärzeſte Argwohn ihr Herz zerriß, und ihr ganzes Selbſt zu einer einzigen Wunde umſchuf. (Fortſ. folgt.)

Die kleine weiſse Dame.

(Fortſetzung.)

Fünf Monate vergingen, aber die von ihr geſchriebenen und die von Obriſt Wildman beſorgten Briefe nach Amerika in Bezug auf ihres Bruders Angelegenheiten blieben unbeantwortet; die Nachforſchungen, welche der Obriſt angeſtellt hatte, waren bis jetzt gleichfalls vergeblich. Eine düſtere Melancholie und Troſtloſigkeit bemächtigte ſich ihrer. Sie begann, davon zu reden, ſie wolle Newſtead verlaſſen und nach London gehen, in der vagen Hoffnung, ſich Hülfe oder Erſatz zu verſchaffen, indem ſie durch Gerichte ſich über das Teſtament ihres verſtorbenen Bruders vergewiſſerte und deſſen Herausgabe erzwänge. Wochen vergingen jedoch, bevor ſie ſo viel Entſchloſſenheit ſammeln konnte, um ſich dem Schauplatze poetiſcher Bezauberung zu entreißen. Folgende einfache Strophen, die unter vielen in jener Zeit geſchriebenen ausgewählt ſind, drücken in anſpruchsloſer Form die Schwermuth aus, die an ihrem Herzen nagte:

„Leb, Newſtead, wohl! deine grauen Thürm' und Zinnen
Begegnen der Pilgerin Blicken nicht mehr.
Sie wallt nicht mehr in deinen Gängen und Lauben,
Irrt nicht ferner in deinen Gallerien umher.

O, wie euch laſſen, ihr Hügel und Thäler,
Wo ich traurig, doch nicht freudlos, weilte oft;
Ich geh' allein — ach, in dieſen holden Fluren
Hat die Pilgerin zu ruh'n gehofft, umſonſt gehofft.

Die Ruh' iſt noch fern — im dunkeln Thal des Todes
Find' ich, die arme Verlaſſ'ne, ſie allein —
Doch keine Klage, beraubte mich gleich das Schickſal
Jedes Troſt's ſchon in des Lebens Morgenſchein.

Muß nicht von Kindheit auf jeder Menſch wandern
Durch die öden Wüſten der Welt, des Unglücks Raub;
Und wirft der Sturm ihm ein Freudeblümchen in den Pfad,
Wird's zertreten und die Blätter welken im Staub."

Endlich beſtimmte ſie den Tag ihrer Abreiſe. An dem Tage vorher ſtattete ſie der Abtei ihren Abſchiedsbeſuch ab, wanderte das ganze Gebäude und den Garten entlang, weilte und zögerte überall, wo eine Erinnerung an Lord Byron zu finden war, und ſaß lange am Fuße des Monumentes, welches ſie „ihren Altar" zu nennen pflegte. Zuletzt ſuchte ſie Mrs. Wildman auf und gab ein verſiegeltes Päckchen in ihre Hände, mit der ernſten Bitte, es nicht zu öffnen, bis ſie die Gegend verlaſſen hätte. Darauf nahm ſie gerührt Abſchied von ihr und ſagte unter vielen bittern Thränen der Abtei Lebewohl.

Als Mrs. Wildman am Abend auf ihrem Zimmer war, konnte ſie ſich nicht enthalten, das Vermächtniß des ſeltnen

Geſchöpfes näher zu beſchauen. Sie öffnete das Päckchen und fand eine Anzahl flüchtiger Gedichte in einer ſehr zarten und kleinen Handſchrift und offenbar die Früchte ihrer Träumereien und Gedanken während ihrer einſamen Wanderungen; aus dieſen Blättern ſind die vorſtehenden Auszüge genommen. Sie waren von einem langen Briefe begleitet, welcher mit dem Pathos und der Beredſamkeit ächten Gefühls geſchrieben iſt und ihre eigenthümliche Lage und den ſeltſamen Zuſtand ihres Geiſtes in düſtern, aber kräftigen Farben malt.

„Als ich das letzte Mal,“ ſagt ſie, „das Vergnügen hatte, Euch in dem Garten zu ſehen, fragtet Ihr mich, warum ich Newſtead verließe; als ich Euch ſagte, die Umſtände zwingen mich dazu, hätte mich der Ausdruck des Schmerzes, den ich in Euerm Blicke und Euern Mienen zu bemerken glaubte, ermuthigt, mich deutlicher zu erklären, wäre ich nur fähig geweſen, mich mündlich auszudrücken.“

Sie fährt nun fort, ihre Geldverhältniſſe im Einzelnen genau darzulegen, woraus hervorgeht, daß ihr ganzes jährliches Einkommen aus dreizehn Pfund beſtand, welche ſie von ihrem Verwandten erhielt, den ein Gefühl des Stolzes dazu bewog, damit ſeine Baſe der Pfarrei nicht zur Laſt fallen ſollte. Zwei Jahre hindurch war dieſe Gabe aus andern Quellen auf dreiundzwanzig Pfund geſtiegen, das letzte Jahr aber wieder auf den frühern Betrag zurückgekommen und wurde ſo mürriſch verabreicht, daß ſie der Verabfolgung derſelben von einem Vierteljahr zum andern nicht gewiß war. Mehr als ein Mal war ſie wegen unbedeutender Vorwände zurückgehalten worden und ſie ſchwebte in ſteter Furcht, ſie möchte ihr gänzlich entzogen werden.

„Nur ſehr ungern,“ bemerkte ſie, „habe ich meine unglückliche Lage ſo weit auseinandergeſetzt; aber ich habe geglaubt, ihr erwartet etwas mehr von mir zu erfahren, und mußte fürchten, Obriſt Wildman möchte, durch den Schein getäuſcht, glauben, ich ſei in nicht unmittelbarem Mangel und eine Verzögerung von wenigen Wochen oder Monaten in Bezug auf die Nachforſchungen ſei nicht von weſentlichem Belange. Es iſt, wenn das Geſchäft Erfolg haben ſoll, durchaus nothwendig, daß Obriſt Wildman den genauen Zuſtand meiner Verhältniſſe ohne Rückhalt kenne, damit er im Stande iſt, ſie denen richtig zu ſchildern, welche er für meine Sache intereſſiren will, und die, wie ich annehme, entweder ſelbſt Amerikaner ſind, oder Verbindungen dort haben, durch welche meine Freunde von der Wirklichkeit meines Unglücks überzeugt werden können, wenn ſie, wie ich Grund habe zu glauben, daran zweifeln wollen; mich jedoch noch beſtimmter auszuſprechen, iſt unmöglich: es würde zu demüthigend ſein, die Verlegenheiten genauer zu bezeichnen, in welche ich unglücklicherweiſe verwickelt bin, — meine gänzliche Armuth auseinander zu ſetzen. Alles zu entdecken, würde auch einer Bitte zu ähnlich ſehen; ich hoffe aber, des Zartgefühls und natürlichen Stolzes nicht ſo bar zu ſein, um den Gedanken daran zu ertragen. Vergebt mir, edle Frau, daß ich da beunruhige, wo ich kein Recht dazu habe, — ich bin genöthigt, mich der Menſchlichkeit des Obriſten Wildman zu verſichern, und ſeine ernſthaften Bemühungen zu meinen Gunſten anzuſprechen, denn dies iſt meine einzige Zuflucht. Ihr werdet mich nicht zu ſehr verachten, daß ich der gebieteriſchen Nothwendigkeit mich ſo unterwerfe, — es iſt nicht die Liebe zum Leben, — glaubt mir, weder dies noch Beſorgniß für deſſen Erhaltung. Ich kann nicht ſagen: „es gibt Dinge, welche mir die Welt lieb machen;“ denn es gibt keinen Gegenſtand in der Welt, der mir den Wunſch einflößen könnte, hier zu weilen, wenn ich in dem Grabe jene Ruhe, jenen Frieden finden könnte, welche ich auf Erden nie gefunden habe und welche, wie ich fürchte, mir dort verſagt ſein werden.“

Ein anderer Theil ihres Briefes entwickelt vollſtändiger den düſtern Kleinmuth, auf welchen der Schluß des obigen Auszuges hindeutet, und zeigt ein bejammernswerthes Beiſpiel von einem kranken Geiſte, der unter Leiden und Kummer vergeblich den ſüßen Troſt religiöſen Glaubens ſuchte.

„Daß mein Leben,“ ſagt ſie, „über die Zeit, welche ich für das mir beſtimmte Ziel anſah, verlängert worden iſt, ſetzt mich ſelbſt in Erſtaunen. Oft, wenn meine Lage ſo verzweifelt, ſo hoffnungslos, oder noch hoffnungsloſer, wenn möglich, als jetzt war, rettete mich ein unerwartetes Dazwiſchentreten der Vorſehung vor einem Schickſal, das unvermeidlich ſchien. Ich deute nicht vorzugsweiſe auf neuere Verhältniſſe oder ſpätere Jahre hin, denn von frühester Jugend auf war ich das Kind der Vorſehung; warum ſollt' ich ihrer Sorgfalt jetzt mißtrauen? Ich mißtraue nicht, aber ich vertraue auch nicht. Ich fühle mich hinſichtlich der Zukunft vollkommen unbeſorgt, unbetheiligt und gleichgültig; aber dies iſt kein Vertrauen in die Vorſehung — nicht das Vertrauen, welches allein ihren Schutz in Anſpruch nimmt. Ich weiß, dies iſt eine tadelswerthe Gleichgültigkeit; es iſt mehr, denn es erſtreckt ſich über die ſchrankenloſe Zukunft. Es wendet ſich faſt mit Abſcheu von den glühenden Ausſichten, welche die Religion zum Troſte und zur Unterſtützung des Unglücklichen darbietet und zu denen ich früher, von einer beinahe angebeteten Mutter mit Hoffnung und Wonne empor zu blicken gelehrt ward; mir können ſie aber jetzt keinen Troſt geben. Nicht als wenn ich an den geſunden Wahrheiten zweifelte, welche die Religion einprägt! Ich kann nicht zweifeln, — obgleich ich geſtehen muß, daß ich es manchmal verſucht habe, weil ich jene Unſterblichkeit nicht mehr wünſche, deren ſie uns vergewiſſert. Mein einziger Wunſch iſt jetzt Ruhe und Frieden — endloſe Ruhe — Ruhe, doch nicht das Gefühl, daß es Ruhe ſei; aber ich kann mich nicht mit der Hoffnung täuſchen, daß eine ſolche Ruhe mein Loos werde. Ich fühle eine innere Überzeugung, ſtärker, als alle Beweiſe, welche Vernunft oder Religion geben können, daß ich etwas Unvergängliches in mir habe, das nicht von der „Scholle des Thales“ ſtammt. Mit dieſer Überzeugung, aber ohne eine Hoffnung, welche die Ausſicht auf eine grauſe Zukunft erheitert,

„Kann ich jenſeits des Grabes nicht ſchaun,
Noch kann ich vorher Frieden hoffen.“

(Schluß folgt.)

Buntes.

⁂ Kürzlich ſtarb der bekannte Mathematiker Monge, dem Frankreich das Decimalſyſtem verdankt. Auf Befehl des Konventes war er der Urheber jener Berechnung der Maaße und Gewichte, und ordnete auch ſpäter unter Napoleon, als Direktor der Münze, die Verhältniſſe des neuern franzöſiſchen Geldes.

⁂ An der Vendome-Säule iſt der untere Theil des Piedeſtals mit polirtem Granit jetzt neu bekleidet.

⁂ Bei Paulin iſt ſchon eine Ueberſetzung des Werkes von Toreno über die neueſte ſpaniſche Geſchichte erſchienen. Sie führt den Titel: „Histoire du soulèvement, de la guerre, et des révolutions de l'Espagne, par le comte de Toreno.“

⁂ Während London an Bevölkerung im Allgemeinen zunimmt, vermindert ſich dagegen in demſelben Verhältniſſe die Einwohnerzahl der City; denn in dieſem Mittelpunkte des Welthandels nehmen Waarenlager und Wechſelcomtoirs ſtets einen größeren Raum ein und verdrängen die Menſchen. In einem halben Jahrhundert iſt die Einwohnerzahl von 110,000 bis auf 55,000 verſunken.

Auflöſung des Räthſels in No. 217: Das Herz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 222. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt Nro 37.

Samſtag, 19. September.

Lewald und Auffenberg. *)

Man ſoll nicht geradezu behaupten, daß aus den Abſchnitzeln des Poeten gleich ein Genremaler erſchaffen werden könne, obgleich dieſe Hypotheſe dem Anſchein nach viel für ſich hat. Der Fürſt Pückler Muskau gab den Beweis an die Hand, daß die Genremalerei nur dann ihre Vollendung erlange, wenn der Künſtler einen poetiſchen Keim beſitzt, und nebſtbei auch den ganzen Umfang von jenen Eigenſchaften, welche ſchon dem bloßen Dilettanten den Ruf der Liebenswürdigkeit verſchaffen. Ein Genremaler muß, wenn ſeine Schöpfungen auf inneren Werth Anſpruch machen wollen, wenn er ſich vorſetzt, etwas andres als bloße Copieen durch den Storchenſchnabel zu liefern, wenn er die Natur als künſtleriſchen Vorwurf ſoll auffaſſen können, jene bewundernswerthe Geiſteskraft beſitzen, durch welche es Spindler'n gelungen iſt, den erſten Rang unter den deutſchen Novelliſten zu gewinnen, nämlich das Vermögen, alle plaſtiſchen Eindrücke der Äußerlichkeit, wie alle muſikaliſchen der Innerlichkeit nicht blos durch einen einzigen Blick einzufangen, ſondern ſie in demſelben Akt auch zugleich ſchon in poetiſch unvergängliche umzuwandeln; — laßt Spindler eine ſeltſam beleuchtete alte Burg, eine grauſig-öde Hochfläche, eine wunderliche Gebirgsformation, eine fremdartige Phyſiognomie oder Tracht ein einzigesmal ſehen, ein nettes Volkslied, einen charakteriſtiſchen Volkswitz ein einzigmal hören, die Eindrücke davon, die bei Andern von neueren Eindrücken leicht verwiſcht werden, haften in Spindler feſt und ſtehen in ſcharfen Conturen für immer unverrückt in ihm, ſie reihen ſich wie von ſelbſt an andre in ihm bereits vorhandene homogene, daß man in der That behaupten kann, dieſer Inſtinkt der Poeſie mache ihm die ganze Außenwelt poetiſch zündbar. Ich weiß nicht, ob Spindler die Reminiscenzen ſeiner großen Reiſe, welche er kürzlich vollendete, als Würze für neue Romane verwenden oder ſie als ſelbſtſtändige Genrebilder aneinander reihen will; das aber iſt gewiß, daß im letzteren Fall ein Werk von ihm zu erwarten wäre, wie wir in Deutſchland noch keines beſitzen.

Es iſt auffallend, wie ſehr die Zahl der Genrebilder ſowohl, als der Geſchmack daran in der jüngſten Zeit ſich ſteigerte. Keine Frage, daß es eine bequemere Art iſt, Geld zu erwerben (man verzeihe, daß das Ding hier beim rechten Namen genannt wird), daß mit größerer Sicherheit auf Erfolg gerechnet werden kann, als bei künſtleriſch-künſtlichen Gebäuden, woran den Beſchauer jede Lücke, jeder öde Raum ſtört, jedes Mißverhältniß verletzt; — das Publikum will Neues, (vom Volke im edlen Sinne des Wortes iſt ohnehin nur mehr bei wenigen Schriftſtellern die Rede), es iſt zufrieden, wenn es gleichſam in ſeine eigenen Stuben und Kammern hineinblicken darf, ſei es durch ein gewöhnliches Glasfenſter oder durch ein buntes. Es verlangt vom Genremaler nichts weiter, als die phlegmatiſche Beſonnenheit des gereiften Lebemannes, geſunden Verſtand, und einige Arabesken der Phantaſie als Beilage aufs Gemüſe!

Sind dies alle Anforderungen, welche auch die Kritik an den Genremaler ſtellen muß, ſo darf Lewald auf einen hohen Rang in unſerer Literatur Anſpruch machen, denn er beſitzt Klugheit, Abgeſchliffenheit, Savoir-faire, Ruhe und Localkenntniſſe, er tritt nicht eben blöde auf, er weiß, daß ihm der Rücken gedeckt iſt, und gibt ſich ebenſo getroſt

---

*) (Vergleiche Lewald's Tyrol 2 Bde. München, literariſch-artiſtiſche Anſtalt, und Auffenberg's humoriſtiſche Pilgerfahrt. 2 Theile, Leipzig und Stuttgart, Scheible, 1835.)

ſeinem bürgerlichen Comfort hin, wie der Fürſt Pückler ſeinem adligen. So zeigte er ſich in ſeinem Panorama von München, als ruhiger, leidenſchaftlicher, ganz objectiver Beobachter.

Doch iſt es ein Anderes: München und Tyrol! Ein Talent, welches für München ausreicht, für jene behagliche Atmosphäre der Kunſt, worin man ſtets gewiſſermaßen geiſtig gekitzelt und angeſpornt wird, für jene ſtets vermittelten Contraſte von Elend und Luxus, von Dummheit und Bildung, von Bier und Nektar, von Riegelhäubchen und Grazien, — ein ſolches Talent kann von der erhabenen Poeſie der Alpenwelt erdrückt werden, ſeine Urtheile können vor dem Donner der Lawinen wohl überhört werden, ſeine ganze kleine Lebensſchule kann zermalmt, aus den Fugen gequetſcht werden von einem einzigen Seufzer, einem einzigen noch unentwickelten Gedanken eines Kernvolkes. Und ſo verhält ſich denn auch in der That Lewald zu Tyrol. Wir begleiten ihn gerne in das Land, wo die Natur ſelbſt Tragödien ſchreibt, wir vertrauen uns ſeinem Schicklichkeitsgefühl an, daß uns auf honette Art im Gleiſe des nil admirari durch alle Schluchten und Bergpäſſe durchhelfen wird. Aber was nützt uns der Cicerone, wenn das Auge des verſteinerten Giganten ſelbſt zu uns ſpricht? Lewald hat alle Gaben, Stillleben zu zeichnen und zu coloriren; aber alle dieſe Gaben, ſo ſchätzenswerth ſie ſind, erſetzen den Mangel innerer Kraft und Poeſie nicht, womit der Begriff Tyrol angepackt und feſtgehalten ſein will. Nur, was ſich in faßlicher Naivetät von den Gletſchern zu ihm niederläßt, wird unter ſeinem Pinſel auch maleriſch ſchön, wie z. B. die Bauernkomödien, der Aktuar auf dem Balle, die ſüdliche Landſchaft u. a. m.; da iſt alles niedlich und ſauber ausgemalt, Scenerie und Staffage, Koſtüme und Phyſiognomien, Tiſche, Stühle, Kuchengeſchirre; da iſt alles lebendig unter der duftigen Laſur, man amüſirt ſich und gibt ſich zufrieden.

Anders iſt's, wo Lewald mit der Poeſie zuſammentrifft, ſei es auf dem Sand in Paſſeyer, oder vor den goldnen Dächel, oder beim Wolkenſteiner: Lewald beſitzt die geiſtigen Fühlhörner nicht, die eine Seele aus dem Geſtein herauslocken, nicht jene Unſchuld des Gemüthes, vor welcher, wie vor der weißen Zauberblume, alle Thore ſich aufthun, alle Schätze emporſteigen; er kann den Geiſt nicht bannen, denn der Geiſt kümmert ſich den Teufel darum, ob man ihn beſchwört, wenn man ihm nicht — ebenbürtig iſt.

Kann man nun Lewald's Buch über Tyrol auch kein allſeitig vollendetes nennen, wie ſein Panorama von München (ein Buch, welches ſeine Bezeichnung: Panorama, wahrhaft erfüllt), ſo iſt doch auch wieder nicht abzuſtreiten, — wenn nämlich Verfaſſer und Kritik ſich einige Stufen tiefer herabbemühen (und der erſtere weiſ't in ſeiner Vorrede auch ſelbſt auf einen niederen Standpunkt hin), — daß mindeſtens der Zweck erfüllt ſei, dem Reiſenden einen brauchbaren Führer beizugeſellen. Nicht minder wird man gerne eingeſtehn, daß Lewald gewiſſenhaft zu Werke gegangen iſt, und an ſeiner Darſtellung ſauber und behaglich gemeißelt und geglättet hat. Endlich erſcheint es bei Lewald's Gaben, wie ſie nun einmal ſind, gerade wünſchenswerth, daß er ſeine Subjektivität der Natur gegenüber lieber aufgegeben und lieber aus einer glücklich behaupteten Paſſivität heraus das Verhältniß des Leſers zu dem Objekte ſelbſt eingeleitet hat.

Von dieſer Objektivität aus gibt es einen gewaltigen Sprung auf ein anderes Terrain, welches in ſeiner Art nicht minder eigenthümlich iſt, und worauf man der entſchiedenſten Subjektivität des Verfaſſers begegnet. Ich meine Auffenberg's humoriſtiſche Pilgerſchaft nach Italien und Spanien. Gerade ſo viel Ruhe in Lewald, ſo viel Lebendigkeit, ſo viel Haſt iſt in Auffenberg anzutreffen, einer originellen bizarren Natur, welche in Spanien längſt eingebürgert war, bevor ſie es mit leiblichen Augen ſah. Man möchte verſucht ſein, eine Zauberkraft des alten Sagenlandes anzunehmen, welche dem Herrn von Auffenberg bei ſeinen vielen ſpaniſchen Dramen ſo lange keine Ruhe ließ, bis er vor die Thore von Valencia gerathen war, wo ihn die Picadores der Caballeros entzaubern ſollten, aber es doch nicht vermochten. So befindet ſich denn Auffenberg in Spanien endlich auf jenem Boden, für welchen er geboren iſt, den bisher noch Niemand ſo recht mit allen Sehnerven der Leidenſchaft unterſuchte. Auffenberg liebt Spanien wie eine reizende glutäugige Schönheit, deren Launen, deren kleine Ungezogenheiten ſogar, ihn nur noch enger und inniger an ſie feſſeln. So konnte es denn nicht fehlen, daß, nachdem ihm jedes Muttermaal an ihr theuer und kuſig geworden, ſeine Reiſe ein Werk von größerem Werth wurde, als alle ſpaniſchen Tragödien, die er bisher geſchrieben. Jede Liebe iſt poetiſch, ſelbſt wenn ſie bis zur Monomanie geſteigert iſt, zumal hier, wo ſie an einem ſo unruhigen, in ſteter Ebbe und Fluth begriffenen Naturell aufgeſchoſſen iſt, welches ohne alle Verſtellung, ohne alle Künſtelei drin und dran, preisgegeben wird. Eine ſolche Individualität konnte nicht ohne empfindliche Reibungen abkommen, und ſo mußte denn ein lebendiger Humor zum Vorſchein treten, der ſchon durch dieſelbe innere Zweiheit motivirt iſt, welche auch das Mißlingen von Auffenberg's dramatiſchen Gedichten motivirte und ſich an ihnen bisher als Kampf des Wollens und Könnens herausſtellte.

Au delà du Rhin.

Erſter Artikel. — (Schluß.)

Es gefällt ihm nicht, daß die Diplomatie Baiern an Griechenland überwies; die Rolle dieſes napoleoniſchen Königreiches, ſagt er, war und wird ſein, in offner Feindſchaft mit Öſtreich zu leben und nach und nach der Mittelpunkt des konſtitutionellen ſüdlichen Deutſchlands, der Freund und Nachbar Frankreichs zu werden. Wir leſen dabei über König Ludwig, daß er immer den Ruhm geliebt, und einmal gegen hübſche Frauen geäußert habe, er ſei beklagenswerth, weil er in den Reihen der Franzoſen wider Deutſche fechten müſſe.

Ich wundre mich, daß Lerminier nicht, wie ſein Vorgänger im Deutſchthümeln, Geſchmack an Wien gefunden hat. Die Stadt der deutſchen Cäſaren iſt doch ſehr kurzweilig. Der Ausdruck: „*le peuple viennois s'estime heureux!*“ hat mir gefallen; der Überreſt ſagt nicht viel und nichts Neues. Wir haben lange gewußt, daß man ſich an der Donau glücklich fühlen könne, wenn man nicht an der Seine war, und dies Wiſſen iſt grade die Urſache, warum in Wien blos Hofleute Päſſe nach Paris erhalten. Die Meinung des Verfaſſers, daß Wien keine Seele, keinen moraliſchen Charakter habe, gleichwie Berlin, London und Paris, iſt grundlos.

Marc Girardin hat Wien auf Koſten Berlins, Lerminier Berlin auf Koſten Wiens gehoben. Die Preußen haben noch nicht aufgehört, die Franzoſen zu verblüffen; dieſe glauben, es ſtecke noch das größte Ende ihrer Klugheit verborgen und an einem frühen Morgen erwache ein großer Löwe an der Spree, um ein neues Zeitalter zu eröffnen. Unſer Profeſſor iſt außer ſich vor dem Brandenburgerthore, und er ſchreitet im Siegesſturmſchritt mit den Soldaten, die von Charlottenburg kommen, dem Schloſſe zu, um Voltaire und dem König von Sansſouci eine Rede zu halten.

„In Berlin," ruft er, „gibt es keine Natur, wenig Kunſt, blos Männer und Ideen, eine Armee und eine Univerſität, Krieg und Wiſſenſchaft." Darauf folgt; „der Wille hat Preußen in's Leben gerufen, der Verſtand und das Eiſen vertheidigten und erhielten es, dergeſtalt, daß Friedrich II. aus ſeinem Grabe zu Potsdam aufſtehn könnte, ohne eine Änderung im Lande zu bemerken." O, wie wenig hat der Mann das alte Preußen gekannt, und wie ſchlecht kennt er das neue, wenn er ſo urtheilt und alte Disciplin und neue Intelligenz ſo gröblich mit einander pari ſtellt. Ein Einziges iſt vom alten Preußen in dem jetzigen geblieben: dies iſt die Methode zu konſerviren. Die Intelligenz iſt ganz anders, und komplett im Kampfe mit der Macht der Waffen.

Über die Deviſe der preußiſchen Monarchie ſagt Lerminier. „Sie lautet: „„Suum cuique,"" aber das Land entſtand durch eine Reihe von Uſurpationen, oder durch Krieg und Eroberung. Die Ritter des deutſchen Ordens trugen ſeine Beſitzungen im dreizehnten Jahrhundert in der Degenſcheide, worauf es von Tag zu Tag wie eine Lavine ſich vergrößerte, indem es ſich anhing und die Nachbarländer mit fortriß." Lerminier iſt übrigens ſehr freigebig; er läßt dieſe Anhänglichkeit mit der Eroberung Sachſens, Braunſchweigs und Hannovers ſchließen, um die Monarchie zu runden. Nebenbei eignet er ſich dafür wieder die deutſchen Rheinprovinzen des linken Ufers zu, die er „un plus digne" zuſchlägt. *)

Das Kapitel des „Aspect Général" ſchließt mit einer Captatio benevolentiae anbetrachts Öſtreichs, Preußens, Baierns und Sachſens; denn er dachte wohl, er könne dieſes alte Kaiſerhaus nicht ausſchließen. „Ihr müßt euch einigen," ſagt er, „Germanen, und ihr könnt dies nur monarchiſch unter einem von den beſtehenden Königshäuſern. Ihr habt die Wahl unter Preußen, das eine eherne Macht bietet, unter Öſtreich, das reich an Traditionen iſt, unter Sachſen, das die Reform des Glaubens predigt, und unter Baiern, welches eine faſt italiſche Poeſie des Katholicismus lehrt. Sprecht, was ihr werden wollt." Unter der Hand gibt er uns den Rath, preußiſch zu werden, und das konſtitutionelle Prinzip aufzugeben, das für Deutſchland nicht tauge.

Das Kapitel „Napoléon et l'Allemagne" übergehe ich, und weile dafür einen Augenblick bei dem folgenden: „l'Allemagne et la liberté," ſo kitzlich auch der Stoff iſt. Unſer Autor preiſt uns glücklich in der Beharrlichkeit, und nennt ſie philoſophiſch. „L'Allemagne aura un jour beaucoup de liberté, parce qu'elle avait beaucoup de philosophie." Ich bin deſſen ſehr froh, da ich daraus erſehe, daß die Weisheit doch zu etwas nütz iſt. Die Freiheit iſt in meinen Augen jetzt ſehr wenig und wird alle Tage weniger. In einer andern Theſis heißt es: „die Sitten waren der Grund der deutſchen Freiheit und der Chriſtianismus die Seele derſelben." Ach! der Chriſtianismus iſt ſeit achtzehnhundert Jahren der Grund und die Seele von allem Möglichen geweſen. Lerminier ſpricht auch von der Konföderation, von dem deutſchen, von dem Amphyktionen Bund, allein ohne ſelbſt eine klare Anſicht von den wohlthätigen Einrichtungen eines ſolchen zu haben. Gewiß wäre es eine deutſche Konföderation, aber eine Konföderation comme il faut, was Deutſchland noththut.

„Si l'Allemagne veut la liberté, elle veut aussi l'unité." Ich ſchließe mit dieſen Worten des Verfaſſers, die gleichfalls den erſten Theil enden, dem unſre Konſtitutionen und Bundesakte angehängt ſind.

Zweiter Artikel.

Lerminier's Werk über Deutſchland zerfällt in zwei ſtreng geſonderte Abſchnitte. Der erſte Theil iſt politiſch, der zweite kritiſch-wiſſenſchaftlich. Ich glaube, er war nicht glücklicher mit dem Letztern, als mit dem Erſtern, beſonders in dem Kapitel, das von der ſchönen Literatur, vom Talentſchriftſtellerthum handelt. Da dies kein Schulſtudium iſt, ſo hat der Profeſſor es ganz vernachläßigt, und ſich einzig mit den Univerſitäten, der Geſchichte, der Philoſophie, der Philologie und der Religion beſchäftigt. Dies heißt ſich die Arbeit ſehr leicht machen, und Alles das übergehen, was wir ſeit alten Zeiten gewohnt ſind, das klaſſiſche Schöne zu nennen.

Die Klaſſiker kann man nicht beurtheilen, ohne ſie geleſen zu haben, wohl aber die Philoſophen, deren Denk- und Handlungsweiſe reſumirt und oft auf ein Paar Sätze reducirt werden kann, wohl aber die Hiſtoriker und Philologen und Mathematiker, deren Eigenthümlichkeiten man aus einzelnen Werken in Fragmenten ſchon würdigen, wenn auch nicht ganz erkennen lernt. Die Franzoſen haben es in dieſer Erkenntniß und in der Dreiſtigkeit, ganze Gebiete des Wiſſens nach der Muſterkarte der gelehrten Journale zu tariren, am weiteſten gebracht.

Lerminier iſt eben ſo ſchnell mit den deutſchen Geſchichtſchreibern fertig, als mit den deutſchen politiſchen Inſtitutionen. Um die Sache kurz zu machen, ſagt er, wir hätten gar keine Geſchichtſchreiber, ſondern blos Philoſophen und hiſtoriſche Materialienſammler. Es iſt ſchade, daß ihm dieſer Einfall erſt dann kömmt, wenn er die deutſchen Profeſſoren und Gelehrten der Reihe nach gelobt hat; denn nun ſieht man, wie ich anfangs ſagte, daß er blos mit einem Buch über Deutſchland imponiren wollte, und den Leuten ſchmeichelte, bei denen er zu Mittag aß oder eine hübſche Frau antraf. Wie? ein Profeſſor des Collége de France will uns ſagen, Johann von Müller ſei geſcheitert, Schiller's Verſuch des dreißigjährigen Kriegs ein Beweis ſeiner hiſtoriſchen Unfähigkeit, und Herder, Herder habe unglückliche, unbrauchbare Ideen gehabt?

Der Unſinn in dem Kapitel über Geſchichte wächſt von Seite zu Seite. Nachdem der ruhmredige Verfaſſer, deſſen Pedanterie ſogar im Lobe ſichtbar, Fichte als einen Feind der Geſchichte dargeſtellt, Niebuhr vergeſſen, Heeren ignorirt, Luden überſehen, Rotteck mit Stillſchweigen und ſo weiter übergangen hat, ſchließt er mit der Exklamation: „Pourquoi Goethe n'a-t-il pas écrit l'histoire? il était né pour elle." Er meint, Göthe habe eine große Stirne, einen mächtigen Kopf, ein ſanftes reines Auge und eine majeſtätiſche Attitüde beſeſſen; er ſei ein geborner großer Hiſtoriker geweſen. Es iſt Schade, daß der Dichter dies nicht zeitig genug erfahren hat; er hätte, gemäß Lerminier's Begriffen, beſſer für ſeine Unſterblichkeit geſorgt und keinen Fauſt und keine Gedichte und keine Dramen und Romane geſchrieben. Mit dieſen kann man nicht unſterblich werden.

Wenn man dergleichen lieſt und auch ein wenig in franzöſiſchen Geſchichtwerken blätterte, ſo muß man wohl fragen: Warum iſt denn die Nation ſtolz auf ihre Hiſtori-

---

*) Gott bewahre uns Deutſche vor dem, was der Franzoſe damit meint. d. Red.

ker? Ich habe bis jetzt nur einen Vorzug in ihnen gefunden, und dieſen verlieh ihnen die Sprache und der leichte geſellſchaftliche Takt. Er beſteht in der Behandlungsweiſe eines Themas. Wir Deutſche wollen zu ſehr erſchöpfen, und die Franzoſen zu ſehr obenabſchöpfen, mit einem praktiſchen Ausdruck: die Augen von der Suppe eſſen. Beides iſt ein Fehler, und man ſollte ihn abzuſchaffen, anſtatt zu vertheidigen ſuchen. Inzwiſchen wollen wir nicht in Abrede ſtellen, daß Frankreich brauchbarere National-Hiſtoriker, Geſchichtſchreiber über Frankreich, als Deutſchland deren über Deutſchland hat. Die Aufgabe wurde ihnen unendlich leichter, — gar leicht, ſollte ich meinen!

Ich komme auf die erſten Kapitel des zweiten Theils zurück, die von Philoſophie und Univerſitätsweſen handeln. Die Gegenſtände waren dem Franzoſen neuer, fremder, deßhalb ſchenkte er ihnen die meiſte Aufmerkſamkeit, deßhalb geriethen ſie am beſten. Zuvörderſt hält er's mit Savigny, und tadelt jeglichen Eingriff in die alten Einrichtungen. Ein neutraler Dritter, ein guter Kopf von Außen, der nur einen Blick in Deutſchland thut, muß dieſelbe Meinung haben. Der Verfaſſer durchläuft mit Umſicht die vorzüglichſten Univerſitäten: Berlin, München, Göttingen, Heidelberg und Bonn; er macht eine kurze Bekanntſchaft der berühmteſten Profeſſoren, und gibt eine kleine Kritik ihres Lebens und Wirkens, die oft unpartheiiſch iſt. Seine Hauptleute ſind Hegel, deſſen Spuren er freilich nur mehr in Gans antraf; Schelling, der ihm ein Gott, jeder Zoll ein König der Philoſophen iſt; dann Schleiermacher, Böckh, Hugo, Walther, Grimm. Überhaupt ſchätzt er die am meiſten, die er am nächſten ſah, und lernte die gar nicht ſchätzen, die nicht zur Ehre ſeiner Bekanntſchaft gelangten. Es pflegt in der Regel bei Franzoſen ſo zu gehn:

„Monsieur, qui êtes-vous?"

„Je me nomme quelquefois le docteur Alibi."

„Je n'ai pas l'honneur, de vous connaître. Et vous, Monsieur?"

„Nous étions la semaine dernière ensemble chez Monsieur le ministre."

„Oh oui, vous êtes le célèbre Steffens, qui applique le mysticisme à la science de la nature et de l'homme."

Das iſt ungefähr die ganze Manier, wie man in Frankreich in den Kreis der hohen gelehrten und genialen Welt gezogen wird. Sie hat in Deutſchland leider, wie alles Franzöſiſche, viel Nachahmung gefunden, und es gibt einige Häuſer und ſogar eine Buchhandlung, die nur ihre diplomatiſchen Freunde durch ihre diplomatiſchen Literaten für Kapacitäten anſieht. Das iſt doch wohl die traurigſte ariſtokratiſche Erſcheinung unſerer Zeit; denn ſie droht, uns mit Dummköpfen und literariſchen Pächtern zu überfluthen, und das heilige Veſta-Feuer des Genius elenden Mäklern anzuvertrauen.

Gewiß, es wäre gut, wenn einmal von Frankreich aus unter den deutſchen Geiſtern eine Klaſſifikation gemacht, ein Thron gebaut und eine Regierung ernannt würde. Wo ſoll ſich aber der literariſche Napoleon finden, der die Fürſten ab- und einſetzt, der ſie kennt und nicht partheiiſch iſt, außer für's National-Intereſſe? Dieſer Lerminier, dieſer Marc Girardin früher, es ſind recht arme Jüſtemilieu-Kommiſſäre, die unter andern gar nicht wiſſen, was das iſt: deutſche Literatur.

Das Verhältniß Deutſchlands zu Frankreich iſt ganz anders, als das des letzteren zu Deutſchland. Wir haben alle ſeine Schriftſteller von Ruf in Überſetzungen; wir leſen ſie im Original, können ſie alſo beurtheilen und einander unterordnen. Dazu iſt Paris das Centrum der literariſchen franzöſiſchen Nation, das leicht zu kontroliren iſt, während unter uns in Deutſchland wenigſtens zwanzig Centralpunkte ſind. Deutſchland iſt ein politiſcher und literariſcher Föderativſtaat.

Da Lerminier Lehrer eines Inſtituts iſt, das in Frankreich obenan ſteht, ſo hat er ſehr wohl die Vorzüge der deutſchen Univerſitäten eingeſehen. Er lobt die Weiſe, die Profeſſoren zu rekrutiren durch junge Doktoren, denen die Freiheit, Vorleſungen zu halten, ohne Weiteres ertheilt wird. Dies kennt man in Frankreich nicht, in dem vorgeblichen Lande der Freiheit und Ideen. Er lobt Alles und tadelt mit ganzer Strenge die Regierungsmaßregeln, die durch Adoption eines falſchen Syſtems auf dem Punkte ſtehen, das ſchönſte Inſtitut der Welt zu Grunde zu richten. „De l'air, de l'air," ruft er, „remplissez d'inspiration et de liberté ces jeunes têtes et ces coeurs qui battent violemment. Comment auriez vous l'originalité de la science et du genie sans independance? — — Oui, de par Minerve et Apollon, nous maintiendrons la liberté de parler et de penser."

So ſpricht der Mann im zweiten Theile ſeines Buchs, der im erſten das militäriſche Regime und die Abweſenheit aller liberalen Inſtitutionen für nothwendig erklärte.

Die deutſche Philoſophie iſt ein franzöſiſches Steckenpferd geworden. Alle Journale und Journälchen ſchmücken ſich mit philoſophiſchen Artikeln, die das Publikum nicht lieſt. Die Redakteren wollen hinter einander nicht zurückbleiben und zeigen, daß ſie auch wiſſen, was das iſt: Ich und nicht Ich, Etwas und Nichts, Verſtand und Unſinn. Ich bin kein Freund davon, und am allerwenigſten von der franzöſiſchen Kritik der deutſchen Philoſophie. Lerminier iſt ſehr ausführlich in dem Artikel geweſen. Er hat darüber ſtudirt, dünkt mir, das iſt genug. In der Theologie hat er ſich als Schwärmer bewieſen, er ſteht im Salzburgiſchen und phantaſirt vor einer Kirche, in der Meſſe geleſen wird. Dies konnte mir höchſtens noch in Rom poetiſch vorkommen, obgleich ich ein katholiſcher römiſcher Chriſt bin. Der Abſchnitt iſt überſchrieben: „Deux Christianismes." Es gibt aber allmählig nur einen mehr, beſonders in Deutſchland.

Ich möchte dem Profeſſor von Paris einen guten Rath geben, nämlich dieſen: Gleich wieder umzukehren, wie ein deutſcher Student ein Jahr lang zu Fuß in Deutſchland herum zu reiſen, in dieſer Zeit deutſche Bücher, und überall zu leſen, und dann ſein Werk auf's Neue zu beginnen. Er würde finden, daß es ganz anders iſt au delà du Rhin, als in dieſem Buche.

Vielliebchen. Poetiſche Erzählung in 3 Geſängen. Eine Freundſchaftsgabe. Von A. Quednow. Trier 1835, bei E. Troſchel.

Der Verfaſſer hat zwei Erzählungen, die ſich auf die freundliche Sitte des Doppelmandel-Grußes beziehen, durch eine lyriſche Handlung ſinnig zu einem poetiſchen Ganzen verflochten. Jene beiden Erzählungen deuten die Entſtehung des freundſchaftlichen Spiels auf doppelte Weiſe; einmal von der Liebe Iſabellens von Kaſtilien und Ferdinands des Katholiſchen, dann aus der Eginhard's und Emma's am Hofe Karl des Großen. Man muß dem Verfaſſer einräumen, daß er ſeine Aufgabe zu löſen verſtand, und daß er die Sprache — wiewohl mehr in ihrer Anmuth, als in ihrer Fülle — zu handhaben vermag. Er beſitzt vorzugsweiſe Talent für reflektirende und didaktiſche Poeſie; deshalb wäre zu wünſchen, daß er ſeine Konſtruktionen etwas vereinfachte; denn gerade jenes Genre bedingt für ſeine Würde die größtmöglichſte Simplicität des Vortrages.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 223. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 21. September.

Des Denkers Zögling.

(Fortſetzung.)

IV.

Der Vater ſpricht: „Wenn du hübſch folgſam biſt,
Wird dieſe Kapſel einſt dich reich belohnen,
Nun ſinn' ich nach, was wohl darinnen iſt.

Ein kleines Roß mag in der Kapſel wohnen,
Ein Zwerglein auch, das aus der Tiefe ſpringt,
Wie aus der Hülſe ſpringen bunte Bohnen.

Wenn heute meine Arbeit mir gelingt,
So mag es ſein, daß als des Fleißes Gabe
Der Vater offen mir die Kapſel bringt. —

Dort naht er finſter ſchon an ſeinem Stabe;
Herbei Plutarch — daß dich — doch ſtille — ſtill" —
So ſetzte ſich des Lohnes Ziel der Knabe. —

„Daß ſein Verſprechen er nicht halten will,
Und mag ich noch ſo fleißig griechiſch lernen,
Das iſt des Vaters ſonderbarſte Grill'!

Mein Lohn rückt täglich weiter in die Fernen;
Man ſollte glauben, in dem Dinge ſei
Der liebe Mond mit allen Himmelsſternen! —

So viele Bücher ſchafft man mir herbei,
Daß, wenn ich all' ſie ſorglich aufwärts ſchichte,
Ich kann zum Himmel ſteigen frank und frei.

Und wenn ich nun in ſie die Blicke richte,
So find' ich Krieg und Frieden häufig zwar;
Doch nichts von dem verſproch'nen großen Lichte,

Das meinem Geiſt ſoll aufgeh'n, hell und klar.
Mein Kopf ſchwillt an; und meine Augen thränen,
Und bei dem Allem ſetzt es Schläge gar.

Bei großen Männern ſoll ich niemals gähnen,
Und dieſe Männer ſind oft herzlich ſchlecht,
Bei ihrer Eitelkeit und ihrem Wähnen.

Ich weiß es wohl, ich bin des Vaters Knecht;
Doch lieben kann ich, was ich will, und haſſen,
Was mir gefällt, das iſt mein inn'res Recht! —

Ich würde Manches thun und unterlaſſen,
Wie mir's gefiele, lockte Manches nicht,
Mich quälend, was ich gerne möchte faſſen. —

Die Kapſel wirft auf alles dies wohl Licht;
Denn ewig werd' ich auf ſie angewieſen;
Und wenn mein Vater nicht in Bildern ſpricht,
So wird aus ihr mein ganzes Schickſal fließen.

V.

Den ew'gen Quälerei'n Elpin's entfloh
Einſt Carlo, Jüngling ſchon; bei heit'ren Reigen
In naher Stadt ſchmolz in der Bruſt ihm froh

Der Freude Strahl des Tiefſinns ſtarres Schweigen,
Und, wie ein Frühlingsblick in Winternacht,
Fiel in ſein Herz der Jubel heit'rer Geigen. —

Und auf der Töne Fluthen zog in Pracht
Geſchmückte Schaar in leichtbewegten Kreiſen,
Wie Blum' an Blum' im Hauch des Lenzes lacht.

Die Lilie war es, die zu ſanften Weiſen
Hinſchwebte, ſie, der Frauen Stolz und Zier,
Sie ſei im Lied die Lilie nur geheißen;

Denn keinen andern Namen kündet dir,
O Carlo, dein Geſchick, das, finſter grollend,
Nach kurzem Wonnenrauſch dich riß von ihr. —

Und Carlo, Preis der hehren Schönheit zollend,
Umſchlang die leichthinſchwebende Geſtalt. —
Da tönte ferner Donner, dumpfig rollend.

Hinflog er in der Wonnen Allgewalt,
Und Liebe flüſtert er in leiſen Tönen;
Doch Lila's Hand lag in der ſeinen kalt.

Da ſprach er heiß und heißer zu der Schönen;
Doch plötzlich ſah man ſie erbebend wanken; —
„Ich bin—“ ſprach ſie. — Da ſcholl des Donners Dröhnen.

Und wirr und flüchtig auseinander ſchwanken
Die Paare; ringshin an der blaſſen Wand
Zerriſſen der Intrigue ſüße Ranken.

Und Carlo, der bei Lila bebend ſtand,
Sah mehr und mehr in Ohnmacht ſie erbleichen,
Und raſch umſchlang er ſie mit Arm und Hand.

Da ſank ſie hin, es löſ'ten ſich die reichen
Kaſtanienlocken; mehr als Donner ſcholl
Des Schreckens Ruf bei dieſen Todeszeichen.

Die Fluth von duftenden Eſſenzen quoll,
Bis endlich hier und da das ernſte Wort
Erklingt, daß einen Arzt man rufen ſoll. —

Und flüchtig eilen leichte Herren fort. —
Da naht er ſchon; es grüßen hundert Klänge
Des Elends theuren, vielgeprüften Hort.

Im Regenmantel ſtrebt er durch's Gedränge;
Er faßt die ſtarre Hand. Man lauſcht mit Beben;
Man fragt, — man flüſtert — preßt ihn in die Enge.

„Ein Nervenſchlag zerriß dies feine Leben,“
Spricht er — faßt ihre Hand zum zweiten Mal;
„Und meine Kunſt kann keine Hülfe geben!“ —

Da ſchreitet das Entſetzen durch den Saal
Mit ſtarrem Aug', mit bleichen Todesfarben,
Und dämpft mit gelber Hand der Kerzen Strahl. —

Und wie in Carlo's Bruſt die Pulſe ſtarben
Allmählich matt; da zeichnete der Tod
Für manche Aerndte ſeine friſchen Garben. —

Jetzt war's, als ging an Carlo das Gebot:
„Schau hin!“ — Da zeigte ſeinen trüben Blicken
Der Kapſel Bild ſich hell im Morgenroth.

Und wie Entzücken ihn und Schmerz umſtricken,
Eilt er mit wildem Blick vom Todtentanz,
Indeß erſterbend alle Kerzen nicken. —

Durch tiefe Wolken fällt der Blitze Glanz;
Raſtloſe Schläge toben durch den Regen; —
Genug, des Sieges Tod, den Leichenkranz
Für jetzo woll' auf's eigne Haupt dir legen!

(Fortſetzung folgt.)

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Von ihrem Beichtiger und mehreren Herren des Raths begleitet, kam ſie, in ſcharfem Ton den „neuen“ Herzog Franz, wie ſie mit höhnender Betonung ihn nannte, aufzufordern, das Feuern augenblicklich einzuſtellen, um den König nicht noch mehr zu erbittern. Sie vergaß ſich genug, um mit Entfernung zu drohen, wenn man ihrem Willen Gehör zu geben weigre, und erinnerte den Fürſten mit verletzender Beredſamkeit an ihr nur beſtrittenes, nicht aber aufgegebnes Recht, an den Lothringiſchen Thron — das ſie zwar einem liebenden Gemahl gern abgetreten, das aber zu behaupten Herzog Heinrichs Tochter nicht unfähig ſein könne, wenn man ihrer Langmuth Allzuſchweres aufzubürden wage.

Jetzt war Franz ſich ſelbſt zurück gegeben. Mit ruhiger Haltung führte er die Herzogin zu einem Lehnſtuhl, auf welchen ſie ſich niederließ. Gelaſſen erwiederte er der Herzogin heftige Rede, entwickelte in wenig Worten die Lage der Dinge und den Beſchluß des Kriegsraths, und endete mit der Verſicherung, daß nur Lothringens Unglück ihn bewogen habe, die Laſt der Regierung mit ſeinem Bruder zu theilen, daß er unfähig ſei, ſie aus Eigennutz an ſich zu ziehen, und ihm der Herzogin und der Prinzeſſin Claude Anſprüche zu heilig wären, um ſie jemals zu verletzen; daß aber jetzt, als Stellvertreter des Herzogs und ſeines ganzen Hauſes, ihm zukomme, eben ſo gut ſein eignes gutes Recht vor innerer Thorheit und Gewalt zu bewahren, als dem äußern Drange der Nothwendigkeit nachzugeben. Hierauf wandte er ſich an den Kommandanten, und befahl ihm bei ſeiner Ehre, die Herzogin vor jedem Zuſammenhang mit den Franzoſen, vor jeder Nachricht, vor jeder möglichen Übereinkunft mit ihnen zu ſchützen — „zu ſchützen,“ wiederholte er, „denn es iſt nicht Ihro Durchlaucht, ſondern eines Dritten feiner, kluger Rath, den ich in dieſem Schritte unſrer Schwägerin erkenne, und vor deſſen gefährlicher Einwirkung ich ſie bewahrt zu haben verlange.“

Er reichte der verſtummten Herzogin die Hand, und führte ſie ehrfurchtsvoll der noch nahe an der Thüre ſtehenden Prinzeſſin Claude zu, verbeugte ſich zum Abſchiede vor den Damen, gab raſch noch einige Befehle, und ſchwang ſich auf's Roß, um ſelbſt Herzog Karl's letzten Entſchluß einzuholen.

Am folgenden Morgen begab ſich Franz zum Könige, nach Neufville und eine neue Reihe Unterhandlungen begann. Ludwig zeigte ſich hartnäckiger als je, und nach möglichſt ausgedehnter Verzögerung geſtand der Herzog folgende ſchwere Bedingungen des Friedens und der Rückkehr ſeiner königlichen Gunſt ihm zu. Herzog Karl verſprach, allen dem Intereſſe Frankreichs zuwider laufenden Verbindungen, namentlich der mit Öſtreich, ganz zu entſagen, dem Könige in jeglicher Gefahr beizuſtehen, während des Kriegs in Deutſchland keine neuen Truppen zu berufen, noch zu bewaffnen, und ſobald ihn Seine Majeſtät vor den Einfällen der Schweden geſichert haben würden, die Waffen ganz und gar nieder zu legen; ferner, die alte und neue Stadt Nancy dem Könige als Pfand ſeines fürſtlichen Worts zu übergeben, bis ein allgemeiner Friede in Deutſchland und die Erfüllung der übrigen Artikel der Übereinkunft, die Rückerſtattung herbei führe, zu welcher ſich der König verbindlich machte. Zugleich ward beſtimmt, daß, im Fall die Dauer des allgemeinen Kriegs den Zeitraum von vier Jahren überſchreiten ſollte, und indeſſen die übrigen Differenzen zwiſchen dem Könige und dem Herzoge beſeitigt wären, Nancy nach Ablauf dieſer Friſt zurückgegeben werden ſolle, ohne den zu hoffenden Frieden abzuwarten.

Wunderlich war unter den zu erfüllenden Bedingungen die Auslieferung der Herzogin Margarethe, während des Zeitraums von vierzehn Tagen, oder wenigſtens der redliche Verſuch des Herzogs, dieſelbe zu bewerkſtelligen, angeführt. Die übrigen Artikel betrafen das Herzogthum Bar und die Einkünfte des Herzogs, die ungeſchmälert blieben. Leider war ihnen noch der erniedrigende Zuſatz beigefügt, daß, während der Zeit der franzöſiſchen Beſatzung, der vom Könige beorderte Commandant der Feſtung das uneingeſchränkte militäriſche Commando zu behalten, und nur in Anweſenheit des Herzogs die Parole von ihm einzuholen habe.

(Fortſ. folgt.)

Die kleine weiſse Dame.

(Schluß.)

„Gewiß, edle Frau, eine ſolche Geiſtesſtimmung kann nur Mitleid erregen. Vielleicht rührt ſie, wenigſtens theilweiſe, von der Einſamkeit her, in welcher ich gelebt habe, ſelbſt dann gelebt habe, wenn ich, wie ich früher that, in Geſellſchaft von Menſchen war, da meine Krankheit mich von jenem ſüßen Verkehr mit verwandten Geiſtern, von dem ſüßen Troſte gebildeter Unterhaltung ausſchloß; der kleine Verkehr, welchen ich dann und wann mit denen um mich her habe, kann nicht Unterhaltung genannt werden, — ſie ſind keine verwandten Geiſter. — und ſelbſt wenn Verhältniſſe (jedoch ſehr ſelten) mich zu höhern und gebildeten Seelen führten, welche es nicht verſchmähten, mich in ihre Geſellſchaft aufzunehmen, konnten ſie trotz allen ihren edelmüthigen Anſtrengungen, ſelbſt ſchon in früher Jugend, von meiner duſtern Seele die Gedanken nicht abſtreifen, welche mir die Phantaſie oft in ſo glänzenden Farben gemalt hat, nicht eine, nach welcher ich mich ſo glühend ſehnte, als jener ſüße Austauſch der Gedanken, das höchſte Glück erleuchteter Geiſter in der Stunde geſelligen Verkehrs. Dies Glück war mir jedoch nicht beſtimmt —

„Doch war in meinem Weſen dies!“

Seit dem Verluſte meines Gehörs aber ward ich mündlicher Unterhaltung nicht mehr fähig. Ich brauche Euch jedoch, edle Frau, dies nicht zu ſagen. Bei der erſten Zuſammenkunft, deren Ihr mich würdigtet, habt Ihr ſchnell das Unglück, das in dieſer Hinſicht auf mir laſtet, entdeckt; mein Benehmen hat Euch gezeigt, daß jeder Verſuch, mich in die Unterhaltung zu ziehen, vergeblich ſein würde: wäre es anders, ſo würdet Ihr vielleicht nicht verſchmäht haben, die einſame Pilgerin dann und wann durch die Eurige zu tröſten. Wenn ich Euch in dem Garten ſah, war es mir zuweilen, als ſchient Ihr zu wünſchen, mich zu ermuthigen, zu Euch zu kommen. Vergebt mir, wenn meine Phantaſie, die mich gar zu leicht zu ſolchen lieben Täuſchungen hinreißt, mich hier zu einem allzu anmaßenden Gedanken verführte. Ihr müßt bemerkt haben, daß ich mich gewöhnlich bemühte, Euch und Obriſt Wildman zu vermeiden. Ich wollte Eurem edeln Herzen die Pein erſparen, ein Unglück vor Augen zu haben, dem Ihr nicht abhelfen konntet. Auf dieſe Weiſe gewiſſermaßen von aller menſchlichen Geſellſchaft abgeſchnitten, war ich genöthigt, in meiner eigenen Welt zu leben; und gewiß, mit den Weſen, womit meine Welt bevölkert iſt, zu verkehren, ſetzt mich nicht in Verlegenheit. Obgleich ich aber die Einſamkeit liebe und es mir nie an Stoff fehlt, meine Phantaſie zu beſchäftigen, muß doch die Einſamkeit, welcher man zu ſehr überlaſſen bleibt, eine unglückliche Wirkung auf den Geiſt haben, der, wenn er lediglich auf ſich ſelbſt beſchränkt iſt, in Stunden der Schwermuth und Verzagtheit unvermeidlich über verzehrenden Gedanken brütet, die an dem Mark des Lebens nagen und zuweilen mit wahrem Menſchenhaß endigen, beſonders bei ſolchen, welche durch körperliche Anlage oder frühe Mißgeſchicke zur Schwermuth geneigt ſind und die menſchliche Natur ſtets nur in ihren düſterſten Schatten ſehen. Und habe ich nicht Grund zu traurigen Gedanken? Die gänzliche Vereinſammung meiner Lage würde allein ſchon das Daſein für Jemand zum Fluche machen, deſſen Herz die Natur mit aller Wärme geſelliger Liebe durchglüht hat, ohne daß es einen Gegenſtand gefunden, dem es dieſelbe zuwenden könnte — das ſich an keinen Verwandten, keinen irdiſchen Freund wenden kann, um mich vor Verachtung, Unwürdigkeiten und Beleidigungen zu ſchützen, denen mich meine verlaſſene Lage ſtets ausſetzt.“

Ich gebe lange Auszüge aus dieſem Briefe, kann mich aber nicht enthalten, einen andern beizufügen, welcher ihre Gefühle in Bezug auf Newſtead ſchildert.

„Laßt mich, edle Frau, nochmals um Eure und Eures Gatten Annahme der Dankbezeigungen bitten, welche mir Eure beiſpielloſe Güte gegen eine arme Fremde wiederholt abnöthigt. Ich weiß, ich hätte Eure ungemeine Gutmüthigkeit nicht ſo oft mißbrauchen ſollen, als ich gethan habe. Ich hätte, ſo lange die Familie in der Abtei wohnte, mich enthalten ſollen, Euern Garten zu beſuchen. Da ich aber wußte, daß ich lange, ehe ſie die Abtei verließ, von hier weg mußte, konnte ich mir es nicht verſagen, von der Erlaubniß, welche Ihr mir ſo unbeſchränkt gegeben, Gebrauch zu machen; ſo ſetzte ich meine Spaziergänge fort; doch jetzt ſind ſie zu Ende. Ich habe das letzte Lebewohl allen theuern und anziehenden Plätzen geſagt, die ich nun nimmer zu ſehen hoffen darf, mein körperlicher Geiſt müßte denn Vergeiſtigung erhalten, ſie wieder zu beſuchen. Doch, wenn die Vorſehung mich wieder in den Stand ſetzte, mich auf eine anſtändige Weiſe zu ernähren und Ihr wolltet mir ein armes kleines Obdach gewähren, wie freudig würde ich wiederkehren und meine Spaziergänge erneuern. Aber, — ſo theuer mir Newſtead iſt, ich werde nie unter ſo unglücklichen Umſtänden zurückkommen, wie ſie mich in der letzten Zeit bedrückten, — nie ohne die Mittel, mich wenigſtens vor Verachtung zu ſichern. Wie theuer, wie unendlich theuer mir Newſtead, — wie unüberwindlich der Zauber ſei, der mich feſſelt, — davon werde ich Euch nun einen überzeugenden Beweis geben. Indem ich Euch um Annahme der unbedeutenden Kleinigkeiten, welche dieſen Brief begleiten, bitte, darf ich hoffen, Ihr glaubt mir, daß ich nicht die Abſicht habe, Euch eine Unterhaltung zu bereiten. Ich darf nicht hoffen, daß der Gedanke, ſie ſeien die Erzeugniſſe Eures eignen Gartens und dort meiſtens auf meine kleine Tafel geſchrieben worden, während ich am Fuße meines Altars ſaß, denſelben in Euern Augen einigen Werth geben könnte. — Ich könnte nicht und kann nicht dem tief gefühlten Wunſche widerſtehen, dieſes arme Andenken an ſo viele glückliche Stunden, welche ich da verlebt, zurück zu laſſen. O verſchmäht dieſe Gabe nicht, edle Frau; behaltet ſie, ich bitte, und wenn Ihr dieſe Blätter einer Durchſicht würdigt, wenn Ihr ſie leſt, ſo unterdrückt, wenn Ihr könnt, das Lächeln, welches, wie ich weiß, zu natürlich rege werden wird, wenn Ihr der Erſcheinung des unglücklichen Geſchöpfes gedenkt, welches wagte, ihre ganze Seele der Betrachtung ſolcher übermenſchlichen Vortrefflichkeit zu weihen. Ja, ſo lächerlich eine ſolche Verehrung Vielen ſcheinen mag, erlaube ich mir doch zu ſagen, daß, wenn Gefühle, wie ich ſie für dieſes erhabene Weſen hegte, gehörig gewürdigt würden, man ſie gewiß der Art finden müßte, daß ſie ſelbſt ihm keine Schande machten, ſie eingeflößt zu haben.

* * *

„Zum letzten, letzten Mal blicke ich jetzt auf Scenen, welche zu tief in mein Gedächtniß geprägt ſind, als daß der Wahnſinn ſie verwiſchen könnte. O, edle Frau, möchtet Ihr den Todeskampf nie kennen, nie zu begreifen im Stande ſein, den ich erdulde, indem ich mich von allem losreiße, was die Welt Theures und Heiliges für mich hat, — von dem einzigen Erdenflecke mich trenne, wo ich je Friede und Ruhe zu finden hoffen kann. Möchte jedes Glück, das die Welt geben kann, Euch begleiten, oder vielmehr, möchtet Ihr lange, lange in dem Genuſſe der Freuden Eures eignen Paradieſes, in ſüßer Abgeſchloſſenheit von einer Welt leben, die kein wirkliches Glück gewähren kann! — Ich gehe nun, — doch ach! dürfte ich hoffen, Ihr würdet, wenn Ihr Euch dieſer glücklichen Scenen erfreut, der unglücklichen Pilgerin Euch zuweilen erinnern, — wie wohlthuend würde dieſer Gedanke für mich ſein, wenn ich es wagen dürfte, ihm nachzuhängen. — Könntet Ihr in dieſem Augenblick mein Herz ſehen, — wie unnütz würde es ſein, Euch der achtungsvollen Dankbarkeit und der liebevollen Verehrung zu verſichern, welche dieſes Herz ſtets für euch Beide fühlen muß.“

Die Wirkung dieſes Briefs auf das gefühlvolle Herz der Mrs. Wildman läßt ſich leichter denken, als ausdrücken. Ihr erſter Gedanke war, dieſem armen heimathloſen Weſen eine Heimath zu geben und ſie inmitten dieſer Scenen weilen zu laſſen, welche ihr Erdenparadies waren. Sie theilte ihrem Gatten ihre Wünſche mit und dieſe fanden in ſeiner edeln Bruſt alsbaldigen Anklang. Es wurde augenblicklich ausgemacht, daß in einem der neuen Meierhöfe eine Wohnung für die kleine weiße Dame eingerichtet und alle Anſtalten zu ihrem behaglichen und immerwährenden Aufenthalt auf der Beſitzung getroffen werden ſollten. Mit dem raſchen Wohlwollen des Weibes ſchrieb Mrs. Wildman, bevor ſie ihr Haupt auf ihren Kiſſen ruhen ließ, folgenden Brief an die verlaſſene Fremde:

Newſtead-Abtei, Dienſtag Nachts,
Sept. 20. 1825.

Theure Frau! —

Als ich mich dieſen Abend in mein Schlafgemach begab, öffnete ich Euern Brief und kann keinen Augenblick zögern, Euch die hohe Theilnahme auszudrücken, welche er ſowohl in Obriſt Wildman als in mir durch die Auseinanderſetzung Eurer ſo eigenthümlichen Lage und durch die zartfühlende, und ich darf wohl ſagen, elegante Sprache, in welcher er geſchrieben iſt, erregt hat. Ich bin unruhig und beeilt, daß meine Antwort Euch noch vor Eurer beabſichtigten Abreiſe aus dieſer Gegend erreiche und würde mich wahrhaft glücklich fühlen, wenn ich durch eine Einrichtung für eure Bequemlichkeit der Nothwendigkeit, dieſe Reiſe zu unternehmen, zuvorkommen könnte. Obriſt Wildman erſucht mich, euch zu verſichern, daß er alles Mögliche aufbieten will, um die Angelegenheiten, welche ihr ihm anvertraut habt, ins Reine zu bringen, und ich bin, wenn ihr jetzt hier bleiben oder nach einer kurzen Abweſenheit wiederkommen wolltet, überzeugt, daß wir Mittel finden, beſſer bekannt zu werden und euch von der Theilnahme, welche ich fühle, und der wirklichen Freude, welche es mir gewähren würde, in irgend einer Weiſe zu eurer Behaglichkeit und eurem Glücke beizutragen, vollſtändig zu überzeugen. Ich will jetzt nur noch meinen Dank für das kleine Päckchen, welches mir mit eurem Briefe zukam, ausſprechen und muß bekennen, daß der letztere meine Aufmerkſamkeit ſo ganz angeſprochen hat, daß ich bis jetzt die Zeit zu einem aufmerkſamen Durchleſen ſeiner Begleitung nicht gehabt habe.

Glaubt mir, theure Frau, mit aufrichtigen guten Wünſchen

die Eurige
Louiſe Wildman.

Früh am nächſten Morgen wurde ein Diener mit dem Briefe nach der Weir Mill Meierei abgeſchickt, kehrte aber mit der Nachricht zurück, die kleine weiße Dame ſei ſchon vor Ankunft in Geſellſchaft der Pachtersfrau in einem Wagen nach Nottingham abgereiſt, um einen Platz in der Landkutſche nach London zu nehmen. Mrs. Wildman befahl ihm augenblicklich ein Pferd zu beſteigen, in aller Eile zu folgen, um vor ihrer Abreiſe mit der Kutſche den Brief in ihre Hände zu überliefern.

Der Bote guter Neuigkeiten ſchonte weder Peitſche noch Sporen und langte im Galop zu Nottingham an. Als er in die Stadt kam, hemmte ein Haufe Menſchen in der Hauptſtraße ſein Weiterkommen. Er hielt ſein Pferd an, um ruhig durch denſelben fort zu kommen. Als ſich der Haufe rechts und links öffnete, ſah er eine Leiche auf dem Pflaſter liegen. — Es war die Leiche der kleinen weißen Dame.

Wie es ſcheint, hatte die Pachtersfrau, als ſie in der Stadt angekommen und vom Wagen geſtiegen waren, ihre Begleiterin verlaſſen, um einen Auftrag zu beſorgen und die kleine weiße Dame ſetzte ihren Weg nach dem Bureau der Landkutſche fort. Als ſie über eine Straße ging, kam ein Wagen in voller Eile entlang. Der Kutſcher rief ihr zu, ſie war aber zu taub, um ſeine Stimme oder das Raſſeln des Wagens zu hören. Im Nu warf das Pferd ſie nieder, die Räder gingen über ſie weg und ſie ſtarb ohne einen Klagelaut.

Buntes.

⁎ Das Intereſſe, welches Spaniens politiſche Verhältniſſe erwecken, hat fortwährend mehre politiſche und hiſtoriſche Schriften zur Folge. Angekündigt iſt: „Histoire générale de l'Espagne, par Romey.“ 3 vol. Der Verfaſſer iſt von Geburt ein Spanier.

⁎ Bemerkenswerth iſt eine bald zu erſcheinende franzöſiſche Literatur-Geſchichte vom 13. Jahrhundert bis jetzt, mit Belegen und Proben jedes Dichters, und mit fortwährender Nachweiſung über die allmähliche Veränderung der Sprache; ein Werk, wie es die Franzoſen (ſo viel wir wiſſen) bis jetzt noch nicht beſitzen. Der Verfaſſer iſt Tiſſot; das Buch ſoll mit Villehardouin beginnen und mit Chateaubriand enden.

⁎ Im Theater des Palais-Royal ward kürzlich ein neues Luſtſpiel: „Esther à S. Cyr,“ gegeben, deſſen Süjet aus einer artigen Intrigue beſteht, welche mit der erſten Aufführung von Racine's Eſther in der Mädchenpenſion von S. Cyr auf Veranſtaltung der Maintenon verknüpft war. Das Theatre-Français behilft ſich unterdeſſen, in Erwartung der angekündigten Tragödie von Delavigne, mit Schauſpielen des vorigen Jahrhunderts, die wieder hervorgeſucht werden. Kürzlich ward dort ein Schauſpiel des Jahres 1788 wieder aufgeführt, welches aber auch damals keinen beſonderen Beifall fand: „Tom Jones à Londres“, nach dem bekannten Roman Fielding's.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 224. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 22. September.

Des Denkers Zögling.

(Fortſetzung.)

VI.

Heil dem, den über Sturm und Wolken hob
Sein Genius in heit'rer Lebensdichtung,
Der um ihn her des Maien Schleier wob.

Nie fühlt er jene nagende Verzichtung,
Aus der aufkeimen ſoll des Denkens Saat,
Die unter ſich mag ſchauen die Vernichtung. —

Den ernſten Weg, den Carlo jetzt betrat,
Er führt' ihn ſtill in ſeines Herzens Tiefen,
Wo er belauſchte ſeiner Seele Rath.

Und Engel welche bei Dämonen ſchliefen,
Erwachten in der Seele heil'gem Rund,
Indeß ſie ſtreitbar ſich zum Kampfe riefen.

In tiefem Schweigen ſchloß ſich Carlo's Mund,
Indeß ſein Herz verging in wilden Bränden,
Und keine Klage gab ſein Elend kund.

Wie Feuer naſcht an moderfeuchten Wänden
Im Hauſe, das ein ſtreng Geſchick verſchloß,
Und wenn nicht Hülfe naht von Helfers Händen,

Es keck aufſchwillt, ein werdender Koloß;
Mit Macht durchbricht des Daches feſte Decken,
Daß Sonnenblick fällt in des Hauſes Schooß;

Und wie der Phönix in der Flamme Schrecken
Sich hinſtürzt, und in neu-verjüngter Pracht
Emporſchwebt mit des Adler's kühnem Recken;

So ſchwang aus Moder, Flamm' und Erdennacht
Sich Carlo's Herz und wie des Epheus Ranke
Emporgrünt aus dem tief-verſunk'nen Schacht,
So trat aus Gräbern aufwärts der — Gedanke.

VII.

Sollt' Einer fragen, was da Carlo's Leid
In ſeiner tief-verſchloſſ'nen Bruſt geweſen,
Dem werd' aus Delphi folgender Beſcheid:

„Zum Spiegel ſei dein Buſen dir erleſen;
Nimm all' den Schmerz, den du empfunden haſt,
Bevor zur Klarheit freudig du geneſen.

Nimm all', die du getragen, deine Laſt,
Nimm all' dein Lieben, Streben, Irren, Hoffen,
Empfinde ſie am Ziele deiner Raſt

Zum zweitenmal, und bebt dein Herz getroffen
In Schmerzen auf; dann tritt zum Tempel ein,
Er ſteht forthin dem Pilger freudig offen."

Doch, ſollte dir die Antwort dunkel ſein:
So wolle fürder kein Orakel fragen;
Denn nimmer würde Carlo's tiefe Pein
Ein and'res Wort dir anzudeuten wagen.

VIII.

„Ein Dichter willſt du werden ganz gewiß,
Mein Carlo?" ſprach Elvin mit bitt'rem Lachen,
„Was deutet ſonſt mir deine Kümmerniß?"

Schwach Schelmchen! laß das loſe Verſemachen,
Wer arm, verliebt, verdorben, oder krank,
Beſchäft'ge ſich mit ſolchen Herzensſachen.

Die Ideale ſind die Ruhebank
Der faulen Thorheit; das thun, was wir ſollen,
Belohnt allein ſich uns mit reichem Dank.

Es gibt ein Ding, das Viele haben wollen,
Wir nennen's Geiſt! Trau' ſeiner Täuſchung nicht;
Doch dem Gedächtniß ſollſt du Opfer zollen.

Geiſt iſt ein trügeriſches Grubenlicht;
Doch das Gedächtniß — Thors gewalt'ger Hammer,
Der aus dem Felſen edle Steine bricht.

Geiſt und Genie verſinken oft in Jammer,
Indeß geruhig die Gedächtnißkunſt
Verwurmte Erbſen zählt in ſtiller Kammer.

Und wenn die Welt aufging' in Feuersbrunſt,
Sie würde ruhig ihre Erbſen zählen
Und ihre Hände wärmen an dem Dunſt.

Du ſollſt dich nicht wie and're Thoren quälen,
Mein Carlo! — Sieh', wir ſind für dieſe Welt,
Und was dir nützen kann, das ſollſt du wählen.

In dieſe Welt des Fleiſches hingeſtellt,
Mag ich als klug allein den Mann dir nennen,
Der nach dem Winde ſeinen Mantel hält.

Die leichten Flammen, die im Buſen brennen,
Bald als Gefühl und leiſer Sehnſuchtsdrang,
Ein Beiſpiel lehre dich, ſie richtig kennen.

In deinem Buſen hegteſt du ſchon lang,
Als Bild des Lohnes nach errung'nen Siegen,
Die Kapſel, die um deinen Hals ſich ſchlang.

Als ich dich ſah im Mondesſchatten liegen,
Als Findelkind, und mitleidsvoll erlaubt,
Dich meinem Buſen kindlich anzuſchmiegen.

Durch manche Worte hab' ich dir geraubt
Den ſchönen Wahn von deinem Kinderglauben;
Doch feſter haſt du an den Lohn geglaubt,

Den ich auf ewig nun dir werde rauben;
Sieh' ſelber zu und öffne unverzagt,
Hier an der Kapſel die verborg'nen Schrauben. — —

Was findeſt du? — Ein Nichts! weinend verklagt
Dein Auge deines Lebens trübe Leitung,
In die kein Stern der Liebe niedertagt.

Verzweifle nicht! — Dich lehrt die Todeszeitung
Nur, daß geſtorben iſt dein Kinderwahn,
Und du eintrittſt zur ernſten Vorbereitung.

Beſchreite kühn die glanzerhellte Bahn,
Kein Zweifel ſtöre dich, kein trübes Sehnen,
Mit deinem „Ich“ fang' alles kräftig an.

An Starke pflege kühn dich anzulehnen;
Wag' und gewinn'! Auf daß du ruhig kannſt
Im Alter dich auf weichem Polſter dehnen.

Was unter meiner Leitung du gewannſt
An Weisheit, iſt dein Erbe; ſonſt entlaſſ' ich,
Wie du dem Schooße der Natur entrannſt,

Dich bettelnackt, und jenen Feigling haſſ' ich,
Der muthvoll nicht erringt ſein eig'nes Kleid,
Der keck ruft: „Mein beſtimmtes Theil umfaſſ' ich;
Und ungeſchoren läßt mich fremdes Leid!“ —

(Schluß folgt.)

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Dieſer Tractat wurde, von Franz, ſeinem Bruder, unterſchrieben, nach Epinal überbracht, dort ratifizirt und von Janin, dem Staats-Sekretär des Herzogs, mit der Verſicherung Seiner Majeſtät überreicht, daß in drei Tagen die Thore von Nancy ſich ihm öffnen ſollten. Während dieſer drei Tage ſollte Franz im Hauptquartier des Königs verweilen.

Somit war für den Augenblick Alles beendet und, nach menſchlicher Einſicht, Lothringens Geſchick für's Erſte unabänderlich feſtgeſtellt. Franz zeigte ſich gefaßt, aber ſehr trübe. Wie auf bleiernen Sohlen ſchlichen die Stunden ſeiner müden Seele vorüber, theilnahmlos und ſchweigend wohnte er den Hofverſammlungen bei. Die Königin war mit ihren Damen noch in Thierry, und ein nicht uninteressanter Männerkreis, von dem aus noch mancher Name bis in unſre Zeit herüberklingt, umgab den König; ſo oft es der Anſtand erlaubt, entzog ſich Franz auch dieſem, und blieb in ſeinen eignen Zimmern zurück. Seine Stellung war um ſo peinlicher, als der König, obſchon er ſeine künftige Herzogswürde anzuerkennen verſprochen, ihn jetzt noch als Geſandten und Bevollmächtigten ſeines Bruders behandelte, und eben dies den ihm geleitete Geſchäft auf eine Weiſe betrieben worden war, die mit ſeinem eignen Weſen im tiefſten Widerſpruche ſtand.

Es war in der Morgendämmerung des entſcheidenden dritten Tages, als Franz, mißmuthiger denn je, ſein Lager verließ, um ſich im kleinen, ihm wohlbekannten Schloßgarten zu ergehn, und den beklemmenden Druck in ſeiner Bruſt wenigſtens durch äußerlich freieres Aufathmen zu lindern.

Die weite flache Gegend war noch in Nebel gehüllt, kaum erwachte Sonnenſtrahlen durchbrachen ſeine dichte Decke, zerriſſen ſie und ballten ſie ſpielend zuſammen; der friſche Morgenwind fing die wunderlichen Geſtalten auf und trieb ſie, das Flüßchen entlang, nach den fern liegenden Sevennen-Bergen hin. Franz ſah dem melancholiſchen Luftbewegen zu, aber das ſchwere Herz wurde ihm nicht leichter. Der kalte Herbſthauch jagte ihm die buntgefärbten Blätter um Haupt und Geſicht, und die entlaubten Bäume ſchienen ihm vorwurfsvoll in ihren nackten Äſten lauter verabſchiedete, verſchmähte Hülfstruppen zuzuſtrecken. Der ungewöhnlich frühe Herbſt that ihm entſetzlich weh; er mahnte ihn an die Möglichkeit einer längeren, glücklicheren Vertheidigung der Veſte. Plötzlich unterbrach eine melodiſche, wohlbekannte Stimme ſeine traurige Träumerei; — es war Diana, die vor dem Überraſchten ſtand. „So frühe, Eminenz?“ fragte ſie. Er ſtarrte ſie an wie eine Erſcheinung.

Auch ſie war ſehr bewegt, und trotz der äußeren Gewandtheit kaum der Worte mächtig. Er faßte ſich zuerſt, und fragte ſie begrüßend, was ſie veranlaſſen könne, in ſo früher Stunde, ihre Geſundheit und Schönheit der rauhen Herbſtluft auszuſetzen, ob eine Wallfarth oder ein frommer Kirchengang?

„Meines Oheims Befehl,“ unterbrach ſie ihn raſch; „er beſchied mich nach Neufville, um mir ſeinen Abſchiedsſegen zu ertheilen, und die Wahl des Kloſters zu beſtimmen, das für's Erſte der Ort meines Aufenthalts ſein ſoll. So eben komm' ich an, und harre der Stunde ſeines Erwachens.“

Franz blickte die ſchöne Sprecherin faſt ungläubig an. „In ein Kloſter?“ wiederholte er mechaniſch; „und — weßhalb?“

„Mein Herz verlangt nach Stille und äußerer Ruhe, Ihro Eminenz," erwiederte ſie feſt, „und ich ſelbſt habe den Kardinal Richelieu veranlaßt, mir dieſen Schritt zu erlauben, der freilich von dem Ihrigen ſehr abweicht, da Sie den Friedenshut mit dem Herzogsſtabe zu vertauſchen Willens ſind."

Der Kardinal erröthete leicht. „Schöne Gräfin," ſagte er, „mich dünkt, Sie ſollten mich am wenigſten daran erinnern!"

„Und doch, gnädiger Herr, wird die ganze reiche, nun gewonnene Welt Sie an eine neu errungene Freiheit erinnern, die ſo heilbringend und beglückend ſein mag, als meine Wünſche für Sie aufrichtig ſind."

Sie verneigte ſich ſtolz und ſchritt mit ihren Begleiterinnen vorüber.

„War das ihr Herz? — war's ihre Eitelkeit?" frug Franz ſich ſelbſt — und einen Augenblick waren Herbſt und Herzogthum vergeſſen.

Aber ſchon ſtand eine andre, nicht minder befremdende Erſcheinung vor ihm; ein faſt künſtlich zerlumpter Bettelbube hielt ihm in ſeiner zerriſſenen Mütze ein kleines Zettelchen hin. Es enthielt den Namen des Obriſten Giton, und die Bezeichnung eines nahgelegenen Gebüſches. Wortlos und eilig folgte Franz dem Knaben, der ſich jedoch bald vor der Gartenpforte verlor, und eilte dann der ihm wohlbekannten Stelle zu.

Der Botſchafter des Herzog Karl trat ihm entgegen. Wenige eilige Worte benachrichtigten ihn, daß Feria ſich nähere, und der Marquis de Moni Befehl erhalten habe, die Thore von Nancy nur auf eigenhändige, und nach beſonders bezeichnete Ordre des Herzogs zu öffnen. Es war, als zerſpränge dem Kardinal das klopfende Herz in der Bruſt. Freude, Hoffnung und die tiefſte, zornigſte Schaam über die ihm nun hier aufgedrungene Rolle kämpften wechſelnd in ſeiner Seele. Mochte nun der immer wilder ſich erhebende Herbſtſturm Bäume entwurzeln, Dächer abwehen, — Franz fühlte nur das innere noch gewaltigere Toben ſeines Bluts, und trieb ſich, zwiſchen den Zelten des weit hingeſtreckten Feldlagers der Franzoſen, bis zur körperlichen Ermüdung umher. Und doch war ihm die Nachricht nicht ganz unerwartet. Am Tage, da er ſeinen Bruder in Epinal aufſuchte, hatte ſich ein Gerücht verbreitet, daß Herzog Karl ſechshundert Mann Infanterie und zweihundert Kavalleriſten nach Bayon marſchiren laſſe; Ludwig hatte ſogleich den Feldmarſchall La Suze hinbeordert, und das Einrücken der herzoglichen Truppen verhindert. In Folge dieſes ſcheinbar nutzloſen Schrittes des Herzogs hatte ſich Charmes dem König ergeben.

Endlos dehnte ſich die lange Qual des noch zu verlebendes Tages; alle Welt ſprach von der morgenden Übergabe — die Friſt verrann, und am folgenden Morgen — blieben die Thore geſchloſſen.

In der Bedrängniß des Augenblicks verſuchte es Franz anfangs, dem Könige ſcheinbare Gründe dafür anzugeben, bald aber ſiegte die natürliche Wärme ſeines Temperaments, und mit gewohnter Offenheit erklärte er, ſein Bruder habe ſeine Anſicht geändert und dem Marquis de Moni Contre-Ordre geſchickt. Die Konſternation im eiligſt berufenen Conſeil war nicht gering. Ludwig und ſein Miniſter hatte von Karls wechſelndem Charakter wenig Beſſeres erwartet, dennoch geſtaltete ſich die Lage der Dinge im Augenblick auf's Unangenehmſte für Beide. Der König war ſeiner eigenen Bravaden herzlich ſatt, und fulminirte gegen Herzog Karl's Verrätherei und Wortbrüchigkeit. Er gerieth in die unerträglichſte Laune, die ſelbſt ſein Günſtling nicht zu bannen vermochte.

Die Belagerungsarbeiten waren indeſſen tüchtig fortgeſchritten, aber leider auch Herbſtnäſſe und Kälte. Dem Kardinal Richelieu wurde von der ungeheuern Schwierigkeit bange, die Feſtung in dieſer Jahreszeit mit Sturm zu nehmen; ihm graute vor des Königs Vorwürfen über eine Tollkühnheit, die eigentlich nur auf der Vorausſetzung beruhte, daß der Herzog es vorziehen müſſe, Nancy zu opfern, um ſein ganzes Land vor Hungersnoth und Zerſtörung durch den Winteraufenthalt der franzöſiſchen Armee zu bewahren.

Und doch ging, eben in dieſem kritiſchen Augenblicke, ein neues Leben für Richelieu auf, denn jetzt öffnete ſich ihm das weite Feld ſeiner unberechenbaren Combinationen und Intriquen; er beſchloß Nancy durch Klugheit zu gewinnen. Noch immer weilte Diana in ſeiner Nähe, jetzt mußte ihre Anweſenheit ſeinem Zwecke dienen. Unter ſeinen Augen mußte die Nichte einen Brief an Franz ſchreiben, der mit den Schritten des Kardinals in genauer Übereinſtimmung ſtand, und um ſo ſicherer wirkte, da ſie ſchon einmal ſich auf dieſe Weiſe dem Geliebten genähert hatte.

Wenige Stunden nach der Bekanntmachung des Bruchs der Übereinkunft hatte Franz Neufville verlaſſen; einen Geſandten wider alles Völkerrecht feſtzuhalten, mochte man nicht wagen, und ſo hatte er ſich ungehindert auf ein zwiſchen Nancy und Neufville gelegenes Jagdſchloß zurückgezogen.

Nach einer geheimen Zuſammenkunft mit ſeinen Vertrauten fertigte Richelieu einen Boten dorthin ab. Wie zufällig mußte dieſer dem Kardinal von Lothringen unter der Hand mittheilen, daß der König, durch äußere Umſtände zu ſeinen Handlungen fortgeriſſen, es höchſt ſchmerzlich empfände, daß die Sache dieſe Wendung genommen; daß er gern manchen ſeiner Schritte zurückthun möchte, wenn man ihm von Lothringiſcher Seite entgegenkäme, daß ſchon ſeine große Vorliebe für Franz, deſſen redliches Streben ihn ganz gewonnen, ihn zu einem günſtigern Vergleich beſtimmen würde. Zugleich wurde der Vorſchlag der Vermählung mit Richelieu's Nichte als zurückgeſchoben, doch durchaus nicht als aufgehoben dargeſtellt.

Franz hatte es vorgezogen, nicht nach Nancy zurückzukehren, um ſich einen freieren Überblick der Bewegungen der Öſtreichiſchen- und Spaniſchen Armeen zu erhalten. Leider aber beſtätigten ſich die günſtigen Nachrichten keineswegs; die Schweden belagerten Conſtanz, und hinderten Feria's Marſch, oder verzögerten ihn. Von Oſtreich kam ebenfalls keine Hülfe. Wallenſteins Unterhandlungen mit den Schweden gewährten Richelieu die größte Sicherheit, daß, obſchon der Herzog Feria ſich den Grenzen näherte, man ihn nicht bis in's Elſaß dringen laſſen werde. Seiner Klugheit war es ſogar genehm, die ſpaniſche Armee bis auf einen gewiſſen Punkt vordringen zu laſſen, um Wallenſtein, der ganz ruhig Lothringen unterjochen ließ und Baiern und Elſaß den Schweden Preis gab, durch die Furcht einer Vereinigung der Spaniſchen und Kaiſerlichen Armeen, zu einer Erklärung gegen Ferdinand zu zwingen. In dieſem Sinne war Dianens Brief geſchrieben. Er erſchütterte Franz, und erweckte auf's neue die Hoffnung in ihm, den König zu gewinnen.

Doch Richelieu verſtand es, ſeine Machinationen nach mehreren Punkten zugleich wirken zu laſſen; während Franz auf dieſe Weiſe zu einem Schreiben an ſeinen Bruder veranlaßt wurde, in welchem er ihm eine perſönliche Zuſammenkunft mit Richelieu vorſchlug, und ihm die Richtigkeit ſeiner eigenen Pläne und Hoffnungen aus einander ſetzte, ſchlich ſich ein zweiter Bote zum Herzog ſelbſt, und bot ihm ebenfalls eine mündliche Berathſchlagung an, um mit vereinten Kräften, ohne fremde Einmiſchung, die beſten Mittel zu einer Ausgleichung zu ſuchen. Mit unendlich ſchmeichelnder Gewandtheit wurde auch hier die Verbindung Dianens mit dem Kardinal als Lockſpeiſe gebraucht, und eben dies geſchah mit ſo viel Klugheit, daß in dem tollkühnen Karl der ihm natürliche Übermuth erweckt wurde, von dem allein ein unbedachtes Handeln zu erwarten ſtand. Richelieu wußte ganz genau, daß der Herzog noch bei weitem nicht genug gedemüthigt ſei, um eine Verbindung mit ihm ernſtlich zu wünſchen; der Vorſchlag ſollte ihn nur augenblicklich reizen, fortreißen; — und das geſchah, obſchon auf eine Weiſe, die der Miniſter nicht ahnen konnte, denn er verſtand die Wirkung, aber nicht den Impuls derſelben zu berechnen.

Vielleicht bewog den Herzog ſeine wirklich hülfloſe Lage; wir dürfen uns jedoch einen ihm viel natürlicheren Grund ſeines Handelns nicht bergen. Karl war ein geborner Abentheurer, raſch und kühn, aber nicht wie ein König, eher wie ein Hazardſpieler, oder wie ein irrender Ritter. Im Gebirge, abgeſchnitten von ſeiner Veſte und ſeinen Kriegern, empfand er den heftigſten Drang, perſönlich alles Mögliche zu ſeiner Vertheidigung zu wagen. Sein Adlerblick hatte ihm von jeher ein entſchiedenes Übergewicht über alle ſeine Generäle gegeben; wo er zugegen war, fügte ſich ihm alles unter der Hand, und ſo entſtand ſehr begreiflich ein abergläubiſches Vertrauen auf ſeine perſönliche Kraft, und der Plan einer Flucht nach Nancy knüpfte ſich an den Geleitsbrief, der zu erlangen nur auf dieſe Art möglich war. Wenigſtens fügte er der bejahenden Antwort an den Kardinal die Bitte bei, dem Könige ſelbſt ſeine Aufwartung machen zu dürfen.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

*** Von einer wohlfeilen Ausgabe der paroles d'un croyant ſollen 10,000 Exemplare in Frankreich verkauft ſein.

*** Die romanhafte Geſchichte des Herrn von Lauzun, jenes kecken und galanten Günſtlings von Ludwig XIV. iſt in Frankreich neu bearbeitet. (Histoire de Mr. de Lauzun par Musset.) Der Stoff à la Casanova (Liebes- und Gefängniß-Abentheuer, Hofgeſchichten u. ſ. w.), iſt für das größere Publikum und für Leſebibliotheken zu erſprießlich als daß in Deutſchland nicht bald eine Ueberſetzung erſcheinen ſollte.

*** Von der Histoire de la convention nationale d'après elle même par Gallois, einer Sammlung der Conventsdebatten und Dekrete iſt der 3te Theil erſchienen.

*** Im abgelegenen ſogenannten Quartier Latin von Paris (dem Wohnorte der Studenten, überhaupt faſt aller, die mit der Univerſität in Verbindung ſtehen), iſt das früher eingegangene Theater du Pantheon wieder eröffnet.

*** Die Dſchaggernaut'ſche Manier des Selbſtmord's wird jetzt epidemiſch. Binnen kurzer Zeit kam der dritte Fall in Paris vor; ein ordentlich gekleideter Mann von ungefähr 40 Jahren ſtürzte ſich auf dem Quai Jemappes unter die Räder eines mit Steinen beladenen Wagens. Alle ſchnell geleiſtete Hülfe war fruchtlos. Man fand einen Brief bei ihm, worin er ſeinen Entſchluß durch die Verzweiflung über eine unheilbare Krankheit motivirte.

*** Amerikaniſche Journale berichten von einer fürchterlichen Feuersbrunſt in New-York. Der Schaden wird auf 300,000 Dollars angeſchlagen. In Folge dieſes Unglücksfalls befinden ſich 1000 Perſonen ohne Beſchäftigung.

*** Es hat den Anſchein, als ſuchten einige Saint-Simoniſten ihre Sekte zu regeneriren. Man weiß, daß bereits wieder mehrere Verſammlungen auf einer Inſel auf der Seite von Meudon ſtatt fanden, wobei der von Enfantin aus dem Oriente abgeſandte Père Barrault als erſter Vicar präſidirte. Er trug Saint Simon's Büſte und an ſeiner Seite befand ſich eine junge Saint-Simoniſtiſche Dame mit einer phrygiſchen Mütze und im vollſtändigen Koſtüme der Freiheitsgöttin. Alle Apoſtel trugen lange Haare und Ziegenbärte. Man beweinte in der Verſammlung den Verluſt mehrerer Brüder, welche im Oriente ſtarben, ohne die femme libre gefunden zu haben, und hierauf hielt Vater Barrault eine lange Rede über die Bemühungen der Brüder in den Staaten Mehmed Ali's, deren Reſultat, wie er im prophetiſchen Tone ſeine Rede beſchloß, die Verſchmelzung des Chriſtenthums und des Islams ſein wird.

*** Im Laufe des Auguſt fand zu London die 8te Jahresſitzung der königl. und nationalen Geſellſchaft zur Rettung der Schiffbrüchigen ſtatt. Es ſtellte ſich heraus, daß, ſeit der letzten Jahresverſammlung, an den Küſten der drei Königreiche [illegible] Perſonen theils durch die wirklichen Agenten der Geſellſchaft, theils durch Leute, die von denſelben ſtipulirte Belohnungen erhielten, vom Tode gerettet worden waren. Die Geſellſchaft hat ſeit ihrer Gründung 50 goldne und 200 ſilberne Medaillen, ferner mehr als 4,000 Pfd. St. (100,000 Francs) an 3—4000 Perſonen vertheilt, welche ungefähr 3,500 Schiffbrüchige retteten; eine ungefähr eben ſo große Summe wurde zur Erbauung von Rettungsbooten verwendet.

*** Der kommende Winter wird in Paris eine Menge theatraliſcher Novitäten in's Leben treten ſehen; auf der Opéra comique: mehrere dreiaktige Opern von Caraffa, Auber, Adam, Halévy und Prévoſt; im Vaudeville: le dernier des fous und les deux mères; im Variétéstheater: le Corsaire und André ꝛc.; an der Porte Saint-Martin: Lally-Tollendal; im Ambigu-comique: les gueux de mer, Wilson, und le forgeron; im cirque Olympique: la Jerusaleme délivrée. — Im Ambigu-comique iſt in Folge der neuen Theatercenſurordonnanzen die Aufführung von: le roi en vacances bereits verhindert worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 225. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 23. September.

Des Denkers Zögling.

(Schluß.)

IX.

„Mit Gott beginn' ich meine letzten Kämpfe,"
Sprach Carlo, „wenn ich meines Buſens Glut
Zum kalten logiſchen Gedanken dämpfe.

Daß ich nur anvertraut war deiner Hut,
Da du mich nicht umfingſt mit jenem Triebe,
Womit der Vater es dem Kinde thut,

Ich ahnet' es; und daß kein Wahn mir bliebe,
Enthüllteſt du mir mein Geſchick; doch weicht
Aus meinem Buſen nicht die ew'ge Liebe.

Der Kapſel Täuſchung trag' ich jetzo leicht;
Denn ich erkannte, daß mein heil'ges Ahnen,
Und meine Sehnſucht dort hinüber reicht,

Wo ſich eröffnen neue Geiſtesbahnen;
Daß dieſes Streben keine Täuſchung ſei,
Daran muß freudig die Geſchichte mahnen.

Und wenn du ihres Sinnes kundig biſt,
So weißt du, daß ſelbſt leuchtende Nationen
Vergingen, eh' der hochgelobte Chriſt

Das Wort der Liebe ſprach; und mag es wohnen
In unſ'rer Bruſt, ſo wird mit neuer Kraft
Entwicklungstrieb erloſch'ne Völker lohnen. —

Verweichlichung und ſchnöde Leidenſchaft
Entbehren dieſen heil'gen Götterfunken,
Und ahnen nicht in ſelbſtgeſchloſſ'ner Haft,

Daß aus des Geiſtes Armen ſie geſunken;
Denn nur auf reinen Saiten ſpielt die Hand
Der Gottheit ihre Lieder feuertrunken.

In's heiligſte Aſyl, das ich erfand
In meiner Bruſt, als aus des Daſeins Freuden
Du mich hinaustriebſt, und ein Eiſenband
Um meine Seele ſchlugſt, bei tauſend Leiden;
Dort trete hin, und höre, was der Geiſt
Als ſchönen Lohn dem Denker mag beſcheiden. —

Denn jeder forſchende Gedanke weiſ't
Hin auf den ewig-einzigen Gedanken,
Um den die Vielheit der Gedanken kreiſt,
Die in der Einheit aus einander ſanken.

X.

„Die Ruhe war im Anfang, als Bewegung
Aus ihr hervortrat, welche Leben war,
Das in ſich aufnahm heil'ge Liebesregung.

Aus der Bewegung fließet immerdar
Die Ruhe, Tod in ſinnlicher Erſcheinung;
Gedanke ſind die beiden offenbar,

Und ſtreben aus der Sinnlichkeit zur Einung;
Und ewig ſich vernichtend ſchreitet fort
Der Kampf um Daſeins Glück und um die Meinung.

Die Liebe nur, das milde Chriſtuswort,
Verweilt in ſich, und hält mit heil'gen Armen
Das ew'ge Rad' bald hier an und bald dort.

So muß ſeitdem in Liebe das erwarmen,
Was ſonſt, als mächtiger Entwicklungsdrang,
Verlernt in ſchnöder Selbſtſucht das Erbarmen.

Nicht mehr iſt der Geſchichte raſcher Gang
Ein Zufall; nein die freudigſte Erkennung
Des Geiſtes, der die trübe Maſſe zwang.

Kehr' auch der Geiſt zur Einheit mehr durch Trennung,
Werd' auch die Form zum plaſtiſchen Gewand,
So wird doch Liebe bleiben die Benennung

Für die Entwicklung, die in Leiden fand
Die Menſchheit an der Sinne rauhen Klippen. —
So werf' ich zu mit jugendwarmer Hand
Der Liebe dieſen Kuß von heißen Lippen."

XI.

An ſeine Bruſt hielt Carlo feſtgedrückt
Die Kapſel. „Ja“ rief er und Thränen füllen
Sein Aug'; ja eine höhere Leitung blickt

Aus deiner Sendung! — Magſt du mir enthüllen
Ein freudig Loos? — Sagt meine Ahnung nicht:
Die Liebe beuge ſelbſt des Schickſals Willen? —“

Und wie er ahnungsvoll die Worte ſpricht,
Berührt er an der Kapſel unt'rer Seite
Ein Federchen; und ſieh', da ſpringt an's Licht

Das Bildniß einer Dame. — „Himmel leite
Mich nicht in Wahnwitz, das iſt Lila!“ ruft
Erblaſſend Carlo. Doch mit ihm im Streite

Ruft jetzt Elpin: „Maria iſt's; die Gruft
Giebt ihre Toden wieder! — Weh' mir, wehe! —
Maria! Schweſter! — Carlo? — Ich der Schuft,

Der dich und ſie verdarb! — Ha ich vergehe —
Fort, fort von hier, daß nicht mein Aug' die Nacht
Des näher ſchreitenden Verderbens ſehe! —

Weh', keine Feſſel bricht der Wahrheit Macht! —
Gehemmter Geiſt kehrt doppelt nun zum Lichte! —
In der Vernichtung Grab ward ich gebracht,

Daß ich nur mich, nur mich vernichte! —“
So ſank des Zufalls Dornenblütenkranz
In Beider *kleine*, ernſte Weltgeſchichte,
Wie in die große fällt der Dichtung Glanz!

XII.

Durch einen unbekannten Boten lief
In des erſtaunten Greiſes Hand ein Schreiben.
So lautete der wunderſame Brief:

„Dem Bruder, der entfernt uns wollte bleiben
Für dieſes Leben, weil tief unter ſeinen Stand
Ihn Liebe zog, die wir zu hintertreiben

Bemüht geweſen, boten wir die Hand
Der freudigſten Verſöhnung; ihm vertrauten
Wir unſer Kind als ſchönſtes Unterpfand.

Wir waren bebend nah', und wir erſchauten
Es weinend, als er heim den Knaben trug,
Der ihn anredete mit Kinderlauten.

Andeutung war mein Bidniß dir genug,
Woher die Sendung von dem fremden Knaben,
Dem ein verwandtes Herz im Buſen ſchlug.

Du, dem Natur geſchenkt des Forſchens Gaben,
Der über die Erziehung dacht' und ſchrieb,
Als Zögling ſollteſt du den Neffen haben,

Damit in ihm du weckeſt jenen Trieb,
Der ihn befähige, zu lenken Viele;
Und die Enthüllung ſeines Standes blieb

Zuletzt ihm als der ſchöne Lohn am Ziele;
So ſpielten wir, mit dir, mit uns, dem Kind,
Wohl fühl ich es, verweg'ne Schickſalsſpiele. —

Doch finſter rächend eingetreten ſind
Die Ewigen in unſ'ren ſüßen Frieden,
Und unſ'res Schickſals Strafen ſind nicht blind.

Es war uns eine Tochter noch beſchieden;
Der Tod umarmte ſie bei Tanz und Scherz,
Und nur der Sohn bleibt unſer Troſt hienieden!

O mildre du des ſchweren Schickſals Schmerz,
Verſöhnter Bruder; lege mir die Blume,
Die du erzogeſt, ſelbſt an's Mutterherz
In dem Verſöhnung ſtillem Heiligthume!“ —

XIII.

O *Einen* zu erziehen ſchon iſt ſchwer;
Unendlich ſchwer iſt's, Viele auszubilden;
Denn ewig tritt die Macht des Geiſtes hehr

Auf *neuem* Pfad zu *neueren* Gefilden! —
So tret' ich in ein *neues* Leben ein,
Rief Carlo; und begrüßt von freundlich milden

Geliebten Ältern ſchwindet alle Pein! —
Dort ſinkt die Sonne; vor mir ſteigt in Gluthen
Verjüngt empor der neuen Sonne Schein! —

Umbrandet mich, des Daſeins wilde Fluthen;
Wenn nur mein Hoffnungsſtern der Liebe brennt,
Wird nicht das Herz in meiner Bruſt verbluten! —

Den Formen Geiſt, den keine Lüſte hemmt,
Wird meines Schickſals ſtarkes Steuer wenden,
Und meines Lebens heiliges Fragment
In ſeiner Liebe Morgenroth vollenden! — —

L. C. Wittich.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Ludwig nahm den Vorſchlag an; und Contriſſon, den der Herzog deßhalb in's Lager geſandt, empfing den gewünſchten Schutzbrief. Der Herzog hatte ſich zwar erboten bis St. Nicolas zu kommen, Richelieu war jedoch ein zu guter Rechner, um die Nähe der ſpaniſchen Niederlande zu überſehen, die dem Herzog eine ſichere Zuflucht boten; er verſtand es, ſein edles Wild beſſer zu umgarnen, und Seine Majeſtät mußten Charmes zu dieſer Zuſammenkunft beſtimmen.

Am feſtgeſetzten Tage trafen beide daſelbſt ein. Richelieu war vom päpſtlichen Nunzius, Kardinal La Valette und vielen Grafen und Herren begleitet: der Herzog hatte nur ſeinen Kammerherrn Lenoncourt, und eine ganz geringe Suite bei ſich; erſterer erreichte die Stadt ſchon Nachmittags um fünf Uhr, Karl ließ ſich vornehm bis nach Mitternacht erwarten. Der kränkliche, ſchon halb zerſtörte Kardinal ſchlief bereits, als Seine Durchlaucht eintrafen und ihn zu wecken gnädigſt verboten.

Aber troz dieſem äuſſerlich guten Vernehmen wurde durch zwei lange Conferenzen am folgenden Tage nichts entſchieden. Jedermann hielt die Unterhandlungen für abgebrochen, als es beim Abſchied Richelieu's ſchlauer Beredſamkeit gelang, des Herzogs Zuſtimmung höchſt unerwartet zu erringen. Karl war im Begriff abzureiſen, als Richelieu, ſcheinbar aus Zufall, ihm nach beendeter Meſſe noch einmal entgegentrat und jetzt den Vorſchlag einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Könige und die Verſicherung, daß Ludwig gern von der Härte der früher gemachten Bedingungen abgehen würde, mit ſeinen eignen und des

Bruders des Herzogs Hoffnungen ſo künſtlich zu verflechten wußte, daß es ihm gelang, den Herzog zu blenden. „Jedenfalls, gnädigſter Herr,“ ſchloß er ſeine lange Rede, „werden Sie immer die Freiheit behalten, ſich zurück zu ziehen, wenn es Ihnen nicht möglich ſein ſollte, ſich den Wünſchen ſeiner Majeſtät zu fügen!“

Und dies Verſprechen eben war es, was Karl'n beſtimmte! Schnell überflog ſein Geiſt die leichteren Bedingungen im bunten Reich zahlloſer Möglichkeiten, — vor allen die, vom Hauptquartier aus zu entfliehn, ſeine Feſtung zu erreichen, und, falls Ludwig ſich durchaus nicht billig finden laſſen ſollte, dort Land und Leute bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen!

Richelieu legte dem Herzog einen neuen Tractat vor, und brachte ihn wirklich dahin, denſelben zu unterſchreiben! Einige Milderungen abgerechnet war es der Alte. Der König machte ſich verbindlich, den Herzog, mit allen ihm zukommenden Ehren in Nancy reſidiren zu laſſen, und die Feſtung nach Ablauf dreier Monate zurück zu geben, während welcher Karl die übrigen Bedingungen zu erfüllen verſprach. Hart kam es dem muthigen, kriegeriſchen Herrn an, den Artikel zu unterſchreiben, mittelſt deſſen er dem Könige die Zerſtörung der Feſtungswerke erlaubte; doch auch hier ſchlug ſich Richelieu in's Mittel, und betheuerte, der König werde im alten Stande ſie ihm wieder überliefern.

Während Chanvallon dem Könige dieſen neuen Tractat überbrachte, trat Richelieu mit ſeinem perſönlichen Anliegen näher. Karl war wie alle Aventüriers ſtets geldbedürftig. Der Kardinal verſpricht nicht nur ſeine Nichte zur Univerſalerbin ſeines unermeßlichen Vermögens einzuſetzen, er fügt auch eine bedeutende Mitgabe hinzu. Freilich ſoll Herzog Karl dagegen ſeinem Bruder hunderttauſend Livres Einkünfte ſichern, er — dem es oft an Tauſend gebricht, doch finden ſich auch hierzu Mittel; man ſchlägt ihm vor, ſich mit dem Herzogthum Bar perſönlich, und nicht im Namen ſeiner Gemahlin belehnen zu laſſen, und ſich deſſen zu Gunſten ſeines Bruders zu entäußern.

Jedem ſehr ängſtlichen Bedenken des Herzogs, ſich ſelbſt eines ſo großen Theils ſeiner Einkünfte zu berauben, weiß der Kardinal geſchickt zu begegnen, und ſchließt in der genialſten Beſcheidenheit, mit der Verſicherung; dem Könige dieſe für ihn allzugünſtigen Vorſchläge unmöglich ſelbſt vortragen zu können, worauf einige gegenwärtige Herrn von hohem Range den Auftrag übernehmen.

Wie voraus zu ſehen war, genehmigt Ludwig alles, und die Ausführung, und nächſte Beſtimmung wird auf den Zeitpunkt feſtgeſetzt, wo Karl dem Könige in Paris aufzuwarten gedenkt.

Karl ſchien ungemein zufrieden zu ſein, und dem Kardinal vollen Glauben beizumeſſen. Am Abende deſſelben Tages ſtand er umringt von mehreren Kavalieren auf dem hohen Wallen des kleinen Schlößchens, und ließ ſeine Falken fliegen. Im Augenblick zeigte ſich in der niedren Luftſchichte eine wilde Taube; der Edelfalke, der ſchon eine bedeutende Höhe erreicht hatte, ſchoß ſogleich herab, doch noch ehe er die Taube gefaßt, fuhr ein wahrſcheinlich dem Falconier entſchlüpfter fremder Falke dazwiſchen, und trug die Beute davon. Der erſte Vogel umkreiſte nun mehrere Male das Haupt ſeines Herrn, erhob ſich dann, und ſtieg, alles Rufens und Lockens unerachtet, hoch und immer höher, bis er den Anweſenden gänzlich entſchwand. Lächelnd und freundlich nickend, hörte der Herzog den Bericht der rückkehrenden Jäger an, daß der Vogel nirgends zu finden ſei. „Ich dachte es gleich,“ ſagte er zu Lenoncour, der hinter ihm ſtand, „ein tüchtiger Edelfalke kann ſich ſein rechtmäßiges Gut nicht nehmen laſſen — höchſtens könnte er es verſchenken,“ ſetzte er, Richelieu anblickend hinzu.

„Den ſehen wir nicht wieder, meine Herrn,“ rief er den Andern zu, „er iſt auf dem Felde der Ehre geblieben, oder er hat ſeinen Feind beſiegt!“

(Fortſetzung folgt.)

Charlotte Robespierre.

> Il y avait donc deux hommes dans cet homme, mais gardez vous bien de croire que ces deux hommes s'excluaient l'un l'autre.
>
> Charlotte.

Es war am dritten Auguſt des vorigen Jahres, alſo am Stiftungstage der neuen Monarchie Frankreichs, da wurde auf dem Père la Chaiſe, jenem Kirchhofe weltberühmten Namens, eine alte Frau oder vielmehr eine alte Demoiſelle, (denn ſie war unverheirathet zeitlebens), in ein einſames Grab gelegt, und ein junger Prieſter der neukatholiſchen Kirche ſprach ihren Manen eine Rede, die mit den merkwürdigen Worten anhub: „Citoyens, la soeur du grand-Robespierre a cessé de vivre.“

Ich las die Rede und wurde erſchüttert. Die Geſtorbene erſchien mir für einen Augenblick und forderte alle meine Sinne für die Geſchichte jener Epoche, die ihrem Namen Weltberühmtheit und Berüchtigkeit verlieh. Meine Seele hatte nicht geahndet, daß es noch Menſchen gäbe, die Robespierre heißen wollten, ſei es aus Furcht oder Abſcheu; am allerwenigſten dachte ich an eine Verwandte des geächteten Todten, die mit ihm alle Freuden und Leiden und, wenn man will, ſogar den Fluch der Beglückungstheorie trug, welche einen König und eine Nation auf's Schaffot brachte.

Charlotte Robespierre war in Paris vierzig Jahre lang ein großes Incognito; kaum iſt es glaublich: ſie hatte allein die Kataſtrophe des neunten Termidors überlebt, von der ein moderner Schriftſteller ſagt, ſie habe größere Mirakel gewirkt, als die Kreuzigung des Erlöſers, nach welcher die Sonne ſtand, der Tempel barſt, der Himmel dunkel ward und die Todten ihre Gräber verließen.

Charlotte Robespierre war von der Vorſehung verurtheilt, den Stillſtand der Revolution und endlich die Reaktion, den Kaiſerdespotismus, die Reſtauration und die neue Revolution zu ſehen. Ihre Schickſale haben ein hiſtoriſches Intereſſe.

Der Biograph, der mich zu dieſem Artikel veranlaßte,[*] iſt ein enthuſiaſtiſcher Republikaner, der nicht blos beide Robespierre kanoniſirt und Märtyrer des heiligen Glaubens an Freiheit und Menſchenrechte nennt, ſondern auch ihre Schweſter zu der politiſchen Strahlenglorie erhebt. Ich konnte mich daher nur zur Kritik oder Nacherzählung einzelner Stellen von Intereſſe entſchließen, einem Jeden die Apotheoſe wie die Verdammung freiſtellend. Hiſtoriſch ausgemacht iſt, daß Robespierre nicht das fühlloſe menſchliche Ungethüm war, welches fromme antirevolutionäre Publiciſten aus ihm machten. Er hatte zwei Seiten und von dieſen war die eine das Conventsmitglied, das mit dem Henkerbeil die Monarchie des heiligen Ludwig's und des unglückſeligerweiſe daran geknüpften Feudalismus fällte, und die andere der Advokatphiloſoph Robespierre, welcher uneigennützig, tugendhaft, ordnungliebend war. Es iſt erwieſen, leider erwieſen, da es ſchrecklich iſt, das Gute mit dem Böſen ſo Hand in Hand zu ſehn, daß er mit demſelben Munde, der das Todesurtheil über Ludwig, Marie Antoinette und die Girondiſten ausſprach, jenen entmenſchten und glaubensſatt gewordenen Fleiſcherſeelen, die ſeinen Thron des Stadthauſes umgaben, die Heiligkeit der Liebe und Freundſchaft, die Schönheit der Tugend und Menſchlichkeit und die Nothwendigkeit eines Gottes auseinanderſetzte.

„Qui donc t'a donné la mission, d'annoncer au peuple que la divinité n'existe pas, à toi, qui te passiones pour cette aride doctrine et qui ne te passionnes jamais pour la patrie? quelavantage trouves-tu à persuader à l'homme qu'une force aveugle preside a ses destinées et frappe au hasard le crime et la vertu? que son ame n'est qu'un souffle leger qui s'eteint aux portes du tombeau?"[**]

Alſo ſprach der Blutmenſch, und ich fühle mich deßwegen veranlaßt zu glauben, daß die Gewalt, die alle Menſchen verblendet und allmählich zu Tyrannen macht, wenn ſie nicht anders ihre egoiſtiſchen, guten oder böſen Zwecke durchſetzen können, ihn einzig und allein zum Ungeheuer machte. Er huldigte dem miſerablen Grundſatz, daß man den Einzelnen nicht achten müſſe, um der Maſſe zu nützen.

Robespierres Schweſter dachte wie Robespierre, ſie hatte eine ſtarke männliche Seele, ſie war durch und durch politiſch und Ultrademocratin. Noch in ihrem letzten Lebensjahre munterte ſie den Gefangenen Laponneraye in St. Pelagie auf, ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, indem ſie ihn ihren Sohn und Freund nannte und in einem Briefe, worin ſie für eine Unterſtützung wie eine Königin dankt, die eine Gnade erweiſt, wenn ſie annimmt, — die Verſicherung äußert, daß ihre gemordeten Brüder ihn geliebt haben würden, wenn ſie ihn gekannt hätten. Sie war ſo erfüllt von der Politik der droits de l'homme, daß ſie ſogar in ihrem Teſtamente, das ich hier in Kürze herſetze, ausdrücklich davon Erwähnung that und in einer Zeit großer Armuth ſich ſtandhaft weigerte, ihren Namen zu einer Broſchüre zu leihen, die die Royaliſten für nützlich hielten und worin wahrſcheinlich die Geſchichte der Revolution nicht nach ihrem Wunſch recapitulirt wurde.

Das Teſtament datirt vom 6. Februar 1828 und befindet ſich unter einer Kollektion Juſtificationsakten, die den Memoiren und der Biographie angehängt ſind. Es lautet:[***]

„Je, Marie-Marguerite-Charlotte Robespierre, soussignée, jouissant de toutes mes facultés intellectuelles, voulant, avant de payer à la nature le tribut que tous les mortels lui doivent, *faire connaître mes sentimens envers la mémoire de mon frère ainé, declare que je l'ai toujours connu pour un homme plein de vertu, je proteste contre toutes les lettres contraires a son honneur qui m'ont été attribuées.* Et voulant ensuite disposer de ce que je laisserai a mon décès, j'institue pour mon heritière universelle Mademoiselle Reine-Louise-Victoire Mathon, par laquelle je veux que tout ce que je laisserai soit recueilli en toute propriété."

„En foi, fait et écrit de ma main, à Paris" etc.

(Fortſetzung folgt.)

---

[*] Memoires de tous, tome III, 1835.

[**] „Wer gab dir den Auftrag, dem Volke anzuzeigen, daß keine Gottheit ſei, o du, der du beſeelt biſt für die trockne Doktrin und nimmer beſeelt wirſt für dein Vaterland? Welchen Vortheil bringt es dir, wenn du den Menſchen überredeſt, daß eine blinde Gewalt ſein Schickſal leite und ohne Unterſchied das Laſter und die Tugend ſtrafe? daß ſeine Seele nur ein Hauch, ein flackerndes Licht ſei, das an der Pforte des Grabes ausgeht?"

[***] Ich, Maria Margaretha Charlotte Robespierre, vollkommen meiner Verſtandeskräfte mächtig, erkläre hiemit feierlich und bevor ich der Natur den allgemeinen Tribut der ſterblichen Menſchheit zolle, daß mir das Andenken meines ältern Bruders beſonders heilig iſt und daß ich ihn als einen Mann von großer Tugend gekannt habe. Ich proteſtire wieder alle ſeine Ehre nachtheiligen Briefe, die mir zugeſchrieben werden, und beſtimme ſofort, da ich über das, was ich hinterlaſſe, verfügen will, daß meine ſämmtliche Habe zu vollſtändigem Beſitze der Demoiſelle Regina Louiſe Victoria Mathon, als meine Univerſalerbin, übergeben werde.

Eigenhändig geſchrieben, zu Paris ꝛc.

Buntes.

∴ Die Univerſität von London hat wieder vergeblich bei der Regierung um das Recht nachgeſucht, Grade ertheilen zu können. Der größere Theil der Zeitungen erklärt ſich entſchieden dagegen, und behauptet: würde dieſer durch Actionäre gegründeten Anſtalt dies Recht ertheilt, ſo könne man es einer Menge ähnlicher Privatinſtitute nicht verweigern.

∴ In franzöſiſchen Zeitungen ſind die Memoiren des Friedensfürſten (Godoi) über ſein bei allen Parteien Spaniens verhaßtes Miniſterium angekündigt. Sie führen den Titel: Memoires du Prince de la Paix mis en ordre, et traduits sous ses yeux par le général d'Esménard. Wie Godoi in der Vorrede ſagt, bezweckt er damit eine Rechtfertigung vor der Nation; wenn er aber hofft, der Sequeſter auf ſeinen Gütern in Spanien werde dadurch aufgehoben werden, ſo möchte er die jetzige aufgeregte Zeit unpaſſend gewählt haben.

∴ Von Lucian Bonaparte iſt ein Werk über die hundert Tage unter der Preſſe. Es heißt: La vérité sur les cent jours.

∴ In einer neuen Lieferung der contemporains, von Carrut, ſind die intereſſanteſten Artikel: Coccelmans, Harispe, Raven, Sebastiani, Béranger (le chansonnier), Lafitte, Frayssinous.

∴ Auf dem Théatre français iſt ein neues Luſtſpiel: Lavater, gegeben, worin die Intrigue von einem verfehlten phyſiognomiſchen Urtheile Lavater's ausgeht. — Das jetzt fertige Trauerſpiel Delavigne's für dies Theater führt den Titel: Don Juan; der Held deſſelben iſt aber nicht der der Oper, ſondern Don Juan von Oeſtreich, der Sieger von Lepanto. — Zwei neu erſchienene Novellen: les amours d'un prête du 18ème, et 19ème siècle par Lafosse Detonquet, ſind durch den Kontraſt bemerkenswerth. Die erſtere fällt in die üppige Regierung Ludwig's XV., die zweite in unſere ernſte Zeit; jene iſt in frivolem, dieſe in düſterem Tone gehalten.

∴ Nach einer von Charles Dupin im Inſtitut kürzlich vorgeleſenen Abhandlung ſteigt jetzt die Bevölkerung Frankreichs jährlich um 180,000 Einw.

Druckfehler.

Im Literaturblatt No. 37, Seite 886, Spalte 1, Zeile 3 von oben, lies ſtatt: leidenſchaftlicher —: leidenſchaftsloſer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 226. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 24. September.

Der Fluch des Negers.

(Aus dem noch ungedruckten Roman: die Kreolin und der Neger)

von

Emerentius Scävola.

Die Königstochter.

Das Gold der Abendſonne flammte auf den Gipfeln der Kalkſteinfelſen, welche die Hafenſtadt Cap François auf der Oſtſeite umwallen, und leichter athmend blickten die wachtmüden Milizſoldaten, welche läſſig auf der Bruſtwehr der Strandbatterie hin und herſchritten, auf den Quell des kühlenden Lufthauches, auf das graue Meer hinab aus deſſen Wellen eben eine kugelförmige Nebelwolke emporſtieg, die — begleitet von einem Blitz und einem Donnerſchlage — der Inſel den Gruß eines einlaufenden hochbemaſteten Koloſſen verkündigte.

Die Batterie erwiederte den Ehrengruß nach üblichem Gebrauch, und nun ward es lebendiger auf der Rhede. Die Hafenbeamten ſetzten ſich in Verſtändniß mit dem Ankömmling, welcher die Flagge des freien Nordamerika entfaltet hatte; und bald wußte jeder, daß der Kapitain Dower morgen oder übermorgen Markt halten werde mit zweihundert und ſiebzig Kindern Weſtafrika's.

Dieſe Kunde — denn ſeit länger als fünf Monaten war kein Sklavenſchiff eingelaufen in irgend einen der Häfen San Domingos — ſetzte die ganze Gegend in Bewegung. Eilboten flogen den nahen und entfernteren Pflanzungen zu, und kaum tauchte die Morgenſonne auf aus den Wellen, als der Strandplatz ſich ungewöhnlich belebte. Ein dunkelbuntes Heer, gemiſcht aus kaufluſtigen Kreolen, laſttragenden Negern und müßigen Mulatten wimmelte der Rhede zu, und ſchien jene Häuſermaſſe zu entvölkern, die mauerlos aus dem Moorthale ſich erhob, welches ſeine Palmen und Piſange nur zur Beſchattung des großen Kirchhofes der Europäer mit der üppigſten Fülle genährt zu haben ſchien.

„Platz! Platz!“ ſo überbrüllte ein gellender Ruf, aus Donnerſtimmen und dem Jammergekreiſch der Qual gemiſcht, das laute Gemurmel des Haufens, und „Platz! Platz!“ wiederholte das deutliche Echo der Kalkſteinwände, die in weitem Kreiſe den Hafen einfaſſen, auf welchem — ſeit ſein Entdecker, der große Columbus, in Ketten geſchlagen ihn verließ, — der Fluch zu ruhen ſchien, nur Schließer oder Geſchloſſene zu hegen.

Der eintönige Geſang, mit welchem die unglückſeligen Laſtträger auf San Domingo ihre Schritte zu begleiten pflegten, um ſingend zu wehklagen über ihr Elend, oder mit glücklich erzwungenem Leichtſinn ſeinen Druck ſich hinwegzulügen — dieſer nervenergreifende Geſang, dem Jammerliede der kamtſchadaliſchen Hunde ähnlich, welche die Schlitten ihrer Gebieter nur heulend ziehn, verſtummte jetzt, und aus der Maſſe ſcheu ausbiegender Sklavenhorden bewegte ſich der grünſeidne Baldachin eines, auf den Schultern gebeugter Schwarzen ruhenden Palankin's dem Hauptlandungsplatze der zahlloſen Böte zu, welche unaufhörlich kommend und gehend, zwiſchen der Stadt und den Schiffen die Verbindung erhielten.

Das Ziel war erreicht; die Träger ſtanden, und ließen den goldbefranzten Palankin behutſam niedergleiten. — Läſſig erhob ſich von dem Polſter unter dem damaſtnen Dache ein Mann, erſt um wenig Jahre nur über das reifere Jünglingsalter hinaus, die ſchlaffen Züge des eingefallenen Antlitzes mit der krankhaft-fahlen Hautfarbe ſiecher Einwanderer bedeckt, und einen Ausdruck faſt melancholiſcher Weichheit im Auge, welche den Sklavengebietern nirgends fremder zu ſein pflegte als auf San Domingo im letzten Jahrzehend vor Beginn der großen Jochzertrümmerung.

Die privilegirten Bootführer, meiſtens freie Mulatten, drängten ſich um den Palankin, dem wohlbekannten Herrn Rondellier, einem der reichſten Plantagenbeſitzer der

Inſel ihre Dienſte anzubieten. Er verließ ſeinen Tragſeſſel, beſtieg, von einem Theil ſeiner Dienerſchaft umgeben, eins der größeren Fahrzeuge, welches pfeilſchnell über die Wellen hinweg, ſeinem Befehl gemäß, dem unſern geankerten Nordamerikaner zuflog.

„Woher?“ rief Rondelliter fragend hinauf gen Bord.

„Weſtküſte von Afrika,“ war die Antwort.

„Sklaven von Whida an Bord?“ frug der Pflanzer weiter.

„Freilich, von Whida, Kerle ſo ſtark wie die Elephanten und ſanft wie die Lämmer,“ erwiederte der Sklavenhändler, und auf ſeinen Wink rollte der Hangſtuhl hinab zu dem Boote des muthmaßlichen Käufers.

Während dieſer den Armſeſſel beſtieg, und die Winde ſich wieder in Bewegung ſetzte, fühlte der Schiffspatron hinterrücks ſeine Schulter berührt. Er wandte ſich um, und der alte Sklavenmeiſter ſtand hinter ihm.

„Was giebts?“ forſchte er.

„Herr ſie iſt todt,“ murmelte der Alte, von dem großen Tabaksklumpen, den er im Munde wälzte, gehindert, verſtändlich zu reden; der Patron verſtand ihn aber dennoch. „Wer iſt todt?“ fuhr er mit verfinſterter Stirn auf den Alten zu.

„Nun wer ſonſt als das Weib, welches unterwegs geboren hat,“ verſetzte dieſer, und fügte hinzu, um den Blitz von ſich abzuwenden, durch deſſen Flammen das Auge des Gebieters ihn zermalmen zu wollen ſchien: „Kapitain, mir gebt nicht die Schuld; ich ſagt's Euch ja gleich! — Wie? hab' ich's Euch nicht profezeit? — könnt Ihr das läugnen? — Es war ja ein Ding wie aus Eierſchaum zuſammen geſchlagen; Finger hatt' es, die beſſer zur Handhabung der ſpaniſchen Mandoline als für Hacke und Grabſcheit taugten; — und dieſes verhätſchelte Ding — die Andern nannten es eine Königstochter — da unten in dem Qualme, den Unſereins kaum athmen kann, zuſammengekoppelt mit der Dicken, Ihr wißt's ja, mit der Wohlfeilen, der die halbe Zahnreihe oben fehlt; die mußte darauf gehn! — 's iſt nicht meine Schuld, daß ſie nicht herauf gebracht wurde an die Luft. — Nun was geht's mich an; der Schade iſt ja nicht mein! — Was wollt Ihr nun, daß wir mit dem Kinde anfangen? ſagt's bald, ſonſt freſſen die Ratten es an da unten.“

„Hätten ſie's aufgefreſſen, und die Prinzeſſin dazu, eh' ſie mich um mein Geld brachte!“ brummte der Patron fluchend. „Es war ein tüchtiges Knochengebäu; kein Büffel hatt' es beſſer. — Zweihundert Dollars wollt' ich in's Waſſer werfen, wenn ich ſie dadurch wieder lebendig machen könnte.“

(Fortſetzung folgt.)

Charlotte Robespierre.

(Fortſetzung und Schluß.)

Charlottens Biograph, der wohl den Gegenſtand ſeiner Schrift perſönlich kannte, hat der Mit- und Nachwelt ein ſehr günſtiges Bild hinterlaſſen. „Sie war,“ ſagt er, „ſanft, tugendhaft, freundſchaftlich und geſellig, ſie hatte keine heftigen Leidenſchaften, ſie haßte Niemand, ſie liebte alle und war immer thätig und guter Laune. Ihr Herz konnte nicht begreifen, daß es Menſchen gebe, die Wohlgefallen an dem Unglück Andrer empfinden, und dennoch war ſie ſelbſt vom Gegentheil bitter überzeugt worden. Hätte es in ihrem Charakter, wie in dem ſo vieler Frauen, deren Verwandte politiſche Rollen ſpielten, gelegen, ſie würde leicht, auch nach ihres Bruders Tod, eine Carriere haben machen können; ſie wollte nicht. Vielleicht war ſie zu tief erſchüttert, um ſich ſchnell aufzurichten, und vielleicht war es zu ſpät, als ſie ſich erholt hatte, in die Fußſtapfen einer Madame Roland zu treten, die Bände ſchrieb über das, was ſie ſah und thun half. Es geht daraus hervor, daß ſie ihrer Brüder Handlungsweiſe nur hinter den Kouliſſen applaudirte.“

Am neunten Thermidor wurde Charlotte verhaftet. Man konnte ihr aber keine Mitſchuld aufbürden, und darum ließ man ſie nach fünfzehn Tagen als eine Waiſe und Verſtoßene wieder frei. Der Bürger Mathon, einſt ein Freund Robespierre's, und ſeine Schweſter, jetzige Erbin der Verſtorbenen, boten ihr Schutz und Aſyl, bis ſpäter Napoleon ſich ihrer annahm und nach einer Audienz, worin er von Robespierre mit vieler Achtung ſprach, den Befehl gab, ſie in's Regiſter der Staatspenſionäre einzutragen. Sie lebte ſeither von dieſem Jahrgehalt, an dem das Merkwürdigſte iſt, daß er ſich von Regierung zu Regierung verringerte, bis er zuletzt unter Louis Philipp nur noch 1200 Franken betrug. Der Kaiſer hatte deren 6000, Ludwig XVIII. 2100 und Karl X. 1800 bewilligt.

Was Napoleon für die Schweſter Robespierres that, geſchah aus Rückſicht für ihren Bruder, deſſen Freund er ſich nannte; die Bourbone konnten keinen andern Grund haben der Familie des Quaſikönigsmörders zu dienen, als den der Beibehaltung des Beſtehenden, da die Penſion das Leben der Unglücklichen erhielt und ſie auch wohl klugerweiſe davon abhielt, ihren Namen zum Nachtheile des Hofs zu mißbrauchen, Bücher zu publiciren und Wahrheiten aufzudecken die man verſchwiegen ſehn wollte. Robespierre war nur 50 Franken reich, als man ihn auf's Schaffot ſchleppte, er hinterließ ihr alſo nichts als die Mobilien ſeiner Wohnung, die getreulich conſervirt wurden und ſich Kraft oberwähnten Teſtaments in dem Beſitz Dlle. Mathons befinden. *)

Charlotte war 74 Jahre alt und hatte ſich — nicht wieder bekehrt zum katholiſchen Chriſtenthum. Es war ein Prieſter gekommen, ſie nach den Bräuchen der Kirche zum Tode vorzubereiten, dieſem erwiederte ſie oder lies ihm erwiedern, ſie habe ihr Lebenlang die Tugend geübt und wolle es enden mit Vertrauen und Zufriedenheit. Ihre Papiere hinterlies ſie dem einzigen Freunde, den ſie nach ihres Wirthes Tod gefunden hatte, Laponneraye, deſſen ich erwähnte. Ihm verdankt alſo das Publikum die in den Memoires de tous 1835 mitgetheilten Erinnerungen und Aktenſtücke derſelben.

Folgende Stellen ſind die Quinteſſenz daraus:

„Wenn es noch Menſchen gibt, die ein Intereſſe daran finden, meine Brüder zu verläumden und ihre Abſichten zu denaturaliſiren, ſo wird die Nachwelt ſie richten, die allein das Recht hat, den Charakter berühmter Perſonen zu beſtimmen. Die Nachwelt wird über die Unſchuld erkennen und die Thatſachen von dem wahren Geſichtspunkte aus betrachten. Ich bemerke nur im Allgemeinen für diejenigen, die da glauben, meine Brüder hätten die öffentliche Verachtung verdient, daß es nicht möglich iſt, zwei Menſchen,

---

*) Hier das Inventarium dieſer Möbel:
Eine alte Comode (en Acajou), ein Bett desgleichen, ein Strohſack und zwei Matrazzen, ein kleiner Tiſch en Acajou, ein anderer kleiner Tiſch, ſechs Stühle und ein alter Seſſel, ein lithographirtes Portrait Maximilian Robespierres, ein Porträt, gezeichnet vom jüngern Robespierre, ein Miniaturporträt Joſephinens (der Kaiſerin), von ihr ſelbſt 1790 als Beweis ihres freundſchaftlichen Wohlwollens Charlotten geſchenkt; Joſephine war damals noch Gattin des Generals Beauharnais; ein lithograph. Porträt Laponnerayes, drei Silbercouverts mit dem Familienzeichen, 2 Dutzend Servietten, 4 Roben, ein Dutzend Hemden ꝛc. und ein Stubenofen mit Röhren.

die immerdar tugendhaft waren, ganz und gar in Scheuſale zu verkehren, ohne die Natur zu verändern. Einer unſrer Dichter ſang:“

„Jamais on a vu la timide innocence
Passer subitement a l'extreme licence.“

„Maximilian war das älteſte von vier Kindern. Er hatte einen Bruder und zwei Schweſtern. Unſer Vater war Advokat zu Artois und wohnte zu Arras, wo er ſich großen Ruf durch ſeine Tüchtigkeit und Tugend erworben hatte. Die ganze Stadt liebte und ſchätzte ihn. Unſre Mutter wurde uns frühzeitig entriſſen, und Niemand beweinte ſie ſo ſehr als Maximilian, deſſen Sprache ſich verwirrte, wenn zufällig die Rede auf ſie kam. Der Vater wurde durch den Tod ſo ergriffen, daß er aufhörte, ſeine Kunſt zu treiben und auf ärztliches und freundſchaftliches Anrathen eine Reiſe antrat. Auf dieſer Reiſe ſtarb er, ich weiß nicht einmal, in welchem Lande, und wir alle waren Vater- und Mutterloſe Waiſen.“

„Die beiden Todesfälle veränderten am meiſten den Charakter meines ältern Bruders. Sonſt harmlos und ſpaßhaft, wurde er plötzlich ernſt und unarbeitſam. Er fühlte das Gewicht und die Pflicht eines Familienhaupts; denn dies war er geworden.“

„Die Schweſtern meines Vaters unterſtützten uns in unſerer bedauernswerthen Lage, ſie nahmen uns Mädchen zu ſich in's Haus, unterdeß der Großvater der Mutter für die Knaben ſorgte und ſie in's Kollegium ſchickte. In dieſem machte beſonders Maximilian große Fortſchritte, indem er ſich ausſchließlich den ernſteren Wiſſenſchaften widmete und nur ſelten die öffentlichen Spiele theilte. Tauben und Sperlinge waren die einzigen Weſen, denen er ſeine müßigen Stunden ſchenkte. Und er liebte ſie ſo innig, daß er Thränen vergoß, wenn ihm ein Mitglied ſeines Käfiges ſtarb.“

„Maximilian war eilf Jahre alt, als er nach Paris reiſ'te und dort, unterſtützt von einem Geiſtlichen des Notredame-Kapitels, der ſeine Talente erkannte, am Collegium Louis le Grand ſeine Studien begann. Acht Jahre lag er denſelben ununterbrochen ob, dann begann er ſeine Carriere als Juriſt und machte die Bekanntſchaft Jean Jacques Rouſſeau's, an deſſen Manen ſich eine merkwürdige Dedikation unter ſeinen Papieren befindet. Als Advokat des königl. Gerichtshofes machte er ſich die Vertheidigung der Armen und Unterdrückten zur beſondern Pflicht, und äußerte mehrmals, er begreiſe nicht, wie es Unglückliche gebe ohne Fürſprecher, da es doch die ſüßeſte Freude ſei, menſchlich zu handeln und die Unmenſchlichen zu verfolgen.“

„Robespierre war einer der thätigſten Menſchen, er ſtand früh um ſechs Uhr auf und arbeitete in der Regel bis acht, um welche Zeit ſein Friſeur kam, ihn zu koeffiren. Sein Frühſtück war eine Milchſuppe oder etwas Milchreis, ſein Mittageſſen äußerſt frugal. Wenn ich ihn fragte, was er für Gerichte wünſche, antwortete er, er wiſſe es nicht; er liebte aber die Früchte und den Kaffee, und konnte den letztern allein nicht entbehren. Gegen zehn Uhr begab er ſich pünktlich in die Sitzung, worauf er zurückgekehrt wieder in ſeinem Kabinet ſchrieb. Den Abend brachte er mit ſeinen Freunden oder in ſeiner Familie zu. Er war ſehr zerſtreut und vergaß es oft, daß er nicht allein ſei, indem er ſich im Fauteuil ſeinen Reflexionen überließ. Er wußte zu ſcherzen und lachte gern. Er wollte in der Regel, was die Andern wollten, um nicht die Freude der Mehrheit zu ſtören.“

„Man muß aber dieſerwegen nicht glauben, daß mein Bruder eines feſten Charakters ermangelte. Er beſaß eine Macht des Willens und eine unbezwingbare Energie, wie ſelten ein Menſch. Während zwei Jahren, die er an der Spitze der Regierung ſtand, ſchien er von Bronze und Granit zu ſein, ſobald es die politiſchen Verhältniſſe zu erfordern ſchienen. Sein Staatsmann und ſein Familien-Menſch bildeten den auffallendſten Kontraſt, und liefern den Beweis, daß er nur nach feſter Überzeugung handelte. War er überzeugt, ſo mußte ſeiner Meinung gefolgt werden.“

„Robespierre machte Glück bei den Damen, insbeſondere bei einer Demoiſelle des Sorties, die ihn ſehr liebte und wieder geliebt wurde. Ich weiß, daß er entſchloſſen war, ſie zu heirathen und daß ſie ihm Treue gelobte, ohne ſie zu halten, worüber er ſich ſehr grämte. Er konnte es indeß an ihr nicht ausſtehn, daß ſie ſich in die Politik warf.“

„Mein Bruder war ebenſo gehaßt, als geliebt. Es ging ihm wie den ſchönen Weibern. Der Ruhm war ſeine Schönheit von der Zeit an, da er Mitglied der Nationalverſammlung war. Er ſchrieb ebenſo geiſtreich, als er ſprach und mehrere gelehrten Geſellſchaften krönten ſeine Preisſchriften. Er war Mitglied der damals ſehr geſchätzten „Societé des Rosatis,“ und der Akademie von Arras.“

„Mein jüngerer Bruder unterſchied ſich vom ältern durch ſeinen kriegeriſchen Muth und ſeine militäriſchen Unternehmungsluſt. Er war gemacht, mit dem Schwert zu ſchlagen, wie Maximilian mit der Feder. Wäre dem nicht alſo geweſen, die Thermidorianer hätten ſtatt einer nachgiebigen Toga eine Generals-Uniform gefunden, die das Vaterland gerettet. (!!)“

Was Charlotte noch weiter ſagt, geht großentheils die Politik ihrer Brüder und ihr eignes Glaubensbekenntniß an. Sie ſucht durch Thatſachen zu beweiſen, daß Maximilian nicht blutdürſtig geweſen, daß er in Arras bei einer Verurtheilung eines Verbrechers ausgerufen habe: „Je suis bien qu'il est coupable, que c'est un scelerat, mais faire mourir un homme!!“ und endlich, daß er blos ſeiner Überzeugung und ſeinen Grundſätzen gedient habe, wie dies Mirabeau am beſten beurkunde, der da, als er die Beſtrebungen der Conſtituante, ihn zu kaufen, ſah, zu ſeinen Kolegen ſagte: „Es heißt ſeine Zeit verlieren, wenn man Robespierre beſtechen will. Dieſer Menſch hat keine Bedürfniſſe und ſeine Sitten ſind zu einfach.“

Die Verfaſſerin hat vollkommen Recht, wenn ſie ſagt, ihr Bruder mache eine Ausnahme unter den berühmten Leuten, ſogar in ihrem Sinne. „Wollt ihr Memoiren ſchreiben über Mirabeau, Barras oder andre Zeitgenoſſen deſſelben, ſo habt ihr tauſend Intriquen zu berichten und jede Begebenheit begibt ſich unter hundert anderen Begebenheiten, langſam fortſchreitend. Das Leben dieſer Menſchen war ein gewöhnliches diplomatiſches Leben im Gegenſatz von dem Maximilians, das ein blos politiſch-bürgerliches war, in welchem ſich alles aus ſich ſelbſt entwickelt, in welchem es nicht Vorhang noch Kuliſſen gibt und die Akteure ſich in Gegenwart des Zuſchauers aus- und ankleiden.“

Im fünften Kapitel iſt die Rede von den Verſuchen, Robespierre aus der Welt zu ſchaffen. Charlotte erwähnt, außer den geſchichtlich bekannt gewordenen Anfällen Cäcile Renaults und Ladmirals, eines Attentats beſonderer Art, das im Hauſe eines Herrn Duplay vorkam. Ein ſtarker junger Mann erſchien nämlich in der Geſellſchaft und verlangte, Herrn Robespierre eine wichtige Mittheilung im Geheimen zu machen. Es war kein Grund zu Mißtrauen vorhanden, darum willfahrte er ihm und folgte ihm in ein anſtoßendes Cabinet. In dieſem hörte man bald darauf eine heftige Bewegung und eilte nachzuſehn, was vorging. Es ergab ſich, daß der Rapporteur mit herkuliſchen Armen ſeinen Zuhörer bei der Gurgel gefaßt und dermaßen an die Wand gedrückt hatte, daß ihm das Sprechen zum erſtenmal eine Kunſt war. Robespierre war klein und ſchwächlich, er konnte nicht viel phyſiſchen Widerſtand in dergleichen Fällen leiſten.

Die Mittheilungen über Fouchés ſind in dem Buche intereſſant. Wir leſen zum erſtenmal, daß dieſer ſchlaue Mann, Napoleons Nach- und Vorwiſſer, ſich um die Hand Charlotte Robespierres bewarb, daß er dieſen Schritt aus politiſchem Intereſſe that und daß er keine Folgen hatte, weil Maximilian ſich mit ihm nicht über gewiſſe Maßregeln — notabene: tyranniſche — einigen konnte. Der zukünftige Miniſter war blutdürſtiger, unmenſchlicher als Robespierre und dieſer fordert Rechenſchaft von ihm für die Gemordeten in Lyon. „Was würde aus mir geworden ſein,“ ſchreibt Charlotte, „wenn ich die Frau dieſes Ungeheuers geworden wäre?“

Am Schluſſe proteſtirt ſie wider die Zuſammenſtellung Robespierre's mit Marat, und führt ein intereſſantes Geſpräch auf, das in ihrer Gegenwart zwiſchen dieſen Revolutionshäuptern geführt wurde und in welchem Marat nach langem Widerſtreben ſeines Kollegen ſagt: „Ich beklage dich, du biſt nicht auf meiner Höhe,“ worauf ihm Robespierre antwortet: „Es würde mir ſehr leid thun, auf deiner Höhe zu ſein, unſre Wege kreuzen ſich.“ Marat nennt in dieſem Dialog, der von der Moderation, von der Milde handelt, Robespierre den Reinſten von allen Conventsmitgliedern.

W. Lenz.

Muſik in Frankfurt.

Den 8ten September: „Freiſchütz.“ Herr Nißen vom Magdeburger Stadttheater ſang den Max. Der Gaſt ſcheint viel Fleiß auf die Bekämpfung der Hinderniſſe verwendet zu haben, die eine ungünſtige Organiſation der Kehle ſeiner volltönenden Baritenor-Stimme in den Weg legt. Ob Mangel an Muſikſinn oder Befangenheit die Urſache rythmiſcher Unſicherheit war, vermag der kritiſche Scharfblick bei'm erſten Auftreten nicht zu durchdringen. Im Ganzen ließ Hr. N. kalt.

Den 9ten: „Robert der Teufel.“ Eine ſehr gerundete Darſtellung, Aller Dispoſitionen waren lobenswerth.

Den 11ten: „Die Belagerung.“ Dem. Haldreiter, Pamyra, fühlt ſich allmählich heimiſch auf den Brettern; Bühnentakt, Sicherheit und Ausdauer ſind die errungenen Vortheile davon. So gefiel ſie als Agathe, Iſabella und in der heutigen Parthie ungewöhnlich. Nur hüte ſich dieſe Sängerin vor der Klippe, woran ſchon der beſte Schnellſegler geſcheitert iſt. Sie blicke auf Alle, welche bereits hier Schiffbruch gelitten, zurück. Sie wolle das Orcheſter nicht übertönen. Unſer Orcheſter namentlich will nun einmal nicht von oben herab dominirt, es will beſänftigt ſein. So verſteht Mad. Fiſcher-Achten vortrefflich, Oel in dieſen Wellenſturm zu gießen, denn ſobald ſie fühlt, daß hier nimmer durchzudringen ſei, läßt ſie die empörten Inſtrumente ſo lange wuthen, bis dieſe gleichſam von ihrem Herrſcherraum erwachend, ſich von ſelbſt unter das Geſetz der Discretion ſchmiegen, und die Töne der Gebieterin, ſtatt dieſelben zu verſchlingen, ſie alſobald ſchmeichelnd tragen.

Den 13ten: „Der Maskenball.“ Dem. Rauch ſang als Mitglied unſerer Oper den Pagen. Dem. Rauch beſitzt ihre Vorzüge in den Mitteln zu einer deutſchen Sängerin. Sie möge als ſolche ihre Kräfte ſteigern. Für die leichten Parthien der franzöſiſchen Oper iſt ihr Organ zu voll, zu dick, ich möchte ſagen: zu gut. Eine ſolche will herausgetändelt, nicht geſtrömt ſein. Die Volubilität des Worts muß auch im Ton herrſchen. Dem. R. ſang heute ſehr brav, aber ſie ſang den Pagen nicht. Muſikaliſch und ſceniſch Ausgebildete finden in dieſem Smeton ihren Verſucher; dieſes berückſichtigt, ward der jungen Novize, die zum dritten Mal die Bühne betrat, billige Anerkennung. Mad. Fiſcher-Achten ſingt mit hörbarem Widerwillen die Parthie der für ſie zu tief liegenden Ankarſtröm. Wir wünſchen ihr baldigen Erlös davon.

Den 14ten: Concert der Mad. Belleville-Oury im Saale der Oranienburg. Dieſer Dame praktiſche Meiſterſchaft hat ſich einen weiten Ruf erworben. Für mich wäre dieſer europäiſche Enthuſiasmus bedingt. Ich vermiſſe die Tiefe des Anſchlags, wodurch ſich nur allein die Intenſivität des Künſtlers ausſpricht, und in ihrem Adagio jenen eigentlichen, den höhern Ausdruck accentuirenden Nerv. Das Gefühl des Künſtlers muß von Innen nach Außen ſtrömen; iſt es anders, ſo kann er wohl in Erſtaunen ſetzen, Bewunderung erregen, wie es auch die enormen praktiſchen Mittel der Mad. Bell. O. im hohen Grade verdienen, aber die Pforten, die zum heiligen Geiſterreich der Töne führen, und deren Ahnungskeim jede Menſchenbruſt verwahrt, blieben uns verſchloſſen. Ich möchte ſagen, es fehle hier die moraliſche Kraft des Vortrags; — Herr Oury, Profeſſor der königl. Akademie und erſter Violinſpieler der italiäniſchen Oper in London, belehrt uns, daß die königl. Akademie in ihren Anſprüchen nicht despotiſch iſt. Herr O. gehört nicht zur Elite unſerer ruhmvollen Geiger, und ſeine Compoſitionen, obgleich für die Individualität des Virtuoſen berechnet, ſprachen ebenfalls nicht beſonders an. Mad. Fiſcher-Achten unterſtützte die Concertgeber. Herr Guhr dirigirte ein Miniatur-Orcheſter. Der Saal zählte kaum hundert Zuhörer.

Den 15ten: „Die Nachtwandlerin.“ — Den 16ten: „Der Maskenball.“ — Den 18ten: „Johann von Paris.“

Den 20ſten (zum erſtenmale): „Leſtocq,“ Muſik von Auber. Obgleich es gewagt iſt, einen hiſtoriſchen Stoff zu einer Converſations-Oper zu benutzen, ſo hat ihn doch der gewandte Scribe geſchickt zu behandeln gewußt. Die Situationen ſtehen in gehöriger Verbindung zu einander und ſind wenigſtens motivirt. Die Sprache iſt leicht, und die Ueberſetzung von Lichtenſtein ſo gut, als es nur immer der Vergleich zu dem Original geſtattet. Mag auch hie und da, wo die Handlung fortſchreitet, dem muſikaliſchen Kitt die gehörige Haltbarkeit mangeln, — die Erinnerung an die Converſations-Opern eines Mozart, Cimaroſa, Paiſiello kommt dem Componiſten hier nicht zu Statten, — ſo drückt doch im Allgemeinen die Muſik den Sinn des Textes aus, und iſt in dieſer Beziehung eine Entſchädigung für allzuoft ausgeſtandenen italiäniſchen Leiden. Die Oper war mit Fleiß einſtudirt, das Orcheſter diſcret und anſchmiegend, die Mitglieder belebt, das Publikum lau. Details bei Gelegenheit der zweiten Vorſtellung.

7.

Buntes.

⁂ In Edinburgh iſt ein Wägelchen erfunden, welches nur von dem, der darauf ſitzt, wie die Draiſine in Bewegung geſetzt wird. Dieſe Maſchine iſt aber ſo ſehr vervollkommnet, daß der einmal gegebene Impuls ſie auf ganz ebenem Boden 5 bis 10 Minuten lang in Bewegung erhält. Bei einem damit angeſtellten Verſuche wurde eine Entfernung von 4 engliſchen Meilen in 44 Minuten zurückgelegt.

⁂ Ein Irländer bot kürzlich den bekannten Kupferſtich: Napoleon's Geiſt an ſeinem Grabe, in London mit den Worten zum Verkauf aus: Napoleon visiting his tomb for the moderate price of half a shilling. (Napoleon beſucht ſein Grab für den mäßigen Preis eines halben Schillings.)

⁂ Die Geſellſchaft der Bibliophiles, die ſich bekanntlich ſchon viele Verdienſte um Wiedererweckung und Verbreitung der franzöſiſchen Literatur des Mittelalters erworben hatte, bisher aber den Abdruck neu herausgegebener Werke nur auf eine kleine Anzahl von verſchenkten und an die Mitglieder vertheilten Exemplaren beſchränkte, hat jetzt für die Freunde mittelalterlicher Poeſie und Geſchichte mehrere Werke zum Verkauf ausgeboten. Dazu gehört eine Sammlung von Moralités (dram. Stücken), ein Romançero français (Sammlung alt-franzöſiſcher Volkslieder), Fables du XIIeme, XIIIeme et XIVeme siècle (auch der franz. Reineke Fuchs.) — Auch ein merkwürdiges Werk der neueren Zeit vom ſpekulativen Terroriſten Saint-Juſt befindet ſich darunter: Fragment sur les institutions républicaines.

⁂ Nach franzöſiſchen Zeitungen kehrte ein Veteran der großen Armee, welcher bei der Bereſina zum Gefangenen gemacht und dann nach Kamtſchatka transportirt wurde, wo er nach dem Frieden mit mehreren ſeiner Landsleute als Koloniſt blieb, jetzt endlich aus Liebe zu ſeiner Heimath nach Frankreich zurück.

⁂ Geſammelte Briefe der Scudery ſind kürzlich herausgegeben. Die Inſel du Tendre, worüber Franzoſen neuerer Zeit noch immer ſpotten, wenn ſie ein Beiſpiel widerſinnigen Schwulſtes geben wollen, mit ihren Städten Sensibilité, Générosité und dem Fluß billet d'amour, ſpielt auch in dieſen Briefen eine Rolle.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 227. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 25. September.

Liewe Heere.

Der Spanier liegt vor Zierikzee
Mit ſeinen Schiffen all';
Die Bürger drinnen hungern ſehr,
Und fürchten nahen Fall.

Sie ſagen: „Wer nimmt dieſen Brief,
Und trägt ihn durch das Meer?
Dem Prinzen bringt er einen Brief,
Und uns bringt er ein Heer.“

Da waren in der Veſte Zwei,
Die ſprachen: „Wir! gebt her!“
Liewe Heere war des Einen Nam',
Jan Schagt des Andern der.

Jedweder nähte ſeinen Brief
Wohl in ſein ledern Wams,
Und ſtürzte ſich in's Waſſer friſch,
Und trat es, und durchſchwamm's.

Die Spanier ſetzten Boote aus,
Und machten auf ſie Jagd;
Wer ſich gefangen nehmen ließ,
Das war der Meiſter Schagt.

Doch als nun Speer und Schlinge flog,
Daß man den Heere ſah',
Als er nur Spanier um und um,
Und keinen Ausweg ſah:

Da warf er in den Nacken ſtolz
Sein triefend Haupt zurück,
Und ſah die Herrenknechte an
Mit einem ſtolzen Blick.

„Wir haben ihn, wir haben ihn!“ —
Da taucht' er unter ſchnell;
Glück zu! auf Nimmerwiederſehn!
Du triefender Geſell!

Die Meerfluth ſchloß ſich über ihm,
Und über ſeinem Brief;
Kein Teufel wußt', was drinnen ſtand —
Das Meer iſt dort ſehr tief.

Ferdinand Freiligrath.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Richelieu's Beredſamkeit, ſeine hinterliſtigen Rathſchläge, ſeine feinen Wendungen und politiſchen Sophiſtereien hatten am folgenden Tage einen König von bis dahin unbefleckter Ehre wirklich zu der gemeinſten ſchändlichſten Wortbrüchigkeit, zu einer ihn auf alle Zeiten entehrenden Handlung wider alles Völkerrecht verlockt!

Karl zog mit ſeinem kleinen Gefolge nach Neufville. Ludwig hatte ſeine Rolle trefflich memorirt; er kam dem Herzoge mehrere Schritte entgegen, als dieſer die Schwelle betrat; Karl hatte ſeine Rolle ebenfalls gut inne, er neigte ſich tief vor dem Könige, entſchuldigte ſich demüthigſt, verſprach künftig alle Tractate zu halten, und Seiner Majeſtät gern zu gehorchen.

„Alles iſt vergeſſen und vergeben!“ rief ihm Ludwig zu, umarmte ihn in fröhlicher Haſt, und behielt ſogar lange den Hut in der Hand, ſetzte ihn auch erſt auf, nachdem er ſeinen „theuren Vetter“ gebeten, ſich zu bedecken. Hand in Hand ſchritten beide Fürſten in das Kabinet des Königs, Richelieu und die vornehmſten des Kriegsraths wurden berufen, und vereinigten ſich in, an ſich nicht unwahren, aber hier ſattſam heuchleriſchen Lobeserhebungen von Karl's Tapferkeit, ſeiner Tactik und Kriegskenntniß, und ſeinem perſönlichen Muth. Karl war, wie alle exentriſchen Menſchen, nicht frei von Eitelkeit, das allgemeine Lob ergötzte ihn, es ſchmeichelte dem Mann und machte ihn den Herzog vergeſſen; es zauberte ihm tauſend lebensfriſche Momente vor, öffnete ihm die Welt, und umzog ihn mit friſcher Morgenluft; — wo hätte der raſche Karl die kalte Klugheit hernehmen ſollen, um dem gleisneriſchen Könige und ſeinem Miniſter ſiegreich die Spitze zu bieten?

„Mein Vetter,“ ſprach Ludwig, laßt mich's geſtehen, bis jetzt habe ich keine gute Meinung von Euch gehabt; als Ihr nach der Ratification die Vollſtreckung des Tractates weigertet, den Euer Bruder, der Kardinal mit uns geſchloſſen, ſagte ich mir und den Andern, es ſei nicht Treu' nicht Glauben in Euch. Heut' denke ich anders; ich bin der Erfüllung Eures fürſtlichen Wortes gewiß. Herzog, ich werde Euch zu lieben und zu ehren wiſſen, und auch, es Euch zu beweiſen!“

Schnell nahm der Kardinal das Wort, „Sire,“ ſprach er, ſich tief verneigend, „laſſen Sie mich Bürge ſein für Ihro Durchlaucht. Ich kenne ſeine perſönliche Anhänglichkeit, ſeinen Eifer, Ihro Majeſtät zu dienen; die Zukunft wird ſeine Handlungen umgeſtalten, und Sie jede Thatſache früheren Mißvergnügens vergeſſen laſſen. Ja, ich ſehe es ſchon im Geiſt, daß der Herzog in kurzem an der Spitze Ihrer Heere, unter Ihren Fahnen, ſiegreich für uns kämpfen wird. —

Karl erwiederte mit großer Gewandtheit Richelieus Rede, und bat den König, ihm ſeine Gunſt noch einmal zu ſchenken; er verband mit dieſer Bitte manches Schmeichelhafte für die anweſenden Marſchälle und Generäle, und ließ dann ſich dieſelben nach der Reihe vorführen. Der Marſchall de la Force zitterte vor geheimem Ingrimm; Karl faßte ihn ſcharf in's Auge, und lenkte ſogleich das Geſpräch auf das Lieblings-Thema des Königs, die Jagd.

„Ich denke kaum noch daran, lieber Vetter,“ verſicherte der König, „ſeit all den Unruhen in Deutſchland habe ich ſie faſt ganz aufgegeben. Ich jage nur, wenn ich Muße habe, und das iſt ſelten genug — während des Kriegs lebe ich nur für den Kampf.“

Allmählich begannen ſo viel Höflichkeiten von Seiten ſeiner Majeſtät den Herzog zu beunruhigen, der Gedanke an Verrätherei fing an, ſich leiſe zu regen in ſeiner Bruſt — doch raſch verwarf er ihn als ſeiner ſelbſt und ſeines königlichen Feindes unwerth. Denn, ob er ſchon in dieſem Augenblicke feſt entſchloſſen war, ſein erzwungenes Wort zu brechen, und ſich unter dem Vorwande der Übergabe nach Nancy zu werfen, wäre es dennoch ſeiner ritterlichen Natur unmöglich geweſen, ein Garn, wie das um ihn gebreitete, aufzuſchlagen.

Als man Licht brachte, ließ ſich der König ſeine Briefe zum Leſen geben. Der Herzog wollte ſich beurlauben — aber wie hätte man ihn entſchlüpfen laſſen können! Das Licht war abſichtlich vor der Zeit gebracht, und die Stube künſtlich verdunkelt worden, um dem Fürſten das eigentliche Sinken des Tages zu bergen. Jetzt hielt ihn Ludwig mit immer geſteigerten Artigkeiten von Minute zu Minute auf, las abwechſelnd ſeine Briefe, und dehnte ſo, trotz der ſichtbaren Ungeduld und Unruhe des Herzogs, die Zeit um noch eine volle Stunde aus. Zum zweitenmal verſuchte nun Karl ſich zu beurlauben. —

„Was iſt die Uhr?“ fragte der König.

„Sire, ſieben Uhr.

„Mein Gott! wie flieht die Zeit! es iſt zu ſpät, mein Vetter, jetzt könnt Ihr nicht mehr zurück.“

Der Lothringer, mit Nacht und Weg befreundet, wie ein Wildſchütz, erwiederte auf ſehr entſchloßne Weiſe, daß er die Straſſe genau kenne, die Entfernung nur eine Stunde betrage, und er gar nichts dabei wage.

„Sind denn die Garden und Wachtpoſten aufgeſtellt?“ fragte der König.

„Ja, Sire,“ antwortete ein Offizier, und die Parole iſt gegeben.“

„Mein Vetter,“ fährt der König nun ganz unbefangen fort, „es iſt in der That zu ſpät, die Garden ſind aufgeſtellt, man müßte alle Ordres ändern — Schlaft hier. Es wird ſo beſſer ſein, und Ihr reiſ't dann am frühen Morgen.

Der höchſt unruhig gewordne Herzog wird dringender, wiederholt ſeine Vorſtellungen, giebt aber endlich halbgezwungen nach, um den König nicht zu beleidigen.

Die Unterhaltung nimmt nun einen leichtern Gang, Jagdgeſchichten, und Anekdoten füllen den Abend aus, und verſcheuchen Karl's immer wieder geſpenſtiſch aufſteigende Sorge, bis endlich alle Offiziere ihn in das Haus des Herzogs von Lavalette begleiten.

Jetzt zeigte ſich Karl unbefangen und gewandt; er lud ſich die Grafen von Nogent und St. Simon zur Abendtafel ein, und wurde mit allen dem königlichen Gaſte gebührenden Ehren dabei bedient; die Hofcharzen Seiner Majeſtät verſahen wie gewöhnlich den Dienſt, Pontis kommandirte die Wache. Der Herzog entließ die Herrn früh, und wir finden ihn die bunte Reihe der Begebenheiten, die wir unſerm Leſer vorgeführt, über blickend, in ernſte Betrachtungen vertieft, in ſeinem Zimmer auf und niederſchreitend, wieder. Und ſo ſind wir wieder auf dem Punkt von welchem wir am Anfange dieſer Blätter abgegangen waren, um uns in einer Zuſammenſtellung früherer, zum Verſtändniß derſelben unentbehrlicher Ereigniſſe zu verbreiten; nämlich bei der Nachtwache des Lieutenant Pontis, unter dem Fenſter des Herzogs und der ſeltſamen Unterhaltung, in welche beide mit einander geriethen.

Jetzt konnte Lenoncourt es wagen, dem Herzog folgenden Brief zu überreichen, den im Lauf des Abends eine freundliche Hand dem treuen Diener zuzuſtecken gewußt. Er lautete:

„Mein Bruder und mein Herr, in fliegender Eile gab ich dieſe Zeilen einem getreuen Boten, der mir zugeſchworen, ſie redlich in Eure Hand zu bringen, ſie ſollen Euch benachrichtigen, daß Liſt und Verrath Euch umgarnen. Laßt durch keine Überredung zu längerem Aufenthalt Euch bewegen, eilt von hinnen, die Wege zu uns ſollen ſo viel als möglich Euch frei erhalten werden. Franz hat einen Rath gegeben, zu welchem ihn nur eine ſchlecht verhehlte Leidenſchaft verlocken konnte. Mein Herzog, laßt uns mit Ihnen fallen, aber nicht der Heuchelei machiavelliſcher Politik unſre Fürſten-Ehre opfern: Die Welt richtet ganz anders, als dieſer Richelieu. Um Euer Liebden auf jede Weiſe zu ſichern, ſtellen wir längſt der Grenze Pferde und verkleidete, wohlbewaffnete Schützen auf, falls nur Klugheit oder Gewalt Euch zu befreien vermöchten.

Moni iſt treu, nur auf das gegebene Zeichen erfolgt die Übergabe Eurer tieftrauernden, getreuen Stadt.“

„Zu ſpät! zu ſpät!“ ſeufzte Karl, indem er an den vor ihm brennenden Kerzen den Brief ſeiner Schweſter, der Fürſtin von Pfalzburg, in Flammen aufgehen ließ, und verſank in trübes Schweigen.

Am nächſten Morgen ergötzte die luſtige Anecdote, von des Leutnant Pontis nächtlichem Geſpräch mit dem Herzog Karl, den König über die Maßen; Karl wurde ſehr belacht, ſogar von den entzückten Zuhörern, unter denen auch der Herzog von Lavalette ſich befand, der kein Gefühl für ſeinem Hauſe widerfahrene Schmach zu haben ſchien, das zum Gefängniß erniedrigt worden war. Die Allmacht des Königs, die ungemeſſne Ehrfurcht vor der Majeſtät ließen damals kein freies Urtheil ſich erheben; was je der König that, war recht, weil er's gethan. Auch herrſchte eine große Willkühr im Heere; ſelbſt unter den höheren Offizieren, trotz der Strenge der Subordination, fielen häufig Gewaltthätigkeiten, ja ſogar Mordthaten vor, die von der Rohheit der Zeit zeugen, der ſie angehören, und deren Blutrache ebenfalls geduldet werden mußte. Daher blieben auch die Urtheile dieſer an und für ſich nicht bösartigen Menſchen, ihrem übrigen Leben und Weben gleich, ohne feinern Sinn für Ehre oder Zartgefühl, dem Wort des Herrn unterthan.

Pontis war von Natur zu rechtlich, um nicht innerlich zu leiden, als ihn am nächſten Morgen ſein Dienſt in des Herzogs unmittelbare Nähe rief, dem er ſich vorſtellen mußte, um ſeine Befehle zu hören, und der ihn an der Stimme zu erkennen ſchien, und durch eine abwehrende Bewegung der Hand ſogleich entließ. — Und dennoch haben uns ſeine eigenen Memoiren den wohlgefälligen Triumph bewahrt, mit welchem er, auf Verlangen des Königs, die Geſchichte jener Nacht unzähligemal wiederholen mußte, bis ſie endlich der König ſelbſt vortrug, und ihn nur zum Zeugen aufzurufen pflegte. Pontis wurde durch ſie ſogar berühmt, und erreichte wenigſtens den Vortheil, dem Könige in's Gedächtniß zurückgerufen worden zu ſein, der ihn bald darauf mit neuen Gnaden überhäufte, ohne daß dem armen Schelm dadurch beſonders viel geholfen worden wäre; — er blieb ein geborner Unglücksvogel bis an ſein Ende.

Pater Joſeph, Richelieu's Vertrauter, und der Kanzler Bouthilliers ließen ſich durch Pontis beim Herzog melden, um ihn zur Übergabe von Nancy zu bewegen. Er nahm die Herren an, aber Feinheit, Drohungen und ſogar die ungewohnte Gefangenſchaft, vermochten nichts gegen den gewaltigen innerlich concentrirten Zorn des Lothringers, dem mit jedem Augenblick deutlicher wurde, daß Richelieu eigentlich am günſtigen Erfolg der Belagerung zweifle, und es deshalb vorgezogen habe, lieber ſich als Prälaten vor der ganzen chriſtlichen Welt zu brandmarken, und Treue und Völkerrecht zu verletzen, als ſeines Königs Unwillen zu reizen. Und allerdings hätte er vielleicht den Verluſt ſeiner Güter und der ihm alles geltenden Gnade ſeines Herrn zu befürchten gehabt, wenn Ludwig durch die Umſtände und den verrückenden Winter gezwungen worden wäre, die Belagerung ſchmählich aufzuheben, und ſich dem kleinen Feinde gegenüber, vor ganz Europa lächerlich zu machen. (Fortſ. f.)

Der Fluch des Negers.

Von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Ohſ!“ murmelte der Alte in den Bart. „Als ſie lebte, da war ſie die Schlechteſte von Allen, und jetzt, da der Tod ſie geholt hat, jetzt iſt ſie auf einmal zu mehreren Tugenden gekommen, wie der beſte Büffel aufzuweiſen hat.“

Herr Rondellier hatte während dieſer Unterredung den Bord erklommen.

„Sie wollen alſo Sklaven kaufen?“ wandte der Patron, übelgelaunt durch den Bericht des Sklavenaufſehers, ſich ziemlich rauh an den Ankömmling, und fuhr, nachdem dieſer bejahend geantwortet hatte, fort zu fragen: „Warum warten Sie denn nicht, bis ich meine Waare zu Markte gebracht habe?“

„Weil ich den Vorkauf und nicht die Überbleibſel Ihrer Waare haben will,“ verſetzte Rondellier: „ich will gut bezahlen, aber ich will auch das Recht haben, auszuſuchen, was mir behagt; ich brauche vier tüchtige Kerle und ſechs Weiber, aber kein's unter ſechzehn und kein's über vierundzwanzig Jahren.“

„Kein's unter ſechzehn und kein's über vierundzwanzig Jahren,“ murmelte der Sklavenhändler nachdenkend zwiſchen den Zähnen. „He, James!“ ſchrie er dem Alten zu. „Zieh die Koppel von Nummer Eins bis Nummer Sieben herauf.“

Der Alte ging und bald klirrten die Ketten aus dem Schiffsbauche aufwärts die Stiegen hinauf.

Der empörende Markt begann. Die Sklaven und die Sklavinnen wurden aufgeſtellt und einzeln geprüft; der Käufer ſuchte nach Mängeln, um den Verkäufer zu Preisermäßigungen herabzuſtimmen, und dieſer erhob mit geläufiger Zunge die Vorzüge dieſer breiten Bruſt und jener athletiſchen Schenkel, und ſetzte durch einige wohlangebrachte Peitſchenhiebe die Gliedmaßen der thierähnlich-ſtumpfen Preisbewerber in Bewegung, um die Muskelkraft und die Gelenkigkeit jedes Einzelnen anſchaulich zu machen. — Aber zu des Händlers Erſtaunen ſchien der Kaufluſtige weniger auf den Muskelbau, als auf die Geſichtszüge der Schwarzen zu achten, und ging, von den raubthier-ähnlichen Augen einiger der kräftigſten angewidert, zu den minder Starken über, deren ſanftere Blicke ihm eine mildere Gemüthsart verſprachen.

„O, hätt' ich doch meine Prinzeſſin noch! Die ſollteſt du mir bezahlen!“ ſeufzte der rohe Kentukyneſer, innerlich über den Thoren lachend, der dem Markt zuvorgeeilt war, um ſich die Schwächlinge auszuleſen, die zum Theil kaum werth waren, als Zugabe in den Kauf gegeben zu werden. „Wart, du ſollſt mir deine Thorheit mit deinem Beutel büßen!“ ſchmunzelte der Patron vor ſich hin, und ſetzte auf das Dutzend, welches Rondellier ſich nach langem Prüfen ausgeſucht hatte, einen ungewöhnlich hohen Preis.

Rondellier bot verhältnißmäßig; der Handel fing an zu ſchwanken. Dieſer war nicht gewohnt, ſein Gebot bedeutend zu ſteigern, Jener wollte von ſeiner Forderung nur wenig nachlaſſen. Endlich ſchien er ſich zu beſinnen. „Mein Herr,“ ſprach er, „ich laſſe keinen Dollar ab von dem Preiſe, welchen ich Ihnen geſetzt habe; um Sie aber zu überzeugen, daß ich billig bin, ſo ſoll es mir auf eine Zugabe nicht ankommen: ich hab' ein Negerkind da unten; ein Junge iſt's, ein tüchtiger Kerl; ziehen Sie ihn groß und laſſen Sie ihn ein Handwerk lernen, dann haben ſie nach fünfzehn, ſechzehn Jahren einen Burſchen, der ſeine fünfhundert Dollar unter Brüdern werth iſt, und Ihnen keinen Pfennig gekoſtet hat. Sie legen ihn einer ſäugenden Negerin an die Bruſt, und der Kerl wächſt auf, Sie wiſſen nicht, wie? — Bringt mir einmal den Jungen herauf.“

Der Sklavenmeiſter verließ das Verdeck und kehrte, in ſeiner Schürze ein neugeborenes Kind tragend, nach wenigen Minuten zu den Handelsleuten zurück.

„Was ſoll ich mit dem Kinde?“ rief Rondellier unmuthig. „Das iſt ja wohl kaum drei Tage alt?“

„Es iſt ja auch nur eine Zugabe in den Kauf!“ brummte der Verkäufer. „Wer weiß, was in dieſem Jungen ſteckt? — Ich dächte, Sie wieſen ihn nicht von der Hand.“

„Und wenn er ſtirbt, was hab' ich dann?“ — frug Herr Rondellier.

„Und wenn der Blitz einſchlägt in mein Schiff, was hab' ich dann?“ parodirte der ungeſchliffene Nordamerikaner. „Man würde lebenslang zu keinem Entſchluſſe kommen, wenn man beſtändig nach „Wenn und Aber“ fragen wollte. — Nun, wie ſteht's? Machen wir den Handel? — Ja oder Nein?“

Jetzt ſchlug das Kind ſeine Augen auf, und ſah dem reichen Manne, der kinderlos, oft ſeine Sklaven um ihr Älternglück beneidet hatte, mit einem Ausdruck der Unbehaglichkeit in's Geſicht. „Ja, wärſt du ein weißes!“ — ſeufzte Rondellier, „wärſt du mein Blut, — dann, o Gott!“ —

Seine Züge verriethen ſeine tiefe Wehmuth. — Er ſchwieg und ſah mitleidig auf das Kind nieder, welches bitterlich zu weinen anfing, die kleinen ſchwarzen Hände in den Mund ſteckte, und inſtinktartig mit der Gier des nagendſten Hungers daran zu ſaugen begann.

„Wohlan!“ rief Rondellier erweicht, „ſo ſei denn der Handel geſchloſſen, aber bringen Sie mir auch die Mutter des Kindes, ich kaufe ſie mit!“

Der Sklavenmeiſter zuckte die Achſeln, aber ſein Patron lachte hell auf. „Iſt's ein Wort, mein Herr? — gut, ſo ſoll's gelten! Sie erklären alſo, daß unſer Handel geſchloſſen iſt? daß ſie dieſes Kind als Zugabe nehmen? — So kommen Sie denn mit mir in die Kajüte und zahlen Sie. Nachher reden wir von dem Andern; ich meine: von der Mutter dieſes Jungen. Ich verſpreche Ihnen, Sie ſollen ſie wohlfeil haben. — Bringt ſie herauf.“

Der Alte winkte einigen von der Bemannung des Schiffes in den Unterraum, während der Patron den Käufer in die Kajüte nöthigte, und dieſer, das ihm angebotene Frühſtück verſagend, einen Tiſch mit dem funkelnden Kaufpreiſe bedeckte. — „Nun mein Herr: die Mutter des Kindes?“ erinnerte er den Handelsmann, nachdem dieſer das Geld überzählt und eingeſackt hatte.

„Ganz recht!“ erwiederte der Capitain. „Wir werden die Mama bereits auf dem Verdecke finden. Iſt's gefällig?“ — Der Gaſt folgte der Einladung, und ſchritt, begleitet von ſeinem Wirthe, wieder hinauf.

„Hier iſt ſie!“ lachte der Capitain, ſeitwärts deutend, und Rondellier wandte erſchrocken ſein Auge von dem ſtarren Leichnam der ſchönſten Negerin ab, deren Auge der qualvollſte Tod je gebrochen hatte. Einer ſeiner erkauften Neger kniete neben der Leiche, während eine der neuerworbenen Sklavinnen dem verſchmachteten Kinde die kümmerliche Nahrung ihrer faſt verſiegten Bruſt reichte.

„Nun? was machen Sie für ein Geſicht?“ frug lachend der entmenſchte Menſch. „Steht Ihnen dieſe Waare nicht an? — Fürchten Sie Nichts, ich will ſie Ihnen nicht aufzwingen; ſie findet auch ihre Liebhaber, und wo nicht Anders, ſo doch unter den Haien.“ —

Er winkte, zwei Matroſen ergriffen den Leichnam, und unter dem Jammergeſchrei des knienden Negers und der Nährerin des Säuglings flog die Todte über Bord.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

⁂ Der miniſterielle Deputirte und Mitarbeiter am Journal des Débats, Herr von Salvandy, iſt mit einem neuen hiſtoriſchen Romane aufgetreten, der von den Journalen aller Farben ſehr gelobt wird. Er führt den Titel: Corisande de Mauléon par l'auteur de Natalie. Der Schauplatz iſt Béarn und die Handlung fällt in die Zeit, wo Spanien alle baskiſchen Länder an ſich zu reißen ſuchte. Der Verfaſſer des berühmten Romans: Alonzo, durch deſſen Anführung auf dem Titel er wenigſtens im Auslande kenntlicher geweſen wäre, hat ſein Talent für die hiſtoriſche Novelle auch hier bewieſen; die Oppoſitionsblätter geben ihm daher den Rath, anſtatt über Politik zu reden und zu ſchreiben, ganz allein bei einer Schriftſtellerei zu bleiben, wofür er Talent beſitze.

⁂ Nach einem engliſchen Journal werden zum Gebrauch von Schreibfedern jährlich 20,000,000 Federpoſen, größtentheils aus Rußland, von Riga aus nach England eingeführt. Ferner werden dort in den Fabriken 30,000,000 Stahlfedern verfertigt, von denen aber mehr als die Hälfte ausgeführt wird.

⁂ Von Michelet, Profeſſor an der Univerſität Paris, iſt die Ueberſetzung einiger Schriften von Luther angekündigt, unter dem Titel: Mémoires de Luther.

⁂ Für Naturforſcher iſt die Thatſache von Intereſſe, daß ein italiäniſcher Chemiker in der älteſten Lava des Aetna Eiſen entdeckte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 228. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 38.

Samſtag, 26. September.

Grübel's ſämmtliche Werke.

Für dieſe in dem Nürnberger Volksdialekt von dem Blecharbeiter Johann Konrad Grübel (geb. 1736, geſt. 1809) gedichteten Werke bietet der Dialekt ſelbſt den Maßſtab, welchen wir anzulegen haben, um ſie gerecht zu beurtheilen. Da jeder, welcher auf eine Bildung Anſprüche macht, womit er aus der Klaſſe der Nation, welche vorzugsweiſe das Volk genannt wird, tritt oder zu treten gedenkt, ſich der neuhochdeutſchen Sprache bedient, ſo kann ein Dialekt nur die Klaſſe darſtellen, welche ihn wirklich ſpricht. Die Empfindungsweiſe, Lebensanſicht, religiöſe Einſicht und Gläubigkeit, die Moral- und Lebensweiſe, kurz, alles was das Denken, Fühlen und den Charakter dieſer benannten Klaſſe ausmacht, kann Gegenſtand ſolcher Dichtungen ſein. Dagegen würde es lächerlich ſein, in einem ſolchen Volksdialekt in das Gebiet der ſogenannten höheren Bildung überzuſchweifen, ſo wie es eine Thorheit wäre, oder bei Hebel vielmehr bereits ſchon iſt, dergleichen Gedichte in das Neuhochdeutſche zu überſetzen, und ihnen ſo einen weſentlichen Theil ihrer Eigenthümlichkeit zu rauben, und zwar den beſonderlich erfreulichen ihres naiven Ausdrucks. Freilich iſt dies Verhältniß der deutſchen Dialekte für die Literatur in einer Beziehung zu bedauern, aber nicht mehr zu ändern, denn welchen Vortheil die gleiche Geltung mehrerer Dialekte einer Sprache habe, zeigt ſich in der griechiſchen auf's deutlichſte. Jeder konnte den Dialekt wählen, welcher für eine Gattung von Geiſtesproducten am beſten geeignet war, und ſo ſchrieb Herodot aus der doriſchen Stadt Halikarnaſſos im joniſchen Dialekt, welcher mehr Fluß und größere Leichtigkeit für ſeine Geſchichtserzählungen bot, und die attiſchen Bühnendichter dichteten die lyriſchen Chorlieder in dem männlichen, kräftigen, etwas breiteren, doriſchen Dialekt. Fehlt uns nun gleich dies günſtige Verhältniß, ſo iſt uns wenigſtens in engerer Sphäre ein kleiner Spielraum für Dialekte gegeben, und es kann auch darin, wenn auch grade nicht ſehr Vieles und ſehr Großes, doch recht Erfreuliches geleiſtet werden. Zu dieſen bis jetzt noch nicht zahlreichen glücklichen Erſcheinungen gehören vorliegende Gedichte Grübel's, in welchen ſich grade nur das findet, was in ſolche gehört, nichts aber, was durch Überſchweifen in ein anderes Gebiet ſtörend ſein würde. Wir finden das Leben in den mannigfachſten Beziehungen treu gezeichnet, die Lebensanſichten und Empfindungen, ſeine Freuden und Leiden mit der größten Wahrheit dargeſtellt. An gutmüthigem Witz, an Naivetät, Schalkheit und Gemüthlichkeit, alles an der rechten Stelle angebracht, fehlt es nicht, und ein bekanntes Geſchichtchen in Verſe gebracht, in einer für das Volk paſſenden Form, erhält oft durch eine ſchalkhafte Wendung oder eine naive Betrachtung, wie ſie dem Volkswitz eigen iſt, eine erfreuliche Farbe. Die Satyre, welche Grübel im Kreiſe des Volkes angewandt, iſt nicht verletzend und dabei heiter, ſein Auffaſſen aber von Gegenſtänden, welche für die Darſtellungen, wegen der erforderlichen Anordnung ſchwieriger ſind, (wie z. B. das Kränzchen, die Auction,) zeugt von einer Sicherheit, welche aller Ehre werth iſt. Zwar porträtirt Grübel nur die Perſonen, welche er vorführt, und der Dialekt läßt auch eine andere Behandlung gar nicht zu, aber dies ſetzt ihn nicht herab, da ein Porträt, falls es nur gelungen iſt, die Löſung einer ſchweren Aufgabe bleibt. Ein Porträt, wenn es wirklich wahrhaft lebendig ſein ſoll, kann nur durch Auffaſſung der Idee oder des Charakters des zu Porträtirenden, und das hinlängliche

Vermögen dieſe aufgefaßte Idee ſicher darzuſtellen, entſtehen, und welch' eine ſchwere Kunſt dies ſei, geht zur Genüge daraus hervor, daß es nur ſelten gute Porträtmaler gibt, während falſche Idealiſirungen, welche Unkundige beſtechen, leicht ſind, und häufig gefunden werden. Selbſt der Künſtler des höchſten Ideals iſt nur ſchöpferiſcher Nachahmer der Natur, denn ſie bietet ihm die Züge zu einer Idee dar, welche er verkörpert, und der philoſophiſche Satz: „Nichts iſt in dem Geiſt, was nicht vorher in den Sinnen war,“ in der Kunſt bewährt. Freilich kann dieſe Gattung, zu welcher Grübel's Gedichte gehören, wegen ihres engeren Umfangs nicht obenan geſtellt werden, aber ſie gehört auch nicht unten hin, ſondern bildet eine recht erfreuliche und erquickliche Abtheilung für ſich, und wenn es auch zart empfindende Seelen gibt, welche nur Gebäck von feinem Semmelmehl genießen können, und für welche das Lied unerläßlich Carlo Dolce's blaß ſchmachtende Froſchſchenkel mit Porzellanglaſur haben muß, ſo wird ein geſunder Sinn ſich an Grübel, Hebel, am Pfingſtmontag mehr erfreuen, als an vielen Gedichten, welche höchſt ideal in gebildeten Phraſen das Thema: „mich fliehen alle Freuden,“ und weiter nichts, matt herunterleiern. Doch dergleichen läßt ſich nicht vergleichen, denn, was gut iſt in ſeiner Art, iſt eben gut, und die Welt iſt groß genug für viele Arten und das menſchliche Herz weit genug, um ſich daran zu erfreuen, am Schlechten aber kann nur Verſchrobenheit, welche ſich Hirngeſpinſte macht, Gefallen finden. So iſt z. B. der Frankfurter Bürgerkapitän freilich nur ein Porträt aus dem Leben der ſogenannten Volksklaſſe, aber ſo glücklich gelungen und ſo wahr, daß er in dieſer Art von Dichtungen einen bedeutenden Rang einnimmt, der Alarcos des Friedrich Schlegel dagegen iſt ſehr hochdeutſch und idealgefirnißt, ſo daß man ihm auf hundert Schritte weit dieſen prätentiöſen Firniß anriecht, aber das muß ein wunderlicher Kauz ſein, welcher dieſes verfehlte Machwerk dem Bürgerkapitän vorziehen wollte. Ja man kann beide nur beiſpielsweiſe zuſammenſtellen, denn Gutes mit Schlechtem zu vergleichen ziemt ſich nicht. Wenn ſich aber ſolche, welche den Charakter der obenbenannten Volksklaſſe nicht aufzufaſſen und viel weniger noch ihn darzuſtellen vermögen, eines deutſchen Dialekts bedienen würden, ſo würde dergleichen freilich eben ſo ſchlecht ſein, als die ſchlechten neuhochdeutſchen Dichtungen Vieler, und ein ſchlechtes Porträtiren kann auch keinen Vorzug vor ſchlechtem Idealiſiren verdienen. Mögen daher die achtbaren und erfreulichen Leiſtungen Hebel's, Grübel's u. ſ. w. uns keine platten Nachahmer hervorrufen, welche leicht bei vielen die Luſt an der ganzen Gattung abſtumpfen können.

Dem Verleger, Herrn Campe, gebührt alles Lob für die ſchöne Ausſtattung der Grübel'ſchen Werke. Vor dem erſten Bande befindet ſich das Porträt, und zur Einleitung dient die Lebensbeſchreibung unſers Dichters von Witſchel, worauf Göthe's freundliches, durchaus zu beachtendes Urtheil folgt, welches kein Freund Grübel's ungeleſen übergehen darf, wie denn auch daſſelbe der Grund iſt, daß dieſe Anzeige kürzer und weniger erörternd iſt, als ſie ohne daſſelbe ſein würde. Am Ende des dritten Bandes findet ſich ein Gloſſar von Wurm, welches aber vollſtändiger ſein könnte, ohne größer zu ſein; denn manches, was der mit dem Dialekt nicht bekannte Leſer nicht errathen kann, fehlt, und manches, was jeder wegen unbedeutender Abweichung von unſerer Schriftſprache augenblicklich erkennt, iſt aufgenommen.

Konrad Schwenck.

Der deutſche Muſenalmanach.

Wenn dem Deutſchen ein deutſcher Muſenalmanach geboten wird, hat er, wie uns dünkt, das Recht, das Beſte und Edelſte zu erwarten, nicht blos und nicht eben in Nahmen, ſondern in Charakteren und Werken. Ein deutſcher Muſenalmanach ſoll mehr als eine bloße jährlich wiederkehrende Buchhändler- und Schriftſteller-Spekulation ſein, er ſoll ein Monument deutſcher Geſinnung und deutſcher Ehre ſein, welches der Deutſche mit gerechtem Stolz dem Fremdländer weiſen könne, eine Bürgſchaft, daß die ächte, die Natur- und Weltpoeſie auf deutſchem Grund und Boden nicht ausſtirbt, ſondern ſich in immer neuen Sproſſen regenerirt. Man ſoll hier die Häupter und die Hoffnungen des Vaterlandes finden, man ſoll daraus die Überzeugung gewinnen, daß in dieſem ehrenwerthen Lande der Meditation und der Geduld noch nicht alles in Trivialität ausgeſchwemmt, oder von kleinſtädtiſchen Intereſſen ausgedörrt iſt; ein geſchloſſener Reigen ſoll euch mit klirrendem Waffentanz begrüßen; was in heiliger Mitternachtsſtunde aus dem Herzen des Edlen gerüſtet und ſchlagfertig entſprang, Thatentraum, Ruhmesahnung, Vaterlandshoffnung, es ſoll hier offen an's Sonnenlicht gelegt ſein. Die deutſche Muſe iſt keuſch und ſtreng, ihr charakteriſtiſcher Reiz liegt eben in dieſer jungfräulichen Keuſchheit, in der Würde; dieſe iſt ihr nicht angelernt, nicht umgehangen, nein, bloß der Abglanz ihres tiefinnerſten Weſens.

Dieſe Anſichten ſind, — wir läugnen es nicht, — rigoriſtiſch; aber Indifferentismus über Angelegenheiten, die nicht dies oder jenes Krähwinkel, ſondern die Ehre des ganzen herrlichen Vaterlandes betreffen, iſt eine Niederträchtigkeit. Unſre Zeit ſiecht an dem Krebs des Leichtſinns; hier frecht er euch als Frivolität an, dort als Trivialität, ihr ſeid zufrieden, wenn man euch kitzelt, ihr bleibt mit euren Bruſtleiden lieber in der fickluftigen Kammer hocken, als daß ihr in den harzduftigen Wald hinauseiltet. Der Dichter muß eiſern ſein, der wirklich etwas ſchaffen will, er darf eurer Gemächlichkeit nicht noch Polſter unterſchieben; er muß euch rütteln, aufraffen, zur Erkenntniß hinſchleppen, denn gutwillig folgt ihr nicht; er muß ſich's gefallen laſſen, daß man die Naſe über ihn rümpft, daß man ihn als Zeloten verketzert, daß die witzelnde Antinationalität, die jetzt tiefer im Herzen Deutſchlands ſteckt, als je, ihn lächerlich macht; er darf in dem, was ihm einmal als Wahrheit und Pflicht aufgegangen, doch nicht wanken. Und kann der Dichter für dies Spottgeſchlecht nur ein eiſerner ſein, wäre dann gar eine wächſerne Natur des Richters zu dulden?

Der diesjährige Muſenalmanach wird durch zwei Gedichte König Ludwig's eröffnet. Man wird uns geſtatten, unſer Urtheil darüber für uns zu behalten.

Anaſtaſius Grün brachte vier Gedichte: Pinie und Tanne; neugriech. Volkslieder, zwei Poeten und Wandergruß. A. Grün, deſſen wohlgetroffenes Portrait den Titel des Muſenalmanachs ſchmückt, iſt mit Lenau einer der liebenswürdigſten deutſchen Romanciers. Er glüht für das Höchſte und Edelſte: für Vaterland und Freiheit; charakteriſtiſch iſt es an ihm, daß dieſes Gefühl ſich mehr wehmüthig-elegiſch als thatkräftig-tyrtäiſch äußert. In dieſem Herzen liegt ein reicher Schatz von Liebe aufgehoben; aber wie ſein letzter Ritter das Grablied einer vergangenen Zeit, ſo iſt er ſelbſt nicht kräftig genug, die Gegenwart aufzurütteln, ſondern ſinkt, von treuen Herzen beweint, in den Schmerz hinab, wie in einen geheimnißvollen blauen Alpenſee.

A. W. Schlegel. Der Muſenalmanach enthält von ihm drei Gedichte, von denen das erſte durch die freche Gemeinheit empört, mit welcher er dem deutſchen Volke, wie einem Hunde, Brocken in die Suppe eines Muſenalmanachs zuwirft; das zweite iſt trivial durch die Altbackenheit des Gedankens: das dritte eine Überſetzung aus dem Provenzaliſchen, trivial in der Ausführung.

Fouqué, dieſes traurig-warnende Memento mori für alle jungen Talente, ſich von der Manier ferne zu halten, hat eine Romanze mitgetheilt, die uns die Bruſt zuſammenſchnürt, nicht in Folge des Stoffes, ſondern der geſchraubten Manier. Man ſieht ordentlich den alten Poeten, deſſen graues Haar uns Ehrfurcht einflößt, ſich drehen und winden, zwiſchen dem wahrhaften Todesſchmerz, der in ihm wühlt, zwiſchen dem Himmel und zwiſchen dem Wahn, — zwiſchen der Krankheit und zwiſchen dem Leben.

Wohlthuend wirken darauf die friſchen, duftigen Gedichte **Eichendorff's**, darin ſind Wieſenblumen und Waldhornklänge, darin regt ſich alles wie Flügelſchlag von freien Waldvöglein. Wem bei dem einfachen Lied: Frühmorgens, nicht ſonntäglich zu Muthe wird, der iſt ein Klotz und bleibt einer.

Chamiſſo! Edler, herrlicher, deutſcher Mann, mit dem heiligen Ernſt, mit dem epigrammatiſch auspulſenden Schmerz! Jedes deiner Gedichte iſt ein Leben oder mindeſtens eine Epoche deſſelben. Hätten wir ſonſt keinen Dichter in Deutſchland, als Chamiſſo, — Deutſchland dürfte ſagen, daß es Poeſie beſitzt. Wir ſprechen ungern von ſeinen Gedichten im Muſenalmanach; nicht, als ob dieſe hinter ſeinen früheren an Werth zurückſtünden; ſondern, weil ſie uns auf einen Verluſt vorzubereiten ſcheinen, den kein Auge thränenlos ertragen wird. Dieſe Schwanenlieder erſchüttern ſo gewaltig, als klopfte der Tod an unſre eigne Bruſt.

Magdalene, von **W. Menzel**, erinnert an Correggio's herrliches Bild, das Gedicht iſt ebenſo weich und farbenſatt als jenes.

Die Gedichte G. **Schwab's** erfüllen allerdings die Anforderungen, welche man heutzutage an Formvollendung machen kann, aber damit iſt auch alles geſagt; ſie gähnen uns an, wie hohle Rüſtungen.

Eduard von Schenk hat ein Bruchſtück aus ſeinem Ahasver mitgetheilt, **Hi-Tang** und **Li-Song**, eine chriſtliche Poeſie, welche auf dem majeſtätiſchen Strome eines ächtepiſchen Metrums getragen, ihre edle Haltung vom Anfang bis zum Ende behauptet.

Unter den Gedichten von **Karl Streckfuß** iſt nur eines: **die Fabel vom alten Thurme**, zumal durch das zu Grunde liegende politiſche Element, von Belang.

(Schluß folgt.)

K. L. von Knebel's literariſcher Nachlaß und Briefwechſel. Herausgegeben von K. A. **Varnhagen von Enſe** und **Th. Mundt**. Erſter Band. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1835.

Knebel intreſſirt mehr durch die Vortheile ſeiner Stellung und Umgebung, als durch ſich ſelber. Er war es, der zuerſt (Vrgl. Göthe's Werke, Stuttgart und Tübingen, 1819, B. 19, S. 318) den damals noch wenig gekannten Dr. Göthe beförderte; er war es, der in dem deutſchen Athen der geadelten Literaturperiode die Vermittlungsſtelle unter den Koryphäen verſah. Das iſt uns in der dem liter. Nachlaſſe beigefügten Lebensbeſchreibung von Theodor Mundt auf eine ſehr gefällige Weiſe auseinandergeſetzt. Aber dieſe Reihen genügten vollkommen und die Papiere des Verſtorbenen hätten recht gut ungedruckt bleiben können. Wozu die nutzloſe Anhäufung von todtem Material; wozu die inhaltloſen Briefe der herrſchaftlichen Perſonen? Was entſchädigt uns für die Langeweile; wer erſetzt uns die verlorne Zeit der Lectüre? Was kümmert es uns, wenn dem Herrn von Knebel die ci-devant berühmte Sauce à la Tartar in **Tiefurt** nicht ſo gut als gewöhnlich geſchmeckt hat und daß ſich keine andre Urſache davon auffinden laſſe, als daß, wie Goulon, le grand faiseur des sauces bemerkt, die verſchiedenen Kräuter, womit ſie aſſaiſonnirt, ſauer geworden und nicht ganz friſch waren! **Knebels** eigne Productionen anlangend, ſo ſchrieb er kunſtgerechte Hexameter, ſo war er ein guter Überſetzer; aber man kann ſich hierdurch auszeichnen und doch nichts weniger als Dichter ſein. Auffallend genug finden ſich, wo er ſelbſtſchöpferiſch auftritt, nicht ſelten ſehr ſchlechte Hexameter, ſo z. B. im 5. Vers des Hymnus an Selene:

> Zwar die Veränderlichſte von allen biſt du, denn immer ꝛc.

Außer den langweiligreflektirenden Hymnen und Elegieen, finden ſich auch reimloſe vermiſchte Gedichte und Lebensblüthen in Diſtichen. Das meiſte höchſt unbedeutend und trivial.

In der ſchöngeſchriebenen Biographie fiel mir neben ſtörenden Ausdrücken wie wenigen (S. 26) **Bevorzugungen** (S. 53) **Hexametriſtenſchaar**, folgende Conſtruction auf (S. 82): „Und ob ihr (Frau von Staël) gleich ihr damaliger Reiſegefährte Benjamin Conſtant, der eben den Wallenſtein überſetzte, redlich als Hebammenarzt diente, die geiſtreiche Frau ſcheiterte mit ihren Verſuchen, worüber denn Knebel keine geringe Freude hatte.“ —

Druck und Papier iſt ſehr zu loben. **Wihl.**

König Eduard's Söhne. Trauerſpiel in 3 Aufzügen, nach C. Delavigne für die deutſche Bühne bearbeitet von Dr. G. **Ritter v. Frank**. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Caſimir Delavigne gehört in die Kategorie des gemäßigten Romanticismus, er hält ſich zwiſchen den beiden Polen der alten und der neuen Schule ſchwebend; — eine verdrießliche Lage! Ihm fehlt weder Harmonie und Muſik des Ausdrucks, noch poetiſcher Sinn und poetiſches Auffaſſungsvermögen, wohl aber die Begeiſterung, die lachend Herzblut ausſtrömt und in Thränen jauchzt, — die Wahrheit der Leidenſchaft fehlt ihm. Seine Poeſie braucht keine Dämme, ſie fließt ruhig und eben fort und bildet zuweilen ſogar Sandinſeln, Lücken, über welchen der Leſer verſchmachten könnte; das iſt der Bleiabſatz der alten Schule in ihm. Immerhin mag es daher bedenklich erſcheinen, wenn die deutſche dramatiſche Literatur, da ſie nun, durch tauſenderlei troſtloſe Motive und kleinliche Rückſichten ſogar, jetzt faſt eine todte iſt, durch fremdländiſche Werke bereichert werden ſoll, welche gleichfalls nicht **aus** dem Lebens-Blut und Mark ihrer Nation entſtrömten, ſondern ſich blos auf ihrer Oberfläche anſetzten; ſollen wir von unſern Nachbaren was erhalten, was als Binde- oder Zündſtoff in unſre Elemente hineinwirken möchte, ſo ſchöpft an der Quelle des Lebens und holt, was unmittelbar aus den Elementen der Zeit entſtand, was in Wehen geboren wird und noch eine Zukunft ahnen läßt. Die Überſetzung (oder vielmehr: Bearbeitung) iſt von gewandter Hand geſchaffen; die Sprache fügt ſich dem Verdeutſcher unter den Fingern, nur ſtört der Grundton des Schilleriſirens, der ſich über alle Conſtructionen hinzieht. — Man darf übrigens freilich, um an dem

Werk des Franzoſen (ſelbſt in einer gelungenen deutſchen Bearbeitung) Geſchmack zu finden, Shakeſpeares Richard III. nicht kennen, ſonſt legt man, von der Erinnerung an alle jene meiſterhaften Details überwältigt, gleich nach den erſten Scenen das franzöſiſche Trauerſpiel hin, in welchem die Handlung ſowohl als die Handelnden, blos auf der Oberfläche ſchwimmen.

Erinnerungen aus dem Leben. Von Ferd. Aug. Oldenburg. 2 Bde. Braunſchweig, Meyer sen. 1835.

So ſehr dies Buch ſowohl als Ganzes, als auch in häufigen Details an die Memoiren Caſanova's erinnert, ſo würde man doch einen Mißgriff begehen, wollte man es geradezu eine Nachahmung derſelben nennen. Bei Caſanova wird die Sinnlichkeit bis zur raffinirten Lüſternheit geſteigert, hier zeigt ſie ſich als Natur- und Temperamentstrieb, gegen welchen aller Ankampf des Verſtandes nichts fruchtet. Die Begebenheiten, welche ſich auf den Grund dieſer Leidenſchaft hin ereignen, kann man weniger: Abentheuer, als vielmehr eine Kette von Verlegenheiten nennen, aus denen ſich der Held bald nach dem Faden, bald mit dem Alexanderſchwert herauswickelt. Die Muſterkarte von weiblichen Charakteren iſt intereſſant, der Held liebenswürdig genug, um ihm ſeine Schwachheiten zu verzeihen. Ein gefälliger Humor ſchlingt ſich durch die Reflexionen, von denen nicht zu läugnen iſt, daß ſie als Borduren an manchen Orten zu breit gerathen ſind. Das ſcheint jedenfalls glaublich, daß der ganze Inhalt, wenn auch vielleicht hie und da verändert und ausgeſchmückt, keine Fiction iſt; die Individualität ſpringt in die Augen.

Der Hochmuthsteufel. Eine komiſche Erzählung von J. B. Maſſaloup. Magdeburg, Bühler.

Der Corregidor. Hiſtoriſcher Roman von Demſelben. Ebendaſelbſt.

Es ſcheint, daß Herrn Maſſaloup die erſte Iniatiative zum Hochmuthsteufel durch eine Reminiscenz an die bekannte Zauberpoſſe Lumpacivagabundus oder das liederliche Kleeblatt entſtanden ſei; wenigſtens hat er drei ähnliche Geſellen gleichfalls in Nationalfarben gekleidet aufgegriffen und eine analoge Fabel des Stückes abgeſponnen, freilich ohne Zauberei, aber mit ſo vieler Phantaſterei des Humors, daß man wieder an die Zaubereien in Lumpacivagabundus erinnert wird. — Wie dem nun auch ſei, die Erzählung iſt zwar im Einzelnen bis auf die Spitze der Karrikatur getrieben, aber doch nicht ohne komiſche Kraft, die Situationen ſind ohnehin auch nicht grade komiſch, — doch ſehr ſpaßhaft und ſkurril. Für dieſes jetzt ſehr nachläßig bebaute und dankbare Terrain des Romans beſitzt Herr Maſſaloup ohne weitere Frage großes Talent, welches nur einer größeren Strenge gegen ſich ſelbſt bedarf, um etwas ganz erfreuliches zu reifen.

Vom Corregidor deſſelben Verfaſſers läßt ſich das Gleiche nicht ſagen. Es iſt eine gedehnte Alltäglichkeit, mit allen jenen abgenutzten Situationen, Charakteren und Redensarten ſogar, welche jeder, der ein Dutzend unſrer „hiſtoriſch-romantiſchen Novellen“ zwiſchen Schlaf und Wachen durchblättert hat, auswendig weiß. Möge der Verfaſſer dieſes Feld, auf welchem ſeine Ausſaat nur kümmerlich gedeiht, verlaſſen und ſich lieber jenem Genre mit Sorgfalt und Fleiß zuwenden, von welchem wir früher ſprachen und für welches er wirklich Talent beſitzt.

Gedichte von H. E. Berthold. Berlin. Stuhr. 1835.

Wenn der Verfaſſer, wie er in der Vorrede ſelbſt eingeſteht, ſehr wohl fühlte, daß ſeine Gedichte nur Anfänger-Arbeiten ſeien, denen der Stempel der Gediegenheit noch ſehr mangle, (eine Beſcheidenheit, deren Effekt durch die ſpätere ausgeſprochne Vorſicht, daß derjenige Leſer, der ſeine Anforderungen nicht zu hochſtellt, das Buch befriedigt aus der Hand legen werde, bedeutend verliert) — dann hätte er das deutſche Publikum mit ſolchen Alltäglichkeiten auch verſchonen ſollen. Man bemühte ſich mit vielem Eifer, aus der ganzen Sammlung mindeſtens einen Vers herauszufinden, der auf Poeſie ſchließen ließe, aber man überzeugt ſich von der Unmöglichkeit eines ſolchen Fundes. Den gröbſten Jugendſünden eines Genies kann man ernſte Beachtung nicht entziehen, ohne einen Verrath an der Literatur zu begehen, aber gänzliche Talentloſigkeit aufmuntern, wäre kein geringerer.

Die Eroberung Siciliens. Das Schloß Perth. Die Pulververſchwörung. Hiſtoriſche Novellen von Eduard Gehe. Leipzig, E. Focke. 1835.

Es gibt in der That Leute, welche die hiſtoriſch-romantiſche Novellen von Tromlitz mit großem Vergnügen bis zu Ende leſen, dieſe werden denn aller Wahrſcheinlichkeit nach auch die oben genannten hiſtoriſchen Novellen Gehe's leſen und recht hübſch finden. Ich geſtehe, mir graut, wenn ich an dieſe Gattung von Leuten denke, denn, unter uns geſprochen, ſie ſind noch immer nichts Geringeres, als — das deutſche Publikum. Nun iſt es zwar eine ausgemachte Sache, daß das Publikum noch immer unter dem Dichter ſteht, und ich finde dieſe Stellung auch ganz in der Ordnung, aber, wie es ein Schriftſteller von Talent, — und Gehe beſitzt ſolches doch unſtreitig, — über's Herz bringen kann, ſich in dieſen Pfuhl getroſt hineinzuwerfen; wie es ſo vielen verſtändigen Leuten nicht längſt zum Ekel werden konnte, ewig dieſelbe Litanei abzubeten, ihre geiſtige und moraliſche Kraft in demſelben Tretrade methodiſch abzutrampeln (man verzeihe für Triviales den trivialen Ausdruck), daß ihnen nicht zuweilen die innere Weſen- und Nutzloſigkeit wie ein Geſpenſt vor die Seele trete, — das bleibt unbegreiflich.

Der Excentriſche. Von Friedrich Clemens. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835.

Der Anfang dieſer in ihrer Anlage trefflichen und ſonſt gut geſchriebenen Novelle erinnert allzuſehr an E. T. A. Hoffmann, wenn auch der Titel ſelbſt gewiſſermaßen zur Entſchuldigung für das Tolle und Fratzenhafte dieſes Anfangs gelten kann. Der Verfaſſer entwickelt eine reiche üppige Phantaſie und eine freie ſchöpferiſche Kraft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 229. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 28. September.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Zwei ganze Tage gingen in fruchtloſen Verſuchen, den Herzog zu beſiegen vorüber. Ludwig ſah ſeinen fürſtlichen Gefangnen nicht; — aber Brief auf Brief, Erklärungen und Vertheidigungen aller Art an die fürſtlichen Häupter und Kriegsverbündeten des In- und Auslandes, zeugen von der Mühe die er ſich gab, die harte Anklage von ſich zu wälzen, die ihm ſein Innres als Echo der Mitwelt wiederholte. Sogar gegen den armen Pontis ließ er ſich herab, die Sache zu einem Scherz, dann zu einer harten Nothwendigkeit umgeſtalten zu wollen; Lieutenant Pontis verehrte ſeinen Herrn, es quälte ihn, denſelben verurtheilen zu ſollen, aber ſein redliches Gemüth vermochte dennoch nicht ſich über das Eigenerlebte zu täuſchen. Er mied den Herzog auf alle Weiſe, und die Erinnerung an den Übermuth, den er in jenem nächtlichen Geſpräch gezeigt, machte ihn niedergeſchlagen und trübe. Eben ſo wenig fand die allgemeine Anſicht Eingang in ſeine Seele, daß, da der Herzog die Abſicht zu entfliehn gehabt, Ludwig ihn blos zur Ausführung einer Übereinkunft genöthigt habe, zu der im Gegenfall der Herzog den König hätte nöthigen müſſen. Pontis begriff gar wohl, daß man ſeine Majeſtät nicht gefangen halten würde; — als man ihm gar auseinanderſetzte, daß Ludwig eigentlich das Leben des Tollkühnen geſchirmt habe, das beim Durchzug zwiſchen den Vorpoſten und dem Lager hin, ehe er Nancy erreichen konnte, ſehr gefährdet geweſen ſein würde, fühlte er ſich plötzlich krank, und brachte, was bei einem ſo mäßigen Menſchen ſeltſam genug war, erſt durch mehre Flaſchen Champagner, ſeinen alten Kopf in Ordnung.

Während drei der Lothringiſchen fürſtlichen Geſchwiſter den harten Kampf des Lebens ſchmerzlich trugen und empfanden, flocht ſich ein bunter Freudenkranz um das lieblichſte und jüngſte Haupt derſelben, um die holde Herzogin Margarethe, die nach angeſtrengtem Ritt, in Thionville vom Gouverneur Grafen Whilz und ſeiner anmuthigen Gemahlin auf's ſorgſamſte aufgenommen und gepflegt worden war. Ungemein drollig war es anzuſehen, wie der junge Kavalier, von der Gräfin unterſtützt und von allen anweſenden Damen begleitet, in das längſt bereitete Schlafgemach wankte.

Die junge Herzogin verweilte mehrere Tage unter dieſem gaſtlichen Dache, um auszuruhen und die Ankunft ihrer Toilette und einer ſchicklichen Begleitung zu erwarten. Sehr bald trafen die Herzogin von Aurai und mehre Brüßler Damen, mit den nöthigen Kleidern, und der Equipage der Infantin Iſabelle von Spanien, der Statthalterin Philipps des zweiten, ein, und bewillkommten Margarethen mit großem Jubel; denn die Nachricht ihrer Flucht war von Iſabellen mit all der unendlichen Güte dieſes milden Charakters aufgenommen worden, und hatte die allgemeinſte Theilnahme erregt.

Zum erſtenmal tönte der Name Herzogin von Orleans in der Fürſtin entzücktem Ohre wieder, ihr Gemahl: Herzog Gaſton, erklärte im Augenblick, da ſie die Grenze des Landes betrat, ſeine Vermählung mit ihr. Ein unabſehbar langer Zug, von fünfhundert Roſſen und einer Menge Equipagen aus der Stadt, von Bürgern, Frauen, Kindern, Greiſen aus allen Städten, ſogar aus den niedern Klaſſen, begleitete die junge ſchöne Fürſtin nach Namür, wo ihr Gemahl, der ihr von Brüſſel aus entgegen kam, ſie zu treffen verſprochen. Jeder wollte das Wiederfinden des lang getrennten Paars mit anſehen; Landleute aus allen Dörfern, durch die der wachſende Zug kam, ſchloſſen ſich jauchzend und glückwünſchend ihm an, und wie ein bunter Blumenfluß ſchlängelte ſich die fröhliche Menge durch das Thal hin. Doch ehe noch die weißen Mauern der Feſtung ſich aus dem Nebel hoben, der ſie umſpielte, zeigte ſich ein zweiter Zug auf der Heerſtraße, deſſen farbig glänzende Pracht und eilige Bewegung ſeinen fröhlichen Zweck ebenfalls nicht minder beurkundete. Zuerſt erſchienen der Herzog von Elboeuf und Puglaurens, die beiden Favoriten der Königin Mutter und des Herzogs von Orleans. Die Anrede des Letztern hatte ſich jedoch erſt zu wenig glückwünſchenden Worten geſtaltet, als die lärmende Fanfare ſie unterbrach und des Herzogs von Orleans Ankunft verrathend, begrüßte. Seine liebende Ungeduld überflügelte ſeine Geſandten, und nach wenig Sekunden hielt Margarethe den geliebten, langentbehrten Gemahl in ihren Armen.

Vereint eilten nun die fürſtlichen Vermählten, von lautem Freudentaumel und wogender Luſt getragen und umringt, nach Namür. Die von jedem einzeln überſtandenen Gefahren, des Königs unwiderbringlich aufgegeb'ne Gunſt, die der Herzog ſo leicht hinwarf, als Preis für das holde Glück, das ihm die Liebe gewährte, das Romantiſche der Flucht Margarethens, und des Widerſehens unter freiem Himmel, im Beiſein des Volks, auf offner Straße, — alles dies lieh ihrem kurzen Aufenthalt einen Zauber, der auf ihre ganze Umgebung wirkte und forterbte, denn Kind und Kindeskinder feierten noch in Erzählungen und Romanzen das Wiederſeh'n des ſchönen Fürſtenpaars.

Am nächſten Morgen eilte Gaſton Margarethen voraus, nach Brüſſel; er erreichte es einige Stunden früher als ſie, der Iſabelle in ihrer Herzensgüte und Grazie weit entgegenzog, während Marie von Medicis ſie am Thore erwartete, und empfing.

Beide Fürſtinnen geleiteten ſie dann in ihre Wohnung und eine Reihe froher Feſte und Feierlichkeiten verſcheuchte bald den Kummer von ihrer ſchönen Stirn. Der ganze ſpaniſche Hof behandelte ihre Ankunft als ein Freudenfeſt, ihrem Gemahl ward ein bedeutender Zuſchuß an Einkünften angeboten; eine heit're Zukunft durchbrach den Nebel der trüben Gegenwart ihres bisherigen Geſchicks, und ſchien wenigſtens ihrem jungen Blick ein friſches Leben voll Glanz und Helle zu verkündigen.

In Neufville war indeſſen der Herzog noch immer gefangen. Drei ganzer Tage lang widerſtand Karl allem Eindringen, allen Künſten, aller Ueberredung; am vierten ſiegten Ungeduld und Ueberdruß. Er unterſchrieb, und diesmal wirklich mit den verabredeten drei Anfangslettern ſeines Namens, den Befehl bezeichnend; den beiden erſten hatte ſtets, in Folge frühergetroffener Abrede, als Zeichen ihrer Ungültigkeit, ein oder der andre Buchſtabe gefehlt. Aber Moni und die Fürſtin Pfalzburg wachten, und trauten abermahls nicht! Lieutenant Sontis öffnete am Morgen eherbietigſt des Herzogs Thüre und überbrachte die Meldung, daß der Marquis de Beauvau ſeinen Gebieter zu ſprechen wünſche. Er war geſchickt, um ſich ſelbſt genau zu erkundigen, ob der Befehl wirklich vollzogen werden ſolle, oder nicht. Er fand den Herzog noch zu Bette, und in großer Bewegung. Ohne Beauvau Zeit zu laſſen, ſich über ſeine Sendung auszuſprechen, brach er in bittre Klagen aus, über Richelieu's und des Königs Treubruch, und Unrechtlichkeit. „Wie aber iſt es Euch gelungen, mein lieber Freund, zu Eurem gefangenen Herrn durchzudringen? Seid Ihr durch die Luft geflogen, wie ein Falke?“

„Mein gnädigſter Herr,“ erwiederte Beauvau ſehr traurig, „man hält im Lager unſre gute Stadt bereits für übergeben, und da die königlichen Truppen auf unſern Außenwällen ſtehen, iſt die Wache nicht mehr ſo ängſtlich ſtreng. Ich bin dennoch gewiß, daß der Marquis de Moni und die Prinzeſſin Eure Geſinnungen, mein Fürſt, und die unwandelbare Anhänglichkeit der Bürger viel zu genau kennen, um vor meiner Rückkehr die Thore zu öffnen. Wenn alſo Ihro Durchlaucht neue andre Befehle zu geben haben, werde ich wohl Mittel und Wege finden, die Stadt wieder zu erreichen, und meines gnädigen Herrn Willensmeinung mündlich überbringen.“

„Ach!“ rief der Herzog, vom Schmerz übermannt, „könnte ich entfliehn! ich ſelbſt würde in die Stadt zu dringen, und ſie noch jetzt zu vertheidigen verſuchen auf Leben oder Tod. Ja! fände ſich nach tapfrer Gegenwehr wirklich unſre Lage hoffnungslos, bei Gott! ich würde die Baſtionen lieber alle in die Luft ſprengen, ehe ich ſie in König Ludwig's Hände fallen ließe — ſie ſollten wenigſtens meinen Feinden dann nicht dienen. O Franz! Franz!“ fuhr er nach alter Gewohnheit von einem Thema zum andern überſpringend fort — „welcher Dämon des Verraths oder der Liebe gab dir den unſeligen Gedanken ein!“

Beauvau ſchwieg. Die allgemeine Stimmung in Nancy war in dieſem Augenblicke gegen den ſonſt allgemein beliebten Franz. Durch ihre häufigen Botſchaften hatten Diana und Richelieu die Augen auf den Plan des Kardinals gezogen, das Volk hielt die Combalet für unermeßlich reich, und glaubte, Franz habe ſeinen Bruder hinterliſtig zur Übergabe der Feſtung verleitet. Die Fürſtin Pfalzburg war zu edel, um es zu glauben. Sie ſprach ſich in ihren Briefen gegen ihre Brüder offen darüber aus; — doch ſelbſt von einer heftigen Leidenſchaft verzehrt, die ihre

Ehe zur Pein, und ihr ganzes Leben zum Spiel der Laune eines Undankbaren machte, konnte ſie unmöglich den Standpunkt finden, von dem aus es möglich war, ein gemäßigtes, wenn gleich bewegtes Gefühl zu überſchauen. Hätte ihr Puglaurens die Übergabe von Nancy befohlen, wäre ſein Glück der Preis geweſen, den der König auf die Vernichtung ihres Hauſes geſetzt, — die Prinzeſſin Pfalzburg hätte zwar nicht dem Feinde die Thore geöffnet, aber ſie würde ſich von den Wällen der Feſtung herabgeſtürzt haben, um der Wahl überhoben zu ſein. Sie ahnete Liebe in Franzens Schritten zur Vereinigung mit der Krone; konnte ſie ein anderes als ihr eignes Gefühl als Maasſtab an die Handlungsweiſe ihres Bruders legen?

Plötzlich unterbrach der Herzog den Gang ſeiner Rede von neuem, indem er halblaut vor ſich hinſprach, ohne ſich direct an Beauvau zu wenden: „Ja! wenn ich ein Pferd hätte! Die Armee hat Stellungen genommen, Anordnungen getroffen, die am Ende auch nicht unabwendbar wären, — aber ich bin ſo bettelarm, in dieſem Augenblick, daß ich nicht einmal ein tüchtiges Roß habe, dem ich Leben und Freiheit anzuvertrauen wagen dürfte!“

„Gnädigſter Herr!“ rief Beauvau fröhlich, „daran, Gottlob! ſoll es nicht fehlen. Ich habe Renard mitgebracht, den Eur' Durchlaucht kennen, und glaube, mein Fürſt kann es ungeſchaut mit ihm wagen!“

Raſch ſprang der Herzog auf, eine flüchtige Bewegung der Hand, ein freudiges Aufblitzen aller Geſichtszüge war die einzige Erwiederung. Mit unbeſchreiblicher Haſt fing er an ſo ſchnell als möglich ſich ſelbſt anzukleiden.

In dieſem Augenblicke trat der dienſtthuende Kavalier ein, und meldete den Kanzler und mehrere Offiziere vom höchſten Range; der Herzog warf einen langen ſchmerzlichen Blick auf Beauvau, und entließ ihn dann, indem er ihm die Hand zum Kuſſe reichte.

Herr und Diener ſchwiegen, — langſam zog Beauvau zurück, mit einer Ehrerbietung, wie er noch nie ſie dem Herzoge erwieſen. Lautlos ritt er fort, zur Stadt — und Nancy öffnete am Mittag ſeine Thore.

Zuerſt zogen die Lothringiſchen Regimenter aus der Stadt, zwei tauſend dreihundert Infanteriſten, dann an die dreihundert Mann Kavallerie. Gleich darauf rückten die königlichen Truppen ein in dicht gedrängten Reihen, mit brennender Laute und geſenkten Piken, zum Kampf bereit. Sie fürchteten Verrath. Alle Quartiere und Poſten wurden ſogleich beſetzt, durch einen Aufruf allen etwa noch anweſenden Soldaten die Waffen zu ſtrecken befohlen — Niemand als der Obriſt La Serre, den ein Zufall aufgehalten, vernahm dieſe Schmach. Todtenbleich hörte er die Bekanntmachung, und brach in laute Verzweiflung aus; ſein vieljähriger Freund Pontis zog ihn gewaltſam mit ſich fort, unter den Bogen des Thors, und beſchwor ihn um Faſſung oder wenigſtens um Schweigen. Dem greiſen Offiziere rollten zwei große Thränen über die gefurchten Wangen. „Hätten wir vermuthen können,“ erwiederte er leiſe und gepreßt, „daß man uns auf dieſe Art zu behandeln wagen würde, Euer König wäre nur durch eine Breſche in unſre Mauern eingezogen!“

Am folgenden Tage ritt Franz dem Könige entgegen, weil er mußte. — Ludwig hielt, von allen Offizieren ſeines Stabs begleitet, ſeinen Einzug in die Stadt; Richelieu ſtand ihm in Rückſicht des Gefolges kaum nach. Stumm, gedrückt, verſchüchtert ſchlich das Volk durch die Gaſſen, illuminirte auf Befehl; ja, man kann ſagen, mehr gezwungen als auf bloßen Befehl, denn äußerſt heftige Scenen mit den Offizieren und Soldaten gingen der Erfüllung des Gebots voran. Die meiſten Einwohner verſchloßen ſich in ihre Häuſer, ſchloßen Thür und Fenſterläden, und legten die tiefſte Betrübniß, den bitterſten Unmuth an den Tag. Sogar Richelieu's Geſchichtſchreiber vermögen nicht, den Eindruck dieſer Volkstrauer zu verbergen.

Am dritten Tage kam der Herzog geritten, um den König zu begrüßen. Nun ſtürzten aus allen Häuſern Bürger, Weiber, Kinder, auf den geliebten Fürſten zu, umringten heftig ſchluchzend und klagend ſein Pferd, ſuchten ſein Gewand, ſeine Hände und Füße zu küſſen, und riefen tauſendſtimmig dem Herzog ihr: „lebe Hoch!“

Sogar als König Ludwig, um das gute Vernehmen zwiſchen ihn und dem Herzoge zu zeigen, mit dieſem durch die Straßen ritt, verfolgten ihn dieſe Ausrufungen und keine einzige Stimme rief: „Hoch lebe der König!“ (Fortſ. folgt.)

Der Fluch des Negers.

Von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Rondellier ließ ſeine neuerhandelten Sklaven und Sklavinnen in ſein Boot einfrachten, beſtieg den Hängſtuhl und ſchwebte hinab in das niedre Fahrzeug, immer den Knaben im Auge haltend, der mit ungenügſamer Gier die Bruſt ſeiner Ernährerin zernagte.

„War die Mutter dieſes Kindes deine Schweſter?“ frug er das Weib. — Es ſchüttelte den Kopf, da erhub ſich der Neger, deſſen Jammer Rondellier's Seele erſchüttert hatte, als die Wellen über den Leichnam zuſammenſchlugen. „Es war die Tochter unſers Königs!“ kreiſchte er, und ließ das Haupt nieder auf die Bruſt ſinken.

Auf Rondellier's Befehl wurden die ihm unverſtändlichen Worte des Negers ihm gedeutet, er forſchte weiter nach den Schickſalen, welche das Leben jener Todten ſo ungeheuer bewegt hatten. Der Neger erzählte; alle ſeine Genoſſen horchten ſtumm auf, und einer der ältern Sklaven übertrug dem neugierigen Gebieter die Mittheilung folgendermaßen:

„In einem der vielen Kriege, welche die afrikaniſchen Negerreiche zerrütteten, war längſt ſchon das Königreich *Whida* untergegangen, und nur einen Schatten von Hoheit hatte ſein Herrſcherſtamm gerettet, als er mit ſeinen

Getreuen in die leicht zu vertheidigende Freiſtatt ſeiner Grenzgebirge flüchtete. Hier blühte, beſchränkt aber beglückt, zwei Menſchenalter hindurch der verpflanzte Stamm kräftig fort; zwei Söhne und eine Tochter nebſt deren Verlobten ſtanden zur Seite des königlichen Vaters, deſſen Herrſchaft ganz lautlos ein Thal nach dem Andern wieder zufiel. — Der Anblick des wieder emporſtrebenden Hauptes ſeines Feindes entflammte den Zorn des Nachfolgers jenes gewaltigen Dahomerkönigs, deſſen Fußtritt das Whidareich zertrümmert hatte. Als am Tage nach der Vermählungsnacht der königlichen Tochter von Whida die Bewohner des Gebirges feiertrunken die Waffen niedergelegt hatten und ruhten, — da brachen die Horden von Dahome durch die unbewachten Bergpäſſe. — Der König fiel im Gemetzel, neben ihm ſeine Söhne und ſein fürſtlicher Eidam, aber die Andern verſchonte das mordende Schwert. — Und aufgeſpart für den langſamen Martertod in Sklavenketten, die jugendliche Mutter, Yuina, die Tochter ihres gemordeten Königs in ihrer Mitte, zogen die Männer und die Weiber von Whida ein in die Kerker von Abomeh, der Hauptſtadt Dahomes. — „Und jenes Weib,“ — ſo endete der Neger mit ſchreienderm Jammer ſeine Erzählung — „jenes Weib, an deſſen Leiche ich kniete, es war Yuina, verkauft gleich mir und dieſen Allen, von dem Tyrannen Dahomes an den fürchterlichen Weißen; und dieſes in Ketten geborne Kind — es iſt der Enkel meines erſchlagenen Königs!“

In dieſem Augenblick fing die königliche Waiſe kläglich zu weinen an. Rondellier ſchauerte zuſammen. — „Sei ruhig, Kleiner, du ſollſt keine Ketten tragen,“ flüſterte er. Aber das Kind ließ ſich nicht begütigen durch dieſes Verſprechen; es fuhr fort immer heftiger zu ſchreien.

„Was fehlt dem Kind denn?“ frug Rondellier! — „Nahrung,“ antwortete die Negerin, welche gutmüthig den Ammendienſt bei dem Kleinen übernommen hatte, indem ſie auf ihre abgezehrte Bruſt deutete.

Ein tiefes Wehgefühl faßte den Pflanzer. Ihm verſagte Gott ein Kind, und dieſem Kinde die Eltern! — „Hat Gott es mir vielleicht gegeben, um mir und ihm zu erſetzen, was mir und ihm gebricht?“ — ſo ſeufzte er, unverwandt auf das Kind niederblickend, deſſen Mund jetzt, geſtopft durch eine Brodrinde, welche einer der Sklaven ihm vorhielt, aufgehört hatte Jammertöne zu verhauchen. — „Du mein Kind?“ frug er ſich wieder, aber trübe ſchüttelte er den Kopf; dieſe Farbe, das von der Hand der Natur der entwürdigten Menſchenklaſſe aufgeprägtes Abzeichen, ſchied die Waiſe von ſeinem Herzen. — Er ſollte kinderlos bleiben.

Inzwiſchen hatte das Boot gelandet; Rondellier beſtieg den Palankin wieder, und die Neger huben ihn empor. Da ſah er die Negerin, welche das Kind trug mit geſchwollenen, des Gehens entwöhnten Füßen unter ihrer Bürde ſchwanken, und befahl ihr, das nackte Kind neben ihm auf den Palankin zu legen. Es verzog weinerlich das Geſicht wieder, und um dem Ausbruch des gefürchteten Geſchreies zuvorzukommen, nahm er die ſchon aufgeweichte Brodrinde aus der Hand der Negerin, wickelte ſie mit einer Fruchtſcheibe zuſammen in ſein Tuch, und netzte mit dem erquickenden und nahrhaften Safte den verſchmachteten Gaumen des Säuglings. — Und ein tief eindringendes, nie empfundenes Gefühl — er ahnte, es möge dem väterlichen verwandt ſein — ward ſeiner mächtig während dieſes Geſchäfts; und als das Kind in ſeinem Arme, ſanft, wie in den verlornen mütterlichen, einſchlief, da vergaß er die Negerfarbe, welche die Waiſe von ihm ſchied, und flüſterte: „Schlafe nur, ſchlafe! Ich will für dich wachen, ich will dein Vater ſein!“

Der Zug erreichte die Stadt; Rondellier erröthete bei dem Gedanken, einem Bekannten zu begegnen, und von dieſem bei ſeinem Wärtergeſchäft angetroffen zu werden. Er beſchloß, das Kind einſtweilen der Negerin wieder zu geben, aber es war ihm nicht möglich, den ſüßen Schlummer des kleinen geſättigten Schläfers zu unterbrechen; er gab vor, müde zu ſein, und auf ſeinen Wink fielen die aufgerollten Muſſelinwände des Baldachins nieder, und entzogen ihn, nebſt ſeinem kleinen Geſellſchafter, den Blicken neugieriger Bekannten.

Niemand hielt ihn auf, und mit ehrerbietigem Schweigen den vermeintlichen Schlummer des Gebieters ehrend, bewegte der Zug ſich durch Cap Francois dem Landſitze des Pflanzers zu. (Fortſ. folgt.)

Lipinsky's Concert in Frankfurt.

Montag, den 21ſten, gab Herr Lipinsky, erſter Violiniſt des Kaiſers von Rußland, ein großes Concert im Saale der Oranienburg. Herr L. iſt im ſtrengen Sinn des Wortes Meiſter auf ſeinem Inſtrument. Er vereinigt den grandioſen Ton mit der Zartheit des Vortrags, wozu Geſchmack beiden die prieſterliche Weihe gibt. Edle Einfachheit, in großer Vielſeitigkeit bezeichnend, verſchmäht er die Charlatanerie der Nachahmung. Er imponirt ohne Flitter durch das gediegene Gold, das in ſeiner Geige verborgen. Er iſt einer von den Wenigen, welche die Kunſt über die Kunſt vergeſſen machen. Er ſpielt nicht wie Paginini, oder wie Spohr, nicht wie Molique oder Haumann, er ſpielt wie — Lipinsky, und verdient, ſeinen eignen Weg gehend, der Chorus einer Kunſtjünger-Schaar zu ſein. Seine Compoſitionen ſind weder Ecaille-Arbeiten noch Crispinaden; ſie bilden nach einem durchdachten Plan ein rundes Ganzes, ſind melodiös ohne Tändelei, harmoniſch ohne Schwulſt, ungewöhnlich ohne barock, grammatikaliſch correct und ſatzrein. Er ſpielte ein Concert militaire von ſich, Variationen von Beriot und eigne Variationen über ein Roſſiniſches Thema. — Dem. Kratky und Herr Schmezer unterſtützten den Künſtler mit Geſang, das Orcheſter unter Guhr's Leitung mit Mendelſohn's Sommernachtstraum, und das erquickte Auditorium durch einen großen Zuſpruch. 7.

Buntes.

⁂ Dem „Echo“ zufolge iſt Paganini von den Todten auferſtanden und am 6. September geſund und wohl in Mailand angekommen.

⁂ Der erſte wiſſenſchaftliche Congreß in Frankreich (die Gelehrten-Verſammlung in Douai) läßt ſich ſchlecht an. Franzöſiſche Blätter meinen, man habe in Douai nie ſo wenig Gelehrte und ſo viele Eßkünſtler geſehen, als bei dieſem Anlaß.

⁂ In Mancheſter iſt die ſchöne katholiſche Kirche, zu deren Erbauung man mit ſo vieler Mühe die Fonds zuſammengebracht, völlig eingeſtürzt.

⁂ Die Gehalte für die bei der neuen Pariſer Theatercenſur angeſtellten Perſonen (den Präſidenten, die drei Cenſoren und den Sekretair) betragen fünfundzwanzigtauſend Francs. Die neuen Beamten ſollen ſich bereits in corpore bei Fieſchi bedankt haben.

⁂ Von der Ausgabe der deutſchen Claſſiker, die in Paris veranſtaltet wird, iſt endlich die erſte Lieferung erſchienen. Mit Göthe iſt der Anfang gemacht. Die Lieferung koſtet 50 Centimes und der ganze Göthe ſoll in 100 Lieferungen kommen, wovon wöchentlich eine ausgegeben wird. Die Unternehmer rechnen weniger auf Deutſchland, als auf die Freunde der deutſchen Literatur in den übrigen Ländern der beiden Hemiſphären.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 230. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 29. September.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Gegen Abend kam die Königin Anna von Oeſtreich. Die drei Geſchwiſter zogen ihr entgegen; ſie empfing ſie mit unverhehl'nem Kummer in den Schmerzbewegten Zügen, und die Prinzeſſin fühlte beim Kuß, den ihr die Königin erlaubte, ihre Wange von Thränen benetzt. War's doch ihr Oeſtreich, um das ſie litten! Wie hätte Anna ſie nicht beklagen ſollen!

Endlich war es Nacht; die Qual des Tages ſchwieg, und ſtarr und thränenlos lag die Fürſtin Pfalzburg an Claudes treuer Bruſt. Ach! auch aus dieſer waren Friede und Hoffnung längſt entwichen! Franz liebte, durfte lieben, und eine Combalet entriß ihn den theuren Verwandten, und nahm ihr vielleicht zugleich jedes Anrecht an das Fürſtenhaus, an das Land, deſſen Miteigenthümerin man ſie ſo oft genannt! Schon in der Kindheit hatten die Amme, die Wärterinnen unendlich oft ihr erzählt, wie Herzog Heinrich ſeiner Tochter Nicole das reiche Erbe hinterlaſſen und wie deren Gemahl den größten Theil von Lothringen und das Herzogthum Bar nur als ihr Eigenthum verwalte. Später hatten die Frauen den Herrn oft getadelt, daß er ſo wenig Rückſicht auf ſeine Gattin nähme, der er doch alles zu verdanken habe. Dann pflegte die Amme ihr Goldtöchterchen zu ermahnen, den ſchönſten reichſten Fürſten einſt mit ihrer Hand zu beglücken, aber ja die Herrſchaft ſich ſelbſt vorzubehalten; ſie hatten ihr von Eliſabeth, der Königin von England erzählt, und von ihrer Regierung, ihrem Reich; — lange Jahre hindurch waren all dieſe Worte an Claudes Ohre ſo hingeflogen, kaum aufgefaßt, und wenig beachtet, endlich war ihr eins derſelben in's Herz gedrungen und hatte da ein Echo ſich erweckt; doch nicht auf der Wärterin Weiſe, ein gehäſſiges, ſchroffes, nein, wie Nachtigallen einander wecken im Walde, und ſich die Melodie durch die Nacht gleichſam zuwerfen, damit die nächſte ſie weiter und weiter, zu einer noch ferneren hin, bis die ganze laue Frühlingsluft von tauſend wollüſtigen Liebestönen durchdrungen wird, und auf allen ihren kleinen Wellen den einen entzückenden Gedanken trägt: ſo wiederholte ſich in Claudes jungfräulichem Herzen unaufhörlich das eine Wort der Amme, daß ſie einſt dem Geliebten das Herzogthum und dann noch ſich und Alles geben könne. In tauſend Plänen und Träumen zog es ſich immer wieder durch die reiche Jugendwelt ihres Gefühles hin, das nur das Glück des Gebers faſſen konnte, aber nicht den unruhigen Wunſch des Beſitzes. Claude wurde älter, und die Gegenwart behauptete ihr Recht; Herzog Karl regierte und von ihr war keine Rede mehr. Gewalt und Recht ſchienen auf ſeiner Seite, und das zarte Herz begann ſich faſt ſeiner Jugendſchwärmerei zu ſchämen. Wenn ſie zuweilen noch träumte, dachte ſie ſich als eine früh Sterbende — oder als Chriſti Braut, oder ſie dachte ſich ſelbſt gar nicht mehr; aber Franz, den ſchönen, guten, geliebten Vetter, den alle Menſchen ehrten und liebten, den dachte ſie als Herzog, als regierenden Herrn und um ihn her ein ganzes Volk das er beglückte; — an eine Combalet hatte ſie freilich nie, — o nie gedacht!

Aber wie wehe that ihr die ſonſt ſo theure Baſe Pfalzburg mit ihrem Tadel einer heftigen Leidenſchaft, die Franz zur ſchönen Diana hegen, und die ihn vermocht haben ſollte, dem Herzog einen ſchlimmen Rath zu geben. Und doch verdammte die Fürſtin ihren Bruder nicht, ſie wußte wohl, was Leiden und Lieben ſei, und eben darum wagte ſie nicht ein Gefühl unbedingt zu verwerfen, das als Element alles Lebens, gleich jenen Ätherſchichten über unſer'm Haupte, in tauſend und aber tauſend Erſcheinungen berechnet, doch unermeßlich bleibt, und in ſeinen einzelnen Geſtaltungen, aller Berechnung ſpottend, ſich in ſich ſelbſt erzeugt.

Franz trat in's Zimmer. Claude verſchluckte ihre Thränen und reichte ihm wortlos die Hand, — die Schweſter brach in laute Vorwürfe aus über den unglückſeligſten Brief; Franz rechtfertigte ſich nicht, ſeine Seele war zerriſſen, er hatte ſich ſelbſt verloren und dachte nur an ſein Lothringiſches Volk. Ernſt und feſt ſprach er zum erſtenmal den Entſchluß aus, Alles daran zu ſetzen, den König zu gewinnen, und entwickelte dabei eine faſt hoffnungsloſe, doch beſtimmte Anſicht über ihrer Aller jetzige Lage. Er ſprach ſo frei, ſo übergroß und ruhig, daß Claude, die feinen Finger wie zum Gebet faltend, faſt anbetend ihm zuhörte. — „Ach ja," dachte ſie, „er muß Herzog werden, bleiben — und ich" — ſie dachte gar nicht weiter, eine große, ſchwarze Decke ſchien ſich um ſie zu breiten, alle ihre Sinne gleichſam einzuſchläfern; ſie verſtand nicht mehr was er ſagte, aber ſeine Stimme klang ihr noch immer fort, wie ein fernes Abendläuten vom Dom, — plötzlich fühlte ſie ſeine Hand, er hob ihr geſenktes Kinn zu ſich empor, er hatte Thränen in den Augen, und ſah in dieſem Augenblick dem heiligen Gereon auf ihrer Stickerei ganz unbeſchreiblich ähnlich — „Claude," ſprach er ſehr weich, „ich will dich lieber nicht mehr ſehen jetzt, du armes, theures Kind!"

Ehe ſie noch zu antworten verſuchen konnte, trat ein Page ein, der den Fürſten ehrerbietigſt um einige Worte Gehör erſuchte, in einer Angelegenheit, die nothwendig ſcheine. Franz folgte ihm an das Ende des Salons — Claude bemerkte, daß er ein Billet empfing, das er haſtig verbarg, und daß ſie mit ihm allein geweſen, denn die Fürſtin hatte ſich, wahrſcheinlich während ihrer Träumerei, entfernt.

„Prinzeſſin," frug der Fürſt, wieder hinzutretend, „darf ich Ihre Fräulein ſenden? ich muß mich beurlauben."

„Geht, mein Vetter," erwiederte ſie gepreßt, „und ſeid ſo gut, mir die Leubreuze zu ſchicken." — Indem er ſich verbeugte, um zu gehen, rief ſie raſch: „Vetter, laßt mich die Erſte ſein, die Euch Glück wünſchen wird, wenn Ihr —" „Claude! Claude!" rief er heftig, aber gefaßter, und ſehr ſanft ſetzte er hinzu: „Sie iſt angekommen und wir werden ſie heute Abend ſehen; Claude, das iſt alles, aber bei Gott! Ihr ſollt es zuerſt erfahren, kommt es je dahin — und kein Anderer ſoll es Euch ſagen." (Fortſetzung folgt.)

Der Fluch des Negers.

Von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Die Verwünſchung.

Ein langweiliger Weg für Wanderer poetiſcher Natur, welche indeß auf San Domingo nicht einheimiſch zu ſein pflegten, ein Weg, den hartgeſtampften Kiespfaden gleich, welche in ermüdender Einförmigkeit die Beete der altfranzöſiſchen Gärten durchſchnitten, führt, einen Bogen beſchreibend, auf deſſen Sehne ein ſchwerzugänglicher Fußpfad läuft, von der Kapſtadt dem Meereinſchnitte zu, welcher die Mündung des Ozankaſtroms iſt. Zahlloſe Kanäle, eine unüberſehbare Moorfläche entwäſſernd, und einander in ſchnurgraden Richtungen durchkreuzend, bilden eine Menge gleichförmiger Vierecke, deren verſchiedenartige Bepflanzung das Auge nicht mit der ſteppenähnlichen Wechſelloſigkeit ihrer Anlagen verſöhnt. Zwar gewähren die weißen Knäuel der Baumwollſtaudenhäupter, welche hier das mittlere Viereck bedecken, von der Indigopflanzung mit ihren rothgelben Blumen und ihren ſchwarzknotigen Schoten zur rechten Hand, und von den Tabaksfeldern mit ihren hochrothen Blüthen zur Linken begränzt, einen ziemlich anmuthigen Anblick, und noch mehr weiden die tieferliegenden Abtheilungen, mit den ſchilfigen, ſaftgrünen Blättern des Zuckerrohrs bedeckt, und die höheren, mit Kakao und Kaffebäumen bepflanzten Punkte, das Auge des Wanders, der aber, um eine Wunderwelt zu ſehen, den atlantiſchen Ozean überflog, und ſich nicht begnügen will an dem Anblick dieſes regelrecht-wellenförmigen Anbaus des Bodens, der ihn an einen Kirchhof mit ſchnurgeraden aufgeworfenen, überblümten Grabhügeln mahnt, und ſchaudernd ihn eingedenk macht, daß ſein Fuß wirklich über die Gräber eines ausgerotteten Menſchenſtammes hinwegſchleiche; der einſt in dieſem zerſtörten Paradieſe ein Leben lebte, zu ſchön für ein menſchliches, zu beglückt, um den Glauben an ein vergeltendes wecken zu können.

Mit tiefem Schmerz blickt der Schaudernde umher; vergebens ſpäht er nach einzelnen Zeugen des Paradieſes, welches hier einſt geblüht hat; aber die Giganten des Pflanzenreiches ſind vertilgt von dieſem Boden, wie ſein eingebornes Stammvölkchen unter dem Druck einer Handvoll europäiſcher Abenteurer, die es als ſeine vermeintlichen Götter empfing, ſpurlos verſchwunden iſt in den Tiefen der Bergwerke ſeiner mütterlichen Erde.

Das Grauſen drückt die Augen des Wallers zu, aber ſein Ohr bleibt geöffnet, und um keine ſeiner Sinne mit der kecken Umformung des Beſtandenen zu verſöhnen, vernimmt er, ſtatt des verſtummten Geſangs der Vögel, welche in dieſen laubloſen Flächen vergebens eine Heimath ſuchen würden, nur das Kettengeklirr und das Geheul der unglücklichen Kinder einer fremden Erde, die ihrem Vaterlande entriſſen wurden, um dieſem feindlichen Boden die Früchte abzuzwingen, welche das verhätſchelte Europa mit ſeinem geſtohlenen Golde aufwiegt.

Jetzt wird der ſchleichende Schritt zum fliegenden, aber der Flüchtling entflieht den Schrecken nicht, die ihn umgeben, denn überall, je weiter er vordringt, empfängt ihn das viehiſche Geheul der Neger, das Fluchen und das Schwirren der Peitſchen unmenſchlicher Sklavenvögte, bis er endlich abweichend von der Heerſtraße, an einer ſenkrechten Vertiefung des Bodens ſtehen bleibt, und hingeriſſen von dem Anblick vor ihm, die Entathmung ſeiner Bruſt, die Ermattung ſeiner Füße, die Schauer ſeiner Seele vergiſt, denn hier zu ſeinen Füßen liegt ein Ueberreſt des zerſtörten Paradieſes, das Thal ausgebreitet, durch welches der Ozanka dem Meere ſeine Wogen zuwälzt, das Thal, durch deſſen Windungen der nähere Fußpfad von Rondellier's Pflanzung nach Cap Francois führt.

Eine Kette von Kalkſteingebirgen, deren einzelne verwitterte Stellen, grün bewachſen, gleich ungeheuern Smaragdenlagern, die weißlich-grauen Berghäupter von einander ſcheiden, zieht ſich, von Weſten ſchroff aufwärts ſteigend, oſtwärts dem Meere zu. Der breite Ozanka trennt die weißen Wände von den gartenähnlichen Pflanzungen zur Rechten, in deren Mitte ein reich geſchmücktes Landhaus mit ſeinen zierlichen Nebengebäuden ſich erhebt; links ſchimmert die Meerbucht und inmitten des Delta, deſſen Gränzen der Strom, die Felſen und die See ſind, breitet ſich ein noch unangetaſteter Theil des Urwaldes aus, der einſt dieſe ganze Inſel bedeckte.

Entzücken erfüllt die Seele des Wandrers. Das iſt die Königin der Antillen, wie er ſie ſich geträumt hatte! Das beglückte San Domingo iſt's, das Lieblingskind der holden Natur, die es rettend aus der überſchwellenden Flut des mexikaniſchen Binnenmeeres emporhub, als ſie, — vor Jahrhunderten einſt, — die Elemente ſpielend durch einander warf und den breiten Felſenwall zertrümmerte, der damals, — ein Nebenzweig der Kordilleren vielleicht, — die unermeßlichen Hälften des amerikaniſchen Feſtlandes genauer mit einander verband. — O, wie belohnt muß Columbus ſich gefühlt haben für ſeine Schmach, ſeine Mühen, als er hier Anker warf, hier, wo jetzt noch Alles lächelt, die Nacht mit ihren Geſtirnen, deren Glanzfülle der Sohn unſrer Halbkugel nicht ahnt, der Morgen, deſſen Roth, — glühender als unſre Sonnenverkünder, — das endloſe Weſtmeer mit Feuerwellen bedeckt, der Abend, der die Kühle ſeiner Luft durch die Düfte der Blumen würzt, mit welchen die Natur, gleich einer liebenden Fee, dies Glied jener großen Ruinenkette geſchmückt hat. — Ja, hier lächelt Alles, die Erde, deren Schmuck die Gährung der Verwüſtungsſtoffe in ihrem Schooße verbirgt, der Himmel, deſſen Reinheit an ſeine Donnerwolken nicht erinnert, das Meer, deſſen Ruhe an das Grauſen ſeiner Empörung nicht mahnet, und fröhlicher noch als die unbelebte Schöpfung lächelt das beſeelte Kind dieſes Paradieſes, die leicht gemuthete Kreolin, deren ſorglos heitre Stirn die Fülle von Leidenſchaften nicht ahnen läßt, welche dieſe milden Züge zu verunſtalten vermögen, wie die Orkane das ruhige Antlitz der ſchlummernden Elemente.

Ein ſo begeiſterter Wandrer war vor etwa fünf bis ſechs Jahren Herr Etienne Rondellier geweſen, als er, begleitet von ſeinem kühleren und rauheren Bruder Philipp, Frankreich verlaſſen hatte, um der beneidete Gatte der ſchönſten und reichſten Kreolin, der Gatte Agneſens, der Tochter des Jugendfreundes ſeines Vaters zu werden. An ihrer Seite hatte er verſucht, das Dickicht von Palmen, Cedern, Eichen und Mazarilbäumen zu durchdringen, und wirklich war es ihm gelungen, einen Eingang in der weſtlichen Seite der Waldung zu entdecken, deren Nacht auf dieſer Stelle ein ungeheurer Orkan gelichtet zu haben ſchien. Gigantiſche Mahagoniblöcke lagen, vom Schlingkraut überwuchert, mit zerſplitterten Kronen auf dem Boden verſtreut, deſſen Fläche dem Strom entgegen ſich ſenkend, durch ein Erdbeben zerriſſen, ein chaotiſches Gemiſch von Hügeln und Zerklüftungen, von einzelnen Steinrieſen und von Waſſerbecken mit grottenreichen, dichtbewaldeten Inſeln, rechts durch die Waldnacht, links durch die ſilberweiße Gebirgskette begränzt, dem Verzauberten zuzurufen ſchien: „Kniee nieder! Bete an! Was du ſiehſt, iſt mehr als Menſchenwerk!“

Die Erinnerung an den erſten Eindruck, welchen das in dieſem engen Rahmen zuſammengepreßte Abbild einer untergegangenen Welt auf Rondellier gemacht hatte, war ihm geblieben; er trug Sorge für die Erhaltung dieſes Überreſtes der Urgeſtalt des Eilandes, bisher hauptſächlich durch die Schwierigkeit, die dieſer vielfach geſpaltene Boden dem Anbau entgegen ſetzte, von der allgemeinen Zerſtörung bewahrt, welche das alte Hayti ſammt ſeinen harmloſen Bewohnern ausgerottet, die keine andere Sorge gekannt hatten, als die, ihre Füße aus den Schlingen der Lianen zu befreien, und mit keinem andern Weh ringen durften, als mit dem leichten Schmerz, den der Stich des Kaktusſtachels in ihrer Ferſe, oder der Schnitt des Meſſergraſes in ihrer Hand zurückließ.

Die letzten Erben des Glücks jener Glücklichen hatten deſſen Genuß qualvoll ſterbend gebüßt, und die Erben ihrer todbringenden Martern zogen grade den Pflug über das Moorfeld hinweg, welches zunächſt das Überbleibſel des Urwaldes begränzte, als aus dem Dunkel deſſelben langſam eine junge bleiche Frau, deren gebeugte Haltung nicht die Herrin vieler Hunderter jener unſeligen Pflugzieher verrieth, dem Ulmenbaume entgegen ſchwankte, unter deren Schatten eine Negerin ihrem Säuglinge den Überfluß der Nahrung ihrer Bruſt reichte. Ein fünfjähriger ſchwarzer Bube, deſſen Alter an der ſeiner Bruſt eingebrannten Jahreszahl erkennbar war, lag neben der Mutter auf dem Graſe, und ſcheuchte mit dem Röhrbüſchel, den er wedelnd in den Händen ſchwang, die Muskitos hinweg, welche der Kleinen die ſüße Koſt verkümmerten.

Agneſens ſchleichender Tritt hatte ſie der Negerin unbemerkt genähert, und auch der Vogt, deſſen Peitſche ſonſt durch die Gegenwart der nervenſchwachen Gebieterin gefeſſelt wurde, mochte ſie nicht wahrnehmen, denn plötzlich fuhr er auf die Sklavin zu, welche erſchrocken dem Kind die Bruſt entzog, und als es den ſüßen Quell nicht fahren laſſen wollte, und, mit zappelnden Füßen, die Hände nach der lieben Bruſt ausſtreckte, mit ſchmerzlicher Stimme flüſterte: „Still, ſtill, du mußt hungern, oder ich werde zerpeitſcht!“

„Bleib' und tränke dein Kind!“ befahl Agneſe vortretend, und rief mit dem rauhſten Ton, den ſie zu erzwingen vermochte, dem Aufſeher zu, welcher jetzt mit geſchwungener Peitſche die Sklavin erreicht hatte: „Laßt hier das Kind ruhig trinken! Ich befehl's Euch! Ihr wißt, es iſt des Herrn Wille und der meinige, Menſchen menſchlich zu behandeln, und vor Allen die Mütter zu ſchonen.“

Der Vogt zog verblüfft, jedoch ehrerbietig den Strohhut ab, und entfernte ſich, einen halbausgeſprochenen Fluch über die Thorheit, Tagediebe in ihrer Faulheit zu beſtärken, zwiſchen den Zähnen hervorſtoßend; Agneſe aber vernahm ſein Gemurmel nicht, denn der Anblick der Negerin, welche ihr Kind wieder an die Bruſt gelegt hatte, feſſelte all ihr Sinnen und Denken auf einen Punkt, nämlich auf ihre Armuth und auf den unausſprechlich großen Reichthum dieſer vermeintlich Armen, welche, ihr Kind an das Mutterherz drückend, ihr Joch und die Peitſche des entmenſchten Hüters vergaß.

Immer voller ward Agneſens Auge, je tiefer ſie die Leere ihres inhaltloſen Lebens empfand. — Sie gedachte — und der Quell ihrer Thränen ergoß ſich unaufhaltſam — ſie gedachte ihrer begrabenen Hoffnungen, ihrer minutenlangen und dennoch unvergeßlichen Seligkeit, als vor drei Jahren ihr neugebornes Kind ihr auf das Bette gelegt wurde, und empfand den tödlichen Schmerz noch einmal und tiefer in dieſem Augenblick als je, den Schmerz, der ihre Seele zerriſſen hatte, als das geliebte Kind nach minutenlanger Begrüßung des Lichts ewigen Abſchied vom Lichte und von ihr genommen hatte; als es immer kälter und ſtarrer geworden war an ihrer Bruſt, und ſie noch immer mit ihren Küſſen, mit ihren Thränen es erwecken wollte, und es nicht zu erwecken vermochte! — Ach ſeit es ſo ſanft ſchlief unter jenen Blumen, mit welchen ihrer Mutter Liebe ſeinen Hügel geſchmückt, hatte ſie nicht mehr ſanft geſchlafen. Zweimal jährlich lockte der lenzmilde Himmel die Blüthen aus ihren Knospen, aber kein Sonnenſtrahl belebte ihre welken Hoffnungen wieder, um ihr ödes Daſein zu ſchmücken.

Der Säugling zu ihren Füßen hatte, geſättigt, ſeinen Lippen den Nahrungsquell entſchlüpfen laſſen, und lächelte die glückliche Mutter an, die, ihn wiegend und mit ihm ſchäckernd, endlich, ihrer Pflicht eingedenk, ihn wieder der Obhut ſeines Brüderchens übergab, und in ihr Joch zurückeilte. — Auch Agneſe wandte ſich langſam ihrem Hauſe zu, doch ſie blieb wieder ſtehen, denn ſie bemerkte einen ihr entgegeneilenden fremden Neger, welcher, einen Brief in der hochaufgehobenen Hand, einer Freudenfahne ähnlich ſchwang. Sie erkannte den Schwarzen; es war einer der vertrauteſten Sklaven ihres Schwagers, des älteren Rondellier, welcher auf der Weſtküſte dieſes Eiland's etwa drei Tagereiſen weit von hier anſäſſig war. —

Agneſe nahm dem Boten den an ihren Gatten gerichteten Brief ab, erbrach, las ihn, und wandte das, von neuen Thränen überſtrömte Antlitz ab. — „Alſo zum drittenmale kehrt das Glück ein unter dem Dache dieſer Bevorzugten, und mein Haus bleibt leer!“ ſchluchzte ſie, das Herz voll von Neid über die erneuten Mutterfreuden ihrer ungeliebten Schwägerin. „So iſt denn die Zahl der jubelnden Erben wieder um ein Glied angewachſen, der Erben dieſer unermeßlichen Pflanzungen!“ jammerte ſie, das naſſe Auge auf die reiche Landſchaft umher werfend. „So mußten denn jene unglücklichen Schwarzen aus ihrer Heimath, von ihren Eltern, Kindern und Gatten hinweggeriſſen werden, ſo mußten dieſe Jammermenſchen unter den Geißeln erbarmungsloſer Vögte ihr Mark unter dem Pflugjoch und ihren Schweiß an den Feueröfen vergeuden, um das Habe jener Herzloſen zu vergrößern? — Gott! Gott, und um dieſe habſüchtigen Laurer zu bereichern, hab' ich mein Kind begraben müſſen!“ (Fortſ. folgt.)

Rheinſtein, und die daſelbſt aufbewahrten Alterthümer und Kunſtwerke.

Dieſe unfern Aßmanshauſen, aber auf der linken Rheinſeite, gelegne Burg iſt zu Ende des 12ten Jahrhunderts gegründet; der oberhalb derſelben gelegne Berg mit dem darauf ſich befindenden Oeconomie-Hof führt den Namen Vogtsberg, weil beide wohl anfangs im Beſitze der Binger Vögte ſich befanden. Rheinſtein kam ſpäter an den Kurfürſten von Mainz, und namentlich hauſ'te der Domprobſt Kuno von Falkenſtein ſehr häufig an dieſem Orte. Nachdem mehrere andere Eigenthümer lange ihr Raubweſen dort getrieben, kam die Burg endlich als Mannlehn an Herrn von Eus. Dieſer verkaufte ſie an Herrn von Coll, von welchem ſie Prinz Friedrich von Preußen an ſich brachte. Von 1825—1829 wurde die Burg durch den talentvollen Architekten Kuhn in alterthümlicher Form wieder hergeſtellt, und mit Erſtaunen ſieht man jetzt an dieſer Stelle das Denkmal einer längſt vergangenen Zeit in die unſrige herüberragen.

Im Innern dieſer reſtituirten Antiquität vereinigt ſich Eleganz mit Geſchmack und alles kündigt einen Geiſt an, der die Vergangenheit mit der Gegenwart in freundliche Uebereinſtimmung zu bringen weiß. Folgendes iſt aus der dort befindlichen Antiken-Sammlung hervorzuheben: 1) Sechs vollſtändige Rüſtungen für Fußknechte (in der Eingangshalle), deren Hellebarden meiſt unter dem Schutte der Burg aufgefunden wurden. 2) Die Wände und Decke des Ritterſaals ſind auf gothiſche Art gemalt; das Geſims des alten Kamins zeigt in Bildhauerarbeit die Eroberung Troja's. In dieſem Saale befinden ſich eine außerordentliche Menge Rüſtungen und Kriegsgeräthe; an abgeſonderten Plätzen befinden ſich einige amerikaniſche, aſiatiſche und franzöſiſche Waffen von bedeutendem Werthe; die franzöſiſchen darunter hat der durchlauchtige Prinz ſelbſt auf dem Schlachtfelde Chalons ſur Marne (5. Februar 1814) geſammelt. Ferner bemerkt man in dieſem Ritterſaale, außer einigen römiſchen Alterthümern (worunter beſonders ein zu Xanthen ausgegrabenes römiſches Schwert ſich befindet), mehrere Gegenſtände aus den Ruinen der Burg ſelbſt und ingeniöſe Arbeiten aus Elfenbein. Von dieſen alten Schnitzwerken zeichnet ſich eine außerordentlich ſchöne Kanne nebſt dazu gehörigem Becken aus. Auch ein Schloß von antiker, wunderſamer Arbeit, welches ſich an der Thüre des Vorſaals befindet, verdient bemerkt zu werden. — 3) Im Nebenzimmer des Ritterſaals iſt beſonders hervorzuheben ein großer Glasſchrank, der einen Theil der Zimmerwand bildet. Er enthält eine reiche Sammlung ſchöner alter Trinkgefäße aus gebrannter Erde, aus Glas oder getriebener Silberarbeit, unter denen ein Taufbecken und ein großer neuer Humpen, mit Medaillen der königlichen Familie geziert, bemerkt werden müſſen. An den Wänden dieſes Zimmers iſt Holzgetäfel täuſchend nachgemacht. — 4) In der zweiten Etage ſind, außer ſchönen Schnitzwerken und einigen ſehr intereſſanten alten Gemälden, keine weitern Alterthümer. (Dieſe Zimmer werden von der durchlauchtigen Prinzeſſin bewohnt.) — 5) In der obern Etage (Zimmer des Prinzen) ſind zuerſt bemerkenswerth: das Bild Kurfürſt Friedrich des Weiſen von Sachſen, von Lucas Kranach gemalt, und das Porträt Franzens von Sickingen. Außerdem aber ſind die alten Glasbilder in den Fenſtern und prachtvolle Schnitzwerke bewunderungswürdig.

Punkte.

⁂ Kürzlich iſt eine Brieffammlung der Madame Roland erſchienen, jener enthuſiaſtiſchen Republikanerin, die mit den Girondiſten guillotinirt wurde: Lettres autographes de Madame Roland publiée par Madem. Bancal. Die Herausgeberin iſt die Tochter eines ehemaligen, aber weniger berühmten Conventsgliedes.

⁂ Der Abbé Lamennais iſt als Schriftſteller jetzt thätiger wie jemals. Kürzlich hat er die Abhandlung Servitude volontaire des La Boëtie, eines Republikaners im 16ten Jahrhundert und eines Freundes von Montagne, hinter deſſen Werken jenes Büchelchen abgedruckt iſt, mit einer langen Vorrede herausgegeben.

⁂ Die Geſchichte des osmaniſchen Reichs von Joſeph v. Hammer iſt in's Franzöſiſche überſetzt worden.

⁂ Der Temps gab kürzlich wieder ein Beiſpiel der geographiſchen Kenntniſſe der Franzoſen, die einſt Gröningen mit Grönland verwechſelten. Er enthielt einen weitläuftigen Artikel über die Manöver von Kaliſch, deſſen hauptſächlichſtes Räſonnement ſich darauf ſtützte, daß Kaliſch in Preußen läge.

⁂ Der berühmte Componiſt Bellini iſt geſtorben.

⁂ Wie durch die Dampfſchifffahrt der Fiſchfang, ſo wird durch die Dampfwagen die Jagd verdorben. Nach engliſchen Zeitungen iſt in der Nähe der Eiſenbahnen das Wild auf mehrere Stunden weit verſcheucht.

⁂ Alexander von Humboldt, der ſich jetzt in Paris aufhält, hielt kürzlich in der franzöſiſchen Akademie eine Vorleſung über die von dem bekannten deutſchen Naturforſcher Ehrenberg in Berlin angeſtellten Beobachtungen von Infuſionsthierchen.

⁂ Ein italiäniſcher Arzt hat ein neues Mittel entdeckt, Leichname vor Verweſung gänzlich zu ſchützen, nämlich Einſpritzungen von Weingeiſt mit aufgelöſ'tem Arſenik.

⁂ Unter den in Frankreich neu erſchienenen Büchern befindet ſich ein nicht unintereſſanter hiſtoriſcher Roman aus den Zeiten der letzten Carolinger: Robert le magnifique duc de la Normandie par Lottin de Laval.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 231. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 30. September.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

„Ich danke Euch, Vetter," antwortete ſie leiſe. Er hatte nicht mehr den Muth, ſie anzuſehn, ſondern ging, aber in dieſer Stunde nicht zur Combalet.

Nachdem der König und der ganze Hof eine Woche lang in Nancys Mauern geweilt, verließen ſie daſſelbe endlich. Während dieſer Zeit hatte die Etiquette Clauden und Diana mehreremale einander gegenüber geſtellt, doch war kein Wort zwiſchen ihnen gewechſelt worden. Auch Franz hatte, obſchon er immer gegenwärtig war, mit jeder in der Andern Gegenwart zu ſprechen möglichſt gemieden, was um ſo leichter war, da eine Unpäßlichkeit der Königin die fürſtlichen Anweſenden in den engen Kreis ihres Zimmers bannte, zu welchem durch die ſtrenge franzöſiſche Hofetiquette der Gräfin Combalet der Zutritt einſtweilen noch verſagt war. Während dieſer Abende ſaß Franz ſchweigend, dem bleichen ſanften Geſichte ſeiner Baſe gegenüber; immer hatte ſie einen freundlichen Gruß, einen milden Blick für ihn. Jeden Morgen beſuchte er die Combalet, in deren ganzem Benehmen ſich jetzt die unverhohlenſte Leidenſchaft für ihn ausſprach, die jedoch eine lange anerzogene und früh gewöhnte Berechnung immer in den einmal erwählten Schranken zu halten verſtand. Es kam zu jeder Andeutung des angeregteſten Gefühls unter ihnen, — doch nie zu einer ausgeſprochenen Bewerbung. Auch Franz mied inſtinktmäßig das bindende Wort, aus einem edleren unbewußten Empfinden der Unwürdigkeit des Betrugs, einer wahren Neigung gegenüber. Daß dies die Liebe in Dianen ſei, empfand er tief — und es ſchwindelte ihm zum erſtenmal vor der Unermeßlichkeit einer weiblichen Empfindung. Welcher meiner Leſer wagt es, den erſten Stein auf einen Mann zu werfen, deſſen Bruſt nicht Eiſeskälte genug barg, um ſo viel Geiſt, ſo viel Gefühl, in ſolcher Glut verſchmelzen, ungerührt zu ſehen?

Schöner war Diana nie geweſen! Als umgäbe ein ewiger Sonnenſchein ihr Haupt, leuchteten ihre ohnehin regelmäßig edlen Züge; jede Bewegung des reizenden Körpers athmete Glück, Leben, Wolluſt. Jeder Ton der melodiſchen Stimme ſchien den Augenblick zu rufen, der ihr ganz ſie Selbſt zu ſein verſtatten würde, und ſo entrang ſie abſichtslos Minuten von ſeinem Herzen, die er nie möglich geglaubt, die er ſich vorwarf, um in der nächſten Stunde ihre Zahl durch neue Schwäche zu vermehren.

Schweigend, in ſich gekehrt, mit kaum verhehltem Grimm, erſchien die Fürſtin Pfalzburg an der Seite ihres Gemahls, den natürliche Gutmüthigkeit, und ein loyales, rechtliches Gemüth in dieſer Lebensangelegenheit der Fürſtin den rechten Ton zu treffen geſtatteten. Er that ihr wohl, und ſie bewies ihm in der Gegenwart der Königin die ausgezeichnete Achtung, die ihm im geſellſchaftlichen Leben gern jeder zollte, während gerade ſeine Gemahlin, durch ihre unſelige Leidenſchaft für Puylaurens, des edlen Fürſten Ehre, wenn auch nicht vernichtete, doch wenigſtens auf gewiſſe Weiſe verletzte und angriff. Denn, während der ganze Hof, Jahre lang einer entſtehenden und alle Schranken niederreißenden Liebe der Fürſtin zum Günſtlinge des Herzogs von Orleans zugeſehen, ſie mit giftigen Zungen zerlegt, zerſetzt, verworfen und vertheidigt hatte, ſchien der Fürſt, in immer gleich heitrem Vertrauen, ſeiner Gemahlin bis zum Augenblick der Flucht des Herzog Gaſtons und ſeines Favoriten, alle Freiheit zu laſſen, dem Mann anzugehören, der ſich obendrein ſeinen Freund nannte, indem er ſein fürſtliches Vertrauen mit Füßen trat.

Auch die Herzogin Nicole wurde von der königlichen Familie mit beſonderer Zuvorkommenheit behandelt; ſie ſchien nach Frauenart der Schmeichelei des Augenblickes nachzugeben, und verurſachte wenigſtens keine weitere Störungen. Herzog Karl behandelte ſie zwar kalt, doch mit gebührender Aufmerkſamkeit, und war auch wohl von zu tiefem Kummer ergriffen, um an den Kleinigkeitskrämereien ihres reizbaren, ſtets verletzten Gemüths großen Antheil zu nehmen.

So war denn jedes Einzelnen Gefühl durch ſeine Eigenthümlichkeit in Schranken gehalten, und zu einem gewiſſen Grade von Selbſtbeherrſchung gezwungen, die allein das Unerträgliche ertragbar machen konnte.

Am Abſchiedsmorgen bat die Königin den Herzog, ſie nach Toul zu geleiten, und wußte in dieſen letzten Stunden ſo viel verheißenden Troſt, und eine ſo begütigende Milde ihm zu zeigen, daß ſie ſein Herz erweichte; wäre er in ihrer Nähe geblieben, der künſtliche Bau einer Verſöhnung mit dem Könige wäre ihr vielleicht wirklich gelungen. Als ſie ſich zum Abſchied gegen ihn verneigte, ſtanden ihr Thränen im Auge und auch er ritt tief bewegt, ja durch und durch erſchüttert, zur Feſtung zurück, deren Anblick ihn jedoch gleich wieder zu verzweifelndem Ingrimm verhärtete.

Mit zwanzig tauſend Mann war Marſchall de la Force in der Umgegend ſtehen geblieben, um die Schweden gegen Ferias Angriff zu ſchirmen; in der Feſtung war Graf Braſſac Kommandant einer Beſatzung von achttauſend Mann; alle dieſe mußte das verarmte Land ernähren. Es ſchnitt dem Herzog in's Herz; — obſchon er in Nancy zu bleiben volle Freiheit hatte, litt es ihn nicht dort! Schon der Anblick der Fürſtin Pfalzburg, ihre ſchweigende furchtbare Anklage quälte ihn, faſt mehr als alles andre. Mit dem Grafen Braſſac traf er natürlich täglich, ja ſtündlich zuſammen. Braſſac rieth ihm, an den franzöſiſchen Hof zu gehn, die Aufrichtigkeit ſeiner Neigung, dem Könige zu dienen, an den Tag zu legen, und auf dieſe Art den König gütlich zu zwingen, ihm ſeine Hauptſtadt zurück zu geben. Es war dem ſtolzen Herzen unmöglich; — ſein böſer Stern trieb ihn dem Abgrunde zu! Er wählte Mirecourt, eine kleine, ſieben Stunden von Nancy entlegene Stadt zur Reſidenz, und befahl ſeiner Gemahlin und der Prinzeſſin Claude ihm dorthin zu folgen, weil er eine neue Verbindung der Herzogin mit Frankreich fürchtete, worin er nicht ganz Unrecht hatte, da der Plan, ſich für ſeinen Bruder mit dem Herzogthum Bar belehnen zu laſſen, und ihm Lothringen abzutreten, die Fürſtinnen um das noch immer beſtritt'ne Erbrecht zu bringen drohte. Eine Unterwerfung derſelben an die Krone Frankreichs konnte aber in dieſem Augenblicke ihm ſehr gefährlich werden. (Fortſ. folgt.)

Der Fluch des Negers.

Von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Ein heftiger Schreck hemmte den Schmerzerguß der unglücklichen Frau, ein Krabbeln auf ihrem Fußblatte, vielleicht ein kriechender Skorpion, entſetzte ſie, und im Augenblicke dieſes Gedankens hob ſie den Fuß auf, und — ſchreiend und blutend lag, von ihrem Fußtritt hinweg geſchleudert, der kleine Wärter des Säuglings am Boden, der, wahrſcheinlich um ſich mit dem ſilbergeſtickten Schuh der weißen Frau bekannt zu machen, ſeine Scheu überwunden, und ihren Fuß betaſtet hatte.

Das blutende Kind brach in ein lautes Geſchrei aus, und Javuk, der Vater dieſes Kleinen, Gatte Margueritens — ſo hieß jene Negerin — ein wilder, nur mühſam durch die Geißel gebändigter Neger, riß ſich los vom Joche, hob mit einem halb drohenden, halb jammernden Gebrüll den Knaben auf, warf ihn aber wieder im furchtbarſten Ingrimm zu Agneſens Füßen nieder, hob ſeine beiden geballten Fäuſte dieſer drohend entgegen, und murmelte, die Zähne fletſchend und die Augen verdrehend, mit den rauhſten Gurgeltönen ſeiner Mutterſprache, einen Schwall von unverſtändlichen Worten her, einer Beſchwörung ähnlich, welche er mit grauſigen Muskelverdrehungen und Gliederverzuckungen begleitete. — Die Vögte, welche ihm nachgeeilt waren, machten ſeinem unheimlichen Bannſpruch jedoch ein Ende, indem ſie ihn mit Peitſchenhieben, die ſeine Haut zerriſſen, in ſein Joch zurücktrieben.

Erſtarrt, einem Nervenkrampfe nah, ſtand Agneſe vor der jammernden Mutter des Knaben, der ſchwerer durch den Niederwurf aus ſeines Vaters Hand, als durch ihren Fußtritt verletzt ſein mochte; ihr Fuß hatte, wie es ſchien, nur die Oberlippe und die Naſe des Kindes getroffen, aber das ausgerenkte Hüftgelenk konnte nicht das Werk ihres Stoßes ſein. Das begriff auch Marguerite, nachdem ſie das Blut geſtillt, und die näheren Umſtände dieſes Ereigniſſes vernommen hatte, zu deren Entwickelung die Gebieterin ſelbſt ſich herabließ. —

Ein alter Neger, erfahren in der Behandlung äußerlicher Verletzungen, welcher ſchnell herbei geholt ward, beſtätigte Agneſens Überzeugung, ſchuldlos an der Qual dieſes Kindes zu ſein, deſſen Geſchrei, unter den Händen des Negers, ihr Herz zerriß. Nach einer viertelſtündigen fruchtloſen Arbeit, erklärte der rohe Heilkünſtler endlich, daß er zur Kur des kleinen Kranken ein unfehlbares, aber geheimes Mittel anwenden werde, jedoch einer fünftägigen Dienſtentbindung bedürfe, um dem Heilungswerke obzuliegen.

Agneſe bewilligte ihm ſowohl als auch Margueriten dieſe Befreiung vom Dienſtjoche, und ſchlich, von dem Jammer des Kleinen verfolgt, welchem ſich das Geſchrei des erwachten Säuglings beimiſchte, ihrer Wohnung zu.

Das Kind der Kinderloſen.

Die untergehende Sonne endete gerade das Tagewerk der Neger, als Rondellier mit ſeinem Zuge die Gränzen ſeiner Pflanzung überſchritt. „Rouppert!“ rief er dem Vogte zu, welcher die Sklavenhorde ihm vorüber trieb, „Rouppert, gibt's etwas Neues?“

Rouppert nahte ſich achſelzuckend dem Palankin, ſchien reden zu wollen und verſtummte vor Überraſchung, denn an ſeines Herren Seite lag, begierig an deſſen Schnupftuche ſaugend, ein neugeborenes Negerkind.

Rondellier hatte nicht Luſt, ſeinem Vogte Bericht über die Umſtände abzuſtatten, welche ihn zu dieſem Erwerb veranlaßt hatten, und wiederholte ſeine Frage:

„Ausfall von zwei Arbeitern,“ berichtete Rouppert. „Auf Befehl von Madame ſind Marguerite und der alte Churul fünf Tage lang dienſtfrei.“

„Weshalb? Sind ſie krank?“

„Nein, Churul ſoll Margueritens Kind heilen, welches Madame tödtlich verletzt hat,“ meldete der heimtückiſche Vogt.

Rondellier ward todtenbleich, und der Berichterſtatter fuhr fort: „Ohne meinen Beiſtand dürfte Madame ſchwerlich mehr am Leben ſein. Javuk hatte bereits ſeine Fauſt erhoben wider Madame, als ich hinzuſprang und ihn hinterrücks zu Boden riß.“

Rondellier's Entſetzen, ſeine Sorge um Agnes, trieb ſeine müden Träger zum Lauf an, während der zurückbleibende Vogt die neu erkauften Glieder der ſeiner Zucht anvertrauten Horde muſterte. „Schwächlinge!“ murmelte er, „Schwächlinge ſammt und ſonders! Kein einziger darunter, wie dieſer Javuk! — Die taugen nichts in dieſen ſchweren Boden. — Nun, die Peitſche wird ihnen wohl Kraft machen!“

Rondellier hatte während dieſer Muſterung ſein Haus erreicht, und von Agneſen den Zuſammenhang der Ereigniſſe vernommen, welche ſie in einen fieberhaften Zuſtand verſetzt hatten. Er ward ſehr unruhig, und befahl, ſogleich den Vogt zu ſich zu beſcheiden.

Rouppert kam. „Wo habt Ihr Javuk?“ frug der Pflanzer.

„Er ſitzt im Stock,“ erwiederte der Vogt.

„Gut, er mag die Nacht hindurch ſitzen, und morgen mit Tagesanbruch bringt ihr ihn nach der Stadt, und übergebt ihn, als ein Geſchenk von mir, dem Nordamerikaner, von welchem ich heut dieſe Sklaven gekauft habe. Er ſoll ihn hinweg nehmen von der Inſel, und ihn auswärts verhandeln, in Boſton, in New-York, oder wo er Luſt und Gelegenheit hat.“

„Herr,“ wandte der Vogt ein, „der Javuk iſt unſer beſter Arbeiter, ich möchte ſagen: unſer einziger.“

„Gleichviel,“ ſagte Rondellier, „und wenn die Hälfte meiner Pflanzungen unbeſtellt bleiben ſollte, ich will dieſen gefährlichen Böſewicht nicht mehr vor meinen Augen ſehen. Er iſt nur allein noch übrig von den alten wilden Geſichtern, die ich hier vorfand, und längſt würd' ich ihn hinweg geſchafft haben wie die Andern, wenn nicht das Flehen ſeines Weibes mich erweicht hätte; aber jetzt ſteht mein Entſchluß feſt. Er ſoll fort, und Eure Sorge ſei es, die Marguerite zu verhindern, mich mit fruchtloſen Fürbitten zu beſtürmen.“

„Etienne, ſei nicht ungerecht,“ hob Agneſe jetzt an, „du ſelbſt haſt dieſem Javuk, um ihn zu entwildern, Margueriten zum Weibe gegeben. Er iſt Gatte und Vater, und du haſt nicht das Recht, den Mann von ſeinem Weibe, den Vater von ſeinen Kindern zu trennen! Das ſind heilige Bande, die Gott geknüpft hat und der Menſch nicht zerreißen darf. Javuk's drohende Geberde wider mich war nur die Wirkung ſeiner Vaterliebe, ſeines Vaterſchmerzes. — Auch ich würde wüthen, und heftiger als er gewüthet hat, wenn ich Mutter wäre, und mein Kind unter den Fußtritten eines Fremden bluten ſähe! — Mache den Javuk unſchädlich, aber laß ihn ſeinen Kindern!“

Nur ſelten hatte Rondellier gewagt, ſeiner Gattin eine Bitte zu verſagen, welche, verweigert, gewöhnlich zur hartnäckigen Förderung ausartete. Die einzige Tochter des reichſten Plantagenbeſitzers der Inſel war an keinen Widerſpruch, wohl aber an die rückſichtsloſeſte Fröhnung ihrer Launen gewöhnt worden, deren Ausdrücke jedoch nie die Milde ihrer natürlichen, ſehr weichen Gemüthsart verläugneten, aber doch mit der zunehmenden Verkränkelung ihrer Seele und ihres Körpers, an Umfang und an Hartnäckigkeit wuchſen.

Rondellier's Seelengrundzug war glücklicher Weiſe frei von Starrheit, und biegſam und nachgiebig, der eignen Schwungkraft ermangelnd, fügte er ſich in die Bitten ſeiner Agneſe, ehe dieſe den Charakter eines Befehls annahmen, um ſo williger, als er ſich bewußt war, wie leicht ein Widerſpruch ihr zartes Nervenſyſtem recht gefahrvoll zu erſchüttern vermochte. Er gab alſo auch dieſesmal nach, und widerrief ſeinen Befehl, den gefährlichen Verbrecher zu entfernen; doch verſtand der Vogt den hingeworfenen Wink: Javuk unſchädlich zu machen, recht gut, und trat mit dem Entſchluß ab, die Feſſellaſt dieſes Böſewichts zu vervierfachen.

Jetzt reichte mit abgewandtem Geſicht Agneſe den Brief ihres Schwagers Rondellier hin. — Er las, ſeufzte, und legte das Blatt ſchweigend neben ſich nieder.

„Gott ſegnet deinen Bruder auf unſere Koſten!“ — flüſterte ſie mit ununterdrückbarem Schluchzen. — „Das iſt ſein drittes Kind, und wir — — wir weinen am Grabe unſers einzigen!“

Da gedachte Rondellier des Kindes, welches Gott ihm heute gegeben, und welches er, von ſeiner Sorge um Agneſe ergriffen, auf dem Palankin hatte liegen laſſen. — „Agnes!“ rief er, „auch uns hat Gott mit ſeinem Segen nicht vergeſſen! Ich bringe dir ein Kind!“

Er eilte hinaus und forſchte nach ſeinem vergeſſenen Reiſegefährten; Rouppert hatte befohlen, den angehenden Kettenträger in eine der Sklavenhütten zu bringen, wo Rondellier's Bote den Halbverſchmachteten an der Bruſt der mitleidigen Marguerite mit einem Heißhunger zehrend fand, welcher deſſen vielſtündiger Entbehrung ſeines naturgemäßen Labſals entſprach.

Mit beklemmender Unruhe ſah Agnes ihrem Gatten nach, als er mit den Worten: „Ich bringe dir ein Kind,“ das Zimmer verließ. — Schwer fiel es ihr in den Sinn, daß ihr Schwager, der ſchon häufig ſich erboten, ſeinen jährlich wachſenden Kinderſegen mit ihr zu theilen, in dieſem letzten Briefe dieſen Vorſchlag erneuert hatte, und heftig widerte der Gedanke ſie an, daß Rondellier, welchem ſie ihren Widerwillen gegen ſeinen Bruder und deſſen Anhänger nie recht deutlich gezeigt hatte, auf dieſen Antrag eingehen könne; doch die Überzeugung, daß er nichts ohne ihre Genehmigung thun werde, beruhigte ſie einigermaßen, obwohl die Ungewißheit, welch ein Kind er ihr bringen möge, ſie in ihrer Spannung erhielt. — Da trat er ein. — Sie blickte ſtarr auf ihn hin, und ſchrie, in Thränen ausbrechend: „Geh', das iſt grauſam! Es iſt ja Marguerite's Kind! — Ich verſtehe dich, du willſt mich an meine Pflicht mahnen, ihr an dieſem Kinde zu vergüten, was ich ſchuldloſer Waiſe an ihrem älteren verbrach.“

„Nein, nein, es iſt nicht Marguerite's Kind,“ betheuerte Rondellier. „Agnes, dieſer Säugling iſt der Enkel von Kronenträgern und würde jetzt vielleicht ſchon eine Beute der Ratten geworden ſein, wenn Gott mich nicht in der Todesſtunde ſeiner Mutter gerufen, und ihn in meinen Arm gelegt hätte. Ich lege ihn im Namen Gottes in den deinigen nieder.“

Das Herz der Kreolin trat in Wehmuth aufgeweicht in ihr Auge. „Wärſt du weiß! — Wärſt du mein!“ flüſterte ſie leiſe weinend. — Da fing auch das Kind ſehr kläglich zu weinen an, als klage es mit ihr, daß es ſchwarz, — daß es nicht das ihrige ſei. — Aber Rondellier hatte die Sprache des Kleinen ſchon kennen gelernt; er befahl, Marguerite zu rufen, deren Milchfülle für den Bedarf von Zwillingen auszureichen verſprach, und wirklich ausreichte.

Die Öde dieſes Hauſes war, durch den Einzug des Whidaiſchen Thronerben in daſſelbe, faſt ſtörend für das kinderloſe Ehepaar unterbrochen, aber die Neuheit dieſer Unterbrechung ihrer einförmigen Lebensſtille zog Agneſen mit einem unbeſchreiblichen Reiz an, und ſie war nicht fähig, den Entſchluß feſtzuhalten, welchen ihr der Eindruck des erſten Anblicks dieſes Kindes aufgedrungen hatte; in dem Vorurtheile aufgewachſen, daß der Neger die Übergangsſtufe vom Thiere zum Menſchen bilde, war es ihr unmöglich geweſen, ſich mit der Vorſtellung zu befreunden, einem Negerkinde Mutter zu ſein; doch eben ſo fern von dem Gedanken: dieſer Waiſe, deren Geſchick die Gottheit ſo ſichtbar in ihre Hände niedergelegt hatte, das Joch ſeiner Brüder aufzubürden, war ſie Willens geweſen, den kleinen Königsenkel ihrer höheren Dienerſchaft zu überlaſſen, und ſpäter vielleicht einen treuen tüchtigen Vogt aus ihm zu bilden. — Aber ſchon als am erſten Abend, vor dem kleinen Unerſättlichen ſtehend, die Dunkelſtunde ſie überraſchte, als ſie ihn nicht mehr ſah, nur das leiſe Geſchniebe ſeiner Athemzüge hörte, als ein unausſprechliches Gefühl, das Gefühl einer befriedigten Sehnſucht, mit freundlicher Täuſchung ihre Seele erfüllte, als es ihr war, als rufe eine Stimme vom Himmel ihr zu: „Dies iſt dein Kind! Gott hat ſich deiner erbarmt und ihm die Mutter genommen im erſten Augenblicke ſeines Lebens, damit du Mutter werdeſt!“ — da erhob ſich ihr Herz in nie gefühlter freudiger Rührung. Sie kniete neben der Negerin nieder, lehnte erſt die Wange, dann den Mund auf das Geſicht des Kindes, und ließ es ſich, nachdem es tief entſchlummert war, auf den Schooß legen, um mit einer nie geahnten, herrlichen Seelenerhebung ſeinen Schlaf zu hüten.

Rondellier kam. „Tritt leiſe auf, es ſchläft!“ liſpelte Agneſe, und Rondellier, beglückt durch die rührend-heitre Stimmung ſeiner Gattin, ſegnete den Negerkönig von Dahome und den nordamerikaniſchen Sklavenhändler, die, Hand in Hand Blut und Thränen erpreſſend, an der Rettung ſeines häuslichen Glücks zu arbeiten gezwungen worden waren.

Es ward Nacht, aber Agneſe, um den kleinen Schläfer nicht zu erwecken, verſagte ſich ſelbſt den Schlaf; und als ſie ihn endlich leiſe auf ein Kiſſen neben ihrem Bette niedergelegt hatte, auch dann noch gab es ſo viel zu denken, zu lauſchen, daß der werdende Tag ihre Augenlieder noch ungeſchloſſen fand.

Aber im erſten Lichtſtrahl verdämmerte Agneſens traumartiges Glück. — Dieſes ſchwarze Kind war nicht das ihrige, und — und es mußte ihr ewig ein fremdes bleiben. Dennoch vermochte ſie nicht, ſich von ihm zu trennen. Margueriten nebſt ihrem Säuglinge ward ein Gemach in der Nähe der Wohnzimmer Agneſens eingeräumt, und der kleine Fremdling, trefflich gedeihend, machte bald ſeinem Milchbruder den Beſitz des gemeinſchaftlichen Nahrungsquells ſtreitig.

Rondellier und Agneſe waren lange unſchlüſſig über die Wahl des Namens, welchen ihr Pflegling führen ſollte; die ehmaligen Vaſallen des entthronten Whidakönigs wurden nach den Namen, welchen dieſer und ſein Eidam, geführt hatte, befragt, aber es war nicht möglich, einen derſelben auszuſprechen; es blieb alſo, wenn der Wunſch nicht aufgegeben werden ſollte, dem kleinen Negerfürſten in ſeiner Namenswahl ein Denkmal an ſeine Abſtammung mit auf den Lebensweg zu geben, kein Andrer als der Name ſeiner Mutter für ihn übrig; er ward in der Taufe Yuina genannt.

Agneſe hatte, ihr Auge immer auf ihren Pflegling gerichtet, das kranke Kind ſeiner Amme aus dem Geſichte verloren. Die funftägige Friſt, welche der heilkundige Neger für ſeine Kur zu bedürfen erklärt hatte, war längſt vorüber und das Kind — ungeheilt. Der Wundarzt, deſſen Heilmethode, wie man jetzt entdeckte, auf Beſchwörungen und Anwendungen zauberkräftiger Amulete ſich beſchränkt hatte, erklärte gleichmüthig, daß der Fetiſch ungünſtig geweſen ſei; und der Arzt, welchen Rondellier nunmehr zu Rathe zog, fand die Gelenkverletzung zu vernachläſſigt, um einen glücklichen Erfolg ſeiner Herſtellungsverſuche hoffen zu können. Das Kind erwuchs zu einer Seltenheit ſeiner Gattung, zu einem verkrüppelten Neger, mit deſſen wehthuendem Anblick Agneſe ſich durch reiche, ihm und ſeiner Mutter geſpendete Wohlthaten zu verſöhnen ſtrebte.

Jeder Tag vervollſtändigte Yuina's Entwicklung, und mit ihm und durch ihn gedieh Agneſens Körper und ihre Seele zu einer längſt entbehrten Geſundheitsfülle. Täglich ſeltener fügte ſie ihrem Seufzer: „Wärſt du weiß!“ den Zweiten: „Wärſt du mein!“ hinzu, und endlich hörte auch die Farbe des Kleinen auf, ihn von ihrem Herzen zu trennen. — Und wie das Kind mit einer, ſeinem Alter uneignen Innigkeit an ihr hing, und wie es mehr und mehr ihr und ihres Gatten Liebling wurde, ſo ward es der Gegenſtand einer faſt abgöttiſchen Verehrung ſeiner Stammgenoſſen, die mit Stolz den Sohn eines ihrer Fürſten zum Kindſchaftsrecht ihres weißen Gebieterpaares erhoben ſahen. — Nur ein Einziger blickte mit Scheelſucht und Haß auf den bevorzugten Freudenſpender ſeiner tiefgehaßten Feinde.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

*** Unter den berühmteſten Fremden, die ſich zur Verſammlung der deutſchen Naturforſcher in Bonn einfanden, befanden ſich Berzelius, Victor Audouin und Ampère fils.

*** Es iſt eine neue Ausgabe des jetzt ſchon lange nicht mehr genügenden Dictionnaire de l'Academie française angekündigt. Villemain wird hiezu Vorrede und Einleitung liefern, und hat dieſe ſchon theilweiſe in einer Sitzung der Akademie vorgeleſen.

*** Von dem ausgezeichneten Novellendichter Michel Maſſon oder Raymond iſt ein neuer Roman: Vierge et martyre, angekündigt.

*** Unter den in England jetzt erſcheinenden Büchern iſt bemerkenswerth ein neuer Roman der Mrs. Norton: The coquette. (Die Verfaſſerin iſt durch einen früheren Roman: The wife, rühmlichſt bekannt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 232. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 1. October.

Ahasver.

Von

Joh. N. Vogl.

Der ewig wandernde Jude ging
Durch Wüſtenei und Wald,
Vom Berg herab der Nebel hing,
Der Wind blies rauh und kalt.

Da ſtand ein hundertjähr'ger Baum
Vom Wetterſtrahl verbrannt,
Den hatte, als ein Rüthchen kaum,
Schon Ahasver gekannt.

Und an dem morſchen Stamme warf
Der Wand'rer ſich in's Moos,
„Ach, daß doch alles ſterben darf,
O neidenswerthes Loos!“

„So zog an deinem Blätterkranz
Nun auch, du ſtolzer Baum,
Das Erdenſein mit Luſt und Glanz
Vorbei, ein ſchöner Traum.“

„Ich aber werde ewig geh'n,
Darf nie im Grabe ruh'n,
Muß immer, ach, und immer ſeh'n
Was Neid und Bosheit thu'n.“

Und ſchluchzend ſank er d'rauf in's Gras
Das Herz zernagt von Pein,
Und ſchlief, von heißen Thränen naß,
Mit ſtillem Weinen ein.

Doch ſieh', da kam's ihm vor im Traum,
Er ſtünd' zu nächt'ger Stund'
Auf eines Friedhofs ödem Raum,
Im ſchweigend todten Rund.

Der Sturm fuhr heulend durch das Land,
Der Donner krachte wild,
Und wie im hellſten Feuerbrand
Stand plötzlich das Gefild.

Da ſcholl's, als wie Poſaunenton,
Vom nächt'gen Zelt herab,
Da rief's: „Heraus, zu Straf' und Lohn!
Heraus aus jedem Grab!“

Und ſieh', da wankte Stein um Stein,
Da borſt jedwede Gruft.“
Und klappernd ſtieg's mit morſchem Bein
Aus Erd' und Moderduft.

Als wie herbeigeweht vom Wind,
Kam da, von Schreck erfaßt,
So Greis als Mann, ſo Weib als Kind,
In grauſig wilder Haſt.

Gerippe ſchob ſich an Geripp'
Hervor in Angſt und Scheu,
Mit kahlem Haupt, mit fahler Lipp',
In Trachten mancherlei.

Da loht' mit eins das Himmelszelt
In Flammen, wunderbar,
Und droben ſaß der Herr der Welt
In ſeiner Engelſchaar.

Und alles fiel zur Erd', es ſchien
Erſtarret die Natur,
Er aber blickte liebend hin
Auf ſeine Kreatur.

Und — „Ahasverus!“ — rief ſein Mund,
Der Sturmwind trug es fort,
Und über's ganze öde Rund
Erſcholl des Mächt'gen Wort.

Da ſah der Träumer, wie im Nu
Sein Bild, dem Wind zum Spiel,
Vom grauen Scheitel bis zum Schuh
Zu ſchlechtem Staub zerfiel.

Doch fühlte er ſich ſelbſt zugleich
Wie niemals noch entzückt,
Und ſchon auch fand er ſich zum Reich
Der Seligen entrückt.

Doch wie er dies erſchaut, da ſchwand
Der wunderbare Traum,
Und wieder auf dem Mooſe fand
Der Schläfer ſich am Baum.

Doch war's der Baum nicht, den er ſah
Vor Kurzem, dürr und wild,
Nein, friſch und grünend ſtand er da,
Der Hoffnung junges Bild.

Denn ein Jahrhundert war enteilt,
Manch Reis als Baum belaubt,
Seit er im Wald, wo er geweilt,
Zum Schlaf geſenkt das Haupt.

Und wieder zog der Wandersmann
Dahin am Waldesſaum,
Doch ſah er oftmals noch hinan
Zum hoffnungsgrünen Baum.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Obgleich nach Guſtav von Schwedens Tod den Conföderirten noch manche Generäle höchſter Bedeutung geblieben, und die Namen Horn, Bernhard von Weimar, und mehre andere ihr Vollgewicht noch behielten, ſchien ſich jetzt das Glück dem Kaiſer zuzuwenden. Wallenſteins ehrgeizige Pläne, ſein leiſe ſich entfaltender Verrath, ſeine Hoffnungen auf Böhmen zogen ihn jedoch ab, und beſchäftigten ihn in wichtigen Momenten ſo glücklich für ſeine Feinde, daß der Sieg immer ungewiſſer wurde. Dieſer Zeitraum der Geſchichte iſt ſo allgemein bekannt, daß es nur einer leiſen Andeutung bedarf, um uns alle Details derſelben zu erſparen. Während König Ludwig ſich Lothringen aneignete, hinderte Marſchall Horn den Marſch der ſpaniſchen Hülfstruppen, und belagerte zu dieſem Zwecke, wie wir wiſſen, Conſtanz. Richelieu ſah das Mailändiſche Gebiet nicht ungern von Truppen entblößt, während der ſpaniſche Kardinal Infant ſich in Italien aufhielt, und hinderte Feria's Marſch durch das Waadtland nicht, weil er insgeheim mit Oxenſtierna übereingekommen, ihn auf Deutſchlands Grenzen aufzuhalten und dort zu zerſtören. — Daß von Wallenſteins Seite kein Hinderniß zu fürchten, wußten die Schweden. Es iſt ebenfalls bekannt genug, daß dieſe ſo gefürchtete und erhoffte ſpaniſche Armee auf dieſe Weiſe wirklich ohne allen eigentlichen Erfolg aufgelöſt und zerſtört wurde, Hunger und Elend zerrüttete ſie, und tödtete ſogar ihren edlen Anführer durch den Kummer, der ihm das gänzliche Mißlingen ſeiner Pläne erweckte. Aldringer, Wallenſteins Vertrauter, hatte ſo beſtimmte Befehle erhalten, alle bedeutenderen Unternehmungen des ſpaniſchen Generals zu hintertreiben, daß dieſer den Einflüſſen des innern Verraths, und der äußern unbeſchreiblichen Noth endlich erliegen mußte, und ſo ward Herzog Karls letzte Hoffnung nach wenig Monaten auf's traurigſte vernichtet. —

In Brüſſel lebte indeſſen die junge Herzogin von Orleans ebenfalls nicht ganz ungetrübte Tage. Ihres Gemahls Günſtling Puylaurens zog manche Wolke über ihren innern Horizont. Gaſton und Maria von Medicis vertrugen ſich weniger als jemals, jeder von ihnen haßte und verabſcheute den Vertrauten des Andern, und die Feindſchaft beider Favoriten führte allmählig einen offnen Bruch zwiſchen Mutter und Sohn herbei. Beide Fürſten begannen mit der Krone Frankreichs und ſogar mit Richelieu um die Rückkehr zu unterhandeln. Ein verunglückter Verſuch, den Miniſter zu ermorden, verſchlimmerte jedoch der Königin Lage ungemein; ſei es kleinliche Rachſucht oder wirkliche Überreizung Richelieu's, er duldete es, daß der Verdacht dieſes Mordanſchlags einen Schatten auf den Ruf der Königin Mutter fallen ließ, und Chanteloube, Marias vertrauter Beichtvater und Geſchäftsführer, ward allgemein des Angriffs auf das Leben des Kardinals beſchuldigt. Gaſton oder Puylaurens unterhandelten durch Delbene. Der Herzog verlangte ein Gouvernement in Burgund oder in der Champagne, ſein Günſtling bot ſich an, allen Verbindungen mit der Fürſtin Pfalzburg zu entſagen, und ſuchte ebenfalls eine kleinere Gouverneurſtelle und die Hand einer Verwandtin Richelieu's zu erhalten, indem er ſich verpflichtete, zugleich die Ehe ſeines Herrn zu löſen.

Marie von Medicis erfuhr die meiſten dieſer Details; ihr Haß gegen Puylaurens ging nun ſo weit, daß ſie die edle milde Infantin Iſabelle von Spanien, die Regentin der Niederlande, in deren Schutz ſie lebten, mit in ihre Pläne zog, Margarethen dahin zu vermögen, ihrem Herrn den Günſtling zu verleiden und ſich auf jede Weiſe gegen ihn auszuſprechen. „Er iſt," verſicherte die Königin ihrer jugendlichen Schwiegertochter, „ein dem Kardinal verkaufter Elender. Man verſpricht ihm Ehrenſtellen, eine Verwandtin ſeiner Eminenz zur Frau — und ach! um welchen Preis! Um den Ihres Glücks, Ihrer Ehre, Herzogin. Puylaurens hat verſprochen, den Herzog zu vermögen, ſich ſeiner Leitung ganz zu überlaſſen, beſonders in Bezug auf Sie; er hat insgeheim ſein Wort gegeben, Sie den Händen des Königs zu überliefern, oder, wenn der Plan, Sie ſelbſt nach Frankreich zu führen, mißlingen ſollte, es doch wenigſtens ſo einzurichten, daß Sie hier zurückgelaſſen werden. Man wird dann die Legitimität Ihrer Ehe unterſuchen und Gaſton wird ſich gänzlich von mir und dem Könige von Spanien losſagen. Theure unglückliche Tochter, wer wird, wenn dies alles geſchieht, Ihnen beiſtehen, wer für die Gültigkeit Ihrer Rechte kämpfen?"

In Thränen aufgelöſt, hörte die junge Fürſtin das Entſetzliche, bald überwältigte es ſie ganz, bald ſchien es ihrem jugendfriſchen Herzen rein unmöglich, daß der ihr erſt eben zurückgegebene Gemahl, der mit ſolchen Ehren ſie empfangen, der ihre Verbindung vor dem ſpaniſchen Hofe in Brüſſel ausgeſprochen, und ſie der Infantin vorgeſtellt hatte, daß ihr Gaſton, der ſie geliebt, geehrt, der in einzelnen Minuten noch von Zärtlichkeiten überfloß, nur daran denken könne, ſie zu verlaſſen! Puglaurens kam ihr fürchterlich, wie ein geiſtiger Vampyr vor, der alles edlere Blut, alle ſchönere Empfindung dem Herzen ihres Herrn entſauge, während er dort, in ihrer Heimath, das größte Herz, was ſie kannte, das ihrer Schweſter Pfalzburg, langſam brechen und verbluten ließ. Ihr ſchauderte vor der Welt — ſie hätte fliehen mögen, weit weg — und floh an die Bruſt des Geliebten, dem ſie in unwillkührlicher Offenheit alle ihre Sorgen ihre Leiden klagte. Aber ach! weit entfernt, den Einflüſterungen ſeiner Gemahlin Gehör zu geben, verbot ihr Gaſton, die Königin Mutter ſo oft zu beſuchen, und befahl ihr, ſich durchaus in kein Geſpräch über Pulgaurens mit ihr einzulaſſen. Der ſchwache Fürſt erzählte ſogar die ganze Unterredung ſeinem Freunde, in deſſen Bruſt der Ingrimm gegen Maria von Medicis und den Pater Chanteloube ſo mächtig ſchwoll, daß er es wagte, mit einem Gefolge ſeiner Edelleute, auf eine unehrbietige Weiſe in die Zimmer der Königin zu dringen, und dort in ihrer Gegenwart, den Pater auf's empfindlichſte und ſchimpflichſte zu beleidigen. Da brach der Königin Unmuth alle Schranken und ſie behandelte ihn fortan mit der größten Geringſchätzung, und durchgehender Feindſeligkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Der Fluch des Negers.

Von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Der Feind.

Ungläubig Anfangs, dann mit Erſtaunen und endlich mit der lebhafteſten Unruhe hatte Philipp Rondellier eine Kunde nach der andern von der wahnſinnartigen Verblendung ſeines Bruders empfangen, der, ohne hirnkrank zu ſein, unmöglich zur Wahl einer ſolchen Ankindung hätte ſchreiten können. Ein Negerkind, ein Weſen, kaum mehr als ein Pavian, ſollte ſein Bruder an Sohnes ſtatt angenommen, und die Freude, Mutter eines ſolchen Halbmenſchen geworden zu ſein, ſollte ſeine Schwägerin verjüngt, erheitert, geſtärkt haben? — Das war eine Unmöglichkeit! Mit dieſer Sache mußte es ein anders, geheimes Bewenden haben, deſſen verborgenen Gang er zu ahnen begann: dies angebliche Negerkind war höchſt wahrſcheinlich ſeines Bruders eigner Sohn, und die Mutter dieſes kleinen Erbräubers eine junge, verſchmitzte Negerin, deren Reiz ſeinen guten Bruder in einer ſeiner ſchwachen Stunden überwältigt hatte. — Aber je gewiſſer dem Grübler die Richtigkeit ſeiner Folgerungen ward, je mehr er Agneſens Blindheit belachte, welche ſich dieſe Frucht der Verirrung ihres Etienne hatte aufbürden laſſen, je lauter ward ſeine Beſorgniß, daß dieſer Mulattenbaſtard ihn und ſeine Kinder aus dem Rechte verdrängen könne, ſeinen Bruder und deſſen Gattin nach Beider — anſcheinend nicht fernem — Ableben zu beerben; und, täglich mehr die Nothwendigkeit anerkennend, ſich ſelbſt von dem Stand der Dinge in ſeines Bruders Hauſe überzeugen und nöthigen Falls dem Beeinträchtiger ſeiner Rechte entgegen wirken zu müſſen, verlor Philipp Rondellier keine Zeit, ſeinen Bruder Etienne mit ſeinem Beſuche zu überraſchen.

Der jüngere Rondellier, welcher nicht die Abneigung ſeiner Gattin gegen ſeinen Bruder und alle Familienglieder deſſelben theilte, empfing ihn mit herzlicher Freude, aber Agneſe gewann es kaum über ſich, ihren Unmuth über die Störung ihres Friedens, deſſen Störer zu verbergen, der mit ſeinem erſten Blicke faſt unumwunden deutlich den Gegenſtand ſeiner Beſorgniſſe aufſuchte. Doch gleich dieſer erſte Blick überzeugte ihn, daß er fehlgeſchoſſen habe, daß dieſer ſchwarze Bube, der ihm ſo gefährlich zu werden drohte, nicht der Sohn ſeines Bruders ſein könne. Aber neben dieſer beruhigenden Entdeckung drang die beunruhigende Wahrnehmung ſich ihm auf, daß Agneſe blühender, kräftiger als je geworden und mit einer Zärtlichkeit, welcher einer mütterlichen nichts nachgab, an dieſer Thierbrut hange, deren niedre Abſtammung dieſe dickwulſtigen Lippen, dieſer wollbedeckter Kopf nur zu deutlich bezeugten, um einen Zweifel über die Beſtimmung dieſes Geſchöpfes, unter der Peitſche des Vogds zu erwachſen, aufkommen zu laſſen.

Es war am Tage nach der Ankunft Philipp's bei ſeinem Bruder, als er Arm in Arm mit dieſem die Pflanzung durchſtrich. „Schlecht beſtellt," äußerte er ein über das andremal. „Aber wie iſt's auch möglich," — ſetzte er hinzu — „mit dieſen Schwächlingen einen ſolchen Boden in Stand zu erhalten? — um ſanfte Neger zu haben wählſt du dir die gebornen Sklaven von Whida aus, die, der Knechtſchaft ſchon gewöhnt, ſich geduldig in ihre Ketten fügen; mir aber ſind die Herren dieſer Elenden lieber, die Sieger, die ihr eigner Landesvater aufgreifen und verkaufen läßt. Die werden, wenn ſie ſich die Zähne an den Ketten ſtumpf gebiſſen haben, die beſten Diener; deine aber — ha, auf der ganzen Inſel haſt du das ſchlechteſte erbärmlichſte Volk in deinen Jochen geſammelt."

„Ich dächte nicht," erwiederte Etienne. „Es iſt möglich, daß meine Sklaven im Durchſchnitte ſchwach ſein mögen, aber gutartig ſind ſie, und auf der ganzen Inſel möcht' es keine Pflanzung geben, in welcher man ſo wenig von Ausſchweifungen und Beſtrafungen vernähme, als in meinem Gebiet, iſt dieſes auch, wie du behaupteſt, ſchlechter angebaut, wie das deinige — je nun!" — er ſagte es mit einem tiefen Seufzer — „es nahet uns ja — und für wen ſollte ich mich quälen mit Ärger über bösartige Sklaven? — ich bin ja — kinderlos!"

„Ei, vergißt du denn deinen Adoptivſohn, — den afrikaniſchen Prinzen?" frug Philipp ſpöttiſch.

„Das iſt Duina nicht," erwiederte Etienne. „Dies Kind iſt ein wohlthätiges Geſchenk von Gottes Hand, ein erheiterndes Spielwerk für das ſehnſüchtige Herz meiner Frau; — aber mein Sohn — iſt er nicht! — In dem Geſichte meines Sohnes müßt' ich die Züge unſerer Eltern finden. — Es gab zwar — Bruder, ich will's dir bekennen, — es gab einen Augenblick, der mich mit der Hoffnung täuſchte, dieſer Findling könne mir viel, — alles werden, aber dieſer Augenblick war nur ein kurzer! An dem Anblick dieſes kleinen Schwarzen in den Armen meiner Agneſe knüpft ſich der Gedanke, wie ſelig ſie ſein würde, wenn es mein Kind wäre, welches ſie an ihre Bruſt drückt, und dieſer Gedanke erfüllt mich mit einer Art von Neid wider den unſchuldigen Uſurpator einer leeren Stelle! Ich werde für den Buben ſorgen; er ſoll zu einem freien, ſelbſtſtändigen Menſchen gedeihen, und deine Kinder werden, wenn ſie einſt meinen Nachlaß theilen, die Hand voll Goldſtücke nicht vermiſſen, mit welchen ich Yuina auszuſtatten gedenke."

Philipp ſeufzte mit erleichterter Bruſt auf, und warf fröhlicher ſein Auge auf den Reichthum der Landſchaft umher, deren Herrſchaft ihm und ſeinen Kindern nun geſichert war, — wenn nämlich ſein Bruder Agneſen überlebte; aber wie mißlich ſtand es um dieſe Herrſchaft, wenn Agneſe die Überlebende blieb, und wie gefährlich ſtand in dieſem Falle jener Negerſohn ihm gegenüber. Dieſer Nebenbuhler mußte verdrängt werden.

„Sage mir, guter Bruder," hub er an, „wenn deine Frau eines Spielwerks bedarf, wenn du nach einem Kinde dich ſehnſt, in deſſen Geſicht du die Züge unſrer Eltern wiederfindeſt, warum biſt du an den Kindern deines Bruders vorübergegangen?"

„Weil Agneſe die Grille hat, kein andres Kind als ein völlig verwaiſtes in ihre Mutterpflege zu nehmen," erwiederte Etienne. „Vergib ihr dieſe Grille; es iſt eine ſo natürliche; ſie will, daß das Weſen, welchem ſie ihr ganzes Herz zuneigt, auch nur ihr, ausſchließlich ihr gehöre."

„Dieſen Forderungen hätt' ich auch recht gerne genügt," antwortete Philipp. „Ich würde euch das völlige Eigenthumsrecht an einem meiner Kinder mit Freuden, und jetzt um ſo lieber, abtreten, als meine Sorgen durch die wahrſcheinlich bevorſtehende Geburt eines vierten Kindes nicht wenig vermehrt werden."

„Eines vierten?" ſchrie Etienne faſt weinend auf, und ſetzte mit einem Zuge von Neid vorwerfend hinzu: „O, du Glückspilz!"

„Das bin ich nicht!" verſetzte Philipp mit Nachdruck. „Wär' ich ein Glückspilz, ſo würde Agneſe mich, und nicht dich, den jüngern Bruder, gewählt haben, als wir, aus Frankreich hierher geſandt, uns der der ſchönen reichen Kreolin zur Schau und Wahl vorſtellen mußten! Wär' ich ein Glückspilz, ſo würd' ich nicht mit einer Parthie, wie meine jetzige Frau mit ihrer verſchuldeten Erbſchaft ſie mir bot, abgefunden worden ſein! Wär' ich ein Glückspilz, ſo würde deine Frau ein mütterliches Herz für meine Kinder im Buſen tragen, und ihnen nicht dieſes Mittelding zwiſchen Affen und Menſchen vorziehen."

Etienne drückte verſöhnlich die Hand ſeines aufwallenden Bruders, deſſen heftige Gemüthserregung er jedoch durch die wiederholte Hindeutung zu beſchwichtigen wußte, daß, wenn auch nicht Agneſens Herz, ſo doch einſt ihr Nachlaß das Eigenthum ſeiner Bruderkinder ſein werde.

Dieſer Troſt war jedoch nur einſeitig, und Philipp's Streben auf eine vollſtändige Beruhigung ſeiner Beſorgniſſe gerichtet. Er benutzte die erſte Gelegenheit eines ungeſtörten Geſprächs mit Agneſen, um den Grad der Gefahr zu erforſchen, welchen jener verächtliche Gegner ihm von dieſer Seite drohe.

„Ein derber tüchtiger Kerl," hob er an, auf den kleinen ſchwarzen Buben deutend, welcher zu Agneſens Füßen ſich auf einem weichen Teppich kugelte. „Es iſt nur zu bejammern, daß die Gemüthsart dieſer thierähnlichen Menſchenklaſſe ſie ſo unerkenntlich für empfangene Wohlthaten macht."

„Ich habe Beiſpiele vom Gegentheil," erwiederte Agneſe kurz.

„Allerdings gibt es Ausnahmen," lenkte der feine Schwager ein. „Aber hat es Ihnen im Anfange, ehe Sie ſich an dieſe abſchreckende Farbe gewöhnten, nicht etwas Überwindung gekoſtet, einem Weſen, wie dieſes, Mutter zu werden?"

„Ich beſinne mich, daß vor einem Jahre, gerade als Ihr älteſter Sohn am Zahndurchbruche litt, Ihnen ein Wachtelhund heftig erkrankte, der Ihre Pflege faſt mehr in Anſpruch nahm, als es Ihr Kind vermochte," entgegnete Agneſe. „Sollte es denn nicht leichter ſein, einem Menſchen Kindesrechte zu geben, als einem Hunde?"

Philipp's Farbenwechſel verrieth ſeinen verbiſſenen Ärger. „Sie haben alſo wirklich die Abſicht, ſich dieſes Weſen anzukinden?" frug er.

„Dazu bedarf es nicht mehr der Abſicht, denn das iſt bereits geſchehen," antwortete Agneſe.

Jetzt war die Faſſung des Schwagers erſchöpft, doch ließ ſein natürlicher Scharfſinn ihm noch eine Hülfsquelle übrig. Er hob das Kind auf, betrachtete es und ſagte: „Das iſt auch kein reines Negerkind; ich verdenke Ihnen jetzt Ihre Vorliebe für dieſes kleine Weſen weniger; das Kind erinnert mich lebhaft an die Hauptzüge meiner ſeligen Mutter."

Die Kreolin erſchrack heftig; ſie wußte, daß ihr Mann ſeiner Mutter ſprechend glich, und ohne ein Wort zu reden, riß ſie das Kind aus ihres Schwagers Arm, ſtarrte es an und — ihre gereizte Phantaſie zeigte ihr in dieſen Negerzügen wirklich das Antlitz ihres Gatten. Mit lauernder Heimtücke ſchielte Philipp ſie an. — Nach einer Weile fuhr er fort: „In der That, ein tüchtiger Junge; ich gewinne ihn immer lieber, je länger ich mich an dem Spiel erfreue, welches die Natur mit dieſen Zügen getrieben hat. — Aber, liebe Schwägerin, welches würde das Loos Ihres Wahlkindes ſein, wenn Gott Ihnen noch eigene Kinder ſchenken ſollte? — Dann geben Sie mir dieſen Kleinen; nicht wahr? — ich will ihn gleich einem Bilde meiner Mutter aufbewahren." (Fortſ. folgt.)

Buntes

⁂ Auf den Boulevards ſtanden kürzlich an einem Abend zwei Herren und ſuchten mit Ferngläſern den Halley'ſchen Kometen. Ein ehrlicher Pariſer Bürger blieb bald aus Neugier ſtehen, und zog, als er den Zweck der beiden Herren erfuhr, ebenfalls ſein Opernglas aus der Taſche, konnte aber den Stern nicht entdecken. Der eine der zwei Herren war ſo dienſtfertig, ihm das Fernrohr zu richten, nahm ihm aber, während dieſer ohne Argwohn den Himmel betrachtete, ſeine Uhr, während der andere Herr jenem die Taſchen leerte, warf ihn dann zu Boden und lief mit ſeinem Gefährten davon.

⁂ Von Tieck erſcheint in dieſem Jahre kein „Novellenkranz," ſondern bloß die Urania-Novelle. Zu Oſtern erſcheint endlich der 3te Theil ſeines Aufruhrs in den Cevennen.

⁂ Die geſchichtlichen Intereſſen der Reformation fangen jetzt in Frankreich an, manches wackre junge Talent zu beſchäftigen. Unter dem Titel: Luther, études historiques, von Antoine de Latour, iſt neulich ein Werk erſchienen, welches ſich wie eine Einleitung zu Michelet's „Mémoires de Luther" betrachten läßt.

⁂ Die Pariſer blicken in der Regel mit einer Art von Geringſchätzung auf die Provinz herab. Paris iſt und bleibt und gilt als das Centrum aller Productivität infallibel. Ganz kürzlich fanden ein Paar artige literariſche Novitäten aus der Provinz auch in der Metropole Anerkennung, — eine Sammlung von Novellen: „Soirées de campagne" (zu Avignon erſchienen, herausgegeben von Alphons Rastoul), und „Eglise de Brou" (Bourg), eine Huldigung für die Madonna von Brou, — zwanzig Seiten von Edgar Quinet darin ſind ſchön, wie ſo viele Weihkränze, zu den Füßen der Jungfrau-Mutter hingelegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 233. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 2. October.

Der Fluch des Negers.

Von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Da flammte das Gemiſch von ſpaniſchem und franzöſiſchem Stammblut in den Adern der Kreolin auf. Sie ſprang empor, und ſchrie vom Balkon den Befehl herab, ſogleich das Paar der neuerkauften Whidaer Sklaven zu ihr zu beſcheiden. — In dieſem Augenblick ſchritt ihr Gatte in das Hofthor.

„Um aller Heiligen Willen, Agneſe, was beabſichtigen Sie?“ rief Philipp, welcher beſtürzt ihr nachgeeilt war, und den erſchockenen, fragenden Blick ſeines Bruders auf ſich geheftet ſah.

Mit einer Art von Wildheit blickte die Empörte den Sünder an: „Ich will wiſſen, wie die Züge Ihrer Mutter und Ihres Bruders ſich auf dies Negergeſicht verirrt haben! Ich will erforſchen, ob dieſes Kind, wie Ihr Bruder mir ſagt, auf dem Sklavenſchiffe, oder in einer Sklavenhütte dieſer Inſel geboren iſt! Ich will wiſſen, ob, wie, und von wem ich betrogen worden bin!“

„Ich bitte Sie, liebe Agnes, gute Schweſter! Laſſen Sie ſich bedeuten!“ flüſterte der Unruhſtifter ängſtlich. „Ich ſchwöre Ihnen: Niemand kann feſter überzeugt ſein, als ich es ſelbſt bin, daß dieſes Kind auf dem Meere geboren, und daß deſſen Ähnlichkeit mit meiner Mutter — von meinem Bruder hab' ich gar nicht geſprochen — eine Zufälligkeit iſt, wie es ſo viele Ähnlichkeiten ſind. Seien Sie gütig; reden Sie gegen Etienne nicht von dieſem böſen Mißverſtande.“

Aber die Bitten und Betheuerungen des Schwagers, ſtatt Agneſen zu beruhigen, flammten ihren Verdacht, auf das Abſcheulichſte betrogen worden zu ſein, noch lebendiger an. Sie ſtieß den beſtraften Schleicher zurück, riß das Kind vom Boden auf und ſtürmte mit ihm ihrem eben eintretenden Gemahl entgegen: „Sieh her, Etienne,“ ſchrie ſie, „ſieh her, und geſtehe mir: wie kommt dieſes Kind zu deinen Zügen?“

Überraſcht von dieſem unerwarteten Empfange blickte Etienne wechſelsweiſe ſeine Gattin, das Kind und ſeinen Bruder an; dieſer wollte das Wort nehmen, aber Agneſe kam ihm zuvor: „Auf deiner Stirn ſteht dein Bekenntniß geſchrieben: du haſt mich betrogen! Das Kind iſt dein! — Es iſt kein Negerkind! Es iſt ein Mulatte!“

„Liebe, liebe Agneſe!“ ſagte Rondellier in ſanftem bittenden Tone. „Sieben Monate lang haſt du dieſem Kinde in's Antlitz geblickt, haſt nie andere, als die ächteſten, unverkennbarſten Negerzüge in demſelben gefunden, und heute ſpringen dir, wie durch ein Wunder hervorgelockt, plötzlich die meinigen entgegen? — Sage mir, wer ſich die Mühe genommen hat, dir die Augen zu öffnen?“ —

Rondellier's Ruhe hatte Agneſens Flammenaufflug etwas niedergeſchlagen und die Ängſtlichkeit, mit welcher Philipp dieſem Auftritte beigewohnt hatte, lenkte ihren übelgeleiteten Argwohn auf richtige Spur. „Hier,“ ſprach ſie, auf ihren Schwager deutend, „hier dein eigner Bruder zeugt wider dich!“

Sehr befremdet ſah Etienne ſeinen Bruder an: „Du, Philipp? — Das iſt wohl nicht möglich!“ ſprach er.

„Nein, allerdings, das iſt nicht möglich,“ erwiederte dieſer. „Agneſe hat meinen Worten eine andere Bedeutung untergelegt. Mir ſchien es dort in dem Schatten der Niſche, als ſei das Profil dieſes Kindes kein völlig Negerartiges, und mögen die Heiligen wiſſen, wie es mir einfiel, daß ſein Auge eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Auge unſrer Mutter habe, aber ich ſeh's jetzt deutlich, ich habe mich getäuſcht; und keinen Augenblick habe ich das Kind dir ähnlich gefunden. — Liebe Schwägerin, Sie ſelbſt müſſen es mir bezeugen, daß ich den Namen meines Bruders nicht ausgeſprochen habe.“

„Nein, ausgeſprochen haben Sie ihn nicht,“ erwiederte Agneſe mit ſcharfer Betonung, und ſcharf auf Philipp den Blick heftend, fuhr ſie fort: „Aber — ich durchſchaue Ihre Abſicht!“ — Sie drückte das Kind an ſich, reichte ihrem Gatten die Hand und ſprach: „Verzeih mir, Etienne.

mein Herz wußte Nichts von meinen Zweifeln an deiner Treue! — Was beſtimmt war, mich von dir und dieſem Kinde zu trennen, hat mich nur noch feſter mit dir und mit dieſem Kinde vereinigt."

Sie verließ den Gatten.

„Lieber Bruder, ich höre auf, dich um den Vorzug zu beneiden, welchen Agneſe dir gab, als ſie zwiſchen uns zu wählen hatte," ſeufzte Philipp. „Dieſes raſenähnliche Auflodern der feindlichſten Leidenſchaften, dieſes Mißdeuten der harmloſeſten Äußerung, dieſe Gerichtsſitzung über mich, nein — Bruder, dieſe Hölle vermöcht' ich nicht zu ertragen!"

„Du würdeſt meine Agneſe, mit ihren kleinen Mängeln, gewiß recht liebevoll ertragen, wenn du ſie kennen ſollteſt, wie ich ſie kenne," erwiederte Etienne. „Wiſſe, daß dieſer Engel, den du läſterſt, mich verhindert hat, einen Neger zu beſtrafen, der es wagte, die Hand gegen ſie aufzuheben. — Wirſt du nun Agneſen noch anklagen?"

Philipp fuhr mit Entſetzen zurück. — „Was?" ſchrie er, „was? — ein Neger, ein Sklave hat es gewagt, die Hand aufzuheben wider die Frau des Herrn ſeines Lebens? — Und dieſer Todeswürdige lebt noch? — Ha, wie kann man ſich dann noch wundern, wenn man von Meutereien hört unter dieſem Vieh! — Bruder — Bruder — zehn Schwächlinge wie du, und ganz San Domingo ſtünde in Aufruhrflammen!"

„Bruder, ich fürchte, es ſind zu viel Verwandte deiner — Kraft unter den Pflanzern dieſer Inſel, und meiner Schwäche zu wenig," ſeufzte Etienne. „Lernen dieſe Schwarzen ihre Stärke einſt kennen, ſo biſt du und deines Gleichen ihr Lehrmeiſter, nicht ich!"

Agneſe ließ die zu Zeugen wider ihren Gatten berufenen Neger zurück weiſen, und entzog ſich der Begegnung ihres Schwagers, welcher am folgenden Morgen ſeine Rückreiſe antrat.

Die finſtern Engel.

Vier Jahre nach dieſem Verſuche des ältern Rondellier's, den kleinen ſchwarzen Räuber ſeiner Gerechtſame in das Joch zurückzudrängen, welches nach den Begriffen der Pflanzer jener Zeit und jenes Landes die Natur den ſchwarzen Halbmenſchen angewieſen hatte, verſtrichen in ziemlicher Entfremdung der beiden verſchwiſterten Familien; da fing Agneſe an zu kränkeln.

Es gab für ſie und für ihren Gatten Stunden, deren freundlicher Geiſt Beiden mit den ſüßeſten Hoffnungen zu ſchmeicheln verſuchte, aber Beide, der fürchterlichen Leere eingedenk, welche die ſeit dem Verluſte ihres Kindes ſo oft ſchon vergeblich mit Freuden begrüßte Hoffnung in ihrer Seele zurückgelaſſen hatten, mochten ſich nicht wieder zum Spielwerk feindſeliger Mächte hingeben. — Der Kurzblick des zu Rathe gezogenen Arztes trug noch mehr dazu bei, die verſiechende Frau irre zu leiten, und immer düſterer ſchwebte der Geiſt der Sorge über Rondellier's Haus.

Das Gerücht von Agneſens Krankheit weckte Philipp's faſt entſchlafenen Hoffnungsmuth wieder auf, und weißſagte ihm und ſeinen Kindern das Erbe der erbenlos Scheidenden. Er ſparte keine Mühe, ſich zuverläſſige Auskunft über den Zuſtand ſeiner Schwägerin zu verſchaffen, ohne zu ahnen, daß der finſtere Geiſt des Grabes ſeiner Wohnung ein näherer Nachbar, als dem Hauſe ſeines Bruders ſei. — Die Geburt eines fünften Kindes endete das Leben ſeiner Gattin.

Den Grund der räthſelhaften Kränklichkeit Agneſens hatte der Scharfblick ihrer Sklavinnen längſt gefunden, als ihre Ärzte noch immer von einer Muthmaßung zur andern überſchwankten; und Yuina, deſſen umfangsarme Phantaſie Marguerite mit den lieblichſten Bildern von dem kleinen weißen Brüderchen erfüllt hatte, welches der Segen Gottes ſeiner Wohlthäterin geben werde, ſprach wachend und träumend von nichts, als von dem kleinen Engel, den Gott aus ſeinem Himmel niederſenden, den er warten und tragen, und lieben und anbeten werde, und ſprach ſo lange und ſo viel, bis endlich auch Agneſe ihr Herz dem Himmel voller Hoffnungen öffnete.

Doch in dem Augenblick, der ſie ermuthigte, ihre Seele der Sonnenhelle entgegen zu wenden, welche die Zukunft ihres Lebens zauberhaft vergoldete, that ein nachtumwölkter Himmel ſich ihr auf, und ein finſter, toddrohender Engel nach dem andern trat ihr entgegen. — Yuina, der nie von ihrer Seite zu weichen pflegte, fehlte an einem Morgen ſeit Stunden, ſie ließ ihn ſuchen und das Kind ward in Thränen gefunden. — „Mutter!" ſo ſchrie er, ihre Kniee umſchlingend, „ich will keinen weißen Engel. Javuk ſagt, er habe dich verflucht! Javuk ſagt, du müßteſt ſterben, wenn du mir ein weißes Brüderchen gäbeſt."

Mit tödtlichen Schrecken vergegenwärtigte Agneſe ſich den Augenblick, in welchem der wilde Javuk, ſein Kind zu ihren Füßen niederwerfend, den furchtbaren Bannfluch gemurmelt hatte, deſſen Bedeutung ihr jetzt zu ihrem Entſetzen klar ward. Ihr Aberglaube, das Erbtheil der Kreolen jener Zeit, füllte ihre Phantaſie mit Geſpenſtern, und um ihre Angſt zur gränzenloſen zu machen, lief in dieſer Stunde der ſchwarzgeſiegelte Brief ein, welcher Philipp's Meldung von dem Ableben der Mutter ſeiner Waiſen enthielt.

„Das bedeutet meinen Tod!" ächzte ſie, in die Divankiſſen zurückſinkend. — „Wie dieſe, ſo werd' ich ſterben, wenn ich Mutter werde!"

Yuina umklammerte laut jammernd die geliebte Verzagte. Sie drückte das Kind an ſich und wimmerte: „Mir geſchieht Recht! Gott hatte mir ja ein Kind gegeben, — Mutterglück ohne Mutterſchmerz! Warum begnügte ich mich nicht mit Gottes Gabe? — Warum forderte ich mehr, als ſeine Weisheit mir zu gewähren nöthig fand?"

Plötzlich ſtockten ihre Thränen. — „Aber muß ich denn Mutter werden?" frug ſie ſich, von ihrer Lebensliebe zu zu einer neuen Lebenshoffnung hingeriſſen. „Ich bin krank, aber mein Zuſtand iſt nicht der einer werdenden Mutter! — Wär' er das, ich würd' ihn wieder erkennen, und der Arzt würd' ihn erkennen! — Nein! ſieben Jahre lang haben meine Hoffnungen mich getäuſcht; es wäre Wahnſinn, jetzt einer neuen — und einer damit verbundenen Furcht mich hinzugeben. Ich bin nicht Mutter!"

Sie umklammerte Yuina noch inniger, und ſagte: „Yuina, mein Kind, ein Brüderchen wird Gott dir nicht geben, aber die Mutter wird er dir laſſen. Nun ſprich auch nicht mehr von deinem kleinen weißen Engel, den du lieben willſt. Liebe mich! Ich bin deine Mutter und will kein andres Kind als dich!"

Von dieſem Augenblicke an läugnete Agneſe ſich ſelbſt, ihrem Gatten, und jedem Andern, mit dem Eigenſinn einer verzogenen weſtindiſchen Pflanzererbin, die Möglichkeit, Mutter zu werden, und erwiederte jeden Einwand gegen die Überzeugung, welche ſie ſich aufgedrungen hatte, mit einer ſo ſtarren und nachdrücklichen Beharrlichkeit, daß Niemand mehr ihr zu widerſprechen wagte. Der Arzt, welcher ſeiner Fügſamkeit in die Launen ſeiner ſchwierigen Patientin ihr Vertrauen verdankte, beſtärkte ſie in ihrem Wahne, und führte, indem er faſt wöchentlich die Namen ihrer räthſelhaften Krankheit, wie deren Behandlung wechſelte, die Leidende einem faſt zweifelloſen Tode entgegen.

Mit Entſetzen ſah auch Rondellier, von ſeinem eignen Leid niedergedrückt, den Verluſt, den ſein Bruder erlitten, als einen Vorboten des ihm ſelbſt drohenden Unglücks an. Agneſe ſchwankte täglich matter und täglich bleicher, von ihrer unergründlichen Krankheit verzehrt, dem Grabe zu, und der Wechſel der Arzeneien, mit welchen der Arzt ſie überſättigte, verriethen ihm deſſen Unſicherheit in Betreff ihres Zuſtandes, den er Anfangs, gleich Agneſen, für eine Quelle unausſprechlich ſeliger Freuden, aber dieſen hoffnungsreichen Gedanken nur kurze Zeit feſtgehalten hatte. —

Da trat ihm einſt Marguerite in den Weg und rief: „Herr, laß dein Kind nicht vergiften! Wiſſe, die Herrin iſt Mutter!“

Faſt gelähmt an allen Sinnen von dem freudigen Schreck, der ſeine Seele durchzitterte, fuhr Rondellier zurück vor der Weiſſagerin, aber nur eine Minute lang verdrängte den Sonnenblick, den dieſe Verkündung weckte, die düſtere Wolke, die einheimiſch geworden war auf ſeinen Zügen. Er ſchüttelte wehmüthig den Kopf und ſagte: „Du irrſt dich, Marguerite! die Herrin iſt nicht Mutter! Sie iſt krank — krank zum Tode!“

„Und dennoch iſt ſie Mutter, aber ſie verbirgt ſich's, weil ſie zu ſterben fürchtet in der ſchweren Stunde!“ rief die Sklavin. „Doch wie ſie auch ſich und dich zum Unglauben zwingen will, wie ſie auch Yuina verbieten mag, von dem weißen Engel zu träumen, ſie wird ihn dennoch gebären, wenn der fremde Mann ſie nicht vergiftet mit ſeinem Fetiſch! Ruft den Churul! Seine Fetiſche ſind mächtiger als die aller Weißen!“

Unwillig über die Zumuthung der Negerin, ihrem Aberglauben zu huldigen, wandte Rondellier ihr den Rücken, aber ihre Mahnung hatte einen unvertilgbaren Funken in ſeine Seele geworfen, der ihn wechſelsweiſe marterte und freudig erwärmte. Wie, wenn Agneſe wirklich Mutter, und ihre Hoffnung durch ihre Todesfurcht niedergedrückt ſein ſollte? — wenn Gott ſeinen allerinnigſten Wunſch erhört, und ſie ſelbſt, befangen von ihrem Wahne, Hand an die Zerſtörung des Lebens unter ihrem Herzen gelegt hätte? — Er begann in einem vertraulichen Geſpräche mit Agneſen auf Margueritas Weiſſagung behutſam hinzudeuten.

Ein Blitzſtrahl flog aus Agneſens Augen. „Das Weib iſt wahnſinnig,“ ſchrie ſie. „Laß ſie einſperren, damit ſie dich nicht anſteckt, und mich, mit ihrem Wahnwitz. — Ich bin nicht Mutter! Ich kann es nicht ſein! Es iſt nicht möglich, oder Gottes Weisheit und Gottes Gerechtigkeit wäre ein Unding! — Er hat dieſes königliche Negerkind an unſre kinderloſen Herzen geworfen, um ihm Eltern und uns ein Kind zu geben. — Aber der Augenblick, in welchem ich einem Kinde das Leben gebe, würde dieſe Waiſe auf's Neue verwaiſen, und Gott mußte aufgehört haben, der Allweiſe zu ſein, wenn er ſchwanken könnte auf ſeinen heiligen Wegen.“

Die Erregung, mit welcher Agneſe ſprach, der Blick, mit welchem ſie dieſe Worte begleitete, geboten Rondellier ein augenblickliches Verſtummen, wenn auch gleich die Beweismittel, welche ſie für ihre Überzeugung aufgriff, weit entfernt waren, ihn zu überzeugen. Er beſchloß, mit Arzt und Seelſorger zu Rathe zu gehen, um, wenn auch nicht das Kind, deſſen Daſein ihm immer wahrſcheinlicher ward, ſo doch die Gattin zu retten.

Aber die Verſuche des verzweifelnden Gatten, dieſe beiden Stützen der gebrechlichen Menſchheit auch zu Stützen ſeines wankenden Glücks zu machen, mißlangen. Der Arzt behauptete, keine Symptome wahr zu nehmen, welche ihn berechtigten, Rondellier's Hoffnungen zu beſtätigen, und der Geiſtliche, nachdem ſein Beichtſohn ihm Agneſens Irrſchlüſſe entdeckt, und ihm ihre Belehrung empfohlen hatte, bedauerte nichts inniger, als daß dem Segen der heiligen Hermandad auf dieſer gottloſen Inſel Einhalt gethan worden ſei, deren Strenge die Irrende bald auf den richtigen Weg zur beſſern Erkenntniß der Weisheit Gottes geleitet haben würde.

Mit hoffnungslos gebrochnem Herzen führte Rondellier ſeine entkräftete Agneſe an einem ſchönen Abende in's Freie. — Eben kamen die Sklaven heim von ihrer Feldarbeit; da riß Marguerite, die todenbleiche Gebieterin mit Entſetzen anſtarrend, ſich los aus der Mitte des Haufens, ſank nieder vor Agneſen auf ihre Kniee und flehte: „Herrin, wirf die Gläſer fort mit den Säften und Giftkräutern! Wirf die Papiere fort mit dem weißen und braunen Sande! Sie ſind Gift für dich und für dein Kind!“

Die Todesbläſſe der Ergriffnen von dieſer Mahnung ſtand im grellen Gegenſatz zu dem flammenſprühenden Blick der Gereizten, aber die Negerin ließ ſich nicht hinwegſcheuchen durch dieſen Blick. — „Herrin, du biſt eine gute Weiße,“ rief ſie. „Stirbſt du, ſo müſſen wir ſterben an deinem Grabe, wenn wir nicht ſterben wollen unter den Geißeln der Vögte! Sei barmherzig gegen dich und gegen uns, treib den weißen Mann hinweg mit ſeinen Fetiſchen, die du verſchlucken mußt! — Sie ſind Gift für dich, für uns alle! — Yuina — Yuina!“ — Die Negerin riß das Kind von Agneſens Hand los, und zog es neben ſich nieder. „Yuina, flehe mit mir deine Herrin an, daß ſie lebe, denn ſtirbt ſie, ſo wird die Peitſche und Kette dein Erbe, und der Stall deine Wohnung, und das Brandmal dein Kennzeichen!“

Agneſens Aufregung war in eine Ohnmacht ähnliche Erſchlaffung übergegangen. Als ſie erwachte, fand ſie ſich auf ihrem Bette von Rondellier's Armen umſchlungen, und von Yuinas Thränen bedeckt.

„Laßt mich,“ rief ſie. — „Ich lebe und will leben! — O, es iſt ſo ſchön, das Leben unter Geliebten. — Wär' ich Mutter, wie die Wahnſinnige fabelt, dann — o, dann würde der Anblick der Augen meines Kindes die meinigen ſchließen! Betet, betet zu Gott, daß die Wahnſinnige lügen möge! — denn — wißt: mein Kind würde mein Mörder ſein! — Gebt mir die Arznei!“

„Nein, Agneſe,“ rief Rondellier in Schmerz aufgelöſt. „Unſer Kind iſt ja ein Gottgeſandtes, mit tauſend und abertauſend heißen Thränen Erſehntes! Wer ſagt dir, daß es dich morden werde?“

„Mein Herz! Mein Vorgefühl — o, ein ſchreckliches!“ ſtammelte Agneſe. — „War Philipp's Frau nicht kräftiger als ich, — hatte ſie nicht jährlich geboren? und dennoch tödtete ſie die letzte Geburt! — Und nun ich — abgezehrt von Qualen — ich — niedergeworfen ſchon durch einen Luftſtoß — ich — nein es iſt nicht möglich! — Gib mir die Arzenei!“

Rondellier zögerte, da ſprang Agneſe heftig auf und griff nach dem Glaſe.

„Mutter, meine Mutter, trinke nicht das Gift!“ wimmerte das Kind, Agneſens Kniee umfaſſend. „Laß die Churul rufen! Churul wird die helfen! Marguerite ſagt's! Churul löſet den Bann!“ (Schluß folgt.)

Die Romantik auf dem franzöſiſchen Theater.

Die Geſchmacksrevolution in Frankreich hat ihrer Zeit Aufſehen in Deutſchland gemacht, und vielleicht iſt es manchem deutſchen Leſer nicht unintereſſant, dann und wann etwas Näheres darüber zu erfahren, welche Wendungen, Schickſale und Ausgänge die vielverſprechende Revolution gewonnen hat. Es thut mir leid, daß ich wenig Tröſtliches darüber zu berichten habe. Der franzöſiſche Shakeſpeare iſt noch immer nicht geboren, und es hat den Anſchein, daß er auch ſo bald noch nicht kommen wird. Doch vielleicht übt der diesjährige Komet in dieſer Hinſicht einen heilſamen Einfluß. Wo nicht, — dann iſt die franzöſiſche Romantik ſicher verloren.

Das neue franzöſiſche romantiſche Drama ſteht gegenwärtig auf einer Stufe, von der man in Deutſchland nie einen Begriff hatte. Die deutſchen Ritter- und Geſpenſterſtücke, die gräßlichen Erzeugniſſe von Müllner, Houwald, und ſo weiter, es ſind Meiſterſtücke der Poeſie gegen die Unholde und Mißgeſtalten, die aus dem Hexenkeſſel der franzöſiſchen Romantik auftauchen.

Ich habe Stücke aufführen ſehen und andere geleſen,*) die auf den größeren Pariſer Theatern im Laufe dieſes Jahres aufgeführt worden ſind, und es war mir unbegreiflich, wie die Franzoſen ſo verblendet ſein konnten, daß ſie den lächerlichſten romantiſchen Karrikaturen mit Ernſt zuſehen konnten. Aber was thut nicht die Selbſttäuſchung! Der Franzoſe iſt ſo ſubjectiv wie ein Kind, und wenn er bei Laune iſt, dann küßt er eine Puppe oder ein Stück Holz, und ſpricht, lacht und weint mit ihm, wie wir es die Kinder täglich machen ſehen.

Ferner iſt die Romantik Parteiſache geworden. Kommt nun ein Stück zur Aufführung, das von der romantiſchen Partei ausgeht; ſo wird es von dieſer Partei gehalten. An einem ſolchen Abende ſind die Theaterſitze von den Romantikern eingenommen. Natürlich kann das Stück dann nicht fallen, auch wenn es noch ſo erbärmlich iſt. Im Gegentheil, es wird von dem Publikum ex officio beklatſcht.

Um dem deutſchen Leſer einen Begriff von dieſen romantiſchen Dramen zu geben, wäre es nothwendig, den Inhalt derſelben auszuziehen, und das Licht der Kritik an die Einzelheiten zu halten. Jedoch es verlohnt der Mühe nicht. Die Franzoſen werden für den Augenblick ſchwerlich geheilt werden, und ſo iſt es am beſten, man läßt die Sache ihren Gang gehen, bis die Natur endlich von ſelbſt hilft. Und das wird früher oder ſpäter gewiß geſchehen.

Es war etwas voreilig, wenn man ein großes Gewicht darauf legte, daß die Romantik bei den Franzoſen Eingang gefunden. Denn welche Gründe waren vorhanden, welche auf eine tiefere Natur dieſes Eingangs ſchließen ließen? Meines Wiſſens gar keine. Daß die Werke anderer germaniſchen Völker in der neueren Zeit häufiger von den Franzoſen geleſen wurden, das war nicht von der großen Bedeutung, wie man hie und da wohl gemeint hat. Der Charakter der Franzoſen iſt zu beſtimmt und entſchieden, als daß er von äußerem Einfluß gänzlich beherrſcht werden könnte, und wie es im politiſchen Leben bis heute noch nicht möglich war, die Franzoſen an irgend einen der großen und berühmten Namen, die ihre Geſchichte aufweiſet, zu feſſeln; ſo werden auch einige geprieſene Schriftſteller des Tages, die der Romantik huldigen, keine weiteren Wirkungen bei ihrem Volke hinterlaſſen, als daß ſie eine Partei hervorgerufen haben, die einen Tag lang wichtig thut und am andern ſtirbt.

Und der Sterbtag der Romantik iſt gewiß nicht mehr ferne. Die Schreckensperiode der Geſchmacksrevolution hat ihren höchſten Gipfel erreicht. Die Gemüther des Publikums ſind von allen möglichen Schreckbildern und Gräuelſcenen erſchüttert. Ekel und Überdruß müſſen ſich bald einſtellen, und je fruchtbarer die Romantik an neuen Productionen ſich zeiget, deſto früher kann ſie die Bude ſchließen.

Die Franzoſen ſind zu lebendig, als daß ſie in der Schule ſitzen ſollten. Claſſicität und Romantik ſind Schulen, — die eine die Schule des Alterthums, die andere die des Mittelalters; Claſſiker und Romantiker ſind alſo nicht eigentliche Gegner; ſie ſtehen vielmehr neben einander. Im Gegenſatz zu beiden ſteht die Gegenwart: denn ſie iſt das Leben, die Vergangenheit iſt das Todte.

Wäre die Erſcheinung der Romantik in Frankreich von Bedeutung geweſen, dann hätte ſie den Charakter der Schule verlaſſen, und in's Leben eintreten müſſen. Das aber hängt nicht vom Willen der Menſchen ab, ſondern vom Geiſte der Zeit. In dieſem Falle hätte die Romantik keine Schule geſtiftet, ſondern ſie hätte das Zeitalter fortgeriſſen durch einen unſterblichen Geſang. Dann hätte man reden mögen von einer Geſchmacksrevolution. So aber war die Erſcheinung der Romantik in Frankreich nichts, als eine Studenten-Emeute, wobei man einigen alten Claſſikern die Fenſter eingeworfen, und den drei dramatiſchen Einheiten ein Pereat gebracht hat.

Räthſel.

Kennſt du die Rieſin? viele tauſend Jahre
Eilt raſtlos ſie dahin durch Licht und Nacht,
Die reinſten Perlen glänzen ihr im Haare
Und ihr Gewand erglänzt in reicher Pracht.
Um ihrer Krone lichte Zacken ſchmiegen
Viel graue Schleier luftig ſich und leicht,
Die in dem raſchen Wirbel ſie umfliegen,
Von keiner Hand gefeſſelt, noch erreicht.
Der Gürtel, der den Rieſenleib umſchließet,
Er iſt gewebt aus Licht und Glanz und Glut,
Indeß die Glieder kühlend ihr umfließet
Zum kühnen Bad des Oceanes Flut.
Zu ihren Füßen thürmen ſich Criſtalle
In grauſenvoller Pracht und Hoheit auf,
Die oft mit ſchreckensvollem Donnerfalle
Ihr nach ſich ſtürzen in dem kühnen Lauf.
Als treuſte Prieſterin der goldnen Sonne
Hat ihren Lauf ſie ewig ihr geweiht,
Und ſtellt ihr ſtrahlend Bild voll hoher Wonne
In tauſend Spiegeln auf, voll Herrlichkeit.
Unzähl'ge Kinder hat ſie ſchon geboren,
Allein ein dunkler ſchreckensvoller Fluch
Hat unerbittlich Allen Tod geſchworen,
Die liebend ſie zum Licht und Leben trug.
Doch grüßt ſie Alle mit erneuter Liebe
Und nähret ſie an der reichen Mutterbruſt,
Und ſcheinet in Erfüllung dieſer Triebe
Des dunklen Fluchs ſich oft nicht mehr bewußt.
Sie ſchmückt ſich mit den reichſten Blumenkränzen
Und mit der Hoffnung himmliſchem Gewand,
Und führet zu den wonnevollſten Lenzen
Die Kinder froh an ihrer Mutterhand.
Doch welken muß ſie ihre Blumen ſehn,
Erblaſſen ſehn das lichte Hoffnungsgrün,
Schon ſieht ſie, wie in kalten Todeswehen
Auch ihre Kinder bleich und ſtarr verblüh'n.
Da heult der Sturm das Klaglied ihrer Schmerzen,
Da wühlt Verzweiflung ihr im tiefſten Herzen,
Bis ſie der Wahnſinn und die Wuth bezwingt,
Und ſie die Kinder ihrer Lieb' verſchlingt.

---

*) Z. B. la Nonne ſanglante, aufgeführt an der Porte St. Martin am 17. Februar 1835. Das Non-plus-ultra der jämmerlichſten Verſchrobenheit!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 234. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 39.

Samſtag, 3. October.

Victor Hugo.

Erſter Artikel.

Bei den erſten Kämpfen der romantiſchen Schule, die bekanntlich mit nicht geringer Erbitterung begonnen und ausgefochten wurden, war es der Schrei der von der alten Literatur ſo lange gefeſſelt gehaltenen Natur, welcher in den Herzen der Jugend ſeinen Widerhall fand. Die Natur ſollte endlich, — das Bedürfniß wurde allgemein gefühlt, — ebenſo emancipirt werden, wie die Denk-, Sprech-, Schreib- und Thatfreiheit bereits errungen war; das vergoldete eiſerne Zeitalter des Louis quatorze, deſſen Baſtille zwar nicht mehr ſchreckte, ragte mit der Tyrannei einer lebloſen Claſſicität noch immer in alle jungen Folgen der großen Revolution hinein; der Inſtinkt des Volkes ſuchte nach der Natur und gerieth dabei der — Romantik in die Arme, eben, als dieſe aus Deutſchland, wo die Zeit ihrer Blüthe vorbei war, flüchtig wurde und nicht wußte, wohin ſie ſich mit ihrem ganzen Hofhalt wenden ſollte. — Die Zeit einer großen Volksaufregung, die wohl ein Ziel für gewaltige Beſtrebungen, aber kein Ende abſieht, iſt der Romantik nicht blos günſtig, ſondern ſchon an und für ſich wahrhaft romantiſch, deßhalb hatten wir in Deutſchland ſo lange eine Romantik, für welche und in welcher Alt und Jung ſchwärmte, ſo lange wir uns großen und gerechten Hoffnungen hingeben zu können glaubten; jetzt, da man einſehen lernte, daß keine Hoffnung untrüglich ſei, als jene, welche ſich auf unſern eigenen inneren Fond verläßt, da wir alle Beſtrebungen von ehedem, aber auf eine minder gläubige und mehr materielle Weiſe, von vorne anpacken, und uns aller Handgriffe bedienen, welche einem ſoliden praktiſchen Manne erlaubt ſind; jetzt iſt die Zeit der Romantik für uns unwiederbringlich vorüber, wir nennen die Dinge in der Natur, wie im Leben, bei'm rechten Namen, und ſuchen den Menſchen ſtatt der Aureole.

In Frankreich fehlte gleich anfangs das große Motiv der Romantik. Auch kam ſie zu ſpät. Die neuen Miniſterdespotien, die neuen Intriguen-Kämpfe der Hierarchie, an denen ſich die junge Schule mit eben ſo viel Luſt als Erbitterung rieb, waren zu prekär, als daß man der letzteren ſelbſt eine längere Dauer hätte prophezeihen können. Die Julirevolution war die letzte Kriſis; die Romantik bekam Ohnmachten, und jetzt beginnt denn endlich die Natur, nachdem ſie zwei Manieren niedergerungen, — und zwar die zweite mit geringerer Mühe als die erſte, — ihre Rechte einzufordern.

Victor Hugo wird als der Gründer, das Haupt und die Stütze der romantiſchen Schule in Frankreich betrachtet; indeß iſt dieſe Annahme nicht ganz richtig. Wenigſtens läßt ſich nach allen Prämiſſen vermuthen, daß er ſein Genie für die Länge nicht einer Sache leihen wird, welche bereits ebenſo ruinirt iſt, wie das Gebäude des St. Simonismus, und im Credit bereits ebenſo ſinkt, als die hiſtoriſch-romantiſche Novelliſtik in Deutſchland. Sein Genie hält es in einem Labyrinthe nicht lange aus. Er appellirt vom Gräuel an die Wahrheit der Leidenſchaft, vom Purpur der Garderobe an das menſchliche Herz, von dem Publikum der Porte Saint-Martin an das Volk. Victor Hugo beſitzt alles, was ihn zum Poeten der Gegenwart ſtempeln kann, und der wahre Poet wird nie im Todten leben können, ſondern nur aus dem, was immer Gegenwart bleibt, ſeinen Lebensſtoff ſaugen; — Victor Hugo beſitzt ein warmes Herz für Licht und Recht, einen durchdringenden Blick, eine hinreißende Kraft der Darſtellung und eine Gabe, die bei

Franzoſen von Wichtigkeit iſt, die Gabe — zu imponiren. Er vereint das Tüchtige mit dem Blendenden, Meditation mit Phantaſie, Kenntniſſe mit Rhetorik. Die Sprache iſt ihm ein Fruchtfeld, worein er Altes säet, um Neues daraus zu gewinnen, der Ausdruck ein wildes Roß, das er bald tummelt, bald ſtreichelt. Wenn man es irgend einem neuern franzöſiſchen Schriftſteller gerne verzeiht, ariſtokratiſchen Aufwand mit ſeinem Talent zu machen, ſo iſt es Victor Hugo.

In unſern Tagen, da ſich das Intereſſe für die contemporäne Literatur Frankreichs bei dem deutſchen Volke eher ſteigert als vermindert, — wofür die Menge von jetzt erſcheinenden Überſetzungen zeugt, (von Paul de Kok, Balzac, Charles Nodier, George Sand ꝛc.), — darf man eine deutſche Geſammtausgabe von Victor Hugo's Werken freudig begrüßen, da auch durch dieſe der literariſche Rapport mit Frankreich erhalten wird; doppelt freundlich, wenn die Verdeutſchung ſelbſt keine Lohnarbeit, ſondern zugleich ein ehrenvolles Denkmal deutſcher Sprachgewandtheit und Anſchmiegſamkeit iſt.

Die fünf erſten Bände der bei Sauerländer erſcheinenden deutſchen Geſammtausgabe (welche ſich durch ein freundliches Außere und große Billigkeit*) empfiehlt), enthalten: Han von Island, den letzten Tag eines Verurtheilten, Mirabeau und vier literariſche Charaktere, Angelo, Marion de Lorme, Maria Tudor und Lucrezia Borgia.

Ohne Frage nimmt unter den in dieſen fünf Bänden enthaltenen proſaiſchen Werken „der letzte Tag eines Verurtheilten“ (deutſch von W. Wagner, welcher ſeine Befähigung zu dieſer Aufgabe ſchon früher durch ſeine Auswahl von neuen franzöſiſchen Gedichten ehrenvoll erwieſen) an Werth den erſten Rang ein. Der Zweck, welcher zu Grunde liegt, für die Abſchaffung der Todesſtrafe öffentlich eine Stimme abzugeben, wird wohl, ſo ſehr auch die Abolition der Todesſtrafe den Prinzipien der geſunden Vernunft, des Naturrechts und der Humanität entſpricht, de facto nie zu erreichen ſein; die dem Einzelmenſchen angeborne Grauſamkeit wird auch im bürgerlichen Gemeinweſen ſich ſo lange geltend machen, als Geſetze von Menſchen erſonnen und ſanctionirt werden; die Ausſcheidung der Rachſucht aus dem Geſetze muß wohl ſtets nur ein ſchöner Traum für Plato's Republik bleiben. Dem ſei aber, wie ihm wolle, wenn der Richter nur das Geſetz im Auge hat, — das Intereſſe der Menſchheit iſt in die Hände des Dichters niedergelegt, dieſer hat ſie mit heiligem Ernſt zu verantworten. Victor Hugo zeigt, daß er das Gewicht fühlte; er hat eine Schutzſchrift, — nicht für das Verbrechen — wohl aber für den Menſchen im Verbrecher geliefert, die eines Kranzes wohl werth iſt. Du hörſt ein Picken, gräßlich laut, ſo leiſe es iſt, in der ſtillen Einöde des Kerkers; iſt's der Holzwurm oder der Herzſchlag des Gefangenen? Nein, es pocht der eiſerne Ring an der Knochenhand des Todes, der nicht wie ein Sorgenlöſer, nicht wie ein Engel ſchnell herbeieilt, noch wie ein bedächtiger Freund mahnt, noch das Teſtament ordentlich zu beſtellen, — nein, als ein Livreebedienter des Staates, grauſam in ſeiner arroganten Höflichkeit! Jede Minute liegt vor dir ausgefaſert wie ein ganzes Leben. — Man deutet dir kaum an, weßhalb der Arme ſterben muß, — genug, er muß ſterben, aber er hat ein Kind! — Ein Mord! — Ein Mörder, der wieder ſterben muß! Sein Kind, das leben muß und — wie! — Das iſt die ganze Handlung. Wie eng, wie dürftig, wie nackt! — Und doch ſtrotzt jede Seite von widerſpenſtiger Lebenskraft. Ihr müßt dem Franzoſen einräumen, daß er Seelen malen kann, wenn er auch mit dem Farbenſtoffe — Blut, Herzblut, verſchwenderiſch umgeht.

Nicht minder trefflich iſt der kleine Aufſatz: Mirabeau. A. Lewald, — deſſen literariſches Weſen ſich mit jener Volubilität bewegt, die weniger deutſch als franzöſiſch iſt, — der für das Feuilleton der Debats beſſer paſſen würde, als für das des Nürnberger Correſpondenten, — hat Mirabeau meiſterhaft überſetzt. Eine Biographie kann man dieſen Aufſatz nicht nennen, er iſt mehr als eine trockne Biographie; eine bloße Meditation auch nicht. Es iſt der Genius, der auf einem Flügelroß um dieſen ehernen Charakter herumjagt und ihn mit dem Strahl ſeines Auges anſonnt, daß das Erz zu leben ſcheint. Das Genie iſt wunderlich, es jagt ohne Ruhe und Raſt, es iſt pointillös, es findet hie und da immer einen neuen Fleck, der eigenthümlich genug ſcheint, um ihn mit ganzen Männern zu vergleichen.

Profeſſor Adrian hat den „Han von Island“ ſo trefflich überſetzt, daß man ein deutſches Original zu leſen meint. „Han von Island“ iſt ein Roman, in welchem ſich die Originalität Victor Hugo's nicht ſo vortheilhaft präſentirt, wie bei ſeinen übrigen Werken. Dieſer Han, aus Walter-Scott'ſchen und Radcliff'ſchen Elementen gebraut, mit ſeinem Haupthelden, der an Quaſimodo-Kaliban in Notre Dame erinnert, iſt — nebſt Bug Jargal — das Mindeſt gelungene, was Victor Hugo ſchrieb, und ſteht weit hinter der Notre Dame zurück, obwohl es anderſeits ungerecht wäre, wollte man nicht anerkennen, welche Fülle von ächter Poeſie neben den bizarrſten Grotesken und unter dem completen Wolfsſchluchts-Apparat vergraben liegt. Wenn uns der Luxus, der mit dem Blutvergießen getrieben wird, anwidert, ſo können wir dem Leiden des Greiſes Schumacher und der zarten Ethel unſere innigſte Theilnahme nicht verſagen; die Scenen im Spladgeſt ſind voll Wahrheit, die originell drollige Figur des Spiagudry bringt durch die Miſchung von lächerlicher Pedanterie, Aberglauben und Spitzbüberei eine wahrhaft humoriſtiſche Wirkung hervor. Der poetiſch-intereſſanten Situationen ſind — die bloßen Theatercoups abgerechnet — ſo viele, daß man der üppigen Productivität die geilen Schößlinge verzeiht, und mit unermüdeten Hinblicken den Kampf des Genies mit der Manier verfolgt, in welchem das erſtere ſelbſt nach einigen Niederlagen doch Sieger bleibt. Die Verirrungen des Genies ſind intereſſanter, als die prüde Schulgerechtigkeit eines ordinären Talentes.

(Fortſ. folgt.)

Der deutſche Muſenalmanach.

(Schluß.)

Lieder von Karl Mayer. Was an denſelben eigentlich poetiſch ſei? Dieſe Frage beſchäftigte uns oft; wenigſtens vermutheten wir, daß irgendwo in ihnen etwas Poetiſches verborgen ſtecken müſſe, weil ſchon manches Empfehlende darüber geſprochen wurde. Nach mehrmaliger genauer Durchleſung von K. Mayer's Gedichten im diesjährigen Muſenalmanach haben wir, — aufrichtig geſprochen, — weder eine klar am Tage liegende noch eine verborgene Poeſie in denſelben entdeckt, ſondern bloß gefunden, daß K. Mayer das Dichten ſich ſehr leicht zu machen verſteht. Er greift dieſe oder jene Nüance einer Naturerſcheinung auf; — das iſt wohl löblich, aber noch kein Verdienſt, denn man wird leichter von der Natur ergriffen, als man ſie ſelbſt zu ergreifen und zu begreifen vermag, — dies Detail erſcheint ihm denn als Symbol eines Axioms, und wenn er am Schluß dies Axiom ſelbſt faſt ſo nackt und dürr wie ein: Fabula docet hinſtellt, ſo iſt eben ein Gedicht fertig. Nun iſt aber die Moral hinter der Fabel ein wirklicher Epilog nach einer wirklichen Handlung, während in der Lyrik Karl Mayers das Axiom hinter dem Bilde blos wie der Treiber hinter dem Maulthier ausſieht. Verſtünde er die Natur zu beleben, ſo wäre er, wenn er auch die kleinſten Nüancen wechſelnder äußerer Erſcheinungen wählte — ein wahrhafter Dichter; ſo lange er aber die Natur der Reflexion nur gegenüberzuſtellen verſucht, werden alle ſeine Lieder froſtig bleiben. Auf den, der von der epigrammatiſchen Kürze derſelben gerade den Brennpunkt einer durch Natur geweckten Poeſie oder, was daſſelbe iſt, den Triumph der durch die Poeſie belebten Natur erwartet, wird das Vermiſſen der zwiſchen Bild und Gedanken vermittelnden Copula, deſſen, was eben der eigentliche Zauber und jenes Myſterium der Lyrik iſt, welches Ihr in keiner algebraiſchen Formel zuſammenfaſſen könnt, wird die Entdeckung der in (mitunter affektirte) Verſe gekleideten nüchternen Proſa einen um ſo unangenehmeren Eindruck hervorbringen, da die beliebte Kürze dann das Anſehn von Nonchalance gewinnt, welche dem Leſer zumuthet, mit dem zufrieden zu ſein, was ihm als Broſam gnädig geſpendet wird. Wer kann z. B. in dem hundertmal dageweſenen Gedanken folgenden Gedichtes etwas Poetiſches finden?

---

*) Der Brüſſeler Nachdruck von V. Hugo's ſämmtlichen Werken koſtet an die 30 fl., die deutſche Geſammtausgabe (bei Sauerländer) wird auf 7—8 fl. kommen.

Frühlingsſchrecken.

„Jede Roſe muß mich ſchrecken,
Iſt die Schönheit nur erblüht:
Lüftchen, mußtet ihr ſie wecken,
Daß ſie bald im Tod verglüht?“

Oder liegt die Poeſie K. Mayer's in Ausdrücken wie: „ſüßdurchgrünter Regen,“ — „blaues Luftgezitter“ und dergl.? Ein Mairegen duftet allerdings würzig, aber ihn ſüßdurchgrünt zu nennen, iſt wirklich eine Nothzucht an unſerer Mutterſprache. Die Luft erſcheint uns allerdings blau, und auch, zumal wenn wir auf dem Rücken liegend in's Blaue blinzeln, zitternd, aber deßwegen kann das Zittern der Luft niemals blau ſein, wenn wir auch ſagen dürfen, daß die blaue Luft zittert. Man denke nicht, daß wir eine pedantiſche Luſt an Sylbenſtechereien haben; aber, wenn anderſeits Tändeleien mit der Sprache, Blinzeleien in die Natur und Nüchternheit der Gedanken als Poeſie ſich geltend machen wollen, darf, wenn die Poeſie höher als jene Dinge gilt, der Futilität ſolcher Beſtrebungen durch Schweigen keinen Schein von Sanction ertheilen.

E. v. Feuchtersleben hat Karl Mayer in hübſchen Verſen beſungen, und zwei Lieder mitgetheilt, von denen das erſtere gelungen iſt.

Die Gedichte Franz von Gaudy's ſind mit Ausnahme eines einzigen breit, gewöhnlich und geſchraubt. „Germania auf dem Schlendrian reitend,“ iſt ein netter Gedanke, der aber in der Ausführung wohl eher zum Schmerz, als zum oberflächlichen Spaß hätte hinreißen können.

Heinrich Stieglitz. Wenn man ein Weib wie Charlotte zu beweinen hat, ſollte man ihr Andenken ſo heilig halten, daß ſolche Plattheiten wie die im diesjährigen Muſenalmanach mitgetheilten ſich nicht einmal in einen Katzenjammer einſchleichen ſollten.

Der Organiſt, von K. R. Hagenbach iſt eine hiſtoriſche Romanze, mit Geiſt und Gemüth gedichtet.

R. Reinick verräth Anlage zur Volksthümlichkeit. „Rückkehr“ und: „nichts Schöneres“ beweiſen dieſe Annahme. Dieſe Einfachheit und Innigkeit, die in wenigen Worten ſo viel umfaßt, contraſtirt ſeltſam gegen die ſentimentaleren andern Gedichte und die geſuchte moderne Naivetät in: „der Vöglein Rath“, — wovor ſich der Verfaſſer um ſo mehr in acht nehmen ſollte, da der Weg, etwas Erfreuliches zu leiſten, vor ihm offen liegt.

Der Sänger und der Küfer, von A. Zeiſing. Sehr überflüſſig.

Alpenidylle, von Felix Adolphi. Der ernſte Grundgedanke iſt für den einfachen Stoff zu breit rhetoriſch ausgemalt.

Pipin der Höcker, von Adolph Stöber. Die bekannte Sage iſt gewandt erzählt; doch man vermißt darin naiven Volksklang, der ſich für eine Romanze paßt.

Morgentraum, von Ferrand. Was man in 8 Zeilen hätte ſagen können, wird hier in 13 Strophen auseinandergeſchliffen.

Gedichte von Drimborn. Das 1te „Kaiſer Wenzel“ naiv-derb und ſangbar, ein allerliebſtes romanzenhaftes Trinklied. Das 2te, (didaktiſch) verräth daſſelbe Talent für populäre Lyrik.

Gedichte von J. A. B. Das 1te ſtiehlt ſich in matter Frivolität, — mehr in moderniſirter Langbeinsmanier als à la Heine, — hin; das 2te „Sturm und Stille,“ über alle Maßen affectirt.

Gedichte von Ludwig Braunfels. Die chineſiſchen Lieder ſind trefflich, das Bergwerk unter dem Meere — wahrhaft poetiſch, obwohl die Verſe und der Rythmus vernachläßigt ſind. Das Kinderlied iſt etwas zu auffallend à la Beranger gehalten.

R. E. Prutz hat ein ſehr hübſches Gedicht geliefert: Die badende Königin. Sein „Runenſtein“ iſt trivial.

Die Gedichte von Franz Dingelſtedt, Alexander Graf von Würtemberg, Franz Kugler, Guſtav Heiſe, Hans Tiro, Anton Schurz, C. W. Müller, R. Markgraf, R. Heilmann, Kemer, Baron Schweizer, Huber, Leo v. Walthen, G. Schulz, Reichmann, Daxenberger, Smets, Diotima, Sebus, Dreves, Seeger, Aſſing, Roſa Maria, ſind mehr oder minder gute Verſe oder vielmehr: Verſe, denen man grade keine argen Fehler nachweiſen kann, — über viele mehr oder minder verwitterte, und einzelne wenige immergrüne Stoffe. Es würde zu weit führen und der Mühe nicht verlohnen, ſie einzeln zu beurtheilen. Wihl's „trauernder Rabbi“ empfiehlt ſich durch die Solidität des Grundgedankens und die paſſende Simplicität der Behandlung.

Meiſterhafte Formvollendung iſt das Charakteriſtiſche an Ferdinand Freiligrath's Gedichten, deren der diesjährige Muſenalmanach mehrere enthält, worunter „das Geſicht des Reiſenden“ und „Fieber“ ſich noch außerdem durch eine glühende Phantaſie und „der Tod des Führers,“ durch edle Gemüthlichkeit auszeichnen.

Als wahrhaft poetiſch müſſen die Fabeln und Naturbilder des als Fabeldichter bekannten Abr. Emanuel Fröhlich genannt werden.

Lieder aus Rom, von Guſtav Pfizer. Südliche Liebe ſpiegelt ſich in denſelben, und verleiht ihnen den Ausdruck der Leidenſchaft, welcher ſtets eindringlicher wirkt als jene Schminke pompöſer Vergleichungen, womit lebloſe Reflexionen ſich dem Leſer als Wahrheit auflügen ſollen. Deßhalb wird Pfizer, obwohl ſeine Manier ſich ſo ſehr zum Schilleriſiren hinneigt, ſich bei der Poeſie ſelbſt nur dann beliebt machen, wenn er alles, was bei ſeinen Dichtungen alter Ladenhüter von Andern, Nachahmung iſt, — um aufzuräumen, abgibt, und mit dem Reſt, der ihm bleibt, ſei er groß oder klein, ſein **eigenes** Geſchäft anfängt.

Die Gedichte von **Nicolaus Lenau** im diesjährigen Muſenalmanach ſtehen ſeinen früheren an Friſche der Empfindung bei weitem nach; — Miſchka iſt widerwärtig durch die unnöthige Gedehntheit in der Manier der Ahnfrau.

Grüneiſen's „Brautkranz" intereſſirt, weil er eine Wunde im Herzen des Vaters bedeckt. Seine Sperlingsniobe dagegen iſt eine Thieranekdote, welche in einer gemüthlichen Geſellſchaft gemüthlich in Proſa erzählt, ihren Eindruck nicht verfehlt, aber, in ein Sonett gebracht, läppiſch klingt.

Juſtinus Kerners „Klagen," wahrhaft kleine Meiſterſtücke, (namentlich die zweite) bilden gewiſſermaßen ein Gegenſtück zu Chamiſſo's zwei letzten Sonetten.

Bruchſtücke aus einem Lehrgedichte, von Fr. **Rückert** beſchließen den diesjährigen Muſenalmanach würdiger, als er begonnen iſt. Rückert's literar. Charakter iſt zu bekannt und ſpiegelt ſich in dieſen Spruchpoeſieen zu deutlich, als daß es uns nöthig ſchiene, dieſelben hier weitläufig zu erörtern; iſt doch faſt jeder Satz in ſich vollendet, — als Sprachmeiſterſtück wie als Gedicht! —

Man ſieht aus dieſer etwas umſtändlich detaillirten Revüe, daß wir es für unverantwortlich hielten, über die Angelegenheit der deutſchen Lyrik leichtſinnig in's Blaue hinein ſich zufrieden zu geben. Das Reſultat, welches ſich ergibt, iſt kein ſehr erfreuliches. Manche Namen vom höchſten Gewichte fehlen, wie z. B. **Uhland**, **Heine**, und der Nachwuchs bietet, wie man ſich leider überzeugt, wenig von Bedeutung und Bedeutſamkeit.

Es iſt ein behaglich-begnügliches Geſchlecht, wie es ſeine Öffentlichkeit im Kaffeehauſe — ſtatt auf dem Forum ſucht, ſeinen Areopag in der Coterie, ſeine Zukunft in der Vergangenheit, ſeine Ehre im Gelde, und ſein Vaterland — nirgends. Junge deutſche Poeten, wißt ihr nicht, ob nicht da oder dort im ganzen Haushalt, vielleicht grade da, wo ihn Niemand ſucht, ein ſchadhafter Fleck iſt, den ihr nicht mehr mit Charpie verſtopfen könnt, ſondern nur mit Eiſen? Ihr geht ſorglos, jeder mit ſeinen Privatgedanken, auf der Eisdecke des Stromes; — hört es keiner von euch drunten brauſen? Mag es der Tod ſein, was liegt daran! Man verlangt keine Demonſtrationen von euch, man will keinen Völkerfrühling von euch proklamirt hören; **euch ſelbſt** will man zuerſt jugendlich, nicht blos geſchminkt, — jeden ganz und eins. Man will auch nicht, daß ihr die Uniform der Manier anthut, und in Reih und Glied mit jenem affektirten Schmerz dekorirt daſteht. Aber wir meinen: es ſteckt etwas in unſerer Zeit und in uns allen, die wir ſie machen, indem wir ihr dienen, was einiger Mannesthränen und eines ſtillen Handdrucks und einer lauten That würdig wäre, etwas, wovor gleichwohl bis jetzt keine Polizei zu bangen hat, etwas, was ſich aus allen Schlacken losgerungen haben wird, ehe die Mächtigen von Geſtern es noch ahnten, daß überhaupt etwas geſchehen müſſe. Denn alle Standpunkte ſind erhöht worden. Das Schreibpult des Poeten muß Kanzel und die Bühne Tempel werden, der Salon muß ſich zur Akademie und Stoa erweitern, der geſunde hausbackene Bürger muß ein innigerer Freund des Dichters, des Sehers, des Prieſters der Nation werden, als je die ſchöngeiſtige Theedame oder der Miniſter es ſein konnte, welcher ſonſt Penſionen bewilligte. — Dann wird das werdende Geſchlecht ſeine Miſſion erfüllt haben!

Skizzen aus den Hanſe-Städten. Von Eduard Beurmann. Hanau. Fr. König. 1836.

Das Thema unſerer Liebe will ſtets den Haß zur obligaten Begleitung haben; ihr könnt die Menſchheit nicht lieben, ohne den Fluch zu haſſen, den die einzelnen Menſchen wie Koth an den Sohlen mit ſich herumſchleppen und in die Häuſer hineintragen. Liebe und Haß completiren uns erſt; nennt ihr den, der nicht lieben kann, wohl einen Mann? Wie viel weniger gar den, der zum Haſſen impotent iſt.

Es gibt ein Ding, gegen welches: Toleranz üben, eine Sünde am heiligen Geiſte begehen hieße, — am Geiſt des Menſchen nämlich; und jenes Ding iſt — die Intoleranz. Aber die Intoleranz iſt nicht blos hier eine religiöſe, nicht blos dort eine bürgerliche, ſie präſidirt nicht blos bei großen Autodafés; nein — ſie iſt zu finden, wo ihr ſie nicht vermuthet, in der Stube, im Salon, bei dir, dem Dütendreher, im Geldſack, — bei dir, den die Humanität über und über lakirt hat, im falſchen wurmſtichigen Herzen, in jenem Gehäuſe bornirter Gedanken, auf welchem dein Filz- oder Seidenhut als Dach ſitzt; auf dem Kothurn heißt ſie Tyrannei und ſetzt dir den Fuß auf den Nacken, auf dem Soccus heißt ſie Philiſterthum und überredet dich, deinen Nacken gern unter irgend einen Abſatz zu beugen. Ohne Philiſterthum gäbe es keine Tyrannei; wer die Tyrannei haßt, wird zuerſt das Philiſterthum auf Leben und Tod bekämpfen müſſen. So lange ein Volk blos ein Publikum iſt, und Bürger blos Philiſter ſind, ſo lange wird jeder das Schickſal eines Huß theilen, der irgend nur die Hand aufheben will, um es zu befreien, und die „sancta simplicitas" wird nicht dem Bäuerlein, ſondern dem neuen Huß ſelber gelten.

Und gar erſt der deutſche Philiſter! Ihn ſeiner Unanſtändlichkeit halber beim Zopf zu faſſen, wäre wohl nur eine Befriedigung für unſeren durch ihn gekränkten und beeinträchtigten Egoismus; ihn ſeiner faktiſchen Schädlichkeit halber an der Larve packen, iſt Pflicht. Alles an ihm iſt Larve, und hinter dieſer Larve der Tugend, der Religion, der Unbeſcholtenheit, des guten Rufes ſteckt Alles, was das Glück Einzelner und Aller ungeſtraft vergiftet. Ja, ungeſtraft vom bürgerlichen Geſetz! Aber hier beginnt die Pflicht des Schriftſtellers. Der Schriftſteller muß ſich hier, wenn er ſie erfüllen will, ſchonungslos ans Individuelle halten, wenn ſeine Bemühungen fruchten ſollen. Die ſchärfſte Dialektik wird an den deutſchen Büffelfellen ſtumpf, wenn ſie die ganze Heerde blos als moraliſche Perſon genommen angreift. Stück für Stück muß herausgezielt und niedergeſchoſſen werden.

Das iſt der Standpunkt, von welchem man Eduard Beurmann's Genrebilder betrachten muß. Das Ziel, was früher bezeichnet wurde, hält er ſcharf im Auge; man bemerkt überdem, daß er ſich auch im Waffengebrauch wacker zu vervollkommnen ſtrebt. Mit den „Frankfurter Bildern" hatte er den Anfang gemacht. Es war in dieſem Buch, — das iſt nicht zu läugnen, — zu viel blos Manöverartiges, zu viele Hiebe nach links, um die rechts Stehenden zu amüſiren, wogegen wieder flache Hiebe nach rechts ausgetheilt wurden, um auch die von links al pari zu halten; man hörte zuviele Worte; der ſüdliche Materialismus war mit ſüdlichem Behagen zu ſehr gehätſchelt und betätſchelt worden.

Anders begegnen wir dem Verf. im Norden. Der Kampf gegen das Philiſterthum, der in die Frankfurter Bilder nur als Arabeske, nur wie zum Schmuck hineinverwebt war, bildet in den hanſeatiſchen Skizzen den Grunddeſſein des ganzen Teppichs; die Conturen ſind reinlicher gehalten und der Charakter, der ſich ſeither im Gehen geübt, tritt feſter auf. Beurmann verläugnet ſeine bewegliche Natur auch hier nicht, aber er bewacht ſie und geſtattet ihr weniger Kreuz- und Quer-ſprünge, weniger Wiederholungen von Lieblingsgedanken (obwohl ſolcher noch immer genug vorhanden ſind), weniger Genäſchigkeit von fremden Tafeln.

Ganz gut wird er daran thun, wenn er ſie nie verläugnet, wenn er dieſe kauſtiſche Subjectivität, welche ſcharfe Schatten malt, — um die Lichter ſchärfer vorſpringen zu laſſen, nie einer Objectivität ganz aufopfert, welche uns zwar Charakterbilder Einzelner getreu abmalen kann, aber, namentlich wenn ſie aus einem gleichgültigen, egoiſtiſchen Herzen ſtammt, nie das für die Menſchheit Intereſſe Habende herausheben wird.

Der Kampf gegen die ſchleichende Seuche aller unſerer geſelligen Zuſtände, gegen das Philiſterthum, (heiße es nun hier Myſticismus, dort Intoleranz, oben Bürokratie, unten Knechtſchaftsſinn), kann nicht erbittert genug durchgefochten werden; immer aber wird Eins dabei feſt im Auge zu halten ſein: daß man nicht mit Pelotonfeuern, ſondern als Scharfſchütze die Sache abmache. —

Novellen von C. Ferrand. Berlin. Stuhr. 1835.

Acht Novellen, in Ferrands lyriſcher Manier, vom gewöhnlichen Schlage; mit den Colliſionen der Liebe und Ehe, mit Wahlverwandtſchaften und Verzweiflung. Gräbergeruch und dergleichen Apparat wird ziemlich viel kokettirt. Die Helden ſind im Durchſchnitt verſchrobene Köpfe, die ſich einbilden, poetiſch zu ſein.

No. 235. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 5. October.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Puglaurens täglich wiederholtes Eindringen, ſeine kräftigen und klugen Vorſtellungen, um Herzog Gaſton zu der Anſicht zu bringen, daß er zu ſeinem Könige und Bruder rückkehren, ſich ihm unterwerfen, und ſich mit deſſen Miniſter verſöhnen müſſe, blieben nicht unfruchtbar. Puglaurens ſchmeichelte ſeinem Fürſten und verſprach ihm goldne Berge! Viele Pläne der Aufforderungen, die ſeine Durchlaucht machen müßten und könnten, wurden nach einander entworfen; die Unterhandlungen gingen ihren Gang, und die Zeit der Entſcheidung rückte heran. Größtentheils mochte der Überdruß, an einem fremden Hofe in abhängiger Stellung ſo lange weilen zu müſſen, zu des Herzogs Entwürfen beigetragen haben. Da brach alles an ſeiner eigenen Schwäche zuſammen! Sei es ein Gefühl natürlicher Zärtlichkeit, für ſeine Gattin oder ſeine Mutter, genug, im Augenblick eines bedeutenden Schritts der Unterhandlungen entdeckte der Herzog ſelbſt den Fürſtinnen den ganzen Plan.

Sprachlos und thränenlos ſank Margaretha in ihren Lehnſtuhl zuſammen. Nicht ſo Maria von Medicis. Mit hochrothem Antlitz und gehobener Stimme trat ſie vor den verblendeten Sohn, und wagte es, ihm die Falſchheit und Kleinlichkeit ſeines Benehmens unumwunden vorzuwerfen.

„Habt Ihr Euren Rang, Eure Geburt ſo vergeſſen,“ fuhr ſie fort, „ſo wird die Welt ſie darum Euch um deſto weniger vergeſſen; ſie wird in dieſer ſeltſamen unbegreiflichen Unterwerfung nur den Einfluß Eures Vertrauten ſehn, nie aber das freie ehrliche Übereinkommen des muthmaßlichen Erben der Krone mit ſeinem Bruder, ſeinem Könige, darin anerkennen. — Eure Ehre, mein Sohn, und das Schickſal Eurer Gemahlin werden durch dieſen Schritt vernichtet. Und wenn Ihr je die Ungerechtigkeit und Feigheit haben ſolltet, nach des Königs Willen eine zweite Verbindung zu ſchließen, ehe noch der Tod die jetzige gelöſ't hat — wer ſtünde Euch denn für die Legitimität der in ihr erzeugten Kinder? Glaubt mir, Gaſton, von mir ſelbſt iſt hier die Rede nicht; ſobald man Euch je vernünftige, der Religion und Eurer Stellung angemeßne Bedingungen vorlegen ſollte, würde ich die Erſte ſein, Euch zu einer Verſöhnung mit dem Könige zu rathen.“

Mariens kühne Entſchloſſenheit blieb nicht unbelohnt; der Herzog erſchrack, fand keine genügende Antwort, und kehrte wirklich zu ſeinem beſſern Selbſt zurück. Die Verhandlungen unterblieben. — Puglaurens zweifelte keinen Augenblick, daß Chanteloube der Königin ſeinen Geiſt, ja ſogar ſeine Worte zu dieſem Unternehmen geliehen, ſein Zorn überwältigte dermaßen ſeine Klugheit, daß er die Königin ſelbſt öffentlich, ſogar in ihrer eigenen nächſten Umgebung anzuklagen wagte, und unverhohlen ausſprach: „Maria von Medicis allein hindre die Verſöhnung der königlichen Brüder, um ihrem Haß gegen den Kardinal Richelieu zu fröhnen. Auch hier zeigte ſich die Königin unbegreiflich gefaßt und behauptete ihre Würde mit großer Sicherheit.

Indeſſen wirkte der ganze Streit am traurigſten auf die ſonſt ſo vertrauende milde Seele der jungen

Herzogin, er legte den Grund zu der Unſicherheit in ihrem Betragen, die ſie leider nie mehr ganz verließ. Zwiſchen dem Gemahl, der ihr befahl, ſeinen treuſten Freund zu ehren, und der Königin Mutter, die als alleinige Stütze der Gültigkeit ihrer Ehe ihr unentbehrlich war, fühlte ſie ſich hin und hergeriſſen, und die Bedrängtheit ihrer Lage nahm mit jedem Tage zu. Ihre Beſchützerin richtete zwar bald eine mächtige Schutzwehr um ſie auf, die ihr äußeres Leben augenblicklich ſchirmte, die aber leider ſie dem Herzog ſelbſt wieder ferner zu ſtellen drohte. Auf geheimes Anſuchen der Königin ward eine bedeutende ſpaniſche Beſatzung nach Brüſſel verlegt, und zugleich dem Herzoge angedeutet, daß ihm von ſpaniſcher Seite nie geſtattet werden würde, ſeiner Gemahlin auf eine unwürdige Weiſe zu begegnen, da ſie der Infantin Iſabelle und dem ganzen ſpaniſchen Hofe vorgeſtellt, ja ſogar in dem Pallaſt der Erſtern als Herzogin von Orleans, mit allen ihrem Range gebührenden Ehren aufgenommen worden ſei, und man nun und nimmer zugeben könne, daß die königliche Wohnung als zu einem unerlaubten Umgange zwiſchen nicht rechtmäßig ehlich Verbundenen gemißbraucht erſcheine.

Zugleich erinnerte man ihn, daß der Staat die bedeutende Ausgabe ſeiner Renten, welche vier hundert tauſend Thaler betrugen, nicht umſonſt machen könne, und man alſo den projectirten Rückzug nach Frankreich auf dieſe Weiſe unmöglich ungehindert zulaſſen könne. — Von Stunde an fühlte ſich Gaſton unfrei, halb gefangen, beobachtet. Der Aufenthalt in Brüſſel ward ihm unerträglich, und ihm ſchien nur die traurige Alternative zu bleiben, Mutter und Gemahlin verlaſſend, zu entfliehn, oder ein ſo gequältes, trauriges Leben in Brüſſel fortzuführen.

Margarethe empfand ſeine Lage ſchmerzlich und tief. Der Wechſel ſeiner Stimmungen, das Ergreifen und Loslaſſen täglich erneuter Pläne, und die immer ſteigende Bitterkeit gegen die Königin Mutter quälten ſie unbeſchreiblich. Bald geſellte ſich dieſem Kummer ein andrer, nicht minder ernſtrer: Der Tod entriß ihr ihre ſanfte, milde Beſchützerin, die Statthalterin der Niederlande, deren weiches, wohlwollendes Herz die ſtreitenden Gemüther der Königin und des Herzogs zu beſänftigen und in Schranken zu halten verſtand. Sie ſtarb im acht und ſechzigſten Jahre, und hatte während drei und dreißig derſelben die Spaniſchen Provinzen mit ſolcher Klugheit und Mäßigung regiert, daß ſelbſt ihre und des Öſtreichiſchen Hauſes ärgſten Feinde ihr nicht die Bewunderung verſagten, die ihre Umgebungen ihr allgemein mit großer Liebe zollten, und die auch wirklich ihre ruhige Politik und wahrhaft fürſtlich-mütterliche Milde verdienten.

Bei einer Prozeſſion erkältete ſie ſich, und eine daraus entſtandene Lungen-Entzündung raffte ſie nach wenig Tagen hin. Unerachtet der Heftigkeit der Krankheit ſorgte ſie noch unabläßig für das Wohl der Provinzen, gab alle nöthigen Befehle und traf mit beſonnener Vorſicht alle Maßregeln, um den Frieden bis zu Ankunft ihres Neffen, des Kardinal-Infanten, zu ſichern. Auch den Herzog und die Herzogin verlor ſie keinen Augenblick aus dem Geſichte, und empfahl ihr Intereſſe auf's dringenſte ihren Umgebungen. Nach ihrem Tode öffnete man ein verſiegeltes Packet, in welchem ſich außer den nöthigen Verordnungen auch die Verſicherung fand, daß der Königin Maria und dem fürſtlichen Paar durch der Infantin Tod kein äußerer Nachtheil erwachſen werde, indem alle Verſicherungen und Befehle in der beſtimmteſten Form abgefaßt und geordnet da lagen. (Fortſ. folgt.)

Der Fluch des Negers.

Von Emerentius Scävola.

(Schluß.)

„Schweig, Yuina!“ befahl Rondellier unmuthig, doch ſchnell erheiterte ſich ſein Auge. Er ſah, wie Agneſe, liebreich auf das Kind niederblickend, das Arzeneiglas uneröffnet auf den Tiſch zurückſetzte, und ſinnend nach ihrem Ruheſitz zurückſchlich.

Der folgende Tag war ein Feiertag. Rondellier hörte die Meſſe; da raffte Agneſe ſich auf von ihrem Divan, ergriff Yuina's Hand und flüſterte: „Nun führe deine Mutter zu Churul.“

Das Kind führte Agneſen durch den Garten, den langen ſtallahnlichen Gebäuden entlang, in welchen die Sklaven aufbewahrt wurden. — Des Gehens entwöhnt, ermattete Agneſe bald; „rufe mir Churul hierher,“ ſagte ſie zu dem Knaben, indem ſie ausruhend ſich an die Wand lehnte. Yuina ging und kehrte mit dem ſchwarzen Hexenmeiſter zurück.

„Churul, ſage mir,“ hob Agneſe, fliegend vor Angſt an: „Sage mir, bin ich Mutter?“

„Du biſt's, Herrin!“ erwiederte der Sklave.

„Werd ich — die ſchwere Stunde — überleben?“ ſtammelte ſie.

„Nein,“ antwortete der Sklave, „du biſt verflucht und wirſt ſterben, wenn du den Fluch nicht entkräfteſt der auf deinem Haupte ruht.“

„Und wie vermag ich das?“ frug Agneſe faſt ohnmächtig.

„In der nächſten Mitternacht wechſelt der Mond ſein Licht,“ verſetzte der Zauberer. „Haſt du den Muth dich mir zu vertrauen, ſo komm heut um Mitternacht zur Saigerhütte. — Ich werde deinen Bann löſen, du ſollſt gebären und leben. — Aber komm allein! Kein Menſch darf dich begleiten.“

„Ich werde kommen!“ hauchte Agneſe aus ſterbender Bruſt, und ſchwankte, auf Yuina gelehnt, und ihm das unverbrüchlichſte Stillſchweigen gebietend, ihrer Wohnung zu.

Der Bannfluch.

Der Nachthimmel war mit Wolken bedeckt, als Agneſe zitternd ihr Lager verließ, einen innigen Kuß auf die Lippen des entſchlummerten Kindes drückte, und faſt bewußtlos dem Urwalde entgegentaumelte, in deſſen Dickicht die Schmelzhütte lag. Der Dampf, welcher glutroth aus den Brennöfen in den ſchwarzen Himmel aufſtieg, war ihr Wegweiſer. — Das Kniſtern der Flamme fing an, indem ſie näher trat, die Todtenſtille zu beleben. — Jetzt ſah ſie neun Sklaven an den Feuerlucken gelagert; Alle hatten ihre Geſichter rothgelb mit Okker bemalt, und mühſam nur erkannte ſie Javuk und Churul. — Die Kraft zu athmen verſagte ſich ihr, wie die Kraft zu ſtehen; ſie ergriff einen tiefherabhängenden Zweig, um ſich zu halten, aber der ſchwache Aſt knickte ein unter der Laſt und ſie taumelte nieder.

Das Geräuſch des Zweigbruches verrieth den Negern ihre Gegenwart. Der Schwarzkünſtler richtete ſich auf, trat zu Agneſen hin und murmelte: „Herrin, er will nicht!“

„Wer will nicht, und was will er nicht?“ ſtammelte die geängſtete Frau.

„Javuk will kein Blut geben, und ich brauche drei Tropfen von ſeinem Herzblut, und drei von dem deinigen,“ ſagte Churul.

Die Vorſtellung, ſich drei Tropfen ihres Herzblutes abzapfen zu laſſen, vereiſte die warmen Wellen in Agneſens Adern.

„Fürchte dich nicht, es thut nicht weh,“ ermuthigte der Schwarzkünſtler die Verzagende. „Ein Ritzchen mit einer Nadel durch die Haut — mehr iſt nicht vonnöthen; aber Javuk will nicht.“

Agneſens Beſinnung kehrte zurück. Eingedenk, daß an dem Erfolge dieſes Unternehmens ihr Leben hänge, daß ſie niedergedrückt von Javuk's Fluche ſterben müſſe, ſchauderte ſie auf. — „Warum will er mir ſein Blut nicht geben?“ bebte die kaum hörbare Frage von ihren Lippen. „Ich will es ihm abkaufen! Ich will es ihm bezahlen! Er ſelber ſoll den Preis ſetzen auf ſein Blut!“

„Willſt du das?“ ſcholl Javuk's wildes Gebrüll ihr in's Ohr. „So ſchwöre mir bei deinem gekreuzigten Gott und ſeiner heiligen Taube, mich frei zu geben, ſammt meinem Weibe und Kindern, und uns Gold zu geben, jedem drei Hände voll, und Arrack, jedem drei Fäſſer voll, und uns hinweg ſchiffen zu laſſen nach dem freien Nordamerika. Schwörſt du, dann gebe ich dir drei Tropfen von meinem Herzblut.“

„Ja, ja, ich ſchwör's bei der Mutter meines Erlöſers und bei ſeinem heiligen Geiſte, du ſollſt haben, was du forderſt!“ ſchrie Agneſe, und ſchritt, von Churul unterſtützt, der freien Stelle vor dem Feuerroſen zu. Ihr Führer ließ ſie in der Mitte des aſchenſchwarzen Platzes behutſam niedergleiten. — „Und uns, Herrin, gelobſt du ewiges Schweigen über das, was begonnen werden wird mit dir in dieſer Stunde, und auch uns verſprichſt du Arrack und Feiertage, wenn du dein Kind lächeln ſiehſt, nicht wahr?“ ſprach Churul.

„Ja, ja, bei allen Heiligen, Arrack ſollt Ihr haben und Feiertage, wenn ich mein Kind ſehe!“ ſchwur Agneſe.

„Sitze aufrecht, Herrin,“ gebot der Zauberer, ein Meſſer und ein Stück einer Kokusnußſchale aus einem Täſchchen unter dem Schurze hervorziehend. „Jetzt. Javuk ſetze dich, Rücken an Rücken der Herrin gegenüber, und ihr beginnt.“ *)

Die ſieben andern Neger, welche als Statiſten auf dieſer ſeltſamen Buhne zu figuriren beſtimmt ſchienen, ſtanden jetzt auf und reihten ſich einer an den andern, jeder eine Keule in der Hand, zum Kreiſe um den Mittelpunkt, den der Beſchwörer, neben Javuk und die faſt bewußtloſe Agneſe ſtehend bildete. — Jetzt fing Churul eintönig aber geſangartig mit fragender Stimme zu heulen an; Javuk beantwortete jedes kurzabgebrochne Geheul auf gleiche Weiſe, und nun erweiterten die Neger den Kreis; ſie fingen an mit widrigen Körperverrenkungen zu ſpringen und unter ſchauerlichem, geheulähnlichem Geſange einen Rundtanz um die Gruppe in ihrer Mitte zu beginnen.

Nach einigen Minuten hörte Churul auf zu fragen, er kniete nieder neben Javuk, ritzte ihm die Haut an der linken Seite ſeiner Rippen und fing die hervorrieſelnden Blutstropfen auf.

Jetzt veränderten die Neger ihre Tanzweiſe. Sie wandten ſich um und ſtampften, einen ſehr engen Kreis um den Beſchwörer beſchreibend, einer genau in die Fußtapfen ſeines Vorgängers tretend, und bei jedem Schritte ein einſtimmiges Gebrüll ausſtoßend, um die faſt entſeelte Gebieterin umher, welche jetzt den Schwarzkünſtler mit dem Meſſer und der Schale in den Händen neben ſich niederknieen ſah, und mit dem Jammergeſchrei: „Jeſus Maria!“ dem Blutforderer die Hände abwehrend entgegenſtreckte.

Da krümmte ſie plötzlich ein ungeheurer Schrecken zuſammen, und alle Neger ſanken in die Kniee. Der Beſchwörer taumelte mit dem Aufſchrei: „Jetzt iſt's vorbei! Das Werk iſt geſtört!“ — in das Dickicht und Javuk ſprang vom Boden auf, denn Rouppert, der wilde Vogt, trat mit dem Donnerruf: „Beſtien, was treibt ihr hier?!“ in die Mitte der Entſetzten. — Agneſe lag bewußtlos am Boden.

Als ſie erwachte, ſah ſie ſich auf ihrem Lager, in den Armen ihres Gatten. Neben ihr kniete Yuina, die Augen von Thränen verſchwollen, und den Buſch von Flamingofedern in den Händen, mit welchem er die Muskitos von dem Geſichte der geliebten Mutter verſcheuchte. — Draußen heulten und wimmerten die Gattinnen der gezüchtigten Sklaven, vergebens um Erlaß der Strafe der Unglücklichen flehend, die unter den Händen der Vögte ihr mißlungenes Beſchwörungswerk büßten.

Agneſe warf das Auge wild um ſich her; endlich aber, als ſie das freundliche Tageslicht durch die Jalouſien brechen, und ſtatt der brandgelb bemalten Negergeſichter die Antlitze ihrer Geliebten ſah, da ward ihr leichter. „Gott ſei Dank!“ rief ſie, „es war wohl nur ein Traum?“

Da hob ſie das Haupt in die Höhe und lauſchte. „Wer wimmert denn dort ſo laut, ſo flehend?“ — frug ſie. „Ha, das iſt Marguerite's Stimme! — Marguerite! — Javuk! — Churul! — Nein! Es iſt kein Traum geweſen! — Das Werk iſt geſtört, und das Leben, welches ſich regt unter meinem Herzen, wird mein Leben enden!“

Rondellier's Augenlieder vermochten dem Andrang ſeiner Thränen nicht mehr zu wehren; da fuhr Agneſe auf: „Alles weint! — Wohin ich ſehe, nichts als Thränen! So weint doch nicht! Soll ich denn meine Leichenfeier ſehen? — Aber warum weinen die Sklavinnen?“

„Sie bitten für die Verbrecher, die es gewagt haben, Hand an dich zu legen, und jetzt auf der Folter liegen, um zum Geſtändniß ihres beabſichtigten Frevels gezwungen zu werden,“ antwortete Rondellier.

„Auf der Folter?“ — ſchrie Agneſe entſetzt. „Laß ſie abſpannen von den Marterbänken! Auf der Stelle! Ich will es! — Sie hatten eine gute Abſicht und ſollen nicht dafür büßen, daß der ſchreckliche Vogt ſie vereitelte. Wiſſe, Etienne, ich bin Mutter, aber ein fürchterlicher Fluch hat das Auge meines Kindes vergiftet, auf daß ſein Anblick mich morde. Dieſen Fluch zu löſen, war ich in dieſer Mitternacht unter jenen Negern. — Laß ſie los! Ohne Verzug! Gib ihnen Arrack und Feiertage, und laß ſie luſtig ſein, — luſtig, als hätte mein Kind mich angelacht! —

---

*) Dieſe Scene iſt nach dem Leben geſchildert.

O, lache doch, Puina! Du biſt ja mein Kind! — Warum hab' ich nach einem zweiten verlangt!"

Sie ſchloß Puina in ihre Arme, und Rondellier ging, um ihrem Willen gemäß die gemarterten Sklaven zu begnadigen. Als er wieder zurückkehrte, fand er noch Puina an Agneſens Bruſt liegen.

„Etienne," hob ſie an, den naſſen Blick auf ihren Gatten richtend, und ſeine Hand mit krampfhafter Heftigkeit umſchlingend, „Etienne, dieſen hier, — mein Puina, — er iſt unſer Kind, — verſtoß' ihn nie! Hörſt du? Er ſoll der Bruder des Kindes ſein, welches ich mir und dir erzwungen habe durch mein Gebet! — Und, Etienne, gib meinem Kinde keine Stiefmutter! Ehre mein Andenken und unſrer Kinder Rechte an dein Vaterherz. Bleibe Wittwer! — Und, iſt's eine Tochter, der ich ſterbend das Leben geben werde, ſo nenne ſie nicht nach mir, es ruht ein Fluch auf meinem Namen, der ſich leicht vererben könnte auf mein Kind. Nenn' es nach meiner edeln Mutter; ſie war ein ſpaniſches Kind von reiner kaſtilianiſcher Abkunft! Der heilige Erzbiſchof von Toledo hat ſie gefirmelt und ihr den geſegneten Namen „Carlota" gegeben. Und Carlota ſoll mein Kind heißen, wenn es ein Mädchen iſt! — Und iſt's ein Knabe, ſo nenn' es — nicht Philipp! Nicht dein Bruder ſoll es halten, wenn der Prieſter ſeine Stirn mit dem geweihten Taufwaſſer benetzt, und nie — nie ſoll mein Kind am Altar ſtehn, Hand in Hand mit einem Sohne deines Bruders! Gelobe mir das, Etienne!"

Rondellier warf ſich verzweifelnd an das Lager ſeiner Gattin nieder, und beſchwor ſie, zu heitern Lebenshoffnungen zurückzukehren, und durch kräftige Losreißung von ihrem lebenvergiftenden Wahne, ſich ſelbſt, ihn und ihr werdendes Kind zu retten. — Aber die Wurzeln dieſes Wahn's waren zu tief gedrungen und zu innig verwickelt mit den Wurzeln ihres ganzen Seins. Agneſe wiederholte mit der völligen Aufwallung der ihr angebornen Glut und der ihr angebildeten Starrheit ihre Forderung, und Rondellier legte die Gelübde, welche ſie ihm abzwang, in ihre Hände nieder.

Eine Woche verging nach der andern, ohne Agneſens Seelen- und Körperzuſtand weſentlich zu verändern; die Hoffnung indeß, welche eine wahnſinnſtarre Seelenirrung ihr zum Verzweiflungsquell umgewandelt hatte, die ſüße Hoffnung ihrer Mutterwerdung, welche ſie vergeblich ſich ſelbſt zu läugnen befliſſen geweſen war, trat plötzlich zweifellos, und ihr Ziel überraſchend nah verkündend, an's Licht. Der unglückliche Gatte, der gefoltert von dem Anblick ihrer ſteigenden Verzagtheit und ihrer ſinkenden Kräfte vergebens den Beiſtand des Arztes und des Beichtvaters ſuchte, von jenem aber mit zahllos neu zu verſuchenden Kurmethoden, und von dieſem mit einer Teufelaustreibung bedroht wurde, erlag faſt unter der Laſt ſeines Kummers, während Agneſe dem kleinen Puina, der nicht von ihrer Seite wich, ununterbrochen ſeine Pflicht an's Herz legte, den kleinen Engel, welchen ſie ihm aus ihrem Himmel ſenden werde, zu lieben, zu bewachen und zu beſchützen.

Alles war bereit, dieſen kleinen Engel zu empfangen; Rondellier mit einem gebrochnen Vaterherzen, Puina mit einer unermeßlichen Bruderliebe, Marguerita, welche kürzlich wieder geboren hatte, mit der kräftigen Nahrung ihrer Bruſt. Nur Agneſe verſchloß ihr Herz der Hoffnung, die dem Leben angehörte. Sie hatte ihr Auge zu zuverſichtlich dem Grabe und dem über dem Grabe ſchwebenden Himmel zugewandt, als daß ſie noch einen Blick für die Freuden der Erde hätte übrig behalten können. — So ſchlug ihr, und ſo ſchlug Allen ihre gefürchtete und — furchtbare Stunde, die den reichſten Pflanzer zum reichſten Menſchen gemacht haben würde, wenn ſie — fünf Jahre früher geſchlagen hätte!

Ein mattes Kindesgeſchrei und ein tiefgeholter Seufzer Agneſens erhoben einige Minuten lang Rondellier's Herz zu dem Vorgefühl der Wonnen höherer Weſen, deren Glück nicht ſterblich iſt, wie das Glück der Sterblichen. — „Beide leben! Mutter und Kind!" jauchzte er auf, und legte das neugeborne Töchterchen in Agneſens Arme. Sie blickte es mit ſtrahlenloſem Auge an, und hauchte: „Carlota! — Puina!" — Sie ſah ſich um, Rondellier errieth ſie, und befahl Puina zu holen. — Der Knabe kam, Agneſe legte das Händchen ihres Kindes in Puinas Hand, hauchte: „Sieh, Puina — das iſt Carlota — deine Schweſter!" — Dann winkte ſie Rondellier zu ſich nieder, und ſtammelte: „Vergiß nicht — dein Gelübde. — Dieſer iſt dein Sohn! — dieſe beide ſind Geſchwiſter! — Dein Bruder — nicht — nicht" — —

Ihr Auge ſank auf die Kinder nieder und hörte auf zu ſehen.

Buntes.

*** Das Geſchlecht des großen Chatham (des älteren Pitt) iſt ſchon jetzt mit der erſten Generation erloſchen. Vor Kurzem ſtarb der älteſte Sohn jenes berühmten Redners und Miniſters im hohen Alter und kinderlos, 29 Jahre nach dem Tode ſeines jüngeren Bruders, William Pitt, jenes Miniſters, der an Englands Größe mit erſtaunlichem Erfolge fortbaute.

*** Der Umſtand, daß die Franzoſen mit ihrer Geſetzgebung unzufrieden ſind, liegt wenigſtens nicht an der Zahl ihrer Geſetze, Dekrete und Ordonnanzen, von denen ſeit 1789 26,730 gegeben ſind. Der größere Theil derſelben fällt in die Herrſchaft des Conventes und die Regierung Ludwig's XVIII. Vom Convente ſind 14,034 Dekrete erlaſſen, unter Ludwig XVIII. 17,000 Geſetze und Ordonnanzen bekannt gemacht.

*** Nach franzöſiſchen Zeitungen hat die berühmte Sängerin Malibran einen ſolchen Tumult des Beifalls in Mailand erregt, daß die öſtreichiſche Polizei einſchreiten zu müſſen glaubte. Ein Polizeicommiſſair bat nämlich das Publikum, ſich zu mäßigen, indem er erklärte: „Bei dem furchtbaren Tumulte könne man nicht mehr für die Feſtigkeit des Saales einſtehen."

*** Kürzlich waren nach dem Police-report von London an einem Tage 115 Perſonen wegen Criminal-Verbrechen verhaftet.

*** Kürzlich fand ein neues Vaudeville: Le nègre blanc, von Brazier und Rougemont, auf den Variétés vielen Beifall. Das Süjet waren die Schickſale eines Gewürzkrämers aus Paris, der auf einer Reiſe nach den Antillen mit Ruß beſtrichen und als Neger verkauft werden ſollte. — Auf dem Ambigu-comique wurde ein neues Melodram: Les gueux de mer (aus dem holländiſchen Unabhängigkeitskriege gegen Spanien), gegeben; — ein anderes: Les vacances d'un roi, deſſen Süjet aus einer Reiſe des Königs Stanislaus Lesczinski beſtand, der incognito aus Frankreich in ſein Herzogthum zurückkehrt, und allerlei unerwartete Dinge vorfindet, war von der Cenſur geſtrichen.

*** Die berühmteſten Componiſten und Sänger von Paris, Roſſini, Cherubini, Halevy, Nourrit, Rubini, ſind zuſammengetreten, um eine würdige Todtenfeier Bellinis zu veranſtalten. Der Bildhauer Dantan hat eine Todtenmaske des verſtorbenen Componiſten in Gyps aufgenommen, um danach eine Büſte zu verfertigen. Der Todesort Bellini's iſt Puteaux. H.

*** Heinrich Laube übernimmt die Redaction der Mitternachtzeitung.

Im Literaturblatt Nro. 30, Spalte 3, Zeile 18 von oben lies: Froſchſchenkelfarbe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 236. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 6. October.

Der Bogen der Liebe.

Von Leopold Schefer.

I.

Der Schiffer.

Rolle deine Wogen,
Meer! ſo wie geflogen
Führt das Schiff, ihr Segel, fort
Nach der fernen Küſte Port,
Daß ich eher kehre!

Weite Meereshallen,
Schön durch euch zu wallen!
Auf der Sonne Silberſteg
Gleitet rein der Kiel hinweg,
Friſch die Bruſt umſpület.

O der ſüßen Stunden
Als ich dich umwunden,
Wie uns Wonne ganz durchfacht
In der dunkeln ſüßen Nacht,
Ach, in deinen Armen!

Auf den blauen Wogen
Steht ein Regenbogen,
Hochgewölbt, und ſtrahlt und brennt
An dem ſchönen Firmament,
Kühl im Meer noch glimmend!

Siehſt du auf den Wogen
Ruh'n den Regenbogen,
Liebes Kind, ſo denke mein!
Ewig, ewig bin ich dein,
Liebe lebt unſterblich.

II.

Das Mädchen.

(Nach einem Jahre.)

Rolle deine Wogen,
Meer! dahin, betrogen,
Segelt' er im Schiffe fort
Nach der fernen Küſte Port,
Ohne Wiederkehren!

In den grünen Hallen
Liegt er auf Corallen,
Und die Sonnenſäule ruht
Silberleuchtend auf der Flut,
Wie ihn nie geſehen!

O mein holder Knabe,
In dem ich Ihn habe —
Wie das klare Aug' ihm rollt!
Und die Härchen ſind wie Gold —
Süßer lieber Knabe!

Auf den blauen Wogen
Steht der Regenbogen;
Ach, nach ihm, der flammt und brennt
An dem ſchönen Firmament,
Langt ſein Kind mit Händchen.

Seh' ich auf den Wogen
Dich, o Regenbogen,
Todtes Herz, ſo denk' ich dein!
Ewig, ewig biſt du mein,
Liebe lebt unſterblich.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Die Geſchichte hat uns in dem milden Bilde dieſer nur Frieden und Segen verbreitenden guten Fürſtin ein ſchönes, viel ausgleichendes Beiſpiel gegeben, daß auch ſittliche Größe den Herrſcherſtab über die unruhigen Gemüther der Menge erringen kann, und Gewalt nicht immer vor Recht geht; — leider ſchlugen die Wellen der Zeit auch über dieſem Abglanz der Gottheit zuſammen, und ihre Bewegung verwiſchte das ſchöne Friedensbild nur allzubald.

Noch einmal wagte es Franz, den Entſchluß in's Auge zu faſſen, ſein theures Lothringen mit Aufopferung ſeiner perſönlichen Wünſche und Anſichten zu retten. Und noch einmal ſollte die Hoffnung Dianens zweifelhaftes Geſchick mit ihren Blüthen durchflechten, um ſie in Luft zerflattern, in Sturm verwehen zu ſehen. Sie, die an ſo tauſendgeſtaltige Liebe, an leichte lockende Bande, an flüchtige Verhältniſſe jeder Art gewöhnte Frau, die bisher in der leichtſinnigen Umgebung des Hofes nur Sinnenreiz und pecuniäres Intereſſe anerkannte, hatte während ihres Aufenthalts in Nancy plötzlich, gewaltſam, tief, mit aller Kraft das erſte wahre Gefühl ergriffen — ſie liebte, liebte wirklich! Franz war dem Könige nach Paris gefolgt, um dort eine Milderung der ſeinen Bruder erdrückenden Friedensbedingungen zu erhalten. Chriſtine von Lothringen, ſeine alte würdige Tante, ſchrieb ihm einen herzzerreißenden Brief dorthin, um ihn zu einer Verbindung zu bewegen, von der auch ſie die alleinige Rettung Lothringens hoffte.

„Meine Neffen“ ſchrieb ſie, „haben mehr den König von Frankreich zu berückſichtigen als alle Fürſten. Sie werden unfehlbar und gleich zu Grunde gerichtet, wenn ſie ein entgegengeſetztes Intereſſe ergreifen; eh' noch die kaiſerlichen oder ſpaniſchen Truppen den Fuß zum Marſch erheben, wird Lothringen verloren ſein. Können meine theuren Neffen jemals zu hoffen wagen, ſich mit Frankreich auszuſöhnen, wenn ihnen der allmächtige Richelieu im Geiſte ſeines Herrn entgegenwirkt? Wenn aber Franz Madame Combalet geheirathet haben wird, dann wird ihr Ohm gezwungen ſein, das Haus aufrecht zu erhalten, das ihm die Ehre angethan, ihn aufzunehmen. Zugleich aber wird dies das ſicherſte Mittel ſein, die Ehe Gaſton's und unſerer Nichte Margarethe vollgültig zu erhalten, denn Richelieu wird ſeine Verwandte gern als Schwägerin einer Herzogin von Orleans ſehen.“

Chriſtinens klare geſunde Vernunft trug den Sieg davon. Franz war bei aller ſeiner feinen und tiefen Empfindung doch auch Egoiſt und ein Verſtandesmenſch. Seine Vorliebe für ſein Haus und ſein Land entſchieden. Er erſuchte den Kardinal Richelieu um die Erlaubniß, ſeine Nichte zu ſehen, und brachte ſeine neue Werbung vorläufig gegen den toscaniſchen Geſandten Gondi zur Sprache. „Ich bin entſchloſſen,“ verſicherte er ihn, „der Herzogin Rath zu befolgen, aber die Schwierigkeiten der Ausführung drängen ſich mir entgegen! Der König muß einen anſtändigen Grund haben, die mit ſo viel Stolz und Willkühr uns abgenommenen Städte uns zurück zu geben — denn Richelieu wird ſich vor den Einwürfen ſeiner Freunde decken wollen, die ihm zur Laſt legen könnten, mit ſeines Königs Armeen ſeiner Nichte ein Etabliſſement geholt zu haben.“

Der Abbé lächelte ſeltſam, aber er gab dem Fürſten Recht; nur, bemerkte er, immerfort lächelnd, ſei Richelieu's Stellung der Art, daß er die Folgen eines ſolchen Schritts nicht ſonderlich zu ſcheuen habe.

„Recht wohl, recht wohl,“ fuhr der Fürſt, wieder nach alter Weiſe die lange Reihe der Gemächer auf und nieder ſchreitend fort, „aber lieber Abbé, wiſſen Sie wohl, daß ich Richelieu's Geſchicklichkeit in dieſer Angelegenheit nicht wenig ſcheue? Er fordert viel, und denkt, uns wenig zu gewähren! Kann ich wiſſen, ob dieſer abgefeimte Politiker mich nicht blos ſcheinbar an ſich lockt, um des Grafen Soiſſons Eiferſucht zu erregen?“

„Unmöglich, gnädigſter Herr! Die Wunde, die des Grafen Stolz dem Kardinal ſchlug, war zu tief! ſie blutet noch; — nie wird er ihm die Hand ſeiner Nichte gewähren.“

„Sie täuſchen ſich, lieber Gondi, ihm lieber als jedem Andern! aber auch in unſerm Hauſe“ — ſeine Stimme brach und ein leiſes Zittern wurde merkbar — „Die Prinzeſſin Claude hat Anſprüche auf die beiden Herzogthümer — wenn ihre Schweſter ohne Leibeserben ſtirbt — man hat ſogar davon geſprochen,“ — die Stimme zitterte noch heftiger. —

„Man hat davon geſprochen,“ ſagte der Abbé ſehr ruhig, „durch eine Verbindung mit Ihro Eminenz, dieſe Anſprüche zu vereinen. Sie vergeſſen, gnädigſter Herr, daß ohne die Verbindung mit Madame Combalet die beiden Herzogthümer Ihnen ſo wohl, als der Prinzeſſin ſelbſt verloren ſcheinen.“

„Ganz recht,“ fuhr Franz ſehr ungeduldig fort, „und Sie, Abbé, vergeſſen, daß, wenn ich Madame Combalet meine Hand reiche, die Prinzeſſin dennoch dieſe ſcheinbaren Anſprüche in ein anderes glücklicheres Fürſtenhaus tragen wird; oder ſoll man dieſe lieblichſte Blume in Kloſtermauern zwängen? Iſt das dankbar? Iſt's auszuführen?“

„Gnädiger Herr,“ erwiederte Gondi, noch ruhiger lächelnd; „wenn der König und der Kardinal Ihro Eminenz Anſprüche ſichern, wird ſich die Prinzeſſin fügen, und einem Gemahl ihre Hand ſchenken, deſſen Rang ihn nicht berechtigt, die Ihnen zugeſprochene Regierung Ihnen ſtreitig zu machen.“

„Meinen Sie, Gondi? einen Andern! O ja, ſehr möglich. Nur bleibt meines Herrn Bruders Stolz das ärgſte Hinderniß. Leider iſt er ſtets entſchloſſen, in allem das ſchlimmſte Theil zu erwählen. Er und der König haſſen ſich tödlich, mein Bruder wird den Mangel an Geburt an meiner Gemahlin nie überwinden, und die Verwandtſchaft mit dem von ihm verabſcheuten Miniſter kann es dahin bringen, daß er mir ſelbſt mißtraut, wenn er mich durch Richelieu's Kredit gehoben ſieht. Wird er nicht glauben, daß ich, anſtatt mit der mir gewährten wahrhaft fürſtlichen Apanage zufrieden zu ſein, wirklich nach ſeinem Reich und Herzogthum ſtrebe?“

„Nicht doch, Eminenz! Ihres Herrn Bruders höchſte, ihn beherrſchende Leidenſchaft, iſt die Erhaltung Lothringens und ſeiner fürſtlich unumſchränkten Herrſchergewalt. Alle Hinderniſſe, die mir Ihro Eminenz anführen, ſind zu beſeitigen. Der König hat Nancy als Unterpfand der Ergebung und Anhänglichkeit des Herzogs verlangt, und kann es zurückgeben, ſobald ſeine Beſorgniſſe gehoben ſind, was durch dieſe Verbindung geſchieht. Ihro Majeſtät können keine Urſache haben, Ihnen zu mißtrauen, wenn —“

„Wenn ich die Nichte ſeines Miniſters heirathe? Ja wohl, ganz recht. Der König wird mir erſt das Gouvernement der Städte geben, die er von uns in Händen hat, dann kann die gänzliche Überantwortung folgen. Freilich. Wenn mein Bruder ſich zu meiner Gunſt ſeines ganzen Rechts begeben hatte, um Nancy zu retten, darf ich hoffen, daß er“ — der Fürſt unterbrach ſich abermals und entließ den Abbé, um, wie er ſelbſt geſtand, augenblicklich an Madame Combalet zu ſchreiben. (Fortſ. folgt.)

Nachrichten von Künſtlern in München.

Seit ungefähr zehn Jahren, hauptſächlich durch die umfaſſenden Unternehmungen des Königs, hat die Kunſtthätigkeit in München an Umfang und Charakter bedeutend zugenommen. Aus allen Gegenden Deutſchlands haben ſich Künſtler hieher gezogen, ſo daß — bei der Mannigfaltigkeit der Talente und Richtungen — das Kunſtleben ſehr reich ſich entfaltet hat. Viel zu weit würde es den Schreiber und Leſer dieſes führen, wollten wir eine auch noch ſo kurze Überſicht des in dem angezeigten Zeitraume Gethanen geben; wir beſchranken uns darauf, die genannteſten und bekannteſten Künſtler in ihre Werkſtätten zu begleiten und von ihren neuſten Arbeiten Notiz zu nehmen. Wir beginnen die Reihe mit der

Architektur.

Profeſſor Gärtner hat durch ſeine „Bibliothek“ der Stadt München nicht nur eine neue Zierde, ſondern, man möchte ſagen: einen neuen Charakter gegeben. Dieſer Künſtler hat ſich erſt ſpät mit dem Studium der neuern Baukunſt befaßt, hat aber deren organiſche Geſetze mit ſo viel Geiſt aufgefaßt, daß wir der Gegenwart Glück wünſchen müſſen, daß ihm mehre der bedeutendſten neueſten Bauten, nämlich die Ludwigskirche, die Bibliothek, das Blindeninſtitut, das Fräuleinſtift, das Univerſitätsgebäude, das Prieſterſeminarium, dieſe alle dicht bei einander, und die Reſtauration des Iſarthores übertragen worden ſind. Der Charakter ſeiner Gebäude gleicht am meiſten dem der mittelalterlichen italiäniſchen Bauten und er wendet ſogar, wie dort geſchehen, verſchiedne Farbe verſchiedenen Baumaterials zur deutlichern Bezeichnung der Formen an. So ſieht man an der Façade der Bibliothek die Bogen über den Fenſtern, die der Tragſteine des Dachgeſimſes und andere von rothen Ziegeln, die Hauptwand von gelblichen (alles ohne Bekleidung) und der Unterbau mit grünlichem Zement überzogen. Das Dach der Ludwigskirche, mit bunten Ziegeln muſiviſch bedeckt, gleicht einem über das Gebäude ausgebreiteten farbigen Teppich, der zu der Façade aus weißem marmorartigem Kalkſtein prächtig kleidet. Dieſe letztere wird in den Oktobertagen aufgedeckt und einen zweiten Kranz um das Haupt ihres Urhebers winden. Die Thürme zu beiden Seiten werden in zwei Jahren vollendet ſein.

Geh. Oberbaurath von Klenze, bisher noch mit dem innern Ausbau und Schmuck der Allerheiligenkirche, des neuen Königsbaues, der Pinakothek und der Walhalla bei Regensburg beſchäftigt, leitet gegenwärtig den Bau des gegen Norden angebauten großen Flügels der Reſidenz, deſſen Styl am meiſten dem Prachtſtyl Palladios verwandt iſt, ſo wie der des neuen Poſtgebäudes, dem neuen Königsbau gegenüber, durch welches ſich der Maximiliansplatz einfach und groß ſchließt.

Inſpector Ohlmüller iſt noch über dem innern und äußern Ausbau der Maria-Hilf-Kirche in der Vorſtadt Au; einem Werk, das ihm zu höchſtem Ruhme gereicht, weil es, vielleicht ſeit Jahrhunderten, das erſte iſt, in welchem die Geſetze altdeutſcher Baukunſt des 13. Jahrhunderts, mit eigenthümlichem und doch freiem Sinn aufgefaßt und angewendet worden ſind. Eintheilung und Verhältniße an dieſer Kirche, ſo wie Gründlichkeit der techniſchen Ausführung erheben ſie zu den bedeutendſten Denkmalen der ernſten Kunſtbeſtrebungen unſrer Zeit, und ihren Architekten unter die erſten der Gegenwart.

Ziebland hat den Auftrag, die neue Baſilica (des heil. Bonifacius) gegenüber der Glyptothek zu erbauen, wofür ſchon ſeit Jahren die Vorbereitungen gemacht werden, ſo wie das daran gränzende Benedictiner-Kloſter. Ziebland folgt dabei dem ältern, noch aus der ſ. g. klaſſiſchen Zeit hergeleiteten, italiäniſchen Kirchenſtyle, wie er in den erſten acht bis zehn Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung vorzüglich in Rom ausgebildet worden.

Bildhauer.

Konrad Eberhard hat für das Portal der Allerheiligenkirche die Statuen des heil. Petrus und Paulus, ſo wie ein Relief, Chriſtus mit Johannes und Maria, in Sandſtein ausgeführt; ferner den heil. Georg und heil. Michael überlebensgroße Figuren für das reſtaurirte Iſarthor, und die Heiligen Odilie, Klara und Benno für das Blindeninſtitut. Der Styl dieſes würdigen Meiſters iſt durch viele Werke ſeinem Vaterlande bekannt, daß die Andeutung genügt, daß dieſe ſeine letzten Werke ebenfalls in jener ernſten Weiſe altflorentiniſcher Kirchenſculpturen gehalten ſind, von der wir überzeugt ſind, daß ſie, — bei ihrer Einfachheit und Anſpruchloſigkeit in Bezug auf äußere Darſtellung, der innern Bedeutung am meiſten dienen und ſomit die Aufmerkſamkeit mehr auf den Gegenſtand, als auf die Mittel, durch die er erſcheint, lenken.

Ludwig Schwanthaler. Dieſer reichbegabte Künſtler iſt auf ſo vielfache Weiſe beſchäftigt, daß ſein Atelier zu den intereſſanteſten Punkten auf einer Kunſtreiſe durch München gehört, obſchon immer nur Weniges von dem Vielen, das er ſchafft, ſichtbar iſt. Nehmen wir zuerſt das am meiſten Augenfällige: die große Gruppe der Germania mit den nebenſtehenden Figuren, Boruſſia mit Luxemburg und Auſtria mit Mainz, welche die Mitte des vordern Giebelfeldes der **Walhalla** zu ſchmücken beſtimmt ſind. Dieſe koloſſalen Geſtalten, die gegenwärtig in carrariſchem Marmor ausgeführt werden, gehören zu den bedeutendſten Werken der neuern Kunſt, ſo vollendet ſind ſie im Gedanken, in der Auffaſſung und in der Form. Der erſte gehört dem König, die zweite dem Profeſſor Rauch in Berlin, die dritte Schwanthaler. Zu gleicher Zeit ſind auch die übrigen Figuren, andere deutſche Gauen und Flüſſe vorſtellend, die den Schmuck dieſes Giebels ausmachen werden, bei Schwanthaler in Arbeit. — Für die Façade der **Ludwigskirche** fertigt S. die koloſſalen Geſtalten Chriſti und der vier Evangeliſten in hartem weißen Kalkſtein, die bereits bis zur letzten Vollendung gediehen ſind. — Für die **Pinakothek** hat S. die kleinen Modelle zu 25 Künſtlerſtatuen zu machen und von dieſen bereits vollendet: Raphael, Michel Angelo, Leonardo, Tizian, Franz Francia, Fieſole, Murill, Velasquez, Claude Lorrain, A. Dürer, Rubens, Vandyk u. A. Für den großen Thronſaal des neuſten Königsbaues macht S. die koloſſalen Statuen der bairiſchen Fürſten, die, in Erz gegoſſen und vergoldet, zwiſchen den Säulen des genannten Saales zu ſtehen kommen werden. Fertig ſind bereits Ludwig der Reiche und Maximilian I., Werke von ganz impoſantem Eindruck. — Außer dieſen hat Schwanthaler für den neuen Königsbau die Compoſitionen zu den Gemälden aus Orpheus, Heſiodos, Äſchylos, Sophokles und Ariſtophanes, ſo wie die Reliefs des Thronſaales aus dem Pindar, und des Converſationsſaales aus dem Mythos der Aphrodite gemacht, und in dieſen Dingen eine Kenntniß vom Geiſte des Alterthums entwickelt, wie ſie ſeit lange unter Künſtlern nicht mehr gefunden worden iſt. In demſelben Gebäude findet man noch von ſeiner Erfindung die acht Kreiſe des Königreiches (in neuerm Koſtüm), ſo wie die koloſſalen Statuen der Nike und Nemeſis mit der Inſchrift: „Gerecht und beharrlich!" Aus Allem, was Schwanthaler unternimmt und ausführt, erhellt, daß ihm bei gründlichem Studium, vorzüglich des Alterthums, eine leichtbewegliche Phantaſie und große ſchöpferiſche Kraft zu Gebote ſteht. Man darf hinzuſetzen und es öffentlich rühmen, daß er, trotz dieſer großen Auszeichnung, die ihm ſowohl von Gott als Menſchen erwieſen, ein höchſt anſpruchloſer und ganz humaner Mann iſt, der ſelbſt ohne alle ſeine künſtleriſchen Vorzüge alle Herzen gewinnen mußte. Er iſt erſt 33 Jahre alt und ſeit Kurzem Profeſſor an der hieſigen Akademie, an der Stelle des wegen Alters in Ruheſtand verſetzten Profeſſors Konrad Eberhard.

E. **Maier** hat vor Kurzem mehre Reliefs theils nach Compoſitionen Schwanthalers (die Geſchichten bayriſcher Fürſten) theils nach eignen (die Grazien, Welttheile, Elemente) für einzelne Säle der Pinakothek in Gips ausgeführt; für das Giebelfeld der Glyptothek mehre Geſtalten, nach Haller'ſchen Skizzen in Marmor (tutto rilievo); für Walhalla mehre Büſten und Kandelaber; für den neuen Königsbau die acht Kreiſe des Königreichs (in Gips) nach Schwanthaler, und außerdem die beiden Throne und ſonſtige ausgezeichnete Mobilien in Holz. Auch führt Maier die überlebensgroßen Statüen der Künſtler (nach Schwanthaler) aus, die das Dach der Pinakothek zu ſchmücken beſtimmt ſind, ſo wie auch die beiden coloſſalen Löwen vor dem Seiteneingang derſelben aus ſeiner Werkſtatt hervorgegangen ſind.

L. **Schaller** (aus Wien) hat für die Pinakothek acht Reliefs, vier Darſtellungen aus Van Eyk's, zwei aus Dürer's, zwei aus Holbein's Leben in Gips ausgeführt; im neuen Königsbau ſind die vier Wiſſenſchaften an der Decke des Goetheſaales von ihm. Eine Berenice (Relief auf runder Tafel) hat der Kunſtverein gekauft.

Leeb hat mehrere der Geſtalten für's Giebelfeld der Glyptothek (nach Haller) in Marmor ausgeführt. Er beſchäftigt ſich (außer mit Bildniſſen, z. B. der griechiſchen Deputation, Miaulis ꝛc.) viel mit Erfindung von Brunnen, denen er, — und mit Recht, — eine große Bedeutung für's öffentliche Leben zuſchreibt. Einer von dieſen, der Dichterbrunnen, iſt ein von einer Mauer eingefaßter Fels, auf welchem Pegaſus die Quelle ſchlägt, durch vier Thore ſtrömen die Arme der Quelle heraus, zwiſchen den Thoren ſitzen vier ältere deutſche Dichter Bayerns. Doch hat L. noch keine dieſer Ideen zur Ausführung bringen können, ſo wenig als die Skizze eines Reliefs, auf welchem die Vereinigung der Donau und des Rheins durch den projectirten Kanal dargeſtellt iſt.

E. v. **Bandel** hat ſeit einem Jahre München verlaſſen und iſt nach Hannover gezogen. Seine letzten hieſigen Arbeiten waren die Büſten der Profeſſoren der Akademie der Künſte, für den König; eine der (Hallerſchen) Geſtalten fürs Giebelfeld der Glyptothek, und eine in carrariſchem Marmor ausgeführte Caritas (unſers Wiſſens noch in ſeinem Beſitz.) In Hannover hat er Arbeiten zur Ausſchmükkung des Pallaſtes vom Vicekönig übernommen.

K. **Kaulbach**, (von Mühlheim an der Ruhr) hat die kleine Statue von **Cornelius** (in Gips) gefertigt, von der Abgüſſe bei ihm zu haben ſind, ein ſehr erfreuliches Werk. Der Kunſtverein beſitzt von ihm ein Relief, die Spinnerin von Goethe, vorſtellend.

Sanguinetti (aus Carrara) hat mehre karyatidiſche Geſtalten (in Relief) für den neuen Königsbau gemacht. Einen Bettelbuben von ihm, 1½ Schuh hoch, hat der Kunſtverein in Erz gießen laſſen.

Endres, arbeitet im Style von Eberhard ſehr ſchöne Grabmonumente. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

⁂ In Shrewsbury iſt nach Babbage's Idee eine Rechenmaſchine erfunden, die 9 verſchiedene Exempel zu gleicher Zeit löſen kann. Der Erfinder heißt Jones.

⁂ Die frühere Geſchichte ihres Vaterlandes nimmt die Franzoſen jetzt mehr als jemals in Anſpruch. Bei Paulin iſt angekündigt: **Histoire des Francs par Moke** und **Histoire de la France méridionale sous les conquérans Germains.**

⁂ Der Geſchichtſchreiber Capefigue, welcher ſich bekanntlich hauptſächlich mit Darſtellung der Reformation in Frankreich beſchäftigt, und deutlicher als je ein anderer vor ihm die Verknüpfung religiöſer Ideen mit politiſchen verfolgt und darlegt, gibt auf's Neue ein Werk heraus, welches ſich an ſeine Darſtellung der bürgerlichen Kriege und der Ligue anſchließt: **Histoire de Mazarin, de la Fronde et de Louis XIV.** Sein Hauptaugenmerk hat der Verfaſſer auch hier auf den Untergang des Calvinismus als politiſcher Partei gerichtet, der nach ſeiner Behauptung die republikaniſchen Ideen von Genf und Holland trotz der Feodalität bei dem Adel und in den Städten entwickelte, ſo daß ohne die Ausgleichung von Heinrich IV. und den ſpätern Untergang der Partei unter Luynes, Richelieu und Ludwig XIV. die republikaniſche Revolution früher, aber unblutiger und ſicherer ſtattgefunden hätte. Aus dem Grunde ſoll das Buch eine ganz genaue Schilderung des Cevennen-Kriegs enthalten.

⁂ Von Auber iſt ein artiges Liedchen (celle que j'aime), mit Text von Conte, angekündigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 237. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 7. October.

Bellini.

Die Freunde der Tonkunſt betrauern deinen Verluſt, junger Meiſter! — O, wie neidenswerth iſt dein Loos! Mit blühenden Wangen drehſt du lachend dem Leben den Rücken; mitten aus dem Frühling deines Dieſſeits eilſt du in den ewigen des Jenſeits, auf der Stirn noch den friſchen Lorbeer, im Ohr den Freudenhall deiner Mitwelt, den du hinübernimmſt! Der Tod iſt dir ein Freund geweſen, der dich im raſchen Flug entführte; er hat dir die Qual der Zukunft entzogen, nach einer reichen Jugend im Alter am Broſam der Erinnerung zu kauen. Mit dem noch volltönenden Herzen, im rauſchenden Übermuth der ſchöpferiſchen Fülle, ſpringſt du hinaus, Neunundzwanzigjähriger!

Vincenzo Bellini's Geburtsſtatt war Catanea, in Sicilien; ihr merkt es ſeinen Werken an, daß er nicht weit vom Monte-Gibello ſeine Knabenſpiele trieb und zuweilen in die tiefdunkle Meeresbläue hinabblickte, aus der die gefangene Sehnſucht herauf leuchtete, ein blaſſes, goldhaariges Weib, im grünen Mantel, mit den Rubinenſpangen und dem dunkel funkelnden Auge. Wie oft hat der Knabe, Muſcheln leſend, von der verſunkenen Fee geträumt; wie oft, wenn er ſchlafend im Sande lag, kam ſie herauf und küßte ihm im Mondesglanz die Augenwimpern!

Bellini's Vater und Großvater waren Muſiker, der erſtere Kapellmeiſter, — das Conſervator zu Neapel wurde des jungen Bellini Schule, Zingarelli ſein Lehrer. — Von einem Vulkan zum andern! Was Wunder, wenn auch aus der jungen Seele ſobald die Glut herausſchlug. Noch nicht zwanzig Jahre war Bellini alt, und ſchon hatte er für San Carlo „Bianca e Fernando" componirt — eine Tondichtung, die den Bühnen Italiens noch immer ihre Repertoire ergänzt. —

Ein Jahr ſpäter bewunderten die Mailänder ſeinen „Piraten" im Rieſen-Saale de la Scala. Das Reich: Roſſini wankte, den Satrapen des gran maestro hatte die naturgemäße Sinnlichkeit ihres Vorbildes nicht mehr genügt, ſie zerfaſerten ſie in ein Syſtem der Wolluſt und dieſe entnervte, halbtodgekitzelte Maſſe: das Publikum, ächzte, ſtöhnte und zuckte unter der Raffinerie, mit welcher die Wolluſt die geheimſten Fiebern noch mühſam anſpannen mußte. Da tritt Bellini mitten in die maßlos ausſchweifenden Wirren der Nachbeter Roſſini's, die die Sünde der Nachahmung nur durch Übertreibung gut machen zu können wähnten. Die Unnatur, die Verſchrobenheit, der Schnörkelſtyl, analog dem der baroken Jeſuitenbauten, widert ihn an. Er emancipirt die menſchliche Stimme von der Willkühr des Orcheſters, welches im Laufe eines mehrjährigen Reſtaurationsperiode zu einer Art von Miniſterherrſchaft gelangt war, er ſchafft das unnütze Gepränge eines Flitterſtaates ab; die Leidenſchaft darf, ungehindert von Reifrock, Trikots, und Schönheitspfläſterchen, ihren Schrei wieder wagen, die Wehmuth ihre Thränen wieder zeigen. — Wundert ihr euch, warum der „Pirat" ſo ungeheuren Furore erregte? Rubini bleibt jedem unvergeßlich, weſſen Ohr auch nur einmal dieſe Zaubertöne trank! Denk' ich Rubini's und der Paſta, ſo weiß ich klar, wie die Natur durch den Adel der Kunſt wirken kann und warum die Kunſt durch den einfachen Zauber der Natur uns alle Reife vom Herzen wegſchmilzt, die uns Mode und Convenienz rings darum froſtig anſetzten. Bellini that einen guten Wurf, als er ſeinen Piraten für Rubini ſchrieb! Rubini gewann durch Bellini einen Blick in alle verborgenen Schätze ſeines eigenen Innern, welches ihm ſelbſt bis dahin verborgen geweſen war.

Dem „Piraten“ folgte (für das Theater in Parma) Bellini's Zaira; — es war die einzige aller ſeiner Compoſitionen, welche ſich auf dem Repertoire nicht erhielt; dieſer laue Erfolg aber ſchien gleichſam der Tribut, den er dem Ruhm entrichten müſſe, damit ihm dieſer unverbrüchlich bis an's Ende ſeines Lebens angetreut bliebe.

Neapel ſah hierauf die „Sonnamula“, Venedig die „Capuleti e Montecchi“ und „Beatrice Tenda“, Mailand die „Norma“, Paris die „Puritani.“ Italien jauchzte ſeinem jungen Maeſtro in ſteigernder Begeiſterung zu. Noch umhallt ihn in Paris der Applaus, den ſeine „Puritaner“ erwecken, da tritt der Tod mitten in den menſchengedrängten Saal, mitten in dieſe Bravo's hinein, und nimmt den Kranz, den Paris für Bellini's Norma ſchon gewunden, um ihn an ſeinem — Grabe aufzuhängen.

Nicht in einem Augenblick während der kurzen Dauer ſeiner Krankheit hatte Bellini eine Idee von ſeiner Gefahr, von der Nähe ſeines Todes; in einzelnen Momenten ſeines Fiebers nannte er Lablache, Tamburini, Rubini, die Griſi, gab ihnen Ratſchläge über den Vortrag und Geſang; — in der ſeinem Tod unmittelbar vorhergehenden Nacht hoffte er zuverſichtlichſt auf baldige Beſſerung; er drang beim Arzt, der ihn keine Sekunde verließ, auf ein wenig Ruhe; er hoffte ihn am andern Morgen um ſo früher wieder zu ſehn. Einige Stunden ſpäter hörte die Transpiration, die der Arzt durch die innere Anwendung von Eis im Übermaß herbeigeführt hatte, plötzlich auf; der Kranke unterlag nach achtſtündigem Todeskampf einer „inflammation putride.“ Hatte er auch in einzelnen Zwiſchenräumen viel gelitten, er entſchlief — ſanft!

Der bekannte Bildhauer Dantan eilte, ſobald er die Nachricht von Bellini's Tode erhalten hatte, nach Pûtaux in das Haus des Herrn Lewis, wo der junge Maeſtro geſtorben war, um deſſen Maske zu nehmen und darnach eine Büſte zu verfertigen. Dantan hatte ſchon früher eine äußerſt ähnliche vollendet, welche allen Freunden des Componiſten ſeither doppelt lieb geworden iſt.

Bellini's Leiche wurde einbalſamirt, und vorläufig, bis die Beſtimmungen ſeiner Familie eingeholt ſind, im Hauſe des Herrn Lewis aufbewahrt. Zu ſeinem Requiem in der Kirche Saint-Roch ſtrömten alle franzöſiſchen und fremden Tonkünſtler, um das Andenken des Neunundzwanzigjährigen würdig zu ehren, dem der Genius ſeiner Kunſt mild die Augen zugedrückt hatte.

Nachrichten von Künſtlern in München.

(Fortſetzung.)

Maler.

1. In der Hiſtorie.

Konrad Eberhard. Es muß dieſes Künſtlers auch bei den Malern gedacht werden, unter denen er ſich früh ſchon eine Stelle erworben. Sein letztes Gemälde iſt ein großes ſymboliſches Bild, die Geburt Chriſti und ihre ſegensreichen Folgen vorſtellend, ganz im Geiſte alter florentiniſcher Meiſter, etwa der in der ſpaniſchen Kapelle in S. Maria novella gedacht und geordnet, das Eigenthum von Joh. Linder aus Baſel.

Peter v. Cornelius arbeitet bekanntlich an den Cartons zu den Freſken der Ludwigskirche. Nachdem er ſchon früher die Anbetung des Chriſtkindes, die Kreuzigung und die vier Evangeliſten gefertigt, hat er jetzt aus Rom den vollendeten Carton des jüngſten Gerichts mitgebracht. Der Inhalt dieſes großen und für die neueſte Kunſt in vieler Beziehung höchſt wichtigen Werkes iſt kürzlich dieſer: Chriſtus ſitzt mit zur Annahme und zum Verwerfen erhobenen Händen in der Mitte des obern abgerundeten Raumes; anbetend knieen Maria und Johannes zu beiden Seiten. Weiterhin auf der Seite des letzteren ſehen wir durch Abraham, Noah, Moſes und David das alte, auf der entgegengeſetzten durch Petrus, Jacobus, Johannes und Paulus das neue Teſtament einfach, aber hinlänglich vertreten. Nun folgt auf der linken Seite der Kampf mit den böſen Menſchen und ihr Sturz in die Hölle, wo Satanas als Unterrichter ſitzt und weiter verdammt; vielfach gruppiren ſich Teufel und Miſſethäter vor dieſer gräulichen danteſken Geſtalt, ſo daß es eine unſägliche Freude iſt, wenn man dem S. Michael vorbei hinüber in's Reich der zur Seligkeit emporſchwebenden Geiſter kommt, dem Schönſten, was die neuere Kunſt hervorgebracht. Zwiſchen dieſem Auf und Ab iſt die Gruppe der zum Weltgericht rufenden Poſaunen-Engel, in der Mitte derjenige mit dem Buche des Lebens und Todes, abgebildet. — Um ſich eine Vorſtellung von dem materiellen Umfang des Bildes zu machen, genügt es zu wiſſen, daß die ſitzende Geſtalt Chriſti 13 Fuß hoch iſt. Der Carton übrigens iſt in dreifach verkleinerndem Maßſtab gezeichnet. Gegenwärtig hat Cornelius bereits einen neuen angefangen.

Julius Schnorr von Carolsfeld hat den zweiten Saal ſeiner Nibelungen al fresko beendigt, in welchem das Geheimniß des Gürtels und die Trauung Siegfrieds die letzten Bilder waren. Schnorr hat ſich im Fortgang ſeines Werkes einen neuen Styl zu bilden geſucht, der gegen den leichtern romantiſchen, in dem ſeine frühern Sachen gehalten ſind, durch eine unverkennbare Richtung auf antike Kunſt, wenigſtens in Außendingen, inzwiſchen, unſers Dafürhaltens, nicht zum Vortheil ſeiner Compoſitionen abſticht. Gegenwärtig zeichnet er einen Carton zu den Freſken des neueſten Königsbaues, in welchem er einen Saal mit der Geſchichte der Hohenſtaufen ſchmücken wird, und zwar iſt es die Schlacht von Iconium, an der er arbeitet.

Heinrich Heß führt in Gemeinſchaft mit einer Anzahl ausgezeichneter Gehülfen, unter denen wir Schraudolph, Koch (aus Hamburg) und Müller (aus dem Algäu) nennen, ſein rühmliches Werk, — den Hauptinhalt des alten und neuen Teſtamentes in vielen großen Freskobildern, — in der Allerheiligenkirche zu Ende. Schon im nächſten Jahre wird es geſchloſſen. Das Letzte, was er mit großer Meiſterſchaft und weit vorgerückter techniſcher Vollkommenheit ausgeführt, ſind: die Himmelfahrt Chriſti, und im Band an der Chorniſche, die Kirchenväter. — Außerdem iſt er bereits mit den Entwürfen zu den Fresken beſchäftigt, welche die Baſilika ſchmücken werden und deren Inhalt die Verbreitung des Chriſtenthumes in Deutſchland iſt. Noch leitet Heß auch die Glasmalereien für die Maria-Hilf-Kirche.

Clemens Zimmermann war zu gleicher Zeit beſchäftigt, den Speiſeſaal des neuen Königsbaues mit Darſtellungen zu Anakreon in enkauſtiſcher Weiſe auszumalen, und die Compoſitionen von Cornelius zur Pinakothek, die Entwickelungsgeſchichte der neuern Kunſt (nach Vaſari) daſelbſt in Fresko auszuführen und ausführen zu laſſen.

Joſ. Schlotthauer iſt vorzüglich als Lehrer und Freund jüngerer Künſtler thätig, indem er durch ſolche vorkommende Arbeiten für Kirchen und andern öffentlichen Gebrauch in einem dem religiöſen Zwecke gemäßen Styl ausführen läßt.

Wilhelm Kaulbach (aus Mühlheim a. d. Ruhr), einer der begabteſten neuern Künſtler, war im Königsbau mit Darſtellungen zu Klopſtock und zu Göthe mehrere Jahre beſchäftigt. Sein bedeutendſtes Werk indeß in dieſer Zeit iſt die **Geiſterſchlacht**, ein Carton, auf welchem der Kampf der Geiſter der erſchlagenen Hunnen und Römer nach dreitägiger Schlacht vorgeſtellt iſt. Dieſes Werk, das das Genie dieſes vorzüglichen Künſtlers auf eine ſehr augenfällige Weiſe beurkundet, wird jetzt von ihm, — in dem Maßſtab von 30 Fuß Breite und 18 Fuß Höhe, — für den rühmlichſt bekannten preußiſchen Kunſtfreund, Grafen Raczinsky, in Öl ausgeführt. Nach ihm werden mehrere Zeichnungen geſtochen, wovon ſpäter. Im Wohnhauſe des Dr. Deſſauer hat er die Geſchichte der Pſyche in Enkauſtik gemalt.

Karl Hermann (aus Dresden), ſchon längſt durch ſeine frühern Arbeiten in Bonn und München berühmt, hat im neuen Königsbau ein Zimmer mit einer Reihenfolge von Darſtellungen aus dem Parcifal des Wolfram von Eſchenbach al Fresko ausgeſchmückt. Hierauf hat er in der Hauskapelle des Herrn v. Niethammer in Menkhofen ein Freskobild gefertigt, deſſen Inhalt der Gedanke der Schrift iſt: „Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben!" Gegenwärtig zeichnet er die vier Kirchenväter (koloſſal) als Cartons zu Fresken für die Ludwigskirche. Sein eigenthümliches Talent offenbart ſich am ſchönſten, wo er ruhig denkende, vorzüglich ältere männliche Geſtalten darzuſtellen hat.

Gaſſen (aus Koblenz) hat in der neuen Reſidenz einen Saal mit Fresken und Walther von der Vogelweide ausgeſchmückt, und malt gegenwärtig die Loggia des Fieſole in der Pinakothek nach den Entwürfen von Cornelius.

E. Neureuther (aus München) hat in der neuen Reſidenz den Salon der Königin in pompejaniſcher Weiſe, und mit einem Fries, dem Oberon nach Wieland, geſchmückt. Sein vorzügliches Talent bewährt ſich in der Arabeske, die er mit großer Kunſt bei ſeinen gegenwärtigen Arbeiten — Zeichnungen zu Hermann und Dorothea für den Grafen von Schönborn, zu dem Cid für Cotta u. ſ. w., u. ſ. w. anwendet.

E. Förſter (aus Altenburg) hat in dem neuen Königsbau mehre Bilder zu Göthe al Fresko, und zu Wieland in enkauſtiſcher Weiſe ausgeführt. Außerdem beſchäftigt er ſich viel mit ſchriftlichen Arbeiten, von denen wir nur ſeinen „Leitfaden zu Betrachtung der Wand- und Deckengemälde des neuen Königsbaues" (München bei Cotta) und ſeine „Beiträge zur neuen Kunſtgeſchichte" (Leipzig bei Brockhaus) nennen; in welchem letztern Buch er ſeine Forſchungen über mehre Künſtler des 13. und 14. Jahrhunderts niedergelegt. Seine letzten künſtleriſchen Arbeiten ſind die Bildniſſe des Herzogs und der Herzogin von Altenburg, welche demnächſt in Lithographie erſcheinen und ein koloſſales Chriſtusbild für genannten Fürſten.

Ph. Foltz (aus Bingen) hat im neuen Königsbau viele Bilder zu Schiller al Fresco und enkauſtiſch, und einen Saal mit Darſtellungen zu Bürgers Gedichten enkauſtiſch ausgeführt.

G. Hiltensperger (aus bayr. Schwaben) hat im neuen Königsbau die Theogonie, nach Schwanthaler, eben ſo nach dieſem die Bilder zu Ariſtophanes und nach eigner Compoſition Muſen und tanzende Figuren (letztere im Ballſaal) in enkauſtiſcher Weiſe ausgeführt. Seine Arbeiten zeichnen ſich vorzüglich durch ein blühendes Colorit und leichte Behandlung aus.

Anſchütz (aus Koblenz) hat in der neuen Reſidenz Muſen und tanzende Geſtalten im Ballſaal nach eigner Erfindung, und Bilder aus Anakreon nach Zimmermann im Speiſeſaale ausgeführt.

W. Röckel (aus Schleißheim) hat ebendaſelbſt Bilder zu Theokrit nach H. Heß, und zu Sophokles nach Schwanthaler theils al Fresco, theils enkauſtiſch ausgeführt.

L. Schulz (aus Wien) hat im neuen Königsbau Bilder zu Theokrit al Fresco und enkauſtiſch, andere zu Homer nach Schnorr ebendaſelbſt im Salon des Königs ausgeführt. Sehr meiſterhaft iſt ein Carton von ihm, die Apotheoſe der Kunſt, nach einem Entwurf von Cornelius gezeichnet, der leider keine Beſtimmung erhalten hat.

Bruckmann (aus Heilbronn) hat in der neuen Reſidenz mehre Bilder zu Theokrit, theils nach Heß, theils nach eignen Entwürfen al Fresco und enkauſtiſch ausgeführt.

Lindenſchmitt (aus Mainz) hat mehre Bilder zu Schiller im neuen Königsbau ausgeführt und arbeitet jetzt in Hohenſchwangau für den Kronprinzen von Bayern.

Friedrich von Olivier hat die meiſten Bilder zu den homeriſchen Hymnen nach Schnorr im neuen Königsbau enkauſtiſch gemalt. Gegenwärtig gibt er eine Volksbilderbibel heraus, die wegen ihres einfachen Sinnes ſehr zu empfehlen iſt.

Schilgen (aus Osnabrück) hat im neuen Königsbau die Bilder aus Äſchylos nach Schwanthaler, al Fresco und enkauſtiſch gemalt.

Streidel (aus Murnau) arbeitet als ſehr tüchtiger Gehülfe des Profeſſor Schnorr in der neuen Reſidenz.

B. Neher (aus Stuttgart) malt den Triumphzug Kaiſer Ludwigs des Bayern al Fresco am reſtaurirten Iſarthor, ein großes und ſchon ſeiner Lage, aber auch der Ausführung wegen ſehr in die Augen fallendes Werk.

Ruben (aus Trier) hat mehre Cartons für die Glasfenſter der Maria-Hilf-Kirche gemacht. Er zeichnet die Entwürfe zu den Gemälden in Hohenſchwangau und hat vor Kurzem ein kleines Ölbild an den Kunſtverein verkauft, das trotz der Einfachheit des Gegenſtands — ein Mönch in offner Kloſterhalle, — allgemeinen Beifall gefunden. Gegenwärtig arbeitet er an einem großen Werk, die Entdeckung Amerika's vorſtellend.

Schwind (aus Wien) hat im neuen Königsbau die Bilder zu Tiecks Gedichten gemalt und fertigt für Hohenſchwangau Zeichnungen.

Anton Fiſcher (aus dem Algäu) war als Gehülfe von E. Förſter in Italien, als dieſer für den Kronprinzen von Baiern eine Sammlung Zeichnungen nach alten Meiſtern veranſtaltete, und hat ſeit ſeiner Rückkehr Cartons für die Glasfenſter der Maria-Hilf-Kirche übernommen, bei denen ſich ſein ſehr tüchtiges Talent bewährt.

G. Jäger (aus Leipzig) hat ein großes Ölbild, das Gebet des Moſes vorſtellend, ausgeführt. Auffaſſung und Ausführung dieſes Gemäldes reihen ſeinen Urheber zu den vorzüglicheren neuern Künſtlern. Er hat früher als Gehülfe von Schnorr an den Nibelungen im neuen Königsbau mit al Freſko gemalt.

Caspar Braun iſt ſparſam mit ſeinen Gemälden, die ſich gern in der Zeit des dreißigjährigen Kriegs bewegen, und ſonſt guten Humor zeigen.

Ludwig Deurer (aus München) hat ein ſehr wackres Bild, die erſten Kreuzritter im Angeſichte Jeruſalems, gemalt.

G. König, **Prätorius** und **Schneider** (aus Koburg) malen für ihren Herzog eine Reihenfolge von Bildern aus der ſächſiſchen Regenten- und Reformationsgeſchichte.

b. Im Bildniß

zeichnen ſich, außer dem Hofmaler **Stieler**, aus: **Dürk** aus Dresden, **Baumbach** aus Anhalt, **Richter** aus Koblenz; und in Miniaturen: **Heinrich** aus Wien, auch die Frau des Hofmedailleurs Voigt, eine Römerin.

c. Im Genre

iſt obenan zu nennen **Peter Heß**, welcher gegenwärtig die Ankunft des Königs Otto I. in Griechenland für den König von Bayern malt, ein großes und reiches Bild.

Karl Heß, ſein Bruder, malt Thiere und hat an den Kunſtverein ein hübſches Bild verkauft, das den Aufgang auf die Alm im Frühjahr zum Gegenſtand hat.

M. Neher und **Lorenz Quaglio** ſind ſeit längerer Zeit in Hohenſchwangau mit allgemeinen Darſtellungen aus dem Leben des Mittelalters beſchäftigt.

Petzl liefert in ſeiner, vorzüglich auf Licht- und Farbeneffekt berechneten und ſehr ausführlichen Weiſe, prächtige Bilder aus dem Leben der Griechen, wobei ihm ſeine Kunſt in der Nachbildung von Stoffen beſonders zu Statten kommt.

Bürkel bleibt ſeiner Vorliebe für die niedrigeren Regionen des menſchlichen Lebens getreu und gibt uns ſolche Scenen aus Italien und Tyrol, bei denen wir am liebſten entfernte Zuſchauer bleiben. Allein ſeine Kunſt iſt ſehr zu rühmen, ſo wie vor allen ſeine Fruchtbarkeit.

Monten malt Schlachten und Gefechte oder ſonſtige Soldatenſtücke. Zu den beliebteſten der neuern Zeit gehört ſein „Abſchied der Polen vom Vaterlande.“

Evers hat ſich die Kinderwelt hauptſächlich zum Vorwurf gemacht, die er mit vieler Naivetät auffaßt. Der Kunſtverein hat von ihm eine ſehr zierlich ausgeführte Kinder-Eisparthie gekauft.

Mende iſt im Augenblick mit einem großen Bilde, der Vertheidigung einer Bauernſtube im Tyroler Kriege, beſchäftigt, was die Urſache von Vernachläſſigung einiger kleinern Bilder ſein mag, die der Kunſtverein von ihm gekauft.

Kaltenmoſer führt gemüthliche Scenen aus dem Bauernleben mit faſt niederländiſcher Genauigkeit aus.

Kirner (gegenwärtig in Rom) ſendet noch zuweilen Bilder aus dem italiäniſchen Volksleben nach München, die ſich durch Schönheitsſinn, zarte und ſichere Ausführung und gute Gruppirung auszeichnen.

M. Müller malt Feuerbeleuchtungen mit vieler Kunſt. **Lotze** vortreffliche zahme, **Holm** wilde Thiere, **Mettenheimer** Blumen, ꝛc. ꝛc. (Schluß folgt.)

Der Blonde und der Braune.

Lag ein Knab' im Waldesgrund
Auf dem weichen Mooſe,
Gab in ſüßen Tönen kund,
Daß ſein Herz vor Liebe wund
Zu der ſchönen Roſe.

Blüth' und Blätter neigten ſich,
Hauchten Liebesträume;
Saitenklang und Singen ſtrich
Mit den Düften wonniglich
Durch die blauen Räume.

Süß der blonde Knabe ſang,
Doch ihm Niemand lohnte,
Wie die Sehnſucht ihn auch drang,
Ihr zu nah'n, war er zu bang,
Die ſo herrlich thronte.

Schalkhaft lächelnd neigte ſich
Roſe ſeinen Klagen,
Dachte: „wie, du fürchteſt mich?
Hab' ich Dornen wohl für **dich**?
Ei, welch thöricht' Zagen!“ —

Sieh! ein fröhlicher Geſell,
Braun von Haar und Wangen,
Doch die Augen ſprühend hell
Kommt mit kecken Schritten ſchnell
Durch den Wald gegangen.

Kaum hat **der** die Roſ' erblickt,
Eilt' er, ohne Sorgen,
Hat den Stengel ſchnell geknickt,
An die Lippen ſie gedrückt,
An die Bruſt geborgen.

Süß erſchreckend ſchmiegt ſich weich
Ihm an's Herz die Roſe,
Fort der Braune, wonnig reich;
Und der Blonde, ſchmachtend, bleich,
Sitzt und ſingt im Mooſe.

Friedrich von Sallet.

Buntes.

⁂ Im Monat September ſind auf den Pariſer Theatern 21 neue Stücke gegeben worden; 1 Schauſpiel, 2 Melodramen und 18 Vaudevilles.

⁂ Bemerkenswerth iſt ein jetzt erſcheinendes Buch über den Orient von Barrault: Etudes politiques morales et religieuses sur l'Orient pendant 1833 et 34. Der Verfaſſer gehörte auch zu den wenigen Reiſenden, die Lady Stanhope auf dem Libanon beſuchten.

⁂ Eine neue Ausgabe von Beranger's Liedern iſt durch ihre äußere geſchmackvolle Ausſtattung und ihre Wohlfeilheit zu empfehlen.

⁂ Kürzlich ſtarb der Deputirte Fleury de Chaboulon. Er iſt bemerkenswerth als der erſte, welcher unter der Reſtauration und noch bei Lebzeiten Napoleon's eine Darſtellung der 100 Tage im nationalen Sinne wagte.

⁂ Ein Engländer aus Southampton hat die Grille gehabt, eine Weltgeſchichte in 600 Exemplaren und 14,000 wohlverſiegelten Flaſchen in einer Höhle von Grönland zu deponiren, damit, wenn der cultivirte Continent untergehen ſollte, das nachfolgende Geſchlecht einige Kunde vom untergegangenen erhielte.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 233: Die Erde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 238. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 8. October.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

„Spielt in wichtigen Momenten mit uns die Laune des Geſchicks? oder ſpielt unſre unruhige Laune mit der Gunſt des Augenblicks, bis ſie in unſrer Hand zerbricht?“ Der Fürſt nahm das zierlich geſchrieb'ne Blatt, und überlas es ſelbſt mehreremale; mitten im Leſen ſchien ein Erinnern ihn zu überkommen, er ergriff eine kleine Brieftaſche und nahm aus ihr den letzten, ſchon erwähnten Brief ſeiner Kuſine; nun überflog er auch dieſen mit Augen, als könne er ſich nicht entſchlieſſen, das Billet zu falten, ſtand er auf, eilte ungeduldig an's Fenſter, zu allerlei kleinen Geſchäften und Zerſtreuungen hin; endlich kehrte er zurück, und ſiegelte. Als fürchte er ſich ſelbſt, eilte er zur Schelle, und gab dem auf den lauten Klang herbeifliegenden Kammerdiener das verhängnißvolle Blatt.

Eine Stunde ſpäter begab er ſich zu Madame Combalet.

Diana war allein und ſehr bleich. Sie empfing ihn wie gewöhnlich, aber ohne eine Spur von Freude, in dem ſonſt ſo ſchönen, faſt erloſchenen Auge. Franz deutete auf ſeine neuen Hoffnungen, erwähnte einiger Begünſtigungen des Königs, die er ihrer Fürſprache beim Kardinal verdanke, und ſeine ziemlich ſchwerfällig begonnene Rolle ſchien mit jedem Augenblick ihm leichter zu werden. Die Combalet blieb trübe, ihre Bruſt hob ſich mit faſt krampfhafter Gewalt. Franz wurde beklommen, und dadurch dringender und immer deutlicher. Plötzlich ſtand ſie auf. „Gnädiger Herr,“ ſprach ſie ſanft und feſt, „zwiſchen Sie das Gefühl nicht in die Politik — Sie wünſchen meine Hand, um mit ihr die groſe ſtarke Fauſt meines Oheims feſt zu halten. Herr Kardinal, was ich für Sie thun kann, wird gethan werden, zweifeln Sie nicht daran; was aber meine Hand betrifft, ſo habe ich ſeit lange ſchon die Abſicht, meine von ſo viel Reibungen ermüdete Seele im Kloſter zu bergen.“ — Franz ſtaunte ſie an — ihre Lippen zitterten, aber ihre Haltung blieb feſt, faſt gebietend. Er erwiederte ihr etwas Galantes, ſein Gefühl für ſie hatte in dieſem Augenblicke viel Ehrendes, aber keine Regung der Liebe, nur eine bewundernde Ahnung des ſeltnen Werths der Gräfin, zog wie aus der Ferne durch ſeine Seele.

„Fürſt,“ ſprach ſie immer noch ſehr ernſt, „ich möchte Sie nicht täuſchen. Fern von Ihnen werde ich Alles thun, um meinen Ohm dem Intereſſe Ihres Hauſes zu gewinnen; als Ihre Gemahlin“ — tödtliche Blöſſe und glühender Purpur jagten ſich auf ihrem Geſichte — „als Ihre Gemahlin würde mein Herz Anſprüche an das Ihre machen, die Sie nicht erfüllen können. Erlauben Sie mir indeſſen, Ihnen das kleine Zauberblatt zurück zu geben, deſſen Gewalt es war, die, dem Datum nach zu urtheilen, mir gegenüber Ihre Zunge band, als wir dies zarte Thema zum erſtenmal berührten.“

Sie reichte ihm den Brief der Prinzeſſin Claude hin, den er, ohne es zu bemerken, mit in den an ſie gerichteten eingeſiegelt. Ohne Zweifel hatte ihr durchdringend ſcharfer Geiſt, im Augenblicke, da ſie ihn empfing, den Zufall, der ihn in ihre Hand führte, errathen, und das Herz des heißgeliebten Mann's durchſchaut. Der geübten, in Liebesangelegenheiten erfahrenen Frau war es klar geworden, daß die erſte Gluth, die ſie zum erſtenmal empfand, ſich nicht am kalt conventionellen Schein einer damaligen Ehe fühlen, daß die Qual unbegriffner, vielleicht verhöhnter Eiferſucht ſie im Gegentheil zerreißen, vernichten müſſe, und ſie bei der großen Läſſigkeit der Sitten nicht elender ſich fühlen könne, als im Beſitz eines geliebten, nicht liebenden Gemahls.

Zwar war ſie ihres Ranges, ihrer Schönheit ſich bewußt, aber in dieſem Augenblicke verachtete ſie jede Aufregung, die ehemals auf flüchtige Minuten ihn ihr zu eigen gegeben. Was aber hätte ſie nicht der Dauer ſolcher Minuten, ihrer Ausdehnung auf Jahre, auf Monde nur geopfert! Einem Charakter wie dem ihren lag es nah, die Geliebte, die Maitreſſe des Geliebten werden, und ohne Vor- und Rückblick ſich ihm leidenſchaftlich zu ergeben, aber ſeine Gemahlin ſein und nur ſeinen Namen tragen, nicht ſein Herz beſitzen — das war ein Elend, deſſen Unermeßlichkeit ſie plötzlich ſo gewaltſam faßte, daß ſie den Tod ihm vorgezogen haben würde, — in dieſer erſten Stunde wenigſtens.

Auf die früher angeführten Gründe hin, wiederholte Franz ſeine Werbung nun auch beim Miniſter, und erhielt ſogleich die gewünſchten Milderungen für ſeinen Bruder. Es ward dem Herzoge geſtattet, nicht an den Hof zu kommen, ſeinen Lehnseid für Bar nach eigner Bequemlichkeit zu leiſten, und auch die Einkünfte dieſes Herzogthums wurden ihm zurückgegeben. Eben ſo willig überließ man ihm auch mehrere von den Schweden ihm abgenommene kleine Städte. Alles ſollte nun freundſchaftlich und nach und nach abgemacht werden, nur gab man dem Kardinal Franz zu verſtehn, er möge nicht gar zu ſehr mit der Rückerſtattung der zum Pfande gegebenen feſten Plätze eilen, und dies wurde der Stein des Anſtoßes. Franz war zu gewitzigt durch Erfahrung, um unbedingt zu trauen, er beſtand auf die Rückgabe der Feſtungen, als dem einzigen Mittel, die Einwilligung des Herzog Karl zu ſeiner Heirath zu erhalten.

Richelieu erwiederte ſehr kalt: „er ſelbſt wünſchte zwar auf das entſchiedendſte ſeine Familie mit dem edlen Hauſe der Lothringer zu verbinden; indeſſen wünſchte ſeine Nichte ſchon ſeit längerer Zeit ſich dem Kloſter zu weihen, und man könne ſie nicht ſo ſchnell zu ſo verſchiedenen Entſchlüſſen und Sacramenten bereden.“

Franz war gereizt. Trotz des tiefen Eindrucks, den Dianen's Weigerung im erſten Augenblick auf ihn gemacht, war er zu eitel, und hatte, aufrichtig geſtanden, auch zu viel Beweiſe ihrer Gunſt, um ſo leicht an einen Rückſchritt von ihrer Seite zu glauben; Richelieu's Zögerung ſchien ihm berechnet, deſto ſicherer zum Ziele zu führen, und er nahm von nun an denſelben rückhaltenden Ton an, den man gegen ihn anwandte. Richelieu führte das Geſpräch auf die junge Herzogin von Orleans, und verlangte die Auslieferung derſelben, indem die dazu beſtimmte Friſt bereits abgelaufen. „Seine Majeſtät,“ ſetzte er ganz trocken hinzu, „wollen jetzt dieſe Ehe vom Parlament durchaus als ungültig erklärt wiſſen; eine der Hauptklagen gegen den Herzog Karl iſt die des Raubes und der Verführung des königlichen Bruders, durch Perſonen, die Ihrem Hauſe angehören. Der Herzog von Lothringen wird ſich demnach gefallen laſſen, vor unſerm Parlamente zu erſcheinen, um in dieſer Angelegenheit Rechenſchaft abzulegen.“

Erſtaunt blickte Franz den Sprecher an, und das Bild jenes erſten Geſprächs in Thierry, jener ihn damals durchfliegenden Überzeugung, er könne nur als Freund oder als Feind dem Kardinal gegenüberſtehen, zog wie eine Wolke über ſeine klare Stirne hin! Mit mühſam errungener Faſſung erwiederte er: „ſein Herr Bruder habe verſprochen das Mögliche zu thun, und dies ſei bereits dadurch geſchehen, daß er ſelbſt dem Herzoge von Orleans über dieſen Gegenſtand geſchrieben, und ihn aufgefordert habe, die Herzogin nach Frankreich zu ſchicken, worüber ſich Beweiſe fänden, daß aber, ſeit ihrer Flucht in die Niederlande, ihre eigentliche Auslieferung von Lothringiſcher Seite, bekanntlich unmöglich ſei.“ Mit großer Überwindung erſuchte Franz den Kardinal, ihn beim König zu vertreten, und zu verhindern, daß Herzog Karl nicht vor ein Tribunal gefordert werde, vor welchem zu erſcheinen ſein Rang als Souverain ihm unmöglich mache.“

„Als Herzog von Bar,“ entgegnete heimtückiſch Richelieu, „iſt der Herzog von Lothringen Vaſall ſeiner Majeſtät; und ich fürchte, er wird ſich Verdrießlichkeiten zuziehn, wenn er die Anerkennung der Jurisdiction des Hofs der Pairs von Frankreich ablehnt.“

In der Abſchieds-Audienz brachte Franz, auf dringendes Bitten ſeiner Berather und Freunde, den Wunſch, ſeine Werbung nicht als beendet betrachtet zu ſehen, noch einmal über die Lippen. „Gnädigſter Herr,“ erwiederte Richelieu, „meine Nichte empfindet die höchſte Dankbarkeit für die Ehre, die Sie ihr erzeigen; in einigen Wochen oder Monaten werden wir wiſſen, ob ſie die Schwärmerei, die ſie in's Kloſter zieht, überwindet; — ſobald ſie ſich beſtimmt hat, ſollen Sie der erſte ſein, es zu erfahren.“

Ach; er war der Erſte, und blieb der Einzige, dem in dieſer Sache Licht wurde.

Kaum in Nancy angelangt, überbrachte man ihm folgenden Brief:

„Wenn Sie dieſen Brief erhalten, Herzog, ſo bin Ihnen, und vorläufig auch der Welt, die ſich um uns bewegt, entſchwunden. Durch einen einzigen ſchmerzlichen Schritt gebe ich uns beiden Freiheit; Ihnen die Ihre, in peinlichem, unnatürlichem Schwanken befangenen Seele, wie ſelbſt die, den Schmerz in Klage oder Thränen auszuſtrömen, der mich zerreißt.

Fürſt, Sie bieten mir Ihre Hand! Sie wollen ein Land, eine Protection, eine Lebensſicherheit mit dieſer ſchönen Hand für ſich erhandeln — ich aber fühle mich zu ſchwach, den Handel einzugehn, denn ich liebe Sie! Ich liebe Sie zu meiner eignen Qual, zu meinem Grauſen möchte ich ſagen! — Erwarten Sie kein der Fratze unſerer Zeit entlehntes Bild meines Gefühls; liebte ich Sie weniger, ſo würde mich der Taumel der Leidenſchaft in Ihre Arme ſtürzen. Aber ungeliebt an Ihrer Seite leben, — jedes edlere Gefühl ihr, der Glücklichen ſich zuwenden ſehen, — und kalt und ſteinern neben mir, die Puppe, das Scheinbild Ihres Ich's, — conventionell die unerträglichen Tage ertragen, und doch dieſe Glut, dieſe Qual in der Bruſt — nimmermehr! Und endlich dann — denn ich bin offen — ſcheitern an der Laune dieſes engherzigen Richelieu's, von dem ich jede königliche Gunſt für Sie erpreſſen müßte, der Ihnen Lothringen nur theilweiſe laſſen, und es anderntheils durch Sie — ich kann den Namen nicht ſchreiben — es an Frankreich reißen will — nein, es iſt unmöglich! Ihr Elend, Ihre Kälte, Ihre Höflichkeit würden mich vernichten! ich würde Sie ermorden, mit eigner Hand, ehe ich's ertrüge! —

Erſchrecken Sie nicht, Herzog Franz! Die Furie, die Ihnen dies Geſtändniß macht, lächelt noch eben ſo ſanft wie ehemals, und ſteht noch als Phönix unter allen dieſen mattherzigen Geſichtern, die kaum das Weib, geſchweige dann den Dämon in ihr ahnen. Und nun noch einmal Herzog, ich vermag es nicht, Ihre Herzogin zu ſein, laſſen Sie uns ſcheiden! Ich verlaſſe meinen Ohm, und gehe in ſichern Schutz. Verſuchen Sie nicht, meinen Zufluchtsort zu entdecken; ob ich ihn je verlaſſe, ob ich mich in ihm begrabe, ſtellen wir dem anheim, der uns Alle regiert, Sie aber ſegnen möge mit jedem Glück!

Diana.“

Richelieu's Drohungen realiſirten ſich ſehr bald. Der Prozeß über die Vermählung des Herzogs von Orleans wurde eingeleitet. Das Parlament konnte nur über die Validität eines den Landesgeſetzen zuwiderlaufenden Ehecontractes entſcheiden und ſuchte den Prozeß in die Länge zu ziehen. Des Königs Ungeduld ertrug die Zögerung nicht, er erließ eine fulminante Erklärung gegen dieſe Heirath, und Richelieu füllte jede Sitzung mit brillanten Reden über ſie aus. Unendliche Erörterungen des Für und Wider waren die natürliche Folge der für ganz Frankreich wichtigen Frage; tauſend neue Anſichten und Beſorgniſſe entwuchſen ihr täglich. Denn allerdings ſtand ein Bürgerkrieg zu befürchten, wenn Gaſton zu einer zweiten Ehe ſchreiten, und Margarethe jetzt einen Sohn gebären ſollte. Das Alter des Lothringiſchen Hauſes wurde unterſucht, und es fand ſich, daß es älter ſei als das der Medicis, dem die Königin Mutter entſproſſen. (Fortſ. folgt.)

Nachrichten von Künſtlern in München.

(Schluß.)

4. In der Landſchaft

zeichnen ſich aus, und zwar in der hiſtoriſchen: **Heinlein**, deſſen Phantaſie das Hohe, Eingeſchloſſene, Wilde, Kräftige liebt, und der, was er will, mit ſicherer Hand und breitem Pinſel hinſchreibt. Sein letztes größres Bild war eine Gebirggegend an der Grenze zwiſchen der deutſchen und italiäniſchen Schweiz im obern Appenzell.

Fohr (aus Heidelberg) hat ſeit Jahren große Fortſchritte gemacht und zeichnet ſich durch ein eigenthümliches ſchönes Verhältniß ſeiner Gründe ab.

Rottmann, deſſen letzte glänzende Arbeiten die al Fresco gemalten italiäniſchen (und ſicilianiſchen) Landſchaften in den Arkaden ſind, befindet ſich gegenwärtig, im Auftrag des Königs, in Griechenland, wo er für die fernere Ausſchmückung der Arkaden Landſchaften zeichnet. Sehr rühmenswerth ſind auch ſeine, im neuen Königsbau von **Schilling** ausgeführten ländlichen und öffentlichen Feſte der Griechen.

Geeger malt ſtille Abende an umſchatteten klaren Gewäſſern.

Ferdinand von Olivier hat leider ſeit der Übernahme der Sekretär-Stelle an der Akademie nichts mehr gemalt.

Außer dieſen und eine andre Bahn verfolgend leiſten Außerordentliches in der Landſchaft:

Chr. Morgenſtern, mit ſeinen großen, der Natur unmittelbar entnommenen Darſtellungen;

Bernh. Stange (aus Leipzig), **Crola** (aus Dresden), **Häſelich** (aus Hamburg), **C. Kaiſer**, **Steingrübel**, **Zwengauer**, **Zimmermann**, **Haushofer** und viele andre; denn es muß bemerkt werden, daß die Kunſt der Landſchaftmalerei — obſchon nicht in unmittelbarer Verbindung mit den großen Kunſtunternehmungen des Königs — ſich in München zu einer bewundernswürdigen Vollkommenheit ausgebildet hat; obſchon ſie ſich größtentheils in dem Kreis der nahen Umgebungen Münchens hält, woher es gekommen, daß das Studium der Lüfte vor den größern Baumpartheien den Vorzug erhalten hat.

Als **Marinemaler** müßen genannt werden **Vollmer**, **Ott** und **Sander**; als **Architekturmaler** außer Dominik Quaglio noch **Wilhelm Gail**, der mit ſeinen Bildern aus Spanien, namentlich aus Alhambra und Barcelona, ein ganz neues Intereſſe erregt hat, und **Heinrich von Mayr**, der durch kunſtreiche Beleuchtung die einfachſten Baulichkeiten ältern Styles auf eine höchſt bewundernswürdige Weiſe darzuſtellen weiß.

Als **Glasmaler** zeichnen ſich **Ainmüller** und **Börtel**, letztrer durch ſeine Copien altniederländiſcher Bilder auf **einer** Glastafel, wie deren Melchior Boiſſerée mehre beſitzt, aus.

Medailleurs.

Stiglmaier, Inſpektor der königl. Gießereien, hat jetzt den Bronceguß der großen Statue König Maximilians nach Rauch nebſt allen Reliefs vollendet, ſo daß ſie, da nun auch die Ciſelirarbeiten fertig, aufgeſtellt und im Monat Oktober enthüllt werden wird. Auch hat er für das Denkmal bei Aibling, das ein Verein von Patrioten zum Andenken an den dort erfolgten Abſchied der Königin von ihrem Sohne Otto, geſtiftet, eine ſchöne lebensgroße Madonna modellirt und in Erz gegoſſen.

Voigt (aus Berlin) iſt vorzugweiſe mit den hiſtoriſchen Thalern beſchäftigt, welche die Hauptereigniſſe des jedesmaligen Jahres, deſſen Zahl ſie führen, dem Andenken der Nachwelt aufbewahren, als z. B. die Zollvereinigung der deutſchen Staaten, die Kammer-Treue von 1833 u. a.

Kupferſtecher und Lithographen.

Amsler hat ein Blatt nach einem Relief von Schwanthaler, den heil. Georg vorſtellend, für den Kunſtverein geſtochen. Außerdem iſt er mit ſeiner ſehr ausgeführten Platte nach Rafaels heiliger Familie, in hieſiger Gallerie, ziemlich zu Ende.

Merz ſticht gegenwärtig für den Kunſtverein: Egmont und Klärchen nach einem Gemälde von W. Kaulbach, und hat nach demſelben Meiſter das „Narrenhaus" geſtochen, ein Blatt, auf welchem eine Anzahl Wahnſinniger mit abſchreckender und doch höchſt bewunderungswürdiger Treue und pſychologiſcher Tiefe dargeſtellt ſind.

C. Schäffer, der mit Recht zu den bedeutendſten Kupferſtechern der deutſchen Schule gerechnet wird, und ganz vorzügliches Talent für das Verſtändniß von Cornelius zeigt, iſt von München nach Frankfurt a. M. als Profeſſor an der dortigen Kunſtſchule gegangen. Seine letzten Arbeiten in München waren mehre kleine Blätter nach den Evangeliſten, und der Anbetung des Kindes von Cornelius.

H. Schütz (aus dem Fürſtenthum Lippe) ſticht eine große Platte, Schlacht der Sachſen und Franken unter Karl dem Großen, nach W. Kaulbach.

G. Thäter arbeitet meiſt für ein großes Werk des Grafen Raczinsky, welches die Geſchichte der neuern Kunſt umfaſſen wird, und ſticht gegenwärtig nach Schnorr ein Blatt aus den Nibelungen, Chrimhilde, den Leichnam Siegfrieds findend; ferner nach Mücke, Barbaroſſa vor Mailand; und wird dann ſogleich die große Geiſterſchlacht von Kaulbach anfangen. Auch arbeitet er an Oliviers Bilderbibel.

Unter den Lithographen iſt Bodmer zu nennen, deſſen letztes Blatt: die königliche Familie (Zeichnung von Monten) ein ſehr brillant ausgeführter Steindruck iſt; Hanfſtängel iſt nach Dresden gegangen, um die Hauptwerke der dortigen Gallerie herauszugeben; Borum zeichnet meiſt Architekturbilder von Quaglio, Hohe lithographirt grade das große früher genannte Bild von Peter Heß; Tröndlin hat die Galatea nach Rafael herausgegeben.

Türkiſcher Marſch.

(Nach Victor Hugo.)

Là-Allah-Illallah.
Koran.
Es gibt keinen andern Gott, als Gott.

An meiner Seite rieſelt mein Dolch von ſchwarzem Blut,
Und auf dem Sattelbogen die ſchwere Streitaxt ruht.
Den wahren Krieger lieb' ich, Schrecken des Belial;
Sein aufgeſchnitt'ner Turban macht ſeine Stirne hart;
Mit tiefer Ehrfurcht küßt er des greiſen Vaters Bart
Und ſeinen Säbel weiht er des Kindes Treu zumal.
Der Dolmann, den er trägt, iſt in dem Kampf zerſchoſſen
Mehr, als da ſind geſternte Flecken ausgegoſſen
Auf's Fell des Kaiſertigers ohne Zahl.
An meiner Seite rieſelt mein Dolch von ſchwarzem Blut,
Und auf dem Sattelbogen die ſchwere Streitaxt ruht.
An ſeinem Arme leuchtet und tönt ein Kupferſchild,
Roth, wie der Mond erglänzet ſaumtren Wolkenſaum.
Sein wiehernd Roß zernaget den Zügel, weiß von Schaum,
Und hoch auf wirbelt's Furchen Staubes wild;
Sprengt im Galopp es auf dem Pflaſter weiter,
Wird Schweigen rings. Ein Mauer iſt der Reiter,
Spricht Jeder, nach ihm blickend im Gefild.
An meiner Seite rieſelt mein Dolch von ſchwarzem Blut,
Und auf dem Sattelbogen die ſchwere Streitaxt ruht.
Ob auch zehntauſend Giaurs kommen bei Hörnerſchall,
So gibt er Antwort, naht, und läßt in ſtarkem Zorn,
Den Schrecken auf ſie ſchwingen, ſtößt raſcher in ſein Horn,
Tödtet, und ſeinen Muth belebt der Feinde Fall.
Den Scharlachkaftan färbt' er auf's Neu mit ihrem Blute,
Und ſchmeichelt ſeinem Renner, der gern ruhte,
Um ſie zu morden überall.
An meiner Seite rieſelt mein Dolch von ſchwarzem Blut,
Und auf dem Sattelbogen die ſchwere Streitaxt ruht.
Wohl lieb' ich's, wenn er ſagt, nicht mehr die Trommel klingt,
Daß er die ſchöne Sklavin mit heißem Arm umfängt,
Sich zu dem Imam nicht in die Moſcheen drängt,
Und Wein bei Nacht und Wein bei Tage trinkt.
Wohl lieb' ich's, daß er nach des Kampfes Grimme
Lacht, und mit der vom Kriegsruf heiſern Stimme
Von Liebe und von Houri's ſingt.
An meiner Seite rieſelt mein Dolch von ſchwarzem Blut,
Und auf dem Sattelbogen die ſchwere Streitaxt ruht.
Auch ſei er erſt, den Schimpf zu rächen gleich bereit;
Mehr ſei des krummen Säbels Spiel ihm werth,
Als was Erfahrung und im Alter lehrt;
Er wiſſe nicht, wann Sonnen löſcht die Zeit,
Wann Fluthen einſt der Wüſte Sand begraben;
Doch ſoll er, jung und tapfer, lieber haben
Narben als Runzeln, tief und breit.
An meiner Seite rieſelt mein Dolch von ſchwarzem Blut,
Und auf dem Sattelbogen die ſchwere Streitaxt ruht.
So iſt Tomgarabgi, Spahi, Timariot
Der wahre gläub'ge Krieger; doch Jener, der ſich preiſt,
In's kaiſerliche Lager als Letzter ankommt meiſt,
Und zittert in dem Augenblick der Noth,
Der, wenn die Thore einer Stadt geſtürmet,
Nicht ſeine Beute auf die Wagen thürmet
Und ihre Axt zu zerbrechen droht.
An meiner Seite rieſelt mein Dolch von ſchwarzem Blut,
Und auf dem Sattelbogen die ſchwere Streitaxt ruht.
Der eines Weibes ſüße Schmeichelrede liebt,
Und der bei Trinkgelag nicht weiß und Becherklang,
Aus welchem Stamm ein edles Roß entſprang;
Der Alles von ſich auf die Freunde ſchiebt,
Der ſich mit Weichlichkeit hinſtreckt auf ſeid'nen Kiſſen,
Die Sonne fürchtet, lieſt, und, aus Gewiſſensbiſſen,
Den Cyperwein getroſt den Chriſten gibt.
An meiner Seite rieſelt mein Dolch von ſchwarzem Blut,
Und auf dem Sattelbogen die ſchwere Streitaxt ruht.
Der iſt ein Feigling, doch ein Krieger nicht;
Ja ſieht man nicht in einer heißen Schlacht,
Wie er ſein edles Roß anſpornt mit Macht,
Und aufrecht ſtehend in den Bügeln ficht.
Der iſt nur gut, ein Maulthier fortzuzerren,
Unnütze Formeln leiſe herzuplärren,
Gleich einem Prieſter, der Gebete ſpricht.
An meiner Seite rieſelt mein Dolch von ſchwarzem Blut,
Und auf dem Sattelbogen die ſchwere Streitaxt ruht.

O. L. B. Wolff.

Buntes.

⁂ Die berühmten Tänzerinnen Elßler werden Paris verlaſſen und nach Deutſchland zurückkehren.

⁂ Ein neuer Roman von Paul de Kock: Ni jamais ni toujours, iſt angekündigt. Er führt unter dem Titel das Motto: C'est la dévise des amours.

⁂ Der Banquier Aguado, ein geborner Spanier, hat das durch ſeinen Wein berühmte Gut Chateau Margot bei Bordeaux gekauft.

⁂ In England iſt ein muſikaliſches Prachtwerk angefangen, welches die ausgezeichnetſten Kirchenmuſiken von Paleſtrina bis auf Haydn enthalten wird. Es führt den Titel: Sacred minstrelsy.

⁂ Ein ſpaßhaftes Beiſpiel von amerikaniſchem Republikanismus wird von den engliſchen Zeitungen erzählt. Ein fremder Prinz hatte in Newyork ſich eine Kutſche beſtellt; der Kutſcher erſchien und fragte den Prinzen: „Sind Sie der Mann, der mich beſtellt hat?" Auf die bejahende Antwort fügte der Kutſcher hinzu: „Dann bin ich der Gentleman, der Sie fahren wird."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 239. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 9. October.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Während dieſer Verhandlungen wurden in Lothringen ebenfalls bedeutende Veränderungen vorgenommen. Franz hatte ſich zu ſeinem Bruder nach Mirecourt zurückbegeben, woſelbſt der unglückliche Fürſt ein höchſt bedauernswerthes Leben führte. Das Beiſammenſein mit der Herzogin Nicole, die er nicht liebte, deren Eiferſucht er häufig erregte, deren ſtrengen Tugenden alle Liebenswürdigkeit mangelte, während kleinliche weibliche Schwächen und Fehler die edleren Eigenſchaften ihrer Seele umhüllten, Claude's lautloſe mädchenhafte Trauer, die Leere ſeines plötzlich unintereſſant gewordʼnen Lebens, waren mehr als genug, ihm ſehr bald dieſen Aufenthalt unerträglich zu machen. Wir haben ihn mehreremale einen gebornen Aventürier genannt; auch jetzt bewährte der urſprünglich unwiderſtehliche Hang zur Ungebundenheit ſich unverkennbar; es trieb ihn unaufhaltſam fort, in's rege Leben! Drei Monate lang überwand er ſich, an einem ſchönen Morgen des vierten war Herzog Karl verſchwunden, und tauchte erſt ſpäter, in der öſtreichiſchen Armee, als Kommandeur von dreißig tauſend Mann auf. Vor ſeiner Flucht oder Reiſe, wenige Tage nach der Klag-Adreſſe des Königs an das Parlament, enregiſtrirte der Gerichtshof von St. Michael in Lothringen wirklich den Abdications-Act, durch welchen Herzog Karl ſich aller ſeiner Rechte und Landen, zu Gunſten ſeines Bruders Nicolaus Franz, des Kardinals begab. Nachdem dieſer in aller Form publizirt worden war, nahm Franz den Titel eines Herzogs von Lothringen und Bar an und ließ ſich von nun an Durchlaucht und Herzog Franz nennen. Er beeilte ſich, den König von dieſem Schritt zu benachrichtigen, den nur ein letztes kurzes Zuſammenſein, gegen ſeine eigenen früheren Anſichten, wirklich zu Stande gebracht, indem Herzog Karl's entſchiedener Entſchluß, Lothringen zu verlaſſen, bei dem ſchwankenden Charakter der Herzogin, die noch immer mit Richelieu's Vertrauten correſpondirte, als nicht zu umgehende Nothwendigkeit ihn darſtellte, um das Land nicht ganz und gar an Frankreich verfallen zu laſſen. Um Richelieu günſtig zu ſtimmen, verſprach der Herzog alle von ſeinem Bruder eingegangenen Tractate auf's pünktlichſte zu erfüllen. Vergebens! Richelieu wollte das Haus Lothringen ſtürzen, oder ſich die Häupter deſſelben zu ganz willkührlicher Schaltung erzwingen.

„Der König," erwiederte er dem Herrn von Contriſſon, der ihm die Entſagungs-Acte überreichte, „der König hat zwei Klaggründe gegen Herzog Karl, die Übertretung der Tractate und die Verführung des Herzogs von Orleans, den man gezwungen hat, die Prinzeſſin Margarethe zu ehlichen. Er kann daher ſeine Staaten nicht übertragen, ohne durch dieſe Übertragung zugleich ſeinen Nachfolger zur Vollſtreckung aller in den drei letzten Tractaten ſtipulirten Bedingungen zu zwingen." Mit großer Härte reihte er nun dieſen Klagpunkten die Anſchuldigungen an, daß der Kardinal Franz bei Gelegenheit der Trauung der Herzogin von Orleans als Biſchof von Toul den Diſpens der Publication gegeben, einem Mönche die Erlaubniß ertheilt habe, den Segen über das fürſtliche Paar zu ſprechen, welche Ceremonie, der Regel nach, auf andre Weiſe hätte vollzogen werden müſſen; und verlangte die Auslieferung des Mönches. „Der König,“ verſicherte er, „hat die beſonderen Klagen, die er perſönlich gegen den Kardinal gehabt hätte, gern unterdrückt, er hat vergeſſen wollen, daß man ſeinen eigenen Schutzbrief mißbrauchte, und es wird daher nur auf des Herrn Kardinal's Benehmen ankommen, ob Ihre Majeſtät ſich deſſen nicht wieder erinnern, ſondern ihm das nämliche Wohlwollen, dieſelben Rückſichten gewähren.“

Contriſſon ſtutzte, — der Doppelſinn dieſer Schlußworte konnte ein Zurückrufen der Bewerbung um Diana ſein, zu welcher er keine Vollmacht hatte. — Diana ſchien indeſſen wirklich verſchwunden, was Richelieu mit großer Kunſt zu verbergen wußte, während er ſie unabläßig ſuchen ließ.

Herzog Franz, da er höchſtens nur als Herzog von Bar, keineswegs aber als ſouverainer Fürſt von Lothringen, des Königs Zuſtimmung bedurfte, nahm indeſſen ſeine neue Würde an, und ſandte nach einigen Wochen Contriſſon zum zweitenmal nach Paris, um einige ihm zukommende Vortheile zu erlangen, und über verſchiedene Übertretungen des Tractats zu klagen, deren Details uns zu weit in die franzöſiſche Geſchichte führen würden.

Richelieu empfing den Geſandten diesmal mit offenbarer Wuth, er warf den Brief des Herzogs, den ihm derſelbe überreichte, auf die Erde, und wiederholte mehreremale, mit vor Zorn bebenden Lippen, deſſen Unterſchrift: „Franz, Herzog von Bar und Lothringen. Herzog! Herzog!“ rief er, ſich immer mehr erhitzend, „dieſer Titel ſoll den König betrügen! aber ſo gar leicht ſind wir nicht hinter's Licht zu führen, meine Herrn!“

Allmählich ſich von ſeinem Schreck erholend, verſuchte Contriſſon durch allerlei Vorſpiegelungen die Anklage des Miniſters von ſeinem Herrn abzuwälzen, verſicherte, der Herzog laſſe den Geiſtlichen ſuchen, der die Trauung der Prinzeſſin vollzogen; gern hätte er auch die Werbung um Dianen auf's neue in Anregung gebracht, hätte er nur den kleinſten Auftrag erhalten, der darauf hindeuten konnte. Der Kardinal, kannte ſich nicht mehr vor Grimm. „Das Saliſche Geſetz,“ rief er, „iſt nie, weder in Bar, noch in Lothringen eingeführt worden, das Teſtament König Rénés iſt nicht authentiſch, obendrein frage ſich auch noch, ob er, wenn es ſich auch ſo verſtände, je das Recht gehabt hätte, die Landesgeſetze zu umgehen, und zu ändern; — alſo hat Herzog Karl die beiden Herzogthümer als Heirathsgut ſeiner Gemahlin beſeſſen, und folglich iſt deren Schweſter, Prinzeſſin Claude, die einſtige legitime Erbin, da die Herzogin keine Kinder hat; — ſeine Eminenz beeilen ſich allzuſehr, einen Titel anzunehmen, der ihm aus mehr als einem Grunde ſtreitig gemacht werden dürfte.“

Mit dieſer Antwort entlaſſen, eilte Contriſſon, nachdem er noch vergeblich die Herrn Chandallon und Gondi befragt, an den Lothringiſchen Hof zurück.

Nun aber traten auch plötzlich in des Herzogs Bruſt Liebe und Mannheit in ihre vollen Rechte. Noch am nämlichen Morgen erſuchte Franz die drei Fürſtinnen, ihn nach Lüneville zu begleiten. Die Nachricht dieſer kleinen Reiſe verbreitete ſich ſchnell. Marſchall de La Force, über welchen der Herzog eben geklagt, weil er Savern ohne Kriegserklärung eingenommen, wurde durch ſeine Spione benachrichtigt, und marſchirte ſeinerſeits ſogleich auf Lüneville zu, um es einzunehmen, und ſo zu hindern, daß nichts gegen des Königs Willen dort geſchehe.

Kaum angelangt, ſuchte Franz die Prinzeſſin Claude auf. Offen, ohn' allen Rückhalt ſprach er jetzt ſeine ernſte, Jahrelang für ſie gehegte Liebe aus, er verhehlte ihr nicht, daß die Zukunft ſich für beide jetzt ſehr finſter geſtalten könne, und bat ſie um ihre Hand, wenn es ihr wie ihm leichter ſcheine, vereint dem drohenden Unglück zu begegnen. Claude hörte ihn ſtill, mit immer leuchtenderen Augen an, kaum war das letzte Wort von ſeinen Lippen, ſo legte ſie, noch immer ſchweigend, aber mit einem unausſprechlichen Ausdruck von Klarheit und Glück, ihre Hand in die ſeine.

Franz umſchlang ſie, und drückte ſie feſt an ſich. Sie ſchloß unter ſeinen Küſſen einige Secunden lang die Augen. — „Du ſiehſt aus, wie ein ſchlafender Engel,“ flüſterte Franz. „Und mit Recht,“ erwiederte Claude, die Augen aufſchlagend, „denn es iſt mir, als träumte ich vom Himmel! Nicht, daß ich's nicht immer innerlich gewußt und gefühlt hätte, wie ich dich liebe, mehr als dich irgend eine Andre lieben kann auf Erden, aber ſo glücklich zu werden, durfte ich nicht hoffen! Gerade ich! und ſo wenige ſind es!“

Franz entwickelte ihr nun alle Umſtände ſeiner Bewerbung um Dianen. Sogar den Eindruck, den ihre Schönheit, der ſeltne Adel ihres Gemüths, und ihre Leidenſchaft auf ihn gemacht, geſtand er ein. Beide ſaßen einander auch jetzt gegenüber, aber Hand in Hand, und Claude ſah ihn feſt und ruhig an, während er erzählte. „Ich wußte es, ich fühlte das,“ ſagte ſie mitunter, oder nickte auch wohl blos beſtätigend mit dem zierlichen Haupte.

Jetzt ſchloß Franz ſeine Relation, indem er ihr die augenblickliche Gefahr einer Trennung und Gefangennehmung von Seiten des Königs, oder eines Verraths der Herzogin Nicole, auseinanderſetzte. „Liebe Claude,“ ſprach er, „wie du ſelbſt geſtehſt, biſt du mein geweſen, ſeit Jahren, aber du mußt es noch heute ganz und gar werden, — wir müſſen vor einbrechender Nacht uns trauen laſſen.“

Mit einem lauten Schrei des Erſtaunens, fuhr das erſchrockne Kind zurück — „Claude!“ ſprach Franz leiſe, mit dem innigſten Ausdruck ſeines Gefühls,

„Claude!“ und im nächſten Moment lag ſie an ſeiner Bruſt, in ſeinen Armen.

Lenoncourt ließ jetzt den Herzog dringend um unvergängliches Gehör erſuchen. Er meldete, daß Mareſchall La Force zu argwöhnen ſcheine, daß etwas beſonderes vorgehe, und einen Expreſſen an Herzog Franz nach Lüneville abgefertigt habe, um ihm mit des Königs Zorn zu drohen, daß aber ſein eigener Spion dieſem Boten zuvorgeeilt ſei, und die Nachricht jetzt eben überbracht habe. — Franz und Claude wurden in ihrem Entſchluß dadurch beſtärkt. Es war bereits zehn Uhr Abends, als der Herzog den Prior und Unterprior der regulirten Kanoniker der Abtei von Sanct Remi in Lüneville holen ließ. Er machte beide Caſuiſten mit dem Fall bekannt, zeigte ihnen die Gefahr, in welcher Lothringen ſchwebe, indem man die Prinzeſſin nach Frankreich zu führen, und dort mit einem der franzöſiſchen Prinzen zu vermählen gedenke; wodurch das Lothringer Land einem fremden Fürſten zufallen würde; und entdeckte ihnen ſeinen Entſchluß, ſelbſt, ohne Verzug und noch in dieſer Nacht ſie zu eheligen, ohne den Dispens des Pabſtes abzuwarten, oder ſich dem gebräuchlichen Aufgebot zu unterziehen. Hierauf bat er beide Geiſtliche, den Fall ſcharf und genau zu überlegen, und ihm zu erklären, ob eine, unter dieſen Umſtänden geſchloſſene Ehe gültig ſei? Beide erbaten ſich die Erlaubniß, in ihr Kloſter zurück zu kehren, und dort die Kanoniſten zu Rathe zu ziehen.

Zwei wunderbare Stunden der Spannung und Unruhe folgten dieſen raſchen Augenblicken. Die Prinzeſſin hatte ſich in ihre Gemächer zurückgezogen. Die Fürſtin Pfalzburg eilte von ihr zu Franz, und erſchöpfte ſich in Zärtlichkeit und Beifallsbezeugungen, Vorwürfen und Bitten, um Vergebung ihrer früheren Mißdeutungen. Der Herzog blieb gefaßt und klar, theilte der Herzogin Nicole, obgleich er ihren Einfluß ſcheute, mit großem Anſtande und Freundlichkeit, den ganzen Verlauf der Sache mit, und bat ſie, Zeuge der heiligen Handlung zu ſein. Gleich darauf empfing er einen Brief des Marſchalls La Force, den der erwartete Expreſſe brachte, in welchem ihn dieſer beſchwor, keinen Schritt zu thun, der den König beleidigen könne, und aus Rückſicht für denſelben, eines gewiß ungegründeten Gerüchts wegen, die Nacht nicht in Lüneville zuzubringen, das zu beſetzen er noch veranlaßt ſei. Franz ſah den abgeſandten Offizier nicht, ſchützte große Ermüdung vor, befahl aber dennoch alles zur Abfahrt nach St. Nicolas augenblicklich bereit zu halten.

Um Mitternacht kamen die beiden Geiſtlichen zurück; ſie erklärten dem Herzoge, daß er als Biſchof von Toul ſich ſelbſt vom Aufgebot dispenſiren, oder einem Andern die Gewalt dazu übertragen könne; dagegen ſei der Dispens bei einem ſo genauen Grade der Verwandtſchaft ausſchließlich dem Pabſte vorbehalten, und nur in dringenden Nothfällen fänden ſich Beiſpiele, daß er von Biſchöfen ertheilt worden ſei.

„Nun bei Gott! mein Fall iſt dringend genug!“ rief der Herzog. „Gab es je eine verzweifelndere Nothwendigkeit eine Ehe zu vollziehen, als dieſe, wo jeder Augenblick das Wohl des Staats und die Ruhe einer ganzen Familie bedroht? Ich hoffe, der heilige Vater wird nichts dagegen haben, und mir den Dispens verabfolgen laſſen, ſobald ihm mein Geſandter die Supplik überreicht haben wird.“

Nach dieſer raſchen Berathung wurde die ſchöne Braut geholt, der Prior von St. Remi ertheilte dem Ehepaar den kirchlichen Segen, und vollzog die Trauung in Gegenwart des Unterpriors, der Herzogin Nicole, der Fürſtin Pfalburg, eines Kavaliers und einiger Hoffräulein. (Fortſ. folgt.)

Ein Bad im Orient.

Im Norden badet man ſich, im Süden läßt man ſich baden. Wenn man eine Reiſe im Mittelmeer macht, wird man in Sicilien in die mauriſchen, in Malta in die perſiſchen und in Griechenland in die türkiſchen Bade-Myſterien eingeweiht. Smyrna und Konſtantinopel, Kairo und Alexandrien ſind aber die Hauptorakelſtädte der mahomedaniſchen Hygiea, und ich bin der Meinung, daß ein Europäer immerdar nur ein Profaner bleibt, der nicht das Glück hatte, im heiligen Waſſer des Tempels oder wenigſtens in dem ſeines Stellvertreters, des Tſchukurhamam Mahomeds in Iſtambol, ſein Haupthaar zu waſchen.

Welcher Moslim hat nicht gehört von dem Zeuxippos des Harems, alſo genannt von einem alten Standbild des Apollo, das die griechiſchen Kaiſer mit hundert Statuen umringten, von den umgetauften Thermen des Arkadius, in deſſen lichtſtrahlenden Glaskuppeln die Odalisken des Großherrn eine Scene des Islamparadieſes aufführen? Welche Cirkaſſierin, die ihrer Schönheit bewußt iſt und Anſprüche auf einen Platz im Elyſium des Propheten macht, hat nicht den Wunſch gehabt, den Brunnquell des Korans, den Selſibil der Gottheit in der Rotunde des großen Sebilchans des heiligen Landes zu trinken und auf ſeinen bunten Marmorſtufen, bekleidet mit dem Schleier der durchſichtigen Houris, Honigkuchen der Liebe zu eſſen?

Die Türkei iſt das wahre Land des Opiums und der Waſſerarzneikunde. Man findet darin ſehr oft keine Häuſer, aber deſto mehr Ciſternen und Brunnen.

In Frankreich gibt es kein Dorf, wo man nicht ein Kaffeehaus, ein Billard und ein Journal antrifft, alle Leute wollen räſonniren und ſpielen, wenn ſie gearbeitet haben, das iſt im Orient gerade das Gegentheil; denn der Türke iſt ſtumm und kennt kein Vergnügen, als die Ruhe. Ein türkiſches Dorf beſteht, zum Unterſchied von einem franzöſiſchen, daher aus einer Moſchee, einem Kaffeehauſe, einer Derwiſch-Eremitage, einem Khan, einem Bad und einer Kollektion Hütten mit Matratzen. Das Bad iſt das Gemeingut und verſieht die Stelle der franzöſiſchen Magiſtratur, indem ein Paar lange Handtücher von ſeinem Dach als Nationalfahne flattern.

Wie badet man aber im Orient und welche Seligkeiten erwarten den Wanderer im hundertſäuligen Bin-bir-direk und ſeinen Nachbaranſtalten zu Valetta, Nauplia, Zeitoun, Zante oder Korfu?

Ich ſaß auf dem Dache des Hotels Clarence, das eine wunderbar entzückende Ausſicht über die malteſiſchen Inſeln, die drei Häfen und die drei Meere von Afrika, Europa und Aſien gewährte, und hörte dem arabiſchen Geſpräche zu, das tief unter der Plattform zwei nußbraune Mädchen aus Tripoli führten, die ihre ſtreifige Garderobe zum Trocknen aufhängten. Eben hatte ich angefangen, mir ihre rundgedrechſelten Figuren, die bis über die Kniee barfüßig einherwandelten und ſehr pittoreske Arme, Brüſte und Schenkel producirten, ohne ſich beſonders darum zu kümmern, ob ein deutſcher Literat ſie beäugle, in mein Notizenbuch zu tragen, da beraubte mich eine unſichtbare Hand meines ſchirmenden Strohhuts und eine zarte weibliche Stimme ſagte in gutem Franzöſiſch: „Je vous avertis que vous avez trouvé un compagnon, si vous êtes encore resolu de visiter les bains turcs.“

Es war meine charmante Wirthin, die ſich Inhaberin eines Pariſer Karawanſerais in Mitten des Mittelmeeres nannte. Sie war ganz Güte für ihre Gäſte und von Früh bis in die Nacht beſorgt, ihnen den Aufenthalt in Malta angenehm zu machen.

„Mon dieu,“ ſagte ſie, „die Engländer, die wir hier haben, ſind ſo unumgänglich, daß man wohl froh ſein kann, wenn der Zufall uns Geſellſchaft aus andern Ländern ſchickt.“

Es war mir nicht ganz recht, daß ich meine Wäſche trocknenden Afrikanerinnen ihrem Schickſal überlaſſen ſollte, um mich perſiſch bähen und bürſten zu laſſen; mein Bleiſtift hatte gerade die Conturen der Extremitäten entworfen und reklamirte den vollſtändigen Beſitz der charakteriſtiſchen Skizze.

Madame warf einen Blick in mein Buch und fing ironiſch an zu lachen, indem ſie es zuklappte. „Sie ſollen ſich nicht mit ſolchen Creaturen die Zeit ſtehlen,“ bemerkte ſie. „Wir haben in Valetta ganz andre Kinder des Orients, ſofern Sie davon Freund ſind. Dieſe Inſeln ſind das Muſeum der Menſchen und Produkte von drei Welttheilen; hier können Sie alle Gebräuche und Religionen kennen lernen, ohne etwas von ihnen fürchten zu müſſen.“

Ich fühlte, daß ſie Recht hatte.

Malta iſt wie gemacht zum Studium des Orients, ſowohl der Sprache als der Einwohner. Man kann ihre Eigenthümlichkeiten darin genießen mit britiſchen Rechten, man kann den Griechen, man kann den Türken, man kann den Ägypter, den Perſer und den Neger ohne alle Umſtände an ſich ziehen, und, was nirgends möglich iſt, ſogar mit ihren Weibern und Töchtern u. ſ. w. umgehn.

Darf ich zarten Ohren ſagen, daß ich unter Anleitung meiner beſagten Wirthin zum Paſcha befördert und wie Hüon in Tunis in einen Haremsrauſch verſetzt wurde, daß ich Bagdad's Himmel und Alhambra's entkleidete Nymphen ſah? Darf ich erzählen, daß ich mileſiſche Mädchen, ſchön wie Lais Sklavinnen, um mich mit Tambourinen tanzen ließ, daß ſie mir als Liebesgötter die marmorne Badwanne füllten, über deren Baldachin die Sonnenſtrahlen durch bunte phöniciſche Glasſcheiben fielen, daß mich zarte Arme trugen, weiche Hände ſalbten, ſchwellende Lippen küßten, wie mich nie ein Weib geküßt? Daß ich ſüßen Scherbet trank auf goldbequaſtetem Pfühl, einen weißen Shawl um die Schläfe und ein fliegendes Duftkleid um die Hüften trug? Darf ich ſagen, daß ich „Allah Kerim“ ſang und wie ein Kaiſer auf dem Halidomonsfeld zu Byzanz gekrönt wurde — mit Myrthen?

O die abſcheulichen Türken, die unmoraliſchen Türken! Das nennen ſie, ein Bad des Herrn, ein Bad des Propheten nehmen!

Reiſen Sie nicht nach Malta, ſondern reiſen Sie lieber gleich nach Konſtantinopel oder nach Teheran, wo keine Engländer die Toleranz der Chriſten einführten und die Profanation der Myſterien geſetzlich geſtatten. Dort wird es Ihnen nicht ſo leicht werden, ſich im Kewſer des Paradieſes zu waſchen und anſtatt der ſchönen Nymphen wird Ihnen höchſtens ein Heer von Knaben und Männern die Gliedmaßen bürſten und die Füße verdrehen, wenn ſie vorher auf mit Stoppeln geheizten Lavaplatten gedünſtet und getrocknet worden.

Ich habe allen Reſpekt vor den türkiſchen Mukejas oder Badeweibern. Dieſe ſtämmigen bärtigen Kerle betrachten den Menſchen unter ihren Händen wie einen Akademiekadaver, und hören nicht auf, ihn zu walzen und zu poliren, bis er, wie eine Mumie in ihren Windeln, daliegt — und kein Glied mehr regt. Die Dünſte auf dem heißen Boden machen den Anfang des Vergnügens, das Bähen und Bürſten die Fortſetzung und das Bauchen mit Seifenlauge und Abſpülen mit kaltem Waſſer den Schluß, worauf man ſich, halbtodt geſchunden und gekocht, auf einen Divan legt, um Kaffee zu trinken und Taback zu rauchen.

Nichts ohne Kaffee und Taback im Orient!

Als ich ein orientaliſches Bad in Malta überſtanden hatte und mit Karmin überpurpurt heimkehrte, glaubte ich mich ſchämen zu müſſen und ſchlug die Augen nieder. Für dieſe Dummheit wurde ich von meiner ganz perſiſch gewordenen Pariſerin brav ausgelacht.

„Venez donc, drole d'Allemand,“ ſagte ſie. „Je crois que les Odalisques vous ont mangé un peu.“

Ich wollte wiſſen, wie es zugehe, daß man in Valetta für wenig Geld ſo vollſtändig die Badefreuden des Sultans haben könne, und bekam zur Antwort: „Mein Freund, man muß nicht allen wohlthätigen Anſtalten auf den Grund gehen; dieſe da iſt die philantropiſche Idee eines Oſtindienfahrers, der Wittwer einer Exſultanin iſt.“ W. Lenz.

Prinzeſſin Ilſe.

Das iſt die Prinzeſſin Ilſe,
Die dort im Berge wohnt,
Wo ſie, von Zwergen bedienſtet,
Als reiche Königin thront.

Sie ſteiget jeden Frühmorgen
In des Waſſers kühlen Schaum.
Was ſie im Bade dann findet,
Das wird zum Tannenbaum.

Es ſteh'n der Tannen gar viele
In ihres Bades Näh', —
Es hat ſie all' verzaubert
Die keuſche Waſſerfee!

Ludwig Wihl.

Punkte.

*** Bellini iſt in der Kapelle der Invaliden begraben. Unter denen, die das Leichentuch hielten, befanden ſich Roſſini und Cherubini; dann wurde das berühmte Todtenamt des Letzteren von Männerſtimmen aufgeführt. Auch waren für die Feierlichkeit Variationen über ein Thema der Puritani, von Bellini, beſonders componirt. Endlich wurde die Feier mit Reden ausgewanderter Italiäner geſchloſſen.

*** In der letzten Nummer der Revue des deux mondes befindet ſich ein Aufſatz über Metternich, von Capefigue.

*** Von Thierry, dem Verfaſſer der bekannten Geſchichte der Normandie, iſt ein Werk über die Gallier erſchienen: Histoire des Gaulois.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 240. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt №. 40.

Samſtag, 10. October.

Johann Heinrich Voſs.

(Deſſen poetiſche Werke. In Einem Bande. Leipzig 1835, bei Immanuel Müller.)

> Ich preiſe mich im Stricken
> Nicht ungeübt, noch faul;
> Mit Scheid' und blanken Sticken
> Und angehaktem Knaul!
> Ich ſtrick', ohn' hinzuſehn,
> Bald ſitzend, bald im Gehn!
>
> Voß.

Der Name Joh. Heinrich Voß iſt ſo berühmt, daß dieſe Geſammtausgabe ſeiner Schriften in gebundener Rede vielleicht manchem willkommen iſt, um die Sammlung der Schriftſteller jener Epoche zu vervollſtändigen. Doch auch mancher mag ſie überflüſſig finden, aus Zweifel an dem poetiſchen Werthe der Erzeugniſſe dieſes Mannes. A. W. Schlegel meinte in dem Wettgeſange der drei Poeten Voß, Matthiſon und Schmidt von Werneuchen, es ſei das Dichten dieſer Männer ein löbliches Handwerk aber keine Poeſie und Voß namentlich bepflanze den Pindus mit Kartoffelknollen, damit dieſe Frucht geſotten den Apollo entzaubere. Damit ſtimmt überein, was Görres in dem Geburtstag des Dichters, einem phantaſiereichen Aufſatz in der Tröſteinſamkeit, und dann ſpäter, als die Voſſiſchen Todeskunden von Heidelberg ausgingen, abermals in geiſtvoller Charakteriſtik ausſprach. Eine erregbare Phantaſie, großartige Ideen, ein heißer Pulsſchlag der Empfindungen, Seherblick in Welt und Leben, alle dieſe Dinge findet man nicht bei Voß. Mäßige Gedanken, Behagen an Beſchränkung, Pochen auf proteſtantiſche Denkfreiheit oder Denkgläubigkeit, wie ſie jetzt dies Ding nennen, ländliches Stillleben bis zur wahren Trivialität, unbedeutende Satire und dergleichen Quincaillerie machen den Fond aus, welchen Voß in gebundener Rede behandelte. Er wollte recht natürlich ſein, und das muß freilich jeder Dichter ſein oder er geht in der Irre, aber dies iſt nicht ſo zu verſtehen, als wäre nicht die Poeſie durchaus nur eine Kunſt. Schaffen, indem man die Natur nachahmt, iſt ihr Weſen, nicht aber copiren, denn nur, was in der Phantaſie wahrhaft empfangen iſt und ſich als wirkliches Phantaſiebild formt und verkörpert, kann Anſprüche auf den Namen eines poetiſchen Werks machen, alles andere aber nicht. Durch Arbeiten und Schnitzeln und Boſſeln dies erſetzen zu wollen, bleibt vergebliche Mühe, denn wenn ſich die Poeſie erarbeiten ließe, ſo hätte Voß gewiß eine hohe Stufe erreicht, da er es ſich immer in allem ſauer werden ließ, ſo daß der ſauere Schweiß auf allen ſeinen Werken tropfenweiſe ſteht. Ja er hätte, wäre er nicht gar zu antikatholiſch geweſen, füglich das Schweißtuch der heiligen Veronika in ſein Wappen nehmen können, als das bezeichnendſte Bild ſeines ganzen Weſens. Göthe beurtheilte Voß günſtig, und man könnte durch den Ausſpruch eines ſolchen Geiſtes am eigenen Urtheil irre werden, wird es aber nicht, wenn man Göthes Art über Andere zu urtheilen im Ganzen beobachtet. Alle extravaganten pretentiöſen Beſtrebungen, welche in das Vage und Leere führen, waren Göthe zuwider, die Lacrimaſſe und alle ähnlichen Grimaſſen, welche man unter dem Namen des Romantiſchen einſchwärzen wollte, mochte er nicht leiden, dagegen ließ er alles gelten, mochte es auch blos handwerkmäßig ſein, wenn es jenen Charakter nicht hatte, und er hatte darin ſo unrecht nicht, denn jenes ſchadet vielfach, indem es gewöhnlich verwirrt und Spektakel anrichtet, dieſes aber, wenn es auch nichts hilft, ſchadet doch auch nichts. Zwar haben die, welche im Herabwürdigen des großen Dichters Ruhm ſuchen, dieſe Art des Urtheilens nicht unangetaſtet gelaſſen, aber die Andern wiſſen, daß Göthe keine Profeſſion von der Kritik machte, ſondern, zum Grüßen veranlaßt, Unſchädlichem einmal freundlich zunickte, meiſt mit Stillſchweigen übergehend, was er nicht mochte.

Voß glaubte am meiſten in der Idylle geleiſtet zu haben, und ſeine Freunde und Anhänger ſind derſelben Meinung, aber auch in dieſer Gattung nimmt er keine höhere Stufe ein, als Schmidt von Werneuchen, indem er nur ein minutiös ausgemaltes Stilleben, manchmal ſogar der allertrivialſten Wirklichkeit bietet. Wenn einer das Landleben in einer Camera obſcura ſich abbilden läßt und zeichnet es mit dem Storchſchnabel nach, ſo iſt das ein handwerksmäßiges Verfahren, welches nicht mit dem Namen der Kunſt zu beehren ſein dürfte. Selbſt die berühmteſte Idylle dieſer Sammlung, die Luiſe macht keine Ausnahme, denn ſie ſchildert einen ländlichen Aufenthalt nur minutiös in allen Trivialitäten, und erzählt das Leben eines Landpfarrers und ſeiner kleinen Familie in einer einträglichen Stelle. Alle Notizen, welche man ſich von einem ſolchen Zuſtande ſammeln kann, ſind in engen Raum zuſammengedrängt und in Hexameter geſetzt. Vorzüglich iſt alles an Speiſe und Trank, alles, was nahrhafte Vorſtellungen wecken kann, ſorgfältig geſammelt, man macht die Bekanntſchaft von Hahn und Henne, nebſt Küchlein, von Katze und Hund, welcher letztere gegen erſtere beim Knochennagen knurrt, daneben Mücken ſchnappt und zuletzt beglückt hochzeitliches Labſal mit Gekrach malmt. Es iſt dies alles ſchier ſo artig geſchnitzelt und geboßelt, wie wenn einer auf einen Kirſchkern das Vater unſer und die zehn Gebote ſäuberlich eingräbt, daß man das Kunſtſtückchen einmal mit Verwunderung anſieht, es aber nicht unter die Kunſtwerke rechnet. Die Menſchen welche uns die Behaglichkeit eines ſolchen kleinen Lebens abſpiegeln ſollen, ſind in der Luiſe nichts weiter als eine nur an der Kleidung kenntliche Staffage, ohne Phyſiognomie und individuellen Charakter, und darin zeigt ſich beſonders die Voßiſche Unzulänglichkeit für Poeſie. Ohne Individualität und beſtimmte Phyſiognomie wird keine Perſon in einem poetiſchen Werke anſprechen, da ſie ja ohne dies nur ein Schemen iſt. Welches aber iſt der Charakter der Luiſe, der Heldin jener Idylle? Niemand kann es ſagen. Sie iſt 18 Jahre alt, trägt zuweilen ein weißes Kleid mit rothen Schleifen, einen Strohhut mit Tremſen geſchmückt, hebt auf der naſſen Wieſe ihr Kleid auf, daß man Unterrock und Zwickelſtrümpfe ſieht, kreiſcht jüngferlich, wenn ihr plötzlich ein Froſch erſcheint, füttert Hühner, drückt ihrem Liebhaber die Hand, küßt ihn, pflückt Erdbeeren u. ſ. w., doch vergeblich wartet man auf einen einzigen, ſage: einen einzigen charakteriſtiſchen Zug, der ſie als ein eigenthümliches, individuelles menſchliches Weſen kund gäbe. Ihr Liebhaber, der Herr Walter iſt eine ſtille blöde Natur, weniger ausdrucksvoll als ein Kleidergeſicht in einem Modejournal, man erfährt: er ſei Pfarrer in Seeldorf, und erwartet bei ihm ſeine Verſetzung nach Geiſtheim. Er weint ein paarmal und raucht Taback, daran muß man ihn erkennen. Der Vater, der ehrwürdige Pfarrer von Grünau, mit einer Glatze und einem Schlafrock, ſcheint viel zu ſprechen, und man ſollte denken, aus ſeiner Redſeligkeit müßte man bei Gelegenheit auf ſein Weſen ſchließen können, aber er iſt Marionette, ſo ſehr wie eins in dieſer Idylle, denn hinter ſeinem Stuhle ſteht beſtändig ſein eutiniſcher Gaſtfreund, und er ſpricht nicht, ſondern dieſer legt ihm ſein Zionsnachtwächterhorn auf die Schulter, und läßt ſeine Zelotenphraſen gegen Römlinge, Finſterlinge, Pfäfflinge erſchallen, und ſeine behaglich ſpeckhaftigen Dankgebete für die culinariſchen Gaben des Herrn, wobei der beſchränkte Hochmuth über eigene Trefflichkeit nicht fehlt, und das Pochen auf die wahrhaft als Handwerk zünftig getriebene Biedermännerei.

Sorglos gehn wir unſern Gang,
Was nicht mitgehn konnte, ſank!
Zwar manch Pfäfflein meint es übel,
Doch uns ſchafft Vernunft und Bibel
Siegsgeſang.

Nur eins erfährt man von dieſen Perſonen mit Sicherheit, daß ſie nämlich keinen gebildeten Geſchmack haben, denn, wenn ſie etwas ſingen wollen, ſo ſind es die Lieder des eutiniſchen Gaſtfreunds, verfertigt in der Dreihellermanier, die bei demſelben ſo eingewurzelt war, daß er ſchon darum allein keine Kreuzermanier ertragen konnte. Geht man von dieſen Marionetten hinter aufgeſtapelten Kirſchen, Erdbeeren, Pflaumen, Haſenbraten, Rehziemer, Kroßhechten, Sandarten, Kartoffeln, Biſchofnäpfen, gelben Rüben, Salatkumpen, Kaffe und Theetaſſen diverſer Sorten, Tabacksdämpfen und pretiöſen Ziereien aus der Dorfpfarre weg und kommt zu einer Idylle, welche der Poeſie wahrhaft angehört, wie Hermann und Dorothea von Göthe, dann wird man inne, welch ein Unterſchied zwiſchen poetiſcher Handwerkerei und Poeſie ſei. Ja, es iſt Einem da zu Muth, als ob man von dem Pfuhl im Bauernhof und ſeinen Quackenten und Gackelhühnern zum ſchönen waldumkränzten See und den friſchen Melodien der Waldvögel gelangte. Eine genaue Auseinanderſetzung der Vortrefflichkeit des unſterblichen Göthe'ſchen Gedichts müßte dies in ein Licht ſtellen, welches keinen Zweifel zuläßt. Statt minutiöſer Schilderung eines ländlichen Aufenthalts, finden wir hier Menſchen in behaglicher Beſchränkung naturwahr und lebendig vor das Auge in beſtimmter individueller Geſtalt tretend, und für ſich intereſſirend. Die beſchränkte Behaglichkeit erſcheint doppelt erquicklich durch den damit contraſtirenden Sturm, der Tauſende aus der Heimath und dem gewohnten Leben in die Fremde treibt. Die Situationen ſind ſo glücklich gewählt, daß in ihnen nothwendig ſich der Charakter und die Individualität der aufgeführten Menſchen zeigen muß. Eine Idee, in der Phantaſie empfangen und fehllos geformt, ſo daß Form und Stoff identiſch ſind, welches die Bedingung jedes wahren Kunſtwerks iſt, tritt uns vor Augen, nicht aber eine vage Beſchreibung, welche uns ſelbſt zur Bildung einer Idee veranlaſſen ſoll. Alle Äußerlichkeiten ſind an dieſe Idee angeſchoſſen und haben ſich naturnothwendig daran kryſtalliſirt. Bei Voß iſt es nicht nothwendig, daß auf den erſten Geſang ein zweiter folgt u. ſ. w., denn das Ganze iſt nur ein Agglomerat von Schildereien, aber kein organiſches Gebilde, bei Göthe dagegen läßt ſich nichts wegnehmen, ohne daß ein lebendiger Organismus zerſtört wird. Doch genug davon, denn die Entwickelung der Charaktere in Hermann und Dorothea würde hier zu weit führen. Auch leuchtet, ohne alle Bemerkung, auf den erſten Blick ihre Naturwahrheit ein, welche der namhafte und ehrenwerthe Künſtler Oppenheimer in den zu dieſem Gedicht gelieferten Umriſſen leider etwas getrübt hat durch den modiſchen Anflug von affectirtem Weſen, welches wir zum großen Theil einem verfehlten Streben nach Idealität verdanken, und wodurch beſonders in München die Männer gereckt, die Frauen geſtreckt werden, jene mit ſauren Reckenmienen, dieſe mit blödkeuſchen Geſichtern. Doch eingelenkt! um mich des Voßiſchen Fuhrmannsimperativs zu bedienen. Voß jedoch hat einen ſo berühmten Namen, daß dieſer auch ſeine Schriften in gebundener Rede aufrecht halten wird, denn er that ſich ſeine Lorbeern ein in einer Zeit, wo ſie ſehr billig zu haben waren. Schwerlich würde er in unſern Tagen, wo dieſe Waare bei ſehr niedrigem Zinsfuß weit über Pari ſteht, ein ſo reicher Mann geworden ſein. Beſonders werden ihn noch recht lange viele Philologen innig verehren, da ihm dieſe die große Entdeckung der hiſtoriſchen Mythologie verdanken, die er aus ſeinem innerſten Weſen ſelbſtthätig erſchaffen hat. Denn Voß entdeckte, daß in Griechenland in der vorhomeriſchen und unbekannten Zeit dumpfe Menſchen brutal mit Ölgötzen verſehen lebten, und daß eines Tages der Genius edlerer Menſchlichkeit beſagtem Viehvolk unverſehens die Emancipationsohrfeige verſetzte, wodurch er ihren Geiſt frei machte und den Stoff zu Voß's mythologiſchen Briefen producirte. Dies werden Viele als eine wichtige Entdeckung ehren, und ſo ferner auch dankbar anerkennen, wie er immer bemüht war, die Fettflecken unachtſamer Katholiken auf der Himmelstreppe mit ſeiner nüchternen Pfeifenerde auszumachen, und den auf die Nerven fallenden Weihrauch der Pfäfflinge mit denkgläubigem blauem Dunſt zu vertauſchen. Ja Niebuhr, welcher immer gegen die nichtsnutzige Philologie als Präſes mit Tugendpleureuſen zornig weinend auftrat, und ritterlich für ächte Philologie focht, hat entdeckt, daß Voß das Alterthum richtig aufgeſchloſſen, und die alten Dichter im Deutſchen mit den ihnen zukommenden Ausdrücken hat reden laſſen, in den mancherlei Parodien, welche er von denſelben veranſtaltet hat. Wie geſagt, ſo viel Verdienſt muß auch die Schriften in gebundener Rede, oder die, wie ſie auf dem Titelblatt heißen, poetiſchen Werke über dem Waſſer der Vergeſſenheit erhalten, und wenn ſchon ſein gediegener proſaiſcher Styl ſelbſt Jungfrauen zu empfehlen iſt, nach Paulus ſehr richtiger und geiſtreicher Bemerkung, wie viel mehr ſein poetiſcher. **Konrad Schwenck.**

Nero. Tragödie von **Karl Gutzkow.** Stuttgart und Tübingen. Cotta, 1835.

Locuſta tritt auf und ſchlägt den Vorhang zurück. Sie iſt keine Schauſpielerin, die aus der Garderobe vor die Lampen ſchreitet, ſondern ein Begriff, in den Purpur Roms gehüllt. Der Dichter führt die Wahrheit blos auf den Boden der Wirklichkeit, er darf ſie nie mit der Wirklichkeit ſelbſt confundiren. Die Wahrheit heißt diesmal Locuſta, — der Boden auf den ſie tritt, iſt Rom. Aber dies Rom iſt überall, wo ihr es ſuchen wollt, nicht blos auf jenen ſieben Hügeln; dies Rom, welches Lokuſta euch predigt, liegt vielleicht in euerem Vaterland, vielleicht in eurer eignen Stube. Die Wirklichkeit iſt oft genug als Wahrheit angenommen worden; es gilt einmal den Beweis, daß ſie ſich als ſolche auch freithätig conſtruiren laſſe; man ſieht: die Möglichkeit geht der Wirklichkeit voran, die äußere Erſcheinung der Wahrheit iſt die Möglichkeit.

Die Aufgabe des zu Vollendenden, wie ſie aus dem nunmehr Vollendeten hervorleuchtet, war erſtens: die Geſchichte als Wahrheit der Menſchheit darzuſtellen, zweitens: die Wirklichkeit einer ſpeziellen Gegenwart auf die Möglichkeit jeder Zukunft zu extendiren. In der Menſchheit aber und für ſie iſt nur die *Tugend* und die *Schönheit* *wahr*, die Tugend durch *Bewußtſein*, die Schönheit durch *Bewußtwerden*. Das Bewußtſein der Tugend iſt keines, wenn es nicht zugleich auch *That*; die Schönheit iſt keine mehr, ſobald das *Bewußtwerden* in ein zergliederndes *Bewußtſein* übergereift iſt. Im Bewußtſein der Tugend nicht bis zur *That* gelangen zu können, vom *Bewußtwerden* der Schönheit in die grauſame Wolluſt des anatomiſirenden Bewußtſeins überzugehen, — hier zeigen ſich euch die zwei Denkſteine, an denen der ſtolze Siegeswagen des Genies zerſchellen kann.

Zuerſt müßt ihr das Terrain betrachten, auf welches euch der Dichter gebracht hat. Ihr tretet an das Siechbett eines Volkes, das an allgemeiner Fäulniß bei lebendigem Leibe ſtirbt. Ehre iſt ein Einſiedler geworden. Ein ganzes Volk trägt, hündiſch genug, die Knechtſchaft nicht blos als Joch ſondern treibt ſie als Handwerk und raffinirt ihre Vervollkommung. Es iſt ein Volk, das einen Tyrannen beſtimmen könnte, aus Ekel und Verachtung, es ohne Ketten laufen zu laſſen. Denkt euch über dieſer ſtupiden, luſtſiechen, infamen Maſſe einen Mann, der ein Gott werden könnte, wenn jeder Blick, den er um ſich thut, ihn nicht zum Tiger machte, einen Mann, in dem des Zeugungsſtoffes zu viel ſteckt und der, weil er nicht Platz hat zum Schaffen, ſeine Kraft nach phyſiſch-dynamiſchen Geſetzen zum Vernichten anwenden muß, — in dem noch immer ſo viel Göttliches lebendig iſt, daß ſein Leben blos ein idealiſtiſch-bachantiſcher Traum vom Schönen wird, in deſſen Intervalle die blutige Realität hineinragt, — ein Genie, welches dieſe in andern Intervallen erkennt, verabſcheut, bekämpft, beſpottet, endlich in voller Gleichgültigkeit ſie ſelbſt blos als Traum ſieht, — dies alles iſt Nero, ſein Streben, ſein Ende. Seine Poeſie kann nur Wolluſt und Grauſamkeit, ſeine Wolluſt und Grauſamkeit kann nur Poeſie ſein; die Fakeln ſeiner Orgien ſind der Leichenbrand des Moſaismus und die friſch aufflammende Altar-Kerze des Chriſtenthums. Dieſer Nero beim Brande Roms iſt Hercules auf dem Öta.

Ihm gegenüber Julius Binder! Jupiter Binder könnte er heißen, wenn die Alten eine Götterdämmerung gekannt hätten; aber dem heiteren Gegenwartsſinn, den Hellas einmal eingepflanzt hatte, lag jener chriſtliche Zukunftsahnungsſchauer des Nordens fremd. Julius Binder iſt ein Zwitter, er denkt und ſtirbt *römiſch* und fühlt — *chriſtlich*. Der Leſer wird ſich deſſenungeachtet leichter in ihn, als in Nero hineinfinden können. Beide ſind, wie alle Handelnden in dieſer Tragödie, blos Träger von Begriffen, aber Julius Binder ſtellt das Genie der Tugend dar, während Nero das der Schönheit; und die Tugend findet mehr Theilnahme als die Schönheit. An welcher inneren Nothwendigkeit Julius Binder ſcheitre, könnte auf den erſten Hinblick zweifelhaft ſcheinen. Und doch iſt ſein Untergang hinlänglich begründet. Die Vergangenheit ſcheitert an der Gegenwart; das iſt tragiſch genug.

Zwiſchen Nero und Binder, zwiſchen dem Genie der Schönheit und dem der Tugend ſteht Poppäa, das Weib. Ihr ſchaudert vor der Wirklichkeit, aber ihr müßt noch tiefer ſchaudern, wenn ihr an die noch vorhandenen Potenzen der Möglichkeit denkt. Poppäa iſt das Genie der Liebe. In der Liebe iſt nur Himmel oder Hölle, kein Fegefeuer, nur Keuſchheit oder Schamloſigkeit, *kein* Begehren oder ein *zügelloſes*; wie des Weibes höchſter Schmerz auch deſſen höchſte Wonne, ſo iſt deſſen Wolluſt Grauſamkeit, deſſen Grauſamkeit — Wolluſt. Hier habt ihr den Schlüſſel zu den ſchauderhaften Gelüſten der werdenden Mutter, die ein neues Leben unterm Herzen trägt und in ihrer Wolluſt — tödten kann. Iſt doch ſchon die Zeugung ein Diminutiv-Selbſtmord! —

Die zwiſchen dieſen drei Typen und Trägern der Begriffe hin und herperipathetiſirenden, orgiſch ſchweifenden, ſpaßhaft ironiſirenden Geſtalten bedürfen keines Commentars, denn ein ſolcher — wir fühlen es — iſt unſre Kritik theilweiſe geworden. Wie wäre es auch bei einem Werke anders möglich, welches, indem es uns durch brauſende Poeſie betäubt, durch tauſendarmige Gedanken alle unſre Gedanken anzieht? Hier iſt die keckſte und genialſte Auffaſſung der Geſchichte, vor welcher einem Nüchternen wohl ſchwindeln kann. Hier iſt überall Leben und Gegenwart. Hier iſt ein Kampf auf Leben und Tod, den die Gegenſätze im Menſchen, und die Gegenſätze des Menſchen zu den Dingen ächt tragiſch ausfechten.

Rührend tritt überdem an den Nebenfiguren, welche die ganze Compoſition verbinden, die Wahrheit des Lächerlichen hervor, die Parodie des Kleinmeiſterlichen. Hier denkt ein Sterbender blos an ſeine zerriſſenen Schuhe, dort fletſcht euch in ein paar Worten der deutſche Michel die Zähne, dieſes fluchwürdige Phlegma des Serviliſmus, dieſe entſetzlich treue Anhänglichkeit an die Pedanterie, an das Philiſterthum, dieſer Horror vor der That. Jene Lächerlichkeiten der Schule ſind dem niederdonnernden bachantiſchen Idealiſmus gegenüber ſo nothwendig vorhanden, als der trunkdämlige Pförtner im Macbeth mit ſeinem unfläthigen Spaß vis à vis dem Mord. An ſolchen kleinen Zwiſchenbildern, aus denen ein ſchaffender lebendiger Humor nach allen Seiten ſprüht, iſt die Tragödie reich.

Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal. Berlin, Veit und Comp. 1835.

> Death that hath suck'd the honey of thy breath
> Hath had no power yet upon thy beauty;
> Thou art not conquer'd!

Auf Juliens Grabe in Verona ſitzt wie ein tauſendjähriges, herzloſes Klageweib die tyranniſche Nothwendigkeit; über Charlottens Hügel ſchwebt ein großer, unſterblicher, leuchtender Gedanke. Das Thema: „die Wahrheit wird euch frei machen," gloſſirte einſt Heinrich Stieglitz in hübſchen Verſen; ſein Weib faßte den chriſtlichen Erlöſungsgedanken daraus herauf: „der Tod wird euch frei machen." Nicht in pathetiſchen Worten löſte ſie ihre Beſtimmung, ihre Pflichten auf, weit über dieſer jüngſten Zeit ſtehend, in welcher die That blos noch als Wort wetterleuchtet. Sie handelte während ihres ganzen Lebens als Treuliebende, — ſo handelnd ſtarb ſie. O daß kein hochmüthiger Verſtand an dieſem Grabe von Ueberſpannung ſchulmeiſtere! Entweiht die Ruheſtätte nicht! —

Freundeshand hat über dieſem Hügel jetzt ein Denkmal errichtet, welches der Todten und ihrer Sache würdig iſt; — Charlotte war keuſcher und größer als Lukretia. Was iſt an Lukretia groß? Lukretia ſtarb, weil ihr das Leben werthlos geworden war. Vor Charlotte lag das Leben noch wie ein reiches Kapital da; aber ſie opfert ſich, um alle ihre Anſprüche an einen Armen cediren zu können.

Die Sache aber, der ſie als Opfer fiel, iſt eine Sache unſrer Zeit, eine Sache von uns allen. Dieſes körperliche Verfallen ihres Heinrich iſt kein einzelnes; dieſes innere Kranken und Zerbröckeln iſt das charakteriſtiſche Merkmal einer ganzen Generation. Wehe dem, der wie Heinrich die Geneſung außen ſucht, in Emancipation von Dingen und Verhältniſſen. Das fühlte, das wußte Charlotte klar. Daß wir vom großen Schmerz, der als Gewitterwolke über uns allen liegt, nur den kleinen Wiederſchein in uns abmarken, das iſt der Keim unſrer Vernichtung. Wir ſpielen Don Quixote's Schatten an der Wand und entſetzen uns davor. Wir empfinden's, daß wir ſo, wie wir ſind, nicht exiſtiren können, daß es blos ein Scheinleben, ein Anſetzen und Conglomeriren iſt; — aber wir können den Weg aus uns heraus in die Objecte nicht finden, die wir zuerſt bändigen müſſen, damit ſie uns nicht ſchmählich erdrücken. Anderſeits wieder fühlen wir uns von der Materie gefeſſelt und verzehren uns in ohnmächtiger Sehnſucht nach dem Ideal. Das belebende Mittelding zwiſchen beiden, nur dadurch lebendig, wenn wir es ſelbſt conſtituiren, nur dadurch dauernd, wenn es durch Selbſtbewußtſein zur äußeren Lebendigkeit gekommen, — unſer Selbſt — umgehen wir in weiten Kreiſen. Mit einem Wort: Wir ſind ganz gute, liebe Menſchen, aber wir ſind uns ſelbſt nicht treu, denn wir erwerben uns nicht, und das Temperament mordet im Großen wie im Kleinen langſam den Charakter.

Das iſt die Sache, in welcher Heinrich als einzelnes Exempel untergeht, das iſt die Sache, für welche das edelſte Weib ſich in den Erlöſungstod hineinwarf. Wer, der kein bornirter Zelot iſt, möchte es wagen, an dem ächt-chriſtlichen Fond im Herzen Charlottens phariſäiſch zu zweifeln?

Uns ziemt es nicht, eine Apotheoſe der That zu feiern; aber eine Apologie der Edlen iſt für jeden Edlen Pflicht. Woraus ließ ſich aber eine ſolche einfacher, rührender entwickeln, als aus der theuren Todten eigenen Worten, dem Spiegel ihrer Überzeugung?

Das iſt durch das Charlotten von Theodor Mundt geſetzte Denkmal erfüllt worden. Theodor Mundt hat die einzelnen Reliquien, aus denen die Trefflichkeiten der liebenden Frau wie Perlen aus klarem Meeresgrunde heraufſchimmern, ſorgſam aneinandergereiht und die einzelnen Intervalle mit Berichten über das innere und äußere Leben Charlottens ausgefüllt, an denen der ſeelenleſende Blick und die Gewandtheit, alle Funde aus den Tiefen des Herzens zum harmoniſchen Organismus zu ordnen, ebenſo meiſterhaft als die Pietät des Freundes gegen die Todte und den Überlebenden zart, edel und treu iſt.

Das Verdienſt der Deutſchen um die Philoſophie der Geſchichte. Vortrag zum Krönungsfeſte Preußens, von Karl Roſenkranz. Königsberg 1835. Unzer.

Zur Feier des Krönungsfeſtes Preußens (18. Jänner) konnte ſich dem Verfaſſer dieſer Broſchüre wohl kein paſſenderer Stoff darbieten, als die Nachweiſung der Aufgabe, welche dieſer Staat durch ſeine geiſtigen Einflüſſe zu erfüllen hat und erfüllt. Preußen iſt nach innen und nach außen zu beſtimmt, zwiſchen allen deutſchen Stämmen untereinander ſowohl, als zwiſchen dieſen und dem Auslande zu vermitteln, — nicht blos ephemer-politiſch; ſondern in der Wahrheit des Rechtes und der Intelligenz. — Man braucht, um dies Faktum einzuſehn, ſich nicht bis in Sietze's oft geiſtreiche, oft geſchmackloſe Gedankentändeleien zu verlieren; worauf wir ſpäter noch zurückkommen werden. — Der Verfaſſer beginnt mit Darlegung der drei aus den inneren Zuſtänden und Entwicklungen der Völker ſich ergebenden und aufeinander folgenden Hauptformen der Geſchichtſchreibung, zeigt, wie im Orient die genealogiſche, darauf in der antiken Welt die pragmatiſche, endlich in der chriſtlich-modernen die teleologiſche ſich ausbilden mußte, von welcher letzteren die philoſophiſche ausgeht. Hierauf legt er die nationell-verſchiedenfarbigen Nüancen der letzteren auseinander und ſpeziell die drei Elemente der germaniſchen, das culturhiſtoriſche durch Iſelin angeregt, das legal-politiſche durch Wegu[e]lin, das religiöſe durch Leſſing. Von dieſen Standpunkten aus erweitern Herder, Kant und Schelling die Geſchichtskreiſe, Herder den der reinen Humanität, Kant den der Rechtsverfaſſungen, Fichte (als Vermittler von Kant zu Schelling) und Schelling den der chriſtlich-artiſtiſchen Myſtik. In ihre Fußſtapfen treten der phantaſtiſche Görre's, der gedankenreiche Steffens, der katholiſche Friedrich Schlegel. Hegel's Phänomenologie des Geiſtes ſtelle ſich in Beziehung auf die Philoſophie der Geſchichte als die Einheit der von Herder und Kant eingeſchlagenen Richtungen dar, indem Hegel zwiſchen die ſinnliche Gewißheit einerſeits und die Selbſtgewißheit aller Wahrheit anderſeits, zwiſchen Natur und Gottheit alle überhaupt möglichen Geſtalten des Bewußtſeins einſchalte, und das religiöſe Bewußtſein als das höchſte, als Schlüſſel zum Verſtändniß aller andern Geſtalten des Geiſtes annehme. Hierauf wird ein Wort über Herbart geſprochen und mit einer Ueberſicht von Ferdinand Sietze's phantaſiereicher Theorie der Vortrag beſchloſſen. Sietze's Anſicht zufolge beſteht das Ziel der Geſchichte „in der zur Form des Rechts herausgearbeiteten Freiheit des Geiſtes." Wer möchte über dieſen Satz hinaus ein Weiteres annehmen, ohne den Begriff einer bürgerlichen Geſellſchaft, ohne welchen keine Geſchichte möglich iſt, ganz aus dem Auge zu verlieren? In weiterer Ableitung ergibt ſich aus Sietze's Anſicht: „das Recht ſei in ſeinem Weſen göttlich, das menſchliche Recht finde alſo ſeine Wahrheit im göttlichen Rechte und die chriſtlichen Staaten haben die Entfaltung des göttlichen Rechts im menſchlichen zur Aufgabe, jeder chriſtliche Staat habe an der Löſung dieſer Aufgabe ſeinen eigenthümlichen Antheil." Auf eine geiſtreiche Weiſe wird nun dieſe Anſicht de facto in den Beſtimmungen der europäiſchen Völker detaillirt, und eine Parallele der einzelnen germaniſchen Völker zu den europäiſchen gezogen; ſo finde z. B. „Oeſtreich ſeine Parallele in Spanien, Bayern in Frankreich, Würtemberg in England, Baden in Scandinavien." Erſcheint dieſe Paralleliſirung uns auch mehr als Spielerei, denn als probehältig, ſo erweiſt ſich der Satz: „Norddeutſchland concentrirt ſich in Preußen und wird zur Reflexion des deutſchen Geiſtes über ſich ſelbſt, zur bewußten Sammlung ſeiner Geſtalten" doch als großartig wahr. Nun folgt (aus Sietze) eine Paralleliſirung der einzelnen Provinzen Preußens zu den einzelnen Elementen germaniſcher Nation und die Anſicht über Preußens wichtige Stellung und hohe Aufgabe, welche wir zu Anfang nannten, beſchließt den Vortrag. — Dieſe Darſtellung iſt mit vieler Sachkenntniß, Klarheit und Präciſion entwickelt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 241. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 12. October.

Der Dichter in den Revolutionen.

(Nach Victor Hugo.)

Von

Ferdinand Freiligrath.

„Der Wind entführet von den Feldern
Die Eichel, die dem Aſt entfiel;
Den Eichbaum ſchlägt er in den Wäldern,
Und auf dem Meer ſchlägt er den Kiel.
So, daß es Männer aus uns ziehe,
Drängt uns das Schickſal! Jüngling, ſiehe,
Daß, was die Welt, und was dein Herz
Heimſucht, ſich ſondre deiner Seele;
Spar' deine Reu' für eigne Fehle,
Spar' deine Zähr' für eignen Schmerz!“

Was! unbedacht ſind meine Lieder?
Soll ich in dieſer Schreckenszeit
Taub ſein dem Klagruf meiner Brüder
Und jammern nur um eignes Leid?
Nein, heimathlos aus freiem Willen,
Durchſchweift der Dichter, Schmerz zu ſtillen
Die Länder; keines, das ihn hält!
Im Drang der Völker und der Heere
Steht er, die Lyra ſeine Wehre,
Wie Orpheus in der Unterwelt.

„Orpheus erlöſt' an Dis Thoren
Die Schattenwelt — minutenlang.
Du aber ſingſt in Sünderohren
Der Reue finſtern Grabgeſang.
Wahnſinniger! hör' auf, zu dichten!
Willſt du in der Arena richten,
Eh' du dir ſelber Kränze raubſt?
O Rüger, kaum der Amm' entlaufen,
Laß deine Unſchuld Jahre kaufen,
Eh' du an deine Tugend glaubſt.“

Wenn das Verbrechen, als ein Drache,
Straflos und frech die Welt durchzieht,
Dann übt Apollo ſelber Rache,
Die Muſe wird zur Eumenid'.
Dem Gotte, dem ich mich ergeben,
Folg' ich; nicht weiß ich, was mein Leben,
Noch iſt es rein, bedrohen kann;
Den Sternen folg' ich, die mir ſcheinen;
Der Sturm zerreißt des Segels Leinen:
Doch rettet es den Steuermann.

„Die Menſchen wandeln, wie auf Dächern
Nachtwandler; du nicht retteſt ſie.
Was irrſt du ſchwächlich mit den Schwächern,
Und ſchauſt den Himmel ewig nie?
Kannſt du, ſeitdem du Menſch geweſen,
Die Kette deiner Tage löſen,
Wenn du nicht auch ein fremd Geſchick
Zerſtörſt? — Schon' dein eintägig Leben!
Sollt 's keine Mutter für dich geben?
Sprich, ward dir nicht der Liebe Glück?“

Wohl! aber meinen ird'ſchen Trieben
Wird einſt der Himmel aufgethan.
Groß macht die Seele reines Lieben;
Zu ſterben weiß, wer lieben kann.
Treu den Gerechten, die man richtet,
Preiſt, wer in ſolchen Zeiten dichtet,
Die Helden, gern den Helden gleich.
Nach ihrem Märt'rerthum zu ringen,
Hat für die Opfer er ſein Singen —
Ein Haupt auch für des Henkers Streich.

„Einſt, ſagt man, ſchaut' in ferne Zeiten
Geweihter Dichter heller Blick;
Enthüllen konnten ſie und deuten
Der Welt ihr künftiges Geſchick.
O, ſag' den Menſchen du dein Wiſſen! —

Du gehſt, wie ſie, in Finſterniſſen:
Vom Himmel fällt kein Strahl des Lichts;
Die Lyra mangelt der Propheten;
So blind, wie ſtumm, ſagt den Poeten
Die Muſe von der Zukunft nichts."

Friſch ſieht man, wen ein göttlich Brennen
Durchglüht, der Zukunft ſich vertraun;
Des Abgrunds Tiefe kann nur kennen,
Wer ſich hineinſtürzt ohne Graun.
Er geht zum Tod mit heiterm Blicke;
Daß der gerechte Mann das Glücke
Des Laſters büßt, ſagt ihm ein Gott.
Im Sterben erſt ein Prophezeier,
Zerreißt der Kerker ihm den Schleier,
Und Dreifuß wird ihm das Schafott.

„O, daß in mildrer Länder Thalen
Du nicht das Licht zuerſt geſehn,
Wo reiner glüht der Sonne Strahlen,
Wo Myrthen blüh'n und Aloën.
Dort, fern den Uebeln, die dich tödten,
Wird ohne Thränen den Poeten
Das Leben ſelber zum Gedicht;
Dort fliegt die Taube, werth den Weiſen,
Für Jungfrau'n aus zu ſüßen Reiſen,
Dort, wo die Lieb' mit Blumen ſpricht."

Mein Trachten gilt dem Märt'rerthume;
Auf ehrlos Ruhm leiſt' ich Verzicht!
Ich ſtrebe raſtlos nur nach Ruhme,
Und den erwirbt das Glück mir nicht.
Der Halcyon zagt, wenn es wettert,
Daß ihm der Sturm das Neſt zerſchmettert,
Drin ſich ſein ſüßer Schlummer wiegt;
Doch durch Gewölk iſt's, daß zum Sitze
Des Sonnengotts der Sohn der Blitze,
Der unerſchrockne Adler, fliegt!

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Gleich nach der Einſegnung ließ der Herzog dem Könige berichten, daß höchſt wichtige Urſachen von beiden Theilen, ihn und die Prinzeſſin Claude von Lothringen beſtimmt hätten, ihre, ſchon ſeit einiger Zeit in der Familie beabſichtigte Verbindung, etwas eilfertig zu vollziehen. Lenoncourt erhielt den Auftrag dieſe Depeſche am nächſten Tage zu überbringen, in welcher der ſtolze Lothringer ſeine Souverainswürde vollkommen ungekränkt zu erhalten gewußt, indem er dem Könige keine einzige Entſchuldigung darüber machte, daß man ſeine Einwilligung nicht abgewartet habe, was auch in der That nicht zu verlangen war, da beide Gatten nicht Unterthanen des Königs waren. —

Der Combalet wurde nicht erwähnt; Herzog Franz nahm an, daß Richelieu, als er ihm ihren Entſchluß in's Kloſter zu gehen mittheilte, die Werbung abgelehnt, und er beſcheiden ſich zurück gezogen habe. Zugleich ſollte Lenoncourt ſich über den Marſchall La Force beſchweren, der nicht blos Savern und Lüneville eingenommen, ſondern Anſtalt zu machen ſchien, ſich aller übrigen feſten Plätze Lothringens zu bemächtigen.

Ach, es ſollten ſich noch ernſtere und perſönliche Beſchwerden dieſen Klagen einigen! Allerdings hatten die Neuvermählten am Abende der Trauung Lüneville nach des Marſchalls Wunſch verlaſſen, ſie hatten ſich nach St. Nicolas begeben, und ſelten mag am Morgen nach der Hochzeit ein Brautpaar geräuſchvoller erweckt worden ſein! Zwanzig Compagnien franzöſiſcher Kavallerie zogen als Gratulanten auf, um ſie nach Nancy zu geleiten. Man hatte gehofft, daß die Sorge um den Dispens, und mögliche Ungültigkeit der Trauung den Herzog abhalten würden, ſie zu vollziehen; die commandirenden Offiziere drangen ein — ſie fanden den Herzog ganz vertraulich im Zimmer ſeiner Gemahlin. — Das neue Ehepaar ſowohl, als die beiden Fürſtinnen wurden ſogleich, unter ſtarker Bedeckung, in die Stadt gefangen fortgeführt, und daſelbſt in das Schloß gebracht.

Der Herzog blieb fortwährend gelaſſen, nur erweiterte er Lenoncourt's Aufträge durch vergrößerte, erneute Beſchwerden, über die ihm und den Seinen widerfahrenen Beleidigungen. Er ließ Ihro chriſtliche Majeſtät erſuchen, Lüneville, das er auf des Marſchalls Wunſch ſogleich geräumt, zu erſtatten, und drang auf Berückſichtigung der Tractate. Graf Braſſac, der Morgengratulant und Commandeur der Feſtung, fertigte ſeinerſeits einen zweiten Kurier ab, der mit Lenoncourt zugleich in Paris eintraf. Richelieu war in nicht geringer Verlegenheit, da er keine Möglichkeit ſah, den Herzog von ſeiner Gemahlin zu trennen und dieſe nach Paris zu führen. Indem er bis zur Ankunft des Kuriers keine beſtimmten Beweiſe der Ehe hatte, deren Gerücht ſich bereits verbreitete, und die er noch nicht für wirklich vollzogen achtete, konnte er nichts gegen den ausgezeichneten Kardinal wagen, der ſowohl durch ſeinen Rang, als durch ſeine Geburt geſchützt, keineswegs dem Könige unterthan war. Richelieu fürchtete, den Zorn des Pabſtes auf ſich zu ziehen, deſſen noch unausgeſprochnes Mißfallen an dem ganzen Verfahren bei der Trennung der Ehe des Herzogs von Orleans ſein feiner Blick bereits durchſchaute. Das vielfach verwickelte dieſer Schwierigkeiten machte ihn ſtutzig, machte ihn unentſchloſſen und gewährte einem neuen Abentheuer Raum zur Entfaltung.

Lenoncourt wurde glimpflich entlaſſen; das Mißfallen des heiligen Vaters an dem Übereilten der Handlung wurde mit größter Spannung nur angedeutet, ſo wie auch, daß bis zur Genehmigung des Papſtes, und bis der Kardinalshut wieder in den Händen des Statthalters Petri ſei, die Eheleute ſich der Schicklichkeit wegen getrennt halten möchten. In allem Reellen, politiſche Übertretungen Betreffendem, wurde dagegen jede Anforderung des Herzogs abgelehnt, ja die Art und Weiſe, mit der dieſes geſchah, ging bis zur Beleidigung, bis zum ſchmerzlichſten Hohn.

„Ich begreife nicht," verſicherte Richelieu, „wie der Herr Kardinal und die Fürſtinnen ſagen können, man halte ſie gefangen! Sie ſind in der Hauptſtadt ihres eigenen Landes; Herr von Braſſac behandelt ſie mit aller ihrem Range gebührenden Ehrfurcht, und ſie haben die Freiheit, ſich im ganzen Innern und in der nächſten Umgebung des Schloſſes zu ergehn. Wahr iſt's, daß der König den Herrn Kardinal ſcharf beobachten läßt, aber das iſt ja unvermeidlich! eine Folge des Einverſtändniſſes beider Brüder. Eben dieſes Einverſtändniß zwingt Seiner Majeſtät zu Vorſicht; ſie mußte ſich Lünevilles bemächtigen, denn obgleich es noch keine Feſtung iſt, ſo eignet es ſich ganz und gar dazu, eine zu werden, in welcher man ſich lange vertheidigen könnte. Leider wird der König ſich auch noch der zwei letzten feſten Plätze des Herzogthums bemächtigen müſſen — ich meine La Motte und Bitſch.“

Unter der Hand wurde es allerdings am Hofe ſchon ruchbar, daß der König beſchloſſen, nächſten Frühling nach Nancy zu gehen, dort mit Gewalt die Erklärung zu erzwingen, daß das ſaliſche Geſetz weder in Bar noch in Lothringen eingeführt worden ſei, demgemäß das gute Recht der Herzogin Nicole zu vertheidigen, und ſie und die Prinzeſſin Claude, deren Heirath bis zur Genehmigung des Pabſtes noch ignorirt wurde, nach Paris zu bringen, um ſie zu ſchützen. Richelieu rechnete darauf, unter dieſer Form ſich des Landes ganz zu bemächtigen, da es ſonſt nur theilweiſe als Kriegs-Entſchädigung anzunehmen möglich war.

Das tauſendzüngige Gerücht trug auf ſeinen nie raſtenden Flügeln dieſe Neuigkeiten, ſchnell wie der Blitz, dem Herzog Karl zu, der noch halb verborgen, um Beſançon herum, zögernd verweilte, und die Beſtürzung ſeines ritterlichen raſchen Herzens war ſo groß, daß er vergaß, daß er nicht mehr Herzog ſei, und dem Könige ſogleich La Motte und Bitſch für die Freiheit der geliebten Seinen bieten ließ. Ludwig verwarf den Antrag mit unglaublicher Härte, und beantwortete ihn mit beißenden Sarcasmen — man rechnete jetzt allzufeſt darauf, die beiden Fürſtinnen in der Hand zu haben, um ſich mit unnützen Höflichkeiten zu befaſſen.

So war denn Alles verloren! Alles, nur nicht die Liebe, und nicht ihr unzertrennliches Gefolge, Liſt, Scherz und das Glück des Augenblicks! Wie Kinder einen ſchlafenden Rieſen zu feſſeln vermögen, ſo gelingt es zuweilen einem ſpielenden Zufall, einem aus Luft gewobenen, faſt unerklärlichen Zuſammentreffen unbedeutender innerer und äußerer Umſtände, ein tiefes ſchweres Leiden zu beſiegen, oder es doch auf einen Fleck hin bei Seite zu ſchieben, wo es der menſchlichen Natur erträglich wird es zu erdulden. In Lothringen herrſchte damals eine Sitte, eine Art Spiel, wenn man es ſo nennen will, das von dem leichten frohen Blute ſeiner Bewohner zeugte; es war die Gewohnheit einander am erſten April allerlei Unglaubliches weiß zu machen, und den Betrogenen, den man in den Aprill geſchickt, hinterdrein auszulachen und neckend zu verhöhnen. Die franzöſiſche Beſatzung kannte das Spiel ohne darin geübt zu ſein, und fürchtete ſo ſehr ausgelacht zu werden, daß keiner von ihnen an dieſem Tage das Mindeſte von allem glauben wollte, was man ſagte, wodurch die drolligſten Mißverſtändniſſe entſtanden. (Fortſ. folgt.)

Aus Berlin.

8. Oktober.

Welche Manövres, welche Paraden, welche Feſte hat man in Kaliſch gefeiert! — Zwar ſind dieſe hohen Feſtlichkeiten nicht ohne einige kleine Unfälle vorübergegangen: da ſind z. B. durch ſpitzbübiſche Commiſſarien in der Armeeverpflegungscommiſſion Unterſchleife gemacht worden, ſo daß die ruſſiſchen Soldaten wochenlang nur mit Brod ernährt wurden, worauf einige Hunderte, denen dies nicht gefiel, nach Preußen deſertirten, jedoch ſogleich aufgegriffen und zurückgebracht wurden, wo die gehörige Strafe ſie erwartete, ſo gut wie die Generalen und Obriſten der betrügeriſchen Commiſſion, welche ſogleich nach Siberien wanderten; denn in Rußland iſt Gerechtigkeit, beſonders wenn der Kaiſer es erfährt.

Das lebhafteſte Entzücken aber verbreiteten hier die wahrhaft begeiſternden Berichte über die ſtattgefundenen Feſtlichkeiten und Manövres, die unſere Zeitungen mit einer Präciſion und Lebendigkeit erfüllten, welche, horribile dictu! von der großartigſten Phantaſie zeugten. Wer auch der Verfaſſer ſein mag, er verdient den Dank der Nation; denn er verſtand es, alle Herzen hinzureißen, und Ségur's Übergang über die Bereſina iſt Kinderei gegen dieſe erſchütternden Bilder. — Nein, mein Beſter, leſen Sie dieſe Berichte, und geben Sie mir Recht, daß noch niemals ſo Etwas geſchrieben wurde. — Wer der Dichter war, iſt leider unbekannt.

Die Schauſpieler des k. Theaters ſind vor einigen Tagen zurückgekehrt und haben allerdings einige Jeremiaden von Theuerung, Überfüllung, u. ſ. w. mitgebracht; allein, wenn man weiß, daß dieſe Künſtler nicht ſowohl die hohe Ehre, in Kaliſch zu erſcheinen, als ihren Vortheil im Auge haben, ſo muß man ſich nicht darüber wundern. Übrigens hatten ſie nicht allein die Gnade, dem Kaiſer vorgeſtellt zu werden, ſondern wurden auch von Sr. Majeſtät mit Ringen, Uhren, Tabatieren u. ſ. w. beſchenkt. Noch beſſer wurde die Schauſpielerin Fräulein von Hagen und die Tänzerin Mad. Taglioni bedacht, die mehr in die Nähe des Hofes gezogen waren und jede einen Brillantſchmuck erhielten, der 3000 Thaler Werth haben ſoll. Fräulein von Hagen, die bekanntlich ſchon den ruſſiſchen Hof in Petersburg näher kennen gelernt hat, wurde auch von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin zur großen Parade eingeladen, und hatte die Ehre, im Gefolge Ihrer Majeſtät zu Pferde die blonden Söhne des Nordens bewundern zu können.

Wir ſchmeichelten uns mit der frohen Hoffnung, die ſämmtlichen hohen Herrſchaften von Toplitz hierher kommen zu ſehen, allein leider ſind wir getäuſcht.

Wie dem auch ſein mag, es iſt gewiß, daß alle Vorkehrungen zum Empfange abbeſtellt ſind, und ſogar den Tänzerinnen Elsler iſt geſchrieben worden, daß ſie ſpäter erſcheinen möchten. Das geht jedoch glücklicher Weiſe nicht, da dieſe beiden Koriphäen der Tanzkunſt ſchon Contracte abgeſchloſſen haben, nach welchen ſie am 10ten hier ſein müſſen. Sie erhalten monatlich 3000 Thaler und werden wohl drei Monate hier verweilen. — Jährlich 86,000 Thaler iſt freilich ein artiger Gewinn, und vergleicht man dieſe Summe mit den Verdienſten gewöhnlicher Menſchen, ſo kömmt allerdings ein arges Mißverhältniß heraus, denn es können damit ſechs Miniſter, oder zwölf Präſidenten, oder achtundvierzig Räthe beſoldet werden; aber was bedeutet das gegen die Kunſt, und obenein gegen die Tanzkunſt! Könnten die Miniſter ſolche Pirouetten oder Battements machen, wie Fanny Elsler, er wäre für manche Staaten unbezahlbar.

Die Theater haben während der Sommerdürre nicht wenig gelitten, und mehr als je mangelt es an einem friſchen Regen, der neue Blüthen treibt. — Kleinigkeiten, franzöſiſche Erfindungen, Futter für Angeli und Dinge aus der Theodor Hell'ſchen Überſetzungsfabrik treiben ſich dann und wann über die Bretter, und im ganzen Sommer hat nur ein Luſtſpiel, von Lebrün: „Der Ball zu Ellerbrunn,“ einen bleibendern Eindruck gemacht. — In einer Zeitung wurde es eine freie Überſetzung aus dem Italiäniſchen genannt, und dies gab Veranlaſſung zu einem Federkriege, denn der Autor wollte ſich den Vorwurf nicht gefallen laſſen, und in der That hatte er Recht, denn wenn man jeden ähnlichen Grundſtoff eine Übertragung nennen wollte, ſo würde nicht viel Neues unter der Sonne ſein. — Der Ball von Ellerbrunn iſt ein artiges Charakterſtück, das der alten Schule ſich nähert, aber lebensvolle Scenen hat. Der Inhalt iſt die Beſchämung und Beſſerung eines jungen Wüſtlings durch ſeine Gattin, welche ihn eiferſüchtig macht und zu ſich zurückführt. Es iſt ein alter Stoff, aber die Behandlung geſchickt, und da Fräulein von Hagen die Hauptrolle hat, in dieſem Genre aber ausgezeichnet iſt, ſo konnte der Beifall nicht fehlen. — Von neuen Opern u. ſ. w. war nicht die Rede, unſer Perſonal dazu iſt ſo unvollſtändig und vom Zahn der Zeit benagt, daß es kaum für Operetten ausreicht, daher iſt auch jetzt mehr als je das Schauſpiel und Trauerſpiel wieder an den Tag gekommen, und während der größte Theil des Luſtſpieles in Kaliſch war, haben hier Schiller und Raupach vornehmlich gewaltet. — Die beiden Fräulein Stich und ihre Mutter, Mad. Krelinger, waren die vorzügliche Beſetzung derſelben; Herr Rott konnte dieſe unterſtützen und Alles ging vortrefflich, nur, wie geſagt, macht das Alter oft ein wunderliches Kreuz an der richtigen Rechnung. So z. B. wurde die Jungfrau gegeben, Mad. Krelinger: die begeiſterte Jeanne, und Herr Blume: den feurigen Lionel, beide zuſammen in Summa 88 Jahre! Man muß geſtehen, daß einige Phantaſie dazu gehört, dieſe Jahre zu vertilgen, aber um ſo höher iſt der Ruhm, daß trotz deſſen der ſtürmiſche Beifall die Wiederholung verlangte und erhielt.

Vor Kurzem haben wir auch ein neues Trauerſpiel: „die Söhne Eduard's,“ von Delavigne, hier geſehen. Die Söhne — die Fräulein Stich, die Königin — Mad. Krelinger, Richard der Dritte — Herr Rott. — Solche Beſetzung hebt auch ein mittelmäßiges Werk, und in der That kann man nur ſo den Beifall begreifen, den es gehabt hat. Es iſt durch und durch ein franzöſiſches Geſchöpf, die Sentimentalität in einen Schraubſtock geklemmt und daran gedreht, ſo lange ein Tropfen herauskömmt. — Keine Maſſe großartiger Momente, das ganze Leben eines königlichen Böſewichts umſpannend, ſondern ein feiger Kindermord, der mit der erſten Scene beginnt, drei lange Akte durchſchleppt und mit einem Todestraum endet. — Es iſt ein Trauerſpiel für das weibliche Geſchlecht, das mit einer gewiſſen wollüſtigen Gier dieſen Narrenſprung und Entkräftung einſaugt, gern unſchuldige Kinder beweint und den Böſewicht verflucht, der ſie ſo langſam und raffinirt erwürgt. — Sonſt iſt es mit Geſchick behandelt und trotz der etwas eintönigen Charakterzeichnung doch mit lebendigem und treffenden Dialog. — (Schluß folgt.)

Buntes.

.*. Die Diamanten ſind in Italien ſehr im Preiſe geſunken. Der Grund liegt darin, daß die dorthin faſt ſämmtlich geflüchteten ſpaniſchen Mönche nichts anderes als Juwelen haben retten können, und dieſe aus Mangel jetzt verkaufen müſſen. Daſſelbe ereignete ſich während der erſten franz. Revolution in ganz Europa, als die Emigranten von ihren Reichthümern faſt ganz allein Koſtbarkeiten mit ſich nehmen konnten.

.*. Auf dem Ambigu wurde ein neues Stück mit dem Titel: Le fils de Figaro, und auf dem Cirque olympique ein neues Melodram: Coupe-gorge, alſo beide mit claſſiſchen Titeln für dergleichen Schauſpiele, aufgeführt. Im Theater des Palaisroyal ward auch die Kaiſerin Joſephine nach ihrer Scheidung auf die Bühne gebracht. Das Stück hieß: Une heure à la Malmaison, und die Intrigue beſtand zum Theil darin, daß die Hofdamen der Exkaiſerin ſich auf die Vermählungs-Bälle der Marie Louiſe fortſchleichen wollten.

.*. Nach dem Journal des Débats hatte man in Paris Briefe vom Fürſten Pückler erhalten, die derſelbe ſchrieb, als er im Begriff war, die Wüſte Sahara zu betreten. Der Fürſt hatte ein zahlreiches Gefolge, und beabſichtigte, 7 bis 8 deutſche Meilen täglich zurückzulegen. Ueber Tripoli und Malta wird er wieder nach Europa zurückkehren, und ſpäter noch das brittiſche Indien beſuchen.

.*. Lucian Bonaparte erzählt in den ſchon erwähnten Mémoires sur les cent jours, er habe, um Gewißheit über einige Ereigniſſe zu erhalten, Carl X. in Holyrood mehrere Male beſucht. (Alſo ein verbannter Bonaparte bei einem verbannten Bourbon!) Er erfuhr von dem Exkönig als Thatſache, Fouché habe während der 100 Tage mit Ludwig XVIII. correſpondirt.

.*. In dem Dorfe Noyel-ſur-Somme (welches auf alten Charten Noyel-ſur-Mer genannt wird) hat man in drei verſchiednen Erdſchichten Alterthümer aus verſchiedenen Epochen gefunden, und zwar auf der oberſten mittelalterliche Reſte, darunter römiſche (hauptſächlich eine Menge Medaillen), unter den römiſchen endlich Reliquien des ägyptiſchen Styls (Figürchen ꝛc.) Die Société d'émulation d'Abbeville wird ſich mit der Erforſchung dieſes hiſtoriſchen Bodens befaſſen.

.*. Das engliſche Parlament hat 20 Millionen Pfund Sterling zur Entſchädigung der Herrn von den Sclaven in den brittiſchen Kolonien ausgeſetzt. Siebenmalhundert achtzigtauſend neun hundert drei und neunzig Sclaven haben auf dieſem friedlichen Wege, den die Ehre menſchlichen Namens verzeichnete, ihre Freiheit erlangt.

.*. Im vorigen Monate kam, um die Septemberfeierlichkeiten zu ſehen, ein Rieſe (ein veritabler nämlich) nach Brüſſel. Es iſt ein junger Menſch von 26 Jahren, der Sohn eines Bauers aus der Umgegend von Turnhout. Er mißt 7 Fuß, 6 Zoll, (Brüſſler Maß) In dem Hotel de Cologne, wo er abſtieg, fand er kein Bette, was ihm groß genug war und mußte ſich deshalb auf dem Fußboden ſeines Zimmers ein beſonderes herrichten laſſen.

.*. In New-Orleans hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, um Duellangelegenheiten zu reguliren. An der Spitze derſelben ſteht ein Ehrengericht, beſtehend aus einem Präſidenten, einem Vicepräſidenten, zwölf Richtern und einem Sekretär, welche für die Dauer von einem halben Jahre erwählt werden. Das Tribunal entſcheidet über alle Fälle, welche eine von zwei Parteien vorbringt. Der Klagführer hat die Wahl der Waffen, und wenn er ſich für Piſtolen entſcheidet, den erſten Schuß. Die Mitglieder dieſer Duellgeſellſchaft dürfen jedoch weder von einem anerkannten Raufbold, noch von einem Trunknen, noch während eines Gelages Forderungen annehmen. Man hofft, daß dieſe Geſellſchaft zur Vermeidung der Duelle beitragen wird.

.*. Im Theater des Palaisroyal gefällt hauptſächlich durch das gute Spiel Achard's, Alcide's, Lhéritier's und der Dem. Pernon das Vaudeville: L'aumônier du régiment (in 1 Akt), von Saint Georges und Leuven. — In dem Theater des variétés gefiel das zweiaktige Vaudeville: Madelon Friquet, gleichfalls hauptſächlich durch das Spiel Verner's und der Dem. Jenny Colon. Die Sujets ſelbſt ſind ziemlich trivial.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 242. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 13. October.

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

In der Nacht vom erſten ging die junge Herzogin, als Page verkleidet, mit einer Fackel in der Hand, ihrem Kammerherrn, dem Herrn von Beaulieu vorleuchtend, voran; als ſie an die Thore des Schloſſes kamen, ließ er den vermeintlichen Pagen hart an, bedrohte ihn ſogar mit Schlägen, und ſtieß ihn vor ſich her, weil er ſo gar ſchlecht leuchte. Die Wache hörte es mitleidig an; — im Hauſe des erſten Kavaliers, Baron von Bornet, fand Claude ihren Gemahl.

Der Herzog war ebenfalls im ſchlechten Rock eines ſogenannten Crocheteurs verkleidet dort angelangt, und nachdem er ſein herrliches Lockenhaar hatte abſchneiden laſſen, völlig unkenntlich. Als bei Tagesanbruch die Feſtungsthore geöffnet wurden, ſchlich die Herzogin als armes Bauerweib, zum zweitenmal verkleidet, mit einem ſchweren Korbe auf dem Rücken, an ſeiner Seite, der nun ebenfalls zum Bauer geworden war, zur Stadt hinaus — ſie rechneten auf irgend einen günſtigen Zufall, der gerade an dieſem Tage ihre Flucht verbergen helfen möchte — und verrechneten ſich nicht!

Singend und trällernd ſchritt eine hübſche junge Bauerdirne, dicht am Thore, ihnen vorüber — ſie ſah, — ſah wieder hin, und erkannte den geliebten Herrn nebſt ſeiner Gemahlin. In jugendlicher Unbeſonnenheit vertraute ſie das Unbegreifliche, als einen gar poſſirlichen Spaß ihrem am Thore wachehabenden Schatz, der dieſen Morgen gar nicht reden, und nur immer küſſen wollte, weil nur darin unbezweifelte Wahrheit läge. Der junge Soldat war aber heute viel zu klug, um ihr zu glauben, und ſo trug ſie, auf ihrem Köpfchen trehend, die Milch weiter zur Stadt; er aber ſchlich allmählich, als ihn Niemand weder ſah, noch verſpottete, mit ſeiner Mittheilung zum Lieutenant, der ihn aber noch viel ärger auslachte, als er ſein hübſches Röschen ausgelacht hatte; und ihn verſicherte: die Dirne habe ihn in den April geſchickt.

Nach einigen Stunden geht es aber dem Lieutenant wie dem Soldaten, die Möglichkeit der Sache fällt ihm ſchwer und immer ſchwerer auf's Herz, und um ſich frei von aller Verantwortung zu halten, beſchließt er, dem Herren Kommandanten doch lieber die Sache noch zu melden.

Dieſem aber kommt die Geſchichte nun vollends ganz unglaublich und drollig vor, ergriffen von der Angſt, ſich vor der Garniſon noch lächerlicher zu machen, als ſeine beiden Untergebnen, kann er ſich kaum dazu entſchließen, nachdem er dem Lieutenant das ſtrengſte Schweigen anempfohlen, den Offizier, der vor den Zimmern des Herzogs und der Herzogin die Wache hat, ganz heimlich fragen zu laſſen: ob die höchſten Herrſchaften in ihren Zimmern ſind? Der Offizier kratzt, nach damaliger Sitte, an die Thüre, und erkundigt ſich: ob Ihro Durchlauchten bereits aufgeſtanden. Der Kammerdiener, der ihm öffnet, winkt ihm behutſam mit der Hand, ſtille zu ſein, und [illegible] ja die Herrſchaft nicht zu ſtören! Auf de [illegible] ſchleicht der Offizier zurück, und wartet ſtill noch einige Stunden. Aber mit jeder Minute derſelben ſteigert ſich die Angſt in Herr von Braſſac, der nun von mehreren Seiten allerlei erfährt, was in ihm Argwohn erregen muß; man hat Reiter und Pferde in einem nahgelegenen Hölzchen bemerkt; St. Chaumonts Beiſpiel drängt wider Willen ſich ihm auf; und mit Gewalt dringt er jetzt ſelbſt in die Gemächer des Herzogs ein, zwingt den Kämmerer, ihm das Schlafzimmer zu öffnen, ſtürzt auf das Bett zu, und reißt ſelbſt den ſeidnen Vorhang auf — das Bett war leer! — Sein tobender Zorn ergießt ſich nun über den Kämmerer Bornet und die Bedienten des Herzogs — er läßt ſie in Ketten legen, gefangen ſetzen, droht ihnen mit Tortur und einem qualvollen Tod, vergebens! Bornet und alle Andern konnten nichts bekennen, ihr Gebieter hatte ſich keinem von ihnen anvertraut, damit ſie Alle mit gutem Gewiſſen ihre Unſchuld beſchwören könnten.

Unterdeſſen eilte das unglückſelige Paar in unglaublicher Eile vorwärts, der Grenze zu. In ihrem ungewohnten Bauern-Aufzuge mußte die Herzogin wohl eine halbe Meile zurücklegen, eh' ſie den Ort erreichten, an welchem Beaulieu mit Pferden ihrer wartete. Mit blutigen Füßen kam die zarte Frau an, ſie war noch nie ſo weit gegangen, dazu kamen noch die Rauheit des Wegs, und die ſchwere Laſt, die ſie tragen mußte. Dennoch verlor ſie keinen Augenblick den Muth, ſie tröſtete den Herzog, und verſicherte, daß ſie Alles, nur nicht Trennung von ihm zu ertragen vermöge. Ihre Schwäche wuchs jedoch bald ſo ſehr, daß Beaulieu ſie en croupe auf ſein Pferd nehmen mußte, um ſie zu halten und ſchneller reiten zu können, ohne ſie dem Fallen auszuſetzen; aber immer blieben ihre Blicke heiter. Die Reiſenden drangen tief in die Franche comté, bis auf das fünf Meilen von Beſançon gelegene Schloß eines vertrauten Freundes ein. Todmüde von einem drei und zwanzig ſtündigen Ritte mußten ſie hier endlich raſten, und durften bei der Abgelegenheit des Orts ohne bedeutende Gefahr es ſchon wagen, ein Paar Tage hier zu verweilen. Herzog Karl, den ſie noch in Beſançon zu finden gehofft, ſandte ihnen Troſt durch einen treuen Boten von ſeiner Reiterſchaar, und ſorgte von der Grenze aus möglichſt für ihre Sicherheit, indem er ſie mit zuverläſſigen Leuten umgab. Er ſelbſt war bereits in Deutſchland, wo er zur Ungariſchen Armee zu ſtoßen gedachte.

So ſahen denn die Flüchtlinge ſich genöthigt, nach Italien ſich zu wenden, wo in Florenz eine Tante von ihnen, jene verwittwete Herzogin von Toscana lebte, deren Brief wir hier früher mitgetheilt haben. Doch ſchon in Mailand lichtete ſich wenigſtens die äußre Seite ihres Schickſals, es verlor das Herbe, Erniedrigende der Verfolgung und Flucht. Der Kardinal Infant, den ſie, obgleich im Begriff nach den Niederlanden zu gehen, noch in Mailand trafen, nahm ſie mit allen ihnen zukommenden Ehren, und wohlthuender Theilnahme auf. Jugend, Liebe, und der ſüdlich heitre Himmel thaten das ihre, und in Genua, wo der Senat den edlen Herzog ebenfalls höchſt achtungswerth empfing, athmete Claude ſchon freier an der Bruſt des Heißgeliebten. Nach kurzem Aufenthalte in dieſen verſchiedenen Städten Ober-Italiens, beſchloſſen ſie bei ihrem Vetter, dem Enkel ihrer Tante Chriſtine, dem Herzoge von Toscana zu verweilen. Gondi, deſſen Geſandter in Frankreich, hatte ſeinen Herrn ſtets genau von allen, die Lothringiſchen Fürſten betreffenden Schickſalen unterrichtet, und ſie zogen wie längſt erwartet in Toscanas Mauern ein.

Drei lange Jahre ſchlichen ihnen dort, in unbemerkter Stille, langſam vorüber, ſie wären, wenn auch nicht glücklich, doch zufrieden geweſen, hätte Gott ſie mit Kindern geſegnet; aber leider blieben Beider Geſundheit den Einwirkungen des ihnen durchaus fremden Climas auf eine traurige Weiſe ausgeſetzt, in Toscana ward ihnen kaum eine geſunde Stunde. Es hat aber das in allgemeiner Beziehung harte Leben, in ſeinen tiefen Verletzungen und harten Schlägen für Jeden eine Art Herberge, einen Friedensport, in dem ſich das zerquälte Herz erholt und ſtärkt zu weiterer Bürde; bei einem iſt's die Religion, bei andern ſind's Familienbande, Kunſt, Wiſſenſchaft, Geſchäft — wer vermöchte ſonſt das öde Daſein zu ertragen? So fand Claude in der ruhig treuen, immer gleichen Anhänglichkeit ihres Gemahls, in ſeiner zarten Pflege, in der allgemeinen, unbeſtrittnen Achtung, die ihm wurde, einen ſtets ausreichenden Erſatz für das verlorne Glück ihrer Hoffnungen. Ihm aber, dem Ehrgeiz durchaus fremd war, dünkte der kurze Herzogstraum das Bild einer vom Rauſch erregten Phantaſie, und der Verfall ſeines Hauſes ließ ihm die feſte Überzeugung, daß ſeine Nachfolger ſich rächen, und Glanz und Gewalt zum zweitenmal ſich um ein keimendes Geſchlecht verbreiten werde.

Die edelſte Kraft hatte den bitterſten Kelch des Schmerzes zu leeren! Die Fürſtin Pfalzburg trug zu der tiefen Trauer über den Untergang des Lothringiſchen Geſchlechts, auch noch den nicht geringern und viel ätzenderen Schmerz, von dem Manne, den ſie liebte, ſich verlaſſen zu ſehn. Puglauren's immer ſeltnere, immer kältere Briefe hätten ſie längſt mit dem Gedanken ſeiner Untreue vertraut machen können, aber wie ſich die menſchliche Natur dem Augenblick des Todes kämpfend entgegenſtellt, und ſelbſt der Leidende, Todtkranke, am Rande des Grabes noch zu zögern ſucht, ſo ſcheint auch ein tief inneres Naturgeſetz dem Weibe, die Untreue, den Verrath des Mann's, dem ſie ſich ganz und gar ergeben, unglaublich zu machen, — das innerſte Leben widerſtrebt in ihr! Endlich aber drang ſich die vernichtende Überzeugung ihr auf.

Seit Gaſton's Aufenthalt in Brüſſel hatte Puglaurens ſich um die Gunſt der ſehr ſchönen, jungen

Fürſtin Chimai bemüht, ihr Stolz entflammte ſeine Leidenſchaft noch mehr, ihre Koketterie ſchuf ſie zur Feſſel — er vergaß ſeine Schwüre und das Band, das ihn in Lothringen beglückt, und legte ſogar das Zeichen deſſelben ab: eine himmelblaue, von einem kleinen goldnen Schwerte, durchſtochene Schleife, mit der Inſchrift: „Fidelité au bien mourant.“ Ach, in einer ſehr ſchwachen und ſehr ſchönen Stunde hatte er der geliebten Fürſtin ſie entriſſen, und ſeine Neigung hatte einen dauernden Ernſt, ein feſtes Aneinanderhalten an jene flüchtige Luſt geknüpft! Jetzt legte er dieſes Zeichen, das er immer noch am Herzen, auf der linken Bruſt zu tragen pflegte, ab, und trug die Lieblingsfarbe der Prinzeſſin, ein helles heitres Grün. Das Gerücht trug tropfenweiſe der Fürſtin Pfalzburg jede neue Liebesthorheit, jeden kleinen täglichen Verrath zu; — es litt ſie nicht mehr in Nancy. Furienmäßig wirbelte der eine, nie endende Gedanke in ewig neuen, ſich verſchlingenden Bildern durch ihr müdes Haupt! Der Tag hatte keine Zerſtreuung, die Nächte hatten keine Ruhe mehr, ſie brachten ihn als Traum, in noch willkührlicherer Form. O, dieſes lange Nachbluten, dieſes Wundfieber der Leidenſchaft in einer Frauenbruſt! — welcher Mann hat es je errathen, je begriffen?

Sie beſchloß zu entfliehen; ſchützte ein ihr ganz fremdes Gefühl der Angſt um ihre Freiheit, um ihr Leben vor, weil ſie dem Kardinal und dem Könige den Haß und Schmerz, den der Verfall ihres Hauſes in ihr erzeugt, nicht genug bergen könne, und gewann einen alten Freund und Verehrer, Herrn von Brone, zur Ausführung ihres Planes. Der gute alte Herr litt ſchon ſeit langer Zeit an einem Fußübel, das oft wiederkehrend, immer ſchlimmer, und endlich als unheilbar betrachtet wurde. Er gab ein Gelübde neuntägiger Wallfahrt zu notre dame de bon sécour vor, und ließ durch die Länge ſeines offnen Wagens ein Polſter ziehen, auf welchem ſein krankes Bein ruhte; ſo fuhr er täglich an den Wachen vorüber, und gewöhnte ſie daran, ihn aus und ein paſſiren zu ſehen. Unter dieſem Kiſſen verbarg ſich eines Tags die Fürſtin, er legte das Bein über ihren Rücken weg, auf den Rückſitz des Wagens; ſo gelang es ihr ganz unbemerkt zu entkommen; im nahen Hölzchen fanden ſie raſche Pferde, ihrer harrend — und Braſſac hatte einen zweiten Aprilſcherz zu verſchmerzen.

Herr von Brone verließ die Fürſtin an der Grenze, weil er allerdings nicht ſehr beweglich war, und ſie mithin nur aufgehalten haben würde. Sie behielt den Stallmeiſter ihres Gemahls und ein paar Domestiquen zur Begleitung. Nachdem ſie eine bedeutende Strecke zurückgelegt, beſchloſſen ſie, der drückenden Hitze wegen, einige Stunden in einer Waldſchenke zu raſten. Der Stallmeiſter ſtieg ab, um Erfriſchungen zu beſorgen; im nämlichen Augenblick traten zwei Männer hinter dem Hauſe hervor. Der Erſte näherte ſich ruhig der Prinzeſſin, ergriff ihren Steigbügel und bot ihr ſeine Dienſte zum Abſteigen an; der Zweite faßte während ſie das Geſicht wandte, die Zügel und ſtellte ſich an den Kopf des Pferdes. Die Fürſtin fiel auf einen Augenblick aus ihrer Rolle, unwillkürlich vornehm in Ton und Haltung, frug ſie den jungen Mann, wer er ſei? „Ich heiße von Bellevue,“ erwiederte dieſer, indem er ehrfurchtsvoll ſein Haupt entblößte, „und habe die Ehre, die Prinzeſſin Pfalzburg vor mir zu ſehn.“ (Fortſ. folgt.)

Aus Berlin.

(Schluß.)

So eben leſe ich, daß morgen Maria Stuart gegeben werden ſoll, wo Mad. Krelinger als Maria, Mad. Unzelmann oder wie dieſelbe nach ihrer neuſten Verheirathung heißt, Mad. Werner, als Eliſabeth agiren werden. — Das iſt wiederum eine von den erwähnten künſtleriſchen Blasphemien, denn Mad. Krelinger iſt keine Maria mehr und die Darſtellerin der jungfräulichen Königin befindet ſich im Zuſtand des himmliſchen Segens. Aber es wird doch ſchön ſein; die Stuart wurde lange nicht gegeben und die Berliner ſind Verehrer der Kunſt.

Wenn Seidelmann's Anweſenheit in Berlin auf irgend wen vortheilhaft gewirkt hat, ſo iſt es auf Herrn Rott, der, man darf es nicht läugnen, auf der Bahn wahrhaft künſtleriſcher Vollkommenheit bedeutende Fortſchritte gemacht hat. — Sein ſchönes Talent bedurfte nur eines würdigen Vorbildes, um ſich der Übertreibungen zu entledigen, die allerdings für die Gallerie oft von großer Wirkung ſind, allein den Kunſtkenner oft anwidern müſſen; die edle Einfachheit, Wahrheit und Würde aber, welche er in neuſter Zeit mehrmals zeigte, beweiſt, daß er jetzt auf das große künſtleriſche Ziel einlenkt.

Lemm war in Italien, um ſeine Geſundheit herzuſtellen; er iſt und bleibt der erſte Künſtler unſerer Bühne, — wie ſchade, daß er ſo ſelten auftritt! Der frühere Sänger und Luſtſpieldichter Devrient iſt jetzt nach Verluſt ſeiner Stimme faſt ganz zum Schauſpiel übergetreten, und was man von ihm bis jetzt geſehen, gibt die Überzeugung, daß er bald ſeinen bedeutenden Namen in der Kunſtwelt mit neuem Ruhm ſchmücken wird.

In der Königsſtadt geht Alles den alten Gang. Die Dlle. Hänel und Vial wetteifern. Herr Beckman ergötzt ſein Publikum in Wiener Poſſen und mit Berliner Witzen, er wird dabei beſtens von den Herrn Plock, Gens und wie ſie weiter heißen, unterſtützt. Das Damenperſonal iſt von der mittelmäßigſten Sorte, doch übergut für die Schauerſtücke der Madame Birch-Pfeifer und Conſorten und Herr Komiſſionsrath Cerf iſt auf alte würdige Weiſe Direktor zur Luſt und Freude aller Biedermänner. Welche Charakterfeſtigkeit der würdige Mann beſitzt und wie er nicht duldet, daß durch irgend eine Zufälligkeit das Publikum ſich getäuſcht ſehe, davon erzahlte man erſt jüngſt eine ergreifende Geſchichte. — Es ſollten nämlich die Capuletti gegeben werden und ſchon war das Haus gefüllt und der Kronleuchter brannte, da erhielt Dlle. Vial einen Brief, der die Trauerbotſchaft brachte: ihr Bräutigam ſei in fernen Landen geſtorben. — Dlle. Vial iſt eine Italiänerin, und ihr leidenſchaftlicher Schmerz war ein doppelt ſichtbarer. Eine Deutſche würde vielleicht das arme zitternde Herz tief innen mit einem weißen Tuche bedeckt haben, ſie würde aus angebornem deutſchen Gehorſam, aus dem Dinge, was ſie Pflichtgefühl und Geiſtesſtärke nennen, geſchwiegen, und, friſch aufgeregt von dem verborgenen, tiefblutendem Schmerze, doppelt ſchön und hinreißend geſungen haben, bis im einſamen Kämmerchen er dann hervorgeſchwebt wäre in Geſtalt des tröſtenden Weltheilands, der ein Jenſeit verleiht voll Wiederſehn und Luſt; dann würde das arme Herz unter ſanften Thränen hoffnungsvoll von Neuem geſchlagen haben; ein Jahr voll deutſcher lyriſcher Trauer, und das verwelkte Vergißmeinnicht macht der friſchen Roſe Platz.

Die Italiänerin aber brach in krampfhaftes Schluchzen aus: „O dio! mi sento morir!“ und kaum ausgeſprochen, baff! lag ſie in Ohnmacht. — Beſtürzung an allen Ecken; Herr Cerf, voll gerechter Empörung über den Scandal. — „Der Bräutigam todt? O, condolire von ganzem Herzen, aber, es iſt gleich ſechs, wahrhaftig; wie fühlen Sie ſich? Eau de Cologne! Zucker her, ach es wird vorübergehen, ſie lebt, ſie ſchlägt die Augen auf, T. laufen Sie mal hin, die Ouverture ſoll anfangen.“ —

„Non posso cantare, Signor, non posso!“ — „„Ja das ſind keine Poſſen, mein Kind, das weiß ich wohl, das iſt keine Kleinigkeit: das Haus voll, Alles in Erwartung. Ermannen Sie ſich, ſeie Sie ſtark, o der Menſch kann Alles, wenn er will.““ —

„Ah caro Signor, sono troppo ammalata, domani or doppo domanivoglio cantare, due, tre volte, ma non oggi non oggi, Signor.“ — „„Haben Sie mich nicht zum Beſten, Mamſell, was wollen Sie mit Volten und Kandaren; hier ſind keine Reitpferde, ſondern Sängerinnen und das Haus iſt voll, Sie müſſen ſingen. —““

Jetzt traten Vermittler auf und ſchlugen Herrn Cerf vor, doch eine andere Oper zu geben, deren ganzes Perſonal beiſammen ſei, allein mit Recht weigerte ſich der Direktor, ſolche Störungen noch vorzunehmen, er beſtand auf Befriedigung des Publikums, und hier war zu ſehen, was es thut, wenn der Direktor ein Mann von Kraft iſt; Signora Vial raffte ſich aus der Ohnmacht auf und ſang. Sie ſoll zwar im Stücke ſelbſt wiederum ohnmächtig geworden ſein, indeß waren geiſtige Mittel bei der Hand, und ſo endete Alles zur Zufriedenheit. —

So erzählt man die Geſchichte, die, wenn ſie ganz ſo wahr iſt, Herrn Cerf's Beruf zum Direktor gewiß glänzend beweiſt. — „Ich habe meine Leute in Zucht,“ ſagt er manchmal, und wer kann noch daran zweifeln?! —

Zuſchauer gibt es ſonſt wenig in Berlin; bei'm Himmel! es wäre ennuyant zum Sterben, wenn es nicht ſo viele niedliche Junker hier gäbe, die in den Zeitungen ankündigen laſſen, wo die ausgezeichnetſten Cravatten zu haben ſind, die bunte Weſten tragen, in deren ungeheuern Taſchen ihre ganze Generation von Adam an, und ihr Stammbaum obenein Platz finden können, die mit vornehmen Blicken bei Kränzler Eis eſſen und auf Ehre und Taille ſchwören, Spanien und Frankreich ſeien verloren, wenn ſie zu den Waffen greifen dürften. — Ach, wie wohlig wird mir, wenn ich dieſe ächt deutſchen Helden erblicke, die nur mark- und wadenlos ſcheinen, weil Alles ſich in ihrem kleinen Kopfe concentrirt. Pasque Dieu! Ich will franzöſiſch fluchen, weil es deutſch zu unanſtändig iſt; Mark und Waden braucht ein Grenadier, aber keine Nachkommen der Helden von Jena, keinen edlen Junker, der die liberale Rage mit ſeinen Blicken vernichten könnte, wenn er ſonſt wollte.

Mit unſern Eiſenbahnen zieht es ſich ſehr in die Länge. Der Staat hat das Poſtregal und er will kein wohlerworbenes Recht aufgeben, das iſt in der Ordnung; die Entſchädigungen, welche er verlangt, ſind aber den Unternehmern zu hoch, obgleich es eigentlich ſehr vermeſſen iſt, an der Billigkeit derſelben zu zweifeln, und ſo iſt denn noch Alles bei'm Alten. — Indeß hofft man, da Se. Majeſtät ſowohl als der Kronprinz ſich für die Anlage intereſſiren, und die allgemeine Stimme ſich ſehr laut gegen den Vorſchlag erhebt, daß auch die Eiſenbahnen Staatsmonopol werden ſollen, daß ein k. Befehl eine Einigung herbeiführt. Iſt dies der Fall, ſo könnte doch im nächſten Jahre die Bahn nach Potsdam in Gang geſetzt werden, da die Vorbereitungen ſchon getroffen, die Vermeſſungen geſchehen, Grundſtücke angekauft und der nervus rerum — 500,000 Thlr. ſchon unterzeichnet ſind. Der Verkehr wird ſehr lebhaft werden und Potsdam vorzüglich dadurch gewinnen, denn ſtatt nach Charlottenburg ꝛc. drei Viertelſtunden zu fahren, wird man weit lieber die Eiſenbahn benutzen und in der gleichen Zeit das freundliche Potsdam beſuchen. Und welcher Gewinn für Berlin, wenn die Offiziere des erſten Garde-Regiments häufig herüberkommen, wie wird der feine und vornehme Ton Potsdams nicht auf die ziemlich demokratiſchen Sitten des Berliner Volkes wirken, wahrlich, ſchon darum muß man die Eiſenbahn begünſtigen. —

Gebaut wird in dieſem Jahre gerade nicht viel Neues, aber vollendet wird manches. So z. B. die neue Bauakademie, ein mächtiges Viereck, in welchem das Untergeſchoß ganz aus Läden beſteht, die vermiethet werden, um durch ſie die Zinſen der Kapitalien zu decken, welche man zum Bau des Ganzen angeliehen hat; denn die Bauſchule hat auf eigene Rechnung gebaut und Se. Majeſtät nur den Raum gegeben. Nach den neueſten Nachrichten haben die Herren jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn 60,000 Thaler ſind zinslos geblieben und die große Frage iſt nun, woher das Fehlende nehmen? Dabei verdecken einige Häuſer, die niedergeriſſen werden müßten, wenn das Ganze ſchön ſein ſoll, eine ganze Fronte, und obgleich die Eigenthümer ſie gern verkaufen möchten, ſo ſind doch keine Mittel vorhanden. — Auch eine neue Prachtkaſerne iſt in der Karlſtadt gebaut worden, die Kommune wünſchte freilich den Platz gern zu behalten, um eine Kirche darauf zu bauen, allein die Kaſerne war höchſt nöthig, und ſo ſteht ſie jetzt da. — Die neue Sternwarte iſt ebenfalls vollendet worden, doch über dieſe, wie über einiges Andere, nächſtens mehr.

Funken.

⁂ Meyerbeer hat, wie Spontini im Alcidor den Schall des Amboß, in ſeiner angekündigten Oper: la Sainte-Barthélemy Musketenfeuer mit ſeinen Chören verbunden, der Temps ſagt: Mr. Meyerbeer fait chanter des feux de peloton.

⁂ Die Theatercenſur hat die Aufführung der Opern Gustave und la muette von Auber in Frankreich verboten.

⁂ Der Buchhändler Renduel hat eine neue Sammlung von lyriſchen Gedichten Victor Hugo's unter dem Titel: Les chants du crepuscule angekündigt. Die Sammlung ſoll am 15. October erſcheinen.

⁂ Am 23. Auguſt war Cuvier's etwas überlebensgroße Erz-Statue von David, den großen Gelehrten, mit einem Crayon in der Hand, nachdenklich darſtellend, in Montbelliard (ſeinem Geburtsort) auf dem Platze vor dem Rathhauſe aufgeſtellt worden, gegenüber von Cuvier's Geburtshauſe und dem College, wo er ſeine erſte Erziehung erhalten hatte. Unter den literariſchen Notabilitäten, welche bei dieſem Anlaß Reden hielten, bemerkte man Charles Nodier, Dumeril, Valenciennes, Duvernoy, Jarangin.

№ 243. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 14. October.

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

Noch unbekannte Scenen aus ſeinem fünfjährigen Aufenthalte in Bamberg, nebſt einigen Briefen aus Dresden, Leipzig und Berlin an den Herausgeber.

Von Z. Funck.

> „Ich darf und muß bekennen, daß meine Tendenz bei Hoffmann's Charakterzeichnung nur eine iſt: „ſtets wahr zu ſein, rückſichtslos gegen jedes conventionelle Verhältniß.“ *)

I.

Erſtes Zuſammentreffen.

An einem ſchönen Sommernachmittage des Jahres 1809 ſtand in dem eine halbe Stunde von Bamberg gelegenem Vergnügungsorte Bug ein Männchen in einem kaſtanienbraunen, ziemlich abgenutztem Fracke, jedoch von feinſtem Tuche, den Hut zwiſchen dem linken Arme feſt zuſammengedrückt, in der rechten Hand eine kurze Pfeife haltend, deren Kopf von brauner Thonerde und deren ſehr breite Spitze von Bernſtein war. — Letztere war ſo breit, daß der kleine, feſtzuſammengepreßte Mund, dem die dickſten Rauchwolken entquollen, ſie kaum faſſen zu können ſchien; die Spitze ward nur an die Lippen angeſetzt, ohne ſie förmlich in den Mund zu nehmen. Bei jedem Zuge wurde ſie mit einem ſtarken Schneller der Hand dem Munde entführt, und die dicke Dampfwolke in langgezogenen Stößen mit ſichtbarem Wohlgefallen in die Luft geblaſen.

Das Männchen ſtand dicht am Ufer des Regnitzfluſſes und ſah mit finſterm, ſtieren Blicke über die Breite deſſelben hinaus, nach den ihn nicht fern begränzenden Bergen, — nicht achtend auf die Menge der unweit von ihm am Ufer landenden Damen und Herren, die dicht vor ihm ausſtiegen und an ihm vorbeipaſſirten.

Links von ihm, mehr nach hinten gekehrt, ſaßen auf einer Bank mehrere Perſonen, ſämmtlich Schauſpieler; die lebhaften Diskuſſionen in ihren Reden, von denen nur einzelne Worte hörbar wurden, konnten nur in Beziehung auf das Männchen geſchehen, wie ſich dies mehrmals durch Hinzeigen auf ihn kund that. — Einer derſelben ſtand endlich auf, mit einem Glaſe Bier in der Hand, es dem mir Unbekannten hinreichend. In drei ſchnell aufeinanderfolgenden Abſätzen war es geleert und dem Bringer mit den raſchgeſprochenen Worten: „Danke, danke!“ zurückgegeben. — Ich ſaß auf ungefähr zehn Schritte dem Inſichgekehrten rechts zur Seite und dachte bei mir: wer mag der ſein?

„Herr Hoffmann!“ erſcholl auf einmal aus dem Schauſpielerklubb eine feine, gellende Stimme. „Herr Hoffmann!“ Das Männchen ſchnitt ein maliciöſes Geſicht und den feſtzuſammengekniffenen Lippen entwiſchten die zwar leiſe geſprochenen, aber ſcharf accentuirten, nur von mir gehörten Worte: „Infamer Kerl!“ und ſchnell ſich umdrehend ging er auf den Rufenden zu, der, von ſeinem Platze aufſtehend, ihm etwas in's Ohr flüſterte.

Aha! dachte ich bei mir, das iſt alſo unſer Muſikdirektor, jener ominöſe Mann, von dem die halbe Stadt die wunderlichſten Dinge erzählt, der überall Beſprochene, und von ſehr Wenigen Verſtandene, — der aus Furcht vor ſeiner Satyre übrigens Hochgeachtete!

Kaum dies gedacht, ſtand Hoffmann, von dem Ex-Schauſpieldirektor Cuno am Arm genommen, vor mir, mit den Worten präſentirt: „Herr Muſikdirektor Hoffmann!“

Nach den von mir vorgebrachten Höflichkeitsredensarten, als: „Freut mich recht ſehr — habe ſchon längſt gewünſcht, Sie kennen zu lernen“ u. ſ. w. wobei Hoffmann lächelnd mindeſtens ein Dutzendmal ein ſchnell aufeinanderfolgendes Kopf- oder vielmehr Hals-Nicken vorbrachte,

---

*) Längſt wäre, den vielen an mich ergangenen Aufforderungen gemäß, dieſe Skizze erſchienen, und Hitzig's Buche über Hoffmann, deſſen Aufforderung zufolge, einverleibt worden, hätte ich damals das Erſte gekonnt, ohne die Letzteren zu berühren. Der Verfaſſer.

ohne etwas darauf zu entgegnen, begann er endlich freundlich: „Sie ſind auch kein Bamberger, wie ich höre, — halber Landsmann, — freut mich ſehr, — herrliche Gegend, — viel Leute, wenig Menſchen — ꝛc." und auf meine Einladung ließ er ſich neben mir nieder.

Die Unterhaltung bewegte ſich nur wenige Minuten im Kreiſe des Gewöhnlichen und nahm bald eine, für beide Theile gleich intereſſante Richtung an. — Hoffmann begann, einige Fata aus ſeinem Leben zu erzählen, welche die Gründe ſeines gegenwärtigen Geſchäftes und die Veranlaſſung zu ſeinem gegenwärtigen Aufenthalte enthielten. Er bemerkte ſogleich, welchen innigen Antheil ich ſeinem Schickſale durch die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit gönnte und der ruhige Erzählungston ward bald mit aller üppigen und glänzenden Farbenpracht geſchmückt.

Störend wirkte auf mich die ſtete Unterbrechung durch Bekannte, die ſich zu mir geſellten und durch langweilige Geſpräche das für mich ſo intereſſante des *neuen* Bekannten ſtörten. Aber doppelt fühlbar wurde mir dieſe Laſt durch die Wahrnehmung, daß Hoffmann's anfängliches Umherrutſchen auf der Bank ſeine Unzufriedenheit andeute, die ſich auch auf ſeinem Geſichte deutlich kund that, erſt als Stirnrunzeln erſchien, dann aber, bei wiederholten Unterbrechungen, in gewaltiges Grimaſſiren überging. — Ich fragte ihn daher, ob er noch lange bleiben würde und an jene Schauſpielergeſellſchaft gebunden ſei, worauf er erwiederte: „Keineswegs; jener Exdirektor aber verfolgt mich überall, tritt mir überall auf die Füße, und meint, ſeine Schuld an mich mit ſeiner proſaiſchen Unterhaltung tilgen zu können. Wollen Sie gehen, ſo gehe ich mit, ich bin ohnehin des ordinären Biergeſchlappers ſatt." — Auf mein Erſuchen, bei unſerer Nachhauſekunft bei mir ein Glas ſublimen Chambertins darauf zu ſetzen, verließen wir den Ort, und unter den anmuthigſten und offenherzigſten Geſprächen, wie ſie nur Freunde führen können, die ſchon Jahre lang mit einander gelebt, langten wir in meiner Wohnung an.

Was Hoffmann ſo ſchnell an mich zu feſſeln ſchien, mochte wohl vorzüglich darauf beruhen, daß alle die Dinge, von denen er mir erzählte, von mir ſelbſt miterlebt, und faſt alle jene Perſonen, von denen er mit Intereſſe ſprach, von mir gekannt waren. — So ſchien es ihn beſonders zu ergötzen, daß ich ſämmtliche Schauſpieler des Berliner Theaters, namentlich Iffland und die Bethmann perſönlich kannte, und überraſcht, ich darf ſagen, erſchreckt wurde er, als ich mit Iffland's Organ und nach ſeiner Rede- und Deklamations-Weiſe zu ſprechen anfing. Dies Imitations-Talent, das Hoffmann unendlich beluſtigte, da er bei jeder Rede in ein ſchallendes Gelächter ausbrach, mußte ich auf ſein fortwährendes Bitten auch auf andere Mitglieder der Berliner Bühne z. B. auf Beſchort, Mattauſch, Gern ꝛc. ausdehnen und als ich ihm die Expoſitionsſcenen des erſten Aktes aus der Jungfrau von Orleans: „Der Connetable ſchickt ſein Schwert zurück ꝛc." mit dem Organ und dem treuen Vortrag der einzelnen Schauſpieler in den Charakteren des Königs (Beſchort) Dünois (Mattauſch) erſtern Rathsherrn (Gern) u. ſ. f. recitirte, ſteigerte ſich ſein Wohlgefallen daran auf's höchſte; nach jeder Lachpauſe ward ein Glas Chambertin nach dem andern, unter ſtetem Anklingen, mit ſichtbarer Benehmlichkeit hinuntergeſchlürft.

„O Gott! was iſt die Welt ſo ſchön!" rief er, den Becher hoch in der Luft haltend. „Sie ſollen leben! Pereat den Philiſtern!" Eine Menge freundlicher Verſicherungen, die darauf hinausgingen, wie er ſich meiner Bekanntſchaft freue, ſchloſſen nach 12 Uhr den Abend des erſten Zuſammentreffens, der an Herzlichkeit und Innigkeit von dem des Abſchiedes, nach einem vierjährigen Zuſammenleben, nicht übertroffen wurde.

So wahr es iſt, was Hitzig in ſeiner, im Ganzen vortrefflichen Biographie Hoffmann's (die Beſchreibung des *Bamberger* Aufenthalts iſt der einzige ſchwache Theil) ſagt: daß er nicht leicht einem neuen Bekannten ſein Inneres erſchloß *) und ſo ſehr ich dies während meines Umganges mit ihm beſtätigt fand, ſo darf ich doch der Wahrheit gemäß behaupten, daß er diesmal aus dem Gleiſe heraustrat, ja, ich erinnere mich keines Tages unter den mit ihm verlebten, der an Gemüthlichkeit und Herzlichkeit dem erſten glich. Hoffmann ſelbſt verwunderte ſich bei'm Zuſammentreffen am zweiten Tage über ſeine ſchnelle Hingebung an einen Unbekannten, was ihm, wie er ſpäter oft verſicherte, nie im Leben paſſirt ſei.

So ward ein Freundſchaftsbund in wenigen Stunden geſchloſſen, der ſich während vier Jahren erhielt, und nur *einmal*, wie im Verfolg dieſer Blätter gezeigt wird, auf wenige Wochen Störung erlitt.

II.

Hoffmann, von ſeiner Ankunft in Bamberg bis zu unſerm Zuſammentreffen, nach ungefähr einem Jahre.

Aus Hitzig's Werk über Hoffmann ſind die Gründe bekannt, die ihn veranlaßten, im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen einen Aufruf ergehen zu laſſen, worin er zu einer Muſikdirektor-Stelle ſich empfiehlt.

Vom Grafen von Soden eingeladen, traf er in Bamberg im Sommer 1808 ein.

Wie ſehr, und wie bald er getäuſcht wurde, kennt der Leſer aus jenem Buche zum Theil; zur Ergänzung diene das Folgende.

Das erſte Probeſtück ſeiner *praktiſchen* Befähigung zum Muſikdirektor ſollte Hoffmann als Dirigent der Oper Aline, Königin von Golkonda ablegen. —

Das zahlreich verſammelte Publikum — ſo fing Hoffmann mir ſeine Bamberger Leidensgeſchichte ſelbſt an zu erzählen**) — ſtutzte, als ein ſo *winzig kleiner* Mann (wie er noch heute von der Mehrzahl bezeichnet wird) vor den Flügel ſich niederſetzte. Was kann *der* — Großes leiſten? dachte die Maſſe. Und vor dem *Flügel* ſetzt er ſich? Wo ſteckt denn die *Violine*? So fragte wieder die Menge, die es nie anders gewohnt war, als, ihren Muſikdirektor mit der Geige in der Hand zu ſehn, um den unſichern Sängern bei ihren Parthien durch kräftige Striche auf dem Inſtrumente ein- und nachzuhelfen.

„Das wird eine ſchöne Geſchichte werden," will Hoffmann in ſeine Ohren hineingehört haben. Er geſtand mir, daß er durch dieſe früher gehörten Äußerungen *befangen* ſich am Flügel niedergeſetzt.

Die Ouvertüre begann und ging nach Hoffmann's Verſicherung gut von Statten; aber während der Vorſtellung haperte es überall. Aline, — eine Demoiſelle Fleiſchmann, detonirte gräßlich, die Chöre gingen ſchlecht u. ſ. w., ſo daß die Oper nicht nur lau aufgenommen wurde, ſondern das Publikum am Schluſſe durch Ziſchen ſein Mißfallen bezeigte.

---

*) Es war ſchwer, in Bekanntſchaft mit ihm zu kommen. Er ſelbſt blieb lange verſchloſſen, und hörte auch wenig auf Menſchen, bis er erſt kennen lernte, wenn ſie u. ſ. w. Aus *Hoffmann's Leben*, II. Theil Seite 299 — 300.

**) Aus eigener Anſchauung kann ich ſelbſt nichts darüber ſagen, da ich gerade zu dieſer Zeit mich ein halb Jahr auf einer Reiſe befand.

Geſchäftige Ohrenbläſer kamen des andern Tages zu Hoffmann, ihm zu verſichern, daß man ihm die mißlungene Darſtellung zuſchreibe, er verſtände das Muſikdirektor-Geſchäft nicht, Dittmayer ſei ein ganz anderer Mann u. ſ. f.

Letzterer, Conzertmeiſter bei der fürſtlichen Hofkapelle, wurde nun für Hoffmann ein Gegenſtand der Verachtung und des Haſſes, weil er mit ſeinen Kenntniſſen über denſelben ſich hoch erhaben glaubte, und dies auch mit vollem Rechte glauben durfte. — Nicht zu läugnen iſt aber, daß der Rival ein praktiſcherer Muſiker als Hoffmann war, und das Dirigiren aus langer Übung beſſer verſtand, als Letzterer. Zugleich war Dittmayer ein ausgezeichneter Violiniſt, machte nicht ſelten ſein Inſtrument bei'm Dirigiren zum obligaten und ward dadurch ſowohl bei'm Sänger als bei'm Publikum beliebt.

(Fortſ. folgt.)

An den Halley-Kometen.

Willkommen uns, erſehn'ter Gaſt der Sterne,
Sieh, tauſend Augen ſchaun entzückt nach dir!
Auch meines bringt empor in jene Ferne
Doch zweifeln muß ich, ob du ſchauſt nach mir.

Wie könnteſt du des Einen viel dich kümmern?
Ein Bote Gottes hat wohl mehr zu thun;
Noch mußt du raſtlos tauſend Erden ſchimmern,
Um dann zuletzt im Sonnen-Arm zu ruh'n.

So grüße mir die wandelnden Planeten
Und was ſich ſonſt im Aethermeer bewegt;
Ich werde bald auch deinen Pfad betreten,
Wenn ich den meinen erſt zurückgelegt.

Wie ſehn' ich mich, die Wunder dort zu ſchauen,
Wo Stern um Stern der Schöpferhand entquillt!
Ich hoffe ſelbſt — am Weltall mitzubauen
Das Er, der ewig ſchafft, mit Geiſtern füllt;

Mit Geiſtern, die durchleuchtet von der Klarheit,
Gewürdigt ſind zu ſchau'n von Angeſicht,
Die frei vom Wahn, vollendet durch die Wahrheit,
Mitſprechen einſt am großen Weltgericht.

J. C. Nänny.

Das Octoberfeſt in München.

(Im Jahre 1835.)

⁂ Die Bewohner der Hauptſtadt Baierns und viele tauſend Fremde, die zum Beſuch dahin gekommen, haben ein ſchönes Feſt erlebt, das an Glanz und Pracht kaum, aber an Eigenthümlichkeit, innerem Reichthum und Innigkeit durchaus nicht in irgend einem Staate unſers gemeinſamen Vaterlandes übertroffen werden kann. Fünf und zwanzig Jahre ſind es, ſeit König Ludwig ſich vermählt; zur Vermählungsfeier wurde das große Volksfeſt im J. 1810 gegründet. Da der König alle Feſtlichkeiten zur Bezeichnung ſeiner ſilbernen Hochzeit ſich verbeten, traf die Liebe des Volks den Ausweg, das Jubiläum ſeines eignen Feſtes zu feiern. Von hier aus durfte es dann in's königliche Zelt alle die Glückwünſche werfen, die ihm auf dem Herzen lagen.

Am Abend vor dem Feſt — wie wogte die Stadt von den Fremden! Es waren ihrer allein bis zum Freitag 12,000 auf der Polizei gemeldet, und dabei ſind keine Landleute, nicht die Bewohner der Provinzialſtädte ꝛc. — Der Abend vor dem Feſt war ſtürmiſch und regneriſch und ſo mancher legte ſich beim Toben des Windes ſorgenvoll in's Bett. Der Sonntag-Morgen brachte friſchen Wind und in weniger als einer Stunde war der ganze Himmel licht und ſonnig und lag mild über der glänzenden erfriſchten Erde. Der Jubel zog mit der Menſchenmenge durch die Straßen der Stadt, auf das große gegen Süden gelegne Feld, die Thereſienwieſe. Gegen 1 Uhr waren mehr als hunderttauſend fröhlicher, geputzter Menſchen auf dem großen Plan, auf der hohen, breiten, amphitheatraliſchen Terraſſe, auf Tribünen und Balkonen, in Hütten und Zelten verſammelt, voller Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Kanonen verkündeten die Ankunft des Königs, der königlichen Familie und ihrer hohen Gäſte aus Stuttgart, Darmſtadt, Petersburg ꝛc. Kurz darauf bewegte ſich von der Gegend des Marsfeldes her in feierlichem Schritte unter lauter Feldmuſik der feſtliche Zug, der dem heutigen Tage ſeine beſondre Zierde und Freude geben ſollte. Es waren nämlich alle Landgerichte des Iſarkreiſes übereingekommen, an dem Feſte auf dieſe Weiſe Theil zu nehmen, daß ſie einen Zug ausmachten, in welchem das ganze ſtädtiſche und ländliche Leben bildlich dargeſtellt wäre. Gegen hundert auf die mannichfaltigſte, geſchmackvollſte und ſinnreichſte Weiſe ausgeſchmückte Wagen, gegen 1200 Reiter in verſchiedenem, theils alten, theils jetzt üblichem Koſtüm, und über 200 Fußgänger, unter denen vorzüglich 150 Gebirgsſchützen mit Pfeifenſpiel und Trommelklang den erfreulichſten Eindruck machten, waren in ſechs beſondre Gruppen getheilt, die ſich ſo folgten: 1) Eine allgemeine Gruppe; 2) Erntegruppe; 3) Gruppe des Gebirgslebens; 4) Gruppe ländlicher Feſte; 5) Gruppe der Erinnerung der Vorzeit; 6) Städtegruppe. Das Landgericht München eröffnete und beſchloß den ganzen Zug. Um nun einen Auszug aus dem großen Bilde zu geben, beſchränke ich mich auf einige der augenfälligſten Dinge. Das Landgericht München zog mit der Bavaria, die unter einer tempelartig geformten und mit einer Krone geſchmückten Laube, von Genien umgeben, ſaß, und wozu man unter der jungfräulichen Blüthe Münchens die glücklichſte Auswahl getroffen, voraus. Acht Wagen, die acht Kreiſe des Königreichs vorſtellend, folgten, und dann die vier Jahreszeiten, auf drei Wagen und einem Schlitten, welcher letztere mit ganz beſonderm Geſchmack und gutem Humor dargeſtellt war. Unter einem laubloſen Eichbaum, der ſeinen dürren Aſt über die ganze Gruppe breitete, ſaßen und ſtanden um ein Waldfeuer allerhand Jäger und Holzhacker ꝛc. in winterlicher Tracht und froren zu allgemeiner Beluſtigung ſo natürlich, daß Mancher die Hitze, in die er durch Sonne und Menſchenmenge verſetzt war, vergaß. Rührend waren die Scenen, wo Kinder unter blumigen Lauben ihre frommen und fröhlichen Lieder ſangen und ſo die Jahreszeit repräſentirten, in der wir ſie oft Kränze windend vor den Hütten ihrer Eltern getroffen; reizend war die Abwechslung der architektoniſchen Verzierung des Wagens, die immer eine neue Form von Hütte oder Laube gab. Das Landgericht Landsberg bezeichnete in einem großen, ganz monumental gehaltenen Wagen den ſegensreichen Zuſtand Baierns: zwiſchen Ährenbündeln, Fruchtkörben und ſonſtigen Attributen ſaßen junge, geſchmückte Mädchen, die Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Treue, Tapferkeit und was ſonſt den Segen eines Landes begründet, vorſtellten. Zwar nicht durch Pracht, aber deſto mehr durch das ganz natürliche Auftreten wahrhaft ergreiſend, waren die Abtheilungen der berittenen Landleute, die in ihrer gewöhnlichen Tracht, nur ein blaues Fähnchen in der Hand, auf ihren oft unanſehnlichen Pferden ſaßen, meiſt Alte, neben denen ein junges Bürſchchen von 12—18 Jahren ſein Roß tummelte. Die Erntegruppe war, wie ſich leicht denken läßt, höchſt anziehend und obendrein durch einen hübſchen Einfall gewürzt. Ein mit Fruchtgarben ſchwer beladener Wagen ſchlug ſich, bei'm königlichen Zelt angekommen, plötzlich zu einer Scheuertenne aus einander, auf der Knechte und Mägde Korn droſchen. Ein wahrer Freudeſtrom rauſchte durch die unabſehbare Menge, als man dieſe unerwartete Verwandlung wahrnahm. — Jede Art der Ernte, Heu und Hafer, Flachs und Hanf, Obſt, Hopfen, ja ſelbſt die der Wolle, war auf das Sinnreichſte und Entzückendſte dargeſtellt, und die oft ſchwierigen Aufgaben, z. B. des Heumähens im engen Raume, wurden mit ſolcher Geſchicklichkeit gelöſ't, daß man auf langes Einlernen hätte ſchließen müſſen, gar nicht zu gedenken der lieblichen Scenen, die ſich von ſelbſt durch die Örtlichkeit machten.

Die Gruppe des Gebirgslebens ſteigerte die Theilnahme zu einem noch höhern Grad; ſchon die Phyſiognomieen jener herrlichen, kräftigen, ewig frohen Menſchen wirken erfreulich; alle ihre Beſchäftigungen und Vergnügungen tragen ein eigenthümliches Gepräge von Natur und Geſundheit, das ſie in ihr Abbild glücklich übergetragen. Die Floßfahrt auf der Iſar war herrlich dargeſtellt, es wurde gekocht, geſungen, Zither geſpielt, gerudert, Holz gehackt und auch der Handwerksburſche, der die Gelegenheit einer ſo wohlfeilen Eilpoſt nach München ſo gern benutzt, war nicht vergeſſen; eine Alpenhütte mit der ganzen einſamen und einfachen Sennwirthſchaft war wahrhaft rührend dargeſtellt; die Schaaren rüſtiger Gebirgsſchützen ſahen alle aus wie 1813 und der Jubel einer Kirchweih theilte ſich der immer bewegteren Maſſe des Volkes mit. Aber wie ſtaunten Alle, als jetzt drei mächtige Schiffe, der Löwe, der Hirſch, und der Schwan von Starenberg mit ihren luſtig wehenden Wimpeln, mit Schiffern und vornehmen Gäſten durch die Reihen wie über ihren See fuhren!

Die Gruppe ländlicher Feſte überraſchte die Menge auf eine höchſt ergötzliche Weiſe; als das Schiff, durch welches die Mövenjagd dargeſtellt wurde, in die Nähe des königl. Zeltes kam, ließen die darauf befindlichen Jäger unvermerkt eine große Zahl weißer Tauben fliegen, die ſich als Repräſentanten ihrer wilden Verwandten ganz gut betrugen und nach langem Kreisflug alle endlich auf's königl. Zelt ſich niederließen. Viel Freude machte darauf der Hochzeitzug mit allem Hausrath und hochzeitlichem Zubehör.

Die Erinnerung an die Vorzeit machte, da man ſie nicht ohne Hülfe der Theatergarderobe zu Stande gebracht, einen zu der einfachen Wahrheit des Ganzen weniger paſſenden Eindruck. Aber ganz reizend war der Wagen aus Bogenhauſen, in der Städte-Gruppe, in welchem die Gärtnerei mit allem erdenklichen Schmuck von Blumen und edlen Gartenfrüchten und ſchön gekleideten Gärtnern und Gärtnerinnen vorgeſtellt war. Ihm folgten viele Wagen mit Bezeichnungen ſtädtiſcher Betriebſamkeit, des Holzſchnitzens, Glasmalens und andrer Gewerbe; ja eine ganze Spinnſtube voll allerliebſter plaudernder Mädchen; mehre Wagen ſymboliſirten die Baubeſchäftigungen in der Au an der ſchönen Kirche von Ohlmüller, durch Hallen und Tabernakel im Style der neuen Kirche, Bauhütten, in denen Maurer und Zimmerleute von ihrer Arbeit ruhten; endlich erſchien auch unter allgemeinem Beifallrufen eine Schenkſtube des Salvator-Bieres, aus welcher lauter ſelige Geſichter blickten und frohe Geſänge erſchallten. Mit vierhundert berittenen Bauern ſchloß das Landgericht München den Zug.

Inſchriften in Proſa und Verſen machten jede einzelne Parthie ſchon von fern kenntlich, lang währte der Zug und nachdem ſchon das ganze Feſt beendigt, begegnete man noch vor den Thoren der Stadt den letzten Wagen.

Nach dem Zuge folgte die gewöhnliche Preisvertheilung; ſodann ein neuer Zug der Preisträger, Schützen, Wettringer, der Radläufer, der Wettbewerber zu Wagen und endlich deren zu Roß. — Das Pferderennen, bei welchem das erſte Thier in 6 Minuten 30 Secunden den Raum einer deutſchen Meile durchlaufen, beſchloß die Feier des Tages, der allen Anweſenden einen großen Schatz froher Erinnerungen zurückgelaſſen, und der durch keine Störung von Unglück oder Ungebührlichkeit nur im mindeſten getrübt worden wäre.

Am zweiten Tag begann das Feſtſchießen, zu welchem ſich mehr als vierhundert Büchſen- und über dreißig Armbruſtſchützen eingefunden. Ihr Zug, der durch gut im Style des 16ten Jahrhunderts koſtümirte Preisträger, Pritſchenmeiſter, Zieler, ꝛc. geſchmückt war, ging durch viele Straßen der Stadt.

Am dritten Tag war Wagenrennen. Vier ſchöne Bigä, ganz im antiken Styl, darauf vier antik gekleidete Wagenlenker, hielten den Wettkampf. Der Eindruck dieſes hier noch nicht geſehenen Schauſpiels war ungemein, die Theilnahme größer ſelbſt als beim Pferderennen; zweimal ſiegte Prinz Max, zweimal Graf Vieregg; ſie mußten noch einmal kämpfen und nun blieb dem letzteren der Sieg und der erſte Preis eines großen ſilbernen Pokals.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

⁂ In Paris iſt ein hiſtoriſcher Roman: le Baron Holbach angekündigt, welcher den materialiſtiſchen Skepticismus am Ende des vorigen Jahrhunderts ſchildern wird und worin die Encyklopädiſten ſämmtlich vorkommen. Diderot, d'Alembert, Grimm u. ſ. w.

⁂ Von der Kupferſammlung über die franzöſiſche Revolution (Musée de la revolution), welche zu der letzten Ausgabe des Thiérs gewöhnlich mit ausgegeben wird, und die durch Porträts und Coſtüme, weniger aber durch künſtleriſchen Werth Intereſſe erlangt, iſt die 15te und letzte Lieferung erſchienen. Sie enthält Darſtellung aus dem Conſulate.

⁂ Eine Geſchichte der Provence iſt unter dem Titel erſchienen: Fastes de la Provence ancienne et moderne.

⁂ In Algier ward auf einem neugebauten Theater im vergangenen Monat die erſte Vorſtellung gegeben, aber nicht der franzöſiſche Cothurn, ſondern nur das Vaudeville iſt nach Afrika verpflanzt.

⁂ Ein Engländer entdeckte vor einiger Zeit am Fuß des Libanon ein Kohlenbergwerk, deſſen Leitung Mehemet Ali ihm übertrug.

⁂ Unter den in England kürzlich erſchienenen Büchern iſt bemerkenswerth: Southey's (der bekannte engliſche Dichter), lives of eminent men, und Bell's (der bekannte Phyſiologe) a tour through Italy.

⁂ Zwei neue Novellendichter ſind in Frankreich aufgetreten, Guérin und la Bridre. Vom erſteren iſt angekündigt: La fille du peuple et la demoiselle du monde; von dem andern ein Roman mit dem Titel: Les deux étoiles. Guérin iſt mit deutſcher Literatur und deutſcher Philoſophie ſehr gut bekannt; er ſtudirte beide mehrere Jahre lang in Berlin.

Dieſer Nummer ſind: bis jetzt unbekannt gebliebene Handzeichnungen von E. T. A. Hoffmann, beigefügt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

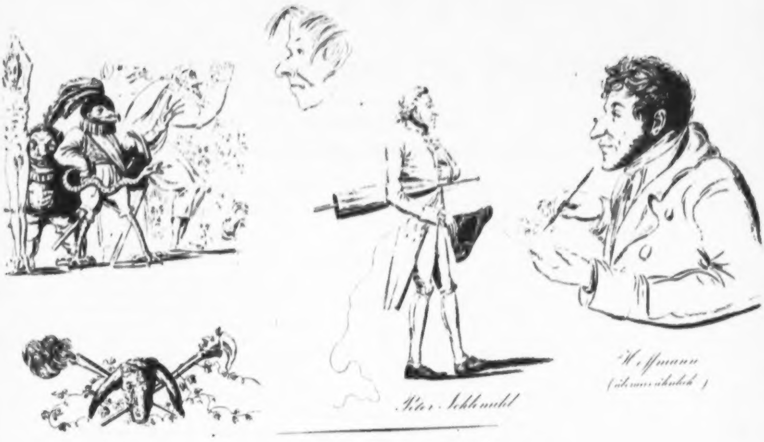
Peter Schlemihl
Hoffmann
(äusserst ähnlich)

Handzeichnungen von E. T. A. Hoffmann.

mitgetheilt durch einen Freund des Dichters.

Nº 244. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 15. October.

Gedanken und Sprüche.

Von Leopold Schefer.

I.

Gehorſam ſollſt du nur dem Gotte ſein,
Und dem, der Göttliches von dir verlangt,
Das Rechte und das Gute überall;
Gehorſam ſoll dich ja nur glücklich machen;
Und durch das Gute, das du dann befolgſt,
Thut er es auch. Doch, biſt du nun gehorſam,
So biſt du löblich; aber biſt du es
Mit Unzufriedenheit, mit Thränen ſelbſt,
Haſt du dir dann des Guten Frucht gepflückt?
— Du biſt nur mühſam auf den Baum geſtiegen,
Und biſt herabgefallen in die Dornen!

II.

O Menſch, dein Leib als Kind, als Jüngling, Mann
Und Greis, iſt ein verſchiedenes Gefäß:
Um ſtets mit neuen anderen Gefühlen,
Gedanken, Wünſchen und Beſtrebungen,
Mit andrer Stimmung in den andern Tagen,
Mit andrer Seele in den andern Stunden
Das Leben auf der Erde dir zu ſchöpfen.
Drum ſprich nie, daß du dann blos Recht haſt,
Wenn du das Eine oder Alles dir
Nur hoffeſt; dann blos Recht haſt, wenn du
Es friſch genießeſt; oder dann blos Recht,
Wenn du dich ſein erinnerſt; wenn du
Es haſſeſt, oder liebſt, es ſchmähſt, es preiſeſt!
Gedenke ſtets, o Menſch, du biſt ein Vieler,
Ein Tauſendfacher biſt du durch Entfaltung;
Ein ganzer Menſch erſt biſt und wirſt du endlich
Erſt durch das ganze Leben. Und nun wiſſe:
Der Menſch iſt unſichtbar! Sein ganzes Weſen
Erſcheinet nie! Wie von dem Schwimmenden
Erſcheint nur jetzt die Schulter, jetzt der Arm,
Der Kopf, der Fuß — bis Er an's Ufer ſteigt
Und herrlich daſteht als der ganze Menſch.
Drum ſei in keiner Stimmung unzufrieden
Nicht in der widerwärtigſten — ſie dauert nicht;
Nicht in dem größten Glück ſei übermüthig,
Begnügt; — es dauert nicht. Allein du dauerſt,
Auch unſichtbar den Menſchen und auch dir;
Nur deine eigne Seele ſchauſt du ganz
Im Augenblick des Todes, nicht zuvor,
Und Gott durchſchaut ſich in der letzten Stunde.

So reich, ſo köſtlich iſt dein kleines Leben,
So überſchwenglich erſt das reiche All,
Das vor dem menſchlichen Geſchlechte ſteht
Mit ſeiner Sonne, Erde, Mond und Sternen,
Zu wandelnder, zu wachſender Betrachtung!
Und darum ſei es nimmer unzufrieden
In keinem Unglück! keinem Glück begnügt!

III.

Wie wollte Gott auf Erden für ſich ſorgen,
Wenn er als Kind erſchien', um da zu leben,
Als daß er Liebe legte in die Bruſt
Der Mutter und des Vaters? Stirbt das Kind nun,
Wie ſoll die Liebe plötzlich ſich verlieren?
Weint nicht die abgeſchnittne Rebe nach?
Drum weine, arme Mutter, um dein Kind!
Beklag' es! du beklagſt das Himmliſche.
Doch wiſſe klar in deinen Schmerzen, wiſſe
In deinen Thränen klar: daß du noch liebſt!
Nur liebſt — noch thuſt, was du zuvor gethan!
Doch endlich ſehe doch auch: wer das war,
Den du an deiner Bruſt, in deinem Arm
Gehabt, und wer das war, der dich ſo liebte,
So kindlich anſah mit den treuen Augen!
Und ahndeſt du es, weine nicht untröſtlich!
Den du beweinſt, braucht deine Thränen nicht.
Nur dich zu tröſten ſollſt du klagen, weinen;

Und liebſt du Gott, der dich liebt, lieb' auch du dich
— Und ſtille deine Thränen, daß du lebſt!
Und Gott auch weiter ſchauſt, nicht nur als Kind!

IV.

Die klare Überzeugung macht dich erſt
Zu dem recht wahrhaft, was du biſt und ſein ſollſt.
Drum überzeuge dich vom großen All!
Nur davon, daß es iſt, und wie es iſt,
Dann weißt du: Wer du biſt, und wie du ſein ſollſt.

V.

Wenn du empört biſt über Welt und Menſchen,
In Zorn, in Leid, in Schmerzen, in Betrübniß,
Und nur ein Hund, ein Kind, ein Armer tritt
Dich an und ſtört dich, er beſchwert dich noch mehr —
Doch plötzlich biſt du gütig gegen ihn
Wie ihm und dir gebührt — ſo nenn' es ja nicht
Verſtellung! Richtig nenn' es Selbſtbezwingung,
Ein ſchnell Emporblühn deines Lebenskernes,
Der über Unkraut ſchön als Palme blüht;
Das Herz blüht überall in ſeiner Heimath,
Der Gute iſt gleich überall bei Gott.

(Fortſetzung folgt.)

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

„Herr von Bellevue," entgegnete die Fürſtin, ohne jetzt die Geiſtesgegenwart zu verlieren, „wenn ſie Ihrem Könige die Herzogin Claude zuführeten, könnten Sie wohl auf eine bedeutende Anſtellung rechnen, meine Gefangennehmung hätte Ihnen vor wenig Jahren nicht geringere Vortheile gebracht," ſetzte ſie wehmüthig hinzu, „aber jetzt thun Sie am beſten, mit mir ſelbſt um meine Ranzion zu unterhandeln. Wie viel verlangen Sie?"

„Gnädigſte Frau," erwiederte Bellevue, „ich bin jung, in drückenden Schulden, und muß das ſeltne Glück benutzen, das Sie in meinen Weg geführet hat; wäre ich vom Schickſal weniger hart behandelt worden, ich würde dieſen Zufall nur zu Ihrem Schutz angewendet haben, doch ſo!" Erröthend und verlegen, nannte er hierauf eine ſehr mäßige Summe, deren er nöthig bedurfte. —

Die Fürſtin zog einen Brillant von großem Werth hervor. „Sie werden hiefür das doppelte erhalten, und es wird Sie, hoffentlich, eine Weile vor ähnlichem Zwang bewahren," ſprach ſie, indem ſie ihm den Ring reichte. Bellevue beugte in tiefſter Ehrerbietung ein Knie; ſein Diener ließ ſogleich den Zügel fahren; er rief ſeinem jüngern Bruder, der mittlerweile den Stallmeiſter im Hauſe zurückzuhalten gewußt hatte, etwas zu, worauf dieſer ſogleich erſchien. Ohne auf weitere Gefahren zu ſtoßen, erreichten die Flüchtigen glücklich Beſançon.

Herzog Karl war früher mit zwanzigtauſend Mann Infanterie und ſeinen achthundert Reutern in dieſe Gegend geflüchtet, er gedachte mit ſeiner Mannſchaft in Deutſchland zu den Öſtreichern zu ſtoßen, denen er ſich von nun an mit Leib und Seele zuwendete. Marſchall Horn zwang ihn jedoch ſich ſelbſt nach Beſançon zu ziehen, und ſeine Truppen an den Rheingrenzen über Baſel gehen zu laſſen. Mehrere Tage ſchon hatte der Herzog ſeine Schweſter erwartet, als ihn Nachrichten von Öſtreich und ſeiner Schaar nach Deutſchland zu eilen veranlaßte. Die Fürſtin fand alſo, wie früher ihre Geſchwiſter, Niemand von den Ihrigen dort, und weilte nur ſo lange als nöthig war, um ſich die Tracht einer Bürgerin zu verſchaffen, in welcher ſie auch ohne neuen Unfall entkam, und Brüſſel glücklich erreichte.

So war denn das ganze Haus zerſtreut, das vor Herzog Karls Regirung ſo blühend und ſo glücklich geweſen! Durch die Heirath Gaſton's und Margarethen's hatten ſie Alle eine mächtige Stütze deſſelben ſich zu errichten gewähnt, und eben dieſe unglückſelige Ehe, verurſachte den Untergang ihres Stammes; — denn nur allmälich, und immer nur höchſt unvollkommen, gelang es nach einer langen Reihe von Jahren der Einwirkung faſt aller europäiſchen Mächte, Lothringen theilweiſe wieder zu erheben.

Die arme, einſam zurückgelaſſene Herzogin Nicole wurde wirklich vom König nach Fontainebleau eingeladen. Gereizt gegen ihren Gemahl, wie ſie es war, der während ſeines Aufenthalts in Beſançon ſich in die Prinzeſſin von Cantecroix verliebt hatte, wirkten des Königs Bitten doch nur wie Befehle auf ſie, und freud- und hoffnungslos folgte ſie ſeinem Wink. Eh ſie jedoch Nancy verließ, ſetzte ſie aus freier Wahl einen gerichtlichen Act auf, in welchem ſie im Voraus, Alles für null und nichtig erklärte, was ſie gegen das Intereſſe des Landes oder deſſen legitime Erben in Frankreich zu thun gezwungen oder veranlaßt werden könnte.

In Fontainebleau ward ſie, nach vorhergegangenem kurzen Aufenthalte in Paris, gütig, und ſogar mit großer Auszeichnung empfangen; obſchon die Nachricht der von ihr gebrauchten Vorſicht ihr ſehr wohl geſetzte Vorwürfe des Königs zuzog, die ſich als lauter Artigkeiten geſtalteten. Der ganze Hof geleitete ſie in ihr Zimmer, eine Alluſion des Siegs der Stärke über die Schwäche in den gewirkten Tapeten deſſelben, der thönerne Topf, der am eiſernen zerſchellt, preßte beim Eintritt in daſſelbe ihr bittre Thränen aus, und der König hatte ſogleich die Aufmerkſamkeit das Zimmer anders decoriren zu laſſen. In einer Unterredung mit dem Könige, mit Richelieu und dem toscaniſchen Geſandten Abbé Gondi über die erlauchten Flüchtlinge in Florenz, zeigte die Herzogin ſo viel innig tiefe Theilnahme an derem harten Geſchick, daß ſie von Stunde an des Abbé's Herz und Vertrauen ſich erwarb, und er gegen alle Vorwürfe der Kälte und Engherzigkeit, die man ihr häufig gemacht, ſie in Schutz nahm, und gegen Jedermann tapfer vertheidigte. —

Der Prozeß wegen der Ehe des Herzog Gaſton's ging unterdeſſen ſeinen Gang fort; das Parlament citirte Herzog Franz, deſſen Rang als Kardinal und Souverain ihn eben ſo wenig zu ſchützen vermochte, als der Herzogin Nicole Bitten und Einwendungen, obſchon ſich nirgend ein gültiger Vorwand auffinden ließ, ihn vor ein fremdes Gericht zu ziehen. Natürlich nahm er keine Notiz davon. Herzog Karl aber ergrimmte auf's Neue dergeſtalt, daß er durch ganz Lothringen ein Edict anſchlagen ließ, in welchem er ſeinen Unterthanen verbot, dem Könige, den er als Uſurpator bezeichnete, zu gehorchen. Sogleich wurden die allmählich in's Stocken gerathenen Unterſuchungen mit erneutem Eifer fortgeſetzt.

Man ſagt, und, wie es ſcheint, nicht ohne Grund, Richelieu habe in jener Zeit den raſenden Gedanken gefaßt, ſeine Nichte mit dem Herzoge von Orleans zu verbinden und deshalb die Scheidung mit ſolchem Eifer betrieben. Doch dem ſei wie ihm wolle, wir finden lange Zeit keine Spur der Gräfin Combalet. Es hieß, ſie habe ſich vorläufig in ein Kloſter zurückgezogen, und ſie erſchien erſt mehrere Jahre ſpäter in Paris als Herzogin von Aiguillon, einer für ſie gegründeten Pairie, die Richelieu wieder an's Licht gerufen, und in männlicher und weiblicher Linie erblich erneut hatte.

Eine faſt unerhörte Klauſel war der Stiftung dieſes Herzogthums beigefügt. Die Herzogin konnte, wenn ſie unverheirathet ſtürbe, mit dem Range eines Pairs von Frankreich, nach eigner Wahl, in ihrem Teſtament darüber disponiren, und der von ihr erwählte Erbe trat in alle ihre Rechte ein.

Es ſcheint, Diana blieb ſich treu; ſie vermählte ſich nicht, und hinterließ bei ihrem ſpät erfolgten Tode das Herzogthum und ſeine Würde, ihrer Nichte, der einzigen Tochter ihres Bruders. Nie hat ein Laut den Gang des Schmerzes, der tief ihr Innerſtes durchwühlte, bezeichnet.

Gaſton's ganzer Haushalt war bereits dem neuen Plane dieſer Verbindung gewonnen, La Rivière, Gontas, Chavigni, bekannt in's Ohr fallende Namen, finden wir unter dieſen leidigen Schmeichlern verzeichnet, und vielleicht wäre mit der Zeit der ganze Entwurf gelungen, wäre die Fürſtin Pfalzburg nicht im rechten Augenblick in Brüſſel angelangt.

Sie traf Puglaurens und beide zuckten zuſammen; ihn durchſchauerte die alte unwiderſtehliche Gewalt; ſie — das namenloſe bittre Gefühl einer beginnenden, ſie ſelbſt noch tiefer verletzenden, tödtlichen Rache! Sie zeigte ihren Schmerz eben ſo wenig, als ſie ihn verbarg; ihre leidenſchaftliche ernſte Seele hatte mit der Welt abgeſchloſſen. Kalt und ſteinern ſtand ſie ihm gegenüber, nicht weil ſie's wollte, ſondern weil ſie ſelbſt zum kalten ſteinernen Denkmal entſchwundnen Glückes umgewandelt ſich empfand.

(Fortſetzung folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Deſſenungeachtet wird mancher Leſer es nicht begreifen können, wie es möglich iſt, daß es Hoffmann in Bamberg als Muſikdirektor durchaus nicht glücken wollte, da er doch ſpäter in Dresden und Leipzig ſich vollſte Zufriedenheit erwarb. Die Sache iſt ſehr einfach und leicht zu erklären, — wunderbar iſt es aber, daß Hoffmann ſelbſt ſich und das Publikum nie begreifen konnte. — Wir geriethen darüber öfters in einen Wortwechſel, ohne daß ich jemals Hoffmann überzeugen konnte. — Selbſt aus Dresden ſchreibt er mir noch im Jahre 1813: „Wie mag es doch wohl kommen, Verehrteſter, daß das hieſige Publikum über meine Leiſtungen als Muſikdirektor, der ich doch wie in Bamberg am Flügel dirigire, entzückt iſt, während die d— Bamberger allerlei zu mäkeln hatten?“ — Ich erwiederte hierauf, daß ich ihm daſſelbe ſchriftlich wiederholen müſſe, was ich ihm ein halbdutzend Mal mündlich geſagt, und daß der Schluß ſeiner Frage aus der richtigen Erkenntniß und Wahrheit meiner Behauptung ſich klar und deutlich von ſelbſt beantworte. Wenn nämlich, — fuhr ich fort, — es feſt ſteht, daß Ihre Direktion am Flügel deßhalb nicht gelang, weil Sie zum Theil vor ungeübten, unmuſikaliſchen Sängern ſaßen, denen Sie, wenn dieſelben aus dem Takte fielen, nicht einhelfen konnten, weil Ihnen das Inſtrument, die Geige, auf der ein einziger Streich oft vor dem Umwerfen ſichert, fehlte; ſo folgt daraus deutlich, warum in Dresden das Gegentheil ſich ergeben mußte, da, bei durchaus eben ſo geübten, als ſichern Sängern und Muſikern, Sie nie der Geige bedürfen und bei einer hinlänglichen Anzahl von Proben, — was in Bamberg ſelten der Fall war, — alles von ſelbſt geht.

Von Hoffmann's mißlungenem Debüt als Muſikdirektor datirt ſich ſeine Unzufriedenheit. Er konnte es nicht ertragen, ſeinen Werth als Muſiker ſo wenig erkannt zu ſehen und ward mit Ingrimm gegen das Publikum erfüllt. — Die ſchlechte Leitung des Theaters durch den Unternehmer Cuno (demſelben, der ſpäter durch ſeine Ritter- und Schauerſtücke, wie z. B. die Räuber auf Maria Culm, die Brautkrone und andere Machwerke bei einem gewiſſen Publikum Celebrität erlangte) gab ſeiner guten Laune den Reſt, da Cuno anfänglich ſchlecht und zuletzt gar nicht zahlte, und alle Vorſchläge Hoffmann's zu Erhebung der Bühne auf eine höhere Stufe unbeachtet blieben.

Im Februar 1809 ſchon erklärte Cuno ſeine Inſolvenz und drei Hauptgläubiger deſſelben, übernahmen, ohne daß Einer nur das Geringſte von der Sache verſtand, das Theater. Die Folge war, daß auch dieſe Unternehmung bald zu Grunde ging und Hoffmann aller pekuniären Mittel beraubt daſtand, aber mit Wallenſtein ausrufen durfte:

Da ſteh' ich, ein entlaubter Stamm; doch innen
Im Marke lebt die ſchaffende Gewalt!

Wie dieſe ſchaffende Gewalt wirkte, um auf andere Weiſe den ankämpfenden drückenden Lebensverhältniſſen entgegenzutreten, erfahren wir größtentheils aus Hitzig's Buche. Hier nur noch einige Ergänzungen und Berichtigungen dazu.

Hoffmann ſagt in einem Briefe an Hitzig: „Ich ſtand, da Soden in Würzburg iſt und der einzige, an den ich ſonſt empfohlen war, der Präſident Graf von Seckendorf, ſich gar nicht um mich bekümmert hat, ganz allein hier.“ *)

Wir ſind es den Manen dieſes wackern, hochverdienten Mannes, ſo wie der Wahrheit ſchuldig zu erklären, daß

---

*) Siehe erwähntes Buch II. Theil, Seite 15.

dem nicht ganz ſo ſei. Hoffmann täuſchte ſich durch dieſe Behauptung, oder vielmehr: er wollte ſich täuſchen. Auch mir klagte er oft, daß er von einem Mann verlaſſen und vergeſſen ſei, mit dem er in — wenn ich nicht irre — Warſchau im freundſchaftlichen Dienſtverhältniſſen gelebt, und der ihm manche Beweiſe ſeiner Freundſchaft zu danken habe. Ich konnte mich nicht genug darüber verwundern, da Seckendorf als ein Mann von hoher Ehre, Rechtlichkeit und Biederkeit galt. Unbegreiflich iſt es mir noch bis heute, warum mir Hoffmann etwas verſchwieg, was ich nach ſeinem Tode erſt, aber aus ſicherſter Quelle, erfuhr.

Als Hoffmann nämlich Seckendorf ſeinen Beſuch abſtattete, erklärte dieſer ihm unumwunden, wie er nicht glaube, daß die von ihm betretene Bahn **die** ſei, die in pekuniärer Hinſicht zum Ziele führe. Er ſchlug Hoffmann vor, ſich den **Advokatur-Geſchäften** zu widmen, und verſprach ihm unter den herzlichſten Verſicherungen, als Präſident des Appellationsgerichts, alles anzuwenden, die Erlaubniß dazu auszuwirken.

Daß dieſer Antrag aber keineswegs ſich mit Hoffmann's Intenſionen vertrug, der, außer andern Gründen, in dem Gedanken an **Unabhängigkeit** ſich ſo glücklich fühlte, wird ein Jeder begreifen. — Seckendorf wirkte ſpäter direkt und indirekt noch ein Paar Mal auf Hoffmann ein; da er aber ſah, wie vergeblich dies ſei, bekümmerte er ſich allerdings nicht mehr um ihn, beſonders da er keinen Beſuch mehr von ihm erhielt.

So wenig wir Hoffmann darum tadeln wollen, ja dies von ſeinem, ſelbſt im Mißgeſchicke conſequenten Charakter erwarten konnten, ſo wenig aber durften wir auch dieſe Berichtigung der Wahrheit gemäß verſchweigen.

Hoffmann ging nun ſeinen eigenen Weg; er gab Muſikunterricht, arbeitete für die Leipziger muſikaliſche Zeitung, zeichnete, malte, komponirte, und unter dieſen Beſchäftigungen lernte ich ihn, wie im erſten Abſchnitt gezeigt, perſönlich kennen.

III.

Holbein übernimmt das Bamberger Theater. — Erweiterter Wirkungskreis Hoffmann's. — Ein Grundzug ſeines Charakters.

Hoffmann, der ſich beſonders durch Muſikunterricht und ſchriftſtelleriſche Arbeiten nothdürftig durchbrachte, fühlte ſich durchaus nicht glücklich, und eine große Erleichterung ſeines Herzens war es ihm, mir täglich zu berichten, wie er ſich heute wieder abgequält. In den ſcurrilſten Umriſſen und Bildern klagte er mir jeden Tag ſeine muſikaliſchen Leiden und Freuden, welche letztere er jedoch nur aus **einem** Hauſe zu erzählen wußte, in welchem der Gegenſtand ſeiner Anbetung, die durch alle ſeine Schriften wie ein Goldfaden durchlaufende **Julia** wohnte, welcher er im Geſang Unterricht ertheilte. Sie war das Lebensprinzip, was ihn während ſeines ganzen hieſigen Aufenthalts nährte, ſtärkte, leitete, ergötzte, erſchütterte und endlich zu Boden warf. —

In glühenden Worten mir Tag für Tag das Beſeligende ſeines Umgangs mit ihr zu ſchildern, war ihm der höchſte Genuß, der ſüßeſte Troſt und nichts, wie er mir oft verſicherte, konnte ihn mehr beglücken, als wenn ſein thränenfeuchtes Auge in dem meinigen einen aufmerkſamen, unermüdeten Zuhörer fand.

Es iſt hier noch nicht der Ort, über dies Verhältniß umſtändlicher zu berichten; im Verfolg dieſer Skizze aber wird es noch ſeinen ſchicklichen Platz finden.

Ferner war es für Hoffmann ein zweiter großer Troſt, wenn ich ſeinen Tagsberichten in Bezug auf ſeine muſikaliſchen Leiden daſſelbe aufmerkſame Ohr lieh, und in ſeinen extravaganten Schilderungen mich ſtets mit fortbewegen ließ.

Zu dieſen Leiden gehörte die Talentloſigkeit ſeiner Schülerinnen, ihre gemeine Auffaſſung der muſikaliſchen Kunſt, deren höchſte Aufgabe ihnen nur die zu ſein ſchien, einſt durch ihn zu einer fertigen Klavierklimperei oder Opernarien-Gurgelei gebildet zu werden. — Zu dieſen Leiden gehörte das ewige Predigen der Mütter, den Unterricht doch gefälligſt ſo und ſo einzurichten, das Verwerfen der von dem Meiſter mitgebrachten Muſikſtücke, das Vorſchlagen anderer, an das gemeine Ohr mehr anklingender Piecen, als da ſind: Tänze, leichte frivole Ariettchen und dergl. — Zu dieſen Leiden gehörten ferner Vorwürfe, daß es mit den Fortſchritten der lieben dummen Kinder nicht **ſchnell** genug vorwärts wolle, und endlich die Knauſereien und Vorſtellungen der Eltern gegen zu hohen Unterrichtsſold, der doch zu ſolchem in **nützlichern** Wiſſenſchaften in keinem Verhältniß ſtünde, das ſtete Vorwerfen, wie dieſer und jener Muſikmeiſter (der oft nicht werth war, Hoffmann die Schuhriemen aufzulöſen) es bedeutend wohlfeiler thue und dergl. mehr.

Hoffmann bat mich oft mit gefalteten Händen, ich möge ihm rathen, wie er aus dieſem Miſère komme! Ich rieth, und that, was mir die Verhältniſſe erlaubten, er fühlte ſich dadurch ſo weit erleichtert, daß er mehre Häuſer, in denen das gröbſte Unkraut wucherte, aufgeben konnte, dadurch freier und zu geiſtigen Arbeiten aufgelegter wurde; aber drückend fühlte er ſeine Lage noch immer, da, wie es begreiflich, er nicht gewöhnt werden konnte, koſtſpieligern und höhern Lebensbedürfniſſen zu entſagen. Dahin gehörte der tägliche Genuß geiſtiger Getränke, beſonders des Weins.

Ein Deus ex machina erſchien daher in **Holbein**, als neuem Unternehmer der Theaterwirthſchaft und altem Bekannten Hoffmanns. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

*** Die afrikaniſche Geſellſchaft in England hat auf's Neue eine Expedition in's Innere von Afrika geſandt, welche von der Logos-Bai und den Jamjugio hinauf nach dem Cap vordringen ſoll. Zugleich hat die Regierung eine andere Expedition für geographiſche und naturhiſtoriſche Zwecke, für die Urwälder des engliſchen Guyana, ausgerüſtet.

*** Vom verſtorbenen Orientaliſten Klaproth wird in franzöſiſchen Zeitungen erzählt, man habe unter ſeinen Papieren eine perſiſche Proclamation im Manuſcript gefunden, worin ein Sohn des Himmels als König verkündet wird. Dieſer iſt als Erklärung hinzugefügt: Ein deutſcher Baron habe den Einfall gehabt, König von Perſien zu werden; er ſei zu Klaproth gekommen und habe ſich die Proclamationen beſtellt, mit der Abſicht, in einer größeren perſiſchen Stadt mit einem Luftballon aufzuſteigen, die Proclamationen von oben herab unter das Volk zu werfen und dann ſelbſt als Sohn des Himmels herabzukommen. Der Baron ſei mit ſeinem Luftballon und ſeinen in Europa gedruckten Proclamationen abgereiſ't, aber von Afghanen beraubt und getödtet worden. Die ganze Geſchichte iſt natürlich erlogen, aber nicht übel erfunden.

Berichtigung.

In No. [illegible] (letzte Spalte) lies:

Wen ſie im Bade findet,
Der wird zum Tannenbaum, —

ſtatt: Was ſie ꝛc., Das wird ꝛc.

№ 245. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 16. October.

Gedanken und Sprüche.

Von Leopold Schefer.

(Fortſetzung.)

VI.

Der kennt den Menſchen ſchlecht, wer glaubt: es werde
Und könne Einer auf Ein Gut verzichten,
Das ihm als Menſchen zuſteht, ſeinem Herzen
Und Geiſt gehört als tiefes Eigenthum.
Verkenne die Geduld'gen, Stillen nicht!
Die Sanftmuth deckt ein felſenfeſt Gemüth!
Geduld ruht nur auf unbeugbarem Sinn,
Der wartet, weil er Kraft zu warten hat
Und das zu ſchaffen, was er nicht empfängt.
Entſagung iſt ein leerer Schall auf Erden;
Ich kenne nicht Entſagung; doch zerriß
Kein Tod, kein Unglück, kein Verluſt, kein Wandel
Der Jahre, kein Tyrann die weichſte Bruſt mir.
Du fragſt, wie ich noch lebe? glücklich lebe? —
Ich habe Geiſt und Leib und Welt und Menſchen
Geſchieden — und vereint nur als Gedanken:
Das Land der Mährchen, drin ich lang als Kind
Gelebt, das ich im weiten Reich der Erde
Mehr nirgend traf, und bitterlich geweint —
Ich hob es in das Reich der Poeſie!
Der Dichtung Recht erkannt' ich an; ich glaubte
An Glauben, wenn ich meine Seele nicht,
Mein ſchönes Leben nicht verlieren wollte;
Ein Jeder lebt geheim im Land der Dichtung,
Wenn er auf Erden laut — als Schatten ſchwebt;
Und ſieh, auch in mir floß der Dichtung Quell,
Ich mußte ſagen, was ich nie begriff,
Ich war in meiner Heimath, ſeligfroh
Als Erbe eines großen Wunderreiches.
So war mein Leib und Welt und Menſchen waren
Mir andre, außer mir, doch noch mein eigen
Für Hand und Mund, für Aug' und Ohr und Sinn.
Und wenn ich da kein Sandkorn rücken konnte,
Wenn da die Erde weit und breit mir nur
Die gute Mutter war — wie war das wieder
Genug, ſo viel! zu viel für alle Götter!
Ich rechnete den Schmerz, die herben Thränen
Dem Gott als Leben . . . . als mein Leben an
Auf Erden unter Menſchen, rechnete
Die guten und die böſen Menſchen Ihm
Als ſeine Kinder an — wie war das wieder
Genug, ſo viel! zu viel für alle Götter!
Das Böſe rechnet' ich den Böſen an
Als Selbſtbeſtrafung; das Tyranniſche —
Tyrannen, die ſich um das Leben ſelbſt berauben
Um Dank und Freud' und Liebe auf der Welt.
Was Gutes noch nicht iſt, das rechnet' ich
Der Zeit an, die ja Zeit hat; hoffen lernt' ich
Wie früher glauben; und ſo lernt' ich lieben
Sogar die Welt mit Allem, wie ſie iſt:
Genug! So viel! zu viel für alle Götter!
Sieh'! — So entſagt' ich. So entſag' auch du.
Stark, groß und reich muß dich Entſagung machen!

VII.

Was dageweſen iſt, noch einmal machen,
Das will, wer nachahmt, Kaiſer oder Pabſt,
Gelehrter oder Künſtler. Und ſie bringen
Nur Todtes. Denn die friſche Welt iſt todt
Durch deren Allmacht, deren Geiſt es einmal
Einſt lebte. Doch der ächte Künſtler — ſei es
Der König, Prieſter, Laie — dieſer bringt
Das Künftige, das nimmer ſo Geſchaute,
Den Keim uralter Geiſterſaat aus ſich;
Ein Kind ſogar iſt ein zukünft'ger Menſch!
Du glaube nichts, und glaub' an nichts, was da war
Auf Erden, wär' es ſelbſt die Peterskirche!

VIII.

Nichts mehr beweint der Jüngling als den Tod,
Die Gräber, die er auf der Erde findet,
Die falben Blätter, die im Herbſtwind fallen;
Denn neu und himmliſch wie ein Engel kommt Er
Aus jenem ewig feſten Reich der Geiſter
Auf dieſe Erde und er ſchlägt das Aug' auf,
Wähnt ſich noch droben — und erblickt die Welt
Im vollen Untergange! Die Geſchlechter
Vergangen und das Lebende vergehend!
Mit Schrecken hört er ſeiner Mutter Bruſt
Des Nachts ſo leis dem Tod' entgegen athmen!
Mit Schrecken ſieht er in dem Roſenbilde
Der Heißgeliebten, der ihn Liebenden
Den Tod, wie unter ſchöner Maske wandelnd,
Ihm lächeln; hört die Stimme ihrer Bruſt —
Und er vermag nicht ihre Hand zu drücken. . . .
Sie iſt der Tod! ſie iſt die Liebe nicht —
Sie iſt der Tod! ſie iſt das Leben nicht —
Weil ſie nicht ſein wird, iſt ſie ſchon vergangen!
Doch ſieh! Er liebt; er müßte Steine lieben —
Und ſieh — die Liebe iſt ja nicht der Tod!
So iſt die Liebende ja auch nicht todt!
Und Alle, die da lieben, leben nun!
Und ſüß gewöhnt ſich an das Geiſterſpiel
Die junge Seele — weil ſie lebt und liebt.
Was weint in uns, das iſt das Ewige,
Was liebt in uns, das iſt das Göttliche;
Der Menſch iſt jener hohe Göttergeiſt,
Der dieſe flüchtige Welt verachten kann
Beweinen und verachten, und doch lieben!
Das iſt der Bann der Gottheit und des Menſchen.
Drum iſt die Liebe nur die höchſte Kraft,
Und nur der edle Menſch vermag zu lieben;
Und weil die Thränen göttlich ſind, nur darum
Sind Thränen Erbtheil und Beweis des Menſchen.

(Schluß folgt.)

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Fortſetzung.)

Während der König die Verhandlungen wegen Gaſton's Ehe mit ſteigendem Grimm betrieb und die Biſchöfe von Montpellier, Sens, Chartres, St Malo und Nimes berief, welche dieſelbe für ungültig erklärten, vermochte es dennoch der Prinzeſſin Pfalzburg Ueberredungskraft, den ſchwachen Orleans zu einer öffentlichen, feierlichen Wiederholung ſeiner Trauung zu bewegen, über welche der Erzbiſchof von Mecheln in Brüſſel den Segen ſprach. Die Fürſtin und Puglaurens waren gegenwärtig; todtenbleich ſchien ſie ihr letztes Erdenwerk vollbracht zu haben; er aber war ſeit ihrer Ankunft kraftlos — unfähig zu jeder bedeutenden Handlung, zu jedem ernſten Widerſtand, und verwundete ſie nur mit all den tauſend kleinen Dornenſpitzen ſeiner Neigung zur Prinzeſſin Chimai, die er wie verſöhnend zur Schau trug, während der Ausdruck des herzzerreißendſten Seelenleidens das Lächeln ſeiner glücklichen Züge auf faſt grauenhafte Weiſe oft unterbrach.

Maria von Medicis war zu herrſchſüchtig, um die Obergewalt der Fürſtin lange zu ertragen — anfangs verſuchte ſie es ihr gleich zu thun, ſie ſchrieb an den Pabſt, und bat ihn, die Ehe ihres Sohnes nicht zu trennen. Allmählich aber rieben die Streitigkeiten mit der Prinzeſſin Pfalzburg, die peinlichen Auftritte zwiſchen ihren und Herzog Gaſton's Kavalieren, die Sorge um den Pater Chanteloube und ihre übrigen Freunde ihre Geſundheit auf. Tief bekümmert und geſchwächt, verſuchte ſie noch einmal insgeheim, aber mit nicht beſſerem Erfolg als früher, dem Könige und Richelieu ſich zu nähern, im Gegentheil, mehre Umſtände verſchlimmerten ihre Lage nur noch mehr.

Der Herzog von Orleans hatte die Magiſtratsperſonen verworfen, die ſein Bruder erwählt hatte, um über die Gültigkeit ſeiner Ehe zu beſtimmen; er beſtand auf kirchlicher Entſcheidung des heiligen Vaters, die inſofern unmöglich war, da hier nur die bürgerliche Form verletzt worden war, keineswegs das Geſetz der Kirche. Indeſſen wurden die Verhandlungen nach Löwen geſchickt, und alle dortigen Prälaten und geiſtliche Doctoren ſprachen ein entſchiedenes Gültig der Verbindung aus; ja, die Gewiſſensmacht wurde von einigen der Caſuiſten in dieſem Falle noch über die des Pabſtes geſetzt.

Gaſton näherte ſich dennoch in dieſer Zeit abermals dem Könige, und machte deſſen Einwilligung zu der einmal geſchloſſenen Heirath zur Hauptbedingung ſeiner Unterwerfung. Puglaurens war ſeit kurzem auf die Seite der jungen Herzogin getreten; ſei es der Einfluß der Gräfin Pfalzburg, oder das Unerträgliche all der Störungen, die er täglich empfand: er arbeitete ernſtlicher als je darauf hin, ſich allen frühern Banden, auch denen ſeiner neuen Geliebten zu entziehen, nach Frankreich zurück zu kehren, ein kleines Gouvernement, mit der Hand einer Verwandtin Richelieu's zu erreichen, und die königlichen Brüder auszuſöhnen.

Ein ſtarkes Ungewitter reinigte um dieſe Zeit den politiſchen Himmel, und gab allen Bewegungen andere Ziele; — Wallenſtein fiel! Sein Tod erſchütterte Europa und änderte mit vielen Andern auch Richelieus Anſichten. Öſtreich konnte treuere Generäle finden, die Stellung der auswärtigen Mächte ſich verändern und es ward ihm wichtiger als je, den Herzog von Orleans zurück in das Land zu ziehen, weil manche der vielen Fürſten, mit denen er ſich in Verbindung zu ſetzen wußte, ungern mit einem alternden, kinderloſen Könige Verpflichtungen und Tractate eingingen, wenn deſſen Erbe uneins mit ihm war, denn der Tod konnte ſie ja von einem Tag zum andern rückgängig machen. Wäre Gaſton's Charakter einfacher, feſter, weniger dem Halben, Unſichern zugeneigt geweſen, vielleicht hätte in dieſem Augenblick ſein Geſchick eine raſchere und günſtigere Wendung genommen, er hielt es aber für gerathner, mit Frankreich und Spanien zugleich zu unterhandeln. Letzteres erklärte, es werde alle Doctoren ſeiner Univerſitäten mit ihren Federn, alle Krieger ſeiner Staaten mit ihren Schwertern zur Aufrechthaltung der Gültigkeit ſeiner Ehe anwenden, — und Richelieu's Trotz, den nichts zu ſchrecken fähig war, zwang das Parlament, in ſeinen Unterſuchungen fortzufahren.

So dehnte ſich die Zeit zu Monden, faſt zu Jahren aus, und nur langſam nahte die Entſcheidung, da fiel hemmend ein neuer Schrecken zwiſchen die geheimen Unterhandlungen Gaſton's mit Spanien tief verletzend in die Bruſt aller dabei Betheiligten, und und führte endlich den Schluß derſelben herbei. — Puglaurens ward, als er aus der Stadt kam und die Treppe des Pallaſtes hinaufſtieg, welche zum Salon ſeines Gebieters führte, plötzlich heimtückiſch vom Schuß eines Karabiners getroffen. Der Schuß geſchah von einer obern Gallerie aus, die zu den Zimmern führte, und traf zu früh, als eben erſt die Häupter der Nahenden auf der Treppe ſichtbar wurden. Fünf und zwanzig Kugeln hatten zugleich ſich entladen, das Mordgewehr war mit ſieben Pfropfen verſehen geweſen, lehnte oben an einen Marmortiſch und war kaum zwanzig Schritte von dem Verwundeten abgefeuert worden; der Schuß hatte ihn ſelbſt nur geſtreift, er koſtete aber zweien ſeiner Begleiter das Leben. Der ganze Hof lief bei dem unerhörten Schall eines im Pallaſte abgefeuerten Gewehrs zuſammen, der Schreck war grenzenlos und hinderte die beſonnene Verfolgung des Mörders, der, wie es ſchien, aus einer offenſtehenden Hinterthüre der Gallerie entwiſcht war. Ein einziger Lakai hatte Geiſtesgegenwart genug ihn zu verfolgen, und ſtach mit dem Degen nach einem eben aufſitzenden Reuter, den er unten an der Pforte erreichte, und der mit Blitzesſchnelle ihm entfloh. Der Degen war blutig, ob er den Mann, ob er das Pferd getroffen, blieb der Dunkelheit wegen unentſchieden.

(Schluß folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Bamberg wird ſtets mit Achtung und Liebe des Mannes gedenken, durch deſſen Bemühungen das Theater auf eine Stufe künſtleriſcher Vollkommenheit gebracht wurde, wie es ſchwerlich je wieder zu erwarten hat.

Als Muſikdirektor degoutirt durch frühere Vorfälle, verzichtete Hoffmann gern auf dieſe Stelle, auch konnte Holbein nicht wohl der mißgünſtigen Stimmung des Publikums entgegen treten, und ſo geſchah es, daß durch ein beiderſeitiges freundſchaftliches Entgegenkommen unſer Hoffmann als Direktionsgehülfe mit einem Gehalt von 50 fl. angeſtellt wurde, und, wie es das Bedürfniß erforderte, ſich bald als Theatermaler, Architekt, bald als Compoſiteur verſuchte. — Bei der Liebe zu dieſen Geſchäften ſelbſt und bei der überaus zarten und freundſchaftlichen Behandlung von Seiten Holbein's, konnte es nicht fehlen, daß unſer Freund ſich jetzt bei weitem glücklicher fühlte.

Die Ehre, die Calderon'ſchen Stücke, namentlich: die Andacht zum Kreuze, den ſtandhaften Prinzen und die Brücke von Mantible, nach der Schlegel'ſchen Überſetzung, auf die Bamberger Bühne gebracht zu haben, gebührt Hoffmann und Holbein allein, nicht aber jenen Kunſtfreunden, wie Hitzig in ſeinem Buche irrig angibt. *) Die Sache ging ſo zu.

Angeregt durch Mittheilungen aus öffentlichen Blättern, welche die günſtige Aufnahme des ſtandhaften Prinzen auf der Weimarer Bühne berichteten, las ich Hoffmann zuerſt dieſes Stück vor. Wir hatten die Abſicht, dabei zu prüfen, ob es möglich ſei, daſſelbe auch auf die Bamberger Bühne bringen zu können. Das Reſultat unſrer Prüfung aber fiel dahin aus, daß wir uns nicht überzeugen konnten, daß es hier gefallen würde. Darauf wurde die Andacht zum Kreuze zu gleichem Zwecke geleſen, und ſchon nach den erſten Akten waren wir darüber einig, daß dies Stück, als ein, dem Triumphe des katholiſchen Glaubens huldigendes, hier gefallen müſſe. Am Schluſſe deſſelben drängten ſich aber uns große Bedenklichkeiten auf, in Bezug auf Maſchinerie und Dekorationen, die uns, als zum Gelingen des Ganzen gehörig, faſt unausführbar ſchienen. — Hoffmann kam auf die Idee, das Buch Holbein zur Prüfung mitzutheilen, und verſicherte, daß, wenn derſelbe bei ſeinem praktiſchen Blicke keine große Schwierigkeiten fände, auf ein erwünſchtes Reſultat zu rechnen ſei und er, Hoffmann, dann ſich auch getraue, die dazu nöthigen Dekorationen und Verſetzſtücke zu malen. —

Holbein's Meinung war eine ſehr günſtige, und ſchnell der Entſchluß zur Ausführung gefaßt. Das Stück wurde mit Umſicht geſtrichen und mit wenigen Scenenveränderungen bearbeitet. Die Art und Weiſe der Maſchinerie-Ausführungen gab Holbein an, Hoffmann aber ging mit Muth und Freude an's Malen.

Ich mußte ihm oft dabei zuſehen, und mehrmals überraſchte er mich mit angenehmen Schnörkeln, wie er ſie nannte, wo er bald ſich, bald mich, oder Holbein in irgend einer Ecke einer Dekoration oder eines Verſetzſtückes anbrachte, — wovon natürlich das Publikum nichts wahrnehmen konnte. — Er war bei dieſer Arbeit überſelig und pries einmal über das andre das Geſchick, das ihn für würdig befunden, ein ſo unübertreffliches Stück mit in Scene ſetzen zu helfen.

Der Tag der Vorſtellung erſchien, und ein übervolles Haus belohnte durch ſtürmiſchen Beifall die verwandte Mühe und Sorgfalt. — Man darf auch verſichern, daß das Ganze von Seiten der Darſteller mit poetiſchem Sinn, mit Gluth und Wahrheit gegeben wurde, wie man es ſich kaum vorſtellen konnte. Die Darſtellerin der Julia, deren Name mir im Moment nicht gegenwärtig iſt, ſonſt eine ziemlich mittelmäßige Schauſpielerin, ſchien für die Rolle geboren, und Herr Brand, gegenwärtig noch, — wenn ich nicht irre, — bei'm Mannheimer Theater, war als Euſebio höchſt verdienſtvoll. — Die ſchwierige Maſchinerie ging in größter Präciſion von Statten, und ſo lohnte dies Stück, was mehrmals wiederholt werden mußte, den Unternehmer doppelt.

Raſch folgten der ſtandhafte Prinz und die Brücke von Mantible. Beide Stücke erregten zwar, beſonders das erſte, ebenfalls große Theilnahme, konnten ſich aber doch des vollſtändigen Siegs, den die Andacht zum Kreuze davon trug, nicht erfreuen.

Um nicht zu wiederholen, ſei hiermit geſchloſſen und auf den Aufſatz von Hoffmann ſelbſt: „Über die Aufführung der Schauſpiele des Calderon de la Barca auf dem Theater in Bamberg," hingewie-

---

*) 2. Theil, Seite 87.

ſen, den Hitzig im zweiten Theile ſeiner Biographie, Seite 50 – 59, wiedergibt.

Nach den Vorſtellungen dieſer Stücke vereinigte ſich Hoffmann mit ſeinen Freunden und Bekannten ſtets zu einem Souper, an welchem eine Menge, theils an der Sache Theilnehmender, theils Neugieriger, den Maler und Maſchiniſten von Angeſicht zu Angeſicht ſehen und hören wollte, und bis in die tiefe Nacht hinein wurden dem Bacchus die reichſten Opfer gebracht.

Unſer genialer Freund war dabei voll überſprudelnder Laune, ſeine ſarkaſtiſchen Witze ergötzten auf ungewohnte Weiſe alle Gäſte, die ſkurrilſten Zeichnungen mit Bleiſtift brachte er ſchnell zu Papiere, und auf einem Teller herumgehend, wurden ſie jedem Einzelnen der Verſammlung zur Anſicht präſentirt.

Dieſe Abende kann man mit vollem Rechte die Vorabende zu denen bei Lutter und Wegener in Berlin verlebten nennen, von welchen Hitzig erzählt*), und hier wie dort erfreuete ſich der Wirth tüchtiger Einnahmen. Noch bis zur Stunde gedenkt der hieſige Gaſtwirth zur Roſe, Herr Kauer, dankbar Hoffmann's, ohne deſſen Hierſein er beſtimmt um mehrere tauſend Gulden ärmer wäre, da ſeine Gegenwart eine Maſſe von Gäſten ihm zuzog. Nicht übertrieben iſt es, wenn ich behaupte, daß an einem Abend, wo Hoffmann zugegen war (des Mittags wurde ſchon geſchickt und darnach gefragt), von ein Paar Dutzend Gäſten mehr getrunken wurde, als von der ganzen Harmonie-Geſellſchaft, die gleichfalls in dieſem Lokale war und noch iſt, zuſammengenommen.

Höchſt ſelten übernahm ſich Hoffmann, ſo viel er auch trank, bei dieſen Gelagen**), und nur dann that er des Guten mehr, als er ſollte, wenn ihm ſeine gute Laune durch irgend etwas ihn Incommodirendes verdorben wurde. Dahin gehörte z. B., wenn er Perſonen am Tiſche bemerkte, die, wie er ſagte, ſich mit ihrem Proſaismus dem Teufel verſchrieben, oder die, wenn er etwas Geiſtreiches oder Witziges erzählte, und die ganze Geſellſchaft in enthuſiaſtiſches Lachen ausbrach, vornehm ſteif blieben, keine Miene verzogen, oder wohl gar in ihrer Dummheit, die ſie den Witz nicht verſtehen ließ, mitleidig lächelten. Über ſolche wurde er boshaft, oft wüthend, und nur die ihm ſo ſehr bekannten Fußzehtritte von mir, unter dem Tiſche applicirt (wir ſaßen ſtets neben einander), konnten ihn wieder zu einiger Mäßigung führen. Leer und ungerochen ging es aber nie ab, und oft war eine mir laut in das Geſicht geſprochene Frage, die der Betheiligte eben ſo gut als ich hören mußte, hinreichend, ihn zur Raiſon zu bringen. Solche Frage-Redensarten waren unter andern: „Was halten Sie, Liebſter, von der Dummheit?" (Hierbei wurde ſein Gegenſtand ſcharf in's Auge gefaßt.) „Ich habe einen wahren Narren daran gefreſſen." Dies half gewöhnlich, — im entgegengeſetzten Falle aber ward eine noch größere Doſis Redepulver gereicht. Z. B.: „Glauben Sie" (laut), „daß an einem friedlichen Tiſche, wo mehrere geniale und joviale Menſchen Platz haben, auch ſehr eklige, ſchale und oberflächliche" (Lieblingswörter Hoffmann's) „Platz finden?" — Dieſe Portion reichte gewöhnlich hin, und der Gemeinte beſſerte ſich entweder oder empfahl ſich.

Der höchſte Ausbruch ſeines Zornes aber war folgender, und wurde nur ein Paar Mal an ihm bemerkt, wenn er verſtimmt war, und ſeine Anſpielungen auf dieſen oder jenen ihm unangenehmen Menſchen durchaus nichts fruchten wollten; — dann erhob er ſich etwas vom Stuhle, klapperte mit den Händen auf dem Teller und ſagte halb laut, doch hörbar vor ſich hin, indem er die Gabel ergriff, als wenn er auf dem Teller ſchriebe: „Liebſter, da unten am Eck rechter Hand, Sie glauben nicht, wie überaus ich Sie verehre, obwohl Sie ein Eſel ſind. Sie würden mir aber einen unendlichen Gefallen thun, wenn Sie die Güte hätten, ſich zu entfernen!" — Das wirkte gewiß und ich ſah ein Paar Mal die elektriſche Wirkung eines ſolchen Kolbenſchlages. — An eine Oppoſition von Seiten eines auf ſolche Weiſe Angegriffenen war wohl aus dem Grunde nicht zu denken, weil die Zahl von Hoffmann's Verbündeten die bei weitem größere war, und ſie ihm ſicher bei dem geringſten Eclat, — was er wohl wußte, — beigeſtanden haben würden, obgleich wohl Keiner dies Betragen ſelbſt in Schutz nehmen konnte. Man kannte aber Hoffmann zu genau, und überſah, ſeiner vielen edlen Eigenſchaften wegen, dieſe etwas in's Graſſe gehende Aufregung.

Jeder, der mit des Freundes Charakter nur einigermaßen vertraut war, wußte, daß man ihn nach einem ſolchen vollführten Coup gehen laſſen mußte, nicht auf der Stelle, weder bittlich noch ernſtlich, zur Rede ſetzen durfte, und auch ich, der ihm wohl ſagen durfte, was kein Anderer geſagt hätte, that dies nicht, ſondern erſt des andern Tages, wenn ich in Folge eines abſichtlich angenommenen Ernſtes und einer gewiſſen Steifheit und Zurückgezogenheit in meinem Benehmen von ihm ſelbſt gewiſſermaßen dazu aufgefordert wurde.

(Fortſ. folgt.)

Buntes.

*** Von Lamartine wird eine Broſchüre erwartet mit dem Titel: Lettre sur la vérité du Christianisme.

*** Auf Veranlaſſung der Regierung wurden auf dem ehemaligen Lager von Fameres Nachgrabungen angeſtellt, um die Leiche des dort gefallenen Generals Dampierre aufzuſuchen. Sie wurde gefunden, und der General der Republik iſt jetzt in Valenciennes mit den militäriſchen Ehren beſtattet.

*** In England, wo häufig Beiſpiele einer langen Lebensdauer vorkommen, iſt eine Familie in Haſtings beſonders bemerkenswerth. Davon leben zwei unverheirathete Schweſtern; die eine iſt 105, die andere 106 Jahre alt; eine dritte Schweſter ſtarb im 101ten Jahre, und hinterließ einen achtzigjährigen Sohn.

*** Nach der Berechnung eines engliſchen Arztes findet folgendes Verhältniß unter den Weinen hinſichtlich des Gehaltes von Weingeiſt ſtatt: Madera 40, Portwein 42, Xeres 38, Sauterne 34, gewöhnlicher Bordeauxwein 31 und gewöhnlicher Rheinwein 21 bis 19 Grad.

*** In der Oper zu Paris iſt eine Subſcription zur Errichtung eines Denkmales von Bellini eröffnet. Die Gräfin von Devonſhire hat ſich mit 1000 Francs unterzeichnet.

*** Unter den Büchern, die in England bald erſcheinen, befindet ſich eine neue Novellenſammlung von Waſhington Irving: Legends of the conquest of Spain. Ferner iſt eine Ueberſetzung von Raumer's Briefen aus England im Jahre 1835 angekündigt: Raumers letters from England in 1835; auch ein Werk mit dem ſonderbaren Titel: Tales and fables from the Frescoes of Pompeji by Le Grue.

Hierbei das Intelligenzblatt No. 4.

---

*) II. Theil, Seite 187.

**) Ein gemeiner Trinker war Hoffmann, wie Hitzig (Thl. II. S. 188 u. f.) ganz richtig verſichert, niemals, und nie bemerkte ich an ihm einen Rauſch, der ihn ſeiner Vernunft beraubt hätte; im Gegentheile, er haßte die Menſchen, die bloß ihrer Zunge zu Gefallen bis zur Sinnloſigkeit zechten, eben ſo ſehr, als ſolche Freſſer, die, um gehörig zu verdauen, den Wein hinuntergießen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 246. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 41.

Samſtag, 17. October.

Semilaſſo's vorletzter Weltgang.

(Stuttgart, Hallberger'ſche Buchhandlung. 2 Bde. 1835.)

Der Fürſt Pückler Muskau hat ſeine Standestitel mit dem neuen eines wirklichen öffentlichen Unbekannten vermehrt. Es iſt ein wunderlicher Mann, dieſer ritterliche Proteus, dieſer fürſtliche Luftſchiffer, dieſer kosmopolitiſche Weltgänger. Heute macht ihr ſeine Bekanntſchaft und fühlt euch glücklich und lächelt ſelbſtgefällig, weil euch ein Fürſt höchſteigen die Hand drückte, — und es taſtete ſich wirklich wie Fleiſch und Blut an; — morgen, wenn ihr ihn wieder ſeht, und ihn vor Leuten an die Gemeinſchaft von geſtern erinnern wollt, war er es nicht geweſen, und doch lächelt er ſo fein, ſo geiſtreich, ſo ſchelmiſch-beglaubigend, daß der arme deutſche Michel am Ende nicht mehr weiß, was er auf dem Rumpfe trägt, einen Kopf oder einen Bienenkorb. Nur Eines bleibt dem Fürſten Pückler, was ihn aus allen Maskenanzügen heraus kenntlich macht, — die Eitelkeit. Er iſt gewiß liebenswürdig in allem, was er beginnt, in ſeiner Tollkühnheit, in ſeinem Leichtſinn, in ſeinem Kosmopolitismus, auf den man ſich, — nebenbei geſagt, — nicht eben verlaſſen kann, — er iſt gewiß gutmüthig und verſöhnlich; er hat ſeinen Edelſinn, und zwar nicht immer blos in Aufwallungen; — aber in allem, was er iſt und treibt, iſt und bleibt er eitel, manchmal bis zur Lächerlichkeit. Er gibt ſich den Anſchein, als wollte er von ſeinem Stande nichts wiſſen — und kokettirt doch mit ſeinen Freunden und Verwandten, den Fürſten, Grafen und Baronen, an die er ſeine Briefe adreſſirt, mit ſeinem Beſuch bei Louis Philipp u. ſ. w. Mein Gott! es verlangt ja niemand vom Fürſten Pückler, daß er die Kokarde des Liberalismus tragen ſoll; wozu alſo dieſe Gnädigthuerei damit? Dieſe Herablaſſung zu ihm? Der Kosmopolitismus des Fürſten Pückler iſt ein ſehr wohlfeiler, und eben deßhalb für die Dauer nicht ſehr haltbar; er iſt blos ein Mantel, der breit zur Schau gelegt wird, aber in dem Kleide drin ſteckt nichts.

Ich halte es für Pflicht, über die Bücherfabrik des Fürſten nicht leicht befriedigt hinwegzuſchlüpfen. Dieſe Bücher haben im In- und Ausland gewiſſermaßen Epoche gemacht und man ſpricht in London und Paris von dem reiſenden deutſchen Fürſten. Wer könnte dem Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen Scharfblick, leichten Humor und jene Gabe abſprechen, die ſich nur durch „Eſprit“ bezeichnen läßt? Aber der Erfolg dieſer Briefe hat den Fürſten im Schriftſteller etwas allzuſicher und übermüthig gemacht; er hat dem deutſchen Volke zugemuthet, es ſolle alles, was ihm unter der Firma des Verſtorbenen geboten wird, ſchön, neu und geiſtreich finden. Er reiſ't, um Bücher zu machen, das iſt nun allerdings neu, aber die Bücher ſind es nicht.

Was darf der Schriftſteller?

Das möchte man fragen. Iſt jede Pflicht erfüllt, wenn er die Literatur blos als Salon betrachtet? Es gibt Dinge, die uns im Salon ganz wohl amüſiren, die aber, wenn ſie ſchwarz auf weiß abgemarkt daſtehen, höchſt überflüſſig erſcheinen können. Die Literatur, ſollte ich meinen, iſt ſo etwas Heiliges, daß ſie nicht zur Finanzſpekulation mißbraucht werden dürfte. Wir haben ſeither eine ganze Schaar von Leuten, die auf Koſten des Publikums Reiſen machen. Will uns der fürſtliche Sonderling über Algier und die Sahara Reiſeberichte ſpenden, deren Reſultate unſern Ideenkreis erweitern, ſo werden wir ſie ſo dankbar annehmen, als früher ſeine intereſſanten Briefe über die drei Königreiche; aber ſeine Reiſe durch Franken und Frankreich hätte eben ſo gut ungedruckt bleiben können, wäre es auch nur, damit ſich der Fürſt nicht den Dementi gegeben hätte, das Terrain der uralten Sage von der Gräfin von Orlamünde in Baireuth anzunehmen, oder die myſtiſchen Siegel des Lammes als Orden lächerlich zu machen.

Der Zernichtigung unſerer Literatur durch den Esprit muß ſich, wer irgend Gehirn im Kopfe, Mark in den Knochen und ein Herz in der Bruſt hat, entgegenſtemmen. Soll man's dulden, daß die ſchlimmſte Ariſtokratie, die des „Esprit,“ mit einer geſtickten Fliegenklappe uns vor der Naſe herumklappt? Ich bin wahrlich keiner von jenen lächerlichen Philiſtern des Liberalismus, die im blinden Partheihaß den Menſchen als verdächtig von der Seite anſehen, der ein Ahnenregiſter aufzuweiſen hat; das iſt albern. Überhaupt ſind die Worte Liberalismus und Ariſtokratie ſchon veraltet und haben keinen Klang mehr. Wir ſind im eiſernen Zeitalter, in dem der That; vergeblich bemüht ſich das weiland goldene der Ariſtokratie, Livreen neu ſticken zu laſſen, um zu imponiren, vergebens das papierne der Geldariſtokratie, die Welt in ein Kaſſenbuch, die Zeitungen in Courszettel, die Menſchen in Maſchinen umzuwandeln. — Der Menſch macht ſich endlich geltend. Und ebenſo fruchtlos wird der „Esprit“ alle Stratageme des kleinen Krieges anwenden, um deutſche Geſinnung zur Domäne des franzöſirenden Salons zu machen. Die deutſche Solidität iſt ein eherner Wall, von welchem alle leichten Bomben des „Esprit“ abprallen.

Es iſt abzuſehn, daß dieſe meine Worte nicht für Jedermanns Ohr geſprochen ſind. Der Unmuth über das einzelne Phänomen hat mich auf ein größeres Terrain gejagt. Der Esprit ſteht dem Genie feindſelig gegenüber. Es wird die Sache des Genies ſein, den Esprit aus der Literatur in den Salon zurückzutreiben. Der Esprit macht Moden, das Genie Götter.

Deutſche Novelliſtik.

1) **Die Reiſe nach Italien.** Novelle von **Johanna Schopenhauer.** Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 1836.

2) **Der Bettler von Sankt Columba. — Margaretha von Schottland.** Zwei Novellen von derſelben. Ebendaſelbſt.

Frau Johanna Schopenhauer hat einen langgekannten literariſchen Namen, aber dieſer iſt zugleich ein gern genannter, und faſt jedes neue Werk, welches, mit dieſem Stempel beglaubigt, auf dem literariſchen Markt abgeladen wird, iſt ein Beweis für die Ergiebigkeit des Fonds, woraus bereits manches freundliche Produkt von ihr zu Tage gefördert worden iſt. Die Schopenhauer'ſchen Erzählungen ſind faſt durchgängig nach einem ſoliden Plane angelegt, und entwickeln ſich in leiſen unmerklichen Rotationen der Charaktere. Man kann nicht ſagen, daß die Charaktere, welche Frau Schopenhauer enthüllt, ſich durch die Begebenheiten ſo zu ſagen, ausbilden und nach dem optiſchen Geſetze der epiſchen wie der dramatiſchen Poeſie in vergrößerten Dimenſionen dem Schluß-Tableau der Compoſition, dem plaſtiſchen Eindruck allmählich entgegenreifen; — ſie bewegen ſich um ihre Achſen und verhalten ſich ſtets im ruhigen Ebenmaß zu einander. Die Darſtellung der Frau Schopenhauer iſt einfach, anſtändig, gehalten, und ſtets beſonnen, nie macht eine vor Leidenſchaft vibrirende Hand einen unvorſichtigen Riß in das kunſtgerecht angeſpannte Gewirke. Die Conflicte endlich, welche ſie combinirt, ereignen ſich ſo zu ſagen, ſtets in derſelben Sphäre, in dem anſtändig möblirten Geſellſchaftszimmer; das weibliche Schicklichkeitsgefühl der Verfaſſerin geſtattet keinem Gedanken den Eintritt, der ſich ihr nicht vor der Thüre demaskirte, ſomit iſt es unmöglich, daß ſich irgend eine Indecenz in die gebildete Geſellſchaft einſchleiche, welche ſie gebeten hat.

Was ich hier im Allgemeinen über das Charakteriſtiſche der Schopenhauer'ſchen Schriften ſagte, findet auf die obengenannten drei Novellen ſeine ſpezielle Anwendung. In der „Reiſe nach Italien“ iſt die eigentliche Aufgabe der Novelle am glücklichſten gelöſt. Die Verwicklung iſt gut angelegt, die Spannung wird faſt bis zur letzten Seite rege erhalten; die Charaktere fallen in keinem Augenblick aus der Rolle. Im allgemeinen gelingt der Verfaſſerin die Darſtellung weiblicher und paſſiver, oder beſonnen reflectirend fortſchreitender männlicher Charaktere beſſer als die leidenſchaftlicher. So iſt der Herr Haller eine vortreffliche Figur zu nennen und Tante Kölly ein Miniatur-Bild von ſprechender Ähnlichkeit aus dem vorigen Jahrhundert. Das Verhältniß der Liebenden erſcheint dagegen etwas matt und mehr blos allgemein typiſch gehalten, ohne ſpezielle Charakteriſirung.

Iſt der Hauptvorzug dieſer Novelle, welche füglicher ein Roman heißen könnte, in die kunſtreiche Einſchachtelung zu ſehen, ſo tritt der Charakter der eigentlichen Novelle in dem „Bettler von Sankt Columba“ beſtimmter hervor; auch iſt hier eine Lebensanſicht ſcharf ausgeprägt, welche auf dem Contraſt der Reſignation und des Egoismus fußt. Die erſte repräſentirt der reiche Bettler, den zweiten der Patricierſohn, der an der franzöſiſchen Invaſion ſeinen homogenen Hintergrund hat. Die Örtlichkeiten ſind in dieſer Novelle vortrefflich ausgemalt, ſo daß man, wenn man nur einmal in Cöln war, den Charakter dieſes melancholiſch-alterthümlichen deutſchen Roms augenblicklich wieder erkennt.

Unbedeutender iſt die letzte Erzählung: Margarethe von Schottland. So glücklich Johanna Schopenhauer in Schilderungen des gebildeten deutſchen Mittelſtandes iſt, ſo wenig eignet ſich ihr Talent für die ſogenannte hiſtoriſch-romantiſche Novelle. Überhaupt iſt zu dieſem Genre der Schlüſſel der Poeſie bis jetzt noch von keinem unſrer modernen Erzähler gefunden worden; alle, welche ſich bisher an dieſer Aufgabe verſuchten, ſcheiterten an einem Extreme, an der — Erfindung oder an der — Geſchichte.

3) **Kornblumen.** Geſammelte Novellen von H. G. **Zehner.** 3tes Bändchen. Hanau, Edler. 1835.

Herr Zehner beſitzt kein gewöhnliches Talent, aber er verpufft es. Faſt in jeder von ſeinen Erzählungen, welche ſeit einigen Jahren erſchienen, zeigt ſich eine lebendige Phantaſie, ein tiefgefühlter Schmerz über die Wirren unſrer Zuſtände, eine poetiſche Kraft voll Volubilität und Elaſticität; — aber die Phantaſie ſchlägt aus wie ein wildes Füllen, der Schmerz wird zur Karikatur und die poetiſche Kraft reibt ſich an von ihm ſelbſt erbauten Kerkerwänden ab. Verfolgt man ſeine Schriften mit jener ernſten Aufmerkſamkeit, welche man dem Talent auch bei deſſen Mißgriffen nicht verſagen darf, ſo ergibt ſich das Reſultat, daß es Herrn Zehner an compakter Willenskraft zu fehlen ſcheint, daß er ſich einer gewiſſen ſchriftſtelleriſchen Liederlichkeit ergebe, bei welcher man ſich verwundern muß, daß ſein Talent noch nicht völlig zu Grunde gegangen iſt. In den meiſten ſeiner Erzeugniſſe iſt gleichwohl noch immer ſo viel Ächtes unter allen Schlacken verborgen, daß er ſich aus dem Sumpf, in den er ſorglos hineinſchlenderte, noch retten kann, wenn er die Stimmungen, aus denen ſeine Schriften hervorzugehen ſcheinen, bändigt, das unruhige, hin und wieder ſchnuppernde Temperament in Feſſeln legt und ſo lange tüchtig zuſammenſchnürt, bis es, wenn er Raiſon annimmt, den Augenblick des wilden Genuſſes einer Zukunft unterordnet und ſich, mit einem Wort: einer Aſketik der Wiſſenſchaft und des Willens unterwirft, welche die Schmutz-Kruſte von ihm hinwegnehme.

Unter den vorliegenden Erzählungen iſt die „Leihbank und das Weltgericht“ die bedeutendſte. Der meiſterhafte erſchütternde Anfang verſpricht etwas Eigenthümliches und wahrhaft Poetiſches; aber wie bald werden wir enttäuſcht! Wir finden Fratzen ſtatt Menſchen und alle poetiſche Wahrheit entflieht ſo raſch, als wir's begreifen können, da jeder andre ſolide Menſch an ihrer Stelle aus den Mördergruben, in welchen des Verfaſſers Muſe watet, eben ſo eilfertig ſich davon machen würde. Der Dichter darf allerdings Verbrechen malen, aber keine Infamieen, die den Menſchen unter das Vieh erniedrigen. Wenn ſolche im Leben vorfallen, ſo ſollen ſie der Juſtiz, aber nicht der Novelle anheimfallen. — Von den drei aus dem Italiäniſchen entlehnten Novellen verdient blos der *Fiſchfang* günſtig erwähnt zu werden. Das iſt eine wahre Novelle. Die beiden übrigen haben von der Weiſe des Vorbildes: Boccaccio nichts als die Lüſternheit.— „*Jamina*“ iſt langweilig. — Die *Humoresken* beweiſen, daß Herr Zebner unverantwortlich handeln würde, wenn er jenes Talent, welches er darin entfaltet, zu den wüſten Bildern von Orgien (in Opium oder in noch was Schlimmerem) mißbrauchte.

---

4) Ludwig Tieck's geſammelte Novellen. 4 Bde. Breslau, Joſeph Max u. Comp. 1835. Enthalten: **Der Waſſermenſch. — Der Mondſüchtige. — Weihnacht-Abend. — Das Zauberſchloß. — Übereilung. — Der Gelehrte. — Die Ahnenprobe. — Der wiederkehrende griechiſche Kaiſer.**

Die Novelle iſt das Territorium, auf welchem Tieck, nach ſo vielen Abentheuern im Reiche der Romantik, ſich häuslich niedergelaſſen hat. Was ein Novellendichter braucht, ſteht ihm, wie wenigen, zu Gebote, nur beſitzt er etwas obendrein, was ein Novellendichter nicht haben ſollte, — die Gabe der Salbaderei. So oft er ſich dieſer entäußert, ſo oft er in der Novelle erſtens die Fierté: „Er verſtehe, wie man Novellen macht, und zeige es den Leuten,“ niederdrückt, ſo oft er ſich zweitens von den materiellen Intereſſen und Kämpfen der Gegenwart nicht verleiten läßt, die Schiedsrichterſtimme in den Sturm hineintönen zu laſſen, liefert er vortreffliche Novellen und beweiſ't, wie hoch die ächte, wahre Novellenpoeſie über allem Plunder der Tagesmode ſteht. Aber Tieck hat an der reinen Freude des Schaffens kein Genüge, er gibt ſich das Anſehen eines Mannes, der alles weiß und über alles mitzuſprechen befugt iſt. Man begreift in der That nicht, wie es möglich iſt, daß ſich die Vorſtellungen eines Mannes, wie Tieck, der ſo viel erfahren, ſo viele verſchiedenartige Stadien der Völker- und der Culturgeſchichte erlebt hat, ſo arg verwirren können, daß er alles, was aus neuen Zuſtänden und Ideen gerade auf ihn nicht behaglich einwirkt, wie Hexen-Ragout in einen Topf zuſammenwirft, Literatur und Politik, Menſchheit und Perſönlichkeiten. Freilich muß man zugeſtehen, daß Tieck in der neueſten Zeit vielfältig gereizt wurde, ſeine eigene Perſönlichkeit ſo manchen anderen ſchroff gegenüber zu ſtellen. Wenn man aber bedenkt, daß er ſo viele Klarheit und Ausgegohrenheit zur Schau bringt, ſo ſollte man auch billig erwarten, daß er das Kind nicht mit dem Bade verſchütte. Tieck zieht ſich jedoch in ſeine Vergangenheit wie in eine Orakelhöhle zurück, und wehrt ſich ängſtlich alles vom Leibe, was *über* ſeinem Ideenkreiſe ſchwebt; er verwechſelt bei den neueren und neueſten Ereigniſſen das Nothwendige mit den überflüſſigen Anſchößlingen, das Wahre und Bleibende mit dem Verfehlten und Berauſchenden, das Ziel mit den Beſtrebungen, die Beſtrebungen mit den Perſönlichkeiten. Indem er auf ſolche Weiſe einen Nimbus von Infallibilität annimmt, ſtellt er ſich auf einen Standpunkt, von welchem aus er allen Strebenden feindſelig und gehäſſig erſcheinen muß.

Es könnte befremdlich ſcheinen, daß Tieck, der einſt in ſeinen polemiſchen Mährchenkomödien als Choriphäus einer neuen Zeit gegen die Schildhalter der alten mit jugendlichgrauſamem Übermuth zu Felde zog, jetzt allem Werdenden den Gorgonenſchild der [illegible]bilität vor's Antlitz halten will und ſich ſolchermaßen eines Widerſpruches gegen ſeine eigene Vergangenheit ſchuldig macht. Man kann ſich dieſen Widerſpruch nur dadurch erklären, wenn man ſich erinnert, daß es ihm nie um die Sache, ſondern blos um ſein Selbſt zu thun war, daß die Romantik, welche er mit Feuer und Schwert einſetzte, blos eine Mode war, wie irgend eine andere, kein Bedürfniß des Volkes und der Literatur, keine nothwendige Einkörperung der Wahrheit, zu welcher die jetzige jüngere Generation in Frankreich und Deutſchland — freilich hie und da auf mannichfachen Wegen und in verſchiedenen Richtungen wohl irrend, aber doch gewiß ehrenwerth, weil ſie wenigſtens *ſtrebt*, — durchdringen will. Tieck iſt es nie um irgend etwas wahrhaft Ernſt geweſen, als um das Studium Shakespeares, und die karikirte Weiſe, in welcher er den Cultus des göttlichen Britten in der letzten Zeit betrieb, hat uns nachgerade darüber aufgeklärt, daß auch dieſe Beſtrebungen mehr oder minder nur — eine neue Mode waren, die in Gang gebracht werden ſollte.

Es iſt nothwendig, dieſe Anſicht über Tieck's literariſchen Charakter voranzuſchicken, da die obengenannten Novellen, über deren Werth, einzeln genommen, nichts Erhebliches berichtet werden kann, doch theilweiſe auf die Stellung hinweiſen, welche ihr Verfaſſer in der literariſchen Geſellſchaft jetzt einnimmt. Die Vorrede und „der Waſſermenſch“ ſprechen ſeine Geringſchätzung gegen alles, was außer ihm liegt, auf eine etwas indiskrete Art aus, und ſchließen ſich in dieſer Beziehung an ſeine „Reiſe in's Blaue“ und an ſeine „Vogelſcheuche.“

Es iſt Unrecht von Tieck, daß er ſich ſo außer den Bereich der Zurechnung ſtellen will. Wer möchte wohl freilich dem Dichter zumuthen, ſeine Muſe zur Sklavin der Zeitverhältniſſe zu machen? Aber, daß ein Mann, dem warmes Blut im Herzen wallt, von allem, was jetzt vorgeht, nur das empfinden kann, was ihn ſpeziell genirt, läßt ſich nur durch ein tadelnswerthes *Halbwiſſen* aller neuen Verhältniſſe erklären; alles *Halbe* taugt weniger als *nichts*. Würde ſich Tieck um das, was er halb kennt, gar nicht bekümmern, ſo wären ſeine neueſten Werke, wie z. B. jene Vogelſcheuche ꝛc. ohne Zweifel weniger langweilig und abgeſchmackt.

Die obengenannten Novellen nun ſind ältere und ſtanden bereits früher zerſtreut in Taſchenbüchern; ihr Werth iſt ſehr verſchiedenartig. Sehr lobenswerth ſind davon der *Weihnachtsabend*, der *Gelehrte*, das *Zauberſchloß* und die *Ahnenprobe*. In den zwei letzteren ſtören nur zu oft unmächtige barocke Schnörkel, unerquickliche flaue Spielereien mit dem Humor, welche den Leſer ermüden. Der Hauptfehler, welcher in Tieck nunmehr hineingewachſen zu ſein ſcheint, iſt die breite Geſchwätzigkeit, welche den Strom der epiſchen Handlung ungebührlich aufhält und die Öffentlichkeit der Poeſie in einen niedrigeren und engeren Kreis herabzieht.

5) Afronius Fatagel, der Freiheitsritter. Philanthropiſcher Roman von Juſtus Ironius Kosmopolita. Glogau, Flemming. 1835.

„Der größte Fehler der Deutſchen iſt der: keinen Spaß zu verſtehen. Sie gleichen darin einem halbgebildeten Menſchen, dem die Geſellſchaft fremd iſt. Jeder Schmerz wird von ihnen hoch genommen und der Witz beleidigt ſie. Sonderbar! — — Vor fünfzig Jahren war es niemand zu rathen, an einem Hochgeſtellten etwas lächerlich zu finden, heute wird der geſteinigt, der über einen anmaßlichen Volksvertreter ein witziges Wort ſagt, oder der an dem Reiche der Ordnung irgend etwas Gutes entdeckt."

Dieſe Worte des Verfaſſers in der Vorrede berechtigen uns, ihm in Bezug auf ſein Werk folgendes zu erwiedern:

Der Deutſche verſteht allerdings Spaß: Er beſitzt ſogar etwas, was höher ſteht, als bloßer Spaß, nämlich: Humor. Aber deßhalb kann man dem ehrlichen Deutſchen doch nicht zumuthen, Fadaiſen zu belachen, namentlich, wenn ſie etwas lange dauern, z. B. vierzehn Octavbogen lang. Als eine ſolche Fadaiſe erſcheint es nun dem ehrlichen „Unverſtändigen" Deutſchen, wenn er die ganze neuere Geſchichte in eine Allegorie gebracht vor ſich ſieht, in welcher blos das letzte Wort des Romans *) witzig iſt. Oder iſt das vielleicht Humor: den unglücklichen Louis XVI. in einen Don Luz I. zu traveſtiren, und Lafayette und Napoleon als Vagabunden in Hanswurſtjacken zu ſtecken?! Armes deutſches Volk, wenn du über ſolche Späſſe lachen kannſt, Späſſe, worüber tauſende deiner Söhne ſtarben! — Die Weltgeſchichte ſelbſt iſt wahrlich ſo voll erhabener Ironie, ſo voll mark- und bein-erſchütternder Witze, daß man ſolcher philanthropiſcher Romane in der That entrathen kann.

6) Novellen und bunte Blätter. Von Freiherrn von Biedenfeld. 2 Theile. Frankfurt am Main. J. D. Sauerländer. 1835.

Die beiden darin enthaltenen größeren Erzählungen: „Die Andaluſierin" und „die Weltkinder" beweiſen des Verfaſſers Welt- und Menſchenkenntniß. Hauptſächlich die erſtere Novelle iſt vom pſychologiſchen Geſichtspunkte aus ein intereſſanter Beitrag zur Kunde des weiblichen Herzens; man folgt dem Herrn von Biedenfeld gern in ein Labyrinth voll reizender Gänge, und zwar an einem Goldfaden, der das Verirren unmöglich macht. Die beigefügten Genrebilder (aus Karlsruhe und Weimar, ſowie Reminiscenzen aus Heidelberg) ſind in ihrer Art nicht minder gelungen. Zu wünſchen wäre nur, daß der Verfaſſer die Manier ſeines Styls etwas behutſamer im Auge behalten und ſich einer größeren Naturgemäßheit ſeiner Conſtructionen überlaſſen hätte, welche ſich nicht ſelten wie in einem Anlauf zu einer ſteilen Höhe hinan, abmühen.

7) Novellen und Erzählungen, von Georg Lotz. Hamburg, im Literatur-Comptoir. 1835.

Ich möchte dem äußern Schnitte dieſer Novelle zufolge faſt vermuthen, daß ſie aus ausländiſchen, meiſt engliſchen Stoffen zugerichtet ſind. Dem ſei wie immer, ſie erfüllen in anſpruchsloſer und leichter Weiſe den Zweck, welchen der Verfaſſer im Auge gehabt zu haben ſcheint, beſchäftigungsloſe Leſer und Leſerinnen zu amüſiren, und eignen ſich für Leihbibliotheken ganz gut.

8) Die Eroberung Siciliens durch die Araber. Hiſtoriſche Novelle von L. v. Alvensleben. Hildburghauſen, Keſſelring. 1835.

Silvio Pellico hat denſelben Stoff in ſeiner Tragödie: Eufemio von Meſſina bearbeitet und zwar mit einer ſolchen Beſonnenheit in der Anlage und einer ſolchen Sauberkeit der Ausführung, daß für jeden, der ſich dieſes Werkes erinnert, der geiſtloſe Schlendrian, mit welchem die Erzählung des Herrn von Alvensleben abgehaspelt wird, nur Wiederwillen erregen kann. — Als Beigabe beſchließt das Buch: Der Wiederkauf des Erſtgebornen, eine jüdiſche Sittenſchilderung, welche ihrer Originalität halber, nicht verdient hätte hinter jener geſchmackloſen hiſtoriſchen Novelle zu ſtehen.

9) Der Premierminiſter. Geſchichtliches Lebensbild, Volks- und Sittengemälde von H. E. R. Belani. 4 Thle. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1835.

Dieſer Premierminiſter iſt Pombal, der Boden, worauf ſich die Situationen dieſes Romans entwickeln, heißt Portugal, die Handelnden ſind der König, die Jeſuiten, der Adel, ein nichtswürdiges Volk, und die Natur, deren Revolutionen ſtets radikaler und tüchtiger durchgeführt werden, als die Julirevolution; ſtatt Barikaden aufzuwerfen, verſchlingt ſie z. B. ganze Städte; — man merkt: das Erdbeben von Liſſabon ſpielt ſeine Rolle dabei. Was fehlt noch von äußerlichen Umſtänden, um einem Roman, bei welchem ſich für Effekt-Situationen ſo viele gewaltige Elemente vereinigen, Intereſſe zu verleihen?

Der Verfaſſer kennt die Menſchen im Allgemeinen und das Publikum insbeſondre; er hat durch ſeinen „Heimathloſen" bewieſen, mit welchen ſichern Griffen er ſeine Menſchenkenntniß als Kitt zu dem Bau zu verwenden weiß, ſowie, daß ihm das Talent, Conflicte und Situationen zu erfinden und zu variiren, zu Gebote ſteht.

Bei dem vorliegenden Werke nun war es weniger ſeine Aufgabe, die letztere Fähigkeit zu entwickeln, — denn alle wichtigen Daten und Ingredienzen waren ihm von der Geſchichte zur freien Verfügung geſtellt, — als vielmehr: aus dem todten Geſtein der Wirklichkeit die poetiſche Wahrheit hervorzulocken, — eine Aufgabe, welche durch ein tieferes Eingehen in die Charaktere gelöſ't wurde, deren innere Zuſtände dem Leſer die Möglichkeit der Kataſtrophe motiviren und anſchaulich machen ſollten.

Man wird nicht zu viel ſagen, wenn man dem Verfaſſer einräumt, daß er dies Ziel vollkommen erreicht hat. Carvalho, — der alte, ſowie der junge König, — der Jeſuit Malagrida, — die Vicekönigin von Goa, ſind vortrefflich gezeichnet, die Lokaltinten nirgends vernachläſſigt. Beſchreibungen von Lokalitäten und äußeren Begebniſſen nehmen vielleicht zu viel Raum weg, doch muß man auch eingeſtehn, daß die meiſten ſo charakteriſtiſch aufgefaßt und wiedergegeben ſind (wie z. B. das Straßenleben in Liſſabon, das Erdbeben), daß ſie ſchon an und für ſich, ſogar herausgeriſſen aus dem Connex des Ganzen, ihren eigenthümlichen Werth haben.

---

*) Der Roman ſchließt mit dem großgedruckten Wort: Nichts!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 247. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 19. October.

Gedanken und Sprüche.

Von Leopold Schefer.

(Schluß.)

IX.

Sieh nur die Erd' ein wenig näher an —
Ich meine: gehe näher zu ihr hin
Durch einen Wintergarten, einen Saal
Des Frühlings, gehe ſinnend leiſ' hindurch
Durch zwei, durch zwanzig, dreißig ſolche Säle
Und weit geringer wird die Scheu dir ſein
Vor dieſer Rieſin — wie vor der Geliebten,
Weit größer wird die oft bekämpfte Liebe
Zu ihr dir ſein, wie jetzt vor deinem Weibe,
Die ſchön und treu dir ſanft in Armen ruht.
Wie ihre Kinder deine Kinder ſind,
So werden alle Kinder dieſer Erde
Die deinen, deine Freunde und Geſchwiſter,
Weil ihr in einer Mutter Hauſe wohnt,
Die euch an einer Bruſt ſich groß gezogen.
Des Lebens erſte Tugend, um zu leben,
Iſt auch Gewohnheit! — Selbſt das Schrecklichſte:
Dein eignes Grab, iſt lange ſchon nicht mehr
Das Schrecklichſte; denn nahe zu der Erde
Getreten, wie ich's meine, haſt du ſchon
Die Gräber deiner Lieben auch entdeckt.
Und was dir Süßes, was dir Bittres je
Geſchehen kann, geſchieht dir alles doch
Zuvor, — eh' du die Erde ganz geſeh'n
Und ganz erkannt, — nun ganz verabſcheut, oder
Nun ganz geliebt. Sieh', und ſo hilft uns allen
Die große Neugier über dieſes Leben,
In dieſes nie genug geſchaute Götterſchloß.

X.

Warum es ſchwer iſt, Menſchen leicht zu kennen?
Weil eines und daſſelbe Werk bei Tauſend'
Aus tauſend ganz verſchied'nen Quellen kommt;
Wie das Chamäleon zwar ſtets die alte
Geſtalt behält, allein ſein Blut — das ſchnell
Durch das Gewebe ſeiner Adern rieſelt,
Jetzt Furcht, dann Zorn, dann Haß, dann Freud' und Schmerz,
Selbſt Hunger oder Durſt, und ein Empfinden
Des Schauers kühler Luft, und ein Behagen
Des Sonnenſcheins — ihm andre Farben gibt.
— Ein Vater hat den Knaben auf dem Schooß
Und überhört ihm noch einmal den Spruch,
Den heut' er in der Schule ſagen ſoll;
— „Ein treuer Vater!" — Nein, er liebet nur
Das Töchterchen, das noch die Mutter anzieht
Zur Schule, daß der Knab' es ſicher führe! —
Dem Menſchen gleicht nichts treuer, als die Menſchheit,
Der Menſchheit gleicht nichts treuer, als der Menſch;
In Phantaſie und Willen eines Menſchen
Liegt alles Bös' und Gute des Geſchlechtes.
D'rum kenn' erſt Menſchentrachten, menſchliche
Gewohnheit überhaupt, dann ſiehe ſcharf:
Was du davon dem Gegenwärtigen
Mit Fug beilegen magſt, aus ſeinem Sinn
Und ſeinem Schickſal und Geſchick, ſogar
Aus ſeinem Unglück oder Glück ſo eben
Von ihm erwarten kannſt, dann kennſt du Menſchen.
Für wen du nicht mit Wahrheit fühlen kannſt,
Wahr aus ihm ſprechen, dieſen kennſt du nicht
Und er nicht wird dich täuſchen, nein, du dich.
Vollkommne Dichtkunſt wäre Menſchenkenntniß.

XI.

Ein Wunder iſt, worüber du dich wunderſt,
— Nicht nur aus Unverſtand, nein, auch mit höchſtem
Verſtande — deſſen Urſprung, deſſen Bildung
Dir unerklärbar, unnachahmbar iſt.
So bleibt Ein Strohhalm denn ein ewig Wunder,
Und größer gibt es keines als: — zwei Halme!

XII.

[illegible] alle äußern Ding' iſt ſchwer zu glauben:
An Blüthen, Blumen, Bäume, Flüſſ' und Berge,
An Wolken, Wind und Nebel, ſelbſt die Sonne;
Und wenn mich ſonſt der Frühling hoch erfreut,
Jetzt iſt mir ſeine leuchtende Erſcheinung
Nur ſo: als machte Jemand einen großen
Unendlich, hellen Saal am Himmel auf —
Und Glanz fiel' auf die Erde — und ſie blühte!
Der Herbſt, der tief die Seele mir zerriß,
Iſt nur, als machte eben jener Jemand
Am Himmel wiederum die Thüre zu,
Daß aller Glanz verſchwindet, und ich ſtünde
Auf dem beſchneiten Grab der Erd' allein. —
Natur iſt eine ungeheure Orgel —
Ich glaube nicht an Zinn, an Wind und Taſten,
Ich glaube nicht an Balgentreter, ſelbſt
An Organiſten kaum, der ſitzt und ſpielt
Ein heilig Lied — denn ſeh: das Lied ſpielt ihn!
Aus ihm! Sich ſelbſt. Es lebt ein Geiſt der Geiſter,
Und eine Melodie, die weinend, jauchzend
Und ſelig hinzieht durch die Weltenhalle —
„Geiſt Gottes" ſagen Menſchen: „Gottes Geiſt!"

Die lothringiſchen Geſchwiſter.

(Schluß.)

Die allgemeine Stimme klagte Spanien des Attentats auf Herzog Gaſton's Vertrauten an, deſſen Verbindungen und Correſpondenzen in Frankreich, im Augenblick eines Tractats ſeines Herrn mit König Philipp gegründeten Argwohn erregten. Gaſton, der die Nachtheile einer ſo verletzenden Beſchuldigung empfand, that alles mögliche, ſie abzuwenden, Marquis Ayeton, der ſpaniſche Vize-Gouverneur machte ſeinerſeits die ungeheuerſten Anſtalten, um mit Hilfe des Kriminal-Gerichts den Thäter auszufinden; doch am Ende beliefen ſich dieſe nur auf eine dreitägige Ausſtellung des gefundenen Mordgewehrs und des Mantels des Entflohenen, die den Verdacht auf einen gewiſſen Clauzel, eine Creatur des Pater Chanteloube, lenkte. Dieſer Zufall warf ein grelles Licht auf die Möglichkeit einer Rache von Seiten der Fürſtin Pfalzburg, die ſeit Gaſton's zweiter Trauung ſich von allen ihren Freunden zurückgezogen hatte und ſich nur den Widerſachern Puglaurens anſchließen zu wollen ſchien. Unter dieſen ſtand Chanteloube an der Spitze, und unter den Verdächtigen, Arretirten fanden ſich zwei ſeiner Diener. Der Herzog ſelbſt ſchien ſogar den glücklicher Weiſe ohne Folgen gebliebenen Mordverſuch, als von ihm ausgehend, zu erkennen, denn alle ähnlichen Geſchichten pflegte er lachend mit dem Worte Chanteloubaden zu bezeichnen. Die Königin Maria aber war auf das bitterſte gekränkt, ſie vertheidigte ſich jedoch nicht, und wies ihres Sohnes Annäherung mit beleidigtem Stolze und der Verſicherung zurück: nichts auf der Welt könne eine ſo inſolente Anſchuldigung wieder gut machen.

Sehr anders zeigte ſich die Fürſtin, — ſie war am Tage des Überfalls krank geweſen und blieb es lange. — Als ſie wieder in der Welt erſchien, waren ihre ſchönen Züge ganz und gar zu Stein geworden — man hat ſie nie wieder lachen, nicht einmal lächeln geſehen. Dumpfe Hoffnungsloſigkeit, ſtereotyper Unglaube hatten ſich ihres ganzen Weſens bemächtigt, und ſprachen ſich in allem aus, was ſie ſagte oder that. Puglaurens verſuchte anfangs über die Geſchichte zu ſcherzen; leichtſinnig verſicherte er: die Prinzeſſin habe ihn fürſtlich geehrt, indem ſie ihn nicht mit einer einzigen, ſondern mit einer Salve von Kugeln begrüßt habe. Nach und nach aber wurde er ſtiller; und wäre von einem charakterloſen Menſchen ein tiefes Gefühl möglich zu erwarten, ſo könnte man behaupten, er habe den Schmerz der Fürſtin endlich verſtehen und ehren gelernt. — Sonderbar genug ſtarben Beide im nämlichen Jahre kurz nach einander, ſie ging ihm um einige Monate voran; eine äußere Verſöhnung hat nie ſtatt gefunden.

Die Gefahr, in welcher Puglaurens Leben geſchwebt hatte, vermochte den Herzog Gaſton, den Abſchluß eines Tractates mit Spanien zu beſchleunigen; Puglaurens, der einen neuen Mordverſuch von den erzürnten Spaniern befürchten mochte, rieth ſelbſt dazu. Dem Herzoge wurde von König Philipp eine bedeutende Armee zu Unterſtützung ſeiner Anforderungen an Frankreich verheißen.

Am Tage vor dem Attentat auf Puglaurens hatte die Fürſtin Pfalzburg dem Herzoge eine Bittſchrift an den Pabſt dictirt, die abgeſandt, und von den Franzoſen aufgefangen worden war; glücklicherweiſe hatte Gaſton ein Duplicat behalten, welches den heiligen Vater erreichte, der wirklich, ohne eine Entſcheidung ausſprechen zu können, doch den Geſinnungen König Ludwigs eine mildere Richtung zu geben verſtand. Während nun Orleans mit bewundernswerther Halbheit und Unſicherheit immer noch mit beiden Höfen zugleich unterhandelte, ſtimmten ſich der König und ſein Miniſter günſtiger für ſeine Ehe mit der unglücklichen Margaretha, deren Unauflöslichkeit ohnehin kaum noch zu bezweifeln möglich blieb. Nur verlangte Gaſton auch eine bedeutende Sicherheit, ein Gouvernement, mehrere Städte, und, als der König dieſen Anforderungen nicht ſogleich entſprach, unterſchrieb er, obgleich mit noch immer ſchwankendem Gemüthe den ſpaniſchen Tractat, der ſogleich nach Madrid geſandt wurde.

Eine alte Erfahrung, die faſt durch alle Nationen wie ein dunkel empfundenes Grauſen ſich hinſchleicht, und dem heitren Griechen wie dem rohen Barbaren furchterregend heilig war, iſt die des ſich an ein Haus oder an ein ganzes Geſchlecht anklammernden, es nie laſſenden Unglücks, das rings umher alles Andere ſchonend, das einmal dem Elend Geweihte unerbittlich dem Untergange zuführt. Das Lothringiſche Fürſtenhaus gehörte zu dieſen, einem unausweichlichen Schickſal rettungslos Verfallenen!

Um die ganze Stellung der fränkiſchen Reiche zu ändern, wollte Spanien vier verſchiedene Armeen, zwei für den Herzog von Orleans und deſſen Schwager Karl, zwei andre für die Königin Maria und Savoyen marſchiren laſſen, Lothringens Geſchick ſtand noch einmal auf dem Wendepunkt des Glücks, Gaſton konnte, ſo kräftig unterſtützt, mächtig genug werden, für die nächſten Verwandten ſeiner Gemahlin zu ſorgen, und alle Unfälle und Verluſte ihnen zu vergüten; es ſollte nicht ſein! Ein heftiger Sturm trieb das Schiff, welches den ratifizirten Contrakt von Spanien zurück trug, von St. Sebaſtian aus an die Küſte der Picardie, wo es ſtrandete. Der Tractat fiel in Richelieus Hand — und Lothringen blieb verloren. — Gleich einer verheerenden Feuerſchlange durcheilte dieſe Nachricht alle Lande, König Ludwig ſandte ſie nach England, ſorgte auf jede Weiſe, von allen Seiten, für ſeine und ſeines Reiches Sicherheit, und kehrte zuletzt ſeinen ganzen Zorn gegen Lothringens unglückliche Bewohner.

Vergebens verwandte ſich der Nunzius des Pabſtes für die Fürſten dieſes Landes, fortan war nie wieder von Lothringen anders die Rede, als von einem von den alten Grafen von Champagne dem Königreich Frankreich zugefallenem Kronlehn. Sourdis griff Chatillon ſur Saone an, nahm es auf Gnade oder Ungnade, und ließ faſt die ganze Beſatzung hängen. Alle feſten Plätze des Landes wurden auf dieſe Weiſe erobert und geſchleift. Mit unglaublicher Treue leiſtete das bedauernswerthe Volk, das immer noch auf die Rückkehr ſeiner Fürſten hoffte, den heftigſten Widerſtand; vergebens! La Motte hielt ſich vier Monate lang trotz Hungersnoth und dem bitterſten Elend. Wie ein Verzweifelter in ſein brennend Haus ſich ſtürzt, ſo kehrte Karl immer wieder und wieder in ſein verlornes Land zurück, um in hoffnungsloſer Wehr es Schritt vor Schritt zu vertheidigen. Im Juli fünf und dreißig gelang es ihm, ſich mit Gewalt in Remiremont feſtzuſetzen, und ſich darin hartnäckig und lange zu halten, aber immer ſiegte die Gewalt, endlich mußte er ihr erliegen, und Ludwig führte ſogar franzöſiſche Geſetze in Lothringen ein.

Margaretha allein blieb, wie die trauernde Blume auf dem Grabe des Glücks der Ihrigen zurück. Wenige Monate, nachdem ein heimtückiſcher Zufall die letzte Hoffnung derſelben, den Tractat mit Spanien vernichtet hatte, der allein noch Rettung bot, gelang es ihrem Gemahl, ſeinen königlichen Bruder zur Anerkennung ſeiner Ehe mit ihr zu vermögen, und unter leidlichen Bedingungen, die Erlaubniß zur Rückkehr in ſein Vaterland zu erhalten. Ein Jahr ſpäter ſchickte Ludwig den Biſchof von Montpellier in dieſer Angelegenheit nach Rom, an den heiligen Vater, nach deſſen Rückkehr die Gültigkeit eines Bandes auch öffentlich zugeſtanden wurde, das dem Lothringiſchen Hauſe einen ſo ungeheuren Preis gekoſtet hatte.

Franz und ſeine geliebte Claude verließen Florenz um die nämliche Zeit, und zogen nach Wien, zu der Kaiſerin Eleonora von Gonzaga, ihrer Tante mütterlicher Seite. Allgemein anerkannt und geliebt, führten ſie dort viele Jahre hindurch ein beglücktes und beglückendes Leben. Die Geburt mehrerer Kinder gewährte ihnen die freudige Erfüllung aller Wünſche, und Karl der V., der ſtarke Held, der unter Öſtreichs Fahnen Lothringens Namen wieder hell erklingen ließ durch Frankreich und durch den wiederhallenden heiligen Bau der Kirche, erſetzte Claudens Mutterſtolze Alles, was Zeit und Leben ihr genommen hatten.

Adrian van der Venne.

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

„Was haben Sie denn?“ war dann ſeine erſte Frage bei unſerer nächſten Zuſammenkunft, — und nun durfte ich es wagen, ihm ernſtlich das Kapitel zu leſen. — Nie ſah er aber ſein Unrecht vollkommen ein, ſondern meinte nur, „daß er vielleicht etwas zu weit gegangen und auf etwas feinere Weiſe den Kerl hätte transportiren ſollen.“ — „Sie ſind zu ängſtlich, lieber Freund,“ ſchloß er dann; „doch ſoll Ihnen zu Gefallen ſo etwas ſo bald nicht wieder paſſiren; aber ſeien Sie jetzt auch heiter, ſonſt geh' ich zum Teufel!“

Ich weiß nicht, ob ich ſpäterhin einen ſchicklichern Platz finde, um mich über dieſen Charakterzug Hoffmann's, den meine Leſer ſicher im Stillen als einen diaboliſchen bezeichnen, ausſprechen zu können; d'rum ſei es mir vergönnt, es ſchon hier zu thun, um ſo mehr, als derſelbe in den gegebenen Reſultaten ſeines geſelligen Lebens, wie ſeines ſchriftſtelleriſchen Wirkens ſo mächtig vorherrſcht, zu den ſchiefſten Beurtheilungen ſchon Veranlaſſung gegeben hat, und im Verlaufe dieſes Umriſſes noch manchmal geben könnte.

Ich will mit dieſem meinem Urtheile zwar keinem andern vorgreifen, bekenne aber, daß, ſo wie Hoffmann ſich mir vier Jahre lang zeigte und ſelbſt mit mir über ſich debattirte, ich mich ſchwerlich in ihm zu irren glaube, daß mindeſtens mein Urtheil einer mehrjährigen Prüfung unterlag und zur volleſten Überzeugung gedieh, ehe es ausgeſprochen wurde.

Hoffmann's Herz war von Natur aus nicht böſe; aber den Menſchen erſchien es aus ſeinen Handlungen nur allzuoft ſo. Im Verlauf dieſer Skizze werde ich noch einige derſelben zu berühren Gelegenheit haben, die noch mehr als obige Tiſchſcenen dafür zu ſprechen ſchienen, und doch bleibe ich meiner Behauptung treu.

Hoffmann's Herz und Gemüth war von Natur aus gut, zeigte ſich aber ſelten als ſolches öffentlich, und alle jene Fehler, die man auf Rechnung ſeines Herzens ſchreibt, gehören unter zwei andere Rubriken. Sie heißen:

Egoismus und Eitelkeit.

Beide entſprangen aus einer Ehe, in welcher das höchſte Geiſtige, mit dem feinſten Sinnlichen innigſt und unauflösbar verbunden war; und aus dieſem Bunde entwickelte ſich das Prinzip.

„Daß Allem, was auf mich im Leben ſtörend [illegible] einwirkt!“

Daher ſein Haß gegen Dummheit, gegen das Nichtanerkennen ſeiner ſelbſt, gegen Übermuth ihm gegenüber u. ſ. f.

Hoffmann ließ die Dummen ſo lange gehen, als ſie ſich ihm nicht bemerkbar machen wollten, er unterhielt ſich ſogar gern mit Bauern, Taglöhnern und Handwerkern, wenn ſie auf ihrem Felde blieben; er ertrug die Schwachen, wenn ſie ſich nicht zu ihm hinauf erheben wollten; er ließ zügelloſen, gemeinen Übermuth ruhig gehen, wenn er ſich für ſich oder im Kreiſe von ſeines gleichen herumtummelte, wurde aber wüthend, wenn man nur auf die entfernteſte Weiſe verſuchte, denſelben ihm gegenüber geltend zu machen.

Hoffmann galt hier durchaus für einen Kinderfeind. Er war es, und war es nicht, je nachdem die Kinder waren; mit wohlgezogenen, anſpruchsloſen konnte er ſich Stunden lang und ſehr gemüthlich unterhalten, wenn ſie ihn reden ließen und zuhörten; ſo wie ſie aber — wie er ſich ausdrückte — elligat wurden, kehrte er ihnen den Rücken. Beweis dafür iſt ſein treffliches Kindermährchen: Nußknacker und Mäuſekönig. — Über ein ſchreiendes Kind wurde er mit Ingrimm erfüllt, weil dies ſtörend auf ihn einwirkte, ja er wußte, wovon ich einmal Zeuge war, ſich an demſelben zu rächen, indem er es tüchtig in die Ohren kniff, wonach das Kind nur noch heftiger aufſchrie; und als ich ihm dagegen Vorſtellungen machen wollte, mich mit den Worten abfertigte: „Warum muß mich der Racker mit ſeinem Krakeelen ſo maltraitiren!“

Den größten Beweis für meine Behauptung, daß Hoffmann durch nichts geſtört ſein wollte, habe ich an mir ſelbſt erfahren. Der Leſer höre:

Unſer freundſchaftliches Verhältniß war ſtets ein inniges zu nennen, ich durfte mir in aller Beziehung mehr als jeder Andere erlauben, ſelbſt Mißbilligungen und leichten Tadel ertrug er von mir, nur eines nicht: wenn ich es mir beikommen ließ, ſingen zu wollen. Eine wahre Idioſynkraſie gegen ſchlechten und falſchen Geſang hatte in ihm Wurzel gefaßt. Mit Kreisler'ſchem Wahnſinn opponirte er ſich dagegen, konvulſiviſch zuckte alles an ihm, ſein Geſicht ward zur Grimaſſe. Kunde davon geben auch mehrere Stellen in ſeinen Phantaſieſtücken.

Nun begab es ſich einſt, als wir in letztem Jahre von Hoffmann's Hierſein gemüthlich eines Abends im Roſengarten beieinander ſaßen, und Beide den Flaſchen auf eine ungewöhnliche Weiſe bei vorausgegangenem Diner zugeſprochen hatten, daß ſich der Singteufel in mir regte. So darf ich den Dämon nennen, der mich mit einer Stimme beſchenkt hatte, die unmöglich aus dem Reiche der Harmonien entkommen ſein konnte. — Wie Kreisler-Hoffmann ſich auf ſein feines Ohr nicht wenig zu Gute that, ſo wollte ich mit meiner von ihm mit Recht verachteten Stimme mir etwas zu Gute thun, und mein Dämon flüſterte mir zu, meinen Bierbaß in Tenor zu transponiren. Das Wagſtück geſchah durch Recitirung der Arie des Belmonte aus der Entführung: „Hier ſoll ich denn ſehen“ ꝛc. Kaum hatte ich begonnen, ſo ſpitzte Hoffmann ſchon die Ohren. Sein anfängliches ruhiges Zuhören ſchien mir in meiner Weinlaune Anerkenntniß, ich gurgelte weiter und höher. Er ſprach: „Liebſter, ich bitte, hören Sie auf!“ Umſonſt. Die ſchwierigſten Rouladen wurden verſucht. Hoffmann rutſchte auf ſeinem Seſſel hin und her. Erneuerte Bitte. Umſonſt! Sein Geſicht vibrirte! Die zweite Strophe ward von mir angeſtimmt. Er ergreift krampfhaft ein großes, vor ihm ſtehendes Glas Waſſer. Der Weingeiſt lallt in mir kräftig dagegen und gurgelt muthig fort, bis Hoffmann ihn durch eine mit Kraft geführte Entleerung des Glaſes über mein Geſicht herab mit den Worten: „Da haben Sie es!“ zum Schweigen bringt. —

Der Geſang verſtummte, ein paar dabei ſtehende Bekannte gaben Zeichen der Mißbilligung, aus mir ſprach kein Laut des Zornes. Hoffmann erblaßte, und verließ ſtumm den Tiſch; — von Waſſer triefend folgte ich ihm, aber nicht auf gewohnte Weiſe, Arm in Arm; — er ging rechts, ich links.

(Fortſ. folgt.)

Buntes.

— *** In Brüſſel wird Schiller und Göthe nachgedruckt, von einem Buchhändler Löwe. Göthe ſoll aus 5 Bänden von 40 Bogen, Schiller aus zweien beſtehen. Wöchentlich ſollen Lieferungen von 2 Bogen zum Preiſe von 30 Cent. ausgegeben werden.

*** Auf der Porte St.-Martin wurde ein neues Stück gegeben, worin Washington eine Hauptrolle ſpielt: Les Américains de 1780. Es fand aber keinen Beifall.

*** Ein neuer Band von H. Bulwer's „France“ iſt unter der Preſſe.

*** Unter der Preſſe befindet ſich und wird in vierzehn Tagen erſcheinen: Die romantiſche Schule, von Heinrich Heine, Hamburg, Hoffmann und Campe. Dieſe Schrift beſteht aus den beiden früher erſchienenen Heften: Zur Literatur, Paris, Heideloff und Campe, und einem dritten hinzugefügten Theile, welcher hauptſächlich die neueſte Literatur beſprechen wird. Die neueſten Beſtrebungen von Gutzkow, Wienbarg, Laube werden dort ehrenvoll und freundlich analyſirt, und ſelbſt weniger namhafte kritiſche Beſtrebungen einer originellen Beurtheilung unterworfen.

*** In Paris befindet ſich eine Sammlung der nachgelaſſenen Papiere des Generals Lafayette unter der Preſſe, welche von ſeiner Familie herausgegeben werden, und bei der Stellung des Generals für alle Parteien hiſtoriſches Intereſſe haben müſſen.

*** Von Sarrut und S. Edme, den Verfaſſern der theilweiſe herausgegebenen ſchätzenswerthen Biographien des contemporains, iſt angekündigt: Paris pittoresque.

*** Der Werth der in England fabricirten und dem Auslande verkauften Baumwolle betrug 1701, als durchaus keine Maſchinen in Anwendung gebracht wurden, nur 20,000 Pfd.; 1833 dagegen 18,410,000 Pfd., ein Umſtand, womit man alle Feinde des Maſchinenweſens widerlegen kann.

*** Von Henry Lytton Bulwer iſt angekündigt: The monarchy of the middle classes.

*** Engländer haben auf den Südſee-Inſeln Spuren einer untergegangenen Civiliſation entdeckt. Auf Aſcenſion (unter den Carolina islands) fand eine von Sidney aus abgeſandte Expedition Trümmer einer Stadt, im Umkreiſe von dritthalb engliſchen Meilen, deren Steine den ſogenannten Cyklopen-Bauten nach der Beſchreibung ähnlich waren, ferner auch im Innern der Inſel einen mit Hieroglyphen bedeckten Felſen.

*** Die Akademie der jeux floraux in Toulouſe ſetzte als Preisfrage für den Concurs von 1836 aus: Welchen literariſchen Einfluß übte die Geſellſchaft der jeux floraux ſeit ihrer Entſtehung bis zur Gründung der Academie française?

*** Der eigentliche Name des Verfaſſers von dem im Cirque olympique Furore machenden Schauderſtück: Coupe-gorge, welcher bisher pſeudonym als „Anatole“ auftrat, iſt Herr Pixérécourt. — Das kleine Theater in der passage de l'opéra, wo vor Kurzem noch Joly's Marionetten ſpielten, wird jetzt von einer Mignon-Geſellſchaft von Schauſpielern und Tänzern allerliebſt bedient. Ein Zauberſtück: Le génie de l'enfance, von den kleinen Künſtlern recht hübſch dargeſtellt, amüſirt jetzt die Familien der Chaussée d'Antin. — Das Théâtre du Gymnase bringt ein einaktiges Vaudeville von Léonce und Petit zur Aufführung: Les souvenirs d'un père. — Der Saal der Gaîté und die neue Bühne Saint-Antoine ſollen am 1. November eröffnet werden.

*** Eine Darſtellung der Kataſtrophe von Goldau in der Schweiz (im Jahr 1806), — von Daguerre und ſeinem Schüler Sébron gemalt, — erregt im Diorama Senſation.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 248. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 20. October.

Der Goldmann.

Von

Eduard Duller.

Ob Tauſend auch nach Freiheit dürſten,
Iſt's Gold nur, das den Durſt oft ſtillt.
O würde euch gleich jenem Fabelfürſten
Der ſüße Wunſch mit Eins erfüllt!
Wohl ſeit Jahrtauſenden geſcholten
Wird er vom Sprichwort ſelbſt als Thor,
Und doch gilt heute noch, was einſt gegolten,
Des Goldes Klang dem Midas-Ohr.

I.

„Ha, würde mir in günſt'ger Stunde
Solch eine Zauberkraft geſchenkt,
Daß Gold mir wär' das Wort im Munde,
Gold, was mein Geiſt in Nächten denkt,
Gold jeder Pfennig, den im Schweiße
Des Angeſichts ich finden muß,
Jedwede Thrän' — Goldquelle, heiße,
Gold jedes Sandkorn unterm Fuß.
Der Zügel — Gold, durch deſſen Führung
Ich bald ſtatt Roſſen — Kön'ge trieb!
O wonnig ſelige Berührung!
O heil'ger Drang, o keuſche Lieb'!"

Das ſprach ein ſchwerer, reicher Mann,
Ein Chriſt, daß man's nicht läugnen kann, —
Ein Kaufherr, dem's wohl überg'nug
Das Glück in alle Kiſten trug.
Doch wer beſitzt, will ſtets noch mehr; —
Das ſchreibt ſich ſchon ſeit Adam her.

Nun, da er auf den Kiſten ſitzt
Und über'm Rechnen ſtöhnt und ſchwitzt
Und fingert, ſumm't, liebäugelt, zwinkt,
Wie's gelb und weiß ihm ſpricht und winkt,
„Ach," denkt er, „daß ſich Gott erbarm'!
Bin ich nicht ſtets noch bettelarm?
Ach, denk' ich, wie im Erdenkern
Tiefdunkel glüht des Goldes Stern,
Der Strahlen rings wie Pfeile ſchießt,
Bis er in Glanzkriſtallen ſprießt;
Dies iſt der ächte Erdmagnet,
Nach dem ſich Hand und Eiſen dreht! —
O daß ich einſt kein Knappe ward,
Kein Maulwurf, der blindſelig ſcharrt,
Augen die — Hände, zu ſeh'n durch Betaſten,
Nie d'rin ermüden, nie d'rin raſten!
So viele Schätze noch liegen zerſtreut,
So vieles Gold noch ungezählt,
Als wär' die Erde erſt von heut,
Von Fäuſtel und Hammer nie zerquält! —
O hätt' ich im Kuß der Sonne Kraft,
Die, was ſie küßt, zu Golde ſchafft; —
Was ich beſitze ſchon, ich gäb's dahin,
Erkauft' ich dies Arkan, ſo ganz nach meinem Sinn!"

II.

Jahrmarkt.

Die Kirmeßfahne iſt aufgeſteckt,
Ein Neſt voll Tollheit wird ausgeheckt;
Luſtig im Ringeltanz
Schwenket ſich Jung und Alt;
Hoch auf dem Maibaum der flimmernde Kranz
Locket mit Allgewalt;
Junges Volk klettert friſch
An glatter Stang hinan,
Drunten auf weitem Plan,
Tiſch an Tiſch,
Siehlen ſich die Alten, behaglich und munter
In breiter Ruh',
Und gucken zu,
Wann die Jungen glitſchen herunter.

Akrobat (auf ſeinem Seil.)
„Seh'n Sie, meine Herren und Damen,
Auf dem Seil mich hoch ſpazieren,
Blind, an Hand und Fuß gebunden,
Zu des Kirchthurms gold'nem Hahn."

Dicker Pfarrer (unten beim Schoppen, hinaufblickend.)
„Ei, in aller Heil'gen Namen,
Geht er nicht auf allen Vieren?
Ja, ich ſag' es unumwunden,
Solchen Aufſchwung der Ideen,
Solche Wolkenſchnuppernäschen
Sieht man ſich bei'm vollen Gläschen
Höchſt behaglich wohl mit an."

Springinsfeld.
„Offen die Bruſt!
Mitten in Wogen
Fröhlicher Leute
Stürz ich in Wonne mich.
Trutz ſei dem Morgen!
Mein iſt das Heute!
Adern voll Gluthen,
Stürz ich in Sonne mich;
Den Wolken nach, die vorüber zogen
Jag' ich die Sorgen,
Schaukle auf Fluthen
Brauſenden Oceans,
Kummerlos ob des Kahns,
Mein ſchwankes Leben.
Üb'rall iſt Streben
Nach dieſem Augenblick!
Das Jetzt iſt geſchmeidig,
Das Jetzt iſt zu faſſen,
Jetzt iſt ein heitrer Stern.
Ich lob mir das Jetzt, das luſtig brauſende,
Jetzt iſt der Keim und Kern
Ganzer Jahrtauſende,
Schwellendes Weltgeſchick!
Jetzt bin ich freudig,
Jetzt kann ich haſſen;
Morgen mit ſchnellem Flug
Jaget die ſauſende
Luſt, die mich heute trug,
Schattig vorüber;
Heut' iſt mir vollgenug;
Heut' iſt mir lieber!"

Poet.
„Hier die Frohen, dort die Ernſten,
Durcheinander bunt gemengt; —
Süße Thorheit, ſo die Fernſten
Brüderlich zuſammendrängt!
Ach, zufrieden iſt im Wahne
Jeder, der nach Wahrheit lechzt,
Ob ſie dort als Norne mahne,
Ob ein Sterbender hier ächzt.
Ach, von dieſem ganzen Volke
Welcher fühlt wohl, was ihm fehlt?
Sie umarmen all' die — Wolke
Statt der Göttin, ſtatt der Welt!"

Hauſirer.
„Wer will kaufen
Von meinen Sachen all'?
Gebe ſie willig ab,
Laſſe ſie billig ab,
Fern komm' ich gelaufen,
Diene allüberall.
Wundertincturen
Durch hundert Curen,
Alle probat,
Steife Cravatten
Für die Schachmatten,
Für Abgeſtandene!
All' das Vorhandene
Blinzelt nur an!
Ich habe Pillen,
Herzweh zu ſtillen,
Tropfen auch, lindernde,
Krämpfe vermindernde,
Mancherlei Phyſika,
Viele Spezifika!
Kommt nur, zu kaufen,
In ganzen Haufen
Luſtig heran!"

Der Kaufherr.
„Das dumme Volk! da gafft es,
Den Gaunerlaffen glotzend rings umlafft es,
Mit offnen Mäulern klafft es,
Koſtbares Gold dem Beutel ſchnell entrafft es,
Und läßt ſich plump anſchwatzen
Des Charlatans zinnoberrothe Fratzen.
Du lieber Gott, wie albern, —
Gläubig zu trau'n ſo lumpigen Quackſalbern,
Die Gottes ſchönſte Gab', das Gold entlocken!
Geht's hier nicht zu wie auf dem Brocken?
Wer mit geſundem Hausverſtande
Kauft ſolchem Fabelhans ab von dem Wunderlande?"

Hauſirer.
„Amulette,
Saub're, nette,
Wundervoll und ſegensreich,
Schlag' ich um 'nen Spottpreis los. —
Wüßten ſie die innern Kräfte,
Golderzeugend, rieſengroß, —
Macht' ich herrliche Geſchäfte,
Denn ſie kauften alle gleich.
(Ausrufend.)
Elendsſeife, Dachspomade,
Macht die Krummen all' gerade;
Lauft herbei doch, lauft!
Kauft, ihr Leute, kauft!
Schönheitswaſſer, Verjüngungseſſenzen,
Laſſet mich ſie euch kredenzen,
Statt in gold'nen Pokalen,
Statt in demantnen Schalen,
Im Kelch der Aloe,
Der von des Morgens erſten Strahlen
— Ward eben aufgeküßt.
Achtzigjährigen Sterbens Weh'
Auf bitt'rer Lippe verſüßt. — —
Alles könnt für Geld ihr haben!
Dieſe Äpfel, fern im Oſten
Gereift, gepflückt, — wollt ihr ſie koſten?
Will ſie billig euch verhandeln,
Zauberkraft klebt d'rin und d'ran;
Wer ſie genießt, wird — hört mich an, — —
Was er berührt, in Gold verwandeln!"

Jungen.
„Dummer Schnack,
Schabernack!

Geht nach Haus!
Lacht ihn aus!
Selbſt der dümmſte Bauernlümmel
Weiß ja ſattſam heut zu Tag,
Daß der liebe Gott im Himmel
Gold nicht regnen laſſen mag."

(Fortſetzung folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Und mehrere Wochen vergingen und wir ſahen uns nicht, während ſonſt jeder glaubte, es ſei nicht möglich, den andern auch nur einen Tag zu entbehren. Tüchtig wurde an mir von meinen Bekannten geſchürt, mich empfindlich zu rächen, die verletzten Pflichten der Freundſchaft und der Dankbarkeit ihm ſchriftlich vor Augen zu führen und ihn durch gewiſſe Mittel und Aufforderungen, wodurch gemeine Seelen ſo gern ihre Rache kühlen, zu compromittiren. — Hoffmann befürchtete dies nicht von mir, und durfte es gerade unter dieſen Umſtänden um ſo weniger befürchten. Wie geſagt, mehrere Wochen vergingen — uns beiden eine qualvolle Zeit! — ohne daß wir uns ſahen und ſprachen, bis einſt ſein freundlicher Ruf aus dem Fenſter, vor dem ich vorüberging: „Freund, nehmen Sie mich mit!" uns wieder zuſammen führte.

Hoffmann wollte ſich entſchuldigen; ich verbath es. Kein Wort ward mehr über den Vorfall geſprochen.

Was iſt nun aber der langen Rede kurzer Sinn? frägt bei ſich wohl mancher Leſer.

Sie ſoll meiner Behauptung das Siegel aufdrücken, daß Hoffmann's Attentat auf mich nicht aus der Quelle ſeines Herzens floß, ſondern mit ſeiner Stirninſchrift:

„Daß Allem, was auf mich im Leben ſtörend einwirkt!"

verſöhnend ausgeglichen werden muß.

IV.

Theatraliſches Thun und Treiben. — Hoffmann als Jäger. — Xenien.

Unſers Freundes Thun und Treiben während der Holbein'ſchen Theatergeſchäftsführung theilte ſich in Arbeit und Vergnügen. Die Arbeit, die im Malen beſtand, war ihm aber ſelbſt ein Vergnügen, und ſo oft ein gutes Stück vom Unternehmer in Scene geſetzt und ihm das Fertigen der Dekorationen übertragen wurde, begann ein neues Leben für ihn. Dahin gehörte die Aufführung von Kleiſt's Käthchen von Heilbronn, was nach Holbein's Bearbeitung hier zum erſtenmale erſchien. — Hoffmann konnte ſich aber mit dieſer Bearbeitung nie befreunden; es mußten zu viele vortreffliche Stellen, um das Stück dem Publikum mundrecht zu machen, gerp'ert werden, und beſonders ſchmerzte es ihn, daß die herrliche Rede des Waffenſchmieds ſo verſtümmelt ward. Das lag nun aber in der Natur der Umſtände und Holbein fühlte wohl ſelbſt, was er dem Ungeſchmack zu gefallen thun mußte.

Einige Verſetzſtücke, die Hoffmann malte, gelangen ihm beſonders trefflich, und die nachherige wirklich brave Darſtellung, die auch von den Anweſenden als ſolche bei öftern Repetitionen ſtets anerkannt wurde, belohnte ihn vollkommen. — Mit wahrer Meiſterſchaft gab die verewigte Renner das Käthchen, und Hoffmann konnte ihres Lobes nicht ſatt werden.

Zu den merkwürdigſten theatraliſchen Erſcheinungen dieſer Zeit, gehört offenbar dieſe Künſtlerin, und unſer Freund war mit mir darüber ganz einverſtanden, daß ſie in einem gewiſſen Rollenfach der berühmten Bethmann würdig zur Seite und durchaus nicht im geringſten nachſtand.

Dieſes Rollenfach nun war zwar ein ziemlich beſchränktes, aber in dieſem bewies ſie ſich auch wahrhaft groß. Es war das der Soubretten und fein komiſchen Charakterrollen. Sie beſaß das Auffaſſungsvermögen der Bethmann; — kaum nachdem ſie eine Rolle geleſen, war dieſe ganz ihr tiefinnerſtes Eigenthum, und, was mir einſt Iffland über jene Berlineriſche Künſtlerin äußerte, daß ſie ſtets in einen Glückstopf griffe und nie eine Niete züge, paßt ganz auf die Renner. Mit einer ungemeinen Grazie, wußte ſie ſich noch beſſer als die Bethmann zu bewegen, und in feiner Ironie der darzuſtellenden Charaktere übertraf ſie dieſe ſehr. — Wer ſie je in der Caſtelli'ſchen Parodie der Rettungsſtücke: „Roderich und Kunigunde" ſah, hat das Höchſte eines fein komiſchen weiblichen Spieles geſehen.

Dies Stück wollte den Bambergern nicht recht zuſagen, beſonders dem ſogenannten gebildeten Theile des Publikums nicht, der, und wenn er auch von einem innern „Bock" geſtoßen wird, Anſtandes halber ſich ſchämt zu lachen. — Hoffmann und ich, die wir unſre Pappenheimer ſehr wohl kannten, ahneten das im voraus, und verfügten uns, um recht bemerkt zu werden, in eine Mittelloge, von wo aus der Takt zum Applaudiren gegeben werden ſollte. — Bei jeder witzigen Stelle, ſchaute Hoffmann rechts und links und ſein mehrmaliges Bravorufen begleitete oft ganz allein jene Stellen, ſo wie die Abgänge. — Das Publikum wurde aufmerkſam, von beiden Seiten der Logen flogen die Blicke nach der Hoffmann'ſchen, die Köpfe im Parterre drehten ſich verwundernd nach dem kleinen, oben luſtig krakeelenden Manne um und hinauf, und, was wir beabſichtigten, geſchah. — Unſer Held, der mit mir anfänglich allein Bravo rief und klatſchte, fand bald Nachahmer, da die Leute in ſich ſchauten, und meinten, daß, wenn ſo ein geſcheuter Mann ſich nicht ſchäme, zu lachen, und die Sache ſchön zu finden, auch ſie wohl keine Urſache dazu hätten ſich zu ſchämen; das Parterre ſtimmte ein, — der von Hoffmann ausgehende Enthuſiasmus fand immer mehr Anklang, ein Tutti-Lachen wälzte ſich fort bis zum Ende, und dem Stück wurde ein vollſtändiger Sieg verſchafft, das offenbar, ohne dieſen Logen-Direktor eine völlige Niederlage erlebt hätte.

Auf dieſe Weiſe leitete Hoffmann mit ſeinen Freunden mehr als eine Darſtellung, beſonders von Opern und neuen Stücken, bei welchen ihm oder dem Unternehmer daran lag, daß ſie gefallen ſollten. Patrouillen wurden dann in Parterre und Logen vertheilt, die den Auftrag hatten, den Leuten zu verſichern, daß, wenn ihnen auch dies oder jenes etwas langweilig vorkäme, ſie keck glauben möchten, es ſcheine nur ſo, ſei ganz vortrefflich, Hoffmann habe das Stück in Berlin oder Lilliput geſehen, da habe es Furore gemacht u. ſ. w. — Ein Theil verſprach aus Achtung für Hoffmann ſich gehörigermaßen zu enthuſiasmiren, der bei weitem größere Theil aber ſetzte ſich mit ſeinen Händen aus Furcht in Bewegung; denn das Männlein konnte verdammt ſpitzig reden und — ſchreiben!

* * *

Zu den Stücken für welche unſer Freund eine beſondere Vorliebe hatte, gehörte Don Juan, — dieſe Oper aller Opern, die oft wiederholt und in hoher Vollendung gegeben wurde.

Ich war mit ihm darüber einig, daß Holbein, was das Spiel betreffe, der beſte Don Juan ſei, den wir noch geſehen und ſelbſt Beſchort überträfe. — Man kann ſich keine richtigere Auffaſſung dieſes Charakters denken; mit ſolcher Gewandtheit, ſolcher Grazie in den Bewegungen und ſo edler, von Anfang bis zu Ende gleicher Haltung war er hier noch nicht gegeben worden. — Hoffmann läugnete nicht, daß ihm bei Bearbeitung ſeines Aufſatzes: „Don Juan“ in den Phantaſieſtücken, Holbein's Bild ebenſo vorgeſchwebt, wie ſeine Julia bei der Zeichnung der Donna Anna.

Seine Verehrung dieſer Oper überſtieg oft alle Grenzen beſonnener Beurtheilung und ſelbſt manchmal den Culminationspunkt jeder Phantaſie. — Unvergeßlich aber bleibt es mir, mit welcher Suada er mich einſt überreden wollte, der Vorſtellung dieſer Oper beizuwohnen, nachdem ich durch den, ein paar Tage zuvor erlittenen Verluſt eines Kindes von tiefſtem Schmerz erfüllt war. — Der Freund, deſſen Troſtgründe auf keine Weiſe bei mir Eingang fanden, glaubte und verſicherte mich, daß es das einzige, für ein augenblickliches Vergeſſen meines Schmerzes ſichere Mittel ſei, der Vorſtellung mit ihm beizuwohnen. Ich weigerte mich den ganzen Tag hindurch. Am Abend, als die Stunde des Anfangs herannahte, ſagte er: „Freund, kommen Sie; ich will nie wieder Ihr Haus betreten, Sie ſollen mich nicht mehr anſehen, wenn Sie — ich kenne Sie zu genau — durch die göttlichen Töne des ewigen Meiſters auf ein paar Stunden, wo nicht Ihren Schmerz vergeſſen, doch ſich erleichtert, erhoben fühlen. Kommen Sie, — bei keiner Oper in der Welt würde ich es wagen Sie darum zu bitten, bei dieſer bin ich des Siegs gewiß. Kommen Sie!“ — — Und, da ich noch überlegte, was ich thun ſollte, zog er mich ſchon am Arme mit ſich fort.

Auf dem Wege zum Theater phantaſirte er über die Schönheiten und das Ergreifende des Meiſterwerkes auf eine ſo höchſt poetiſche Weiſe und zwar immer in Beziehung auf meinen Verluſt, daß, hätte Hoffmann dieſe Worte niedergeſchrieben, es vielleicht das Beſte geweſen wäre, was er je über Muſik geſagt!

(Fortſetzung folgt.)

Muſik in Frankfurt.

Es exiſtirt keine Muſik in Frankfurt außer in dem ſchmalen und ſchlüpfrigen Bereiche der Opern und Concerte. Eine Muſik als Bildungsmittel, die uns empfänglich macht für das innere Weſen derſelben entbehren wir fortwährend aus dem Grunde, weil — wir ſie eben nicht entbehren. Entbehrung erzeugt Sehnſucht, und dieſe Befriedigung. Entbehrten wir ſie ſehnſüchtig, ſo würde es in unſeren Mauern nicht an Männern fehlen, die Rath und Hülfe ſchaffen könnten. Sie müßten freilich die Zügel gewaltig anziehen, um den Koller des herrſchenden Ungeſchmacks zu bändigen. Würde aber von allen Seiten uns nur Gutes geboten, wir würden mit unſerer Gängelbands-Natur uns ebenſo ſchmiegſam finden laſſen, und ſelbſtſtändig werden, als wir gegenwärtig ohne Fallhut keinen Schritt wagen dürfen.

Wenn Schelble voll eines antiken Geiſtes ſagen würde: „Junger Boden, ich will dich anbauen, in dir ſoll Gründliches Wurzeln faſſen, und nicht blos vergängliche Sproſſen treiben;“ wenn er eine Geſangſchule bildete von unten hinauf, und auf dieſem Wege im Verein mit dem vielſeitigen Schnyder von Wartenſee auch auf die Verbeſſerung des Kirchengeſanges einwirken würde; wenn gefeierte Männer, wie Ries und Aloys Schmitt, ſich die Hände reichten, und im Gegenſatze zu Schelble's Cäcilien-Verein, gleich Choron in Paris, ein Athénée musical errichteten, worin die überſehenen Werke verdienſtvoller Componiſten an's Licht gezogen würden, ein Athénée, welches im Schatten verſunkene neuere Werke mit Vollendung in's Leben treten ließe; wenn ſie durch Leitung einer muſikaliſchen Literatur dem Geſchmacke der Jugend eine beſtimmte Richtung gäben, und ſo auf den öffentlichen und Privat-Unterricht wirkten; — wenn Guhr, ſo erfahren als reich begabt, ſeiner enormen Thätigkeit ein edleres Ziel ſetzte und die klaſſiſche Oper auf einem deutſchen National-Theater (wenn auch nur dieſes uſurpirten Titels wegen) keine Straniera mehr ſein ließe, wenn er auch von dieſer Seite, der allerwirkſamſten, das Publikum artaſirte; wenn wir einen Concertmeiſter in re beſäßen, der die Concert-Spukereien beſchwöre und bildende Quartett-Zirkel ſtiftete; wenn endlich die Herren und Damen aus Euterpens Prieſterſchaar größtentheils ſelbſt zuvor eine beſſere Religion annähmen, ehe ſie im ächten Chriſtenthum der heil. Muſica unterrichten wollten, wenn ſie, durch die Exiſtenz einer progreſſiven Jugendbibliothek beſtimmt, die heidniſchen Modejournale den chriſtlichen Herren Muſikhändlern als Ballaſt ließen, und das reine Evangelium der Tonkunſt einführten, — — dann wären die Hauptkanäle zu den Quellen des muſikaliſch Schönen geöffnet, dann könnten wir von einer „Muſik in Frankfurt“ reden; dann wäre ſie nicht blos Luxus-Artikel, äußeres Reizmittel, Zeitvertreib; ſie wäre eine der Religion verwandte himmliſche Schweſter, dem bürgerlichen Leben eine heitere bildende Geſellin.

Ich will indeß nicht undankbar ſein gegen das manche Gute, das wir beſitzen. Aber unſer Muſeum, unſere Cäcilia, ſeit Jahren im Werthe ſteigende Inſtitute, — ſind immer noch keine Erziehungsanſtalten, ſie bilden keine Zöglinge, ſie bieten keine Elemente dar, ihre Ausführung verſtehen und mit Intelligenz genießen zu lernen; ſo auch der ſeit vorigem Winter errichtete „Inſtrumental-Liebhaber-Verein“ unter Aloys Schmitt's Leitung, deſſen lobenswerthe Tendenz in dieſen Blättern ſchon näher beſprochen worden iſt. — Der Winter bringt uns Genüſſe, die mit dem Aprilſchnee ſpurlos wieder zerſchmelzen, und nicht mehr Nachklang zurücklaſſen, als allenfalls unſere Schlittenfahrten und Maskeraden. Sie ſind höchſtens nur momentan bildend. Unſerer Oper hört man die krampfhafte Anſtrengung an, das Deficit zu decken. Das letzte Finale hat ſchon Anklänge der nächſten Ouvertüre, und es wird noch ſo weit kommen, daß ein Caraſſo mit der Parthie des Mahomed in der Hand auf die Bühne tritt, oder ein Benjamin mit der einer Conſtanze! — Das Pedal muß raſch niederfallen, damit nicht die heterogenſten Accorde in einander wirren! Und nur ein Director, wie Guhr, der hier leider unter dem Einfluſſe höherer Gewalten ſteht, kann es möglich machen, daß hin und wieder edle Grundfarben durchſchimmern. Dieſe bleiben aber auch immer heilige Reliquien für die Herzen unſerer größtentheils wackeren, aber auch meiſtens mißbrauchten Künſtler. — Doch wir nehmen den Faden unſerer Chronik wieder auf.

Am 28ſten September veranſtaltete Herr Gollmick zum Beſten einer hülfloſen Familie eine große muſikaliſch-declamatoriſche Abendunterhaltung im Saale des Weidenbuſches. Sein Unternehmen wurde von allen Seiten reich unterſtützt. Der Zweck entſchuldigte ein hülfloſes Orcheſter.

Am 30ſten gab Herr Friebe, Flötiſt aus der Blindenanſtalt in Breslau, ein Concert unter würdiger Mitwirkung des Inſtrumental-Liebhaber-Vereins und des Liederkranzes. Mad. Fiſcher-Achten wiederholte ein ital. Rondo von Gollmick, in deſſen Concert zum erſtenmal vorgetragen, mit großem Beifall. Herr Friebe gehört nicht zu den glänzenden Talenten, was praktiſche Virtuoſität betrifft, aber gewiß nicht zu den letzten, die auf Rührung Anſpruch machen dürfen.

Schmezer gaſtirt gegenwärtig in München, Wiegand in Berlin. Die wahrſcheinlichen Reſultate ſind noch nicht eingetroffen! Herr Adler vom Hoftheater zu Carlsruhe ſang hier den Joſeph und den Octavio mit Beifall. Der Sänger erinnert in ſeinen Mitteltönen an Wild, in ſeinen höheren an Haizinger, zu deſſen Manier er ſich auch zu bekennen ſcheint. Er beſitzt das zur Ausbildung des dramatiſchen Geſanges erſte Mittel: großes Material einer geſunden Bruſtſtimme. Aber ehe Herr A. dieſes Material an der extremitiven Nachahmung ſeiner Vorbilder verſchwende, gewöhne er daſſelbe zuvor an eine ſolide Oeconomie, d. h.: er verbinde ſeine ſchönen Krafttöne zum cantabilen Geſang; er verbanne alles Ueberbieten und Herausſtoßen oder Nüanciren derſelben, wobei die Deutlichkeit der Ausſprache verlieren muß. Er komme durch einen empfindungsreichen Vortrag der Idee des Componiſten näher. — Sei er doch der erſte Tenoriſt, der auf eine wohlmeinende Kritik achtet.

F.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 249. 1835.

Phönix.
Frühlings-Zeitung für Deutſchland.
Mittwoch, 21. October.

Der Goldmann

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Der Kaufherr.

„Salzloſe Abgeſchmacktheit!
Da ſteht der fade Witz in froſt'ger Nacktheit,
Wär' Narrheit nicht der ganze Plunder,
Ich glaubt' als guter Chriſt wahrhaftig noch an Wunder.
Doch Narrheit iſt's, nichts weiter,
Ruft's auch mit holden Stimmen.
Will in den Himmel klimmen
Mein Wunſch, hält Wahnſinn ihm die Leiter!
(Zum Hauſirer:)
Du armer Schelm! Komm' näher zu mir her,
Das Schreier-Handwerk hält gewiß dir ſchwer,
Mußt d'ran dein ganzes Leben abſpinnen,
Lautſchallende Lügen zu erſinnen,
Wie dieſe, — vom Goldapfel, die alte Fabel, —
Eine Wesp' vom Thurm-Neſt der alten Babel."

Hauſirer.

„Wenn Euch die Wespe ſticht,
Lieber Herr, greifet nicht
Stöbernd ſo ehrenfeſt
In's luſt'ge Wespenneſt.
Meine Schuld iſt es nicht,
Wenn rings der Pöbel lacht,
Und reichen Goldgewinnſt
Spottet ein Hirngeſpinnſt.
Der ächte Weiſe
Merkt, was ich preiſe;
Wer dieſe Äpfel genießet,
Wandelt in gutes Gold,
Klingend hell, ſonnig-hold,
Was er nur küſſet.
Und bis zum Grabe,
Bis über's Grab hinaus,
Raubt keines Menſchen Macht
Ihm, die man jetzt verlacht,
Die Zaubergabe.
König der ganzen Welt
Bleibt er, durch's Gold beſtellt;
Ob ihn der Tod umgrauſ't,
Nie eines Neiders Fauſt
Reißt ſie ihm aus!"

Der Kaufherr.

„Nicht Wahnſinn? Mährchen nicht? O was iſt Wahrheit?
Was Lüg'? Was Traum? Was Wachen?
Äfft Dämm'rung uns als Klarheit?
Kann Aberwitz Klugheit zu Schanden machen?
(Der Hauſirer will ſich entfernen.)
Halt, guter Freund! Wie eilig! —
Halt! ſonſt mit dieſem Knotenſtock durchkeil' ich
Die Meng', dich zu erhaſchen!
Ich will, ich muß von dieſen Äpfeln naſchen!
Nach Äpfeln lüſtet's lang' ſchon
Mich ſeltſam; ſpricht mir jetzt dein raſcher Gang Hohn,
Daß du die — Wahrheit wirklich ſpracheſt,
Vom Wunderbaum der Möglichkeit entbracheſt?
Komm', Krämer! Feilſchen laſſ' mich
Nicht lang' um deine grillenhafte Waare.
Bedächtig handeln haſſ' ich;
Drum — viele hin und wieder Worte ſpare!
Ich bin kein Filz, ich will den ganzen Haufen —
D'rum nenn' ſchnell den Preis mir — kaufen!
Nicht, Freund, als ob ich auf ein Härchen
Glaubt' an dein Mährchen, —
Nein, weil's mir macht Behagen,
Vom Jahrmarkt etwas mit nach Haus zu tragen."

Hauſirer.

„Ich gebe ſie willig,
Ich laſſe ſie billig,
Für einen Spottpreis laſſ' ich ſie ab.
Hier ſind ſie alle gleich;
Nehmt ſie, und ſeid ſo reich,
Als Ihr es werden wollt,
Als Ihr es werden könnt,
Als Ihr es Keinem gönnt, —
Glücklich durch — Gold!“

(Verſchwindet im Gewühl.)

Der Kaufherr.

„Ich habe, — hier! hier! ja, ich habe
Die ſüße golderzeugende Lade!
Iſt's Wahnſinn? Nun, ich will ihn küſſen,
Wie ich die Wahrheit nie geküßt!
Unter den Füßen
Liegt mir die Welt, die als König mich grüßt!
Wo iſt der Krämer hingekommen?
Hat das Gewühl ihn fortgeſchwemmt?
Wie? Hat er nicht den Preis genommen?
Iſt mein Verſtand noch eingedämmt
In dieſen Schranken des nüchternen Lebens?
Ich ſteh' am Gränzſtein neuen Strebens
Um leichten Kauf!
In's Unermeſſ'ne ſchweift mein Lauf!“

(Fortſetzung folgt.)

Das Oktoberfeſt in München. 1835.

(Fortſetzung und Schluß.)

∴ Der zweite Theil des Oktoberfeſtes war nicht, wie der Anfang vom Wetter begünſtigt. Zwar ſtieg Freitag den 9ten Oktober vor einer großen Menge Zuſchauer Prof. Reichard in den trüben Himmel und unläugbar war der Anblick intereſſant, allein es fehlte alles Feſtliche, wo Alles in Mäntel gehüllt unter Schirme ſich barg und über die lange Weile des Wartens klagte. Reichard hat übrigens 32 Poſtſtunden (in die Weite, die Höhe von 19,000 Fuß gar nicht gerechnet) in 2¼ Stunden Zeit zurückgelegt. —

Samſtag den 10ten wurde das in jedem andern Falle höchſt erfreuliche Wettringen und Radtreiben durch das regneriſche Wetter ganz ſeines Intereſſes entkleidet. Auch das zweite Pferderennen des Sonntags hatte in falſcher Beziehung zu ſehr das Ziel vor Augen, die Beendigung; und die Maſſen verließen ſich ſchnell. Das beabſichtigte Feuerwerk wartet unſers Wiſſens noch immer auf einen Kometen-Abend, wo beide zu gleicher Zeit durch die Nacht leuchten werden.

Montag den 12ten Oktober war große Heerſchau, und legte der König an dieſem Tage den Grundſtein zu einer neuen Kirche, die er aus ſeiner Privatkaſſe in der Marvorſtadt, unweit der Glyptothek erbauen läßt. Sie wird vom Architekten Ziebland im Styl der älteſten chriſtlichen Baſiliken in Rom ausgeführt und ſo tritt immer deutlicher die Abſicht des Königs heraus, die Kunſtweiſen alter Zeiten in die Gegenwart zu ſtellen; vielleicht daß ſich daraus für dieſe ein eigenthümliches Ergebniß herausſtellt. — An dieſem Tage war auch bereits das reſtaurirte Iſarthor aufgedeckt, das, als Denkmal aus der Zeit Ludwigs des Baiern, der es erbaut, mit einem langen Fries geſchmückt iſt, auf welchem des gedachten Kaiſers Siegeseinzug in München nach der Slacht bei Ampfing vom Maler Neher aus Stuttgart al Fresco gemalt iſt. Außerdem ſind über den beiden Seiteneingangen die Madonna mit dem Kind und der heilige Benno auf Goldgrund auch al Fresco gemalt, und St. Michael und St. Georg, Statuen aus Sandſtein von Konr. Eberhard an den beiden Pfeilern des Haupteinganges aufgeſtellt. Überraſchend und höchſt erfreulich iſt der Eindruck, den das Ganze gewährt, und der Kunſt eine neue Macht über die Gemüther der Zeitgenoſſen geſichert. In welcher Stimmung müſſen wir in eine Stadt eingehen, die uns gleich beim Eintritt ſo begrüßt!

Dienſtag den 13ten verkündeten ſchon am früheſten Morgen Kanonenſalven die Bedeutung des Tages, an welchem vor 10 Jahren der König Max zu ſeinen Vätern ging. Die Kanonen, wie die Glocken, reden in gleicher Sprache zu Klagenden und zu Lachenden. Von 10 Uhr an zogen die Schaaren des Volkes nach dem Max-Joſeph-Platz (dem Platz zwiſchen dem Theater, dem neuen Poſtgebäude und dem neuen Königsbau) auf welchem das Denkmal des verſtorbenen Königs um Mittag enthüllt werden ſollte. Um 11 Uhr zogen die verſchiedenen Regimenter der Bürgergarde auf und bildeten Spalier, die Innungen mit ihren Fahnen, die Geiſtlichkeit, der Magiſtrat, die Behörden bildeten mit geputzten Kindern einen feierlichen Zug, der ſich unter Glockengeläute durch die Straßen der Stadt nach dem Platze bewegte. Leider ſtürmte auch da der Himmel mit Wind und Regen dazwiſchen und nahm dem Ganzen an Glanz, was er ihm an Charakter gab, da die trübe ernſte Stimmung zu der lebendigen Erinnerung an einen verſtorbenen wahrhaft und ganz von Herzen geliebten König paßte. Alle Fenſter der angrenzenden Gebäude, alle Dächer, ja ſelbſt die Giebel des Theaters waren mit Menſchen beſetzt. Eine Deputation des Magiſtrats holte den König aus ſeiner neuen Wohnung ab. Es erſcholl eine Hymne, ganz in kirchlich religiöſer Weiſe, die aber großentheils im Regenwind verhallte. Hierauf redete der Bürgermeiſter den König an, um die Enthüllung des Monumentes einzuleiten; ganz überraſchend lichtete ſich der Himmel, und in dem Moment, als die Vorhänge von der Statue fielen, brach die Sonne durch die dichten Wolken, — ſeit acht Tagen faſt der erſte Sonnenblick, — und König Max ſtand in himmliſchem Glanze wie verklärt über dem erſtaunten und bewegten Volke, das ſich über die aus den Wolken reichende Hand noch kaum bedacht hatte, als ſchon wieder dichte Regenſchauer den Riß bedeckten.

Aber mit welcher Freude begrüßt man das Denkmal, unſtreitig eine der größten und gelungenſten Arbeiten des Profeſſors Rauch in Berlin. Es iſt unſers Wiſſens das erſte Mal, daß eine ſitzende Statue in ſo großem Maßſtabe als Denkmal angewendet worden. Das Ganze erreicht die Höhe von faſt 80 Fuß; 12 Fuß hoch iſt die Statue; die Verjüngung nach oben iſt vortrefflich, und von allen Seiten der Anblick befriedigend. Der König ſitzt mit zum Segnen ausgeſtreckter Rechten auf einem Thron; die Linke, das Scepter haltend, ruht im Schooße. Er iſt in den langen Krönungsornat gekleidet, der dem Bildhauer für ſchöne Gewandmotive Gelegenheit gab. Das entblößte Haupt neigt er liebend und gütig herab zu ſeinem Volke, und ſeinen Mienen ſieht man die Freundlichkeit und Herzlichkeit an, die ihm ſo eigen war. „Wie wenn er lebte! wie wenn er's wär'!“ hört man die Leute reden. In der Nacht hatte man zu ſeinen Füßen hinauf einen Immortellen-Kranz geworfen.

Der Sockel, auf dem die Statue ruht, wird von vier herrlichen, ſitzenden Löwen halb getragen, halb gehalten; ſeine Seitenwände ſind mit Reliefs geſchmückt, in denen

Erignerungen an das Leben des Königs gegeben ſind. An der Vorderſeite, die die Inſchrift trägt: Max. Josepho, regi Bavariae cives Monacenses MDCCCXXIV, (denn ſchon in dieſem Jahre wurde der Beſchluß gefaßt), ſieht man die Lieblingsſtudien des Königs, die Naturwiſſenſchaften dargeſtellt; nach Mittag hin iſt die Pflege des Geiſtes und Landes, (Wiſſenſchaft, Induſtrie, Ackerbau, ꝛc.), auf der Morgenſeite die Verleihung der Konſtitution, gegen den Königsbau hin die Ausgleichung der katholiſchen und proteſtantiſchen Confeſſion und die Pflege der Künſte bildlich vorgeſtellt. Zwiſchen den Löwen ſteht an der einen Seite die Statue der öffentlichen Wohlfahrt mit dem Füllhorn, auf der andern die Bavaria.

Mächtig und wohlthuend erhebt ſich dieſes ſeltne Denkmal zwiſchen den drei Palläſten, eine der ſchönſten Zierden der Stadt, eines der bedeutendſten Werke der neuen deutſchen Kunſt.

Rauch war in München, aber — wer glaubt ſo etwas im Ausland? — weder er, noch der um das Werk ſo hochverdiente Gießer deſſelben, Herr Inſpektor Stieglmaier — erfuhren an dem Tage die mindeſte Auszeichnung. Man ſah ſie dem feierlichen Akte der Enthüllung des Werkes, an dem ſie neun Jahre mit unermüdeter Sorge gearbeitet, durch das Fenſter eines benachbarten Wirthshauſes zuſehen. Wir hätten uns wenigſtens von Seite der Künſtler etwas erwartet, das dem Magiſtrat gezeigt hätte, wie man dem Genius dankt.

Ueber die Darſtellung von Victor Hugo's „Angelo" auf der Frankfurter Nationalbühne.

Von

Eduard Beurmann.*)

Wir wollen hier nicht von allen jenen affectirten Ingredienzien der romantiſchen Schule ſprechen — von heimlichen Thüren, kleinen Amuletten, oder Kreuzen, Henker-Beilen, ſchwarz behangenen Blöcken, aber die Frage ſei uns erlaubt: Glaubt ihr, daß Tisbe, die da ſpricht: „Ach, Signor, wenn man eiferſüchtig iſt, hat man nicht Venedig, nicht den Rath der Zehn vor Augen, nicht die Sbirren, die Spione, den Canal Orfano — nur ein einziges Ding: die Eiferſucht," glaubt ihr, daß dieſe Tisbe ſich durch ein Kreuz, welches ihre Mutter einſt trug, und durch alte, längſt verklungene Erinnerungen werde umſtimmen laſſen? Wir ſind anderer Meinung, dieſes Kreuz, mit den eingegrabenen Zügen: Tisbe, motivirt in keiner Hinſicht das weiße ſtatt des ſchwarzen! Wir glauben an die Kindesliebe, aber wir glauben noch mehr an die Leidenſchaft. Eine Mutter kann das Kind dem Geliebten vorziehen, die Tochter wird am Ende den Geliebten der Mutter vorziehen. Die Geſchlechtsliebe iſt mächtiger, als die Kindesliebe. Aber, werdet ihr ſagen, Tisbe ſieht ein, daß Rodolfo ihr doch verloren iſt. Die Eiferſucht — antworte ich — gönnt ihn keiner Anderen. Was iſt ein Kreuz, ein altes meſſingnes Kreuz gegen die Eiferſucht? Was ſind Worte, die längſt im Grabe modern, gegen die Liebe? Was die Pointe dieſes Stücks ſein ſoll, das wird die Klippe deſſelben. An dieſem Theatercoup ſcheitert die innere Wahrheit. Das Pflichtgefühl macht ſich als deus ex machina geltend. Wir bedauern, daß dieſer Kunſtgrif, den wir ſchon in „Notre Dame" kennen lernten, der aber dort nur eine Wiedererkennungsſcene herbeiführt und von unwiderſtehlicher Wirkung iſt, (wir meinen den Kunſtgrif mit dem Kreuze) hier von Neuem angewendet wurde. Der kleine Schuh Esmeralda's erſchließt uns eine herzzerreißende Scene: die Liebe findet ſich wieder. Das iſt nichts außergewöhnliches. Aber das Kreuz der Mutter dient zu etwas ganz Anderem, es macht die Tochter tugendhaft, zu einer Heiligen. Das hört ſich ſchön an, aber wir glauben nicht daran. Hätte nicht der Dichter ſeinen Zweck, die ſocialen Verhältniſſe zu ſchildern, die Menſchen, den Staat und ſeine oft ungereimten Satzungen, hätte nicht der Dichter dieſen Zweck auch ohne die vielen Theater-Zuſätze erreichen können? So viel Leidenſchaft, Wahrheit, ſo viel Leben an die Bretter zu feſſeln, ſtatt an die Welt, um die große Menge zu kitzeln, das iſt der Vorwurf, den man Hugo machen muß.

Man muß das Stück leſen, und zwar in der Überſetzung Duller's — die wir ſehr gelungen nennen, weil ſie jene kräftige, geſchmiedete Kürze Hugo's wieder bietet, weil ſie Poeſie iſt — man muß das Stück leſen, um alle dieſe Schönheiten zu faſſen, die um ſo ſchöner, weil ſie wahr ſind. Hugo ſpricht: „So werde ich denn feſt ausharren, und, ſo oft ich es für nothwendig halte, daß eine nützliche, ſociale, menſchheitliche Idee bis in ihre kleinſten Details hinab allen ſchaubar werde, ſie durch das Vergrößerungsglas der Bühne zeigen." Hugo hatte dabei die erſte Bühne der Hauptſtadt vor Augen. Unſere Schauſpieler haben ſich alle Mühe gegeben, Einzelnheiten waren vortrefflich, aber wir rathen denn doch dem Volke, lieber das Stück zu leſen, wir ſind der Meinung, daß die Darſtellung des „Angelo" auf unſerer Bühne wenig mit einem Vergrößerungsglaſe gemein hat. „In unſerm Jahrhundert," ſagt V. Hugo, „iſt der Horizont der Kunſt ungemein erweitert. Sonſt ſprach der Dichter: „das Publikum;" jetzt ſpricht er: „das Volk!" — Unſere Schauſpieler blieben bei dem Publikum ſtehen. Dem. Lindner war in vielen Scenen die bewährte Meiſterin, Mad. Meck ſtrebte mit allen Kräften nach einem höheren Ziel, Herr Weidner war durchgehends brav, Herr Hendrichs war in der letzten Scene vorzüglich, Herr Becker ſpielte ruhig. Aber das Enſemble war ein ohnmächtiges, eine Total-Wirkung machte ſich nicht geltend, die Grund-Idee wurde nicht hervorgehoben.

Ehe wir zu den einzelnen Leiſtungen übergehen, ſei uns die Frage geſtattet: Iſt es erlaubt, die Überſetzung eines Dichters bruchſtückweiſe in die Überſetzung eines Überſetzers zu verweben? Die Bühne hat Pflichten gegen den Dichter, die Zeit iſt vorüber, wo ſie ihn wie einen pauvre honteux behandelte. Die Kritik wird die Bühne an dieſe Pflicht erinnern. Warum hat man den „Angelo" Duller's zerſchnitten, um die Blößen des Georg Harrys damit zu bedecken?

Die Überſetzung von Harrys iſt nackt und nachläſſig. Hätte man nicht zufällig den „Block mit dem Henkerbeil" im Duller's Überſetzung wieder gefunden, die Bühne würde in Verlegenheit geweſen ſein. Hie und da glaubte man ſogar, Duller habe dieſen Block auf eigene Hand in die Überſetzung geſetzt. Man mußte wirklich ſehr im Reinen ſein über die Dichtung! Georg Harrys überſetzt: Venise despote, la voilà, Venise courtisane la voici durch „hier das despotiſche Venedig, dort das höfliche Venedig." Wie fein! Das Grabgewölbe der Romana's nennt er eine Höhle. Den doyen de St. Antoine de Padoue macht er zu einem Decan, ſtatt Dechanten. Die erſtere Bezeichnung gebraucht man nur von einer weltlichen Würde. Der Titel: „weiß ſtatt ſchwarz" iſt unbeſtimmt. Es heißt im Originale: „Le blanc pour le noir," das weiße, ſtatt des ſchwarzen, nämlich Fläſchchen.

---

*) Anmerkung. Wenn die Leſer des Phönix ſeit längerer Zeit Berichte über die Leiſtungen auf der Frankfurter Nationalbühne vermißten, ſo mögen ſie für dieſen Umſtand die Erklärung als Grund annehmen, daß die neu zur Darſtellung gebrachten Stücke und die Repriſen in jeder Beziehung zu unbedeutend waren, als daß es der Mühe verlohnt hätte, über Angely, Harrys und dergleichen Autoren oder über darſtellende Künſtler zu ſprechen, welche verurtheilt ſind, ihre Kräfte rückſichtslos zu vergeuden. Victor Hugo's Angelo, am 18. October dargeſtellt, war, — ſeit langer Zeit, — ein intereſſantes Thema für die Schauſpieler und das Publikum. Wenn im Verlauf des obigen Aufſatzes von dem Herausgeber des Phönix die Rede iſt, möge der geneigte Leſer ſich überzeugt halten, daß der Unterzeichnete nie in näheren Beziehungen zu der Frankfurter Bühne ſtand, und daß daher die Mittheilung der bezüglichen Stellen in dieſem Artikel mit Perſönlichkeit nichts gemein hat.

Dr. Eduard Duller.

Wir loben es, daß die Darſtellung gut zuſammen ging. Der Mechanismus war ohne Störung. Wir wollen uns jetzt um den Geiſt der Darſtellung bekümmern.

Tisbe iſt Leidenſchaft; Leidenſchaft, Glut, Flamme iſt die Grundbedingung ihres Charakters. Sie ſoll die Geſchlechtsliebe in ihren höchſten Stadien repräſentiren. Die Tugend darf hier nicht dominiren. Iſt vom Zartgefühl die Rede, ſo iſt es nur das Zartgefühl der Tochter gegen die Mutter, mehr Inſtinkt als Tugend. Dieſes Zartgefühl nimmt endlich den Charakter der Pflicht an. Die Pflichterfüllung wird Tugend; aber in dieſe reine Sphäre tritt Tisbe erſt in gänzlicher Unbeſchränktheit im letzten Akt. Hier erſt iſt der Sieg. Der erſte Akt ſoll uns das Bewußtſein der Leidenſchaft veranſchaulichen; der zweite und dritte Akt veranſchaulichen uns die Reſultate der Leidenſchaft, endlich den Kampf der Leidenſchaft mit der Liebe zur Mutter. Dem. Lindner hob offenbar den erſten Akt nicht hervor — wir meinen die Leidenſchaft, die Liebe, die Eiferſucht. Hier mußte der Vulkan im Innern in der Darſtellung ausgemalt werden, jener Vulkan, der im Anfange des zweiten Akts ſeine glühende Lava über Liebe und Leben ausſtrömt. In dieſen letzten Momenten war Dem. Lindner unübertrefflich. Aber die Übergänge zu ſanfteren Gefühlen wurden darauf nicht vorbereitet, der Kampf trat nicht an's Licht, es war ein jäher Sprung. Offenbar hatte Dem. Lindner ſich zu viel edle Elemente in dieſem Charakter gedacht, zu viel Tugend. Tisbe iſt keine Milford; Tisbe wird nicht durch eigene Erkenntniß tugendhaft, ſondern durch die Nothwendigkeit, ſie muß; denn ihre Mutter will es nicht anders.

Mad. Meck, Catarina. Hier haben wir den Gegenſatz Tisbe's. Das Fundament des Charakters iſt daſſelbe, wie bei Tisbe. Aber die Verhältniſſe ſind hier der Liebe günſtig; Catarine leidet nicht an der Liebe, ſie lebt in der Liebe und iſt tugendhaft. Denkt euch die Julia Shakeſpeare's und ihr habt Catarina. Das Unglück des Despotismus ſocialer Verhältniſſe iſt der rauhe Nord dieſer Liebe, aber die Liebe ſelbſt blüht golden und ſchön, wie eine Feuerlilie. Hier darf nichts Krankhaftes, keine Sehnſüchtelei, kein Mondſcheinwehklagen hervortreten. Wir müſſen die Liebe in ihrer ganzen Kraft, in aller ihrer Angſt und Pein, ihrem Hangen und Bangen ſehen, wir müſſen ihren ſüßen, reinen Ton vernehmen, ihre Äolsharfenklänge. Dieſe Liebe ſteht großartig da, nicht zerriſſen. Wer möchte es beſtreiten, daß Mad. Meck über dieſen Theil des Charakters im Reinen war? Wer möchte es läugnen, daß ſie nach der Löſung dieſer Aufgabe ſtrebte? Aber unſere Phantaſie iſt mächtiger, als eine Darſtellung, die an ſo manchen Schwächen litt und von der Sentimentalität feſtgebannt wurde. Ein armes, geängſtigtes Weib gelüſtet uns nicht hier zu ſehen; wir verlangen Liebe, Verzweiflung, Sieg. Wir verlangen eine Heldin, die ihr Leben der Liebe zum Opfer bringt; wir verlangen in der Scene 8 des dritten Akts Stolz und Verachtung, Adel und Triumph des Selbſtbewußtſeins, glühenden Hohn, Wuth und Rache, und zwiſchen dieſem Allen jene milden Klänge, die wir ſo ſchwach definirt haben, zwiſchen dieſem Allen jene unnennbare Angſt vor dem Tode. Das iſt eine Aufgabe, die Mad. Meck nicht zu löſen vermochte. Wir erkennen das Studium, den guten Willen der Darſtellerin an. Aber es fehlen ihr die Kräfte. Die Kritik muß die Erhabenheit der Dichtung in Schutz nehmen und eingeſtehen, daß dieſe Rolle, da Dem. Lindner beſchäftigt war, eben keine beſſere Repräſentantin auf unſerer Bühne finden konnte. Anmuthig und in ihrer eigenthümlichen Individualität gab Mad. Meck die erſte Scene mit Rodolfo.

Herr Weidner, Homodei. Warum ſagten die Darſteller Homo-dei und nicht Homo-de-i? (Mann Gottes.) Hugo liebt die lateiniſchen Bezeichnungen für dergleichen Charaktere. Wir erinnern an Quaſimodo. Herr Weidner löſ'te die Aufgabe ſicher und conſequent; dieſer Charakter iſt Neid, Bosheit, Rache. Wir können hier nur lobende Anerkennung zollen.

Herr Becker, Angelo. Ruhe, aber keine Würde. Fällt euch nicht bei dieſem Angelo Don Gutierre ein, der Arzt ſeiner Ehre? Das mußte durch den Adel motivirt werden. Der ſtarke Mann ſoll hervortreten, er, den die ſocialen Verhältniſſe beſtimmen. Nicht Blutgier leitet ihn, ſondern dieſe Verhältniſſe, der Despotismus der bürgerlichen Geſellſchaft, die dem Manne geſtatten, was ſie dem Weibe verweigern. Warum ſagte Herr Becker: „Ihr habt noch eine Stunde vor Euch," ſtatt: Ihr habt noch eine Stunde vor Euch? „O, ſagt einen Tag!" antwortet Catarina. Der Begriff der Stunde, dieſer Zeile des Lebens, mußte hervorgehoben werden.

Herrn Hendrich's Spiel, als Rodolfo, haben wir oben bezeichnet.

Buntes.

.*. In England ſind gelungene Verſuche gemacht, mit Gasflammen zu heizen. In London werden ſchon mehrere öffentliche Gebäude auf dieſe Weiſe erwärmt.

.*. In der franzöſiſchen Akademie legte Herr Aguado kürzlich die Mondtafeln des Herrn Beer, Bruder des Componiſten Meyerbeer, vor, die jener auf ſeiner Sternwarte bei Berlin im Thiergarten bekanntlich entworfen hat. Herr Aguado empfahl ſie ſehr wegen ihrer Genauigkeit und wegen den darauf angegebenen neuen Beobachtungen. Auch Sieboldt wurde in die Akademie eingeführt, hat Stellen aus ſeiner Reiſe vorgeleſen und verſprochen, die ſchon ſeit mehreren Jahren erwartete Herausgabe ſeiner Beobachtungen in Japan bald zu beſorgen.

.*. Von dem ehemaligen Miniſter und Dichter Martinez de la Roſa, wird eine politiſche Schrift in Kurzem erſcheinen: El espiritu del siglo, der Geiſt des Jahrhunderts, wahrſcheinlich eine Rechtfertigung ſeines Miniſteriums.

.*. Beim Bohren eines arteſiſchen Brunnens bei Paris, führte das herausſprudelnde Waſſer Aale mit ſich. Flußſand war ſchon früher beobachtet. Dies iſt ein Beweis, daß das Waſſer, welches aus dem Innern der Erde hervordringt, nicht, wie einige meinen, durch Infiltration gebildet wird, ſondern, daß ſich wirklich dort größere Waſſerbehälter, ſelbſt Flüſſe befinden.

.*. Spontini wird endlich die deutſchen Componiſten, die ihm ſchon ſeit Jahren ſeine Unthätigkeit vorwarfen, beſchämen. Auf dem Carneval des nächſten Jahres wird, wie es heißt, eine von ihm neu geſchriebene Oper in Berlin gegeben werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 250. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 22. October.

Eine Stimme aus Frankreich über Uhland.

(Das neueſte Heft der Revue des deux mondes enthält einen größeren Artikel von Henri Blaze, überſchrieben:
„Poëtes et Musiciens de l'Allemagne. —
Uhland et M. Dessauer." —
Wir entlehnen daraus nur die folgenden Betrachtungen über Uhland, und ſind überzeugt, daß es dem deutſchen Leſer nicht gleichgültig ſein kann, die Ehre der deutſchen Poeſie, deren mannhafter Herold Uhland genannt werden kann, im Ausland ſo eclatant anerkannt zu hören.)

Uhland iſt einer von jenen ſeltenen, wunderbaren Dichtern, welche ihr Vaterland mit gläubiger Begeiſterung lieben, ſo tiefſinnig aus dem Grund der Seele, daß es ihnen nicht genügt, die Heimath blos in ihrer Größe zu betrachten und nach dem Platze zu meſſen, welchen ſie in der Geſchichte einnimmt, nein, es iſt ihnen ein Bedürfniß, die Individuen geſondert zu faſſen, ihre Leiden der Reihe nach zu zählen und ſie in ihren ruhigen Stimmungen zu beachten, um ſich aller dieſer Details rühmen zu können. Uhland liebt hauptſächlich jene muthigen blonden Burſche, jene friſchen, kräftigen Mädchen vom Lande; begegnet er ihnen des Abends, ſo hält er ſie auf, fragt ſie um ihre Familie und ihre Liebe; ſieht er, wie treu das Mädchen ihrem Vater, ihrem Geliebten iſt, der ihren Beſitz auf fernem Schlachtfeld durch Gefahr und Ehre gewinnen will, ſo drückt er ihr beim Abſchied die Hand, und iſt auf ſein Deutſchland um dieſes braven treuen Herzens willen eben ſo ſtolz, wie um ſeines glorreichen Luther's willen. Alles, was deutſch iſt, bewegt ihm die Seele, die Größe ſeiner Hauptſtadt und die unſchuldige Armuth auf dem Lande, die alte Linde, deren Blättergeſäuſel ihn des Mittags in Schlaf wiegt, und das unbedeutende Blümchen iſt ihm gleich ehrwürdig; wohin er blickt, gibt es nur ein Deutſchland für ſein Auge; Deutſchland erkennt er in der Jungfrau die ihm begegnet, in dem Jüngling, dem er Muth in's Herz ſpricht, in der Luft, die er einathmet. Als Deutſchland an alle ſeine Söhne ein Aufgebot ergehen ließ, eilte Uhland vom Bette der ſterbenden Mutter, zur Allmutter: Deutſchland; er tröſtete ſie, wuſch ihr die breite Wunde, und die Schmutzflecken vom heiligen Leib, trank aus dieſen Brüſten, deren reine Milch er geſogen, Herzblut. Zehn Jahre ſpäter hatte ſich die Todesſieche zu neuem Leben verjüngt und ſang, wie Gretchen vor dem Spinnrad; da ſaß Uhland zu ihren Füßen, blickte ihr voll Seligkeit in die blauen Augen und ſang ihr Lied nach. Hört er den Fußtritt des Franzoſen auf der Erde, auf welcher er ſo oft geruht, ſo ſpringt er auf und ſingt beim Kugelgießen, wie Webers Kaspar, und auf ſeinen gewaltigen Aufruf ſammelt ſich aus Kirchen und Hochſchulen, aus den Gebirgthälern und den Ebenen ein Landſturm mit wild flatterndem Haar, der mit jedem Schritt weiter wächſt und die Refrains ſeiner Lieder im Chorgeſang anſtimmt. Als der Krieg beendigt iſt, als der Tod ſeine Menſchenernte vollbracht und aufgeräumt hat auf dem Plan, als der Landmann ſein Feld wieder durchpflügt und beſäet, tritt Uhland wieder auf, ernſt und traurig, die Züge ſeines Geſichts von Anſtrengungen und Entbehrungen abgemagert, er ſetzt ſich auf das Steinbänkchen vor dem Hauſe und unterhält ſich mit dem Mädchen; alle Nachtigallen des Frühlings füllen die Krone des Baums nicht mit ſo ſüßer Muſik, als die Stimme des Kindes ſeine Seele.

Es gibt gewaltige Naturen, die nur auf den höchſten Firnen hauſen können und wie der Adler unverwandt in die Sonne ſchauen, Halbgötter, welche ſich in unerreichbare Regionen verlieren, Köpfe, deren Stürme mit den Eichen des Waldes zugleich die weite Fläche erſchüttern, die ein Blitz, aus Gottes Hand geſendet, zuweilen zu Boden ſchmettert. Sie vermiſchen ſich nicht mit den Menſchen neben ihnen und wenn ſie aus dem immerwährenden Zuſammenhang, in dem ſie mit den gewaltigen Ereigniſſen der Natur ſtehen, hernieder blicken und ſich von einem irdiſchen Weh übermeiſtern laſſen, ſo ſchießen ſie wie der Adler auf das weidende Lamm hernieder, raffen es mit ſich empor und bekleiden es droben in ihrer einſamen Höhe mit einem himmliſchen Gewand, deſſen ſtrahlendes Weiß ſie vom Schnee der Gletſcher und von Sonnenſtrahlen entlehnen. Dieſe Götterſöhne leben in abgeſchloſſener Alleinheit, nie laſſen ſie glänzende Illuſionen nahe an ſich herankommen, ſie fürchten, daß dieſe reizenden Feen ſich vor ihrer ſtarren Betrachtung in Nebel auflöſen; die Reflexion vertritt bei ihnen die Stelle des Gefühls. Sie werden ein Gretchen, ein Clärchen erſchaffen können, ohne je ſelbſt geliebt zu haben; der Verſtand tödet ihnen das Herz. Ich weiß, wie ſchön es iſt, nach dem Vorbild jenes Jupiterhauptes ſchaffen zu können, ohne von der Zeugung erſchüttert zu werden; ich weiß, daß es dem Poeten zuſteht, mitten in den Leidenſchaften, die er zur Flamme anbläſt, kalt zu bleiben und verzweifelnde Herzen taſtend zu beſingern, ohne ſich um ihr Weh zu kümmern; — und doch müßt ihr eingeſtehen, daß, wenn dies der Beruf des Dichters iſt, der, welcher ihn erfüllt, auf ſeine urſprüngliche Natur verzichte und für die Poeſie ſein menſchliches Fühlen aufgebe. Wenn der Dichter auf ſein Werk ſeinen Namen nicht mit ſeinem Blute ſchreibt, ſo wird das Werk, wenn es ſonſt den Bedingungen der Schönheit entſpricht, bleiben, aber ſein Name für die Nachwelt verhallen. Chriſtus koſtete auf Erden unſer Menſchenweh aus, warum ſollte der Dichter die Leiden, welche er ſchildert, nicht ſelbſt durchfühlen? Wer ruhig und heiter bleibt, wer ſich das Hineinfühlen in die Leidenſchaft als ſanitätswidrig vom Leibe hält, der iſt ein Menſch von antikem Schrot und Korn, ein Marmorbild, welches ich bewundern aber nicht anbeten kann. Schiller, Uhland, Novalis, — hier ſeht ihr die Märtyrer, zu deren Religion ich mich bekenne; ich gehöre nicht zu denen, welche blos für Titanennaturen eine Sympathie haben.

Uhland und Novalis, dieſe beiden Geiſter, welche für den erſten Anblick ſo ſehr gegen einander zu contraſtiren ſcheinen und ſich doch durch ein geheimnißvolles Band brüderlich verwandt ſind, Uhland und Novalis haben jeder nur *ein* Buch geſchrieben, aber in dieſem Buche iſt mehr von reiner, wahrer Liebe, von aufrichtigen Thränen, von rein menſchlichem Schmerz, als in allen Elegieen unſerer Zeit. Immer findet ihr in dieſem Buche denſelben Grundgedanken, dieſelbe Blume auf dieſer Wieſe; aber der Gedanke wechſelt in verſchiedenen Phaſen, die Blume verändert ſich zu allen Formen, welche das Geſetz ihres Daſeins bedingt; bald öffnet ſie ſich dem Sonnenſtrahl, bald neigt ſie ihr Haupt; heute trägt ſie ihre Thautropfen wie einen Halsſchmuck von Perlen, morgen, wenn ſie ſtirbt, wie Thränen. Beide Dichter wandeln durch das Leben hin mit dieſer Blume in der Hand, deren Blätter ſie allenthalben hinſtreuen, in den Bach, auf den Raſen, auf ein Grab. Ich glaube: — dieſe Blume ſieht ſo ziemlich aus wie das menſchliche Herz.

(Fortſetzung folgt.)

Der Goldmann.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

III.

Es ſchallet eine ſelt'ne Wunderkunde —
Von Ohr zu Ohr, ſie fliegt von Mund zu Munde,
Und wer ſie hört, und wer ſie weiter redet,
Dem wird das Herz von gift'gem Neid befehdet.
Manch Frommer, der ſich kreuzt davor und zittert,
Iſt eiferſüchtig nur, und *ſcheint* — erbittert.
Was iſt's? Was ward? Was glotzt die [illegible] Menge
Dort vor dem Haus im wirbelnden Gedränge?
Was für ein Wunder d'ran, das ſie begafft?
Das tauſend Blicke mächtig an ſich rafft?
„Fenſter von Gold!" — Je nun, was kümmert's euch?
Was Wunder d'ran? Der Hausherr iſt ja reich,
Kann's haben, halten, wie er ſich's beſtellt;
Ein toller Kauz ſchafft blos, was *ihm* gefällt.
„Nein! Nein! Das geht nicht zu mit rechten Dingen,
Das ließ ſich nur mit Satans Hülf' vollbringen! —
Geſtern von *Stein* noch, heut' von Gold!
Der Teufel that's in jenes Filzes Gold! —
Hinein zu ihm, reißt ihn heraus,
Nieder mit dem verfluchten Haus!
Schon Sünde g'nug, ſo reich zu ſein,
Ein Teufelsbanner obendrein!
Reißt ihn in Stücke! Auf! Hinein!"

IV.

Indeß das Volk draußen wie toll
Herbeiſchleppt Balken, Stein', Balliſten,
Zu ſättigen den neid'ſchen Groll,
Sitzt d'rin der Kaufherr auf den Kiſten,
Er hat genoſſen die ſüße Koſt,
Er hat des Zaubers Kraft erprobet;
Was kümmert's ihn, ob drauß erboſ't
Der Pöbelhaufe raſt und tobet.
Und, — wie die Menge gafft und tollt, —
Was er berührt, wird ja zu Gold! — —
Wie ein ſiegreich ruhender Held
Thront er brütend auf ſeinen Schatzkaſten,
Schafft ſelbſt im Schlaf, im Traum, im Raſten,
Er iſt der allmächtige König der Welt.

Sein Hauch, ſein Finger hat Schöpfungskraft.
Es ſtrömt daraus goldſchimmerndes Werde; —
Eh' der Gedanke dem Hirn ſich entrafft,
Küßt ihm die Sohlen mit Goldmund die Erde.
„Hinaus! Hinaus! die Erd' auf und ab,
Dürrer Stecken wird mir zum Königsſtab,
Welke Blätter am Waldesbaum
Zum raſſelnden Goldbach, berühr' ich ſie kaum.
Golden klirrt unter mir der Steg.
Die hohle Frucht, gefunden am Weg,
Wird gleich in der Hand mir zum goldnen Pokal,
Dürſt' ich nach kühler Labung einmal.
Anjubeln auf meinen Spuren
Werden mich alle Creaturen.
Und ich kann für jeden hündiſchen Gruß,
Wenn ſie mir ſchmeichelnd die Kniee umklammern,
Unerreichbar dem Fleh'n, dem Neid und dem Jammern,
Auf ihren Nacken ſetzen den Fuß!
Doch halt! Nein! Nein! Was wollt' ich beginnen?
Stampft rings Gold aus dem Boden mein Tritt,
Kann ich's behüten? Ha, andre gewinnen,
Indeß ich fern bin, was ihnen gefällt,
Theilen's unter ſich mit ſcharfem Schnitt,
Zerhacken, entraffen
Meine goldene Welt!
Soll ich's ſo leicht den Schurken ſchaffen?
Nein! Nein! Nein!
Hier bleib' ich, hier iſt meine Welt!
In Gold verwandl' ich des Hauſes Wände,
Dach und Riegel verwahren das Haus;
Keines Diebes frevelnde Hände
Raffen die goldne Welt mir heraus!
Hier will ich jahrelang träumeriſch ſpielen
Goldſelige Spiele. Ein Druck der Hand —
Und ich kann die Wandlung befühlen,
Befingern, in ewig neuem Golde wühlen,
Das ich erſchuf aus des Hofes Sand."

Doch, ach! wie täuſcht ſich Wolluſt gerne,
Wähnt ſie, für lange Zeit, noch ferne,
Zu reihen wie an ew'ger Schnur
Secunde an Secunde nur.
Ein einzig Mal taſtet die Hand,
Und ſchnell goldglänzt die *ganze* Wand,
Die zweite, die dritte, jede im Haus,
Weit und breit.
Schnell dampft ſich der Rauſch der Hoffnung aus,
Und in gräßlicher Sättigkeit,
Einſam, allein,
Sieht er rings um ſich nur des Goldes Schein.

„Hinein! Hinein!"
Brüllt draußen die Menge.
Es knäult das Gedränge
Sich dichter zuſammen;
Sie ſehen die goldig funkelnden Wände,
Schon ſchwingen ſie neidiſch flackernde Brände
Und ſchleudern ſie in des Dachwerks Sparren,
Hoch-auf lecken und züngeln die Flammen,
Die Balken knarren,
Es kniſtern die fliegenden Funken;
Unter des Feuers Küſſen,
Wie von des Weibes inbrünſtigen Lippen,
Die, wolluſttrunken,
Auf's Neu' an des Mannes Herzen nippen,
Erweicht mit leiſe klingendem Hall
Das kalte Metall.
Von den Flammenküſſen
Hervorgelockt,
Regt ſich's in des Goldes Adern, wie Blut,
Das lang' geſtockt, —
Jetzt beginnt's zu ſchießen,
Spritzt hervor, wie aus tauſend Wunden,
Wie aufgeküßt von tauſend Munden.

(Fortſetzung folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Die Ouvertüre begann; der neben mir ſtehende Freund gab ſich nun alle Mühe, ſeine Gefühle bei vorzüglichen Stellen durch die ganze Vorſtellung hindurch mir theils durch Blicke, — ſein Auge ſtand dabei in Thränen — theils durch einzelne Worte deutlich zu machen. Ich begriff ihn oft, und geſtehe es, daß dieſe Muſik der Sphären eine größere Gewalt auf mich ausübte, als alle Gründe der Vernunft, als aller Troſt aus Freundesmund!

Der Abend wird mir, ſowohl in Bezug auf mich, als auf Hoffmann unvergeßlich bleiben; denn nie ſah ich es ſo deutlich ein, mit welch hohem, heiligem Ernſte er ſich der Kunſt der Muſik ergeben und wie dieſe allein als ein inneres Evangelium in ihm lebte, aus ihm ſprach und magnetiſch wirkte.

Hätte ich dieſe Scene mit Hoffmann, dieſem muſikaliſchen noli me tangere, ſo lebhaft im Gedächtniß gehabt bei jener ſpätern mit dem Glaſe Waſſer, die ich ſchon im vorigen Abſchnitte beſchrieb, und hätte ich ſie ſo lebendig gefühlt, als jetzt beim Niederſchreiben, — ein anderer Ausgang der Scene würde gewiß ſtatt gefunden haben.

So lebte Hoffmann ein Jahr hindurch ein reiches und heiteres Gemüthsleben, und wenn auch hie und da von außen der *Erdgeiſt* ihm beweiſen wollte, die Welt gehöre ſein; ſo wurden doch immer ſchnell durch Freundeshülfe Mittel gefunden, den unedlen Geiſt zu beſchwichtigen.

* * *

Daß ich, meiner Geſundheit wegen, der Jagd oblag, und oft ganze Tage abweſend war, fiel Hoffmann eben ſo ſchmerzlich als mir, und es mußte ein Mittel erſonnen werden, wie dem abzuhelfen ſei.

Wo es geſchehen konnte, begleitete er mich, ohne ſelbſt an der Jagd praktiſch Theil zu nehmen; — nach und nach aber gewann er ſelbſt daran Intereſſe. Daſſelbe wuchs von Tage zu Tage, und wie er alles mit ſeiner üppigen Phantaſie zu bekleiden wußte, ſo malte er mir mit glänzenden Farben aus, wie eigentlich das Jagdvergnügen, wenn es recht getrieben werde, durchaus kein rohes, ſondern ein poetiſches ſei.

„Aber das können nur wir, Liebſter," ſagte er ſcherzend, „drum weihen Sie mich ein!"

Ein Gewehr wurde angeſchafft, und ich begann, den Freund das Schießen zu lehren. Als Anfang war zum Jagdfelde der ziemlich große Garten beim Theatergebäude auserſehen, wo zuerſt Vögel geſchoſſen werden ſollten.

Hoffmann ließ ſich ziemlich gut an, nur überflügelte die Phantaſie ihn hier wie bei Allem. — Nach faſt jedem Schuſſe, und wenn der Sperling ihn kaum gehört haben konnte und luſtig davon flog, wollte er ihn getroffen haben. — Meine lächelnde Miene und die Verſicherung, daß dem nicht ſo ſei, ärgerten ihn und mehr als einmal ließ er ſich ſo vernehmen:

„Aber Beſter! Theuerſter! Haben Sie denn gar keine Augen, ſehen Sie nicht, wie ſchnell der Spatz ſich zur Erde ſenkte, — dort muß er liegen,“ und en carrière durchlief er die Kraut- und Rübenfelder, — verſteht ſich ohne Erfolg.

Ich. — „Hoffmann ſchießen Sie; ſehen Sie den Vogel auf jenem Dache?“

Er. — „Ja! Ja!“ (ſein Herz pochte.)

Ich. — „Nur Zeit genommen! langſam, — zielen Sie recht — er bleibt ſchon ſitzen.“

Er. — (Schießt.) „Paff! Da liegt er!“

Ich. — „Wo? er flog ja links davon!“

Er. — „Nicht möglich, ich hatte ihn zu gut im Auge, er muß auf der andern Seite des Daches hinuntergeſtürzt ſein!“ (und kaum geſagt, war er ſchon über die Mauer geſprungen, den Vogel zu holen.)

Er. — (wiederkommend.) „Das weiß der Teufel, wo der hingekrochen und ſich verſteckt haben mag!“

So wurden die Übungen fortgeſetzt, und es gelang dem neuen Schutzen nach und nach, einen ſitzenden Vogel zu ſchießen; im Fluge iſt es ihm nie damit gelungen.

Höchſt komiſch war die Scene, als er mir den erſten, von ihm getroffenen Vogel brachte.

„Nun, iſt der wieder nicht getroffen?“ kam er, einen Finken in der Hand haltend, zu mir gelaufen.

„Trefflich,“ erwiederte ich, „er regt keine Feder mehr!“

„Sehen Sie, Liebſter, und gerade im Kopf getroffen, wohin ich zielte, — o! jetzt gehts gut, jetzt hab' ich's ganz weg, Sie werden ſehen, wie ſelten ich fehlen werde.“

Nun betrachtet er den Vogel, ihn ſtreichelnd, mit großer Behaglichkeit und entwickelte im vollſten Ernſte nach und nach einen Monolog, der an jenen in Hamlet, bei Betrachtung von Yoriks Schädel erinnerte und in ſeiner Art eben ſo originell war.

Was Lehrer und Schüler am Tage geſchoſſen, ward des Abends gebraten, und Letzterer bezeichnete die Vögel, die er erlegt, um ſie auch für ſich allein zu genießen.

Überaus beluſtigend war es, wie er mir und den um ihn ſitzenden Gäſten demonſtrirte, wie es doch ein ganz eigenes Gefühl ſei, ſeine ſelbſtgeſchoſſenen Vögel zu verſpeiſen, wie dieſe ganz anders mundeten als fremde, worin das wohl läge? u. ſ. f. — Es dünke ihm, ſetzte er ſcherzend hinzu, als röchen und ſchmeckten die Lorbeeren hervor, die hier der Zunge des Siegers ihren ſchuldigen Tribut bringen wollten.

Nachdem der Jagdzögling ſo weit in der Kunſt herangewachſen war, daß man ihm ohne Gefahr ein Gewehr beim Hühnerſchießen anvertrauen durfte, ward er von mir mehrmals zu einem benachbarten Förſter mitgenommen. — Soviel Mühe ſich derſelbe mit dem Zögling aber auch gab, ſo wenig konnte er es dahin bringen, ihn ein Feldhuhn erlegen zu ſehen. Er war ſtets zu unruhig; bei jedem Aufſteigen einer Kette Hühner erſchreckte er, bei jedem Haſen im Lager erblaßte er, und wenn er unter heftigem Klopfen des Herzens losdrückte, lief der Haſe davon und gemeiniglich hatte er ihn gar nicht liegen ſehen: denn ſeine Phantaſie, wenn man ihm ein Haſenlager wies, malte die erſte, beſte Erdſcholle als ein ſolches ſich ſo natürlich aus, daß er keck auf dieſelbe zuſchoß und herzhaft belachte er dann den Spaß, daß das Häslein aus einem ganz andern Loche, als worauf er gezielt, um ſeinen Schuß unbekümmert, ganz phlegmatiſch heraus und davon gelaufen ſei.

„Das geht nicht, das ſehe ich ſchon,“ ſagte er zu mir, „ich bin nicht allein, genirt, man ſieht zu ſehr auf mich; ich muß es einmal auf dem Anſtande heut Abend verſuchen, den ſie mir ſo reizend beſchrieben.“

Der Abend kam. Hoffmann ward ſo aufgeſtellt, daß er beſtimmt mehrere Haſen auf Schußweite zu Geſicht bekommen mußte; aber ſeine Beweglichkeit und Unruhe brachte es zu nichts. Hörte er es hinter ſich rauſchen, ſo fuhr er zuſammen, ſah ſich um und — der Haſe lief zurück; kam einer zum Vorſchein, ſo nahm er das Gewehr zu ſchnell und zu geräuſchvoll an die Backen und der Haſe lief wieder davon.

Die Nacht brach herein. Es wurde, wie gewöhnlich, vom Anſtand abgepfiffen; unſer Jäger ließ ſich nicht hören und ſehen. — Es ward zwei, dreimal gerufen, er kam nicht: endlich ſah man ſich genöthigt, ihn aufzuſuchen.

Der Förſter und ich fanden ihn, auf den ihm angewieſenen Platze, wie angewurzelt, die Flinte an den Backen haltend und zielend ſtehen.

„Aber mein Gott, Hoffmann, warum kommen Sie denn nicht?“ rief ich dicht vor ihm ſtehend.

Heftig das geſpannte Gewehr bei Seite werfend, ſchrie er:

„Nun, ſo legt doch der Teufel auf alles ſeinen Schwanz! Haben Sie denn nicht geſehen, wie eben drei Haſen auf keine zwanzig Schritte vor mir ſaßen und die poſſirlichſten Männchen machten? Ich war nur in der Wahl noch uneins, welchen ich erlegen ſollte, und da ich im Begriff war, loszudrücken, kommen Sie daher getrappelt!“ — Der Förſter brach in ein ſchallendes Gelächter aus, was unſern Freund gewaltig verdroß. Ich aber ſagte: „Sind Sie denn beſeſſen, bei ſtockfinſterer Nacht ſchießen zu wollen? Einen Elephanten hätten ſie nicht geſehen, geſchweige einen Haſen!“ —

„Mit Ihrem Geſicht vielleicht nicht; aber ich mit meinen ſcharfen Augen!“ und ſo folgte er uns, vor ſich hindrummend, ohne weiter bis zur Ankunft in der Förſterwohnung ein Wort zu ſprechen.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

⁂ Die Art, wie Manzoni den hiſtoriſchen Roman in Italien einführte, veranlaßte eine Menge von Nachahmungen. Von einem gewiſſen Roſini iſt jetzt ein hiſtoriſcher Roman aus dem 16ten Jahrhundert: Luisa Strozzi erſchienen. Er ſpielt am Hofe Alexanders von Medicis und zu den hiſtoriſchen dort auftretenden Perſonen gehören Benvenuto Cellini, Michel Angelo und Catharina von Medicis.

⁂ Ein auffallendes Beiſpiel von kaltem Blute gab kürzlich der berühmte Luftſchiffer Green; nachdem er in Vauxhall vor einiger Zeit aufgeſtiegen, und ungefähr 25 engliſche Meilen von London entfernt war, ſank der Ballon in dem Hofe eines Pächters, der Beſitzer kam hinzu und fand Herrn Green — feſt eingeſchlafen.

⁂ Ein deutſcher Reiſender, Herr Waldeck, hat in Mexico die von Spaniern und anderen Reiſenden bisher noch nicht bemerkten Trümmer einer Stadt, aus jener untergegangenen Civiliſation Amerikas, entdeckt, welche die früher unterſuchten und beſchriebenen Alterthümer Mexico's bei Weitem durch Umfang und durch Reichthum an Verzierungen übertreffen. Nach ſeiner Rückkehr will er eine Beſchreibung herausgeben, hat aber erklärt, er werde 8 Jahre zur Abzeichnung der Trümmer und Zierrathen brauchen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 251. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 23. October.

Der Goldmann.

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

„Stirb, du alter Hexenmeiſter!“
Heult es jetzt aus tauſend Kehlen;
Da in Todesangſt entreißt er
Sich den heißen, goldnen Sälen,
Stürzt durch's Thor dem Volk entgegen,
Dicht in einen Lanzenwald,
D'rin auf's Neu in Hieben, Schlägen
Dräut der Tod ihm alſobald.
„Fahr' zur Hölle, Teufelsbanner!
Schau', es ſchmilzt dein goldnes Haus.“ —
„„Flucht!““ Er ſtöhnt's, doch flieh'n nicht kann er
Aus dem Waffenwall heraus.

Dicht am Herzen fühlt er kalt
Schon des Eiſens ſcharfe Spitze.
Jetzt berührt's ihn; ſieh', da ſtrahlt
Goldig es willkommne Blitze;
Ob's ihm kaum die Haut auch ritze,
All' die andern lockt's doch bald.

Da durchkrampft's ihm die Glieder;
Zur Erde nieder
Stürzt er, und raſch wie der Hauch aus dem Mund,
Wie'n toller Hund,
Über ihn mit Heißhunger und Neid und Spotte
Die raſende Rotte.

„Halt! Bei'm gerechten barmherzigen Gotte!
Halt! Halt!“
Welche Stimme! Wie ſchneidig ſie ſchallt,
Wie herausſchrillend in Todesſchmerzen
Aus des Gemarterten zuckendem Herzen! —
Eine Gaſſe durch's dichte Gewühl
Bricht ſich ein Weib,
Flatternd die Haar' im Wind,
Die Blicke ſtier und wild,
Halb nackt der abgehungerte Leib.
Jetzt iſt ſie am Ziel. —
Ringsum Todesſchweigen.
Alle Finger zeigen
Starr auf das Jammerbild:
„Sein Kind! Sein Kind!“

Ja, ſein unſelig Kind,
Das er einſt von ſich ſtieß,
Schier halb verhungern ließ.
Was will ſie hier am Ort?
Fort, du Unſel'ge, fort!
Oder ſchau', die du gehungert ſo lange,
Indeß der Filz ſein Gold gehäuft,
Wie ihm die Feuerblüthe jetzt reift,
Wie ihn die Flammenſchlange
Näher und näher umſchweift. —
Da liegt er hingeſtreckt,
Von goldnen Mordwaffen bedeckt,
Zähnklappernd, bange,
Und das Entſetzen
Schmilzt Lava aus ſeinen Schätzen;
Nichts ſchützet mehr
Vor Wuth und Rache;
Rings blitzet her
Speer an Speer.
Als Leichenwache
Hockt dort hinter ihm der Brand.

Da mit gewalt'ger Hand
Durchſchneidet die ſchwache
Tochter, die bleiche,
Der raſenden Menge
Verwirrtes Gedränge.

Hält ab die Streiche
Von ihres Vaters Haupt,
Scheut nicht die Hiebe.
Trutz dir, der alles raubt,
Elender Strolch, o Tod!
Stark ſäugte mich die Noth,
Stärker macht Liebe.

Den Haufen durchſtarrt's wie Erbarmen. —
Sie fliegt zum Vater hin,
Mit mageren Armen
Umſchlingt, umrankt ſie ihn,
Zu ſchützen, zu retten
Ihn vor der Todesnoth,
Oder, ſelbſt treu in den Tod,
Sich bei ihm zu betten.

„Wehe! Wehe!“ — Auseinander
Stiebt der Haufe, ſchreckgebannt.
Schaut! Er liegt, ein Salamander,
Tödtend, ſelbſt doch unverbrannt.
Weh'! Entſetzliche Berührung!
Zahlt die Hölle ſolchen Sold?
Vater, willſt dein Kind umarmen,
Und umſchlingſt — ein Bild von Gold!

Von dem Goldmann ſchaudernd weichen
Rings die Gaffer; regungslos
Liegt dem Reichſten aller Reichen
Golden jetzt ſein Kind im Schooß.
Schaudernd weit von hinnen ſtieben
Rings die Gaffer, da er ſtirbt;
Geld war Leben ihm und Lieben,
Das — zum Dank — ihn jetzt verdirbt.

(Schluß folgt.)

Eine Stimme aus Frankreich über Uhland.

(Fortſetzung.)

Uhland iſt der populärſte Dichter Deutſchlands, der Dichter der Univerſitäten und Tabernen. (ſ) — *) Man hat Uhland mit Bèranger verglichen, doch mit Unrecht. Zwiſchen dem deutſchen Dichter und dem franzöſiſchen Chanſonnier beſteht eben derſelbe Unterſchied, welcher die beiden Nationen trennt. Uhland iſt Enthuſiaſt, voll Glut und Glauben an die Natur; er gibt ſich ohne Nachgedanken der edlen Aufwallung ſeines Gemüthes hin, nirgends findet ihr bei ihm Ironie oder Bitterkeit. Die Satyre iſt eine Diſtel, welche nur auf einem ſeit langer Zeit vielfach zerarbeiteten Grunde zum Vorſchein kommt; der deutſche Boden iſt noch zu jungfräulich, um dieſe ungeſunde Pflanze zu tragen. Die Lieder Bèranger's haben den fatalen Umſtand wider ſich, daß ſie nur für gewiſſe Zuſtände geſchrieben ſind, von denen ſie abhängen. Allerdings knüpfen ſich einige derſelben an glorreiche, epiſche, wahrhaft nationale Ereigniſſe, andere entſprangen aus Thatſachen von größerem oder geringerem Gewicht, welche ihrer Zeit mehr oder minder hin und wieder beſprochen wurden, jetzt aber ſchon vergeſſen ſind. Der Ruhm Napoleon's hat Bèranger verblendet. Wer konnte auch ohne innere Erſchütterung jene erhabene Geſtalt betrachten, vor welcher der Adler ſelbſt ſeine Blicke ſenkte? Die Strahlen dieſer Sonne zogen Bèranger's Gedanken an ſich und dieſer Gedanke erhob ſich bis zur kaiſerlichen Stirne, von der er in den Herzen jener Krieger las, deren Leiden, Entſagung und grenzenloſe Hingebung Bèranger ſo rührend naiv beſang. Das iſt die ſchöne Seite Bèranger's. Als das Kaiſerreich geſtürzt war, ſollte Bèranger in Schweigen zurückſinken oder ſeine Poeſie mit einem ſolchen friſchen neuen Leben beſeelen, wie Uhland es in Deutſchland gethan. Die patriotiſche Begeiſterung wiederholt ſich nicht von Tag zu Tag, nur in einer Stunde des Lebens iſt man ein Tyrtäus. Bèranger's Loos ſcheint mir ein ſehr ſchönes; möge er ſich ſelbſt Glück wünſchen, das beſte Gedicht in unſerer Zeit auf Napoleon geſchrieben zu haben, das einzige, welches einen bleibenden Werth behaupten wird! Was die blutigen Meinungsfehden betrifft, die er während der Reſtauration gegen die pfäffiſche Parthei führte, und welche, — man mag ſagen, was man will, — auf den Katholicismus ſelbſt zurückprallten, ſo ſind ſie heut zu Tage, da es kein Pfaffenregiment mehr gibt, vergeſſen und nutzlos für die Zukunft ſeines Ruhms; jener Gedanke, welcher auf der träumeriſchen Stirne Napoleon's ſpielte und zwiſchen den Bienen auf ſeinem Kaiſermantel herumhüpfte, iſt weniger großmüthig und edel, wenn er den geiſtlichen Leib der chriſtlichen Kirche durch den abgeſchabenen Chorrock irgend eines armen Sacriſtans hindurch mit Stichen kitzelt.

Uhland hat ſich immer in einer höheren Sphäre erhalten; ſeine Lieder haben mit den Umſtänden nichts zu ſchaffen. Er iſt ein Deutſcher, der ſein Volk anruft. Was liegt ihm daran, ob ihr Cäſar oder Napoleon nennt, vom Weſten oder vom Oſten kommt, Franzoſe oder Ruſſe, Jude oder Heide, Katholik oder Proteſtant ſeid. Hört er euch mit euern Roſſen und Geſchützen in ſeine Ebenen herabſteigen, ſo erhebt er ſich, ſtimmt ſein Lied an, ſtreckt die Hände gen Himmel und ſpricht über euch den Bann: Sacer esto! Wenn es nach tauſend Jahren noch ein Deutſchland gibt, werden Uhland's Geſänge ſtets noch an den Schlachttagen laut aufſchallen.

Uhland's innere Bewegung iſt immer eine ſympathetiſche, ſeine Poeſie — deutſch, das heißt: zu gleicher Zeit aufgeregt und heiter, feurig und träumeriſch. Oft findet ihr mitten in einem Kriegsliede eine Strophe voll Ruhe und friedlichen Glücks, wie eine Maiblume auf einem Schlachtfelde. In den Adern dieſes Mannes fließt reines unvermiſchtes deutſches Blut. In jedem Augenblick unterbricht er ſich, um euch von häuslichen Tugenden zu ſprechen; die alten Sitten haben ihn eingenommen. Die häuslichen Tugenden, das alte Recht, die alten Sitten

---

*) Le poète des universités et des tavernes.

auf denen er ſeine Poeſie begründet hat, gewiß, es ſind keine Dinge, in den Sand geſchrieben; der Sturm der Revolutionen ſtäubt ſie nicht fort, wie die Lilien von einem Throne. Ich überſetze hier einige Stücke, welche den Stempel des deutſchen Charakters tragen. Der Leſer möge ſelbſt urtheilen. *)

Le droit domestique.

Franchis du pied le seuil, sois le bien-venu dans ce pays! Pose ton bâton de cette muraille.

Prends place au plus haut de la table; il convient d'honorer son hôte. Dispose de tout, rafraîchis-toi après les fatigues de la journée.

Si quelque vengeance inique te chasse de ta patrie, demeure sous mon toit, comme un ami qui m'est cher.

Je ne te demande qu'une chose, laisse sans violer les moeurs pieuses de nos pères, le droit sacré de la maison. **)

Ich habe dieſe Stücke gewählt, weil ſich nach meiner Meinung aus ihnen eine vollſtändige Vorſtellung — wenn auch nicht von Uhland's poetiſchem Talent — doch wenigſtens von ſeiner gewöhnlichen Inſpiration, von ſeinen aufgeregten Gefühlen und ſeiner deutſchen Freimüthigkeit gewinnen läßt. Es iſt unmöglich, ſie zu leſen, ohne von dem ſteten Vorurtheil für das gute alte Recht, für dieſe Religion der Schwelle und des Herdes überraſcht zu werden, welches ſich in jedem Worte ausdrückt. Ja, das iſt ganz der Würtemberger, enthuſiaſtiſch und unruhig, glücklich, aber das Beſſere wünſchend, weil der menſchliche Geiſt immer etwas zu wünſchen haben muß, (ſonſt fände er ſchon hienieden ſein Paradies.) Das iſt der Mann, der mit der einen Hand ſich der Zukunft zu bemächtigen ſtrebt, und mit der andern die Vergangenheit feſthält; er ſieht die ungewohnte Freiheit auf ſeinen Anruf herbei eilen und ihren Banner auf den Feldern aufpflanzen, er erſchrickt, zweifelt, erinnert ſich der alten Sitten und kann dieſe letzteren nicht vergeſſen. Er gleicht dem Adler, der, wenn der Geyer auf ihn ſchießt, ſeine breiten Flügel über ſeine Kleinen ausſpreitet, bevor er ſich in die Luft erhebt, um ihn zu bekämpfen. Das Gedicht auf den Jahrstag der Schlacht bei Leipzig iſt großartig ſchön und ſprudelt von edler Begeiſterung und Freimüthigkeit, leider liegt es nicht in unſerer Gewalt vielleicht ſogar außer der Zulänglichkeit unſerer Sprache, die glühende Energie und den männlichen Vollklang im franzöſiſchen wieder zu geben. Zwei Jahre ſind kaum herum, die Deutſchen haben den Tag von Leipzig ſchon vergeſſen; da ruft ihn Uhland den eingeſchlummerten Fürſten und dem Volk in die Ohren, welches ſein vergoſſenes Blut vergißt, — er fürchtet, daß es auch die Sache vergeſſe, für welche es ſein Blut hinſtrömte; wahrlich, wer ſo handelt, vergißt das Gedankenkapital des menſchlichen Geiſtes edel und würdig. Die Sänger des Mittelalters ſprechen von Zauberdrachen, welche Tag und Nacht auf den Bergrücken Geld- und Diamantengruben bewachen; der ächte Dichter iſt auch ein Zauberdrache, der die Schätze der Geſchichte ſeines Vaterlandes bewacht, und jedem, der ſich nahet, um ſie zu berühren, eiſerne Fäuſte weiſt. (Schluß folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Bei der Nachhauſefahrt, nachdem er eine Pfeife angezündet und einige Male der ihm gereichten Flaſche zugeſprochen, thaute er endlich auf und meinte, daß er nach einiger Überlegung eingeſehen habe, wie es Hohn des Schickſals ſei*), das ihn bei der Jagd verfolge und ihn durch ſolche mißglückte Verſuche zu ſeinem wahren Jagdfelde zurückführen wolle, auf welchem er eigentlich doch blos Noten ſchreiben, malen und ſonſtige Allotria treiben ſollte. — Dies war im Jahre 1811.

Um aber Hoffmann als Jäger gänzlich zu abſolviren, muß ich ſchon jetzt mit ihm bis zu Ende des nächſten Jahres laufen.

Selten beſuchte er mehr mit mir die Jagd, und geſchah es, ſo war's weniger aus Vergnügen, als um bei einander zu ſein. Alles Schießen von ſeiner Seite gab, außer auf ſitzende Vögel, zu keinem erfreulichen Reſultate je Veranlaſſung, ſo viel Mühe ſich auch der Förſter mit ihm gab.

Eines Tages, als unſer Held bei mir war, trat derſelbe Förſter, der ihn ſo oft ausgelacht und auf den er, als einen infamen, proſaiſchen Kerl (wie er ihn nannte) nie gut zu ſprechen war, in mein Zimmer, mich zu einem Treibjagen auf Haſen und Rehe zum 25. Oktober einladend.

Mir würde dieſes Datum durchaus nicht mehr gegenwärtig ſein, wenn Hoffmann es in ſeinem Tagebuche nicht verewigt und Hitzig der Welt veröffentlicht hätte. **)

Ich nahm die Parthie in der Vorausſetzung, wenn der Freund mitginge, an. Von Seiten des Förſters erfolgten die freundſchaftlichſten Einladungen, ſowie die Verſicherung, ihm diesmal gewiß mehrere Rehe vorzuführen, wobei ſein Jagdglück eher ſich erproben werde. — Hoffmann, der da glaubte, ein zehnmal größeres Thier müſſe auch zehnmal leichter zu treffen ſein, willigte ein.

---

*) Henri Blaze theilt nun eine Überſetzung von Uhland's „gutem alten Recht,“ „Würtemberg.“ „Geſpräch,“ „Hausrecht,“ „Neujahrswunſch 1817,“ „der 18te Oktober 1816“ und „den Landſtänden zum Chriſtophstag 1817“ mit, von denen wir als Probe „das Hausrecht“ mittheilen.

**) Man vergl. dieſe Überſetzung mit dem Texte Uhland's:

Hausrecht.

Tritt ein zu dieſer Schwelle!
Willkommen hier zu Land!
Leg' ab den Mantel, ſtelle
Den Stab an dieſe Wand!

Sitz' obenan zu Tiſche!
Die Ehre ziemt dem Gaſt.
Was ich vermag, erfriſche
Dich nach des Tages Laſt!

Wenn ungerechte Rache
Dich aus der Heimath trieb,
Nimm unter meinem Dache
Als theurer Freund vorlieb!

Nur Eins iſt, was ich bitte:
Laß du nur ungeſchwächt
Der Väter fromme Sitte,
Des Hauſes heilig Recht!

*) Eine von H. oft gebrauchte Floskel.

**) Theil II., Seite 33.

Der Tag zur Jagd erſchien, und unſer Zögling, der ſich von demſelben viel Glück verſprach, wollte ihn nun einmal ganz auf Jägerweiſe vollbringen.

„Was fahren?“ ſagte er zu mir, „wir gehen zu Fuße nach Jägerart; ſorgen Sie morgen für einen tüchtigen Schnapps, aber Fuſel muß es ſein, und für ein Stück Schwarzbrot; um 7 Uhr frühe hole ich Sie ab.“

Geſagt, gethan! Hoffmann, mit der Flinte auf dem Rücken und einer ungeheuern, von mir geborgten Jagdtaſche, die ihm bis auf die Kniee herabhing, erſchien. Er hatte eine Pfeiſe im Munde, aus der er gewaltig qualmte. Höchſt komiſch war der Anblick, und hätte er ſich in dem Spiegel geſehen, eine Zeichnung ſeines abentheuerlichen Aufzugs wäre gewiß nicht ausgeblieben.

Der Morgen war mehr als blos friſch, es hatte gefroren und Hoffmann befand ſich in der heiterſten Stimmung. „'s iſt grimmig kalt,“ begann er, die Schildwacht aus Hamlet imitirend, und ſeine Laune ergoß ſich in ebenſo komiſcher als bezeichnender Beſchreibung des Jagdvergnügens. Er ſagte unter andern, daß gerade ſo ein Tag wie der heutige dazu gehöre, das Vergnügen zu fördern, daß das zu Fuße gehen die rechte Introduktion zur Jagd ſelbſt ſei, daß in dem Genuß des reinen Kornbranntweins ein ganz eigner Reiz läge u. ſ. f. — „Aber nur Fuſel muß man auf der Jagd genießen,“ ſprach er, „franzöſiſcher Liqueur iſt hiebei ein eben ſo ungeſchicktes, als unſchmackhaftes Getränk; ſo einen kräftigen Zug aus der Fuſelflaſche und ein Stück Schwarzbrot dazu, das gehört nur für ächte Nimrodsſöhne.“

Aus Furcht den Leſern zu weitläufig zu werden, — obwohl es mir dünkt, daß der kleinſte Zug aus Hoffmann's Leben, da ſein Name durch Deutſchland und Frankreich einen ſo guten Klang hat, auch bedeutend erſcheinen müſſe — will ich dennoch alle Nebenumſtände umgehen, und ſogleich auf jene Kataſtrophe losſchreiten, die der Freund in ſeinem Tagbuche mit den Worten notirte:

„am 28ten October ein Reh geſchoſſen und mich gefreut.“

Es lag dem Förſter daran, daß Hoffmann einmal am heutigen Jagdtage heiterer nach Bamberg zurückkehre als ſonſt, und deshalb traf er alle Veranſtaltungen, ihm ſo viel Wild als möglich vor die Flinte zu führen. Auf mehrere Haſen ſchoß er, ohne zu treffen; endlich kam ein Reh pfeilſchnell durch das Gebüſch. Hoffmann drückte los, und bald darauf erſcholl der Ruf des Förſters: „Das Reh iſt getroffen; Herr Hoffmann, Sie haben es geſchoſſen!“

Außer Athem lief der Freund zum Platze und eine unbeſchreibliche Freude erfüllte ihn. — Ein ganz gemeiner, verfluchter Kerl aber (wie Hoffmann mit dieſen Worten ihn ſpäter bezeichnete) trat vor, ſprechend: „Meine Herren, dem iſt nicht ſo, jenes Herrchen da ſtand neben mir und ich ſah genau zu, wie ſich alles begab. Er fehlte, und ein zweiter Schuß des neben ihm geſtandenen Herrn Förſters, hat erſt getroffen. Hätte der kleine Herr das Reh getroffen, ſo müßte man in die Schußwunde mit der Fauſt hinein können, da es auf höchſtens 6 Schritt bei ihm vorbei fuhr und er den Gewehrkolben ſtatt an den Backen auf den Nabel aufgeſetzt hatte, ſo daß das Thier, wäre es von ihm getroffen, durch und durch geſchoſſen ſein müßte, während man kaum ein paar Schrot im Halſe ſieht.“ —

„„Was!““ — ſchrie Hoffmann wüthend — „„Sie wollen mir mein Reh ſtreitig machen, das ich ſo gut auf's Korn hatte, daß ich es ſogleich auf meinen Schuß ſtürzen ſah u. ſ. w.““ —

Der Förſter winkte mit den Augen dem Einſpruchthuenden, der ihn verſtand, und alles ſchrie: „Ja, ja, dem iſt ſo, wir haben es auch geſehen, Herr Hoffmann hat das Reh geſchoſſen, ihm gebührt die Ehre.“ „Auf! ſchmücken wir ihn,“ rief der Förſter, und ein Jeder brach einige Blätter Eichenlaub ab, ſie auf des Glücklichen Hut ſteckend. — Mit großem Wohlbehagen ließ der Schütze dieſe Ceremonie geſchehen und nickte bei Jedem, mehrmals dankend, mit dem Kopfe. (Fortſ. folgt.)

Buntes.

⁂ Eine intereſſante Reiſebeſchreibung von den Küſten Kleinaſiens iſt in einiger Zeit zu erwarten. Die franzöſiſche Regierung hat die Fregatte Mésange zur Unterſuchung der Küſten des ſchwarzen Meeres abgeſandt, und zugleich damit wiſſenſchaftliche Zwecke verbunden. Mehrere Naturforſcher, Philologen und Künſtler waren, freigebig von der Regierung ausgeſtattet, zugleich mit abgereiſ't. Der erſte kurze Bericht iſt jetzt erſchienen. Unter den in Kleinaſien von ihnen entdeckten Alterthümern ſind beſonders zwei antike noch ganz unverſehrt erhaltene Theater in Jaſſus und Ceſtrus bemerkenswerth, die endlich dem Streite der Philologen ein Ende machen werden, denn bei dem einen iſt die Bühne mit aller Zubehör noch ganz unverſehrt erhalten.

⁂ Unter den in England herausgekommenen Karrikaturen iſt eine beſonders auffallend, worin Sir Robert Peel in einem Neſte Reformen ausbrütet; neben ihm ſteht Hume als Gans und hat ein Ei gelegt, mit der Inſchrift: „Motion zur Verweigerung der Subſidien.“ O'Connel ſteht an der andern Seite des Neſtes und brüſtet ſich als Truthahn. Man ſieht, die Tories geben jetzt die Spöttereien, deren einzige Zielſcheibe ſie früher waren, ihren Gegnern mit Wucher zurück.

⁂ Eine franzöſiſche Provinzialzeitung enthielt vor einiger Zeit eine Ankündigung, worin eine Dame demjenigen, der ihren verloren gegangenen Mann zurückbrächte, eine Belohnung von 15,000 Fr. verſprach. Alsdann folgte das Signalement des verlorenen Ehemanns: 4 Fuß 2 Zoll groß, vollkommen taub u. ſ. w.

⁂ Auf eine ſonderbare Weiſe wurde kürzlich ein Negerſchiff entdeckt. Ein engliſches Jagdſchiff belegte ein ſpaniſches mit Beſchlag, weil aus dem Bau deſſelben erhellte, es ſei ein Sklavenhändler, konnte aber keinen Beweis der Schuld vorfinden, und mußte deshalb daſſelbe wieder freigeben. Nach einigen Tagen fingen die Matroſen des engliſchen Wachtſchiffes einen Haifiſch, und als man den Bauch deſſelben aufſchnitt, bemerkte man mehrere Papierrollen, welche den Beweis lieferten, daß das ſpaniſche Schiff einige Tage vorher 290 Sklaven in der Havannah an's Land geſetzt hatte. Die Spanier hatten jene Papiere bei Annäherung des engliſchen Schiffes über Bord geworfen und der Haifiſch ſie verſchlungen. Der engliſche Kapitän begann ſogleich die Jagd auf's Neue, und war auch ſo glücklich, den Sklavenhändler zu erreichen, der bald darauf, auf den Beweis jener Papiere, verurtheilt wurde. (Vergl. Nro. 104.)

⁂ Nachdem einzelne Deutſche die Homöopathie nach England herübergetragen haben, macht dieſe in jenem klaſſiſchen Lande der Quackſalber ſo viel Glück, daß kürzlich mehrere Schriften erſchienen ſind, davor zu warnen. Eine derſelben führt den Titel: On animal magnetism and homoeopathy.

⁂ Franzöſiſche Zeitungen erzählen folgende Anekdote von dem Stolze der genueſiſchen Patrizier in unſerer Zeit. Als Napoleon nach der Krönung in Mailand durch Genua kam, gab ihm der Fürſt Doria ein Gaſtmahl auf einem beſonders dazu gebauten, als Garten ausgeſchmückten und mit Zelten verſehenen Floße im Hafen, welches, ſobald es Napoleon betrat, vom Ufer ſtieß. Servirt wurde in ſilbernen und goldenen Geſchirren. Nach Beendigung des Mahles, als Napoleon wieder an's Land ſteigen wollte, erklärte der Fürſt Doria: „Niemand ſolle ſich des Geſchirres noch weiter bedienen, aus dem der Held des Jahrhunderts geſpeiſ't habe,“ und ließ das goldene und ſilberne Geräth in's Meer werfen. Napoleon nahm die Schmeichelei ſehr gut auf, wußte aber nicht, daß der Fürſt Doria an derſelben Stelle des Hafens Netze hatte ausſpannen laſſen, welche mit der Beute des Meeres noch in derſelben Nacht an's Land gezogen wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 252. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 42.

Samſtag, 24. October.

Materialismus. Chriſtenthum. Ehe.

I.

Ein merkwürdiger Prozeß wird jetzt vor einem Publikum abgehandelt, welches kein geringeres iſt, als das ganze deutſche Volk. Gerichtsſaal iſt ein alter Dom, deſſen Pfeiler noch heute ſo ſicher und ſtolz daſtehen, wie an jenem Tage, da der fromme Meiſter den Maikranz auf dem Giebel flattern ſah. Hoch oben an den Gewölben verflechten die Geſchlechter vergangener Zeiten ihre ſteinernen Hände. Auf den breiten Quadern ſteht die Mitwelt und verfolgt den Gang des eigenthümlichen Schauſpiels, welches ſich in den ehrwürdigen Hallen entwickelt; — unter ihren Füßen horcht in ihren Särgen eine fromme Gemeinde, — unſre Väter, die voll chriſtlicher Gläubigkeit ſtarben, die ſich emporheben und ängſtlich lauſchen; denn auch ihr Loos wird verhandelt. Es handelt ſich darum, ob dieſe Gerippe und dieſer Staub unter uns einſt Jahrhunderte lang blos deßhalb Menſchenweh gefühlt, damit das Einzige, was ſie am Leben erhielt, als Wahn verdammt würde, und ſie ſelbſt mit verdammt in Weſenloſigkeit und Nichtmehrſein? Es handelt ſich darum, ob wir, die wir mit noch friſchem Mark in den Knochen über den Knochen unſrer Väter ſtehen und wandeln, die erbärmlichen Knechte der ſcheußlichſten Tyrannei ſind, gezwungen, einem Weltgeſetz wie Räder in der Uhr zu gehorchen, zum Leben blos verdammt, um zu ſterben, — zu ſterben, damit aus unſerm Samen ein neues unſeliges Geſchlecht erwachſe? Es handelt ſich darum, ob alles, was wir als uns ſelbſt, in uns und über uns glauben, blos der wüſte Traum der ungeſchlachten Materie ſei? Es handelt ſich um nichts Geringeres, als um Sein oder Nichtſein überhaupt.

Der Materialismus iſt auf die Rednerbühne getreten. Der Egoismus des Fleiſches fordert in brauſender Jugendkraft nicht blos ſeine Freiheit und ſein Recht, ſondern Herrſchaft und Übergewalt. Die Menge horcht neugierig der neuen Prophezeihung. Der Stolz des Geiſtes regt ſich, in die Ferſe geſtochen von dem Übermuth der Materie, und will ſie zurückgedämmt wiſſen in die alten Gränzen. Die ganze Vergangenheit des Menſchengeſchlechts tritt auf, um ihr Gewicht in die Wagſchale zu legen. Die Würfel ſind gefallen. Kein Pardon wird mehr gegeben. Es gilt, die weiße oder die rothe Roſe auf den Hut zu ſtecken. Es gibt Augenblicke im Leben, welche das ganze Leben tragen. Wehe dem, der ſie und ſich fallen läßt. Männer kämpfen mit Schwertern, Weiber und Schneider mit Nadeln.

Ich war und bin in keinem Augenblick unentſchieden, welcher Parthei ich bei dieſem Kampfe, der aus den literariſchen Verhältniſſen in menſchheitliche und ſtaatliche übergegangen iſt, angehören müſſe. Ich habe es vermieden, meine Anſicht auszuſprechen, bevor ich Gelegenheit gefunden hatte, den möglichen Vorwurf abzuweiſen: daß, was meine Überzeugung iſt, ſei blos Reſultat einer Stimmung. Ich glaube aber ebenſo feſt, daß Gleichgültigkeit in einer Angelegenheit, welche leider ſchon Sache des Volkes geworden iſt, für den zur Infamie wird, der ein Herz in der Bruſt und Worte auf die Zunge gepflanzt erhielt. — Zur Sache!

Man hat zwei Fragen aufgeworfen, welche den Organismus des Staates und der Menſchheit erſchüttern. Bleibt das Chriſtenthum ewig jung, immer zureichend, der unſterbliche Kitt, welcher die neueren Staatenverhältniſſe zuſammenhält? Iſt es nicht vielmehr ſchon ſeit lange verwittert, unzulänglich, und in dieſer Unzulänglichkeit der geheime Grund aller unnatürlichen Wirren und Krämpfe in der Zeit oder der jeſuitiſche Tyrannenhelfer? — Iſt die Ehe die einzige Vermittlung der beiden Geſchlechter oder ſteht die Liebe nicht etwa höher?

Dieſe Fragen beſchäftigen wahrlich nicht blos einen einzigen Kopf der Gegenwart, ſie finden in vielen Herzen Wiederhall. O, wer vermöchte ruhig zu bleiben und ſich mit der Behaglichkeit ſeiner eigenen engen Sphäre über die Zweifel, die Verzweiflung, über das grundloſe Brüten, über die namenloſe Krankheit, über die geheimen Todeswehen ſo vieler Tauſende zu beruhigen, wenn er das Buch der Geſchichte aufſchlägt und auf ſo vielen Seiten die noch unverlöſchten Spuren blutiger Prieſterfinger ſieht, wenn er noch heute einen Blick in's Innere einer katholiſchen Propaganda wirft, wenn ihm noch heute die Ohren gellen von römiſchen und proteſtantiſchen Bannflüchen, wenn er noch heute die Kanzel zur Marionettenbühne umgewandelt ſieht, wenn er auf den nächſten beſten Friedhof geht, mit Ohr und Herz an der Erde der Gräber lauſcht und die leiſen Seufzer hört jener Todten, deren ganzes Leben nach Liebe rang, und die ein ganzes Leben hindurch an der Convenienz der Ehe ſterben mußten. Wahrlich, das fühlt ſich tief und ſchmerzlich, nicht blos in einſamer Mitternacht, nein, auch im betäubenden Lärmen des Tages, wenn man ein Herz für die Menſchheit hat. Doch — es iſt faſt lächerlich, zu ſagen: ein Herz für die Menſchheit! Unſere Liebe für die Menſchheit iſt eigentlich doch nichts, als ein großartiger Egoismus. Freilich, wenn die Menſchheit frei iſt, hat auch ein kleiner Menſch kein Joch mehr zu tragen. Wir fühlen uns im *allgemeinen* Loos, weil wir das Allgemeine recht tief auch eben *in uns* ſelbſt fühlen.

Die Frage lag alſo nahe, und ebenſo natürlich war der Drang, auf den Grund zu kommen, aber die Spekulation ſchlug im Rauſch des Schmerzes und der Leidenſchaft einen falſchen Weg ein und gerieth aus den Gebirgsſchluchten zwar heraus, aber die Fläche, die vor ihr ausgebreitet lag, und auf welcher ſie endlich feſten Fuß zu ſetzen hoffte und wähnte, iſt keine Ebene, ſondern ein Sumpf. Man ſtellte als Reſultate der hiſtoriſchen Spekulation die Behauptungen auf: „Der Anfang des Chriſtenthums iſt nichts als eine hiſtoriſche Anekdote, deren Folgen dem Weſen nach längſt verblichen ſind, wenn auch die Formen noch beſtehen; Chriſtus war nichts, als ein kalt egoiſtiſcher politiſcher Schwärmer, Männer, die Herzblut für ſeine Lehre freudig hinſtrömten, — Schwachköpfe oder pfäffiſche Betrüger, das Chriſtenthum ſelbſt als Gebäude ſei nicht jene feſte, jungfräuliche, ewig unüberwindliche Burg der Hoffnung, der Freiheit und des Lebens, ſondern nur eine drohende Frohnveſte geiſtlicher und weltlicher Deſpoten, — die Ehe ſei der langſame ſyſtematiſche Mord der Liebe, die pedantiſche Thierquälerei des Geiſtigen im Menſchen, der Schraubſtock für zwei Prinzipe, die, ſeit die alte Mythe von Lingam und Joni beſteht, ohneweſentlich zuſammen gehörten."

Welche Sprünge! Welche logiſche Unconſequenz! Verdammt ihr die Eiche, die tauſendjährige, wenn ſich an ihren Zweigen Galläpfel anſetzen? Iſt jener Dom, in welchem eure Väter, ihr ſelbſt als Kinder glücklich waret, minder feſt und ſtark, weil die ausgehauene Schrift auf dem Grabſtein an der Pforte durch ſo viele hunderttauſend Fußtritte ausgewiſcht ward? Iſt ein Geſetz minder heilig, wenn gerade gegen ſeinen Buchſtaben gefrevelt wird? Klagt ihr den menſchlichen Geiſt an, daß er altersſchwach werde, wenn *ein* Einfaltspinſel Dinge ſchmäht, die außerhalb des Bereiches des menſchlichen Geiſtes liegen? Meßt ihr das allgemein Nothwendige nach einzelnen Fällen? Iſt, wenn ein geiſtreicher Arzt in einer zwanzigjährigen Praxis nur zwei gute Ehen gefunden hat, das Inſtitut der Ehe nichts nutz?

Das Chriſtenthum *mußte*, wenn es überhaupt als äußere Erſcheinung ſich darſtellen ſollte, zuerſt als kleine Anekdote auftreten. Es wäre freilich bequemer geweſen, wenn der liebe Gott in jener Zeit die ganze damalige Bevölkerung unſerer Erde in Sündfluth oder Sündflammen hätte aufgehen laſſen, und ein neues Geſchlecht mit einem ſchon eingebornen Chriſtenthum auf die Welt geſetzt hätte. Ich gebe euch zu: Chriſtus ſei blos Menſch geweſen, wie wir (*ich* glaub' es nicht), — ein Schwärmer; — könnt ihr euch aber eine göttlichere Schwärmerei denken, als die jenes Nazareners? Und wenn es ein Wahnſinn wäre, für die ganze Menſchheit ſich freiwillig in den Tod zu geben, ſo verdient ein ſolcher Wahnſinniger die Vergötterung. Die Dornenkrone auf dem blutigen Scheitel des Gekreuzigten iſt der Immortellenkranz auf dem Haupt der Menſchheit. Huß hat es bewieſen. Hier liegen alle Dogmen fern, hier zerſtäubt aller Aberglaube. Hier iſt eine Symbolik der *That* vorhanden. Nicht mit Unrecht ſagt Johannes: das Wort iſt Fleiſch geworden; noch heute wird es in Jedem That, der nur *will*.

Was hat Chriſtus mit den Pfaffen gemein? Iſt Gott weniger ein Gott, wenn die Pfaffen ſein Wort entſtellen? Pfaffe bleibt Pfaffe, bei Chriſten, Juden und Heiden.

Man fühlte das letztere und maß doch dem lieben Gott die Schuld bei. Es iſt eben ein Übermuth, wie jeder andere. Ob die Welt glücklicher wäre wenn ſie nie etwas von Gott gewußt, — fragte man. Das ſind Exclamationen des Unmuths, hohle Phraſen, Geklingel, welches nichts beſſer macht. Wir leben in einer Zeit, in welcher die verſchiedenſten Begriffe durcheinander wirren; jeder fühlt ſich unbehaglich an ſeinem Platze, das *zeitliche* Drängen, das Charakteriſtiſche der früheren Jahrhunderte, hat ſich in ein *räumliches* umgewandelt, wir ſehen's im Reflexen an dem ganzen kleinmeiſterlichen Weſen deutſcher Conſtitutionen, wie materiell der Egoismus ſich breit zu machen ſucht. Begreiflich iſt's, daß dieſer Materialismus in dem Idealismus des Chriſtenthums ſeinen negativen Pol findet. — Und doch liegen unſere Zeit und das Chriſtenthum nicht ſo fern auseinander. Das Chriſtenthum ſeinerſeits iſt trotz ſeines vollendeten reinen Idealismus gewiß die bürgerlichſte Religion; das Streben unſerer Zeit nach einem republikaniſchen Bürgerthum iſt unbeſtritten doch ein ideales! Es iſt auffallend, daß das Cartel der jüngſten Generation in Deutſchland gegen das Chriſtenthum wirklich veröffentlicht wurde, nachdem Lammenais ſeine paroles d'un croyant bereits ein Jahr früher publicirt hatte. Ich glaube: Lammenai's offen ausgeſprochene Anſicht über das Verhältniß des Chriſtenthums zum Staatsbürgerthum iſt viel richtiger als die bis jetzt noch nicht klar an den Tag gehobene der deutſchen Materialiſten. Man hat ſich bei uns vom Feuereifer zu viel hinreißen laſſen und über der Sehnſucht, das Ziel zu erreichen, den richtigen Weg vergeſſen, — auch alle Elemente deutſcher Nationen!—

Ich lobe mir meine Zeit; ſie iſt eine Zeit von Fleiſch und Blut, mit tüchtigen Fäuſten; es wäre alberne Thorheit, wegen des ſchmutzigen Schaums, den die brauſenden Wellen ſchlagen, gleich den Frühlingswind anzuklagen, der friſch in die Wellen bläſt. Unſere Zeit iſt voll deutſcher Rührigkeit; jeder will dran, und jeder iſt ehrenwerth, der nicht hinterm Ofen hocken bleibt, meſſe er nun ſieben Fuß oder vier, auf die Größe des Einzelnen kömmts nicht an, ſondern auf das Zuſammenwirken Aller. Darum laßt euch nicht beikommen, mit eurer Einzelheit Mode zu machen. Die Gemeinſamkeit ſchwemmt über kurz oder lang über die Einzelnen und ihre Moden hinweg. Fort mit den Mißbräuchen, aber das eine Unweſentliche ſollt ihr ſtehn laſſen. Ihr werdet's auch ſtehn laſſen, ſtehn laſſen dies einzige Hoffen, dieſe einzige Überzeugung von Tauſenden. Ihr könntet das ganze Geſchlecht nicht in die Luft ſprengen, ohne ſelbſt in Atome zu zerſtäuben. Ihr könnt euch ſelbſtmorden, aber euer Selbſtmord iſt ein Mord an der Menſchheit und Blutſchuld, wenn ihr auch nur den hoffnungsloſeſten Bettler neben euch damit anſteckt. Glaubt ihr an die Göttlichkeit im Menſchen, wie könnt ihr euch damit beruhigen, daß ihr annehmt, Gott ſei ſich durch die Einkörperung in dem All zum eignen Widerſpruch geworden, und dieß ſei der Schlüſſel zu den Hieroglyphen tauſendjährigem Menſchheitsſtrebes? Ihr könnt für die Freiheit begeiſtert ſterben. Ich weiß! Wie könnt ihr die Unſterblichkeit einer Idee annehmen und euch ſelbſt ſo gering anſchlagen, daß alles abgethan ſei mit dieſem Bischen Leben? — Wär's, o dann iſt auch die Freiheit ein Plunder und nicht der Mühe werth, daß wir alles für ſie in die Schanze ſchlägen. Hier iſt ein Chaos von Ideen, deren keine mit der andern zuſammenhängt, deren jede einzelne Vernichtigung iſt.

Wer kein Mann iſt, ſei kein Dichter; drum, wer ein Dichter iſt, der gebe ſich ſelbſt nicht auf, der ſtürze ſich nicht im Wahnſinn des Schmerzes in den Abgrund. Er füllt ihn nicht aus, wie Curtius. Der Dichter iſt zum treuen Diener ſeines Volkes und der Menſchheit geboren, ſein ganzes Leben muß er für ſie einſetzen, um ihm den Himmel nahe zu bringen, nicht zu rauben. Wenn er nicht wie ein Cherub mit dem Flammenſchwert die Anmaßung der Materie niederſchmettert, — damit das Ewige nicht hinter Scheffeln Geldſäcken und Kanzleiakten verborgen bleibe, — wer ſollt' es ſonſt? O, wenn es keine Unſterblichkeit gäbe als die des Nachruhms, wenn jede Individualität mit dem letzten Athemzug der Lunge zu Ende wäre, dann laßt uns den Mord ſanctioniren, und jeden ſegnen, der ſein Kind in der Wiege erwürgt, denn er erſpart ihm ein fruchtloſes, betrogenes Leben.

Ich will's glauben, daß tauſende Herzen brechen, die dem Inſtitut der Ehe als Opfer fielen. Doch iſt die Ehe deßhalb ein Fluch?

Hebt ſie auf. Emancipirt die Liebe. Was wird bleiben? Die Schande! Ja die Schande. Ihr werdet unter Thieren leben, nicht mehr unter Menſchen. Es wird ärger ſein als unter Thieren; denn ein Menſch kann unnatürlicher genießen. Die Orgien des Hirſchparks werden in jeder Stube toben. Eure Kinder werden euch frech an den Bärten zupfen und einen Fauſtſtoß in den Nacken geben. Denn die Scham und das Vertrauen werden nirgends mehr ſein.

Die Ehe aber iſt die Erhaltung der Jungfräulichkeit in der Mütterlichkeit, die Ehe iſt der heilige Schild des Vertrauens. Die Ehe iſt der erhabene Freundſchafts-blutbund, die Nachtmalsbrüderſchaft, welche die Unſterblichkeit der Liebe garantirt.

Es iſt wahr: die ehelichen Verhältniſſe bedürften einer Reform, aber dieſe Reform wird ſo lange zwecklos ſein, bevor ihr nicht eine Reform aller bürgerlichen und ſtaatlichen Verhältniſſe vorangeht. Eine Reform aller bürgerlichen Verhältniſſe aber kann nur auf Einem fußen, auf einer ebenmäßig geiſtigen, moraliſchen und äſthetiſchen Veredlung der Nation.

Das iſt die Miſſion des Dichters in unſerer Zeit.

Darum iſt es unklug, die Skepſis über Chriſtenthum und Ehe in einen Roman zu bringen, die Stützen des Gebäudes wegzureißen, bevor die Mauern wieder hergeſtellt ſind. Drei Viertheile des Publikums beſtehen aus Kindern, die mit Meſſer und Pulver nicht umzugehen wiſſen. Es iſt leicht geſagt, daß man ein Buch nicht für dieſe drei Viertheile ſchreibe, wer will es dieſen drei Viertheilen wehren, zu leſen? Ihr ſollt als Dichter dem Volke Prieſter, aber nicht Schlächter ſein; der Anblick des Blutes taugt für's Volk nicht, er weckt nur die Luſt, Blut zu vergießen. Ihr ſollt an die große Einheit in der Menſchheit denken und euch nicht an die Caſuiſtik anſchmieden laſſen, — ſie viertheilt euch. Ihr ſollt euch aus den Verdrießlichkeiten der Stimmungen, aus dem Brei-Ocean der Materie loswinden, und an euch ſelbſt glauben lernen, nämlich an das Unvergängliche in euch, was ihr anerkennen müßt, wenn ihr euer ganzes Leben nicht ſelbſt unter den Gefrierpunkt ſtellen wollt. Ihr ſollt lernen, was Treue iſt, dann werdet ihr das Chriſtenthum und die Ehe begreifen.

Deutſche Novelliſtik.

10) **Die Geweihten**, oder: der Kantor aus Fichtenhagen. Humoreske von **Guſtav Nicolai**, 2 Bde. Berlin. 1836. Schleſinger. 2te unveränderte Auflage.

Ohne Zweifel ſind es Gründe von Gewicht, welche es Herrn Nicolai unmöglich machten, bei der zweiten Auflage ſeines humoriſtiſchen Romanes Änderungen vorzunehmen, — Änderungen, die dem Schicklichkeitsgefühle des Leſers (von Leſerinnen iſt bei den „Geweihten“ ganz zu abſtrahiren) und dem äußeren Anſtande eines Schriftſtellers entſprochen hätten. Es iſt Schade, daß ſo viele Rohheiten und Unfläthigkeiten die Lectüre dieſes Romans ungenießbar machen, welcher ſonſt viele ergötzliche Situationen darbietet. Der Held iſt ein armer Teufel von Kantor, der von der ganzen neueren Muſik nichts weiß, und aus Fichtenhagen nach Berlin reiſt, um dort ſein Oratorium: Nebukadnezar zur Aufführung zu bringen. In Berlin geräth er in die Klauen eines albernen Poeten und einer (ziemlich ekelhaften) alten Aufwärterin, die ihn beſtiehlt und heirathen will, und lernt Spontini, den himmliſchen (Cöleſtin) kennen, der mit noblen Geſinnungen und Louisd'ors ſehr freigebig thut. — (Bei Herrn Nicolai iſt die Apotheoſe Spontini's faſt fixe Idee geworden.) — Der ehrliche Kantor begeht in Berlin ferner eine Sottiſe nach der andern, welche man ihm unbegreiflicherweiſe nachſieht, betrinkt ſich abſcheulich, und läßt ſich bei einer Liebeserklärung etwas zu Schulden kommen, was man in honetter Geſellſchaft nicht nennen kann. Endlich macht er die Entdeckung, daß man ihn die längſte Zeit blos düpirt hat, und kehrt in ſeine Heimath zurück, wo er heirathet. Die Geweihten ſind Muſiknarren und Muſikfreunde von allen Farben. Hoch über allen dieſen Geweihten ſchwebt wie ein Schutzheiliger, der ritterliche Kapellmeiſter Cöleſtin, der nie ohne die Aureole dargeſtellt wird; dieſe Schmeicheleien ſind unausſtehlich.

Der Verfaſſer mag Anlage zum humoriſtiſchen Genre haben; aber dieſe Anlage iſt in dem vorliegenden Buche unter einer zähen Schichte von Plattheiten verſteckt gehalten; die Epoche, in welcher man an Blumauer's Unfläthigkeiten Geſchmack fand, iſt Gott ſei Dank vorüber, und es iſt nicht gerathen, ſich dieſer wohlfeilen Art, das Zwerchfell Ungebildeter zu kitzeln, mit völliger Ungebundenheit zu überlaſſen.

11) Die Revolution. Hiſtoriſch-romantiſches Sittengemälde der neuern Zeit, von Auguſt Schäfer. 2 Bde. Mannheim. Heinr. Hoff. 1835.

Die Abſicht des Verfaſſers war „nicht ſowohl Ereigniſſe der neuern Zeit, als vielmehr die Ideen, nach deren Verwirklichung dieſe Zeit ſtrebt, zu ſchildern.“ In dieſer Beziehung nennt er ſeine Erzählung ein hiſtoriſch-romantiſches Sittengemälde der neuen Zeit. Ich will es dahingeſtellt ſein laſſen, ob für den Begriff des hiſtoriſchen Romans dieſe Interpretation zuläſſig ſein kann oder nicht, und wende mich lieber an das Werk ſelbſt.

Was bei dieſem vor allem in's Auge fällt, iſt die republikaniſche Geſinnung des Verfaſſers, welche der politiſchen Vermittlungstheorie entſchieden entgegenſtrebt und für Europa, — ſpeziell für Deutſchland — die Nützlichkeit repräſentativ-conſtitutioneller monarchiſcher Verfaſſungen beſtreitet.

Mit Schonungsloſigkeit deckt der Autor die Schwächen derſelben auf, um endlich darzuthun, daß ihr ganzes Weſen nichts als Dunſt ſei, nichts als ein machiavelliſtiſches Syſtem von Täuſchungen, welches für die Dauer nicht Stich halten könne. Der Hauptvorwurf, der den Repräſentativ-Verfaſſungen gemacht wird, geht gegen die Monopoliſirung der Wahlberechtigung, durch welche die Maſſe des Volks getheilt und das Princip: „divide et impera“ gefördert werde, und gegen die Zulaſſung der Adelskammer, ferner gegen die Zwitterhaftigkeit der Zurechnung an den Miniſtern. Das Weſen einer Repräſentativ-Verfaſſung, als eine widerſinnige Vermählung des Königthums und der Freiheit vernichte den größten Vorzug des monarchiſchen Prinzips: Die Einheit und die aus dieſer Einheit entſpringende Raſchheit der Vollziehung u. ſ. w. Es würde an dieſem Orte zu weit führen, die Auseinanderſetzung der Theorie von einer vollkommenen Republik zu verfolgen, welche im Verlauf des Werkes entwickelt wird. Nur ſo viel ſei geſagt, daß ſie mit vieler Verſtändigkeit auseinandergeſetzt iſt. — Die Fabel des Romans erzählt den Gang einer Revolution, und endet damit, daß das Volk durch ſeinen mit Glück zu Stande gebrachten Aufſtand, nichts als die Namensveränderung ſeines Joches gewinnt, und daß die, welche es am aufrichtigſten und redlichſten meinen, gezwungen ſind, um Verfolgungen zu entrinnen — nach Amerika auszuwandern. Die Motive, auf denen die Fabel auferbaut iſt, ſind alle jene gewöhnlichen, welche in der deutſchen Novelliſtik ſeit einer Reihe von Jahren faſt ſtereotyp geworden ſind, fürſtliche Orgien, Miniſterabſcheulichkeiten, Kuppelei und dergleichen; die Charaktere ſind desgleichen ziemlich blos im Allgemeinen gehalten. Die Eſſenz des Ganzen bilden die politiſchen Reflexionen, welche ſowohl in verſchiedenen Dialogen als auch in Bruchſtücken aus dem Tagebuche eines Republikaners niedergelegt ſind, und den Gegenſtand mit der Fackel des Radikalismus von allen Seiten ſcharf beleuchten. Es wäre zu wünſchen, daß der amüſante Theil des Buches hinter dem raiſonirenden nicht zu weit zurückſtünde. Der Styl iſt etwas gedehnt und von Redensarten, die von den deutſchen Novelliſten nur mehr aus einem unausweichlichen Model gegoſſen werden, leider nicht frei.

12) Ralph Doughy, Eſq. Brautfahrt, oder der Transatlantiſchen Reiſeſkizzen dritter Theil. Vom Verfaſſer des Legitimen, des Virey ꝛc. Zürich. Orell, Füßli und Compagnie. 1835.

Der anonyme Verfaſſer des „Virey“ und der transatlantiſchen Reiſeſkizzen ꝛc. iſt ohne Zweifel, wenn nicht der bedeutendſte, doch einer der erſten jetzt lebenden Genremaler. In Ralph Doughy's Brautfahrt hat er ſeine Meiſterſchaft auf's neue bewährt. Der tollkühne, kernige Kentucker (der Held dieſes in einzelne Genrebilder getheilten Romans, ein Charakter, feſt und tüchtig wie ein Stamm in den Urwäldern) erzählt und erlebt auf dem Dampfſchiff mehre Abentheuer mit Damen, welche er heirathen will, und heirathet durch einen coup de main endlich die Tochter eines reichen Creolen. Das iſt der ganze Kern der einfachen Geſchichte, welche an lebendigen, intereſſanten, bunten Gruppen ſo reich und vielleicht reicher iſt, als irgend ein dreibändiger deutſcher Roman. Originalität ſprüht aus jeder Scene. — So reiht ſich denn dieſer dritte Theil der transatlantiſchen Reiſeſkizze ehrenvoll an die trefflichen früheren amerikaniſchen Bilder des Verfaſſers.

Erinnerungen aus der Schweiz, von Moritz Zandyck. Düſſeldorf, Schreiner. 1835.

Eine mit freundlicher Schlichtheit geſchriebene Darſtellung der Natur und der Sitten in der Schweiz; die erſtere iſt mit größrer Vorliebe aufgefaßt als die letzteren. Man kann es Herrn Zandyck zum Vortheil nachſagen, daß er ſich ziemlich vor dem Fehler aller Reiſenden in der Alpenwelt, vor bewundernden Exclamationen an Stellen, wo die Sprache vor der Erhabenheit der Natur verſtummen ſollte, in Acht genommen hat; es iſt nichts unausſtehlicher, als, wo die Natur eine Predigt in Donnern hält, einen Knirps mit der Mappe unter'm Arm zu ſehen, der ſeine Bewundrung aus Buxtehude oder Schilda in die Natur hineinindividirt. Reiſenden nach der Schweiz iſt dies anſpruchsloſe Buch als Leidfaden zu empfehlen.

Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringerlandes. Herausgegeben von Ludwig Bechſtein. 1ter Theil. Die Sagen von Eiſenach und der Wartburg, von dem Hörſelberg und von Reinhartsbrunn. Hildburghauſen. Keſſelring'ſche Hofbuchhandlung. 1835.

Bechſtein hatte bei dieſem Werke, welches augenſcheinlich mit beſonderem Fleiß und einer treuen Vorliebe vorbereitet wurde, nicht den Zweck, die ſchönen alten Sagen theatraliſch-romantiſch aufgeſtutzt zu Nutzen und Frommen ſentimentaler Seelen, Revüe paſſiren zu laſſen. Er hat blos die Urmaterialien geſammelt, rein von allem Anhängſel, und ſo einfach wiedergegeben, daß das Kind und die Amme ſie danach erzählen können. Der deutſche Gelehrte dagegen mag dies Werk als nützliches Handbuch mit gutem Fug neben Grimm's deutſche Sagen ſtellen.

Göthe und ſein Jahrhundert. Jena. Bran 1835. (Aus der Minerva beſonders abgedruckt.)

Dieſer Zergliederung des Göthe'ſchen Dichterlebens in deſſen Zuſammenhang mit ſeiner Zeit und deſſen Einfluß auf die Zeitgenoſſen kann, obwohl die ganze Anſicht gegen Göthe nicht eben neu iſt und manche Urtheile darin einſeitig ſind, das Lob nicht verſagt werden, daß ſie mit großer Feinheit combinirt iſt. Sehr vielem, was darin gegen Göthe's Egoismus, Spielereien und unrichtige Anſichten vorgebracht iſt, fühlt man ſich gedrungen beizupflichten, z. B. was ſeine Kunſturtheile, ſeine kleine Eitelkeit, in die Wiſſenſchaft hinein zu pfuſchen und was endlich die Torſoratur des Fauſt betrifft. Was namentlich über das Verhältniß des erſten Theils von Fauſt zum zweiten geſagt iſt, widerlegt durch geſunden Hausverſtand die jüngſt erſchienenen langen Unterdeutungen Göſchel's. Zu weit geht übrigens der Verfaſſer dieſer Broſchüre, wenn er das Tragiſche in dem Schickſal Gretchen's bezweifelt und es ſogar unanſtändig findet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 253. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 26. October.

Der Goldmann.

Von

Eduard Duller.

(Schluß.)

V.

Heulend um Mitternacht
Rafft ſich der Goldmann auf,
Der todtgeglaubte,
Dem eines Apfels Biß
Gold-Zeugung eigen macht,
Die Liebe raubte.

Heulend zum Thor hinaus
Fliehet der Goldmann fort
Über die Halde.
Es ſchmolz ſein feſtes Haus,
Sein Kind, er ſchleppt's mit fort,
Begräbt's im Walde.

„Ruhe mein goldner Schatz,
Drinnen im kühlen Grund;
Kannſt nicht verweſen.
Hier iſt ein ſtiller Platz,
Den keines Diebes Aug'
Wird auserleſen.“

„Wie mich die Kehle brennt!
Ob keinen Labequell
Mein Aug' erblicket?
Ha, hier wie ſilberhell
Das laut're Element,
Das mich erquicket!“

Goldmann bückt nieder ſich,
Schöpfet mit hohler Hand
Waſſer vom Quelle.
„Mein Leib, er iſt ſo ſiech. —
Ha, Gold im lohen Brand,
Funkelnd wie helle!“

„Mir ſtockt das heiße Blut,
Lechze nach kalter Flut. . . .
In vollen Zügen!
Geſchmolz'nen Goldes Glut!
Hölle, du lohneſt gut. . . . . .
Fiebertraum! Lügen!“

„Fort durch das Ährenfeld!
Wie ſie ſo goldig ſteh'n,
Beugen ſich nieder!
Fort in die weite Welt!
Gold, nichts als Gold zu ſeh'n,
Wieder und wieder!“

„Fluch! tolles Gaukelſpiel!
Nahet kein Engel mir
Der Hoffnung kündigt?“ —
„„Mammon heißt du fortan,
Nirgends ſei ein Aſyl,
Das dich entſündigt.““

„Nirgends ein Hoffnungsſtrahl,
Dort nicht im Königsſaal,
Dort nicht im Dome,
Nicht in der Hütte hier,
Nicht dort im Waldrevier,
Nicht tief im Strome.“

„So muß ich wandern ſtets.
Elend iſt mein Geſetz,
Kann's nicht verbergen.
Nun, bei der ew'gen Nacht,
Ich will der Hölle Macht
Überall einherbergen.“

„Daß, tret' ich in ein Haus,
Jeder mich hätſcheln ſoll,
Statt wahrem Glücke.
Tret' ich dann wieder aus,
Laß ich den Höllenzoll
Als Dank zurücke.“

VI.
Das iſt die Mähr' vom reichen Mann,
Der in den Mammon ward verſucht,
Und ewig wandernd, wie er kann,
Das Menſchenherz verſucht.

Er nimmt, wo er geherbergt hat,
Lieb', Freundſchaft, Treue mit,
Und läßt zurück die böſe Saat
Von Herzweh, Jammer und Verrath,
Und — Geld; dann iſt er quitt.

Eine Stimme aus Frankreich über Uhland.

(Schluß.)

Als das Volk die Kreuze niederriß, war es am Dichter, ihm das vorzurufen, was die Idee des Kreuzes Unſterbliches hervorgebracht; geſtern, als der Senat ſich verſammelte, um das Wort zu vernichten, ſollten die Dichter zum letztenmal das Wort ergreifen; — heute, — es iſt zum erbarmen! — würde man Uhland in einen Prozeß verwickeln, den Tyrtäus in's Gefängniß ſchicken.

Es gibt Menſchen, aus denen blos die Umſtände Poeten machen, die blos eine eherne Saite in ſich haben, fühllos für den ſchmeichelnden Hauch des Seewindes, für den Kuß der Sonne, eine Saite, welche ſtumm bleibt, wenn nicht ein ſeltſamer Muſikant: — das Volk, an einem Tag ſeines Zornes darauf ſpielt. Die Inſpiration jener Poeten iſt heftig, exaltirt, bitter, voll Invectiven und plumper Worte, ſie bricht los und ſpringt hin und wieder wie ein kämpfender Löwe. Ihre Stimme ſchallt laut in die Ferne, weiß ſich aber nicht zu halten, ihre Töne vibriren, aber hallen nicht nach. Endlich, wenn die heiſeren Sturmglocken ſchweigen, und die Muſketen und Kanonen ruhen, wandelt dieſe Muſe, welche mit den Sturmglocken und dem Donner der Geſchütze zugleich ſang, einſam auf dem öden Felde und zieht ſich, wenn ſie in ihrem Herzen keinen Klang für die Friedenfeſte findet, in Vergeſſenheit zurück. Uhland begriff dies Loos, er ließ auf ſeine patriotiſchen Geſänge bald andere, liebliche folgen, voll von Liebe und Schwermuth. Der Vulkan in ſeiner Bruſt hatte Flammen ausgeworfen; als Uhland ſah, daß ſie verloſchen, drang er in's Innere des Berges, denn er wußte wohl, daß die Quelle der Thränen drinnen verborgen ſei, und, daß er ſie finden würde.

Uhland iſt durch und durch ein deutſcher Poet, denn in ihm herrſcht patriotiſche Begeiſterung, Liebe zur Natur und Sinn für das Wunderbare. Wollte man ernſter darüber nachdenken, ſo fände man, daß von dieſen drei Eigenſchaften nur *eine* an ihm eigenthümlich iſt, die erſte, — die beiden andern theilt er mit Bürger und Novalis. Ich weiß nicht, ob je ein Deutſcher oder Britte den Geiſt der Ballade ſo begriffen, als Bürger, von dem wir in Frankreich nur das herrliche Gedicht Lenore kennen. Wer möchte es erſt wagen, ſich mit Novalis, dem bewunderungswürdigen Sänger von Heinrichs von Ofterdingen und Mathildens keuſcher Minne, zu vergleichen, mit dieſem harmoniereichen Dichterjüngling, der mit den zarteſten Reizen der Natur vertraut war, und der zu früh ſtarb, weil er zu ſpät einſah, daß der menſchliche Körper nicht wie eine Blume gedeihen könne — durch Sonne und Regen? — — —

Ich verſuchte früher, eine Idee von Uhland's politiſchen Dichtungen zu geben, ich will jetzt einige Bruchſtücke aus ſeinen übrigen mittheilen. Ihr lerntet den Dichter des Vaterlandes kennen, jetzt will ich euch den Sänger der Natur und des Frühlings zeigen. [*] — —

Der Geſang der Jünglinge iſt friſch und wahrhaft ſchön; in dieſer Freiheitsluft, die er athmet, in dieſer Vergöttlichung der ſinnlichen Freuden, die ſich in jedem Verſe ausſpricht, zeigt ſich ein prieſterlicher Charakter, welcher dieſes Gedicht den alten Liedern anreiht, die von den alten Deutſchen gegen das Ende des Frühlings abendlich in Chören geſungen wurden, wenn die Eichen der Druiden ſich wieder belaubten; der Saft der Rebe wie das Mädchen iſt dem Jüngling heilig, für den es reift; ihm iſt alles heilig, was den Mann ſtark und gewaltig macht. Unläugbar hallt aus dieſen Worten ein Nachklang des alten Odinscultus, der, was man auch anſtelle, in dieſem guten deutſchen Boden noch immer wurzelt. Die Poeten Deutſchlands können getroſt ihre Flügel zu einem mächtigen katholiſchen Aufſchwung erheben, nie werden ſie über die Sterne empor dringen, die Natur hält ſie an einem unabſehbar langen Faden feſt; der Pantheismus ſteckt dort in der Luft, der geringſte, eben aufgekeimte Gedanke, die kleinſte Knoſpe verherrlicht ihn. Er bewirkt in Deutſchland ein ſonſt überall unbekanntes Wunder, — eine innige Verwandtſchaft zwiſchen den verſchiedenartigſten Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes; durch ihn wird Gretchen Lenorens Verwandte, und Fauſt zum unſterblichen Ahnherrn aller phantaſtiſchen Alchimiſten Hoffmann's. Der Pantheismus hat die unſterblichen Marken ſtrahlenden Ruhmes auf der Stirne eines Schiller, eines Göthe, eines Hoffmann und Novalis eingeprägt. Wo kann der Panteismus heut zu Tage noch blühen als eben in Deutſchland? Zwiſchen jenen langhaarigen Bäumen und jenen kräftigen Menſchen, zwiſchen jenen grünen Triften und jenen blonden Mädchen ſteht es als geheimnißvoll-natürliches Verwandtſchaftsband. Alle jene reinen Elemente und zeugungskräftigen Ingredienzien wollen ſich im Zauberkeſſel der Wiſſenſchaft für ein großes Werk zuſammen miſchen und in einander amalgamiren. Die Wieſenblume blickt mit blauem Auge ſehnſüchtig auf die Jungfrau, Natur und Menſch ſind noch beide kindlich-keuſch genug, um ſich zu verſtehen und mit einander zu ſprechen. Die Wüſten des Orients ſind der Boden für aſcetiſche Betrachtungen des bloßen Verſtandes; wenn die Natur ſich dem Menſchen nie erſchließt, bleibt er einſam und nackt. Die Erde hat keinen Samen und keine Bäche für ihn, nur als tödtlich glühende Sandfläche breitet ſie ſich für ihn aus; will er ſie in brünſtiger Liebe umarmen, ſo hat ſie keinen kühlenden Tropfen für ſeine dürren Lippen. Welcher geheime Verband könnte in der Wüſte den Menſchen an die Natur feſſeln? Einſam bleibend mit ſeinem Sinnen, kann er ſich nur in einem Himmel die Wonnen träumen, die ihm hienieden fehlen. Wenn die Menſchheit ſich in einen Garten voll Ströme, Saaten und Hainen verſetzt findet, wird ſie wieder zum kindlichen erſten Menſchen, badet ſich in heiliger Fluth, träumt im Waldesſchatten.

---

[*] Nun folgen Überſetzungen von Uhland's „Sommerfaden", „Frühlingsfeier", „Lob des Frühlings". „Maiklage", „Lied eines Armen", „Geſang der Jünglinge." Wir theilen hier die Überſetzung von zwei kleineren Frühlingsliedern mit. Wie ſaftlos und blaß die franzöſiſche Übertragung dem Leben-duftenden Original gegenüber erſcheine, davon mag ſich der geneigte Leſer ſelbſt überzeugen:

Fête du printemps.

Jour de printemps, jour de miel et d'or, ravissement de mon ame, si je tiens du ciel une voix, c'est aujourd'hui que je devrais chanter.

Mais pourquoi dans ce temps aller au travail? le printemps est une fête, laissez-moi me reposer et prier.

Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut' nicht glücken?

Doch warum in dieſer Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling iſt ein hohes Feſt:
Laßt mich ruh'n und beten!

Éloge du printemps.

Verdure des blés, senteur des violettes, tournoiement des alouettes, chant des merles, pluie du soleil, vent tiède!

Lorsque je chante de tels mots, est-il donc besoin de plus grandes choses pour te louer, jour de printemps?

Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amſelſchlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich ſolche Worte ſinge,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preiſen, Frühlingstag?

Uhland's Balladen ſind mit Beſonnenheit und Einfachheit concipirt, und größtentheils mit Sorgfalt ausgeführt. Die deutſche Sprache hilft, reich und voll Rythmus, dem Poeten gleichſam von ſelbſt im Takt und in der Harmonie, deßhalb finden ſich die materiellen Eigenſchaften des Styls in Deutſchland ſo häufig, auch bei Dichtern des zweiten Ranges. Ihr findet in dieſen Balladen weder die tiefe Empfindung, wie in der Braut von Korinth, noch das dramatiſche Leben und die Schauer, wie in der Lenore. Es ſind kleine Gedankenwelten häufig in der einfachſten Form, nie ohne Grazie; die Bezeichnung „Lieder,“ welche man ihnen in Deutſchland gibt, ſcheint mir den zweifelhaften Charakter derſelben trefflich auszudrücken; ich würde ſie gern „Romanzen“ nennen, wenn dies Wort noch ſeine rein franzöſiſche Bedeutung hätte, und wenn es, nach dem Mißbrauch, den man damit getrieben, in uns jetzt noch eine andere Vorſtellung erweckte, als am Ende die einer im Weſen wie in der Form ebenſo lächerlichen Bagatelle, die ſich jeder ernſten Analyſe entzieht.

In der tumultuariſchen Bewegung, welche während der letzten Jahre der Reſtauration ſtatt fand, wurde die Ballade in Frankreich rehabilitirt. Ein ganzer Schwarm von Poeten warf ſich ſeither auf alle europäiſchen Völker, um National-Sagen aufzutreiben. Bei dieſen poetiſchen Entdeckungsſtreifzügen wurde Deutſchland natürlich nicht vergeſſen. Die Ballade exiſtirt dort bereits ſeit lange als Nationalpoeſie, bevor man bei uns in Frankreich noch an ihre Erfindung dachte; Göthe und Schiller blühten, der rohe Urſtoff der Tradition hatte unter ihren Händen eine dichteriſche ſchöne Form gewonnen, das war für uns barer Gewinn, — man brauchte ja blos zu überſetzen; warum ſollte man ſich noch die Mühe geben, dieſer Minerva, die ganz gerüſtet aus Jupiters Haupte geſprungen war, einen ehernen Schild zu ſchmieden? Man weiß, wie viele Nachbildungen nach Uhland, Göthe und Bürger von allen Seiten bei uns auftauchten. Man ahmte nach; deßhalb haben wir auch noch nicht einmal eine tüchtige Überſetzung der Lenore. Die arme Lenore! Man verdünnte ihre Thränen und ihr Blut in einer Dintenkufe, und alle Poeten tauchten ihre Rabenfedern darein. Ich kenne eine zu ihrer Zeit ſehr beliebte Ballade, die blos aus den erſten vier Strophen des Bürger'ſchen Gedichtes entlehnt war. Uhland iſt vielleicht der einzige deutſche Dichter, welcher dieſer Ausbeutung entging; die Vergeſſenheit, in welcher ihn die Romantiker ließen, war nicht in Folge des Werthes ſeiner Balladen, ſondern des Syſtems, nach welchem er ſie ſchuf. Man weiß, welche Niaiſerien ſich damals verkauften, welche einzelne Mißgeſtaltigkeiten als Prinzipe des wahrhaft Schönen aufgeſtellt wurden, welchen Apparat von Skeletten, Fledermäuſen und Plunder die franzöſiſche Muſe damals nachſchleppte.

Uhland's kleine Ballade, die deutſche Poeſie, iſt eine allerliebſte Compoſition voll Grazie und Jugendfriſche; es weht daraus jener Hauch des Wunderbaren, der gewiſſen deutſchen Dichtern des Mittelalters eigen iſt. Man glaubt einen Geſang aus „Titurel“ zu leſen. Auch „des Goldſchmidts Töchterlein“ lieb' ich ſehr. Nur ein Deutſcher iſt fähig, dies kleine Drama zu ſchreiben und euch mit ſo wenigen Mitteln die Seele ſo mächtig zu bewegen. — — — — — —

Muſik in Frankfurt.

Den 11ten: „Die Zauberflöte.“ Herr Adler — Tamino. — Dieſe Oper wird die Aloe jedes Jahrhunderts bleiben. Von einer unbegreiflichen Macht getrieben, gleichſam inſtinktmäßig füllt man das Haus. Man betritt es mit Ehrfurcht und Liebe. Es ſchien mir, als umklammere man ſich mit ſchlecht verborgener Gewiſſensangſt an die Säulen dieſer Meiſtertöne; als wolle man ſich hier von den verzweiflungsvollen Zuſtänden erholen und des beſſern Gefühles Trümmer retten aus den Charybden curſiver Partituren. Mich däuchte, die tauſend Irrwege zeigten endlich die Gränze der Tonkunſt an, und man pflanze mit dieſer Oper den Tannenzweig auf den Giebel der Ueberſättigung; es erſchütterten endlich unſere Donner-Concerte die alten Muſikſpeicher, daß die vergeſſenen Meiſterwerke aus ihren Staubwolken fallen!! Man fühle endlich, daß es nicht mehr weiter gehe. — — Man hat Bellini's Leiche einbalſamirt, man arbeitet an ſeiner Büſte, man wird ſeiner Hülle eine Pyramide ſetzen; — aber der Aufſeher des Wiener Friedhofes zuckt die Achſeln, wenn der beklommene Wanderer nach Mozart's vergeſſenem Grabhügel forſcht. — Das iſt die Geſchichte des Zeitgeiſtes. Langbein ſagt:

„Ihm prangt kein Denkmal, ſtarr bewundert,
Ihn zeigt kein Standbild hoch und hehr;
Doch von Jahrhundert zu Jahrhundert
Lebt er unſterblich, wie Homer.
Wenn Tauſend' ſeinen Flug auch wagen,
Sie holen ſeinen Flug nicht ein.
Er wird, ſo lange Herzen ſchlagen,
Der Liebling jedes Herzens ſein.“

Und Langbein hat Recht. —

Ob Montag, den 12ten October, Herr Lipinsky ein zweites Concert im Schauſpielhauſe gegeben, oder ob es die Direction ſelbſt gab und Herr Lipinsky blos darin figurirte (im erſten Falle log der Zettel, im zweiten Falle logen die Annoncen) und ob der tonwirthſchaftliche Gaſt ſeine Rechnung dabei fand, wiſſen nur der Himmel und der Theatercaſſirer. Gewiß iſt, daß wir ſie fanden, und daß in dieſer Beziehung der Virtuoſe zufrieden von uns ſchied. Die Grundfarben ſeines vortrefflichen Spiels habe ich bereits angedeutet. Das Concert war ungewöhnlich geordnet. Mendelſohn, Weber und Beethoven, Lipinsky, Kreutzer und — Zimmermann waren die ſpeculativen Götter des Abends. Dem. Halbreiter und Herr Adler unterſtützten mit Geſang. Erſtere gab die Beethoven'ſche im Ganzen nie recht anſprechende Geſangſcene in Es dur, letzterer ein Lied am Clavier — das Abendglöcklein — anſpruchslos, ätheriſch, aber nach den Tonmaſſen eines vollen Orcheſters ſo effektvoll, wie der Zephyr im Gewitter. Der verdienſtvolle Virtuoſe ward mit Beifall überſchüttet.

Am 14ten: „Die Veſtalin,“ zum Vortheil des Herrn Adler. — Der ehrgeizige, überſchätzte Componiſt der Finta Filoſofa, der Olympia und Agnes, des Cortez, Milton, Nurmahal, — der Beſitzer des Kreuzes der Ehrenlegion und des Ritterſporns, ſchreitet (ſeit dem Abſchied der Dem. Gued von Frankfurt zum erſtenmale) wieder über unſere Bühne. Alle Götter des Ruhmes ſchreiten herausfordernd mit ihm darüber, und alle Anſprüche der Unſterblichkeit. Die geſammelten Urtheile über den Werth ſeiner Veſtalin könnten füglich eine artige Handbibliothek bilden. Jedes Für und Wider wären überflüſſige Verba, und die Entwickelung einer neuen Anſicht würde um kein Jota die hundert ſelbſtſtändigen und die tauſend nachgebeteten Urtheile ändern. Aber ſo viel iſt gewiß, der originelle, keiner eigentlichen Schule angehörige Styl dieſer Oper, der ritterliche Geiſt, der über derſelben weht, die Leidenſchaft des Ausdrucks und die imponirende Haltung des Ganzen wird den Namen Spontini in der Reihe lang genannter Heroen erhalten. — Wenn man dem Componiſten zum Vorwurf macht, daß die Heldin ſeiner Oper gewöhnlich das Opferlamm derſelben wird, ſo liegt der Grund darin, daß ſich ſeine Stimmführung meiſtens in jener Lage bewegt, wo die Bruſttöne in die Kopfſtimme übergehen, und daß der leidenſchaftliche Ausdruck das ununterbrochene Singen in dieſer anſtrengenden Lage noch gefährlicher macht. — Je ſchwerer alſo ein Organ anſpricht, deſto größer die Anſtrengung, deſto näher die Opferflamme. — Mad. Fiſcher-Achten ſtudirte bei Spontini in Berlin die Julia, um ſie zum erſtenmale auf der — Frankfurter Bühne zu ſingen; durch zahlloſe Machinationen raubte ſich die königliche Oper ſelbſt dieſen Genuß. Dafür ſaugten wir mit vollen Zügen den friſchen Blüthenhonig ein. Die Leichtigkeit, womit ſich die Sängerin in dieſer Parthie bewegt, unterſtützt meine ausgeſprochene Theorie. Mad. F.-A. hat das glücklichſte Doppeltalent von der Welt. Was den intenſiven Funken zur Himmelsflamme reißt, laſſen ihre ſeltenen Mittel ſo energiſch als ſpielend in's Leben treten. Die hinreißende Magie ihres Tons erzeugt auch in profaner Bruſt poetiſche Ahnung. So lehrte uns Julia beten, leiden, Sehnſucht, lieben, genießen und vergehen! Ihr Geſang goß gleichſam noch Oel in die praſſelnde Flamme dieſer Muſik, und erhob ſie. — — Jeden Wechſel ihrer Empfindung empfanden wir unwillkürlich mit. — O, du guter, feiſter, in Orden gehüllter Ritter! Aus der Lithographie deines trockenen Höflingsgeſichts ſtrahlt nicht die Julia des heutigen Abends; aber ſie iſt es wieder, die uns verklärt und den heiligen Schein einer klaſſiſchen Ahnenreihe darüber zieht. — Zu Diatriben iſt man geneigter, wenn eine wiederholte Darſtellung dem ruhigern Blick die kritiſche Schärfe geſtattet. Eine wiederholte Darſtellung wird auch Mad. Fiſcher die techniſche Feſtigkeit geben, die nicht ſelten unter der Begeiſterung leidet, die für den Gegenſtand hinreißt, aber ſo unzertrennlich mit dieſer Begeiſterung zuſammenhängen muß, wie Körper und Seele. Herr Adler war purer Körper zu der Seele ſeiner Julia, aber ohne Zuſammenhang, ein herabziehendes Blei für ihren poetiſchen Aufſchwung. Der letzte Eindruck auf unſerer Bühne hätte den hoffnungsvollen Gaben dieſes Sängers entſprechender ſein ſollen! — Dem. Krasky war eine ſehr liebenswürdige, aber keine ehrwürdige Oberprieſterin der Veſta. Ton, Form und Plaſtik müſſen in engerer Verwandtſchaft zu einander ſtehen, wie hier der Fall war. Keines darf das andere Lügen ſtrafen. Die Augen feſt zu — und wir glaubten an die Erfüllung heiliger Gelübde. Die Parthien des Cinna und des Pontifex fanden an den Herren Marder und Fiſcher befriedigende Darſteller. Die Oper war fleißig einſtudirt, gut gegeben und gefiel. Es konnte aber noch mancher Apfel zur Erde fallen. Die abweſenden Theaterbeſucher warteten auf die Abonnementskarte! Mad. Fiſcher-Achten wurde 2mal ſtürmiſch gerufen. Herr Adler am Schluſſe mit. T.

Buntes.

⁂ Der durch ſeine Novellen aus dem Seeleben bekannte franzöſiſche Schriftſteller Jal beabſichtigt ein hiſtoriſches Werk über die Marinen und den Schiffbau der Alten und des Mittelalters; er verweilt deßhalb in Genua, wo ihm die ſardiniſche Regierung die Arſenäle und Dokumente zur Unterſuchung eröffnet hat.

⁂ Folgendes Werk über Thiere der Urwelt iſt in England mit einem für Ausländer ſonderbar klingendem Titel angekündigt: *Memoirs of* ichthyo-and plesiosauri, extinct monsters of the ancient earth, by Hawkins.

⁂ Kürzlich führte das Dampfſchiff von Dover nach Boulogne an einem Tage 461 reiſeluſtige Engländer an Frankreichs Ufer.

⁂ Don Juan d'Autriche von Delavigne iſt jetzt endlich auf dem théâtre français aufgeführt. Die Handlung betrifft die Anerkennung dieſes natürlichen Sohnes Carl's V. und ſpäteren Helden von Lepanto, welcher bekanntlich in Unkenntniß über ſeine Geburt erzogen war. Die Handlung iſt ungefähr in den Hauptzügen folgende: Philipp II. hat beſchloſſen, ſein Bruder ſolle in ein Kloſter; dieſer zeigt aber den heftigſten Widerwillen gegen den geiſtlichen Stand, und verbringt, ſo weit er es ſeinem Erzieher verbergen kann, den größten Theil ſeiner Zeit auf der Jagd. Bei dieſen Streifereien hat er eine Donna Florinda kennen lernen, in die er ſich verliebt, und die, wie nachher ſich ergibt, eine Jüdin iſt. Philipp begibt ſich incognito als Graf Santaſtor zu dem Aufenthaltsort ſeines Bruders, wird aber durch deſſen Kühnheit ſo ſehr in Furcht geſetzt, daß er befiehlt, den jungen Don Juan augenblicklich zum Mönch einzukleiden. Zugleich verliebt er ſich ebenfalls in die Donna Florinda und läßt dieſe, um ſie zu verführen, nach Madrid bringen. Der Erzieher des Prinzen (Queiada) muß dem Befehle des Königs gehorchen, und weiß kein anderes Mittel, ſeinen Zögling zu retten, als daß er ihn in's Kloſter S. Juſto zu ſeinem Vater, den ehemaligen Kaiſer und König bringt. Dieſer fühlt trotz ſeiner Hypochondrie Mitleid mit ſeinem Sohne, und bewirkt, ungeachtet ſeiner weltlichen Ohnmacht, die Freigebung deſſelben durch Intriguen. Don Juan eilt ſogleich nach Madrid, wo, wie er hört, ſeine Geliebte ſich befindet, und trifft Philipp II. bei ihr an, der die Entdeckung macht, daß ſie eine Jüdin iſt. Philipp läßt hierauf ſeinem Bruder die Wahl zwiſchen dem Scheiterhaufen der Donna Florinda, und dem Mönchsgewande. Carl V. iſt aber mit Quejada dem Don Juan gefolgt, und bewirkt eine Ausgleichung, der ſich Philipp nicht zu entziehen wagt. Don Juan wird als Prinz anerkannt, muß aber dafür ſeiner Geliebten entſagen, die in ein entlegenes Kloſter verbannt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 254.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 27. October.

Granawaile von Irland.

Von Adrian.

„Rimbald, ſieh dort den lichten Streifen am Himmelsrande — iſt's mein Vaterland? iſt's die ſmaragdgrüne Inſel? — Du ſchüttelſt den Kopf, Alter? Dein Auge ſtreift unſicher umher? Was iſt's, Mann — droht ein Sturm?“

„Ihr habt es geſagt, Königin.“

„Nun, wir werden ihm, wie jedem andern Feinde, kühn und vorſichtig zumal, entgegen gehen. Granawaile wird auf dem Verdeck bleiben, bis die Wuth der Elemente ſich gelegt hat. Muthig, ihr Söhne der heiligen Inſel! Des Himmels Schirm iſt der unſrige.“

Rimbald kannte den ſtolzen, jeder Gefahr trotzenden Sinn der Königin der weſtlichen Inſeln zu gut, um von ſeinen Beſorgniſſen und den möglichen Mitteln, der bedrohlichen Lage des Augenblicks zu entgehen, im entfernteſten zu ſprechen. Der Sturm heulte bald aus Weſten und der erſt nördliche, dann nordweſtliche Curs der Caracke der Königin ſchien eher eine durch die Noth, als durch die Vorſicht des greiſen Seemanns gebotene Maaßregel. Bald hoben ſich die pittoresk aufgethürmten Felſenküſten der grünen Inſel aus den ſturmbewegten Wellen, die Caracke ſchoß, wie eine Mewe, auf den Spitzen der Wellen dahin, und in geringer Entfernung eilten ihr drei kleinere Schiffe, welche das Geleit der Königin ausmachten, mit allen Segeln nach, die der ungeſtüme Wind auszuſpannen geſtattete.

Granawaile ſtand von ihrem Sitze, in der Nähe des ſchweren Ruders auf und klopfte Rimbald, der eben die Raae des Sturmſegels abzunehmen befahl, auf die Schulter.

„Du ſuchſt hinter Irelands Auge Schutz, Alter?“ ſagte ſie lächelnd.

„In der Bai von Howth ſeid Ihr ſicher, bis der Sturm ausgetobt. Die Caracke hätte bei ſolchem Wind die See nicht halten können — Euer Leben, das Leben Eures Geleites war gefährdet — ich that, was ich mußte. In einer halben Stunde laufen wir in den Hafen von Howth ein.“

Die Inſel, Irelands Auge genannt, war bald umſchifft, und mit der Mittagsſtunde wiegten ſich die Schiffe der Königin Granawaile auf den Wogen der von Fels und Wald umgürteten Bai. Wild ſtarrten die grauen Felsklippen in die niedrig ziehenden Wolken; wild, wie die Wellen, trieben die grünen Waldgipfel im Sturm hin und her; die ſchäumende Brandung kochte ungeſtüm an der hemmenden Felsmauer; alles ringsum war in wilder, ungeſtümer Bewegung, nur Howth-Schloß, im Hintergrund der Bucht, ragte in ſtolzer Ruhe über die rollenden Wellen und die im Winde treibenden Bäume empor.

Der Reiſende findet noch jetzt Spuren dieſes feſten Schloſſes am Hafen von Howth, auf der Oſtküſte von Ireland. Die Gräben, welche dieſen Platz einſt umgaben, die Mauern, die das Schloß einſt umgürteten, die feſten Thürme, die in die blaue Luft emporragten, ſind ein Raub der Zeit geworden; aber die Lage des Ortes und die einzelnen Trümmer bewahrheiten die Ausſage der Küſtenbewohner, daß dieſes Schloß lange für unüberwindlich gegolten. Die wildreizende Lage des Ortes feſſelt den Künſtler und

Dilettanten und veranlaßt vielfache gelungene Darſtellungen der Ruine von Howth-Caſtle, ſeiner Umgebungen und des nun vielfach belebten, obgleich ſeichten und unſicheren Hafens.

Lord Howth ſaß beim Mittagsmahle in der großen Halle des Schloſſes, von ſeinen Freunden und Anhängern umgeben. Der Becher kreiſ'te und die laute Luſt übertönte das Heulen des Sturmes, der wild um die Fenſter tobe, das Brüllen der Wellen, die wider den Felſen wütheten, auf welchem Howth Schloß ſich erhebt.

Plötzlich hörte man Trompetenſtöße vom hohen Wartthurm und Schläge an dem mit eiſernen Nägeln beſchlagenen Außenthore des Schloſſes. Lord Howth fuhr zornig von ſeinem Sitze empor.

„Wer unterbricht unſer Gelage? wer ſtört unſre Ruhe zu dieſer Stunde?“ fuhr er einen Knappen an, der in die Halle trat.

„Granawaile von Ireland,“ ſagte dieſer verſchüchtert und bebend, „die Königin der weſtlichen Inſeln, auf der Rückkehr von ihrem Beſuche bei der Königin Eliſabeth von England, durch den Sturm in die Bai von Howth getrieben, bittet den Beſitzer dieſes Schloſſes um Gaſtfreundſchaft für wenige Stunden, bis die Wuth der Elemente ſich gelegt, und ſie ihre Reiſe nach den Weſt-Inſeln fortſetzen kann.“

„Fort, Burſche!“ rief Lord Howth zornglühend, „und ſage der Königin ſo: Lord Howth hat ſich zum unverbrüchlichen Geſetze gemacht, niemand, ſelbſt nicht der Königin von England, ſein Schloß zu öffnen, während er zu Mittag ſpeiſ't. Er bietet der Königin Granawaile Gaſtfreundſchaft an, wenn ſie geruht zu warten, bis er aufſteht.“

Erin's Semiramis wurde bleich vor Zorn, als ſie dieſe Botſchaft hörte.

„Der Unverſchämte ſoll eher meinen letzten Blutstropfen trinken, und die Wellen mich verſchlingen, als ich einen Biſſen von ſeinem Brode eſſe, oder unter ſeinem Dache ausruhe,“ rief ſie, und befahl die Anker auszuwerfen.

Trotz des Sturmes gelang dies vollkommen. Die ganze Schiffsmannſchaft theilte die Entrüſtung der geliebten Herrſcherin, und erklärte ſich bereit, die Schmach der Königin blutig zu rächen, — eine Stimmung, welche Granawaile durch den Zauber ihrer Blicke und ihrer Worte zu ſteigern wußte, da ſich vielleicht ſchon am nächſten Tag die Tapferkeit und Ergebenheit ihrer Leute erproben ſollte.

In der Nacht legte ſich der Sturm, und der anbrechende Morgen fand die kühne Inſelkönigin auf den Höhen, welche die Bai umgeben und von denen aus ſich die Lage des Howth-Schloſſes dem Auge genauer darſtellte. Zwei im Krieg ergraute Männer, deren einer Rimbald war, befanden ſich in ihrem Geleit. Ihrem geübten Blick zeigten ſich ſogleich die Schwierigkeiten, welche mit einem Angriff dieſer durch Natur und Kunſt ſtark geſchützten Felſenburg verbunden waren. Rimbald rieth zu einem Angriff von der Seeſeite her, und wußte ſeinen Plan in das beſte Licht zu ſetzen, bis Granawaile ihn auf Umwegen, durch verwachſenes Gebüſch und gedeckte Schluchten, ſo nahe zu dem, vom Seemann bezeichneten Punkte führete, daß die treffliche Vertheidigung dieſer ſcheinbar ſchwachen Stelle nicht zu verkennen war.

„Das Schloß iſt nur durch Liſt zu nehmen, edle Frau,“ ſagte Rimbald.

„Sprich, Mann,“ äußerte die Königin zerſtreut.

„Ihr nehmt die angebotene Gaſtfreundſchaft an.“ —

„Kein Wort mehr, alter Mann,“ rief die Königin, und die Glut des Zornes färbte ihre Wange, und ihr ſchönes, großes Auge ſprühte Flammen. Rimbald trat beſchämt zurück und die hochherzige Frau wollte eben den Rückweg durch eine wilde Felsſchlucht antreten, als ſie es im Gebüſche rauſchen hörte.

Als ſie ſich umwandten, eilte ein allerliebſter Knabe, der ſechs bis ſieben Jahre alt ſchien, in deſſen lebendigen Zügen und glänzendem ſchwarzem Aug' aber der Geiſt und das Feuer reiferer Jahre wohnten, aus dem Gebüſche und wollte die Höhe hinan, von der aus man die Bucht überſchaute.

Die Königin trat ihm mit ihrem zauberiſchen Lächeln in den Weg.

„Schön, mein Kind,“ ſagte ſie, und ſtreichelte ihm die goldnen, um die Stirne fliegenden Locken aus dem Geſicht: „du biſt mit der jungen Sonne aufgeſtanden und während ſie den Thau von den Gräſern einſog, fülleteſt du deinen Hut mit bunten Steinen und Muſcheln. Du biſt ein wackerer Knabe.“

„Still, Frau, ſtill!“ flüſterte der ſchöne Knabe und wühlte mit ſeinen niedlichen Fingern in den Muſcheln und Steinen ſeines Hutes. „Es iſt mir verboten, weiter, als auf den Wall zu gehen; aber ich habe mich heute herausgeſchlichen, um die ſchönen Schiffe näher zu betrachten, welche der geſtrige Sturm in unſre Bucht verſchlagen hat.“

„Dir gefallen alſo die Schiffe?“

„Unendlich, beſonders der Sitz in dem Maſtkorb,“ ſagte der Knabe und ſeine Augen funkelten.

„Biſt du ſchon in einem Schiffe gefahren?“

„Nie — ach, nie!“

„Und warum nicht?“

„Die Mutter erlaubt es nicht?“

„Und der Vater?“

(Schluß folgt.)

Kunſt.

(Die Fresken und ein neues Oelgemälde Philipp Veit's. — Novitäten des Kunſtvereins in Frankfurt.)

Die Sammlung von Werken bildender Kunſt im hieſigen Städel'ſchen Inſtitut ſoll nach einem völlig ausgerundeten Plane einen höheren Zweck erfüllen, als den blos prekären: eine Zierde der Stadt zu ſein. Man beabſichtigt, daß Jedem, der die Säle betritt, die Geſchichte der Kunſt in allen ihren Epochen lebendig aufgeſchloſſen ſei. Natürlicherweiſe läßt ſich nicht erwarten oder fordern, daß man hier Gegenſtücke zum Niobiden oder zu den Ägineten finde, man wird mit ſauberen Abgüſſen nach den renommirteſten Antiken zufrieden ſein müſſen. Dagegen iſt anderſeits dafür geſorgt, daß die Skulptur des Mittelalters, ein wichtiger integrirender Theil am Ganzen der Kunſtgeſchichte nicht vermißt werde, wie in ſo vielen, ja beinahe in allen deutſchen Muſeen; ſelbſt der moderne Saal in der Glyptothek z.B. umſchließt allerdings Thorwaldſen's und Canova's Bildwerke, aber keine Reliquien Ghiberti's, Peter Viſcher's, A. Kraft's. Der Skulptur des Mittelalters iſt nun im Städel'ſchen Inſtitut ein eigener Saal gewidmet worden, was für Erweckung eines ächten Kunſtſinns im Volke von nicht geringer Wichtigkeit iſt; — in der artiſtiſchen Erziehung eines Volkes dürfen keine Lücken ſein, ſonſt wird eine Einſeitigkeit ſanctionirt, welche ein albernes Halbfühlen und eine affektirte Schwärmerei zur Folge hat, die für die Dauer eben ſo lächerlich als unausſtehlich wird. Hier, im ſpeziellen Falle, möchten wir noch hinzufügen, daß eine wahrhafte Kunde der romantiſchen Kunſt blos aus Gemälden ſtets unvollkommen und unzulänglich zu erlangen iſt, ja daß eine ſolche recht typiſch erſt durch Anſchau der Skulpturwerke gewonnen werden kann; — man denke z.B. nur an Peter Viſcher neben Albrecht Durer, — jeder von beiden ergänzt den andern. — Der für die Aufſtellung von romantiſchen Skulpturwerken (in Originalen und Abgüſſen) beſtimmte Saal im Städel'ſchen Inſtitut wird durch Fresken Philipp Veit's ausgeſchmückt, von welchen zwei bereits vollendet ſind. Der Künſtler hatte die Aufgabe zu löſen, das ganze Weſen der neuen Kunſt (mag man dies nun durch: romantiſch oder durch: chriſtlich bezeichnen) in verkörperten Begriffen darzuſtellen, mithin weiter: den Einfluß des Chriſtenthums auf Leben und Geſittung, die Vermittlung der beiden Faktoren: Deutſchland und Italien, die Ovation einer ſeit Jahrhunderten uns in ihren lebendigen Einflüſſen noch immer allernächſten Vergangenheit, welche für uns in der Gegenwart auf's Neue als Gegenwart daſteht, als wirklich friſch-lebendige, unumſtößlich nothwendige Gegenwart, nicht als Schemen, nicht als Mode, wie vor ungefähr zwanzig Jahren, als man die ſteifen, blutigen Heiligen mit geſchundenen Leibern, geſpaltenen Köpfen, verrenkten Gliedern, den Charitinnen Griechenlands vorzog, und eine poſitive Bilderſtürmerei exekutirte, welche eher lächerlich, als zu entſchuldigen war. — Hier gilt es nun nicht mehr, mit dem Worte: „deutſche Kunſt" Affenſchande zu treiben, oder an dem göttlichen Fieſole ſtatt ſeiner ätheriſchen Geſtalten, blos die fromme Einfalt des Malers zu bewundern und nachzubeten, der knieend ſeine Bilder malte; — nein, deutſche und italiſche Kunſt einander gegenüber zu ſtellen, daß an jeder das Eigenthümliche anerkannt und verehrt werde, es gilt — das Weſen, das ewig Dauernde herauszufaſſen und im Lapidarſtyl für Jeden zu markiren. Die Fresken des Saales ſollen eine homogene, ja harmoniſche Stimmung zu dem Eindruck vermitteln, welchen die in dem Saale aufgeſtellten Kunſtwerke erzeugen, — die Kunſtwerke ihrerſeits ſollen dieſe Fresken wieder ergänzen und erläutern, als nie veraltende Ciceroni. — Für eine ſolche Aufgabe nun, dreifach ſchwierig, weil es auch gilt, der beſchauenden Maſſe gleichſam einen neuen Ideenkreis zu eröffnen, — konnte Niemand gefunden werden, der ihre Bedeutung mit ſolchem Scharfblick zu erfaſſen, der ihre Bedingungen mit ſolchem Ernſte zu erfüllen im Stande war, als Philipp Veit, der in der Villa Maſſimi ſeine Eigenthümlichkeit bewahrte, der unangefochten von allem wechſelnden Einfluß der Mode der erhabenſten Grazie huldigt, — der Keuſchheit des Schönen! —

Die beiden bereits vollendeten Fresken an beiden Enden der Hauptwand des Saales, in welchem mittelalterliche Skulpturwerke aufgeſtellt werden ſollen, zeigen Italia und Germania. In beiden Figuren leuchtet die edelſte Jungfräulichkeit; jede iſt Königin, Muſe und Heilige zugleich, nur ſpricht aus Italia's Weſen charakteriſtiſch der Reiz edler Sinnlichkeit, aus Germania der Zauber holder Sinnigkeit. Tief bedeutſam hat der Künſtler in der Geſtalt der Italia die heitere Herrlichkeit der Hierarchie ausgedrückt, in jener der Germania den Begriff der weltlichen Monarchie; Germania trägt Schwert, Scepter und Krone und Karl des Großen Kaiſermantel. Um die Begriffe vollſtändig zu erſchöpfen, mußte auch die landſchaftliche Umgebung blos typiſch ſein, — ſo zu ſagen: ein Abſtractum, durch einzelne hiſtoriſche Halte jedem Auge deutlich abgemarkt; um das Geſchichtliche Italiens uns mit einemmal ganz in's Gedächtniß zurückzurufen, genügt Rom hinlänglich, für Rom das Forum; — für Deutſchland drückt Cöln die Geſammtheit mittelalterlicher Übergangszuſtände aus; und zur Andeutung deutſchen Naturcharakters genügt der Rhein mit ſeinen Felſenufern und Burgen. Es ergibt ſich hieraus, mit welcher ächt poetiſchen Meditation der Künſtler ſein Werk concipirte und zu Stande brachte, und die Harmonie der einander paralleliſirenden Compoſitionen durch die Kontraſte nationeller Charakteriſtiken freithätig abſolvirte. Wir haben ſchon oben das Eigenthümliche von Veit's Styl angedeutet, — die keuſche Grazie; wir müſſen noch hinzufügen: eine edle Simplicität, welche die tiefere Bedeutung der Formen dem Beſchauer näher an's Herz legt. In der techniſchen Ausführung ſcheint uns Germania vorzüglicher gelungen, als Italia.

Den Mittelraum der großen Hauptwand (zwiſchen Italia und Germania) wird eine Compoſition ausfüllen, wozu der Carton bereits gefertigt und ſeiner Vollendung nahe iſt. Die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland, die erſt durch das Chriſtenthum bewirkte Entwickelung eines ſelbſtſtändigen, eigenthümlichen, geſchichtlichen Lebens in Deutſchland, und der Bund der Kunſt mit der Religion bilden den Vorwurf einer Compoſition, welche im Geiſte der größten italiäniſchen Geſtaltendichter und Gedankendarſteller erfunden und mit Bewußtſein, Ernſt und jener edlen Einfachheit des Styls ausgeführt iſt, welche man an Veit's Schöpfungen ſtets anerkennen muß.

Im Lokale des hieſigen Kunſtvereines iſt ein neues Ölgemälde deſſelben Meiſters aufgeſtellt: die Ausſetzung Moſis. Es iſt ſonderbar, daß, ſo viele Kunſtler, welche bisher die Situation der Findung Moſis bearbeitet haben, nicht an die ächt-dramatiſche Scene der Ausſetzung dachten und dieſe nicht zum Vorwurf einer Compoſition benutzten. In der Findung iſt bei den, an der Scene theilnehmenden Perſonen kein andrer Affekt vorauszuſetzen, als die Überraſchung, bei der Ausſetzung dagegen tritt das dramatiſche Element des mütterlichen Schmerzes in ſein Recht, bei der Findung iſt eine extenſive effektreiche Compoſition geſtattet, bei der Ausſetzung eine intenſive, pathetiſche. Wenige Stoffe, welche ſich gerade für die Malerei ſo ſehr eignen, wie dieſer! denn die zügelloſe Vehemenz einer Leidenſchaft iſt hier durch ein religiöſes Hoffen gemildert, und die Geſchichte ſelbſt, deren allgemein gewordne Bekanntſchaft dem Beſchauer den ſpätern Ausgang lebendig vorhält, wirkt mit, um jene ruhige beſonnene Stimmung hervor zu bringen, welche für den Künſtler beim Darſtellen der Leidenſchaft und für den Kunſtfreund beim Genießen des Werkes nöthig iſt.

P. Veit hat den Moment der Handlung gewählt, in welchem die Mutter das geliebte Kind nochmal an's Herz drückt, bevor ſie es in das verhängnißvolle, bereits geöffnete Käſtchen legt. Der tiefſte Schmerz, der ſich nicht durch Ungeſtüm der Verzweiflung, ſondern durch die Sympathie des ſtarren Auges ausſpricht, herrſcht in der Mutterbruſt. Sie muß das Kind anblicken können, nicht blos umklammern; dieſe Feinheit der Empfindung, welche das geiſtigſte unſrer Sinnesorgane, das Auge, wählt ſtatt des thieriſcheſten, des Taſtens, adelt den Künſtler als Pſychologen wie als Darſtellenden. Das Kind blickt friſch und frei um ſich, in derber Natürlichkeit und Geſundheit. Schon dieſe unbewußte Lebensſicherheit (Contraſt zur Mutter) bereitet an und für ſich auf die Cataſtrophe vor, welche außer dem Bilde liegt; — aber auch ein gewiſſes Etwas im Antlitz der Mutter hilft dazu, — es läßt ſich nicht eben in dem oder jenem Zuge pedantiſch als Hoffnungsſchimmer nachweiſen, — es iſt vielleicht gerade dieſe geläuterte Leidenſchaft ſelbſt, welche der Künſtler ſo fein charakteriſirte. — Ein junges Mädchen lauſcht in den Felſen, hinter denen die Mutter ihr Kind ausſetzt. Dieſe Geſtalt iſt ſehr weſentlich, ſie charakteriſirt die Einſamkeit des Platzes, das Geheimnißvolle der Situation und der Handlung. In der Ferne iſt eine kahle Landſchaft mit Architektur im ägyptiſchen Styl angedeutet, der Nil, und Frauen, welche mit Krügen und Kanoben an das flachere Ufer wandeln, um Waſſer zu holen. Über der Landſchaft brütet eine afrikaniſche Sonne, deren Reflex ſich auf dem brennenden Horizont und dem dürren Vorgrund wie auf dem bräunlichen Teint der Mutter ankündigt.

Wahrhaft meiſterhaft muß man die techniſche Ausführung des Gemäldes nennen, welche das Reſultat eines gründlichen Nachdenkens und eines außerordentlichen Farbenſinnes iſt. Man kann an dieſem Bilde ſtudiren, wie der Einfluß des Sonnenlichtes auf die Dichtigkeit der Stoffe und die Transparenz des menſchlichen Körpers berechnet werden müſſe. —

Der Kunſtverein hatte ſeit dem Sommer die von ihm zur Verloſung angekauften Gemälde ausgeſtellt. Faſt alle befanden ſich früher auf unſrer Kunſtausſtellung im Juni, wie z. B. Krienen's trauernder Jacob, Schirmer's große Landſchaft, Bürkel's und Schelver's Pferdemärkte, Stilke's Kreuzfahrer in der Wüſte, Quaglio's Kapellen am Rhein, eine Landſchaft von Roſenkranz, Enhubers Wilddiebe u. ſ. w.; außer dieſen hat der Kunſtverein auch eine recht effektreiche und keck hingemalte, ſaftige und ſonnige Landſchaft von dem Frankfurter Maler Ehemant (in Düſſeldorf) und zwölf Abgüſſe einer kleinen Statue Thorwaldſens (von E. v. Launitz, von hier) angekauft. Dieſe letztere erinnert ſehr an die ſtehende kleine Coſtüm-Statue Göthe's; lobenswerth iſt die Lebendigkeit der Auffaſſung; nur ſcheint uns das Geſicht des berühmten Bildhauer etwas zu jugendlich gehalten. Die Gewandmotive ſind mit Geſchick und Leichtigkeit behandelt.

Im Lokale des Kunſtvereins hängt Kaulbach's geniale Compoſition: Das Irrenhaus, unter Amslers Leitung von Merz geſtochen. Wer vermöchte, an dieſem meiſterhaften Blatte kalt vorüberzugehen? Wenn auch dieſe oder jene Geſtalt darauf einen Eindruck hervorbringt, der vom Grauen bereits in den Ekel übergeht, ſo überſieht man ſolche Einzelnheiten gerne. Das ganze Gewimmel mit jenem Schlagſchatten der unverwüſtlichen, alltäglichen Dummheit des Philiſters, die unter hundert tauſend Narren nie zur Genialität des Wahnſinns gelangen kann (wir meinen die Figur des Zuchtmeiſters) — ſpricht wie ein memento mori in die Menge hinein, welche in ſeidnen Kleidern, mit Lorgnetten und feiner Wäſche in den Saal herein rauſcht.

Zur Schau aufgeſtellt waren ferner:

Eine ſchöne Winterlandſchaft von Haanen, zwei auf Effekt berechnete kleine Landſchaftsbilder von Dahl, eine ſaftſtrotzende Waldlandſchaft (mit Hirſchjagd ſtaffirt) von dem höchſt talentvollen Lucas (aus Darmſtadt), ein unbedeutendes Genrebild von Braakmann aus Rotterdam, welches ziemlich flüchtig gemalt und doch ſo getiftelt ſcheint, als hätte es die Pocken, — eine Transfiguration von Paul v. Deſchwanden (ſchülerhaft in der Zeichnung und im Colorit, und durchaus geſchmacklos, was die Draperie betrifft) eine santa Famiglia, (Joſeph als Zimmermann, Maria und Jeſus), von Prof. Grimm aus Kaſſel (ein ſehr ſchlechtes Bild, welches von gänzlicher Geſchmackloſigkeit zeugt) endlich eine glänzende graue Fleiſchmaſſe, genannt: die heilige Magdalena, von Both aus Hanau.

Zwei Büſten; eine weibliche, von dem talentvollen jungen Wendelſtedt (Sohn des Inſpektors am Städel'ſchen Inſtitut) und ein jugendlicher Faunkopf von Heibel in Heidelberg. Beide ſind Beweiſe eines aufmunternswerthen Strebens.

X. Marmier und Göthe.

Das Septemberheft der „Revue du Nord" enthält einen ſcharfen Aufſatz J. Savoye's über X. Marmiers „Etudes sur Göthe," worin die dürftige Sprachkenntniß des franzöſiſchen Kritikers durch eine Menge burlesker Proben aus der Marmier'ſchen Ueberſetzung von Fragmenten aus Fauſt erwieſen wird. Marmier überſetzt z. B. die Stelle Göthes:

„Ihr Herrn vom graden, Herrn vom krummen Horne,
Vom alten Teufelsſchrot und Korne,
Bringt ihr zugleich die Höllenrachen mit.
Zwar hat die Hölle Rachen viele, viele,
Nach Standsgebühr und Würden ſchlingt ſie ein,
Doch wird man auch bei dieſem letzten Spiele
In's künftige nicht ſo bedenklich ſein"

folgendermaßen:

„Seigneurs aux cornes tordues, diables de la vieille roche, apportez les *vengeances de l'enfer*. L'enfer a bien des genres de vengeances a son service pour les gens de naissance et les grands dignitaires, *mais c'est là notre derniere démonstration, et avec le temps on finira assez pour n'y plus penser.*"

ferner:

„Freudig empfangen wir
Dieſen im Puppenſtand;
Alſo erlangen wir
Engliſches Unterpfand.
Löſet die Flocken los,
Die ihn umgeben,
Schon iſt er ſchön und groß
Von heil'gem Leben"

durch:

„*Nous acceptons avec joie et nous atteignons ce degré plus élevé.* Oh, laissons tomber ces flocons qui entourent ce *nouveau cercle;* comme ils sont déjà devenus beaux et *grands par la vie sainte q'elle ont passee!*"

endlich:

„Blicket auf zum Retterblick,
Alle reuig Zarten,
Euch zu ſeligem Geſchick
Dankend umzuarten."

durch:

„*Vous tous qui avez péché par tendresse et qui voulez repentir, élevez les yeux vers celle qui doit vous sauver, rassemblez-vous dans votre bonheur pour la remercier!*"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 255. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 28. October.

Granawaile von Ireland.

Von Adrian.

(Schluß.)

„Der Vater will es auch nicht. Er ſagt, ich würde Herr von Howth-Schloß und wenn ein Haifiſch mich verſchlänge, käme das ſchöne Schloß und Alles an unſern häßlichen Vetter, Harrow Howth mit dem Klumpfuß.“

„Schade, mein Sohn! Ich hätte dir wohl erlaubt, dich ein wenig in dem Maſtkorb der großen Caracke zu ſchaukeln.“

Die Inſelkönigin wandte ſich mit einem holdſeligen Lächeln zu dem ſchönen Kinde, küßte ihm die Stirne und begann, den ſteilen Felſenpfad hinabzuſteigen. Sie ſah wohl, daß der Knabe der Verſuchung nicht wiederſtehen würde. Wirklich faßte er Rimbald’s Hand, und bat durch eine anmuthige, halb dreiſte und halb dehmüthige Geberde, ihn mit zu nehmen. Granawaile unterdrückte den Jubel ihrer Seele, als ſie mit dem Erben von Howth am Bord der Caracke war, befahl kalt und ernſt, augenblicklich die Anker zu lichten, dem friſchen Nordwind die Segel zu entfalten und die Bucht zu verlaſſen. Wie der ſtolze Adler mit ſeiner Beute in den Krallen, ſchnellen Fluges ſeiner Horſt zueilt, ſchwebte die ſtattliche Caracke der Königin an dem felſigen Vorgebirg, heute noch Howth Head genannt, vorüber und ſchlug den ſüdlichen Curs ein.

Eine wild reizende, felsumragte Inſelgruppe, Achill Islands genannt, taucht im Weſten von Ireland aus den blauen Meereswogen. Die ſchönſte dieſer Inſeln iſt die Clare-Inſel mit ihrem anmuthig prachtvoll in die Fluth hinausragenden Vorgebirg. Nur da und dort gewahrt man auf dieſer Inſel und auf den Küſtenhöhen, die Clew-Bai umgeben, die Spuren ehemaliger Befeſtigungen, die Trümmer ehemaliger Prachtgebäude, die Reſte ehemaliger Küſtenwarten. Unter den jetzigen Bewohnern, größtentheils Fiſchern, geht die Geſchichte einer ſtattlichen Vergangenheit, die hier königlich waltete, und deren Einfluß ſelbſt die ſtolze Eliſabeth von England aufmerkſamer Beachtung werth hielt, nur noch wie eine verklungene Sage, wie ein eitles Mährchen. So viel Elend iſt ſeit zweihundert Jahren mit eiſernem, zermalmendem Fuße über dieſes Land dahingegangen, daß man den Sagen einer glanzreichen Vergangenheit eben ſo mißtrauiſch lauſcht, wie den Verſprechungen einer ſonnigern Zukunft. Armes Ireland!

Das Lieblingsſchloß der Königin der Weſt-Inſeln bot eine prachtvolle Ausſicht auf die ausgedehnte Clew-Bai, und die die Bucht umgürtenden Höhen, ſo wie auf das Meer, das draußen ſeine langen blauen Wellen dahin wälzte. Auf den Küſten waren feſte, runde Thürme gebaut, die als Warten dienten und auf deren Zinnen man Krieger auf und abgehen ſah. In der Bai war man mit der Ausrüſtung von Schiffen und Fahrzeugen aller Art beſchäftigt — alles bot ein vielfach bewegtes Gemälde dar und man gewahrte leicht, daß etwas Wichtiges im Werke war.

Eines Morgens überblickte Granawaile die von lichtem, roſig angehauchten Nebel halbverhüllte Bai von einem ihrer Thürme, als Rimbald haſtig zu ihr trat.

„Was Neues, Mann?“

„Geſtern Abend ſah man von Achill Head aus ſechs Segel, welche die ſüdliche Richtung verfolgten. Ohne Zweifel ſind es die Fahrzeuge des Lord Howth.“

„Du kennſt meine Befehle in dieſem Falle.“

„Alles iſt bereit, hohe Frau.“

„Erwarte mich am Bord meiner Caracke, ſobald ſich der Feind blicken läßt.“

Bald zeigten ſich die Segel des Lord's, die Achill Head umſchifften und ſich graden Laufs der Clew-Bai näherten, wo die ſämmtlichen Fahrzeuge der Königin verſammelt waren. Die Hörner tönten die Küſten der Inſel Clew und der Bai entlang. Züge von Kriegern ſtellten ſich an den Felſenſchluchten und Ausmündungen der Bäche auf, um die Landung des Feindes abzuwehren, und auf den Schiffen wimmelte es von kampfluſtiger Jugend, deren Herz ſo lebendig und freudig klopfte, als die Wimpeln auf den hohen Maſten flatterten.

Granawaile löſ'te mit eigener Hand das Thau ihres Lieblingsſchiffes *) und ließ es in die See laufen. Dies war das Zeichen zur allgemeinen Bewegung. Ein unermeßliches Jubelgeſchrei begrüßte die Helden-Königin, die inmitten bejahrter Krieger und Seemänner mit einer ſeltenen Ruhe und Kälte ihre Befehle ertheilte. Die Fahrzeuge reihten ſich in einem Halbkreis und alle Vorbereitungen zeigten, daß man den Feind mit Ernſt zu empfangen gedenke.

„Eilge, mein Juwel,“ ſagte ein Matroſe auf der Caracke der Königin zu ſeinem Kamraden: „beantworte mir drei Fragen, wenn du Luſt haſt und ſo gut ſein willſt.“

„Von Herzen gern, ſüßes Kleinod,“ verſetzte dieſer: „du bleibſt ohne Zweifel heute in dem Seetreffen, das ich kommen ſehe, wie man die Wallfiſch von weitem nahen ſieht, denn du biſt zum erſtenmal in deinem Leben höflich gegen einen deiner Kamraden.“

„Auch dir wäre beſſer, deine Kehle geriethe heut mit einer Harpune zuſammen, als morgen oder übermorgen mit einem Strick. Aber meine erſte Frage, Goldherz. Was will die Landratte bei uns? Wie kann ſie es wagen, die Seelöwin in ihrem Lager anzugreifen?“

„Die Landratte hat die Seelöwin geſchmäht und ſchwer beleidigt; dieſe nahm der Landratte ihr einziges Junge und nun platſchert das arme Thier auf dem Waſſer umher und ſucht ihr Junges und nebenher Rache — vielleicht auch Rache und nebenher ihr Junges.“

„Zweitens, Juwel, wo hat die Landratte die ſechs Segel her?“

„So haben wir auch gefragt, und wir erhielten folgende Antwort, wie vom Spiegel: In der Nähe der Höhle der Landratte wohnen eine Menge Waſſerratten, oder mit klaren Worten, von Howth in den Hafen von Dublin iſt's nicht weiter, als von Yer nach Caſtle-Bar; in jenem Hafen aber liegen ſtets eine Menge Freibeuter vor Anker, denen nichts erwünſchter iſt, als eine ſolche Gelegenheit, ihre Fahrzeuge an die Schufte, welche deren Bemannung ausmachen, gegen eine ſchöne, baare Summe Goldſtücke an den Mann zu bringen.“

„Und nun meine dritte Frage, Herzbruder. Was bedeutet der Vorhang, der den untern Theil des großen Maſt's umgibt, und vor dem zwei Wachen ſtehen, damit niemand nahe komme?“

„Alſo du weißt nicht, was hinter dem Vorhange iſt, Juwel?“

„Auf Ehre, ich weiß es nicht, und möchte es von dir erfahren, denn ihr vom Spiegel wißt Alles.“

„Ich kann dir's auch ſagen, ſüßes Kleinod.“

„Ich berſte vor Neugierde, Goldbruder.“

„So höre. Hinter dem Vorhang iſt eben das Stück vom großen Maſt, das man nicht ſieht.“

Der gefoppte Matroſe wollte eben einen mächtigen Fluch ausſtoßen, als ein Boot mit einer weißen Flagge wie ein Pfeil daherſchoß. Ein Bote legte an der Caracke der Königin an, und wurde vor Granawaile geführt. Er ſprach die kühnen Worte:

„Der Graf von Howth fordert die Königin der Weſt-Inſeln auf, ohne Verzug und Säumniß ſeinen von ihr unrechtmäßig entführten und gefangen gehaltenen Sohn an ihn auszuliefern; geſchähe dies nicht ſofort gutwillig und in Frieden, ſo ſei er bereit, das Glück des Kampfes zu verſuchen, und werde ſein Haupt nicht eher zur Ruhe legen, als bis ihre ganze Macht vernichtet, und all' ihr und der Ihrigen Beſitzthum in eine Wüſte verwandelt ſei.“

Granawaile ließ dem ſtolzen Lord antworten:

„Die Königin der Inſeln hat es ſich zum unverbrüchlichen Geſetze gemacht, niemand, ſelbſt nicht ihrer mächtigen Schweſter, der Königin von England, ſeinen Sohn auszuliefern, der Graf von Howth müßte denn in die Bedingungen willigen, die ihr genehm wären.“

Lord Howth wüthete, als er dieſe Antwort erhielt.

„Nie, nie!“ rief er ungeſtüm: „nie werde ich mich dem Willen eines Weibes fügen, und wäre ſie die Beherrſcherin des ganzen Weltalls. Auf, meine Treuen! der Kampf entſcheide.“

Das Signal wurde gegeben, und die Schiffe ſtellten ſich in Schlachtordnung auf. Die Königin ließ ihrerſeits den Halbkreis öffnen, rückte mit ihren Fahrzeugen vor und reihte ſie Angeſichts des Feindes ſo, daß ihre Caracke, vor allen durch ihre reiche Verzierung kenntlich, dem Schiffe gegenüber zu liegen kam, an deſſen Bord Lord Howth war.

---

*) Die Sage erzählt, die Königin Granawaile ſei auf ihre Lieblingsſchiffe ſo eiferſüchtig geweſen, daß durch beſondere Vorrichtungen die Thaue, wenn ſie im Hafen vor Anker lagen, in ihr Schlafgemach gingen, und an ihren Bettſtollen befeſtigt waren.

Der Himmel war ſonnenklar, das Meer dehnte ſich wie ein ſilberner Spiegel aus; eine Todtenſtille herrſchte auf den Verdecken der Schiffe; jeder ſchien den Ernſt des Augenblickes zu begreifen, und ſeine Rechnung mit der Welt oder dem Himmel abzuſchlieſſen. Die Stille unterbrach nur dann und wann ein Zeichen mit den Schiffsglocken, welche in jener Zeit zum Gebete mahnten, bevor ein Kampf begann.

Mit dem letzten Schlag der volltönenden Glocke der Caracke der Königin flog der Vorhang, der den untern Theil des großen Maſt's umgeben hatte, aus einander und Graf von Howth ſah ſeinen Sohn, ſein geliebtes Kind, der einzige Erbe ſeines Namens an den Maſt gebunden.

Das Herz des ſtolzen Mannes zitterte, das Herz des Vaters blutete. Der Kampf in ſeinem Innern war furchtbar. „Mein Kind! Mein Sohn!“ rief er in wilder Verzweiflung, ſtürzte ſich in das Waſſer und ſchwamm auf die Caracke der Inſelkönigin zu.

Augenblicklich ſetzten beide Theile Boote aus, um den Unglücklichen einzunehmen. Ehe ihn jedoch eines derſelben erreichen konnte, war er an Bord der Caracke und ſtürzte auf den Maſt zu. Eine Reihe Krieger trennte ihn jedoch von dem geliebten Kinde, und die Königin trat hervor.

„Ich ehre Euer Gefühl, Graf von Howth,“ ſagte ſie, „und bin nicht geſonnen, von Eurer Anweſenheit auf meinem Schiffe Vortheil zu ziehen. Mein Boot ſteht zu Euern Dienſten, um Euch auf Euer Schiff zurück zu führen, damit der Kampf entſcheide, was Ihr der Entſcheidung des Kampfes anheim gegeben habt.“

Lord Howth ſah ungewiß umher.

„So großmüthig und ſo feig!“ ſagte er halblaut vor ſich hin. Granawaile hatte das Wort gehört.

„Dein Geiſt iſt geblendet, Mann,“ ſagte ſie mit leichtem Erröthen: „Mein Großmuth iſt blos Menſchlichkeit; aber feig darfſt du Granawaile nicht nennen. Bin ich nicht Königin hier, und habe ich nicht das Recht, über meine Gefangene nach meinem Belieben zu verfügen?“

„Entfernt den Knaben, und dann laßt den Kampf beginnen, und unſern Zwiſt ſchlichten.“

„Der Knabe bleibt, am Maſte angebunden, bis der Kampf entſchieden. Gehe, Mann, und werde der Mörder deines Sohnes, oder laſſe dir meine Bedingungen gefallen, und ſchone ſein Blut und das unſerer Treuen.“

Und wie lauten die Bedingungen?“ fragte Lord Howth mit einer Stimme, in deren Ausdruck ſich Zorn und Neugierde ſeltſam miſchten.

„Daß die Thore von Howth-Schloß von nun an, während des Mittagsmahls offen bleiben, und daß deſſen Beſitzer keinen Fremden, der ihre Gaſtfreundſchaft anſpricht, abweiſen. Das ſind meine Bedingungen, Graf von Howth.“

Lord Howth ſtand erſchüttert, tief gedemüthigt vor der edeln, erhabnen Frau. Er ſank zu ihren Füßen und küßte den Saum ihres Gewandes. Die Königin reichte ihm die Hand und führte ſeinen Sohn, deſſen Bande und Feſſeln gelöſ't worden waren, in die Arme des liebenden Vaters, deſſen Anhänglichkeit an die Königin der Weſt-Inſeln nicht wenig geſteigert wurde, als er hörte, mit welcher Güte Granawaile den gefangnen Knaben behandelt hatte.

Drei Tage hallten die Küſten der Clew-Bai von dem Jubel der Feſte wieder, welche die Königin Lord Howth zu Ehren gab; am vierten ſegelte er von dannen und lebte noch lange genug, um ſeinen Enkeln die Lehre, die ihm die Königin der weſtlichen Inſeln gegeben, und ſeine Anhänglichkeit an die edle Frau zu übermachen.

Politiſches Leben der Belgier *).

Wenn je ſich erwieſen hat, daß in einem konſtitutionellen Staate die mehr oder weniger ſchlecht eingreifenden Räder eines repräſentativen Gouvernements der Entwicklung der Nationalwohlfahrt in Nichts ſchaden, ſo iſt dieſ's ſicher der Fall in Belgien. In dieſem wunderlichen Lande ſind die politiſchen Beziehungen zwiſchen den drei verfaſſungsmäßigen Gewalten, ſelbſt in dem Ceremoniel der äußern Formen, nicht deutlich beſtimmt; bei gerichtlichen Verhandlungen tappt man im Finſtern; die innere Verwaltung, mangelhaft und unthätig, hat gegen Neuerungen Widerwillen, gefällt ſich in dem alten Schlendrian und wird von haſeherzigen Beamten ausgeübt; die Abſichten des Staats-Oberhaupts gelangen erſt durch das Mittel einer Partei an das Volk; der Einfluß der Polizei und die beſondere ſtädtiſche Aufſicht bleiben faſt ohne Wirkung; die Beamten-Hierarchie, die Ausdehnung oder die Gränzen der Vorrechte, die Verfolgung örtlicher Vortheile, ſind weder genau angegeben noch abgeſteckt, noch überwacht. Man erblickt hier einen proteſtantiſchen König, der allen Anforderungen der katholiſchen Kirche zu genügen hat; ein ſogenanntes National-Miniſterium, das durch ſeine Verzweigungen mit der Fremde nach allen Seiten hin und her gezerrt wird; eine Bevölkerung, welche geſellſchaftlich zuſammenlebt mit ſo wenig Regierung, wie nur bei Menſchen möglich iſt; eine Ariſtokratie, ſtolzer als die ſtolzeſten in den despotiſchen Staaten des Feſtlands. Ohngeachtet dieſer Hinderniſſe und Widerſprüche iſt das belgiſche Volk vorzugsweiſe in Europa reich, ruhig, glücklich und frei. Das iſt das Räthſel.

Aber man muß auch Alles ſagen. Neben den weſentlichſten Unvollkommenheiten, über welche die Publiciſten Frankreichs in Schrecken gerathen würden, herrſcht eine Freiheit in den Gewerben, eine Thätigkeit in den Geiſtern, eine Wohlhabenheit in den einzelnen Haushaltungen, ein verſtändiger Sinn bei dem großen Haufen, ein gemäßigter Zuſtand der Gemüths- und Denkungsarten, Wünſche und und Einſicht, die ſo groß, ſo angemeſſen, ſo natürlich ſind, daß die Aufmerkſamkeit auf das Öffentliche von der Sorge für den Privatwohlſtand vollkommen verſchlungen wird. Man kümmert ſich, leider! ſehr wenig um die Regierung, ſo fern die Behaglichkeit der Bevölkerung die Handlungen, Fehler, die Zaghaftigkeit oder den Verrath der Regieren-

---

*) (Revue de Paris.)

den unter blendendem Scheine birgt. In dieſer Rückſicht iſt Belgien gleichſam in einen Strudel von Geſchäften und Spekulationen geriſſen, und die Ergebniſſe vermögen es für noch lange zu betäuben. Was in Betreff der Betriebſamkeit in Baumwollenwaaren kürzlich geſchah, iſt eine glanzvolle Ankündigung. Es gibt aber noch merkwürdigere Erſcheinungen, nämlich: eine Eiſenbahn, ſeit 6 Monaten eröffnet, deren Erbauungskoſten durch das Zuſtrömen von Reiſenden, welche pr. Kopf 50 Centimes zahlen, ſchon getilgt ſind; eine Hypotheken-Kaſſe, die zwanzig Millionen zum Umſatz verlangte und acht Tage nach dem Aufruf hundert Millionen angeboten erhielt, ſo daß ſie achtzig Millionen von der Hand wies; eine Bank, vor 3 Jahren gegründet und jetzt ſo reich, daß ſie für ihre Kapitale keine Anlagen findet, und Kaufleuten Geld gegen Waaren leiht. Man glaubt ſchon die Wunder der vereinigten Staaten von Nord-Amerika vor der Thür; zu welchen übrigens die Belgier in ihrer kaufmänniſchen Entwicklung und ſelbſt in ihren heimiſchen Sitten ein anziehendes Seitenſtück liefern. Und dieſer Schwung des öffentlichen Glückes, dieſer übermäßige Vorrath an baarem Gelde, dieſes unerhörte Beiſpiel von Ordnung nach einer kaum vorüberzegangenen Staats-Umwälzung, alles dieſes ſchreitet vorwärts, vergrößert ſich, dehnt ſich aus und wird aufrecht gehalten trotz einer ſchlechten Verwaltung und einer kaum im Entwurf vorhandenen Regierung. Jedoch hat dieſes Gouvernement, welches eben nicht allzubekannt mit ſeiner Beſchaffenheit iſt, dieſe Verwaltung, welche wie der Maulwurf im Dunkeln wühlt, Nachtheile, die ſelbſt das Gedeihen des Landes nicht aufhebt. So ſind zum Beiſpiel die Bürger, welche ſich in Belgien befinden, wie in Frankreich, genöthigt, die Behörde zu den unbedeutendſten nützlichen Neuerungen zu zwingen. Möchte man es glauben, daß zu Brüſſel, in einer der glänzendſten Städte Europa's, noch in den meiſten Straßen der Straßen-Name nicht angeſchrieben iſt an den Mauern. Der Bürgermeiſter hat ſich zu dieſer Verbeſſerung, als welche ihm gefährlich ſchien, bisher noch nicht entſchließen können. Ein ſehr ſchmaler Fluß läuft durch die Stadt; ſein Waſſer bleibt in ſeinem Bette eingezwängt und längs des alt verfallenen Gemäuers, das er beſpült, verſumpfend ſtehen. An der Stockung des Laufes ſind hauptſächlich zwei elende Mühlen ſchuld, deren Anblick eben ſo häßlich iſt, als ihre Hemmung verderblich; indeſſen nimmt die Stadt-Regierung ſehr Anſtand, ſie zu kaufen und niederreißen zu laſſen. Das iſt der Geiſt der belgiſchen Staats-Verwaltung, das die Folge einer übertriebenen Zerſplitterung der Gewalt. In Frankreich würde der Name eines Miniſters und ein Federzug am Ende eines Papiers hinreichen, in einer Woche alle widerſpänſtigen Mühlen zu zerſtören.

Man ſchlachtet in Brüſſel die Kälber und Hämmel im Innern der Stadt in dem ungeſundeſten und am ſtärkſten bevölkerten Viertel; und die ſchädlichen Ausdünſtungen, die von den eckelhaften Fleiſchbänken ausgehen, die Zufälligkeiten in den Gäßchen und Kreuzwegen, wo man alle Augenblicke auf ein ausgeweidetes Schwein oder auf zum Trocknen aufgehängte Gedärme ſtößt, haben die Stadt-Behörde noch nicht überzeugen können, daß zum beſſern Geſundheitszuſtande der Stadt ein Schlachthaus unerläßlich ſei. Neulich lief ein Schiff, das von Havannah aus das gelbe Fieber an Bord hatte, an welchem ſelbſt mehrere Seeleute während der Überfahrt geſtorben waren, ſtracks in den Hafen von Antwerpen ein, ohne ſich mit ſeinen Papieren auszuweiſen, ohne ſich der Reinigung zu unterwerfen, trotz der Widerrede der Einwohner, nicht 5 Minuten Quarantaine wurden ihm auferlegt. Der Einfluß von Austauſchungen wird den Wohlſtand und das Leben um das Doppelte erhöhen, wenn einmal ein Central-Muſeum die Meiſterwerke der flammländiſchen (Maler-) Schule daſelbſt vereinigt, welche jetzt in allen Städten zerſtreut und mehrentheils unbekannt ſind; aber man achtet die Privilegien der geringeren Städte zu ſehr, um ſie im allgemeinen Intereſſe der Kunſtſchätze zu berauben, welche ſie oft aus bürgerlicher Eitelkeit eines Liebhabers, der ſie beſitzt, vergraben. Wenn Belgien kein Muſeum hat, wenn die Hauptſtadt ein Schlachthaus vermißt, wenn auf der Schelde keine Geſundheits-Vorſchriften beobachtet werden; ſo beſitzen die Brüſſeler dagegen eine Sternwarte, es fehlen nur die Aſtronomen dazu.

Dieſe Gleichgültigkeit erklärt ſich nicht allein durch die äußerſte Unabhängigkeit der einzelnen Orte, ſondern noch durch den belgiſchen Charakter, den die mindern Vollkommenheiten des öffentlichen Weſens nie aufregen, ſo fern nicht ſein (beſonderer) Eigennutz gefährdet iſt. Dort gilt alles, was der unbeſchränkten Ruhe des Bürgers feindlich iſt, für Hochverrath an der Nation von wichtigerem Belange, als wenn es ſich von Politik handelte, — einer unnützen Beſchäftigung, die für den Verkehr nichts abwirft. Die Belgier werden reich durch Verluſte und nicht durch Gewinne; wie ſollen ſie das Fortſchreiten begreifen? Auch machen ſie ſich ſehr wenig aus dem franzöſiſchen Esprit, obgleich ſie der Überlegenheit unſerer Civiliſation Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ſie nennen die Franzoſen Schwäzer, Geld- und Zeitverſchwender; ſie wiſſen nicht den glänzenden Hauptinhalt zu würdigen, den der Pariſer im Leben ſucht, indem er jeden Tag ſeine Blumen pflückt und das Geld nur nach den Genüſſen ſchätzt, die man ſich dadurch verſchafft. Wir kennen einen franzöſiſchen Künſtler, der, in einer Dachkammer wohnhaft, den Ruf von Wohlhabenheit in ſeinem Stadtviertel erlangt hat, weil er viel Schweizer-Käſe verzehrt.

(Fortſetzung folgt.)

Punktes.

⁂ Als einer der bekannteſten engliſchen Staatsmänner, welcher bei der letzten Parlamentswahl als Candidat auftrat, die ſtimmfähigen Grundbeſitzer einer Grafſchaft nach hergebrachter Sitte vorher beſuchte, kam er unter Anderen auch zu einem Gewürzkrämer. Allein ſchon bei'm Eintreten, bevor alſo der Candidat um die Stimme bitten konnte, las er im Geſichte deſſelben eine abſchlägige Antwort. Um dieſer auszuweichen, erwiederte er auf die etwas rauhe Frage: „was wünſchen Sie?“ — indem er einen Shilling aus der Taſche zog: „Wiegen Sie mir ein halbes Pfund von Ihrem Pfeffer.“

⁂ Die königliche Bibliothek in Paris enthält gegenwärtig 100,000 Mannſcripte und mehr als 600,000 gedruckte Bücher. Im Durchſchnitt erhält ſie jährlich einen Zuwachs von 15000 Bänden. Der größere Theil der Mannſcripte wurde von Colbert angekauft, auf deſſen Antrieb Ludwig XIV. allen ſeinen Geſandten und diplomatiſchen Agenten Befehl ertheilte, Mannſcripte in allen Ländern aufzuſuchen und anzukaufen.

⁂ Obgleich die Jagd in der Umgegend von Paris regelmäßig eröffnet und von Liebhabern beſucht wird, ſo iſt dort durchaus kein Wild zu finden. Neulich verabredete eine Geſellſchaft Engländer eine Fuchsjagd, und ließ zu dem Zweck einen Fuchs kaufen. Unglücklicher Weiſe wurde aber das Thier am beſtimmten Tage krank und die Britten ſo um ihr Vergnügen geprellt. Ferner erzählen die Journale: man hätte kürzlich in Chantilly einen Hirſch gehetzt, der in Paris gekauft, und nur durch Peitſchenhiebe zum Laufen hätte gebracht werden können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 256. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 29. October.

Politiſches Leben der Belgier.

(Fortſetzung.)

Die reichſten Kaufleute beſuchen die wenigſt theuern Wirthshäuſer, eine Schenke, wo der Krug Bier nur um einige Centimes verkauft wird, verſammelt während der Woche die Börſenſpieler um ihre gefirnißten tannenen Tiſche. Zwar überlaſſen dieſe Sparſüchtigen Sonntags dem gemeinen Volke dieſe Wirthshäuſer; aber nach der Kirmeſſe des Volkes verfehlen ſie gewiß nicht, ſich wieder darin einzufinden. Man muß ſich in Achtung halten, aber nicht zu Grunde richten!

Merkwürdig iſt bei dieſer Knauſerei, daß ſich damit eine Miſchung von Prahlſucht und Sinnlichkeit verbindet. In Belgien iſt die Stunde der Mahlzeit, Mittags 3 Uhr, ein feierlicher Moment, den nichts ſtören darf: alle Geſchäfte hören auf, alle Arbeiten, alle amtlichen Verrichtungen werden unterbrochen. Es beruht vielleicht auch dieſes auf Berechnung. Man begibt ſich auf ein Amt, um eine Erkundigung einzuholen: der Angeſtellte iſt zu Tiſche; man wünſcht einen Brief abzufertigen: der Commis iſt zu Tiſche; vergeblich verſucht man die verſchloſſene Thüre eines Waarenlagers zu öffnen: der Kaufmann ſpeiſt. Die Kirchen ſind ebenfalls in dieſer Stunde geſchloſſen, weil man ſelbſt in einem ſo andachtseifrigen Lande nicht vorausſetzt, daß man leibliche Nahrung einem geiſtigen Gebete aufopfern könne. Überrede man alſo einen Belgier, welcher mit ſeiner Muße, Habe und Geſundheit ſo haushälteriſch iſt, daß Politik zu ſeinem Daſein nothwendig ſei. Höchſtens wird er ſich dazu verſtehen, die berühmte Bibliothek der Herzoge von Burgund zu beſuchen, wenn der Bibliothekar nicht zu Tiſche iſt.

Nach der Sinnlichkeit kommt die Prahlſucht; aber davon wird in der Politik kein Gebrauch gemacht. Die große Kunſt in Belgien beſteht darin, mit dem möglichſt geringſten Koſten-Aufwande ſein ganzes Vermögen zur Schau zu ſtellen; ungefähr das Gegentheil von Frankreich. Eine belgiſche Familie, die einen guten Namen und ein beträchtliches Einkommen hat, wird in einem mit Eichenholz getäfelten Saale eine patriarchaliſche Mahlzeit halten, bei welcher Erdäpfel und der Faro (?) der Eßluſt und dem Durſte nicht mangeln; aber nach dem Mahle wird eine prächtige Kaleſche mit Wappendecken und vier koſtbar geſchirrten Pferden die Gäſte auf die öffentlichen Promenaden und in's Theater führen. Ehrgeiz iſt eine Pflanze, die ſchwerlich ſich akklimatiſiren wird in einem Lande, wo ein junger Mann mit 6000 Franken jährlicher Einkünfte ſich Vergnügungen des Luxus hingeben kann, die London und Paris nur einer kleinen Anzahl von Günſtlingen des Glücks erlauben. In dieſem Betracht iſt der Gegenſatz ſo weit getrieben, daß, wenn die Regierung Leopold's etwas zu fürchten hat, es wahrhaftig nicht die jungen Leute ſind; dieſe ſind zu ſehr damit beſchäftigt, das Modeleben der großen Hauptſtädte Europa's nach Brüſſel zu übertragen. Selbſt der neue Hof widerſteht dem Wirbel nicht. Die Ariſtokraten, Orangiſten und Katholiken laſſen ſich allmählich hineinziehen. In einer Stadt, wohin die Immoralität aus allen Schlupfwinkeln des Feſtlandes ſich ergieſ't, geht dieſe Bewegung jedoch mit der Ruhe und Stille vor ſich, die dem Charakter der Einwohner eigen iſt. Man gehe auf das Boulevard du jardin botanique in der Schärbecker Vorſtadt, ſo findet man hinter einem Blumenbeete ein einſtöckiges Sommerhaus, deſſen Beſtimmung annoch in Frankreich kein Gegenſtück hat. Die gute Geſellſchaft beſucht es während der Dunkelheit, eine alte Schauſpielerin macht mit Anmuth und Würde die Honneurs; und käme der Marſchall Richelieu wieder auf die Welt, ſo würde er ſehr überraſcht ſein, wenn er vernähme, daß das letzte Narrenhaus, welches aus dem 18ten Jahrhundert übrig geblieben, noch zu Brüſſel beſteht, und, um die Sonderbarkeit vollſtändig zu machen, in dem Viertel, wo man die meiſten Ärzte und Geburtshelfer zählt.

Die belgiſche Ariſtokratie behelligt ſich wenig mit Politik, ſie fürchtet oder verachtet dieſelbe; ſie iſt vielmehr bekümmert um ihre perſönlichen Vorrechte, welche die Revolution von 1830 ihr entriſſen hat, — Vorrechte ſo lächerlich-kleinlich, daß ihre Aufzählung für Erdichtung gälte. In dieſer Beziehung hat Belgien viel Ähnlichkeit mit England. Die Bevölkerung genieſt darin eine unermeßliche Freiheit, aber die Abtheilungen derſelben ſind ſcharf bezeichnet. Die Adlichen ſind zugleich vertraulich und hochfahrend; eine Eigenſchaft von Ariſtokratien, welche ſich ihrem Ende nahen. Ein flamländiſcher Baron wird von der Gerechtigkeit nicht mehr als ſein Recht fordern; aber er iſt überzeugt, daß ſein Fleiſch geſünder, ſein Blut ätheriſcher iſt, als Fleiſch und Blut des Bürgerlichen, der gegen ihn auftritt. Übrigens ärgern ſich dieſe Herren nicht über Mangel an Ehrfurchtserweiſungen, es iſt ihnen zu verächtlich, ſich zu erzürnen.

Eine wichtige Angelegenheit erheiſcht, daß Sie ein Billet an eine der großen Brüſſeler Perſonnagen ſchreiben, deren Pallaſte mit ihren plumpen eiſernen Balkonen in die quadratiſchen Baumanlagen des Parkes hinausragen. Nun gut. Der Brief kommt an ſeine Adreſſe, der Kammerdiener übergibt ihn ſeinem Herrn. Dieſer öffnet und lieſ't ihn, aber antwortet nicht. Sie ſchreiben einen zweiten, einen dritten oder ſo viel Sie wollen; daſſelbe Stillſchweigen. Endlich erfaßt Sie die Ungeduld; Sie ſuchen den Herrn Grafen eines Morgens ſelbſt heim, während er bei einer Schüſſel Auſtern und einer Flaſche Johannisberger ſitzt. Sie werden willkommen geheißen, man hat Ihren Brief geleſen; man nimmt Ihren Vorſchlag an, aber geantwortet hat man darauf nicht, weil in der Form etwas gefehlt war. Und dieſe Äußerlichkeiten der Form beſtehen in gewiſſem Papier, einer gewiſſen Geſtalt der Linien, einer gewiſſen Titulatur, die ihr anzubringen vergeſſen, einem von der Höflichkeit erforderten großen Anfangsbuchſtaben hier, einem weſentlichen Abſatze dort, und Sie wären mit einer Antwort beehrt worden, die genau im Verhältniß mit der Beſchaffenheit Ihres Briefes geweſen wäre. Übrigens hat die ſo gemißhandelte Perſon einnehmende Sitten, eine unerſchöpfliche Wohlgewogenheit. In Frankreich ſterben die Künſtler bei ihrem erſten Hervortreten vor Hunger; in Belgien hat der geringſte Maler nur den kupfernen Thürklopfer hoher fürſtlicher Häuſer in Bewegung zu ſetzen, und er iſt ſofort eingeführt, bewillkommt, gefeiert; man kauft ihm ſeine Bilder ab und empfiehlt ihn zum Porträtiren, wie auch ſein Talent beſchaffen ſei, er wird geſchätzt und freigehalten. Eine ſolche Anwendung des ariſtokratiſchen Vermögens tilgt die Sünden des Hochmuths.

Die britiſche Eitelkeit der Adlichen bildet einen auffallenden Gegenſatz mit der äußerſten Einfachheit des jungen Hofs. Eine Schildwache, ein Hausmeiſter und ein Thürſteher, das iſt die ganze Hierarchie der Vorzimmer des Staatsoberhaupts. In zehn Minuten iſt man durch dieſe drei Abſtufungen des Perſonals hindurch. Nichts Intereſſanteres, als der Anblick des königlichen Paares. Leopold, älter durch ſein Leben, als durch die Jahre, hat in ſeinem Geſichte den Eindruck der verſchiedenen Stürme behalten, welche ſein Leben ſo maleriſch bewegten, ſeit Europa verſuchte, ihn griechiſch zu koſtümiren, bis zu dem Augenblick, da ihn Herr von Talleyrand überredete, ſich als flamländiſcher Bierbrauer zu kleiden. Man entdeckt in ſeinen Zügen die Spur jetzt vergeſſener Thorheiten, die er als erſter Dandy (Stutzer und Lebemann) zu London beging, die Langeweile, welche einem großen Herrn, der von Sturz zu Sturz in die beſte Präfektur der franzöſiſchen Staatsverwaltung fiel, ſelbſt auf den Thron nothwendig folgt; dieſe bleiche höhniſche Farbe auf einem Geſichte, das nur Überdruß, Erſchöpfung und Reue abſpiegelt, dieſer zierliche Schmerz eines unglücklichen Bewerbers um mehrere Königthümer, deſſen Stuhl endlich als ſicher eine weniger edle Beſtimmung, als die ſeinige, erhalten. Man darf mit ihm nicht anders als leiſe reden, ſo ſehr erſchüttern ſtarke Äußerungen der menſchlichen Stimme ſeine ſchwachen Nerven.

Man hat viel von einer Dame geſprochen, die gegen ſeinen Willen aus England gekommen und ſich in Belgien wohnhaft gemacht, und gewiſſe Leute ſind unverſiegbar in Vermuthungen über die geheimnißvollen Ritte des Königs nach Ninove, deſſen grüne Häuſer wohl eine ungeſetzmäßige Egerin bergen könnten. Iſt Leopold zu Brüſſel, ſo kann man gewiß ſein, ihm auf dieſer Straße zu begegnen, zu Pferd oder in einem leichten Fuhrwerk, und im Pallaſte iſt als ſtehende Redensart angenommen: Se. Majeſtät liebe natürlich einen Weg, deſſen Anlegung ſich an Ihre erſten Arbeiten öffentlichen Nutzens in dieſem Lande reihe. Aber wir können uns nicht enthalten, zu bemerken, daß man damit die Spazierfahrten des Fürſten nur ohne Bosheit erklären will; denn es gibt keine traurigere, langweiligtere, ſtaubichtere und nacktere Gegend, als die Ebene, durch welche die neue Straße führt.

Aber wer iſt, während Leopold auf einer engliſchen Stute nach Ninove gallopirt, der weiße Schatten, der zwiſchen den Erlen des Schloſſes Laeken dahin ſchleicht. Er ſteht ſtill bei den Geſängen, die unter den Heumachern auf den Wieſen von Pannen-Huys her ſchallen; er ſetzt ſich auf den Raſen nieder, um die großen Nachen zu betrachten, die mit lebensfrohem Volk beladen unten am Parke auf dem Kanal dahin gleiten; ſie denkt dabei an die väterlichen Yachten bei den Gebüſchen von Neuilly, an das St. Clouder Dampfſchiff, das von dem Pont-Royal abfährt. Was könnt ihr nicht an dem Graſe, das es bedeckt, wahrnehmen? den reizenden Fuß der Einſiedlerin, einen Fuß, der ihr beinahe die Todfeindſchaft der Flamländrinnen von Adel zugezogen, die mitunter die größten Schuhe des Feſtlands tragen. In dieſem Palais, auf dieſem Raſen, wo Napoleon Marie Luiſe an der Hand führte, iſt nun eine andre Marie Luiſe, zwar keine öſterreichiſche, ſondern eine von Leib, Seel' und Geiſt franzöſiſche, in Träumereien verſunkne, fern, verbannt von Paris, das ihr unſelige Gerüchte von Meuchelmord mitten in den Nächten in's Gedächtniß rufen. Das Daſein Luiſens iſt abgeſchieden, abgeſchloſſen, zu wenig gekannt von dem Volke, deſſen Königin und fremde Königin ſie iſt. Wenn ſie im Wagen von Laeken kommt, um in ihren Pallaſt, im Park zurückzukehren, fährt ſie über den Kanal, längs den Boulevards hin und meidet den belebten Mittelpunkt der Stadt; gewiß ein Fehlgriff. Die Vorſtädte Hall, Ninove, Anderlecht, wimmeln von ſchmutzigen, ausgemärgelten Einwohnern jüdiſcher Nation; Kinder ſterben darin hundertweiſe, die Luft iſt eben ſo ungeſund als die Wohnungen erbärmlich und das Leben verkümmert. Die Erſcheinung einer Königin würde auf dieſe armen Leute ein wenig Licht, Geiſt und Geſundheit werfen; das Schauſpiel des Leidens, welches die Bürgermeiſter mit ihren von Tabacksdampf verdunkelten Augen nicht ſehen, würde nicht unbemerkt bleiben von einer Fürſtin, die bei ihrer Mutter in der Schule der Wohlthätigkeit und des Mitleids auferzogen worden. Die Verbeſſerungen, welche der Regierung entgehen, würden ihr nicht entgehen. Brüſſel iſt diejenige Stadt von Europa, wo am meiſten Menſchen ſterben, und die Bevölkerung der niedern Stadt nimmt, hauptſächlich durch die Kinder, drei Viertheile auf der jährlichen Todten-Liſte ein.

Der Zuſtand dieſes Theils der Bevölkerung von Brüſſel, muß um ſo mehr die Theilnahme der Regierung in Anſpruch nehmen, da revolutionäre Abſichten daſelbſt nicht ſo bald der Moral ſchaden und die Anſteckung dieſer braven Leute das Wohlbehagen der großen Herrn, die ſich in der obern Stadt breit machen, ſtören würde. Sicherlich waren es nicht die elenden Bewohner der Ufer-Viertel, der Pfarrei St. Pierre und des alten Marktes, die vor einigen Jahren den Pallaſt des Fürſten von Ligne angezündet und geplündert haben; ſondern von ihren Lungen- und Feuerheerden aus entwickeln ſich die mephiſtiſchen Dünſte, von denen eine blaue Wolke ſich in den Sommerabenden über den Maſten der Schiffe, die im Handels-Baſſin geankert haben, zuſammenzieht. Die abgezehrte und zerlumpte Menge, die ſich mit Schnecken und Stockfiſch ſättigt, und auf den Quais drängt, um die Ladungen der großen Bank auszuladen, verdient wohl, daß man ihre Wohnungen erweitere und reinige, daß man ihren Kindern die Hoſpitäler aufthue, und ihrer Mahlzeit Weißbrod und geſundes Bier zugebe. Leider aber kommt der Anblick ihres Elends nicht vor die Villas der boulevards du Louvain; nur Leopold muß wegen ſeiner Liebe zu der Ninover Straße wiſſen, wie es mit dieſen armſeligen Vorſtädten ſteht.

(Fortſetzung folgt.)

So oder So!

Warm oder kalt, nur lau ſei nicht im Herzen!
Wer Freude fühlt, der fühlet wohl auch Schmerzen;
Denn Freud' und Schmerzen wechſeln bald.
Je heller Licht, ſo dunkeler der Schatten,
Hoher Anſtrengung folget tief Ermatten.
Warm oder kalt; nur lau nicht, das behalt'!

Geh' oder ſteh', doch ſchwanke nicht im Leben!
Wer ſchwankt, der iſt dem Winde Preis gegeben,
Ein Kahn auf ſturmbewegter See.
Kennſt du dein Ziel, ſo laſſ' das Leben rauſchen,
Kennſt du es nicht, ſo ſammle dich zu lauſchen.
Geh' oder ſteh'; ob wohl dir ſei, ob weh'!

Ja oder Nein, das Eine nur kann gelten,
Wer ausweicht, iſt auf rechtem Wege ſelten;
Aus offner Bruſt ertönt es rein.
Der Doppelzunge ängſtlich Dreh'n und Wenden
Kann wohl verwirr'n, doch nie die Zweifel enden.
Ja oder Nein, Eins muß das Rechte ſein.

Schlaft oder wach't; doch nicht im Traume ſchwebet,
Der gern mit Trug des Menſchen Herz umwebet,
Ihn feſſelt mit des Wahnes Macht.
Noch alles Unheil, das die Welt erfahren
Kam von des Traumes blindgebornen Schaaren.
Schlaft oder wach't, vor'm Traum nehmt euch in Acht!

Der oder der, an Einem ſollſt du halten;
Wo ſich die Liebe theilt, muß ſie erkalten,
Getheilte Lieb' iſt immer leer.
Der Menſch kann nur für Einen Glauben ſterben,
Nur Himmel oder Hölle kann er erben.
Der oder der, nur Einer ſei dein Herr! —

Cauer.

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Hoffmann war bis zum Abende, wo ihm durchaus kein Treffer weiter gelingen wollte, ſelig und, komiſch war es zu hören, wenn hie und da ein Fremder zur Jagdpartie trat, der von dem großen Evenement, das ihm begegnet, noch nichts wußte, welche Mühe er ſich da gab, durch künſtliche Wortſetzungen den Mann mit der Naſe auf die Frage zu ſtoßen, wer wohl das Reh geſchoſſen habe? worauf dann Hoffmann ganz gleichgültig ſcheinend und ruhig darauf erwiederte: „ich," während aber aus den glänzenden Augen ſich der Triumph der That ausſprach.

Ob nun der Verfaſſer der Phantaſieſtücke — denn nur mit dieſem Werke können wir ſeinen Schriftſtellerwerth als klaſſiſch bezeichnen — ein Reh geſchoſſen habe oder nicht, iſt wohl ſehr gleichgültig; es gehört aber mit zu Hoffmann's Charakteriſtik, wenn von mir als Zeugen verſichert wird, er habe kein Reh geſchoſſen und das Ganze ſei eine bloße Myſtifikation von Seiten des Förſters geweſen, der, ſein Nebenmann, nachdem Hoffmann gefehlt, das Reh erlegte, ihn aber, nebſt mir, ſtets in dem ſüßen Wahne ließ, es getroffen zu haben. — Seinen Egoismus, ſeine Eitelkeit zu bezeichnen, durfte dieſe Scene nicht umgangen und muß in Hitzig's Buche, wo es heißt: *)

> „Auch die Jagd fing an ihn zu beſchäftigen. Er blieb hier, wie überall kein Stümper und triumphirend verzeichnet er am 25. October in ſein Diarium: ein Reh geſchoſſen und mich gefreut,"

abgeändert, und ſo umgeſtaltet werden:

> „Auch die Jagd fing an ihn zu beſchäftigen. Er blieb wie überall kein — nur hier — ein Stümper; kein Reh geſchoſſen, ſich aber doch gefreut."

Über dieſen Jagdvergnügungen ward aber durchaus nichts in ſeinen Berufsgeſchäften verſäumt; Malen, Schriftſtellern und Componiren ging fort und die Erzeugniſſe kennt der Leſer theils aus ſeines Biographen Werk, theils aus der muſikaliſchen Zeitung, theils auch aus den Phantaſieſtücken, zu denen ſchon damals Entwürfe und Bruchſtücke gemacht, die der Freund mir Abends bei unſern Zuſammenkünften treulich mittheilt, ſtrich, hinzuſetzte und auch gänzlich verwarf. — Mehreres wurde von ihm vernichtet, was ich als ſeiner nichtwürdig hielt und größtentheils in Perſönlichkeiten, zu derben Satyren, Gedichten, Zeichnungen u. dgl., auf hieſige Perſonen beſtand; manches aber bewahre ich noch unter meinen Papieren als Andenken heiterer, mit ihm verlebter Stunden, und werde ſo lange davon keinen Gebrauch machen, bis ſich nicht Zeiten und Umſtände vielleicht ein Mal anders geſtalten und dies und das noch weiter in den Hintergrund getreten iſt.

Bemerken muß ich bei dieſer Gelegenheit, daß ich mehrere höchſt ergötzliche Züge aus Hoffmann's Leben leider hier immer noch unterdrücken muß, die Hoffmann's Geiſt, Witz und Charakter treffender, als es bisher geſchehen, bezeichnet haben würden; — doch aufgeſchoben, iſt nicht aufgehoben und der unentſchiedene Charakter im Verganzo zum Beiſpiel, wird mich eben ſo verſtehen, als einſehen, daß dieſe genommene Rückſicht er keineswegs bei ſeinem bisherigen Benehmen gegen mich verdient hat.

* * *

---

*) II. Theil, Seite [illegible].

Zu den unſchuldigen Späſſen, die Hoffmann größtentheils beim Glaſe Wein an Winterabenden in meinem Zimmer entwarf, gehören auch Xenien auf die damaligen Schauſpieler, wovon ich einige hier mittheilen will, da dem Leſer wohl Reliquien aus ſeiner Feder willkommen ſein mögen.

Herrn Rouſſeau, dem Helden.

Lieblich mildernd gibſt du des Dichters feurige Worte.
  Lieber, habe Dank; denn ſo verbrennen wir nicht!

Madame Rottmeyer als Eliſene.

Ob vor Jammer, vor Liebe, gerührt hier vor dir wir ſtehen?
  Scheint zweideutig dir, wie für uns immer dein Blick! *)

Herrn Brand.

Wüthe, tobe nur zu, reiß ferner Couliſſen herunter,
  Wittelsbach brennt und auch ihr Herzen der Damen dazu.

Madame Renner.

Zu Epigrammen ſei uns, glaubſt du, nur der Stachel gegeben?
  Bienen gleich, tragen wir köſtlichen Honig in uns.

Herr Rode, als Geiſt in Caspar den Thoringer.

Erſchein' nicht als Geſpenſt, denn das geziemt nicht Paſtoren,
  Langweilig im Leben zu ſein, geht an, im Tode ſei todt! **)

Demoiſelle Roeckl.

Ja! wir brauchen nicht mehr Italiens Geſänge zu ſuchen, —
  Südlicher Himmel hat ſie uns freundlich herübergeweht.

Herrn Klingmann.

Indifferent ſcheinſt du uns ſtets, heut' wie im morgigen Spiele,
  Schalk du gewinnſt, denn du machſt's Diſtichon indifferent.

Madame Heiniſch.

Schwach iſt dein Stimmchen mein Schatz, — ſo reich uns die ſtattliche Naſe,
  Dich zu hören bequem, ſitzen geſellig wir drauf!

Herrn Siegel.

Siegel! o Siegel! — ich ſag' dir's: wenn ferner den Mund du noch öffneſt,
  Drück' ich — ſo groß er auch iſt — dir ein Kanzleiſiegel d'rauf!

V.

Fortgeſetzte Theatralia. — Hoffmann bei den Capucinern.

Zu Hoffmann's erlebten theatraliſchen Freuden in Bamberg gehörten auch die Darſtellungen Leo's, eines der ausgezeichnetſten Schauſpieler, die ich je ſah'; eine durchaus künſtleriſche Natur, dem unſer Freund auch in ſeinem „Berganza“ ***) ein würdiges Denkmal ſetzte. Erfüllt mit der höchſten, heiligſten Liebe zur Kunſt, Ideale in ſich tragend, deren Verwirklichung ihm ſtets die höchſte Aufgabe war, und an welchen er — löſ'te er auch ſolche, ſo weit menſchliche Kraft reicht — immer verzweifelte. Mit keiner ſeiner Darſtellungen, einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit ſie auch trugen, war er zufrieden. Wenn wir glaubten das Höchſte erblickt zu haben, ſo vermeinte er ſtets, etwas ſehr Unvollkommenes ſei die Frucht ſeiner Anſtrengung geweſen, weil in den tiefen Schacht ſeines Gemüths nur er ſchauen, nur er die nicht herauf geförderten Schätze ſeines reichen Bergwerkes wahrnehmen konnte.

Bei ohnehin kränklichem Körper, einem höchſt beſchränkten, ſchwachen, klangloſen Organe, konnte es daher nicht fehlen, daß er mit ſich und dem Publikum öfters zerfiel, ſo ſehr ihm ſolches alle Anerkenntniß bewies und — man ſollte es kaum glauben — er, bei Entbehrung aller äußern Mittel, oft eine Herrſchaft über daſſelbe übte, wie weder Hoffmann, noch ich je geſehen.

„Da ſieht man,“ ſagte derſelbe öfters, „was der göttliche Funke innerer Poeſie zu ſchaffen vermag! Dieſer Schauſpieler, der außer ſeinem belebten Auge gar nichts hat, was nur im geringſten auf die Sinne der Maſſe zu wirken vermag, packt das Volk dennoch auf eine ſo unbegreifliche Weiſe. Mir iſt ſo etwas noch nie vorgekommen und alle Heroen der Bühne, ſelbſt Iffland, vermochten nie dergleichen.“

Und dieſer Künſtler, der ſo Großes leiſtete, iſt im Verhältniß zu ſeiner Größe, der Welt doch ſo wenig bekannt geworden, und der größte Eklat, den er erregte, möchte wohl jener Piſtolenſchuß ſein, mit dem er unſerm Weimar, auf Wieland's Grabe, im Wahnſinn ſeinem Leben ein Ende machte.

Da dieſer Künſtler auf Hoffmann einen ſo großen Eindruck bewirkte, ſo mögen ein paar Momente und Anekdoten aus ſeinem Leben hier ſtehen, die unſern Freund ergötzten und beſchäftigten, obwohl ſie an und für ſich ſchon werth ſind, zum Andenken an Leo aufbewahrt zu werden.

Auf einem Spaziergange ſetzte der Künſtler Hoffmann und mir, den Charakter des Hamlet auf eine Weiſe auseinander, die uns eben ſo ſehr überraſchte, als begierig machte, ihn als ſolchen zu ſehen. — Der Wunſch ward bald verwirklicht und der Abend erſchien.

Die von uns ausgeſtreuten Berichte, daß das Publikum einen ganz ungewohnten Genuß haben werde, hatten daſſelbe in großer Anzahl herbeigelockt.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

⁂ Kürzlich ſtarb in Paris der auch in Deutſchland bekannte ſpaniſche Schriftſteller Don Telesforo de Trueba. Er war in England erzogen und des Engliſchen ſo ſehr mächtig, daß er mehrere ſeiner Werke in dieſer Sprache ſchrieb. Z. B. den auch in's deutſche überſetzten Roman: Salvador the Guerilla (überſetzt von Friedberg. Berlin bei Dunker und Humblot 1835). Während der Reſtauration lebte er in England, kehrte nach Ferdinand's Tode in ſein Vaterland zurück und wurde dort zum Mitglied der Cortes erwählt.

⁂ Unter den in Frankreich jetzt angekündigten Büchern iſt bemerkenswerth: La peninsule, tableau pittoresque de l'Espagne. Die erſte Lieferung enthält: l'insurrection de Cadix en 1808. Vom General Canclaux, und eine Erzählung aus dem Kriege von 1813 vom Deputirten Gaspar de Pons.

⁂ In Montrouge, unter der Reſtauration bekanntlich dem Sitz der Jeſuiten, iſt jetzt eine Kirche der ſogenannten église catholique Française erbaut, und nach Fénélon benannt.

⁂ Lord Byron iſt in's Franzöſiſche metriſch übertragen. Der Ueberſetzer heißt: de la Roche.

⁂ Ein Advocat in Colmar ſetzte kürzlich in ſeinem Teſtamente dem Narrenhauſe des Elſaß ein Vermächtniß von 10,000 Francs aus, „um, wie es in der Clauſel hieß, eine Zurückerſtattung ſtatt finden zu laſſen, denn den größten Theil meines Vermögens verdanke ich den Narren, welche am Prozeßführen Vergnügen finden.“

⁂ Nach der Berechnung eines engliſchen Statiſtikers befinden ſich unter 170 Millionen Einwohnern, 18 Millionen Arme. In Holland beſteht aus Armen der 14te Theil der Bevölkerung, in England der 10te und in Frankreich der 3te Theil.

⁂ Von der bekannten Schriftſtellerin Mrs. Norton wird ein ſogenanntes Keepſake unter dem Titel: Gem-book herausgegeben. Es ſind darin 50 Stahlſtiche verſprochen, ſämmtlich Copien von Werken jetzt lebender Maler.

---

*) Sie ſchielte.

**) Spielte in Ifflandiſchen und Kotzebue'ſchen Stücken vorzüglich Paſtoren; und hatte im Leben von dieſen viele Aehnlichkeit.

***) Phantaſieſtücke, 2. Auflage 1. Theil. Seite 239.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 257. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 30. October.

Politiſches Leben der Belgier.

(Fortſetzung.)

Man möchte vielleicht in keiner Stadt des erſten Ranges die Herrſchaft der Standes-Unterſchiede merkwürdiger finden, als zu Brüſſel, auf dieſem Amfitheater, wo von dem Proletarier an, der mit ſeinem Ungezieſer einſchläft, bis zu dem in ſeinen Spekulationen reich gewordenen holländiſchen Satrapen alle verſchiedenen Abtheilungen der Bevölkerung, die zu ihrem Wohlbehagen erforderlichen Vortheile der Stadt genießen im Verhaltniß zu der Stellung, die ſie in der geſellſchaftlichen Einrichtung ihres Vaterlandes einnehmen. An den beiden äußerſten Enden der Leiter vermehren ſich die Juden im Koth, und die drei Reg.-Gewalten des Königreichs berathſchlagen auf Bergeshöhn unter Grün, in ausgedehntem Raume und Sonnenſchein.

Das Lokal wo die (franzöſiſchen) Pairs von Belgien ihre Verſammlungen halten, iſt ein rechtwinklicher Saal mit drei Fenſtern, welcher an den beiden Enden des Parallelogramms einen Ausgang hat. Über jeder Thür erhebt ſich eine Rednerbühne; aber man ſieht darauf immer nur den Schnellſchreiber des Independant, einen blaſſen, blonden, beſcheidnen, jungen Mann, der allein die vorläufigen Unterhaltungen der Senatoren über den Stand ihres Befindens und der Witterung zu hören bekommt. Wenn wir ihn Schnellſchreiber nennen, ſo iſt das ein falſcher Ausdruck. Die Geſetzgeber Belgiens reden mit ſo viel Behaglichkeit aus dem Stegreif, daß die Redaktoren von Journalen Zeit haben, ihre Verhandlungen in gewöhnliche Schrift zu ſetzen. An einem hufeiſenförmigen Tiſche ſitzen fünfzig Glieder des Senats. Die Einrichtung dieſes Zimmers gleicht in Betreff deſſen, was in die Augen fällt, dem alten Saale, wo die Akademie der Wiſſenſchaften ihre Sitzungen hielt. Man kann ſich alſo leicht eine Vorſtellung machen von ſeinem eindrucksvollen Äußern. Im Sommer wendet das Miniſterium dem Kamine den Rücken und ſieht nach dem Präſidenten, im Winter zeigen die Miniſter Herrn Staſſart die Schultern und wärmen ſich die Füße. Der Präſident ſitzt in der Mitte, dem Gouvernement gegenüber, zwiſchen den zwei Thüren im Luftzuge. Alles dieſes hat ein ſo kaufmänniſches, ſo bürgerliches, eingeengtes Anſehen, alles dies weckt ſo kleinliche Erinnerungen an das Comptoir des Rheders oder die Arbeitsſtube des Notars, daß man wiederholt die Büſte Leopold's anſchauen muß, um ſich in's Gedächtniß zu rufen, daß man ſich vor einer geſetzgebenden Körperſchaft befindet. Bei den Fackeln im Monat Januar muß der belgiſche Senat als ein Seitenſtück zur philotechniſchen Geſellſchaft erſcheinen. Aber die Würde der Kammer gewinnt, was ſie an der Bau-Art verliert, durch das Amendlement wieder; auf den Fenſterrahmen, an den Lehnſtühlen, an dem Getäfel glänzen die Farben der Nation; ſie dienen den Senatoren als Vorhänge, zu den Falten, zu den Tabourets als patriotiſche Geſichtskreiſe.

Außerordentlich viel Gläſer Zuckerwaſſer werden da verkoſtet, und dieſ's iſt die einzige ungewöhnliche Ausgabe, welche ſich die Mitglieder erlauben. In allen Einzelheiten herrſcht die ſtrengſte Sparſamkeit. So trägt Herr v. Staſſart regelmäßig bei jeder Sitzung eine Heiſerkeit davon, die ihn beunruhigt und den Verbrauch der Gläſer mit Zuckerwaſſer vermehrt. Herr v. Staſſart iſt alle 5 Minuten genöthigt, das, was er ſagt oder denkt, zu unterbrechen, um die Huiſſiers zur Stille zu bringen, deren lederne Fußbekleidung ungeziemender Weiſe durch Krachen auf dem Boden die Beſprechungen ſtört. Es weiſ't die hohe Kammer von Belgien dieſen unglücklichen Huiſſiers ihre Gehalte an; noch hat ſie nicht den Muth gehabt, ihnen Schuhe von Saldand zu beſtimmen.

Die Sparſamkeit der geſetzgebenden Verſammlung geht noch weiter; ſie legt ſich mit ſo kleinlicher Ordnung Entbehrungen auf, daß eine lacedämoniſche Tugend dazu gehört, ſie zu ertragen. Wenn man die marmorne Treppe hinaufſteigt, ſteht man ſtill auf dem pallier, welches vor der Kammer iſt. Da hinter einem Fenſterwerk von Glas, welches ſich auf die Stufen ſenkt, hat man vermittelſt der

Windungen einer ſpaniſchen Wand ein beſonderes Kabinet gebildet. Die einzelnen Theile der ſpaniſchen Wand verdecken gut oder ſchlecht zwei Stühle, welche zuſammen 30 Sous koſten. Es iſt wahr, die Beſtimmung dieſer Stühle erfordert keinen Aufwand; ſicherlich würde ſie ſelbſt in einer Republik nicht koſtſpieliger ſein. Dieſe Stühle tragen u. v. zwei ungeheure Gefäße, eben keine römiſche Amphoren, aber ihnen einiger Maßen an Geſtalt ähnlich. Sie dienen dazu, die * * * * * * der National-Repräſentation aufzunehmen.

Man erzählt, daß dieſe ſpaniſche Wand bei gewiſſen Debatten eine thätige Rolle geſpielt hat. Man muß wiſſen, daß die Oppoſition in dem Senate nur ein einziges Glied zählt, Herrn Lefevre Meuret. Wendet ſich die Diskuſſion zum Vortheil der Miniſter — was oft geſchieht — ſo erhebt ſich Herr Lefevre und ſagt ſehr ernſt zu ſeinen Kollegen: „meine Herren, da die Oppoſition nicht frei iſt, ſo enthält ſie ſich der Abſtimmung und flüchtet zu ihrem Gewiſſen.“ Sofort nach dieſen Worten ſtattet das ehrenwerthe Mitglied der ſpaniſchen Wand einen Beſuch ab. So weit iſt Alles in der natürlichen und parlamentariſchen Ordnung. Indeſſen rückt die Diskuſſion vor; Herr von Staſſart ſchreitet zur Abſtimmung, der Form halben ſucht man die Oppoſition. Wo iſt alſo die Oppoſition? Huiſſiers ſagt der Oppoſition, daß die Abſtimmung eröffnet ſei. Die Augenblicke der Kammer ſind koſtbar. Der Huiſſiers trottet fort, in Gefahr, mit ſeinen Stiefeln den Hals zu brechen, die ausgleiten und einen ſchändlichen Lärm verurſachen. Aber der arme Mann bleibt vor der ſpaniſchen Wand ſtehen; er hat zu viel flämiſche Scham näher zu treten. Herr Lefevre ſelbſt lacht in die Fauſt und ſagt pathetiſch: er ſei verhindert. Während dem wird die Abſtimmung geſchloſſen; das Miniſterium ſetzt ſeinen Willen durch; aber der ehrenwerthe Senator hat alle menſchlichen Mittel erſchöpft, der Regierung Widerſtand zu leiſten, das Vaterland ſchuldet ihm Lob.

Was auch an dieſen kleinen Bosheiten ſein mag, Herr Lefevre iſt derjenige, deſſen Augenblicke und Mittel am meiſten ganz den Intereſſen ſeines Vaterlandes gewidmet ſind. Er verwendet oder verſchwendet vielmehr ein ungeheures Vermögen, um alle neue Unternehmungen, welche Belgien Ehre oder Nutzen verſprechen, zu unterſtützen. Seine Thatigkeit iſt außerordentlich, ſeine Börſe beſtändig offen; aber man ſagt ihm voraus: er werde ſich zu Grunde richten. Man könnte leicht in Frankreich einen Gegenſtand der Vergleichung auffinden, wenn nicht achtungswerthes politiſches Unglück eine ſolche Zuſammenſtellung verböte. Herr Lefevre iſt Eigenthümer eines neuen Pariſer Journals, das ſich in den Reihen der Oppoſition bemerklich gemacht; er iſt zugleich Eigenthümer der Brüſſeler Emancipation, eines der beſten täglich erſcheinenden Journale Belgiens. Unter dieſen Blättern hat Herr Lefevre auf eine Koſten eine Kourier-Linie errichtet, die ſo vollkommen im Gange iſt, daß er in einem Lande von dem, was ſich im andern zuträgt, immer am erſten und beſten unterrichtet iſt. Dieſer Vortheil ſtellte den Feuereifer, den er in die Geſchäfte bringt, nicht zufrieden. Er beutet Bergwerke aus, er beſchäftigt ſich mit Feldbau; er treibt das Börſenſpiel, er eröffnet Kanäle, er iſt neulich ſelbſt mit dem belgiſchen Gouvernement in Streit gerathen, indem er auf ſeine Rechnung eine Telegraphen-Linie anlegen wollte. Zu dieſem Zwecke hat er Herrn Ferrier gewonnen, den einzigen Unternehmer, welcher heut zu Tage die Wiſſenſchaft der Telegraphen verſteht, und jeden Augenblick droht er dem Miniſterium des Herrn von Meulenaere, durch dieſe Anſtalt ſeinem Oppoſitions-Geiſt die Krone aufzuſetzen. Handelt es ſich irgendwo von einem Widerſpruch gegen Anſichten oder Handlungen des belgiſchen Gouvernements, ſo kann man ſicher ſein auf Lefevre und ſein Geld zu treffen.

Ein Spaßvogel glaubte Herrn Mauguin durch ein Fragezeichen darzuſtellen; es wäre zu poſſirlich, die Figur zu beſtimmen, welcher der antreibende und ſyſtematiſch ungeſtüme Charakter gleicht, den der ehrenwerthe Senator zeigt. Sicher iſt, daß er faſt unnütz ſein Vermögen und ſein Geld verſchwendet. Beſitzer mehrer Hotels in Paris, Brüſſel und Tournay, iſt er ſo von Geſchäften und Gedanken in Anſpruch genommen, daß man am Morgen nicht weiß, wo er Abends ſchlafen wird; und es eigentlich zu ſagen, hat er keine Wohnung; ſondern logirt in der Poſtchaiſe. Er iſt der Mann beider Königreiche, den die Poſtillone in ihren Gebeten anrufen. Während er auf dem Börſenplatz iſt, um eine Operation zu beobachten und zu leiten, macht man Vorbereitungen zu ſeinem Empfang in dem Hauſe zu Bellevüe, 60 Meilen von Paris, und er findet ſich genau am beſtimmten Orte ein.

So beſchaffen iſt unter den Kollegen des Herrn von Staſſart die einer nähern Betrachtung wertheſte und ehemals auch ſeiner Ruhe feindſeligſte Perſon. Wenn er den Diskuſſionen des Senats beiwohnte, ſprach Lefevre über alle Gegenſtände mit um ſo mehr Gerechtigkeit, da er der einzige ſeiner Meinung iſt: jetzt begibt er ſich nur ſelten in die Sitzungen des Senats, die durch ſeine Abweſenheit ihr dramatiſches Äußere verloren haben. Nach Herrn Lefevre kommt Herr Graf von Quarré. Mit Ausnahme dieſer beiden Glieder ſtellt der Senat in ſeinen übrigen Perſonen nur eine mehr oder weniger farbloſe Zuſammenkunft ſorgenvoller Banquiers, Oberoffiziere der Armee ohne Einfluß, alter Beamten des Kaiſerreichs, die zu bejahrt ſind, um mehr als durch Abgabe ihrer Stimme nützlich zu ſein, geheimer Anhänger der allmächtigen Kleriſei, die immer ſtumm und krank ſind, und anſehnlicher Gewerbsleute, die nur für Vertheidigung von Lokal-Intereſſen Sinn haben. Über dieſer dünnen unzuſammenhängenden Maſſe ſchweben einige ausgezeichnete Senatoren, wie Herr von Robiano, von Merode, Vilain XIV. von Secüs, Düval de Beaulieu.

Hat man dieſe ausgedienten Verkäufer von Contermarken einiger Maſen beobachtet, mit ihrem gewölbtem Rücken, ſchwieligten Händen, mottenverfreſſenen Hoſen, abgelebtem, kränklichem Greiſenanſehn, die jeden Abend ohne Scham an der Thüre des Theaters des variétés oder unter dem Säulengang des Funambules einen Auflauf erregen, ſo hat man dem Äußern nach die wahren Soſii (Geſellen, Brüder) des Herrn Grafen von Quarré geſehen. Wir haben den ehrenwerthen Senator überraſcht, wie er in der Magdalenen-Straße 181, Kirſchen aus einem Kohlblatte verzehrte; aber das war in Wahrheit nur eine natürliche Folge ſeiner Lebens-Gewohnheiten. Das beſte der Kleider des Herrn von Quarré iſt eins, das nach dem Faden wechſelnde Farben zeigt, je nachdem die Sonne wag- oder ſenkrecht ſteht oder verdeckt iſt; es war blau, es iſt roth und wird wahrſcheinlich einmal ſchwarz ſein; jedenfalls kann man von nun an behaupten, daß es erbärmlich gefärbt ſei. Dieſ's Kleid hat einen ſo fremdartigen Schnitt, geht ſo beſonders, daß man zu Brüſſel allgemein glaubt, daß jede That Herrn Quarré's Schulter betroffen. Auf dieſe Weiſe erklärt man ſich leicht ſein Weſen. Die Öffnung der Säcke hinten iſt durch zwei runde Schmutzflecken ausgezeichnet, welche von einem häufigen Gebrauch des Schnupftuchs zeugen. Mit dem eben beſprochnen Kleide, ſteht eine gleichartige lange Hoſe in Verbindung von ſchmutzig-grauer Farbe, in den Falten ſauber, gelblich an den Nähten. Das Ganze wird von einem Hute gekrönt, der vor undenklichen Zeiten der Einfaſſung beraubt worden und deſſen Ränder ſeit Langem jede Übereinſtimmung mit der Façon verloren haben. Es verſteht ſich, daß Herr von Quarré nie Handſchuhe noch Regenſchirm trägt. Wir glauben nicht, daß ihm Überſchuhe bekannt ſind.

Dieſer Politiker hat 10 Millionen im Vermögen. Was ſeinen parlamentariſchen Einfluß betrifft, ſo muß man ihn nicht nach ſeiner Tracht bemeſſen. Herr von Quarré ſpricht gehörig und mit Sachkenntniß über alle Handels-, Induſtrie- und Finanz-Fragen; er iſt voll Erfahrungen, praktiſchen Verſtandes, und adminiſtrativer Feinheit. Iſt Herr von Lefevre in Scharmützeln unermüdlich, ſo iſt's Herr von Quarré dem Miniſterium nicht minder durch ſeine Bedenklichkeiten; er treibt die gewiſſenhafte Genauigkeit bis zum Myſticismus; nicht bei einem Null, einem Komma oder Ausrufungszeichen läßt er Gnade für Recht ergehen. Seine Beredſamkeit trägt übrigens das doppelte Gepräge von Strenge, die nämlich ſeinem Anzuge ſowohl, als ſeinem Charakter entſpricht. Wie der Bauer an der Donau, hat er Wendungen des Styls, die in ihrem Nachdruck ſo betagt ſind, daß ſie ſelbſt das Alter ſeines Kleides vergeſſen machen. Das delenda Carthago (Schluß der Rede) des Herrn von Quarré iſt in Belgien zum Sprichworte geworden.

Wenn der würdige Senator aufgehört hat, das Miniſterium zu quälen, und der verhandelte Akt oder Geſetz ihm mißfällt, wie man das ſehr oft ſieht, ſetzt er ſich wieder mit den Worten: „Je n'en veux ni peu ni point" (ich will davon weder wenig noch nichts). Herr von Quarré läßt auf den harten Ausdruck ſeiner Formel nie weiter aus.

(Schluß folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Kurz vor der Vorſtellung durchlief die Menge das Gerücht, Leo ſei ſo unwohl geworden, daß er ſchwerlich würde auftreten können. Ich eilte mit Hoffmann auf die Bühne, dann in die Garderobe. Leo, bereits im Coſtüm, lag in einem Armſtuhle in Ohnmacht. Der ebenſo ausgezeichnete Arzt, als Menſch, den der Leſer ſpäterhin noch näher kennen lernen wird, Medizinal-Direktor **Marcus**, ſtand vor ihm, ihm den Puls fühlend. Auf deſſen Frage, nachdem ſich Leo etwas erholt: „Wie iſt Ihnen dann?" *) erwiederte er: „Elend, matt, hinfällig zum Sterben, — ich kann nicht ſpielen, — verfluchtes Schickſal!" — Der Arzt erſuchte mich, ſchleunig eine Flaſche Chambertin herbei zu ſchaffen. „Trinken Sie," ſagte er zu Leo, „ich ſtehe Ihnen dafür, es wird Ihnen beſſer." — Leo trank ein, zwei und drei Gläſer auf einander, und fühlte ſich bald ſehr erhoben; doch bedurfte es großen Zuredens von unſerer Seite, ihn zum Spiele zu vermögen. — Marcus rieth ihm, nach und nach, während der Vorſtellung die Bouteille Burgunder zu leeren, ſeine Schwäche würde ſich dann ganz heben, und da er ſeine Conſtitution kenne, dürfe er auch verſichern, daß dies Hinaufſchrauben nicht nachtheilig auf ihn wirken werde.

Der Vorhang ging endlich auf, Leo erſcheint bald darauf, ſtürmiſcher Applaus bewillkommnete ihn. — — Und wie ſpielte er? — Mit einer Wahrheit und Meiſterſchaft, die ſich nicht beſchreiben läßt. So ſahen wir Hamlet nie! Hamlet von der Fußſohle bis zum Scheitel! Alle Vorbilder verſchwanden, wie Nebel vor der Sonne! — Hoffmann war tief ergriffen, Thränen ſtanden oft in ſeinen Augen, krampfhaft packte er mich, um die ſchönen Stellen mit ihm zu theilen, — zu reden wagte er nicht.

Halte man dieſe Schilderung ja nicht fur übertrieben; ich darf verſichern, daß von allen namhaften Hamlets, die ich ſah, keiner ihn erreichte, weder **Brockmann**, **Reinecke**, **Opitz**, noch **Schmidt**, **Beſchort**, **Wolf**, **Urban**, **Krahe** und **Kunſt**. (**Löwe** ſah ich nicht.) Das Merkwürdigſte bei dieſer Darſtellung iſt, daß Leo diesmal ſelbſt mit ſich zufrieden war. Hoffmann lud ihn nach dem Stücke zum Souper in die Roſe ein; aber vergebens! Er haßte es, an öffentlichen Orten und unter vielen Menſchen zu ſein.

So baten wir ihn einſt, als er uns auf einem Spaziergange begegnete, mit nach Bug zu gehen. Er erwiederte: „Nimmermehr! da iſt viel zu viel Komödiantenpack, wird's mir ſchon ſchwer genug, mit dieſem Volke mich auf den Brettern zu vertragen." Höchſt komiſch klang uns aber der Zuſatz, den er tiefſeufzend aus hohler Bruſt, in faſt pfeifendem Tone, ſprach: „Ich bin am liebſten zu Hauſe, bei der **Perſon, mit der ich lebe** *), die ſtört mich nicht!"

Er verließ uns; Hoffmann brach in ein ſchallendes Gelächter aus, von dem er ſich lange nicht erholen konnte, und einen ſolchen Eindruck machte die Äußerung auf ihn, daß ſie zu einer ſtereotypen Floskel bei ihm ward, ſo, daß er lange Zeit ſcherzend, bei jeder Zuſammenkunft, von **ſeiner Frau** ſagte: „Die Perſon, mit der ich lebe, empfiehlt ſich." —

Die Eigenheiten und Launen unſeres Künſtlers führten oft weit. So ſagte er eines Abends von der Bühne herab, zu der nächſten Loge hinauf, wo mehrere Damen einen lauten Wortwechſel, der ihn ſtörte, führten: „Wenn Gänſe ſchnattern, ſchweige ich!"

Ein anderes Mal ward er, und, wie es ihm ſchien, **unverdienterweiſe** hervorgerufen. Er kam, verbeugte ſich, wandte die Augen gen Himmel und ſprach mit gefalteten Händen: „Vater, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!"

Nun genug aus dem Buche **Leo**! —

* * *

Ein Gaſtmahl bei den Capuzinern, zu welchem ich Hoffmann einlud, hat ebenfalls großen Eindruck auf ihn gemacht, der im **Kater Murr**, beſonders aber in den **Teufels-Elixiren** deutlich wieder zu erkennen iſt.

Schon während der ganzen Tafel hindurch beſchäftigte ihn der Kopf eines Greiſes von ſchönſter antiker Form, langem, markirten, ächt italianiſchen Geſichte, mit einer großen, ſchön gebogenen Naſe, kahlem Scheitel und ſchneeweißem langen Barte. — Er mochte ein Siebziger ſein. — Es war der Pater (nicht Prior, wie Hitzig ſagt) **) **Cyril** lus, ein eben ſo gelehrter und frommer, als aufgeklärter und gemuthlicher Geiſtlicher.

---

*) Eine Eigenthümlichkeit von Marcus, wie er faſt alle Patienten anzureden pflegte.

*) Dies war nämlich Leo's Geliebte, die zugleich ſeinen kränklichen Körper mit großer Sorgfalt pflegte und ſeine Diogenes-Launen willig ertrug.

**) Theil II., S. 33.

Hoffmann wünſchte im Augenblicke nichts ſehnlicher, als mit dieſem Manne zu reden, und bat mich, ihm dazu zu verhelfen. — Gegen Ende der Tafel verfügte ich mich mit einer Flaſche Wein und dem Freunde zu dem von mir gekannten Manne, ihm Hoffmann vorſtellend. — Die Bekanntſchaft war ſo bald, als ein Geſpräch angeknüpft, und ward mit großer Leichtigkeit, bald in deutſcher, lateiniſcher, bald italiäniſcher Sprache fortgeführt. Beſonders intereſſirten Hoffmann einzelne Bruchſtücke aus des frommen und klugen Paters Leben, wozu ſein Aufenthalt in Rom gehörte.

Nachdem der Tiſch vorüber, lud uns der Geiſtliche auf ſeine Zelle ein. Eine Flaſche Wein ward mitgenommen und mit hundert Fragen von Seiten Hoffmann's ward derſelbe beſtürmt.

Es entwickelte ſich auch ſpäter, daß Pater Cyrillus Dichter ſei. Er theilte einige — ziemlich mittelmäßige — deutſche Gedichte, dann aber eine Menge lateiniſcher Acroſticha und Chronoſticha mit, was aber unſern Freund am wenigſten unterhielt, und wovon er ihn, durch mehrmaliges Anſtoßen der Weingläſer, abzubringen ſuchte. — Als das Recitiren und Erklären aber gar nicht aufhören wollte, klappte er ohne Umſtände dem Pater das große Meßbuch, in welchem die geſammelten Schätze blätterweis lagen, vor der Naſe zu.

„Hochwürdiger!“ begann Hoffmann mit Pathos, „möchte es Ihnen doch gefallen, da wir in einer ſo höchſt gemüthlichen, poetiſch-exaltirten Stimmung uns befinden, einige Scenen aus Ihrem Kloſterleben mitzutheilen, beſonders uns Profanen aus dieſem einige Geheimniſſe zu erſchließen, wovon wir nur dunkle Ahnungen und keine rechten Begriffe haben. Zum Beiſpiel: — —“ Hier ſtellte nun der Freund mehrere Fragen, die mir zum Theil entfallen, um deren Beantwortung wiederzugeben, anderntheils aber zu weit führen würde. — Geſagt ſei nur, daß nach einem ſpätern Geſtändniſſe des Freundes ſogleich bei'm Eintritte in Cyrillus Zelle ein eigenes Gefühl ſich ſeiner bemächtigt und der Gedanke ihn augenblicklich erfüllt habe, das Geheimnißvolle der Kloſterwelt recht lebendig in ſich aufzunehmen, um es einmal bei irgend einer Gelegenheit durch den Druck wiederzugeben.

Nach beendigtem Geſpräche, bei dem Hoffmann der aufmerkſamſte Zuhörer war, verließen wir in der Dämmerung die Zelle, um alle Sehenswürdigkeiten des Kloſters, z. B. Kirche, Gruft ꝛc. noch in Augenſchein zu nehmen.

In der Gruft ward Hoffmann ganz beſonders aufgeregt. Ehrfurchtsvoll nahm er den Hut ab, eine große Bläſſe ward auf einmal auf ſeinem von Wein erhitzten Antlitze ſichtbar, heilige Schauer ſchienen ihn bei den erklärenden Bemerkungen des Pater Cyrillus zu durchrieſeln, wenn dieſer ſagte: „Hier ruhet in Gott der fromme Bruder ***, er war mein beſter Freund, — kein Falſch wohnte in ſeinem Herzen ꝛc.“ und er endlich mit einem kräftigen, ſalbungsvollem Spruche, dem Entſchlafenen das Kreuz machend, ſchloß. — — Als der Geiſtliche uns aber die Stelle zeigte, wo einſtens ſeine ſterbliche Hülle ſchlummern würde und er ſich zu uns wendend ſprach: „Vier und ſiebzig Jahre ſeh' ich dem Begraben zu; — wie lange wird's noch währen? . . . Sie, junge Herren, erleben den Tag gewiß, wo es heißen wird: Pater Cyrillus hat vollendet, — laſſen Sie dann einen andern frommen Bruder zu meinem Grabe Ihren Führer ſein, und ſchenken Sie meiner Aſche und dieſem frohen Tage zugleich eine Thräne des Andenkens!“ — Da packte es Hoffmann mit Allgewalt, ſtier und marmorartig wurden ſeine Züge, ſein Haar ſchien ſich zu ſträuben, kein Wort war er fähig hervorzubringen, und mit der Hand nach oben zuwinkend, entſtürzte er mit raſchen, aber unſichern Schritten aus der Gruft.

„Das war mir ein merkwürdiger Tag, — in meinem Leben werde ich ihn nicht vergeſſen!“ ſagte Hoffmann beim ſpäten Hinausgehen aus dem Kloſter, mit Pathos und höchſtem Ernſte.

Wohl eine Stunde die Straßen auf- und abwandernd, konnte er den Eindruck, der ihm wirklich phyſiſch zugeſetzt hatte, nicht überwinden, und er verfiel auf allerlei phantaſtiſches Zeug, um deſſen los zu werden.

Endlich ward beſchloſſen, auf die Redoute zu gehen, die aber eben ſo wenig vermochte, ihn anders zu ſtimmen.

Es war ein verkehrter Einfall von uns beiden, dieſen Ort der Zerſtreuung gewählt zu haben; die Gemüther waren zu geſpannt, die Contraſte zu groß, es entſtand zwar eine neue, aber noch unbehaglichere Zwitterſtimmung, welche den ohnedies ſchon erhitzten Hoffmann verführte, um ſich aus ihr loszuringen, durch Wein und Punſch ſich ſo zu übertäuben, daß er zwar auch dieſer überhoben ward, aber andern Tags durch einen fürchterlichen Katzenjammer in einer neuen unangenehmen Stimmung ſich befand. (Fortſ. folgt.)

Der Verbannte.

In der Wüſte draus
Iſt es ſtill und leer;
Steht nicht Hof und Haus
In dem ſand'gen Meer.

Dort führt keine Hand
Über's Feld den Pflug;
Still durchmißt den Sand
Karawanenzug.

Muthlos kehret bald
Weltenſtürmer um.
Herrſcherwort, das ſchallt,
Wird urplötzlich ſtumm.

Sauſend, wie Geſchoß,
Stürmt der Beduin'
Auf dem ſchnellen Roß
Durch die Öde hin.

Einer nur bleibt dort
Und ſchreibt in den Sand
Düſtern Sinn's ein Wort,
Das heißt — Vaterland.

Buntes.

⁂ Zum erſten Mal iſt ein Yankee-Schauſpieler auf einer Bühne in London aufgetreten. Mr. George Jones vom Theater in New-York gab mit vielem Beifall der Engländer den Hamlet auf dem Victoria-Theater, obgleich das Nationalvorurtheil ihm anfangs keine gute Aufnahme verheißen hatte. Auch macht ein amerikaniſcher Landſchaftsmaler in London jetzt viel Aufſehn.

⁂ Engliſche Zeitungen erzählen ein nicht übles Beiſpiel von der außerordentlichen Vorliebe, womit Dichter ihre eigenen Verſe vorzuleſen pflegen. Der nicht unbekannte engliſche Dichter Wordsworth befand ſich kürzlich in einer großen Geſellſchaft, worin er eine neu herausgegebene Novelle vorzuleſen verſprochen hatte, an deren Anfang ſich unglücklicher Weiſe ein Motto befand, welches aus ſeinen eigenen Gedichten genommen war. Einer aus der Geſellſchaft fragte Herrn Wordsworth, um ihm ein Compliment zu machen, nach dem Zuſammenhange; die Geſellſchaft erſchrack aber nicht wenig, als Herr Wordsworth aufſtand, ſein Gedicht aus der dort befindlichen Bibliothek hervorſuchte, und ſeine Gäſte zwang, anſtatt der erwarteten Novelle, mehrere Stunden lang die Vorleſung jenes Gedichtes anzuhören.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 258. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 43.

Samſtag, 31. October.

Hegel und Antihegel.

Welcher Leſer von Zeitungen und Zeitſchriften hätte noch nichts von Hegel vernommen, nichts von den dialektiſchen Hymnen und Dithyramben ſeiner Schüler, die den zum vollen Bewußtſein gekommenen Meſſias aller Wiſſenſchaft und des wahren Lebens in ihm verkündigten und nun anfangen, Klaglieder zu ſingen. Wer hat nicht geleſen, daß Hegel das vor Zeiten verunglückte Unternehmen, zu Babel einen Thurm in den Himmel zu bauen, erneuert hat, mit der bedeutenden Verbeſſerung, daß der Thurm nicht auf der Erde ſeinen Grund hat und ſich empor zum Himmel erhebt, ſondern umgekehrt, — der Thurm hat ſeinen Boden im Himmel, im uferloſen Meer des Gedankens, und ſeine Spitze auf Erden. Wer hat endlich nicht gehört, daß der Thurm ſchon den Einſturz droht, nicht etwa durch die Eiferſucht der Elohim, ſondern weil die Redensarten nicht halten, woraus er gebaut iſt, und Philoſophen und Philoſophaſter, Gegner und Schüler, ernſte Denker und metaphyſiſche Deklamanten nachgerade daran rütteln und ſtoßen, zum Theil, um aus den Trümmern auf eigne Hand ein eignes Wunderthürmchen neueſter Mode zu erbauen.

So etwas beabſichtigt der kürzlich erſchienene

Antihegel, von C. J. Bachmann,

wie das Buch auf dem Umſchlag heißt, zwar nicht, aber es knüpfen ſich allgemeine Betrachtungen daran, welche hier wohl ihre Stelle verdienen mögen.

Der Titel auf dem Umſchlag iſt nicht ganz richtig; Antihegeleinchen oder Abfertigung von Hegel's Roſenkranz und Güldenſtern wäre wohl bezeichnender geweſen. Denn ein Blatt weiter erfährt man genauer, daß man ein unentbehrliches (?) Aktenſtück zu dem Prozeß gegen die Hegel'ſche Schule vor ſich hat, welches in einer derberen Antwort und einer feineren Erwiederung an zwei Hegel'ſche Repetenten, die Profeſſoren Roſenkranz und Hinrichs, beſteht. Jener hatte nämlich in einem langen Sendſchreiben mit jener leicht zu habenden göttlichen Grobheit und Impertinenz, womit von jeher dem philoſophiſchen Pöbel imponirt worden iſt, die Schrift des Herrn Hofr. B. über Hegel's Syſtem, welches eigentlich Antihegel heißen könnte, zu widerlegen und zu vernichten geſucht; dieſer hatte in gemäßigterem Ton in den Berliner Jahrbüchern das ſtark angefochtene metaphyſiſche Kartenhaus ſeines Herrn und Meiſters vertheidigt. Daher werden nun auch beide verſchieden behandelt.

Herr Bachmann erklärt in der Vorrede: das in ſeinem inſtinktartigen Thun geſtörte Völkchen der Hegelianer ſei wie ein Bienenſchwarm über ihn hergefallen, um ihn für ſeine Beurtheilung wenigſtens durch die Menge kleiner Stiche zu verletzen. Eins der giftigſten, boshafteſten und unverſchämteſten Inſektchen der Sekte habe mit unbeſchreiblicher Wuth ihn angefallen, ſo daß er, da die Bewegung der Hand nicht abgewehrt, nun den Stock gebrauchen müſſe. Er thue das der Laien wegen, die vor allem Gedruckten immer noch einen gewaltigen Reſpekt hätten. Daher nimmt er denn zunächſt den Roſenkranz in's Verhör; dem andern Gegner zeigt er nur anhangsweiſ' zwölf Hauptmißverſtändniſſe ſeiner Kritik nach, wo denn allerdings keine Mücken, ſondern gehörige Kameele durchgeſeiht werden. Das Ganze iſt ein lebhaftes Examen, das mit Hegel's Schülern vorgenommen wird. Examinator zeigt, daß Examinandi ihn und den eignen Meiſter und dieſer ſich ſelbſt in allen Problemen der Philoſophie nicht verſtanden haben.

Herr B. bleibt ſeinem Gegner nichts ſchuldig und für billige Leſer hat der grob Angegriffene Recht, ſich zu wehren, und wehret ſich auch gut. Für Laien aber, die dem Streit um des Streit's willen zuſehen, hätte er dramatiſcher, mit Berſerkerwuth dreinſchlagen müſſen; denn das Publikum will Effekt und wenigſtens ein Theaterdonnerwetter. Er hätte den Hochmuthsnarren entweder ſiedendheiß oder eiskalt beſeuerſpritzen ſollen. So nimmt er aber laues Waſſer, indem er Scherz und Ernſt miſcht. Es macht einen komiſchen Eindruck, wenn er eine Weile mit Ernſt, ja mit Wärme und ſichtbarer Bewegung über Gott und die Welt ſpricht und dann immer in gehörigen Intervallen das Buch dem Gegner an den Kopf ſchlägt, bald die Ruthe, die Hetzpeitſche applicirt und am Ende, — da er ihn todtſtechen könnte, — das Leben ſchenkt, damit die Gewiſſensbiſſe fortſtechen und für die mögliche Verſöhnung abmürben mögen.

Herr B. hat das Buch auf die Tafel der Gelehrtenjury gelegt. Was wird die thun? Sie wird es ad acta legen. Zahn um Zahn und damit gut.

Wir laſſen das literariſche Duell gleichfalls, und ſuchen die Frage zu beantworten: Warum wird uns jetzt der Kampf gegen Hegel ſo bedeutſam, und welche Arten von Polemik bringen Verſtändniß und fördern wirklich?

Bekanntlich hat Hegel's Philoſophem Glück gemacht durch ſeine glänzenden Verheißungen, und Gnade gefunden, weil es die Wirklichkeit heiligte. Er ragt, wie ein Gebirg über Hügel, über ſeine Schüler und die meiſten ſeiner lauteſten Gegner, ein wunderliches Gemiſch von Genialität und Pedanterei. Er bezeichnet einen denkwürdigen Wendepunkt in der Geſchichte der Philoſophie, und es ſcheint nicht ſo leicht, darüber hinaus zu kommen. Sein Fehler iſt der größte, überzeitige Mißbrauch der Abſtraktionen; aber ſein Verdienſt, daß er mit großer Ausdauer und Scharfſinn das große dialektiſche Labyrinth ausgeführt und eine wiſſenſchaftliche Begründung verſucht hat. Wenn er heute gefällt wird, ſo ſteht er morgen in hundert neuen Geſtalten wieder auf, wie das Haupt der Hydra vielfach ſich erneut, bis der herkuliſche Sieger erſcheint. Ächte und falſche Aufklärung, Myſticismus und geſunde Logik, methodiſche Schwärmerei und ächte Wiſſenſchaft beginnen einen Kampf, den er durch konſequente Übertreibung vorbereitet und beſchleunigt hat.

Der Philoſophie, welche das wahre Weſen der Dinge in's Compendium faßt und ohne Widerſpruch zu ertragen durch Widerſprüche an den Urquell aller Dinge führt, und in Begriffen den Born tiefſter Weisheit aufſchließt, ſind faſt alle Hülfsmittel nach und nach ausgegangen, die ſonſt vortrefflich wirkten. Die Inſpiration, die Mythologie, die Aſtrologie, die Alchimie, die Zauberei und natürliche Magie, das etymologiſche und phyſiologiſche Grübeln erliegen allgemach dem ſiegreichen Licht ſtrenger Wiſſenſchaft und treiben ihr lichtſcheues Weſen im Dunkeln; die Macht dunkler Gefühle und phantaſtiſcher Betrachtungen, die Welt der Träume und Ahndungen hat in der Kunſt und Dichtung einen ungleich heiterern und lebendigern Schauplatz gefunden und dem Bedürfniß belehrender Unterhaltung, dem erfahrungstreuen Beobachten und Forſchen iſt in der beſonnenen und anſchaulichen Vergegenwärtigung der Zeitbegebenheiten, der vielſeitigern Kenntniß der Vorzeit und ihrer Literatur, im freien Blick um das ganze Rund der Erde und auf das Leben der Natur und Menſchen eine reiche Geiſtesweide aufgethan. Hier kann die myſtiſche Philoſophie nur verſtohlne Streifzüge wagen; das Feld des erfahrungsmäßigen Konkreten iſt bereits beſetzt, und vom hellen Tageslicht beſchienen; der philoſophiſchen Ekſtaſe blieb nur das abſtrakte Feld der Begriffe. Sie hat ſich in die Citadelle der Logik und Grammatik zurückgezogen; von da aus will ſie die Wirklichkeit verſöhnen, in der ſie fremd geblieben. Hegel hat die wahre Muſterburg für alle in Begriffen phantaſirende Philoſophen aufgebaut, ſelbſt für die, welche, wie z. B. Troxler, der jüngere Fichte, Bachmann und ſelbſt Schelling, Hegeln angreifen und dabei nicht wiſſen, was ſie thun. Seine Logik iſt noch nicht erreicht, nur copirt worden; man greift ſie an mit den Bruchſtücken, die man daraus entwendet oder herausgebrochen. Sie iſt das Meiſterſtück architektoniſcher Baukunſt, das gigantiſche Hoſpital des menſchlichen Geiſtes, in welchem die metaphyſiſche Hungerkur des Zeitalters in's Große getrieben werden ſoll. Die kantiſche Kritik der Vernunft iſt darin zu einem Inventarium Gottes geworden, das er von ſich und der Welt in Bauſch und Bogen macht. Die leeren Geſetze des begreifenden Verſtandes werden zu den inhaltreichen Geſetzen der Welt; der phantaſirende Denker begreift gar nicht, wie ſein ganzes Ein und All das Machwerk ſeines ſubjectiven Gehirns, und die Objektivität der Dinge, auf die man ſo ſehr pocht, nur in Begriffen erträumt iſt und einzig und allein im innern Guckkaſten des denkenden Individuums wohnt.

Mit einer ſelbſterfundenen, ſelbſtgeſtempelten Formelſprache hat er ſeine angebliche Wiſſenſchaft der ewigen Wahrheit ganz losgeriſſen von der gegebenen Welt, losgeriſſen von der innern und äußern Erfahrung, in die Luft gebaut und durch das leichte Geheimniß luftiſcher Formeln viele gewöhnliche Köpfe unendlich geiſtreich gemacht. So iſt eine ganze Aſſecuranzgeſellſchaft des Tiefſinns von ihm geſtiftet worden, die aber anfängt uneinig zu werden und den Kredit zu verlieren. Dies wird immer mehr zunehmen, je mehr der Text des neuen Buchs der Bücher feſtgeſtellt und die unſterblichen Worte erläutert und gedeutet werden. So wiſſen die Schüler ſchon nicht recht, ob Hegel die Unſterblichkeit der Seele verworfen, zugelaſſen oder behauptet habe. So klar und durchſichtig iſt die neueſte Offenbarung des Weltgeiſtes! In großen Maſſen ſchwebt der denkende Geiſt und verſteht doch das Kleinſte. Wie Gott, Natur und Menſchheit in ewigen Übergängen begriffen ſind und in allem Wechſel dauern, das iſt das Wort des Räthſels; vor dem Blick des Eingeweihten bleibt nichts verborgen, kein Knoten ungelöſt, kein Zweifel, keine Schranke übrig; die Entdeckungen der kommenden Jahrhunderte liegen keimartig im Syſtem ſchon vorhanden. Nicht blos das verſchleierte Bild der großen Göttin mit der Inſchrift: Ich bin Alles, was iſt, was war, und was ſein wird, meinen Schleier hat kein Sterblicher gehoben! wird entſchleiert, auch der Werkmeiſter des Bildes und des Schleiers, die Gottheit wird in ihren tiefſten Tiefen erkannt, ſo daß es dem nachdenkenden Verehrer oft zweifelhaft vorkommt, ob Gott oder der Menſch *mehr* weiß, wenigſtens ſteht der Menſch nur im Unweſentlichen und Zufälligen nach. Denn die Philoſophie iſt das abſolute Kunſtwerk, der ewige Roman Gottes, der in ſeiner Unmittelbarkeit die Logik denkt, welche natürlich etwas ganz anders iſt, als die Salomoniſche Weisheit und von der in einem viel höhern Sinn geſagt werden kann: „Der Herr hat mich gehabt im Anfang ſeiner Wege; ehe er was machte, war ich da. Da er die Himmel bereitete, war ich daſelbſt; da er die Tiefen mit ſeinem Ziel verfaßte. Da er die Wolken droben veſtete, da er veſtete die Brunnen der Tiefe. Da er dem Meer das Ziel ſetzte und den Waſſern, daß ſie nicht übergehn, ſeinen Befehl; da er den Grund der Erde legte. Da war ich der Werkmeiſter bei ihm und hatte meine Luſt täglich und ſpielte vor ihm allezeit; und ſpielte auf ſeinem Erdboden und meine Luſt iſt bei den Menſchenkindern. Wer mich findet, der findet das

Leben, und wird Wohlgefallen vor dem Herrn bekommen. Alle, die mich haſſen, lieben den Tod.“ Dieſe Logik, welche der Meiſter ſelber ſagen ließ: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! bringt es in ihr ſelber zur abſoluten Idee, dem Archetypus alles Lebens und aller Wahrheit und ſchafft, indem es mit ihr zum Durchbruch kommt, das Andere ihrer ſelbſt, die Natur mit allem, was darinnen iſt, mit Sonne, Mond und Sternen, Erbſen, Linſen und Bohnen u. ſ. w. und kommt dann durch den immer wieder aufgehobenen und wieder erneuerten Verſuch dieſer launenvollen Schöpfung hindurch im menſchlichen Geiſt zum Begriff, zu ſich ſelbſt, erhebt ſich darüber im objektiven Geiſterreich, als deſſen Krone und Vollendung er ſich immerdar weiß und ewig umfaßt, als der abſolute Geiſt, dem im Kelche jenes Geiſterreiches ſeine Unendlichkeit ſchäumt. Iſt es da ein Wunder, daß der kenntnißloſeſte, beſchränkteſte und grünſte Knirps von einem Hegelianer, ſobald er im Beſitze dieſes koſtbaren Schlüſſels iſt, alles durch die Maſchen dieſes dialektiſchen Netzes ſieht, was die gewöhnlichen Menſchenkinder auf gewöhnliche Weiſe ſehen, ſich weltenſchwanger, göttergleich und wiedergeboren findet, in logiſchen und grammatiſchen Formen den Abglanz ſeiner Herrlichkeit ausſtralt und gegen das anders philoſophirende Geſindel (dies war ja des Meiſters eigner Ausdruck) wie gegen Ratten und Mäuſe als zürnender Apollo mit dem tönenden Köcher tödtlicher Pfeile herabſchwebt.

Er erinnert ſich nicht ſeiner Schulzeit, an das, was er gelernt, halbverſtanden oder gar nicht gelernt hat; denn nun verſteht er alles. Er weis nun das Verſtändliche aus dem Unbegreiflichen zu erklären; die Philoſophie iſt mit der Religion eins geworden oder vielmehr ſie hat die blos gemüthliche und ahndende Auffaſſung der Wunder der Schöpfung über die blos verſtändige, welche in ihren dürren Kategorien befangen bleibt, zum ſonnenhellen, abſoluten Bewußtſein erhoben. Daher dann der bakchantiſche Taumel, in welchem kein Glied nicht trunken iſt, als ein Mitgenoſſe der Gottheit an ihrem ewigen Schöpfungsakt, daher die Verſöhnung mit der Wirklichkeit, jener vielgehörte Sirenengeſang. Durch die auch im Praktiſchen durchgeführte Verwechslung der religiösäſthetiſchen Weltanſchauung, die das unmittelbare Geiſtesgefühl jedem Individuum nach ſeiner Natur offenbart, mit der in Begriffen erreichbaren Auffaſſung des Verſtandes, wurden die durch vernünftige Thätigkeit zu vermittelnden Zwecke der Menſchen mit den Zwecken der Welt, die in jedem Augenblick erfüllt ſind, in eine Reihe geſtellt und der berüchtigte Grundſatz keck, doch zweideutig, wie alles, aufgeſtellt: das Vernünftige iſt wirklich und das Wirkliche iſt vernünftig. Mit dieſer metaphyſiſchen Überſetzung des längſt bekannten: Was Gott thut, das iſt wohlgethan, ſollte auf der einen Seite der tiefſten in's göttliche Geheimniß verſenkten Spekulation gedient, als auch dem gröbſten Empirismus geſchmeichelt werden, der allerdings keine Ideale anerkennt und überall nur den Zwang willkürlicher Zufälligkeiten erblickt. Damit ſollte der Bund mit der Realität beſiegelt und der fatale Idealismus, der überall ſpukt, gebannt werden. Eine armſelige Formel in unſerer höchſt realiſtiſchen und dabei in metaphyſiſchen Streitigkeiten, ohne es zu wiſſen, verworrenen Zeit, wenig geeignet zu imponiren, mehr bewitzelt und über der Tagesordnung vergeſſen zu werden. Alles ſollte der fatale Idealismus verſchuldet haben. Als ob dagegen der Wunſch des ungeduldigen Realismus: ich wolle es wäre Schlafenszeit und alles ware aus! nicht auch ein idealiſtiſcher Traum ware. Ein Theil der Geſellſchaft verwünſchte nämlich, wie noch heute, alle Ideen, mit Ausnahme der eigenen. Es fehlte nur an einer Autorität, einer gewichtigen Bannbulle. Das verſuchte nun Hegel zunächſt gegen die Philoſophen und gegen die Stimmen der Zeit, welche, wie geſagt, von Metaphyſik nichts wiſſen will und durch und durch von Principien bewegt wird und von metaphyſiſchen Problemen ſich nicht losmachen kann. Das neue Evangelium klammerte ſich an die Wirklichkeit, dieſe aber ſträubte ſich dagegen. Der Köder war bald abgenagt und die Fiſche faul. Die Schüler aber predigen fort, wie ſie es eben vernommen: „zum Belehren, wie die Welt ſein ſollte, kommt die Philoſophie immer zu ſpät. Als der Gedanke der Welt erſcheint ſie erſt in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsproceß vollendet und ſich fertig gemacht hat. Wenn die Philoſophie ihr Grau in Grau malt, dann iſt eine Geſtalt des Lebens alt geworden und mit Grau in Grau läßt ſich nicht verjüngen, ſondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erſt mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.“ (H. Naturr. Vorr. S. XXIII).

Eine Eulenweisheit, welche zu allem Amen ſagt. Sie bricht ſich ſelbſt den Stab und gibt der Zeitung ihren Beruf. Statt die Ziele in ein helles Licht zu ſtellen, welche in Haus und Stadt, Gericht und Kirche, in Wiſſenſchaft und Kunſt und in dem größten Menſchenwerk, dem Staat, der alle Bedürfniſſe und Intereſſen in ſich ſchließt, durch tauſendfältig ineinandergreifende Vermittlung von Einſichten und Thätigkeiten erreicht werden ſoll, ſpricht ſie ihr Anathem aus über jedes Soll und wiegt in den welken Indifferentismus eines contemplativen Zuſehens und Geſchwätzes oder verleitet zu einem gewiſſenloſen, gewaltthätigen Sichgeltendmachen; denn „die Weltgeſchichte iſt ihr das Weltgericht.“ Wo bleibt da das heilige und unverbrüchliche Gebot der Pflicht, welches dem Geſchmack und der Laune gebiete, wo die Gefühle der Andacht und Ergebung? Und das Gerede iſt das Bedürfniß unſerer Zeit, wo glänzende Rhetorik ohne mühevolles Studium nach Effekt haſcht, coulante Sophiſtik mit den Ergebniſſen ächter Lebensweisheit und Erfahrung muthwillig ſpielt und ein ſchwankender modiſcher Empirismus bei dem Miſchmaſch aller Begriffe von der Philoſophie deutliche und erſte Belehrung — nicht ſelbſtvergötterndes Träumen und abgeſtandene Phantasmagorien erheiſcht.

Das ganze Material iſt nach Abzug der dick und ſchwerfällig aufgelegten dialektiſchen Bekleidung ſo ziemlich das Kantiſche, wie es durch Bardili, Reinhold, Fichte und Schelling nach und nach ganz aus der Vogelperſpektive geſehen wurde. Der eigentliche Inhalt der Wiſſenſchaften liegt tief unter dem Myſtagogen; auch wird dem Schüler nicht viel davon zu wiſſen zugemuthet. Die Hauptſache iſt: wie das Eine das Andere wird und aus dem Andern wieder zu ſich kommt. Dies iſt das Spiel der Selbſterhaltung Gottes, der Selbſtvergewiſſerung ſeiner Selbſt. Dies iſt der vorherrſchende Gedanke; ſonſt ermangelt das Ganze jedes belebenden Princips, es läßt keine andere Verbeſſerung zu, als: den ganzen Plunder umzuwerfen. Wer aber der Ergötzung wegen in der Wüſte Sahera ſich ergehen will, mag es ſonſt thun.

Herr B. hat nun im Antihegel auf ſeine Weiſe das berühmte Philoſophem beſtritten und die Hauptpunkte noch beſtimmter und lebhafter als früher herausgehoben. Er rügt das Kauderwelſch und die ſchlüpfrige Unbeſtimmtheit der Sprache und ſieht, wie wir, wo die Jünger nur klaſſiſche Diktion, unſterbliche Gedanken, prophetiſche Salbung und Choralklänge himmliſcher Sphärenmuſik vernehmen, unbeholfene, holperige Rede, ungrammatiſch zuſammenhängenden Formelkram durch erkünſtelte Dialektik aneinandergereiht; ſtatt der angeblichen Objektivität hört er die marktſchreieriſche Exegeſe am Guckkaſten, wo ſtatt des Ausblicks in eine Schöpfung unbegriffener Wunder eine philiſterhaft ſich ſelbſtgenügende Schulmeiſterweisheit mit großer Anmaßlichkeit und Geſchmackloſigkeit ſich kund gibt. Er verwirft die Vergötterung der abſoluten Formen der endlichen Dinge und die verfehlte Akkomodation an die Dreieinigkeit des chriſtlichen Dogma's. Die Logik iſt ihm unbrauchbar, die Naturphiloſophie des Geiſtes ſcheint Moralität und Religioſität zu verderben. Pflichten und Tugenden ſcheinen ihm oberflächlich behandelt, das Recht des Stärkeren gepredigt, das Gewiſſen durch die angebliche Macht des Weltgeiſtes eingeſchläfert und der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele mit der Allgegenwart des *abſtrakten* Denkens abgefunden. (Wird fortgeſetzt.)

Heinrich der Finkler, König der Deutſchen.

Ein hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Akten von Julius Moſen. Leipzig 1836. Literariſches Muſeum.

Freudig begrüß' ich das *deutſche* Herz, aus welchem männliches Wollen für Vaterland und Ehre tönt. Julius Moſen's Schauſpiel ruft alle bitterſüßen Gefühle in mir hervor, welche durch den Schwall der Tagtäglichkeiten in ein geheimes Winkelchen der Seele zurückgedrängt ſind; es klingt, wie eines verlornen Wandrers Stimme, der nach dem Vaterhauſe ruft. Immer gellt's uns vom Markt aus in die Ohren: „die Vergangenheit verweſen zu laſſen!“ Aber in ſtiller Nacht, wann Jeder in ſein Haus zurückgekehrt iſt und das Gewühl draußen verſtummt, tritt wohl manchmal, indeß wir noch unter den Nachwehen der Tageslaſt auskeuchen, im Lichtglanz ein goldlockiges Mährchen auf unſre Schwelle, ſein Blick leuchtet uns ſo maienhaft in's matt pulſende Herz, ſeine friſchen rothen Lippen locken uns zum Kuſſe! Es zieht uns ein namenloſes Sehnen zu ihm hin; wir ſtürzen an dies ewig junge Herz, wir ſaugen dieſen balſamiſchen Frühlingsathem, und mit ihm neue Lebensluſt und friſche Thatkraft in uns; — jenes goldlockiges Mährchen iſt — die Geſchichte, denn die Geſchichte iſt die Poeſie der Wahrheit. Wir laſſen die Proſa der Wirklichkeit hinter uns, wir folgen dem Himmelskinde hinaus in die ſtillheitere ſelige Sternennacht; die Stromkönige hüllen ſich in wallende Nebelmäntel, die Eichen im Walde rauſchen ſich's zu, was ſie erlebt; auf den alten Schlachtfeldern wird's lebendig, du wirfſt dich voll Liebesinbrunſt auf den heiligen Boden deiner Heimath und küſſeſt die Spuren, wo einſt *Männer* gegangen. Aber dein Vaterland iſt *in* dir, nicht unter deinen Sohlen. Du kannſt es retten, wenn du dich retteſt; wenn du deines Vaterlandes Ruhm ausſichſt, ehrſt du *dich*, — ſtirbſt du, *es* bleibt lebendig. —

Die deutſche Geſchichte iſt eine keuſche Jungfrau, die vor einem Blaſé, der ſie umarmen will, flüchtet. Von einem Knecht läßt ſich das ſtolze Herz nicht gewinnen; ſie, deren blaues Auge nichts als Thaten ſtrahlt, flieht unwillig vor Spekulanten, welche mit Redensarten Schacher treiben und ſich die innere Hohlheit mit Ordensbändchen verkleiſtern. Raupach's Muſe iſt ſie nicht; mag er auch wähnen, *ſie* zu umfangen, — er drückt blos eine Theaterprinzeß an's begeiſtrungsloſe, nüchterne, kalkulirende Herz, nicht die deutſche Geſchichte. Hinter Uhland ſtand ſie und hauchte ihm einen Kuß auf die Stirne, als er jenen Ernſt von Schwaben am Freundesherzen dichtete. Wenn etwas werth iſt, daß eine Religion daraus gemacht werde, ſo iſt's die Treue. —

Wer kennt nicht die Tradition von jenem Heinrich, der am Vogelherde den königlichen deutſchen Aar fing, — dem wir's heute noch zu danken haben, daß Deutſche und keine Barbaren an Rhein, Elbe und Donau ſitzen, — der den Keim jenes deutſchen Volksthums pflanzte, deſſen kräftige Schößlinge Ludwig der Bayer treu pflegte und hegte? Das Leben dieſes Heinrich iſt ein herrlicher Vorwurf für den deutſchen Dichter, denn es iſt an und für ſich ſchon ein Gedicht, — aber ein Epos, kein Drama. Mit dieſer epiſchen Natur des Stoffes rang Julius Moſen, ein ausgezeichnetes Talent, einen harten Kampf. Man ſieht auf jeder Seite ſeines Werkes, welches von Geſundheit und Lebensfülle ſtrotzt, wie großes Geſchick für das Drama er beſitzt, und wie eifrig dieſe Anlage ſich bemüht, den widerſpenſtigen Stoff zu bändigen. Es iſt ihm nicht gelungen, aber der Kampf ſelbſt iſt ehrenwerth. Als Reſultat deſſelben fällt in die Augen, daß die Thaten des Helden ſich blos als *Begebenheiten*, nicht als *Handlungen* an einanderreihen; daß, wie vortrefflich und wahrhaft dramatiſch auch faſt alle *Epiſoden* ſind, dennoch keine eigentliche Fabel (um mich des techniſchen Ausdrucks zu bedienen) vorhanden iſt. Überdem ſchadet der dramatiſchen Wirkung die matte Färbung des Helden, an welcher, indem Heinrich außerdem mehr vermittelnd als handelnd auftritt, die Schatten zu Gunſten der Lichter geſpart ſind. Der Dichter ließ ſich von ſeiner Vorliebe für den Helden zu ſehr einnehmen.

Nichts deſtoweniger liefert das Werk einen Beweis für den dramatiſchen Beruf des Verfaſſers; denn alle übrigen Charaktere ſind originell, voll Elaſticität und Gelenkigkeit. Der närriſche Vogelſteller und Finkenritter Staudenbein, der Heidentödter Dollinger, und Eberhard haben Shakeſpeare'ſche Momente. Die Sprache iſt männlich-keuſch und ächt dramatiſch. Epigrammatiſche Wendungen und Abgänge zeugen für die Kenntniſſe des poetiſchen Effekts. Was aber dem Werke das Anſehen *eines* Guſſes verleiht und jedem geſunden deutſchen Herzen nahe bringt, iſt der *deutſche* Geiſt, der es beſeelt, die treue Begeiſterung für's Vaterland. Möge der tüchtige Julius Moſen uns bald mit einem neuen dramatiſchen Werke erfreuen, in welchem der Stoff ſich ſeiner Poeſie anſchmiegt. Unſre Bühne braucht ein deutſches hiſtoriſches Schauſpiel, damit endlich die Schande von ihr verſchwinde, welche ihr durch die jetzige Sudlerſypſchaft, — Madame Birch-Pfeifer an der Spitze, — aufgeheftet wurde.

Zeiten und Dinge. Ein Gedicht. Erſter Geſang: Aurora.

Erlangen, Carl Heyder. 1835.

Eine chriſtliche Dichtung voll glühender Bilder- und Farbenpracht. Der unbekannte Dichter hat die Theoreme von Gott, Schöpfung, Sündenfall und Erlöſungsnothwendigkeit im Geiſte Schellings dem er ſein Gedicht widmete, aufgefaßt, die tiefſinnigen Verſinnlichungen und Deductionen mit wahrhaft poetiſcher Kraft und einer Virtuoſität in Meiſterung der Sprache wiedergegeben. Die *ottave rime*, welche der Verfaſſer anwendete, ſind vollſtändige Muſik.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 259. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 2. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

1.

Der Profeſſor Wüllſten ſaß mit ſeiner Familie beim Mittagseſſen, welches er zu Gunſten ſeiner lieben Gäſte — der ausheimiſchen Tochter nebſt deren Manne — heute eine Stunde früher, als gewöhnlich aufzutragen erlaubt hatte. Das Wetter war nämlich heute zum erſtenmale ſeit längerer Zeit recht heiter, und begünſtigte den langen vergeblich erſehnten Ausflug in den Tinkel'ſchen Garten. Der Wagen war um Punkt halb zwei Uhr beſtellt.

Schwiegerſohn und Tochter, Mütterchen und das Neſthäkchen Malchen, eine ſehr niedliche ſechzehnjährige Brünette, hatten bereits die Feierkleider angethan, und Papa durfte nur den Schlafrock abwerfen, und den bereits zurecht gelegten Frack anziehn, ſo war auch er reiſefertig. Seine ungewöhnliche Heiterkeit erfüllte den kleinen Zirkel mit herzlicher Freude; er ſchien erſt heute ſeines lieben Beſuches recht froh zu werden, und zerbrach ſich unaufhörlich den Kopf damit, allen ſeinen Enkelchen Raum in dem nur vierſitzigen Wagen zu verſchaffen. Aber überaus plötzlich ward er ſtill. — Die Profeſſorin ſah ihn prüfend an, und fing ſchwer an zu ſeufzen. Auf Malchens Geſicht ſtarb der Ausdruck der freudigen Erwartung, und mit faſt weinendem Tone flüſterte ſie, ihre Schweſter anſtoßend, dieſer in's Ohr: „Nun ſieh um Gotteswillen den Vater an! Aus unſerer ganzen Freude wird nichts! — Wir müſſen zu Hauſe bleiben.“

Die Juſtizräthin ſah erſchrocken auf ihren Vater hinüber. Sie bemerkte aber nichts Befremdendes an ihm. Er hatte Meſſer und Gabel ſtill neben ſeinen Teller niedergelegt, hielt die Hände auf ſeine Serviette unbeweglich über einander geſchlagen, und ſah, wie Jemand, der in tiefen Gedanken zeugenlos verloren iſt, mit vorwärts gebognem Oberleibe, heruntergedrücktem Nacken, halb geöffnetem Munde und ſtieren, ohne eigentlichen Sehpunkt auf einen Fleck gerichteten Augen da. Alles war ſtill um ihn her, als ſchlafe er, und Niemand wollte ihn wecken. Endlich richtete er ſeinen Kopf in die Höhe, blickte freundlich ſeine Frau und ſeine Kinder an, und ſprach: „Nein, ich will eure Freude euch nicht verderben, lieben Kinder. Fahret nur allein mit der Mutter.“ — „Sie wollen nicht mit uns fahren, Väterchen? — Lieber Gott, Sie ſind doch nicht krank?“ frug beſorgt die Tochter aus der Fremde. Der Profeſſor erwiederte freundlich: „Das nicht, mein gutes Töchterchen, ich bin ganz geſund, aber ich habe zu arbeiten.“

„Ich dächte,“ ſprach der Juſtizrath, „mit Ihren Arbeiten wären Sie für heute fertig; noch als Sie zu Tiſche kamen, waren Sie ja ſo froh darüber, daß Ihre Vorbereitungen für Ihre morgenden Vormittagsvorleſungen beſeitigt ſeien; ſollten Sie noch ein Geſchäft von Wichtigkeit vergeſſen haben?“

„Ich bin nicht ſo vergeßlich,“ entgegnete der Schwiegervater unmuthig; „alle meine Geſchäfte waren für heute beendet, und faſt alle muß ich von Neuem wieder anfangen. Mein Geſellſchafter, der kleine Matz, hat ſich von ſeiner Kette losgeriſſen, in ſeiner

Naſeweisheit meinen Schreibepult beſucht, und ſich nicht damit begnügt, mir die Federn zu zernagen, ſondern auch das Dintenfaß umzuwerfen, und alle meine Papiere bis zur Unleſbarkeit zu beſudeln." — Er ſtand auf und verließ das Zimmer.

„Mein Gott, woher vermuthen Sie denn das?" frug der Juſtizrath, ihm nachfolgend. — Wüllſten antwortete nicht, ging hinunter, ſchloß ſein Studierzimmer auf, und in der That, Matz, der Liebling des Profeſſors, ein allerliebſtes Eichhörnchen, das einzige Weſen, deſſen beſtändige Gegenwart dem gelehrten Manne faſt unentbehrlich geworden war, tobte in dem Gemach umher. Die Hefte auf dem Schreibtiſche ſchwammen in Dinte; der Fußboden war bedeckt mit zerpflückten Papieren, und mit einer Geſchäftigkeit nagend, als gälte es die Öffnung der ſüßeſten Nuß, ſaß der kleine Ausbund in dem Bücherſchranke und bearbeitete Cäſars Kommentarien auf ſeine eigne Weiſe.

„Du Schelm du!" ſchalt Wüllſten ſeinen ausgelaſſenen Stubenburſchen, ergriff und kettete ihn wieder an, während der Juſtizrath mit offnem Munde die Zerſtörung betrachtete, welchen der kecke Günſtling ſeines Schwiegervaters ungeſtraft angerichtet hatte. „Aber ſagen Sie mir," hub jener voll Erſtaunen wieder an, „wie war es Ihnen möglich, zu wiſſen, was in einer ſolchen Entfernung von Ihnen vorging?"

Der Profeſſor antwortete nicht. Er fing an, ſeine Papiere zu beſichtigen und zu ordnen; ſein Eidam wußte, daß den alten Herrn in ſeinen Beſchäftigungen nur ſein geliebter Matz ſtraflos ſtören dürfe, und drückte leiſe die Thüre hinter ſich zu. Er fand die zurückgelaſſenen Frauen in trübem Geſpräch. „Mütterchen," hub er an, „welch ein Geiſt iſt in den Vater gefahren! er ſieht, was zwei dicke Wände, zwei verſchloſſene Thüren, und eine Zimmerdecke ihm verbergen!" (Forts. folgt.)

Politiſches Leben der Belgier.

(Schluß.)

Wenn Herr von [illegible] ſich in antiken Redensarten gefällt, ſo iſt dagegen Herr Lefevre-Meurat nicht immer ein ſtarker Redner. Oft läßt er ſich in den parlementariſchen [illegible] in Einzelheiten einer Frage hinreißen, für deren [illegible] er eingenommen iſt. Es iſt noch nicht lange, daß ſich eine ſehr belebte Discuſſion in dem Senate entſpann in Betreff der Rechte des Zugs der Thiere auf Hauptſtraßen. In Belgien ſind von Stunde zu Stunde die Wege durch Schlagbäume verſperrt; jeder Reiſende — Mann, Frau oder Thier, zahlt dem Gouvernement eine Lokomotions-Taxe; die Steuer iſt direkt. Nichts iſt ermüdender, als dieſer Gebrauch. Der Reiter, der Fußgänger ſind alle Augenblicke in ihren Träumereien unterbrochen durch die unbarmherzige Hand des Einnehmers, der, trotz Hagel, Blitz, Wind und Regen, gierig ſeine Finger gekrümmt ausſtreckt; die geringſte Promenade verurſacht eine Ausgabe. Dieſe Art, Weggeld zu erheben, iſt nicht frei von Tadel in adminiſtrativer Hinſicht; aber wir wollen uns für den Augenblick enthalten, ſie einer Beurtheilung zu unterwerfen. Bei Gelegenheit dieſes Kapitels trat Herr Lefevre als warmer Vertheidiger der Thiere auf und vorzüglich der Geiß und der Eſelin. Unter anhaltendem Gelächter ſeiner Kollegen gab er mit gefühlvollem Anſtrich eine Geſchichte der Geiß, der Freundin des Armen, des Spielwerks der Kinder, zum Beſten, erwähnte ihre heilſame Milch, ihre Sprünge, ihre rührende Zärtlichkeit, und führte Stellen aus den bucolicis des Virgil an. In Betreff der Eſelin begnügte er ſich zu bemerken, daß ſie das Weibchen des Eſels ſei. Unglücklicher Weiſe ließ aber — glauben wir — der belgiſche Senat dieſen gelehrten Betrachtungen aus der Landwirthſchaft keine Gerechtigkeit widerfahren.

Der Zufall hat ein fortwährendes Spottgedicht vor den Pallaſt der Repräſentanten hingepflanzt: — einen Freiheitsbaum, der an dieſem Orte kräftigere Sproſſen getrieben, als an ſonſt irgend einem andern in der Stadt. Unter ſeinem Grün ſchützen ſich die kleine Anzahl von Wagen, welche die Geſetzgeber Belgiens noch erlauben, vor der Sonne. Wenn man an ſeinem ſchlanken Stamme und gabſlichen Zweigen vorüber iſt, betritt man einen herrlichen Vorhof, wo rechts und links Stiegen herunterlaufen, die zu den beiden Kammern führen. Es ſind Marmorſtufen, wo ſich ein grüner Teppich hinaufſchlängelt. Die Kammer der Deputirten iſt das treue Bild der unſern in verjüngtem Maßſtabe; es befinden ſich ſelbſt auf den Tribünen Journaliſten boshafter Redakteure, die an ſatyriſchen Einfällen mit ihren Brüdern in Paris wetteifern; es befindet ſich noch etwas mehr, als in unſerer Kammer, ein unbewegbares, immer volles Glas Waſſer ohne Zucker vor dem Schreibetiſche jedes Miniſters. Wir werden ſehen, ob in dem Senate der Geſchmack weniger roh iſt. Auf der Schmerzensbank ſitzen Herr von Meulenaere, eine knochichte, nachdenkende und zuſammengebückte Geſtalt: man könnte den Herrn Baron einen Thenard nennen, wie er ſeine berühmten Gegengifte (duatoride) gegen das Queckſilber bereitet. Herr von Thüeux, ein bleiches frommes Geſicht, ſchwächlichen Daſeins, mit im Zickzack gebogenem Körper, bereit, ſein Knie vor einer „heiligen Jungfrau" oder einer Reliquie zu beugen. Herr von Huard, ein vierſchrötiger Bierlümmel, mit viereckigen Kinnbacken, ſchielendem Auge und Kneipen-Anſtande. Dieſe drei Beamten, welche ſo wenig Ähnlichkeit mit einander haben, ſind die Sahne des belgiſchen Miniſteriums, das zwiſchen den Anſprüchen des katholiſchen Klerus und den doktrinären Grundſätzen hin- und herſchwankt, und jeder dieſer drei ſtellt ſeinestheils diejenige der drei herrſchenden Meinungen dar, von welcher er ſich zum Kämpen in der Kammer aufgeworfen. Herr von Meulenaere perſonificirt die ſchmiegſame Schule Thiers', Herr von Huard die ſorgloſen, mühſamen und knechtiſchen Überlieferungen des Herrn von Argout; der Miniſter des Innern, Herr von Thüeux, zittert vor dem Biſchof von Mecheln. Zum Glücke wachſen über dieſem dauerloſen Triumvirat einige Redner heran, die Hoffnung Belgiens, die Vertreter der jungen der Verfaſſung ergebenen Mehrheit des Landes: Herr von Brouckère, deſſen fließende Sprache ſchon durch Erfahrungen Stärke gewonnen hat; die Herren Fallon, Liedt, welche neulich mit ſo viel Kraft die gegen die franzöſiſchen Geächteten angenommenen Maßregeln bekämpft haben; Herr Dumortier, deſſen zerſchmetternde und beißende Ausdrücke, ſowie ſein geiſtreiches Advokaten-Geſicht, an das Talent des ältern Herrn Düpin erinnern; Herr Nothomb, dem man doktrinäre Geſinnung und diplomatiſchen Ehrgeiz ſchuld gibt. Alle dieſe Capacitäten werden eines Tages das gegenwärtige Miniſterium niederſchmettern, das ſich nur durch ſeinen Mangel an Farbe behauptet. Die verſchiedenen Anſichten, welche in Belgien das Ruder zu erſtreben hoffen, bilden ſich während dieſer Zeit des ruhigen Gleichgewichts aus, ſo daß keine ihre Nebenbuhlerinnen möchte ungeſtraft überwältigen können. Sie ſind von vornen durch einen langen Weg beſchränkt, wie die Menge, die ſich nach der Thüre eines Theaters ſtürzt und ſich durch ihre Ungeduld ſelbſt den Eingang erſchwert. Aber es iſt nicht ſchwer vorauszuſehen, daß der katholiſche Einfluß bald mit eben ſo viel Gewalt in den königl. Berathungen herrſchen wird, wie in den Gemüthern des Volkes.

Hinter der Altarwölbung der Kathedrale zu Mecheln, in der Gegend, wo die Haube des Chors ſich zwiſchen artigen Häuſern majeſtätiſch ſenkt, deren ſpaniſche Zinnen längs ſeines Schiffes hinlaufen, findet man auf einem öden und verlaſſenen Kreuzweg einen dreieckigten Platz mit blauem Pflaſter, von kanoniſcher Stille beherrſcht, einen ſo friedlichen Zufluchtsort, wo der Geiſt der Revolution nur hindringet, um in Demuth zu erſterben. Hier erhebt ſich eine geräumige, weiß angeſtrichene moderne Abtei, welche durch ihren Thorweg mit ſorgfältig gemalten Thürflügeln einem Gaſthof und durch den gewiſſenhaften Verſchluß ihrer Fenſter einem kaſtilianiſchen Kloſter ähnlich ſieht. Man ziehe an dem polirten kupfernen Knopf, der die Schelle in Bewegung ſetzt. Ein Geiſtlicher im langen Seminarrock, mit fahlem Blick, öffnet ſofort demüthig den Eingang des erzbiſchöflichen Pallaſtes. Nichts Glänzendes, Weltliches, ſondern nur Bequemes; höchſtens eine Strohdecke, den Schmutz der Füße abzutreten. Unermeßliche Gänge, faſt leere Gemächer, bewundernswürdig reinliche Treppen, aber feucht und kalt, dehnen ſich Einem vor dem Blicke aus. In den einſamen Zimmern gewahrt man nur Bänke von Eichenholz und große Kruzifixe an den Wänden angenagelt. Das Äußere dieſer Wohnung iſt ein Abbild beſchaulicher einfältiger Frömmigkeit einer gutmüthigen geſicherten Macht. Aber man laſſe ſich nicht täuſchen und der verführeriſche Geruch, welcher den unterirdiſchen Öffnungen der Küche entſtrömt, vergegenwärtige Einem immer den doppelſinnigen Haushalt des katholiſchen Klerus. Geht man weiter, ſo begegnet man glückſeligen Vollmonds-Geſtalten, Augen, die wie auf den quadratiſchen Geſichtern regelmäßig angebracht, Lampen, gleich geiſtlichen Leibröcken von feinem Schwarz, honigſüßen kaum gehauchten Worten; einer Art Stummheit, wie ſie in den Vorzimmern eines Monarchen herrſcht, eine unüberwindliche Begierde zu ſchwatzen, wie man ſie in den flamländiſchen Nonnenklöſtern ohne Regel findet, werden Einem das Gebet, die Sammlung und vielleicht Geſchmack am Gewerbe einflößen. Iſt man Prieſter, ſo wird man nicht beachtet werden; der Laie aber wird angelächelt, Höflichkeit und Jubel der Selbſtzufriedenheit ſtrahlen ihm aus allen Blikken des Kanonikers entgegen. Endlich gelangt man in's Heiligthum; beſcheidene Vorhänge von einfarbigem Muſſelin mahnen, daß Gott nicht ferne iſt.

Die Thüre thut ſich auf. Da ſieht man ſtehend, ſelten ſitzend, einen Mann von hohem Wuchſe, ſtarkknochig mit hervorſpringenden Waden. Er iſt mit einer ſchwarzen Robe bekleidet und von einem ſpitzenloſen Gürtel, ſein breiter Fuß ruht behaglich in Küſterſchuhen mit ſilbernen Schnallen. Eine goldene Kette glänzt an ſeinem Hals, und der Prälat ſpielt, der Haltung wegen, gern mit dem von Juwelen beſetzten Kreuz, welches auf ſeiner Bruſt funkelt. Der gnädige Herr trägt den Kopf nach unten gerichtet — eine Gewohnheit, die ſein geheftetes Auge, das man ſchwerlich unbeweglich nennen kann, deſto durchdringender macht. Ein ungewiſſer aber tiefer Schatten, der dieſes furchtbare Auge umfängt, läßt die braune Breite der Pupille auf dem matten Weiß der Augenhöhle hervortreten. Die Geſichtsbildung des Pralaten entſpricht ſeinem Blick — ein Antlitz von tiefer Farbe der Schweigſamkeit welches eine ſchöne Gewalt von Organiſation und brennender Natur enthält, ſo wie zugleich die Schmiegſamkeit des Südens.

Man mußte bei der letzten Juli-Kirmeſſe zu Brüſſel ſehen, wie dieſes ſtrenge und willensvolle Geſicht, während die fromme Menge bei'm Vorübergehen des Allerheiligſten (Sakraments) in der Stande des Aufzugs ſich drängte, ſich von Freude evangeliſcher Salbung unter dem primatiſchen Thronhimmel färbte, denn als geiſtlicher Hirte und als Oberherr zugleich ſpendete er ſeinen Segen an die Menge. Seine Gewalt auf die Frauen iſt unberechenbar, er hat ſelbſt unmittelbar, — Dank dieſer Gewalt! — die Induſtrie Frankoni's in Schutz genommen, deſſen Cirkus einem Theater von Kunſt-Reitern, das man zu Brüſſel errichten will, zum Muſter dient. Eine durch ihren Rang und Geiſt in Belgien ſehr bekannte Dame hat kürzlich ſehr naiv geäußert: ſie ziehe die Künſte des Cirkus den Darſtellungen der Oper vor, weil Se. Hochwürden bei den Schauſpielen mit den Pferden Abſolution ertheile, die er bei den Balleten in Robert der Teufel verweigere. Dieſer fromme Einfall hat nichts Erſtaunliches in einer Stadt, wo die Vorübergehenden das Haupt entblößen und ſich auf die Kniee niederwerfen, wenn ſie auch noch ſo weit das heilige Sterbeſakrament vorübertragen ſehen, was mit derſelben Feierlichkeit geſchieht wie in den ſpaniſchen Städten. Nicht wenn man mit Gold bezahlte, würde man Freitags eine einzige gebratene Fleiſchrippe zu Mecheln bekommen.

Die Eiſenbahn hat den (unrechtmäßigen) Verſammlungen des Erzbiſchofthums Vorſchub geleiſtet. Wenn die wagons den Brüſſelern Unterhaltung gewähren, ſo gewähren ſie deren noch viel mehr den Prieſtern, welche ſich getreulich, wechſelsweiſe, zu den feinen Mahlzeiten begeben, die der Prälat, um von Geſchäften zu plaudern, ihnen in den ſo beſcheidenen Zimmern ſeines erzbiſchöflichen Aufenthaltes veranſtaltet. Hier werden in der Regel alle politiſchen Fragen des Landes verhandelt; hier werden Gläſer geleert, um die Zerſtörung der Löwener Univerſität zu feiern. Herr von Sterx wollte vor Freude außer ſich gerathen bei dieſem Schimpf, der die Kirche an den Ketzereien des Janſenius rächt, dieſes gelehrten und berühmten Schülers der alten jetzt verlaſſenen Säle. Der belgiſche Klerus hat den ganzen Vortheil begriffen, den wohl verſtandenen Katholicismus aus den patriotiſchen und liberalen Ideen zu ziehen; er deutet jetzt das Vorwärtsſchreiten für ſich aus; er predigt die Freiheit zugleich mit der Meſſe, und durch den Geiſt, den er bei dieſer ſonderbaren Intrigue beweiſ't, verdient er offen Nachſicht und Erfolg.

Don Juan d'Autriche, oder: la Vocation.

Komödie in 5 Akten und in Proſa von Caſimir Delavigne.

Als wir in dieſen Blättern von dem letzten Hugo'ſchen Drama „Angelo“ Bericht abgeſtattet haben, glaubten wir dem Leſer mittheilen zu müſſen, welchen beſondern, ſeltſamen Anblick der Saal des Theatre Français am Abende der erſten Aufführung darbot; wir machten ihn aufmerkſam auf das Wiedererſcheinen jener jungen, langhaarigen Literatur; jener ziegenbärtigen Plejade, welche jeder erſten Vorſtellung eines Stücks von Victor Hugo beiwohnt, nicht etwa um den leuchtenden Geiſtesblitzen, welche die Werke des Verfaſſers durchzucken, ihre Bewunderung zu zollen, ſondern vielmehr um mit blinder, verſtockter Wuth die zahlreichen Bizarrerien zu beklatſchen, welche die Akademiker und andere Leute von Geſchmack jenem Dichter verwerfen.

Da wir nun im Begriff ſind, die Geſchichte der erſten Vorſtellung des „Don Juan von Öſtreich“ zu erzählen, wollen wir auch nicht zu erwähnen vergeſſen, daß diesmal der Schauſpielſaal von einer andern Art Vaſallen eingenommen war, welche ihrem Lehnsherrn Caſimir Delavigne erb- und eigenthümlich angehören. Dieſe beſtehen nicht, wie die vorhergehenden, aus einer leidenſchaftlich für Kunſt und Poeſie begeiſterten Jugend, oder aus den Adepten einer neuen literariſchen Secte, welche ſich in's Schauſpiel drängen, um ihrem Propheten eine Ovation zu bereiten; weit entfernt davon, einerlei Anſicht zu haben, ſind dieſelben im Gegentheil aus einem faſt zufälligen Zuſammentreffen einer Menge von Individualitäten hervorgegangen, wovon die einen den andern fremd ſind, und welche keinen andern Vereinigungspunkt haben, als in der gemeinſchaftlichen Verehrung. Uns ſind davon die verſchiedenen Arten bekannt geworden.

Die erſtere beſteht aus allen denen, welche ſeit etwa 30 Jahren ihre Erziehung dem Inſtitut von Sainte-Barbe verdanken, welches urſprünglich von dem ſeligen Herrn Lanneau geleitet wurde. Trotz des unermeßlichen Abſtands des Alters, der Ideen, Meinungen und ſocialen Stellungen, haben dieſe Zöglinge von Sainte-Barbe untereinander eine Art Freimaurerei beibehalten oder geſtiftet, welche ihre wohlthätigen Wirkungen auf Alle auszudehnen nicht unterlaſſen hat. Jedes Jahr vereint ein brüderliches Gaſtmahl beim Reſtaurateur Grignon in der Paſſage Vivienne die neu hinzugekommenen und die früheren Mitglieder des Kollegs von Sainte-Barbe; man verſchwendet ſich dort wechſelſeitige Händedrücken, tauſcht Wünſche- und Viſitenkarten gegen einander aus, ſingt Couplets, lieſ't Oden vor, vertheilt Proſpectus, endlich, wenn alle Herzen voll und alle Flaſchen leer ſind, ſcheidet man von einander, indem man ſich gegenſeitig die heiligſten Betheurungen der treueſten Freundſchaft bis zum folgenden erſten November incluſive macht.

Herr Caſimir Delavigne behielt mit den Herrn Scribe und Vatout die Vergötterung dieſer Cameraderie (— ein Wort, welches, nebenbei bemerkt, Herr Delatouche, Verfaſſer der Fragoletta und des Grangeneuve, aufgebracht hat; —) aber Herr Delavigne iſt angebeteter als die beiden andern, welches unſtreitig von der hohen Achtung und tiefen Ergebenheit herrührt, womit er ohne Unterſchied alle die Leute beehrt, welche mit ihm zu thun haben; denn nach dem Herrn Baron von Taylor hat Herr Delavigne den höflichſten Hut in ganz Paris.

Die zweite Abart der ſchuß- und hiebfeſten Enthuſiaſten Delavigne's darf man gleichfalls noch nicht in der Künſtlerwelt ſuchen, ſondern unter denen, welche von nah oder fern dem jetzigen Bürgerkönigthum Frankreichs ergeben ſind. Caſimir Delavigne iſt in der That der Orpheus der königlichen Familie, der königlichen Tafel, der königlichen Bibliothek, ja ſogar der königlichen Beluſtigungen und kleinen Ausgaben; nichts iſt daher natürlicher, als daß man eine lebhafte Theilnahme an ſeinen Erfolgen zeigt, und nach denſelben die öffentliche Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Regierung ermißt. Wer das Ehrenkreuz oder eine gute Stelle in Frankreich haben will, thut wohl daran, dem neuen Stück des königlichen Hausfreundes Beifall zu klatſchen; — und, wo es auf Austheilung von Ehrenkreuzen und einträglichen Ämtern ankommt, iſt die Mehrzahl der heutigen Franzoſen immer bei der Hand.

(Schluß folgt.)

Buntes.

⁂ Ein amerikaniſcher Reiſender in England, deſſen Skizzen dort jetzt viel Aufſehn erregen, macht folgende intereſſante Bemerkungen über die engliſche Ariſtokratie: „Ueberall fiel mir in England die Schönheit der höheren Klaſſen in die Augen. Wenn ich in einer ariſtokratiſchen Tiſchgeſellſchaft um mich blickte, glaubte ich noch nie Geſtalten geſehn zu haben, welche den Ausdruck der Schönheit und des Adels offenbarer an ſich trugen. Hierin liegt ein auffallender Unterſchied zwiſchen den Engländern und den Völkern des Continents. Die Bauern in Frankreich und Italien ſind in phyſiſcher Hinſicht den höheren Ständen bei weitem überlegen, während die Gentry und der höhere Adel in England in Geſichtszügen und Gliederbau dem Volke in demſelben Grade überlegen iſt, wie das Rennpferd dem Zugpferde. Der Contraſt in dem Benehmen eines Engländers von Stande, und die Manieren eines Franzoſen oder Italiäners iſt eben ſo auffallend. Das Empreſſement, das Achſelzucken, die Geſticulationen eines Pariſers, die emporgehobenen Augenbraunen, das Verdrehen der Augen, und die geheimnißvolle Miene des Italiäners bei den allergewöhnlichſten Dingen ſind der guten Erziehung in England durchaus entgegengeſetzt. Das Hauptziel des Gentleman im Benehmen iſt Ruhe im Geſicht und Körper, Selbſtbeherrſchung bei allen Umſtänden, Unmöglichkeit der Ueberraſchung oder des Dérèglement, Sicherheit bei den geringſten Umſtänden und das Selbſtbewußtſein, ſtets zu handeln comme il faut. Man kann einen Gentleman nie in Erſtaunen verſetzen. Er wird ſtets ſein Weinglas bei Tafel mit derſelben Ruhe auf den Tiſch ſtellen, wenn ſein Nachbar vom Schlage getroffen wird, oder wenn ein Bedienter mit einem Gerichte ungeſchickt ſeinen Rock beſchmutzt, oder ſelbſt, wenn er hört, daß Feuer im Hauſe ausgebrochen iſt, dieſelbe Stimmung hat er für alle mögliche Fälle in Bereitſchaft. Bei'm erſten Zuſammentreffen wird er Euch kalt empfangen, oder wenn Ihr Wein mit ihm trinkt, ſich etwas ſteif verneigen; würde ſich ein Engländer bei dieſer Gelegenheit wie ein Franzoſe bis zum Teller verbeugen und lächeln, ſo würde er denken, jener habe den Verſtand verloren. Wird man durch dieſes kalte Benehmen ein wenig gekränkt, ſo erſtaunt man nachher um ſo mehr, wenn man bemerkt, wie er nach aufgehobener Tafel zum Fremden herantritt und ihn bittet, einen Monat auf ſeinem Landhauſe zuzubringen, ſo daß es ſcheint, daß er während ſeiner kalten Verbeugung vielleicht überlegte, wie er jenen am beſten bewirthen, oder ihm den ſchönſten Theil der Gegend würde zeigen können.

Alle heftigen Gemüthsbewegungen werden in guter engliſcher Geſellſchaft als unſchicklich vermieden. Nichts iſt im Geſpräche auffallender als leidenſchaftlicher Ton und Geſticulation, oder ſelbſt ein ausgeſuchtes Beiwort. Der Engländer vom Stande ſucht immer die einfachſten Ausdrücke, und iſt in ſeiner Rede eben ſo ruhig, wann er vom Wetter ſpricht, als wann er den Tod eines Freundes erzählt. Für jede Bewunderung genügt das Wort: capital, für jedes Lob das Wort: nice, für jeden Tadel das Wort: odd. Geht man über dieſe einfachen Wörter hinaus, ſo hebt die ganze Geſellſchaft die Augenbraunen, und hält den Sprechenden entweder für ſchlecht erzogen oder für einen Fremden.“

⁂ Die erſte vollſtändige Ausgabe von Milton's proſaiſchen und poetiſchen Werken erſcheint jetzt in England, wo bisher das verlorene Paradies allein ſeit dem Anfange des vergangenen Jahrhunderts neu aufgelegt wurde. Das Werk führt den Titel: poetical works of John Milton, his life, times and contemporaries. Der erſte Theil war ſchon früher mit Kupfern erſchienen, und enthielt die Lebensbeſchreibung des Dichters. Der jetzt herausgekommene zweite Theil enthält bisher faſt ganz unbekannte Dramen: Samson, Comus und the Arcades.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 260. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 3. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Es iſt unbegreiflich; wir reden eben davon,“ erwiederte die Profeſſorin. — „Das Wunder, welches Sie heute zum erſtenmale geſehen haben, iſt mir nichts Neues; es hat Zeiten gegeben, wo es ſich täglich wiederholt hat. Ich rede eigentlich nicht gern davon, denn, offenherzig geſtanden, mir hat die Sache einen Anſtrich von Unheimlichkeit; es fängt mir immer an zu grauen, wenn ich ihn daſitzen ſehe, nichts als Körper; — ſeine Seele iſt anderswo, und, wenn ſie zurückkehrt, ſo hat er Alles geſehen, was, ihn und uns betreffend, auch noch ſo fern von ihm vorgegangen iſt. Jetzt hat er zwar ſchon ſeit gewiß einer Woche kein ſolches Geſicht gehabt; — das letztemal — recht, es war am Freitag vor acht Tagen, zwei Tage vor Ihrer Ankunft — da kam er Abends früher, als gewöhnlich, aus dem Klub zurück, und beſchuldigte die Köchin, ihm ſeine Mundtaſſe zerbrochen zu haben. — Es war erſt vor kaum zehn Minuten geſchehen, ich ſelbſt wußte es noch nicht einmal; aber er hatte Recht; das ungeſchickte Mädchen hatte beim Abwaſchen ſeine Lieblingstaſſe zerbrochen. Es war dieſelbe, welche ihm ſein erſtes Enkelchen mitbrachte. Sie müſſen ſich ja darauf beſinnen; Sie ſchickten ſie ihm nach der erſten Entbindung Ihrer Frau. Die zweite hat er ſchon mit angeſehn, wenn gleich auch nicht ſo vollſtändig, wie er jetzt die verborgenen Dinge ſieht. Ich war gerade in Geſellſchaft; auf einmal ſchickt er mir einen Zettel mit folgenden Worten: „Ulrike iſt entbunden, das Kind iſt ein Mädchen. Die Wöchnerin befindet ſich wohl. Sie nährt das Kind ſelbſt.“ Ich theilte ſogleich meinen Freundinnen die Neuigkeit mit, und laſſe dem Vater ſagen, er möge mir doch Ihren Brief ſchicken; er läßt mir aber antworten, daß er keinen Brief habe. Es ließ ſich alſo nichts anderes vermuthen, als daß er durch einen Dritten Nachricht von der Entbindung ihrer Frau erhalten haben müſſe, und offenherzig geſtanden, lieber Herr Sohn, ich ärgerte mich über Sie, daß Sie verſäumt hatten, uns dieſes wichtige Ereigniß ſelbſt mitzutheilen. Als ich aber nach Hauſe kam und frug, da vertraute mir der Vater, er habe eine Ahnung von dieſem Vorfalle, und allen, ihn begleitenden Umſtänden gehabt. Nun wurde ich ſehr böſe auf ihn, weil er, mir eine Ahnung für Gewißheit gebend, mich veranlaßt hatte, die Sache bekannt zu machen, und Glückwünſche anzunehmen. Aber ſtellen Sie ſich mein Erſtaunen vor, als elf Tage ſpäter Ihr Brief ankömmt, und uns meldet, daß Ulrike in derſelben Stunde deſſelben Tages, da mein Mann ſeine Ahnung hatte, von einem geſunden Mädchen entbunden worden ſei, ſich wohl befinde, und das Kind diesmal ſelbſt nähren werde. Von jetzt an fuhr ſeine geheime Sehkraft fort unglaublich zu ſteigen.“

„Ich begreiſe doch nicht, liebe Mutter,“ ſagte Ulrike, „wie mir dieſe Erſcheinung entgangen ſein kann; ich war doch zwei und zwanzig Jahr alt, als ich mein älterliches Haus verließ, und nie entſinne ich mich, dieſe ſeltſame Eigenthümlichkeit an unſerm Vater wahrgenommen zu haben.“

„Das glaub' ich wohl, mein Kind," erwiederte die Mutter; „das Übel, wenn ich dieſe unerklärbare Seelenkraft deines guten Vaters ſo nennen darf, hat ſich auch erſt entdeckt, nachdem du uns mit deinem Manne verlaſſen hatteſt; doch das wird dir vielleicht auch wohl erinnerlich ſein, daß der Vater von jeher viel auf Ahnungen hielt, und beſonders auf die ſeinigen Gewicht legte. — Es fällt mir aber ein Fall ein, welchen ich als Beiſpiel ſeiner innern Prophetenſtimme anführen kann: Du, Ulrike, warſt ein Kind von ungefähr ſechs bis ſieben Jahren, als du plötzlich das Spiel mit deiner Puppe abbrachſt, und von deinem Vater eine lebendige Spielgenoſſin, ein Schweſterchen verlangteſt; da ſtreichelte er deine Wangen und ſprach die mir unvergeßlich gebliebenen Worte: „Warte, mein Töchterchen, Alles zu ſeiner Zeit; wenn du vierzehn Jahre alt ſein wirſt, dann ſollſt du ein kleines Schweſterchen haben." Ich lächelte zu dieſer Prophezeihung. Als du nun deinen nächſten Geburtstag feierteſt, und in Klagen ausbrachſt, daß die ſchöne neue Gliederpuppe nie mit dir ſprechen werde, da tröſtete dich der Vater, du möchteſt nur noch ſieben Jahre warten, dann würdeſt du ein Püppchen bekommen, welches ſprechen lernen werde, und ſieh, während deiner vierzehnten Geburtstagsfeier wurde Malchen geboren."

„Alſo auch die Zukunft ſieht der Vater?" frug der Juſtizrath mit ſteigendem Erſtaunen.

„Jetzt nicht mehr," antwortete die Mutter, „das Ahnungsvermögen, welches ich bei ihm von jeher in höherem Grade als bei allen andern Menſchen wahrnahm, iſt in die klare Anſchauung der, ſeinen Sinnwerkzeugen verhüllten Gegenwart übergegangen, und dieſer Übergang iſt während der Kriſis ſeiner letzten ſchweren Krankheit erfolgt."

„Während jenes Nervenfiebers, welches ihn dem Tode ſo nah brachte?" rief Ulrike.

— „Welches ihn eigentlich ſchon in die Arme des Todes geliefert hatte," ſagte die Profeſſorin. „Ich hatte weder Zeit noch Luſt, in jener ſchrecklichen Zeit euch Alles umſtändlich zu ſchreiben; ſpäterhin graute mich die Sache an, und geſehen haben wir euch ja ſeither nicht. — Doch Kinder, hält da nicht ein Wagen vor unſrer Thür? — Richtig, er iſt's. — Nur raſch eingeſtiegen. Auf den Vater dürfen wir nicht warten."

Die Familie verſah ſich mit Schleiern, Hüten und Handſchuhen, und der fröhlichen Amalie folgte die Mutter nebſt Tochter und Eidam und Enkeln — der Wagen rollte über das Steinpflaſter, deſſen Dröhnen die Unterhaltung verhinderte.

2.

Der erſte Umblick in dem Garten erfüllte den Juſtizrath mit einem ſehr unmuthigen Gefühl. Gepaart mit den Schönen des Landes durchzogen die Gänge und Hecken des weitläufigen Parks Schwärme franzöſiſcher Offiziere, welche in unmittelbarer Folge des Krieges im Jahr 1806 das Ländchen überſchwemmt hatten. Betroffen blieb er ſtehen, und als er wieder aufblickte, da ſah er ſich ſchon von ſeinen Geſellſchafterinnen getrennt; ein Zirkel ältlicher Damen hatte ſeine Schwiegermutter und ſeine Frau aufgenommen, während Malchen es vorzog, ſich einer luſtwandelnden Mädchenreihe anzuſchließen. — Hier fürchtete er zu ſtören, und vor dem Kaffeetiſche graute ihm; er beſchloß daher, den Garten einſam zu durchwallen auf gut Glück, wo ihm irgend ein Bekanntes oder ein anziehendes fremdes Geſicht begegnen werde.

Eben bog er um eine Baumgruppe, da wandelten dicht vor ihm her, ganz langſamen Schritts, Arm in Arm, zwei Männer im Geſpräch. „Sehen Sie," — ſo hörte er den Einen zum Andern ſagen, „die kleine ſtarke Frau dort am dritten Tiſche — eben gießt ſie den Kaffee ein, das iſt die Gattin des Profeſſors Wüllſten, und die jüngere Dame dort neben ihr zur linken Hand, die jetzt dem Kinde die Stirn trocknet, das iſt ihre Tochter, an einen Beamten in der Gegend der ſächſiſchen Gränze verheirathet."

„Das alſo iſt die Familie des vielbeſprochenen Hellſehers?" rief, ſtehenbleibend, der Andre, und frug: „Iſt er ſelbſt denn nicht auch hier?"

„Ihn ſeh ich nicht;" antwortete Jener, „doch was ſagen Sie denn zu den unglaublichen Dingen, welche man ſich von dieſem Mann erzählt?"

„Ich habe," ſagte der Andre, „nur im Allgemeinen von ihm reden hören, wiſſen Sie etwas Genaueres über die ihm zugeſchriebene, außerordentliche Seelenkraft, ſo werden Sie mich verbinden, wenn Sie meiner Neugier ein Stündchen opfern wollen; — doch eben ſah ich, daß ein Schwarm feindlicher Offiziere jene Bänke beſetzt hat; kommen Sie; wir ſetzen uns hier auf dieſe verſteckte nieder. — O Gott, wann wird die Zeit kommen, wo Deutſchland aufſteht gegen ſeine Unterdrücker!"

„Sie wird kommen, und wir müſſen ihren Lauf befördern;" ſprach der Andre, und beide nahmen Platz auf einer ziemlich abgelegenen Bank. Schräg dieſer gegenüber nahm der Juſtizrath eine zweite noch verſteckte als jene wahr, auf welcher ein ältlicher hagrer Mann bereits ſaß, der eine halbabgebrannte Zigarre im Munde, mit ſeinem großen unbelebten Auge die Hieroglyphen verfolgte, die er mit ſeinem altvätriſchen ſpaniſchen Rohr in den Sand zeichnete, der Juſtizrath ſetzte ſich, ihn leicht begrüßend, an ſeine Seite und betrachtete die beiden jungen Leute, deren Geſpräch ſein Intereſſe erregt hatte. — Der Eine, dem Anſchein nach, der Ältere von Beiden, war mittlerer Größe, voll und ſein Geſicht von Blatterſpuren fein genarbt. Der Zweite war ſchlank, länger, und ſein edel geformtes Geſicht trug die Züge jugendlicher Leichtigkeit. (Fortſ. folgt.)

Don Juan d'Autriche, oder: la Vocation.

(Fortſetzung.) *)

Die alten Abonnenten des Conſtitutionnel oder zum wenigſten die, welche mit den wunderbaren Meinungen dieſes energiſchen Journals zufrieden und glücklich ſind, gehören in die dritte Klaſſe der Lobhudler. Dieſe ehrlichen Bürger und Stadtleute haben die politiſchen Ideen und Anſpielungen, welche der Verf. in ſeinen erſten Messéniennes mit ſeltenem Glück und Talent in Verſe gebracht hat, mit Jubel begrüßt, aber dabei ſind ſie ſtehen geblieben, und im Jahr 1835 erlaubt ihnen ihre liberale Erziehung höchſtens nur, die Verabſchiedung der Loire-Armee und die Plünderung des Muſeums im Louvre vom Jahr 1815 zu tadeln, die Jeſuiten und die Inquiſition anzugreifen und für Schnupftabacksdoſen und den Voltaire zu unterſchreiben.

Den übrigen Theil der Verſammlung bildeten die unbeweglichen Standgäſte aller erſten Vorſtellungen, und vor dieſer aus ſo heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzten Menge ging am 17. October der Vorhang des Theater Français Abends 7 Uhr 10 Minuten auf. Als treue Berichterſtatter wollen wir nun, Akt für Akt, die Analyſe des Stücks geben und, Entreakt für Entreakt, die Betrachtungen mittheilen, welche im Foyer angeſtellt wurden.

Erſter Akt. — Die Scene iſt zu Toledo im Hauſe des alten Quexada, ehemaligen kaiſerlichen Raths Karl's V.

Kaiſer Karl V., der ſchon die Regierung aller ſeiner Länder niedergelegt und gegenwärtig als Mönch in der Nähe des Hieronymiten-Kloſters Saint Juſt in Eſtremadura lebt, hat ſeinen treuen Diener Quexada mit der Erziehung Don Juan's, ſeines natürlichen Sohnes, beauftragt. Die Inſtruktionen Quexada's lauten dahin, daß der junge Mann durchaus nichts von ſeiner Geburt erfahren; daß er in einſamer Zurückgezogenheit erzogen werden und Liebe am Religiöſen und Kloſterleben gewinnen ſoll. Die Befehle des Kaiſers ſind von dem Gouverneur treu und pünktlich befolgt worden, aber der Zögling hat ſich heimlich emanzipirt; als daher Erſterer zu ihm kommt, um ihm voller Freuden die Ankunft des Grafen von Santa-Flor, des Gönners ſeiner Familie, zu melden und ihn aufzufordern, doch ja vor dieſer wichtigen Perſon ſeine guten Privateigenſchaften und ſeinen Beruf für den Mönchsſtand an den Tag zu legen, ſieht ſich der vermeintliche Waiſe gezwungen, eine Generalbeichte zu thun. Man ſtelle ſich den Schrecken Quexada's vor; ihm, welcher noch ſo eben dem Grafen Santa-Flor die Faſten und Selbſtgeißelungen ſeines Zöglings gerühmt hat, bleibt nun nichts anders übrig, als ihm anzuliegen, er möge ſich wenigſtens vor dem Grafen verſtellen und er verläßt ſeinen Zögling unruhigen Herzens.

Darauf folgt die Zuſammenkunft Don Juan's und des Grafen von Santa-Flor, welcher kein anderer iſt, als Kaiſer Karl des V. rechtmäßiger Sohn, Philipp II., dem er am 25. Oktober 1555 die Niederlande und am 16. Januar 1556 die ſpaniſchen Erbſtaaten abgetreten hatte. Bei dieſer Zuſammenkunft nun öffnet der junge Mann, weit entfernt davon, ſich, wie man es ihm angerathen hatte, zu verſtellen, dem Beſucher ſein ganzes Herz. Krieg, Jagd und Weiber ſind der Gegenſtand aller ſeiner Träume. Philipp II., ganz erſtaunt über dies Betragen, ſich jedoch wohl vorſehend, nichts von ſeiner mißmuthigen Stimmung durchblicken zu laſſen, ſtellt ſich, als ob er auf die Pläne ſeines Bruders eingehe und entlockt ihm ſo das Geſtändniß ſeiner Liebe, welche ihn für eine gewiſſe Donna Florinda begeiſtert; er geht ſogar ſoweit, daß er einwilligt, ihn an demſelben Abend noch zu der ſchönen Sennora zu begleiten. Quexada geräth in Verzweiflung über die Unbeſonnenheit ſeines Eleven.

Man hat dieſem Akte beſonders ſeine große Ähnlichkeit mit der Komödie des Précepteur dans l'embarras vorgeworfen, eine ſehr bekannte und von allen Vaudeville-theatern der Hauptſtadt ausgeplünderte und ausgebeutete Situation; man hat ferner bedauert, ſtatt der großartigen Geſtalt Don Juan's von Öſtreich einen aus dem Gymnaſium entlaufenen Schüler, einen Huſarenlieutenant, der die ſieben Todſünden begeht, einen Liebhaber aus der opéra-comique, der ſtets ſeiner Schönen nachläuft, zu ſehen; aber mit Recht hat man der ſtrengen und inquiſitormäßigen Geſtalt Philipp's II. die größten Lobſprüche ertheilt, und endlich hat man die Scene, wo Don Juan ihm die Geheimniſſe ſeines Herzens anvertraut, lebhaft beklatſcht, welches ſie auch wegen ihrer gelungenen Ausführung und originellen Auffaſſung verdient.

Im zweiten Akt ſind wir bei Donna Florinda. Don Juan, welcher jetzt freien Willen zu haben glaubt, kommt zu ihr, um ihr ernſtliche Heirathsanträge zu machen. Florinda lehnt dieſe Anträge ab, Don Juan iſt entrüſtet darüber, er will ihre Beweggründe wiſſen; Florinda geſteht ihm, daß ſie Jüdin iſt, und Tochter eines reichen Iſraeliten, welcher einſtmals dem Kaiſer Karl V. wichtige Dienſte erwieſen.

Eine Jüdin! das Inquiſitionstribunal iſt ohne Erbarmen für die Juden und ihre Anhänger; doch dieſe Gefahr hält Don Juan nicht ab, er will ſeine Geliebte noch denſelben Tag heirathen. Florinda, außer ſich vor Glück und Wonne, wirft ſich in die Arme Don Juan's, aber in dieſem Augenblick werden ſie von dem Grafen Santa-Flor überraſcht, welcher zur Stunde des verabredeten Stelldichein erſcheint. Staunen und Ärger des Grafen, welcher in Florinden eine ſchöne Andaluſierin wiedererkennt, in welche er zu Sevilla verliebt war. Mit ihr allein zurückgeblieben, gibt er ſich zu erkennen und befiehlt ihr, die Hand Don Juan's auszuſchlagen, wenn ſie das Leben ihres Geliebten retten will. Verzweiflung Florindens; ſie kann und wird nie den Muth beſitzen, ihm ein ähnliches Unglück anzuzeigen; der König ertheilt darauf dem Quexada den Auftrag. Vergebens ermahnt dieſer Letztere den Don Juan zum Gehorſam, der aufbrauſende Jüngling geht zornentbrannt fort, um den Grafen Santa-Flor herauszufordern. Während er ihm überall nachſpürt, befiehlt Philipp II. dem alten Quexada, ſich der Perſon des Don Juan's zu bemächtigen und ihn in ein Kloſter einzuſperren; obſchon wider Willen und zu ſeinem größten Verdruß, muß Quexada dem Befehle des Königs willfahren.

Dieſer Akt iſt der ſchwächſte des ganzen Werkes und bietet nichts als eine Reihe von unintereſſanten Scenen dar; es iſt vielmehr eine Vorbereitung, eine zweite Auseinanderſetzung, als die Entwicklung des Drama's. Man verwundert ſich mit Recht über die Leichtfertigkeit und den ſchnellen Entſchluß, welchen Don Juan faßt, ſich mit einer Jüdin zu vermählen; er macht weniger Umſtände als ein moderner Stabsoffizier; ſein Betragen in dieſem Punkte iſt vollkommen das eines ächten Franzoſen, aber blitzwenig das eines Spaniers aus reinem, edlen Blut des ſechzehnten Jahrhunderts; und es iſt um ſo anſtößiger, als dasſelbe einen bizarren, wunderlichen Kontraſt mit den Skru-

---

*) Durch Verſehen ſtand im geſtrigen Blatt Schluß folgt, ſtatt: Fortſetzung.

peſt Philipp II. im vierten Akt bildet. Querada iſt in dieſem zweiten Akt noch lächerlicher als im erſten. Man muß mit eignen Augen die Mühe ſehen, welche er ſich gibt, um die muthwilligen Streiche ſeines Telemach's zu bemänteln, und troß dem bringt er es doch nur ſo weit, daß er dem närriſchen Erzieher eines neulichen Vaudeville's, l'habit ne fait pas le moine, gleicht. Die Jüdin Donna Florinde erinnert an alle Geliebten von Dramen und Melodramen; nichts an ihr, außer der Situation, worin ſie ſich befindet, zeichnet uns die ſchönen Muſterbilder der Rebecca im Walter Scott und der Tochter Shylocks im Shakeſpeare wieder.

Der dritte Akt geht im Hieronymiterkloſter Saint-Juſt vor. Querada, dem der König die Sorge, den Don Juan in ein Kloſter zu bringen, anvertraut hat, wählt das Kloſter Saint-Juſt zu dieſem Endzweck, welches eine große Weltklugheit von ſeiner Seite andeutet! Nichts deſtoweniger gelingt ihm ſein Plan; der Ex-Kaiſer, gegenwärtig Bruder Arſène, erkennt ſeinen [illegible] Sohn, legt eine große Theilnahme für ihn [illegible] und will ihn befreien; aber der Oberſte des Kloſters widerſetzt ſich dieſem Vorhaben; der alte Kaiſer, um der Sache ſeines Sohnes förderlich zu ſein, läßt ſich nun mit auf die Liſte der Bewerber um die erledigte Abtswürde eintragen und weiß die Intriguen ſo vollkommen zu leiten, daß er einſtimmig erwählt wird. Indem er nun von ſeiner Machtvollkommenheit Gebrauch macht, entläßt er Don Juan aus dem Kloſter und ſchenkt ihm bei'm Abſchiede den Degen Franz I. Auch hat der Verf. in dieſem Akt noch die Rolle eines jungen Novizen angebracht, welcher ſich über das Kloſterleben weidlich langweilt und die Mönche durch ſeine Späße und launigen Einfälle zum Lachen bringt.

Dieſer ganze Akt iſt nur eine lange Epiſode (er dauerte während der Vorſtellung 1½ Stunden); das iſt ein eignes Stück für ſich, ein animal in altero vivens, welches der Handlung zu gar nichts dient, denn der Kaiſer hat, wie es der Ausgang beweiſ't, noch Macht genug, um ſeinen Sohn zu befreien, ohne gerade zu kleinlichen Kloſter-Intriguen ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen. Dieſen Vorwurf, welcher das Ganze des Werks angeht, abgerechnet, iſt der dritte Akt ein ſehr pikantes Gemalde, welches für ſich allein ein allerliebſtes Vaudeville abgegeben haben würde; wir ſagen mit Fleiß: ein Vaudeville, weil man in den Genretheatern unverdroſſen die Geſchichte verfälſchen und den Leuten des 16. Jahrhunderts ungeſtraft die Sprache der Journaliſten des 19. Jahrhunderts in den Mund legen darf; man darf ihnen dreiſt alle Quodlibets und Lächerlichkeiten, welche ſich unter unſern Augen ereignen, leihen, weil im Grunde das Publikum, welches vom Vaudeville nichts als heitere Laune, Witz und Scherz verlangt, ihm auch deßhalb erlaubt, mit beiden Füßen über die ſtrengen literariſchen Anforderungen hinwegzuſpringen.

Im vierten Akt befinden wir uns wieder bei Donna Florinda. Sie iſt traurig und niedergeſchlagen; die Verhaftung ihres Geliebten und ein Verhör, welches ſie vor dem Inquiſitionstribunal beſtanden hat, haben ſie zur Verzweiflung gebracht; plötzlich erſcheint Don Juan wieder; er iſt frei, er will ſie entführen; ſie wollen mit einander fliehen, in einigen Augenblicken wird er ſie abholen. Während ſeiner kurzen Abweſenheit erſcheint der König; er bietet Florinden ſeine Gnade an, wenn ſie einwilligt, ſeine Maitreſſe zu werden; dieſe weiſet ſtolz das Anerbieten zurück. Don Philipp, hingeriſſen von ſeiner Leidenſchaft, will mit Gewalt die Gunſtbezeugungen erreichen, welche man ihm verweigert; aber Florinde, um dieſer offenen Gewaltthätigkeit zu entgehen, erklärt dem König, daß ſie Jüdin iſt. Philipp II. tritt erſchrocken zurück; Don Juan, welcher alles mit angehört, ſtürzt ſich in's Zimmer und fodert ſeinen Nebenbuhler zum Zweikampf heraus; Philipp verweigert denſelben; Don Juan iſt im Begriff, ihm mit der flachen Degenklinge eins zu verſetzen, als die Jüdin ſich zwiſchen beide wirft mit dem Ausruf: „Halt ein! es iſt der König!“ Der Degen entſinkt den Händen Don Juan's, Garden erſcheinen und er wird in's Gefängniß von Alcaſſar abgeführt.

Der Plan dieſes Akts ſcheint ganz dem des zweiten nachgezeichnet zu ſein; die Scenen zwiſchen der Jüdin und den beiden Brüdern wechſeln auf dieſelbe Weiſe ab; alle beide endigen mit der Verhaftung Don Juan's. Im zweiten Akt hatte man ſich gerechter Weiſe darüber gewundert, daß Don Juan ſo ſchnell den Entſchluß faßte, eine Jüdin zu ehelichen und den Geſetzen und religiöſen Meinungen ſeiner Zeit zu trotzen; umgekehrt nun verwundert man ſich hier, daß Philipp, obſchon von einer der heftigſten Leidenſchaften entflammt, ſich durch einen Gewiſſensbiß vor dem Namen einer Tochter Israels zurückſchrecken läßt. Wenn einer von beiden durch einen religiöſen Skrupel zurückgehalten werden konnte, ſo war es ſicher doch derjenige, welcher auf eine Heirath Verzicht leiſtete und nicht der andere. Vergebens wird man mir die aſcetiſche Strenge und Frömmigkeit Philipp's einwerfen; dieſe Entſchuldigung iſt unſtatthaft, da, wo der Verf. ſich nicht geſcheut hat, ihn als zur Nothzucht entſchloſſen darzuſtellen. Nichts deſtoweniger enthält dieſer Akt eine treffliche Scene, nämlich die, wo Don Juan den König zum Zweikampf auffordert.

(Schluß folgt.)

Buntes.

*** (Kunſt.) An dem coloſſalen Standbild Peter Schöffers von Gernsheim, welches ihm ſeine Vaterſtadt in ehrenwerther deutſcher Geſinnung blos aus eigenen Mitteln errichten läßt, — wird in dieſem Winter rüſtig gearbeitet werden, ſo daß ſich die Vollendung im Frühling 1836 erwarten läßt. Das Werk iſt dem Hofbildhauer Scholl in Darmſtadt übertragen, welcher dem ungeheuren Heilbronner Sandſteinblock bereits die allgemeinen Umriße nach dem Modell abgewonnen hat. P. Schöffer ſteht im pelzverbrämten faltigen Ueberwurf, mit bedecktem Haupte, ſinnend, eine Tafel mit Typen und Matrizen, auf welche er hinweiſ't, in der einen Hand haltend; zu ſeinen Füßen liegen Bücher. Einfach, edel, anſpruchslos und tüchtig ſteht der ehrenfeſte deutſche Mann da in vollkommener Ruhe. Wir können nicht umhin, dieſe Compoſition Scholl's der Thorwaldſen'ſchen Skizze von Guttenberg's Monument vorzuziehen, welche uns mehr modern und weniger ruhig ſcheint. Das Piedeſtal des Schöffer'ſchen Monuments, welches die Höhe des Standbildes ſelbſt hat, enthält (nach dem Modell) blos die einfache Inſchrift: Peter Schöffer von Gernsheim 1470.

Scholl beſchäftigt ſich auch mit einem Monument für den verſtorbenen Hofprediger Zimmermann, welches den Darmſtädter Friedhof ſchmücken ſoll. Es iſt ganz im Charakter einer pyramidaliſchen Betſäule (deutſchen Styls) gehalten, deren Vorderſeite das Bruſtbild Zimmermanns (in der Attitude wie das eine Porträt Anton Pilgrams in der Stephans-Kirche zu Wien) enthält, an den vier Enden ſtehen unter Giebeldächern die vier Evangeliſten. — Scholl's Sohn hat ſchon mehre Compoſitionen geliefert, welche von aufmunternswerthem Talente zeugen, ſo ein Basrelief: Joſeph deutet im Kerker die Träume, Skizzen zu einem Fries: Simſon (voll Phantaſie), und zu einem Basrelief: die heilige Eliſabeth.

*** Francisque Michel hat zwei bisher unedirte „Fabliaux“ aus dem 13ten Jahrhunderte (nach Manuſcripten der Pariſer Bibliotheque Royale und des brittiſchen Muſeums in London) herausgegeben, das eine heißt: „Gautier d'Aupais, das andere: le chevalier à la corbeille.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 261. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 4. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Sie wollen alſo,“ — ſprach er — „etwas von unſerm Klairvoyant hören; ein Freund von mir, der bei ihm Kollegia gehört hat, ſchwört bei Göttern und Würgen, daß dieſer ſeltſame Mann einen Blick in Fauſt's Höllenzwang geworfen habe. Zu Ende der neunziger Jahre ſei er ſehr vertraut mit einem Emigranten geweſen, der für einen Meßmerianer gegolten habe, und im Umgange mit dieſem zweideutigen Menſchen ſei der Profeſſor zu der Seelenkraft gelangt, Verborgenes zu ſehen. Wie weit nun dieſe Fertigkeit bei ihm gediehen iſt, das weiß ich nicht, denn ich kenne ihn faſt gar nicht, aber man erzählt unglaubliche Dinge davon. So z. B., liegt er eines Abends auf dem Sopha, unpäßlich und eingeſchlummert. Auf einmal richtet er ſich auf und ruft: „So gebt ihn mir doch! So gebt ihn mir doch!“ — Seine Frau, und eine vertraute Freundin, welche gerade bei dieſer zum Beſuch iſt, und aus deren Munde ich dieſe Geſchichte habe, erſtaunen nicht wenig, und fragen ihn, „was man ihm geben ſolle?“ — „Den ſchwarz geſiegelten Brief, den mir der Menſch da hinhält,“ antwortete er, und die beiden Frauen ſahen ſich mit Schrekken an. Da geht die Thür auf, der Briefträger tritt ein, und bringt richtig einen ſchwarz geſiegelten Brief, der, einen Todesfall meldend, die Unpäßlichkeit des Profeſſors in eine langwierige ſchwere Krankheit verwandelt.“

Das Herz des Juſtizraths ſchlug gewaltig, denn der Brief, welcher den Ausbruch der Krankheit ſeines Schwiegervaters, wie er von der Mutter wußte, veranlaßt hatte, war von ihm ſelbſt geſchrieben worden und hatte die Meldung vom Ableben der Schweſter des Profeſſors enthalten, welche Ulriken nach deren Verheirathung begleitet hatte.

„Man hat mehrere Beiſpiele von ſolchen Ahnungen,“ ſagte der Blatternarbige. — „Von Ahnungen allerdings,“ erwiederte Jener, „aber von ſolchen Wundern nicht, wie ſie von der Hellſehkraft dieſes Mannes erzählt werden. Mein Freund, derſelbe, welcher einſt ſein Schüler geweſen iſt, hat mir folgenden merkwürdigen Fall mitgetheilt. Mitten in einer Vorleſung unterbricht er vor einigen Jahren ſich ſelbſt mit dem Ausruf: „O Gott, mein Bruder!“ — Alles fährt erſchrocken auf und forſcht und frägt; er verweigert jede Auskunft, erklärt aber, nicht weiter leſen zu können, verläßt das Katheder, geht nach Hauſe, und entdeckt ſeiner Frau, wie man nachher gehört hat, ſein einziger Bruder, der ſeit längerer Zeit abweſend, nie eine Nachricht von ſich gegeben hatte, ſei eben durch eine Kanonenkugel von einander geriſſen worden. — Nach mehreren Monaten kömmt die Nachricht an, daß eben dieſer Bruder als Artillerieoffizier im öſtreichiſchen Dienſt, bei Vertheidigung einer Feſtung, ich glaube, es war Braunau, gefallen ſei.“

„Freund,“ — ſprach der erſtaunte Hörer, — „den Wundermann ſollte unſre neue buonapartiſche Regierung für ihre geheime Polizei zu gewinnen ſuchen! Das wär' ein unſchätzbarer Erwerb für dieſes Inſtitut!“

„Dort würd' er nicht hingehören, denn er ſoll ein rechtlicher, einfacher Mann ſein,“ entgegnete der

Schlanke. „Gott mag es wiſſen, auf welche Weiſe es zu dieſer Hirnverrückung gekommen iſt, die unter mannichfaltigen Erſcheinungen zur Schande unſres Zeitalters dem Aberglauben Thür und Angel öffnet. Aber auch dieſe Verheerung im Gebiete des Geiſtes danken wir unſern überrheiniſchen Gäſten. Bei allen großen Unglücksfällen, welche ganze Länder von jeher betroffen haben, hat man die Bemerkung gemacht, daß der Myſticismus, die Frömmelei, die Wunderſucht, der Aberglaube, kurz, alle Geburten menſchlichen Schwachſinns, gleich Pilger aus dem kranken Boden hervorwachſen, und ſo weit der Bereich ihres Schattens ſich dehnt, dem Eindrange des wohlthätigen Lichts wehren. — In dieſem Schatten befindet ſich übrigens Niemand beſſer, als unſre Gebieter, denn wo Licht iſt, da wächſt die Kraft, und wo die Kraft ihr Haupt hebt, da iſt der Kampf nicht weit, und dieſen Kampf ſcheinen die Herren Franzoſen vermeiden zu wollen. — Dauert übrigens dieſes Unweſen hier in unſerem armen Deutſchland noch zehn Jahre ſo fort, ſo erleben wir das Wunder, daß ein neuer Prophet Elias bei lebendigem Leibe in einem feurigen Wagen gen Himmel kutſchirt!"

„Ich theile Ihre Anſichten," ſprach der Blatternarbige, „obgleich auch ich meinen Verſtand bei Dingen gefangen geben muß, deren Exiſtenz ich nicht läugnen kann. Bleiben wir nur bei einer ganz gewöhnlichen Erſcheinung, dem Ahnungsvermögen mancher Perſonen, ſtehn; wo iſt deſſen Gränze? — Wer kann mit Gewißheit behaupten, daß daſſelbe nie in eine Art von Hellſehkraft überzugehn vermöge? — Wir haben in unſerer Sprache ein Sprichwort: „wenn man vom Wolfe ſpricht, ſo iſt er nicht weit entfernt;" alle unſre Sprichwörter haben aber einen tiefen Sinn und auch dieſes." —

„Es bezieht ſich, meiner Meinung nach, auf nichts, als auf einen tiefeingewurzelten Aberglauben," antwortete der Andere. „Weil es ſich zufällig einigemale getroffen hat, daß eine entfernt geglaubte Perſon, in dem Augenblicke, da ſie der Gegenſtand eines Geſpräches war, ſich in der Nähe des Sprechenden befand, ſo ſchuf der Aberglaube jenes Sprichwort. — Gab es ſolche Seher unter uns, warum warnte uns denn keiner vor dem Wolfe Napoleon, der uns mit einer lammähnlichen Freundlichkeit in Schlummer wiegte, während er unſere Nachbarn zerriß?"

„Ach, Freund," verſetzte der Wahnvertheidiger, „Warnungsſtimmen gab es genug, aber Ohren, willfährig ſie aufzunehmen, die fehlten!"

„Ja wohl!" rief, ſich ſelbſt vergeſſend der Juſtizrath. — Die beiden Sprecher in ihrem Verſteck ſchienen keinen dritten in ihre Unterhaltung aufnehmen zu wollen, Einer winkte dem Andern, und beide verließen ihre Plätze mit fühlbarer Überraſchung.

„Ja wohl! ſag' auch ich," ſprach des Juſtizraths bis dahin unbeweglich und unbeachtet gebliebener Nachbar, mit einer ſeltſam hohlen Stimme. „Die Warnungsſtimmen der Seher haben nicht gefehlt, aber es iſt bekannt, welcher Fluch auf den Kaſſandraden aller Zeiten geruht hat und ruhen wird, ſo lange ſich die Erde in ihren Angeln fortbewegen wird! — Wann wird das unglückliche Deutſchland unter den Geißeln dieſer ſeiner Verwüſter aufhören zu bluten?"

„Dann, wenn ſeine tauſend Wunden zu einer einzigen aufgeriſſen werden," antwortete der Juſtizrath; da ſchien ihm aber das Geſicht ſeines Nachbars — es lag mit dem Kinne auf ſeinen beiden, über dem Knopf des eingeſtemmten Rohrſtocks zuſammengeſchlagenen Händen — von einem feinen, faſt unmerklichen Lächeln bewegt zu werden, und plötzlich erinnerte ſich der unbedachte Verräther ſeiner geheimen Überzeugungen, daß die Ausſprache des Fremden, obwohl ziemlich geläufig, dennoch fremdartig accentuirt ſcheine, und beſchloß von dem politiſchen Geſpräch ſchnell zu einem andern überzugehn. — „Sie ſcheinen," ſprach er — „dem Glauben an Wunder auch nicht ganz abhold?"

„Wunder? — was iſt denn Wunder? — Alles und Nichts!" entgegnete der Unbekannte mit hohler klingendem Tone als vorhin. „Von Athemzug zu Athemzug ſchleicht unſer Leben durch ein Mirakellabyrinth; — Wenigen nur fällt es ein, die Hieroglyphen auf ihren Wänden zu unterſuchen, welche Millionen und aber Millionen für nichts weiter, als für eine bedeutungsloſe Spielerei der Natur oder für eines ihrer mechaniſchen Kunſtwerke halten, deſſen Räderwerk durch die beiden großen Triebfedern: Bedürfniß und Leidenſchaft in Umſchwung erhalten werden."

„Sie ſcheinen von den Wundern in der Organiſation der Körper zu reden, welche uns nur deßhalb weniger wunderbar ſcheinen, weil ſie ſich täglich vor unſern Sinnen wiederholen; wer könnte dieſe Wunder läugnen? — Aber nicht von ſolchen war eigentlich die Rede unter jenen beiden Unbekannten. — Sie ſprachen von einer ungewöhnlichen, ja fabelhaft ſcheinenden Begabung der menſchlichen Seele, und dieſe meinte ich, als ich Sie frug: glauben Sie an Wunder?"

„Möchten Sie mich doch lieber fragen, was ich weiß, ſtatt was ich glaube!" ſprach der Alte, und drückte ſeinen Stockknopf auf die ſchmalen, feſtgeſchloſſenen Lippen.

„Nun, wenn Sie es alſo erlauben," — ſprach der Juſtizrath, — „ſo frage ich Sie denn, was wiſſen Sie von der Fähigkeit unſrer Seele wahrzunehmen ohne der Organe ihres Körpers zu bedürfen?"

(Fortſetzung folgt.)

Don Juan d'Autriche, oder: la Vocation.

(Schluß.)

Der fünfte Akt ſpielt im Pallaſt des Königs. Einige Abgeordnete der Inquiſition legen dem König eine Liſte von Juden vor, welche am folgenden Tage verbrannt werden ſollen, indem ſie ihn erſuchen, mit eigner königl. Hand noch die Namen derjenigen beizufügen, welche er dieſem ſchrecklichen Verzeichniß beizugeſellen geruhen wird. Dieſe Scene geht in Gegenwart Quezada's vor, und als der König mit ihm allein iſt, benutzt er den Schrecken, welchen die heilige Inquiſition dem alten Diener Karl's V. hat einflößen können, um von ihm das Verſprechen zu erhalten, daß er Don Juan zwingen wolle, wieder in's Kloſter zurückzukehren. Hier offenbart ſich der engherzige und erbärmliche Charakter des Lehrers, und in einer ſehr rührenden Scene ſucht er ſeinen Zögling vor dem Könige zu vertheidigen. Philipp II. beharrt nichts deſtoweniger bei ſeinem Vorhaben. Er läßt den Don Juan und die Jüdin kommen und erneuert vor ihnen beiden ſeine gräßlichen Vorſchläge: der Tod oder das Kloſter! Beide, als ächte Romanhelden, verweigern, ſeinen Vorſchlägen Gehör zu geben und ziehen hundert Tode einem ſchimpflichen Nachgeben vor, als plötzlich Karl V. erſcheint; ſeine Macht flößt Philipp II. Ehrfurcht ein und der alte Monarch, ohne auf den Willen ſeines Nachfolgers Rückſicht zu nehmen, befreit Don Juan, erkennt ihn für ſeinen Sohn an und bewilligt der Donna Florinda eine ſtille Zurückgezogenheit.

Ein Aufwand von großen Mitteln für kleine Dinge, die Keule des Herkules, um eine Mücke zu tödten oder richtiger: die ganze Inquiſition auf die Beine gebracht, um dem alten Quezada Furcht einzujagen, jenem grotesken Präceptor, dem man Ohrfeigen geben möchte, — das iſt der Anfang dieſes letzten Akts. Am Ende haben wir zwar noch eine Entſchädigung in dem ſchönen, würdevollen Auftreten Karl's V., welches wir leider nur zu ſehr vorausgeſehen hatten; ganz zum Schluß folgt endlich eine Auflöſung, welche nichts auflöſet, denn die beiden Nebenbuhler bleiben in gleicher Lage und werden doch wohl alle beide die Adreſſe der Jüdin ausfindig zu machen wiſſen.

Das Werk, im Ganzen und Allgemeinen betrachtet, ermangelt der Einheit; die Epiſode des Kloſters von Sanct-Juſt, obſchon höchſt geiſtreich dargeſtellt, unterbricht zu lange den Gang der Handlung. Das Colorit im Allgemeinen weit entfernt, geſchichtlich treu zu ſein, ſcheint durchaus unſerer modernen Zeit abgeborgt. Der Charakter Philipp's II. iſt am beſten im Stücke aufgefaßt; ſeine Verſtellungskunſt und ſeine verächtliche Feigheit bringen eine gute Wirkung hervor; er wurde ganz gut von Geffroy gegeben. Die Perſonnage Kaiſer Karl's V. dagegen iſt durchaus vom Dichter erfunden. Er hat in ihm einen greiſen Schlechtſchwätzer und Spaßmacher dargeſtellt, deſſen Geiſt durch Calembourgs à la Tayllerand glänzt. Warum hat Herr Caſimir Delavigne, welcher bei der Beſchreibung der Epiſode im Kloſter zu Sanct-Juſt, ziemlich weitläuftig das Drama von Mercier, le portrait de Philippe II. zu Rath gezogen, warum, ſage ich, hat Delavigne ihm nicht gleichfalls die wahre und treue Charakterſchilderung ſeiner Perſonen entlehnt? Er würde alsdann aus dem alten, wunderlichen deutſchen Kaiſer ein Gegenſtück zu dem bewundernswürdigen Portrait des alten, wunderlichen franzöſiſchen Königs gemacht haben, welchen letzteren ſeine geübte Hand ſo meiſterhaft in ſeinem Louis XI. gezeichnet hat.

Wir haben ſchon bemerkt, daß Don Juan und die Jüdin nichts Charakteriſtiſches von ihrer Zeit an ſich tragen; dieſer Mangel tritt noch fühlbarer hervor in den Perſonen Quezada's und des Novizen; das ſind zwei drollige Käuze, wie die franzöſiſche Vaudevilleſchreiber ſie für Arnal und Lepeinton erfinden. Und doch lehret uns die Geſchichte, daß der Erzieher Don Juan's ein alter, tapferer Waffengefährte Kaiſer Karl's V. und ein Mann war, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hatte.

Das Intereſſe des Zuſchauers iſt in dem Werke eigentlich auf Niemand ſpeciell gerichtet; das, welches man dem Don Juan und der Jüdin zuwenden möchte, wird durch die Epiſode im Kloſter Sanct-Juſt aufgehoben; es wird ſofort vernichtet, wenn man die Liebe Kaiſer Karl's V. für ſeinen natürlichen Sohn ſiehet; von nun an, wie auch der Ausgang der Begebenheiten ausfallen mag, ſiehet man voraus, daß Philipp II. ſich viel Mühe um nichts machen wird.

Wem ſoll man daher ſeine beſondere Aufmerkſamkeit widmen? Niemand . . . . ., wofern man nicht auch ausrufen will, wie ein Zuſchauer des Orcheſters: „Je prends le plus vif intérêt à ce Monsieur qui a payé cinquante francs sa stalle!“

Der Styl in den ernſten Theilen gleicht einer in Verſe geſetzten Proſa oder beſſer geſagt, Verſen, die in Proſa verwandelt ſind, was gerade nicht ſehr glücklich zu nennen iſt; in den leichten Theilen ſprudelt er über und über von Witz, aber immer von einem Witz, welcher mit dem Namen der Perſonnagen im Widerſpruch ſteht. Dieſe Bonmots und glücklichen Einfälle haben übrigens den Fehler, daß ſie die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers ablenken und die Wirkung der pathetiſchen Scenen ſchmalern. Gewiß, wir gehören nicht zu denen, welche das Bündniß des Komiſchen und Schrecklichen verwerfen, weil dieſes Bündniß in der Natur begründet iſt, aber es muß als die Folge zufälliger Lagen erſcheinen und nicht etwa aus den Quodlibets hervorgehen, ſo geiſtreich und witzig dieſe letzteren auch ſein mögen. Was den Zweck, die Idee des Werkes anbelangt, ſo wäre es unnütz, dieſelben aufſuchen zu wollen, denn der Verfaſſer ſcheint ſich damit ebenſo wenig beſchäftigt zu haben, als mit der Rechtfertigung ſeines zweiten Titels: „der Beruf.“

Wir haben bereits das Spiel Geffroy's lobend erwähnt — weniger hat uns Ligier befriedigt; ſein Äußeres ſtand übrigens in ſehr geringem Einklang mit der Perſon Kaiſer Karl's V.; ein dicker Kopf auf einem kleinen Körper machte ihn einer grotesken karikaturähnlichen Figur vergleichbar; Madame Volnys debütirte auf dem Theater Français in der Rolle der Jüdin und zeigte darin alle Eigenſchaften, welche dieſe Schauſpielerin früher auf der Bühne des Gymnaſe auszeichneten; ſie hat ſogar einige ihrer üblen Angewohnheiten abgelegt und daher einen Fortſchritt gemacht.

Wenn wir alles zuſammenfaſſen, ſo müſſen wir geſtehen, daß das Werk, obſchon es nahe an fünf Stunden dauert, doch keineswegs langweilig iſt; es iſt eins von jenen Werken mit draſtiſch wirkenden Scenen, wie die Theater der Boulevards hier gewöhnlich aufführen, um das ſchläfrige, träge Publikum aus ſeiner Ruhe aufzurütteln; jedoch mit dem Unterſchied, daß das auf Spekulation gearbeitete Werk des Theater Français den Herrn Caſimir Delavigne, einen ausgezeichneten, begabten Schriftſteller, zum Verfaſſer hat, welcher nichts ſchaffen konnte, ohne die glänzenden Spuren jenes herrlichen Talents darin zurückzulaſſen, welches die neuere franzöſiſche Literatur mit dem Paria, den Comediens und Ludwig dem XI. bereichert hat. Wenn daher der Akademiker auf den literarhiſtoriſchen Erfolg Verzicht leiſten muß, ſo darf doch der Verfaſſer ſicher auf einen Gelderfolg zählen, welcher bei den jetzt herrſchenden Ideen mehr als *einen* Schriftſteller für den Nachruhm entſchädigt.

Um die Kritik dieſes Werks zu ſchließen, haben wir nur noch kurz von dem politiſchen Geiſte zu ſprechen, in welchem es verfaßt iſt; denn obſchon ein ähnlicher Gegenſtand jede Berührung mit den ſich in unſerer Zeit bewegenden Regierungsfragen vermeiden könnte, ſo hat der Verfaſſer es doch für gut befunden, zu dem Anſpielungsſyſtem ſeine Zuflucht zu nehmen, welches in ſeinen vorhergehenden Werken ihm in ſo hohem Grade die Gunſt des Publikums erworben hatte. Diesmal jedoch hat er ſich damit begnügt, ſeine Knalleffekte in mehr oder minder ſatiriſchen Details zu ſuchen; zum Unglück für ihn haben ſich ſeine Anſpielungskühnheiten auf große, hohltönende Deklamationen gegen Intoleranz, Inquiſition und den Hof von Rom und auf andere von der verſtorbenen philoſophiſchen Schule des vorigen Jahrhunderts tauſendmal vorgebrachte Schmähungen beſchränkt.

Überſchauen wir noch einmal das Ebengeſagte, ſo geht unſere Meinung dahin: Herr Delavigne, welcher, da er nicht ſchöpferiſche Einbildungskraft genug in ſich fühlte, um ſich an die Löſung von Schwierigkeiten der großen literariſchen Reform zu wagen, ſich ſeither in den Schranken des Geſchmacks, welcher die klaſſiſche Schule auszeichnet, gehalten hatte, hat ſich nun durch ſeinen Don Juan d'Autriche in eine Übergangsſphäre zwiſchen beiden Literaturen geſtellt; er hat ſich ſo zu einem Juſte-milieu in allen literariſchen Genres gemacht, und, wenn es geſtattet iſt, einige der franzöſiſchen Volks- und National-Lieder als Vergleichungspunkte anzuwenden, ſo würden wir ſagen, daß in der Politik ſowohl, wie in der Literatur Lamartine das Vive Henry IV., Victor Hugo die Marſeillaiſe und Caſimir Delavigne die Pariſienne repräſentirt.

Eduard Kolloff.

Joſeph Guſikow.

Erinnerſt du dich, Leſer, noch an jenen Mann, der wie ein unheimlicher Geiſt vor dir ſtand, ſchwarz von der Sohle bis zum Scheitel, von welchem Rabenhaare wirr ſich herabſchlängelten und ein geſpenſtiges Antlitz beſchatteten; — erinnerſt du dich noch an jenen Mann mit der Geige und dem Bogen in den langen knöchernen Händen, wie er dir das Fleiſch von der Bruſt ablöſte, und die Rippen auseinanderſchob und auf deinem warmen Herzen ſpielte mit weichen Fingern, als auf den Saiten, und es wiederklang in deinem Geiſte, als vom Reſonanzboden, und du wehmuth-trunken, ſchauernd die Augen ſchloſſeſt? Bittre Thränen floſſen über deine luſtgerötheten Wangen, Schmerz und Wonne ſogeſt du, ſchlürfteſt du zugleich aus den berauſchenden Klängen, und deine Seele erglühte durch einen Bogenſtrich und bei dem andern lief tödtender Froſt über dein Herz. Und es verſchwanden die Erde unter dir und die Geſchöpfe neben dir, und auf der Jakobs-Leiter der Töne ſtiegſt du hinauf in den Himmel, du vernahmſt und verſtandeſt auch die Sprache ſeiner Bewohner, des gekrönten Harfenſpielers und der ſtreitenden Götter Homers, des eifrigen Jehovah der Juden und des liebeſterbenden Gottſohnes der Chriſten, du konnteſt mitſtimmen in den Chor von Raphaels jubelnden Engeln, Halleluiah!! —

Sieh, ein andres Bild: Guſikow tritt ein, eine Figur aus fremden, weiten Landen, ein Bild längſt erloſchener Tage. Ein weiter ſchwarzer Talar hängt gefaltet um den dünnen länglichen Leib, ein ſchwarzer ſtruppiger Bart bedeckt Lippe, Kinn und Wangen und wirft ſeine dunkle Farbe über das krank-gelbe Antlitz. Um die hohe Stirn, die lange wohlgeformte Naſe und den kleinen Mund lagern jene eckigen, ſcharfmarkirten Züge, die wohl noch täglich Anlaß zum Spott geben. Ueber das ſchöne, aber finſtere Geſicht, aus welchem nur die Augen klar hervorſcheinen, iſt tiefes Sinnen ergoſſen, und an der ganzen Geſtalt haftet Düſterkeit und Schwermuth. Unbekannt mit den Sitten dieſer Zeit und dieſes Volkes verneigt er ſich linkiſch, und zieht das ſammetne Käppchen vom ſchwarzlockigen Haupte; ſetzt es aber gleich wieder auf, um nicht länger zu ſündigen.

Nun tritt er zum Tiſche, legt die Strohbüſchel und drüber die gebundenen Hölzchen zurechte, und ordnet ſie bedächtig, kalt. D'rauf faßt er die beiden ſchwarzen Klöppel und hämmert ruhig, gleichſam ſpielend und neckend mit dem unfolgſamen harten Inſtrumente. Bald aber erwarmt er. Starr heften ſich die ſtarren Augen auf das Holz, ſchneller bewegen ſich die Hände, der Kopf dreht ſich flink von einer Ecke zur andern, raſch und raſcher folgen die Schläge aufeinander, der ſüd-entſprungene Künſtler erglüht, und gebietend entpreßt er dem ſelten Holze tönende Seufzer. — Da ſeufzt auch Guſikow, und ſchüttelt ſein trübes Haupt. Langſamer gehen die Klöppel, berühren leiſe die rohgeſchnitzten Hölzchen und Paganinis Glockentöne hallen heraus und hauchen weinend durch die Lüfte. Man ſieht Schmerz und Wehmuth in Guſikow's Antlitz, und er ſieht und ſpielt, und ſpielt das tauſendjährige Leiden ſeiner tauſend Glaubensbrüder und das Holz muß ſeinen Haß und ſeine Liebe ſingen. Da ſchallt ein harter Schlag mißtönend an's Ohr. Guſikow bückt ſich, er iſt heiter und freier, ſeine Blicke werden Blitze, ſein ganzer Körper ſchaukelt ſich und wackelt, und ſtark und ſtärker fallen die Schlägel, und trillern und wirbeln über die Brettlein, daß ſie hüpfen und ſpringen, als tanzten ſie nach Oberon's Horn. Wie gepeinigt von einem ſtrafenden Dämon ſauſen die Hämmer über die Hölzchen, daß ſie ächzen und wehvoll erklingen, und ſchneller und ſchneller rauſchen ſie darüber hin, bis ſie den ermatteten Händen des kranken Künſtlers entfallen. —

Stürmiſcher Applaus bricht an und weckt Guſikow aus ſeinen Träumen. Als wollte er einen Schleier wegſchieben, fährt er mit der Hand über das todtenblaſſe Geſicht, und verneigt ſich lächelnd und geht ab, noch einen Blick auf Holz und Stroh werfend.

Und das iſt Joſeph Guſikow, der Muſiker, der keine Note kennt, der Ruſſe, den im kaiſerlichen Pallaſte das Heimweh nach ſeiner ſchmutzigen Hütte ergreift, — und der iſt ein **Jude**, der nicht barhaupt geht, und Samſtags nicht ſpielt, und kein Schweinefleiſch ißt.

Prag, im October. **Wan.**

Buntes.

*** Die Fregatte la Recherche, welche von der franzöſiſchen Regierung zu wiſſenſchaftlichen Zwecken nach dem Eismeer geſandt war, iſt mit bedeutenden Sammlungen, von Naturalien, Induſtrie-Produkten und Manuſcripten, die größtentheils in Island aufgeſtellt wurden, zurückgekehrt. Auf dieſe Weiſe hat man endlich angefangen, eine bedeutende Lücke der königlichen Bibliothek, die alt-nordiſche Literatur, auszufüllen.

*** Für Hiſtoriker iſt eine auf Befehl des Königs von England abgedruckte Sammlung mehrer im Tower aufbewahrten Dokumente intereſſant, welche den Titel führt: The patent rolls, preserved in the tower of London from the year 1201 to 1216. Sie enthält Briefe und Edikte des Königs Johann, und gibt mannigfache Aufklärung über jene merkwürdige Zeit, wo der Grundſtein der engliſchen Verfaſſung und der Reformation gelegt wurde.

*** In der Porte S. Martin wird jetzt ein neues großes Drama der romantiſchen Schule, les sept enfans de Lara (eine ſpaniſche Sage) einſtudiert, worin die George endlich einmal wieder auftreten wird.

*** Zur Inauguration von Corneilles Statue wurde (durch Herrn Depaulis) eine große Medaille geprägt, auf deren einer Seite man eine Copie der David'ſchen Erzſtatue und die Schrift ſieht: Erigée par souscription à Pierre Corneille, dans sa ville natale, par les soins de la société libre d'émulation de Rouen en 1834, — auf dem Revers das Bild des großen tragiſchen Dichters mit der Schrift: Né à Rouen le 6 juin 1606, et mort à Paris le premier octobre 1684.

*** Crevel de Charlemagne hat premières et dernières pensées musicales de Bellini herausgegeben, denen ein ſchönes Porträt Bellini's beigefügt iſt.

*** In Beaumont (Departement de Calvados), dem Geburtsort des großen Aſtronomen Laplace, wird dieſem ein Monument errichtet werden. Sein Andenken iſt um ſo würdiger dort geehrt, da das Haus, worin er geboren war, auf Befehl der Regierung zu einer Primärſchule benutzt iſt.

*** Von Madame Gottis, die als Verfaſſerin einiger hiſtoriſcher Romane ſchon bekannt iſt (François I.), iſt ein neuer Roman: Isabelle ou les Maures en France angekündigt.

*** Die von Lord Nugent herausgegebenen Memoiren Hampden's, des berühmten Revolutionärs im langen Parlamente, ſind in's Franzöſiſche überſetzt, und mit einer Einleitung des als Schriftſteller genugſam bekannten miniſteriellen Deputirten Salvandy, herausgegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 262. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 5. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Ich weiß“ — ſprach der Fremde, — „daß der Menſchengeiſt nicht allein während der Ruhe ſeines Körpers, die man Schlaf nennt, traumfähig iſt; ich weiß, daß dieſen Träumen — bei einem Menſchen mehr, bei dem andern minder — eine gewiſſe Prophetenſtimme eigen iſt. — Bei dem Wachenden nennt man dieſe Stimme: Ahnung. — Ich weiß ferner, daß dieſes Ahnungsvermögen zu gewiſſen Zeiten, unter gewiſſen Umſtänden und bei gewiſſen Individuen zu einer Sehkraft der Seele gedeihen kann, welche die körperlichen Wahrnehmungswerkzeuge entbehrlich macht. — Vor Zeiten nannte man die alſo begabten Menſchen Propheten; Seher; Augurn; Druiden. — Judäa, Griechenland, Rom, das alte Gallien und Germanien hielten ſolche Männer in Ehren. Die Unwiſſenheit und der Unglaube unſrer Zeit haben ſie zum Gegenſtande des Geſpöttes gemacht. Die Wahrheit rückt aber mit der zunehmenden Erkenntniß, in ihre Rechte wieder ein, und wir beugen unſre Kniee in Ehrfurcht bei dem tieferen Blick in uns ſelbſt.“

„Sie reden mit einer Beſtimmtheit, mein Herr,“ nahm der Juſtizrath das Wort, „als hätten Sie ſelbſt gewiſſe Erfahrungen über das Sehvermögen Ihrer eignen Seele geſammelt?“

„Nichts weniger,“ antwortete Jener. „Meinem Geiſte iſt nicht die Sehkraft, ſondern nur die Ahnungsfähigkeit, dieſe in einem ſehr hohen Grade, eigen; — doch vielleicht in einem nicht höheren Grade, als Sie und tauſend Andre ſich ſeiner erfreuen.“

„Ich? gewiß nicht!“ rief der Juſtizrath.

„So wiſſen Sie es vielleicht eben ſo wenig, als der junge blatternarbige Mann das ihm beiwohnende Ahnungsvermögen zu kennen ſchien,“ ſagte der Alte.

Der Juſtizrath ſtutzte. „Ich beſinne mich doch nicht, daß Einer der beiden jungen Männer, welche vorhin uns hier gegenüber ſaßen, etwas verrathen hätte, was einer Prophezeiung ähnlich geweſen wäre.“ — Der Fremde ſchwieg, und der Juſtizrath fuhr fort: „Was mich betrifft, ſo betheure ich Ihnen, daß ich noch nie in meinem Leben ein Vorgefühl irgend eines Ereigniſſes gehabt habe. — Vielen Wechſel hab' ich, während ich zu denken und zu fühlen mir bewußt bin, in meinen Schickſalen erfahren und ein jeder dieſer Wechſel hat mich unvorbereitet gefunden. — Ich habe mir ſchon oft einen kleinen Wink von der Hand des Verhängniſſes gewünſcht, um dem Eintritt des Unvermeidlichen gefaßt entgegenſehen zu können, aber leider ſind meine Nächte ſo ſchlafreich — und leider iſt mein Schlaf ſo traumlos, daß ich wie ein führerloſer Blinder meine dunkle Straße dahin wallen muß.“

„Wohlan mein Herr,“ ſprach der Unbekannte aufſtehend, und mit einem ſchauerlichen Ernſt auf ſeinen Nachbar niederblickend, „wer ſeine Nächte „leider“ ſchlafreich nennt, der verdient eine Gunſt des Verhängniſſes, wie Sie eine ſolche ſich erſehnen. Ihr Wunſch ſoll in der Hauptſache erfüllt werden! Seh'n Sie mich an, damit mein Anblick unvergeſſen bleibt. — Ich ahne jetzt mit Beſtimmtheit, daß Sie mich nicht früher wiederſehen, als — drei Tage vor Ihrem Tode!“

Er wandte ſich, und war, ehe der Juſtizrath ſich von ſeiner Überraſchung zu erholen vermochte, in den Gebüſchen verſchwunden.

8.

„Der Menſch iſt ein Narr, oder ein Betrüger,“ ſprach der Juſtizrath Selm, als er dem Fremden einige Minuten lang nachgeſtarrt hatte. Er ſtand auf, um zu gehen, da fiel ſein Blick auf ein billetartig zuſammengeſchlagenes Papier, welches auf der Stelle, die der Unbekannte eben verlaſſen hatte, lag. Selm hub es auf, entfaltete und las es; es enthielt folgende Worte:

„Die Verſammlung der Bundesglieder kann heute Abend nicht Statt finden, weil Vorſichtsmaßregeln nöthig ſind. Übrigens geht alles nach Wunſch. Die Ketten in welchen wir ſchmachten, werden mürber von Tag zu Tage.“

Der Umſchlag in welchem dieſes Billet augenſcheinlich geſiegelt geweſen, fehlte ſammt der Aufſchrift. Auch war es ohne Ortsbezeichnung, ohne Datum und Unterſchrift. — Der Juſtizrath ſank ſinnend auf ſeinen Platz zurück. Seine Pflicht als Bürger des neugebildeten, weſtphäliſchen Staats forderte ihn auf, dies Blatt der Polizeibehörde zu übergeben; ſein Herz mahnte ihn gleich dringend, dieſes unſelige Papier, den wahrſcheinlichen Ankläger und Verderber einer Menge von Menſchen, die kein unedler Zweck verbunden zu haben ſchien, zu vernichten. Er ſah ſich um, gewahrte Niemand in ſeiner Nähe, dann zerriß er das Blatt in kleine unlesbare Stücke, und warf dieſe vereinzelt in den nah vorüberfließenden Bach. Einſam, über ſein Abentheuer nachdenkend, ſchritt er die Gänge auf und ab. — Wer war dieſer Fremdling, den ſein böſer Genius ihm in den Weg geworfen zu haben ſchien? ein Glied jenes Bundes, deſſen Beſtand und Zweck das eben vernichtete Billet andeutete? — Selm beſann ſich, von einer Verbrüderung gehört zu haben, die unter dem Namen der Philadelphen, wie ein leiſe verbreitetes Gerücht ſagte, in dem franzöſiſchen Heere eine geheime Oppoſition wider die Macht Napoleon's bilden ſolle. — Gehörte dieſer Fremde dieſem Bunde an? — Selm gedachte der Abſchiedsworte deſſelben, es rief ſich das feine verhaltene Lächeln des Unbekannten während des Anfangs ſeines Geſpräches mit ihm zurück, und der Gedanke ſchauerte ihn an, daß er in die Hände einer der zahlreichen Spione der neuen Regierung gefallen ſein könne. — Aber würde dieſer ſo thörigt geweſen ſein, ſich als ſolchen in ſeiner letzten Rede gewiſſermaßen kund zu geben? — So, von einer Vorſtellung zur andern hinüberirrend, blieb ſein Auge auf den Zügen haften, welche der Fremde mit ſeinem Stocke in den Sand gezeichnet hatte; dann fühlte er plötzlich ſeine Schulter berührt, er ſah erſchrocken auf und neben ihm ſtand, bis zur Athemloſigkeit erhitzt, ſein Schwiegervater. (Fortſ. folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

VI.

Marcus. — Die Altenburg. — Maskenball: Hoffmann als Maſſette.

Zu den Männern, welche einen großen Einfluß während Hoffmann's Aufenthalt in Bamberg ausübten, gehört jener Medicinal-Direktor Marcus, den der Leſer im 4ten Abſchnitte, dem Namen nach, kennen lernte.

Als ausgezeichneter Arzt und Schriftſteller, nennt ihn das ganze wiſſenſchaftliche Deutſchland; ſeine Verdienſte um Bamberg, beſonders als Gründer des allgemeinen Krankenhauſes, ſo wie um die ſocialen Verhältniſſe der Stadt, leben noch in dankbarem Andenken der Bewohner fort. — Wer ihn im ganzen Umkreiſe ſeines ſegensreichen Wirkens noch nicht kennt, dem empfehlen wir ſeine Biographie*); hier kann nur von ihm in ſo weit die Rede ſein, als ſein Leben mit unſerm Helden in Berührung ſteht.

Marcus gehörte zu den Wenigen, die Hoffmann's Geiſt richtig aufzufaſſen und ſein Thun und Treiben zu würdigen verſtanden, daher es nicht fehlen konnte, daß eine freundſchaftliche Verbindung zwiſchen Beiden ſich bald ergab.

Marcus, angeſehen und wie zu Hauſe in allen bedeutenden Familien der Stadt, wußte unſerm Freunde, wo er es nur wünſchte, Eingang zu verſchaffen. Er mußte oft Commentator und Vertheidiger ſeiner falſch verſtandenen Äußerungen und Handlungen werden, und übernahm dies Geſchäft ſtets mit einem Eifer und einer Wärme, wofür ihm die Manen Hoffmann's Dank ſchulden.

Da Marcus damals Beſitzer der nahegelegenen herrlichen Bergruine: „Die Altenburg“ war, ſo lud er Hoffmann oft dahin ein, und ſchöne, daſelbſt verbrachte Tage und Abende ſind Glanzpunkte in des letzteren hier genoſſenem kurzem Freudenleben.

Aus Dankbarkeit hinterließ unſer Freund dem Eigenthümer ein Andenken darin, daß er einen Thurm der Altenburg, der eine vorzüglich ſchöne Ausſicht nach der Stadtſeite zu, gewähret, vollſtändig ausmalte und durch geſchichtliche Fresken aus dem Leben des Grafen Adalberts von Babenberg, deſſen Wohnſitz hier war, ausſchmückte. Sie enthielten die Gefangennehmung Adalberts, und Hoffmann konterfeyte ſich ſelbſt, nebſt mehreren Freunden auf das Treffendſte mit als unter dem Ritterperſonale. — Leider ſind dieſe merkwürdigen Freskobilder, nicht wie Hitzig angibt**), noch wohlerhalten, ſondern ein Raub der Zeit durch ſorgloſe oder vielmehr keine Aufſicht geworden. Nach Markus Tode (1816) bekümmerte ſich Niemand mehr darum, bis zwei Jahre ſpäter die Altenburg einem Vereine der Stadt anheimfiel, der, da keine Reſtauration mehr möglich war, den Thurm durch den nun auch verſtorbenen Maler Ruprecht ummalen ließ.

---

*) Marcus nach ſeinem Leben und Wirken: Geſchildert von ſeinen Neffen Dr. Speyer und Marc. Mit einer (merkwürdigen) Vorrede von Profeſſor Klein. Bamberg, Kunz.

**) II. Theil, Seite 86.

In dieſem Thurme wohnte und ſchlief unſer Freund während eines Sommers vier Wochen lang, hier entſtand der Entwurf zu dem im Leipziger Meßkataloge angekündigten „Lichtſtunden eines wahnſinnigen Muſikers,“ die aber nicht erſchienen und deren Bruchſtücke ſpäter zu den „Kreisleriana's“ in den „Phantaſieſtücken“ Veranlaſſung gaben und hiezu benutzt wurden.

In dieſem Thurme verlebte Hoffmann glückliche Tage, theils allein, in Geſellſchaft ſeiner Gattin, theils mit Marcus und mir. — Einſt beſuchte die Altenburg und dieſen Thurm auch der ſonſt ſo gefeierte Romanſchriftſteller Lafontaine. Hoffmann, der nie auf deſſen Schriften etwas hielt, und der Meinung war, daß für jugendliche Gemüther ſie ein ärgeres Gift ſeien, als ſo manche andere, für indecent verſchrieene Bücher, führte ihn, in Begleitung von Markus überall herum. Auch durch Lafontaine's perſönliches Erſcheinen ward er nicht angeſprochen, und die in ihm rege gewordene üble Laune ſprach ſich bei dem Nachhauſegehen des Beſuchenden dadurch aus, daß er ihm, als er am Fuße des Berges war, mittelſt eines Sprachrohrs aus dem Thurme die Worte nachrief: „Waſſermann! Waſſermann!“ — Lafontaine ſah ſich verwunderungvoll um, ohne jedoch ſeinen Taufpathen wahrzunehmen.

Marcus ſorgte nicht nur den Sommer hindurch für die geſelligen Freuden unſeres Hoffmann; auch während des Winters ſuchte er ihm dieſe zu bereiten. Ich übergehe die Abende, an welchen geleſen, getheet und gepunſcht ward, und begnüge mich blos einen dem Leſer vor Augen zu führen, der, nach des Freundes Verſicherung, als einer der vergnügteſten ſeines hieſigen Aufenthalts, ihm im Gedächtniſſe blieb.

Die damaligen Redouten, obwohl lange noch nicht ſo weit herabgekommen, als die in gegenwärtiger Zeit, gehörten zu den eckeln, ſchalen und oberflächlichen, wie Hoffmann ſie nannte, beſonders wenn die ſogenannten Gebildeten ſie durch ihre Arrangements zu erheben trachteten, und wähnten, was Wunder ſie gethan, wenn ſie in ihrem Flitterſtaate, in buntem, verfehltem Coſtüme und geſchmacklos angeordneten Aufzügen erſchienen.

Hoffmann brütete oft darüber, und Marcus, der ſeine Meinung ganz theilte, gab ihm auf, einmal irgend etwas Geſcheuteres zu erdenken; für die Ausführung wolle er dann das Seinige mitwirken.

Unſer Freund faßte dieſen Auftrag mit Liebe auf, und ſein Vorſchlag, einen großen, vollſtändigen Aufzug ſämmtlicher Perſonen aus dem Don Juan im genaueſten Coſtüm aufzuführen, ward von Marcus mit Beifall aufgenommen und thätig dadurch unterſtützt, daß er ſich alle nur mögliche Mühe gab, die dazu nöthigen Perſonen herbei zu ſchaffen.

Nicht leicht war dieſe Aufgabe, da, wie es leider noch bis heute der Fall, die Ausführung jedes künſtleriſchen Arragements, wenn die Idee ſich nur etwas über den flachen Boden erhebt, unendlich ſchwer fällt. — Für Marcus aber war es keine große Aufgabe, da man bei ihm Rückſichten nahm, die bei jedem Andern weggefallen wären, und ſein Eifer für jede Sache, deren er ſich unterzog, die ſcheinbaren Schwierigkeiten bekämpfte. Wollte es mit Wünſchen und Bitten bei dieſem und jenem nicht gehen, ſo ward das ſtarke Geſchütz ſeiner ärztlichen Kunſt vorgefahren, die Drohung — und wenn ſie auch nur ſcherzweiſe geſchah — erlaſſen: ſeinen ärztlichen Beiſtand ferner zu entziehen, und dieſe ſetzte alles durch!

Auf ſolche Weiſe kam auch dieſer Charakter-Maskenzug, wie ſpäterhin auf öffentlicher Bühne die Aufführung von Schiller's Tell und Wallenſtein durch Dilettanten beſetzt, und zum Vortheile des Frauenvereins und verwundeter Krieger gegeben, zu Stande.

Die Aufgabe des Don-Juan-Aufzugs war nicht allein, im trocknen Auf- und Vorüberziehen ſich zu produciren; ſondern durch wirklich eingewebtes Handeln jeder Maske im Geiſt ihres Charakters ſich den Abend hindurch zu bewegen.

Es wurde zu dem Ende förmlich Probe gehalten und Marcus ſelbſt nahm in der Maske des Anführers der Gerichtsdiener daran Theil. Ein längſt der Erde entriſſener junger Arzt, Dr. Ziegler, war: Don Juan, Hoffmann: Maſetto, Referent dieſes: Leporello u. ſ. w. — Für Letzteren malte unſer Freund ein höchſt ſinniges, ungeheuer langes Damen-Regiſter, faſt aus lauter Porträts hieſiger Schönen und Nichtſchönen beſtehend, was beim Aufrollen durch den Saal zu großer Beluſtigung Veranlaſſung gab. — Die Coſtüm's waren nach den Carton's Hoffmann's, eben ſo getreu, als glänzend verfertigt worden, und er ſelbſt hat ſich wohl in ſeinem Leben, äußerlicher Geſtalt nach, nie vortheilhafter producirt. (Fortſ. folgt.)

Zwölf Congreſſe.

Paris, October 1835.

In unſerer Zeit fürchtet ſich Jedermann iſolirt zu ſein, die Maſſen handeln als Capacitäten, in der Vorausſetzung, daß es ſich mit dem Verſtand der Menſchen wie mit der Electricität verhalte, die man auf Flaſchen ladet und zu Batterien verſtärkt.

Die Fürſten irren ſich, wenn ſie glauben, ihnen lache allein die Freude eines Congreſſes. Während ſie über den geſellſchaftlichen Zuſtand Europa's deliberirten, trat die ganze bürgerliche und moraliſche, die geiſtige und politiſche Welt in ihre Fußſtapfen und congreſſirte — regis ad exemplum. Man will ſich doch wenigſtens das Anſehn geben, als thue man etwas in der Wiſſenſchaft und Literatur, in der Kunſt und Induſtrie, im gemeinen Weſen.

Zu Bonn haben ſich die Naturforſcher, zu Douai in Frankreich die Archäologen, zu Rom die Maler, zu Paris die Hiſtoriker und Homöopathen, und in Köln die Karnevalshanswurſte zu einem Congreß verſammelt. Und das ſind der hohen Kollegien noch lange nicht alle, ſondern blos die unſchuldigen, die der Congreßbeſtimmung treu bleiben.

Die effektiv thätigen Congreſſe der Epoche, welche ohne Weiteres aus der Geſchichte geſtrichen werden müſſen, halten ſtatt in Dublin und Edinburg und Glasgow unter O'Connells Präſidium, in Andujar in Andaluſien, denn alldort bildete ſich eine Centraljunta, ferner in London, wo ſich die proteſtantiſchen, und in Barcelona, wo ſich die katholiſchen Prälaten und Mönche die Hände reichten zur Unterdrückung ihrer Feinde.

Die Kapuziner hatten in der Schweiz, die Doktrinäre in grand Vaux, die Barbiere in Paris einen Congreß, worauf ſie beſchloſſen, die Haare und die Ideen der Menſchen noch kürzer zu ſchneiden und die Perücken endlich wieder einzuführen.

Da der Halley'ſche Komet nur ein gewöhnlicher Nebelſtern ohne große prophetiſche Zuchtruthe iſt, ſo hat ſich die geſellſchaftliche Aufmerkſamkeit wieder auf die Congreſſe der Ideen gewendet, um auf Bücher, Eiſenbahnen und Dampfſchiffe zu ſpekuliren. Ich verſpreche mir Alles Gute von dem Projekt, den Rhein mit der Spree zu verbinden, eine Eiſenbahn auf den Montblanc anzulegen, — die Congreſſe werden zweifelsohne die wenigen Schwierigkeiten überwinden, die ſich der Ausführung in den Weg legen. Man muß viel Trüffeln, Champagner und Tänzerinnen verſchreiben.

Was der naturforſchende Congreß in Bonn übrig läßt, bearbeitet der archäologiſche in Douai, der aus lauter antiken Amphoren trank und aus pompejaniſchen Kaſterollen aß, und was dieſer hinterläßt, der hiſtoriſche Congrès européen, welcher im hôtel de ville ſeine Verſammlungen hält und bereits als Fötus in ſieben Sprachen zu ſprechen anhub. Der homöopatiſche Congreß iſt mit dem Präſidenten Hahnemann bei der Hand, um Jedermänniglich und beſonders das Publikum in den Gallerien in die Kur zu nehmen.

Hahnemann iſt ein politiſcher Doktor. Er merkte wohl, daß die Franzoſen ſich an Freiheit und Gleichheit und Souverainetät übereſſen hätten, ſchrieb an die juste milieu, er kurire ſeine Patienten mit ganz kleinen, unſichtbaren Portionen, und erbot ſich, ihr an die Hand zu gehn. —

Und darüber wurde in der rue des beaux arts ein Congreß gehalten von homöopathiſchen Ärzten, in Folge deſſen der Profeſſor von Köthen, der Held des Tages, der Aeskulap der Doktrinäraristocratie wurde. Man bezahlt ihm hundert Franken für das Recept — nichts einzunehmen.

Es hieß vor einiger Zeit, Frankreich werde ſich dieſen Herbſt ein Gegentöpliz in Fontainebleau creiren und daſelbſt einen Quadrupelallianz-Congreß mit Talleyrand, Leopold von Belgien, Iſabella von Spanien und Donna Maria von Portugal halten. Dies Projekt iſt durch die Untreue der engliſchen Whigs zurückgegangen. Wir haben dafür das originelle Schauſpiel eines Juriſtencongreſſes, der die große diplomatiſche Frage ſchlichtet: Iſt eine fehlgeſchlagene Fiesſchiade ein Verbrechen oder etwas Brauchbares? Der Erfinder der Höllenmaſchine des Boulevards behauptet, er ſei ein Werkzeug Gottes, und ihm komme die Hälfte des Tedeums zu, das die Miniſter in der notre dame anſtimmten.

Es iſt nicht meine Abſicht, mich in dieſem Artikel über die Congreſſe der Ideen zu mokiren, wie es vielleicht ſcheinen könnte. Ich erkläre feierlich, daß ich ein aufrichtiger Verehrer aller Verſammlungen bin, die zu leben wiſſen. Ich mache mich ſogar anheiſchig, alle Mitglieder dieſer Verſammlungen, obſchon ſie ſehr zahlreich ſind, für Genies und Gelehrte, für Welt- und Wiſſenſchaftreformer anzuſehen, vorausgeſetzt, daß ſie in dieſer Eigenſchaft ein Patent haben oder zwei Thaler zehn gute Groſchen für das Nationalbanket im Kur- oder Kaſinoſaal bezahlt haben.

Ein Congreßmitglied erfüllt vollkommen ſeinen Beruf, wenn es in der Politik die Demagogen, in der Naturgeſchichte die Trüffeln, in der Philoſophie die Geſchichte des Ichs, in der Poeſie die Lüge, in der Mathematik den endloſen Kreis, in der Geographie den Johannisberg und in der Humanität die Kunſt kennt — einen Toaſt auszubringen. Die Toaſte ſind die Nießwurz und der Tabak der Congreſſe, wie die Protokolle und Bulletins ihre Seele ſind, in der ſie fortleben für die Unſterblichkeit.

Die Mitglieder der Congreſſe haben die Verpflichtung, ihre gegenſeitigen Verdienſte anzuerkennen und, wenn ſich Gelegenheit findet, eine Rede darauf zu halten.

Sie bringen Toaſte auf ihre Freunde aus.

Sie verheirathen ihre Töchter untereinander.

Sie nennen den Zuſtand des Landes blühend und beklagen die Jugend.

Sie ſind alte und kalte Vertheidiger der conſervativen Politik.

Sie haben ein Syſtem und 10,000 Franken Gehalt.

Wenn ich einmal das Glück habe, Mitglied eines Congreſſes zu werden, ſo werde ich in Betracht dieſer und vieler andrer clandeſtiner Eigenſchaften der hohen Geſellſchaft den Vorſchlag machen, das ganze Menſchengeſchlecht in den Clubb aufzunehmen, und anſtatt beſonderer Toaſte auf Freund, Gonner und Leitſtern, blos einen einzigen auszubringen: — auf die Engländer. Sie haben die Toaſte und die Congreſſe erfunden, die politiſchen Congreſſe nämlich. Die Gelehrten reclamiren ein deutſches Vaterland aus Achtung für die Reform in der Stube.

Wie dem nun ſei, und ob man darüber ſpotte oder lache, die Inſtitution der Congreſſe macht reißende Fortſchritte durch ganz Europa, ja ſogar in Amerika, wo die Republiken gleich von vorne herein ihre erſten Reichskörper Congreſſe nannten. Die ſchwarzen Diplomaten in Afrika, die Miniſter des neuen Perſerkönigs, die Simoniſten in Ägypten und die Freunde der Bibel in Wien, alle ſuchten ihr Heil in einer Zuſammenkunft und Berathung. Der Aſtronom Gruithuſen in München, welcher den Himmel ganz genau kennen lernte, wird ſich ohne Zweifel bald von der Exiſtenz eines Congreſſes im Mond überzeugen. In dieſem Falle ſchreibe ich Ihnen ein großes Poſtſcriptum zu dieſem Brief.

Der nächſtkünftige Congreß ſoll auf dem Blocksberg gehalten werden und ein Congreß der Poeten ſein. Ich verſpreche mir viel vom alten deutſchen Parnaß und gedenke bei dem Banket zu erſcheinen.

En attendant —

„Geh', mach' dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hoſen an."

Victor Lenz.

Buntes.

⁂ Die Pariſer Oper iſt zugleich in Trauer und Angſt verſetzt, denn Madem. Taglioni hat ſich den Fuß verrenkt, und wird dieſen Winter vielleicht deßhalb nicht tanzen können. Der Direktor Duponchel hat die berühmteſten Aerzte in Paris zur Conſultation zuſammenberufen, um zu entſcheiden, auf welche Weiſe das bedeutende Unglück am ſchnellſten könnte gehoben werden, wobei die ganze mediciniſche Fakultät der Univerſität gegenwärtig war, und wo ſelbſt der Phyſiologe Magendie nicht fehlte.

⁂ Auf welche beklagenswerthe Weiſe das Branntweintrinken auch in England unter den niedern Volksklaſſen einreißt, erhellt aus einer Statiſtik von London, woraus ſich ergibt, daß die Zahl der Branntweinſchenken zur Zahl der Bäckerladen ſich wie 7 zu 2 verhält.

⁂ Der ſo häufig gemachte Verſuch einer Luftreiſe von Dover nach Calais, wird jetzt wieder von einem Engländer beabſichtigt, welcher die Vorbereitungen getroffen hat. Der berühmte Ballon des Oberſt Lennor hat ſchon ſeine erſte Reiſe, wie engliſche Zeitungen ſpöttiſch berichten, angetreten, denn er wurde wegen der Schulden des Eigenthümers von Gerichtsdienern in Beſchlag genommen.

⁂ Bei Gelegenheit der Verſammlung der Naturforſcher in Bonn, wobei mehrere Engländer gegenwärtig waren, bemerken engliſche Zeitungen den Vorzug der in gleicher Weiſe und zu gleichem Zweck errichteten brittiſchen Aſſociation, welcher in einem bedeutenden von den Mitgliedern zuſammengeſchoſſenen Capital beſteht. Bedeutende Summen ſind von dieſer Geſellſchaft auf aſtronomiſche und meteorologiſche Beobachtungen verwandt; auch brachte eines ihrer Mitglieder eine Sammlung von foſſilen Fiſchen zuſammen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 263. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 6. November.

Unter den Palmen.

Von

Ferdinand Freiligrath.

Mähnen flattern durch die Büſche; tief im Walde toſt der Kampf.
Hörſt du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Geſtampf?
Steige mit mir auf den Teekbaum! Leiſe! Daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufſchreckt! Sieh' den Tiger mit dem Leoparden ringen!

Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
Als er ſchlief auf dieſes Abhangs ſcharlachfarb'gem Blumenpfühl,
Um den Fremden, ſeit drei Monden unſ'rer Zelte ſtillen Bürger,
Der nach Pflanzen ging und Käfern, ſtreiten die geſcheckten Würger.
Weh', kein Pfeil mehr kann ihn retten! Schon geſchloſſen iſt ſein Aug'!
Roth ſein Schlaf, gleichwie die Blume auf dem Fackeldiſtelſtrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel, d'rin er liegt, gleicht einer Schale,
Voll von Blut, und ſeine Wange trägt des Tigers Klauenmale.

Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an;
Aber deſſen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe,
Und die rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.
Siehe, welch ein Sprung! — Der Springer hat des Todten Arm gefaßt;
Zerrend flieht er, doch der and're läßt nicht von der blut'gen Laſt.
Ringend, ungeſtüm ſich packend, ſteh'n ſie auf den Hinterpranken,
Aufrecht zwiſchen ſich den ſtarren, mit emporgerafften Flanken.
Da — o ſieh'! was über ihnen ſich herabläßt aus dem Baum,
Grünlich ſchillernd, off'nen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum! —
Rieſenſchlange, keinen einz'gen läſſeſt du den Raub zerreißen!
Du umſtrickſt ſie, du zermalmſt ſie, — Tiger, Leoparden, Weißen!

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Mein Gott, wie kommen Sie hierher?“ rief der Juſtizrath. — „Sie zu retten, Unglücklicher!“ flüſterte der Profeſſor. „Sie ſind in das Bereich eines Dämon gerathen, welcher, wie unbegreiflicher Weiſe, Ihnen ſelbſt ein Warnungswort hier in den Sand gegraben hat. Leſen Sie, hier in dieſes Dreiecks Mitte ſteht deutlich das Wort: „gare.“ *) — Kommen Sie mit, wir fahren nach Hauſe; dort das Weitere!“

„Ich habe nichts zu fürchten,“ antwortete der Juſtizrath; „ich muß geſtehen, ich begreife nicht —“

„Ich auch nicht,“ fiel ihm der Vater in's Wort, „das aber weiß ich, daß Sie Alles zu befürchten haben; vielleicht ſogar für Ihren Kopf. — Sie müſſen den Argwohn der Regierung auf ſich gezogen haben; — wodurch? das mag Gott wiſſen! — Hier iſt nicht

---

*) Weicht aus.

der Augenblick und der Ort, um davon zu reden. Kommen Sie! — Wo iſt meine Frau nebſt Ihren Töchtern?“

Er ſah ſich mit ängſtlicher Haſt umher. — „Da ſitzt meine Frau und die Ihrige, aber wo iſt Amalie?“ — Sein Auge ſtierte auf den Sand zu ſeinen Füßen nieder; ſein Mund öffnete ſich, und ſeine Haltung ſank zuſammen. — Mit unausſprechlicher Bangigkeit beobachtete Selm einige Minuten lang dieſen ſeltſamen Zuſtand. — Auf einmal fuhr der Profeſſor wie aus dem Schlafe empor, faßte ſeines Schwiegerſohns Hand, und rief: „Um Gotteswillen, kommen Sie, das Mädchen liegt in den Armen eines Franzoſen.“

Amalie war, mit ihren Freundinnen luſtwandelnd, nicht lange ohne Begleitung geblieben. Ein Schwarm junger franzöſiſcher Offiziere ſchloß ſich der, leider aufſichtsloſen Geſellſchaft an, und Malchens Lieblingstänzer, der Souslieutenant Lumaine, bemächtigte ſich ihrer bald ausſchließlich. — Der Pfad wurde ſchmäler, die Reihe mußte ſich zu Paaren auflöſen, Malchen und Lumaine blieben das letzte. An den Ufern eines Baches ſammelte ſich die getrennte Geſellſchaft wieder; ein Theil ſchlug vor, in dem, am Ufer bereit liegenden Boote nach dem Inſelchen, in der Mitte des Baches liegend, hinüber zu rudern; Malchen pflichtete dieſem bei und war die Erſte, und blieb die Einzige in dem Boote, denn der andre Theil fand es nicht rathſam, ſeine Schuhe und Strümpfe der Näſſe auszuſetzen, welche der ſo lange angehaltne Regen unfehlbar auf jenem, ohnehin tief liegenden ſumpfigen Eilande hinterlaſſen haben mußte. — Alle ſtanden alſo von der Fahrt ab, nur Malchen wollte den Verſuch nicht aufgeben, und ſchnell ſprang Lumaine ihr nach in den Kahn, löſ'te das Band, welches ihn an das diſſeitige Geſtade feſſelte, ergriff das Ruder, ſtieß ab und landete an dem Eilande.

Eine Weile harrten die Zurückgebliebenen der Rückkunft des Paares, da dieſe ſich aber verzögerte, ſo ſetzte die Geſellſchaft, nicht ohne, bald leiſere, bald deutlichere mißbilligende Rückblicke auf ihre leichtſinnige Gefährtin zu werfen, ihren Spaziergang längs dem Ufer fort.

Der Fußſteig, welcher die Inſel durchirrte, war in der That nicht ſo feucht, als man befürchtet hatte; die tieferen Stellen im Dickicht des Erlengebüſches, welche das Paar in ſeinem dunkeln Schatten aufnahm, waren hoch mit Sand überſchüttet und dieſer geebnet. „Himmliſch! Göttlich!“ rief Malchen, und nahm auf einer Bank, die von dem dichteſten Laubdache vor jedem Sonnenſtrahle geſichert war, Platz. Lumaine fand den ſeinigen an ihrer Seite, und benutzte dieſen glücklich erhaſchten Augenblick, dem leicht zu bethörenden eiteln Mädchen den Schwur ſeiner ewigen Liebe, erſt knieend, dann emporgehoben von der Erwiedernden, in ihrem Arme abzulegen. Malchen vergaß in ihren Entzückungen, die Lehren der Mutter, das Beiſpiel der Schweſter, das Naſerümpfen ihrer Freundinnen bei ähnlichen Fällen, ja ſelbſt den Seherblick ihres Vaters, und küßte die liebenden Eide des Geliebten immer erglühender von ſeinen glühenden Lippen. — Da fiel wie ein Donnerſchlag in die Heiterkeit eines gewitterloſen Maiabends des Profeſſors Ruf: „Amalie!“ in ihr Ohr. „Gott im Himmel, das iſt mein Vater,“ flüſterte ſie zitternd vor Verzweiflung, und riß ſich Hände ringend aus den Armen des Franzoſen. — „Seien Sie unbeſorgt,“ tröſtete dieſer, zog ſie mit ſich fort, dem entgegengeſetzten Ende der Inſel zu, löſ'te ein hier angebundenes kleineres Boot ab, hub das Mädchen hinein, und landete in einer andern Gegend des Gartens, und während ihr Vater fortfuhr ihren Namen immer drohender zu rufen, hatte Malchen bereits ihre Geſellſchafterinnen wieder gefunden, ſich ihnen angeſchloſſen, und kehrte mit dieſen, ſo gleichmüthig als möglich ſcheinend, zu dem rufenden Profeſſor zurück. Dieſer ergriff mit ſtrafendem Blicke ihre Hand, führte ſie ſeitwärts und ſprach: „Ehrvergeſſenes Kind! Was haſt du gethan?“ — Malchen erlog ein täuſchendes Erſtaunen, und brachte ihren Vater durch die Verſicherung, daß ſie den Kreis ihrer Freundinnen keinen Augenblick verlaſſen habe, zum erſtenmale in Zwieſpalt mit ſeinem Glauben an die Unfehlbarkeit ſeiner geheimnißvollen Sehkraft. — Zu Malchens Glück war der Profeſſor heute aber mit dringendern Angelegenheiten als den ihrigen beſchäftigt, ſie entging daher einem peinlichen Verhöre. Der Vater drängte ſie mit einer, ihr ſonſt ganz uneignen Haſt zur Mutter hin, und trieb die ganze Familie ſo ängſtlich zum Aufbruch an, daß ſeine Frau und die Juſtizräthin, von Bangigkeit ergriffen, Abſchied von ihren Freundinnen zu nehmen vergaßen. — Jetzt hatte der Wagen für Alle Raum; Malchen mußte ſich zwiſchen Vater und Mutter eindrängen und auf den Knieen des ihnen gegenüberſitzenden Ehepaars fanden die Enkel ihren Platz. — Jeder war ſtumm vor ängſtlicher Erwartung, und das einzige Wort, welches unterwegs geſprochen wurde, richtete Wüſten an ſeine älteſte Tochter: „Packet eure Sachen ein, ihr müßt noch heut eure Rückreiſe antreten.“

(Fortſ. folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Er war den ganzen Abend hindurch voll unerſchöpflicher Laune und ſpielte ſeine Rolle in einem Geiſte, wovon wohl die Bühnen-Maſetto's keine Ahnung hatten. — Durch ſeine unausgeſetzte Beweglichkeit machte er dem korpulenten Leporello nicht wenig zu ſchaffen, der ſich mit ihm bis zur Erſchöpfung, nicht nur tanzend herumdrehen, ſondern fortwährend den etwas zu ernſten und nüchternen Don Juan encouragiren mußte, dem Maſetto doch mehr Veranlaſſung zur Eiferſucht zu geben, da Freund Juan die Zerline gar zu unberückſichtigt ließ.

Das Ganze ward von der überaus zahlreichen Verſammlung ſehr beifällig aufgenommen und die aufgeführte Menuette mußte auf Verlangen wiederholt werden. — Bei'm zweiten Male tanzte Maſſetto, ſtatt mit Leporello, mit einer hübſch koſtümirten, ihn aber wenigſtens ſechs Köpfe überragenden Bamberger Magd mit einer ungeheuern Bartbaube. Dieſe Maske, wenn ſie dies lieſ't, wird heute noch mit Schrecken an ihren damaligen Maſſetto denken, der ihr durch eine Maſſe von Witzpfeilen, die er auf ſie abſchoß, und die ſämmtlich ſtecken und unerwiedert blieben, nicht wenig zuſetzte.

VII.

Hoffmann als Univerſal-Erbe. — Entſtehung der Undine. — Amadeus oder Wilhelm? — Hochzeitſcene, wobei Einer ſtirbt.

In der Mitte des Jahres 1812 legte Holbein die Theater-Direktion nieder und Hoffmann verlor dadurch ſeinen monatlichen Gehalt.

Zwar war er zu Ende des vorigen Jahres der Univerſal-Erbe eines ziemlich bemittelten Onkels geworden, doch zog ſich die Auseinanderſetzung der Erbſchaft ſehr in die Länge und außer einem Wechſel von 500 Thalern, den er empfing, wollte nichts weiter erfolgen. Dieſer Wechſel reichte aber nicht hin, ſich ſeiner frühern Schulden zu entledigen, und Hoffmann fing auf's Neue an, in Verlegenheit zu gerathen. Obwohl er einem Freunde immer noch eine bedeutende Summe ſchuldete, that dieſer doch fortwährend ſein Möglichſtes, und unbegreiflich iſt mir bis zur Stunde das Notat, was Hitzig aus ſeinem Diarium mittheilt, wo es unter'm 25. November heißt: *) „den alten Rock verkauft, um nur eſſen zu können.“

Nie ſagte mir Hoffmann, der doch keine Angelegenheit dieſer Art mir verſchwieg, etwas davon, und die Sache iſt mir um ſo unerklärbarer, als in demſelben Jahre, laut zweier vor mir liegender Billets (das erſte vom 25ten März, das zweite ohne Datum — aber wenigſtens drei bis vier Monate ſpäter —), Hoffmann über Geldmangel klagte, um Vorſchuß bat und dieſen, zufolge beider Billets, empfing. In letzterm heißt es wörtlich:

„Mio caro amico! . . . . . . zahlt nichts und wird den 15ten auch nicht zahlen, ich komme daher in den Fall, als reicher Univerſal-Erbe kein Geld zu haben. Sie boten mir in dieſem Fall ſelbſt gütigſt einen Vorſchuß an. Gern möcht' ich auch gleich jetzt manche kleine Einricht. Ausg. machen. — Können Sie mir . . . . . fl. vorſtrecken? Eine kleine Antwort, nur das Wort: Ja oder Nein bitt' ich durch irgend Jemand von Ihren Leuten mir zuzuſchicken, damit ich nicht im Ungewiſſen bleibe; — das Geſchäft ſelbſt, in ſo fern es ſein kann, Morgen oder wann Sie wollen. Rechnen Sie übrigens meine Bitte dem unbegrenzten Zutrauen zu Ihrer Freundſchaft, ſo wie Ihrer wiederholten Verſicherung mir in derlei intrikaten Fällen helfen zu wollen, zu.“

Es iſt mir hart angekommen, über dieſen Gegenſtand nur ein Wort zu ſagen, und doch war ich der Wahrheit und mir zur Genugthuung dieſe Erklärung ſchuldig, da ich mir bewußt bin, daß ich es mit dem Freunde wiſſentlich nie ſo weit kommen ließ, einen Rock verkaufen zu müſſen, um eſſen zu können.

Genug davon und zu etwas Erfreulicherm.

* * *

Hoffmann beſchäftigte während ſeines ganzen Hierſeins eine Idee, die er mir oft, und jedesmal, wenn äußere Widerwärtigkeiten ihn berührten, ungefähr wie folgt, mittheilte:

„Glauben Sie mir, Theuerſter, es macht ſich nicht eher [illegible]t mir, als bis ich etwas großes Muſikaliſches zu Tage gefördert. Zum Muſiker bin ich nun einmal geboren, das habe ich von meiner früheſten Jugend an in mir gefühlt und mit mir herumgetragen. Nur der mir inwohnende Genius der Muſik kann mich aus meinem Miſère reißen, — es muß jetzt etwas geſchehen, etwas Großes muß geſchaffen werden, im Geiſte der Bach, Händel, Mozart, Beethoven ꝛc.“ — „Aber womit beginnen?“ — das war der jedesmalige Schluß-Refrain.

Der Freund hatte ſtets eine große Kirchenmuſik im Kopfe; ich ſtimmte mit meinem von ihm geforderten Rath für eine große Oper, und ſetzte ihm meine Gründe auseinander. Er befreundete ſich nach und nach immer mehr mit dieſem Vorſchlage und es entſtand nun die zweite Frage: „wo einen Text hernehmen?“ — Daß es ein ganz ausgezeichnet poetiſcher ſein müſſe, um ihn gehörig zu begeiſtern, darüber waren wir Beide einig; viele Monate hindurch war dieſer Gedanke Gegenſtand unſerer Geſpräche. — Es wurden Trauerſpiele ausgezeichneter Dichter, die aber auf der Bühne kein Glück gemacht hatten, zu dem Ende hervorgeſucht und geleſen. Hoffmann ſagte aber von dieſen Allen nichts zu. — Der alte treffliche Gozzi, ward vorgenommen, — der Freund wollte Dies und Das darin finden; da aber ſeine Compoſition zugleich beabſichtigte, ſchnell einen Eindruck auf die Geſammt-Maſſe des Publikums hervorzubringen, ſo waren wir Beide einverſtanden, daß der ſchon oft mißglückte Verſuch, Gozzi auf das deutſche Theater zu verpflanzen, dem Componiſten ebenfalls mißglücken könne, und ſeine Arbeit ſei dann vergebens geweſen.

Eines Abends erſuchte mich Hoffmann, ohne einen andern Zweck, als den der Unterhaltung im Sinne zu haben, ihm Fouqué's Undine vorzuleſen. — Obgleich wir Beide ſie ſchon kannten, ſo fuhr doch Jedem erſt jetzt der Gedanke durch den Kopf, daß dies ein Operntext ſein möchte, wie er vom Freunde gewünſcht wurde. — Der Gedanke ward feſtgehalten, andern Tags die Lektüre nochmals begonnen, und fragmentariſch die Art der Bearbeitung und Scenenſtellung beſprochen.

Auf dieſe Weiſe beſchäftigte uns die Undine wochenlang, es wurden ganze Scenen ausgearbeitet, Arien, Duette, Terzette ꝛc. gefertigt. — Da wir aber einſahen, daß dieſe Flickerei zu nichts führe, wurde beſchloſſen, Hoffmann möge zuvor den ganzen Plan zur Oper entwerfen, was auch in wenigen Tagen geſchah.

Die Beurtheilung deſſelben ward bald vorgenommen und der Freund theilte mein Bedenken, daß der dereinſtigen Ausführung der Oper große Schwierigkeiten in Bezug auf Dekorationen, Maſchinerie ꝛc. beſonders bei kleinern Bühnen, entgegenſtehen würden, und daß es überhaupt ſchwer halten werde, wenn weder dem Texte, noch der Muſik ein bekannter, bei'm Publikum akkreditirter Name an der Stirn ſtände, dem Stücke, auf einer großen Bühne, von wo aus der Impuls doch ausgehen müſſe, Eingang zu verſchaffen.

Hoffmann kam auf die Idee, hierüber die Meinung von ſeinem, durch Rath und That ſtets bewährt bewieſenen umſichtigen Freunde Hitzig in Berlin einzuholen. Er ſchrieb an ihn, und wir erfahren nun durch deſſen Buch den weitern Verlauf der Sache. *)

---

*) II. Theil, Seite 34.

*) II. Theil, Seite 36—40.

Abſichtlich habe ich die Entſtehung dieſer Oper umſtändlich beſchrieben, da dieſelbe der Äuſerung Hitzig's widerſpricht, als ſei der Gedanke dazu auf der Altenburg entſtanden, und gleichſam Werk eines Augenblickes geweſen.*)

Ich hätte ſelbſt noch anführen ſollen, daß Monate lang der Plan: Undine zu komponiren, als aufgegeben zu betrachten war, und Hoffmann das 21 Bände ſtarke Merian'ſche „Theatrum Europaeum" durchſtöberte, um vielleicht hier einen Opernplan, wie er ihn wünſchte, zu finden. Genug wurde aus den Folianten zwar notirt, aber für andere Zwecke.

Hoffmann's Freude war unbeſchreiblich, als er durch Hitzig die Nachricht empfing: Fouqué ſelbſt habe ſich entſchloſſen, den Operntext zu liefern. Brühwarm überbrachte er mir den Brief und durch eine Menge Toaſte auf die glückliche Vereinigung ward dem Dichter und Componiſten bei ächtem 68r Rüdesheimer, gehuldigt.

„Nennen Sie mich einen Eſel!" ſprach Hoffmann zu mir, „wenn ich nicht etwas Großes liefere, es glüht und gährt in mir und meinen Vornamen will ich zu Ehren bringen oder fürder Akten ſtatt Noten ſchreiben. Das ſchwöre ich der heiligen Cäcilia, und dir, unſterblicher Meiſter! Stoßen Sie an: Mozart ſoll leben!"

Hier iſt nun der Ort, dem Leſer zu erklären, was es mit jenem Vornamen für eine Bewandniß hatte.

Hoffmann unterzeichnete ſich bei ſeinen Unterſchriften ſtets: „Ernſt Theodor Amadeus," ſtatt: „Ernſt Theodor Wilhelm." Hitzig bemerkt in deſſen Biographie darüber Folgendes: **)

„Wilhelm hieß er, und nicht Amadeus. Auf die Frage eines Freundes, wie auf dem Titel ſeiner Werke, das A. an die Stelle des W. getreten, und ob er nicht wieder tauſchen wolle," erwiederte er: „„es iſt ein Schreibfehler auf einem der erſten Manuſcripte, und da ich einmal mit dem A. courſire, und die Münze gangbar iſt, ſo mag ich es nicht ändern. Eine beliebte Münze prägt man mit der alten Jahrzahl immer wieder aus, auch mit den alten Fehlern.""

Hoffmann hat mir aber eine ganz andere Erörterung arüber gegeben.

Gleich im erſten Jahre unſerer Bekanntſchaft fiel es mir auf, daß, wenn ich zufälliger Weiſe Converte oder Unterſchriften aus früherer Zeit von ihm las, ich ſtatt des Amadeus, den Namen: Wilhelm fand. Ich befragte ihn ganz unbefangen darüber, er wich mir aber aus. — Ich wollte, den Namenwechſel bei ſeiner augenblicklichen Verlegenheit ahnend, ſein Zartgefühl nicht beleidigen, und drang nicht weiter in ihn, um ſo weniger, als er mehrmals die Elogen, die ich ihm über die ſchon bei ſeiner Geburt durch ſeinen Vornamen angedeuteten Anſprüche der Welt, mit Hinweiſung auf Mozart machte, freundlich und willig annahm.

Etwa ein Jahr darauf, als die Colliſion beider Namen ſich bei dieſer und jener Gelegenheit häufte, geſtand er in fröhlicher Laune mir von freien Stücken, daß er aus unbegrenzter Liebe zu jenem großen Meiſter, dem er Zeit ſeines Lebens nachzuſtreben ſich bemühe, ſich auch deſſen Vornamen beigelegt. Es ſei weniger Eitelkeit, die ihn dazu vermocht, als vielmehr eine gewiſſe Pönitenz, die er ſich habe auflegen wollen, ſeinem Ideale auf das Ernſtlichſte nachzuſtreben, und in dieſem Namen habe er eine ihn ſtets bindende und feſſelnde Kraft zu erblicken geglaubt.

So entſchuldigte ſich Hoffmann; ich aber darf wohl, ohne lieblos zu erſcheinen, das Gedächtniß des Leſers auf den III. Abſchnitt zurückführen, in welchem ich als Grundlage von Hoffmann's Charakter: „Egoismus und Eitelkeit" nannte.

Mir erſcheint übrigens dieſe Eitelkeit als die verzeihlichſte, da ſie aus dem robuſten Gefühl ſeines innern Werthes entſpringt, und Dichter und Künſtler dieſen Funken wohl nähren und ſich für ihre Werke damit begeiſtern dürfen.

Wer tadelt Correggio's Selbſtgefühl, bei ſeinem Ausruf: „Auch ich bin ein Maler!" — Wer verdammt den edeln, großen, einfachen, leider immer noch nicht genug gekannten, verewigten Dichter Wetzel, der die perſonificirte Beſcheidenheit war, wenn er, als ihm die Idee zu ſeiner „Jeanne d'Arc" aufging, zu mir ſagte: „Ein innerer Gott ſpricht aus mir, wenn ich dich verſichere, daß das Poeſie wird, was ich ſchreibe, oder es gibt keine mehr, und wenn auch von den Zeitgenoſſen mein Stück nicht gleich gewürdigt werden mag, da das Schiller'ſche in ihnen lebt, ſo wird die Nachwelt es neben jenem um ſo ſicherer bewahren." — Welches leidenſchaftloſe Dichtergemüth wird Platen's frühern jugendlichen Übermuth verhöhnen, der ſich bei Überlieferung ſeiner erſten dichteriſchen Erzeugniſſe ausſprach?

Dieſe Beiſpiele ſind wohl hinlänglich, um die Ausbrüche innern Selbſtgefühls auch bei unſerm Freunde verzeihlich zu finden, beſonders, da ſie im Verlauf ſeiner muſikaliſchen Leiſtungen ſich ſo ſehr rechtfertigen und die ſtrengſte Kritik über ſeine „Undine" ſich höchſt vortheilhaft ausſprach. — Wenn Carl Maria von Weber dieſe Oper eine der geiſtreichſten nennt, die die neuere Zeit geboren, *) da die Auber's, Bellini's, Donizetti's, u. ſ. w. nicht aufgetaucht waren, ſo kann man den verſteckten Poeten in ihm keiner Lüge zeihen. (Fortſ. f.)

Buntes.

.*. Von der Aermlichkeit der jetzigen italiäniſchen Literatur geben folgende, dort neu angekündigte Bücher ein ſchlagendes Beiſpiel: Die Thaten des Aeneas, in italiäniſcher Proſa erzählt. Meden und Julius Sabinus, zwei neue Tragödieen vom Conte Moroſini; die Einnahme von Troja, überſetzt aus dem Tryphiodorus.

.*. Eugen Süe's in Frankreich längſt erwartete „Geſchichte der franzöſiſchen Marine" wird am 13. Nov. ausgegeben. (Bei Felix Bonnaire.)

.*. Alfred de Vigny's neueſtes Werk: Servitude et grandeur militaires, worauf die franzöſ. Journale zahlreiche Proben mitgetheilt hatten, nimmt nebſt C. Delavigne's Don Juan und V. Hugo's Chants du crepuscule jetzt die Aufmerkſamkeit der gebildeten Welt in Paris in Anſpruch. Wir werden in dieſen Blättern ſowohl über Alfred de Vigny, als auch über die Chants du crepuscule baldigſt ausführliche Berichte liefern.

Frankfurt, 4. Nov. Herr Hölken, Regiſſeur des Münchner Hoftheaters hat auf unſerer Bühne 4 Gaſtrollen gegeben (Grinn, Paul Werner, Poſa und Dunois); das Publikum ließ ſeinem Talente Gerechtigkeit widerfahren.

Herr Schmezer iſt von ſeiner Kunſtreiſe wieder zurückgekehrt und wird Montags den 9. dieſes in der Benefice-Vorſtellung des Herrn und der Mad. Fiſcher, als Belmonte wieder zum erſtenmal auftreten; — Mad. Fiſcher-Achten ſingt an jenem Abende die Conſtanze und Herr Fiſcher den Osmin, wir haben dieſe Parthieen von beiden Gatten hier in Frankfurt noch nicht gehört und erwarten einen genußreichen Abend.

Hierbei das Intelligenzblatt N°. 5.

---

*) II. Theil, Seite 90.

**) I. Theil, Seite 1.

*) J.E. Hitzig's Werk über Hoffmann, II. Theil, Seite 378.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 264. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt No 44.

Samſtag, 7. November.

Hegel und Antihegel.

(Fortſetzung.)

Dieſes Philoſophem, fährt Herr B. fort, biete der Geſinnung keine feſten Haltpunkte dar und im Naturrecht finde ebenſo gut der monarchiſche Despotismus als der abſoluteſte Jakobinismus ſeine Sanktion. Es ſei Zeit, dem Publikum und den Regierungen die Augen zu öffnen. Und — verwirft er denn das Abrakadabra? macht er die kranke Logik todt? Verwirft er in vollem Ernſt das langweilige Übergehn und Umſchlagen der Begriffe und ihre chaotiſchen, willkürlichen Metamorphoſen? Nein, er verlangt nur einige andere Gründe, will einiges umgeſchmolzen, anderes ausgebeſſert haben; dann möcht' es ſtehn. Nur keine Schule, keine Geiſtesmonarchie! Alſo Philoſophie ohne Schule und einige Gleichheit und Freiheit, keine Geiſtesmonarchen und einige Emancipation von Grobheit und Formelkram, beſonders nachgebetetem! Nur das — und dieſe anmaßliche Dialektik, die ſich an die Stelle des wirklichen Lebens in ihrer Leerheit ſetzt und jeder Welt- und Lebensanſicht hinter ihren Formeln Verſtecken zu ſpielen erlaubt, ließe ſich beſſern, ſich brauchen und wäre das geringſte mehr werth, als ſich ganz und gar verwerfen zu laſſen? Darauf antwortet allein die äſopiſche Fabel von der Fledermaus.

Der Hauptſtreit in der Philoſophie betrifft die Bedeutung der Abſtraktionen. Die einen ſehen darin Weſen, die andern Menſchenvorſtellungen. Die einen zeigen den Zuſammenhang der Begriffe, indem ſie die Schöpfung Gottes nachſchaffen; die andern in einer Theorie der menſchlichen Vernunft. Die einen blicken vornehm auf den bedächtigen Fleiß der andern und bauen geniemäßig ihr Gebäude mit vernünftelnder Phantaſie, die andern ſuchen ohne bildliche Vorſtellungsweiſe klare und deutliche Begriffe mit dem Gegebenen der Erfahrung ohne Widerſpruch zu verknüpfen und einen ſichern Überblick der Gebiete der Anwendung zu erhalten. Mit beiden kann man es aber nicht halten und aus beiden Gebieten läßt ſich kein Juſtemilieu zuſammenſetzen.

Was hilft alles Streiten und Mäkeln um einzelne Behauptungen, wenn ſie auch noch ſo umfaſſend ſind, ſo bald die ganze Abſtraktionsweiſe verfehlt und die methodiſchen Anſichten widerſprechend ſind? Man ſpricht zwei Sprachen in einer und verſteht oder mißverſteht ſich doppelt; man ſtreitet heftig, wo die Worte nur verſchieden lauten und läßt ſich ein andermal auf den fremden Gedanken ein, den man von Anfang an entſchieden verwerfen mußte.

Das gibt heftige Controverspredigten, aus denen man nur erbittert und gar nicht belehrt nach Hauſe geht; der eine beruft ſich auf den geſunden Menſchenverſtand, der andere auf die ächte Spekulation, welche in der verkehrten Welt zu Hauſe ſei; dieſer appellirt an die Vernunft, als ob ihr Zeugniß ſo unmittelbar und evident wie die ſinnliche Belehrung aufträte, jener citirt, wenn auch nicht die Geiſter längſt begrabener Denker, doch ihre Worte; hier geht man auf ſtrenge Wiſſenſchaft, auf theoretiſche Deduktion und trockne Belehrung aus, dort ſoll erbaut und erhoben werden, man ſucht mit großen Anſprüchen unter einem Rahmen das ganze Bild des Lebens phantaſtiſch zuſammenzufaſſen und zu begreifen. Gelte es nun ein ganzes Syſtem zu beurtheilen oder einen ſpeciellen Satz eines Philoſophems, ſo bald man um Folgen ſtreitet, nicht um Gründe und ihren Zuſammenhang, ſo bald man hier Ausdrucke, dort Anſichten, jetzt Prinzipien, ein andermal Anwendungen, bald Begriffsentwickelungen, bald Beweiſe angreift und widerlegt, ſo liefert man Scharmützel, die nichts entſcheiden und der Sieg wird ſelbſt dem triumphirenden Sieger unter den

Zähnen des Herolds ſogar entriſſen, wie in obgenanntem Sendſchreiben geſchehen iſt. Man hat ſich beiderſeits hinüber und herüber Vorwürfe gemacht und kommt zu keinem Verſtändniß. Die Partheien ſtehn ſich vor wie nach einander gegenüber. Der Kampf endigt mit Gleichgültigkeit oder Ermüdung, und oft ſcheint es, als ſei geſchrieben und geleſen worden, weil es ſo hergebracht iſt und die Zeit mit irgend etwas will vertrieben ſein. Für die Kenner gilt dieſe ganze Art der Polemik nichts und ſteht mit Recht im Ruf der Konſequenzmacherei.

Ihr da draußen, ruft der dialektiſche Scholaſtiker, bleibt im Kreis eurer Verſtandeskategorien ſtehn und könnt ſo gar nicht den Höhepunkt gewinnen, welcher den abſoluten Gehalt aller Dinge in der abſoluten Form der Vernunft zeigt. Eure Kritik unſers Syſtems iſt ein Produkt gränzenloſer Mißverſtändniſſe, pedantiſcher Verſtändigkeit, geſpreizter Mittelmäßigkeit und fleißiger Oberflächlichkeit, welche die deutſche Gründlichkeit äfft. In's Syſtem ſeid ihr ja nie hineingedrungen; ſonſt könntet ihr ſo nicht widerſprechen. Die Wahrheit, wie ſie in des Meiſters Werken ſich erſchloſſen, iſt euch ein ſiebenfach verſchloſſenes Buch. Und die Gegenrede? Ihr da drinnen ſeid befangen in dem ſubjektiven Labyrinth von Begriffen, ſo viel ihr auch auf die Objektivität eurer Welt pocht. Euch fehlen die dädaliſchen Flügel der ächten Spekulation, um herauszukommen. Ihr verſteht nicht die Geſchichte der Philoſophie, verwechſelt alle Wiſſenſchaft mit einer Art von Dogmatik und lauft ohne geſunden Blick in's Leben, ohne Erfahrung und Beobachtung dummdreiſt am Gängelband der Autorität in ſtereotypen Formeln und den leichten Combinationen dürrer Kategorien und leerer Vergleichungsbegriffe. Euer logiſcher Enthuſiasmus iſt der Paroxysmus eines Geiſteskranken und eure kecke polemiſche Sprache ſpielt hinter dunklem, zweideutigem Ausdruck verſtecken, prätendirt, die höchſte Wiſſenſchaft zu bieten, wo weder gediegene Gelehrſamkeit, noch Tiefſinn, weder Sachkenntniß noch geſunder Geſchmack vonnöthen ſind, geht auf Schleichwegen oder poſaunt terroriſtiſche Orakelſprüche mit kindiſcher Arroganz. So lautet's hüben, ſo lautet's drüben unerquicklich, unbelehrend und langweilt.

Was die Gegner meiſt nicht vermögen, das thun bald die Schüler ſelbſt. Sie zerſtören von innen heraus, indem ſie das Dunkle aufzuhellen, das Abſtruſe populär auszuſprechen, das Spekulative anzuwenden verſuchen. Damit iſt bereits ein erbaulicher Anfang gemacht und außerdem ſchwebt ein längſt gedrohter Vernichtungsprozeß wie ein Gewitter von München her. Was das auf ſich hat, wird die Zeit lehren. Nur ſoviel iſt gewiß, die falſche Logik macht die Freunde zu Feinden und ſucht fremde Hülfe.

Dies iſt das Schickſal aller dogmatiſcher Syſteme geweſen und wird auch den modernen Neoplatonismus treffen. Nur iſt zu wundern, daß kein Gegner bisher von der ironiſchen Polemik Gebrauch gemacht hat, welche der platoniſche Sokrates ſo meiſterlich gegen die Sophiſten verſteht. Damit wäre noch viel auszurichten, ohne plumpe und gereizte Gegenrede. Dieſe Polemik verſetzte ſich in die Sache ſelbſt, ſtiege mit in den ſchaffenden Aether des Gedankens und zeigte unter der Arbeit des Nachwebens die armſeligen Schäden und Gebrechen von innen heraus. Mit feiner Ironie müßte die Dialektik ſelber das Leichengewand ihres Weltgeiſtes wirken, deſſen Fäden am Ende von ſelbſt auseinander fielen, ganz ohne das nächtliche Trennen der kritiſchen Penelope. So läßt ſich in allem Ernſt jedem, der den Geiſt Herrn B. gefaßt hat, darthun, daß H. von Nichts hätte aufgehn müſſen. Erſt von dieſem undenkbaren Gedanken iſt der nothwendige Übergang zum reinen Sein. Ein Gleichſetzen beider iſt ganz verfehlt. Ob Herr B. die Parodie fürchtete oder Okens Zero vermied? Wahrſcheinlich wußte er ſonſt nicht zum reinen Werden zu kommen, da es doch klar iſt, daß dies aus purer langer Weile zur Veränderung kommt. Dann fangen aber erſt recht die Räthſel an; wer das Sichumſchlagen, das Überſichhinausgreifen, das Hervorkommen aller Fälle aus dem Leeren begreift, der kann ſich die ergötzlichſten Verlegenheiten, dieſe dii ex machina, gar nicht lebhaft genug denken, um meinen Gedanken zu verſtehn. Auf jeden Fall wird das in beſter Meinung die nächſte Arbeit der beſſern Schüler werden, welche ſich emancipiren und unter dem Druck der Redensarten in's Freie aufarbeiten. So predigen ſchon Troxler, Weiße, Marbach u. ſ. w. und Schelling, deſſen Lehre wirklich Hegel erſt die logiſche Form gegeben, hat ſchon kurzweg die ernſthafte Spielerei verworfen. Was wird er aber ſelber für eine Begründung bringen? Geduld! Der Wolfianismus Hegel's iſt bereits erklärt; wir werden bald ſehen, wie der neue Leibnitz ausſehen wird. Und der Erfolg? Die Beſtätigung des Satzes, daß es um jedes myſtiſche Syſtem geſchehen iſt, ſo bald der hohe Prieſter nicht mehr allein, indeß das Volk anbetend ſtaunt, hinter den Vorhang des Allerheiligſten geht, daß mit der Menge der Epopten der Glanz eingebildeter, uſurpirter Weisheit abnimmt und erliſcht.

Aber auch dieſe Polemik ſteht nicht auf der Höhe unſerer bereits dritthalbtauſendjährigen Geſchichte der Philoſophie. Es iſt dies allein die ſtrengwiſſenſchaftliche, allein würdige, die nicht reizt und nur belehrt; die frei von willkürlicher Sprache, die große methodiſche Überſicht der ganzen Aufgabe aufſucht und, der Mathematik gleich, vom unmittelbar Gewiſſen aus durch ein haltbares Beweisverfahren die ſyſtematiſchen Begründungsmittel feſtſtellt, die Gründe der Irrthümer entdeckt und den täuſchenden Schein zerſtört. Das iſt erſt Wiſſenſchaft mit ſicherer Handhabung der Abſtraktionen, deren Bedeutung jetzt verſtanden wird; von dem ſubjektiven Spiel der Begriffe, welches man für die allein wahrhafte Nachſchöpfung Gottes und ſeiner Welt geträumt, befreit allein dieſe ſubjektive Wendung der Spekulation und macht der Objektivität der Dinge Raum. Hier iſt der Hauptſtreit in der Logik zu führen auf einem Wege, den Kant größtentheils zuerſt eingeſchlagen und Fries mit Sachkenntniß, Umſicht und Strenge durchgeführt hat. Jeder andere verleitet in Hirngeſpinſte, dieſer allein gibt frei von Phantaſterei und Formelkram die Perſpektive großer und gedeihlicher Entwickelungen.

Das vermag aber nur der Streit der Schulen, nicht das unmethodiſche Predigen Einzelner. Hier gilt es einen weitläuftigen, ſchweren, längſt vorbereiteten Kampf. Wir hoffen, daß im verwirrenden Gedränge der Weltbegebenheiten, im Getriebe ſo verſchiedenartiger Intereſſen, im regen Fortſchritt der Wiſſenſchaft und des Lebens die deutſche Philoſophie Muth und Ausdauer haben wird, dieſen Streit zur Entſcheidung zu bringen. Das iſt unſer; das allein fördert und ſichert den Deutſchen ihren Beruf und ihre Stelle in der Weltgeſchichte. Damit naht die Geſchichte der Philoſophie ihrem Abſchluß, zunächſt nur im kleinen Kreis der ernſten Denker und ohne Geräuſch, denn von den zungenfertigen und ſchreibſeligen Deklamanten, die die Barren des Wiſſens nicht aus dem Schacht, nur den Abfall auf der Halde holen, werden die Präliminarien des ewigen Friedens in der Philoſophie nicht mit Pomp und Prunk geſchloſſen werden.

Die Philoſophie iſt ein ernſtes Geſchäft und eine ſchwere Kunſt, welche vielleicht mehr als jede andere Reſignation und Ausdauer fordert. Denn auf jeder neugebrochenen Bahn ſtürmen Phantaſten bacchantiſch voraus und Pedanten drängen ungeduldig hinterdrein. Das Imponirende der Aufgabe, Prunk und Effekt der Rede, beſonders die Wuth, originell und bald vollendet zu ſein ohne Arbeit, vereiteln das gemeinſchaftliche Gelingen und bringen Verwirrung über Verwirrung. Tiefe Einſicht, beſonnene Umſicht auf dem ganzen Feld der Abſtraktionen und die Selbſtüberwindung nicht mehr für ſich und für andere wiſſen zu wollen, als man wirklich weis, kommen gegen die voreilige Lebhaftigkeit der im Genuß der Idee ſchwelgenden und gegen den hoffährtigen Dünkel der Alleinweiſen immer zu kurz. Partheimachen und gewaltſames Treiben bringen oft ſchnelle Theilnahme, endigen aber ſtets ſtatt mit Licht, mit Qualm und ſchwinden ſpurlos. Philoſophie iſt kein abgeſchloſſenes Myſterium für ſich; mit dem ganzen reichen Leben, mit allen Wiſſenſchaften, mit dem Staat und der Religion, mit der Dichtung und den Künſten, mit der Erziehung und Kultur hängt ſie als Grund und Wurzel zuſammen. Das Leben gibt die Erfahrung; ihren Zuſammenhang, Zweck und Begriff ſoll die Philoſophie lehren, nicht blos erhebend, auch ermuthigend zur Arbeit und Beſonnenheit. Sie ſoll Reformen erleichtern, Revolutionen verhindern und beſonders in einer Zeit, wo ſo viel über Verwirrung der Begriffe geklagt wird, ruhig Einſicht und Überzeugung ſchaffen und die ſittlichen Triebfedern gegen Willkühr und Gewaltthat ſpannen. Wie wäre dies aber möglich ohne die ſtrenge Lehre philoſophiſcher Schulen, in denen eine wiſſenſchaftliche Sprache feſtgehalten und die bewährte Erkenntniß in ſichern Geleiſen fortgebildet wird. In keiner Kunſt oder Wiſſenſchaft gibt es Fortſchritt ohne die Zucht der Schulen; vor allem aber in der Philoſophie. Nur durch den Streit der Schulen konnte ſie vorwärts ſchreiten, und man verkennt die Natur ihrer Aufgabe und den Dienſt, welchen ſie fortwährend ohne großen Dank allerwärts leiſtet, wenn man die unaufhörlichen Kämpfe und die grellen unvermeidlichen Widerſprüche dagegen anführt, da ſich in ihnen die tiefſten, nicht zurückzuhaltenden Bewegungen des Geiſtes der Zeit offenbaren und die Freiheit des Gedankens gegen die Launen der bloßen Gewalt und den verderblichen Druck der Faktionen beſchützt wird.

Daß die noch zur Zeit ſo widerſtreitenden Schulen ſich in eine Schule der Weisheit vereinigen, dies wäre das große Ziel, mit welcher die Geſchichte der Philoſophie in der bisherigen Bedeutung ſich ſchlöße. Dies wäre ein großer Schritt in der Ausbildung eines Volks, eine neue Stufe in der Geſchichte der Menſchheit. Vielleicht gelingt dies den Deutſchen zuerſt und ganz; denn allerdings, wie die Eumolpiden zu Athen das eleuſiniſche Geheimniß, ſo haben wir unter den Völkern von Regſamkeit und Fleiß allein das heilige Feuer der Philoſophie bewahrt. Vielleicht eher, als wir denken; denn dahin drängt Alles, und Hegel hat durch das grelle Licht ſeiner Widerſprüche und die Fehler ſeiner Conſequenz ein großes Verdienſt dabei.

Die Philoſophen ſind nämlich auf ein engeres Feld zuſammengedrängt. Die großen Fortſchritte der Erfahrungswiſſenſchaften und Mathematik, die genauere Kenntniß der Vorzeit und ihrer Literatur, Sprachbildung und Kritik haben die Genieſprünge der Phantaſten ziemlich unſchädlich gemacht. Die beſonnenen und geſunden Denker, die Mathematiker, Natur- und Geſchicht-Forſcher halten Wache; größere Lebenserfahrung, freiere Weltanſicht und Geſchmacksbildung verſcheuchen die Anmaßung lichtſcheuer und abentheuerlicher Verſuche in den, dem Leben und der ſtrengen Wiſſenſchaft zunächſt gelegenen philoſophiſchen Disciplinen. Logik und Metaphyſik ſind dagegen der Kampfplatz geworden. Dieſes ſind gerade die apodiktiſchen Wiſſenſchaften, welche nebſt der Mathematik den geſunden Empirismus leiten ſollen. Nicht die ſchwereren Anwendungen, ſondern gerade die allgemeinſten Theile ſind zunächſt in Frage; daher reden auch ſo viele, unwiſſenſchaftliche Köpfe mit, welche wohlweislich ſchweigen würden, wenn z. B. von mathematiſcher Naturphiloſophie die Rede wäre. Obgleich nun einerſeits das Verhältniß der Pſychologie, einer Erfahrungswiſſenſchaft, zu jenen apodiktiſchen, welche über ihr ſtehen, noch ſo widerſtreitend beurtheilt wird, und durch die Schwierigkeit der von Herbart beſonders angefochtenen Geiſtesvermögen verwirrt wird, anderntheils die myſtiſche Abſtraktion das vernünftelnde Phantaſiren ſo ſehr begünſtigt — es iſt kein Ausweg; dort muß geſchlagen werden. Es gilt die Begründung der nothwendigen Wahrheiten der Logik und Metaphyſik, welche Hegel durcheinandergewirrt hat. Hier helfen verbrauchte Prunkreden, Orakel, vornehme Citate und Machtworte nichts. Auch Schelling, auf den die Erwartung geſpannt iſt, muß hier deutlich Rede ſtehn und findet Richter, welche ſich nicht blenden laſſen.

(Schluß folgt.)

Dr. Ernſt Helwing's Geſchichte des preußiſchen Staates. Lemgo. Meyer'ſche Hofbuchhandlung. 1835. 4 Hefte.

Der Geſchichtſchreiber des preußiſchen Staates hat eine ſchwierige Aufgabe zu löſen: Er hat das Ideal des Rechtszuſtandes mit den Rechtstiteln zu verſöhnen, die Gegenwart mit der Vergangenheit, die Wahrheit mit der Täuſchung, die Deutſchheit mit der Externität. Es gibt Epochen in der Geſchichte des preußiſchen Staates, welche der Patriot nicht moraliſch rechtfertigen kann, ohne die Wahrheit zur Lüge zu machen. Wenn der einheimiſche Geſchichtſchreiber ſich über die Erſcheinung einer compakten Deutſchheit freuen muß, kann ſich der unpartheiiſche Geſchichtforſcher über die Stadien der Deutſchmachung nicht anders als betrüben; denn er gewahrt das Schauſpiel, wie Nationalitäten vernichtet werden, damit eine Nationalität ſich ausrunde; dieſe centripedale Kraft der Monarchie ſteht als ſchroffer Gegenſatz, ja faſt als Abläugnung gegen den herrlichen Wahlſpruch: Suum cuique.

Ganz anders ſtellt ſich der preußiſche Staat als ein nun einmal „beſtehender" dar, welcher ſeit ſeiner großen Blut- und Feuertaufe ſeine neueſte Geſchichte beginnt und zu vollenden haben wird. Als Vorbild ſeiner jetzigen Miſſion läßt ſich mit gutem Fug ſeine frühere und jetzige Stellung als Schirmherr und Stütze des Proteſtantismus, ja als proteſtantiſche Hierarchie ſelbſt, der römiſchen (wohlgemerkt: nicht der rein katholiſchen) gegenüber, betrachten. Nicht der Proteſtantismus an und für ſich, ſondern die Conſervation und Verwandlung deſſelben ließ in jener „dreißigjährigen Nacht" aus ſo vielen verſchiedenartigen, mitunter ſogar widerharigen Elementen ein Ganzes entſtehen, einen Organismus, — den preußiſchen Staat. Und ſo iſt auch heute nicht die phyſiſche Stellung des Ganzen, ſondern blos die Idee das magnale magnum Preußens. Dieſe Vermittlung durch die Idee wirkt kräftiger als durch die Weisheit der Cabinete infolge einer im Volksthume feſtgewurzelten Intelligenz. Es iſt unerfreulich, den Gang der

Deutſchmachung und Deutſchwerdung Preußens zu verfolgen, aber, wie Preußen jetzt als deutſch daſteht, repräſentirt es alle eigenthümlichen Elemente des deutſchen Geiſtes und berechtigt zu der Hoffnung, daß es, wenn ſich über kurz oder lang die dritte Gelegenheit darbietet, den Impuls zu einer Einigung und Verſöhnung aller Deutſchen fortzupflanzen und ſolche Beſtrebungen zu concentriren, das dauernd Nothwendige nicht mehr den Fragen und Verlegenheiten des Tages hintan ſetzen werde.

Wir ſind mit der Anſicht Herrn Helwing's über die Tendenz der neueren Geſchichte des preußiſchen Staates völlig einverſtanden, wenn wir ihm auch entgegnen müſſen, daß über die Vernichtung des Stammgeiſtes in den einzelnen Provinzen wir eine andere Anſicht haben.

Dies centripedale Streben iſt übrigens eine Eigenthümlichkeit in allen Geſchichten, ja es läßt ſich nicht läugnen, daß ohne eine ſolche die geſchichtliche Entwicklung der Völker zu Staaten überhaupt unmöglich iſt. Der Grund alles poſitiven Rechts iſt mehr oder minder vom moraliſchen Geſichtspunkt aus betrachtet ein Akt unrechtlicher Eigenmächtigkeit; der Beſitz gilt als heilig, wenn die Art der Beſitzergreifung vergeſſen iſt. Es iſt wunderlich, daß wir der Zeit ein ſolches Recht einräumen, — ein Jahr, eine Minute, eine Stunde länger — ſtempelt die Erſitzung als Recht.

Die Gegenwart muß uns für die Vergangenheit entſchädigen. Unſere Aufgabe iſt es, die Zukunft zu betreuen, die Rechte unſerer Enkel zu wahren. Darum muß uns die Geſchichte ſo heilig ſein wie jene Tafeln vom Sinai.

Herrn Helwing's Geſchichtswerk erfüllt im Allgemeinen die Anforderungen, welche man im Jahre 1835 an eine Geſchichte des preußiſchen Staates zu machen berechtigt iſt, unbeſchadet dem, was wir in Bezug auf das Abolitions- und Ausgleichungs-Syſtem verſchiedenartiger Nationalitäten erinnern zu müſſen glaubten. Wir ſehen der Fortſetzung, welche die weltgeſchichtlich intereſſanten Epochen enthalten wird, mit geſpannter Erwartung entgegen. Das erſte Heft der zweiten Abtheilung des erſten Bandes ſchließt mit dem Beginn eines merkwürdigen Abſchnittes: der Regierung des Kurfürſten Friedrich des Erſten, einer kitzlichen Epoche für den preußiſchen Geſchichtsſchreiber. Herr Helwing geht bei ſeinen Forſchungen mit Gewiſſenhaftigkeit zu Werke und begnügt ſich nicht damit, auf der Oberfläche ſtehen zu bleiben, mit kritiſchem Scharfſinn analyſirt er die Reſultate früherer Geſchichtsforſchungen; man ſieht mit welcher Gründlichkeit er an den Quellen gearbeitet; ſeine Darſtellung iſt anſtändig und gewandt, hie und da wäre allerdings eine größere Gedrängtheit und Kürze wünſchenswerth, welche ſehr häufig draſtiſcher wirkte, als gewiſſe poetiſche Wendungen.

Taſchenbücher für 1836.

1) **Rheiniſches Taſchenbuch** auf das Jahr 1836. Herausgegeben von Dr. **Adrian**. Mit ſieben Stahlſtichen. Frankfurt a. M. Verlag von Johann David Sauerländer.

Inhalt: **Kaiſer Siegmund's Hof.** Hiſtoriſches Gemälde von W. **Blumenhagen**. — **Sagen aus Ireland**, von **Adrian**. — **Saraſtro**, von **Eduard Duller**. — **Türkiſches Glück**, Genrebild von **Biedenfeld**.

Die Erzählung: „Kaiſer Siegmund's Hof" ſpielt auf einem unterminirten Boden. Geheime Gemächer der Wolluſt, in denen eine Kaiſerin die Myſterien der Schamloſigkeit feiert, — Becher, voll ſüßen duftigen Weins, vor einen Fürſten hingeſtellt, der ſich, als alter Geck, Haupt- und Barthaar ſalben und kräuſeln läßt, — übermüthige Nepoten, ein brutaler rieſiger Raufbold, deſſen Name und Burg noch heut zu Tage im magyariſchen Volksmährchen genannt wird, ein Narr, mit dem Alles Ball ſpielt, und der mit Allen Ball ſpielt, — hier habt ihr die Schattenparthie des Kaiſerhofes; deutſche Ehre, Mannbarkeit, Minne und Treue ſind die Sterne, dies Nachtſtück zu erhellen. Den Anlaß zu dieſer Erzählung haben dem Verfaſſer theils die Geſchichte, theils die Sage gegeben. Die Motive zu den Charakteren verdankt er größtentheils der Geſchichte allein. Der Komödianten-Charakter des leichtſinnigen, ſchwachen, geckenhaften Kaiſers, der ſein Leben mit einem theatraliſchen Aufzug beſchloß, die wegen ihrer Mannstollheit berüchtigte Barbara von Cilly, der brave Albrecht von Öſtreich ſind nach den Angaben der Geſchichte treu und ſicher gezeichnet. Der geſchichtliche Stoff, welchen der Verfaſſer wählte, iſt ſo poetiſch, daß die eingeflochtene Fiction unſere Aufmerkſamkeit bei weitem weniger in Anſpruch nehmen kann. Der Verfaſſer hat es ſich diesmal Ernſt ſein laſſen und ſich vom Schlendrian der Manier loszumachen kräftig verſucht. —

Adrian's „Sagen aus Ireland" verſetzen uns lebhaft in jenes Vaterland der wunderlichen guten Leute, wo das „good people" mit den phantaſtiſchen, hyperbelreichen Söhnen der grünen Inſel auf vertrautem Fuße lebt; der Charakter Erins drückt dieſen Sagen, obwohl ſie ſammt und ſonders in die moderne Zeit verlegt ſind, das Siegel der Authenticität auf. Am ſprechendſten nimmt ſich der irländiſche Volkscharakter, mit allen ſeinen Aufſchneidereien, in der ironiſch klingenden zweiten Sage: „der Fluch" aus.

„Türkiſches Glück," vom Freiherrn von **Biedenfeld**, iſt ein in jener rhapſodiſchen Manier entworfenes Genrebild, welche der Verfaſſer glücklich zu handhaben weiß.

Die Ausſtattung verdient alles Lob. Die ſieben Stahlſtiche ſind trefflich; das Porträt Cooper's, Janthe, und die Anſicht von Venedig, von **deutſchen** Künſtlern, ſtehen den vier **engliſchen** nicht nach, das Porträt Cooper's namentlich verdient wegen der Entſchiedenheit der Zeichnung und des Stichs mit Auszeichnung genannt zu werden.

Korallen. Von Franz Freiherrn von Gaudy. Glogau. 1834. Carl Flemming.

Dieſe Sammlung von lyriſchen Gedichten zerfällt in drei Abtheilungen, deren erſte und zweite von poetiſchen Erzählungen, die dritte von kleineren Gedichten gebildet wird. „Der Liebe Loos" iſt ein Cyclus von Liedern, welche als ſo viele Reflexe und Abſchattungen glücklicher und unglücklicher Liebe ſich zu einem zarten duftigen Mährchen verweben. Die Idee: „Ein Mädchen liebt im Wahnſinn und wird wieder geliebt; der Geliebte ſcheidet; während ſeiner Abweſenheit weicht der Wahnſinn von der Geliebten, die den Wiederkehrenden nicht kennt;" — iſt originell, und hübſch ausgeführt. Die poetiſche Erzählung „Paulina" erinnert im Ton der Behandlung häufig an Lord Byron's Weiſe, einzelne Züge darin ſind vortrefflich, z. B. die Beſchreibung der nächtlichen Fahrt und der Verfolgung durch Wölfe. Die dritte Schnur enthält kleinere Gedichte von verſchiedenem Werthe. Wenn Gaudy die geniale Sprach-Liederlichkeit ſeines Vorbildes Heine nachahmt, wird er zuweilen unangenehm. Geht er ſeinen eignen Gang, wie in den friſchen kecken Soldatenliedern, im „Condition" u. ſ. w., ſo wird man ihn ſtets freundlich willkommen heißen.

№ 265. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 9. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

4.

„Setzen Sie ſich hieher, Herr Sohn,“ ſprach der Profeſſor, den Juſtizrath in ſein Studierzimmer führend, die Thür verſchließend, und dann ihm gegenüber auf dem Großvaterſtuhl Platz nehmend. „Hören Sie mir aufmerkſam zu; um Ihnen begreiflich zu machen, welch einen hohen Grad von Vorſicht und Behutſamkeit Sie anzuwenden haben, um wo möglich einem Unheile vorzubeugen, welches ich Ihrem Haupte drohen ſehe, will ich Ihnen folgende, tief in mein Leben eingreifende Begebenheit mittheilen, deren Urheber derſelbe entſetzliche Menſch iſt, welcher Sie heute in ein Geſpräch verwickelt hat, das Ihnen den Untergang droht. — Vor fünfzehn Jahren litt ich geraume Zeit hindurch an einem Nervenübel; jeder Verſuch meines Hausarztes und anderer Ärzte mißglückte; meine Krankheit ſteigerte ſich auf eine unbeſchreibliche und ganz eigenthümliche Art, auf welche ich ſpäter kommen werde. Ich gerieth endlich in die Hände eines Franzoſen, welcher die Anwendung aller inneren Mittel verſchmähend, durch eine gewiſſe Art von Manipulation auf die Umſtimmung meiner Nerven wunderbar zu wirken wußte. Mein Verhältniß zu dieſem Franzoſen, der ſich Dr. Vautour nannte, wurde bald ein ſehr vertrautes. Er war ein Wundergläubiger, wie ich nie einen zweiten gefunden habe, und unabläſſig beſchäftigt, die geheime Kraft des menſchlichen Geiſtes aus ihrer Verborgenheit hervorzuziehen. So behauptete er, daß die Seele, unabhängig von ihrem Körper durch Übung ihrer Kräfte, zu der höchſten Entwickelung gedeihen könne, und daß es ihm zum Beiſpiel in einer gewiſſen Periode ſeines Lebens nur an einer Herabſtimmung ſeiner Nerven, an einer Niederdrückung des Körpers, kurz, an einer Krankheit, der meinigen ähnlich gemangelt habe, um — allwiſſend zu werden. Er ſei nämlich im Beſitz einer unglaublichen Ahnungsfähigkeit, und vor ungefähr einem Jahre ſchon nahe daran geweſen, ſeines Körpers in einem beſondern Falle für den Bedarf ſeiner Seele entbehren zu können. Er war nämlich, wie er mir ſagte, unter Robespierres Schreckensregierung eingeſperrt geweſen und hatte, vielleicht vergeſſen von ſeinen Verfolgern, acht Monate lang in einem völlig lichtloſen Kerker zugebracht. In der Qual dieſer Einſamkeit verfiel ſein Nervenbau unbeſchreiblich. Sein Körper ward hinfällig, und eine hinzutretende Augenkrankheit machte ſeinen Zuſtand täglich hoffnungsloſer. Plötzlich aber fühlte er eine ſeltſame Veränderung mit ſeinen Seelenkräften vorgehn; ſein Ahnungsvermögen wuchs, und ward, als einſt eine Ratte über ſein Geſicht hinweglaufend ihn erſchreckte, und dieſer Schreck ſeine Nerven in eine naturwidrige Schwingung verſetzte, zur völlig klaren Anſchauung der Zukunft. — Aber der Bilder vor ſeinem Seelenauge waren eine ſo ungeheure Menge, daß er nur eine ganz geringe Anzahl, und zwar die nächſten, in ſein Gedächtniß aufnehmen konnte. Er ſah die ſchreckliche Guillotine vor ſich in ununterbrochener Arbeit; dieſe beſtieg unter dem Jubel des Volkes ein Mann mit ganz zerſtörten und dadurch unkenntlichen Geſichtszügen. — Von nun an bewegte ſich die Maſchine langſamer. — Er ſah ſeinen Kerker geöffnet, und ſich ſelbſt in eine fremde Welt verſetzt. — Etwas Umſtändlicheres von ſeinem Geſichte hat er mir nie entdecken wollen. Er ſchlief wieder ein, und erwachte von dem Schloßgeraſſel an ſeiner Thür. „Robespierre iſt gefallen! Ihr Alle ſeid frei!“ So rief man ihm zu, aber das neue Sonnenlicht beraubte ihn des Gebrauchs ſeiner Augen; der Lärmen auf der Straße betäubte ſein des Geräuſches entwöhntes Ohr; und die Geſchwulſt ſeiner Füße verhinderte ihn, ſeine Freiheit zu benutzen. — Der folgende Tag war ein wolkiger; er konnte einen Blick aus dem Fenſter des Hauſes, welches ſich ihm gaſtfreundlich aufgethan hatte, nach der Guillotine werfen, und ſiehe, da ſtand der Mann, deſſen wunden Kopf er geſtern im Bilde hatte fallen ſehen, zum Empfange des Todesſtreiches bereit. — Es war Robespierre.

Vautours Angehörige waren ſämmtlich unter dieſem Blutregiment gefallen. Ihn trieb ſein Grauen nach Deutſchland, und das Verhängniß führte ihn mir zu. Seinen Körper hatte der Genuß der friſchen Luft und die Thätigkeit während ſeiner Fußreiſe geſtärkt, der Verfall ſeines Nervengebäudes war durch Hinwegräumung der Störungen, die es untergraben hatten, hergeſtellt, und gehoben; Nichts war ihm von ſeinem einſtigen Zuſtande des Seelenhellblicks übrig geblieben, als die wenigen, in ſeiner Erinnerung geborgenen Bilder, und eine Verſtärkung ſeines Vorgefühls der nächſten Begebenheiten. — Ich vernahm ſtaunend, aber nicht zweifelhaft die Mittheilung ſeiner Erfahrungen im Gebiet der geheimen Kraft des menſchlichen Geiſtes, denn auch ich hatte von meiner Kindheit an ein ähnliches Ahnungsvermögen bei mir ſelbſt wahrgenommen; ſo konnte ich z. B., mit Gewißheit auf die Nähe einer Perſon, auf den Eintritt eines, mich und meine nächſten Umgebungen betreffenden Ereigniſſes rechnen, wenn ich plötzlich ohne Veranlaſſung dieſer Perſonen und dieſer Ereigniſſe gedachte. Dieſe Eigenſchaft meiner Seele wuchs mit dem zunehmenden Mißklange meiner Nerven. Immer gegenwärtiger wurden mir Momente aus der Zukunft, ſelbſt aus der ferneren, und meine Ahnungen fingen an, ſich auch auf Perſonen und Begebenheiten, die mich nur mittelbar berührten, zu erſtrecken. Mein Freund Vautour hielt für meine Geſichte ein eignes Journal und zweifelte nicht, daß ich, bei zunehmender Körperſchwäche, und beſonders bei fortgeſetzter Herabſtimmung meiner Nerven zu einem Zuſtand vollkommener Hellſehkraft gelangen werde, welchen er durch Hülfe des Magnetismus zu einem dauernden umzuwandeln vermögend zu ſein glaube. Ich beſchwur ihn aber, dieſen Verſuch nicht an mir zu machen, weil der Niederdruck meines Körpers mir empfindlicher, als mein mir verheißener Seelenſchwung lockend für mich war. — Ich genas und es gereichte meinem Arzte und mir oft zur Unterhaltung, in dem Tagebuche, welches er über meine Ahnungen führte, den Tag und die Stunde ihrer Bewährungen zu bemerken.

In dieſem vertrauten Umgange mit Vautour verfloſſen mir anderthalb Jahre, da erfüllte Bonaparte's geheime Rüſtung, dieſelbe, welche die Eroberung von Ägypten zum Endzweck hatte, die Welt. — Wir beide waren uneins in unſern Ahnungen über das Ziel dieſer Expedition; er ſah nur den Fall von Malta, ich den von Ägypten voraus. Vautour vertraute meiner höheren Ahnungsgabe, verſchaffte ſich Päſſe und eilte nach Frankreich zurück, um ſich den Gelehrten anzuſchließen, welche ſich zu der geheimnißvollen Seereiſe in Toulon verſammelten; er wollte den Verſuch machen, ob er durch Erfahrungen, die er in jenem Wunderlande zu machen hoffte, ſeine Seelenkraft zu ſteigern vermöge, ohne ſeinen Körper zu entkräften. — Lange Zeit hörte ich nichts von ihm, wirkte ſtill in meinem Kreiſe fort, und wachte über mich, meine Ahnungsfähigkeit jedem fremden Auge zu verbergen. Unerwartet kam Vautour nach einigen Jahren zurück. Sein Geſicht trug die Spuren eines gezeitigten Alters; ſeine gebeugte Haltung zeugte von körperlicher, ſein tiefeingeſunkenes Auge von geiſtiger Anſtrengung. Seine Stimme war hohl und dumpf und ſeine Hautfarbe von der afrikaniſchen Sonne braun gebeizt worden. Sein Geiſt war zu einem hohen Grade wiſſenſchaftlicher Reife, aber nicht zu der Fähigkeit gediehen, die Zukunft mit Klarheit anzuſchauen. Ich freute mich ſeines Umganges und theilte ihm den Inhalt meiner Vorgefühle unbefangen, wie ehemals mit, welche — o, Gott hat meinen Leichtſinn hart geſtraft, — die Reden, die Urtheile und die Thaten meiner liebſten Freunde, meiner Blutsverwandten betrafen.

(Fortſetzung folgt.)

Genrebilder aus Berlin.

Von Eduard Beurmann.*)

1. Stehely.

Der Conditor Stehely wird dir, wenigſtens dem Namen nach, bekannt ſein. Die geleſenſten Journale des In- und Auslandes ziehen dorthin eine große Menge Berliner Notabilitäten und Curioſitäten, die du kennen lernen mußt. Zuvor jedoch will ich dich mit den Lokalitäten dieſes Inſtituts bekannt machen.

Am Gensd'armen-Markt, an der Ecke der Jägerſtraße, findeſt du in einem kleinen unanſehnlichen Hauſe jene Conditorei, die von Berlin aus Ruf in Deutſchland erlangt hat. Sie zeichnet ſich nach Außen hin nur durch die großen venetianiſchen Spiegelfenſter aus, im Innern findeſt du eine Auswahl von Süßigkeiten, wie ſie ſchwerlich irgend eine Conditorei der Welt beſſer bietet. Du trittſt von der Straße gleich in ein kleines Vorzimmer, das durch einige Gäſte über die Maßen beengt wird. Hier hält der Unternehmer mit ſeinem Compagnon Stopany hinter dem reichbeſetzten Conditorladen Wache, drei bis vier Marqueure verſorgen von hier aus die Gäſte. Aus dem Vorzimmer gelangſt du in ein ſchmales, längliches Mittelzimmer, das mit Tiſchen zu beiden Seiten beſetzt, auf welchen die neueſten, deutſchen, politiſchen und belletriſtiſchen Journale zu beliebiger Auswahl vorliegen. Es herrſcht hier tiefes Schweigen; Alles iſt mit Zeitungsleſen beſchäftigt. Einige Stufen aufwärts führen dich in ein drittes geräumigeres Zimmer, wo du die franzöſiſchen und engliſchen Blätter findeſt und dieſelbe Lautloſigkeit und Zeitungsvertieftheit. Nur durch ein Geflüſter werden den Marqueurs die Befehle ertheilt; aber die Bedienung iſt raſch und bewunderungswürdig zuvorkommend. Zu jeder Tageszeit, vom frühen Morgen, bis zum ſpäten Abend iſt dies Lokal mit Gäſten angefüllt, die hier für Geiſt und Magen eine Befriedigung erhalten, wie man ſie nur wünſchen kann.

---

*) Aus Eduard Beurmann's „vertrauten Briefen über die Hauptſtadt der preußiſchen Monarchie“ (2 Bde.), welche zu Neujahr 1836 bei Brodhag in Stuttgart erſcheinen werden.

Ich habe mich mit dem Geiſt und der inneren Einrichtung dieſes Inſtituts, während meines jetzigen Hierſeins, zur Genüge bekannt gemacht. Hier die Reſultate meiner Beobachtung.

Was den Unternehmer betrifft, ſo iſt er eine gravitätiſche, impoſante Figur mit vornehmem Kopfe und nobeln charakteriſtiſchen Zügen, mit einem Worte eine markante Erſcheinung. Er ſteht ziemlich lautlos, Alles überſehend und Befehle ertheilend, hinter dem Büffe-Tiſch. Ihm zur Seite erblickſt du eine geſchäftige Perſon, von bedeutendem Embonpoint, im galanten Wirths-Style, raſch und behend die Marqueurs befriedigend, ſich rechts und links wendend, in ſteter Arbeit. Es iſt Herr Stopany, der bei Waterloo mitgekämpft haben ſoll und alle politiſchen Partheien, die ſich, wie du ſpäter erfahren wirſt, bei Stehely vorfinden — vermittelt. Er iſt Morgens den preußiſchen Garde-Offizieren gegenüber Anhänger der abſoluten Monarchie, Abends, wenn jener hagere und gebückte Friſeur, der einſt Jacobiner war und für Robespierre enthuſiasmirt iſt, nahet, Republikaner, Mittags, wenn der Tänzer H..... Stehely beſucht, er, der, ein treuer Anhänger der Bourbone, neben dem Wagen Karl's X. herlief, als dieſer durch Spandau fuhr, Legitimiſt; und findet ſich endlich ein Verehrer des großen Kaiſers vor, ſo erzählt er ihm mit Begeiſterung von der alten Garde, von Cambronne, von den Marſchällen von Frankreich, und weshalb die franzöſiſche Armee bei Waterloo beſiegt worden ſei. Er iſt ein ächter Wirths-Charakter und die commovens des ſocialen Lebens bei Stehely.

Um zwölf Uhr Morgens, wenn die Wacht-Parade am Schloßplatze beendigt iſt, präſentiren ſich dir im Vorzimmer bei Stehely die Anhänger der abſoluten Monarchie. Die preußiſchen Offiziere verſammeln ſich daſelbſt; die Stille ſchwindet auf einen Augenblick, man unterhält ſich lebhaft.

Vor der Börſe, gegen ein Uhr, tritt die Juſte-Milieu-Zeit ein. Kaufleute, die die Börſe beſuchen wollen, frühſtücken bei Stehely.

Nachmittags erblickſt du in dem mittleren Zimmer Künſtler und Literaten, die die Zeitungen verſchlingen und leiſe mit einander wiſpern.

Das hintere Zimmer wird von den Politikern in Beſchlag genommen. Ich traf hier mehremale von fünf bis zehn Uhr Abends Liberale. Unter ihnen nimmt der Peruquier Wieſeke die erſte Stelle ein. Du triffſt hier einen exaltirten Republikaner, einen Erz-Jacobiner, einen Helden der Baſtille, einen Partiſan Robespierres, der an dem 10. Auguſt und dem 9. Thermidor den lebhafteſten Antheil nahm und als Freiwilliger in der Vendée mitkämpfte. Eine hagere und gebückte Geſtalt, mit gepudertem Haar, in einen langen grauen Überrock gekleidet, eine vollſtändige Landkarte von Leidenſchaften auf ſeinem Geſichte, ſitzt Wieſeke ſtill und harmlos bei Stehely, ein lebendiges Denkmal der Revolution, mit reinen, ſauberen blutabgewaſchenen Händen, ſeinen Ingrimm häufig an den Journalen auslaſſend, die er zerrt und zupft und mit geballten Fäuſten zuſammen kniſtert, wenn ſie Dinge berichten, die nicht im Einklang ſtehen mit den Hoffnungen der Julius-Revolution, die ſeine Wiedergeburt wurde. Will man ihn in ein Geſpräch verwickeln, ſo muß man in die Saiten von 1792 ſchlagen; Roland, Clavière und Servan, Danton, Monge und Lebrun beſchwört er dann aus ihren Gräbern, über ſeinen Mienen ſchwebt ein verklärter Grimm, er erzählt von der Beſtürmung der Tuilerien, von der Niedermetzelung der Schweizer, von dem National-Convent des „ſouverainen Volks,“ von den Häuptern der Cordeliers, von Robespierre, den er Abends, wenn er vor der Thür ſeiner Geliebten Wache hielt, allein, ohne Begleitung, in ſeinem ſorgfältigen Anzuge, mit dem netten gepuderten Haarputz aus dem Convente zu ſeinem Dachſtübchen zurückkehren ſah, von Robespierre, dem Ideale des Jacobinismus, dem er bis zum letzten Augenblick mit Leib und Blut ergeben blieb, für den er am 9. Thermidor bei'm Stadthauſe kämpfte, nachdem Tallien das „nieder mit dem Tyrannen!“ veranlaßt hatte. Dieſer alte Schreckensmann iſt ein geborner Berliner. Wie ſeltſam nimmt er ſich mitten unter den patriotiſchen Preußen aus, die nur für ihren „guten König“ glühen. Stopany aber unterſtützt ihn. Erhebt das Juſte-Milieu, oder gar der Abſolutismus ſeine Stimme, ſo ſchiebt Wieſeke die Zeitungen raſch von ſich, beißt die Zähne zuſammen, wüthet mit den Augen und ergreift ſeinen Hut, um ſo ſchnell als möglich aus einer Atmosphäre zu kommen, die ihn wie Peſthauch anweht. Es iſt intereſſant, dieſes lebendige Schreckensſyſtem in den friedlichen Berliner Straßen umherwandeln zu ſehen.

Ein lebendiges Gegenſtück zu ihm bildet der eben erwähnte Tänzer Haguet, ein eben ſo exaltirter Royaliſt, wie Wieſeke Republikaner. Der Emigranten-Pli, jene gepuderte Galanterie und höfiſche Etiquette zeichnen ihn aus. Vom Kopf bis zur Zehe iſt er franzöſiſche Grandezza und tanzmeiſterliche Agilité, Eitelkeit und Wohlgefälligkeit mit einem höchſt geordneten Anzuge. Sein „vive le Roi!“ am Wagen des Ex-Königs ſignaliſirt ihn zur Genüge.

„Wer iſt jener Jude, der ſechs bis ſieben Zeitungen in Beſchlag genommen hat und ſo volubil und haſtig ſeinem Nebenmann docirt?“ fragte ich den Marqueur.

„„Dr. S . . . . —““ war die Antwort; — „„wollen Sie ihn, falls Sie vielleicht ein Maler ſind, portraitiren, ſo rathe ich Ihnen, ſolches nicht hier zu thun. Gehen Sie zu ihm, erſuchen Sie ihn um eine öffentliche Empfehlung, er wird dann Beweiſe Ihrer Kunſt verlangen und Sie auffordern, ihn zu zeichnen. Auf dieſe Weiſe iſt er bereits ein Dutzend Mal portraitirt worden, er kann ſich nicht genug an die Wand malen laſſen.““ Es war mir intereſſant, dieſen Mann, der in alle Berliner und auswärtigen Blätter über Theater ſchreibt, im Geſpräch zu beobachten. Er ſprach, wie es ſchien, mit vielem Enthuſiasmus und in einer ſehr blumenreichen Sprache über das Talent des Schauſpielers R . . . ., der ihn vor einiger Zeit im Thiergarten durchgeprügelt hatte. Indeß über dieſen Vorfaſt ſchien bereits Gras gewachſen zu ſein; denn ſelbſt in ſeinen Theater-Kritiken, die an jedem Morgen, Dr. S......... unterzeichnet, in den Berliner Blätter emporblühen, trug er R... jene Prügel nicht mehr nach. Es iſt in Berlin ziemlich bekannt, daß Herr S.......... von ſeinen kritiſchen Referaten klingende Zinſen zu ziehen weiß. Die „Blätter für Geiſt und Herz“, wie der „Figaro“, räumen ihm zu dem Ende ihre Spalten ein. Er hat einen ſehr fließenden, ſchwülſtigen Styl aufzuweiſen, der von jeanpauliſirenden Blüthen und Blumen durchwebt iſt. Wie im Tadel, ſo im Lobe bekundet er ein ſeltenes savoir faire. Er iſt der Medicin, wegen des Examens, das er, wie das gebrannte Kind das Feuer, fürchtet, untreu geworden, und hat ſich nun auf die äſthetiſche Anatomie gelegt. Er ſecirt die Leiſtungen der Schauſpieler. Will, oder muß er tadeln, weil dieſer oder jener Patron unter dem Perſonal des königlichen Hoftheaters es verlangt, ſo legt er nun die Krebsſchäden und Schwächen der Leiſtung geſchickt dem Publikum vor, ſind keine vorhanden, ſo erſinnt er deren. Will, oder muß er aus dem obigen Grunde loben, ſo verſteht er es, eben ſo geſchickt die Lichtpunkte der Leiſtung herauszuheben, oder zu erfinden. Hier ſchreibt er anonym, dort mit Unterzeichnung ſeines Namens und Doktortitels. Solchergeſtalt kann er mehren Partheien dienen und ſchwarz und weiß vereinen. Perſönlichkeiten aller Art laufen in den anonymen Referaten mitunter. Mit einem Worte, Herr S.......... iſt der Levi-Groſchenmacher und Iſidorus-Morgenländer der Berliner Theater-Kritik in einer Perſon. Seine Perſönlichkeit enthüllt einen elaſtiſchen Embonpoint, er gibt ſich viele Mühe, im Geſpräche witzig zu ſein, iſt aber nur hitzig und abſprechend in Allem.

In einem Winkel des mittleren Zimmers bemerkte ich eines Nachmittags einen ſchüchternen Menſchen, mit etwas gebücktem Oberkörper, einen Menſchen, der halb wie Angſt, halb wie Vermittelung ausſah, ein Mittelding zwiſchen Berliner Freimüthigkeit und ſchriftſtelleriſcher Zerriſſenheit. Der Marqueur bedeutete mir, auf mein Befragen, daß dieſer Mann H...... heiße und den „Freimüthigen“ redigire.

„Iſt das Herr H.....?“ fuhr ich auf. Ob es der Menſch im Winkel hören mochte? Er horchte auf, ſuchte mich zu fixiren, blickte jedoch ſofort wieder in die Berliner literariſche Zeitung. Du wirſt ihn kennen, den Verfaſſer des „Walladmor,“ den großen Berliner Unbekannten, den edlen Hutten an der Spree. Wie ich ſpäter erfuhr, ſollen ihm Hutten's Nachkommen, deren einige in Berlin leben, den Prozeß machen wollen, wegen ihres Ahnherrn, der bei weitem freimüthiger geweſen ſein ſoll, als Herr H....., oder als W........ A...... der alle Tage mit ihm durch die Berliner Gaſſen ſchlendert.“ (Fortſ. folgt.)

Reflexe.

⁂ Die franzöſiſchen Miniſter haben Voltaire's Jungfrau von Orleans an dem Tage ſaiſiren laſſen, an welchem ſie auf dem Landhauſe des neuen Grafen Vigier, eine Orgie des Regenten Orleans aufführten.

⁂ Als man in Paris die Nachricht von der Erfindung einer Sprechmaſchine in Deutſchland erhielt, ließ das Journal Charivari einen Artikel drucken, der mit den Worten anfängt: On vient de decouvrir en Allemagne une machine qui parle. Il n'y a que les Allemands pour avoir de ces idées là. Ich ſehe mich veranlaßt, hiergegen zu Gunſten der Franzoſen zu proteſtiren, da ihre Sprechſucht unendlich größer und ihre Kunſt zu ſprechen unendlich mechaniſcher iſt. Wenn aber einmal ein Deutſcher eine Maſchine zu ſchreiben anzeigt, ſo will ich das Epithet gelten laſſen — in Betracht des Meßkatalogs.

⁂ Die Spanier haben nun ihre vollſtändige Revolution und ſogar ihren Lafayette: Marquis de las Navas. Gehn ſie noch einen Schritt weiter, ſo machen ſie eine Reſtauration.

⁂ Ein Pariſer Heirathsbureau hat öffentlich 3000 Franken demjenigen verſprochen, der ihm eine beſſere Gelegenheit als die ſeinige, ausfindig mache, Weibern unter die Haube zu helfen. De Foy et Compagnie iſt die Firma dieſes unverſchämt-ſoliden Kupplerhauſes. Der Chef deſſelben hat unterzeichnet: „Agent matrimonial de première classe, rue Bergère No. 17.“

Buntes.

⁂ Unter den engliſchen Taſchenbüchern, die für 1836 erſchienen, iſt beſonders „The comic Almanack,“ wegen der Stahlſtiche Cruikſhank's zu bemerken, eines Meiſters, der in Hogarth'ſcher Manier ſchon viel geleiſtet hat. Unter dieſen iſt beſonders gut gerathen ein Aufzug des Lord Mayor in aller Pracht, und dicht daneben eine Platte, wo ſeine Lordſchaft kahlköpfig und mit einem Regenſchirm in der Hand auf einem Binſenſtuhl von zwei halbverhungerten Bedienten getragen wird. Alsdann erſchien ein „Biblical Keepsake,“ deſſen Stahlſtiche Gegenden aus Paläſtina und Syrien darſtellen, z. B. eine Anſicht des Libanon von Tripoli aus. Ein drittes Taſchenbuch: The Landscape annual, deſſen hauptſächlichſter Mitarbeiter der bekannte Roscoe iſt, gibt Stahlſtiche von Gegenden des ſüdlichen Spaniens, und enthält einen ſehr intereſſanten Aufſatz dieſes Schriftſtellers über die Anſchauungen der älteren engliſchen Reiſenden in Spanien.

⁂ Eine engliſche Zeitung enthält folgenden ſpöttiſchen Artikel: „Wir machen unſre Leſer auf einen Mann von Talent aufmerkſam, welcher vom niedrigen Stande eines Korbmachers ſich unter die literariſche Welt erhob, und von den Times mehrere Male wegen ſeiner Poeſie in Anſpruch genommen wurde. Er erkannte aber das Precäre ſeiner Lage und kehrte deßhalb zu ſeinem früheren Geſchäfte wieder zurück. Wir erwähnen dies in der Hoffnung, ihm zu dienen; denn bei dieſem, wenn auch nicht bei ſeinem andern Geſchäfte, können ihn hunderte von den Einwohnern London's protegiren. Auch wird gewiß die Times ihre Columnen der Empfehlung eines früheren Mitarbeiters unentgeldlich öffnen. Die Adreſſe iſt N. N. ꝛc.“

⁂ Es ſoll eine unverheirathete alte Schweſter Weber's jetzt noch am Leben ſein; der Componiſt hat bekanntlich ſo wenig hinterlaſſen, daß dieſe ſeine Schweſter von Almoſen leben muß.

⁂ Selbſt das Palais de justice wird von Kunſtfreunden, die Paris beſuchen, in Zukunft aufgeſucht werden. Herr Dupin (Kammerpräſident) hat ausgewirkt, daß die Regierung den Verſammlungsſaal der Richter mit den Bildniſſen berühmter franzöſiſcher Rechtsgelehrten von dem Pinſel der beſten franzöſiſchen Maler ausſchmücken ließ. Unter andern ſieht man jetzt dort die Porträts von l'Hopital, d'Agueſſeau, Patru, Cujace und Séguier.

⁂ Intereſſant iſt die Schrift eines franzöſiſchen Arztes Franklin: Le suicide. Darin wird durch Vergleichung mit früheren Zeiten erwieſen, daß die Menge der jetzt in Frankreich Statt findenden Selbſtmorde in dem aufgeregten Zuſtande der Geſellſchaft begründet iſt. Vereitelte übertriebene Hoffnungen politiſcher Enthuſiaſten und dann das Börſenſpiel bewirken verhältnißmäßig eine nicht unbedeutende Anzahl.

⁂ Auch Algier wird ſeinen Beitrag zur Unterhaltung der ſchauluſtigen Pariſer geben. Einige Jongleur's aus Algier machten Aufſehen im ſüdlichen Frankreich. Sogleich reiſ'te ein Direktor der Porte S. Martin nach Bordeaux ab, um dieſe artistes Bédouines für ſein Theater zu engagiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 266. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 10. November.

Warum?

Von

Henriette Ottenheimer.

Warum, wenn milde Weſte koſen,
Des Sturmes Droh'n im Hintergrund? —
Warum an allen Erdenlooſen
Die Freude nur mit Schmerz im Bund?
Warum von Ahnung nur ein Schauer?
Von Wonne nur ein Silberblick?
Treu bleibt dem Herzen ſeine Trauer,
Und treulos flieht ſein Glück zurück.

Erröthend tritt in's Frühlingsleben
Der Roſe ſüße Huldgeſtalt,
Von Träumen, die ihr Engel weben,
Von Liebesmelodie'n umwallt,
Doch kaum kann ſie ſich recht beſinnen
Mit ihrer Seele, dornumhegt,
Ihr Traum und Seele ſchon von hinnen
Des Todesengels Fittich trägt.

Warum ſo kurzes Roſenleben?
So lang' des Unglücks Seufzerbahn?
Beſchwingt ſieht man die Luſt entſchweben,
Der Jammer ſchleicht den Berg hinan.
Warum der flücht'ge Tag gegattet
Mit einer langen Winternacht?
Warum das Auge gramumſchattet,
Das eben Seligkeit gelacht?

„Warum?“ Warum des Undanks Frage?
Sie ſpricht der höchſten Güte Hohn.
Willſt du an deinem Läut'rungstage
Die ſchlackenloſe Freude ſchon?
Warum? ſo laß mich lieber fragen,
Willſt du nicht, gottdurchglüht und ſtill
Das Ziel erſtrebend, würdig tragen,
Was deines Schöpfers Meinung will?

Nimm mit Vertrau'n, was dir beſchieden,
Und ringe muthig im Orkan,
Die ſchrecklichſte Gefahr hienieden
Droht auf des Zweifels Ocean.
Nur in des Glaubens goldnem Kahne
Biſt vor Verſinken du geſchützt,
Nicht in dem thörigt-ſtolzen Wahne,
Der ſich auf eigne Weisheit ſtützt.

Du darfſt ja nur ein wenig warten,
Bis höh'res Wirken dich beglückt,
Wie es, im hochgebauten Garten,
Als höh'res Sein die Seele pflückt;
Dort in der Heimath unſrer Träume,
Die vorwärts winket und hinauf,
Blüht dir am heiligſten der Bäume
Auch aller Fragen Löſung auf.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Um dieſe Zeit verfiel ich in einen krampfhaften Zuſtand, welcher Vautour's Bemühungen nicht weichen wollte; ich verfiel vielmehr beim Gebrauch der Medikamente, die er mir mit eigner Hand bereitete und gab, in eine Art von letargiſchen Gefühl und Bewußtloſigkeit, welche — merkwürdig genug — während ſeiner zufälligen Abweſenheit — denn er war gewöhnlich bei mir — helleren Augenblicken Raum machte. In dieſem Zuſtande ſoll ich unaufhörlich, wie meine Frau mir ſagte, die Bilder der Zukunft, welche mein Seelenauge füllte, beſchrieben haben; — ich war nicht im Stande, mich ihrer zu erinnern, aber Vautour hatte ſie aufgezeichnet. — In dieſer erſten Periode meiner Krankheit überſchwemmte Mortier mit einem franzöſiſchen Heere mein Vaterland, das glückliche Hannover, und plötzlich verſchwand mein einziger Bruder. Einige Wochen nach dieſem Ereigniß meldeten Sie mir den Tod meiner einzigen Schweſter, und Ihr Brief, welchen ich in Vautour's Abweſenheit, im Gebrauch meiner völligen Beſonnenheit empfing, enthielt, wie Sie ſich beſinnen werden, eine verſiegelte Einlage. Es war ein an mich gerichtetes Schreiben von meinem Bruder, welches er durch die Hand meiner Schweſter mir zukommen zu laſſen beſtimmt hatte. Hier iſt das Schreiben; leſen Sie und empfinden Sie, was ich bei deſſen Leſung empfinden mußte."

Der Profeſſor ſchloß ein unbemerkbares Fach in ſeinem Schreibpulte auf, nahm ein Papier heraus und gab es ſeinem Schwiegerſohn.

5.

Der Juſtizrath las:

„Ein Verrath, eben ſo unbegreiflich als ungeheuer, treibt mich aus meinem bedrohten Vaterlande. Ein Bund, dem ich angehöre, ein Bund edler Männer, geſchloſſen gegen den gemeinſamen Feind Deutſchlands, iſt entdeckt worden von eben dieſem Feinde. — In Osnabrück, in Lemgo, in Detmold haben Verhaftungen ſtatt gefunden; meine Bundesbrüder ſchmachten in Ketten und Banden, ihre geheimen Papiere ſind in den Händen unſrer Widerſacher. Am 26ten v. M. bekam ich die Warnung, mich durch die ſchleunigſte Flucht der Einkerkerung zu entziehen, und hatte nicht Zeit übrig, von dir Abſchied zu nehmen. Unſern Verräther haben wir entdeckt; es iſt dein Arzt, der Doktor Vautour, aber unerforſchlich iſt es uns, auf welche Art er ſich in den Beſitz unſrer Geheimniſſe geſetzt hat, die ich ſelbſt dir verſchwiegen habe. Er hat über all' unſre Pläne, unſere Geſpräche, ja ſelbſt über unſre Gedanken ein genaues Tagebuch geführt, und dieſes Tagebuch iſt in die Hände unſres verbündeten Freundes, des Domſekretairs Beſekow gekommen, welcher kurz vor ſeiner Verhaftung Mittel gefunden hat, daſſelbe zu beſeitigen. Ich habe veranſtaltet, daß dieſes geheime Journal dir zugeſtellt werde; vielleicht vermagſt du, mittelſt deines Verhältniſſes zu dem Verräther, die fluchwürdigen Quellen zu ergründen, aus welchen er geſchöpft hat."

„Der weitere Inhalt dieſes Briefes gehört hier nicht her," ſprach der Profeſſor, indem er das Blatt zurücknahm. „Ich will Ihnen die Verzweiflung nicht ſchildern, welche mich ergriff, als ich mich aller der vertraulichen Mittheilungen erinnerte, die ich von Zeit zu Zeit in Betreff meiner Ahnungen dem Doktor gemacht hatte. — Einige Stunden nach Empfang dieſes Briefes wurde mir ein Packet zugeſtellt, welches Vautour's über meine Erſcheinungen geführtes Journal enthielt. Ich fand dieſes fortgeführt bis auf die Zeit der beſtimmteren Ausartung meiner damaligen Krankheit in ein langwieriges Nervenleiden, und ſah, daß die letzten Seiten dieſes Hefts mit einer genauen Schilderung des Bundes, welchem mein Bruder angehörte, deſſen Zweck, und der Mittel, deren er ſich bedienen zu wollen auserſehen hatte und einer Angabe ſämmtlicher Perſonen angefüllt war, welche an dieſer Verbrüderung Theil hatten. — Und plötzlich zerriß ein Nebelgewölk vor meinen Augen. Ich war mir einer Menge Bilder bewußt, welche ich während meines letargiſchen Zuſtandes geſehen und meinem verrätheriſchen Freunde angedeutet hatte. — Was ich geſehen habe, das ſteht der Reihefolge nach von Vautour's Hand in dieſem Hefte aufgezeichnet, welches ich Ihnen zeigen will, damit Sie einen vollſtändigen Begriff von der Sehkraft erhalten, deren meine Seele in jener Zeit fähig geweſen war."

Der Profeſſor ging zu dem verborgenen Schubfache ſeines Pultes, da ſprang aus dieſem ſein kleiner Liebling, das Eichhörnchen, ihm entgegen, riß ihm den Brief ſeines Bruders aus der Hand, und hüpfte, das Papier in kleine Stücke zerpflückend, auf ſeinem Leiterchen bald herauf, bald herunter und barg ſich mit dem Reſte des Blattes in ſein Häuschen.

„Mein Gott, wie ſieht es hier aus!" rief der Juſtizrath, auf das Schubfach deutend; der Profeſſor hatte nämlich, als er es öffnete, unbeachtet gelaſſen, daß die Kette des kleinen Wildfangs gerade lang genug war, um ihm den Eintritt in dieſes Fach zu geſtatten. und Matz hatte ſeine ungeſtörte Muße dazu angewandt, alle die Papiere, welche Wüllſten hier aufbewahrt hielt, zu zermalmen. Das Tagebuch, welches der Doktor über des Profeſſors Viſionen geführt hatte, war zu einem Flackerhaufen geworden.

Wüllſten ſtand wie verſteinert vor dem Pulte, endlich ſprach er: „Es ſollte ſo kommen, und es iſt ein Glück für mich, daß es ſo gekommen iſt, wenn ich auch gleich noch nicht weiß, worin dies Glück beſteht. Als mir dieſes Thierchen zum Kauf geboten ward, da war es mir deutlich, daß es mir einſt zum Retter von einem großen Unheil gedeihen werde. Vielleicht hat es durch Zerſtörung dieſer Papiere einer ſolchen vorgebeugt."

„Aber, wenn Sie Alles ſehen, Alles ahnen," ſprach der Juſtizrath, „ſo begreife ich nicht, wie Ihnen die Vernichtung dieſer Blätter, zumal in Ihrer Gegenwart, entgangen ſein kann."

„Herr Sohn," antwortete der Profeſſor, „ich ſehe leider nicht Alles, was geſchieht, und den Blick in die Zukunft hab' ich ganz eingebüßt; — auf welche Art, das wird Ihnen im Verfolg meiner Erzählung klar werden. Ich will fortfahren: Kaum hatte ich aus denen hier vernichteten Papieren die Überzeugung geſchöpft, daß ein Verräther meine unglückliche Sehergabe gemißbraucht hatte, um die Geheimniſſe meiner Freunde zu entdecken, um dieſe zu verderben, als meine Krankheit ſo ſchnell ſtieg, daß ich nicht einmal den Befehl geben konnte den Verräther zurückzuweiſen. Ich verfiel in einen Zuſtand gänzlicher Geiſtesabweſenheit, verſtehn Sie mich recht, nicht des Wahnſinns, ſondern wie ich mich richtig ausdrücke, der Entfernung meines Geiſtes. Als endlich mein Bewußtſein wiederkehrte, hörte ich, daß Vautour, nachdem er mich eine Woche lang behandelt habe, ſelbſt krank, und dadurch meine Frau veranlaßt worden ſei, mich einem andern Arzte zu übergeben, welchem ich meinen gegenwärtigen hoffnungsvolleren Zuſtand verdanke.

„Meine Geneſung ſchritt langſam, doch ſicher vor. Der Gebrauch des Seebades auf Nordern vollendete ſie. Von hier aus ſchrieb ich an Vautour; was mir meine gerechte Empörung über den Mißbrauch ſeiner ärztlichen Kunſt in die Feder legte, mögen Sie ſich ſelber ſagen, indem Sie den Grad des Abſcheu's erwägen, welcher mich gegen den ſchandbarſten aller Spione, gegen dieſen Vautour erfüllen mußte, der gefährlicher, als der abgefeimteſte Hausdieb, meiner Seele die Bilder ſtahl, zu deren, ihr ſelbſt unbewußter Anſchauung, er ſie auf Koſten meines Körpers, emporzuſchwingen verſtand, um durch den an ihr verübten Raub meine Freunde zu Grunde zu richten. — Vautour hat mir nicht geantwortet, und ich habe ihn bis zu dieſer Stunde nicht wieder geſehn.

(Fortſetzung folgt.)

Genrebilder aus Berlin.

Von Eduard Beurmann.

(Fortſetzung.)

Ein junger Menſch mit einem Schnurrbart zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Es war Herr O. F. G....., der Verfaſſer des *Antäus* und der *Ariadne*, er, der nicht ſo groß, wie Ariſtoteles, und doch größer iſt, der die Philoſophie erſtürmen will. Dieſer kleine ſchnurrbärtige Mann, der nun endlich durch ſein neueſtes Produkt: die *Ariadne* wirklich Ariſtoteles verdunkelt hat, der bewieſen, daß Hermann und Schlegel als Commentatoren der alten Tragiker ſich nicht im entfernteſten mit O. F. G..... meſſen können, dieſer jugendliche Nimrod im Gehege der Hegel'ſchen Philoſophie — ich ſah ihn bei Stehely, mitten auf der Erde, mitten in Berlin, ewig unüberwindlich, ſo lange nicht ein Herkules naht und ihn in der Luft ſeinen Geiſt aushauchen läßt. Ich frage nur, wie will Herr G..... den Himmel der Philoſophie ſtürmen, da es doch die Taktik verlangt, daß er ſtets mit dem einen Fuß auf der Erde bleibt? Herr G..... ſoll jenes ariſtophaniſche Luſtſpiel: *die Winde*, geſchrieben haben. Das beweiſet, daß er beſſer mit den Waffen des Humors und der Satyre zu kämpfen verſteht, als mit denen des Ernſtes. Herr G..... ſchreibt auch über Kunſt; er ſoll ſich dabei jedoch des Raths kunſtverſtändiger Patrone bedienen.

„Wer iſt denn jener geſchäftige Mann?“ „„Dr. Med. G...““ „Er ſpricht ja ſtets im Diminutiv: Hofräthchen, Verdienſtchen, Procentchen.“ „„Allerdings, er drückt ſich ſelbſt aus; ſein Geiſt wirkt nur im Diminutiv, in hundert homöopathiſchen Theilchen; zwölf Zeitſchriften werden von ihm unter verſchiedenen Namen redigirt, in zwanzig andern correſpondirt er, nach funfzig andern hat er Biographieen, Nekrologe, Worte der Erinnerung über und an Michael Beer geliefert. Bei dem allen beſorgt er ſeine mediciniſche Praxis, leitet Abends die Claqueurs in „Robert der Teufel,“ verſorgt den neuen „Beobachter an der Spree“ mit ſtädtiſchen, eine mediciniſche Zeitung mit mediciniſchen Beobachtungen.““ „Halten Sie ein!“ — rief ich aus, — „welch ein Mann. Dr. G... iſt ein ächter Berliner an Laune und Bonhommie und ein wahrer Induſtrieritter im Felde der Wiſſenſchaft und Literatur.“

Jetzt eilte eine lange Geſtalt, mit dem Johanniter-Orden geſchmückt, durch die Zimmer, durchflog die Zeitungen, flüſterte hier und dorthin, demonſtrirte rechts und links und empfahl ſich dann eilig. Das mit Neuigkeiten beſetzte Geſicht zog mich an. „Wer iſt dieſe ewige Beweglichkeit?“ fragte ich einen Naheſitzenden. „„Herr v. T......, der Beſitzer einer liebreizenden Tochter, ein Mann, der allenthalben Gönner und Freunde hat, ein Protector der Kunſt, ein Vermittler aller Concerte, mit einem Worte, ein Ritter der Muſen und Gracien.““

„Alſo eine Berliner Notabilität.“ „„Allerdings, eine Berliner Curioſität.““ „Berlin ſcheint mehre Curioſitäten zu beſitzen?“ „„Ja wohl, da uns vis à vis erblicken ſie eine zweite.““ Ich richtete meine Augen auf einen Menſchen, der ein Dutzend Zeitungen mit ängſtlicher Fürſorge zu hüten ſchien, indem er ſie mit ſeinem Arm bedeckt hielt. „„Es iſt der Zeitungsbär,““ ſprach mein Nebenmann.

Auch Heinrich St....... ſah ich bei Stehely. Eine phantaſtiſche Figur mit großem Quäkerhut durchſtrich in flüchtiger Haſt die Zimmer, rechts und links in die Zeitungen blickend und ſich, nach kurzem Verweilen und einigem Umblicken, eben ſo raſch empfehlend.

Heinrich St...... mag durch das blutige Ereigniß ſeines Lebens noch mehr Unſtätigkeit erhalten haben. Ob Charlotte die Zerriſſenheit ſeines Schriftſteller-Weſens, dieſes durcheinander von Hegel, Göthe, Liberalismus, ruſſiſchen Oheimen, polniſcher Begeiſterung und amtlichen Pflichten durch ihren entſetzlichen Entſchluß heilen wollte, ob ſie ihrem Heinrich wirklich eine beſtimmte Richtung durch jenen Dolchſtoß geben wollte, tragiſchen Stoff, moderne Liebe und unerhörte Originalität, oder ob Alles Nervenſchwäche, ſich aufopfernde Sentimentalität, kränkelndes Gefühl und Hyſterie war? Ich weiß es nicht. Wer will hier mit Beſtimmtheit entſcheiden? Beweiſe liegen nicht vor. Es handelt ſich hier um eine Alternative einer *Heldin* oder *Wahnſinnigen*, um Achtung oder Mitleid. Ich ſtehe über jenen Verhältniſſen, die an jede That den praktiſchen Maßſtab anlegen laſſen. Der Selbſtmord kann ſo gut hehrer Muth, wie Feigheit ſein.

Im erſteren Sinne haben den Tod Charlotten's häufig diejenigen genommen, die ihr fern ſtanden; ſie ſahen nur die poetiſchen Elemente jener That und waren edel genug, ſie von allen Flecken zu reinigen, die Staat und Kirche an ihr gewahren mochten. Als gerechte Richter aber mußten ſie nun den unglücklichen Gatten um ſo tadelnswerther finden, ihn, der zwiſchen den verſchiedenartigſten Eindrücken umher geworfen, es nicht verſtand, Wirklichkeit und Poeſie von einander zu halten und die Poeſie der Parthei von der Dichtung zu ſondern. St...... lebte — wie ein geiſtreicher Kritiker ſagt — ruſſiſches Naturleben und polniſche Begeiſterung, Göthe'ſche Poeſie und deutſche Freiheit, er litt an Schriftſteller-Ruhmſucht, aber er konnte keine Vermittelung finden, keinen Weg zur Unſterblichkeit. Charlotte, das feſte, conſequente, in ſich einige Weib, das Ideal der Liebe wollte ihm dazu verhelſen. Dieſe Anſicht, die Charlotte als ein Weib der That und nicht der Schwäche hinſtellt, findet indeß in Berlin keinen Anklang, vielleicht aus dem Grunde, weil ſie rein poetiſch und über allen Verhältniſſen erhaben iſt. Man hilft ſich hier mit dem beſten Aushilfsmittel in dergleichen Dingen, mit der chriſtlichen Liebe und mit Stillſchweigen; man ſpricht von Charlotten's That mit Achſelzucken, mit jenem mitleidigen Gefühle, das für den Gatten wohlthuend iſt und für die Todte keine Entſcheidung herbeiführt. (Fortſ. folgt.)

Muſik in Frankfurt.

Unſere Muſeen haben ſeit dem 16. October wieder begonnen und erfreuliches dargeboten. In dem erſten: Lachner's große Symphonie (D Moll.)

Wenn das Mannichfaltige in eine einen Totaleindruck erzeugende Einheit zu bringen, die Aufgabe eines jeden größeren Tonwerks iſt, ſo ſtellt ſich dieſe Nothwendigkeit beſonders bei der Symphonie heraus. Es iſt ſchwer, ohne irgend eine Beziehung zur Handlung durch die Inſtrumental-Muſik eine beſtimmte Empfindung zu erregen, ſo zu ſagen, ein Bild vor die Augen zu ſtellen, deſſen Verſtändniß durch Anſchauen der pittoresken und romantiſchen Gruppen, durch ſeine Schatten und Farbenpracht nicht leide. Dieß iſt der Fall bei Beethovens Symphonieen, deren einzelne Intentionen — gleich den rhetoriſchen Figuren einer Abhandlung — ſich zu einem Ganzen fügen, welchem eine ſinnliche Auffaſſung zu geben, es dem Literaten nicht an Worten fehlen würde. Herr Lachner beurkundet in dieſer Symphonie Phantaſie und gründliche Kenntniſſe der Harmonie. Aber die Weihe dichteriſcher Begeiſterung hat er nicht empfangen. Wir empfinden die Großartigkeit des Styls. Wir bewundern die Fertigkeit, womit er ſeine Gedanken durchführt, ſchürzt und löſ't. Aber wir vermiſſen einen Inhalt. Wir begreifen nicht, was der Componiſt mit ſeiner Symphonie, was dieſe mit uns gewollt habe. Unſer Gemüth iſt nicht auf einen Punkt gerichtet; es wird auf das Meer der Töne verſetzt, ohne Steuer und Compaß, und hin und her getrieben, ohne zu wiſſen, wohin, und das Ergebniß der Unterhaltung iſt: Gedankenverwirrung oder Gedankenloſigkeit. Wir ſind bei jedem Punktum der muſikaliſchen Periode vollkommen befriedigt, ohne die Ahnung eines möglichen Nachſatzes zu haben, aber dieſer und dann wieder einer, erfolgen ohne Herausſtellung einer Urſache und ermüden deßhalb als unbedingte und zweckloſe Längen. Jeder dieſer einzelnen Gedanken, in irgend ein einzelnes Tonſtück verwandelt, würde eher als ein an und für ſich wohl gerundetes Ganzes betrachtet werden können. Wir ſehen hier nur die einzelnen zermeißelten Glieder von der Grundidee eines antiken Koloſſes. — Das Muſeum beſuchende Publikum iſt keines, das bloße Zerſtreuung ſucht. Es will belehrt ſein. Es will ſich anſpannen, nicht abſpannen. Sein Geiſt will arbeiten, aufmerken, faſſen und verſtehen. Aber dennoch wird es in ſo bunte zerſtreuende Mannichfaltigkeit geſtürzt, daß das eben Gewonnene durch Neues, ich will nicht ſagen, Unpaſſendes, wieder geraubt wird. — So gab Madame Fiſcher-Achten die treffliche Arie aus Fidelio mit obl. Hörnern, und Demoiſelle Kratky eine Scene aus Bellini's „Puritanern." So hörten wir Violoncell-Variationen und abermals Mendelſohns Ouvertüre aus Fingals-Höhle. Ich möchte ſagen, daß es Schade ſei um den Grad der Vollendung, mit der dieſe Anſtalt producirt. Ausgeſuchte Gerichte, die man kaum Zeit gewinnt zu genießen, viel weniger zu verdauen! — Das zweite Muſeum gab Beethoven's C. Moll Symphonie. Hier iſt die Form des Weſens wegen da. Hier bedarf es weder des Textes noch einer Pantomine als Commentar. Eine Tenor-Arie aus Weber's Sylvana, ein Divertimento für die Violine, die berühmte Arie Mozart's mit obl. Clavier, ein Potpourri für Violoncell, und die Ouvertüre zu Ali Baba wechſelten zwiſchen üblichen Vorträgen und Deklamationen. Ein witziger Kopf machte die Bemerkung, die Muſik dieſer Ouvertüre ſei nicht von dem alten Cherubini, ſondern von dem alten Cherubini; und wahrlich — bloß der Name des Hochprieſters bewahrt dieſen rhapſodiſchen Eingang vor Zeichen des Mißfallens. Herr Freimüller und Demoiſelle Halbreiter gaben die angebotenen Arien der Compoſition würdig. Herr Haupt aus Dresden das Divertimento mit Beifall. Weil doch grade von Muſik die Rede iſt, finde ich paſſend des Vortrags eines lyriſchen Gedichts von Rouſſeau zu erwähnen, womit uns die Sängerin Madame Fiſcher-Achten überraſchte. Dieſes Organes Schmelz, erzeugt vom tiefgefühlten Hauch der Lippe, übt ſeine Zauber auch über das Wort aus. Ich komme auf den Gedanken, man ſolle den Sänger erſt ſprechen laſſen, um ſchließen zu lernen, ob der Vortrag ſeines Geſanges auch wirklich ſeelenvoll ſein könne. —

Concerte gaben Fräulein Bertha Lewig, Pianiſtin und Louis Lee, Violoncelliſt aus Hamburg, erſtere eine Schülerin von Jacob Schmitt, einem Bruder unſers Aloys. Ich halte nicht viel auf ſogenannte Wunderkinder. Es ſind gewöhnlich geräuſchvoll aufſteigende Leuchtkugeln, die am zu früh erreichten Zenith ihrer Kunſt-Stücke ſpurlos verſchwinden. Hier nicht ſo. Beide Kinder ſcheinen durchdrungen von der Bedeutung der Kunſt. Beſonders der Violoncelliſt, der mit ſeltner Kraft für ſein zartes Alter ſeinem ſchwierigen Inſtrumente ein inneres empfundenes Leben mittheilt. Hier wird Mechanismus durch eine belebende Kraft geleitet. Es wäre Schade, wenn dieſe Frühreife nicht gepflegt würde. Noch ein Paar Jährchen ſtiller Studien unter dem Schutze eines Mäcen — dann möchte ich dieſe Kinder wieder hören. Sie würden mit unſern Erſtgenannten in die Schranken treten können. Sie ſpielten viermal mit großem Beifall, — zweimal erſte Sätze von Moſcheles (G. Moll) und Romberg (E. Moll), und zweimal Variationen über gar nette Opern-Themate. Der junge Mann producirte auch die erwähnten Violoncell-Solo's im Muſeum. Ich möchte blutige Thränen weinen, daß ſo edle Kräfte verloren gehen ſollten im Chaos der Zeitanſprüche!? Herr Fiſcher ſang eine Baß-Arie von Mozart am Clavier. Herr Fiſcher verdient, daß er die Schweſtern dieſer Arie auch vortrage! Herr Hecht, eine neue Erſcheinung an unſerem Firmamente des Geſanges, trug zwei Lieder von Roſenhayn mit gefühltem Ausdruck vor und einer ſonoren, weichen Baritonſtimme. Das Concert war beſſer beklatſcht als beſetzt. — Noch ein Concert gab Fräulein Liſette Leibold aus Würzburg; erblindet. Eleiſon! — In Norma, (zweimal) die Stumme und Montechi und Capuletti ſang Herr Freimüller vom Mainzer Stadttheater die Tenor-Parthien. Der Gaſt hat eine ſchöne Stimme und trägt gut vor. Für anſtrengende Parthien möchte ihm jedoch Ausdauer fehlen. Er iſt einer von den Beſſeren, die Herrn Schmezer nicht zu erſetzen vermöchten, wenn wir, wie es heißt, denſelben verlieren ſollten. T.

Buntes.

⁂ Auf dem Vaudeville fand ein kleines Stück: Un mariage sous l'empire, vielen Beifall. Der Inhalt iſt kürzlich folgender: Napoleon vermählt nach ſeinem Syſtem, den alten Adel mit den damaligen Parvenus zu vermiſchen, oder wie er es nannte, de croiser les races, einen ſeiner Offiziere mit der Tochter eines zurückgekehrten Emigranten. Dieſer iſt mit ſeiner Tochter ſchon verdrießlich, daß der junge Mann ein Roturier iſt; als darauf aber deſſen Eltern, zwei Bauern, erſcheinen, bricht ihr Unwille aus. Der junge Offizier verläßt beleidigt hierauf ſeine Gemahlin und kehrt zum Heer zurück. Dieſe fühlt aber Reue, verliebt ſich in den jungen Mann, der als höherer Offizier ſpäter zurückkehrt, ohne erkannt zu werden, ſeine Frau beobachtet und ſich mit ihr ausſöhnt.

⁂ Eine Geſchichte Englands wird jetzt in Frankreich herausgegeben, welche dadurch merkwürdig iſt, daß ſie die Sitten des engliſchen Mittelalters durch Platten ſämmtlich erläutert. Der Verfaſſer iſt: Roujoux, Charles Nodier hat auch daran gearbeitet. Dem Könige Louis Philipp hat der Plan ſo ſehr gefallen, daß er ſich mit 4000 Francs ſubſcribirte.

⁂ Der bekannte General Allard, welcher die Truppen des indiſchen Rajah von Lahore disciplinirte, welcher durch Jacquemont genug bekannt iſt und ſich jetzt in Frankreich aufhält, hat eine merkwürdige Sammlung antiker Münzen, die er im nördlichen, von England unabhängigen Indien zuſammengetragen hat, nach Europa mitgebracht, und ſteht mit der franzöſiſchen Regierung in Unterhandlung, um ſie ihr für das Pariſer Münzkabinet zu tauſchen. Die Münzen ſind ſämmtlich macedoniſch, von Alexander und ſeinen Nachfolgern.

⁂ Von der ſchon öfter erwähnten: revue retrospective iſt ein neuer Band erſchienen. Auch dießmal enthält er intereſſante Aufſätze; z. B.: die Civilliſte von Ludwig XV, Briefe der Maria Stuart aus dem Gefängniſſe in England an Mitglieder des franzöſiſchen Königshauſes, und einen Bericht Napoleon's an den Senat über den Bruch der Verhandlungen von Chatillons, den der Kaiſer einem ſeiner Secretäre dictirte.

⁂ Von den Fastes de la revolution Française von Dupont und Marast iſt der 8te Theil erſchienen, dieſer enthält eine Sammlung aller Zeugniſſe und Berichte über den 31ten Mai, den Vorläufer des 10ten Auguſt's.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 267. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 11. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Von meiner Krankheit blieb mir nichts übrig, als bei den Verhaftungen, welche unſre Regierung von Zeit zu Zeit verfügt, von den zunehmenden Auflagen, unter welchen das arme Volk ſeufzt, eine plötzliche Erinnerung, als hätte ich alle dieſe Drangſale Einzelner und Aller ſchon einmal erlebt. Selbſt der Umſturz unſrer alten Verfaſſung, die Errichtung des weſtphäliſchen Königsthrons, alles das war mir nicht neu, aber es überraſchte mich dennoch. Es war mir, als wären alle dieſe Erſcheinungen mir in einem längſt vergeſſenen Traume einſt vorübergegangen, ich ſah ſie nicht kommen. Übrigens iſt ſeit jener Krankheit mein Ahnungsvermögen faſt gänzlich in eine Beſchauungsfähigkeit übergegangen. Ich empfinde das Kommende ſelten mehr voraus, ſondern ich ſehe das Gegenwärtige, wie es auch meinem Körperauge verhüllt ſein mag. Ich glaube, daß dieſe Umwandlung ihren Urſprung in der gänzlichen Umſtimmung meiner Nerven hat; mit meinem Arzt habe ich nie darüber geſprochen. Eben ſo ſchieb' ich es auch auf die jedesmalige Diſpoſition meiner Nerven, wenn ich die mir durch körperliche Gegenſtände verborgenen, oder durch weite Zwiſchenräume von mir getrennten Erſcheinungen, mehr oder minder hell, oder auch wohl gar nicht ſehe; denn oft bin ich wochenlang frei von dergleichen Viſionen, und oft reihen ſie ſich ſo ſchnell einander an, daß ich ihnen mit meinem geiſtigen Auge kaum zu folgen vermag. Auch ſehe ich ſeit langer Zeit ſchon nichts, als was mich ſelbſt und meine nächſten Angehörigen betrifft, und nie in meinem Leben hab' ich deutlicher geſehen, als heute Sie im Garne des Teufels Vautour! — Ich arbeitete mit großer Anſtrengung, da entſank mir die Feder wie gewöhnlich, denn mein Körper wird immer unthätig, wenn mein Geiſt ſich zu einem ſeiner myſteriöſen Blicke anſchickt; — ich ſah Sie neben Vautour ſitzen, vernahm Ihre unbedachten Äußerungen über Deutſchlands Wunden, ſah den Spion heimlich lächeln, und mein Entſetzen lähmte meinen Seelenblick, ich ſprang auf, und eilte Ihnen nach. Auf dem halben Wege zum Garten holte mich ein leerer Wagen ein; ich bedung mir einen Platz bis dorthin und ſtieg ein. — Unterwegs wiederholte ſich meine Viſion: ich ſah, wie Vautour mit ſeinem Rohr das Wort „garo“ in den Sand zeichnete; — ich ſah, wie er, vor Ihnen ſtehend, aus ſeiner verborgenen Ärmeltaſche das Billet hinterrücks hervorzog, und es nieder warf; — ich ſah, wie Sie es fanden, und laſen; ich las es mit, wollte Ihnen warnend zurufen, aber ich war keines Wortes fähig und konnte Sie nicht verhindern, das Blatt zu vernichten, welches Sie der Polizeibehörde hätten übergeben müſſen, die es jetzt ſchon weiß, daß Sie der Finder und der Verheimlicher jenes, zur Prüfung Ihrer Geſinnungen hingeworfenen Blattes ſind!“

„Gott im Himmel, ich bin verloren!“ rief Selm in Todesangſt. — „Vater, zwingen Sie Ihr Seelenauge zum Blick in die Zukunft, ſagen Sie mir, wie ich mich rette?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Profeſſor; „meine Viſionen laſſen ſich nicht erzwingen; doch, ich bin noch nicht hoffnungslos. — Dieſer Bautour macht mich, in Betracht Ihrer, zweifelhaft an ſich ſelber: er beabſichtigt, Sie zu verderben, vielleicht ſchon aus Haß gegen mich — und dennoch warnt er Sie; ſelbſt ſein letztes Wort war eine deutliche Mahnung, ſich vor ihm zu hüten. — Hat der Teufel, der mich zum Verräther meiner Freunde, zum Verderber der edelſten Menſchen, zum Mörder meines Bruders machte, hat er auch in dieſer Warnung einen Doppelſinn verſteckt, der Sie deſto ſicherer in ſeine Hände liefern ſoll?"

Der Juſtizrath ſann eine Weile nach; dann ſprach er: „Mein lieber Vater, iſt der Doktor das Ungeheuer, welches Sie ſchildern, ſo darf man ſeiner Warnung nur eine neue Fallgrube unterlegen, und es würde thörigt ſein, ihrer zu achten. Vergeſſen Sie auch nicht, daß meine unvorbereitete Abreiſe von hier mich in der That verdächtig machen könnte; All' unſere Bekannte wiſſen, daß ich einen dreiwöchentlichen Urlaub habe; Allen iſt es bekannt, daß wir Sie ſeit unſrer Verheirathung nicht geſehen haben, und plötzlich brechen wir unſern Beſuch ab, ehe meine Urlaubszeit zur Hälfte verſtrichen iſt. — Hat man mich bereits in Verdacht, wie wird ein ſolches Verfahren denſelben in den Augen einer ſo argwöhniſchen Regierung, wie die unſrige, beſtätigen?"

„Allerdings," ſeufzte der Vater; „unmotivirt darf Ihre Abreiſe freilich nicht ſein; aber auch hier dürfen Sie nicht bleiben. Jedes Ihrer Worte, jeder Ihre Blicke iſt hier einer Spionerie unterworfen, die nur der Ketzerriecherei der ſpaniſchen Inquiſition zu vergleichen iſt. — Doch ich falle auf einen Gedanken: Sie bleiben noch einige Tage hier; wir erzählen unſern Freunden, daß Sie die Abſicht haben, bei Gelegenheit Ihrer Rückreiſe das Harzgebirge zu beſuchen; und deßhalb etwas früher von hier abgehen würden; nehmen Abſchied — und damit wir auch nichts dabei verlieren, ſo bringe ich meine Geſchäfte durch einen Freund unter, und begleite Sie nebſt meiner Frau auf Ihrer Brockenreiſe, bis Ihr Urlaub abläuft, und Sie nach Oſt und wir nach Weſten zurückkehren. — Dann leben Sie ſtill und gehen Gott vertrauend Ihren gewöhnlichen Gang fort."

Der Vorſchlag wurde noch ausführlicher beſprochen und endlich gebilligt, obgleich des Profeſſor Selm's Einwürfe, daß das Argusauge der Polizei die Wohnungen und Promenaden dieſer Stadt zu durchſpüren wiſſe, nichts entgegen ſetzen konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

In jene freudenreiche Zeit, wo unſer Freund ſich mit der Compoſition der Undine beſchäftigte, verwebt ſich auch die Feier eines merkwürdigen Hochzeitfeſtes, der Hoffmann mit Marcus, mir und andern Freunden, beiwohnte, und die durch das tragiſche Ereigniß, daß während derſelben Einer ſtarb, ihm ſtets im Gedächtniß blieb, wovon ſeine ſpätern Briefe an mich Zeugniß geben.

Die Kellnerin des Gaſthauſes zur Roſe, des wohlbekannten, von Hoffmann ausſchließlich beſuchten, feierte ihr Hochzeitmahl in dieſem Lokale. Nach beendigtem Souper, bei welchem der Freund, wie Alle überaus vergnügt waren, ward bei dampfender Punſchbowle zum Tanze geſchritten.

Kurz vor demſelben, es mochte gegen 12 Uhr ſein, bemächtigte ſich meiner ein unbehagliches Gefühl, was ſich von Minute zu Minute und endlich zu einer unbeſchreiblichen Angſt ſteigerte. — Hoffmann ſpöttelte darüber, nannte mich einen Hypochonder, Störer ſeiner guten Laune, u. ſ. f. Ich ließ mich dadurch nicht abhalten, nach Hauſe zu gehen, und fand während des Ganges mich ſchon viel beruhigter.

Ich ſchlief ruhig ein und fort bis früh halb 6 Uhr, als ich durch leiſes Klopfen an der Thüre geweckt wurde. Hoffmann trat auf mein Hereinrufen mit einem Glaſe Cognac in der einen, und einem Bogen Papier in der andern Hand, an mein Bett, ſo beginnend:

„Guten Morgen Geſpenſterſeher. Wie geht's?"

Gut. Und Ihnen?

„O, flott, oben auf; aber ſterben müſſen wir Alle!" (Hier lachte er laut auf.)

Was iſt Ihnen denn?

„Sehen Sie, ein kleiner Schnörkel hat ſich dieſe Nacht zugetragen, wovon Dieſelben einen kleinen Vorgeruch zu haben beliebten. Ich komme recta vom Galgen, — der Roſe, wollt' ich ſagen! Dieſer Mann da (auf das Papier zeigend) iſt ein ſchöner Engel geworden! Auch die Todten ſollen leben!" (trinkt.)

Erklären Sie ſich doch, ſagte ich ängſtlich.

„Nun ſehen Sie, Theuerſter, kaum waren Sie zur Thüre hinaus, ſo fordert X. . (der Name des Gemeinten iſt mir entfallen) die Braut zum Tanze auf, drehet ſich ein paar Mal mit ihr herum, ſtülpt um und iſt mauſetodt! Sehen Sie, (wieder das Papier mir vorhaltend, auf welchem er die Scene, mit Bleiſtift gezeichnet entworfen) da ſteht er noch feſt, Brill auf der Naſ'!"

So beſchrieb Hoffmann mit heiterſter Laune einen Vorfall, der ein Schrecken aller Anweſenden war.

Der vom Schlage Getroffene, war ein, bei hieſigem königl. Siegelamte Angeſtellter, hatte ſich vor dem Souper durch ſtarkes Laufen von dem Luſtorte Buch herein, echauffirt, ſchnell und ſtark darauf gegeſſen und getrunken, und fiel ſo als Opfer einer Wette, die er mit einem Andern gemacht, der Erſte an der Tafel zu ſein, die er zwar gewann, aber leider mit dem Leben büßte.

Auf meine, Hoffmann bezeugte Verwunderung, wie er darüber ſo ſcherzen könne, erwiderte er:

„Warum nicht? Iſt der proſaiſche Kerl wohl eines Mitleids werth? Starb er, der ſo durchaus gar kein Verdienſt hatte, als daß er erklecklich viel ſiegelte, nicht wenigſtens in ſeinem Berufe, indem er die Wahrheit auf's Neue beſiegelte: daß man dergleichen dumme Wetten unterwegs laſſen ſoll? So bleibt er uns ſtets als warnendes Beiſpiel im Gedächtniß, während, wäre er auf dem Bette geſtorben, kein Hahn mehr nach ihm gekrähet hätte. — Stehen Sie auf, Beſter, ziehen Sie ſich an, wir wollen ihn beſuchen, — er liegt in meiner ehemaligen Malerkammer unter dem Garderobezimmer, — darauf frühſtücken und dann eine Promenade machen, denn mir iſt doch etwas flau und katzenjämmerlich zu Muthe!"

Ich that, wie er geheißen, wir beſuchten den Verſtordenen, zwar Jeder anfänglich mit andern Gefühlen, doch vereinigten ſich dieſelben, nachdem wir uns darüber verſtändigt, zu einem, nämlich dem: der aufrichtigſten Theilnahme an ſeinem Schickſale ſowohl, als an dem der Braut, der dieſe verhängnißvolle Nacht ein verhängnißvolles Leben zu verkünden ſchien, was aber bis heute, nach 28 Jahren, ſich nicht bewahrheitete.

Man würde unſern Freund wieder falſch beurtheilen, wenn man nach ſeiner Erzählung auf ſeine Gleichgültigkeit und Untheilnahme am Vorfalle ſchließen wollte. Er mochte im Augenblick nicht wenig davon frappirt ſein, liebte es aber nicht, ſich unangenehmen Gefühlen hinzugeben, ſuchte ſich im Gegentheil möglichſt hinaufzuſchrauben, und glaubte auch vielleicht durch ſeine komiſche Erzählungsweiſe mich weniger zu tangiren.

Verkennen wird der aufmerkſame Leſer aber nicht, daß mein Schluß des dritten Abſchnitts in Bezug auf Hoffmann:

„Haß Allem, was auf mich im Leben ſtörend einwirkt,“

ihm auch bei dieſer Scene zur lebendigſten Anſchauung gekommen ſein wird, und mit vollem Rechte auch dieſen ſiebenten Abſchnitt ſchließen darf.

VIII.

Julia. — Verlobungsſcene, wobei Einer ſtürzt. —

Es iſt nun wohl an der Zeit, jenen Gegenſtand von Hoffmann's Anbetung dem Leſer vor Augen zu führen, der, wie im dritten Abſchnitte bemerkt wurde, ihn als Lebensprinzip während ſeines Bamberger Aufenthalts nährte, leitete, ſtärkte, ergötzte, erſchütterte, und endlich zu Boden warf.

Es war dies Julie M. . ., ein Mädchen von ſechzehn Jahren, als er ſie kennen lernte, blühend und mit einer natürlichen, kräftigen Bruſtſtimme ausgerüſtet. Sie ward Hoffmann's Schülerin.

Ihre Mutter, gegenwärtig mit ihrer zweiten verheiratheten Tochter in Petersburg lebend, erkannte bald Julia's Talent, und ſah bei ihrer routinirten Weltbildung wohl ein, wie erſprießlich der Geſangunterricht unſers Freundes ihren beiden Töchtern werden könne.

Bei Hoffmann's vielſeitigen Kenntniſſen, ſeiner Laune, ſeinem Witze, konnte es nicht fehlen, daß aus dem Hauslehrer bald ein Hausfreund ward.

Derſelbe konnte nicht nur muſiciren, er konnte zeichnen, malen, trefflich erzählen, franzöſiſch und italiäniſch parliren ꝛc. — was Wunder, daß ein ſolcher Tauſendkünſtler, der in Soiréen, die Madame öfters zu geben pflegte, herrlich zu gebrauchen war und ſehr bald ſich Eingang zu verſchaffen wußte.

Der Muſikunterricht ward von Seiten des Freundes mit höchſtem Eifer täglich in dieſem Hauſe geübt, und ſeine Schülerinnen belohnten ihn dafür durch ſtrengſte Aufmerkſamkeit, volles Zutrauen und ſchnelle Fortſchritte.

Julia ward aber bald ſein Liebling; auf ſie verwandte er ſeinen ganzen Fleiß, ſie ward ſofort, ohne daß ſie anfänglich etwas davon ahnete, der Gegenſtand ſeiner Bewunderung, ſeiner Liebe.

Sie ſehen, und, war er nicht bei ihr, von ihr ſprechen war ſeine größte Seligkeit, wie ich im dritten Kapitel bereits dem Leſer berichtet.

Dieſem ſchwebt aber höchſt wahrſcheinlich die Frage auf der Zunge: „war denn dieſe Angebetete ein ſo überirdiſches Geſchöpf, daß ſie einem in der Welt verſuchten, erfahrenen Manne wie Hoffmann, mit ſeiner Perſönlichkeit, den Kopf ſo völlig verrücken konnte?“

Die Beantwortung dieſer Frage fällt mir ſehr ſchwer, theils weil ich fürchten muß, viele ſeiner Verehrer aus ihrem Traumhimmel zu reißen, und theils, weil ich dadurch den, das Haupt unſers Freundes umleuchtenden Nimbus verjage, und ihm dafür einen recht ſchönen feinen Filzhut nach neueſter Façon aufſetzen muß. Der dem Leſer verſprochenen Wahrheit bin ich aber dieſe Opfer ſchuldig.

Fräulein Julia war ein recht hübſches, blühendes, liebenswürdiges Mädchen, wie wir deren übrigens in Reſidenz- wie in Provinzialſtädten wohl öfters finden. Ja, der nüchterne anatomirende Verſtand würde ſogar gefunden haben, was unſer Freund nicht fand, daß jene etwas über die Gebühr gefüllten und gerötheten Wangen eher den Pinſel der niederländiſchen, als der italiäniſchen Schule beſchäftigen könnten, und daß das Embonpoint des Körpers ebenfalls eher in den Gemälden eines Rubens als eines Raphaels anzutreffen ſei.

Was ihre intellektuelle und ſittliche Bildung betrifft, ſo muß bekannt werden, daß ſie allerdings einen recht natürlichen Verſtand, ein wahrhaft kindliches Gemüth beſaß, was unbedingt ihrem Lehrer, als ſolchem, ergeben war, keineswegs aber den poetiſchen Funken in ſich bewahrte, den Hoffmann ſo oft der Welt verkundete, den er zwar leuchten ſieht, der aber nur der Widerſchein ſeines eignen iſt.

Hoffmann's Phantaſie, die eben ſo geneigt war, das Sinnliche wie das Geiſtige ſtets zu potenziren, ſchuf ſich ein Ideal aus dem vorhandenen Stoffe, das in ſeiner Phantaſie lebte, bis zu ſeinem Tode wirkte und, zeugend, gleiche Kinder ſchuf.

Seine Liebe zu Julien kann man einen fixen Wahnſinn nennen, da ſie nicht durch das geringſte Entgegenkommen von Seite der Geliebten erwiedert, ja, in ſpäterer Zeit vielleicht bemitleidet ward. Profanen mußte ſie ein Gegenſtand des Spottes werden, wenn ſie ſich beide Liebende gegenüber dachten, ſeinen Freunden aber, die fähig waren ihn ganz zu durchſchauen, ein Gegenſtand des Ärgers und Bedauerns, wenn ſie die Blößen oft wahrnahmen, die er zeigte, und welche nicht das reine Bild platoniſcher Liebe erblicken ließen.

Eine tüchtige Portion Sinnlichkeit hatte im Hauſe ſeiner Phantaſie Platz genommen, wie er dies dem ſcharfſinnigen Leſer ſeiner Schriften nur zu oft verräth, namentlich im „Hunde Berganza“ bei mehrern Stellen, beſonders bei Beſchreibung der famoſen Hochzeitsnacht. *)

Meine Vorſtellungen gegen dies ſich mir nicht ſelten kundgebende Gefühl fruchteten nicht nur nichts, ſondern erbitterten den Freund, da der Verrath ihn bald darauf ſchmerzte, und er zu dem Bekenntniß ſeiner Schwäche nie gelangen konnte noch mochte.

Er blieb ſich gern ſelbſt ein Räthſel, vor deſſen Auflöſung er ſich ſtets fürchtete, und auch von mir verlangte er, daß ich es als eine heilige, unauflösbare Hieroglyphe betrachten möchte. — Ich ließ ihn daher in ſeinem ſchönen Wahn, da ich einſah, daß ein plötzliches Zerreißen des geheimnißvollen Vorhangs ihn nur auf das Schmerzlichſte verwunden würde, ohne je eine Heilung vorauszuſehen.

Wäre es übrigens geſchehen, und es mir möglich geweſen, ihm das nackte Bild ſeines Zuſtandes vor Augen zu ſtellen: — ich bin überzeugt, die Welt wäre um eine Menge ſeiner Phantaſieſtücke ärmer! (Fortſ. folgt.)

---

*) S. Phantaſieſtücke, 2. Aufl. 1. Band, Seite [illegible] bis 30.

Tauſchhandel.

Mägdlein hinter'm Rebenlaube,
Mägdlein, brich mir eine Traube!

Aber mit den weißen Händen
Mußt du mir die Traube ſpenden.

Aber mit den rothen Lippen
Mußt du von den Beeren nippen.

Mägdlein hinter'm Rebenlaube,
Nicht umſonſt will ich die Traube.

Will, ſo viel ich zähle Beeren,
So viel Küſſe dir gewähren;

So viel ſüße Worte weihen,
Als mich Beeren ſüß erfreuen.

Auch ein Lied ſei dir beſchieden!
Mägdlein, biſt du nicht zufrieden?

Ludwig Bechſtein.

Reflexe.

⁂ Es exiſtirt eine ordentliche Fabrik, die Menſchen reich zu machen „auf dem Wege der Lotterie.“ Bald iſt's eine Wienerbrauerei, bald eine deutſche Baronie, bald eine polniſche oder ruſſiſche Herrſchaft, die man darin gewinnen kann. Das letzte dieſer Glücksgüter hat der Banquier Heinrich Reinganum ausgeboten, es heißt: Samokleski und beſteht aus ſieben Dörfern, die romantiſche Namen haben; wie: Havadka, Kiopotnika, Pilgrzymka ꝛc., und umfaßt eine Population von 3200 Seelen mit 25,000 Morgen Landes. Wenn ich nicht Furcht hätte, es möchte ſich unter den zukünftigen Unterthanen dieſes Reichs ein politiſcher Schwärmer a la Fieschi finden, der eine Höllenmaſchine auf mich abbrennt, ſo würde ich eine Aktie nehmen und zwanzig Franken an der Oper ökonomiſiren. Fieschi, Fieschi! — nein, ich laſſe mich nicht verführen, ein Souverain zu werden.

⁂ In einem Pariſer Journal-Artikel las ich kürzlich die ſublime Phraſe: „Nos ministres vont à la chasse, c'est vraiment de la guerre civile.“ Acht Tage darauf wollte der Charivari ein Stück Wild von dieſer Jagd publiciren und da ſtrich ihm die lithographiſche Cenſur das Blatt. Der Satyriker hatte ein Kaninchen darauf in einer Stellung conterfeit, die auf den erſten Blick die Figur eines Mannes darſtellte, der ſehr lange Ohren hat. „C'est horrible,“ rief darüber der Redakteur: „nous n'avons plus même la liberté de publier des lapins, vus non *de face*.“

⁂ Ich habe kürzlich in der Allgemeinen Zeitung eine Kritik eines noch nicht erſchienenen Buchs von einem gewiſſen Berliner Baron geleſen, der ſich ſeit einigen Jahren in Paris aufhält. Dieſer Baron, ſo hat man mich glaubwürdigſt verſichert, hat in Deutſchland ein ſehr zahmes Werk, aber in Paris im Meſſager des Chambres ganz entſetzliche politiſche Brandfackeln, vulgo: Correſpondenzen über Deutſchland geſchrieben, in Folge deren andere an der Sache ganz unſchuldige Publiciſten denuncirt wurden. Ich hoffe, daß ich das Buch dieſes Barons zu ſehen bekomme, aber ich wünſche nicht, daß andere Recenſenten als die Correſpondenten der Allgemeinen Zeitung Kritiken darüber ſchrieben.

Buntes.

⁂ Am 20ten October gegen 5 Uhr Abends ſahen Landleute in der Nähe des Agar (England) ein ſeltenes optiſches Luftphänomen, nämlich eine Menge von phantaſtiſchen Nebel-Reitern, mit Zügeln, Sporen und Säbeln, welche förmlich manövrirten. Das Schauſpiel dauerte bis zum Eintritt völliger Dunkelheit. Die armen Landleute hatten keinen kleinen Schreck davon und fürchteten nichts geringeres als den Einbruch einer feindlichen Heeresmacht, beteten und ergriffen die Flucht. Das Phänomen lieferte für einige Tage das Thema der Converſation in Briſtol.

⁂ Im Laufe des Octobers kamen in Paris 22 neue Stücke von 35 Autoren zur Aufführung, (eine Komödie, eine komiſche Oper, drei Dramen und ſiebenzehn Vaudeville.) Gefallen haben davon: „Don Juan d'Autriche“ (Comédie française), „le mari charmant“ (Gymnase), „la Perichole“ (Palais-royale.) — Duponchel hat die beiden Schweſtern Brambilla engagirt. — Dem. Flécheux iſt als Alice im „Robert le diable“ mit großem Beifall aufgetreten. — Die Opéra comique hat für den Winter Madame Damoreau, Dem. Jenny Colon und zwei der beſten Sänger aus der Provinz, die Herren Roy und Grignon engagirt. Auf das Repertoir der Opéra comique kommt ein neues Werk Meyerbeer's und mehre ältern Opern, die längere Zeit nicht gegeben worden ſind, wie: Zampa, die Braut, Fra Diavolo, ꝛc. — Die Comédie française öffnet ihr Terrain jetzt auch jüngeren Talenten; ſie kann dadurch nur gewinnen. Die Noblet wird als Maria Stuart auftreten, Mlle Mars in einem neuen Stücke von Scribe; in einem andern Stücke Scribe's werden die Anaïs, Noblet, Pleſſis und Volnys beſchäftigt ſein, Ligier und Volnys in C. Delavignes bürgerlichem Luſtſpiel: „la popularité.“ — In der Porte St. Martin erwartet man ein neues Drama von Alexander Dumas, der noch mit der Feile der letzten Akte beſchäftigt iſt. — Im Theater du palais royal finden die Proben von folgenden neuen Stücken ſtatt: „la Tire-lire“ (von Achard und Sainville), „Une nuit terrible“ (von Lémonil und Levaſſor), „la fermière“ (zum Debüt der Mad. Düpuis-Bordes), „l'aveugle ou: la laide, und „la Caserne.“ — Das Theater Ambigu-comique iſt für 300,000 Francs zu verkaufen. Das Gebäude hatte 2 Mill. Francs gekoſtet. — Im Theater des folies-dramatiques macht eine Poſſe: „Les aventures de Jovial“ Glück.

⁂ Louis Philipp erhielt vom Sultan ein ſolennes und cordiales Glückwunſch-Schreiben. Reſchid-Bey überbrachte es. Es iſt ungefähr 3 Fuß lang und 4 bis 5 Zoll breit, die Schriftzüge ſind mit äußerſter Sorgfalt und Sauberkeit auf prachtvollem Papier ausgemalt, das Schreiben befand ſich in einem mit dem Siegel des Sultans verſchloſſnen Couvert, und dies ſteckte wieder in einem ſcharlachnen Säckchen von Gold und Seide. Der Sultan ſpricht in ſeinem herzlichen Glückwunſch von der „Gnade der göttlichen Vorſehung,“ welche des Königs und der Prinzen Leben erhalten habe.

⁂ Der Lieutenant Foley ſpricht in einem Briefe, den das Journal der Aſiatiſchen Geſellſchaft mittheilte, von einem merkwürdigen Fiſche, deſſen Eigenthümlichkeit den älteſten Seeleuten des Schiffes unbekannt war, und den man im Lauf des Mai auf der Tour nach Madras ſah. Das Thier hatte die Größe eines Wallfiſches, aber nicht deſſen Geſtalt. Seine Haut war geſchekt wie das Fell des Leoparden, und bewundernswerth ſchön, er hatte eine große Rückenfloße, durch welche er ſich mit reißender Schnelligkeit bewegte. Er näherte ſich bei heiterm Wetter dem Schiffe von hinten. Einige Matroſen begingen die Unbeſonnenheit, mit Steinen auf ihn zu werfen, worüber der „Meertyrann“ ergrimmte. Andere Fiſche, welche der Equipage Meerhunde ſchienen, ſpielten rings um den großen, verſchwanden unter ſeinem Schwanze und tauchten dann wieder auf. Foley meint, ob es nicht der plesio-saurus, oder ein zu dieſer Species gehöriger Fiſch ſei, der unbeſtritten einſt in den Gewäſſern des Oceans hauſte?

⁂ Die berühmte Malibran ſtand unlängſt in Mailand vor Gericht und zwar wegen 250 Francs, die der Correſpondent des Theaters, Giovanni Roſſi für Mäklerlohn beim Engagement der reichen Sängerin verlangte, welche die Sache bis zum Eide kommen ließ. Roſſi, der ſeit lange einen guten Ruf genoß, brachte den Handel, der ſich immermehr verwickelte, vor das Kriminaltribunal. Durch die Intervention des Herzogs Visconti wurde die Sache niedergeſchlagen.

⁂ Berechnungen zufolge, welche man als genau annehmen darf, wurden in Europa ſeit 5 Jahren 3000 Klöſter aufgehoben, die Initiative dazu gab der Kaiſer von Rußland, der, durch einen Ukas vom 31. July 1832, 187 Mönchsklöſter aufhob. Don Pedro löſ'te 1834, 300 Klöſter auf, und Spanien verlor 1800.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nr. 268. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 12. November.

Reiſefragmente aus den Studentenjahren.

Bonn.

Von Ludolf Wienbarg.

Meine Briefe aus Köln wirſt du ohne Zweifel erhalten haben.

In Köln ſetzte ich mich in die Waſſer-Diligence, um auch von dieſer Art der Beförderung mitſprechen zu können. Einer meiner Reiſegefährten war ein Holländer, ſeiner Kunſt nach ein Arzt, und vom Geſchick ſehr ſonderbar durch die Welt geſpühlt. Wir ſaßen anfangs ſchweigſam neben einander. Er ſchmauchte und ſetzte zum Zeitvertreib ſchöne blaue Ringelwölkchen in die Luft. Um holländiſch genial mit ihm anzubinden, brannte ich ebenfalls mein Pfeifchen an, und ſuchte ihm die Rauchdrechſelkunſt abzulernen. Dadurch war ich ſo glücklich, ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen. „Alles in der Welt," ſagte er wohlgefällig, „verlangt Übung." — Nun war die Bahn einmal gebrochen. Ich bezeigte ihm zunächſt mein Bedauern, daß er ſich arg erkältet zu haben ſcheine, denn er litt an totaler Heiſerkeit. „Dieſes Übel," erwiederte er, „habe ich mit über's Meer genommen. In Batavia, woher ich komme, iſt dieſes eine ſehr gewöhnliche Krankheit. Man kann ſich des Abends mit einer Stentorſtimme in's Bett legen, und ſteht des Morgens, ohne eigentlichen Schmerz ſo heiſer auf, wie eine ausgetrocknete Flöte. Da hilft blos Luftveränderung. Ich will die heißen Quellen von Naſſau beſuchen." Er erzählte mir viel von Batavia, von Schlangen, Fledermäuſen, vergifteten Pfeilen, und wie viel er dort, als Militärarzt, unter den holländiſchen Soldaten zu ſchneiden und zu pflaſtern gehabt. So ſchifften wir in der gemüthlichſten Stimmung den Rhein hinauf, der bis an das Siebengebirge bei Bonn keine andre Schönheit aufzuweiſen hat, als ſein eigenes, durchſichtig-klares, ſmaragdgrünes Waſſer. Des Holländers Redeſtrom verſiegte allmählich, ich mußte ihn von Zeit zu Zeit wieder anzapfen. Während er ſprach, gab er den in der Luft umhertaumelnden, feenartig verſchwebenden Rauchgeiſtern mit den Augen das Geleite. Als die Sonne höher am Himmel aufſtieg, und unſere, anfangs ein wenig fröſtelnden Leiber vom Kopf bis zu den Zehen erquicklich durchwärmte, wurden die Antworten meines guten Doktors immer einſilbiger, ſeine kleinen Augen immer kleiner. Er reichte mir mechaniſch ſeine Schnupftabacksdoſe, dehnte ſich, blinzelte noch einmal und ſchlief.

Ein Kölner Freund hatte mir einen Band von dem rheiniſchen Konverſationslexikon mitgegeben, ich ſollte denſelben an Jemand in Bonn abliefern. Dieſes Buch langte ich aus dem Mantelſack, blätterte darin, ließ es aber gleich, entſetzt, aus der Hand in's Waſſer fallen. Denke dir, als ich ganz arglos in eine grünbeſchattete Spalte hineinſah — denn ich lag mit dem halben Leibe über den Rhein gebogen — da ſtürzt und heult nun auf einmal die ganze Meute des böotiſchen Jägers Orion hinterliſtig und blutdürſtig auf mich los, und ich konnte nicht anders denken, als daß ich das grauſame Schickſal des Aktäon, oder eines weſtphäliſchen Schinkens an meinem Leibe erleben ſollte. Himmel! wer kann ahnen, daß die rheiniſche Encyklopädie unter dem Worte Orion ſieben, bei ihren griechiſchen Namen ausdrücklich aufgerufene Lieblingsjagdhunde des wilden Jägers auf den unſchuldigen Leſer loshetzen wird, und ihn ſogar mit „noch andern mehr“ bedroht, die ja auf den erſten Pfiff herbeiſpringen und ihm, wie die zugelehrten jeſuitiſchen Schweißhunde den Indianern, den Lebensfaden abbeißen können? Iſt das chriſtlich von einem chriſt-katholiſchen Konverſationslexikon? Zum Glück kam ich mit dem bloßen Schreck davon, und hatte nicht einmal nöthig, die ertrunkene Konverſation aus meiner Taſche zu bezahlen, denn die Selige war ein Doppelgänger, ein überkompletes Exemplar.

Ich freute mich aber, als endlich das liebliche Bonn vor uns auftauchte. Sogleich zupfte ich den ſchlafenden Doktor Holländer am Rockzipfel, und, wie er die Augen aufſchlug und ein verdrießlich ſchläfriges Geſicht machte, ſagte ich zu ihm: „Nichts für ungut, Mijnheer; aber mein Patriotismus duldet es einmal nicht, daß Sie einer deutſchen Muſenſtadt im Schlaf entgegenfahren. Was da vor Ihnen liegt, iſt Bonn, und dieſes Bonn iſt einer der berühmteſten, obgleich jüngſten Univerſitätsörter in Deutſchland.“ Der Doktor putzte ſich die Brille und antwortete: „Ich ſehe nichts, als eine alte hohe Windmühle.“ — „Richtig,“ ſagte ich, „dieſe Mühle ſteht dicht vor Bonn. Kennen Sie die ſymboliſche Bedeutung ſolcher Mühlen?“ — „Nein,“ ſagte der Holländer. — „Nun gut, ich will ſie Ihnen erklären. Sehen Sie: jede deutſche Stadt führt ihr beſonderes Handwerkszeichen, woran ſie der wandernde Burſche ſogleich erkennt. Was die Univerſitätsſtädte betrifft, ſo behelfen ſie ſich gemeinſam mit Windmühlen vor dem Thor, woher man auch in einem alten Studentenliede ſingt: Bei Jena liegt n' Mühl', oder: bei Kiel liegt eine Mühl', und ſo fort.“

„Sehr ſeltſam,“ brummte der Holländer. „Aber was haben denn die Windmühlen mit den deutſchen Univerſitäten zu ſchaffen? Ich verſtehe mich nicht auf ſymboliſche Witze.“

„Es kommt dabei,“ erwiederte ich, „erſtens auf den Wind, und zweitens auf die Flügel an. Die vier Windmühlenflügel verſinnbildlichen die vier Fakultäten, und der Witz davon iſt, daß dieſe das Mark der Wiſſenſchaften klein mahlen, und daß die Maulthiere, wie man die angehenden jungen Studenten nennt, wenn ſie von der Schule abgehen, (Füchſe heißen ſie erſt bei ihrer Ankunft auf der Akademie) mit einem leeren Mehlſack nach der akademiſchen Mühle traben, um ihn von dort gefüllt nach Hauſe zurückzuſchleppen. Bemerken Sie aber, der eine Flügel an der Bonner Mühle iſt über den Rippen mit einem weißen und einem ſchwarzen Segeltuch bekleidet. Dieſer Flügel iſt der theologiſche Flügel, die beiden Farben repräſentiren die katholiſche und proteſtantiſche Fakultät der Theologie, welche ſich in Bonn vereinigt haben. Auch die andern drei Flügel haben ihre Anzüglichkeiten; der etwas baufällige Flügel iſt Juriſt, der kleine ſtämmige Mediziner, und der überſchnappende lange — Philoſoph.“

„Sehr ſonderbar,“ ſagte der Holländer. „Ich bin neugierig, einmal einen deutſchen Studenten zu ſehen. So wie man hört, leben dieſe Jünglinge ein wahres Soldatenleben, und verbringen ihre Zeit mit Karten- und Würfelſpiel und vollen Humpen, und jeder trägt einen langen Stoßdegen an der Seite.“

„Die neuſten Nachrichten,“ erwiederte ich, „haben Sie freilich nicht gehört; man hat ihnen ein gelbes verſchoſſenes Bild aus dem Mittelalter vorgezeigt. Aber, es iſt wahr, es wuchert viel Unkraut auf Univerſitäten fort, beſonders im Schooße der ſogenannten Landsmannſchaften. Die Zeit wird's beſſern, und welchen Wandel führen denn Ihre holländiſchen Studenten in Leiden und Utrecht? Sie duelliren ſich freilich nicht, aber knitteln ſie ſich nicht die Köpfe blutig?“

„Mijnheer,“ rief der Holländer, „dieſes iſt ein Unterſchied von großem Belang. Ich bin gar nicht der Meinung, daß der Student eine Schlafmütze ſein ſoll. Warum hat die gütige Natur uns mit zwei Händen und zehn Fingern beſchenkt? Bloß um ſie in der Schreibſtube zu ſpitzen, in der Kirche zu falten, am Wechſeltiſch zu würfeln, auf Spaziergängen ſie in die Hoſentaſche zu ſtecken, ſie um den Hammerſtiel zu krümmen, und was dergleichen friedliche Manipulationen mehr ſind? Nicht auch zum Angriffe, zur Selbſtentſcheidung? Ich denke; doch es kommt alles auf die Art und Weiſe an, wie man ſich der Naturgabe bedient. Wenn Ihnen der holländiſche Nationalcharackter nicht unbekannt iſt, ſo wiſſen Sie, daß wir die metaphyſiſchen Spitzfindigkeiten verachten, und uns unmittelbar an Natur, Wahrheit und Moral halten. Wenn wir ſtreiten, ſo geht unſere Dialektik bald zu Ende, unſere Galle verflüchtigt ſich nicht in Redensarten, ſie verdichtet ſich in der Fauſt. Und das auf der Stelle. Natur, Herr! wenn's weiter nichts iſt. Aber kennen Sie etwas unnatürlicheres, unvernünftigeres, abgeſchmackteres, ſittenloſeres, als dieſes Unweſen der Duelle, als dieſe lebensgefährlichen ſcholaſtiſchen Satisfaktionsnarrheiten? Sagen Sie, was hat Hippokrates, was haben Cicero und Juſtinian mit dem blanken Degen zu ſchaffen? Genugthuung? Gibt man ſich in Leiden nicht genug; und auf jeder anſtändigen Akademie in Holland und Friesland? Bah! welcher Unſinn. Ich lobe mir den holländiſchen Studenten; es fehlt ihm auch nicht an Übermuth, aber er bleibt mehr bei der Stange. Und zählt man in Holland minder gelehrte Herren, Profeſſoren, Doktoren und Staatsbeamte, weil ſie nicht, wie manche deutſche, Schnittwunden im Geſicht haben, ſondern allenfalls nur eine Schwiele auf dem Rücken?“

(Schluß folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Ein Paar Jahre vergingen unſerm Freunde in ſüßer Qual, bis eine Kataſtrophe eintrat, die ihn bis in das tiefſte Innerſte erſchütterte und ihm den vollen Wermuthsbecher reichte.

Ein junger reicher Kaufmann, G . . . . . aus Hamburg, lernte Julia kennen, verliebte ſich und warb um ihre Hand. Der Menſch war, troß ſeiner Jugend, das Bild eines Greiſen, ein ausgemergeltes Menſchenmodell, die Mahle fleiſchlicher Begierden lagen auf Stirn, Augen und Wangen, und die Imbezillität ſeines Geiſtes leuchtete aus jedem geſprochenen Worte. — Hoffmann beſchreibt ihn im Berganza ſelbſt treffend genug und ohne Übertreibung, *) ſo daß ſich der Leſer mit dieſem Bilde begnügen kann.

Dieſe Mumie ſollte nun dem friſchen Lebensbaum angeſchloſſen werden, und der Teufel in der Geſtalt des Erdgeiſtes feierte auch hier einen ſeiner vielen Triumphe.

Madame, deren Vermögensumſtände, wie Hoffmann verſichert, **) die Verbindung mit dem jungen Jut wünſchenswerth machte, die Zuflüſterungen von Seiten klügelnder Verwandten, brachten es dahin, daß die blühende Tochter dem Mammon als Opfer anheimfiel.

Die Verlobung ward begangen und vier Tage darauf Hoffmann mit mir und einigen Verwandten zu einer Nachfeier nach Pommersfelden, vier Stunden von Bamberg, eingeladen.

Am Abende dieſes Tages ſchreibt Hoffmann in ſein Diarium:

„Mit den Verlobten. Die Stimmung iſt in ein decrescendo übergegangen, und ich ſehe ein, daß ein großes Phantasma mich täuſchte.“ ***)

Wie dies decrescendo erzeugt, und das Phantasma vor unſers Freundes Augen trat, ſoll dem Leſer in Folgendem geſagt werden:

Pommersfelden, das Beſitzthum des kunſtliebenden Grafen von Schönborn, bewahrt bekanntermaßen einen wahren Kunſtſchatz in ſeiner trefflichen, großen Gemäldegallerie, die in vielen einzelnen Gemälden mit den Gallerieen zu Dresden und München wetteifert. Kunſtkenner, die dieſe Gallerieen beſucht und genau kennen, ſind darüber einig, daß die fragliche des Sehenswerthen noch genug darbietet.

Die Sammlung ward alſo auch von den Verlobten und ihren Gäſten am Vormittag in Augenſchein genommen und bewundert; nur dem Herrn Bräutigam erging es wie dem Stier vor dem neuen Thore.

Die von ihm erſehnte Stunde, die zum Dinée rief, erſchien, und an der Tafel war der Mann in ſeinem Elemente.

Unſinnige Urtheile über Kunſt überhaupt, und über die geſehenen Kunſtgegenſtände, wurden zu meinem Erſtaunen von dem ſehr timide geſtimmten Freunde angehört, verſchluckt, zum Theil aber auch ſeitig beſcheiden berichtigt, eingedenk des Sprüchworts, daß mit den Wölfen zu heulen befiehlt. — Den Flaſchen wurde tüchtig zugeſprochen, Toaſte auf das Wohl der Verlobten ausgebracht, denen Hoffmann mit ſeinem Glaſe zwar Beſcheid that, jedoch mit höchſt bezüglichen und anzüglichen Blicken auf Braut und Bräutigam, der dem mitgenommenen Flaſchenkeller, nächſt Hoffmann und mir gewaltige Breſche verſetzte.

Die Geſichter des Bräutigams und Nebenbuhlers fingen an zu glühen; diverſe verzwickte Reden von Seiten des letztern, und ziemlich indecente Späße des erſtern, mochten die Frau Mama, ſogleich nach eingenommenen Deſert, wohl zu dem Vorſchlage veranlaßt haben, einen Gang in den Garten zu verſuchen.

Mit ſichtbarer Anſtrengung erhob ſich der Bräutigam von ſeinem Sitze, der Braut den Arm bietend. Hoffmann und ich ſchlenderten hinter dem Brautpaar her, die übrige Geſellſchaft folgte gruppenweiſe.

Kaum im Hofe vor dem Schloſſe angekommen, bemerkten wir, daß der Herr Bräutigam gewaltige Winkel, bald rechts, bald links ausmaß, und die Braut kaum im Stande war, ihn zu halten. Ein derber Ruck geſchah, der die arme Julia niederzureißen drohte; — Hoffmann ſprang ſie zu halten, hinzu, ich auf die Seite des Sinkenden; allein zu ſpät, — der Sturz war geſchehen und der Ehekandidat lag, alle Viere von ſich ſtreckend, auf dem Erdboden.

Julia erblaßte, rang die Hände, die Geſellſchaft verſammelte ſich im Kreiſe um den Geſtürzten, Hoffmann glühte vor Zorn, und ſich gegen mich wendend, entfuhren ihm die mit lauter Stimme geſprochenen Worte: „Sehen Sie, da liegt der Sch—hund! Wir haben doch auch getrunken, wie er, und paſſirt ſo etwas nicht! Das kann nur ſo einem gemeinen, proſaiſchen Kerl paſſiren!“

Alles erſchrack bei dieſen, mehr ſchreiend, als redend ausgeſtoßenen Worten. Julia warf Hoffmann Blicke der Verachtung zu, der Mutter entfuhren heftige Vorwürfe. Das Phantasma, was ihn bisher getäuſcht, glaubte er als ein Geſtändniß in Julia's Blicken und Geberden zu leſen; das decrescendo ſeines Liebelebens fuhr als Blitz aus heiterer Luft in ſein Inneres. Er ſtand einen Augenblick wie niedergeſchmettert, dann erhob er ſich aber und entfernte ſich mit ſchnellen, feſten Schritten.

Der Geſtürzte wurde in ein Bett gebracht, — die Geſellſchaft zerſtreute ſich, und mißvergnügt fuhr Jeder, wie er mochte, ohne ſich um den Andern zu bekümmern, nach Hauſe.

Hoffmann betrat Julia's Haus ſeit dieſer Scene nie wieder.

Vier Monate darauf war Hochzeit. Julia folgte ihrem Gatten nach Hamburg. Die Ehe war eine höchſt unglückliche. Nach dem Tode des reichen Kaufmanns gab Julia zum zweiten Male einem dito reichen Mann die Hand. Die Gloſſen zum Texte mache der Leſer.

(Fortſetzung folgt.)

Die Kunſtausſtellung in München.

Erſter Brief.

München, Ende Oct. [illegible]

Der Montag nach der Octoberfeſtwoche war ein kalter und regnigter Tag. Ich hatte meine Abreiſe verſchoben, nicht eigentlich, um noch mehr zu ſehen, denn ein Engländer ſieht in acht Tagen in Rom nicht mehr, als ich in derſelben Zeit in München, ſondern um mit Freund B.... zugleich abzureiſen, der erſt für's Ende der Woche Pferde beſtellt hatte. Ihn wollte ich eben beſuchen, als er mir vor ſeiner Thüre in der Kaufingerſtraße begegnete und mich einlud, mit ihm nach der Akademie zu gehen, wo die Kunſtausſtellung eben eröffnet ſei. Eigentlich nun, muß ich ſagen, hat eine Gemäldegallerie, wie ſie gewöhnlich geordnet iſt, und alſo auch eine Kunſtausſtellung immer etwas Abſtoßendes für mich, es iſt da meinen Augen zu Muthe, wie es etwa dem Ohre ſein würde, wenn mit Pfeifen und Clarinetten, Trommeln, Geigen und Trompeten die verſchiedenartigſte Muſik zugleich auf es eindränge. Inzwiſchen folgte ich dem Reiz der Neuheit, der Einladung meines Freundes und dem allgemeinen Zuge, der in einem feſten Knäul von dem Portal der Akademie ausging. Denn der Zudrang zur Kunſt iſt auch hier ſehr groß. Da begegnete uns — denn er kam aus dem Gedränge und dem Gebäude — Hofrath G . . . aus Berlin. „Auch auf die Ausſtellung?“ redete er uns an. „Nun das wird Ihnen den Tag nicht koſten. Ich war eben ein halbes Stündchen oben und bin fertig. Wenig! Wenig! Ohne das Bild von Peter Heß konnten ſie die Thüren ſchließen. Und man will mit uns, mit Düſſeldorf rivaliſiren! Ein kleiner Finger von Bendemann ſchlägt die ganze Ausſtellung zuſammen.“ Damit verließ er uns, und hätten wir ihn nicht genauer gekannt, ſo hätte uns wohl die Einleitung die Luſt am Stücke verleiden können.

---

*) Phantaſieſtücke, 1. Band, Seite [illegible]

**) Daſelbſt. 1. Band, Seite [illegible]

***) E. Hitzig's Biogr. Hoffmann's II. Theil, Seite [illegible]

Wir folgten nun ſchrittchenweis dem Strome und gelangten endlich an die — Kaſſe, glaubte ich; es war nur die Treppe, an der ein Mann Kataloge ausbot. Wir bewaffneten uns mit dieſem Ocular und ſtiegen unentgeldlich hinauf.

„Nur 858 Nummern!“ brummte ein mir unbekannter, junger, ſehr bärtiger Mann, in ſeinem Katalog blätternd, ſeinem Nachbar zu und ſetz 30 Münzen — 30 Nummern, das gibt aus; ja wahrhaftig die Namenerklärung zu der tollen Gemäldeverſteigerung, auch eine Nummer! und die Pläne der Architekten, jeder Grundriß, jeder Durchſchnitt, jeder Aufriß hat ſeine Nummer!“ Beide Herren ſchienen Künſtler und, wie ſich aus ihrem Geſpräche ergab, der Eine in München wohnhaft, der Andere fremd, obſchon keine Baiern.

„Wie kommt das,“ frug der Fremde, „ihr ſeid ja Leute genug und hattet drei Jahre Zeit; ich meine, da hättet ihr wohl an die 1000 Nummern zuſammenbringen können.“

„Und drüber,“ entgegnete der Bärtige, „aber wer wartet heutzutage auf eine akademiſche Ausſtellung in München? Wer ein Bild fertig hat, ſchickt's fort oder verkauft's beim hieſigen Kunſtverein. Was haben wir denn hier davon? Die Träger, die das Bild hertragen, muß man zahlen, und gekauft wird nichts. Da findeſt du kein Bild von Heinlein, Morgenſtern, Fohr, Stange, keines von Kaulbach, Ruben, ja nicht einmal Heinrich Heß, Zimmermann, Olivier, denen es doch leichter geweſen, haben etwas hergethan.“

„Ja, wir,“ ſagte der Fremde d'rauf, „hätten auch gern etwas geſchickt, aber ihr Herren ladet fein höflichſt ein, zahlt aber keine Fracht. Wer mag auf ſeine Koſten Andern ſo ſehr gefällig ſein?“

„Hoffentlich wird ſich das ändern,“ war die Antwort. „Sie dürfen nur die ganz überflüſſige Generoſité gegen das Publikum aufgeben und ſich Entrée zahlen laſſen, ſo haben ſie ſicher ſoviel, die Fracht für fremde Bilder zu zahlen, und auch wohl, um Kunſtwerke zu kaufen.“

Unter dieſen Geſprächen waren ſie und auch wir in den obern Corridor gekommen. Hier trafen wir den Maler D... aus D., deſſen Bekanntſchaft wir kurz zuvor in dem Hauſe des Prof. G.... gemacht hatten. Bekannt mit der Einrichtung führte er uns ſogleich zu dem Bild von Peter Heß, von dem er mit Recht vorausſetzte, daß es unſere Theilnahme vorzüglich in Anſpruch nehmen würde. Sie wiſſen, daß dieſer Künſtler den jungen König von Griechenland nach Nauplia begleitete, um von ſeiner Ankunft ein geſchichtlich treues Bild zu entwerfen. Dieſes haben wir nunmehr hier vor uns. Welcher Reichthum! welche Pracht! welches Leben! Gleich der erſte Blick ſagte mir, daß man da lange zu thun hat, bis man nur erſt weiß, was alles auf dem Bilde geſchieht; dann feſſelt jedes einzelne Ereigniß, jede einzelne Geſtalt und Phyſiognomie, ja jedes Kleidungsſtück. Und doch iſt gleich der erſte Eindruck ſo beſtimmt, ſo deutlich erkennt man den Vorgang, ſo mächtig wirken Erde, Luft, Meer, Nähe und Ferne. Ich ſah mich in Griechenland, am Meeresufer vor Nauplia; von allen Forts, von allen Schiffen fliegt und ſteigt der Rauch der Kanonenſalven, alle Flaggen wehen, alle Wimpel flattern, das Meer wimmelt voll geſchmückter Boote, aus den Thoren der Stadt ſtrömt das Volk, auf den Anhöhen iſt es gelagert; hier ſprengen Reiter, dort ſuchen Engländer mit ihren Ladys noch ein beſſeres point de vue, als ſie hatten, und kommen dadurch in's Staubgedränge. Sonne und Staub verhüllen mir dort die Einzelnheiten. Dafür rings um mich welcher Stoff der Betrachtung! Welche ſchöne Gruppe griechiſcher Frauen oben auf dem Felſenbrunnen zwiſchen den Kaktusgebüſchen! Das flimmert von Gold und Perlen. Drunten nun auf dem Wege nach dem Thor das Gemiſch von Griechen, Baiern, Franzoſen, Engländern, wunderliche Trachten und Geſichter neben einander. Hier reitet die Münchner Deputation mit dem alten tapfern Miaulis, mit Plaputas und Bozzaris. Nun kommt der König; er reitet ein ſchwarzes Pferd; er ſieht herüber nach uns! Schade! er ſollte dort hinüber ſehen nach der Gruppe Bauern, nach dieſen herzlichen, unſchuldigen, vertrauensvollen Mienen! Mit Ölzweigen und Mützen wird er von allen Seiten gegrüßt. Aber ich läugne nicht, es überlief mich kalt, als ich den königlichen Knaben auf einmal und ſo deutlich als Fremdling unter ſeinem Volke ſah, in die Soldatentracht ſeiner Heimath gekleidet, umgeben von ein Paar uniformirten, mit einem Ordensfirmament beſternten Miniſtern oder Regentſchaftsräthen, mitten unter dieſe Kinder einer andern Zone, einer andern Zeit! (Fortſ. f.)

Buntes.

⁂ Kürzlich wurde ein ehrlicher irländiſcher Bauer von Cupar-Angus, John Inglar, auf dem Wege nach Forten (Grafſchaft Fife) von einer kurzröckigen Landsmännin räuberiſch angefallen, welche ihm zurief: Eure Börſe oder Euer Leben! Inglar erwiederte, es ſei ihm unmöglich, mit der erſteren herauszurücken, — weil er keine beſitze. Die Dame begnügte ſich jedoch mit dieſer Erklärung nicht, ſondern durchſuchte ſeine Taſchen und erleichterte ihn um ein ſchönes carrirtes Taſchentuch. Der Sohn Erins ergriff die Flucht.

⁂ Ein Prozeß über Bigamie machte in England kürzlich viel Aufſehen. Ein Schwede von Adel (de Bruce) ließ ſich in Schweden von ſeiner Frau gerichtlich ſcheiden, reiſ'te nach England und heirathete dort eine junge Engländerin von guter Familie. Die erſte Frau war ihm gefolgt und verklagte ihn der Bigamie. Vergeblich berief ſich der Angeklagte auf die in Schweden rechtliche Scheidung; die Richter bedauerten ihn, erklärten aber, ſie konnten nach engliſchem Recht keine Rückſicht darauf nehmen. Die Geſchworenen verurtheilten ihn zur Transportation nach Botany-Bay.

⁂ Durch Delavigne's Don Juan, worin der Dichter den Degen des Königs Franz I., den dieſer bei Pavia als Gefangener abgegeben hatte, als im Beſitz Carl's V. erwähnte, wurden Nachforſchungen veranlaßt, wodurch ſich ergab, daß Ferdinand denſelben 1808 an Murat zurückgegeben hatte. Jetzt berichten die franzöſiſchen Zeitungen: Es ſei ausgeforſcht, der Degen befinde ſich im Beſitz des Exkönigs von Weſtphalen; Napoleon habe ihn 1808 ſeinem Bruder zugleich mit dem Degen, den er ſelbſt bei Marengo in dem Augenblicke zog, wo Deſaix fiel, zum Geſchenk gemacht.

№ 269. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 13. November.

Reiſefragmente aus den Studentenjahren.

(Schluß.)

Hierauf ergoß er ſich in ein begeiſtertes Lob der holländiſchen Poeſie und Philoſophie. Ich unterbrach ihn und ſuchte ihm eine günſtigere Anſicht vom deutſchen Univerſitätsleben beizubringen. Ich verſicherte ihn, manche deutſche Hochſchule zähle Studenten mit durchaus holländiſcher Vernunft, von der beſten und handfeſteſten Sorte unter der Sonne.

Bald nachher ſchleppte ſich die Diligence an den alten verfallenen Mauern Bonns vorüber, das von der Mühle bis zum Landungsplatze der Dampffuhre nur einen kläglichen Anblick gewährt. Ärmliche Hütten ſind an einen Theil der Stadtmauer angekleckſt, wie Schwalbenneſter. Aus ihren vergitterten Schießſchartenfenſtern ſahen blaſſe, zerlumpte Kinder heraus. Gleich neben dem erſten Rheinthor gewahrt man in einer Niſche den heiligen Nepomuk. Darüber erhebt ſich ein Thürmchen, an deſſen oberm Fenſter ein junger ſchlanker Mann im beblümten Schlafrock mit langer Quaſtenpfeife in der linken und einem Buch in der rechten Hand erſchien. Als er die langausgeſteifte Perſon des Holländers im Nankinſchlafrock erblickte, ſchlug er eine laute Lache auf und rief Jemand aus dem Hintergrunde des Stübchens herbei. Weiterhin zeigten ſich ein paar zierliche Luſthäuſer. Ein blumiges Mädchengeſicht neigte ſich anmuthig über ihre zarten Schweſtern, Roſenknospe und Hyazinthe. Der Doktor bemerkte bei dieſer Gelegenheit folgendes: „Nichts,“ ſagte er, „iſt, in dieſer Jahreszeit, beſonders für Blumenzwiebeln nachtheiliger, als wenn man, wie die kleine Mamſell thut, die Naſe zu dicht darüber hält; das feine Räderwerk einer Taſchenuhr iſt nicht ſo empfindlich für den warmen Athem, als eine zarte Blumenzwiebel.“

Am Krahn ſtiegen wir aus, der Holländer, um ſich ein wenig umzuſehen und dann ſogleich weiter zu fahren, ich, um ſo lange in Bonn zu verweilen, als mit meinen Abſichten und meinem Geldbeutel übereinſtimmen würde. Zum Andenken verehrte mir der Doktor eine kleine, niedliche Schnupftabacksdoſe, auf deren Deckel eine Mißgeburt in der Spiritusflaſche abgebildet war. Er nahm daraus noch eine Priſe, ſchnupfte wehmüthig und empfahl ſich meinem Angedenken. Gerührt von ſeiner Güte, wünſchte ich ihm, daß die Najaden von Naſſau ihm eine Stimme wie eine Kirchenglocke verleihen möchten. Und damit trennten wir uns.

Meine Ankunft in Bonn fiel auf den Freitag, wo man hier zu Lande Fiſche und Eier verzehrte. Da ich vermuthete, die Engel ſeien über menſchliche Satzungen hinaus, ſo nahm ich mein Logis im goldnen Engel auf dem Markt. Der Engel betrog mich nicht, ich ſpeiſte an einer trefflichen table d'hôte. Über Tiſch behaupteten einige Herrn, die vermuthlich von Köln waren, Köln habe eher, als Bonn den Vorzug verdient, Rheinuniverſität zu werden. Darüber wurde hin und her diſputirt. Ein Profeſſor aus Bonn ſagte: „Die Hauptſache, meine Herrn, bei Anlegung einer Univerſität bleibt immer die, daß die ſtudirende Jugend zum Sitzen kommt, und daß man die Bibliothek, die Inſtrumente, die Naturalien-Sammlungen, die ſchwangern Weiber, die Kranken, die zur

Klinik gehören, endlich die katholiſchen Seminariſten anſtändig unter Dach und Fach bringt. Und dazu waren die magnifiken ehemals kurfürſtlichen Palläſte in Bonn und Poppelsdorf ganz geeignet." — Ein junger Arzt betrachtete die Sache aus einem andern Geſichtspunkt. Er leitete ſeine Konjektur über den Vorzug Bonns durch einige geiſtreiche Bemerkungen über die Polarität von Sinn und Wahnſinn, von wiſſenſchaftlichem Schnappen und Überſchnappen ein, und ſchloß dieſe vorgängige Bemerkungen mit den Worten: „Ich glaube, meine Herrn, Ihnen dargethan zu haben, daß der tiefſinnigſte Gelehrte und Denker, zumal, wenn er ein Deutſcher iſt, nur einen Strohhalm breit über eine gewiſſe Linie hinauszutreten braucht, um ein Narr zu werden. Wie man nun Galgen und Rad an den Heerſtraßen errichtet, und wie man den frommen Chriſten neben dem Himmel das Fegefeuer und die Hölle zeigt, nämlich um abzuſchrecken, ſo wäre es ſehr weiſe gehandelt, gewährte man allen Univerſitäten die Ausſicht auf ein hoch und freiliegendes, in die Augen fallendes Irrenhaus. Bonn genießt dieſen Vortheil durch das benachbarte Siegburg, ein Schloß, das, wie ſie alle wiſſen, auf hohem Hügel in einer weiten Ebene unvergleichlich ſituirt iſt." — „Ach, was!" rief ein alter, liebenswürdiger Herr mit einer kleinen Schwanzperücke, die früher mit ihm im luſtigen Jena ſtudirt haben mochte, — „ach was da! Hier Simſen, hier Philiſter! Hier haben die Jünglinge eine kleine Schweiz vor Augen, die mit der Kraft und Poeſie ihrer Gefühle in Einklang ſteht, und dort, den Rhein hinunter, in's ächte Symbol des Philiſterthums, die Zeit hinter den ſchweizeriſchen Bergſemeſtern, die poeſieloſe flachufrige Zukunft, an deren Anblick ſie allmählich ihr Auge gewöhnen ſollen." — Ein Bürger aus Bonn ſagte aber: „Bedenken Sie denn gar nicht, daß die Studenten unſerthalben hier ſind? Die Regierung hatte billigerweiſe nur die Alternative zu bedenken, uns entweder unſere geiſtlichen Herren, unſere luſtigen Hoffeſte, den Glanz des kurfürſtlichen Hofes wiederzuſchenken, oder unſerer Stadt durch Erweiterung der früheren katholiſchen Univerſität eine angemeſſene Entſchädigung einzuräumen." — Noch andere Anſichten machten ſich geltend, aber ich ermüde auf ihre Herzählung.

Bonn, nach der Mitte der zwei Rheinlande gelegen, iſt in jeder Hinſicht ein ausgewählter akademiſcher Ort. Bonn liegt am Aus- und Eingang des Rheinparadieſes. Die Stadt ſelbſt iſt freilich nicht ſchön, die alten Häuſer ſind geſchmacklos und baufällig; doch wird ſo viel neu gebaut, daß ſie in wenigen Jahren in ſehr verſchönerter neuer Edition erſcheinen wird. Das frühere kurfürſtliche Schloß iſt nicht allein ſehenswerth, ſondern auch hörenswerth: die akademiſchen Vorleſungen werden darin gehalten.

Du beneideſt mich, ſchreibſt du, um die Bekanntſchaften, die ich in Bonn machen würde. Ja ſieh, Niebuhr mag ich nicht beſuchen, man ſtiehlt dieſem grandioſen Fleiße wirklich jeden Augenblick, den man ihm ſtört, und ich weiß ihn mit nichts zu entſchädigen. — Moriz Arndt habe ich ſchon beſucht. Niebuhr ſieht Deutſchland vom Kapitol, Arndt vom Schlachtfelde bei Leipzig aus. Auguſt Wilhelm von Schlegel, den ich auch beſucht habe, ſieht Deutſchland gar nicht. Niebuhr lieſt die römiſche Geſchichte deutſch, aber im römiſchen Geiſt. Schlegel lieſt dieſelbe Geſchichte lateiniſch, aber im franzöſiſchen Geiſt. Seine Worte fließen um Rom herum, wie die Tiber, ſeicht zum durchwaten. Dennoch bleibt er mir eine intereſſante Erſcheinung, ſeine Suade in jeder Sprache iſt unerhört.

Ein Fremder ohne Ruf und Rang kann ſeinen Beſuch bei Herrn von Schlegel nicht beſſer motiviren, als, indem er ihn um eine Einlaßkarte zum Muſeum der rheiniſchen Alterthümer erſucht, deſſen Direktor er iſt. So habe ich's auch gemacht. Arndt wohnt vor dem Thor, Schlegel in der Stadt. Du wirſt dir unter ſeinem Studierzimmer nicht das eines gewöhnlichen deutſchen Gelehrten vorſtellen. Ich fand hier, was ich erwartete, Gelehrter und Weltmann theilten ſich in den Raum, und machten ſich, ſo zu ſagen, gegenſeitig den Hof. Was mich gleich beim Eintritt an die indiſchen Studien ſeines Bewohners erinnerte, war ein angenehmer Duft, wie in einem Tempel am Ganges; dann etliche kleine niedliche, um mit Göthe zu reden, Verkörperungen des Abſurden, indiſche Götzenbilderchen, die mich närriſch anglotzten. Herr von Schlegel trat mir mit höflich freundlicher Gemeſſenheit entgegen, bot mir einen Stuhl, nahm mein Anliegen wegen der Karte in Empfang und ſetzte ſich ſogleich, um daſſelbe durch ein paar Federſtriche zu erfüllen. Sein Geſicht iſt für ſein Alter äußerſt konſervirt zu nennen. Die etwas geronnenen Züge verrathen nicht undeutlich die ſchöne Sinnlichkeit ſeiner Jugend. Alle Bewegungen ſind abgemeſſen und geſchmackvoll. An den Extremitäten freilich hapert's, er ſcharrt im Gehen. Seine Hände machen ihm das wieder gut. Ein Diplomat könnte die Art ſtudiren, wie er eine Priſe nimmt, oder das Schnupftuch behandelt. Alles verräth Eleganz, vornehmes Kunſtſtudium, ein leichtes ſelbſtbehagliches Überſichſchweben und Überſichlächeln, was den Sieg über die Formen wohlgefällig ausdrückt. Wem ſich aber die Erinnerung an Göthe aufdrängt, der wird nicht verkennen, daß dem Herrn von Schlegel bei aller graziöſen Manier der Grundzug ungekünſtelter Würde fehle, der unſerm Meiſter ſo eigenthümlich. Zu Hauſe trägt Herr von Schlegel ein ſchwarzes Käppchen, das ihm viel beſſer zu Geſicht ſteht, als die Perücke, in der er ſich öffentlich zeigt. Mag dieſe Perücke ihn wärmen, oder verjüngern ſollen — im letzteren Fall könnte er ſie vergleichen mit jenen fabelhaften Mühlen, nur umgekehrt, jung hinauf, alt herunter — ſie ſitzt abſcheulich, weil ſie roth und wulſtig iſt. Ich weiß, Jupiter trug eine Perücke, Cyrus trug eine Perücke, ja, ich habe mir ſagen laſſen, ſelbſt die Griechen vor den perſiſchen Kriegen trugen Perücken; aber es waren majeſtätiſche Perücken, Heldenperücken; — Herrn von Schlegel's Perücke iſt die eines alten jüdiſchen Wucherers. Wie hängt eine ſolche Perücke mit ſeinem Geſchmack zuſammen? Das iſt mir ein Räthſel.

Aber was mache ich da für Worte über eine Perücke, und im eigentlichen Sinn de lana caprina! Damit du mir nicht zürnſt, will ich den Brief mit etwas Geſcheuterem ſchließen.

Hegel, der in ſeinen Kritiken ſo ſäuerlich pikante Hegel, bezeichnet die beiden geiſtreichen Brüder — der jüngere Friedrich iſt ſeinem Bruder Auguſt Wilhelm, wie im Leben, ſo auch im Sterben, wie im Engliſchen, Spaniſchen, Indiſchen, ſo auch im Himmliſchen vorangegangen — er bezeichnet ſie als durchaus verwerfliche Ironiſten, die im nichtigen Hochmuth ſich alles Inhalts der Idee entledigen, um mit den leeren Formen des Lebens ein leeres Spiel zu treiben. Ich kenne einen Mann, der ſich ſogar mit den Formen der Formen abfindet, und der vergaß zu ſagen, daß während Auguſt Wilhelm die Vielgeſtaltigkeit der weltlichen und himmliſchen Erſcheinungen in kriſtalliſche Kunſtwerke anſchießen ließ, glatt, durchſichtig, kalt bis in den innerſten Kern, er ſelber, der Philoſoph, das Leben für einen dürren Hechtkopf anzuſehen ſcheint, in deſſen Hirn das Kreuz, die Nägel und alle Folterinſtrumente ſeiner Philoſophie vor und nachgebildet ſind. Auguſt Wilhelm ſpricht von den Talenten ſeines Bruders mit brüderlicher Eitelkeit; nur beklagt er die Disharmonie im Religiöſen, welche ihr ſchönes Verhältniß in den letzteren Lebensjahren getrübt habe. Bei dieſer Gelegenheit vergißt er niemals, zu betheuern, daß er für ſeine Perſon ſtets ein guter Proteſtant geweſen, und nicht etwa ein halber Katholik, wie der Baron von Eckſtein dieſes fälſchlich von ihm ausgeſagt habe. Schlegel hat ſogar kürzlich in einer eigenen Broſchüre ſich „den halben Katholiken" vom Leibe geſchafft. Er wäre, ſagt er, dem Proteſtantismus ſo aufrichtig zugethan, wie ſeine in Gott ruhenden Vorfahren, unter denen ſich große Kirchenlichter hervorgethan hätten. Welche Ironie von dieſem bramahniſchen Profeſſor! Warum iſt Johann Heinrich Voß nicht mit dieſer Beruhigung in's Grab geſtiegen? Welch einen Stein des Anſtoßes hat Schlegel durch ſeine offene Erklärung weggehoben! Welch einen Triumph hat er der proteſtantiſchen Kirche bereitet! Du lächelſt? Schlegel lächelt auch, wenn er ſich alten Proteſtanten im Spiegel ſieht. Er hat Benjamin Conſtant nachahmen wollen. Ein kleiner Unterſchied!

Nun lebe wohl, Liebſter und melde mir Freundliches aus der Heimath. Dein

Ludolf Wienbarg.

Die Kunſtausſtellung in München.

(Fortſetzung.)

Und wieviel Männer ſehe ich denn, denen er trauen kann? dem Landvolke wohl; aber hier dieſe feindſeligen Pallikarengeſichter, dort der übermüthige Colocotroni in ſeiner phantaſtiſchen Tracht, und überall aus dem Haufen blikken unverläſſige Geſichter, ſo daß die Graeca fides nicht ausgeſtorben erſcheint. — Aber ich hätte beinahe ganz vergeſſen, daß ich in München, in der Akademie war, und daß das Ganze, was vor mir ſich ereignete, nur ein Bild war, hätte mich nicht mein Begleiter aufmerkſam gemacht, wieviel Haltung daſſelbe habe, wie tüchtig es gemalt ſei, wie auch nicht die geringſte Stelle aufzufinden, die etwa mit weniger Sorgfalt behandelt worden. „Freilich mögen auch wohl die reichen und prächtigen Koſtüme den Künſtler zu größrer Ausdauer ſpornen," meinte mein Begleiter, „die ſich neben den fränkiſchen Uniformen, wie Sonntag neben Samstag ausnehmen." Es waren aber Leute vor dem Bilde, die zu der Bemerkung mit dem Kopfe ſchüttelten und meinten, die bunten Jacken mit ihren Ärmellappen, die kurzen Weiberröcke und das ganze Schnür- und Bordenwerk ſei keinen Pfiff beſſer, als unſer Uniformenweſen und ſogar widerlicher, weil es ſo große Prätenſionen mache. — Von den mancherlei Geſprächen, deren Zeuge ich vor dem Bilde (bei dem ich etwas länger, als der Berliner Hofrath auf der ganzen Ausſtellung aushielt) war, intereſſirte mich eines beſonders, zwiſchen einem jungen Maler und einer jüngeren, ſehr liebenswürdigen Dame, deren Naivetät reizend war. „Wie iſt es nur möglich," frug ſie, „wie hat er nur das Alles in der Schnelligkeit malen können? So eine Ankunft geht doch ſchnell vorüber und Jedermann verändert Stellung und Ort ſo bald? Wie oft mußte ich Ihnen ſitzen und ſaß Ihnen immer nicht ſtill genug!" Der junge Mann ſchien etwas verlegen und ſprach von freier Auffaſſung des Gegenſtandes, von Phantaſie, Erinnerung, Benutzung der Motive u. ſ. w., ohne inzwiſchen die Schöne zu befriedigen, ſo daß ich mich zu ihr wendete und nach eingeholter Erlaubniß ihres Begleiters, etwa ſo zu ihr ſprach: „Sehen Sie, mein Fräulein, ich ſtelle mir das ſo vor: der Maler reitet oder geht oder ſteht irgendwo bei ſolcher Gelegenheit, und ſieht ſich das Ganze an; da fallen ihm nun allerhand Scenen, Zuſammenſtellungen, Begebenheiten auf, die er ſich, weil er ein beſſeres und geübteres Gedächtniß für dergleichen Dinge hat, auch leichter merkt, als wir. Er merkt ſich auch wohl die Ordnung des Zugs, die vielleicht ſchon im Programm zu leſen. Dies iſt genug für den Moment der Handlung, und mehr konnte auch Vernet nicht wohl haben, wenn er den Seeſchlachten der Engländer und Franzoſen in einem beſondern Schiffe beiwohnte. Nun nach der Zeit geht der Maler hin und zeichnet oder malt ſich nach der Natur, verſteht ſich im Kleinen, das Terrain, d. h., er ſucht ſich von den vielen Stellen, von denen der Zug ſichtbar war, eine aus, von wo Stadt, Meer, Gebirge am ſchönſten ſich ausnimmt, und wo ſich Stellen finden, die für angenehme Gruppirung Gelegenheit geben, wie der Brunnen, der Holzſtoß u. ſ. w. Nun entwirft er ſich ſein Bild und ſucht es ſo einzurichten, daß die Hauptperſonen frei zu ſtehen kommen und ordentlich in's Auge fallen, wie hier der König, die Regentſchaft ꝛc., und iſt er ein guter Pferdemaler, wie Peter Heß, ſo denkt er auch an gute Plätze für dieſe edlen Thiere, um derentwillen allein ein ordentlicher Kenner ein Bild zu ſchätzen weiß; alsdann fügt er die ſchönſten und intereſſanteſten Scenen aus ſeiner

Erinnerung dieſer Grundlage an, fragt aber nicht darnach, ob der Mann, den er in der Wirklichkeit am Thore geſehen, nicht jetzt neben dem König ſein Plätzchen haben darf; ja, ich wollte noch weiter gehen und behaupte, daß er ſogar einzelne Situationen, die er gar nicht geſehen, mit in's Bild bringt, wenn ſie nur dem Ereigniß und der Stimmung angemeſſen ſind. Das iſt denn, wenn Sie wollen, nach der Natur componirt und ein geiſtreicher Künſtler, wie Peter Heß macht ſeine Compoſition nicht nur durch ſchöne Formen und Maſſen, ſondern vorzüglich durch gut gewählte Gegenſätze intereſſant; ſo die armen, aber wie ſeelenreichen Hirten, neben dem König und dem geputzten Hofſtaat; die Franzöſin neben den Griechinnen; das Kind mit der Pomeranze neben dem pretentiöſen Plaputas und ſo vieles. Iſt dies nun Alles geſchehen, ſo kommen die Studien zu den Einzelnheiten; denn damit begnügt ſich kein Maler leicht, daß er ſeine Leute einmal geſehen; nun müſſen ihm alle die zum Porträtiren ſitzen, auf deren Ähnlichkeit es abgeſehen iſt; und wo er's haben kann, zeichnet oder malt er ſich die Leute ab, halb, ganz, im Koſtüm, in der Uniform und mit all dieſen Mitteln bringt er das Werk zu Stande, von dem Sie glaubten, er habe es im Flug erhaſcht.“ So ernſthaft ich war, ſo zweifelnd war doch die dankende Verbeugung der Dame, deren Porträt ich hernach mit weniger Vergnügen wiederſah, da es bei aller ſprechenden Ähnlichkeit doch nicht mehr ſprechen wollte, als das Original nach meiner Vorleſung.

Nun erſt fing ich an, mich nach andern Dingen umzuſehen und ging zunächſt hin, wo ich die meiſten Leute ſah. Dies war der Fall bei einem großen Schlachtengemälde von Adam, die Bataille von Moſaisk im ruſſiſchen Feldzuge vorſtellend. Das erſte, was ich hörte (denn Sie wiſſen, daß ich bei ſolchen Gelegenheiten meinem Ohr eben ſo viel Recht und mehr einräume, als dem Auge), war das Urtheil eines Offiziers, der mit dem Schlachtplan durchaus unzufrieden war. „Wie kann es den Chevauxlegers nur einfallen,“ ſagte er zu ſeinem Nachbar, „trotz des Galopps, über den Graben zu kommen und den Berg hinan, wo die feindliche Batterie arbeitet!“ Es iſt keine Frage, daß bei einem Schlachtenbild vor allen eine Militärperſon eine Stimme hat, und ich ſah, daß die eben vernommene keinen Widerſpruch zu befahren hatte; denn wirklich iſt die Unmöglichkeit der Ausführung der im Beginn dargeſtellten Handlung erſichtlich. Andere tadelten nun überaus die Anordnung, daß man der ganzen bairiſchen Armee in den Rücken ſähe, und nichts von Angeſicht zu Angeſicht habe, als die gewöhnlichen und ſo oft wiederholten Scenen von Verwundeten, die aus dem Gefecht geſchleppt werden. Ich meinestheils konnte es zwar auch nicht recht zu einer Freude über dieſes große Gemälde bringen, mußte aber unaufhörlich an das Schwierige und Langweilige der Aufgabe denken, einen ſo bedeutenden Raum mit vielen hundert kleinen Figuren in der Situation einer ganz ordinären modernen Schlacht darzuſtellen und vergab es dem durch ſeine Geſchicklichkeit vorzüglich in Pferdeſtücken berühmten Künſtler, wenn er's zu keiner größern Begeiſterung für dieſen Gegenſtand hatte bringen können.

Als ich mich umſah, ſtand mein Begleiter vor einem kleinen Bild von Monten, deſſen Arbeiten er beſonders ſchätzt. Es war die Schlacht von Lützen, aber nicht die vom Jahr 1813, ſondern von 1632 und Guſtav Adolph lag todt in der Mitte des Gewühls. „Sehen Sie,“ ſagte mein Freund, „welche Lebendigkeit der Bewegung, wie iſt der Durcheinander der Schlacht vortrefflich ausgedrückt, und doch hebt ſich die Hauptſcene, die Erkennung des verehrten Todten ſchön heraus. Ich kann die wohlgeordneten Schlachtenbilder nicht leiden, in denen die Leute ſich für den Maler arrangirt zu haben ſcheinen. Hier geht's, wie's geht. Wenn nur die Farben noch ein wenig klarer und die Umriſſe beſtimmter wären, das Bild hätte nach meinem Geſchmack nicht ſeines Gleichen.“ „Wollen Sie das,“ ſagte ich zu ihm, „ſo wenden Sie ſich hieher zu der Schlacht zwiſchen Baiern und Polen von Schelver, da gibts klare Farben und feine Contoure.“ „Das wohl,“ erwiederte er, „aber der Gegenſtand intereſſirt mich nicht; in ſolchen modernen Gefechten bleiben ſich die Situationen immer gleich, ein wenig anders ſchießen, ein wenig anders ſtechen, anders parieren, das iſt alles, um das es ſich handelt. Ob aber der, oder der umkommt, iſt mir, da ich den Partheien fremd bin, die Urſache des Kampfes nicht einmal weiß, ganz gleichgültig.“ (Fortſ. folgt.)

Muſik in Frankfurt.

Herr Schmezer trat nach faſt ſechswöchentlicher Abweſenheit als Joſeph in Mehul's Oper wieder auf, wurde lebhaft empfangen und gerufen. Das Diaſpasma ſeiner Anrede zeugte von Geiſtesgegenwart in unvorbereiteten Fällen. Er dankte gut, ſang aber beſſer, und bewies, daß der Münchner Weihrauch ſeiner Stimme nichts geraubt. Wir hätten gerne etwas von ſeiner Elaſticität vermißt. — Benjamin, Mad. Fiſcher-Achten. Das Sylbenmaaß der Romanze (A dur) war nicht in Uebereinſtimmung mit den Original-Noten, und die Vorſchläge und die Vorhalte ſtehen im Kontraſt mit der kindlichen Einfachheit der Melodie. Der wahrhaft rührende und charaktergemäße Vortrag Herrn Fiſcher's, Jakob, gab Veranlaſſung zu der Bemerkung, wie die Kultur bei uns fortſchreitet; denn Einige ziſchten ſich ſelbſt aus, weil ſie fühlten, es fehle ihnen an Geſchmack der Würdigung. Aber der Majorität mochten dieſe allzufrühen Progreſſe unnatürlich ſcheinen, und ſie ergoß ſich in ein übertäubendes Gegentheil. Herrn Marrder's Simeon iſt ebenbürtig mit ſeinen beſten Parthieen, und in den edelſten Beziehungen von ergreifender Wirkung. — Der Triumphſchub war wieder ganz allerliebſt. Dem Schubkarren ſelbſt wäre eine ſpaniſche Wand zu wünſchen, und zwar — aus Gründen der Decenz. — Ein Anachronismus im Koſtüm Benjamin's erinnerte an den Urſprung des „Hony soit!“ — Den hohen Trompeten-Terzen zu Anfang des zweiten Finals (Es dur), wie beiden Hymnen — mein Compliment! — f.

Buntes.

.*. Das Comité des Vereins zur Errichtung eines Denkmals für Beethoven in Bonn hat von den preußiſchen oberſten Behörden die Sanction erhalten.

.*. Bei L. Michelſen in Leipzig iſt eine intereſſante Statiſtik des Journalismus unter dem Titel: Politiſches Taſchenbuch für 1836 erſchienen. Es enthält eine fleißige und ſehr vollſtändige Zuſammenſtellung aller auf dem Erdball jetzt exiſtirenden periodiſchen Schriften, mit genauer Erwähnung der Herausgeber ꝛc.

.*. Eine bizarre Correction nahm kürzlich (am 25. October) ein Bauer im Dorfe Metz-en Couture (Arrondissement Arras) mit ſeinem dem Branntweintrunke ergebenen Weibe vor, als es im Zuſtande völliger Trunkenheit nach Hauſe kam; — er band die böſe Sieben feſt an einen Stuhl, und zwang ſie, eine ganze Bouteille Branntwein vollgemeſſen auf einem Fleck zu ſich zu nehmen. Die Frau hatte augenblicklich den ſchmerzhafteſten Tod davon. Der Gatte-Zuchtmeiſter befindet ſich in Arreſt.

.*. Am 12. October ſtürzte in Cherbourg ein zur Demolirung beſtimmtes altes Gebäude, welches man (wiewohl fälſchlich) für ein römiſches hielt, ein, nachdem man bereits das oberſte Geſchoß abgetragen hatte. Ein eignes Unheil laſtete ſeit einiger Zeit auf dieſer „verfluchten Freiſtatte“, vor 12 oder 15 Jahren ermordeten ſich zwei Bewohnerinnen deſſelben in einer und derſelben Nacht, die eine erſtickte, die andere erhängte ſich. Einige Zeit ſpäter, 1825, beging ein ſichrer Lanon auf der Treppe deſſelben Hauſes einen Mord, der ihn auf's Schaffot brachte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 270. 1835.

Phönix.
Frühlings-Zeitung für Deutſchland.
Literatur-Blatt Nro 45.
Samſtag, 14. November.

Engliſche Literatur.

Geſchichte der Revolution von 1688, von James Makintoſh.

Als vor nun 45 Jahren die Staatsumwälzung in Frankreich in ihrer Blüthe ſtand und die Nationen athemlos geſpannt waren auf die Frucht, erhob ein Prophet ſeine Stimme. Edmund Burke, gleich begabt mit Scharfblick und Urtheilskraft, dem Erzeugniß ernſter Studien und freier Beobachtung, kaum noch begeiſterter Verfechter der nordamerikaniſchen Aufregung, der Whigpartei angehörig, mit Fox befreundet, Warren Haſtings, den Verres Oſtindiens, mit mehr als Ciceroniſcher Beredſamkeit befehdend, wurde aus unwiderſtehlichem Wahrheitsgefühl leidenſchaftlicher Gegner der neuen Lehre. Mäßigung war Burke's Sache nicht: was ihm klar geworden, kleidete er in Flammen, die Gemüther ſeiner Zeitgenoſſen entzündend. So wie die Julirevolution von 1830 in England den Ofen heizte, woraus die Reform glühend und noch etwas ungeſtaltet hervorkam, ſo hatte die Julirevolution von 1789 ihre Funken den Canal hinübergeſprüht und es regte ſich fieberhaft in den Adern des brittiſchen Volkes. Laſſet uns die Macht des Genies anerkennen! Burke ſetzt ſich an ſeinen Schreibtiſch, ſtellt Betrachtungen an über die franzöſiſche Revolution, und ſeine Landsleute werden auf länger als eine Generation in dem Geleiſe feſtgehalten, das ſie zu verlaſſen ſchon im Begriff ſtanden. Wellington iſt nicht Original, wenn er die engliſche Verfaſſung, wie ſie vor 1832 war, für das Meiſterwerk menſchlichen Witzes ausgibt: Burke hat es vor ihm gethan. Um den Strom der Umwälzungsgrundſätze von Albion abzuhalten, ſcheute er nicht den Vorwurf blinder Vorliebe. Alle Auswüchſe nahm er in ſeinen mächtigen Schutz, um nur den Baum der Verfaſſung vor den Äxten waghalſiger Neuerer zu bewahren. Die Gährung in Frankreich war ihm keine chaotiſche, woraus ſich, wenn auch ſpäte, Edles und Gedeihliches entwikkeln mochte, ſondern eine infernale, Mißgeſtalten gebährend in endloſer Folge. Die Geſetzgeber an der Seine, die Mirabeaus und Sieyes, bezeichnete er mit einem ſchauderhaften Bilde. „Ihr Vaterland, den ehrwürdigen Alten, zerhacken die ruchloſen Kinder in Stücken, ſie mit giftigen Kräutern in den Zauberkeſſel werfend, wilde Formeln der Weihe darüber ſprechend, der Wiedergeburt und Lebenserneuerung harrend.“ — Die Frage von dem Rechte zum Umſturz einer alten Verfaſſung bleibt immer eine relative. Alle bürgerliche Einrichtungen ruhen auf den Trümmern älterer, von ihnen verdrängter. Politiſche Anſtalten erkranken und vergehen; ſie ſterben gewaltſamen Todes von der Hand eines Eroberers, oder verlöſchen allmählig in hülfloſer Hinfälligkeit. Die engliſche Conſtitution, kaum hundert Jahre alt, ſchien Burke'n noch nicht ſo entkräftet, daß er nicht hätte verſuchen ſollen, ſeine Landsleute vor dem zerſtörenden Anhauch der galliſchen Propagande zu warnen. Der Gedanke, England vom Untergang zu retten, füllte ſeine Seele. So allein erklärt ſich der Ungeſtüm und die Bitterkeit ſeiner Invectiven. Er machte der franzöſiſchen Revolution, als ſie noch in der Wiege lag, den Prozeß; er ſtellte ihr ein Horoscop, das richtig zutraf. Daß ſpäter ſein Haß leidenſchaftlich wurde, wird Keinem auffallen, der die menſchliche Natur kennt. — Nur wenige Lebensjahre waren ihm noch beſchieden; der 9. Juli 1797 ſah ihn ſterben; am Grabe konnte er ſich ſagen, daß ſein Seherblick ihn nicht getrügt hatte. — Die „Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution“ weckten ein Heer von Antagoniſten, aber nur zwei Streiter darunter ſind heute noch unvergeſſen: Thomas Paine und James Makintoſh. Des Amerikaners „Rechte des Menſchen“ hatten ungemeinen Erfolg. Paine vereinigte in ſich zwei Eigenſchaften, die den Beifall der Menge ſichern: das Talent, ſtark und populär zu ſchreiben, und eine unerſchütterliche Dreiſtigkeit. Neue Ideen, neue Geſichtspunkte wird man vergebens in ſeinem Pamphlet ſuchen. Den beſtehenden Gewalten iſt er ſo feind, daß er zuletzt herausbringt, die Angelegenheiten der Nationen würden ohne alle Regierung am beſten gedeihen. Paine führte eine kühne republikaniſche Sprache, wie man ſie ſeit Milton und Cromwell nicht in England gehört hatte. Dafür ward er, obſchon Erſkine ihn vertheidigte, von einer Jury der Aufreizung zum Aufruhr ſchuldig befunden. Makintoſh nannte ſeine Abhandlung gegen Burke „Vindiciae Gallicae“ — nach Genz der Achilles aller für die franzöſiſche Umwälzung in England erſchienenen Schriften. — Anzuführen, was er zur Vertheidigung ihrer Grundſätze ausfand, wäre hier nicht der Ort. Wir haben ſeines erſten Auftretens nur gedacht, um den Blick auf ein wunderbares Zuſammentreffen zu lenken. Makintoſh war 1791 ein Bewunderer der Revolution in dem Nachbarlande; Burke's Anſichten, den ſeinen ganz entgegengeſetzt, ſiegten; und jetzt, nach 44 Jahren, findet die Whigpartei für nöthig, ihn bei Ankündigung ſeines nachgelaſſenen hiſtoriſchen Werkes vor Allem gegen den Vorwurf, er ſei der Braut ſeiner Jugend untreu geworden, in Schutz zu nehmen. Da nebenbei die in unſern Tagen, wo die Scene ſo oft wechſelt, hochwichtige Frage von den Gränzen der politiſchen Conſequenz einzelner Stimmführer zur Prüfung kommt, ſo werden wir dieſe Beziehung in dem nachfolgenden kritiſchen Verſuche beſonders in's Auge faſſen.

Unmöglich kann man über die Geſchichte der engliſchen Revolution von 1688, die zu vollenden Makintoſh vom Tode gehindert wurde, ein Urtheil fällen, ohne der ebenwohl Fragment gebliebenen Behandlung des gleichen Gegenſtandes von Charles James Fox zu gedenken. Fox und Makintoſh gehörten einer Partei an und unterhielten dieſelben Meinungen über Vorzüge und Mängel der engliſchen Verfaſſung. Beide hatten viel nachgedacht über Regierungsgrundſätze, ohne doch der leeren Spekulation zu huldigen, oder gewagte Verſuche unbedachtſam zu empfehlen. Sie beſaßen beide eine dem Hiſtoriker höchſt zuträgliche Eigenſchaft, wenn man es ſo nennen kann. Sie hatten Geſchichte gelebt, gehandelt, geſprochen, d. h. ſie waren verflochten in die großen Ereigniſſe ihrer Zeit und ſaßen im Rathe der Nation. Die Wendungen des politiſchen Glücksrads, die Ebbe und Fluth der Volksgeſinnung, der geheime Mechanismus, der die Parteien bewegt; — dies alles war der Stoff ihrer täglichen Unterhaltung, der Wirkſamkeit ihres ganzen Daſeins. Sie waren in dieſer Beziehung in einer günſtigeren Lage, als, ſeit Burnet, irgend ein anderer engliſcher Geſchichtsſchreiber. Vergleicht man die anziehenden Fragmente, die ſie über eine der wichtigſten Epochen hinterlaſſen haben, ſo entſcheidet man ſich bald, des Sir James Makintoſh Arbeit als die gelungenſte zu erkennen. So viel höher Fox als Redner ſteht, ſo viel iſt ihm Makintoſh als Hiſtoriker überlegen. Fox, wenn er mit der Feder in der Hand componirte, und Makintoſh, wenn er im Parlament aufthat, die Gemüther zu erregen, waren beide nicht an ihrer Stelle. Sie hatten Verſtand, Fähigkeit, und Urtheilskraft genug, um in jedem Unternehmen, worauf ſie ihres Geiſtes Stärke richteten, Vorzügliches zu leiſten. Darum wird auch Foxens Geſchichte Jacob's II. immer ihren Werth behalten und Makintoſh unter den parlamentariſchen Rednern der Zeit genannt bleiben. Dabei bleibt es aber wahr, daß man keine Seite in Fox leſen, und dem Sir James keine Viertelſtunde zuhören konnte, ohne eine Anſtrengung, ein Bergaufſtreben, zu verſpüren. Natur und Gewohnheit, (die Natur wird.) behaupteten ihre Rechte. Fox ſchrieb, als debattirte er, Makintoſh ſprach, als läſe er eine Abhandlung vor. Fox war ungemein wähleriſch in ſeinen Ausdrücken; er wollte durchaus in der hiſtoriſchen Darſtellung die Fehler vermeiden, die das öffentliche Sprechen ſo leicht erzeugt. So ſehr war er bedacht, ſeinen Styl zu glätten, daß dadurch Nerv und Leben mehr geſchwächt als gepflegt wurden. Selbſt Addiſon und Bolingbroke galten ihm nicht für zureichende Gewährsmänner; er wollte kein Wort brauchen, das nicht in Dryden zu finden wäre. Seine Phraſen ſichtete und ſiebte er mit äußerſter Sorgfalt, darüber verſäumend, Acht zu haben auf das Ungeeignete der Manier, die einem großen Redner, wenn er Geſchichte ſchreibt, gar leicht ſich anhängt. Seine Argumente ſind meiſt in die Form der Frage, des Ausrufs, der ſarkaſtiſchen Anſpielung gegoſſen. Er denkt ſich eine große Verſammlung vor ſich und reißt eine Vertheidigung der Stuarts, die ein eingebildeter Tory ſo eben vorgebracht hat, in tauſend Stücke. Wir erkennen den Meiſter in der geiſtigen Fechterkunſt, deſſen Reden Tag und Nacht ſtudiren ſollte, wer die Kunſt, ein Thema logiſch durchzuſetzen, lernen will. Wir finden in ſeiner Geſchichte, wie in ſeinen oratoriſchen Produktionen, den großen Charakterzug, der ihn zum Demoſthenes Englands ſtempelt: Vernunft, durchdrungen, ja wir möchten ſagen: rothgeglüht von Leidenſchaft. Aber dieſe Gattung von Vortrefflichkeit iſt in der Hiſtorie nur äußerſt ſelten an ihrem Platz. Mit Makintoſh war der Fall anders. Seine Stelle war im Studierzimmer, in der Bibliothek, in einem Kreis gelehrter Männer, auf dem Katheder für moraliſche und politiſche Philoſophie. — Er zeichnete ſich wohl auch im Parlament aus, aber ſeine Sphäre war da nicht. Die Wirkung ſeiner beſten Reden blieb weit unter der Maſſe von Fähigkeit und Wiſſen, die er darauf verwendet hatte. Seine klare und geiſtvolle Erörterung der Reformbill wurde kaum beachtet. Sie war Caviar für die Menge. Schade, daß Makintoſh ſeine letzten Jahre nicht ganz der Literatur weihte. Sein Talent lag nicht in der Richtung, wo man auf eine zahlreiche Zuhörerſchaft raſchen, wenn ſchon vorübergehenden, Eindruck macht. Seine Beweisführung war nicht von dem Gewebe, wie man ſie im Parlament improviſirt, die Nullen vom rechten Wege auf blumige Wieſen abzulenken, während jedem, der genau zuſehen will, das Irrlicht von Trugſchlüſſen bald aus den Augen ſchwindet. Was an Makintoſh, als Autor, Werth hatte, war die Frucht reifer Studien. Auch ſeine Unterhaltung trug dieſes Gepräge. Selbſt im gewöhnlichen Geſpräch war keine Ungleichheit, keine Übertreibung, kein Streben, zu glänzen oder einzunehmen, zu bemerken. Sein Kopf war ein großes Magazin, bewundernswerth geordnet; alles war da zu finden und alles am rechten Ort. Seine Urtheile über Menſchen und Dinge waren wohlerwogen und lagen zu augenblicklichem Gebrauch ſtets bereit in dem umfaſſendſten und unfehlbarſten Gedächtniß, das vielleicht je einem Manne zu Theil geworden. Man konnte nach jedem Artikel fragen — ein Moment, und er war vorgeholt und auseinandergelegt; auch der Begehrlichſte fand ihn nach Stoff und Gehalt gleich zuſagend. Seine Meinungen ſah man nicht werden; ſie traten heraus, wie die Säulen jenes Tempels, die ohne Zuthun von Hammer und Axt aufſtiegen, ganz vollendet, wie Minerva aus des Donnerers Haupt. Die intellectuellen und moraliſchen Eigenſchaften, die zum guten Hiſtoriker gehören, beſaß er in hohem Grade. Milde, ruhig, parteilos, wußte er mit gerechter Wage zu wägen. Die meiſten ausgezeichneten Schriftſteller, die engliſche Geſchichte behandelt haben, ſind Advokaten, d. h. Verfechter einer Partei; nur Hallam und Makintoſh dürfen Richter genannt werden. Allein Hallam's ungemeine Herbe und Strenge nimmt etwas weg von dem Genuß, den uns außerdem ſeine vollendete Darſtellung, ſeine beredte und kritiſch-geniale Manier, gewähren würde. Er iſt ein Richter, aber ſein Mund ſpricht nur Verdammungsurtheile. Von den Vielen, die er auf die Kapelle gebracht hat, iſt kaum einer und der andere ſo glücklich, rein befunden zu werden. Makintoſh hat eher nach der andern Seite hin gefehlt; ſein ſcharfes Auge iſt zugleich wohlwollend und entdeckt bald Losſprechungsgründe in Charakter und Lage. Er läßt etwas nach, weil ihn die Schwäche menſchlicher Naturen und der Reiz lockender Verſuchungen zur Milde ſtimmen. Sein Fragment iſt unſtreitig die beſte Geſchichte von Jacob's II. Regierung, die man hat; ſie enthüllt viele neue und anziehende Aufſchlüſſe und iſt ſo genau in den Angaben, daß in dieſer Beziehung nichts zu wünſchen übrig bleibt. Man dürfte ausſetzen, daß zu viel Unterſuchung und zu wenig Erzählung vorkommt; Makintoſh konnte leicht in dieſen Fehler verfallen, denn Forſchen und Ergründen war untrennbar von ſeinem Weſen. Dieſe Lieblingsneigung zu befriedigen, konnte er nicht leicht eine paſſendere Periode der engliſchen Geſchichte wählen, als die kurze Regierung Jacob's II. — Als dieſer Fürſt 1685 zum Thron gelangte, war er, obſchon ein Katholik, das Idol der Tories. Er berief ein Parlament — und England hatte ſeit hundert Jahren kein folgſameres geſehen. Jacob's Gewalt war nicht viel geringer, als die Ludwig's XIV. — Wie kam es, daß ein ſcheinbar ſo feſter Bau nach drei Jahren einbrach? Durch welche unbeſonnene Maßregel weckte Jacob den beſiegten Geiſt der Whigs zu neuer Kraftentfaltung? Über dieſe Fragen und alle Gegenſtände, die damit zuſammenhängen, verbreitet Makintoſh helles Licht. — Es bedarf nicht mehr, um auf die Bereicherung der Geſchichte, die ſein leider Fragment gebliebenes Werk darbietet, aufmerkſam zu machen. Was weiter über ſeinen politiſchen Glauben ſeit dem Erſcheinen der „Vindiciae gallicae," ſo wie über den Zuſammenhang der Revolution von 1688 mit der früheren und ſpäteren engliſchen Geſchichte zu bemerken iſt, ſoll in einem zweiten Artikel nachgetragen werden.

Berly.

Hegel und Antihegel.

(Schluß.)

Sonſt galt der ſchlichte Glaube, daß kein Menſch allwiſſend ſei und daß zwiſchen der ewigen Wahrheit, die der heilige Gott ſich vorbehalten und der dem Menſchengeſchlecht erreichbaren Wahrheit ein Unterſchied beſtehe. Auch die Philoſophen erkannten das an und ſuchten einen ſichern Weg, Irrthum und Wahrheit menſchlich zu ſcheiden. Das gelang Verſchiedenen verſchieden, und manchmal ſchien die Bahn der Unterſuchung an einer Schraube ohne Ende fortzulaufen. Zu Hume's Zeit ſchien den Meiſten alle Ueberzeugung aus Gewohnheit herzurühren und die Geſchichte der Menſchheit von der Mode und conventionellem Belieben abzuhängen. Da verſuchte unſer Kant einen vorher nicht betretnen Weg. Durch eine ſchwierige, logiſche Rückrechnung ſuchte er die Mittel und Grenzen menſchlicher Einſicht auszumeſſen und durch eine Bearbeitung der logiſchen und metaphyſiſchen Begriffe nachzuweiſen, wo unſer Wiſſen aufhöre und der Glaube an Gott und die göttlichen Dinge anfange. Neben dem großen Gebiet deſſen, was wir wiſſen, liegt das unendliche deſſen, was iſt, aber durch das Wiſſen nicht erreicht wird. Dies Wörtchen nicht mit der verwandten Vorſilbe un — iſt das wichtigſte in der neuern Philoſophie und das Irrlicht, welches in die Sümpfe des Dünkels und des Wahns ſtürzen läßt. Kant's Weg war weitläuftig, ſetzte große Vorbereitungen voraus; aber auch ohnedies waren die Reſultate reichhaltig und eröffneten eine weite Ausſicht. An die Reſultate hielt man ſich zunächſt; die eigentliche Kritik wurde bald vergeſſen. So erlag die Arbeit der Schwelgerei der metaphyſiſchen Schwärmer; die prächtigſten Feuerwerke wurden abgebrannt. Ich und Nichtich, Subjekt und Objekt, Idealismus und Realismus waren die geniale Löſung; Gott, Natur und Menſchheit wurden in großen Griffen geniemäßig beſprochen und nebenbei gefunden, die Arbeit der Kritik ſei überflüſſig; man müße gleich in medias res der ewigen Wahrheit; die menſchliche könne man dem Markt und Gericht überlaſſen. So verführten ſich nach und nach viele geiſtreich den himmliſchen Traum der Schöpfung zu phantaſiren. Die Protokollbücher der Elohim kamen in's Publikum, lauteten aber ſehr wunderlich und brachten bald die ganze Angelegenheit in Mißkredit. Die Theilnahme an der Philoſophie verlor ſich, doch erhielt ſie in der Stille um ſo eifrigere Anhänger und Bearbeiter. Es war in der Welt bitterer Ernſt geworden; die gemüthliche Betrachtung wurde hart geweckt. Das blutige Experiment, welches die Franzoſen mit der Staatsgeſellſchaft gemacht, hatte alles in Europa erſchüttert. Nach harten Prüfungen und ſchweren Lehrjahren entſtand endlich und entſteht die neue Ordnung der Dinge, in der wir mitten inne ſtehn. Große Regſamkeit zeigte ſich in allen Zweigen des Wiſſens und der geſelligen Thätigkeit. Vorherrſchend iſt keine Richtung; ein hundertfältiges Intereſſe theilt die Strebenden. Die Philoſophie, obgleich zurückgedrängt, übt doch in's Geheim eine große Macht als Deuterin der Zeit. Als Schulphiloſophie iſt die Hegel'ſche von Staatswegen am meiſten begünſtigt worden und hat das lauteſte Wort geſprochen. Daneben ſtehen Herbart und Fries als die bedeutendſten Lehrer, die das Ganze umfaßten. Es iſt auch ſonſt anerkannt und mit Beſtimmtheit ausgeſprochen worden, daß, ſo bunt es auch dem Anſchein nach in deutſcher Philoſophie ausſehen mag, was die Grundlegung betrifft, dieſe drei als Koryphäen allein ſtehen bleiben. Wer Schelling ſtatt Hegel der Priorität wegen ſetzen will, mag es thun; ſie ſtehen für einen Mann, obgleich ſie als Gegner erſcheinen. Schelling hatte früher mit der myſtiſchen Wendung des Kantiſchen Platonismus den glänzendſten Erfolg, welche der mißverſtandene tranſcendentale Idealismus anbot; aber er hatte es an den Grundlagen fehlen laſſen, welche Hegel in ſeiner Logik, mehr nach der Entelechienlehre des Ariſtoteles, geliefert hat. Gibt Schelling dieſe auf, ſo nähert er ſich, wohlgemerkt, in der logiſchen Grundlage, einem der beiden andern. Auf die Ausführungen, Reſultate und Tendenzen kommt nichts an. Seien die Philoſophen Skeptiker oder Dogmatiker, Idealiſten oder Realiſten, evangeliſch oder katholiſch, Platoniker oder Ariſtoteliker und von welchem Sektennamen man ſonſt will, zuletzt bleiben nur die drei Lager übrig. Wo iſt die richtige Logik? Die rechte Metaphyſik mit allen ihren Anwendungen und der praktiſchen

Philoſophie iſt dann nach den vorhandenen Vorarbeiten ſchon gefunden, vielleicht iſt ſie ſchon da.

Wäre einmal eine planmäßige und ſtrenge Schulausbildung der Logik, als Architektonik aller Wiſſenſchaften anerkannt, ſo wäre dem übereilten Syſtemmachen, der Hypotheſenjagd und allem Formel- und Phraſenſpiel geſteuert; das metaphyſiſche Kauderwelſch würde verſtummen und der geſunde Empirismus würde ſicher leitende Maximen bekommen. Erſt dann wäre eine planmäßige Bearbeitung aller Wiſſenſchaft möglich, vor allem aber ſichere Anerkennung und Aufklärung der hohen Gebote der Ethik und Reinigung der Lebensanſicht von Aberglauben und Unglauben, Zurückführung auf die hohen Ideale der Dichtung und der Künſte; erſt dann planmäßige Vererbung von Kenntniß und Erziehung im Großen möglich — ein Gedanke, der dem nicht unerreichbar oder gar chimäriſch vorkommen darf, der im Ernſt beten kann: dein Reich komme. So weit ſind wir nun freilich noch nicht. Noch mancher Waizen iſt da erſt von der Spreu zu ſondern; vor allen Dingen müßte das Geklapper der metaphyſiſchen Windmühlen aufhören. Gegen dieſe iſt alle Polemik umſonſt; denn ſie klappern fort und fort und erzwingen ſich dadurch eine angebliche Bedeutſamkeit. Dagegen weiß ich ein durchgreifendes und ſchlagendes Mittel. Bis jetzt iſt es noch nicht verſucht worden. Es könnte uns von dem Überfluß an philoſophiſchen Compendien und Erbauungsbüchern befreien und dem anmaßlichen Plaudern ein Ende machen. Und dies wäre eine gründliche Anleitung für Jedermann ganz webermäßig über einen feſten Aufzug, den metaphyſiſchen Einſchlag nach dialektiſcher Methode zu machen und dergeſtalt zu zeigen, wie leicht, ſeicht und wohlfeil die hohe Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften des abſtrakten Traumens eigentlich iſt. Dieſe neue Lulliſche Kunſt iſt aber ſelbſt nicht ſo leicht, ſie erfordert Sachkenntniß und einigen Witz; aus neun Compendien das zehnte zu machen, iſt freilich eine Kleinigkeit dagegen. Doch zu machen iſt's und ein Muſter iſt auch da, welches nur einfacher und methodiſcher einzurichten wäre. Dieſes Muſter iſt Hegel's philoſophiſche Encyklopädie. Dieſem Buch verdankt er ſeine Siege, nicht ſeiner genialen Phänomenologie des Geiſtes, nicht ſeiner ſchwerfälligen Logik, auch nicht ſeiner Überſetzung von Kant's metaphyſiſcher Rechtslehre in's Kauderwelſche des objektiven Standpunktes, welche ganz unphiloſophiſchen Staatsmännern ſo wohl gefallen hat. Die Encyklopädie gibt nämlich die gedrängteſte Überſicht, lehrt am ſchnellſten das Eins, Zwei, Drei der Methode; ſie iſt das Brevier, mit welchem die meiſt ſo unmündigen Jünger in alle Welt wandelten, das neue Heil zu verkünden. Dieſe große Kunſt, über alles tiefſinnig ohne Sachkenntniß zu plaudern, muß vereinfacht und analytiſch bearbeitet werden, ſo daß Inhalt, Form, Schematismus und Redensarten bei einiger Anſtelligkeit in kurzeſter Zeit zueigen würden. Eine Methodenlehre nebſt polemiſchen Muſtern lehrte dann, den dialektiſchen Schleim über alle Gegenſtände zu gießen, alle wiſſenſchaftlichen Forſcher als Handlanger zu gebrauchen und von allen Büchern den Rahm zu dialektiſchen Zwecken abzuſchöpfen. Das gäbe das compendium compendiorum, ein unentbehrliches Möbel in der gelehrten Fabrik. Gleich nach dem Orbis pictus könnte man dieſen Orbis abstractus vornehmen. Der Gradus ad Parnassum gibt nur die Form; den Inhalt muß jeder mitbringen. Hier aber wird die Form mit dem gediegenen Inhalte verabreicht. Webſtuhl, Aufzug, Einſchlag, Haſpel, Schiffchen und Muſter Alles in Allem, ein Univerſum zu wirken. Wer aber durch die Schule gelaufen, die Elemente gelernt hat, Lexika aufgeſchlagen, Journale durchſtöbern, Compendien excerpiren, etymologiſch witzeln und leidlich ſchreiben kann, der iſt, wenn er nur keck iſt und daraufhinein geht, ein gemachter Mann. Die Gedanken kommen, wie bei'm Endreimen, aus der Logik von ſelbſt und der Tiefſinn kommt aus dem tiefſten Grunde, der ſelbſt zu Grunde geht. O herrliche Ausſicht! Geſegnetes Zeitalter! Alles lehrt, ohne zu lernen; man braucht keine ſtreng mathematiſche Ausbildung, keine mühſame Kenntniß der Natur und Geſchichte, keine Bildung des Geſchmacks — alles thut die allgemeine Logik. Die Philoſophie ohne Beinamen iſt gefunden; die wahre Aufklärung iſt vor der Thür, die Zeit der allgemeinen Emancipation für alle, welche leſen und ſchreiben können. Der Baum der Erkenntniß ſteht vor jedem Haus, das Pfingſtfeſt im Geiſterreich iſt angebrochen, die Weltgeſchichte iſt die flüſſiggewordene Dialektik des verſtandenen Weltgeiſtes. Keine Geiſtesmonarchien gibt es mehr, alle ſind gleich und frei; einerlei Krone ſchmückt jedes Mitverklärten Haupt. Alle wiſſen Alles und — Nichts.

Lord Byron machte es irgendwo dem Cervantes zum Vorwurf, daß er durch ſeinen Don Quixote den ritterlichen Geiſt zernichtet und dem gemeinen Philiſterverſtand des Sancho Panſo die Ehre gegeben. Das hat Cervantes aber nicht; nur die Verrücktheit hat er gegeißelt. Erſchiene doch auch bei uns ein ſolcher philoſophiſcher Don Quixote, der uns die metaphyſiſchen Abentheuer verleidete und die gänzliche Nichtigkeit des vornehmen Dünkelſpiels in ein helles Licht ſetzte! Die ächte Philoſophie würde um ſo eher zu Wort kommen.

G. L. R.

Miscellen.

⁂ „Semilaſſo's Weltgang" hat zwei ſatyriſche Broſchüren erweckt, „des Kometen neueſter Weltgang" von Semi-Taſſo ꝛc. (Stuttgart, Köhler), welche den ariſtokratiſchen Kern der Pückler'ſchen Schriften, manche Mängel des letzten Weltgangs und den nobeln Embarras perſifliren, welcher von buchhändleriſcher Seite mit dem neueſten Werke des Verſtorbenen gemacht wird; im Uebrigen ſind die beiden Stationen dieſer ſatyriſchen Kometenreiſe ziemlich unbedeutend.

⁂ Eine literariſche Merkwürdigkeit iſt der Umſchlag der allgemeinen Weltgeſchichte von J. G. Kuhlmann, auf welchem drei Approbationen dieſes neuen Werkes (durch Rotteck, Welker und Hottinger) abgedruckt ſtehen. Wenn auch ein Buchhändler aus Spekulations-Rückſichten ein ſolches Verfahren einleiten mag, darf ein deutſcher Schriftſteller ſo etwas zugeben, ſchämt er ſich nicht, ſich in die Kathegorie des bei Gaudelius-Razen zu erhaltenden Schweizer-Kräuteröls verſetzt zu ſehn?

⁂ Die Zeitung für die elegante Welt brachte die Notiz, daß die im diesjährigen Muſenalmanach unter dem Namen: „Heinrich Stieglitz's" mitgetheilten Gedichte nicht von St., ſondern von Moritz Veit herrühren.

⁂ Lewald gab in ſeiner Europa Herrn Oettinger, dem Redakteur des Berliner Figaro, derbe Verweiſe, weil dieſer aus der Europa nachdruckte und hinterdrein auf die Europa ſchimpfte. — Die honetten Leute ſollten ſich wirklich einmal verſtändigen, eine Petition an die Bundesverſammlung einzureichen, daß alle jene Winkelblätter, die blos durch Nachdruck aus Büchern und andern Blättern exiſtiren, (gleichviel, ob ſie die Quellen angeben oder nicht; denn es vermindert die Unrechtlichkeit, wenn man ſtiehlt und es hinterher geſteht), vor den Polizeitribunalen Rechenſchaft und Entſchädigung zu geben gezwungen würden. Man müßte nach denſelben Rechtsprinzipien, die bei dem Verbot des Nachdrucks im Allgemeinen aufgeſtellt ſind, an's Werk ſchreiten, um dieſe jetzt noch tolerirte Spezies des Nachdrucks, die gerade die Intereſſen des deutſchen Schriftſtellers mehr als die des Buchhändlers verletzt, in die Luft zu ſprengen. Wir laden alle Herausgeber von Originalblättern ein, ſich uns zu dieſem Ende anzuſchließen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 271. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 16. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

4.

Der geſtern getroffenen Verabredung gemäß, begleitete der Profeſſor nebſt ſeiner Frau das Selm'ſche Ehepaar auf ſeiner übereilten Rückreiſe. Malchen blieb aber zu Hauſe. Zwar hatte der Reiz einer Gebirgsreiſe im erſten Augenblicke ein Anlockendes für ſie gehabt, aber einige Worte, welche ſie mit Lumaine zu wechſeln Gelegenheit fand, malten ihr die Annehmlichkeit des ungeſtörten Genuſſes ihres jungen Liebeglücks mit glänzenderen Farben aus. — Sie hatte im Laufe des letzten Winters an einem anhaltenden Huſten gelitten; während des Frühlings war eine ernſthafte Nachkur erforderlich geweſen, um den bedenklichen Folgen der Bälle vorzubeugen, welche zur Feier der jungen Thronerrichtung für den franzöſiſchen Satrapen angeordnet worden waren. Es ward Malchen nicht ſchwer, einen kleinen Rückfall ihres Bruſtübels zu erkünſteln, und ihre Ältern zu veranlaſſen, ſie, anſcheinend gegen ihren Wunſch, von der Mitreiſe auszuſchließen.

Das Harzgebirge war in dieſem Jahre ſehr beſucht; ein regnichter Abend drängte am Schluſſe des vierten Reiſetages den Profeſſor und die Seinigen mit einer ziemlich fremdartig gemiſchten Geſellſchaft in das einzige Zimmer eines ländlichen Wirthshauſes ein. Der Juſtizrath machte eine Bodenkammer ausfindig und nahm dieſe für ſeine Begleiter in Beſchlag; Wüllſten, immer noch durchfröſtelt von der kühlen Bergluft, konnte ſich aber von dem labenden Herdfeuer in der unteren allgemeinen Gaſtſtube nicht trennen, und bemerkte, in Gedanken verſunken, nicht, daß er der Gegenſtand des Geſprächs aller im Zimmer verſammelten Gruppen geworden war. Faſt jeder wußte von ſeiner Prophetengabe ein Anekdötchen, bald mehr, bald minder lächerlicher Art zu erzählen, und bald ward der Wunſch allgemein, den merkwürdigen Mann in eine Unterhaltung zu verflechten; ein junger Mann trat unter dem Vorwande, ſeine Pfeife anzuzünden, zu dem Herd hin, an welchem Wüllſten ſaß, und ließ einer höflichen Entſchuldigung ein paar Worte über die Unfreundlichkeit des Wetters folgen, welche der Profeſſor aber ziemlich einſilbig beantwortete. Der Fremde ließ ſich jedoch durch dieſe kühle Erwiederung ſeiner Geſprächseinleitung nicht von ſeinem Verſuche abſchrecken, ſeiner Reiſegeſellſchaft zu einer intereſſanten Erinnerung behülflich zu ſein, nun aber, als er ſich auf einen Gegenſtand beſonnen hatte, deſſen Berührung einen Wiederklang zu verſprechen ſchien, trat der Juſtizrath in das Zimmer, und ſah in der Mitte eines dichten Kreiſes von Neugierigen ſeinen Schwiegervater einem Manne gegenüber ſitzen, welcher, dem Eintretenden den Rücken zuwendend, eben zu ſprechen anhub:

„Einer meiner Brüder, der vor mehreren Jahren noch ſehr jung ſtarb, hat Gelegenheit gehabt, Ihnen, Herr Profeſſor, einſt einen etwas geheimnißvollen Dienſt zu leiſten.“ — Der Profeſſor ſah den jungen Mann mit ſcharfen und finſtern Blicken an, und dieſer fuhr fort: „Ein fremder Arzt, welcher ehemals ein Haus mit meinem Oheim, dem Domſekretär Beſekow bewohnte, demſelben, welcher vor einem Jahre als Staatsgefangener der franzöſiſchen Regierung in Mainz ſtarb, hatte meinen jüngſten Bruder, ein Bürſchchen von fünfzehn Jahren, an ſich zu feſſeln gewußt; mein Oheim ward aufmerkſam auf das Verhältniß des Knaben zu jenem Fremden, examinirte jenen, und überzeugte ſich, daß das Kind zum Kundſchafter mißbraucht werde. Nach der Angabe meines Bruders trug der hinterliſtige Späher alle Mittheilungen, welche dieſer jenem entlockt, in ein Buch ein, und verglich dieſes gewöhnlich mit einem andern. Mein Oheim beſchloß durch Mitwirkung des Knaben ſich in Beſitz jener beiden Bücher zu ſetzen, und gelangte wirklich zu einem derſelben. — Vor dem Moment ſeiner Verhaftung blieb ihm kein anderes Mittel, dieſe wichtigen Papiere zu retten, übrig, als ſie ſeinem Kinde mit der Anweiſung zu übergeben, dieſelben ſo geheim als möglich Ihnen, Herr Profeſſor zufallen zu laſſen, und wie mir mein Bruder ſpäter vertraute, hat er ſich dieſes Auftrags auch gewiſſenhaft entledigt.“

Der Erzähler ſchwieg plötzlich ſtill, denn Wüllſten's Auge trat, einem brechenden ähnlich, ſein Sehvermögen dem Auge ſeiner Seele ab; ſein Körper ſank wie der Leib eines Ohnmächtigen zuſammen und ſein Athem ſchien zu ſtocken. Plötzlich durchzuckte ihn, gleich einem übermäßigen elektriſchen Schlage ein gewaltiges Muskelbeben; der Schmerz des Lebens drückte ſich auf ſeinem Geſicht ſprechend aus, und mit dem Ton eines Tieferſchütterten, der gegen ſeine Thränen kämpft, ſchrie er: „Malchen! Malchen! — Unglückliches, verlorenes Kind! Hat Gott denn dich und mich verlaſſen?“ — Dann ſprang er heftig auf, ergriff den beſtürzten Erzähler bei den Schultern und rief: „Unbeſonnener, Unglückſeliger!“ — Da trat aus dem Kreiſe ihrer Umgebung ein dritter ſchnell hinzu, um den Jüngling aus den Händen des wahnwitzigähnlich aufgeregten Sehers zu reißen, aber dieſer ſah ihn ſtarr an, trat bebend einen Schritt zurück und ſchrie: „Auch du hier? — Auch du? — Ihr beide? — Weh euch! Ihr ſeid verloren! — Gnade euch Gott!“ — Er ſchritt der Thür zu, die beiden Männer wandten ihre todtenbleichen Geſichter ihm nach, und der Juſtizrath erkannte die beiden Fremden, deren vertrautes Geſpräch auf jener verborgenen Bank im Tinkel'ſchen Garten er in der vorigen Woche, an der Seite jenes verdächtigen Menſchen, unwillkührlich belauſcht hatte. Ehe er aber Meiſter ſeiner Überraſchung zu werden vermochte, fühlte er ſich von der Hand ſeines Schwiegervaters ergriffen und fortgezogen. (Fortſ. f.)

Die Kunſtausſtellung in München.

(Fortſetzung.)

Wie wir ſo ſprachen, trat der oben genannte Maler D. wieder zu uns mit den Worten: „Wenn der Gegenſtand Ihnen hauptſächlich Intereſſe einflößt, ſo erlauben Sie mir, daß ich Sie zu einem intereſſanten geleite.“ Das Bild, vor das er uns führte, zeigte ſchon von Ferne den Namen *Tirol* auf einer Fahne und ſtellte, wie wir ſogleich ſahen, *den Aufſtand dieſes Landes gegen die Franzoſen* dar. Ich wollte mich über dieſen Nachzügler aus alter Zeit wundern, aber Herr D. ließ uns gar nicht zum Worte kommen, indem er ſagte: „So groß meine Achtung vor dem Verfaſſer dieſes Bildes, *Herrn Koch in Rom*, iſt, ſo widerwärtig iſt mir dieſes und muß es meiner Überzeugung nach einem Jeden ſein, der davor tritt. Man darf nur die beiden Hauptgruppen hier im Vorgrund ſehen, den hagern, häßlichen Bauer, der den todten Franzoſen mit dem Fuß tritt, und rechts das geſpreizte Bauermädchen, das dem ebenſo geſpreizten Bauerburſchen mit verdrehtem Halſe einen Kuß gibt. Nun der Hofer in der Mitte, auf einem Pferde nach der Fahne deutend, dort der Bauer, der den franzöſiſchen Offizier in der Hand hält wie einen Strohhalm, alles Verzerrung; keine Figur kann ſtehen oder ſich bewegen. Es iſt unbegreiflich, wie der Mann dazu gekommen.“ „Vielleicht,“ erwiederte ich, „iſt es eine ganz alte Arbeit, die nur zufällig nach 20 Jahren aus einem verborgenen Winkel hervorgezogen worden iſt, und dann findet ſie ihre Erklärung in dem damaligen Franzoſenhaß und dem Beſtreben mancher Künſtler, ihre Werke gedankenreich zu machen, ſelbſt mit Übergehung der unumgänglichſten Geſetze der darſtellenden Künſte. Inzwiſchen bin auch ich der Meinung, kein Bild aus jener Zeit geſehen zu haben, in welchem die Maſſe der Verzerrungen ſo ſehr überwiegend wäre, als hier.“

„Laſſen Sie mich Sie zu erfreulicheren Dingen führen,“ ſagte Herr D. und geleitete uns zu den Bildern von *J. Petzl*, deren drei da waren. „Sehen Sie,“ fing er an, „ich weiß zwar recht gut, es iſt im Ganzen wenig Handlung darin; auch will man ſeine Griechinnen größtentheils in München geſehen haben; aber was thut das? Wird man nicht, ganz abgeſehen von dem, was das Bild vorſtellen ſoll, immer mit Wohlgefallen dahin ſehen? Hier *die attiſchen Frauen bei ihrem Feſt im Freien*, welche gefällige Zuſammenſtellung von reichcoſtümirten ſchönen Geſtalten! ſie ſcheinen ſich zwar nach unſeren Begriffen zu langweilen, weil ſie ſelbſt mit dem Gedanken ruhen; aber ſie befinden ſich am Ende ganz wohl. Die Hauptſache aber bleibt das künſtleriſche Machwerk; wie iſt alles gemalt, behandelt, in Effekt geſetzt! Ich meine immer: in Petzl ſteckt Rembrandt und Franz Mieris zuſammen!“ Wir fanden das lobende Urtheil, obſchon die Freundſchaft einigen Theil daran haben mochte, noch mehr gegründet vor dem zweiten Bilde, *der Braut, die ihres Bräutigams harrt*. Denn hier im geſchloſſenen Raume iſt die Beleuchtung von größerer Wirkung, als im Freien. Uns aber ergötzten die vielen mannigfaltigen Koſtüme griechiſcher Frauen, der unmäßige Luxus an Federn, Ketten, Bändern, Schleiern, Pelzen, Koentuſchen und Kleidern der Art, daß wir gar nicht bis zu der Frage vordrangen, ob dergleichen auch ſchön ſei, zumal da die Frauen, die damit behangen waren, ſelbſt ſo ſchön ſind.

„Wiſſen Sie auch,“ frug mein Begleiter Herrn D. „was ich fürs ſchönſte in dieſem Bilde halte? Er läßt die Braut allein auf den Bräutigam warten; uns aber, die wir recht gut wiſſen, daß er nie kommt, überläßt er die ſchöne Dame mit ihren Begleiterinnen zu ungeſtörtem Beſitz.“ Ich machte meines Freundes Worte ſo weit wahr, daß ich mich lange nicht von dem angenehmen Bilde trennen konnte, das vorzüglich durch das liebliche Lichtſpiel und die feine Ausführung mein Auge angenehm beſchäftigte. Ich mochte eine Zeitlang ſo geſtanden haben, als N. . . ., der weiter gegangen war, haſtig mich beim Arm faßte, mich nach einer Abtheilung in der Tiefe des Sales zu führen, wie er ſagte zu einer herrlichen Überraſchung. Ich mußte im Hingehen wieder an den guten Hofrath denken, der ſo ſchnell fertig geworden — und trat vor ein zweites Bild von Peter Heß, eine Ruhe auf der Jagd.

„Ob man's nicht ſieht," ſagte mein Freund, „daß der Heß ein leidenſchaftlicher Jäger iſt! Nicht wahr das Bild iſt con amore gemacht. Da, dieſe Gruppe rechts von Jagdliebhabern, die ſich über den mitgebrachten Schinken, das gebratne Huhn und dergleichen hermachen; die fröhlichen Weinzecher und die unverwüſtlichen Biertrinker daneben! Hier auch Peter Heß ſelbſt, man erkennt ihn ganz gut; er hängt ſeine Büchſe an einen Aſt, um ſich zu jenen zu ſetzen. Dann in der Mitte ein Herr mit dem Anſehen eines reichen, wohlthätigen und wohlgeſinnten Mannes mit zwei Jünglingen, vielleicht ſeinen Söhnen, links die Jäger; alle gemüthlich und behaglich. Der Raſen iſt ordentlich friſch, auf dem ſie ſitzen, die Luft zwiſchen den Bäumen erquicklich, die Ferne, Dörfer und Berge lieblich, und nun gar das herrliche Wild, die Enten, Rebhühner, Hirſche, Haſen, Rehe, Füchſe. Soll einmal in einem Bilde keine Begebenheit, die ſich der Mühe lohnt, dargeſtellt ſein, ſo lob' ich mir ein ſolches, deſſen bloßer Anblick einen durch und durch froh macht, auf dem es nur frohe und glückliche Geſichter und Erinnerungen an heitre Lebensſtunden gibt. Den Beſitzer dieſes Bildes preiſe ich glücklich." „Ich nehme mich des Compliments an," ſagte ein älterer, ſehr angenehm ausſehender Mann neben uns, „das Bild gehört mir, und es wird mir angenehm ſein, wenn Sie ſich künftig öfter daran erfreuen wollen!" Wir erkannten in ihm ſogleich den Herrn in der Mitte des Bildes unter der Buche und hatten gern die Einladung angenommen, wenn B. . . . ſo nahe an München läge, als Schwabing. Das Bild iſt wirklich ſehr reich und zieht je länger, je mehr, auch durch eine friſche blühende Farbe an. Verliert man ſich etwas in die Tiefe, ſo ſieht man noch ganze große Theile der Jagd, namentlich die Jagdbauern, die ihr Lager für ſich aufgeſchlagen; dann wieder Jäger, die ſich auf der Jagd verſpätet und noch Beute nachbringen; andre, die ſchon wieder zur Fortſetzung ihrer Luſt das Gewehr laden.

Sehr befriedigt von dieſem Bilde des deutſchen Lebens, wandten wir uns zu einem der italiäniſchen von Weller. Da ziehen Bauern und Bäuerinnen in ihrer zwar lumpigen, doch ſehr maleriſchen Tracht, mit Schweinen, Schweinchen und Eſeln durch das Thor einer cyklopiſchen Mauer, vor welchem ein Ehepaar gleichen Standes dem Ballet zuſiehet, das vor ihm ein Kinderpärchen zum Klang des Tamburin's aufführt. Von der Mauer herab ſieht ziemlich gleichgültig ein Ziegenhirt der Scene zu. — „Es iſt ein eignes Ding um die Bilder Italiens," ſagte R . . . .; „keines ſieht dem andern gleich und ich glaube faſt, die meiſten Maler und Dichter zeichnen blos mit der Phantaſie. Solchen Scenen mit Muſik und Tanz, ſolchen ſchöngebildeten Frauen, bin ich doch von Verona bis Neapel nirgend begegnet. Ich ſah überall häßliches, dürftiges Volk, das bettelte, und betrog und mißvergnügt in den Winkeln ſchmutziger Gebäude lag, wie's Nicolai ganz richtig beſchreibt." „Ei! damit können wir auch dienen," fiel ihm Maler D . . . , der inzwiſchen wieder zu uns gekommen, in's Wort; „ich führe Sie vor ein Bild aus der römiſchen Campagna von Bürkel; ſehen Sie, da iſt nichts idealiſirt, im Gegentheil das dargeſtellt, dem man zuverläſſig auf der via Appia begegnet. Mönche, Eſel, Eſeltreiber, die ihre Foglietta trinken, und andre die Mora ſpielen. Alles iſt lumpig, ſchmutzig, häßlich — obſchon ſehr ſchön gemalt. — Aber freilich das iſt nicht das Italien, um deßwillen man den Fuß rühren würde. Das ſchöne Italien iſt nur an wenigen Stellen, und die zu ſuchen iſt auch eine Kunſt; ſie zu finden aber immer ein Glück." D. wollte uns wieder nach Deutſchland zurück vor eine vortreffliche Prügelei deſſelben Künſtlers, inzwiſchen halten wir uns von dergleichen gern entfernt, zumal jetzt, da der Magen auch ſein Recht geltend machte, und wir, wie andre Sterbliche, die Kunſtwerke nicht verzehren können wie Auſtern. Morgen mehr!

(Fortſetzung folgt.)

Die „Entführung aus dem Serail" auf der Frankfurter Bühne.

(Zum Vortheil des Herrn und der Madame Fiſcher.)

Nachdem Mozart, (welchen Alexander Duſch den Genius nennt, der das Zeitalter des Perikles in der Muſik geſchaffen, und mit ſeinem Tode wieder beſchloſſen), — die finta semplice (in einem Alter von 12 Jahren) Mithridate (die erſte von Mozart's Opern, die auf der Bühne erſchienen, Milano 1770), Lucio Sulla; la bella finta giardiniera, nachdem er ſeinen Idomeneo, rè di Creta (1780 für den Faſching in München comp.) geſchaffen, erſchien auf Veranlaſſung Joſephs II. ſeine erſte deutſche Oper: „die Entführung aus dem Serail", oder: „Belmonte und Conſtanze." Sie wurde zum erſtenmale am 12. Juli 1782 auf dem Wiener National-Theater, für das ſie auch beſtimmt war, in Scene geſetzt, und bildete gleichſam das Fundament, auf welchem ſich das unſterbliche Gebäude von Mozart's Ruhm erhob. Die Entführung iſt ohnſtreitig ſein genialſtes Werk, das in dem elektriſchen Jünglingsalter von 25 Jahren geſchrieben, alle Begeiſterung glühender Liebe aushaucht; denn wenige Monate ſpäter verwirklichten ſich die Ahnungen ſeiner Töne — wer hätte die Arien Belmonte's nicht mitempfunden? — in den Armen ſeiner Conſtanze.

Kaiſer Joſeph um den Beſitz ſeines Mozart, wie mit ſeinem Gelde geizend *), erwarb ſich mit dieſer Oper ein Verdienſt um die deutſche Muſik, indem er dadurch den Geſchmack an der italiäniſchen Oper zu verdrängen beabſichtigte. Die deutſchen Sänger, für welche die Entführung alſo urſprünglich geſchrieben iſt, waren die Cavalieri, Teyber, Adamberger, Fiſcher und Dauer. Das Textbuch iſt von Bretzner, welcher daſſelbe anfangs nicht für Mozart, ſondern für J. André **) in Berlin ſchrieb, der dieſe Oper früher componirte. Mozart ließ durch Stephanie in Wien mehreres daran ändern und neu hinzufügen*), und beide Dichter wurden (mit Börne zu reden) die mitverewigten Mücken im Bernſtein.

---

*) Der kaiſerl. Kapellmeiſter Mozart, Ritter des goldnen Sporns, Mitglied der Akademie Filarm. in Bologna ꝛc., hat unter dem Genuß eines Jahrgehaltes von 800 fl. und einer Schuldenlaſt von 3000 fl. die Augen zugedrückt (in der Mitternacht vom 5. zum 6. December 1791) und am 28. December darauf gaben die Wiener zur Unterſtützung der Hinterlaſſenen ein öffentliches Concert im National-Theater!! — O Henri Herz! —

**) Vater des noch lebenden Hofraths A. André in Offenbach, rühmlichſt bekannt durch ſeine ausgebreitete Verlagshandlung (jetzt ſeinen Söhnen übertragen), durch ſeine Clav. Comp., Symphon., Meſſen und Lieder, Autor des neuen Lehrbuchs der Tonſetzkunſt, Beſitzer des Mozart'ſchen Nachlaſſes eigenhändiger Partituren, Herausgeber des Mozart'ſchen Tagebuches, und einiger Original-Partituren, die mit verſchiedenen Tinten gedruckt ſind, um des Meiſters Art zu componiren anſchaulich zu machen.

Eine hiſtoriſche Thatſache iſt, daß ſich unter Mozart's eigenhändigem Nachlaß Bruchſtücke einer ähnlichen Oper vorfanden, aus 16 vollſtändig inſtrumentirten Nummern beſtehend. Ein Beweis, daß ſie der Aufführung nahe war. Aber weder eine Ouvertüre noch ein Finale oder eine verbindende Proſa oder ſonſt ein Aufſchluß gebendes Motiv fanden ſich weiter vor. Auch fehlte der Titel. Aber daß unſere Entführung mit jenen Bruchſtücken eine und dieſelbe Grundidee haben mußte, iſt troß der bedeutenden Abweichungen davon, gewiß. Baſſa Selim (dort Soliman) z. B., iſt ſingend aufgeführt, und eine Soubrette gar nicht vorhanden. Merkwürdig iſt, daß mehrere Melodieen jener Oper auffallende Reminiscenzen zu dieſer bilden. Dem Style nach iſt jene in den ſiebziger Jahren geſchrieben; daß die Hauptperſon des Bretzner'ſchen Buchs den Namen ſeiner nachmaligen Gattin trug, mochte den jungen, nach dem Idealen ſtrebenden Componiſten nicht wenig zur ſpätern Wahl beſtimmt haben. A. André iſt auch im Beſitz dieſes Kleinods, welches durch die kürzliche Bearbeitung einer neuen, motivirenden Proſa bühnenpraktikabel geworden, und möglichſt von Bretzner's Intrigue abweicht. Den Löſer dieſes intereſſanten aber ſchwierigen Arguments zu nennen, iſt nicht an mir. Die nothwendige Hinzufügung der Ouvertüre und eines beſchließenden Rundgeſanges, wozu einige Motive der Oper benutzt worden, iſt von André ſelbſt.

Dieſe neu gewonnene Mozart'ſche Oper heißt: Zaide. Am merkwürdigſten iſt, daß dieſes Manuſcriptes, meines Wiſſens, in keinen Memoiren über Mozart, auch nicht in ſeinen Briefen erwähnt wird, obgleich es mit der orthographiſchen Exiſtenz deſſelben ſeine evidente Richtigkeit hat. Ich weiß nicht, welcher Tugend die muſikaliſche Welt die geheimnißvolle Zurückhaltung dieſes Schatzes zuſchreiben ſoll.

(Schluß folgt.)

---

*) Nach Mozart's Brief von Wien aus, den 26. Sept. 1781 an ſeinen Vater nach Salzburg (ſiehe von Niſſen's Biographie Mozart's), hatte die Oper nach Bretzner's urſprünglichem Texte mit einem Monolog angefangen; das Duett zwiſchen Osmin und Belmonte, und beide Arien des Osmin fehlten ganz, und nachdem Mozart mit dem erſten Akte fertig war und mit einer Arie und dem Trinkduett des zweiten Akts, mußte Stephanie die ganze Intrigue umſtürzen. Nach dieſer Reform wurde das meiſterhafte Quintett, das ſich am Anfang des dritten Akts befand, als Finale zum zweiten plagirt u. ſ. w.

Buntes.

.·. (Eine Anekdote von Garrick.) Man ſpielte im Drury-Lane-Theater den König Lear, bei vollem Hauſe, Garrick war in den vier erſten Aufzügen aufgetreten, und hatte ſich in erhabener Größe gezeigt. Das Publikum ſchien vor Schaudern und Bewunderung in die tiefſte Stille verſunken. Plötzlich in dem Augenblick, wo der alte König auf der Leiche der unglücklichen Kordelia in Thränen zerfließt, bemerkte man, daß Garrick's Geſicht einen heitern Ausdruck annahm, der unter dieſen Umſtänden ziemlich auffallend war. Noch war man in Zweifel, als man den König Lear aufſtehen und von der Bühne gehen ſah, indem er laut ein Gelächter ausſtieß. Seine Umgebung, Männer und Frauen ſchienen gleichfalls dazu hingeriſſen, platzten heraus und verſchwanden. Kordelia war allein zurückgeblieben, mit verſchloſſenen Augen den Kopf auf ein ſammtenes Kiſſen gelegt. Da ſie ſich von ihren Mitſpielern verlaſſen bemerkte, wagte ſie einen Blick nach dem Orcheſter. Dieſes reichte hin; ſie konnte nicht widerſtehen und entfloh, ſich einem unmäßigen Gelächter überlaſſend. — Das Publikum gerieth in Aufregung und Unruhe; man fragte ſich, ob die Schauſpieler von Drury-Lane verrückt geworden, — als man den Beweggrund zu dieſer anſteckenden Luſtigkeit entdeckte, an der die ganze Verſammlung bald allgemein Theil nahm. Ein Metzger, der bei dem Orcheſter ſaß, war von einem Bullenbeißer begleitet, der gewöhnt, ſich zu Hauſe auf den Tritt ſeines Herrn zu legen, auch im Schauſpielhauſe von dieſem Vorrechte Gebrauch machen zu können glaubte. Der Metzger war in ſeinem Platze ſehr eingezwängt. Türk ergriff die günſtige Gelegenheit und ſpringt auf den Abſatz des Orcheſters, um die Schauſpieler mit einer ſo gewiſſenhaften und gerührten Miene zu betrachten, als wenn er die Dichtung Shakeſpeare's vollkommen verſtanden und morgen von der Darſtellung im Craftsman des Herrn Fitz-Patrick Rechenſchaft geben ſollte. — Bis dahin iſt Alles in der Ordnung. Garrick konnte nicht das geringſte daran ausſetzen: ein Hund betrachtet ja wohl einen Biſchof und der Biſchof lacht deßhalb nicht dem Hunde in's Angeſicht. Aber Türk war für den Augenblick wenigſtens kein gewöhnlicher Hund. Der Metzger von der Beleibtheit eines Balzac, von der Hitze und der Gegenwart Türk's beläſtigt, mußte ſich den Schweiß vom Kopfe abtrocknen. Er nimmt alſo ſeine Perücke ab und ſetzt ſie Türk auf den Kopf, der nicht eine Wimper zuckt und wie ein ächter Theater-Liebhaber und Hund von Geſchmack der Darſtellung des Mißgeſchicks von König Lear zuſieht. — Garrick war nicht gewöhnt, unter der Zahl ſeiner Bewunderer Hunde in der Perücke eines Kirchen-Vorſtehers (denn ſolches Amt bekleidete der Metzger zugleich in der Pfarrei) zu erblicken und wie geſchmeichelt er ſich auch fühlen mochte von dem Anſtande, mit welchem ſich die ehrenwerthe Perſonnage betrug, er konnte der Anwandlung von Luſtigkeit nicht widerſtehen, die ſich ſeiner bemächtigte. — Das Stück wurde dieſen Abend nicht zu Ende geſpielt. Türk ſah den fünften Akt nicht, und erhob darüber nicht die mindeſte Beſchwerde — der gute Türk! — Garrick enthielt ſich 2—3 Jahre lang, als Lear aufzutreten; ſo fürchtete er die Erinnerung an den Kirchenvorſteher-Hund.

.·. Der Buchhändler Debrez (Rue St. Georges Nro. 11 in Paris) hat eine literariſche Rieſenunternehmung angekündigt: „Le panthéon littéraire, collection universelle des chefs-d'oeuvre de l'esprit humain.“ Er beabſichtigt nichts Geringeres, als eine Univerſalliteratur aller Zeiten und Völker in 100 Bänden herauszugeben, von Werken, welche in den älteren und ſeltenen Ausgaben ungefähr 1,100 Bände füllten. Bei den Werken der modernen Literatur wird der Nachdruck wohl unter dem Schild eines allgemeinen Rechtstitels für das Pantheon durchgeſchmuggelt werden ſollen. Wir leſen im Proſpektus, daß die deutſche Literatur durch folgende Werke repräſentirt wird: Minnelieder, Nibelungen, Klopſtock, Schiller, Göthe, Kant, Hegel, Herder, Joh. Müller, Raumer, Niebuhr, Savigny, Wachsmuth (welche alle zuſammen in 7 Bänden geliefert werden ſollen.)

.·. Im Theater der Porte St. Martin iſt ein Drama von Nep. Lemercier (franzöſ. Akademiker): „l'héroïne de Montpellier“ (nach einer bekannten Anekdote) ausgelacht worden. — Im Theater des Variétés gefiel: „Le jugement de Salomon“ (Poſſe in 1 Akt von Duvert und Lauſanne.) — Im Gymnase dramatique gab man ein allerliebſtes einaktiges Vaudeville von Scribe und Warner: „La pensionnaire mariée,“ mit großem Beifall.

.·. Von Crevel de Charlemagne erſchien in dieſen Tagen ein nationales Gedicht in drei Abtheilungen: „Cinq ans de regne,“ mit einem Anhang zu Gunſten der Amneſtie und Preßfreiheit.

.·. Der General Allard (welcher kürzlich einen talentvollen jungen Maler, Roubaud, beauftragte, ihn und ſeine Familie zu portraitiren) iſt nicht der einzige Europäer in Dienſten Runjet-Sing's. Der Piemonteſe Ventura, früher franzöſiſcher Offizier wie Allard, ſchwang ſich gleichfalls zu einem hohen Range in der Armee von Lahore empor; Runjet-Sing ernannte ihn im letzten Kriege zum Commandanten von Peskawar mit vier Regimentern Infanterie, 3000 Sowards (irregulären Reitern) und 5000 Mann ſonſtiger irregulärer Truppen.

.·. In dem portugieſiſchen Kloſter Santa Maria de Merinhas (in der Provinz Entre Duero y Minho) machte man kürzlich einen für die Geſchichte des Alterthums wichtigen Fund, nämlich einen Codex, der die 9 Bücher der phöniciſchen Geſchichte von Philos aus Byblos enthält, von welchem Geſchichtswerk man bisher blos ein einziges, und noch dazu ſehr unvollſtändiges Buch (erhalten in der Praeparatio evangelica des Euſebius) kannte.

.·. Der brave und fruchtbare Genremaler: Conſtantin Schröter iſt (in einem Alter von 41 Jahren) am 15. October in Berlin geſtorben.

№ 272. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienſtag, 17. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Draußen, draußen! — Hier kein Wort!“ ſtieß Wüllſten in abgebrochenen Sätzen aus ſeiner krampfhaft zuſammengezogenen Bruſt hervor, und riß den Juſtizrath mit ſich hinaus in das Dunkel. „Ich habe mich in einem Zuſtande befunden,“ ſprach er, „der mir bis jetzt noch fremd geweſen iſt. Zwei Bilder hab' ich zu gleicher Zeit geſehen! Mit einem Blick hab' ich einen Moment aus der Gegenwart und einen Moment aus der Zukunft aufgefaßt! Ja! Zum erſtenmale habe ich mit völligem Bewußtſein meiner ſelbſt ein Bild aus der Ferne feſtgehalten, und dieſes Bild — es war das Ihrige! — Sie ſtanden vor dem Blutrichter! — Ihr Ankläger war Vautour, und die Zeugen, welche gegen Sie auftraten, waren jene — jene beiden Jünglinge, von deren erſtarrendem Anblick ich mich losriß, als Sie kamen.“

„Jeſus!“ ſchrie Selm, „ich kenne ja die Unglücklichen nicht, und ſie kennen mich nicht!“

„Still, ſtill, damit ich meinen alten Kopf vor Wahnſinn rette!“ ächzte der Profeſſor; „was ſah ich denn noch? — Ja! — Ja! — Mein zweiter Blick, mein Blick in die Gegenwart durchkreuzte den erſten! Ich ſah — mein Kind — Amalien — entehrt von dem“ — Der Unglückliche ſchwankte, Selm fing ihn auf und ließ ihn behutſam auf das Gras niedergleiten. — „O wie brennt mein Kopf!“ ſeufzte Wüllſten, und kühlte die Stirn an den regenſchweren Halmen. Endlich richtete er ſich auf. „Wo iſt meine Frau?“ frug er, und verlangte zu ihr geführt zu werden. Selm unterſtützte ihn; er ſchlich in das Haus, die ſchmale Bodentreppe hinauf, und ſank erſchöpft an Geiſt und Körper auf ſein Lager nieder.

Der folgende Tag verbot ſeiner Schwäche jede Anſtrengung; an eine Fortſetzung der Reiſe war nicht zu denken. In der zweiten Nacht, deren erſte Hälfte der Patient dem Anſchein nach ruhig verſchlief, weckte er ſeine Frau und ſeine Kinder. „Zurück, zurück, nach Hauſe!“ ſchrie er, „damit wir noch retten, was zu retten iſt! — Mein eigen Fleiſch und Blut iſt mit meinen Feinden in Bund wider mich getreten, und ein ſchwaches furchtſames Thier iſt für mich geſtorben! Hört, Amalie hat ihren Verderber in mein Zimmer an meinen Schreibpult geführt und ihn mit der mir abgeſehenen Eröffnungsart meines geheimen Schubfaches bekannt gemacht — da hat mein treuer Matz mein Eigenthum vertheidigt mit Krallen und Zähnen, und liegt jetzt erſchlagen neben meinem — Gott ſei Dank! durch ihn jetzt inhaltloſen Behälter der Geheimniſſe, die man geſucht hat.“

Die Erſchütterung, in welche jedes Mitglied der hier verſammelten Familie, beſonders aber die unglückliche Mutter, plötzlich gerieth, leidet keine Schilderung. Eltern und Kinder trennten ſich noch in derſelben Nacht, um, die Erſten unmittelbar, die Letzteren auf Umwegen, die dem Zweck einer Luſtreiſe entſprachen, nach ihren verſchiedenen Wohnorten zurück zu kehren.

7.

Mit zitternden Schritten betrat das Wüllſten'ſche Ehepaar ſein verödetes Haus. Die überraſchend frühe Zurückkunft der Eltern war nicht geeignet, der einſtudirten Lüge des guten Gewiſſens auf Malchens

Stirn Haltbarkeit zu gewähren, und der fürchterliche Ernſt des blaſſen Vaters, welcher ſie kalt ohne Gegengruß bei der Hand faßte, ſie in ſein Zimmer führte und am leeren Häuschen ſeines Lieblings ſtehen bleibend, das Wort: „Mordgenoſſin“ ihr zudonnerte, jagte den Trotz von ihrem Geſichte hinweg, und die Furien der, ach, zu ſpäten Reue zogen in ihr Herz ein. Verbannt aus dem unnachſichtigen Auge ihres Vaters, ſuchte ſie Vergebung und Troſt an dem blutenden Mutterherzen und jede Thräne der Reue ſchloß eine ſeiner Wunden. Immer überzeugter ward die zu gütige Mutter, daß ihr Kind keine feſtwillige Verrätherin an den Heiligthümern ihres Vaters zu werden den Vorſatz gehabt habe; nur Schwäche fiel ihr zur Laſt, die Schwäche der Neugier, wie früher den Liebkoſungen des Geliebten nicht widerſtanden zu haben, der nicht die unedle Abſicht des Verraths gegen den Vater ſeiner Verlobten hegte, denn als ſolche erkannte er Malchen und erſehnte nichts, als ſeinen Emporſchwung zu einer höhern Charge, um ihr die Hand als Gatte zu reichen. Es blieb alſo, der Anſicht der Mutter zufolge, mit Rückſicht auf die vorausgegangnen Ereigniſſe, nichts übrig, als den Fortbeſtand des Verhältniſſes der Liebenden heimlich zu unterſtützen, und ſo wurde, wenn ſie den Hellblick ihres Gatten nicht gefürchtet hätte, welchen Malchen in ihrem Glutrauſche zu erwägen vergaß, noch weiter gegangen ſein: ſie würde dem liebenden Paare die Fortſetzung ſeiner geheimen Zuſammenkünfte geſtattet haben.

Noch nicht völlig vier Wochen waren in — wenigſtens von Außen — ungeſtörter Ruhe verfloſſen, als der Juſtizrath meldete, er habe unerwartet die ehrenvolle Berufung zu dem Amte eines proviſoriſchen Unterpräfekten in der Nähe des Wohnorts ſeiner Schwiegerältern erhalten, und müſſe auf der Stelle nach dem Orte ſeiner neuen Beſtimmung abgehen. Er könne übrigens dieſen Wechſel ſeines Loſes nur für ein Glück erachten, da ihn ſeine nunmehrige Stellung in unmittelbare Berührung mit den höchſten Verwaltungsbehörden bringe, und dieſe ſehr bald zu der Überzeugung gelangen müßten, keinen ruhigern, jedem Umtriebe abholderen Beamten als ihn zu haben.

Der Profeſſor ſchüttelte den Kopf, erfüllt von ſchweren, aber unbeſtimmten Ahnungen, es war ihm nicht möglich, ſich mit dem neuen Verhältniſſe ſeines Schwiegerſohnes zu befreunden, ſo zufrieden dieſer und Ulrike auch mit der eingetretenen Veränderung waren. Selm's nunmehriger Wohnort übertraf ſeinen vorigen an Größe und Annehmlichkeit der Lage und des Umgangs; ſeine amtliche Stellung war unabhängiger und einträglicher; — nur einem Undankbaren gegen die Güte des Verhängniſſes wären noch Wünſche übrig geblieben.

Ulrikens Zufriedenheit mit der Veränderung ihrer Lage ſprach ſich in jedem Briefe noch weit befriedigter aus. Sie hatte an einer bejahrten trefflichen Wittwe, der Zollräthin Amſter, eine mütterliche Freundin, und an deren Nichte, Auguſte, eine ſchweſterliche gewonnen, und würde am Ziel ihrer Wünſche geſtanden haben, wenn das Glück ihrem elterlichen Hauſe wie dem ihrigen günſtig geweſen wäre. (Fortſ. f.)

Genrebilder aus Berlin.

Von Eduard Beurmann.

(Fortſetzung.)

2. Kunſtkammer. Akademie.

Man verſäume es nicht, die „Kunſtkammer“ zu beſuchen, die im vierten Geſchoß des königlichen Schloſſes, nach der Seite des Luſtgartens zu, befindlich iſt. Sie enthält einen Schatz von Merkwürdigkeiten und Curioſitäten, ein buntes Mancherlei aus verſchiedenen Zeiten und verſchiedenen Welttheilen. Kunſt, Völkerkunde, Induſtrie und Geſchichte finden hier eine Ausbeute.

Der Zutritt zu dieſem Cabinet, wie zu allen öffentlichen Kunſt-Anſtalten und Sehenswürdigkeiten iſt unentgeltlich; aber es wird nur eine beſtimmte Anzahl von Beſchauern zugelaſſen, die der umherführende Unter-Beamte bequem überſehen kann; denn es liegen hier werthvolle Gegenſtände vor und Heiligthümer des preußiſchen Volkes, wie z. B. das geſtickte Taſchentuch, mit welchem ſich Friedrich der Große den Todesſchweiß abwiſchte.

Einige Tage zuvor muß man ſich in der Wohnung des Caſtellans zum Beſuche der „Kunſtkammer“ melden. Es wird dann Tag und Zeit beſtimmt und der Name des ſich Meldenden in ein Buch eingetragen. Iſt die Geſellſchaft beiſammen, ſo tritt ſie, unter der Leitung eines Führers, die Wanderung durch die verſchiedenen Abtheilungen an.

Das erſte Zimmer iſt mit Waffen fremder Völker angefüllt; Neuſeeland, China, Grönland, die Türkei, Japan u. ſ. w. bieten hier eine Auswahl von Allem, was das häusliche und öffentliche Leben ihrer Völker betrifft. Du findeſt in Porzellan maleriſche Skizzen des mexicaniſchen Volkslebens; du ſiehſt hier einen ausgeſtopften chineſiſchen Obriſten in ſeinem Militair-Gallaanzuge, eine ſchwerfällige, unbeholfene Figur, die auffallend mit der Schnürleibigkeit der preußiſchen Garde contraſtirt; ein Mantel des Königs der Sandwichinſeln, eine bewundernswerthe Filet-Arbeit, mit Federn verziert, ein Beweis induſtriöſer Erfindung der Armuth, die einen rohen Stoff ſo geſchmackvoll zugerichtet hat, wird dich anziehen. Der Führer lieſ't dir jenes Schreiben Sr. heidniſchen Majeſtät vor, welches dieſen Schmuck nach Berlin begleitete. Es iſt in gutem Deutſch geſchrieben und rührt zweifelsohne von dem Überbringer der Curioſität, dem Capitain W. . . ., aus Bremen her. An den jetzigen König von Preußen gerichtet, bietet er dieſem den Mantel zum Geſchenk an. „Wir Sandwichs-Inſulaner ſind ein armes Volk, dieſer Mantel iſt der höchſte Zierrath, den ich beſitze,“ — ſo ungefähr lautet jenes Sreiben. Friedrich Wilhelm hat dieſe königliche Inſignie angenommen und ſeinem königlichen Bruder aus Dank eine Uniform des zweiten Garde-Regiments als Gegengeſchenk verehrt.

In einem andern Zimmer gewahrſt du das Diplom und den Doktor-Anzug, welche die Univerſität von Oxford Friedrich Wilhelm III. verlieh, als er England beſuchte. Auffallen wird es dir, daß die gelehrte Facultät, ſtatt Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm II. im Diplom anführt. Desgleichen befinden ſich hier die Ordens-Anzüge des Königs, als Ritter des heiligen Geiſt- und Hoſenband-Ordens.

Der Pommerſche Kunſtſchrank, welcher im Jahre 1496 durch ſechs und zwanzig Augsburgiſche Künſtler für einen Pommerſchen Herzog gearbeitet wurde, und mit Allem, was zu einem vollſtändigen Haushalt dient, en miniature, verſehen iſt, gewährt eine bewunderungswürdige Anſchauung künſtleriſcher Induſtrie. Dieſe ſauber gearbeitete und complicirte Schnörkelei iſt ein Bild jener Zeit, wo der Mechanismus der Kunſt deren Ideal war.

Murat's Galla-Anzug, der aus einem Glasſchrank entgegenglänzt, bewog einen preußiſchen Hauptmann neben mir zu der Äußerung: „Ach! der Theaterheld.“ Der gute Mann überſah in ſeinem preußiſchen Landwehr-Charakter alle jene romantiſche Poeſie an dem Schwager Napoleon's, die mich von jeher für ihn einnahm. Murat war der einzige mittelalterliche Charakter im franzöſiſchen Heere. Er ſtach in ſeiner knappanliegenden Kurka, in den gelben oder nankingenen Reiterſtiefeln, in dem die polniſche Sammet-Mütze ſtolz umſchwankenden Strauß-Federnſchmuck, auf dem andaluſiſchen Renner wunderbar gegen die Soldateska des franzöſiſchen Heeres, gegen die ſchwere, goldgeſtickte Marſchalls-Uniform ſeiner Collegen ab. Napoleon aber wußte jene Elemente zu ſchätzen, die ſeinen Schwager auszeichneten, der, wie ein Ritter der Tafelrunde, wie ein aus dem Grabe erſtandener Paladin der Liebe und Ehre, mit ſeinem dunkeln Auge und ſchwarzlockigen, langgeringelten Haupthaar, unter jenen Helden glänzte, die des Kaiſers Umgebung bildeten. Murat war die Seele der franzöſiſchen Reiterei, ein ächter Chevalier, der an die Zeit der Troubadours mahnte und allen Liebreiz der Romantik mit dem Muth, der Tüchtigkeit und Tapferkeit früherer Zeiten einte, die aus Sagen und Mährchen ſo anmuthig, wie erhaben klingt. (Schluß folgt.)

Die „Entführung aus dem Serail“ auf der Frankfurter Bühne.

(Schluß.)

Wieder auf unſere Entführung zu kommen, ſo mag nun, nach Hiller's und Standfuß hergebrachter Weiſe, das Buch viel Mangelhaftes haben, aber die Hauptſache iſt es nicht. Der Plan iſt gut angelegt, die Charaktere vortrefflich gezeichnet und conſequent durchgeführt. Daß es der Sprache jener Zeit nicht um Schwulſt, ſondern um Natur und Wahrheit zu thun war, möchten unſere Schönfloskler beherzigen wollen. Die einfache Zeichnung ſoll durch des Malers Phantaſie zum Kunſtgebilde erhoben werden. Ich bin gewiß, daß kein Schüler unſerer Zeit ſich mit dieſem Texte befaßt haben würde, und doch erſcheint dieſe Oper nach ſo vielem modernen Unſinn gleichſam triumphirend wieder auf unſerer Bühne. Es macht dieſe Wahl des klaſſiſchen dem Kunſtſinn der Beneficianten Ehre.

Die Aufführung war nach Maßſtab der Kräfte eine gute. Manches war ausgezeichnet. Was im Schatten blieb, möge eine zweckmäßige Reviſion erhalten. Den Chören namentlich iſt mehr durchgreifende Kraft und Einheit zu wünſchen. Die Eintritte müſſen markirter ſein. Man betrachte von dieſer Seite dieſe Oper als keine im Schlendrian verſunkene! Das Orcheſter, die Beobachtung der Tempi, die Nüancirung des herrlichen Quartetts waren delicat.

Madame Fiſcher-Achten (Conſtanze) beobachtete nebſt der Freiheit eines gebildeten Geſchmacks die ſtrengen Geſetze, die der Componiſt vorſchreibt, und zeigt ſich auch hier als wahre Künſtlerin; ſie beſiegte mit Leichtigkeit und unbeſchadet des tiefſten innigſten Ausdrucks die mechaniſchen Schwierigkeiten beider Arien. Ihr getragener Geſang glich der unſterblichen Klage um das verlorne Paradies der Liebe, ihr Allegro triumphirt in dem heroiſchen Entſchluſſe: für dieſe Liebe unterzugehen, und nichts gleicht der Wirkung des Schluſſes der zweiten Arie, worin ſich alle Seelenkräfte Conſtanzen's in ein Gefühl, im gewaltſamen Sturm des hinbrauſenden Uniſono vereinigen. Wie wolkenhoch ſtehen Componiſt und Darſtellerin hier über des Dichters Poetiſch-Thuerei. Es war eine Aufgabe für den jungen Componiſten, daß der Charakter dieſer Parthie nicht unter dem Beſtreben litt, der hohen Kopfſtimme der Cavalieri etwas zu thun zu geben, obgleich er ſich in obengenanntem Briefe ſelbſt äußerte: „Die Aria von der Conſtanze hab' ich ein wenig der geläufigen Gurgel der Mlle. Cavalieri aufgeopfert.“ — Daß das große Andante con moto (G-Moll) „welcher Kummer herrſcht in meiner Seele“, ſammt Recitat. — unmittelbar vor der Marter-Arie — wegbleibt, iſt nothwendige Opernpolitik; eben ſo die Hinweglaſſung der großen ermüdenden Cadenze dieſer zweiten Arie. — Das pantomimiſche Duodrama des großen Ritornells, das dieſer merkwürdigen Nummer vorgeht, hat heute endlich einmal plauſibel in das Herz ſeiner muſikaliſchen Bedeutung gegriffen. Herr Hendrich's ſpielte den Baſſa.

Herr Fiſcher, Osmin, in einem Zeitraume von 48 Stunden, von einem Pole des Diapaſon zum andern geſchleudert, zergliedert in allen Einzelnheiten, des Sclaven Übermuth und Grimm, die ſinnliche Gier und Leidenſchaft des rohen, ewig den Falak ſchwingenden Türken. Er hat ſeinen Charakter ſtudirt, er wußte, was Mozart wollte, als er in der erſten Arie durch die Steigerung der Viel Noten und das Tempo, Ordnung und Maaß überſchritt, und ſo den wachſenden Zorn Osmin's malte. Herrn Fiſcher's Geſang hielt mit ſeinem Spiele gleichen Schritt. Als hiſtoriſche Notiz iſt zu bemerken, daß die zweite Arie des Osmin: „Ha! wie will ich triumphiren“, ohne Text componirt wurde, und der zögernde Stephanie gezwungen war, ſeine Worte derſelben ſpäter erſt, und zwar nach der Idee des Componiſten anzupaſſen und unterzulegen.

Belmonte iſt der Stern dieſer Oper. Mozart hauchte ſein eignes Selbſt in dieſe Töne. Herr Schmezer gab des Meiſters Begeiſterung wieder. — Ein weiches, wohlthuendes Metall, worin eine oft dem Beſitzer ſelbſt unbewußte Anmuth liegt, verfehlt ſeine Wirkung auf's menſchliche Herz nie. Der Vortrag ſeiner beiden Arien und des Schluß-Duetts, ſucht wirklich ſeines Gleichen.

Demoiſelle Limbach verdient die Aufmunterung, die man ihr von allen Seiten zollt.*) Für unſer Blondchen aber verdient ſie im Ganzen doch Tadel. — Die Grazie der Soubrette, beſonders eines Blondchens, die mit der mädchenhaften Laune auch ein nationelles Gefühl angeborner Freiheit verbindet — eine ſolche Grazie iſt ſchwer geſpielt, aber noch ſchwerer geſungen. So was, muß nicht allein in der Volubilität der Zunge, ſo was muß im Weſen liegen, oder durch einen Seydelmann'ſchen Fleiß hineingebracht werden können. Der jungen Sängerin tiefere und Mitteltöne ſind voller Mark und Fülle, und der Ausbildung würdig. Die höhern Töne ſind dünn. Die Intonation war heute ſchwankend. Die hohe Lage Blondchens veranlaßte die nachtheilige Transpoſition beider Arien um einen Ton! Herr Beils — Pedrillo. Sein Spiel war voll Behendigkeit; hätten wir es damit und mit dem Ausdruck des

---

*) Dem. Limbach iſt ſeither aus Frankfurt heimlich entwichen.

Geſanges *allein* zu thun — es bliebe wenig zu wünſchen übrig. Daß auch *er* ſeine meiſterhafte Arie (D-dur) „Friſch zum Kampfe!" einen Ton tiefer ſang, gehört mit zu den Schatten der Oper. Die Wahl der Tonarten iſt nicht zufällig, und geſetzt, ſie beſäßen nicht eigenthümlichen Charakter, ſo gehört doch ihre analoge Stellung zu den günſtigen Eindrücken auf das Gefühl, wenn es ſich auch keine Rechenſchaft davon geben könnte. Man höre z. B. drei Quartetten oder dergleichen unmittelbar auf einander, aber alle drei in derſelben Tonart. Das *dritte*, und ſei es von der heiligen Cäcilia ſelbſt, erſcheint monoton.

Die Analyſe *aller* Vortrefflichkeiten und Geiſtesblitze, wovon dieſe Oper wimmelt, wie deren Leiſtung *Einzelheiten*, gehört nicht hieher; nur ſchließe ich noch mit der Bitte an die gebildeten Künſtler unſerer Bühne, mehr Aufmerkſamkeit auf die metriſchen Verhältniſſe des Textes zu den Accenten der Noten verwenden zu wollen. Mozart, obgleich Meiſter der Deklamation, hat ſelbſt *nicht immer* Werth darauf gelegt, und da er in dem oben angedeuteten Briefe an ſeinen Vater in Bezug auf dieſe Oper, ſich folgendermaßen ausdrückte: „Ich weiß nicht was ſich unſere deutſchen Dichter denken; wenn ſie ſchon das Theater nicht verſtehen, was die Oper anbelangt, ſo ſollen ſie doch wenigſtens die Leute nicht reden laſſen, als wenn Sch . . . . vor ihnen ſtanden ꝛc.", ſo wird das Heiligthum der Bretzner-Stephanieſchen Poeſie nicht durch eine vernünftige Auffaſſung entweiht werden.

Im Ganzen erregte die heutige Aufführung nicht den vorauszuſetzenden Enthuſiasmus. Beſondere Anerkennung fanden die beiden Arien Conſtanzen's und Osmin's. Weniger die vier Arien Belmont's. Blondchen ließ kalt, ebenſo das Trinkduett, das Mozart einen „*türkiſchen Zapfenſtreich*" nennt. Alle übrigen Nummern wurden lau oder ſtumm aufgenommen! Gerufen wurden Conſtanze, Osmin und Belmont.

L.

Die Blutverſetzer.

Bedürfniſſe erzwingen Neuerungen. Das ſiebenzehnte Jahrhundert, welches ſich ſo ſehr der Alchymie hingab, hegte dabei insgeheim Sehnſucht nach neuen religiöſen Meinungen. Die Zukunft erſchien ihm immer als ein ſchauderhafter Traum und das Leben als eine Reiſe, die nur aus Mangel an Unterhaltsmitteln ein Ziel erhielt. Nach dieſer kühnen Vorausſetzung handelte es ſich, um ſich dieſem grauſamen Wechſelfalle zu entziehen, der nur einmal eintritt und in dem Uebergange aus einem bekannten in ein unbekanntes Land beſteht, es handelte ſich, ſagen wir, dabei nur darum, daß man dieſes Gebäude wieder friſch herſtelle.

Kein Augenblick konnte günſtiger ſein, dieſe hohe Aufgabe zu löſen und dem Gedanken Leben zu geben. Der berühmte engliſche Arzt William Harvey hatte eben die wunderbare Thatſache des Blut-Umlaufs entdeckt. Der Erſcheinung eines ausgezeichneten Mannes folgt gewöhnlich ein Schwarm mittelmäßiger Köpfe, die um das Genie, das ihnen ihre Entſtehung gegeben, gleichſam einen Heiligenſchein bilden. Harvey's Entdeckung machte davon keine Ausnahme. Man drehte ſeinen Gedanken hin und her, wollte darin endlich die Verwirklichung der berühmten Verjüngungs-Quelle finden und bemächtigte ſich deſſen als eines Mittels zur Neubelebung.

Die Entdeckung verhieß eine ſolche Anzahl von Wundern, daß jeder dieſelbe ſich ſchleunigſt anzueignen ſuchte. Die Franzoſen, die Engländer und die Deutſchen machten alſo großen Lärm, um zu erfahren, von wo die Transfuſion ausgegangen und wem die Ehre derſelben gebühre. Am Hofe und in der Stadt, in Frankreich und im Ausland ſprach man von weiter nichts, als von der Transfuſion, oder dem Mittel, faſt alle Krankheiten, denen die Menſchheit unterworfen iſt, ſchnell und mit wenig Koſten zu heilen, die Alten zu verjüngen und den Kränklichen eine feſte und unwandelbare Geſundheit zu verſchaffen. Ganz Paris war beſchäftigt, Blut übertragen zu laſſen, die Einen von Hund zu Hund, die Andern, beherzter, von Menſch zu Menſch. Man verließ die Politik über dieſe herzergreifende Frage. Selbſt der Geiſt der Philoſophen wurde angeregt, und ſie wollten mittelſt der Transfuſion, die fehlerhaften Charaktere ändern, durch das Blut z. B. des Löwen den Feiglingen Muth einflößen; aber was auf alle Welt hauptſächlichen Eindruck machte, das war die Hoffnung der Verjüngung.

Die Akademie der Arzneikunde prüfte ihrerſeits einen ſo wichtigen Gegenſtand; denn obgleich ſie ungläubig die Köpfe ſchüttelte und über die chimäriſchen Verſprechungen der Transfuſeurs heimlich lachte, ſo wünſchte ſie doch nichts mehr, als eben dieſes Mittel zu finden. Zu ihrer großen Verzweiflung ſtellte es ſich heraus, daß die Thiere, welche Blut empfingen, zuſehends ſchwächer wurden, während diejenigen, welche es hergaben, ſich dabei nur beſſer befanden; was von den Vorausſetzungen der Neuerer ſtracks das Gegentheil war. Sie beobachteten auch, daß das Blut bei der Verſetzung in die Adern gerann, und nur geronnen zum Herzen gelangte, was ſehr bedenkliche Zufälle verurſachte und die Aſſimilation hemmte. Man berichtet, daß es der Akademie ſchwer angekommen ſei, das Ergebniß ihrer Unterſuchungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen; um ſo mehr, da Claude Tardy, Vorſtand der mediciniſchen Fakultät zu Paris, ſich rühmte, dieſe Operation an einem Menſchen mit vollem Erfolg verrichtet zu haben. Sie hoffte immer noch etwas befriedigendes herauszubringen; aber endlich gab Perrault die Entſcheidung. „Wie" — rief er eines Tages aus — „wie kann eine gelehrte Körperſchaft, gleich der Ihrigen, annehmen, daß ein Thier ſich Blut aneigne, welches es nicht ſelbſt erarbeitet und bereitet hat?" Und da der bewundernswerthe Verfaſſer der „Feen-Mährchen" zugleich Arzt und Baumeiſter war, fügte er hinzu: „Eine Hütte kann man aus allerlei Arten zufällig aufgegriffener Steine bauen; aber ein Pallaſt kann nur mit beſonders dafür zugerichteten Steinen aufgeführt werden, und ein zu einer Wölbung beſtimmter Stein kann weder zu einer Mauer, noch zu einer andern Wölbung gebraucht werden. Wäre es zudem nicht ſonderbar, meine Herrn von der Akademie der Arzneikunde, daß ſie erkännten, man könne das Blut wie ein Hemd wechſeln?"

Länger konnte die Akademie nun nicht mehr in Schweigen verharren und auf ſeinen Vorſchlag trat das Parlament in's Mittel. Schade für die Blutverſetzer; denn man muß geſtehen, einige ihrer Verſuche waren ihnen günſtig, und ſie hatten in der öffentlichen Leichtgläubigkeit einen würdigen Lohn gefunden.

Die erſte Operation erlitt ein Mönch durch Dom. Deſpolets, und ein flamändiſcher Arzt, Namens Ginibald, der ſich dem erſten Verſuche Jean Deny's, ordentlichen königl. Arztes und Profeſſors der Philoſophie und Mathematik, unterwarf. Dieſer Gelehrte hatte ſich zuvor mit Emmerets, einem ausgezeichneten Wundarzte dieſer Zeit, nach Flandern begeben, um unter ſeinen Augen die nöthigen Verſuche anſtellen zu laſſen. Durch zahlreiche Erfolge, deren er ſich daſelbſt erfreute, ermuthigt, änderte er im Einzelnen ſein Verfahren und ging nach Paris zurück, in der Ueberzeugung, mehr Patienten zu finden, als er beſtreiten könne. (Schluß folgt.)

Buntes.

⁂ „Don Juan d'Autriche", von Delavigne, hat in zehn Vorſtellungen dem Théâtre français 16,000 Francs eingebracht.

⁂ Lappenberg's engliſche Geſchichte hat die Ehre einer engliſchen Ueberſetzung erhalten, und iſt alſo neben Schloſſer's Geſchichte des 17ten Jahrhunderts das einzige deutſche Geſchichtswerk über eine fremde Nation, welches in die Sprache derſelben übertragen wurde.

⁂ Von Thierry, dem bekannten Verfaſſer der Histoire des Normands, iſt ein Werk angekündigt: über die Eroberung Englands durch die Normannen.

⁂ Von dem bekannten Dichter Michel Raymond iſt ein neuer Roman: Simon le borgne, angekündigt.

⁂ Aus Bulwer's fruchtbarer Feder wird ein neuer hiſtoriſcher Roman erſcheinen: Rienzi. Die Vollendung des im Phönix ſchon erwähnten hiſtoriſchen Werkes über Athen iſt von Bulwer auf ſpätere Zeit verſchoben.

⁂ Im ſüdlichen Belgien verſucht man den Weinbau mit vielem Erfolg.

Man beliebe im Literaturblatt No. 46 (No. 270 des Phönix) folgenden, gerade eine entgegengeſetzte Bedeutung hervorbringenden Druckfehler zu verbeſſern und Seite 1080, 1te Spalte, Zeile 9 u. 10 v. u. ſtatt: denn es vermindert die Unrechtlichkeit, wenn man ꝛc., zu leſen:

es vermindert die Unrechtlichkeit nicht, wenn man ſtiehlt und es hinterher geſteht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 273. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 18. November.

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

IX.

Der Hund Pollux und der Hund Berganza.

Des andern Tages in der Frühe, nach jenem Auftritte, kam Hoffmann zu mir, reichte mir die Hand, und deklamirte aus Wallenſtein mit Pathos:

„Es iſt entſchieden, nun iſt's gut, — und ſchnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen;
Die Bruſt iſt wieder frei, der Geiſt iſt hell,
Nacht muß es ſein, wo Kreisler's Sterne ſtrahlen!“

Nach einem tief ausgeholten Seufzer ſagte er:

„Ja, — nun iſt's gut! — Das war ein teufliſcher Tag! — Verfluchtes, gemeines Volk! — O hätt' ich Bamberg nie geſehen! — O Julia! Julia! Warum mir dieſer Blick! — Spiegelfechterei der Hölle, ſie wird ſein Weib!“ — — u. ſ. w.

Auf meine Vorſtellungen ſich zu beruhigen, in ſich zu gehen und zu bekennen, daß der Augenblick ihn überraſcht habe, ſagte er:

„Und wenn auch überraſcht! Habe ich Unwahrheit geſprochen? Hörten Sie Madame's verrätheriſche Worte über Undank? — Mir das! Wem gebühret Dank, mir oder ihr?!“ — und nun definirte er, was Dank oder Undank ſei, faſt ganz mit denſelben Ausdrücken, wie er ſie im „Berganza“ wiedergegeben; *) dann fuhr er weiter fort:

„Ich werde Ihnen ein vortreffliches Buch ſchreiben, ein ganz vortreffliches, — die Welt wird erſtaunen und damit zufrieden ſeyn!“ —

Hoffmann intendirte nämlich ſchon lange vor jenem Vorfalle, Reminiſcenzen aus ſeinem Bamberger Leben niederzuſchreiben, und, ſobald er die Stadt verlaſſe ſie herauszugeben.

Bruchſtücke, wie ſie ihm einfielen, wurden zu Papie gebracht und der Auftritt in Pommersfelden, nun zunäc Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung. — Aber über die Ar wie er die ſämmtlichen Fragmente an einanderreihen, e kleiden und zu einem Ganzen verbinden ſollte, konnte nicht einig werden.

Eine Aventüre mit dem Hunde Pollux, reichte i auf einmal den Schlüſſel.

Madame Kauer, die Beſitzerin des Gaſthauſes z Roſe, beſaß einen großen Haushund: Pollux genan ergraut vor Alter, oder wie Hoffmann meinte, vor tern, gemachten Erfahrungen während ſeiner Lebensz „Er ſchauete mit überaus klugen Augen,“ — wie derſe ebenfalls ihn ſchilderte, — „in die Welt hinein, verach ſein ganzes Geſchlecht, indem er ſich nie mit demſelben e ließ, hielt ſich vorzüglich zu gebildeten Menſchen,“ und wa deßhalb auch Hoffmann's Freund.

Dieſer hatte ihn überaus lieb, richtete viertelſtund lange Monologe an ihn, gab ihm die leckerſten Biſſen, nahm ihn, wo es geſchehen konnte, überall mit. — Hund gewöhnte ſich ſo ſehr an ihn, daß er faſt mehr Hoffmann's Wohnung, als in der ſeiner Herrin, die rade der ſeinigen gegenüber lag, zubrachte. — War Freund nicht zu Hauſe oder deſſen Thür verſchloſſen, ſetzte er ſich mitten auf den Theaterplatz und ſcha ſtundenlang und unverwandt nach deſſen Dachſtübchen auf, bis er entweder eingelaſſen ward oder der Profe herabkam, ihn zu einem Spaziergange mitzunehmen. geſchah faſt täglich, wenn Hoffmann ſeinen gewöhnli Gang nach Bug antrat.

Eines Tages — ſo berichtete mir der Freund am dern — vermißte er, als er mitten im Parke, der Bug führt, ſich befand, den treuen Hund, der ihm unaufgefordert ſtets zu folgen pflegte. Er hoffte,

---

*) Phantaſieſtücke, 1. Band, Seite 191.

öfters geſchah, daß er ihm nachlaufen werde; allein vergebens. Hoffmann war den ganzen Tag über mißvergnügt, und verließ eben ſo Abends, nach Aufgang des Mondes den Ort, in ſich gekehrt langſam durch den Park wandelnd. — Er war ſchon ein paar Schritte vor dem Standbilde des heiligen Nepomuk vorüber, als er mehrmals hinter ſich ſtöhnen und winſeln hörte. Hinzutretend fand er ſeinen Pollux zuſammengekrümmt am Fuße der Statue. Er glaubte wirklich, der Hund würde verſcheiden; doch gelang es ihm nach und nach durch Liebkoſungen, daß Pollux alle ſeine Kräfte zuſammennahm und ihm bis zu ſeiner Herrin folgte.

Andern Tages beſuchte mich Hoffmann, mir zu verkünden, daß er nun endlich Form und Einkleidung der Scenen aus ſeinem Bamberger Leben gefunden habe, und nun gleich morgen raſch an's Werk gehen wolle.

Er erinnerte ſich bei dieſem Hundeabentheuer des Geſprächs der beiden Hunde Scipio und Berganza in Cervantes Erzählungen. Schnell ward dieſelbe noch einmal geleſen, und beſchloſſen, auf dieſe Weiſe ſeine Bruchſtücke dialogiſirend zu bearbeiten.

In wenigen Wochen war die ganze Arbeit vollendet, und es war beſchloſſen, ſie im Verlage von Kunz herauszugeben.

Am 18ten März 1813 ward ein Vertrag von Hoffmann und Kunz darüber aufgeſetzt, der ſeiner Originalität wegen nicht für unwürdig befunden ward, in den Brockhauſiſchen Blättern für literariſche Unterhaltung abgedruckt zu werden, aus welchen ihn Hitzig in dem Hoffmann'ſchen Lebensabriß wieder aufgenommen hat. *)

---

*) II. Theil, Seite 37 und 39.

(Fortſetzung folgt.)

Genrebilder aus Berlin.

Von Eduard Beurmann.

(Schluß.)

Du gehſt weiter. Der Führer nimmt aus ſorgfältigem Verſchluß ein geſticktes, ſchnupftabackgefärbtes, weißes Taſchentuch. Was ſoll der Lappen? „Sehen Sie hier das Taſchentuch Friedrich's des Großen; ſein Todesſchweiß klebt daran; die Hand des Königs hielt es im letzten Lebenskrampf.“ Welche Seufzer und Zweifel, welche Pläne und Entwürfe mögen an dieſem Taſchentuch kleben! Friedrich der Große war ſehr einfach; man fand in ſeinem Privat-Nachlaß nur zerriſſene Hemden und Taſchentücher. Mit welchen Zweifeln und Gedanken er auch ſchied, ſo viel iſt gewiß, er hat ſein Volk nie über ſich und den lieben Gott vergeſſen. So zerriſſen ſeine Garderobe, ſo morſch jener Degen war, mit welchem er den ſiebenjährigen Kampf kämpfte und welchen er ſpäter mit Lack zuſammenhielt, ſein Reich war ein ſchönes Ganzes.

Auch die maſſive Taſchen-Uhr des Königs wird dir hier gezeigt. Sie war ihm ſehr werth, wie ſein Degen. Es hat ſeit langer Zeit keinen Herrſcher gegeben, der die Zeit ſo ſehr in Ehren hielt, wie Friedrich der Große.

Begierig wendeſt du die Blicke von dieſen Reliquien zu jener Wachs-Figur, die auf dem Seſſel in der hiſtoriſchen gebeugten Stellung ſitzend, das ſpaniſche Rohr in der Hand, wie lebendig, dich anſchaut mit ihrem blauen, durchdringenden Auge. Du trittſt mit einem ehrfurchtsvollen Gefühle näher, mit einem Gefühle, das ſelten durch eine Wachs-Figur angeregt wird. Es iſt Friedrich der Große, in der königlichen Kleidung ſeines Lebens, in dem blauen, abgetragenen Frack, deſſen Näthe allenthalben durchſchimmern, den Degen an der Seite, der ſo viele Schlachten ſchlug. Seine Krone iſt der geſchichtliche, dreieckige Hut, den Kugeln bei Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Kunnersdorf und Torgau umſauſ'ten. Friedrich der Große ſollte nicht im Schlachten-Kampf, er ſollte als Philoſoph, in der Stille des Friedens, glückliche Reſultate vor Augen, das Zeitliche ſegnen. Dieſe ſchmächtige, gebückte Geſtalt, der Hoſen und Stiefel um die Beine ſchlottern, und dieſer allgewaltige Geiſt, der ſelbſt aus dem todten, wächſernen Auge noch ſeine Kraft ausübt, mit dem ſiebenjährigen Krieg in der Degenſcheide — ich fühlte mich wahrhaft erſchüttert.

Das Wachsbild iſt nach Schadow gearbeitet. Es iſt vortrefflich.

Friedrich Wilhelm II., der große Kurfürſt, und Friedrich I., der ſich in Königsberg die preußiſche Krone auf's Haupt ſetzte, beide in Wachs und Lebensgröße, in der Kleidung ihres Zeitalters und wohlgetroffen führen dich weiter zurück in die preußiſche Geſchichte. Der erſtere Regent bietet Einfachheit und Größe, der zweite, mehr eitel, als weiſe, aber doch nicht ohne Regenten-Tugend, wußte wenigſtens die Verhältniſſe und das Vermächtniß ſeines Vaters geſchickt zu benutzen. Der Führer zeigt dir den Hut des großen Kurfürſten, welchen dieſer in der Schlacht bei Fehrbellin trug, mit der eiſernen Sturmhaube darunter, die die Wirkung der tödtlichen Kugel vernichtete.

Vis à vis des Wachsbildes Friedrich's des Großen erblickſt du einen Scepter. Es ſoll der Kaiſerſcepter Karl's des Großen ſein. Ihm zur Rechten und Linken hängen die Ordens-Inſignien Napoleon's und Blucher's. Die Erſteren veranſchaulichen die Huldigung aller europäiſchen Mächte an den Welt-Eroberer, wie die Vergänglichkeit der Dinge. Sie wurden nach der Schlacht bei Belle-Alliance, in dem Wagen Napoleon's, der von den Preußen erbeutet wurde, gefunden, und dienen jetzt als Trophäen, wie früher als Zeichen der Unterwürfigkeit.

Auf einem Seitentiſch, von Blumen umkränzt, liegt ein Wachs-Abdruck des Todten-Antlitzes der verſtorbenen Königin. Sie war eine lichte Blondine, und dieſer weiße Teint, mit dem Anflug von Roſenroth, dieſe weiße, üppige Fülle der Wangen, dieſe langen Wimpern und dichten Braunen, die man ſämmtlich genau nachgebidet hat, ziehen ſelbſt in der Larve noch an, um ſo mehr, da milde Ruhe über das Antlitz ergoſſen iſt.

Ein Wachs-Abdruck des Antlitzes Moreau's zeigt die krampfhafte Verzerrung des Schmerzes. Die Inſchrift darunter: „intaminatis fulget honoribus [illegible] ſul,“ iſt preußiſch.

Ich mache dich noch auf ein Relief des Rieſengebirges mit der Schneekoppe, ſechs Fuß lang und zwei Fuß breit, der Natur treu, in Holz nachgebildet, aufmerkſam; auf die Kreuzigung Chriſti, auf einem Pfirſichkern; auf die vielen Aſchenkrüge der alten Wenden; auf tartariſche Götzenbilder, die in Preußen gefunden werden; auf ein anderes Relief der Schweiz von Müller.

Ein Reiſeclavier zum Zuſammenlegen; eine von Dobler verfertigte optiſche Uhr, die zur Nachtzeit die Stunden an der Wand zeigte; eine aus Eiſen, von Leygebe, geſchnittene Bildſäule des großen Kurfürſten zu Pferde, als Bellerophon die Chimära bekämpfend, verdienen gleichfalls Beachtung. — —

Ich laſſe hier einige Notizen über die Akademie der

Künſte und Wiſſenſchaften folgen. Sie hat einen europäiſchen Ruf erlangt. König Friedrich I. ſtiftete dieſelbe im Jahre 1700, mehr aus Eitelkeit und Nachahmungsſucht des Verſailler Hofes, als aus Eifer für die Wiſſenſchaft. Im Jahre 1710 wurde die Akademie in vier Klaſſen getheilt, die erſte für Phyſik, Medicin und Chemie: die zweite für Mathematik, Aſtronomie und Mechanik; die dritte für deutſche Geſchichte und Sprache; die vierte für orientaliſche Gelehrſamkeit. Jede Klaſſe erhielt einen Direktor, und der berühmte Leibnitz wurde Präſident der Akademie. Die Gallomanie übte ihren Einfluß auf dieſes Inſtitut aus, troz Leibnitzens Bemühungen, demſelben eine nationale Richtung zu geben. Dabei wurden die wahren Intereſſen der Akademie nur zu ſehr vernachläſſigt; das Gebäude, in welchem ſie ihre Sitzungen hielt, brannte ab; es fehlte an Fonds; mit einem Worte: die Erwartungen, die man in Betreff dieſer Societät billiger Weiſe hegen konnte, wurden nicht gerechtfertigt. Friedrich der Große fand die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften in dem Zuſtande ziemlicher Auflöſung.

Er hob ſie, mehr durch moraliſche Kraft, als durch materielle Mittel; denn ſein Grundſatz war, lieber arme und ſehr geſcheidte Akademiker zu haben, als reiche und Ignoranten. Immerhin aber nahm das Inſtitut keine nationale Richtung an. Maupertuis wurde Präſident; der Atheismus und die Gallomanie wurden ganz und gar das Gepräge der Akademie. Der Grundſatz jenes atheiſtiſchen Arztes: l'homme machine machte ſich nur zu ſehr geltend. Indirekt arbeitete der Miniſter von Herzberg, der Curator der Akademie mit allen ſeinen Kräften der Gallomanie entgegen, aber doch nur mit geringem Erfolg. Er beſtrebte ſich, Johannes von Müller zum Akademiker zu machen, den man, freilich mit ſo vielem Unrecht, den „Tacitus der Deutſchen" nannte, der aber dennoch nationale Elemente in ſich vereinte und vielleicht der gallomaniſchen Parthei ein Gegengewicht geboten haben würde, hätte — was allerdings zu befürchten ſtand — ſeine Eitelkeit nicht ſeinen Patriotismus überwogen. D'Alembert mußte ſich für ihn verwenden, er ſchilderte Müller dem Könige als einen philoſophiſchen Kopf und voll dreiſter Wahrheit, als einen Mann, der im Stande ſei, franzöſiſch zu ſchreiben; die Akademie werde an ihm ein vortreffliches Mitglied erhalten. Die Empfehlung hatte den Erfolg, daß Friedrich der Große Müller vorließ; aber das Reſultat der Unterredung war dieſem nicht günſtig. Der König ſchrieb in Folge derſelben, an d'Alembert: „Ihr Herr Mayer iſt hier geweſen. Ich geſtehe Ihnen, daß ich ihn ſehr für das Kleine fand." Daſſelbe Schreiben ſpricht ſich ſehr unverholen über Müller aus, der König war nicht geneigt, den deutſchen Tacitus, oder überhaupt ein Genie in ihm anzuerkennen. Die Verwechſelung der Namen Müller und Mayer beweiſet am beſten, wie wenig Eindruck jener Schriftſteller auf den König gemacht hatte. D'Alembert pflichtete dem König in Allem bei; Johannes von Müller wurde noch nicht Akademiker.

Erſt Friedrich Wilhelm II. gab der Akademie eine andere Richtung. Ein aufkläreriſcher Deismus und der Kampf gegen den Jeſuitismus machten ſich bemerkbar. Der Geiſt der bekannten Berliner Monatsſchrift charakteriſirt dieſe Epoche der Akademie. Gedike, Bieſter, Nicolai wurden Akademiker. Es entſtand eine Vermiſchung von reellen und eleganten Studien.

Das jetzige Gepräge der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften iſt die Erhabenheit über allen Partheiungen. Fichte wurde hier abgewieſen, Hegel'n wurde der Weg in die Akademie verſperrt. In der Philoſophie waltet der Eklekticismus, entweder platoniſch wie bei Schleiermacher, oder à la Pascal und Jacobi, wie bei Ancillon.

Man dehnt ſich nicht auf Speculationen und Anregungen aus, ſondern beſchränkt ſich vielmehr auf die Bewahrung der Reſultate. Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften iſt ein Zeughaus der Literatur; Meiſter ſprechen hier zu Meiſtern, wie Schleiermacher behauptete.

Die Societät bildet einen Kranz weltliterariſcher Notabilitäten. Die erſten Gelehrten Berlins bilden das Mittelglied der Kette.

Die königliche Akademie hat überhaupt ſechs und dreißig Mitglieder. Sie hält jährlich drei öffentliche Sitzungen: am 24. Januar, dem Geburtstage Friedrichs des Großen, am 3. Auguſt, dem Geburtstage des jetzigen Königs, und am 3. Juli, dem Geburtstage Leibnitzens.

Die vier verſchiedenen Klaſſen, nämlich die phyſikaliſche, mathematiſche, philoſophiſche und hiſtoriſch-philologiſche Klaſſe, geben abwechſelnd jährliche Preisfragen auf. Die Austheilung der Preiſe, welche in Denkmünzen, mit einem Werth von fünfzig Dukaten beſtehen, erfolgt nach zwei Jahren.

Die Akademie beſitzt eine Bibliothek, ein Naturalien-Kabinet und eine Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente. Jedem Mitgliede iſt erlaubt, bei der Univerſität Vorleſungen zu halten. — — —

Die Blutverſetzer.

(Schluß.)

Ein Syſtem der Heilkunde, wie gut es auch immer ſei, hat immer das gegen ſich, daß es ſich nur für Ausnahmen eignet, und zum großen Verdruß der Liebhaber nur zu Zeiten von Plagen in Ausübung gebracht werden kann. Das Blut-Verſetzen aber betraf die Schwachen und die Starken, die Sterbenden und faſt die Todten. Diejenigen, welche, gezwungen am Hofe Ludwig's XIV. eine Rolle zu ſpielen, einer blühenden Geſichtsfarbe bedurften und noch fähig zu großen Heldenthaten ſcheinen mußten, gaben von Herzen dem Vorſchlage Beifall; und da die Kleinen den Großen nachahmen, ſo ſtrömte der große Haufe, ohne ſich um das wahrſcheinliche Ergebniß dieſes Verſuchs zu bekümmern, ohne darnach zu fragen, ob die nöthigen Erfahrungen gemacht worden, dieſen Neuerern zu; Kämpfe entſpannen ſich unter denen, die darauf ihre Hoffnung ſetzten, um zuerſt daſſelbe zu erproben und von nun an kam dieſes kühne Syſtem in Schwung. Bei uns unterwirft ſich alles der Herrſchaft der Mode und in jener Zeit huldigte der leichtfertige Sinn der Franzoſen gerne Neuheiten.

Die Begeiſterung, mit welcher dieſes Syſtem ſeit ſeinem Erſcheinen aufgenommen worden, bedrohte die Zukunft der nicht blutverſetzenden Aerzte. Lamartiniere, ein in der Arzneikunde hochgeſtellter Mann, ließ ſich in bittern Worten über die Blutverſetzer aus und ſcheute ſich nicht, ſie Henker, Kannibalen, Topinambour, Blutmenſchen zu nennen; er ſchrieb ſelbſt an die Miniſter, Beamten, Prieſter und Damen, daß dieſe barbariſche Operation ein Werk aus der Bude Satan's ſei. Er beſchränkte ſich nicht auf dieſen Wortkrieg; er ſetzte Flugſchriften auf und verbreitete ſie mit großen Unkoſten; er achtete ſelbſt nicht die Perſonen und ſchalt Denys einen Marionetten-Spieler der Meſſe. Denys, ſtatt weiſer und gemäßigter zu ſein, antwortete Lamartiniere'n, daß er nur ein elender Zahnausreißer und Operateur vom Pont-Neuf ſei.

Jeder führte Klage und Vertheidigung, und da Verfolgungen immer von Seiten deſſen, der der Gegenſtand derſelben iſt, einiges Verdienſt ankünden, ſo war dieſes eines Theils von gutem Erfolge für Denys Erfindung. Uebrigens meinte dieſer Arzt es aufrichtig, und um von der Anſicht ſeiner Kunſtgenoſſen Vortheil zu ziehen, hatte er eine Broſchüre herausgegeben, in welcher er ſeine Lehre mit einer Menge Vernunftſchlüſſen unterſtützte, die heutiges Tages als nichts mehr denn geſchickt verkleidete Scheingründe erkannt werden, aber damals dem Stande der Wiſſenſchaft entſprachen.

Zu den beifallswertheſten Gründen gehört noch dieſer: „Die Aerzte unſerer Tage leiten faſt alle Krankheiten von Unmäßigkeit und Verderbniß des Blutes ab und wiſſen dafür kein anderes Mittel als Aderläſſe oder erfriſchende Tränke; dieſe Verfahrungsweiſe bietet tauſenderlei Nachtheile und ich ſchlage die unmittelbare Blutverpflanzung vor. An deren Stelle auf dieſe Art werden alle Anzeigen erfüllt und es wird ein Weg der Vereinbarung zwiſchen den Anhängern und den Widerſachern des Aderlaſſens ſein, da die Blutverpflanzung das verdorbene Blut entfernt und nicht das Mißliche hat, übermäßig zu ſchwächen, da man das ausfließende Blut durch neues erſetzt.“ Er fügte hinzu, es ſei ein kürzerer Weg, Nahrungsſtoff in das Blut zu bringen, und man erſparte dabei dem Organismus alle Arbeit des Verſchluckens, Verdauens, Verwandlung in Speiſebrei und Blut, Verrichtungen, die durch den Fehler irgend eines der zu dieſer Operation beſtimmten Organe ſich gehemmt finden könnten. Darauf erwiederte Herr Petit, einer ſeiner Gegner: die Fenſter ſeien auch ein kürzerer Weg, um auf die Straße zu kommen, doch bediene ſich niemand derſelben.

Alle dieſe ſchönen Schlüſſe waren ſchwache Waffen, welche ſich gegen beide Partheien gleicher Maßen brauchen ließen, und die Gemüther erhitzten, ohne die Frage zu beleuchten. Um den Streitigkeiten ein Ziel zu ſetzen, erklärte Denys, daß die Erfahrung darüber entſcheiden ſolle, und ſo fort machte er ſich mit dem Beiſtande des Herrn Emmerets, des Chirurgen, an die Ausführung.

Am 15. Juni 1657 wurde ein junger Menſch von 15 Jahren, der zuerſt eingeſchrieben war, operirt. Nachdem er einige zwanzig Aderläſſe erlitten, die ihm gemacht worden, um ihn von einem hitzigen Fieber zu heilen, war er nicht weniger kraftlos, ſchläfrig und erſtarrt geblieben, ſein Geiſt war abgeſtumpft und ſein Gedächtniß verloren. Man dachte allgemein, daß dieſer Zuſtand von Schwere mit Dicke des Bluts verbunden ſei; Denys war der nämlichen Meinung, und ſeine Muthmaßung wurde beſtätigt, denn das Blut, das man ihm entzog, war ſchwarz und ſo dick, daß es bei'm Fallen kein Faſerchen bilden konnte. Das Verfahren, welches man bei der Operation beobachtete, war folgendes: Herr Emmerets, nachdem er die Schlafpulsader des Lammes, das das Blut liefern ſollte, gehörig vorbereitet, entblößte ſie durch einen länglichen Einſchnitt von 2 — 3 Zoll, trennte ſie von den Häuten und verband ſie an zwei Stellen einen Zoll weit von einander, nachdem er darauf Achtung gehabt, daß die Binde, die ſich neben dem Herzen befand, ſich leicht davon lös'te. Dann öffnete er die Arterie zwiſchen den beiden Binden und ſteckte das Ende einer eigens dazu bereiteten Röhre von Elfenbein hinein.

Als das Thier, das zum Opfer diente, ſo bereitet war, öffnete der Wundarzt die Ader am Arme des jungen Menſchen und ließ 5 Unzen Blut daraus fließen, dann nahm er die Binde, die man gewöhnlich bei'm Aderlaſſe über der Oeffnung anlegt, und legte ſie unterhalb derſelben. Sofort ſteckte er in die Ader eine andere Röhre, welche er an die hielt, die an dem Lamme angebracht war, und nahm den Verband weg, der der Bewegung des Bluts entgegen war. Alsobald war der Lauf der Flüſſigkeit hergeſtellt, und das Blut gelangte in die Adern des Kranken. Denys ließ, als er glaubte, daß ein Pfund Blut übergeführt worden, die Operation einſtellen, die Wunde wurde geſchloſſen wie gewöhnlich. Der Kranke ſchlief ein und ſtand, nach dem Bericht der blutverſetzenden Aerzte, ganz geneſen mit heiterm Geiſte, leichtem Körper und gutem Gedächtniſſe auf, und fühlte ſich ſogar ſehr erleichtert von einem Schmerze in den Nieren, der ihn in Folge eines Falles am vorhergehenden Tage überkommen; ein Uebel, gegen welches man nicht einmal die wohlthätigen Eigenſchaften der Transfuſion gekannt hatte.

Die folgenden Tage machte man eine Menge ähnlicher Kuren. Manchmal würgten geſunde Perſonen, welche ſich dieſer Erneuerung unterzogen, in der Hoffnung ihr Leben zu verlängern, ſelbſt das Lamm, deſſen Blut ſie verbraucht, bald nach der Operation, ſo ſtark befanden ſie ſich darauf. Denys hatte das Blut der Thiere dem menſchlichen vorgezogen, nicht allein weil es wenig mit Sitte und Gefühl verträglich geweſen wäre, das Leben eines Menſchen zum Nutzen irgend eines andern abzukürzen, ſondern weil das Blut vernunftloſer Thiere, die folglich von allen Ausartungen, denen die Menſchen zweifelsohne durch Wirkung ihrer Vernunft ſich überlaſſen, rein waren, ihm zu dieſer Erſatzleiſtung geeigneter ſchien.

Endlich entſtand eine ſolche Wuth nach Verjüngung, daß die Stutzer ſich einfallen ließen, von Pferden, auf welche ſie viel hielten, das Blut einfließen zu laſſen, und daß alte Damen ſich ihre Papagaien entweder aus Zärtlichkeit oder aus Sparſamkeit (denn in jener Zeit waren die Papagaien ſehr theuer) in ihre eigene Subſtanz verwandelten. Vielleicht geſchah dieſes auch Erfahrungsweiſe oder um ſich deren ſpäter zu bedienen.

Hier ſollten die Triumphe der Blutverſetzung enden. Guter Fortgang und Mißlingen hängen oft mit einem Umſtande zuſammen, und halten nur ſo lange, bis die Zeit ſie herausſtellt. Ein Baron, Namens Bond, Sohn des erſten Miniſters des Königs von Schweden, befand ſich zu Paris, wohin er gekommen, um ſich in einer Leberkrankheit behandeln zu laſſen. Die Aerzte ſahen ihn, nachdem ſie Aderläſſe, Abführungen und dergleichen in Menge bei ihm angewendet, ſo ſchwach, daß ſie ihn aufgaben und in ihrer Verlegenheit die Herrn Denys und Emmerets beſcheiden ließen. Die Blutverſetzer verweigerten Anfangs ihren Beiſtand, indem ſie ihn für unnütz erklärten. Aber man quälte ſie ſo ſehr, daß ſie aus Menſchlichkeit einwilligten, die Operation zu verſuchen. Der Kranke, der ſeit einigen Tagen ohne Bewußtſein war, wurde Anfangs beſſer, darauf aber ſtarb er. Nun ſchrie man über Mord. Der Parteigeiſt beeilte ſich, den Unfall zu vergrößern und tauſend falſche Gerüchte zu verbreiten. Seit dieſem Tage ging die Blutverſetzung ihrem Untergange entgegen, und da eine andre Beobachtung, nämlich an einem Narren, der in Folge von 3 oder 4 Operationen geſtorben war, zu der vorigen hinzukam, ſo verfehlte Lamartinière nicht, dieſelben anzugreifen und mit allen beſchwerenden Umſtänden zu erzählen. Obgleich nicht erwieſen war, daß dieſer Menſch geſtorben ſei, ſo veranlaßte dieſes Ereigniß nichts deſtoweniger den berüchtigten Beſchluß vom 17. Apr. 1668, welcher bei Gefängnißſtrafe verbot, an irgend einem menſchlichen Körper eine Blutverpflanzung vorzunehmen, da das Verfahren von den Aerzten der Pariſer Fakultät nicht Billigung gefunden. Demungeachtet hatte dieſe Kurweiſe noch einige Zeit lang viele Liebhaber, aber alles geſchah geheim, bis ſie endlich in Vergeſſenheit gerieth.

Felix Dornier.

(Revue de France.)

Punkte.

∴ Die Zeitung für die elegante Welt, welche, ſeit der geiſtreiche Kühne die Redaktion übernahm, einen ehrenwerthen Charakter entwickelt, und in dem Maße ihrer innern Tüchtigkeit an Beifall gewonnen hat, bringt in ihren neueſten Nummern einen trefflichen Aufſatz des Herausgebers über die Richtungen der deutſchen Lyrik, theilweiſe veranlaßt durch H. Blaze's enthuſiaſtiſche Träumereien, deren Hauptmomente wir im Phönix mittheilten. Sehr beherzigenswerth iſt, was Kühne darin über Rückert ſpricht.

∴ Durch einen Regierungsbeſchluß iſt dem Buchhändler Löwenthal in Mannheim ſeine Conceſſion genommen worden. Die „deutſche Revue“ wird in Folge dieſer Maßregeln nicht erſcheinen.

∴ Der Recenſent der Halle'ſchen Literaturzeitung von Bechſtein's „Luther“ iſt ſo unwiſſend, daß er die Canzonen, in welchen jenes Gedicht geſchrieben iſt, für modificirte Stanzen hält.

∴ Grillparzer ſoll noch ungefähr fünfzehn dramatiſche Gedichte liegen haben, an deren Vollendung er ſeit Jahren verhindert wird.

∴ Bauernfeld's „Bürgerlich und Romantiſch“ gefällt überall; eines ſeiner beſten Stücke: Fortunat (worin ſein reiches Talent das homogene Feld fand) wollte vor einiger Zeit die Wiener nicht recht anſprechen.

∴ Die Abendzeitung erſcheint von Neujahr an für eigne Rechnung des Hofraths Winkler. — Um die Redaktion des Freimüthigen, von welcher Dr. Häring mit Neujahr 1836 abtritt, ſcheint ſich bis jetzt noch Niemand ernſtlich bemüht zu haben.

∴ Ob Guſtav Schleſier wohl der Verfaſſer der mit G. S. unterzeichneten Artikel über deutſche Literatur in der Allgemeinen Zeitung ſein mag?

∴ Die Wiener Theaterzeitung hat Ankündigung und Probeblatt ihres [illegible] Jahrgangs publicirt; der Schluß der Einleitung zu der Einladung, (welche aus Saphir's Feder ſtammt), ſchließt mit den Worten:

„Arm in Arm mit dir, ſo ford're ich unſer Jahrhundert in die Schranken.
Adolf Bäuerle. M. G. Saphir.“

∴ A. Lewald ſoll die Abſicht haben, nach Paris zu reiſen, um ſich dort niederzulaſſen. (?)

∴ Das vorletzte Heft von Mundt's „Zodiakus“ hatte einen ſehr geiſtreichen Aufſatz über das deutſche Theater von Eduard Gans gebracht.

∴ In der Vereinsbuchhandlung in Berlin ſind Theaterbriefe von Göthe erſchienen, welche beſſer ungedruckt geblieben wären. Es macht einen widrigen Eindruck, die kleinlichen und mesquinen Aeußerungen eines berühmten Mannes ſchwarz auf weiß zu ſehen, hauptſächlich muß der zweideutige Ton mißfallen, in welchem ſich G. inſolent und inſolente über Schauſpieler und Untergebene ausſpricht. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 274. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 19. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Ohne von Wüllſten geahnet werden zu ſein, brach jetzt zwiſchen Frankreich und Öſtreich jener Krieg aus, welcher mittelſt ſeiner Rückwirkungen den Theil des franzöſiſchen Staatskörpers, den man das Königreich Weſtphalen nannte, ſo heftig erſchütterte. Aber noch war die Zeit ſeines Falles nicht gekommen. Der Losbruch des Herzogs von Braunſchweig gegen den Räuber ſeiner Erblande, und die verunglückte Exploſion des Dörnbergiſchen Aufſtandes hinterließen keine andere ſichtbare Folge, als die Überfüllung der Kerker mit den unglücklichen Theilhabern an der Verſchwörung, die nicht ſchnell und nicht vorſichtig genug für ihre Rettung durch die Flucht geſorgt hatten. Der Verhaftungen wurden immer mehr und auch Selm ſah mit blutendem Herzen die Gefängniſſe ſeines Bezirks nicht geräumig genug, für die Menge Unglücklicher, welche die thätige Gensdarmerie ihm einlieferte; er ſah ſich genöthigt, das ehemalige biſchöfliche Schloß, deſſen einen Flügel er ſelbſt bewohnte, größtentheils in Kerker zu verwandeln.

An einem Abende, deſſen letzte Stunden Selm wie gewöhnlich in ſeinem verſchloſſenen Kabinet auf die Vorbereitung ſeiner morgenden Geſchäfte verwandte, ward er durch ein Klopfen an ſeiner Thür geſtört; er öffnete und ſeine Gattin trat ein.

„Denke dir um Gotteswillen,“ — rief ſie mit Thränen — „unter den Gefangenen, die heut hier eingebracht ſind, befindet ſich der einzige Sohn meiner Freundin Amſter und, mit dieſem zugleich gefangen genommen, ſein Freund, der geheime Verlobte Auguſtens. Die Unglücklichen ſind in meinem Zimmer; ſie haben meine Kniee umfaßt und mich mit blutigen Thränen beſtürmt, dich um Rettung zu bitten. Sage mir, iſt es dir möglich? — darfſt du dich der Elenden erbarmen? weißt du ein Mittel, ſie zu retten?“ — In Selm's Augen traten Thränen innigen Mitleids. „Es gibt keines! Sie ſind verloren!“ ſeufzte er, da ging die Thür auf und Auguſte nebſt ihrer Tante ſtürzten zu ſeinen Füßen. Lange widerſtand er dem Sturm ihrer Bitten, endlich verrieth ihn die Weichheit, die Schwäche ſeines Herzens. Er nahm das Verzeichniß der ihm heute eingelieferten Verhafteten, und frug Auguſten nach dem Namen des Geliebten. „Guſtav Schmelz,“ antwortete das Mädchen; „alſo Amſter und Schmelz,“ ſprach Selm, unter den Namen ſuchend. — „Nicht Amſter,“ berichtigte die Zollräthin, „mein unglücklicher Sohn iſt nicht die Frucht meiner zweiten Ehe; er heißt Karl Werlemann.“ — Selm ſuchte und fand beide Namen in ſeiner Liſte aufeinander folgend. Schmelz und Werlemann waren beide in *einem* Zimmer verwahrt, welches einen zweiten Ausgang auf eine unbewachte Hintertreppe hatte; — möglich war die Rettung! — Mutter und Braut laſen dieſe Überzeugung auf ſeinem Geſichte, bemerkten ſein Schwanken, gewannen neue Kraft zum neuen Anfall auf ſein Herz und Selm warf der flehenden Mutter den Schlüſſel zu der Thüre des Gefängniſſes ihres Sohnes in den Schooß. —

Erſt als die Frauen ſich entfernt hatten, um die

Bande ihrer Geliebten zu löſen, traten die Folgen ſeiner That vor Gelm's Auge; welchem Umſtande war die nicht zu verheimlichende Entweichung der beiden Gefangenen beizumeſſen? Ihm fiel ein Mittel ein, welches geeignet ſchien, den Verdacht der Theilnahme an ihrer Flucht von ſich zu entfernen; er eilte, dies Mittel vorzubereiten. Aber ein Todesſchrecken ergriff ihn mit eiſiger Kälte, als er ſein Zimmer öffnete, — ihm, geführt von Mutter und Braut die Geretteten entgegen kamen, und er in ihnen die nämlichen jungen Männer erkannte, welche er vor einem halben Jahre im Tinkel'ſchen Garten, in Vautour's Gegenwart zum erſtenmale, und unter nicht minder bedeutungsreichen Umſtänden in jenem Gaſthauſe des Harzgebirges zum zweitenmale geſehen hatte. — Wie ein fürchterliches, todweiſſagendes Geſpenſt ſtand der Anblick jenes erſchütternden Moments vor ſeiner Seele; dieſe beiden jungen Leute mit ihren leichenblaſſen Geſichtern, vor ihnen ſein Schwiegervater in ſeinem erſchütternden Seherzuſtande; dann die Prophezeiung des niedergedrückten Sehers: „Dieſe Beiden werden wider dich zeugen!" — Er ſank zitternd zurück; er fühlte ſein Haupt dem Beile verfallen, und ſprang, als er das Gerolle eines Wagens vernahm, der vor ſeiner Thür hielt, hinaus, um dem Rächer zu entfliehen, deſſen Ankunft er zu ahnen glaubte. Aber ſtatt dem vermeintlichen Feinde zu entrinnen, führte ſeine Sinnverwirrung ihn dieſem entgegen; dieſelbe Thür, durch welche er zu entrinnen im Begriffe ſtand, that ſich vor ihm auf, bevor er ſie erreichte, doch nicht die gefürchteten Hände der Häſcher hielten ihn auf; es war ein weicher warmer Mädchenarm, der ihn an eine volle Bruſt drückte, und ſtatt des Donnerworts: „Du biſt verhaftet!" — begrüßte ihn Amaliens wohlbekannte Stimme.

„Gott ſei Dank!" rief Gelm mit neugewonnener Lebenshoffnung, und zog das Mädchen mit ſich fort die Treppe hinauf in das Zimmer, welches den beiden Entwichenen zum Gefängniſſe gedient hatte. „Hilf mir," bat er, „ſteh mir bei, du, mein Engel!" — Sein vorher gefaßter Plan, ſich von dem Verdachte loszuringen, zur Flucht der Gefangenen mitgewirkt zu haben, war ihm wieder lebendig geworden; er zerriß in Haſt die Betttücher und die Bettzüge der Matratzen, welche zu den Lagerſtätten der Entflohenen beſtimmt geweſen waren. Malchen knüpfte auf ſein Geheiß die Enden der Linnenſtreifen aneinander, und ſo entſtand ein ſeilartiges Band, lang genug, um von dem zweiten Stockwerke des Gebäudes die Erde zu erreichen. Gelm knüpfte das eine Ende dieſes Seils an das Kreuz des Fenſters, welches auf den Garten führte und warf das andre Ende hinab, um bei der Morgen bevorſtehenden Unterſuchung, den Weg durch dies Fenſter als den einzigen annehmen zu dürfen, der den Flüchtlingen zu Gebote geſtanden habe.

(Fortſetzung folgt.)

Die ewige Blume.

Du haſt mich tief gekränkt; doch lieb' ich,
Weil du ſie gabſt, die Kränkung jetzt;
Du haſt mich tief verletzt, doch bleib' ich
Und meine Treu' bleibt unverletzt.

Die ward nicht meinem Gram zum Raube,
Erloſch mit meinem Glücksſtern nicht.
Denn meine Treue iſt mein Glaube,
Und Glaube iſt mein Lebenslicht.

Und wahres Lieben kann nicht ſterben,
Nein! Treue weiß von keinem Tod,
Wenn alle Blumen ſich entfärben,
Prangt ſie allein noch jugendroth. —

Zwar freilich, von des Herzbluts Gluten
Nur alſo roſig angehaucht,
Bis in des Morgenpurpurs Fluten
Sie einſt die Hand der Gnade taucht.

Henriette Ottenheimer.

Aus Berlin.

(Im November 183[illegible].)

Mit dem Beginn der Winterſaiſon iſt ein neues Leben hier in unſerer nordiſchen Hauptſtadt entſtanden, denn nicht allein die Zugvögel, welche die Bäder und heißen Gegenden heimſuchten, ſind wiedergekehrt, auch die ſämmtlichen hohen und höchſten Herrſchaften, welche den Sommer über ſich bemühten, die Friedensgöttin bei guter Laune zu erhalten, ſind unter dem Hauptportale unſerer Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore wieder in unſere Mitte gezogen.

Ich muß hinzufügen, daß ſie nicht allein kamen; denn gegen vierzig junge Ruſſen folgten ihnen, welche die gute Stadt Berlin bewundern ſollten. Das haben ſie denn auch im reichen Maße gethan. In den beſten Gaſthäuſern auf Koſten Sr. Majeſtät reich bewirthet, eilten ſie von Salon zu Salon, von Diner zu Diner, und wurden regelmäßig des Abends in die Theater geführt, wo ſie vor Allen den holden Geſchwiſtern Elßler den ungemeſſenſten Beifall ſpendeten. Ja, mein Theurer, dieſe holden Geſchwiſter ſind zur Freude aller Gutgeſinnten, wieder hier eingetroffen, und werden uns die unſchätzbare Gnade erweiſen, drei Monate uns zu entzücken. Für den Spottpreis von 3000 Thaler monatlich haben ſie ſich dazu verſtanden, und wenn man ein Benefiz hinzurechnet, ſo ſind es lumpige 10,000 Thaler für volle ſechs und dreißig Pas, die ſie uns huldvoll reichen. Man würde bei dieſer Kleinigkeit aus Rührung weinen müſſen, wenn man nicht bedächte, daß doch auch manche reiche Geſchenke hinzukämen und ſo einigermaßen dieſe Aufopferung, ſei es auch nur durch die hohen Andenken, eine Belohnung fände. Aber Fluch über die Barbaren, welche ſolche geringe Anerkennung unermeßlicher Verdienſte mit Grimm betrachten! —

In Berlin ſollen ſchon ſeit langer Zeit überall Granittrottoirs gelegt werden, und ſchon ſeit Jahren ſind vor allen königl. Gebäuden, deren es eine Menge gibt, breite Trottoirs gelegt. Nach dem Wunſche Sr. Majeſtät des Königs, überall dergleichen Trottoirs zu ſehen, entſtanden wirklich im Laufe einiger Jahre in den meiſten Hauptſtraßen ſolche ſchöne, dem allgemeinen Nutzen und der Zierde ſo entſprechende Granitwege. Allein der bei weitem größere Theil der Stadt kam dieſen Aufforderungen nicht nach, und als die Polizei jeden Hauseigenthümer dazu aufforderte, ſo wies es ſich aus, daß ſehr viele Wirthe dies in der

That nicht konnten; denn das Trottoir vor einem Hauſe von 50 bis 60 Fuß Breite koſtete an 100 Thaler und ſo viel nannten die Eigenthümer oft ſelbſt nicht ihr, da es ſeit vielen Jahren ſchon eine Speculation der arbeitenden Klaſſe hier iſt, Häuſer mit ganz geringem Angelde zu kaufen und von dem Überſchuſſe der Miethen kümmerlich zu leben. — Die Polizei ſchien dies jedoch oft nicht zu glauben, und da ein königl. Kabinetsbefehl gekommen war, daß Jeder, der die Mittel habe, gezwungen ſein ſollte, Trottoir zu legen, ſo ſchritt die exekutive Behörde gewaltſam ein, legte Beſchlag auf die Miethen und pfändete aus. Die Auspfändungen halfen aber nichts, denn viele der gekränkten Bürger verklagten die Polizei bei'm Kammergericht, die Polizei aber entſchuldigte ſich wieder mit dem Befehl, und das Kammergericht erklärte ſich daher incompetent. Nun machten manche Bürger wieder directe Vorſtellungen allerhöchſten Orts, die, wie es üblich iſt, den Beſcheid hervorriefen: man werde ſich Bericht von den angeſchuldeten Behörden erſtatten laſſen, und ſo entſtand zuletzt eine ſolche Verwirrung, daß Niemand recht wußte, was zu thun ſei. Indeß ward doch dadurch zuletzt ein Befehl hervorgerufen, daß die Polizei Niemanden mehr zwingen ſollte, Trottoirs zu legen; allein nun verlangten Diejenigen, bei denen dies geſchehen war — und ihre Anzahl war nicht gering — ihr abgepfändetes Geld zurück, und woher ſollte die exekutive Behörde dies nehmen?

Die Klagen nahmen ihren Gang und allem Anſcheine nach mußten ſie für den Fiskus ſchlecht ausfallen, da kam man denn auf ein vortreffliches Auskunftsmittel. Vor einigen Jahren war in Berlin eine Hundeſteuer eingeführt worden, weil die Stadt nicht mehr die Armen und Armenſchulen erhalten konnte, wie ſie ſagte, und damals in ſolcher Finanzverwirrung war, daß nicht viel am Ausbruch des Bankerotts fehlte. Nun findet ſich aber plötzlich, daß von dieſer Hundeſteuer baare 10,000 Thaler da liegen, die nicht angewendet worden ſind, und der Magiſtrat beſchließt nun, auf Antrag des Miniſteriums, dieſe Summe ſowohl als die weitere Hundeſteuer zum Trottoir zu verwenden, ſo, daß die Hauseigenthümer nur einen geringen Zuſchuß zahlen dürfen. Allein es erhoben ſich auch dagegen Stimmen. Wenn die Stadt in ſolchen Nöthen war, als ſie vorgab, ſagte man, wie kömmt es denn, daß 10,000 Thaler in Depoſito liegen und ſeit Jahren ohne Anwendung geblieben ſind? Wenn es aber nicht der Fall war, warum ſchaffte man eine neue Abgabe an? Wer findet es nicht ſeltſam, daß Gelder, die für Arme und Armenſchulen beſtimmt ſind, und während man immer lauter erklärt, daß die Stadt die ſteigende Summe ihrer Armen nicht ohne eine allgemeine Armenſteuer werde erhalten können, plötzlich zu einer Luxusſache verwendet werden, die, wenn ſie auch allgemein nützlich und hübſch iſt, doch immer dem Nothwendigen nachſtehen müßte. — (Schluß folgt.)

Die Kunſtausſtellung in München.

(Fortſetzung.)

Zweiter Brief.

Ich war geſtern Abend bei Mi . . . s. Es waren mehre Gelehrte und Künſtler zugegen. Die Politik des Tages nimmt nicht viel Geſprächigkeit weg und man befand ſich bald in den Sälen der Ausſtellung. „Sie werden etwas über die Ausſtellung ſchreiben?“ Mit dieſen Worten wandte ſich die Frau vom Hauſe an Herrn L. . . . einem jungen Doktor der Philoſophie, einem Manne von lebendigem und empfehlendem Äußern. „Ich nicht, gnädige Frau,“ war die Antwort. „Es iſt ein undankbares Geſchäft, mit dem man's Keinem Recht macht. Die Wahrheit ſteht dabei ſo im Gedränge, daß ſie bei jeder Bewegung anſtößt. Es gibt keine empfindlicheren Menſchen, als die Herren Künſtler; nicht nur der leiſeſte Tadel ihrer, nein ſogar das Lob des Andern verletzt, oder im beſten Fall, läßt ſie human unſere Unwiſſenheit entſchuldigen.“

„Sie haben nicht ganz Unrecht,“ ſagte St., ein bekannter Landſchafts-Maler. „Aber die Herren Kunſtgelehrten, oder wie ſich Freund Koch ausdrückt, die Kunſtſchreiber überſehen auch meiſtentheils einen weſentlichen Umſtand: Daß jedes Kunſtwerk iſt ein Kind der Begeiſterung und Liebe; die Arbeit des Künſtlers ein ſelten unterbrochener Enthuſiasmus. Zu dem will nun die erſtaunlich ruhige oder kalte Betrachtung des Gelehrten, dem es häufig an aller Anſchauung, an aller Kenntniß fehlt, nicht paſſen, und geht er über dieſe hinauf oder hinunter, ſo ſieht man ihn immer ſchwanken, und hat deshalb wenig Freude daran.“ „Aber dennoch,“ erwiederte Dr. L. . . . „wollen die Herren gern von ſich reden laſſen, ja ich habe ausgezeichnete Künſtler darüber klagen hören, daß man der beſſeren Werke mit ſo wenigen Worten gedenke, während oft über mittelmäßige Dinge lange Reden geführt wurden.“ „Da wäre wohl der beſte Ausweg,“ ſagte Fr. v. M., „wenn die Künſtler ſelbſt das Amt der Recenſenten übernehmen, wie es ja unter den Dichtern und andern Schriftſtellern der Brauch iſt. Ihnen wird es nicht an Einſicht, Anſchauung und allem nöthigen Material der Beurtheilung fehlen?“ „Daß ich mit einem ſchnellen: Nein! dazwiſchen trete,“ fiel Herr St. ein. „Niemand paßt weniger zum Kunſtrichter, als der Künſtler. Für jedes lobende Wort iſt er Allen verantwortlich, die es nicht theilen und die ihn dann für kenntnißlos ausſchreien; für jedes tadelnde Wort rufen ihm Alle entgegen: „Mach's beſſer!“ Noch hat kein Künſtler ungeſtraft die Feder in die Hand genommen. Wir können ohnehin nicht ſchreiben.“

„Zu was,“ muß man überhaupt fragen,“ fiel Profeſſor W., ein bekannter Künſtler im hiſtoriſchen Fach, ein, „iſt das ganze Kunſtſchreiben nütz? Diejenigen, die das Kunſtwerk ſehen können, brauchen's nicht; denn ſie haben ja ſelbſt Augen und Verſtand, und werden mit aller Anſtrengung des Schriftſtellers nicht mehr empfinden, als vorher; und den Andern, die entfernt leben, kann's keine befriedigende Anſchauung geben.“

„Da möchte ich denn doch einen kleinen Einſpruch thun,“ ſagte darauf Fräulein Z. . . . mit einer Anmuth, die jeden Gegner entwaffnen mußte. „Ich liebe die Kunſt, und freue mich allemal, wenn ich Jemand finde, der mit mir in die Gallerie oder nach der Reſidenz, der Allerheiligenkirche oder an andre Werkſtätten der Kunſt geht. Allein ich will auch geſtehen, daß ohne verſtändige Führung ich immer unſicher über das bin, was mir gefallen darf, und ſchon oft begegnete mir's, daß ich im Stillen bei einem Bilde bleiben wollte, wobei mein Führer nicht verweilte. Und was ich auf dieſem Wege über Art der Entſtehung eines Werkes, Inhalt, Auffaſſung, ſelbſt, ſo weit ich's faſſen kann, über Form und Farbe gehört, — warum ſollte das nicht Andern, Vielen, und Entfernten auch zu Gute kommen? Und das, dünkt mich, iſt die Arbeit der Kunſtgelehrten.“

„Der heiligen Katharina,“ ſo antwortete der Profeſſor, „konnten nicht die Weiſeſten ihres Vaterlandes widerſprechen. Und auch ich gebe mich gern gefangen, ſobald

Sie mir den Mann nennen, der die von Ihnen geprieſene Eigenſchaften beſitzt.

„Warum nicht?“ ſagte das Fräulein, „ſo bald Sie mir den Künſtler ohne Furcht und Tadel nennen, den Mann, der ihn noch immer anerkennt, wenn er auch nicht von ihm anerkannt wird. Übrigens ſtellen Sie gewiß Ihre Anforderungen zu hoch und denken dabei nicht an unſer einen, der andächtig zuhört, es mag auf der Kanzel ſtehen, wer will.“

„Sie führen die Rolle der heiligen Katharina durch,“ entgegnete der Profeſſor, „und ich werde nicht widerſprechen; inzwiſchen kann ich doch meine Anforderungen nicht herabſtimmen.“

„Und die wären?“ frug die Frau vom Hauſe.

„Wer über ein Kunſtwerk reden oder ſchreiben will,“ antwortete der Profeſſor, „muß die Kunſt nicht erſt von geſtern kennen, ſich auch nicht mit dem bloßen Phantaſiren darüber begnügen, wobei es ihm paſſirt, daß er Dinge ſieht, an die kein Menſch, der Künſtler ohnehin nicht, gedacht; er muß vor allem eine Geſinnung in der Kunſt haben, d. h. das Äſthetiſch-Verwerfliche von dem Rechten ſo ſcharf zu ſondern wiſſen, wie das Moraliſch-Schlechte vom Guten; und dann muß er ſich freilich auch ausdrücken können.“

„Es ſcheint mir,“ ſagte hierauf Dr. L . . . . „Sie haben einen weſentlichen Punkt übergangen, nämlich den, daß der Beurtheiler auf die Denkweiſe des Künſtlers eingehen müſſe.“

„Ich gebe darauf nicht viel,“ entgegnete der Profeſſor; „dann behält auch der Verwerflichſte Recht, und die ganze Welt löſ't ſich in Subjekte auf. Die Wahrheit iſt eine, und nur eine, und wer dawider handelt, mag noch ſo eigenthümliche Gedanken haben, er hat gefehlt.“

„Eine Hausfrau,“ ſo nahm die Frau vom Hauſe das Wort, „hat in ihrem Haus immer ein kleines Vorrecht und deſſen möcht' ich mich gegen die beiden Herren bedienen zu Nutz und Frommen der Geſellſchaft. Es ſollte uns jeder von ihnen etwas über ein Gemälde der Ausſtellung ſagen, und zwar über ein und daſſelbe, daran werden wir Unkundigen ſie und das Bild verſtehen und ich ſchlage dazu das große von Herrn Riedel vor.“

Viele Stimmen riefen: „Ach ja! das ſchöne Bild!“

Nach wenigem Hin- und Herreden nahm der Doktor, von Frau von M. aufgefordert das Wort:

„Es iſt freilich ein mißliches Ding, ſo aus dem Stegreif vor's Publikum zu treten, inzwiſchen bin ich verpflichtet, mein Schickſal als unvermeidlich zu betrachten. Das Bild, von dem die Rede iſt und das Hr. Riedel in Rom für den Kronprinzen von Baiern gemalt, erregt ſowohl wegen ſeiner Größe, als wegen ſeines Inhaltes allgemeine Theilnahme. Es gehört zu den ſ. g. Genrebildern, doch ſind ſeine Figuren in Lebensgröße; wir können es zu den Idyllen in der bildenden Kunſt rechnen.“

„Der Künſtler verſetzt uns an das Meeresufer von Neapel, über uns wölbt ſich der ſchöne, italiäniſche Himmel; vor ſeinem Fiſcherboot ſitzt ein Marinaro, die Laute in der Hand und ſieht lächelnd auf eine Gruppe herab, die uns beſonders feſſelt. Eine vollwüchſige Jungfrau ſitzt am Boden, die Hände über dem Knie geſchloſſen, das Haupt uns zugewendet; an ſie an ſchmiegt ſich ein kleines Mädchen, das mit holdem Lächeln zu dem Schiffer aufblickt.“

Hier ging ein leiſes Freudemurmeln durch die Geſellſchaft und ich merkte — denn ich kannte das Bild ſelbſt nicht — daß dies der Glanzpunkt deſſelben ſei. (J. f.)

Buntes.

⁂ Bei J. J. Weber in Leipzig erſchien als Seitenſtück zu dem hiſtoriſchen Tableau: Friedrich der Große ꝛc.: Franz der Erſte und ſein Zeitalter. (gr. Fol.) Ein hübſcher typographiſcher Wandſchmuck für öſtreichiſche Familien. In der Mitte des Blattes ſteht oben ein ſauberer Holzſchnitt: Franz der Erſte, zu beiden Seiten iſt deſſen Genealogie angegeben, darunter folgt ein kurzer Lebensabriß des Kaiſers, unter welchem das öſtreichiſche Wappen mit Angabe der Hausorden. Das ganze Tableau iſt zu beiden Seiten von geſchichthaltigen Pfeilern umgeben, aus welchen man einen Ueberblick der öſterreichiſchen Regentenfolge gewinnt.

⁂ Bei Boſſange père in Leipzig iſt eine „Histoire de la vie des saints, des pères et des martyrs“ in 4 Bänden (klein Quart) angekündigt, jeder Band mit mehr als 100 Holzſchnitten. Der Proſpektus zeigt deren zwei: die Anbetung der Magier und die Verſuchung Sanct Anton's, beide in bekannter franzöſiſcher Manier.

⁂ Am 6ten November ſtarb in Wien der wahrhaft claſſiſche Darſteller komiſcher Charaktere Ignaz Schuſter, im 57. Lebensjahre, der mehr als dreißig Jahre auf der Volksbühne raſtlos thätig gewirkt hatte, und als Menſch ebenſo achtungswerth wie als Künſtler geweſen war. Wenige Wochen vor ſeinem Tode hatte er ſein Abſchiedsbenefiz gehabt.

⁂ Jules Cloquets Erinnerungen aus dem Leben Lafayette's erſchienen in London am ſelben Tage wie das Original in Paris.

⁂ Unter den von der franzöſiſchen Regierung jetzt beſtellten Kunſtwerken iſt ein Porträt des ganz vor Kurzem verſtorbenen Contre-Admirals und Miniſters Rigny bemerkenswerth. Es iſt dem verdienſtvollen Maler Lepaulle übertragen, welcher den Helden von Navarin auf dem Verdeck des Admiralſchiffes in dem Augenblicke darſtellen wird, wo er von Offizieren und Matroſen umgeben, die reiche Aernte des Sieges erblickt. Ferner iſt von der Regierung eine Bildſäule des Generals Foy beſtellt und für die Deputirtenkammer beſtimmt. Ihr Gyps-Modell iſt ſchon fertig, und in Paris ausgeſtellt. Endlich iſt eine Bildſäule von Hoche, im Coſtüme eines Generals der Republik, für Verſailles, den Geburtsort des Generals, beſtellt, wo eine Statue deſſelben im römiſchen Coſtüme ſchon aufgeſtellt iſt.

⁂ Der Vicomte d'Arlincourt und noch einige andere legitimiſtiſche Romanſchreiber hatten bisher allein die bürgerlichen Unruhen des franzöſiſchen Mittelalters für ihre Partei ausgebeutet. Jetzt hat dies auch endlich ein Dichter aus Victor Hugo's Schule, Simeon Chaumier, im Sinne der Republikaner gethan. Der Roman heißt: La tavernière de la cité, iſt aber, wie ſelbſt die republikaniſchen Blätter ſagen, mit etwas zu grellen Farben aufgetragen.

⁂ Ein intereſſantes Werk über die Reſtauration iſt von der Herzogin von Abrantès erſchienen, wovon ſich nach den früheren Memoiren der Verfaſſerin über das Empire viel erwarten läßt. Es führt den Titel: Mémoires de la Duchesse d'Abrantes sur la Restauration.

⁂ Ein berüchtigter Dieb, Lacenaire, welcher der Pariſer Polizei viel zu ſchaffen machte und endlich in Verwahrſam gebracht wurde, tritt jetzt als Kläger wegen eines literariſchen Plagiats auf; er vindicirt nämlich eine kürzlich erſchienene Chanson: Un voleur à un roi, son voisin, und zwar in Couplets, die in der Gazette des Tribunaux ſtehn. — Er entſchuldigt ſich hinſichtlich ſeines Handwerks, die Noth zwinge ihn dazu, „aber,“ ſagt er zu Jenen, den er verklagt:

„Mais pour me voler mon esprit
Êtes vous donc si misérable,“

und nachher:

„Le prudent A . . . .
Ne m'a volé qu'une chanson,
sans mettre la main dans ma poche.“

⁂ (London.) Ein Irländer, Mr. Balfe, der einige Jahre in Italien ſeine muſikaliſchen Studien machte, hat eine Oper im modernen italiäniſchen Styl geſchrieben: „The siege of Rochelle“ (die Belagerung von La Rochelle), welche auf dem Drury-Lane-Theater in London mit Beifall gegeben wird. — Auf demſelben Theater gefiel ein neues einaktiges Luſtſpiel: „Forgive and forget!“ (Vergeben und vergeſſen!). — Im Adelphi-Theater kam ein neues Melodram in 3 Aufzügen, von Oxenford, zur Aufführung: „The Castilian noble and the Contrabandista.“ Das Stück gehört jener Gattung an, durch welche das Adelphi-Theater eine Celebrität gewann, und es iſt wohlberechnet, dieſe zu erhalten. Die Dekorationen nach ſpaniſchen Anſichten von Lewis und Roberts, ausgeführt von Pitt, Gordon u. A., ſind meiſterhaft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 275. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 20. November.

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Hoffmann theilte mir bald ſein Manuſkript zur Durchſicht und zu etwaigen Bemerkungen mit. Wie erſtaunte ich aber, als ich fand, daß er noch Pfeffer auf das Salz geſtreuet, d. h. die auf Bamberg und ſeine Bewohner bezüglichen Stellen doppelt gewürzt hatte. Ich erklärte ihm, daß es nicht möglich ſei, bei meiner Stellung zum Publikum und zu Freunden, das Manuſkript ſo abdrucken zu laſſen, und daß das von mir Geſtrichene ganz wegbleiben, und das auf andere Weiſe Bezeichnete gemildert werden mußte. Er war darüber ſehr unzufrieden, da die Zahl ſolcher Stellen ziemlich bedeutend war, auch ſich das Manuſkript um mehrere Bogen dadurch verminderte.

„Wollen wir lieber das Ganze ſtreichen!“ ſagte er. „Meinethalben,“ erwiederte ich, obwohl es mir damit eben ſo wenig Ernſt als ihm war.

Nach einigen Tagen überſandte er mir mit einem Billet den revidirten Berganza, mit der Bemerkung, daß er nun auf das Beſtimmteſte erkläre, keine Zeile mehr zu ändern, wozu er ſich aber ſpäter hin doch geneigt finden mußte.

Der von mir aufbewahrte urſprüngliche „Berganza“ ſieht demnach ganz anders aus, als der abgedruckte, und es wäre allerdings von Intereſſe, das Manuſkript dem Leſer in ſeiner erſten Geſtalt mitzutheilen.

Anfänglich war ich dies willens, und das Motto ward dieſem Aufſatze vorzüglich deswegen entſchuldigend an die Stirne geſetzt; allein im Verlauf der Arbeit trat die Extenſion derſelben für eine Zeitſchrift mir erſt deutlich vor Augen, und ich beſchloß daher, für eine dereinſtige neue Auflage in Buchform dies aufzuſparen. Damit der geneigte Leſer einen ungefähren Begriff vom unverkürzten Berganza erhalte, ſtehe hier eine Stelle des Ganzen, die derſelbe mit dem gedruckten Buche, nach der zweiten Auflage von Seite 190 bis [illegible] gefälligſt vergleichen wolle.

„...Berganza. Hätt' ich denn mit meinem treuen Gemuth für alles Gute und Wahre, mit meiner tiefen Verachtung alles Oberflächlichen, allem Heiligen entarteten Weltſinnes, der die Menſchen jetzt mehrentheils befängt, all die köſtlichen Erfahrungen, einen Schatz ſogenannter Lebensphiloſophie, ſammeln können, träte ich auf in ſtattlicher Menſchengeſtalt! — Dank dir Teufel! der du das Hexenöl unwirkſam auf meinem Rücken braten ließeſt! Nun liege ich unbeachtet als Hund unter dem Ofen, und eure innerſte Natur, ihr Menſchlein, die ihr ohne Scham und Scheu vor mir entblößt, durchſchaue ich mit dem Hohn, mit dem tiefſten Spott, den eure ekle leere Aufgedunſenheit verdient. — Du willſt etwas ſagen? — ſchweige dieſesmal und höre weiter. — Cäcilia wurde von der Mutter und vor all' den wunderlichen Geſichtern, die in das Haus kamen, mit vollen Backen gelobt und geprieſen; die Mutter ſprach vorzüglich von dem ganz eignen Weſen, von dem tiefen Kunſtgefühl und behandelte ſie feierlich, wie die zur Kunſt geweihte. Die ganze Tendenz von Cäciliens Unterricht und ihrer Beſchäftigung ging darauf hin, ſie zur Künſtlerin, wie es nur eine geben kann, zu bilden. Das gefiel mir gar wohl, denn ich merkte ja deutlich, wie in Cäciliens kindlichem, herrlichen Gemüthe die Kunſt den heiligen Funken entzündet hatte und ich dachte lebhaft an jene ſchönere Zeit, wo die Berufenen aus dem gemeinen Leben und ſeinen niederdrückenden Umgebungen hinaustraten in den höhern Lichtkreis, den die Natur ihnen angewieſen hatte.

„Die Mutter gewann ich ſchon deshalb lieb, weil, wenn manche Äußerungen über Kunſt und Künſtlerleben mich oft auch eiskalt anwehten; doch dies Anerkennen und Hegen und Pflegen des wahren Kunſttriebes mir ſchon der höchſten Achtung werth ſchien. So wie du es dir denken kannſt, mein Freund, befand ich mich ganz wohl im

Hauſe, und da die Mutter einen gewiſſen Hang zum Sonderbaren nicht unterdrücken konnte, ſei es auch nur der Oſtentation wegen, ſo wurde ich nebenher auch von ihr mit mancher freundſchaftlichen Äußerung des Wohlwollens beehrt.

„Um ſo auffallender war es mir daher, als einmal Cäcilia, die Abends wunderſchön, ſo recht aus dem Herzen geſungen hatte, weinend in ihr Zimmer trat. Ich ſprang ihr entgegen, da faßte ſie mich mit beiden Händen beim Kopfe und indem ſie mich mit ihrem hellen, freundlichen Auge, in dem noch eine Thräne glänzte, anblickte, ſagte ſie: „Ach, ach! — ſie verſtehen mich nicht — Keiner — die Mutter auch nicht! — Darf ich denn mit dir reden, du guter Hund, recht ſo wie ich's meine im Herzen? Ach! ich kann es ja doch nicht ausſprechen — und könnt' ich es auch, du würdeſt mir ja doch nicht antworten; aber auch nicht wehe thun."

„Ich. Das Mädchen wird mir immer intereſſanter.

„Berganza. Gott der Herr, dem ich meine Seele empfehle, an der der Verruchte keinen Theil haben ſoll, unerachtet ich ihm wahrſcheinlich den Nobile venetien verdanke, indem ich mich ſchon ſo lange auf der großen Welt-Maſkerade umhertreibe — ja! Gott der Herr hat die Menſchen gar mannichfaltig geſchaffen. Die unendliche Varietät der Doggen, Spitze, Bologneſer, Pudel, Möpſe, iſt gar nichts gegen die ſpitzen, ſtumpfen und aufgeworfenen, gebogenen Naſen, gegen die zahlloſen Variationen der Kinne, der Augen, der Stirnmuskeln, und denn nun die unterſchiedlichen Sinnesarten und Anſichten und Meinungen, — es iſt doch recht luſtig auf der Welt! —

(Fortſetzung folgt.)

Abſchiedsrede an den Kometen.

Von Franz Dingelſtedt.

Mein hoher Unbekannter!

Wenn die Bemerkung unſeres gelehrten Engel *) ihre Richtigkeit hat: daß nämlich ein zu großer und zu erhabener Gegenſtand dem Redner in gleichem Grade nachtheilig iſt, wie ein zu dürftiger und geringfügiger; ſo ſtehe ich in gegenwärtigem Augenblicke ebenſo verlegen vor deiner himmliſchen Hoheit, als ein privilegirter Lob- und Leichenredner vor einer irdiſchen. Auch ſind mir, leider! jene Glanz- und Prachtfiguren nicht zur Hand, mit denen man hienieden erlauchte Potentaten bei ihrer Durchreiſe zu becomplimentiren pflegt. Dein Eintritt in unſer Himmelreich iſt von dem pflichtvergeſſenen Menſchenvölkchen ſchnöde übergangen worden. Kein zeitiger Stadtpoet hat dich mit allzeit fertiger Leier begrüßt, keine Fenſter-Erleuchtung iſt von hochpreislichem Magiſtrate veranſtaltet worden, keine Prozeſſion der mannbaren Stadtjungfrauen, mit der Bürgermeiſters-Tochter an der Spitze, hat ihre Roſen und Redensarten in dein Antlitz geworfen. Nur die Aſtronomen haben die zudringlichen Fernläſer für dich geputzt und hiermit unternimmt es ſo ein unbekanntes Exemplar eines deutſchen Winkeldichters, dir ein feierliches Lebewohl zuzurufen, weil du ihm ſo manche frohe und freie Stunde gegeben haſt. Denn wenn die alltägliche Sonne mit ihren Sorgen und Langweiligkeiten hinuntergegangen war, wenn du flammend am dunklen Firmament heraufzogeſt und die brennenden Lichtſtröme weit ausgoſſeſt unter die ſpielenden Sterne und auf die ſchlaftrunkene Erde: dann hab' ich wohl aus düſterem Poetenſtübchen träumend zu dir hinaufgeblickt und mit deinen Strahlen ſind liebe, vergeſſene Bilder mild und warm in die fröſtelnde Seele herniedergeſunken. Dafür bin ich dir einigen Dank ſchuldig und ich weiß ihn eben durch nichts Anderes an den Tag zu legen, als durch dieſe Abſchiedsworte, die ich dir wohlmeinend mit auf deinen weiten Weg gebe.

Jene Zeiten jugendlicher Herrlichkeit ſind für dich, wie für die ganze Welt, verſchwunden, da noch die orthodoxe Menſchheit bei deinem Erſcheinen rechtſchaffen zitterte, ob der Peſtilenz und der Kriegesnoth, die du in deinem Reiſeſäcklein mitbringen ſollteſt. Damals ſprachen die Dienſtmägde am Brunnen mit flüſternder Angſt von dir; die Prediger wieſen ihre räudigen Schafe dräuend zu dir hinauf und du hingeſt eine exemplariſche Schulmeiſterruthe des zürnenden Gottes blutigroth aus den Wolken hernieder. In ungehinderter Reiſewuth ſtürmteſt du durch die philiſtröſen Planeten und durch das kriechende Trabantenvolk, wie ein reiſendes Genie, umkreiſeteſt die ernſthafte Großmutter, die Sonne in moderner Galoppade und Jedermänniglich betete ſchon, daß deine Stoßviſite bald und heil vorübergehen möge! Aber ſeit die Mathematiker ihre weiſen Zahlen und Zirkel um dich gezogen haben, ſeit jeder examinirte Primaner dir bis auf die Stunde zu ſagen weiß, wann du wiederkommen mußt — ſeitdem iſt es aus mit deiner Würde und Wonne. Mit Entſetzen ſehe ich noch die Zeit kommen, da dir eine hochlöbliche Polizei in den Weg treten wird, um dich nach Charakter, Paß und Zweck der Reiſe pflichtſchuldigſt zu fragen. Dann werden ſie dich ſcharf und ſchlau durch die grüne Brille anſehen, ob du auch keine verbotenen Farben trägſt; die Zöllner werden mit den hundert Händen nach Contrabande ſuchen, die wohlweiſe Cenſur-Commiſſion wird deinen Schweif radicaliter ſtreichen, weil er viel zu hell ſei und zu frei und zu anſtandswidrig.

Denn die Civiliſation iſt auf Erden in rapidem Fortſchritte begriffen!

Armer, unſtudirter Komet! Im Geiſte ſehe ich dich, wenn du nach 76 Wanderjahren dein altes Schätzchen, die Erde, wieder einmal heimſuchen wirſt, trübſelig und gottſelig deinen Weg wandeln — mit plattgeſcheiteltem Haupthaar, ſeitwärts geneigtem Halſe, die Hände vor der Bruſt gefalten, das ganze feiſt bleiche Ebenbild eines irdiſchen Frömmlers, über den die Gnade des Herrn gekommen iſt und die Sehnſucht nach dem geiſtigen Schafſtalle.

Und wenn du nun einmal anders wiederkämeſt, wie es Sir Iſaac Newton hinter ſeinem alt-engliſchen Kamine ausgerechnet, wenn du über kurz oder lang brauſend und brennend durch den Weltenraum brächeſt und ſo ein halbes Dutzend Planeten, wie ein Feuerwerk am Geburtsfeſte Sereniſſimi, in die Luft ſchickteſt!? Dann würden ſich die alten Schläfer einmal aufrütteln in den Ecken des Univerſums; die Fluthen des Oceans würden ſich donnernd durch alle Dünen und Dämme hindurchwälzen und wie eine knackende Nußſchale tanzte und ſchwankte und ſchweifte und ſchwärmte das Bröckchen Erde herum, durch alle Tiefen und Höhen, hinter den ſtürzenden Sternen her.

Solch verfängliche Pläne ſind aber ferne von dir; die Zeit der Neuerungen haſt du ruhig irgendwo verſchlafen. Anno Domini 1759, als du zum letzten Male bei uns wareſt und dem alten Fritz die Fackel zum ſiebenjährigen Kriege hielteſt, waren freilich auch keine ledernen Zeiten; allein gegen dieſe Julitage und Dampfwagen und Conſtitutionen und Luftballons und romantiſche Poeſie, dagegen, und Gott weiß gegen was Alles, reichen jene Zeiten noch

---

*) In der Lobrede auf Friedrich II.

lange nicht. Aber du wirſt es der alten Erde ſchon angeſehen haben, wie grau und müde ſie unter ſolchen Stürmen geworden iſt. Blickſt du doch ſo wehmüthig auf ſie hernieder, wie ein Ehemann, der in der lieben Frau vor allen Mängeln und Zuſätzen die erkorene Braut kaum wiederfinden kann! Das alte Liebchen iſt ſchlummermatt, ſie ſehnt ſich nach Ruhe und an ihren Porten liegt es wahrlich nicht, daß ſie nicht ſchon lange eingeſchlafen iſt!

Und nun ſo gehe auch du endlich einmal in dich, ewiger Jude! Laß dich häuslich nieder und ergreife ein ehrbares Gewerbe, wie es einem wohlgeſinnten Weltbürger zukömmt. Tritt z. B. mit deinen zahlloſen Genoſſen, falls ſie alle von alter Familie ſind, zuſammen und bilde eine Noblegarde für die Sonne; das iſt unſtreitig das bequemſte Leben! Auch kannſt du ja, falls es euch an äſthetiſchem Sinne da oben nicht gebricht, eine Oper oder ein belletriſtiſches Journal entrepreniren, eine Sache, die ſchon Manchem auf die Beine geholfen hat! Willſt du dich aber mit unſerer Erde in Verbindung ſetzen, ſo übernimm auf Aktien die Straßenbeleuchtung des Städtleins ***, allwo man ſeit 6 Jahren debattirt, ob die Laternen mit Gas oder Öl erhellt werden ſollen und einſtweilen die loyalen Hälſe einer löblichen Bürgerſchaft dem heilloſen Pflaſter preisgibt. Oder aber: tritt als Wagenlaterne in die Dienſte eines deutſchen Fürſten und beginne nebenbei, weil am Hofe nicht viel Licht conſumirt wird, einen Detail-Handel mit dieſem ſehr geſuchten Artikel. An vielen und namhaften Second-Lieutenants würdeſt du vortreffliche Kunden finden; denn jeder von ihnen erſtände gewiß einen Stern von dir, um doch etwas auf der wattirten Uniform zu tragen, unter der es ſo leer iſt, wie am erſten Schöpfungstage. Freilich würdeſt du die Vögel der Minerva und die Profeſſoren der Theologie zu erklärten Gegnern haben, allein —

Du lächelſt mit Matthiſſon'ſcher Entſagung zu meinen tief begründeten Vorſchlägen; du ziehſt gerade ein ſo hippokratiſches Geſicht, wie dein papierener Vetter aus Leipzig, der unangenehmer Weiſe weit regelmäßiger erſcheint, als es Kometen-Manier iſt. Ja! es ſcheint mir, als fingen deine Äuglein an, ſich blinzelnd zu ſchließen und ich weiß, als erfahrener Redner, nicht, ob ich dies meiner Kunſt oder deiner Unwiſſenheit zuſchreiben ſolle. Fahre denn wohl, du geliebter Vagabunde! Und wann du nach ſieben Dezennien einmal wiederkommſt, dann laß mindeſtens einen deiner Strahlen mitleidig auf das vergeſſene Grab deines Freundes fallen. —

Die Kunſtausſtellung in München.

(Fortſetzung.)

„Die Jungfrau,“ fuhr der Doktor fort, „iſt in reichem Koſtüm, mit durchbrochen geſtickten oder gewirkten Handärmeln; Sammt und Gold fehlen nicht; vorzüglich aber iſt ſie von ſehr ſchönem Angeſicht. Die Beleuchtung iſt halb aus dem Bilde herausgehend angenommen, ſo daß es an großen Schattenmaſſen nicht fehlt. Fragen wir nun aber nach den Beziehungen, in welchen der Künſtler dieſe ſchönen Bewohner einer beglückten Zone uns vorgeführt, ſo finden wir eine leichte, aber feine Dichtung. Der Jüngling entdeckt ſeiner Geliebten vermittelſt der Laute ſeine Leidenſchaft; die Jungfrau wendet ſich, verſchämt und als ob ſie ihn nicht verſtünde, ab von ihm; aber ihre jüngere Schweſter, das Verhältniß ahnend, ſpricht mit ihrem ſchelmiſchen Auge das halb-verborgene Jawort aus. — Die Ausführung dieſes bedeutenden und ſinnreichen Bildes zeigt einen tüchtigen Zeichner und einen ſehr gewandten Maler; die Stoffe ſind vorzüglich behandelt und alles Nackte von großer Natürlichkeit, ſo daß man ſogar die ſchwellenden Adern an den Armen und Füßen des Jünglings ſieht.“

Ich ſah, daß dem Sprecher faſt alle Stimmen zufielen; jetzt ſprach der Profeſſor:

„Eigentlich dürfte ich nicht ſprechen, da mir grade eine der Hauptbedingungen eines Kunſtgelehrten, die geläufige Zunge, oder Feder abgeht. Inzwiſchen will ich's doch verſuchen, nur thut es mir Leid, daß ich mich ſowohl mit dem geehrten Redner vor mir, als, wie ich wahrzunehmen geglaubt, mit der ganzen Geſellſchaft im Widerſpruch befinde. Die Auslegung des Bildes zunächſt betreffend, muß ich die des Herrn Doktor gradezu in Abrede ſtellen. Eine ſolche Compoſition wäre ſo wider den italiäniſchen Volkscharakter, daß man ſie einem Künſtler, der nur länger als vier Wochen in Italien geweſen, nicht zutrauen dürfte. Es iſt eine ganz allgemeine Familienſcene, zwiſchen Mann, Frau und Kind, und wenn mich meine Sinne nicht ganz täuſchen, entſtanden, wie hundert ſolche Bilder entſtehen, nämlich aus einem zufälligen Modell-Studium. Die ſchöne Fortunata — denn das iſt die Frau — hat dem Maler geſeſſen, der Mann zu einer andern Zeit, ſie paſſen aber zuſammen, wenn man in den leeren Raum noch ein Kind ſtellt. So groß und nicht größer iſt der Zuſammenhang dieſes Bildes. Aber auch abgeſehen davon, wär' es noch immer möglich, daß man ſich für die dargeſtellten Perſonen oder die Darſtellung intereſſiren könnte. Allein die Perſonen leiden an einer modernen Krankheit, von der ich nicht weiß, wie weit ſie ſich aus den höhern Zirkeln verſtiegen hat, die aber in Italien mir in der Weiſe nicht vorgekommen, nämlich der abſtrakten Eitelkeit, d. h. der, die nicht einmal was von ſich hat. Der kleine Balg, der, wie Sie ſagen, ſchelmiſch zum Vater hinaufſieht, weiß ſo gewiß, daß er auf der Ausſtellung iſt, und daß hunderte von Menſchen hinter ihm ſagen: „Wie ſchön!“ als die Frau blos um unſertwillen ſich von dem Mann wegwendet, dem ſie dem natürlichen Zuſammenhange gemäß gehören ſollte. Stickerei und dergleichen zu bewundern, werden Sie mir erlaſſen, wenn ich Ihnen ſage, daß das das leichteſte in der Malerei iſt. Was die Zeichnung betrifft, ſo iſt ihre Natürlichkeit mir zuwider. Gründlich iſt ſie nicht, und täuſcht durch Aufführen von Zufälligkeiten, die grade die Kunſt wegwirft. Die Malerei endlich; ja, wenn einmal effektuirt werden ſoll, dann ſeh' ich mich doch bei den Franzoſen um; das ganze Bild iſt nach dem Modell im Zimmer gemalt, und doch ſteht der Sonnenhimmel darüber. Nun fehlt's den Figuren an Glanz, an Licht, an Kraft, an Wiederſchein. In Bezug auf eigentliche Kunſt iſt's ganz ohne Werth.“

„Das ſind freilich von den unſern abweichende Anſichten,“ ſagte hierauf die Frau vom Hauſe. „Inzwiſchen um auf unſer voriges Geſpräch zurückzukommen, was konnte es denn ſchaden, wenn nun grade ſo widerſprechende Anſichten auch öffenlich ausgeſprochen würden?“

Indem der Profeſſor ſich zur Antwort anſchickte, wurde ich vom Herrn des Hauſes an den Spieltiſch gerufen und kann Ihnen leider ſeine Anſicht nicht mehr mittheilen, bitte deßhalb, mit meiner vorlieb zu nehmen, die ſie bereits in Händen haben.

Ich war heut wieder auf der Ausſtellung. Sie wiſſen, daß ich ein Freund vom Genre bin. Die Hiſtorienmalerei, die ſich eben nur mit geſchichtlichen Dingen befaßt, iſt erſchrecklich ernſthaft, und wie ich's denn liebe, durch ein Buch in eine heitere, wo möglich luſtige Stimmung verſetzt zu werden, ſo möchte ich's auch durch Gemälde. Die Gegenwart, das gewöhnliche Leben bietet dafür den Stoff, den die Geſchichte fallen läßt und da ſich der Genre hauptſächlich daran hält, halte ich mich gern an ihn, und ging auch heut wieder nach dem ihm eingeräumten Saal. Ich beſuchte die Bilder wieder, die ich geſtern geſehen, mit Ausnahme des groſen von Peter Heß, das ununterbrochen ſo belagert war, daß nur die äuſerſten Wolken ſichtbar blieben. Dafür konnte ich einige Landſchaften, an denen freilich kein Überfluß auf der Ausſtellung iſt, genau betrachten. Auch Landſchaften gehören zu den Gegenſtänden in der Kunſt, an denen ich ein ununterbrochnes Vergnügen habe, das mir die hiſtoriſchen Bilder nicht gewähren. Die Landſchaft, die uns das gibt, was wir gewöhnlich Natur nennen, hat den Vorzug vor allem Menſchlichen, daß ſie weder ſchlecht noch eitel ſein kann, und daß die Unvollkommenheiten der Natur nur ihren Reiz erhöhen.

Auf der Ausſtellung iſt ein groſes Bild von Ezdorff, ein Eiſenhammer in Schweden.*) Ezdorff hat lange in Schweden und Norwegen gelebt und mit groſem Eifer die nordiſche Natur ſtudirt. Zwar iſt's im Ganzen wenig, was von dieſer in dem Bilde zu ſehen iſt, aber das wenige iſt auf eine recht geniale und kräftige Weiſe vorgetragen. Der Sturz eines Waldbaches, die daran gelegene Hütte mit dem Hammerwerk, das hügelige, waldige Ufer, einige Lerchenbäume und Birken, und das aus dem Hintergrunde heranziehende Regenwetter. Wie ſehr ich auch die Friſche der bemosten Steine, den Zug und das Durchſichtige des Waſſers bewundere, immer zieht mich die Luft wieder in ihre Nebelwirbel hinein, die auf das kunſtreichſte dargeſtellt ſind. So viel ich davon verſtehe, unterſcheidet ſich Ezdorff von hieſigen Malern hauptſächlich durch ein ſtrengeres Befolgen früherer Meiſter, während man hier immer an die Natur unmittelbar geht. Dies iſt z. B. an der Iſargegend von Schleich zu erſehen, ſo wie an ſeiner Hochalpe, die ſich beide durch eine auffallende Treue der Nachbildung auszeichnen, ohne daß mir jedoch die Wahl des Tones, in dem ſie gehalten, gefallen könnte. Mit beſondrem Vergnügen verweilte ich vor einem kleinen Viehſtück von Habenſchaden, Kühe im Waſſer, das mit beſondrer Liebe für Farbe, geſchloſſene Haltung und Ausführung gemalt iſt, ſo wie mir auch die Thiere von Karl Heß, die von der Alpe herabkommen, und das enge Felſenthal vorzüglich, wegen der Erinnerung an unſre ſchöne Gebirgsreiſe, ſehr wohl gefielen.

Indem ich mich noch an dieſen und ähnlichen kleinen Sachen erging, begrüßte mich der Dr. L . . . ., von dem ich eben geſchrieben. „Haben Sie die Architekturbilder ſchon geſehen?“ frug er.

„Ach,“ ſagte ich, „ſind Bilder von Domenico Quaglio da?“

„Nein,“ antwortete er, „der hat uns diesmal die Freude vorenthalten, denn zu dem Proſpect des Max-Joſeph-Platzes führ' ich Sie nicht, allein zwei andre Künſtler dieſes Faches geben uns vortreffliche Proben ihrer Kunſt, Herr W. Gail durch ſeine Bilder und Studien aus Spanien und Herr von Bayer, der in der Nähe geblieben iſt. Wie Quaglio immer das Maleriſche der alten Baukunſt hervorgehoben, ſo gibt uns Gail immer das Feierliche, die unmittelbare Wirkung auf's Gemüth, weßhalb freilich manchmal ſeine Linien für's Auge nicht ſtimmen, während das Herz dadurch bewegt wird. Aber ſehen Sie hier die Stürmung des Kloſters in Toledo, durch die Franzoſen im Jahr 1810. Spürt man nicht bei jeder, ſelbſt zerbrochenen Säule in dem ſtürzenden Gewölbe, in den verſtümmelten Statüen noch die Macht und Majeſtät jener erhabenen Baukunſt? Und hier bei dieſen Zeichnungen aus der Moſchee von Cordova, wie ſpricht ſich hier die ganze pomphafte und doch unorganiſche Pracht des Islam aus. So ſehr dieſe Architektur blendet, ſo deutlich ſehen wir, daß ſie nicht geeignet iſt, unſerm Leben auf irgend eine Weiſe zu dienen.“

Während ich ihm in dieſen Dingen Recht gab, führte er mich zu den Bildern des Herrn von Bayer. „Ganz anders,“ ſagte er, „wirkt dieſer Künſtler auf uns. Wenn Quaglio das Maleriſche, Gail das Feierliche ſucht, ſo wählt er das Unbedeutende und weiß uns wie durch Zauber daran zu feſſeln, und zwingt uns die Überzeugung ab, daß für die Kunſt eben nichts unbedeutend iſt. Welch Spiel von zarten Farbentönen in der weißen Kalkwand dieſes ordinaren Kreuzgangs! Welcher Sonnenreflex hier in der Salzburger Kapuzinerkirche! Welche Zartheit und Sicherheit der Malerei! Dieſe Arbeiten werden unfehlbar bald zu den Juwelen der neuen Kunſt gerechnet werden und glücklich Jeder ſein, der ſich im Beſitz derſelben befindet.“

Die letzten Worte wirkten in Verein mit dem Bilde, namentlich der Kloſterhalle mit dem Mönch, ſo auf mich, daß ich mit Herrn Dr. L . . . . in's Atelier zu Herrn von Baier ging, und da von den vorhandenen Bildern keines zu haben war, mir wieder einen Kreuzgang im Sonnenſchein beſtellte, was dieſer äuſerſt gefällige Künſtler annahm, ſo daß ich vielleicht bis Oſtern im Stande bin, Sie — vorausgeſetzt, daß Sie mich dann in meiner Einſamkeit aufſuchen — augenblicklich von dem Rechte meiner Theilnahme überzeugen zu können.

P. S. Ich wollte Ihnen nur noch ſagen, daß ich das Bild von Riedel jetzt auch geſehen habe, daß ich mich aber mehr zum Profeſſor, als zum Doktor neige. Neben dem Bilde von dem Franzoſen Snez, das ich habe, hält es nicht aus, obſchon es Ähnlichkeit davon hat. (F. f.)

Buntes.

⁂ In Straßburg iſt eine neue israelitiſche Zeitſchrift angekündigt: „Die Wiedergeburt,“ eine Zeitſchrift zur Beförderung religiöſer Aufklärung und moraliſcher Bildung, herausgegeben von Simon Bloch, in Verbindung mit mehreren israelitiſchen Gelehrten. — Motto: Haben wir nicht alle Einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott erſchaffen? Warum handeln wir treulos einer gegen den andern, und entweihen den Bund unſerer Väter? (Malach. 2, 10.)

⁂ Das neueſte Heft des literariſchen Zodiakus enthält ein kräftiges Programm von Kühne, ein als perſönliches Erlebniß intereſſantes Gedicht von einem unſerer berühmteſten deutſchen Philoſophen, einen geiſtreichen Aufſatz Mundt's über Gutzkow's Nero, ꝛc. ꝛc. — Im Feuilleton ſpricht ſich Mundt, bei Gelegenheit eines Aufſatzes in der Minerva über das ſogenannte junge Deutſchland, ſo entſchieden aus, wie man es von ihm erwarten durfte. — Von Neujahr 1836 an erſcheint der Zodiakus alle vierzehn Tage in Heften von drei Bogen. — Fröhliches Gedeihen!

⁂ Gutzkow wird (bei Varrentrapp in Frankfurt a. M.) eine wöchentlich zweimal erſcheinende kritiſche Zeitſchrift: Deutſche Blätter, herausgeben.

⁂ Ein Album von Albrecht Dürer, aus der Sammlung des Hrn. Heber, iſt in Gent für 1300 Francs verkauft worden.

⁂ Von Eugène Sue's Geſchichte der franzöſiſchen Marine iſt endlich die 1ſte Lieferung erſchienen.

---

*) Der wachehaltende Diener ſagte mir, daß es nicht verkauft, und um 50 Louisd'ors, einen für das Gemälde ſehr niedrigen Preis zu haben ſei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 276. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 46.

Samſtag, 21. November.

Phantaſieen über den Roman.

Vor den Augen der Menge ſteht die Gegenwart wie eine Pyramide der Vergangenheit da; die Menge ahnt nicht, was im Schooße ſolcher Wunderbaute verborgen liegt, ſondern ſtarrt die Hieroglyphen auf den Außenwänden mit kindiſcher Neugier an. Nun gehn ſie herum mit blaſſen Geſichtern, mit krampfhaften Gebärden, mit bruſtzerſprengendem Herzklopfen, mit übernächtigen Stirnen; jeder drückt ſeinem Nachbar ſcheinbar treuherzig die Hand, eigentlich, um ihm heimlich den Puls zu fühlen; alle empfinden ſie's wohl, daß ſie krank ſind, aber keiner will's eingeſtehen. Laßt uns aufrichtig ſein! Laß dir ſagen, du milzſüchtiger trauriger Geck, der mir aus dem Spiegel heraus eine verunglückte lächerliche Grimaſſe ſchneidet: An dir ſelbſt fang' an, den Krebs auszubrennen, von dem du ſagſt, daß er am Herzen der Generation nagt. An dir freſſen langſam Halbheit und Selbſtbegnüglichkeit, du haſt freilich nicht übel gerathen, als du mit Kennermiene ausriefſt: Hier ſteckt das Siechthum der Generation.

Laßt uns eine hiſtoriſche Nachleſe halten: Die Menge hatte ſich übereſſen, ſie litt am Magenkrebs. Sie hatte an die ſiebzehn Jahre immer in ſich hinein geſtopft, Erinnerungen, Eitelkeit, Verſprechungen, Begnüglichkeit, Philiſterthum, Conſtitutionen, ſüß und ſauer, alles durcheinander. Daher kam's. Was blieb uns übrig, als: mit ſcharfen chirurgiſchen Inſtrumenten und grobem Geſchütz drein zu fahren in den faulen Organismus? Da war die Skepſis ein Arzt. Wir haben wirklich den Leib zu Grabe getragen, wir haben Erequien gehalten; requiem aeternam dona ei domine! Wir ſetzten uns auf das Grab, ſangen Frühlingslieder und tranken eine Bowle Maiwein. Aber nach drei Tagen wandelte der Todte wieder unter uns; es war eine tragiſche Comödie, Stoff genug zum lachen und doch mußten wir weinen. Wie aber jetzt?

Wir können ihm mit den alten Waffen nicht mehr beikommen. Wir müſſen uns hinter die Wiſſenſchaftlichkeit verkriechen, die Eule zum Schildvogel nehmen, und den altgriechiſchen Helm der Minerva über den Kopf herabziehen, durch deſſen zwei Gucklöcher wir auf den Feind hinausſehen. Wir geben vor, anatomiſche Studien zu machen zum Beſten der Wiſſenſchaft, und — ſeciren unter dieſem Vorwand den böſen Burſchen bei lebendigem Leibe. Hoffentlich ſeciren wir ihn zu Tode. Es iſt traurig genug, daß wir jeſuitiſch zu Werke gehn müſſen, und es iſt eine erhabene Ironie des allwaltenden Gottes über alle menſchlichen Berechnungen, daß wir's können.

Aber eins iſt noth, daß wir uns ſelbſt unter den Masken nicht verkennen, daß wir die Bruderhand für keine Feindeshand halten. Und ein zweites iſt noth: daß wir nicht den Verſtand allein zum Verbündeten haben, ſondern auch das Herz, und die Wiſſenſchaftlichkeit des Herzens: den Glauben. Den Glauben an uns, daß wir ſelbſtherrlich genug ſind, nicht unterzugehen, und den Glauben an den dort oben, daß er uns nicht untergehen läßt. Die Treue gegen uns ſind wir unſern Brüdern ſchuldig, — die Treue gegen dieſe — Gott! —— Und endlich drittens: In die Fußſtapfen der Negation muß jetzt das Werde treten, zwiſchen das Leben und die Wiſſenſchaft ſtelle ſich die Kunſt, ſie, die Krone der reinen Menſchheit, die Prophetin des Drüben, die Vermittlerin zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen Glauben und Zweifel. Sie iſt mächtiger, als alle Negation, denn ihr Blick iſt Unſterblichkeit, ſie iſt wahr, ſie iſt heilig; ſie ſoll und muß uns heilig ſein. —

Laßt uns noch lange nicht annehmen, daß die Kriſis vorbei ſei. Aber laßt, während das Hämmern, Meißeln und Sägen viele Ohren betäubt, die Spannkraft der Menge nicht erſchlaffen; Werk um Werk ſtellt auf, und in jedes haucht euere ganze Seele hinein, daß es nicht blos töne wie Memnons Bild, wenn der Morgen ihm die Lippen warm küßt, nein, daß es ſelbſt Morgenlicht und Morgengluth ausſtrahle, daß es nicht blos töne, nein, daß es ſich rege und handle, daß es, lebendig geworden, unſer hülfreicher Bundesgenoſſe ſei. Wem's warm iſt um's Herz, der kann nicht anders, er muß ſo thun, und verzehrte er drin ſein Leben. Jeder hat an ſeinem Poſten genug zu ſchaffen, der mit Wachſamkeit, der durch Frage, der durch Schöpfung; allen iſt nur ein Ziel: die Wahrheit. Die ſpecielle Aufgabe aber iſt jetzt: zu vermitteln, die Wahrheit als Schönheit, — die Schönheit zur Tugend, — den Haß zur Liebe, — den Zweifel zum Bewußtſein, — das Volk zur Einheit, — ſich ſelbſt zu allem.

Unſere jetzigen Verhältniſſe kranken aber nicht durch die Zweifel, ſondern an der Verzweiflung. Frage und Zweifel ſind von Hiob bis Fauſt in jenen Epochen, wann der alte Phönix ſich ſein Neſt baute, wann die Flammen aufſchlugen, und man vor Feuer und Rauch den jungen Wiedergebornen noch nicht erkannte, treffliche Ärzte geweſen. Und auch heute iſt die himmelſtürmende Frage, deren Ruf in Sturm und Wettern ſchallt, weniger die Mörderin der Vergangenheit, als die Hebamme der Zukunft. — Aber anderſeits: Während die Männer weibiſch werden, ſehen wir Weiber als Männinnen; wir wiſſen faſt kaum mehr, ob alle Geſchlechtscontraſte ſich nicht ſchon in ein allgemeines Hermaphroditenthum aufgelöſt haben; die Verhältniſſe der Geſchlechter ſind ſo ineinander gewirrt, die naturrechtlichen und poſitiven Zuſtändigkeiten des Weibes, welche die längſte Zeit von der Tyrannei des andern Geſchlechts beinahe völlig verneint wurden, ſind unnatürlich zu einer ſolchen geiſtigen Suprematie emporgeſchnellt, die äußere Wirkungsſphäre des Mannes iſt ſo verengert, das Verhältniß des Einzelnen zur compakten Corporation beinahe ſo ganz auf Null reduzirt, daß die Kriſis der häuslichen und ſocialen Zuſtände von denjenigen, welche kurzſichtig genug ſind, nur am allernächſten Morgen eine Entſcheidung zu erwarten, bereits als Kataſtrophe betrachtet wird, — worüber ihnen nichts andres übrig bliebe, als: zu verzweifeln. Dieſe Verzweiflung iſt die Folge des ohnmächtigen Sichhingebens an das Zufällige, das freiwillige Aufgeben der inneren Freiheit. Ihr verzweifelt, weil ihr einen Zwieſpalt zwiſchen Gott und der Welt, in Gottes Weſenheit ſelbſt vorhanden wähnt, weil ihr die Gleichung zwiſchen Göttlichkeit und menſchlicher Freiheit nicht finden könnt, und auf alle unſre Wirren troſtlos hinblickend, annehmt: Iſt ein Gott, ſo muß er ſie löſen! Und ſo wäre Religion — Verzweiflung am Weltzweck! — So wäre Verzweiflung der letzte Beweis von Freiheit!

Aber der Glaube iſt der erſte für dieſelbe. Der Contraſt in Gott iſt noch kein Widerſpruch Gottes. Der Contraſt in der Weſenheit Gottes iſt die einzige Form, unter welcher wir ſie approximativ begreifen, — in uns, aus uns. Wenn Gott das Menſchengeſchlecht Jahrtauſende lang ringen ſieht, und ſeine Blitze nicht wie ein Theatergott, zum Dreinſchmettern vertrödelt, wenn er darüber lächelt, daß wir einen ſtrengen Winter ſchon für das Ende aller Dinge halten können, und ſich ſelig lächelnd ſchon im voraus auf jenes tauſendſtimmige Jauchzen freut, mit welchem wir den neuen Lenz wieder begrüßen werden, ſo drückt er einen treuen Lichtblick ſeines Herzens als Siegel auf die magna charta der menſchlichen Freiheit, und weiſt uns darauf, welchen Zweck wir ſelbſtthätig zu erfüllen haben, — nämlich: uns einordnend in das complicirte Werk der Geſchichte, dieſe für unſere Enkel zu leben! Darum: Ganz laßt uns vor allen ſein und Ganze - machen. Dann iſt das Räthſel unſerer Beſtimmung gelöſt!

Der Roman iſt, wie ſich das Bedürfniß deſſelben in der modernen Literatur ausgebildet hat, nicht mehr als das bloße Surrogat oder als die an's Moderne acclimatiſirte Regeneration des alten Epos zu betrachten, obwohl viele Bedingungen des letzteren, in neue Formen gegoſſen, an dem erſteren ſichtbar werden. Der Roman iſt die Poeſie unſerer Gegenwart geworden, unſere Leiden und Freuden, unſere öffentlichen und geheimen Wünſche, unſere Hoffnungen, unſere Zweifel, unſere Verzweiflung tragen wir aus Hütten und Palläſten in dieſe öffentliche Halle, durch welche jeder von unſern Nachbarn, Freunden und Feinden in die Comitien geht; der moderne Roman iſt unſer Löwenmaul von San Marco geworden, in welches jeder ſeinen Zettel hineinſteckt; — wir haben Kunſtausſtellungen und Octoberfeſte, der Roman iſt unſere Rednerbühne! Ein Symptom aber iſt am Roman beinahe weltgeſchichtlich; die geheimnißvolle Verſöhnung des Menſchen mit der Nothwendigkeit durch die Offenbarung der Poeſie. Kein Fürſt der Welt hat je einen Poeten ſo reich gekrönt, als Rückert die Poeſie ſelbſt durch den Ausſpruch: Weltpoeſie iſt Weltverſöhnung.

Das Grundweſen des Romans iſt mit der Wurzel der Leiden, mit dem Keim der Tragödie in jedem von uns, wie wir die Gegenwart durchfühlen, identiſch. Deine Individualität ſträubt ſich bis in die kleinſten Beſtandtheilchen, gegen den Zwang der Verallgemeinerung durch die Geſchichte, welche du bilden helfen mußt; du wähnſt, ein König zu ſein, der mit auf den Rücken geknebelten Händen am Triumphwagen der ſtolzen Siegerin ziehen muß, du willſt oder du kannſt nicht weiter, du machſt Halt, oder ſinkſt ohnmächtig zuſammen, und wähnſt, der Wagen müſſe ſtille ſtehn; aber das andere Menſchengeſpann neben dir zieht weiter, und zermalmend rollen die Räder über dich hin. Aber es liegt nur an dir, daß du entweder gleich von Anfang ſelbſt auf den Wagen zu ſtehen kommſt, oder dich ſpäter darauf ſchwingſt. Thu' nur die Augen auf, der Zwang iſt blos das Phantom deiner Furcht; in der raſſelnden Rüſtung drinnen iſt nichts, ſie paſſ't dir, wie angegoſſen, wenn du ſie nur tragen kannſt.

Der Roman beginnt damit, daß er wie ein unbarmherziger Schwimmmeiſter den Menſchen in die Verhältniſſe hinein ſchleudert, ſie jagen ihn immer weiter von der Küſte weg, die See geht hoch, der Himmel iſt ſchwarz, es hat den Anſchein, als kümmere ſich der dort oben nicht viel um ihn, eine Welle wirft ihn endlich auf ein wüſtes nacktes Eiland, als bliebe ihm nichts mehr übrig, als zu ſterben. — Iſt Sterben keine Kunſt? Durch's Leben hilft uns ein Inſtinkt; wenn wir an's Sterben kommen, iſt Weisheit daraus geworden; das Thier ſtirbt, weil es ſterben muß, — der Menſch, weil er will und es kann. Geboren werden iſt nicht der Anfang unſeres Lebens, Sterben iſt nicht deſſen Ende; wir fangen an zu leben, wenn wir das Unvergängliche in uns aus dem Zufälligen heraus offenſiv oder defenſiv erkriegen. Die Vermittlung unſerer aus verſchiedenen Stoffen gemiſchten Individualität zu den Verhältniſſen der Allgemeinheit um uns, durch die lange Ebbe und Fluth des Hoffens und Haſchens, des Fürchtens und

Sinkens hindurch, bis zu jenem Moment, wann das Zufällige uns vom Zufälligen gereinigt, der Zwang vom Zwang uns befreit hat, geſchieht durch den deus ex machina, — die Maſchine ſind — wir ſelbſt, und der Gott daraus iſt der Gott in uns. Der Roman endigt, wo die Philoſophie beginnt, mit der Feſtſtellung des Ich, des unveräußerlichen, unſterblichen, durch Selbſterkenntniß, durch Selbſtbewußtſein. Der Roman ſchlägt einen ſonderbaren Weg dazu ein, er lehrt uns die Erkenntniß des Ich durch die Erkenntniß des Du.

* * *

Learoſa, die Männerfeindin. Ein Roman von Emerentius Scävola. 3 Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Ein großartiges Kunſtwerk, eine ernſte Lebensidee an der Stirne tragend, alle Adern von Leidenſchaft glühend, aus ſtarren Augen uns wie jene Meduſa Rondanini anblickend, ſteht dieſer Roman vor uns; man merkt ihm's an, daß er aus dem Schädel eines Mannes kommt.

Denkt euch ein weibliches Weſen, wie es alle Unſchuld ſeiner Kindheit in ſeliger Unbewußtheit ſeines Geſchlechtes herübertrug in's Jungfrauenalter. Habt ihr nie vom böſen Auge, vom böſen Hauch gehört? Ein ſolcher böſer Hauch fährt über die Wangen jenes Mädchens, — nichts als ein Hauch, — und doch iſt ihr Lebensglück davon für immer vergiftet, denn nicht ein einzelner Frevler hat ſie damit angehaucht, ſondern in ihm — das ganze Männergeſchlecht; es iſt ein Wahn, nichts als ein Wahn, der im Beginn dieſes Romans ſchon eine Kataſtrophe herbei führt, womit wenigſtens ein Dutzend unſerer Novelliſten gewiß ihre Buden geſchloſſen hätten, ein Wahn, durch welchen nur die abſolute Unſchuld getäuſcht werden, den nur der abgefeimteſte Bube erſinnen kann, und dieſer Wahn haftet doch unauslöſchlich als Makel auf ihrem ganzen Leben; ſo tief geſunken zeigte ſich das männliche Geſchlecht, ſo erdrückt vom Gefühl ſeines eigenen Unwerths, daß es an Frauentugend nicht glauben kann! Dies Mädchen aber, in der hülfloſen Iſolirtheit des Weibes, von der bürgerlichen Geſellſchaft immer blos an die Obhut des Mannes gewieſen, von dieſem immer getäuſcht, immer wieder auf's neu gläubig in ſeiner heiligen Sittenreinheit, und immer wieder betrogen, wohin kann es endlich kommen, als: dies Geſchlecht zu haſſen? Ihren Großoheim endlich zum Mann wählend, um doch Schutz zu finden, einen charakterloſen, kindiſchen, täppiſchen Greis, lebt ſie jungfräulich bleibend am Leibe, die Unſchuld der Seele verlierend, in den vornehmſten Verhältniſſen, das Opfer gräßlicher Intriguen, freudenlos und elend. Endlich begegnet ſie einem Mann, den ſie achten lernt; der Funke der Sinnlichkeit erwacht für ihn, aber Vernunft und Ehre ſiegen, denn ein Umſtand tritt ein, weshalb ſie den Geliebten verachten zu müſſen wähnt. Aber ſie liebt, ſie liebt! Sie weiß, wie ſie wieder geliebt wird; das Unglück ihrer Liebe läutert den Geliebten, der in ferne Länder flieht. Dreifach Unglückliche! Ihr Gatte ſtirbt; ſcheußliche Habſucht und Niederträchtigkeit wirft ſie, die Herrin eines unermeßlichen Vermögens als Gefangene in ein fernes Kloſter; auf eine abentheuerliche Weiſe wird ſie befreit, eilt, die unſterbliche Liebe im Herzen tragend, den Einzigen, den ſie je geachtet, zu finden, und findet ihn — als den Bräutigam ihrer Schweſter. Er wähnte ſie todt, ſie war verſchollen; er liebte ſie doch, ihr Bild in der Schweſter! Noch iſt ſie Jungfrau, aber die Sinnlichkeit glüht in allen ihren Adern, ſie will ſich's ſelbſt nicht geſtehn, daß ſie ihn noch liebe, — nur Rache, fürchterliche Rache will ſie üben. Sie erfährt, daß der Geliebte ihre Schweſter Nachts beſuchen will, ſie beabſichtigt eine gräßliche Täuſchung; ſie ſelbſt ſoll er finden ſtatt der Schweſter, das Gemach iſt dunkel, ſie empfängt den Mann, — — — — — — —, aber als er fort eilt, entdeckt ſie, daß es ihr — Todfeind, ihr Stiefſohn war! Gräuel drängt an Gräuel, Entſetzliches folgt ihr auf allen Spuren, ihre Schweſter ſtirbt, ſie muß den Geliebten noch einmal ſehen, noch einmal. . . . Neuer Gräuel, daß ſich uns die Haare ſträuben! Schandmenſchen, wo ſie nur Fußbreit weiter ſchreitet, überall Niederträchtigkeit vor ihr, Betrug um ſie, Raſerei hinter ihr; ein einziger Treuer hängt an ihr wie ein Schutzgeiſt, und dieſer Einzige iſt ein Mörder. Sie entflieht vom Continent, um den Geliebten in London zu treffen; betrogen vom Schickſal, mißhandelt von den Menſchen, iſt ſie mitten in der Verworfenheit, welche ſie allenthalben umgibt, unſchuldig durch ihr eigenes Verdienſt, nachdem ſie ohne ihr Zuthun die Unſchuld verloren, — rein wie eine Heilige, denn ſie liebt. Wie ein Opferlamm wird ſie, mit London's Gaſſendirnen zuſammen gekoppelt, als canadiſche Braut auf ein Schiff gebracht, welches zur Zeit des Befreiungskrieges nach den Colonien ſegelt. Ein Seetreffen geſchieht, ſie ſpringt wie eine Amazone auf's Verdeck, kämpft, wird tödtlich verwundet, findet den Geliebten wieder, der ſich für Amerika's Freiheit den Tod holt; der Kuß der ſie vereinigt, iſt der Liebenden letzter Hauch.

Ich fürchte, daß mir, indem ich den reichen Inhalt in gedrängteſter Kürze wiederzugeben verſuchte, um auf die belebende Idee des Ganzen aufmerkſam zu machen, vielleicht manche kleine Wendepunkte des Charakters in der Feder blieben; iſt dies der Fall, ſo muß ich es um ſo mehr bedauern, je ſtrengere Verpflichtungen die Kritik gegen das Genie hat.

Ich glaube: wir beſitzen in Scävola's Learoſa den erſten wahrhaften deutſchen Roman im großen Style.

Was ſoll ich weiter darüber ſagen? Es kommt mir verächtlich vor und lächerlich, einem herrlichen Marmorbild mit dem Zirkel zu nahen oder die Flecken des Steines zu zählen. Soll man ſich wirklich die Mühe geben, einem Dichter ſein Talent und ſeine Seelenkräfte vorzuanalyſiren, wenn ſein Kunſtwerk ſelbſt am lauteſten und deutlichſten ſpricht? Das fühlt jeder, der es genießt, ſchon durch ſein Hingeriſſenwerden, wenn ihm der Athem ſtockt, das Herz heiß und der Rücken kalt wird, wenn er mit leidet und ſich am Ende mit erhoben fühlt im vollen Bewußtſein, in voller Würde ſeiner menſchlichen Natur, wenn er lernt, daß man mit der Halbheit im Leben nicht auslangt, und wie göttlich es iſt, ſeine Tugend nicht blos Verhältniſſen zu danken.

Ich überlaſſe es kritiſchen Vogelſcheuchen, mit Schadenfreude die ſchwächeren Parthien des Buches aufzudecken und dem Verfaſſer deſſelben namhaft zu machen, wo er in der unbeſchränkten Willkühr der Combinationen zu weit ging und ſich mit gewöhnlichem Romanenſchlendrian gemein machte.

Die Monikins. Von Fenimore Cooper. Überſetzt von K. F. Meurer. 2 Thle. Frankfurt a. M. 1835. J. D. Sauerländer. (Cooper's ſämmtliche Werke, 82—87s Bdchn.)

Wenn der Verfaſſer in früheren Erzählungen uns Bilder aus ſeinem Geburtslande entwarf, und uns mit Meiſterhand die Wunder der noch unerforſchten Steppen und Wälder der neuen Welt vorführte, oder ſich mit uns auf die hohe See einſchiffte, und mit wenigen Strichen das ganze Leben auf dem unſichern Element in ſeinen Stürmen und Windſtillen vor unſern Blicken entfaltete, — dann auf unſerer Halbkugel den Stoff zu ſeinen glänzenden Darſtellungen ſuchte, bald in Italien die Gräuel der Ariſtokraten-Republik, bald das Mittelalter in der Schweiz und an der reizenden Haardt beſchrieb, — ſo ſtellt er ſich uns jetzt mit einem Male in dieſer Erzählung als Satyriker und Politiker dar, und zeigt uns, gleichſam in einer fortlaufenden Fabel, das Vergebliche aller Spekulationen zur Aufſtellung politiſcher Syſteme, die Unhaltbarkeit und Mängel aller Staatsverfaſſungen, von den conſtitutionellen Monarchieen wie von den Freiſtaaten, und kommt zu dem unerfreulichen Schluß, deſſen Wahrheit ſich auch in unſerer neueſten Zeit gar ſehr bewährt hat, daß Jedermann die Freiheit zwar für ſich, ſehr Wenige aber für Andere wollen, daß überhaupt Namen bei weitem nützlicher ſind, als die Sachen, weil beſſer cirkuliren, und noch dazu weniger Raum wegnehmen. Der Faden, der durch die Erzählung ſich hinzieht, und an den die politiſchen, ſtaatsökonomiſchen Satyren des Verfaſſers ſich anreihen, iſt höchſt ſeltſam und überraſchend, oft ſehr loſe und ſchwach angedeutet, ſo daß ſich auch hier, wie in allen ſeinen Erzählungen, was man Myſtifikation des Leſers nennen möchte, oft recht deutlich kund gibt. Der Vater des Helden der Erzählung wird in den Straßen von London ausgeſetzt gefunden, ſpäter bei einem Krämer untergebracht, dem er wacker im Geldzuſammenſcharren beiſteht, und wird dann ſelbſt Beſitzer des gewinnreichen Geſchäfts. Wie ſein Handel ſich ausdehnt, zieht ſich ſein Herz zuſammen; und theilnahmlos für alles Übrige, ohne Sinn ſelbſt für Familienglück und unbekümmert ſogar um ſeinen Sohn, iſt ſein beſtändiger Ruf nach Bayonnetten, die ihm ſein Eigenthum ſichern ſollen, das er in Gefahr glaubt. Der Sohn erſchrickt bei dem Tod eines ſolchen Vaters, erſchrickt über den Beſitz der ungeheuern Schätze, erſchrickt bei dem Gedanken, daß ſie auch ihn zu dem kalten, Allem abgeſtorbenen Rechner machen könnten, wie ſein Vater geweſen. Dies zu verhüten, ſucht er ſich für Alles zu intereſſiren, in allen Handelsgeſellſchaften hat er Aktien, an jedem Unternehmen nimmt er Antheil, und erwirbt, wie er's nennt, ſo viele Anhaltspunkte in der Staatsgeſellſchaft, als nur immer möglich; ſelbſt ſeine Liebe zur ſchönen Tochter des Geiſtlichen, dem er ſeine Erziehung verdankt, ſucht er zu unterdrücken und zu bemeiſtern, weil er fürchtet, ſie möge ihn zu ſehr von der Theilnahme an der übrigen Welt abziehen und nur auf *einen* Gegenſtand beſchränken. Dieſe Furcht und das eitle Ankämpfen gegen ſeine Leidenſchaft, das er übrigens dem Gegenſtand ſeiner Neigung gar nicht verhehlt, — dazu noch die vielen Correſpondenzen mit ſeinen Geſchäftsführern und die Ordnung der häufig mit einander ſtreitenden Intereſſen von ſeinen verſchiedenen ſocialen Anhaltspunkten, — beſonders aber die Verſicherung der Geliebten, daß auch ſie ſich beſtreben werde, ihre Gefühle und Neigungen mehr zu verallgemeinern und nicht mehr auf ihn allein zu beſchränken, alles dies zuſammengenommen, bringt in ihm ein Irrſein, einen temporären Wahnſinn hervor. In dieſem Zuſtand verläßt er ſein Hotel zu Paris und befindet ſich auf einmal in einer Schenke am Montmartre, wo er mit einem alten ſchlichten Robbenfänger bekannt wird, der durch die Erzählung ſeiner Fahrten und Abentheuer ſeinen Wirrſinn noch vermehrt, und alsbald von ihm in Dienſt genommen wird. Auf dem Heimweg treffen ſie auf herumziehende Savoyarden mit Affen, die in dem Irren, der ſich erinnert, noch nicht hinlängliches Intereſſe für dieſe Thiere in ſich zu fühlen, alsbald die größte Theilnahme erregen und von ihm losgekauft werden. Mit ihnen halten der Lord und ſein Robbenfänger, von den Straßenjungen verfolgt, ihren Einzug in's Hotel. Der Irrſinn ſteigt, mit ihm die Vertraulichkeit mit den intereſſanten Affenfremdlingen; er unterhält ſich mit ihnen, ja während der Körper in Paris verweilt, macht der wirre Geiſt einen Ausflug in das Land der Affen, von ihm Monikins oder Monkys genannt, und der Roman enthält nun den Bericht von dieſer Reiſe, ſo wie von ſeinem Aufenthalt dorten, wie er ihn ſelbſt während ſeines Wahnſinns niedergeſchrieben. Wir erhalten genaue Nachricht über die Staatsverfaſſung der beiden vornehmſten Inſeln im Monkyland, von Springhoch und Springniedrig, alles mit vieler Laune und Satyre und ſo durchſichtig dargeſtellt, daß wir bald in beiden Inſeln England und Nordamerika nicht mehr verkennen können. Beſonders über das conſtitutionelle Axiom, daß der König nicht Unrecht thun könne, und allein die Miniſter verantwortlich ſind, wird viel geſpottet; der Robbenfänger kommt in Gefahr den Kopf zu verlieren, weil er in ſeiner Unwiſſenheit dem König ein Gedächtniß zugeſchrieben, und zuletzt zeigt's ſich, daß in Springhoch gar kein König exiſtirt und blos dem leeren Throne königliche Ehren erwieſen werden. Auch das Heimathland, die Vereinigten Staaten, wird durchgenommen, ſeine repräſentativen Staatskörper mit ſcharfer Lauge übergoſſen, und ſelbſt Gegenſtände der neuſten Politik, wie die Entſchädigungsfrage und Anſprüche an Frankreich weitläufig behandelt. Da, mit einem Male, treffen wir den Robbenfänger bei einem Spanferkel-Mahl, — der kräftige Geruch davon hat eine eigene Wirkung auf den geiſteskranken Lord, den man während ſeines Irrſeins auf ſchmälere Koſt geſetzt, ſo daß er im Monkyland von Nüſſen gelebt zu haben glaubte; — die ſüßen Düfte in Verbindung mit der ſtarken Fauſt des Robbenfängers, der von ihm angefallen worden, in der Meinung, er habe ſeinen geliebten Monky verzehrt, führen den Lord in die Wirklichkeit zurück, die ihm nach ſeiner Geneſung von der ſchönen Pfarrerstochter verſüßt und verſchönt wird.

Dies iſt der Hauptſache nach der Inhalt von unſeres wohlbekannten Amerikaners neueſtem Werke, an welchem ein eigenthümlicher, ruhiger und feinlächelnder Styl anzuerkennen iſt, der dich zuweilen an Gullivers Travels erinnern wird.

Nacht- und Tageblätter aus dem Portefeuille Louis XVIII. Eine Reihe pikanter Umblicke am franzöſiſchen Hofe vor und nach der Revolution, aus dem Franzöſiſchen. 2 Bde. Leipzig. 1835. Literar. Muſeum.

Eine von jenen zahlreichen Spekulationen, welche man in Frankreich und Deutſchland auf das noch ungeſchwächte Intereſſe an der franzöſiſchen Revolution, und allem, was daran hängt, baut. Obwohl man bei'm Leſen von vorneherein weiß, daß man düpirt werden ſoll, indem man nichts weniger als authentiſche Memoiren in der Hand hält, ſo läßt man ſich doch verleiten, von einem Kapitel zum andern überzuſpringen, und legt das Buch mit dem Ärger, daß man ſich doch wirklich düpiren ließ, aus der Hand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 277. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 23. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

[illegible]

Während er mit Malchens Hülfe das Geſchäft beendete, hatten Mutter und Braut Gelegenheit gefunden, ihre bedrohten [illegible] zu entfernen, und jetzt empfing Ulrike mit nicht geringer Überraſchung ihre Schweſter, auf deren Ankunft ſie ſo wenig vorbereitet geweſen war, als auf die Urſache der Entfernung des unglücklichen Mädchens aus ihrem älterlichen Hauſe. — Ein Blick auf Malchens veränderte Geſtalt ließ Ulriken die Veranlaſſung ihres Beſuchs ahnen, und ein Brief von ihrer Mutter an ſie beſtätigte ihre traurige Wahrnehmung. Es ſei nöthig — ſchrieb die Profeſſorin — das arme gefallene Mädchen den Augen des jetzt ohnehin faſt ſchwermüthigen Vaters zu entziehn, der zwar mehr als je von ſehr trüben, aber glücklicher Weiſe unklaren Ahnungen heimgeſucht werde. Sie bat um eine ſchweſterliche Aufnahme und eine ſchonende Behandlung für Malchen, bis dieſe wieder in den Stand geſetzt ſei, ohne Nachtheil für ihren Ruf zu ihr zurückzukehren.

Ulrike und ihr Gatte ehrten den Wunſch der Mutter und das Unglück der Schweſter; ach ſie ahnten es nicht, wem ſie den Beſuch zuzuſchreiben hatten; — ſie wußten nicht, daß Lumaine bereits ſeit mehreren Wochen in ihrem Wohnorte unter der Verſtärkung der Garniſon ſich befand, welche zur Aufbewahrung der hier aufbewahrten Verhafteten nothwendig erachtet worden war. Sie wußten nicht, daß Malchen, angeregt durch Lumaine's Bitten, ihm zu folgen, ſelbſt ihre Mutter zu dem Entſchluſſe bewogen hatte, ſie zu ihrer Schweſter zu ſenden; und Selm ahnte nicht, daß, während er in dieſer Nacht vergebens den Schlaf auf ſeinem Lager ſuchte, ſeine Schwägerin den ihm entwandten Schlüſſel zu jenem Zimmer und jenes Linnenſeil, welches ſie ihm hatte verfertigen helfen, benutzen würde, um ſich mit ihrem Geliebten in Verbindung zu ſetzen, der es haltbar genug fand, mit Hülfe einiger Baumſpaliere daran emporzuklimmen. Den Franzoſen überraſchte die Vorbereitung zu ſeinem Empfange, und das unſelige Werkzeug anderer Hände verhehlte dem Geliebten nicht, daß ſie das Band, ohne deſſen Zweck zu kennen, gemeinſchaftlich mit ihrem Schwager geknüpft habe.

Am folgenden Morgen wurde der Unterpräfekt mit der Meldung, daß zwei Gefangene entwichen ſeien, geweckt; er ſchritt ſogleich unter Zuziehung mehrerer Zeugen zur Unterſuchung des Falles und Keinem fiel es bei, zu bezweifeln, daß die Entwichenen einen andern Weg als den hinlänglich angedeuteten durch das Fenſter genommen haben konnten. Selbſt der Präſes der allgemeinen Unterſuchungskommiſſion fand keinen Grund, von dieſer Vorausſetzung abzugehn, und Selm fing an, ſich des Gelingens ſeines guten Werkes zu freuen. Aber nur drei Tage lang ſollte er dieſer Täuſchung ſich hingeben dürfen; am Morgen des vierten ward er verhaftet, und, ohne zur Beſinnung zu gelangen, ſogleich vor den Richter geſtellt; ſeine Anklageakte lag vor ihm. Sie enthielt die Beſchuldigung: daß er zweien, des Hochverraths bezüchtigten Gefangenen zur Flucht behülflich geweſen ſei, und zur Abwendung des Verdachtes von ſich, mit Hülfe ſeiner Schwägerin ein Seil aus Betttüchern zuſammen und an ein Fenſterkreuz geknüpft habe. Selm verſuchte zu läugnen, da winkte der Polizeidirektor, und auf ſeinen Befehl erſchienen bleich und verſtört, als nähere jeder Schritt ſie dem Richtplatz, Werlemann und Schmelz, beide in Ketten geſchlagen.

„Haben Sie etwas gegen dieſe Zeugen einzuwenden?“ frug der Richter mit kaltem Geſicht, da bedeckte der Unglückliche ſeine Augen mit beiden Händen, aber der Richter ſprach: „Schließen Sie Ihre Augen nicht, mein Herr; ich bedarf Ihrer noch, um Sie anerkennen zu laſſen, daß dieſe an Sie gerichteten Briefe von Ihrem Schwiegervater, dem Profeſſor Wüllſten, geſchrieben ſind. Wir haben Mittel gefunden, uns derſelben zu bemächtigen, ehe ſie Ihnen zu Händen gelangten.“ — Er las:

„Ich bin erſchüttert bis auf den Tod! Sie haben die Flucht einiger Unglücklicher befördert, deren Haupt verfallen war! — Jetzt iſt es das Ihrige! Retten Sie ſich! Fliehen Sie auf der Stelle! Sie werden verrathen werden, das weiß ich, das habe ich geſehn, und zu Ihren Verräthern wird die Unglückliche ſich geſellen, welche unſer Haus ausgeworfen hat, um Sie deſto gewiſſer zu verderben. — Eilen Sie! Verlieren Sie keinen Augenblick. Wüllſten.“

Der zweite Brief war folgenden Inhalts:

„Sie haben meinen Rath nicht befolgt, Sie ſind nicht entflohn. — Noch iſt Ihre Flucht möglich. Wiſſen Sie, daß die Gefangenen, deren Entweichung Sie befördert haben, wieder aufgegriffen worden ſind! In dieſem Augenblick ſah ich die Unſeligen zum Verhör führen. — Gott beflügele die Füße des Pferdes meines Boten an Sie. Vautour habe ich nicht geſehn.

Wüllſten.“

Selm ſtand in dumpfer wortloſer Betäubung vor dem Franzoſen, der mit eiſigem Geſichte die Zeugen abzuführen befahl und die kurze Verhandlung ſchloß. Ein Wink von ihm, und Selm wurde, mit Ketten beladen, in den Kerker geſchleppt.

Der Seinigen verzweiflungsvoller Zuſtand war mitleiderregend im höchſten Grade, aber die Polizeibeamten, welche die Papiere des Verhafteten in Beſchlag nahmen, achteten, abgeſtumpft für die Regungen des Mitgefühls, nicht auf den herzzerreißenden Jammer Ulrikens, die, umringt von ihren wimmernden Kindern, troſtbedürftig, nach ihrer Schweſter, nach ihren Freundinnen ſich ſehnte, und zur Antwort die Kunde empfing, daß auch Amalie, Auguſte und die Wittwe Emſter, als Mitſchuldige ihres Mannes zur Haft gebracht worden waren. Da riß die Verlaſſene ihr junges Kind an ihre Bruſt, ſammelte die älteren um ſich her, denn ein Gott gab ihr ein, ſich mit allen Ihrigen zu den Füßen des Mannes zu werfen, in deſſen Händen ihres Gatten Leben und Freiheit ſtand; da trat aber ein Gensd'arme ihr in den Weg, machte ſie aufmerkſam auf die vor ihrer Thür poſtirte Schildwacht, und kündigte ihr an, daß auch ſie, verdächtig, die Flucht jener Hochverräther befördert zu haben, ſtaatsgefangen ſei, und nur der beſonderen Rückſicht für ihre pflegbedürftigen Kinder dieſe glimpfliche Haft in ihrem Zimmer zu verdanken habe.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Berlin.

(Schluß.)

Die Büreaukratie hat manche Anfechtungen zu befahren, obgleich der Geheimerath Diterici erſt neulich dem Herrn Hanſemann, der nicht umſonſt David heißt, bewieſen hat, daß Preußen gegen die Maſſe ſeiner Bevölkerung gehalten noch lange nicht genug Beamten habe. —

Da es in der Literatur bei uns wie überall jetzt ſehr ſtill iſt, ſo hat der Kampf der ſogenannten jungen Deutſchen gegen Menzel einen um ſo lebhafteren Antheil erregt, und nicht allein das literariſche Geſindel, welches hier, wie überall, ſeine Rolle ſpielt, hat mit poſſirlichem Ernſte von Sittenloſigkeit, Verderbniß des Herzens, Geiſtes, niedriger Tendenz, Trivialität und Unkenntniß gefaſelt, ſondern ſelbſt die nobleren Leute, vor allen der ſonſt ſo ſüß lächelnde Geſellſchafter haben ſich hinreißen laſſen. Nicht aber etwa gegen eine der Partheien iſt das Schwert gezogen, ſondern gegen beide, und zwar auf eine ſo unwürdige Weiſe, daß man nicht begreift, wie ein Mann von ſolchem Takte, wie der Profeſſor Gubitz ſein ſoll, einem ſo durch und durch trivialen Aufſatze die Aufnahme geſtatten konnte.

Ein Dr. Sobernheim, der, als zur Geſellſchaft Öttinger und Conſorten gehörig, bekannt iſt, und deſſen Leben und Streben merkwürdige Beſchauungspunkte bietet, hat die Eitelkeit gehabt, ſich darunter zu nennen; und wahrlich, das Ganze iſt des Meiſters ſo würdig, daß es thöricht wäre, mit ihm darüber zu rechten. Allein wie der Geſellſchafter ſich herabwürdigen konnte, ein ſolches Aktenſtück der Gaſſenliteratur, alberner verbrauchter Witzeleien und namenloſer Flachheiten in einer ſo ernſten Sache zu benutzen, das kann nur durch den oft erregten Unmuth des guten Herrn Gubitz gegen Menzel ſowohl, als gegen die ſogenannten jungen Deutſchen erklärt werden.

Erlauben Sie mir, für immer von ſolchen Dingen zu ſchweigen; aber ich kann es nicht unterdrücken, hier nochmals auf Menzel und die jungen Deutſchen zurückzukommen, um Ihnen zu ſagen, daß die allgemeine Stimme ſich laut gegen die letzteren erklärt. Wenn das ganze junge Deutſchland wirklich den Atheismus und die freche Verläugnung einer edlen geiſtigen Idealität zu ſeinen Grundprinzipien machte, — dann Wehe ihm! Wenn die höchſte Vernunft unterginge in einer eiſigen, todten Ironie, die das Herz mit Neid, Verachtung und Widerwillen erfüllt; wenn jede Vermittelung aufgehoben würde, und eine ſpöttiſche Negation uns Alles zu entreißen trachtete, was uns groß und herrlich erſchien, ohne dafür etwas Anderes zu geben, zu dem wir mit Bewunderung und Liebe ſchauen können, dann bliebe ja nichts, als höchſtens ein bittrer Schmerz nach einem unbekannten, namenloſen Ziele, das wir vergebens zu erreichen trachten, oder eine ausgebrannte, leere Höhle, in welcher die thieriſchen Leidenſchaften mit den göttlichen Affecten einen wahnwitzigen Kampf kämpften um die Befriedigung des einzigen gierigen

Jch's. Der Himmel mag uns davor bewahren! Wenn aber ein Einzelner wirklich in dieſem Geiſte predigte, ſo handelt er keineswegs im Namen des **wahren** und **ganzen** jungen Deutſchlands, ſondern als der ſchlimme Auswuchs eines edlen und hochherzigen Körpers, der denn auch bald erklären möchte, daß er keineswegs geneigt ſei, eine ſolche Vertretung gelten zu laſſen. —

Wohin ſoll das Alles führen? Es iſt dieſer Streit aufrichtig zu bedauern. Beide Partheien hätten bedenken ſollen, daß Einigkeit ſtark mache; allein Gutzkow war der Angreifer, und der Hohn, die Schadenfreude und der Spott der geſammten deutſchen Philiſter und ihrer zahlreichen Sippſchaft fällt auf ihn. Das iſt ein ſchlimmes Facit. Gott beſſer's!

Die Genüſſe in künſtleriſcher Hinſicht haben ſich in dieſem Monate durch die Ausſtellung einer Sammlung werthvoller alter Bilder vermehrt, welche von den Herren Nories und Franke aus Paris hierher gebracht wurden; allein die Hoffnung dieſer Herren, einige davon dem königl. Muſeum zu verkaufen, hat ſich getäuſcht, denn erſtlich ſetzten ſie hohe Preiſe und dann traf es ſich unglücklich, daß faſt keiner der Direktoren hier war. Herr Dr. Wagner iſt auf Reiſen, auch Herr von Rumohr; der Hofrath Hirt hat ſich ganz davon zurückgezogen und ein Vierter hat das Zeitliche geſegnet. Das iſt übel; denn nach dem Urtheile aller Kenner würden einige dieſer vortrefflichen Stücke unſerem Muſeum ſehr wohl gethan haben. —

Der Tod hat einen wackern Künſtler, den Genremaler Schrötter, mitten in ſeinem Streben fortgerafft. Wieder ein genialer Mann weniger! Das Genie verzehrt ſich gewöhnlich ſchnell auf dieſer Erde, aber die Mittelmäßigkeit lebt ewig fort.

Die Saiſon der Bälle, der Soiréen und der Conzerte hat begonnen, und die großen öffentlichen Säle ſtrahlen und tönen faſt jeden Abend. Ein ſchönes neues Lokal iſt der jüngſt vollendete große Saal des vom Brande erſtandenen ſogenannten engliſchen Hauſes. Es ward am 18. October von dem hieſigen Kunſtverein am St. Lucas-Tage, dem hohen Schutzpatrone der edlen Malerzunft zu Ehren, eingeweiht und ein frohes Feſt darin gefeiert. Das iſt ein liebes, luſtiges Völkchen, das mit Pinſel und Griffel ſich Welten zaubert und darin lebt und liebt, ohne nach Vergangenheit und Zukunft zu fragen. Ja, wer ein Maler wäre! —

Die dramatiſche Kunſt hat auch manches Neue geboten. Raupach, der mit Eifer den großen Stoff unſerer vaterländiſchen Heldenzeit an's Tageslicht, oder beſſer: an's Lampenlicht, bringt, iſt mit einem neuen Schauſpiele: Heinrich der Löwe und Friedrich hervorgetreten. Allein es ſcheint, daß das, was er in neuer Zeit ſchuf, nicht mehr den früheren Beifall erlangen kann. Raupach hat zu viel geſchrieben und ſein Geiſt iſt nicht reich und tief genug, um durch Größe und Macht der Gedanken den Geiſt, durch erſchütternde Einfachheit und Wahrheit, das Herz zu feſſeln. Er iſt ein reflectirender Dichter, vielſeitig gebildet und gewandt, voller Bühnenkenntniß und im Beſitz des ganzen Reichthums unſerer Sprache, die er ſchön zu gebrauchen weiß. Unglücklicher Weiſe ſcheint er den Vorwurf beherzigt zu haben, welcher ihm vielfach gemacht worden iſt, daß er unter blühender Diction ſeinen Mangel an Tiefe und Größe verſtecke, denn in ſeinen letzten Stücken fehlt dieſe und an ihre Stelle treten unendlich lange, ſchleppende Geſpräche und ermüdende Schilderungen der hiſtoriſchen Vorgänge, die an Walter Scott's Romane erinnern, und eine noch viel langweiligere und mattere Reflection als frühere. Raupach's größter Anhang war das ſchöne Geſchlecht, welches von den blühend poetiſchen Bildern und Reden bezaubert war, und mit dem hat er es durch ſeine langen Reichstags- und Concilien-Verhandlungen nun auch verdorben. Der beſte Rath, der ihm daher zu geben iſt, würde der ſein, ſeine blühende Bilderſprache wieder hervorzuſuchen und das zu bleiben, was er immer war: Ein Dichter der Gegenwart!

Von kleinen Luſtſpielen und aufgefriſchten alten iſt mancherlei zu ſagen. Herr D. Töpfer hat Einiges dazu geliefert, Herr Blum, Herr Lebrun, — aber es ſind Bagatellen geblieben, die erſcheinen und vergeſſen werden, ſonſt nichts.

Dafür beginnt ſich unſere Oper zu regeneriren, denn ein ausgezeichneter Tenoriſt, Herr Eichberger, iſt bei uns eingezogen, der als Maſaniello den einſtimmigſten Triumph erhalten hat. Die gütigen Götter mögen uns nur bald auch eine erſte Sängerin ſenden, denn damit leben wir noch in der Wüſte. Aus dem Engagement der Mad. Fiſcher iſt nichts geworden, auch Herr Pöck aus Prag hat uns verſchmäht, und Herr Zieſche, der vortrefflichſte Buffo-Baß, der vielleicht jetzt in Europa iſt, will durchaus nach Braunſchweig, wo er lebenslänglich engagirt iſt.

Von Düſſeldorf kam zuerſt eine Mlle. Beutler, die Tochter des hieſigen Muſikdirektors, her, um vielleicht unſern Mangel an eine Prima Donna aufzuheben. Welche Erwartungen, als ſie auch ſogleich das Schwierigſte wählte, das jemals aus der Feder eines Tonſetzers gefloſſen: Donna Anna im unſterblichen Don Juan! Jch weiß nicht, ſoll ich weinen oder lachen, wenn ich daran denke; aber gewiß iſt es: das Publikum, — und es war ein ausgeſucht kunſtverſtändiges, — hat ſehr milde verfahren, daß es ſo viel Anmaßung nur mit Lachen und einigen gelinden Ziſchlauten beſtrafte. —

Auch aus Frankfurt iſt ein Sänger bei uns erſchienen: Herr Wiegand, der ungetheilten Beifall errungen hat. Das iſt ein biegſamer, klangvoller Bariton, mit vieler jugendlicher Friſche, und wenn zu den Mitteln und Anlagen noch eine vermehrte Routine tritt, ſo wird Herr Wiegand unzweifelhaft Ausgezeichnetes leiſten. — Außer einem andern Baritoniſten, Herrn Hauſer, deſſen Blüthenzeit jedoch vorüber zu ſein ſcheint, haben wir eine Mad. Maß italiäniſch, mit aller Geläufigkeit der neuen Schule gehört; mit ihr zugleich Herr Nourrit, ein Franzoſe und Bruder des berühmten Sängers dieſes Namens. Er aber lieferte das Beiſpiel, daß man einen berühmten Namen tragen, und doch nichts taugen kann, denn ſelten mag Jemand hier ſo von Herzen ausgelacht worden ſein, wie dieſer Mr. Nourrit. Der neunjährige Sohn des Kapellmeiſter Möſer beginnt auch wieder ſeine Violinenkünſte; allein die beiden Eichhorn haben allen dieſen Wunderkindern den Kram verdorben, und wenn nicht einer kömmt, der vierzehn Tage nach, oder noch beſſer, vor der Geburt à la Paganini phantaſirt, ſo iſt es nichts.

Don Juan Alvarez y Mendizabal

iſt im Jahr 1790 zu Kadix geboren. Seine Aeltern, Juden aus Gibraltar, hatten zu Kadix ein Tuch-Lager. Mendizabal fand zuerſt in der Militär-Verwaltung eine Anſtellung; er war Kriegs-Kommiſſär zu Ende des Unabhängigkeits-Krieges. Bei dem Frieden im Jahre 1814 kam er in das Geſchäft des Banquiers Beltran de Lis, der ihn wegen ſeines Eifers und ſeiner Einſicht bald zum Theilnehmer (commis associé) machte. Jn ſolcher Eigenſchaft erhielt er die Lieferung von Lebensmitteln für die Heeres-Abtheilung, die im Jahr 1819 ſich auf der Inſel Leon verſammelte, um nach Amerika zu gehen. Er iſt der Erfinder und wurde die Seele der Revolution von 1820. Er veranlaßte die Bewegung zu Las cabezas de San Juan, ließ aber den Bataillons-Chef Quiroga und den Hauptmann Riego die Hauptrolle ſpielen. Nach der Reſtauration von 1823 flüchtete er nach England, übernahm die Sache gewiſſer ſpaniſcher Gläubiger, und gewann ihnen vor einigen Jahren einen großen Rechtsſtreit, der am Gerichtshofe der königl. Bank gegen Ferdinand VII. und den Conſul Machado anhängig war. Bei der Revolution von 1830 verließ er die Handelsgeſchäfte und kam nach Frankreich, um die Bewegung der ausgewanderten Spanier zu leiten. Wir ſehen ihn dann in Beziehungen, welche er mit dem von einigen unſerer Landsleute gegründeten Unterſtützungs-Ausſchuſſe, unterhielt, voll Hoffnung und Ausdauer, den ſchwankenden Muth der Seinigen beherrſchen und das Vertrauen, das manchmal in uns erſtarb, wieder neu beleben. Er gab ſein ganzes Vermögen (ungefähr 400,000 Frk) großmüthig zur November-Expedition her. Auf Befehl der franzöſiſchen Regierung, empfingen die ſpaniſchen Ausgewanderten, welche ſich auf der Gränze vertheilt aufhielten, die Weiſung, ſich in's Innere zu begeben, und die kleine Anzahl derer, die es wagten in Spanien zu bleiben, wurden, ohne Führer, ohne Plan, ohne Leitung wie ſie waren, ohne Mühe zerſtreut. Getäuſcht, zu Grunde gerichtet, kehrte Mendizabal nach London zurück, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen; aber er wurde daſelbſt Schulden halber in's Gefängniß geſetzt. Sein Muth, ſeine Ausdauer, ſein unerſchütterliches Vertrauen auf die Zukunft verließen ihn auch da nicht. Im Tower zu London faßte er den Gedanken zu dem Feldzuge Don Pedro's nach Portugal, und begann von da aus, ihn zu bewerkſtelligen. Gegen ſeine Freunde äußerte er: von Portugal aus wolle er die Revolution in Spanien einrücken laſſen. Vom Tower aus, wo er in Haft gehalten wurde, weil er nicht im Stande war, ſeine Gläubiger zu bezahlen, miethete er die zu dieſer Expedition nöthigen Schiffe, ſammelte und rüſtete er die Soldaten aus, machte Anleihen, bewerkſtelligte die Vereinigung der Truppen und der Flotte zu Belleisle, und, endlich frei, war er bei der Beſitznahme von Oporto zugegen, einer entſcheidenden Handlung, die er ausgedacht. Endlich faßte er den Gedanken eines Feldzugs nach Algarbien und bewirkte, trotz des Widerſpruchs der Generale, deſſen Ausführung, wodurch Liſſabon in die Gewalt Don Pedro's fiel, und nach dieſen Ergebniſſen brachte er die politiſchen und finanziellen Verhältniſſe in Portugal in einen regelmäßigen Gang, ſo dieſem Lande zugleich Kredit und Ruhe ſchenkend.

Seitdem wurde Mendizabal berufen, ſeiner Heimath denſelben Dienſt zu leiſten. Reich, angeſehen in England, widmet er ſich Spanien und ſchlägt ſelbſt den Gehalt eines erſten Miniſters aus. Einfach, beſcheiden, gerade und rechtſchaffen, voll Hülfsquellen und von unglaublicher Thätigkeit, begabt mit einer fruchtbaren Einbildungskraft, welcher das Mißgeſchick noch Zuwachs ſo wie die häufige Behandlung wichtiger Angelegenheiten und der Umgang mit engliſchen Staatsmännern Richtung gegeben hat, geſchätzt von allen Partien, vertraut mit dem Charakter und den Abſichten der ausgezeichneten Ausgewanderten, die jetzt in Spanien von Einfluß ſind, verdient er, unſerer Meinung nach, daß man ihm einiges Zutrauen ſchenke und Hoffnung auf ihn ſetze. Mendizabal wird Niemand täuſchen, er wird ſich nie zu einem Agenten von Partei-Ränken erniedrigen, vermag er für Spanien zu thun, was er für Portugal gethan, verſchafft er dieſem Lande Einheit und Kredit, dann wird er ſeine Sendung erfüllt zu haben glauben und gerne andern die Stelle einräumen, auf die ihn weder Ehrgeiz noch Eigennutz geſetzt. Darum werden die Verhältniſſe des gegenwärtigen Miniſteriums weder ſo beengend noch ſo feindſelig für ihn ſein, als man an manchen Orten wohl denkt, und die Agenten, mit denen man ihn umgibt, werden ihn vergeblich auf andre Wege zu bringen ſuchen, als die ſind, welche er ſich vorgezeichnet.

(Revue des deux mondes.)

Buntes.

⁂ Die Mars weigerte ſich kürzlich, in einem neuen Stücke Scribe's die Rolle einer Großmutter zu ſpielen. Die franzöſiſchen Blätter waren ſo undiskret, der berühmten Schauſpielerin bei dieſer Gelegenheit ihr Alter vorzurechnen. Ihr letzter Paß gibt es, wie zehn frühere, auf 36 Jahre an. Sie iſt, ſagen die franz. Blätter, am 19. December 1778 zu Verſailles geboren, an demſelben Tage wie die Herzogin von Angouleme, welche jetzt ihr 56ſtes Jahr überſtanden hat. Demoiſelle Mars hat einen Sohn, der bereits 37 Jahre alt iſt, alſo um ein Jahr älter, als die Mutter (laut ihrem Paſſe.)

⁂ Das neueſte Bulletin bibliographie der Revue du Nord gibt ein kurzes, ehrenvoll anerkennendes Urtheil über den geiſtreichen Carové.

⁂ Edgar Quinet, der Verfaſſer des Ahasverus, hat ein großes Gedicht über Napoleon beendigt.

⁂ Eine neue franz. Ueberſetzung von Hoffmann durch Igmont iſt angekündigt, ebenfalls eine franzöſiſche Ueberſetzung von Ritter's Geſchichte der Philoſophie.

⁂ Die afrikaniſche Geſellſchaft hat eine neue Expedition in's Innere von Afrika geſchickt. Sie ſchiffte ſich in Greenock ein, ſollte am Senegal mit den noch übrigen Reiſegefährten Lander's ſich verbinden und dann nach Oſten vordringen. Zugleich war zu dem Zweck ein kleines Dampfſchiff gebaut.

⁂ Der König von Dänemark hat eine goldene Medaille als Preis für denjenigen Aſtronomen ausgeſetzt, welcher zuerſt einen teleskopiſchen Kometen (d. h. einen Kometen, den man mit bloßem Auge nicht ſehen kann) entdeckt. Als Schiedsrichter ſind im Fall von Streitigkeiten die bekannten Aſtronomen Schumacher, Baily und Olbers eingeſetzt.

⁂ Unter den in Frankreich angekündigten Romanen ſind bemerkenswerth: Le chemin de traverse, von Jules Janin; La fleur des pois, von Balzac; alſo zwei Werke der beiden erſten franzöſiſchen Novelliſten.

⁂ Vor einigen Jahren machte bekanntlich der Roman: Miserrimus (dieſer Titel war von einer lakoniſchen Grabſchrift in Oxford genommen) viel Aufſehen. Der Verfaſſer deſſelben hat einen neuen Roman in derſelben Weiſe: The parricide (der Vatermörder) angekündigt. Der Titel heißt: The parricide, a romance by the author of Miserrimus, mit dem Motto: Homo homini lupus. Man ſieht, die Gattung der franzöſiſchen Schauderromane will ſich auch in England eindrängen, kann aber dort unmöglich viel Glück machen, weil ſie dem beſonnenen Charakter der Nation widerſtrebt.

⁂ Der Vieux cordelier, von Camille Desmoulins, jene Zeitſchrift, die während der furchtbaren Schreckensperiode den armen Camille auf die Guillotine brachte, wird in Frankreich neu aufgelegt. Der Wiederabdruck iſt um ſo verdienſtlicher, da dieſe Zeitſchrift, neben einigen Gedichten von André Chénier, das einzige literariſche Produkt jener ſtürmiſchen Periode iſt, welches aufbewahrt zu werden verdiente. Bekanntlich ſtand Camille Desmoulins im auffallenden Kontraſt mit dem rhetoriſchen Schwulſt oder der pöbelhaften Sprache jener Zeiten; ſein Styl war ſchön und glänzend, und Alles, was er ſchrieb, ſprudelte von Geiſt und Laune.

⁂ Wie ſchwer der Hungertod eintritt, erwies kürzlich ein Fall in England. In der Grafſchaft Ayrſhire ſtürzte der Eingang eines Schachtes ein, in welchem ſich ein Arbeiter befand. Dieſer konnte nur nach einer Zeit von mehr als zwanzig Tagen gerettet werden, und war noch am Leben, als man den Eingang wieder ausgrub, wenn auch als ein lebendiges Skelet. Seine Nahrung hatte allein in wenig Taback und Waſſer beſtanden, denn zum Glück befand ſich in dem Schachte eine Quelle.

⁂ Der älteſte Almanach in Europa iſt der Gotha'ſche, der jetzt zum 73ſten Male erſchienen iſt.

⁂ In England iſt ein Werk über den jetzigen ſpaniſchen Krieg von Henningſon, einem engliſchen Offizier, angekündigt, welcher unter Zumalacarregui 18 Monate diente; ferner eine für die Zeitgeſchichte merkwürdige Briefſammlung des Marquis Wellesley mit Pitt, Grey, Caſtlereagh, Canning, Grattan u. ſ. w.

⁂ Die auf der Porte Saint-Martin von den Pariſern ſo ſehnlichſt erwarteten beduiniſchen Künſtler (artistes Bédouins) aus Algier ſind zum erſtenmal aufgetreten. Die Neugier und Ungeduld der Pariſer war ſo groß, ihre Ziegenſprünge, Tänze u. ſ. w. zu ſehen, daß das Publikum die Theaterdirection zwang, mitten in einem vorhergeſpielten Stücke den Vorhang herunter zu laſſen, damit die Landsleute Abdel-Kader's (oder wie die Pariſer ihn nennen, des Abbé Cadaire) mit ihren Künſten zum Vorſchein kämen. Ihr Erſcheinen war unter dem ſonderbaren Titel: Les Bédouins, odyssée Africaine angekündigt.

⁂ In England wird an einem Auszuge von Hammer's Geſchichte des türkiſchen Reiches gearbeitet, welchen der gelehrte Orientaliſt ſelbſt revidiren wird.

⁂ Der bekannte Romanendichter Leitch Ritchie hat eine Reiſe durch Rußland herausgegeben, worin er über die Nation ziemlich günſtig urtheilt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 278. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 24. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

An demſelben Tage, welcher dieſes namenloſe Leiden über das Selm'ſche Haus brachte, wälzte ein ähnlicher Sturm ſich auf das Haupt des unglücklichen Sehers. Er ward, der Theilnahme an den Umtrieben ſeiner Kinder verdächtig, verhaftet und ſeiner Papiere beraubt. Die Unterſuchung gegen ihn begann noch an demſelben Nachmittage, aber ſie gab keine Beſtätigung des wider ihn gehegten Argwohns. Seine Briefſchaften waren unverfänglich, ſeine Hefte nur wiſſenſchaftlichen Inhalts, und die Empfangnahme eines Schriftpakets von dem verſtorbenen Neffen, des verſtorbenen Domſekretärs Beſekow, welches ſeine Verbindung mit dieſem und deſſen Genoſſen vorausſehen ließ, war ihm nicht zu erweiſen, ſo dringend auch ſein Wort für Wort aufbehaltenes Geſpräch mit jenem Fremden im Wirthshauſe des Harzdorfes den Verdacht wider ihn aufgeregt hatte. Man mußte alſo zu andern Mitteln ſchreiten, und fing an, ihn durch Kreuzfragen in die Enge zu treiben, um ihn in Widerſprüche zu verwickeln, deren Löſungsverſuch ihm mißglücken und ihn zum Geſtändniß der Wahrheit veranlaſſen müßte. Aber kaum hatten die Inquiſitoren den Profeſſor zu drängen begonnen, als er auf einmal in ſeinen Zuſtand des Hellblicks verſank, dann plötzlich, gleich einem Schlafenden, den ein Räuberangriff aufſchreckt, emporfuhr und mit funkelnden Augen rief: „Zittert, ihr Verlornen! Über euren Häuptern hängt das Schwert, und es wird herabſinken auf eure Häupter, ehe eures Kaiſers Sohn den Namen ſeines Vaters lallen gelernt hat, und die Krone vom Haupt verliert.“

Keinem der Polizeibeamten, welche den Seher zu inquiriren übernommen hatten, war ſeine Gabe, das Verborgene anzuſchauen, fremd, und keiner war unter ihnen, der ſich nicht von einem heftigen Beben bei dieſer Weiſſagung ihrer aller Zukunft ergriffen fühlte. Das Verhör wurde nicht fortgeſetzt, und des Profeſſors engere Gefangenſchaft in einen milden Hausarreſt verwandelt.

9.

Der Abend hatte ſchon ſeit zwei Stunden zu dunkeln begonnen, als Selm, in dumpfer Betäubung auf den Dielen ſeines engen, von allen Bequemlichkeiten entblößten Manſardenzimmers ſitzend, ein Geräuſch an dem Fenſterchen vernahm, welches zwar unvergittert, aber in einer Höhe von faſt dreißig Ellen über dem Erdgeſchoß, auf die Rinne des gebrochenen Daches führte. Er horchte einige Minuten lang hin, aber es war wieder ſtill geworden und er ſank in ſein voriges Brüten zurück. Eine halbe Stunde mochte ihm ſo zur Ewigkeit geworden ſein, als er die Tritte mehrerer Männer auf der Treppe, und dann ein Schloßgeraſſel an ſeiner Thür vernahm. „Sie bleiben hier, ich will allein mit ihm ſprechen.“ Dieſe Worte, von einer ihm nur zu genau bekannten Stimme im Tone des Befehlenden ausgeſprochen, vereiſ'ten ſein Blut. — Die Thür öffnete ſich, ein ſchwacher Lichtſtrahl erfüllte das Zimmer, welches ſich gleich hinter dem Eintretenden wieder ſchloß, und mit Entſetzen ſchrie der Gefangene: „Jeſus! — Mein Todesprophet!“

„Wenigſtens haben Sie Alles gethan, um meine Prophezeiung in Erfüllung zu bringen," antwortete ſo leiſe als möglich Vautour, denn er war der Eingetretene. „Meine Weiſſagung" — fuhr er fort — „war eine Warnung an Sie, auf ihrer Hut zu ſein; Sie haben meinen Wink mit der Unbedachtſamkeit eines Kindes in den Wind geſchlagen; Sie ſind blind genug geweſen, in die gröbſte aller Fallen zu gerathen; Sie haben ihre Beförderung zu dem hieſigen Präfekturamte für eine Belohnung Ihrer Verdienſte, für den Beweis eines zu Ihnen gefaßten Vertrauens, für eine Gunſt des Schickſals gehalten, ſtatt die Schlinge wahrzunehmen, die Ihnen geſtellt war. — Gab kein Gott Ihnen die Ahnung ein, daß die beiden Wahnſinnigen, welche Sie von den Folgen der vernunftwidrigſten Handlungen zu befreien gedachten, nur um Sie zu fangen und Sie zu verderben gerade Ihrer Obhut anvertraut wurden? — daß jeder Schritt dieſer Unglücklichen, ſo wie jeder Ihrer eignen Schritte, längſt ſchon vorher berechnet und beachtet worden ſei? — Eigentlich ſollte ich Sie Ihren verdienten Schickſalen überlaſſen, wenigſtens mich ſelbſt Ihretwillen nicht gefährden, aber ich will hoffen, daß Ihre Erfahrungen Sie weiſer gemacht haben werden. — Stehn Sie auf."

Selm glaubte zu träumen; die Möglichkeit ſeine Rettung aus dieſen Händen zu empfangen, war er unfähig zu faſſen. Er ſtarrte, ohne ſich zu regen, den unbegreiflichen Menſchen an, welcher, ihn faſt mit Gewalt aufrichtend, leiſe ſeine Anrede fortſetzte. „Ich werde Ihnen jetzt den Weg zu Ihrer Flucht anweiſen, und fordere nichts von Ihnen, als Ihr Verſprechen, in Ihrem künftigen Zufluchtsorte, welchen ich Ihnen anweiſen laſſen werde, Ihren Namen zu verändern, und gegen Niemand der Mittel zu erwähnen, durch welche ich Ihre Freiheit zu bewirken Willens bin. Ferner verſprechen Sie mir, ſich aller unmittelbaren Korreſpondenzen mit Ihrer Frau und Ihrem Schwiegervater zu begeben. Sie mögen mit beiden in Briefwechſel bleiben, jedoch nur unter einer Adreſſe, welche ich Ihnen werde vorſchreiben laſſen. — Brechen Sie eine dieſer Zuſicherungen, die ich höherer Rückſichten willen von Ihnen verlangen muß, ſo machen Sie mich zu Ihrem Feinde, und zwingen mich, Sie zu verfolgen und zu verderben, und wenn auch Meere uns beide von einander ſchieden. — Jetzt antworten Sie mir kurz: wollen Sie auf dieſe Bedingungen von mir gerettet werden?"

Selm war nach und nach zu einigem Bewußtſein gelangt; er vermochte dem Vorſchlage dieſes zweideutigen Mannes klarer nachzudenken. Wie konnte er Rettung aus dieſer Hand erwarten? mußte er nicht vielmehr eine neue Hinterliſt von dieſem Spion, im Solde einer feindlichen Macht fürchten? — durfte er vermeinen, daß dieſer zweifelloſe Feind ſeines Hauſes den eignen Kopf für ſeine Rettung vom Tode wagen werde? — Und dennoch, wenn es eine Fallgrube war, die Vautour's Hand ihm legte, was konnte er mehr verlieren, als ſein ſchon verwirktes Leben? Er ſchwankte in ſchrecklicher Ungewißheit über den von ihm zu nehmenden Entſchluß, da dämmerte ihm das Licht der Lebenserhaltung von einer andern Seite herüber. „Mein Herr," ſprach er, „ich will meine Befreiung nicht von Ihrer Hand! Sie haben mittelſt jahrelang fortgeſetzter geheimer Umtriebe alle die Meinigen zu Grunde gerichtet, es wäre Wahnſinn von mir, Ihnen vertrauen zu wollen! Aber ich will der Regierung beweiſen, daß ich deren Feind nicht bin noch war, daß ich mich nur von der Aufwallung meines Herzens habe hinreißen laſſen, meiner Pflicht treulos zu werden. Ich fordere ſogleich ein neues Verhör, um meinen Richtern Ihre Aufträge und die meinerſeitige Ablehnung derſelben anzuzeigen." (Fortſ. f.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Meine Dame verſammelte zuweilen literariſch-poetiſch-künſtleriſche Zirkel, und da konnt' ich recht ſehn, wie ſich das Volk in allerlei ergötzlichen, burlesken Sprüngen der wildgewordenen Proſa durch einander trieb. Die traurigſte Rolle ſpielte ein alter Mann, dem ſie, da er von vornehmen Eltern geboren, und etwas mit dem Crayon kritzeln und auf der Violine ſchaben konnte, in jüngern Jahren eingebildet hatten: er verſtehe was in der Kunſt. Er hatte es endlich geglaubt und nun ſo lange von ſich ſelbſt keck behauptet, bis es auch andere glaubten, ja bis der Monarch, dem er in vornehmen Ämtern diente, ſelbſt in der irrigen Überzeugung, ihn an die Spitze der Kunſtanſtalten ſetzte. Das konnte er nun freilich nicht, der großen Imbezillität wegen, die ſich bald offenbaren mußte, indeſſen datirte er von dieſer Zeit ſeines höchſten eingebildeten Glanzes die kurze Periode des goldnen Zeitalters der Kunſt, und ſchimpfte gewaltig grob auf Alles, was nachher ohne ſein Zuthun und ohne die ihm eingeprägten Ammenregeln der Profeſſion zu beachten, gefertigt worden und ſogar auf ältere, gediegene Werke, die er mit den bekannten Floskeln: „als die Kunſt noch in der Wiege lag — Mißgeburten — ausſchweifende Phantaſtereien" abzufertigen pflegte. Seine Kunſturtheile hatten das bequeme Schema: „zur Zeit, als der wahre Geſchmack in vollem Glanze herrſchte, ſtand ich ſo zu ſagen, an deſſen Spitze, in mir konzentrirte ſich daher der allein richtige Geſchmack, ich bin es gewiſſermaßen ſelbſt, mein Urtheil darüber alſo das allein wahre; was ich daher für gut erkenne, iſt wahrhaft gut, ſo wie das ſchlecht ſein muß, was ich verwerfe." — Der Mann war im Umgange wie ſeine Periode mittelmäßig und langweilig, aber in ſeinen künſtleriſchen Verſuchen, die er noch nicht ganz aufgeben konnte, und die natürlicherweiſe höchſt betrübt ausfielen, eben ſo ergötzlich, als in ſeinem komiſchen Eifer gegen alles, was über ſeinen kleinen Duodez-Horizont hinausragte. Die Dame vom Hauſe bewies ihm viel Achtung und entzog ihn oft dem wohlverdienten Spott junger Kielkinderwelt, die freilich jenes goldne Zeitalter und die lang verhaßten Orakelſprüche geradezu nicht achten wollten. Ich würde ihn nicht ſehr bemerkt haben, wenn nicht auch Cäcilia ſehr an ihm gehangen und eben wieder in dem Schönthun mit dem alten Pantalon, der ſonſt, wie ich glaube, gut war, bis auf ſeine fixe Idee, die ihn biſſig und unerträglich machte, ihre herzige Kindlichkeit bewieſen hätte. Ja — ja, der Mann war im ſechſten Alter. —

Ich. Recht, Berganza:

Das ſechſte Alter
Macht den beſockten hagern Pantalon,
Brill' auf der Naſe, Beutel an der Seite;
Die jugendliche Hoſe wohl geſchont,
'Ne Welt zu weit für die verſchrumpften Lenden;
Die tiefe Männerſtimme umgewandelt
Zum kindiſchen Diskante, pfeift und quäkt
In ſeinem Ton:

Berganza. Bravo, mein Freund! ich merke, du haſt deinen Shakſpeare wacker auf der Zunge; doch wieder zu meiner Geſellſchaft. Außer dem Alten waren noch obligat: der Muſiker, der Cäcilien unterrichtete, ein Profeſſor der Philoſophie *) und ein unentſchiedener Charakter.

Ich. Was willſt du mit dem unentſchiedenen Charakter ſagen?

Berganza. Nicht anders kann ich den Mann bezeichnen, dem ich nie abhören und abmerken konnte, was er eigentlich meinte, und ich gedenke der drei überhaupt nur, um ein Geſpräch unter ihnen anzuführen, das mich ganz beſonders anregte. — Der Muſiker ſah die ganze Welt in dem Widerſchein ſeiner Kunſt, und er ſchien ſchwachen Verſtandes, weil er jede flüchtige Äußerung des Wohlgefallens an derſelben für baare Münze nahm, und die Kunſt ſo wie den Künſtler überall hochgeachtet glaubte. Der Philoſoph, in deſſen jeſuitiſch-fauniſchem Geſichte ſich der wahre Hohn über das gewöhnliche Thun und Treiben, das ihm in frühern Jahren, aus einſamer Kloſterzelle geſehen, ſo wichtig gedäucht hatte, ſpiegelte, traute dagegen Keinem und glaubte an den natürlichen Ungeſchmack, wie an die Erbſünde. Der Muſiker hatte ſich wieder einmal rechte Mühe gegeben, Cäcilien, deren innerer Sinn vielleicht mit Recht dem widerſtreben mochte, zur Produktion ihres Talents anzuregen; es gelang ihm und er erhielt von Madame viele angenehme, ſchmeichelhafte Worte, die ihr überhaupt mehr, als es dem wahren Gemüth eigen, zu Gebote ſtanden. Ganz entzückt darüber, wie er es denn nun gar leicht werden konnte, eilte er auf den Philoſophen zu, der mit dem unentſchiedenen Charakter im Fenſter ſtand, und in die dunkle Nacht hinausſchaute. „Ha!" rief er aus, — doch erlaube mir, daß um das läſtige: antwortete er, hierauf erwiederte, hierauf ſagte, zu vermeiden, ich gleich in der Geſprächsform ſelbſt erzähle." — Läßt du mein Geſpräch mit dir drucken, ſo muß dies Geſpräch im Geſpräch gehörig eingerückt werden.

Berganza. Alſo das Geſpräch:

Der Muſiker. „Ha, was für eine herrliche Frau — wie viel tiefen Sinn für die Kunſt, — welches Hinausſchreiten aus der gemeinen Alltäglichkeit, — wie verſtändig zieht ſie Cäcilien heran zur würdigen Prieſterin der Kunſt!"

Der unentſchiedene Charakter. „Ja, das muß man ſagen: Madame iſt ganz außerordentlich für die Kunſt portirt; ſie hat viel Foible dafür."

Der Profeſſor der Philoſophie. „So? — So? — glaubt ihr das wirklich, ihr Leute? — Und ich ſage: nein! — nein! — ich behaupte das Gegentheil!"

Der unentſchiedene Charakter. „Nun freilich, ſo mit dem Enthuſiasmus, wie unſer muſikaliſche Freund da denkt, möchte wohl — Hä? — Hä? —"

Der Profeſſor der Philoſophie. „Ich ſage euch — dort der große ſchwarze Hund unter dem Ofen, der eben jetzt ſo verſtändig dreinſchaut, als hörte er uns zu, ſchätzt und liebt die Kunſt mehr, als die Frau, der es Gott verzeihen möge, daß ſie ſich etwas aneignen will, was ihr ganz fremdartig iſt, und ewig bleiben wird. Ihre eiskalte Bruſt wird nie erwärmt, und wenn anderer Menſchen Herz bei'm Hinausſchauen in die Natur, in das All der Schöpfung überſtrömt von heiligem Entzücken, da frägt ſie, wie viel Grad Hitze wir haben nach Reaumür, und ob es wohl noch regnen dürfte. So kann auch die Kunſt, dieſe Mittlerin zwiſchen uns und dem ewigen All', das wir nur durch ſie ahnten, nie in ihr einen höhern Gedanken entflammen. Sie, mit all' ihren Floskeln und Phraſen, mit all' ihrem Thun und Treiben, lebt im Gemeinen — im ganz Gemeinen. — Sie iſt proſaiſch — proſaiſch, — infam proſaiſch!" —

Die letzten Worte hatte der Profeſſor mit den Händen um ſich fechtend, ſo laut herausgeſchrieen, daß im Geſellſchaftsſaale beinahe Alles in Aufruhr gerieth, um den Proſaismus, der wie ein tückiſcher Feind ſtill und liſtig angeſchlichen war, und den des Profeſſors lautes Feldgeſchrei verrathen hatte, nun mit vereinter Macht zu bekämpfen. Der Muſiker war ganz verblüfft ſtehen geblieben, der unentſchiedene Charakter nahm ihn aber bei Seite und ſagte freundlich ſchmunzelnd ihm in's Ohr:

„Freundchen! was halten Sie von des Profeſſors Worten? — Wiſſen Sie denn, warum er ſo gräßlich eifert, warum er ſo mit Proſaiſch, — mit Eiskälte um ſich wirft? — Hä? — Hä? — Sie geſtehen, Madame iſt für ihre Jahre noch ziemlich friſch und jugendlich; nun da hat, — lachen Sie herzlich! — da hat der Profeſſor ihr unter vier Augen durchaus gewiſſe philoſophiſche Sätze erklären wollen, die ihr zu ſchwierig waren, ſie ſchlug den beſondern philoſophiſchen Curſus, den der Herr Profeſſor mit ihr machen wollte, überhaupt gänzlich aus, und das hat er denn nun ſehr übel genommen und ſchimpft und ſchmäht. — Was ſagen Sie? — Hä? — Hä? — Hm — Hm! —"

„Sehen Sie mir das Bocksgeſicht, — nun bin ich wieder feſt in meiner Meinung," erwiederte der Muſiker, und beide miſchten ſich unter die Geſellſchaft." (Fortſ. folgt.)

Die Kunſtausſtellung in München.

(Fortſetzung.)

Dritter Brief.

Geſtern hatte ich mir vorgenommen, die hiſtoriſchen Dinge zu ſehen; leider iſt es aber nicht ſo leicht, den Eindruck ungeſtört zu haben, da die Anordnung höchſt ungünſtig und namentlich das Nebeneinander von Cartons und Bildern, von Genre und Hiſtorie beunruhigend iſt. Auf der Treppe begegnete mir der Berliner Hofrath. „Doch wieder hier?" redete ich ihn an, „ich glaubte: Sie hätten mit einem Male genug." „Das hatte und hab' ich auch," verſetzte er, „nur ein kleines Blatt, ein Kupferſtich nach **Bendemann's Jungfrauen am Brunnen** von **Felſing**, von dem ich gehört, und den ich — ich geſtehe es — überſehen hatte, hat mich wieder hieher geführt und läßt mich noch einmal umkehren, um Sie dahin zu führen, um Ihnen zu zeigen, was Kunſt iſt, obſchon der Kupferſtich nicht der tauſendſte Theil des himmliſchen Originales

---

*) Hoffmann meint hier den in Würzburg verſtorbenen Philoſophen, Profeſſor **Klein**, den vorzüglichen Schüler Schellings, und eifrigen Verbreiter ſeiner Lehre; hinlänglich bekannt durch ſeine Schriften: Anſchauungs- und Denklehre — Philoſophie, Religion und Sittenlehre u. ſ. w.

iſt.“ Ich folgte ihm und indem wir weiter gingen, fuhr er fort: „Denn gemalt müſſen Sie das Bild ſehen; es iſt nicht möglich, den Zauber zu bezeichnen, den dieſer neue und größre Raphael grade durch die Poeſie ſeiner Farbe, dieſer eigentlich neuen Schöpfung unſrer Zeit, vermag. Sehen Sie,“ (denn inzwiſchen waren wir bis zu benanntem Kupferſtich gekommen) „zwiſchen dieſer Luft und den Grashalmen, zwiſchen Quell und Blumen, zwiſchen Sammt und Seide, zwiſchen Blond und Braun iſt ein ſo liebliches, harmoniſches Farbenſpiel, daß man dadurch in die Zaubergärten der Armida ſich verſetzt glaubt. Die Formen, wie edel! der Ausdruck, wie tief! jede Bewegung wie graziös!“

„Wohl, wohl,“ ſagte ich, „aber ich bin noch nicht recht im Klaren über den Gegenſtand.“

„Faſt Niemand iſt's,“ antwortete der Hofrath, „das iſt grade der Reiz des Bildes, es zieht einen Jeden in ſeine labyrinthiſchen Gange; es ruft uns hier eine Stimme, und, wenn wir folgen, iſt kein Rufer da; es ruft uns dort, und immer meinen wir's zu haben, und immer ruft's an einem neuen Ort. Das iſt die ſinnreiche Tiefe dieſes Künſtlers, daß ſo viel in ſeinen Geſtalten liegt, daß Jeder etwas Eignes dabei denken, dabei empfinden kann; ja es iſt dieſes das ſchöne Eigenthum unſrer ganzen Kunſtſchule, wodurch ihre Werke ſo belebend vorzüglich auf die Zirkel der Gebildeten wirken, daß ſie ſo viel Eigenes zu denken und zu empfinden geben. Doch es thut mir leid, Sie verlaſſen zu müſſen; auf Wiederſehen!“ Damit empfahl er ſich.

Ich ſtand noch eine Weile vor dem Bilde, um wo möglich auch was Eignes dabei zu denken und zu empfinden, aber, unter uns, es kam nichts. Zwei, allerdings recht ſchön geputzte Mädchen, auch offenbar gebildet, haben ſich an einen Brunnen geſetzt in's Freie, und Eine hat der Andern zur Guitarre ein Lied geſungen, das einige Herzensangelegenheiten in Erinnerung gebracht haben mag. Ich vermuthe: genau hat der Künſtler ſelbſt vielleicht das: Wie? überlegt, aber nicht das: Was? und mir fiel die bekannte Geſchichte von dem Teufels-Müller in Rom ein, der, als Thorwaldſen ihn einmal bei der Staffelei antraf und bei'm Malen eines Bildes, deſſen Inhalt ihm fremd war, und ihn fragte: „Was wird das?“ antwortete: „Was herauskommt.“

Indem hörte ich lebhaft hinter mir ſprechen; bei'm Umdrehen erkannte ich den Sprecher als den Redakteur eines Münchner Unterhaltungsblattes, den ich Abends zuvor im Scheidel'ſchen Kaffeehaus getroffen. Er war bemüht, einer etwas ältlichen Dame, die ſchwer zu hören ſchien, Inhalt und Werth einer Reihenfolge von Handzeichnungen von Robert von Langer, dem Direktor des K. Elfenbein-Kabinets, mit lauter Stimme auseinander zu ſetzen. „Dies ſind die Erzväter,“ hörte ich ihn ſagen, „Adam und Eva, Noah, Abraham, Iſaak, Jacob, die Gewalt ihrer Bedeutung ſpricht ſich in der Macht ihrer Bewegung aus; vorzüglich im Geſetzgeber des alten Bundes — Moſes und dem weltlichen Streiter für das Reich Gottes — Joſua. Wie erhaben ſind die Geſtalten Melchiſedech's, David's und Salomon's, welchen Effekt würden ſie, al Fresco ausgeführt, im Großen machen, nur hätte ſie der Herr Direktor nicht Vorbilder Chriſti genannt haben. Wirklich Michel-Angelesk ſind die Propheten, Daniel, Zacharias, Jeſaias, Ezechiel, Jeremias;“ —

„Aber ſehr angeſtrengt ſind ihre Bewegungen,“ ſagte die Dame.

„Das thut nichts,“ war die Antwort, „das iſt der große Styl; auch bringt das alte Teſtament das ſo mit ſich.“

Sie werden mich entſchuldigen, wenn ich Ihnen von dieſem Geſpräch und den Zeichnungen weiter nichts mittheile; es lag mir daran, die Arbeiten des Profeſſor Schnorr zu ſehen, für die ich ſeit meiner Reiſe nach Rom (wo ich Fresken von ihm in der villa Massimi geſehen) und durch das, was ich in den Nibelungenſälen des neuen Königsbaues von ihm gefunden, ſehr eingenommen bin. Drei große Cartons von Schnorr ſtehen neben einander, zwei gehören dem Nibelungenliede an und behandeln Siegfried's Tod; das dritte iſt der Einzug des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa in's eroberte Mailand. Ich weiß ſelbſt nicht, warum ich mich gleich zu dem entfernter ſtehenden, letztern wandte. Die Compoſition gefiel mir gleich außerordentlich. Der Kaiſer reitet recht mit dem Anſehen eines Eroberers über die zerſtörten Stadtmauern, von allen Seiten dringen deutſche Schaaren nach; aus der Stadt heraus nahen demüthig die Magiſtratsperſonen und Weiber und Kinder ergreifen die Flucht. Im Vorgrund wird noch an der Zerſtörung der Mauern gearbeitet. Während ich mich aus dem Katalog über die Beſtimmung des Werkes, in einem der großen Feſtſäle des neuen Reſidenzbaues al Fresco ausgeführt zu werden, unterrichtete, begrüßte mich der Doktor von vorgeſtern. (Fortſ. f.)

Buntes.

⁂ Frankfurt, 23. November. — (Kunſtverein. — Theater. — Strauß.) Der Kunſtverein hat zur Verloſung, welche nach vierzehn Tagen vorgenommen wird, neu angekauft: Zwei vortreffliche Landſchaften von W. Gail (in München), ein allerliebſtes Genrebild von Ruſtige (aus Mainz): „Die Trauernde,“ eine kleine Statue: „Madonna mit dem Kinde“ (Gyps), von Wendelſtädt. Zur Vertheilung wurden ferner vom Münchner Kunſtverein die ſeit 1831 alljährlich von letzterem an deſſen Mitglieder ausgegebenen Kunſtblätter (jedes in mehren Exemplaren) eingetauſcht; worunter für 1835 der köſtliche meiſterhafte Stich Amsler's nach Schwanthaler's Basrelief: St. Georg. — Als Gaſt betrat unſre Bühne Herr Mellinger vom Kölner Theater, zuerſt als Pedrillo in der Entführung aus dem Serail, dann als Blasbalg in Sekretair und Koch, und als Franziskus im Schneider von Liſſabon; er fand Beifall. — Strauß, der weltbekannte, ſpielte am 20ſten im Saale der Oranienburg und am 22ſten auf dem Balle des Frankfurter Caſino's im Weidenbuſch vor einem äußerſt zahlreichen Publikum.

⁂ Die London medical Gazette bringt in ihrem neueſten Heft eine ſehr günſtige Recenſion von Profeſſor Herold's naturhiſtoriſchem Prachtwerk: „Ueber die Entwickelung der Inſekten im Eie“ (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.)

⁂ Von der Sauerländer'ſchen Geſammt-Ausgabe von V. Hugo's Werken erſcheint ſo eben der 7te und 8te Theil. (Bug Jargal, überſetzt von Heinrich Laube. — Ymbert Galloix und Dovalle, von Beurmann. — Cromwell, von Kottenkamp.)

⁂ Hofrath Böttiger in Dresden iſt geſtorben

⁂ Ein Stuttgarter Correſpondent im Feuilleton des Nürnberger Correſpondenten v. u. f. Deutſchland meint, der Herausgeber der neueſten Schrift über Metternich (auf dem Titel Dr. Binder genannt) ſei Ernſt Münch.

⁂ Der König von Baiern gründet eine Halle für Bilder berühmter Baiern; eine 60 Fuß hohe Bavaria von Schwanthaler und Stieglmaier wird darin prangen.

⁂ Deferree, ein unter dem Empire einſt berühmter italiäniſcher Sänger, wird in Concerten zu Paris wieder auftreten. Napoleon fand damals an ihm ſo viel Gefallen, daß er ihn zum Ritter der eiſernen Krone ernannte, und ganz Paris war über ihn entzückt. Nach 1814 ging er nach Italien, zuerſt als Schauſpieler, wurde aber ſpäter auf der Univerſität Neapel zum Professeur de la literature Française ernannt. Jetzt will er die alten Lorbeeren in Paris wieder auffriſchen.

⁂ Bemerkenswerth iſt eine in England zum Theil ſchon erſchienene Geſchichte Englands, von Georg II. bis auf 1830, von Hugh. Sie wird auch in Paris nachgedruckt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 279. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 25. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Vautour ſah ihn lächelnd an. „Redlichkeit“ — ſprach er, — „iſt man auch dem Feinde ſchuldig. Ich will Ihnen vergeben, daß Ihre Lage Sie dieſes Moralprinzip vergeſſen ließ, aber der Mangel an richtiger Überlegung, welchen ich an Ihnen wahrnahm, läßt mich zweifeln, daß Sie den Leiſtungen gewachſen ſein werden, die ich für Sie beſtimmt hatte. Muß ich Ihnen denn erſt ſagen, daß ich in Auftrag der Behörde hier bin, um gewiſſe Bekenntniſſe von Ihnen zu erliſten, und daß dieſe Behörde, wenn ich Ihrer Angabe widerſpreche, mir, ihrem vertrauteſten Werkzeuge, doch wohl mehr Glauben beimeſſen wird, als Ihnen, dem mehr als verdächtigen, dem überwieſenen Gegner der Regierung. — Ich, das geſteh’ ich Ihnen, ich würde Sie jetzt noch weniger als je zu dem Geſchäfte wählen, welches ich Ihnen auftragen ſoll, aber ich habe keine Wahl; Sie ſind mir überwieſen, und ich frage Sie noch einmal: Wollen Sie auf die von mir geſtellten Bedingungen frei ſein?“

Der Geiſt der Lebenshoffnung regte ſeine Schwingen heftig in Selm’s Seele.

„Aber meine Frau, meine Kinder — dürfen ſie mich begleiten?“ frug er. —

Vautour antwortete: „Wo denken Sie hin? — ſchon der Verſuch, Sie jetzt auch nur einen Augenblick lang zu ſehen, würde ſie ſämmtlich vernichten. Sie ſind für die Ihrigen eine Zeit lang todt, und ſelbſt Ihre Frau muß Sie, wenigſtens ſo lange, bis ſie ihren Vater geſprochen haben wird, als todt — ja als Selbſtmörder betrauern. Es gibt für Sie kein anderes Rettungsmittel, Sie müſſen ſich ihm unterwerfen.“

„Das überlebt meine Frau nicht!“ verſicherte Selm, aber der Franzoſe erwiederte mit einem flüchtigen Lächeln: „Sorgen Sie nicht; Frauen erleben und überleben viel.“

„Ich begreife aber die Möglichkeit mich zu retten nicht,“ ſeufzte Selm; „die Thüren und Treppen ſind mit doppelten Wachen beſetzt, und dies Fenſter führt auf das Dach eines dreiſtöckigen Gebäudes.“

„Ihre Rettung iſt meine Sache,“ antwortete Vautour; „dieſes Zimmer iſt das äußerſte in dem rechten Flügel dieſes Gebäudes, an welches ſich rechtwinklich das Nachbarhaus, das erſte in der Andreasgaſſe, anſchließt. Aus dieſem Fenſter ſehen Sie, kaum drei Schritte weit von Ihnen entfernt, auf das Dach jenes Seitenhauſes. Von jenem Dache bis zu dieſem Fenſter habe ich einen Steg von ſtarken breiten Brettern anbringen laſſen, welcher auf den Rinnen beider Häuſer ruht. — Wollen Sie einmal hinaus ſehn? — Ihr Stellvertreter wartet bereits auf Sie, um Sie abzulöſen.“

„Mein Stellvertreter?“ frug Selm verwundert; — der Franzoſe führte ihn zum Fenſter, öffnete es, griff hinaus, faßte ein Tau, und fing an aus allen Kräften zu ziehen.

„Hier iſt der Repräſentant Ihrer Perſon,“ ſprach er zu Selm, leuchtete mit der Laterne vorſichtig hinaus, und Selm erblickte erſchrocken einen Leichnam.

„Sie werden anfangen, mich zu begreifen," fuhr der Franzoſe fort; „durch dieſen Weg entfliehen Sie; mein Gehülfe erwartet Sie auf dem Boden jenes Hauſes, und morgen, wenn man dieſen Leichnam, mit Ihrer Garderobe bekleidet, mit Ihrem Tuche um den Hals geſchlungen, an dieſem Haken in der Wand hängen finden, und das Gerücht verbreiten wird, der Unterpräfekt Gelm habe ſich erdroſſelt, müſſen Sie in Sicherheit ſein. — Übrigens werden Sie einſehn, daß — da ich die Sache ſo weit gebracht habe, — ich Sie auf jeden Fall, ſelbſt wider Ihren Willen retten muß; entſchließen Sie ſich kurz zu dem Unvermeidlichen."

„Mein Gott," ſeufzte Gelm, „ſehn Sie denn nicht, daß Ihr Plan unausführbar iſt? Hier kennt mich jedes Kind, und daß jener Leichnam nicht der Meinige iſt, wird der erſte Blick auf ihn entdecken."

„Fürchten Sie nichts," entgegnete Vauteur, „Keiner Ihrer Bekannten ſoll die Leiche ſehn, den Gefangenwärter ausgenommen, und ſollte dieſer Menſch etwa einen Zweifel hegen, daß jener Leichnam der Ihrige ſei, — was ich nicht glaube, denn er hat Sie nur bei ſchwachem Laternenlichte geſehn, und der Tod durch Erwürgung entſtellt bekanntlich die Züge — ſo kann man dem Manne die Beſorgniß beibringen, daß die Entdeckung Ihrer Flucht ihn um ſein Amt bringen könne. — Jedoch, mein Herr, die Zeit verrinnt und ſie iſt ſehr koſtbar. Vergeſſen Sie das nicht!"

Gelm blickte ſinnend vor ſich nieder. „Wo iſt denn meine Frau?" frug er, „der Gefangenwärter ſagte mir geſtern Abend, ſie ſei auch verhaftet worden; iſt das wahr?" —

„Allerdings; ſie ſowohl als die Räthin Amſter nebſt deren Nichte," antwortete Vauteur. — Gelm ſann einen Augenblick lang nach; dann begann er: „Mein Herr, ich bin entſchloſſen, als Selbſtmörder zu gelten, aber mein Schauder ſoll nicht mich allein, er ſoll auch meine Frau und ihre Freundinnen retten. Bewirken Sie mir ſofort Verhör; ich will alle Schuld der Fluchtbeförderung jener beiden jungen Männer auf mich nehmen."

„Ich habe einen ſolchen Entſchluß von Ihnen erwartet, und ein Bekenntniß, wie Sie es ablegen wollen, bereits im voraus bearbeitet," ſprach Vauteur, und zog Papier nebſt Schreibmaterial hervor. „Leſen und unterſchreiben Sie dieſe Verhandlung." — Gelm las, billigte und unterſchrieb die Verhandlung. — „Nun noch eine Kleinigkeit; ein Abſchied vom Leben," fuhr Vauteur fort; „ich werde Ihnen die Worte in die Feder ſagen." Er diktirte und Gelm ſchrieb:

„Ich kann und will den Verbrechertod nicht ſterben! Ich wähle den von eigner Hand. — Vergebt mir, meine Lieben, und flucht meiner Schwäche nicht, die den Verdacht, meine Schuld getheilt zu haben, auf euch geworfen hat. Gelm."

(Fortſetzung folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Ich. Wahrhaftig, das Ding iſt pittoresk, aber ich merke den Teufel!

Berganza. Ich war nun ſelbſt höchſt zweifelhaft geworden, aber bald merkte ich ſo hin und wieder, der Profeſſor möge trotz ſeines verunglückten philoſophiſchen Curſus wohl nicht ganz Unrecht haben. Cäcilien wurde nach und nach jeder Genuß irgend eines poetiſchen Werks als ſchädlich unterſagt, obgleich ihre durch die Kunſt angeregte Phantaſie darnach lechzte. Die Übungen im Geſange wurden auch immer ſparſamer. Madame bekam öfters Briefe, die ſie merklich aufheiterten, da ſie ſonſt oft übler Laune geweſen. Endlich erſchien der erwachſene Sohn von Madame und mit ihm der älteſte Sohn aus dem bedeutenden Handelshauſe der benachbarten Reichsſtadt, in welchem Auguſt (ſo hieß Madamens Sohn), ſo lange geweſen war, um die Handlung zu erlernen. Mir waren beide Menſchlein auf den erſten Blick zuwider, vorzüglich aber erregte George mit ſeinem von frühen Ausſchweifungen verzogenen Geſichte, mein großes Mißfallen. Madame kündigte dem Zirkel ſeine Ankunft mit vielem Pomp an und machte vorzüglich bemerkbar, daß er ein in ſeinem Fache äußerſt gewandter junger Mann ſei, der ſein ſo äußerſt bedeutendes Vermögen mit jedem Jahr durch glückliche Spekulationen vermehren werde. Dieſe gewichtige Ankündigung war nöthig, um George vor dem lauten Spotte zu ſichern, den ſein linkiſches Betragen, ſeine bis zum Ekel wiederholten Erzählungen nichtsbedeutender Dinge ſonſt veranlaßt haben würden. Er hatte ſichtlich früher an dem Übel gelitten, das den armen Campuzano in's Hoſpital der Auferſtehung brachte, und dieſes, ſo wie eine Jugendſünde, mochte nachtheilig auf ſeinen Verſtand gewirkt haben. Seine ganze Phantaſie war mit Handel und Wandel erfüllt; außerdem pflegte er höchſtens noch gemeine Begebenheiten zu erzählen, die ſich in ſeinem kleinen Familienkreiſe zutrugen, und dann wie Leute von ſchwachem Verſtande zu thun pflegen, die handelnden Perſonen bei dem Vornamen nennend, als allgemein gekannt vorauszuſetzen, und unerachtet er wiſſen konnte, daß in dem Zirkel fremder Perſonen, Jedem die Glieder der illuſtern Familie und ihre Chronik unbekannt ſein mußten. Zur Würze des Geſpräches dienten ihm, war er unter Männern, die niedrigſten Zoten, wie ich ſie kaum in Wachſtuben und gemeinen Schenken hörte, welche er mit ſichtlichem Behagen und großer Freude nicht aufhören konnte, zu erzählen. Waren Damen zugegen, ſo rief er dieſen oder jenen Mann in die Ecke des Zimmers, und machte durch ein ſchallendes Gelächter beim Schluſſe der leiſen Erzählung der Geſellſchaft bemerkbar, daß das wieder ein ganz verfluchter Spaß geweſen ſei. Alles übrige und vorzüglich das, was ſich nur im mindeſten auf Kunſt bezog, war ihm höchſt langweilig und zuwider. Du kannſt denken, lieber Freund, daß dieſer unſaubere Geiſt bei den höher Geſinnten des Zirkels einigen Abſcheu und Ekel erregen mußte; Madame ſtellte daher die größern Verſammlungen ein, und begnügte ſich mit einem kleinern Zirkel, den ich den Zirkel der Verſchwornen nennen will.

Ich. Warum den Zirkel der Verſchwornen?

Berganza. Allegoriſch genommen! — George näherte ſich Cäcilien und wie ich bald bemerkte, im Einverſtändniſſe mit der Mutter. Er wußte durch anſcheinend unbedeutende aber mit der Erfahrung des Lüſtlings wohlberechnete Liebkoſungen ihre Sinnlichkeit zu reizen; er wußte durch manche leicht verhüllte Zote ihre Neugierde auf gewiſſe Geheimniſſe zu leiten, die nun mit unheimlicher, magiſcher Gewalt ſie umfingen, und begierig ſog die unbefangene kindliche Seele, einmal in den verderblichen Kreis hineingelockt, den giftigen Dunſt ein, von dem betäubt, ſie ſich willig als Opfer der unglückſeligſten und ſchändlichſten Convenienz hingeben ſollte. Ein Geſpräch meiner Dame mit einer Verwandten aus dem Kreiſe der Verſchwornen brachte mich ganz in das Reine. Sie wünſchten ſich einander Glück, daß ſich die Sache ſo planmäßig, ſo wie von ſelbſt zu machen ſchiene, daß kein Wort der Überredung an Cäcilien verſchwendet werden dürfte, da ihre Verbindung mit George doch nun einmal Madames Vermögensverhältniſſe wegen nöthig ſei. — Es traf ein! — Cäcilia hatte noch nie geliebt, ſie nahm die aufgeregte Sinnlichkeit für jenes hohe Gefühl ſelbſt, und konnte das ſiedende Blut jenen göttlichen Funken, der ſonſt in ihrer Bruſt glühte, auch nicht verlöſchen, ſo glimmte er doch nur mühſam fort und loderte nicht mehr auf zur reinen Flamme. Die engelreine Cäcilia war für immer vergiftet und wehe ihr, wenn ſie einſt der feindliche Dämon mit dem herbſten Lebensüberdruß umſtrickt und ſie dann erſt die Schlange im Buſen fühlt! —

Was ſoll ich nun noch weitläuftig ſein? George etablirte ſich am Orte; ein herrliches Haus war gekauft und auf das eleganteſte meublirt. Aus Mahagony-Schränken blickten der Braut koſtbare Kleider, Shawls und was weiß ich mehr entgegen, in denen Georg's dürrer, abgemergelter Leichnam natürlicherweiſe verſchwinden mußte. — Madame hielt philoſophiſche Reden über das wahre Glück in der Ehe, das vorzüglich in einem überreichlichen Auskommen läge, und wie das gute Herz, ſo wie George eins unter dem ächt engliſchen Gillet trüge, alle übrigen Eigenſchaften eines ſogenannten gebildeten Mannes, wie z. B. Verſtand, Sinn für das Höhere im Leben, für Poeſie und Kunſt hinreichend erſetze. — Was das aber fur ein Ding iſt, ſolch ein gutes Herz, ſobald der damit ausgeſtattete Menſch alles übrigen entrathen kann, was ihn denn doch eigentlich in das wahre Leben führt, das die Natur ihm bereitet, iſt ſchwer zu ſagen. —

George wurde nun mit jedem Tage vertraulicher und zugleich ekelhafter; ja er entblödete ſich nicht, die größten Gemeinheiten von gewiſſer Gattung ſogar an öffentlichen Orten zu ſchwatzen, wodurch er ſich jedem nur irgend gebildeten Manne verächtlich machte. — Genug, der Hochzeitstag war endlich da, und meine Geſchichte iſt zu Ende, denn bewieſen habe ich, wie eine Frau, der man Verſtand und Geiſt keineswegs abſprechen konnte, Jahre lang den Sinn für Poeſie und Kunſt zu affektiren wußte, bei der erſten Gelegenheit, wo ſie das Leben antrat, und die Kunſt ein Opfer verlangte, das überreichlich vergolten kein Opfer geweſen wäre, aber die läſtige Maske abwarf und ſich ungemein im Gemeinen bezeigte.

Ich. Ach, ach! Berganza, eine ganz ähnliche Geſchichte hat ſich vor Kurzem hier zugetragen, nur ſind deine Charaktere größer und das, was dort böſer Wille war, geſchah hier mehr aus Schwäche und Unverſtand — doch deine Kataſtrophe weiß ich immer noch nicht?

Berganza. Die iſt nun, nachdem das wichtigſte vorüber, mit wenigen Worten bald erzählt u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Die Kunſtausſtellung in München.

(Fortſetzung.)

„Ein ſchöner Carton," ſagte er, „mir bei weitem lieber, als die letzten Nibelungen Bilder, obſchon auch dieſe von großer Schönheit ſind. Aber mir iſt, als habe es dem Künſtler wohlgethan, aus dem unſichern Gebiet der Poeſie heraus treten und einmal auf geſchichtlichem Boden feſten Fuß faſſen zu dürfen. Und doch wie poetiſch iſt dieſe Wirklichkeit aufgefaßt, wie klar die Handlung dargeſtellt! Man fängt an, etwas zu mäkeln an Schnorr, man vermißt Sicherheit, Großartigkeit der Form, des Gedankens, der Auffaſſung im Ganzen ſogar. Mir thun ſolche Reden wehe, weil ſie einmal die Individualität des Künſtlers unberückſichtigt laſſen und aus der Verwechſlung der Anforderungen des Einzelnen an ſich mit denen an den Andern hervorgehen. Namentlich ſind hier viele oder wenigſtens manche junge Künſtler, die dieſen Arbeiten faſt allen Werth abſprechen. Ja, ſie ſollen nur etwas daneben ſetzen und wir werden ſehen, wieviel dazu gehört, mit ernſtem Sinn, tüchtiger Geſinnung und reifem Geiſte ein Kunſtwerk durchgeführt zu haben. Sehen wir nicht ich möchte ſagen in jedem Strich hier eine Begeiſterung des Künſtlers für ſeine Aufgabe, und wenn ja hin und wieder, z. B. hier bei dem ſich flüchtenden Mädchen und ſonſt, die Bewegung der Bewegung wegen gemacht zu ſein ſcheint, muß man das nicht aus einer dem Künſtler ganz eignen Richtung auf Leichtigkeit und Anmuth erklären und rechtfertigen? Dagegen wie ernſt und ergreifend ſind die Geſtalten der Stadtoberſten? Wie ſprechend die Sorge der Mutter um ihren Säugling und die Angſt der Ältermutter! Und nun etwas, was Schnorr in allen ſeinen Sachen hat — das Beiwerk! Wie geiſtreich und geſchmackvoll iſt der Hintergrund mit Mauerwerk und Gebäuden aller Art ausgefüllt! Das Bild bekommt dadurch eine ſo ſichere Haltung, wird ſo anſprechend und verſtändlich. Daſſelbe iſt auch hier der Fall bei dem Karton aus dem Nibelungenlied, der Ermordung Siegfried's. Wie ſicher verſetzt uns das Bild in den Wald, an die Stelle der böſen That!"

Die Darſtellung iſt kürzlich dieſe: Rechts an der Quelle, mit dem linken Arm an einem Baum ſich haltend kniet Siegfried und trinkt; hinter ſeinem Rücken zeigt ſich laufend Hagen, die Lanze ſchleudernd. Im Mittelgrund ſteht König Günther mit zwei andern Rittern, die Entſetzen und Spannung in Gebärden und Mienen zeigen. Der Doktor ſchwieg eine Weile, als ob er nach einem Anfangspunkt ſuchte. Endlich ſagte er: „Mit dieſem Bilde hat Schnorr meines Bedünkens eine der ſchwierigſten Aufgaben vor ſich gehabt. Sie kennen das Blatt von Cornelius, denſelben Gegenſtand, aber in der Darſtellung ſo weit über die That hinaus, als dieſes Bild vor derſelben ſteht. Beide Künſtler alſo haben gefühlt, daß die That ſelbſt, ich meine das Geſchehen, nicht abgebildet werden dürfe. Schnorr läßt ſie uns erwarten, Cornelius zeigt die nächſte Folge davon und zwar auf die ihm eigne großartige Weiſe, indem er den Helden noch im Sterben in übermenſchlicher Kraft zeigt. Das iſt nun wohl in jeder Beziehung richtig, aber es war doch ſchwierig, ohne nachzutreten, denſelben Weg einzuſchlagen."

„Was mich betrifft," antwortete ich ihm „ich würde als Künſtler mich nicht bedenken, etwas Vortreffliches nachzubilden; auszubilden gibt es daran denn doch noch. Aber abgeſehen davon muß ich geſtehen, ich hätte mich nicht gleich zurecht gefunden, ich hätte vor dieſem Carton nicht an das

Nibelungenlied gedacht. Mir ſcheint dieß eine andere Welt, und auch nicht die, die der Künſtler in den frühern Bildern des Nibelungenliedes dargeſtellt. Wie kommen Hagen und Siegfried dazu, nackt zu gehen, oder ſo wenig bekleidet? Mich dünkt, das paßt weder in die Zeit, noch in den Geiſt des Gedichtes."

„Ich glaube," ſagte der Doktor, „das müſſen wir anders betrachten. Offenbar ſtrebt die Kunſt nach edlen Formen; die edelſten ſind immer die menſchlichen, weßhalb auf ihre vollendete Darſtellung vorzüglich in der Antike ſo große Kräfte verwendet worden. Das Mittelalter mit ſeinen bunten Trachten widerſtreitet dieſem Prinzip faſt grade zu und will man ein Künſtler den höchſten Anforderungen der Kunſt nachgehen, ſo muß er jenem untergeordneten in etwas den Rücken kehren. Hier grade ließ ſich am leichteſten das Hervorheben menſchlicher Körperformen geltend machen, da man annehmen kann, daß ſich beide Helden, zum Behuf des Wettlaufs der Kleider wie der Waffen entledigt haben."

„Ja, wenn das iſt," fiel ich ihm ein, „warum — entſchuldigen Sie die vielleicht ungeſchickte Frage — warum haben ſie dann die großen, weiten, ſchweren Mäntel umgenommen, die offenbar dem Laufe hinderlicher ſind als die ſchwerſten Waffen?"

„Die Mäntel," antwortete der Doktor, „dienen dazu, ſchöne, große Maſſen zu gewinnen, und ſollten eigentlich nicht vom Standpunkt der Natürlichkeit beachtet werden."

Inzwiſchen war unbemerkt von uns der Profeſſor hinter uns getreten. „So gehts Ihnen," ſagte er zum Doktor, „mit Ihrer Rechtfertigungstheorie. Sie werden ſich in ſo viele Widerſprüche verwickeln, daß Ihnen ſtatt einer reinen Subjectivität zuletzt nur Momente einer ſolchen übrig bleiben. Etwas muß doch feſt ſein, an das man ſich halten kann, ſonſt ſeh' ich nicht ein, warum in ſeiner Art das Zeitalter Louis XIV. nicht recht daran that, Venus im Reifrock, Jupiter in der Allongeperücke auf's Theater zu bringen. Entſchuldigen Sie mein Gradeheraus; aber ich kann es dem Künſtler nicht verzeihen, daß er hier auf dem zweiten Bilde, wo Chriemhild den erſchlagenen Gatten findet, dieſen Helden nackt auf die Schwelle gelegt hat. Wer hat ihn dahin gebracht? Hagen und Günther? Haben dieſe ihn vorher geplündert? Iſt es nicht ganz gegen den Geiſt der Zeit, die ſogar den verſtorbenen und begrabenen Ritter in Eiſen kleidet, dieſen erſchlagenen Helden mit ſo antiker Tunika nothdürftig bedeckt der Gattin vor die Thüre zu legen? Das darf und kann keine Individualität thun, noch verantworten."

„Aber," nahm der Doktor das Wort, „ſind denn die eigentlichen Kunſtaufgaben nicht viel höherer Natur und kommt es nicht viel mehr auf Darſtellung der Seelenvorgänge, des Schreckens, der Verzweiflung, der Liebe, kurz des innern Lebens an, als auf jene Äußerlichkeiten?"

„Ei freilich," ſagte der Profeſſor, „aber wer ſchützt uns denn da vor Ihrer Theorie, werden Sie nicht auch hier ſich ſo lange in den Künſtler hinein verſehen, bis Ihnen eine jede verfehlte Bewegung oder Übertreibung richtig erſcheint! Ich, meines Theils geſtehe offenherzig, daß ich in dem hier vorgeſtellten Benehmen Chriemhildens, dem heftigen Armausſtrecken, Überbeugen keine rechte Wahrheit ſehe. Wie anders bei Cornelius, der dieſen Gegenſtand auch bearbeitet, wo Chriemhild rücklings, bewußtlos und leblos in die Arme ihrer Begleiterinnen ſinkt!"

„Sie ſind ein großer Verehrer von Cornelius?" frug ich den Profeſſor, „gehen wir zu ſeinem Carton."

„Mit vielem Vergnügen," antwortete er, „nur werde ich freilich ſchlecht beſtehen, und wohl meinem gelehrten Freund das unbedingte Lob überlaſſen müſſen. Meine Verehrung vor dieſem großen, — ja was ſag' ich! — größten deutſchen Künſtler, der je gelebt, iſt grenzenlos; dennoch glaube ich, daß er mit den Kräften, über die er gebietet, mehr ausrichten würde, wenn es — ja wenn es nicht Doktoren mit Rechtfertigungstheorieen gäbe."

„Unſer Freund," nahm der Doktor das Wort, „ſcheint ſchwer zu befriedigen und macht, als Künſtler, uns nach ſeinen Arbeiten verlangen."

„Bitte ſehr," fiel der Profeſſor ein, „das heißt, mich mißverſtehen. Einiges muß man kennen, um ein Urtheil zu haben, aber Leonardo ſagt in ſeinem Traktat über die Malerei ganz recht, daß es ein böſes Zeichen für einen Künſtler ſei, wenn ſeine Arbeit über ſeinem Judicium ſtehe."

„So ſind Sie wenigſtens," fuhr der Doktor fort, „ein ewig Unzufriedener und kommen zu keinem ruhigen Genuß, um deſſen willen doch am Ende jeder Künſtler arbeitet."

„Darauf möchte ich Ihnen," ſagte der Profeſſor wieder, „den aus altdeutſcher Sage geſchöpften Glauben vorführen, nach welchem das größte Gut, was die Nornen dem Menſchen bei ſeiner Geburt geben können, der nie zufriedene Sinn iſt." (Forts. folgt.)

Funken.

⁂ In dem volkreichen Stadtviertel St. Antoine hat man bekanntlich ein neues Theater gebaut; es wird in Kurzem mit einem neuen Vaudeville: Une idée de femme, und einem Prolog der bekannten Theaterdichter Brazier und Théaulon eröffnet werden. Wie man aus jener Gegend von Paris, worin dies Theater gebaut wurde, ſieht, wird es nur für das Volk beſtimmt ſein.

⁂ Thibaudeau's ſchätzbares Werk über das Conſulat und das Empire iſt jetzt endlich vollendet. Vor Kurzem erſchien die [illegible] und letzte Lieferung.

⁂ Ein reicher Engländer hat bei dem franzöſiſchen Miniſterium um die Erlaubniß nachgeſucht, auf ſeine Koſten an der Univerſität von Paris einen Lehrſtuhl für die engliſche Literatur zu gründen.

⁂ Steinabdrücke der berühmteſten Gemälde aus der Dresdner Gallerie ſind in Paris angekündigt. Der deutſche Maler [illegible] in Dresden hat die Copien gemacht, die Steinabdrücke aber ſind in Paris verfertigt. Das Werk wird in Lieferungen erſcheinen und mit jedem Gemälde eine Erklärung und eine Lebensgeſchichte des Meiſters verbunden ſein.

⁂ Der ſchon ſo viel beſprochene europäiſche hiſtoriſche Congreß in Paris iſt am 15ten November im Hôtel de ville mit einer Rede von Michaud, dem berühmten Verfaſſer der Geſchichte der Kreuzzüge, eröffnet worden; italiäniſche und belgiſche Gelehrte waren gegenwärtig.

⁂ Unlängſt fand bei dem Traiteur [illegible] in Paris eine Familientafel von 150 Perſonen ſtatt; der Ahn war ein Gemüſegärtner, [illegible], ein Greis von 87 Jahren; vier Generationen ließen ſich's an einem Tiſche ſchmecken.

⁂ Die Kirche St. Gervais in Paris (welche bekanntlich ein koſtbares Bild von [illegible] Sueur und eines von Pietro Perugino beſitzt) wird jetzt reſtaurirt.

⁂ Pariſer Theater. — „L'ami de la garniſon" (comédie-vaudeville in 2 Akten, von Bayard und Emmanuel) hatte vom Publikum des Theater du Vaudeville eine ſtrenge Kritik auszuhalten. — Im Ambigu-comique gefiel: Trompette (Vaudeville in 3 Akten von [illegible].)

⁂ Im Berliner Geſellſchafter liefert ein Dr. [illegible] Artikel über Charlotte Stieglitz.

⁂ Am 14. d. M. ſtarb in Berlin Angely.

⁂ Dr. Bärmann in Hamburg gibt vom Neujahr 1836 an (bei Schmidt und von [illegible] in Weimar) wöchentlich zweimal Immen-Hönnig in nedderdüdſchen Bildern heraus.

Nr. 280. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Donnerstag, 26. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortsetzung.)

„Jetzt bitt' ich Hand anzulegen, aber mit Vorsicht, so geräuschlos als möglich," sprach der Franzose und öffnete das Fenster. Selm half ihm, und nach Verlauf weniger Minuten war der Leichnam in das Gemach befördert. Schaudernd sah Selm seinen Stellvertreter in das blaue unterlaufene Gesicht, dessen Augen weit aus ihren Hölen gedrängt standen, und dessen Zunge lang aus dem Munde hing. — „Er ist denselben Tod gestorben, welchen Sie erwählt zu haben vorgeben," sagte Vautour, indem er Selm entkleidete und die Glieder der Leiche mühsam in dessen abgelegte Gewänder preßte, um den, bereits zugeschnürten Hals Selm's Taschentuch schlang, dieses zusammendrehte, und mit Selm's Hülfe den Todten in halb sitzender Stellung an den eisernen Haken hing, welcher in der Wand befestigt war. Zu den Füßen des Erdrosselten wurde das Blatt, welches Selm's Lebensabschied enthielt, niedergelegt, und neben demselben das Dintefaß umgeworfen; Selm war nun reisefertig, aber mit furchtsamem Blick hing er an der gebrechlichen Brücke, welche die Dächer beider Häuser mit einander verband. „Sie haben nichts zu befürchten, wenn Sie nur einigermaßen vorsichtig sind," sprach Vautour, „die Bretter sind stark und liegen fest; Sie müssen freilich kriechend sich darauf fortbewegen, und sich in der Mitte zwischen diesen beiden Seilen halten." — „Sie sprachen von einem Auftrage, der mich erwarte;" hub Selm an. — „Ganz recht, er erwartet Sie," erwiederte Vautour. „Sie erfahren das Nähere, wenn Sie in Sicherheit sind." Er hub ihn mit Anstrengung empor, Selm erklomm das Fenster, und kroch auf seiner schwindelhohen Brücke seiner Rettungspforte zu. Ein paar kräftige Arme empfingen und huben ihn in eine Dachöffnung hinein; dann zog der unbekannte Gehülfe seines Retters die Bretter und die Stricke vorsichtig zu sich hinüber, schloß dann die Öffnung des Daches, warf einen Mantel über Selm's Schultern und führte ihn mit sich fort, während Vautour den Kerker verließ, und sich sofort zu dem Chef der Polizei begab, um diesem das angeblich dem verhafteten Unterpräfekten Selm abgelistete Bekenntniß zu überbringen, daß dieser zwar bei der Befreiung der Gefangenen keinen Mitschuldigen gehabt habe, aber selbst ein Glied einer großen, weitverzweigten Verschwörung sei, und seine Genossen namhaft machen wolle, wenn man ihm Leben und Freiheit zusichere.

10.

Der folgende Morgen hatte noch nicht zu dämmern begonnen, als der Polizeichef, begierig nach näheren Aufschlüssen über die ihm gestern angedeutete Verschwörung, sich in Vautour's Begleitung selbst nach Selm's Gefängniß verfügte; aber er kam zu spät! Der Unglückliche hing bereits erstarrt und mit völlig unkenntlichen Zügen an der Wand. Außer dem, am Boden liegenden Papiere, welches, wie Vautour meinte, ihm gestern nebst der Feder wohl entfallen sein kann, fand sich nichts beachtenswerthes vor, und der Chef genehmigte Vautour's Vorschlag, den Leichnam so schnell und still als möglich beerdigen zu laſſen. Bald wurde Selm's Tod ruchbar in der Stadt, aber Ulrike, durch ihre Haft abgeſchieden von aller Mittheilung, erfuhr nichts von dieſem ſie ſo nahe betreffenden Ereigniſſe, und vernahm nichts von dem fürchterlichen Zuſtande, in welchem ihre Schweſter ſeit geſtern Nachmittag durch die Entdeckung verſetzt worden war, daß Lamaine, ihr Verführer, als heimlicher Ankläger und als offner Zeuge ihr und ihrem Schwager gegenüber ſtehe, um dieſen auf das Schaffot, und ſie in den Kerker zu bringen.

Nachmittags nahm Ulrikens Lage plötzlich eine andre Wendung; ſie dankte dieſe der unverhofften Ankunft ihrer Mutter. Zwar hatte die Matrone manche Schwierigkeit zu beſiegen, ehe ihr der Zutritt zu ihrer Tochter geſtattet wurde; endlich ſchien ſie einen ungekannten Vorſprecher auf dem Polizeibüreau gefunden zu haben; man ward höflicher gegen ſie, lud ſie ein, ſich zu ſetzen und einer der Anweſenden übernahm es, ſie zu unterhalten, bis der Befehl, ſie zu ihren Kindern einzulaſſen, ſchriftlich ausgefertigt worden war.

Ulrike war im erſten Augenblicke des Wiederſehens ihrer Mutter keiner Worte fähig, als aber die alte Frau ſich zu ihrem Ohre neigte und ihr zuflüſterte: „Ruhig! dein Mann iſt frei!“ da ward das Schluchzen der Troſtloſen plötzlich zum Jubelgeſchrei. „Frei? — wo iſt er?“ — „Still, um Gotteswillen, ſtill!“ flüſterte das Mütterchen und drückte Ulriken die Hand auf den Mund. „Seine Flucht iſt ein Geheimniß, welches dein Vater nicht einmal dem Papiere anvertrauen will. Auf den Abend erfährſt du Alles. Jetzt will ich zu deiner Schweſter gehn.“

Während dieſes Geſpräches hatten die Enkelchen Großmütterchens Pompadour unterſucht, und ein Papier unter deſſen Inhalt gefunden, welches das älteſte der Kinder vorzuleſen anhub. Es enthielt folgende Worte:

„Zeugenlos zu leſen! Madame Selm wird morgen vernommen werden. Sie hat die ihr aufgebürdete Mitſchuld an der Entweichung des Arreſtanten, welche ihr Gemahl bewirkt hat, gänzlich abzuläugnen, und feſt darauf zu beharren, daß Letzterer jene beiden jungen Leute ohne ihr Vorwiſſen in ihr Zimmer gebracht, und dieſelben als frei an die Madame Amſler und deren Nichte überliefert habe. Dieſe Ausſage wird übereinſtimmen mit den Angaben der anderen Betheiligten und mit dem von ihrem Gemahl hinterlaſſenen Bekenntniß. Die ſtrengſte Befolgung dieſer Weiſſagung iſt das einzige Mittel, ſie ſämmtlich zu retten. Dieſes Blatt iſt ſofort zu verbrennen.“

Mutter und Tochter ſtaunten erſt den Leſer, dann das inhaltſchwere Papier ſelbſt an; von welchem Freunde kam dieſer Wink? — auf welche Weiſe war dies Papier in den Arbeitsbeutel der Profeſſorin gekommen, den ſie erſt im Vorzimmer des Polizeibüreau aus den Händen gelegt zu haben ſich entſann? — es war nicht möglich, dieſe Fragen ſich zu beantworten; man überzeugte ſich aber, daß die Vorſchrift, welche dieſes Blatt enthielt, niemand als Selm gefährdete, und dieſer war ja, wie die Mutter betheuerte, in Sicherheit. Ulrike faßte daher den Entſchluß, den Wink ihres unbekannten Freundes zu befolgen, und vernichtete das Papier.

(Fortſetzung folgt.)

Wilhelm von Oranien und Ludwig Philipp von Orleans.

(1688 und 1830.) *)

Das Buch, welches unter dieſem Titel erſchien und im Publikum und an den Höfen Europa's, denen es zugeſchickt wurde, großes Aufſehn macht, iſt legitimiſtiſch. Es fängt mit den Worten an: „Drei Meinungen ſind es, die Frankreichs verſchiedene Partheien unter ſich theilen, die Republik, die Legitimität und die rechte Mitte, zwei andere Meinungen, zwei Schulen, vielleicht halb philoſophiſch, halb politiſch, die ſimoniſtiſche und katholiſche haben es unter ſich getheilt und ſind darnach verſchwunden vom Schauplatz. Ebenſo ſind es drei Perſonen des verſchiedenſten Charakters und Titels, die noch jetzt für Chefs und Repräſentanten dieſer drei Meinungen gelten, nämlich: Lafayette, Heinrich V. und Ludwig Philipp. Ich frage die Geſchichte: „wie und auf welche Weiſe traten dieſelben auf; und welche Zukunft läßt ſich für ſie folgern aus ihrem Auftreten?“

Schon hieraus geht hervor, daß der Verfaſſer dem Julikönigthum wie der verbannten Bourbonen-Familie in Böhmen das Horoscop ſtellen will. Lafayette iſt todt, er kann ihm nicht als Intervenient für die royaliſtiſche Sache gefährlich ſcheinen.

Die Parallele Ludwig Philipps mit Wilhelm von Oranien, obgleich ſie ſeit der Julirevolution von Niemand aufgeſtellt worden, iſt eine bemerkenswerthe hiſtoriſche Erſcheinung, die, wie ſich nun ergibt, gewiſſe Leute lange Zeit vor den fatalen Ordonnanzen Carl's X. gedacht haben. Dieſe Leute waren die Prieſter des Simonianismus und Doktrinarismus, des Globe und des National, den damals Thiers redigirte, Laffite unterſtützte und der Herzog von Orleans protegirte.

Ich leſe einen Artikel vom 12. Februar 1830, worin für Frankreich eine ähnliche politiſche Veränderung wie im Jahr 1688 in England gewünſcht wird, worin man deutlich ſagte, der franzöſiſche Thron könne wie der brittiſche durch einen Verwandten beſſer beſetzt und reconſtituirt werden.

In dieſem Aufſatz bemerkte Herr Thiers — ich vermuthe, es war Herr Thiers —: „das Ereigniß, das Wilhelm von Oranien zum König machte, war keine Revolution, ſondern ein bloßer Wechſel der Dynaſtie, der ganz ſtill und ohne Proteſtation von Statten ging. Eine Familie cedirte zu Gunſten einer anderen, weil ſie nicht die ihr angewieſene und conſtituirte Geſellſchaft zu regieren wußte. Die engliſche Nation war ſo weit entfernt von aller Revolution, daß ſie ſogar das alte Recht reſpektirte und den neuen Fürſten in ſeiner nächſten Verwandtſchaft aufſuchte.“

Hiernach war die Politik und das Syſtem der Doktrinäre, deren Chef der neue König der Franzoſen wurde,

---

*) Guillaume d'Orange et Louis-Philippe, par le Baron [illegible] de [illegible]. Paris, [illegible] [illegible]. 1 Volume.

urſprünglich zugleich antidynaſtiſch und antibonapartiſtiſch, und die Polemik, die ſie geiſtreich und mit Taktik führten, drang durch. Sie provocirte die Ordonnanzen auf der einen und die Inſurrection auf der anderen Seite, wodurch ſie ſelbſt ihr Intereſſe wahrnahm. Prudhon citirt zu dem Behuf die Chroniques de Juillet von Rozet, in welcher geſagt wird, daß der Salon des Herzogs von Orleans der Sammelplatz aller derer geweſen ſei, die eine zweite Auflage der engliſchen Metamorphoſe wollten und daß unter anderen Talleyrand dem Prinzen wie Macbeths Hexen von Zeit zu Zeit in's Ohr geflüſtert habe: „Vous serez roi."

Der National ſchrieb vier Monate vor der Revolution, gleichfalls, als wiſſe er, was kommen müſſe: „Nous ne desirons qu'un changement des personnes et le maintien des institutions." Und auch dieſe Phraſe iſt nichts als das dem Herzog von Oranien abgeborgte: „Je maintiendrai," das Niemand beſſer konnte gekannt haben, als ein Profeſſor der Geſchichte.

Die Reſtauration der Stuarts war in Großbritannien, was die Reſtauration der Bourbons in Frankreich, dort und hier war ein Diktator abgetreten, dort und hier eine verbannte flüchtige Familie neuerdings an die Spitze des Volks geſtellt. Nach Carl kam Jakob II. (York), nach Ludwig XVIII. Carl X., zwei ſchwach- und ſtarrköpfige Fürſten, aber der Eine unendlich beſſer, als der Andere. Wir ſahn den Erſteren fallen durch eine Bill und den Letzteren durch eine Ordonnanz, jenen nach Holland, dieſen nach England flüchtend und das Reich ſeinem Schickſal überlaſſend.

England hat bis jetzt ſeine aus dieſer Revolution hervorgegangene Dynaſtie conſervirt, die Intereſſen des Volks waren darnach. Es fragt ſich, ob daſſelbe nach hundert Jahren auch in Frankreich der Fall iſt, ob überhaupt die Dynaſtie Orleans ihren Stifter überlebt. Der Diplomat dieſes Buchs iſt des Glaubens nicht, im Gegentheil, er nennt Heinrich V., den Herzog von Bordeaux, als den alleinigen Repräſentanten des künftigen Royalismus und als die Hoffnung der jüngſten Zeit und Civiliſation.

Um dies Reſultat der Julirevolution wahrſcheinlich zu machen, beruft ſich Herr Prudhon auf die Motive der engliſchen und franzöſiſchen Staatsreform, davon die eine religiös und die andere, letztere ausſchließlich politiſch war. Er bemerkt, daß ein Volk nur ſein Intereſſe bei der Frage habe, wer ſein König ſei, ſobald derſelbe auf ſeine geſellſchaftlichen Verhältniſſe keinen Einfluß übe und anderweitig allen Anforderungen und billigen Wünſchen der Zeit entſpreche, er klaget, daß die Franzoſen die Bourbons haſſen, weil der Haß der Perſonen nur bedingungsweiſe natürlich und nicht erblich iſt, und er behauptet endlich, das ganze Land würde mit Freuden legitim ſein, wenn es die Überzeugung bekäme, ſein legitimer König wolle und könne ſich nicht der Majorität widerſetzen, mit anderen Worten: Privatzweck und Abſichten haben, die dem Gemeinwohl entgegen.

Der Verfaſſer hat eine heterogene Idee, er ſtellt Ludwig Philipp als Uſurpator in die Kategorie Cromwells und Bonapartes, bloß um, auf die Geſchichte dieſer zwei Koloſſe geſtützt, die Unhaltbarkeit der neuen Dynaſtie zu prophezeien. Aber mit ſolchen Theorien wird man nicht ſeiner Meinung. Warum denn ſollte Ludwig Philipps Sohn der Krone entſagen müſſen, wenn die Unterpolitik des jungen Cromwell oder die Verhältniſſe des jungen Napoleon Reſtaurationen herbeiführten?

Für die Legitimität giebt es keinen Grund, als das Prinzip und die Politik. Mit dieſem muß Heinrich V. ausreichen oder Frankreich aufgeben. Das Prinzip an ſich iſt nichtig, die Politik Alles.

Herr Prudhon hat eine ziemlich richtige Anſicht von der Lage Europa's. Er fühlt, was kommen kann, wenn der Widerſtand von oben die Reformation in Frankreich unmöglich macht. Es wäre ein Verkennen der Rechte der Zeit und ein Kampf wider das Nothwendige, Unerläßliche, das die Civiliſation hervorrief. Nach ſeiner Argumentation gibt es dennoch keine Differenzen zwiſchen Republikanismus und Royalismus, und der letztere bedingt in ſich die Legitimität, ohne welche keine Regierung ohne Parteienkampf und Erbfolgeſtreit möglich iſt.

Die Doktrinärregierung hat in Frankreich eine materielle Stärke erlangt. Sie ſieht jetzt ein, welche Fehltritte ſie ſeit 1830 machte und noch ferner machen könnte, wenn ſie eine antifranzöſiſche Politik adoptirt. Ich fürchte ſehr, ſie iſt auf den Wendepunkt gekommen und macht durch eine Art von Liberalismus die ſämmtlichen legitimiſtiſchen Hoffnungen wieder zu Schanden. Übrigens hat Herr Prudhon ein recht unmögliches Buch geſchrieben.

‚Wenn Frankreich Ruhe im Innern hat, braucht es Krieg nach Außen.

Es iſt noch weit bis dahin.'

Victor Lenz.

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

X.

Phantaſieſtücke in Callots Manier. — Jean Paul's Vorrede dazu. — Student Anſelmus.

Berganza ſollte anfänglich als ein für ſich beſtehendes Büchlein in die Welt geſchickt werden. Nach gegenſeitiger Überlegung aber ward beſchloſſen, die früher in der Leipziger muſikaliſchen Zeitung abgedruckten Aufſätze, als: **Don Juan, Ritter Gluck, Beethoven's Inſtrumental-Muſik** ꝛc., da dieſe doch dem **größeren** Publikum bisher noch unbekannt ſeien, mit **Berganza** zu vereinigen, und für die noch folgenden Bändchen jene Arbeiten hinzufügen, die Hoffmann noch unter der Feder hatte, oder mit denen er ſich noch in der Idee herumtrug.

Nun ward über den Titel berathſchlagt, der anfänglich: „**Bilder nach Hogarth**" heißen ſollte, aber bald aus dem Grunde verworfen ward, weil nicht **alle** Aufſätze den Titel rechtfertigten.

Mir fiel, da mit einem Künſtler-Namen der Titel nun einmal geſchmückt werden ſollte, **Callot** ein, deſſen vollſtändiges Werk ich in meinen Jugendjahren zu Leipzig in der berühmten **Winkler'ſchen** Kupferſtichſammlung hatte kennen lernen. Ich machte Hoffmann darauf aufmerkſam, der aber bisher wenig oder nichts von Callot geſehen hatte, noch wußte, und beſtimmte ihn, die ziemlich zahlreichen Callot'ſchen Blätter, welche ſich, obwohl nicht in den beſten Abdrücken, in der hieſigen von **Stengel'ſchen** Sammlung befanden, anzuſehen.

Nach deren Beſichtigung kehrte Hoffmann voll Enthuſiasmus und Entzücken über den Meiſter zurück und entwarf ſogleich den die Phantaſieſtücke eröffnenden Aufſatz „Jaques Callot" und der Entſchluß ſtand feſt, das Buch „**Phantaſieſtücke in Callot's Manier**" zu nennen.

Nun ſchlug ich vor, der ſchnellern Bekanntwerdung des Buches halber, den mir befreundeten Jean Paul zu bitten, eine Vorrede dazu zu ſchreiben, worauf Hoffmann aber anfänglich nicht eingehen wollte. Es bedürfe deren nicht, meinte er, ſein Buch werde ſich ſchon ſelbſt vertreten und Eingang zu verſchaffen wiſſen, und lange dauerte es, bis ich endlich durch vieles Zureden ſeine Einwilligung erhielt.

Alsbald ward von mir eine Reiſe nach Baireuth unternommen, um Jean Paul mündlich mit meiner Bitte zu grüßen. — Daſelbſt angekommen, verfügte ich mich Vormittags zu demſelben; mein Geſuch ward aber im erſten Augenblicke rein abgeſchlagen.

„Ich bedauere ſehr,“ ſagte Jean Paul, „Ihre Bitte nicht gewähren zu können, da ich mir feſt vorgenommen, zu keinem Buche mehr eine Vorrede zu ſchreiben. Zweimal nur in meinem Leben that ich dies, nämlich zu *Dobeneck's* Sagen und Kanne's Urkunden der Geſchichte, wofür ich aber von letzterm ſchlecht belohnt ward.“ — Hier erzählte er mir den Vorgang der Sache, die mir aber leider nicht mehr genau im Gedächtniſſe iſt. Dann fügte er hinzu: „Ihnen zu Liebe als *Verleger* würde ich aber doch vielleicht von meinem Vorſatze Umgang machen, wenn zu einer Vorrede nicht gehörte, daß man ſie auch mit Liebe für den *Verfaſſer* ſchreiben müſſe und dieſe kann ich für Hoffmann nicht hegen, da mir durch meine Frau, die ihn früher in Berlin kennen lernte, Dinge erzählt wurden, welche Hoffmann's Herz in keinem vortheilhaften Licht darſtellen.“ — Nur *angedeutet* wurden mir dieſe Dinge, die mich muthmaßlich darauf hinführten, daß eine Freundin von Jean Paul's Gattin irgend ein Verhältniß mit Hoffmann gehabt habe, bei dem er die Pflicht der Dankbarkeit verletzt haben müſſe.

Jean Paul, der mir die Ehre erwies, meine Einladung zu einem Diner in meinem Gaſthofe anzunehmen, wünſchte übrigens das Manuſkript bei ſich zu behalten, es zu durchblättern, um es mir Mittags wieder zu übergeben. — Das war früh 10 Uhr. Um 1 Uhr trat derſelbe in mein Zimmer mit den Worten: „Das Manuſkript bringe ich *nicht* mit, das bleibt bei mir; denn ich ſchreibe die Vorrede und hoffentlich eine recht gute und wahre! Wie konnte ich mir einbilden, daß das Buch ein ſo überaus vortreffliches wäre; ich gratulire Ihnen zu dem gefundenen Schatze!“

Über Tiſch ergoß ſich Jean Paul in Lobeserhebungen über Hoffmann's Geiſt und verkündete, was ſpäter eingetroffen, daß er einſt in Deutſchland einen bedeutenden Namen als Schriftſteller gewinnen werde.

Die Vorrede [*]) ſah unſer Freund nicht früher, als bis ſie, *gedruckt* mit dem Buche ſelbſt, ihm nachgeſandt wurde, da er vor deren Eingang im Manuſkripte, Bamberg bereits verlaſſen hatte.

Er war aber keineswegs mit derſelben zufrieden, indem Jean Paul — ſo ſchreibt er — ſie nicht *objektiv* genug gehalten und ſich mit ſeinem (Hoffmann's) Ich zu ſehr beſchäftigt habe, was ihn nichts angehe, ſich aber allerdings *ſehr rührend* ausnähme; bei einer *zweiten* Auflage verbäte er ſich indeſſen deren Wiederabdruck, — und dergleichen mehr.

Mir war übrigens, und gewiß jedem unbefangenen Leſer, die Vorrede aus der Seele geſchrieben und ein Meiſterſtück ihres Verfaſſers. — Späterhin wurde auch Hoffmann ſelbſt geneigter dafür geſtimmt, da alle Urtheile in öffentlichen Blättern ſich in dem *Jean Paul'ſchen* concentrirten und gerade jene Stellen, die ihm mißfielen, als *bezeichnend* hervorgehoben wurden.

Nur darin ſtimmte ich dem Freunde vollkommen bei, daß der gewählte Titel offenbar adäquater, als der von Jean Paul vorgeſchlagene: „*Kunſtnovellen*“ ſei; denn Novellen ſind es — auch dem ausgedehnteſten Begriffe nach, nicht, und wenn der Vorredner ſagt: „Callot's Maler- oder vielmehr Dicht-Manier herrſcht weder mit ihren Fehlern, noch, einige Stellen ausgenommen, mit ihren Größen im Buche;“ ſo ſcheint mir dies ein Verkennen des eigentlichſten Weſens Callot's ſelbſt zu ſein, da jeder, der deſſen Werke genau ſtudirt hat, gerade hierin die Identität Callot's und Hoffmann's erkennen wird. — Eher würde zugegeben werden dürfen, daß an Geiſt und Tiefe des Gedankens der Letztere über Erſterm gar oft ſtehe, und der Vorwurf „*poetiſcher Zerrbildnerei*“ Hoffmann ſelten, hingegen Callot oft treffe.

Auf vorbeſchriebene Weiſe entſtanden nun die Phantaſieſtücke und die Vorrede zu denſelben; bemerkt muß aber noch werden, daß das Niederſchreiben letzterer, zwar ganz im Geiſte Jean Paul's, jedoch nicht von ihm ſelbſt, ſondern von ſeinem Freunde „*Otto*“ geſchah, durch welche Bemerkung die gewählte *Form* dieſer Vorrede gerechtfertigt und dem Leſer verdeutlicht wird.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

⁂ *Börne* wird in Paris eine (deutſche und franzöſiſche) Zeitung: La balance, herausgeben.

⁂ Hofrath J. B. *Rouſſeau* in Frankfurt a. M. hat eine wöchentlich dreimal erſcheinende Zeitſchrift für Politik, Leben, Literatur und Kunſt: „der Leuchtthurm,“ angekündigt, die bei Varrentrapp erſcheinen ſoll.

⁂ *Lembert* (Hofſchauſpieler in Wien) wird von Neujahr 1836 an „dramaturgiſche Blätter“ herausgeben.

⁂ Wer kennt nicht Dulaure's bändereiche Geſchichte von Paris? Der unlängſt verſtorbene Verfaſſer, bekanntlich ein altes Conventsmitglied, hatte ſeit 1830 eine Fortſetzung ſeiner Histoire de Paris geſchrieben (wovon 4 Lieferungen erſchienen), welche in allem des früheren Werkes würdig iſt.

⁂ (*London*, 13. November.) Auf dem *Olympic-Theater* wurde kürzlich eine neue zweiaktige Burleske: The beau ideal, von dem als Novelliſten und Dichter bekannten Lover mit großem Beifall gegeben; von der Kritik kann ſie gleichwohl keine ſtrenge Analyſe aushalten, da ſie faſt bloß aus Theater-Coups beſteht. — Ueber Muſik erſchienen folgende neueſte Werke: „Essay on musical intervals, Harmonics and the Temperament of the musical scale,“ von Woolhouſe, und: „Familiar dialogues on Thorough-Bass,“ von Jouſſe. — Der irländiſche Componiſt Balfe hat das Gedicht der Mrs. Nemans: „My gentle child,“ in Muſik geſetzt. — Das erſte concerto di camera hatte am 7. Nov. ſtatt. Man begann mit Onslow's 13tem Quintett in A-Moll. Ausgezeichnet waren der Violiniſt Blagrove und der Violoncelliſt Lucas. Parry jun. ſang Dr. Arne's beliebtes: „When forced from dear Hebe to go.“ Mozart's Quartett in C beſchloß die erſte Abtheilung. Die zweite begann mit Hummel's großem Septett. Des zu früh verſtorbenen Wiener Liedercomponiſten Franz Schubert Lied: „der Hirt auf dem Felſen“ wurde von Mrs. Biſhop trefflich vorgetragen und von Blagrove auf der Violine und Biſhop auf dem Pianoforte meiſterhaft accompagnirt. Beethoven's 16tes Quartett in F-dur (trefflich vorgetragen) beſchloß das Concert.

---

[*]) Jean Paul überſandte ſie mir erſt unterm 13ten Februar 1834 mit den Worten: „Hier folgt die ſchon im November vollendete Vorrede, welche durch den trefflichen „*Magnetiſeur*“ nur noch einen kleinen Zuſatz (von Lob) erhielt. Ich habe vielleicht, um die Unpartheilichkeit eines Vorredners wenigſtens von einer Seite zu behaupten, eher zu wenig als zu viel gelobt. Ich freue mich ſehr auf die Callot'ſche Nachkommenſchaft.“ —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 281. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 27. November.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Die Profeſſorin vergaß über dieſem Dazwiſchentritt neuer Umſtände ihren Beſuch bei ihrer jüngeren Tochter, um die Ältere völlig über das Schickſal ihres entflohenen Gatten zu beruhigen. — Sie begann damit, Ulriken die Verhaftung ihres Vaters, aber auch zugleich deſſen Überzeugung mitzutheilen, daß ſeine Freilaſſung in wenigen Tagen erfolgen werde, und fuhr dann fort, folgendergeſtalt umſtändlicher zu erzählen: „Geſtern Abend gegen elf Uhr weckte mich dein Vater; „ſteh' auf!“ ſprach er, „du mußt auf der Stelle zu Ulriken fahren; morgen wird ſich das Gerücht verbreiten, ihr Mann habe ſich im Gefängniſſe erhängt; beruhige Sie, das Gerücht iſt erfunden worden, um ſeine Flucht zu ſichern. — Vautour, entweder ein Engel in der Teufelsmaske, oder ein Teufel der ſich zum Engel lügen möchte, hat ihn gerettet. — Bringe Ulriken und ihre Kinder mit dir zurück. Selm iſt todt für ſie auf lange.“

Die Erzählerin wurde durch ein Dienſtmädchen des Selm'ſchen Hauſes unterbrochen; Amalie hatte von der Anweſenheit ihrer Mutter gehört und verlangte dringend nach dieſer; Ulriken ward es verſagt, ſie zu begleiten. — Es wartete ein ſehr trauriger Anblick auf die bedauerungswürdige Mutter! Amaliens Gemüthszerrüttung hatte lähmend auf ihre körperlichen und auf ihre geiſtigen Kräfte gewirkt; der ihr eigne Leichtſinn war nicht hinreichend, ſie mit gewohnter Flüchtigkeit über die Untiefe des jetzt erreichten Augenblicks hinweg zu führen. Im Gegentheil empfand ſie, wie es bei ſanguiniſchen Charakteren gewöhnlich der Fall zu ſein pflegt, ihr Unglück ſehr tief, doch würde ihr Schmerz vielleicht bald ſeine Gränzen gefunden haben, wenn nicht die verderbliche Kunde, Selm habe ſich in ſeinem Gefängniſſe erhängt, den Weg zu ihr gefunden hätte. Dieſe Nachricht ſteigerte ihre Selbſtqual zur Raſerei und beſchleunigte ihre Entbindung, in deren Martern ihr Leben unterging, ehe es gelang, ſie von ihrer Bürde zu befreien.

Troſtlos kehrte die verzweifelnde Mutter von der Leiche ihrer Lieblingstochter zu Ulriken zurück. Da ſprang ſie, nachdem ſie lange Zeit in faſſungsloſer Schmerzhingebung gebrütet hatte, von ihrem Stuhl empor und rief mit wilden Blicken Ulriken zu, welche ſelbſt troſtbedürftig, Troſtgründe für die jammerreichſte aller Mütter erſann: „Schweig! Zerbrich dir den Kopf nicht mit Erfindungen, um mich zu tröſten! Sage mir, wenn du es vermagſt, warum ich ſie gebären mußte, dieſe Verlorene? Sage mir, warum konnte dein Vater, als er dir das Schweſterchen nach ſieben Jahren verſprach, warum konnte er, der ſie kommen ſah, nicht auch vorausſehn, wie ſie von dannen gehen würde? — Ach, hätt' er es gekonnt — nimmer würde ich ſie geboren haben! — O Gott, Gott, warum haſt du dieſen Unglücklichen mit der Gabe geſtraft, jedes Unheil zu ſehen, wenn es zu ſpät iſt, es abzuwenden? Warum zeigt ihm ſein Geiſt nicht das Verderben vorher, eh' es uns verdorben hat, damit wir ihm ausweichen können!“ — Plötzlich ſchwieg ſie, legte die Hand an ihre Stirn und ſank grübelnd auf den Stuhl zurück. — „Wie iſt mir denn?“ — ſeufzte ſie vor ſich nieder; — „hat er denn nicht das Schickſal dieſes verlornen Kindes vorempfunden, ehe es zu keimen begann? — Ja, ja er hat mich gewarnt, aber ſeine Warnung iſt mir unverſtändlich geblieben bis zu dieſem Augenblick! — Ach, vielleicht ihm ſelber! — Wir ſaßen — in dieſer Minute ſteht jener Abend lebendig vor mir, als wär' es der heutige — es war ein Winterabend, da ſaßen wir in meinem Zimmer, der Vater, ich und du — damals ein dreizehnjähriges Mädchen; du gingſt hinaus; ich blickte dir nach und ſagte: „fünf bis ſechs Jahre ſpäter, dann ſitzen wir wohl wieder ſo einſam, als im erſten Jahre unſerer Ehe; Ulrike hat dann wohl ſchon geheirathet, und wir ſind wieder kinderloſe Eltern.“ — Dein Vater ſah von dem Buche auf, welches er lange, ohne das Blatt umzuwenden, angeſtarrt hatte, und ſagte ſehr düſter: „Den Seufzer wiederholſt du täglich; auch Lajus mag ſo geſeufzt haben. — Sein Gebet wurde erfüllt und Jokaſte ging unter in Verzweiflung.“ — „Lajus? Jokaſte? — Wer waren die?“ frug ich — er reichte mir ſchweigend das Buch hin und ich las; es waren die Phönizierinnen des Euripides. — Ich las die erſte Seite zweimal und gab ihm lächelnd das Buch zurück, denn ich fand keine Bedeutung für mich darin. Jetzt aber, jetzt!“ — Sie drückte die Hände auf das Geſicht; es entſtand eine lange Pauſe. Endlich hub ſie wieder an: „und doch hat deinen Vater einmal ſein Sehergeiſt getäuſcht. Vor ſechs Jahren — gerade in der Zeit, als die Franzoſen hier eingedrungen und Verhaftungen an der Tagesordnung waren, lag Wüllſten unpaß auf dem Sopha, als es an der Hausthür klingelte; ich ging hinaus und der kleine Schmelz gab mir ein Paket für den Vater. — „Wer war da?“ frug er, „wer brachte das?“ — Ich nannte ihm den Bringer, und er rief: „Wahre dich und Alles was du lieb haſt vor dieſem!“ Ich erſchrack, aber unnöthiger Weiſe, denn kurz nach dieſem Vorfall wurde der junge Menſch, der ſeine Eltern früh verloren hatte, von ſeinem Oheim Beſekow, der in Mainz gefangen ſaß, verlangt; er bekam Erlaubniß, dem Rufe zu folgen, und mir fiel ein Stein vom Herzen, als ein Jahr darauf die Nachricht einlief, daß der junge Schmelz bei'm Baden ertrunken ſei. Du ſiehſt alſo, daß auf des Vaters Prophezeihung nicht immer feſt zu bauen iſt.“

Dieſe Ableitung von dem Gedanken an ihre neueſte und trübſte Erfahrung ſchien wohlthätige Folgen für die Profeſſorin zu verſprechen, und Ulrike benutzte ihre Stimmung, ſie zu immer neuen Mittheilungen einzelner Beiſpiele von der unbegreiflichen Anſchauungskraft ihres Vaters zu veranlaſſen, welche, wie ſie ſich immer klarer überzeugte, mit ſeinem jedesmaligen körperlichen Zuſtande ihre Eigenthümlichkeit veränderte. Er ahnte nur, wenn er ſich völlig wohl befand, er ſah, wenn er kränkelte, und die Zukunft that ſich auf vor ſeinen Augen, wenn ein außerordentliches Ereigniß ihn tief erſchütterte. (Fortſ. folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Bei der zweiten Auflage dieſes Buches wurde das romantiſche Spiel in drei Aufzügen „Prinzeſſin Blandine“ auf meine Veranlaſſung weggelaſſen, weil ich es als zu ſchwach in Verbindung mit dem übrigen Inhalt der Phantaſieſtücke hielt, und deßfalls einen gleichen Ausſpruch Hoffmann's darüber ſchon bei der erſten Auflage benutzte, den der Leſer in den angehängten Briefen finden wird. — Wem nun aber jede Zeile von Hoffmann Reliquie dünkt, wie die neueſte Zeit davon Kunde gibt, den verweiſen wir auf die erſte Auflage, wo im 4ten Bande Seite 150 — 277 dies romantiſche Spiel abgedruckt ſteht.

Wie nun jene Blandine als Hoffmann's ſchwächſtes Produkt bezeichnet werden muß; ſo darf man hingegen das Mährchen aus dem 3ten Bande der Phantaſieſtücke „der goldene Topf“ wohl als ſein beſtes bezeichnen, und es wird dem geneigten Leſer nicht unangenehm ſein, zu erfahren, was den erſten Impuls zu demſelben gab.

Hoffman fand ein Jahr vor ſeinem Abgange von Bamberg ein Buch in meiner Bibliothek: „Menſchliches Elend. Aus dem Engliſchen des James Beresfort, überſetzt von Adolph Wagner. Nebſt Gegenbeweiſen aus den Kupfern, von J. A. Kanne. 2 Theile. Baireuth, Lübeck 1810,“ was ihn ſo ſehr ergötzte, daß er es wohl ein halb Dutzend Mal durchlas, Auszüge daraus machte, und mir mittheilte, wie in ihm durch dieſes Buch der Gedanke aufgegangen ſei, einen Charakter in Form einer Novelle darzuſtellen, der gleichſam vom Schickſal verdammt ſei, wo er gehe und ſtehe, Unglück zu erleben und um ſich zu verbreiten. Zur lebendigen Anſchauung ſei ihm dieſer Charakter durch ein hier lebendes Original geworden, deſſen Namen zu nennen, mir der Leſer aber bis jetzt noch nicht zumuthen wolle.

Um mir einen deutlichen Begriff zu machen, wie dieſer Mann durch ein unbegreifliches Fatum beſtimmt ſei, auch im conventionellen Leben an ſich lauter Widerwärtigkeiten zu erfahren und um ſich her anzurichten, wolle er mir nur eine ſo eben niedergeſchriebene Scene mittheilen, wo derſelbe in Geſellſchaft von ein paar geputzten Damen, die er am Arme führe, über den hieſigen, großen, reinlichen Maximiliansplatz gehe, auf welchem ſich aber nur eine einzige unbedeutende Pfütze befände; in dieſe müſſe er treten, ſich und die beatlaſten Damen von unten bis oben beſprützend.

Hoffmann entwarf ſpäter noch mehrere höchſt komiſche Scenen, die er mir vorlas, und ich darf behaupten, daß ſein Original im Kopfe mit dem im Leben treulich Hand in Hand ging.

Man machte ihm aber die Bemerkung, daß dies alles recht ſchön und ergötzlich zu leſen wäre; allein der tiefer ſchauende Leſer würde denn doch eine rein poetiſche Auffaſſung eines ſolchen Charakters verlangen und eine befriedigende Pointe am Schluſſe des Ganzen ſchmerzlich vermiſſen. Er ſah dies auf der Stelle ein, und ſeit dieſer Äußerung wurde, was mir leid that, keine Zeile weiter geſchrieben. — Andere Dinge kamen dazwiſchen, die ihn dem ferneren Nachdenken über dieſen Gegenſtand entzogen und ſo wurde an dieſe Arbeit bis zu ſeiner Abreiſe von Bamberg nicht weiter gedacht.

Erſt in Dresden faßte er die Idee wieder auf und verarbeitete ſie zu einem Mährchen, wie der geneigte Leſer aus dem angehängten Briefe Hoffmann's von da, unter'm 19. Auguſt 1813, des weitern erſehen wird.

XI.

Hoffmann's Wohnung und Nachbarſchaft. — Häusliches Leben. — Abgang von Bamberg.

Nur einmal wechſelte Hoffmann während ſeines Hierſeins ſeine Wohnung, und dies gleich wenige Wochen nach ſeiner Ankunft, wo er die bezog, in der er bis zu ſeinem Abgange von Bamberg verblieb. — Eine Menge Fremde, die ſich für unſern Freund intereſſiren, laſſen ſich immer noch zu demſelben führen und betrachten wenigſtens von Außen das Stübchen, in welchem Kreisler-Hoffmann lebte, komponirte, dichtete und phantaſirte, und das Fenſter, aus welchem der Geniale ſich mit ſeinen blitzenden Augen täglich nach dem Wetter umſah und behaglich ſein Pfeifchen rauchte.

Dieſe Wohnung liegt auf dem Theaterplatze, dem Theater ſelbſt ſchief gegenüber. Der Beſitzer des kleinen, ſchmalen, aber freundlichen Häuschens, iſt der noch lebende penſionirte Hofmuſikus Wahrmuth. Ein Stübchen Parterre wird von dieſem bewohnt, ein ditto über demſelben von deſſen Familie und endlich über dieſem hauſe unſer Freund mit ſeiner Gattin. Ein Dachfenſter zeigt ſich noch den Blicken des Fremden. Das war Hoffmann's Schlafzimmer. — In dieſer, obwohl beſchränkten Behauſung befand er ſich doch recht bequem und behaglich und lebte mit ſeinen Hausleuten in ſtetem Frieden und gutem Einverſtändniſſe. Noch in mehreren ſeiner Briefe an mich gedenkt er derſelben mit Achtung und Liebe.

Sein Duodezſtübchen gab ihm oft, wenn ich zu ihm kam, Stoff zu komiſchen Einfällen und beſonders war es ein viereckiges, etwa zwei Schuh breites Loch in der Decke, aus dieſer in das obere Schlafſtübchen führend, was ihn ſtets auf komiſche Weiſe beſchäftigte, und von dem er die wunderlichſten Dinge berichtete.

Der Hausbeſitzer hatte vor, dieſes Luftloch, was das Stübchen keineswegs ſtörte, zumauern zu laſſen; allein Hoffmann litt dies durchaus nicht, weil die Späße, die er mit demſelben trieb, dann aufgehört hätten. Es diente ihm nicht nur, wenn er z. B. ſich im Schlafzimmer befand, und die Frau unten war, zur Converſation mit derſelben, ſondern auch zu allerlei komiſchen Überraſchungen, die er ihr, bald durch das Herabhängen eines langen Handtuchs oder Herabwerfen eines Stiefelpaars und dergleichen bereitete.

So friedlich das Innere des Häuschens unſerm Helden erſchien, ſo unbequem und ſtörend wirkte auf ihn die Nachbarſchaft ein, und ich war oft Zeuge ſeiner böſen Laune, die in ihm durch dieſe Nachbarſchaft erweckt wurde. — Im Sommer beſonders, wenn die Fenſter geöffnet waren, ſtörte der Lärm des Platzes überhaupt, beſonders aber die muſicirende Nachbarſchaft ihn ſehr in ſeinen Arbeiten und voll Unmuth warf er mehr als einmal die Feder an die Wand und lief zum Hauſe hinaus, dem nahegelegenen Thereſienhaine zu. — Er ſelbſt entwirft davon in den Phantaſieſtücken *) ein ganz getreues Bild, was wir dem Fremden, der vor ſeinem Hauſe ſteht, zu beſſerer Orientirung hier wiedergeben: „Nun könnte ich nach Hauſe gehen und meine neue Klavierſonate vollenden; aber es iſt noch nicht eilf Uhr und eine ſchöne Sommernacht. Ich wette, neben mir beim Oberjägermeiſter ſitzen die Mädchen am offnen Fenſter und ſchreien mit kreiſchender, gellender, durchbohrender Stimme zwanzigmal: Wenn mir dein Auge ſtrahlet — aber immer nur die erſte Strophe in die Straße hinein. Schräg über, martert einer die Flöte und hat dabei Lungen wie Rameau's Neffe, und in langen, langen Tönen macht der Nachbar Horniſt akuſtiſche Verſuche. Die zahlreichen Hunde der Gegend werden unruhig und meines Hauswirths Kater, aufgeregt durch jenes ſüße Duett, macht dicht neben meinem Fenſter (es verſteht ſich, daß mein muſikaliſch-poetiſches Laboratorium ein Dachſtübchen iſt), der Nachbars-Katze, in die er ſeit dem März verliebt iſt, die chromatiſche Scala hinaufjammernd, zärtliche Geſtändniſſe. Nach eilf Uhr wird es ruhiger; ſo lange bleib' ich ſitzen, da ohne dies noch weißes Papier und Burgunder vorhanden, von dem ich gleich etwas genieße. — Es gibt, wie ich gehört habe, ein altes Geſetz, welches lärmenden Handwerkern verbietet, neben Gelehrten zu wohnen; ſollten denn arme bedrängte Componiſten, die noch dazu aus ihrer Begeiſterung Gold münzen müſſen, um ihren Lebensfaden weiter zu ſpinnen, nicht jenes Geſetz auf ſich anwenden, und die Schreihälſe und Dudler aus ihrer Nähe verbannen können? Was würde der Maler ſagen, dem man, indem er ein Ideal malte, lauter heterogene Fratzen-Geſichter vorhalten wollte! Schlöſſe er die Augen, ſo würde er wenigſtens ungeſtört das Bild in der Phantaſie fortſetzen. Baumwolle in den Ohren hilft nicht, man hört doch den Mordſpektakel; und dann die Idee, ſchon die Idee: jetzt ſingen ſie, — jetzt kommt das Horn ꝛc., der Teufel holt die ſublimſten Gedanken!“ (Fortſ. folgt.)

Die Kunſtausſtellung in München.

(Fortſetzung.)

Mit dieſem traten wir vor den Carton von Cornelius, auf welchem das jüngſte Gericht abgebildet iſt, wie es (bedeutend vergrößert) an die Chorwand der neuen Ludwigskirche al Fresco ausgeführt werden ſoll. Ich läugne nicht: mich hatte das Geſpräch meiner Begleiter vorher von der Betrachtung der Schnorr'ſchen Arbeiten etwas abgelenkt und ſo war es mir lieb, daß ſie jetzt, wie durch einen gewiſſen Zauber gehalten, ſchwiegen und mir Ruhe zur Betrachtung ließen. Dieſes Werk iſt ein ungeheuer impoſantes und man muß lange ſuchen, ehe man ihm gegenüber in's Gleichgewicht gekommen iſt. Es iſt vieles darauf, was mich auf den erſten Augenblick ſtörte, ja, ich kann ſagen, feindlich berührte, allein auch ſo unendlich viel Schönes, das mich erfreute und ein ſo klarer Zuſammenhang erſichtlich, daß ich mich zuletzt ganz befriedigt ſah. Der Inhalt und die Hauptgruppen ſind etwa folgende: In der Mitte des obern Raumes ſitzt Chriſtus, ſegnend mit der Rechten, mit der Linken das Verdammungsurtheil ſprechend; anbetend knieen vor ihm Johannes der Täufer und Maria. Zu beiden Seiten als Zeugen des Gerichts ſitzen die Repräſentanten des alten und des neuen Bundes; in der Höhe ſchweben die Paſſionsengel. Unter Chriſtus iſt eine Gruppe Poſaunenengel vereinigt mit einem andern, der das Buch des Lebens und des Todes aufgeſchlagen hält, noch tiefer ſteht der Erzengel Michael, gleichſam als Hüter des Himmels. Zu Chriſti Linker ſind die Verdammten abgebildet, wie ſie, von Engeln herabgeſtoßen, von Teufeln herabgezogen, vor den oberſten Teufel, gleichſam ihr Endurtheil zu empfahen, gebracht, wo ſie von Teufeln gepeiniget werden. Dazwiſchen ſind einzelne Scenen, z. B. des Kampfes von Engel und Teufel um eine Seele und dergleichen von großer Schönheit. Auf der andern Seite iſt die Auferſtehung und der Zug oder Aufſchwung der Seligen nach dem Himmel vorgeſtellt, und zwar ſo ſchön, daß man dieſem Gemälde einſt das Umgekehrte von dem Danziger Bilde nachſagen wird, nämlich (nicht daß die Furcht vor den dar-

---

*) I. Theil, Seite 48 und 49.

geſtellten Strafen, ſondern) daß der Anblick ſo unnennbarer Seligkeit die Menſchen zum Guten geführt habe.

Der Doktor und Profeſſor waren ſtill; endlich brach doch der erſtere das Schweigen und ſagte:

„Ich bin oft ſchon vor das Bild getreten und habe es faſt immer unter wechſelnden Empfindungen betrachtet. Je tiefer ein Menſch iſt, je langſamer geht man auf ihn ein; und je entſchiedener er ſich Einem entgegenſtellt, je mehr iſt an ihm. Jeder Zeit gehört ein gewiſſer Kreis, eine gewiſſe Form von Anſchauungen, Vorſtellungen. In dieſen leben wir und wer ſie zu Zeichen ſeiner Gedanken braucht, lebt in der Zeit und iſt ihr ſo verſtändlich, wie Göthe. Wir ſind allmählich dahin gekommen, das jüngſte Gericht für einen vielſinnigen Begriff zu nehmen, den wir in der Freiheit haben nach unſrer Weiſe uns auszubilden, bei dem aber zuletzt Niemand weniger zu thun hat, als der Teufel.“

Der Profeſſor nickte immer mit dem Kopfe, als wollte er ſagen: „mir aus der Seele geſprochen!“

„Nun aber,“ fuhr der Doktor fort, „tritt dieſer große Genius, deſſen Namen wir an der Spitze der neuen Kunſt ſehen, hin, und gibt uns dieſen Begriff ohne Berückſichtigung herrſchender Vorſtellungen in der für uns ganz veralteten Form. Was will er, was kann er wirken mit den Teufeln, an die Niemand glaubt, mit dieſer feierlichen Anordnung, zu der man ſich erſt ſtimmen muß? Was will er mit der Sprache, die keine Seele mehr ſpricht? Da habe ich nun mir die Antwort herausgeleſen: Einmal gehört das Bild für eine katholiſche Kirche, deren Prinzip das der Stabilität iſt; ſodann hat der Künſtler erkannt, daß die alten und geheiligten Formen die umfaſſendſten und gültigſten ſind, bei denen ſich nicht Jeder denken kann, was er will. Größte Deutlichkeit und allgemeine Verſtändlichkeit iſt bei dem kirchlichen Schmuck Grundbedingung, und ich glaube, daß dies die Urſache iſt, weßhalb Cornelius im Ganzen ſich ſo ſtreng an vorhandene, ältere Darſtellungen des jüngſten Gerichts gehalten und ſich nur die weitere, künſtleriſche Ausbildung des Stoffes vorbehalten hat.“

Darauf ſagte der Profeſſor: „Die Kunſt iſt entweder frei, oder im Dienſten. Iſt ſie frei, ſo muß ſie ſich an keine außer ihr liegenden Geſetze binden; iſt ſie in Dienſten, etwa der Kirche, ſo muß ſie nach dieſer ſich richten. Ich habe, da ich meiner Sache ſelbſt nicht ganz gewiß war, mit einem katholiſchen Theologen geſprochen, und gehört: kirchlich im ſtrengen Sinne ſei das Bild keineswegs; ſchon ganz oben ſchreibe die Kirche die 12 Apoſtel als Zeugen des Weltgerichts vor, aber nicht die Erzväter und Propheten; der große Teufel auf ſeinem Throne könne auch nicht gerechtfertigt werden, da die Schrift ausdrücklich ſage, daß am jüngſten Tage Beelzebub und alle Teufel mit den Verdammten zugleich verdammt würden; ja das ganze Bild gehöre wegen der Darſtellung der Verdammniß gar nicht in die Kirche, wenigſtens nicht über den Hochaltar, neben dem kein Teufel Platz haben könne. Da das Bild nun alſo nicht ſtreng kirchlich iſt, ſo darf man wohl nachfragen, warum ſo und nicht anders? Ich bin der feſten Überzeugung, daß Cornelius mit ſeiner eminenten Kraft, Seelenvorgänge zu ſchildern, uns ein jüngſtes Gericht voll Höllenqualen ohne Teufel entwerfen konnte und zu viel größerer Wirkung, da ja doch im Allgemeinen, bei kirchlicher Kunſt wenigſtens, der Inhalt das meiſte Intereſſe erregt und die Durchbildung einzelner Motive mehr dem durchgebildeten Kunſturtheil von Bedeutung iſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Reflexe.

⁂ Im Pariſer bois de boulogne liegt ein Schloß der alten bourboniſchen Familie, das weiland der Herzog von Berry bewohnte, Bagatelle iſt ſein Name. Dieſes iſt kürzlich an den Meiſtbietenden verkauft und, wie man verſicherte, dem Miniſter Thiers zugeſchlagen worden. Der ehemalige Profeſſor und Redakteur wäre demnach nicht bloß Baron, ſondern auch: — „Baron de Bagatelle.“ Ein Poet der Seine hat das Bonmot feſtgehalten und ein Lied von vielen Strophen daraus gezogen: —

„Au petit homme d'état
Il fallait un majorat.
Je vote pour qu'il s'appelle
Bagatelle.
— Bagatelle?
— Duc de Bagatelle.“

⁂ Ein engliſches Journal, das monthly magazine glaub' ich, hat uns bewieſen, daß alles, was ſeit vierzig Jahren die Welt erſchütterte und wieder zum Stillſtand brachte, das Werk eines Schuſters war, der Napoleon Bonaparte nach der Belagerung von Toulon keine Stiefel borgen wollte; denn dadurch wurde der zum General beförderte Kanonier an einer Reiſe verhindert, welche ſeine Carriere zu vereiteln drohte. Der Schuſter hatte beinahe das Schickſal des ewigen Juden, der dem Erlöſer ein Plätzchen auf ſeiner Thürſchwelle verweigerte; — es ging ihm ſchlecht ſein lebenlang, und als er ſtarb, hinterließ er nichts, als eben die unſeligen Kanonierſtiefel. Es hatte kein Menſch die Verwegenheit, ſich mit dem Kaiſer auf gleichen Fuß zu ſetzen.

⁂ Die Gebrüder Franconi haben zweierlei Genies im Solde: Menſchen und Thiere, Dichter und Pferde. Die Dichter arbeiten ſeit dem Anfange des Sommers ausſchließlich im Theater des Cirque Olympique, wo ſie mit einer Elite Kunſtreiter und Reiterinnen Dramen aufführen, und die Pferde in einer chineſiſchen Freibahn der Champs Eliſées. Die Kritik ſagt, bis dahin habe man ein ſo pferdemäßiges Beſtreben, ſich zu bereichern, noch nicht geſehen, weßhalb es auch kein Wunder, daß die Muſen den Roſſen unterlägen.

⁂ Die franzöſiſche Regierung (ich glaube Guizot) ſagte jüngſt, die zügelloſe Preſſe ſei ein der Menagerie entſprungener Löwe, den man nicht mehr fangen könne, ſondern tödten müſſe. Hierauf fragte ein Oppoſitionsmitglied: „Wenn ihr die Löwen nicht zu zähmen wißt, wie Martin, warum habt ihr euch nicht vorgeſehen und den Käfig zubehalten, als es in eurer Gewalt ſtand?“

⁂ Nachdem in Europa lange genug die weißen Menſchen und ihre gebleichten und kolorirten Leidenſchaften, Schickſale und Abentheuer auf der Bühne vegetirten, haben die Mohren dieſelben occupirt. Vor Kurzem gab das Pariſer Gymnaſe ein Drama: „les deux Créoles,“ wodurch alſo der bisher allein geweſene Othello theatraliſche Geſellſchaft bekömmt. Wir haben zu gewärtigen, daß die Nachkommenſchaft der Negerdramen nicht ausbleibt, und daß fortan, anſtatt der Mord- und Giftſtücke, wirkliche phyſiſchſchwarze in die Scene treten. Le siècle marche toujours.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 282.

1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Literatur-Blatt No 47.

Samſtag, 28. November.

Taſchenbücher.

2) Urania. Leipzig, bei Brockhaus. 1836.

Betrachtet einen Menſchen, der ſich und alle, mit denen er zu leben und für die er zu wirken verpflichtet iſt, nicht begreift, — betrachtet ihn nicht mit Haß, ſondern mit Mitleid. Es muß ein fürchterliches Gefühl ſein, mitten in einer Generation voll Streben und Schöpfungsdrang — impotent dazuſtehn! Gemahnt zu werden von allen ſtockenden Pulſen, daß man mit ſeiner Vergangenheit nicht mehr ausreiche, geprikelt zu werden von einem innerlich immer forthämmernden Inſtinkt des Eingreifenwollens in die Mitwelt, — zu ahnen, daß die Welt zur Entſcheidung drängt und ſelbſt doch den Schlüſſel Salomonis nicht dafür zu beſitzen, nicht die anſchmiegſame Naivetät der Jugend, nicht den Ernſt und die Weisheit des Greiſenalters, — ſo zu hangen und zu ſchweben, wie ein Geſpenſt, das ſeine Erlöſung nicht finden kann, zwiſchen Himmel und Erde, — am Zweifel ſelbſt zweifeln zu müſſen, und den **Glauben** doch nicht finden zu können! — Seht, das iſt **Tieck** im Jahre 1835!

„Eigenſinn und Laune" heißt ſeine neueſte Novelle in der Urania. „Frevel" könnte ſie heißen; ich bin wahrlich kein Zelot, wenn ich's ſo von der Leber weg benenne, — nämlich: nicht Frevel an unſerer Literatur und an der Würde des Weibes, ſondern: Frevel an ſich ſelbſt. Ich würde an Tieck's vorigjährige Novellen nicht denken, man würde ſie ihm nicht zum Ärger nachtragen, wenn er durch ſeine neueſte nicht von ſelbſt gleichſam dazu aufforderte. Gerade durch einen Vergleich zwiſchen dieſer und jener zeigt ſich dies troſtloſe Schwanken und Haſchen, dieſe jammervolle Unentſchiedenheit und Haltloſigkeit des Innern, dies eitle Aufflackern, dies Verlöſchen, dies Verzweifeln. Was nützt ſeine Gewandtheit der Darſtellung, wenn im Kern keine Wahrheit vorhanden iſt? Was nützt in der Kunſt die Leidenſchaft, wenn die Schönheit fehlt? Tieck hat im vorigen Jahre ſo ſehr gegen die Schule der Gräßlichkeit geeifert, und in dieſer ſeiner neueſten Novelle entwickelt er ſie ſyſtematiſch, mit der raffinirteſten Grauſamkeit. Die Vorſehung iſt kein Büttel, und der Dichter darf ſie als keinen ſolchen darſtellen. Eine Infamie, (welche unſern Ekel erweckt, ſtatt uns tragiſch zu erſchüttern,) dem Publikum gleichſam zum Strafexempel vorzuführen, iſt eben ſo mißlich, wie die Anwendung des Prangers; man rädert das moraliſche Gefühl von unten auf, wenn man dem äſthetiſchen den Gnadenſtoß gibt. Mir iſt dieſe Emmeline Tieck's ebenſo widerlich, als Gutzkow's Wally; ſie iſt von Anfang herein kaltes, unnatürliches und unweibliches Weſen, welches nie weiß, was es will, und was es ſich und dem Zweck ſeines Geſchlechtes ſchuldig iſt, welches erſt dann, als es noch ſo vielen Abſcheulichkeiten in den Grund des Herzens hinein geſtochen wird, aufſchreit, aber nicht gläubig gemacht durch den Arm der Vergeltung, ſondern verzweifelnd. Tieck's Novelle entbehrt dreier Hauptelemente jeder Dichtung: der Wahrheit, der Leidenſchaft und der Würde.

Emerentius Scävola hat für die Urania eine Novelle geſchrieben. „**Alles wiederholt ſich nicht im Leben.**" Unter allen unſern modernen Novelliſten ſtelle ich Emerentius Scävola unbedingt oben an: ihm ſteht alles zu Gebote, was zur vollendeten Compoſition, Organiſirung und Belebung eines ſo completten Mikrokosmus, wie Roman und Novelle, erforderlich iſt. — Phantaſie, Verſtand Menſchenkenntniß, pſychologiſchen Takt und jene wie aus einem Jobus heraus ſchaffende Objektivität; dabei ferner eine Art von genialem Leichtſinn, der das Schiff, wenn es keine bewegende Fluthenmaſſe mehr unter ſich hat, auf Rädern über Berg und Thal treibt, und zwar nicht auf jene fabelhafte Weiſe der Alten, ſondern mittelſt eines — freilich nicht minder wunderbar erſcheinenden — Dampfapparates. Gerade weil Scävola's Genie uns berechtigt, von ihm ein vollendetes Kunſtwerk zu erwarten, darf man ſich nicht damit begnügen, daß ſeine Novelle in der Urania beſſer iſt als Fabrikarbeiten deutſcher Novelliſten, wie man ſie ſeit Jahren in Taſchenbüchern findet. — Ich weiß für den Eindruck, welchen ſeine Urania-Novelle macht, kein anderes Epitheton, als: wüſt. Es iſt ein Iffland'ſches Nachtſtück mit Bürger'ſcher Beleuchtung. Es verletzt das männliche Bewußtſein, die Erbärmlichkeit eines Mannes bis auf den äußerſten Grenzpunkt getrieben zu ſehen, und die hereinbrechende Vergeltung entſchädigt uns dafür nicht. Dieſe Schonungsloſigkeit, mit welcher Scävola wie jener Römer Perſius hier die geheimſten Wunden unſerer Zeit aufreißt, iſt zu grauſam, um wohlthätig wirken zu können. Aber Ehre dem Verſtand, der die materia peccans, die ſich aus unſerer jüngſten Vergangenheit in die Gegenwart einſchleichen will, — jene fluchwürdige Paſſivität ſo ſcharf erkennt! — Die Compoſition und Conſtruktion der Novelle ſelbſt anlangend, ſcheint es mir, als wenn Scävola hier mit allzugroßer Willkühr zu Werke gegangen wäre, und kleine ordinäre Behelfe hie und da nicht verſchmäht hätte.

Die beſte Novelle der diesjährigen Urania iſt die vom Freiherrn von Sternberg: „Die Gebrüder Breughel." Hier iſt Leben und Farbe, Saft und Kraft. Hier iſt eine vortrefflich angelegte und gelöſ'te Intrigue, hier iſt ein Reichthum an jenen kleinen Nüancen, welche bei einem Kunſtwerk nicht vernachläſſigt werden dürfen; hier ſind Charaktere, welche harmoniſch neben einander geordnet erſcheinen und deren Färbungen auf einander reflektiren; hier ſtellt ſich endlich eine geſunde und tüchtige Lebensanſicht erquicklich heraus.

Die Ausſtattung der Urania iſt eher nobel als blos elegant zu nennen, die Wahl der Stahlſtiche zeugt von Geſchmack. Die vorzüglichſten darunter ſind: ein treffliches Blatt von Schuler nach Robert's Schnittern, ein ſpaniſcher Hirt von Knolle nach Velasquez, und die Kirchgängerin von Weber. Das Portrait Auber's ſchmückt den Titel.

3) Schleſiſcher Muſenalmanach für 1835. Breslau, Auguſt Schulz.

Was Muſenalmanache ſein ſollen, müßten wir eigentlich in Deutſchland auf's Beſte wiſſen; ſie ſind, wie Vieles, wovon Deutſchland nicht den Nutzen und kaum den Ruhm hat, eine deutſche Erfindung. Sie gehen in jene Zeit zurück, wo eine Schaar bedeutender Jünglinge ſich aus dem trüben Teiche der ſchleſiſch-ſächſiſchen Literatur erhob; eine Schaar, die darum nicht geringer zu achten iſt, wenn die ſpätere Fluth hereinbrach, der ſie ſelbſt den Kanal gegraben, und nun hochmüthig über ihren Häuptern rollt. Es war damals ſchwer, den Klängen jugendlicher Lyrik einen Widerhall zu verſchaffen im Leipziger Meßkatalog; ſo waren Muſenalmanache denn wie Findelhäuſer, worin die kümmerlich geborne Poeſie des Herzens unter Mühe und Noth auferzogen wurde, bis ſie plötzlich, ſchon ſprachgerüſtet und ruhmbeſchimmert, hinaustreten konnte unter ihre Schweſtern. In dieſen Zeiten aber ſind Muſenalmanache nicht mehr nothwendig, doch darum nicht unnütz. Nicht mehr nothwendig, denn genug andre, vielleicht erwünſchtere Bahnen ſind ſeitdem über dem Schutt des Tages gelegt worden, auf denen ein Geiſt, der Neues bringt, ſtürzen oder ſchreiten kann. Aber doch nicht unnütz; denn jede ſolche periodiſche Sammlung läßt ſich wie ein Sieb anſehen, in das wohl Korn und Kleie untereinander geworfen wird, das aber dem Publikum künftiger Jahre nur das reine Korn zurücklaſſen darf. Darum verlangen auch Muſenalmanache einen möglichſt großen Leſerkreis, denn es gilt die Feſtſtellung eines Urtheils, was und wer dereinſt würdig ſei, von unſern Söhnen und Enkeln geliebt zu werden. — — Von unſern Urenkeln rede ich nicht; die werden andre Dinge zu ſingen haben, als Lenz und Liebe. — —

Einen provinziellen Muſenalmanach herauszugeben, iſt ſchon deßhalb zwecklos; wenn es nicht auch lächerlich wäre. Die Poeſie iſt die eine und untheilbare Republik der deutſchen Geiſter; wie könnte irgend ein Winkel des großen Vaterhauſes ein näheres Recht an die Thaten eines Mannes haben, weil Zufall, und vielleicht eine Laune der Mutter ſeine Wiege in jenen Winkel ſtellte? Hat etwa Frankfurt ein Recht, Göthe unter die Frankfurter Dichter zu ſtellen? Die Sprachen ſind's, welche die Gränzen zwiſchen den Literaturen ziehen, und nur die Sprachen. Schule und Manier können wohl manchmal in einer einzelnen Provinz ſich nach einer beſonderen Richtung hin ausbilden; aber abgeſchmackt wäre es, dieſer Sonderung, die ohnehin nach allen Seiten hin verſchwimmt, wie Regenbogenfarben, auch durch einen eigenen Käfig für ihre Jünger Auszeichnung zu verleihen auf Meſſen und Märkten des deutſchen Geiſtes.

In dem ſchleſiſchen Muſenalmanach ſollen wahrſcheinlich nur Leiſtungen, (ich brauche abſichtlich das deutungsloſe Wort,) ſchleſiſcher Dichter zur Schau geſtellt werden. Die Definition eines ſchleſiſchen Dichters möchte ſchon ſchwer fallen; allein auch außerdem, wie kann ein einzelner Landestheil ſich dahin verirren, daß er ſo viel gute Dichter zu erzeugen glaubte, um mit einer Auswahl ihrer Werkchen alljährlich dreihundert Seiten würdig anzufüllen? Das einfache Bedürfniß des Setzers öffnet ſchon der umdrängenden Mittelmäßigkeit alle Pförtchen zu einem ſolchen Provinziallandtage erfolgloſer Poeſie. In einem kleinen Fürſtenthume kann man, wenn eine dortige Nationalverſammlung zu Stande kommen ſoll, keinen zu großen Wahlcenſus von den Kandidaten verlangen.

Der vorliegende Almanach enthält eine Erzählung von C. v. Wachsmann: Die Empörung der Sklaven. Den Stoff zu dieſer fand Wachsmann in dem Schauſpiel der grauenvollen Gerechtigkeit von Haiti. „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht;" wo läge dieſe eherne Wahrheit ſo zu Tage, wie dort? Wachsmann hat die tiefe Bedeutung jener Sklavenempörung, die ein vorausgeſendetes Fragment der Zukunft bildet, außer Augen gelaſſen, und über die Blutwogen der zwei feindlichſten Menſchengeſchlechter ſich eine Brücke zu einer Rettungsgeſchichte gebaut. Der Pflanzer Baillen, ein guter Philiſter, hat eine Pflanzung und eine Tochter; die Tochter hat einen Bräutigam. Dieſe Drei bereden ſich von allerlei, z. B. von den Sklaven; der Sklavenaufſeher ſetzt ſeine Stockphiloſophie aus einander. Verſteht ſich von ſelbſt, daß der Bräutigam ſagt: „Wie iſt es möglich, daß in dem Jahrhundert der Civiliſation Reden ſolcher Art über eine menſchliche Lippe kommen können!" (S. 9) Der Pflanzer hat ferner zwei Sklaven, Jean Jacques-Deſſalines und Henri. Henri iſt ein

Prinz, und hatte in ſeinem Vaterland eine Prinzeſſin zur Braut, Namens Amine, die mit ihm auf demſelben Sklavenſchiffe nach Weſt-Indien gebracht, unterwegs aber wegen Krankheit über Bord geworfen wurde. Darüber iſt zwar Henri mit Recht ſehr grimmig, indeſſen aus ſtiller Liebe zu Roſalien, der Tochter des Pflanzers, rettet er dieſen und ſein ganzes Haus. Henri ſagt, er ſei in Afrika zu Hauſe; allein das glaub' ich nicht. Ich kenne ihn recht gut; wir ſind zuſammen in die Schule gegangen; er war von jeher ein guter ſentimentaler Jüngling, vor lauter Romantik melancholiſch, und war in der Clariſſe und in Paul et Virginie beleſen. Oder hören Sie ihn ſelbſt, wie er ſeine geweſene Braut beſchreibt: „Amine, das Mädchen, das ich liebte, wie meine Augen, wie meine Seele; das Mädchen, das ſchön, edel, unſchuldig war, wie du.“ (S. 29.) „Sie war ſo lieb, ſo gut! Ach! und wir liebten uns ſchon, als wir noch klein waren. Und als ich an der Seite ihres Vaters aus der erſten Schlacht zurückkehrte; als er mir dann Amina entgegenführte!“ (S. 30.) Iſt's nicht der ächte deutſche Gefühlsmenſch? Das Bild zu vollenden, finden wir gar, daß er „der von Allen Verkannte“ iſt (S. 62), und nichts deſto minder der Retter von Allen. Ich begreife durchaus nicht, wie der junge Mann zu dem ſchwarzen Geſichte kommt. —

Deſſalines, ſo wie noch eine Negerfigur, ſind beſſer, ja theilweiſe vorzüglich gezeichnet. Außer den Genannten zeigt ſich keine eigentliche Charakterperſon in der Novelle, an welcher die natürliche und ungekünſtelte Anlage des Ganzen anſprechend iſt. Der Styl iſt gewöhnlich, und es iſt, bitt' ich zu bedenken, ein Unterſchied zwiſchen Gewöhnlichkeit und Einfachheit. Gegend und Staffage bieten ſchon von ſelbſt vieles Intereſſe.

Hoffmann von Fallersleben hat fünf Gedichten dieſes Almanachs ſeinen Namen gegeben. **Von den vier Temperamenten**; **Heugabel und Beſenſtiel**; beide friſch und volksthümlich. Auf den andern dreien ruht die Erbſünde breiter Alltäglichkeit.

Noch acht andere Dichter haben den Almanach. — ſoll ich ſagen, bereichert? — angefüllt. Am liebſten darunter iſt mir Julius **Krebs**, von dem eine Sage mitgetheilt wird, **die Aſenburg**. Man bemerkt zwar recht wohl den Jünger Van der Velde's, dennoch lieſt ſie ſich gut, und iſt nicht übel erzählt. Eine Hauptperſon aber, ein wollüſtiger und böſewichtiger Abt, iſt ganz ſchülerhaft ausgeführt.

August **Kahlert**. Mittelmäßiges und Schlechtes. Wie ein Verſemacher den ſchönſten Dichterſtoff mißhandeln kann, davon möge ein Gedicht Kahlert's Zeugniß geben.

Vergangenheit.

Der alte Krieger ſinget
Von kühner Jugendthat;
Die Knaben hören es gerne,
Empfangen des Wortes Saat. (!)

Großmütterlein erzählet
Von ihrer erſten Lieb';
Die Mädchen hören es gerne
In ſchüchternem Ahnungstrieb. (!!) ꝛc.

Hugo Czirn von Terpitz. Der Mann mit dem ſclaviſchen Namen ſchillert bedeutend:

Der Sänger greift in der Saiten Gold,
Und ſingt ſo ſüß, und ſingt ſo hold.

Ein Gedicht hingegen, **der Ritter**, iſt wohlgelungen. Es iſt darin ein ergötzlicher Gedanke aus „Voltaire's Pucelle“ bearbeitet.

Guſtav **Schneiderreit**. Dieſer Schneiderritt auf dem Bockspegaſus geht auf dem Schlamm der Bettlerſtraßen ſeinen Schneckentrab. Urtheilen Sie ſelbſt:

Ich kenne nur ein entzückend Bild;
Doch (?) ſchwindet ſein Zauber mir nie.
Es iſt dein Antlitz, Marie!
Und raubte man ſeinen Anblick mir,
Vermißt' ich der Schöpfung ſchönſte Zier;
Es dünkte mir die Natur
Ein nächtiges Chaos nur.

Friedrich **Oſtberg**. Langweilige Patriotenpoeſie, kaum durch die gute Abſicht zu bemänteln. — Beſſer iſt deſſen **ſingendes Rad**.

Dr. **Kosmeli**. Rhapſodie über Denken und Reden. — Nacht. — Geſchwätz, mit gezerrtem und verſperrtem Witz; Gemeines mit vornehmen Redensarten. Es ſoll à la Heine witzig und tragiſch ſein.

Noch vier Namen ſind zurück; ich leere dieſen Kelch auf's Raſcheſte. Sie heißen: **Quint**, **Tſchampel**, **Brand** und **Kudraß**. Einer iſt genau ſo viel werth, als der andere.

Fragt man nach dem Endergebniß, ſo antworte ich: In dem ganzen ſchleſiſchen Muſenalmanach iſt nicht ein einziger Grund zu deſſen Herausgabe aufzufinden. Es iſt mir erzählt worden, daß er in ſeiner Provinz ſich großer Verbreitung erfreut, und ſelbſt in dem kleinſten Städtchen ein Dutzend Leute zu finden ſind, die ihn kaufen, wie auch ſein Inhalt beſchaffen ſein möge. Ich würde das ſchön und löblich finden, wenn es nicht von Engherzigkeit zeugte. Allerdings beginnt jede Liebe, ſo auch die des Vaterlandes, mit dem, was uns zunächſt ſteht; aber nach den Kinderjahren muß ſie ſich mannlich und mächtig über ein ganzes Volk auszudehnen wiſſen. Leider aber kennen wir die Armuth der Völkerſchaften, wenn es eine reiche Gabe gilt für's Volk. Seine Stadt und ſeine Gegend lieben, iſt ja zuletzt doch nur Egoismus; eine reine Liebe gibt's für den Deutſchen: die Liebe zum ganzen Deutſchland. Dr. L. W.

Deutſche Novelliſtik.

13) **Kunſtnovellen**. — Leipzig, Weygand's Verlagsbuchhandlung. 1835.

O Hoffmann! Hoffmann! du haſt viel geſündigt; und dir wird nur vergeben, weil du viel geliebt haſt. Aber Sünde iſt es, — Unglück! — daß du in deiner Trunkenheit Söhne zur Welt brachteſt, die nur von deinen Thorheiten Zeugniß geben, ſtatt von dir. Dies Unglück vergeben wir, die nach dir leben, dir nimmermehr.

Der Schlüſſel zu Hoffmann iſt bald gefunden, wenn man den Mann in ſeinen Werken ſucht. Seit Hoffmann das Genie des Seltſamen in ſich aufwuchern fühlte, ging er, ſelbſtgefällig und geſpreizt, wie ein holländiſcher Tulpenzüchter im Kreiſe umher in dem Garten, wo Unkraut und duftende Blumen gleiche Pflege oder Pflegloſigkeit fanden. Daß Hoffmann in die Schnörkel und Purzelbäume der Poeſie beinah das ganze Weſen der Poeſie ſetzte; dieſer Eitelkeit verdanken wir es, daß einer der begabteſten Dichter Deutſchland's kein einziges Werk von reiner Kunſtform geſchaffen. Aber dieſe Eitelkeit war doch ein Theil ſeines wirklichen Weſens; er hatte nie die Eitelkeit, eitel ſein zu wollen.

Hoffmann war ein bedeutender Dichtergeiſt, ein mittelmäßiger Muſiker und Zeichner. Dieſe Unverhältnißmäßigkeit in den einzelnen Gliedern ſeiner geiſtigen Geſammtheit ſpiegelt ſich in den Mißgeburten, die er malt, wenn er wahre Künſtler darſtellen will. Den Meiſter bewährt nur die heitre Form, weil er als Künſtler anſchauend über ſeinem eigenen Leben ſtehen muß. Shakeſpeare, Rafael, Mozart gehörten niemals zu dem Orden der verrückten Genies.

Es gibt faſt keinen Schriftſteller Deutſchlands, der ſich durch Manier ſo von den andern geſondert hätte, als Hoffmann; darum iſt er in der Außenform ſo leicht nachzuahmen. „Verehrteſter Mann und Gegner! Theuerſter Lump! erlauben Sie, das ich Sie etwas Weniges durchbläue!" Dergleichen iſt bald gelernt; es iſt nur die grobe Papiermaske, die beim Gebrauche raſch von ſelbſt zerſchliſſen wird. Eben ſo wenig liegt eine ſichere Kunſt in dem Durcheinanderwerfen einzelner Freskoſcenen, in dem Zerreißen deſſen, was man ſich am Ende wieder mühſelig aneinander pappen muß. Der Verfaſſer der Kunſtnovellen, ein gehorſamer Diener Hoffmann's, der Wagner zu dieſem Fauſt, beſitzt von dem ganzen Hoffmann eben nichts weiter, als dies Äußere, die eckigen Bewegungen, das Geſichterſchneiden; kurz:

„wie er ſich räuſpert, und wie er ſpuckt."

Und ſo iſt es zu bedauern, wenn eine Sternſchnuppe es einem Kometen auf ſeiner Irrbahn durch den Weltraum nachthun, und mit ſeinen Blitzchen und Fünkchen hin und her vagiren will, da ſie doch zur Erde und verlöſchen muß.

Das genannte Buch enthält ſechs Novellen; — was muß ſich heute nicht Alles unter dieſem unſchuldigen Namen zuſammenkuppeln laſſen! Der Begriff wird ſo weit, wie ein Neapolitaner Strumpf; es geht jeder beliebige Fuß hinein. — Vier von dieſen Novellen, Giacinta, Oreſt, Phantaſieen eines tauben Malers, Kreisleriana, ſind lebloſe Zerrbilder nach Hoffmann-Callot'ſchen Zerrbildern; doch ſo wahnwitzig ſich der Verfaſſer auch geberden mag, ich beſchwör' es auch auf mein Wort, er iſt ſo vernünftig, wie nur irgend ein Rechnungsrath auf Erden. Demnach muß ich gegen ſeine Zulaſſung in Kreisler's Tollhaus förmliche Verwahrung einlegen. Die Giacinta iſt ohne Sinn; der Oreſt iſt ein Unſinn. Hören Sie: Eine Frau verläßt ihren Mann für den Fürſten; der Mann, ein Beamter, macht ſich mukſig, und wird abgeſetzt; die Tochter fällt der Schande anheim, und ſtirbt im Hoſpital; der Mann erſchießt ſich; der Sohn kommt als Rächer zur Mutter zurück, überliefert ſeine Halbſchweſter, des Fürſten Tochter, der Verführung eines Freundes, macht die Mama in ſich verliebt, erklärt ihr vor der Schäferſtunde Alles, und erſchießt ſich. Punktum. — Dieſe Fratze iſt in wenigen Seiten hingeworfen, ohne begründende Charakteriſtik, ohne Leben, ohne die geringſte poetiſche Wahrheit. — Die Phantaſieen, welche zwiſchen Byron'ſcher und Hoffmann'ſcher Poeſie ſtehen ſollen, ſind geradezu nichts, ein hohles Gewörtel und Geverſel. Eben ſo unbedeutend ſind die Kreisleriana.

Faſſe nur Muth!
Banne den Gram!
Winde die Blumen
Wieder zum Kranz.
Was du erkorſt,
Was du verlorſt,
Strahlt dir dann wieder in ſchönerem Glanz. ꝛc.

Ewig blühender Jüngling! (nämlich Frühling.)
Komme als Arzt
Und ſpende mir
Lindernden Balſam
In mein armes,
Todtwundes Herz. — U. ſ. w.

Verſe, die ausſehen, als hätte man einen beliebigen Lappen Proſa genommen, und mit der Scheere nach Zufall auseinander geſchnitten. — Die Schuld dieſer lächerlich-formloſen Rhytmik trägt Göthe.

Die zwei eigentlichen Novellen des Buches, Vater Doles und ſeine Freunde, und Ludwig (Beethoven) habe ich mir gern bis zuletzt aufgeſpart. Sie haben, obſchon in einzelnen Stellen noch zu Hoffmann hinüberklingend, ſelbſtſtändigen Werth. Hierauf deutet ſich von ſelbſt dem Verfaſſer das Feld an, auf welchem er manche reiche Ähre gewinnen mag; einfache, gemüthliche, naturwahre Charaktermalerei. Das Himmelnde und Engelglänzige, das Fingerſpitzengefühl, oder gar das Zerfallende eines künſtleriſchen Irrgeiſtes zu ſchildern; dazu fehlt ihm nicht mehr, als Alles. Schon die Cäcilie in der warmen, freundlichen Novelle vom Vater Doles war über ſeine Kräfte hinaus, und iſt daher mißlungen. — Die Erzählung von Ludwig's Jugendleben iſt anſprechend, und erregt ſchon um des Namens Beethoven willen lebhaftere Theilnahme. In welcher Weiſe die Notizen von Beethoven's Leben benutzt worden ſind, darüber findet ſich vielleicht ſpäter einmal Gelegenheit, Einiges zu bemerken.

Dr. L. B.

Der Seeoffizier. Roman von Captain Marryat. Überſetzt von C. Richard. 3 Bände. Aachen und Leipzig, J. A. Mayer. 1835.

Captain Marryat hat ſich bei ſeinen Bildern aus dem Seeleben einen eigenthümlichen Genre gewählt, deſſen Charakteriſtiſches eine gewiſſe Abſichtsloſigkeit iſt, welche dem lockern Gewebe ſeines Romans das Anſehn von Erlebniſſen verleiht. Ich weiß nicht, ob dieſe Abſichtsloſigkeit Natur oder erſtrebt iſt; das aber iſt gewiß, daß ſie wohlthuend auf den Leſer wirkt, der in der Mehrzahl der neueren Romane von der Gewaltſamkeit des Erfindens, welche den Verfaſſer ſelbſt tyranniſirt, mitgefoltert wird. Captain Marryat erſpart uns keine Rohheit ſeiner Midſhipmen, wir müſſen ſie im Großen und Kleinen verſchlucken. Haben wir aber den Holzſchnitt-Charakter, der unſren an engliſche Stahlſtichmanier gewohnten, zuſammengezogenen Pupillen anfangs nicht recht einleuchten will, erſt kennen gelernt, ſo befreundet ſich unſer geſunder Hausmannsſinn damit. Nicht zu laugnen iſt es, daß von Marryat's Seeromanen einer ſo ziemlich dem andern gleich ſieht. Was ſchadet's? Wir ſchätzen ein Seeſtück von Vernet deßhalb nicht minder, weil er mehre gemalt hat.

Die Überſetzung von dem durch viele Arbeiten in dieſem Fach bekannten Herrn Richard lieſt ſich ſo leicht und fließend wie ein Originalwerk.

Reiſeſkizzen aus Belgien und Frankreich. Nebſt einer Novelle: Der anonyme Brief, von Theodor von Kobbe. Bremen, Kaiſer. 1836.

Der beſcheidene Verfaſſer weiſt in der Vorrede ſeinem Büchlein ſelbſt die Stellung an, die es in der Literatur einnehmen ſoll; dieſem Zweck nun, nämlich: „dem Deutſchen zu nützen, der nur auf kurze Zeit die geiſtige Weltſtadt beſehen will" entſpricht es, und verdient überdem das Lob einer anſpruchsloſen netten Darſtellung. Die an paſſenden Orten eingefügten (mehr humaniſtiſchen als politiſchen) Reflexionen verrathen den gewandten Beobachter und den liebenswürdigen Geſellſchafter.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 283. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 30. November.

Der Seher.

Novelle, von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Unter ſolchen Geſprächen verſchlich den beiden Frauen die Nacht; ſie entſchlummerten gegen Morgen, und der wohlthätige Freund, der die Leidenden in ſeinen Arm genommen hatte, hielt ſie ſo feſt, daß es nöthig war, Ulriken zu wecken, als ziemlich ſpät am Tage die zu ihrem Verhör anberaumte Stunde geſchlagen hatte.

Erſchlafft an Körper und Geiſt, trat Ulrike den peinlichen Weg an, der über ihr Schickſal entſcheiden ſollte. Ihr Anblick ſchien Mitleid zu erwecken. Man bot ihr einen Stuhl; ihr Defenſor beantwortete in ihrem Namen die ihr vorgelegten Fragen, und begnügte ſich, ihre Schwäche berückſichtigend, mit ihrer allgemeinen Genehmigung der Angabe ihres Sachwalters. — Einer gleichen Milde hatte ſich auch die Wittwe Amſter und deren Nichte zu erfreuen. Sie wurden ſämmtlich — die beiden Letzteren jedoch mit der Bedingung, dieſen Ort zu verlaſſen, und Bürgſchaft zu ſtellen — freigeſprochen.

Ulrike fand ihre Mutter wieder in dem Gedanken an ihr Unglück verloren, und ihren Zuſtand der ärztlichen Hülfe bedürftig; aber der Arzt vermochte die Entwickelung einer Krankheit nicht aufzuhalten, welche am ſiebenten Tage nach Amaliens Beerdigung das Leben der alten Frau endete.

Es gehörte ein höherer Grad von Seelenkraft dazu, als er Ulriken zugemeſſen worden war, um alle dieſe Verluſte beiſtandlos zu ertragen. Das allſehende Auge Gottes wachte auch für die Verlaſſene! Er ſandte ihr an dem Begräbnißtage ihrer Mutter die Stütze für ihr brechendes Herz — ihren Vater.

Die vorausgeſehene Freiſprechung des Profeſſors war vor wenigen Tagen erfolgt, jedoch geſtattete ihm der gegen ihn erregte Argwohn der Machthaber nicht die Beibehaltung ſeines Amtes und ſeines Wohnortes. Die Wahl ſeines neuen Zufluchtsortes wurde ihm unter der Bedingung anheimgeſtellt, daß dieſelbe ſich nicht über den Bereich der Länder, welche der franzöſiſchen Verwaltung unterworfen waren, erſtrecken dürfe. Er wählte Lüneburg, übertrug einem Freunde den Verkauf ſeines Beſitzthums und eilte, ſeine Tochter nebſt deren Kindern nach ſeinem Aſyl abzuholen.

11.

Selm war von dem Unbekannten, welcher ihn nach ſeiner Flucht aus dem Gefängniß empfangen hatte, zwei Treppen hinab in ein Zimmer geführt worden. Eine Lampe warf ihren Schimmer auf das Geſicht ſeines Begleiters, eines ältlichen, ihm ganz fremden franzöſiſchen Offiziers, welcher, ihm den Mantel von den Schultern reißend, auf die Uniform eines franzöſiſchen Soldaten deutend, die auf einem Stuhle neben ihm lag, ihn anwies, ſich mit derſelben zu bekleiden. Als Selm's Umgeſtaltung vollendet war, befahl ihm der Franzoſe, der ſich ſelbſt eine große lederne Brieftaſche um den Hals warf, einen gefüllten Mantelſack unter den einen und zwei Mäntel unter den andern Arm zu nehmen, und ihm zu folgen. Beide verließen das Haus und ſchritten der Poſt zu.

„Iſt das die beſtellte Kurierchaiſe?“ rief der Offizier dem Poſtillone zu, welcher mit einem beſpannten Wagen vor dem Thore des Poſtgebäudes hielt. „Ja," antwortete der Poſtillon, und nun wandte ſich der Fremde an Selm und ſprach mit befehlendem Ton, in franzöſiſcher Sprache: „Steig' ein, Pierre, lege den Mantelſack in die Sitzlade; ich komme gleich nach." — Er ging in das Poſthaus, während Selm, der ſeine Rolle zu begreifen anfing, das ihm aufgetragene Geſchäft verrichtete. Bald kehrte auch der Offizier zurück, ſprang in den Wagen, und die Pferde flogen von dannen.

Zwei Tage lang waren die beiden Reiſegeſellſchafter ſehr ſtumm, dann fing aber der Franzoſe an, redſeliger zu werden, und zwiſchen Beiden entſpannen ſich häufige Geſpräche; Selm's Bitte, ſeiner Frau durch Vautour's Hände einige Zeilen zuſtellen laſſen zu dürfen, ward aber, bis er ſein Reiſeziel erreicht haben werde, abgelehnt. „Welches iſt denn unſer Ziel?" frug er. — „Das meinige — der Haag, und Edinburg das Ihrige!" gab ihm ſein Begleiter zur Antwort. — „Und was ſoll ich in Edinburg?" — „Geſchäfte machen;" war die ausweichende Antwort; — „welche?" — das vermochte der geſpannte Frager ſeinem verſchloſſenen Gefährten nicht abzufragen.

Selm's Spannung ward aber von Tage zu Tage geſteigert. Es war natürlich, daß er die Beziehung zu erfahren trachtete, in welcher Vautour ſowohl zu ihm und ſeinem Schwiegervater, als auch zu den franzöſiſchen und weſtphäliſchen Behörden ſtehe; aber ſein Begleiter, von welchem er nur wußte, daß er unter dem Namen eines Kapitäns Melchior reiſe, betheuerte, nie etwas von einem Doktor Vautour gehört zu haben. „Wie nennen Sie denn den Mann, der mich meiner Feſſeln entledigte?" frug Selm. — „Seinen Namen werden Sie eben ſo gut wiſſen als ich, denn Sie müſſen ihm wohl ſehr bekannt ſein, da er Ihnen eine ſolche Sendung anvertraut," erwiederte der Kapitän und ließ ſich auf keine weitere Erörterung ein. — Später gedachte Selm der beiden Unglücklichen, deren Befreiung ihm mißglückt war; er forſchte nach ihrem Schickſal. — „Es wird zu ertragen ſein," warf der Franzoſe leicht hin. — „Alſo erwartet ſie nicht der Tod?" — „Nichts weniger!" war die Antwort; — „die thörigten Menſchen haben ſich ja nur begnügt zu ſprechen; — gehandelt haben ſie nicht, und das Ärgſte, was ihnen bevorſteht, iſt ein paar Jahre Galeerenarbeit in dem Hafen von Toulon oder Cherbourg, wenn es noch dazu kömmt, denn der eine von Beiden hat einen gewichtigen Verſprecher." — „Wen denn?" frug Selm ſehr geſpannt. — „Das werden Sie ja wohl wiſſen," antwortete der Kapitän; „Sie kennen ihn und ſeine Verhältniſſe ja ganz genau." — „Sie ſind mir völlig unbekannt," verſicherte Selm. — „So? — Mir auch!" — ſagte der Franzoſe und ließ dies Geſpräch zu keiner Fortſetzung gelangen. (Fortſ. folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Hoffmann's häusliches Leben mit ſeiner Gattin war ein glückliches, wenigſtens von keinem Unfrieden geſtörtes zu nennen. — Sie war einfach, beſcheiden, anſpruchslos, gutmüthig und bei dem Wechſel ſeiner Laune duldend und nachgiebig; in geiſtiger Beziehung aber mit ihm durchaus nicht in Rapport ſtehend, was zu ſeinem häuslichen Glücke übrigens auch nichts hatte beitragen können, da er gelehrte Frauen haßte. — Anführungswerth iſt aber eine Eigenthümlichkeit Hoffmann's, um ſo mehr, als Hitzig über dieſelbe ganz ſchweigt, wahrſcheinlich mit Abſicht, aus Schonung für die noch lebende Frau oder unſer gemeinſchaftlicher Freund müßte nur hier und nicht in Berlin damit hervorgetreten ſein.

Ich kann keinen Anſtand nehmen, darüber zu ſprechen, weil ich aus Gründen kaum glaube, daß dieſer Aufſatz der Wittwe Hoffmann's zu Geſicht kommen, und ſollte er es ja, die beſcheidene, anſpruchsloſe Frau nur die Wahrheit des Geſagten beſtätigen und leicht darüber hinweggehen werde.

Dieſe Eigenthümlichkeit beſtand in dem Streben, ſeine Frau als eine höchſt geiſtreiche, beleſene und kritiſch-gebildete überall geltend zu machen, und beſonders bei mir verſuchte er dies auf die mannichfachſte Weiſe. — In der erſten Viertelſtunde eines eingeleiteten Geſprächs mit ihr, war aber nun wahrzunehmen, daß ſie dies nicht ſei, und Hoffmann konnte nichts ſo ſehr beleidigen, als wenn er aus meinem und andrer Freunde Benehmen oder Äußerungen ſchloß, daß ſie nicht dafür gehalten wurde.

Es war wirklich oftmals ſogar unerträglich, wie auf dieſe und jene Art er ſeine fixe Idee durchſetzen, und die Freunde gleichſam zwingen wollte, an ſeine Frau wie an ein gelehrtes, kritiſches Evangelium zu glauben. — Bei unſern oftmaligen Unterredungen und Diskuſſionen über Dichter und Dichterwerke, war, wenn wir uns in unſern Meinungen nicht vereinigen konnten, ſein ſteter Refrain: „Genug, meine Frau iſt derſelben Meinung" oder — „meine Frau fällt mit mir über dieſes oder jenes Buch daſſelbe Urtheil" u. ſ. w., und damit ſollte jedesmal der Streit entſchieden ſein. Oft gehörte von meiner Seite die höchſte Geduld und Schonung ſeiner, dazu, über dieſe Arroganz hinüberzugehen, was mir nicht ſelten, ich geſtehe es, ſchwer ankam.

Noch heute iſt mir dieſer Zug ein Räthſel, obwohl Hoffmann ihn gemeinſchaftlich hat mit manchem geiſtreichen und gelehrten Manne, den ich kennen lernte. Ich erinnere mich z. B. derſelben Eigenthümlichkeit des im VII. Abſchnitte erwähnten Dichters Wetzel und bei des großen, nun auch verewigten Feuerbach's Andenken. — Erſterer überſchätzte in intellektueller Beziehung ſeine Gattin auf gleiche Weiſe und gab dies eben ſo oft auf gleiche Weiſe kund, obwohl nicht zu läugnen iſt, daß ſie auf einer bedeutend höheren Stufe geiſtiger Kultur ſtand. Der Letztere machte mich auf ſeine mir noch unbekannte, vertraute Freundin aufmerkſam, die in München in ſeinem Hauſe gelebt, und bei ſeinem Umzug nach Bamberg ihm bald folgen ſollte. — Nach Feuerbach's Beſchreibung durfte ich eine Rahel oder Bettina erwarten; ſie kam, — und was fand ich? eine ganz gewöhnliche Frau von zwar geſundem Verſtande, aber ſonſt aller geiſtigen Schärfe und jedes kritiſchen Urtheils, ſo wie aller — oft mir angerühmten — Beleſenheit ermangelnd.

„Wie erklärt Ihr, Herindur,
Dieſen Zwieſpalt der Natur?“

Außer ſeinen Arbeitsſtunden brachte Hoffmann nicht viel Zeit in Geſellſchaft ſeiner Frau zu, liebte es aber ſehr, wenn bei ländlichen Parthieen oder bei Abendbeſuchen, die er mir machte, er dieſelbe mitnehmen konnte.

Solcher Abende, beſonders Winterszeit, könnte ich dem geneigten Leſer eine Menge vor Augen ſtellen, glaubte ich nicht, daß es, um die Grenzen einer Zeitſchrift nicht zu überſteigen, nöthig ſei, mein Gemälde dem Schluſſe zuzuführen. — Im Allgemeinen ſei nur bemerkt, daß dieſe Abende gewöhnlich mit Leſen bis zur Tiſchzeit hingebracht wurden, nach dieſer aber durch fröhliche Geſpräche bei der Punſchbowle bis gegen Mitternacht fortgeſetzt wurden.

Von jenen Abenden, die außer ſeinem oder meinem Hauſe in der Roſe — dem einzigen Gaſthauſe, wohin Hoffmann ging, — verlebt wurden, hat in frühern Abſchnitten der Leſer ſchon einen Begriff erhalten. —

Eigentlich krank und bettlägrig war unſer Freund während ſeines hieſigen Aufenthalts nie; nur von Zeit zu Zeit litt er an heftigen Magenkrämpfen, von denen er ſich immer ſelbſt — freilich durch ein gefährliches Mittel — befreite. Er trank nämlich dann in kurzen Zwiſchenräumen ziemliche Portionen Cognac, Rum oder Arak, und ſelten geſchah es, daß länger als einen Tag der Krampf anhielt. Sein Arzt und Freund Doktor Speyer warnte ihn oft vor dieſer Kur, die leicht einmal eine Entzündung des Magens hätte herbeiführen können; aber vergebens! Er fertigte ihn und mich immer mit dem Beiſpiele Friedrichs des Großen ab, dem der ſtarke Kaffeegenuß als Gift geſchildert worden ſei und der bei ſeiner Methode und dem häufigſten Genuß von Gewürzen dennoch ein hohes Alter erreicht habe.

* * *

Hoffmann ſehnte ſich nach jenem unangenehmen Auftritte in Pommersfelden ernſtlich weg von Bamberg, traf deßhalb einleitende Schritte und den Bemühungen Rochlitzens gelang es endlich, ihm die Muſikdirektor-Stelle bei der Joſeph Sekonda'ſchen Operngeſellſchaft in Leipzig zu verſchaffen.

Mitte März empfing er die Gewißheit darüber, am 21. April 1813 reiſ'te der Freund von Bamberg ab, — und ich ſah ihn nie wieder!

* * *

Ein mit großem Fleiße ausgeführtes Bild in Farben, auf welchem er mich mit den Gliedern meiner Familie in ganzen Figuren abgebildet, und woran er über vier Wochen unausgeſetzt arbeitete, hinterließ er mir zum Andenken. Er ſelbſt hat ſein ſprechend ähnliches Portrait am Fuße deſſelben angebracht, in Form eines aufgeſchlagenen Buches; links ſein Bildniß mit der Unterſchrift: „Im Februar 1813,“ rechts der Titel und die Worte: „Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers. Ein Buch für Kenner. Bamberg, bei C. F. Kunz.“

Dies iſt wohl das größte und ausgeführteſte Bild, was Hoffmann malte, und da, wie ich bis auf heutigen Tag mich überzeugt, die Theilnahme von Fremden, die dieſe Reliquie zu ſehen verlangen, groß iſt,*) ſo könnte ich mich wohl einſt, wenn dieſe Skizze in erweiterter Form, als Buch erſcheinen wird, entſchließen, demſelben dies Bild lithographirt — beſonders da er ſich ſelbſt auf keinem der Vorhandenen — ſo wohl getroffen hat — beizufügen.

XII.

Rückblicke. — Fragmentariſche Bemerkungen aus Hoffmann's Leben.

Die Hauptmomente aus unſeres Freundes Leben, während ſeines Aufenthalts in Bamberg, wären nun ſchmucklos, und wenn ich nicht irre, ſo dargeſtellt worden, daß der geneigte Leſer ſich leicht ſein Charakterbild zuſammenſetzen kann, beſonders wenn er die mit Wahrheit geſchilderten Züge in Hitzig's Buch mit denen von mir gegebenen zuſammenſtellt. — Wiederholen mochte ich nicht, um ſo weniger, als das Gelieferte keine förmliche Biographie Hoffmann's, ſondern nur Andeutungen aus ſeinem Leben in Bamberg geben ſollte. — Das wenige was allenfalls noch zu beſprechen, werde in nachſtehenden Fragmenten mitgetheilt:

* * *

Seit dreizehn Jahren hat das Herz aufgehört zu ſchlagen, das für alles Große, Schöne und Edle, im Leben ſchlug; der Geiſt hat aufgehört zu wirken, der nach dem höchſten Tendenzen intellektueller Entwickelung ſtrebte, — und großentheils vergebens rang, weil von Hoffmann's Geburt an, bis zu ſeinem Ende, das Schickſal ihm, wie ſo vielen Andern einen gewaltigen Stein in den Weg legte, der ihm, überall ſeine Schritte hemmend, entgegen trat, und ihn ſeine verfehlte Beſtimmung, wo er ſich hinwandte, erkennen ließ.

Eine Verſöhnung mit dem Schickſal dünkt es ihm zu ſein, daß der durch Krieg herbeigeführte Verluſt ſeiner Rathſtelle ihm eine andere, geeignetere entgegenführte, wonach er von früher Jugend geſtrebt; die eines Muſikdirektors, welche ihm endlich durch Graf Soden, als Unternehmer des Bamberger Theaters, angetragen ward.

„Ich kann Ihnen nicht beſchreiben Freund,“ — äußerte er, — „welch ein elektriſcher Schlag mich bei dieſer Nachricht durchzuckte; ich ſah im Geiſte die mir vorgezeichnete Laufbahn hell erleuchtet und ward, wie ich dies nie im Leben ſo mächtig gefühlt, ordentlich ganz religiös geſtimmt, weil ich die Hand der Vorſehung darin zu erblicken glaubte. Mir war es etwas ſchmachvolles, ein Aktenmann zu ſein und zu heißen. So getäuſcht ich auch anfänglich hier worden bin, — thut nichts! — Ich muß doch durch! — Sie werden ſehen u. ſ. w.“ (Fortſ. f.)

Die Kunſtausſtellung in München.

(Fortſetzung.)

Indem trat ein junger Mann zu uns, deſſen Ausſehen das eines proteſtantiſchen Geiſtlichen war. „Ich ſuche,“ ſagte er, „mich über den eigentlichen Moment der Darſtellung aufzuklären. Iſt es Anfang des Gerichts, oder Mitte, oder Folge? Eines ſcheint mir gegen das Andre zu ſtreiten; vorzüglich kann ich die Gruppe um den Fürſten der Finſterniß nicht begreifen, die unmöglich gleichzeitig mit dem Ausſpruch Chriſti ſein kann. Selbſt über die Lokalität bin ich unklar. Von derſelben Höhe, zu der die Seligen aufſchweben, werden die Verdammten herabgeſchleudert, und die Hölle ſteht in gleicher Ebene mit dem Plan der Erde.“

„Wenn ich die Antwort geben darf,“ erwiederte der Doktor, „ſo liegt ſie in der dem Cornelius durchaus eignen Weiſe, über die Einheit der Zeit und des Orts hinaus zu gehen, wo der Umfang des Gedankens es gebietet. Das iſt nicht ein Moment, ſondern der Begriff des jüngſten Gerichts; die Verdammten werden nicht vom Himmel, ſondern überhaupt herabgeſtürzt, ſo daß ihre Beziehung zu der Lokalität des Himmels für den Gedanken rein zufällig und nur äußerlich durch das Format bedingt iſt. Wir thun am beſten, uns das Werk wie ein Buch zu denken, das wir Seite für Seite leſen, das aber doch ein in ſich geſchloſſenes, harmoniſches Ganze ſein muß, wenn es wirken ſoll."

---

*) Ein Franzoſe bot mir dafür im vorigen Jahre 50 Louisd'or.

„Gut," ſagte der Geiſtliche, „das verſteh' ich; einzelne Gruppen aber verſtehe ich nicht ganz, andre weiß ich nicht zu rechtfertigen. Hier, dieſe in ſich gekehrten Geſtalten vor dem Eingang der Hölle, deute ich ſie recht, wenn ich mir ſie in zerknirſchender, zu ſpäter Reue denke?"

„Um Entſchuldigung, ich glaube nein," war die Antwort, „es ſind die Egoiſten, die Neidiſchen. Mit dem Inſichgekehrtſein iſt eben das Weſen des alles auf ſich beziehenden Egoismus ausgedrückt."

„Gut," ſagte der Geiſtliche, „nun die andern vor dem Satanas. Sehe ich recht, wenn ich ſie für Schlemmer, Unzüchtige, Geizige und Boshafte halte, und die hinteren für böſe Gewiſſen überhaupt?"

„Gewiß," meinte der Doktor; „nur die letzten deute ich anders. Es ſind Heuchler, Scheinheilige, die im Gewande der Demuth einhergehen und unter der Mönchskutte und dem evangeliſchen Prieſterrock ein lügneriſches und faules Herz bergen."

„Ein wahrer Stein iſt mir vom Herzen," ſagte der Geiſtliche darauf, „durch Ihre Erklärung, die einfach und einleuchtend iſt. Ich hörte ſchon von dieſem, meinem Kollegen in der Hölle, mit dem Zuſatz, daß er als Ketzer aufgeführt ſei, was mir in aller Beziehung falſch erſchien."

„Aber Sie Allerweltserklärer," fuhr der Profeſſor dazwiſchen, „nun erklären Sie mir die Kameradſchaft der Engel und Teufel gegen die armen Verdammten. Können je Engel und Teufel auf einen Zweck hin arbeiten?"

„Auf Ihre Frage," antwortete der Doktor, „hätte ich wieder eine, nämlich die: wird nicht jeder Menſch, für jede unrechte That durch zwei Stimmen in ſeinem Innern verdammt, durch das Bewußtſein des Böſen, das ihn beſitzt, durch das Bewußtſein des Guten, das er nicht mehr hat."

„Vortrefflich Doktor," ſagte der Profeſſor, „alſo fliehen ſollten die Engel von den Verdammten, von ihnen weichen wenigſtens, aber nicht in die Schlacht, in dieſes Ringen und Raufen ſich miſchen, das, ſo bewundernswürdig es hier aufgeführt iſt, doch erſt zu ertragen iſt bei einem Genie, das für ſeine Bilder durchaus keine Anſprüche kirchlicher Gültigkeit mehr macht, bei Rubens. Und ich komme doch wieder auf meinen erſten Satz zurück, den Sie auch, wenn ich nicht irre, andeuteten, dieſe Körperlichkeit der Verdammniß wird vom Bewußtſein der Gegenwart abgewieſen, und der Künſtler verſäumt die Gelegenheit, auf die Gemüther ſeiner Zeitgenoſſen zu wirken. Denn das thut es nicht, daß wir uns jede Vorſtellung erſt in den Begriff umſetzen und ſie uns ſodann zu Gemüthe führen müſſen. Unmittelbar, Schlag auf Schlag muß Alles die Sinne treffen, als Wahrheit; meinetwegen als Wirklichkeit, dann wirkt es. Was ſoll der große Teufel? Furcht einjagen? oder einen Gegenſatz gegen Chriſtus bilden? Bis ich dahingekommen, mir ſeine Bedeutung als Fürſt der Hölle gehörig auseinander zu ſetzen, bin ich ſchon über und über gewiß deſſen: Chriſtus hat dem Teufel die Macht genommen und in ſeiner Nähe kann er nicht beſtehen."

„Auf dieſe Weiſe," nahm ich das Wort, „kommen die Herrn nicht zuſammen und wir nicht recht zur Anſchauung des Bildes. Ich glaube doch, daß der Herr Doktor wenigſtens in ſo fern Recht hat, daß er das vorhandene beleuchtet, während Sie, Herr Profeſſor, mehr das beleuchten, was nicht da iſt. In ſo fern wende ich mich noch einmal an den Herrn Doktor, mit der Bitte um Erklärung dieſer Gruppe im Vorgrund. Ich ſehe einen Auferſtehenden von einem Teufel, jedoch mit Unſicherheit gepackt; er fleht einen bewaffneten Engel um Barmherzigkeit an, der zeigt mit dem Schwert ihm den Weg zur Hölle, während ſein Mund, ſein Blick, ſein ganzes Weſen dieſem Ausſpruch widerſpricht."

„Ich glaube," ſagte der Doktor, „daß dieß die einzige Stelle bei Cornelius iſt, die nicht ganz deutlich, nicht ganz unzweifelhaft und verſtändlich iſt. Offenbar iſt im Engel Unentſchiedenheit über das Loos des Auferſtehenden, aber es iſt unbegreiflich, wie dieſe ſtatt haben kann, wenn man nicht von der kirchlichen Vorſtellung des jüngſten Gerichts ganz abweicht."

„Nun, da ſtimmen wir ja auf einmal zuſammen," fuhr der Profeſſor dazwiſchen; „freilich weicht dieſe Darſtellung von der kirchlichen ab, und läßt uns einen Blick in die Conſequenz derſelben thun. Das ganze Weltgericht liegt in dieſer einen Scene; denn ſo, wie der Auferſtehende, werden wir uns im Grunde genommen ſammt und ſonders zwiſchen Engel und Teufel befinden, ohne daß einer von beiden ein überwiegendes Recht an uns hätte. — Inzwiſchen wir haben mehr, worin wir zuſammenſtimmen. Hier, dieſer ganze Reigen der Seligen, wie ſie geleitet von Engeln zu den Regionen, in denen Chriſtus lebt, aufſchweben, hier dieſe Eltern mit ihren Kindern, dort die befreundeten Seelen, weiter nach oben der Pabſt, der Biſchof, das ſind Geſtalten, das ſind Darſtellungen, wie ſie die Kunſt nie vollendeter hervorgebracht, wie ſie die reinſte Phantaſie nie ſchöner geſehen. Welcher Fluß und Zuſammenhang der Linien, wie harmoniſch ſtimmen alle Maſſen, wie ſind ſie gefügt! Dagegen läßt ſich nichts ſagen, es iſt alles ſchön und vollendet!"

Damit waren wir ſämmtlich zufrieden, und ſchieden, da man zum Schluß rief, von dieſen in aller Beziehung herrlichen Sachen. (Fortſ. folgt.)

Notizen.

*** Bei Tendler in Wien iſt ſoeben eine [illegible] aber recht intereſſante Biographie des polniſch-jüdiſch[illegible] Guſikow erſchienen, (von Sigmund Schleſinger) deſſen Schickſale in ihrer Einfachheit ebenſo abenteuerlich ſind, als ſein ſonderbares Holz- und Strohinſtrument. Guſikow iſt ein bleicher bruſtkranker Mann von 24 Jahren, bereits zum zweitenmal vermählt, in patriarchaliſchen Familienverhältniſſen. In Kiew gab er nach Lipinsky ein Concert auf ſeinem wunderlichen Inſtrument und — gefiel. In Odeſſa ſpielte er 1834 bei ungeheurem Zulauf im italiäniſchen Theater, in Mickalczew vor Lord Grey, der ihn nach London einlud, im Jänner dieſes Jahres in Lemberg, im Mai in Krakau, im Sommer in Wien. Seine erſten zwei Concerte dort waren leer. Ein Aufſatz von Saphir machte das muſikaliſch verwöhnte Wiener Publikum aufmerkſam, und das dritte war ſehr beſucht, der Enthuſiasmus ſtürmiſch. — Guſikow hatte früher Flöte geſpielt, mußte aber wegen Bruſtleiden dieß Inſtrument aufgeben; in halber Verzweiflung wandte er ſich, da ſein bisheriger Erwerb aufgehört, an dieſe Holzfiedel, „Jerova i Salamo," welche bei den Völkerſchaften ſeiner Heimath die Stelle des Dudelſacks vertritt; mit tiefem muſikaliſchen Gefühl und Beharrlichkeit bildete er ſie aus. Die Holzfiedel hat es ihm in kurzer Zeit durch Gold und Ehre gelohnt.

*** Die Familie des berühmten Seehelden Rigny will ihm auf dem Kirchhof Père Lachaiſe ein marmornes Monument errichten; ein Basrelief ſoll Frankreich und Griechenland, an Rigny's Grabe weinend darſtellen, ein anderes den Rigny an Bord der Sirene.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 284. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Dienſtag, 1. December.

Schahingirai.

Ein dunkler Reiterzug trabt durch die Steppe hin;
Das iſt mit ſeinem Troß der Khan der Krim, Schahin;
Er läßt von ſeinem Hengſt ſich durch die Ebne tragen.
Die Nacht iſt kalt und rauh; ſein Haupthaar flattert wirr
Im Sturm, ſein Auge blitzt; — er hält, wo Kantemir,
Sein Feind, ein Lager aufgeſchlagen.

Der Führer ſelbſt iſt fern auf einem Beutezug,
Und arglos ſchläft das Volk vom Dnieper und vom Bug
In den bereiften Filzgezelten.
Sie ſchlummern, Mann und Roß; — Zaumwerk und Melkgeräth
Am Boden aufgehäuft; — kein Laut! — Es war ſehr ſpät,
Als ſie die Lagerſtatt umſtellten.

Weh' dir, o Kantemir, daß du des Blut'gen Grimm
Geweckt! — Sein Schwert entblößt der wilde Khan der Krim,
Und ſprengt in's Dorf mit ſeinen Reitern;
Er wirft den erſten Brand; da loht's gleich Naphtaſee'n;
Die Zelte flackern auf; in hellen Flammen ſteh'n
Die Wagen mit den hohen Leitern.

Wohl rinnt der Schläfer Blut; doch löſcht es nicht den Brand. —
Und aus dem reichſten Zelt, gefeſſelt Fuß und Hand,
In langen, aufgelöſten Haaren,
Zerriſſen das Gewand, von gier'gen Augen frech
Begafft, führt vor den Khan ein ſiegberauſchter Beg
Das Weib des Fürſten der Tataren.

Gelaſſen ſah Schahin die Zitternde und ſprach:
„Kalt weht von Aſow her der Oſt! Fern noch der Tag!
Du bebſt vor Kälte! Wohl, dich ſoll nicht länger frieren!
Wärmt dieſe Brunſt dich nicht, — der Fürſtin dien' ich gern!
Was iſt ein Feuer auch dem reichen Steppenherrn?
Sieh', dort laß ich dir eines ſchüren!

„Kein trübe glimmendes, wie auf dem Wanderherd
Der Hirt der Tatarei es mit Kameelmiſt nährt, —
Nein, eines, das bis zu den Sternen
Emporflammt! Sieh', ſchon zuckt und züngelt es im Wind!
Nicht dich allein, es gilt zu wärmen auch das Kind,
Das du im Schooße trägſt dem Fernen!

„Da, Teppiche! — noch jüngſt haſt du darauf geruht! —
Leinwand von deinem Zelt! — Dies harz'ge Holz! — Die Glut
Ergreift's, und ziſcht empor mit ſchwefelgelbem Kamme!
Wohlan, ſo wärme dich!“ — Er ſagt's, und ſtößt den Spieß
Dem Weibe durch die Bruſt; ein Wink, und der Kirgis,
Sein Diener, hält ſie in die Flamme.

Sie krümmt — ich ſah' es nicht! Schahin hat zugeſeh'n!
Doch in der Glut bekam das ſchwang're Weib die Weh'n,
Und einen Sohn hat ſie geboren.
Das Feuer haſcht nach ihm; — bedeckt die Augen nur!
Der Khan ſpricht: „Es wird warm!“ — Er wirft die Tigerſchur
Von ſich und kraut dem Hengſt die Ohren.

Der Rauch umwirbelt ſie; nichts ſeh' ich mehr! — Gepoch
Von Hufen nur, und Ruf von Stimmen hör' ich noch:
„Schahin, der Mächt'ge, ſei geprieſen!
Sein Zorn ſtraft Könige! Von ſeinen Thaten ſpricht
Die Welt! Bis Stambul nennt ihn zitternd das Gerücht!
Bis zu des Wolgaſtromes Wieſen!“

F.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Mit Anbruch der vierten Nacht erreichten die Reiſenden Amſterdam, aber die Trennung beider erfolgte noch nicht. Der Hof des damaligen Königs von

Holland war gerade in der Hauptſtadt anweſend, und der Kurier wurde ſeiner Weiterreiſe nach dem Haag überhoben. Fünf Tage lang mußte Selm in ſeines Herren Wohnung, und zwar in einem beſtändig verſchloſſenen Zimmer verweilen, während dieſer faſt ununterbrochen abweſend war. Am ſechſten Abende befahl ihm der Kapitän, ſich unverzüglich in eine bürgerliche Kleidung zu werfen, welche jener für ihn beſorgt hatte, und ihm zu folgen. Ihr Weg führte ſie bald zu Fuße, bald einen Wagen gegen ein Boot vertauſchend, an das nördliche Ufer des Y. Der tiefe Moorboden Nordhollands erſchwerte ihr Fortkommen; ſie langten ſpät im Helder an. Hier ſchien ein Fiſcherboot ihrer zu harren; Selm beſtieg es mit klopfendem Herzen. Es war das erſtemal, daß er die ungeheure Waſſerwüſten erblickte, welcher er ſich jetzt in dieſem winzigen Fahrzeuge anvertrauen mußte, und ihm war es, als ſchlöſſe dieſer Augenblick ſein hinter ihm liegendes Leben, gleich einer liebloſen Hand, die kalt und gefühllos den Deckel auf den Sarg eines Leichnams drückt, deſſen Geiſt, gleich ihm, mit fruchtloſem Rückblicke auf das geliebte verlaſſene Daſein weilt, und mit furchtſamem Vorwärtsſchritte in die fremde Welt hinüberſchleicht. — „Da iſt unſer Ziel für heute!“ ſprach der Franzoſe und deutete auf ein Sternchen, welches auf den Wellen zu ſchwimmen ſchien. Selm ſtarrte das funkelnde Pünktchen unverrückt an; es ward größer und funkelnder, je näher ihr Fahrzeug ihm ſchwankte. Endlich ſchien es ihm, als erhebe ſich auf den Fluthen ein Rieſenbau, der wie ein ſchwarzer Schatten auf dem dunkelgrauen der mondloſen Nacht lag. — „Das iſt ein engliſcher Kaper, der in der vorigen Woche, mit Kolonialwaaren befrachtet, ſich nach ſtillſchweigend getroffenem Abkommen von den Holländern hat nehmen laſſen, und mit Wolle beladen bereit ſteht, ſich von den Engländern in dieſer Nacht wieder nehmen zu laſſen. Sehn Sie! Europa weiß der große Kaiſer zum Schemel ſeiner Füße zu machen, aber die Krämer von Nordholland verſteht er nicht zu bändigen! der Handel mit England iſt verboten, aber die Kaperei iſt erlaubt. Nun kapert ſich das Kaufmannsvolk gegenſeitig die Schiffe weg, und der große Napoleon wird betrogen, trotz Armeen, Gensd'armen und Douanen.“

Ein Anruf von dem hochgethürmten Kutter donnerte den Ankömmlingen entgegen. — Ihr Bootsführer antwortete auf holländiſch; Selm glaubte das Wort: „Paſſagier,“ zu verſtehn. — Ein Boot ruderte ihnen entgegen, und nach einer kurzen Rückſprache des fremden Seemanns mit dem ihrigen wurden ſie aufgenommen. — Der Franzoſe führte Selm in eine menſchenleere Kajüte und ſprach:

„Es iſt jetzt Zeit, Ihnen Ihre Aufträge zu ertheilen; dieſes Schiff führt ſie direkt nach London. Sie begeben ſich von dort ohne Aufenthalt nach Edinburg, und zwar an den Hof des Prätendenten. Sie werden daſelbſt eine Perſon finden, an welche dieſer Brief addreſſirt iſt.“ — Er übergab Selm ein ſtarkes Briefpaket und las die Aufſchrift: „An den Abbé von Montesquiou.“ — Der Franzoſe fuhr fort: „Mehrere Mühe dürften Sie haben, den Empfänger dieſes zweiten Schreibens aufzufinden. — Ich kann Ihnen denſelben nicht näher als durch ſeinen Namen, Broulart bezeichnen. Fragen Sie aber den Abbé, und überhaupt, niemand aus der Umgebung des Prätendenten oder des Grafen von Artois nach dieſem Broulart. Keiner darf von dieſem Briefe an ihn, und er eben ſo wenig von dem Schreiben an Montesquiou wiſſen. Dieſe beiden Briefe enthalten das wichtigſte Geheimniß; Ihre treue Beſorgung deſſelben wird einſt königlich belohnt, aber Ihr Verrath auch mit Höllenqualen beſtraft werden. Doch ich habe nicht erſt nöthig, Sie zur Treue aufzufordern. Sie ſind uns dringend empfohlen worden, und niemand als Sie hat größere Verpflichtungen gegen uns, denn wir haben Sie mit Gefahr unſres eignen Lebens vom Verbrechertode gerettet. Hüten Sie ſich, das je zu vergeſſen. Hüten Sie ſich vor dem Einfall, je auf eine andre Weiſe, denn als Sieger mit den Waffen in der Hand in Ihr Vaterland zurückzukehren. — Sie werden es, das ſei Ihnen verſprochen. — Der Name, den Sie von nun an führen, iſt Ormund; er iſt mit Vorbedacht gewählt, denn er iſt der franzöſiſchen, der deutſchen und der engliſchen Zunge gleich geläufig. Auf dieſen Namen lauten auch die Wechſel, mit welchen ich Sie in dieſem Taſchenbuche zu Ihrer Reiſe auszurüſten beauftragt bin. — Wollen Sie mir jetzt ein paar Zeilen an Ihre Familie geben, ſo eilen Sie, und notiren Sie ſich die Addreſſe, unter welcher Sie künftig mit derſelben correſpondiren werden. Schreiben Sie in Ihr Taſchenbuch: „Kriegskommiſſär Branchier.“ — Setzen Sie ſich, und ſchreiben Sie kurz, daß Sie leben und geſund ſind; ſonſt nichts. — Ihr Schwiegervater ſieht ja Alles, was mit Ihnen vorgeht; Ihr Schreiben hat alſo keinen andern Zweck, als Ihrer Gemahlin eine kleine Freude zu machen.“

Selm fand auf einem Tiſche Schreibzeug und bediente ſich deſſen zu einigen Worten, die er an ſeine Gattin richtete; weitläufig zu werden verhinderte ihn ſein Geſellſchafter, der ihn unaufhörlich zur Eile antrieb, indem er noch vor Tagesanbruch das feſte Land wieder erreicht haben müſſe. Endlich war der Brief fertig; der Franzoſe ſteckte ihn in ſein Taſchenbuch, und ſprach: „Nun! Monſieur Ormund, zum Abſchiede noch eine Ermahnung! Sie ſind auf dem Wege, Ihr großes gränzenloſes Glück zu machen, aber dazu gehört, daß, — wenn Sie in der Umgebung des Prätendenten, oder gar des Grafen von Artois aufgenommen ſind, — Sie ſich entſchließen, die Meſſe zu hören, denn, das ſag' ich Ihnen, nie werden Sie dieſen Herrſchaften Vertrauen zu ſich einflößen, wenn Sie bei Ihnen nicht für einen guten Katholiken gelten. Beſonders vorſichtig ſeien Sie gegen den Abbé. Er hat, was den Geruch der Katzen betrifft, eine feine Naſe. — Adieu!“

Er verſchwand, ehe Selm fähig war, ſich auf eine Erwiederung zu beſinnen. — Plötzlich ward es lauter auf dem Schiffe; Stimmen in fremder Sprache ſchollen vom Verdeck herab, ſchwerfällige Tritte polterten die Treppe herunter, die Kajütenthür öffnete ſich, und drei Männer traten ein, glotzten den Paſſagier mit großen Augen an, warfen ſich dann auf das Sofa, und begannen ein dem vierten Manne unverſtändliches Geſpräch. Endlich ward Porter und Ruhm gebracht und in dem Augenblick, als Selm durch Winke eingeladen ward, an dem Gelag Theil zu nehmen, glaubte er an der veränderten Bewegung des Schiffes zu bemerken, daß man die Anker gelichtet haben müſſe, und begriff, daß die Komödie der Zurückeroberung des Kutters ihre Endſchaft erreicht habe.

(Fortſetzung folgt.)

Hogarth und Lichtenberg.

Iſt der Geſchmacksſinn durch Genuß von Süßigkeiten erſchlafft und fade, ſo vermögen es allein ſcharfe Säuren und heftig reizende Gewürze, die Organe des Gaumens wieder in den vormaligen Zuſtand zu verſetzen. Hiemit möchten wir den Eindruck vergleichen, welchen die charaktervollen Compoſitionen Hogarth's und anderer Meiſter, welche in dieſer Gattung der Genremalerei, beſonders in England, fortwährend bei allen Kunſtliebhabern hervorbringen, welche ſich an der abſichtlichen Schönheits- und Poeſien-Jagd der neuern deutſchen Schulen hinlänglich ſatt und müde geſehen haben.. Wir denken hierbei weniger an diejenige Schule, welche ſich darin gefällt, jede Küchenmagd als eine verklärte Jungfrau und jeden Landsknecht als einen Heiligen in epiſch-frommen Compoſitionen darzuſtellen; über dieſe hat die öffentliche Meinung ſchon ſeit längerer Zeit den Stab gebrochen, und ſie iſt endlich ſo lächerlich geworden, daß ſie ſich nur noch in ihrem eigentlichen Foyer zeigen darf, will ſie nicht die Spöttereien des Publikums und einen Schwarm von Recenſenten ſich auf den Hals laden. Ein durchaus tadelndes Urtheil wird wohl ſchwerlich jemand über eine zweite Richtung der deutſchen Kunſt ausſprechen, welche durch techniſche Vollkommenheit, durch Grazie der Form und ſinnvolle Compoſition ſich ſogar oft vor der Kunſt des Auslandes auszeichnet. Wie ſehr aber auch ihre Beſtrebungen, das Ideale der ſchönen Form in dichteriſch erſonnenen Situationen darzuſtellen, dem durch Anſchauung der Antike und der altitaliäniſchen Schule gebildeten Geſchmack Genuß gewährt, ſo wird dennoch bei dem Schwelgen des Auges und bei aller Befriedigung des Verſtandes eine wärmere Aufregung des Gefühls durch ſie nicht erweckt werden können. Man durchwandle irgend einen Malerſalon in einer der größeren Städte Deutſchlands. Nie wird man bei einem Gemälde Enthuſiasmus aller Beſchauer, ſondern nur Bewunderung der Kenner und ſybaritiſches Schwelgen der Blicke in ſchönen Formen bemerken. Der Grund liegt darin, daß die ausgezeichneteren deutſchen Maler in ihren Compoſitionen ganz allein Momente darſtellen, die nur aus dichteriſcher Einbildungskraft hervorgingen, oder worin längſt vergangene Zeiten mit ihren Leidenſchaften und Verhältniſſen reproducirt werden. Von den Verhältniſſen unſres jetzigen Lebens und den Ideen, welche die Leidenſchaftlichkeit aufzuregen vermögen, halten ſich ſogar die deutſchen Genremaler fern. Dieſe gefallen ſich faſt nur in der Art der Niederländer, in der getreuen Darſtellung irgend einer aus dem Leben gegriffenen Situation, worin man gewöhnlich eine durch die ganze Compoſition ſich hindurchziehende Idee vergeblich ſuchen wird, und worin man an der bloßen gemeintreuen Darſtellung von Gegenſtänden, die oft nur der Zufall ohne inneren Zuſammenhang zuſammengeworfen zu haben ſcheint, unmöglich einen höheren Genuß finden kann.

Kurz, die deutſche Malerei iſt jetzt größtentheils mehr das Produkt des Studiums, als des Gefühls, welches vom Leben angeregt wird. Man fühlt dies auch allgemein, denn man mag in Deutſchland hinkommen, wohin man will, in Kunſthandlungen und Privatwohnungen wird man faſt ganz allein Copieen der neueren franzöſiſchen Hiſtorien- und Genremaler antreffen, Copieen von Werken, welche der Salon von Paris oder die Ausſtellung von London lieferte; Kupferſtiche nach deutſchen Meiſtern ſieht man nur in geringer Zahl; Vernet's pont d'Arcole und exécution militaire, Gérard's hommage de Philippe V. und Wilkie's rent-day finden mehr Käufer als ein trauerndes Königspaar, ein Hylas, eine Lenore, die trauernden Juden u. ſ. w. Hierzu kommt noch, daß Gemälde der Art mehr oder minder mit derſelben Empfindſamkeit befeuchtet ſind, deren wäſſeriger Thau unſere Poeſie zu reichlich befeuchtet hat, wodurch einſt bei einer Kunſtausſtellung ein Spötter zu der Bemerkung veranlaßt wurde, die Helden und Heldinnen der Düſſeldorfer Schule ſchienen ſämmtlich an Schwindſucht oder Hyſterie zu leiden. Dadurch verſchwimmt vielleicht alle jene Schönheit noch zuletzt in die ſchwächlich ungeſunde Form, ſo wie die ſinnliche Schönheit der Niederländer und Italiäner einſt in das weichlich wollüſtige Fleiſch der Akademiker, wogegen Hogarth's Crayon eine heilſame Reaction, wenn auch nicht veranlaßte, doch auch zugleich wie David bewirkte.

Eine ſcharfe Charakteriſtik bemerkt man in manchen neueren deutſchen Malerſchulen eben ſo wenig, als die eng damit verbundene Veranſchaulichung der Ideen, welche in dem Inneren eines Jeden, ob auch in noch ſo ſehr entgegengeſetzten Richtungen, gähren. Um ſie in die Mitte des Lebens wieder zurückzuführen, und in den Stand zu ſetzen, daß auch ihr Crayon ein Bild wie le mauvais sujet et sa femme oder le grenadier sur St. Domingue, anſtatt rheiniſcher Bürſtenbinder und Schulmeiſter der Uckermark erſchaffe, wäre es daher gewiß nicht unzweckmäßig, allen jüngern Malern das Studium von Hogarth zu empfehlen, bei denen es leider zum Theil zur Mode ward, jene Richtung des engliſchen Meiſters als unſchön zu verdammen. Schwerlich wird wohl Jemand die, gleich den Teufeleien Callots, oft abſchreckenden Geſtalten des engliſchen Meiſters zur abſoluten Nachahmung empfehlen oder den Rath geben, dieſe als Hauptfiguren in idealeren Compoſitionen hinzuſtellen. Jeder Maler wird es aber mit Unrecht verſchmähen, ſich in die Auffaſſungsweiſe Hogarth's hineinzudenken und zu finden, jener Meiſter, von dem man nicht mit Unrecht ſagt, ein von ihm dargeſtelltes Conzert von Diſſonanzen erwecke einen höchſt unangenehmen Eindruck der Gehörorgane, ſo daß die Ohren des Beſchauers unwillkührlich gellten. Und dann wieder Hogarth's kunſtreiche Compoſition! Alles iſt dramatiſch; voll vom regſten Leben, jede Figur drückt wahr und deutlich eine beſtimmte Stimmung aus; alle äußeren Gegenſtände, ſogar die in den Winkel geſchobenen oder in Schatten geſtellten Geräthe, ſind ſtets auf den Hauptcharakter berechnet und bezeichnend. Was gälte hier die reine Schönheit, oder gar jenes Ideal Leſſing's, die heroiſche Ruhe? Wie niedrig ſteht dagegen Tenier's und Oſtade's phlegmatiſche Wahrheit in Jahrmärkten, ſchmutzigen Schenken u. ſ. w. Greift eure Ideen, möchten wir den Malern zurufen, wie Hogarth aus dem Leben, erſchöpft eure Kunſt nicht in Situationen, die ihr aus Balladen herausgenommen, oder von dieſen ganz willkührlich gebildet hat. Hebt das Schöne in idealer Darſtellung durch den Contraſt des Niedrigen, das Edle durch den des Gemeinen, miethet aber in letzterem Falle keinen Berliner Eckenſteher als Modell, ſondern ſucht, wie Hogarth, den ſich unwillkührlich offenbarenden Charakter zu erhaſchen. Wie viel Schöneres ſogar in der reinen Richtung Hogarth's bei den jetzigen Fortſchritten der Kunſt zu leiſten iſt, ergibt ſich aus einigen neueren Verſuchen engliſcher Maler, bei denen ohne Mangel des Charakteriſtiſchen ſich weder Hogarth's Häßlichkeit, noch der unangenehme Eindruck ſeiner Bekleidung vorfindet, welche letztere jedoch nicht dem Künſtler, ſondern der damaligen Mode des viereckigen Rockes beizumeſſen iſt, der an Häßlichkeit ſelbſt unſere Fracks übertrifft. Wir erinnern den Leſer an den kahlköpfigen, dandyliſen Candidaten, der einen Pächter mit klingenden Argumenten zu bereden ſucht, ihm ſeine Stimme zu geben; ein Bild, das vor mehreren Jahren in der Ausſtellung von London ſich befand, und in Copieen ziemlich verbreitet iſt.

Wenn wir hier durch einige Supplemente zu Lichtenberg und der engliſchen Erklärung den einen oder andern Maler oder Dilettanten veranlaſſen, die Hogarth'ſchen Kupfertafeln wieder zur Hand zu nehmen, ſo möchten wir der Entſchuldigung wohl nicht bedürfen, daß wir hier in einer deutſchen Zeitſchrift einen Gegenſtand wieder hervorſuchen, der weder deutſch noch neu iſt. Durch ſeine Meiſterſchaft im Charakteriſtiſchen eignet ſich Hogarth für alle Zeiten und Nationen, und wurde durch Lichtenberg's Erklärungen unter uns populär. Wenn wir nicht irren, ſo hat ſich jetzt ſogar die Pfenningliteratur ſeiner bemächtigt, und verbreitet ihn in eben nicht genauen und ſauberen Holzſchnitten. Mit Unrecht möchte man auch behaupten, Lichtenberg's Erklärung genüge und habe Alles erſchöpft. Daß dies nicht der Fall war, fühlte Lichtenberg ſelbſt, denn im Allgemeinen, und bei mehreren Gelegenheiten, wo ihm und den engliſchen Commentatoren Etwas dunkel geblieben war, forderte er ſpätere Erklärer auf, ſich ebenfalls daran den Kopf zu zerbrechen. Die Haupthandlung, die in ſpäteren Zeiten natürlich nicht klaren Perſönlichkeiten der Hauptcharaktere und die ſie umgebende Staffage, hat er allerdings gewöhnlich und oft ſehr ſcharfſinnig erkannt und dargeſtellt, ſo daß über die einfacheren, aber für die größere Maſſe beſtimmten Platten nichts mehr zu ſagen iſt. Letztere entwarf nämlich der Künſtler abſichtlich in einer Compoſition, die Jedem in die Augen fallen mußte; um auch durch Wohlfeilheit eine größere Verbreitung zu bewirken, arbeitete er daran mit geringerer Sorgfalt, während er bei dem wiederholten Abdruck anderer immer neue Veränderungen traf, bezeichnende Kleinigkeiten hinzuſetzte oder andere wegließ. Als Beiſpiel der erſteren Art führen wir den idle apprentice, als Beiſpiel der letzteren le marriage à la mode, the Rake's progress u. ſ. w. an. Dieſe letzteren waren dann auch immer nur für ein beſchränktes Publikum, ſo wie le marriage à la mode für das engliſche High life berechnet. In dieſer aber iſt jegliche Kleinigkeit bezeichnend; durch ein verſchobenes Papierchen, ein ſonderbar geformtes Möbel, ein Gemälde, wird oft eine bedeutende Lücke aus der nicht dargeſtellten Handlung angedeutet, oder wenn eine Reihe von Platten dieſe ausführt, ſo findet ſich in einem der letzten Kupferſtiche eine Andeutung, welche eine Perſon, die in den erſteren vorgeführt iſt, charakteriſirt. Einer vollſtändigen Erläuterung kann deshalb nur der Scharfſinn mehrerer Erklärer genügen, wenn der Künſtler ſelbſt keine hülfreiche Hand dem Letztern bietet, was Hogarth in jedem einzelnen Punkte nicht gethan zu haben ſcheint.

(Fortſetzung folgt.)

Buntes.

⁂ (Pariſer Theater.) Im Theater des variétés reüſſirte das Vaudevillchen: „Une femme qui se venge," von Adolph Ennery wegen des Esprit und der Delikateſſe der Behandlung. Ein andres kleines Stück: „Un mois de fidélité," von Moreau und Achille, worin Breſſan und die Damen Pauline und Atala charmant ſpielten, gefiel außerordentlich. — Das Theater de la gaité iſt wieder eröffnet worden; der Saal iſt allerliebſt dekorirt. Auf einen kleinen recht amüſanten und epigrammatiſchen, übrigens aber nicht ſehr gehaltvollen Prolog von vier (!!) Verfaſſern: „vive la gaité," folgte ein Schaudermelodram: „La tache de sang" (ohne durchgreifenden Beifall). Die Vorſtellung wurde durch „un tissu d'horreurs" beſchloſſen, gleichſam eine Parodie des vorhergehenden Stückes. Die Geſellſchaft des Theaters de la gaité iſt recht wacker; ſie beſteht aus dem Direktor Bernard-Léon, Dem. Nongaret, Lheric, Lebel (früher am Theater des variétés) Maillard, Méri, Jemma, Parent (von der früheren Geſellſchaft des Theaters de la gaité) Dem. Léontine (vom Cirque) und Vanderval (von den Folies-dramatiques.)

⁂ In dem zum Verkauf ausgebotenen Nachlaß des berühmten Schlachtenmalers des Kaiſerreiches, Baron Gros, befand ſich auch der Hut, den Napoleon während der Schlacht bei Eylau (9. Februar 1807) trug. Der Maler erhielt ihn bei Gelegenheit, als er den Auftrag hatte, jene Waffenthat darzuſtellen.

⁂ Soeben erſchien ein neuer Roman von Balzac: Seraphita (2 Bde. bei Werdet.)

⁂ Von des rühmlich bekannten Lithographen Hanfſtängel's Sammlung der vorzüglichſten Gemälde der Dresdner Gallerie iſt die erſte Lieferung erſchienen, drei Blätter enthaltend: Den Chriſtus della moneta, Ruysdael's Jagd und Wouverman's brennende Mühle.

⁂ Als vor Kurzem die Pariſer Polizei eine beſondere Verordnung wegen der Hunde während der Pferderennen auf dem Marsfelde publicirte, in Folge deren dieſe herumlaufenden Vierfüßigen als Vagabunden und Emeutemacher ohne Rückſicht umgebracht werden ſollen, las ich in einem Blatte eine Petition der Hunde an den Miniſterpräſidenten, worin ſich dieſelben beſchwerten, wie franzöſiſche Bürger und zweibeinige Menſchen behandelt zu werden. „Seit undenklichen Zeiten," ſagten ſie, „waren die Hunde ganz loyale Unterthanen, haben nie eine Revolution gemacht, nie zum Aufruhr provocirt, u. ſ. w." Ich habe hierauf den ehrenwerthen Bittſtellern nur noch zu bemerken, daß ſie der Schein trügt und ihr wohllöblicher Stand, wenn auch der kriechendſte und gehorſamſte von allen, doch in gegenwärtiger Epoche durch ſein Bellen höchſt gefährlich wird. Ein Weſen, das bellt, wenn es hungert oder geprügelt wird, oder verliebt, oder bloß guten Humors iſt, erweckt ein ganzes Stadtviertel aus ſeinem Schlaf, es gleicht einem Feuerbläſer, Zeitungsſchreiber, Herold, es iſt mit einem Worte ein rebelliſches Weſen, wie ſolches das Wort ſchon beweiſ't, das von bellen herkömmt. Bellen aber ſtammt von bellum, Krieg, und hängt direkt mit allen Uebeln der Geſellſchaft zuſammen.

†9†

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 285. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 2. December.

Einladung für 1836.

„Vorwärts!“ war der Wahlſpruch, mit welchem ich vor einem Jahre dieſe literariſche Rennbahn eröffnete, in welcher ſeither ſo mancher Kampf vorfiel. Als ich die bedeutungsvolle Loſung eines deutſchen Helden an die Stirne des Stein-Blockes ſchrieb, an dem ſeither ſo viele Hände gemeiſſelt haben, that ich's voll froher Hoffnung, daß der Mann, welcher an meine Seite berufen ward, meine Ueberzeugung von den Pflichten eines Schriftſtellers liebgewinnen und thatkräftig theilen würde. Ich habe mich — getäuſcht, wenn auch nur kurze Zeit. Es iſt Zeit, es ohne fernere Schonung offen herauszuſagen. — Gutzkow trat von dem ihm übertragenen kritiſchen Amte im Auguſt dieſes Jahres ab, und es ward mir dadurch — bei größerer Mühe — die erfreuliche Perſpektive eröffnet, ungehindert jene Einheit herzuſtellen, welche man in dieſen Blättern früher vielleicht vermißt hatte, jene Grundſätze darzulegen, deren Befolgung der deutſche Schriftſteller dem deutſchen Volke ſchuldig iſt. Dieſe Grundſätze ſind aber keine andern, als die jedes Ehrenmannes: **Glauben, Ehre und Treue** aufrecht zu erhalten!

Wenn ich bisher, faſt erdrückt von Geſchäftslaſten, zur Erreichung dieſes Zieles noch nicht völligen freien Spielraum fand, ſo ſehe ich jetzt mit freudigem Muthe dem neuen Jahre entgegen, meine volle Seele dafür hingeben zu können.

Haß und Liebe muß ausgeſprochen ſein. Was ich haſſe, iſt jene undeutſche Tendenz, die Literatur zum Pfuhl zu machen, den Tempel zum Irrenhauſe, das Vaterland zum Nichts und die Treue zum Wahn; — dawider ſtemm' ich mich mit meinem ganzen, ungebeugten, unzerbrochnen Sein; — was ich liebe, iſt mein deutſches Vaterland, ſeine heilige alte Sitte, die Verherrlichung ſeines Namens, der unbefleckte Ruhm ſeiner Häupter. Was ich liebe, iſt die Wahrheit und die Schönheit; was ich haſſe, iſt der Schleichweg, der Trug und die Grimaſſe.

Das iſt mein Glaubensbekenntniß; anders denken, fühlen und handeln kann ich nicht. So darf ich bekennen: ich freue mich, dem Ziele, das ich mir vorgeſetzt, fortan näher arbeiten zu dürfen. Die Mitarbeiter, welche mich unterſtützen, gehören keiner Parthei an, am wenigſten jener, über welche die öffentliche Meinung bereits den Stab gebrochen hat. Sie heißen: Adrian, L. Bechſtein, H. R. Belani, Berly, Fr. v. Biedenfeld, Carové, E. Förſter, Freiligrath, Franz Fr. v. Gaudy, Guſtav v. Heeringen, Juſtinus Kerner, W. Kilzer, E. Kolloff, Philippine v. Mettingh, Julius Moſen, Nänny, Henriette Ottenheimer, Fr. Rückert, Emerentius Scävola, Leop. Schefer, J. Schopenhauer, Konrad Schwenck, Ludwig Storch, J. N. Vogl, C. v. Wachsmann, O. L. B. Wolff.

Der kritiſche Theil dieſer Zeitſchrift wird im künftigen Jahre in andrer Form erſcheinen; den Stoff, der bisher im Literaturblatt concentrirt war, werde ich in die ſechs Nummern, welche jede Woche ausgegeben werden, vertheilen; ſolchergeſtalt bin ich im Stande, das Unbedeutende ferne zu halten, und die wichtigſten Stoffe ausführlicher zu behandeln.

Die erſte Nummer des neuen Jahrganges wird von einer artiſtiſchen Beilage begleitet ſein, welche für die Tendenz eines deutſchen Blattes eine Art von Augurium bildet: von einem Umriß nach dem Peter Schöffer'n in Germersheim zu errichtenden Denkmal.

Ich bin überzeugt: die deutſche Leſewelt theilt die Geſinnungen, welche ich ausſprach, und billigt die Namen, welche ich oben nannte; ich hoffe: ſie wird nicht verkennen, was ich meine; ſie wird Theil nehmen an dem, was ich erſtrebe.

Und dazu lade ich ſie ein.

Dr. Eduard Duller.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

17.

Selm hatte während ſeiner Seereiſe, ſo kurz dieſelbe auch war, doch hinreichende Muße, ſich mit ſeiner neuen Lebenswendung bekannt zu machen, um dem geheimnißvollen Triebwerke nachzudenken, welches ihn, als ſei er ein Rad in ihrer Maſchine, mit fort wälzte. Wiewohl ſeine geiſtige Kraft ſich nie zu einem mehr als ganz gewöhnlichen Grade gehoben hatte, ſo begriff er doch, daß die Lage, in welche er plötzlich verſetzt worden war, eine ſehr geregelte Haltung von ihm fordre. Seine Sendung war an zwei Verbannte gerichtet, welche nur einen Zweck haben konnten, den: dem Prätendenten zu dienen; warum mußte denn ſein Auftrag an den Einen dem Andern verborgen bleiben? — Warum ſollte er ein Katholik zu ſein heucheln? — Welches war denn das große, gränzenloſe Glück, welches ihm verheißen worden war, und welches waren die Leiſtungen, wodurch er daſſelbe zu verdienen beſtimmt war? — Wie mochte ſein Anſchluß an den Hof Ludwig des Achtzehnten ihm je die Hoffnung geben, mit den Waffen in der Hand, als Sieger in ſein Vaterland zurückzukehren? — Ihm, deſſen Beſtimmung, ſeiner eignen Wahl zufolge, die allerfriedlichſte war, — ihm, der ſelbſt als akademiſcher Bürger ſich nicht einmal mit dem Rappier, viel weniger mit dem Schwerte verſucht hatte! — Wer war es geweſen, der ihn jenen Männern zu dieſem Botengeſchäfte ſo dringend empfohlen hatte, daß ſie ihre eigne Sicherheit auf's Spiel ſetzten, um ihn aus einer Haft zu befreien, in welche ſie ſelbſt ihn gebracht hatten? — Er überſann die Reihefolge von Begebenheiten, welche das Verhältniß ſeines Schwiegervaters mit Vautour, oder, wie er ihn jetzt nennen ſollte, mit Branchier, über ſeine ganze Familie geführt hatte, und gerieth in ein immer undurchdringlicheres Räthſellabyrinth. Seit ſeiner Rettung hatte er ſich oft gegen ſeine Retter erregt gefunden, doch ſchienen ſie nur Werkzeuge einer höhern Macht zu ſein; er war nicht Vautour's Wahl, er war ihm überwieſen; — das hatte ihm Vautour deutlich geſagt; und dennoch nahm der Kapitän ſeine Dankbarkeit für ſich und Vautour in Anſpruch. — Hatte er denn nicht bei weitem mehr Veranlaſſung, dieſe beiden Männer als die Stifter ſeines Unglücks, zu haſſen? — denn, daß beide einen Plan verfolgten, das war ihm klar! — Welches konnte aber ihr allgemeiner Plan ſein? — Den allmächtigen Napoleon von ſeiner Höhe herabzuſtürzen? — Den machtloſen Ludwig auf den zertrümmerten Thron ſeiner Väter zu ſetzen? — Ein ſolcher Verſuch hätte Wahnſinn verrathen! Plötzlich dämmerte ihm ein Licht auf. Vautour und Melchior waren Werkzeuge der franzöſiſchen Regierung, beſtimmt, den unglücklichen Ludwig, oder deſſen Bruder Artois mit den Prinzen zu einem Verſuche zu verlocken, ihr Aſyl zu verlaſſen, und in eine Falle zu gerathen, welche ihnen die Hinterliſt geſtellt hatte, um ſie, wie einſt den Herzog von Enghien, zu verderben. Nun war ihm Alles deutlich, Alles! — Die Prüfung, welcher ſeine Treue mittelſt jenes Briefes unterworfen wurde, den Vautour für ihn in jenem Garten verlor; — ſeine darauf erfolgte Beförderung; — die Schlinge, in welche man ihn fallen ließ, als man ihm jene beiden Gefangenen anvertraute; — ſeine Verhaftung; — ſeine Errettung; — Alles war tief angelegter und feſt durchgeführter Plan! — Niemand als er war jetzt mehr geeignet, vor des Prätendenten Augen für einen Feind der Zwangherrſchaft in Frankreich und Deutſchland zu gelten! — Kein Bote war unverfänglicher als er, deſſen Kopf jener Regierung verfallen war! — Ihm mußten — beſonders wenn er ein fremdes Glaubensbekenntniß log — die Bourbons vertrauen! — Er ſchauderte vor der Rolle, welche zu ſpielen ihn die Argliſt der heilloſeſten Verräther erleſen hatte, und er faßte den Beſchluß, auf das ihm zugeſagte glänzende Glück, welches er durch ein Verbrechen erkaufen ſollte, zu verzichten, dem unglücklichen Ludwig ohne Rückhalt von ſeinen beiderſeitigen Aufträgen an den Abbé und an Broulart Kenntniß zu geben, und ihm ſeine Beſorgniſſe nebſt Kombinationen, worauf er dieſelben begründete, mitzutheilen.

Er landete nach einer kurzen und glücklichen Fahrt in London, und verfügte ſich ſogleich zu dem, ihm angewieſenen Banquier, um ſeine Wechſel umzuſetzen. — Der Goldhändler ſah ihn prüfend an; — „Sie haben Aufträge an den Hof des Prätendenten?“ frug er; — Selm ſtutzte; durfte er dieſem Manne etwas vertrauen, was ſeine Sendung betraf? — „Beunruhigen Sie ſich nicht,“ ſprach der Wechsler, „was aus Branchier's Händen kommt, kann nur den Weg ſuchen, welchen ich eben bezeichnet habe. Sie können übrigens den Weg nach Edinburg ſparen; der Prätendent hat dieſe Stadt verlaſſen und bewohnt jetzt Hartwelhouſe. — Ich habe Ihnen noch anzukündigen, daß Ihre Korreſpondenz mit Branchier ſehr ſicher durch meine Hand geht.“

Dieſe Bemerkung durchſchnitt Selm's Plan, durch ſeine Eröffnungen, die er dem Prätendenten zu machen beſchloſſen hatte, ſich ganz aus der Verbindung mit Vautour loszureißen; — er frug den Banquier, ob es ihm nicht geſtattet ſei, unmittelbar an ſeine Familie nach Weſtphalen zu ſchreiben? — Der Kaufmann widerrieth einen ſolchen Verſuch, welcher, in Folge der jetzt ſo weit ausgedehnten geheimen Polizeianſtalten im weſtlichen Deutſchland nur verderblich für die Empfänger ſeiner Briefe ſein könne. — Selm glaubte alſo, für jetzt noch die ihm gegebene Addreſſe benutzen zu müſſen, und ſchrieb unter dieſer an Ulriken.

(Fortſ. folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Als abermals nach vier Jahren ihn Sekonda für Dresden und Leipzig als Muſikdirektor berief, jubilirte er auf gleiche Weiſe, und erinnerte mich an die obigen, früher mir gemachten Äußerungen, mit den Worten ſchließend:

„Meine Lehr- und Marterjahre ſind nun in Bamberg abgebüßt, jetzt kommen die Wander- und Meiſterjahre; — nun ſitz' ich feſt im Sattel!“ —

Allerdings ſind die verlebten Jahre in Bamberg ſeine Marterjahre zu nennen, und wie es mir ſcheint, wichtiger und einflußreicher auf ihn als Menſch und Schriftſteller geweſen, als Mancher glauben mag. — Die in ihm vorhandene Ironie ward hier auf das äußerſte geſchärft, und ſein Haß gegen das Gemeine und Schlechte im Leben und Umgang, in Ingrimm verwandelt.

Hoffmann ſah wohl ein, daß er nicht geliebt und geachtet, ſondern nur gefürchtet war, und daß ſein Talent nur für Zwecke in Anſpruch genommen ward, die in ſeinen Augen zu den erbärmlichen gehörten. — Wenn, [illegible] wir aus Hitzig's Schrift wiſſen *), er ein Feſtſpiel dichten und komponiren mußte, ſo galt es damals, wie bis heute noch nicht: Geiſt und Gemüth erſchütternd zu erheben, über den flachen Boden die Leute aus ihren engen Räumen hinwegzutragen; ſondern ſie recht eigentlich darin zu erhalten, recht feſt zu nageln in ihrem bequemen Großvaterſtuhle häuslicher Miſeren, ihre Thränendrüſen ſo zu füllen, daß, wenn ſie auch bis an's Kinn in Waſſer ſaßen, ſie ruhig darin ſitzen bleiben durften.

Wurde Hoffmann zu Familien-Feſten gezogen, ſo war der Einladungskarte gleich anzuſehen, was beabſichtigt wurde. — Nicht aus Achtung ſeiner Perſon geſchahen dieſe Einladungen, ſondern es wurde ſtets ein Nebenzweck damit verbunden, wie noch heutigen Tages es der Fall, wo der Geladene die genoſſenen Speiſen und Getränke mit der Münze ſeines in Anſpruch genommenen Talentes oft theuer genug bezahlen muß! —

Mit welchen Hinderniſſen der arme Freund als Muſiklehrer zu kämpfen hatte, iſt bereits früher angedeutet worden, ſo wie andere Widerwärtigkeiten; in's Licht zu ſtellen iſt aber noch, daß er nur von ſehr Wenigen jene Anerkennung ſeines geiſtigen Werthes genoß, den der wahrhaft Gebildete immer ſchätzt und ehrt, unbekümmert um den Rang und die Stellung, den Genie und Talent in der bürgerlichen Geſellſchaft einnehmen. — Seine Meinung aber ward nicht ſelten als vorlaut, und mit dem Charakter eines bloßen Muſiklehrers ſich gar nicht vertragend, bezeichnet, u. ſ. w., und ſo konnte es nicht fehlen, daß, wie geſagt, ein förmlicher Ingrimm ſich ſeiner bemächtigte, der ſich ſchon hier durch Rede und Schrift Luft zu verſchaffen ſuchte, und mehr oder minder in ſeinen ſpätern Werken nicht zu verkennen iſt. — Wenn daher Hoffmann vorgeworfen wird, daß in allen ſeinen Schriften eine gewiſſe diaboliſche Luft wehe, ſo wollen wir nicht unterſuchen, in wie fern oder in wie weit dies wahr oder nicht wahr ſei, wohl aber die Frage ſtellen: ob, hätte derſelbe Bamberg nie geſehen, eine heiterere Luft dem Leſer entgegenſtrömen würde? — — und dieſe keck und unbedingt mit „Ja!“ beantworten. —

* * *

Einen Freund, im eigentlichſten Sinn des Wortes, hatte Hoffmann außer mir hier nicht; ich war ihm in Bamberg das, was Hitzig ihm in Berlin war. Zwar theilten wohl ein halb Dutzend Bekannte ſeinen Umgang, und er nannte ſie und ſie ihn: Freund; doch war das gegenſeitige Verhältniß ein mehr ſociales und oberflächliches, wie Hoffmann dies gegen mich öfters bekannte.

Zu einer lobenswerthen Eigenthümlichkeit ſeines Charakters gehörte die Aufrichtigkeit, mit der er ſich ein Paar Mal über das Wörtchen „Du“ ungefähr wie folgt, ausſprach: „Wundern Sie ſich ja nicht darüber“ — ſagte er mir einſt — „Ihnen das „Du“ nicht ſchon längſt angeboten zu haben; — mein Herz trieb mich oft dazu; aber ich habe eine wahre Scheu davor durch den Mißbrauch bekommen, der damit getrieben ward und wird. Bei'm Glaſe Wein gemachte Brüderſchaft gilt mir nichts; ſie muß von ſelbſt entſtehen, und, als Pflanze in früheſter Jugendzeit gepflegt, mit uns zum ſtarken Baum heranwachſen. Darum nenne ich nur meinen Jugendfreund Hippel „Du“ und ſpäter erworbene Freunde, wie z. B. Hitzig „Sie“, obwohl beide mir gleich hochſtehen. Auch kann ich mich von der Idee nicht trennen, daß dem wahren, ächten, aber erſt in vorgerückten Jahren geknüpftem Freundſchaftsbande durch dies kleine Wort leicht Eintrag geſchehen könne, weil es Fälle im Leben gibt, wo die gegenſeitige Achtung, die wahre Freunde als Grundbedingniß ſtets unter ſich zu bewahren wiſſen, leicht tangirt und verletzt werden kann.“

Ich theilte ähnliche Anſichten mit ihm, und fühlte noch höhere, von Seiten des Herzens ausgehende Bedingniſſe, ſo wie das in allen Theilen gleiche Zuſammenſtimmen des ganzen Charakters als nothwendig dazu gehörend, und ſo kam es, daß bei ſonſtiger höchſter Vertraulichkeit dies Bruderwort zwiſchen uns nicht Eingang fand.

* * *

Hoffmann las ſehr wenig, und, was er las, mußte ausgezeichneten Werth haben. Von neuen Schriften nahm er nicht eher Notiz, als bis ich ihn auf dieſe oder jene merkwürdige aufmerkſam gemacht hatte, welche ich ihm alsdann jederzeit vorleſen mußte. Er ſelbſt ließ ſich dazu ſelten bewegen, weil er wohl fühlte, daß er nicht gut las. Er trug unverſtändlich vor, indem er am Ende eines Satzes die Worte verſchluckte, las viel zu ſchnell, beſonders das, was ihn nicht vorzugsweiſe anſprach, dahingegen zog er die Stellen, von denen er ergriffen wurde, ſo in die Länge und accentuirte die Worte unter obligatem Geſichterſchneiden ſo über die Gebühr, daß ich oft laut auflachen mußte, was er gar nicht übel nahm.

Ehe wir zu dem Entſchluß gelangten, irgend ein Werk der neuern Literatur zum Leſegegenſtand zu wählen, dauerte es lange. Stundenlang wählten wir oft in meiner Bibliothek unter mehrern tauſend Bänden, ohne etwas zu finden, wie die Hoffmann'ſche Stimmung es wünſchte, und oft ſtellte er das geiſtreichſte ihm dargereichte Werk wieder mit den Worten hin: „Alles nicht ſtomachal genug!“ Gewöhnlich war immer das Ende — das Zufluchtnehmen zur ältern Literatur, und Shakeſpeare, Calderon und Göthe halfen aus. — Von erſterm liebte unſer Freund vorzüglich ſeinen „Sommernachtstraum“ der vielleicht ein halb Dutzend Mal geleſen ward; eben ſo oft entzückte ihn „Rameau's Neffe nach Diderot von Göthe.“

Dieſer Lektüre iſt die Entſtehung der „Leiden eines Theaterdirektors“ zu danken, zu welcher Arbeit Hoffmann ſchon hier den feſten Entſchluß faßte, mit mir einzelnes beſprach und niederſchrieb. (Fortſ. folgt.)

---

*) Siehe II. Band, Seite 13—15.

Les chants du Crépuscule.

Oeuvres complètes de Victor Hugo. Poésie V. Paris, Eugène Renduel. Rue des Grands-Augustins, No. 22, 1835. 8.

Victor Hugo und Lamartine ſind unſtreitig die zwei glänzendſten Geſtirne am Himmel der neuern lyriſchen Poeſie in Frankreich und in ihnen beiden ſpiegelt ſich beſonders der Reflex des modern-chriſtlichen und alt-bibliſchen Geiſtes. Jede von dieſen reichbegabten Naturen hat ſich nach ihrer Art und Weiſe die alt-teſtamentliche Begeiſterung zu eigen gemacht und ſie nach den Bedürfniſſen und Eingebungen individueller Geiſtesanlagen umgemodelt; beide haben dem großen Geſetzgeber und dem Propheten des jüdiſchen Volks das Geheimniß göttlicher Gedanken abgelauſcht und ihnen jene herrlichen Bilder, jene treffenden Gleichniſſe und jene ſchimmernden Metaphern entlehnt, welche uns über dem Leſen des Pentateuch und des Jeſaias entzücken. Aber welch' unermeßlicher Abſtand zwiſchen Hugo und Lamartine! An dem Dichter der „Meditationen" bewundern wir inſonderheit jene poetiſche Fülle, welche urkräftig aus der Seele dringt und das Gemüth jedesmal zu einem lyriſchen Erguſſe hindrängt, wenn es von Freude oder Schmerz bewegt iſt. Sorglos und nachläſſig erſchafft ſein Geiſt die Traumbilder einer ganzen Dichter- und Liebeswelt, indem er zugleich den reichen Zauber blendender Farben darüber verbreitet. Seitdem Lamartine's Name in der franzöſiſchen Literaturgeſchichte glänzt, hat der Sänger mit den Gegenſtänden ſeiner Dichtungen wenig oder gar nicht abgewechſelt, und doch iſt es nie Jemand eingefallen, ihm die Einförmigkeit ſeiner dichteriſchen Erfindungen vorzuwerfen. Das macht weil die Weiſe ſeiner Poeſie ſich ohn' Unterlaß erneuert, ohne jemals an Durchſichtigkeit und Glanz zu verlieren; das macht, weil der Strom ſeines dichteriſchen Genius, in dem einmal gewählten Flußbette ruhig fortfließend, in ſeinen klaren Wellen die unaufhörlich wechſelnden Landſchaften des Ufers zurückſpiegelt. Gott, Natur und Menſchheit ſind der Dreiklang, welcher in Lamartine's „Meditationen" und „Harmonien" wiederkehrt und in reinen Akkorden zu einer unausſprechlich ſüßen Muſik ertönt, welche man mit ſtets erneuter Luſt anhören kann.

Ein nicht minder ausgezeichneter, doch durchaus anders gearteter Geiſt iſt Victor Hugo. Tritt bei Lamartine uns beſonders die dichteriſche Spontaneität entgegen, ſo ſehen wir in Victor Hugo vor allen Dingen den Mann von beharrlicher Willenskraft, welcher dem anhaltenden Studium ſeiner Kunſt den größten und beſten Theil ſeines Rufes und ſeiner Allmacht verdankt. Er hat mit kräftiger Fauſt die Axt gegen die früheren Überlieferungen ſeiner Zeit geſchwungen und das alte, morſche Gebäude der Literatur aus der Kaiſerzeit umgeworfen, welches zwar ſchon vor ſeinem erſten Auftreten wankte und ſchwankte, ſich aber doch noch lange hätte halten können, wenn ein weniger kräftiger Arm an ſeinen Grundveſten gerüttelt hätte. Die drei lyriſchen Gedichtſammlungen Victor Hugo's haben der poetiſchen Sprache der Franzoſen ſo ausnehmende Dienſte geleiſtet, daß dieſe allein hinreichen würden, den Namen des Verfaſſers mit Ruhm zu bedecken. Leicht erkennen wir in ihnen die verſchiedenen Bildungsſtufen des Hugo'ſchen Geiſtes.

In ſeinen Oden und Balladen war er faſt ausſchließlich darauf bedacht, den lyriſchen Ausdruck zu reformiren und zu erweitern; er ſuchte die von André Chenier eingeſchlagenen Wege auszutreten. Was den Bau der Strophen, die ſtrategiſchen Evolutionen des Reims und der Cäſur anlangt, ſo kann man nicht wohl etwas Kühneres, Männlicheres und Geſchmeidigeres in der franzöſiſchen Sprache leſen. Nicht ſelten ſtoßen wir auf eine Pracht des Styls, welche an die Majeſtät der Gebäude Vignola's und Palladio's erinnert; wie dieſe den kalten, todten Stein zu prächtigen Gallerien und Kuppeln zu beleben wußten, ſo verſteht Victor Hugo, das Wort in Spitzen auszuſchneiden, es zu glätten, zu emailliren und zu vergolden. Das iſt ein wunderbarer Meiſter, welcher die Sprache dictatoriſch handhabt und ſie, wie ein gewandter Reiter ſein muthig raſches Roß, mit ſicherer Hand beim Zaum führt und lenkt, wohin es ihm beliebt. In ſeinen Elegien treffen wir zwar noch hie und da auf vage Erinnerungen an die Chöre Racine's; in der Ode dagegen mit ihrer rauhen, ſtolzen Form, welche der ſchöpferiſchen und revolutionären Kraft des Dichters mehr zuſagte, wird die Sprache grandios und erreicht die caſtilianiſche Begeiſterung des großen Corneille.

In den Orientalen verſuchte Victor Hugo andere Figuren, andere Bilder; die äußere Natur bemächtigte ſich ſeiner Ideen und trug ihm die Farben auf ſeine Palette; hier iſt er eher Maler, als Dichter und es begegnet ihm wohl, daß er für ſeinen Gedanken ſo prächtige Bekleidungen hat, daß er das Nackte über der Draperie, den Gedanken über dem Bilde, den Menſchen über dem Dichter und die Wahrheit über der Schönheit vergißt. Seine Orientalen haben einen weiten, glänzenden Geſichtskreis; alle Nüancen des Gedankens vermiſchen ſich hier mit den Nüancen der Felder, Bäume, Berge und Wolken, über welche der Dichter die Wärme, die Farbe, das Licht und den ſüßeſten Zauber jener überreichen Natur ausgegoſſen; und ſeine Gedichte gleichen ſomit ſelbſt jener ägyptiſchen Erde, welche ſie uns als einen großen bunten, prächtig geſtickten Teppich am Meeresgeſtade malen. Bald duftet der Vers die berauſchenden Wohlgerüche des Orangenbaums, bald zerſtiebt er im ſpielenden Thau, welcher von ſchimmernden Kaskaden heruntertröpfelt. Erſt in den Feuilles d'Automne wird der Ausdruck des Hugo'ſchen Gedankens beſtimmter und abgegränzter, und ſein neueſtes Werk vervollſtändigt den lyriſchen Cyklus, da es ſich in derſelben Sphäre bewegt. (Schluß f.)

Notabene's und Gloſſen.

* Tauler. — Gewiß träumte unſerem gottſeligen Tauler nicht, daß eine ſeiner Schriften als „*Institutions divines*" im Jahre 1835 in dem *Panthéon Littéraire, collection universelle des chef-d'oeuvres de l'esprit humain* dem Pariſer Publikum dargeboten werde.

* Möhler und Baur. — Das *Univers religieux* berichtet unter der Überſchrift: „Proteſtantiſche Toleranz im K. Würtemberg," der berühmte Profeſſor Möhler habe im Jahre 1832 ſeine „famoſe Symbolik" erſcheinen laſſen, welche großen „Rumor" in der theologiſchen Welt gemacht; Dr. Marheinecke, Nitzſch und ſogar Möhler's College, Prof. Baur, ſeien gegen jenes Werk aufgetreten. Als aber Hr. Möhler in ſeiner Replik den letzteren auf's Haupt geſchlagen, habe dieſer für gut gefunden, das Miniſterium zu veranlaſſen, dem Hrn. Möhler zu inſinuiren, er möge den theologiſchen Streit nicht weiter fortſetzen. Sofort habe dieſer ſeine Entlaſſung eingereicht und halte nun öffentliche Vorleſungen auf der Univerſität von Monaco. — (?) T.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 286. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 3. December.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Jetzt nahm er ſein Geld in Empfang. Es war, wie er ſich überzeugte, kaum hinreichend für ſeinen zweimonatlichen Unterhalt. — Der Kaufmann las ihm die Sorge auf der Stirne, und Selm machte ihm kein Hehl aus derſelben. „Sie werden auf des Prätendenten Empfehlung von der Regierung eine Penſion erhalten,“ ſprach der Wechsler, „und ſollte dieſe Hoffnung Ihnen fehl ſchlagen, ſo könnte ich Ihnen vielleicht einen Verdienſt nachweiſen; welche Sprachen ſind Ihnen geläufig?“ — „Außer der deutſchen,“ antwortete Selm, „habe ich Gelegenheit gehabt, franzöſiſch und etwas polniſch zu lernen.“ — „Polniſch? — ſehr gut!“ ſprach der Kaufmann; — „kennen Sie Polen?“ — „Ich habe, als Bialiſtok noch ein Theil des preußiſchen Reiches war, dieſen Ort bewohnt. — Jetzt iſt es dem ruſſiſchen Scepter unterworfen.“ — „Ruſſiſch? — ſehr, ſehr gut!“ ſprach der Wechsler mit erhöheter Betonung. — „Sie wenden ſich an mich, wenn Sie in Verlegenheit ſind. — Ich empfehle mich Ihnen, Herr Ormund.“ —

Selm ging, und trat unverzüglich ſeine Reiſe nach Hartwel an. Seine nachgeſuchte Audienz bei dem verbannten Könige wurde ihm ohne Schwierigkeiten bewilligt; er überreichte dieſem die beiden Schreiben für den Abbé von Montesquiou, und den nommé Broulart und entdeckte und zergliederte dem Prätendenten, dem gefaßten Beſchluſſe gemäß, ſeinen Zweifel an die Aufrichtigkeit jener überſeeiſchen geheimen Korreſpondenten. Ludwig hörte ihn ſehr aufmerkſam an, und befrug ihn, ohne auf das nähere der ihm eben gemachten Mittheilungen einzugehen, genau nach allen, ihm bekannten Umſtänden der verfehlten Kaſſel'ſchen Revolution, gab dann Befehl, für den Fremdling zu ſorgen und entließ ihn.

Wenige Stunden lang war Selm ſich ſelbſt überlaſſen geweſen, als er zu dem Abbé beſchieden ward. „Sie haben,“ — redete dieſer ihn an, — „Seiner Majeſtät zwei Briefe überbracht; ſind Ihnen dieſe beiden Briefe von einer und derſelben Perſon übergeben worden?“ — Selm bejahte dieſe Frage. — „Wie ſind Sie mit dem Abſender bekannt geworden?“ frug der Abbé nunmehr, und Selm wiederholte ſeine dem Könige gemachte Mittheilung faſt wörtlich. „In weſſen Dienſte und in welchem Orte befanden Sie ſich“ — forſchte der Abbé — „ehe Sie dem nommé Jerome unterworfen wurden?“ — „Ich war preußiſcher Unterthan,“ antwortete Selm, „ſtudirte in Halle und Göttingen, ward in den polniſchen Provinzen des preußiſchen Staats angeſtellt, dann nach deſſen neu aquirirten weſtphäliſchen, ehemals geiſtlichen Fürſtenthümern verſetzt, und gezwungen, mit dieſen an das neue Königreich Weſtphalen überzugehn.“ — Der Abbé ſchwieg ein Weilchen, als wolle er das Gehörte verarbeiten; dann fuhr er in ſeiner Unterſuchung fort: „Sie haben alſo in Halle und in Göttingen ſtudirt, — warum nicht in Münſter oder in Erfurt?“ — Selm erwiederte, „daß, ſo viel er wiſſe, an beiden Orten nur Lehrſtühle für römiſch katholiſche Theologen befindlich wären, und er weder Theologe noch Katholik ſei.“ — Dieſe unerwartete Antwort färbte die Wangen des Abbé's dunkelroth; „Jeſus Maria!“ rief er aus: „Was denkt der Branchier! — Welchen Menſchen ſchickt er uns da!“ — Der geiſtliche Herr brach das Geſpräch ſchnell ab, und Selm hatte nie mehr ein ähnliches mit ihm.

Nach Verlauf einer Woche wurden in Hartwellhouſe Vorbereitungen zur Aufnahme des Herzogs von Artois getroffen, welcher, wie es hieß, durch einen Kurier hieher beſchieden worden ſei. Er kam mit ſeinen beiden Söhnen, den Herzogen von Angouleme und von Berry, und Selm ward zu dieſen Herren beſchieden. Der Abbé war bei dem neuen Verhör, welches jener zu beſtehen hatte, gegenwärtig; der König nicht. Augenſcheinlich verglich man die Angaben, welche Selm gemacht hatte, mit den von ihm überbrachten Papieren, und der Vergleich führte zu leiſen, doch ziemlich lebhaften Aufſtellungen verſchiedener Meinungen. Plötzlich wandte ſich der Herzog von Berry an Selm mit der Frage: „Wann gehn Sie wieder zurück nach Deutſchland?“ — Dieſer antwortete, „daß er an eine Rückkehr nach ſeinem Vaterlande nicht denken dürfe, ſo lange die jetzigen Verhältniſſe dort beſtehen blieben.“ — „Und keine weiteren Sendungen haben Sie mitgebracht, als die Seiner Majeſtät eingehändigten?“ frug der Herzog von Berry mit einem ſtechenden Blick auf Selm. — „Keine weiter!“ ſprach dieſer verſichernd, und der Herzog verließ das Zimmer, im Abgehen halblaut den andern Herren zurufend: „Ein hungriger Bettler, ſonſt nichts!“ — Da trat der Herzog von Angouleme an Selm heran und frug: „Aus welchem Grunde haben Sie denn die Schriftpakete an Seine Majeſtät ſelbſt, und nicht an deren beſtimmte Empfänger überliefert?“ — „Weil ich die Abſender für Verräther hielt, und es nothwendig achtete, Seine Majeſtät zu warnen;“ erwiederte Selm. — „Ein äußerſt frecher Bettler!“ murmelte der Herzog ſeinem Vater zu, indem er an Selm vorüber aus dem Zimmer ſchritt. — Jetzt näherte ſich dieſem der Graf von Artois und ſprach: „Mein Herr Ormund, Sie bemühen ſich vergeblich, den loyalſten Unterthanen Seiner Majeſtät, Ihren eignen Wohlthäter zu verläumden; begreifen Sie denn nicht, daß man einer Perſon, die Jahrelang Beweiſe der treueſten Anhänglichkeit an unſer erlauchtes Haus gegeben hat, einem Manne, der Mitglied der allerehrwürdigſten göttlichen Stiftung auf Erden iſt, mehr Vertrauen beimeſſen muß, als Ihnen, der Sie bei Ihrem erſten Auftritt an unſern Hof ſich auf einem falſchen Spiele ertappen laſſen?“ Er wandte dem Beſtürzten den Rücken zu und ging hinaus. — (Fortſ. folgt.)

Hogarth und Lichtenberg.

(Fortſetzung.)

Lichtenberg's Commentar iſt in Deutſchland ſo ſehr populär geworden, daß man ihn ſtets mit der Kunſt Hogarth's vereinigt denkt, ja man hat ſich an die Verbindung beider Namen ſo ſehr gewöhnt, daß man ziemlich allgemein die Meinung hegt, der engliſche Künſtler ſei ohne den Commentar des deutſchen Gelehrten unverſtändlich. Allerdings beſitzt Lichtenberg viel Verdienſte; die Erklärungen früherer Commentatoren hat er fleißig geſammelt, gewiſſenhaft benutzt und kritiſch geſichtet; mit einer beneidenswerthen Kenntniß der engliſchen Literatur damaliger Zeiten, wie man ſie ſchwerlich jetzt wohl antreffen möchte, hat er Alles aus ihr zuſammengetragen, was zur Erläuterung nur irgend dienen kann; ſeine Kenntniß des engliſchen Lebens und ſein Scharfſinn haben ihn manches auffinden laſſen, was den engliſchen Erklärern entgangen war; auf der andern Seite ermüdet er aber durch Weitſchweifigkeit, durch ſein Raiſonnement, welches aus Furcht, undeutlich zu ſein, in zehn verſchiedenen Weiſen nichts als daſſelbe ſagt, durch ſein Geſchwätz über ſeine deutſchen Gevatter und einen Humor, der nicht eher nachläßt, als bis keine Faſer an dem Knochen, den ſein Witz hetzt, mehr übrig iſt. *) Von Göthe erinnern wir uns irgendwo ein ähnliches Urtheil geleſen zu haben; die Engländer, welche Lichtenberg kennen, ſind darüber einſtimmig. Vielleicht war dieſe Schreibart für das damalige Publikum geeignet. Allein jetzt geſteht wohl Jeder, welcher den Engländer kennt, daß er die Erläuterungen von Trusler und Ireland mit größerem Vergnügen leſen wird, ob ſie gleich bei weitem nicht ſo vollſtändig ſind. Eine kürzere Erklärung mit gedrängterem Humor wäre gewiß für Deutſchland wünſchenswerth; wir halten ihre Herausgabe aber für unmöglich.

Um ein Beiſpiel von der Ausbeute zu geben, die noch immer aus dem reichen Schatze des Hogarth'ſchen Humors zu gewinnen iſt, wählen wir die drei Reihen von Kupferſtichen, auf die der Künſtler den größten Fleiß verwandte, worin er Menſchenkenntniß und Laune am reichlichſten offenbarte und die deßhalb auch hauptſächlich ſeine Berühmtheit veranlaßten. Le mariage à la mode (die Heirath nach der Mode), the Rake's progress (das Leben eines Liederlichen) und a Harlot's progress (das Leben einer Buhlerin); ferner noch einige einzelne Blätter: a modern midnight conversation, oder die Punſchgeſellſchaft, wie Lichtenberg ſie nennt, und endlich the consultation of physicians, die Conſultation von Ärzten, bei Lichtenberg unter dem Titel das: Collegium Medicum.

Zu jener Darſtellung eines unheilvollen Ehebündniſſes, welches nur aus conventionellen und eigennützigen Rückſichten geſchloſſen, durch den moraliſchen und materiellen Ruin beider Theile gerächt wird, findet ſich eine Platte, woran alle Erklärer ohne zu einem befriedigenden Reſultate zu kommen, ihren Scharfſinn übten. Es iſt die dritte, worin das Leben des Lord Squanderfield, mit ſeinem Zugpflaſter hinter dem Ohre, genugſam bezeichnet wird, nachdem auf der zweiten Platte das häusliche Glück des liederlichen Lord und ſeiner Gemahlin, die gegen ihren Willen von ihrem geizigen und reichen Vater, dem Alderman der erſten und letzten Platte, dieſem Laffen aus Eitelkeit, verkuppelt wurde, dargeſtellt iſt. Auf dieſer Platte befindet ſich der Lord bei einem franzöſiſchen Quackſalber, Mr. de la Pillule, den Hogarth durch ein Nebenattribut als ehemaligen Barbier deutlich genug bezeichnet, um bei einer ſeiner Geliebten die

---

*) Zum Beiſpiel diene das bekannte Bild „der Abend“, wo neben dem unglücklich geſchmückten Ehemann und ſeiner Frau zwei Kinder gehen. Das eine trägt eine Cocarde (in England das Zeichen des Soldatenſtandes), Lichtenberg redet weitläufig eine Seite lang hin und her, weßhalb der Knabe den Soldaten ſpiele, und gibt endlich zur Antwort: — aus Kinderſpiel.

Folgen ſeiner früheren Fehler wieder zu heben. Die vierte Perſon iſt hier ein Frauenzimmer von ſehr zweideutigem Ausſehen, das voll Wuth ein Taſchenmeſſer öffnet und dabei den Lord von der Seite anblickt. Die Ausleger meinen, es wolle während den Lord oder Arzt todt ſtechen. Wir möchten das Öffnen des Taſchenmeſſers auf folgende Weiſe erklären: Betrachtet man ſchon die Ausſchmückung des Zimmers, die anatomiſchen Präparate, die Skelette, die Naturalien, die Maſchinen zum Einſetzen verrenkter Glieder, welche zugleich als Korkzieher dienen, ſo erkennt man den medicinischen Pfuſcher auf der Stelle; alles iſt auf das Staunen der Laien über des Doktors Kunſt berechnet. Mit dem Taſchenmeſſer bezeichnet Hogarth den Marktſchreier noch deutlicher. Er hat die Krankheit unterſucht, wie man aus dem Augenglaſe, das er abwiſcht, angedeutet ſieht, und eine chirurgiſche Operation für nothwendig erklärt; nun drückt Hogarth in ſeiner Zeichnung aus, iſt der Menſch ſo ſehr Quackſalber, daß ihm ſogar ein chirurgiſches Beſteck fehlt, ſo daß er ein gewöhnliches Taſchenmeſſer, welches die vierte Figur, ärgerlich über den Lord, öffnet, gebrauchen muß.

(Schluß folgt.)

Les chants du Crépuscule.

(Schluß.)

Man kann dieſe „Dämmerungsgeſänge“ füglich unter zwei große Abtheilungen bringen, wovon die eine politiſche Gedichte und die andere Elegien enthält; erſtere umfaſſen das öffentliche Treiben des Forums, letztere beſchränken ſich auf den ſtillen Kreis des häuslichen Lebens. Dieſer letzte Theil iſt gewiſſermaßen eine Fortſetzung der Herbſtblätter; aber die Geſänge des Dichters ſind ernſter und trauriger geworden, je nachdem ſein Herz enttäuſcht worden iſt. Leicht merkt man, daß dieſer Gedanke von ſtechenderen Schmerzen geplagt, daß dieſe Welle von heftigeren Stürmen gepeitſcht wird, daß die Falten dieſer Ehrfurcht gebietenden Stirn tiefer gehen und daß die Schmerzen und Freuden dieſes Lebens mit dem Alter gewechſelt haben. Victor Hugo ſpricht ſich darüber in dem kurzen Vorwort folgendergeſtalt aus: „Was vielleicht mitunter in dieſer Sammlung ausgedrückt iſt, was dem Verfaſſer während dem Aufzeichnen der nachſtehenden Geſänge beſonders vorgeſchwebt hat, das iſt jener abſonderliche Dämmerungszuſtand der Seele und Geſellſchaft in unſerm gegenwärtigen Jahrhundert, jener dichte Nebel nach Außen, jene ſchwankende Ungewißheit nach Innen, jenes unnennbar und umgebende Halbdunkel. Daher findet der Leſer in dieſem Buche jenen mit zögerndem Zweifel untermiſchten Hoffnungsſchein, jene von trauernden Klagen unterbrochenen Liebesgeſänge, jene von tiefer Melancholie durchdrungene Heiterkeit, jenes Verzagtſein, welches plötzlich vor Freuden wieder laut aufſchreit, jene Ohnmacht, welche raſch wieder zu ſich kommt, jene Ruhe, welche duldet, jene innere Angſt, welche kaum die Oberfläche des Verſes nach Außen hin aufregt, jene politiſchen Stürme, von ferne und mit Ruhe betrachtet, jene religiöſe Umkehr vom öffentlichen Markte zu der Stille des Familienlebens, jene Beſorgniß, daß nicht in Zukunft Alles ſich mehr und mehr verdunkeln möge und endlich auf Augenblicke jenen freudigen und keimenden Glauben, daß die ganze Menſchheit ſich doch möglicher Weiſe zu einer neuen Blüthe erſchließen könne.“ So ſehen wir wechſelsweiſe den Staatsbürger, welcher grollt, und den Dichter, welcher ſingt, den Chriſten, welcher betet, und den Philoſophen, welcher zweifelt, den Jüngling, der hofft, und den Vater, der über ſeine Kinder weint.

Die politiſchen Oden ſind auch ernſter und ſtrenger, mitunter auch nicht ſo brillant gehalten als in Hugo's früheren lyriſchen Produktionen. Jedoch finden wir auch hier noch immer die volle, ſchöne Strophe Victor Hugo's, welche mit beiden ausgebreiteten Flügeln und weithin tönendem Adlerſchrei die Lüfte durchſchneidet; ſeine Lyrik hat durchaus ihr altes Colorit beibehalten, indem ſie mit Pomp alle Länder der Erde in ihren Reim aufnimmt und vom Nil an die Bereſina ſpringt, um ihre Alexandriner mit Blut und Pulverdampf zu färben; wir erkennen leicht die alte Art des Dichters wieder, die wir ſchon oben andeuteten. Der Gedanke hat immer zwei Formen, zwei Arten ſich zu offenbaren, die ſich gegenſeitig erklären. Das iſt ein ewiges Vergleichen, eine fortgehende Antitheſe, in tauſend Facetten ſpielend und von allen Seiten her ſchimmernd. Jeden Augenblick greift die moraliſche Welt in die phyſiſche ein, um dieſer Leben und Bedeutung zu geben, umgekehrt durchdringt aber dieſe wieder die moraliſche Welt, zeichnet ſie in allen ihren Theilen und verleiht ihr höhere Färbung. Den ſchönen Geſang auf Louis B. . . . durchweht eine wahrhaft erhabene Anſicht der Geſchichte und gehört wohl mit zu den beſten der Sammlung. Beſonders gefallen haben mir noch der Geſang an ſeinen verſtorbenen Freund Alphonſe Rabbe, ferner XXIII u. XXIX.

Die Art und Weiſe zu dichten, jene Pracht und Fülle von Bildern und jener ſchöne Styl, mit immer neuen Malereien durchflochten, wie bei Petrarka, haben Victor Hugo den Namen eines realiſtiſchen Dichters zugezogen; und einer der beſten franzöſiſchen Kritiker wiederholte neuerdings dieſen Vorwurf; wir meinen jedoch mit Unrecht. Denn unſerm Bedünken nach iſt man noch keineswegs Realiſt, wenn man die äußeren Gegenſtände den Augen des Körpers und denen der Seele zu gleicher Zeit vorführt, wenn man ſich vielfach mit der Form beſchäftigt und den Styl oft glättet und feilt; man iſt Realiſt, wenn man glaubt, das die äußere Form das Göttliche, Belebende ſei, nicht der Gedanke, den ſie darſtellt und ausdrückt, wenn man den Gedanken mit andern Worten unter der Plaſtik erſtickt. Findet ſich irgendwo in den Hugo'ſchen Poeſieen eine Spur dieſes Realismus, ſo iſt es in den Orientalen; in dieſen Chants du Crépuscule iſt der Dichter durchaus von dieſem Vorwurf freizuſprechen. Noch einmal: die Idee, der Gedanke, das Gefühl ſpielen immer die Hauptrolle; ſie geben den' Dingen Sinn, Wert und Bedeutung und drücken ihnen das Siegel der Göttlichkeit auf. Wir wagen ſogar noch einen Schritt weiter zu gehen: bei allen großen Autoren iſt die Form von der Idee unzertrennlich und der Ausdruck ſo innig mit dem Gefühle verbunden, daß das Gefühl bisweilen ſich mit dem Ausdruck vermiſchen und nur mit ihm wieder zum Vorſchein kommen würde. Bei großen Geiſtern entſpringt die Idee, wie ſie ſein und bleiben ſoll; der Gedanke iſt die Minerva der Alten, welche geharniſcht aus dem Gehirn Jupiters hervortrat. — Schließlich bemerken wir, daß dieſes letzte Werk Victor Hugo's den lyriſchen Ruf des Verfaſſers nur bewähren, wenn auch nicht höher ſteigern kann.

Notabene's und Gloſſen.

Chineſiſche Meſſiashoffnung. — Dem Singapore Chronicle zufolge heißt es im 29ſten Hauptſtück des [illegible]ung-yung, einem moraliſchen Buche, welches ein Enkel des Confucius (der im 6. Jhrh. v. C. lebte) geſchrieben: „Der gute Fürſt legt die Grundlage zu ſeinen Handlungen in ſich ſelbſt; er führt in die Mitte ſeines Volkes die Ehrfurcht vor ſeinem eignen Beiſpiele ein; er vervollkommnet ſich ohne blindes Vorurtheil nach dem Beiſpiele der Gründer der drei erſten Dynaſtien; er beſtimmt ſeine Handlungen unaufhörlich in Übereinſtimmung mit Himmel und Erde; er herrſcht über die Seinen und findet keinen Grund zu Zweifel und Unruhe, in dem er zuverſichtlich den heiligen Mann erwartet, der da kommen wird am Ende von Jahrhunderten."

*

Mehrheit der Welten. — Giordano Bruno behauptete zuerſt die Mehrheit der Welten, d. h. der Sonnenſyſteme, in ſeiner Schrift „del Infinito universo e mondi," die 1584 herauskam. Fontenelle wiederholte dieſe Behauptung in ſeinen „Entretiens de la pluralité des mondes" (1686) und der große Geometer Huyghens in dem „Kosmotheoros," der nach deſſen Tode, im Jahre 1698 erſchien.

*

Gazetta. — Von Italien gingen die erſten Verſuche aus, die Politik mittels der Preſſe zu leiten. Aretin machte ſich durch dieſelbe allen Souverainen ſeiner Zeit furchtbar. Selbſt der Name Gazetta ſtammt von dem einer kleinen venetianiſchen Münze, für welche man Anfangs die fliegenden Druckblätter kaufte. — Was in der alten Welt der Portikus und das Forum, das iſt jetzt die periodiſche Preſſe. C.

Muſik in Frankfurt

hatten wir ſeit dem 11. November vollauf. Die 4te Aufführung des Inſtrumental-Muſik-Vereins führte den Reigen an. Ein guter Geiſt ging durch das Haus, und inſpirirte alle Theilnehmer. Nach jenem Maßſtabe, nach dem man ein ſolches Unternehmen beurtheilen muß, wurde auch die kühne Erwartung erfüllt. Das Feuer der Leitung benahm der Präciſion alles bureaukratiſch-Ängſtliche. Die Wahl der Nummerfolge war eine nachzuahmende: Haydn's B-dur-Symphonie, Vogler's Ouverture aus Samori hätten dem beſten Orcheſter Ehre gemacht. Die Geſang-Vorträge von der wunderherrlichen J. S. Bach'ſchen Sopran-Arie mit Doppel-Quartett, und von Vater Haydn's „Theilung der Erde," waren der Compoſitionen würdig. Eben ſo Mozart's Clav. Conc. C-Moll mit der Hummel'ſchen Cadenz. Die Clavierſpielerin beurkundete eine ſolide von allen Verzierungen entfernte Schule, denn ihr Vortrag war edel und einfach. Beſonders lobend iſt jedoch des Spohr'ſchen Quintetts für Clavier und Blasinſtrumente zu erwähnen, das, in Uebereinſtimmung und Diſcretion des Ganzen, wie im geiſtgemäßen Vortrage jedes einzelnen Inſtrumentes — unpartheiiſch ſei's geſagt — nicht leicht übertroffen werden dürfte. Rückſichtlich der ſchwierigen Aufgabe, an der Spitze eines Vereines zu ſtehen, wo jedes Mitglied, mit Egmont zu reden, rund für ſich ein kleiner König iſt, wird es nicht das kleinſte Verdienſt unſeres Herrn Schmitt ſein, wenn er die Zügel dieſer Anſtalt in demſelben Geiſte behaupten wird. Allein — am Horizonte wird bereits das erſte Wölkchen ſichtbar — wenn es wahr iſt, daß zufolge einer neuen Beſchließung, den ganzen Sommer hindurch, die Zeit der beiden Meſſen mitgerechnet, [illegible] werden ſoll, mithin für die Leiſtungen dieſer Anſtalt 50 Procent an dem koſtbarſten Capitale der Zeit verloren gehen; dann mag der Weidenbuſch-Saal zum Pindus werden, und Schmitt einherſchreiten mit Lyra und Stirnband geſchmückt — das unbeachtete Sprichwort: „Uebung macht den Meiſter", wird alle Energie des Augenblicks niederſchlagen, und die Hoffnungen unſeres Muſikvereins werden in ihren Knoſpen verwelken. Es wird heißen: „[illegible] Troja!" Was würde aus unſerm Orcheſter, wenn Guhr daſſelbe nicht immerwährend in Athem erhielte, — wenn ihm auch oft der Athem ausgeht?! Es ſind nicht die einzelnen Kräfte, es iſt nicht der bloße Wille — dabei ſei hier unvergeſſen — es iſt die Gewohnheit des Zuſammenwirkens und ſich Kennens, die Macht der Verbindung, wobei ſich der Schwache dem Stärkern anſchmiegt und ſelbſt erſtarkt; es iſt die magnetiſche Rückwirkung, die in Guhr's vielbewegtem Stabe liegt. Sechsmonatliche Unthätigkeit wäre eine gefährliche Pauſe für die Mentoren unſerer Stadt; ſie würde das Grab ihrer Jünger ſein.

Andern hatten wir zwei. Hier iſt der Mutterboden der Symphonie, namentlich der Beethoven'ſchen. Sie iſt hier zum Titanen herangewachſen. Guhr iſt die Seele und jedes Orcheſter-Mitglied ein ſtarker Nerv derſelben. Wir leben in dieſen Symphonieen tiefgefühlt mit. Wir ſind zu Hauſe darin. Jede einzelne bildet ein volles Lebensalter mit ſeinen großartigen Wonnen und Qualen. Sie erzeugt Reflexionen, nicht blos Erinnerungen, und das ſoll ja die Muſik im Ganzen. Wir vernahmen B.'s A- und B-dur-Symphonie, und Mendelsſohns Phantaſie über Göthe's „Meeresſtille und glückliche Fahrt" in Form der Ouverture, wiederholt. Mendelsſohn muß componiren, er will nicht blos. Er iſt von ſeinen Gedanken ergriffen, und ſein Geiſt verarbeitet ihn durch und durch. Er ergreift den Pinſel erſt dann, wenn das Gemälde in ſeiner Seele vollendet iſt. So componiren, ſo dichten alle Meiſter von Beruf. Mendelsſohn tritt in Beethoven's, ſeines Vorbildes, Fußſtapfen, ohne ihm die Kleider vom Leibe zu reißen! — Kapellmeiſter Guhr zeigt, daß er im Wuſt der Regentenſorgen ſich der Praktikabilität keineswegs entfremdet hat. Wir verdanken ihm den Genuß des Hummel'ſchen As-dur-Conzerts, das vielleicht ſeinem herrlichen A-Moll-Conzert am nächſten ſteht. Wir loben in ſeinem Spiele beſonders den muſterhaften Anſchlag, der aus dieſem unſangbaren Inſtrumente ein ſeltnes Mark zieht, und im Larghetto daſſelbe vollends zum Sänger erhob. Wir loben ferner das perlende Fluidum ſeiner Paſſage. Die Repräſentation des Hummel'ſchen Genius, wie die ſpielende Gewalthabung über das Techniſche iſt bei dem Meiſter vorauszuſetzen. — Arien von Spohr und Mozart und ein artiges Fagott-Conzertante (von dem Herrn Schmezer, Fräulein Krafft und Herrn Lindner vorgetragen), füllten angemeſſen die Zwiſchenräume.

Ein Conzert, wobei das Ohr der Herold war, der die Füße zum luſtigen Kampfe aufforderte, gab Herr Johann Strauß von Wien im Saale der Oranienburg. Ich fand zum Glück noch ein Plätzchen vor dem Corridor auf der Treppe, deſſen umklammerndes Geländer mich vor jähem Sturze ſchützen mußte. Ob die weite Entfernung von dieſer Muſik ihre Ecken abgeſchliffen, oder ob ſie keine Ecken hatte, weiß ich nicht zu unterſcheiden. Genug, — was ich vernahm, gehört in's Reich der Fata morgana, und wie Mährchen aus dem Schlaraffenland klang es in meinen Ohren. Wahrlich, Herr J. Strauß iſt in ſeiner Art ein Shakespeare und Mozart, und ſein Bild verdient daher neben jenem zu hängen, deſſen Original das im vollſten Sinne des Wortes erfüllt, für was es ſich gibt, und für nicht mehr gelten will. Unſere Künſtler haben großes Unrecht, wenn ſie über den Mann ihre Spott-Dichter-Ader verſuchen. Herr J. Strauß benutzt die Schwächen ſeiner Zeit. Das thäte jeder, wenn jeder die Mittel dazu beſäße. Wer blieſe nicht mit in Oberon's Horn, wenn es ihm verliehen wäre? Strauß erbläſt ſich einen goldnen Regen. Iſt's ſeine Schuld, wenn der goldne Geſchmack recht mit den Füßen davon fliegt? Wer ihn zum Fetiſch der Menge erhebt, mag es verantworten. Strauß und Democrit ſind in Beziehung des Lachens Zwillingsbrüder. — Was thut denn Herr Strauß ſo ſündhaftes? — Er befeſtigt und erweitert ſein angeſtammtes Reich. Das thaten ſchon Andere vor ihm, und ihnen erblühte der Lorbeer. Cäſar war ein vollkommner Feldherr, Kotzebue ein vollkommner Luſtſpieldichter, Plato ein vollkommner Weiſer; — Herr Strauß iſt ein vollkommner Tanzgeiger.

(Schluß folgt.)

Buntes.

⁂ Am 1. November ſtarb in London Thomas Taylor, einer der eifrigſten Freunde des griechiſchen Alterthums, und inſonderheit des Neoplatonismus, der Ueberſetzer des Platon, Ariſtoteles, Pauſanias, Plotin ꝛc. Er war in London im Jahre 1758 geboren, als eben die Erſcheinung des Halley'ſchen Kometen die Köpfe aller Aſtronomen beſchäftigte; er pflegte oft zu ſcherzen: der himmliſche Gaſt, der ihn in die Welt eingeführt, werde ihn aus derſelben auch wieder abholen. Der Halley-Komet erfüllte in dieſem Jahre Taylor's Erwartung.

⁂ Halévy's Oper: „Die Jüdin" iſt auf dem Drury-Lane-Theater in London mit großem Beifall gegeben worden. Planché hatte Scribe's Libretto der engliſchen Bühne angepaßt. Miß Ellen Tree gab die Titelrolle.

Hierbei das Intelligenzblatt Nº. 6.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 287. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 4. December.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Der Abbé hatte ſein Auge nicht von Selm abgewandt, aber bis zu dieſem Moment geſchwiegen. Jetzt fing auch er an zu ſprechen: „Sie ſind mir vorbei gegangen, und wer mir an dieſem Orte vorbeigeht, der geht an dieſem Orte immer fehl! — Hüten Sie ſich für Beaulart! Seine Mutter ſoll eine Korſikanerin ſein, und es liegt im Blute der Korſen, nie zu vergeſſen und nie zu vergeben. — Ich will verſuchen, den Betrug zu vergeſſen, zu welchem ſich nur ein“ — er ſprach die letzten Worte halblaut im Abgehn, — „nur ein — Ketzer erniedrigen konnte!“

„Nein, das iſt zu arg!“ ſo fuhr Selm aus der Erſtarrung empor, in welcher dieſer Auftritt ſeine ganze Beſinnung faſt bannte, und ohne weiteres Überlegen eilte er, von ſeiner Entrüſtung getrieben, dem Flügel zu, welchen der Prätendent bewohnte. Er erhielt aber keine Audienz; jedoch beſchied ihn am folgenden Tage der Kammerdiener des Königs zu demſelben.

„Mein Freund,“ ſo empfing der König, in ſeinem Lehnſtuhle ſitzend, ſeine gichtgeſchwollenen Füße auf einem niedrigen Tabouret in Kiſſen verpackt, den Geſchmähten mit einem unverkennbaren Ausdruck von Wohlwollen und Güte: „Sie haben bei Gelegenheit der erſten Audienz, welche ich Ihnen gab, mir von einem Raube erzählt, welchen Branchier an Ihrem Schwiegervater verübt habe. Theilen Sie mir die näheren Umſtände dieſes Vorfalls mit. Sie werden mich verbinden, wenn Sie mich genauer mit einem Manne bekannt machen, welcher mein Vertrauen in Anſpruch nimmt.“

— Selm ward ſehr verlegen; durfte er der eigenthümlichen Seelenbegabung ſeines Schwiegervaters erwähnen, ohne für einen Lügner, einen Betrüger, im gelindeſten Falle für einen Narren gehalten zu werden? Da fiel ihm aber bei, daß ihm die Meinung der Einwohner von Hartwelhouſe gleichgültig ſein könne, weil er ſein Schickſal von dem ihrigen zu trennen, und heute abzureiſen beſchloſſen habe; er nahm daher keinen Anſtand, dem Könige zu antworten:

„Mein Schwiegervater, Sire, iſt durch Herabſtimmung ſeiner Nerven zu einer unbegreiflichen Art von Geiſtesſchwung, zu dem höchſten Grade des Somnambulismus gelangt. Branchier, der unter dem Namen Vautour ſein Hausarzt und Hausfreund war, hat ſeine prophetiſchen Hauptblicke notirt, dieſe mit den Zeitereigniſſen verglichen, die Erſcheinungen ſeines Freundes untäuſchbar gefunden, und die geheime Sehkraft dieſes Mannes dazu benutzt, ſich Kenntniß von allen Plänen wider die gegenwärtige franzöſiſche Regierung zu verſchaffen, und deren Mitwiſſer zu verderben.“

„So, ſo!“ ſprach der Prätendent vor ſich niederlächelnd, „das alſo iſt der Raub, den Branchier an Ihrem Verwandten verübt hat? — Herr Ormund, ich bedaure, daß ich Sie für Ihre Mühe, die Sie ſich gegeben haben, den Weg hieher zu machen, nicht bezahlen kann, wie ich wünſchte es zu können. Mein Kammerdiener wird Ihnen den Beweis meiner Erkenntlichkeit einhändigen. Adieu!“

Er machte mit der Hand eine Bewegung der Entlaſſung, aber Selm ging noch nicht; „Sire," ſprach er, „auch ich würde, wenn ich die Ehre hätte, an Ihrer Stelle zu ſein, den Thoren belächeln, der es wagen wollte, mit ernſthaftem Geſichte mir ein unverkennbares Ammenmährchen zu erzählen, aber ich würde aufhören zu lächeln, wenn der Erzähler Mittel fände, ſich bei mir als einen Verkünder der Wahrheit, als einen Entſchleierer der Zukunft zu beglaubigen. — Ich hoffe, Eure Majeſtät ſollen in dieſen Fall kommen, und erlaube mir, das mir zugedachte Gnadengeſchenk, als unverdient, ehrfurchtsvoll abzulehnen."

Er verbeugte ſich und verließ den Salon, und kurz nachher auch Hartwelhouſe.

13.

Selm's erſtes Geſchäft bei ſeiner Ankunft in London war, an ſeinen Schwiegervater zu ſchreiben, und dieſen zu bitten, durch einige kurze Mittheilungen über des Prätendenten nächſte Zukunft, ihn in den Stand zu ſetzen, ſich in deſſen Augen von dem Verdachte eines Betrügers zu reinigen. Sein zweites Geſchäft war, ſich zu dem Wechsler zu begeben, um den Beiſtand, welchen ihm dieſer ſo wohlwollend zugeſagt hatte, in Anſpruch zu nehmen. „Wie?" ſprach der Kaufmann, „der Prätendent hat ſich nicht für Sie verwandt? Sie erhalten keine Penſion von unſerer Regierung? — Sie haben ſich unbedingt irgend einen Mißgriff zu Schulden kommen laſſen." Selm verhehlte dem Wechsler ſein Benehmen, ſeinen Empfang und ſeine Entlaſſungsart in Hartwelhouſe nicht. Dieſer ſchüttelte den Kopf. „Sie ſind nicht der erſte, den Branchier hieher mit Botſchaften ſendet, und all' ſeine Nachrichten ſind wohl geeignet, ihm den höchſten Grad des Vertrauens, nicht allein vom Hofe zu Hartwelhouſe, ſondern auch unſres eignen Miniſteriums zu erwecken. Branchier iſt ein durchaus zuverläſſiger und höchſt ehrenwerther Mann, welchem ich ſelbſt meinen Wohlſtand danke. Keiner ſeiner Boten kömmt hier an, der mir nicht irgend einen wichtigen Fingerzeig mitbrächte. Auch Sie haben mir einen ſolchen überbracht." — Selm erſtaunte und der Kaufmann fuhr fort: „Der Wechſel, welchen Sie bei mir umzuſetzen angewieſen waren, enthielt in den Anfangs- und den End-Buchſtaben jeder Zeile ein paar Worte von hoher Wichtigkeit. — Ich will es Ihnen übrigens nicht verargen, daß Sie perſönlich dieſem Manne zu mißtrauen Veranlaſſung zu haben glauben, ich widerrathe es Ihnen aber, ſich von ihm loszureißen. — Schreiben Sie ihm ſelbſt; melden Sie ihm den Schritt, welchen Sie gethan haben und den Grund, der Sie zu demſelben bewogen hat; können Sie ſich nicht dazu entſchließen, ſo bleibt mir nichts übrig, als mich ebenfalls von Ihnen zu trennen, weil ich doch unmöglich mit einem offnen Feinde meines Freundes in Verbindung bleiben kann." (Fortſ. f.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Politiſche Blätter las er gar nicht; überhaupt kümmerte ihn Politik wenig, er mochte es nicht einmal leiden, ihm davon zu erzählen, und wenn wirklich etwas Merkwürdiges zu berichten war, unterbrach er mich ſtets, hinzufügend: „Laſſen wir das, wir haben etwas Geſcheuteres zu reden!"

Auch um belletriſtiſche Zeitſchriften bekümmerte er ſich nicht, obwohl ich ſelbſt die vorzüglichſten für einen Journalzirkel hielt; ihm durfte ich ſie nicht ſenden, und nur hie und da bat er um etwas Elegantes oder Morgenblättliches für die Frau.

Kritiſche Journale aber haßte er ſogar, weil, wie er ſagte, man einen wahren Eckel dagegen bekommen müſſe, wenn man das handwerksmäßige und leidenſchaftliche Treiben kritiſcher Journaliſten ſo genau, wie er, kenne.

Dieſem Syſtem blieb er bis an ſein Ende treu, wie uns Hitzig berichtet: *) „Gegen die öffentliche Kritik ſeiner Schriften war er gleichgültig. Wie überhaupt nichts Neues, ſo las er auch keine Zeitſchriften, und wenn man ihm von der Rezenſion eines ſeiner Werke ſagte, ſie mochte lobend oder tadelnd ſein, ſo bezeugte er nicht die geringſte Luſt, ſie zu ſehen. Dagegen freuete er ſich ſehr, wenn Freunden, auf deren Einſicht er etwas gab, ſeine Sachen gefielen. Von dieſen nahm er mißbilligende Meinungen an, wenn er nur wußte, daß ſie ihn überhaupt verſtanden u. ſ. w."

* * *

Wilibald Alexis ſagt in der Beurtheilung Hoffmann's als Dichter **) — — „Daher denn auch Verachtung und Spott aller Spielereien und Künſteleien, welche vom höchſten Wege in der Kunſt abziehen. Wenig Ergötzlicheres kann es geben, als die Zeichnung der muſikaliſchen und declamatoriſchen, der Thee- und andern Geſellſchaften in den Phantaſieſtücken, wo die wunderlichſten und doch wahren Geſtalten ſich abquälen, zum Zeitvertreib und um zu glänzen, die Kunſt auf ihre Art zu behandeln. Es war natürlich, daß Hoffmann, der von heiliger Liebe für die Kunſt entflammt war, der unter ihrer Leitung höher und höher in das Reich, wo alles Äußerliche vergeſſen wird, ſteigen wollte, daß Hoffmann mit Unwillen den vielfachen Mißbrauch, die unendliche Spielerei mit ſeiner Göttin anſehen mußte."

Über dieſe ſeine Verachtung der Spielereien in der Muſik, ward in ein paar Abſchnitten dieſes Aufſatzes geſprochen; ich will hier noch, als zu ſeiner Charakteriſtik gehörig, auch der Verachtung erwähnen, von welcher er in Bezug auf die Schauſpielkunſt erfüllt war, wenn dieſe entheiligt ward, oder werden ſollte.

Von vielen Seiten her wurde unſer Freund beſtürmt, ſeine Hand zur Errichtung eines Liebhabertheaters zu bieten. Auf keine Weiſe war er aber zu bewegen; vor Zorn ward er entflammt, wenn man lange davon ſprach, und weder meine noch anderer Freunde Vorſtellungen und Bitten vermochten etwas. Wie er darüber denkt, hoffe ich am beſten durch Abdruck einiger Stellen eines Briefs aus Berlin vom November 1815 an mich zu bezeichnen:

„Daß Ihr den Wallenſtein und Sie den Friedländer gegeben, erfuhr ich ſchon acht Tage vor Empfang dero geehrten Berichts de dato 20. Octobris. Ich habe Sie im Geiſte geſehen, da ich ja früher an den ſchönen Tagen in Aranjuez, wenn gleich nur als Statiſt auf Ihrem Zimmer, oder im ſchönen Zug öfter mit agirt, indem ich denſelben beim Recitiren der Worte mit dero ſtattlicher Deklamation: „Max bleibe bei mir“ ꝛc. öfters meine Schulter, die mich noch ſüß ſchmerzt, als Ruheplatz für dero rechten Arm geliehen. —

---

*) II. Band, Seite 316 und 19.

**) II. Band, Seite 362 und 63.

„Es gibt im Menſchenleben Augenblicke“ und „Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort“ mit Flecks Organ geſprochen, klingt noch zur Stunde in meinen Ohren wieder *) — — — — — — — und waren Sie mit mir nicht immer der Meinung, daß ſelbſt Iffland im Wallenſtein doch eigentlich nur einen abgeſetzten königl. preußiſchen Kammergerichts-Präſidenten repräſentirte? — — — — So laſſe ich's mir übrigens gefallen. Einmal entſchuldigt der gute Zweck **) das Unternehmen, das andermal die Wahl des Stücks. — — — Was wird es Ihnen aber auch für Mühe gekoſtet haben, den Herren und Damen begreiflich zu machen, daß Herrn von Schiller's Verſe etwas weniges anderes ſeien, als Herrn von Kotzebue's ſchmierige Proſa! und wie wird man ſich angeſtellt haben, die Jamben (dieſe Thiere mit einem kurzen und langen Fuß) klein zu kriegen! — — — — — — So ein haarbuſchiger Liebhabertheatergeſell meint die Weisheit mit Löffeln gefreſſen, und, wenn er brüllend herumfährt und erkleckliche Geſichter ſchneidet, Wunder was gethan zu haben, ſelbſt wenn ihm zu einem Redner auch weiter nichts fehlte, als das Zäpfchen im Halſe. Das genirt ihn und das Vettern- und Baſen-Publikum eben ſo wenig, als der Naſenpolyp einen Andern ꝛc. — — — — — — — — Glauben Sie mir, theuerſter Freund, daß all' Ihr Enthuſiasmus, all' Ihre Liebe zur Kunſt, all' Ihr Streben, die Leute für etwas Beſſeres zu bekehren, rein nutzlos iſt, ſie obſtinat in ihrer Miſere beharren ꝛc. — — — Drum, Liebſter, das nicht wieder thu'! — Die Pfarrer, Kommerzienräthe, Fähnriche, Sekretärs und Huſarenmajors laſſen ſich die Leute nun einmal durchaus nicht nehmen; ſie meinen heute Anno 1815 immer noch, was Schiller 1797 ſagte:

„Ja, ein derber und trockner Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.“

Und dem iſt auch 1835 noch ſo! — Mit dieſer Verſicherung ſchließe ich meinen Aufſatz über dich, mein ſeliger Freund! Mögſt du mir nicht zürnen!! — (Fortſ. f.)

---

*) Alles fernere Bezügliche auf mich und auf andere Darſteller laſſe ich aus leicht begreiflichen Gründen weg.

**) Wallenſtein's Tod ward von einer Geſellſchaft Dilettanten am 17ten October 1815 auf öffentlicher Bühne, zur Feier der Völkerſchlacht bei Leipzig aufgeführt, und die Einnahme zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

Notabene's und Gloſſen.

M. Roland. — Das Chriſtenthum hat durch ſeine vergeiſtigende Tendenz den Frauen eine Selbſtſtändigkeit zu verleihen angefangen, die ihnen im Orient noch jetzt durchaus verſagt, und bei Griechen und Römern nur in den letzten Zeiten der alten Welt, nur theilweis und in untergeordneten Beziehungen zugeſtanden worden. Der Heiland aber war, uralter Verheißung zu Folge, von dem Weibe geboren — nicht von einem Manne — gezeugt. Frauen ſtarben den Märtyrertod und wurden als Heilige verehrt. Kloſterfrauen genoſſen gleiche Achtung, wie Mönche. Als dann vollends das Chriſtenthum ſich bei den germaniſchen Völkern ausbreitete, die ſchon urzeitlich des Dafürhaltens waren, daß den Frauen etwas Göttliches einwohne, erſchloß ſich die reiche Blüthe deutſcher Minne, und die Verehrung der Frauen wurde die Seele deutſcher Poeſie und deutſchen Ritterthums.

Wie aber die Frauen im Beginne der chriſtlichen Weltzeit als Glaubensheldinnen ſich eine höhere Würde errungen, ſo haben ſie abermals ſeit dem Anbruch einer neuen Weltzeit im vorigen Jahrhundert auch einen neuen Aufſchwung genommen, und im geſellſchaftlichen Leben, in der Literatur, ja ſelbſt in Kämpfen für Vaterland und Freiheit die Verehrung gerechtfertigt, die ſchon unſere Urahnen ihnen gezollt.

Zu den mit Recht gefeiertesten Namen gehört in dieſer Beziehung gewiß die edle Roland, die wie eine Heldin das Blutgerüſte beſtiegen. Es freut uns daher anzeigen zu können, daß eine Verwandte des ehemaligen Conventsmitgliedes Bancal-des-Issarts ſich endlich entſchloſſen, die Briefe, die Frau Roland an dieſen in den neunziger Jahren geſchrieben, (unter dem Titel: Lettres autographes de M. Roland etc.) bekannt zu machen. Mit einer Einleitung des geiſtreichen Sainte-Beuve bereichert, ſind dieſe Briefe kürzlich bei Renduel in Paris erſchienen, und werden gewiß mit hohem Intereſſe von Allen geleſen werden, die in dieſer proſaiſchen und mercantilen Zeit noch Sinn für das Großartige und wahrhaft Edle und Poetiſche bewahrt haben.

*

Buchez, der 1826 Mitarbeiter am Producteur war, und drei Jahre ſpäter ſich völlig von der Saint-ſimoniſtiſchen Sekte losgeſagt, als jene Lehren in ihr aufkamen, die ſpäter ihren völligen Zerfall herbeiführten, wird den zuerſt 1831 herausgegeben Europeen wieder fortſetzen, eine Zeitſchrift, welche, ſeiner Erklärung zufolge „in rein chriſtlichem Geiſte“ geſchrieben werden ſoll.

*

Brougham's Rede über natürliche Theologie. — Als die Geiſtlichkeit noch die Gemüther beherrſchte, als ſie durch die Schenkungen und Vermächtniſſe der Gläubigen reich geworden und den erſten Stand im Staate bildete, als ſie eine einzige, große, gewaltige Körperſchaft in Europa bildete, da fanden die weltlichen Fürſten ſich oft in ihrem Regiment beengt durch die kirchliche Macht. Auch ſtrebten ſie ſchon frühe, ſich von der geiſtlichen Vormundſchaft zu emanzipiren, und längſt ſchon hatten Kaiſer und Könige ſich gegen die Forderungen des Oberbiſchofs der Kirche aufgelehnt, bevor Luther es wagte, das kirchliche Geſetzbuch auf offenem Markte zu Wittenberg zu verbrennen. Dieſe fürſtliche Oppoſition nahm ſtätig zu, und ſchon iſt es dahin gekommen, daß faſt in ganz Europa die weltlichen Verhältniſſe ſich in völliger Unabhängigkeit von der Geiſtlichkeit geſtalten. Die Nothwendigkeit dieſer Eheſcheidung wird nur noch von Wenigen verkannt, wenn gleich ſie von Vielen ſchmerzlich empfunden wird. Denn allerdings fehlt zunächſt nun dem Staate und ſeinen Einrichtungen die religiöſe Weihe, und Forſchung und leichtfertiges Aburtheilen lockern das geiſtige Band, welches allein die Intereſſen und Leidenſchaften nachhaltig im Zaume zu halten vermag, immer mehr auf. So iſt man hier und dort allmählig bereits auf dem Wendepunkt angelangt, auf welchem das Bedürfniß wahrhafter, Geiſter und Herzen einigender Religion immer tiefer, beſonders auch von denen empfunden zu werden anfängt, beren die Leitung der Staatsgeſchäfte obliegt. Von Spanien, Portugall und Italien kann hierbei nicht die Rede ſein. Dieſe Länder ſind in der Entwicklung ſo weit zurückgeblieben, daß erſt das Bedürfniß jener Eheſcheidung ſich dort zu regen beginnt. Anders iſt es in Frankreich und England. In Frankreich, wo die Geiſtlichkeit aufgehört hat, ein Landſtand zu ſein und ſo abhängig von der Regierung iſt, daß dieſe ſie nicht mehr zu fürchten braucht, bemüht das Miniſterium ſich, den religiöſen Unterricht wieder in Aufnahme zu bringen. In England hingegen, wo der Klerus der Staatskirche noch eine Macht bildet, welche die Entwicklung der rechtlichen Freiheit noch theilweiſe hemmt, findet die höchſte Staatsgewalt ſich genöthigt, an allmähliger Beſeitigung dieſes Hemmniſſes zu arbeiten. Indeſſen mehren ſich täglich die Diſſenters, und namentlich in der Hauptſtadt wächſt in erſchreckendem Maaße die Zahl derjenigen, die ohne alle Religion dahinleben. Der Klerus der Staatskirche iſt aber zu ſehr mit ſeinen finanziellen Angelegenheiten beſchäftigt, als daß er ſich dieſer hirtenloſen Menge annehmen könnte. Es iſt daher erfreulich, daß auch hier ſich edelgeſinnte Laien den armen Glaubenloſen als geiſtliche Väter darbieten. So hat kürzlich Lord Brougham, der ſchon ſo viel für Unterricht und Sittlichung ſeines Volkes gewirkt, ſich ein neues Verdienſt durch Herausgabe ſeiner Rede über natürliche Theologie erworben. In lichtvoller Ordnung hat der edle Lord hier Alles an einander gereiht, was Betrachtung und wiſſenſchaftliche Erforſchung der natürlichen Offenbarung Gottes ihm zu Erweckung und Belebung religiöſen Sinnes dargeboten. Eine deutſche Überſetzung macht dieſe gehaltreiche Schrift einer größeren Zahl von Leſern zugänglich, wie ſelbe bereits auch in's Franzöſiſche übertragen worden iſt, unter dem Titel: Discours sur la théologie naturelle, par Lord Brougham. —

◆

Graf v. Peyronnet in ſeinen Pensées d'un Prisonnier, von denen bereits eine dritte Auflage erſchienen, bemerkt unter andern: „Ich erhebe mich nicht gerade unbedingt gegen die Anwendung der Todesſtrafe. Es iſt eine edle und verführeriſche Meinung, welche der Geſellſchaft das Recht der Tödtung über ihre Bürger beſtreitet. Auch fühle ich mich ſelbſt in Empörung gegen meinen Geiſt, weil er ſich dieſe Meinung zu theilen weigert; aber dieſe Weigerung iſt überdacht, man muß ſich ihr unterwerfen."

C.

Muſik in Frankfurt.

(Schluß.)

An Opern waren wir nicht minder reich. Zweimal „die Entführung aus dem Serail." Ueber die erſte Darſtellung ſiehe meine Beurtheilung in Nro. 271 und 272 des Phönix. Bei der zweiten gaſtirte Herr Meiſinger vom Stadttheater zu Cöln als Pedrillo. Der Gaſt hat große Bühnengewandtheit, aber als Pedrillo war er eine gar zu leichte Fliege, und ſein Spiel zu chargirt. Sänger ſcheint Herr Meiſinger nur zu ſein, wann der Ton dem Worte dienſtbar ſein muß. Die Feſtigkeit in dem Enſembles, namentlich im Schlußterzett des erſten Acts war wirkſam. In ſeiner transponirten Arie fehlten Stimme und Ausdauer. Daß Dem. Hallbreiter, wie man ſagt, über Nacht die Parthie des Blondchens einſtudirt hat, iſt verdienſtvoll vor den Augen des Publikums und der Direktion. Der Künſtler aber ſoll eine Ueberrumpelung des klaſſiſchen Heiligthums verſchmähen, wenn auch die Spuren davon minder ſichtbar wären! Mit der Transpoſition beider Arien blieb es bei'm Alten. Das Publikum äußerte ſich theilnehmend.

In Guſtav (zum Vortheil des Herrn Wells) trat Herr Wiegand, von ſeiner Berliner Kunſtreiſe zurückgekehrt, als Ankarſtröm wieder auf, und machte uns ſeinen wahrſcheinlichen Verluſt bedauern, da er anderweitige Anträge angenommen haben ſoll. Dem. Hallbreiter: Amalia — neu einſtudirt. Warum trachtet dieſe eifrige Sängerin ſchon nach dem Unmöglichen, ehe ſie noch das mögliche geleiſtet?

Wiederholt wurden: „der Kerker in Edinburg," „die Nachtwandlerin," „Robert der Teufel," „Lumpazi" und „der Freiſchütz," worin Mad. Conti vom Theater zu Peſth? die Agathe ſang. Mad. Conti ſcheint noch ſehr wenig in der deutſchen Schule gebildet zu ſein, daß uns ihr Gaſtiren in der heutigen Oper befremden muß. Wir würden ſie als Anfängerin in Schutz nehmen, wenn wir nicht Urſache hätten, vom Gegentheil überzeugt zu ſein. Ihre höheren Mitteltöne ſind für die italiäniſche Manier zu voll. Doch ſcheint ſie in dieſer Manier zu Hauſe zu ſein. Ihr Spiel war befangen, die Theilnahme ebenfalls. Sollte ich mich irren, ſo gebe mir Mad. Conti in der ital. Oper Gelegenheit zur Buße.

Am 27. Nov. (zum Vortheil der Wittwe des verſtorbenen Muſikdirektors Schmidt) ein großes Vocal- und Inſtrumental-Concert im Schauſpielhauſe. — Die 10 Piecen, worunter 3 declamatoriſche, boten eine bunte Auswahl dar. Abermals Mendelſohns „Meeresſtille", eine Arie aus Bellini's „Puritanern" (Dem. Krafft), Iwan Müller's Concertante für Oboe und Clarinette (Herr Funck und Schilik), und ein Vocal-Quartett von C. Kreuzer. 2 Sätze aus Beethoven's A-Symphonie, eine Arie Mozart's (Herr Schmezer) und am Schluße ein Duett aus Moſes, von Madame Fiſcher-Achten und Dem. Emilie Düring, ihrer Schülerin, vorgetragen.

So ſoll uns der ſeelenvolle Geſang dieſer Meiſterin in einem nachblühenden Geſchlechte neue Früchte bringen! Madame Fiſcher-Achten bilde uns noch mehr ſolcher hoffnungsvoller Zöglinge heran, zur Freude der Kunſt und des Herzens. Dem. Emilie Düring (die Tochter eines geſchätzten Veteranen unſeres Orcheſters), iſt im glücklichen Beſitze aller der Mittel, die zur Bildung einer ächt deutſchen Sängerin gehören. Ihre Töne ſind metallvoll, edel, rein und gleich, ihr Umfang berührt leicht das 1 geſtrichene und 3 geſtrichene C. Die Ausſprache iſt deutlich. In den Symptomen einer jetzt ſchon zu erkennenden Intenſivität liegen die Zeugniſſe der Schule, nach der ſie ſich bildet, und deren Elemente in dieſem öffentlichen Verſuche ſo befriedigend hervortraten.

Nun noch in den ſtillen heiligen Hallen einer ſolchen Obhut ſtudirt, und die Ueberzeugung gewonnen, daß die ſchönſten Mittel der Kunſt nur deren Dienerinnen ſeien, — und immer mehr belebenden Odems in die Form; und fern gehalten die Vampyre, die ſich an jedes ſchöne Talent hängen, und ſeinen Adel, die Beſcheidenheit heraussaugen; — und dann hinaus auf das Forum des ewigen Kampfes, wo nur der durchdringt und ſiegt — der es am wenigſten beabſichtigt! — 7.

Kunſtnotiz.

In No. 200 dieſer Blätter zeigten wir das Erſcheinen des erſten Heftes von dem im Creuzbauer'ſchen Kunſtverlag erſcheinenden Bilderwerke: die klaſſiſchen Stellen der Schweiz an. Seither ſind uns das zweite und das dritte Heft dieſes Werkes zu Geſicht gekommen, welche unſre gleich zu Anfang gefaßte günſtige Vormeinung rechtfertigen. Die Blätter dieſer Hefte enthalten Anſichten von Lieſtal, Baſel, Tell's Kapelle bei Bürglen, Melchthal, der Kapelle bei Sempach und den Bädern von Stackelberg. Dieſe Veduten zeichnen ſich durch poetiſche Auffaſſung und durch größte Delikateſſe und Eleganz der Ausführung aus; beſonders zu rühmen iſt die beſonneue und ſehr vortheilhafte Anwendung der Lichteffekte, die zarte duftige Behandlung der Baumparthieen und der Fernen; in letzterer Beziehung iſt beſonders die ſchöne Vedute der Bäder von Stackelbergs anzuführen. — Auch ein motivirteres Urtheil über Zſchokke's Text läßt ſich aus den neu erſchienenen Heften gewinnen. Dieſer ehrenwerthe Neſtor der Schweiz liefert hierin eine Reihe von Bildern, welche in ihrer Art ebenſo vollendet ſind, als die Stahlſtiche, zu deren Erläuterung ſie dienen; — ſie leiſten in gedrängter Kürze alles, was man fordern darf; ſie malen Natur, Leben, Sitte, Geſchichte und Verfaſſungen mit wenigen kühnen Pinſelſtrichen, in denen man die Hand des erfahrenen Meiſters eben ſo ſchnell erkennt, als deſſen unverſiegte jugendliche Gemüthsfriſche. — Wir freuen uns, bald über die folgenden Hefte dieſes ſchönen Unternehmens berichten zu können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 288. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nº 48.

Samſtag, 5. December.

Engliſche Literatur.

Geſchichte der Revolution von 1688, von James Makintoſh.

(Zweiter Artikel.)

Man darf ohne Anſtand zugeben, daß Makintoſh in dem Jahrzehent, das auf ſeine Schrift gegen Burke und für die Grundſätze der franzöſiſchen Umwälzung folgte, ſeine Anſichten änderte. Wer aber mag ſagen, daß ihm dieſer Wechſel, dieſe Unbeſtändigkeit, zum Vorwurf gereichen müſſe? War denn in Europa auch nur ein redlicher Freund der Freiheit, der dem raſchen Gang der Dinge mit Gleichmuth zuſah? Nur wenige glaubten, wie Forſter, der aber das Schlimmſte nicht mehr erlebte, an das Glück und die Dauer einer mit Blut verkitteten Republik. Welch ein Abſtand iſt von Klopſtock's jauchzenden Oden aus dem Jahr 1789 zu den zürnenden, die ihm die Gräuel der Schreckenszeit abzwangen. Von der Nationalverſammlung hoffte der gerechte Sänger, ſie werde weiſen Bund ſetzen zwiſchen Vater und Kindern; die Zeit war ihm eine glückliche, und er ſelbſt ſelig in der Erwartung, aus der von guten Geiſtern geſtreuten Saat werde ſich die goldne Ähre heben.

> Ach, ich ſehe ſie ſchon, höre die wogenden
> Felder rauſchen; ſie kommt, Wonne! die Erndte kommt;
> Schnitter tragen, der König
> Trägt den lieblichen blauen Kranz.

In dieſen Traum blieb der Dichter verſenkt, bis ihn die Ereigniſſe von 1793 weckten. Da ſäumte er nicht, „ſeinen Irrthum" laut zu bekennen. Der Freiheit Seele iſt das Geſetz; an der Seine aber raſ'te das Ungeſetz.

> Dieſes kennen ſie, dich kennen ſie nicht!
> Das, das lieben ſie! Doch dein Name tönt,
> Wenn die Saiten das verachte
> Schwert trifft, ſchallt es von dir.

Seine warnende Stimme ward nicht gehört. Vergebens rief er den Verblendeten zu, den Jakobinerklub zu ſchließen.

> Treibt ihr die Rieſenſchlang' in die Höhle nicht
> Zurück, und wälzt nicht Felſen dem Schlunde vor;
> So wird ihr Geiferbiß die Freiheit,
> Welch' ihr erſchuft, in den Staub euch ſtürzen.

In dieſer Stimmung war Klopſtock; und wer nicht mit ihm? Den Tag, wo die Baſtille fiel, hatten die Nationen frohlockend begrüßt; als aber die Gironde auf's Schaffot geſchleppt wurde, legten die Beſſeren Trauer an. Hat nicht auch Bentham ſich damals losgeſagt von den Principien der Zerſtörung und der Lehre des Königmords? Makintoſh beging nicht Verrath an der Sache der Freiheit, als er ſich dem Eindruck hingab, der eine ganze Generation ergriff. Beobachtung und Vernunft leiten uns; ihren Geboten darf man ſchon folgen. Daß Burke faſt allein hell ſah, kann, als Vorrecht ſeines politiſchen Genie's, nicht in Anſchlag kommen. Die Revolution war eine neue Erfahrung und mehr als jede frühere eine totale Umwälzung, ein Kopfüber Kopfunter; ihr Einhalt zu thun, überſtieg Menſchenkräfte; ſie litt keinen Gränzpfahl. Wie mochte das Urtheil über ſo Unerhörtes, Niegeſehenes gleich unwiderruflich feſt ſich bilden? Ein Reiſender findet eine Frucht, die ihm noch nie vorgekommen. Er koſtet ſie und ſie ſchmeckt ſüß und erfriſchend. Nur Minuten vergehen, und er fühlt ſich krank, bekommt Krämpfe, iſt an der Pforte des Todes. Wie anders, als er wird die köſtliche Frucht für Gift erklären, ſeine neugierige Thorheit beſeufzen, und die Freunde vor gleicher Verirrung warnen! Doch nach ſchweren Leiden erholt er ſich, wird hergeſtellt, und findet ſich zwar erſchöpft, aber zugleich von einem chroniſchen Übel befreit, woran er lange gelitten hatte. Da muß er wohl ſeine Meinung wieder ändern. Er beſchreibt die Frucht als ein kräftiges Heilmittel, nur in äußerſten Fällen und mit großer Vorſicht zu brauchen, aber darum nicht aus der Pharmacopoe zu verbannen. Wollte man den Reiſenden, weil er mit den Anſichten gewechſelt, für unbeſtändig, wankelmüthig und wetterlauniſch ausgeben, man würde ſo ſinnlos als ungerecht verfahren. Wäre er bei einer Meinung geblieben — dann erſt müßte er als unverſtändig taxirt werden. Die franzöſiſche Umwälzung war die unbekannte politiſche Frucht — das Erzeugniß tauſend verſteckter Urſachen. Anfangs verdrängte ſie große Mißbräuche; wer hätte ſich darüber nicht freuen ſollen? Dann kamen Proſcription, Confiscation, Treubruch, Aſſignaten, Maximum, Bürgerkrieg, Revolutionstribunale, Noyaden, Füſiladen, Marat's und Robespierre's. Dem Hexengebrodel entſtieg Militärdespotismus, Europa in Bande ſchlagend. Und über eine Weile kam die alte Dynaſtie in's Land zurück und mit ihr ein Schwarm von Anhängern verſchollener Syſteme, — ungeſchickte Bauleute, die nicht verſtanden, ſich einzurichten, ſondern niederreißen wollten, um bequemer zu wohnen. Nach fünfzehn Jahren erinnerte ſich Frankreich, daß es 1789 eine Revolution gemacht hatte. Eine zweite (ob verbeſſerte?) Ausgabe kam an's Licht. Wie raſch haben nicht auch über dieſes neue Phänomen die Urtheile ſich umgebildet? Wie verloren nicht die drei Tage mit jeder Jahreswiederkehr etwas von ihrer erſten Glorie? — Wo die Zeit ſelbſt in ſteter Verwandlung einen eigenthümlichen Charakter kaum erkennen läßt, mag der Menſch, ihr Geſchöpf, ſich feſten Beharrens nur etwa in den engen Räumen des Familienlebens und den beſchränkten Kreiſen bürgerlichen Wirkens befleißen oder rühmen, während in den Regionen der Politik die Überzeugung nach wechſelnden Geſetzen entſteht, wankt, zerfließt, ſich wiedergebiert, und Ariſtipp's ſtolzen Satz: Mihi res, non me rebus submittere nie in die Länge zu behaupten vermag. Darum iſt auch Makintoſh mehr als nur zu entſchuldigen, wenn er nicht ganz auf der Bahn blieb, die er zu Anfang ſo muthig beſchritt. Der Untergang der gothiſchen Regierungsformen ſchien ihm vor vierzig Jahren unvermeidlich, und ſie ſtanden zum Theil noch unerſchüttert als er die Augen ſchloß.

Die Geſchichte England's iſt mehr als jede andere eine Geſchichte des Fortſchreitens. Stete Bewegung erzeugt ſtete Änderung. Wir ſehen die Nation im zwölften Jahrhundert in einem entwürdigten Zuſtand, die Beute einer Handvoll kriegeriſcher Ausländer. Die Sieger trennen ſich im ſtrengen Caſtengeiſt von den Beſiegten. Die Maſſe des Volkes ſeufzt unter der Zuchtruthe der Knechtſchaft. Grauſamer Aberglaube herrſcht ſelbſt über edle Gemüther. Die Menge liegt in tiefer Unwiſſenheit begraben. Im Laufe von ſieben Jahrhunderten iſt aus dem entwürdigten Volksſtamm eine der größten und mit allen Segnungen der Civiliſation im vollſten Maße geſchmückte Nation geworden; eine Nation, die ihre Herrſchaft über die bewohnte Erde verbreitet und die Samen mächtiger Reiche in Gegenden geſtreut hat, von denen Strabo nichts wußte; eine Nation, deren Seemacht in einer Stunde alle Schiffe, die jemals Tyrus oder Athen, Carthago oder Venedig, in's Meer ſchickten, würde vernichten können; die in allen Künſten des Lebens die höchſte Vollkommenheit erreicht und eine Literatur geſchaffen hat, die Werke zählt, wie ſie Griechenland nicht herrlicher aufweiſen kann; endlich, eine Nation, die auf der Bahn politiſcher Verbeſſerungen allen andern weit vorangegangen iſt. Die engliſche Geſchichte iſt der Stundenzeiger einer moraliſch-geiſtigen Weltuhr. Sie bemerkt alle Stufen, die von geringem und unanſehnlichem Anfang zu beiſpielloſer Kraftentwicklung führten und zeigt im klaren Spiegel, wie aus dem Lande, worin der Normannen Forſtgeſetze galten, der claſſiſche Boden der Freiheit, die Schule des Wiſſens, der Markt des Handels, wurde. Der große Freibrief (die Magna Charta), die erſte Berufung der Gemeinen, das Aufhören der Hörigkeit, die Losſagung vom römiſchen Stuhl, das Geſuch um Recht, die Habeascorpusacte, die Revolution von 1688, die Einführung der Preßfreiheit, die politiſche Emancipation der Diſſenters und Katholiken, endlich die Parlamentsreform, — das waren die Stadien des engliſchen Volkslebens. Im Ganzen und Großen iſt das Fortſchreiten nicht zu verkennen; der beſchränktere Blick ſieht jedoch meiſt nur einen Wechſel zwiſchen Action und Reaction. Die Bewegung des öffentlichen Geiſtes glich dem Auſſteigen der Fluth an der Meeresküſte. Die Woge rollt heran, ſchwankt, bricht ſich, und ſtrömt zurück; wer aber kurze Zeit zuſieht und bemerkt, wie eine Seemarke nach der andern verſchwindet, der erkennt bald die allgemeine Richtung der Waſſer und die Unfehlbarkeit ihres Eintretens. Faßt man kurze Perioden in's Auge, ſo ergeben ſich wohl auch Rückſchritte; ſo wenn 1640 verglichen wird mit 1660, 1660 mit 1685, 1782 mit 1794; rechnet man aber nach Jahrhunderten, ſo bleibt kein Zweifel über das Vorrücken. Von der Reſtauration bis zur Revolution vergingen 28 Jahre, die geſchichtlich in drei ungleiche Sectionen zerfallen, von 1660 bis 79, von da bis 1681, und von 1681 bis 1688. Beim Beginn des erſten dieſer Zeitabſchnitte lag die Nation in einem loyalen Fieber. Carl II. hatte das große Loos gezogen. Er war unerwartet in eine Lage gekommen, wo es leichter war, Tugenden zu entfalten, als Laſtern zu fröhnen, Liebe zu gewinnen, als Haß zu wecken. Auf ſanftem Abhang mochte er der Bahn folgen, die ihm mit jedem Augenblick reizendere Ausſichten öffnete. Er hatte noch nichts gethan für die Nation; ſie aber zahlte ihm den Dank voraus für künftiges Wohlverhalten. Nicht wie Ludwig XVIII. war er mit den fremden Eroberern in's Land gekommen, nicht wie der Bourbon fand er bei der Wiederkehr alles geändert — eine neue Sonne und einen neuen Mond. In Frankreich hatten zwanzig Jahre das Werk von zwanzig Jahrhunderten gethan, große Ereigniſſe ſich pfeilſchnell einander verdrängt; der Boden hatte die Eigner gewechſelt; ſelbſt die Landmarken waren verſchwunden und niemand wußte mehr von der Normandie und der Bretagne. Von dem Frankreich Ludwig's XVI. war ſo wenig übrig, als von der präadamitiſchen Welt. Unter ſolchen Umſtänden mochte ſelbſt ein Heinrich IV. die Liebe der Nation ſich kaum erwerben. Wie ganz verſchieden war nicht die Lage Carl's II. — Seine Reſtauration geſchah ohne irgend eine Verletzung des engliſchen Stolzes. Vom feſten Land geſchieden, politiſch wie geographiſch iſolirt, hatte die meerumgürtete Inſel ihre Kämpfe im eignen Schooſe beſtanden, und auch die Verſöhnung entquoll nur dem zur Beſinnung gekommenen Selbſtgefühl. Es galt in dem Bürgerkrieg und auch zur Zeit der Republik nicht den Menſchenrechten, ſondern der Nationalfreiheit; dem politiſchen Particularismus ward gehuldigt, an den Univerſalismus, wie ihn die Propaganda ſpäterer Zeiten geträumt hat, nicht entfernt gedacht. Uns, die wir an allem Theil nehmen, und ginge es in China oder auf Otaheiti vor, muß wohl der Gedanke ein Lächeln ablocken, daß die Sprache, worin die großen engliſchen Parteifragen unter den Stuarts verhandelt wurden, damals kaum von einigen Gelehrten in den andern europäiſchen Ländern gekannt war, ſo daß nur eine dunkle Kunde herüberkam von der Fehde zwiſchen der Lehre des duldenden Gehorſams und den altrömiſchen Maximen, die jedem Cäſar ſeinen Brutus zuerkannten. Durch die Nicht-Einmiſchung der fremden Mächte blieb die Blutthat an Carl'n I. ohne nachtheilige Folgen für ſeine Nachkommen; hätte ein ſpaniſches oder ein franzöſiſches Heer den engliſchen Boden betreten, ſo wäre wahrſcheinlich jetzt die Dynaſtie Cromwell auf dem Thron. Carl II. kam zurück, nicht als Vermittler zwiſchen ſeinem Volke und einem ſiegreichen Feind, ſondern als Friedensſtifter zwiſchen den Parteien. Die Verfaſſung war auch in den ſturmvollen zwanzig Jahren von 1640 bis 1660 nur erſchüttert, nicht aus allen Fugen geriſſen und aufgelöſt worden. Sie ward darum auch ohne Mühe wieder in die frühere Richtung gebracht. Von allen Theilen aber, woraus die Verfaſſung beſtand, war der monarchiſche der Nation am wertheſten. Ungerechterweiſe war er niedergebeugt worden; jetzt wurde er in natürlicher Folge über Gebühr erhoben. Von dem Tage an, wo Carl I. ein Gefangener wurde, begann die Reaction zu Gunſten des Königthums. Sie nahm zu, im Stillen, aber raſch und tief greifend, ſeit er vor den Fenſtern ſeines Palaſtes den Tod leiden mußte. Als Carl II. in's Land kam, hatte ſie die höchſte Stufe erreicht. Das Volk zeigte ſich bereit, alle ſeine Rechte am Throne niederzulegen. Man war im Jahr 1660, wo auch Friedrich III. von Dänemark auf ſo wunderliche Art unbeſchränkter Souverain wurde. In England kamen damals die ſervilſten Lehren an die Tagesordnung und zur Herrſchaft. Jeder Widerſtand, mochte er noch ſo mäßig und nothwendig ſein, galt für Verbrechen. Die Gemeinen waren eifriger für das Königthum als der Monarch ſelbſt; ſie bewilligten mehr Gelder, als die Miniſter verlangten. Selbſt das ſchonende Gefühl für gefallene Größe war eine Zeitlang wie erloſchen. Als Cromwell's Reſte ausgegraben und an den Galgen geſchlagen wurden, die Reſte eines Mannes, der England's Namen aller Orten in Anſehen erhalten, ſeine Seemacht gegründet, Schottland und Irland erobert, Spanien und Holland gedemüthigt hatte, — da ſtrömte ganz London herbei, im wilden Freudentaumel vergeſſend, wie es das Andenken des Protector's nicht höhnen könne, ohne ſich ſelbſt zu entwürdigen. So war England im Jahr 1660. Die wenigen Beſonnenen hielten zurück und ließen den ausgetretenen Strom ablaufen. Eine ganz andere Geſtalt zeigten die Dinge im Jahr 1679. So wie früher die revolutionäre Bewegung das Volk ermüdet hatte, ſo daß es Ruhe ſuchte um jeden Preis, ſo war es nun durch eine lange Periode fehlerhafter Regierung dahin gekommen, daß man ebenſo um jeden Preis Sicherung der Freiheit erkaufen wollte. Man hatte frühe genug eingeſehen, in welche Hände, ohne alle Bedingung, die theuerſten Intereſſen gelegt worden waren. Carl II. verdiente weder die Liebe noch das Vertrauen ſeiner Unterthanen. Selbſt in der Schule des Mißgeſchicks hatte er nichts gelernt. Er kannte die Wechſelfälle des Lebens; Gefahr, Noth und Mangel waren bei ihm eingekehrt, er hatte Undank und Verrath, Treue und Anhänglichkeit erfahren. Aber nur die ſchlimmen Eindrücke waren ihm geblieben; er verachtete die Menſchen, hielt die Tugenden für eiteln Schein, war für Freundſchaft unempfänglich, und ließ ſich aus Indolenz von Günſtlingen leiten, deren Verworfenheit ihm kein Geheimniß war. Unter einem ſolchen König konnte der Rauſch des Serviliſmus nicht lange dauern.

Wir ſind genöthigt, hier abzubrechen. Ein dritter Artikel ſoll die Leſer bis zu dem Jahr 1688 führen, wo der Grund gelegt wurde zu der Verfaſſung, die noch heute in England blüht, aber von einer mächtigen und rührigen Partei, als nicht mehr ausreichend für das Bedürfniß der Zeit, mit einem Angriff bedroht iſt, der hoffentlich dießmal noch abgeſchlagen wird. — Berly.

Platen.

Die Abaſſiden, ein Gedicht in neun Geſängen, bei Cotta. 1835.

Unter den neueren deutſchen Dichtern nimmt Platen eine hohe Stelle ein, und ich würde ſagen, die höchſte, wenn die Superlative nicht durch allzuhäufigen Gebrauch ſehr verdächtig geworden wären. Ausgezeichnet durch Reichthum und Mannichfaltigkeit der Ideen, iſt er zugleich in der Darſtellung und Form ein Meiſter von ſeltener Vollendung. Grade dieſe Vollendung, die Großartigkeit der Ideen, die ungewöhnliche Kühnheit der Phantaſie machen aber Platen nicht beliebt bei der zahlreichen Klaſſe der Halbgebildeten unſers Vaterlandes, weil ſie weder Geſchick noch Zeit hat, in den höheren Regionen der Kunſt zu weilen, ihren Aufenthalt zu nehmen. Natürlich muß auch die Kritik, welche von dieſer Klaſſe ausgeht oder ſich an ſie richtet, den großen Dichter herabſetzen, und was ſie an ihm nicht verſteht, für Proſa erklären, welches Verfahren, ſo abgeſchmackt es auch an und für ſich iſt, doch nicht anders ſein kann in dieſen Regionen. Das dieſer Klaſſe eigene Urtheil iſt durchaus ſubjektiv, und lautet: das Geiſtesprodukt des N. N. ſpricht mich nicht an, da ich nun, wiewohl ich es aus Beſcheidenheit nicht öffentlich ſagen mag, der geſcheidteſte Kopf bin, nicht blos welchen ich kenne, ſondern welchen es überhaupt gibt, ſo folgt nach den Geſetzen der geſundeſten Logik daraus, daß das Geiſtesprodukt des N. N. nichts taugt, alſo iſt die Wahrheit: es taugt nichts. Dazu kommt noch bei unſern zum großen Theil leider tief, ſehr tief geſunkenen kritiſchen und literariſchen Blättern das Cotterieweſen, der Handwerksneid, die Perſönlichkeiten und allerlei ſonſtige Miſere, ſo daß eine gerechte, das Publikum aufklärende und auf den rechten Weg führende Würdigung poetiſcher Leiſtungen in der deutſchen Literatur äußerſt ſelten ſtattfindet. In Betreff Platen's ſagte zwar ein Kritiker von größerer Einbildung als Ausbildung, er ſei ein großer Dichter, aber ein Don Quixote der Kunſt, ein Ausſpruch, welcher das Unmögliche enthält, jedoch ganz geeignet iſt, bei den Halbgebildeten in Curs zu kommen. Wenn die Poeſie eine Kunſt iſt, was zu läugnen eine Verrücktheit wäre, ſo kann ſie keine andere ſein, als die Kunſt, Ideen in der Phantaſie eine Geſtalt zu geben, und zwar die ihnen gehörende, denn nur in der Form, in welcher eine Idee vor unſere Phantaſie tritt, wird ſie erkannt, und iſt damit identiſch. Wechſelt die Geſtaltung der Idee, ſo iſt ſie keineswegs mehr dieſelbe, denn unabhängig von der Form kann die poetiſche Idee nicht erfaßt werden. Der große Dichter iſt nun gerade der, welcher Ideen am richtigſten geſtaltet, und wer in einer Sache das Rechte thut, iſt kein Don Quixote, ſondern nur wer das Unpaſſende thut, in dem Wahn recht zu handeln. Ein Don Quixote der Kunſt kann daher unmöglich ein großer Dichter ſein, ſondern ein kleiner, oder richtiger: gar keiner, denn wer Formen liefert, welche nicht mit ihrem Inhalt identiſch ſind, iſt nimmermehr ein Dichter, ſondern ein mehr oder minder guter Verſeſchmied, was ſehr wenig iſt. Freilich verwechſeln manche das Künſtliche der Versmaaße mit der poetiſchen Kunſt, welche in der Gliederung und Geſtaltung beſteht, während das Versmaaß nur die äußerſte Hülle und Farbe iſt, welche aber auch nicht gleichgültig ſein, ſondern nothwendig zum Ganzen paſſen muß. Dante's göttliche Komödie in Sonnetten, das Niebelungenlied in Trioletten, Arioſtos raſender Roland in anakreontiſchen Verſen wären lächerlich, was ausführlich zu erörtern, ganz überflüſſig iſt. Nirgends kann man bei Platen ein unpaſſend gewähltes Versmaaß finden, ſondern im Gegentheil bemerkt man immer den richtigen und feinen Takt in der Wahl deſſelben, doch weil er nicht blos reimt, ſondern auch Rhythmen ohne Reim anwendet, ſind viele, welchen der Reim ganz zur Gewohnheit geworden iſt, nicht zufrieden mit ihm, und finden aus dieſem ſeichten Grunde Künſtelei, wo Kunſt iſt, weil ſie mit letzterer wenig bekannt ſind. Platen's Rhythmen ſind ſo wenig eine todte Künſtelei, daß er von einem wahren Gefühl geleitet, ſelbſt da, wo ſeine Bezeichnungen derſelben ein Bedenken geben, dennoch in der Anwendung richtig verfährt. So hatte er z. B. in dem Gedicht von der Baieriſchen Theudelinde gegen das Ende zwei Ictus geſetzt, welche hart geweſen wären und im Versende keine Befriedigung würden gefunden haben, aber im Gedichte ſelbſt iſt keine ſolche Anwendung derſelben gemacht, welche wirklich ſtörend wäre. Auch hat er dieſe Bezeichnung in der zweiten Auflage der Gedichte beſeitigt, ich weiß nicht, ob auf des ſinnigen Klauſen Bemerkung.

In dem Gedichte der Abaſſiden zeigt ſich unſer Dichter ebenfalls als ein vorzüglicher Meiſter ſeiner Kunſt. Unter den verſchiedenen Arten, das Mährchenhafte und Wunderbare, welcher Gattung der Stoff dieſes Gedichts gehört, zu behandeln, wählte er den der einfachen Erzählung mit Vermeidung alles Schmucks, ſelbſt des Reims. In Trochäen, deren Monotonie durch Daktylen geſchickt gemildert wird, fließt alles leicht hin, und kaum hier und dort wird einmal ein die Rede ſchmückender Vergleich angebracht. Sieht man auf die Einrichtung und die Vertheilung des Stoffs, ſo findet man alles natürlich, ſchicklich und harmoniſch geordnet, die einzelnen Begebenheiten ſo geſchickt in einandergewebt und ſo überſichtlich gehalten, daß weder die Spannung verloren geht, noch gewaltſam durchſchnitten wird. Die Perſonen ſind nicht ſchärfer gezeichnet, als es für das Land des Mährchen und Wunder gehört, in welchem eine tiefere Charakteriſtik ein unnützes Werk ſein würde, weil die Lage der Perſonen ſie nicht fordert, und ſie mithin kein Intereſſe erweckt. Wo die Lage jedoch in dieſem Gedicht das Entfalten der Geſinnungen erfordert, geſchieht es und immer ſo viel als nöthig, aber nicht darüber in unnützer Betrachtungsgeſchwätzigkeit. Durch dieſe in der ganzen Gliederung des Gedichts meiſterhafte Behandlung iſt es ein kleines, romantiſches Epos, welchem an Werth die deutſche Literatur, außer dem Oberon von Wieland, nichts an die Seite zu ſetzen hat, wiewohl die Erzählungsart beider ſehr verſchieden iſt, und Platen den Schmuck mehr vermieden hat, als Wieland. Dieſes Vermeiden deſſen, was ſo leicht verlockt und was ſo vielen gefällt, und obendrein ſo wohlfeil zu haben iſt, gereicht unſerm Dichter nur zum Lobe. Denn ſo wunderbare Begebenheiten, als uns hier geboten werden, können nichts durch Redeblumen und Schmuck gewinnen, ſo wenig als die Würze gewürzt werden darf. Die Sache ſelbſt iſt für die Phantaſie ſchon ſo brillant, daß die weiteren Zuthaten nur als Überladung ſie beläſtigen würden. Auf dieſe Weiſe hat der Dichter eine ſchwierige Aufgabe zu unſerm Genuß und zur Ehre unſerer Literatur glücklich gelöſ't, welche er ſich hätte erleichtern können, wenn er das Wunderbare hätte in das Allegoriſche ſpielen laſſen, oder ironiſch damit umgehen wollen, wie es Arioſto mit der Ritterwelt und ihren Mährchen bei aller Liebe zu denſelben machte. Möge Platen's Dichtung nicht ſo verkannt werden, wie nach langer Bewunderung neulich Arioſto durch einen unſerer vorzüglichſten Gelehrten, welcher faſt allem Poetiſchen hold iſt, verkannt ward. Jakob Grimm nennt nämlich Arioſto geſchminkt, vielleicht weil ſeinem Gemüth durch das Studium der altdeutſchen Poeſie die Freude an der lebendigen Friſche, den ſcharfen Umriſſen, dem geſunden Weſen und der der Liebe zu den behandelten Sachen keinen Eintrag thuenden Ironie der Poeſie Arioſto's fremd geworden iſt, denn ſonſt wäre dieſes Urtheil bei einem ſo ſinnigen Mann unerklärlich und als eine ſeltſame Idioſynkraſie zu betrachten, deren es freilich wohl auch bei ausgezeichneten Männern geben kann. Da Platen öfters über kritiſche Unwürdigkeiten klagt, und über Gleichgültigkeit, ſo ſchließe ich mit einem Rath für ihn, welcher lautet:

Willſt du Lob bei'm Mittelgute, laß dein Lied darnach erſchallen,
Minnezirpend, mondſcheinquickend laß es aus dem Aermel fallen,
Braue breite Bettelſuppen reckenhafter Kraftromanzen,
Prahle von zerriſſnem Herzen, füge ferner zu dem Ganzen
Afterhumoriſtiſche Flicken und par force gejagte Witze,
Dann ſchreit Mopschen: welcher Dichter, hurrah und von welcher Spitze!
Doch vergiß nicht, ſchlottrig reimend die Miſere aufzutiſchen,
Daß man dich natürlich nenne und dich zähle zu den Friſchen.

Konrad Schwenck.

Theater von Bauernfeld. (Die Bekenntniſſe. — Franz Walther.) Mannheim, Löwenthal. 1835.

Unſere Zeit iſt ſo arm an dramatiſchen Dichtungen, als reich an dramatiſcher Geſchichte. Weil die Noth nicht markten darf, ſo müſſen wir uns ſchon genügen laſſen mit mit den Rekruten Falſtaff's.

Bauernfeld iſt, — ich ſpreche nach dem Eindruck des vor mir liegenden Bandes, — ein Mann, der nicht ſo viel Geiſt hat, um zu wiſſen, was er mit ſeinem Geiſte anfangen ſoll. Er gibt den unläugbaren Witz, den manchmal feinen Verſtand an ein Nichts hin; eine Honigbiene, die ſich in einem Spinnweb erſticken läßt. Da iſt ein Luſtſpiel: die Bekenntniſſe; ich frage jeden Leſer und Hörer, ob es ihm vom Anfang bis zum Ende nur das geringſte Intereſſe angeregt hat? ob ein Charakter ſich in dem Stücke zeigt, mit Ausnahme eines einzigen, der ein unnatürliches Modekupfer iſt, durchaus ohne Gehalt, mit Waſſerfarben gemalt, die bei jeder Berührung ſich abbröckeln, — des jungen Zinnburg? Die Leute gehn und reden hin und her, ohne daß die drei Aufzüge hindurch nur einer von all jenen unzähligen Gründen auftauche, die eine Seelenerregung des Zuhörers veranlaſſen können; höchſtens iſt's eine neugierige Frage danach, was der Dichter mit den vielen Worten denn beabſichtigen wolle, und wo das Ding endigen mögen möge, das keinen Anfang hat. In dem Dialog iſt, trotz Kotzebue'ſcher Formen und Gleichniſſe, an manchen Stellen, Witz und Beobachtungsgabe: aber der zweckliche Witz ermüdet ſich und den Leſer; um durch die hohle Luft zu hauen, braucht man keine Schärfe eines Raſirmeſſers. Gleichgültigkeit iſt das Prinzip dieſes Luſtſpiels. Vier Perſonen, zwei Männer und zwei Weiber, ſtehen ſo mit einander, daß jeder der Männer jedes der Frauenzimmer edlich beglücken könnte, ohne daß einem der Viere zu nahe getreten würde. So iſt die Handlung ein leeres Scheingezerre und Geziere; die Perſonen aber ſind ſo blaß und unſcheinbar, wie die Sache.

Die Bekenntniſſe haben einige Verbreitung auf deutſchen Bühnen; weniger iſt dies der Fall mit dem zweiten Stücke des vorliegenden Bandes, Franz Walther, das doch an Werth ungleich höher ſteht, als jenes. Charaktere und Handlung heben ſich mehr hervor; allein die letztre verfolgt auch hier einen allzu ſchwankenden, unſichern Gang. Der Zuhörer will und muß immer wiſſen, für welches Ziel der auf der Bühne ſich folgenden Ereigniſſe er ſich intereſſiren ſoll; das Ende muß im Anfang, im Fortgang begründet ſein. Hier iſt es faſt gar nicht der Fall. Hingegen iſt die Charakterzeichnung feſt und tüchtig. Werner iſt die conſequenteſte, am vorzüglichſten gelungene Rolle; Franz Walther aber iſt zwar ein ſelbſtändiger, doch weder ein neuer noch tiefer Charakter. Dialog und Sprache ſind weit reiner von den verſchnörkelten geiſtreichen Dingen, welche ſich in den Bekenntniſſen verdrängen.

Dr. L. B.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 289. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 7. December.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Selm gerieth durch dieſe unumwundene Erklärung in nicht geringe Verlegenheit; ſeine Verbindung mit Vautour war bereits zerriſſen, denn, daß dieſer durch den Abbé von den Beſchuldigungen würde unterrichtet werden, welche Selm wider ihn am Hofe des Prätendenten erhoben hatte, ließ ſich ſo wenig bezweifeln, als die Ausführung der ihm angedrohten Rache, welche Selm jetzt in der That verwürkt zu haben, ſich eingeſtand. Er fiel endlich auf Breulart; ein Mann, vor welchem ihn der Abbé ſo dringend gewarnt hatte, ſchien eben dieſer Warnung wegen ſein Vertrauen zu verdienen. „Breulart iſt zufällig eben hier anweſend,“ antwortete ihm der Kaufmann auf ſeine Frage nach demſelben, und gab ihm deſſen Addreſſe. — Selm begab ſich zu ihm, und theilte ihm ohne Rückhalt den Zweck ſeiner Sendung hieher und ſein Verfahren in Betreff der Übergabe der erhaltenen Briefe mit. Breulart's Miene ward ſehr finſter; er ſprach, nachdem Selm geendet hatte, in einem rauhen, verwerfenden Tone: „Das iſt mir ſehr unlieb; Ihr Benehmen ſetzt meinen Freund Melchier von nun an in Zwieſpalt mit ſeinem Kollegen, welcher am Hofe Ludwig des Achtzehnten mehr gilt, als, meiner Überzeugung nach, dem Könige frommt. Dieſer Vautour oder Branchier oder Oulett, wie er heißen mag, war unter Danton's Panier ein eifriger Revolutionsfreund, dann ein eben ſo eifriger Beförderer der Plane Napoleon's, und iſt ſeit einigen Jahren, dem Scheine nach, ein treuer Anhänger der legitimen Dynaſtie; aber mag er auch der Vertraute des Königs und ſelbſt des heiligen Vaters ſein, mir iſt er verdächtig; mein Freund, der Sie unter dem Namen eines Kapitäns Melchier begleitet hat, beobachtet ihn, und erſtattet mir von Zeit zu Zeit in'sgeheim Bericht über ihn. Einen ſolchen Bericht haben Sie dem Könige eingehändigt; dieſer hat denſelben dem Abbé mitgetheilt, der nicht ſäumen wird, bei der nächſten Gelegenheit den Monſieur Branchier von der Sache in Kenntniß zu ſetzen.“

Selm wurde durch die Offenheit, mit welcher Breulart ſich gegen ihn äußerte, für ihn gewonnen; er bedauerte es aufrichtig, die Partei, welche er als die ſeinige, als geheime Gegner Vautour's erkannte durch die Abweichung von ſeinem Auftrage, ſelbſt geſchwächt zu haben, aber Breulart beruhigte ihn. „Sie haben allerdings einen Mißgriff begangen, aber Ihre Abſicht verräth Eifer für den Dienſt des Königs, und dieſer Eifer entſchuldigt Ihren Fehler. — Wir müſſen uns genauer kennen lernen; Sie ſind mein Gaſt für heute.“ —

Die beiden neuen Bekannten ſpeiſ'ten allein. Breulart wurde bei jedem Toaſt, den er ſeinem Gaſte in den ſchweren Madera und Portwein zutrank, immer erregter. Zuletzt erhob er das Glas, faßte Selm's Hand und rief mit bedeutſamem Blicke: „Auf den Tod des Tirannen!“ — Selm trank; — jetzt ſchlang Breulart heftig ſeinen Arm um ſeines Gaſtes Hals und ſprach: „Unſre Schickſale ſind verbrüdert; mögen es unſre Herzen ſein! Ihnen hat dieſer Tyrann die Heimath verſchloſſen — mir auch! Sie hat er hinweggetrieben von Weib und Kind; mich auch! Hören

Sie mich an: Ich war Chouanenführer, und focht für meinen König, meine Religion und mein Vaterland und ſtand, bis ich faſt vereinzelt ſtand, und die Vendee vor der Übermacht die Waffen ſtreckte. Da kapitulirte auch ich mit dem erſten Konſul und lebte als ruhiger Bürger unter ihm. Einer meiner ehemaligen Waffenbrüder, der nach England geflohen war, wandte ſich an mich, ihm die Erlaubniß zu ſeiner Rückkehr auszuwirken; ich legte ſein Geſuch dem erſten Konſul vor, dieſer forderte mich auf, meinem Freunde zu verſichern, daß er unbeſorgt in ſein Vaterland zurückkehren dürfe; — ich lud ihn ein, mein Freund, meinem Bruderworte vertrauend, verließ ſein Aſyl, und — kam nach Frankreich, — um eingezogen zu werden und ſein Haupt unter dem Eiſen der Guillotine zu verlieren. Dieſe Gräuelthat, des hinterliſtigſten Kannibalen würdig, trieb mich aus Frankreich; ich habe mir und jenem Mörder geſchworen, meinen gemordeten Waffenbruder zu rächen! — Mein Ziel muß das Ihrige ſein! Fällt das Haupt, ſo fallen die Glieder! — Verſtehn Sie mich? — Ich halte Ihre Hand feſt! Dieſe Hand, — fühlen Sie ſie kräftig genug, den Stoß nach dem Herzen unſeres gemeinſchaftlichen Feindes zu führen?“

Selm ſchauderte. „Mein Herr,“ ſprach er, „ich bin ein Deutſcher; wir Deutſche verſtehn uns nicht auf Dolchſtöße.“

„Nicht?“ ſchrie Broulart in der heftigſten Bewegung. — „Nicht? meinen Sie? — Freilich lag es bisher nicht im Charakter des deutſchen Volks, ſeinem Feinde mit dem Meſſer zu begegnen, doch die Schickſale der Völker ändern oft ihre Sitten. Wiſſen Sie, daß ich gerade jetzt im Herzen Deutſchlands ſchon mehr als einen Dolch für Buonapartes Bruſt ſchleife.“

„Es mag einzelne Böſewichter, oder einzelne Schwärmer in meinem Vaterland geben; ich bin keins von beiden,“ entgegnete Selm und verließ ſeinen Platz.

„Böſewichte? Schwärmer?“ — rief der alte Chouanenchef; „Ha, das iſt die Frucht jener hugenottiſchen Irrlichtſaat; das iſt der Wiederglanz des hölliſchen Feuers, der ſich zu himmliſchen Lichtſtrahlen lügen möchte! — Unglücklicher! Sie gehören alſo zu jener Sekte, welche in ihrer Verblendung zweifelt, daß Verbrechen — Tugend, ja Pflicht ſein könne! — O, welch' ein herrlicher Wirkungskreis harrt dieſer Bourbons dereinſt auf ihrem väterlichen Throne! — Leben Sie wohl, mein Herr! — Unſre Erfahrungen haben uns vergeblich verbrüdert, denn unſre Anſichten ſcheiden uns. — Ich vermuthe doch recht, mein Herr, Sie ſind Proteſtant?“ —

„Ich bin es!“ erwiederte Selm feſt. — Broulart verbeugte ſich froſtig gegen ihn und er ging mit wieder zerſtörten Hoffnungen von dannen.

(Fortſetzung folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Anhang.

Ungedruckte Briefe Hoffmann's an den Herausgeber.

Dresden, den 10. Mai 1813.

Vortrefflichſter!

Es iſt jetzt eine Zeit, in der ſich Neues an Neues drängt, ſo daß man nur das zunächſt Erfahrene erzählen mag; verlangen Sie daher nichts Umſtändliches über meine Fata bis zum 30ten April. — Nur ſo viel, daß das herrliche Dresden ſelbſt in den kritiſchen Zeiten, ſelbſt in meiner übermißlichen Lage, mich ganz ermuthigte.

Schon den 25ten April fand ich meinen alten Freund den Kammermuſikus Morgenroth, der nichts angelegentlicheres zu thun hatte, als mich in die Kirche zur Aufführung eines prächtigen, alterthümlichen Requiems von Haſſe zu geleiten. Aber noch eine größere Freude ſtand mir am Abend bevor; ich fand nämlich im Link'ſchen Bade meinen älteſten Jugend-, Schul- und akademiſchen Freund, den Staatsrath von Hippel, deſſen Herz noch eben ſo wie ſeit fünf und zwanzig Jahren, jetzt unter dem Stern des rothen Adler-Ordens, ſich den Ergießungen der innigſten Freundſchaft überließ.

Daß ich des gemüthlichen, für deutſche Muſik empfänglichen Morlacchi Bekanntſchaft machte, daß ich die Veſtalin, il matrimonio secreto, eine Hauptprobe des Cortez hörte, und überhaupt in Kunſt und Muſik mich luſtig bewegte, ſind Nebenſachen, nachdem heute der 10. Mai angefangen. —

Den 30ſten April Abends über Tiſche, bekam ich Antwort von Seconda, mit einem Wechſel von 70 Thalern und der Bitte, mich ſchleunigſt nach Leipzig zu verfügen, in ſofern ſein Bruder länger als 14 Tage hier zu bleiben gedächte. Ich begab mich zum Signor Franz in ſein, mit den Bildniſſen von Opitz, Ochſenheimer, Thering u. ſ. w. (ſehr gut in Öl gemalt) geſchmücktes Kabinet und erhielt den Beſcheid, nur ja nach Leipzig zu gehen, weil er bei der Anweſenheit des Kaiſers von Rußland und des Königs von Preußen vielleicht den ganzen Sommer über hier bleiben würde. — Den 2ten Mai wollte ich daher mit der Diligence abreiſen, allein — keine Diligence — keine Poſt — keine Pferde — keinen Paß! — ich mußte bleiben.

Schon den 4ten ging ungeheure ruſſiſche Bagage über die Elbe Tag und Nacht — den 7ten verließ der Staatskanzler von Hardenberg mit den Staatsräthen Dresden, — den 8ten rückte von früh 3 Uhr Artillerie durch, — um 10 Uhr ritt der König von Preußen durch die Stadt, — um 11 Uhr brannte die Elbbrücke (der von Holz aufgerichtete Theil zur Communication, da wo die beiden Bogen eingeſprengt ſind) und beide Schiffbrücken, deren Kähne brennend die Elbe herabſchwammen, — der Kanonendonner erſchütterte die Fenſter der Häuſer an der Elbe, — um 11¼ Uhr ritt ein franzöſiſcher Trompeter und ein franzöſiſcher Uhlan durch die Straßen, Cavallerie, Infanterie folgte, und um 5 Uhr traf unter dem Geläute aller Glocken und von verſchiedenen Deputationen empfangen, Se. Majeſtät der Kaiſer Napoleon mit zahlreichem Gefolge ein.

Die Ruſſen blieben in der Neuſtadt, und nun ging ein Tiraillieren mit Büchſen hinüber und herüber an, welches bis in die ſpäte Nacht und den 9ten um 8 Uhr wieder anfing und den ganzen Tag wieder bis in die Nacht dauerte.

Sie wiſſen, daß da, wo das Kreuz auf der Brücke ſteht, ſich zwei ſteinerne Schilderhäuſer befanden; hinter dieſen, ſo wie hinter einigen Steinen, hatten ſich ruſſiſche Jäger poſtirt und ſchoſſen, ſo wie ſich franzöſiſches Militair blicken ließ, herüber; ich befand mich auf dem Wall neben dem Theater, und konnte ſehen, wie ſie anlegten, und wie der ruſſiſche Offizier hin und her ſprang, um ſeine Feinde zu entdecken, und wie er eifrig dem verſammelten, neugierigen Volke zuwinkte, ſich zu entfernen. — Die Kugeln prallten am Schloßthore an und eine Frau wurde ſchwer verwundet, ſo wie ein Knabe erſchoſſen. Den 8ten hatten ſich franzöſiſche Jäger auf die Gallerie und auf dem Thurm der katholiſchen Kirche poſtirt und ſchoſſen munter herüber; — jetzt flogen Kartätſchen-Kugeln (die Ruſſen hatten Geſchütz aufgepflanzt) bis in den **Neumarkt** und um 1½ Uhr platzte mitten auf dem **Altmarkt** eine hereingeworfene Granate. — Mit dieſer Gefahr unbekannt, ging ich noch Vormittags um 10 Uhr an das Brühl'ſche Palais und fand in der Nähe des Schloßthors mehrere Menſchen, wurde aber in dem Augenblick von einer Kugel, die von der Mauer abſchlug, am Schienbein, jedoch ſo matt getroffen, daß eigentlich nur meine neue Stiefelklappe verwundet wurde, ich aber nur einen blauen Fleck davontrug. — Die wie ein Geldſtück plattgedrückte Kugel hob ich zum Andenken auf, und mit dieſem Andenken gänzlich zufrieden, uneigennützig nicht noch mehr verlangend, entfernte ich mich ziemlich ſchnell, und gab auch die Idee auf, den Wall zu beſuchen, indem eben in den noch übrigen Schießſcharten franzöſiſches Geſchütz aufgefahren wurde.

An kein Amt, an keine Veſper war zu denken, denn die Kugeln zerſplitterten die Fenſter der Kirche und ſchlugen in die Thür ein, ſo daß ſchon in aller Frühe ein alter Mann auf der Kirchentreppe erſchoſſen wurde; — in das Schloßthor fuhren ziſchend unaufhörlich Kugeln. — Kurz in der ganzen Gegend konnte man den Tod der Neugierde ſterben. — Die Nacht von geſtern auf heute haben die Ruſſen die Neuſtadt verlaſſen und die franzöſiſche Armee geht, wie man ſagt, in zwei Punkten ganz in der Nähe von Dresden, wo ſie Schiffbrücken geſchlagen, über die Elbe. —

Ob ich nun hier in Dresden bleiben, — wie und wann ich nach Leipzig gehen werde, das wiſſen die Götter; ich habe daher das theure Hotel verlaſſen und mir auf dem **Altmarkt** Nr. 33, bei Madame **Vetter**, vier Treppen hoch, ein höchſt romantiſches Stübchen, ganz in der Nähe des Uranus gemiethet, wo ich jetzt ſitze, und im ſtolzen Bewußtſein meines Heldenmuthes von ausgeſtandener Angſt und Gefahr ſchreibe.

Übrigens, geliebter Freund! haben Sie gar keine Idee von der Unruhe und von dem gräßlichen Tumult, der hier in dieſen Tagen geherrſcht hat, und eben deßhalb iſt der verſprochene Aufſatz noch nicht fertig; dagegen folgt die Abſchrift des **Ritter Gluck** *) anbei. — — — — In meiner jetzigen, poetiſchen Wohnung iſt es ſehr ruhig und ich hoffe daher (auf jeden Fall bleibe ich noch 8 Tage in Dresden) fleißig ſein, und Ihnen noch viele Specialia ſchreiben zu können.

Ihrer lieben Frau ꝛc. ꝛc. — Mein literariſches Handwerkzeug taugt dem Teufel nichts, — wer vermag mit dicker Tinte und ſtumpfer Feder was Ordentliches zu ſchreiben, — aber es ſoll und wird alles beſſer werden.

Stets unverändert der Ihrigſte.

---

*) Siehe Phantaſieſtücke 1r Bd.

(Fortſetzung folgt.)

Die Kunſtausſtellung in München.

(Fortſetzung.)

Vierter Brief.

. . . . ingen, 30. Nov. [illegible]

Meine Abreiſe von München verhinderte mich an der Erfüllung meines Verſprechens von dort aus; inzwiſchen angekommen in meinem ſtillen . . . . ingen, ſei es meine erſte Beſchäftigung, mich für Sie nach München und in die Säle der Akademie zurückzuverſetzen.

Ich war noch einmal dort, wegen mehrer hiſtoriſcher Arbeiten von jüngern Künſtlern, und der Skulpturen. Das erſte, was mich in dieſen Reihen wegen Größe, Farbenglanz und eines gewiſſen Adels der Geſtalten anzog, war ein großes Bild von **Georg Lacher**, auf dem eine Krönung der Maria offenbar mit recht vieler Liebe dargeſtellt war. So wenig es mir im Ganzen gelingt, bei ſolchem Werk mit allen Kräften auszuhalten, ſo läugne ich doch nicht, daß ſchon die Liebe, mit welcher es ausgeführt iſt, mich lange feſſelt und ich ſehe darin eine ſichrere Bürgſchaft fortſchreitender Kunſt, als in großer Fertigkeit. Aber es ging mir mit meiner Empfindung vor dem Bilde ſchlimmer, als wär' ich zwiſchen Scylla und Charybdis gerathen.

Ein wohlgekleideter und wohlgenährter Mann, auf deſſen Geſicht auch nicht die leiſeſte Sorge wahrzunehmen war, trat mit einer Dame am Arm neben mich und vor das Bild. „So,“ ſagte er, indem er in den Katalog ſah, „Eigen der Akademie, alſo dahinaus will's hier, rechts Madonna, links Chriſtus, über beiden genau in der Mitte Gott Vater, rechts vier Köpfchen, links vier Köpfchen, laß ſehen, ob die Wolken auch gezählt ſind! Und die armen Leute, kaum daß ſich eine Hand getraut, ſich zu bewegen, geſchweige ein Kopf, ein Körper! und das nennen ſie fromme Kunſt! Ich begreife einen Maler nicht, der ſo lange vor ſolchen Scheinleichen, oder eigentlich Scheinlebendigen aushält, ohne Luſt zu bekommen, ſie aus ihrer Gefangenſchaft zu befreien.“

„Aber,“ entgegnete die Dame, „du biſt auch ganz gottlos, für dieſe Handlung paßt ja kein andrer, als dieſer feierliche Ausdruck!“

„Iſt's das,“ ſagte er darauf, „ſo ſag' ich mit Fauſt: Du Geiſt der Erde biſt mir näher! Komm, laß uns lieber das herrliche Bild von **Riedel** noch einmal ſehen.“ Indem traten zwei junge Männer heran, von denen der Eine als katholiſcher Geiſtlicher kenntlich und der Andere, wie ich ſpäter erfuhr, der Dr. G. war.

„Ein ſchönes Werk chriſtlicher Kunſt,“ hob der Geiſtliche an, „rein aus dem Prinzip heiliger Wahrheit gefloſſen. Auf dieſem Weg kann wenigſtens theilweis für die Kunſt das rechte Bewußtſein wieder gewonnen werden.“

„Was mich,“ ſagte der Dr. G. darauf, „immer wieder hieher zieht, iſt die Beſtätigung eines lang von mir gehegten Gedankens. Die Kunſt ringt danach, die höchſten, überirdiſchen Dinge darzuſtellen, hat dafür aber keine andern Mittel, als die ſündhaften menſchlichen Formen. Ihre Hauptaufgabe alſo bleibt, die menſchliche Natur zu entſündigen, ihr zu ihrer urſprünglichen leider verloren gegangenen Göttlichkeit zu verhelfen, und wie dies der Grundgedanke der Krönung Maria's ſelbſt iſt, ſo hat er dem Künſtler bei der Arbeit, bei der ich ihn öfter beſuchte, ununterbrochen vorgeſchwebt, und ſo in dieſer Leidenſchaftloſigkeit, Milde, Ruhe, in der Rückkehr aller Linien und Formen in ſich, ſpricht ſich die Verklärung aus, nach der überhaupt und allein die Kunſt in der alten Zeit gerungen hat.“

„Ich freue mich ſehr,“ ſagte der Geiſtliche, „daß das

Bild in unſre Kirche kommt, und gewiß wird es dazu beitragen, daß man nach und nach den Unfug der frühern Zeit von unſern Altären räumt. Faſt jedesmal, daß ich die Meſſe in St. Stephan leſe, ſtört mich das Altarbild mit ſeiner unerträglichen Natürlichkeit einer jeden rohen Bewegung, eines jeden Affektes von Zorn, Rache, Schmerz und alles damit verwandten. Grad', als müßt' ich auch in die Worte der Meſſe alle den Einzelausdruck legen, den ihr Sinn etwa hat! Wir können für die Stimmung des Chriſten vor dem Altar, die ja ganz eine einfache, geſchloſſene ſein ſoll, dieſe kunſtreiche Abwechſlung und Lebendigkeit des Straßentreibens nicht brauchen, und nur ſolche Einfachheit, wie in dieſem Bilde herrſcht, ſtimmt zu den Betrachtungen vor dem Altar."

„Ich bin ganz mit dir einverſtanden," entgegnete Dr. S. „und halte es deßhalb für ein Glück, daß die **Glasgemälde für die Marienkirche** in der Au in andre Hände übergegangen ſind." Während dieſer Geſpräche traten ſie in den Saal, in welchem drei der für jene Kirche beſtimmten Fenſter aufgeſtellt waren, und ich folgte ihnen. Das heilige Dunkel, das uns ſogleich umgab, durch welches die zu ſanftem Lichtſchimmer verklärten Farben in einzelnen großen Strahlen drangen, übte eine große Gewalt auf ſie und mich aus, ſo daß wir uns dem Eindruck eine Zeitlang ſtill hingaben. In dem einen Fenſter iſt die Geburt Chriſti, auf dem andern ſein Tod abgebildet, im mittleren die Verklärung und Krönung der Jungfrau Maria. Die beiden letztern Gemälde ſind nach Zeichnungen von **Ruben** aus Trier, die erſtre nach einer von **A. Fiſcher und Schraudolph** aus dem Algäu ausgeführt. Dieſe trägt nun offenbar das Gepräge, einer ſich in beſtimmten Grenzen haltenden, kirchlichen Kunſt, während in den Darſtellungen Ruben's das Streben nach freierer Bewegung ſichtbar iſt. (Fortſ. f.)

Buntes.

„ Von **Peſchier's** längſt angekündigtem Werk über deutſche Literatur iſt der 1ſte Band erſchienen.

„ **Neue Auflagen. — Fortſetzungen. — Concurrenzen. — Broſchüren.** — Von Emerentius Scävola's „**Cameraobſcurabildern**" iſt eine neue Auflage erſchienen. Wir berichten nächſtens ausführlicher darüber. — Von den morgenländiſchen Erzählungen „**Tauſend und ein Tag**" (Prenzlau, Kalbersberg) wird eine zweite, wohlfeilere Ausgabe veranſtaltet, deſſen 1. Band vor uns liegt. Die Erzählungen „Tauſend und ein Tag" ſind ein ſchätzenswerther Pendant zu den Erzählungen von 1001 Nacht, und verdienen eine eben ſo große Verbreitung wie die letztgenannten. — Von der bei **Scheible** in Stuttgart erſcheinenden Geſammt-Ausgabe von **Langbein's** Werken iſt die 5te, 6te und 7te Lieferung erſchienen, die Gedichte dritten Band enthaltend. — Die früher im Phönix beſprochene Ueberſetzung **Courtin's** von Ségur's Werk über Napoleon's ruſſiſchen Feldzug (Stuttgart, Scheible) iſt mit der vierten Lieferung vollendet, und rechtfertigte unſre Erwartungen. — **Liesching** in Stuttgart hat „**Martin Luther's Leben**" von Guſtav Pfizer angekündigt (groß 8. 4 Abtheilungen) und Stahlſtiche von dauerndem Kunſtwerthe als äußern Schmuck dazu verſprochen; bei dem bekannten Geſchmack des Verlegers läßt ſich in artiſtiſcher Beziehung ebenſo Erfreuliches hoffen, als von dem talentvollen Guſtav Pfizer in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht. — In Concurrenz mit dieſem Unternehmen tritt Scheible durch das Werk: „**Martin Luther**, ſein Leben und Wirken, geſchildert von Dr. Stang" (in einem Bde. Lexikonform. mit 7 Stahlſtichen) wovon bereits eine Lieferung erſchienen iſt. — Für den Verfaſſer des bei Liesching erſchienenen Votum's über das „**junge Deutſchland**" hält man **Guſtav Pfizer**; er ſoll aber die Autorſchaft dieſer Broſchüre desavouirt haben. — In Sangerhauſen (bei Dittmar) erſcheint ſoeben eine Broſchüre: „**Fürſt und Volk**, eine Stimme über Preußen, von einem Ausländer;" der Ausländer ſagt gutgemeinte und bezeichnende Worte über den edlen Monarchen und über deſſen kernkräftiges Volk.

„ **Heideloff** in Nürnberg hat zwei Umriſſe nach Scenen aus Bellini's Montecchi und Capuletti zum Andenken der Mad. Schröder-Devrient herausgegeben, und dieſer Künſtlerin gewidmet, deren Leiſtungen in Nürnberg bekanntlich mit großem Enthuſiasmus aufgenommen wurden. Schade, daß die erwähnten zwei Umriſſe ziemlich mittelmäßig ſind!

„ Von dem Verfaſſer der „Geſchichte der Reſtauration" erſchien ein neues politiſches Werk: „le gouvernement de juillet, les partis et les hommes politiques de 1830 à 1835."

„ Die beduiniſchen Künſtler machen in Paris fortwährend unerhörten Furore; an dieſem Erfolge hat ihre ſeltne Gelenkigkeit nicht weniger Antheil, als ihre ſtolze Verachtung aller Charlatanerie; ſie haben ſo ganz das Anſehn, als ſpielten ſie nicht für die Pariſer, ſondern blos für ſich. Ihre wunderlichen Attitüden und ſelbſt die fremdartigen Klänge, welche dieſe begleiten, erinnern an die Mährchen von Jongleur's, denen der Kalif Al Raſchid lauſchte. Dieſe lebendigen Spiral-Säulen von menſchlichen Leibern, die ſich bis an den Fries des Theaters emporwinden, und ſich beim hundertſtimmigen Bravo theilen, ſcheinen bewegliche Plaſtik, ſichtbare Mährchen. Uebrigens iſt der Spott den arabiſchen Künſtlern bereits auch nicht ausgeblieben; man will ihren Teint nicht für natürlich, ſondern für das Produkt eines chemiſchen Prozeſſes halten, (ſo wie einſt das Volk in Amſterdam den Doktor Ruyſch 1647 beſchuldigte, er male die menſchlichen Körper mit Blut!) Harel, der Direktor der Porte St. Martin befindet ſich übrigens bei ſeinen afrikaniſchen Gäſten vortrefflich, ſie haben in den zwei erſten Vorſtellungen 38.902 Francs eingetragen, und entſchädigen (wie die Revue de Paris meint) das Publikum für die ſchlechten Stücke, die es auf jenem Theater ſehen muß. Auriol, der Bajazzo des Cirque-Olympique hat gewettet, er wolle noch höher ſpringen, als die Beduinen, und ſich während einer Stunde ſelbſt zum Beduinen machen.

„ Einem Beſchluß der franzöſiſchen Regierung zufolge ſoll in Algier eine öffentliche Bibliothek gegründet werden. Den Stamm derſelben wird eine von dem Doktor Chevreau geſchenkte Büchersammlung bilden.

„ Aus der Sammlung von Handzeichnungen des verſtorbenen Baron Gros, welche jetzt verkauft werden, kamen einzelne Croquis auf 50 bis 200, ja 300 Francs. Eine Skizze von Napoleon's Portrait, welche Gros während der Darſtellung der Veſtalin machte, wurde um 57 Fr. verkauft.

„ Die ſiameſiſchen Zwillinge Chang-Engui ſind in Begleitung ihres Arztes Harry in Paris angekommen; ſie ſind 24 Jahre alt und vollkommen wohlgebildet.

„ Ein Offizier der Garniſon von Mons hat einen Apparat erfunden, mittelſt deſſen man ſich mit dem gewöhnlichen Brennmaterial ſeines eignen Herdes Gas zur Beleuchtung des Hauſes ſelbſt bereiten kann.

„ **Perrault's** wohlbekannte Feenmährchen erſcheinen in neuer eleganter Auflage, mit biographiſchen Notizen über Perrault von Jakob dem Bibliophilen, und einer Abhandlung Walkenär's über die Feenmährchen, ferner mit mehr als hundert Stichen nach den beſten Meiſtern.

„ **Finden** in London, von dem wir ſeither auch in Deutſchland Lord Byron's Landſchaften und Genius der Frauen kennen lernten, liefert die Stahlſtiche zu dem Prachtwerk von Baron Taylor und Louis Reybaud: „La Syrie, l'Egypte, la Paleſtine et la Judée."

„ Von **Beranger's** ſämmtlichen Werken iſt bei Fournier ainé in Paris eine Prachtausgabe in 3 Bänden mit 100 Holzſchnitten nach Zeichnungen von Grandville angekündigt.

„ Seit der Gründung von Mäßigkeitsvereinen haben ſich in Amerika 1.500.000 Menſchen hiezu verbunden, 12.000 Trunkenbolde ſich gebeſſert, 4.000 Branntweinbrennereien hörten auf, 8.000 Liqueurſchenken wurden geſchloſſen, 1.200 Schiffe haben keine geiſtigen Getränke mehr an Bord genommen.

„ Bei Dumont in Paris befindet ſich gegenwärtig ein Werk von Alphons Royer und Roger de Beauvoir unter der Preſſe: Scènes de la vie Belge et Hollandaise, wovon die franzöſiſchen Journale bereits mehre Bruchſtücke mittheilten.

„ **Lebensalter berühmter Maler.** Tizian ſtarb in einem Alter von 96 Jahren, Cignaroli erreichte faſt das 100ſte Jahr, Carlo Cignani wurde 91 Jahre alt, Michel Angelo 90, Leonardo da Vinci 75, Calabreſe 86, Claude Lorraine 82, Carlo Maratti 88, Tintoretto 82, Sebaſt. Ricci 78, Albano 82, Guido Reni 68, Guercino 76, Giambattiſta Criſpi 76, Carlo Dolce 70, Andrea Sacchi 74, Zuccarelli 86, Vernet 77 und Schidone 76.

Hierbei das Intelligenzblatt N°. 7.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 290. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 8. December.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Selm zog über die Wahl ſeines nächſten Entſchluſſes alle ſeine Einſicht zu Rathe; ſein Geldvorrath war durch ſeine Reiſen ſehr geſchmolzen, und keine Ausſicht vorhanden, in dieſem Lande, deſſen Sprache und Sitte ihm fremd war, eine andre Erwerbsquelle aufzufinden, als die, welche ſein Banquier ihm dargeboten hatte; aber an dieſe war die Bedingung geknüpft, mit Vautour in Verbindung zu bleiben, und je länger er ſann, je deutlicher erkannte er, daß ihm Nichts übrig bleibe, als: ſein Verhältniß mit dieſem zweideutigen Manne, ſo viel als möglich, zu erhalten. Er ſchrieb an dieſen, ſetzte ihm ſehr ausführlich den Grund ſeiner Zweifel an ihn auseinander, verhehlte ihm nicht, daß er auch dem Prätendenten mit dieſen Zweifeln an ſeine Treue bekannt gemacht und dieſem ſelbſt die ihm mitgegebenen Briefſchaften eingehändigt habe. Dieſem Schreiben ſchloß er den Brief bei, welchen er ſchon geſtern an ſeinen Schwiegervater geſchrieben hatte, und begab ſich mit dem Paket zu ſeinem Banquier.

14.

„Herr Selm, genannt Ormund,“ — ſo empfing ihn der Kaufmann, ehe er noch Gelegenheit hatte, dieſem ſeinen Brief an Vautour zu behändigen, — „es iſt ein Paket für Sie aus Hamburg an mich eingelaufen.“ — Er überreichte es ihm; Selm erkannte die Handſchrift ſeines Schwiegervaters, und entfernte ſich ſchnell, den Zweck ſeines Beſuches bei dem Wechsler vergeſſend. Kaum in ſeine Wohnung angelangt, erbrach er den Brief und las:

„Sie befinden ſich in einer ſehr ſchwierigen Lage, deren Schwierigkeit aber ihren Zenith erreicht haben wird, wenn Sie dieſen Brief erhalten. Laſſen Sie ſich mit keinem der Verbannten in England ein. Eben ſo wenig ſetzen Sie ihre Verbindung mit Vautour und deſſen Gehülfen fort. Schreiben Sie mir nie, ſo lange Sie ſich in England aufhalten werden. Ich bin von Ihrem Befinden und von Ihren Wünſchen zu hinlänglich unterrichtet. Inliegender Wechſel wird Ihnen die Mittel gewähren, ein Jahr lang in England auszudauern. Länger bleiben Sie aber nicht dort; knüpfen Sie keine Verbindungen daſelbſt an. — Sie haben Unrecht gehabt, dem Prätendenten eine Weiſſagung ſeiner Zukunft zu verſprechen. Sein Weg iſt ihm beſtimmt und ſein Auge wird dieſen zeitig und trüb genug überſchauen. Liegt Ihnen aber daran, ſich bei ihm zu rechtfertigen, ſo mögen Sie ihn wiſſen laſſen, daß ſeinem ſcheinbaren Glücke drei Erſcheinungen als deſſen Verkünderinnen voraus gehen würden: die Vernichtung des Königreichs Holland; die Flucht eines buonapartiſchen Prinzen nach London; und endlich: der Griff eines Eingekerkerten nach Napoleon's Krone.

Das zweite dieſer Ereigniſſe mag auch ein Wink für Sie ſein, England zu verlaſſen und ſich nach Riga zu begeben. In gegenwärtigem Pakete empfangen Sie Ihre, als ehemaliger preußiſcher Juſtizbeamter erhaltene Patente. Gründen Sie auf dieſelben und auf die treue Erzählung Ihrer Erfahrungen, ohne jedoch meiner zu gedenken, Ihr Geſuch bei dem

Generalgouverneur von Eſſen um Aufnahme in dem ruſſiſchen Kriegsauditoriat. Von uns erhalten Sie in England keine Briefe mehr.“

Dieſer Brief enthielt einen Einſchluß von Ulriken, welcher mit Klagen über den Zuſtand ihres Vaters angefüllt war, der ununterbrochen kränkelnd alle ärztliche Hülfe zurückweiſe, nur ſelten, und dann nur das Nothwendigſte rede, es ſei denn, daß er ſie ſeines Zuſpruches bedürftig finde. In dieſem Falle tröſte er ſie mit einer ſehr glücklichen Zukunft, deren Beginn er aber noch auf drei Jahre hinausgeſchoben ſehe. Aus dieſen Troſtgründen, welche er ihr eröffne, glaube ſie zu bemerken, daß er faſt beſtändig hellere und weiter als je verbreitete Blicke in die Zukunft werfen müſſe.

Im anderen Theil dieſes Briefes erſchöpfte ſich Ulrike über ihre mütterlichen Angelegenheiten und ging dann zu andern Mittheilungen über, deren nur eine ein etwas weniger flüchtiges Intereſſe für den Leſer haben mag. Sie betraf die beiden Verhafteten, deren Freilaſſung der Grund ihres gemeinſchaftlichen Unglücks geworden waren. Nach einem Briefe ſeiner ſehr bekümmerten Mutter war Werlemann in das Innere von Frankreich als Arreſtant abgeführt worden, während Schmelz durch eine, ihm ſelbſt unerklärbare Fürſprache ſeiner Haft entledigt worden war und im Begriffe ſtand, ſich mit Auguſten zu verbinden.

Selm konnte es ſich zur Genugthuung für die ihm am Hofe des Prätendenten zu Theil gewordene ſchmähliche Abfertigung nicht verſagen, eine Abſchrift von den Weiſſagungen ſeines Schwiegervaters in die Hände der bourboniſchen Prinzen zu bringen, und verließ nun London, um im nördlichen Schottland einen wohlfeileren Aufenthaltsort aufzuſuchen.

Am 20ten Juli 1810 ward am Hofe des Prätendenten die Vertilgung des Königreiches Holland aus der Reihe der europäiſchen Staaten bekannt, und kurz nachher entfloh Lucian Buonaparte ſeinem allmächtigen Bruder und landete zum Erſtaunen der Welt an Englands Ufer. Selm erkannte das, ihm von Wüſten angedeutete Wehrzeigen und begab ſich nach London, um eine Gelegenheit zu ſeiner Überfahrt nach Riga zu ſuchen. Ihm ward eine ſolche in Yarmouth nachgewieſen, aber bevor er noch ſeine Abreiſe dahin bewerkſtelligt hatte, empfing er ein Schreiben von dem Abbé von Montesquiou, welches ihn ſehr höflich und dringend nach Hartwelhouſe einlud. Selm lehnte die Einladung ab und begab ſich auf den Weg nach Yarmouth. (Fortſ. folgt.)

Hogarth und Lichtenberg.

(Schluß.)

Ein anderer Fall iſt um ſo intereſſanter, weil er des Künſtlers Geſchicklichkeit bezeichnet, durch einen unbedeutenden, kaum bemerkten Gegenſtand eine Lücke auszufüllen, die im Zuſammenhange der Geſchichte ſich findet. In Harlot's progress ſehen wir auf der dritten Platte, worauf die Heldin vom Friedensrichter mit den Conſtables verhaftet wird, nachdem das arme unſchuldige Mädchen auf der erſten Platte arglos in eine ſcheußliche Schlinge gegangen iſt, und nachdem ſie auf der zweiten, dem Culminationspunkt ihres irdiſchen Glücks, nicht unbedeutende Fortſchritte in der Civiliſation großer Städte gezeigt hat, unter den übrigen Gegenſtänden, die durchaus bezeichnend ſind, eine halbzerbrochene Punſchbowle, Bouteillen ꝛc., auch ein Briefchen, das zur Seite geworfen, aus der Schublade eines Tiſchchens rechts hervorragt. Lichtenberg lieſt die Adreſſe: To Mad. Hackabout, und meint, es ſei ein Liebesſeufzerchen an Hogarth's Heldin (Madame Hackabout), das ſich in einem Briefe Luft mache. Dieſe Erklärung ſcheint uns unpaſſend, denn an Subjekte des ſchönen Geſchlechts, von denen man Liebe für einen Schilling kauft (where one buys love ready made for the moderate price of a Shilling, und zu dieſer Lage iſt die Heldin bereits herabgeſunken), wird man in England eben ſo wenig wie anderswo ein billet doux richten. Alsdann widerſpricht auch dieſe Erklärung dem engliſchen Sprachgebrauch; Madame gebraucht man bekanntlich nur in der Anrede, ſetzt es aber nie anſtatt Mrs. oder Miß vor den Familiennamen. Endlich iſt auf den engliſchen Abdrücken die Adreſſe deutlich: To Mr. Hackabout zu leſen (An Herrn Hackabout). Wir möchten die Adreſſe ſo erklären: Nachdem das arme Mädchen verführt war, ſchämte ſie ſich zu ſehr, um ſich an ihre Verwandten zu wenden, ſpäter während ihrer glänzenden Lage, bekümmerte ſie ſich eben ſo wenig um ſie; als ſie aber immer tiefer in das materielle Elend der unteren Volksklaſſen Londons verſank, fühlte ſie vielleicht augenblickliche Reue und ſchrieb ihrem Vater, dem Landpfarrer aus Yorkſhire, der auf der erſten Platte mit durchgeknieten Beinkleidern vorkömmt, oder ihrem Bruder. Der Brief wurde aber nicht angenommen und kam uneröffnet zurück, denn ihre Verwandten waren mit ihrer Erniedrigung bekannt. Miß Hackabout ſetzte ſich darauf leichtſinnig über dies Deſappointment hinweg und warf den Brief in den Winkel der Schublade unter alten Plunder und Pomadebüchſen.

In the Rake's progress, wo überhaupt noch mehrere Nachträge zu liefern wären, iſt der Umſtand, daß die Erklärer eine Andeutung überſahen, um ſo auffallender, da die Erläuterung derſelben ziemlich nahe liegt. Wir meinen die ſiebente Platte, wo der Verſchwender für ſeine Thorheiten und Ungerechtigkeiten genugſam büßt, und in das Fleet (das Schuldgefängniß von London) ohne alle Hoffnung der Erlöſung gebracht iſt. Das von ihm einſt verführte und betrogene Mädchen, welches allein ihn im Unglück nicht verläßt, fällt hier bekanntlich in Ohnmacht, und wird von einem publiciſtiſchen Schriftſteller im zerriſſenen Schlafrock gehalten. Dieſer arbeitet, wie man aus einem Papiere auf dem Boden ſieht, an einem Plane, die Nationalſchuld zu tilgen. Der rechte Ellbogen ſeines Schlafrocks iſt durchgeſchoben, ſeine Beinkleider ſind auf kunſtvolle Weiſe geflickt, und ſein Bart iſt ihm ſeit langer Zeit nicht geſchoren, kurz, Armuth und Hülfloſigkeit iſt faſt übertrieben ausgeſprochen. Alle Erklärer ſehen hier weiter nichts als den Spott über einen Menſchen, der ſich um Staatsangelegenheiten mehr bekümmert, als um ſeine eigenen; der für die Nation Rath weiß, ihre Schulden zu tilgen, und hinſichtlich ſeiner eigenen nicht helfen kann. (Hogarth hatte auch eine ſolche damals wirklich im Fleet lebende Perſon vor Augen.) Allein die Ironie, welche darin liegt, daß die Nationalſchuld ſich im Fleet befindet, hatte Keiner vor Augen. Als dieſe Platten herausgegeben wurden, hielt man freilich die Nationalſchuld noch nicht für unbezahlbar;

erſt Lord North's und Pitt's Miniſterien haben Alle davon überzeugt; zu Hogarth's Zeit machte aber die Oppoſition dem Miniſterium Walpole den Vorwurf, daß es nur eine Kleinigkeit getilgt habe, weit weniger, als es hätte thun können; und eben deshalb hat Hogarth wohl die Nationalſchuld in den Verwahrungsort der böswilligen, wie der unverſchuldeten Zahlungsunfähigkeit gebracht. Man wende dagegen nicht ein, Hogarth habe in ſeinen Platten, mit Ausnahme der Election und der auch für ihn eben nicht rühmlichen Zänkerei mit John Wilkes, ſich nie mit Politik abgegeben. Findet man doch in derſelben Reihe von Platten, auf der achten, Brittania mit der Jahreszahl 1763 im Narrenhauſe, eine Anſpielung auf den von Lord Bute geſchloſſenen Frieden mit Frankreich, welcher allgemeine Unzufriedenheit erregte. (Dies war eine Andeutung, die Hogarth in einer ſpätern Ausgabe dieſer Platten hinzufügte, denn die erſte Bekanntmachung der Platten fand lange vor dem Jahre 1763 ſtatt.)

Auch auf der vierten Platte, wo der Verſchwender ſein ungeheures Vermögen in Hahnenkämpfen, Wettrennen u. ſ. w. bereits vergeudet hat, und in dem Augenblicke verhaftet wird, wo er ſich nach Saint James tragen läßt, um beim Lever der Königin zu erſcheinen, möchte noch eine Erläuterung hinzuzufügen ſein.

Ein Gerichtsdiener hat dort die Sänfte aufgehalten und zeigt dem Mr. Rakewell den Verhaftsbefehl, allein das arme von ihm verſtoßene Mädchen, jetzt Putzhändlerin, rettet ihn diesmal noch vor dem Arreſt, denn ſie hält eine kleine aber gefüllte Börſe, die Erſparniſſe ihrer Induſtrie dem Gerichtsdiener hin. Im Vordergrunde ſteht ein ſtolzer Walliſer mit dem nationalen Lauch auf dem Hut, mit allem Behagen eines wohlhabenden Country Squire, und betrachtet die Scene mit gerümpfter Naſe. Die Erklärer meinen, Hogarth habe hierdurch ganz allein das Datum, den erſten Merz, und den Geburtstag der Königin bezeichnen wollen, denn an dieſem Tage trägt der Welſhman, der auf ſeine Abkunft etwas hält, den Lauchbüſchel auf dem Hute, wie ja auch der deutſche Leſer aus Shakeſpeare's Henry V. von Captain Fluellen weiß. Wir möchten noch hinzufügen: Hogarth wolle damit andeuten, des Verſchwenders guter Ruf ſei eben ſo wie ſein Vermögen zu Grunde gerichtet. Die Welſhmen haben noch genug celtiſches Blut in ihren Adern, um ſich von den übrigen Südbritten ſächſiſcher Abkunft durch größere Geläufigkeit der Zunge und hitzigere Leidenſchaft zu unterſcheiden. Sie lieben faſt ſämmtlich einen ſchnelleren Strom von Worten, und ſchwatzen gern wie ihr Landsmann, Shakeſpeare's Captain Fluellen. Dem Welſhmann Hogarth's ſieht man den Gentleman an; er hört gewiß zur ariſtokratiſchen Geſellſchaft London's, und wird nach der ihm angebornen Schwatzhaftigkeit unfehlbar Sorge tragen, die Geſchichte: „Herr Rakewell ſei auf ſeinem Gange nach Hofe von Gerichtsdienern wegen Schulden verhaftet, und von einer Putzmacherin wieder ausgelöſt", in den Cirkeln des High-life herum zu tragen.

Zum Schluß fügen wir noch einige Bemerkungen über die modern midnight conversation und the consultation of physicians hinzu. Auf erſterer Platte rechts neben dem Politiker befindet ſich ein Stutzer der damaligen Zeit, welcher bereits eingeſchlafen iſt. Die Neigung der Engländer, über Politik zu ſprechen, hat Hogarth nicht ſelten perſifflirt; man denke nur an die Platte, wo ein Zeitungsleſer das Licht ſeiner Naſe, um beſſer leſen zu können, ſo nahe bringt, daß Hut und Perücke darüber Feuer fängt; auch hier verbrennt ſich der Politiker die Manſchetten, während er in der Hitze ſeiner Deduktion ſich die Pfeife anzünden will. Wir möchten noch hinzufügen: die Perſon neben ihm iſt aus Langweile über ſein Raiſonnement eingeſchlafen. — In der consultation of physicians, einem der launigſten Kupferſtiche des Künſtlers, der eben ſo wie Molière nie eine Gelegenheit vorbeigehen ließ, die gelehrte Facultät zu verſpotten, fallen mehrere Köpfe in die Augen, welche die Knöpfe ihrer Spazierröhre mit vieler Heftigkeit in den Mund drükken. Dieſe ſcheinen uns ſämmtlich durch magere, den Hunger deutlich bezeichnende Züge aufzufallen, ſo daß eine engliſche Redensart, die bei dieſem Manöver gewöhnlich von jedem Engländer angebracht wird, hier anzuwenden wäre. Ein Gentleman hält es nämlich für unſchicklich, den Knopf des Spazierrohres in den Mund zu nehmen und ſagt gewöhnlich, wenn er dies bei einem Andern ſieht: the poor fellow got no dinner (der arme Kerl hatte kein Mittagseſſen.) Wilkie brachte daſſelbe auf ſeinem Rent-day an, wo der arme aus dem Hauſe von Gerichtsdienern geworfene Pächter ſeinen Spazierſtock in den Mund drückt, während von jenen im Hintergrunde geſchmauſt wird. Man ſieht aus einem Glaſe, welches die vierte Figur unten in der Hand hält, daß die Conſultation einen Gegenſtand betrifft, der bei den Ärzten einen wichtigen Punkt der Semiotik bildet, der aber Laien unverdienterweiſe als lächerlich erſcheint. Der Arzt, der das Glas hält, ſteckt den Finger hinein, nachdem er es beſchaut hat. Der Grund iſt von den Erklärern nicht bemerkt. Der Arzt hat die Selbſtaufopferung zum Frommen ſeines Patienten und der Kunſt, auch das Organ des Geſchmacks (man ſieht es deutlich an der Kennermiene, daß jener Etwas koſten will), zur genaueren Prüfung herzugeben, wie Herr Berzelius in unſerer Zeit eine ähnliche Selbſtaufopferung beſaß, die den Phyſiologen bekannt ſein wird.

Dies genüge, einen Beweis zu geben, wie Manches noch zu Lichtenberg hinzuzufügen wäre. Auch ſehen wir keinen Zweifel, daß noch andere Kenner des engliſchen Lebens einzelne Punkte bei einem Künſtler ausfindig machen können, von dem allgemein anerkannt iſt, daß er auch die unbedeutendſten Kleinigkeiten auf ſeinen Platten nie abſichtslos anbrachte, wodurch eine Menge von Einzelnheiten noch immer unklar bleibt, wie deutlich auch der Hauptgegenſtand in die Augen fallen mag.

Notizen.

Seit man in Paris weder Jeſuiten und frères ignorantins noch Simoniſten und Radikale mehr fürchtet, fängt man an, ſich ernſtlich mit dem Erziehungsweſen zu beſchäftigen. Auch das weibliche Geſchlecht wird bedacht. Dr. Bureaud-Riofrey hat ſeine Bedenken und Rathſchläge in der kürzlich erſchienenen Schrift: „Education physique des jeunes filles" niedergelegt. „Wenn wir, heißt es dort, dem Urſprunge der zahlreichen Abnormitäten des Wuchſes und der Geſundheit nachgehen, denen die Töchter der höheren Stände unterworfen ſind, ſo ergibt es ſich gewöhnlich, daß die unzeitig frühe Entwicklung der Gehirnorgane und die gänzliche Vernachläſſigung der Bewegungsorgane vor Allem die Schuld tragen." Er empfiehlt Schwimmen und Leiterklettern, — Quadrille, Cotillon, Polonaiſe, Gavotte und Maſurek; hingegen Walzer, Contretanz, Galoppade und Ecoſſaiſe ſollen nur ſelten und mit gewiſſen Beſchränkungen getanzt werden. —

*

Benjamin Laroche hat eine neue Überſetzung der ſämmtlichen Werke des Lord Byron gefertigt. Dem Urtheile eines franzöſiſchen Kritikers zufolge iſt der große Dichter „mit ſeltenem Glück und wunderbarer Treue.“ — (einer bis jetzt höchſt ſeltenen Eigenſchaft der franzöſiſchen Übertragungen) — „überſetzt, mit merkwürdigem Talent ſind Gedanken, Styl, feiner Takt des Dichters, und die zarten Nüancen des Ausdrucks wiedergegeben.“ Die Vorzüge dieſer Arbeit ſind von Friedrich Soulié in einer geiſtreichen Vorrede gewürdigt. —

*

Die „Esquisses de la souffrance morale“, von Eduard Alletz, haben im Jahre 1828 großes Aufſehen erregt. Man fand wahrhaftes Gefühl darin, ein großes Geſchick, die flüchtigſten Bewegungen der Seele zu analyſiren, eine religiöſe Philoſophie ohne Pedanterie, reine Moral ohne Gemeinplätze, und einen originellen Styl ohne Prätenſion. Als Fortſetzung dieſer Skizzen ſind jetzt die „Maladies du siècle“ erſchienen, vier Novellen, welche durch ihre Überſchriften: „Isolement“, — „Désenchantement“, — „Séduction“, — „Calomnie“, — die Hauptkrankheiten bezeichnen, die hier zur Sprache und Anſchauung gebracht worden.

*

Dem Berichte zufolge, der am 31. Mai d. J. der Geſellſchaft für den Elementarunterricht in Frankreich von Herrn Boulay de la Meurthe erſtattet worden, war das Verhältniß der Schüler zu der Einwohnerzahl

im Jahre 1820 wie 1 zu 27,
„ „ 1829 „ 1 „ $23^3/_{10}$
„ „ 1832 „ 1 „ $16^3/_{10}$
„ „ 1834 „ 1 „ $14^1/_{10}$

Doch beſteht noch die Maſſe, die alles Unterrichtes ermangelt, nach Abzug der Kinder unter 2 Jahren, aus 63 von 100, alſo faſt $^1/_3$ der Bevölkerung. Boulay de la Meurthe ſchätzt auf 100,000 die Zahl der erforderlichen Anſtalten, um den erſten Unterricht Allen zukommen zu laſſen. Die beſtehenden belaufen ſich aber erſt auf 34,000.

Die ſegenreiche Anſtalt der ſogenannten „Asyle“ iſt in Frankreich erſt im Entſtehen. Der öffentlichen Elementarſchulen ſind 30,341, der Privat-Anſtalten 14,750 an der Zahl.

Indeſſen ſetzt der Klerus ſeinen bald ſtillen, bald offenen Krieg gegen die Schulen des wechſelſeitigen Unterrichtes fort; auch die Univerſität (ſo wird in Frankreich die oberſte Verwaltungsbehörde des Studienweſens genannt) ſcheint denſelben nicht zu begünſtigen.

*

Hauptmann Roß gibt uns in einem von Sir John Roß kürzlich herausgegebenen „Appendix to the Narrative of a second Voyage in search of a North-West Passage etc.“ mehrere Nachrichten von den Einwohnern von Boothia, die deßhalb beſondere Aufmerkſamkeit verdienen, weil dieſer Volksſtamm vielleicht einer der iſolirteſten unter allen jemals entdeckten iſt, da ſie weder mit Europäern, noch ſelbſt mit den übrigen Eskimo's oder ſonſtigen nomadiſchen Stämmen Nordamerika's bekannt geworden.

„Eheloſigkeit,“ ſo berichtet Herr Roß, „iſt völlig unbekannt bei ihnen. Sie konnten gar nicht einmal glauben, daß einer von uns ohne Weib lebe . . . Da es aber mehr Frauen gibt, als Männer, ſo iſt es bei ihnen herkömmlich, daß die überſchüſſigen Frauen den beſten Jägern zu Theil werden, da ſie am beſten im Stande ſind, ſelbe zu ernähren. Doch fanden wir nicht, daß Einer mehr als zwei Frauen hatte. Die erſte oder älteſte hat das Regiment . . . Die Jungfrau wählt, ſobald ſie mannbar iſt; doch wird der Vertrag zwiſchen den Eltern der künftigen Eheleute geſchloſſen. Die Trauung beſteht in nichts Anderem als darin, daß die Jungfrau ſich in die Hütte ihres Zukünftigen begibt. Verſtoßung und Tauſch, ſowohl der Männer, als der Frauen findet hier, wie bei allen übrigen Eskimo's Statt. Ebenſo zeigen auch die Boothier große Liebe zu ihren Kindern. Sie behandeln dieſelben mit großer Milde, und ernten dafür zärtliche Anhänglichkeit und willigen Gehorſam. — Gebietendes Anſehen ſcheint Keiner über die Übrigen zu beſitzen; — was ſie unternehmen, thun ſie in Gemeinſamkeit. Krieg iſt ihnen unbekannt. Mordthaten ſind ſelten; die Strafe dafür beſteht darin, daß der Todtſchläger zu immerwährender Einſamkeit dadurch verurtheilt wird, daß alle ihn vermeiden. Als man fragte, warum ſie nicht den Mörder tödteten, wurde erwiedert: „dadurch würde man ſich ſelbſt gleich ſchlecht machen, der Verluſt des zweiten Lebens das erſte nicht herſtellen, und der Tödtende für gleich ſchuldig gehalten werde.“

*

Charakteriſtiſch für die gegenwärtige Zeit iſt, daß die in keiner Hinſicht bedeutenden „Reiſen eines Irländers, um die wahre Religion zu ſuchen“ (mit Anm. von Thomas Moore), allein in Deutſchland nicht nur zwei Überſetzer gefunden, ſondern daß eine der Überſetzungen, die des ſtrengkatholiſchen M. Lieber, nun bereits in dritter Auflage erſchien. E.

⁂ (Pariſer Theater.) Im Theater des Palais-Royal fand ein neues Vaudeville: „La savonette imperiale,“ glänzenden Beifall. — Auf dem Theater de l'ambigu-comique gab man: „La dame de Laval,“ Drama in drei Akten, von Maillan und Leauon. Ein ſehr ſeichtes Stück, worin hiſtoriſche Namen figuriren. Der Schauſpieler Guyon hob den dritten Akt durch ſein treffliches Spiel. — Im Cirque-olympique war neu: „Toniotto,“ Drama in vier Akten, von Albert und Labrouſſe, Variationen über ſchon fünfzigmal dageweſene Situationen: — die Geſchichte Martin Guerres aus den causes célèbres. — Im Theater de la gaîté gefiel das Vaudeville: „La sonnette de nuit,“ außerordentlich. — Die Opera comique brachte als Novität: „La grande duchesse,“ lyriſches Drama in vier Akten, von Mélesville und Merville, Muſik von Caraffa. Eine junge Dame, welche einen jungen Offizier, Albert, liebt, wird auf Betrieb der Großherzogin, welche ſelbſt den Offizier liebt, von ihrem Vater gezwungen, einem Edelmann ihre Hand zu reichen. Sie gehorcht, unterzeichnet den Ehekontrakt, ſinkt aber während dieſer Handlung ohnmächtig zu Boden; man hält ſie für todt und begräbt ſie. Ihr heimlicher Geliebter kommt Nachts in die Gruft an ihren Sarg und weckt die Scheintodte. Die Großherzogin erklärt, als ihr die Sache bekannt wird, die erſte Ehe für durch den Tod aufgelöst und verbindet die Liebenden. Das iſt die ganze einem alten italiäniſchen Novellenſtoff nachgebildete Handlung; die Muſik Caraffa's wimmelt von Reminiscenzen. Die Aufnahme von Seiten des Publikums war ſehr lau.

⁂ Ein merkwürdiger Selbſtmord ereignete ſich in St. Denis. Ein Leineweber von dort, Namens Barré, hatte einen einzigen Sohn von 20 Jahren, den er unſäglich liebte. Der junge Menſch, der in Paris bei einem Perrüquier als Garçon diente, fürchtete ſchon lange die verhängnißvolle Conſcription. Der Vater, in Verzweiflung, ſeinen Sohn nicht remplaciren laſſen zu können, begab ſich zu einem Geſetzkundigen, um die Fälle zu erfahren, in welchen das Geſetz Ausnahmen geſtattet, und hörte, daß die einzigen Söhne von Wittwen von der Conſcription frei ſind. Was thut der Vater aus Liebe zu ſeinem Sohn? Er geht nach Hauſe und tödtet ſich durch den Strick, um (ſeinem hinterlaſſenen Schreiben zufolge) ſolchergeſtalt ſeinem Sohne einen gültigen Rechtsgrund zur Exemption vom Kriegsdienſt zu verſchaffen.

⁂ Von Jakob dem Bibliophilen erſchien: „la folle d'Orleans.“

⁂ Von Emil Vanderburgh erſchien ein Roman: „Rei Margot“ (ein hiſtoriſches Gemälde aus den letzten Zeiten der Ligue.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 291. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 9. December.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

In der Stadt bewegte ſich ein ſehr reges Leben. Der Handel mit Rußland, welcher ſeit deſſen genauerer Verbindung mit Frankreich in's Stocken gerathen war, fing an, ſich zu beleben. Selm hatte die Auswahl unter mehren Schiffen; er wählte das ſegelfertigſte. Seine mit dem Kapitän deſſelben angeknüpfte Bekanntſchaft gab ihm Gelegenheit, die Pontons beſuchen zu dürfen. Dieſe Benennung wird nämlich den aus der engliſchen Marine Alters halber ausrangirten Kriegsfahrzeugen beigelegt, welche gerade in dieſer Epoche zur Aufbewahrung der franzöſiſchen Kriegsgefangenen angewendet wurden. Selm ſah einige dieſer Unglücklichen, und mit Erſtaunen unter dieſen den jungen, blatternarbigen Mann, welcher ihm von den Verfolgern ſeines Hauſes zu ſeinem Verderber in den Weg geworfen worden war. Lange ſtarrte Selm ihn an, aber je länger er ſein Auge auf ihm ruhen ließ, je ſicherer ward er in ſeiner Überzeugung, daß er nicht irre; endlich rief er ſeinen Namen: „Karl Werlemann!“ Der Fremde fuhr erſchrocken empor, ſah den Rufer an — erblich, und heiße Thränen ſtrömten aus ſeinen Augen.

„Wie kommen Sie, und wie in dieſer Geſtalt, hieher?“ frug Selm, und Werlemann erzählte, daß man ihn nach Frankreich transportirt, und in Nancy ihm die Wahl zwiſchen den Galeeren und dem Eintritt in ein nach Spanien beſtimmtes Regiment gelaſſen habe. Er ſei nach Spanien gegangen und bald nach ſeiner dort erfolgten Ankunft als Kriegsgefangener in die Hände der Engländer gerathen.

Selm benutzte den geringen Einfluß, welchen ſeine Bekanntſchaft mit dem vorhin erwähnten Kapitän ihm gewährte, um die Freilaſſung des unglücklichen Gefangenen zu erwirken. Man hatte aber kein Ohr für ſeine Vorſtellungen, und erſt auf die Verſicherung, daß Werlemann ein weſtphäliſcher Unterthan, und in die vorjährigen Revolutionsverſuche verwickelt geweſen ſei, daß er, um ſich von der Galeerenſtrafe zu retten, franzöſiſchen Kriegsdienſt genommen, und nicht die Abſicht habe, nach ſeinem Vaterland zurück, ſondern nach Rußland zu gehn, ward man willfähriger gegen ihn, und er erhielt die Erlaubniß, Selm nach Riga zu folgen.

Während der Fahrt nach Rußland kam es zwiſchen den beiden Reiſegenoſſen ſehr begreiflicher Weiſe zu Erörterungen der Theilnahme, welche Werlemann an den letzten Unruhen in Weſtphalen, beſonders in Bezug auf Selm, genommen hatte, und dieſer erhielt nach und nach folgende Aufklärung:

Werlemann ſowohl als Schmelz waren im Braunſchweigiſchen mit ländlichen Beſitzungen anſäſſig geweſen, und hatten unbedachtſamer Weiſe die Aufmerkſamkeit der weſtphäliſchen Behörden durch ihren nicht genug verheimlichten Schmerz über den Verfall des Glücks ihres Vaterlandes auf ſich gezogen. Das eigentliche Verbrechen, welches man ihnen zur Laſt legte, beſtand aber darin, ihrem vertriebenen Landesherrn, dem Herzoge Friedrich Wilhelm zugejubelt zu haben, als dieſer im vergangenen Jahre durch ſeine Vaterſtadt nach der Weſer zog. Hierauf erfolgte ihre

Verhaftung. Der Mann, welcher die Unterſuchung gegen ſie führte — Selm erkannte in der Beſchreibung von deſſen Perſon — Vautour — beſchuldigte ſie aber eines Einverſtändniſſes mit den dürnbergiſchen Verſchworenen, und ließ ſie, nachdem einige Wochen verſtrichen waren, nach Selm's damaligem Wohnorte führen, um ſie dieſem zu übergeben, mit deſſen Hülfe ſie entflohen. Aber ſchon am zweiten Tage nach ihrer Flucht wurden ſie auf's neue eingefangen und in Ketten geworfen. Jetzt erſchien Vautour zum zweitenmale, um ſie ſtrenger als vorhin zu inquiriren. „Iſt Ihnen der Mann bekannt, welcher Sie Ihrer Haft entledigt hat?“ frug er unter andern; beide verneinten die Frage, denn ſie hatten Selm wirklich nicht geſehn. „Entſinnen Sie ſich noch eines Mannes, der ſich in einem Garten bei Göttingen vor ungefähr neunzehn Monaten in ein politiſches Geſpräch miſchte, welches ſie beide mit einander führten?“ — Beide entſannen ſich des Falles, jedoch der Perſon jenes unberufenen Mitſprechers nur ſehr oberflächlich, und der Inquiſitor fuhr fort: „Dieſer Mann iſt des Hochverraths ſchuldig und wird binnen wenigen Tagen hingerichtet werden. — Ich nehme Antheil an den beiden Frauenzimmern, welche Sie aus Ihrem Kerker geführt haben. — Dieſe Unglückſeligen werden ſterben, wenn Sie das Mittel, welches ich Ihnen zur Rettung Ihrer Mutter und Ihrer Braut an die Hand geben werde, verſchmähen. Läugnen Sie die Mitwirkung dieſer beiden Damen zu Ihrer Befreiung ab, und ſchieben ſie dieſelbe gänzlich auf den Mann, welchem Sie in jenem Garten auswichen; er iſt nicht zu retten, und die neue Schuld, welche Sie auf ſein Haupt laden, verſchärft ſeine Todesart nicht und rettet das Leben ihrer Geliebten.“

Werlemann und Schmelz ließen ſich, um Mutter und Braut aus den Händen des feindſeligſten aller Tribunale zu retten, bewegen, gegen den Mann zu zeugen, der, ohne daß ſie es wußten, von den Bitten der übrigen beſtürmt, ihre Kerker geöffnet, und um ſie zu retten, ſich ſelbſt geopfert hatte.

Von Schmelz wußte Werlemann nichts, er war ſogleich nach dem Schluſſe ſeines letzten Verhörs von dieſem getrennt worden. Auch aus ſeiner Heimath hatte er, ſeit er dieſe zu verlaſſen gezwungen worden war, keine Nachricht gehabt. Selm theilte ihm die ſeinigen mit.

Sie landeten in Riga und ſtellten ſich dem Militär-Gouverneur vor. „Sie, meine Herrn“ — empfing ſie dieſer höchſt überraſchend, — „ſind mir bereits durch ein ſehr geachtetes Mitglied der Umgebung des Staatsminiſters von Stein empfohlen worden, und die vorläufig für ſie beſtimmten Plätze warten ihrer. Herr Selm iſt bei dem Garniſon-Auditoriat, und Herr Werlemann als Lieutenant bei dem hier garniſonirenden Jägerregiment angeſtellt.“ —

Beide wurden entlaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Gedichte

von

Wilhelm Kilzer.

Die heilige Nacht.

Nacht der erſten Sabbathsfeier,
Als der Herr die Welt erſchuf,
Als die goldnen Sterne blühten
Auf des Weltenſchöpfers Ruf,
Erſte Nacht, vor meiner Seele
Schwebeſt du in dieſer Nacht,
Wo um mich die Lüfte ſäuſeln
So wie einſt, als ſie erwacht.

Damals von den jungen Sternen
Sah Gott auf die Erdenflur,
Unentweiht vor ſeinen Blicken
Lag, ein Tempel, die Natur.
Mildes Säuſeln, ſanftes Regen
Träumte ſüß im jungen Grün;
Und das kaum erwachte Leben
Freute ſich im erſten Blüh'n.

Eingehüllt in milde Klarheit,
Überhaucht von Sternenglanz,
War die Welt die zarte Roſe
In der Schweſtern Blüthenkranz.
Sanft von ihnen angelächelt
Athmete ſie Wonneduft
Und in ihrem Blüthenſchoße
Wiegte ſäuſelnd ſich die Luft.

Ach, noch tobten keine Stürme
Durch den wonnetrunknen Raum,
Und der Menſch mit ſeiner Liebe
War beglückt im erſten Traum:
Noch befleckte nicht die Erde
Blut; nur in des Menſchen Bruſt
Zog es hin und ſpielte leiſe
Melodieen ſel'ger Luſt.

Nur von ſeinem Roth beſtrahlet
Vor des Menſchen Angeſicht,
Und er lag, ein Bild der Gottheit,
Selig unter'm Sternenlicht.
Kindeslächeln hüpfte milde
Um den ſanft geſchloſſ'nen Mund;
Noch war er mit allen Weſen
Froh vereint zum Bruderbund.

Und in dieſer Nacht der Wonne
Zog der Schöpfer durch die Flur,
Athmete den tiefen Frieden
Der entſchlummerten Natur.
Um des Menſchen Ruheſtätte
Klang es leiſe nur wie Schmerz,
Und es fuhr ein Wehmuthsſchauer
Durch des ew'gen Vaters Herz.

Weltenſchöpfer, vor dir ruhet,
So wie einſt die Welt noch heut';
Immer leuchten noch die Sterne,
Wie ſie einſt die Welt erfreut.
Und ein Hauch von deinem Frieden,
Welcher durch die Erde drang,
Spielt noch leiſe um die Weſen
In der Erde Nachtgeſang.

Zitt're, du geheime Wonne,
Zu mir her im Blüthenduft!
Spiele ſanft an mir vorüber
In dem Wogengang der Luft!
Erde, mir iſt wiederkommen
Jener Traum der erſten Nacht,
Und ich ruhe dir im Schoße,
Sanft von Sternen angelacht!

Der Liederbaum.

Es ſteht ein reicher Liederbaum
Verborgen in des Herzens Raum,
Und fehlen ihm nur Sonnenlicht
Und milde Frühlingswärme nicht,
So ſteht er auch recht friſch und frei
Und bringt der Blüthen mancherlei.
Den Sänger lockt der heit're Schein,
Er ſammelt ſie dann lächelnd ein.
Die Welt umher gewahrt es nicht,
Wie er ſo ſelig Blumen bricht.
Erſt wenn er ſie zur Schau geſtellt,
Dann freuet ihrer ſich die Welt.
Er aber kehrt zum ſtillen Raum
Und ruht bei ſeinem Liederbaum.
Er pfleget ſeiner Nacht und Tag,
Daß er recht herrlich glänzen mag. —
Oft iſt das Leben karg und ſchwer,
Dann ſteht der Baum auch blüthenleer.
Wenn's gleich im tiefen Grunde lebt,
Und ſich zu Stamm und Zweigen hebt,
So währt es oft doch läng're Zeit,
Bis ſich der goldne Schmuck erneut.
Vergeht zuletzt das Lebensmark
Und treibt es nicht mehr kühn und ſtark;
Wie ſelig mag der Gärtner ruh'n
Nach Tageslaſt und ſüßem Thun.
So träum' ich mir mein Ziel auch einſt.
Doch wohl noch, Sonne, daß du ſcheinſt!
Glück auf, daß noch die Vöglein zieh'n,
Goldwolken raſch vorüberfliehn;
Daß noch mein Bäumchen blühend ſteht,
Und zu mir friſche Blüthen weht!

Der Fiſcherknabe.

Nun mag der Nachen ruhen
Für immer an dem Strand;
Ich habe ſie gefahren
Hinüber an das Land.

Dort hat ſie mir auf ewig
Noch Lebewohl geſagt;
Dort hab' ich ihr noch einmal
Mein tiefes Leid geklagt.

Sie zieht in ferne Lande,
Ich bleibe hier allein. —
Die Weiden hör' ich rauſchen,
Hier will ich einſam ſein!

Die Kunſtausſtellung in München.

(Fortſetzung.)

„Dieſes Wiederauffinden der Glasmalerei," fing der Dr. S. an, „halt' ich für einen der größten Gewinne neuerer Beſtrebungen in der Kunſt. Durch nichts wird Einem das Wollen der alten, deutſchen Meiſter ſo klar, als durch jene. Dieſe feierliche Stimmung, in die die Glasmalerei uns verſetzt, in der ſchon jede perſönliche, heftige Bewegung unmöglich erſcheint, wie wird ſie nicht gleich Bedingung für die künſtleriſche Darſtellung! Und gar die zum Licht gewordene Farbe, in der wieder das Irdiſche ſeiner höhern Bedeutung entgegengetragen wird, hebt uns aus dem Kreis des täglichen Lebens weit empor. — In dieſer Beziehung glaube ich, daß der ſcheinbar unvollkommnere Künſtler der Geburt Chriſti mit ſeinen befangenen Geſtalten und Bewegungen dem Ziele näher ſteht, als jener, der uns die Apoſtel am Sarkophag der allerſeligſten Jungfrau händeringend, Fäuſte machend und ja wie im heftigen Affekt des Entſetzens, oder auch die Magdalena am Kreuz, die Haare ausraufend, vorgeſtellt hat."

„Ja wohl," ſagte der Geiſtliche, „auch ich bin der Anſicht, daß der Himmel, der bildlich durch die Kirche dargeſtellt wird, nur im vollkommenen Gegenſatz gegen alles Irdiſche gedacht werden kann, alſo ruhig, feierlich, und ſtimme dir um ſo eher in deinem Urtheil über Fiſcher bei, als die zweite Zeichnung von ihm, der Tod der Maria, eine — zwar in dem Sinn der Geburt Chriſti gedachte, aber — viel vollendetere Darſtellung iſt."

Hiemit traten wir vor den genannten colorirten Karton, für das vierte große Kirchenfenſter beſtimmt. Es iſt wahr, dies iſt eine vortreffliche Arbeit und ich kann mir die Wirkung — wenn er in Glas gut ausgeführt wird, nicht groß genug vorſtellen. Im Ganzen erinnert das Bild wohl an das bekannte herrliche von Schoreel, allein es iſt frei von der dieſem altdeutſchen Meiſter anklebenden Natürlichkeit und von edlem Styl, ſowohl in Charakteren als in allen Formen. Ich hörte, daß der Künſtler ſehr jung ſei und der Sohn eines Bauern aus dem Algäu. Dieſer Arbeit ſieht man die Jugend nicht an, wenn ſie Zeichen der Unvollkommenheit ſein ſoll. Aber das Algäu iſt beſonders reich an künſtleriſchen Talenten; nicht nur die alten Brüder Eberhard ſind dort zu Hauſe, ſondern die beiden Schraudolph, dieſer Fiſcher, ein gewiſſer Müller und mehre andere ſehr geſchickte Künſtler, alle an einem gewiſſen ſtreng-kirchlichen Sinne haltend.

Von andern hiſtoriſchen Gemälden intereſſirte mich beſonders ein größeres von Guſtav Jäger aus Leipzig, auf welchem Moſes vorgeſtellt iſt, wie er — von Hur und Aaron unterſtützt — durch Armaufheben den Sieg ſeines Volks über die Amalekiter entſcheidet. Das ſieht man dem Bild wohl an, daß es ſeinem Verfaſſer ſehr ernſt um den Gegenſtand war; ſtrenge ernſte Formen, tiefe Farbe, lebendiger und kräftiger Ausdruck. Dabei hat die ganze Darſtellung wirklich etwas Ergreifendes. Auf einem Hügel rechts ſitzt der greiſe Geſetzgeber, beide Arme ausgeſtreckt, das Angeſicht gen Himmel gekehrt, zu beiden Seiten knieen, die Arme haltend, Hur und Aaron; unten und in der Ferne iſt die Flucht der Amalekiter vorgeſtellt. Himmel und Landſchaft liegen in Abenddämmerung.

Am meiſten zog die Aufmerkſamkeit einiger älteren Künſtler, denen ich begegnete, ein Carton von Leopold Schulz aus Wien auf ſich, auf welchem die chriſtlichen Helden des erſten Kreuzzuges Gottfried von Bouillon, Tancred und Raimund von Toulouſe vorgeſtellt ſind, wie ſie am Tage der Eroberung Jeruſalems als Büßer zur Kirche des heiligen Grabes gehen. Peter der Einſiedler führt ſie, der Patriarch von Jeruſalem empfängt ſie am Portal der Kirche; Frauen und Kinder ſtrecken knieend die Arme nach ihnen als ihren Befreiern aus. Scenen, die an die Wuth des vollendeten Kampfes erinnern, ſind im Hintergrund angebracht; zur Seite wird einem verwundeten Sarazenen Hülfe geleiſtet. Über Gottfried ſchweben zwei Engel, anzudeuten, daß er nur durch Gottes Hülfe Sieger war. — Genannte Künſtler fanden vorzüglich die edle Auffaſſung des Gegenſtandes, ſo wie den Styl im Nackten und den Gewändern ſehr zu loben. „Es iſt eine vortreffliche Compoſition,“ ſagte der Eine, „und man ſollte dem Künſtler die Mittel verſchaffen, daſſelbe in Öl auszuführen.“

Ich folgte ihnen nach zu einem andern Karton, auf dem die ſieben Gaben des heiligen Geiſtes, als ſieben ſchwebende Engelgeſtalten abgebildet ſind. Dieſe Zeichnung von Joh. Schraudolph iſt al Fresco in der Allerheiligenkapelle ausgeführt, und gefällt wegen der ſchönen Vereinigung von Anmuth und Ernſt allgemein.

Von all den vielen und mancherlei Gemälden und Zeichnungen, die ich noch, obſchon meiſt flüchtig geſehen, will ich ſchweigen. Vielleicht, daß ich nach Jahren einmal die Namen der Künſtler unter gereifteren Werken wiederfinde, oder gar nicht, welches leztre bei einigen allerdings auch wünſchenswerth iſt. An Porträts war kein Mangel, allein gefeſſelt hat mich keines, etwa das eines jungen Mannes von Dürk ausgenommen. Sie wiſſen, für Bildniſſe liebe ich den leichten Styl der Niederländer und ihre Natürlichkeit. Die Bildniſſe, die in München am meiſten gefallen, haben wenig davon. Die Leute ſitzen alle darin mit der Abſicht, nicht unter den Ihrigen zu leben, ſondern vor dem Publikum; und wenn dann gewiſſe hiſtoriſche Bilder andrer Orten das Theater repräſentiren, ſo ſind die Münchner Porträts die Logen erſten Ranges dazu.

Ehe ich Ihnen meine Reiſe zu den Skulpturen erzähle, will ich doch ein Wörtchen über die Porzellan-Malereien verlieren. Der König läßt die Hauptwerke der Pinakothek (d. h. die künftig dort hängen werden) auf Porzellan malen. Ainmüller, Le Feubüre, Fauſtner, Chriſtfeld, Kleinmann, Legrand und Voigt ſind die Künſtler, die dieſe mühſelige Kunſt auf eine Weiſe ausüben, davon ich bisher kein Beiſpiel gehabt. Nicht nur die allergrößte Genauigkeit im Nachbilden, ſondern auch eine Vollkommenheit der Ausführung, daß man an Zauberei glauben möchte. Das Bewundernswürdigſte iſt mir die ſchlagende Richtigkeit des Colorits in den Bildern nach Ruben's, Giorgione und Dürer. Weniger ſprachen mich die Copieen von Statuen und Büſten der Glyptothek an, die auch, wie mich Künſtler vom Fach verſicherten, mangelhaft in der Zeichnung ſind.

Ehe ich Ihnen nun von den Skulpturen berichte, muß ich doch die Beobachtung mittheilen, daß man ſich im Allgemeinen um ſie wenig kümmerte, während alle Gemäldezimmer zum Erdrücken voll waren. Eigen, daß man auf dieſe Thatſache ſo wenig merkt und hernach ſich wundert, wenn irgendwo das Publikum durch Farbe gefangen und gefeſſelt wird. Marmorarbeiten indeß, ein Paar Büſten ausgenommen, gab's gar nicht und der Gyps hat allerdings eine ſo kalte Farbe, daß ich in einen Saal voll Gypsabgüſſe gewiß gelbes Glas in die Fenſter ſetzen ließe. (Schluß f.)

Notizen.

Neueſtes über die Sternſchnuppen. — In der Sitzung der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften vom 30. v. M. verlas Arago einen Bericht, welchem wir folgende intereſſante Angaben entnehmen:

Jene Meteore, welche man Sternſchnuppen nennt, und bisher für bloße Atmosphärilien gehalten, ſcheinen anderen Weltgebieten anzugehören und erſt in unſerem Luftkreis ſich zu entzünden. Ihre Parallaxe weiſ't ihnen eine größere Höhe an, als man Ihnen bisher zuerkannte. Sie ſcheinen gewöhnlich in einer der Erdumwälzung entgegengeſetzten Richtung ſich zu bewegen. Es wäre nicht unmöglich, daß zahlloſe ſolcher Aſteroiden, wie Herrſchel ſie nennt, ſich um die Sonne bewegten.

Bekannt iſt, daß 1799 in der Nacht vom 11. bis 12. November, in Amerika von Herrn von Humbold, in Grönland von Mähriſchen Brüdern und in Deutſchland von mehreren Perſonen eine Art von Sternſchnuppenregen beobachtet worden, — eine Erſcheinung, die in der Nacht vom 12. bis 13. November 1832 in kleinerem Maßſtabe in Europa, aber an demſelben Tage des folgenden Jahres mit einer, bis jetzt, noch niemals wahrgenommenen Pracht in Nordamerika ſich wiederholte. —

Nun hat auch ein franzöſiſcher Marineoffizier, Namens Bernard einen Bericht überſendet, zufolge welchem derſelbe am 13. November 1831, Morgens um 4 Uhr, bei reinem Himmel eine große Zahl ſogenannter Sternſchnuppen und anderer Meteore von größerem Umfange wahrgenommen. Während mehr als 3 Stunden zeigten ſich durchſchnittlich 2 in jeder Minute. Eines dieſer Meteore zog ein, von Oſt nach Weſt leuchtendes, mehrfarbiges Band von der Breite des halben Durchmeſſers des Mondes. Länger als 6 Minuten blieben Spuren deſſelben zu ſehen.

Endlich hat während der Sitzung ſelbſt Herr Arago ein Schreiben von Belley (im Airo-Dépt.) erhalten, worin Herr Millet-Daubenton ihm meldet, daß in der Nacht vom 13. November dieſes Jahres, ein feuriges Meteor die Scheune eines nahen Hofes bei Belley in Brand geſetzt. Am andern Tage habe man Bruchſtücke eines Aerolithen dort aufgeleſen. — Schon hat die neuere Forſchung die Kometen in den göttlichen Sternenreigen eingeführt. Zu den erhebendſten Entdeckungen würde zu zählen ſein, wenn es gelingen ſollte, nun auch den ſo lange verachteten Sternſchnuppen in der allgemeinen Sphärenharmonie eine Stelle anzuweiſen.

*

Voltaire — zum Kirchenpatron erhoben! — Die Katholiken des Abbé Châtel haben zu Châtenai bei Sceaux ihre Kirche unter das Patronat — Voltaire's geſtellt. Der Abbé hat jedoch dieſe Wahl getadelt: „weil Voltaire, ungeachtet ſeiner zahlloſen Verdienſte um die Moral, die Philoſophie, das Vaterland, ja um die ganze Menſchheit, — doch vielleicht kein vollkommener (parfait) Chriſt geweſen.“ (!)

⁂ Tieck hat vier (bis jezt für untergeſchoben gehaltene) Stücke Shakeſpeare's überſezt und herausgegeben, worunter eines den Titel führt: „Sir John Oldcaſtle.“ Dieſer Sir John Oldcaſtle war das Haupt der Lollarde oder Schüler Wicleff's, und ein großer Günſtling des Königs, welcher jede gute Art, ihn zur Kirche zurückzuführen, verſuchte, aber er war unbeugſam und wurde zu St. Giles' in the Fields im Februar 1418 verbrannt. Sir John Oldcaſtle wird von einigen römiſch-katholiſchen Poeten in einem alten Stücke, das den Titel: „The famous victories of Henry V.“ führt, und die ehrenwerthe Schlacht bei Azingourt enthält, in welcher ſich die Scene mit des Prinzen Heinrich Räubereien eröffnet, — als Schalksnarr dargeſtellt und als zur Bande gehörig erwähnt. Da Shakeſpeare einige Witze aus dieſem Stücke entlehnt zu haben ſcheint, gab dies zu dem Irrthume Veranlaſſung, daß Sir John Oldcaſtle das Original zu dem Poſſenreißer in ſeinen hiſtoriſchen Dramen über Heinrich IV. geweſen und er deſſen Namen mit dem Namen Falſtaff vertauſcht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 292. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 10. December.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Selm erkannte die Hand, welche ihm dieſen Empfang vorbereitet hatte; Werlemann's Erſtaunen war aber um ſo größer, je weniger er die Möglichkeit einer Erſcheinung ahnen konnte, welche dem Gebiete einer Mährchenwelt anzugehören ſchien. Noch höher ſtieg aber ſeine Beſtürzung, als er in einem Briefe, welchen Selm auf der Poſt für ſich liegen fand, einen Einſchluß von ſeiner Mutter erhielt, die, wie ſie ſchrieb, durch Selm's Gattin, Kenntniß von der engliſchen Gefangenſchaft erhalten hatte. — Die Nachrichten, welche Selm von den Seinigen empfing, waren nicht geeignet, Werlemann's Befremdung zu vermindern; ſie enthielten die zuverſichtlichſten Andeutungen der Ereigniſſe, welche ihrem Wiederſehen vorangehen würden, zwar nicht überall ganz verſtändlich, jedoch auch nicht dunkel genug, um einer verſchiedenartigen Auslegung fähig zu ſein. Ganz deutlich waren beſonders Ulrikens Mittheilungen, ſie ſchrieb unter Andern: „Unter der Addreſſe des hieſigen Kaufmanns Windolf gehen unſre Briefe ein Jahr lang ſicher; dann aber werden wir ein Jahr hindurch nichts von einander vernehmen; iſt aber auch dieſes abgelaufen, dann — verſpricht mir der Vater, — ſoll ich dich wieder haben.“ —

„Sagen Sie mir um Gotteswillen, iſt Ihr Schwiegervater allwiſſend?“ rief Werlemann mit dem Geſicht eines Geiſterſehers. — „Faſt ſcheint es ſo,“ erwiederte Selm; „Sie haben ja von ſeiner bewundernswürdigen Eigenſchaft ſchon reden hören. Mein Schwiegervater iſt nämlich derſelbe Profeſſor Wüllſten, von deſſen Ahnungsvermögen Schmelz in jenem Garten bei Göttingen Sie unterhielt, als ich Ihre flüchtige Bekanntſchaft machte. Dieſer merkwürdige Mann iſt wirklich im Beſitz der ausgedehnteſten Ahnungsfähigkeit, die ſich unter beſondern Umſtänden zu einer deutlichen Anſchauung der ihm verborgenen Gegenwart — ja ſelbſt der Zukunft zu ſteigern vermag.“

Werlemann ſah den Erzähler zweifelnd an; „glauben Sie denn in der That an die Möglichkeit eines ſolchen Vorgefühls der Zukunft?“ frug er.

„Ich muß es wohl,“ erwiederte Selm, „obgleich ich nur aus fremden Erfahrungen ſprechen kann; Sie aber können ſich einer eignen rühmen, welche mir in dieſem Augenblicke beifällt. In dem vorhin erwähnten Geſpräch, welches Sie in dem Tinkel'ſchen Garten mit Schmelz über meinen Schwiegervater führten, gedachten Sie des Sprichworts: „Wenn man vom Wolfe ſpricht, iſt er nicht weit,“ — und in der That war der Wolf Ihnen ſehr nah! Derſelbe Mann, welcher das Hauptwerkzeug Ihrer Verhaftung geweſen zu ſein ſcheint, derſelbe, welcher Sie inquirirte und Sie verleitete, wider mich zu zeugen, derſelbe Mann ſaß in jenem Moment neben mir, Ihnen ſchräg gegenüber auf einer verborgenen Bank, und machte mich aufmerkſam auf das Ihnen beiwohnende Ahnungsvermögen.“

„Ich entſinne mich meiner damaligen Äußerungen nicht mehr,“ entgegnete Werlemann, „obgleich ich zugeben muß, die Nähe mancher Perſonen vorausempfunden zu haben. So kann ich zum Beiſpiel —

wiewohl nicht immer mit völliger Beſtimmtheit, mich auf den Empfang eines ferngeglaubten Menſchen vorbereiten, wenn ich plötzlich — beſonders wenn ich in tiefen Gedanken an ganz andere Gegenſtände begriffen bin — ohne Veranlaſſung an ihn erinnert werde. Eine ſolche Art von Ahnung muß ich als möglich, ja, als häufig vorhanden anerkennen, es hat ſogar Zeiten gegeben, wo ich ſelbſt zu einigem Wunderglauben geneigt war, aber eine geſunde Logik und der Umgang mit vernünftigen aufgeklärten Männern haben mich geheilt. Ich habe Gelegenheit gehabt, einen ſogenannten Magnetiſeur genau zu beobachten, und zwei Somnambule zu prüfen, und ich habe nur Betrüger und Betrogene entdeckt."

„Alſo weil Sie die Wahrheit nicht gefunden haben, wollen Sie die Wahrheit für eine Lüge erklären?" warf Selm ihm ein. „Sie geben zu, daß die Seele ahnungsfähig ſei, und wollen das Maas ihrer Kraft nach den Erfahrungen beſtimmen, welche Sie gemacht haben? — Iſt das nicht daſſelbe, als wenn der kurzſichtige Stubengelehrte dem Auge des Naturmenſchen die Kraft abſprechen wollte, Meilenweit zu ſehen, weil er nicht im Stande iſt, einen Gegenſtand zu erkennen, der zehn Schritte von ihm entfernt iſt? — Ich will Ihnen übrigens meine Meinung nicht aufdringen; nur davon wünſche ich Sie zu überzeugen, daß Sie weder mit argliſtigen Betrügern, noch mit leichtgläubigen Betrogenen zu thun haben, und vermag das, was Sie heute erfahren haben, nicht Ihnen dieſe Überzeugung zu gewähren, ſo muß ich Ihre Belehrung der Zukunft anheim ſtellen. Vergleichen Sie die Ereigniſſe, welche uns die nächſte Zeit bringen wird, mit den Andeutungen, die dieſer Brief enthält."

15.

Unter Übungen des neuen Dienſtes und fleißig fortgeſetztem Briefwechſel mit den Ihrigen war den beiden Verbannten das erſte Jahr ihres Aufenthalts in Rußland verſtrichen. Da kam ein Brief aus dem Vaterlande, der ſich als den letzten ankündigte, mit befremdenden Hindeutungen angefüllt. Wüllſten ſchrieb:

„Die Kriſe ſtehe nah bevor; ſie werde glücklich, auch für Werlemann enden, wenn dieſer ſich entſchließen könne, gewiſſe Vorſichtsmaßregeln bei ſeinen Beſuchen anzuwenden, die er ſeit einiger Zeit bei der Frau von Katzynska ablege." — Werlemann erglühte und erblaßte wechſelsweiſe, als Selm ihm dieſe Stelle des Briefes mittheilte. Seit ungefähr fünf Monaten hatte die Frau von Katzynska, welche in dem ruſſiſchen Antheile Polens und zwar bei Minſk anſäſſig war, ſich in Riga niedergelaſſen, und allen jungen Männern ein ſehr gaſtfreies Haus eröffnet. Werlemann ſtand unter ihren Lieblingsgäſten obenan; wie eng aber das Verhältniß war, welches zwiſchen ihm und der reizenden Litthauerin beſtand, das wußte kein Dritter — Selm las aus dem Briefe ſeines Schwiegervaters weiter:

„Dieſe Dame ſteht auf dem Punkt, Ihrem Freunde die Winke abzuliſten, welche ich Ihnen von Zeit zu Zeit zu geben pflege. Ja, einige meiner, Ihnen früher gemachten Mittheilungen kennt ſie ſchon, und hat auch bereits Gebrauch davon gemacht. Doch iſt dieſer Verrath bis jetzt der guten Sache günſtig geweſen. Es droht aber ein zweiter, und dieſer muß verhindert werden, wenn Herr Werlemann ſeinem ihm bereiteten Verderben entgehen will. Er ſetze ſeine Beſuche bei der Dame fort." — (Fortſ. f.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Dresden, den 19. Auguſt 1813.

Verehrteſter!

Vorgeſtern erhielt ich Ihren lieben Brief durch Morgenroth. — Daß Ihnen der Magnetiſeur *) zuſagt, freut mich ungemein, da es mir den Beweis gibt, daß ich meine eigenen Sachen ziemlich richtig beurtheile! — Erinnern Sie ſich denn nicht, daß ich Ihnen ſelbſt ſagte: es würde das Beſte im Ganzen werden? **) Empfangen Sie in der Anlage, als Beweis meines Fleißes, den Schluß des Ganzen. — Die Kataſtrophe habe ich, da die Anlage weitſchichtig genug, in kurzen, aber ſtarken Zügen gegeben! — In keiner, als in dieſer düſtern, verhängnißvollen Zeit, wo man ſeine Exiſtenz von Tage zu Tage friſtet und ihrer froh wird, hat mich das Schreiben ſo angeſprochen, — es iſt, als ſchlöſſe ich mir ein wunderbares Reich auf, das aus meinem Innern hervorgehend und ſich geſtaltend, mich dem Drange des Äußern entrückte. — Mich beſchäftigt die Fortſetzung der „Phantaſieſtücke in Callot's Manier" ungemein, vorzüglich ein Mährchen, das beinahe einen Band einnehmen wird. — Denken Sie dabei nicht, Beſter! an Scheherezaden und Tauſend und eine Nacht — Turban und türkiſche Hoſen ſind ganz verbannt — feenhaft und wunderbar, aber keck, in's gewöhnliche alltägliche Leben tretend, und ſeine Geſtalten ergreifend, ſoll das Ganze werden. So zum Beiſpiel iſt der geheime Archivarius Lindhorſt, ein ungemeiner, arger Zauberer, deſſen drei Töchter, in grünem Gold glänzende Schlänglein, in Kryſtallen aufbewahrt werden; aber am heiligen Dreifaltigkeitstage dürfen ſie ſich drei Stunden lang im Hollunderbuſch an Ampels Garten ſonnen, wo alle Kaffee- und Biergäſte vorübergehen, — aber der Jüngling, der im Feſttagsrock ſeine Butterſemmel im Schatten des Buſches verzehren wollte, an's morgende Collegium denkend, wird in unendliche, wahnſinnige Liebe verſtrickt, für eine der grünen; — er wird aufgeboten — getraut — bekommt zur Mitgift einen goldnen Nachttopf mit Juwelen beſetzt; — als er das erſtemal hinein...., verwandelt er ſich in einen Meerkater u. ſ. w. — Sie bemerken, Freund! das Gozzi und Jaffner ſpuken! auch werden Sie bei Leſung des Ganzen wahrnehmen, daß eine frühere in Bamberg gefaßte Idee, die durch Ihre ſehr richtigen Bemerkungen und Einwürfe nur nicht zur gänzlichen Ausführung kam, die Grundlage des Mährchens bildet. ***)

---

*) Siehe daſelbſt 4r Bd.

**) Das Mährchen: „der goldene Topf" war damals noch nicht geſchrieben.

***) Siehe Abſchnitt, X Seite.

Mit meiner Geſundheit geht es beſſer, nur muß ich in dieſem Augenblick beinahe zu viel arbeiten, da ſchwere Oper auf ſchwere Oper folgt — Iphigenia — Faniska — Sylvana — Cortez; — es iſt arg! — Mein Arzt hat das †††Nervenfieber befürchtet, indeſſen: der Sturm iſt abgeſchlagen! Übrigens ſind jetzt hier die Stufen: Ruhr — Nervenfieber — Tod! Vor zwei Tagen war ich noch ſo krank, daß ich wirklich daran dachte, ein ſchöner Engel zu werden, und heute habe ich das Billet an Nikomedes geſchrieben und alles in's Reine gebracht zum Abſenden! —“

Bei dieſer Gelegenheit eine Bitte! — Ich bin zwar noch in Ihrer Schuld, da aber unſre Verbindung fortwährt, ſo wird es Ihnen nicht ſehr darauf ankommen, mir auf folgende Art unter die Arme zu greifen, weil jede baare Zahlung dadurch weniger wird. — Ich ſoll nach des Arztes Vorſchrift rothen Wein und zwar guten trinken. Könnten Sie mir wohl durch Aſſignation an einen hieſigen Weinhändler, mit dem Sie in Verbindung ſtehen, zu ein, anderthalb oder ein Paar Dutzend Flaſchen, nicht zu theuern, aber guten — verhelfen? — Recht aufrichtig geſagt, kann ich es mir jetzt bei 10 Thaler Gehalt und enormer Theurung nicht anthun, Wein zu trinken. — Geht's nicht, ſo ſagen Sie: nein, und damit gut. — Es ſind Odioſa — kein Wort weiter! —

Schubert's Anſichten ꝛc. habe ich erhalten und bin begierig auf alles, was der geniale Mann geſchrieben und ſchreibt. Scharfſinnig mehr als poetiſch iſt die Erklärung der Ahndungen der Somnambulen.

Über Krieg und Frieden ſoll ich ſchreiben? — Ach, Theuerſter! Krieg iſt es! — arger, böſer Krieg! Der Kaiſer mit den Garden ging vorigen Sontag fort, und ſeit der Zeit wird die Straße nicht leer von Truppen, — wie eine ewige Prozeſſion zieht Artillerie, Cavallerie, Infanterie vorüber, die ſchleſiſche Straße hinauf. — Von einer vorgefallenen Schlacht weiß man bis dato nichts; aber Alles iſt in der größten Spannung, und weiß der Himmel, wie es uns ergehen wird. Wir vertrauen ganz auf das Glück und Napoleon's Waffen, ſonſt ſind wir verloren. — Ich ziehe übrigens in die Stadt, da mein Häuschen äußerſt angenehm, — gerade in der Schußlinie einer bedeutenden Schanze liegt.

In dieſem Augenblick, da ich dieſes ſchreibe (Nachts 12 Uhr) kommt Cavallerie, die auf der ganzen Straße vor meinem Fenſter bivouaquirt, meine Wirthin hat für 12 Mann zu kochen u. ſ. w. Von dem Leben hier, mitten im Kriege, haben ſie Alle, verehrungswürdigſte Bamberger, keine Idee! —

Die Vignetten *) haben Sie nun ſchon erhalten, alſo wird es wohl dabei bleiben müſſen ꝛc. — — — — Undine ſind zwei Akte fertig, — ich arbeite ungeheuer! — was kann man in böſer Zeit Beſſeres thun! — Könnte ich Sie doch in dieſer ſchlafloſen Nacht herzaubern! — Das Rhapſodiſche des Briefs, ſo wie das Gekritzel verzeihen Sie dem Umſtande, daß ich erſt um 10½ Uhr aus der Probe der Iphigenia gekommen, die ſeit 8 Tagen die erſte Oper iſt, die ich wieder dirigire, da ich einſetzen mußte. — Von 5 bis 10½ Uhr Theaterprobe!! — es iſt nämlich Ballet auch dabei. — Adio mio carissimo amico! — —

(Fortſetzung folgt.)

Die Kunſtausſtellung in München.

(Schluß.)

Ein koloſſaler Chriſtus am Ölberg von Endres für den Kalvarienberg von Tölz beſtimmt, ſtand gleich am Eingang. Ich fand meinen Geiſtlichen und den Doktor davor.

„Man ſpürt es doch ſogleich,“ ſagte der erſte, „wenn der Künſtler mit betet, indem er den betenden Heiland bildet. Es iſt eine große Innigkeit der Empfindung im Kopf, in der Bewegung der Hände, im Körper ausgedrückt.“

„Dafür,“ fiel ihm ein Mann von ſtudirtem Ausſehn, Profeſſor an der Univerſität, in's Wort, „fehlts auch an der Kunſt. Der Künſtler darf nicht auf dem ſubjectiven Standpunkt ſitzen bleiben, wenn er zur Vollendung kommen will; ſonſt bringt er ſeinen Gegenſtand nie über ſich hinaus.“

„Aber auch nicht aus ſich heraus,“ antwortete ihm der Doktor. „Grade das der chriſtlichen Kunſt eigne Gefühl menſchlicher Nichtigkeit erhebt ihre Werke ſo hoch über die ſelbſtbewußten, prometheiſchen der Alten und rückt ſie uns ſo nahe.“

„In Gottes Namen,“ ſagte der Profeſſor, „ich lobe mir die Freiheit und Poeſie!“ und ging zu einigen Werken Schwanthaler's. Es waren kleine Modelle zu den Statuen von alten Künſtlern, die in koloſſaler Größe in Kalkſtein ausgeführt, auf das Dach der Pinakothek zu ſtehen kommen. „Was will,“ fing er gegen mich an, „ſo ein in ſubjectiver Anſicht befangener Mann vor einer ſolchen Aufgabe machen? Nichts als Männchen, die nicht aufzutreten wagen, und höchſtens mit aufgerichtetem Kopf Gott für ihre Vortrefflichkeit danken. Wie ganz anders Schwanthaler! Ein Blick über alle dieſe Statuen und man ſieht, daß man mit den beglückteſten Söhnen der Erde zu thun hat, mit heitern Menſchen, denen Leben, Natur und Gott ſo innig ſich durchdrangen, daß ſie zuletzt eines fürs andre hielten und in einem All umarmten. Sehen Sie den rüſtigen Dürer, wie er daherſchreitet, als wäre er ſelber des Kaiſers Triumphzug, den er gemalt, — den kecken Rubens, den heitern Claude. Ja, wenn ſie ſelbſt im Leben nicht ſo glücklich geweſen wären, ſo wäre es die Pflicht der Kunſt, ſie ſo darzuſtellen, wie ſie jetzt erhaben über jedem Erdenzweifel oben im reinen Himmelsblau ſtehen müſſen. Sehen Sie dem Francia hier ſeine oft ängſtlichen Madonnen an? Nein, er hat der Ewigſeligen jetzt in die Augen geſchaut und geht nun auch froher durch die Welten, als einſt auf den Markt, wo er ſich Eier und Zwiebeln eingekauft. Laſſen Sie uns einmal zu dem großen Kurfürſten gehen! — Welche Geſtalt! und wie ſind alle Schwierigkeiten des Koſtüms überwunden, obſchon der Guckuk ſolche Richtigkeiten holen kann. Die Alten haben ſich bei ihren Helden- und Kaiſerſtatuen nie daran gehalten, ſondern an die Geſetze der Plaſtik.“ Es war dies aber das 10 Fuß hohe Modell des Kurfürſten Maximilian I. von Baiern, welches in Erz gegoſſen und vergoldet, mit noch 18 andern gleichgroßen Statuen in den großen Thronſaal des neuen Reſidenzſchloſſes am Hofgarten zu ſtehen kommen ſoll. Freilich nehmen ſich Hermelinquaſten, goldne Vließ-Ketten, hohe Waſſerſtiefel und dergleichen ſchlimm genug aus; inzwiſchen erinnerte ich den Profeſſor an den nackten Herzog von Leuchtenberg in der Michaelskirche, als an eine größre Inconvenienz, wogegen er nicht viel hatte.

Dieſer Profeſſor, der beſondre Freude an der Plaſtik zu haben ſchien, und auch Kenntniß von ihr, führte mich noch zu einem Jäger von Friedrich Brugger, als einer Arbeit, die viel verſpräche. Auch einem Relief — David

---

*) Zeichnungen zu dem erſten und zweiten Bande der Phantaſieſtücke.

und Abigail vom jüngern Kirchmaier, ſpendete er viel Lob; dagegen ließ er ſich in einem ſehr ſarkaſtiſchen Tone über verſchiedene Brunnenmodelle von Leeb, und noch mehr über Genien und Amoretten von ihm aus, obſchon ich namentlich in den Brunnen manche gute Idee fand, die mich an Benvenuto's Brunnen für Fontainebleau erinnerte. Das, was ihm jedoch am beſten gefiel, war eine Hygiea von L. Schaller aus Wien, der er vollkommen antiken Charakter zuſchrieb. Dieſes iſt eine lebensgroße, weibliche Geſtalt, nur von den Hüften an bekleidet. Sie lehnt ſich auf einen abgeſägten Baumſtamm (oder einen Altar, ich weiß es nicht genau mehr) und hält mit der einen Hand die Schaale, mit der andern die Schlange. Beide Füße hat ſie ruhend übereinander geſchlagen.

„Auf dieſem Wege," meinte der Profeſſor, „iſt im Mittelalter die Skulptur zur Beſinnung und zur Vollendung gekommen, und nur auf dieſem Wege kann ſie neuerdings, wo ſie noch obendrein ein größeres Gebiet, als den Kirchenſtaat hat, etwas leiſten." — —

Von den Münzen und Medaillen des Hofmedailleurs Voigt ſage ich noch kürzlich, daß ſie eine ganz vorzügliche Arbeit ſind, die namentlich in Schärfe und Genauigkeit alles übertreffen, was ich kenne. Und nun leben Sie wohl, und laſſen Sie ſich ferner alles Schöne und Gute empfohlen ſein.

Hohenſchwangau.

Ich hoffe, den Leſern des Phönix keinen unwillkommenen Dienſt zu leiſten, wenn ich folgenden genauen und ausführlichen Bericht über die durch den kunſtliebenden und hochherzigen Kronprinzen von Baiern angeordneten Arbeiten im Schloſſe Hohenſchwangau aus Hormayr's hiſtoriſchem Taſchenbuch für 1836 mittheile; Herr Baron von Hormayr hatte die Güte, mir einen beſondern Abdruck des Aufſatzes über Hohenſchwangau in erwähntem Taſchenbuch zu ſenden, woraus ich die betreffende Stelle hier zur Kenntniß des Kunſt- und Geſchichtsliebenden Publikums bringe.

„Alle Maßregeln zur Erhaltung des annoch Beſtehenden, zur Wiederherſtellung des dem Zahne der Zeit und früherer Vernachläſſigung, auch wohl abſichtlicher Zerſtörung Unterliegenden richteten ſich mit der größten Thätigkeit in's Werk. Zur Ausführung wurde durch die glücklichſte Wahl des Kronprinzen ehemaliger Lehrer im Zeichnen, der unermüdete und ſachkundige Sammler und bis jetzo glücklichſte Abbildner der Ueberreſte alterthümlicher Kunſt und insbeſondere Baukunſt auserkoren, Dominik Quaglio, aus einer, längſt in München eingebürgerten Künſtlerfamilie, dem Lieblingsheere des jüngern Pinſels, der Bühne ſo großer Auftritte des Mittelalters, als die anmuthvolle und majeſtätiſche Scheidewand der Alpennatur von Welſchlands Zaubergarten, dem Haus für Haus geſchichtlichen Como entſproſſen. — Quaglio hat ſich dieſer Aufgabe mit gewohnter Meiſterſchaft entledigt. Es dürfte ſchwer ſein, jetzo auszuſcheiden, was an dem wiederhergeſtellten Hohenſchwangau alt und was neu ſei? — Quaglio hat die Ausführung einem Kreiſe talentvoller Künſtler der Münchener Schule anvertraut, dem Bruder Lorenz Quaglio, auch einem wackern Architekturmaler und in der Idylle voll Wahrheit, Treue und Leben, dem emſigen und techniſch überaus ſichern Glink, dem ehemaligen, verdienten Conſervator des Münchener Kunſtvereins Neher, durch ſeine Anſichten italiäniſcher Städte, auch als ausgezeichneter Porträtmaler bekannt, vor allem dem Mainzer Wilhelm Lindenſchmidt, der ſeit ſeiner Schlacht Ludwigs des reichen von Landshut bei Giengen in den Arkaden des Münchener Hofgartens und ſeit ſeinen Sendlinger Mordweihnachten große Erwartungen erregt hat, einem Künſtler voll wahrer und warmer Begeiſterung, unermüdet im Suchen und glücklich im Finden wahrhaft poetiſcher Geſchichtsmomente. Es waltete hier wie aus guter, alter Zeit, ein brüderliches Künſtlerleben und Jeder malte dem Andern in ſein Bild hinein, worin er beſonders Virtuoſität beſaß, z. B. Pferde der unvergleichliche Mann, Lorenz Quaglio andere Thiere, ländliche Gegenſtände ꝛc.

„Der Thorweg und Burghof, durch herrlichen Baumſchlag, vorzüglich durch alte, majeſtätiſche Linden geſchmückt, bieten Schritt für Schritt eine andere, entzückende Ausſicht auf die Seen, auf die Lechgegend, auf die fernen Ausläufer des Hochgebirges, auf das ſchwäbiſche Flachland.

„Eine mit alterthümlichen Waffenſtücken behangene Säulenhalle zeigt ſich dem Eintretenden. Mit raſchem Blick huldigte der erlauchte Beſitzer dem wahrhaft einzigen Vorzug dieſer Burg, indem er einen Welfen-, einen Staufen- und einen Schyren-Saal anzulegen, einen vierten den intereſſanten Lokalbegebenheiten Hohenſchwangau's, zwei andere der bal[illegible]iſchen und der Lokal-Sage zu widmen beſchloß.

„Das Zimmer mit den Lokalbegebenheiten Schwangau's iſt durch Lindenſchmidt bereits vollendet. — Es zeigt 1) den von ſeiner Romfahrt heimkehrenden Feind der Staufen, Kaiſer Lothar, in einer elenden Hütte des Dörfchens Breitenwang ſterbend (3. December 1137) und die Reichskleinodien ſeinem Schwiegerſohne, Heinrich dem Stolzen übergebend, welcher gleichwohl in wenig Monaten entſetzt und geächtet, die Krone dem Staufen Conrad überlaſſen mußte. 2) Der Minneſänger Hiltebold von Schwangau, Zeitgenoſſe dieſes Conrad und des Barbaroſſa, Gefährte des alten Welf in Italien und auf dem Kreuzzuge. — 3) Conradin ſcheidet auf Hohenſchwangau von ſeiner, in zweiter Ehe dem Grafen Meinhard von Tyrol vermählten Mutter Eliſabeth (1267 im Auguſt.) — 4) Kaltenbuch, durch den gefürchteten Georg von Schwangau in der Mitternacht überfallen, geplündert und ausgebrannt (1280.) — 5) Conrad von Schwangau, auf der Heerſtraße von ſeinen Gegnern niedergeworfen, wird ſchwer verwundet in die von ihm hart angefeindete Abtei Steingaden gerettet. — 6) Der Langemantel rettet Luthern vom Reichstage zu Augsburg auf Hohenſchwangau. — 7) Kaiſer Max, eben dieſen Reichstag zu Augsburg im Vorgefühle naher Auflöſung verlaſſend, hatte ſich noch einmal den gelehrten Abt Geiler von Kaiſersberg nach Füſſen beſtellt und that ihm im Anblick der untergehenden Sonne und der wunderlieblichen Natur, ſeine letzten Wünſche und ſeine Vorſätze kund.

„Der Schyrenſaal, gleichfalls durch Lindenſchmidt vollendet, enthält 1) des Königshauſes Ahnherr, Herzog Luitpold, der Held wider die drei großen Gefahren der Zeit, Normannen, Marhanen und Ungarn erſtürmt den Ring und die hölzerne Verſchanzung der Normannen an der Dyle und erſchlägt einen ihrer Heeresfürſten mit eigener Hand. 2) Im Aufruhr der Römer retten Otto von Wittelsbach und Heinrich der Löwe den beinahe vom wilden Sturm mit fortgeriſſenen und unter ſein Pferd gerathenen Kaiſer Friedrich. — 3) Die Baiern mit ihrem Herzoge Ludwig in Egypten von den Fluthen des Nil rings eingeſchloſſen, noch tapfer mit den Sarazenen kämpfend, wie 591 Jahre ſpäter mit gleichem Heldenmuth in den Schneewüſten Rußlands. — 4) Das Siegesmahl nach der Schlacht bei Mühldorf und Ampfing um das römiſche Reich zwiſchen den Gegenkönigen Ludwig dem Baiern und Friedrich dem Schönen von Oeſterreich. — „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!" — 5) Ludwig der Baier, hart bedrängt durch den Oeſterreicher Leopold, die Blume der Ritterſchaft, bringt ſeinem edlen Gegner Friedrich, das Wort des Friedens und der Freiheit in ſeine Haft auf der Trausnitz. Ihrer Jugend väterlicher Lehrer zu Wien, der Prior der Karthauſe Mauerbach, theilt am Altar die Hoſtie zwiſchen ihnen als Siegel ihres Bundes. — 6) Der rieſige Herzog Chriſtoph überwindet auf der prächtigen Hochzeit Georgs des reichen von Landshut, den niemals überwundenen, unerträglich prahleriſchen Polenritter. (Schluß f.)

Buntes.

⁂ Lacenaire beſchäftigt ſich, während ihm das Todesurtheil heranreift, mit — Versmachen. Ein Gedicht von ihm: „Rêve d'un condamné à la mort," enthält folgende Strophe:

Dans ma retraite solitaire
Peu soucieux de l'avenir
Je me repais de ma chimère
En y mêlant un souvenir.
Rêves si frais de ma jeunesse,
Que le malheur n'a pu flétrir,
Venez égayer ma vieillesse!
On est vieux, quand on va mourir.

Das andere Gedicht iſt eine Apologie des Egoismus und Materialismus, und enthält unter andern folgende charakteriſtiſche Verſe:

Qu'est ce notre âme? un brillant phénomène,
Dont le secret est au fond du tombeau.
— — —
A la vertu si mon coeur eût pu croire,
N'en doutez pas, j'eusse été vertueux!

⁂ Der bekannte Schäfer von Ettrik, James Hogg, Walter Scott's Freund, nach Robert Burns der beſte ſchottiſche Dichter, ſtarb kürzlich in einem Alter von [illegible] Jahren in ſeiner Geburtsſtadt Ettrik.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^{ro} 293. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 11. December.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Halt!" fiel Werlemann ſeinem Freunde in's Wort, „es ſcheint, als wolle man mich hier zum Verräther gegen ein unglückliches Weib ſtempeln, aber dein Schwiegervater, ſo allwiſſend er ſich auch dünken oder ſein mag, kennt mich nicht, wenn er glaubt, daß ich fähig ſei, das Vertrauen eines Menſchen zu täuſchen. Wahr iſt's, ich läugne es nicht, ich habe von ihm mit dieſer Frau geſprochen, ich habe ihr ſcherzweiſe die Weiſſagung mitgetheilt, welche Sie dem Prätendenten haben zuſtellen laſſen, und wir beide, ſie und ich, haben herzlich über dieſen Propheten gelacht. Doch mag er ſagen, was er will, mich ſoll er nicht von meinem rechten Wege abwendig machen! Ich will kein Meuterer gegen meine Freundin werden! Einmal in meinem Leben bin ich unwahr geweſen; ich hatte aber einen guten Zweck im Auge; es war, als ich gegen Sie zeugte, um ein paar unglückliche Weiber, um meine eigne Mutter zu retten! — Ich will den Vorwurf der Falſchheit nicht zum zweitenmale auf mich laden. — Man ſcheint eine Spionerie von der Katzynska zu argwöhnen; es iſt möglich, daß ſie die Anſicht hegt, Nachrichten zu ſammeln, um ihrem Vaterlande nützlich zu ſein; aber iſt ſie deshalb eine Verbrecherin, zu deren Beſtrafung ich die Hand bieten muß? — Dann hätten ja die franzöſiſchen Gewalthaber ganz Recht, uns Deutſche als Hochverräther zu beſtrafen, wenn wir verſuchen, uns ihrer Ketten zu entledigen! — Sagen Sie mir nichts weiter; ich will von dem weiteren Inhalte dieſes Briefes nichts wiſſen; das übrigens ſchwöre ich Ihnen zu, ſo ehrlich wie ich gegen dieſe Polin zu verfahren Sinnes bin, eben ſo redlich will ich auch gegen Sie ſein: von heut an red' ich mit der Katzynska kein Wort mehr, weder von Ihren Geheimniſſen, noch von der Spürkraft Ihres Schwiegervaters! Das ſei Ihnen bei Ehre und Leben geſchworen."

„Nun, mehr wird ja auch von Ihnen nicht gefordert," beantwortete Selm den heftigen Redeausbruch ſeines ſonſt ſo leidenſchaftloſen Freundes. „Hören Sie nur weiter!" — er las:

„Er ſetze ſeine Beſuche bei der Dame fort, vermeide aber von den Winken zu reden, die ich Ihnen mitgetheilt habe. Sagen Sie ihm, daß dieſe Frau in Vautour's Auftrag in Riga iſt, lediglich, um dieſem Nachrichten von mir durch Sie mitzutheilen, daß ſie aber ihre von Vautour erhaltenen Vollmachten überſchreitet, und die Werlemann abgelauſchten Andeutungen auch ihren Landsleuten zukommen läßt. Um Ihren Freund zur höchſten Vorſicht anzumahnen, möge er wiſſen, daß Frau von Katzynska ſeine, ihr heute zweimal hintereinander wiederholte Behauptung: Polen werde nicht durch Napoleon hergeſtellt werden, eben in dieſem Augenblicke an Vautour, als eine von mir gekommene Weiſſagung berichtet."

Werlemann griff erblaſſend nach dem Briefe und blickte deſſen Datum an.

„Heiliger Himmel!" rief er entſetzt; — „vierzehn Tage alt — und bei Gott, es war geſtern vor vierzehn Tagen, als ich — ich will's nicht läugnen — geſtützt auf eine Hindeutung in dem letzten Briefe

Ihres Schwiegervaters mich auf die erwähnte Art gegen die Katzynska ausſprach. — Selm, ich bekenn' es Ihnen, ich beuge mich — ich zittre vor dem Blicke jenes Mannes! Entweder iſt er mehr als Menſch, oder die Hölle dient ihm mit ihren Spionen. — Ich wiederhole Ihnen mein Verſprechen: ich rede mit jenem Weibe nie ein Wort mehr von Ihrem Briefwechſel mit Ihrem fürchterlichen Schwiegervater!"

Gegen das Ende dieſes Winters und im Anfange des Frühlings wurde Riga ungewöhnlich lebhaft. Schiffe mit Kriegsbedarf aller Art landeten unaufhörlich, und immer offener ward, trotz des Scheinkrieges mit England, der Verkehr mit demſelben betrieben. Endlich erfolgte der lange vorbereitete Bruch mit Frankreich; eine feindliche Armee, aus Franzoſen, Polen und aus zwei und zwanzig tauſend Preußen mit zwei und zwanzig tauſend blutenden Herzen — beſtehend, ſchloß Riga ein.

Eine Geſchichte der Belagerung und der Vertheidigung zu ſchreiben, iſt nicht der Zweck des gegenwärtigen Myſtagogen; nur das möge hier angeführt werden, daß die dienſtliche Stellung beider Freunde eine Veränderung erfahren hatte. Sie waren der ruſſiſch deutſchen Legion, und zwar Werlemann als Lieutenant und Selm in der Eigenſchaft eines Auditeurs einverleibt worden. Der jetzt ſehr erſchwerte Dienſt erlaubte Werlemann immer ſeltener, ſeine Freundin zu ſehen, und auch Selm war oft Tagelang von ihm getrennt.

Im dritten oder vierten Monate der Einſchließung des Platzes kam eines Abends Werlemann ſehr verſtört zu ſeinem Freunde. „Ich bedarf deines Rathes," ſprach er; „die Katzynska ſetzt mich durch eine ſeltſame Bitte in dringende Verlegenheit. Sie will, daß ich einen ihrer Leute heimlich bei mir aufnehme." — „Aus welchem Grunde hat ſie nöthig, ihn zu verſtecken?" frug Selm. — Werlemann erwiederte: „Sie ſagt mir, der Menſch habe ſich gegen eine Schildwacht vergangen und befürchte verhaftet zu werden. Ihre Abſicht iſt, ihn aus der Feſtung zu ſchaffen, und ſie verlangt dazu meine Mitwirkung. Ich ſoll ihn nämlich bei mir unterbringen, bis ich die Wacht auf einen Außenpoſten bekomme. Da die Ablöſung bekanntlich Nachts vor ſich geht, ſo meint ſie, es ſei mir ein Leichtes, den Menſchen unentdeckt in ruſſiſcher Uniform, oder als meinen Bedienten mit mir zu nehmen, und, ſobald ich es ſicher vermag, ihn zu entlaſſen. Er ſoll nach ihren Gütern zu entkommen ſuchen."

Selm's Aufmerkſamkeit war mit jedem Worte ſeines Freundes, und in gleichem Grade ſeine Beunruhigung geſtiegen; er ſah den Augenblick heran gekommen, welcher, nach Wüſten's Hindeutung, dieſen jungen ſinnetrunkenen Mann in das Verderben führen ſollte, welches jenes Weib ihm bereitet hatte, und mit Aufbietung aller ſeiner Überzeugungskraft ſuchte er Werlemann ſeine eigne Beſorgniß aufzudringen.

(Fortſetzung folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Leipzig, im goldnen Herz auf der Fleiſchergaſſe,
den 28. December 1813.

Geliebteſter Freund!

Ihr Brieflein empfing ich prompt von Härtel, und wie viel Freude es mir machte, von Ihnen Erſprießliches zu hören, darf ich wohl nicht verſichern; wiewohl ich ungern im Ganzen einen gewiſſen trüben Ton wahrnahm, den die düſtre Nervenfieberfurcht in etwas weniges apprehenſiven Perſonen wohl leicht erzeugen mag. — Wie ſoll ich großer Laye es denn anfangen Ihnen, von Curarten und Curmethoden zu ſchreiben, um die ich mich gar nicht bekümmere, ſo lange ich mich wohl fühle, indeſſen kann ich Ihnen ſo viel wohl ſagen, daß unſer Theater-Arzt Dr. Kluge, ein geſcheuter, ſinniger Mann, herrliche Anſichten von der Krankheit hat, die ſich aber meiſtens auf's pſychiſche beziehen und in dieſer Art manche individuelle Behandlung dieſes oder jenes Kranken veranlaſſen. — Ich müßte eine Broſchüre ſchreiben, um nur etwas in die wahrhaft herrlichen Ideen einzugehen, die ich als von ihm herſtammend hörte. — Nur ſo viel, daß er bei Geſunden alle Präſervative, die den ordinairen Lebensgang unterbrechen, ſelbſt alle ungewöhnliche Räucherung verwirft. — Ich wenigſtens meine auch, daß ſchon alles ungewöhnliche die Phantaſie, die bei jener Krankheit ſo wichtig eingreift, ſpannt und den todten Leichnam zur Empfänglichkeit reizt. — Daß man ſich nicht unnöthigerweiſe in die Nähe Nervenkranker begeben ſolle, unterliegt keinem Zweifel, die große Scheue in Häuſer zu gehen, wo Kranke geſtorben ſind oder gar nur vorbei zu gehen, taugt dem Teufel nichts; meinen brennenden Zigarro im Munde wandle ich gemüthlich hin, wo mich meine Pflicht hinruft, oder auch das Vergnügen, nachdem ich Morgens mein gutes Gläschen ächten Jamaica-Rum, den man Gott ſei es gedankt, wieder in civilem Preiſe haben kann, (1 Rthlr. 8 gr. die große Flaſche) genoſſen. — Beides ſind keine ungewöhnliche Präſervative und angenehm zu gebrauchen. — Rückſichts der Behandlung wirklich nervös Erkrankter, weiß ich nur ſo viel, daß man ſowohl in Dresden als hier Anfangs mit vieler Behutſamkeit brechen läßt, dann aber, hat die Krankheit einen hohen, lebensgefährlichen Grad erreicht, ſehr oft mit Glück Veſikatore auf Bruſt und Rücken anwendet. Der Kammermuſikus Dunkel in Dresden bekam vom Dr. Kuhlack ein Veſikator wie eine Zwangweſte und der Mann wurde dadurch ganz vernünftig, wandelt jetzt wieder unter den Menſchen und geigt ſehr! — — Ew. Edlen können glauben, daß mich bloße Gewiſſenhaftigkeit dazu trieb, mich mit dem garſtigen Nervenfieber abzuquälen; alſo jetzt kein Wort weiter darüber, vielmehr eile ich, Sie theuerſter Freund! mit einer Angelegenheit bekannt zu machen, über die ich mit umgehender Poſt mich gütigſt zu beſcheiden bitte.

Nach meiner gewöhnlichen Weisheit, packte ich mein Tagebuch ſtatt in Ihren, in Rochlitzens Brief, der hat es denn nun wahrſcheinlich herumgetragen und auch wahrſcheinlich auf ſeine mittelbare Veranlaſſung iſt mir der Antrag gemacht worden, eine kleine Broſchüre zu ſchreiben, die meine individuellen Anſichten jener wichtigen Ereigniſſe des Tages in Dresden, auf pittoreske Weiſe erzählt enthalten ſoll. Die Arbeit ſteht mir an, nur unterliegt es keinem Zweifel, daß nach unſerm Contrakt Sie den Anſpruch auf die Broſchüre haben, die auf 5 bis 5½ Bogen höchſtens berechnet iſt. Nur das einzige Bedenken iſt mir aufgeſtoßen, ob Sie ſich nicht vielleicht weigern würden, ein Werkchen zu drucken, das zwar nicht eigentlich politiſch iſt, ſich doch aber in ſtarken Ausdrücken gegen das Höllenſyſtem und den Tyrannen ſelbſt ausſpricht, wiewohl es auf der andern Seite für den Verleger nicht ohne Nutzen ſein würde ꝛc. — — — — Damit Ihr Entſchluß aber wenigſtens einigermaßen mehr beſtimmt werden könne, lege ich Ihnen den Anfang des Werkchens, in gewiſſer Art das Pianissimo, ſowie als Fortissimo Tutti die Viſion, die als Beilage des dritten Briefs den Schluß der Broſchüre macht, bei. — Am merkwürdigſten wird überhaupt der dritte Brief ſein, der eine ziemlich pittoreske Beſchreibung jener Pantomine und des Benehmens von Napoleon enthält, als er am 26. Auguſt unter dem Kanonendonner an der Brücke hielt, Befehle austheilte, den König von Neapel gröblich inſultirte u. ſ. w. — — — — Leipzig hat dadurch, daß ſich hier das Schickſal Deutſchlands durch eine Schlacht, die ſo glorreich, als Napoleon nie eine erfocht, gewonnen wurde, entſchieden, ein ſo hohes Intereſſe erhalten, als nie zuvor, die Menſchen ſind, unerachtet noch ſo vieles zu thun, heiterer, freundlicher geworden. — In den öffentlichen Häuſern kehrt das alte Leben zurück und man ſieht mit freudiger Erwartung einer reichen ergiebigen Neujahrs-Meſſe entgegen. — Die Feier des Alexander-Tages am 24. war wahrhaft herzlich gemeint; im Theater gaben wir „Faniska" von Cherubini, und als ich vor dem Anfange und in den Zwiſchenakten fleißig pauken und trompeten ließ, erdröhnte das Haus von dem Vivat der Deutſchen und dem Hurrah der Ruſſen.

Eben heute hat ſich unſer alte Seconda, der ſchon ſeit mehreren Tagen klagte, gelegt; ſollte der Mann Gottes ein ſchöner Engel werden, ſo dürfte mit unſerm Theater ſich manches ereignen, was vielleicht auch auf mich Einfluß hätte. Doch wer kann alles voraus wiſſen. —

Rochlitz iſt in Weimar. — Recht gefreut und überraſcht hat es mich in der Zeitung für die elegante Welt: „Beethoven's Inſtrumental-Muſik" abgedruckt gefunden zu haben; ich werde in der Note „geiſtreich" genannt, — was will man mehr!

Nun, theuerſter Freund! leben Sie wohl! Fröhlichkeit — guter Muth — daraus entſprießt die Geſundheit von ſelbſt, — und alles dies wünſche ich Ihnen perpetuirlich! Fahren Sie damit hinein in's Jahr 1814, welches kein Schaltjahr iſt, ſondern nur ein gemeines, was ich ſonſt nicht gewußt, wenn ich mir nicht einen Kalender gekauft, die in Leipzig wirklich zu haben ſind. — Punkt 12 Uhr in der Sylveſter-Nacht trinke ich mit meiner Frau auf Ihr Wohl und der Ihrigen ein Gläschen guten, ächten Punſches; — thun Sie desgleichen und es iſt möglich, daß wir uns dann in der Begeiſterung wirklich ſehen — erſchrecken Sie nur nicht! — Adio, carissimo! In Leben und Tod

der Ihrigſte.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Hamburg.

Im December 1836.

„Niemals ohne dieſes!" wie der am Herzkrampf verſterbene Vaudevilliſt ſagte. — „Niemals ohne dieſes!" rufen wir hieſigen Ortes aus. Dabei zeigen wir aber nicht etwa ausſchließlich auf unſere ſtraffen Geldbörſen oder auf unſere täglich ſich mehrenden Verſchönerungbauten, oder auf unſere reichen, heirathsfähigen Töchter. Das Alles wird uns bald etwas Altes — und beſonders die Letzteren werden es, ohne daß ein Vernünftiger deshalb ausriefe — „Erkläret mir, Örindur — u. ſ. w." Indem wir den beliebten Angely'ſchen Alltagsſpruch im Munde führen, zeigen wir dabei auf — Muſik! Geſungen, gegeigt, georgelt, trompetet und poſaunt muß werden — dann haben wir etwas und bilden uns wohl gar ein, daß wir dadurch etwas ſind. Wir brüſten uns dann „Beförderer der Künſte" zu ſein. Überhaupt iſt es Schade, daß wir die Künſte alle nicht in die einzige Kunſt, „Muſik" genannt, zuſammenfließen laſſen können, denn „Muſik" gewährt vorzugweiſe denjenigen Kunſtgenuß, bei dem man ſich Auſtern und Rheinwein wohl ſchmecken laſſen kann, ohne in der einen und der andern Thätigkeit (?) geſtört zu werden — doch Sie werden wiſſen, l. Fr. was Herder und Frau Caroline Pichter in dieſem Betrachte ſagten: „Wer wird Mohren weiß waſchen?" Wir ſind und bleiben Beförderer der Künſte, obwohl man von unſern Malern und Bildhauern nicht ſpricht — ſicher haben wir deren keine, und obwohl unſere Dichter Noten abſchreiben können, wenn ſie nicht verhungern wollen, — denn wo iſt der Beweis, daß Deutſchland überhaupt, geſchweige denn Hamburg, noch einen einzigen Dichter aufzuweiſen hat? Wir ſind und bleiben Beförderer der Künſte, denn wir laſſen uns Muſik vormachen, was das Zeug halten will, und bezahlen dafür ſplendid. Das iſt denn den Muſikern — mitunter auch den Muſikanten — gar wohlbekannt, und ſie wiſſen uns daher die Ehre ihres Beſuchs recht fleißig zu gönnen. Die lieben Leutchen treten einander beinahe auf die Ferſen. Der Guitarriſt Franz Stoll, der leider Monate lang hier krank gelegen hatte, vermochte kaum dem großen Oratorio „Paulus" (von Elkamp) das hier in der Michaeliskirche aufgeführt ward, zuvorzukommen, um ſein wehmüthig frohes Abſchiedsconcert zu Stande zu bringen; und in das „Oratorium" hinein ſchrillten ſchier die Wundergeigen der 11 und 13 jährigen Gebrüder Eichhorn! Alle dieſe „Muſiken" fanden ihr zahlreiches Publikum; bei'm Kirchenconcerte, das zum Beſten einer milden Stiftung gegeben ward, ſind ſogar mehr Billete — zwiſchen ſechs und ſieben tauſend — verkauft worden, als das Sonnin'ſche Prachtgebäu Menſchen faſſen kann. Viele, die ſich ſchon Tage zuvor Billete gelöſet hatten, mußten vor der ſchönerleuchteten Kirche wieder umkehren, ohne einen Fiedelſtrich gehört zu haben. — zwiefach ſchwere Aufopferung — uneigennützige Kunſtliebe — großartige Beförderung der „Künſte!" Wenn auch Tages darauf Einer von denen, die in der Kirche den „Paulus" näher kennen lernen wollten, und vergebens ſich nach einem „Petrus" umgeſehen hatten, der ihnen die Pforte geöffnet hätte, ſich über den wiederſinnigen Verkauf der Einlaßkarten laut in einem hieſigen Tageblatte beklagte, ſo kann das nur ein Unverſtändiger, ein Laie im Kunſtleben, ein Übelwollender geweſen ſein! Nicht wahr, lieber Freund? und ſicher iſt's Übertreibung, wenn man ſagt, daß Hunderte gleiches Schickſal mit jenem einen Verkläger vor der Thür der St. Michaeliskirche zu Hamburg hatten, als am 19. Nov. d. J. in derſelben das Oratorium „Paulus" aufgeführt ward. — Es muß den Kunſtfreund freuen, daß der Guitarriſt Stoll ſein Concert früher geben konnte, als das Oratorium ſtattfinden ſollte; den wackern Stoll erquickte, nach langwie-

---

*) Erſchien unter dem Titel: Viſion auf dem Schlachtfelde bei Dresden, welches der Schluß der Broſchüre war; die Herausgabe des Ganzen unterblieb, aus welchen Gründen, iſt mir nicht mehr gegenwärtig.

rigem, peinlichem und koſtſpieligem Aufenthalte hieſelbſt, ein überaus reicher Zuſpruch, und daß er dieſen als Künſtler, geſchweige denn als von ſchwerer Krankheit Geneſener verdiente, iſt unleugbar. Welche Seele weiß Stoll ſeinem ſo einfachen Inſtrumente einzuhauchen, — wie reißt er die Gefühle ſinniger Zuhörer mit ſich fort! — Doch genug ſeines Lobes, ich würde deſſen gar nicht gedenken, da der wahre Künſtler ſelbſt ſein beſter Lobredner bleibt, wenn ich nicht dadurch auf die beiden kleinen, obengenannten Violin-Virtuoſen hindeuten, und andeuten wollte, daß ſie ungeachtet des ſtürmiſchen Beifalls, den man ihnen zollte, ſolches Hinreißen der Gefühle durch ihr Geigenſpiel in hohem Maaße vermiſſen laſſen. Mir mindeſtens iſt, als ich ſie hörte, ſo und nicht anders dabei zu Muthe geweſen. Sie trugen ein capriciöſes Duett von Paganini vor, ein Muſikſtück, das voll von Paganini's Schnurren, Finten, Purzelbäumen und Seiltänzerſprüngen auf den Geigenſaiten war, deren Hervorbringung man anſtaunen und bewundern muß, wobei jedoch der eigentliche, innere Muſikſinn des Menſchen mehr oder minder unangeregt bleibt. Man kann bei ſolchen Vorträgen den beiden kleinen Geigenmatadoren nicht gram ſein, allein unwillkürlich drängt ſich einem — mir wenigſtens ging es ſo — der Wunſch auf, eine Sonate von Haydn oder ein Duett von Mozart oder Bellini von den beiden wunderſamen Bogenführer zu hören, — ſo etwas, was mehr von Kunſt, weniger von Künſtelei zeugt! — Vielleicht geſchieht das noch, denn die Brüder werden dem Vernehmen nach ſich hier öfter hören laſſen. Geſchieht es mit eben der Präciſion und eben dem Ausdruck, womit ſie jenes Capriccioſo vortrugen, ſo mag es allerdings einen herrlichen Kunſtgenuß gewähren. Und geſchähe es auch nicht, ſo ſind wir dennoch „niemals ohne dieſes!“ Denn ſchon hat auf morgen unſere beliebte Sopranſängerin am hieſigen Stadttheater, Mad. Piehl, eine neue Oper zu ihrem Beneſiz angekündigt. Wenn ich — mit dem Kotzebue'ſchen Koſackenhetmann, faden Andenkens, zu reden — ſage: neue Oper, ſo verſtehe ich darunter „neu für uns“ — denn wo wäre die Oper: „der Zweikampf“ (le pré aux clercs) nicht ſchon längſt gegeben? Ich ſollte meinen, wenn unſer Stadttheater, das zeither mit den trefflichen Subjekten für die Oper — mit einer Walker und Piehl, einem Herrn Schäfer, Wurda, Woltereck, Uetz ꝛc. — verſehen iſt, das „niemals ohne dieſes!“ nachdrücklicher auf die Oper anwendete, wenn es raſcher im Herausbringen allweg neuer Opern ſich zeigte, es müßte nicht geringen klingenden Gewinn daraus ziehen. Vielleicht irr' ich mich aber hierin; ich bin nur Einer, der Herren Direktoren am hieſigen Stadttheater ſind Zwei — und „vier Augen ſehen weiter, als zwei.“ Auch kümmern die Privatgeſchäfte Zweier — denn das Unternehmen des Hamb. Stadttheaters iſt bekanntlich ein Privatunternehmen — durchaus keinen Dritten. Was jene zwei Herren alſo dem Dritten bringen, muß dieſem Dritten recht ſein. Das iſt Geſchäftsrecht und Geſchäftsordnung. Mitunter wird denn freilich etwas vorgebracht, was kein Einziger von den vielen Dritten hinnehmen will, zum Exempel: Raupach's bei erſter Vorſtellung hier zu Grabe getragenes Drama — — — ich habe wahrhaftig den Titel deſſelben vergeſſen. Was ſchadet's auch! Mit dem wahren, eigentlichen deutſchen Drama iſt's ja doch auf der deutſchen Volksbühne mehr oder minder vorbei. Es fehlt uns für Aufrechterhaltung ſolcher Dramen ſo zu ſagen Alles, vorzüglich aber eine ächte und gerechte Schauſpielerſchule. Einzelne Talente für die „weltbedeutenden Breter“ gibt es noch immer, und gewiſſermaßen auch genug, aber dieſe einzelnen „ſtehen für ſich ſelber da ganz allein;“ — an Zuſammenſpiel, an gediegener Beſetzung der blos mitwirkenden Rollen, die, die Muſe klag' es! — höchſt fehlerhaft Nebenrollen genannt werden — daran fehlt's immer und überall —

„Und hat das Parterre ſich das Stück nun betrachtet,
Drei Große beklatſcht, und zehn Kleine verachtet,
Geht's heim, und weiß ſelber nicht, — was es geſeh'n.“

Sie ſchelten mich, l. Fr., daß ich in dieſen Verſen Göthe parodire. Sie haben Recht! Ein deutſcher Bühnendichter, der nicht mehr auf der Bühne iſt, darf auch nicht parodirt werden; dergleichen iſt, wenn nicht zwecklos, doch außer Mode, nichts aber hängt heut zu Tage mehr von der Mode ab, als die deutſche Volksbühne. Darum Punktum!

†***†

Notiz.

Die „Souvenirs“ der Marquiſe de Créqui. — Seit Jahrhunderten drängt alles Leben dieſes Landes ſich in die Hauptſtadt zuſammen. Hier König, Hof und Adel, hier Univerſität, Sorbonne, Theater und Akademie, hier alles, was durch Wiſſenſchaft, Kunſt, Talent, Geburt oder Reichthum ausgezeichnet, und nur nach Gelegenheit ſchmachtet, ſich zu produziren, ſich über Andere zu erheben, oder doch ihnen gleich zu kommen. Aus dieſem gemeinſamen Trachten erzeugt ſich das geſellſchaftliche Leben, aus dieſem Leben die feine, oft glänzende, öfter nur gleißende Bildung der höheren Stände. Die Sprache iſt die allgemeine Vermittlerin; ſie wird geſchmeidig, gewandt, gefällig, geläufig, und zierlich wie keine Andere. Sich Allen faßlich und angenehm mitzutheilen, viel Geiſt in kurze, flüchtige Rede zuſammenzudrängen, iſt für Alle das dringendſte, geſellſchaftliche Bedürfniß. Wer aber gut zu ſprechen ſich gewöhnt hat, dem wird auch gefällig zu ſchreiben nicht ſchwer werden. Wie ſich nun in ſo reichem Leben viel Intereſſantes zuſammendrängt, wie jeder auf Alles achten muß und doch wieder Alles auf ſeine eigene Perſon bezieht, wird es auch Vielen zum Bedürfniß werden, das Gehörte, Geſehene, Erlebte zu verzeichnen, um den Genuß des raſch vorüberrauſchenden Augenblicks zu verlängern, zu erneuern oder auch wieder Anderen mitzutheilen.

So iſt denn auch keine Literatur reicher an Denkwürdigkeiten (mémoires), als die franzöſiſche, die man aber ebenſowohl die Pariſiſche nennen könnte. Wer hat nicht von den Memoiren Sully's, des Cardinals Retz, Brantôme's, des Grafen St. Simon und des Grafen von Grammont und ſo mancher Anderer bis herab zu denen der Herzogin von Abrantes reden hören? Aber wer hat auch nur den zehnten Theil der vorhandenen geleſen?

Zu den intereſſanteſten Schriften dieſer Gattung gehören indeß unſtreitig die jetzt erſcheinenden Souvenir's der Marquiſe de Créqui. Dieſe Dame, deren Kindheit in die letzten Jahre Ludwigs XIV, deren jugendliches Greiſenalter in die erſten Jahre des erſten Conſuls Bonaparte fällt, ſtammte aus einer der älteſten und angeſehenſten Familien des franzöſiſchen Adels. Stolz auf ihren Namen, begeiſtert für das alte Régime, eingewöhnt und eingeroſtet in das alte Kirchenweſen, aber zugleich von der Natur reich begabt, und von der Geſellſchaft fein gebildet, iſt ſie ein charakteriſtiſches Miniaturbild aus dem vorigen Jahrhundert, und ihre Erinnerungen ſind ebenſo unterhaltend, als belehrend. Daß aber der angeerbte Adelsſtolz ihr Urtheil über den gealterten hohen Adel Frankreichs nicht getrübt hat, wird durch folgende Stelle, die wir dem 1ten Bande der Souv. entnehmen, zur Genüge dargethan. „Bonaparte,“ ſagt ſie daſelbſt, „iſt ſehr gütig, daß er ſich dem hohen Adel annahern will, der niemals zu Etwas nützen wird. Erben ihrer Väter ſind die meiſten unſerer großen Herrn ohne Frömmigkeit (piété) auferzogen worden, und haben zu jung zu leben angefangen. Es ſind Geſchlechter (races), die in dem Hausſtande entnervt, geiſtig entartet und für das Herrſchen abgenutzt ſind. Warum war es nicht ein Mann vom hohen Adel, der ſich erhob, die Revolution zu vertilgen? Warum hat ſich unter den Adligen, die ſich durch edle Aufopferung und Fähigkeiten ausgezeichnet, kein einziger großer Herr (grand seigneur) gefunden? Warum endlich haben alle großen Herrn, die in der Revolution figurirt, nur druch die Unredlichkeit (déloyauté) ihres Benehmens oder den Mangel an Geiſt ſich ausgezeichnet?“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 294. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 49.

Samſtag, 12. December.

Rhapſodien über die ſchöne Literatur in Oeſterreich im Jahre 1835.

I. Zur Phyſiognomik derſelben. — Lyrik. — Anaſtaſius Grün.

Es gab eine Zeit, in welcher die Redensart: „das gemüthliche, lebensluſtige, aber geiſtesarme Öſterreich“ in den deutſchen Journalen eine unzerſtörbar ſcheinende Stereotype war; das Vorurtheil über Öſterreichs Sterilität blieb geraume Weile eines von jenen, welche jeder Reiſende, der ein paar Wochen in Wien den Prater und das Leopoldſtädter Theater beſucht hatte, aus den Gränzen jenes von der Natur geſegneten Landes heraustrug. Und doch beſitzen wir aus jener Epoche die Todtenkränze von Zedlitz, eine wahrhaft claſſiſche Dichtung, welche einen Blick in den reichen Schacht öſterreichiſcher Productivität vergönnte, — von Grillparzers herrlichem Ottokar gar nicht zu ſprechen, welcher in der neueren Literarhiſtorie mit dem Culminationspunkt widriger und den freien Aufſchwung des Geiſtes hemmender Verhältniſſe zuſammenfällt; ſpäter hatte Bauernfeld, ein reichbegabtes Talent, Gelegenheit gefunden, in einer tolerirten engeren Sphäre ſich Anerkennung zu verſchaffen, — als plötzlich der letzte Ritter von Anaſtaſius Grün die Aufmerkſamkeit aller Gebildeten in und außer Öſterreich in Anſpruch nahm. Man fand in dem Verfaſſer einen energiſchen, maienhaften, von Freiheitsluſt und Poeſie in allen Adern ſtrotzenden Geiſt, welcher die größte Anlage für muſikaliſche Ausbildung der Sprache verrieth, einen Lyriker, der eine Gattung ſchuf, wie man ſie in Öſtreich bis dahin noch nicht geahnt hatte. Nicolaus Lenau trat ſehr bald nach A. Grün aus dem Dunkel hervor, und dichtete, den Lenz der Freiheit als Ideal erſehnend, in demſelben Geiſte; man erkannte bald, daß es ſich hier nicht um eine neue Mode handelte, ſondern daß aus dem vulkaniſchen Boden farbenſatte, gluthdurchdrungene Gewächſe emporgeſchoſſen waren, wie ſie gerade aus einem ſolchen Boden wachſen mußten. An Beiden — A. Grün und N. Lenau — bewunderte man den keuſchen kräftigen Thatdrang der Jugend, die Strebkraft nach dem Höchſten und Heiligen, die ernſte Liebe zum Vaterland, vom Haß gegen das Gemeine und Schlechte elegiſch bekleidet, den Haß ſelbſt durch die unentweihte Liebe veredelt; in beiden, wie ſehnſüchtig, träumeriſch nur ſich auch die innere Kraft ausſprechen konnte, doch jenes heilige Hoffenmüſſen, jene tiefſinnige Gläubigkeit, wodurch der Gott in uns ganz bleibt und uns in böſen Tagen zu freudigem Dulden ſtählt, bis wir am Tag der That glorreich hervortreten dürfen. — In den Spaziergängen eines Wienerpoeten entzückte nicht ſowohl die Innigkeit der Liebe und des Haſſes, als hauptſächlich eine poetiſche Pietät, eine naive Beſcheidenheit, die uns Thränen aus den Augen lockte, und lächelnd aus ſchmerzblutendem Herzen anfragte: „Ob man ſo frei ſein dürfe, frei zu ſein?“ Anaſtaſius Grün hatte alle Herzen bewegt, welche treu, fromm und ernſt wie er dachten, fühlten, und dieſer Herzen waren viele Tauſende im Vaterlande. Nach den „Spaziergängen“ ſchwieg die Muſe Grün's geraume Zeit, nur nach einem oder dem andern Gedichte von ihm im Muſenalmanach war es vergönnt, begierig zu haſchen.

Mittlerweile ereigneten ſich erfreuliche Veränderungen in den Verhältniſſen der Öſterreich'ſchen Literatur, deren Überzangsprozeß ſich von Auswärtslebenden kaum beobachten ließ, weil er geräuſchlos und langſam vor ſich ging.

Wir können ſonach nur auf den Stand der Verhältniſſe hinweiſen, wie ſich dieſe bis jetzt wirklich gebildet *haben*. Statt einer ſcheuen Selbſtvereinzelung und Aufopferung der Kräfte bemerken wir nämlich jetzt ein freimüthiges Auftreten, ein reges literariſches Zuſammenleben und Ineinanderwirken Vieler; es zeigen ſich tüchtige Talente, wiſſenſchaftlich und in der Schule der Hoffnung ausgebildet und gereift, und durch vorurtheilsfreie Glieder des Klerus der öſterreichiſchen Hochſtifter unterſtützt, welche den alten Ruhm unermüdeter hiſtoriſcher Quellenforſchung auf's neue bewähren. Es exiſtirt jetzt in Wien den auf bloß oberflächlichſte ephemere Unterhaltung berechneten Tagblättern gegenüber eine *Öſterreichiſche Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde*, nebſt damit parallel laufenden „*Blättern für Literatur, Kunſt und Kritik*," Blätter, welche ſich durch eine *Solidität und Gemeſſenheit* auszeichnen, wie wenige andre in Deutſchland, welche als das Organ des vernünftigen und beſonnenen Fortſchrittes in Öſterreich zu betrachten ſind, und worin wir beinahe von *allen* wahrhaften Notabilitäten der öſterreichiſchen Literatur Aufſätze leſen. Der um die Sache der Literatur und um die Rechte der Schriftſteller in bedenklichen Zeiten hochverdiente Orientaliſt Hofrath von *Hammer* liefert darin hiſtoriſche Beiträge; *Grillparzer*, in deſſen kleinem Finger mehr Poeſie ſteckt, als in Raupach vom Kopf bis zum Fuß, dramaturgiſche, — der in ganz Deutſchland anerkannte Stiftsgeiſtliche, M. Enk, äſthetiſche; wir finden darin den trefflichen *Zedlitz*, den vielſeitig gelehrten Linguiſten *C. W. Huber*, den ſinnreichen und gewandten Luſtſpieldichter *Bauernfeld*, den wackeren Dichter und Überſetzer Andreas *Schumacher*, die geſchätzte Novellendichterin Caroline *Pichler*, deren Abendcirkel ſeit einer Reihe von Jahren alles vereinten, was Öſtreich an Talenten beſaß; — Ernſt Freiherrn von *Feuchtersleben*, *Braun von Braunthal*, beide als liebenswürdige Dichter bekannt, — den Verfaſſer des Habsburgliedes, *L. A. Frankl*, — außerdem die gelehrten Stiftsgeiſtlichen von *Kremsmünſter*, *St. Florian*, *Heiligenkreuz* ꝛc. ꝛc., welche unermüdlich Bauſteine zur Hiſtorie des Vaterlandes aufſchichten. Unterrichtet man ſich über den Geiſt, welcher aus dieſen Blättern ſpricht, ſo gewinnt man das Reſultat, daß jene Männer nicht bloß als ſchroffe Einzelheiten nebeneinanderſtehen, ſondern harmoniſch in einander wirken, — daß ferner dies Wirken mit kleinſtädtiſchem Kaſtenweſen, mit Gevatterſchaften und Afterpatriotismus nichts gemein hat, ſondern die Intereſſen und die Ehre eines großen und geliebten Vaterlandes mannhaft und unpartheiiſch bewahrt, der Feilheit und dem Renegatenthum eine Oppoſition bildend, ohne jene Pietät gegen die Vergangenheit zu verletzen, welche übrigens auch ſchon durch die Beſonnenheit gerade bei einer *werdenden* und noch lange nicht vollendeten Reform dringlichſt empfohlen wird, deren Ausſichten vorerſt bloß von *Geſinnungen* abhängen, während die alten Inſtitutionen ſelbſt noch beſtehen. Vor etlichen Jahren hätte man die Möglichkeit, Geſinnungen, wie die in den genannten Blättern kund gegebenen, auszuſprechen — ſo ruhig und beſonnen ſie auch ausgeſprochen ſind — noch für eine Chimäre gehalten, und an nichts weniger gedacht, als daß es realiſirt würde, einen perſönlichen literariſchen Verkehr — der freilich zwiſchen durchaus rechtlichen Männern und über durchaus edle Intereſſen gepflogen wird — zu unterhalten.

Es iſt zu hoffen und zu wünſchen, daß ein ſolches concentriſches Streben vieler tüchtiger Männer — wie wäre es möglich, hier bereits *alle* zu nennen? — dem Einfluß der ultramontaniſtiſchen Literatur, welcher, da er ſeit längerer Zeit präponderirend war, ſich auch jetzt noch immer geltend macht, das richtige Gleichgewicht halten werde, denn an ein völliges Verſchwinden deſſelben iſt nicht ſo bald zu denken, wenn man in Erwägung zieht, daß die transalpiniſch-religiöſe Literatur in einem Lande eingebürgert wurde, in welchem vom Ultramontanismus faſt nur deſſen heitre, ſinnliche Farbenpracht aufgehangen wird, ſo daß die Toleranz beinahe in leichtſinnigen Indifferentismus überging. Eigenthümlich iſt übrigens in Öſterreich jetzt eine dreifache Entfaltung alter, kirchlicher Inſtitutionen: einmal die des ſtreng abgeſchloſſnen aſcetiſchen Mönchthums, zweitens: eine mit der Weltgeiſtlichkeit in ihren humanen Beſtrebungen übereinkommende Stiftsgeiſtlichkeit, welche beide auf eine praktiſche Verſöhnung des alten Kirchlichen mit den Progreſſen ſocialer Verhältniſſe hinarbeiten, — endlich die Schule der philoſophiſchen Theologen und theologiſchen Philoſophen, welche eine Erphiloſophirung des katholiſchen Dogmas und ſelbſt des canoniſchen Rechtes erſtreben; — doch hievon bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher.

Die Bühne bedarf allerdings einer Reform von Grund aus, und dies iſt in der That keine leichte Aufgabe; wer die Theaterverhältniſſe in Wien kennt (wir beziehen uns in dieſem ganzen Aufſatze faſt ausſchließlich auf Wien, als Centrum der Monarchie) wird unſre Zweifel begründet finden. Die Oper und das Ballet kommen natürlich hier nicht in Betracht; das Schauſpielhaus an der Wien friſtet nur, indem es hie und da durch einzelne gelungene Poſſen, welche von Scholz, Carl und Neſtroy dargeſtellt werden, den Charakter der frühern Leopoldſtädter Bühne annimmt, ſein Leben, es iſt kein ganzes und kein dauerndes; auf dem kleinen Theater in der Joſephſtadt ruht, obwohl es unter Hensler und Stöger glückliche Perioden durchlebte, eine Art von Fluch, der ſich neuerdings wieder unſelig genug äußerte. Das Theater in der Leopoldſtadt exiſtirt nur durch die Reliquien ſeiner früheren Größe; wenn der wahrhaft nationale und geniale Raimund durch ein neues Stück das Publikum Wiens entzückt, ſo iſt durch ſolche einzelne lucida intervalla noch immer kein dauerndes, geiſtiges Leben in der Sphäre des Nationalſchauſpieles begründet. Das Hoftheater in der Burg aber, ein Inſtitut, desgleichen man in Deutſchland wohl nicht wieder findet, iſt mit ſeinen Künſtlern und ſeinem Publikum ſo ganz und gar typiſch geworden, daß nur ein faſt titaniſcher Geiſt mit einem regenirten Drama durchdringen, das Publikum und — Schauſpieler mit fortreißen könnte, welche — ſo vortrefflich und theilweiſe ausgezeichnet ſie ſind, — doch in ihren herkömmlichen Fächern alt wurden oder aufwuchſen und — um ein Beiſpiel zu geben — gewiß nicht im Stande wären, Shakeſpeares Sturm oder Sommernachtstraum mit aller jener Unbefangenheit und Reſignation zu geben, welche ein ſolches — rein poetiſches und alles rhetoriſchen Prunkes baares Stück erfordert. Bauernfeld hat durch ſeinen „Fortunat" ſeine große Befähigung für jene einzig mögliche Emancipation und Regeneration des Dramas dargethan und das Wiener Publikum, welches Bauernfeld's altherkömmlich componirte und durch gewandte Behandlung des Dialogs gefallenswerthe Luſtſpiele ſtets applaudirt, welches Raimund's dramatiſchen Mährchen mit Enthuſiasmus lauſcht — äußerte ſich auf eine ſehr mißbilligende Art gegen den wackeren Dichter. Ganz begreiflich! Es betrachtet Raimund ſchon von vorneherein als ſeinen Volksdichter und Bauernfeld — als ſeinen Salondichter.

Weßhalb die Lyrik in Öſterreich mit ſo glänzendem Erfolge gedeihe, wird ſich jeder, der das öſterreichiſche Volk und deſſen Verhältniſſe genau kennt, leicht enträthſeln können. Der Grundzug des öſterreichiſchen Charakters iſt nicht blos eine vage und oberflächliche Gutmüthigkeit, ſondern eine tiefſinnige Herzlichkeit. Es befindet ſich, trotz alles in der Hauptſtadt angehäuften Luxus, noch gewiſſermaßen im Naturzuſtand, es beſitzt eine liebenswürdige Unſchuld und Naivetät, welche letztre z. B. allein den Furore erklärt, der in Wien Poſſenſpiele begleitet, über welche das Publikum andrer deutſcher Städte, ſich in der Schwebe einer vornehmen Halbbildung haltend, mitleidig die Achſel zuckt.

Es iſt wahr: die Intelligenz iſt in Öſterreich in Blut und Saft der großen Maſſe des Volkes noch nicht übergegangen, deßhalb konnte es natürlich auf der Stufe einer Halbbildung nicht ſtehen bleiben; und ſo repräſentirt es durch einen glücklichen Inſtinkt und natürlichen Takt, welcher ſich von geſunder Naturpoeſie — oft freilich ſelbſt in den erſten Urformen derſelben — übermächtig wie ein harmloſes Kind angezogen fühlt, durch ſein natürliches Schicklichkeitsgefühl und deſſen nächſte Folge: den natürlichen Witz, endlich durch ſeine naturgemäße, heitere Sinnlichkeit und Beweglichkeit — ein modernes Athenervolk. Man kann München oder Berlin im Gegenſatz von Wien mit gutem Zug ein modernes Florenz heißen; Wien aber bleibt — was das Volk betrifft — das moderne Athen.

Die Lyrik erfordert, wo ſie gedeihen ſoll, als befruchtendes Erdreich — Gemüthsleben; als Sonne dafür heitere Sinnlichkeit. Lange Schwüle, Verderben drohender Wetterregen und Sturm ſind ihr nicht minder gedeihlich, denn ſie verhelfen ihr zu größerer innerer Conſiſtenz. Es hat der öſterreichiſchen Lyrik auch daran nicht gemangelt; ja man kann ſagen: daß vielleicht gerade die letzteren Incidentien die nächſten Urſachen waren, wodurch der Keim zur Entfaltung kam. Indem die öſterreichiſchen Dichter manches entbehren lernten, wurden ſie, die im Schooße des Gemüthslebens empfangen waren, und von außen ſtets neue Eindrücke empfingen, auf eine ernſte, heilige Intuition ihres Innern gewieſen, und bildeten jeder ſeinen kleinen vollſtändigen Mikrokosmus aus.

Die Fata, welche über der öſterreichiſchen Literatur vorüberzogen, haben ſich in A. Grün's edlem Dichtergemüth concentrirt, als hätten ſie ihn allein betroffen. A. Grün hat auch in Epochen, da der Himmel grau umwölkt war, die Himmelsbläue in tiefer Seele nie verloren und die Hoffnung nie aufgegeben. Er iſt der eigentliche Sänger eines deutſchen Lenzes, und es gebührt ihm wohl mit Recht ein Kranz, und zwar einer aus Roſen; denn ſein Herz, von ihren Dornen verletzt, hat genug geblutet. Er iſt ein Sänger der Liebe, wie kein zweiter; ſelbſt ſein Haß iſt nur eine Folie der Liebe, und ſeinen Haß verklärt der Adel der Liebe. Der Lenz iſt ihm Hoffnung, die Natur Liebe, und ſo iſt er ein Sänger der Natur und der Hoffnung. Er hofft auf das tauſendjährige Reich der Liebe und predigt es, — in den ſüßen Weiſen der Nachtigall, im Duft der Roſe, aber dies tauſendjährige Reich, das er meint, liegt nicht durch Jahrtauſende von uns getrennt; es liegt uns nahe, wenn wir nur Bürger darin ſein wollen. Dieſe Liebe iſt eine kindliche, wenn ihr den Sänger als Sohn der Natur, und eine männliche, wenn ihr ihn als Bruder der Menſchheit betrachtet; Grün's Lyrik beſeelt jener Optimismus, wie alle ſocialen Verhältniſſe deſſen als Athems bedürfen, um nicht als todte Form zerbröckelt in ſich ſelbſt zu zerfallen.

Dieſe Anſichten und Ausſprüche ſind uns durch A. Grün's neueſte Dichtungen: „Schutt" (Leipzig. Weidmann'ſche Buchhandlung) zur vollſtändigen Klarheit gediehen, und als Urtheil über einen Charakter zu betrachten, welcher durch ſein neueſtes Werk bewieſen hat, daß unſer Dichter mit ſich ſelbſt und mit der Poeſie völlig in's Reine gekommen iſt. Wahrlich, es wird einem — (um den Eindruck wortreu zu benennen), ruhig und wohl um's Herz, wenn man ſich in dieſe Poeſieen verſenkt oder auf ihren melodiſchen Wellen ſich wiegen läßt. Denn der Dichter hat hier die Aureole der abſoluten Schönheit gewonnen, welche reine und vollendete Seelenzuſtände umgibt, deren jeder einzelner in vollkommner Plaſtik hervortritt. Die Dichtungen ſind in vier beſondere Rubriken gebracht: 1) Der Thurm am Strande. 2) Eine Fenſterſcheibe. 3) Cincinnatus. 4) Fünf Oſtern; eine Widmung an Joſeph von Hammer geht denſelben voran, ein Epilog beſchließt ſie. Jede der genannten Abtheilungen enthält nicht blos ein beſtimmtes Segment vom großen Rundgemälde der Gegenwart, ſondern ſtellt gleichſam ein ganzes Seelendrama vor, worin die Eindrücke und Gefühle plaſtiſch hervortreten und eine Reihe von Vorfallenheiten durchſchreiten, deren letztes Glied den goldnen Ring bildet, in welchem eine nächſthöhere Potenz ſchwebend gehalten wird. Das Mittel, wodurch A. Grün dieſe kleinen lyriſchen Anſchauungen ſo plaſtiſch und dramatiſch macht, iſt größtentheils poetiſch veredelt die Antitheſe, welche mit der einen Hand nach dem Himmel, mit der andern nach der Erde faßt; aber dieſer Gegenſatz iſt zugleich Sehnſucht, aber dieſe Sehnſucht vermittelt ſo leiſ' und lind, daß der Grimm zur Wehmuth wird. Wenn wir von einer ſolchen Anwendung der Antitheſe ſprechen, verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß keine Spielerei mit derſelben eingeriſſen ſei, daß der Poet keine Künſtelei ſtatt der Kunſt ausgeübt habe. — Die erwähnten vier größeren Abtheilungen aber ſind durch eine leitende Grundidee innig verknüpft; die Art und Weiſe, wie ſie hintereinander angeordnet ſind, verräth den ausgebildeten Meiſter. Im „Thurm am Strande" herrſcht die Tyrannei der Vergangenheit, unſre Anſchauung, unſer Gedächtniß und unſer Herz übermeiſternd, bis der Dichter am Schluß uns ſymboliſch die großartige Ironie der Geſchichte zur Verſöhnung vorhält; was wir für einen Kerker hielten, iſt ein Leuchtthurm!

„Licht, Licht: ihr Loſungswort, das große, ſtimmen
Jetzt Erd' und Himmel, Gott und Menſch zuſammen!"

Durch „die Fenſterſcheibe" blicken wir in die Geſchichte der Hierarchie und des Mönchthums; alle Nüancen des letztren, die ernſte wie die heitre Seite deſſelben ſind uns in wahrhaft abgerundeten Compoſitionen vor's Auge geſtellt. Die dritte Abtheilung: „Cincinnatus," könnte man ein Duett nennen. Oſt und Weſt, Italien und Amerika, Schönheit und Wahrheit wetteifern; durch die beiden erſten Abtheilungen gleichſam hiſtoriſch vorbereitet, treten wir der Zukunft unſrer menſchheitlichen Zuſtände näher, auf deren bürgerliche Veredlung hingewieſen iſt. Die vierte Abtheilung: „Fünf Oſtern," verklärt dieſe Zukunft durch die Metamorphoſe und Allherrſchaft der Religion; aber dieſe Allherrſchaft iſt keine weltliche, ſondern eine rein menſchheitliche; die Welt iſt durch — Liebe geheiligt.

Nach dieſer Darlegung unſrer Anſichten dürften wir, zugleich die techniſche Meiſterſchaft A. Grün's anerkennend, wohl getroſt die Behauptung aufſtellen: daß die deutſche Nation in dieſen Dichtungen — oder richtiger: in dieſem neueſten Gedicht A. Grün's — ein Werk beſitzt, welches, — was innere Einheit und Ganzheit, ſowie äußere Kunſtfortigkeit und glänzende Farbenpracht betrifft, — unerreichbar daſteht zur Zierde deutſcher Literatur und zur Ehre deutſchen Namens. *)

Eduard Duller.

---

*) Wir werden bedacht ſein, im Phönix von nun an öfter erſchöpfende Berichte über öſterreichiſche Literatur zu liefern.

Die Redaktion.

Italiäniſche Literatur.

Von Adrian.

Erſter Artikel.

Die Italiäner können mit dem Romanzo storico durchaus nicht fertig werden. Was ſie ſo zu nennen belieben, iſt entweder wörtliche Kopie der Geſchichte mit einigen poetiſchen Verzierungen, Schnörkeleien und Arabesken, welche dem trocknen Vortrag dann und wann nachhelfen ſollen, und ſich ungefähr ausnehmen, wie die Herkulaneſiſche Clio, der man Schönheitspfläſterchen aufklebte; oder es iſt durchgehends willkührliche Erfindung, der man dadurch einige Conſiſtenz, einiges Relief zu geben bemüht iſt, daß man da und dort einen hiſtoriſchen Namen einflickt, ein hiſtoriſches Factum in die Handlung hinein zwängt und von der Phyſiognomie einer gegebenen Zeit einige allgemeine Züge, von dem Kolorit einer beſtimmten Periode einzelne Farbentöne borgt. Manzoni hatte nur einen geiſtreichen Schüler, Giovanni Roſſini, und dieſer hat ſich, wie es ſcheint, ſchnell erſchöpft. Sein zweiter Roman ſteht ſo weit unter dem erſten, wie die Venus von Canova unter der des Praxiteles. Unter den übrigen jüngern Leuten, welche ihr Ziel in dieſem Genre ſuchen, zeichnet man Vigna aus; er wird in Italien vielfach geleſen und bewundert; die hübſchen, gluthäugigen Italiänerinnen zerfließen in Thränen vor ſeinen hiſtoriſchen Phantaſien oder phantaſtiſchen Hiſtorien und die männliche Jugend träumt ſich den Kopf dick und voll von den Herrlichkeiten einer romantiſch-barbariſchen Vorzeit.

Betrachten wir ſeinen „Lutalto di Vicolungo“ etwas näher. Er hat 1835 ſchon die zweite Auflage erlebt — er wird unfehlbar 1836 zum dritten Male gedruckt. Signor Ruſconi zu Novara, der Verleger, hat, ſagt man, nur 6000 Exemplare abziehen laſſen; bei der 3. Auflage läßt er 10,000 Exemplare drucken! Die zwei Bändchen koſten 3 italiäniſche Lire — jeder Lump bringt ſo viel zuſammen, um ſich das geprieſene, köſtliche Buch zu kaufen; jedes Zöfchen erübrigt 3 Lire, um dafür ein dutzend Nächte in ſüßbitteren Thränen zu ſchwimmen. Die Italiänerinnen ſind höchſt ſentimental, die Italiäner höchſt raufboldiſch und mittelalterlich geworden. Aber wir wollen Lutalto näher betrachten.

Familienzwiſtigkeiten ſind in einem italiäniſchen Roman ſo unerläßlich, wie Zwiebeln in einer italiäniſchen Haushaltung. Wozu langes Nachdenken über das Schürzen des Knotens, über plötzliches Spannen der Neugierde, über ſchnelles Erregen der Theilnahme an Heldin und Helden — zwei Familien haſſen ſich à la Montague und Capulet, à la Buondelmonti und Donati; zwei junge Leute aus den beiden Familien lieben ſich à la Romeo und Julia und — Capo ha cosa fatta, mit Dante zu reden. Die Sonne ſteigt majeſtätiſch aus den penniniſchen Alpen empor und ſpiegelt ſich in Seſia's Silberwellen, an deren Uferhöhen ſich zwei Schlöſſer, nur durch den Fluß und eine ſmaragdne Aue getrennt, erheben u. ſ. w. Oder: der Mond blickt über die ſchneebedeckten Alpenſpitzen und gießt ſein Silber auf den wilden Sohn des Monte Roſa, der durch die Schluchten des Seſiathals brauſt; da gewahrt ein einſamer Wandrer in der Ferne zwei ſtattliche Schlöſſer u. ſ. w. Ach, wir kennen das alles längſt aus dem Verlag des Herrn Baſſe zu Quedlinburg. Die zwei Schlöſſer heißen Landiano und Vicolungo: der Held heißt Lutalto, die Heldin Nelinda, ihr Vater Fernando, der Oheim Lutalto's — ſeine Eltern ſind längſt todt — Alberico; die Scene iſt vorerſt das Seſiathal, die Zeit der Handlung der Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, oder, um die hiſtoriſche Treue und Gewiſſenhaftigkeit des Sign. Vigna recht anſchaulich zu machen, das Jahr 1418. In dieſem Jahre, weder früher noch ſpäter, war Fernando mit allen Vicolunghi fertig geworden, und nur Lutalto und deſſen Oheim ſind noch abzuſchlachten — denn Fernando iſt ein kleiner Han von Island, ein wahrer Türke, ein Sansculotte. Während er darauf ſinnt, dieſe beiden ſeinem Haſſe zu opfern, reitet Lutalto eines ſchönen Tags ſpazieren; plötzlich ſieht er ein wild gewordenes Roß daher ſtürmen; die Reiterin hat keine Gewalt mehr über das wilde Thier. Lutalto ſetzt das Leben daran, die Schöne zu retten. Es gelingt ihm. Er hat Nelinda, die angebliche Tochter ſeines Feindes, gerettet. Auf eine ſolche Scene kann füglich nur die glühendſte Liebeserklärung folgen. Lutalto iſt ein guter, feiner Menſch, der Gott fürchtet, und ſeine Geliebte ehrlich als Frau heim zu führen wünſcht, weßhalb ihn das junge Deutſchland für einen Pinſel erklären wird, während wir Andern ihn den honetten Leuten beigeſellen, und nur Sign. Vigna tadeln, daß er ſeinen Helden in Bezug auf ſo manche andere Qualitäten einer anziehenden und feſſelnden Perſönlichkeit gar ſtiefväterlich bedacht hat. Der wilde Fernando ſtellt ihm eine Falle und „Il buon Lutalto“ geht hinein. Lutalto glaubt Fernando's gleißneriſchen Worten, die ihm die Hand der ſchönen Nelinda zuſagen, und wir finden dieſen Glauben weiter nicht auffallend; daß der biedere Jüngling eben ſo blind iſt, zu glauben, ſein trefflicher Oheim wolle ihn morden, weil er ſich der verhaßten Familie angeſchloſſen, daß er ſo bethört von der Leidenſchaft iſt, daß er ſeinen Oheim zum Zweikampf fordert und ihn tödtet, empört unſer Gefühl. Soll dieſe Scene uns den Geiſt jener Zeit veranſchaulichen? Soll die rohe Mordthat den Charakter des jungen Mannes enthüllen, und die Tiefe ſeiner Seele aufſchließen helfen? Ja, der Dichter muß offen und gradezu in ſeine Aufgabe eingehen, ſein Ziel mit Muth und Kraft im Auge behalten, ohne kleinliche Rückſichten ſeinen Weg verfolgen, ſonſt opfert er Selbſtſtändigkeit, Bewegung, Leben, Intereſſe, Originalität. Aber er ſetzt unendlich mehr auf das Spiel, wenn er der Natur, der Wahrheit untreu wird — dieſen einzigen Schranken, welche dem Genie geſetzt ſind. Wer ſie nicht kennt oder verkennt, wird eben ſo wenig ein ſchönes Gedicht ſchaffen, als der einen ſchönen Gedanken ausdrücken kann, der gegen die Grammatik ſündigt. Sign. Vigna ſollte Shakſpeare ſtudiren.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 295. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Montag, 14. December.

Der redliche Finder.

Höhn't mich nicht, wenn meine Lippe
Tröſtung aus dem Bilde ſaugt,
Das — ein ſchauerlich Gerippe —
Nicht in Eure Träume taugt.

Lieb' ich denn das Leben minder,
Weil kein Schrecken mir der Tod?
Führt zum Frühling nicht der Winter?
Folgt der Nacht kein Morgenroth?

O, ich hänge warm am Leben! —
Wer, der nicht ſein eigner Feind,
Liebt nicht Liebe, Freude, Streben,
Und den Schmerz damit vereint? —

Dennoch ſei der Tod gefeiert,
Und geſegnet tauſend Mal,
Seine Engelshand entſchleiert
Erſt den rechten Lebensſtrahl.

Warum ſchmähen und verkennen
Ihn, der alle Ketten bricht,
Räuber ihn und Mörder nennen? —
Wahrlich, ich begreif' es nicht.

Er dient nicht dem Mord und Raube,
Wie es irrig Euch erſcheint,
Wenn Ihr neben theuerm Staube
Um entzog'ne Lieben weint.

Durch die Erdengänge ſchwebt er,
Tod bringt wohl dem Tod ſein Lauf,
Doch das ſüße Leben hebt er
Liebevoll und redlich auf.

Und — ein treuer Finder — trägt er
Das Gefund'ne himmelwärts,
Die befreiten Kinder legt er
Sanft an Gottes Vaterherz.

D'rum iſt mir vertraut und theuer
Er, der ſtill die Fackel ſenkt
Und ihr wunderbares Feuer
Zu des Lebens Sonne lenkt.

Henriette Ottenheimer.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Sicherlich ſteckt hinter dieſem verkappten Bedienten, der ſo großes Verlangen trägt, aus der Feſtung heraus zu kommen, eine ganz andre Perſon. Es iſt vor einigen Tagen ein franzöſiſcher Offizier gefangen eingebracht worden; dieſer iſt geſtern verſchwunden, und man glaubt allgemein, daß er ſich noch hier im Orte verborgen aufhalte, weil niemand die Möglichkeit ſeines Entkommens begreift. Fällt Ihnen denn nicht ein, daß jener vermummte Diener und dieſer vermißte Offizier ein und dieſelbe Perſon ſein könne? — Sagt Ihnen ihr Pflichtgefühl nicht, daß Sie dem Staate, welcher Sie vertrauungsvoll unter die Zahl ſeiner Vertheidiger aufgenommen hat, ſchuldig ſind, Alles anzuwenden, die Flucht eines Menſchen zu verhindern, der höchſt augenſcheinlich die Abſicht hat, als Späher zu unſren Feinden überzugehen, um vielleicht den Fall dieſer Feſtung vorzubereiten? — Sie ſelbſt ſind, trotz Ihrer Anhänglichkeit an die Frau von Katzynska von ihren feindſeligen Geſinnungen gegen uns überzeugt; Sie ſind — —"

„Erlauben Sie," — fiel Werlemann ihm in die Rede, — „nicht gegen uns — denn unter dieſem „Uns" bin auch ich begriffen, — nur gegen die Unterdrücker ihres Vaterlandes iſt meine Freundin feindlich geſinnt, und daß ſie meine Freundin iſt, das weiß ich, das glaub' ich trotz allen Propheten von Saul an bis auf unſre Zeit! — Sie rechnen mir meine Pflichten gegen Rußland vor; iſt meine Pflicht für ein verlaſſenes Weib, das mich liebt und mir vertraut, denn minder heilig als jene? — Das Vertrauen, welches ſie mir ſchenkt, iſt mein Alleingut; — das Vertrauen, mit welchem Rußland mich beehrt, theil' ich mit ſechstauſend Ausländern! Sie drückt mich an ihr Herz, meines Herzens willen; — Rußland hält mich feſt, meines Armes halber! — Ihr bin ich der Geliebte — dieſem Reiche bin ich der Miethling! — Ihr hab' ich mich geſchenkt — an Rußland hab' ich mich verkauft! — Urtheilen Sie nun, welche meiner Pflichten die heiligere iſt: die gegen ſie, oder die gegen dies Land?"

„Sie ſind zu aufgeregt, Werlemann," entgegnete Selm, „als daß ich in dieſem Augenblicke mit Vernunftgründen bei Ihnen durchdringen zu können hoffen dürfte; ich will alſo davon ſchweigen, daß Sie kein Recht mehr hatten, ſich zu verſchenken, nachdem Sie ſich bereits verkauft hatten, wie Sie Ihre hier übernommene Dienſtbarkeit ganz uneigentlich bezeichnen; ich will Ihnen den Unterſchied nicht auseinanderſetzen zwiſchen einem Miethlinge, der ſeinen Arm und ſein Leben dem Meiſtbietenden verhandelt und einem Verbannten, der mit ſeinem Arme und ſeinem Leben die Rückkehr in ſein, durch ihn befreites Vaterland zu erkaufen ſtrebt; ich will nur Ihrer alten ehrwürdigen Mutter gedenken, welche die Nachricht: „ihr einziger Sohn ſei als Verbündeter gegen ſein Vaterland, als Eidbrüchiger, als Spionehehler den Verbrechertod geſtorben!" — mit unnennbarer Schmach in die Gruben ſtürzen würde! Werlemann, nur an Ihre Mutter will ich Sie erinnern, und keinen Verrath an Ihrer vermeintlichen Freundin, nein, nichts weiter als das Verſprechen von Ihnen fordern, daß Sie deren Antrag, jenen verdächtigen Menſchen aus der Feſtung zu befördern, ablehnen, und um jeder Verſuchung zu entgehen, ſich drei Tage lang von Ihrer Geliebten entfernt halten. In dieſen drei Tagen iſt der Menſch, deſſen Flucht Sie veranlaſſen ſollen, wenn er nämlich kein anderes Verbrechen begangen hat, als die vorgebliche Beleidigung einer Schildwacht, entweder vergeſſen, oder leicht beſtraft, und Ihre Freundin hat keine Unanehmlichkeit davon, als einen augenblicklichen Ärger, der ihr nicht auf Koſten Ihrer Ehre, Ihres Lebens und des Lebens Ihrer Mutter erſpart werden darf."

„Wohlan," ſeufzte Werlemann, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, drei Tage lang mit keinem Fuße das Haus der Katzynska zu betreten!" Selm drückte ihn herzlich an die Bruſt und ſah ihn beruhigter ſcheiden.

Kaum war er aber allein, als er über ſeine eigne Pflicht ſehr ernſtlich mit ſich zu Rathe ging. Durfte er dem Gouvernement ſeine gemachte Entdeckung verhehlen? — Durfte er aber dieſelbe zur Kenntniß der Behörde bringen, ohne einen Verrath an ſeinem Freunde zu begehen, welcher dieſen gefährden konnte? — er fiel auf einen Ausweg: der Wohnung Werlemann's gegenüber war ein Gaſthof befindlich; in dieſem beſchloß er heimlich ein Zimmer zu beziehen, und die Schritte ſeines Freundes ſo viel als möglich zu beobachten. Er vollführte dieſen Entſchluß, und hinterließ in ſeiner Wohnung die Weiſung, jedem, der nach ihm frage, die Nachricht zu geben, daß er vor Kurzem ausgegangen ſei. Seinen Bedienten, einen ſehr zuverläſſigen Ruſſen, ſtellte er in der Nähe des Hauſes der verdächtigen Litthauerin zu deren Beobachtung auf.

Die Schwierigkeit ſeines Geſchäfts würde, wenn daſſelbe auch nur noch vier und zwanzig Stunden lang angehalten hätte, ihn ermüdet haben, doch das Glück war mit ihm im Bunde. — Noch an demſelben Abende, etwa zwiſchen zehn bis elf Uhr bemerkte er bei dem Licht der Straßenerleuchtung einen Mann in der Katzynskiſchen Livrey, welcher in Werlemann's Wohnung ging, einige Minuten in dem Hauſe verweilte, dann wieder zurückkehrte und ſich eilig entfernte. Selm verließ ſogleich ſeine Warte, flog in das Haus, welches ſein Freund bewohnte, hinüber, und erkundigte ſich bei einem Dienſtboten, welches Geſchäft der Fremde, der eben hier geweſen ſei, hier gehabt habe? — Man antwortete ihm, er habe gefragt, ob der Lieutenant Werlemann zu Hauſe ſei, und ſeine Frage ſei bejaht worden. — Selm begierig auf die Folgen dieſer Erkundigung, zog ſich in einen dunkeln Winkel, nah an der Hausthüre zurück, und war mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit der Entwickelung gewärtig, welche, ſeiner Berechnung nach die nächſte Stunde bringen mußte. Und wirklich hatte er kaum zwanzig Minuten lang gelauſcht, als er zwei Perſonen die Straße herabkommen und in die Hausthüre neben ihm hineinſchlüpfen ſah. Raſch, aber leiſe, folgte er ihnen. — Die Vorhalle des Hauſes war unerleuchtet, und langſam tappten ſich die Nachtwandler die Treppe hinauf und verſchwanden in Werlemann's Zimmer, an deſſen Thür Selm ſtehen blieb, der mit einer unbeſchreiblichen Überraſchung ſeinen Freund laut rufen hörte: „Mein Gott! wen bringen Sie mir da? — Dies iſt der Menſch, der mich vor drei Jahren in Braunſchweig arretirt hat! Sie ſind unwahr gegen mich! Sie wollen mich verderben! Dies iſt nicht Ihr Bedienter, ſondern der franzöſiſche Lieutenant Lumaine!" —

„Nun wenn Sie denn das unglückliche Werkzeug, deſſen ſich die Argliſt zu Ihrem Verderben bediente, wieder erkennen," ſprach die Polin, „ſo kann ich mit verdoppelter Gewißheit auf Ihre Großmuth rechnen! Gott hat Sie hoch begnadigt: Gott hat Ihnen Ihren Feind in die Hand gegeben! Gott hat Ihnen die Wahl gelaſſen, zwiſchen der Rache eines Engels und der Rache eines Teufels! Ich kenne Sie, ich kenne meinen geliebten Freund, der das Vertrauen ehren wird, mit welchem dieſer Unglückliche ſeine Zuflucht zu ſeinem Feinde nimmt!"

„Hören Sie auf, um Gotteswillen hören Sie auf mein Herz zum Verräther an meiner Pflicht zu machen! Ich erkenne die Lockſpeiſe, welche Sie meiner Eitelkeit hinwerfen: ich ſoll mich in dem Bilde eines großmüthigen Wohlthäters an meinem Feinde bewundern, und, verlockt von dieſem Anblick, vergeſſen, daß der Standpunkt, auf welchem meine Pflichterfüllung mich erhebt, jenen, den Sie mir bieten, weit überragt! — Aber ich will auch dieſe Lockung verſchmähen! Ich will meine Eitelkeit weder an dem Gefühl einer pflichtwidrigen Großmuth noch einer pflichtmäßigen Charaktergröße vergnügen. Gehn Sie, nehmen Sie dieſen Mann mit hinweg! niemand ſoll von mir erfahren, daß er ſich in Ihrem Schutz befindet."

„Zu ſpät!" rief die Polin. „Sein Aufenthalt in meinem Hauſe iſt verrathen! In der nächſten Stunde, ja vielleicht in dieſem Augenblick werden meine Gemächer nach ihm durchſucht!"

„So ſtehe Gott Ihnen bei!" antworte Werlemann, da hörte Selm den Franzoſen in deutſcher Sprache ſehr geläufig rufen: „Mein Herr, wenn Sie denn kein Ohr für die Stimme der Liebe haben, ſo muß ich eine andre Stimme in Ihrer Erinnerung aufwecken: Retten Sie den Genoſſen Ihrer früheſten Jugend! Retten Sie den Bruder Ihres eignen, brüderlichen Freundes! Retten Sie Ihren und ſeinen Retter! Wiſſen Sie, ich war es, der Ihrem Freunde die Freiheit und Ihnen das Leben erhielt! Wiſſen Sie ferner, ich war es, der Ihnen die Gelegenheit bewirkte, Ihre Galeerenkette mit der Muskete zu vertauſchen, ich, der ich Ihr Avancement befördert haben würde, wenn Sie das Verhängniß bei dem erſten Zuſammentreffen mit dem Feinde nicht in deſſen Hände geliefert hätte! Wiſſen Sie: ich bin Schmelz! — der jüngere, todtgeglaubte Bruder Ihres Freundes!"

Selm hörte Werlemann in einen heftigen unartikulirten Ausruf ausbrechen, und fühlte in demſelben Augenblicke eine Hand auf ſeiner Schulter. Er ſah ſich um, und hinter ihm ſtand ein Kamerad ſeines Freundes, den, wie er vernahm, die Abſicht, dieſen zu beſuchen, hieher geführt hatte. Sogleich erkannte er die Gefahr, mit welcher Werlemann's muthmaßliche Schwäche dieſen bedrohte. Welchen Entſchluß er auch faſſen werde — jetzt hatte er einen Mitwiſſer, welchem ſelbſt ſein Schwanken fremd bleiben mußte. Er faßte ſich ſchnell, und ſprach zu dem Offizier. „Es iſt gut, daß Sie kommen. Eben hat mich Werlemann rufen laſſen, um einen Spion zu verhaften, deſſen Aufbewahrung ihm zugemuthet wird. Folgen Sie mir."

Er ſtieß die Thür auf und drang mit ſeinem zufälligen Gehülfen in das Zimmer. — Mit Entſetzen ſtarrte der verrathene Spion die Eintretenden an, riß ein Terzerol aus ſeiner Bruſttaſche drückte es mit dem Aufſchrei: „Ich bin verloren!" auf ſeine eigne Stirn los, und ſank mit zerſchmetterter Hirnſchale zu Boden.

„Hà, du falſcher verrätheriſcher Deutſcher!" ſchrie die Polin Werlemann zu. „Warum hat der Narr nicht auf dich gezielt? — Warum darf ich dies Schächtelchen nicht mit dir theilen? Warum darf ich dich nicht mit mir nehmen? Dich, dich, und deine hölliſchen Propheten und euch Alle!" — Sie zog ein ganz kleines Pappſchächtelchen aus ihrem Buſen, ſchleuderte den Deckel hinweg, und mit innerem Grauſen hub Selm eine Pille auf, die verſtreut zu ſeinen Füßen hinrollte, während ſie die andern hinunter ſchlang. Werlemann war mehr todt, als lebendig auf einen Stuhl niedergeſunken.

(Fortſetzung folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Berlin, franzöſiſche Straße Nro. 28 zwei Treppen hoch. (Ohne Datum, wahrſcheinlich aber im November oder December 1814 geſchrieben.)

Theuerſter Freund!

Ganz unbegreiflich iſt mir Ihr obſtinates Stillſchweigen, und, thäte es mir nicht Noth, Ihnen von der Veränderung meiner Lage Nachricht zu geben, — wahrhaftig, ich würde mich kaum entſchloſſen haben, meiner Rechte, erſt Ihren Brief zu erwarten, zu entſagen. — Sehr wichtige Gründe haben mich veranlaßt, wieder in den Juſtizdienſt zu treten, — vorläufig bin ich im Büreau des Juſtiz-Miniſters und zugleich im Kammergericht angeſtellt, wo ſelbſt ich den Freund Hitzig bereits gefunden habe, der ſeine Buchhandlung verkauft hat. — Ob ich in Berlin bleiben werde oder nicht, ſteht noch dahin; erſteres geſchieht, wenn ſich meine Carriére ſo wendet, wie ich wünſche und wozu ich Hoffnung habe.

Geſtern hatte ich eines der intereſſanteſten Diners, die ich erlebt. — Ludwig Tieck, Fouqué, Franz Horn, Chamiſſo, Bernhardi, der Profeſſor Moretto, der Maler Veith, Hitzig und ich, das waren die Perſonen, die ſich bei dem erſten Reſtaurateur, nach der erſten Weiſe und auf verſchiedene Weiſe reſtaurirten.

Durch die Phantaſieſtücke bin ich hier ganz bekannt geworden, und ich kann auch ſagen: merkwürdig; denn der Berganza iſt ein Fehdehund geworden, der unter die Damen gefahren, wogegen der Magnetiſeur ganz nach der Frauen Wunſch gerathen. — Nach dem Diner wurde ich geſtern bei einem Thee unter dem Namen eines Doktor Schulz aus Rathenow eingeführt, und erſt nachdem viel und gut muſicirt, ſagte Fouqué: „der Kapellmeiſter Johannes Kreiſler befindet ſich unter uns, und hier iſt er!" ꝛc. ꝛc. — Das übrige können Sie ſich denken! — *)

Daß Iffland todt und begraben iſt, wiſſen Sie längſt; der Graf Brühl, ein herrlicher, wahrhaft nach unſerer Weiſe geſinnter Mann, wird Intendant des Theaters, und dieſem ſteht eine große Revolution bevor, an der ich Theil nehme, wenigſtens mittelbar ꝛc. ꝛc. — Meine Adreſſe iſt: „An den königl. preußiſchen Regierungsrath Hoffmann."

---

*) Hitzig beſchreibt dieſe Scene in ſeinem Buche über Hoffmann, II. Theil, Seite 113—14 umſtändlich.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Kinder-Literatur in Frankreich.** — Von fünf Schriften, die eines der geleſenſten Tageblätter (der Temps) auf einer ſeiner Nummern in dieſen Tagen zur Anzeige gebracht, ſind **drei** für — Kinder. **Michaud** und **Ch. Nodier** geben in vier Sprachen: „Veillées de famille“ heraus, die jährlich in 12 Lieferungen, franzöſ., engl., ital. und deutſch, mit Kupfern erſcheinen ſollen. **Desome**, Inspecteur des études, kündigte ebenfalls lieferungsweiſe ſeinen Landsleuten die dritte Ausgabe ſeiner **Nachahmung** der Geſchichte des A. und N. Teſtaments unſeres **Chriſtoph Schmid**, mit 60 koſtbaren Stichen nach den beſten Meiſtern, — mit einer Einleitung des Abbé de Guerry, und, was nicht zu überſehen, mit der Approbation des **Erzbiſchofs von Paris** an. Endlich wird eine Geſellſchaft von Profeſſoren mit Genehmigung des **königl. Rathes** für den öffentlichen Unterricht, — auch eine „Revue des enfans“ herausgeben, mit Vignetten von **Roqueplan**. In den bereits erſchienenen Monatsheften für die franzöſiſchen **Kinder** finden ſich u. a. folgende Artikel: der Einfall der Mauren in Spanien, die Deſtillation, der Halley'ſche Komet, die Eiſenbahnen, Göthe, Richardſon und Linnée. — Nehmen wir die nächſte beſte Nummer der greiſen, rückwärtsſtrebenden „Gazette de France,“ um ſie mit ihrem vorwärtsſtrebenden Antagoniſten, dem Temps zu vergleichen, ſo finden wir auf **Einem** Blatte folgende ſechs Schriften angezeigt: 1) Neue Überſetzung der heil. **Schrift** von Génoude, 3te Aufl., 2) Jésus-Christ, Abriß ſeines Lebens, ſeiner Lehre und ſeiner Wunder, von Delage, 3) eine Überſetzung der **Kirchenväter**, 4) la raison du christianisme, oder Beweis der Wahrheit der Religion, in 12 Bänden (eine Sammlung von Stellen aus mehr als 150 Autoren der letzten Jahrhunderte, u. a. auch aus Kant, Wieland ꝛc.), 5) die Reſtauration de la société française 3te Aufl., 6) Heures de Poesie, von Theoph. de Barbet. —

⁂ **Belletriſtiſches Aktiengeſchäft.** — Wenn nicht bald ein gewaltiger Weltkrieg ausbricht, oder ein ſechster Welttheil entdeckt wird, welcher den Speculationsgeiſt auf ſich abzieht, dann ſteht zu gewärtigen, daß die Literatur ſich in ein großes Aktiengeſchäft verwandelt. Schon hat der Herausgeber von Chateaubriand's Werken eine große Bücherlotterie eingerichtet. Nun wird auch eine Zeitſchrift: „l'Epoque, ou les soirées européennes“ angekündigt, für welche 100 Aktien, jede von 1000 Franken, creirt werden. Gewinnt dieſe Monatsſchrift 4000 Abonnenten, dann bezieht jeder Aktionär 100 Prozent ſeiner Einlage, findet dieſer Vorſchlag Eingang, dann müſſen andere Unternehmer nachfolgen und wir werden dann täglich auf der Börſe erfahren können, wie hoch oder wie niedrig jedes Zeitblatt — in der öffentlichen Meinung notirt iſt. Als die principaux rédacteurs der Epoque werden genannt de Lamartine, Graf von Corberon (?), Jain d'Alas, Mlle. Aug. Gombault, H. Bertan, die Deputirten Auguis, und von Golbéry, die Grafen de Lasaye, de Baumale und de Piliers, die Barone von Mortemart und Roujoux und mehrere Mitglieder der **Berliner Akademie** (?) und der gelehrten Geſellſchaften **Deutſchlands**, Englands u. ſ. w.

⁂ Wir erfahren durch bibliographiſche Berichte, daß von der neuen Ausgabe des „**Dictionnaire de l'Akademie**“ in wenigen Tagen 7000, — von der Überſetzung von „**Walter Scott's**“ Werken, von Defauconpret binnen Jahresfriſt 15,000, und von der Überſetzung der „**Nachfolgung Chriſti**“ (von Gerſon), die Herr **de Genoude** veranſtaltet, ſeit deren Erſcheinen bereits 30,000 Exemplare verkauft worden. Von der letzteren wird jetzt eine **Prachtausgabe** vorbereitet.

⁂ Napoleon's Hut von Eylau (aus dem Nachlaſſe des Baron Gros) iſt um 1,920 Francs verkauft worden. Zwei Concurrenten ſteigerten darum, welche das Publikum nicht kannte; als er dem einen zugeſchlagen wurde, verlangte man lebhaft den Namen des Glücklichen zu wiſſen; er rief: „C'est un Français!“ — Ungeheurer Beifall der im großen Atelier des verſtorbenen Malers verſammelten Menge! Der Beſitzer iſt der Doctor Lacroix; ſein Concurrent war der bekannte Armand Carrel, der bis auf 1,900 Fr. mitgeboten hatte.

⁂ Das durch ſeine pikanten Aufſätze bekannte Journal: „Le Corsaire,“ nannte kürzlich die bisher geheim gehaltenen Namen ſeiner Herausgeber, nämlich: für Literatur und Politik die Herren Friedrich Soulié, F. Pyat, Laurent, H. Fortoul, Viennot und Louis Reybaud, und ausſchließlich für literariſche und artiſtiſche Angelegenheiten: die Herren Léon Gozlan, Alphons Karr, Jules Sandeau und Lafitte.

⁂ Die Herren Bayard und Lemoine haben den Roman von Georges Sand: „André,“ vaudevilliſirt. Der Gang der Handlung und die Charaktere ſind in dieſem zweiaktigen Stück beibehalten worden, dagegen machte man die Kataſtrophe dem Publikum des Theaters du Vaudeville ohr- und herzgerecht, und zwar mittelſt eines fingirten Selbſtmordes; André, den man nämlich todt glaubt, kommt wieder zum Leben und heirathet ſeine Geliebte. Das Stück gefiel außnehmend.

⁂ Man ergreift aller Orten in Frankreich bereits Maßregeln, um die Vollziehung des Geſetzes über Unterdrückung der Lotterie für den 1. Jänner 1836 zu erwirkſamen. In Dünkirchen, Toulouſe und Avignon nahm man weiter keine Einſätze an. Die Aufhebung der Lotterie iſt einer der wichtigſten Schritte zur Beförderung dauernden Wohlſtandes der unteren Klaſſen. Möchte doch **dies** Beiſpiel Frankreich's, (dem man ſonſt alles nachahmt) endlich auch in **ganz** Deutſchland Anklang finden!

⁂ Bei Fournier in Paris (rue de Seine 16) erſchienen: „Lettres et chroniques du Prince Puckler-Muskau“ (Ueberſetzung ſeines vorletzten Weltgangs.)

⁂ Die königliche Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften hat den Ritter Joſeph von **Hammer** zum auswärtigen Mitgliede ernannt, an die Stelle des verſtorbenen Baron Wilh. von Humboldt.

⁂ **Theater in London.** — **Covent-Garden.** Ein neues dreiaktiges Luſtſpiel, betitelt: Inheritance (die Erbſchaft), welchem eine gleichnamige Novelle von Miß Ferrier zu Grunde liegt, wurde daſelbſt aufgeführt. Im Ganzen wurde das Stück günſtig aufgenommen, wird ſich aber ſchwerlich halten. — **Adelphi.** Ein gedrängt volles Haus war am 18ten November geſpannt, the Dream at Sea zu ſehen, ein dreiaktiges Drama von Buckſtone. Er hat beſſere und ſchlechtere Produkte hervorgebracht; aber dieſes hat ſein Verdienſt, und da es allgemein gefallen zu haben ſcheint, ſo wollen wir uns damit begnügen zu erwähnen, daß er eine gute Einnahme hatte. — **Pavillon-Theater. Whitechapel.** Neugierde und ein Omnibus führen uns den andern Abend zu dieſem Theater, um eine Whitechapel'ſche Ausgabe der „Jüdin“ zu ſehen. Und es kam eine ächt Whitechapel'ſche Bearbeitung zum Vorſchein; denn nie wurde ein ſchönes Drama ärger mißhandelt. Wir waren nicht ſo unverſtändig, etwas zu erwarten, was mit dem Drury-Lane-Theater wetteiferte; aber es hielt ſchwer, zu glauben, wenn man nicht Ohrenzeuge war, daß ein ſo vortreffliches Stück, wie La juive, (von Scribe) in's Engliſche übertragen werden konnte, ohne eine Strophe oder Linie zu enthalten, mit welcher ein Schauſpieler oder eine Schauſpielerin auch nur leidlichen Effekt hervorbringen möchte; dennoch hat der Whitchapeler Zuſchneider Glück damit gemacht, und, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, an und für ſich iſt es nicht ohne Witz. Was Hr. Devil als Eleaſer geleiſtet haben würde, wenn er Gelegenheit zu gutem Spiele gehabt, können wir demnach unter dieſen Umſtänden nicht angeben. Der Zettel ſagte, daß die Rolle **für ihn eigens verfaßt** worden; wir wollen die Wahrheit deſſen dahingeſtellt ſein laſſen, aber ſicherlich iſt die Rolle eigenthümlich geſchrieben, und wir ſehen für Hrn. Scribe ein, daß er den Whitechapeler Poeten im ungeſtörten Beſitz ſeiner Eigenthümlichkeit laſſen wird. —

⁂ In einer Verſammlung der Mitglieder des Frankfurter Kunſtvereins wurde beſchloſſen, auch für das Jahr 1836 eine außerordentliche Kunſtausſtellung zu veranſtalten wie 1835.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nr. 296. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 15. December.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Der Offizier, welcher Selm begleitet hatte, behielt Beſonnenheit genug, nach Wache zu ſchicken, die Polin verhaften, und den Leichnam des Franzoſen unterſuchen zu laſſen. Aber noch ehe die Mannſchaft herbeigeholt wurde, wirkte das heftige Gift, welches die Verrätherin genommen hatte, und Selm konnte, als er mit den Papieren, welche man in den Kleidern des Todten gefunden hatte, ſich zu dem Gouverneur begab, dieſem die Meldung bringen, daß die Frau von Kochinska ſchwerlich die nächſte Stunde erleben werde.

Dennoch beſtand der Gouverneur darauf, den letzten Hauch dieſer Unglücklichen zu benutzen, um ihr das Bekenntniß ihrer Mitſchuldigen abzudringen; ſie war aber keiner zuſammenhängenden Rede mehr fähig, und die wenigen Worte, welche man von ihr vernahm, waren, wie ihr Letztes, Verwünſchungen Werlemann's. — Dieſen Ausdruck ihrer Entrüſtung gegen ſeinen Freund benutzte Selm ſehr geſchickt dazu, deſſen Verdienſt um dieſe Entdeckung der Verrätherin hervorzuheben. Schwerer aber, und nur nach und nach gelang es ihm, dieſen mit ſich wegen des Antheils zu verſöhnen, welchen er an dem Schluſſe dieſes verderblichen Ereigniſſes hatte.

Aus den Papieren, welche der Spion bei ſich geborgen gehabt hatte, war erſichtlich, daß die Verbindung der Lithauerin mit ihren Landsleuten und den franzöſiſchen Generalen ſchon längſt eingeleitet geweſen war, und daß dieſelbe zu einem ſehr mißlichen Ziele hätte führen können, wenn es nicht gelungen wäre, dieſelben zu entdecken.

Die Unfälle, welche das franzöſiſche Heer erlitt, befreiten Riga von ſeinen Drangſalen. Der Feind zog ab, die Beſatzung rückte nach, und an der preußiſchen Gränze ſtieß das Bataillon, in welchem Selm und Werlemann dienten, zu dem berühmten Partiſanenkorps des Generals Czernitſcheff.

16.

Seit der großen Veränderung, welche der Profeſſor Wüllſten in ſeinen bürgerlichen, wie in ſeinen häuslichen Verhältniſſen erfahren hatte, waren jetzt vier ſehr ſtille, aber ſehr eindrucksreiche Jahre verfloſſen. Der Anfang dieſer Zeit war nicht ganz ohne Beunruhigungen geblieben; ſie hoben mit einem neuen Verſuche Vautour's an, ſich dem alten Freunde wieder zu nähern. Der Franzoſe benutzte nämlich die Gelegenheit der Beſtellung des Briefes, welchen Selm am Bord des engliſchen Kutters geſchrieben hatte, zur Eröffnung eines Schriftwechſels mit dem Profeſſor. Dieſer verſah aber das Schreiben, ohne die Einlage deſſelben zu beachten, mit einem neuen Umſchlage und ſandte es unerbrochen zurück. Vautour ließ ſich durch das Mißlingen ſeines erſten Verſuches nicht von einem zweiten abſchrecken; er drang einſt, die polizeiliche Aufſicht benutzend, unter welche Wüllſten geſtellt war, in deſſen Zimmer, und redete ihn im Tone der alten Herzlichkeit an: „Ich war auf einen Irrweg gerathen, mein Freund“ — ſprach er, — „ich habe ihn verlaſſen, ſchon lange; Sie werden es wiſſen, und dem Rückgekehrten Ihre Hand nicht verſagen, der ſich gern Ihrer Leitung unterwirft, um ſich vor einem zweiten Fehlgang zu bewahren." — Wüllſten hörte den Franzoſen mit großer Ruhe an, und als dieſer geendet hatte und eine Antwort zu erwarten ſchien, ſprach er: „Ihr Beſuch wird mir angenehm ſein, wenn Sie noch zweimal Ihre Kleidung werden gewechſelt, und zum letztenmale den Kerker verlaſſen haben." Vautour wechſelte die Farbe. „Sie reden in Räthſeln mit mir," ſeufzte er; „ach, es gab einſt eine Zeit, in welcher Sie mich Ihres Vertrauens würdigten; ich habe es verloren durch meine Fehlgriffe, aber ich will es wieder gewinnen! Ich bin, um Ihnen näher zu treten, der Retter Ihrer Tochter und Ihres Sohnes geworden, und habe, um dieſe zu befreien, meine eigne Sicherheit gefährdet. — Es war die gewichtigſte Bürgſchaft, welche ich für die Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen zu ſtellen vermochte." — Wüllſten antwortete nicht; da fuhr Vautour nach einigem Nachdenken fort: „Der Brief, den Sie mir zurückſandten, enthielt eine Einlage von Ihrem Sohne; darf ich Sie daran erinnern, daß Sie meiner bedürfen, um mit ihm in Verbindung zu bleiben?" — „Mein Schwiegerſohn iſt todt," erwiederte Wüllſten mit ſeiner vorherigen Ruhe, „und, um mit dem Todten in Verbindung zu bleiben, bedarf man den Lebenden nicht."

Vautour ſeufzte ſehr ſchmerzlich. „Ich verdiene Ihr Mißtrauen," ſprach er trübe, „aber ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, die mich mit Ihnen verſöhnt; eine Zeit, welche Sie belehrt, daß ich nicht zur Verfolgung eigenſüchtiger oder verderblicher Plane Sie ſuche, und dann" —

„Ja, es wird eine ſolche Zeit kommen," unterbrach ihn Wüllſten mit mehrerem Feuer, „aber leider erſt dann, wenn Ihre Zeit abgelaufen ſein wird."

Er hörte auf, Vautour's fernere Einwürfe und Vorſtellungen zu beantworten. Dieſer verließ ihn mit einer Zornaufwallung, welche deutlich genug die Larve ſeiner Trauer durchblickte. (Fortſ. f.)

Biographie und Charakteriſtik Victor Hugo's.*)

Von Adrian.

Geiſtreiche Männer glaubten Victor Hugo's Stellung als Dichter kurz und bündig angedeutet zu haben, wenn ſie ihn das Haupt der romantiſchen Schule Frankreichs nannten und jedes ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe als einen neuen Sieg über den ſich ritterlich vertheidigenden Klaſſicismus darſtellten. Vielleicht haben ſie dadurch mehr und weniger geſagt, als ſie zu ſagen beabſichtigten. Wenn man Victor Hugo das Haupt der romantiſchen Schule Frankreichs nennt, ſo nennt man ihn den erſten Dichter des jetzigen Frankreichs — denn wer könnte ihm die entgegenſtellen, welche in den Grundſätzen und Ideen einer vergangenen Zeit das ganze Heil des franzöſiſchen Parnaſſes erblicken? Wenn man aber von einem, ſelbſt ſiegreichen Kampfe unſeres Dichters mit dem ſogenannten Klaſſicismus ſpricht, beleidigt man Victor Hugo. Mit Schatten kämpft unſer Dichter nicht. Das, was man den Klaſſicismus genannt hat, gab längſt den Geiſt auf, und, wenn ſein Schatten noch in einzelnen dunkeln Ecken und Winkeln ſpukt, reicht ein Strahl des neuen Lichtes hin, ihn zu verſcheuchen. Extreme, wie die beiden Schulen, haben nie neben einander beſtehen können, wie es nie zugleich Nacht und Tag ſein, wie nie auf einem verfaulten Stengel eine Blume erblühen, wie man nie alt und jung zugleich ſein kann. Der Genius der neuen Zeit hatte geſiegt, ſo wie er ſein von dem jungen Sonnenlicht umfloſſenes Antlitz zeigte. Jugendfeuer in den Augen, der Geſundheit Roſenglut auf den Wangen, ſüßes Kindeslächeln auf den Lippen, Stolz, Glaube, Liebe, vielleicht die ſüße Wehmuth der Erinnerung in dem Herzen, trat er auf und das öde Geſpenſt einer frühern, alterkranken, wolluſtſiechen, in Schmutz und Üppigkeit verfaulten Zeit entfloh mit ſeinem ſcheußlichen Gefolge, der Weichlichkeit, der Frivolität, der Kriecherei, der Lüge, der Ungerechtigkeit, des Unglaubens. Keine Macht der Welt wird dieſe unnatürlichen Geſpenſter wieder herauf beſchwören, — keine Macht der Welt wird die Fortſchritte der neuen Literatur Frankreichs hemmen, denn ſie hat ihre Herrſchaft auf einer tüchtigen Baſis, auf Wahrheit, Natur, Religion und ächter Liebe aufgerichtet.

Als Victor Hugo zur Welt kam, war der alte Drache ſchon zertreten, das Gift ſeines Zahnes unſchädlich gemacht, die Kraft ſeiner Flügel gelähmt; aber niemand wollte an den Sturz des Ungeheuers glauben, und, die es wußten, wagten's nicht, es zu ſagen. Alles ſtand iſolirt. Das Volk ſchwankte in ſeinem Wollen, in ſeinen Sympathien. Die ſocialen Verhältniſſe wogten unſicher. Die ſich dieſem bewegten Meere anvertrauten, wurden von den Wellen verſchlungen, an den Klippen zerſchellt. Dann ſchwiegen die politiſchen Stürme, innere Befriedigung erzeugte allmählig eine vielſeitige Regſamkeit des Geiſtes; man wurde ſich der ungeheuern Fortſchritte der Zeit bewußt, lachte der Bretter- und Pappendeckel-Klüfte, durch welche man das innigſt Befreundete ſo lange zu ſcheiden, ſich zu entfremden gewußt hatte, und freute ſich der Verſchmelzung der nationalen Intereſſen, der einfachen großartigen Sympathien, welche an die Stelle der alten, herzloſen Etiquette getreten waren. Jedem Ehrgeiz waren die Schranken geöffnet, jedem Talent ſtand der Weg zu unſterblichem Ruhme offen. Kein allmächtiger Miniſter, keine Maitreſſe verfügten über die Anſprüche auf Genie, ſondern die Stimme des Volkes, der ganzen Nation krönte den Dichter. Wahrheit und Natur traten in ihre Rechte. Apoll warf Perücke, Klapphut, Hofrock und Degen in die Seine, die Muſen, vermöge ihres Geſchlechtes haushälteriſcher, verkauften ihre Garderobe, die Bruſtpanzer, die drückenden Halsſtiefel, die Reifröcke, die Armſchienen, die jede freie Bewegung hemmten, die Schminkkäſtchen und Schönheitspfläſterchen an Alterthumsfreunde und traten in ihrem natürlichen Reiz, in ihrem angebornen Adel, in der kühnen Leidenſchaft der Jugend und Freiheit vor das jubelnde Volk, das ſein Stimmrecht geltend gemacht und mit ſtolzer Unbefangenheit die beſten Plätze bei dem neuen Schauſpiele eingenommen hatte. Eine wackere Jugend, voll adliger Geſinnung, ſelbſtbewußten Stolzes, der Anarchie ſo feind, wie dem Deſpotismus, feſten Willens, kühner Thatkraft, edeln Ehrgeizes, erſtarkt im Unglück und in Drangſalen vielfacher Art, das Herz voll Feuers für Nationalehre, für Religion und Liebe, ſammelte ſich um das neue, unbefleckte, unentweihte Banner, den mit zerfreſſenen, durchlöcherten Lumpen behangenen Theaterhelikon zu zertrümmern und einen der wiedergebornen Zeit, der frühlingskräftigen Nation würdigen Kunſttempel zu ſchaffen. An ihrer Spitze Victor Hugo.

Man kann den Charakter des Widerſtandes, das Streden des neuen Bundes nicht treffender ſchildern, als unſer Dichter gethan hat. „Vergebens,“ ſagt er in ſeiner merkwürdigen Skizze über Lord Byron's Charakter, „verſuchte es eine kleine Anzahl kleiner Geiſter, die allgemeinen Ideen zu dem troſtloſen literariſchen Syſtem des letzten Jahrhunderts zurückzuführen. Dieſes natürlich unfruchtbare Terrain iſt ſeit langer Zeit vertrocknet. Überdies fängt man nicht wieder mit den Madrigalen Dorat's nach den Guillotinen von Robespierre an; und im Jahrhundert von Buonaparte kann man nicht mit Voltaire fortfahren. Die beſtehende Literatur unſeres Zeitalters, die ungeachtet einer großen und berechneten Verfolgung alle aufblühenden Talente in ihrer ſtürmiſchen Sphäre ſucht, jenen Blumen gleich, welche nur an den dem Winde ausgeſetzten Orten wachſen; die Alle mißbilligen, welche ohne Nachdenken urtheilen und Alle vertheidigen, welche mit ihrer Seele denken, mit ihrem Geiſte urtheilen und mit ihrem Herzen fühlen, — dieſe Literatur hat nichts mit jener weichlichen und frechen Muſe gemein, die den Kardinal Dubois beſang, der Pompadour ſchmeichelte und Jeanne d'Arc beſchimpfte. Sie bekümmert ſich weder um den Schmelztigel der Atheiſten, noch um das Meſſen der Materialiſten. Sie entlehnt nicht dem Skepticismus jene bleierne Wagſchale, deren Intereſſe allein das Gleichgewicht aufhebt. Sie gebiert bei den Orgien keine Hymnen zu Ehren von Gemetzeln. Sie kennt weder die Schmeichelei, noch das Unrecht. Sie verführet nicht zur Lüge. Sich fern von allem haltend, was nicht zum Ziele führt, ſchöpft ſie die Poeſie an der Quelle der Wahrheit. Ihre Phantaſie wird von dem Glauben befruchtet. Sie folgt den Fortſchritten der Zeit, aber bedächtig und abgemeſſen. Ihr Charakter iſt ernſt, ihre Stimme melodiös und wohlklingend. Mit einem Worte, ſie iſt das, was der allgemeine Gedanke einer großen Nation nach großen Drangſalen ſein muß, traurig, ſtolz und religiös. Wenn es ſein muß, ſteht ſie nicht an, ſich in die öffentlichen Zerwürfniſſe zu miſchen, um ſie zu richten oder zu unterdrücken.“

---

*) Aus dem baldigſt erſcheinenden erſten Theil von V. Hugo's ſämmtlichen Werken (Frankf. a. M. bei J. D. Sauerländer.)

(Fortſetzung folgt.)

Die Motive des Tumults im Königſtädtiſchen Theater in Berlin. *)

Berlin, im December.

—— „Es dürfte den geehrten Leſern Ihres vielverbreiteten Blattes intereſſant ſein; die nähern Umſtände, welche jenes in den Zeitungen mitgetheilte, für den Director des Königſtädter Theaters von ſo unangenehmen Folgen begleitete Ereigniß herbeiführten, aus ungetrübter Quelle zu erfahren. Die an jenem Abende zur Aufführung gebrachten Novitäten waren: ein Luſtſpiel von einem ungenannten Verfaſſer, welcher ein in Rußland lebender Dr. **Wölkel** ſein ſoll; und der Schöpfer des andern Luſtſpiels iſt **Herzenskron**. Das Stück des Herrn Wölkel: „Die Maskerade“ betitelt, bietet in der That mehrere höchſt komiſche Scenen und zeichnet ſich durch treffliche Charakteriſtik und fließende Diction aus. Es wurde vorzüglich gut geſpielt, und beſonders excellirten die trefflichen Komiker **Beckmann** und **Schmelka**. Der Beifall des Publikums mehrte ſich mit jeder Scene. Im Anfange des dritten Acts, wo Beckmann im Maskenanzuge zwei Liebenden den Segen gibt, und dieſe Scene etwas in's Karrikirte zog, verſuchten einige Ruheſtörer eine Oppoſition, welche durch die Gutgeſinnten unterdrückt wurde. Erſt am Schluſſe des Stücks, wo die vielfach verwickelte Intrigue und, nachdem dieſe beendigt, zu Erklärungen unter den Perſonen des Luſtſpiels Veranlaſſung gibt, dieſe Entwicklung aber etwas zu gedehnt erſchien, wagten die Oppoſitioniſten einen zweiten Verſuch. Das unwillige Geſchrei: „Ruhe!“ ließ ſich noch vielſtimmiger hören, der Vorhang fiel unter ſtürmiſchem Applaus und ſämmtliche Mitſpielende wurden gerufen. Der Erfolg des Stückes war alſo ein glänzender, und die Oppoſitioniſten beſtanden blos aus perſönlichen Feinden des Herrn Nicolai, welcher durch ſein „Italien wie es wirklich iſt“ manche gehäſſige Kritik von Leuten hatte erfahren müſſen, die jenes Land nie bereiſ't, und dennoch ſeine Meinung zu bekämpfen ſuchten, dafür auch vom Verfaſſer in einem Anhange zur neuen Auflage jenes vielbeſprochenen Buches, die gebührende Zurechtweiſung für die verletzende und leidenſchaftliche Sprache, welche ihre Recenſionen führten, erhalten hatten; und weil nun ihr Gegner, der jenes Luſtſpiel Herrn Cerf zur Aufführung gegeben hatte, vom Theaterperſonal auch für den Verfaſſer gehalten wurde, ſo glaubten jene Herren, der Tag der Vergeltung ſei gekommen.

Herr Cerf, welcher neben einem der Ruheſtörer geſeſſen, und wegen dieſes Unfugs mit ihm in einen Wortwechſel gerathen war, endigte den Zungenſtreit damit, daß er den Malcontenten bei der Bruſt faßte und hinauswies. Dieſe eigenmächtige Handlungsweiſe eines Mannes, der ſich ohnehin nicht der Liebe des Publikums erfreut, regte Erbitterung im Publikum auf, welches durch die Langweiligkeit der folgenden Novität: „Bedienteneifer,“ von Herzenskron, noch mehr geſteigert wurde. Nun entſtand jener Exceß, welchen die Zeitungen berichten, das Stück ſollte nicht zu Ende geſpielt werden, Herr Cerf Abbitte leiſten u. ſ. w.

Aus dem allem geht hervor, daß das Stück „die Maskerade“ mit gutem Erfolge gegeben, und nur die Übereilung des Herrn Cerf wie die Langweiligkeit der zweiten Piece ließen jenen Tumult zur Reife kommen, welchen die Berichterſtatter für die Voſſiſche und für die Spener'ſche Zeitung, in der Meinung, daß ihr literariſcher Gegner Herr Nicolai der Verfaſſer des erſten Stückes ſei, dieſem Schuld geben wollten. Es war nothwendig, ſolch Verfahren zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, zur Freude derer, welche jede Ungerechtigkeit mißbilligen.“ —r—

Feuilleton.

Zwei neue Encyklopädien in Frankreich. — 1. Katholiſche Encyklopädie. Am 25ſten d. M. wird der 1te Band eines Werkes erſcheinen, welches auf folgende merkwürdige Weiſe angekündigt wird: „*Encyclopédie catholique*, bibliothéque *universelle*, par ordre alphabét., et avec planches, — de théologie, de philosophie, de morale, d'histoire, de littérature, de sciences mathématiques et naturelles, etc. etc., d'hygiène et d'horticulture, etc. etc., *seul ouvrage complet, indispensable* à *toutes* les mairies, à *toutes* les cures, comme corps de bibliothéque, *indispensable* à *tous* les gens de monde, aux savans et artisans, comme répertoire à étudier ou à consulter sur *toutes* les choses, sur *tous* les hommes, sur *toutes* les matières généralement quelconques. Und damit dieſes Univerſalwerk auch in ökonomiſcher Beziehung anlocke, wird noch zugefügt, daß man hier für 150 Franken in 50 Bänden erhalte: „l'essence et la substance de mille ouvrages qu'on ne pourrait se procurer pour 10,000 francs.“ — Unter circa 120 namhaft gemachten Mitarbeitern bemerken wir als irgendwie bedeutend nur die Namen: *de Bonald*, Bautain, le général Clouet, l'Abbé Coeur, de Vatimesnil, de *Chateau*-

---

*) Nicht von unſerm gewöhnlichen Correſpondenten. D. Red.

briand, Dudon, de Coux, Champollion-figeac, Ballanche, le baron d'Ekstein (Eckſtein), Berryer, le comte de Peyronnet, Michaud, *Jules Janin*, Geoffroy-Saint-Hilaire, Soumet, Raoul-Rochette. Auch dieſes Werk erſcheint auf Aktien (von 150, 300, 450, 600, 750 und 1500 Franken.)

2. Encyklopädie des 19ten Jahrhunderts. Wie die kirchlich-katholiſche, ſo ſammelt nun auch die wiſſenſchaftliche Welt ihre Kräfte und kündigt beſcheidentlich eine *Encyclopédie du dix-neuvième siècle* an, als répertoire universel des sciences, des lettres et des arts, publié par *M. Ange de saint-Priest*. In dem Proſpektus wird bemerkt, dieſe Encyklopädie ſoll die des 18. erſetzen, welche einestheils nur der Ausdruck materialiſtiſcher Anſichten geweſen, anderntheils jetzt in keiner Hinſicht mehr ausreiche. „L'encycl. du 19. siècle sera l'expression la plus nette et la plus fidèle de l'époque actuelle." In wiſſenſchaftlicher Hinſicht würde ſie alle Entdeckungen, Kenntniſſe und Fortſchritte in allen Gattungen reſümiren. Durch ihre ſittliche Haltung (direction morale) werde ſie die Rückkehr der Gemüther zu chriſtlichen Ideen darthun. Doch wird, auffallend genug, im Plan des Werkes noch beiläufig bemerkt: *l'Orthodoxie* des doctrines religieuses est assurée par la surveillance immédiate du directeur chargé de la division des sciences morales, et par le concours d'un comité particulier composé de savans théologiens. —

Geleitet wird die Arbeit von Ampère (Vater), Graf Beugnot, Fortia d'Urban, Hennequin, Laurentie, Pariset, Abbé Receveur und Baron von Walkenaer. — Unter den Mitarbeitern werden wenige bedeutende Namen vermißt. Merkwürdig aber iſt, daß mehrere Mitarbeiter an der kathol. Encykl. auch hier aufgeführt werden, wie z. B. Baron von Eckſtein, Michaud, Raoul-Rochette ꝛc. Auch dieſes Werk wird aus 30 Bänden in 4. beſtehen, und 300 Actien jede von 500 Franken werden dafür ausgegeben. — Wir haben dieſer beiden Werke hier ausführlicher gedacht, weil ſie zwei für die Culturgeſchichte höchſt bedeutſame Thatſachen zur Anſchauung bringen. Für's Erſte nämlich beweiſen ſie die Spaltung der gelehrten Welt in Frankreich; für's Andere geben ſie zu erkennen, wie die kirchliche Parthei das Bedürfniß wiſſenſchaftlichen Fortſchreitens, wie die wiſſenſchaftliche dagegen das Bedürfniß, ſich den religiöſen Überlieferungen anzuſchließen, empfindet. Leicht einzuſehen iſt jedoch, daß keines jener beiden Sammelwerke ein gediegenes Ganzes bilden wird. Beide werden verſchiedenartigen Miſchungen von Sauerſtoff und Waſſerſtoff zu vergleichen ſein. Der elektriſche Funken fehlt, der den Miſchmaſch in lebendiges Waſſer verwandle.

*

Die Neuholländer. — Der Spectator of Calcutta entwirft ein betrübendes Bild von dem Zuſtande der Ureinwohner Neuhollands, dem wir folgende Züge entnehmen.

Ihren Lebensunterhalt gewinnen die Neuholländer ſich durch Jagd und Fiſcherei, und verſchmähen im Nothfall nicht, ſogar Raupen und ſonſtiges Ungeziefer zu verzehren.

Ihre nächſte Sorge iſt, gegen die Muskitos ſich dadurch zu ſichern, daß ſie ſich mit einem ſtinkenden Thrane den ganzen Körper einreiben. Zum Putze tättowiren und benarben ſie ſich auf die mannigfaltigſte Weiſe. Im Alter von 10 bis 15 Jahren haben die Knaben eine Operation zu beſtehen, die ſie gna-goung nennen. Man durchbohrt ihnen den Naſenknorpel, um ihnen ein Stück Rohr oder Knochen zum Zierrath durchzuſtecken. In demſelben Alter wird ihnen unter vielen Feierlichkeiten ein Vorderzahn ausgeſchlagen, und von nun an werden ſie als Männer angeſehen. Sie dürfen Lanzen und Womera (Keule) führen und an Kämpfen Theil nehmen. Sobald es ihnen beliebt, können ſie auch ein Weib heimführen. In dem größten Theile von Neuholland ſchleicht ſich zu dieſem Zwecke der junge Mann in die Hütte einer fremden, oft einer feindlichen Horde, in welcher ſeine Auserwählte wohnt, und paßt hierzu den Augenblick ab, wenn ihre männlichen Vertheidiger abweſend ſind. Dann ſchlägt er das Mädchen mit der Keule auf den Kopf, auf die Schultern und übrigen Körpertheile, und wenn ſie betäubt niederſinkt, ſchleppt er ſie blutend fort, und raſtet nicht, bis er ſie in die Mitte ſeiner Stammgenoſſen gebracht. Dann genießt er ſeines Raubes und die Geraubte wird ſofort als ſein Weib anerkannt.

Ihre Mulgarradocks ſind zugleich Prieſter, Ärzte, Zauberer und Gaukler. Die Neuholländer glauben, daß dieſe Zauberer den Wind oder den Regen entfernen, und daß ſie den Blitz oder Krankheiten auf den Gegenſtand ihres Haſſes herabziehen können. Die Hand des Mulgarradocks ſoll Kraft oder Gewandtheit mitzutheilen vermögen. Will er ein Gewitter entfernen, dann hält er ſich aufrecht unter freiem Himmel, bewegt heftig die Arme, ſchüttelt ſeine Kleider und macht raſche Geberden.

So führen dieſe Stämme noch ein armſeliges Daſein, gebunden durch die dreifachen Ketten der unmittelbarſten Lebensnoth, der roheſten Leidenſchaften und des unvernünftigſten Aberglaubens, — harrend der Befreier, die ihnen Europa einſt ſenden wird, wenn es in ſich ſelbſt befriedigt und beglückt, zu einem gemeinſamen Liebeswerke begeiſtert, als heilige Pflicht erkennt, die in ihm gereifte Frucht der Humanität über den ganzen Erdboden zu verbreiten. —

⁂ Frankfurt, 12. Dec. — (Kunſt.) Eine im Lokale des Städel'ſchen Inſtitutes aufgeſtellte Büſte (Marmor) von Xaver Reich, Zögling der mit jenem Inſtitute verbundenen Kunſtſchule, erfreut ſich des Beifalls der Meiſten, welche den Saal beſuchen, und welche in jener, — wie man hört, — nach einem Modell des Prof. Zwerger gearbeiteten Büſte (Portrait) große Ähnlichkeit finden. — Eine Statue in Gyps (unter Lebensgröße), von dem Frankfurter C. Leuchtweiß, jetzt in München, welche die Civitas Francof. mit der Mauerkrone, dem Schwert, dem Adlerſchild und dem Waarenballen vorſtellt, iſt ein ſchwaches Produkt. — Der Frankf. Kunſtverein hat bereits für die Verlooſung für 1836 ein treffliches Bild von Ruſtige aus Mainz angekauft, — „die Verlaſſene." Die Arme ſteht an der offenen Thüre ihres Hauſes, mit troſtloſen Blicken hinausſtarrend in's öde, herbſtliche Freie. Ihr Schmerz verkündigt ſich durch keine gewaltſame Bewegung; dieſe ihre Ruhe iſt die völlige Erſchlaffheit eines Lebens, für welches die Erde keinen Mai mehr hat; aus dieſem leichenblaſſen Antlitz ſchreit nicht das Elend, ächzt convulſiviſch nur noch — Jammer! Draußen beugt Sturm die blätterloſen Bäume, — drinnen auf dem Tiſche in der Kammer der Verlaſſenen ſteht ein verdorrter Roſenſtock; draußen geht der Pfarrer mit dem Meßner. — Wen ſie wohl geleiten — und wohin? Der Maler läßt — mitleidig — es uns blos ahnen; — das Letzte! Drinnen iſt die Lampe übergehoben — der letzte Tropfe Öls ausgebrannt. Das iſt die durch ſo einfache Symbole gehaltene Idee, welche ſich in der Anſchauung eines Gemüthslebens concentrirt, in dem trefflichen Genrebilde, deſſen Ausführung Ruſtige mit größter Delikateſſe vollendet hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 297. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 16. December.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Wüllſten beſchäftigte ſich in Lüneburg nur mit dem Unterrichte ſeiner älteſten Enkel, die er in faſt klöſterlicher Zurückgezogenheit erzog. Hatte er aber dies Tagewerk vollendet, dann gehörte er nicht mehr den Seinigen — ja, wie es ſchien, oft dieſer Welt nicht an. Selbſt ſein Körper ward augenſcheinlich von dem Fluge ſeiner Seele mit fortgeriſſen, denn täglich bedurfte er weniger Schlaf und Speiſe. Es war nicht zu verkennen, daß ſeine geiſtige Nahrung immermehr das Haupttriebwerk wurde, welches die Maſchine in Bewegung erhielt, die geregelter und nachdrücklicher als je ihre Obliegenheiten verrichtete, aber dennoch mehr als je zu verfallen ſchien. Wüllſten ward auffallend mager, und ſein Geſicht verlor die letzten Spuren von Röthe. Im Anfange vermochte Ulrike nicht, ſich an den Anblick ihres langſam ſterbenden Vaters zu gewöhnen, aber er bemerkte ihre Trauer, und das Vertrauen, welches ſie zu ſeiner Sehkraft gefaßt hatte, machte ſie für den Troſt empfänglich, welchen er ihr gab. „Es iſt noch lange nicht Zeit für mich, dieſe Hülle abzuwerfen," ſprach er, „und gerade ſie, die mich dir zu nähern ſcheint, dieſe Hülle iſt es, welche mich von dir trennt! Ich werde dir und euch allen inniger vereinigt ſein, wenn ſie aufgehört hat, zwiſchen uns zu ſtehn." — Ulrike verſuchte das Geſpräch mit einer leichtbegreiflichen Neugier weiter, über die Gränze des Grabes hinauszuleiten, aber Wüllſten antwortete ihr nichts, als die wenigen Worte: „Meide Böſes und thue Gutes — und du wirſt nicht mehr zweifelhaft über dein Loos jenſeits des Grabes ſein."

— Einſt ſprach Ulrike von den letzten Lebenstagen ihrer Mutter; ſie erwähnte des Kummers derſelben, über die Sehgabe ihres Vaters, welche nur eine Quelle vielfacher Leiden für ihn und die Seinigen werde, weil ſie das unglückliche Ereigniß ihn nur dann ſehen laſſe, wenn es zu ſpät ſei, dieſem vorzubeugen; da antwortete Wüllſten: „Einſt war auch ich blind genug, die größte Wohlthat, welche dem Menſchen werden kann, für eine Bürde zu halten; es war eine Zeit, in welcher ich den mir vergönnten Anblick der Gegenwart mit dem Blick in die Zukunft vertauſchen zu dürfen wünſchte, um dem Schlage auszuweichen zu können, den ich mir und den Meinigen drohen ſah; und jetzt, da ich mehr erreicht habe, als ich wünſchte, jetzt beug' ich mich willig der Hand, die, um mich ſchmerzlich zu treffen, aufgehoben iſt, und empfange dankbar die Wohlthat, welche ich einſt mein Unglück genannt haben würde."

„Aber lieber Vater," frug Ulrike, „nennen Sie denn meine Trennung von Selm auch eine Wohlthat für mich?"

„Für euch beide!" antwortete der Seher, „deines Gatten Schlaffheit wird ſich ſtählen; du warſt gewohnt, ihn zu leiten, und wirſt dich gewöhnen, hinfort biegſamer zu ſein. Ihr beide werdet, was eure Trennung begonnen hat, durch eure Vereinigung vollenden; ihr werdet euch gegenſeitig vervollkommnen, und dies iſt das große, unermeßliche Glück, welches ich euch verheißen habe."

Geſpräche anderer Art kamen zwiſchen Vater und Tochter nicht vor; da entwickelte ſich der große Wendepunkt der Buonapartiſchen Macht. Zahlloſe Mutteraugen blickten weinend nach den Eisfeldern Rußlands hin, und ſuchten vergebens ihre geliebten Söhne; zahlloſe Männerherzen ſchlugen in freudigem Vaterlandsgefühl empor und Deutſchlands Edle ſchloſſen ſich dem Ritter an, der mit dem ſchwarz- und weißen Banner aus Preußens Thälern hervorbrechend, ſich wie einſt jener Römer in den offnen Schlund ſtürzte, ſich opfernd um Alles zu retten. Auch das edle Hannover erhob ſein niedergedrücktes Haupt und mit Entzücken ſegneten auch Lüneburgs Väter ihre kampfgerüſteten Söhne. — Da zog der franzöſiſche Feldherr Morand mit ſtarker Waffenmacht in Lüneburg ein, und ſchlug die zum Segensſpruch aufgehobenen Vaterhände in Feſſeln. — Es wird noch mancher Bewohner der alten Stadt ſich der troſtloſen Nachmittagsſtunden des erſten Aprils 1813 erinnern, und ſchon oft ſeinen Kindern und Enkeln von dem Wehklagen erzählt haben, welches ſeine theure Vaterſtadt erfüllte, als Morand, auf dem Marktplatze haltend, ſeine Schergen in das Innere der Häuſer ſandte, um die großherzigſten Freunde des Mutterlandes vor die Kriegstribunale zum ſchleunigen Todesſpruch ſchleppen zu laſſen. Da ſuchte die Gattin eines dieſer Biedermänner Troſt bei Ulriken. Ihr Gatte, derſelbe Kaufmann Windolf, welcher Wüllſten's Briefwechſel mit Gelm befördert hatte, ſtand als Angeklagter vor dem Blutgericht, und Wüllſten erhob ſich, verließ ſein Haus, und trat, wie einſt Samuel vor den zitternden Saul, gleich einem Weſen aus der andern Welt, vor den franzöſiſchen Machthaber. „Laſſen Sie ab, General, dieſe Männer zu verfolgen," ſprach er mit ernſter, warnender Stimme. „Es fruchtet Ihnen nichts, daß Sie den Stab über die Häupter dieſer Männer brechen, denn keiner von dieſen wird des Todes ſterben, der in den Röhren ihrer Krieger für ihn bereitet iſt." — Da überzog eine dunkle Zornröthe das Geſicht des Generals; er befahl: den kecken unberufenen Warner zu verhaften, aber noch ehe ſein Befehl erfüllt werden konnte, erwachte Wüllſten's Sehergeiſt noch kräftiger, und mit lauter donnernder Stimme rief der Greis: „General, Sie werfen mich in den Kerker, und vergeſſen, daß es gerade ein Kerker war, der Mallet's Arm zum Griff nach Ihres Kaiſers Krone ſtählte, als dieſe am glanzvollſten ſtrahlte. Wie ich heut' Ihnen ſage, daß morgen um dieſe Zeit von allen Ihren Kriegsleuten, außer den Todten und Sterbenden kein einziger mehr in den Mauern dieſer Stadt zu finden ſein wird, wie ich heut' Ihnen ſage, daß morgen um dieſe Zeit Sie ſelbſt blutend auf dieſen Steinen wimmern werden, ſo hab' ich einſt Ihren Landsleuten, die mich mit dem Kerker bedrohten — — —"

Der General erblich beim Anhören des ihm verkündeten Todesurtheils, aber er ſammelte ſich ſchnell, winkte, und der Greis ward in der Mitte ſeiner Rede fortgeriſſen. „Seid ruhig," ermahnte er das wogende Volk. „Keiner von Allen, welche dieſe Bajonette bedrohen, wird von denſelben ſterben, aber von allen denen, welche dieſe Bajonette tragen, werden nach vier und zwanzig Stunden nur Wenige noch leben."

(Fortſetzung folgt.)

Kaiſer Karl.

Im alten Dom zu Aachen,
In unterird'ſcher Nacht,
Muß Kaiſer Karl noch tragen
Der ird'ſchen Reiche Pracht.

Er ſitzt auf gold'nem Throne
Im vollen Kaiſerſchmuck;
Trägt auf dem Haupt die Krone
Und fühlt nicht ihren Druck.

Auf ſeinen Knieen lieget
Das Evangelienbuch,
Und aufgeſchlagen wieget
Er manchen heil'gen Spruch.

Die gold'ne Pilgertaſche
Sich an die Hüfte ſchmiegt;
Was drinnen, nun in Aſche
Und Staub zerbröckelt liegt.

Des Reiches Apfel trägt er
In ſeiner linken Hand,
Des Reiches Scepter wägt er
Zur Rechten unverwandt.

Das Schwert, das mit Gewicht er,
Am Griffe reich verziert,
Als ſtrenger Weltenrichter
Zu ſeinem Ruhm geführt, —

Ruht nun in nächt'gem Dunkel;
Doch ſcharf und ſpiegelrein,
Bricht einſt aus ihm Gefunkel
In alle Welt hinein.

So ſitzt ſchon tauſend Jahre
Zu Aachen unter'm Dom
Der Kaiſer im Talare
Und träumt vom Reich, von Rom.

Er hält bei ſich verborgen
Die alte Herrlichkeit,
Den Auferſtehungsmorgen
Erwartend unſrer Zeit.

Dann wird er hin zum Throne
Im Kaiſerglanze geh'n;
Wir werden auf zur Krone
Stumm und geblendet ſeh'n.

Heinrich Künzel.

Biographie und Charakteriſtik Victor Hugo's.

(Fortſetzung.)

Die neue Schule ſtrebt ſomit eine naturgemäße, volksthümlich-nationale Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe in der Poeſie an; ſie verwirft den Klaſſizismus d. h. die knechtiſche Nachahmung, den Mißbrauch des Antiken, die conventionellen Beſchränkungen hinſichtlich des Gefühls, wie des Ausdrucks deſſelben, die ungeſchickte Miſchung ganz getrennter Elemente, die thörichte Verſchmelzung ganz verſchiedener geſellſchaftlicher Zuſtände; ſie verachtet das unedle und unnationale, das unfruchtbare und geiſttödtende Treiben der Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts und dringt auf ein dem jetzigen geſellſchaftlichen Zuſtand, den Fortſchritten der Nation angemeſſenes literariſches Syſtem. Die Literatur ſoll die Trägerin der nationalen Intereſſen werden;

der Spiegel einer umgeſtalteten Geſittung, einer neuen Volkswerdung, für welche Tauſende ihr beſtes Herzblut hingegeben; der Ausdruck des individuellen Lebens und des volksthümlichen Colorits der neuen Generation; das Ergebniß einer Anſchauungs- und Denkweiſe, die in der Eigenthümlichkeit der Zeit und des Volkes wurzelt; Natur iſt ihr Loſungswort, Originalität ihr Feldzeichen, Glauben und Liebe die Deviſe ihres Banners, ihr Gebiet das ſchrankenloſe Weltall, die Tiefe des Menſchenherzens, die Höhe des Menſchengeiſtes, der unendliche Raum zwiſchen Hölle und Himmel und alles, was davon umſchloſſen iſt.

Der Vorwurf iſt zu erhaben, als daß die öffentliche Meinung ſich ſeiner nicht annehmen, ihn durch das Gewicht ihrer Theilnahme nicht unterſtützen, durch den Zauber ihres Beifalls, ihrer Sympathie nicht erheben und ermuthigen ſollte. Ja, die Nation iſt dem neuen Bunde gewogen; ſie ſieht entzückt die magiſchen Kreiſe, welche der Genius unſerer Zeit um ihr geiſtiges Daſein zieht und gibt ſich dem neuen Zauber vollkommen hin. Von außen iſt für das Erblühen und Reifen der jungen Literatur nichts zu fürchten; ſie kann nur durch den Mißbrauch des heiligen Feuers, deſſen Hoheprieſterin ſie iſt, durch ein Verirren in den gränzenloſen Räumen, die ſich ihrer Thätigkeit erſchloſſen haben, gefährdet werden. Aber das klare Bewußtſein, die ſichere Erkenntniß deſſen, was ſie ſoll und will, die Angemeſſenheit und Ruhe, mit welcher ſie ſich der fortſchreitenden Zeit anſchließt, treten zu beſtimmt in den neueſten Schöpfungen, Victor Hugo's namentlich, hervor, als daß nicht zu hoffen wäre, ſie würde ihr Ziel erreichen und ihre große Aufgabe vollkommen löſen.

Dieſem Umriß des jetzigen Zuſtandes der franzöſiſchen Poeſie und des Wirkens und Strebens der neuen Schule laſſen wir die Lebensgeſchichte des Dichters folgen, der im vollen Bewußtſein der Bedürfniſſe einer neuen Generation, die Ketten eines der Nation und der Zeit fremden, conventionellen Typus brach, durch Wort und That den freien großartigen Aufſchwung der Geiſter förderte, theoretiſch und praktiſch zu dem Siege eines geſunden, naturgemäßen Syſtems der Literatur mitwirkt und auch als Menſch den erhabenen Beruf des Dichters ehrt.

Victor Hugo wurde am 26. Februar 1802 zu Beſançon geboren. Sein Vater, wahrſcheinlich deutſcher Abſtammung, war ein geſchätzter Offizier, Krieger im vollen Sinne des Wortes und begeiſterter Anhänger und Bewunderer Buonaparte's. Seine Mutter ſtammte aus der Vendée; ſie nährte in ihrem edeln Herzen jene Treue und Anhänglichkeit an das vertriebene Königshaus, die ſo vielfach den Sporn zu einem die ſchönſten Thaten des Alterthums überbietenden Heroismus geworden ſind; von Royalismus durchglüht, im Beſitz einer ſeltnen Geiſtesbildung, mußte ihr Einfluß auf den lebhaften Knaben bedeutend und tief eingreifend ſein.

Im Jahre 1807 wurde ſein Vater, der nun zum Obriſten in dem Heere Napoleons vorgerückt war, nach Italien beordert und der Provinz Avellino (nach der gleichnamigen Stadt in dem Neapolitaniſchen Principato ulteriore ſo genannt), als Gouverneur vorgeſetzt, wo er eine zahlreiche Räuberbande, an deren Spitze Fra Diavolo ſtand, zu bekämpfen hatte. Victor nebſt ſeiner Mutter und ſeinem jüngern Bruder Eugen waren ihm nach Italien gefolgt und die Eindrücke eines ſüdlichen Himmels, einer wild erhabenen Natur, eines reich bewegten Lebens ſcheinen in ſeinem jugendlichen Geiſte tief Wurzel gefaßt zu haben.

In der Ode „Mon Enfance" gedenkt er dieſer erſten Eindrücke mit der ganzen Lebhaftigkeit dichteriſcher Erregung:

Je visitais cette île, en noirs débris féconde,
Plus tard, premier degré d'une chute profonde.
Le haut Cenis, dont l'aigle aime les rocs lointains,
Entendit, de son antre où l'avalanche gronde,
Ses vieux glaçons crier sous mes pas enfantins.

Vers l'Adige et l'Arno je vins des bords du Rhône.
Je vis de l'Occident l'auguste Babylone,
Rome, toujours vivante au fond de ses tombeaux,
Reine du monde encore sur un débris de trône,
Avec une pourpre en lambeaux.

Puis Turin; puis Florence aux plaisirs toujours prête,
Naples, aux bords embaumés, où le printemps s'arrête
Et que Vésuve en feu couvre d'un dais brulant,
Comme un guerrier jaloux qui, témoin d'une fête,
Jette au milieu des fleurs son panache sanglant.

Die Familie kehrte 1809 nach Paris zurück und Victor genoß zwei Jahre hindurch den Unterricht ſeiner geiſtreichen Mutter und des kenntnißreichen Lahorie, welcher, ſeines Royalismus wegen verfolgt, im Hauſe der Mutter unſeres Dichters ſich verſteckt hielt und bekanntlich 1811 mit dem General Mallet erſchoſſen wurde. Auch ein wackerer Geiſtliche nahm Theil an dem Unterrichte des Knaben und führte ihn in die Kenntniß der alten Sprachen ein. Tacitus und Polybius waren ſchon frühe ſeine Lieblingsſchriftſteller.

Indeſſen war ſein Vater, der in Spanien focht, General geworden und befehligte zwei Provinzen. Er berief im Jahre 1811 ſeine Familie nach Madrid, wo ſie den Pallaſt Macerano bewohnte. Victor, welcher beſtimmt war, Page bei dem König Joſeph zu werden, erhielt eine Stelle in dem adeligen Seminar zu Madrid, in welchem er jedoch nur kurze Zeit verweilte.

Er ſagt in der angeführten Ode:

L'Espagne m'accueillit, livrée à la conquête.
Je franchis le Bergare, où mugit la tempête;
De loin, pour un tombeau je pris l'Escurial;
Et le triple aqueduc vit s'incliner ma tête
Devant son front impérial.

* * * * * * * * * * *

L'Espagne me montrait ses couvens, ses bastilles;
Burgos, sa cathédrale aux gothiques aiguilles;
Irun, ses toits de bois; Vittoria ses tours;
Et toi, Valladolid, tes palais de familles,
Fiers de laisser rouiller des chaines dans leurs cours.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Zufolge einer eben erſchienenen Flugſchrift eines anglikaniſchen Geiſtlichen, Namens Noel: „the state of the metropolis considered," betrug die Bevölkerung von London im Jahre 1831, 1,517,941 Einwohner, von denen 57,800 in der eigentlichen City wohnten, die hinlänglich mit Kirchen verſehen ſein mögen. Für die übrigen 1,460,141 findet Noel 145 Kirchen und Kapellen des Anglikaniſchen Kultus mit ungefähr 248,000 Sitzen, — von denen jedoch nur etwa 241,750 bei jedem Gottesdienſt beſetzt ſeien. Rechne man die übrigen Gottesverehrer hinzu, ſo möchte die Zahl derer, die Gott öffentlich anbeten, nicht Eine Million betragen. Dem Verfaſſer zufolge gäbe es jetzt in London 586,850, die „ohne chriſtlichen Unterricht und ohne irgend eine öffentliche Anerkennung Gottes lebten." —

⁂ Roſſi hat endlich den Lehrſtuhl des conſtitutionellen Rechtes an der Pariſer Univerſität beſtiegen und am 9. v. M. ſeine Vorleſungen eröffnet. Seiner Anſicht nach beſteht der eigenthümliche Charakter des franzöſiſchen Rechtsſyſtemes darin, daß es das Reſultat der Verbindung zweier Prinzipien iſt, der Gleichheit vor dem Rechte und der nationalen Einheit. Die Vereinigung dieſer beiden Prinzipien in ein und daſſelbe Syſtem ſei eine Frankreich eigenthümliche ſociale Thatſache.

*

⁂ (Pariſer Theater. 9. Dec.) — Das hübſche neue Theater der Porte Saint-Antoine, welches in weniger als drei Monaten erbaut wurde, und die Belebtheit auf dem Boulevard Beaumarchais vermehrt, wurde mit einem Prolog der Herren Brazier, Théaulon und Villeneuve und mit den Stücken: Le mari honoraire (Vaudeville von Langlé, de Forges und Leuven) und le père Latuile (Vaudeville von Leuven und Forges) eröffnet. In dem Prolog, welcher „la résurrection de Saint-Antoine“ betitelt iſt, tritt der Heilige mit dem unſaubern Thiere auf und läßt die Mitglieder des neuen Théaters Revue paſſiren. Dieſer Prolog und hauptſächlich das patriotiſche Vaudeville: le père Latuile (auf der Anekdote fußend, daß Latuile 1814 den Wein lieber in den Brunnen ſchüttet, als den Fremden überläßt) gefielen außerordentlich; le mari honoraire ließ kalt. — Im Gymnase-dramatique gab man ein neues Vaudeville von Bayard und Paul Fouché: „En attendant!“ worin eine ziemlich lockere Moral zum Vorſchein kommt, ſo daß auch robuſte Naturen an einer ſolchen Dialektik Anſtoß nehmen müßten. — Im Cirque-olympique machte der unübertreffliche Auriol 30 Fuß hohe Zauberſprünge in einer neuen phantaſtiſchen Burleske: Zäpfizozu (parade en six tableaux), von Anatole de Beauplan; — baldigſt erwartet man dort die Darſtellung des befreiten Jeruſalems. — Im Théatre des variétés gefiel ein zweiaktiges Vaudeville von Dumerſan und Alexandre: „La femme du peuple,“ hauptſächlich durch das gute Spiel der Darſteller.

⁂ Lacenaire's Prozeß erſcheint nächſtens in einer eigenen Broſchüre, Lacenaire ſelbſt ſoll die Correctur deſſelben beſorgt haben. Der Advokat Ad. Lemonnier, der ſich mit L. öfter unterhielt, theilt im Vert-Vert ein neues Gedicht des Verurtheilten mit, welches zu den neulich erwähnten einen ſcharfen Gegenſatz bildet; wir führen zur Probe die drei letzten Verſe davon an:

L'homme veut éviter la céleste anathème
Et court à l'échafaud, comme au sanglant baptême
Qui réconcilie avec dieu.

Hohenſchwangau.

(Schluß.)

„Der Welfen- und Staufen-Saal, obgleich ſelbe bis Hälfte Octobers 1835 mit ihren ausdrucksvollen, enkauſtiſchen Tableaux vollendet ſein ſollen, war in der Hälfte des Mai noch nicht begonnen, doch ſchienen die beſprochenen Gegenſtände von vielſeitigſtem Intereſſe, z. B. aus der Welfenſtube: — Heinrich der Löwe, ein neues, unabhängiges Slavenreich an der Nord- und Oſtſee begründend, ſprengt die beſiegten Slaven zu Tauſenden auf einmal zur Taufe in den Schwerinerſee, indeſſen die Miſſionaire den heiligen Hain des Prowe zerſtören. — Heinrich der Löwe, München's, Braunſchweig's und Lübeck's Begründer, zwingt den gefürchteten Dänenkönig Waldemar zur Theilung der auf den unerſteiglichen Kreidefelſen Arkonas von den heidniſchen Rügen gemachten Beute, — der Barbaroſſa zu Partenkirch, auf den Knieen vor Heinrich dem Löwen, ſeinen Zuzug wider die verhaßten Lombarden erflehend. Die Kaiſerin erfaßt ihren Gemahl: „Steht doch auf, mein lieber Herr! der Himmel wird dieſes Tages und dieſes Uebermuthes gedenken.“ — Heinrich der Löwe zu Erfurt auf den Knieen vor dem Kaiſer, der ihm mit Thränen entgegnet: „Wer hat dich denn geſtürzt, du Unglückſeliger, als du ſelbſt?!“ — Heinrich auf dem Sterbelager zu Braunſchweig, die Chronik ſeiner Väter anhörend, beruhigt die erſchrockene Umgebung, als ein fürchterlicher Donnerſchlag das Gemach des Kranken in Flammen ſetzt.

„Für die Stauffen-Stube waren im Antrag: — 1) Die Weibertreue von Weinsberg. — 2) Nach langem verzweifelten Widerſtande kam endlich (6. März 1162) Mailands ganzes Volk, Stricke um den Hals, Kreuze in den Händen mit ſeinen 36 Hauptfahnen und mit dem berühmten Carrocium. Alle dieſe Feldzeichen ſtürzten ſich im Kreiſe der deutſchen Fürſten vor dem Throne des Kaiſers nieder. Jetzt ſprang der Barbaroſſa auf, gab Heinrich dem Löwen die Hand und jetzt nahm er die eiſerne Krone, die ſein Freund, der Held Otto von Wittelsbach in Händen hielt. — 3) Des Barbaroſſa und der Baiern, unter dem Andechſer Berthold, Herzog von Meran, glorreicher Sieg bei Ikonium, wenige Tage vor des Kaiſers Tode (10. Juni 1190.) — 4) Das apuliſche Zauberkind, der neunzehnjährige Friedrich II. mit dem Biſchof von Chur, dem Abt von S. Gallen und mit nicht mehr als ſechzig Mann (1213) vor Conſtanz. Ihn erblickend, nimmt der Gegenkaiſer Otto, Heinrichs des Löwen Sohn, mit ſeinem ganzen Heer die Flucht. — 5) Friedrich II., als Obſieger der Lombarden in der Hauptſchlacht bei Cortenuova, hat am gleichen Tage die Taufe eines langerwarteten Sohnes und die Trauung der geliebten, natürlichen Tochter Selvaggia an ſein furchtbarſtes Werkzeug, an Ezzelin, den Sohn der Hölle; — Junge iſt des Kaiſers Liebling und Pathe, deſſen Zukunft aber Niemand ahnete, am wenigſten der Kaiſer: — Rudolph, Graf von Habsburg. — 6) Conradins und ſeiner Getreuen Hinrichtung zu Neapel.

„Von den noch auf ſeinem Seeſpiegel einheimiſchen Schwänen führt Schwangau den Namen. Die Sagen vom Schwanenritter leben auch hier im Munde des Volkes, wie der Schwan den ſchönen, ſchlummernden Jüngling zur Beſchützung der Unſchuld auf goldener Gondel aus unbekannten Ländern hergezogen, wie der junge Held den Gottesgerichtskampf mit dem räuberiſchen Oheim gekämpft und ihn erſchlagen, darauf die Prinzeſſin heimgeführt, aber von ihr erſucht, ſie ſolle ihn ja nie befragen, wer er ſei und woher gekommen, ſonſt ſei all ihr Glück dahin und wie die Fürſtin es doch nicht laſſen können und darauf der Schwan ſich ſogleich wieder eingeſtellt und ihn abgeholt habe. — Verwirrt und dunkel erzählte man, wie faſt überall bei dieſem Namen und bei dieſem Wappen, von dieſem und jenem Schwangauer, was das Volksmährchen vom guten Gerhard Schwan, von ſeinem Gange zu Roland und Nibelung und mit ihnen, Carl den Großen von den Schwaningern zu Pleiße und von dem kampferfahrenen und liſtigen Baſtardbruder, Helfo Schwanenflügel erzählte. Neher hat den zum Speiſezimmer beſtimmten Saal des Schwanenritters gemalt, nach den Compoſitionen von Ruben.

„Ein Saal ſtellt das Leben des Burgherren, ein anderer das Leben der Burgfrauen dar, im Krieg, auf der Jagd, bei'm Turnier, auf der Pilgerſchaft, mit dem Minneſänger und Harfner, gegen den Armen und den Siechen.

„Den Lokalſagen vom Schwan und den Schwanenrittern ſtellt ſich ein anderes Gemach mit baieriſcher und deutſcher Sage gegenüber, die von Autharis und Theodelinde, dem Bund der Bajuwaren mit den Longobarden, — wie Autharis an Garibalds Hofe, als ſein eigener Geſandter vermummt, den Becher von Theodelinden nimmt und ihr heimlich liebkoſet, — wie die Prinzeſſin die vermeinte Unbild ihrer Amme klagt, — wie Autharis an der Gränze ſeines und des baieriſchen Reiches dem bis dahin begleitenden Nachboten Königs Garibald ſich zu erkennen gibt, mit Rieſenkraft ſeine Streitaxt in den nächſten Baum haut, mit den Worten: — „Autharis ſelber iſt's, der ſolche Hiebe führt.“

„Die Sagen: Agilulf und Theodelinde, Theodelinde und das Meerwunder, aus dem Paul Diakon und dem Dresdner Heldenbuche, aus dem Decameron und Hans Sachs wären unſtreitig auch ſehr maleriſch, jedoch hier nicht recht einzupaſſen.

„Großartig iſt dagegen die Sage, wie Deutſchland, ja Europa, den Wiedererwecker des römiſchen Kaiſerthumes aus Baiern empfing, wie Pipin im Kriege wider die Alemannen und Bajuwaren zu Weihenſtephan bei Freiſing Hof hielt und ſeine Braut, die Königstochter von Carlingen, von dem böſen Hofmeiſter mit ſeiner eigenen Tochter verwechſelt, ſie aber beraubt und dem Tode geweiht und nur durch die Barmherzigkeit wackerer Knechte am Leben erhalten ward, — ihre Zuflucht zu dem reichen Müller auf der Reismühle bei'm alten Heidenorte Ganting, ihr Wiederfinden durch Pipin und wie ſie ihm das edle Degenkind, Carl den Großen geboren.

„Des Kronprinzen Schlafzimmer enthält ſechs Darſtellungen aus dem XIV—XVI. Geſange, die Epiſode von Rinaldo und Armida, aus Taſſos befreitem Jeruſalem, — das Ankleidezimmer ſchöne Erinnerungen aus des Kronprinzen Reiſe in das Morgenland, ſeine Ankunft bei'm königlichen Bruder Otto in Nauplia, die Audienz bei'm Sultan, die türkiſche Flotte, die kleinaſiatiſche Küſte und Troja ꝛc.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 298. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 17. December.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Dieſe Ermahnung des allbekannten Sehers beruhigte das Volk und entmuthigte die franzöſiſchen Krieger, welche, ergriffen von Todesſchauern, die Nacht auf den Straßen verbrachten. Die Kriegsgerichte verſammelten ſich; auch Wüllſten ſtand vor einem ſolchen, aber ein unbeſchreibliches Beben überkam ſeine Richter, als er, ſtatt ihre Fragen zu beantworten, zu ihnen ſprach: „Schon einmal ſtand ich ſo vor eures Gleichen, da ſagt' ich ihnen: Laßt ab von mir, eure Häupter werden fallen, bevor eures Kaiſers Sohn den Namen ſeines Vaters lallen gelernt hat — und ſiehe: ihre Gebeine faulen auf Rußlands aufgethautem Boden, und eures Kaiſers Sohn lallt noch nicht den Namen ſeines Vaters! — Und euch ſag' ich: eure Häupter werden fallen, ehe eures Kaiſers Sohn am nächſten Morgen in ſeiner Wiege erwacht, und mein Haupt wird aufrecht ſtehen, wenn die Krone von dem ſeinigen fällt.“

Die Kriegsrichter ſahn einander betroffen an, aber die tapfern Soldatenherzen bezwangen kräftig ihre Bewegung und ermannten ſich, lachend über das Todesurtheil, über dieſen Propheten, ſo wie über alle die Meuterer zu ſprechen, die es gewagt hatten, ihre Arme für die Rettung ihres Vaterlandes zu bewehren.

Der Morgen des zweiten Aprils dämmerte; die auf den Plätzen und in den Straßen vertheilten Truppen ſchlummerten neben ihren verglimmenden Wachtfeuern, da fuhren ſie plötzlich empor aus ihrem Morgenſchlafe, denn ganz in der Nähe begann ein ſcharfes Gliederfeuer mit einzelnen Kanonenſchüſſen ein blutiges Gefecht einzuleiten. Lüneburg wachte zu einer neuen herrlichen Hoffnung auf. „Das ſind unſre Retter!“ jubelte das Volk und horchte mit immer ſteigenderer Begeiſterung auf den immer näheren Schlachtruf der Koſacken, auf den wirbelnden Sturmmarſch der preußiſchen Trommeln und auf das ſiegesluſtige Geheul der preußiſchen Hörner. Schon war die franzöſiſche Übermacht zurückgedrängt, ſchon raſ'te der Kampf an den Mauern, da ſprengte General Morand zurück auf den Marktplatz und befahl die jubelnden Gefangenen hinzurichten. Nun öffneten ſich die Gefängniſſe, und das Jauchzen des Volkes verſtummte beim Anblick der Märtyrer. Der Vorderſte in der Reihe der Todesopfer war der Seher, aber in demſelben Augenblicke, als dieſer mit ſeinem ſtarren Auge, einem Leichname gleich, deſſen Augenlieder der Todeskampf unverſchließbar aufgeriſſen hat, dem Blicke des Generals begegnete; pfiff eine Kugel durch die Luft, man hörte an ihrem Anſchlage, ſie habe getroffen, und ſah den feindlichen Feldherrn blutend von ſeinem Roſſe zu Wüllſten's Füßen ſinken.

Der Fall des Generals beförderte den Fall des Heeres. Lüneburg ward mit ſtürmender Hand genommen, und Wüllſten kehrte, begleitet von — Selm, zu Ulriken zurück.

Das Glück der wieder vereinigten Gatten, das Glück des, ſeinen Kindern wiedergeliehenen Vaters — ach, es war einem kurzen Rauſche gleich. Das Czernitſcheffiſche Korps war dem Heere nicht gewachſen; welches, um den Fall der Diviſion zu rächen, in Eilmärſchen nach Lüneburg zog. Czernitſcheff mußte ſich zurückziehn, ſicherte aber das Leben und die Freiheit der durch ihn dem Tode entriſſenen Lüneburger Helden durch die Drohung, welchen er an den Befehlshaber der anrückenden feindlichen Truppen richtete, jede, an einem Lüneburger verübte Gewaltthat an den in Rußland gefangenen franzöſiſchen Generälen in gleichem Maße zu rächen. Dieſe Drohung, ſo wie die Scheu vor Wüllſten fruchteten. Die Franzoſen machten Miene, von nun an das Syſtem der Milde verwalten zu laſſen, und die als Rebellen verurtheilt geweſenen Bürger Lüneburgs blieben ruhig in ihren Häuſern, bis die nachfolgenden Ereigniſſe, und beſonders die Gefechte in und an der Göhrde ihre Ketten auf immer brachen.

17.

Der Fall von Paris hatte den Weg dahin für Ludwig den Achtzehnten frei gemacht, und ſein Thron ſchien recht feſt mit dem Blute und den Thränen von halb Europa zuſammen gekittet zu ſein. Nun verließen die verbündeten Heere den Hauptpunkt ihrer Eroberungen, und nur die Verwundeten, unter welchen Werlemann, und die Erkrankten, zu denen Selm gehörte, blieben zurück, nachdem Beide ihre Verabſchiedung aus dem ruſſiſchen Dienſt erbeten, und dieſelbe ehrenvoll erhalten hatten.

Selm's Geſundheit blieb hinter dem Geneſungsfortſchritt ſeines Freundes weit zurück, er verheimlichte aber Ulriken ſein Befinden, um dieſe nicht zu beunruhigen, und endlich gegen Ende des Auguſts war er auch wirklich ſo weit gediehen, daß er an einige Ausflüge denken konnte, um Paris doch auch kennen zu lernen. Da lud ihn Werlemann ein, einer großen kirchlichen Feierlichkeit mit beizuwohnen, welcher, zur Verherrlichung des eben neu in's Leben zurückgerufenen Jeſuitenordens, der König und die Prinzen ſammt allem ihrem Hofſtaat beiwohnen würden. Selm willigte ein, und an dem zu dieſer Feier anberaumten Tage holte ihn Werlemann in Begleitung eines ehemaligen Genoſſen ſeiner brittiſchen Gefangenſchaft, welchen er hier unvermuthet wieder gefunden hatte, ab. Die Gewandtheit ihres Begleiters verſchaffte beiden ſehr vortheilhafte Plätze, welche ihnen freien Blick auf die Hoflogen gewährten. Der Kanonendonner verkündete die Abfahrt des Königs aus den Tuillerien, und der betäubende Lärm einer rauſchenden Muſik ſeinen Eintritt in den Tempel. „Sehn Sie meine Herrn,“ flüſterte der Franzoſe hinter ihnen, „das iſt Ludwig! Unſer Ludwig! Der große Ludwig! Ein Unglück, daß er nicht ſtehen kann, denn wir Franzoſen bedürfen ſelbſtſtändiger Könige, und dieſer lehnt ſich auf zwei Stützen; ſchauen ſie hin; die eine ſeiner Stützen heißt Talleyrand; dieſe hat aber ſchon einen fallen laſſen, der feſter ſtand als Ludwig. — Seine zweite Stütze heißt Montesquiou! — Und die ſteht auf zwei Füßen; der rechte heißt: die Kirche, denn er iſt Abbé, und die Linke heißt: der Staat, denn er iſt Miniſter des Innern. — Nicht wahr, man ſchwindelt, wenn man zu dem Manne hinauf ſieht?“ —

(Fortſetzung folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Berlin den 24. Mai 1815.

Geſchätzteſter!

Entnehmen Sie aus dem ganz ungewöhnlichen Format meines Schreibens,*) daß ich ſolches an heiliger Stätte, nämlich auf dem Kammergericht, während der Seſſion des Criminal-Senats, dem Präſidenten zur Seite verfaſſe! — Ein Aktenſtoß verbirgt oder maskirt vielmehr die erotiſche Arbeit! —

Den vierten Theil der Callots habe ich in Händen, und ſomit iſt nun das ganze Werklein geſchloſſen und gedruckt. — Hätte ich gewußt, daß der Theil ſo unverhältnißmäßig ſtark werden würde, ſo hätte ich die Blandina,**) als mein ſchwächſtes Produkt, nicht eingeſchoben, ſondern ſtatt deſſen ein kürzeres Stück geliefert; dagegen kann, wie ich glaube, die muſikaliſche Welt mit Kreisler's Lehrbrief zufrieden ſein.

Jetzt, theuerſter Freund, bitte ich Sie, mir gütigſt die Berechnung und eventualiter das, was ich vielleicht noch gut habe, zu ſenden, da ich des Geldes bedürftig bin.

Was die lichten Stunden betrifft, die im Meßkatalog als leichte Stunden angezeigt ſind, ſo könnte ich Ihnen das Manuſkript bis Ende Julius ſchicken; es würden ungefähr 25 Bogen ordinairen Drucks ſein, und ich verlange für das Manuſkript 30 Friedrichsd'or, welche mir nach Ablieferung des Manuſkriptes gezahlt werden müßten. Erklären Sie ſich, Liebſter! ob Ihnen dieſe Bedingungen recht ſind. — Für die Elixiere des Teufels, die zu Michaelis kommen, habe ich von Duncker und Humblot 80 Friedrichsd'or erhalten, — baar in blankem Golde! — Der Redakteur der Urania zahlt mir pr. Druckbogen 4 Friedrichsd'or, und aus allen dieſen mögen Sie, Theuerſter! abnehmen, daß ich mich gegen Sie, als alter Amicus billig finden laſſe! — So viel von fatalem literariſch-merkantiliſchem Weſen! —

Ein großer Kelch iſt durch einen Genieſtreich des ruſſiſchen Kaiſers von mir gegangen! Der hat nämlich den Polen die Erhaltung ihrer Nationalität zugeſagt. Die Juſtizverfaſſung im Großherzogthum Poſen bleibt daher polniſch und die mir zugedachte Ehre, Oberlandesgerichts-Direktor in Poſen zu werden, bleibt in suspenso, weßhalb ich jetzt noch alle Tage Kapellmeiſter werden kann. Ad vocem Kapellmeiſter — fallt mir ein, daß unſer Graf Brühl gar kein unebner Mann, und zuweilen gar ein fabulöſer Schnörkulant iſt! — Ich komme zuweilen, und in dieſer Zeit ſogar oft mit ihm zuſammen, wegen der Undine, die als Haupt- und Staatsoper mit neuen Dekorationen, Maſchinen (vom Architekten Schinkel ſinnig geordnet) und Kleidern, im großen Opernhauſe künftigen Herbſt geben wird. Wollen Sie mich nicht dann in Berlin beſuchen? — Sie finden mich noch in einer kleinen, aber netten Wohnung und können bei mir einen ſehr guten Chambertin trinken! — Iſt das Wetter heiß, ſo liefert

---

*) In Folio, auf Kanzlei-Papier.

**) Vergl. den Paſſus über „Blandina“ im X. Abſchnitt.

Giannoroli Eispunſch, und Varinas-Kanaſter können Sie auch rauchen! — Lauter gute Dinge! — — — —

Morgen früh gehe ich nach Potsdam, um mit unſerm herrlichen Fouqué einen ganzen Tag in heller Poeſie zuzubringen und zwar im Garten des Schloſſes am heiligen See! — Chamiſſo (Schlemihl) geht mit mir; bald zieht er die Siebenmeilen-Stiefel an und ſchreitet nach dem Nordpol. — In der That macht er die Expedition mit, die unter Kotzebue's Anführung (älteſter Sohn des Komödienſchreibers) von Kruſenſtern nach dem Pol im Junius abgefertigt wird. ꝛc. — — — —

Daß Sie bald ſchreiben werden, verſteht ſich von ſelbſt; wir haben ja ein Geſchäft abzumachen, das keinen Aufſchub leidet und nebenher bekommt man allerlei zu hören.

Behalten Sie mich lieb, Theuerſter! verzeihen Sie das Rhapſodiſche meines Briefs dem Umſtand, daß ich auf den Vortrag horchen, auch wohl meine Meinung ſagen muß.
Wie immer unverändert der Ihrigſte.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Paris.

(December [illegible].)

(Muſeum der Karrikaturen. — Hiſtoriſcher Congreß. — Homöopathie.)

Man darf nicht mehr Karrikaturen drucken, alſo werden die alten neu aufgelegt. Ein vollſtändiges Exemplar des Journals von Philippon koſtet nicht weniger als dreihundert Franken und dafür ſucht die Expedition ſelbſt die Blätter von ihren Abonnenten an ſich zu bringen.

Das merkwürdigſte nach dieſem bildlichen Treiben iſt die bereits früher in's Werk gerichtete Idee eines Karrikaturen-Muſeums, worin die originellſten Satyren und Ungezogenheiten der franzöſiſchen und engliſchen Vergangenheit aufgefriſcht und mit hiſtoriſch-artiſtiſchen Notizen begleitet werden. Ich habe bereits die ſechzigſte Lieferung davon geſehn.

Die Karrikatur iſt ein reines Kind der Politik. Seit es öffentliche Charaktere und Öffentlichkeit gibt, lebt ſie ohne Rückſicht auf die Penalgeſetze bei allen Völkern. Man findet darum auch Karrikaturen in Pompeji und Herkulanum und lieſt von dergleichen in Athen. So wie Ariſtophanes ſchrieb, malten Timanthes und Parrhaſius oder ihre minder hoch geſtellten Schüler und Kunſtverwandten. Diogenes, der Cyniker, war der Karrikaturiſt der Philoſophen.

In England machte Hogarth die erſten Karrikaturen, in Frankreich Callot, in Deutſchland Holbein und in den Niederlanden Tenier. Dieſer närriſche Kauz perſiflirte ſogar die chriſtlichen Märtyrer und ließ den Heiland auf einem Gemälde von Flamändern kreuzigen.

Wenn man die verſchiedenen alten Darſtellungen des jüngſten Gerichtes, der Paſſionsgeſchichte und des alten Teſtaments betrachtet, findet man durchgehends ein künſtleriſches Streben, die Thorheiten und Schlechtigkeiten der Menſchen zu geißeln. Kaiſer und Päpſte brennen in der Hölle, dicke Äbte werden von Schlangen gefreſſen, hübſche Kloſterbräute von hagern Teufeln in Bocksgeſtalt entführt und ſofort alle Stände — der öffentlichen Kritik analog — für ihre Schwachheiten und Laſter geſtraft.

Ich finde, daß man die meiſten Stiche von Callot in unſerer Epoche wieder auflegen könnte, ohne mehr als die Koſtüme zu wechſeln. Seine Züge des Soldatenlebens ſind Schilderungen der bonapartiſchen Zeit, ſeine Masken moderne Spuckgeſtalten, die über die Alpen kommen und ſeine Charakteriſtiken ganz prächtige Phyſiognomien der Tagesgeſchichte.

Das Muſeum der Karrikatur geht nicht hinauf bis zu Callot und Holbein, — was wiſſen die Franzoſen von Deutſchland? es ſammelt ſeine Blätter größtentheils in der letzten Epoche der Bourbons und der erſten Revolution, welche bekanntlich ebenſo viel groben Witz verſchoß, als Blut vergoß.

Um Ihnen hievon ein merkwürdiges Beiſpiel zu geben, citire ich die Nummer des vorletzten Heftes, überſchrieben: „Bombardement des thrones de l'Europe." In derſelben iſt die Nationalverſammlung figürlich durch eine Collektion von Sansculotten und zwar in optima forma einer wunderlichen Batterie dargeſtellt. Ihr vis à vis befinden ſich die kläglichſten und unſäglichſten Figuren von Staats- und Kirchenhäuptern und über ihnen ſchwebt der Reichs-Adler, die Worte hinabrufend: „Sans ces chiens de Sansculottes je vous garantirais la protection de l'empire." Hinter der Geſellſchaft ſieht man den unglücklichen Ludwig XVI. wie eine Bombe fliegen, die aus dem großen Mörſer des Sansculottismus geſchleudert wurde. Der Kanonier kommandirt: „Feu! et va-t-en à tous les . . . ."

Eine noch ſchändlichere und grauſamere Karrikatur findet ſich in der neueſten Serie, die „les animaux rares ou la translation de la menagerie au temple" überſchrieben iſt. Das letzte Wort genügt, um die armen Schlachtopfer des auch im Witz grauſamen Jacobinismus zu bezeichnen.

Wirklich witzige und geiſtreiche Karrikaturen habe ich bis jetzt nur wenige gefunden.

In einem Blatte von martialiſcher Tendenz werden zwei Generäle wie Schuljungen mit tricoloren Ruthen gepeitſcht. Der eine davon heißt: Coburg und beißt ſich in die Finger, der andere York, und hat Eſelsohren. Es war eine recht karaibiſche Idee, auf dieſe Weiſe die Marſchälle Junot und Pichegru zu Schulmeiſtern zu machen. In einem anderen ſtachelt die Frau von Stael als Amazone des Grafen Louis von Narbonne ihren Anbeter in der Geſtalt eines Hänflings Porentruie — Wortſpiel: Porc en truie, — anzugreifen, wodurch ein ungeheuerer Ausfall in's Gebiet der Moral und des Familienlebens gemacht wird. Man ſieht in dieſer Karrikatur den Jokei des Ritters in der Ferne als Courier reiten und auf einer Fahne die Nachricht überbringen: „Victoire, mon maitre linotte (der Hänfling), a pris la *gorge* de Porc en truie. Vite, un te deum!"

Denken Sie ſich eine Sammlung ſolcher Küpferchen, hübſch beſchrieben und erklärt, kolorirt und ſauber gebunden, ſo haben Sie das ganze Muſeum. — —

Ich habe in der geſtrigen Sitzung der Akademie den Kapitän Roß geſehn und einen deutſchen Aſtronomen, von Deſſau, Namens Schwabe, kennen gelernt, der in ſeinem abgelegenen Erden-Winkel eine phyſiſche Veränderung des Kopfs des Halley'ſchen Kometen entdeckt haben will. Bei dieſer Gelegenheit war ich ſo glücklich zu erfahren, daß die Kometen wie die Menſchen Köpfe und folglich Ideen haben; — offenbarer Grund ihrer Gefährlichkeit. —

Im Stadthauſe haben die Hiſtoriker ihren vorlängſt ausgeſchriebenen Congreß angefangen und bereits viele gelehrten Reden gehalten. Akademiker Michaud präſidirte.

Sie können darauf rechnen, daß die Deutſchen nicht fehlen, wenn's irgend wo daran geht einen babyloniſchen Thurm zu bauen. Jeder Staat hat ſeine Gelehrten, Reiſende, Künſtler, Dilettanten, Naturforſcher und dergl., dieſe wollen doch etwas thun für's Geld.

An einem Congreß kann man ſich am leichteſten bemerklich machen. Man hält eine Rede, man ſtellt eine Frage, man producirt ein Opus, man analiſirt eine Exſcheinung oder erfindet eine und ſo weiter. Ich bin ſehr mißvergnügt, daß der hiſtoriſche Congreß noch nichts erfunden hat, ſondern blos mittheilte, was wir ſchon wußten. Die erſte große Frage der Geſellſchaft lautete: „Welcher iſt der Zweck der Geſchichte?“ Ich antworte darauf: „Wie iſt es möglich, daß ſich eine Pairskammer von Gelehrten mit einer Frage beſchäftigen kann, die man ſonſt Quintanern vorlegt?“

Doch ohne Scherz. Der Congreß kann etwas nützen, dadurch nämlich, daß die Mitglieder einzeln, was ihnen von hiſtoriſch wichtigen Thatſachen oder Aktenſtücken bekannt wird, der Geſammtheit zur Benutzung und Kenntniß näher vorlegen. In dieſem Falle wäre der Congreß in hundert Jahren ein Archiv der Geſchichte. — —

Das Treiben der Homöopathen hat noch nicht aufgehört, ſondern erſt recht angefangen, zum Ärger der großen Mehrheit der eingedokterten Ärzte. Einige von den jungen Adepten treiben den Charlatanismus ſo weit, daß ſie von ihren Patienten eine religiöſe Sympathie und ein albernes Ceremoniel verlangen. Das Pro- und Contra-Schreiben hat begonnen, die Regierung hält ſich neutral und ein enthuſiaſtiſcher Franzoſe warf ſich zum Advokaten der neuen Lehre auf. Das iſt vor der Hand Alles, was ich erfuhr.

Es hat mir recht gut gefallen, daß der Äsculap von Köthen in ſeinem achtzigſten Jahre den Leuten, die ihn conſultiren, vor allen Dingen das Heirathen anempfiehlt. Wenn er damit fortfährt, bekömmt er in Paris eine Praxis des Unendlichen, vorausgeſetzt, daß er nach abgeſchloſſener Ehe die Liebe nicht homöopatiſch verordnet.

Im Hôteldieu haben die neuen Apoſtel der Medicin, wie ich höre, ſehr unglückliche Proben ihrer Bewährtheit abgelegt. Der famoſe Dupuitren hat ſie auf's Eis geführt. Ein ähnliches Unglück iſt ihnen in Neapel begegnet, wo das Miniſterium ſich ihrer Praxis offiziell widerſetzte.

Nach alle dem iſt es meine Meinung als Profaner: „die Allöopathen bringen uns um, weil ſie verſchreiben, die Homöopathen, weil ſie uns nichts verſchreiben. Wenn man am Ende das Sterberegiſter bei gleicher Anzahl von Individuum nachſieht, ergibt ſich ein ganz kleiner Unterſchied. Was hilft's? Sobald wir krank werden, laſſen wir den Doktor rufen.“

Apropos! Sind denn die Blutegel auch in Deutſchland ſo an der Mode? Hier hat die Methode ſo überhand genommen, daß man ſich entſchloſſen hat, ganze Colonien anzulegen.

Der Botaniker.

Vor dem Pflanzenbuche der Alte ſaß,
Beſchauend die Blumen, die bleichen,
Die er in der Blüthe zuſammenlas
Und die nun vertrocknet zu Leichen.

Wie er ſie gefunden von Jahr zu Jahr
Und ſorgſam im Buch' auch verwahret, —
Die Farbe iſt fahl — und fahl iſt ſein Haar,
Mit Schmerz er's an beiden gewahret.

Ein Pflänzchen nur dünkt ihm noch friſch und licht,
Als wär' es vom Thaue getränket, —
Es iſt — ein ſchlechtes Vergißmeinnicht,
Das einſt ihm die Liebſte geſchenket.

Johann N. Vogl.

Feuilleton.

⁂ **Frankfurt a. M.**, 15. Dec. — **Gewerbausſtellung.** — Den unverdroßnen Bemühungen verdienſtvoller und geehrter Männer iſt es, — trotz mancher von alten Zeiten her im Handwerksſtande eingewurzelter Vorurtheile, — endlich gelungen, hieſigen Orts die erſte Central-Gewerbausſtellung zu erwirken. Wer die für das ächte Bürgerthum ſo nachhaltigen Folgen ermißt, welche der ſchöne Wetteifer, immer Vollkommneres zu erſtreben, nicht bloß auf den Geiſt und auf die Thatkraft, ſondern durch dieſe indirekt auch auf das Gemüth des Mittelſtandes hervorbringt, welcher den eigentlichen edlen Kern des Volkes bildet, wer die Aufgabe unſeres Zeitalters richtig auffaßt, daß nämlich der durch Intelligenz tüchtige Bürgerſtand die Extreme zu vermitteln, die Harmonie im Staatsorganismus zu erhalten hat, der wird ſich mit um ſo lebhafterer Theilnahme allem werdenden Guten und Nützlichen zuwenden, durch eine ſolche Theilnahme den Eifer und redlichen Willen anſpornen, und die Unvollkommenheiten gern überſehen, welche bei einem erſten Verſuche im Großen, dem entfeſſelten Streben ein Terrain zu gründen, noch nicht ausgeglichen ſein konnten. Es iſt als ſehr zweckmäßig anzuerkennen, daß man mit dieſer Gewerbausſtellung eine Verlooſung verbindet (die Aktie zu dem geringen Preiſe von 1 fl. 45 kr.) nach dem Muſter der Verlooſungen, welche die Kunſtvereine jährlich veranſtalten; und es ſteht zu hoffen, daß dieſe Einrichtung die Theilnahme des Publikums an den ſchönen Zweck feſſeln werde.

So blühe und gedeihe denn dieſe friſche Pflanzung auf einem Boden, der allem Guten ſtets ein fruchtbares Erdreich war; ſie reife die ſchöne Frucht raſtloſen Strebens nach immer größrer Vervollkommnung.

⁂ Bekanntlich iſt im vorigen Winter die Sitte des Tabakrauchens in der Türkei kraft kaiſerlichen Beliebens ſehr eingeſchränkt worden. In dieſem Winter bringt ein Pariſer Modeblatt uns eine zierliche Dame, die neben einem Herrn ſteht, der im Schlafrock — mit langer, türkiſcher Pfeife auf dem Canapé faullenzt. So gleichen ſich die Differenzen aus!

⁂ **Gerichtliche Vertheidigung in Verſen.** Ein gewiſſer Louis Camus (auch Sergy) M. . . erſchien am 7. d. M. vor den Aſſiſen zu Paris, angeklagt, ein Gedicht an eine Straßenecke angeheftet zu haben, deſſen 11 Zeilen folgendes Acroſtich bildeten:

> *Fieschi*, que leur mépris ne te soit pas amer.
> L'oeuvre peut quelquefois sanctifier le fer.

Aus dem Verhör ergab ſich, daß der Dichter wegen ſchlechter Aufführung von einem ſubalternen Polizeiamt entfernt worden. Seine Vertheidigung begann er mit den Worten:

> Amené sur le banc qu'occupa *Lacénaire*,
> Je me dois estimer heureux dans ma misère. . .

Der Präſident wollte zunächſt nicht geſtatten, daß der Angeklagte ſich in Verſen vertheidige; „dieſe Sprache ſei nicht die der Wahrheit (!), ſie gehöre auf die Bühne.“ Auf die Einrede des Anwaltes aber beſchloß der Gerichtshof, der Angeklagte dürfe in Verſen reden, da kein Geſetz es verbiete.

Nach Beendigung ſeiner ungereimten — gereimten Vertheidigung wurde der Dichter zu einem Jahr Gefängniß und 500 Franken Strafe verurtheilt.

⁂ Als ein mit Liebe zur Heimath und Geiſt entworfenes Lokalbild der alterthümlichen, in ſo vielen Beziehungen merkwürdigen Bretagne, — ſind die „derniers Bretons,“ von E. **Souveſtre**, auch dem deutſchen Publikum zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller**. — Verleger: J. D. **Sauerländer**.

№ 299. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Freitag, 18. December.

Die Grafen von Lara.

Von

Ludwig Bechſtein.

1. Das Hochzeitmahl.

Glockenklang, Drommet' und Pauke
Und der Freude Ruf erſchallte,
Als durch Burgos alte Straßen
Hellgeſchmückt ein Brautzug wallte.

So wie einzig unter allen
Stand der Prachtbau des Alhambra,
Einzig ſo voll hoher Schönheit
War die Braut auch, Donna Lambra.

Saht ihr, wie der Fluß Arlanza
Seinen Silbermund, den hellen,
Wie zu bräutlicher Vermählung
Taucht in des Arlanzon Wellen?

Alſo küßte Donna Lambra
Liebeſelig ihren Gatten,
Don Velasco Villareno,
Ihren Gott und ihren Schatten.

Viele hohe, liebe Gäſte
Zu des Grafen Hochzeit kamen;
Altkaſtiliens beſte Ritter,
Altkaſtiliens ſchönſte Damen.

Graf von Lara, Don Gonſalvo,
War des Don Velasco Schwäher,
Der ein Bruder Donna Sancia's,
Kein Verwandter war ihm näher.

Und es kam der Graf von Lara,
Er der Liebſte von den Lieben,
Kam mit ſeiner edeln Gattin,
Kam mit ſeiner Söhne ſieben.

Wie dem Pol nach, gleichen Glanzes,
Sieben Stern' am Himmel glühen,
So in gleichen Ritterehren
Sah man jene ſieben blühen.

Und der Jüngſte, wie der Schönſte,
Trug des tapfern Vaters Namen.
Wacker nannten ihn die Ritter,
Liebenswürdig ihn die Damen.

Solcher Vorzug weckt ihm Neider,
Haß ſchwur ihm ein neuer Vetter,
Und der Freude reinen Himmel
Ueberzog ein dräuend Wetter.

Und der Braut Verwandter ſäte
Haſſes Unkraut ſtill geſchäftig,
Und von Weiberzorneszähren
Reich getränkt, entſproßt es kräftig.

Jener ſprach zu Donna Lambra
Heimlich, daß nicht anerkenne
Ihren hohen Reiz Gonſalvo,
Und als Schönſte ſie nicht nenne.

Da von Zornesflammen plötzlich
War ſie überlodert worden,
Wie den Himmel überlodert
Rothe Gluth im hohen Norden.

Und des Haares dunkle Flechten,
Duftend ſüß von Muſk und Ambra,
Löſt mit zornesraſchen Fingern
Heftig weinend Donna Lambra.

Thränen aus den ſchönſten Augen,
Thränen an dem Hochzeittage
Sind Propheten ſpätrer Thränen,
Künden Unheil nach der Sage.

Zorn und Stolz, zwei Rieſen beide,
Tobend ihr im Buſen kämpften,
Bis der Stolz den Zorn gefeſſelt,
Liſt und Falſchheit beide dampften.

Und ſo ſchritt ſie, wieder heiter
An der Seite des Gemahles,
Schöner, wie ſie war erſchienen,
Durch die Pracht des Hochzeitſaales.

Und ſo ſaß ſie, ruhig lächelnd,
Ein Vulkan mit innerm Wüthen,
Dem am Gürtel Reben grünen, —
Innen Feuer, außen Blüthen.

Und das Feſtmahl, reich an Freuden,
War im fröhlich vollen Gange,
Und es tönten ſüße Weiſen
Zu der Becher hellem Klange.

Die verſchloſſ'nen Feuergeiſter,
Die ſo heimlich glüh'n im Weine,
Traten aus den dunkeln Kerkern,
Sonnten ſich am Freudenſcheine.

Bis ſie ſprudelnden Geſchlechtes,
Gegenſeit in Streit entflammten;
Die von-Porto boten Fehde
Den von Xeres abgeſtammten.

Donna Lambra ſpähte ſorglich
Nach der Gluth, die wein-entzündet,
Sich in unerwog'nen Worten
Und im Flammenblick verkündet.

Einen Blick voll Huld und Feuer
Ließ ſie auf Hernandez weilen,
Eine Frucht der Coloquinte
Eilt ſie, dieſem zuzutheilen.

Räche, ſprach die Coloquinte,
Räche meine bittern Schmerzen!
Nimmſt du Theil an meinem Kummer,
Nimmſt du Theil an meinem Herzen.

Und der Vetter übermüthig
Färbt mit Blut den Kürbis röthlich,
Einem Sodomsapfel ähnlich,
Außen roth und innen tödtlich.

Einem Sklaven winkt er eilig,
Flüſtert heimlich ihm Befehle;
Und der Sklave mit dem Kürbis
Geht davon mit banger Seele.

Geht zum Sitz des jüngſten Lara
Sieht die Bruder fröhlich zechen,
Trinken auf das Wohl des Brautpaars,
Nimmer ahnend ein Verbrechen.

Und der Sklav', gehorſam ſchleudert
Raſch den Strahl des Zwietrachtbrandes,
Jenem in's Geſicht den Kürbis:
„Dieſes ſendet dir Hernandez!"

Ha, wie zornig fährt Gonſalvo
Raſch empor von ſeinem Sitze,
Aus dem blutumwölkten Antlitz
Sprüh'n der Augen dunkle Blitze.

Eh' ſich noch die Gäſte fragen,
Wer ſo ſchimpflich ihn geröthet,
Liegt der Sklave ſchon erſchlagen,
Liegt Hernandez ſchon getödtet.

Der, ſo dienſtbereit dem Zorne,
Sich auf ſeine Keckheit ſtützte,
Liegt zu Donna Lambra's Füßen,
Die ſein Blut ganz überſprützte.

Todtenbleich ſank Donna Lambra
In derſelbigen Minute,
Ohnmachtbleich vor Angſt und Schrecken,
Roth allein von Freundesblute.

Welch ein Toſen, Zürnen, Toben!
Welch ein Stöhnen, Zagen, Zittern!
Auf der Angſt von hundert Schönen,
Auf des Zorns von hundert Rittern!

Aber gleich dem ſtarken Reiter,
Der das Roß der Wüſte bändigt,
Trat Velasco zu den Rittern,
Schnell gefaßt und ſchnell verſtändigt.

Und vor ſeinem Machtwort ſenkte
Gleich ſich jedes Schwertes Schneide,
Jeder Stahl, zum Mord gehoben,
Kehrte wieder in die Scheide.

„Friede!" droh'te ſeine Stimme,
Und ſie klang faſt wie Verhöhnung;
So, gleich ſtark, gleich grimmvoll ſchreiten
Löw' und Tiger zur Verſöhnung. —

(Fortſetzung folgt.)

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

So zergliederte der muthwillige Franzoſe die Umgebung des Königs nach ihrer Reihefolge, und blieb endlich bei dem letzten, dem nächſten an der Thür ſtehen: „Und dieſer," — ziſchelte er — „dieſer iſt einer der Helden der Vendée, der aber klug genug geweſen iſt, eh' es zur Maſſakre kam, ſeinen Separatfrieden mit Napoleon zu ſchließen, und als er hier den Grund und Boden ſchwankend fühlte, ſich zu Ludwig dem Achtzehnten zu begeben, der ſeine Treue mit dem Gouvernement von Korſika belohnt hat. Vielleicht will man aber durch dieſe Belohnung, die man dem ehemaligen Chouanenchef ertheilt hat, zwei Fliegen mit einer Klappe ſchlagen: einen Überläſtigen entfernen und den Exkaiſer auf Elba in Furcht und Schrecken erhalten, denn dieſem ſoll der Generallieutenant Broulart — das iſt der Mann, von welchem ich rede — den Tod geſchworen haben. — Aber ſehn Sie," — unterbrach der Franzoſe ſich ſelbſt, — „ſehn Sie, wie unverwandt der Graf von Artois und der Abbé von Montesquiou Sie, mein Herr, anſtarren. — Ich wette, ſie reden von Ihnen! — Sehn Sie: der Graf ſpricht mit einem ſeiner Adjutanten — dieſer ſieht Sie an — die Rede war von Ihnen! — der Adjutant wendet ſich zu Fouché! — Fouché ſchielt herüber zu uns! Mein Herr, ich empfehle mich Ihnen! Sie ſind unfehlbar ein Majeſtätsverbrecher! Man ſoll mich keines Verhältniſſes mit Ihnen zeihen!"

Der Franzoſe wandte ſich ſchnell um und verſchwand.

Selm bemerkte in der That, daß er der Gegenſtand des Geſpräches auf dem Chor des Hofſtaates zu ſein ſcheine, und konnte ſich deſſen Inhalt wohl mit ziemlicher Genauigkeit enträthſeln. Plötzlich aber ward ſeine Aufmerkſamkeit auf einen Mann hingeleitet, welcher in dem amtlichen Talar der Jeſuiten in die Hofloge eintrat, und ſogleich von Fouché in Empfang genommen wurde, welcher mit ihm ein leiſes Geſpräch begann, deſſen Gegenſtand — Selm erkannte es an der Miene des Eingetretenen — er ſelbſt war. Er wandte ſich mit der Frage, wer jener Prieſter ſei, der mit dem Miniſter ſpreche, an ſeine Nachbarn; niemand konnte ihm dieſen frommen Mann namhaft machen, und die Namen Vautour und Branchier, unter welchen er dieſen Spion einſt gekannt hatte, dieſe Namen mochte dieſer geiſtliche Herr wohl nicht mehr führen. Er ſah einem Beſuche deſſelben voraus und verließ mit ſeinem Freunde die Kirche, nachdem die Feierlichkeit beendet war, an deren Glanz er die letzte Zeit ſeiner Beiwohnung deſſelben wenig Theil mehr genommen hatte.

Am folgenden Mittage war er eben im Begriff, in Werlemann's Begleitung ſeine Wohnung zu verlaſſen, als ihm ein Fremder gemeldet wurde. Er ließ Werlemann in ein Nebenzimmer treten, und nahm den Beſuch an. Es war Vautour.

„Ich komme," — hob dieſer, nach den erſten, von Selm's Seite ziemlich kühlen Begrüßungen — an, „ein Verhältniß wieder ſeinzuleiten, welches Sie abbrachen, weil Sie nicht wußten, daß ich für Ihr Glück arbeitete, nun — ich will es Ihnen bekennen — um gut zu machen, was ich an Ihrem edlen Schwiegervater verbrach, und ihn durch Sie mit mir zu verſöhnen. — Es iſt, Gott ſei Dank! noch nicht zu ſpät, um meine Hoffnungen aufzugeben; es iſt nichts verloren als die Zeit, und dieſer Verluſt läßt ſich durch den Wucher erſetzen, welchen wir für unſre Saat der Zukunft abzwingen wollen. Sie ſehen mich im Auftrage des Miniſteriums des Innern hier, um Ihnen mit einem Jahrgehalt von zwanzigtauſend Franken franzöſiſche Dienſte anzutragen."

Selm ſchien von dieſem Antrage überraſcht zu werden. „Und welche Stelle iſt es, die man mir bietet?" frug er. — Vautour ſah ihn lange ſcharf und prüfend an, und fuhr, als Selm ſeinen Blick ruhig aushielt, fort: „Monſeigneur hat nicht die Abſicht, Ihr Talent an einen beſtimmten Dienſtzweig zu feſſeln; Sie werden begreifen, daß es einer neuen Regierung, namentlich der unſrigen, höchſt wünſchenswerth ſein muß, die Bedürfniſſe, die Hoffnungen, die Entwürfe, die Stimmung des Volks kennen zu lernen. Es iſt ſchwierig, jedem Verwaltungsgebrechen abzuhelfen, wenn man nicht von dem geheimen Urtheile über daſſelbe in Kenntniß geſetzt iſt, und da es ſeiner Majeſtät Wunſch iſt, jeden Einzelnen ſeiner Unterthanen zu beglücken, ſo iſt das Miniſterium darauf bedacht, ſich auf jede mögliche Weiſe von der nicht öffentlich ausgeſprochenen Meinung zu unterrichten." — Er ſchwieg und ſah Selm mit aufforderndem Blicke an, als erwarte er deſſen Erbieten. Selm erwiederte dieſen Blick und ſprach endlich, als Vautour nicht wieder anfing zu reden: „Aber ich begreife nicht, mein Herr, wie Ihr Miniſter, um die Herzen des Volks ſchauen zu können, ſein Auge auf mich geworfen hat; ich bin ein Fremder hier; noch mehr, ich bin als Feind hier eingedrungen, und folglich weniger als jeder Andre geeignet, auf das Vertrauen eines Franzoſen Anſpruch zu machen." (Fortſ. f.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Berlin, den 28. December 1815.

Verehrungswürdigſter!

— — — — — — Noch immer bin ich nicht definitiv fixirt, ſondern in doppeltem Joch ohne brillante Gehaltseinnahme! — Die Vorſtellung der Undine iſt durch meine Schuld verzögert; ich hatte etwas übernommen, was ich in der Folge nicht ausführen konnte, da es mir an Zeit gebrach. Dieſe Zögerung bringt mir aber mehr Vortheil, als Schaden, da ich mich unter der Zeit künſtleriſch feſter geſetzt, auch ſchon in einer kleinen Compoſition auf dem Theater reüſſirt habe. Wahrſcheinlich laſen Sie in der Berliner Zeitung, daß zu dem Fouqué'ſchen Vorſpiele Thaſſilo, welches zur Sekularfeier des Hohenzollern'ſchen Hauſes im großen Opernhauſe ſehr prächtig gegeben wurde, Chöre und Märſche von mir geſetzt waren.

Mit Weber ſtehe ich ſehr gut, wir trinken zuweilen ein Gläschen Johannisberger Schloßwein! —

Vierzehn vergnügte Tage habe ich in Nennhauſen bei Fouqué verlebt. Sie (die Baronin) iſt als Hausfrau beſſer, als ſich literariſch drucken laſſend. Sie iſt geiſtreich, witzig und noch recht hübſch — *grande e maestosa.* — Auf mich hält ſie viel und hat mich mit pſychiſcher und phyſiſcher Atzung wohl verſehen. Man ißt und trinkt vortrefflich, auch darf man mit dem alten Landesdirektor Brieſt (Fouqués Schwiegervater) bei'm Damenthee eine Pfeife Varinas-Knaſter rauchen. — Nachher, und zwar wie der Kaiſer Alexander hier war, fanden ſich Fouqués auch in Berlin ein. — Ihr demüthiger Freund und Diener hat bei dieſer Gelegenheit (nämlich als der Kaiſer hier war), ſeit eilf Jahren wieder zum erſten Mal in einer abentheuerlichen Uniform diplomatiſchen Fêten beigewohnt, bei denen man ſelbſt zu den Schaugerichten ſortirt, und Leibesnahrung und Nothdurft höchlich vernachläſſigt wurde, zum Schaden des Staats und ſeiner Diener! —

Was die Theatralia betrifft, ſo wünſche ich Glück zu dem neuen Unternehmen, halte aber den Zuſchuß für viel zu gering! — Ich nenne das: auf dem halben Wege ſtehen bleiben. — Ohne ſoliden Fond kein ſolides Theater. — Wegen der gewünſchten Perſonen habe ich mich an Brühl und Esperſtaedt gewandt, und ſchreibe die Reſultate. — Mit Wurm *) kann ich perſönlicher Verhältniſſe wegen, nicht wohl unmittelbar unterhandeln. Als Criminal-Richter möcht' es nämlich nicht ganz ſchicklich ſein, ſich mit ihm auf der Hausvogtey, wo er im Criminal-Arreſt ſitzt, ſchriftlich oder mündlich in Relation zu ſetzen. Auch gleich abreiſen wird er wohl deßhalb nicht können, weil es noch dahin ſteht, in wie fern das Urtheil erſter Inſtanz in der zweiten beſtätigt oder gemildert werden wird. In jenem Urtheil iſt der arme Wurm zu einjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt worden. Durch die dritte Hand habe ich dem Wurm Ihren Antrag ſagen laſſen; ſollte er wirklich nach Bamberg gehen, ſo werden Sie doch wohl ganz ſein — (viel zu gelinde ex indiciis gerügtes) Verbrechen verſchweigen müſſen.

Früher, als Undine hier auf das Theater gekommen, kann ich ſie nicht verſenden; dann aber wollen wir deßhalb in Unterhandlung treten. — Der Oberbaurath Schinckel ordnet hier die Dekorationen zur Undine an; ſie ſollen 8 bis 10,000 Thaler koſten; ſo iſt wenigſtens der Anſchlag.

Grüßen Sie ꝛc. Ihr ꝛc.

Den 1ten Januar 1816, (welches ein Schaltjahr iſt.) Proſit, Neujahr!

---

*) Ein Gaſtrollenſpiel auf der Bamberger Bühne ward beabſichtigt, was ſpäterhin auch ſtatt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

Die Iſraeliten in Deutſchland, England und Frankreich. — Wie wenig Europa noch in ſich befriedet, wie langſam die Blüthe wahrhafter Humanität ſich entfaltet, kann man unter Anderem auch daraus entnehmen, daß ſelbſt in den civiliſirteſten Ländern noch immer ſich die Reibungen zwiſchen ſ. g. Chriſten und ſ. g. Juden erneuern. Die betrübenden Vorfälle in Hamburg ſind bekannt.

In London wurde zwar unlängſt der Israelite David Salomons erſt zum Sheriff, dann auch zum Alderman (Schöffen) gewählt. Als derſelbe aber ſeinen Amtseid ablegen wollte, forderte man von ihm, daß er eine früherhin vorgeſchriebene Erklärung unterzeichne, welche ein chriſtliches Glaubensbekenntniß enthält, und als er um Ausſtand bat, um einen Anwalt zu conſultiren, wurde ſofort ſeine Wahl annullirt.

In Frankreich, wo ſeit der Julirevolution auch die Vorſteher der Synagoge vom Staate beſoldet werden — und der König jüngſt die Verſicherung erneute, daß er ſtets allen beſtehenden Glaubensgemeinſchaften gleichmäßigen Schutz angedeihen laſſen werde, hat die Gazette de france, welche einen großen Theil der legitimiſtiſchen Parthei repräſentirt, ſich auf das gehäſſigſte über ſeine wahrhaft königliche Zuſicherung erklärt, und die Regierung wiederholt des „Atheismus" beſchuldigt, weil ſie die Bekenner der römiſch-katholiſchen Religion gleichſtelle mit den im Irrthume befangenen Proteſtanten und den Israeliten, welche „Jeſum Chriſtum läſterten (blasphément.)" Zugleich läßt ſie ſich von Darmſtadt aus, — wahrſcheinlich von irgend einem exilirten franzöſiſchen Legitimiſten, — einen Brief ſchreiben, der es „natürlich" findet, wenn eine gewaltſame Reaktion gegen die wohlhabende Judenſchaft ausbreche, und der Welt vorlügt, daß zu Frankfurt a. M. bereits aller geſellſchaftlicher Verkehr zwiſchen Juden und Chriſten, aufgehört habe. Daſſelbe, von Neid und Haß überſprudelnde Tagblatt, fordert aber eine Rentendotation für den kath. Klerus als Erſatz für die 300,000,000 Franken Einkünfte der franz. Kirche, welche die Conſtituante confiszirt, und verlangt, daß die Geiſtlichkeit völlig unabhängig werde von der weltlichen Macht! —

⁂ Berufung der Soldaten zu öffentlichen Arbeiten. Zu den bedeutendſten, wie erfreulichſten Fortſchritten der Kultur gehört unſtreitig, daß man in Frankreich angefangen hat, Militairs in Friedenszeiten zu gröſſeren, öffentlichen Arbeiten zuzuziehen. Man bewilligt denen, die ſich zur Arbeit melden, angemeſſenen Taglohn in Geld, und findet, daß ſchneller, beſſer und im Ganzen auch wohlfeiler gearbeitet wird. Schon ſind in den Departements mehrere Straßen auf dieſe Weiſe gebaut worden, und gegenwärtig werden in Paris ſelbſt, im Quartier Tivoli die vorbereitenden Arbeiten zu einer Eiſenbahn von Soldaten vollführt. Zum Lobe der bürgerlichen Taglöhner iſt hierbei zu erwähnen, daß ſie durchaus kein Misvergnügen über dieſe Neuerung bezeigen, obgleich ihr Erwerb durch dieſelbe geſchmälert zu werden ſcheint. Wohl mögen ſie ahnden, daß durch ſolche Verbürgerung des Kriegerſtandes ſich die Bewaffnung des Bürgerſtandes ergänzt, und die allmähliche Reduktion des drückenden Militair-Budgets vorbereitet.

⁂ Geldwerth der liegenden und der fliegenden Literatur. — Der Geldwerth der in Deutſchland jährlich erſcheinenden Bücher wird auf 5 bis 6 Millionen Thaler angeſchlagen; den Betrag der 1833 in England gedruckten Bücher ſchätzte man nur auf nahe an 3 Millionen Thaler; dagegen der Geldwerth der in dem nämlichen Jahre in England erſcheinenden Zeit-Blätter und -Schriften an ½ Millionen Thaler betragen ſoll. Die deutſche Zeitliteratur iſt, wenn auch nicht unſchätzbar, ſo doch noch nicht nach ihrem Werthe — abgeſchätzt.

⁂ Oſtindiſcher Almanach. — Bei dem Wechſel des Jahres dürfte es nicht unpaſſend erſcheinen, an die Zeitrechnung und den Kalender eines Volkes zu erinnern, welches ſeiner Sprache, Überlieferung und Bildung nach unſtreitig zu den älteſten der Erde gehört. Der zu Neddia für das ablaufende Jahr erſchienene Indiſche Kalender fängt mit dem Anfang der Welt ſelbſt an. Parvati fragt ihren Gemahl Sivas, die dritte Perſon der Indiſchen Trimurti (Dreieinigkeit): „wie die Welt entſtanden ſei?" Sivas, der Gott der Zerſtörung oder Rückführung zur Ureinheit, antwortet, das Univerſum ſei durch der Gottheit Willen zum Daſein gekommen; unerſchaffen aber ſeien der leere Raum, die Weltgegenden, das Waſſer und die Finſterniß. Ein Samenkorn ſei vom Himmel in's Waſſer gefallen und zu einem Ei geworden, aus dem die Sonne hervorgegangen; die Sonne aber habe die übrigen Geſtirne und alle beweglichen und unbeweglichen Dinge hervorgebracht. — Dann folgt die Angabe und Beſchreibung der vier Weltalter, in deren letztem, dem ſündhaften, wir jetzt leben. Wiſchnus (die zweite Perſon der Dreieinigkeit) und Dſhaggernaut ſollen jeder noch 5064 Jahre auf Erden zu herrſchen haben. Indeß ſoll, wie faſt in ganz Indien geglaubt wird, der Ganges nur noch 64 Jahre fließen.

Das Hauptintereſſe des Kalenders beruht aber in dem aſtrologiſchen Theile deſſelben. Wie die Ägypter, Chaldäer, Griechen, Etrurier, Römer und viele andere Völker ihre glücklichen und ungünſtigen Tage hatten, wie noch jetzt bei Chineſen und ſelbſt bei vielen Europäern, ſo herrſcht dieſer Glaube auch ſeit unvordenklich bei den Indern. Im Jahre 1242 bengaliſcher Zeitrechnung (1835 der chriſtl.), gab es 173 Glückstage für die wichtigſten Verrichtungen im Indiſchen Leben; nämlich: 23 Tage zum Dienſte der Planeten, 90 zur Feier von Hochzeiten, 3 zur Heimführung einer Braut, 25 zur erſten Speiſung der Kinder mit Reiß, 2 zum Anfang des Unterrichts, 5 zur Einkleidung eines Brahminen und 6 zu Todtenopfern. — C.

Berichtigung eines Irrthums des Herrn Hofraths Rousseau.

Herr Hofrath J. B. Rouſſeau ließ in dem ſo eben erſchienenen Probeblatt ſeiner Zeitſchrift: „der Leuchtthurm," bei Erwähnung einer Diatribe Heine's über das „junge Deutſchland" folgenden Satz drucken: „Während ein früheres Mitglied dieſer Geſellſchaft jetzt, ſich losſagend, ſelbſt erklärt, Deutſchland habe über dieſelbe den Stab gebrochen ꝛc. ꝛc." Da die letzten Worte dieſes Satzes mit den nachſtehenden in meiner „Einladung für 1836" (No. 292 des Phönix) die größte Aehnlichkeit haben: „Die Mitarbeiter gehören keiner Parthei an, am wenigſten jener, über welche die öffentliche Meinung bereits den Stab gebrochen hat;" — ſo glaube ich Grund zu haben, die oben angeführte Stelle Herrn Rouſſeau's auf mich zu beziehen, und ſehe mich veranlaßt, ihm einen — Irrthum nachzuweiſen. Es iſt nämlich unwahr, daß, wenn das junge Deutſchland überhaupt eine — Geſellſchaft (?) bildete, ich je Mitglied einer ſolchen geweſen wäre. — Ich glaube berechtigt zu ſein, einen ſolchen doppelten Verdacht: — den, irgend einer Geſellſchaft als Mitglied angehört zu haben, und den, an einer ſolchen zum Renegaten geworden zu ſein, — abweiſen zu dürfen, und berufe mich auf meine ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen, in denen ſich mein Eifer für Wahrheit und Recht, mein Haß gegen Unnatur, Arroganz und Scheinheiligkeit jeder Art hoffentlich ſelbſtſtändig genug ausſpricht, als daß ich nöthig hätte, mit irgend einer Clique gemeinſchaftliche Sache zu machen.

Dr. Eduard Duller.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 300. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt Nro 50.

Samſtag, 19. December.

Italiäniſche Literatur.

Von Adrian.

Erſter Artikel. — (Schluß.)

Nun der Oheim einmal gemordet worden, iſt man nicht erſtaunt, ſofort auf einen zweiten, eben ſo wenig motivirten Mord zu ſtoßen. Lutalto meint, nach dem Tode des Oheims ſtehe ſeiner Verbindung mit Nelinda nichts mehr im Wege. Er fühlt wohl tiefe Reue über ſeine That, aber die Frucht der That will er doch genießen — iſt dies die Reue eines edlen Herzens, einer großen Seele? Fernando lohnt ihn, wie er es verdient: er wirft ihn in ein Verließ. Um ſich aus dieſem zu retten, tödtet er einen ſeiner Wächter und entflieht. Die liebende Nelinda geräth bald auch auf den Gedanken, Schloß Landiano zu verlaſſen; verkleidet begibt ſie ſich in Geſellſchaft eines Getreuen auf den Weg, findet den Geliebten und auch ganz zufällig ihren Vater, der Edmondo genannt wird und ein Schloß in der Nähe von Turin beſitzt. Das Glück der Liebenden hat nun ſeinen Höhepunkt erreicht und der Leſer athmet freier und dankt mit dem ſchönen Pärchen dem Himmel, welches ihn wie dieſes aus dem Meere von Gefahren ſicher in den Hafen gebracht hat. Da wird ein Turnier zu Turin angekündigt. Lutalto hat gar nichts bei dieſem Turnier zu thun — Nelinda iſt troſtlos über den eigenſinnigen Menſchen, der allen ihren Bitten zum Trotz Waffen nimmt, und nach Turin eilt. Edmondo beſchließt klüglich, den jungen Mann nicht allein gehen zu laſſen. Zu Turin tödtet Lutalto einen Helfershelfer Fernando's, und der böſe Geiſt, der in dem jungen Mann wüthet, fährt auch plötzlich in den alten Edmondo. Er ahnt Fernando's Nähe; dieſer hat ihm die Tochter geraubt; hat er bisher weder an ein Aufſuchen der Geraubten, noch an eine Beſtrafung des Räubers gedacht, ſo ſinnt er jetzt um ſo hitziger auf Rache. Es ergeht ihm, wie dem alten Aladin:

— Vuol vendicarse,
Sogna che puote, e sfogar l'anima serena.

Da er aber die Sache höchſt albern anfängt, fällt er in Fernando's Hände, welcher ihn in ſeiner Wohnung zu Turin feſthält und ſich dann anſchickt, Lutalto zu verderben. Dieſe ſeine Schritte fallen jedoch unglücklich aus, und führen ſeinen Sturz herbei. Edmondo entkommt und entdeckt dem Herzog Amedeo die Frevel Fernando's, welcher nun ſeinerſeits in das Gefängniß wandert und ſpäter erbärmlich endigt. Lutalto, dem dieſe Vorgänge unbekannt bleiben, und der von nichts träumt, als von den Gefahren, welche ſeiner Nelinda und ihm durch Fernando drohen, eilt über Hals und Kopf zu Nelinda, und flüchtet mit ihr über die Berge, Edmondo hinterlaſſend, er möge ihnen nach Lyon folgen.

Den Eindruck, welchen dieſe wilde, thörige Haſt, dieſes Bangen vor einem Unglück macht, das der Leſer beſeitigt weiß, iſt peinlich, und treibt ihn raſch dem Schluſſe entgegen, um der Laſt des Unnatürlichen und Abſpannenden zu entgehen.

Die Schauer und Müheſeligkeiten des Wegs über die Alpen wirken auf Nelinda's zarte Geſundheit nicht günſtig. Sie muß das Pferd bald anhalten; Lutalto, der immer den furchtbaren Feind hinter ſich ſieht, gewahrt endlich mit Schrecken, daß ſeine geliebte Gattin einige Rückſicht verdient. Eine in einem Walde gelegene Kapelle nimmt die Ohnmächtige auf. Der Gatte ſieht ſich vergeblich nach Beiſtand um, da glaubt er eine Stimme in der Ferne zu hören. Er eilt dem Tone nach. Indeſſen erwacht Nelinda aus ihrer Ohnmacht. Sie ſieht ſich allein, ruft dem Gatten, ringt verzweifelnd die Hände, weint bittere Thränen. Alles vergeblich. Sie glaubt das Schlimmſte. Da erblickt ſie eine Rüſtung in der düſtern Kapelle; als Ritter verkleidet mag ſie vielleicht den Gefahren der Wildniß, welche ſie umgibt, entgehen. Sie hüllt ſich in das alte Rüſtzeug. Jetzt kömmt der Gatte mit einigen Gebirgsleuten zurück, hält den Ritter für einen ſeiner Feinde — ſeine fixe Idee — ſchleicht herbei und tödtet ſeine Gattin. Als er ſeinen Irrthum erkannt hat, ſtürzt er bewußtlos hin; „Blut ſtrömt ihm aus Mund und Naſe;“ er erhebt ſich nicht wieder.

Wir haben eine ſo große Achtung vor der Einſicht unſerer Leſer, daß wir kein ferneres Wort über einen ſolchen Plan, über eine ſolche fabelhafte Fabel verlieren. Nur das wollen wir noch bemerken, daß die Ausführung faſt überall eben ſo jugendlich ausgefallen iſt, wie der Entwurf des Ganzen.

Scelta di Poesie Italiane d'autori antichi e moderni, raccolto e publicate da Domenico Ponisio. Vienna, Volke. 1835.

Unter dieſem Titel kündigt ſich eine in der That ſehr verdienſtliche Sammlung von mehr denn 60 der duftendſten Blüthen des klaſſiſchen und modernen italiſchen Parnaſſes der Leſewelt an. Herr Poniſio, in Wien als Meiſter der italiäniſchen Sprache und Literatur beſonders geſchätzt, hat hier mit Umſicht und Geſchmack ein Werk zuſammengeſtellt, welches eben ſo ſehr dem Freunde ital. Poeſie überhaupt, als auch jedem Studirenden, welchem die koſtſpieligen großen Werke der Dichter in dieſem Idiom unzugänglich ſind, dringend empfohlen zu werden verdient. Es wäre überflüſſig, hier der einzelnen Dichtungen erwähnen zu wollen, da wohl die Namen Monti, Manzoni, Carrer, Vittonelli, Zajotti, Roſſi (der lorbeerbekrönten Klaſſiker nicht zu erwähnen) jedem bekannt ſein dürften, der ſich nur einigermaßen um die Glanzpunkte in der ital. Literatur und Dichtkunſt bekümmert hat. Die ſchöne, ja zum Theile prachtvolle Ausſtattung des Buches bei ſo billigem Preiſe läßt ſich wohl nur dadurch erklären, daß der Herausgeber keine Koſten ſcheute, daſſelbe in einer würdigen Geſtalt an's Licht treten zu laſſen. Das einzige Bedauerliche ſind mehrere Druckfehler, welche bei einem ſolchen Werke hätten völlig vermieden werden ſollen; doch wird bei einer bald zu hoffenden zweiten Auflage ſicher auch dieſem Übel überhoben werden. Und ſo empfehlen wir nochmals dieſe Anthologie jedem, der ſich um weniges Geld Vieles und Tüchtiges zu verſchaffen wünſcht, und rufen ihm die Worte der ſinnvollen Vignette zu: „Il più bel fior ne coglie!“

Fitzinger.

Taſchenbücher.

4) Jahrbuch ſchwäbiſcher Dichter und Novelliſten. Herausgegeben von E. Mörike und W. Zimmermann. Stuttgart. 1836. P. Balz.

Nicht im ſchimmernden Goldſchnitt und delikaten Seideneinband, noch mit prachtvollen Stahlſtichen geſchmückt, präſentirt ſich uns dies Jahrbuch; eine einzige ſaubere einfache Zeichnung, die Lyrik in Schwaben ſymboliſch darſtellend, wurde demſelben beigegeben, welches übrigens recht anſtändig gedruckt iſt. Der Charakter, welchen wir an dieſem Äußern wahrnehmen, entſpricht auch dem Inhalt. Wir finden in den Dichtungen und Novellen, welche denſelben bilden, eine gewiſſe hausbürgerliche Einfachheit und ſchlichte Naturwahrheit, welche in unſerer neueſten Zeit, die des flitterhaften und vornehmen Trödels wahrlich ein Übermaß beſitzt, als beſſere Leckerbiſſen betrachtet werden müſſen, denn literariſche Trüffel und Gänſeleberpaſteten, an denen man ſich nachgerade überreſſen hat.

Da das in Rede ſtehende Jahresgeſchenk ſich als Jahrbuch ſchwäbiſcher Dichter und Novelliſten ankündigt, ſo befremdete es uns anfänglich, manche gefeierte Namen Schwabens darin zu vermiſſen. Doch ſcheint es uns — nachdem wir uns mit dem Inhalt näher befreundet — faſt, als ob in dieſem Jahrbuch die Anfänge einer Lostrennung jüngerer Geiſter von der älteren ſchwäbiſchen Dichterſchule ſich kund gäben, (wir verwahren uns jedoch hierbei gegen die Zumuthung, als ſollten unſere oben ausgeſprochenen Anſichten ſich auf dies zu vermuthende ſpezielle Verhältniß beziehen.) Da jedoch dies Phänomen ſich noch nicht klar genug abzeichnet, ſo beſchränken wir uns einſtweilen blos auf einige Andeutungen über die einzelnen Beiträge.

Als gelungen dürften wohl unſtreitig Zimmermann's jugendlich friſche „Zueignung“, Treuburg's „Freuden und Leiden des Scribenten Felix Wagner“, Eduard Mörike's Mährchen: „Der Schatz“, deſſelben und Ludwig Bauer's „Gedichte“, Treuburg's „Waſſerfall“ und deſſen ächt volksthümliche Romanze, endlich Zimmermann's Gedicht: „das Kind“ gelten, welche ſich ſämmtlich durch Wahrheit der Stimmung und Einfachheit der Darſtellung auszeichnen. Treuburg's Novelle: „Cordelia“ dagegen, ſticht gegen ſeinen „Felix Wagner“ merklich ab und wenn auch die Behandlung alles Lob verdient, ſo gehört doch die Erfindung in's Fach der Modenovellen.

Dem friſchen Streben der Herausgeber und ihrer Freunde iſt ein glücklicher Erfolg zu wünſchen und zu prophezeihen.

5) Norddeutſches Taſchenbuch auf das Jahr 1836. Mit Beiträgen von L. Storch, Amalie Schoppe, geb. Weiſe, Ad. v. Schonen, F. W. Rogge und dem Herausgeber David Ruſſa. Mit ſechs Stahlſtichen. Wismar, H. Schmidt und v. Coſſel.

Die Novelle: „Honeſta“ von Amalie Schoppe iſt ein weibliches Charaktergemälde, welches uns — sans comparaison — öfters an Tieck's „Emmeline“ (in: Eigenſinn und Laune) erinnerte, freilich mit dem Unterſchiede, daß die Honeſta der Frau Schoppe gründlich, wahrſcheinlich und ſchicklich motivirt iſt. Einzelne Abſchnitte und Stellen zeichnen ſich durch eine ſehr glückliche Darſtellung aus, wie z. B. die keimende Liebe der Nachbarkinder und die Beſchreibung des verwilderten Gartens zu Anfang, welche den Leſer mit einem Male in die für den Eindruck der nachfolgenden Erzählung nöthige eigenthümliche Stimmung verſetzt. — Ludwig Storch's Novelle: „die gebackenen Tage“, gründet ſich vermuthlich auf die Tradition einer Anekdote, welche ſich bei Einführung des Gregorianiſchen Kalenders ereignete; daraus hat nun Storch mit ſeiner bekannten Leichtigkeit eine artige Burleske gemacht, mit allem romantiſch-hiſtoriſchen Zubehör, welcher ſich in ein mittelalterliches Philiſtertableau und Familiengemälde hineinverweben läßt. Die Charaktere ſind größtentheils jene in der deutſchen Novelliſtik recipirten, woraus ſich nachgerade ebenſo eine Maskennovelle conſtituiren ließe, wie einſt eine Maskenkomödie — der Bramarbas, der derbe, lächerliche und doch gutmüthige

Spießbürger, der beſcheidne junge Menſch, dem eine plötzliche Nothwendigkeit die Schlafmütze abreißt, die hübſche blonde blauäugige deutſche Hausfrau, die beſchränkte Mutter, welche aus purer Gutmüthigkeit alles verkehrt anſtellt ꝛc. Hiezu kommt bei Storch meiſt noch ein ſpitzbübiſcher Abentheurer und ein liederliches Frauenzimmer. Storch's Talent, lebendig zu dialogiſiren und einzelne Tableaux als complette allerliebſte humoriſtiſche Genrebilder zu arrangiren, bewährt ſich auch in dieſer Erzählung, welche ſich recht angenehm lieſt. — Die Novelle Adalberts von Schonen's: „Victorine", verſetzt uns in die unſelige ſittenloſe Zeit Louis XV.; dieſer, der berüchtigte Bertin, die Pompadour ꝛc., treten handelnd auf; wir werfen einen Blick in eines der „petites maisons" des Herzogs von La Vallière, und ſehen, wie zwei Liebende das langſame ſyſtematiſch zugerichtete Opfer der Intrigue werden. Der Verfaſſer entſchädigt uns für die unangenehmen Eindrücke, welche durch ſeine glücklichen Sittenbilder aus jener Zeit in uns erweckt werden, bei der Cataſtrophe dadurch, daß er den Helden, nachdem dieſer Frankreichs fluchbefleckten Boden verlaſſen hat, für Amerika's Freiheit fallen, und die Heldin im Kloſter ihre Mutter wiederfinden läßt. — „Die Taufe" oder „der Kaufmann von Venedig", von Dávid Ruſſa, enthält manche ſchöne Situation, wie z. B. das erſte Auftreten Davids, — aber die Erzählung dünkt uns kein organiſches Ganze, und die Cataſtrophe (durch die Aufführung des Kaufmanns von Venedig) weder neu noch unbedingt nothwendig. Die Charaktere ſind — mit Ausnahme des etwas verbrauchten weiblichen (Betty's) — mit großer Gewandtheit und Sicherheit umriſſen. — Von den Gedichten J. W. Rogge's erhält ſich blos die erſte Elegie über der Oberfläche. — Die typographiſche Ausſtattung iſt ſehr lobenswerth, aus der Reihe der hübſchen Stahlſtiche hätte jedoch Nro. 3. „die Erwartung" mit beſſerem Zug wegbleiben ſollen.

6) Gedenke mein! Taſchenbuch für 1836. 5ter Jahrgang. Mit 8 Kupfer- und Stahlſtichen. Wien und Leipzig. F. W. Pfautſch.

Faſt alle Dichter und Novelliſten, aus deren Beiträgen dies Taſchenbuch zuſammengeſetzt iſt, ſind Öſterreicher. J. F. Caſtelli, der ſeit einer Reihe von Jahren im In- und Ausland für einen Öſterreichiſchen Original-Volkspoeten gehalten wird, während er blos vorhandene — meiſt außerdeutſche — Stoffe dem Öſterreichiſchen Geſchmack glücklich zu adaptiren verſteht, J. G. Seidl, der früher geraume Zeit zu großen Hoffnungen berechtigt hatte, und jetzt in Cilly leider in's Unbedeutende herabzuſinken droht, Ritter von Tſchabuſchnigg in Klagenfurth, Regina Frohberg, Lucka, haben Novellen, M. Enk, Frankl, Kuffner, Dräxler-Manfred, Joh. Nep. Vogl ꝛc. poetiſche Gaben geliefert. Die Novelle Caſtelli's: „Auge und Herz" iſt unter den proſaiſchen Beiträgen unſtreitig die beſte. Unter den Poeſien nennen wir als gelungen: Carlopago's treffliches „Todtengericht", dann J. N. Vogl's ſchöne „Romanzen" und M. Enk's „die Geſchenke", hauptſächlich deſſen: „Auswanderer."

Deutſche Novelliſtik.

Wenn alle polizeilichen Correctionsmittel abgenutzt ſind, ſelbſt das: Novellen leſen zu müſſen, ſo erfinde man die Tortur des Novellenſchreibenmüſſens. Vielleicht iſt ſie ſchon erfunden!?

Gott! Gott! Die Augen gehn einem über vor Unwillen, Spott und Verzweiflung, wenn man die Erbſünden des Leipziger Meßkatalogs berichten hört. — Es iſt — im Ernſt zu ſprechen — eine entſetzliche Ausſicht, hunderte von Menſchen zu ſehen, welche — ſtatt irgend ein ſolides Handwerk zu treiben, wobei ſie ihr ehrliches Auskommen fänden, — dem lieben Herrgott die Zeit entlehnen und Bücher ſchreiben. Wohin du gehſt in dieſem Deutſchland, der Heimath deines Schiller, Göthe, Jean Paul, deines Luther, Hutten, deines Friedrich, deines Keppler und Kant, — begegneſt du faſt keinen Menſchen mehr, ſondern nur Büchermachern, der blaue Himmel iſt Löſchpapier, die Bäche und Quellen — Dinte, die Gänſe ſind laufende Novellen, in jedem Kiele an ihrem Leibe ſteckt ein Roman; die Geſchichte haben ſie zur Kupplerin der Langweile und des Kitzels gemacht; Weſen mit Bart am Kinn, die man ſonſt Männer nannte, arbeiten für Stubenmädchen und Näherinnen! Wahrlich, das deutſche Volk hat Geduld, und Geduld iſt eine Tugend, — aber ein altes Sprichwort ſagt, was für eine Sorte von Tugend die Geduld iſt.

Schelte niemand, daß dies nutzloſe Scheltworte ſind, Scheltworte allerdings, aber nicht nutzlos! Wenn nochſoviele vor uns gegen die Verwäſſerung unſrer deutſchen Literatur ſich hindämmten, — das Waſſer ſickert doch durch, folglich iſt es Pflicht, den Damm auf's Neue auszubeſſern, und eine Warnungstafel darauf hinzuſtellen. Denn nicht das abſolut Schlechte allein iſt gefährlich, ſondern auch das elende Mittelgut. Das Leſen war längſt eine zehrende Krankheit, das Schreiben iſt eine ſolche geworden.

* * *

14) Der Hochverräther, hiſtoriſche Erzählung neuerer Zeit, von C. F. W. Vorck. 2 Theile. Leipzig, Joh. J. Weber.

Ein Jeſuitenzögling verſucht aus fanatiſchem Ärger über die Aufhebung der Klöſter (? Ein Hyſteronproteron!) den Kaiſer zu morden, entflieht aus dem Gefängniß, geräth nach Ungarn, entführt von dort die Tochter ſeines Wohlthäters nach Rußland, ſpielt mit ihr eine Trauungskomödie, wird als falſcher Spieler und Duellant nach Sibirien transportirt, begnadigt, kehrt zurück, geräth unter Zigeuner und erſchießt ſich.

Man ſieht: Wir hatten die Geduld, dies Werk auszuleſen, und man wird es uns deßhalb nicht verargen, wenn wir den Ärger über ſolche Produkte, die halb im Schlaf, und halb im Katzenjammer geſchrieben ſind, nicht verſchlucken.

Der Verfaſſer hat ſein Buch eine hiſtoriſche Erzählung genannt. Wir wollen über die Tautologie des Titels mit ihm nicht rechten, ſonſt müßten wir mit hundert andern und darunter auch Modeſchriftſtellern rechten; aber da er einmal doch eine Geſchichte vorausſetzt, ſo möchte man ihn wohl fragen, wo in aller Welt, die Jeſuiten jemals Äbte und Guardiane hatten?

Als Probe des komiſchen Styls folgende Zeilen:

> „Nach langer Zögerung reichten beide (zwei Jeſuitenzöglinge) ſich die Hände, ihre gleiche Sinnesmeinung dadurch äußernd, und liſpelten, ſich umarmend: „Kaiſermord!""

* * *

15) Die Ohrfeige. Novelle von Dr. Schiff. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Muſik und Kunſt. 1836.

Die Ohrfeige hat in der Romantik ſeit jener britiſchen Erwiderung: „Das hätte euer Vater Heinrich nicht geſtan," bis zu der fragenden des Berliners: „Sollte dies (die Ohrfeige nämlich) etwa mich gegolten haben?" ein eigenes geheimes Departement erhalten, ſie iſt eine Variation des Fenſters von Trianon geworden, ſie hat ſchon mehr Blutabzapfungen hervorgebracht, als Raupach's Schelle; die Ohrfeige iſt ein nothwendiges Hausübel, ein pädagogiſches Prinzip, ein deus ex machina geworden. In der vorliegenden Novelle präſentirt ſich die Ohrfeige als Eheprokurator. Man erwarte demnach in Dr. Schiff's Novelle kein Gewebe von caſtilianiſchen Ehrbegriffen, von Schimpf, Rache und Blutrache, von Duellen und Meuchelmorden, Giftkügelchen, Exploſionen und dergl., — keinerlei Sorte von Scheu- und Grauſalen, noch ſonſtigen Unfug, welcher durch eine Ohrfeige hervorgerufen werden kann; wer ſich den verſchleppten Magen durch einen ſolchen deutſchfranzöſiſchen Hexenbrodel zu kuriren hofft, mag die obenerwähnte Novelle bei Seite legen.

Wer dagegen an Skizzen von Familien-Genrebildern Freude hat, in welchen bunte, drollige, faſt an die Grenzlinie der Karrikatur gerückte Charaktere zum Vorſcheine kommen, an geſundem Humor, der nicht aus den Strängen ſchlägt, an einer ergötzlichen Parodie des Kleinbürgerthums, — der nehme die Erzählung von Dr. Schiff in die Hand und amüſire ſich in der modeſten Sphäre, welche ihm aufgeſchloſſen wird, an Onkel Holm und Onkel Bürg, den burlesken Geiſtesverwandten des unvergeßlichen Bürgerkapitän's, an der verdrießlichen pußreichen Jugend des Helden und an den echt aus dem Leben geſchöpften Briefen von deſſen Mutter, und er wird ſehen, daß die ominöſe Ohrfeige, weit entfernt, den Comfort des Leſers zu zerſtören, nichts als ein — freilich etwas maſſiver Eheprokurator iſt.

Die natürliche Tochter. Freie Bearbeitung der von Steph. Louiſe de Bourbon-Conti ſelbſtverfaßten Memoiren, zur Erläuterung von Göthe's gleichnamigem Trauerſpiele, durch **Friedrich Zirklaup.** 2 Theile. Meißen, Klinkicht und Sohn. 1835.

Aus zwei Rückſichten kann man dies Buch zu den intereſſanteren Erſcheinungen unſrer Literatur zählen. Die Memoiren der unglücklichen Frau enthalten ſchon an und für ſich eine merkwürdige Schickſalsfabel, welche durch die Kunſtloſigkeit, womit ſie niedergeſchrieben iſt, den Anſchein der Glaubwürdigkeit gewinnt, der Charakter der Verfaſſerin ſpiegelt ſich darin mit allen kleinen Reizen und kleinen Unarten wieder; wir ſehen ganz das verzogene, eitle und dabei liebenswürdige Kind, welches das angeborne, fürſtliche Weſen nicht verläugnen kann, und noch im tiefſten Elend die Anſprüche der Verwandtſchaft nicht aufgibt; — wir erblicken endlich die verhängnißvolle Zeit vor der franzöſiſchen Staatsumwälzung in den Reflexen des häuslichen Lebens der Großen, in dieſem alle Motive enthalten, welche den furchtbaren Umſturz herbeiführten, — in jeder Ecke, in jedem Winkel — die Intrigue, die Selbſtmacht, die Anarchie einer Generation, deren Mütter aus Prüderie ihre Töchter in namenloſes Elend hinabſtürzten, jene gänzliche Zerlaſſenheit und Zerfaſerung der Grundſätze, der Pflichten, des Inſtinktes ſogar, die Fäulniß eines mit glänzenden Gewändern umhangenen Organismus. Dieſe Wahrnehmungen, welche ſich hier auf den abentheuerlichen Roman reduciren, den die unglückliche Bourbon-Conti (Mont-Cair-Zain) durchleben mußte, machen die Memoiren derſelben für Jedermann äußerſt anziehend.

Für die deutſche Literarhiſtorie gewährt das Buch — hauptſächlich durch das gediegene Vorwort des Bearbeiters, Herrn Zirklaup, ein beſonderes Intereſſe, da Göthe dieſen Stoff zum Vorwurf einer beabſichtigten Trilogie benutzte, von welcher er nur den erſten Theil, ſeine Tragödie: „Die natürliche Tochter" vollendete. Herr Zirklaup hat in ſeinem Vorwort eine glückliche Parallele des Materials und der Göthe'ſchen Dichtung aufgeſtellt, welche als ein Commentar zu letzterer betrachtet werden kann, der zur Kenntniß Göthe'ſcher „**Dicht- und Denkweiſe**" von großem Belang iſt, namentlich für jene, welche auf den ſtereotyp gewordnen Ausſpruch: „Göthe's natürliche Tochter ſei marmorglatt, aber auch marmorkalt," wie ad verba magistri ſchwören.

Fürſt Clemens von Metternich und ſein Zeitalter. Eine geſchichtlich-biographiſche Darſtellung von Dr. **Wilhelm Binder.** Ludwigsburg, Naſt. 1836.

Faſt unmittelbar nach dem Erſcheinen dieſes Buches erhoben ſich Zweifel, ob der auf dem Titel angeführte Name des Verfaſſers nicht etwa ein Incognito des bekannten Hiſtorikers **Ernſt Münch's** in Stuttgart ſei. Seither hat man die Exiſtenz des Herrn Dr. W. Binder eingeräumt. — Wie dem nun ſei, ob der Verfaſſer mit ſeinem eigenen oder unter einem fremden Namen auftrat, — der Stoff, welchen er bearbeitete, iſt ein äußerſt ſchwieriger, und man kann Herrn Binder die Anerkennung nicht abſagen, daß er ihn mit großer Beſonnenheit behandelte. Das Leben des größten Staatsmannes unſrer Zeit bietet ſehr viele intereſſante Beziehungen auf die innere und äußere Geſchichte der letzten Decennien, welche mit glücklichem Takt aufgefaßt wurden.

Marienbüchlein. Geſänge aller Zeiten und Völker zu Ehren der allerheiligſten Jungfrau. Ein Buch der Andacht und frommen Erhebung von Dr. J. B. **Rouſſeau.** Frankf. am Main. 1836. J. D. Sauerländer.

Da ich dies Werk nicht vom teleologiſchen, ſondern vom äſthetiſchen Standpunkte aus betrachte, ſo muß ich dem, was Herr Rouſſeau zu Stande gebracht, Gerechtigkeit widerfahren laſſen; — er hat eine ſehr vollſtändige Sammlung von Liedern veranſtaltet, womit die chriſtlichen Dichter aller Zeiten und Zungen den Madonnendienſt verherrlichten, dieſe poetiſche Glanzſeite des Katholicismus, der in dem Begriffe der Madonna alles zuſammenfaßte, was ein Herz Reines, Edles, Heiliges, Göttlich-Menſchliches in Leid und Freud bis zur Apotheoſe empor durchfühlen kann. Gewiß würde er dem äſthetiſchen Gehalte ſeiner Sammlung noch beſſer gedient haben, wenn er manches Allzuſüßliche und Myſtiſche geopfert hätte; doch ich will mit dem Herausgeber darüber nicht rechten, da ich die Schwierigkeiten wohl einſehe, welche er bei einem ſo delikaten Gegenſtand von kirchlicher Seite zu vermeiden hatte, um ſeiner Sammlung allgemeine Zugänglichkeit zu verſchaffen. Wie dieſe vor uns liegt, muß man ſie als einen ſehr ſchätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß der religiöſen Poeſie anerkennen, an welchen der Herausgeber gewiß großen Fleiß verwendet hat. — Als **Andachtsbuch für Gebildete** erfreut ſich daſſelbe bereits gerechter Anerkennung.

Die artiſtiſche Ausſtattung, — der Stahlſtich Beyer's nach Holbein's bekannter Madonna, das von Dennsdorf geſchmackvoll entworfene und lithographirte Titelblatt und die Correktheit des Druckes laſſen nichts zu wünſchen übrig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller.** — Verleger: J. D. **Sauerländer.**

№ 301. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Montag, 21. December.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

— Vautour ſann ſichtbar über die Wendung ſeiner erwarteten Erwiederung nach; dann ſprach er zögernd: „Mein Herr, es iſt nicht Monſeigneur's Wille, Ihr Talent auf direktem Wege zu benutzen; Ihr Herr Schwiegervater iſt bekanntlich von der Vorſehung mit einem übernatürlichen Scharfblick ausgerüſtet; er weigert ſich, von dieſem Geſchenk des Glücks einen Gebrauch zu machen, welches für das Wohl der geſammten Menſchheit wie für ſein eignes von den allerersprießlichſten Folgen ſein würde. Trotz des Eigenſinns, mit welchem er uns kleine Mittheilungen verweigert, würden wir dennoch das Ziel unſers Strebens erreichen, wenn es uns gelänge, Sie für unſre Wünſche zu gewinnen. Wir beabſichtigen übrigens nicht, Sie hier zu binden; Sie gehn zurück zu ihrer Familie und bleiben, mittelſt eines unausgeſetzten Briefwechſels, mit uns in Verbindung, wenn Sie es nicht vorziehn ſollten, bei uns zu bleiben, und durch eine fortwährend unterhaltene Korreſpondenz mit Ihrem Herrn Schwiegervater ſich in Beſitz ſeiner Kenntniſſe von den nächſten Ereigniſſen zu ſetzen, und mir von dieſen Kunde zu geben."

Selm nahm, als Vauteur eine Weile geſchwiegen hatte, das Wort: „Mein Herr, Ihr Anerbieten iſt lockend, wenn es nämlich das iſt, wofür ich es halte; Sie wollen, ich ſoll meinen Schwiegervater veranlaſſen, mir Mittheilungen von ſeinen Anſichten der Zukunft zu machen, und von dieſen ſoll ich Ihnen Kenntniß geben? — Hab' ich Sie verſtanden?" — „Vollkommen!" antwortete der Jeſuit, und Selm ſprach weiter: „Glauben Sie denn aber, daß mein Schwiegervater, welchen Sie doch eines ſo ſichern Blicks in die Zukunft fähig halten, nicht auch meine Verbindung mit Ihnen durchſchauen, und mir die gewünſchten Mittheilungen zuſtellen wird, welche er Ihnen verweigert?" — Vautour erwiederte: „Ich kenne die Eigenſchaft Ihres Schwiegervaters, welche ich für uns zu benutzen wünſche, ſehr genau; ſein Scharfblick hat ſeine Beſchränkungen, denn allwiſſend iſt dieſer weit ſehende Mann nicht, und ich würde wohl im Stande ſein, durch Umwege mittelſt mehrerer Hände die Ihre mir zu machenden Eröffnungen zu durchwandern hätten, ſeinem Auge unſer beiderſeitiges Verhältniß zu verbergen." —

„Genug!" rief Selm, „und mehr als genug, Herr Vautour! Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, daß Ihr Herr Miniſter zu fromm iſt, um ſich mit einem Ketzer in Verbindung zu ſetzen, der ſeinerſeits zu thörigt, zu befangen von Vorurtheilen iſt, um ſein Glück aus den Händen eines Mannes zu empfangen, der ſeine Rolle als Arzt beginnt, als Spion, Inquirent und Kriegskommiſſär fortſetzt und dieſelbe als — Mitglied der Geſellſchaft Jeſu beſchließen zu wollen ſcheint."

Vautour ſeufzte ſchmerzlich. „Ihr Vorwurf beſtraft meine Fehltritte mehr hart als gerecht. Es iſt wahr, daß ich der vormaligen franzöſiſchen Regierung auf eine geheime Art diente, aber ich übernahm meine Functionen nur deßhalb, um der Menſchheit dienen zu können; auf welche Art dies geſchehen iſt, davon haben Sie mehr als ein Beiſpiel an ſich ſelbſt erfahren: ich habe Sie gewarnt, und als meine Warnung nichts fruchtete, Sie mit Gefahr meines Lebens gerettet. Mein Benehmen gegen Sie muß Ihnen die ſicherſte Bürgſchaft meiner Treue für Sie ſein, und hätten Sie den Auftrag, welchen ich Ihnen gab, mit gleicher Treue gegen mich ausgerichtet, ſo würden Sie heute einer der Stützpunkte der franzöſiſchen Regierung ſein.“

Selm gedachte der Äußerungen ſeines geſtrigen Nachbars in Betreff der Stützen dieſer Regierung, und fing unwillkührlich an zu lächeln.

Vautour bemerkte es und ſagte: „Sie mißtrauen uns; Sie halten uns keines aufrichtigen Anſchluſſes an einen Proteſtanten fähig; es iſt allerdings wahr, daß unſre Prinzen erſt ſehr ſpät von gewiſſen Vorurtheilen zurückgekommen ſind; aber ſie ſind es! — Fordern Sie einen Beweis; er ſoll Ihnen geliefert werden!“

„Verſprechen Sie mir das?“ rief Selm haſtig! „gut, ſo fordre ich denn den Beweis, daß Sie dem Vorurtheil entſagt haben, durch Geld die Pflichten eines Menſchen aufwiegen zu können! Ich fordre, daß man den Verſuch nicht wiederhole, mich zum Verräther an meinem Schwiegervater, und vielleicht an der Menſchheit zu machen. — Ihr Geſchäft, Herr Pater, bei mir iſt, glaub' ich, beendet; erlauben Sie mir, jetzt zu dem meinigen überzugehn, welches keinen Aufſchub leidet. Ich bin zu unſerem Geſandten beſchieden, um meine Päſſe zur Rückreiſe nach Rußland in Empfang zu nehmen.“

„Um Vergebung, ſo können wir nicht von einander ſcheiden!“ ſprach Vautour mit ſehr verändertem, faſt befehlendem Blick; „ich bin zu weit gegen Sie heraus gegangen, als daß ich Sie jetzt Ihrer Willkühr überlaſſen könnte! Sie müſſen jetzt der Unſrige werden, und bleibt mir kein mildes Mittel, Sie zu gewinnen, ſo ſteht ein Zimmer im Schloſſe zu Vincennes zu Ihrer Aufnahme bereit. Entweder: Sie gehören uns an, oder Sie verſeufzen Ihr Leben hinter Eiſengittern.“

„Ihr Auge, trotz ſeiner Übung im Dienſt der geheimen Polizei Buonaparte's trägt nicht weit, mein Herr,“ erwiederte Selm ruhig. „Was hindert mich denn, Ihnen jetzt meinen Beitritt zuzuſagen, und mich Ihrer Obmacht zu entziehen, ſobald mir die Gelegenheit dazu günſtig iſt?“

„Eben die Gelegenheit, welche Ihnen nie zu ſolch einem Zwecke günſtig ſein wird,“ antwortete der Jeſuit. — „Von jetzt an ſteht es nicht mehr in Ihrer Wahl, wo Sie uns dienen wollen. Sie müſſen in Paris bleiben, und jeder Ihrer Schritte iſt bewacht.“

„Und dennoch muß ich meinen Vorwurf Ihrer Kurzſichtigkeit wiederholen,“ ſprach Selm. „Glauben Sie, daß das Schloß von Vincennes einen Kerker hat, deſſen Mauer dem Auge meines Schwiegervaters undurchdringbar iſt, und glauben Sie, daß die meine Einkerkerung betreffende Anzeige bei der ruſſiſchen Geſandſchaft nicht ſofort die Öffnung meines Gefängniſſes und Ihre Beſtrafung veranlaſſen würde?“

(Fortſetzung folgt.)

Biographie und Charakteriſtik Victor Hugo's.

(Fortſetzung.)

Der Aufenthalt des zehnjährigen Knaben in Spanien war zu kurz und alles um ihn her zu bewegt und unſicher, als daß andere, denn ſehr ſchwankende und vorübergehende Eindrücke in ihm hätten erzeugt werden können. Die edle, echt ritterliche Geſinnung, welche ſich ſo oft in ſeinen Schriften kund thut, iſt vielmehr in ſeinem eigenſten Weſen begründet, *wurde bei weitem eher durch ſpätere Bekanntſchaft* mit der ſpaniſchen Literatur und den Umgang mit ausgezeichneten Charakteren genährt und ausgebildet, als daß ſie der oberflächlichen Bekanntſchaft mit einem fremden Idiom und fremden Sitten zugeſchrieben werden könnte. Bei dem ſinnigen und reflectirenden Charakter unſeres Dichters läßt ſich indeſſen vorausſetzen, daß lebhafte Eindrücke von dieſer Reiſe in ſeinem Geiſte zurückgeblieben ſind und ſich bei ſeinen ſpäteren dichteriſchen Erzeugniſſen wirkſam bewieſen haben.

Er ſelbſt deutet dies in dem genannten Gedicht an:

Je revins, rapportant de mes courses lointaines
Comme un vague faisceau de lueurs incertaines.
Je rêvais, comme si j'avais durant mes jours,
Rencontré sur mes pas les magiques fontaines
Dont l'onde enivre pour toujours.

* * * * * * * * * * * * * *

Mes souvenirs germaient dans mon âme échauffée;
J'allais, chantant des vers d'une voix étouffée;
Et ma mère, en secret observant tous mes pas,
Pleurait, et souriait, disait: „C'est une fée
„Qui lui parle, et qu'on ne voit pas!“

Im Jahre 1812 kehrte er mit ſeiner Mutter und ſeinen Brüdern nach Paris zurück. Hier iſt, bis zum Jahre 1815, eine Lücke in dem Leben unſers Dichters; es ſcheint jedoch gewiß, daß auch in dieſer Periode der Einfluß ſeiner Mutter auf ſeine ſittliche und geiſtige Ausbildung überwiegend war. In das zuletzt genannte Jahr ſollen ſeine erſten poetiſchen Verſuche fallen und die Verherrlichung Roland's und des Ritterthums zum Vorwurfe gehabt haben.

Der Keim zu mannigfachen Zwiſtigkeiten zwiſchen den Eltern des jungen Hugo fand in den abweichenden politiſchen Anſichten Beider einen fruchtbaren Boden. Das häusliche Glück ward untergraben, eine förmliche Trennung der Gatten erfolgte, und bald ward auch Victor, auf gerichtlichen Befehl, ſeiner Mutter entriſſen und von ſeinem Vater in ein, zu dem Collège von Louis le Grand gehöriges Inſtitut gebracht.

Wenn der Jüngling überhaupt den politiſchen Anſichten ſeiner Mutter ſich zuneigte, wenn der Tod ſeines väterlichen Freundes Lahorie ſeinen Widerwillen gegen das Kaiſerthum ſchärfte; ſo mußte die gewaltſame Trennung von der geliebten Mutter ihn doppelt gegen den damaligen Zuſtand der Dinge erbittern und ein Trauerſpiel, welches er während ſeines Aufenthaltes im Collège dichtete, ſoll der Ausdruck der Gefühle geweſen ſein, welche ihn damals beſeelten. Es hatte, ſagt man, den Titel: „Irtamène,“ ſpielte in Ägypten und war beſtimmt, Ludwig den Achtzehnten zu verherrlichen. Dieſer dramatiſche Verſuch ſcheint übrigens nicht vollendet worden zu ſein.

Von ſeinen im Jahre 1816 entſtandenen Poeſien ſind, unſeres Wiſſens, nur zwei im Drucke erſchienen. Die erſte iſt eine Parabel und hat die Überſchrift: „L'Avarice et l'Envie." Die zweite nennt er eine Elegie; ſie iſt: „La Canadienne" überſchrieben und zeichnet ſich durch Zartheit, Wärme und Wohllaut aus.

1817 ſetzte die Académie française einen Preis für das gelungenſte Gedicht: „Sur les Avantages de l'Etude" aus. Victor Hugo gab ſich dem Vorwurfe, obſchon er zu den abgenutzten gehört, mit Feuer und Liebe hin und vollendete ſeine Arbeit, die er von dem Inſtitute Cordier und Decote aus an die Akademie ſandte. Junge Talente, wie Delavigne, Lebrun, Saintine, Loyſon, traten mit Victor Hugo bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male vor das größere Publikum. Victor Hugo würde *ohne Zweifel in dieſem* unblutigen Kampfe Sieger geworden ſein, wäre der Commiſſion, welche, mit Raynouard an der Spitze, den Bericht zu erſtatten hatte, nicht etwas Menſchliches widerfahren. Das Preisgedicht des jungen Poeten ſchloß nämlich mit den Verſen:

Moi qui toujours fuyant les cités et les cours,
De trois lustres à peine ai vu finir le cours.

Die ernſte Akademie, welche in dem Gedicht eine Geiſtesreife gewahren mochte, die über ein Leben von drei Luſtern ging, glaubte im beſten Falle eine Myſtification in jenen Zeilen zu ſehen, welche ihre Würde beeinträchtigte. Man ſprach Victor Hugo den Preis nicht zu, erwähnte aber ſeiner Leiſtung auf eine ehrenvolle Weiſe. Unſer Dichter erhielt durch einen Freund Kunde von dem Hergang der Sache und ſchickte dem Berichterſtatter ſeinen Taufſchein zu; es war aber zu ſpät; der Preis war vergeben.

Der Académie des Jeux floraux zu Toulouſe erging es zwei Jahre ſpäter (1819) faſt eben ſo. Victor's jüngerer Bruder, Eugen, hatte im Jahre 1818 einen Preis bei dieſer Geſellſchaft davon getragen, was Victor veranlaßte, bei der nächſten Preisvertheilung als Mitbewerber aufzutreten. Auch hier wollte man an der Jugend des Dichters zweifeln, und der Präſident der Akademie beſchwerte ſich ausdrücklich. Indeſſen erhielt Victor zwei Preiſe: ſeine Ode „Le Rétablissement de la statue de Henri IV" und ſein Gedicht: „Les Vierges de Verdun" wurden gekrönt. Das erſtere Gedicht hatte er in einer Nacht (im Februar 1819) vollendet. Er wachte nämlich bei ſeiner Mutter, und dieſe drückte ihr Bedauern aus, daß er ſich nicht abhalten laſſe, ihr die Stunden zu weihen, die ihm noch blieben, um als Mitbewerber bei den Jeux floraux zu Toulouſe aufzutreten. Am nächſten Morgen mußte das Gedicht abgehen, wenn er noch Theil an der Preisbewerbung haben wollte. In der Frühe des Tages war das Gedicht vollendet. Victor las es der liebenden Mutter vor, welche die Zeilen mit ihren Thränen benetzte. Es gelangte vor Ablauf der beſtimmten Friſt nach Toulouſe.

Im Jahre 1820 wurde ein drittes Gedicht von Victor Hugo: „Moïse sur le Nil," von derſelben Akademie gekrönt und der Dichter zum maître des Jeux floraux ernannt. (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ Selbſtmorde. — Noch immer vermehren ſich die Selbſtmorde in Frankreich. Häufig ſind es junge Leute, die anſcheinlich wegen irgend einer Widerwärtigkeit ſich ſofort den Tod geben. So hat wieder in dieſen Tagen ein junger Mann zu Lyon, von kaum 25 Jahren, der, gebildet und wohlhabend, erſt kürzlich Avoué bei einem Appellhof geworden, man weiß nicht warum, ſich getödtet. Sein Ende war ſchrecklich. Er wollte ſich in's Herz ſchießen, aber die Kugel nahm eine andere Richtung. Man fand ihn auf dem Boden, verblutet, mit zerriſſener Bekleidung, mittelſt welcher er vergeblich die Verblutung zu hemmen verſucht hatte.

Schon öfter haben bereits franzöſiſche Tagblätter die Stimme gegen ſolche gottloſe Gewaltthat erhoben. Nun hat auch der, als theologiſcher Schriftſteller rühmlich bekannte Guillon, (Biſchof von Marocco und Almoſenier der Königin von Frankreich) „Entretiens sur le suicide" herausgegeben. Hoffentlich wird der Inhalt dieſer Schrift ihren Titel vergeſſen machen; denn der Selbſtmord, der *in der gegenwärtigen Zeit faſt immer irgendwie ein Akt* der Verzweiflung iſt, kann unter Menſchen nicht Gegenſtand einer bloßen Unterhaltung ſein. Jedenfalls iſt das gewöhnliche Gerede darüber durchaus unbefriedigend. Man glaubt Alles geſagt zu haben, wenn man die Vermehrung der Selbſtmorde einer Abnahme der Religion, und dieſe Abnahme dann wieder der Zunahme irreligiöſer, oder wie man gern zu ſagen pflegt, philoſophiſcher Schriften Schuld gibt. Ungelöſ't bleibt hierbei die Grundfrage, was denn eigentlich Urſache ſei, daß die Religion ihre Herrſchaft nicht zu behaupten vermöge? — Sehen wir aber auf die Vergangenheit zurück, ſo finden wir nicht blos Irreligiöſität, ſondern auch vermeintliche Religiöſität als Urſachen des Selbſtmordes. Schließt man die Selbſttödtung Wahnſinniger von der Zahl eigentlicher Selbſtmorde aus, ſo laſſen ſich die Motive der letzteren auf drei Hauptclaſſen zurückführen. Seit undenklichen Zeiten tödten ſich jährlich unzählige Indier auf verſchiedene Weiſen, weil ihre Religion ihnen unter beſtimmten Bedingungen die Seligkeit dafür verheißt. Ebenſo ſuchten Chriſten in den erſten Jahrhunderten gewaltſamen Tod, und ſpäterhin verkürzten zahlloſe Mönche gewaltſam ihr Leben, weil ſie dadurch den Himmel zu verdienen oder doch der Hölle zu entfliehen glaubten. Ebenſo „rizten" altſkandinaviſche Schwertmänner ſich die Adern, wenn ſie des Lebens Ende herannahen fühlten, weil ſie durch freiwilligen Tod in Walhalla aufgenommen zu werden hofften. Griechen und Römer (jetzt noch Japaneſer) — tödteten ſich ſelbſt, wenn ihnen das Leben zu einer unerträglichen Laſt geworden, erſt, weil ihre Religion es ihnen nicht verbot, ſpäterhin, weil ihr Glaube, der ſtoiſche, vielen den Selbſtmord zu geſtatten ſchien, zuletzt, unter den Kaiſern, weil Verzweiflung ſich ihrer bemächtigte. Staat und Volk, von deren Leben der Einzelne früher getragen, gehalten, gekräftigt worden, waren ſelbſt tödtlich erkrankt, der Glaube an die alten Götter erſtorben, weil ſie der nothwendig erwachten Kritik keinen nachhaltigen Widerſtand zu halten vermochten. Auf der Erde ſchienen Liſt, Gewalt, Willkühr, Zufall und Eigennutz zu herrſchen; das Jenſeits lag im Dunkel. So gebrach dem Einzelnen leicht Kraft und Wiederhalt, um ſich im Weltſturm aufrecht zu erhalten. — Alles mußte anders werden, als der Glaube an allwaltende Vorſehung, an unbedingte Pflicht der Fügung in ihre Rathſchlüſſe und an künftige Vergeltung die troſtloſen Völker zu erlöſen kam. Nur der Gottheit, die das Leben verliehen, ſtand das Recht zu, es zu nehmen, und nur durch Mißverſtand der fröhlichen Botſchaft konnte fortan der Wahn ſich erzeugen, daß der Einzelne kraft eigenen Rathſchluſſes die Prüfungszeit des irdiſchen Daſeins abkürzen dürfe. Wirklich hat die chriſtliche Kirche von jeher den

Selbſtmord als Todſünde gebrandmarkt und ſo lange ſie mit ſich ſelbſt einig geblieben, war die Zahl der Selbſtmörder ſehr gering. — Indeſſen war gleich von Anfang eine Vorſtellung von der Vorſehung herrſchend geworden, welche zwar den damaligen Bedürfniſſen der abendländiſchen Völker genügte, ſich aber nicht auf die Dauer mit der Idee eines allliebenden Gottes, die uns ebenwohl durch Chriſtus offenbart worden, vereinigen ließ. Als daher die geiſtige Bildung auf dem Punkte angelangt war, auf welchem es für den denkenden Menſchen zum unabweislichen Bedürfniß wird, die überkommenen Vorſtellungen zu einem harmoniſchen Ganzen zu vereinigen und nur dasjenige als ein harmoniſches anzuerkennen, was ſich im Einklang findet mit den höchſten Idealen der Vernunft und des Herzens, — da zerfiel auch die chriſtliche Kirche in und mit ſich ſelbſt, und es nahm jene Schmerzenszeit ihren Anfang, in der wir ſelbſt noch leben, — in welcher die früher herrſchende Religion nicht mehr durchaus den erwachten Bedürfniſſen des Geiſtes und des Herzens genügt. Die nächſte Folge hiervon iſt, daß ſchwache Gemüther, von den aufſteigenden Zweifeln fortgeriſſen und überwältigt, in den Bedrängniſſen des Lebens, des Rückhaltes ermangeln, der ſie vor Verweiflung zu bewahren vermöchte. In ſolchen herben Zeiten kann aber weder ein gehäſſiges Befeinden der edelſten Geiſtesthätigkeiten, noch ein ſentimentales Ermahnen zur Um- und Rückkehr zu abgelebten Vorſtellungen die allerſehnte Hülfe bringen; ſondern nur die ſchonungsvollſte Behandlung der Verirrten und die ſchonungsloſeſte Erforſchung und Enthüllung der wahrhaften Urſachen der eingeriſſenen Irreligioſität. Eine ſolche Forſchung führt aber gerade zu der Überzeugung hin, daß beſtehende Formen nur dann zerfallen, wenn der im Inneren webende Geiſt, zu höheren Bedürfniſſen erweckt, die dürren Blätter nur abſtößt, um reichere, herrlichere Geſtaltungen hervorzutreiben. Soviel kann übrigens ſchon jetzt mit Zuverſicht ausgeſprochen werden, daß je weiter die Forſchung in die Geheimniſſe des Univerſums eindringt, ſie um ſo klarer die alldurchdringende Waltung des alliebenden Gottes erkennen, und aus dieſer Erkenntniß der heiligen Pflicht inne werden wird, ſich jeden willkührlichen Eingriff's in die Fügungen der Vorſehung zu enthalten. Sanft läßt ſich's in jedem Sturme an dem Herzen des Ewigen ruhen, der die ganze Welt im Herzen trägt, und auch dem verlorenen Sohne noch ſeine Liebe bewahrt.

⁂ *Code sacré.* — Ein Herr Anot de Maizieres kündigt einen „*Code sacré*" an, oder „vergleichende Darſtellung aller Religionen der Erde, betrachtet nach ihren Dogmen, ihrer Moral und ihrem Kultus, und gegen einander geſtellt durch ſucceſſive und textuelle Anführung der verſchiedenen Theile ihrer Syſteme; — ein Auszug aus den Urſchriften der verſchiedenen Glaubensmeinungen, wie namentlich: Aus dem Pentateuch, dem Evangelium, dem Coran, den Vedams, dem Schu-King, Zend-aveſta, Edda, Voluspa" u. ſ. w. Dieſes Werk ſoll in 10 Lieferungen (jede zu 5 Francs) erſcheinen und ſchon in den erſten Monaten des nächſten Jahres beendigt ſein. Wer aber nur einigermaßen mit dem Fortgange der Forſchungen bekannt iſt, wird urtheilen müſſen, daß das angekündigte Werk nur ein Fabrikat ſein kann, berechnet auf das in Mode gekommene Raiſonniren über „Gott und die Welt" — und das Bedürfniß einer Wiedervereinigung beider. Bis jetzt nämlich hat die wiſſenſchaftliche Kritik über jene zu vergleichenden Religionsurkunden erſt begonnen, und es mag noch eine geraume Zeit hingehen, bevor nur das Material zu ſolcher Vergleichung gehörig geſichtet iſt.

⁂ Proteſtantiſche Bibel- und Traktatengeſellſchaft in Frankreich. — Nach Blackwood's Edinburgh-Magazine hat die proteſtantiſche Bibelgeſellſchaft zu Paris ſeit 1818, dem Jahre ihrer Gründung, 78,151 Bibeln und 91,229 N. Teſtamente, und die ſeit 12 Jahren beſtehende religiöſe Traktatengeſellſchaft bis jetzt bereits 3,417,995 Traktate unter die niedern Klaſſen in Frankreich vertheilt.

⁂ Schade, daß „die romantiſche Schule," von H. Heine, nicht ein Jahr früher erſchienen. Gewiß würde man dann in Rom ſich wohl gehütet haben, Carové's Schriften in den Index ſetzen zu laſſen, da der in partibus infidelium reſidirende Papſt des jungen Deutſchland's in ſeinem neueſten Werk dem kurzſichtigen Publikum die Entdeckung mitgetheilt, daß nicht nur Görres, Tieck, Novalis u. m. a., ſondern auch Carové zu den romantiſchen Jeſuiten gehört. Sic mundus vult decipi! —

C.

⁂ (Kunſtnotizen aus London. Decbr. 1836.) — Die Verleger von Kupferſtichen, Steindrücken u. ſ. w. haben den Feldzug auf eine weit geiſtigere Art eröffnet, als die Buchhändler. Herr Moon iſt mit einem herrlichen Stiche Philipp's nach dem berühmten Gemälde Rembrandt's, in der National-Gallerie: „dem im Ehebruch ergriffenen Weibe," hervorgetreten, in welcher die gewaltige Wirkung des Gemäldes auf bewunderungswürdige Weiſe auf das Kupfer übertragen worden iſt. Es fällt uns jedoch auf, daß die Hauptfigur (vielleicht abſichtlich) verkürzt und der Gerichtsſtuhl mit der verſammelten Volksmenge ein wenig zu ſehr hervorgehoben iſt. — Eine andre ſchöne Mezzotinto-Arbeit, die eben fertig geworden, iſt eine von Harding komponirte Landſchaft, geſtochen von Lukas, in welcher der Künſtler ſichtbarlich viele Schätze eines reichen Portefeuille zuſammengeſtellt hat. Hr. Moon hat auch ein Portrait der „Gräfin von Klam-Martinitz," geſtochen von Doo, nach Lawrence, geliefert, und ein anderes, der „Graf von Wilton," geſtochen von Turner, das, zu Ehren des Malers ſei es geſagt, eines Lawrence nicht unwürdig wäre. — Wir haben auch vor uns den „Würgengel," eine erhabene Scene von Martin, geſtochen durch ſeinen Sohn Alfred; eine von Inſkipp's „Studien nach der Natur," welches Blatt uns aber weniger als irgend ein's der vorhergehenden anſpricht. — Wir müſſen noch zur Nachricht für Alle, welche an den kirchlichen Bauten des Mittelalters Geſchmack finden, eines ſchönen Kupferſtichs von Shaw Erwähnung thun, der nach einem Gemälde Abraham's: „The Elevation of the Organ Screen in York-Minster" gearbeitet iſt; und, als mit der Architektur verwandt, dreier perſpektiviſcher Anſichten, welche nach Punkten, die ein beſonderer Ausſchuß der Geſellſchaft zum Wiederaufbau der Parlamentshäuſer beſtimmt, von J. L. Walker aufgenommen worden ſind. — Zu einer andern Gattung gehört eine humoriſtiſche Darſtellung Chalon's, „The Consequences of Driving Things off," eine ganze Familie, welche eine Kutſche einzuholen ſucht, die 10 Meilen in 1 Stunde zurücklegt, und gerade ſo weit voran iſt, um die athemloſe Familie nicht mehr vernehmbar zu machen, oder ihre telegraphiſche Zeichen erkennen zu laſſen. — Ein andrer ſcherzhafter Einfall iſt der „Fürſt des Septembers," von Buß, und in dieſe Gruppe mögen wir die 8te Nummer „meines Skizzenbuchs," von Georg Cruikſhank mitbegreifen, ein Vorrathshaus zum Lachen für nächſte Weihnachten. — Eine ruhigere Laune bekunden „die Faullenzer," von Farrier, von einer Dame Simmons gut geſtochen. — Steinzeichnungen kommen jetzt in ſo großer Anzahl heraus, daß wir ſie aufzuzählen nicht im Stande ſind. Zu den beſten oder anziehendſten, welche wir geſehen, gehören die Porträts von Mrs Auſtin, ein ſchöner Kopf voll verſtändiger Güte, und Profeſſor Tiedemann. Von weniger Wichtigkeit iſt eine Skizze Hrn. Wolff's, Porträte von Miles Coverdale, Herrn Balfe und Cüvier und (was Cüvier ſelbſt in Verwunderung geſetzt hätte), von Chimpanzée, und eine Copie der Magna Charta in Farben.

Hierbei das Intelligenzblatt N°. 8.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 302. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 22. December.

Gegen eine franzöſiſche Verunglimpfung deutſcher Nation.

Der Phönix wäre keine Frühlingszeitung, wenn er, friſche Knoſpen und Blüthen treibend, nicht auch die dürren Blätter des abgeſchiedenen Jahres, ſie abſtoßend, ihrem Gericht überlieferte; — er wäre kein deutſches Blatt, wenn er nur den Muſen huldigte, und nicht auch die Waffen proſaiſch-ernſter Wahrheit zur Hand nähme, wenn der Adel, wenn der Geiſt, die Geſinnung, das Streben an deutſcher Nation verunglimpft werden. Eine ſolche Verunglimpfung findet ſich in einer der letzten Nummern der Gazette de France.*) Vor etwa vierzehn Tagen hatte ſie ein, von Darmſtadt datirtes, aber, allgemeinem Gerücht zufolge, von einem in Frankfurt am Main wohnenden Franzoſen herrührendes Schreiben aufgenommen, worin den Juden in Deutſchland ihr zunehmender Wohlſtand zum Verbrechen gemacht, und den Deutſchen ein geldneidiger Haß gegen die Israeliten zugeſchrieben wurde, der ſich nur etwa bei wenigen rohen Habſüchtlern einiger Handelsſtädte vorfinden mag. Chriſtus, deſſen Name jene Gazette ſo oft vergeblich führt, hatte unzweideutig es ausgeſprochen: „ſein Reich ſei nicht von dieſer Welt.“ Wäre es jenem Zeitblatt und ihren franzöſiſchen Correſpondenten mit dem Chriſtenthum ernſt, ſo müßte es ſie freuen, wenn der Handel, der doch wohl zu „dieſer Welt“ gehört, allmählich ganz in die Hände von Nichtchriſten überginge. Nachdem aber erſt den Juden ihre völlige Hingabe an die ſogenannten materiellen Intereſſen zum Vorwurf gemacht worden, rühmt nun ein Correſpondenz-Artikel deſſelben Tageblattes, in welchem man ebenwohl den Styl eines hier wohnenden redegewandten Ausländers erkennen will, — hoch rühmt er von der deutſchen Nation, daß ſie nun mit ganzer Seele ſich der Handhabung ihrer materiellen Intereſſen hingegeben, was alſo, nach dem Wörterbuch der Gazette, auch ſo ausgedrückt werden könnte, daß die Deutſchen — Juden geworden. Dieſe Bekehrung wird aber daraus abgeleitet, daß die Deutſchen der Unhaltbarkeit ihrer philoſophiſchen Syſteme inne geworden, und das Nichtige ihres politiſchen Strebens, das Eitle des conſtitutionellen Weſens und Treibens erkannt hätten. Nur der Gedanke der Einheit Deutſchlands habe ſich erhalten; dieſe Einheit ſuchten ſie aber, verſtändigerweiſe nur — im Zollverein, und Preußen habe ſein bisheriges Streben nach einem Supremat der Intelligenz aufgegeben, um ſich an die Spitze jener merkantilen Bewegung zu ſtellen! —

Wir haben auf dieſe Charakteriſtik nur Folgendes zu erwidern:

Es iſt allerdings wahr, daß man in Deutſchland der Einſeitigkeit der bisherigen philoſophiſchen Syſteme inne geworden; dies hat aber ſeinen Grund darin, daß das Studium der Philoſophie zu einem allgemeinen Bedürfniß der gebildeten Stände geworden; daß Theologie, Jurisprudenz und Naturforſchung die Unentbehrlichkeit philoſophiſcher Studien wahrgenommen; und daß die Philoſophen ſelbſt als nothwendig eingeſehn, die Reſultate der Natur- und Geſchichtsforſchung, die weſentlichen Momente der Rechts-

---

*) Vom 16. d. M. „Du mouvement de l'Allemagne.“ (Correspondance d'Allemagne.)

und Staatswiſſenſchaften und der Religion in den Bereich der Speculation aufzunehmen. Die beſondern Wiſſenſchaften ſuchen ihre Begründung, ihre Rechtfertigung in der Philoſophie, wie dieſe ihre Erfüllung, ihre ſachliche Grundlage aus den einzelnen Disciplinen ſchöpft. Recht und Religion wollen durch die Philoſophie ihrer Sache gewiß, die Philoſophie will religiös und praktiſch werden. Hätte der franzöſiſche Correſpondent der Gazette nur die Leipziger Meßkataloge der letzteren Jahre durchblättert, ſo würde er haben wahrnehmen können, daß die einſichtsvolleren franzöſiſchen Literatoren *) noch immer Recht haben, wenn ſie behaupten, daß der deutſchen Nation der Ruhm gebühre, den übrigen Nationen, (die Franzoſen nicht ausgenommen,) mit ihren tiefſinnigen philoſophiſchen Forſchungen vorzuleuchten!

Es iſt auch wahr, daß jener eitle, ſeichte Liberalismus im Abkommen iſt, welcher ſich mit abſtrakten Theorien ſpreizt, welcher mit prunkenden, abſprecheriſchen Phraſen nach ſilbernen Bechern geizt, und ebenſo wie die jeſuitiſche Gazette, jederlei Mittel durch den vorgeblichen Zweck gerechtfertigt hält. Dieſer falſche Liberalismus, der faktiſch ebenſo illiberal gegen jede andere Überzeugung iſt, wie die Gazette gegen Proteſtanten, Philoſophen und Juden, — dieſe Ausgeburt der Unwiſſenheit und der Eitelkeit, hat allerdings in Deutſchland das ephemere Anſehen verloren, das ihm nur deßhalb zu Theil geworden, weil erſt Erfahrung über ſeine Unfruchtbarkeit und Gehaltloſigkeit belehren, weil erſt Übung und Kampf die Tüchtigeren und wahrhaft-Freiſinnigen bilden und in's Licht ſtellen konnten.

Hätte der leichtfertige Correſpondent nur die Verhandlungen der Ständeverſammlungen in Sachſen, Darmſtadt, Braunſchweig, Hannover, Heſſenkaſſel, Würtemberg, Baden und ſelbſt noch die wahrſcheinlich ihm ſo nah liegenden Frankfurter Jahrbücher durchlaufen, ſo würde er haben wahrnehmen können, daß nicht blos in der Theorie, ſondern auch im praktiſchen Staatsleben ſich überall ein achtbares, eifriges Streben regt, das Beſtehende auf ächtdeutſchem, d. h. auf ſtrengrechtlichem Wege mit den vernünftigen Forderungen des Zeitgeiſtes in Einklang zu bringen. Er würde gefunden haben, daß ſich immer allgemeiner die Einſicht ausbreitet und feſtigt, das ſicherſte Schutzmittel gegen franzöſiſche Revolutionen beſtehe darin, daß die Nation durch ſorglichſte Pflege der Bildungsanſtalten zu wahrhafter Freiſinnigkeit erzogen, daß die Rechte der Unterthanen durch Verfaſſungen gewährleiſtet und die Verfaſſungen redlich von den Regierungen gehandhabt werden.

Wahr iſt endlich auch, daß die deutſche Nation freudig den Beſtrebungen Preußens huldigt, die ſo ſchmerzlichen Scheidewände der einzelnen Mauthen aufzulöſen, die dem Aufblühen des Handels hinderlich, der Sittlichkeit durch das Schmuggelweſen ſo verderblich, und für den geſelligen Verkehr ſo ſtörend und ſchmerzlich ſind. Unwahr dagegen iſt, daß Preußen, das ſo preiswürdig für Erziehung und Bildung aller Klaſſen ſorgt, und der wiſſenſchaftlichen Forſchung auf ſeinen Univerſitäten den freieſten Spielraum läßt, — unwahr iſt es, daß Preußen, welches alle Beförderung im Civil-, wie im Militärdienſte durch den Erweis intelligenter Befähigung bedingt, — dem Streben entſagt habe, durch allverbreitete geiſtige Bildung der Staatsbürger die anderen Staaten zu überragen.

Eben ſo unwahr iſt es, daß die deutſche Nation ihrer Einheit nur mittelſt des Zollvereins ſich erfreuen wolle. Allerdings iſt jenes oberflächliche Geſchwätz von Herſtellung eines römiſchen Reichs oder von Auflöſung aller Einzelnſtaaten in einen einzigen deutſchen Staat verſchollen. Dies hat aber ſeinen Grund hauptſächlich nur darin, daß man mehr und mehr inne wird, wie jene Beſonderung gerade aus der nationalen Eigenthümlichkeit der Deutſchen entſpringt, und daß die wahrhafte Einheit unſeres Volkes in ſeinem ſtätigen, gleichmäßigen Fortſchreiten in Kunſt, Wiſſenſchaft, Sittlichkeit und Religioſität, kurz, in ſeiner Entwicklung zu einer wahrhaft humanen Nation beſtehe. Wohl wird nun auch der Zollverein als förderlich für die materiellen Intereſſen und die Förderung des Wohlſtandes, als Bedingung gedeihlicher geiſtiger Entwicklung erkannt; gewiß aber wird die edle deutſche Nation niemals ſich ſelbſt ſo untreu werden, daß ſie ihre beſten Kräfte, ihr aufſtrebendes Gemüth und ihren univerſalen Geiſt auf Errichtung von Eiſenbahnen und Erbauung von Dampfwagen und Kanälen beſchränke.

Wenn endlich die deutſche Nation ſich den praktiſchen Sinn der Engländer und Franzoſen anzueignen, und auch den materiellen Intereſſen ihre Aufmerkſamkeit zu widmen anfängt, ſo hätte der ſcheelſüchtige Correſpondent der Gazette doch auch nicht verſchweigen ſollen, daß anderſeits auch die Israeliten in gleichem Maße, in welchem ihr Wohlſtand und ihre Freiheit zunimmt, — auch der Kunſt und Wiſſenſchaft, dem Ackerbau und der handwerklichen Induſtrie ſich hingeben, und hierdurch ſich allmählig befähigen, in das Gemeinleben deutſcher Nation vollſtändig aufgenommen zu werden, von welchem durch ihr theilweiſes Haften an vorchriſtlichen Vorſtellungen und Gebräuchen und an ausſchließenden, national-jüdiſchen Abzeichen — ſie ſelbſt ſich bisher noch entfernt gehalten haben.

Dieſe flüchtigen Bemerkungen mögen einſtweilen dem nichtdeutſchen Correſpondenten der Gazette genügen, und ihn veranlaſſen, ſich künftig darauf zu beſchränken, mit Hrn. de Genoude die franzöſiſche Regierung ihrer Toleranz halber des Atheismus zu bezüchtigen, oder mit anderen Tag- oder Wochenblättern ſeines Gelichters die intolerante engliſche Staatskirche in Schutz zu nehmen gegen die freiſinnigen Reformers.

F. W. Carové.

---

*) Lerminier, St. Marc-Girardin, Michelet, Ampère u. m. A.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Es gibt ein Gefängniß, mein Herr," ſprach Vautour mit fürchterlichem Ernſt, „zu deſſen Schloß kein Geſandter, kein König, kein Pabſt den Schlüſſel hat. — Dies Gefängniß heißt: — das Grab. — Ich ſagte Ihnen einſt, daß ich im Beſitz einer Ahnungsfähigkeit von weiter Ausdehnung ſei, und weiſſagte Ihnen damals, daß ich Sie drei Tage vor Ihrem Tode wiederſehen würde; — es iſt mir jetzt, als ahne mir, daß Ihr Tod in drei Minuten erfolgen könne! — Wir ſind allein! Entſchließen Sie ſich: wem wollen Sie angehören: mir oder dem Grabe?"

„Sie ſcheinen noch nicht recht fertig in der Deutung der Orakel Ihrer Ahnungen zu ſein," erwiederte Selm, und ſchrie mit aller ſeiner Kraftanſtrengung: „Werlemann!" Da ſprang die Nebenthür auf, und Werlemann trat bewaffnet in ſeiner völligen Uniform in das Zimmer. Selm fuhr fort: „Mein Schwiegervater hat dieſen Auftritt vorausgeſehen und mich durch ſeine Warnung in den Stand geſetzt, mir von unſerer Geſandtſchaft eine Schutzwache zu erbitten. Als ſolche iſt dieſer Offizier mir beigegeben worden. Ich werde unter ſeiner Obhut noch einige Zeit hier in Paris verweilen, und rathe es Ihnen, ſich zu hüten, Hand an mich zu legen. Der Schlag würde, ſtatt mich zu treffen, auf Ihr eignes Haupt zurückfallen."

Vautour entfernte ſich ſchweigend mit großer Eile, und Selm ſetzte ſeinen Freund von der Gefahr in Kenntniß, welcher er eben entronnen war. Werlemann überhäufte Selm mit Vorwürfen, dieſem Böſewicht die Mittel zur Flucht nicht verſperrt zu haben, aber Selm behauptete, daß dieſer Feind einer derjenigen ſei, für deſſen Flucht man goldne Brücken in Bereitſchaft halten müſſe, und drang darauf, Paris augenblicklich zu verlaſſen.

Das Glück erlaubte Selm und Werlemann, ſich an einen eben abgeſandten Zug hergeſtellter Krieger der verbündet geweſenen Armeen anſchließen zu können, und beide erreichten glücklich ihr deutſches Vaterland.

Von jetzt an trennen ſich ihre Looſe. Werlemann ging in ſeine Heimath zurück und Selm folgte dem Ruf der preußiſchen Regierung zu einem ſehr ehrenvollen Amte, welches ihn in einer der Hauptſtädte des Rheinlandes feſſelte. Sein Schwiegervater ſchlug eine Anſtellung aus und begleitete ſeine Kinder, um in ihren Armen zu ſterben, wenn ſein Ziel gekommen ſein würde.

18.

Wüllſten vermied in ſeinem neuen Wohnorte alle Gelegenheiten zu neueren Bekanntſchaften; ſein und Selm's Leben waren ſo reich an Erfahrungen, daß es einen unerſchöpflichen Stoff der anziehendſten Erinnerungen bietend, auch den Seinigen eine enggeſchloſſene Häuslichkeit lieb machte. Der Greis riß ſich mit einer Heiterkeit, welche zuvor niemand an ihm gekannt hatte, aus ſeiner tiefen Einſamkeit heraus und ſchien im Kreiſe ſeiner Kinder und Enkel zu einer neuen Jugend zurückgekehrt zu ſein. Dennoch gab es Punkte in ſeiner Vergangenheit, welche er nur flüchtig berührte, oder ihnen ſchweigend vorüberging, und die Neugier ſeiner Kinder auf Vautour's Wiederkehr vertröſtete. „Aber wer iſt denn dieſer Vautour eigentlich?" frug Selm. — „Ein Irrender!" antwortete der Vater, und fuhr, als Ulrike mit Empörung ausrief, „ein Böſewicht," fort: „Böſewichte, das heißt, Menſchen, die das Laſter ſeiner Abſcheulichkeit willen lieben, gibt es nicht, und für die Kurzſichtigen, die das Böſe deßhalb thun, weil es ihnen einen Vortheil zu verſprechen ſcheint, iſt die Bezeichnung durch das ſchreckliche Wort „Böſewicht" viel zu hart. — Die ganze Summe von Verbrechen, welche dieſer Menſch, den wir Vautour nennen, am Ziele ſeiner Erdenlaufbahn zuſammen zählen wird, beſchränkt ſich auf eine große Anzahl von Verkennungen ſeines wahren Vortheils; das wird er ſchmerzlich erkennen und bei mir Belehrung ſuchen." — „Aber gegen uns iſt er doch ein Böſewicht geweſen; uns hat er doch abſichtlich Schaden zugefügt!" antwortete Ulrike. — „Schaden? daß ich nicht wüßte;" ſprach der Alte. „Er iſt das Werkzeug geweſen, deſſen ſich die Vorſehung bedient hat, uns in kürzerer Zeit auf einen Grad der Vollendung zu bringen, welcher, ohne eine ſo ungewöhnliche Reibung unſrer geiſtigen Kräfte, uns noch lange unerreicht geblieben ſein würde. Du meine Tochter zum Beiſpiel biſt durch die Schwäche deiner Mutter, durch meine geringe Achtſamkeit auf deine Erziehung und durch die Charakterſchlaffheit deines Mannes, die du fälſchlich Herzensgüte genannt haſt, an eine Willensfreiheit gewöhnt worden, welche deiner Veredlung Gefahr drohte. Dein Mann hat aber jetzt in drückenden Lebensverhältniſſen einen Kraftaufſchwung gewonnen, der dem Übermaß deiner Selbſtwilligkeit wohlthätig für euch beide begegnet. — Du wirſt mich, je älter und je achtſamer du auf dich ſelbſt wirſt, je mehr begreifen."

Ulrike ſah ihren Vater zweifelnd an, denn gerade dieſe erhöhte Kraft, welche Selm's Gewinn aus ſeiner Kampfzeit geworden war, vermochte ſie nicht als einen, ihr zugeſellten Gewinn anzuſehn, doch ließ ſie dieſen Gegenſtand unerörtert, und brachte einen andern zur Sprache: es war das Unglück ihrer Schweſter. „Warum warnten Sie die Unglückliche nicht, wenn Sie ihren Fall, der den Tod meiner Mutter veranlaßte, vorausſahn?" — „Ich ſah ihn nicht voraus," antwortete der Vater; „aber, wenn ich auch ihren Untergang geſehen hätte, es iſt die Frage, ob ich ſie aufgehalten haben würde." (Fortſ. folgt.)

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Fortſetzung.)

Berlin, den 22. November 1818.

Theuerſter Freund!

So eben erhalte ich wieder, wie vor einiger Zeit den Adalbert, ein Büchelchen aus Ihrer Güte: „Lotosblätter von Iſidorus“ (Loeben) genannt, aus dem ich mit Vergnügen erſehe, daß die Clarinette deßhalb ſo heißt, weil ſie klar und nett iſt, übrigens auch als ein liebenswürdiger Charakter und herziges, himmelblaues Vergißmeinnicht überall ungemein gelitten wird ꝛc. — Noch bemerke ich, daß mir wenigſtens der muſikaliſche Theil ſolche Anſicht gewährt, als wenn ich viele kleine glinzernde Fiſchchen in einem ſehr trüben Waſſer ſpielen ſähe. Ein gewiſſer Novalis hat übrigens ähnliche, nicht ganz unebene Fragmente oder vielmehr Themata geſchrieben.

Der „Adalbert von Babenberg,“ von Birnbaum, iſt gar nicht ohne Talent geſchrieben, nur wird er doch keine große Senſation erregen. Etwas komiſch macht es ſich, daß der Verfaſſer ſo oft und ſo wehmüthig verſichert, daß gerade dies Trauerſpiel das liebſte Kind ſeiner Muſe wäre. — Die Schiller'ſche Periode (der Heros Schiller bleibt ewig unvergänglich, es iſt nur von dem imitatorum pecus die Rede), iſt, dem Himmel ſei gedankt, vorüber und die weitſchichtigen Redensarten, wenn Jemand z. B. in zehn bis zwölf Zeilen ſchön gedrechſelter, mit einem Knallreim ſchließenden Jamben nichts ſagt, als: er wolle hinter die Thüre treten, um zu……, machen vorzüglich auf der Bühne einen miſerablen Effekt. Auf dem Felde, das Müllner beackert und beſäet hat (Schuld, Yngurd), möchte noch eher zu ärndten ſein, wiewohl der Pflüger und Sämann ſelbſt ſich in der Arbeit übernommen zu haben ſcheint, (videatur das Taſchenbuch.) ꝛc. — — — — — (Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Iſt Ägypten von Äthiopien aus gebildet worden?** — Hoskins in ſeinen kürzlich herausgegebenen „Travels in Ethiopia“ (4° London 1835) hält, wie Heeren und mehrere andere Hiſtoriker, „Meroë“ für „die Wiege der Civiliſation.“ Der Rezenſent dieſer Schrift im Oktoberheft des „Edinburgh Review“ beſtreitet dieſe Annahme beſonders damit, daß er nachweiſ't, daß die älteſten Bauwerke von Meroe und Äthiopien ägyptiſchen Urſprungs und die ſpäteren nur Nachahmungen der ſchon verdorbenen ägyptiſchen Baukunſt ſind. Die erſteren begleiten den Nil bis hinauf nach Jebel el Birkel und gehen bis in die Zeit zwiſchen 1700 und 1400, v. C. zurück. Die Pyramiden Äthiopiens ſind aber ganz modern in Vergleich mit den ägyptiſchen. Die von Meroe oder Aſſur, auf die Hoskins ſich vorzüglich ſtützt, hält auch Rüppell für jünger als die von Jebel el Birkel, und nach Lord Prudhoe wurden dieſelben erſt in den Jahrhunderten nach 400 v. C. erbaut. Die Hieroglyphen auf den äthiopiſchen Denkmälern ſind aber noch ſchlechter als die Bildwerke; während die älteſten Hieroglyphen, die man in Ägypten auffinden konnte, ſchon dieſe Schreibkunſt ganz vollendet zeigen. — Vielleicht ließen Heeren und Rüppell, Hoskins und ſein Edinburger Gegner ſich durch die Annahme verſöhnen, daß die höchſtgelegenen Flußthäler allerdings die Wiegen, aber auch nur die Wiegen der Völker und ihrer Bildung geweſen; daß die kräftigen Naturen der Wiege entſprungen, und daß erſt aus Kreuzung verſchiedener Stämme in den niedrigeren Flußebenen die Bildung erwachſen ſei, die ſpäter in die Wiege zurückgebracht worden. —

⁂ **Überſetzungen von Göthe's Fauſt.** — Von Gérard's Überſetzung des Fauſt in's Franzöſiſche iſt eben eine zweite Auflage erſchienen. Auch in England ſcheint, den Anſchwärzungen des Göthe'ſchen Advocatus diaboli zum Trotz, der Enthuſiasmus für das Meiſterwerk unſeres großen Meiſters nur noch zuzunehmen. Nachdem L. Gower vor 12 Jahren mit einer ſehr mangelhaften, dann Hayward zu Anfang 1833 zuerſt mit einer ſehr getreuen Überſetzung in Proſa hervorgetreten, folgten raſch aufeinander vier poetiſche Überſetzungen, eine erſte von Lord Francis Egerton, die drei folgenden von Syme, Blackie, und Talbot. Eine fünfte von Joh. Anſter, LL. D., die in dieſem Jahre erſchien, übertrifft in einzelnen Parthien allerdings die früheren Verſuche, entſpricht aber noch keineswegs allen den Forderungen, die man an eine vollendete Übertragung zu machen berechtigt iſt. —

⁂ **Der europäiſche, hiſtoriſche Congreß zu Paris.** — Der zu Paris am 23. Nov. d. J. eröffnete „hiſtoriſche Congreß,“ (vielmehr Congreß von Hiſtorikern) der ſich den ſtolzen Namen eines europäiſchen beigelegt, hat am 15. d. M. ſeine Sitzungen geſchloſſen. Die Verſammlungen wurden auf dem Stadthaus gehalten und lockten viele Wiß- und Neugierige herbei. Sie dauerten jedesmal von 1 bis 5. Sehr intereſſante Vorträge wurden gehalten, die dann zu nicht minder intereſſanten Discuſſionen Veranlaſſung gaben.

In der 9. Sitzung am 8. d. M. wurden die Verhandlungen über die Geſchichte der Phrenologie wieder aufgenommen, bei welchem Brouſſait, Marchal und La Cordière gegen Roux, Cerik, Belfield und Sandrat kämpften.

In der 10. Sitzung war die Geſchichte der religiöſen Baukunſt an der Tagesordnung; in der 11. las Baron von Eckſtein eine Denkſchrift vor über die Geſchichte der Gemeinden:

In der 12. wurde die Frage über die menſchlichen Racen verhandelt, worüber Sandrat, Buchez, Conſidérant, de Rienzi und Monglave ſprachen.

Der Bericht über ſämmtliche 14 Sitzungen wird mit Nächſtem in Druck erſcheinen. Die welthiſtoriſche Bedeutung ſolcher Congreſſe wird vielleicht ſchon in naher Zukunft an den Tag kommen. Schon jetzt kann erkannt werden, daß dieſe Verſammlungen Gelegenheit geben zur wechſelſeitigen Befreundung der wiſſenſchaftlichen Forſcher und hierdurch einestheils manchen, bisher ſo ſtörenden Mißhelligkeiten vorbeugen, anderntheils eine planmäßige Vertheilung der Arbeiten möglich machen. Auf dieſe Weiſe wird viele Kraft ökonomiſirt und zugleich die Organiſation einer Gelehrten-Republik vorbereitet, deren Gedanke ſchon unſerem Leibnitz vorgeſchwebt und in neueſter Zeit von Klopſtock, Fichte, Krauſe und St. Simon zur Sprache gebracht worden. So wird die Wiſſenſchaft, als die Erkenntniß aller Wahrheit, alles Allgemeinen auch als allgemeine, heilige Angelegenheit der Menſchheit anerkannt und conſtituirt und der unerſchütterliche Grund zu einem allbefriedenden Geiſtesreich gelegt. — Es darf uns freuen, daß auch hierzu unſer ehrwürdiges, altes Deutſchland die erſten Schritte gethan.

C.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 303. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Mittwoch, 23. December.

Die Grafen von Lara.

Von

Ludwig Bechſtein.

(Fortſetzung.)

2. Die Rache.

Donna Lambra, endlos jammernd,
Thränenüberſtrömt die Wangen,
Lag in ihres Gatten Armen,
Und er hielt ſie mild umfangen.

Und er ſucht, daß er ſie tröſte,
Schmeichelworte viel verſchwendend;
Aber feindlich jeder Tröſtung
Scheint ihr Kummer nimmer endend,

Wie in Islands kalter Ferne
Kochend ſtrömet aus dem Geiſer
Endlos heiße Fluth, ſo ſtrömten
Ihre Thränen immer heißer.

„Mir nicht nahen ſoll Velasco,
Bis er Rache ſchwört den Lara's,
Und verheeret alle Flecken
Ihres Guadalaxara's!“ —

„Ob ſie flüchten über Meere,
Bis zu Wüſte ſelbſt Buchara's,
Durch der Mohren heiße Länder
Folge Rache nach den Lara's!“

„Und nicht eher ſoll mich ſchmücken
Farbig Kleid und Perl' und Spange,
Bis für des Gonſalvo Frevel
Ich Genugthuung erlange!“

Und Velasco kniete nieder,
Liebe flehend, Rache ſchwörend,
Und ſie lag an ſeinem Herzen,
Freudig ſeine Schwüre hörend.

So vom Zürnen eines Weibes
Wird geſchürt der Rache Flamme,
Daß ſie Tod droht und Verderben
Dem Gonſalvo's ganzem Stamme.

Lange hegt den Haß Velasco,
Heimlich ſchäumend, heimlich brütend,
Gleich dem Hund, der toll geworden,
Nicht mehr bellt, obgleich er wüthend.

Denn nicht auf des Kampfes Wage
Will er legen dieſe Sache,
Heimlich wie die Lava glühet,
Nährt auch er die Gluth der Rache.

Bis die Flammenfrucht gereifet,
Bis er ſeine Zeit erſehe,
Wie der buntgefleckte Pardel
Langſam ſchleicht der Beute nahe —

Dann ſich ſtreckt zum mächt'gen Sprunge,
Und mit hohem raſchen Satze
Der ergriffenen Gazelle
In den Nacken krallt die Tatze. —

Auf dem Königsthron Granada's
Saß Al Hakem, ihm verſchworen
Und verbrudert war Velasco,
Heimlich hielt er zu dem Mohren.

Wie in einem falſchen Herzen
Trug und Heuchelei vereinbar,
Schien er auch ein Freund Gonſalvo's,
War ein Freund der Sohne ſcheinbar.

Bis geringe Zwiſtigkeiten
Zwiſchen Chriſten und den Mohren
An des Landes fernen Grenzen
Er zum Racheplan erkoren

Und er wußt' es ſchlau zu karten,
Daß den Feind der König ſandte,
Mit Al Hakem zu verhandeln,
Nach Granada's blüh'ndem Lande.

Gab auch dem gehaßten Boten
Einen Brief voll arger Zeilen,
Mit Geheiß, die Räthſelzeichen
Nur Al Hakem mitzutheilen.

In Arabiens fremder Sprache
War der Brief geſchrieben worden,
Deſſen Stromfluth dunkler Lettern
Arabesken bunt umborden. —

O wie weinte Donna Sanctia
Als ſie ſah den Gatten ſcheiden,
O wie brachte ſolcher Abſchied
Ihrer Seele tiefes Leiden!

Ahnungtrübe Bilder traten,
Unheildrohend dem Geſchlechte
Ihres Schooßes, ihr vor's Auge,
Bilder, ſchwarz wie Kerkernächte.

Und der Thränen Fluth umflorte
So die Leuchten ihrer Liebe,
Daß ſie ſah die Welt verdunkelt,
Und den Himmel nächtlich trübe.

O wie rührten Don Gonſalvo
Seiner Gattin Klagetöne;
O wie lag ſie, ſchmerzbezwungen,
In den Armen ihrer Söhne.

Saht ihr die Plejaden ſchimmernd
Durch des Himmels blaue Weiten,
Jenes helle Sternenauge
Den Aldebaran begleiten?

So begleiten Don Gonſalvo
Seine ſieben Söhne gerne,
Nach dem treuen Vaterauge
Blickend, wie nach einem Sterne,

Bis ſie wieder kehren müſſen
Zum verlaßnen Mutterherzen;
Um den Vater, um die Mutter
Still im Buſen Doppelſchmerzen. —

Zu dem König von Granada,
Zu dem mächtigen Kalifen
Kam Gonſalvo, Graf von Lara,
Kam mit allen ſeinen Briefen.

Und Al Hakem las, der König,
Was Velasco ihm geſchrieben:
„Heil und Freundesgruß Al Hakem,
Meinem Treuen, meinem Lieben!“

„Soll ich ferner dir, o König,
Freudig jeden Wunſch erfullen,
Wie du mich bisher erfunden,
O ſo ſei auch mir zu Willen!“

„Wiſſe: Todfeind meines Stammes
Iſt Gonſalvo, Überbringer
Dieſes Briefes, drum ſo wirf ihn
In Alhambra's tiefſten Zwinger.“

„Daß er Speiſe ſei der Löwen,
Die den Wagen deines Sieges
Ziehen, wenn du glorreich heimkehrſt,
Wie gewohnt, aus jedem Kriege.“

„Oder halte lebenslänglich
Tief im Kerkern ihn gefangen,
Unken gib ihm zur Geſellſchaft,
Zu Genoſſen gift'ge Schlangen.“

„Laß, o Sonne deiner Lande,
Nimmer ihn die Sonn' erblicken;
Laß ihn, Stern der Mohrenvölker,
Keines Sternes Glanz beglücken.“

„Weilet in der Burg des Leibes
Seine Seele dir zu lange,
Ziehe ſchnell dein Sclav, o König,
Um ſie her die ſeidne Schlange.“

„Bald, o König, werden zürnend
Seine ſieben Söhne nahen,
Deines Heers geſchuppter Drache
Mag als Speiſe ſie empfahen!“

Solche Botſchaft las Al Hakem,
Und er winkte ſeinen Sklaven,
Schnell umfing mit Grabesſchauern
Kerkernacht den edlen Grafen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Sollte denn das nicht ihre Pflicht geweſen ſein?“ frug Selm. „Soll nicht ein jeder Menſch den Stein hinwegräumen, welcher dem kurzſichtigen Wanderer im Wege liegt?“ — Der Greis erwiederte: „Es iſt eine mißliche Sache, mit der Hinwegräumung eines ſolchen Steines; ja, wenn alle Menſchen auf einer einzigen breiten Straße ihrem Ziele entgegen wallen dürften, dann freilich würde ich den Stein aus dem Geleiſe hinwegräumen; aber die Wege der Sterblichen durchkreuzen ſich tauſendfach; dieſen Kurzſichtigen rett' ich vom Falle, und einem Zweiten werf' ich den Stein in den Weg, er fällt darüber, und ich weiß nicht, ob er je wieder aufſteht.“

„Mein Gott!“ rief Selm, „ſo dürfte man eigentlich keinen Irrenden warnen, keinen Schwankenden unterſtützen, keinen Gefallenen aufrichten, aus Beſorgniß, daß die Rettung des Einen den Untergang des Andern veranlaſſen könne?“

„Verwechſeln Sie nicht Ihre Pflichten mit den meinigen,“ ſprach Wällſten, „Menſchenrettung iſt Menſchenpflicht, aber würden Sie wohl den Irrenden zurechtweiſen, wenn Sie wüßten, daß der Weg, den er verfehlt hat, ihn in den Hinterhalt führt, welchen er zur Beraubung eines argloſen Wanderers erſehen hat? — Würden Sie den Gefallenen aufrichten, wenn Sie wüßten, daß ſein ſtolpernder Fuß ſeinen Bruder gerettet hat, den er, von Ihnen unterſtützt, nun wieder mit dem Meſſer in der Hand zu verfolgen ſucht? — Sie ſehn jetzt, warum ich ſo manchen Irrenden in ſeiner Irre — ſo manchen Strauchelnden fallen — ſo manchen Gefallenen liegen laſſe — denen hülfreich beizuſpringen Ihre Pflicht iſt, weil Ihr Auge nicht ſo weit in die Ferne reicht, wie das meinige.“

Jetzt ſagte Ulrike: „Vater, ich will Ihnen zugeben, daß Sie verpflichtet ſind, Unglücklichen Ihren Beiſtand zu verſagen, wenn Sie ſehn, daß deren Rettung ein anderes, größeres Unglück nach ſich zieht, aber warum warnten Sie meinen Mann nicht vor ſeinem letzten Zuſammentreffen mit dem mordluſtigen Vautour? Warum ſtellten Sie ihn der Gefahr, getödtet zu werden, und mich dem unſäglichſten Unheil blos? Warum überließen Sie ihn dem Zufall, der ihn vernichtet haben würde, wenn Werlemann nicht durch ein glückliches Ungefähr ſich im Nebenzimmer befunden hätte?“

„Thörigtes Weib!“ ſprach der Alte; „Unglück — Zufall — Ungefähr! — findeſt du denn in dieſen ſinnloſen drei Worten einen Sinn? — Doch ich will dich nicht fragen, um dich zu belehren; ich muß dich deinen Erfahrungen überlaſſen, denn die meinigen ſind nicht hinreichend, die Reife deiner Einſichten zu befördern; aber antworten will ich dir: ich habe deinen Mann vor Vautour's letzter Begegnung nicht gewarnt, weil die Übung ſeiner Kraft erforderlich war, weil ich voraus ſah, daß, und wie er ſie üben würde, und weil ich wußte, daß Werlemann im Augenblicke der Gefahr ihm nahe ſein mußte. Ich habe ferner gewußt, daß er zu einer Unwahrheit, die er ohne Grund eine Nothlüge nennen wird, denn es war keine Noth vorhanden, ſchreiten würde, und kann euch ſagen, daß in dieſem Augenblicke ein Anderer die Folgen ſeiner Lüge trägt. — Selm hat Vautour geſagt: er werde unter dem Schutze der ruſſiſchen Geſandſchaft noch einige Zeit in Paris verweilen, ungeachtet er die Abſicht hatte und ausführte, Frankreich ſogleich zu verlaſſen. — Vautour wollte aber ſeinen Arm nicht vergeblich gehoben haben; — er ließ, nachdem er zur Beſinnung gekommen war, ihn fallen, und der Schlag traf — einen Unſchuldigen! — Schmelz, Auguſtens Gatte, war in Geſchäften gerade in Paris angekommen, nachdem Sie, mein Sohn, die Stadt verlaſſen hatten; er bezog — du Ulrike würdeſt es zufällig nennen — Ihre Wohnung; — Vautour's Helfershelfer faßten ihn ſtatt Ihnen, und als man die Verwechſelung entdeckt hatte, nahm man Anſtand, den Schuldloſen zu befreien und beſchloß, ſeine Zunge in einem ewigen Kerker zu binden."

Das Gefühl der ſtrafenden Verzweiflung ſtarrte aus Selm's Zügen, aber der Greis faßte freundlich ſeine Hand und ſprach: „Ruhig, mein Sohn! dieſe herbe Kur iſt dem Kranken nothwendig; — er wird geheilt aus den Händen ſeiner rauhen Hoſpitaliter zurückkehren, und ſich dann glücklich in einem Looſe fühlen, deſſen Bande ihm Ketten geworden waren. — Sein Eheglück hatte den Flitterglanz verloren; ſeine Liebe, die unter Stürmen gereift war, hielt den Sonnenblick nicht aus. — Er mußte in die Gewalt ſcheinbarer Teufel gerathen, damit ſein Weib ihm wieder als fleckenloſer Engel erſcheine; und Auguſte muß erſt empfinden, was ſie — ihn verlierend — verliert, um ſeinen Beſitz wieder mit Thränen zu erſehnen."

„Sie reden, mein Vater," hob Selm einſt an, „häufig von Vorfällen, welche Sie überraſcht haben; es ſcheint ein ſpäterer Zeitpunkt für die Ausdehnung Ihrer Sehkraft im weiteren Sinne ſtatt gefunden zu haben; — mögen Sie uns dieſen Zeitpunkt wohl andeuten?"

„Die Zukunft fing an, ſich mir deutlicher zu entwickeln," antwortete Wülſten, „nachdem ich Ihnen die beiden Briefe geſchrieben hatte, welche von der Polizei aufgefangen, und Ihnen, bei Ihrem Verhör zur Anerkennung derſelben vorgelegt worden ſind. Die Spannung, in welche mich die Wendung unſres allerſeitigen Schickſals verſetzte, ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde, und ich vermochte von jener Periode an, auch willkührliche Blicke in die unbegränzte Zukunft zu werfen; auch meine Erinnerung ſchien ſich auszudehnen, denn ich fand Raum in ihr, Alles zu bewahren, was ich je geſehen hatte und ſah und ſehe!"

— Unter ſolchen Geſprächen verlief der erſte Winter den Gliedern des Selm'ſchen Hauſes. Der Frühling brachte Europa in neue Bewegung. Napoleon, wiederkehrend aus ſeiner Verbannung, nahm den franzöſiſchen Thron von neuem in Beſitz; Völker ſtanden auf gegen Völker und jedes Herz bebte vor den drohenden Gräueln. Ulrikens Seele ergoß ihre Angſt in Vorwürfen gegen ihren Vater, der dieſes Elend kommen geſehen und ihm nicht gewehrt habe durch ein Wort der Warnung. Da ließ ſich der Seher herab zu ihrer Beſchränkung und erhob ſie noch zu der Überzeugung, daß Krieg und Seuchen, Tod und Verderben nichts als die ernſteren Boten Gottes, die geflügeltſten Bringer ſeines Segens für ſeine Geſchöpfe ſeien. Aber nur aus der Vergangenheit entnahm der Greis ſeine Bilder, und ſorgfältig hielt er den Schleier zwiſchen den Augen ſeiner Tochter und der Zukunft feſt.

(Fortſ. folgt.)

Biographie und Charakteriſtik Victor Hugo's.

(Fortſetzung.)

Mit dieſer Zeit ſteigert ſich die literariſche Thätigkeit des jungen Mannes. Wir ſehen ihn im Verkehr mit Männern von Rang und Ruf, ſein Blick und ſein Streben ziehen weitere Kreiſe um ihn, ſein Beruf beginnt ihm klar zu werden, die Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes, ſeiner Kenntniſſe, ſein treffendes Urtheil, ſein warmer, hinreißender Styl veranlaßten ſeine Freunde, ihn zu ausgedehnteren literariſchen Unternehmungen aufzumuntern und ſeine Theilnahme an Zeitſchriften anzuſprechen. Dem öffentlichen Leben nie entfremdet, weiht er ſich der Politik nun mit erhöhtem Intereſſe, bekämpft öffentlich das veraltete Syſtem der Literatur, den herkömmlichen Schulzwang und macht auf eine richtigere Kunſtanſicht aufmerkſam. Die neuen Ideen, in denen er lebt, die neue Thätigkeit, die ihn in Anſpruch nimmt, das mächtig erwachte Bewußtſein ſeiner Beſtimmung, die Aufmunterung, die ihm zu Theil wird, entziehen ihn dem Studium der Rechte und ſchleudern ihn plötzlich und faſt gewaltſam auf die Bahn, auf welcher er von nun an mit ſo vielem Glücke fortgeſchritten iſt. Das Studium der Rechtswiſſenſchaft, dem er ſich geweiht, verliert an Reiz; er ſtrebt nach einem ſchönern Kranze, als ihn Themis ihren Verehrern reicht; Toulouſe hat ihm den poetiſchen Lorbeerzweig ſchon geſendet; Paris, das ganze übrige Frankreich, die ganze gebildete Welt ſoll ihm die volle Dichterkrone auf das Haupt ſetzen.

Nicht minder mächtig, als der Ruhm, trieb ihn eine andere Leidenſchaft auf der kühn betretenen Bahn vorwärts. Dies war die Liebe. Eine Geſpielin ſeiner frühen Jugend beſaß ſein Herz, ſeine Treue. Was man auch that, um ihn dieſem Gefühle zu entfremden, was man auch verſuchte, um ein Verhältniß zu zerreißen, welches ſein ganzes Erdenglück umſchloß, wie vielfach bewegt ſein äußeres Leben ſich geſtaltete, wie ſehr ſeine Beharrlichkeit, mit welcher er allen Hinderniſſen, allen Anfeindungen zum Trotze eine ſelbſtſtändige Lage und mit ihr das Glück ſeines Herzens ſich zu erringen ſtrebte, auf die Probe geſetzt wurde: ſeine Treue wankte nicht, er ließ ſein Ziel nicht aus den Augen. Das Jahr 1822 lohnte ſeine edle Beharrlichkeit und krönte die Wünſche der beiden Liebenden, die das Band der Ehe vereinigte.

Wir haben jedoch noch einen Blick auf die zwei vorhergehenden Jahre zu werfen.

Im Jahre 1820 begann Victor Hugo ſeinen Roman: „Han d'Islande" betitelt. Man ſagt, er habe durch dieſen Roman ſeiner Geliebten, mit welcher er zuletzt allen Verkehr abbrechen mußte, ſeine Gefühle mittheilen wollen. Die Grundidee dieſes Romans ſtützt allerdings eine ſolche Annahme in hohem Grade, obgleich wir bezweifeln, daß Victor Hugo dergleichen mittelbare Wege gewählt habe, um zu dem Herzen ſeiner Geliebten zu ſprechen. Der Ausdruck ſeiner zärtlichen Empfindungen und ſeiner unwandelbaren Liebe wäre auch zu ſpät an die rechte Adreſſe gelangt; denn der Roman erſchien bekanntlich erſt, als die Geliebte faſt ſeit einem Jahre die glückliche Gattin unſeres Dichters war.

Mit dem Jahre 1820, in welchem er ſeinen erſten Band royaliſtiſcher und religiöſer Oden ſchrieb, beginnt zugleich ſeine Theilnahme an der Herausgabe des „Conservateur littéraire.“ Die darin mitgetheilten geiſtreichen Artikel über **Walter Scott**, **Lord Byron**, **Thomas Moore** u. ſ. w., politiſche Satyren und ähnliche Erzeugniſſe rühren von Victor Hugo her; eben ſo iſt er der Verfaſſer der unter dem Namen: **d'Auverney** erſchienenen Überſetzungen aus **Lucan** und **Virgil**, der **Epiſtel des Ariſtides an Brutus über Du und Sie**, und der Expectoration über die erſten Méditations poétiques, deren Verfaſſer ſeinen Namen damals noch nicht veröffentlicht hatte und mit dem Victor Hugo erſt zwei Jahre ſpäter perſönlich bekannt wurde.

Das Jahr 1821 war reich an Freud' und Leid für unſern Dichter. Er hatte ſeine Verehrung für Chateaubriand öffentlich ausgeſprochen und Chateaubriand durchſchaute leicht den dünnen Schleier, welcher noch über die Größe dieſes „enfant sublime“ hing, wie er Victor Hugo in dem Conservateur littéraire genannt hat. Der Deputirte Agier führte den jungen Dichter bei Chateaubriand ein, und ein jahrelanger freundlicher Verkehr zwiſchen Beiden war die Folge dieſes Beſuches.

Der Tod ſeiner Mutter, welcher im Laufe dieſes Jahres erfolgte, mußte unter obwaltenden Umſtänden doppelt ſchmerzlich für ihn ſein. Er ſchied aus dem Kreiſe der Seinigen, miethete eine kleine Wohnung in einem entlegenen Theile von Paris und gab ſich mit dem raſtloſeſten Eifer ſeinen literariſchen Arbeiten hin, um die Verbindung mit der Geliebten zu beſchleunigen, welche im October des folgenden Jahres Statt fand. Ein Ereigniß, in welchem der Name Ludwigs des Achtzehnten eben ſo ehrenvoll hervortritt, wie der Charakter unſeres hochherzigen Dichters, trug unerwartet dazu bei, Victor Hugo, der jede Unterſtützung ſeines Vaters abzulehnen Gründe hatte, eine ſorgloſere Exiſtenz zu verſchaffen. Delon, ein Jugendfreund des Dichters, war in die Verſchwörung von Saumur verwickelt. Er war flüchtig geworden und wurde von den Gerichten verfolgt. Victor Hugo wandte ſich an die Mutter des Unglücklichen und bot ihm ſein Zimmer an. Die Polizei wußte ſich dieſes Briefes zu bemächtigen; Ludwig der Achtzehnte las ihn, und Victor Hugo erhielt — die erſte Penſion, welche vacant wurde.

Die öffentliche Stimme jener Zeit ſympathiſirte zu wenig mit dem Royalismus, als daß poetiſche Erzeugniſſe, in welchen die royaliſtiſche Geſinnung offen und kräftig ausgeprägt war, auf den Beifall des größern Publikums hätte rechnen können. Sobald er nicht mehr ausſchließlich einem Syſteme, das ſich ſelbſt neutraliſirte, zugethan war und ſich der öffentlichen Meinung allmählig näherte, ſprach ſich dieſe auch mehr und mehr zu ſeinen Gunſten aus. (F. f.)

Feuilleton.

⁂ **Praktiſche Encyklopädie.** — Während in Deutſchland die Gelehrten noch durchgängig vereinzelt arbeiten, geſellen ſich in Frankreich die Beſtrebungen jeder Art zu gemeinſamen Unternehmungen. Zu den bedeutenderen gehört die „Encyclopédie pratique, agricole, industrielle et économique, zu welcher ſich **Darcet**, **Charles Dupin**, **Francoeur**, **de Laſteyrie**, **Gillet de Grammont**, **Bory de St. Vincent** und mehrere andere tüchtige Männer vereinigt haben. Dieſe Encyklopädie erſcheint nun ſchon ſeit 11 Jahren als journal des connaissances usuelles et pratiques, oder „Sammlung von Kenntniſſen, die unmittelbar zu den Bedürfniſſen und Genüſſen aller Klaſſen der Geſellſchaft dienlich ſind.“ — Mehrere Jahrgänge mußten bereits wiederholt aufgelegt werden.

⁂ **Balzac's Séraphita.** — Nachdem Herr von **Balzac** in ſeiner „Recherche de l'absolu“ das Leben eines begeiſterten Alchymiſten dargeſtellt, glaubte er in der **Séraphita** gleiche Ehre dem Myſtizismus erweiſen zu müſſen. Er ſelbſt ſagt hierüber im Vorwort zu dieſem letzteren Roman: „Der Verfaſſer hielt dafür, es gezieme der franzöſiſchen Literatur nicht, über eine ſo großartige Poeſie, als die der Myſtiker, ſtumm zu bleiben. Das literariſche Frankreich trägt ſeit fünf Jahrhunderten eine Krone, welcher ein Kleinod fehlen würde, wenn dieſe Lücke ſich nicht, wenn auch unvollkommen, durch das nachfolgende Buch ausgefüllt fände. Nach langen und beharrlichen Arbeiten hat ſich daher der Verf. an die ſchwierigſte aller Unternehmungen gewagt, die darin beſtand, — das **vollkommene Weſen** (l'être parfait) innerhalb der Bedingungen zu malen, welche gefordert werden von den ſtreng angewandten Geſetzen — **Swedenborg's**.“ — Dies vollkommene Weſen iſt **Séraphita**, und der nach ihm genannte Roman der Schluß einer religiös-philoſophiſch-myſtiſchen Trilogie, zu welcher die **Proscrits** und **Louis Lambert** die beiden erſten Glieder bilden. —

⁂ **Fr. Göſchel.** — Karl Roſenkranz gibt in den Blättern für literariſche Unterhaltung (Nr. 351—354) eine geiſtreiche Überſicht der literariſchen Beſtrebungen Fr. **Göſchel's**, der, wie R. bemerkt, „ſeit zehn Jahren unermüdet für die Verſöhnung der kirchlich-chriſtlichen Glaubenslehren mit der Speculation thätig iſt.“ R. zählt ihn zu „den paſſiven Genies,“ der, „ohne eigene Gedanken“ zu produziren, „bewunderungswürdig verſtehe, mit den Gedanken Anderer zu denken, ſie mit einander zu verſchmelzen, ſie weiter auszuführen und in treuer Exegeſe intereſſante Folgerungen aus ihnen zu ziehen. Die immer wiederkehrenden Anhaltpunkte ſeines Denkens ſeien die **Bibel** und das **Recht**, **Göthe** und die **Hegel'ſche** Philoſophie... Wo ſich Widerſprüche zwiſchen ihnen erheben, ſuche er ſie mit einander zu vermitteln. Durch ſie vermittle er ſodann die Widerſprüche unſerer religiöſen und politiſchen, poetiſchen und philoſophiſchen Partheien, und habe ſich durch dieſes Geſchäft zu einer **nothwendigen** Geſtalt im Kreiſe unſeres jetzigen Lebens gemacht.“ Daß hiermit G. richtig charakteriſirt und ſein Vermittlungsſtreben treffend bezeichnet, iſt wohl nicht in Abrede zu ſtellen. Eine **nothwendige** Perſon möchte indeß G. doch wohl nur für ſolche ſein, welche gerade wie G. bereits von der Möglichkeit und Nothwendigkeit eines ſolchen Synkretismus ausgehen. Eine vorurtheilsfreie Forſchung hingegen kann den Beſtrebungen Göſchel's keine andere Nothwendigkeit zuerkennen, als jenen Alexandriniſchen oder auch den Ciceroniſchen, welche Homer und Plato mit Ariſtoteles, Moſeh oder dem römiſchen Recht u. ſ. w. in Übereinſtimmung zu bringen ſich — vergeblich abgemüht. T.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 304. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 24. December.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Kurz vorher, ehe der Krieg mit ſeinen Schrecken von Belgiens Gränzen nach Frankreich hineingetragen wurde, erfüllte ſich des Sehers Wort an Schmelz. Er ging, heimkehrend zu den Seinigen, durch Selm's Wohnort, wußte aber von dem Grunde ſeiner Gefangenhaltung und Freigebung nichts weiter, als daß er glaubte, von den Royaliſten für einen Buonapartiſten gehalten und als ein ſolcher von den Letzteren befreit worden zu ſein. — Er und ſeine Gattin ſind noch einigemale mit der Selm'ſchen Familie zuſammengetroffen, und dieſe hatte mit herzlicher Freude die wiedergekehrte Eintracht des durch ſeine Trennung einander genäherten Ehepaars wahrzunehmen.

Nach Verlauf einiger Jahre wurde Selm's Amtsverhältniß umfangender; er ſah ſich genöthigt, ein größeres Haus zu machen, um faſt täglich Fremde bei ſich aufzunehmen. Dieſe Ausdehnung ſeines Hausweſens war nicht zu vermeiden, obgleich ſie ihm den uneingeſchränkten Umgang mit ſeinem Schwiegervater erſchwerte. Der Greis, der nichts ſehnlicher wünſchte, als von allen Fremden unbeachtet zu bleiben, und von allen älteren Bekannten vergeſſen zu werden, zog ſich in ein Gartenhäuschen zurück und ließ hier die Zeit mit ihren Erſcheinungen fünfzehn Jahre lang vor ſeinem Auge vorüberziehen. Anfangs pflegte er die Abende bei ſeinen Kindern zuzubringen, ſeit es ihm aber mehreremale begegnet war, daß er vom Schlummer übermannt im Traume von Dingen ſprach, welche die Neugier ſeiner Geſellſchafter zu Fragen reizte, ſeitdem zog er ſich auch des Abends in ſeine Abgeſchiedenheit zurück, und erſchien nur von Zeit zu Zeit einem wohlthätig wirkendem Geiſte gleich, um Frieden zu ſtiften, zu ermahnen, zu warnen und zu belohnen.

Selm und ſeine Gattin bebten oft für den ſilberhaarigen Greis, der zwei Stufenjahre hindurch — jetzt faſt ein Neunziger — täglich ihre Beſorgniß ſteigerte, er werde einſt in ſeiner freiwilligen Hülfloſigkeit ſein Siedlerleben beſchließen, ehe ſie Zeit gewinnen möchten, das letzte Segenswort von ſeinen Lippen wegzuküſſen. Er beruhigte ſie aber durch die Verſicherung, daß er nicht früher ſcheiden werde, bevor er noch ein wichtiges Geſchäft begonnen und beendet habe. Einige ſeiner Winke ließen muthmaßen, daß er Vautour erwarte.

Aber Vautour kam nicht! — Selm's und Ulriken's Häupter wurden bereits grau; ihre Kinder brachten dem Ahnherrn ſeine Urenkel ſchon, damit er ſie ſegne; ein Freund nach dem andern ſtarb, aber der Seher war nicht altersgebeugter, wie ihn ſeine Enkel geſehen hatten, ſo weit ihre Erinnerung zurückreichte. Endlich kündigte ſich die Auflöſung der Grundſtoffe an, welche der aufwärtsſtrebende Geiſt nur gezwungen noch zuſammen zu halten ſchien. Des Greiſes Glieder fingen an, ihm den länger als achtzig Jahre hindurch geleiſteten Dienſt zu verſagen, und jetzt bat er die Seinigen, ihn nicht mehr zu verlaſſen. Sie wechſelten ſich um ſein Lager ab. — Seine Rede zu ihnen war eine immer dringender wiederholte Ermahnung, in Liebe und Eintracht feſt aneinander zu halten in der ſchweren Zeit, welche noch bevorſtehe.

Zwei Tage lang war Wüllſten bettlägerig geweſen, da lief die Nachricht von dem Kampfe des Pariſer Volks wider ſeine Fürſten aus dem älteren bourboniſchen Zweige ein, und nun gebot der Greis ſeiner Tochter, ſich auf einen Gaſt vorzubereiten. — Dieſer Gaſt kam; — es war Vautour.

Selm, Ulrike und alle die Ihrigen entſetzten ſich vor dem Anblick dieſer Greiſengeſtalt; der völlig enthaarte Scheitel, die pergamentartige Farbe ſeines tiefgefurchten fleiſchloſen Geſichts, der lange dünne Hals, weit hinausragend über das läſſig um den Hals geſchlungene Tuch, die matten, tiefliegenden Augen, der dürre geſtreckte Gliederbau, aus den Öffnungen des weiten ſchlotternden Mantels hervortretend — Alles vereinigte ſich, dem furchtbaren Alten eine grauſenerregende Ähnlichkeit mit einer wandernden Mumie zu geben. — Jetzt ſprach er, und kein Herz war, das nicht gebebt hätte, getroffen von dem dumpfen Tone dieſer Stimme. — Nur der Seher blieb ruhig; er winkte, ihn mit dem Fremden allein zu laſſen, aber niemand wollte von ſeiner Seite weichen, aus Beſorgniß, der gefürchtete Fremde könne Hand an ihn legen. Wüllſten mußte ſeinen Wink in einen deutlich geſprochenen Befehl verwandeln, bevor man ihn, und auch dann nur mit ängſtlich klopfendem Herzen widerwillig befolgte.

Am zweiten Abend nach Vautour's Ankunft, als eben der Seher die Seinigen auffordern ließ, ſich um ſein Lager zu verſammeln, traf Werlemann, auf dem Wege nach dem Aachner Bade, bei Selm ein; er vergrößerte den Kreis, der ſich um die beiden Greiſe rundete.

„Meine Kinder," ſprach Wüllſten, „der Freund, der gekommen iſt, um mit mir zu ſterben, will euch eine Lehre hinterlaſſen. Nehmt ſie auf in euer Leben und pflegt ſie fort von Kind auf Kindeskind. — Beginnen Sie mein Freund."

Und der Fremde begann:

16.

„Meine Erinnerung reicht ſehr weit zurück; doch nie find' ich mich an der Bruſt einer liebenden Mutter, auf dem Arm eines zärtlichen Vaters. Tief eingeprägt iſt aber meinem Gedächtniſſe die Neckerei eines meiner Jugendgenoſſen geblieben, der, als ich, um mich wegen eines an mir verübten Muthwillens zu rächen, ihn niederwarf und knebelte, mir zurief: ich hätte die Kraft zu binden und hoffentlich auch zu löſen von meinem Vater geerbt, welcher Beichtvater des Kanzlers Maupeou ſei. — Zur Zeit der Zerſtörung der Baſtille brach ich aus der Obhut eines alten Scholaſtikers der Jeſuiten, welcher mich zwei und zwanzig Monate lang für geheime Zwecke ſeines aufgehobnen Ordens bearbeitet hatte. Mein Verhängniß führte mich unter die wildeſten der Empörerrotte, und wenn Anfangs auch mein Herz bei dem Anblick der Blutſäufer bebte, ſo ergriff mich endlich der allgemeine Wahnſinn doch auch, und auch unter meinen Händen ſind Menſchen am Laternenpfahl geſtorben. — Meine ehemaligen Genoſſen nannten mich meiner Körperlänge und meines gebückten Nackens halber, mit Anſpielung auf den geiſtlichen Stand, welchem ich angehört hatte, Houlette. *) — Mich verdroß dieſe Benennung, und ich nannte mich Jean. Aber auch mit dieſem Namen trieb der Witz ſeinen Spott. Man überſetzte den Namen in das Spaniſche und übertrug ihn wieder aus dem ſpaniſchen Juan in das Franzöſiſche: Chat-huant. **) Dieſen Namen zu tragen ward bald gefährlich, weil man mit demſelben die Aufrührer an der Loire ſo bezeichnete. Das erkannte der ſchreckliche Menſch, der mich in ſeinen Schutz genommen hatte — Danton. Er nannte mich mit Bezug auf meinen fanatiſchen Eifer: Branchier. ***) — Als Danton fiel, da fiel auch ich, aber es gefiel dem Verhängniß, mein Leben mir aufzuſparen. Ich wurde eingeſperrt, aber mein Kerkermeiſter — ein Anhänger Danton's war mitleidig genug, mich acht und zwanzig Monate lang — die letzten acht Monate in einem unterirdiſchen Gewölbe — bis zu Robespierre's Falle vor meinen Verfolgern zu verbergen, um, wie er meinte, die Krallen des Branchier zu Fängen des Vautour's †) wachſen zu laſſen.

(Fortſ. folgt.)

---

*) Hirtenſtab, Krummſtab. **) Nachteule. ***) Ein junger Stoßvogel, in weiterer Ausdehnung: jeder wilde Vogel. †) Geier.

Supplemente zu Ernſt Theodor Wilhelm Hoffmann's Leben.

(Schluß.)

Berlin, den 8. März 1818.

Sehr werthgeſchätzter Freund!

— — — — — — Die lichten Stunden eines wahnſinnigen Muſikers habe ich Ihnen zugeſagt; es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß ſie bei keinem andern Verleger erſcheinen. Indeſſen kann und werde ich ſie vor der Hand nicht erſcheinen laſſen — vielleicht erſt darüber von Todeswegen disponiren. Das Buch iſt ganz etwas anders worden, als ich im Sinn hatte. Es iſt mir damit ſo ergangen, wie mit dem erſten Bande der: „Elixire des Teufels," den ich nicht hätte drucken laſſen ſollen. — So weit Mercantilia.

Daß Sie über meinen „Nußknacker und Mauſekönig" gelacht haben, freut mich ſehr. Gneiſenau ſagte mir, daß in mir ein Feldherrtalent ſtecke, da ich die gewaltige Schlacht ſo gut geordnet und Nußknackers Verlieren vorzüglich von der Eroberung der auf Mama's Fußbank ſchlecht poſtirten Batterie abhängig gemacht. Doch empfehle ich Ihnen mehr mein diesjähriges Mährchen: „das fremde Kind." Es iſt reiner, kindlicher und eben deßhalb für Kinder, faſſen ſie auch nicht die tiefere Idee des Ganzen, brauchbarer.

Leſen kann ich bei meinen überhäuften Geſchäften wenig. Journale und Philiſterblätter leſe ich gar nicht. — „Wetzel's Jeanne d'Arc" habe ich auch noch nicht geleſen, kann alſo darüber nicht urtheilen. Seinen „Hermannfried" habe ich mit aller Macht auf die Bühne bringen wollen, es ging aber nicht. Er hat ſchöne, herrliche Stellen, dem Ganzen fehlt es aber an eigentlichem dramatiſchen Leben.

Eben an meiner vielfachen Arbeit (drei Monate hindurch habe ich, da unſer Präſident verreiſet, als älteſter Rath neben meinem gewöhnlichen Geſchäft, auch die Präſidial-Geſchäfte übernehmen müſſen), liegt es auch, daß ich ſo wenig geſchrieben, wie Sie wiſſen werden. —

Im zweiten Theil der Nachtſtücke empfehle ich Ihnen das „Majorat" und das „Gelübde"; das „öde Haus" taugt nichts und das „ſteinerne Herz" iſt ſo — ſo! — Künftig Jahr erſcheint mehr, — ein halb Dutzend Erzählungen beinahe in Taſchenbüchern, und noch manches andere. Seit dem 1. Januar bin ich fleißig geweſen. Auch komponire ich künftigen Sommer eine Oper, deren Text Conteſſa nach Calderon's: „*El galan Fantasma*" gar herrlich bearbeitet hat.

Mit „Undine" iſt es mir ſchlimm gegangen. Sonntag wurde ſie zum 14ten Mal gegeben und Dienſtag darauf brannte das Haus ab mit ſämmtlichen Dekorationen, Kleidern, Noten ꝛc. Erſt jetzt malt man wieder an den Dekorationen. —

Soviel über mein literariſches und künſtleriſches Treiben, auf gütige Nachfrage. —

Fouqué wurde vor ungefähr vier Wochen, als er hier war, von einem Rückenmarkſchlag befallen und hat den Gebrauch des Piedeſtals ganz verloren, wird auch nicht mehr lange leben, wenn nicht beſondere Umſtände eintreten. Merkwürdig war es, daß in den erſten Tagen ſeine Phantaſie thätig wirkte, aber ſein Gedächtniß ganz hin war. So z. B. ließ er Menſchen grüßen, die längſt geſtorben, erzählte Geſchichten, die ihm aufgegangen und die er bei wieder erlangter Geſundheit ſchreiben wolle, aber die waren z. B.: „das Galgenmännlein," „der unbekannte Kranke" ꝛc. — Haben Sie nicht in Fouqué's neuern Sachen eine auffallende Schwäche bemerkt? Leider ſind ſeine Ritter unter die preußiſchen Uhlanen oder Garde de Corps gegangen u. ſ. w. Ich empfehle mich angelegentlichſt Ihrem gütigen Andenken und Ihrer Freundſchaft.

Nachſchrift. Devrient kommt eben zu mir und bittet, Sie herzlichſt zu grüßen, auch Ihre Frau Gemahlin in ſüßer Erinnerung an die ſchönen Tage von Aranjuez. *)

Pantheon.

Die Götter ſind die Hieroglyphen der Völker und kirchlichen Generationen. Sie ſind die erſten, jugendlichen Träume, Ahndungen, Sehnſuchten, die Phantaſieblüthen, die Herzensideale, die höchſten Poeſien und Muſterbilder derſelben.

Das Pantheon der Vergangenheit läßt ſich in dieſer Beziehung auf folgende Weiſe ordnen.

Beginnen wir mit dem Anfang, bei der Rechten, welche den Lebenskreis eröffnet. Hier ruhen mit ineinanderverſchlungenen, faſt ganz unſichtbaren Bewegungsorganen der ſelbſtbeſchauliche Weltſchöpfer Brahma und um ihn her zahlloſe, ruhend ſich in ſeine Betrachtung verſenkende Göttergeſtalten. Ruhendes Schauen iſt der allgemeinſte, einfachſte Ausdruck für dieſe äußerſte Rechte.

An dieſe ſchließen ſich die, aufrecht ſitzenden oder auch ſtehenden ägyptiſchen Götter mit ihren Thiermaſken; myſteriös, räthſelhaft, wie die Sphinx, auf den Tod hinweiſend, wie die Mumien, — ein in Cryſtalliſation übergehendes Leben.

Es iſt ein Volk, welches das große Räthſel des Todes zu löſen ſucht, aber vor ſeinem Meduſenhaupte in Erſtarrung ſinkt.

Aber wenn ein Fortſchritt in der Welt Statt finden ſoll, dann erzeugt ſich ein Gegenſatz; das Fortſchreiten iſt ſelbſt ein Sich-ſpalten der Bewegungsorgane, von denen das eine ſtehen bleibt, — während das andere ſich ihm entgegenſetzt.

Der ruhende Centralgott Ägyptens *) erhebt ſich, zum Kampfe gegen ſeine Mitgötter. Der Oberherr (Suzérain) will als unumſchränkter Alleinherr (Souverain) herrſchen, und um ſeine Pair's ſich zu unterwerfen, ruft er die geknechteten Unterthanen derſelben zu den Waffen — und mit dieſen zur Freiheit. —

So beginnt die Geſchichte, als Gedächtniß des Fortſchreitens, des Geſchehenen, mit Jehovah, dem Herrn der Heerſchaaren, der ſich von den vielen Göttern Ägyptens entfernt, um aus unnahbarer Himmelshöhe ſeine vernichtenden Zornblitze auf ſie herabzuſchleudern.

Nur Ein Gott, nur Ein Volk; — nach Außen Vernichtungskriege, nach Innen ſtolzer Selbſtgenuß im Gedanken an künftige Alleinherrſchaft, — und ſtete Unruhe zur Erkämpfung derſelben. So ſteht auf der äußerſten Linken der unabläſſig kämpfende und zürnende, hier ſegnende, dort verfluchende Jehovah dem ruhig ſelbſtſeligen Brahma gegenüber.

Das menſchliche Antlitz, welches in Indien die übermenſchlichen Götter ſymboliſirt, hatte ſich in Ägypten hinter Thiermaſken verſteckt, und war auf dem Sinai völlig unſichtbar geworden. Die abſolute Ruhe Brahma's war in die abſolute Unruhe Jehova's übergegangen.

An dieſe äußerſte Oppoſition ſchloß ſich auf der Linken, nach der verſöhnenden Mitte hin, — die Götterſchaar der Griechen an. Dort war es nur dem einen Moſes vergönnt geweſen, ſchauernd bebend zum Sinai aufzuſteigen, um des Alleingottes flüchtige Nähe im vorüberziehenden Säuſeln der Lüfte zu empfinden. In Hellas rufen Sänger und Bildkünſtler die himmliſchen, aber menſchengeſtaltigen Götter vom hohen Olymp herab, und die Götter folgen ihrem Rufe; denn ſie ſelbſt lieben und zürnen, wie die Menſchen; ihre Freuden, ihre Leiden, ihre Kämpfe und ihre Genüſſe ſind mit denen der Menſchen verflochten und verwoben. Und wie nun das Leben des Volkes fortſchreitet, wie es ſich verſchönt und vergeiſtigt und verſittlicht, ſo verklären ſich auch die Götter, und aus der erſten jugendlichen Umarmung des Himmels und der Erde, aus der unſchuldig leidenſchaftlichen Vermählung des Göttlichen und Menſchlichen geht die Schönheit hervor, und und in allen drei Welten, über Götter und Menſchen herrſcht mit ſtiller Zaubergewalt — Aphrodite. Ruhe in Bewegung, Einklang im Mannigfaltigen, vollendete Darſtellung gemeſſener Triebe, Leidenſchaften, Gefühle und Gedanken, nur durch freibildende Thätigkeit vermittelte Gegenwart des Göttlichen auf Erden, des Unendlichen im Endlichen, — dieß die allgemeine Signatur der griechiſchen Götter.

---

*) Deſſau, wo Devrient unter dem Namen Herzberg die dortige Bühne zum erſten Male betrat und woſelbſt ich und meine Frau ihn kennen lernten. — Ich gehe damit um, eheſtens über Devrient's Anfangsſtudien zu berichten. —

*) Plutarch (über Iſis und Oſiris) berichtet, „nach Eudoxus Verſicherung habe Jupiter (Ammon, Oſiris?), weil ihm die Beine zuſammengewachſen waren, nicht gehen können, und deßwegen aus Scham in beſtändiger Einſamkeit gelebt; Iſis aber dieſe Theile durch einen Schnitt von einander getrennt, und ihm hierdurch zum ordentlichen Gebrauch der Füße verholfen." —

Aber Schönheit iſt Maß und Vollendung; Gemeſſenheit iſt Begränzung, Begränzen iſt Abſchneiden, Ausſchließen; Vollendung iſt — Verendlichung. Über das Schöne hinaus reicht das Überſchwängliche. Das Zerſprengen der Begränzung, das Erliegen des Endlichen unter dem Unendlichen, der Sieg des Unermeßlichen über das Maß — iſt das Erhabene.

Wie nun das menſchliche Herz nichts ſchlechthin ausſchließen kann, wie ihm das Gefühl des Unendlichen, der Trieb nach demſelben einwohnt, wie ſeine Phantaſie alle Grenzen überſteigt, wie ſein Geiſt nach dem Überſchwänglichen trachtet, ſo muß er auch über die Schönheit hinausſtreben und im Erhabenen ſeine Wohnſtätte ſuchen.

Das vollendete Endliche, das ſchöne Menſchliche mußte ſich ſelbſt zerbrechen, es mußte ſich ſelbſt zum Opfer bringen, um ſich die Pforte des Unendlichen zu eröffnen.

Herkules, der ſich ſelbſt in die Flammen ſtürzt, Prometheus, der, „ob der großen Liebe zu den Sterblichen," — ſich vom Geier zernagen läßt, *) Sokrates, der um des Geſetzes willen den Schirlingbecher leert, ſind die lebendigen Stufen zum Throne des Gottmenſchen, der, ein vollkommener Menſch, in der Mitte der Menſchheit und ihrer Geſchichte ſich aus Liebe an's Kreuz ſchlagen läßt, und — ſiegreich zur Hölle hinab, verherrlicht zum Himmel emporſteigend, — die Macht des Unendlichen offenbart und dem kommenden Menſchengeſchlecht die reinſte, ſeelenſchönſte Erhabenheit zur ſtaunend anbetenden Verehrung aufrichtet.

In ihm hatte das Göttliche ſich zum letztenmale ſichtbar perſönlicht; denn ſeine Gottesthat war eben, alles Irdiſche dem Himmliſchen, das Zeitliche dem Ewigen zum Opfer darzubringen, ſeine Endlichkeit zum Unendlichen zu verklären. — Um Gottes und des Menſchen willen — ließ er ſein Haupt mit Dornen krönen, ſein Antlitz zerreißen, ſeinen Leib durch Geiſeln zerfleiſchen, und Hände und Füße mit Nägeln an das Kreuz feſtſchlagen.

So wurde er, deſſen Haupt nur Gottesgedanken hegte, deſſen Antlitz nur Demuth und Liebe verkündete, deſſen Wille nur Gott gehorſamen wollte, deſſen Hände nur Segen geſpendet, deſſen Füße ihm nur Hülfe zu bringen gedienet hatten, und deſſen Leib ein reines Gefäß einer reinen Seele geblieben, — er wurde zugleich das Erhabenſte und Liebenswürdigſte; das Höchſte, was menſchliches Denken erreichen, das Äußerſte, bis wohin das Göttliche ſich den Menſchen durch Menſchen offenbaren konnte.

Jeſus Chriſtus am Kreuze Gott bis in den Tod gehorſam, nach der Menſchheit die Arme ausbreitend, für ſeine Mörder bittend, dem reuigen Sünder Verzeihung, dem unſchuldig Leidenden ſeliges Leben verheißend — iſt am Schluße des ſchöpferiſchen Weltalters, die höchſte Blüthe des Morgenlandes, — eine Liebesſonne, — das Tagesgeſtirn durch Überſtrahlung verfinſternd, — am Horizont der Menſchheit aufgeſtiegen, — der göttlichſte Menſch und der menſchlichſte Gott, — wonach die Menſchheit ſich Jahrtauſende lang geſehnt, den ſie geahndet, wovon ſie in ihren größten Momenten geträumt und gedichtet, — dem, als er erſchienen, die Herrlichſten als ihrem Herrn gehuldigt, dem ſie ihr ganzes Herz geſchenkt, und zu welchem, ſo lange noch Menſchen auf Erden leben und fühlen und denken, — ſie, als zu ihrem erhabenſten Muſterbild, hinſchauen werden, und nur durch innigſte Vereinigung mit ihm in das Herz der Gottheit ſelbſt eindringen können. —

F. W. Carové.

Feuilleton.

⁂ Friedrich II. — ein Stern in dunkler Nacht. — „Während unter Friedrich dem Großen," bemerkt die Revue germanique, „das Denken über Religion im ganzen Bereich ſeines Scepters völlig frei gegeben und ein gleicher Schutz die Rechte des Proteſtanten wie des Katholiken, des Juden wie des Jeſuiten gewährleiſtete, wand ſich das übrige Europa noch qualvoll unter den ſchauderhafteſten Geſetzen, die Fanatismus und Unduldſamkeit gezeugt hatten. Im Jahre 1749 wird eine Nonne von Würzburg im 70. Jahre ihres Alters als Hexe zum Scheiterhaufen verurtheilt — und gerichtet. Im Jahre 1762 ſtirbt Joh. Calas zu Toulouſe den Henkerstod, und bald nachher iſt die, ebenfalls proteſtantiſche Familie: Sirven, den grauſamſten Folterqualen preisgegeben; um die Rache des ultramontanen Klerus zu befriedigen. Zu Glarus in der Schweiz preßt der Magiſtrat einer unglücklichen Magd durch die Folter das Geſtändniß eines geheimen Bundes mit dem Teufel ab und läßt ſie am 17. Juni 1782 enthaupten. Zu derſelben Zeit verurtheilt die Inquiſition von Sevilla ein armes Mädchen zum Flammentod, welchem ſie vor der Hinrichtung die Naſe abſchneiden ließ, damit ihr ſchönes Antlitz den Zuſchauern nicht ein zu lebhaftes Mitleiden einflöße . . . Die Regierung Friedrich's war die einzige, welche allen Überzeugungen eine unbeſchränkte Duldung zugeſtand" . . . Und dennoch ſehnt die „Gazette de France" ſich nach Reſtauration jener Zeit, in welcher die Staatsregierung nur jene Scheiterhaufenzündende Religion in Frankreich geduldet, und das Berliner politiſche Wochenblatt nimmt noch im Jahre 1835 die Parthei der unduldſamen engliſchen Staatskirche, welche die Diſſenters von dem Beſuche der Univerſitäten ausſchließt und die irländiſchen Katholiken verhungern läßt, — der franzöſiſchen Reſtaurationsfaktion, welche zum Haſſe gegen Proteſtanten und Juden aufreizt, — der ſpaniſchen Prieſterparthei, welche unter dem letzten König die Inquiſition wieder hergeſtellt, — und des ſchweizeriſchen Herrn v. Hallers, der, ein abgeſagter Feind aller freiſinnigen Aufklärung, eine Weltordnung rechtfertigen und wieder herſtellen möchte, in welcher der Leibeigene dem Bürger, der Bürger dem Adel, der Adel dem Landesherrn, der Landesherr dem Papſte unterwürfig war!

⁂ Londoner Theater (13. Dec.) — Coventgarden: „König O'Neil" (3 Akten), von Charles Gore, gefiel. — Auf dem Olympic-Theater trat Charles Mathews, der Sohn des kürzlich verſtorbenen berühmten komiſchen Proteus, in zwei neuen Stücken, deren eines: „The Humpbacked Lover," er ſelbſt geſchrieben (das andere: „The old and young stager," iſt von Leman Rede, — ein Gelegenheitsſtück), mit Beifall auf.

⁂ Pariſer Theater. (15. Dec.) — In der Comédie-française bringt man die alten Stücke: „les Facheux" und „la comtesse d'Escarbagnas" wieder zum Vorſchein. Von neuen Stücken wird ein Drama in 3 Akten, von Alex. Duval, und ein Luſtſpiel in 5 Akten, von Empis, einſtudiert. — Im Théatre de la gaité fanden „le porteur des halles" und „un ménage anglais," von Napoléon d'Abrantes, Beifall.

⁂ Zwei allerliebſte Chanſonnetten machen jetzt in den eleganten Salons von Paris die Runde; die eine: „Fortunata," iſt von Albert Griſar, dem Componiſten der „Folle," der „Esmeralda," der „Fête de madonne," die andere: „la jeune coquette," von Madame Marinoni.

⁂ Bulwer's „Rienzi" iſt endlich erſchienen.

---

*) Aeſchyl. Prometh. 68 f. 106 f. 119 f. u. ſ. w.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 305. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Samſtag, 26. December.

Die Grafen von Lara.

Von

Ludwig Bechſtein.

(Fortſetzung.)

3. Die Schlacht.

Durch das Schloß des Grafen Lara
Schallten jammervolle Klagen,
Denn es kam die Trauerkunde,
Daß des Hauſes Herr erſchlagen.

Nacht umſchleiert Donna Sanctia,
Als ſie ſolches Wort vernommen,
Ihres Lebens ſchwerſte Stunde
War im Flug herbeigekommen.

Wie der Blitz aus dunkler Wolke
Sonder Wahl ſein Opfer faſſet,
Lag des Grafen Lara Gattin
Durch der Botſchaft Schreck erblaſſet.

Ernſt und ſtumm die ſieben Söhne
Sahen mit dem Todt ſie ringen;
Mußten um den Schmerz der Mutter
Ihren eignen Schmerz bezwingen.

Bis die Mutter ſich ermannte,
Aus der Ohnmacht ſtarren Banden,
Und im ſchmerzlichſten Begegnen
Aller Augen Thränen fanden.

Und als nun dem Todtgeglaubten
Dieſer Zoll gezahlt ſo heilig,
Rüſten ſich, den Mord zu rächen,
Seine ſieben Söhne eilig.

Denn von Burgos war gekommen,
Mit der Schweſter Leid zu tragen,
Don Velasco Villareno,
Donna Lambra half ihm klagen.

Zu den Söhnen Don Gonſalvo's
Sprach Velasco: „Meine Neffen,
Eures Vaters Mörder werdet
Ihr mit Racheſchwertern treffen!“

Zu den Söhnen Don Gonſalvo's
Donna Lambra ſprach: „Ihr Brüder,
Wollt ihr, daß euch Frauen achten,
Geht und kehrt als Sieger wieder!“

Zu den Söhnen Don Gonſalvo's
Sprach die Mutter, ſchmerzzerriſſen:
„Seid ihr wirklich meine Söhne,
Werdet ihr zu rächen wiſſen.“

Und die ſieben Söhne traten
Kampfesfertig in die Halle,
Wo die Mutter ſtand in Trauer
Und die Blutsverwandten alle,

Wo die Prieſter am Altare
Mit Gebeten ſie begleiten.
Draußen knie'n zweihundert Männer,
Mit zum Rachekampf zu reiten.

Aber wie nun alle nahen,
Flehend um der Mutter Segen,
Fühlt ſie plötzlich ihre Seele
Ungeheuern Schmerz bewegen

„Alle wollt ihr von mir ziehen
Meine Söhne, alle, alle?“
Und mit ſiebenfachem Echo
Schallt es ſchaurig: „Alle! Alle!“

„Einer bleibe bei der Mutter,
Meine Lieben, o nur einer!
Daß ſie ſtützenlos nicht ſtehe!“ —
Doch dem Flehen hörte keiner.

„Roderich, mein Erſtgeborner
Wird mir ſeine Liebe zeigen,
Wird die treue Mutter ſchirmen!“ —
Roderich verharrt im Schweigen.

„Oder laßt das Loos befreien
Einen von des Kampfes Toſen!
Meine Söhne, meine Söhne!“
Keiner iſt bereit zu looſen.

„Laßt ihr ſo die Mutter flehen?
Einen weiß ich, der mich höret,
Deſſen Herz der Mutterſtimme
Nachfolgt, wenn ſie ihn beſchwöret!“

„O mein Liebling, o Gonſalvo!
Meines Herzens Auserkorner,
Der du trägſt des Vaters Namen,
Bleibe hier, mein Jüngſtgeborner!“

Doch Gonſalvo, unter Thränen:
„Mutter, Mutter, deiner Worte
Denke, die du jüngſt geſprochen!“ —
Und er ſchreitet zu der Pforte.

Und die Mutter kniet verzweifelnd,
Auf dem Marmorboden nieder,
Jammernd, weinend, betend flehen, —
Doch von dannen geh'n die Brüder.

Don Velasco ſieht ſie gehen,
Alle ſieben, traut umſchlungen,
Donna Lambra ſieht frohlockend
Donna Sanctia qualdurchdrungen.

„Zieht nur hin!" ſprach Don Velasco,
Heimlich ſpottend: zieht zur Rache,
In den Schluchten des Gebirges
Lauert ſchon Al Hakems Drache."

„Zieht nur hin," ſprach Donna Lambra,
„Ihr verhaßteſten von allen,
Für Hernandez, den ich liebte,
Müßt ihr, Racheopfer, fallen." —

Lara's Söhne zieh'n gen Süden,
Wo der Mohren Reiche blühen,
Sengender als dort die Sonne
Haß und Zorn ihr Herz durchglühen.

Und verheerend, allgewaltig
Wüthen bald der Rache Flammen,
Mancher Ort geht auf in Feuer,
Mancher Burgbau bricht zuſammen.

Eine Fahne mit dem Kreuze
Führen ſtolz die ſieben Brüder,
Und von Thor und Thurm und Tempel
Werfen ſie den Halbmond nieder.

So zur hohen Bergesmauer,
Die das Reich der Mohren ſchirmet,
Zur Sierra de Morena
Sind ſie ſchon herangeſtürmet.

Da ſie, voll von Siegeshoffnung,
Eine Thalſchlucht raſch durchreiten,
Wird es grauenvoll lebendig
Auf der Berghöh'n beiden Seiten.

Wie zwei ſchwarze Wetterwolken
Sich begegnen, ſich ergießen,
Und nun unter Blitz und Donnern
Ihre Ströme niederſchießen,

So nun wälzt ſich auf die Brüder
Eine Fluth der Pfeil' und Speere,
Und der Boden bebt vom Schlachtruf
Der ergrimmten Mohrenheere.

Rings umſchloſſen vom Gewimmel
Sind die tapfern Chriſtenſtreiter;
Wie ſie löwenmuthig kämpfen,
Können nicht zurück, nicht weiter!

Furchtbarheftig, furchtbarlange
Würgt der Kampf auf Tod und Leben;
Tauſend Mohren ſind erſchlagen,
Und kein Chriſt hat ſich ergeben.

Sechs der Lara's ſind gefallen
Von des Drachen grimmem Zahne,
Und, der letzte ſeiner Bruder,
Sinkt Gonſalvo mit der Fahne. —

Als die Mutter das vernommen,
Setzte ſie ſich an die Pforte
Ihres hochgethürmten Schloſſes,
Ohne Thränen, ohne Worte.

Von der Niobe geleſen
Habt ihr wohl in alten Mähren,
Die, von gleichem Schmerz erſtarret,
Saß ein Steinbild — ohne Zähren.

(Fortſetzung folgt.)

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

In meiner fürchterlichen Nacht beſchäftigte mich nichts, als meine Erinnerungen an meine glückliche Exiſtenz bei dem Vater Cheerlen und an ſeine oftmals wiederholte Prophezeiung des Jeſuitengenerals Borgia: „Wie Lämmer haben wir uns eingeſchlichen; als Wölfe regieren wir; wie Hunde wird man uns verjagen, aber den Adlern gleich werden wir uns verjüngen." — Und immer gewiſſer wurde mir, daß einſt der letzte Theil dieſer Weiſſagung erfüllt werden müſſe. Dieſe Ahnung beſchäftigte mich um ſo mehr, als ich von jeher gewohnt geweſen war, viel auf meine Vorgefühle künftiger Ereigniſſe zu halten; mein Erzieher hatte mich in meinem Wahne beſtärkt. Dieſer Mann hatte in ſeinem vormaligen Verhältniß Arzneikunde ſtudirt, und ſpäter ſich als Empiriker in den Geheimniſſen der thieriſchen Electricität — ſpäter Galvanismus genannt, und des thieriſchen Magnetismus verſucht. Ich war bei ſeinen Operationen ſein Gehülfe geweſen, und meine thätige Phantaſie hatte ihn täglich auf neue Entwürfe geführt. Dieſe verließ mich auch in der Nacht meines Kerkers nicht. Ich baute mir für meine künftige Wirkſamkeit eine eigne Welt, und je abgezogener ich von der wirklichen war, je heller ging meinem Auge die erträumte auf. — Ich habe Ihnen einſt geſagt, mein Freund, daß ich in dieſer Lage durch Schwächung meiner Körperkräfte zu einer Steigerung meiner Seelenkraft gelangt ſei, welche mir Blicke in die Zukunft verſtattet habe; dieſe Angabe war unwahr. Ich habe Sie hintergangen, weil mir daran lag, Ihre Phantaſie empor zu ſchrauben. Ich werde ſpäter hierauf zurückkommen. — Der Sturz Robespierre's öffnete meinen Kerker, aber der Anblick der wirklichen Welt zerſtörte meine Traumwelt. Ich hatte meine ärztlichen Kenntniſſe hinreichend gehalten, mir eine gewiſſe Unabhängigkeit zu gewähren, aber ich irrte mich; als Arzt hatte ich kein Glück, und meine Verſuche im Mesmerismus, welchem ich mich hingab, ſchlugen um ſo mehr fehl, als der Verfall meiner Geſtalt — eine Frucht meiner langwierigen Einkerkerung — mir den Zutritt bei dem weiblichen Geſchlechte erſchwerte und die robuſteren Männernaturen ſich für dieſe Kurart nicht eignen. Auch war ich durch meine Verbindung mit Danton und deſſen Anhange ſehr bekannt in Paris, und keiner meiner bisher geführten Namen war geeignet, mich zu empfehlen. — Mein Widerwille gegen meine Vaterſtadt trieb mich unter dem Namen Vautour, welchen mir mit einem prophetiſchen Geiſte mein Kerkermeiſter beigelegt hatte, nach Deutſchland. — Der Umſtand, daß ich ein Gefangener Robespierre's geweſen und durch ſeinen Tod von der Guillotine gerettet worden war, erwarb mir Theilnahme.

Ich ward endlich auch Ihnen bekannt, mein Freund Wüllſten. — Der Zuſtand, in welchem ich Sie fand, verſprach mir einen glücklichen Erfolg meiner, bis bisher jedesmal mißglückten mesmeriſchen Kurmethode; ich ſchritt zu derſelben, nachdem ich alle mir zu Gebote ſtehenden Mittel angewandt hatte, Ihre Phantaſie zu erhitzen. Mährchen die ich erfand, eine gewiſſe, Neugier reizende, myſteriöſe Zurückhaltung, Hindeutungen auf die Geheimniſſe des menſchlichen Seelenvermögens, dienten mir zu meinem Zwecke, und mit Erſtaunen nahm ich die Erſcheinungen, welche ich Ihnen vorgedichtet hatte, wirklich wahr. Das Ihnen beiwohnende Ahnungsvermögen wuchs zu einem Grade von Hellſehkraft, der ganz von dem Somnambulismus, welchen ich bei Weibern hervorzubringen vermocht hatte, abwich. — Sie waren Ihrer ſich völlig bewußt, und dennoch ſchien Ihr Geiſt ſeine Hülle gänzlich zu verlaſſen und in der Ferne umher zu ſchweifen, um das Verborgene anzuſchauen, und bereichert mit den mannichfaltigſten Wahrnehmungen zurück zu kehren. Sie beſinnen ſich, daß ich alle dieſe Erinnerungen, welche Ihr Geiſt von ſeinen Ausflügen zurückbrachte, niederſchrieb, und daß wir uns, während der Fortſchritte, welche Ihre Geneſung machte, häufig damit unterhielten, Ihre Weiſſagungen mit den Ereigniſſen der Zeit zu vergleichen. Ich lernte auf dieſe Art die vorzüglichſten Widerſacher des franzöſiſchen Syſtems, und ſpäter alle Mitglieder einer Verbindung kennen, welche den Zweck hatte, den Entwürfen der franzöſiſchen Regierung entgegen zu arbeiten.

Um dieſe Zeit trennte mich das Verlangen, Buonaparte's Zuge nach Ägypten beizuwohnen, von Deutſchland. Als ich wieder zurückkehrte, ward ich von Ihren neueſten Entdeckungen in dem Gebiete einer mir fremden Welt überraſcht. Die franzöſiſche Regierung, welcher ich mich recht aufrichtig anzuſchließen für meinen Vortheil hielt, hatte damals ſchon eine Menge geheimer Emiſſaire in den verſchiedenen Theilen Deutſchlands ſtationirt; — Einer von dieſen war derſelbe Gefährte meiner Jugend, der, wie ich vorhin erwähnte, durch einen Spott über meine Abkunft, mich tödtlich beleidigt hatte. Er war, wie ich, für den Orden der Geſellſchaft Jeſu gebildet worden, hatte in der Revolutionsepoche eine Schule, der meinigen entgegen, durchlaufen und unverhofft fand ich ihn jetzt in Deutſchland wieder. Ich liebte ihn nicht, aber es ſchien mir vortheilhaft für mich, ihn jetzt nicht zurück zu ſtoßen. Es iſt derſelbe Mann, welcher mir unter dem Namen des Gensd'armeriekapitäns Melchior hülfreiche Hand bei der Entweichung des Herrn Selm geleiſtet hat. Dieſem gab ich Nachricht von der, gegen Frankreichs Pläne beſtehenden politiſchen Verbindung, an deren Spitze, wie ich von Ihnen, mein Freund, wußte, Ihr Bruder und Ihr Freund, der Domſekretär Beſekow ſtanden. — Wie dieſe Verbrüderung aufgelöſ't, wie jeder ihrer einzelnen Glieder verſprengt oder verhaftet ward, das iſt bekannt, und unnöthig zu wiederholen. (Fortſ. folgt.)

Biographie und Charakteriſtik Victor Hugo's.

(Fortſetzung.)

Seine poetiſchen Erzeugniſſe folgten ſich nun raſch und mit wechſelndem Glücke. Seine 1812 erſchienenen Oden, die 1823 bis 1824 unter dem Titel: „La Muse française“ herausgegebene Sammlung von Poeſien, die Balladen von 1824 gefielen, namentlich aber fand ſein Gedicht: „Napoléon,“ das 1824 gedruckt wurde, allgemeine Bewunderung. Die beiden Romane: „Han d'Islande,“ der ohne des Dichters Namen 1823, und: „Bug Jargal,“ der 1826 erſchien, erfreuten ſich nicht ſogleich jener Theilnahme und Anerkennung, welche ihnen, wie die vielen ſeitdem gemachten Auflagen dieſer Werke hinreichend beurkunden, ſpäter zu Theil wurden.

Im Jahre 1825 machte Victor Hugo in Geſellſchaft des geiſtreichen und gelehrten Charles Nodier eine Reiſe in die Schweiz. Er hat die Ausbeute dieſer Reiſe bis jetzt noch nicht veröffentlicht.

1827 erſchien ſein Gedicht: „A la Colonne,“ das mit großem Lobe aufgenommen ward, während das Drama: „Cromwell,“ mit welchem er in dieſem Jahre auftrat, nur geringe Wirkung hervorbrachte.

Im folgenden Jahre verlor er ſeinen Vater, deſſen letzte Tage der Sohn noch durch die kühne Begeiſterung verſchönerte, mit welcher er den Kaiſer Napoleon verherrlicht hatte.

Seine „Orientales,“ die 1828 erſchienen, waren einer der ſchönſten Siege, welche ſein Genius gefeiert hat. Der Enthuſiasmus, den dieſe zaubervollen, an den mannigfachſten poetiſchen Schönheiten ſo reichen Ergüſſe eines begeiſterten Herzens erzeugten, war überſchwänglich.

Noch ausgedehntere Kreiſe von Bewunderern fand ſein Werk: „Le dernier jour d'un condamné,“ das 1829 erſchien und in einem geiſt- und phantaſiereichen Rahmen eine jener bedeutſamen Fragen behandelte, welche, mit unſerm Dichter zu reden, bis dicht an die Grundwurzeln der Geſellſchaft hinabreichen. In demſelben Jahre trat er mit dem Drama: „Marion Delorme“ auf, deſſen Aufführung man Anfangs aus kleinlichen Rückſichten Hinderniſſe entgegen ſetzte. Labourdonnaye, damals Miniſter, wollte den Dichter entſchädigen und bot ihm eine bedeutende Erhöhung ſeiner Penſion an, welche Victor Hugo jedoch ablehnte. Die Vollendung ſeines Trauerſpiels: „Hernani“ fällt in daſſelbe Jahr. Es wurde am 26ten Januar 1830 (dem Geburtstage des Dichters — eine Aufmerkſamkeit von Seiten der Bühnendirection, welche ſie ehrt und der Erwähnung werth iſt —) auf dem Théâtre français zum erſten Male gegeben. Die Freunde des alten Syſtems boten bei dieſer Aufführung alle ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel auf, um dem neuen Genius den Sieg zu entreißen, während die ſogenannten Romantiker das Feld zu behaupten entſchloſſen waren. Nicht ohne Lächeln mag der Dichter auf den erbitterten Kampf der Parteien geblickt haben, wie wir jetzt nicht ohne Lächeln die Berichte überleſen, welche von jenem merkwürdigen Abend, an welchem jeder Theil mit der Ueberzeugung, er habe geſiegt, ſich nach Haus begab, in franzöſiſchen und deutſchen Blättern mitgetheilt wurden. Wir ſind nicht mehr in Ungewißheit, wer ſich des Sieges mit Recht erfreuen kann.

Unter den übrigen Erzeugniſſen, welche Victor Hugo in dieſem Jahre zu Tage förderte, nennen wir die zweite Ode: „A la Colonne,“ als die Kammer an den Theater-Napoleons Anſtoß nahm, und den begeiſterten Zuruf: „A la jeune France.“

Im März 1831 erſchien Victor Hugo's berühmter Roman: „Notre Dame de Paris“ — ein Werk, deſſen Erhabenheit ſelbſt die Gegner des Dichters bewundernd anſtaunten und das zu Paris mit einem Enthuſiasmus aufgekauft und geleſen wurde, welcher jenem Drange ähnlich war, mit dem die elegante Welt von London Lord Byron's und Walter Scott's berühmteſte Werke ſich zu verſchaffen ſuchte. Von der ſtets wachſenden Popularität dieſes Kunſtwerks gibt unter andern der Umſtand Zeugniß, daß, nach einer Notiz in den Débats, die Verlagshandlung ſo eben eine neue Auflage von eilftauſend Exemplaren abziehen läßt, wofür ſie dem Dichter 60,000 Franken Honorar zahlte. — Auch ſeine: „Hymne aux Morts de Juillet" entſtand in dem genannten Jahre.

Im Jahre 1832 kam ſein Drama: „Le Roi s'amuse" auf das Repertorium des „Théâtre français." Der Miniſter Argout verbot jedoch die Aufführung, weil man in einigen Stellen Anſpielungen auf die Familie Orleans gefunden haben wollte. Die öffentlichen Blätter haben dieſes Gegenſtandes ausführlich erwähnt.

Die zwei folgenden Jahre brachten uns die dramatiſchen Gedichte: „Lucrezia Borgia" und: „Maria Tudor" und die unter dem Namen: „Herbſtblätter" (Feuilles d'Automne) erſchienenen, die Freuden des häuslichen Glückes ſo reizend malenden lyriſchen Poeſien.

Am 27. April 1835 wurde auf dem Théâtre français Victor Hugo's: „Angelo, ou le Tyran de Padoue" zum erſten Male dargeſtellt. Im October deſſelben Jahres erſchienen ſeine: „Chants du Crépuscule."

Als Menſch charakteriſiren unſern Dichter wahre, warme Religioſität, Adel, Wahrheit und unbeſtechliche Biederkeit der Geſinnung, männliche Offenheit und Geradheit. Seine Perſönlichkeit wird als höchſt anziehend und liebenswürdig geſchildert, wie ſich dies auch nicht anders erwarten läßt. Mit dem Ernſte ſeines Charakters und der Tiefe ſeines Gemüthes harmonirt ſeine blaſſe Geſichtsfarbe und von dem Feuer, das in ſeiner Seele wohnt, gibt ſein Blick Kunde.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Damenaſſociation in Boſton.** — Einer Correſpondenz-Nachricht der Times zufolge ſind Aſſociationen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas noch mehr an der Tagesordnung, als in England. Unter anderen ſoll ſich in Boſton eine Damen-Aſſociation gebildet haben, welche ſich: „the-Anti-young-men's-standing-at-the-Church-door-society" nennt, d. h.: „die-Gegen-junger-Leute-an-der-Kirchthüre-Stehenbleibens-Geſellſchaft." —

⁂ **Novitäten in London.** — Mit Nächſtem wird bei Bentley in London erſcheinen: *Paris* and the parisians in 1835 by *Mrs. Trollope* und *The monarchy of the middle classes*; or, France-social, litterary, and political (second series) von **H. L. Bulwer.**

⁂ Von **Waſhington Irving** erſchien der dritte Theil der „Miscellanies;" er enthält „Legenden von der Eroberung Spaniens;" die hiſtoriſch bekannten Perſonen jener Zeit: der Gothenkönig Roderich, Graf Julian und ſeine Tochter, die Mauren Muza und El Tarik treten darin auf.

⁂ **Friedrich von Schlegel's** Vorleſungen über Philoſophie der Geſchichte wurden von James Burton Robertſon, der mit unſerm Landsmann eine merkwürdige Verwandtſchaft der Geſinnungen und Gefühle hat, in's Engliſche überſetzt und erſchienen in 2 Bänden bei Saunders und Otley.

Berichtigung.

In den „Skizzen aus den Hanſeſtädten von Ed. Beurmann" heißt es auf Seite 291 in der Note, ich habe behauptet, die Namen der gefallenen jüdiſchen Streiter ſeien von den Denktafeln ausgeſchloſſen worden, die man in einer Hamburgiſchen Kirche zum Andenken an die im Befreiungskriege gefallenen hamburgiſchen Krieger errichtet hat. Ich habe das aber keineswegs geſagt, und kann auch keine Stelle in irgend einer meiner Schriften auffinden, die ein ſolches Mißverſtändniß hätte veranlaſſen können. Ich weiß vielmehr ſeit langer Zeit, daß ſich die Namen mehrerer Juden ſowohl auf der Denktafel in der Michaelis-Kirche finden, welche dem Andenken der im Kriege Gefallenen gewidmet iſt, als auch auf der in der Petri-Kirche, welche dem Andenken derer gilt, die als Opfer treuer Verpflegung der Kranken in den Hoſpitälern hingerafft wurden. Die Errichtung beider Denktafeln wurde von ehrenwerthen Männern betrieben, die zu einer ſolchen Ungerechtigkeit nicht fähig waren. Auch lag ein ſolcher Akt unredlicher Unduldſamkeit keineswegs in dem Charakter eines Moments, in welchem noch eine wahre, warme Begeiſterung lebte, deren edle Gluth erſt verraucht ſein mußte, um wiederum einer gemeinen Geſinnung Platz zu machen, mit deren lebenden Werken freilich jene Todten-Namen auf den ehernen Denktafeln ſeltſam contraſtiren. — **Hamburg**, im Decbr. 1835.

G. Rieſſer, Dr.

Kloſterleben.

(Gloſſe zu Peter Vogel's letzter Zeichnung.)

(Beilage zu No. 305 des Phönix.)

Unſrer Gegenwart, der die Aufgabe geſtellt iſt, die Weltgeſchichte ohne Rückhalt anzuhalten und weiter zu tragen, zeigt ſich das Mönchthum nur mehr als Mumie; die Züge des Antlitzes ſind an ihr trefflich erhalten; aber mit tauſend Dampfmaſchinen vermöchtet ihr derſelben einen belebenden Geiſt nicht mehr einzublaſen. Wir haben die reifen Früchte jenes Inſtituts genoſſen, der Stamm iſt vermorſcht, die Menſchheit, die ſich unter dem Schatten ſeines Laubdaches einſt patriarchaliſch vereinte, iſt über die Gränzen ſeiner dürren Aeſte hinausgewachſen, und lächelt, wenn ſie, nachdem aus dem Stamme längſt neue Geräthe gezimmert wurden, hie und da noch ein Reis deſſelben in die Erde geſenkt ſieht, welches, wie des armen Tanhäuſers Stab, in Gräbern friſche Wurzeln ſchlagen ſoll. Doch laſſet uns, indem wir die Pflichten im Auge halten, welche die Gegenwart uns vorſchreibt, nicht undankbar der Vergangenheit vergeſſen. Als die durch Germanen wiedergeborne europäiſche Bevölkerung noch kein Volksthum hatte, welches das Kapital des Menſchheitsgeiſtes als heiliges Palladium bewahrte, war die Zelle das unnahbare Aſyl, vor deſſen Schwelle die Barbarei in frommen Schaudern zurückbebte. Und die Zelle war es, in welcher die Freiheit des Gedankens und des Wortes ſorglich gepflegt wurde wie ein neugebornes Kind; aus einer Zelle ſtieg Luther, wie der Wiedergeborne aus dem Grabe, um die Wiedergeburt kommender Geſchlechter mit dem Siegel des Wortes zu beſiegeln.

Und ſo nehmt, da ein neues Jahr das alte bald vergeſſen macht, eine Erinnerung an die alte Zeit, wie eine Reliquie hin: Das Blatt, welches dieſe Erinnerung erweckt, iſt ſelbſt eine Reliquie, — die letzte Zeichnung des zu früh verblichenen Künſtlers, **Peter Vogel** von Frankfurt a. M., dem die Kunſt eine Lebensfrage war, und der an dieſer Frage — ſtarb!

Der Vorwurf des beiliegenden Blattes iſt einfach, die Deutung klar. Ihr ſeht zwei Mönche in ſtiller Zelle, ganz hingegeben dem einen geiſtigen Streben, Welt und Natur wirken nur in mittelbaren Beziehungen in den Zauberkreis ein, den ein feſter Wille eng um ſie gezogen; draußen und drinnen iſt Frühling, Frühling der Erde und Frühling des Geiſtes; Ruhe außen auf dem Stromſpiegel, Ruhe innen im tiefen Grunde der Wiſſenſchaft, Friede im Herzen! Entſagung und Freiheit! Draußen die Rebe, und die fernen Berge, Streben in's Weite; drinnen die kleine Welt auf altem Pergamen; der Buchſtab' tödtet, der Buchſtab' iſt todt, aber, — die er getödtet, erweckt der Geiſt zu neuem Leben.

Biographiſche Notizen und Auszüge aus Briefen des am 3. Juli 1835 verblichenen Künſtlers gedenken wir unſern Leſern in einem der erſten Blätter des nächſten Jahrganges mitzutheilen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 306. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Literatur-Blatt № 51.

Montag, 28. December.

Hiſtoriſche Taſchenbücher.

(Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. Herausgegeben von Joſeph Freiherrn v. *Hormayr*. XXV. Jahrgang der geſammten, und VII. der neuen Folge. 1836. Leipzig, G. Reimer.

Hiſtoriſches Taſchenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Böttiger, Raumer, Röpell, Varnhagen von Enſe. Herausgegeben von Friedrich v. *Raumer*. 7ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1836.)

Seit 1802 erhält das deutſche Publikum in den hiſtoriſchen Taſchenbüchern des Freiherrn von Hormayr zum Weihnachtsgeſchenk alljährlich ein Schatzkäſtlein voll tüchtiger Quellenforſchungen, reiche Erzſtufen aus dem Schachte deutſcher Geſchichte und Sage. Es ziemt ſich wohl, dem unermüdlichen Manne beim Auslauf des vierzigſten Jahres ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn ein Wort des Dankes zu ſagen, welchen er ſchon durch ſein raſtloſes Streben für Einbürgerung der Geſchichte verdient, und durch ſein aufmerkſames Hindlicken auf ſo manche in der jüngeren Generation unausgebildet verborgen geweſene ſchöpferiſche Kräfte, welche er aufmunternd pflegte, für Talente, welchen er Stoffe und Richtung gab, und welche er dem Publikum ehrenvoll vorführte. Es iſt hier nicht der Ort, die politiſche Laufbahn Hormayr's biographiſch zu beleuchten, noch vergönnt es der Raum dieſer Blätter, von allen Reſultaten ſeines wiſſenſchaftlichen Lebens ein vollſtändiges Tableau zu entwerfen; wir haben es hier blos mit *einem* Unternehmen zu thun, welches für Hormayr eine Lebensaufgabe geworden iſt, und welches er wohl bis zum Ende ſeines Lebens aufrecht erhalten wird; wir meinen ſeine hiſtoriſchen Taſchenbücher.

„Schon in den Tyroler-Almanachen (der 1ten Serie dieſer hiſtoriſchen Taſchenbücher 1802 — 1806)“, — heißt es in Hormayr's Autobiographie S. 426, — „ſtrebte Hormayr gemeinſam mit ſeinem Landsmanne Weiſſenbach, jener dichteriſchen Tendenz Aufſchwung zu verſchaffen“ . . . . .

„Das Jahr 1806 mag wohl als der poetiſch-hiſtoriſche Wendepunkt in Oeſterreich gelten? Die nach dem Preßburger Friedensſchluß und bald nach des Kaiſers Rückkehr in ſeine ruhmeswerth erprobte Hauptſtadt, am 6. Febr. 1806 erlaſſene, von der Nothwendigkeit erhöhter Geiſteskultur und Nationalität ſprechende, durch die unvergeßlichen Stadions und durch Baldacci inſinuirte Proklamation und die gleich darauf gefolgten Winke hinſichtlich der Cenſur und der geſammten Hypokriten- und Tartüffen-Taktik, bleiben merkwürdige und folgenreiche Actenſtücke.

„Damals war Schiller's homeriſcher *Graf von Habsburg*, Oeſterreichs *einzige*, nennenswerthe, vaterländiſche Ballade geweſen. Zwanzig Jahre ſpäter (1826) beſaß Oeſterreich einen ſolchen Reichthum vaterländiſcher Balladen und Romanzen, daß kein anderes deutſches Land diesfalls mit ihm in die Schranken zu treten vermag. Mehr als zwei Drittheile davon gehören den hiſtoriſchen *Taſchenbüchern*, gehören Hormayr's *Archiv* für Geſchichte, Literatur und Kunſt. In dieſem durch neunzehn Jahre fortgeſetzten Magazin geſchichtlicher Abhandlungen und Materialien, das in Deutſchland bisher an Reichthum und Dauer unübertroffen blieb, regten Hormayr und der (ihm durch ein volles Decennium zur Herausgabe der Taſchenbücher und ſo mancher gemeinnütziger Leiſtung aus der vaterländiſchen Vorwelt verbundene) Freiherr Alois von *Mednyansky*, *eine eigene Rubrik* an:“ iſt denn Oeſterreichs Geſchichte an dichteriſchen Stoffen für die Tragödie, Ballade, Legende, für den Roman wirklich ärmer als jene des Alterthums oder eines fremden Mittelalters?“ — eine Aufforderung, welche ſchönen Beobachtungs- und Sammlergeiſt weckte und die erfreulichſte Ausbeute zur Folge hatte; um ſo mehr, als das Archiv Jahr für Jahr, ſtehende Rubriken für die böhmiſche und für die ungariſche Literatur offen hielt.

„Die Namen der Dichter verbürgen großentheils den entſchiedenſten Werth ihrer Geſänge: *Caroline Pichler*, *Thereſe Artner*, *Patriarch Pyrker*, *Heinrich von Collin*, *Matthäus von Collin*, *Graf von Rothkirch*, *Zacharias Wer-*

ner, Freiherr von Zedlitz, Graf Auersberg, Ebert, Joſeph von Hammer, Eduard Duller, Guſtav Schwab, von Kalchberg, von Roll, Aloys Weiſſenbach, Graf Mailath, Baron Schlechta, die Profeſſoren J. Schön, Knoll, Swoboda, Tanaval, Gaudrun, Hans von Herringen, Dr. Köfflinger, Caſtelli, Deinhardſtein, Seidl, Leitner, Vogl, Kuffner, Rupprecht, Fiſchel, Fick, Horky, Schrödinger, Hannuſch, Hormannsthal, Frank, Meyer, Paſſy, Sachſe, Weidmann ꝛc."

Wie für die vaterländiſche Poeſie ſo fruchtbar wirkten die Tendenzen des Taſchenbuchs auf die bildende Kunſt.

„Hormayr gewann hiefür früh einen überaus edlen, ſachkundigen und großmüthigen Mäcen an dem Erzherzog Johann von Oeſterreich, der ihm vom Feldzuge von 1809 bis zu Hormayr's Abgehen aus Oeſterreich im Oktbr. 1828 unausgeſetzte und ungemeine Huld erwies. Johannes Müller war faſt der tägliche Abendgeſellſchafter des unvergleichlichen Fürſten zur Beſprechung der wichtigſten Geſchichtsmomente geweſen. Als im Frühjahr 1804 Johannes Müller nach Berlin ging, hatte er zu gleichem Zwecke Hormayr empfohlen. — Kaum waren die erſten Hefte des öſterreichiſchen Plutarch ans Licht getreten, als der Erzherzog Hormayrn auftrug, 24 Momente aus dieſem Volksbuche zu wählen, welche die Wände und Decken ſeiner neuerkauften Ritterburg Thernberg ſchmücken ſollten. Den Auftrag dazu bekamen Heinrich Kniep, (in Neapel verſtorben,) Peter Krafft aus Hanau, jetzt Schloßhauptmann und Direktor der Gallerie im Belvedere, Anton Petter aus Wien, jetzt Direktor der Hiſtorienmalerei an der Akademie, Carl Ruß, Hofmaler des Erzherzogs, ſeit 1818 dem kränkelnden Füger als zweiter Kuſtos im Belvedere beigegeben, Siegmund von Perger, gleichfalls Kuſtos daſelbſt, auch ein vorzüglicher Thiermaler, Herausgeber des Kupferwerkes jener Gallerie und gelehrter Kenner der Kunſtgeſchichte. Auch aus des edlen Prinzen Beſtellung ging das erſte Oelgemälde dieſer Art hervor, jetzt eine Zierde des Johanneums, — Maxen's Begegnung mit Maria von Burgund, jener erſte Glückswurf des: Tu felix Austria nube, der Apfel dreihundertjähriger Eiferſucht zwiſchen Oeſterreich und Frankreich. — Kaiſer Franz bewies hier daſſelbe richtige Gefühl, wie für das vaterländiſche Drama. Er beehrte fleißig die Ateliers der hiemit beſchäftigten Künſtler. Er ermunterte bei den Ausſtellungen durch entſchiedenes Lob und ſchien im Gegenſatze mit manchem vornehmen Naſenrümpfen, den Ausruf von Herzen zu theilen: — „qui me délivrera des Grecs et des Romains et de tant de héros noblement parricides et de cette triste famille, que Dieu fasse en paix, du roi Agamemnon, qui ne finit jamais?!" — Der Kaiſer beſtellte von Krafft für's Wiener große Invalidenhaus jene heilige Opferſchlacht von Aſpern (21. und 22. May 1809) und die Leipziger Völkerſchlacht) 16.—18. Oktbr. 1813; für's Belvedere aber den Abſchied und die Rückkehr des Landwehrmannes, — der Herzog Albert von Sachſen-Teſchen die Begegnung Rudolph's mit dem Prieſter auf der Jagd und den Erzherzog Carl bei Aſpern mit der Fahne des Regiments Zach, — das ungariſche Nationalmuſeum die Krönung des verewigten Monarchen und dieſer ſelbſt mehrere Jahre ſpäter (in enkauſtiſcher Kunſtart für die Säle der ehemaligen Reichskanzlei,) Momente aus dem eignen Leben, die Rückkehr aus Paris 1814, die erſte Ausfahrt nach der Geneſung 1826 ꝛc., das Peſther Muſeum den Leonidas des ungariſchen Thermopylä, Niclas Zriny in Szigeth 1566, ein eben ſo maleriſcher, als univerſal-hiſtoriſcher Augenblick. Des Direktors Anton Petter treffliche Tableaus aus dem Leben Max I., ſeine Begegnung mit der burgundiſchen Maria als Braut, Maxen's Siegeseinzug von Guinegate, wie ſie dem Retter unter allgemeinem Jubel den kleinen Philipp entgegenreicht, Max in der Haft der aufrühreriſchen Flammländer mit Kunz von der Roſen, — aus dem Leben Johanna's, der Mutter Carl's V. und Ferdinand's I., — aus der Rudolphias des Patriarchen Pyrker, ſichern ihm in dieſer großartigen Beſchäftigung eine ruhmvolle Stelle."

Die neue Folge der Hormayr'ſchen Taſchenbücher von 1830 an, ſeit dem Eintritt Hormayr's in den bairiſchen Staatsdienſt 1828 ſteht den früheren an Reichhaltigkeit der Stoffe und des Materials für bildende und redende Kunſt keineswegs nach; wir finden darin: „die Allinger-Schlacht" (1831), „Stadion" (1832), „die deutſchen Städte im Mittelalter" (1833), „die Sendlinger Mordweihnachten" (1835), die reiche Rubrik: „Sitten und Gebräuche, Luxus und Feſte der Vorzeit," „Sagen, Legenden, Zeichen und Wunder," „werthvolle alte hiſtoriſche Lieder," (wie die „von des böſen Fritze) „Kriegen und Siegen," „der Judenmord in Deggendorf 1337, von dem „Grafen und theuren Ritter Nicolaus von Serin," (Zriny), „das Münchner Volkslied von der Allinger Schlacht," u. ſ. f.

Das diesjährige Taſchenbuch bringt an alten Liedern:

„Ain ſchöner ſpruch von herczog Albrechte und herczog Ruprecht mit ſeinen helffern und Anhenngern," — einen „Meiſtergeſang auf Herzog Heinrich den Löwen," — das Lied „vom Abſcheiden Keiſer Maximilian's" (12 Jänner 1519), von dem Wiener Spruchdichter Chriſtoph Weiler, — das Lied „von der Königin Maria von Ungarn" (1526), — das Schlachtlied „von der Soltauer Haide," und das „Sievershäuſer Schlachtlied" (1519 und 1553). Faſt ſämmtliche alte Lieder ſind, wie es ſcheint, aus ſeltenen Drucken (fliegenden Blättern) entnommen, und bilden mit den in den früheren Jahrgängen ſchätzbare Complemente zu den bisher erſchienenen Sammlungen alter deutſcher Lieder, deren neueſte Auswahl („Eichenblätter" von Fiſcher und Böttger, Leipzig Weygand) vor uns liegen. Die alte Romanze von den Serben in Donauwörth (1744) iſt von Jacob Grimm aus dem Serbiſchen überſetzt.

Die Rubrik: „Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder" umfaßt in dem neueſten Jahrgang Mittel- und Norddeutſchland, namentlich den Harz, jedoch auch, (wie früher faſt ausſchließlich) Süddeutſchland (Öſtreich mit Böhmen, Ungarn, Mähren ꝛc. und Bayern.)

Ein (ſeither auch beſonders abgedruckter, bei Reimer in Berlin erſchienener) größerer Aufſatz iſt der durch des Kronprinzen von Bayern Ankauf und herrliche Reſtauration artiſtiſch, wie ſeit Jahrhunderten als Beſitzthum dreier Heldengeſchlechter (der Schyren, Welfen und Stauffen) hiſtoriſch höchſt intereſſanten Felſenburg Hohenſchwangau gewidmet. Die vortreffliche Monographie derſelben ſetzt die in den vorigen Jahrgängen reich bedachte-Rubrik: Burgen fort.

Die Abtheilung: „Sitten und Gebräuche, Luxus und Feſte, Handel und Charakterzüge der Vorzeit" enthält diesmal 23 Nummern, worunter die Excerpte aus Strunk's Braunſchweigiſcher Chronik, als Beiträge zu einer der wichtigſten Parthien der deutſchen Sittengeſchichte wie der Geſchichte des menſchlichen Seelenlebens überhaupt, zu der des Hexen- und Zauberweſens, die Wiedervorführung wohl verdienten.

Die Ahnentafel des heſſiſchen adeligen Geſchlechts der Boyneburg, welches jenen Curt „den kleinen Heſſen", den in dem italianiſchen Kriege Karl's V. durch manche kecke Großthat berühmten Feldhauptmann und Diener „von Haus aus" Karl's V. aufzuweiſen hat, reihet ſich würdig an die trefflich ausgeführten Ahnentafeln der früheren Jahrgänge.

Intereſſante Mittheilungen ſind die bis jetzt unbekannte „Original Relation Adolph Schwarzenberg's über Raab's Überrumpelung an Rudolph II.," und: „die Einführung und Dotirung der Jeſuiten in Prag" (zum erſten Mal aus den Urſchriften veröffentlicht.)

Von Profeſſor Söltl in München leſen wir eine vortreffliche draſtiſche Darſtellung der Verhältniſſe Deutſchlands nach dem dreißigjährigen Kriege; das Elend in Würtemberg, die Proteſtantenhetze in Salzburg ſind darin einfach, klar und hinreißend geſchildert.

Der große Bluttag auf dem Altſtädter Ring zu Prag, 21. Juni 1621, iſt ein erſchütterndes Tableau, an welchem die Farben nicht geſpart ſind, um ſo erſchütternder, da ſich von der nackten Wahrheit der mitgetheilten Thatſachen wohl kein Jota abläugnen läßt.

Eine Reliquie: „Heinrich's von Collin“ und eine (aus Veranlaſſung des vom Verleger beigegebenen Porträts Hormayr's entſtandene) Autobiographie des Herausgebers nebſt einem Nachweis der von ihm neu aufgefundenen urkundlichen Materialien, machen den Schluß dieſes neueſten Jahrganges des Taſchenbuchs für vaterländiſche Geſchichte.

* * *

Einen intereſſanten Gegenſatz zu den Hormayr'ſchen Taſchenbüchern bildet die Überſicht der ſieben Jahrgänge des Raumer'ſchen hiſtoriſchen Taſchenbuches. (1830 — 1836. Leipzig. Brockhaus.)

Die Raumer'ſchen Taſchenbücher haben im Gegenſatz zu den Hormayr'ſchen, welche — mit Ausnahme der poetiſchen Beiträge — faſt blos vom Herausgeber allein geſchrieben wurden, das Charakteriſtiſche, daß in ihnen weniger die Geſchichtforſchung an und für ſich — als vielmehr die Geſchichtſchreibung repräſentirt wird und zwar durch eine ganze Tafelrunde von Männern, deren Namen größtentheils einen guten Klang haben, wie: Wachler, Varnhagen von Enſe, Voigt, Böttiger, Ed. Gans, Wachsmuth, Wilken, u. m. a.

Wenn man den Hormayr'ſchen Taſchenbüchern den Werth und die Beziehung unerſchöpflicher Fundgruben von hiſtoriſchen Materialien für den Geſchichtſchreiber, für den Poeten und den bildenden Künſtler nicht abſprechen kann, ſo darf man anderſeits die Raumer'ſchen mehr in der eigentlichen Bedeutung von Almanachen auffaſſen, welche ſich durch eine, wenn auch nicht populäre, doch im Durchſchnitt künſtleriſche Darſtellung verarbeiteter Stoffe eignen, ein größeres Publikum zu intereſſiren und ernſt zu unterhalten.

Der neueſte Jahrgang enthält:

Die Schlacht von Deutſch-Wagram (aus perſönlichen Denkwürdigkeiten), von Varnhagen von Enſe. — Wilhelm's von Oranien Ehe mit Anna von Sachſen, von Böttiger. — Anna Iwanowna, von Barthold. — Das königl. preuß. General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Direktorium, von Raumer. — Der erſte Kampf der Franzoſen und Engländer in Oſtindien, von Röpell — und Kaiſer Karl V. und der Waffenſtillſtand von Nizza, von Raumer.

Die Krone gebühret diesmal unſtreitig dem geiſtreichen feingebildeten Varnhagen von Enſe für ſeine meiſterhafte Darſtellung: „die Schlacht von Deutſch-Wagram.“ Der Umſtand, daß es perſönliche Denkwürdigkeiten ſind, die Varnhagen ſchrieb, verleiht denſelben keinen geringen Reiz; man kann ſie eine Reihe von hiſtoriſchen Genrebildern nennen, an welchen man den ſchaffenden Geiſt, der mit Ruhe und Klarheit die Maſſen ſchtet und zu einzelnen trefflich beleuchteten, vollſtändig abgerundeten Gruppen ordnet, kurz: in welchen man den Geſchichtsſchreiber als Künſtler erkennt, der aus den gegebenen Daten, nach gegebenen Geſetzen dennoch freithätig componiren darf, ja componiren ſoll, wenn das Geſchichtswerk keine bloße dürre Chronik oder Relation ſein ſoll. Die ganze Darſtellung Varnhagen's athmet eine wahrhaft dramatiſche Handlung, mit Peripetie und Cataſtrophe, und einen klaſſiſchen Geiſt. Und welch ein ſaftiges friſches Leben in jedem Glied dieſer Gruppen; und welche Porträtähnlichkeit der einzelnen Hauptgeſtalten! Wahrlich: das heißt Geſchichte leben, indem man ſie denkt, Geſchichte denken, indem man ſie lebt, und Geſchichte ſchreiben, wenn man ſtets beides thut. Der Styl iſt das Muſter einer organiſch-feingegliederten und vollendet ausgemeißelten Proſa. —

Wie trefflich in ihrer Kürze iſt z. B. folgende Schilderung, welche zugleich den Geiſt der Heere mit ein Paar kecken Strichen vollſtändig charakteriſirt:

„Die nächſten Tage hingegen waren ſchwer und öde. Die große Sommerhitze hatte Laub und Gras verdorrt, die Weiden des Nußbaches waren längſt entblättert und zum Theil entrindet, auf der endloſen Ebene zeigte ſich nirgends ein Schatten, nur dunkle Staubwolken, von Stoßwinden plötzlich herangeführt, verhüllten augenblicklich den Sonnenhimmel, und überſchütteten alles mit heißem Sandregen. Man mußte das Exerziren einſtellen, und verkroch ſich in die Erdhütten. Der beſte Wille der Kriegskameraden brachte doch nur eine traurige Unterhaltung zuwege. Geſichtspunkte und Antriebe, die wir Norddeutſchen für dieſen Krieg hatten, waren hier größtentheils fremd; man ſah in dem Kriegshandwerk ein erwähltes Fach, deſſen Vortheile man geltend machte, man rechnete die zu hoffenden Beförderungen aus, man rühmte das Garniſonleben in Prag. Der Oberſt allein kannte Gentz und wußte von Friedrich Schlegel, den Andern waren dies unbekannte, bedeutungsloſe Namen. Das Regiment war überdies ein böhmiſches, und die meiſten Soldaten ſprachen nur dieſe Sprache. Begeiſterung und Poeſie mußten hier völlig erlöſchen; auch ſelbſt die der Gefahr fehlten für jetzt; weit und breit fiel kein Schuß, alles war in tiefſter Ruhe. Man zweifelte, daß noch eine bedeutende Waffenentſcheidung vorfallen würde, man ſprach vom nahen Frieden, und wünſchte ihn. ꝛc. ꝛc. — —“

Profeſſor Böttiger gibt aus den ihm mit Liberalität geöffneten Archiven eine Darſtellung der myſteriöſen ehelichen Verhältniſſe zwiſchen dem berühmten niederländiſchen Freiheitshelden Wilhelm von Oranien und Anna von Sachſen; ein merkwürdiger Beitrag zur Kunde des Hauslebens der Großen dieſer Welt und der Fürſtenſitte! Der Fleiß des Verfaſſers, welcher nichts unverſucht ließ, um dies abentheuerliche Verhältniß zu eruiren, iſt ſehr achtbar; obgleich es ihm nun nicht gelang, daſſelbe völlig deutlich zu erhellen, ſo wird dafür doch der Charakter des berühmten Oraniers von einer Seite beleuchtet, von welcher man ihn bisher wenig betrachtete, und die gleichwohl unerläßlich iſt. Der Wahrheit opfert alles, was euch noch ſo lang lieb und heilig war, — denn die Wahrheit iſt das Heiligſte.

Barthold's Schilderung des ruſſiſchen Fürſtenlebens zur Zeit der Anna Iwanowna ſchließt ſich dem vorhergehenden Aufſatz an. Ein eigenthümliches Intereſſe gewähret die Betrachtung dieſes Sittenpanorama's, deſſen Colorit von den bunteſten Nationalitäten entlehnt iſt. Alte Barbarei und angeflickte Cultur, Energie und Schlaffheit, Individualität und Verallgemeinerung, Prinzip und Umſtände ſchieben und drehen ſich hier wie auf einem Maskenballe durcheinander. Die Darſtellung des Verfaſſers iſt klar und leidenſchaftslos.

Die Beiträge des Herausgebers, Fr. v. Raumer, wollen weniger bedeuten. Sein Aufſatz über das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Direktorium geht nicht tief genug ein und drückt ſich nicht plaſtiſch genug heraus, als daß der Leſer dadurch zu einer beſtimmten, klaren Anſicht der Verhältniſſe kommen könnte; beſſer iſt der zweite: Kaiſer Karl V. und der Waffenſtillſtand von Nizza, mehr eine Reihe von Reflexionen über dieſe Gegenſtände und von Corollarien daraus als eine ſelbſtſtändige Darſtellung deſſelben.

Der Aufſatz von Röpell: Der erſte Kampf der Franzoſen und Engländer in Oſtindien bricht leider gerade da ab, wo das Thema intereſſant zu werden anfängt; die Charaktere ſind nicht compakt genug geſchildert.

Memoiren eines Flüchtlings, oder: Continental-Chiaroſcurogemälde von Auguſt Traxel. 2 Bände. Stuttgart. Brodhag 1835.

In unſerer neueren Literatur ſind zwei wunderliche Symptome bemerkbar, die Neigung zur voyage pittoresque und die zum Anatomiſiren. Die eine iſt ein Produkt des Merkantilismus, die andere der die Literatur jetzt tiefer als je durchwurzelnden Speculation, welche hie und da ſogar zu einem ſolchen Übergewicht gelangt iſt, daß der zerſetzende und wiedercombinirende Verſtand eine Alleinherrſchaft über das künſtleriſch ſchaffende Gemüth uſurpirt, ein Phänomen, welches ſich in den letzten Tagen an ausgezeichneten Geiſtern beobachten ließ. Auch die Maſſe iſt von jener Miſchung durchſickert, und ſo erklärt ſich theilweiſe die Ausdehnung der Genremalerei. Die Genremalerei ſoll urſprünglich ſtrengobjektiv ſein; (was ſich ſchon aus dem Begriff derſelben ergibt), indeſſen iſt ſie durch eine ſonderbare Verkettung von Verhältniſſen in der neueſten Zeit — mit wenigen Ausnahmen — gerade reinſubjektiv geworden. Man konnte der lockenden Verſuchung nur ſchwer widerſtehn, auf wohlfeile Art ein leichtgezimmertes Gerüſte individueller Anſichten durch die davorhängenden Lappen für ſceniſche Verſetzſtücke an Mann zu bringen. Und das Volk hängt ſehr an der Theatermalerei, welche den Schein durch einen kleinen Beiſchmack von Wirklichkeit begünſtigt; denn das Volk hängt an der Wirklichkeit, — darum begnügt es ſich mit dem Schein. Kann es uns alſo noch auffallend ſein, warum die Genremalerei ſo reißende Progreſſe macht?

Immer muß man aber zwiſchen Genre und Genre unterſcheiden. Es gibt Leute, denen der Anblick eines wirklichen pot de chamre das Anſtandsgefühl verletzt, und die einen gemalten bewundern. Solche ſind das Publikum für objektive Genremalerei. Aufrichtig geſprochen: eine ſolche dünkt uns ſehr entbehrlich; wir ſind hierin rigoriſtiſch.

Es gibt andere Leute, die an der Wirklichkeit nur Vergnügen finden können, wenn ſich aus ihr Poeſie als Liqueur brauen läßt, ſie ergötzen ſich, wenn ſie die Wirklichkeit gleichſam als Ausſtaffirung der Wahrheit wahrnehmen; und für ſolche Leute exiſtirt der Humor und die ſubjektive Genremalerei, welche mit den Farben des Humors malt.

Was nun die obengenannten Chiaroſcurgemälde betrifft, ſo rechnen wir ſie zu der zweiten Gattung von Genrebildern.

Ein unſtät thätiger Geiſt, mit allen Winden der Roſe ausgreifend, um die eigene Achſe ſich drehend und zugleich den Bahnen öffentlicher Zuſtände nachhetzend, — eine eigenthümliche Methode ſatyriſcher Geißelung, die nahe an Moquerie ſtreift, endlich, was ſich aus beiden Prämiſſen leicht folgern läßt, ein franzöſiſch manierirtes Colorit mit grellen Lichtern und Schatten, mit dickem Farbenimpaſto, charakteriſiren dieſe Chiaroſcurogemälde. Man kommt, wenn man dieſelben durchblickt, in Zweifel, ob der unerſchöpfliche Reichthum des Stoffes oder die unermüdende Volubilität des Malers ſeinen Tableaux den Reiz eines Intereſſes verleihen, welches jenem am nächſten kommt, das man etwa von der Gondel eines Luftballs herab an dem bunten Gewimmel in engen tiefen Straßen nehmen kann, an dem ab- und zuſtrebenden Durcheinandergeſchiebe von vorübertoſenden Carnevalsnarren.

Nach dieſer Andeutung über das Literariſch-Charakteriſtiſche wird es nicht befremden, kein ſcharf abgegränztes politiſches Dogma in den benannten Memoiren zu finden; der Satyr, der aus jedem Buſch hervorguckt, theilt rechts und links ſeine Geißelhiebe aus, ohne früher ein reſpektives Schiboleth zu betrachten; er läßt ſich nur ſelten verdrießlich an, ſondern zumeiſt leichtſinnig, die Kulturtragödie als Komödie hinnehmend, welche jedem Einzelnen vorgeſpielt werde. So bilden denn dieſe Briefe einen Chorus zur neueſten Chronik, deren zerpflückte Blätter der Verfaſſer dem Winde auf gut Glück preisgibt; nicht ſelten findet man eine ſcharfe und genaue Sektion, von dem wallenden Mantel graziöſer Flüchtigkeit bedeckt.

Ueberſetzungen.

Es iſt ein eigenthümliches Phänomen, daß (mit Ausnahme der Holländer) keine Nation ſo viel überſetzt, als die deutſche; während doch in wenig andern ſo viel tiefe Originalität und eine ſolche Univerſalitä herrſcht, als gerade in Deutſchland. Dieſer Univerſalität, welche die Beſtimmung der deutſchen Literatur ſignaliſirt, nämlich: eine Weltliteratur zu werden, eben dieſer Univerſalität des deutſchen Geiſtes, die Löſung dieſer Aufgabe, welche damit beginnt, daß ſie zuerſt in Deutſchland ſelbſt eine Weltliteratur concentrirt, entſproß das Überſetzungsunweſen, welches nach und nach die Originalität des deutſchen Geiſtes zu erſticken und die Theilnahme des Volkes für das Nationelle abzuſtumpfen droht. Das Eindeutſchen fremdländiſcher geiſtiger Progreſſe verhält ſich zu dem Überſetzen fremdländiſcher Unterhaltungslektüre, wie der Rhein- und Donaukanal zum Donaumoos. Das eigentliche Überſetzen wird die deutſchen Schriftſteller, welche ſich dieſer bequemen Methode, Geld zu verdienen, leichtſinnig hingeben, noch um das bischen Selbſtſtändigkeit bringen, welches ſie mühſam aus dem Überſchwall der Büreaukratie retten. Wahrlich, die deutſchen Schriftſteller werden nicht eher eine ſichere und ruhige bürgerliche Stellung einnehmen können, welche der der franzöſiſchen Schriftſteller nahe kommt, bevor drei Dinge erreicht ſind: Vernichtung der Nachdrucksblätter, Vernichtung der Überſetzungsfabriken, und Vernichtung des Manuſcriptendiebſtahls bei den deutſchen Bühnen. Ein Concil deutſcher Schriftſteller ſollte wohl endlich dieſe Intereſſen beſprechen, damit die Literatur ſelbſtſtändig würde und der Schriftſteller — wenn es deren dann auch um ⅔ weniger in Deutſchland gäbe — nicht genöthigt wäre, unter der Bürde von Ämtern zu ſeufzen und die Literatur blos als geliebte Nebenſache zu betreiben.

* * *

Die Jüdin. Geſchichte aus den Zeiten der Regentſchaft. Von Eugenie Foa. 2 Thle. Leipzig, Joh. Jac. Weber. 1835.

Dieſer Roman verdient Beachtung. Die Handlung iſt klar und einfach gehalten, die Verwicklungen ſind beſonnen angelegt, die Charaktere conſequent durchgeführt, die Sittenſchilderungen treu, und die Verfaſſerin ließ ſich, was man lobend erwähnen muß, von der Mode der Gräßlichkeit nie verleiten, hiſtoriſche Erinnerungen, welche Anlaß dazu boten, als Gräueltableaux auszumalen, wie z. B. die Orgien des Regenten. Die Situationen aus dem häuslichen Leben der jüdiſchen Familien ſind ſehr intereſſant, der [illegible], gedrängte Schluß wirkt erſchütternd.

Die deutſche Bearbeitung zeichnet ſich durch Sauberkeit und Gewiſſenhaftigkeit aus, die ſich hauptſächlich bei Übertragung der eingeflochtenen [illegible] Epigramme zeigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 307. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Dienſtag, 29. December.

Die Grafen von Lara.

Von

Ludwig Bechſtein.

(Fortſetzung.)

4. Der Gefangene.

In dem Kerker zu Granada
Saß ein bleicher ſchöner Ritter,
Nur bisweilen blickt' er traurig
Auf zum Himmel durch das Gitter.

Wollte gern die Wolken ſchauen,
Wollte gern die Sterne fragen,
So zum Himmel, zu den Sternen
Blickt der Schiffer, der verſchlagen.

Auf Alhambra's Marmorſöller
Weilt die Tochter des Kalifen,
Sieht ein ſchönes, bleiches Antlitz
In des Zwinger dumpfen Tiefen.

Und ſie forſcht und hört, daß ſchuldlos
Der gefang'ne Ritter ſchmachte,
Daß Verrath und ſchnöde Rache
Ihn in dieſen Kerker brachte.

Öfter blickt ſie nun hinunter
Und Zuleika fühlt Erbarmen;
Des Propheten Sprüche lehren
Mitleid mit gefang'nen Armen.

Und ſie findet ſtille Wege,
Wie ſie heimlich, ungeſehen,
Den Gefangenen zu tröſten,
Kann in ſeinen Kerker gehen.

Aus den ſtolzen Prachtgemächern
Wandelt ſie hinab verſchwiegen,
Wie nach alten ſchönen Mythen
Götter zu den Menſchen ſtiegen.

Und der Graf von Lara meinte,
Daß ein Engel ihm erſchienen,
Troſtesſtern in ſeinen Nächten,
Seines harten Schickſals Sühne.

Und es war die Königstochter
Von ſo wunderſamer Schöne,
Daß der Graf ſich ſelbſt vergeſſen,
Wie die Gattin und die Söhne.

Während ihm Al Hakem tückiſch
Seinen Schatz der Freiheit raubte,
Raubt auch ihm der Graf ein Kleinod,
Das er unerreichbar glaubte.

Flüſtert in Zuleika's Armen:
„Will ein milder Gott vergüten
Alles Leid, das ich muß tragen?“ —
Und im Kerker pflückt er Blüthen.

Doch dem Liebeswein, dem ſüßen
Folgt ein Becher bittrer Schmerzen;
Der Verzweiflung Scorpione
Schleichen zu Gonſalvo's Herzen.

Muſchelhörnerklänge wecken
Eines Morgens aus dem Schlummer
Den gefangenen Gonſalvo,
Ach, zu namenloſem Kummer.

In des Grafen Lara Kerker
Treten ſeine ſtummen Wächter,
Führen ihn empor zur Zinne
Unter teufliſchem Gelächter.

Heißen ihn hinunter blicken;
Tief im Schloßhof ſteht vom Volke
Um ein Blutgerüſt ſich ballend
Eine dunkelbraune Wolke.

Auf dem Blutgerüſte liegen
Leicht mit Scharlachtuch bedecket,
Und gehüllt in blut'ge Rüſtung,
Sieben Leichen langgeſtrecket.

Einen Henker ſieht er treten
Zu den ſieben Kriegerleichen,
Und der Henker trennt die Häupter
Ab, mit ſieben raſchen Streichen.

Und Al Hakem gegenüber
Ruft dem Grafen, Spott im Tone:
„Sieh, wie mir mein Feldherr ſchmücket
Mit Rubinen meine Krone!“

„Wenn du ſie genau betrachtet
Kennſt du wohl die Edelſteine;
Deiner Krone ausgebrochen,
Zieren ſie nunmehr die meine!“

Und es treten auf die Zinne
Lautlos ſieben ſchwarze Sklaven,
Und die ſieben blut'gen Häupter
Stellen ſtumm ſie vor den Grafen.

Und zu Boden ſtürzt Gonſalvo
Mit entſetzlichem Geſtöhne,
Und zum Himmel heult Gonſalvo:
„Meine Söhne! meine Söhne!“

„Ach, für mich ſeid ihr gefallen
In der Jugend Kraft und Schöne,
Blüthenzweige meines Strebens,
Meine Söhne! meine Söhne!“

„Meines Lebens holde Hoffnung,
Meines falſchen Glücks Gehöhne,
Meines Alters ſtarke Stützen,
Meine Söhne! meine Söhne!“

„Seid verflucht, ihr grimmen Tiger,
Die mir meine Söhne ſtahlen!
Seid verflucht zur tiefſten Hölle!
Seid verflucht zu tauſendmalen!“

„Lebt ein Gott im hohen Himmel,
Muß ob ſolcher That er ſchaudern,
Liegt in Feſſeln meine Rache,
Darf nicht ſeine Rache zaudern!“

So gequält von grimmen Peinen
Wimmert er die Klagetöne,
Unaufhörlich muß er weinen:
„Meine Söhne! meine Söhne!“

Daß Al Hakem ſelbſt ergriffen
Mitleid weiht dem armen Grafen,
Den ſo ſchuldlos und verlaſſen
Gift'ge Rachepfeile trafen.

Und der König von Granada
Lindert ihm die Haft, die ſtrenge,
Und es hält nicht mehr den Grafen
Eines dunkeln Kerkers Enge.

Und ſein Schmerz, der rieſengroße,
Wird zum ſtillen Weh allmählich,
Hoffnung naht, und den Gefangnen
Macht Zuleika's Liebe ſelig.

Liebe weiß in Marmorſchlöſſer,
Weiß in Kerker Bahn zu finden,
Liebe kann urewig ſiegreich,
Alles, alles überwinden.

Liebe half die Zeit ihm kürzen,
Und es war ein Jahr entſchwunden,
Seit durch Don Velasco's Tücke
Ihn Al Hakem hielt gebunden.

Sieh, da ſchlich Zuleika's Amme
Sich zu ihm auf leichten Sohlen;
In den ſtrengbewachten Harem
Führt die Mohrin ihn verſtohlen.

In der Königstochter Zimmer
Tritt er auf geheimen Wegen,
Dort hält eine junge Mutter
Ihm ein ſtarkes Kind entgegen.

Und ſie flüſtert: „Sieben Söhne
Haſt du durch Verrath verloren;
Dieſen Sohn als ihren Rächer
Hat Zuleika dir geboren.“

„Und Zuleika's guter Vater
Flucht der That, an dir begangen,
Und erhört Zuleika's Bitte,
Hält dich ferner nicht gefangen.“ —

Unter Küſſen fließen Thränen;
Aus Alhambra's ſtolzem Schloſſe
Reitet frei der Graf von Lara,
Hält ein Knäblein auf dem Roſſe.

(Fortſetzung folgt.)

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Um mich zu überzeugen, wie weit auf die Untrüglichkeit Ihrer Ahnungen und Viſionen, mein Freund, zu bauen ſei, hatte ich ſchon ſeit längerer Zeit mir einen Knaben zu befreunden gewußt, welcher ein Neffe des Domſekretärs war; dieſer hieß, Ludwig Schmelz; ich forſchte ihn über das geheime Treiben ſeines Oheims aus, und ſeine Angaben ſtimmten vollkommen mit den Ihrigen überein. Ich fuhr fort, mich ſeiner zu bedienen, bis ich endlich zu bemerken glaubte, daß er ſeinem Oheim auch über mich Berichte erſtatte. Dieſe Wahrnehmung drang mir das Projekt auf, den Knaben ganz an mein Intereſſe zu feſſeln, und die Härte, mit welcher ſein Oheim die allerdings unverzeihlichen Vergehungen des jungen Menſchen beſtrafte, im Gegenſatze zu der Güte, mit welcher ich ihn behandelte, erleichterten mir meine Bemühungen. Der junge Schmelz ward mein Gehülfe. Sein Oheim hatte ihm aufgetragen, mich meiner geheimen Papiere zu berauben, ich ſonderte diejenigen ab, welche aufgehört hatten, mein ausſchließliches Eigenthum zu ſein, indem ſchon Andre mit ihrem Geheimniſſe bekannt waren, und gab dem Knaben dieſe, um ſie heimlich ſcheinender Weiſe Beſekow zuzuſtellen, der aber verhindert wurde, von denſelben Gebrauch zu machen, indem noch an demſelben Abend ſeine und ſeiner Vertrauten Verhaftung erfolgte.

Während dieſer Vorfälle hatte ich Sie, mein Freund, nicht aus dem Auge verloren. Sie waren in Ihre alte Kränklichkeit zurückgefallen, und dieſe Gunſt des Geſchicks glaubte ich feſthalten zu müſſen, denn die Höhe, auf welche ich Ihre Seelenkraft hinaufgetrieben hatte, genügte mir nicht mehr. Sie bewegten ſich nur im Kreiſe Ihrer Bekannten; Sie überſchritten nicht die Gränze der Gegenwart, wenigſtens nicht in ganz klaren Anſchauungen; ich zweifelte aber nicht, daß es mir gelingen müſſe, durch eine weiter ausgedehnte ununterbrochene Fortſetzung meiner, vor einigen Jahren durch meine Reiſe nach Ägypten abgebrochenen Behandlungsmethode, Sie in den Stand zu ſetzen, die Zukunft und in dieſer, eine Ihnen fremde Welt klar und deutlich anzuſchauen. — Ich ſetzte alſo, Ihnen unbemerkbar, alle meine myſteriöſen Triebwerke mit verdoppelter Anſtrengung meiner Kräfte raſtlos in Bewegung und bewerkſtelligte mit einem Staunen, welches mich zu Zeiten faſt lähmte, den Eintritt einer neuen Periode Ihres Seelenſchwunges. — Sie verloren das Bewußtſein; es ſchien, als ob Ihr Geiſt, in ſeiner ſo weiten Entfernung von Ihrem leichenähnlichen Körper, welcher von allen ſeinen Sinnwerkzeugen nichts als die Zunge, das heißt, die Fähigkeit zu lallen, behielt, die Kraft verliere auf dieſen zurückzuwirken, und als wenn Ihr Geiſt, in ſeine Hülle zurückgezwängt, in ſeiner Beſchränkung nicht Raum finde, alle ſeine Entdeckungen zu bewahren. Ich erfuhr Dinge von Ihnen, welche Ihnen ſelbſt fremd blieben, ſobald Sie wieder Herr Ihres Körpers wurden, oder, — vielleicht iſt dieſe Bezeichnung richtiger: — ſobald Ihr Körper Ihren Geiſt wieder von ſich abhängig machte. — Ich ſaß in ſolchen Stunden Ihrer

Geiſtes-Entfernung neben Ihrem Bette, und folgte mit meiner Feder dem Fluge Ihrer Seele in die Zukunft. Anfangs blieb das Auge Ihres Geiſtes auf Ihrer Umgebung haften; Sie ſahen den Fall Ihrer verunglückten Tochter; den Todesfall Ihrer Gemahlin, und die Verhaftung Ihres Schwiegerſohns, ſo wie Ihre eigene. Sie beſchrieben mit groſſer Genauigkeit die Rettung des Herrn Seln durch meine und Melchior's Mitwirkung. Sie ſchilderten mir denſelben im Geſpräch mit dem damaligen Prätendenten von Frankreich; Sie erblickten mich im prieſterlichen Ornat. — Ich ſetzte meine Manipulationen fort, und jetzt verließ Ihr Geiſt die ihm bekannten Gegenſtände, und erhob ſich zur Anſicht der kommenden Weltbegebenheiten, welche Ihrem Auge vorüberzogen, wie ein Stern nach dem andern dem Teleskop des Aſtronomen vorüberfliegen mag. Napoleon's Decennium mit ſeinen Zwiſchengeſtalten trat zuerſt in Ihren Geſichtskreis; ſein Geſtirn erloſch und nun verlor ſich Ihr Auge in Myriaden von Nebenerſcheinungen. Ich hielt nur diejenigen feſt, welche mein Intereſſe anſprachen. Es waren: die Herſtellung der päbſtlichen Tiara; — die Wiederaufrichtung ſämmtlicher Bourboniſchen Throne; — die Wiederbelebung des Jeſuitenordens. —

Leider flogen die Blicke Ihres Geiſtes von jetzt an ſo ſchnell umher, daß Ihre Zunge nicht mehr zu folgen vermochte. Ich mußte mich alſo mit den Andeutungen begnügen, welche ich empfangen hatte. Eben ſo blieb mein Beſtreben, etwas Beſtimmteres über mein eignes Schickſal Ihnen abzuhorchen, fruchtlos. Sie waren über die Gränze Ihrer Umgebung einmal hinausgeſchweift, und kehrten nie wieder in deren Raum zurück. Es wäre meinen Bemühungen vielleicht noch gelungen, Sie zu den Gegenſtänden zurückzuführen, an welchen ich Ihre Sehkraft zu feſſeln wünſchte, aber ich ward ſelbſt krank, und ein Fehlgriff, den ich begangen zu haben jetzt inne ward, trennte Sie von mir. Ich hatte nämlich, ſtatt der unverfänglichen Papiere, welche ich für Beſekow auszuſuchen bemüht geweſen war, in meiner Zerſtreuung das, zu meiner Zurückbehaltung beſtimmt geweſene Heft zuſtellen laſſen; daſſelbe, welches die Weiſſagungen Ihrer erſten Anſchauungs-Periode enthielt. — Daß dieſes Heft in Ihre Hände gerieth, war die Folge meiner Krankheit, die den jungen Schmelz verhinderte, Inſtruktionen von mir einzuziehn. Ich glaubte indeſſen, Sie von nun an entbehren zu können, denn ich kannte ja die Hauptpunkte der auf mich bezugreichen Zukunft, und beſchloß, nach dieſer Erkenntniß dem Ziele, das mich erwartete, auf abgemeſſenen Bahnen entgegen zu wandeln.

Ich verließ Ihren Wohnort, mein Freund, war aber genöthigt, eine Perſon mit mir zu entfernen, welche, trotz deren Jugend, nichts weniger als unbedeutend war; ich rede nämlich von dem jungen Schmelz. Er hatte einen tiefen Blick in die Anlage einiger meiner Pläne geworfen, als ich ihn Anfangs fähig geglaubt hatte; deßhalb war es nöthig, ihn von hier zu entfernen, und ihn ganz an das Intereſſe zu binden, welches das meinige im Geheim geworden war. Ich darf Ihnen wohl nicht erſt ſagen, daß ich um dieſe Zeit ſchon wirkliches Mitglied des Inſtituts war, welches man die geheime Polizei zu nennen pflegte; ich hatte nämlich die Nachrichten, welche ich der erſten Periode Ihrer Krankheit verdankte, angefangen, auf direktem Wege dem franzöſiſchen Miniſterium zuzuſtellen, und meine Anzeigen von verborgenen Umtrieben, ſo wie die Richtigkeit meiner Schlußfolgen, durch Ihre Weiſſagungen veranlaßt, erwarben faſt den Ruf der Untrüglichkeit und ein unbegränztes Vertrauen meiner geheimen Oberen. (Fortſ. folgt.)

Biographie und Charakteriſtik Victor Hugo's.

(Schluß.)

Victor Hugo iſt mit der Literatur der gebildeten Nationen Europa's innig vertraut und lieſt die Werke der Engländer, Spanier und Italiener mit Leichtigkeit, auch deutſche Schriften ſcheint er in der neuern Zeit im Originale zu leſen.

Von ſeiner Gattin ſpricht unſer Dichter nur mit der größten Begeiſterung. In ſeinen Chants de Crépuscule (Date Lilia) nennt er ſie: „die ſichtbare Schweſter ſeiner unſterblichen Seele — ſeinen Stolz, ſeine Hoffnung, ſeinen Schutz, ſeine Zuflucht, das Dach ſeiner jungen Jahre, welches ſeine alten Tage hoffen — die Tugend über ſeinem geſenkten Haupte — die in ſeinem Herzen verborgene Alabaſtergeſtalt — den Baum, der auf ſeinen Wegen oft Früchte und immer Schatten ſpendet — das Weib, deren höchſtes Glück ſeine Freude iſt — die, wenn ihre Kinder wanken, oder er ſelbſt, jene mit der Hand, ihn mit dem Herzen aufrecht erhält, ohne ſtrenges Wort, ohne ſtrafenden Blick — die Blume der Schönheit, von der Güte durchduftet — die Blume gehört der Erde, der Duft dem Himmel an.“ — Vier Kinder umſpielen das glückliche Ehepaar.

Indem wir zur Betrachtung der Schriften unſeres Dichters übergehen und deren Charakter anzudeuten verſuchen, legen wir zuerſt die hervorſtechendſten Eigenſchaften ſeiner Poeſie dar.

Der Kreis ſeiner Ideen und dichteriſchen Anſchauungen iſt reich und ausgedehnt. Der Sturm des Gefühls trägt ihn himmelan, wo er ſich in den duftigen, dunkelblauen Wolken badet, mit dem Golde der Sonne ſeine junge Stirne kränzt und wie der kühne Luftſchiffer auf die unter ihm ziehende Erde niederlächelt. Plötzlich aber erinnert er ſich alles deſſen, was die Erde ihm Liebes birgt, welches Glück er ſchon auf den grünen Matten drunten, in den ſchattigen Laubgewölben, in den ſtillen Thälern genoſſen; und er ſenkt majeſtätiſch den Flug und ſchwelgt in den Wonnen eines maleriſchen Thalgrundes, an den geſchmückten Ufern eines See's, in den leuchtenden Blicken ſeiner Geliebten. Und wieder regt er die mächtigen Schwingen ſeines Genius und ſtürmt in die düſtern Regionen des Schreckens und Grauſens, der Nacht und des Grabes, wo ſein Geiſt über den ewigen Geheimniſſen, über den Räthſeln des Daſeins brütet.

Zu dieſer Kühnheit der Phantaſie, welche die grellſten Gegenſätze verbindet, das Mögliche, Wirkliche und Unerhörteſte in vertrauliche Nähe ruft und die Glanz- und Nachtſeite des Lebens mit gleich kunſtreichem Pinſel malt, geſellt ſich eine lebendige und alles belebende Anſchauung, eine Seherkraft, wie ſie ein Homer, ein Dante, Shakſpeare und Lord Byron kaum in höherm Grade beſeſſen. Wo wir ſeine Werke aufſchlagen, beurkundet ſich dieſe reiche Anſchauungsgabe, dieſes wahre Dichterauge, unter deſſen Feuer ſich alles belebt und entzündet. Er ſchaut z. B. auf das Meeresufer. Der weite Raum belebt ſich unter dieſem Blicke — Fluren, Waſſer, Wälder, Wieſen, Hütten, wo man heitere Gruppen lachen hört — der von Felſen und Thürmen umgürtete Golf — öde Steppen, zerriſſene Klippen, Höhlen, deren offene Rachen die Brandung verſchlingt, ein wolkenumzogener Berg, der in ſeinen Einſchnitten ein ſchönes grünes Thal trägt, wie ein Kind Blumen in den Falten ſeines Kleides — eine halb in Duft und Dunſt gehüllte Stadt mit ihrem Dächergewimmel und dem herüberſchallenden Lärm — Wellen, die ſich am Geſtade brechen, wo die langen grünen Haare des Seegraſes in dem, durch den Schatten der Berge gedunkelten Waſſer zittern — auf den Wellen ſpielende Vögel — der Wagen auf der Landſtraße und das Segel auf dem Meere — die vom Winde bewegten Bäume und Maſten — die fernen Höhen, die verſchwimmenden, duftigen Formen des Horizontes. Aber der begeiſterte Blick fliegt empor über dieſe Erde, die er eben geſchaffen, belebt, beſeelt hat, die er an ſein Herz geſchloſſen, um ihr deſſen Wärme mitzutheilen, der er den Kuß der Liebe aufgedrückt, um ſie noch reizender aus ſeinen Armen zu laſſen. Und nun ſchwelgt er in den Wolken, wo der Purpur aufgehängt iſt und in Stücke zerreißt, wo in dem ewigen Blau glänzende Ruinen, phantaſtiſche Gebilde in den Farben des Kupfers und Erzes ſchwimmen, Küraſſe, Helme, Schilde, goldene Pferdedecken auf den Rücken der Wolken — in einem neuen, ausgedehnteren, ferneren Meere, dem Aether mit ſeinen Zephyren und Eishauchen, der Morgen- und Abend-Dämmerung, den Blumen- und Weihrauch-Düften, den Winterſtürmen und den Sommergluthen, den auf dem Gewande der Nacht funkelnden Sternen, den Wogen des Lichtes und den Wellen der Töne.

Nicht minder hervorſtechend iſt die leidenſchaftliche, hinreißende Wärme des Gefühls, der faſt orientaliſche Schmuck, die Kühnheit und Schönheit ſeiner Bilder, die Pracht und Erhabenheit einzelner Schilderungen und Beſchreibungen, namentlich aber ſeine tiefe Menſchenkenntniß, die Wahrheit ſeiner Charakteriſtik, ſein eindringliches, alle Tiefen der Seele erſchütterndes Pathos, ſo wie ſein meiſterhafter Styl und Versbau.

Victor Hugo ſieht das menſchliche Herz in durchſichtiger Klarheit vor ſich, und verſteht es, in derſelben Weiſe das Selbſtgeſchaute zur Anſchauung Anderer zu bringen, ohne dabei jemals andere, als wahre poetiſche Motive zu benützen. Lobenswerth, wenn er neben der unmittelbaren Beobachtung des Menſchen ſelbſt, an Meiſtern, wie Shakſpeare, gründliche Studien gemacht hat, wie ſein Cromwell z. B., davon unzweifelhafte Kunde gibt; aber dieſe Beobachtungen, dieſe Studien dienten nur dazu, daß ſie die angeborne Gabe, ſich in fremde Charaktere, in fremde Seelenzuſtände zu verſetzen, jede Art zu ſein naturgemäß aufzufaſſen und ſeine Geſchöpfe ſelbſtſtändig, wahr, den ewigen Geſetzen angemeſſen, darzuſtellen, kunſtgemäß entwickelten, ſchärften und ausbildeten. Dieſe ſeltene Fähigkeit und Gewalt, in das innerſte Getriebe der Menſchenbruſt einzudringen, die verborgenſten Falten der Seele zu ergründen, die feinſten Faſern des Herzens offen zu legen, iſt bei Victor Hugo eben ſo bewundernswerth, wie der Umfang und Reichthum ſeiner Charakteriſtik. Wir begegnen in ſeinen Romanen und dramatiſchen Arbeiten Perſonen jedes Alters und Standes — Königen, Staatsmännern, Kriegern, Gelehrten, Handwerkern, Bettlern, religiöſen und politiſchen Schwärmern, Republikanern und Royaliſten, Stoikern und Wüſtlingen, Kraftmenſchen, Gecken, Pedanten und Narren, Frauen im Purpur und im Flickkleid, edlen und verabſcheuungswürdigen weiblichen Weſen, Zierpuppen, Koketten und Ränkemacherinnen, und alle treten wahr und beſtimmt in das Leben. Er führt uns nach Norden und nach Süden, nach Oſten und nach Weſten, in vergangene Jahrhunderte und in die wirbelnde Gegenwart, und malt bald in großen, kräftigen, kühn ausgeführten Bildern, bald in zarten, hingehauchten Skizzen den Geiſt der Zeiten, den Charakter des geſelligen Lebens, das Koſtüm, die Sitten, das nationale Gepräge u. ſ. w. mit bewundernswerther Wahrheit und Tiefe, und mit der innern Wahrheit geht ſtets die äußere bei ihm Hand in Hand.

Feuilleton.

⁂ **Mexikaniſche Alterthümer.** — Langlais in einem Bericht über die eben erſchienenen 11 erſten Hefte der „Antiquités mexicaines“ (relations des 3. expedit. du Cap. Dupaix, mit Anm. v. Baradère, Farcy, Warden, Lenoir u. m. a.), iſt der Anſicht, dieſes Werk werde den Beweis, daß die ſg. neue Welt eben ſo alt ſei, wie die — alte, dadurch populariſiren, daß es ein genaues Abbild ihrer Thierkreiſe, Palläſte und Basreliefs liefere, deren Vollendung (fini) bezeuge, wie die Künſte dort in einer ſehr frühen Zeit gepflegt worden ſeien.

Einige Spanier entdeckten zuerſt 1750 in den Einöden des Bezirkes Carmen im Königreich Guatimala ungeheure Trümmer einer Stadt, die wohl 7 bis 8 Quadratmeilen bedeckt haben mußte. Erſt 1786 ließ der König von Spanien Nachforſchungen anſtellen, deren Ergebniſſe in den Archiven von Mexiko blieben. Im Jahre 1805 aber ſandte Spanien den Hauptmann **Dupaix**, dem man den Zeichner **Caſtaneda** beigab, und was dieſe beiden auf drei Reiſen bis 1808 geſammelt, das wird uns in dem angezeigten Werke mitgetheilt. **Farcy** hat den ſpaniſchen Text der Berichte in's Franzöſiſche übertragen; **Lenoir** theilt ſeine antiquariſchen Forſchungen mit und vergleicht die amerikaniſchen Alterthümer mit den ägyptiſchen und indiſchen; **Warden** unterſucht den Urſprung der Urbevölkerungen Amerikas; die Zeichnungen Caſtaneda's endlich ſind in trefflichen Stichen wiedergegeben.

⁂ Während der **Freimüthige** dem Dr. Schiff, der ſich dermalen in Hamburg geſund und wohl befindet, eine **Leichenrede** hält, ſtellt ein Recenſent in den literar. Unterhaltungsblättern dem **verſtorbenen** Braun von Mainz das Prognoſtikon, er konnte als Geſchichtſchreiber in der **Zukunft** was Beſſeres leiſten, denn als Novelliſt!

⁂ In Paris iſt die Rede davon, daß man auf dem leeren Piedeſtal der Place des Palais Bourbon eine Erzſtatue **Mirabeau's** errichten und den Platz „Place Mirabeau“ nennen wolle.

⁂ **Pariſer Theater.** — **Halévy's** neue Oper: „l'éclair“ (3 Akte), hat großen Beifall gefunden. — Auf dem Vaudeville-Theater war neu: „la fille de Cromwell“ (1 Akt), von Rougemont, ein verbrauchter trivialer Stoff. — Im Theater des Variétés macht eine Parodie von Delavigne's Don Juan, unter dem Titel: „Jean-Jean“ viel Glück. — Im Théatre de la gaîté gab man: „le Bouffon d'Aigues Mortes,“ worin der Grotesktänzer **Girel** brillirte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 308. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutschland.

Mittwoch, 30. December.

Die Grafen von Lara.

Von

Ludwig Bechſtein.

(Fortſetzung.)

6. Die Heimkehr.

Wie vom Tod der ſieben Brüder
Zu Velasco kam die Kunde,
Feiert er mit Donna Lambra
Freudig die willkommne Stunde.

Denn das Land der Grafen Lara
Mit den reichen Flecken allen
Iſt nach jenes Stamms Erlöſchen
Ihm nach Rechten zugefallen,

Mag doch Donna Sanctia trauern,
Mag die Schweſter doch ſich grämen,
Don Velasco ſäumt nicht länger,
Alles in Beſitz zu nehmen.

Auf ein Schloß, das halb in Trümmern,
(Solche Grauſamkeit vermocht' er)
Bannt er die gebeugte Gräfin,
Bannt er ſeiner Mutter Tochter.

Dazu reizt ihn Donna Lambra,
Deren Haß ſo unverſöhnlich,
Aber ſtolz ertrug es jene,
Deren Schmerz ſo ungewöhnlich.

Die des Gatten war beraubet,
Deren Söhne Tod gefunden,
Solcher ſchon ſo tief Verletzten
Schlägt gemeines Weh nicht Wunden.

Don Velasco triumphirte:
„Fahre wohl, Geſchlecht der Lara!
Unſer ſind nun alle Flecken
Ihres Guadalarara!“

„Wohl uns, daß geheim genähret
Wir der Rache wilde Flammen!
Niemand kann uns nun verklagen,
Niemand kann uns nun verdammen.“ —

Zu dem Schloß der Grafen Lara
Kommt der alte Herr geritten,
Aber vor der eignen Pforte
Muß er lang' um Einlaß bitten.

Nach dem Grafen Don Gonſalvo
Höret ihn der Pförtner fragen.
„Ei, was fragt Ihr nach dem Todten?
Jener Graf ward längſt erſchlagen!“

„„Und wo ſind des Grafen Söhne,
Dieſer Lande blüh'nde Kronen?““
„Ei, was fragt ihr nur nach Leuten,
Die im Land der Schatten wohnen?“

„„Und wo weilt des Grafen Gattin,
Kann mein Auge ſie nicht ſchauen?““
„Fern in öden Trümmern trauert
Die unſeligſte der Frauen.“

„Hier gebietet Don Velasco,
Erbherr nach Geſetz und Rechten;
Fort mit Euch von dieſer Schwelle,
Hütet Euch vor ſeinen Knechten!“

Alſo ſpricht der graue Pförtner,
Und der Graf lenkt ab vom Pfade,
Und der Pförtner, — Schloß und Pforte
Überläßt er Gottes Gnade.

Folgt dem Herrn, den er erkannte,
Folgt dem gramgebeugten Reiter,
Bis zum fernen Ziele wird er
Ihm ein liebender Geleiter.

Bis der Anblick jener Armuth
Faſt des Grafen Sinn verſteinte,
Wo die Donna Sanctia wohnte,
Wo die Donna Sanctia weinte.

„Donna Sanctia, Donna Sanctia!
Tritt hervor aus deiner Zelle!
Deines Kummers ſchwarzen Nächten
Folgt ein Morgen, reich an Helle!“

„„O mein Gott! O du mein Gatte!
Du biſt wieder mir gegeben?
Rede, rede, meine Söhne
Sind vielleicht ſie — noch am Leben?““

„Arme Mutter, arme Mutter,
Deine Söhne ſind begraben,
Deine ſiebenfache Liebe
Wende nun auf dieſen Knaben.“

„Dieſer Knabe ſoll ſie rächen,
Soll den falſchen Räuber ſtrafen,
Der ſich meines Erbes freuet,
Der mich hat gemacht zum Sklaven.“

„„Rächt der Knabe meine Schmerzen, —
Sei's mit Feuer, ſei's mit Eiſen, —
An dem Grafen Villareno,
Soll man meinen Sohn ihn heißen.““

„Nimm dein letztes Gut und kaufe
Eine Löwin, welche trächtig,
Nähr' ihn mit der Milch der Löwin,
Daß er werde wild und mächtig.“

„„Fluch dem Grafen Villareno!
Mög' er in Verzweiflung ſterben!
Seine Schlöſſer, ſeine Länder
Soll ein Sklavenbaſtard erben!““

„Fluch der Gräfin Donna Lambra!
Fluch dem ränkevollen Weibe!
Fluch der Hölle ihrer Seele,
Ihrem Schooß und ihrem Leibe!“

„„Nimmer ſoll ſie Söhne küſſen!““
„Nimmer ſoll ſie Töchter wiegen!“
„„„Und auf keinem Sterbebette
Soll ſie friedlich ſcheidend liegen!!“““

So mit Rachehoffnung nähren
Grimmen Haß die beiden Alten,
Und die Milch von einer Löwin
Muß das junge Kind erhalten.

Kräftig wächſt es auf und feurig;
Der im Kerker war erzeuget
Hegt ſo heißen Drang nach Freiheit,
Daß ihn keine Strenge beuget.

Allen Knaben ſeines Alters
Überlegen wird Mudarra,
Und er wird der beſte Kämpfer
In Kaſtilien und Navarra.

Und des wackern Sohnes freuen
Sich die beiden Alten herzlich,
Nur daß langſam Jahre ſchwinden,
Das allein iſt ihnen ſchmerzlich.

Don Gonſalvo blieb verborgen,
Arm und machtlos und geringe,
Unerkannt auch, daß Velasco
Gegen ihn nicht Mörder dinge.

Donna Sancia blieb verborgen
In dem Schloß, das halb zertrümmert,
Von dem Bruder ſtets gemieden,
Seiner Sorgfalt unbekümmert.

Don Velasco, Donna Lambra,
Waren reich an Gut und Golde,
Hatten prächtig hohe Schlöſſer,
Diener viel in ihrem Solde.

Hatten Sklaven, hatten Schmeichler,
Hatten täglich hundert Gäſte,
Und im Schloß zu Burgos reihten
Immerdar ſich Feſt' an Feſte.

Aber eins, o eines fehlte,
Das ſie ſtets entbehren müſſen,
Das dem Bettler ſie beneiden:
Kinder konnten ſie nicht küſſen.

Ob ſie hoffen, ob ſie beten,
Ob ſie Kloſter reich begaben,
Ihnen ſchenkt der Herr des Himmels
Keine Tochter, keinen Knaben.

Don Gonſalvo, Donna Sancia,
Hatten weder Gold noch Güter,
Waren tief verſteckt, wie Drachen,
Ihres Racheſchatzes Hüter.

(Schluß folgt.)

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Bis hieher hatte ich der buonapartiſchen Regierung treu und wahr angehangen; ich glaubte dieſelbe für die Ewigkeit begründet und meinen Vortheil mit dem ihrigen Hand in Hand verbunden. Da aber trat der zweite Abſchnitt Ihrer Krankheit, mein Freund, ein; — ich ſah den Untergang meiner jetzigen und den Wiederaufgang der alten, neu verjüngten Sonne. Nun wandte ich dieſer mein Auge zu, und ſuchte unaufhörlich nach Mitteln, mich vor allem in ihren Brennpunkt zu ſtellen. — Ich fing an, den Prätendenten mit Nachrichten zu verſehn, deren Bewährung ihm meine Glaubwürdigkeit und meine Treue verbürgen mußte, und konnte in der Wahl meiner Boten um ſo weniger zweifelhaft ſein, als Sie, mein Theurer, während Ihrer, von mir erzwungenen Träume, mir ſelbſt die Perſonen angewieſen hatten, deren ich mich bedienen durfte. Zu einem meiner Hauptgehülfen gedachte ich den jungen Schmelz zu erziehn; unter dem Vorwande, ſein Oheim bedürfe in dem Gefängniße ſeiner, hatte ich Gelegenheit genommen, ihn zu entfernen; er begleitete mich nach der Lombardei, und war binnen kurzem völlig umgebildet. Unter dem Namen Lumaine, den ich ihm gegeben hatte, ward er den Behörden bald vortheilhaft bekannt, und ich berechnete ſchon die Zeit, ihn nach und nach in meine Geheimniſſe einzuweihen, da traf es ſich, daß ich eine Sendung nach Neapel erhielt, und ihn, krank am Scharlachfieber, zurücklaſſen mußte. Seit dieſer Zeit iſt er von mir getrennt geblieben; er begann ſeine Karriere unter der Leitung Anderer, und als ich ihn in der Eigenſchaft eines weſtphäliſchen Gensd'armerieoffiziers vier Jahre ſpäter in Kaſſel wiederſah, erkannte ich ihn nicht mehr. Seine Scharlachkrankheit hatte einen Schaden an ſeinen Augen zurückgelaſſen, welcher ihn, noch mehr aber ſein ſonnenbraunes Geſicht und ſein ſtarker Bart, entſtellte.

Es war jetzt die Zeit des öſtreichiſchen Krieges herangekommen; ich war von Ihnen, mein Freund, belehrt worden, daß der weſtphäliſche Staat durch dieſen Krieg, ſo wie durch Empörungen in ſeinem Innern zwar erſchüttert, aber nicht zerſtört werden würde, und beſchloß, dieſe Kenntniß zu benutzen, die Zahl meiner Anhänger in Deutſchland, und meiner Boten nach England zu vermehren. Ein leiſer Wink, welchen ich durch die dritte Hand den Behörden geben ließ, reichte hin, auch Sie ſämmtlich auf die Liſte der Verdächtigen zu ſetzen, und Lumaine erhielt den Auftrag, Sie zu beobachten. Er ſetzte ſich zu dieſem Zweck mit Fräulein Amalien in Verbindung, und ich bereitete mich auf die Rolle Ihres Retters, Herr Selm, vor, in der Abſicht, Ihren Schwiegervater mir zu verbinden, und mich Ihrer als meines Agenten in Edinburg zu bedienen. — Auf dieſe Zwecke war mein erſtes Erſcheinen in jenem Garten, die Warnung, welche ich Herrn Selm zukommen ließ, ſo wie die Verſuchung, in welche ich ihn mittelſt des Zettels führte, welchen ich zu ſeinen Füßen niederfallen ließ. Auf Ihrer Reiſe in das Harzgebirge, wurden Sie von einem Bevollmächtigten Lumaine's begleitet; jedes Ihrer Worte ward uns rapportirt.

Ich hatte übrigens ſchon ſeit längerer Zeit mein Verhältniß mit Melchior angeknüpft. Er war ein ſehr orthodoxer Katholik und als ſolcher einer Regierung abhold, welche den Stellvertreter Jeſu mißhandelte. — Die Unfehlbarkeit meiner Berichte, welche auf Ihre Prophezeiungen gegründet waren, hatten mir einen hohen Grad von Achtung auch in den Augen meiner Genoſſen bewirkt, in welchen ich mich dadurch zu befeſtigen wußte, daß ich in dem Beſitz einer nie trügenden Ahnungsfähigkeit zu ſein mich rühmte; und in der That gewann dieſe Behauptung einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit für ſich, denn ich hütete mich, etwas anderes vorherzuſagen, als was erfolgen mußte. Melchior ſetzte alſo keinen Zweifel in meine Verſicherung, daß Napoleon unterliegen, daß der Pabſt ſammt den Bourbons wieder hergeſtellt werden würden, und arbeitete von nun an mit mir Hand in Hand. Ihre Befreiung, Herr Selm, iſt die letzte Frucht meines gemeinſchaftlichen Zuſammenwirkens mit Melchior, ſie iſt der letzte Beweis, welchen ich ihm von meinem Vertrauen gegeben habe. Ich erhielt nämlich die Kunde, daß Melchior einen eignen heimlichen Weg gefunden hatte, ſich mit den verbannten Prinzen in Verbindung zu ſetzen; er hatte nämlich meine Boten gemißbraucht, einem ehemaligen Vendée-Häuptling, ſeinem vormaligen Genoſſen, mir abgelauſchte Nachrichten zu geben, um mir den Vorrang bei dem Hofe abzugewinnen. Dieſe Treuloſigkeit zu beſtrafen, veranlaßte ich Melchior's Verſetzung nach der Inſel Walchern, in der Hoffnung, er werde ein Opfer der verpeſteten Atmoſphäre jener Gegend werden.

Lumaine befreite in dieſer Epoche ſeinen Bruder aus dem Gefängniſſe, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben. Ich habe ihn nachher aus dem Auge verloren, deſſen Blick nun deſto feſter auf Sie, mein Freund, gerichtet war. Ich veranlaßte die Milderung Ihrer Haft, und vermittelte endlich Ihre völlige Freilaſſung, in der Hoffnung, mich Ihnen wieder nähern zu dürfen, denn die Nachrichten, durch deren Mittheilung an die Regierung ich mein Übergewicht erlangt hatte, fingen an, mir zu fehlen, und ich bedurfte neuer Fingerzeige, welche ich nur von Ihnen erhalten konnte. Sie wieſen mich aber unerweichbar zurück, und ich ſchied mit Groll im Herzen von Ihnen. Da bekam ich Kunde von der Antwort, welche Sie Ihren Inquiſitoren gegeben hatten: „Eure Häupter werden fallen, ehe der König von Rom ſeines Vaters Namen lallen gelernt hat und ſeine Krone verliert.“ — Die Mutterhoffnungen der jungen Kaiſerin Marie Luiſe wurden gerade bekannt gemacht, als ich Kenntniß von dieſer Weiſſagung — Ihrer erſten öffentlichen — erhielt; — war das Kind, welches die Kaiſerin erwartete, ein Sohn, ſo ließ ſich die Friſt, welche Sie Napoleon gegeben hatten, auf eine ungefähr dreijährige berechnen, und ich beſchloß, dieſe drei Jahre meiner nächſten Zukunft dem vollen Glück meiner ſpätern zu opfern. Nachdem der König von Rom geboren war, legte ich meine Dienſte nieder und begab mich zu Pius VII. in deſſen Exil, ohne mich jedoch ſofort öffentlich für ihn zu bekennen. Welchen Theil ich aber an der Feſtigkeit hatte, die ſein Benehmen von dieſem Zeitpunkte an zeigte, wird Ihnen jetzt einleuchten. Als der Greis, im Anfange des Jahrs 1813 von Napoleon überraſcht, einen Vergleich mit dieſem einging, der den Vortheil der Kirche gefährdete, war ich nicht gegenwärtig; es war aber mein erſtes Geſchäft, als ich von dem Abſchluß dieſes Vertrages Kenntniß erhielt, den Pabſt zu beſtimmen, dieſes ihm abgeliſtete Konkordat zu widerrufen. (Schluß folgt.)

Die Bewegung der religiöſen Ideen in Deutſchland im Laufe des 18ten Jahrhunderts, von Frankreich aus angeſehen.

Die zweite Lieferung des 3ten Bandes der „Revue Germanique“ enthält (Seite 131—157), eine Abhandlung von Richard, die uns intereſſant genug ſcheint, um unſere Leſer mit den Hauptmomenten derſelben bekannt zu machen. Die eigenen Worte des Verfaſſers haben wir durch Gänſefüßchen ausgezeichnet, und hier und dort, zur Behauptung des Zuſammenhangs, einige ergänzende Bemerkungen eingeſchaltet. —

„Mit Leibnitz und Wolf beginnt in Deutſchland die Herrſchaft des Theismus.“ Mit Friedrich II. beſtieg er den preußiſchen Thron. Die Anerkennung vollkommener Gewiſſens-Freiheit war das Correlat des Glaubens an einen gütigen Gott aller Menſchen. Durch Gewährung derſelben eröffnete der große König eine neue Zeit. Hätte aber die Reformation das Papſtthum gerichtet, ſo ſtand doch noch die Bibel als ſouveraine Gebieterin aufrecht, und auf ihr ruhten die kirchlichen Symbole, die mit dem Theismus unvereinbar waren. Sollte dieſer ſiegen, ſo mußte zuvor die unbeſchränkte, despotiſche Autorität jenes Geſetzbuches auf ein den höheren Geiſtesbedürfniſſen entſprechendes Maaß zurückgeführt werden. An Vorarbeiten mancherlei Art fehlte es nicht. Engländer, Holländer und Franzoſen waren vorangegangen. Die Deutſchen folgten mit ſchwerem Geſchütz. „Erneſti in Leipzig (1759) und Michaelis in Göttingen (1765) brachten die grammatikaliſch-hiſtoriſche Erklärung der heil. Schriften auf die Bahn,“ und ſie ſuchten in dieſen nicht die Beſtätigung der Symbole, ſondern vielmehr Zeugniſſe für eine im Durchbruch begriffene allgemeine Religion. Semler in Halle (1761) drang muthig in die alte Feſtung ein, und ſtürzte die Hauptſätze der poſitiven Überlieferung über den Haufen. Leſſing, Hand in Hand mit dem Wolfenbüttler Fragmentiſten populariſirte den theologiſchen Freiheitskampf. Der Pfarrer Goeze in Hamburg erhob ſich zur Gegenwehr, und rief den weltlichen Arm und die klerikaliſche Disziplin zu Hülfe; aber Deutſchland glaubte lieber mit Leſſing an die fortſchreitende Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts, als mit den kirchlichen Zelaten an ein zunehmendes Verderben und an das Nahen des letzten Gerichtes. Vergeblich führte Profeſſor Piderit von Caſſel (1777) bei dem corpus evangelicorum zu Regensburg Klage über Semler und die Berliner Prediger **Spalding** und **Teller** als Begünſtiger eines „antichriſtlichen Theismus." Piderit wurde abgeſetzt und der Rationalismus breitete ſich immer weiter aus.

Was Prediger für Männer, was Univerſitätslehrer für Jünglinge, das that **Baſedow** für die zartere Jugend. Er humaniſirte die aſcetiſch-myſtiſche Religion der mittelalterlichen Kirche. In gleichem Geiſte, wie Baſedow in ſeinem Philanthropin bei Deſſau, wirkten **Salzmann** zu Schnepfenthal und **Campe** zu Hamburg. **Glatz**, **Becker**, **Loſſius** und viele Andere unterſtützten ſie durch ihre Schriften für die Jugend. „Sie alle gingen von der mehr oder weniger klaren Überzeugung aus, daß der chriſtliche Theismus und deſſen ſittliche Entfaltung im Familienleben der erſte Fortſchritt ſind, den der Geiſt des Jahrhunderts fordert, der erſte Schritt zur Emanzipation der Intelligenz und zur Vervollkommnung der bürgerlichen Einrichtungen."

Nicht wenig trug zu dieſer inneren Umgeſtaltung des deutſchen Volkes die raſtloſe Thätigkeit **Nicolai's** bei, der, im Verein mit **Leſſing**, **Mendelſohn** und mehreren anderen geiſtreichen Männern, 1757 die **Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften** ſtiftete, einer Zeitſchrift, die ſich 1765 zu einer **Allgemeinen deutſchen Bibliothek** erweiterte. Jede Entdeckung, jede kühne Anſicht fand hier ihre Tribüne, von welcher abwechſelnd Proteſtanten und Katholiken zu dem deutſchen Volke ſprachen. War auch die Polemik dieſer Redner mitunter bald der Form, bald dem Inhalt nach zu tadeln, ſo hat ſie doch unſtreitig großen Nutzen geſtiftet, und als bei dem Tode des Darmſtädtiſchen Hofpredigers **Stark** im Jahre 1816 deſſen heimlicher Katholicismus zu Tage kam, zeigte ſich, daß die Verdächtigungen der allgemeinen Bibl., die ſchon 1786 jenen Geiſtlichen der Heuchelei angeklagt, nicht alle ungegründet waren. (Schluß folgt.)

Muſik in Frankfurt.

Seit meinem letzten Bericht ging's ſehr bunt hier zu.

Den 29. November. Die Veſtalin. Madame Fiſcher-Achten erhebt dieſe Oper zum Fixſterne unſeres Theaterhimmels. Das Bewußtſein der Sicherheit goß über ihre heutige Julia vollkommne Harmonie der Mienen, der Bewegung, der Geſtalt, der Stimme und des Vortrags. Das „voix-vierge" iſt im ganzen Doppelſinn des Worts auf die Veſtalin unſerer Fiſcher anzuwenden. Wer ſie **Meiſterin der Mimik** nannte, hatte vollkommen recht, denn ihre Geſichtszüge bilden den treuſten Spiegel für alle Empfindungscontraſte dieſer Julia. Ihre Mienen ſind Geſang und ihr Ton iſt Sprache, ſobald ſie den irdiſchen Staub abſchüttelt, und in einer Art von dramatiſchen Verklärung vor uns erſcheint. Es iſt einzig, wie dieſe Frau in Heraushebung einzelner, ſonſt unbeachteter Momente zu ergreifen verſteht. Namentlich iſt der Augenblick groß zu nennen, wenn ſie, nachdem ſie im zweiten Akt den Geliebten zur Flucht beſtimmt hat, mit erhobnen Armen aus dem Schatten der Säulenhalle faſt fliegend das Proſcenium ereilt, und ausruft: „er iſt frei!" — und auf dieſes **frei** das hohe C mit begeiſterter Gewalt vollkrönend anſchlägt. Es vereinigen ſich in dieſem C gleichſam die Motive der ganzen Expoſition. Julia's Gluthliebe verſiegt nicht an der keuſchen Flamme Veſta's, die ſie zu ſchüren verdammt iſt. Sie durchlodert alle Schranken, ſobald dieſe erliſcht. Sie hat „der Liebe Seligkeit genoſſen, und wünſcht nun nichts mehr." — In dieſem: „er iſt frei!" liegt das Gefühl dieſes Genuſſes und zugleich der Reſignation; Freiheit und Tod. In ihm liegt die letzte Aufregung aller Kräfte. Er iſt der Steigerungspunkt beider Akte. Aber nur die Inſpiration, der ahnungsvolle Drang des Moments kann ſolche Licenzen erzeugen. **Da** iſt poetiſche Ader, wo der freiwaltende Genius, ſich ſelbſt unbewußt, die Schranken der techniſchen Regel durchbricht, und ſo zum Original wird, das wieder neue Schönheitsregeln ſchafft. — Ich habe die Tendenz meiner Berichte in den erſten Blättern des Phönix ausgeſprochen. Wenn ich daher manche Leiſtung übergehe, ſo iſt's nicht übelwollende Abſicht. Das gute iſt anerkannt und beſprochen. Aber die Kritik wird nicht erregt durch die immer **gleiche** Welle des Schönen. Sie verlangt Steigen oder Sinken. Sie iſt der Zündſtoff der den Funken erwartet! —

Unſer ſämmtliches Chorperſonal erhielt den Zampa als **Benefize**. Herr **Meiſinger** gab als engagirtes Mitglied den Cavuzzi. Herr M. iſt mehr Schauſpieler als Sänger, und für ſolche Parthieen geſchaffen. Die Mehrſeitigkeit iſt ein Pfund, mit dem jede Bühne wuchern ſoll. — Renovirt wurde das **weiße Fräulein**, worin Herr **Conti** vom Theater zu Peſth als Gaveſton eine Bravour-Arie aus den Puritanern einlegte. Den Don Juan gab der Gaſt zum Benefize und ſang die Titelrolle. Ich ſchone meine Feder und Herrn Conti, wenn ich ſeine Leiſtungen in beiden Parthieen nicht berühre. — Kurz darauf gab Herr Fiſcher den Gaveſton. Da iſt Federkraft des Willens und der Ausführung. Man zollte ihm verdienten Beifall. Nur vermeide Herr F., auf das Herauf- und Herunterziehen der Stimme beſondern Werth zu legen. Seltener, und am rechten Orte angewendet, wird dieſe Aeußerung (mehr der Lyrik angehörend) ihre Wirkung nicht verfehlen. Dann empfiehlt ſich der Ausdruck innern Grimmes nicht wohl in der Stellung eines kämpfenden Thebaners, wenn auch die Seele geneigt wäre, mit Fäuſten drein zu ſchlagen. (Schluß f.)

Feuilleton.

⁂ **Bulwer.** — In Random recollections of the house of commons, from the Year 1830 to the close of 1835 (by One of No Party) finden wir folgende Charakteriſtik des bekannten Schöngeiſtes. „Heinr. L. Bulwer iſt Bruder des Edw. Lytt. Bulwer, Mitgliedes des Unterhauſes für Lincole. Er ſelbſt macht einige Anſprüche auf literariſches Talent, und ſein Bruder, der ihn ſehr liebt, läßt ſich von ſeinen Gefühlen mitunter hinreißen, öffentlich deſſen ſchriftſtelleriſche Verdienſte zu rühmen. Heinrich Bulwer iſt jetzt ungefähr 35 Jahr alt, von Geſtalt ſchmal und wohlgebaut. Seine Geſichtsfarbe iſt ſchön, ſeine Haar ſehr dunkel, ohne doch ganz ſchwarz zu ſein. Seine Züge ſind regelmäßig, und der Ausdruck ſeiner Haltung geiſtig (intelligent) und im Ganzen angenehm. Er bildet ſich nicht wenig von ſich ein und iſt eitel auf ſeine Perſon und ſeinen Verſtand. In ſeiner Kleidung iſt er geckenhaft (foppish) und in ſeinen Manieren gibt er ſich ein zu ariſtokratiſches Anſehen. Er iſt ein Mann von ſchönen Talenten, aber weiter nichts. Er ſpricht nicht oft, und auch dann, wenn ſeine Rede nicht zum voraus ausgearbeitet, nur ſehr kurze Zeit. Seine Stimme iſt nicht mächtig, aber angenehm. Er ſpricht ſchnell, und eine affektirte Ausſprache macht es oft ſchwer, ihn deutlich zu vernehmen. Er iſt kein Mann von irgend einem Gewichte in dem Hauſe, und die Auszeichnung, die ihm etwa zu Theil wird, verdankt er großentheils dem Umſtand, daß er Edw. Lytt. Bulwer's Bruder iſt." —

⁂ **Erfreuliches Zugeſtändniß.** — Der Verſicherung des **Berliner polit. Wochenblattes** (Nr. 50) zufolge, „ſoll und darf die Obrigkeit auf dem Gebiet der Preſſe die **wiſſenſchaftliche Diſcuſſion** ſich **frei** bewegen und walten laſſen, und kann nach dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft, in **Deutſchland** wenigſtens, mit großem Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit und der guten Sache innerhalb dieſer Sphäre rechnen." — Aber auch hinſichtlich der politiſchen Sphäre heißt es daſelbſt: „die **Cenſur** wird, nach Ausweis der Erfahrung, auf den Geiſt der Zeitungen einen weit geringeren Einfluß üben, als die meiſten unſrer Staatsmänner gewöhnlich anzunehmen geneigt ſind." —

C.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 309. 1835.

Phönix.

Frühlings-Zeitung für Deutſchland.

Donnerſtag, 31. December.

Die Grafen von Lara.

Von
Ludwig Bechſtein.

(Schluß.)

6. Mudarra.

Und der Jahre waren ſechzehn
In der Zeiten Strom verronnen,
Seit auf Don Velasco's Hochzeit
Ein unſel'ger Streit begonnen.

Vieles kann in ſechzehn Jahren
Heilvoll, unheilvoll geſchehen,
Blühend heben ſich Geſchlechter,
Während andre ganz vergehen.

Und der Haß, ein grimmer Wächter,
Schläft nicht, ſchlummert nicht, und nährend
Gießt er in der Rache Lampe
Tropfen Öles immerwährend.

Und die Rache, ſtets geharniſcht,
Säumet nicht, ihr Schwert zu ſchärfen,
Und den Feuerbrand frohlockend
In des Feindes Dach zu werfen. —

Don Velasco Villareno
Willſt du nicht dein Schloß bemannen?
Donna Lambra, Donna Lambra
Fliehſt du ſchleunig nicht von dannen?

Durch die Länder geht ein Rufen,
Schallt von Berg zu Thal hernieder:
„Donna Sancia, Don Gonſalvo
Graf von Lara kehren wieder!“

Feſt am Alten, Liebgewordnen,
Alter Ehr' und altem Ruhme
Hängt der Völker Herz, und hält ſie
Hoch, gleich einem Heiligthume.

Weint doch an den Heldengräbern
Lang der Völker Schmerz und Klage,
Und die Hoffnung harret gläubig
Stets auf Auferſtehungstage.

Welch ein lautes Waffenklirren,
Wo der Lara Banner wehen!
Welch ein Kriegstrommetenſchmettern,
Welch ein Rache-Auferſtehen!

Und voran ein ſchöner Jüngling
Hoch auf Andaluſiens Roſſe
Vor den Schaaren ſeiner Krieger
Zieht nach Don Velasco's Schloſſe.

Das iſt der Baſtard Mudarra,
Dem die Mutter Krieger ſandte;
Siegreich zieht Al Hakem's Enkel
Durch des Don Velasco Lande.

Siegreich weht Gonſalvo's Banner
Ob dem Sohn des alten Grafen,
Bis ſich endlich, nah bei Burgos,
Zwei ergrimmte Heere trafen.

Wie zwei Rieſenſchlangen kämpfend
Sich umringeln dicht in Knäueln,
So umringeln ſich die Heere
Mit des Kampfes blut'gen Gräueln.

Unbezwinglich kämpft Mudarra,
Und ſo wirft er alles nieder,
Wie mit ſiebenfachen Kräften
Rächend ſeine ſieben Brüder.

Und vergebens will Velasco
Sich dem Rächerſchwert entziehen,
Eingeſchloſſen rings von Feinden,
Nicht vermag er mehr zu fliehen.

Und mit Ketten ſchwer belaſtet,
Wird er hingeſchleppt zum Wagen,
Darauf ſiegesfroh die Alten,
Graf und Gräfin Lara ragen.

Hoch und zürnend, wie verſteinert
Thronen jene Schwergekränkten,
Die durch ihn in unermeßnes,
Jahrelanges Leid verſenkten.

Keine Gnade hofft Velasco
Wandelnd auf dem Todespfade;
Bebend ſieht er dieſe Richter,
Und es wird ihm keine Gnade.

„Ich begehre,“ ſprach Gonſalvo,
„All mein Land zurück und Erbe,
Das mir dieſer Henker raubte,
Der Verräther aber ſterbe!“

„Ich begehre nichts,“ ſprach Sancia,
„Nur, daß dich die Hölle kröne,
Nur, daß du zur Hölle fahreſt,
Mörder meiner ſieben Söhne!“

„Ich begehre,“ ſprach Mudarra,
„Dir den Theil des Danks zu ſpenden,
Daß ich bin, drum will ich richten
Dich mit meinen eignen Händen.“

„Deine Seele erbt der Teufel,
Und dein Haupt ein Pfahl der Schande,
Deines Leib's zerſtückte Glieder
Streu' ich weit umher im Lande.“ —

Und das Opfer war gefallen,
Weiter aber zog der Sieger;
Auf der Bahn der Rache weiter
Freudig folgten ſeine Krieger.

Donna Lambra, Donna Lambra,
Wird in Burgos dir nicht bange,
Daß dein feſtes Schloß nicht faſſe,
Daß Mudarra dich nicht fange?

Wehe, wehe! ſchon umzingelt
Iſt dein Bau von Feindes Grimme,
Und nach dir mit lautem Rufen
Tobt Mudarra's Donnerſtimme.

O wie gräßlich war der Anblick,
Als des Rächers Hand ſie faßte,
Faßte, daß ſie wimmernd heulte,
Die Verruchte, die Verhaßte.

An des Haares dunklen Flechten,
Duftend ſüß von Mûsk und Narden,
Schleppt herunter in den Schloßhof
Sie die Rechte des Baſtarden,

Dorthin, wo der Siegeswagen
Im Triumphzug ſtillgehalten,
Und herab vom Wagen ſchauen
Rachefroh die beiden Alten.

Von dem Anblick ihrer Haſſer
Faſt zu Tode ſchon gepeinigt,
Ward ſie auf den Wink Mudarra's
Jubelnd von dem Volk geſteinigt.

Wie der Prachtbau von Alhambra
Traurig liegt in Schutt und Trümmern,
Liegt unkenntlich Donna Lambra
Zuckend noch, mit leiſem Wimmern.

Dann auf einen Scheiterhaufen
Heißt die Rache ſie noch tragen,
Und die beiden Alten jauchzen,
Wie die Flammen aufwärts ſchlagen.

Drauf wie nun vom Scheiterbrande
Aufwärts wallt die letzte Wolke,
Steht die Gräfin Lara freudig
Mit Mudarra vor dem Volke.

Und ſie hüllt den Sohn des Gatten
Ganz in ihres Kleides Falten,
Hält ihn wie ein Kind im Mantel,
Hat ihn küſſend feſtgehalten.

„Er, der meinen Schmerz gerächet
Wie mit Feuer, ſo mit Eiſen
An den Mördern meiner Kinder —
Soll hinfort mein Sohn nun heißen!“

So ward Erbe des Geſchlechtes,
Der den Grafen Lara rächte,
Und der Enkel eines Königs
Ward ein Ahnherr hoher Mächte.

Glockenklang, Trommet' und Pauke
Und der Freude Ruf erſchallte,
Als durch Burgos alte Straßen
Stolz der Zug des Sieges wallte.

Der Seher.

Novelle von Emerentius Scävola.

(Schluß.)

Während dieſer Zeit hatte ich von den bourboniſchen Prinzen die dringendſten Aufträge erhalten, Nachrichten über die Zukunft, von Ihnen, mein Freund, einzuholen. Die drei Wahrzeichen, welche Herr Selm dem König Ludwig als die Vorläufer ſeiner Schickſalswendung bezeichnet hatte, waren, und beſonders das letztere, der Angriff des gefangenen Generals Mallet gegen Napoleon's Macht, zu ſichtbar vorgetreten, um noch irgend einen Zweifel an der Wahrhaftigkeit dieſes Tief- und Fernſehens aufkommen zu laſſen. Ich vermochte aber dieſem Auftrage nicht zu genügen, und mußte mich darauf beſchränken, mittelſt der Kenntniß, welche ich von der nächſtbevorſtehenden Zukunft mir aufbewahrt hatte, die Großwürdenträger von Frankreich mit Fingerzeigen von dem nahen Sturz des Kaiſers zu verſehen, und die verbannten Prinzen aufzufordern, ſich ihrem, allmählich wieder erhebenden Throne, zu nähern. Meine Andeutungen wirkten; die Prinzen betraten, im Schutz der alliirten Heere, Frankreichs Boden, und Napoleon's Werkzeuge verbanden ſich, ſeinen Thron zu untergraben. Er ſtürzte — und ich ſtieg! — Aber jetzt war ich am Ende meines Wiſſens, und hörte auf zu gelten. — Je tiefer ich dieſes fühlte, je eifriger ergriff ich die Gelegenheit, mich des Herrn Selm zu bemächtigen, um durch ihn einen Weg zu Ihren Geheimniſſen, mein Freund, mir zu eröffnen. Der Fehlſchlag dieſes Verſuchs war der Vorläufer des Mißlingens all' meiner folgenden Entwürfe; ich ſah mich in Irrthümern befangen, welche mich oft zu Grauſamkeiten zwangen, um meine Fehlgriffe zu verbergen. Ich nenne unter dieſen die Einkerkerung des Bruders meines verunglückten Jüngers Lumaine, weil dieſer mir die meiſte Gelegenheit dargeboten hat, den folgerichtigen Gang der Nemeſis zu bewundern; derſelbe Mann, an welchem der ältere Schmelz, wenn gleich widerwillig zum Verräther geworden war, derſelbe Mann mußte abſichtslos die Beſtrafung ſeines Verräthers veranlaſſen.

Ich nahe mich dem Ende meiner Bekenntniſſe; ein Mann, welchen ich dem Grabe übergeben zu haben glaubte, ſtand wider mich auf; es war Melchior. Er hatte die Hand, welche ihn in der Peſtluft von Vlieſſingen feſt bannte, wohl erkannt und deckte jetzt rachluſtig den Schleier auf, welchen ich über meinen Antheil an den Blutſcenen während der Revolution geworfen hatte. Eine Unterſuchung wider mich war im Gange, als Napoleon von Elba wieder zurückkehrte. Da warf ich mich in meine alten Bahnen zurück und ſchloß mich feſter als je an die Mörder Ludwig's des Sechzehnten. Aber der Koloß, welchem ich mein neues Gebäude angelehnt hatte, ſtürzte unter den Mauern von Brüſſel zuſammen. Die geflohenen Bourbons kehrten nach Paris zurück, und ich verfiel der Rache meiner geiſtlichen Häupter. Fünfzehn Jahre lang hab' ich die Sonne nicht geſehn! Fünfzehn Jahre hindurch hab' ich keines Menſchen Stimme gehört, und nur mit mir ſelbſt geſprochen. Aber in meiner menſchenleeren Einſamkeit bin ich Menſch geworden. In meinem ſonnenloſen Kellergemach iſt mir die Sonne der Erkenntniß deſſen, was ich geweſen war, und deſſen, was ich hätte ſein ſollen, aufgegangen. — Ich fühlte: ich war es geworden, was ich zu werden beſtimmt war, aber ich wußte, daß ich durch keine Thaten mehr das beleidigte menſchliche Geſchlecht mit mir zu verſöhnen Gelegenheit haben würde, denn mit der Zeit meiner Befreiung aus dieſen Banden lief meine Zeit auf Erden ab.

Der letzte Aufſtand des franzöſiſchen Volks wider Karl den Zehnten öffnete meinen Kerker. Die Barmherzigkeit gab mir Brod, und das Mitleid wies mir den Weg hieher zu Ihnen, mein Freund! — Meine Zeit iſt abgelaufen! — Gutes zu wirken, hatte ich nur ein Mittel; ich hab' es angewandt, wie ich es vermochte: ich habe meine Irrthümer öffentlich bekannt und bin zum erſtenmal in meinem Leben — an der Neige meines Lebens — wahr und offen gegen Menſchen, ohne Rückſicht auf meinen vermeintlichen Vortheil geweſen."

20.

Der Seher winkte die Seinigen näher an ſein Bett und faßte die Hände der Nächſtſtehenden. Sie fühlten die ſeinigen leichenkalt. Er ſprach: „Meine Kinder, die Entwickelung der Blüthen des Menſchengeſchlechts erfordert milde Tage, aber über das Saatkorn, welches den Keim der Blüthen und der Früchte in ſeiner Hülle birgt, muß der Sturm die Erde hinweg wehn, damit es ſicher ruhe und ſeine Keime entfalte. — Ein ſolcher Sturm iſt dem Menſchengeſchlecht nahe. — Eines ſeiner großen Stufenjahre neigt ſich dem Ende; — ſein Spätherbſt bricht an! Alle verſpäteten Blüthen, alle unreifen Früchte wird derſelbe Winterſturm verheeren und vernichten, welcher die keimfähigen Körner in den Schooß der Zeit zur künftigen Ernte niederlegt. Reiche werden vergehen, und Völker werden verſchwinden; — Alles, was die Natur durch gemeinſame Sitte und Sprache und Gränzen verbunden hat, wird ſich vereinigen, wie gewaltſam auch der Einzelne es zu trennen ſtrebe, und Alles, was Sitte, Sprache und Gränze getrennt hat, wird ſich ſcheiden von einander, wie auch der Eihzelne es zu verbinden ſuchen möge. Auch euch, meine Kinder, auch euch werden dieſe Stürme faſſen, und euch mit fortreißen in ihren Wirbel, aber wohin ſie euch auch ſchleudern mögen, eine Stütze bewahrt euch. Wirkt für das Allgemeine! — Fragt nie: „was frommt mir?" — fragt: „was frommt dem menſchlichen Geſchlecht? — Was nähert es der Gottähnlichkeit, zu welcher es berufen iſt von Gott?" — Und dann wird die innere Stimme euch antworten: „Seid unterthan dem Geſetze, denn es kommt von Gott, und ſoll euch führen zu Gott! Seid unterthan mit eurer Selbſtſucht und euren Neigungen, eurer Erkenntniß des Beſſern." — Und wie euch die innere Stimme lehrt, darnach thut, und mögt ihr dann auch untergehen. — Ihr habt einen Keim in die Furche gelegt, der aufgehen wird zu ſeiner Zeit, und blühen wird und Früchte tragen für das Menſchengeſchlecht aller kommender Zeiten!"

Des Sehers Stimme war zitternder geworden bei ſeinen letzten Worten; es waren die letzten. — Seine Hand erwiederte den Händedruck ſeiner Enkel nicht mehr, und als Ulrike ſich auf ſeine Lippen niederbeugte, da gab der kalte Mund ihr den Kuß nicht mehr zurück, welchen der ihrige auf ihn drückte.

Vautour erbat ſich die Erlaubniß, die erſte Nacht hindurch bei dem Leichnam wachen zu dürfen; ſeine Bitte ſchien dem Verlangen eines Sterbenden ähnlich. Man verſagte ſie ihm nicht. — Am andern Morgen fand man ihn auf ſeinen Knieen vor dem Sterbelager des Sehers, ſeinen kahlen Scheitel auf deſſen Hand niedergebeugt, auf immer entſchlafen.

Selm und die Seinigen bereiten ſich auf die Zeit der Stürme vor, welche der Greis verkündet hat, und Werlemann glaubt, dieſe Prophezeiung, die einzige, welche der Seher hinterlaſſen hat, auch Andern zu ihrer Vorbereitung auf die Früchte der Zukunft, mittheilen zu dürfen. Er hat deßhalb die Materialien zu der vorliegenden Erzählung geſammelt, und iſt der Meinung, daß — möge man dieſe Geſchichte auch für eine Erdichtung halten, dennoch die Nutzanwendung derſelben gerade dem gegenwärtigen Geſchlecht ganz beſonders an das Herz zu legen ſei.

Die Bewegung der religiöſen Ideen in Deutſchland im Laufe des 18ten Jahrhunderts, von Frankreich aus angeſehen.

(Schluß.)

Indeſſen hatte Semler noch ein anderes Prinzip in die Theologie eingeführt, welches ſich in der Folge ſehr förderlich erwies. Wohl gelang es der grammatiſch-hiſtoriſchen Interpretation, manche kirchliche Glaubensſätze als Verdeutungen der heiligen Schrift zu beſeitigen. Andere Kirchenlehren aber, die nicht minder unvereinbar waren mit den Forderungen des Zeitgeiſtes, fanden ſich ſo unzweideutig in den heil. Urkunden ausgeſprochen, daß die neue Exegeſe ihnen nichts anhaben konnte. Der Proteſtantismus, in ſo fern er nur das Urchriſtenthum herſtellen, die katholiſche Kirche nach dem neuen Teſtament reformiren wollte, reichte hier nicht aus. In dieſer Bedrängniß half Semler ſich dadurch, daß er den Grundſatz aufſtellte: „man müſſe das Weſen des Chriſtenthums von der Form deſſelben unterſcheiden," und dieſen Grundſatz ſelbſt auf den apoſtoliſchen Ausſpruch ſtützte: „prüfet Alles, und das Gute behaltet." So durchforſchte man nun das Alterthum, ſammelte Notizen, verglich, unterſchied, und häufte Hypotheſen und Kritiken. „Döderlein, Leß, Töllner, durchbrechen in ihren Handbüchern der Dogmatik die orthodoxe Einheit des lutheriſchen Syſtems," und die Oppoſition gegen die alten Symbole kam an die Tagesordnung, wobei man aber, ohne deſſen inne zu werden, ſich ſelbſt immer tiefer in Widerſprüche verwickelte. Die Überſetzung des „Zend-Aveſta," die 1771 erſchien, brachte ein neues Ferment in dieſe Gährung. Vieles, was man bisher für ſpeziell-bibliſche Offenbarung gehalten, fand ſich in dem älteren Parſismus wieder, und triumphirend wies der Rationalismus nach, daß „die Glaubenslehren von den Engeln und Dämonen, von Auferſtehung des Fleiſches, vom jüngſten Gericht und dem tauſendjährigen Reich" nicht weſentlich chriſtlich,/ſondern ſchon in den zoroaſtriſchen Überlieferungen enthalten ſeien.

„Die nächſte Folge hiervon war, daß man den weſentlichen Unterſchied geltend machte zwiſchen der inneren, unvergänglichen moraliſchen Wahrheit des Chriſtenthums und ſeiner geſchichtlichen Umhüllung," welcher letzteren man nur eine örtliche, zeitliche, überhaupt alſo nur eine tranſitoriſche Bedeutung zuerkannte. Nur wenige allgemeine Glaubenslehren, wie namentlich „die von der Einheit Gottes, der Nothwendigkeit der Tugend zur Seligkeit, der Unſterblichkeit der Seele und der moraliſchen Freiheit," wurden noch als das **Weſentliche** der Offenbarung angeſehen.

Herder's poetiſches Gemüth eröffnete zwar eine ſalbungsvolle Oppoſition gegen die Einſeitigkeit jenes abſtrakten Rationalismus, fand aber in dem Königsberger Philoſophen einen übermächtigen Gegner. **Kant's** Kriticismus pulveriſirte den damaligen philoſophiſchen Dogmatismus, und reduzirte das gewiſſe Wiſſen ſeiner forſchenden Zeitgenoſſen auf das unbedingte, gebietende Pflichtgefühl, welchem ohne Rückſicht auf den Urſprung ſeiner Gebote und ohne Hinſicht auf Vergeltung zu gehorchen ſei, — inconſequent nur darin, daß er den Glauben an Gott gerade aus der Nothwendigkeit ſolcher Vergeltung hervorgehen ließ.

Dennoch „wurde „Moral und nichts als Moral" während mehr als 15 Jahren die Loſung der rationaliſtiſchen Pfarrer und Profeſſoren in Deutſchland. Die heil. Schrift ſollte durchaus mit den Vorſchriften der natürlichen und praktiſchen Religion in Einklang gebracht werden, der Glaube nur Werth haben, inwieweit er den Menſchen zur Erfullung ſeiner Pflichten antreibe. Aus der Heilung des Ausſätzigen wurde die Pflicht, ſich die Pocken einimpfen zu laſſen, aus dem Gleichniß vom Sämann ein Beweggrund zum Anbau der Runkelrüben abgeleitet." Nur **Reinhard** und **Zollikofer** machten unter den Predigern eine rühmliche Ausnahme.

Indeſſen wurde doch bald das Ungenügende dieſer Auffaſſungsweiſe des Chriſtenthums und der Religion überhaupt empfunden. Gründliche Geſchichts- und Sprachforſchungen häuften reichlichen Stoff; große Dichter erweiterten den Geſichtskreis, und die 1785 gegründete allgemeine Literaturzeitung erleichterte die Discuſſion. Im Gegenſatz zur kantiſchen Abſtraktion erhob ſich die ſentimentale Myſtik eines **Jung-Stilling**, **Swedenborg** und **Lavater**, und die Religions-Edikte **Friedrich Wilhelm II.** verſuchten ſogar, die ältere Orthodoxie zu repriſtiniren. Selbſt **Kant** war ſchwach genug, in ſeiner Schrift: „die Religion innerhalb der Grenzen der menſchlichen Vernunft" (1793) den Beweis zu verſuchen, „daß jeder Glaubensartikel der evangeliſchen Kirche einen vernünftigen Sinn darbiete." Dies Alles vermochte jedoch nicht, die fortſchreitende Entwicklung des religiöſen Lebens zu hemmen. „Was die Franzoſen im vorigen Jahrhundert dunkel geahndet, nämlich das Verbündniß eines nationalen Glaubens mit den ſocialen Intereſſen, — das haben die Deutſchen in dieſer Epoche vollbracht. Scheinen die fünfzig Jahre unſerer Revolution und der Löſung dieſes Problems, welches unſtreitig eine der Lebensbedingungen einer wiedergeborenen Geſellſchaft iſt, noch nicht nahe gebracht haben, ſo können wir doch gewiß ſein, daß Deutſchland nicht darum verlegen ſein wird, auf ſeine Nationalfahne den Wahlſpruch ſeines religiöſen Glaubens neben ſein politiſches Symbol einzuſchreiben."

Muſik in Frankfurt.

(Schluß.)

Concerte gaben Herr Strauß von Wien und Herr Bärmann. Chriſtian Müller, derſelbe, der (ſ. deſſen äſthetiſch-hiſtoriſche Einleitung in die Wiſſenſchaft der Tonkunſt, Leipzig 1830) Bach's Compoſitionen übermäßig inſtrumentirt, einfarbig und ohne Charakter nennt (?!), derſelbe nennt Bärmann einen anmaßenden Virtuoſen. Es iſt wahr. Herr Bärmann maßte ſich an, in Frankfurt ein Concert zu geben; maßte ſich an zu glauben, den Geſchmack daran durch den Ruf ſeines gediegenen Clarinett-Spieles zu verſöhnen. Vergebens! So vergebens aber auch wird mein Poſaunen-Ruf verhallen, der jeden Concertluſtigen Virtuoſen zurückſchrecken möchte, daß er nicht in unſern Mauern eine Ausnahme von der Regel ſuche. Nicht, als ob es uns am Sinne der Würdigung fehlte. Gott behüte! Wir haben ja über Strauß's Allotria tolerant lächelnd die Achſeln gezuckt, und von Lipinsky und Bärmann entzückt geſprochen. Strauß hat aber mehrere Tauſende erobert, während Lipinsky (nach dem Kampfe mit eben ſo viel tauſend [illegible]) einen Partiebing über die Koſten, und Bärmann bedeutend **unter** die Koſten gewonnen haben, (wenn wir bei letzterm die Erfahrung als Gewinn anſchlagen.) Ad futuram memoriam!

Der hieſige **Liederkranz** gab im Weidenbuſch eine Soirée, die inſofern öffentlich war, als die Zahl ſeiner nächſten Freunde den Saal füllte. Der vierſtimmige würdevolle Männerchorus übt hier unter der Leitung des Herrn Juſt eine grandioſe Gewalt aus. Humoriſtiſche und lyriſche Geſänge wechſeln hier in ſeltener Einheit. Die Geſellſchaft hat ihre Vorſteher und Statuten. Es iſt erhebend, in einem Kreiſe lebensfroher junger Männer die heitere Muſe [illegible] zu ſehen.

Muſeen hatten wir zwei. Im erſten Beethoven's D-dur-Symphonie und die Ouvertüre aus Ali Baba. — Geſungen wurden: Paer, Mozart und Roſſini (Dem. Halbreiter, Madame Fiſcher-Achten und Herr Conti.) Herrn Mohr's wackres Flötenſpiel commentirte und die Mythe des Apollo und des Marſias. Das zweite Muſeum bot eine Ouvertüre Guhr's dar, C-Moll (für dieſe Anſtalt geſchrieben), worin nach einem großgehaltenen geiſterartigen Adagio, zwei lebendige Themata „ihre Farbenblitze kreuzen," und am Schluſſe ſich eine hinreißende Gradation entwickelt. Guhr iſt Meiſter der Steigerung. Dieſe Ouvertüre iſt ein vulkaniſcher Ausbruch electriſcher Ideen. Ein zweiter Proteus ſpielte der Componiſt Molique's A-dur Concert. Eines der ſchönſten, das je für die Geige geſchrieben worden — wenn auch an die Grenze des Symphonie-Styls ſtreifend —! Guhr ſchien es darauf angelegt zu haben, ſich als Clavierſpieler zu überbieten. Ton und Eleganz ſind die Fundamente ſeines Spiels. Das Adagio iſt durchgefühlt und entwurzelte den ganzen Tonreichthum dieſes Inſtrumentes, gegen deſſen wunderbaren Bau nur Gewohnheit gleichgültig machen konnte. Der Vortrag ſeiner Paſſage iſt bei weitem markiger als Molique's, der, Jünger der franzöſiſchen Schule, im mezzavoce der leichtern Bogenführung excellirt. Der neckende Elfentanz des Rondo's fand nichts deſtoweniger hier ſeinen claſſiſchen Boden. Nur ſchien mir das Tempo deſſelben um eine merkliche Linie zu langſam. Madame Fiſcher-Achten ſang mit ihrem Gatten Duette am Clavier, von Goſſmick componirt und begleitet; darauf Madame Fiſcher-Achten eine Art von Phantaſie, von demſelben Componiſten ebenfalls für ſie geſchrieben. Eine Ouvertüre Beethoven's, zuerſt für ſeinen Fidelio geſchrieben, machte den Schluß.

Der **Inſtrumental-Muſik-Verein** gab Vater Haydn's Militär-Symphonie; Lieder von Lachner, Mozart's Clavier-Concert, Es-dur, ein Notturno für Flöte und Harfe, (Drouet und Bochſa), Lieder von Mendelsſohn, und die Ouvertüre aus Winter's Labyrinth. Die heutige Aufführung bekräftigt nur meinen letzten Ausſpruch. Die Ueberzeugung, eine ſolche Anſtalt hier zu beſitzen, wird immer werthvoller für uns. Sie entzieht den Geſchmack ſeiner Unmündigkeit, und reift ihn heran für das Schöne. Die Glieder ſolcher Geſellſchaft ſind gewöhnlich des Publikums Organ. Durch die Läuterung ihrer muſikaliſchen Begriffe geht auch die Läuterung ihres Urtheils hervor. Das Bewußtſein der Gründe, **warum** eine Sache gut ſei oder nicht, erzeugt eine Selbſtſtändigkeit dieſes Urtheils, die zu Gunſten der Künſtler-Inſtitute rückwirken muß. Der Künſtler wird nur unter dem Schutze eines **verſtändigen** Urtheils groß gezogen und ſich fühlen lernen; und ſeine Kraftäußerungen können dann auch nur die Reſultate edler Beſtrebungen ſein. Das ſind die intenſiven Wirkungen ſolcher Anſtalten. Aus dem Grunde ſehe ich mit Vergnügen in der letzten Zeit ſich Privatzirkel bilden, die ihre Abendſtunden dem Geſange widmen, und geeignete Enſembles aus guten Opern vortragen. Dieſe Zirkel, etablirt durch die Kunſtfreunde der höhern Stände, werden hier durch Madame Cornega, dort durch Herrn Goſſmick geleitet. Auch darin liegt der Keim zu Hoffnungen für den Wachsthum unſerer muſikaliſchen Intelligenz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Phönix.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Zweiter Jahrgang 1836.

Erſtes Halbjahr. (1. Januar bis 30. Juni).

Mit zwei artiſtiſchen und 5 literariſchen Beilagen (Intelligenzblatt 1 — 5).

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

ZB 1185

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhalt des Phönix.

(Januar bis Juni 1836.)

Die Zahlen zeigen die Nummer der Stücke an.

Erzählungen, Phantaſieſtücke, Sagen, Märchen ꝛc.

Bärmann, G. N., das Roſenmädchen von Euresne. 20. 21.
v. Biedenfeld, der wilde Gelehrte. 100 — 105.
Dingelſtadt, F., Deſdemona. 27. 28.
Duller, E., Spiel. Fragment aus dem erſten Theil des Loyola. 128 — 131.
Xaver in Aſien. 135 — 139.
v. Heeringen, G., der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen. 83 — 90.
v. Mettingh, Ph., die Verſchwörung der Damen. 27 — 30.
Moſen, J., das Ondinenbild. 2 — 10.
Scävola, E., der Negerknabe. 39 — 50.
Fräulein von Ledow. 55 — 57.
Storch, L., der Chacham. 140 — 153.
Willkomm, E., Verſteigerung eines Zeitflegels. 113 — 123.

* * *

Der Thurm von Toledo, eine ſpaniſche Legende. 12.
Unſere liebe Frau von Montferrat, Cataloniſche Volksſage. 54.
Märchen. 82.

Poeſie.

Alfred, Räthſel. 28.
Wiegenlied. 145.
Bechſtein, L., der Laborant. 141.
Duller, E., Lätitia. 44.
Prolog zu Loyola. 122.
Freiligrath, F., der Phönix zum neuen Jahr. (1. 2.) 1.
Le grand homme vaincu. Nach V. Hugo. 5.
Ein Feſtlied Nero's. Nach V. Hugo. 22.
Vor einem Gemälde. 53.
Das Huſarenpferd. 60.
Die ſeidne Schnur. (1 — 3.) 69.
v. Gaudy, F. F., mein Stammbaum. 57.
Hahn-Hahn, J. Gräfin, Liebeslieder. (1 — 4.) 78.
Kerner, J., Geiſterzug. 101.
Riß durch's Herz. 110.
Kilzer, W., der Gefangene. 40.
Einkehr. 41.
Naturſegen. 43.
Künzel, H., Frühlingsſtrauß. 140 — 143.
Lenau, N., Wandrer und Wind. 5.
Das Lied vom armen Finken. 68.
Leonhardt, E., Glück und Leid. 79.
Marggraff, H., Lied des Gilberd. (1. 2.) 152.
Mügge, Th., Alte Sehnſucht. 152.
Nänny, J. C., Gedanken. 81.
Die Seele. 129.
Ottenheimer, H., Es kann nicht ſein. 4.
Weiter! Nach dem Polniſchen. 24.
Sprüche ins Haus. 49.
Meine Meinung. 130.
Rückert, F., Bruchſtücke. 29 — 31. 33. 34. 61. 62. 67. 71 — 74. 109. 111. 112. 121. 124. 133.
v. Sallet, F., Frühlingskampf. 88.
Michel Angelo. 125.
Schefer, L., Der Tod des Adonis. 17. 18.
Der thörichte Bettler. 77.
Die Einkehr zu Hauſe. 99.
Spruch. 102.
Der Helm zur Art. 117.
Der Pudel mit dem Korbe. 126.
Die gute Schule und der böſe Nachbar in Korinth. 148.
Aus Graſe Wolle zu machen. 149.
Schwenck, K., Platen. 23.
Vogel, J. N., Quannahanna. 9.
Wolff, O. L. B., Talmudiſtiſches. 13. 97.

Literatur.

I. Deutſche.

Adolphine, Lotosblätter. 45.
Ausländiſches Urtheil über deutſche Literatur. 86.
Bacherer, G., Eliſabeth Cromwell. 104.
Bechſtein, L., Gedichte. 95.
Reiſetage. 106.
Bornitz, L., Briefe eines Liebenden. 70.
Braun von Braunthal, Die Geopferten. 18.
Bube, A., Gedichte. 106.
Bürgerkapitain, der alte. 132.
v. Chamiſſo's, A., Werke. 129.
Converſationsſaal und Geiſterrevue. 80 — 88.
Dahlmann, Die Politik auf den Grund und das Maaß der gegebenen Zuſtände zurückgeführt. 44.
Dilthey, K., Griechiſche Fragmente in Proſa und Poeſie. 146.
Eckermann, Geſpräche mit Göthe. 130. 131.
Engliſches Urtheil über deutſche Philoſophie. 109.
Fehde, Menzel-Gutzkow'ſche. 24.
Flüchtling, der, Lebens- und Sittengemälde aus der neueſten Zeit. 134.
Frankl, L. A., Criſtoforo Colombo. 56.
Göſchel, Die ſiebenfältige Oſterfrage. 122.
Göthe, Prachtausgabe ſeiner Werke. 58.
Grimm, J., Deutſche Mythologie. 65.
Groß-Hoffinger, A. J., Oeſterreich im Jahr 1835. 85.
Grün, A., Schutt. 129.
Guttenſtein, Spaniſche Geſchichte. 134.
Hahn-Hahn, J. Gräfin, Neue Gedichte. 18.
Venezianiſche Nächte. 128.
Heine und Proſper Enfantin. 37 — 40.
Hoffmann von Fallersleben, Buch der Liebe. 59.
Jerrmann, E., Reue und Bekenntniſſe. 97.
Klemm, G., Handbuch der germaniſchen Alterthumskunde. 108.
König, H., Die Bußfahrt. 108.
Kritik, Ehedem und künftig. 7.
Kritiſche Stimmen aus England über Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde. 93.
Kritiſche Studien. 58. 60. 66.
Lambrecht, H. G., Wiaska oder die Männerfeindin. 97.
Laube, H., Die Schauſpielerin. 119.
Lenau, N., Fauſt. 75.
Frühlingsalmanach. 128.
Lewald, A., Allgemeine Theaterrevue. 16.
Aquarelle aus dem Leben. 104.
Literariſche Thätigkeit in Deutſchland während des letzten Halbjahres. 90 — 93.
Mahlmann, A., Gedichte. 68.
Meerfels, C. G., Die Familie Walldorf. 45.
Mikſch, J., Luſtſpiele. 19.
Morvell, Furchtlos und treu. 19.
Neuſtadt, B., Schauſpiele. 16.
Noch einige Worte über den Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde. 48. 49.
Nodnagel, A., Deutſche Sagen. 60.
Norddeutſcher Frühlingsalmanach. 147.
Notizen. 14. 19. 22. 33 — 34. 44. 55. 58. 60. 68. 73. 77. 80. 84. 91. 94. 101. 110. 125. 130. 133. 152.
Oettinger, E. M., Dramatiſche Deſſerts. 16.
Oſtermeßkatalog von 1780 — 1836. 88.
v. Raumer, F., England im Jahr 1835. 37. 38.
Rave, B., Köln und E. Jerrmann. 63.
v. Rebenſtock, H., Das Nibelungenlied. 15.
Rixner, Th. A., Geſchichte der Philoſophie bei den Katholiken in Altbayern. 152.
Rückert, Blicke in J. 32.
Scävola, E., Camera obſcura-Bilder. 19.
Die Kreolin und der Neger. 104.
Schefer, H., Bilder ohne Rahmen. 45.
Scherer, F. C., Purbaum. 20.
Schlegel, J., Das Heimweh und der Selbſtmord. 19.
Schoppe, A., Neugeſammelte Erzählungen und Novellen. 19.
Seume, Sämmtliche Werke. 23. 24.
Soſtmann, Der Erzbiſchof von Madrid. 97.
Spazier, Oſt und Weſt. 79.
Spindler, C., Boa-Conſtriktor. 119.
Stammbuch, deutſches. 133.
Storch, L., Novellen. 18.
Termo, N., Skizzen aus dem Leben eines Seemanns. 18.
Tellſage. 127.
Vollmer, Vollſtändiges Wörterbuch der Mythologie. 57.

Weinberg, J., Gedichte. 19.
Wieſe, S., Drei Dramen. 97. 98.
Wihl, L., Gedichte. 142.
Wolff, O. L. B., Briefe geſchrieben auf einer Reiſe längſt dem Niederrhein durch Belgien nach Paris. 73.

II. Franzöſiſche.

Altfranzöſiſche Dichtungen. 9. 78.
Balzac, Seraphita. 102 — 107.
Bewegung der franzöſiſchen Preſſe im Jahr 1835. 103 — 116.
Charpentier, J. P., Tableau historique de la littérature française. 40.
Cloquet, J., Souvenirs de la vie du Général Lafayette. 18.
Conſidérant, V., Sociale Beſtimmung. 2. 3.
Desmoulins, Camille, Correspondance inédite. 41.
Fenelon. 22.
Franzöſiſche Fortſetzung des Fauſt. 143.
Gefährliche Literatur zur Zeit Ludwigs XIV. 124.
Geſellſchaft für franzöſiſche Geſchichte. 127.
Kock, P. de, Ni jamais, ni toujours. 17.
Lamartine, A. de, Jocelyn épisode, journal trouvé chez un curé de village. 72.
Lerminier, Ueber vergleichende Geſetzgebung. 11.
Locmaria, Die Guerillas. 60.
Musset, A. de, Confession d'un enfant du siècle. 41.
Napoleon über Voltaire's Mahomet. 84.
Notizen. 2. 3. 6. 9. 12. 16. 21 — 23. 25. 29. 33. 34. 36. 38. 41. 42. 48. 50. 52. 55. 56. 59. 73. 74. 77. 78 — 80. 84. 85. 92. 95. 97. 99. 101. 105. 113. 115. 121. 122. 125. 127. 129. 132. 133. 135. 136. 141. 145. 146. 151. 152. 153.
Poujoulat, M., Der Beduine. 18.
Quinet, E., Napoléon. 46. 47.
Religiöſe Pariſer Poeten. 118.
Renouard, Troubadours. 43.
Schriften über franzöſiſche Revolution 4.
  über franzöſiſche Reſtauration. 7.
Voltaire, Die 51. Ausgabe ſeiner Werke. 102.

III. Engliſche.

Alvensleben, Percy, Graf von Northumberland. 45.
Banim, J., Das Haus Nowlan. 70.
Bray, A. E., Fitz of Fitz-Ford. 97.
Bulwer, E. L., Rienzi, der letzte Tribun. 68.
Carrara, F., Aus dem Engliſchen von Geißler. 45.
Child, History of the condition of women. 99.
Chronik des Rabbi Joſeph. 25.
Flügel, Flowers of german poetry. 78.
Hemans, F., 110.
Marryat, Japhet. 17.
M'Crie, Th., Geſchichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im 16. Jahrhundert. 67.
Notizen. 2. 41. 42. 49. 56. 65. 68. 74. 81. 88. 101. 102. 115. 147. 151. 153.
Rogers, S., Die Freuden des Gedächtniſſes. 30.
Tante Pontypool. 97.
Trollope, F., Tremordyn Cliff. 19.
  Paris und die Pariſer im Jahr 1835. 79.
Wolff, O. L. B., Streifzüge durch das Gebiet der neuſten engliſchen Literatur. 7. 17. 80.

IV. Italieniſche.

Bojardo, Verliebter Roland. 25.
Colletta, Geſchichte von Neapel. 52.
Florentiniſche Geſchichte im Jahr 1835. 133.
Notizen. 43. 50. 121. 125. 127. 132. 136. 141.

V. Literatur verſchiedener Völker.

Altphöniziſche Literatur. 140.
Altteſtamentariſches in Oberaſien 34.
Böhmiſche Literatur. 125.
Chineſiſche Literatur, Das Jy-Schi. 60.
Neugriechiſche Literatur. 149.
Osmaniſche Poeſie des letzten Jahrhunderts. 27.
Ruſſiſche Literatur. 66. 84.
Sanskritiſche Literatur. 5. 90.
  Die Puranas. 128.
Spaniſche Literatur. 23.
  Telesforo de Trueba, Königs-, Ritter-, Hof- und Kriegsbilder aus Spanien. 124.

Bildende Kunſt und Archäologie.

Agincourts Kunſtgeſchichte. 71.
Archäologiſches. 78.
Ateliers von H. Vernet, P. Delaroche und G. Lepaulle. 82.
Außerordentliche Gemäldeausſtellung zu Frankfurt am Main. 114.
Bendemann's Jeremias. 64.
Beſtand und Wirken des Kunſtvereins in München im Jahr 1835. 52.
Chineſiſche Porträtmaler. 152.
Denkmäler. 38. 58. 69. 105. 110. 111. 137. 145.
Die königliche Bildhauerin. 112.
Donderf, B., Die Steingravirmanier. 55.
Förſter, E., Beiträge zur neueren Kunſtgeſchichte. 36.
Geſellſchaft der Maler in Waſſerfarben zu London. 128.
Hamilton, über Ehrenmedaillen. 149.
Hannover'ſche Kunſtblätter. 110.
Hannover, das neue Schloß zu, 87.
Kunſtausſtellung zu Frankfurt am Main. 124 — 147.
Kunſtausſtellung zu Hannover. 70. 71. 76.
Kunſt- und Gewerb-Ausſtellung in Königsberg in Preußen, die ſechſte. 117.
Kunſtausſtellung zu Paris für 1836. 62. 63.
Kunſtnotizen. 13. 19. 22. 32. 60. 141. 145. 146. 151 — 153.
Kunſtnotizen aus Frankfurt am Main. 28. 38. 64. 135.
Kunſtverein, Religiöſer zu Paris. 144.
Kunſtverein, Rheiniſch-Weſtphäliſcher. 133.
Kunſtverein, Sächſiſcher. 138.
Parlamentshäuſer, die neuen zu London. 137. 158.
Scholl, J. B., 8.
Statue Peter Schöffers zu Gernsheim. 3.
Studien über die neueren franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſere Tage. 81 — 100.
Veit's, Ph., Carton: „Die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland durch Biſchof Bonifazius.“ 116.

* * *

Artiſtiſche Beilagen:
  1) Peter Schöffers Denkmal in Gernsheim. 3.
  2) Die neuen Parlamentshäuſer zu London. 137.

Muſik.

v. Beethoven, L., Grand concert. Lit. Beilage. 5.
Gollmick, C., Blick auf den Zuſtand der deutſchen Oper. Lit. Beilage. 8.
Fürſtenau, A., Concertino pour la flûte &c. Literariſche Beilage. 4.
Halevy's Oper: „die Jüdin.“ 34.
Muſik in Frankfurt. 12. 30. 47. 54. 62. 63. 67. 88. 107. 108. 117. 122. 132 — 134.
Muſik und Schauſpiel in London. 143.
Ries, F., Introduction et polonaise pour le piano-forte &c. Lit. Beil. 4.
Roſſini in Frankfurt. 149.
Thalberg in Paris. 62. 101. 109.
Ueber Vaudeville. 84.
Vocal- und Inſtrumental-Concert von F. Ries, gegeben in Frankfurt. 135.

Theater.

Berliner Theater. 7.
Italieniſche Theater. 2.
Londoner Theater. 4. 32. 58.
Pariſer Theater. 2. 9. 12. 15. 16. 21. 26. 29. 30. 32. 38. 41. 42. 48. 49. 54. 58. 62. 63. 65. 77. 84. 101. 103. 109. 132. 147. 153.
Theater in Frankfurt. 1. 6. 18. 33. 37. 76. 94. 150.
Theaternotizen. 14. 129.
Wiener Theater. 7.

Lebens- und Sittenbilder, Reiſen, Notizen zur Länder- und Völkerkunde.

Barrault, Mittheilungen aus „Occident et Orient“ u. ſ. w. 25 — 151.
Beurmann, E., Ein Abend im Café des Arts zu Brüſſel. 125.
Gans, E., Der Salon der Madame Recamier. Eine Skizze. 10. 11.
Geiſtiges Leben in Oeſterreich. 3 — 12.
v. Meyer, G., Reiſe ins Land der Basken. 2 — 14.
  Südliche Fahrten. 106 — 113.
Reiſeerinnerungen. 134.
Rüppel, E., Bemerkungen über Abyſſinien u. ſ. w. 119 — 121.
Trollope, M., Bei Madame Recamier. 50.
  Ueber den Abbé de Lamenais. 54.

* * *

Abſchaffung der Todesſtrafe. 64.
Agheri, ein, 60.

Akademie des Plato. 8.
Allgemeine Geſellſchaft für Schiffbrüchige. 99. 113.
Arrawaks in Guyana. 29.
Beiſpiele von Autorenarmuth. 97.
Bewohner der Inſel Carnicobar. 138.
Brayers Charakteriſtik der Türken. 123.
Campanella und Beltrami. 44.
Chinas Abgeſchloſſenheit. 135.
Chineſiſcher Reinigungseid. 12.
Cicconi und Pradel. 88. 124.
Cuba. 97.
Die drei Welttheile auf der nördlichen Hemiſphäre. 20.
Die indiſchen Frauen. 17.
Die Kurden. 92.
Die Sprache der Othomi. 27.
Dramatiſche Darſtellungen bei den alten Aegyptiern. 153.
Elend in Irland 1.
Eiſenbahnſyſtem. 70.
Fortſchritte der Arts vestiaires in Frankreich. 108.
Frauenverkauf. 30.
Gefängniß zu Paris nach amerikaniſchen Theorien. 129.
Gelehrter Adel. 153.
Geſellſchaft der mildthätigen Anſtalten zu Paris. 118.
Großherrliche Cenſur. 134.
Hayti 112.
Heilwirkende Emirs zu Konſtantinopel. 52.
Hieroglyphen. 49.
Iſraelitiſche Reformation. 87.
Italiener. 41.
Liberalität engliſcher Naturforſcher. 113.
Molés abſolute Monarchie und Napoleons Republik. 57.
Neuholland und die Urbewohner Auſtraliens. 65.
Neueſtes aus Italien und Sicilien. 1.
Neueſte Nachrichten aus Aegypten. 122.
Pferd-Wettrenn-Manie. 125.
Phocéen, der, 121.
Rheiniſche Dampfſchifffahrt. 13.
Ruſſiſcher Seehandel. 34.
Senkungen von Weſtgrönland. 66.
Schirokies in Nordamerika. 79.
Schrift eines Aegyptiers über Frankreich. 53.
Siebold's Japan. 32.
Sogenannte Heilige von Kaldern. 74.
Spanien. 86.
Schwyz, Teſſin und Appenzell. 110.
Türkiſche Myſtik. 25.
Ueberbildung der Kinder in Nordamerika und Nordeuropa. 36.
Ueber Sclaverei von Channing. 148.
Ueber Sclaverei und Negerhandel. 10.
Verwandtſchaft des Magyariſchen mit dem Hebräiſchen. 144.
Vor-Columbiſche Entdeckungen von Amerika. 113.
Zahlenlotterie. 21.

Geſchichte u. geſchichtliche Notizen. Biographiſches.

Amy Claude. 41.
Abbé Sieyes. 152.
Barth, C., Zeichner, Kupferſtecher, Dichter. von H. Künzel. 123 — 127.
Bruder Johann von Kempten. 140.
Chaptal. 17.
Communeros im 16. Jahrhundert und Juan de Padilla. 27.
Die böhmiſchen Märtyrer und der Prophet von Florenz. 9 — 26.
Die Frauenberger. 114.
Die Septembertage. 86.
Die Wiedergeburt des griechiſchen Volks von Carové.
Ein Zug aus Jung-Stillings Leben. 132.
Erinnerungen an Seume. 23.
Lacenaire 15.
Lätitia Bonaparte 47.
Lindner, Caroline. 100.
Päpſte in Avignon von G. von Meyer. 153.
Peter Schöffer. 143. 144.
Taſſo, 39.
Zur Biographie H. Heine's. 60.

Chronik der neueſten Vorfallenheiten.

Berlin. 15 — 20. 60. 80. 85. 87. 88.
Carlsruhe. 145.
England. 29. 101.
Frankfurt. 44. 106. 126.
    Blumen- und Pflanzen-Ausſtellung. 90.
    Jahresfeier der Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft. 110 — 115.
Gernsheim, das Schöffers Feſt zu, 142.
Hannover. 83. 84.
London. 56. 105. 137. 141.
Madrit. 3.
Mainz. 22. 45. 63. 144.
Notizen. 2. 4. 5. 7. 8. 12. 13. 14. 15. 17. 25. 26. 37. 38. 39. 41. 42. 43. 58. 68. 78. 88. 89. 92. 93. 94. 101. 105. 109. 117. 123.
Nürnberg. 152.
Paris. 28. 57. 60. 64. 78. 103. 112.
Regensburg. 151.
Rom. 89. 118.
Stuttgart. 51. 80. 116. 118 — 121.
Weimar. 114 — 117.
Wien. 105.

Statiſtiſche Notizen.

Abnahme der kathol. Geiſtlichkeit in Frankreich. 84.
Aktiengeſellſchaft in Nordamerika. 130.
Armenzahl in Paris. 153.
Aſſekuranzen. 71.
Aufhebung der Klöſter. 136.
Auswanderungen nach Amerika. 145.
    aus Großbritannien. 26.
    aus Großbritannien und Irland. 80.
Beitrag zur Statiſtik des Welthandels. 28.
Beiträge zur Statiſtik und Geſchichte. 150.
Bevölkerung Polens. 22.
    Frankreichs. 36.
    von New-York. 36.
    Großbritanniens nach Ständen. 50.
Bevölkerungszunahme in Nordamerika. 79.
Bevölkerung des Königreichs Sachſen. 116.
    Irlands nach Confeſſionen. 119.
Bibelgeſellſchaften von London und Berlin 61.
Bibliotheken. 2.
Bicêtre. 103.
Blutigelconſumtion in Frankreich. 106.
Brittiſches Muſeum. 135.
Bücherſpiel. 4.
Bücherproduktion in England und Italien. 117.
    in Rußland. 120.
    in Nordamerika. 124.
Däniſche Journaliſtik. 145.
Die Königin der Eiſenbahnen. 128.
Die Sprache der Magyaren. 121.
Engliſcher Handelsreichthum. 81.
Engliſche Blätter. 121.
Erſte Eiſenbahnen in Italien und Rußland. 120.
Einfluß des Geſchworneninſtituts auf die Losſprechungen. 80.
Einnahme der Großbritanniſchen Zölle im Jahr 1834 und 1835. 153.
Eiſenbahnen in Frankreich und England. 152.
Findlinge in Paris. 6.
Freilaſſungen in den franzöſiſchen Colonien. 50.
Gasverbrauch in London und Paris. 150.
Geiſtliche Statiſtik in Rom. 62.
Geneverſchenken in London. 150.
Geſellſchaft zur Förderung des Ackerbau's. 2.
    für die ſittliche Verbeſſerung der Gefangenen. 153.
Goldeinfuhr und Vermünzung in England. 101.
Handelsverkehr Großbritanniens. 62.
    zwiſchen Frankreich und England. 64.
    Hollands. 66.
Journale in England und Nordamerika. 127.
Journale, Londoner. 150.
Journaliſtik in Van Diemensland und Nord-Wales. 149.
Kinderaſyle in Paris. 147.
Kleinkinderſchulen. 16.
Klerus in Frankreich. 153.
Medizin in Paris. 6.
Mißbrauch der geiſtigen Getränke in Paris. 136.
Monti di Pietà. 135.
Nichteinwirkung der Vaccine auf die Mortalität. 70.
Omnibus in Paris. 60.
Pariſer Sparkaſſe. 23. 112.
Perſonenverkehr zwiſchen England und Frankreich. 61.
Perſonalſtatiſtik der franzöſ. Theater. 92.
Pferd- und Wagen-Rennen in Frankreich. 151.
Polytechniſche Schule. 139.
Portweinverbrauch in England. 144.
Preuſſiſche Univerſitäten. 69.
Primärſchulen in Frankreich. 148.
Robespierre's Regiment. 65.
Ruſſiſcher Reichthum. 74.
Salpetriere im Jahr 1835. 34.
Schiffsverkehr zu New-York. 52.
Schnelligkeit des Reiſens. 146.
Statiſtik des Bodens von Großbritannien und Irland. 57.
    der Bildungsanſtalten des ruſſiſchen Reichs nach amtlichen Berichten. 95. 96.
Staatsmaſchine und Staatsorganismus. 5.
Sterblichkeitsverhältniſſe in Frankreich. 10.
Ueberfahrungen in Paris. 150.
Unterrichtsanſtalten in Frankreich. 135.
Unterrichtsverein zu Mühlhauſen. 144.
Verbrauch von Nahrungsmitteln in Paris. 49.

Vereinigte Staaten Nordamerika's. 17.
Verein in Mannheim. 129.
Verein zur Fürſorge für entlaſſene Sträflinge. 129.
Verhältniß des liegenden zum beweglichen Vermögen in England. 12.
Verhältniß der Selbſtmorde zu den natürlichen Todesfällen. 103.
Verminderung der Hinrichtungen und Mordthaten. 79.
Vorſorglicher Aerzte-Verein. 152.
Wohlthätigkeitsbüreau's und Pfandämter in Frankreich. 11.
Zunahme der Zuckerconſumtion in Frankreich. 36.
Zunahme der Schülerzahl in Frankreich. 53.
Zunahme der Bildung in Frankreich 66.
Zunahme der Bevölkerung und der Nahrungsmittel in England. 94.
Zur Statiſtik der Tagblätter. 24.
Zur vergleichenden Statiſtik von Frankreich. 96.
Zur Statiſtik von Frankreich. 101.
Zunahme des Cigarrenverbrauchs in Frankreich. 102.
Zur Statiſtik Oeſterreichs. 151.

Zur Natur-Lehre und Geſchichte.

Abweichung der Magnetnadel und Erdbeben. 136. 140.
Agamen. 128.
Allmählicher Zurückzug der wilden Thiere. 143.
Aus einem Briefe Herſchels. 134.
Botaniker, der fürſtliche. 119.
Chameleontiſches Inſekt. 128.
Chineſiſche Verzwergungen. 63.
Diamant. 122.
Die Löwin von Martin. 145.
Die Rebe und der Oelbaum in Nordamerika. 127.
Elterliche Fürſorge der Nachtigallen. 146.
Erhöhung der Temperatur durch die Gaslampen. 150.
Fitchis Schädel. 52.
Gaslicht, neues. 74.
Generatio aequivoca. 111.
Geologiſche Entdeckung. 59.
Goeppert über die foſſilen Farrenkräuter. 117.
Infuſorien. 86.
Kampf gegen die Phrenologie. 129.
Karſtens Polariſationsgeſetze. 98.
Kohlenlager in Colebrooke-Dale. 135.
Kryſtalle in organiſchen Körpern. 91.
Kryſtalllinſen in Thieraugen. 119.
Maisſtengelzucker. 129.
Meteorologiſches von Brüſſel. 80.
Meteorologiſches. 135.
Mikroſkopiſche Beobachtung der Kryſtallbildung. 56.
Mondatmoſphäre. 139.
Nachtrag zu den angeblichen Entdeckungen im Monde. 71.
Naturhiſtoriſches Muſeum in Oſtindien. 133.
Negerraçe. 76.
Neuſtes über Phrenologie. 65.
Neuſtes über Barometerſtand, Regenmenge und Temperatur. 144.
Nordlicht in Nordamerika im November vor. Jahres. 66.
Raçen-Verkümmerung. 124.
Seidenärndten, zwei in einem Jahr. 77.
Sivatherium. 101.
Sonnenflecken. 152.
Temperatur. 144.
Tiefſter Schacht. 148.
Ungariſches Muſeum. 141.
Uraliſche Diamanten. 82.
Verſchwundene und neue Krankheiten. 117.
Vollſtändige urweltliche Blüthen. 113.
Wahrſcheinliche Anzahl der Kerbthierarten. 134.
Waſſer und Feuer, Elemente der Vorzeit und Zukunft. 121.
Wiederkäuende Menſchen. 62.
Witterungsveränderung durch Menſchen. 73.
Zur Naturkunde. 113.

Aſtronomiſches, Technologiſches, Erfindungen ꝛc.

Atmoſphäriſche Poſt. 99. 101.
Entdeckungen. 5. 20.
Erfindungen. 71.
Erfindung der Mezzo-tinto-Manier oder ſogenannten Schwarzkunſt. 115.
Herſchels Brief an Baſil Hall. 92.
Hieroglyphen des Mondes. 46 — 48.
Mondſtudien. 86.
Muſiknotendruck mit beweglichen Lettern. 105.
Nacht vom 13. — 14. November. 86.
Nebelſterne. 111.
Preßluftmaſchine. 101.
Schnellabſchreibmaſchine. 105.
Zwölfter Planet. 82. 93.

Religiöſe und kirchliche Miszellen.

Atheismus in England. 108.
Beiträge zur Geſchichte der Toleranz. 68.
Biſchof von Paris und der Genius von Frankreich. 52.
Biſchof von Rottenburg und der Verein zur Fürſorge für entlaſſene Strafgefangene. 52.
Biſchöfliche Cenſur. 97.
Buddhiſtiſche Glaubensſchriften. 65.
Chatel, Abbé, 112.
Cobbet's, W., Geſchichte der proteſtantiſchen Reformation in England und Irland. 148.
Die ſogenannte religiöſe oder katholiſche Reaktion in Frankreich. 125.
Geſellſchaft zur geiſtlichen Fürſorge für die Proteſtanten in Algier. 151.
Hexenprozeſſe im 17. Jahrhundert. 94.
Jeſuiten. 84.
Kuhgyour der Tibetaner. 108.
Lacordaire. 126.
Lacordaire's Faſten-Conferenzen. 70.
Methodiſten, die engliſchen. 65.
Moore, Th., und H. Rheinwald. 68.
Napoleon's kirchliche Reſtauration. 93.
Neanders Proteſtation gegen alleinſeligmachende Dogmatik. 103.
Oelzweige. 88.
Stunden der Andacht in Frankreich. 125.
Verkündigung der Wiederkunft des Meſſias. 65.
Verträge mit dem Teufel. 88.
Vorleſungen von Azaïs. 60. 65. 78.
Vorſorge für die Bevölkerung des Paradieſes. 84.

Vermiſchte Aufſätze.

Carové. Frühlingshoffnungen zum neuen Jahr. 2.
  Rückblick auf die ſchöne Literatur des vergangenen Jahres. Literariſche Beilage. 3.
  Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts. 22. 23.
  Lebensfragen der Literatur. 31.
Schwenck, K., Görres und Börne gegen Göthe. 4. 5.

* * *

Frauen und Nachtigallen. 51.

№ 1. 1836.

Phönix.

Freitag, 1. Januar.

Der Phönix.

Zum neuen Jahre.

Von Ferdinand Freiligrath.

1.

Am Niger, wenn von den fünfhundert
Vollendet wiederum ein Jahr,
Erhebt der Phönix ſich verwundert,
Und reckt der Schwingen purpurn Paar.
Er ſchaut zu Thal von dem bemooſten
Weltgrate, d'rauf ſein würz'ger Horſt;
Er ſchaut nach Weſten und nach Oſten
Durch Wüſtenland und Zimmetforſt.

Welch ein Gewirr zu ſeinen Füßen!
Da ballt der Sand ſich wunderbar,
Da rauſchen Wälder, Ströme fließen,
Da traben Strauß und Dromedar.
Da weht des Mohren Scharlachfahne,
Da ſchallt des Tigers dumpf Geſchrei,
Da jagt den Hirſch der grimme Leu.

Da ſchaut im Süden er die Horden
Des Kaffernvolks beſchwichtigt kaum;
Da, tauſendzeltig, glänzt im Norden
Die Lagerſtatt am Feigenbaum.
Bunt tummeln ſich die Kriegsgeſchwader,
Die blut'gen Schwerter funkeln glüh;
Und weithin ſchallt's: „Hie Abdel Kader!“
„„Hie Orleans, und Frankreich hie!““

Er aber läſſet ſich nicht kümmern
Der Heere Drang und der Partei'n;
Sein Trachten iſt, daß ſie ſein Schimmern
Mit ihrem Staube nicht entweih'n.
Still ſammelt fort er in den Thalen
Gewürze ſich zu ſeinem Brand,
Und läſſet ſeinen Fittig ſtrahlen
Ruhig durch das empörte Land.

2.

Dem Phönix möge dieſer gleichen!
Auch ihm vollendet ſich ein Jahr.
Er ſchauet in des Geiſtes Reichen
Sich um, und reckt der Schwingen Paar.
Er ſchaut nach Oſten und nach Weſten;
Sieh' da — auch hier Empörung nur,
Und Rütteln an den alten Veſten,
Und Waffenklang, und Ruf, und Schwur!

Nicht iſt ein Fremdling er dem Ringen
Und dem Erregtſein dieſer Zeit. —
Barg denn nicht Er auch mit den Schwingen
Den Funken, der erregt den Streit? —
Wohl will er rein die Schwingen wahren,
Wohl ſchwebt er über den Partei'n,
Doch gilt ſein Flügelſchlag den Schaaren
Des Reinen und des Rechts allein.

Jedwede Zeit hat ihre Wehen;
Ein junges Deutſchland wird erſtehn.
Unhemmbar iſt des Geiſtes Wehen,
Und vorwärts kann die Zeit nur gehn.
Allein der Schlamm nicht der Gemeinheit
Gebiert, was edel und was recht;
Nur aus der Wahrheit und der Reinheit
Erſteht, was fördert ein Geſchlecht.

Und Solchem einzig gilt ſein Streben,
Und gilt ſein Trachten für und fur;
Solch neuem Lenz entgegenheben,
Als ein ſcharlachenes Panier,
Mag er die Flügel, mag entgittern
Auf's Neu' die Schranken er: — Hinein!
Und müßt' ihm auch aus Lanzenſplittern
Gethürmt der Scheiterhaufen ſein!

Frühlings-Hoffnungen zum neuen Jahre.

Ein neuer Frühling begann für Europa, und durch Europa für die Menſchheit, als vor vierhundert Jahren die Buchdruckerkunſt erfunden wurde. Sofort folgten Entdeckungen und Erfindungen raſch aufeinander. Die claſſiſche Welt, das alte und neue Teſtament, Oſt- und Weſtindien tauchten aus dichtem Nebel auf; Zwingli und Luther eröffneten die Reformation des kirchlichen, Copernikus die des wiſſenſchaftlichen Sonnenſyſtems.

So konnte man das Jahrhundert — etwa von 1435 bis 1535 — als den Frühling einer neuen Zeit begrüßen.

Aber auch dieſe neue Zeit wurde alt und endigte, — nach harten Kämpfen, mit durchgreifender Zerriſſenheit und Verſtellung, — um vor ungefähr hundert Jahren — ein Phönix — als neueſte Zeit — aus ihrer eigenen Aſche zu erſtehen.

Und wieder drängten ſich nun die mannigfaltigſten und großartigſten Entdeckungen und Erfindungen. Was drei Jahrhunderte zuvor die Buchdruckerkunſt, das wurde nun die reißend ſich ausbreitende Publizität. Die älteſte orientaliſche Literatur, die beſonderen heiligen Schriften aller Zeiten und Völker, und vor allem die allgemeine heilige Schrift in allen Reichen — der Natur, der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der geſammten Weltgeſchichte — wurden entdeckt, erforſcht, verglichen, geſichtet und geordnet; Harwey und Halley entdeckten den Umlauf des Bluts und der Kometen, Mesmer fand eine neue, — Washington und Lafayette eröffneten die Reformation der politiſchen Welt.

Und noch immer iſt dieſe neueſte Frühlingszeit nicht abgelaufen; denn noch immer hören wir uralte Eisdecken zerſpringen, gehoben durch die Macht aufquellender Lebensſtröme; — noch umdonnern uns Lawinen, herabgeſtürzt von den gewaltigen Strahlen der aufſteigenden Sonne; — noch brechen täglich niegeſehene Blüthen, überraſchend vor unſern Augen auf, und in mitten der allgemeinen Auferſtehung ertönen neue, wunderbare Lieder freudigen Glaubens, überſchwellender Liebe und heiliger, hochbegeiſterter Hoffnung!

Was aber dieſe Frühlingszeit von jeder früheren unterſcheidet, das iſt der überſchwängliche Geiſt, der in ihr waltet, der nicht mehr blos auf eines einzelnen Menſchen Haupt oder über eine kleine Schaar von Auserwählten ſich herabſenkt, der nicht mehr eines einzelnen Volkes oder einer beſonderen Kirche Frühling hervorruft. Wie der Sonne Licht die ganze Erde umfluthet, wie zahlloſer Geſtirne Glanz in aller Menſchen Auge ſtrahlt, ſo iſt jetzt ein Geiſt unendlicher Liebe und allumfaſſender, alldurchdringender Wahrheit aufgegangen, der uns den Frühling der ganzen Menſchheit verkündigt, der alle Völker der weiten Erde zu einem einzigen großen Friedensfeſte ladet. Nicht ſoll mehr ein Volk in fürchterlicher Knechtſchaft ſchmachten, während ſeine Überwinder den Frühling ihres Lebens feiern. Nicht ſoll die eigenthümliche Glaubensweiſe auf ewig den einen Theil des Menſchengeſchlechtes in den Abgrund ſtürzen, damit der andere ſich ewig ſeiner eigenen Rettung freue! Erwacht iſt in der Menſchheit die Erinnerung ihres gemeinſamen, göttlichen Urſprungs; erwacht iſt das begeiſternde Gefühl ihrer allgemeinen Verbrüderung, die beſeligende Zuverſicht ihrer gemeinſamen, göttlichen Beſtimmung.

Humanität iſt das Wort Gottes, das im vorigen Jahrhundert, aus gewaltig erregtem Bedürfniß des Friedens mit einemmale in dem hadernden, zerriſſenen Europa laut geworden, um von dieſem Herde der Bildung aus — als frohe, — ja als die freudigſte Botſchaft — über die ganze Erde verbreitet zu werden. Die Wege, — welche ſtolze Eroberungsſucht, gieriger Handelsgeiſt, beſchränkter Fanatismus in alle Welttheile gebahnt, — ſie ſtehen nun offen für rein menſchliches Wohlwollen, für allverſöhnende Wahrheit, für den Triumphzug allbeglückender Schönheit und Liebe!

Einem uralten Mythos zufolge war Harmonia, die Tochter des gewaltigen Kriegsgotts und der Aphrodite, und Weltordnung ihr Name für den denkenden Menſchen, den die bildende Kunſt niederknien ließ vor der ſiebenſaitigen Leier, dem Symbole des göttlichen Einklangs der Sphären. Was hier die Poeſie im Bilde dargeſtellt, das faßte ſpäterhin ein frommer Glaube in die Vorſtellung von der Einigung des Göttlichen und Menſchlichen, von der Verſöhnung, als der herrlichſten Offenbarung göttlichen Weſens und von der überſchwänglichen Freude der Himmliſchen über die Rückkehr des verlorenen Sohnes; — er faßte es in die erhabenſte aller Weiſſagungen: daß Gott Alles in Allem ſein werde! — Was aber Poeſie einſt geahndet, was der Glaube geſchaut, das erkennt nun die Wiſſenſchaft als das Weſen, als die Seele, als den Prüfſtein der Wahrheit und im allbeherrſchenden Geſetze der Harmonia hat ſie das heilige Wort des großen Welträthſels gefunden.

Begeiſtert von dieſem göttlichen Worte hat ſie die räthſelhaften Bahnen der Geſtirne entwirrt, und in den wunderlichen Geſtaltungen der mütterlichen Erde eine harmoniſche Ordnung entdeckt. Gekräftigt durch dieſe Erkenntniß hat ſie von neuem ſich zurückgewendet auf die geſammte Vergangenheit und die zahlloſen Werke und Thaten der Menſchen, und nun auch hier den großen Canon harmoniſcher Fortſchreitungen wahrzunehmen angefangen. Was aber der Wiſſenſchaft in Natur und Geſchichte als Geſetz ihres Lebens ſich geoffenbart hat, dies iſt jetzt zugleich die eigentliche Seele des Dichtens und Trachtens — und Harmoniſirung des geſammten Daſeins und Wirkens die höchſte Aufgabe, das höchſte Ziel aller wahrhaft künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen und religiöſen Beſtrebungen geworden.

Eben damit iſt das höchſte Streben dieſer Zeit — überhaupt genommen — ein religiöſes, indem es auf das weſentliche Band in allem Daſein und Wirken hingerichtet iſt. Die Wiſſenſchaft will es als allgemeine Wahrheit erkennen, die Kunſt es als Schönheit zur Anſchauung bringen; die Sittlichkeit will es als das allgemein Rechte und Gute verwirklichen, die Religion ſelbſt aber in Allem, im Wahren, Schönen, Rechten und Guten den Allgegenwärtigen, Allwaltenden, Alleinigenden erkennen, verehren und lieben.

Dies iſt der Geiſt, von welchem Vernunft, Phantaſie und Wille ihre Weihe zu empfangen haben, um in heiligem Bunde mit voller Beſonnenheit die Menſchheit ihrer Beſtimmung zuzuführen, und es genüget, daß wir das Bewußtſein dieſes Zieles und Strebens gewonnen, um mit heiliger Zuverſicht der allmähligen Verwirklichung dieſes Ideales entgegen zu ſehen.

Wir wollen uns daher auch nicht durch heftige Stürme und gewaltiges Schneegeſtöber, irren laſſen, die im Beginne dieſes Frühlings — zur Zeit der Tag- und Nacht-Gleiche — das erſte Grün und die erſten Blüthen bedrohen. Wir wollen uns nicht ängſten, wenn auf allen Wegen und Stegen noch das dürre Laub des vorigen Weltjahres zu unſeren Füßen rauſcht und Modergerüche aus aufgethauten Sümpfen uns umziehen. Die Sonne ſteigt, die Frühlingslüfte wehen, und im Verborgenen webt Verjüngung. Alles ſtrebt dem lichten Tage zu; Alles ſehnt ſich nach Mittheilung, nach Austauſch, nach Gemeinſchaft. Wie der Glocke Schall die ganze Gemeinde zu froher Feier ruft, wie der Sonne Licht auf den Flügeln der Liebe zu den bedürftigen Wandelſternen eilt, ſo tönt jetzt das befreite Wort in weite Zuhörerkreiſe, ſo dringt jetzt das Licht der Wahrheit und des Wohlwollens mit immer beſchleunigter Geſchwindigkeit zu den entfernteſten Völkern. Und jeder, deſſen Stirne von den Strahlen der aufgehenden Sonne berührt, deſſen Herz von dem Liebesdrange des neuen Frühlings ergriffen iſt, — er möchte Allen ſeine Gedanken, ſeine Gefühle mittheilen, weil er im Geiſte ahndet, weil er im tiefſten Herzen empfindet, daß nur dasjenige das Wahre, das Rechte, das Schöne und Gute ſein kann, dem Alle zuſtimmen, dem Alle freudig huldigen müſſen, weil Alle dadurch befriedet, erhoben, beſeligt werden. Darum iſt auch die Freiheit der Wortes die Gewährſchaft einer herrlichen Zukunft, weil ſie ausgeht von dem heiligen Vertrauen auf die Macht, auf die Unverbrüchlichkeit der göttlichen Wahrheit. Nur der todte Kryſtall ſcheut das lebendige Licht; aber alles Leben gedeiht nur an den Strahlen der Sonne. So verbirgt ſich nur Selbſtſucht und Lüge; aber die die Liebe kennt keine Furcht, die Wahrheit fürchtet weder Widerſpruch, noch der Sonne alldurchdringendes Licht. Warum auch ſollten Wahrheit und Liebe ſich fürchten? Die Liebe will ja nichts nehmen, ſondern nur geben, nur verſöhnen, nur befriedigen. Einem jeden läßt ſie das Seine, und tilgt nur die Eigenſucht, die ihn ausſchließt von beglückender Gemeinſchaft. Die Wahrheit aber, die allvereinende, iſt nur der Gedanke der Liebe, der göttliche Weltplan ſelbſt, der nicht der göttliche wäre, wenn er unbeſiegbarem Widerſpruche begegnen könnte! Und gerade dies iſt die höchſte Freude des Daſeins und Wirkens, daß der Menſch jenen Weltplan immer klarer zu erkennen, an dem erkannten in Freiheit mitzuwirken berufen iſt, und daß er ſich unſterblich weiß, weil ſeine Sehnſucht, ſein Streben unendlich ſind, wie ſein göttlicher Beruf.

Wenn dann auch in der großen Spirale der menſchheitlichen Entwickelung am Schluſſe jedes Umlauf's das Geſtirn des Tages uns entſchwinden zu wollen ſcheint, wenn finſtere Wolken die heitere Ausſicht in die ſternbeſäte Unendlichkeit auf eine Weile trüben oder hemmen — nur um ſo herrlicher ſteigt bald wieder die Sonne empor, die Wolken ſinken befruchtend zur Erde nieder, und wie ein Phönix erhebt ſich aus der Aſche des Zweifels und der Beſorgniß — der beſeligende Glaube an Gott und an Freiheit und Tugend und Unſterblichkeit.

Und wenn dann, wie jetzt, die Muſe der Geſchichte uns das Gedächtniß ſolcher Auferſtehung bewahrt, wenn ſie, wie eine liebende Mutter, in der längſten Nacht, in dem tiefſten Winter uns den immergrünen Baum des Lebens mit den freundlichen Lichtern des Glaubens, mit den holden Gaben der Liebe ſchmückt, — dann kann auch ſelbſt in Nacht und Winter die Freude am Leben und die ſüße Hoffnung eines künftigen Frühlings nicht mehr erlöſchen, und wir ſchauen mit heiterem Vertrauen dem neuen Weltjahre entgegen, voll der ſüßen Gewißheit, daß jede Zukunft uns nur neue, herrlichere Wunder der göttlichen Weisheit und Liebe offenbaren werde! —

F. W. Carové.

Feuilleton.

⁂ Elend in Irland. — Wer ſich überzeugen will, in welchem furchtbaren Elend die unterſten Klaſſen des iriſchen Volkes ſchmachten, der leſe die Selection of parochial examinations relative to the destitute classes in Ireland. Dieſe kürzlich von Amtswegen herausgegebene Schrift enthält eine Reihe von Berichten der Armen-Geſetz-Commiſſairs. Hier leſen wir, wie eine Taglöhnerswittwe mit vier kleinen Kindern oft nur ſoviel erwerben konnte, daß ſie einen ganzen Tag über ſich von drei Kartoffeln nähren mußten! Selten hatten ſie ein wenig Milch. Ein ganzes Jahr konnte nichts für Bekleidung angeſchafft werden. Eine andere Wittwe erzählt, wie ſie oft nur 2 oder 3 Kartoffeln für den ganzen Tag zu eſſen hatte, und dann Nachts drei, viermal von ihrem Strohlager aufgeſtanden, ihres Elends gedenkend und auf den Anbruch der Morgendämmerung harrend, um zu arbeiten .... Ein achtundachtzigjähriger Taglöhner, der ſeiner Augen wegen des Tabaks benöthigt iſt, klagt, wie er ſich manchmal nur Tabakswaſſer kaufen könne, in welches er dann Werg ſchneide, um ihm zum Erſatz zu dienen .... Ein Vater von fünf Kindern erkrankt, mit ihm vier der Kinder. Sie alle liegen beieinander auf halbverfaultem Stroh; das geſund gebliebene Mädchen von 11 Jahren muß für alle ſorgen. Zuweilen ſtellen die Nachbarn ihnen ein Paar Kartoffeln und etwas Milch vor die Thüre. Der Vater ſtarb. Sein Bruder, der ſelbſt mit acht Kindern in großer Noth lebte, nimmt die Waiſen zu ſich, und weiſt ihnen eine Stelle am Feuer und eine Stätte zum Schlafen an; die Nahrung müſſen ſie erbetteln.

Im Gebirg, wenn die Kartoffeln ausgehen, entziehen ſie den Kühen Blut und kochen es mit etwas Mehl, oft auch fehlt ihnen dieſes .... Der ehrw. Mr. Brennan verſichert: „das Blut würde Ihnen in den Adern gerinnen, wenn ich Ihnen all das Weh und Elend erzählte, welches mir im Beichtſtuhl geklagt wird; die Noth der Armen überſteigt allen Glauben.“ — Und doch geht aus jenen Berichten hervor, daß das Elend noch immer zunehmen muß, da die Landeigenthümer durchgängig nur darauf ſehen, ihre Güter zu möglichſt hohem Zins zu verpachten. Die Noth treibt aber die Armen, unter jeder Bedingung ein Stück Feld in Pacht zu erhalten. Können ſie dann den Zins nicht zahlen, ſo werden ſie vertrieben und zuletzt verarmt der Eigenthümer und der Pächter wird ein Bettler. Nur in der äußerſten Noth indeß entſchließt der Ire ſich, Almoſen zu begehren, und er wendet ſich dann meiſtens nur an die mittleren Klaſſen; denn „die Vornehmen (the gentry), Gott helf ihnen! haben leider großentheils gar kein Chriſtenthum im Herzen!... Die kleinen Krämer hingegen ſind ſehr freigebig, oft weit über ihre Mittel hinaus.“ —

Die Berichterſtatter wenden ſich mit ihrer Jammer-Schilderung an die engliſche Nation, und es iſt zu hoffen, daß ein Volk, welches 20 Millionen Pfund St. bewilligt, um ihre Colonien von der Schmach der Menſchheit, von der Sclaverei zu reinigen, auch Mittel finden wird, dem unſäglichen Elend der geknechteten Iren ein Ende zu bringen! —

⁂ **Intereſſante Entdeckung.** — In der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris iſt am 21. Dec. eine Denkſchrift des Herrn Melloni verleſen worden, in welcher er berichtet, daß es ihm gelungen, ſowohl bei den Sonnenſtrahlen als bei den irdiſchen Feuerſtrahlen das Licht von der Wärme zu ſcheiden, wonach alſo beide als Wirkungen zwei verſchiedener Urſachen anzuſehen wären. Arago wird dieſe Beobachtungen dadurch ergänzen, daß er verſuchen wird, vom Lichte auch ſeine chemiſch-entfärbenden Strahlen abzuſcheiden. —

⁂ **Neueſtes aus Italien und Sizilien.** — In Italien ſcheinen die Seidenwürmer, Weinbereitung und Erziehung die öffentliche Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen. Allem Anſcheine nach ſind die Seidenwürmer einer Art anſteckender Krankheit unterworfen, deren Urſachen man nun nachforſcht, um vorbeugende Maaßregeln ergreifen zu können. Weinbereitung ſieht man jetzt als eine nutzbringende Kunſt und als ein Geheimniß an, deren Betrieb dem Lande große Vortheile bringen kann, wenn es gelingen ſollte, auf fremden Märkten eine Concurrenz mit den ſpaniſchen und franzöſiſchen Weinen zu eröffnen. Daß man ſich ernſtlich mit dem Erziehungsweſen zu beſchäftigen anfängt, beweiſen die vielen darauf bezüglichen Schriften, deren jetzt mehr, als je zuvor erſcheinen. Von Sicilien erfahren wir, daß jetzt nicht weniger als neun literariſche und wiſſenſchaftliche Zeitſchriften dort erſcheinen, und daß, merkwürdigerweiſe, gerade in den Mönchsklöſtern ſich am meiſten Freiſinnigkeit verſpüren läßt!

⁂ **Frankfurt, 1. Jänner.** — In der hieſigen lithographiſchen Anſtalt des Herrn F. W. Vogel erſchienen ſo eben mehrere Kunſtblätter, welche dem Geſchmack des Unternehmers Ehre machen und hohe Beachtung verdienen. Wir nennen von denſelben zuerſt das herrliche Blatt: Napoleon, umgeben von den berühmteſten franzöſiſchen Generälen ſeiner Zeit, nach Herrn Vogel's Beſtellung gemalt von dem trefflichen und rühmlich bekannten Bataillenmaler Monten in München, und auf Stein gezeichnet von Marin-Lavigne in Paris. Es war keine leichte Aufgabe, welche Monten zu löſen hatte, 30 Porträts zu einer künſtleriſch vollendeten Compoſition zu ordnen, und weder die individuelle Aehnlichkeit der hiſtoriſchen Auffaſſung noch dieſe der erſteren aufzuopfern. Man darf es Monten (ohne Uebertreibung) zu Ehren bekennen, daß er dieſe ſchwierige Aufgabe als ächter Künſtler gelöſt hat. Der franzöſiſche Lithograph hat mit bewunderungswerther Sorgfalt und Delikateſſe den Charakter des Ganzen und die feinſten Nuancen der Einzelnheiten wiedergegeben, die Plaſtik und die Wärme des Bildes. Ausgezeichnet makellos iſt der Druck, der bei einem ſo großen Blatte bedeutende Schwierigkeiten entgegenſtellte, die nur durch unendlich genaue Aufmerkſamkeit ſo völlig ausgeglichen werden konnten. Wir ſagen nicht zuviel, wenn wir dies Blatt ein Meiſterſtück nennen und es allen Freunden der Kunſt als ſolches empfehlen. Nach dieſem müſſen wir ehrenvoll erwähnen zweier Blätter: „die Blonde“ und „die Brünette“ nach Jelling's Studien zu den Bendemann'ſchen „Mädchen am Brunnen,“ auf Stein gezeichnet von H. Hartmann. Wer, der Bendemann's Bild je geſehen, möchte nicht mit großem Vergnügen jedes Blatt zur Hand nehmen, welches eine Reminiscenz an daſſelben erweckt? Wir haben Bendemann's Bild und den vortrefflichen Jelling'ſchen Stich geſehen und müſſen bekennen, daß die eben erwähnten zwei Steinzeichnungen allen Anforderungen genügen, welche man an die Lithographie machen kann, indem die Vorzüge der Behandlung, welche letztere darbietet, darin glücklich benutzt ſind. — Großen Dank verdient Herr Vogel, daß er eine köſtliche Handzeichnung Overbeck's, welche vor längerer Zeit hier im Lokal des Kunſtvereins veröffentlicht wurde, durch die Lithographie zum Gemeingut aller Kunſtfreunde machte. Es iſt dies Overbeck's ſymboliſches Blatt: „Eins thut Noth“ (Unum est necessarium), worüber wir in Nro. 8 des Phönix von 1835 ausführlicher berichtet hatten. Die Zeichnung (durch J. Becker von hier) gibt uns das Kleinod Overbeck's mit lobenswerther Treue und Accurateſſe wieder. —

Der talentvolle Kupferſtecher Eduard Schäffer, als Lehrer bei'm Städel'ſchen Kunſtinſtitut angeſtellt, und durch ſeine trefflichen Platten nach den Cartons von Cornelius ꝛc. bekannt, beſchäftigt ſich gegenwärtig mit dem Stich von Steinbrück's „Genovefa“ für den Düſſeldorfer Kunſtverein. —

Ein Freund, der ſich in allen Dingen für die Oeffentlichkeit intereſſirt, machte mich neulich auf folgende Stelle des 1817 hier bei Wenner gedruckten „Stiftungsbriefes des Städel'ſchen Kunſtinſtituts“ ꝛc. aufmerkſam: „Nebſt dieſem iſt mein Wunſch, daß die hieſige Bürgerſchaft durch die Adminiſtration von Zeit zu Zeit von dem Fortgange des Inſtituts und ſeinen wohlthätigen Wirkungen eine allgemeine Kenntniß erhalte.“ Er fragte mich im Vertrauen, ob mir oder ſonſt jemand bekannt ſei, daß man dieſen Wunſch des Stifters bis jetzt erfüllt habe? (!) —

An der hieſigen Bühne iſt ein recht brauchbares Künſtlerpaar engagirt worden: Herr und Madame Meiſinger (früher am Theater in Cöln.) Herr Meiſinger trägt zwar noch etwas grell auf, hat aber angebornes Talent, ernſten Willen und große Gewandtheit; ſeine Gattin beſitzt ein anſprechendes Aeußere, eine nette Stimme, und ein anſpruchloſes Benehmen auf der Bühne; wir hoffen, daß auf unſerer Bühne durch das Engagement des Meiſinger'ſchen Ehepaars manchen Mängeln abgeholfen werde. Ein (am 29. December v. J.) gegebenes (hier) neues Schauſpiel von Koch (nach Ducange): „das Teſtament einer armen Frau“ gefiel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 2. 1836.

Phönix.

Samſtag, 2. Januar.

Das Ondinenbild.

Novelle von Julius Moſen.

Wer noch nicht den alten plattdeutſchen Reinecke Fuchs in antikem Versmaße geleſen hat, der laſſe ſich ſchnell Göthe's Werke, vollſtändige Ausgabe letzter Hand, den vierzigſten Band, unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien, Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1830 aus der Leihbibliothek holen; — und wer deutſches gemüthliches Philiſterleben in das Griechiſche überſetzt ſehen will, der mache ſich auf den Weg nach München! Allda iſt auch eine vorzügliche Schenke, die heißt: der Finke! Dorthin wallfahrten gegen Abend die jungen Maler, welche in der neuen Reſidenz arbeiten und wieder andere, die dort arbeiten möchten. Vor einigen Jahren ſaß dort in der Veſperzeit ein junger Mann, mit einem ſonderbaren, aſiatiſchen Geſichte, das ungemein polizeiwidrig ausſah. Bei dem anderen Krügel Bier, das er trank, war er ſchon mit den frömmſten Hiſtorien-Malern der Geſellſchaft in ein tiefes Geſpräch verwickelt. „Ich begreife nunmehr," ſprach er unter Anderem, indem er mit dem Deckel des Krügels klappte, „wie hier der wahre Tiefſinn, der unendliche Myſticismus der Wiſſenſchaft und Kunſt gedeihen muß. O, wie verſtändlich werden mir nunmehr Schelling und Cornelius! — Dieſe ſchwermüthige Durchgeiſterung alles Daſeins, welches man außer München gar nicht begreifen, kaum ahnen kann, kommt einem hier von ſelbſt wie Rheuma und Schnupfen! Iſt denn nicht der Menſch ein Kind der Natur, die ihn fortwährend von neuem producirt, indem ſie in ihm erſt Leib und Seele gewinnt und dadurch zum Bewußtſein gelangt? Iſt nicht der hauptſächlichſte Weg dazu, daß ſie ſich von ihm in Fleiſch, Gemüſe und Obſt, in Kaffee, Wein und Bier verzehren läßt? Heda, ihr braven Jünglinge! ſagt ſelbſt: in welchem Nahrungsſtoffe kann die Natur in höherer Vollkommenheit vorhanden ſein, als im flüſſigen Brod — im Bier? — In ihm iſt Leib und Geiſt ſo eng verſchwiſtert, daß jedes Krüglein davon die ganze Menſchheit, ja der Welt vorſtellt; — es iſt der wahre Mikrokosmus! Wie anders würde der Deutſche, in's beſondere der baier'ſche Volkscharakter und darnach die Menſchheit ſich gebildet haben, ohne dieſe Beihülfe? „Joſeph! klipp! klapp!" Daher ſind wir Deutſche auch das wahre Normalvolk, wovon der baier'ſche Volksſtamm, eben deßhalb, weil er die Geſammtcultur in das Brauhaus gedrängt hat, die Quinteſſenz iſt. Mit prophetiſchem Geiſte hat davon ſchon Schiller geſungen:

> Drum ſammle ſtill und unerſchlafft
> Im kleinſten Punkte die höchſte Kraft!

„Joſeph! klipp! klapp!" Ihr aber, ihr Jünger der Kunſt, wie könnt ihr je glauben, daß ohne den ſtarken Dämon des Bieres der große Meiſter Cornelius je vermocht hätte, die große Mährchengeiſterwelt, in's beſondere auch die ſtarken alten Recken, die Trinker des unendlichen Walhallabieres in ihren ehemaligen Menſchengeſtalten herauf zu beſchwören?" Die jungen Maler machten wehmüthige Madonnengeſichter, falteten die Hände über die Bierkrüge, und hörten dem Evangelium, das ihnen eben gepredigt wurde, andächtig zu. Jener fuhr aber fort: „Ich wage überhaupt die Weltgeſchichte abzutheilen in die Zeit des Weines oder die griechiſche und römiſche — oder claſſiſche Zeit; — und in die des Bieres oder die germaniſche oder romantiſche Zeit! die erſtere war die republikaniſche, wo Helden, Dichter und Redner; — die letztere, wo Ritter und Mönche gediehen. O, ihr ſanftmüthigen Freunde, laßt uns ſtreiten mit aller Macht gegen die neueſte Zeit, welche mit Dampfſchiffen und mit Eilwägen auf Eiſenbahnen heranſauſt — unſer Panier ſei der Mönnich in München über dem Stadtthore! — Nieder mit Dampf und Eiſen! Nieder mit den aufgeklärten Gaslampen!" „Pereat!" ſchrieen die Kunſtjünger. „Allemal!" entgegnete der Philoſoph. Dieſem aber klopfte eine lange hagere Figur mit magerer Hand auf die Schulter und ſagte: „Du fröhliches Läſtermaul! biſt du hier?" — — „Johannes, biſt du es denn wirklich?" dieſer umſpannte die dargebotene Hand des Freundes und entgegnete: „Heinrich! ich grüße dich mit ganzer Seele! So viele Jahre liegen zwiſchen heute und der Nacht, wo ich von dir Abſchied nahm; und doch iſt es mir, als wäre nur ein langer Tag vorüber, und der Abend wäre da, wo auf mich herein das bleiche Mondgeſicht, das bekannte, alte, treuliche Licht wieder ſcheint!" Über Heinrich's Geſicht flog ein Lächeln, wie ein flüchtiger Sonnenſtrahl, der aus den Nebeln über die herbſtliche Erde gleitet. Eine undurchdringliche ſüße Rauchwolke verhüllte jetzt beide Freunde. Als ſich der Nebel nach Mitternacht verzog, ſah man beide mit aufgeſtemmten Armen voreinanderſitzen und ſich anſehen. „Aber ſag' an, theure Seele," begann jetzt Heinrich zu fragen, „was führt dich hierher nach München? Schon längſt glaubte ich dich verſorgt und aufgehoben mitten unter Akten und begraben in den Armen eines Weibes! Haſt du noch keine Luſt, ordentlich zu werden?" „Jenes Glück iſt nicht für mich!" verſetzte Johannes; — „ſeitdem ich meine Muſa geſehen und ihre Stimme gehört habe, muß ich wie ein Leibeigener dahin gehen, wohin ſie mich ſchickt. So triffſt du mich im Dienſte meiner ſtrengen Dame hier in München! Da in meinem Reiſebündel habe ich mein großes Heldengedicht. Ich will nichts davon ſagen; wenn aber Diamanten nur die verſteinerten Thränen des Erdgeiſtes ſind, ſo ſind dieſe Verſe geronnene Blutstropfen aus meinem Herzen. Es iſt ein Kranz von Rubinen, für den ich jetzt eine Bildſäule, einen Altar oder einen Nagel ſuche, ihn hinan zu hängen; — oder ſoll ich ihn auf die Straße werfen? Ich will dieſes Gedicht dem königlichen Dichter weihen." „Das iſt recht ſchön und gut!" entgegnete Heinrich; aber vor allen Dingen iſt Mitternacht vorbei, wo die Geiſter wieder zur Ruhe eingehen. Gib mir deinen Reiſeſack und komme mit mir, wenn du mit einem armen Hiſtorienmaler Dach und Fach theilen willſt." Ohne weitere Worte zog nunmehr Heinrich ſeinen Freund mit ſich fort und in ſeine Wohnung. Dort wurde die Staffelei, auf welcher ein großes, verhangenes Bild ſtand, behutſam an die Wand gerückt und Bette und Mäntel in die Stube geworfen. Bald lagen die beiden Freunde auf dem harten Lager zuſammen und plauderten ſo lange, bis der ſanfteſte Schlaf auf ihre Augen ſeine Sammethände legte.

(Fortſ. folgt.)

Reiſe durch's Land der Basken. *)

Von Guido von Meyer.

1. Saint Jean-Pied de Port.

Unſere Fußreiſe wurde durch die ungewohnte Hitze dieſer Gegenden — es war Mitte Juli — ſehr beſchwerlich. Wir wollten noch vor der Abenddämmerung in der Gebirgs-Gränzſtadt Saint Jean-Pied de Port eintreffen. Die einförmige Heerſtraße, auf der wir den Nachmittag in brennender Sonnenglut, von der unſre Füße noch zwei Tage angeſchwollen waren, wanderten, ermüdete uns weit mehr, als die ſchönen und abwechſelnden Gebirgspfade, welche wir vom atlantiſchen Meere her, vom lieblichen Seebad Biaritz über Uſtaritz zu den reizend gelegenen Schwefelquellen von Cambo, dann immer bergan durch die wilderen Gebirgsgegenden, wo wir uns durch hohe Farrnkräuter ſchlugen, noch heute über Itſatſou und Louhoſſoa bis Helette, dem Ort unſrer Mittagsraſt, verfolgten.

Wir bemühten uns jetzt nicht um Lacarre, den an der Straße gelegenen Landſitz des Generals Harispe, wo wir beſſere Erquickung gefunden hätten, als in einem benachbarten Bauernhauſe, deſſen Bewohner, in großer Anzahl uns umdrängend und unſre Alpenſtöcke betrachtend, nichts als Waſſer aus dem nahen Brunnen, nicht einmal Kirſchen zur Labung reichen konnten. General Harispe, ſo hörten wir ſpäter, iſt der Abgott ſeiner Landsleute, der franzöſiſchen Basken. Sie verehren den würdigen Greis wie einen geliebten Vater, und nicht allein ihre Streitigkeiten unterwerfen ſie willig ſeinem Schiedsrichterſpruch, auch was ſie bei der Regierung durchſetzen wollen, muß, wo möglich, durch ſeine Hände gehen, ſein Fürwort, ſeine Empfehlung erhalten. Dieſes kindliche Vertrauen ſpricht eben ſo ſehr für den geraden treuherzigen Sinn dieſes Volkes, wie für den Charakter des greiſen Befehlshabers, den ſie nur „Harispe," „unſer Harispe," nennen; dieſer Name allein ſchon wirkt Wunder. Darum hat ihm auch das Gouvernement den wichtigen Gränzpoſten anvertraut; die Liebe des Volks iſt hier mehr als ein glänzender Heldenname.

Es iſt indeſſen bekannt, wie ausgezeichnet die Basken und die aus dieſem Volk gewonnenen Führer noch in den letzten Feldzügen Napoleons fochten. Er zählte ſie zu ſeinen beſten Truppen, an Muth im Angriff, an Gewandtheit und Ausdauer und Verachtung der Gefahr. Die Welt hat aus der Feder eines Bürgers von Tarbes, der in der Julirevolution eine große Rolle ſpielte, in Kurzem ein ausführliches hiſtoriſches Werk über die ganze Nation der Basken, ſowohl der ſpaniſchen, als der franzöſiſchen, zu erwarten; er wird ihre älteſten Kriegszüge und Waffenthaten nachweiſen, die bekannten unter den Römern, die gegen Carl den

---

*) Aus der auf Oſtern bei J. D. Sauerländer erſcheinenden: „Reiſe durch die Schweiz, das ſüdliche Frankreich, (das Land der Basken und die Pyrenäen), dann über den Mont-Cenis nach Italien, durch die Gefahren der Cholera bis Neapel, und zurück über Tyrol und Baiern, Tagebuchblätter vom Sommer und Herbſt 1835, von Guido v. Meyer."

Großen und ſo herab bis zur Gegenwart, wo ſie denſelben, wenigſtens kriegeriſch unbezähmten Charakter bewahrten, indem doch die franzöſiſche Seite ſich der mächtig einwirkenden Cultur im Friedensſtande immer mehr unterwirft und hier vielleicht bald nur die Sprache allein unterſcheidendes Merkmal bleiben wird.

Je näher wir bergab auf ſchöner maleriſcher, nur für müde Fußgänger, die vergeblich die rechten Seitenpfade ſuchen, langweilig gewundener Straße dem Gränzort kamen, deſto deutlicher verrieth ſich ſein lebhafter Verkehr. Auf zwei Stunden kamen uns Frachtwägen mit Getraide, Maulthier-Cavalcaden mit ſchäkernden Käufern und Käuferinnen, und viele einzelne baskiſche Bauern auf ihren flüchtigen dunkeln Pferdchen im Paßgang bergan entgegen. Unſere Reiſe zu Fuß erregte Verwunderung. Nur der Ärmſte reiſ't im Lande der Basken auf dieſe Art. Die trefflichen Gebirgspferdchen, die man auch in den Pyrenäen überall hat, und die bergan faſt mit gleicher Geſchwindigkeit wie bergab laufen, ſind kein theurer Artikel für's Haus, und Männer, Weiber und Kinder bedienen ſich ihrer durch alle Volksklaſſen hindurch. Die Weiber ſitzen mit einer Art von Holzſtiefeln oder vielmehr hölzernen Vorkappen in den Bügeln und reiten ſo muthig und gewandt, wie die Männer immerhin. Ihr Coſtüme nähert ſich dem ſpaniſchen; die Männer gehen und reiten in Hemdsärmeln, ſelten mit angehängter Jacke, welches mehr ſpaniſch iſt; den Kopf bedeckt ein blauer oder brauner, zuweilen auch rother Wulſt, wie in den Pyrenäen, der zwiſchen Turban und Käppchen die Mitte hält und nur mäßig vor der Sonne ſchützt; dazu trägt der Baske einen rothen, braunen oder blauen Gürtel von Filet, der ſchon den Gascogner ziert. Der bekannte baskiſche Knotenſtock, vielleicht aus der Keule hervorgegangen, denn er iſt unten viel dicker als oben, iſt, außer dem Zulegemeſſer in der Taſche, die einzige Waffe, und verläßt ihn auch zu Pferde nicht; ſo ſehen ſie denn in Hemdsärmeln mit ihren langen dunkeln, oft pechſchwarzen Haaren, den hagern Zügen, die braunen Augen tiefliegend hinter den ſtarken Backenknochen und mit den langen geraden oder mäßig gekrümmten Naſen abentheuerlich genug, ich möchte ſagen, wie alte Knaben aus. Der Baske hat mehr Ernſt als der ſtammverwandte Gaskogner; in ſeinen Zügen ſpricht ſich etwas Melancholiſches aus, doch ſcherzt und ſchäkert er auch gern, und wir ſahen heute manches Pärchen, vom Wein des Markts erhitzt, mit drolligen Geſten daher reiten oder fahren; eins ſtieg gar naiv herab von dem unbequemen Sitz, um im Gehen einander beſſer ihre Zärtlichkeit auszudrucken, wobei ſie uns und den mit ihnen Gekommenen, die ſich darüber luſtig machten, gar herzlich zujubelten.

Wir hatten nun einen wunderſchönen Blick gegen Ende des Zickzackweges herab vom Gebirg in's Gränzthal. Saint Jean-Pied de Port lag in ganzer Länge vor uns; das weitgeſtreckte Thal, in welchem es ſich zu unſern Füßen rechts hinzog, iſt von hohen Bergen begränzt; wie alle Thäler der Pyrenäen ſchimmerte es, bewäſſert von Bächen und Flüßchen im friſcheſten Grün der Wieſen und einer hier kaum zu erwartenden Gartencultur. — Pied de Port dünkte mich ein paſſender Name für dieſen Schlüſſel des Gebirgs. Das Städtchen hat eine, wenn auch unvollkommne Befeſtigung, die für den erſten Überfall hineinreichen mag; das längliche Fort zieht ſich von der Linken aus dem Hintergrunde enggruppirter Häuſer in's Freie und dient einem felſigen Hügel, in den das Städtchen ausläuft, zum maleriſchen Diadem; der Ort verſtreut ſich nach der Rechten in den Vorgrund des Thals, welches der Nive und andere kleine Bergſtröme die ſich hier vereinigen, in furchtbarem Laufe durchirren. Baumgruppen, Alleen, Gemüſeländer, Maisfelder, einzelne Höhen mit Wein, die Gebirgsecken darüber mit wenigen Kaſtanien- oder Nußbäumen geziert, geben dieſem länglichen Bergkeſſel einen ſo lachenden, reizenden Charakter, als ich ihn in den Hochalpen dieſer ſtaunenswerthen Gebirgskette nur immer fand. Wäre ich ein beſſerer Zeichner geweſen, ſo hätte ich hier eine der ſchönſten Skizzen von unſern Gebirgszügen erobert; die Gegend iſt leider zu wenig bekannt, gleich wie Biaritz, Cambo und alle die ſchönen Punkte unſeres Marſches ſeit geſtern hier wieder die koloſſalen, kühnen Umriſſe der bläulichen Schieferberge, zum Theil in kühne Piks aufſteigend, vollenden die ächte Pyrenäennatur des reizenden Thals.

Die große Belebtheit der Landſtraße erklärte ſich durch einen Wochenmarkt, der hier jeden Montag gehalten wird. Außen kamen uns noch exerzirende Gruppen unter klingendem Spiel entgegen, den Gränzort lebhaft bezeichnend, wo man ſich jetzt immer ſchlagfertig halten muß; dann traten wir rechts einbiegend durch einen Seitenweg, der die Straße kürzt, in's Gewühl der Handelswelt. Schaaren von großen, weißen Ziegen, die frei weideten, angebundene Stiere und Kühe, Abreiſende hoch auf ſchwerbepackten Maulthieren oder auf leichten Pferdchen dahineilend, höchſtens einen Mantelſack vorn oder hinten aufgeſchnallt; Basken, Spanier, Franzoſen, Kaufleute, Geiſtliche, Soldaten, Bauern, Krüppel, Blinde und Lahme dazu, eine Unzahl von Bettlern, wie wir ſie ſonſt nirgends in Frankreich geſehen hatten, dazwiſchen verirrtes Vieh, widerſpenſtig grunzende Schweine, alles durcheinander in lärmendem Gewimmel unter den Mauern des länglichen Forts, und im Angeſicht von fünf bis ſechs gegenüber auf der andern Seite der Straße außerhalb des Städtchens für den Marktverkehr errichteten großen und kleinen Poſaden oder Wirthshäuſern, verſetzte uns auf's Lebhafteſte in den baskiſchen Gränzverkehr. Kleine Krämer mit Tiſchen am Wege ſuchten noch Käufer anzulocken, während die größeren ihre Buden abſchlugen; denn die Sonne war zum Horizont herabgeſunken.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Sociale Beſtimmung, von Victor Conſidérant.** — Unter dem Titel: „Destinée sociale" iſt in dieſen Tagen eine Schrift erſchienen, in welcher einer der eifrigſten Jünger **Karl Fourier's** das Syſtem des letzteren von neuem in Erinnerung bringt.

Tief ergriffen von dem mannigfachen Elend der Geſellſchaft, welchem die ſg. Philoſophen, als ſie in den 90er Jahren das Steuerruder der Regierung gehandhabt, keine Abhülfe zu bringen gewußt, wandte **K. Fourier** ſich von allen bisherigen Syſtemen ab, und trat 1808 zuerſt mit ſeiner Théorie des 4 mouvemens hervor, in welcher er das große Problem der Menſchheit-Beglückung, ſeinen weſentlichſten Beſtimmungen nach, gelöſt zu haben hoffte. — Seine Stimme verſcholl im Kriegsgeräuſch. — Während der Reſtauration machte er wiederholt (1822 u. 1829) auf ſeine Entdeckung in mehreren Schriften aufmerkſam; fand aber auch jetzt nur bei wenigen geneigtes Gehör. Die Saint-Simoniſten, die, ohne ihre Quelle zu nennen, mehrere ihrer brauchbarſten Ideen aus Fourier's Syſtem geſchöpft, hatten damals den reformationsdurſtigen Theil der franzöſiſchen Jugend an ſich gezogen. Als aber die Extravaganzen dieſer Geſellſchaft ihr frühe ein nicht unverdientes Ende gebracht, gingen einige Mitglieder derſelben zu Fourier's Lehre über, und einer der begabteren, — Jules Lechevalier, — eröffnete im Laufe des J. 1832 — Vorleſungen über dieſelbe. Damals waren es aber wohl die republikaniſchen Regungen, welche das Intereſſe der Bewegungsmänner auf ſich zogen. Seitdem iſt auch der gewaltſame Republikanismus zu Grabe gegangen, und es thut ſich jetzt ein zunehmendes Bedürfniß nach neuer, religiöſer Faſſung der zerſtreuten, ſozialen Elemente kund.

Dieſer Augenblick ſcheint nun Herrn Victor Conſidérant geeignet, ſeinen Zeitgenoſſen nochmals das Syſtem ſeines (noch lebenden) Meiſters vorzulegen.

Wir wollen verſuchen, die Hauptmomente deſſelben in möglichſter Kürze zuſammenzuſtellen.

Nach Fourier's Anſicht iſt die Menſchheit, wie alles Endliche, wie Pflanze, Thier, Weltkörper, dem allgemeinen Geſetze des Lebens und — Todes unterworfen. Sie entwickelt ſich in zwei aufſteigenden Phaſen, verweilt mehrere tauſend Jahre auf dem Gipfelpunkt der Wohlfahrt und ſinkt in zwei abſteigenden Phaſen, in das anfängliche Chaos, in den Untergang nieder, nachdem ſie ungefähr 80,000 J. gelebt. Wir befinden uns aber noch in der erſten Phaſe, in der der Kindheit, welche ſich in 7 Perioden verläuft. Dieſe Perioden ſind die des Edenismus, der Wildheit (Sauvagerie), des Patriarchat's, der Barbarei, der Civiliſation, des Garantismus und der einfachen Aſſociation.

Die Periode der Civiliſation hat mit dem Feudalismus des Adels begonnen, und iſt nun im Begriffe, mit der induſtriellen Feudalität zu endigen, um dann in die 6te Periode, die des Garantismus überzugehen. Denn ſchon ſtirbt die kleine Induſtrie und der kleine Handel dahin, und alle großen Geſchäfte werden von Aktiengeſellſchaften betrieben. Schon laſten in Frankreich allein 13 Milliarden hypothekariſcher Schuld auf dem Boden, und bald werden die Capitaliſten eine wirkliche finanzielle Feudalität bilden. Dann wird die Regierung ſich der mittleren Eigenthümer und der Arbeiter annehmen müſſen, wie früher der Unfreien gegen die großen Vaſallen. Große Mittelpunkte der Produktion und Conſumtion werden gebildet, alle Arbeiten und Geſchäfte organiſirt, und jedem Bürger Arbeit und Brod geſichert ſein. (Garantismus.)

(Schluß folgt.)

⁂ **Neueſtes aus London.** — Obgleich man meinen ſollte, das politiſche Treiben, das Werben und Intriguiren für und gegen die immer dringender nothwendigen Reformen in Kirche und Staat, in — Bruſt und Gliedern, — müſſe alle Thätigkeit und alle Aufmerkſamkeit abſorbiren, — iſt der Andrang von literariſchen Produktionen noch im Zunehmen und contraſtirt ſehr mit der Stockung, die ſich am Ende des vorigen Jahres verſpüren ließ. Bulwer's Rienzi wird nun ausgegeben; von Miß Baillie ſind drei Bände Dramen, von Burnet ein „Verſuch über Erziehung des Auges in Bezug auf Malerei," von Prior eine Lebensbeſchreibung Goldſchmidt's an der Spitze einer neuen Ausgabe der Werke des letzteren erſchienen. Beſondere Beachtung verdienen auch die Aufſätze im letzten Heft des Quaterly Review über Heine's Schrift über deutſche Literatur, über die iriſchen Armengeſetze und über den Sklavenhandel.

⁂ Der Obſervateur (belge) bietet in ſeinem erſten Blatte als Bürgſchaft für die Gediegenheit ſeiner literariſchen Anzeigen und Kritiken zwei Grundſätze, von denen er nicht abweichen wolle, und — denen man allgemeine Anerkennung und — Befolgung wünſchen möchte; nämlich:

1. „Nichts zu ſchreiben, ohne es zu unterzeichnen." (Freilich verſpricht der Obſ. zunächſt nur die Anfangsbuchſtaben, deren Ausfüllung auf dem Zeitungsbüreau zu erhalten ſei.)
2. „Nichts zu unterzeichnen, ohne volle Überzeugung."

Wie manches Blatt bliebe unbeſchrieben, aber auch wie manches Unrecht ungeſchehen, wenn alle Schriftſteller ſo dächten und thäten? —

⁂ **Bibliotheken.** — Nach Balbi beſaß die 1140 gegründete, 1575 zur allgemeinen Benutzung eröffnete Hofbibliothek im Jahre 1780 ſchon 136,000 Bände und 14000 Manuſcripte. Gegenwärtig aber beſitzt ſie bereits:

	281,000	Bde. und	16,000	Mſpte.
Die Nat.-Bibl. zu Paris .	626,000	— —	80,000	—
Die kgl. Bibl. . München	540,000	— —	16,000	—
. Kopenh.	400,000	— —	16,000	— (?)
. Berlin .	280,000	— —	5,000	—
. Dresden	260,000	— —	2,700	—
. Göttingen	200,000	— —	5,000	—

⁂ **Geſellſchaften zur Förderung des Ackerbau's.** — In England, bildet ſich jetzt eine Geſellſchaft für den Ackerbau, welche beabſichtigt, ſich zur Coalition aller Landeigenthümer zu erweitern, um auf dieſe Weiſe die Regierung zu den Maaßregeln nöthigen zu können, die zur Förderung jenes Produktionszweiges unentbehrlich ſcheinen.

In Frankreich iſt aber bereits am 21. v. M. unter dem Vorſitz des Herzogs von Montmorency ein Cercle agricole inaugurirt worden, der ſich jedoch nicht blos an die Ackerbauer, ſondern an Alle wendet, die ſich für das Gedeihen dieſes Standes intereſſiren. Zunächſt ſind Vorleſungen angekündigt, in denen die Herren Polonceau, Bella, Brianne u. m. a. die Reform des Ackerbau's auf wiſſenſchaftlichem Wege vorbereiten ſollen.

⁂ **Hoffmann.** — Die Erzählungen von Hofmann ſind jetzt von Neuem von H. Egmont in's Franzöſiſche überſetzt worden, und erſcheinen in einzelnen Lieferungen, von dem Verleger auf das prachtvollſte mit Vignetten und Randzeichnungen berühmter Meiſter ausgeſtattet.

⁂ **Pariſer Theater.** — Im Théatre de la gaité bereitet man die Aufführung des „Norwegers" vor, welche für die Mitte Jänners angeſetzt iſt; bereits malt man die Dekorationen dieſes Spektakelſtückes, von dem man ſich gute Einnahmen verſpricht. — Im Theater des Palais-Royal kommt ein dreiaktiges Luſtſpiel von Dem. Candeille: „La belle fermière," zur Darſtellung. — Im Theater de l'Ambigu-comique wird ein dreiaktiges Drama von Dennery: „l'honneur de ma fille," mit großem Beifall gegeben. Der Wahnſinn (angedichteter nämlich) ſpielt eine große Rolle in dieſem mit großer Gewandtheit bearbeiteten Drama, welches eine Menge ſpannender Situationen darbietet. Vermuthlich werden wir in Deutſchland ſehr bald eine Ueberſetzung — oder ein Dutzend „freier Bearbeitungen" darnach ſehen. — Mehrere Schauſpielhäuſer in Paris werden jetzt neu dekorirt, unter andern das Gymnaſe und das Theater der Porte Saint-Martin; die Geſellſchaft des letztern ſpielt, während Cicéri die Verſchönerungsarbeiten im Hauſe leitet, im Odeon

⁂ Im Theater San Carlo macht eine neue große Oper, welche der Franzoſe Ruolz componirte, Furore. Das Süjet iſt einem Gedicht Lord Byron's entnommen.

⁂ Die abgekommenen Falkenjagden ſcheinen wieder in Aufnahme zu kommen. Der Herzog von St. Albans hat acht Falken abgerichtet, und die Jagd mit Riemen, Kappe und Lockung findet bereits Statt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 3. 1836.

Phönix.

Montag, 4. Januar.

Wandrer und Wind.

Von Nicolaus Lenau.

Herbſtwind, o ſei willkommen!
Drei Tage lag das Meer
So ſtill, ſo bang beklommen,
Kein Lüftchen zog daher.

O Wind, nach deinem Rauſchen
Sehnt' ich mich auf der See,
Wie einſt mein Jägerlauſchen
Im Wald auf Hirſch und Reh.

Wie geht es meinen Wäldern
Am friſchen Donaufluß?
Den heimatlichen Feldern?
Bringſt du mir keinen Gruß?

„Entlaubt hab' ich die Wälder
Im raſchen Wanderzug,
Nahm durch die Stoppelfelder
Den ungehemmten Flug."

„Nun ich durch Feld und Auen
Mein Wanderliedlein pfiff,
Komm' ich nach euch zu ſchauen
Im Emigrantenſchiff."

„Weil alter Liebesbande
Das Schifflein müd' und matt,
Jag' ich's vom Mutterſtrande
Dahin, das welke Blatt."

Geiſtiges Leben in Oeſterreich.

— Wien, Ende Dezember 1835.

Wie oft vernimmt man noch jetzt in Deutſchland, beſonders im nördlichen, die ungerechte Rüge, daß das *geiſtige Leben* unter allen deutſchen Volksſtämmen bei den Öſterreichern auf der tiefſten Stufe der Entwicklung ſtehe! Die großartigen Einwirkungen des Jahrhunderts ſind an dem Öſterreicher keineswegs ſpurlos vorübergegangen. Er fühlt den Vorwurf, den die Gegenwart ihren Söhnen macht, ebenſo tief und ſchwer, wie ſein Blutsbruder am Rhein und an der Elbe. Er hat nicht aufgehört, ſeine deutſche Geſinnung zu bewahren und die wärmſte Sympathie für jede edle Errungenſchaft ſeiner Stammgenoſſen zu nähren. Achtſam und theilnehmend blickt er, der an der öſtlichen Markung europäiſcher Kultur ſteht, nach Weſten, und ergreift Alles freudig und liebevoll, was ſeinen geiſtigen Bedürfniſſen abhelfen dürfte. Er läßt das Gute und Schöne deſto unbekümmerter auf ſich einwirken, je weniger jene Überſättigung, an der namentlich ſeine nördlichen Nachbaren kränkeln, ihn für geſunde Nahrung abgeſtumpft hat. Die Intelligenz bricht in Öſterreich ihre *eigene* Bahn; ſie ringt ſich mühſam, aber um deſto ehrenvoller und ſelbſtbewußter empor, je weniger ihr durch zeitgemäße Fortſchritte der *öffentlichen* Bildung unter die Arme gegriffen wird.

Das geiſtige Leben in Öſterreich iſt nie ſo regſam und entſchieden hervorgetreten, als gerade in der Gegenwart. Selbſt unter *Joſeph* II. äußerten ſich die Kräfte nicht ſo ſelbſtſtändig, nicht ſo wirkſam. Dieſer große Mann lüftete die Schleier der Morgenröthe zu plötzlich nach einer langen Nacht. Das Volk ward durch die Strahlen des neuen Lichtes eher geblendet, als erhellt und entzückt. Es fand aber keinen Geſchmack mehr an dem Geſange, den das Nachtgevögel ihm in's Ohr krächzte. Es war mündig geworden. Es zerrte langſam, aber nie ohne Pietät an der Binde, um mit den, nun ganz geſunden und friſchen Augen die Welt zu ſehen, wie ſie iſt, um ſich des Lichtes zu erfreuen, das als Opferflamme am Altare der Humanität auffackert. Öſterreich ſtrebt nun am Wege der geiſtigen Kultur kräftig und unaufhaltſam der Reform zu. Eine öffentliche Meinung hat ſich gebildet und ſtellt ſich den Anſinnungen einer überzeitigen Retardation entgegen. Die Gedanken, die früher wie die verwaiſten Funken in einem verglimmenden Papiere umherirrten, haben ſich nun zu einem Ideenkreiſe vereinigt, der die höchſten Intereſſen der Menſchheit umſchließt. Die Keime der geiſtigen Elemente ſind aufgeſchoſſen zu einem lebensfriſchen, triebkräftigen Baume, deſſen Zweige dem Standbilde der Vis inertiae über die Stelle des Kopfes wachſen. Man würde ſich aber gewaltig irren, wenn man meinte, dieſe Palingeneſie im Erkennen und Wollen finde in Folge eines verabredeten Strebens, oder gar einer ſocialen Verzweigung ſtatt. Dieſe regeren Triebe für Wahrheit, Recht und Schönheit wurzeln in dem Gemüthe, in des Öſterreichers Naturell, deſſen gutgeartete Miſchung auch das Unglück vieler Jahre nicht zerſtören konnte. Der Flügelſchlag der Zeit zieht wie ein Frühlingshauch über das erwachte Hügelland, und lockt dort Blüthen und Knospen hervor, wo edle Keime unter der Schneedecke ſchlummerten. Wo der Boden faul und ſumpfig iſt, können freilich nur leere Binſen und ekle Pilze emporwuchern. Dieſes ſchädliche Unkraut iſt es, das den freien Wachsthum der edlen Pflanze hemmt; es qualmt noch viel böſen Dunſt aus. Das eintönige Quacken blähhälſiger Fröſche übertäubt noch oft den Geſang der Nachtigallen. Die Reaktion der Übelwollenden und Finſterlinge legt der geiſtigen Emancipation alle mögliche Hinderniſſe in den Weg, und ſucht alle, die nach dem Lichte ſtreben, in den Pfuhl der Gemeinheit hinabzudrücken.

Nirgends ſpringt dieſer Gegenſatz mehr in die Augen, als im Gebiete der ſchönen Literatur. Gleichwie ſich in den florentiniſchen Bürgerkriegen eine Partei der Weißen und Schwarzen gebildet hatten, zwiſchen welchen eine dritte Partei, weder weiß noch ſchwarz, ſondern allenfalls grau, theils indifferent, theis rathlos, in der Mitte ſtand, ſo zerfallen auch die Schriftſteller der ſchönen Literatur in Öſterreich in drei Kathegorien. Am Augenſcheinlichſten zeigt ſich dies in Wien, wo das geiſtige Leben der, zu Deutſchland gehörigen Provinzen Öſterreichs concentrirt iſt.

(Fortſ. folgt.)

Peter Schöffer.

(Gedankenarabesken als Rahmen um ſein Bild.)

Die ſchlichten Wappen Gutenberg's, Fuſt's und Schöffer's haben welthiſtoriſche Bedeutung gewonnen. Die geballte Fauſt im Schilde Fuſt's bot ſchon manchen nach dem heiligen Palladium der Menſchheit diebiſch ausgeſtreckten Fingern Trotz, und bietet ihn noch heute, dieſe wehrhafte Fauſt, ſie wird ihn auch bieten, ſo lange des Menſchen Zunge Laute hat. Die Sterne im Wappen Schöffer's, — ſie beleuchten auch noch heute wie nach tauſend Jahren das Eiſen umhüllter Ketten und Bajonnette, den lichtſcheuen Trug, die Heuchelei. Und der Pilger Gutenberg's, die Schale mit Himmelsbalſam, — das „Wort," von Nation zu Nation tragend, ſchreitet mit geſchürztem Gewand ritterlich fort und vorwärts, ſein Ziel iſt aller Orten, wo ein menſchliches Herz ſchlägt; er verkündet als ewig wandernder Herold den Fortſchritt und die Fortſchrittsfähigkeit der Menſchheit, er wandelt als der treue Freund und heilige Vorkämpfer des Rechtes, — die Weltgeſchichte hinter ſeinen Ferſen, der er die Bahn weiſ't und ebnet. — Wenn alle Wappen zertrümmert wären, jene drei Symbole bleiben, lebendig wie das Menſchengeſchlecht.

Wir kennen die Stätte nicht mehr, wo Gutenberg's Gebeine ruhen. Was haben wir auch nach ſeinem Grabe zu fragen? — ſein Geiſt hat Brücken über den Ocean gebaut! Bei Gutenberg's Namen darf man an das ſterbliche Theil des Menſchen nicht denken; als wirkender Träger eines Weltalters ſteht er lebendig vor unſern Blikken, in unſrer Seele. Dies goldne Mainz, das ſeine Wiege war, erkennt die Ehre, das Tempelhaus ſeines Standbildes zu ſein. Am deutſchen Rhein ſteht dies Bild; der größte lebende Meiſter belebt es mit dem Prometheusfunken der Kunſt. Laßt uns jenen deutſchen Herzen einen frohen Geiſtesgruß zuſenden, deren Hochſinn Gutenberg's ehernes Bild, wie einen mahnenden Wächter der Geiſtesfreiheit gegen alle Verſuche der Finſterlinge und Rückwärtsdreher, aufrichtet.

Zieht nun die gewaltige Rheinherrſcherin durch das Erzbild Gutenberg's die Aufmerkſamkeit der ganzen gebildeten Welt auf ſich, ſo ziemt es deutſchen Herzen, nicht zu überſehen, was eine kleine Gemeinde, — Gernsheim, in der Vollkraft deutſchen Bürgerthums aus eigenen Mitteln zu Stande bringt: — das koloſſale Standbild ihres Mitbürgers Peter Schöffer. O wahrlich, dies Deutſchland iſt nicht ſo arm an Gedanken und Herzen, noch nicht ſo tief verſunken in den Sumpf des Merkantilismus, daß es das Gedächtniß verloren hätte. Aber nicht am Prunk der Reichen iſt es zu kennen, nicht an den Equipagen der Millionare, nicht an den Livreen der Mächtigen, ſondern im Bewußtſein ſeiner Bürger. Frankfurt iſt ſeinem Göthe den verſprochenen Tempel bis jetzt ſchuldig geblieben; aber die kleine Stadt Gernsheim braucht keine Collekte außerhalb ihrer Mauern auszuſchreiben, kein Album anzulegen, um die Beſteuerten an ihrer Dichter-Eitelkeit zu faſſen; ſie greift hinein in die Schatzkammer ihres deutſchen Stolzes und opfert dem Gedächtniß deutſcher Ehre, was ein reicher Krämer anderswo für Chriſttagsgeſchenke verausgabt. Wahrlich: dieſer Heilbronner Steinblock, aus dem Scholl das Standbild P. Schöffer's meißelt, athmet, — er athmet deutſchen Bürgerſtolz, deutſchen Geiſt, deutſches Herz!

Durchzieht das Leben Gutenberg's von deſſen Auslauf bis zu deſſen letztem Athemzug ein goldner Faden: die hoffende, unbeugſame männliche Ausdauer in Noth und Trübſal, — ſehen wir in ihm den Märtyrer des ſchöpferiſchen Gedankens, den Mann, deſſen Leben nicht für ihn ſelbſt, ſondern für die Menſchheit Blüthen trug, — ſo ſtellt Schöffer's Leben den rührigen Fleiß und den raſtloſen Vollendungsdrang des deutſchen Bürgers dar. — Gutenberg ſäte die Kerne, Schöffer veredelte die Frucht, und genoß bereits von ihr. Jenen Peter Schöffer von Gernsheim, der ſich noch im Jahre 1449 in Paris vom Abſchreiben der Manuſcripte ernährt, der ſpäter als ſtillbeſcheidener Lehrling in Johannes Fuſt's Haus tritt, dort dient und des Meiſters Tochter freit, — ihr ſeht ihn nach Fuſt's Tode noch ein-

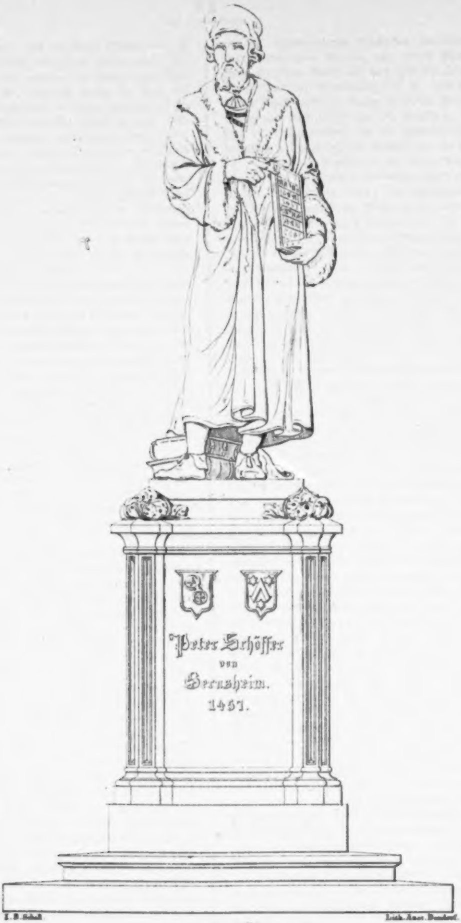

Peter Schöffer
von
Gernsheim.
1457.

I. B. Scholl.

Lith. Anst. Dondorf.

PETER SCHÖFFER's

Denkmal in Gernsheim,

componirt und ausgeführt von

Hofbildhauer **Schall** *in Darmstadt.*

Höhe des Standbildes aus Heilbronner Sandstein 12',
Höhe des Piedestales 12'.

mal in Paris auftreten, und ein König (Ludwig XI.) iſt ihm gefällig; das weltliche Gericht zu Mainz erhebt ihn, der 1479 Bürger daſelbſt geworden, zur Würde eines Richters; und als er ſtirbt, ſind ſeine Söhne im Beſitz des großen väterlichen Druckhauſes, in freier unabhängiger geſicherter Stellung. Mit Recht ſagt Schaab in ſeiner trefflichen Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt (2r Bd. S. 74): „Peter Schöffer verdient ein Denkmal neben dem des Gutenberg. Wenn ihm auch kein Theil an dem Ruhm der Erfindung der Buchdruckerkunſt gebührt, ſo bleibt er doch ihr erſter Verbeſſerer. Nur Gutenberg's Genie und ausdauerndem Fleiße verdanken wir die Erfindung, dem erfinderiſchen Kopfe Schöffer's die Vollendung. Schon bei der Anlegung des Platzes Gutenberg in Mainz haben die dankbaren Mainzer ſeiner gedacht und der Seitenſtraße zur Rechten ſeinen Namen gegeben.“

Das beiliegende Blatt zeigt Peter Schöffer's Standbild, welches ihm die ehrenwerthen Bürger ſeiner Vaterſtadt Gernsheim bloß aus ihren eigenen Mitteln durch den Hofbildhauer Scholl in Darmſtadt errichten laſſen, und welches wahrſcheinlich bis zum Frühling vollendet wird. *) Das Standbild Schöffer's iſt aus einem Heilbronner Sandſteinblock; die Höhe der Statue beträgt 12', die des Piedeſtals 10. Wir ſehen den ehrenfeſten Druckerherrn im langen Überwurf, ſinnend, eine Tafel mit Matrizen in der Hand, [illegible] Charaktere bilden das Wort: Matrizen und die Jahrszahl 1457 (die Jahrszahl der 1ſten Auflage des von Fuſt und Schöffer gedruckten Pſalterium's.)

Es ſei uns, (ohne dadurch die Beſcheidenheit des wakkern deutſchen Künſtlers verletzen zu wollen,) vergönnt, zum Schluß einige kurze Notizen über den letzteren beizufügen, deſſen äußerlich ſchlichte anſpruchsloſe, innerlich tüchtige und kernhafte Perſönlichkeit an das ſtille hausbürgerliche Weſen alterdeutſcher Meiſter erinnert.

Johann Baptiſt Scholl iſt 1784 in Bamberg geboren, woſelbſt er ſeinen erſten Unterricht genoß. Zu weiteren Studien und zu freierer Entfaltung ſeiner künſtleriſchen Anlagen fand er in Mainz, bei ſeinem älteren Bruder, Gelegenheit und Spielraum. Bei demſelben fertigte er mehre Grabmonumente mit Basreliefs, an denen ſich eine ernſte und doch künſtleriſch heiter geäußerte chriſtliche Geſinnung erkennen läßt; ſo ſtellt er auf einem jener Monumente (für eine Mutter, die nach der Geburt ihres Kindes ſtarb) auf einem Basrelief die emporſchwebende Seele vor, die noch ſehnſüchtig nach dem zurückgelaſſenen Kinde niederblickt, und auf dem zweiten einen müden Wandrer, der wehmüthig ſinnend eine zerknickte Lilie betrachtet; für ein anderes Grabmonument wählte er den ſanften Jüngling Thanatos, dem er das Attribut des Schlafes, den Mohn, zur umgeſtürzten Fackel beigab, ſo durch eine Geſtalt zwei Ideen innig verbunden andeutend. Für ein öffentliches Gebäude auf der großen Bleiche in Mainz verfertigte er die allegoriſchen Geſtalten der ſieben freien Künſte. Vom Jahre 1809 — 1813 beſchäftigte ſich Scholl zu Aſchaffenburg mit Vollendung einer coloſſalen Marmorbüſte des damaligen Großherzogs von Frankfurt, und einer lebensgroßen Büſte der Frau geheimen Räthin Müller (Alabaſter). Von ſeiner Hand ſtammen auch (aus jener Epoche) die mittlere (coloſſale) Statüe an dem Denkmal des letztverſtorbenen Kurfürſten von Mainz (Alabaſter), ferner zwei Gruppen von rothem Sandſtein (ein Löwe mit einem Kinde) auf dem Hof des Freiherrn von Mergenbaum bei Aſchaffenburg, ꝛc. ꝛc. Im Jahre 1813 wählte Scholl auf's neue Mainz zu ſeinem Aufenthaltsorte, wurde aber bald (1818) von dem Großherzog von Heſſen nach Darmſtadt berufen, um die Sculptur-Verzierungen des neuen Hoftheaters zu übernehmen. Für die herzogl. Kaſerne in Wiesbaden arbeitete er zwei coloſſale Löwen (Sandſtein), — für das Grabmal des deutſchen Kaiſers Adolph von Naſſau vier geflügelte Löwen (aus ſchwarzem Marmor), in Auftrag der naſſauiſchen Regierung ein ſechs Fuß hohes Basrelief (aus carrariſchem Marmor) für die Stadtkirche in Wiesbaden, — für die neue katholiſche Kirche in Darmſtadt ein koloſſales Hochrelief: „Madonna von zwei betenden Engeln umgeben,“ ꝛc. ꝛc. — Außer dem Standbild Schöffer's befindet ſich gegenwärtig noch das Grabmal des verſtorbenen Hofpredigers Zimmermann unter ſeinem Meißel in ſeinem Atelier. — Scholl's talentvoller Sohn, Johann Baptiſt, welcher den beigegebenen Umriß zeichnete, hat bereits manche anerkennenswerthe Proben ſeines regen Eifers für die Kunſt gegeben.

Feuilleton.

⁂ Neueſtes aus Madrid. — Weil die franzöſiſche Revolution ähnliche Phaſen durchlaufen hat, wie die Engliſche, darum meinten viele, Spanien werde nun auch wie Frankreich revolutioniren. Aber Frankreich hat Kirche und Adel zertrümmert, die in England ſich aufrecht erhalten, und in Spanien nimmt die Umwälzung nothwendig eine andere Wendung als in Frankreich, weil ihr kein philoſophiſches Jahrhundert voraufgegangen, weil ſie keinen Herd hat wie Paris, und keine Pillnitzer Coalition ſie zu einem Schreckensſyſteme ſtachelt. Übrigens hat Spanien ſchon ſeine erſte Revolution und ſeine Reſtauration durchlaufen, und — wenn man doch einmal paralleliſiren will, ſo kann man die Erhebung der Junten eine ſpaniſche Julirevolution nennen, welche ihren Haß gegen die politiſchen Machinationen des Klerus ebenſo durch Zerſtörung der Klöſter bethätigt hat, wie die Franzoſen den gleichen Haß durch Zertrümmerung des erzbiſchöflichen Palaſtes. Wie dann in Frankreich das Staatsſchiff gleich von erfahrenen Steuermännern aus dem Strudel des Volksaufſtandes wieder in die ruhige Fährte der Ordnung zurückgeführt worden, ſo ſtehen jetzt auch ſtaatskundige, auf den hohen Staatsſchulen Englands, Frankreichs und — der Erfahrung — gebildete Männer an der Spitze der Regierung in Madrid, und es entwickelt ſich bereits eine große Thätigkeit zu zweckmäßigen durchgreifenden Reformen.

Den neueſten, zuverläßigen Mittheilungen aus Madrid zufolge iſt dort Alles auf Umgeſtaltung der früheren Einrichtungen bedacht. Mehr als zwölf Commiſſionen ſind von der Regierung beſtellt, um über die nothwendigen Verbeſſerungen in den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung zu berichten. Schon geht man damit um, eine polytechniſche und eine Normal-Schule für Schullehrer zu errichten, und alle Vorbereitungen werden getroffen zur Einführung eines allgemeinen und gleichförmigen Syſtemes in allen Schulen des erſten Unterrichtes.

Dabei erwacht auch ſchon, in Mitten der politiſchen Bewegungen, eine erfreuliche Rührigkeit auf dem Gebiete der Literatur. El artista, eine Zeitſchrift für ſchöne Künſte, welches mit Geiſt und Umſicht redigirt wird, berechtigt durch ſeine Kritiken und poetiſche Mittheilungen zu ſchönen Er-

---

*) Der Künſtler hat eine kleine 28'' hohe Copie davon gefertigt, von welcher Gypsgüſſe (deren Verbreitung im größeren deutſchen Publikum ſehr wünſchenswerth iſt), eingepackt und zum Verſchicken fertig, auf dem Subſcriptionswege für 12 fl. außer Landes, und 10 fl. im Lande, bei dem Künſtler in Darmſtadt zu erhalten ſind.

wartungen. Die beigegebenen Steindrücke ſind noch von geringem Werth, laſſen aber doch ſchon ein allmähliches Fortſchreiten wahrnehmen. Das höhere Publikum neigt ſich übrigens entſchieden zum Romantismus hin. Quintana ſteht zwar noch in Anſehen, als treu befunden unter den Treuloſen; aber Espronceda, ein Mann von großem Talent wird dem Melendiz vorgezogen, und die Fuenza del Sino von Saavedra möchte wohl über alle Werke von Moratin den Sieg davon tragen.

Während nun die fortſchreitende Bewegung das Übergewicht gewonnen, fehlt es auch nicht an Verſuchen, der Parthei des alten Weſens — oder Unweſens — Anhänger zu verſchaffen. So ſprach man kürzlich viel von einer jungen, ſchönen Nonne, welche, mit wunderbaren Wunden bedeckt, Geſichte haben ſollte, die alle zu Gunſten der Karliſten gedeutet wurden. Die Regierung beauftragte einen Arzt mit der Unterſuchung jener Wunden. Die Karliſten ſtreuten nun überall aus, der Arzt ſei bei Berührung der Nonne auf der Stelle des Todes verblichen. Der Arzt aber lebt noch und verſichert, daß die Wunden bereits alle, bis auf eine, durch gewöhnliche Mittel, geheilt ſeien. Die Zeit der fabrizirten Wunder iſt für Spanien, iſt für Europa vorüber; aber die Zeit der herrlichſten, wahrhaften Wunder, die Zeit der Verjüngung — im Fanatismus und Servilismus gealterter Völker durch den Anhauch der Freiheit, des Rechtes und des göttlichen Geiſtes der Humanität — iſt für mehr als einen Welttheil — und auch für Spanien im Aufgange!

⁂ Neueſtes aus Paris. — Als die Firſterne unſerer Literatur unter den Horizont ſich zu neigen begannen, da wandten die Poeten ſich zurück in unſer Mittelalter, und zu den früheren Lebensäußerungen des Chriſtenthums; die Philoſophen ſich nach außen zu Bruno und Spinoza. So ſuchen auch die Franzoſen jetzt Stoff für ihre Thätigkeit in den alten Handſchriften ihrer königlichen Bibliotheken, Nahrung für das Gemüth im Evangelium und — der Nachfolgung Chriſti und Anreiz zum Nachdenken in — Kant und Hegel. Unter den in Frankreich kürzlich bekannt gemachten Dichtungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert bemerken wir *Les Tournois de Chauvenci*, donnés vers la fin du 13 siècle, décrits par *Jacq. Bretex*, dann *Le dit de ménage* (hgb. v. Tributien), — und eine *Moralité joyeuse*, à IV. personnages, c'est à scavoir: *le Ventre, les Jambes, le Coeur, le Chef*. Der „Roman de la Rose" aber wird nun auch (von St. Huard) in neu franzöſiſche Verſe übertragen, wie man vor 20 Jahren die Nibelungen in neudeutſche übertrug. Wie angelegentlich anderſeits die Franzoſen ſich nach unſeren deutſchen Philoſophen umſehen, kann man daraus wahrnehmen, daß ihre Zeitſchriften unbedenklich die abſtruſeſten Mittheilungen aus Hegel's und Schelling's Vorleſungen und Schriften produziren, und daß ſogar Kant's Kritik der reinen Vernunft jetzt von Neuem und zwar nach der 7. deutſchen Ausgabe von Piſſot überſetzt wird. Derſelbe hat auch Ritter's Geſchichte der Philoſophie zu überſetzen angefangen, und Guignault fährt fort, die Symbolik von Creuzer zu bearbeiten und mit den Reſultaten ſeiner eigenen Forſchungen zu bereichern.

⁂ Sociale Beſtimmung, von Victor Conſidérant. (Schluß) — Es bedarf dann nur mehr eines Schrittes, um in die 7te Periode, die der einfachen Aſſociation überzugehen, der letzten Stufe vom Chaos zur harmoniſchen Geſtaltung der Welt.

In dieſer neuen Welt ſollen die Ordnung und Harmonie des Sternſyſtemes herrſchen; denn die Sphäre der Menſchheit hat ebenſo ihre hierarchiſchen Geſetze und ihre beſtimmte Gravitation, wie der Himmel, und die Nationen und Individuen ſollen friedlich ihre Bahnen durchlaufen, wie die Geſtirne. Die Beſtimmung der Menſchheit iſt aber im Allgemeinen die: ihren Planeten ſo zu bearbeiten und zu bewalten, daß er ein Abbild darſtelle der Ordnung des Himmels; und daß alle in ihm ruhenden Schätze an den Tag gebracht werden. Wie nun dort ein Alles zurechtſtellender (régulateur) Gott herrſcht, ſo muß auch hierinnen ein einheitliches Regiment beſtehen, als Mittelpunkt aller großen induſtriellen Unternehmungen der Völker, und als Gipfelpunkt der verwaltenden Hierarchie, die den ganzen Erdboden wie ein großes Netz umfangen ſoll. Dieß Regiment bildet die General-Agentur des Erdballs, welcher namentlich obliegt, die Produktion der Welttheile mit der Conſumtion in's Gleichgewicht zu ſtellen, und dem Austauſche der Erzeugniſſe vorzuſtehen. Zunächſt unter ihm gruppiren ſich die Regentſchaften über ganze Welttheile, und unter dieſen wieder Regierungen kleinerer Umkreiſe, und ſo weiter hinab, bis zur Gemeinde, welche das ſociale Element des geſammten menſchheitlichen Organismus bildet.

Die Gemeinde begreift zum wenigſten 400 Familien auf einer Quadratmeile, und beſteht aus Ackerbauern, Handwerkern, Gelehrten und Künſtlern, die alle zuſammen gleichſam einen vollſtändigen Menſchen bilden und eine einzige große Haushaltung. Eine von allen erwählte Regentſchaft vertheilt die Verrichtungen und ſteht der Arbeit vor, die durch ihre Anordnung anziehend (attrayant) geworden. Vergeblich iſt verſucht worden, die „leidenſchaftliche Anziehungen" (attractions passionnées) durch die Vernunft (raison) zu bekämpfen. Die Fruchtloſigkeit dieſes Kampfes nöthigt daher, anzunehmen, daß alles darauf ankomme, eine Anordnung zu finden, welche „jener Anziehung in jeder Hinſicht genüge." Da nun alle Menſchen nach Gewinn trachten und vom Reichthum und Vergnügen angezogen werden, ſo iſt unſtreitig diejenige Geſellſchaftung die von der Natur geforderte Einrichtung, in welcher, mit dem geringſten Aufwand von Mitteln, allen Mitgliedern der reichlichſte Genuß zu Theil wird. Es läßt ſich aber erweiſen, daß eine Gemeinde, deren Mitglieder gemeinſchaftlich arbeiten und haushalten, viermal ſo viel produziren kann, als eine ſolche, in welcher jeder für ſich allein arbeitet und haushält. Hiermit iſt aber weder Eigenthum, noch Vererbung aufgehoben, ſondern nur die vereinzelte Beſchaffung der Lebens- und Genußmittel. Alles Erworbene wird vielmehr im Verhältniß zum Produziren zum beſtimmten Einſatz von Kapital, Arbeit und Talent nach feſten Geſetzen vertheilt. So iſt jeder am Gemeinwohl betheiligt, weil ſeine Emolumente ſich verhältnißmäßig mit den Ergebniſſen aller Gewerbthätigkeiten vermehren. Eine allgemeine Erziehung erweckt und entwickelt alle beſonderen Anlagen. In mitten aber des Gemeindegutes erhebt ſich das Gemeindehaus, für's erſte nur geſund und bequem, in der Folge ſchön und prachtvoll, ein wahrhafter Pallaſt des Menſchen. Dies iſt, was Fourier einen Phalanſtère nennt. — Die Erſparniſſe, die durch ſolche Gemeinſchaftung erzielt werden, ſind unberechenbar; die Ausführung dieſes Planes und ſeine Verbreitung über die ganze Erde unausbleiblich, ſobald nur einmal die Einrichtung eines Phalanſteriums die glänzenden Vorzüge ſolcher Veranſtaltung zur Anſchauung gebracht haben wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 4. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 5. Januar.

Es kann nicht ſein.

Von

Henriette Ottenheimer.

Komm' mit mir, meine ſüße Braut,
Zum Vater hin, laß ihn dich kennen,
Dann darf, geheimnißlos und laut
Die Lippe, wie das Herz dich nennen.
Geh! ſchmücke dich, — ach, wie ſie zittert —
O fürchte nicht: er ſage nein!
Geliebte, hoffe unverbittert
Mit deinem Freund — es kann nicht ſein!

Sie iſt geſchmückt; ſie trägt ein Kleid,
In welchem ſie ſchon oft gebetet,
Erfüllt von Luſt, gedrückt von Leid;
Und ihre Seele überredet
Sich fromm in dieſem Luſtgewande, —
Worin ſie ſtets, bei Kirchenſchein
Erhörtes Flehn empor nur ſandte, —
Verworfen werden kann nicht ſein.

Und kindlich, vor dem Fürſtengreis,
Der Gott ſoll werden ihrem Looſe, —
Am rechten Ort, an Höh' und Eis, —
Knie't jetzt die ſanfte Alpenroſe.
Noch lächelt hell ſie dem Geſchicke,
In's wolkendunkle Aug' hinein,
Doch tödtlich dringt aus ſeinem Blicke,
Ein eiſges: Es kann nicht ſein!

„Mein Eid iſt's,“ ſpricht der Fürſt mit Hohn,
„Die Gattin, die mit meinem Sohne,
Einſt theilen ſoll den Herrſcherthron
Muß ſelbſt ihm bringen eine Krone.
Wird ihr Gelock zum Diademe,
So ſei die Bettlertochter dein,
Mit ihr dann meinen Segen nehme,
Doch, bleibt es Haar — nie kann es ſein!“

Da fleht der Sohn zum Sternenzelt:
„Leicht wird euch Himmliſchen dies Wunder!
O duldet nicht, daß meine Welt,
Daß meine Liebe gehe unter.“
Doch ſtolz und mild verſchließt die bleiche
Geliebte ihm, im Kuß, den Mund:
„O bete nicht, daß Gottes reiche
Huld ſich uns alſo gebe kund!

„Geſchäh' es nicht dem ew'gen Recht
Dem Königthum der Lieb' zum Hohne,
Wenn ſich mein weiches Haargeflecht
Verwandelte zur harten Krone? —
Soll ird'ſchem Wahn des Himmels Ehre
Der Wunder Allmacht dienen? — nein,
Den Sieg des Geiſtes nur begehre,
Kein and'rer kann beglückend ſein.

„Sei ſtark, und um mich bange nicht
Ich liebe dich — bin zu beneiden
Und nie, — wenn dieſe Schranke bricht,
Tönt mehr ein Trennungswort uns Beiden.
Ein leuchtend Diadem gewinn' ich
Dann für dies arme blonde Haar,
Des höchſten Königs Kind nur bin ich,
Die hier des — Bettlers Tochter war.“

Das Ondinenbild.

Novelle von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

Glücklicher Mann, der Umgang hat mit zwei Unſterblichen — der Armuth und der Kunſt! Nicht in Palläſten, aber in niedern Hütten werden die Götter geboren! Mitten in der Wildniß ſpringen die Quellen aus der Erde, die Mütter der Ströme, die Ernährerinnen der Meere, — werden erzeugt die Stürme, und welterſchütternde Gedanken. In der Wohnung des Malers aber hielt die Armuth ihr Hoflager. Hätten in ſeiner Stube nicht barmherzige Spinnen verſucht die Fenſter zu verhängen, nicht der mitleidige Staub die drei Rohrſtühle und die unverſchließbare Commode mit weichen Teppichen überworfen gehabt, ſo wäre gar wenig von Luxus zu bemerken geweſen. In dieſe Armſeligkeit hinein war dennoch die Poeſie der Linien und Farben, Raphael's Idea, hereingetreten. Ich rede von jenem Bilde auf der Staffelei, welche Heinrich ſchon bei Tagesanbruch zum Ärger des ſchlaftrunkenen Freundes hin und her gerückt hatte, bis das Bild endlich in das beſte Licht, und wenn Johannes vom Lager endlich emporſah, auch zugleich ebenſo vor ſeine Augen hingerückt war. Es war ſchon heller Tag geworden und Heinrich machte einen ſo hölliſchen Lärm mit den Kaffeetaſſen, bis endlich Johannes die faulen Augen aufthat. Da ſtand das Bild vor ihm. Er fuhr in die Höhe, rieb ſich über Stirn und Augen, als wolle er alle Nachtträume verſcheuchen, er blickte wieder hin, aber immer mächtiger trat das Bild in ſeine innerſte Seele. Unverkennbar war darinnen der Fiſcher von Göthe dargeſtellt, wie ihn eben das Meerweib hinunter lockt in die Fluth:

> „Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
> Da war's um ihn geſcheh'n!“

Dieſes Bild iſt vielleicht hie und da einem Leſer dieſer Geſchichte vor die Augen gekommen. Da iſt nicht ängſtlich dem Dichter nachgebetet; der Maler hat mit Palette und Farben die göttliche Ballade noch einmal und ganz eigen gedichtet. Der Fiſcher, mehr Knabe als Jüngling, ſitzt am Fuße des Felſens am Meere. In der ſchwülen Gewitterluft, welche über ihn hin düſtert, hat er den weiten Mantel von der Schulter zurück und deſſen Ende über den Schooß geworfen gehabt. So mochte er lange geſeſſen haben, bis es endlich auch ſciroccodunkel in ſeiner Seele geworden war; — da hörte er auf einmal ſeltſame Zitherklänge und Liedesworte aus der Ferne herkommen, und endlich eine ſchöne Ondine, mit durchſichtigen Nebelſchleiern auf dem Meere herüberſchwimmen. Sie iſt ſchon in der Nähe des Ufers, da wirft ſie Schleier und Lyra zurück, eine weitausgreifende brandende Woge hebt ihre glänzende Geſtalt hoch in die Höhe und dem erſchrockenen Jünglinge zwiſchen die kräftigen Kniee hinauf. Schon hatte er den einen Fuß zur Flucht und widerſtrebend den linken Arm gehoben, denn dieſer iſt dem Herzen am nächſten, wo noch einige fromme Bibelſprüche aus der Schule her verweilen mögen. — Aber da ſtreckt ſich der weiße Ondinenarm ſo ſehnſüchtig aus, ihre rechte Hand faßt plötzlich die linke des Jünglings, vor dem weichen Drucke ihres Daumens auf den Goldfinger ſinkt ſie wie gelähmt am Felſen herab; — ſo iſt ſein Widerderſtand — auf dieſer Seite — aber wie vielmehr iſt er auf der andern Seite bewältigt. Unter ſeinen rechten Arm hinauf hat die Sirene ihren Arm emporgehoben, ihre Hand unter ſein dunkles Haupthaar auf den Nacken hereingeſchoben, indem ſie da mit dem gekrümmten Zeigefinger feſt eindrückt. Wie könnte der Jüngling aus dieſer Schlinge ſich retten! Hat er noch Blut und Leben, ſo iſt er verloren! — Da ſie emporſchaut, ſo hat ſie das mit Waſſerblumen und Blättern bekränzte Köpfchen, deſſen blonde Locken unter dem Kranze hervor wie Feuerzungen nach Luft lechzen, ganz zurückgebogen; das Geſicht des Jünglings wird von dem Zauberblicke, der jetzt in ſeine Augen guckt, tief herabgeſenkt. Mir ſcheint es, als blühe um ſeinen Mund die erſte Sünde auf. Welches glühende Schmachten liegt nicht in dem emporſchauenden Antlitz des Waſſerweibes, von der Muſkel des Auges über die tiefeinſetzende Naſe vor, bis zu der gefüllten aufklaffenden Centifolie des Mundes, um das ganze runde Apfelkinn herum und nun am weichen Halſe hinab, der wie ein zarter Stiel das betäubende Blumengeſicht zu dem Jünglinge emporträgt! Wer möchte ſich wundern, daß der junge Fiſcher mit trunkenem Haupte in dieſen Liebeszauber und in die Wogen hinunter ſinkt?

> „Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
> Da war's um ihn geſcheh'n!“

Dieſes Bild hat aber eine ſo große Bedeutung, weil es fürwahr die Etiquette der ganzen neuen an die Wolluſt verlorenen Zeit iſt. Der unheimliche Berg iſt wieder aufgethan, und Frau Venus jagt mit ihren ſchönen Teufelinnen über Berg und Thal. In der Hand trägt ſie das elfenbeinerne Horn; todesſüße Klänge ziehen wie Schwäne durch die Luft, darüber vergißt die jubelnde Tannhäuſerjugend Vater und Mutter, Himmel und Erde, Vaterland und Freunde, und jauchzt ihr hinterdrein dahin in die lachende Verzweiflung und in den ewigen Tod.

Johannes ſagte nach langer Zeit, während er das Bild unverwandt angeſchaut hatte, wie für ſich: „Armer Junge, fahr' wohl!“ (Fortſ. folgt.)

Görres und Börne gegen Göthe.

Daß Männer von Geiſt und Talent einen großen Dichter verkennen und ihre verkennende Anſicht ausſprechen, ſie unterſtützend mit den Gründen, welche ſie ſich erſonnen haben, pflegt ſelten vorzukommen, und es iſt immer der Mühe werth, den ſubjectiven Urſachen, welche ſie dazu bringen, nachzuſpüren, um wo möglich durch Darlegung derſelben dem Einfluß ſolcher Urtheile bei'm Publikum zu begegnen. Es kann durchaus nicht als gleichgültig gelten, ob ein großer Dichter dem Publikum durch ungerechte Urtheile verleidet werde, oder nicht, denn es wird denen, welche keine tiefgehende Einſicht in die Kunſt haben, und nur wenn ſie an die Größe des Dichters glauben, durch die allgemeine Stimme mit fortgezogen, an ihm ſich zu beſſerer Einſicht heranbilden, und des Schönen, welches ſolche Einſicht verſchafft, theilhaft werden, ein unerſetzliches Bildungsmittel entzogen. Wer aber möchte behaupten, es ſei überhaupt nicht viel daran gelegen, ob ein Volk Sinn für Kunſt habe und auf ſie achte? Gewiß kein gebildeter Menſch, oder es mußte aus Bizarrerie geſchehen, denn wer nicht durch Religion, Kunſt und Philoſophie, ſei es durch ſie zuſammen oder durch eine dieſer über das Gemeine unſerer Natur emporgehoben wird, muß darin verſinken, und es iſt ein wahres tiefgefühltes Wort Schiller's, wenn er ſagt in dem Diſtichon an die Muſe:

> Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht, aber es graut mir,
> Seh' ich, was ohne dich hundert und tauſende ſind.

Wobei auch des ſchönen Verſes in Platen's verhängnißvoller Gabel gedacht werden mag:

> Und des Himmels Lampen löſchen mit dem letzten Dichter aus.

Darum bleibt es bedauerlich, wenn Männer von Geiſt und Talent, deren Urtheil auf viele wirkt und ſehr oft das Urtheil von tauſenden, welche auf ihre Einſicht vertrauen, beſtimmt, einen Heros der Kunſt herabſetzen. Da zu unſerer Zeit die Mediſance auch in die Literatur eingedrungen iſt, und jede etwaige perſönliche Schwäche eines bedeutenden Mannes vor dem Publikum von manchem mit mehr Behagen beſprochen wird, als die großen Leiſtungen, welche wir ihm verdanken, ſo mußte natürlich auch Göthe eine Zielſcheibe werden, auf welche tauſende aus Verläumdungskoth geknetete Kügelchen abgeſchoſſen worden, beſonders da man, als der Heros hochbetagt war, einige Schwächen oder Sonnenflecken an ihm entdeckt haben wollte. Hiezu mußte ſich natürlich der ſchwache ſowohl, als auch der hoffärtige Pietismus geſellen, welcher für die Manifeſtationen des Schönen kein Auge hat, und deßwegen den darin enthaltenen Abglanz des Göttlichen nicht erkennt, der Kunſt die einzige Forderung ſtellend, Phraſenmacherin zu ſeinen Zwecken zu ſein, Küſterdienſte im Tempel des Herrn zu verrichten, nicht aber ſelbſt als Prieſterin darin die Gemeine zu erbauen und auf ihre Art zu dem ewigen Lichte zu erheben. Auch unverſtändige unduldſame Demokratie ſah und ſieht noch auf den vermeintlich vornehmen Mann, welcher nie den krankhaften Zeiterſcheinungen huldigte, mit Ärger und ſucht ihn mit aller Macht zu beſchimpfen. Doch all dieſer Zuſammenfluß von Mediſance, wie widerlich er auch ſein mag, trägt zum Theil ſein Correctiv, die Verachtung, welche er bei vielen erweckt, in ſich, und die Puſtkuchen, Müllner u. ſ. w. konnten ſich kein bedeutendes Anſehn erwerben, ja für den Tempel des Gothe'ſchen Ruhmes iſt zuletzt ſolcher literariſcher Schmutz nicht verunreinigender, als für die italiäniſchen Palläſte der wirkliche ihrer Stiegenhäuſer. Mit ſolchen Literatoren darf man nicht die Männer von Geiſt und Talent, deren Streben ernſt iſt, verwechſeln in ihrer Verkennung Göthe's, weßhalb hier einige Worte über die vermuthlichen Gründe ſtehen mögen, welche die wenigen bedeutenden Männer, deren Zahl ſich auf drei beſchränkt, zu ihren Anſichten über Göthe vermochten. Novalis, der dritte zu den in der Überſchrift genannten zweien, zeigt ſich in ſeinen hinterlaſſenen Schriften als einen jungen Mann, von kranker Sehnſucht, welchen die Welt ſchmerzlich berührte. Sein Ohr lauſchte nicht irdiſcher Muſik, ſondern dem fernen unverſtändlichen Rauſchen der Lebenswaſſer, die aus den Himmeln des Urgeiſtes ſich in die Weltadern ſtürzen und den lebendigen Pulsſchlag der Materie ſchaffen. Nicht las er gern die Seiten in dem Buche des Lebens, welche mit deutlicher, verſtändlicher Schrift geſchrieben ſind, ſondern verweilte bei den Blättern, welche, mit wunderlichen, geheimen Hieroglyphen bemalt, die Elfenbeinpforte der ſeltſam wechſelnden Nebelgeſtalten überirdiſcher Träume öffnen. Sehnſüchtig nach dem Tode gewendet, der die beengende Schranke des Endlichen zerbricht, konnte er nicht erfreut werden von der Kunſt, welche die unendliche Idee in die Schranke des Raumes bannt, und beide durch ihren unlösbaren Zauber ſo innig vereinigt, daß die Form ſelbſt die Idee wird, gleichſam eine Verkörperung eines Göttlichen, welches, fortan ſcheinbar ſich ſelbſt genügend, in der körperlichen Schranke in alle Ewigkeit lebt, ohne in den Urquell zurückzufließen. Die Kunſt in dieſer ihrer höchſten Vollendung, worin in der deutſchen Literatur Göthe am meiſten geleiſtet hat, mußte ihm weltlich erſcheinen und als ein frevelhafter Prometheiſcher Feuerraub, begangen an dem ewigen Lichte, wohin er ſich immer ſehnte. Darum wollte er den großen Dichter beſiegt wiſſen, wie wir aus dem mit Zelter geführten Briefwechſel erfahren. Mochte er auch den Wilhelm Meiſter einen Candide nennen, es konnte dies nicht das Buch herabbringen, da ja das köſtliche Kunſtgebilde, die Mignon, allein hinreicht, ein Werk aufrecht zu halten, wenn ſogar, was aber gar nicht der Fall iſt, alles andere ſchwächer darin wäre.

Anders verhält es ſich mit Görres, welcher neulich in der Anzeige von dem Briefwechſel eines Kindes mit Göthe in dem Morgenblatte ſeine Anſicht über den Dichter ausgeſprochen. Dieſer Mann, geiſtvoll, kräftig, mit einer höchſt energiſchen großartigen Phantaſie begabt, übte einſt einen bedeutenden Einfluß auf das Urtheil ſehr Vieler aus, und wenn gleich ſeine Richtung ihn Vielen ſeither entfremdet hat, ſo iſt die Zahl derer, bei denen er ſein Anſehen behauptet, doch nicht gering. Ja auch die, welchen ſeine Richtung nicht zuſagt, müſſen ſeine Geiſteseigenſchaften anerkennen, und man kann ſich der Freude an ſeinen Schilderungen nicht entziehen, wenn er die Philiſter und ihr Treiben in den geiſtesleeren Niederlanden der Spießbürgerlichkeit ſchildert, oder die kahlen Spitzmäuſe der hausbackenen Aufklärerei mit Spazierſtöckchen nach Rom pilgern läßt, um die Knochen derer, welche der Ogre in Rom gefreſſen, in der Kakushöhle zu beſichtigen. Überhaupt, wenn er Schwächen und Thorheiten mit Witz und Phantaſie lächerlich macht, kommt ihm ſo leicht Niemand gleich; jedoch das Hauptſtreben ſeines Lebens iſt von der Art, daß man ſich zwar manche Urtheile und Anſichten des Mannes daraus erklären, aber dieſe nicht billigen kann. Seine Phantaſie hat, genährt mit dem Seltſamen, Wunderbaren und Phantaſtiſchen aller Zeiten, ſich einen wunderlichen, mit tauſend Spitzen und Zacken und Schnörkeln und Thürmchen ausgezierten Tempel der Menſchheit erſonnen, auf deſſen Zinne der Hoheprieſter, Segen und Erleuchtung von oben empfangend, ſegnend und heiligend ſitzt. Was nicht laut ſeine ideale Richtung kund gibt, kann nicht als Bauſtein zu jenem Tempel dienen und wird verworfen, ohne daß immer ſorgfältig unterſucht wird, was es werth ſei und ob nicht von edler Art. Ja, ſobald die ſchönſte im Himmelslicht üppig gediehene Blume ihr Haupt zur Erde beugt, ahnet er gleich eine telluriſche Richtung und einen Abfall von der Sonne, mag auch jedes Blatt derſelben durch ſeine Farbe das Himmelslicht bezeugen. Die Kunſt ſchätzt Görres, wie es bei einem ſo kräftigen Geiſte nicht anders ſein kann, aber zu ſehr auf ſeinen Tempelbau gerichtet, ſoll ihm jede Kunſt zum Schmuck deſſelben dienen, und die, welche in Gottes freier Natur ſelbſtſtändig bleibt, muß in ſeinem Urtheil jener nachſtehen, ſollte ſie auch, an und für ſich betrachtet, die vollkommnere ſein. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Schriften über die franzöſiſche Revolution. — Von der ſchätzbaren Akten- und Zeitſtimmen-Sammlung, welche B. Buchez und J. C. Roux unter dem Titel: Histoire parlementaire de la Révolution française, ou Journal des assemblées nationales, depuis 1789 jusqu'en 1815, herausgeben, iſt nun bereits der XIX. und XX. Band erſchienen, die bis in die erſten Tage des Convents hinabreichen.

Die Deutung dieſer ungeheuren Hieroglyphen wird noch immer von den entgegengeſetzteſten Standpunkten aus verſucht, und führt darum auch zu den widerſprechendſten Reſultaten. Mignet, Thiers und ſo viele andere haben ihre Überzeugung dahin ausgeſprochen, daß die Revolution ein unvermeidliches und heilſames Ereigniß geweſen.

Herr de Conny dagegen, ein Hauptorgan der katholiſch-legitimiſtiſchen Parthei, ſieht in ſeiner kürzlich herausgegebenen Histoire de la révolution de France dieſe immenſe Begebenheit nur als eine monſtruöſe Abirrung des menſchlichen Geiſtes an, deren Urſachen zunächſt im „elenden (misérable) Geiſte" des 15ten, zunächſt aber in der „religiöſen Inſurrektion" zu Anfang des 16ten Jahrhunderts zu ſuchen ſeien. Hiermit iſt freilich Alles für ſolche abgethan, die noch immer die Reformation als ein Werk der Finſterniß zu verabſcheuen gewöhnt ſind. Doch hat ſich ſelbſt unter den Katholiken die Überzeugung aufgebreitet, daß die kirchlichen Mißbräuche im 15ten Jahrhundert eben ſo himmelſchreiend waren, als die ſtaatlichen im 18ten, und daß die Reformation eben ſo wohlthätig auf die päpſtliche Kirche zurückgewirkt hat, wie die franzöſiſche Revolution ſelbſt auf die Staaten, die ihre Heere zur gewaltſamen Reſtauration des alten Régime's in Frankreich ausgeſendet. Es darf daher befremden, daß das Journal de Francfort noch in dieſen Tagen behaupten konnte, den großen öſtlichen Staaten „fehle Nichts, als — der Fortſchritt oder vielmehr das Fortſchreiten (le progrès)." — Daß in den letzten 40 Jahren nicht nur in Preußen, ſondern auch in Öſtreich, ja ſogar in Rußland bedeutende Fortſchritte ſtatt gefunden, iſt leicht durch Vergleichung der jetzigen Zuſtände mit den früheren zu ermitteln. Daß auf der anderen Seite weder in Frankreich noch in England ein friedliches Fortſchreiten durch organiſche Einrichtungen geſichert iſt, iſt für beide Staaten durch die Geſchichte der letzten fünf Jahre und die noch fortwährende Gährung der Staatselemente thatſächlich erwieſen. Herr de Conny aber iſt uns die Erklärung der beherzigenswerthen Thatſache ſchuldig geblieben, daß in Frankreich, wo die Reformation mit Feuer und Schwert unterdrückt worden, der „elende Geiſt des 18ten Jahrhunderts" ſich gebildet und eine ſo gewaltige Umwälzung zum Ausbruch gekommen, während in Preußen, wo die Reformation geſiegt, der Staat ſich friedlich fortzubilden nicht aufgehört hat.

⁂ Bücherſpiel. — Die Pariſer Buchhändler ſcheinen wirklich die Bücher nach und nach in lauter Lotterieloose verwandeln zu wollen. Indeß ſoll ſchon in der bevorſtehenden Verſammlung der Kammer von der Regierung ein Geſetz in Vorſchlag gebracht werden, welches nach Aufhebung der Zahlenlotterie auch das Bücherſpiel verbieten ſoll. Die erſtere dieſer Maßregeln iſt ſchon ſeit vielen Jahren von Menſchenfreunden und einſichtigen Staatsmännern in Antrag gebracht, da zahlloſe Familien durch jenes Wageſpiel zu Grunde gerichtet und nicht wenige Selbſtmorde dadurch veranlaßt worden. Das Bücherſpiel ſcheint minder gefährlich, ja durch Anlockung zum Bücherkauf ſogar zur Verbreitung geiſtiger Bildungsmittel förderlich zu ſein. Aber die Literatur muß ſolche Buhlerkünſte verſchmähen und der Buchhandel würde durch deren Geſtattung gar bald zu Grund gerichtet werden. Es gilt jetzt vielmehr, durch möglichſte Beſchränkung aller Art von Hazardſpiele, durch Errichtung von Arbeitsanſtalten und Sparkaſſen der arbeitsſcheuen Gewinnſucht und durch Pflege der Volks- und Gewerb-Schulen, durch Bildung von Geſellſchaften zur Verbreitung guter Bücher und durch ſtrenge Beaufſichtigung der Leihbibliotheken jener blinden Leſeſucht entgegen zu arbeiten, deren nächſte Folgen eine zunehmende Verwirrung aller Begriffe und ein ſich ſteigerndes Mißbehagen und Ungenügen mit der beſchränkten Wirklichkeit ſind.

⁂ London, 23. Dezember 1835. — Vor Kurzem wohnte (ſo berichtet ein Londoner Journaliſt) in der Nachbarſchaft von Brompton ein tiefſinniger (?) Tonkünſtler, Namens Braham, welcher eine Wunderlampe in ſeinem Saal hatte. Durch langes Nachdenken und Ueben in ſeiner Kunſt war er im Beſitz von Metallſtücken, welche, wenn ſie hörbar gegen einander klangen, die geheime Kraft hatten, den Genius irgend einer Kunſt ihm auf kleine Weile zu Gebote zu ſtellen. Er klang ihn denn herbei und rief: What ho! Genius der Baukunſt erſchein, erſchein! „Augenblicklich bildete ſich auf den Klang ein Kreis, und wie aus dieſem Kreiſe neben der wundervollen Lampe hervorſchreitend ſtand Herr Beazley da. „Was iſt dein Begehr?" ſagte Herr Beazley, „ich bin der Genius der Baukunſt und bereit, dir in allen Dingen zu gehorchen." „Baue mir ein Theater in der Königs-Straße St. James," ſagte der große Muſiker, „und mach, daß es an Schönheit alle andern Theater zu London übertreffe." Der Genius der Baukunſt warf einen ſchlauen Blick, hüpfte in ſeine Wohnung, winkte ſeinen Myrmidonen und ſetzte ſich auf der Königs-Straße nieder. Eine Höhlung wurde gegraben und eine Hohlung ausgefüllt und das Ganze war fertig. „Herr, ſeid Ihr zufrieden?" fragte der Genius der Baukunſt. „Vollkommen," antwortete der gelehrte Tonkünſtler. Und auch wir ſind vollkommen damit zufrieden; denn ſicherlich kann es kaum ein geſchmackvolleres Theater irgendwo geben, hier aber iſt noch nie ein ſo geſchmackvolles geſehen worden. Es iſt bis in's kleinſte und ſo oft in den Tagblättern beſchrieben, daß fernere Wiederholung überflüſſig wäre. Wir wollen nur bemerken, daß das Gebäude in Hinſicht des Umfangs breit genug und nicht zu breit, ſchmal genug und nicht zu ſchmal und die Dekorationen in dem beſten Styl der beſten Periode für ſolche Arbeiten, der Regierung Ludwigs XIV., ausgeführt ſind. Es würde uns Vergnügen machen, könnten wir die übermäßige Lobpreiſung, welche wir dem Hauſe ertheilt, auch auf die theatraliſchen Aufführungen des letzten Montag Abend, da es eröffnet wurde, ausdehnen; aber für jetzt iſt uns dieſes nicht vergönnt. Das erſte Stück war eine Oper, betitelt Agnes Sorel, in Muſik geſetzt von Miſtreß G. A. Becket. Der Inhalt kann mit wenigen Worten abgefertigt werden, je kürzer, je beſſer; denn es iſt ein elendes Machwerk, ohne Plan, es müßte denn der Umſtand, daß ein König und ſein General vor einer jungen Dame die Hüte ziehen, einer genannt werden und mit keiner Situation und Wechſelfällen, die einigen Anſchein von Abſicht haben; denn ſie entſpringen alle aus demſelben Umſtande, nämlich, daß der General das Inkognito des Königs benutzt, um Dinge zu ſagen, die er ſonſt nicht ſagen dürfte. In dieſem Dialoge kommen Abgeſchmacktheiten wie folgende vor: Dunois ſpricht unter der Regierung Karl's VII. von einem Aufruf an die National-Garde: the militia being called out, da die Engländer vor den Thoren von Paris ſind; was zu ſehr auffällt, um übergangen zu werden. Der Text der Geſänge war nicht, wie gewöhnlich, im Theater käuflich zu haben, und nachdem zu urtheilen, was Herr Braham (einer der wenigen Sänger, deren Vortrag verſtändlich iſt) vorzutragen hatte, möchten wir dieſe Maßregel weiſe nennen. Die Muſik mag für die junge Dame ein wundervolles Erzeugniß ſein und iſt es in der That, ſelbſt wenn man annimmt, daß ſie dabei Hülfe gehabt, aber wir glauben, daß die parteilichen Ohren von Aeltern nöthig ſind, um darin mehr als Gemeinplätze und durchaus Nahrung zu finden, und kein Compoſiteur hat das Glück, ein Auditorium von lauter Väter und Müttern zu haben. Wir bewundern von Herzen den Fleiß und den lobenswerthen Ehrgeiz der eine junge Dame antrieb, eine ſo ſchwierige Aufgabe durchzuführen, und werden uns freuen, wenn unſre Meinung, daß dieſe Oper nicht für die Dauer anziehend ſei, getäuſcht wird. Zwei neue Poſſen folgen der Oper: „A clear Case" und „the French company."

⁂ Am 5. Dezember ſtarb in Syrakus Graf Platen an einem gaſtriſchen Fieber.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 5. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 6. Januar.

Geiſtiges Leben in Oeſterreich.

(Fortſetzung.)

Den Einen iſt es wirklich um die gute Sache ernſt, ſie wiſſen, was ſie wollen, und gehen auf ihr Ziel gerade los. Sie ſind von der Idee der Humanität durchdrungen, und ſtreben durch Wort und That, ſie zu verwirklichen. Ihre künſtleriſchen Bemühungen ſind lauter und ohne Hinterhalt. Veredlung ihrer Mitmenſchen, Unterdrückung der Schlechtigkeit, wo und in welcher Maske ſie ſich auch zeige, Beförderung der Intelligenz und der Kultur, Erweckung und Verfechtung der Nationalehre ſind ihre Zwecke. Jeder aus ihnen baut nach ſeinen Kräften an dem wahren Tempel der Kunſt. — Dieſen Söhnen des Lichtes gegenüber ſtehen die Trabanten der Finſterniß, die den höheren Ideen der Kunſt den Krieg erklären, die ſich in den Kloaken der Gemeinheit ergehen, und deren letzter Hinterhalt die Verneinung iſt. Sie ſuchen die Fortſchritte der guten Sache zu paralyſiren, indem ſie die Sinne des literariſchen Pöbels kitzeln, deſſen Hange nach Zerſtreuung, auf Koſten des guten Sinnes, Köder vorwerfen und ihn ſomit hindern, ſein beſſeres Selbſt zu erkennen, und das Schöne und Große in der Erſcheinung zu beachten. — Zwiſchen jenen Bauenden und dieſen Untergrabenden ſtehen die Indifferenten in der Mitte, zu welchen alle jene zu rechnen ſind, an deren Ohren die ſchreienden Anforderungen der Zeit vergebens anſchlagen oder die ihr beſſeres Fühlen und Erkennen durch Rückſichten übertäuben laſſen, und ſich weder hieher noch dorthin wenden, ſondern rathlos auf einem unſicheren Mittelpfade ſchwanken. (Die Sekte der Frömmler, der katholiſchen Zeloten und in verkappter Sinnlichkeit faſelnden Myſtiker braucht nicht abgeſondert angeführt zu werden, da ſie ihren Einfluß auf die ſchöne Literatur beinahe ganz eingebüßt hat.) — Die eben angedeuteten Elemente finden ſich in drei Prototypen: Grillparzer, Saphir und Caſtelli repräſentirt. Wollte man dieſe drei Erſcheinungen auf Shakſpeare's Schöpfungen beziehen, ſo möchte man den Erſten mit dem tiefſinnigen, geiſtreichen, edelmüthigen, aber durch Gemüthskränkung bis zur Lebensironie verſtimmten Hamlet, den Zweiten mit der verſchmitzten, gemeinſinnlichen Zwittergeſtalt Kaliban, und den Dritten mit dem behaglichen, ſchüſſelleckenden, gutmüthigen, aber etwas ſchlotterbeinigen, alten Knaben Falſtaff vergleichen. — Grillparzer iſt als dramatiſcher Dichter nicht nur in Deutſchland, ſondern in der ganzen civiliſirten Welt rühmlichſt bekannt. Seine Schöpfungen tragen den Stempel der Unſterblichkeit auf der Stirne. Man hat ihn arg verkannt, wenn man ihn wegen der Tendenz ſeines Trauerſpiels: „Ein treuer Diener ſeines Herrn," des Servilismus bezüchtigte. Es wäre zu wünſchen, daß der außerordentliche Erfolg ſeines letzten Werkes: „Der Traum ein Leben," dieſen hochbegabten Dichter zu neuen Veröffentlichungen anſpornen möchte. Siebenzehn dramatiſche Arbeiten, mehr oder weniger vollendet, liegen in ſeinem Schreibepulte verſchloſſen. Eben ſo groß und originell iſt Grillparzer als Lyriker. Seine Gedichte ſind leider noch nicht geſammelt erſchienen.

Außer Grillparzer beſitzt Wien noch mehre Schriftſteller, auf die es mit Recht ſtolz iſt, und andere, mit dieſen in Sinn und Geiſt verwandte, die es zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen. Joſeph Chriſtian Freih. v. Zedlitz iſt als ausgezeichneter lyriſch-epiſcher und als glücklicher dramatiſcher Dichter bekannt. Seine Gedichte, namentlich ſeine „Todtenkränze“ leben in Jedermann's Andenken. In „Kerker und Krone“ hat er ſeinen erhabenen Stoff mit weit mehr Begeiſterung und poetiſcher Wahrheit aufgefaßt, als Raupach, deſſen „Taſſo“ ein leeres Prunkgebäude iſt, der den unglücklichen Dichter mit dem Leben verſöhnen wollte und ihn unter die Fußtritte der Gemeinheit warf. Seine Überſetzung des „Childe Harold“ iſt meiſterhaft. Zedlitz bewegt ſich zwar in den ariſtokratiſchen Salons; er verläugnet aber nirgends ſeine Geſinnung und die gute Sache, er verficht ſie vielmehr mit allem Feuer ſeiner Dichterſeele. — Joſeph Freih. v. Hammer, deſſen Name mit derſelben Hochachtung in Calcutta, Teheran und Philadelphia, wie in ganz Europa ausgeſprochen wird, hat uns die Schätze des Orients in ihrer ganzen verſchwenderiſchen Pracht und Fülle aufgeſchloſſen. Aus den, von ihm eröffneten Quellen kann noch eine ganze Dichterlegion der Nachwelt Begeiſterung und Bildungskraft ſchlürfen. Die literariſche Thätigkeit dieſes Mannes iſt unglaublich. Fortwährend erſcheinen neue Früchte ſeines Wiſſens und Strebens. Eine ſolche Produktivität iſt nur bei der ſtrengſten Zeiteintheilung erklärbar. Hammer iſt zugleich der edelſte Menſch, Kunſt und Wiſſenſchaft, Wahrheit und Recht gelten ihm mehr, als die vergänglichen Errungenſchaften des ſogenannten Weltmanns. Er gebraucht den Einfluß ſeiner politiſchen Stellung auf das ehrenvollſte. Jede Bedrückung bekämpft er mit jugendlichem Feuereifer.

Nikolaus Lenau und Anaſtaſius Grün ſind zwar nicht in Wien anſäſſig: ſie halten ſich aber doch jährlich durch längere Zeit daſelbſt auf. Beide haben die, auf dem Gedanken und dem Worte laſtenden Feſſel abgeſchüttelt, und ſich ohne Rückhalt dem freien Zuge ihrer originellen Dichtergaben hingegeben. Beide haben die höchſten Intereſſen der Zeit in großartiger Weltumſchauung aufgefaßt. A. Grün baut auf hiſtoriſchem, Lenau auf metaphyſiſchem Grunde. Jener ſpiegelt die Gegenwart in der Vergangenheit, in den Erlebniſſen der Geſchichte ab; dieſer bezieht die Geſchichte ſeines Seelenlebens auf die Geſtaltungen der Außenwelt. Jener führt uns durch einen Hain lebensfriſcher Bilder, durch eine Reihe leuchtender Gedanken allmählich zur Idee hinan; bei dieſem tritt die Idee gleich Anfangs koloſſal auf, Gedanken und Bilder zucken gleich Feueradern hindurch. Jener erfaßt das Poetiſche in der Erſcheinung, ſeine Geſtalten haben einen heiteren Charakter, eine hellere Färbung; bei dieſem ſtrömt die Poeſie von Innen nach Außen, ſeine Schöpfungen ſind tiefer, aber düſtrer Natur, der dem Menſchengeſchlechte nachhinkende Fluch, der ewige Zwieſpalt tritt grell hervor. In der Form ſind beide Meiſter. Grün's Sprache iſt kräftig, und dennoch einſchmeichelnd, er berückt und überraſcht den Leſer und lenkt ihn, wohin er will. (Fortſ. folgt.)

Le grand homme vaincu.

(Aus V. Hugo's: „Chants du Crépuscule.“)

Beſiegt, in einem Augenblicke kann
Ruhm, Baldachin und Reich der große Mann
Verlieren, ſammt des Diademes Schimmer;
Nur nicht den Zauber, welcher ihn erhob,
Der da ſein Haupt mit Strahlen licht umwob: —
Stolz ſeinen Genius bewahrt er immer!

So, wenn die Schlacht ein bunt Panier entrollt,
Fällt, was Azur nur, Scharlach oder Gold,
Was ſeidne Franze nur, im Drang des Feuers,
Vom Blei zerſtückt, in einem Augenblick,
Und löſet ab ſich, flatternd, Stück für Stück,
Gleichwie entrafft vom Schnabel eines Geiers.

Gleichviel! denn ſiehe — durch das Handgemeng,
Durch Blut und Hufſchlag, Stöhnen und Gedräng
Bleibt auf dem Schafte doch als glüh'nde Krone,
(Dem Fahnenſchafte, welchem das Geſchoß
Den Purpur nahm, der wallend ihn umfloß),
Der eh'rne Aar, der Stolz der Bataillone.

F. Freiligrath.

Görres und Börne gegen Göthe.

(Schluß.)

Nirgends auf unſerer Erde hat die Kunſt ſo reiche und vollendete Blüthen getrieben, als in dem alten Griechenland, deſſen Volk am meiſten Sinn für Schönheit hatte unter allen Völkern, und doch hat Görres grade die Griechen am wenigſten ſtudirt und erkannt, obgleich ſicherlich ſeinem ſcharfen Auge Richtung und Bedeutung griechiſcher Kunſt auch ohne tieferes Eindringen nicht entgehen konnte, aber als divergirend von dem, was ihm das Höchſte iſt, in ſeinem Urtheil eine tiefere Stufe einnehmen mußte, als ihr wirklich gebührt. Ebenſo mußte es Görres mit Göthe gehen, welcher in ſeiner Poeſie manche Verwandtſchaft mit jenen großen Heiden hat, und das im Morgenblatt ausgeſprochene Urtheil gibt es ſattſam kund. Im Allgemeinen kann daher jenes Urtheil nicht befremden, doch im Einzelnen hat die Phantaſie in der brillanten Viſion, als in welcher Form es erſcheint, die ruhige und gerechte Abwägung überflügelt und unterdrückt, ſogar in einer Weiſe, über welche man ſich verwundern muß. Wie natürlich, weit entfernt von der Gemeinheit, Göthe im Koth zu ſchleifen, erkennt Görres das Erhabene und Göttliche in ihm an, findet aber daneben ein Proſaiſches und Philiſterhaftes, zu welchem er gleichſam als freiwillig gefallener Engel ſich hingewendet, ſo daß er unter Philiſtern ein Halbphiliſter geworden ſei. Über dieſe Anſicht erſchöpfend zu reden, erfordert mehr Worte, als für jetzt hier ſtehen ſollen, und ſo mag ſie auf ſich beruhen, aber den Beweis, welchen er vorbringt, kann man leicht als ganz verfehlt darthun. Sein Urtheil iſt nämlich auf die von Göthe geſchaffenen Charaktere gegründet, und die, welche eine ſogenannte ideale Richtung haben, ſind ihm göttlicher Abkunft, die andern gehören dem Lande der Philiſter an, z. B. Gretchen im Fauſt iſt von der erſten Art, Wagner von der zweiten. Abgeſehen davon, daß die poetiſche Kraft und Kunſt in gleichem Grade erforderlich iſt für jeden richtig dargeſtellten Charakter, welches auch ſeine Richtung und ſein ſittlicher Gehalt ſein mögen, kann kein Menſch bei ruhiger Überlegung ernſtlich behaupten wollen, eine Figur, welche zur Darſtellung einer Idee erforderlich iſt, ſei auch dann zu tadeln, wenn ſie zu dieſer Darſtellung richtig in Anwendung gebracht iſt. Das Urtheil über ein Kunſtwerk hat zuerſt die Idee des Ganzen in Betracht zu ziehen, dann aber die einzelnen Theile, aus welchen das Ganze beſteht, in Beziehung auf dieſes, und ſchließlich die Bildung derſelben an und für ſich. Neben Fauſt, welchem die Welt zu eng iſt, ſteht die beſchränkte pedantiſche Figur, Wagner genannt, welche mit dem Kleinſten zufrieden iſt, und ſich mit der Hülſe begnügt, an den Kern gar nicht denkend, und ſo dient er Fauſt zur Folie, und iſt keineswegs aufgeſtellt, um uns Freude an ſeinem Beſtreben zu erregen, und uns zum Muſter zu dienen, ſondern als Gegenſtand, deſſen Weſen Tadel verdient. So lange daher Görres die in Fauſt im Ganzen dargeſtellte Idee nicht als proſaiſch und philiſterhaft nachweiſ't, hat er mit Wagner allein nichts nachgewieſen, ſondern uns ein verfehltes Urtheil aufgeſtellt. Zerfällt, könnte man fragen, auch der Don Quixote in zwei ungleiche Theile, in Don Quixote ſelbſt und Sancho Panſa, oder iſt der köſtliche Taugenichts Falſtaff ein Produkt der Proſa? Wäre der Maler, welcher den Sieg des Göttlichen über das Gemeine, oder den Sieg des Himmliſchen über das Hölliſche zur Anſchauung brachte, inſofern er das Gemeine und Hölliſche malt, ein Philiſter? Nimmermehr! Deshalb muß man eingeſtehen, daß Görres das, wogegen er bei Göthe eine Abneigung empfindet, falſch formulirt hat, und daß er, ſo lange er eine Mignon, ein Gretchen, ein Klärchen u. ſ. w. anerkennt, zu ganz andern Erörterungen ſchreiten muß, um Scheingründe für das Proſaiſche und Philiſterhafte aufzutreiben.

Gehen wir über zu Börne, ſo iſt bei dieſem nicht nur Abneigung, ſondern ſogar ein ſtarker bitterer Haß gegen Göthe vorhanden, welcher in dem letzten Ausdrucke ſich blind und maaßlos kund gibt. Auch bei dieſem Manne folgt der Haß und die gänzliche Verkennung des Dichters conſequent aus ſeiner Natur und nebenbei aus ſeinem Streben. Er iſt Humoriſt, und ſein Streben hat nicht Kunſt und Wiſſenſchaft zum Hauptziel erkoren, ſondern das öffentliche Leben und die menſchliche Geſellſchaft. Der Humor iſt die eigenthümliche Stimmung, in welcher der Menſch durch ein warmes, reizbares, allen Berührungen, ſelbſt den leiſeſten, ſtark erzitterndes Herz, verbunden mit hellem Verſtande, verſetzt wird. Die Art des Humors iſt es, ſich durch Exploſionen des Witzes wieder in's Gleichgewicht zu ſetzen, und das gekränkte Gefühl ſich ſpottend ergehen zu laſſen, ſelbſt über das Liebſte und Theuerſte. Obgleich der Humor die Objectivität, welche zu einem Urtheile gehört, nicht nothwendig ausſchließt, ſo iſt er derſelben doch gefährlich, und das reizbare Herz macht ſich oft den Verſtand unterthan, und benutzt ſeine Schärfe zum ſubjectiven Urtheile. Geſellt ſich, wie bei Börne, die Richtung auf das öffentliche und geſellige Leben dazu, und zwar ſo ausſchließlich, ſo ſind ungerechte Kunſturtheile kaum zu vermeiden. Börne hatte immer an dem Menſchen Göthe und ſeinen Geſinnungen, ſowohl den in ſeinen Schriften kund gegebenen als auch den anderweitig ausgeſprochenen viel auszuſetzen, und ließ den Haß, den er in ſich aufgereizt, zu Gerichte ſitzen über den großen Dichter, wie er auch von Horaz nicht nach Würden ſpricht, weil derſelbe nach ſeiner, obendrein völlig unwahren Meinung, die Suppe gekocht bei dem Feuer des Auguſtus, oder wie es ſonſt heißt. Es wäre nicht unintereſſant, zu ſehen, wie Börne über Horaz urtheilen würde, wenn er die Geſinnungen dieſes Dichters aus ſeinen Schriften einmal erkennen ſollte, zumal da in ihnen eine ſo ſehr würdige, unabhängige, männlich edle Geſinnung zu ſehen iſt, verbunden mit wahrer Vaterlandsliebe und ächter Menſchenfreundlichkeit, welche ſtark contraſtirt mit dem intoleranten Dünkel und der feigen Dummheit vieler modernſten Maulhelden und Spektakelmacher. Doch über Göthe waren die früheren Urtheile, wenn gleich hart und nur als humoriſtiſche Funken eines originellen Geiſtes intereſſant, nicht ſo maaßlos ausgeſprochen, als das letzte in dem Immondezajo des Morgenblatts, welches vom bitterſten Haſſe eingegeben, den Verfaſſer als bis zur Unwahrheit verblendet zeigt. Er ſagt nämlich, Göthe's Frauencharaktere ſeien polizeiwidrig, mit welcher Anſicht er offenbar im haſtigen Anrennen weit über das Ziel fortgerannt iſt, ſich nicht bemeiſtern könnend, nachdem er einmal in den Schuß gekommen. Mignon, Klärchen, Gretchen, Iphigenie, die Prinzeſſin, Leonore Sanvitale u. ſ. w. ſind, wie Börne ſelbſt recht gut weiß, nicht polizeiwidrig, und wenn er dieſen Ausſpruch auf Philine, (Ottilie?) u. ſ. w. anwenden will, ſo würde er in die Literatur ein Kriterium einführen wollen, welches weit reichen könnte. Wohl iſt es wahr, daß die Kunſt den Schmutz nicht zu adeln ſuchen ſoll, und daß ſelbſt die Wahrheit häßlicher Gegenſtände ihr Einführen in die Kunſt nicht rechtfertigt, wie ſchon Äſchylus in der Unterwelt dem Euripides, auf deſſen Entſchuldigung, die Geſchichte der Phädra, welche er behandelt, ſei wahr geweſen, richtig bemerkt, daß die Kinder die Lehrmeiſter haben, um ihnen zu ſagen, was recht iſt, und die Alten die Dichter. Eben ſo wahr aber iſt es, daß die Kunſt auch Leidenſchaften und Untugenden, welche vom Laſter und Schmutz zu trennen ſind, ſchildern darf und ſoll, wenn der Zweck und die Idee des Kunſtwerks es mit ſich bringt. Dem Unſittlichen ſoll Göthe in dem Wilhelm Meiſter und den Wahlverwandſchaften vorzüglich gefröhnt haben, und auch Börne müſſen dieſe bei ſeinem heftigen Ausſpruch beſonders vorgeſchwebt haben, doch muß er wegen des Jean Paul, den er über alles verehrt, gegen den letztgenannten Roman weniger heftig auftreten, da ja der mit tauſend Gefühlſpitzen ſtets nach dem Himmel taſtende, weiche Liebling Börne's ebenfalls Wahlverwandſchaften geſchrieben, nämlich Siebenkäs, den Armenadvocaten, deſſen Ehe auf eine Weiſe aufgelöſ't wird, welche, wenn einmal von der Sittlichkeit die Rede ſein ſoll, mehr beleidigen kann, als das tragiſche Ende der Göthe'ſchen Wahlverwandtſchaften. Doch wegen der humoriſtiſchen Darſtellung und den Ergüſſen ſentimentaler Weichheit überſah man dies bei Jean Paul, und erſt bei der ſcharfen Zeichnung und der vollkommnen plaſtiſchen Darſtellung Göthe's, welche von allen überflüſſigen Nebenwerken frei iſt, erkannte man die Idee in ihrem Weſen und nahm Anſtoß. Doch es iſt Zeit, dieſe Betrachtungen abzubrechen, denn das Geſagte kann hinreichen, die Urtheile von Novalis, Görres und Börne zu erklären, während man das Gebell der kleinen Kläffer auf des großen Dichters Grabe auf ſich beruhen laſſen kann.

Konrad Schwenck.

Feuilleton.

⁂ **Staatsmaſchine und Staatsorganismus.** — Die Gazette de France (v. 22. Dec.) ſchlägt das Kapitalvermögen des Klerus in Frankreich vor der Revolution von 1789 auf 5 Milliarden und die Einkünfte auf

L. B. Weimar

120 Millionen ꝛc. Moreau de Jonès hat aber ſchon in der Revue univ. von 1832 nachgewieſen, daß man das Kapital auf acht Milliarden und die Einkünfte auf mehr als 400 Millionen anſchlagen muß, welche letztere Summe mehr als 2/3 des Bodenertrages von ganz Frankreich ausmachte. Die Gazette ſieht nun den Staat noch immer als Maſchine an, in welcher die Kirche, oder vielmehr der Klerus, eine für ſich beſtehende Körperſchaft bilde, welcher von Rechtswegen eine Entſchädigung in liegenden Gründen zukomme für das Vermögen, welches die Nation in der äußerſten Noth zu ihrer Erhaltung verwendet. Die Gazette bedenkt aber nicht, daß auch die Laien zur Kirche gehören, und daß die Revolution die alte in Stocken gerathene Staatsmaſchine in einen lebendigen Organismus verwandelt hat, in welchem es keine egoiſtiſch geſchiedene Stände mehr gibt, ſondern nur Staatsbürger und Staatsbeamte, zu denen jetzt auch der anſtändig ſalarirte Klerus gehört.

⁂ **Sanskritiſche Literatur.** — Die Arbeiten in den erſt in neueſter Zeit entdeckten Goldminen dieſer Literatur haben in dem verfloſſenen Jahre einen ſo gedeihlichen Fortgang gewonnen, daß wir uns ſchon in nächſter Zukunft die bedeutendſten Reſultate für die allgemeine Kulturgeſchichte daraus zu verſprechen haben. Iſt irgend ein Volk dem deutſchen zugleich in durchgreifender Religioſität und in vorherrſchender Liebe zur Speculation zu vergleichen, ſo ſind es unſtreitig die Indier. Was aber der Literatur der letzteren einen ſo hohen Werth gibt, iſt das unbeſtreitbare hohe Alterthum derſelben, ihre ſtaunenswürdige Tiefe, ihre Urſprünglichkeit und ihre ſelbſtändige, von äußern Einflüſſen durchgängig frei gebliebene Entwickelung.

Während nun die aſiatiſchen Geſellſchaften in London und Paris und unſere großen Sanskritiſten: Bopp, A. v. Schlegel, Poley, Franke und v. Bohlen mit rühmlichem Fleiß und Eifer für kritiſche Herausgabe der Urſchriften und treue Überſetzung derſelben Sorge tragen, iſt deutſche Forſchung auch bemüht uns das Verſtändniß jener Werke durch genetiſche Entwicklung derſelben zu eröffnen. Was Windiſchmann, der Vater, in ſeiner noch immer ſchätzbaren Philoſophie im Fortgange der Weltgeſchichte erſtrebt, dies verſpricht ſein Sohn Friedrich, ein Zögling A. W. v. Schlegel's, zu leiſten. Von ihm haben wir mit Nächſtem eine aus genauer Quellenkunde geſchöpfte Überſicht des Entwicklungsganges der indiſchen Contemplation und Speculation zu erwarten, welche uns das intereſſante Phänomen zur Anſchauung bringen wird, — wie der menſchliche Geiſt in Indien auf ähnliche Weiſe bis zu dem großartigen Syſteme Sadananda's aufgeſtiegen, wie in Europa bis zu der Summa Thomas von Aquins, der wahrſcheinlich ein Zeitgenoſſe Sadananda's geweſen. Hoffentlich wird er uns die goldene Kette zeigen, welche die erhabene Lehre der Veda's: „Glückſeliges Erkennen iſt Brahma,“ verknüpft mit dem tiefſinnigen Ausſpruche der Chhandogya (im 8. Cap.) „So groß auf ſich beruhend (im Weltall) dort der Äther, ſo groß iſt hier im Herzen auch der Äther; beides iſt hier niedergelegt, — der Himmel und die Erde; beide, das Feuer und der Wind; beide, die Sonne und der Mond, der Blitz und die Geſtirne.“ Zeigen wird er uns wohl, einerſeits, wie neben den Vedantiſchen Schulen ſich jene ſechs anderen geſtalten konnten, deren gemeinſamer Lehrſatz war: „Es gibt keinen Himmel, keine andere Geburt, keine Hölle, kein Recht und kein Unrecht; es exiſtirt kein Schöpfer, Erhalter und Zerſtörer der Welt; ein anderer Beweis, als die ſinnliche Wahrnehmung iſt nicht ſtatthaft; es iſt kein vom Körper verſchiedener Genießer der Früchte;“ —*) anderſeits wie jene ächt indiſche Lehre von der Maya ſich gebildet, zu der Sadananda ſich bekennt, wenn er ſeine Lehre von Gott und ſeiner Welt- und Menſchwerdung mit dem Satze beſchließt: „Alles iſt Brahma und trägt nur den Schein des Anderſeins,“ und behauptet: „Realität iſt allein der ſeiende, denkende, ſelige Brahma; Unding iſt das durch die Unwiſſenheit zum Schein des Dings Erhobene, die Welt. Die Unwiſſenheit iſt aber weder ſeiend, noch nichtſeiend, ſondern eben jener leidenſchaftliche Wunſch Brahm's, ein Vielfaches zu werden.“ —

⁂ **Entdeckungen.** — 1. **Foſſile Kameel-Knochen.** Gegen Mitte des vor. Mon. wurde an der Grenze der Gemeinde Sainte-Marie-Kerques unweit St. Omer bei'm Umgraben der Erde eine große Zahl foſſiler Knochen von Kameelen und Dromedaren gefunden. Mehre dieſer Knochen ſind von außerordentlicher Größe, und ſcheinen zu einer Species zu gehören, die längſt nicht mehr vorhanden. Einige derſelben ſind zur Unterſuchung nach Paris geſendet worden.

2. **Uralte Ruinen auf einer Inſel der Karolinen.** Der Hobart-Town-Courier berichtet, daß auf einer kürzlich entdeckten Inſel im Archipel der Karolinen ſich an der nordöſtlichen Seite Ruinen einer uralten Stadt finden, denen man nur mehr zu Waſſer nahe kommen kann, da das Meer jetzt den Fuß ſeiner Denkmäler beſpült. Die Trümmer bedecken einen Raum von 2½ engl. Meilen und zeigen eine weit fortgeſchrittene Baukunſt, die ſeltſam mit der Barbarei der jetzigen Einwohner contraſtirt. Einige Steine ſind 20 Fuß lang und 5 Fuß hoch. Nicht weit von dieſer Stadt erhebt ſich ein Berg, deſſen Felſen mit ſymboliſchen Figuren bedeckt ſind; aber 8 Meilen weiter nach dem Innern finden ſich noch bedeutendere Ruinen als am Meere. Fragt man die Einwohner nach dem Urſprung dieſer Bauwerke, ſo zeigen ſie nach dem Himmel. —

3. **Älteſte Handſchrift der Nachfolgung Chriſti.** — Herr de Gregory, Ehrenpräſident des Appellhofes zu Aix, hat kürzlich die Nachfolgung Chriſti in lateiniſcher, italiäniſcher und franzöſiſcher Sprache nach einer Handſchrift des 13ten Jahrhunderts herausgegeben, welche zu Vercell im Piemont gefunden worden, und den Namen de advocatis, den der Familie, deren Eigenthum ſie war, erhalten hat. Die Zeugniſſe, die der Herausgeber beibringt, ſchreiben jenes Werk einem Benediktiner, Namens Gerſen, zu. Die Handſchrift de advocatis enthält viele Stellen, die den bisher bekannten fehlen.

⁂ **Ein Drama veranlaßt eine Tragödie.** — Ein Herr von Beaufort ließ ein Drama, Gaston de Foix, aufführen, welches ein Herr Beaudéant parodirte; einige ziemlich heftige Stellen in dieſer Parodie veranlaßten einen Freund Beaufort's, Herr von Aguilard, einen jungen Mann von 23 Jahren, zu einer ſehr ſcharfen Kritik der Parodie Beaudéants. Der gereizte Parodiſt fordert d'Aguilard auf Piſtolen und trifft den unglücklichen Kritiker auf die Stirn, daß dieſer augenblicklich todt zu Boden ſank.

⁂ Dem Moniteur du Commerce zufolge bewirbt ſich Victor Hugo um den durch den Tod des Vicomte Lainé vacant gewordenen Platz in der Akademie.

---

*) Aus dem handſchriftlich Herrn A. W. v. Schlegel angehörigem philoſ. Geſpräche: Vidvan-moda taranginî. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 6. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 7. Januar.

Das Ondinenbild.

Novelle von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

„Du magſt dieſes Bild angucken, wie du willſt, du wirſt aber doch nicht herausfinden, daß es nur eine Signatur auf dem Leinwandſacke iſt, worinnen meine verderbte, verdorbene und geſtorbene Jugend ſteckt, Johannes; da iſt eine Taſſe Kaffee, laß' ihn nicht kalt werden!“ „Stelle lieber deinen blechernen Topf in Ruhe,“ erwiederte Johannes, „und erkläre mir das Bild von Grund aus, ich meine mit deinem ganzen Leben!“ „Ach, denke nicht etwa an eine beſonders reizende Geſchichte!“ verſetzte Heinrich; — „mein Leben iſt ebenſo eine unſcheinbare Zwiebel, wie tauſend andere; nur mit dem Unterſchiede, daß ich daraus hervor eine Lilienblüthe gelockt habe — ich meine das alberne Bild hier! Du kannſt mir glauben, daß Armuth und ein wildes Herz zwei unglückliche Geſpielen der Jugend ſind. Ich habe beide mein Lebenlang noch nicht verarbeiten können. Ein Hirſch, von zwei tollen Hunden gehetzt, iſt nicht ſchlimmer daran, als ich. So weit ich zurückdenken kann, bis in den äußerſten Nebelpunkt meiner Knabenzeit hinaus, finde ich nur ein blaſſes abgemagertes Weib und einen Knaben, welche nothdürftig in Lumpen gehüllt mit umgehangenen Leinwandſäckchen durch das Land der Dithmarſchen von Gehöfte zu Gehöfte betteln gehen und ſich gar ſehr vor den Hofhunden fürchten. Von einer einzigen Nacht an beginnt die Zeitrechnung meines Bewußtſeins. Meine arme Mutter, erſchöpft und krank, hatte ſich und mich nach Hamburg hineingeſchleppt. Ich ſelber weinte vor Hunger, Müdigkeit und Schmerz, welchen ich an den aufgeſprungenen Füßen hatte. Überdies war es im Spätherbſte, und der Abend kalt und ſtürmiſch, dunkel und wild, wie unſer Schickſal. Meine Mutter führte mich lange durch die Straßen, die ihr ſehr bekannt ſchienen, bis wir endlich an ein freundliches Haus gelangten. Dort knieete ſie unbemerkt nieder und betete eine ziemliche Weile. Wie ſie aufſtand, ſagte ſie: „Hier, mein Kind, finden wir vielleicht Obdach, Brod und Heimath! Heinrich, ich habe gebetet, daß Gott das Herz des Mannes, der in dieſem Hauſe wohnt, zur Milde bewege! Ich kann jedoch nicht weiter! dich will ich nicht gleich mit hinein nehmen; indeſſen ich hinein gehe, warte ein Weilchen, und bete auch du, daß uns Gott erhört!“ Mit dieſen Worten faltete ſie meine erſtarrten Hände zum Gebete zuſammen und ging ſodann in das Haus hinein. Sie war eine ziemliche Weile darinnen; endlich hörte ich ihre Stimme unter lautem Schluchzen und herzzerſchneidend, wie die eines Menſchen, der in Todesangſt um ſein Leben bittet. Da fing ich an, das Vaterunſer zu beten und kam nicht über dieſe Worte hinaus: „Unſer tägliches Brod gib uns heute!“ die übrigen Bitten hatte ich ganz vergeſſen. Als ich nun ſann, wie das Gebet weiter ging, und mir endlich beifiel: „und vergib uns unſre Schuld!“ da wurde die Hausthüre aufgeriſſen, händeringend ſtürzte meine Mutter heraus, hinter ihr drein flog die Thüre gellend wieder in das Schloß, und ſchwer raſſelten inwendig die Riegel darüber hin. Um mich ſchlang meine Mutter ihre zitternden Arme, ihre Schürze um meine nackten Füße und drückte ſich nun mit mir lautlos, ſeitwärts der Hausthürſtufen in den

Winkel. Über mich kam eine ſolche Angſt, daß ich nicht ein Glied rühren konnte. Meine Mutter ſprach auch kein Wort, ihre Thränen aber tropften in einem fort auf mein Geſicht. Da vergingen mir immer mehr die Sinne, und ein ohnmächtiger Schlaf drückte meinen Kopf an die Bruſt meiner Mutter. Ich fing endlich an zu träumen, aber ſo ſchrecklich, ſo qualvoll, daß es ſich nicht ermeſſen läßt. In meine warme Bruſt hinein griff eine Hand von Eis, und eine Stimme ſeufzte: „Laß mich nur ein Bischen wärmen, ich muß ja ſo erfrieren!“ Da ward es auch in meiner Bruſt kalt und immer kälter; nur mitten darinnen zuckte noch ein unauslöſchbares Fünkchen; als aber auch dennoch die Hand hineingriff, ſo war es mir, als müſſe mir die Bruſt zerſpringen. In dieſem Augenblicke wachte ich auf. Auf meiner Bruſt lag die kalte Hand. Ich griff, wie in der Verzweiflung darnach; es war die Hand meiner Mutter. Ich fuhr ihr in das Geſicht, ich fühlte nach ihrem Herzen — alles kalt und ſtill! Ich rüttelte ſie, gab ihr die beſten Namen; ſie hörte nicht! Wahnſinnig biß ich ihr in die Schulter; — ſie rührte ſich nicht! Wie ein wildes Thier fing ich zu brüllen an, aber der Sturmwind, der die dunkeln Wolken über die Häuſer jagte, brüllte noch mehr. Endlich gerieth ich in eine grenzenloſe Wuth. Ich faßte den Stein, der unter meinem Haupte gelegen hatte mit beiden Händen und warf ihn gegen das Haus, wo uns das Obdach verſagt worden war. Er ſchlug gegen ein Fenſterkreuz ſo gewaltig, daß alle Glastafeln wie ein Wehſchrei hineinſprangen. Da wurde Lärm im Hauſe. Ich ſchaffte meine todte Mutter hinauf zur Thüre und ſtellte ſie aufrecht. Die Thüre ging auf, ein Mann, welcher in der einen Hand einen Säbel, in der andern ein Licht trug, trat hervor. Wie er aber meine todte Mutter erblickte und ich ihn anſchrie: „Eine Leiche bittet um Einlaß!“ taumelte er ſtöhnend zurück. Was weiter vorging in dieſer Nacht, weiß ich nicht; denn jetzt nach dieſer entſetzlichen Überreizung meines Weſens trat eine Mattigkeit ein, die mir alle Gedanken raubte. Ich weiß auch nicht, was weiter mit mir vorgenommen wurde. Ich erinnere mich nur, daß ich bei zurückgekehrtem Bewußtſein in einem ſchönen, warmen, weichen Bettchen lag, und ein liebliches Engelköpfchen mit blauen Himmel-Augen und weichem blonden Haare, das einfach über der Stirne geſcheitelt war, auf mich herunterblickte und ein warmes Händchen ſich auf meine Stirne legte. Verwundert ſah ich lange empor in das klare Angeſicht des Mädchens, bis es mich endlich fragte: „Iſt dir's nun wieder beſſer? Ich ſagte es ja gleich, daß du nicht ſterben würdeſt wie deine Mutter, die wir vor drei Wochen haben begraben laſſen.“ „Wo bin ich?“ rief ich aus. „Sei ruhig,“ entgegnete das Mädchen; „ich höre den Vater kommen, der möchte ſonſt zanken!“ in dieſem Augenblicke trat auch ein hoher ſtattlicher Mann in das Zimmer, mit der Frage: „Elsbeth! wie ſteht's mit dem Jungen?“ „O, Vater! Vater!“ rief das Mädchen, „er macht wieder muntere Augen.“ „So ſcheere dich hinab in deine Küche!“ entgegnete dieſer und ſetzte ſich auf die Bettpfoſte. (Fortſ. f.)

Reiſe durch's Land der Basken.

Von Guido von Meyer.

(Fortſetzung.)

Wir waren äußerſt erſchöpft, mehr von der ungewohnten Hitze, als von der Fußwanderung von Cambo her, obgleich wir eine gute Tagereiſe gemacht hatten. Unſere gute Wirthin in Helette hatte uns zwar den Pomme d'or, das Wirthshaus ihrer Schweſter, empfohlen, allein das Hôtel du Grand Soleil, das man uns jetzt als das beſte in der Reihe pries, war etwas einladender, als das größte und beſuchteſte. Indeſſen war es ſo überfüllt von tumultuirenden Fremden und Gäſten, daß wir nur der Menſchenliebe der Wirthin, die uns unſere äußerſte Ermüdung anſah, zuerſt ein Eckchen in der untern großen Wirthsſtube, unter baskiſchen Bauern, nur zur Erquickung mit rothem Wein und Waſſer, dann zwei Plätze oben an table d'hôte und endlich unter'm Dach ein erträgliches Bett in einer Kammer verdankten.

Als, mit einbrechender Dämmerung, die table d'hôte der Offiziere von der Kavallerie vorbei war, konnten wir die oberen, anſtändigen Gaſtzimmer betreten. Ich verſtehe unter anſtändig nur, was man in dieſer Ecke der Welt darunter verſtehen kann. Ich gerieth z. B. mit meinem langen Alpenſtock ſogleich in dem Fußboden der großeren Stube in ein Loch, das geradesweges auf dem Hausgang des Erdgeſchoſſes auslief und mich an das ehemalige Podium des Frankfurter Theaters erinnerte, wo ein Kunſtler mit einem langen, altfrankiſchen Stock erſchien, der ihm plötzlich, zu ſeiner nicht geringen Verwunderung und zum Lachen der Umſtehenden, unter ſeinen Augen verſchwand. Ich betrachtete noch am folgenden Tage dieſen flimmernden Fleck in dem ſpaniſchen Wirthshauſe „Posada del Sol" die noch an manchen andern Sonnenflecken litt. Den ſpaniſchen Namen erblickte ich nunmehr auf dem herausſtehenden Wirthsſchilde nach der ſpaniſchen Seite, nach der franzöſiſchen war der Name Hôtel du Grand Soleil zu leſen. Der Wirth oder vielmehr die Wirthin erinnerte an einen bei uns zu hohen Ehren gekommenen ſpaniſchen Barbier; ihr Name war Figarel. Da unten war denn wieder das Gewühl der Marktenden, Abreiſenden, Schreihälſe, Trunkenen und Gaffer. Daſſelbe Gröhlen und Zutrinken, Juchzen und Schakern, wie auf dem Fruchtmarkt zu Heidelberg, auf der Münchner Schranne, dem Viehmarkt zu Mannheim, dem Dürkheimer Wurſtmarkt ꝛc. Mit einbrechender Dunkelheit verlief ſich das Gewimmel außen und innen, und in dem Zimmer mit dem Loch im Fußboden wurden endlich die Anſtalten zum Abendeſſen getroffen, in dem langweiligſten Aufdecken, dem ich jemals mit zuſah. Zwei Glasſchränke an den Wänden zeigten die Pracht der Tafelſervice, die man den überaus läſtigen Fliegen entzog; es war ganz erträgliches Geſchirr in Silber, Glas und Pariſer gemaltem Wedgewood. Nebenan in einem mit ſchwacher und ſchmieriger Nachahmung pariſiſcher Eleganz verziertem Cabinet ſaß neben einem Freunde bei'm Thee, ein franzöſiſcher Unteroffizier von anſcheinend höherem Stande; er handelte die Nachtheile des Garniſonirens in einem ſolchen vermaledeiten Neſt an der Gränze, unzufrieden, wie Soldatengeſpräche in der Regel ſind, und mit muſternden Seitenblicken auf die gegenwärtige Politik Frankreichs ab.

Nach und nach ſammelte ſich unſre Tiſchgeſellſchaft; ſie beſtand, wie natürlich, aus Kaufleuten, die ſich am Tag wenig Zeit zur Mahlzeit nehmen konnten: Spanier, Franzoſen, Basken von dies- und jenſeits, und endlich wir beide Deutſche, von den einen für reiſende Engländer, wie ſpäter aufwärts in den Pyrenäen, weil hier keine Deutſche zum Vergnügen zu wandern pflegen, von Anderen aber für Spione der Pariſer Polizei gehalten. Denn als wir ganz ehrbar bei Tiſche ſaßen und einige Gäſte ſich in freimüthige Geſpräche ergoſſen, merkten wir bei dem und jenem am Winken mit den Augen und an kurzen Anſpielungen in der Unterredung, daß man uns armen, müden Wanderern, die zum Reden wahrlich wenig aufgelegt ſein konnten, geradezu das Ärgſte zutraute. Schade war es allerdings, daß hierdurch der freie Strom der Mittheilungen über die Tagespolitik ſtockte; nur über die franzöſiſchen Journale ſprach man ſich unverhohlen aus, als über ſchmählig verführende und faſt durchgängig käufliche Lügen-Inſtitute. Intereſſant war es mir, zu beobachten, wie ſchonend die franzöſiſchen Basken ſich gegen die ſpaniſchen verhielten, beide durch die Umſtände von den entgegengeſetzten Syſtemen der Julirevolution und des Carlismus; auch als ein franzöſiſcher Baske ſich eine etwas tiefer gehende Frage erlaubte, konnte ich das kluge Benehmen des ſpaniſchen Basken nur achten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß beide urſprüngliche Landsleute aus Rückſicht gegen die übrigen Gäſte franzöſiſch ſprachen; außerdem hätten wir und auch unſre Tiſchgenoſſen ſie nicht verſtehen können, indem die baskiſche Sprache eine der ſchwierigſten von der Welt iſt und als ſolche von allen Nachbarn, ſelbſt von den ſtammverwandten Gascognern, verwünſcht wird. Weiter unten werde ich auf dieſe merkwürdige Sprache zurückkommen. In der Posada del Sol ſprachen nur die Hausleute untereinander baskiſch und bei uns am Tiſch alles franzöſiſch, höchſtens dann und wann aus Artigkeit gegen einen weiter aus dem Süden kommenden Fremden ſpaniſch. Alle waren mit der trefflichen Küche zufrieden, auch wir; nur die Suppe war, wie dieſen Mittag in Helette, auf ſpaniſche Weiſe ſtark gewürzt, welches indeſſen nicht dem Getränk galt, denn der Wein fließt unentgeltlich und wird ſtark mit Waſſer gemiſcht. Es iſt wie in Italien ein für den Magen bei der Erſchlaffung durch vieles Trinken ſehr nöthiges Reſtaurations- und Reizmittel.

Ungeachtet der warnenden Winke wegen der verdächtigen Gäſte, die einige Stockung im Geſpräch bewirkten, fehlte es der Unterhaltung doch nicht an Reiz. Ein wohlgenährter ſchwarzlockiger Verkäufer aus Mauleon oder Saint-Palaye ließ ſich, wahrſcheinlich von guten Geſchäften begeiſtert, auf eine drollige Art in ſeinem gebrochenen Baskenfranzöſiſch mit Scherzen über Markt und Welt hören und ſein braunes ſchlankes Töchterchen, mit lebhaften dunkeln Augen und rabenſchwarzen, glattgeſtrichenen Haaren, friſch, heiter, modern und bei Neckereien etwas a'klappend, war ein pikantes muntres Ding, und gab die angenehmſte echt baskiſche Würze zur Tiſchunterhaltung ab.

Endlich brach man zur erwünſchten Ruhe auf. Die weibliche Bedienung des Hauſes — hier und in den Hochalpen der Pyrenäen kennt man nur Kellnerinnen wie in Süddeutſchland — war bemüht, uns ein Kämmerlein unter'm Dach möglichſt anſtändig herzurichten, doch war es nur durch eine Glasthüre von einem Gemach getrennt, wo andre Fremde logirten. Ein Sack mit Effecten, den ich erſt bemerkte, als wir allein waren, deutete auf ein Zurückziehen in jene Kammer. Nachdem ich zu mehrerer Sicherheit das Nachttiſchchen wider die Glasthüre dicht neben dem Bett aufgepflanzt, ſtieg ich ruhig in meine erbärmlich harte und enge Bettſeite zu meinem Reiſegefährten und wußte bald nichts mehr von mir. Kaum war ich am frühen Morgen in der Ladendämmerung erwacht, als der Nachttiſch eine bedenkliche Bewegung gegen mich machte und ich nur noch ſchnell nach ihm griff, um ihn mit Waſſerflaſche und was er ſonſt trug wieder in's Gleichgewicht zu bringen. Eine Magd drang unangemeldet aus der Glasthür vor, um den Sack unſrer Nachbarn, die eben wegreiſten, abzuholen; ſie nahm ihn ohne weitere Entſchuldigung und verſchwand ſtumm, woher ſie gekommen war; wahrſcheinlich verſtand ſie für die Politeſſe zu wenig franzöſiſch, oder ſie fand es nicht der Mühe werth, über eine, an ſich klare Sache Worte zu verlieren. Ich konnte wie gewöhnlich nicht länger ſchlafen und öffnete den nur leicht angelegten Laden.

Die Sonne war eben aufgegangen; ein ſchwacher Nebel lag auf den Bergen und ſtreifenweiſe im Thal. Es war ein hoher Genuß, über die wenigen Dächer der Hinterſeite des Wirthshauſes in die friſche Alpennatur der Pyrenäen, nach unſrer mühſamen Wanderung, den erſten erquicklichen Umblick zu thun, links nach den Gränzbollwerken, welche die Natur gegen Spanien thürmt, rechts nach der Seite, woher wir geſtern mit ſo viel Qual gekommen waren. Mein faſt andachtsvolles Gefühl, indem ich die herrlichen himmelanſtrebenden Piks betrachtete, erlitt eine Kränkung, als m[illegible] von einem diebiſch ſchleichenden Kätzchen angez[illegible] auf das Dach eines Hausſchoppens fiel, der dicht unter mir, und mit dem Fuß aus dem Fenſter bequem zu erreichen war; ich nahm eine Unſauberkeit wahr, die mir bis dahin unbekannt geweſen, und es war mir lieb, keinen Nachtwandler der Art geſtern mehr entdeckt zu haben, ſonſt hätte ich vielleicht ohne ſein Verſchulden eine ſchlafloſe Nacht gehabt. (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ Erhaltung und Umgeſtaltung einer altceltiſchen Volksſage. — Einer alten von Prokop ſelbſt gehörten und in ſeiner Geſchichte der Gothen (IV. 20) aufbewahrten brittiſchen Sage zufolge, waren die (celtiſchen) Uferbewohner einer Brittien (d. h. England) gegenüber liegenden Inſel der Reihe nach verpflichtet, die Seelen überzufahren, und deshalb ſteuerfrei. Mitten in der Nacht wurde an ihre Thüre geklopft, eine helle Stimme rief ſie zum Geſchäft, — an der Küſte fanden ſie anſcheinlich leere Schiffe, die jedoch während der Fahrt ſo ſchwer wurden, daß das Waſſer faſt bis an den oberſten Rand hinaufreichte. Eine Stunde reichte für ſie hin, um (Groß-) Brittien zu erreichen, obgleich in ihren eigenen Schiffen ſie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht dazu brauchten. —

Nun führt Emil Souveſtre in den mit Nächſtem erſcheinenden „letzten Bretagnern“ folgende, wie es heißt, treu aufgefaßte Lokalſage an: „Bei Saint-Gildas werden die Fiſcher, die liederlich leben und ſich nicht um ihr Seelenheil kümmern, zuweilen des Nachts durch drei Schläge aufgeweckt, indem eine unſichtbare Hand an ihrer Thüre klopft. Wie von übernatürlichem Willen getrieben, begeben ſie ſich an's Ufer, wo ſie lange ſchwarze leerſcheinende Schiffe finden, die bis an den Rand in's Waſſer gehen.

So wie ſie dieſelben beſteigen, zieht ſich am Maſt von ſelbſt ein großes weißes Segel auf, und das Schiff enteilt dem Ufer, wie von heftigem Strome fortgeriſſen. Die Leute wollen noch wiſſen, daß dieſe mit verfluchten Seelen beladenen Schiffe nicht mehr zurückkehren, und daß der überfahrende Fiſcher verdammt iſt, mit jenen Seelen die Oceane zu durchirren, bis zu dem Tage des jüngſten Gerichtes." — Souveſtre fügt noch die Bemerkung hinzu: „Die Celten glaubten, es ſeien Geiſter (génies), mit allen Elementen, mit allen Theilen der Materie vereint. Einigen dieſer Gnomen gaben ſie (wie Augustin. de civ. dei XV. 23 berichtet) den Namen Dus. In einigen Cantonen der Bretagne haben ſie noch dieſen Namen behalten; man nennt noch jetzt ſie Teus." —

Dieſe Anführungen werden zugleich zeigen, daß die derniers Bretons nicht bloß für die Unterhaltung geſchrieben ſind, und daß das ſchöne Frankreich noch gar manchen dunkeln Fleck und manche übergläubige Bewohner hat.

⁂ **Zur neueren Geſchichte Rußlands.** — Folgende Stelle mag auf die kürzlich von Herrn **Tiran** herausgegebene Schrift: „La Russie pendant les guerres de l'empire," aufmerkſam machen. „Seitdem der Vertrag von Tilſit unterzeichnet war," ſagt Herr Tiran, „waren die Ideen von Umwälzung (révolution) und Jakobinismus ein Gegenſtand des Entſetzens für den hohen ruſſiſchen Adel. Die Mittel der Repreſſion ſchrieben ſich von Paul I. her; im J. 1798 hatten beſondere Ukaſen verboten, Gilet's, Fracks und Pantalons zu tragen. Die ruſſiſche Akademie erlaubte nicht mehr, daß man ſich des Wortes **Revolution** bediente, wenn man vom Umlauf der Sterne ſprach, und die Schauſpieler mußten ſtatt **Freiheit** — **Erlaubniß** ſagen."

⁂ **Mediziner in Paris.** — Der Almanac gén. de médecine für 1836 bemerkt, daß es in Paris im Jahre 1833 — 1,090 und Ende 1835 — 1220 Doktoren der Medizin oder Chirurgie gegeben. Eingeſchrieben in die medizin. Fakultät waren 1832 — 5378, 1833 — 6746, 1834 — 7067 und 1835 — 8262 Studirende.

⁂ **Findlinge.** — Von 1811 bis Ende des v. J. hat die Anzahl der **gefundenen Kinder** ſich in **Frankreich** mehr als verdoppelt: das Verhältniß iſt nämlich in beiden Epochen wie 1 : 2⅙. Nach den vom Handelsminiſter bekannt gemachten Dokumenten hat der Staat jetzt für 129,629 ſolcher Kinder zu ſorgen. Dieſe Zahl erneuert ſich in jedem Jahre ungefähr zum vierten Theile, — durchſchnittlich um 33,500. Der jährliche Koſtenbetrag hat ſich auch ſeit 1811 mehr als verdoppelt; er beläuft ſich für 1835 auf 10,240,282 Franken.

⁂ **Seeromane.** — Was **Eugène Sue** durch ſeine Seegeſchichten und noch zuletzt durch ſeine Geſchichte der franzöſiſchen Marine für Frankreich geworden, das iſt für England Capit. **Marryat** durch ſeinen **Seeräuber** und die **drei Kutters**.

⁂ Soeben kommt uns das erſte Heft des literariſchen Zodiacus für 1836 zu Geſicht; es beginnt mit einer wahrhaft Hutten'ſchen Strafrede gegen Tieck's Urania-Novelle, einem Aufſatze, worin ſich durchweg eine höchſt achtenswerthe Geſinnung zeigt und an deſſen Schluß Th. Mundt ſein Glaubensbekenntniß ausſpricht. Ferner bringt das 1. Heft eine vortreffliche Skizze von Eduard Gans: **Der Salon der Madame Recamier**, — den intereſſanten Anfang einer Gallerie von Novellenbildern von J. G. **Kühne**, deren Beendigung wir in den nächſten Heften erwarten, endlich ein herrliches, licht- und liebeüberſchwellendes Gedicht unſrer edlen Freundin Henriette **Ottenheimer**.

⁂ Alexander Dumas bringt von ſeiner italiäniſchen Reiſe (auf welcher er 6 Monate zugebracht) eine große wiſſenſchaftliche und poetiſche Ausbeute nach Frankreich zurück, unter Andern 3 fertige Dramen, worunter: Paul Jones und Don Juan à Paris, zahlreiche impressions de voyage und eine metriſche Ueberſetzung der divina commedia des Dante.

⁂ **Frankfurt, 5. Januar.** Geſtern wurde auf der hieſigen Bühne (zum Benefize des Herrn und der Madame Meck) zum Erſtenmale „**Johannes Gutenberg**," Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Charlotte Birch-Pfeiffer, gegeben. Die Verfaſſerin hat ſich bei der Compoſition dieſes Schauſpiels, welches unſtreitig ihr beſtes iſt und welches als Bühnenſtück den Beifall des Publikums mit größrem Rechte verdient, als das abgeſchmackte Pfefferrösel und der ekelhafte Hinko, größtentheils treu an die hiſtoriſchen Daten gehalten, welche ſie über Gutenberg und ſeine Zeitgenoſſen in Schaab's Geſchichtswerk vorfand. Was ſie zu dieſen dazu erfand, iſt größtentheils recht hübſch und macht ihr Ehre. Am meiſten zu loben iſt, daß ſie den poetiſchen Grundzug des Gutenberg'ſchen Schickſals: die **Männlichkeit** hervorhob. Tadelnswerth iſt dagegen die unnöthige Verketzerung Fuſt's und beſonders **Schöffer's**, der in dem Stück die Rolle eines biſſigen, dummen Jungen ſpielt; auf Rechnung des thränenluſtigen deutſchen Publikums kommt die Aenderung, daß Madame Birch-Pfeiffer Fuſt's Tochter Katharine (Chriſtine) den Peter Schöffer **nicht** heirathen läßt, ſondern zu einem Entſagungscharakter macht. Sonſt hat das Stück manche wahrhaft dramatiſche Situation, und es iſt deßhalb zu bedauern, daß die Diction nicht rein und keuſch ausgeprägt iſt, ſondern in entſetzlichen Längen, Komödiantiraden und Wiederholungen fortgeſchleift wird. Die Darſtellung war — bis auf wenige Störungen — gelungen zu nennen. Vor allen muß Herrn **Becker's** ehrenvoll erwähnt werden, deſſen Gutenberg ein Charakterbild aus **einem** Guſſe war, auch ſein Aeußeres (Maske ꝛc.) war mit großem Fleiße beſorgt; ferner: der Damen **Lindner** (Bertha zur iſern Thür, Gutenberg's Gattin) und **Meck** (Kathrine, Fuſt's Tochter), des Herrn **Meck** (Lorenz Beildeck, Gutenberg's Diener) und **Leißring** (Kloſterpfleger Sebaldus). Herr **Lußberger** dagegen war der Rolle des **Johannes Fuſt** durchaus nicht gewachſen und Herr Grahn ſtellte ſeinen **Peter Schöffer** mit empörender Gemeinheit dar. Der Epilog, geſprochen von Madame Beneſch, enthält in ſchlechten Verſen nichts als Gemeinplätze, welche füglicher hätten wegbleiben ſollen; die Abbildung des Gutenberg'ſchen Denkmals (von Herrn Hoffmann) gemalt, nahm ſich übel aus. Das Publikum bewies dem Stücke und den Darſtellern viele Theilnahme. Nach dem vierten Akt wurden Herr Becker und Madame Meck gerufen.

Kunſt. — Im Lokale des hieſigen Kunſtvereins zieht eine vortreffliche Marmorbüſte des verſtorbenen, aber in Jedermanns Gedächtniß noch lebendigen **Kirchner**, von C. v. **Launitz**, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich. Dies Marmorbild athmet und ſpricht; da iſt auch keine Nüance des Charakters vernachläſſigt, die Treuherzigkeit und Bonhommie im Lächeln des Mundes, der Adel des Geiſtes auf der Stirne, die fröhliche Laune in dem einen unmerklich enger in die beiden Lieder zurückgetretenen Auge. Die techniſche Ausführung iſt **vollendet**. — Ein Bild von **Rauſch** (Portrait der Mad. **Beneſch** im Charakter der Emilia Galotti) iſt recht ſauber und liebevoll gemalt, aber nicht ganz ähnlich, wir vermiſſen in der unteren Hälfte des Geſichtes (welche auf dem Bilde etwas vergeſchoben erſcheint) jene Kindlichkeit des Ausdrucks, welche das Original charakteriſirt, und welche auf dem Bilde durch eine Art von träumeriſchem Weſen erſetzt iſt. — Aus **München** ſind faſt durchweg ſchöne und tadelloſe Gemälde angekommen: — eine allerliebſte landſchaftliche Idylle von **Kaiſer**: Hirten auf der Kuppe eines Mittelgebirges, die weiten Tiefländer überſehend, ein ſehr einfache, durchdachte und zart ausgeführte Compoſition; — von dem braven **Carl Heß**: ein Alpenpaß mit einer Heerde und einem Wandrer ſtaffirt, — das Landſchaftliche etwas theatraliſch angeordnet ſcheinend; von dem in ſeinem Fach aller Orten ehrenvoll bekannten **Dom. Quaglio**: das Frauenkloſter in Salzburg; — von **Kaltenmoſer**: ein mit äußerſter Delikateſſe ausgemaltes Genrebildchen, eine Liebesſcene aus dem Hochland, — von dem ausgezeichneten Pferdemaler **Adam**: „das Geſtüt des Herzogs von Auguſtenburg, — endlich zwei ſchöne Seeſtücke von Adolph **Vollmer** aus Hamburg (holländiſche Küſtenfahrer, „die Elbe bei Hamburg.")

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller**. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 7. 1836.

Phönix.

Freitag, 8. Januar.

Streifzüge durch das Gebiet der neueſten ausländiſchen Literatur.*)

I.

Den Vorwurf der Manier macht man, — nicht eben ganz mit Unrecht, — einer ſehr talentvollen engliſchen Dichterin, Miß Landon, doch gereicht er derſelben mehr zum Lobe als zum Tadel. — Was ihr an Tiefe abgeht, ſtrebt ſie durch äußere Eleganz, Wohllaut und Schmuck der Phantaſie zu erſetzen. Sie gibt, wie ſich das für eine Dame gehört, welche ſich in den feinſten Cirkeln bewegt, viel auf die Toilette, und putzt, ziert und verſchönt gern, ſo lange es nur immer geht, oft mehr als recht und nöthig, daher denn jener Tadel. Dies Beſtreben beurkundet ſich ebenfalls in ihrem größeren, ſo eben erſchienenen, epiſch-lyriſchen Gedichte: The vow of the peacock, das beſonders von den engliſchen Damen mit großem Beifall aufgenommen worden iſt. Lätitia Landon iſt ein äußerſt zartes, liebevolles, reich begabtes Weſen, eine Veſtalin im Dienſt der Muſen, und verdient daher auch vollkommen die ehrende Anerkennung, die jeder ihrer Leiſtungen zu Theil wurde. — Eine ſüße Schwermuth, von der Art, wie ſie ſich in einem Boudoir erzeugt, nicht tief, aber reizend, voll Selbſttäuſchung und falſcher Lebensphiloſophie, aber immer anmuthig, zieht durch dieſes Werk und verleiht ihm einen eigenthümlichen Zauber. — Den hiſtoriſchen Theil bildet folgende Begebenheit, die ein Page einer Königin erzählt: Die junge Fürſtin von Cypern iſt durch ihren Oheim und Vormund ihres Thrones beraubt worden und rettet unter tauſend Gefahren nur Leben und Freiheit. Sie kommt nach Venedig, findet dort den Grafen Leoni, der ein glänzendes Turnier veranſtaltet, und fordert ihn bei ſeiner Ritterehre auf, das Scheingefecht in einen wirklichen Kampf zu verwandeln und ihr zu ihrem guten Rechte zu verhelfen. Die Aufforderung wird freudig angenommen; Liebe ergreift das Herz der Fürſtin, wie das Herz ihres edlen Ritters plötzlich; er und ſeine Genoſſen rüſten ſich zur Fahrt, nachdem ſie das Gelübde des Pfauen abgelegt. — Eine junge Waiſe, welche Leoni auferzogen hat, und der er mit väterlicher Neigung zugethan iſt, erwiedert dieſelbe mit inniger Liebe. Bei der feierlichen Ablegung des Gelübdes erkennt ſie plötzlich, was ſie verlor, aber ihr Herz findet einen Ausweg. — In Pagentracht und mit geſchwärztem Geſicht begleitet ſie die Liebenden nach Cypern. Der verrätheriſche Oheim fällt im Kampf, Sieg und Liebe verheißen dem Grafen eine Krone, da entdeckt er, wer der treue Page ſei, und Ehre und Minne laſſen ihn einen harten Kampf beſtehn, doch die Waiſe ſelbſt gibt ihm ſeine Freiheit wieder. Ein Mörder ſchleicht ſich bei nächtlicher Weile in ſein Zelt; ſie rettet den Geliebten, indem ſie ihr eigenes Leben opfert, und ſo ſteht denn der Verbindung des Grafen und der Königin nichts mehr im Wege. Sie vermählen ſich und leben lange und glücklich, wie die Chronik erzählt und ſich das von ſelbſt verſteht. — Dies iſt die Skizze des Werkes, das zur Verherrlichung treuer Liebe geſchrieben wurde; eine würdige Aufgabe für ein feines weibliches Gemüth, von der Verfaſſerin auf ebenſo würdige Weiſe gelöſ't. Äußerſt zarte Empfindungen, höchſt gelungene Naturſchilderungen, glänzende, oft ſehr überraſchende Bilder und Gleichniſſe, und ein ſeltener Zauber und Wohllaut der Diction, verbunden mit nie erkaltender Wärme des Herzens, durchziehen das Ganze. Hier, um dem Leſer mehr als unſere trockene Darſtellung zu gewähren, eine Probe von nur wenigen, aber überaus ſchönen Verſen und freundlich wohlthuenden Gedanken:

---

*) Wir werden von nun an regelmäßig monatlich zwei oder mehre Ueberſichten des Neueſten und Intereſſanteſten aus der engliſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen und holländiſchen National-Literatur bringen.

Anm. d. Red.

„The past! ah, we owe it a tenderer debt,
Heaven's own sweetest mercy is not to forget;
Its influence softens the present, and flings
A grace, like the ivy, wherever it clings.
Sad thoughts are its ministers — angels that keep
Their beauty to hallow the sorrows they weep.
The wrong, that seemed harsh to our earlier mood,
By long years with somewhat of love is subdued; —
The grief, that at first had no hope in its gloom,
Ah, flowers have at length sprung up over the tomb.
The heart hath its twilight which softens the scene,
While memory recalls where the lovely hath been.
It builds up the ruin, restores the grey tower
Till there looks the beauty still from her bower.
It leans o'er the fountain, and calls from the wave
The naiad that dwelt with her lute in the cave; —
It bends by the red rose and thinketh old songs; —
That leaf to the heart of the lover belongs.
It clothes the grey tree with the green of its spring
And brings back the music the lark used to sing.
But spirits yet dearer attend on the past,
When alone, mid the shadows the dim hearth has cast,
Then feelings come back, that had long lost their tone
And echo the music that once was their own. *)

und ſo weiter. Dieſe rührenden Bilder des Zaubers der Vergangenheit werden noch eine geraume Weile von der Dichterin ausgeſponnen und fortgeführt, ohne zu ermüden oder den Reiz der Anmuth und Neuheit einzubüßen. — Es iſt der Hauch eines edeln Geiſtes, der durch dieſe Blätter weht, und vorzüglich den Frauen dieſes reiche Geſchenk einer Frau empfehlenswerth macht. — Den Anhang bilden kleinere Gedichte, unter denen manches ſehr Gelungene, beſonders „The Lover's Book," „The Village Tale," „The Two Sisters" und „Follow me."

Im Allgemeinen flüchtet ſich die lyriſche Poeſie, die ſich jetzt überall leider nur eines geringen Publikums zu erfreuen hat, auch in England zu den jetzt eben in Menge erſcheinenden Annual's, und läßt ſich dort in beſcheidener Häuslichkeit, meiſt Mittelgut, nieder. Das „Forget me not," dieſer Stammhalter der engliſchen Taſchenbücher, wird ſeit dem Tode ſeines Gründers, des wackeren Ackermann, von Jahr zu Jahr, in artiſtiſcher wie in poetiſcher Hinſicht, ſchlechter. Einige gute Dichter haben auch dies Mal etwas beigeſteuert, unter Andern der eigenthümliche, vor Kurzem von der Erde geſchiedene Schäfer von Ettrick, — ſeine Leiſtung bedeutet jedoch nicht viel; ferner Mrs. Norton, Mary Howitt, Miß Landon. — Britannien iſt überhaupt gegenwärtig reich an Dichterinnen, — im Ganzen findet ſich aber viel Spreu und nur wenig Körner. Weit reicher iſt das „Friendship's Offering," das eine ganz vorzügliche Gabe von John Francis: „The Unrecorded Grave," bringt. Artiſtiſch gewichtiger in jeder Hinſicht ſind: „The Book of Gems," ein wahres Prachtwerk, aber enorm im Preiſe. „Flowers of Loveliness," in zwölf Gruppen weibliche Schönheit verherrlichend, von E. J. Parris gezeichnet, und „Heath's Book of Beauty." Beide letzteren ſind von der Counteß of Bleſſington, einer breiten und geſchwätzigen Modeſchriftſtellerin, die jedoch die Herausgabe der bedeutendſten Annuals ſeit einigen Jahren gepachtet zu haben ſcheint, mit dem obligaten Text ausgeſtattet. Das Beſte in dem Book of Beauty möchte wohl der Beitrag Bulwer's: Chariolas, ſein.

Höchſt intereſſant in mehr als einer Hinſicht erſcheint eine ſo eben an das Licht beförderte Sammlung von Fabeln und Erzählungen: „Fables and Tales, suggested by the Fresco's of Herculaneum and Pompeji. By N. B. Le Gros," mit ſehr ſauberen Radirungen ausgeſtattet, — unſerer Meinung nach das Beſte, was in dieſer Gattung je in England herausgegeben wurde, und ſelbſt Gay's gelungenen Leiſtungen vorzuziehn, zwar keck und etwas frei und ungenirt, aber eine Fundgrube von Geiſt, Witz und Lebensklugheit.

Unter den didactiſchen Dichtungen, welche in England weit mehr Verehrer haben, als bei uns, nimmt Elton's „Boyhood" (Boyhood, with other poems and translations, by C. A. Elton, London, Longman, Mees etc.) wegen ſeiner ausgezeichneten Korrektheit, ſeines poetiſchen Geiſtes, der ächten Frömmigkeit, die in demſelben herrſcht, und der Innigkeit, mit der es geſchrieben iſt, einen ſehr hohen Rang ein. Meiſterhaft ſind u. a. in demſelben die Schilderungen von Mirabeau und Chateaubriand in ihrer Jugend. Dieſem vortrefflichen Buche wäre von Herzen ein geiſtreicher und gediegene Überſetzer, der ſich mit Liebe der Arbeit hin-

---

*) Die Vergangenheit! O, wir ſollen ihr eine zärtere Schuld, des Himmels eigne ſüßeſte Gnade iſt: Nicht zu vergeſſen. Ihr Einfluß mildert die Gegenwart und verbreitet Anmuth gleich dem Epheu, woran ſie ſich klammert. Traurige Gedanken ſind ihre Diener, Engel, die ihre Schönheit bewahren, um den Kummer, den ſie weinen, zu heiligen. Das Unrecht, das unſerer jüngeren Geſinnung rauh erſchien, wird durch lange Jahre mit etwas Liebe bezwungen; die Trauer, die zuerſt keine Hoffnungen ihrer Dunkelheit hatte — o Blumen, ſproßten zuletzt über der Gruft. Das Herz hat ſein Dämmerlicht, welches die Scene mildert, während die Erinnerung zurückruft, wo das Liebliche war. Sie baut die Ruine auf, ſtellt den grauen Thurm wieder her, bis die Schönheit dort wieder aus ihrem Laube hervorſchaut. Sie lehnt über dem Quell, und ruft aus der Welle die Najade, die mit ihrem Laute in der Höhle weilte; ſie beugt ſich zu der rothen Roſe und denkt alter Lieder; jenes Blatt gehört dem Herzen des Liebenden. Sie bekleidet den grauen Baum mit dem Laube ſeines Frühlings, und bringt das Lied, das die Lerche zu ſingen pflegte, zurück. Aber noch theurere Geiſter begleiten die Vergangenheit, wenn allein unter den Schatten, die der dunkle Heerd warf, Gefühle zurückkehren, die lange ihren Klang verloren hatten und die Töne widerhallen, die einſt ihr Eigenthum waren, u. ſ. w.

gäbe, zu wünſchen; es würde auch in Deutſchland ohne Zweifel viele Freunde finden, und könnte als ein wirkſames Gegengift hier und da von vortrefflichem Erfolge ſein. —

Unſer nächſter Streifzug wird uns in das Gebiet des Romans führen, auf welchem ſich neuerlich manches Beachtenswerthe gezeigt hat. —

O. L. B. Wolff.

Kritik.

(Ehedem und künftig!)

Seit die Literatur mündig geworden, war die Kritik zuſehends gealtert, bis ſie endlich als völlig kindiſches Mütterlein in den Rollſtuhl flüchtete, auf dem ſie ſich noch immer als Pythia geltend zu machen ſuchte. Aber ihre Orakel ſind Mährchen geworden; eine vernünftig gewordne Generation, deren klare Augen den Lügenkern der doppeldeutigen Dreifußſprüche kennen gelernt, lächelte mitleidig über die Mährchen. Endlich ſtirbt ſie, die arme, vom Stolz des Herrſcherthums bis auf den letzten Lappen entkleidete Kritik; ſeht, ſie ſtirbt wie John Falſtaff, „ein Glied nach dem andern wird kalt, und immer kälter und ſo weiter;" — das Herz war ihr von jeher kalt geweſen! Was nützen ihr jetzt alle jene luſtigen Freibeutereien, die ſie einſt mit Prinz Heinz und den ſteifleinenen Buſchkleppern der Romantik unternommen!

Sie iſt geſtorben! weint ihr keine Thräne nach! — Schaut: Das löſchpapierne Bortuch, unter dem ſie ſtarr und kalt liegt, — einſt ihr Königsmantel, hat viele tauſend Thränen eingeſogen, die ſie veranlaßt hatte; aber die alte Jungfer, die ſich ihr ganzes Leben hindurch vergebens nach einem Mann umgeſehen, blieb ungerührt von den heißen Thränen, die der Genius weinte. Recht als alte Jungfer konnte ſie aus Ärger über ihr verfehltes, naturwidriges Daſein, nicht anders als biſſig werden, und liebte, weil ſie für niemand liebenswürdig war, nur eins: ſich ſelbſt. Sie war Götze und Prieſterin zugleich. Sie verkündigte ihr Wohlgefallen an Opfern und ſchlachtete ſie ſich ſelbſt, und weidete die verſumpfenden Geruchsorgane am Dufte des hochaufſpritzenden Blutes. Sie ſchlachtete mehr als Leiber, — ſie ſchlachtete Charaktere. Sie betrachtete die Menſchen blos als Zahlen, ſummirte, ſtrich an den Summen, wie ſie's in den Raum ihrer Opferrechnungsbücher einpaſſen konnte, um einen runden Transport zu erhalten. Sie ignorirte in ihrer angemaßten Infallibilität, vor welcher ſo viele Erbärmliche feig auf den Knieen lagen, die angeborne Selbſtſtändigkeit eines Jeden; ſie ſchmiedete die geiſtigen Vertreter der Nation: die Dichter, wie Galeerenſklaven aneinander, daß einer die Fehler des Andern zu tragen hatte!

Dünkt euch das Todtengericht zu ſtreng? Unterſucht! Jedes Wort im Spruch iſt eine Thatſache, und es hängen Thatſache an Thatſache als Glieder der Kette, mit der ſie ihre Mitwelt gefeſſelt, der Kette, die ihr jetzt wie dem Wilden ſein vergifteter Pfeil in's Grab mitgegeben werden ſoll, weil ſie ihr das Liebſte auf Erden war. — Thörin, die auch die Nachwelt feſſeln wollte! Aber hinter den Terroriſten und ihren Opfern, hinter den Uſurpatoren und hinter den Verzweifelnden, hinter dem Unrecht und hinter dem Grimm ſtand bereits die heilige, unbeſtechliche Richterin: die Geſchichte. Sie, die ewiglebende, läßt die Todten mitternächtliche Runde machen, wie jener todte Kaiſer ſeine Legionen, und ſtraft die Frevler, daß ſie ewig als Geſpenſter herumwandeln müſſen, als Irrlichter, den Enkeln zu zeigen, daß ſie ihrer Gegenwart nichts anderes, nichts beſſeres geweſen ſeien.

Dies Todtengericht iſt nicht zu ſtreng. Jenes ägyptiſche ſprach über todte Könige, dies ſpricht über eine Buhlſchweſter. — Wähnt ihr: die alte Kritik ſei keuſch und unbefleckt geweſen? Hebt das Bahrtuch auf, — ſeht, wie die alte Kokette ſich noch auf dem Todtenbette — geſchminkt hatte. Seht, wie ſie im Vollmaß ihres eigennützigen Haſſes ſtarb, — verzerrt das Antlitz, die Lippen halb offen, um noch ein Vernichtungsurtheil zu ſprechen. In dieſem Spruch ſtarb ſie. Sie war eine Heuchlerin geweſen. Sie ſündigte in ihrer Jugend und betete im Alter. Sie that mehr: ſie nahm uns die Götter, um uns Götzen zu geben! Aber die Stimme Aller verſchlingt die des Einzelnen, wie das Leben den Tod verſchlingt.

Darum hinweg von dieſer Todten, und von ihrem Grabe! Zu euch, ihr Lebenden! Tragt die Erinnerung an ſie als warnendes Beiſpiel in euch hinein! Lernt euch nur dadurch kennen und achten, indem ihr Jeden neben euch kennen und achten lernt. Das iſt der Schulmeiſter jedem ſeiner Schulkinder ſchuldig, den Charakter eines jeden zu ergründen; geſchweig erſt der Mann dem Manne! Fürchtet die Geſchichte, die auch hinter euch ſteht; aber noch mehr als ihr dieſe fürchtet, — liebt die reine, keuſche Würde euerer Literatur, und die Ehre des Vaterlandes, das durch Männer lebt, nicht durch Buben! Ihr habt nicht blos mit dem Verſtande zu richten, auch mit dem Herzen. Das Schaffen iſt göttlich, das Sein iſt heilig, — das Vernichten — teufliſch. Denkt, daß es für einen geiſtigen Mord zwar keinen Criminalcodex gibt, aber ein Gewiſſen und einen Gott, die ihn richten!

Und hört endlich eine Stimme über die Zukunft in unſerer Literatur. Der Terrorismus iſt heute geſtorben; nie wird er wieder erſtehen! Nie mehr wird Kritik in deutſchen Landen ein Monopol werden. Jede Kritik wird über kurz oder lang zerſtieben, die ſich ein Henker-Schwert als Maßſtab anmaßt. In der Literatur ſteht Mann gegenüber dem Mann, nicht der Einzelne, untrüglich über Allen. Die Literatur braucht keinen Papſt. Der Genius herrſcht wohl durch die Bewunderung aller, aber er tyranniſirt nicht; denn der Genius ſchafft, — vernichtet nicht. Aber der Dämon vernichtet, weil er nicht ſchaffen kann, darum vernichtet er zuletzt ſich ſelbſt — durch Gleißnerei!

Das hoffen wir alſo: Die Kritik, ſoll ſie künftig noch einen Platz in der Literatur haben, darf keinen beſondern mehr einnehmen, ſondern muß vermittelnd wandeln zwiſchen der Literatur und dem Volk, zwiſchen den Schriftſtellern ſelber. Sie muß zu handeln anfangen. Erſtens: Sie muß, was allgemein bewundert oder gehaßt wird, aus den Buchſtaben heraus in den Focus eines Charakters hinein zuſammendrängen, — eines Charakters, nicht einer Perſon, denn die Kritik ſoll keine geheime Polizei in der Literatur vertreten. Zweitens: In welchen literariſchen Phänomenen ſie wichtige Cultur-Momente der Gegenwart wahrnimmt, die hat ſie als Geſchichte zu behandeln und auf ehernen Tafeln zu verzeichnen. Drittens endlich: Das was blos dem Tage, — oft blos der Stunde angehört, darf ſie nicht überſchätzen, aber auch nicht überſehen! Sie muß es mit dem Fleiß und der Schlichtheit mittelalterlicher Chroniſten in Chronik und Protokoll eintragen, damit, weſſen Werk nicht durch ſich ſelbſt Jahre überdauert, dennoch, weil es das Werk eines Menſchen iſt, der Erinnerung am Jahresabſchluß nicht entgehe.

Die Kritik muß pſychologiſch, die Kritik muß zeitgeſchichtlich, die Kritik muß human werden!

Feuilleton.

⁂ **Preisvertheilung in der Gelehrten-Republik.** — Die Akademie der Wiſſenſchaften hat am 28. vor. M. „den großen Preis der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften" dem durch mehrere Werke über Anatomie und Phyſiologie bekannten Dr. Valentin von Breslau, und die von Lalande geſtiftete Medaille für die wichtigſte aſtronomiſche Entdeckung dem Direktor des Obſervatoriums auf Neuholland, Herrn Dunlop, — und Herrn Boguslawſki, Dir. des Obſ. zu Breslau ertheilt. Der Preis für die Experimentalphyſiologie wurde unter die Herren Gaudichaud und Poiſeulle vertheilt.

Hr. Gennal erhielt 3000 Francs für ſein Mittel zur Erhaltung der Leichen, und Hr. Amoros eben ſo viel für ſein „Manuel de gymnastique." Auch die Hrn. Molot und Degouſée empfingen gleiche Summen für Bohrung zahlreicher arteſiſcher Brunnen.

So erweitert und potenzirt ſich alſo auch der Kreislauf in den höheren Sphären des Geiſtes, und wie aus allen Fernen die Früchte der Forſchung in einem Mittelpunkte zuſammenſtrömen, ſo vertheilt der Mittelpunkt, ohne Rückſicht auf nationelle Beſonderung, die Belohnungen, die immer Mehrere zu neuen Arbeiten erregen und ermuntern.

⁂ **Schriften über die Reſtauration.** — Zur Geſchichte der Reſtauration des alten Weſens in Frankreich ſind jetzt, faſt zugleich, drei, einander mehr oder minder ergänzende Werke, erſchienen. Das ausgezeichnetere verdanken wir dem raſtloſen Fleiße des trefflichen Thibaudeau, der uns bereits die werthvollſte Geſchichte des Kaiſerreiches geliefert. Dieſer Hiſtoriker iſt noch von 1789 her ein Freund durch Geſetze verbürgter Freiheit und darum ein entſchiedener, aber ehrenhafter Gegner der abgeſetzten Bourbonen. Bis jetzt hat er nur die erſten Jahre ihrer Herrſchaft beſchrieben. — Die Geſchichte der Reſtauration von Lacretelle (in 4 Bdn.) iſt beſonders reich an neuen, aus guten Quellen geſchöpften Erklärungen; der Verfaſſer iſt ein treuer Freund der älteren Linie. Die Herzogin von Abrantès, als Anhängerin der Napoleoniden, ſchließt durch ihre „Mémoires sur la restauration," von denen jedoch erſt zwei Bde. erſchienen, (noch eine ganze Reihe ſoll folgen) dieſe hiſtoriſche Trilogie. Als Gemahlin eines der erſten Generale Napoleon's, als „Gouvernante" oder „Gouverneuſe" von Paris, und als Ehrendame der Lätizia Bonaparte, konnte ſie Vieles erfahren, durch deſſen Mittheilung ſie ihren früheren Memoiren ein ſo großes Intereſſe verliehen. Unter den Bourbonen war ihr keine Rolle zugetheilt, daher auch ihre Denkwürdigkeiten über die Reſtauration minder reichhaltig ſind. —

⁂ **Dampfapparate in Frankreich.** — Amtlich bekannt gemachter Überſicht zufolge waren zu Ende 1833 in Frankreich 946 Dampfmaſchinen im Gange, welche zuſammen ſo viel leiſteten, als die Kraft von 14,051 Pferden; ferner 568 Dampfkeſſel (Chaudières) und 108 Dampfſchiffe, von denen 58 für Reiſende und 83 für Waaren. Die Zahl der Reiſenden betrug 1,088,916, — die der Centner Waaren 381,400 (oder 38,140 Tonnen.) — Wer aber kann berechnen, ja nur entfernt ahnden, welche Wirkung — für jedes Volk insbeſondere und für die Menſchheit im Ganzen — die noch immer mehr ſich beſchleunigende Circulation der Lebensmedien und die potenzirte Aſſimilation der Nahrungsſtoffe haben werde? Aus einem kaltblütigen wird ein warmblütiges, aus einem kriechenden ein fliegendes, vielleicht dann auch aus einem engherzigen ein großherziges, großmüthiges Geſchöpf? —

⁂ Soeben erfahren wir, daß Mundt's litterariſcher Zodiacus, von dem das erſte Heft bereits erſchienen iſt (vergl. unſer Feuilleton von geſtern) nicht weiter fortgeſetzt werden darf.

⁂ Herr Tinker, ein amerikaniſcher Miſſionär, hat zu Honolulu, der Hauptſtadt von Oahu (eine der Sandwichinſeln), eine Zeitſchrift gegründet. Die Stadt Honolulu zählt 7000 Einwohner. Die Miſſionäre haben dort drei Preſſen. (Blätter für litterariſche Unterhaltung.)

⁂ Der König von England hat 50 Pfund Sterling ausgeſetzt, behufs der Reſtauration von Shakſpear's Grabmal in der Kirche von Stratford. (Blätter für litterariſche Unterhaltung.)

⁂ Am 29. Dezember wurde im Joſephſtädter Theater in Wien ein neues 4aktiges Schauſpiel von Herrn von Holtei „Shakſpeare in der Heimath" gegeben. Der Verfaſſer ſpielte den Shakſpeare.

⁂ Die Leipziger Bühne hat zuerſt vor allen deutſchen Halévys „Jüdin" (am 30. Dezember) aufgeführt; der Succeß war glänzend.

⁂ Am 28. Dezember ſtarb in Straßburg Ehrenfried Stöber, einer der anerkannteſten deutſchen Dichter des Elſaßes.

⁂ In Regensburg hat ſich eine Aktiengeſellſchaft zur Einführung der Dampfſchifffahrt auf der Donau gebildet, die in wenigen Tagen ein Kapital von 250,000 fl. zuſammenſchoß. — Im Würtembergiſchen zeigt ſich ein großer Enthuſiasmus für die Eiſenbahnen.

⁂ Der Nürnbergiſche Correſpondent von und für Deutſchland berichtet von Frankfurt aus unter'm 1. Januar: daß man den Abgang der Dem. Lindner von der Frankfurter Bühne befürchte.

⁂ Berlin, 1. Januar. Die diesjährige hieſige Kunſtausſtellung ſoll im September eröffnet werden. Die dafür beſtimmten Kunſtwerke müſſen bis zum 25. Auguſt im königlichen Akademiegebäude, die ſchriftlichen Anzeigen aber bis vor dem 14. Auguſt eingeliefert werden.

⁂ Vor wenigen Monaten wurde in der Umgegend von Todi (dem alten Tuder) die Erzſtatue eines Mars ausgegraben; dies trefflich gearbeitete und ſchön erhaltene Kunſtwerk iſt zur Beſichtigung der päbſtlichen Commiſſion nach Rom geſchafft worden.

⁂ Unter den jetzt erſcheinenden litterariſchen Zeitungen iſt die von Dr. K. Büchner redigirte (bei Duncker und Humblot erſcheinende), als jene zu nennen, welche ſich durch größtmöglichſte Vollſtändigkeit bibliographiſcher Notizen empfiehlt. Sie wird wöchentlich ein Mal ausgegeben und koſtet jährlich nur 2⅓ Thaler. — Bei Brockhaus iſt eine neue allgemeine Bibliographie von Deutſchland (herausgegeben von Rosmarins), (wöchentlich ein Mal, Preis: jährlich 1½ Thaler) angekündigt.

⁂ Im Königſtädter Theater in Berlin machen die ſogenannten „lebenden Bilder" noch immer Senſation. Man wählt größtentheils Genrebilder neuerer Meiſter mit paſſender Muſikbegleitung.

⁂ Rellſtab's Zeitſchrift: Berlin, erſcheint von Neujahr an in größerer Ausdehnung unter dem Titel: Berlin und Athenä; der Herausgeber, der ſie früher allein geſchrieben, hat jetzt mehre Mitarbeiter dafür gewonnen.

⁂ Der Freimüthige erſcheint von Neujahr an im Verlage der Plahn'ſchen Buchhandlung in Berlin, redigirt von A. G. Gentzel.

⁂ In der v. Rhoden'ſchen Buchhandlung in Lübeck erſcheinen auf Subſcription die für norddeutſche Geſchichte wichtigen hiſtoriſchen Schriften des 1832 verſtorbenen Prof. Grautorff. Mit der Redaktion derſelben befaßt ſich eine Geſellſchaft von Freunden des Verſtorbenen, unter denen man den verdienſtvollen Dr. L. Heller, den Verfaſſer der kürzlich erſchienenen Biographie des „Hieronymus von Prag," nennt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller, — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 8. 1836.

Phönix.

Samſtag, 9. Januar.

Das Ondinenbild.

Novelle von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

Ich ſah ihn lange an, und er mich wieder, bis er endlich ſagte: „Haſt du noch keinen Menſchen geſehen, Junge? du biſt ein ſchöner Flegel, wirfſt mir die Fenſter ein! Nun, erſchrick nur nicht; — ſie ſind wieder gemacht! Es ſoll dir auch nicht nachgetragen werden, weil ich meine Urſache dazu habe. Wenn du einen Beefſteak vertragen kannſt, ſo ſoll dir Elsbeth zwei oder drei Stücke heraufbringen. Ich will ſchon deinen Doktor machen, daß du wieder auf die Beine kommſt! Wenn du aus dem Bette heraus willſt, ſo hängt da gleich an der Wand ein bischen Zeug zum anziehen.“ Ich wußte nicht, wie mir geſchah, ich ſtammelte ſo etwas von Dank und Gotteslohn, und andere Bettlerredensarten, welche mir eben beifielen. Er unterbrach mich: „Es ſoll mir lieb ſein, wenn du kein gar ſo böſer Bettelbube biſt, als ich mir eigentlich gedacht habe. Du ſiehſt ſonſt auch nicht ſo übel aus, hat aber der Patron da noch ein paar Gaunereien hinter den Ohren; nun — ſo weiß ich auch Rath.“ Bei dieſen Worten lachte er ſelbſtvergnügt und wies mir dabei ein paar Reihen unverwüſtlicher Zähne, indem er eine ganz beſondere Bewegung mit der Hand machte, die ich ſpäter erſt recht verſtehen lernte. Meine Jugend bedurfte nur kurze Zeit, um ſich wieder zu erholen. So lang ich noch das Bett hüten mußte, kam die kleine Elsbeth von Stunde zu Stunde mir; denn wir waren beide noch Kinder und plauderten wie die Kinder. Obſchon ich immer nach meiner Mutter und den Verhältniſſen forſchte, in welchen ſie vielleicht zu Elsbeths Vater geſtanden haben möchte, ſo habe ich doch weder von ihr, noch auch von ſonſt jemand etwas erfahren können. Doch hatte ich von der kleinen Betha bald herausgebracht, daß ihr Vater Schiffs-Baumeiſter und ſie ſein einziges Kind wäre. An einem Sonntage verließ ich geneſen, angethan mit friſcher Wäſche und getragenen, aber noch hübſchen Kleidern, das Gemach. Von dieſer Zeit an begann ich erſt zu leben. Ich war wie ein Kind im Hauſe und wuchs mit der lieben Elsbeth heran wie ein Bruder mit ſeiner Schweſter. Ich wurde in die Schule geſchickt, lernte darinnen, ſo viel ich konnte, und wurde ſpäter von meinem Pflegevater zu einem Maurer, welcher ſich mit Stubenausweißen hauptſächlich abgab, in die Lehre, nicht aber aus dem Hauſe gethan, in welchem ich aufgenommen worden war. „Man hat ein rechtes Elend mit dir!“ ſagte öfters der Schiffsbaumeiſter, „daß du ſo ein ſchwächlicher Kerl biſt. Ich hoffte dich auf der Werft gebrauchen zu können; nun biſt du eine Stubenfliege!“ Ich jedoch hatte mit meinem alten Maurer eine viel größere Noth; war er doch ärgerlich wie ein ſchnupfiger Mops; Tag für Tag, Jahr aus, Jahr ein! Es gibt Leute, die man prügeln möchte, wenn man ſie nur anſieht. Zu dieſen gehörte mein Lehrmeiſter. Als ich ſechszehn Jahr alt wurde, war ich auch ein ſehr tüchtiger Wandanſtreicher. — Huſch! ruſch! von einer Ecke in die andere, daß die Kalkſuppe meilenweit ſprühte. Ich konnte aber auch accurate Linien mit dem kleinen Pinſel ziehen, ſchwarze, rothe, gelbe, — je nach Geſchmack und Belieben; — aber wollte ein Liebhaber grüne Natur in die Stube — Weinlaub aus freier

Hand! — ſo war ich der Meiſter; denn grünes Laub war mein Element. Eine Schwalbe jedoch war an all meinem Unglücke ſchuld. Dieſe hatte ein Neſt unter dem Fenſter meiner lieben Elsbeth. Ich ſah manche Stunde ihr zu, wie ſie ein- und ausflog, unermüdlich im Hin- und Herſchießen, an der Dachrinne hin, über des Nachbars Schornſtein, dreimal um den Thurm herum und gleich wieder da bei den Jungen mit einem ganzen Schnabel voll Fliegen und Mücken! Dieſes flatterhafte Thier kam mir gar nicht mehr aus den Gedanken; ſelbſt beim Anſtreichen in der dunkelſten Hausflur dachte ich an die Schwalbe. In dieſer Zeit fiel es einem alten Franzoſen, der in Hamburg eine Bijouterie-Handlung hatte, ein, beim Ausweißen ſeiner Arbeitsſtube, Weinlaub von mir machen zu laſſen; denn in dieſem Artikel war ich, wie ſchon geſagt, ſehr berühmt geworden. Nachdem alles recht weiß abgetüncht war, ging ich mit meinen Farbefäſſern und Pinſeln an die Freskomalerei. Ich war eben bei dem Kranze, den ich in der Mitte der Stubendecke zu machen hatte, als mir die verwünſchte Schwalbe einfiel. Ehe man dreimal: „vobiscum," ſagt, hatte ich mit Rußſchwärze und Bolus das Dingelchen mit dem doppelten Spießſchwanze und dem rothen Unterkehlchen ſo munter in die Mitte hineingemalt, daß ich vor Freude außer mir war. Es war ja das erſte lebendige Weſen, das ich gemalt hatte und ſeinem Originale ähnlich! Ich hüpfte recht albern in der Stube herum und ſchlug mit den flachen Händen vor Freude, über mein Meiſterwerk, auf die Beine, als in dieſem Augenblicke mein Lehrmeiſter hereinkam. Kaum hatte er aber das kleine Ungethüm oben an der Decke erblickt, als er ſich mit untergeſtemmten Armen vor mich hinſtellte, erſt mit der Stirne, dann mit der Naſe, endlich mit dem vorgeſtoßenen Kinne anfing zu wackeln und zu näſeln: „Iſt aber das auch Weinlaub da oben?" — „Das iſt eine Schwalbe von hinten!" ſagte ich trotzig. — „Und das eine von vornen!" Mit dieſen Worten hatte ich eine Ohrfeige im Geſichte ſitzen, daß ſie mich heute noch brennt, ſo warm war ſie gebacken. Da kam über mich mein jähzorniger Teufel. Kaum hatte ich die angenehme einſeitige Wärme im Geſichte geſpürt, ſo war auch ſchon dem Meiſter das ganze Faß mit Rußfarbe über den Kopf wie eine Mütze geſtülpt, daß der Kerl über und über tropfte, wie der Speiteufel auf dem Springbrunnen zu Nürnberg. Unter der Thüre ſtand der alte Franzos, der ſich beide Seiten vor Lachen zuhielt, mit der Lorgnette hantierte und in einem fort ſchrie: „Il faut voir cela de près!" Ich jedoch floh hinweg und nach Haus in meine Kammer, wo ich nun Zeit hatte, mein Unglück und mein Vergehen zu überlegen. Alles fiel mir jetzt auf einmal ein, was meine Angſt vermehren mußte — die beſondere Freundſchaft meines Pflegevaters mit meinem begoſſenen Meiſter, alte Ermahnungen und Vorwürfe, die ich faſt täglich bei dem Morgen-, Mittag- und Abendbrod hörte: daß ein Bettelbub, wie ich geweſen wäre, gutthun, und ſich was gefallen laſſen müſſe! — ach, und all die Knüffe und Püffe, die ich von meinem Pflegevater dankbar hinnahm, wie Brezeln, die man in den Kauf bekommt! aber alle dieſe Gedanken waren wie durchſichtige Perlen, über die Schnur meiner Zuneigung zu Elsbeth gereiht. Dieſe kam eben jetzt an meiner Kammer vorbei. Wie ſie mich darinnen ſo jämmerlich ſeufzen hörte, ſteckte ſie erſt ihr liebes Angeſicht und zuletzt ſich ganz herein zu mir, in die kleine Bodenkammer. (Fortſ. f.)

Reiſe durch's Land der Basken.

Von Guido von Meyer.

(Fortſetzung.)

Während mein Gefährte noch in ſüßem Schlummer lag, ging ich nach einem Figaro, zugleich um mich im Städtchen umzuſehen. Zufälligerweiſe war es der Barbier und Friſeur des Wirthshauſes, der eben den Weg dahin eingeſchlagen hatte, und ſo verfehlten wir uns. Ich genoß dafür das Vergnügen, bei ſeiner Familie, eine Stiege hoch in einem kleinen Hauſe des innern, gerade nicht allzu reinlichen Städtchens, ein baskiſches Hausweſen en miniature kennen zu lernen. Die Basken faſſen ſich mit ihren Hauseinrichtungen ſehr kurz; ohne ſie in den Städten bäuerlich nennen zu können, iſt bei den mittleren und niederen Ständen die Wohnung äußerſt compendiariſch und encyklopädiſch eingerichtet. Ich ſah öfters Comptoirs, weibliche Arbeitsſtube, Vorrathskammer und Küche, ſelbſt Schlafſtube in einem und demſelben Raum vereinigt. Hier gruppirten ſich zwei hübſche, kleine Kinder um ein nettes, junges Weibchen, kaum zwanzig Jahre alt, das ältere bei meinem Eintritt ſich an ſie ſchmiegend, das jüngere von einem Knaben mit Brei gefüttert. Jenes, ein Mädchen, überwand ſeine Schüchternheit und trat ſchelmiſch zu mir heran, wo ich bemerkte, daß es nur mit einer Hand geboren war und alſo der Mutter wenig Hülfe verſprach. Das reinliche Stübchen war durch ein geräumiges Kamin im Hintergrunde und durch den mit Backſteinen ausgelegten Fußboden zugleich Küche; ärmlicher, doch ſauberer Hausrath hing und ſtand umher, die kleine, hübſche Frau, in dem gewöhnlichen, bunten Kopftuch, das vorn in ein Zipfelchen geknüpft wird, in ſonſt nettem ſpaniſchem Anzug, blauem Mieder und grobem, grauem Zeuch-Schürzchen, kehrte das Gemach, und indem ſie mir einen altväteriſchen Stuhl vorſchob, ſuchte ſie mich, ſo gut ſie konnte, in ihrem harten Accent auf franzöſiſch zu unterhalten. Als auf der Straße Gensd'armen und ein Trupp Cavallerie vorüberzogen, erkundigte ich mich über die Sicherheit des Gränzverkehrs, da wir bei unſerm Beſuch in Saint Jean Pied de Port hauptſächlich die Abſicht hatten, das in der Geſchichte der Basken ſo glorreiche Schlachtfeld von Ronceval auf ſpaniſchem Grund und Boden zu beſuchen. Sie wußte nicht viel Tröſtliches zu ſagen, vielmehr erzählte ſie von einem aus den Gebirgsſchluchten drüben von einem Trupp räuberiſcher Basken verübten Mord. Ihr hereintretender Mann beſtätigte die Unſicherheit der Straße, indem er mir den heiligſten Ort ſeines Hauſes zum Raſiren einräumte, nämlich das Schlafſtübchen, unmittelbar neben dem hochaufgebauten Thorus und unter dem Weihnäpfchen und Crucifix an deſſen Seite. — Ich wollte die ungünſtige Barbiernachricht weiter verfolgen und beeilte daher meinen

Rückweg zur Posada del Sol, wo ich mit meinem jungen Freund einen guten Kaffee mit Ziegenmilch (dieſe wird hier zu Lande ſtatt Kuhmilch genoſſen) einnahm, und nach etwas ungenügender Auskunft im Wirthshauſe beſchloſſen wir das Nähere bei den Gränz-Behörden und Bewohnern ſelbſt zu erforſchen, der Sicherheit auf franzöſiſchem Boden gewiß.

Unweit des Mittelthors, welches zur rechten Seite jenſeits der Brücke über den grünlichen, aus unmittelbaren Gebirgshöhen herabſtrömenden Nive führt, einer der maleriſchen Punkte des ſonſt nicht intereſſanten Städtchens, betrachteten wir vor unſerm Spaziergang nach der nur ¾ Stunde entfernten Gränze, auf dem Wege dahin die alte Kirche, von welcher das Städtchen den Namen führt; der Schutzpatron iſt Johannes der Täufer. Das Portal iſt einfach, alt, mit Laubwerk und Thiergeſtalten verziert, ohne beſonderen Kunſtwerth. Das Schiff der Kirche ſtellt ſich im Innern als ein Tonnengewölbe von wenig Tiefe dar; rechts und links vor dem Hauptaltar befinden ſich zwei Seitenaltäre; das Ganze iſt in ſpaniſcher Art reich verziert und ſticht gegen die ſonſtige Nacktheit der franzöſiſchen Kirchenwände ſehr ab. Der Hauptaltar iſt der Mutter Gottes, der linke dem heiligen Ludwig, König von Frankreich, und der rechte Johannes dem Täufer geweiht. Dieſer letzte beſteht aus Bildwerk von bemaltem Holz mit zwei knieenden Pönitentiarien in weißer, bekannter Bußtracht mit der Maskenkapuze; darunter die Worte: Saint Jean, Patron des Pénitentiaire blancs. Tiefer ſtehen die Worte des Propheten: Sum vox clamantis in deserto. (Ich bin die Stimme eines Rufers in der Wüſte.)

Ein anderer, ein ſterbender Rufer in der Bergwüſte war es, zu deſſen, von Sagen und geſchichtlichen Überlieferungen geheiligter Todesſtätte wir nun wallfahrten wollten. Was war zu thun? Wir mußten vor Allem das Terrain recognosciren, und ſchlugen, da Saint Jean Pied de Port nichts weiter bot, ſogleich den Weg über die Brücke nach der ſpaniſchen Gränze ein. Das Städtchen, welches ſich, wie bemerkt, durch den Nive theilt, iſt drüben eben ſo unſauber, wie wir es dieſſeits fanden; doch auch nicht mehr als alle dieſe ſüdlichen Länder. Saint Jean iſt ein nahrhafter Ort, der manche Annehmlichkeiten bietet. Zu der ſchönen Natur und der Fruchtbarkeit bei hinlänglicher Bewäſſerung des anſcheinend guten Bodens kommt die lebhafte Handelsſtraße; durch einen gut chauſſirten Weg iſt von Seiten Frankreichs bis zur Gränze alles gethan; den weiteren Weg macht man, ſo viel ich weiß, nur mit Maulthieren und Saumroſſen, wie durch alle dieſe Gebirgspäſſe, die zum Theil in die Schneelinie führen, wie der wunderſchöne Paß beim Cirque de Gavarnie, neben der Rolandsbreſche, mitten in den Hochalpen.

Wir wurden am Thor nur kurz wegen der Douane angehalten und mußten unſre Päſſe vorzeigen. Bis zur Gränze, ſagte man uns, ſei die Straße völlig ſicher. — Wir hatten dahin einen gar freundlichen Weg vor uns, ganz anders, als ich mir ihn nach dem Namen des Orts und nach den wilden Gebirgsparthien umher gedacht hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Akademie des Plato.

Ich bin kein Freund von den neuen Philoſophen, aber von den alten. Man kann nicht umhin, den zerriſſenen und vielleicht ſogar ſchmutzigen Diogenes liebenswürdig zu finden, wenn man lieſ't, daß die ſchöne Lais ihn küßte, und noch weniger fühlt man ſich veranlaßt, den tugendhaften Sokrates für ennuyant zu halten, wenn man hört, daß er Alcibiades Freund und Aspaſiens Schüler war. Die Alten trieben Philoſophie, indem ſie ihre gewöhnlichen Geſchäfte verrichteten, mit einander ſpielten, plauderten, tanzten, zechten, mit einem Wort, indem Jeder that, was ihm gut und weiſe dünkte. Sie gingen in die Akademie, in's Lyceum oder in Aspaſiens Boudoir, in Lais Gartenlaube; dort ein Peripathetiker, hier ein Stoiker oder ein Platoniker, ungefähr wie wir des Abends in Deutſchland in ein Caſino und in Frankreich in eine Soirée gehn. War das nicht angenehm?

Ich ſtelle mir den Dichter Euripides vor, wie er mit finſtrer Stirne im Cirkel des Anaxagoras das erſte ſeiner hundert drei und zwanzig Trauerſpiele vorlieſt und dann den witzigen Ariſtophanes, welcher dieſen Euripides in einer Comödie perſiflirt, indem er ein ganzes Regiment ſeiner Helden aufführt, die in Bettlerlumpen ſpielen. Er war gewiß der Voltaire in Ninon de l'Enclos Hauſe, worin ſich die Helden und Gelehrten verſammelten. Überall waren die Philoſophen, um die Geſellſchaft zu würzen und die Kritik zu leiten.

Und das muß man ſagen, die Griechen verſtanden ſich auf die Kritik, ſowohl der reinen Vernunft als der Unvernunft, welches wir, ich meine in Bezug auf die letztere, noch gar nicht zu erlernen vermochten.

Als ich Athens Neapolis verließ, um zu ſehn, was die Zeit von Platon's Hainen am Cephiſus übrig ließ, da erblickte ich aus der Ferne zunächſt ein armes Dörfchen und hinter und an demſelben einen Olivenwald und die beiden kleinen Hügel, in deren Nähe des Ödipus von Kolonos Geſchichte ſpielte. Ruinen von Tempeln und Gräbern bezeichneten den Weg, der an der alten Dypilon, Triaſſa oder dem Thore von Eleuſis anhebt, und Kameele und Zimmerleute waren beſchäftigt, letztere, um gleich über den Gräbern der in der Schlacht von Potidäa gefallenen Helden, die hier ruhen, ein ruſſiſches Palais zu erbauen. Hinter mir rauchte die proviſoriſche Stadt mit ihren tauſend Baracken von Lehm, mit ihren papiernen Geſandtſchaftsvillen und Staatsboutiken, und die Akropolis und das Theſeum ſtiegen mit ihren koloſſalen Marmormonumenten daraus wie phantaſtiſche Rieſen auf, des baulichen Treibens umher ironiſch ſpottend.

Die Gegend des Cephiſus, in der ſich die Akademie befand, führt noch heutiges Tags den Namen Akadhimia. Sie liegt mit den Hügeln des Demos, oder der alten Gemeinde, Kolonos, eine italiäniſche Meile von dem, nun niedergeriſſenen, turkiſchen Thore Mora Kapeſſ, nördlich, und beſteht großentheils aus einem — — Sumpf, worin im Mai die Fröſche quaken und im Juli gutes Gemüſe wächſt. Die beſagten Fröſche und ein Engländer, der ſich als Ökonom hier anbaute, ſind die einzigen modernen Philoſophen, ſofern man ſich nicht entſchließen will, die griechiſchen Bauern mit dazu zu rechnen, welche die Oliven der Nachbarſchaft preſſen und das Fieber in ihre Reisfelder pflanzen. Keine Spur von den ſchönen Luſtgärten und Platanenwäldchen der alten Zeit, von den koſtſpieligen Gebäuden des Hippias und den Springbrunnen des Kimon, die die Anlagen verſchönten; keine Spur von Platon's Haus, von ſeinem Grab, von dem Altar des Liebesgottes — einen ſolchen hatten die Philoſophen in Athen, — von den Heiligthümern der Grazien, des Vulkan, des Prometheus, des Herkules, des Jupiter Morios und der Athene, keine Spur von dem Thurme Timons des Menſchenhaſſers und dem Zaubergarten des Attalus, in welchem die Sophiſten ihre

Schule halten. Die Akademie iſt der traurigſte Ort von Athen.

Einige hundert Schritte weit von der Linie der alten Stadtmauer ſtieß ich auf die Ruinen eines großen Vierecks, das man für einen Dianentempel ausgibt. Es ſchien mir aber ganz etwas anders geweſen zu ſein. In der Nähe konnten die Gräber von Perikles, Thraſybulus und Chabrias geweſen ſein, davon Pauſanias erwähnt. Sie lagen im äußern Keramikus.

Ich habe beide Flußarme durchwatet, beide Kolonoshügel überſchritten und endlich einen Beſuch in einem alten Hauſe abgeſtattet, das aus Marmorfragmenten erbaut war und ein philoſophiſches Anſehn hatte, Alles, ohne mich philoſophiſch geſtimmt zu fühlen. Ich rief Platon's Geiſt an, ich ſtellte mir die Akademie des Raphael mit allen Autoritäten des Alterthums lebendig und endlich gar die Hegel'ſche und Schelling'ſche Schule und die Couſin's von Paris vor, es war vergeblich — die Fröſche quakten immerfort im heiligen Ölwald und ſtörten meine Betrachtungen. Ich bemerkte über dies, daß meine Stiefel nicht waſſerdicht in ſchlimmen Wegen ſeien und benutzte die Ankunft einer Eſelkaravane von Korinth, um trocknen Fußes zurück an's Dypilonthor zu gelangen. —

Vergebt mir, o Thales und Pythagoras, ihr Stifter der beiden Dynaſtien von Weltweisheit, vergib mir, Socrates, der du hier als König wandelteſt ohne Unterthanen und ohne Reichthümer, und ihr alle, die ihr euch Zeno, Meliſſus, Xenophanes, Heraclid, Protagoras, Democrit, Parmenides, Anthiſtenes oder ſonſt dergleichen nennt, ſeid ſo gut und werdet nicht böſe, weil ich den Aufenthalt eurer Muſen floh, um mit baieriſchen Dragoneroffizieren zu converſiren.

Am Dypilon iſt ein Brunnen, woran jetzt hübſche Athenienſerinnen ihre Wäſche bleichen, dort blieb ich eine Weile ſtehn und bedachte mich über die Frage, ob die alten Griechen auch Philoſophinnen gehabt hatten, ich meine ſolche, die ordentlich lehrten, ſchrieben, oder eine Schule machten, ſolche, die die Wiſſenſchaft nicht blos dilettantiſch trieben und zur Salonunterhaltung benutzten. Sobald ich nach Hauſe kam, ſchlug ich den Abbé Barthelemy nach, der mehrere Kapitel über eine Bibliothek des Euklid ſchrieb, und ſiehe, da fand ich eine Stelle, worin von einem ganzen Stoß Papirus-Weisheit des ſchönen Geſchlechts die Rede war. Der Abbate hat die Entdeckung gemacht, daß die meiſten Philoſophinnen der pythagoräiſchen Sekte angehörten, und daß ihr Coryphäus ſich Perictione nannte.

Merken Sie ſich das, Perictione war ein ſo nerveuſer Geiſt, ein ſo denkender Kopf, daß Ariſtoteles ſogar ihre Anſichten über das höchſte Weſen adoptirte.

Ich habe meine Excurſion auf der alten Agora Athens beſchloſſen und mich ſehr gefreut, daß jetzt wieder ein Trödler und ein Kaffeewirth darauf ſich angeſiedelt haben. Der Platz mit ſeinen Hallen muß einen ſehr beträchtlichen Raum eingenommen haben, denn ich fand unter Schutt und Häuſermauern mehrere neu aufgegrabene Poſtamente von Statuen, die denſelben einzig und allein geziert haben mochten, ſo wie die Stadtmauern, die alle in beträchtlicher Entfernung von einander waren. Keramikus und alte Agora muß gleichbedeutend geweſen ſein und im allgemeinen den Stadttheil bezeichnet haben, der vom eleuſiniſchen Thor bis in's Innere der Stadt reichte und mit Hallen und Portiken angefüllt ward. Diogenes hatte in dieſer Agora ſeine Wohnung, nämlich eine ſolide ſteinerne, zum Unterſchiede von ſeinem Faß, das er als ein Sommerlandhaus betrachtete und nur bei gutem Wetter bezog. Ich habe irgendwo geleſen, daß der Bettelphiloſoph, der eigentlich der heilige Franziscus im Urtexte war, ſich lange Zeit incognito darin mit einem jungen Mädchen aufgehalten habe, die ſeinen Schutz anflehte. Der Böſewicht! das nannte er: keine Bedürfniſſe haben!

* † *

Neueſte Entdeckungen.

I. Im Monde. Profeſſor Gruithuiſen hält ſich nunmehr zu folgenden Annahmen berechtigt: 1) daß die Vegetation auf der Oberfläche des Mondes ſich ausbreitet vom 55ſten Grade ſüdlicher bis zum 65ſten nördlicher Breite; 2) daß vom 50ſten Grad nördl. bis zum 47ſten ſüdl. Breite ſich deutliche Spuren vom Aufenthalte lebender Weſen wahrnehmen laſſen, und 3) daß einige Zeichen vom Daſein von Mondbewohnern anſcheinlich genug ſind, um den Beobachter in Stand zu ſetzen, große Landſtraßen nach verſchiedenen Richtungen hin zu unterſcheiden, und ganz beſonders ein koloſſales Bauwerk faſt unter dem Äquator dieſes Geſtirnes. Das Ganze deſſelben ſtellt ſich dar wie eine große Stadt, in deren Nähe ſich ein Gebäude findet, welches einer Redoute ſehr ähnlich iſt.

II. In Frankreich. Ein doktrinäres Pariſer Blatt macht folgende Bemerkung: „Es iſt eine denkwürdige Thatſache, die unſer Jahrhundert ehrt, daß alle ausgezeichneten Geiſter zu den religiöſen Ideen zurückkehren. Gegenwärtig im Jahr der Gnade 1835 ſind die größten Poeten chriſtliche Poeten: Chateaubriand, Lamartine, Manzoni, Silvio Pellico, Thom. Moore.“ (? Deutſche Poeten ſind wohl nicht genannt, weil ſie nicht zur Religion zurückzukehren brauchen, die ſie nie verlaſſen haben. Ebenſo Béranger, Alfred de Vigny u. ſ. w.?) „Die ſpiritualiſtiſche Philoſophie, die Herrin des Schlachtfeldes geblieben, auf dem ſie während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gekämpft, huldigt jeden Tag dem Chriſtenthume durch die Männer, wie Ballanche, Couſin, Jouffroy, Schelling, Baader, Görres. Die Wiſſenſchaften, die im 18ten Jahrhundert am feindlichſten geſinnt waren, wie die Geologie, die Aſtronomie, Chronologie, Archäologie und Philologie, ſind wieder in den Kreis der Offenbarung (inspiration religieuse) eingetreten. Es genügt, hier Cuvier, v. Buch, Herſchel, Feruſſac, Paravey, Champollion, v. Humboldt, W. John zu nennen.“

III. In Deutſchland. Auf bedeutſame Weiſe contraſtirt mit der franzöſiſch-miniſteriellen Entdeckung die folgende des politiſchen Wochenblattes von Berlin, welches zum Schluſſe des v. J. in einem Artikel über den Adel Klage führt „über den der Gegenwart eigenthümlichen Haß gegen alle Standesverhältniſſe überhaupt“ (?:?), und insbeſondere über die „in Deutſchland zumal ſehr verbreitete kleinliche Gereiztheit, den trivialen Haß des Beamtenſtandes und aller ſ. g. Gebildeten.“ (Sic!) Den Grund der Stimmung gegen den Adel findet das Wochenblatt in „der Irreligioſität unſerer Zeit, welche — Geburtsvorzüge als Gaben Gottes haſſe;“ (!!) — theilt aber weiterhin noch die Entdeckung mit: „der Haß gegen angeerbte höhere Stellung finde ſich nicht allein im Bürgerſtande gegen den Adel vor, ſondern auch im Adel ſelbſt, der ſo unendliche Abſtufungen und Schattirungen habe, bis dieſer Haß ſich zuletzt gegen die höchſte Obrigkeit wende . . .“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^ro^ 9. 1836.

Phönix.

Montag, 11. Januar.

Quannahanna.

Von

Johann N. Vogl.

Quannahanna, ſchönſte Blume,
Die zu des Oriſſas Ruhme
In Onedo aufgeblüht,
Jede andre muß dir weichen,
Die entknoſpt in Sennar's Reichen,
Wo die Sonne tödtend glüht.

Gleich dem Lorbeerbaum, dem jungen,
Iſt ſie ſchlank und doch geſchwungen,
Weiß wie Kokuskern ihr Zahn.
Roth und blaugemalte Schlangen
Ringeln ſich um Bruſt und Wangen
Und an Arm und Hals hinan.

Viele fremde bunte Zeichen
Schmücken noch die üppig weichen
Formen ihres ſchlanken Bau's;
Um die Knöchel von den Füßen
Sich zwei blanke Ringe ſchließen,
Und ihr Haar iſt kurz und kraus.

Wie nur weiß ſie ſich zu tragen,
Wenn die Trommel wird geſchlagen
Bei der Bamdula zur Nacht;
In welch' zaubriſcher Entfaltung
Zeigt ſich da des Leib's Geſtaltung,
Ihrer Formen Götterpracht!

Ja von ihrer Schönheit Prangen
Ganz Anedo iſt gefangen,
Doch vor allen ſind es zwei,
Zangar, Zami, beide blühend,
Nur für ſie in Liebe glühend,
Glühend bis zur Raſerei.

Wie ſo traurig unter Kokusbäumen
Sitzet Quannahanna dort in Träumen?

„Sprich, was fährſt du ſo empor mit Beben?
Zangar iſt's und Zami, ſüßes Leben!“

„Können's beide länger nicht ertragen
Unſer Urtheil magſt du jetzt ſagen.“

„Heißer Liebe Luſt und tiefe Schmerzen
Lodern beiden uns im tiefen Herzen.“

„Können nicht dich fliehen, nicht dich laſſen,
Jeden drängt es, heiß dich zu umfaſſen.“

„Quannahanna, o mein ſüßes Leben,
Wen wirſt du verachten, wen erheben?“

„Zangar iſt's und Zami, die ſo klagen,
Quannahanna, wollteſt Antwort ſagen.“

Quannahanna aber ſchweigt und hüllet
Sich das Aug', das ſich mit Thränen füllet.

Denn ihr Herz, bewegt in Luſt und Leiden,
Liebet beide, ſchwanket zwiſchen beiden.

Unter nächt'gem Palmendunkel
Wo die kühlen Lüfte reger,
Wandern bei dem Nachtgefunkel
Mit dem Mädchen hin die Neger.

Felſen nur mit grauem Mooſe
Starren rings, von Nacht umſchlungen,
Und des fernen Meer's Getoſe
Kommt wie Sturm herangedrungen.

Oder wird es ſtets und wüſter,
Schaurig heulen die Schakale,
Als die Neger ſtumm und düſter,
Stille ſteh'n im nächt'gen Thale.

„Quannahanna, ſüßes Leben,
Von der Götter Reiz umfloſſen,
Höre jetzt was, eingegeben
Von Oriſſa, wir beſchloſſen.“

„Keiner kann von uns dich laſſen,
Keiner kann von uns dich meiden,
Denn Verzweiflung würde faſſen
Jeden, der da wollte ſcheiden.“

„Ja es fänd' an deinem Herzen
Selbſt das Glück nicht der Geliebte,
Dächte er, daß fern' in Schmerzen
Wandeln müſſe der Betrübte.“

„Doch Oriſſa hat gegeben
Kunde uns, wie wir zu handeln,
Daß zu ew'gem Freudenleben
Möge ſich das Trauern wandeln.

Einen Trunk nur, einen herben
Gilt es noch, vom Meer der Leiden —
Quannahanna, du mußt ſterben!
Sterben mußt du mit uns beiden!“

Sieh, was liegt dort in dem Thale,
Mild umglänzt vom Sonnenſtrahle,
Der im Graſe Funken ſprüht?
Weh' Ouebas ſchönſte Blume
Die zu des Oriſſas Ruhme
Wie die Roſe hat geblüht.

Gleich dem Lorbeerbaum, dem jungen
Iſt ſie ſchlank und hochgeſchwungen,
Weiß wie Kokuskern ihr Zahn.
Viele rothgemalte Schlangen
Ringeln ſich um Bruſt und Wangen
Und am Arm und Hals hinan.

Röther aber ſcheint die Welle,
Die mit haltlos wilder Schnelle
Aus der Bruſt der Schönen quillt,
Und nach deren ſtillerm Rinnen
Sich noch mit entſchwundnen Sinnen
Niederbeugt das ſüße Bild.

Und gleichwie voll Inbrunſt ſchmiegen
Noch zwei Neger, die da liegen,
Sich an ſie, zu ſtillem Bund,
Jeder einen Stich im Herzen,
Aber ohne Spur von Schmerzen
Lächelt noch im Tod ihr Mund.

Alſo fand man in dem Thale
Jene drei, bevor Schakale
Sich noch frech herbeigewagt,
Und begrub ſie dort in Frieden,
Die vom Leben lieber ſchieden,
Als der Liebe ſie entſagt.

Geiſtiges Leben in Oeſterreich.

(Fortſetzung.)

Lenau's Sprache iſt klingendes Metall, aus einem Guſſe, der kathegoriſche Imperativ des poetiſchen Styls, jedes Wort iſt nothwendig und durch ſich ſelbſt bedingt. Von A. Grün iſt ſoeben eine Sammlung größerer Dichtungen, „Schutt“ betitelt, erſchienen, worunter beſonders „Cincinnatus“ und „die fünf Oſtern“ ausgezeichnet ſchön ſind.*) Lenau's „Fauſt,“ die großartigſte Erſcheinung der jüngſten epiſchen Poeſie, iſt vollendet, und wird nächſtens bei Cotta erſcheinen. — Eduard Bauernfeld hat durch ſein zuletzt aufgeführtes Luſtſpiel: „Bürgerlich und Romantiſch,“ einen neuen glänzenden Sieg über ſeine vielen Neider und Gegner davongetragen. Die Leichtigkeit, mit der er die Zuſtände und Verhältniſſe des geſelligen Lebens aufzufaſſen und wiederzugeben verſteht, die Wahrheit und Innigkeit, die ſich in ſeinen Charakteren ausſpricht, der Humor und die gemüthliche Heiterkeit, die aus all ſeinen Schöpfungen in reichlicher Fülle hervorquillt, die tiefen, ernſten Blicke, die er mitten in den Spielen des Witzes und der Laune in das innere Seelenleben fallen läßt, und zumal ſein freier, ausgezeichnet ſchöner Dialog ſichern ihm ſeinen Anſpruch auf den Rang eines der erſten Luſtſpieldichter Deutſchlands. Es wäre zu wünſchen, daß unſer verwöhntes, überſättigtes Theaterpublikum auch an jenen Erſcheinungen Geſchmack fände, worin Bauernfeld ſeinen höheren Dichterberuf mit dem ganzen Reichthume ſeiner Ideen und Empfindungen beurkunden könnte. Mit ſeinem herrlichen „Fortunat“ hat er bewieſen, wie viel des Vortrefflichen in dieſem Fache von ihm zu erwarten wäre. — Ferdinand Raimund, der geniale Schauſpieler, ſchweigt ſeit ſeinem „Verſchwender,“ in dem er wirklich eine Fülle von Humor, komiſcher Kraft, Gemüthlichkeit, phantaſtiſchen und launigen Einfällen an das Publikum verſchwendet hat. Alle ſeine Schöpfungen haben eine eigenthümliche Farbe. Raimund iſt der wahre Mann für das Volk. Für das Volk ſchreiben, iſt eine ſchöne Aufgabe, der Raimund ganz gewachſen iſt. Alle ſeine Theaterſtücke wurden in Wien mit Enthuſiasmus aufgenommen, wo doch das eigentliche Volk von Tag zu Tag mehr zuſammenſchmilzt. — Ernſt v. Feuchtersleben, deſſen Gedichte mit Nächſtem bei Cotta erſcheinen werden, iſt eine der abgeſchloſſenſten poetiſchen Naturen. Der Menſch und die Welt in ihrer höheren Bedeutung ſpiegeln ſich in dem ruhig-tiefen Strome ſeiner ſchönen Seele. Seine Gedichte ſind die Reſultate eines aus dem innigſten Gemüthsleben emporgedrungenen Verſtändniſſes der Natur. Auch ſeine kritiſchen Leiſtungen tragen alle das Gepräge eines gereiften, feſtgeſtellten Urtheils, einer wohlthätigen Klarheit und der wahrſten, feinſten Gefühle. — Den Genannten ſchließen ſich in der Geſinnung und im Streben Johann Mayrhofer, v. Schlechta, Paul Kaltenbaeck (Herausgeber der „öſterreichiſchen Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatenkunde“ und der „Blätter für Kunſt, Literatur und Kritik“), Friedrich Witthauer (Herausgeber der „Wiener Zeitſchrift für Literatur, Kunſt, Theater und Mode“), D. Ernſt Pohl, Franz Schober, Leo v. Walthen, Chriſtian Wilhelm Huber u. A. an. Die mit Recht geſchätzten Leiſtungen einer Frau v. Pichler, eines Treitſchke, Bernard u. A. fallen in eine frühere Periode der öſterreichiſchen Literatur.

Saphir wurde, nachdem ihn ganz Deutſchland desavouirt hatte, in Öſterreich, in dem von ihm ſo oft verläſterten und verhöhnten Lande, wie der verlorne Sohn auf das Gaſtfreundlichſte wieder aufgenommen. Schon früher ſoll er im Solde einer gewiſſen Partei geſtanden haben, die ſich ſeiner als eines Probierſteines bediente, um zu erfahren, welche Geſichter man außerhalb Öſterreichs Gränzen bei den auf Öſterreich gemünzten Ausfällen ſchneiden würde. Da man ihm aber, ſo wie es früher ſchon oft geſchehen, beinahe wieder an den Leib gerathen wäre, flüchtete er ſich in den Schooß des Chalifats, bei dem ſchon Mancher gnädige Aufnahme fand, wenn er — Renegat wurde. Saphir, der die Schauluſt und Gaukelſucht der Wiener kennt, war vor Allem darauf bedacht, Aufſehen zu erregen und ein Modeartikel zu werden. Da er ſein ganzes Treiben auf Perſönlichkeiten bezieht, ſo kam ihm das Auffallende an ſeiner eigenen Perſon recht gut zu Statten. Er umſtellte ſeine äußerliche Erſcheinung mit gefärbten Lappen und rauſchendem Flitter, und erregte mit ſeinen ſeltſamen Attributen, die nur der Schleier der Beſcheidenheit erträglich machen könnte, Eclat. Der Pöbel glotzte ihn verblüfft und gedankenlos an. Er kam in die Mode. Er, deſſen Name nie im Buche der Nationalehre ſtand, mußte ſich ſogar in einige Koterien der noblesse financière und in die Salons der alten Ariſtokratie einzuſchmuggeln. Beſonders fand er bei den Damen viele Nachſicht. Das ſchöne Geſchlecht liebt Kontraſte; Venus vermählte ſich ja an Vulkan. Saphir begann eine Narrenpoſſe zu ſpielen und heuchelte Gefühle, die in ſeiner Bruſt nie keimen konnten. Er affektirte eine verborgene unglückliche Liebe zu einer hochgeſtellten Dame, und es machte den Salons viel Spaß, den Poſſenreißer in der Maske eines lunatiſchen Schwärmers auftreten zu ſehen. Er hielt auch öffentliche Vorleſungen und erſchöpfte ſeinen ganzen Vorrath an Charlatanerie. Ein Menſch, der wenig mehr zu verlieren hat, muß durch jeden Verkehr mit der Realität gewinnen. Den Haupttummelplatz ſeiner ſogenannten literariſchen und kritiſchen Leiſtungen ſchlug er aber in der „Theaterzeitung“ auf, einem Blatte, das ſich mit notoriſcher Unwahrheit die Originalität an die Stirne nagelt, während es alle Journale des In- und Auslandes heimlich ausbeutet. In dem beſagten Blatte befleckte er faſt alles, was mit der Wahrheit, mit der Tugend, mit dem Rechte, mit dem Adel der Geſinnung und der Würde der Kunſt verwandt iſt, und geiferte allen jenen Literatoren, denen es um die freiſinnige Entwicklung des geiſtigen und ſocialen Lebens und um die Förderung der Kunſt und Intelligenz angelegentlich zu thun iſt, mit beiſpielloſer Wagniß in's Geſicht. Der Pöbel lachte, ſo wie der Janhagel über den Gaſſenjungen lacht, der einen redlichen Mann mit Koth bewirft. Er wagte es z. B., Grillparzer öffentlich lächerlich zu machen, den edlen, der ſo hoch über ihm ſteht, wie der Montblanc über einem Maulwurfshaufen, zwiſchen deſſen Dichtergabe und der ſeinen ein ſo großer Unterſchied ſtatt findet, wie zwiſchen der Weiſſagungsgabe des Propheten Jeſajas und jener des Genoſſen Bileams. Übrigens ſteht Saphir unter einer gewaltigen Ägide, und alle Erwiederungen auf ſeine perſönlichen Angriffe werden unterdrückt. Jedem Gutgeſinnten muß das Herz bluten, wenn er ſieht, wie man ein bösartiges Geſchwür am geſunden Körper des Vaterlandes ungeſtört fortwuchern läßt. Wohin ſoll das zuletzt führen? Iſt die Kunſt ſo tief herabgeſunken, daß ſie jedem Buben zur Metze dienen ſoll? Man möchte den Manen Leſſing's zurufen: „Wach' auf, Brabantio, der Mohr beſchläft deine Tochter!“ Saphir beſitzt Talent, Laune und Gewandtheit. Seine Einfälle, obwohl ſie meiſtens auf Wortwitze hinauslaufen, ſind oft treffend, und für die große Menge bewältigend. Er findet immer das Lokale und das punctum saliens der kleinen Tagesangelegenheiten heraus. Dies iſt der Grund, warum auch Gebildete, die der Sache nicht ſchärfer auf den Grund ſehen, ſeine Aufſätze mit Behaglichkeit hinnehmen. Allein er beſitzt kein Wiſſen und Erkennen, daher er auch keine Anſicht durchführen, kein Urtheil begründen kann. Von ſeinem Talente hat er immer einen bösartigen Gebrauch gemacht, daher es auch für die wahre Kunſt verdorben iſt. Humor hat er nie beſeſſen; denn zum Humor gehört auch Gemüth. Begeiſterung? Dieſes heilige Wort kannte er nie. Doch nichts mehr von Saphir. Da ſteht das hohle Schreckbild aus Nebukadnezar's Träumen. Der aufgetriebene Leib iſt von Metall, allein die Füße ſind aus ſchlechtem Töpferlehm. Die ſonnig verklärte Wahrheit wird die Rolle der Nemeſis übernehmen, und dieſer Figur über kurz oder lang einen unſanften Schlag verſetzen. Und zuſammenſtürzen wird der Popanz, und die Scherben werden verwittern auf den Sandflächen der Vergeſſenheit. — Deinhardſtein iſt noch immer Vicedirektor des Hoftheaters; er iſt auch Cenſor und Redacteur der Wiener Jahrbücher der Literatur. Den Kauſalnexus zwiſchen ihm und dieſem wiſſenſchaftlichen Inſtitute konnte man bis jetzt noch nicht einſehen. Er hat auch effektreiche Theaterſtücke geſchrieben, die nicht nur in Wien, ſondern auch auf andern deutſchen Bühnen mit Beifall aufgeführt werden. Deinhardſtein iſt Saphir's Freund, deſſelben Saphir, der ihn früher bei Beſprechung ſeiner Reiſebeſchreibung ſo arg gezauſ't hatte. Jetzt aber haben beide ihre ſympathetiſchen Berührungspunkte entdeckt. Wer Deinhardſtein in der Ludlamshöhle gekannt hat, wird ſich wundern, wie er es bis zu ſeiner jetzigen Stellung bringen konnte. —

---

*) Siehe Nro. 294 des Phönix von 1835.

(Schluß folgt.)

Die böhmiſchen Märtyrer und der Prophet von Florenz.

Es iſt wohl gerade in dieſer neueſten Epoche des neunzehnten Jahrhunderts, einer Epoche, welche durch einen weitumfaſſenden, viele, faſt alle übrigen Intereſſen verſchlingenden, das Gemüthsleben der Menſchheit ausdörrenden Merkantilismus ſignaliſirt und charakteriſirt wird, von nicht geringer Wichtigkeit, dem Drang des Calcüls, der anorganiſchen und nie zu belebenden Form, der drohenden Verſteinerung aller modernen Bildungselemente gegenüber, — das geiſtige Moment hinzuſtellen; ferner: da unſre ſocialen und literariſchen Verhältniſſe an der primitiven Sonderung zweier Leben kranken, — des Verſtandeslebens und des Gemüthslebens, auf die Wiedervereinigung beider hinzuarbeiten, endlich: — den Anſprüchen einer Gegenwart, welche ſich entweder in der Annahme: das höchſte Menſchliche erreicht zu haben, oder in der Erkenntniß der Unmöglichkeit dieſes Erreichens infallibel dünkt, dieſer bald am Boden kriechenden, bald die Himmel ſtürmenden Gegenwart die Perſpektive aufzuſchließen, daß ſie noch eine Zukunft vor ſich habe, auf die ſie hoffen, an die ſie glauben kann, weil ſie auf den Schultern einer großen Vergangenheit ſtehe, — daß ſie beſtimmt iſt, ſelbſt zur Vergangenheit zu werden, und daß ein Damoklesſchwert über ihren Häuptern hängt: das flammende Schwert der Geſchichte. Dieſe dreifache Pflicht iſt der jetzigen Generation an's Herz gelegt: der Kampf gegen den verknöchernden Merkantilismus, welcher dem Lebensprinzipe der allgemeinen ſocialen Verhältniſſe Gefahr droht. — dann: Verſöhnung des Verſtandeslebens mit dem Gemüthsleben, endlich: Geſchichte als Offenbarung der Zukunft. Wir ſollen nicht Verzweiflung predigen, ſondern Hoffnung; nicht blos den Gott des Himmels, ſondern auch den der Menſchheit auf Erden; die Fähigkeit des Menſchengeſchlechts bewegt ſich ja weder nach oben, noch nach unten, weder in den Himmel hinein, noch in die Hölle hinab, ſondern aus ſich, um ſich, in immer weiteren excentriſchen Kreiſen. Auf die Heiligen im Himmel ſollen wir uns nicht verlaſſen, wohl aber im heiligen Bewußtſein vom Göttlichen im Menſchen, das rein Menſchliche über das Zufällige erhebend, uns ſelbſt zum Höchſten befähigen, was ein Gott, ein Heros oder ein Heiliger denken, fühlen und handeln könnte. Wie? ſträubte ſich nicht der Stolz eures ganzen Seins dawider, wenn ihr, in Geſchichten vergangner Tage leſend, Männer findet, die voll freudigen Lebensmuthes in die Flammen von Scheiterhaufen ſprangen, des jungen Phönix gewiß, der ſich aus ihrer Aſche entſchwinge — und wenn euch einer, der außerhalb der Menſchheit ſtünde, höhnend zuriefe: „Jene Märtyrer waren; ihr jüngſten könnt kein gleiches mehr thu'n; von Zeugung zu Zeugung iſt euer Glaube, eure Hoffnung, eure Liebe kleiner und kleiner zuſammengeſchrumpft, bis ihr jetzt vom ganzen Menſchengeſchlecht nur euer einziges „Ich" mehr ſeht und faßt und liebt, — und kaum das ganz, und auch das nur von Sekunde zu Sekunde, nicht für die ganze Dauer!" Ihr würdet dieſen Shakſpeare'ſchen Rüpel einen lügneriſch boshaften Narren ſchelten, aber nicht etwa deßhalb, weil er euch verläumde, ſondern — weil er euch mit ſolchem Anruf in der That das böſe Fleiſch der Eitelkeit und Begnüglichkeit von den bedrohten Gliedern abſchneidet. Der Organismus iſt der alte. In euch Menſchen von 1836 leben noch ganz und ungeſchwächt die Männer von Coſtnitz, von Wittenberg; — aber freilich tief innen, verborgen unter dem gefirnißten Schmutz einer erlogenen modernen Cultur. Wenn wir nun, um auf jenes unverlorne göttliche Element im Menſchen auf's neue aufmerkſam zu machen, den Teppich abrollen, worauf ihr die Bilder großer Männer erblicket, die für ihre Überzeugung freudig in den Tod gingen — ſo wird es gleichgültig ſein, ob deren Andenken ſeither im Kalender als das von Heiligen aufbewahrt werde, oder ob man ſie von theologiſchen Kathedern herab als Ketzer verdamme; — ihr ſeht blos die begeiſterten Menſchen; auch würdet ihr Unrecht thun, wenn ihr dem, der euch die Retroperſpektive eröffnet, Schuld gäbet, er wolle mit müßig verdienendem Volk am Strang der Sturmglocke blos deßhalb zerren, damit es — Lärmen gebe; — die Sturmglocke ſoll die Zügenglocke eures alten merkantiliſchen Adams, die Oſter- und Taufglocke eures wiedererſtandenen beſſeren Selbſt's ſein.

Menſchheitlich wichtig ſind nicht blos jene Epochen der Weltgeſchichte, welche durch ein weltgeſchichtlich wichtiges Faktum abgeſchloſſen werden, ſondern hauptſächlich jene, in welchen ſolch ein Faktum, das ferneren Jahrhunderten nur mehr als hieroglyphiſches Phänomen hinterbleibt, im Stillen gezeugt wurde. Wir betrachten in der Regel das ſechzehnte Jahrhundert als den Umſchwung des Mittelalters zu neuer Geſtaltung der ſtaatlichen, der kirchlichen, der wiſſenſchaftlichen und der Familienverhältniſſe, weil das 16te Jahrhundert das weltgeſchichtliche Moment der deutſchen Glaubensreformation aufzuweiſen hat. So ſehr nun dies 16te Jahrhundert durch jene großartige charakteriſirende Plaſtik intereſſirt, ſo pſychologiſch intereſſanter iſt das 15te, als die geheimnißvolle Flammen-Wiege, aus welcher nicht blos ein einzelnes Volk, ſondern faſt die ganze europäiſche Menſchheit ſich regenerirte, als die Zeit der Prüfungen für die menſchliche Vernunft, ob dieſe, die lang zur Sklavin erniedrigte Gottestochter, ſtets nur hinter einer eigennützigen Altherkömmlichkeit die Schleppe tragen, oder ſich als ſich ſelbſt, und als Bürgſchaft des Göttlichen im Menſchen durch Blut- und Feuertaufe conſtituiren werde, — als die Zeit der gewaltigſten Aufregung der großen Organismen der Völker, in welchen der Leib unterlag, und die Seele mit ſiegender Sehkraft über den Exuvien ſchwebte, die Wahrheit in Prophezeiungen und Geſichten zu predigen. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ Franzöſiſche Theater-Revue für 1835. — Während das Jahr 1834 nur 188 neue Stücke (wovon 127 Vaudeville) von 148 Autoren, brachte 1835 deren 221 (wovon 159 Vaudeville) von 185 Autoren. Von dieſen Novitäten gehören 3 (1 Oper und 2 Ballette)) der königl. Akademie der Muſik (d. h. der großen Oper) 10 (4 Dramen und 6 Komödien) dem Théatre franç., 9 der komiſchen Oper, 3 dem ital. Theater, 16 dem Gymnaſe, 27 dem Vaudeville, 26 den Variétés, 28 dem Palais royal, 6 der Gaité, 19 dem Ambigu-comique, 4 der Porte-St. Martin, 16 dem Cirkus, 9 den Folies, 14 dem Choiſeul, 17 dem Pantheon und 5 St. Antoine. —

Die günſtigſte Aufnahme unter den aufgeführten Stücken fanden folgende: La Juive, Angèlo, Don Juan, le cheval de Bronze, l'Eclair, les Gants Jaunes, la fille de l'avare, pauvre Jacques, Madelon Friquet, Farinelli, la prova, l'aumonier du Régiment und la savonette imperiale.

Die drei fruchtbarſten Theaterdichter waren Bayard, der 11, Théaulon und de Leuven, die 10, und Charles Anatole Desnoyers, der 9 Stücke gefertigt. —

⁂ Ein franzöſiſcher Dichtergarten. — Karl Nodiers Tochter, Frau Marie-Nodier-Meneſſier, hat eine Sammlung von Gedichten der ausgezeichnetſten Poeten Frankreichs herausgegeben, welche durch die Einigkeit der Auswahl ein würdiges Gegenſtück zu dem Dichtergarten bildet, der im vorigen Jahre von der Gattin eines deutſchen Dichters herausgegeben worden. Der franzöſiſche Dichtergarten führt den Titel „Perce-Neige," und iſt bei Heideloff und Campe erſchienen. —

⁂ Alt-fränkiſche Dichtungen. — Es haben ſich mehrere junge Männer vereinigt, nach Kräften zur Bekanntmachung der altfranzöſiſchen Dichtwerke zuſammenzuwirken. Wir nennen hier nur die Herren de Monmerqué, de la Renaudière, Reinaud, Robert, Achille Jubinal, den Fürſten von Eßlingen und Franciſque Michel. Der letztere, der ſich beſonders das Auffinden von Handſchriften des XII. und XIII. Jahrhunderts angelegen ſein läßt, hat kürzlich zwei ſehr anmuthige Fabliaux herausgegeben, die den Titel führen; „Gautier d'Aupais" und „Le Chevalier de la Corbeille" (publiées sur les mss. orig. du XIII. siècle). — Leider haben dieſe patriotiſchen Alterthumsfreunde auch den Tick ihrer Halbbrüder, der Bibliomanen, denn ſie laſſen von den poetiſchen Reliquien durchgängig nur etwa 100 Prachtexemplare ausgehen.

In der nächſten Nummer bringen wir des Prof. E. Gans Skizze: „Der Salon der Madame Recamier."

Hierbei die literariſche Beilage Nº. 2.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 10. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 12. Januar.

Der Salon der Madame Recamier.

Eine Skizze

von

Eduard Gans.

Da der literariſche Zodiacus, in deſſen erſtem Hefte ſich die nachſtehende geiſtvolle Skizze befindet, höheren Beſtimmungen zufolge, nicht mehr erſcheinen kann, ſo glauben wir den Leſern des Phönix die Mittheilung derſelben, da uns Herr Profeſſor Gans in Berlin in einer freundlichen Zuſchrift den Wiederabdruck geſtattete, um keinen Tag länger vorenthalten zu dürfen. Hoffentlich werden wir bald im Stande ſein, unſern Leſern eine Reihe intereſſanter kleiner Reiſeſkizzen des Herrn Profeſſor Gans, welche uns von ihm verſprochen ſind, vorzuführen.

Die Redaktion des Phönix.

In der Mitte der rue de Sevres liegt ein Haus, deſſen erneuerte und ſchöne Bauart kaum anzudeuten ſcheint, daß es noch heute zum Theil zu klöſterlichen Einrichtungen dient. Es iſt die abbaye aux Bois, ſo genannt, weil ſie wohl in ältern Zeiten außerhalb der Ringmauern der Stadt Paris liegen mochte. Das Kloſter hat ſich heut zu Tage mit der Weltlichkeit abgefunden, und neben den geweihten Schweſtern ſieht man auch einige wenige Mietherinnen daſelbſt, von deren Wohnung zwar auf die Zurückgezogenheit der Geſinnung, aber nicht auf das Aufgeben aller weltlichen Intereſſen geſchloſſen werden darf. Unter Anderem iſt das Haus auch dadurch ſeit mehreren Jahren berühmt geworden, daß Madame Recamier in demſelben wohnt.

Es würde kaum geſtattet ſein, in die Schilderung eines Privatlebens oder einer Seite deſſelben einzugehen, wenn es nicht ſelbſt zu den Zierrathen und Ausſchmückungen des öffentlichen Geiſtes gehörte, und wenn nicht gerade in ſeiner Ergründung eine tiefere Einſicht, als ſonſt irgendwo, in die mannigfach verſteckten Fäden deſſen, was ſich begibt, zu erlangen wäre. Madame Recamier hat nun ſeit ſo vielen Jahren an der Spitze des weiblichen Theiles der franzöſiſchen Bevölkerung geſtanden, daß man ihr auch in ihre Zurückgezogenheit folgen darf, um zu ſehen, für welche Seite des heutigen Weltganges ihr einfacher und äußerlich unſcheinbarer Geſellſchaftsſaal eine Anziehungskraft bewahrt. Man denke ſich eine Frau in den Fünfzigen, die von Allem, was die Schönheit Ewiges und Unverwelkliches enthält, nicht blos die Spuren, ſondern vielmehr das Weſen und die Subſtanz erhalten hat, die in ihrem reichen Umgange mit Allem, was ſeit einigen dreißig Jahren in der Weltgeſchichte Bedeutendes hervortrat, eine Sicherheit des Blikkes und des Betragens gewonnen, die in Erſtaunen ſetzen würden, wenn ſie nicht in der allgemein menſchlichen Liebenswürdigkeit verloren gegangen zu ſein ſchienen. Man denke ſich dieſe Frau, noch heute umgeben von den Edelſten ihres Volkes, und allen Fremden, die den Vorzug genießen, bei ihr eingeführt zu werden, einen eigenen Lebenslauf beſitzend, welcher gleichſam der Mikrokosmus des allgemeinen Weltganges iſt, und man wird nicht erſt fragen, ob es wichtig und bedeutend ſei, in dieſen Kreis geſehen zu haben.

Madame Recamier nimmt die bei ihr eingeführten Herren gewöhnlich um vier Uhr Nachmittags auf. Sie ſitzt in der Regel an irgend einer Stickerei oder ſonſtigen weiblichen Arbeit. Ihr Geſellſchaftsſaal faßt kaum dreißig Menſchen, und nur in ſeltenen Fällen iſt dieſe Zahl des Abends, etwa zweimal im Monate vollſtändig. Die Arbeit, mit der ſich Madame Recamier befaßt, iſt das Symbol ihres Geiſtes: es iſt ein durchaus weiblicher. Keine jener rieſenhaften Abnormitäten, die in das Gebiet des anderen Geſchlechts hinüberſpielen und die Unterſchiede wenigſtens einen Augenblick verwiſchen, Nichts, was dem Manne den Faden aus den Händen ſpielt und ihn zum Organe und Nachbeter des ſchöpferiſchen Weibes macht, iſt hier anzutreffen. Vielmehr beſitzt Madame Recamier gerade die vielleicht ſeltene Fähigkeit, nach Allem, was um ſie herum geſprochen wird, zu lauſchen, die ſtreitenden und bisweilen kreuzenden Meinungen in ſich aufzunehmen und ſo zu erfahren, zu lernen und zu verarbeiten, was die tägliche Werkſtatt ihrer Geſellſchafter an geiſtigen Neuigkeiten, an Einfällen oder an Tiefem und Erhabenem hervorbringt. Es wird zum Beiſpiel von der Todesſtrafe gehandelt, und ein juriſtiſcher Kopf, von der Nothwendigkeit derſelben ergriffen, beweiſt, daß, wenn man die Abſchaffung derſelben zugeben wolle, er auch das Verſchwinden eines Verbrechens verlangen müſſe. Gegen dieſe ſtrenge und philoſophiſche Anſicht erhebt ſich nun ein chriſtliches Gemüth, ein moraliſcher Mann, der den Menſchen dieſes Recht der Todesſtrafe nicht zuſprechen zu können glaubt. Es wird ſcharf hin- und hergeredet: ſehr oft berühren ſich die Kämpfenden mit den Spitzen ihrer Gründe, aber wie feine und gewandte Männer verwunden ſie ſich nicht. Madame Recamier, immer emſig mit ihrer Arbeit beſchäftigt, hat genau zugehört: kein Wort iſt ihr entgangen: je nachdem der eine oder der andere der Kämpfenden ſiegreich zu ſein ſcheint, hat ſie ihn wohl angeſehen, mit ihren ermunternden Augen verfolgt, und ſo bisweilen zu einem glücklichen Angriffe oder Gegengrunde verholfen. Iſt der Streit nunmehr beendet, ſo belohnt ſie durch ein Wort des Lobes die Kämpfer, wenn ſie ſich mannhaft und gut geſchlagen haben, und oft gar reſumirt ſie die Streitpunkte, und ſucht ſich ſelbſt zu einem Endurtheile zu verhelfen. Denn man muß nicht glauben, daß es die lebloſe Paſſivität iſt, die ſich bei ihr vorfindet. Durch eine feine, nur nicht Alles beherrſchen wollende Bemerkung weiß ſie ſehr oft den wechſelnden Reden den richtigen Geſichtspunkt vorzuſchreiben: eine liebenswürdige, niemals aber verletzende Satyre bringt oft Salz und Leben in abgedroſchene Gegenſtände, und die Kunſt, mit leiſer, faſt unbemerklicher Beweglichkeit von einem Stoffe zum andern übergehen zu machen, ſichert vor Denen, die ſich und ihre Erzählungen zum bleibenden Typus erheben möchten. Nie wird die ſanfte und weibliche Liebenswürdigkeit durch Witz überwogen, nie der Geiſt durch die Weichheit geſellſchaftlicher Formen verdrängt. Beide Weiſen anzuziehen, ſind ſich gewachſen, und in ihrer ächten und wahrhaften Durchdringung gewähren ſie einen Genuß, wie er nicht leicht an einem andern Orte, und ſelbſt hier, nicht oft in anderer Geſellſchaft zu finden iſt.

Doch wer iſt der kleine Mann, der allein auf dem Canape unter dem Bilde der Corinna ſitzt? Er iſt zwar ſchon über die Blüthenzeit des Mannes hinaus, aber ſo kräftig und rüſtig, als einer, der ſich darin befindet. Seine ergrauenden Haare geben kein Bild irgend einer Abnahme, und ſein feuriger Blick zeigt die unverwüſtliche Kraft, die die Jugend auf das ungeſchwächte Alter überträgt. Er iſt auf ſein Stöckchen geſtützt, und beſieht ſich das Ende deſſelben. Bisweilen bereichert er das vor ihm herſummende Geſpräch mit keinem Wort, und Fremde, die ihn nur ein einzigesmal geſehen, würden ihn, wenn er nicht das Auge bewegte, für einen ſtummen Einſiedler, oder für einen blos zuhörenden Geiſt halten. Aber zufällig läßt einer der Anweſenden die Rede auf die Bretagne, auf alte franzöſiſche Zuſtände, oder auch auf die neuen, die ſich bilden wollen, kommen. Der bisher ſtumm Geweſene bewegt ſich nun, und inſtinktmäßig ſchweigen die Andern. Denn wie auch Glück und Verdienſt Manchen über die Grenze ſelbſt ſeiner Erwartungen hinausgetragen haben mögen, ſo iſt doch die Achtung vor dem, was wirklich einmal langjährig erworben, und in Sicherheit gebracht worden iſt, eine weit gründlichere und gebietendere. Der jetzt plötzlich redſelig gewordene iſt nämlich **Chateaubriand**. Viele franzöſiſche Schriftſteller erkämpfen ſich noch ihren Platz, und ſchweben in jener Mitte zwiſchen der Verdammniß und Apotheoſe, die man mit Recht das literariſche Fegfeuer nennen könnte. Er dagegen hat ſeine Stelle über jede Anzweiflung erhoben, und wie **Voltaire**, **Rouſſeau** und **Diderot** nicht mehr in die Kategorie derer gehören, die durch lebensvolle Befangenheit zu beurtheilen ſind, ſo hat **Chateaubriand** das Glück, gleichſam zu den großen Geſtorbenen gerechnet werden zu können. Wie ſich der Staatsmann und ein langes politiſches Leben zur literariſchen Erſcheinung geſellt, ſoll hier nicht weiter geprüft werden, aber Treue und Beharrlichkeit haben ein Recht, als ſeltene Vorkommenheiten geehrt zu ſein, und wenn zu ihnen unter allen Umſtänden noch die Liebe zur Freiheit als eine erwärmende Sonne tritt, ſo gibt es keine ſo verſchiedene Anſicht, welche ſich abgeſtoßen fühlte.

Von wem ſpricht aber **Chateaubriand** in dieſem Augenblicke? Er ſpricht von einem großen Verſtorbenen: er ſpricht von **Benjamin Conſtant**. Hört, wie er ihn lobt, wie er ihn neben **Voltaire**, dem feinen Verſtande nach, ſetzt, wie geiſtreich er auf die franzöſiſche Akademie loszieht, die ihm den großen **Viennet** vorgezogen, weil dieſer die Epiſtel an die Lumpenſammler geſchrieben hatte. Von nun an bleibt der bisher Stumme Herr und Meiſter der Rede; der Übergang auf die Zeit, in der wir uns gerade befinden, iſt gleich gemacht. Das Preßgeſetz wird ſofort beſprochen, und der Mann, deſſen ganzes Leben der Freiheit der Preſſe huldigt, wird wohl am liebſten gehört werden, wenn es darauf ankommt, in ihren Irrſaalen e puro si muove zu rufen. Plötzlich ſchweigt die lebendige Rede, und wie vorher beſieht ſich wieder Chateaubriand mit aller Ruhe das kleine Stöckchen. Man wendet ſich einmal um, aber wenn man nach dem Platze wieder hinſchaut, auf welchem er geſeſſen hatte, iſt er verſchwunden. Um fünf Uhr verläßt er das Zimmer, ohne ſich zu empfehlen.

(Schluß folgt.)

Reiſe durch's Land der Basken.

Von Guido von Meyer.

(Fortſetzung.)

Die herrliche Natur, mit allen ihren Reizen der ſüdlichen Vegetation geſchmückt, konnte ſo rege Bewunderer wie wir nicht kalt laſſen; wir glühten jedoch wieder dermaßen — es war ſchon neun Uhr vorüber — in der ſüdlichen Sonne, daß dies abermals den Genuß bedeutend ſchmälerte. Aber welch liebliches, lachendes Thal ſanft aufwärts; das weite Becken der Berge verengt ſich ſüdweſtlich zu einer Thalſchlucht; und ehe man ſich in dieſe nach der Linken wendet, genießt man einen herrlichen Rückblick auf Saint Jean-Pied de Port und ſeine Veſte, ſo wie auf das Thal links und auf die umgebenden, hohen Berge. Dann öffnet ſich dem Blick, der nach Spanien gewandt iſt, in dem immer mehr verengten Thal eine reizende Ausſicht. Wir ſtaunten über das üppige Wachsthum ſo mancher wild wuchernden Stauden und Geſträuche, die man bei uns nur in Gärten findet. Auch von Reben ſahen wir einen kleinen Berg bedeckt; überall Segen der Natur oder der Menſchenhand: Korn- und Maisfelder noch längs dem Wege fort, bei den einzeln ſtehenden Häuſern Gemüſebau; allenthalben, unten und oben von den maleriſchen Felſen herab, die ſchönſten Kaſtanienbäume mit reichen, weißlichen Blüthenbüſcheln, Kirſchenbäume mit trefflichen Früchten und anderes Obſt, das der Erndte entgegen reifte; Weinranken ringelten ſich zuweilen wild ohne Hülfe der Winzer über junge Eichen;

das duftende Geisblatt hing in üppigen Guirlanden von den Felſenwänden herab, die der friſcheſte Epheu von unten mit gewaltigen Armen umklammerte. Die Thalſchlucht wird vom klaren Nivi in tiefen, oft felſigen Ufern durchrauſcht und es vermählt ſich überall dem Lieblichen das Erhabene.

Weiter hinauf kommen Bauern- und Fabrikgebäude, die beſtaubte Straße war von Saumroſſen und ſchwer mit Wollſäcken beladenen Maulthieren in klingelndem Zuge, von Spaniern und Baſken in bunten Trachten, mannigfach belebt; kleine Jungen oder Mädchen, früh im Laufen geübt und ärmlich gekleidet, gingen nebenher, während die Mutter oder ein männlicher Beſchützer hoch auf beladenem Thiere thronte; hie und da begegneten uns Soldaten und Gensd'armen, auch verdächtig ausſehende, bewaffnete, ſpaniſche Baſken. Das Störendſte in dieſem belebten Gemälde war eine hier überall zum Vorſchein kommende ſchlechte, wenn auch große Race von Schweinen, die wie ausgehungert am Weg hinſchwankten und durch ihr räudiges Ausſehen den Eckel vermehrten.

Endlich kommt das Dorf Arnel (geſchrieben Arneguy) wo drüben zur Rechten des Stroms das Gebiet ſchon ſpaniſch iſt; es iſt der letzte baskiſche Anbau auf der franzöſiſchen Seite und es dauert keine Viertelſtunde, ſo befindet man ſich bei einer kleinen grünangeſtrichenen Holzbrücke über den Nivi an dem Gränzübergang. Hier in der engeren, doch wenig höheren Thalſchlucht, die bald nach oben geſchloſſen erſcheint, war ein franzöſiſches Piket von etwa zwanzig Mann aufgeſtellt; eine kleine Barake diente zum Wachthauſe, eine größere ſtand verſchloſſen dicht am Waſſer. Die Soldaten kürzten ſich die Langeweile mit der Kinderei, daß ſie kleine geſchnitzte Mühlräder in einem unter dem ſchroffen Felſen hinrinnenden dünnen Bächlein aufſtellten.

Auf unſre Anfrage an die Schildwache, ob wir paſſiren dürften, antwortete der hinzutretende Unteroffizier artig mit Ja, indem er ſich weder um unſre Namen, noch um unſre Päſſe bekümmerte. Er ſetzte ſogar hinzu, in dem Hauſe, das wir gegenüber (alſo in Spanien) ſehen, könnten wir Erfriſchungen haben; es wohne ein Kaufmann darin, der auch Wirthſchaft treibe. Alſo fünf Schritte, die wir über das Brückchen thaten, — und wir ſtanden ungefährdet, vielleicht mit der Möglichkeit weiter zu dringen, auf ſpaniſchem Boden.

II. Ein Frühſtück in Spanien.

Ein Frühſtück in Spanien hatte etwas Anziehendes, ſollten wir auch nicht weiter kommen. Was iſt im Grunde die Bidaſſoa-Brücke mehr? Sie ward in neueren Zeiten berühmt, dieſer Port (portus) iſt es ſeit den Fabelzeiten. Hier ſchwärmten Baſken und Sarazenen herüber, und hier iſt wohl der bei Turpin erwähnte Port zu ſuchen, den Karl der Große paſſirte, während die Nachhut im Thal von Ronceval aufgeſtellt und durch die Treuloſigkeit der Baſken, wie Eginhard ſchreibt, völlig aufgerieben wurde — ein klaſſiſcher Boden, dem ſo viele ſchöne Dichtungen entſproßten, erſt jüngſt wieder im Vaterlande: Immermanns wenigſtens preiswürdiger Verſuch, den ſchönen tragiſchen, halb der Mythe, halb der Geſchichte angehörenden Stoff auf's Theater zu bringen. Wir hatten auf dem Hinwege davon geſprochen, nun brannten wir vor Begierde, wenigſtens etwas von Ronceval zu erfahren, während wir ein Frühſtück einnehmen wollten.

Indem wir vor dem großen Hauſe des Waarenhändlers ſtanden, befanden wir uns ſchon an dem langen ſpaniſchen Dorfe Val-Carlos, das vielleicht noch von jenem Zuge den Namen führt und auf Baskiſch Luſaide heißt. Es zieht ſich, wie wir ſpäter erfuhren, nach Art vieler Gebirgsdörfer auch in unſerem Vaterlande, anderthalb Stunden weit in die Schlucht am Nivi hinauf und dann kommt nach einer kleinen Stunde Ronceval, in einer Hochebene gelegen. Wie verführeriſch, an dieſem Faden der verſtreuten Häuſer zu jenem claſſiſchen Ort als Spaziergänger zu gelangen!

Wir betraten das Haus, das zwar breit, aber nicht hoch, und mit einem weit überragenden Dach verſehen war. In der engen reinlichen Hausflur begegnete uns, aus der Küche tretend, die Wirthin, eine robuſte coloſſale Frau in den Vierzigen, von den baskiſchen Geſichtern eine Ausnahme, denn ſie war mohrenhaft aufgeſtülpt und die friſchrothen Wangen contraſtirten ſeltſam mit den pechſchwarzen Haaren. Auf unſre beſcheidne franzöſiſche Anfrage, ob wir hier frühſtücken könnten, erwiederte ſie in rauhem Dialekt trocken, es ſei hier kein Wirthshaus, doch wolle ſie ihren Mann fragen. Wir gingen mit ihr einige Schritte weiter zu ſeinem Magazin, wo die beliebten Wein- und Ölſchläuche, die ich Anfangs für Schinken hielt, an der Decke paradierten, und allerlei Waaren in chaotiſchem Gemiſch aufgeſtapelt lagen. Ein alter Blondkopf erhob ſich aus dieſen Schätzen vom Pult, muſterte uns flüchtig und ſagte in beſſerem franzöſiſchen Dialekt als ſeine Frau: „O ja, Sie können hier ein Frühſtück haben.“ Die Frau wies uns in ein Gaſtzimmerchen mit einem vergitterten Fenſter, die Ausſicht auf die Brücke, das franzöſiſche Piket und die zwei Baracken. Wir wurden bald bedient; einige Carbonaden trugen ſehr das Gepräge der Eile, die Forellen waren nicht ſehr ſchmackhaft, der rothe Wein ſauer und kahnig; das Deſſert aus Käſe und Wallnüſſen beſtehend, eben ſo wenig ſpaniſch, das Brod auch ſchlecht, wir konnten uns nach ausgeſtandner Hitze an allem dieſem wenig erlaben. Zum Andenken nahm ich indeſſen eine Nuß mit. Ich wollte mich dabei ſtets an die noch, indem ich dieſes ſchreibe, unaufgeknackte Nuß der Verhältniſſe Spaniens erinnern, die den Publiciſten ſchon ſo viel vergebliche Anſtrengung gekoſtet hat. (Fortſ. folgt.)

Ueber Sclaverei und Negerhandel.

Es iſt der erhabenſte Gedanke menſchlicher Religionen, daß die Gottheit ſelbſt Menſch werde, um den Menſchen aus drückenden Banden zu befreien. Es iſt der erhabenſte Gedanke der chriſtlichen Religion, daß Göttliches Weſen, Menſch geworden, als Miſſethäter den ſchmählichen Tod eines Sklaven geſtorben, auf daß jeder Sklave, zum Bruder des Sohnes Gottes geweiht, auch von dem Machtbegabteſten auf Erden als Bruder erkannt und geliebt werden möge. Eine goldene Spur dieſer Menſchenfreundlichkeit hat ſich noch in der Ceremonie des Fußwaſchens am Charfreitage und in dem Titel des Dreigekrönten erhalten, der ſich einen Knecht der Knechte nennt. — Aber unmittelbare Aufhebung des Sklaventhums war von dem Stifter des Chriſtenthums weder geboten, noch beabſichtigt. Der Menſch ſollte innerlich frei werden, damit er, im Bewußtſein ſeiner Einigkeit mit Gott und in der Zuverſicht künftiger Beſeligung, ſich auch in Ketten frei fühlen möge. Nur als Folge der eigenen Wiedergeburt zur inneren Freiheit von aller Eigenſucht und zur göttlichen Bruder- und Menſchenliebe ſollte es dem Chriſten auch unmöglich werden, einen Mitmenſchen noch ferner als Sklave anzuſehen und zu behandeln. Das rechtliche Verhältniß blieb jedoch unberührt; nur bei künftiger Aufrichtung des Reiches Gottes ſollte faktiſch die Sklaverei ihr völliges Ende finden. Bis dahin war es für den Chriſten vielmehr eine Gnade, in Sklaverei zu verfallen, weil ihm dadurch Gelegenheit zu verdienſtlichſtem Dulden geboten wurde. Wirklich haben auch geiſtliche Orden, die dieſen urchriſtlichen Gedanken feſtgehalten und ausgeführt, ſogar freiwillig einer ſklaviſchen Disziplin ſich unterworfen. Von einem Recht aller Menſchen als ſolcher auf perſönliche Freiheit konnte aber darum nicht die Rede kommen, weil ſchon frühe die volle Rechtsfähigkeit nur den Mitgliedern der Kirche zugeſtanden wurde. Man ſah Heiden und Juden als unter dem Fluche liegend an, und bekannt iſt, daß der eigentliche Negerhandel erſt von den katholiſchen Eroberern Amerika's eingeführt worden. England's Eliſabeth meinte aber: „einen Menſchen als Sklaven ſeiner Heimath zu entreißen, ſei das Verabſcheuenswürdigſte, das die göttliche Rache auf die frevelnde Nation herabziehen müſſe.“ England's Quäker warnten ſeit 1727 ernſtlich vor jeder Theilnahme an ſolchem Frevel, und machten 1783 dem Parlemente die erſten Vorſtellungen dagegen; endlich hat die engliſche Nation 20 Millionen zur Befreiung ihrer Sklaven bewilligt. Indeſſen ſetzt ſchändliche Gewinnſucht den Negerhandel noch fort, und einige Worte über deſſen Betreibung mögen deshalb hier eine Stelle finden.

In Afrika wie in Aſien iſt das Sklaventhum uralt. Unſtreitig hat es aber im erſteren Welttheile beſonders durch den Verkehr mit dem handelnden Europa eine fürchterliche Steigerung erfahren. Schon früher, wenn Negerſtämme miteinander Krieg führten, wurden die Gefangenen auf die Sklavenmärkte gebracht. Wahrſcheinlich aber erſt ſeit dem reißenden Abſatz, den die Sklavenhändler bei den Europäern gefunden, iſt ein Raubkrieg, den die Neger Tégria nennen, bei ihnen aufgekommen. Einige hundert Bewaffnete lagern ſich in einen Hinterhalt, überfallen Einzelne, Wehrloſe und ſchleppen ſie fort. Oft auch, ſo berichtet Clarkſon, werden nächtlich Dörfer überrumpelt und alle Bewohner als Sklaven fortgeführt. Solche Menſchenräubereien veranlaſſen dann meiſtens die Verwandten zu grauſamen Repreſſalien, und ſo erben ſich Gewohnheit des Raubes und der Rachſucht fort.

Aber auch die ſg. Könige oder Häuptlinge, wenn ſie nach irgend einer europäiſchen Waare gelüſten, ſchicken ihre Krieger aus, um ſich Nachts einer beſtimmten Zahl ihrer Unterthanen zu bemächtigen, die dann ſofort in jene Waaren umgeſetzt werden. Trifft ſich die Gelegenheit, ſo üben dieſe Söldlinge auch für eigene Rechnung ſolche Gewaltthaten aus.

Endlich hat, ſeit der Handelsweg nach Südamerika eröffnet, auch die afrikaniſche Geſetzgebung ſich geändert, und faſt alle Vergehen werden jetzt mit Sklaverei beſtraft. Beſonders wird hierzu von den Oberhäuptern das vorgebliche Verbrechen der Hexerei oder Bezauberung benutzt, welches den Verkauf der ganzen Familie des Schuldigen nach ſich zieht. Nach Clarkſon's Bericht muß der, der Zauberei Angeklagte, ein (giftiges) rothes Waſſer trinken, und wenn er denn krank wird oder ſtirbt, wird ſeine Familie ſofort an Europäer verkauft. Es iſt nachgewieſen worden, daß ein Drittheil aller als Sklaven Ausgeführten wegen jenem angeblichen Verbrechen verkauft worden iſt. — Zuweilen treibt aber auch der Hunger die unglücklichen Schwarzen, um Lebensmittel zu erhalten, ihre Kinder oder gar ſich ſelbſt zu verkaufen. Das Empörendſte bleibt aber, daß die Sklavenhändler, wo ſie mit ihren Schiffen anlegen, auch noch durch Branntwein und andere Verlockungen die Einwohner zu dem Verkaufe ihrer Angehörigen oder geraubten Individuen anreizen.

Clarkſon verſichert, daß noch in der letzten Zeit 60 bis 100,000 Schwarze jedes Jahr ihrer Heimath entriſſen worden! Auch ſind noch kürzlich mehrere mit Sklaven beladene Schiffe aufgefangen worden, und in einem Schiffe, das in einen franzöſiſchen Hafen eingelaufen, hat man mehrere Leichname von Negern, die in Ölfäſſer verſteckt waren, entdeckt. —

Viele Sklaveneigenthümer ſuchen nun zwar die harte Behandlung der Schwarzen durch die Rohheit und Unbändigkeit derſelben zu rechtfertigen. Aber nicht blos Clarkſon, ſondern ſchon Mungo Park, der Major Denham und viele andere Reiſende ſtimmen darin überein, daß die natürliche Heftigkeit der Neger durch viele andere treffliche Eigenſchaften reichlich überwogen wird. Auch werden von dieſen Reiſenden und von Miſſionarien viele Beiſpiele angeführt von Liebe der Mutter zu ihren Kindern und inniger Ehrfurcht dieſer gegen jene; von lebhafter Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, treuem Bewahren alles Anvertrauten und Mitleidigkeit gegen unglückliche Fremde.

Buddha und Moſes haben die Kaſten, Chriſtus und Mahomed die Völkerſcheiden aufzulöſen, das achtzehnte Jahrhundert hat den Menſchen als Menſchen in ſeinem Freiheitsrecht anzuerkennen angefangen; — Iſrael hat Vertilgungskriege gegen die abgöttiſchen Völker, die katholiſche Chriſtenheit Kreuzzüge gegen die Ungläubigen geführt; — mögen die Großthat der engliſchen Nation und die Eroberung Algiers von den künftigen Geſchlechtern als die glorreichen Anfänge allgemeiner Menſchenbefreiung gefeiert und die Neger durch wahrhafte Chriſten genöthigt werden, aus vollem Herzen und mit ganzer Seele den Namen desjenigen zu ſegnen, der ſich ſelbſt nicht Abraham's, ſondern des Menſchen Sohn und Gott nicht der Juden, ſondern der Menſchen Vater genannt, und dieſen ſeinen Brüdern, das neue Gebot verkündigt hat, „einander lieb zu haben, wie er ſie geliebet.“ —

Sterblichkeitsverhältniſſe in Frankreich.

Die Sterblichkeit erreicht ihr Maximum im Januar, nimmt ab bis zum Juli, bleibt ſtationär im September, Oktober und November, und ſteigt dann wieder bis in den Januar; die Geburten hingegen finden ihr Maximum im Februar und März, vermindern ſich bis zum Juli, nehmen zu im Auguſt und September und bleiben in den drei folgenden Monaten ſich gleich, um dann raſch im Januar ſich zu vermehren. Für beide Geſchlechter nehmen Geburten und Sterblichkeit gleichmäßigen Lauf, mit Ausnahme des Mai's und Dezembers.

Die mittlere Lebensdauer iſt:

für ganz Frankreich . . 28 J. 8 M. 11 T.
im Dep. des Calvados . 44 „ 7 „ — „
in d. der öſtl. Pyrenäen 26 „ 1 „ — „

Das Alter der Großjährigkeit erreichen jährlich 570 von 1000.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 11. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 13. Januar.

Das Ondinenbild.

Novelle von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

Sie redete mir ſo liebreich zu, bis ich ihr mein ganzes Herz entdeckt hatte. Da fing ſie auch mit an zu weinen, bis wir alle beide ſchluchzten und unter bittern Thränen einander ewige Liebe und Treue zuſchwuren, wobei wir uns küßten und wieder küßten, ohne Unterlaß, bis wir auf die Kniee geſunken waren und doch wieder in einem fort zuſammen weinten, uns wieder in die Arme fielen und küßten, und wenn das Eine: „Ach!“ ſagte, ſo ſeufzte das Andere: „Oh!“ Das war meine erſte, es iſt meine einzige Liebe! Es war die ſchönſte Albernheit in meinem ganzen Leben! In jenem Augenblicke waren mir alle Gedanken ſo ganz vergangen, daß ich gar nichts wußte und fühlte, als nur das Pochen des Herzens meiner Elsbeth; doch kam es mir auf einmal vor, als wenn eine derbe Fauſt in meine Haare griffe. Es hatte eine ziemliche Weile, und ſchon fühlte ich meinen Kopf ungemein hin- und hergeſchüttelt, als Elsbeth lautſchreiend ſich mir entwand und entfloh, ich aber ſo an die Wand geworfen wurde, daß mir Hören und Sehen verging. Wie das Rauſchen und Grollen eines fernen Gewitters ſchlugen die Worte an mein Ohr: „Der Himmelſakkermenter! der Bettelbub! Ho! das wäre eine Geſchichte! Du Schwalbenfabrikant! Wiſcht ſein Maul an mein Mädel! Seht einmal die Brut an! Marſch!“ Da weckte mich ein Fußtritt aus meiner Betäubung. Ich ſprang auf und ſah in das feuerrothe Geſicht des Schiffsbaumeiſters. Ich weiß nicht, wie es geſchah, daß mir da ſein Geſicht wie ein geſottener Krebs vorkam, und da nun die Wuth gar ſeine Augen herausdrehte, ſo gerieth ich in eine ſolche eigene Stimmung, daß ich gerade hinaus an zu lachen fing; er ſprang erſchrocken zurück; ich aber zur Thüre hinaus — und ſoll heute noch wiederkommen. Wie ein Wildfang irrte ich jetzt in der Stadt herum. Die nächſte Nacht über ſchlief ich unter den Feuerleitern; — am andern Morgen ſuchte ich das Freie. Ich ging längs der Elbe hin, als müſſe ſie meine Reiſegefährtin ſein. Verhungert, wie ich war, ſtreifte ich Erlenblätter ab und aß ſie. Bald konnte ich vor Mattigkeit nicht weiter. Ich lagerte mich an den Strom hin in das tiefſte Gras. Man muß erſt ganz unglücklich ſein, um zu erkennen, wie ſchön der gewölbte Himmel, das ſtrömende Waſſer, der wehende Baum, die ganze Natur iſt! Nur im tiefſten Elende verſteht man ihre Stimme, denn nur mit dem, welcher ihr ganz angehört, fängt ſie nach und nach zu reden an — wie ein altes, gutes, aber doch wunderliches Mütterchen, das nur in Dämmerſtunden und wenn es ganz ſtill in der Stube iſt, ihre waldſinnigen Mährchen erzähle. In meiner Noth kam es auch dort ſo wunderſam über mich, daß ich bald lachte und weinte und im Graſe herum rutſchte; denn das lange Gras mit den gelben Blüthendroddeln meinte es ſo gut mit mir, daß ein Halm nach dem andern kam und mit ſeinen kleinen Fingern mir im Geſichte herumgriff. Zugleich ſchmeichelte das Waſſer ſo mild zu mir herauf und hauchte mich ein Mal um das andere ſo lockend an, daß ich Schuhe und Strümpfe von mir warf und die bloßen Füße tief hinein hängen ließ. Wie ich nun ſo in die ſtrömende Flut und in den Himmel, der ſich darinnen abſpiegelte, ſchaute, bis ich ganz, wie ſoll ich ſagen? vom Geiſte des Waſſers betäubt wurde, da wich nach und nach aller Gram und Kummer aus meiner Bruſt. In mir war nur noch ein Bild übrig, — denn einen Gedanken kann ich es nicht nennen, — meine Elsbeth! Mein Angeſicht, das ich in der klaren Flut ſah, fing an, immermehr ihre Züge anzunehmen, ich ſah ja ihren Blick, die ſchöne Stirne, die blonden Locken, nun hob ſich eine weiße Schulter — ein jugendlich glühender Leib wob ſich hervor, zwei Arme ſtreckten ſich aus nach mir, ſo daß ich vor Sehnſucht, Luſt und Liebe gewiß hinunter geſtürzt wäre, wenn nicht der alte Franzoſe mich aus meinem Traum aufgeſchrieen hätte mit den Worten: „Il faut voir cela de près!"

Heinrich, welcher jetzt ſchwieg, begann ſeine Palette abzukratzen, Johannes aber ging mit übergeſchlagenen Armen in der Stube herum, erſt mit langſamen, dann mit ſchnellen, aber unterbrochenen Schritten. Man ſah es ihm an, daß er mit ſeinem Genius Zwieſprache hielt. Nachdem er ſeine Reiſepelzmütze über die Ohren geſtülpt hatte, gerannen die Ideen zu den Worten: „Was iſt ein Kunſtwerk anders, als ein Aufſchrei aus dem Kerker des Leibes! Wie der Strahl einer Quelle, deren ruhiger Lauf plötzlich in einen undurchdringlichen Felskeſſel eingeſperrt wird, nun in hohem Strahle emporſprüht zum Himmel, ſo ſpringt die Sehnſucht nach dem ewigen Frieden aus der Bruſt des Dichters und Künſtlers in ihren herrlichſten Werken. Wird nicht endlich alles Große nur von Unglück und Mühſeligkeit geboren? Mußten nicht Halbgötter und Heroen von jeher unſägliche Leiden erdulden? O, ich denke an dich, Cervantes! an den größten Dichter, den je die Mutter Erde unter Lachen und Weinen herzinnig an ihre Bruſt drückte und — verhungern ließ. Lache keiner über den edlen Junker und den ehrlichen Schildknappen; denn einer von beiden wird ihm immer zurufen: „Guten Morgen!" Heinrich, ſieh mich an; denn auch ich bin ein Dichter und mein Beinamen: Don Quixote!" —

„Wenn du nicht ſo wohlgenährt wäreſt," erwiederte Heinrich, „ſo möchteſt du darnach ausſehen! Jetzt aber, dächte ich, gingen wir in das alte Hellas, ich meine in die Glyptothek." — Dieſer Vorſchlag brachte Johannes auf andere Gedanken. Sein Phantaſus ließ die Flügel hängen. So ſchlenderte er mit Heinrich hinaus in die lärmenden Straßen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Salon der Madame Recamier.

Von Eduard Gans.

(Schluß.)

Jener Andere, der neben Chateaubriand auf einem Lehnſtuhle ſich ausbreitet, und meiſtens kaum den Mund öffnet, als wenn es darauf ankommt, auf eine an ihn gethane Frage zu antworten, oder eine kleine eingeſtreute Bemerkung zu machen, iſt ein großer Theoſoph der Geſchichte, und wenn man etwa einen Preis im franzöſiſchen Styl zuerkennen will, wird er zu den wenigen gehören, die man nennt. Es iſt ein noch nicht überall gekannter Mann, denn er hat ſeine Werke auf eigene Koſten drucken laſſen, und ſie an ſeine Freunde vertheilt. Es iſt Ballanche. Jünger, wie Chateaubriand, hat er doch ein älteres und weniger rüſtiges Ausſehen, aber vollkommen alle guten und lieben Eigenſchaften, die einen Franzoſen des ancien régime angenehm und werth machen konnten. Er iſt freundlich und dienſtfertig, denen, die er liebt, treu ergeben, und kaum auf einen Tag, wenn es nur angeht, von ihnen getrennt. In ſeinen geſchichtlichen Anſichten kommen erſtaunenswürdig tiefe Blicke zum Vorſchein, aber ſie wachſen auf einem ganz eigenthümlichen, und von allen andern Philoſophen getrennten Boden. Idylliſche Geſchichten, wie bei unſerm Geßner, Oſſianiſche Nebelgeſtalten, bilden den Hintergrund, auf dem ſich alsdann die Formel für den Orient, und für das römiſche Abendland erbaut; aus der leichten Vorerzählung wird wie bei Plato auf das Tiefſte hingeleitet, und dann nimmt ſich der Theoſoph wieder in ſeinen leichteren Anfang zurück. Bisweilen hat er, wie Hegel, das Eigentliche geſagt, gleichſam durch eine innere Anſchauung dazu geführt, aber er iſt abſtrakter, und zieht ſich öfter und mehr in das Gehäuſe der Formel zurück. Deßwegen fängt erſt jetzt die franzöſiſche Jugend an, ihn nach und nach zu verſtehen. Früher blos dem Kundigen offen, wird er bald dazu kommen, ein Schriftſteller der Nation zu ſein, und ſeine Darſtellung wird dem ſchwierigen Gedanken die Pforten des Verſtändniſſes öffnen. Die leichten Waffen der Converſation kann Ballanche nicht wie die ſchweren der Geſchichtsergründung führen: nur ſelten erregt er durch eine cauſtiſche Bemerkung, oder durch eine wohlangebrachte Satyre, die Aufmerkſamkeit ſeiner Umgebung. Er ſieht meiſt immer wie ein Aufnehmender aus, der gleich beim Hören damit beſchäftigt iſt, die Spreu von den Goldkörnern zu ſcheiden, die ihm gereicht werden, und nur eine Geſchichte vergangener Zeiten bewegt ſich in ſeinem Munde, wie ein Zaubernektar in einem vergüldeten Gefäße.

Ein Mann tritt in's Zimmer und grüßt die Dame vom Hauſe und die beiden Gegenwärtigen, die wir genannt haben. Er iſt ziemlich groß gewachſen und hat das Ausſehen eines Cavallerieoffiziers. Die Gelegenheit, das Wort zu ergreifen, wird nicht, wie bei Chateaubriand und Ballanche erſt erwartet: ſie iſt gekommen, weil er da iſt. Von den Nichtswürdigkeiten des heutigen Theaters, von Robert Macaire anfangend, geht er zu dem Charakter der gegenwärtigen Zeit über; er meint, eine Philoſophie ſei vor allem in Frankreich nothwendig, um neuen und weitern Stoff für die Weltgeſchichte zu liefern; nur müſſe man nicht den Eclecticismus des Victor Couſin als eine ſolche betrachten, da der Urheber ſie ſelbſt wie eine Nothtreppe abgebrochen habe, nachdem ſie ihn in die von ihm auserſehnte Pairskammer geführt hatte. Jetzt ſitze Herr Couſin, wie ein Taſchenſpieler im warmen Stübchen, und lache, wenn er allein ſei, über den ſchönen Hocus Pocus, der ihn zum reichen Mann gemacht habe, und ſinne auf andere Späße ähnlicher Art. Aber Herr Lerminier, und wer wird nicht wiſſen, daß wir von Herrn Lerminier ſprechen, bleibt nicht lange bei ſeinem philoſophiſchen Gegner ſtehen: er kommt von der Philoſophie auf den Staat, und mit demſelben Gleichmuth und derſelben Geläufigkeit greift er das Preßgeſetz und die veränderte Geſchwornenabſtimmung an. Er iſt ein gefährlicher Gegner: denn er hat Geiſtesgegenwart und Redefülle: ſeine Gedankenſätze ſchwellen an und bäumen ſich, und werden dann wieder von dem Sprecher, wie es ſich geziemt, gebändigt, und im Zaum gehalten. Wenn er in die Deputirtenkammer käme, und er ſinnt darauf, hineinzukommen, ſo dürfte er durch manche Gaben einen großen Eindruck hervorbringen. Geſellte ſich zur Fülle der Abſtraction nun auch die Kenntniß der Einzelheit, zum Donner der Stimme auch die ſanfte Suada, zur Philoſophie auch das Philoſophem, ſo könnten wir einen Nacheiferer des Mirabeau haben, dem nur das Hintergeſtell der guten alten Zeit, das anziehende Unglück, ein durchſchwärmtes Leben und die Abenteuerlichkeit der Schickſale abgehen möchten.

Ihm gegenüber hat ein junger Mann von kränklichem Anſehen und blaſſer Geſichtsfarbe Platz genommen. Man beweiſt ihm die vollſte Aufmerkſamkeit und eine zarte Rückſicht. Er ſpricht in einer ſich nicht hervordrängenden Weiſe von England und Amerika; nicht wie Jemand, der dieſe Stoffe gemacht hat, ſondern wie einer, der ſie zu erforſchen ſuchte. In ſeinem Betragen gefällt die Artigkeit und Freundlichkeit, die der jüngeren franzöſiſchen Generation weniger, wie der älteren eigenthümlich ſind. Wer iſt der junge Mann, fragte ich meinen Begleiter, denn er war mir gleich als bedeutend aufgefallen. Es iſt Herr von Toqueville, antwortete dieſer, der neuerdings das ausgezeichnete Buch über die Demokratie in den vereinigten Staaten von Nordamerika geſchrieben hat. Dies Buch hat ein eigenes Schickſal gehabt. Es hat allen Parteien zu gleicher Zeit gefallen, und die Liberalen wie die Carliſten erheben es, ohne daß deswegen das juste milieu widerſpricht. Wie es wenig Franzoſen gibt, die einen ſo ſcharfen Geiſt ächter Beobachtung beſitzen, als dieſer junge Mann, ſo haben auch wenige Zeitgenoſſen ſich einer ſolchen Aufnahme erfreuen dürfen. Er wird vergöttert und angebetet, alle Kreiſe wünſchen ihn zu beſitzen, denn wenn er auch einer altdynaſtiſchen Familie angehört, ſo hat er doch ächte und wahre Freiheitsliebe, und dem einen genügt ſeine Geburt, dem andern ſeine geiſtige Errungenſchaft. Sein Reiſegefährte, Herr Beaumont, iſt vollkommen durch ihn verdrängt worden, und der amerikaniſche Roman iſt durch und durch genöthigt geweſen, vor dem Beobachtungsbuche die Segel zu ſtreichen. Ich freute mich, Herrn von Toqueville ſchon vor Tiſche geſehen zu haben, denn ich war denſelben Mittag auf ihn gebeten worden, und fand auch ſpäterhin Alles beſtätigt, was mir mein Freund gemeldet hatte.

Die Thüre ging nunmehr auf, und einer der längſten Männer, die ich jemals geſehen hatte, trat herein. Er litt an den Augen, und ein Anweſender ſtand auf, um ihm einen Platz zu ſuchen, der ſeine Leiden weniger ſchärfe. Beim ſich Niederſetzen operirte der lange Mann mit ſeinen Beinen dergeſtalt, daß man ihn ſitzend nicht für ſo groß gehalten hätte. Er war einer der Bibliothekare des Königs, der ein höchſt brauchbares Handbuch für Reiſende in Italien geſchrieben hatte, nämlich Herr Valerys. Er hatte anmuthige und ſpaßhafte Geſchichten zu erzählen, wußte in manchen Dingen Beſcheid, und ſchien überhaupt einer der täglichen Gäſte zu ſein, die dem Kreiſe weſentlich angehörten.

Einer der ſpäteſten war ein junger Mann, deſſen erſter Anblick gleich zu zeigen ſchien, daß es ein philoſophirender Poet ſei. Was er ſagte, erhob ſich über den Kreis gemeiner Anſchauung: ſeine Äußerungen waren gewagt, aber ſie hatten eine gewiſſe Subſtanz, und ſeine ſprudelnde Ideenromantik erinnerte an eine Verwandſchaft mit deutſcher Bildung. In der That war er derſelben theilhaftig geworden, und hatte ſich eine Zeit lang mit Heidelberger Marke ernährt. Freudig begrüßte ich meinen Commilitonen, und das Angedenken an Thibaut, Daub und Creuzer ſollte, ſonderbar genug, in einem franzöſiſchen Salon erweckt werden. Der neu gewonnene Freund war Herr Edgar Quinet, ein junger überbegabter Mann, mit reichwogenden Gedanken, die nur noch im Begriff waren, das Bett zu ſuchen, in welches ſie ſich niederlaſſen dürften. Er hatte damit begonnen, die Herder'ſchen Ideen den Franzoſen zu überſetzen, hatte dann im Ahasverus einen noch nicht genug begränzten Ausdruck ſeiner Anſchauungen gefunden, und ſo eben trat er mit einem großen Gedichte, Napoleon, hervor, in welchem Helden er die ganze Zeit, die Vergangenheit und Gegenwart, ſo wie die Erwartung der Zukunft darzuſtellen ſucht. Wir ſprachen alsdann viel von ſeinem Helden, der mir nicht minder, als das ſchaffende Prinzip der gegenwärtigen Welt erſcheint, und wie Alles bei den Franzoſen ſogleich mächtig zur Heutigkeit hinzieht, ſo kamen wir denn auch bald auf den vor uns liegenden Zuſtand. Quinet hatte hier einen eigenen und originellen Gedanken. Alle Schwankung und Unſicherheit in ſeinem Volke, den Wechſel, der in allen Verhältniſſen ſich kund gibt, will er von der Invaſion der fremden Truppen herleiten, die eine Zerriſſenheit des Bewußtſeins hervorgerufen habe, aus der man ſich noch nicht wieder zur Verſtändigung und Einigung habe zuſammenfaſſen können. Erſt wenn die moraliſche Nachdröhnung dieſer Zeit vorüber wäre, dürfe man auf Eigenes und Beſtändiges gefaßt ſein.

Aber fehlt es denn dem ſich um Madame Recamier verſammelnden Kreiſe ganz an weiblichen Geſtalten? Die auf demſelben Flure mit Madame Recamier wohnende Fräulein Clarke erſcheint bisweilen. Es iſt eine Engländerin, die aber ſchon ſeit langen Jahren mit ihrer bejahrten Mutter in Paris wohnt. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit handhabt ſie die franzöſiſche Sprache, und ſie iſt gewiß eine der Wenigen ihrer Nation, die man geneigt wäre, für eine Franzöſin zu halten. Die politiſchen Geſinnungen der Miß und ihrer Mutter ſind ſich entgegengeſetzt. Während die erſtere ſich einer aus wenigen beſtehenden Ariſtokratie erfreuen möchte, iſt die Mutter mehr zu radicalen Änderungen hingeneigt. Doch führt ſelten bei Engländern eine politiſche Verſchiedenheit zu geſelliger Entzweiung, und noch ſeltener werden die Bande des Blutes dadurch loſer. Der ſich am andern Ende des Stockwerks um Miß Clarke ſammelnde Kreis beſteht zum Theil auch aus ſolchen, die die Geſellſchaft der Madame Recamier beſuchen.

Sehr oft wechſeln die im Salon der Madame Recamier erſcheinenden Perſonen. Nur Chateaubriand, Ballanche und vielleicht auch Herr Valerys bilden die Seite der Stetigkeit.

Wollen Sie Herrn St. Beuve ſehen, der ſeiner früheren überdemokratiſchen Romantik Zügel angelegt, und ſie in das Joch der Anerkennung des juste milieu gefügt hat, Herrn Präſidenten Pasquier, der in ſeiner ernſten Juriſtenmiene die Sorge um den Fieschiſchen und Aprilprozeß trägt; Herrn Fauriel, den meine liebſte Freundin den deutſcheſten der Franzoſen nennt, Herrn Guizard, welcher zur rechten Mitte der öffentlichen Arbeiten gehört; Herrn von Kergorlay, den freiſinnigen, vielfach umſichtigen Neffen des hartnäckigen Carliſtenpairs; die beiden Ampères, beide Mitglieder des Inſtituts, beide am Collège de France, und beide berühmt; den Ruſſen, Herrn

Turgueneff, dem bisweilen die Erlaubniß zu Theil wird, ſeinen verbannten Bruder in Paris ſehn zu dürfen; nun, ſo ſuchen Sie um die Erlaubniß nach, Madame Recamier Ihre Aufwartung machen zu können. Es ſchlägt drei viertel auf ſechs, und die Geſellſchaft hat ſich plötzlich verloren. Jeder geht in ſeinen vielleicht ganz verſchiedenen und abweichenden Kreis, in ſeine Reſtauration oder zu einem Freunde, der ihn geladen hat: aber die Eindrücke, welche dieſe geſellige Zuſammenkunft bald reicher, bald dürftiger hervorbringt, die Anziehungspunkte, die man gefunden hat, geben Kraft und Muth zu geſtählter Thätigkeit, und gehört Jemand einmal zu den Eingeſeſſenen dieſer Geſellſchaft, ſo wird er ſchwer dazu kommen, ſich wieder loszureißen.

Dies führt uns ſchließlich zu den Vorzügen, welche die franzöſiſche Geſelligkeit darbietet. Bei keinem Volke der Erde iſt wie bei den Franzoſen das Weſen derſelben die Gleichheit derer, welche ſich ſehen. Die Unterſchiede des Standes, der zufälligen Prärogativen, der Geburt, des Reichthums, ſind in jedem Salon von vorn herein ausgelöſcht; bei den Miniſtern, wie bei Privaten, bewegt man ſich mit jener Leichtigkeit, die durch das Gefühl erzeugt wird, daß man ein Menſch ſei, und daß dieſe Qualität durch nichts, was noch dazutritt, aufgewogen werden dürfe. In keiner Geſellſchaft herrſcht ein übermäßiger Reſpect vor der Stellung eines Anweſenden; man hat ſich ſelbſt durch Verſtand, Geiſt und Wendungsfähigkeit eine bleibende Achtung zu ſichern. Iſt aber Gleichheit das Fundamentalgeſetz der Geſellſchaft, ſo bedarf dieſe, um zu beſtehen, auch nur ihrer ſelbſt. In Deutſchland wird noch immer etwas außer dem Zuſammenſein gefordert, damit man zuſammenkomme. Man will eſſen und trinken, lange bei Tiſche ſitzen, man braucht Spielkarten und Muſik, wenn man es aushalten ſoll. Wirth und Gäſte rücken ſich wie Potentaten entgegen, beobachten ſich, und man macht wechſelweiſe an einander Anſprüche. In England gibt es eigentlich gar keine Geſelligkeit. Es kommen mehr Einladungen vor, als irgendwo, aber außer denſelben iſt nichts, als der baare enge und langweilige Familienkreis. Jedes Haus muß beſonders, wie eine Feſtung erobert werden, aber wenn es capitulirt hat, könnt ihr euch auf daſſelbe verlaſſen. Wagt es aber auch hier einmal, euch bei der Familie anſagen zu laſſen, wenn ſie unvorbereitet am Kaminfeuer ſitzt, und wenn ihr jemals ſonderbare Geſichter ſehen wollet, ſo werdet ihr ſie hier finden. In Italien gibt es nicht allein keine Geſelligkeit, ſondern auch keine Geſellſchaft. Die Familien ſind außerhalb im Kaffeehaus oder auf der Straße. Seid ihr recht warm empfohlen, nun, ſo wird euch ein Platz in der Loge, oder, eine Stelle im Wagen zu Theil, damit ihr den einförmigen Spaziergang auf dem Corſo mitmachen dürfet. Das geiſtreichſte, lebendigſte und genialſte Volk muß, ſo will es leider das Geſetz der Geſchichte, ſeine Thüren den Fremden verſchließen, die Gaſtfreundſchaft verlangen.

Die Geſelligkeit, welche die reine Geſelligkeit, die Geſellſchaft, welche die reine Geſellſchaft iſt, bleibt ſomit lediglich in Frankreich zu Haus. Hier iſt ſie mit ſich ſelber eins, gleich, leicht ſich findend, wendend und wiederfindend, ohne Anſprüche und Drangſal, ohne Koſten und Verderben, eine Tochter des Gottes, der den Menſchen zu ſeinem Ebenbild erſchaffen, damit er in Jedem auch den göttlichen Urſprung erkenne.

Feuilleton.

⁂ **Lerminier über vergleichende Geſetzkunde.** — Lerminier ſetzt mit großem Beifall im Collège de France ſeine Vorleſungen über vergleichende Geſetzkunde fort. Vor zwei Jahren hatte er einen Kurſus über die geſetzgebende Gewalt beendet und in demſelben zum Erweis der Legitimität der Demokratie hingeführt. Die Vorleſungen über das Völkerrecht, — er nennt es droit international, — die er in dieſem Winter begonnen, ſoll nun das Verbündniß (association) und die Gleichheit der Völker als das nothwendige Ziel der geſchichtlichen Entwicklung des zwiſchenvölkerlichen Rechtes aufzeigen. Dieſer Kurſus wird in vier halbjährigen Abtheilungen mit den völkerrechtlichen Verhältniſſen den älteſten Zeiten bis zum Vertrage von Verdün (843), dann von 843 bis zum Tode Heinrich's IV., weiter von 1640 bis 1789 und zuletzt von dem Ausbruch der Revolution bis auf die Gegenwart hin ſich verbreiten. Aus einer der in dieſen Tagen gehaltenen Vorleſungen entnehmen wir folgende Bemerkungen:

„Die zwei großen Seiten (faces) der Geſchichte ſind die Religion und das Recht; die Religion, die das Bedürfniß der Menſchen iſt, Gott zu nahen, die Urſache der Dinge zu ſchauen, die Wahrheit zu beſitzen; das Recht — die Exaltation der Freiheit, das menſchliche Ich. In ſeiner Abſondrung iſt das Recht die ſtolze Kraft, es iſt Ajax. In ſeinen Beziehungen zur Religion iſt es die Übereinſtimmung des Rechtes mit der Pflicht, der Gnade mit der Freiheit, der Unabhängigkeit mit der Nothwendigkeit. Dies aber iſt der Zielpunkt, den man erreichen muß: der Werth des Menſchen beſteht darin, daß er ſeine individuellen Kräfte allgemeinen Geſetzen dienſtpflichtig macht; ebenſo verhält es ſich mit den Völkern. Wo kann der augenfällige Erweis dieſer Wahrheit geſchöpft werden? Aus zwei großen Geſchichtwerken, die noch zu ſchreiben ſind: aus der vergleichenden Geſchichte der Geſetzgebungen und aus der Geſchichte und Vergleichung der Religionen.“ —

⁂ **Wohlthätigkeits-Bureau's und Pfandämter in Frankreich.** — Im J. 1833 gab es in Frankreich 6,275 Wohlthätigkeitsbureaus. Die Einnahmen derſelben betrugen 10,315,746 Fr., ihre Ausgaben beliefen ſich auf 8,956,026 Fr. Die Zahl derjenigen, welche von ihnen Unterſtützungen empfingen, ſtieg im Laufe des o. J. auf 695,932.

Die Departemente, deren Armenhäuſer und Spitäler die bedeutendſten Einnahmen haben, ſind die der Seine mit 10,057,096 Fr. und die der Rhone mit 2,380,293 Fr. Durchſchnittlich kämen auf jedes Departement 393,685 Fr. ſolcher Einnahmen. Von den Einnahmen der Wohlthätigkeits-Bureaus kamen auf jedes Dep. 119,950 Fr. Die Bureaus des Nord-Dep. haben verhältnißmäßig die meiſten Bedürftigen unterſtützt, nämlich: 171,621 Individuen. Pfandämter gibt es in Frankreich nur 15. Das älteſte, von Metz, beſteht erſt ſeit 1801. Das Pfandamt von Straßburg hat in 7 Jahren 4,611,824 Fr. auf 746,751 Pfänder geliehen.

⁂ König Ludwig Philipp hat für die Errichtung eines Monuments in Straßburg zum Andenken an Gutenberg, die Summe von 300 Francs unterzeichnet.

⁂ Der neue Wiener Correſpondent für's Morgenblatt ſetzt in einem ſchlechten Wortſpiel A. Grün's „Schutt“ herab und ſucht (lügend) die Beſtrebungen der jüngeren öſterreichiſchen Schriftſteller in verdächtigen Zuſammenhang mit dem ſogenannten jungen Deutſchland zu bringen. Pfui!

Hierbei die literariſche Beilage N°. 2.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nr. 3. Literariſche Beilage zum Phönix. 1836.

Rückblick auf die ſchöne Literatur des vergangenen Jahres. *)

(Vorgeleſen im Muſeum zu Frankfurt am Main, am 8. Januar.)

Das letzte Wort bei dem Hinſcheiden des alten Jahres war ein Wort der Hoffnung auf den kommenden Frühling. Das erſte bei dem Aufgang der neuen Sonne ſey dem Gedächtniß des abgelaufenen Jahreskreiſes gewidmet. Die Hoffnung darf frei ihre Flügel entfalten und jauchzend ſich aufſchwingen in den blauen Himmel der Zukunft. Die Erinnerung hat bedächtigen Schrittes einen abgeſchloſſenen Zeitraum zu durchwandeln, und ernſt und prüfend den Blick auf deſſen Ergebniſſe zu heften. Und dennoch, wollten wir Alles deſſen gedenken, was mit Freude oder Schmerz, was dankbar oder warnend in Erinnerung zu bringen wäre im Tempel der Muſen, müßte eine weit längere Friſt uns vergönnt ſein, als der Rythmus einer anmuthig wechſelnden Unterhaltung geſtattet. Nur wenige der denkwürdigſten Erſcheinungen auf dem weiten Felde der ſchönen Literatur werden wir daher — und auch dieſe nur flüchtig — berühren, zu ſolcher Wagniß nur durch die Hoffnung ermuthigt, daß Sie, Verehrteſte, mit huldvoller Nachſicht die Mängel der Ausführung mit der Größe der Aufgabe und der Kühnheit des Unternehmens entſchuldigen werden.

Beginnen wir nun gleich mit den **Briefen eines Kindes**, als einer einzig köſtlichen Blüthe des deutſchen Dichtergartens, dann haben wir wohl am wenigſten in dieſem glänzenden Kreiſe einen Tadel zu gewärtigen. Jenes Kind iſt ja in den Mauern dieſer Stadt geboren, und ſeine Briefe ſind an Deutſchlands größten Dichter, den Frankfurt mit gerechtem Stolz zu ſeinen Söhnen zählt, gerichtet.

Zwar nicht in gemeſſener Rede hat ſich des Kindes Begeiſterung ausgeſprochen; aber wer hat noch ein Maaß gefordert für das Wirbeln der Lerche, für der Nachtigall Schlag und das Schwirren der lichttrunkenen Schwalbe? — Wie die cryſtallhelle Quelle unaufhaltſam hervorſprudelt, wo des Zauberers Stab die jungfräuliche Erde berührt, ſo iſt dem Herzen des Kindes urmächtig ein Strom hochpoetiſchen Lebens entquollen, als Himeros, der ſehnenden Liebe Gott, ungeſehen ſeine Stirne geküßt. — Und ſo machtvoll war der Liebe Zug, daß er eine Fülle von Edelſteinen aus der Seele tiefſten Schachten mit ſich fortriß, und, dem Kinde unbewußt, ſie mit an das Tageslicht ſtrömte. —

Der große Dichter aber, deſſen Glanzerſcheinung zu ſo wunderbar ſchöpferiſcher Liebe begeiſtert — er hat nicht blos dem **Genius** gehuldigt, der dichtend und weiſſagend ſich in den Briefen ihm kund gethan; auch die **Liebe** des Kindes iſt ihm ein unſchätzbares Kleinod geworden. Nur wer ihn nicht erkennt, kann eine lebhaftere Erwiederung vermiſſen. Gehörte es denn nicht zu ſeinem eigenſten, unſterblichen Weſen, daß, wenn er auch die Gemüther hinzureißen vermochte, er ſelbſt doch ſtets in dem Aether harmoniſchen Lebens gefeſtet blieb? War es nicht gerade dieſe in ihm perſönlich gewordene Harmonie, die das Kind in ihre Zauberkreiſe gebannt? Jede wahrhafte Liebe iſt wechſelſeitige Ergänzung; darum vertheilt der Himmel ſeine Gaben; darum fühlte das große überreiche Herz des Kindes ſich zu dem freien, heiteren Geiſte des großen Dichters unwiderſtehlich hingezogen; darum waren die Briefe des liebenden Kindes dem Dichter das Liebſte, von dem er ſich nimmer trennte, deſſen er ſich täglich von Neuem erfreute; — darum wird überall, wo **ſein** Name wird feiernd genannt werden, auch des Kindes Name in ſchönem Andenken fortleben, und kein Liebender ſeine Briefe leſen, ohne den Dichter glücklich zu preiſen, in deſſen Lorbeerkrone auch die **Liebe** ſolch' unverwelkliche Roſen geflochten.

Wie aber mit Siegfried's und Chriemhildens Gedächtniß auch der Name des grimmen Hagens auf die Nachwelt übergegangen, ſo wird auch mit Göthe und Bettinen — jener Todfeind des glorreichen Dichters genannt werden, der mit unauslöſchlichem Ingrimme den Abgeſchiedenen verfolgt, und der an Dante's Ugolino, wie er immer von Neuem ſeine Zähne in den Schädel Ruggieri's einſchlägt, erinnern würde, wenn ſeine Wuth nur auch als eine gerechte Rache erſcheinen könnte.

Mag immerhin **Wolfgang Menzel** — dies iſt der Name jenes leidenſchaftlichen Feindes — mag er gegen die Vergötterung Göthe's ſich auflehnen, bis zu welcher hier und dort die Bewunderung ſeiner Meiſterrede ſich geſteigert; kann denn jemals ſolche Ueberſchätzung die **Verteuflung** eines Dahingeſchiedenen entſchuldigen? Und doch nennt Menzel unſeren Dichter den „böſen Genius Deutſchlands!“ Möge immerhin vor dem nachtheiligen Einfluſſe, den einige Romane Göthe's ausüben können, gewarnt werden, war nicht auch Göthe ein Sohn ſeiner Zeit, und iſt er nicht auch der Schöpfer Iphigeniens? Wenn ihm aber von ſcheinbarem Liberalismus zum Vorwurf gemacht wird, daß er den Kampfplatz der politiſchen Partheien vermieden, iſt es denn liberal, die ſelbſtſtändige, freie Entwickelung einer ſo großen Individualität zu bekritteln? Geziemt es dem Patrioten, eine Selbſtbeſchränkung zu tadeln, die dem Vaterlande ſo koſtbare Früchte getragen? — Mag endlich eine im Erwachen begriffene religiöſere Stimmung kein volles Genügen finden in den Werken eines Künſtlers, den das 18te Jahrhundert erzogen, und der — bei dem erbitterten Kampfe der Theologen ſich an den einfachſten, gewiſſeſten Gottesgedanken hat genügen laſſen — iſt denn Shakspear weniger groß, weil er das Chriſtenthum **ſeiner** Zeit nicht in ſeine unſterblichen Dichtungen verflochten? Sind denn die religiöſen Vorſtellungen des Kritikers ſo lichtvoll und erhaben, daß er ſich für berechtigt halten durfte, zu einem Urtheile über die Glaubensweiſe eines Dichters und Naturforſchers wie Göthe?

Herr Wolfgang Menzel hat im vergangenen Jahre eine Schrift erſcheinen laſſen, die er den **Geiſt der Geſchichte** nennt. Wenige Zeilen aus dieſer faſt durchaus unter aller Kritik ſtehenden Schrift werden hinreichen zur Beantwortung der eben aufgeworfenen Frage. „Denken wir uns,“ — dies ſind Herrn **Menzels** eigene Worte, — „denken wir uns eine allgemeine Civiliſation, ſo wird dennoch hinter dieſem Segen der **geheime Fluch des Geſchickes** tückiſch lauern, und nach alter Sage werden uns die Götter am furchtbarſten drohen, wenn wir am glücklichſten ſind. — So werden die Menſchen, alle ihre Kräfte wild **austobend** in koloſſaler Entartung, im **allgemeinen Gewürge** unter den Schrecken der Natur untergehen.“ und nur

---

*) Einem **allgemeinen** Wunſche möglichſt **ſchnell** zu entſprechen, theilen wir hier den in der letzten Sitzung des hieſigen Muſeums (am 8. Jänner) mit großem Beifall vorgeleſenen Aufſatz des Herrn Dr. Carové mit. — Da unſer Vorrath von Material ſich von Tag zu Tag anhäuft, bringen wir, damit manches intereſſante Neue nicht zu lange zurückbleiben müſſe, von nun an von Zeit zu Zeit Beilagen. Wir glauben, durch dieſe Ausdehnung des Phönix der deutſchen Leſewelt zugleich unſeren Dank für die immer lebhaftere freundliche Theilnahme zu erkennen zu geben, mit welcher ſie unſer Streben aufmuntert.

dies" verſichert Herr Menzel, ſei „ein würdiger Schluß des großen Heldengedichtes der Erde." — Daß es ihm aber mit dieſer Schreckensreligion wirklich Ernſt ſey, dies hat er im Großen nun ſeit Jahren ſchon durch ſein wildes „Toben" gegen Göthe, und im Kleinen noch unlängſt durch ſein ſcharfrichterliches, alles Recht und allen Anſtand verletzendes — Verfahren gegen einer ſeiner Zöglinge, den er ſelbſt früher zweimal gekrönt hatte, *) auf das bündigſte erwieſen. Wirklich hat er hiermit ein, nicht blos literäriſches, „Gewürge" eröffnet, welches den letzten Tag der Humanität für unſere Literatur bald herbeiführen müßte, wenn das Gefühl unſeres Volkes für Sitte und Recht minder lebenskräftig wäre. So aber dürfen wir unbeſorgt jenen Kritiker und ſein Geſpenſt der Geſchichte ihrem unausbleiblichen Gerichte überlaſſen, und unſre ganze Aufmerkſamkeit einem Dichterwerke zuwenden, welches, recht eigentlich aus dem Herzen und Gemüthe deutſcher Nation entſproſſen, zu den koſtbarſten Früchten zu zählen iſt, die uns im verfloſſenen Jahre gereift ſind.

Wie nämlich Deutſchlands Frauen auf die Briefe eines Kindes, ſo dürfen deutſche Männer ſtolz ſein auf das Laienbrevier unſeres Leopold Schefer.

Die Liebe, die dort wie ein Springquell aus der Tiefe eines weiblichen Herzens empor zu der Sonne ſteigt, — ſenket hier, wie ein goldener Regen, aus dem Aether des Geiſtes ſich ſanft und mild auf die Erde herab. Dort drängt ſich Blüthe auf Blüthe in bunter Pracht, und die glühenden und ſchmachtenden Blumenſterne verhauchen ihre Sehnſucht in berauſchenden Düften, und die Düfte zerfließen in ätheriſches Licht. Hier ſind es lichte Gedanken, die wie duftige Liebesperlen vom Himmel niederthauen, um in die Herzen der Menſchen ſich einzuſenken, und ſie zu verklären zu Ebenbildern der himmliſchen Sterne. Bettine iſt ſtets ein Kind geblieben, auch als ihr Herz in tauſend Liebesbluthen ſich erſchloſſen, auch als ihr Geiſt ſich in das Reich der Ideale aufgeſchwungen. Aber als Mann iſt Leopold Schefer mit höchſter Freiheit — wieder Kind geworden; des Geiſtes Macht und Reiſe vereinend mit des Kindes frommem Sinne und unſchuldsvoller Unbefangenheit! So ſpielt er heiter mit den Blumen und horcht auf ihre leiſe Liebesſprache. Die Bienen, die Käfer und Lerchen ſind freundliche Genoſſen ihm beim großen Abendmahle der Liebe, und gerne lauſcht er ihren Reden. Der Morgen- und der Abendſtern und Sonn' und Mond ſind ihm nicht ferne und nicht fremd; ſie ſind ja Kinder Gottes, wie er ſelbſt, und jauchzen, wie er, dem Allmächtigen zu. Und wo immerdar der kindliche Dichter ſich hin mag wenden, in der Armuth Hütte, in den Pallaſt des Reichen, — überall iſt er zu Haus und fühlt ſich heimiſch, und freut ſich mit den Frohen, und leidet mit den Leidenden, und weiht die Freude, weiht den Schmerz, und tröpfelt Liebesbalſam auf jede Wunde. Ja ſelbſt dem Böſen, tief Geſunkenen reicht er die Bruderhand, erweckt den ſchlummernden Gottesfunken in ſeiner Bruſt, und lockt und zieht mit liebender Gewalt den ſelbſtiſch Abgeſchiedenen wieder hinein in die große, die heilige Gemeinſchaft des Lebens und Liebens. Denn nicht blos auf Jenſeits lautet ihm die Verheißung eines ſchönen beſeligenden Daſeins. Wie ein Kind findet und bildet er hier ſchon Paradieſe, und wie ein Mann dringt er ein in die Geheimniſſe des Daſeyns, leſet mit ſicherer Hand die tiefſten Räthſel des Daſeyns, und erweckt und befeſtigt die Zuverſicht ewigen Lebens, die er, niedertauchend in des Vaters „Ewigkeit," als die köſtlichſte Perle uns darbringt. So findet er in Allem des Göttlichen Spur, weil „der Geiſt des ſchönen „All's" ihm geworden," der ihn Alles in Gott zu ſchauen gelehrt. Wie dem Braminen iſt ihm heilig die allſchaffende, allverwandelnde Weltſeele, wie dem Chriſten iſt Geduld ihm „die ſeligſte der Tugenden" und ſelbſtaufopfernde Liebe das Allerheiligſte ſelbſt; — wie dem erleuchtetſten Sohne der Humanität iſt ihm Freiheit in allen Sphären des Daſeins die unerläßliche Bedingung alles göttlich-menſchlichen Strebens und Wirkens und Genießens! —

Fürwahr, eines Jahres raſcher Umlauf, der ſolche Blüthen erſchloſſen, der ſolche Früchte gezeitigt, — iſt im Tempel der Muſen als ein glücklicher zu feiern, und ein Volk, deſſen Herz von ſolchen Liebesworten überfließt, deſſen Geiſt einen ſo erhabenen Aufſchwung genommen, es hat nichts von den ſtürmiſchen Wogen zu befürchten, die von Weſten her an ſeinen Ufern branden.

Beklagen müſſen wir zwar, daß zwei reichbegabte Abkömmlinge eines fremden Volkes, die durch ihres Glaubensbekenntniſſes Wechſel ſich uns anſchließen zu wollen geſchienen, ja, die wir ſo gern zu Deutſchlands hoffnungsvollſten Söhnen zählen möchten, — beklagen müſſen wir, daß Börne und Heine noch immer fortfahren, vom Auslande her die giftigen Pfeile ihres leidenſchaftlichen Spottes auf unſere Nation zurückzuſenden, und deren guten Namen in der Fremde zu verunglimpfen. *) Beklagen müſſen wir, daß Börne, von einem Scheinbilde der Freiheit geblendet, und, von dem Dunſte eines falſchen Patriotismus umnebelt, ſo manche der ſchönen Gaben vergeudet, die ſich im Sonnenſcheine deutſchen Geiſtes ausgebildet hatten! Beklagen müſſen wir, daß Heine's kühn anſtrebender Geiſt, vom orgiaſtiſchen Taumel des jungen Frankreich's ergriffen, immer von Neuem verſucht, auch die deutſche Jugend in den Abgrund jener Zerriſſenheit hinabzuziehen, die ihm ſelbſt doch das ſchmerzliche Geſtändniß abgenöthigt hat, „er ſei der krankſte von Allen, und um ſo bedauernswürdiger, da er wiſſe, was Geſundheit iſt!" —

Aber nicht wäre die deutſche Nation die gemüthvolle, edle, milde, wenn ſie aufhören könnte, mit den Worten ernſter Verwarnung auch die wohlmeinendſten Mahnungen zur Rukkehr den weithin Verirrten zuzurufen, und ſo wollen auch wir der freudigen Hoffnung uns hingeben, daß wir die erwünſchte Verſöhnung zu feiern haben, noch ehe die wieder aufſteigende Sonne abermals ihre jährliche Laufbahn vollendet! —

Nun möchte zwar im Rückblicke auf den kaum abgeſchloſſenen Jahreskreis noch gar mancher erfreulicher Erſcheinungen, aber auch einiger nur zu ſchmerzlicher Verirrungen zu gedenken ſein. . . Vor Allem wäre noch an Rahel's Briefe zu erinnern, in denen ein reicher, in alle Weltverhältniſſe tief eindringender Geiſt, ein, durch die mannichfaltigſten Leiden ſchwer geprüftes, aber ſtets an Allem Großen und Guten und Schönen innigſt theilnehmendes Gemüth mit der anſpruchloſeſten Genialität auf ächt weibliche Weiſe ſich entfaltet; — denn, wie lebhaft auch mit faſt männlichem Geiſte Rahel Alles ergriff, was als bedeutend in Kunſt, Wiſſenſchaft, Leben und Staat ihr entgegentrat, ſo blieb doch Liebe, nach allen Seiten auf die ſchönſte Weiſe ſich bethätigende, ächt weibliche Liebe der goldene Faden, an dem die Tage ihres Lebens wie lichte Perlen ſich

---

*) S. Literaturblatt zum Morgenblatt v. 24. u. 26. Febr. 1834.

*) Zwar hat Heine, als gegen eine Verunglimpfung, dagegen proteſtirt, daß man ihn mit Börne zuſammen zu ſtellen und zu nennen pflege, und Börne hat im Reformateur (v. 30. u. 31. Mai v. J.) mit wahrhaft begeiſtertem Zorne jenen Proteſtanten zermalmt und bei dieſer Gelegenheit unvergleichlich ſchöne Worte über Deutſchland geſagt. Die Art und Weiſe aber, in welcher er unlängſt wieder über Göthe ſich im Literaturblatt zum Morgenblatt ausgeſprochen, iſt wieder eine Verunglimpfung der Nation, die Göthe'n nächſt Schiller, als ihren größten Dichter feiert, und ſo hat Börne nur ſich ſelbſt es zuzuſchreiben, wenn er wieder Heine'n beigeſellt wird.

aufgereiht haben! .. Zu erinnern wäre noch an ſo manche ſchöne Gaben, die unſer herrlicher Rückert, die Melas und Scävola, die Anaſtius Grün und Moſen, Chamiſſo und Kühne und manche Andere auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt haben. .. Aber freilich auch zu betrauern hatten wir die, zwar nur vereinzelte, aber darum nicht minder erſchreckenden Symptome jenes geiſtigen Schwindels, — der ein überſchwänglich liebendes weibliches Herz in den Wahnſinn des Selbſtmordes, — der einen reichausgeſtatteten Jüngling in Frevel gegen das Heiligſte geſtürzt, — ein Schwindel, deſſen ſelbſt der edlere Genius eines Wienbarg auf ſeinen Feldzügen und Wanderungen ſich nicht zu erwehren vermocht hat! .. Zu lange jedoch, müſſen wir fürchten, Ihre gütige Aufmerkſamkeit bereits in Anſpruch genommen zu haben, und wir eilen, mit einigen allgemeinen Betrachtungen unſern Vortrag zu beſchließen.

Unſtreitig gehört es gerade zu den erfreulichſten Fortſchritten der Bildung, daß die Kritik ſich auf den wahrhaft humanen Standpunkt zu erheben angefangen. Denn als nothwendig hat ſie erkannt, jeden Menſchen und ſeine Thaten und Werke aus dem eigenthümlichen Geiſte und Weſen ſeines Volkes und ſeiner Zeit, und jedes Volk und jede Zeit aus der Stellung zu begreifen, die das Volk in der Menſchheit, und die Zeit in dem Entwickelungsgange derſelben einnimmt. Nicht minder iſt ſie der Pflicht inne geworden, bei Beurtheilung künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Leiſtungen ſich jedes Eingriffs in das Weihthum der Perſönlichkeit zu enthalten, und ſelbſt noch in den Frevelnden den unauslöſchlichen Gottesfunken zu ehren, der unter der Aſche glimmt. So hat als Richtſchnur ſie des großen Dichters Wort ſich aufgeſtellt, mit dem er eines Gottes Menſchwerdung eingeleitet:

„Soll er ſtrafen, ſoll er ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn!“

Ueberſehen wir von dieſem Standpunkte aus die mannigfaltigen Erſcheinungen, die ſich in vergangenem Jahre auf dem Gebiete unſerer Literatur hervorgethan haben, dann werden wir, des vielen Trefflichen, das uns geboten worden, uns erfreuend, manche Verirrung mit dem Schleier der Liebe bedecken, und auch jene Hartherzigen, die ſelbſt keine Nachſicht geübt haben — nur als Unglückliche bedauern, die der Zeit in ihrem raſchen Aufſchwunge zur Humanität nicht zu folgen vermocht haben, und an die Ueberbleibſel einer früheren Weltgeſtalt ſich feſtklammern, weil die höhere, ſchönere, die erſt im Werden begriffen, ihrem blöden Auge noch verborgen iſt. Sie ſehen nicht, daß gerade, was unſrer Zeit ſo hohen Werth und Reiz verleiht — ihr reges Leben und ihr kräftiger Aufſchwung — nicht trennbar iſt von ihrer Schattenſeite. Denn alles Werden iſt bedingt durch theilweiſe Auflöſung, und wo dieſe nicht möglich iſt, durch Zerbrechung des früher Gewordenen, Geſtalteten. Alle neue Geſtaltung iſt bedingt durch das Freiwerden gebundener Kräfte. Bevor dann die neue Regel, das neue Maaß, die neue Ordnung und höhere Faſſung für dieſe Kräfte gefunden, iſt gerade durch die große Freiheit, welche die Umgeſtaltung bedingt, auch eine größere Möglichkeit ihres Mißbrauchs gegeben. Der Frühling, der die Erde verjüngt, muß die zierlichen Schneekryſtalle auflöſen, und die ſchützende Knospenhülle muß geſprengt werden, ſoll die lebendige Blüthe an das Tageslicht kommen. Wo aber Veilchen und Roſen ſprießen, da können auch Pilze und Nachtſchatten aufwachſen, und der vernünftige Landwirth läßt die fröhlich aufkeimende Saat nicht zertreten, um das wenige mitaufſchießende Unkraut, das bald von den Fruchthalmen überwachſen wird, auszureuten. Saaten hinſchauen, die dem fruchtbaren Boden der Vergangenheit entſproſſen, und mit freudiger Hoffnung die Sonne begrüßen, deren Aufgang der zarten Grünung Gedeihen verheißt. Denn aufgethan haben Natur und Geſchichte alle ihre Schatzkammern, und eine faſt überwältigende Fülle von Saamen in die Gegenwart eingeſtreut. Alles, was in früheren Weltaltern gereift, hat der Geiſt in ſich aufgenommen, um es wiederzugebären zu einer neuen und herrlicheren Weltgeſtalt. In dem Herzen aber hat ſich eine Liebe entzündet, deren Sonne nicht mehr untergeht in ihrem göttlichen Reiche; denn über alle Völker und Kirchen verbreitet ſich ihr Licht, und Menſchheit iſt ihres Lieblings Name.

Mag dann auch in der gewaltigen Aufregung der Kräfte bald hier ein kühnes Streben des rechten Weges verfehlen, oder das rechte Maaß überſchreiten, — bald dort das neue Leben und Lieben einem hartnäckigen Widerſtande begegnen; — mag von den Einen die Freiheit verdammt werden, weil Andere ſie zur Verletzung heiliger Ordnung mißbrauchen, — von Anderen die Ordnung mißachtet werden, weil ihre Handhaber ſie zuweilen zur Unterdrückung der Freiheit mißbrauchen; — das Wahre, das Schöne und Gute, ſie werden dennoch ſiegen; — denn wer, ſo ſchrieb erhabenſchön das Kind an Göthe:

„Wer will der Liebe, wer kann dem Geiſte Gränzen ſetzen!“

Wir aber können unſere Rede im Hinblick auf die große Zeit, in der wir leben, — nur mit des großen Meiſters Worten ſchließen:

„Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und, was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt,
Befeſtiget mit dauernden Gedanken.“

F. W. Carové.

Blick auf den Zuſtand der deutſchen Oper.

Deutſchland, unzärtliche Mutter,
Stets dem Ausland hold!
A. W. Schlegel.

Die Oper iſt nun einmal das Brod für den hungernden Geiſt der Nation; das andere alle, die Symphonie, das Quartett u. ſ. w. wird als entbehrliche Zuſpeiſe genoſſen; ſie iſt zum einzig nährenden Stoff für den Magen des ſogenannten guten Geſchmacks geworden; deswegen aber ſollte ſie wenigſtens auch auf einen feſten Standpunkt der Anſicht und des Urtheils führen. Hat nun das unſere Oper gethan? Hat ſie die Anſprüche erfüllt, welche ein deutſches Publikum an ſein deutſches Theater zu machen berechtigt iſt? Von der Nationalität will ich ſchweigen, denn ſie gehört in Beziehung dieſer Frage zu den frommen Wünſchen. Aber angenommen, daß das Frankfurter Opernrepertoir eines der reichhaltigſten in Deutſchland ſey, ſo kann das Verhältniß unſeres Opernzuſtandes ſehr wohl als Maaßſtab für alle jene deutſchen Städte gelten, auf deren Bühnen drei Nationen um die Palme ringen.

Statt aller Antwort ſage ich, daß die Opernfluth des verfloſſenen Jahres nur ſieben original-deutſche Opern und zwei deutſche Operetten auswarf, nemlich: den Freiſchützen, die Eurianthe, den Fauſt, Adlers Horſt, die Zauberflöte, die Entführung, den Templer; den Beſuch im Irrenhauſe und Adrian von Oſtade. Obgleich Opern wie z. B. Camilla, und ähnliche, mehr oder weniger deutſche Phyſiognomien tragen, ſo müſſen wir ihr Erſcheinen auf der deutſchen Bühne doch erſt der Ignoranz babyloniſcher Ueberſetzungen verdanken. Ich aber rede von ſolchen, die über urſprünglich deutſche Texte geſchrieben ſind, und keine ſpitzfindige Auslegung über ihr Deutſchthum veranlaſſen können, und behaupte, daß bei dem Fortſchreiten des Krebsgangs in der deutſchen Schule, ehe ein Jahrzehend vergangen, unſere Bühnen, unſere Sänger und unſer Publikum total entdeutſcht ſein werden.

Man konnte ſagen, daß die deutſche Oper ja kein Gluck mache, und daß der Mangel an vaterlandiſchen Componiſten die Partituren-Volkerwanderung nothwendig mache, wenn wir auf eignem Grund und Boden nicht verhungern wollen.

Aber beides iſt nichtig. Denn, daß die deutſche Oper allerdings noch eine ſympathetiſche Saite im deutſchen Gemuthe anſchlägt, beweiſen die wenigen, die ſich auf unſern Repertoiren erhalten. Und doch geben dieſe wenigen Opern nicht den Maaßſtab der Beurtheilung fur die Maſſe derer, die ſich nicht aus den Feſſeln zu reißen vermögen, welche Politik, deutſche Gleichgultigkeit, Eiferſucht oder Mißgunſt um ſie ſchlingen. Denn wer zahlt die dramatiſchen Werke in Deutſchland, die, im Staube vergraben liegend, lebendigen Mumien gleichen?

Es fehlt mithin nicht an deutſchen Opern, deren Gedichte fur das ſchauluſtige Publikum ſchwerlich intereſſanter ſein konnen, als die mit dem Abracadabra geſtempelten der Italiener, und deren Muſik man kennen zu lernen ſich nicht bemuht. Aber es fehlt am Glauben daran, und am Willen, ſie der Wiege oder dem Aſchenkruge zu entreißen, oder — hat man ſich endlich einmal uberwunden, das ſchwere „fiat“ von der Bruſt zu walzen, ſo iſt der Halbheller ein zu ſaures Opfer fur dieſen großmuthigen Entſchluß. Man behangt die vaterlandiſche Muſe aus Patriotismus mit armſeligen Lumpen, wahrend der renommiſtiſche Fremdling gleich a priori durch ein Ueberbot an Pracht der Ausſtattung beſticht, und man bedenkt nicht, daß fur den Zuſtand unſerer Intelligenz es gerade ſehr nöthig wäre, durch etwas Exterieſes der Handlung wenigſtens ſo lange Intereſſe einzuflößen, bis die allerdings tiefer liegende Muſik der Deutſchen Wurzel gefaßt habe.

Wir ſind ſo gerne Nachäffer fremder Sitten und Gebräuche, nur darin ſind wir es nicht, daß wir unſere Talente beſchutzen, ſie hervorziehen und pflegen. Wir überbieten die Moden unſerer ſüdlichen Nachbarn, aber wir unterlaſſen ihre Tugenden.

Dem zweiten Einwurf begegne ich wohl am ſchlagendſten, wenn ich geradezu unſere deutſchen Componiſten nenne, die als Repräſentanten der deutſchen Schule wohl im Stande wären, ihrer Muſe ein Vaterland wiederzugeben.

Wem wären folgende Namen von gutem Klange unbekannt, wenn ich unter unſern ausgezeichnetſten Meiſtern einen Spohr, Ries, André, Marſchner, Kreuzer, Lindpaintner, Eberwein, Weigl, Aloys Schmitt, Reiſſiger, Xaver Schnyder von Wartenſee, Hummel, Lobe, Löwe, Mendelſohn, Schneider, Meyerbeer, Lachner, Methfeſſel, Guhr, Eidlinger, Wolfram, Glaſer, Dorn, Mozart (Sohn), Neukomm, Hiller, Siber citire, die größtentheils ſelbſt deutſche Opern ſchufen, und deren Wiſſen und Talente Bürge ſein ſollten fur einen heraufzubeſchwörenden Gemeingeiſt im muſikaliſchen Deutſchland, wenn — der Egoismus nicht wäre!

Aber die Erfahrung lehrt, daß bisher blos die Herrn Kapellmeiſter und Orcheſter-Directoren ſich in einem ſtillſchweigenden Bunde politiſch unterſtutzen wegen des: „manus manum lavat,“ daß faſt alle deutſchen Opern von Orcheſter-Directoren geſchrieben ſind, und nicht leicht eine andere deutſche Partitur außer dieſem Bereich nur geprüft, viel weniger angenommen wird; oder man müßte die Ueberzeugung haben, daß ſie ſchon die Dardanellen aller norddeutſchen Bühnen glücklich paſſirt habe.

Wie ſoll da ein Talent entwickelt werden, das nicht vor dem Parnaß des Soufleurlochs zu ſtehen das Glück hat, oder nicht die Mittel beſitzt, durch goldnen Dietrich ſich Bahn zu brechen!! Mit welchem Muthe ſoll der deutſche Muſenfreund die Feder anſetzen, wenn er ſchon im voraus überzeugt iſt, daß die Wiege jedes Gedankens zugleich auch deſſen Grab wird, wenn er weiß, daß Unterdrückung jeder Art den Wachsthum des jungen deutſchen Talentes hemmt, während andere Nationen ihre Dichterfunken zur Flamme anfachen; wenn er endlich weiß, daß, ehe noch der Vorhang aufrollt, ſeine Muſik ſchon durch ein Vorurtheil verdammt iſt, und die wohllobliche Kritik ſchon die Feder geſpitzt hat, die courſiven Prädicate: ſteif, gelehrt, berechnet, ſchwülſtig ꝛc. auch auf ſeine Oper pflichtſchuldigſt anzuwenden, obgleich ſie (die Kritik) in der Regel keine Note verſteht, und ihre Unmündigkeit ohne weitres auf den Dreifuß ſetzt, dem unſere edlen Coterieen (aus guten Gründen) auch redlich nachbeten. Noch einmal: Wo ſoll bei ſo viel herabziehendem Blei der fröhliche Aufſchwung, das Vertrauen auf eigne Kraft, der ſichre friſche Blick des Genius gedeihen?

Wie viele deutſche Componiſten ſind im Lethe vergangen, unſcheinbar, ungekannt mit ihren Werken? Ich will nur einige der Vielen nennen, die kaum noch in der Erinnerung weniger Künſtler leben, aber nie bis zur Popularität bringen konnten, z. B. einen Kanne, Kuhlau, Zelter, Kunze, — letzterer ein Componiſt allererſten Ranges. Himmel, der liebliche Componiſt der Fanchon hat eine vortreffliche Oper „die Sylphen“ geſchrieben, welche Deutſchland zu ſeiner Schande von ſich wies, weil ſie in Wien und Berlin durchfallen — mußte!! Danzi's komiſche Oper „die Mitternachtsſtunde“, in Text und Muſik gleich vortrefflich, iſt gänzlich unbekannt, obgleich von beiden Opern Clavierauszuge exiſtiren. Wie viele leben unter uns, mit dem Beruf des Autors in der Bruſt, und ſchreiben, von ihrem innern Genius getrieben, und ihre Werke liegen überſtaubt, verachtet, zerriſſen, nicht vom Gebrauche, ſondern von den vielen Ruckſendungen. Wie mancher edle Geiſt geht auf dieſem Wege zu Grunde.

Ob wohl mancher der obengenannten Meiſter im Stillen daruber mitſeufzt?! — Der Manner wie Keßler und Oeſtreich, die voll Talent und tiefem Studium in meiner Vaterſtadt verſauren, zahlt Deutſchland Tauſende. Ich mochte ſie heimliche Barden nennen.

Und ſollte das Land, das ausſchließlich die Symphonie mit ihren tauſendfaltig charakteriſtiſchen Erſcheinungen gebiert, nicht auch die Oper ſaugen konnen, die Oper im Vollbegriff aller an ſie zu machenden Anſpruche?

Es umſchlinge nur ein allgemeiner Bund die deutſchen Componiſten, man verbanne ein gewiſſes Monopol! Man erforſche den vaterländiſchen Geiſt, man nähre ihn, wo er ſich zeige, und Deutſchland wurde das bluhendſte aller Muſenländer ſeyn, ſo reich an harmoniſchem Mark wie am Adel der Melodie; es wurde in allen Formen der Mannigfaltigkeit den herabgezogenen Muſikſinn der deutſchen Nation wieder zu erheben wiſſen, es wurde Muſik wieder zur edlen Himmelstochter umſchaffen.

Carl Gollmick.

№ 12. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 14. Januar.

Geiſtiges Leben in Oeſterreich.

(Schluß.)

Braun v. Braunthal ſteht ſich ſelbſt am meiſten im Lichte; aus gekränkter Eitelkeit handelt er zuweilen gegen ſeine beſſere Überzeugung. Er iſt geiſtreich und hat einen entſchiedenen Beruf. Er wird aber ſeiner Dichtergabe nimmer froh. Die Bahn, die er in ſeinen **Gedichten** gewandelt, hat er zu ſeinem eigenen Schaden wieder verlaſſen. Der hinkende Bote folgte auf dem Fuße nach. Sein **Fauſt** iſt in keiner Beziehung genügend. Es wäre wünſchenswerth, daß er ſich ganz jener Richtung hingäbe, die er ſelbſt als die beſſere erkennen muß, und die augenblicklichen Wallungen einer gereizten Stimmung unterdrückte. — **Lembert** und **Kurländer** liefern um die Wette fabrikmäßige Überſetzungen franzöſiſcher Theaterſtücke. Sie nennen dies: **frei bearbeitet** nach N. N.; es ſollte aber eigentlich heißen: **unfrei** bearbeitet, indem alle freieren Wendungen, Ein- und Ausfälle der aufgeregten Pariſer Bühnen weggeſchnitten werden. **Lembert** ſchreibt auch Pferde-Blut-Pulver- und Dampfſtücke für das Theater an der Wien, und findet diesfalls in der geiſtreichen Mad. Birch-Pfeiffer eine furchtbare Nebenbuhlerin. Mit dem 1. Februar 1836 wird Lembert ein neues Blatt: **der Telegraph**, herausgeben. Die Ankündigung iſt buntſchäckig, das Blatt ſelbſt aber dürfte ſchwerlich eine Phyſiognomie tragen. — **Ebersberg** (eigentlich: **Ebersberger**) iſt Herausgeber des **Zuſchauers**, deſſen Spalten nebſt Nachdrücken aus älteren guten Büchern und Zeitſchriften, auch den Auskehricht der öſterreichiſchen Literatur aufnehmen. Er treibt viele läppiſche Poſſen. Alle Freitage ſetzt er einem ſeiner Mitarbeiter einen Ehrenkranz auf. In ſeinen eigenen Schriften erſcheint er ebenſo unwiſſend als anmaßend. — **Pietznigg** (**Ermin**) dient Jedem, der ihn bezahlt. Wer ſelbſt den Stachel der Ehre nimmer fühlt, kann auch zur Ehre der Literatur nichts beitragen. — **Pännaſch** hat das rhetoriſche Trauerſpiel: „**Alboin**“ geſchrieben. — A. **Paſſy** ſchreibt jetzt Muttergottesbüchlein. In ſeinen Kanzonen: **Meiſterloſigkeit**, gibt er am Schluſſe den Rath, ſich dem ſeligen Alphons Liguori in die Arme zu werfen! — J. **Langer** iſt ein langweiliger Patron. — **Weidmann** iſt wenigſtens ein guter Geſellſchafter. — Saphir zieht überdies einen langen Schlepp von Trabanten nach ſich, unter welchen **Wieſt** der trivialſte, aber auch der komiſcheſte Kauz iſt.

Caſtelli iſt eigentlich eine merkwürdige Erſcheinung in der Literatur. Die romantiſche Schule, die Begeiſterung des Freiheitskampfes, die Erſchlaffung nach der Reſtauration, die Wiederbelebung der Kunſt in der neueren Zeit, die Bewegungen der Gegenwart ſind an ihm ſpurlos und ohne Bedeutung vorübergegangen. Er blieb und iſt derſelbe: ein heiterer, gutlauniger Volksdichter, der auch der ernſteſten Seite des Lebens einen Spaß abzugewinnen verſteht. Er beſitzt die vis comica im vollen Maße; auch das Gemüthliche liegt ihm nahe. Seine Poeſie repräſentirt den öſterreichiſchen Volkscharakter, beſonders wie dieſer vor der Zeit der Entſagung und Enttäuſchung war. Caſtelli läßt zwar ſeinen eigenen Vortheil nie aus dem Auge, er meint es aber auch mit den Andern redlich. Das Verdienſtliche ſeiner Leiſtungen iſt in ganz Deutſchland gewürdigt worden, er kann ſich nicht über Mangel an Anerkennung beklagen; aber man kann ihm auch nicht gram ſein. Es iſt an ihm eher zu loben, als zu tadeln, daß er es mit Niemanden verderben will, denn ſeine bonhomie ſtammt aus einem guten Naturell. — v. Holtei iſt in Wien nur als eine vorübergehende Erſcheinung zu betrachten. — Ein ſchönes Talent liegt bei Dräxler-Manfred begraben. Begraben liegt es, weil der Eigenthümer einen wüſten Schutt von Indolenz darauf gehäuft hat, und kaum ſelbſt mehr den Pulsſchlag ſeines inneren Lebens ſpürt. Das iſt ein jammervoller Anblick, eine ſo glückliche Bildungsfähigkeit, wie ſie D.-M. beſitzt, durch verkehrten Gebrauch allmählich dahin welken zu ſehen. Wann wird ſein Auferſtehungsmorgen anbrechen? Vernimmt er nicht den dringlichen Ruf der Zeit? — Joh. N. Vogl ſingt in ſeinen eigenen Wald- und Feldweiſen fort, ohne ſich viel um die Beſtrebungen und Bewegungen der Gegenwart zu kümmern. Seine geſunde, kräftige Natürlichkeit weiß den rechten Volkston zu treffen. — Minder erfreulich, ja faſt ganz unbedeutend waren A. L. Frankl's bisherige Leiſtungen. Es waren unzeitige Schülerarbeiten, die auch keine Reife für die Zukunft verſprachen. In ſeinem „Colombo“ aber, der eheſtens bei Brodhag in Stuttgart erſcheinen wird, hat Frankl gewaltige Fortſchritte gemacht. Man könnte Erfreuliches von dieſem jungen Dichter erwarten, wenn er eine poetiſche Idee erſt vollends in ſich klar und reif werden ließe, bevor er an's Schreiben geht. Äußerlicher Flitter kann das Gebrechen an der Idee nicht überkleiſtern. An F. iſt noch zu tadeln, daß er die hohen Potentaten mit Dedikazionen ſeiner Arbeiten behelligt; das ſieht wie Bettelei aus und ziemt ſich nicht für den Stolz eines Dichters. — Man weiß nicht recht, ob Joh. Graf Mailath ein guter Hiſtoriker oder ein guter Dichter iſt. Fragt man die Dichter, ſo meinen dieſe, er ſei zwar kein rechter Poet, aber ein großer Geſchichtſchreiber; erkundigt man ſich hinwieder bei den Hiſtorikern, ſo bemerken dieſe, in der Geſchichte ſei er zwar nicht ganz zu Hauſe, aber er ſei dafür ein guter Dichter. Daraus iſt erſichtlich, daß die Sachverſtändigen über ihn im Zweifel ſind. — Es würde zu weit führen, wenn man ſich näher über alle jene Literatoren ausſprechen wollte, die eine Erwähnung verdienen, wie: And. Schumacher, Chriſt. Kuffner, F. Ziska, Em. Veith, Ritter v. Frank, Emanuel Straube u. A. — Dr. Hock gehört eigentlich der Philoſophie an, die er nach dem Erfolge ſeiner bisherigen Forſchungen zu den ſchönſten Erwartungen berechtigt. Läßt er einmal ſeine Geiſteskräfte ganz frei walten, und ſagt er ſich vollends von der Clique der Pietiſten los, deren Faltenmantel auch ihn umdüſterte, ſo werden ſeine Beſtrebungen bei weitem mehr Anklang im Leben finden. —

Wie aus dem Geſagten erhellt, ſind die literariſchen Elemente in Öſterreich, und namentlich in Wien, gerade in ihrem Gährungsprozeſſe begriffen. Es würde als ewiger Schandfleck an der Geſchichte des Jahrhunderts haften, wenn die Männer, die für die gute Sache, für die Sache der Aufklärung und Humanität, den Schild erhoben, nicht über ihre feilen Gegner den Sieg davon trügen. Sie könnten aber noch lange nicht auf einen guten Erfolg hoffen, wenn ſie nicht in den Reihen der hohen Ariſtokratie, um die ſich in Öſterreich aus wohlbekannten Gründen zuletzt jede bedeutendere Frage des öffentlichen Lebens dreht, eine mächtige Stütze beſäßen. Dieſe Stütze iſt ein Mann, der die Anforderungen ſeiner Zeit genau erkannt hat, der einſieht, daß Intelligenz, Bildung und freithätige Entwicklung der Kräfte jedem Staatsprinzipe weit mehr förderlich ſind, als Unwiſſenheit und Stumpfſinn; dieſer edle Mann iſt — der Staats- und Konferenz-Miniſter Graf Kolowrat.

Der Thurm von Toledo.

(Eine ſpaniſche Legende.)

In Toledo war ein Thurm, den man in früheren Zeiten den Thurm der Freuden und Leiden, das Geheimniß der Zukunft und zuweilen auch die Ehre Gottes nannte. Die Wächter dieſes Thurmes begaben ſich in den Pallaſt des Königs Roderich, zu dem ſie die Worte ſprachen: „Weil dich Gott auserwählt hat, zu herrſchen über das Königreich Spanien, alſo erſuchen wir dich, mit uns zu gehn nach Toledo, um Zeuge zu ſein, daß wir wohlverwahrten unſer und des Landes Heiligthum.“

„Was iſt's mit dieſem Thurme?“ fragte der König, denn er hatte nie davon etwas gehört.

„Herr,“ antwortete der Sprecher, „als Herkul in unſre Halbinſel kam, verrichtete er viele Wunderdinge. Da er in'sbeſondere vorherſah, daß Toledo eines Tages die ſchönſte Stadt des Königreiches und der Lieblingsaufenthalt der Fürſten ſein würde, ſo beſchloß er, ſein Andenken darin durch ein großes Kunſtwerk zu verewigen. Der Thurm, den wir bewachen, iſt eine Arbeit des Göttersohns, die auf Erden nicht ihres Gleichen hat. Das Gebäude iſt rund und wird von vier bronzenen Löwen getragen, die ſo groß ſind, daß zwei Reiter, an den Seiten eines jeden derſelben aufgeſtellt einander nicht ſehen können, es iſt ſo hoch, daß kein Sterblicher die Kraft hat, einen Stein an ſeine Stirn zu ſchleudern. Über die Art und Weiſe der Erbauung, über ſeine Conſtruktion iſt nichts bekannt geworden, Niemand weiß, was es enthält, noch aus was für Stoffen es eigentlich beſteht. Die Mauern ſind gebildet aus Steinen klein wie eines Menſchenhand, ſie glänzen und ſind glatt wie Kriſtall, hundertfältig in ihrer Färbung. Alle Wunderwerke, die Herkul verrichtete, ſind auf den Außenwänden abgebildet, und mit ihnen auch die Heldenthaten und Schlachten der Vergangenheit, die der Sohn des Jupiter vorausſah.“

Der myſteriöſe Wächter ſchloß ſeine Berichte mit der Bemerkung, Herkul habe zur Zeit allen zukünftigen Königen des Landes die Enträthſelung ſeines Geheimniſſes und die Eröffnung des Thurmes verboten, ja ausdrücklich verlangt, daß jeder derſelben zu dem Schloſſe, das er vor die Pforte gehängt, noch ein neues hinzufüge.

Einige Tage nachher verſammelte Don Roderic die Großen ſeines Reichs und that, wie ihm geheißen worden. Er fand den Thurm noch wunderbarer, als man ihn ihm geſchildert hatte.

„Mein Freund," ſagte er, „mich drängt's zu wiſſen, was in dieſen Mauern verborgen liegt, ich muß die Pforten und Schlöſſer derſelben ſprengen."

Die Barone unterließen nicht, ihm abzurathen von ſo eitlem und thörichtem Streben, indem ſie ihm vorſtellten, wie es gefährlich ſei, das zu unternehmen, was vor ihm ſo viele Könige nicht wagen wollten. Aber ihre Worte waren in den Wind geſprochen. Don Roderic verſicherte, er habe nichts zu fürchten, da er frei ſei von Wahn und Aberglauben, und nur die Begier habe, die Wahrheit zu entdecken.

Alsbald wurde Befehl gegeben, die Schlöſſer zu ſprengen, was eine große Arbeit war, und die Thore zu öffnen. Der ganze Hof war im Gefolge des Monarchen.

Sie fanden zuerſt einen großen viereckigten Saal, in welchem ein königliches Marmorlager errichtet war. Auf dieſem Lager ruhte eine koloſſale Statüe, gewappnet vom Scheitel bis zur Ferſe, welche eine Pergamentrolle in der Hand hielt. Der König, der ſich dieſelbe übergeben ließ, las darauf mit Beben die Worte:

„Verwegener, erfahre das Übel, deſſen Urſache du ſein wirſt. Ich bin es, der Spanien eroberte und bevölkerte, du biſt es, der es verliert und entvölkert. Mein Name iſt Herkul, der nur durch den Tod konnte beſiegt werden. Ich habe hier Geryon erſchlagen."

Es läßt ſich denken, daß der König nach dieſem Vorfalle ſeine Neugier bereute. Er ſuchte ſeine Furcht zu bergen, indem er ſprach: „Niemand als Gott kann die Zukunft enthüllen." Darauf ſchritt er weiter in dem Mauſoleum und gelangte in ein zweites größeres und ſchöneres Gemach. Die vier Wände deſſelben ſtellten die vier Grundfarben vor und waren glänzend und durchſichtig, und ſchienen alle aus einem Block koſtbaren Steines gearbeitet.

In der Mitte dieſes Saales befand ſich ein runder Pfeiler von Mannesgröße, an deſſen Seite eine Öffnung und über der Öffnung eine griechiſche Inſchrift war, die die Epoche der Erbauung dieſes merkwürdigen Monumentes, nämlich das Jahr 306 nach der Erſchaffung der Welt anzeigte.

Der König entdeckte in einer Niſche des heterogenen Sarkophags, in der er die Aſche des Helden vermuthete, eine kleine ſilberne Kiſte, verziert mit koſtbaren Steinen und verſchloſſen mit einem Perlmutterſchloß. Phöniciſche Karaktere, die darauf eingegraben waren, ſchienen einen höchſt merkwürdigen Inhalt zu verſprechen.

„Brecht die Kaſſette auf," befahl er. „Ich vermuthe, daß darin Alles verborgen liegt, was Herkul ſeinen Nachfolgern zu wiſſen verbot."

Es geſchah nach ſeinem Begehr. Aber man fand auf dem Boden der ſilbernen Lade nichts denn ein unanſehnliches Stückchen weiße Leinwand, ſorgfältig auf zwei kupferne Bleche gerollt. Auf der Leinwand waren braune adlernaſige Männer gemalt, die Turbane auf den Köpfen und krumme Säbel am Gürtel trugen. Sie hatten den Kirchhof an der Seite und die Mondesſichel am Sattel.

Roderic las mit Entſetzen über den Köpfen dieſer ihm unbekannten Menſchenrace, daß, wenn die Figuren das Licht des Tages erblickt haben würden, eine Heerde von Kriegern des Orients, ihnen ähnlich, die pyrenäiſche Halbinſel unterjochen würde. Mauren ihr Name.

Der König erblaßte; — mit ihm alle ſeine Höflinge. Erſt nach Verlauf einer Viertelſtunde wagte es einer derſelben, der Majeſtät in's Gedächtniß zu rufen, daß der hohe Rath gegen die Eröffnung des Thurmes geſtimmt habe. Es wurde beſchloſſen, das Vorgefallene als eine nothwendige Fügung des Himmels anzuſehen, ohne deſſen Willen auf Erden nichts geſchehe, und vor der Hand die Prophezeiung als ein Staatsgeheimniß zu bewahren.

Das Gebäude wurde wieder verſchloſſen mit allen Schlöſſern und das Pergament deponirt und die gemalte Leinwand in die Kaſſette gelegt zu ewiger Vergeſſenheit.

Als der Fürſt mit ſeinen Großen die Stufen zurückgelegt hatte, bemerkte man hoch in den Lüften einen Adler, der einen Feuerbrand in den Klauen hatte. Der königliche Vogel ſtieg herab auf die Zinnen des Thurmes und warf ſeine Fackel in dieſelben, worauf ſich die Wände entzündeten und verbrannten, wie wenn ſie von Kienholz geweſen. Ein Häufchen Aſche blieb zurück. Aber auch dieſe wurde von einer Wolke ſchwarzer Vögel in alle Welt getragen, die ſich gleich nach dieſem Brande auf die Stätte herabließen.

Der König und ſeine Begleiter, welche von der fliegenden Aſche erreicht wurden, behielten Zeitlebens blutige Spuren an Geſicht und Händen; die Einwohner von Toledo ſahen ihre Paläſte in Ruinen ſinken.

Das Califat von Cordua und Granada wurde gegründet. L.

Feuilleton.

⁂ Frankfurt, 12. Jänner. — (Muſik.) Bemerkenswerth erſchien Boieldieu's „Johann von Paris" durch das Gaſtſpiel des Herrn Ammerlahn vom kaiſ. ruſſ. Hoftheater zu St. Petersburg, als Seneſchall. Der Gaſt beſitzt alles, was äußerlich imponirt. Sein Bariton iſt mehr breit als voll, aber kräftig, in ſeiner Höhe ausgebend und ſonor, alſo ganz für franzöſiſche Baßpartheien geeignet. Bei wenig Biegſamkeit (d. h. im Cantabile die Töne zu verbinden) hat Herr A. dennoch Anlage zur Bravour, zu deren Ausbildung nur noch die erſte Hand gelegt werden müßte. Hr. A. iſt nicht Schauſpieler; ebenſo wenig ſcheint er Muſiker zu ſein, ſonſt wäre er tacktfeſter und würde nicht durch geſchmackloſe Manieren ermüden. Sein Erſcheinen erinnert an Forti. Die hineingeſchneiete Arie des Podeſta (gazza ladra), mit ital. Text, iſt eigentlich als Cadenz der Oper an ihrem Platz, wie mich denn überhaupt die Oper eine Cadenz der Muſik, und die Muſik wieder eine Cadenz des Lebens dünkt. Ich dachte: Freund Seneſchall wollte eine Privat-Probe zur Verherrlichung des Feſtes halten. Gut! Nur möge er die Einlage dann bei der Vorſtellung weniger herunterorgeln. Über die Einlage im Allgemeinen erlaube ich mir die Bemerkung, daß die beſte davon das Schickſal aller derjenigen haben wird, die nicht im Charakter der Oper geſchrieben, den Zuhörer in eine fremdartige Temperatur verſetzen. Die Italiäner haben dieſe Willkühr ohne Gefahr begonnen; die ital. Compoſitionen gehören einem Ideenſtaate an. Die deutſche Muſik aber, die in ſo viele große und kleine ſelbſtſtändige Reiche zerfällt, ſollte ſich davon entfernt halten. Einlagen ſind Einquartirungen, immer unbequem.

Das Muſeum bot in der Ouvertüre von Keßler, zur Oper Cäcilia, eine erfreuliche Novität. Sie iſt ein muſikaliſches Epos und im Symphonie-Styl geſchrieben. Die

Durchführung des Hauptgedankens in den wichtigſten contrapunktiſchen Verhältniſſen zeigen den gebildeten Harmoniker. Die Intentionen dieſer Ouvertüre ſind großartig wie Schulze's Gedicht, das dem Operntexte wahrſcheinlich zum Cantus firmus dient. Kühnheit des Gedankens verbindet ſich hier mit der größten Strenge der muſikal. Syntax. So ein deutſches Talent, das nicht auf dem Forum ſteht, iſt ein Vulkan, der ſich in ſich ſelbſt ausbrennt. Seiner Natur nach glimmt und glüht er immer, aber ſein Gedanken-Lavaſtrom iſt durch den Gegendruck der äußeren Temperatur verdammt, ſich nach innen zu ergießen. Deshalb lernt es auch nur ſelten die Wirkungen ſeiner innern Erſcheinungen kennen, und in ſeiner Ideenwelt richtet es dann Verheerungen an. Dieſe Ouvertüre hat z. B. offenbare Längen, die unmöglich im Verhältniß zur Oper ſtehen können. Hörte eine gewiſſe Klaſſe deutſcher Componiſten, die, unter uns geſagt, auf Robinſon's Inſel wohnt, und deren Wahlſpruch iſt: „ein Gott und ein Dutzend Partituren,“ — hörte ſie öfter ihre Muſik — — die Hauptmotive des allgemeinen Vorwurfs wären dann ſicher eher beſeitigt, als gewiſſe abgehörte Fabrikate es nur zu dem achten Theile einer ſolchen Gründlichkeit brächten. Der Italiäner z. B. würde aus dem Harmonieen-Born einer einzigen ſolchen Ouvertüre ſein Orcheſter für drei Opern tränken können, und ſeine bewimpelten Melodiechen würden noch Fahrwaſſer genug übrig behalten! Keßler's Cäcilie ſoll hier in Scene geſetzt werden; das iſt human und ökonomiſch. Dann feiern die Kutten aus dem Templer einmal ihre große Wäſche. Herr Karl Eiſener, kaiſ. ruſſ. Kammermuſikus, blies Variationen auf dem Waldhorn. Hr. E. iſt ein ſolider deutſcher Künſtler, der es verſchmäht, durch Überbot von Kunſtſucherei ſein Inſtrument zur Karrikatur herabzuwürdigen. Sein Ton bleibt in allen Farben der eines Waldhorns, und alle Schwierigkeiten, die er darauf überwindet, ſtehen in einem würdigen Verhältniß zu dieſem Ton. Von ſeinem Triller darf mancher Sänger lernen. Hr. E. iſt, was Solidität betrifft, gewiß der erſte jetzt lebende Waldhorniſt. Die von ihm componirten Variationen über ein bekanntes Schweizerlied beweiſen, daß derſelbe auch theoretiſche Kenntniſſe beſitze. — Mozart's C-dur-Symphonie mit der Schlußfuge, vortrefflich executirt, bildete die Ouvertüre. Sie hätte zweckmäßiger mit Keßler's Ouvertüre den Platz wechſeln ſollen. Mit einer Novität, beſonders wenn ſie nicht bloß die Fühlhörner des Verſtandes berührt, ſollte man nie ſchließen. Es iſt nöthig, daß ſie mit der ganzen Friſche einer noch ungeſtörten Aufmerkſamkeit empfangen und genoſſen werde. Abſpannung iſt partheiiſch. 7.

⁂ **Franzöſiſcher Nekrolog für 1835.** — Viele Notabilitäten der politiſchen, wiſſenſchaftlichen und Künſtlerwelt hat das verfloſſene Jahr dahingerafft. Wir gedenken hier nur der für Kunſt und Literatur bedeutendſten Verluſte. Die Pairs **Roederer** und **Beugnot**, der Deputirte **Fleury de Chaboulon**, der Marquis de **Villeneuve-Bargemont**, dann **Barbié du Bocage**, **Deleuze**, der Abbé **Delarue**, Mlle. **Eliſa Mercoeur**, und **Pigault-Lebrün**; die Maler **Leop. Robert** und **Gros**; die Muſiker **Bellini** und **Radermann**, und vom Theater, die Mlle. **Duchenois**, **Baptiste ainé** und **Firmin**.

⁂ **Chineſiſcher Reinigungseid.** — Holman gibt uns in ſeinem Reiſebericht folgende wörtliche Überſetzung eines Eides, den ein chineſiſcher Thürſteher geſchworen, um einen auf ihn geworfenen Verdacht von ſich abzuwälzen: „Heut am XXIX. Tage des X. Monats des X. Jahres Tau-Kwang's, da man behauptet, daß ich die dem Engl. Holman abhanden gekommenen 16 Dollars entwendet habe, ſchwöre ich, Pau Aetä, vor dem Anblick des Himmels und im Angeſichte aller heiligen Puyſa (Götter), wenn ich, Pau Aetä, die 16 Doll. geſtohlen, ſo möge meine Frau und meine Kinder, ſo wie mein Vater und meine Mutter alleſammt ſterben, gleich dem Hahne, den ich hier ſchlachten werde.“ (Den er auch gleich nach dem Schwure vor einem, durch zwei brennende geweihte Lichter in einen Altar verwandelten alten Stuhl geſchlachtet) „Ich rufe euch zu Zeugen an, ihr blauen Himmelsgewölbe. Wenn aber Aetä die 16 Doll. nicht geſtohlen, ſo möge euer Segen auf meinem Haupte ruhen und meine ganze Familie im Glücke und Frieden leben. Ich, Pau Aetä, falle knieend zu euern Füßen nieder und erſcheine vor euch mit dieſem Eide.“ —

⁂ **Verhältniß des liegenden zum beweglichen Vermögen in England.** — Vor ungefähr 50 Jahren ſtand die ackerbauende Bevölkerung England's zur Gewerb- und Handeltreibenden im Verhältniß wie 2 zu 1. Gegenwärtig hat ſich dies Verhältniß bereits umgekehrt, und hinſichtlich des Vermögens möchte der ackerbauende Theil noch weniger beſitzen als ein Drittel des Ganzen. Und doch, während die Grundelemente des Staatsorganismus jetzt in ſo gewaltig von den früheren abweichende Verhältniſſe eingetreten, wähnen noch manche, daß Geſetze und Verfaſſung, die lebendig aus den früheren Verhältniſſen hervorgegangen, keiner Veränderung bedurften, da doch das jetzige Geſchlecht zum wenigſten daſſelbe Recht, wie jedes frühere beſitzt, ſich ſeinen Elementen gemäß einzurichten und zu geſtalten.

⁂ Das **Berliner Converſationsblatt** erſcheint jetzt, (ſeit 1. Januar) von dem **Freimüthigen** getrennt, unter der Redaktion des ſchätzenswerthen Dichters **Hermann Marggraff**.

⁂ Man ſpricht in Berlin davon, daß die königl. Akademie der Wiſſenſchaften eine Klaſſe für deutſche Sprache und Literatur erhalten werde, deren Tendenz der der Académie française nahe käme.

⁂ Die Londoner Affichen-Karren kommen jetzt auch in Paris in Mode; des Abends werden ſie dort von innen erleuchtet, und die wandelnden Affichen präſentiren ſich als transparent.

⁂ Die vielen Reiſebeſchreibungen über England und Schottland wurden ſoeben durch Victor Hennequin's Voyage philosophique vermehrt.

⁂ Der Pariſer Salon für 1836 wird am 1. März eröffnet werden.

⁂ **Langenſchwarz** wird in Paris improviſiren, (zum erſten Mal am 30. Januar). In der Ankündigung ſeiner „séances publiques d'improvisations allemandes“ (im Journal des débats) wird L. professeur d'histoire et de rhétorique (?) genannt.

⁂ **Pariſer Theater.** Im Vaudeville-Theater gab man ein ſatyriſch-phantaſtiſches Groteskenſpiel: Paris dans la comète, von Rougemont, Dupeuty und Etienne Arago. Die Handlung dieſes Stückes ſpielt auf dem Grund und Boden des Halley-Kometen und parodirt die Pariſer theatraliſchen Größen des Jahres 1835. — Im Palais-Royal war neu: la fiole de Cagliostro, von Anicet und Dumanoir, worin Dem. **Déjazet** ſtürmiſchen Beifall errang. — Im Theater de la Gaîté zieht das Stück: les infidélités de Lisette fortwährend ein großes Publikum an. — Der Erfolg der Oper: l'éclair ſteigt von Tag zu Tag; die Sänger (Chollet, Couderc, die Pradher und Camoin) werden beinahe jeden Abend gerufen. — Die Geſchwiſter Elßler ſind wieder in Paris angekommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller, — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 13. 1836.

Phönix.

Freitag, 15. Januar.

Das Ondinenbild.

Novelle von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

Wie eine ſchöne Römerin, die Ovidium Nasonem de arte amandi und den ganzen unverletzten Decamerone ſtudirt hat, und im innerſten Herzen gar viele heiße, dunkle Geſchichten von ſommernächtigen Küſſen und plötzlichen Dolchſtichen verbirgt, nun vor dem Beichtſtuhle knieet und mit verſchloſſenen Augen dem dicken confessore in Räthſeln beichtet und in Räthſeln abſolvirt wird, ſo liegt die Glyptothek vor dem bigotten Monaco ganz fromm und ehrbar, aber dem Liebhaber zeigt ſie gern ihre hellen Augen und ihre herrlichen helleniſchen Glieder. Wie beide Freunde ihrer anſichtig wurden, ſagte Heinrich: „Es wäre ein gar ſchönes Leben, wenn du hier bleiben könnteſt — als ein anderer Arioſto oder Taſſo!" „Meinſt du im Kerker?" entgegnete Johannes. „Je länger ich hier bin, deſto mehr verliere ich den Muth zu meinem Vorhaben." „Dein und mein Schickſal," erwiederte Heinrich, „werden ſich bald entſcheiden. Ich hoffe ſchon morgen, wo ich mein Bild auf die Kunſtausſtellung gebe, zu erfahren, ob ich ein Meiſter der Malerkunſt bin und hier zu leben bekommen werde; denn wenn mein Ondinenbild eine unbedingte Anerkennung erhält, ſo bekomme ich nicht nur dazu bald einen Käufer und Geld, ſondern auch Beſtellungen zu neuen Werken, vielleicht wohl gar in der neuen Königsreſidenz." „O, ihr Götter des Schickſals!" ſprach Johannes, indem ſie beide eintraten in die Glyptothek, „ſeid zwei Jüngern der Kunſt gnädig und laßt ſie zu gewünſchtem Ziele gelangen!" — Nun aber ſchwiegen beide; denn vor ihnen ſtiegen die gewaltigen Freskobilder des Meiſters Cornelius auf. Ihnen vorüber rauſchten faſt vernehmbar die alten herrlichen Zeiten der Götter und Helden. Ihnen vorüber gingen dort unvermerkt die Stunden des Tages.

In der Glyptothek ſieht man auch einen antiken Meduſenkopf aus Marmor. Dieſer hat im Antlitze ſo etwas räthſelhaft Entſetzliches, daß ihn kein Menſch vergeſſen wird, der ihn geſehen hat. Dieſer Triumph der Sinnlichkeit und Sünde, dieſer unauslöſchliche Hohn, dieſer unverſöhnliche Ingrimm und doch dabei der phyſiſche Schmerz, der eben mit kaltem Schwertſchlag in die Todesangſt hinein und über das ganze Geſicht fährt; und doch die eigenthümliche Schönheit des ganzen Kopfes, — das Alles macht die Sage lebendig vom verſteinernden Schrecken! —

Vor dieſem Geſichte ſtand jetzt Johannes. Er hatte ſeine Stirne in die zuſammengefalteten Hände gepreßt, unter welchen er hervor in dieſe Züge hineinſtierte, als könne er darinnen die furchtbarſte Tragödie leſen. „Johannes, was haſt du?" fragte Heinrich. „Da ſieh' hin!" murmelte dieſer, „da ſchaut mich an das Geſicht der ganzen Menſchheit mit allen ſeinen Schmerzen und ſeiner Verzweiflung! Es iſt das böſe Gewiſſen der Weltgeſchichte; o, ich kenne dieſes gottläugneriſche Geſicht! Ich höre das Rauſchen des Flügelroſſes der nächſten Zeit und ich ſehe eine geſchloſſene Hand und ein ausholendes Schwert! — Heinrich! komm', laſſ' uns hinaus; ich muß Öl auf die empörte Woge meiner Seele ſchütten; ich meine — ein Krügel Bier! Gib mir Gleichmuthsbier, daß ich wieder zu mir komme!“ — Mit dieſen Worten verließen beide die Glyptothek.

In München findet man gar bald eine Schenke, darinnen ein hübſches Goldhäubchen und ein gläſernes Krügel mit zinnernem Deckel. Hat man es erſt ſo weit gebracht, ſo findet ſich wohl auch ein Imbiß. „Wie ſehr die Phantaſie durch Hunger befördert wird, kann jeder an uns beiden erfahren,“ fing Johannes zu plaudern an, als er ſchon das dritte Krügel Öl auf die empörten Wogen ſeiner Seele geſchüttet hatte; — „Du haſt vor lauter Hunger und Kummer dein Ondinenbild erphantaſirt und ich habe vor lauter Durſt einen idealiſirten Affenkopf, — denn nach einer neuern Forſchung ſoll das Haupt der Meduſa ein ſolcher ſein, — für das böſe Gewiſſen und wer weiß ſonſt für was angeſehen. Aber du armer Schelm ſitzeſt mit deiner Liebesgeſchichte noch immer an der Elbe und der alte Franzoſe ſchreit in einem fort: „Il faut voir cela de près!“ Hilf dir doch auf die Beine und ſage mir, wie du endlich ein ſolcher Maler geworden biſt?“ „Das iſt gar bald geſagt!“ begann Heinrich zu erzählen. „Wie ich dem luſtigen Patron kaum mein Unglück ausführlicher erzählt hatte, nahm er mich lachend mit nach Haus, behielt mich die Nacht über und ſchickte mich am andern Morgen mit einem Louisd'or Reiſegeld, drei Butterbemmen, einem Fläſchchen Rum und mit einem Empfehlungsbrief an ſeinen très chèr ami, einen alten Portraitmaler in Bremen, welcher mir Unterkommen verſchaffen ſollte. Ich fand an dieſem einen wunderlichen Kumpan. Das Erſte war, daß er mich ſeine Schuhe wichſen ließ. Wie dieſes geſchehen war, ſagte er: „Gut!“ Dann mußte ich ſeinen Rock ausbürſten. Wie dies geſchehen war, ſagte er: „Gut!“ Dann mußte ich Kaffee kochen; ich kochte, ſo gut ich konnte, nämlich die ganzen Bohnen. Der Alte gab auf Alles Acht, und verzog keine Miene; wie aber das Waſſer nicht braun werden wollte und ich ihm endlich geſtand, daß ich das Kaffeekochen nicht verſtünde, ſagte er eben ſo gleichgültig: „Schlimm, ſehr ſchlimm!“ Am andern Tage kam eine niedliche Bürgerfrau zu ihm und bat ihn: daß er ſie portraitiren möchte. Er ließ ſie ſitzen, rückte ſie hin und her, gab mir ein Reißbrett und ſchwarze Kreide, deutete mit der Hand auf die Frau und ſetzte ſich wieder an ſeine Staffelei, wo er an einem andern Bilde noch die letzten Striche zu machen kannte. Ich ſah die Frau an, ſie ſah mich an; endlich begann ich doch in halber Verzweiflung mit leiſen Strichen ein Geſicht, welches der Frau ähnlich ſein ſollte, auf das Papier zu bringen; — noch und nach wurde ich kühner und ſtrich nach Herzensluſt darauf zu, ſo daß gar bald ein Mohrengeſicht, welches die Blattern hatte, daraus wurde; denn es blieben nur noch ſchwarze und weiße Flecken übrig. Da ich aber auch um den Mund herum, — denn ich hatte das Geſicht im Profil genommen, — einen Hintergrund machen wollte, und dorthin ungeſchickte Striche ſetzte, ſo wurden noch Schnurren und Borſten fertig, ſo daß endlich eine rechte Meerkatze daraus wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Talmudiſtiſches.

Das Erdbeben.

Der Talmud lehrt: Wenn Gott der Herr betrachtet,
Wie wenig jetzt die ganze Menſchheit tauge,
So wird ſein ewig reiner Blick umnachtet,
Zwei ſchwere Thränen füllen dann ſein Auge;
Geſchieht es, daß der Thränen eine fällt
In's Meer, und daß die Salzfluth ein ſie ſauge:
So brauſt es auf und es erbebt die Welt.

Kindespflicht.

Der Talmud ſagt: Du ſollſt die Eltern ehren,
Doch nie, ob du genug ſie ehreſt, fragen;
Und alſo macht er deutlich dieſe Lehren:
Demah, Nethina's Sohn, in alten Tagen
Saß zu Gericht als Haupt, vor der Gemeine
Und ward von ſeiner Mutter dort geſchlagen.
Demüthig hielt die Wange hin der Reine
Dem Weib, das ihn empfangen und geboren,
Schwieg und vergalt der böſen Reden keine,
Obwohl es grade jene Zeit erkohren
Und geiferte und ſchlug mit großer Tücke.
Als ſie dabei den Schuh vom Fuß verloren,
Hob er ihn auf, damit ſie ſich nicht bücke.

Friede!

Haltet mit allen Menſchen feſten Frieden!
Der Talmud lehrt: In einer Stadt wo Heiden
Verträglich wohnen mit Iſraeliten,
Da ſoll der Kahal fordern von den Heiden
Beiträge, wie von den Iſraeliten.
Er ſoll die Armen nähren bei den Heiden
So, wie die Armen der Iſraeliten;
Und ſoll verpflegen die erkrankten Heiden
So, wie die Kranken der Iſraeliten.
Beerdigen ſoll er die todten Heiden
So, wie die Todten der Iſraeliten,
Und er ſoll tröſten die betrübten Heiden
So, wie er tröſtet die Iſraeliten:
Damit den Frieden er erhalte Beiden!

O. L. B. Wolff.

Reiſe durch's Land der Basken.

Von Guido von Meyer.

(Fortſetzung.)

Die Wirthin zeigte ſich nicht; ich mußte zu ihr in die Küche gehen. Sie entſchuldigte ſich ſehr über die unvollkommne Leiſtung, indem ich den mäßigen Preis bezahlte. Der beſſere Dialekt ihres Mannes verſprach mir genügendere Auskunft über unſern eigentlichen Endzweck. Ich trat wieder zu ihm hinein, und knüpfte ein Geſpräch an. Wie erſtaunte ich, in ihm einen halben Landsmann, einen Straßburger kennen zu lernen. Er erzählte mir in den trauten Tönen unſrer Mutterſprache, er lebe ſchon lange als Handelsmann an der ſpaniſchen Gränze, doch werde ihm bei den fortwährenden Unruhen alles verleidet. Früher ſei Biaritz ſein Wohnort geweſen; er beſitze dort ein neugebautes Haus, und ziehe vielleicht wieder hin, da es hier kaum zum Aushalten ſei. „Haben Sie die Baracke draußen geſehen,“ ſagte er, „die große, dicht an der Brücke? Ich habe ſie in der Eile aufgeführt, um meine Meubels und das beſte meiner Habſeligkeiten hinein zu flüchten. Es iſt nur wenig Hausrath und dieſe Waaren zurück; ſie ſind ſchnell hinübergeflüchtet. Schon zweimal hatten wir Chriſtinos hier, die wir mehrere Tage herbergen mußten. Ich verwünſche die Spanier; es iſt eine blutgierige Nation, ſie gehen nur auf Mord und Vertilgung aus.“ Ich fragte nach den ſpaniſchen Baſken, ob er die lieber habe. „Ich ſollte wohl,“ gab er zur Antwort, „denn ich habe drüben Verwandte und Freunde — aber das iſt kein Krieg, den ſie führen, das ſind keine Soldaten; Räuber und Lumpengeſindel ſind ſie. Der eine hat keinen Hut, der andere keine Jacke, der dritte keine Schuhe, der vierte keine Hoſen; der nächſte Reiſende, den ſie habhaft werden oder erſchießen, muß damit herhalten.“ Das waren ſchlimme Auſpicien für unſre Excurſion; ich äußerte ihm, welches Vorhaben wir gehabt. „Nun,“ ſagte er, „da kann ich doch vielleicht Rath ſchaffen. Mein Schwager iſt drüben in Ronceval Wirth; den Abend kommt er von Saint Jean zurück; der könnte Sie mitnehmen. In ſeiner Begleitung geſchieht Ihnen am wenigſten, doch verbürgen kann ich Ihnen freilich nichts; es ſind kürzlich wieder Mordthaten an Reiſenden verübt worden, und wer kann dieſen Menſchen trauen, jetzt, wo alle Ordnung aufgelöſt iſt.“ Ich rief meinen Gefährten, und er war damit einverſtanden, daß wir lieber Ronceval ungeſehen ließen, als uns der augenſcheinlichen Gefahr ausſetzen. Im beſten Fall, meinte ich, könnten wir die Ehre haben, zu Don Carlos in's Hauptquartier gebracht, vielleicht gar unter ſeine Truppen geſteckt zu werden. Wir begnügten uns damit, die Erzählung unſres Wirths von der Lage und den Merkwürdigkeiten Roncevals anzuhören, ich gebe ſie hier ſo kurz und ſchlicht, wie ich ſie erhielt.

Das Thal von Ronceval öffnet ſich in einer Höhe, wo man nur Schluchten und keine Fläche mehr vermuthen ſollte, zwiſchen wilden und ſchroffen Pyrenäengipfeln. Es iſt eine ziemliche Ebene; in dieſer liegt der Ort Ronceval, und eine alte Kapelle mit einem Kloſter liegt dabei, aus ganz alten Zeiten, wohl aus denen noch, wo die Schlacht vorfiel, und mitten auf der Ebene ſteht ein altes ſteinernes Kreuz, um das Schlachtfeld zu bezeichnen. Die Chorherrn des Kloſters bewahren noch alte Waffenſtücke und Rüſtungen, die ſie aus jener Zeit herſchreiben. Sie haben auch alte merkwürdige Gemälde, beſonders eine ſchöne Madonna, die ein Engländer für ein Werk von Raphael erklärte. Ihre Krone iſt von koſtbaren Edelſteinen. Das Kloſter iſt reich, ihm gehört faſt alles umher; es beſteht aus zwölf Domherrn und einem Prior, der täglich 96 Franken zu verzehren hat. — So weit der Kaufmann.

Die Angabe von jenem alten Kirchlein ſtimmt mit des älteſten franzöſiſchen Geſchichtſchreibers Daniel Behauptungen überein. Er ſagt: es exiſtirt eine Kapelle in jenem Thal, welche wohl von Karl den hier gebliebenen Kriegern errichtet ſein könnte. In den unterirdiſchen Gewölben dieſer Kapelle finden ſich viele Knochen aufgehäuft, ferner finden ſich dreißig Gräber, vielleicht von vornehmen Helden. Auch iſt an den Wänden der Kapelle die Niederlage von Ronceval abgebildet, mit den Namen Rolands und der übrigen hier gefallenen Fürſten. — Dieſes halten indeſſen ſpätere Schriftſteller für eine neuere Zuthat.

Ich beſtätigte dem Erzähler die Annahme von dem hohen Alterthum der Kapelle und verhehlte nicht unſer um ſo lebhafteres Bedauern, ſein freundliches Anerbieten mit ſeinem Schwager den merkwürdigen Ort beſuchen zu ſollen, nicht annehmen zu können. Herzlich erfreut waren wir gegenſeitig der hier wohl ſeltnen Begrüßung als Deutſche. Auf ſeine Frage, ob wir denn einen guten Wein gehabt, konnte ich nur äußern, daß er etwas ſauer geweſen. „Sie hätten ſpaniſchen Wein verlangen ſollen,“ fuhr er fort. „Von Saint Jean kommen ſie oft heraus, um ihn ohne Abgaben zu koſten. Ich will ihnen einmal einen zu verſuchen geben, der ihnen gewiß ſchmeckt.“ Und damit langte er nach einer der vielen, großen, dunkelgrünen Flaſchen mit langem Halſe und führte uns wieder in's Gaſtſtübchen. Es war ein trefflicher Wein. „Das iſt Malaga,“ ſagte ich. „Wohl verkaufen ſie ihn in Frankreich und weiter dafür; aber er wächſt ganz in der Nähe von Ronceval bei Pampeluna.“ Wir tranken die freundliche Gabe auf ſeine Geſundheit. Ehe wir ſchieden, zeigte er uns noch ſein ſchmales Gärtchen hinter dem Hauſe, das in kleinen dürftigen Teraſſen an den kahlen Berg angebaut war, und worin er Roſen, Nelken, Jaſmin, Granaten und zwei kleine Cactus zog. Beim Heraustreten aus dem Hauſe entdeckten wir oberhalb etwa einen Büchſenſchuß weit noch einen kleinen Brückenſteg nach Spanien, dicht an einem franzöſiſchen Hauſe, und eine franzöſiſche Schildwache davor. Die Bewachung der Gränze von Seiten der Franzoſen iſt in der Regel ohne alle Vexation, indem ſich die bewaffneten Baſkenhaufen ſelten hier hervor wagen; man trifft ſie gewöhnlich erſt bei Ronceval.

Unſer Rückweg war durch die geſteigerte Hitze nicht ſehr angenehm, wir kürzten ihn durch Geſpräche über den hiſtoriſchen Stoff von Roland's Fall. Ich konnte mich nicht genau alles in Eginhard's Leben Karl's des Großen und in der Quelle der Romantiker, dem Pſeudo-Turpin, Geleſenen entſinnen und ergänze nun in Folgendem die Lücke in meinem Tagebuche.

Als Karl der Große noch mit den Sachſen in anhaltenden Krieg verwickelt war — erzählt Eginhart *) — vertheilte er in die tauglichſten Gränzörter Beſatzungen und zog, von zwei Sarazenen-Fürſten im Jahre 777 zu Paderborn um Hülfe wider den Califen von Cordova angegangen, raſch, im folgenden Jahre mit einem großen Heere gen Spanien, ging über die Pyrenäen, ward Herr aller Städte und Schlöſſer, die er ergriff und kehrte mit ungeſchwächter Streitkraft zurück, bis auf einen kleinen Theil, an welchem er auf dem Rückzuge, ſchon im Engpaß der Pyrenäen, noch die Treuloſigkeit der Baſken erfahren mußte. Denn da ſein Heer in einem langeſtreckten Zuge, wie es des Orts und der Engpäſſe Lage geſtattete, dahinging, lagerten ſich die Baſken auf den Gipfel eines hohen Bergs, der durch ſeine dichten Wälder dazu tauglich war, in den Hinterhalt und warfen ſich auf den letzten Transport des Gepäckes und auf die Hintertruppen, welche die Bedeckung des vorderen Zuges bildeten, drängten ſie in das untenliegende Thal hinab, tödteten ſie alleſammt in einem harten Treffen, plünderten das Gepäck und zerſtreuten ſich dann mit größter Schnelligkeit, von der einbrechenden Nacht begünſtigt. Es unterſtützte in dieſem Streiche die Baſken ſowohl die Leichtigkeit ihrer Waffen, als auch

---

*) Eginharti vita Caroli Magni, cap. IX, ed. cum adnotat. et varietate lectionis cura G. G. *Bredow*. Helmstadii 1806. 8. pag. 47 s. etc. Eine neuere ſchöne Handausgabe zum Gebrauch für Schulen hat Pertz nach dem großen Folio-Abdruck in den Monumentis, ebenfalls in Octav, veranſtaltet.

die ihnen günſtige Lage des Schlachtfeldes. Dagegen brachten die Franken ihre ſchwere Rüſtung und ihre ungünſtige Stellung gegen die Basken ſehr in Nachtheil. In dieſem Treffen fielen nebſt anderen der Seneſchall Elhard, der Pfalzgraf Anſelm, und Rutland, Befehlshaber an den bretanniſchen Gränzen. Und es konnte dieſe That augenblicks auch nicht gerächt werden, weil der Feind nach ihrer Vollbringung ſich mit ſolcher Schnelligkeit zerſtreute, daß nicht zu erforſchen war, wo man ihn hätte finden können." —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Stempeltaxe in England.** — Die engliſche Pfennig-Encyklopädie (penny-Cyclopaedia) welche von der Geſellſchaft für nützliches Wiſſen herausgegeben wird, zahlt jährlich 4000 Pfd. für Stempeltaxe, — eine Summe, die dem Betrage des Honorars gleichkömmt, welches die Redaktion für die Beiträge von Männern, wie Airey, Babbage, Brewſter u. ſ. w. ausgibt. — Da das Pfennig-Magazin, welches dieſelbe Geſellſchaft erſcheinen läßt, um auch unter die ärmeren Klaſſen nützliche Kenntniſſe zu verbreiten, wohl in drei bis viermal ſo viel Exemplaren vertheilt wird, — ſo iſt dafür alſo 12 bis 16 tauſend Pfd. Stempeltaxe zu entrichten! —

⁂ **Rheiniſche Dampfſchifffahrt.** — Zehn Jahre ſind kaum verfloſſen, ſeit ein Dampfſchiff den Rhein von Mainz bis Cöln zu befahren angefangen, — und ſchon hat die Zahl der Reiſenden durchſchnittlich in jedem Jahre ſich um 10,000 vermehrt, ſchon reichen acht Schiffe nicht mehr aus, ſchon hat die Bergfahrt ſich bis Strasburg hin ausgedehnt, ſo daß man von letzterer Stadt mittelſt correſpondirender Dampfſchiffe in wenigen Tagen nach London, und bald — in wenigen Wochen nach den vereinigten Staaten von Nordamerika reiſen kann. Schon 1834 fuhren 55,507 Paſſagiere von Cöln nach Strasburg und 58,496 von Strasburg nach Cöln. — Die Folgen, welche eine ſo außerordentliche Beſchleunigung und Vermehrung des Verkehrs der Menſchen untereinander für die allgemeine Kultur haben wird, ſind noch unabſehbar. Erwägt man, daß der Kreislauf des Blutes ſich im Allgemeinen in gleichem Verhältniß beſchleunigt, in welchem die Thiere von der ſtummen, blinden, kalten, an den Felſen feſtgebannten Auſter bis hinauf zu der jubilirenden, in den Äther ſich aufſchwingenden, liebeglühenden Lerche ſich vervollkommnen, — denn möchte es zu vermuthen erlaubt ſein, daß auch die Menſchen im Begriffe ſind, in eine höhere Lebensſphäre einzutreten, da in dem Organismus der Menſchheit, durch die Erfindung der Dampfſchifffahrt und anderer den Kreislauf der Menſchen, der Gedanken, Thatberichte, Werthe und Waaren ſo gewaltig beſchleunigender Mittel, eine analoge Fortgeſtaltung begonnen hat. — Das Providenzielle in ſolchen anſcheinlich nur auf Förderung ſg. materieller Intereſſen gerichteten Unternehmungen iſt übrigens daran zu erkennen, daß ſie von kleinen Anfängen aus ſich in potenziellen Progreſſionen ausbreiten, daß ſie zu ihrer Ausbreitung nur eben allgemein vorhandener Mittel (der Geld-, Gewinn- und Genußſucht) bedürfen, und daß, wenn ſie nur an einigen Orten feſten Fuß gefaßt, es bald nicht mehr in der Willkühr der Umgebungen ſteht, ſie zu hemmen oder zu fördern. — Seit hundert Jahren ungefähr hat die Menſchheit angefangen, guter Hoffnung zu ſein; — jetzt liegt ſie in den Wehen. Da mag es der rechte Augenblick ſein, ſie durch Verheißung froher Entbindung zu tröſten, und zur Geburtsarbeit zu ſtärken.

⁂ **Lafayette.** — Jules Cloquet, Freund und Arzt Lafayette's wurde von dem Amerikaner Thomſon erſucht, ihm ausführliche Nachrichten von den letzten Tagen ſeines berühmten Kranken mitzutheilen. Dieſe Aufforderung gab vierzehn Briefen ihre Entſtehung, die kürzlich bei Galignani unter dem Titel: „Souvenirs de la vie privée du Général Lafayette" erſchienen ſind, und nicht nur den gewünſchten Bericht erſtatten, ſondern in ſchlichter, — jenes großen Mannes würdiger Weiſe das ganze Leben deſſelben erzählen. „Man wird, ſo hoffe ich," — heißt es im Vorwort, — „aus meiner Darſtellung erſehen, daß Lafayette Alles ſeiner guten Natur, der Reinheit ſeiner Geſinnungen und der Entwicklung ſeines hohen Verſtandes verdankte; daß er keine Rolle geſpielt hat — in dem Sinne, daß er ſich immer im öffentlichen Leben ſo gezeigt hat, wie er in ſeiner Familie war, und ebenſo ſein Privatleben immer nur den Gegenabdruck (contre-épreuve) ſeines öffentlichen Lebens darbot." An einer anderen Stelle dieſer Schrift bemerkt der Vfr.: „Lafayette konnte als Typus eines vollkommen gebildeten (civilised) Mannes, und als ein Beweis angeſehen werden, daß die Bildung den Menſchen beſſert, ſtatt ihn zu verſchlimmern, wenn er ſich vor ihren Laſtern zu bewahren weiß, um feſten Schrittes den Weg zu gehen, den die Tugend ihm vorzeichnet." Léon Gozlan, der dieſe Schrift in einem franzöſiſchen Blatte zur Anzeige gebracht, iſt der Meinung, ſie ſei „eine der lobenswertheſten, die im Laufe des vorigen Jahres erſchienen." Treffend bemerkt derſelbe bei dieſer Gelegenheit: „Die Handlungen, der Muth, die Geſellſchaftlichkeit, die Reden und Meinungen Lafayette's tragen alle das Gepräge jener gemeſſenen Würde, die allen handelnden Perſonen der franzöſiſchen Revolution, wie allen Perſonagen des Reiches mangelt... Als Soldat beſchränkt er ſich darauf, Muth und Kaltblütigkeit zu haben; — als Redner beſteigt er die Tribüne in braunem Frack und Nankin-Beinkleidern, und er donnert Niemand nieder, weil niederdonnern nur für Götter paßt — und ſchlechte Advokaten; — ſeine Rede iſt würdig, human, voll Wohlanſtand und einfach-ſchöner Formen; — er ſpricht wie ehrliche Leute ſprechen, — wie Talma ſprach und wie Napoleon, wenn das Fieber des Heroismus ihn nicht hetzte... Vernunft und Gerechtigkeit, auf deren Ausſpruch er mit Unbefangenheit horchte, machten ſeine ſtets aus dieſen beiden unerſchöpflichen Quellen genährte Stärke aus." —

⁂ Die „Beauties of Shakspear" (ausgewählt von Hofrath Berly, 3 Bände, Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer), erfreuen ſich in England einer ſehr günſtigen Aufnahme.

⁂ Mehre neue Lithographieen, die im Verlage von G. A. Arnold in Dresden erſchienen, ſind rühmlich zu erwähnen, darunter: das Porträt des der deutſchen Gelehrten-Republik kürzlich durch den Tod entriſſenen verdienſtvollen Hofraths Böttiger (gezeichnet von Zöllner in Paris) ein ſchönes Denkblatt an dieſen liebenswürdigen Neſtor der deutſchen Literatur, und ein vortreffliches Porträt Bellini's, welches allen Freunden und Verehrern dieſes Componiſten beſtens zu empfehlen iſt.

⁂ Der Verfaſſer des an „Gutzkow's Richter" gerichteten, bei Hoff in Mannheim erſchienenen Sendſchreibens ſoll der bekannte Paulus in Heidelberg ſein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 14. 1836.

Phönix.

Samſtag, 16. Januar.

Das Ondinenbild.

Novelle von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

Nach einer Weile, wie der Maler mich ſo tüchtig arbeiten hörte, kam er zu mir, nahm mir das Reißbrett ab, ging damit an das Fenſter und ſprach, nachdem er meine Zeichnung lange beſchaut hatte, im tiefen, ernſthaften Baſſe: „Gut, recht gut!" Daß die gute Frau dieſe Zeichnung von ihrem Geſichte nicht zu ſehen bekommen hat, thut mir heute noch leid; denn war ſie eitel, ſo hätte ſie dadurch von Grund aus kurirt werden können. Am andern Tage, wo ſie dem alten Maler ſelbſt zu ihrem Portrait ſaß, ließ er mich ihr Geſicht noch einmal zeichnen, immer im Profil, Nachmittags noch einmal, am andern Tage gar dreimal, am darauf folgenden Tage nochmals und immer ſagte er dazu: „Gut!" Ich hätte davon laufen mögen! Es half mir Alles nichts; ich mußte immer wieder Stiefel wichſen, Kleider ausbürſten und dieſelben Geſichter zeichnen, die er eben malte. Es wird dich nicht wundern, daß ich nach und nach anfing, mit dem Papiere und der Kreide ſparſamer umzugehen, langſamer und ſorgfältiger zu zeichnen, aufzupaſſen, wie der alte Herr ſelbſt den Umriß zu einem Kopfe machte, ein Portrait anlegte, untermalte, die eigenthümlichen Farbentöne in das Geſicht brachte, dieſe zuſammenſtimmte, laſirte, Farben dämpfte und hob, ſo daß ich allmählich einen dunklen Begriff vom Malen bekam. Je beſſer aber meine Zeichnungen wurden, deſto häufiger ſagte der Alte: „Schlecht!" oder: „Sehr ſchlecht!" oder auch: „Miſerabel! ganz miſerabel!" Ich hätte manchmal vor Wuth heulen mögen; mein Brodherr jedoch blieb ruhig, ernſt und ehern. Ich rang endlich mit einer wahren Verzweiflung nach einem: Gut! aus ſeinem Munde; aber gerade da, wo ich Lob erwartete, ſagte er: „Miſerabel!" und wo ich nur geſchmiert hatte, wie zum Zeitvertreibe, da kam das erſehnte: Gut! Da mochte der Teufel daraus klug werden. Bei allem dieſem bekam ich vor dem wunderlichen Manne einen recht innerlichen Reſpekt; denn ich muß heute bekennen, daß er ein tüchtiger Maler war, und in ihm mehr ſtack, als er je gefördert hat. Ich nahm mir endlich vor, nachdem ich ſchon nicht geringe Fortſchritte im Zeichnen gemacht hatte, auf meine Weiſe ſeinen Beifall zu erſtürmen. Ich zeichnete mit aller Andacht aus meiner Phantaſie das Bild der unvergeßlichen Elsbeth. Es war mir nach meiner damaligen Meinung über Alles geglückt. Voll von Entzücken legte ich die Zeichnung vor ihn hin. Er ſah über die Achſel darauf herab, warf die Lippe auf und ſagte vor ſich hin: „'n Ideal! ſo 'n Ideal! ganz miſerabel!" Da riß ich vor ſeinen Augen aus Wuth das Blatt vom Brette herunter und zerknitterte es zu einem Lappen; der Alte legte da ruhig die Palette und den Rohrſtab hinweg, guckte mich an und brachte einen neuen Ausdruck: „Brav! ganz brav! Heinrich, du biſt ein kreuzbraver Kerl, und du ſollſt auch ein Maler werden! Das Butterbemmen-Ideal da wird dir ſchon wiederkommen!" Weiter war von der Sache nicht die Rede; er hörte jedoch zu malen auf, machte eine reine Palette und ließ mich darauf die Farben nach ihren Schattirungen aufſetzen! Wie dies geſchehen war, ſetzte er ſich an das Fenſter und ſagte: „Nun male mich einmal; — aber ſchnell!“ Nach einer Stunde ſtand er auf, ſah meine Schmierereien an und ſagte: „Gut! recht gut!“ — Am andern Morgen, wie ich in die Stube trat, war ein anderer Burſche da, der die Stiefel des Malers putzte. Mein alter Lehrer, ſo werde ich ihn immer nennen, trat auf mich zu. Mit Augen, welche feucht wurden, ſah er mich lange an, bis er endlich ſagte: „Da Er geſtern Nachmittag ein Maler geworden iſt, ſo darf Er mir die Stiefeln nicht mehr putzen; — nun kann ich Ihn freilich auch nicht mehr brauchen! Ich habe Ihn rutſchen gelehrt, lern' Er nun auch laufen! Da hat Er ſein Reiſegeld und nun packe Er ſeine Sachen und verſuche ſein Glück! Palette und Farbenblaſen kann Er mitnehmen. Male Er nur Portraits, ſo viel Er mag; aber behalte Er Alles für ſich, was darüber hinausgeht! Mit den Idealen iſt es nun vollends nichts! Was verſteht das Lumpengeſindel davon, was man eigentlich in ſich hat? Lieber Heinrich! lebe Er recht wohl, und denk' Er auch manchmal zurück an mich, wenn Er in die Welt kommt. Hör' Er, noch eins! — an ſeinen lieben Gott kann Er auch zuweilen denken!“ Bei dieſen Worten ſprangen mir die Thränen aus den Augen; ich wollte reden, aber das Schluchzen hinderte mich daran; der Meiſter ſetzte ſich da an ſeine Staffelei und murmelte: „Miſerabel! ganz miſerabel!““ — „Heinrich!“ rief Johannes, — „dein Alter ſoll leben!“ „Von ganzem Herzen! obſchon er todt iſt,“ entgegnete dieſer. Ich zog nun mit meinem Ränzel auf dem Rücken zum Thore von Bremen hinaus. Meine Schwalbe von Elsbeth's Fenſter oder eine andere flog eine ganze Stunde weit um mich herum und zwitſcherte in einem fort. — Da es zur Frühlingszeit und ein ſchöner heller Morgen war, wurde ich ſo fröhlich, daß ich ein Mal um das andere meinen Hut in die Höhe warf und ihn wieder fing. Wie ein Müllerburſche zog ich am Strome hin, bis dorthin, wo die Aller einmündet, und von da weiter in die blaue Welt hinaus, bis in die Gegend von Zell. Ich hatte einmal das Waſſer mit ſeinem Wellenſpiel ſeit jener Träumerei an der Elbe liebgewonnen. (Fortſ. folgt.)

Reiſe durch's Land der Basken.

Von Guido von Meyer.

(Schluß.)

Dies iſt alles, was der zuverläſſige Gewährsmann Eginhard von der unglücklichen Niederlage berichtet. Merkwürdig iſt es, daß die ſehr geachtete florentiniſche Handſchrift von Eginhard's Leben Karl's des Großen nicht einmal den Namen Rutland, welches wohl der berühmte Roland ſein ſoll, unter den gefallenen Fürſten mit aufführt. Und doch hat man aus dieſer vielleicht ganz ſchlichten Heldengeſtalt von Jahrhundert zu Jahrhundert einen immer gewaltigeren Hünen und wunderlichen Heiligen gemacht, den bald die Liebe, bald die treueſte Widmung für ſeinen König hier bluten und untergehen oder wieder aufleben läßt zu einem Ritter Toggenburg auf Rolandseck, der auf dem Marktplatz zu Bremen und in ſo vielen anderen Statüen von der Nachwelt verehrt wird, den die Mohamedaner als den ſtärkſten Krieger und die Chriſten ſogar als Märtyrer preiſen. Sein Schwert Durenda, in aller Welt als Heiligthum verehrt, wurde an drei Hauptorten immer als das wahre gezeigt, in Aſien am Thore der Pruſiſchen Burg in Bithynien, im Kloſter zu Lüttich und im königlichen Schatz des h. Dionyſius unweit Paris. Bei den bekehrten Sachſen ſchien ſein Bildniß an die Stelle der Irmenſul oder Herrmannsſäule treten zu ſollen, ſo groß war die Verehrung für dieſen mächtigen Führer zur Bekämpfung des Heidenthums. Und welche iſt wohl die Quelle zu allen dieſen Übertreibungen der Nachwelt bis auf unſere Tage? Wir finden ſie in des angeblichen Turpin, Erzbiſchofs von Rheims, fabelhafter Chronik von Karl dem Großen und Roland (Joannis Turpini de vita Caroli Magni et Rolandi historia.) Dieſer Schriftſteller gibt als Veranlaſſung des Feldzugs nach Spanien an, der Apoſtel Jacobus ſei Karl dem Großen erſchienen und habe ihn aufgefordert, das Land, wo er ruhe, von den Sarazenen zu befreien und ſein Grab zu beſuchen. Er erzählt in der Folge von dieſem Beſuch zu Compoſtella, wo denn auch Karl ein Erzbisthum über Spanien und Galicien eingeſetzt habe. Unter den Paladinen ſeines Heergefolges in Spanien nennt Pſeudo-Turpin den Feldherrn Roland, Grafen von Cenomana, Neffen Karl's, Sohn des Herzogs Milo und einer Schweſter Karl's, Bertha, den Feldherrn Olivier, Grafen von Sevenna, und Ganelon, den in der poetiſchen Sage bekannten Verräther. Turpin ſchildert ſich ſelbſt patriarchaliſch: Der ich mit den ehrwürdigen Ermahnungen der Religion das getreue Volk zum Kampf anfeuerte und ihrer Sünden Vergebung bewirkte, auch häufig ſelbſt mit den Sarazenen focht.

Pſeudo-Turpin berichtet von einem Rieſen Ferragus aus dem Geſchlechte Goliaths; dieſer ſei aus Syrien den Sarazenen in Spanien gegen Karl zu Hülfe geſandt worden, und habe im Zweikampf mehrere Helden überwunden, bis endlich Roland ihn nach einem Streitgeſpräch über die chriſtliche und die mohamedaniſche Religion und nach hartem Kämpfen und Ringen durch einen glücklichen Stoß auf den Nabel, die einzige verwundbare Stelle an dieſem Rieſen, erlegt habe. Hierdurch erreichte der Ruhm dieſes großen Heerführers den Gipfel; aber er ſollte ſeinem baldigen gar traurigen Ende vorangehen, welches Turpin mit Änderung aller hiſtoriſchen Begebenheiten ſo erzählt:

Es ſtanden dazumal bei Saragoſſa zwei Sarazenen-Könige, Marſirius und deſſen Bruder Belligandus, aus Perſien, ihren Glaubensgenoſſen zu Hülfe geſandt, welche ſich Karln unterworfen hatten und ihm mit erheuchelter Freundlichkeit unterthan waren. Dieſen ließ Karl durch den Mainzer Ganelon anſagen, daß ſie ſich taufen laſſen oder ihm einen Tribut geben ſollten. Da ſandten ſie ihm dreißig Pferde mit Gold und Silber und ſpaniſchen Koſtbarkeiten beladen und vierzig Pferde mit dem ſüßeſten und lauterſten Wein, und eben ſo viel zum Trunk für andre Helden, und tauſend ſchöne ſarazeniſche Weiber. Dem Ganelon aber boten ſie zwanzig Pferde mit Silber und Gold und Zeuchen an, wenn er ihnen das Heer verriethe, worein er willigte und die Schätze empfing. Ganelon kehrte nun zu Karl zurück und ſprach, indem er die Schätze übergab, Marſirius wünſche zu ihm nach Gallien zu kommen, ſich dort taufen zu laſſen und Spanien von ihm zu Lehn zu erhalten. Karl, welcher dieſen Worten trauete, ſchickte ſich zum Rückzuge nach Gallien an und befahl, auf Ganelon's Rath, ſeinen Lieblingen, dem Neffen Roland und dem treuen Olivier, mit 20,000 Streitern das Thal von Ronceval zu hüten, bis er mit den übrigen Truppen den Ciſeriſchen Port paſſirt habe. Dieſes geſchah, doch hatten ſich Viele dem Wohlleben mit Wein und Weibern ergeben und fanden dadurch den Tod. Marſirius und Belligandus zogen ganz in der Frühe mit 50,000 Sarazenen aus dem Hinterhalt ihrer Wälder und theilten ſich in zwei Heerhaufen, wovon der eine von 20,000 Mann die Franken im Rücken angriff, die ſich aber umwandten und alle ſammt und ſonders darnieder machten. Da griffen aber die übrigen 30,000 Sarazenen ſie an und tödteten ebenfalls faſt alle Franken. Roland, welcher entkommen war, ſammelte mit ſeinem elfenbeinenen Horn wieder gegen hundert Chriſten; mit dieſen ſuchte er Marſirius auf, verfolgte ihn und tödtete ihn mit vielen Andern. Aber ſeine hundert Streiter kamen alle um, er ſelbſt floh ſchwer verwundet in's Thal von Ronceval. Sein ſtarkes und koſtbar geziertes Schwert Durenda nahm er mit Thränen und redete es an, daß es, ſo glorreich und unüberwindlich, nicht in die Hände eines Feigen oder Treuloſen kommen ſolle, und zerbrach es auf einem Marmorblock, der von der Gewalt zerſprang. Dann blies er in's Horn, um wieder Krieger zu ſammeln, damit ſie ſein Schwert und ſein Roß empfingen, ihn beſtatteten und die Sarazenen wieder verfolgten. Und ſein Horn zerſprang von dem gewaltigen Blaſen und die Adern und Sehnen zerriſſen ihm am Halſe. Den Ton trugen Engel in's Lager Karl's, acht Meilen weit. Sogleich wollte Karl zurückeilen zu ſeiner Hülfe. Aber Ganelon, der um Roland's Leiden wohl wußte, ſprach hinterliſtig: Geh' nicht zurück, mein König; wiſſe, Roland bedarf deiner Hülfe nicht; er iſt auf der Jagd und verfolgt das Wild, dabei bläſ't er in's Horn. — Roland's Bruder Balduin aber beſtieg das Roß des ſterbenden Roland und ritt zum Heere Karl's. Theoderich aber blieb bei ihm, bis er unter frommen Gebeten den Geiſt aushauchte. — Da hatte der Erzbiſchof Turpin im Lager Karl's zur ſelbigen Stunde ein Geſicht, wie er eben ein Seelenamt für die Gefallenen hielt. Er hörte Chöre von engliſchen Schaaren ſingen, und als dieſe verhallten, ſiehe da kam hinter ihm her ein Zug ſchwärzlicher Krieger, wie mit Beute zurückkehrend. Als er fragte: „Was tragt ihr da?" ſprachen ſie: „Wir tragen den Marſirius zur Hölle, und einen Hornbläſer mit vielen anderen trägt Michael gen Himmel." Da ſprach der Erzbiſchof am Ende der Meſſe zum König: „Roland iſt todt; er iſt mit Vielen in den Himmel aufgenommen und Marſirius mit den Seinen von Dämonen zur Hölle gebracht; aber welchen Tod Roland geſtorben iſt, weiß ich nicht zu ſagen." Und wie er ſo ſprach, kam Balduin auf Roland's Roß daher geſprengt. — Karl kehrte ſchnell zurück und fand Roland bereits chriſtlich verſchieden. Da weinte er bitterlich, ſchluchzte und ſeufzte und zerraufte ſein Haar und weheklagte über ſeinen Liebling, den er zeitlebens betrauerte. Er ſchlug dieſe Nacht daſelbſt ſein Lager auf und ließ den Leichnam feierlich beſtatten. Den andern Tag beſuchten ſie ihre Todten im Thal und fanden Olivier erſchlagen, mit grauſamen Wunden bedeckt. Da war großes Wehklagen über die Gefallenen. Und der König ſchwur zu Gott, daß er die Heiden verfolgen wolle, bis er ſie fände. Und er fand ſie am Ebro, unweit Saragoſſa, gelagert, bei Trank und Speiſe und tödteten ihrer viertauſend, — dann kehrte er zurück nach Ronceval und unterſuchte den begangenen Verrath. Ganelon ward auf ſeinen Befehl von Pferden zerriſſen und empfing ſo den gerechten Todeslohn.

Die böhmiſchen Märtyrer und der Prophet von Florenz.

(Fortſetzung.)

Wir übergehen es hier, den Vorhang von jenem Bilde der allgemeinen Verweſung wegzuziehen, welche im 15ten Jahrhunderte die Hierarchie in allen Atomen auflöſend durchdrang; nur als auf einen vagen Hintergrund, der für das Colorit unſrer Märtyrer unerläßlich iſt, wollen wir auf die Urſache jener ſtaatlichen und hierarchiſchen Verweſung, — auf die gänzliche bodenloſe Sittenverderbtheit hinweiſen. Aus dieſem Chaos von Gräueln, von Hoffnungsloſigkeit und Gottverlaſſenheit treten zwei Lichtgeſtalten vor das Auge der Nachwelt, frei und unbeſtechlich in einer Zeit, da alles entweder dem Tyrannen der Gewiſſen oder dem Eigennutz diente, tugendhaft, während zwiſchen Vater und Sohn kein Vertrauen war, geiſtlich, da die niedrigſte Leibeigenſchaft Könige und Päbſte in den Pfuhl der Gemeinheit ſchleppte, treu, wenn ein Kaiſer ſein Wort brach, keuſch und unbefleckt, während ſchamloſe Orgien jedes Ohr, jedes Auge vergifteten. Wir meinen jene zwei böhmiſchen Märtyrer, Huß und Hieronymus, die zu Coſtnitz in den Flammen ſtarben, und jenen Propheten in Florenz, Hieronymus von Savonarola, der am 23. Mai 1498 zu Florenz den Scheiterhaufen beſtieg. Die ſittliche Verworfenheit der Geiſtlichkeit war der Funke geweſen, der den Abſcheu der Guten, dieſer Abſcheu vor der Sünde war der Funke, der ihre Begeiſterung zur lohen Flamme weckte, und ihre Thatkraft, den alten Leib der Hierarchie in den Scheiterhaufen zu werfen, damit die heilige Lehre des Friedens und der Liebe den verrathenen Geſchlechtern rein wiedergegeben würde. Jene Wiedergeburt des Chriſtenthums, die ſie predigten, prophezeiten, in's Werk richten wollten, war keine eigenmächtig in die Weltgeſchichte hineingepfuſchte Arbeit ihrer Hände, ſie war die Forderung der Weltgeſchichte ſelbſt, von der Providenz auf alle Zungen gelegt. Darum weiſſagte Huß von dem Schwan, den man ungebraten laſſen werde, Savonarola von dem neuen Reiche Chriſti auf Erden. Jedes heilige Leben hat in Zeiten der allgemeinen Fäulniß eine prophetiſche Zunge; es prophezeit die Unſterblichkeit des Heiligen, deſſen Wiedergeburt nach der Vollendung der Gährung. So ſprachen auch der Böhme Huß und der Ferrareſe Girolamo das unveräußerlich Göttliche des Menſchen aus, mußten es, — die Weltgeſchichte pulſte in ihren Adern. Was dem Böhmen und dem Italiäner zu vollbringen nicht vergönnt war, wofür ſie erſt denken, handeln, leiden, ſterben ſollten, damit die Generation, die durch Jahrhunderte in Unglauben und Aberglauben verſunken, die mit verſumpfter Sehkraft halb thieriſch geworden waren, Gottes Voranſchritt erkenne, dem die Menſchheit nachſtreben lerne, — ein Deutſcher vollbrachte es; die Nation, aus deren Schooſe Gutenberg hervorging, gebar — Martin Luther'n. —

Es iſt ein intereſſanter Umſtand, daß die deutſche Literatur im verfloſſenen Jahre gleichzeitig durch drei Bücher bereichert wurde, drei Monographieen, welche jene inhaltſchwere Licht- und — Flammen-Epoche des fünfzehnten Jahrhunderts friſch, lebendig zur Anſchauung bringen, gegenüber dieſen jüngſten Wirren des Materialismus, der ſich dem geſchichtlichen Element wohl nur opponirt wegen des

Spiritualiſmus der Geſchichte, der aber noch gar nicht allgemein erkannt worden iſt. Wir betrachten den obigen Umſtand als das Ergebniß eines allgemeinen Gefühldranges. Die Guten und Beſten werden ſich der Geld- und Papierherrſchaft aus allen Kräften entgegenſtemmen, und durch die Entflammung des größten Gefühls der Menſchheit, des Vertrauens auf geiſtige Unbezwinglichkeit, den rapiden Fortſchritten des bloßen Credits Schach bieten. Es muß ſich zeigen, ob die irdiſche Klugheit oder die göttliche Vernunft den Sieg erhalten werden. Wer irgend beiträgt, aus der Vergangenheit in die Gegenwart einzuwirken, verdient jetzt einen Kranz.

Wir haben denn hier zwei Schriften zuſammenzuhalten, die ſich einander completiren, und zwiſchen die ſich eine dritte gleichſam als Mittelglied ſtellt: — „Hieronymus Savonarola und ſeine Zeit, aus den Quellen dargeſtellt von A. G. Rudelbach, Doctor der Philoſophie“ (Hamburg, Fr. Perthes. 1835), und: „Johann Huß auf dem Concile zu Coſtnitz, nebſt einem Anhange: Huſſen's denkwürdigſte Briefe, geſchrieben während ſeiner Gefangenſchaft, herausgegeben von M. A. B. Zürn“ (Leipzig, Georg Wigand. 1836), endlich: „Hieronymus von Prag, dargeſtellt von Dr. Ludwig Heller“ (Lübeck, 1835 Fr. Aſchenfeldt.) — Dem Verfaſſer des erſtgenannten Werkes iſt nachzurühmen, daß er in ſeiner Monographie des Savonarola ein pſychologiſch bis in's Kleinſte genau abgeſchildertes Gemälde des 15ten Jahrhunderts mit Heraushebung des teleologiſchen Moments der Geſchichte geliefert hat; Zürn erneute das Gedächtniß des böhmiſchen Märtyrers nach den zuerſt 1537 von Luther herausgegebenen Memoiren eines Augenzeugen; ſein Buch: „Huß auf dem Concil zu Coſtnitz“ ſollte ſchon um der „in das geliebte Deutſch“ übertragenen herrlichen Briefe Huſſen's ein Volksbuch werden, zu Nutz und Frommen aller vom Unrecht Gedrückten, daß dieſe aus dem reinen Born eines urkräftigen männlichen Gemüthes lernten: unſer beſtes Gut ſei die Hoffnung, und der werthvollſte Schatz eines Jeden ſei die ganze Menſchheit, die Jedem in der Bruſt ſteht. — Das Werk des Doctor L. Heller „Hieronymus von Prag“ ſteht in völliger Plaſtik da, nicht minder als Volksbuch zu empfehlen, weil es euch den Menſchen ganz ungeſchminkt zeigt, wie er in ſeiner Schwäche fallen kann, wie ihn aber der Gott in ihm erhebt und über Tod und Tyrannei emporträgt. Alle drei Werke bezeugen den deutſchen Fleiß der Verfaſſer, welche an den Quellen arbeiteten; es wäre nur zu wünſchen, daß das Leben Savonarola's, der vor Herder's Aufruf und nach dieſem ſo lange vergeblich eines würdigen Biographen geharrt und dieſen endlich in R. gefunden, auch für das größere Publikum in ähnlicher, populärer Weiſe behandelt würde, wie Doctor Heller's Leben des Hieronymus von Prag. Denn — nochmals ſei's geſagt — die jetzige Generation bedarf inmitten ihres Induſtrialiſmus und Merkantiliſmus eines Armes, der ſie emporrüttle, damit alle ihre Beſtrebungen: die völkertrennenden Grenzen verſchwinden zu machen, und den Menſchen dem Menſchen näher zu bringen, aus einer Humanitätsangelegenheit nicht etwa zu einer einzigen großen Krämerſpekulation werden!

Wir heben, bevor wir die Hauptmomente jedes einzelnen Lebens in Umriſſen wiedergeben, zuerſt die parallelen Richtungen hervor, welche ſich auch dem Auge des Ungeübten einprägen. Ein Grundzug lebt als Triebfeder und Lebensaufgabe und Todesurſache in Huß und Savonarola: die Läuterung der chriſtlichen Kirche. Johann Huß, der in Prag Oppoſition ergriffen hatte gegen die Oppoſition der Hierarchie zur Monarchie, gegen die Herabziehung des Geiſtlichen in's Weltliche, zog auf das chriſtliche Concil, welches in Coſtnitz das Schisma ſchlichten ſollte, das ſeit einigen Decennien in Päbſten und Gegenpäbſten, von Rom und von Avignon aus, der ganzen chriſtlichen Welt Ärgerniß gab und den Zweifel an die Oberhirten anſtieß, ſo oft ein gläubiger Chriſt einen Statthalter Chriſti von dem andern verflucht und anathematiſirt hörte. Eine Reformation der Kirche war der Wunſch von Geiſtlichen und Laien, die heimliche und offene Sehnſucht Aller, der Drang des Menſchengeſchlechts aus der Verweſung zur Regeneration und zum wahrhaften Leben. Aber noch begnügte ſich jeder mit der ſinnlichen Meſſiashoffnung, während doch der Umſchwung der neuen Zeit gerade durch die Abſchüttlung des Symbols und durch die Wiederkehr zum ſelbſtſtändigen, von allem blos ſinnlichen Anhalt befreiten Glauben ſignaliſirt wird. Zur Zeit, als der Dominikanermönch Hieronymus Savonarola abermals die Sympathie einer ganzen Generation für eine Reformation der Kirche ausſprach (1481), war der Gährungsprozeß, der nach den Geſetzen der Natur vollendet ſein mußte, bevor eine radikale Palingeneſie erſcheinen konnte, zwar in das letzte Stadium getreten, aber auch noch nicht vollendet. Jenes letzte Stadium aber iſt durch zweierlei Erſcheinungen charakteriſirt: erſtens durch das Hellſehen des Sittlichreinſten, als Merkmal der geiſtigen Vollendung, und zweitens durch das geſchichtliche Moment, durch die Vindicirung der bürgerlichen Freiheit, deren organiſcher Zuſammenhang mit der religiöſen den Schlüſſel zu allen Myſterien der Vorkämpfe, Kämpfe, bereits erlebten und noch zu erlebenden Siege und der noch ausſtehenden endlichen Abſolvirung der neuen Zeit gibt. — Huß wird nach dem ſchlichten anſpruchsloſen Leben eines Erkenners der Wahrheit von der Geſchichte gleichſam mit einem Gewaltſtreich zum Bekenner emporgehoben; ſein Leben war ein langſames Bewußtwerden der geiſtigen Freiheit; ſein Märtertod fachte den Drang nach bürgerlicher Freiheit an, und die Kriege im Namen des Kelches geſchahen nicht bloß um Anerkennung der religiöſen, ſondern zugleich auch um die der nationalen Freiheit. — In dem Leben des Dominikaners Savonarola ſind beide Momente ſchon innig verbunden; Savonarola, der Bußprediger, ſieht in der Reform der Kirche zugleich die republikaniſche Inſtitution, und dieſe letztere wieder als das Mittel der erſten. Weltgeſchichtlich genommen, iſt Savonarola der im Fortſchritt der geiſtigen Vermögen wieder aufgetretene Huß, die erhabene Proteſtation der Hierarchie gegen ſich ſelbſt, dieſelbe Proteſtation, welche durch Luther Geſtalt und allgemeines Verſtändniß gewonnen hat.

(Fortſ. folgt.)

Notizen.

⁂ In Hamburg iſt eine norddeutſche Theaterzeitung, „Thalia“, redigirt und verlegt von Dr. C. Töpfer, angekündigt.

⁂ Das neueſte Bülletin bibliographique der Revue du Nord bringt freundliche und anerkennende Urtheile über Bechſtein's thüringiſchen Sagenſchatz und über Beurmann's Frankfurter Bilder.

⁂ Laube befindet ſich in Berlin, um von dort aus die Mitternachtszeitung zu redigiren, wozu er — proviſoriſch auf ein Vierteljahr — von der Behörde die Erlaubniß erhalten haben ſoll.

№ 15. 1836.

Phönix.

Montag, 18. Januar.

Das Nibelungenlied.

(Ueberſetzt von H. v. Rebenſtock.)

Der Verfaſſer dieſer Überſetzung verdient unſern herzlichen Dank, da dieſelbe als eine mit Sprachgewandtheit und Geſchmack ausgeführte Übertragung des für uns ſo äußerſt ſchätzbaren Gedichts viele, welchen das Leſen des Originals ſchwer fällt, befriedigen kann. Wirklich erwirbt ſich jeder ein Verdienſt, wer zur Verbreitung des Nibelungenliedes beiträgt, da leider im Allgemeinen das Leſen deſſelben abgenommen hat, was vielleicht zum Theil Übertreibungen und unverſtändigen Überſchätzungen beizumeſſen iſt. Denn man wollte mit dem zur Deutſchthümelei forcirten Patriotismus unſern älteren poetiſchen Produkten eine Stelle anweiſen, welche ihnen nach der Natur der Dinge nicht zukam, ſo daß das größere Publikum nicht darauf einging und ſelbſt große Literatoren nicht viel von dem nibelungenſüchtigen und minneliederlichen Weſen, wie es der witzige, ſcharfſinnige F. A. Wolf nannte, wiſſen wollten. In dem Nibelungenlied beſitzen wir einen Romanzenkranz von zuſammenhängenden Heldenliedern, welche dem Stoffe nach ergreifend, und durch die in Wahrheit lebendigen, kräftig gezeichneten Geſtalten, in welchen das germaniſche Weſen unverkennbar iſt, im höchſten Grade anziehend ſind. Lebendigere Geſtalten, als die in nationalen Heldenliedern ſind überhaupt nirgends zu finden, weil nur das wahrhaft Lebendige ſich im Volke fortpflanzt, und Blaſſes, Farbloſes, Unwahres nur durch die Bücherwelt überliefert werden kann. Unſchätzbar wäre es für uns, wenn wir ein wirkliches Nationalepos beſäßen, in dem Sinne, welchen wir mit dem Worte Epos zu verbinden gewohnt ſind, denn die Einwirkung eines ſolchen auf die Literatur eines Volkes, ſelbſt auf ſeine bildende Kunſt, iſt unberechenbar. Deutlich zeigt ſich dies in dem alten Griechenland, wo der große Dichter Äſchylus ſich ſelbſt gleichſam nur als einen Gaſt an der reichen Homeriſchen Tafel betrachtete trotz der Verſchiedenheit ſeines Geiſtes, und wo der nicht minder große Dichter Sophokles in der Geſtaltung ſeiner Charaktere ſo homeriſch war, als die Tragödie es zuließ. Auch die Plaſtik ſchloß ſich an Homer an, und hatte an ihm einen ſichern Leitſtern. Aber ſo gut iſt es uns nicht ergangen, und es kann uns nicht im Geringſten fördern, wenn wir das Nibelungenlied durch falſches Vorgeben gewaltſam zu einem Nationalepos ſtempeln und es für unſere Literatur in forcirten Produktionen benutzen wollen zu Richtungen, welche nicht natürlich daraus entſpringen. Hat doch auch kein anderes Volk in Europa ein ſolches Heldengedicht wie das Homeriſche, und hatten es doch ſelbſt die Römer nicht, deren Aeneide ein ſpäteres zum großen Theil der Gelehrſamkeit angehörendes Gedicht iſt, mit werthvollen Einzelnheiten, und ſelbſt im Ganzen gar nicht zu verachten. Zwar Niebuhr ſchreibt der Königszeit in Rom bedeutende Heldengedichte zu, da er aber ihr ſpurloſes Verſchwinden nicht zu erklären vermag, ſo läßt ſich nicht daran glauben, zumal da die Zeit der römiſchen Anfänge mehr Stadtgeſchichte einer Bevölkerung etlicher Stämme, nicht aber eine Nation umfangend war. Der natürliche Gang der Poeſie iſt, daß das wahre Nationalepos aus den nationalen Heldenliedern erwachſe, welche letztere faſt bei allen civiliſirten Völkern vorgefunden werden, und zwar erwachſe zu einer Zeit der Civiliſation, welche der Sage nicht gar zu ferne liegt und noch nicht zu dem ganz proſaiſchen bürgerlichen Leben fortgeſchritten iſt, denn es muß die erſte auf das Volkslied folgende, aus ihm ſich entwickelnde Kunſtpoeſie ſein. Die Nation muß ſich darin in ihren religiöſen und ſittlichen Grundideen in dem Weſentlichen ihres Charakters und ihrer Neigungen, kurz in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit erkennen, und die Handlung, welche die Fabel des Gedichts bildet, muß eine die ganze Nation oder wenigſtens einen ſehr großen Theil umfaſſende Unternehmung gegen den fremden Feind ſein. Alles dies fehlt dem Nibelungenliede, denn neben den Heldencharakteren finden wir nicht das deutſche Volk geſchildert, weder in ſeinen Beziehungen zu Gott und der Natur, noch im ſeinem, um mich ſo auszudrücken, bürgerlichen Leben, ſomit fehlt den Helden da wir ſie nicht mit dem allgemeinen Leben des Volkes zuſammenhängend und innig verwebt ſehen, die Brücke auf welcher ſie leicht aus der Vorzeit zu uns gelangen, und auf welcher wir mit ihnen verkehren könnten. Fühlen wir auch, daß ſie Verwandſchaft mit uns haben, ſo bleibt dennoch etwas Fremdartiges, was nicht mit der den Heldengeſtalten nothwendigen Großartigkeit, welche ſich bei jedem Volke von ſelbſt verſteht, zu verwechſeln iſt. Die Handlung unſers Gedichts iſt kein nationales Unternehmen gegen den auswärtigen Feind, und kein davongetragener Sieg konnte, Ruhm und ſchönes Andenken gewährend, alle Germanen erfreuen. Die Geſchlechter der auftretenden Helden waren meiſt bald erloſchen und im Gedächtniß des Volks verſchwunden, ohne mannigfaltige Lokalſagen zu hinterlaſſen. War nun ſo ſchon der Stoff dieſes Heldenlieds in ſeinem innerſten Kerne ſehr wenig geeignet, ein Nationalepos daraus zu entwickeln, ſo hätte dieſe Entwickelung auch bei dem günſtigſten Stoff ſchwerlich ſtatt finden können, wegen der äußern Verhältniſſe. Die Germanen gingen erobernd aus einander in bedeutender Weite, zum großen Theil zu Völkern, welche in bürgerlicher Hinſicht weiter waren als ſie, ſo daß dem Aufblühen ihrer Poeſie in natürlicher Entwickelung, nicht der Verſchub des ſich national-entfaltenden bürgerlichen Lebens, weder in Spanien noch Afrika noch Italien, wo der treffliche Stamm der Oſtgothen, der geſondert bleiben wollte von den Italiern, unterging. Nirgends gewann ein germaniſches bürgerliches Leben hinlänglich fruhe Beſtand, um den Grad von Kunſtpoeſie hervorzurufen, welcher erforderlich geweſen wäre zur Umbildung der Heldenlieder in ein Nationalepos. Man betrachte nur die Zeiten Carl's des Großen, welcher die Bardenlieder ſammeln ließ, worin Friedrich Schlegel das Nibelungenlied vermuthete, wahrſcheinlich mit Unrecht. Man blicke ſelbſt auf die Zeit Heinrich des Finklers, Otto des Großen, welche jedoch von den alten Heldenliedern ſchon zu weit entfernt ſind und man wird ſich leicht überzeugen, warum wir kein Nationalepos haben. Nehmen wir aber einmal an, dieſe Verhältniſſe wären nicht ſo durchaus hinderlich geweſen, ſo trat noch ein Umſtand ein, welcher ſo wie er von unberechenbarer Wirkung auf die Nation in jeder Beziehung geweſen, ſo auch insbeſondere auf die Entwickelung der Poeſie von bedeutendem Einfluß ſein mußte. Die Germanen, deren erſte Heldenlieder heidniſch waren, und einer Naturreligion angehörten, wurden Chriſten, und vertauſchten Naturreligion gegen Offenbarung. Dieſe neue Lehre, gegen welche ſich viele ſträubten, und welche Carl mit großer Strenge bei den Sachſen einführte, wies die Menſchen in ihren höchſten Intereſſen von der Mutterſprache zum großen Theil an die lateiniſche. Dadurch bildete ſich ein Verhältniß, welches ſehr ungunſtig war, denn wer einige Bildung unter den damaligen aus den oben angedeuteten Gründen ungünſtigen Verhältniſſen erlangte, bekam ſie in lateiniſcher Sprache, ſo daß ſie zur Geiſteskultur des Volks wenig beitrug, und die Geiſtlichkeit konnte die heidniſche Vorzeit nicht billigen, ſo daß keine gedeihliche Pflege deſſen, was ſie erzeugt, ſtatt finden konnte. Dazu kam die abendländiſche Kaiſerwürde, welche als ein fremdes Element in die germaniſche Welt trat und der natürlichen Fortentwickelung des nationalen Weſens nicht förderlich, manchmal hinderlich ward. Erſt der Zuſammenſtoß der Chriſten und der Mohamedaner konnte wieder Sagen erzeugen, welche zum Heldenliede geeignet waren, und die darin gedichtete Ritterwelt ward ein neues poetiſches Element, welches denn auch ſeinen Dichter, aber nicht in Deutſchland, ſondern in Italien fand, wo Arioſto, als das Ritterthum erloſch, ſich der reichen Erbſchaft bemächtigte, deren er ſo würdig war, und ſein unſterbliches Gedicht ſchuf. Der Culminationspunkt jenes Kampfs, die Eroberung Jeruſalems, war allen Chriſten gemein, und, obgleich der Stoff zu einem Heldengedicht zu weit in der neuen Zeit lag, alſo wenig günſtig war, fiel er uns auch nicht einmal zu, ſondern Taſſo machte ein Epos daraus mit Nachahmung der alten epiſchen Dichter, des Virgil, Ovid u. ſ. w. deſſen ergreifenſte Schilderungen die der Liebe ſind. So wenig daher ein wahres Nationalepos in dem oben berührten Sinne für uns gedeihen konnte, welches in der alten Zeit wurzelnd, aus den lebendigen Heldenliedern des Volks hervorgegangen wäre, gerade in der Zeit und unter den Umſtänden, welche allein dazu hätten geeignet ſein können, ſo wenig gelangten wir im Verlaufe der Zeit zu einem bedeutenden wahren Epos, in welchem bedeutende Thaten der Nation mit dem Charakter und Leben derſelben wären geſchildert worden. Jetzt ſind die Wünſche nach einem ſolchen vergeblich, da wir nicht die Umſtände, welche ein Epos bedingt, erſchaffen können. Der Stoff, welcher in des rechten Meiſters Hand wohl zu einem, dem Epos ſich annähernden Romanzenkranz hätte geſtalten laſſen, die Hohenſtaufen, iſt bereits heruntergezogen, und der, welcher die Kraft ihn zu geſtalten beſaß, und den ſinnigen Plan dazu entworfen hatte, ſchläft bereits den ewigen Schlaf in Syrakus.

Wenn man alle dieſe Betrachtungen über die Verhältniſſe der epiſchen Poeſie anſtellt, und die Sachen wohl überlegt, ſo wird man einſehn, daß der Dichter, welcher in dem 13ten Jahrhundert dem Nibelungenliede ſeine jetzige Geſtalt gab, nicht mehr leiſten konnte, als wirklich geleiſtet iſt. Man wird aber auch das Gedicht nicht überſchätzen und ihm größere Bedeutung beilegen, als es wirklich hat, was zu ſeinem Ruhme auch gar nicht nöthig iſt, denn als Heldenlied iſt ſein Werth hoch genug. Möchte es daher nur recht fleißig geleſen werden, und möchten ſeine lebenvollen kräftigen Geſtalten bei recht Vielen als Abwehrer ſeichter Lektüre wirken. Da die vorliegende Überſetzung grade recht geeignet iſt, durch die oben erwähnten Vorzüge zum Leſen aufzumuntern, ſo iſt zu bedauern, daß nicht die geiſtvollen, poetiſchen Compoſitionen unſers herrlichen Meiſters Cornelius eingefügt ſind, was bei dem Formate des Buchs ſich hätte machen laſſen. Wäre gleich der Preis des Buchs nothwendig höher geworden, ſo läßt ſich doch nicht zweifeln, daß hinlänglicher Abſatz den Verleger würde entſchädigt haben. Wenn Darſtellungen ſo gelungen ſind, wie die Corneliusſchen zum Nibelungenlied oder Fauſt, ſollten ſie mit den Büchern vereinigt werden, da Buch und Bild in treffliche Wechſelwirkung treten. Iſt es auch nicht damit, wie mit der Muſik eines Lieds, ſo iſt doch das Verhaltniß zwiſchen der Erzählung oder dem dramatiſch Dargeſtellten und dem glücklich componirten Bilde mindeſtens ähnlich.

Konrad Schwenck.

Berichte aus Berlin.

(Ende December 1846.)

(Zeitungen. — Wunderliche Induſtriezweige. — Aufſchieben. — Ausverkauf.)

Wir ſind jetzt ganz in die Region der Feſte, Bälle und Concerte gekommen, die von den ſtrahlenden Sälen des königl. Schloſſes abwärts bis zu den räucherigen Hütten der äußerſten Vorſtädte (jenen Salons der Gaſſenkehrer, Torfträger und Beutelſchneider) zu finden ſind. Die Beilagen unſerer Zeitungen zu leſen, iſt jetzt eine wahre Luſt für jedes fühlende Herz; denn in dieſen iſt noch, nach guter alter Art, die Politik und Weltgeſchichte mit Ribbeſpeer, friſcher Wurſt und prächtigen Ochſenzungen viel zu innig verwachſen, um nicht brüderlich neben und bei einander Platz zu finden. Die franzöſiſchen Journaux de Politique ſtellen ſich viel zu ariſtokratiſch vornehm an, um ſelbſt in ihren Feuilletons ſich mit dergleichen zu befaſſen; darin ſoll alles Kunſt oder Wiſſenſchaft ſein! Bei uns aber, — welches liebenswürdige Gemengſel! Hier die neueſten Nachrichten von den Schauplätzen der Anarchie aus Frankreich, Spanien, Irland, hier die Bitte um Entſchuldigung der unverzeihlichen Nachläſſigkeit, nicht ſchon längſt gemeldet zu haben, daß der kaiſ. Kutſcher Przlyprzlykolizky zum Leibkutſcher befördert worden iſt; und dann daneben die großen akademiſchen Nachrichten, die Angabe der wichtigen Vorleſungen in der geographiſchen Geſellſchaft; die große Neuigkeit, daß in der Krimm bei'm Ackern ein zerbrochener Stein gefunden wurde, auf welchem ziemlich deutlich ein griechiſches α zu erkennen war, obgleich Andere behaupten, es ſei ein ruſſiſches geweſen; dann wieder um ein Kleines hinterher die rührenden Anzeigen irgend eines chriſtlichen Pfarrers: „Es hat dem allmächtigen Gott gefallen, heute meine ſelig entſchlummerte Gattin allen Erbärmlichkeiten dieſes irdiſchen Jammerthales zu entreißen und ſie in ſeine himmliſchen Arme zu betten. Ich und meine ſechs Kinder weinen zwar aus menſchlicher Schwäche und Unwürdigkeit, aber unſere Seele jubelt: lobet den Herrn, Halleluja!“ Und dann dicht neben dieſer Fülle ächter Gottſeligkeit: Ball im Engliſchen Hauſe, Ball in den Zelten, Wiener Maskenfeſt im Tivoli, Ball masqué im Koloſſeum, Ball, Gänſebraten und Paſtete bei Rißmann, Entrée acht Groſchen, Herrn werden gebeten, in gewichſten Stiefeln zu erſcheinen — und noch fünfzig Male: Ball, Tanzvergnügen, Concert à la Strauß und Lanner, Reſtaurations- und Wurſt-Anzeigen, die alle für den ächten Berliner ein Meer von Genüſſen ſchon auf dem ſchlechten grauen Papiere enthalten. Und es iſt in der That eine unſerer Bildung würdige Einrichtung, die öffentlichen Blätter auf ſo ſchlechtes Papier als möglich zu drucken, und halb verdorbene Typen zu gebrauchen; denn wir zeigen dadurch dem Auslande unwiderſprechlich, wie weit man bei uns vorgeſchritten iſt, da, was anderswo für unleſerlich und hieroglyphenartig gilt, bei uns ohne Anſtoß und Bemerkung von Jedermann ganz richtig begriffen wird.

Unter der Fülle verſchiedener Anzeigen gibt es aber doch einige, welche beſonders herausgehoben zu werden verdienen, da ſie den induſtriellen Standpunkt Berlins ganz beſonders klar machen, und ſelten geht ein Tag hin, an welchem ſie nicht in den Zeitungen zu finden wären. „Heute wird auf meiner Kegelbahn ein fettes Schwein, ſechs Gänſe, ein neuer Rock, eine ſilberbeſchlagene Pfeife u. ſ. w. ausgeſchoben,“ findet man von zehn verſchiedenen Orten angezeigt. Ah! es gibt Leute hier, die mit den ſchweren Holzkugeln ganz gut umzugehen verſtehen. „Ein fettes Schwein, Mutter,“ ſagt Meiſter Fibs, „wäre jetzt doch ganz prächtig für uns, und du weißt, bei Pennemann's ſchiebe ich acht und neune allemal. Wir wollen hingehn und wagen, wer wagt, gewinnt, und ich laſſe mich nun 'mal nicht lumpen.“ Wie Meiſter Fibs denken noch zwanzig, dreißig Andere. Der Wirth ſieht mit Vergnügen die Gäſte einrücken; er zeigt das fette Schwein, die ſchnatternden Gänſe, den neuen Rock mit Seidenfutter, die Meerſchaumpfeife, und die Begier der Gäſte ſteigt mit den Köſtlichkeiten, die ſie vor ſich erblicken. Aber es wird immer ſpäter, man wartet auf größeren Beſuch, die Anzahl iſt noch nicht voll, fünfzig Spieler müſſen es mindeſtens ſein, die Karte einen halben Thaler Einſatz. Inzwiſchen wird getrunken und gegeſſen, aber noch immer ſind die fünfzig nicht zuſammen; nach und nach wird es dunkel, endlich zu ſpät, und der Wirth erklärt: für heut' könne die Ausſpielung leider nicht ſtatt finden; aber über acht Tage dafür ganz gewiß. Man ſieht die Unmöglichkeit ein, man beklagt den armen Mann, der ſo viele Koſten ſich gemacht hat, und dieſer reibt ſich traurig die Hände und blinzelt mit den Augen, wenn Alle ſchwören, ſie wollten bei'm nächſten Male ganz gewiß erſcheinen. Sie werden gefoppt wie das erſte Mal, denn die Zahl wird wieder nicht voll; aber ſie eſſen prächtigen Gänſebraten, trinken ganz herrliches Weißbier und wenn endlich der trauernde Wirth erklärt: er müſſe jetzt leider das Schwein ſchlachten laſſen, verſprechen ſie Alle, den Wurſtpicknik mit Frau und Kind zu beſuchen, aus purer Menſchlichkeit, um den armen Teufel zu entſchädigen. Und der Berliner hält Wort! — Das iſt die Induſtrie dieſer Anzeigen, und ſo oft auch ſchon auf ſanguiniſche Hoffnungen die bitterſten Täuſchungen gefolgt ſind, immer von Neuem beginnt das alte Spiel.

Eine andere Art der Zeitungsinduſtrie iſt der Ausverkauf ganzer Waarenlager. In jeder Woche kann man Anzeigen finden, wie da und dort, wegen gänzlicher Aufgabe des Geſchäftes, ſämmtliche Vorräthe der neueſten und geſchmackvollſten Modeartikel weit unter dem Koſtenpreiſe ſpottbillig verſchleudert werden ſollen. Nicht ſelten findet man auch die Preiſe dabei bemerkt, und mit großen Buchſtaben ein: „Man leſe und ſtaune!“ darüber. Aber größtentheils wird man getäuſcht; denn alte verlegene Waare, die langjährigen Ladenhüter ſind es, die der Leichtgläubige aufgeſchwatzt erhält, oder Reſte von tauſenden von Sachen, die irgend ein ſpekulativer Israelit auf der Meſſe erſtand, oder es ſind Stoffe, die in der Arbeit, Farbe u. ſ. w. verdorben, um jeden Preis losgeſchlagen, noch zu theuer ſind. Zuweilen aber iſt wirklich Alles vortrefflich, von beſter Qualität und wird dennoch verſchleudert, und wiederum ſind gewöhnlich Israeliten die billigen Verkäufer; aber der Grund iſt ein beſonderer. Heut zu Tage iſt es leicht, ein großes Waarenlager zu erhalten. A. hat das Geſchäft gelernt, er hat ſechshundert baare Thaler geſpart, B. auch. Was iſt leichter, als: ſich zuſammenthun und ein Geſchäftchen machen. Man miethet ein Gewölbe, die Miethe iſt theuer, vier-, fünf-, ſechshundert Thaler; aber was thut's? die Nahrung wird gut ſein. A. läuft zu allen Fabrikanten, B. zu allen Kaufleuten und der Kredit iſt eröffnet. Gezahlt wird von Meſſe zu Meſſe und bis dahin nimmt man Geld ein. Die neuen Kaufleute verkaufen zum Erſtaunen billig, ſie wollen wenig oder nichts verdienen in der erſten Zeit; denn ſie wollen Kundſchaft heranziehn, und das gelingt ihnen. Die Reiſenden der fremden Fabrikhäuſer, der großen Meßlager kommen nach Berlin und ſehen den Flor der jungen Handlung. Es iſt kein Wunder, daß ſie ſich drängen, Geſchäfte mit ihr zu machen; es wimmelt von vortheilhaften Anerbietungen. A. und B. ſuchen die beſten zu erhalten, ſie dringen auf die äußerſten Preiſe, denn ihr großer Verkauf ſichert der Fabrik einen bedeutenden Abſatz. Die Meſſe kommt, ſie zahlen in jämmerlich zugerichteten Dukaten, die zum übermäßigen Cours berechnet werden, aber das iſt Brauch und Sitte ſo, und ſie zahlen, das iſt genug.

Nun drängen ſich die Waarenballen und mehre Jahre geht es vortrefflich; aber jetzt kömmt eine unglückliche Conjunctur, die Meſſe rückt heran, die Wechſel kommen, Geld muß da ſein, was iſt zu thun? — „Nun, was iſt zu thun," ſagt A. zu B., „laß uns verkaufen; haben wir Geld, haben wir Alles, das iſt ein koſtbarer Augenblick, man muß ihn nicht unbenutzt vergehen laſſen!" — „Nun?" ſagt B. und lächelt, denn er weiß ſchon, was kommen wird. — „Ausverkaufen zu billigen Preiſen," ſagt A., „kömmt die Meſſe, ſind wir inſolvent, wir geben fünfzig Prozent und ein Jeder nimmt es. Es iſt ein Profit von mehren tauſend, und ſicher kannſt du ſein, B., Niemand läßt es zum Concurs kommen, Jeder nimmt, was er kriegen kann." — Was ſo beſchloſſen wurde, wird richtig ausgeführt, das Publikum kauft billig, A. und B. erklären ſich indeſſen, die armen betrogenen Fabrikanten nehmen fünfzig Prozent, denn ſie wiſſen, daß der Concurs ihnen noch weniger eintragen wird, und ohne daß die große Welt etwas erfährt, ohne daß ihr Ruf, ihre Handlung darunter litten, haben die Kaufleute fallirt und beginnen nun mit einem anſehnlich vermehrten Kapitale daſſelbe Spiel von Neuem, oder ſie ergreifen einen andern Geſchäftszweig, wo ſie es nicht beſſer machen.

Ich kenne Leute der Art, die drei, vier Mal ſchon auf dieſe ſpekulative Weiſe ihr Vermögen vermehrten, und ich muß geſtehen, dies wundert mich lange nicht ſo ſehr, als daß ſich noch ein Menſch findet, der ihnen Kredit gibt. Man kann ſich dies nur durch die Allgemeinheit von dergleichen Geſchichten erklären, und durch die Handelsliſt der Kaufleute.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Lacénaire.** — Auf die erſchütterndſte, entſetzlichſte Weiſe bringen die Verbrechen **Lacénaire's** und ſein Benehmen und ſeine Äußerungen während des Prozeſſes und bis zur Hinrichtung die furchtbare **Oede** eines der Sittlichkeit und Religion völlig entfremdeten Gemüthes zur Anſchauung. Mit dem Glauben an einen allerhöchſten ſittlichen Geſetzgeber iſt das menſchliche Pflichtgefühl, mit dem Glauben an Unſterblichkeit iſt ihm auch der allein nachhaltige Beweggrund zur Selbſtbeherrſchung entſchwunden. Gelöſt iſt ihm das heilige Weltenband der Religion, und ſo fällt ihm die Menſchheit in Atome, in ſelbſtiſche Monaden auseinander; ein Leichentuch verhüllt ihm das erhebende, ſtrahlende Jenſeits, und ſo bleibt ihm für das flüchtige Erdenleben nur die Aufgabe, ſich möglichſt vieler irdiſcher Genußmittel zu bemächtigen; das Daſein wird ihm ein berechnender Krieg aller gegen alle, Raubmord ein durch Mangel gebotenes Erwerbsmittel. Wie tief aber dieſe grauenhafte Weltanſicht ſich dem Geiſte des unſeligen Jünglings eingewurzelt haben muß, zeigt ſich daraus, daß er noch im Kerker ſich belletriſtiſchen Arbeiten widmen konnte, — er ſchrieb mehrere kleine Gedichte und ſogar ein verſifizirtes Drama in drei Akten: „L'Aigle de la solleide." Von ſich ſelbſt ſagte er: „Je sui né assassin comme on nait poëte." Den Abbé Lacordaire, der aus chriſtlichem Mitleid ihn beſuchte, um ihn zur Reue zu erwecken, — wies er mit den ſchnöden Worten von ſich: „Vous m'embêtez; je ne veux pas être convaincu!" Selbſt noch kurz vor ſeiner Hinrichtung ließ er ſich eine Cigarre reichen; „weil man," ſo ſagte er, „alte Gewohnheiten nicht aufgeben müſſe."

Und dennoch, wie dicht auch die Finſterniß war, die jene unſterbliche Seele umſponnen, wie feſt die Macht der Selbſtſucht, die dieſen Geiſt „von ſeinem Urquell abgezogen," ihn umklammert hielt, — dennoch glühte der Himmelsfunke, der in der tiefſten Tiefe jedes Selbſtes leuchtet, noch einmal vor des Verurtheilten Ende durch die entſetzliche Nacht, wie ein ſcheidender Stern zwiſchen Gewitterwolken auf den verſinkenden Schiffbrüchigen zurückblickt. Am Abend vor der Hinrichtung ſchrieb Lacénaire ein — **Gebet**, welches, wie die zuverläſſige Gazette des Tribunaux berichtet, mit folgender Strophe ſchloß:

Dieu que j'invoque, écout ma priere!
Darde en mon âme un rayon de la foi,
Car je *rougis de n'être que matière,*
Et cependant *je doute malgré moi* . . .
Pardonne moi, si dans ta créature
Mon oeil superbe a méconnu *la main,*
Dieu. — Le néant. — Notre âme. — La nature.
C'est un secret — — Je le saurai demain! —

So fühlte alſo auch der Tiefſtverhärtete noch das Bedürfniß des Glaubens an einen allwaltenden, helfenden Gott; ſo erröthete noch eimal ein in die Bande der Sinnlichkeit verſtricktes Menſchenweſen; „nur Materie zu ſein," und ſelbſt, als die anbrandende Woge des Zweifels den Hülfrufenden wieder ergriff, um ihn hinab in den Abgrund der Troſtloſigkeit zu ſtürzen, — preßt die urſprüngliche Gewißheit unvergänglichen Weſens ihm den letzten Schrei der Unſterblichkeit aus: „**Morgen werde ich's wiſſen.**"

⁂ **Unglück eines Beduinenkindes.** — Bei der Wiederholung eines neuen Stückes auf dem Theater der Porte St. Martin, in welchem die Beduinen figuriren, iſt das kleinſte der arabiſchen Kinder von der **Menſchenpyramide** herabgefallen und hat ein Bein gebrochen. — Mögen endlich einmal ſolche lebensgefährliche ſg. Kunſtſtücke mit **Kindern** — **geſetzlich** verboten werden!

⁂ **Glücklicher Fund.** — Ein Feldarbeiter zu Montivilliers fand vor Kurzem bei dem Graben ſeines Ackers ein altes, roſtiges Gefäß. Er freute ſich, als am folgenden Tage ein Keſſelflicker ihm 6 zinnene Löffel dafür gab. Dieſer wanderte damit fort; kam nach Boulogne und war ſeelenvergnügt, als ein Engländer ihm 5 Franken für das Fundſtück gab. Der Engländer reinigte es; — es war ein antiker Becher von Silber mit den ſchönſten Figuren in getriebener Arbeit. Ein Mitglied des Parlaments zahlte ihm 15,000 Franken dafür. —

Unbill.

Die literariſche Beilage zu Nro. 11 des **Phönix** enthält den im hieſigen Muſeum geleſenen Aufſatz des Hrn. Dr. **Carové**: „**Rückblick auf die ſchöne Literatur des vergangenen Jahres.**" — In Nro. 16 und 17 des **Frankfurter Converſationsblattes** ſehe ich ſo eben denſelben Aufſatz wieder abgedruckt.

Da die Redaktion des **Frankfurter Converſationsblattes** den erwähnten Aufſatz **ohne mein Wiſſen und meinen Willen**, ſo wie **ohne Wiſſen und Willen des Verlegers** (Hrn. J. D. Sauerländer) und des **Verfaſſers** (Hrn. Dr. F. W. Carové) aus dem **Phönix** (wie ſie ſelbſt in einer Note geſteht) abgedruckt, und der Phönix nur honorirte **Original**-Artikel enthält, ſo überlaſſen wir es dem Publikum, das Verfahren der gedachten Redaktion zu würdigen.

Frankfurt a. M., 16. Januar 1836.

Dr. Eduard Duller.

№ 16. **1836.**

Phönix.

Dienſtag, 19. Januar.

Das Ondinenbild.

Novelle von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

„Ich ſah nun wieder hinein in die Flut der Aller, als müßte ſie daraus hervorkommen oder ein weißer Arm herauslangen. Wie ich nun ſo dahinſchlenderte, hörte ich die Worte ſingen:

„Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran!“

Ich ſtand ſtill und ſagte für mich: das iſt doch wahrlich eine wunderliche Geſchichte! Als aber gar ein feuchtes Weib die Flut emporgetheilt haben ſollte, und es zu den Worten kam:

„Du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund!“

da konnte ich mich nicht länger halten; ich ſtürzte um den Buſch hinum, an dem der Weg ſich plötzlich drehte, und ſah vor mir auf einem Hünengrabe zwei wandernde Studenten ſitzen. Der eine war blond, der andere ſah mehr einem ſchlanken braunen Zigeuner-Mädchen ähnlich, als einem vernünftigen Menſchen.“ Johannes lachte laut auf und rief: „Soll das als Beleidigung ziehen? Denkſt du, ich weiß nicht mehr, wie ſo ein verblüffter Malergeſelle mit ſeinem breiten Hamburger Maule und ſeiner unäſthetiſchen Stumpfnaſe aus dem Buſche herausgabelte und ganz verdutzt höflich fragte: „wer dieſes hübſche Lied gemacht habe, das wir geſungen hätten?“ und wie wir ſagten: „da der Göthe!“ du ganz dämiſch fragteſt: „ob das auch ein Maler wäre?“ — „Schweig' ſtill!“ rief Heinrich bald entrüſtet; „ich war wahrlich damals ein recht dummer Junge! Aber es iſt häßlich, daß ſich die Leute immer Dummheiten beſſer merken, als etwas Geſcheidtes! Doch werde ich immer daran denken, wie wir zuſammen nach Zell hineinwanderten, wie ich dort zuerſt dein Geſicht malte, und, da die langen Haare mir nicht glücken wollten, du mit einer hartborſtigen Bürſte die Details hinein trugſt!“ „Ich ſah nun auch in dieſem Bilde mehr einem geräucherten Spitzbuben, als einem ehrbaren Studenten ähnlich.“ „Du warſt aber dennoch ſo toll,“ fuhr Heinrich fort, „daß du im dortigen Wochenblatte bekannt machteſt: der berühmte Hiſtorien- und Portrait-Maler Heinrich H..n ſei aus England zurückgekommen und werde ſich einige Zeit in Zell aufhalten, um auch hier mit kunſtfertiger Hand innige Verehrer der Kunſt abzukonterfeien — gegen angemeſſenes Honorar! — Doch es half und ich bekam Arbeit. Ich malte freilich höllendunkle Correggio's, auch manchmal einen halbdunklen Rembrandt, zuweilen aber gerieth mir auch ein blaſſer ſchmachtender Guido Reni! Ihr beiden hattet mich bald verlaſſen. Ich dachte manchmal an dich, als ich an der Schule dort endlich Zeichnenlehrer geworden war, wo ich freilich mehr lernte, als meine Schüler. Nachdem ich jedoch dreihundert Thaler zuſammengeſpart hatte, mußte ich nach Italien reiſen. Du weißt gar nicht, was das heißt: das italiäniſche Reiſefieber zu haben! — Es iſt, als wenn jeder Stein auf der Straße einen ſpöttiſch anſieht, die Naſe rümpft und inwendig ſagt: „ein Lump; er iſt nun doch nicht in Italien geweſen!“ Jede Thüre knarrt einem an: „Ne—apel!“ — Jeder Wagen, der über die Straße fährt, poltert: „Rom! Rom! nach Rom!“ — Da hielt endlich nichts mehr vor, ich gab meine Stelle auf und pilgerte nach Italien. Wie ich unterdeſſen die Zuſammenſtellung verſchiedener Figuren, welche eine Begebenheit oder einen Gedanken oder beides zugleich ausdrücken ſollten, vielfach verſucht hatte, davon kein Wort; denn du willſt doch nur wiſſen, wie die Idee meines Lebens — das Ondinenbild — endlich zur Reife gedieh.“ „Du biſt eine wahre Aaronsblume!“ erwiederte Johannes. „Dein ganzes Weſen trieb empor und ſchloß ſich unmittelbar in einem poetiſchen Gedanken ab, wie jene Pflanze, die ihr Herzblatt nur umlegt und weiß färbt. Doch ich will dich nicht in deiner Erzählung ſtören, damit auch du dein letztes Blatt zum Ondinenbilde umſchlagen kannſt.“

„Du kannſt dir leicht vorſtellen,“ fuhr Heinrich fort, „daß jenes Lied von Göthe mit mir überall herumzog und durch meine Seele ſummte, mit mir über die Alpen ging, mit mir im mittelländiſchen Meere ſchwamm, über die Appenninen zog bis in den Vatican, hoch hinauf zum Veſuv und endlich, wie ein Heimweh mich überfiel und heimwärts jagte, bis ich an einem Abende, in den Mantel gehüllt bis an die Augen und in Schwermuth bis über den Kopfwirbel, durch die Straßen von Hamburg ſchritt. Welcher Zeitraum von Begebenheiten lag zwiſchen jener Nacht, wo ich mit meiner Mutter dorthin gekommen war und ich ſie dann verloren hatte mitten unter Entſetzen und Wahnſinn! Jener Bettelknabe, den ein roher Schiffsbaumeiſter aufgenommen, ſpäter deſſen Meiſter Gevatter, der Maurer und Wandanſtreicher, gemißhandelt hatte, bis er endlich wieder der Flucht und dem Elende Preis gegeben war, dieſer arme Junge war nunmehr freilich ein Mann, aber war er denn auch glücklicher?“ Indem ich nun den Häuſern vorüberſtrich, allen unbekannt, heimathsfremd, war es Nacht geworden. Da zupfte mich etwas am Ärmel. Vor mir im Mondenſcheine ſtand ein zerlumptes, verhungertes, häßliches Weib, neben ihr ein Knabe, der nicht beſſer ausſah. Meine Seele entſetzte ſich; es war mir, als ſähe ich wieder vor mir ſtehen meine eigene Mutter und mich ſelbſt wie vor dreißig Jahren! Ich griff inſtinktmäßig nach der Börſe und fragte: „wer biſt du?“ „Ach Herr!“ erinnerte die Elende, „wir waren nicht immer ſo arme Leute, wie wir jetzt ſind. Mein Vater war ein reicher Schiffsbaumeiſter und ich bin ſeine einzige Tochter. Nun hatte ich eine kleine Liebſchaft mit meinem kleinen Vetter.“ „Deinem Vetter?“ fragte ich. „Das erfuhr ich freilich erſt ſpäter,“ fuhr die Unglückliche fort, „daß er der Sohn einer Schweſter meines Vaters war, welche ſich von einem fremden Herrn hatte verführen laſſen und mit dieſem Kinde in der Fremde niedergekommen war; denn mein Vater hatte ſie verſtoßen.

(Fortſetzung folgt.)

Berichte aus Berlin.

(Fortſetzung.)

(Heirathscomptoirs.)

Die dritte Art merkwürdiger Anzeigen, deren Blüthezeit aber jetzt erſt zu kommen ſcheint, ſind die öffentlichen Heirathsanträge. — Um dieſe zu verſtehen, muß man wiſſen, daß ſich ſeit einigen Jahren, als Nachahmung der Pariſer Anſtalten dieſer Art, Comptoire gebildet haben, welche Perſonen jedes Faches und Geſchlechts ein Unterkommen verſchaffen, und deren pomphafte Ankündigungen ſeit langer Zeit die öffentlichen Blätter füllten. Handlungsdiener, Apothekergehülfen, Geſellſchafterinnen, Haushälterinnen, Erzieherinnen, Secretaire, Wirthſchaftsinſpektoren, Hauslehrer, Faktore und ähnliche Individuen waren von jeher ihre zahlreichſten Opfer; denn, wie in Paris, beſtand ihr ganzes Weſen aus Schwindelei, und ging lediglich darauf, den Stellen-Bedürftigen das Geld abzunehmen, ohne im Stande zu ſein, irgend etwas zu halten, was ſie ihnen verſprachen.

Ein Einſchreibegeld von mehren Thalern mußte voraus gezahlt, außerdem aber eine Tantieme vom Gehalte des Untergebrachten feierlich und ſchriftlich zugeſichert werden. Die ganze Theorie dieſer Beutelſchneiderei beſtand und beſteht aber noch jetzt darin, daß ſich dieſe Herren alle im preußiſchen Staate erſcheinenden Wochenblätter und Zeitungen zu verſchaffen ſuchen, die Rubriken, in welchen Perſonen zu Dienſten verlangt werden, ausziehn und ihren Clienten dann die Adreſſen mittheilen. Gewöhnlich aber ſind dieſe längſt ſchon vergeben, und nur ſehr ſelten gelingt es durch den gütigen Zufall, wirklich eine ſolche Stelle zu erhalten. Kein Wunder alſo, daß der Kredit dieſer Anſtalten faſt völlig ruinirt iſt, und, da die erſten Unternehmer ſchnell reich wurden, ſo haben ſich jetzt überdies ſo viele gebildet, daß eine die andere unterbringen könnte. Deßhalb war es dringend nöthig, einen neuen einträglichen Zweig aufzufinden. Aber wie? Die Verſorgungscomptoire haben einen viel zu üblen Ruf, um noch Großes von ihnen zu hoffen, man muß höher hinaus, — nicht verſorgen, reich machen muß man die Bedürftigen; denn reich will alle Welt gern werden, und doch iſt das in unſern Tagen ganz verteufelt ſchwierig. Langſam unter Müh' und Qual, Entbehrung und Sorge, das mag der Henker holen! Werde reich, wer da Luſt hat, was nützt Reichthum noch, wenn wir mit einem Fuße im Grabe ſtehen? Aber jung es ſein, dann den Freudenbecher mit vollen Zügen leeren und alle Luſt der Erde genießen können mit der Kraft und dem Feuer des jungen Lebens, das iſt das höchſte Glück der Erde! Und unſere ganze Zeit ringt nach Genuß; der moderne Epikuräismus iſt die Triebfeder der Gegenwart, darnach drängt Alles. — Nun gibt es eigentlich in der Chriſtenheit, die alle Wunder abgeſtreift hat, nur noch drei Wege, um ſchnell zum edlen Golde zu gelangen. Einen Gewinn in der Lotterie, eine reiche Erbſchaft oder eine reiche Frau. Aber wer iſt ein ſolch Schooßkind des Glücks, um unter hunderttauſend Nieten den Schatz zu heben? Wer hat einen edlen Vetter in Indien oder Amerika, der, plötzlich abgerufen zu Edens Freuden, mit zeitlichen Genüſſen einen unbefangenen Berliner ſegnet? Es bleibt alſo das Sicherſte: — eine reiche Frau zu nehmen, und um dieſe zu erlangen, thut man ſchon, was man ſonſt nicht gethan. Nun hat das Beiſpiel der Pariſer Heirathscomptoirs gezeigt, wie verführeriſch die Lockungen derſelben ſelbſt auf ſonſt ganz vernünftige und ruhige Leute gewirkt haben. Die franzöſiſche Eleganz iſt freilich auch ein ganz eigenes Ding. Sie iſt fein, luxuriös, ſchmeichelriſch, überredend. Die Heirathscomptoire ſelbſt geben gleichſam an ſich ſchon den Vorgeſchmack des zukünftigen Glücks im Reichthum. Die herrlichen Gemächer, die ſchönen Gemälde, die hohen Spiegel, die koſtbaren Teppiche, eben ſowohl wie die feinen mit Ring und Orden geſchmückten Herren darin, impfen dem Beſucher die Sicherheit der Realität ein.

Dieſe franzöſiſche Realität iſt ganz verſchieden von dem engliſchen Comfort, der immer aus irgend einer Falte den Plumpudding ſehen läßt, wie von der deutſchen Einfachheit, welcher, troz aller Nachahmung, doch immer nicht der tölpelhafte Schüler aus dem Nacken will. Man weiß nicht recht, ſoll man es tadeln oder loben. Es könnte Etwas für ſich haben, wenn man ſich freuen wollte, daß in Deutſchland die Kunſt der feinen Täuſchungen noch nicht zu dem Grade geſtiegen ſei, daß es Vollendung genannt werden könne; allein ich für meinen Theil nehme es gewaltig übel. Denn der Wille iſt überall derſelbe, und die ſchlechte oder gute Ausführung iſt nur ein Daſein oder Mangel an Genialität, und ich habe nur den Ärger, zu ſehen, wie viele meiner guten Landsleute ſich auf die plumpeſte Weiſe von der Welt anführen laſſen, was in Frankreich vermöge des Begriffs, in England durch das richtige Urtheil gewiß nicht geſchehen könnte. Freilich könnte man ſagen, das eben ſei die Unverdorbenheit der Nation, ſich von Jedem anführen zu laſſen, dem es beliebt. Doch das iſt ein langes und gefährliches Kapitel, mein Beſter, ſolch relativer Begriff kann ſehr verſchieden ausgelegt werden; ſo viel aber ſteht feſt, daß man in Deutſchland noch ſehr lange auf alberne Art angeführt werden kann, und ich gehöre nicht zu den ſentimentalen Leuten, die mit Thränen in den Augen ſich freuen können, daß das deutſche Herz und die deutſche Gemüthlichkeit, wie ſie es nennen, noch immer über den Verſtand triumphiren, und die Zeit nicht bezweifeln, in der ſich die Welt bewegt.

Die Berliner Verſorgungscomptoire machen das delikate Heirathsgeſchäft eben ſo ab, wie irgend eine andere ihrer plumpen Spekulationen. Sie haben auch gar nicht nöthig, ſich feiner zu benehmen, denn ſie ſind ſicher, immer noch Leute genug zu finden, welche den Kopf ſchütteln und mit ungläubigem Lachen rufen: „Das ſind doch Alles nur Windbeuteleien, wer's glaubt, gibt einen Thaler! Daß ich ein Thor wäre, darauf Adreſſen einreichte und mich anführen ließe.“ Allein, wenn der Berliner allein iſt, wird er ein ganz anderer Menſch. In Geſellſchaft iſt er ein Freigeiſt, ein Spötter, ein Wizling, ein Mann, der gern ſeine Einfälle bewundern läßt und am meiſten ſie ſelbſt bewundert; und dem kein Ding im Himmel oder auf Erden iſt, was nicht zu bekritteln wäre. Iſt er jedoch allein, ſo kommen die ſchwachen Stunden. Der Heros wird ein Menſch und zwar ein ſehr gläubiger, man möchte behaupten, ein höchſt leichtgläubiger. Er klammert ſich an jede Möglichkeit mit allen Kräften und da er gern flott lebt, den Mann von Ton und Welt macht, die Voſſiſche Zeitung lieſ't, Billard ſpielt, auch wohl bei Stehely erſcheint, ſich die Times geben läßt, oder ſie von einem Nachbar mit einem: if you have finished; this paper, Sir! fordert, ſo daß alle Leſer rund umher den liebenswürdigen Gentleman anblicken, der die Hand mit ächter Grazie in die Weſtentaſche ſchiebt und einem Garçon mit donnernder Stimme nachſchreit, ihm un bicchiere d'agua od una gazetta francese, qualche cia zu bringen; da, ſage ich, eben ſo wohl die Kegelſpieler und Weißbiertrinker, wie die jungen Herren der Kaffeehäuſer und die grands seigneurs, welche bei Jagor und Reinhard Buchhalter nöthig machen, Geld, viel Geld gebrauchen, ſo ziehen ſie ſchweigend die Heirathsanzeige hervor, und leſen nochmals — um zu lachen, nur um zu lachen; auf Ehre! Denn eine Mutter, die ihrer einzigen Tochter, aus Mangel an Bekanntſchaft mit einem würdigen Gatten zu vermählen gedenkt, iſt gar zu komiſch, da das Mädchen zehn bis zwölf tauſend, oder gar zwanzig, dreißig tauſend Thaler baar und noch einmal ſo viel zu erwarten hat. Aber es wäre doch möglich; man könnte es doch verſuchen. Man könnte wenigſtens hingehen zu dem Commiſſionär und ſich erkundigen. Man wird vorſichtig ſein, für einen Freund anfragen und nach einer Reihe von „man's“ und „wenn's“ ſchreitet man wirklich zum Zwecke. (F. f.)

Feuilleton.

⁂ Die Oper in Paris während 1835. — Die Chronik der großen Oper gedenkt nur zweier muſikaliſcher Ereigniſſe. Im Februar kam die Jüdin von Halévy zum erſtenmal zur Aufführung, im Dezember wurde die vor neun Jahren zum erſtenmal gegebene Belagerung von Korinth wieder aufgenommen. Die leztere gefiel auch jezt noch; die erſtere hatte ſich des ungetheilten Beifalls der Meiſter zu erfreuen, und die immer reichlicher ſich füllende Kaſſe der Akademie bot den triftigſten Erweis für die günſtige Aufnahme dieſer Oper bei dem übrigen Publikum.

Auf dem italiäniſchen Theater wurden E. Januar's (1835) Bellini's Puritani zum erſtenmal aufgeführt. Dieſe Oper, das lezte Werk dieſes kürzlich verſtorbenen, hoffnungsvollen, jungen Künſtlers, iſt gleichſam ein Résumé ſeiner glücklichſten Inſpirationen und hat weit mehr gefallen, als Marino Falieri von Donizetti, welcher im März, und dieſe Oper mehr noch als Norma von demſelben Tondichter, die im vor. M. zum erſtenmal gegeben wurde. Bemerkenswerth iſt, daß Norma, von welcher in Paris nicht mehr geſprochen wird, in Mailand und Neapel, wie man zu ſagen pflegt, Furore gemacht hat. — Um Rubini für die traurige Rolle Pollio's zu entſchädigen, wurde der Pirat wieder aufgenommen, und der große Sänger hat in dieſer ſeiner liebſten Rolle wieder alle Geſangsfreunde bezaubert.

Die komiſche Oper hatte mit der Wiederaufnahme des „Robin des bois“ begonnen und beſchloß ihre jährliche Laufbahn mit Halévy's Bliz; zwiſchen beide fällt die Aufführung des „Cheval de bronze,“ des „Porte-faix,“ der „Deux reines,“ und die Wiederaufnahme von „Zampa“ und „Cosimo.“ Aber der Bliz hat alle übrigen Leiſtungen in den Hintergrund gedrängt. Gedicht und Muſik dieſer Oper zeichnen ſich aus durch eine glückliche Rückkehr zu etwas Wahrem, Menſchlichem, Nichtübertriebenem. Dieſe Vorzüge wurden durch den glänzendſten Beifall gekrönt. Nachdem die Literatur ihre düſtern, troſtloſen, leichenartigen Färbungen verſchwendet, denen nur Weniges im geſellſchaftlichen Leben entſprach, hatte die Muſik in dieſes abgenuzte Gewand, welches die Literatur abzulegen anfing, ſich gekleidet, und dem Publikum nur Räuber, Verurtheilte, Hexenſabbathe, Orgien, Meucheleien und Selbſtmorde in doppeltgeſtrichenen Noten dargeboten. Es iſt erfreulich, daß die komiſche Oper wieder in die rechte Bahn eingelenkt hat und auch in dieſer Beziehung gebührt Halévy für das abgelaufene Jahr die muſikaliſche Krone.

Zum Schluſſe mag noch erwähnt werden, daß Cherubini, Halévy's Meiſter, einen „Cours de contrepoint et de lugue" herausgegeben, welcher durch die Klarheit der Darſtellung, die Reinheit der Lehre und die treffliche Auswahl der beigefügten Muſterſtücke — des Namens des großen Künſtlers durchaus würdig iſt. —

⁂ Zunahme der Bildung auf den Sandwichsinſeln. — Auf den Sandwich-Inſeln ſind im Jahre 1834, dem Berichte der Miſſionaire zufolge, 800,000 Exemplare verſchiedener Schriften in der Landesſprache ausgegeben worden. Auch die Schulen ſind in blühendem Zuſtand. Die gewöhnlichen, in denen Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen gegeben wird, werden von 1487, die Sonntags-Schulen von 2,190 Kindern beſucht. —

⁂ *Journal des salles d'asyle.* — Zu den ſchönſten Beweiſen fortſchreitender Humanität gehört unſtreitig die, ſeit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und namentlich ſeit Rouſſeau und Peſtalozzi der Verpflegung und Erziehung der Kinder in immer zunehmendem Maaße gewidmete Aufmerkſamkeit. Der Geiſt des göttlichen Kinderfreundes iſt wieder erwacht, und es iſt uns, als hörten wir den zum andermale von den Todten Auferſtandenen wieder rufen: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen!" Wie der menſchenfreundliche Zinzendorf ſeine Fürſorge ſchon den Kindern zuwandte, die noch unter dem Herzen der Mutter lagen, ſo nahm Rouſſeau ſich der Säuglinge an, die fremden Ammen übergeben waren, und trug ſie zurück auf der Mutter Schooß. Um dieſelbe Zeit wurden in Holland an einigen Orten ſg. Spielſchulen für die kleinen Kinder errichtet; der edle Pfarrer Oberlin im Elſaß und ſpäter die wahrhaft fürſtliche Pauline zu Lippe-Detmold (1802) gründeten ähnliche Anſtalten, in denen die Kinder der Eltern, die dem Broderwerb nachgehen mußten, Pflege und Unterricht in den Anfangskenntniſſen fanden. Der göttliche Liebesfunke zündete und ſo wurden demnächſt, (ſeit 1824) in England, Deutſchland, Frankreich, Belgien, der Schweiz, Ungarn, Dänemark und Italien eigentliche Kleinkinderſchulen eingeführt.

In Sachſen Weimar wurde ſogar die allgemeine Einführung derſelben von der Regierung angeordnet, als die muſterhafteſten ſind aber bis jetzt die Wiener Anſtalten anzuſehen.

In Frankreich fanden ſie, unter dem Namen salles d'asyle, durch Vermittlung der Marquiſe de Paſtoret ſchon um 1827 Eingang und 1830 gab es deren in Paris ſchon 10, die von 3000 Kindern beſucht wurden. Seitdem hat man ſich immer mehr von der Nützlichkeit ſolcher Bewahranſtalten überzeugt, und wir dürfen es als ein günſtiges Vorzeichen für das eben begonnene Jahr betrachten, daß in dieſen Tagen in franzöſiſchen Blättern eine Zeitſchrift hervorgetreten, die unter dem Titel: „L'ami de l'enfance, journal des salles d'asyle," unter der Leitung der Herrn Cochin (membre du Cons. gén. du dép. de la Seine) und Batelle (chef de bureau à l'administration gén. des hospices civ. de Paris) erſcheint. Der geringe jährliche Abonnementspreis von 6 Frk. wird hoffentlich deren reichliche Verbreitung erleichtern.

⁂ Lauzun, von dem Labruyère ſagte: „man träumt nicht, wie er gelebt hat," iſt von Paul de Muſſet zum Helden eines hiſtoriſchen Romans erhoben worden, in welchem jedoch, nach Verſicherung von Buloz, ſich kein Wort finden ſoll, welches ſich nicht geſchichtlich rechtfertigen laſſe. Buloz ſetzt dieſes Werk an die Seite der Arbeit Niſard's über Erasmus, und — H. Heine's über Luther. (!)

Chronik der ſchönen Literatur.

1) Allgemeine Theater-Revüe. Herausgegeben von A. Lewald. 1ter Jahrgang. Stuttgart, Cotta. 1835.

Es iſt ein wahres Glück, daß endlich einmal ein Terrain gewonnen iſt, von welchem aus die in Anarchie und Auflöſung herabgeſunkenen Verhältniſſe der deutſchen Bühne geregelt und die Nichtswürdigkeiten des Recenſenten- und Korreſpondentenunfugs gezüchtigt werden ſollen. Daß Lewald ganz der Mann dafür iſt, einem dramaturgiſchen Inſtitute vorzuſtehen, beweiſ't er durch ſeine trefflichen „vergleichende Ueberſichten." Es iſt ferner verdienſtlich, in den Kreis dieſer Revüe allmählich die Verhältniſſe aller europäiſchen Bühnen zu ziehen, und Deutſchland, deſſen dramatiſcher Credit ſeit geraumer Zeit tief unter Null geſunken iſt, zum Mittelpunkt dieſes Kreiſes zu machen; vielleicht ſpornt Eiferſucht zur Thätigkeit. Die Ueberſicht des Halbjahrs der Pariſer Bühnen halten wir in dieſer Beziehung für ein beachtenswerthes Dokument. A. Schleſier's Aufſatz über Tieck und das deutſche Theater enthält in maßloſer Ueberſchwemmung der Anſchauungen, Worte und Schlüſſe — gründliche Wahrheiten. Die Aufſätze von Grußarth, Menzel, Peucer und einem Ungenannten (über das böhmiſche Schauſpiel) ſind von entſchiedenem Werth. Wir halten dieſe allgemeine Theater-Revüe für eine wichtige Erſcheinung, und wünſchen, daß die Preisaufgabe Cotta's für das beſte Luſtſpiel, welches dann dem nächſten Jahrgang einverleibt werden ſoll, ſchlummernde Kräfte wecke.

2) Dramatiſche Deſſerts für das Jahr 1836. Herausgegeben von C. M. Oettinger. Mit Beiträgen von Th. Birch-Pfeiffer, Angely, Blum, Cosmar, Grade, Herrmann und Oettinger. Hamburg. Magazin für Buchhandel, Muſik und Kunſt.

Die meiſten der in dieſer Sammlung enthaltenen Luſtſpiele haben bereits die Feuerprobe der Darſtellung auf großen Bühnen glücklich beſtanden und ſind namentlich Provinzialbühnen zu empfehlen. Komiſche Elemente und Ingredienzien ſind darin genug enthalten, der Dialog iſt leicht und ungezwungen, die ſceniſchen Arrangements unterliegen keinen Schwierigkeiten. Die beſten ſind unſtreitig Herrmann's Schwank: „Drei Stunden vor der Hochzeit," nach den erſten Kapiteln von Oettinger's Lan de mille fours mit großem Geſchick ſkizzirt, Cosmar's „Ehrendame" und Angely's „die Wittwe und ihr Mann." Die Burleske: „Das Königreich der Weiber" und die Poſſe: „der Regenſchirm" nehmen eine ſehr ſorgfältige Auffaſſung und feine Darſtellung von Seiten der Schauſpieler in Anſpruch, wenn die Intrigue ſowohl als die einzelnen Situationen das Publikum nicht verletzen ſollen. Unter den vielen Bühnenalmanachen, welche uns alljährlich meiſt verballhornte miſerable Bearbeitungen aus dem Franzöſiſchen bringen, zeichnet ſich die obengenannte Sammlung vortheilhaft aus.

3) Schauſpiele von Bernhard Neuſtädt. 1ter Theil. Enthält: „Der Bravo, Schauſpiel in 5 Aufzügen mit Vorſpiel nach Cooper's Roman. „Süd und Nord," Schauſpiel in 3 Aufzügen. — Breslau, F. E. C. Leuckart. 1836.

Der Verfaſſer hat vor einigen Jahren aus Spindler's „Juden" ein Schauſpiel: Ben David, der Knabenräuber, zugeſchnitten, welches von vielen Bühnen angerobirt wurde, aber nur wenigen paßte. Wie uns dünkt, war der echt epiſche Stoff Spindler's, eine ungeheure Hautelice, die Schuld, welcher ſich durchaus in keinen Comödienfrack umſchneidern läßt. — Die üppige Ueberfülle der Spindler'ſchen Phantaſie erdrückte Parterre und Gallerie, und eine rothe Perrücke machte noch keinen Jobik; Herr Neuſtädt hat viele Sünden an Spindler gutzumachen!

Der Verſuch, Cooper's Bravo zu dramatiſiren, iſt Herrn Neuſtädt beſſer geglückt, er hat es verſtanden, das dramatiſche Intereſſe mit dem theatraliſchen an einen Zipfel zu knüpfen; die Einheit der Handlung, welche die Bühne fordert, klar zu machen, erforderte hier geringere Mühe; die Situationen ſind mit größerer Ruhe ausgemalt, und der Dialog, wiewohl wegen allzulanger Tiraden nicht unbedingt lobenswerth, iſt doch bei weitem dramatiſcher, als im „Juden." Wir glauben, daß das Stück ſein Glück machen wird. — Das andere Schauſpiel iſt, was die Intrigue und die Charaktere betrifft, mehr im Genre der ſeit einigen Dezennium außer Mode gekommenen Melodrame gehalten; ein paar Erbſchleicher, eine (ſcheinbare) Bigamie, ein entſagendes „deutſches Weib" ein unentſchloſſener charakterloſer Held, ein dummpfiffiger Reitknecht treiben ſich bunt durcheinander, „bis ſich das Laſter erbricht und die Tugend ſich zu Tiſche ſetzt."

(Fortſetzung folgt.)

No 17. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 20. Januar.

Der Tod des Adonis.

Herbſtklage.

Von

Leopold Schefer.

Adonis.

O Aphrodite! So ſiehſt du mich wieder!

Nun muß ich deiner Liebe vergeſſen,
Tief getaucht in der Lethe Fluth!
Nun werde ich nicht mehr wandeln mit dir
Wie ſonſt — im heiligen Dunkel des Haines
Am blumigen Quell — in des Waldes Umdüſt'rung
Mir leis zu entſchleiern, ach, zu faſſen
Deine unausſprechliche Schönheit!

Nahet nicht wieder der ſchreckliche Eber?
Dort in's Gebüſch hin rannte er ſchäumend
Mit tödtlich verwundendem blutigen Zahn —
Doch, unſchuldig, büß' ich die Schuld nur
Ach, nur meiner ſterblichen Mutter,
Die mich ſo ſchwer, und dennoch ſo leicht
So tödtlich verwundbar einſt gebar! —
O ſchone des Ebers!
Laſſe der Liebe
Mich ſterben, ehe die Liebe mir ſtarb!

O ſelig, umſchlungen von deinen Armen
Gedrückt an deine kühlende Bruſt,
Schmachtend Auge in ſchmachtendes Auge
An deinem himmliſchen Nektarmunde
Sanft zu verhauchen den ſüßen Traum! —

— Mir träumte: „Ich war ein ſchöner Knabe,
Und es liebte mich eine Göttin
Voll unerſchöpflich entzückenden Reizes, —
Da kam ein Eber mit grauſamem Zahn
Und ſchlug dem Knaben eine Wunde —
Aber die Göttin war nicht vermögend,
Zu ſtillen die tiefgeſchlagene Wunde
Des menſchlichen leichtgewebten Leibes —
Und ſo mußt' ich, ach, mußt' ich ſterben
Im Arme der ſchönen, klagenden Göttin!"

Aphrodite.

Seht! Er iſt todt! — O ſchlafen möcht' ich
Den unſtörbaren Schlaf, den er ſchläft,
Den ewigen Schlaf — den heiligen Tod!

O Aphrodite! Wo iſt der Weg dir,
Dir in den finſtern, finſterſten Orkus?

O ihr Sterblichen, ſelig ſeid ihr,
Die ihr nun einmal zu dem Raube
Des Schönen, zum Raube eurer Lieben
Auch tragt das Vergönnen: es nicht zu verlaſſen,
Zu folgen dem Schönen, zu folgen den Lieben
Hinab in den Tod! um zu ſein — wo ſie!

Alſo bezwang der ſchlaueſte Zeus
Die ſtets doch das Leben begehrenden Menſchen,
Selber die ſchöne Sonne zu haſſen;
Grauſam pflanzt der gewaltige Tod
Das, was ſie lieben, hinab in den Orkus!
Selber dann kommen und weinend bitten
Muß der Beraubte den Herrſcher der Todten:
„Du Starker, o nimm mich Verlaſſenen! mich auch!
Sieh', und umſonſt nicht läßt er ſich flehen,
Lächelnd des Kommenden, tückiſch, der Arge!
Ach, und noch gnädig pflückt er auch ihn hin!

— Rüſt' ich des Holzes lohendes Mahl mir,
Stürz' in die Flammen — ach, ſo ergreifen
Die nichts verſchonenden Flammen — ſchonend,
Nicht den unſterblichen Götterleib,
Lodert fort und banger als vor
Meine Liebe!

Steig' ich in Lethe's ſchweigende Wogen
Bis an die Stirn kühl — ach, ſo löſchen

Die allesſtillenden Fluthen — ſchonend,
Mir nicht die liebende Göttergluth,
Lodern fort und heißer als vor
Meine Leiden!

O Aphrodite! Wo iſt der Weg dir,
Dir in den finſtern, finſterſten Orkus?

Die Muſen alle.

O Götter, wie webt ihr das Schöne
So zart, wie die Frühlingsblüthe,
So leicht, nur aus duftigem Äther!

Eine.

Wie ſpielet das helle Laubgewimmel
Faßlich-unfaßlich im Strahle der Sonne!
Aufgetaucht in dem Blüthenmantel
Steht der Baum da, der weiße Geiſt!
Und iſt der glänzenden, ſplitternden Knoſpe
An ſeinem wiegenden, grünen Arm
Schimmerndes Blättergeſpreiz! und ach.
Der Blumen, in undurchdringlichem Wunder,
Dennoch wahr holdſelige Gegenwart!

Aphrodite.

O Götter, wie webt ihr das Schöne,
So zart wie die Frühlingsblüthe,
So leicht, nur aus duftigem Äther!

Die Muſen alle.

O Götter, wie webt ihr das Schöne,
So zart, wie die Frühlingsblüthe,
So leicht, nur aus duftigem Äther!

(Schluß f.)

Streifzüge in das Gebiet der neueſten Literatur des Auslandes.

II.

Mit dem Winter ſind auch die neuen Winterphalänen an das Licht geflattert, die während des langen Sommers noch als Puppen, d. h. als Manuſcripte in den Pulten der Verleger ſchlummern, um, ſobald die Ballſaiſon eintritt, die auch die ihrige iſt, als bunte, ſchillernde Schmetterlinge hervorzukommen. — Daß ich die Romane meine, brauche ich wohl nicht erſt lange zu ſagen, welcher Leſer hätte ſich nicht ſchon nach ihnen umgeſehen? Bis jetzt iſt die Ausbeute aber noch nicht ſonderlich ergiebig ausgefallen, obwohl die Matadore unter den engliſchen und franzöſiſchen Schriftſtellern bereits ihren erſten Tribut dargebracht haben. Von einem neuen Dichter, der mit einem neuen Genre die ganze civiliſirte Welt galvaniſirte, („electriſirte“ wäre viel zu matt, ein Roman muß Zuckungen hervorbringen wie ein galvaniſcher Apparat, ſonſt lieſt ihn heutzutage Niemand) iſt indeſſen noch nichts zu verſpüren, und man begnügt ſich daher vorläufig noch mit der bekannten Art und Weiſe der alten Lieblinge, unter denen in England und Frankreich und alſo auch ganz natürlich bei uns, Bulwer, Kapitän Marryat, Balzac und der Androgyn Sand die geſuchteſten und geleſenſten ſind.

Kapitän Marryat's neueſten Roman, Japhet, der ſeinen Papa ſucht (Japhet, in search of his father,) habe ich bereits, noch ehe er im Buchhandel als Buch erſchienen iſt, löffelweiſe zu mir genommen und kann nur Gutes von ihm berichten; er zeigt ſich als eine zugleich heilſame und wohlſchmeckende Mixtur gegen die Langeweile und andere geſellſchaftliche Übel. M. iſt nämlich einer der Haupttheilnehmer an einem der beſten engliſchen Journale, the Metropolitan Magazine und pflegt hier ſeine neueſten Werke ſtückweiſe, obwohl im Zuſammenhange mitzutheilen, ehe er ſie als Ganzes erſcheinen läßt. Er iſt aber noch viel mehr als Mitarbeiter am Metropolitan, er iſt ein vernünftiger, rechtſchaffener und einfacher Mann und ein guter, anſpruchloſer Erzähler; von Bulwer's widerlicher Geſpreiztheit und Vornehmthuerei weiß er nichts. Es gereicht Deutſchland zur Ehre, daß ſeine Schriften ſo gern bei uns geleſen werden; den Beweis dafür liefert die eifrige und unermüdliche Concurrenz der Herren Buchhändler Vieweg in Braunſchweig und Mayer in Aachen, von denen der eine die Marryat'ſchen Werke in mittelmäßigen Überſetzungen auf feinem Papier, und der andere in feinen Überſetzungen auf mittelmäßigem Papier liefert, und welche, trotz der gezwungenen Wohlfeilheit, doch beide ihren Vortheil dabei zu finden ſcheinen. Worin liegt aber der große Reiz von Marryat's Schriften? Das iſt mit wenigen Worten geſagt. Ihr Verfaſſer iſt ein Mann, der ſich in der Welt umgeſehen hat, dem im vollſten Sinne des Wortes mancher rauhe Wind um die Naſe wehte (er iſt, oder war nämlich Kapitän im Seedienſt) und der mit vollen Händen aus dem vollen Leben ſchöpfte. — Als Kunſtwerke ſind ſeine Leiſtungen gar ſo bedeutend nicht, denn meiſtentheils leiden ſie an einiger Unwahrſcheinlichkeit und werden von ihm, wenn auch gut angelegt, doch, wie man zu ſagen pflegt, über das Knie gebrochen, wenn es gegen das Ende geht; deſto größere Ehre machen ſie dagegen dem Herzen des Verfaſſers, der überall gemüthlich, gerecht und wahr iſt und zu dem Leſer ſpricht, wie ein einfacher, alter Freund, der viel geſehn und gehört hat, ſich ſelbſt kein X für ein U macht und dem man gern das Ohr leiht, weil er ſelbſt gleichgültige Dinge mit Anmuth vorzutragen weiß und ſich nie ereifert, ſondern immer hübſch objectiv, gelaſſen zu bleiben verſteht, obwohl er nichts verſchweigt noch beſchönigt. Sein Herz ſpricht überall mit, läuft aber nie mit ihm davon. Alle dieſe Eigenſchaften machen ihn dem Leſer werth; rechnet man nun noch dazu, daß er das Intereſſe zu ſpannen und rege zu erhalten weiß, daß er eben ſo anmuthig zu rühren als zu erheitern vermag, daß er ferner jedem Dinge eine intereſſante Seite abzugewinnen und das Gewöhnliche ungewöhnlich, obwohl nie geſucht und affektirt, ſondern mit großer Natürlichkeit zu ſchildern verſucht, ſo wird man ſich nicht über die vielen Freunde wundern, die ſeine Mittheilungen jenſeits wie dieſſeits des Kanals finden. Für uns Binnenländer hat er obendrein noch das Angenehme, uns das Seeleben mit ſeinen tauſend Farben und ſeiner ewig wechſelnden und dennoch ſtets gleichförmig bleibenden Bewegung zu ſchildern, wie es wirklich iſt, doch keineswegs die Segel ſeiner Erzählungsfregatten mit dem Sturmwinde aufgeblaſener Backen zu ſchwellen, (wie das Eugen Süe zu thun pflegt, bei dem der bloße Ballaſt ſeiner Fahrzeuge ſchon aus angehäuften Verbrechen beſteht, von dem was auf dem Zwiſchendeck paſſirt gar nicht zu reden,) ſo daß man ihm getroſt Glauben ſchenken darf, und ſich nicht vor ſich ſelber blamirt, wenn man ſeinen Berichten mit Theilnahme folgt. — Sein neueſter, obenerwähnter Roman bewegt ſich zwar in einer ganz anderen Sphäre, iſt aber deshalb nicht weniger unterhaltend. Beſagter Japhet, der Pflegling eines Waiſenhauſes, hat ſich nämlich in den Kopf geſetzt, nicht eher zu ruhen, als bis er ſeinen Papa gefunden, und ſtreift nun ſuchend in der Welt herum, bis er endlich zu ſeinem Ziele gelangt. — Sein Streben führt ihn in die verſchiedenartigſten Verhältniſſe, bald lebt er unter Zigeunern, bald unter dem hohen Adel, zuletzt als Apotheker in einer Quäkergemeine und hört endlich. nachdem er manches Abentheuer beſtanden und ſogar in nicht geringer Lebensgefahr geweſen, damit auf, ein gemachter Mann zu ſein, und eine ganz allerliebſte Quäkerin die Seine zu nennen. Über das Ganze iſt ein großer Schatz von Lebensklugheit und geſundem Urtheil verbreitet, und einzelne Scenen und Charaktere ſind meiſterhaft geſchildert. — Das Buch wird viele Leſer finden und verdient es auch.

Der Mann, der unter den Pariſer Schriftſtellern bekanntlich das meiſte Honorar bekommt, von dem man in der feinſten Geſellſchaft aber nicht recht ſprechen darf, obwohl in guter ganz unbeſorgt, — Herr Paul de Kock hat ſich auch wieder eingefunden mit einem neuen Kinde ſeiner Muſe: Ni jamais, ni toujours. Redet man über ihn, ſo geräth man in einen Widerſpruch wunderlicher Art, denn man fühlt ſich geneigt auszurufen: Schade, daß er ſo unanſtändig iſt, und Schade, daß er nicht mehr ſo unanſtändig iſt wie früher, denn er war damals weit friſcher, komiſcher und ergötzlicher. Seine früheren Arbeiten, la laitière de Montfermeil, la maison blanche, waren ſo reich an guten Einfällen, komiſchen Situationen und gefunden, dummen Späſſen, obwohl er ſich faſt auf jeder Seite an dem guten Geiſt der Schicklichkeit verſündigte, daß man ihm nie recht ernſtlich böſe ſein konnte. — Ja, ich muß aufrichtig geſtehn, — und ſollte auch ganz Berlin die die Achſeln zucken über meinen ſchlechten Geſchmack, — ich habe nie eins jener Bücher in die Hand genommen, ohne fortwährend die vortrefflichſten Wirkungen auf mein Zwerchfell zu verſpüren; eine beſſere Kur für Hypochondrie kenne ich wahrlich nicht, und das Bischen ſtets mit Grazie, Gewandtheit und Bonhommie vorgetragener Unanſtändigkeit war für mich eben ſo wenig da, als es für jeden Vernünftigen da ſein wird, der kein Kind mehr iſt. Dabei beſitzt Paul de Kock einen überaus glücklichen Blick für alle Schwachen der menſchlichen Natur, große Lebensklugheit, ein unübertreffliches Talent der Darſtellung, ſchlagenden Witz, einen rapiden, fließenden Styl, der von aller Geſuchtheit fern iſt, und eine ganz geſunde Moral in allen ernſten Dingen; lauter Eigenſchaften, die einen wohl verleiten können, eine Mußeſtunde mit ihm zu vertändeln. Obendrein kennt er Paris in ſeinen Höhen und Tiefen wie nur Wenige und weiß immer etwas Neues aus der Welthauptſtadt zu ſchildern, oder doch das Alte auf neue Weiſe mit den Begebenheiten ſeiner Helden und Heldinnen zu verflechten, ſtets aber mit der größten Wahrheit zu malen und nie ſich falſcher Tinten zu bedienen.

(Schluß folgt.)

Die böhmiſchen Märtyrer und der Prophet von Florenz.

(Fortſetzung.)

M. Johann Huß kam am 3. November 1414 (Sonnabends) in Coſtnitz an, im Schutze des von Kaiſer Sigmund am 18. Oktober deſſelben Jahres ausgeſtellten Geleitsbriefes. Seine Freunde Heinrich von Latzenböck und Johann von Chlum baten den Pabſt Johann XXIII., dafür Sorge zu tragen, daß dem theuren vielverläſterten Manne kein Leid widerführe. Johann XXIII. erwiederte: „er würde, ſo weit er dazu beitragen könnte, durchaus nicht zugeben, daß Huß auf irgend eine Weiſe zu Coſtnitz gekränkt oder widerrechtlich behandelt würde, auch wenn er ſogar ſeinen (des Pabſtes) Bruder getödtet hätte.“ Ruhig lebte Huß in Coſtnitz, obwohl ihm von den Cardinälen verboten ward, öffentlich Meſſe zu leſen und zu predigen, indeſſen ſeine Feinde, worunter Stephan Paletz, Stanislaus von Znoyma und Michael a Cauſis (alle von Prag) alles aufboten, um ihn zu ſtürzen. Am 16. November wurde das Concil eröffnet, Johann XXIII. predigte dabei über die Worte Zachariä: „Redet einer mit dem andern Wahrheit, richtet recht, und ſchaffet Frieden in euren Thoren!“ — Vierzehn Tage ſpäter wurde Huß in den Pallaſt des Pabſtes eingeladen und dort — gefangen genommen. Am 5. December brachte man ihn in das Dominikanerkloſter, in einen feuchten und dunklen Kerker, daß ihn bald ein Fieber befiel, welches ſeine Tage zu enden drohte. Mittlerweile brachte Michael a Cauſis eine ſchamloſe Anklageakte zu Stande, in welcher Falſches und Wahres durch einander gemengt war. Am 14. December kam der Kaiſer in Coſtnitz an, und die Schmach des Wortbruchs rechtfertigten ihm die geiſtlichen Machthaber durch den Grundſatz: „Haereticis non est servanda fides!“ Am 13. März 1415 wurde Huß in ein andres Gefängniß, in das Franziskanerkloſter geführt, wo man ſeine Standhaftigkeit durch manche ſophiſtiſche Schleichfrage verſuchte. Am Palmſonntage mußte er ſeinen neuen Kerker gegen die Haft auf dem Schloß Gottleben über'm Rhein, eine Viertelſtunde vor Coſtnitz, vertauſchen. Alle Verwendungen ſeiner Freunde, der böhmiſchen Edlen, waren fruchtlos. Am 5. Juni begannen die Verhöre, welche göttlichen und menſchlichen Rechten Hohn ſprachen; bei dem dritten (am 8. Juni) las man ihm 39 Artikel vor, die aus ſeinen Büchern genommen ſein ſollten; Huß antwortete darauf vor dem verſammelten Concil. Die Mitglieder des Concils beſiegten ſeine Gründe, wenn er die Wahrheit an den Tag gebracht, — durch Schreien und Toben. Man verſuchte, ihn zum Widerruf zu verlocken, man drohte; an ſeiner ſchlichten Rechtlichkeit prallten alle Pfeile der Schlauen wie der Plumpen ab. Es iſt unglaublich, wie unverſchämt die Diener der Lehre des Friedens und der Liebe ſich gegen den gefangenen Dulder benahmen. Der einzige Cardinal Brogni wollte ihm wohl und ſchickte ihm eine milde Proteſtationsformel, die ihn retten ſollte; Huß ſchrieb ihm hierauf: „Ehrwürdiger Vater, ich bin „Euch für Eure milde und väterliche Güte zu großem Danke „verbunden, ich kann mich aber dem Concile unmöglich in „dem verlangten Maaße unterwerfen, ich müßte ſonſt viele „Wahrheiten verdammen, die ſie, wie ich mit meinen eigenen Ohren gehört habe, ärgerlich nennen, und dann würde „ich mich eines Meineids ſchuldig machen, wollte ich durch „das Abſchwören bekennen, Irrthümer gehegt zu haben, wodurch ich dem Volke Gottes, das ſtets von mir das Gegentheil gehört hat, einen großen Anſtoß geben würde, ꝛc.“ — Am 6. Juli wurde er endlich in der Hauptkirche von Coſtnitz bei allgemeiner öffentlicher Sitzung feierlich als Ketzer verdammt. Umſonſt war ſeine letzte Vertheidigung, ſeine Berufung auf des Kaiſers Wort und Geleitsbrief; bei Erwähnung des kaiſerl. Geleites ſoll Sigmund blutroth geworden ſein. Man entkleidete ihn ſeines prieſterlichen Gewandes und Schmuckes, und ſetzte ihm unter fortwährenden Schmähungen eine ellenhohe, mit drei Teufelsfratzen bemalte, mit dem Wort „Häresiarcha“ beſchriebene Mütze auf. Das geiſtliche Gericht übergab ihn dem weltlichen, dies dem Scharfrichter. Auf dem Richtplatz (unweit Gottleben, zwiſchen den Gärten und Thoren der Vorſtadt) betete er den 51. und 31. Pſalm, und wiederholte heiter die Worte: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt, du haſt mich erlöſet, Herr, du treuer Gott!“ — Als dies die umſtehenden Laien hörten, ſprachen ſie: „Was er früher gethan hat, wiſſen wir nicht, jetzt aber, daß ſehen und hören wir, betet und ſpricht er wie ein Heiliger." — Einige forderten für ihn ſogar einen Beichtvater. Da aber entgegnete ein gewiſſer Ulrich Schorand, Caplan zu St. Stephan in Coſtnitz, der auf einem großen Pferde ſaß, angethan mit grünem Jagdgewande und einem rothſeidenen Unterkleide: „Nein, er darf nicht beichten, bevor er nicht ſeine Ketzerei widerruft." Nachdem man ihn dreimal um den Scheiterhaufen geführt, entkleidete man ihn und band ihn mit ſieben naſſen Stricken rücklings an den Pfahl; zufällig blickte er, ſo angebunden, mit dem Geſichte nach Morgen. „Herum!" ſchrieen da Einige, „er darf nicht nach Morgen blicken. Er iſt ein Ketzer!" Auf dies Geſchrei drehte man ihn nach Abend. — Als er zum drittenmale die Worte: „Jeſu Chriſte, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!" anſtimmen wollte, trieb der Wind ihm die Flamme in's Geſicht und er erſtickte. Die Natur war barmherziger, als die Menſchen. Wir enthalten uns, die Scheußlichkeiten zu nennen, mit welchen Fanatismus und Barbarei ſeine irdiſche Hülle ſchändeten. Und das war ein Mann, deſſen einziges Verbrechen — die Wahrheit und der Muth war, mit dem er ſie ſprach: „Nun haben ſie das Haupt der Kirche abgehauen, das Herz der Kirche ausgeriſſen, die unverſiegbare Quelle der Kirche ausgetrocknet, die ſichere, unwandelbare Zuflucht der Kirche, wohin jeder Chriſt flüchten ſollte, hinweggenommen." Und es verdammte ihn ein freies, chriſtliches Concil, von welchem ein Domherr, Ulrich Reichenthal erzählt: „Offen Frawen in den frawen-Heuſſern und ſunſt Frawen, die Heuſſer gemiet habend und in den Stellen lagend, und wo ſy mochten, der warent ob 700, — on dye heimlichen, die laß ich beleiben." (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Chaptal.** — In der zu Ende des vor. M. gehaltenen Jahresſitzung der Akademie der Wiſſenſchaften wurde das Andenken Chaptal's durch eine Lobrede gefeiert. Sein Name gehört nicht nur Frankreich und der Gelehrtenrepublik, er gehört auch der Menſchheit an. Unter den großen Chemikern Frankreich's nimmt er mit Fourcroy, Guyton de Morveau, Berthollet und Vauquelin eine der erſten Stellen nächſt Lavoiſier ein. Sein eigenthümliches Verdienſt beſteht darin, daß er ſtets darauf bedacht war, die Chemie zur Förderung des Ackerbaues und der Induſtrie zu verwenden. Als Napoleon den Handelsdespotismus England's zu brechen beabſichtigte und Frankreich gegen das Ausland abſchloß, ernannte er Chaptal zum Miniſter des Innern und der große Chemiker rechtfertigte in jeder Beziehung das ihm geſchenkte Vertrauen. Die Entdeckungen, die er als wiſſenſchaftlicher Forſcher machte, verwendete er, als Staatsmann, zur Steigerung der nationalen Wohlfahrt, und — als Menſchenfreund, — wo die Gelegenheit ſich darbot, — zur Unterſtützung der ärmeren Klaſſen. Durch Alles, was er als Miniſter fur Ackerbau, Handel, Gewerbthätigkeit, öffentlichen Unterricht und Wohlthätigkeitsanſtalten gethan, hat er ſich die ſchönſte Bürgerkrone, durch ſeine vielen wiſſenſchaftlichen Arbeiten auch die dankbare Anerkennung des Auslandes erworben. Seine erſte Schrift, die er nach Beendigung ſeiner mediziniſchen Studien herausgegeben, verbreitete ſich über „die Urſachen der Unterſchiede unter den Menſchen;" ſeine letzte war eine ſehr ſchätzbare Statiſtik Frankreichs von 1789 bis 1819.

⁂ **Die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's.** — Amerikaniſchen Jahrberichten für 1835 zufolge hat die **Bevölkerung** der Vereinigten Staaten ſeit 1790 von 3,930,000 ſich bis zu 14 Millionen vermehrt; die **Staatsſchuld** hingegen, die 1816 noch 674,875,000 Fr. betrug, iſt jetzt völlig erloſchen. —

⁂ **Die indiſchen Frauen.** — Das Aſiatic-Journal machte unlängſt die nicht blos auf Indien paſſende Bemerkung, daß man die Frauen durchgängig wie niedrigere Weſen behandle und doch — wahrhaft himmliſche Tugenden von ihnen fordere. Es führt dann Manches zur Würdigung der Frauen im Lande Brahma's an, von dem folgendes eine Stelle hier finden mag:

„Das alte Rom prahlt mit Einer Lucrezia; Indien kann hunderte, ja tauſende edler Frauen aufweiſen, die es vorzogen, durch Gift, Dolch oder Feuer ihr Daſein zu enden, ehe ſie ein Leben führten, auf dem nur ein Schatten von Argwohn ruhte. In der neuern Zeit haben zahlreiche Beiſpiele gelehrt, daß die Frauen Indiens noch derſelben Opfer fähig ſind, wie vor vielen Jahrhunderten: Dow's Annalen. Feriſchta's Geſchichte und Oberſt Tod's Radſcheſtan ſind voll von Handlungen weiblicher Seelengröße, die oft aus den reinſten Quellen floſſen; und dieſelben Triebfedern haben noch jetzt ihre ganze Wirkung . . . Faſt jede vornehme Familie Hindoſtan's rühmt ſich eines oder mehrerer weiblicher Vorfahren, welche die Ehre ihrer männlichen Verwandten auf Koſten ihres Lebens retteten. Wo ein Rückzug im Kriege durch die mitgenommenen Frauen behindert worden wäre, haben dieſe ſich ſelbſt geopfert" . . .

⁂ **Drittes allverſöhnendes Weltalter.** — Da — nach dem kometariſchen Aufſchwung, den die Civiliſation ſeit hundert Jahren in Europa genommen, doch noch ſtets im Kirchlichen und Staatlichen ſich Verſuche erneuen, die nach Verſöhnung und Gemeinſamkeit Dürſtenden in die morſchgewordenen Abſonderungen zurückzudrängen und einzupferchen, ſo wird man uns Dank wiſſen, wenn wir aus der wenig bekannten Schrift eines eben ſo religiöſen und gelehrten als geiſtreichen Forſchers folgende zurechtweiſende Stelle hier anführen. In der Vorrede zum Buche Jezira, welches 1830 zum erſtenmale in deutſcher Überſetzung erſchienen, bemerkt Herr H. F. von Meyer, daß „die Zeit heranrücke, wo die geiſtigen Vorzüge der alten und neuen Welt zuſammen vereinigt werden müſſen; die Schrift nenne dieſes eine Zuſammenbekehrung der Herzen der Väter und der Kinder (Mal. 4, 6. Luc. 1, 17), und nicht anders könne der Menſch im Großen die Mündigkeit erreichen, als wenn er in der Vollſtändigkeit alles deſſen, was er ſeit allen Jahrtauſenden erlebt hat, wiedergeboren auftritt."

⁂ **Cryſtalliſationslicht.** — Bis jetzt hatte man während der Cryſtalliſation oft Lichtentwicklungen wahrgenommen, ohne ſie jedoch beliebig hervorrufen zu können. Heinr. Roſe hat nun entdeckt, daß wenn man 2 oder 3 Drachmen durchſichtige und glaſige Arſenikſäure mit 1½ Unzen gewöhnlicher Salzſaure und ½ Unze Waſſer 10 Minuten lang kochen und dann moglichſt langſam erkalten läßt, die Cryſtalliſation ſtets mit ſtarker Ausleuchtung begleitet iſt, da bei Bildung jedes Cryſtalls ein Funke ausſtrahlt. Wird aber die Verdunſtung beſchleunigt, dann erzeugt ſich nur eine bröckliche Maſſe und es wird wenig oder gar kein Licht entwickelt. — Sollte dieſe Entdeckung nicht benutzt werden können, um auch das Nordlicht aus den ungeheuren Cryſtallbildungen des Nordmeeres zu erklären?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 18. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 21. Januar.

Der Tod des Adonis.

Herbſtklage.

Von

Leopold Schefer.

(Schluß.)

Zwei Muſen.

Das ſchöne, fremde, himmliſche Kind,
Ahndend die warme, erquickende Sonne,
Hebt mit dem Haupte die lockere Erde,
Wirft, bald aus dem Schlaf ſich ringend, nun ab
Den zartgewirkten niedlichen Mantel
Und lieblich und reinlich ſtehet es da,
Erregend dem Knaben Auge und Bruſt,
Das ſchöne fremde, himmliſche Kind —
Doch nimmt es der Knab' in die prüfende Hand,
Zerfällt es ihm — täuſchend — in leichten Staub!

Aphrodite.

O Adonis, wie hegt' ich dich liebend
An meinem warmen, ſeligen Buſen,
Dich, des Frühlings herrlichſte Blüthe!
Wie wandelteſt du, du wandelnde Lilie,
Nicht feſtgewurzelt in Erde, wie Reben
Mit fröhlich gelöſter Pflanze des Flußes
Frei und treu, wo ich wandelte!
Wie blickteſt du Wonne empfangend mich an,
Du Glockenblume mit blauen Augen,
Die dufteten, leuchteten und erwärmten
Vom tiefen Strahle des Frühlings — von Liebe!
Wie hauchte dein Mund, du redende Roſe,
Nicht blos himmliſchen, lieblichen Duft
Wie die ſchweigenden Roſenknospen —
Nicht allein, ach, entzückenden Laut
Wie die unverſtändliche Nachtigall —
Nein! verſtändlichen, liebenden Zauberhauch
Klar ausſtrömend aus Herz in Herz
Süße verſtandene Feuergluth —
Du ſinnvollſtes der ſinnvollen
Frühlingsgebilde, o mein Adonis!

Die Muſen alle.

O Götter, wie webt ihr das Schöne
So zart, wie die Frühlingsblüthe,
So leicht, aus duftigem Äther!

Drei.

O Götter, wie habt ihr doch Macht gegeben
Selber dem ſchwebenden, nichtigen Nebel,
Das Schöne ſogar und ſo leicht zu vergiften, —
Macht dem Regen, zu beugen ſein Haupt, —
Macht dem Winde, es ſchnell zu zerſtören,
Es zu verwehen, — habt ihr gegeben
Vergänglichem Erze, zu tödten das Schöne!
Ach, wie ſo Allem habt ihr, Götter,
Beweinenswürdige Macht gegeben,
Beweinte Macht, Macht über das Schöne!

Aphrodite.

Ihr klaget mit mir, anſtatt mich zu tröſten,
Ihr himmliſchen Muſen! Von euch erwart' ich
Nur Troſt und Lind'rung, ihr himmliſchen Muſen!

Die Muſen.

Mit dem Unglückſeligen klagen,
Iſt des Unglückſeligen Troſt!
Denn jegliches Leid hat ſeinen Kreis
Und jegliches Glück auch hat ſein Ziel.
Göttern und Menſchen immer dienſtbar
Nahe zu ſein, wie ſie es bedürfen,
Dem Glücklichen unſere Stimme zu leihen,
Sein unausſprechliches Glück zu ſagen, —
Iſt unſer Amt!
Und des Unglücklichen dumpfen Schmerz
In gefälligen Klagen zu ſingen —
Iſt unſer Amt!

Denn zwei ſind der Wege:
Einer des Glückes — einer des Unglücks;
Jeglichen, welchen ein Weib geboren,
Führen die Götter, einen zu wandeln;
Aber uns Muſen gaben ſie beiden
Göttlichen Wegen als Freundinnen zu:
Jeden lindernd und tröſtend zu leiten,
Die vorgeſchriebene Bahn zu durchwandeln
Richtig zu ſeinem ſeligen Ziel.

Drei.

Ewig lebt die Schönheit
In Allvaters Auge,
Wie das Licht im Auge der Sonne;
Wenn die bildende Erde
Neue Geſtalten geformt,
Neue Kinder der Blumen,
Neue Menſchenkinder,
Blickt Allvater ſie an
Mit dem malenden Auge,
Macht die werthloſe Erde,
Macht das Vergängliche ſchön,
Daß er hinunter blickend
Oder ein anderer Gott
Doch auch ſelber da drunten
Etwas Gefälliges ſeh'!

Aphrodite.

Iſt er nur ein Gott? Auch ich bin Göttin!
Ewig will ich in feſtem Auge
Das Schöne mir halten, ſofort es mir ſchaffen!
Denn das Geliebte iſt nimmer todt! — nein,
Wer nicht mehr liebt, nur der iſt geſtorben!
Liebe iſt Leben! und gibt rings Leben!
Das Liebendgeliebte geht ungekränkt
Selbſt durch des Grabes ſchimmlige Pforten
In das geheimnißvoll ſelige Reich,
In der Verklärung Glanz hinauf!
Uns iſt's nicht geſtorben! noch mir auch jenem!
Sieh', und die Todten leben! Sie leben
Selig fort in unſerer Liebe
Und ſie lieben uns fort in dem ſtillen,
Geheimnißverſchleierten, heiligen Leben.

Die Muſen alle.
(Adonis Grabgeſang.)

Leget Adonis nur hin! Denn dir, der unſterblichen Göttin,
Stirbet die Liebe ja nicht! ſtirbet das Schöne ja nicht!
Denn das Vergangene bleibt dir immerdar nahe vor Augen,
Wenn es der Erde entflieht, nennen's nur Sterbliche todt.
Doch es heben das Schöne in ſeiner gelungenſten Blüthe
Vor der Umwandlung ja nur dieſer vergänglichen Welt
Gnädig die ewigen Götter mit liebreich rettenden Armen
Unverwelklich zu blüh'n, liebend zum Himmel empor.
Sich nur überleben allein iſt der Tod dem Vollkomm'nen,
Siehe, ja nicht die Zeit miſſet dem Höchſten den Werth!
Alſo muß denn vergeh'n, was am ſchönſten blüh't, nur am ſchnellſten,
Doch nur erblickt, nur geliebt, hat es gedauert genug.

Das Ondinenbild.

Novelle von Julius Moſen.

(Fortſetzung.)

„Später war ſie mit dem Jungen zurückgekommen, aber vor der Thüre meines Vaters geſtorben. Das Kind aber — Heinrich hieß der gute Menſch — kam in unſer Haus! Er war gut; aber ſo gar wild, daß ihn mein Vater endlich auch wieder fortjagte. Es war, als wenn mit ihm auch unſer Glück hingeweſen wäre! Mein Vater fing damals, in der franzöſiſchen Zeit, an, mit Schmugglern Gemeinſchaft zu halten, — er hatte ein ganzes Schiff dazu ausgerüſtet, — wie es herauskam, wurden wir aus dem Hauſe heraus und in das Elend hineingejagt. Vor Schreck hatte den Vater der Schlag gerührt; nun iſt er auf einer Seite lahm; da muß ich für ihn und mein Kind betteln. Ein Lootſe hatte mich gefreiet. An dem Tage, wo dieſes Kind getauft wurde, haben ihn die Franzoſen, ich weiß nicht: weßhalb? todtgeſchoſſen! Er war gar brav und hätte mich gewiß nicht betteln laſſen. Gnädiger Herr! Seien Sie doch ſo barmherzig und ſchenken Sie mir einen Sechsling! Gott ſoll's vergelten mit tauſendfachem Glück und Geſundheit." Ich konnte kaum noch die Worte ſtammeln: „Wie hieß man dich im väterlichen Hauſe?" „J, nun — nun, Elsbeth!" Ich hielt an mich, aber mein Herz war gebrochen, viele Thränen drängten ſich aus meinen Augen. „Gottes Gnade! gnädiger Herr, was iſt Euch?" fragte ſie mich beſorgt. Es war die Stimme meiner Jugendliebe! Ich ergriff ihre Hände, und hielt ſie ſo lange, bis ſie warm waren. Sie forſchte im Dunkel der Nacht nach meinem Geſichte; ich erkannte noch ihr mildes Auge. Da that es mir leid, noch länger an mich zu halten und fragte mit unverſtellter Stimme: „Elsbeth? Meine Elsbeth? Kennſt du mich gar nicht mehr?" Da drängte ſie ihr Haupt an meine Seite und fing an laut zu ſchluchzen und zu ſtöhnen: „Gott ſei mit dir, Heinrich! er hat dich groß gemacht vor den Leuten, das weiß ich, uns aber in den Staub gedrückt, das muß ich wiſſen! und ich danke ihm, daß er mir vergönnt hat, dich noch einmal zu ſehen und dir, Heinrich, tauſend Dank zu ſagen, daß du noch immer ſo gut geblieben biſt!" Meine Seele rang mit herbem Leide; doch mußte ich mich faſſen, um die Jugendgeliebte zu retten aus dem Meeresſtrudel, der ſie vor meine Füße warf. Ich fragte daher ſo feſt ich konnte: „Elsbeth, wie iſt dir zu helfen?" „Ach," entgegnete ſie, „wenn ich nur vier bis fünf Mark hätte, da könnte ich anfangen mit Gemüſe zu handeln." Ich hatte damals in meiner Börſe fünfzig Friedrichsd'or. Es war der Erlös eines Bildes, das mir ein Banquier in Altona, dem ich ſonſt viel verdanke, abgekauft hatte; — es fiel mir ein, daß ich noch einen goldnen Ring mit einem feinen Rubin hatte, den ich verkaufen konnte. Ich drückte ihr daher ohne Umſtände die Börſe in die Hand, küßte ſie auf die Stirne, ſah noch einmal in ihre Augen, küßte auch das Kind und ſo ſchied ich von ihr. Am andern Morgen ſaß ich in der verſchloſſenen Poſtkutſche und ließ mich hierher nach München ſchütteln. Jetzt erſt, nachdem Brücke und Steg zwiſchen Traum und Wirklichkeit abgebrochen war, ſtieg das alte Ondinenbild mit Farbe und Leben in meiner Seele auf. Ohne Ruhe und Raſt habe ich daran gearbeitet; — nun iſt es fertig und du haſt es geſehen.“

Beide Freunde, Erzähler und Zuhörer, waren allmählich in einen Choralton verfallen, ſo daß ſie bald heim in ihr Quartier gingen, um nur ſich anzugehören.

Dürfte ich euch, meinen Leſern, recht in das Einzelne hinein vorerzählen, wie bei angebrochener Nacht Heinrich zwiſchen zwei alten Büchern, eine Lampe, und darüber einen Topf mit Waſſer ſtellte, bis dieſes anfing zu kochen, wie er Zucker pochte und in die Gläſer warf, endlich darauf langſam das ſiedende Waſſer goß, bis der trefflichſte Grogg fertig war, wahrlich, ich wollte euch, wenn ihr ſonſt ein rührbares Herz habt, bewegen, daß ihr hingingt und thätet desgleichen. Wollte ich euch aber erzählen, wie dieſe Beiden die ganze Nacht lang mit einander ſich beſprachen, gewaltig wie zwei hohe Waldbäume in heimlicher Stunde, wenn ſonſt Alles ſchweigt, und wollte ich noch dazu verrathen, daß die Lampe unter dem Blechtopfe nicht hervor kam, bis der Morgen über die Dächer hereindämmerte, ſo möchtet ihr die ehrwürdigen Häupter ſchütteln und Gott danken, daß ihr alle Nächte ruhig ausſchlaft. Deßhalb ſei nur ſo viel geſagt, daß ſchon am folgenden Tage gegen Mittag ein großes Gedränge vor dem Saale, in welchem die Kunſtausſtellung war, theils von denjenigen, welche hinein wollten, theils von denen, welche ſich herausdrängten, gemacht wurde, und immer Eins dem Andern zurief: „Den Fiſcher und das Meerweib? Habt Ihr das Bild geſehen?“

(Schluß folgt.)

Streifzüge in das Gebiet der neueſten Literatur des Auslandes.

(Schluß.)

Man glaubt während des Leſens beſtändig in Wirklichkeit mit dabei zu ſein, von allen 101 Schriftſtellern, welche am Buche der Hundert und ein arbeiten, hat keiner ſeinen Gegenſtand ſo prunklos, ſo treffend und ſo durch und durch wahr behandelt wie er. Eine große Stärke beſitzt er außerdem noch in der Entwickelung der Charaktere, welche den Leſer oft durch die Natürlichkeit, die Treue und die pſychologiſche Wahrheit, mit der ſie ſich vor ſeinen Augen bewegen, auf das Lebendigſte überraſchen. — In ſeinen neueſten Leiſtungen, in denen er eigentlich frivoler iſt, als früher, ſcheint er dennoch mehr beſonderen moraliſchen Zwecken nachzuſtreben und hat ſich dadurch geſchadet, denn er iſt nicht mehr ſo erfindungsreich, ſo ungezogen luſtig, ſo ungenirt wie früher, wo er jeden Augenblick höchſt komiſch Dinge vorbrachte, die man in guter Geſellſchaft zu berühren vermeidet, dabei aber eigentlich weit unſchuldiger war, und ſein neueſter Roman ſteht daher, obwohl er manches Hübſche enthält, doch ſeinen anderen Leiſtungen bei weitem nach. Daß man weder jungen Leuten noch Damen dieſe Lectüre empfehlen könne, verſteht ſich von ſelbſt; auch iſt manches zu franzöſiſch darin und beleidigt eben dadurch deutſche Geſinnung zu ſehr. Einzelnes läßt ſich aber doch als Probe vortrefflicher Sittenſchilderung ſelbſt den Strengſten ohne Gefahr mittheilen, und eine Anthologie aus Paul de Kock's Werken wäre wirklich ein vortreffliches Erheiterungsmittel. Daß alle Verſuche deutſcher Überſetzungen ſeiner Romane ſcheiterten, erklärt ſich leicht; mit der Sprache des Originals ſtreifte man allen Schmelz und Glanz davon ab, und die Fäden des Gewebes traten zu nackt und roh hervor, unſere ernſte keuſche Sprache gibt ſich nicht zu ſolchen frivolen Tändeleien her und was in franzöſiſchen Lauten kaum unſer Ohr unangenehm berührt, das verletzt in deutſchen Tönen nur zu leicht, nicht blos das Ohr, ſondern auch Geiſt und Gemüth. —

— Ein Roman, der darauf berechnet war, großes Aufſehen in Frankreich zu machen, dem es aber nicht damit geglückt iſt, da er eigentlich oft Geſagtes nur wiederholte, iſt der Beduine von Poujoulat. (Le Bédouine, par M. Poujoulat, Paris, 2 vol. in 18.) Der Verfaſſer ſchleudert in der Vorrede ein Manifeſt gegen Europa, gegen unſere Civiliſation, unſere Induſtrie, unſere Sitten und unſere Wiſſenſchaften. Er behauptet, der menſchliche Geiſt habe durch die Kultur an ſeiner Reinheit und Kraft verloren, und wir müßten um den Frieden unſerer Seele wieder zu gewinnen, zu dem patriarchaliſchen Leben in der Wüſte zurückkehren. Nach dieſer Vorrede à la jeune France, folgt nun der Roman, der den Beweis zu jener Behauptung führen ſoll. Auguſtin, ein junger Mann, den das europäiſche Leben anekelt, ſucht im Oriente neue Emotionen für ſeine blaſirte Seele. Nach kurzem Aufenthalte bei den Mönchen am Libanon, von denen er das Arabiſche lernt, begibt er ſich, wie ein echter Araber gekleidet, der Sprache vollkommen mächtig, und in Sitten und Gebräuchen des Morgenlandes wohl bewandert, in die Wüſte, wird gaſtfreundlich von einem herumziehenden Beduinenſtamme aufgenommen, gewinnt deſſen Zutrauen und fühlt ſich bald erſtarkt und geneſen. — Der alte Scheikh des Stammes Haſſan, beſitzt (wie ſich das von ſelbſt verſteht) eine ſchöne Tochter Jeſſe, in welche ſich Auguſtin verliebt, (was ſich auch von ſelbſt verſteht). — Der Scheikh bewilligt ſie ihm, trotz der Verſchiedenheit ihres Glaubens, was etwas unglaublich erſcheint. — Die Hochzeit wird nach den Gebräuchen des Landes gefeiert, als plötzlich ein fremder, feindlicher Stamm kommt und ihm die Braut raubt. A. ſetzt dem Verführer nach und entreißt ihm die Geliebte, aber in der Hitze des Kampfs hat er ſich zu weit von dem Lager der Seinen entfernt und iſt nicht im Stande es wieder aufzufinden. — Unſere Liebenden irren nun geraume Zeit in der Wüſte herum und leiden Hunger und Kummer, bis ſie endlich den guten Vater Haſſan wieder antreffen. — Die ſchöne Jeſſe iſt guter Hoffnung und etwas melancholiſch; ſie bildet ſich ein, die Geburt des Kindes müſſe ihr das Leben koſten und Auguſtin verſucht umſonſt, ſie zu beruhigen. Ihre Furcht geht leider in Erfüllung; ſie bringt ein todtes Kind zur Welt, ſtirbt darauf ſelbſt und Auguſtin ermangelt nicht ihr ſeinerſeits bald zu folgen. — Dieſe Geſchichte iſt eher etwas franzöſiſch als orientaliſch und keineswegs ein Beweismittel der in der Vorrede aufgeſtellten Behauptungen. — Das iſt aber gegenwärtig Mode in Frankreich, beſonders bei den Jüngern der Romantiker. Wenn ein ſolcher jetzt irgend einige Liedchen, oder ein unſchuldiges Hiſtörchen drucken läßt, ſo begleitet er ſein Kind gewiß mit einer Vorrede, die wenigſtens eine Theorie der Weltregeneration enthält, als deren Johannes jedenfalls eben dieſe Lieder oder jenes Hiſtörchen betrachtet werden müſſen. — Abgeſehn von den mancherlei Unwahrſcheinlichkeiten in dieſem Roman, verdient er übrigens doch um ſeines einfachen und edeln Styls wie des tiefen Gefühls, das ſich darin beurkundet, und den lebendigen, poetiſchen Schilderungen wiſſen, an denen er reich iſt, vortheilhaft aus der Menge ähnlicher Produkte hervorgehoben und der leſenden Welt als ein geiſtreiches und angenehmes Buch lobend empfohlen zu werden. — D. L. B. Wolff.

Chronik der ſchönen Literatur.

(Fortſetzung.)

4) Die Geopferten. Trauerſpiel in 4 Aufzügen von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 1835.

Es iſt keine abgedroſchne Floskel, wie ſie von unſeren phariſäiſchen Kritikern oft genug ausgeſprochen wird, — wenn ich ſage: Es thut mir wahrhaft leid, daß ich ein ſchätzenswerthes Talent, dem ſchon manches ſeelenvolle Lied entfloß, auf einem — Abwege antreffe. Mag es hart ſcheinen, was ich über v. Braunthal's Geopferte ausſpreche, — ich bin es gerade dem Talente ſchuldig, meine Meinung offen heraus zu ſagen. Die neue Tragödie des Herrn von Braunthal hat viele lyriſch und rhetoriſch ſchöne Einzelnheiten, aber es mangelt ihr etwas, was ſich durch keine gelungene Einzelheiten erſetzen läßt, nichts geringeres nämlich als: das dramatiſche Leben, und ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich hinzufüge, daß es ſogar wenige dramatiſche Situationen enthalte. Das Drama ſoll kein völlig auf einmal ausgebreitetes Gemälde ſein, in welchem unſre Aufmerkſamkeit durch Gruppen im Vorgrund angezogen, und durch Complementarfiguren in der Perſpektive befriedigt werde, ſondern es ſoll die Entwicklung eines Gedankens, eines menſchlich-individuellen, zum menſchheitlich-abſoluten ſein, es ſoll ein Leben dem Leſer und Zuſchauer als Erlebniß darſtellen, deßhalb darf die Leidenſchaft nicht wie ein einziger ſich immer erweiternder Ring in der Oberfläche des Meers fortſchreiten, ſondern ſie muß, ſelbſt abkürzend, alles neben ſich fortreißen, bis ſie einmündet in den erhabenen Ocean einer großen göttlich-ruhigen Idee. — Die Tragödie Braunthal's aber ſiecht durch die Form; die Gedanken erdrücken hier ihre Träger, die Melodie tödtet hier die Harmonie. Die Form iſt unſerm Dichter ein prächtig gearbeiteter Panzer, der unſer Auge feſſelt, aber unſer Ohr hindert, den Herzſchlag dahinter zu hören. Es wäre in der That Schade, wenn ein ſo vielverſprechendes Talent dem einlullenden Klangzauber der Lurley verfallen ſollte. Möchte der Dichter, der die äſthetiſchen Grenzlinien, welche die verſchiedenen Gebiete der Poeſie trennen, kennt, ſich beim Schaffen künftig nicht mehr aus einer Gemarkung in die andre verirren!

5) Neue Gedichte von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Ich geſtehe es: nicht ohne eine günſtige Vormeinung, welche ſich mir durch die im verfloſſenen Jahre erſchienenen Gedichte der Gräfin Hahn-Hahn einprägte, nahm ich ihre „neuen Gedichte“ zur Hand. Jene Vormeinung wurde durch einen aufmerkſamen Blick auf letztere beſtätigt. Die neue Sammlung enthält: Reiſeſkizzen, der arme Fiſcher, der Kampf auf der Wartburg und Rudolf. Mit Ausnahme der „Reiſeſkizzen“ und der in den Wartburgskampf eingeflochtenen Gedichte der Minneſinger, gehören dieſe neuen Gedichte der epiſchen Form an. Das Gemüth, aufgebreitet mit ſeinen Meeren und ſeinem Sternenhimmel, fluthet und leuchtet in den poetiſchen Erzählungen ebenſo, wie in den Liedern der reichbegabten Frau. Hauptſächlich offenbart es ſich in den Reiſeſkizzen, aus denen die holdſelige geheimnißvolle Verſchwiſterung der Natur und der Dichtung lächelt; beide ſind ja Kinder des Herzens, des großen weltſchöpferiſchen Gottesherzens die eine, des weltumfaſſenden Menſchenherzens die andre. Der hat die Natur auf ewig ſchon verloren, der die Poeſie in ihr erſt ſucht; wem Natur aber wie Frühlingsluft durch alle Poren eindringt, ohne daß er's weiß, der athmet Poeſie aus. Wie unbewußt-vollbewußt reiner Menſchlichkeit ſind z. B. die Lieder: „Roſane“ (S. 17), „auf dem Heimweg nach Salzburg (S. 19), „dem Watzmann gegenüber“ (8)! — Den Wartburgskampf hat die Dichterin recht eigentlich lyriſch aufgefaßt, als eine harmoniſch in einander klingende Kette goldner Gedanken! Und jedes Glied hat — eben dadurch wird die ſchöne Harmonie, — ſeinen eigenen Klang; es ſind männliche Worte darin, aber eine ſchöne Weiblichkeit hat ſie ſinnig in einander geſchlungen. — Der „arme Fiſcher“ faßt die Erſcheinung, welche uns in Göthe's Ballade entzückt, von der metaphyſiſchen Seite auf, welcher zum ſcharfen Abſtich, — eine craſſe genrehafte Nudität der Wirklichkeit entgegen gehalten wird. Ich muß bekennen: der Eindruck, welchen dieſe metaphyſiſch-phantaſtiſche Erzählung als Dichtung auf mich machte, war geringer, vielleicht deßhalb, weil man denn doch unwillkührlich an den Göthe'ſchen Fiſcher denkt, ein Gedicht, in welchem das Wunderbare auf eine wahrhaft wunderbare Weiſe erreicht iſt, nämlich durch den einfachen Zauber der Natur als ſolcher. — Die poetiſche Erzählung: Rudolf, mit welcher die neue Sammlung beſchloſſen iſt, erfreut mehr durch die köſtlichen einzelnen Reflexionen, welche übrigens an manchen Orten aus dem Colorit des Ganzen grell herausſtechen, als durch ihr Ganzes.

6) Bergmüller's Röschen. — Die beſtrafte Untreue. Zwei Novellen von Ludwig Storch. Gotha. 1836. Verlag von J. G. Müller.

Man hat dem talentvollen Storch ſeit einiger Zeit den Vorwurf der Vielſchreiberei gemacht. Es iſt wahr: er läßt viel drucken; aber wißt ihr, die ihr in euren Pelzſchlafröcken Kritiken ſchreibt, welche euch dort oben verziehen werden mögen, weil ſie euch hienieden nicht vergeben werden können, — wißt ihr auch, warum St. viel ſchreibt? Man wird euch's nicht auf die Naſe binden, ſonſt macht ihr gleich eine Perſönlichkeit d'raus, und ihr ſeid ohnehin lieblos genug, als daß ihr noch obendrein Perſönliches zu wiſſen brauchtet. Genug, Storch läßt viel drucken, und ich räume ein, daß er, wenn er ſeine Werke länger im Pulte behalten konnte, bei kaltem Blute manche Unebenheit glätten würde, die er im Eifer des Schaffens und Fertigmachens überſieht. Aber es iſt billig, nicht zuerſt auf die Fehler eines Schriftſtellers zu ſehen, um des Leſepöbels ſtumpfe Sinne mit pikantem Tadel zu kitzeln, ſondern lieber, was an ihm urſprünglich Gutes iſt, anzuerkennen. Storch beſitzt eine unverſiegbare Erfindungsgabe, und man wird mir eingeſtehen, daß dieß Vermögen doch die vorderſte Anforderung erfüllt, die man an den Novelliſten macht. Es iſt jetzt wahrlich keine Kleinigkeit, für das „große Publikum“ zu ſchreiben. Wer für's „große Publikum“ ſchreibt, hat größere Verpflichtungen als, wer für einen kleinen Kreis ſchafft; ihm iſt viel auf's Gewiſſen gebunden; er kann ſich dafür auch Verdienſte erwerben, welche die Wiſſenſchaft nicht mit Hochmuth über die Achſel anſehen ſoll. Storch iſt nun ein Novelliſt für das große Publikum und lernt ſeine Stellung immer mehr und mehr einſehen. Das große Publikum will in der Novelle und im Roman ein Labyrinth haben, in dem es ſich verirre und der Novelliſt ſoll es endlich wieder fröhlich an's Tageslicht geleiten. Storch thut in dieſer Hinſicht mehr als zehn andre. Er combinirt mit großer Leichtigkeit, oft mit Leichtſinn. Er hat einen Situationenreichthum, der erſtaunlich iſt. Ein Beleg dafür ſind dieſe zwei Novellen. Sie ſtrotzen von Leben und Handlung. Hier iſt kein unnützer Schwall von wohlfeilen Betrachtungen über dieß und jenes (wie ſich Storch dies früher manchmal zu Schulden kommen ließ) ſondern ein compaktes Gewebe, an welchem unverdroſſen gewirkt wird. Storch iſt eine von Haus aus tüchtige Natur, welche das Derbe, Entſchiedene liebt. Früher ließ er manchmal dieſen ſeinen Naturdrang zu weit ausſchweifen, und zerſtörte dadurch die Wirkung ſeiner Romane. In dieſen neuen Novellen zeigt er, daß es ihm Ernſt iſt, ſich zu beherrſchen und ſich ſelbſt zu überſchauen. Und ſolch ein Streben verdient liebevolle Anerkennung. (Fortſ. f.)

Notizen.

⁂ Von dem neuen Jahrgang der Mitternachtszeitung ſind uns die vier erſten Blätter, in denen Herr Dr. Brinkmeier als Interims-Redakteur genannt iſt, zu Geſicht gekommen. Nro. 4 bringt die Notiz: „Es heißt, Immermann habe ſeine Dienſtverhältniſſe in Düſſeldorf gelöſt, und werde auch die Leitung des dortigen Theaters aufgeben, um die des Frankfurters zu übernehmen.“ — Wir wiſſen nicht, wieviel an dieſer Notiz Wahrheit, wieviel Vermuthung iſt; für die Frankfurter Bühne, welche im vorigen Sommer auch mit Seydelmann unterhandelt haben ſoll, wäre es ein unberechenbarer Gewinnſt, einen Dichter an die Spitze der Leitung zu erhalten. Ob aber Immermann hier Freude erleben würde, — iſt freilich eine andere Frage.

⁂ Frankfurt, 19. Jänner. — Am 13. gab man auf der hieſigen Bühne eine neue Poſſe: „Drei Frauen und keine“, von Kettel. Wir waren verhindert, der Vorſtellung beizuwohnen; alle Stimmen im Publikum vereinigen ſich in dem Urtheil: das erwähnte Luſtſpiel ſei fade und verletze das Schicklichkeitsgefühl. — Am künftigen Montag werden wir Halévy's Jüdin hören, welche zum Benefize Guhr's (und zwar mit neuem Coſtüme und neuen Dekorationen) gegeben wird. — Im Lokale des Kunſtvereins waren neu aufgeſtellt: ein ſehr niedliches Genrebild von Kaltenmoſer in München, (eine Zigeunerin, welche einer Schwarzwälderin wahrſagt), ferner mehre gelungene Miniaturporträts von Grünbaum, und ein Porträt (Oehlgemälde) von Brentano.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 19. 1836.

Phönix.

Freitag, 22. Januar.

Das Ondinenbild.

Novelle von Julius Moſen.

(Schluß.)

Wo ein Kunſtfreund oder ein Künſtler dem andern begegnete, hörte man auch den Zuruf: „Haſt du das herrliche Bild, den Fiſcher und die Ondine, geſehen?“ Johannes, welcher mitten unter dem Schwarme geweſen war und ſeine Ohren überall hineingehängt hatte, als könne er des Triumphes ſeines Freundes nicht gewiß genug werden, hätte gern den albernſten Philiſter zum Enthuſiasmus über das Bild mit der Piſtole in der Hand gezwungen. Endlich hatte er genug gehört, um mit voller Fracht in den Hafen zu ſteuern. Auf dem Heimweg begegnete ihm ein Mädchen, welches Blumenſträuße und Kränze zum Verkaufe hatte. Er warf ihr einen Zwanzigkreuzer in das Körbchen, nahm den ſchönſten Aſternkranz und flog damit nach Haus.

Wie er dort die Stubenthüre aufmachte, ſah er den Freund auf dem Strohſacke in der Stube liegen. Schnell drückte er ihm den Kranz auf die Stirne; Heinrich fuhr in die Höhe vor dem Rufe: „Victoria! Spät blüht dein Ruhm, — aber ewig wie die Sterne!“ „Haſt du mich doch erſchreckt!“ ſagte langſam mit freundlichem Bräutigamsgeſichte der Maler. Johannes aber rief im Gefühlsdrange: „Im Finken erwarten dich viele Freunde! Farbenkleckſer um Farbenkleckſer! Komm'! Komm'!“

Da war keine Zeit zum Verweilen. Heinrich, welcher von dem Feuer des Freundes ganz mit hingeriſſen wurde, flog mit ihm durch die Straßen und hin zur Malerſchenke, durch das Billardzimmer hindurch in die hintere Stube, welche voll war von Künſtlergeſichtern mit und ohne Schnurrbärten. „Gloria! Gloria in aeternum!“ ſchrieen Heinrich Viele entgegen, Andere drückten ihm die Hände, wieder Andere aber ſaßen da in ſtillem Harme und heimlichen Neide, und ſahen vor ſich hin. „Laßt es gut ſein!“ ſagte endlich Heinrich; — „aber, Joſeph, fünf Krügel, für jeden Finger ein's!“ — „Das wären zehn!“ ſagte der pfiffige Kellner. Da drängte ſich aus der Menge hervor ein ſehr alter Herr, mit einer Lorgnette in der Hand, der ſagte: „Il faut voir cela de près! Mon chèr! ick will ſie ſahl für pêcheur ſwei undert Ducat!“ Heinrich ſah den Alten lange an; dann nahm er ihn beſonders bewegt bei der Hand und führte ihn in ein Fenſter, wo er lange mit ihm ſich beſprach. Als beide Arm in Arm zurückkamen, rief der Greis: „Marqueur! hol ſie Sillery ſwölf Bouteillen!“ Ein allgemeiner Jubel entſtand; nur einige Malerjünglinge fanden es anſtößig, in ihrer Mitte einen Franzoſen ſehen zu müſſen; ſie ließen ſich aber doch den Champagner gefallen, und verſöhnten ſich mit dem Schickſale. Jetzt trat ein anderer Künſtler herein. Sein Name kann hier verſchwiegen werden, die neueſten Bildhauerwerke an der Walhalla und dann ſo viele Zeichnungen, nach welchen in der Reſidenz gemalt iſt, verkündigen ihn von ſelbſt genug. Er wandte ſich zu Heinrich mit den Worten: „Vor Kurzem haben Cornelius und ich mit Seiner Majeſtät dem Könige von Ihnen geſprochen, er wünſcht, daß Sie an der Ausführung einiger Ideen und Gemälde in der neuen Reſidenz Theil nehmen möchten.“ Heinrich drückte ihm dankbar die Hand

Er war ſo überglücklich, daß er kaum mehr einen Gedanken faſſen konnte; — aber wie ſehr wurde er in ſeiner Freude geſtört, als er jetzt ſich umſah und ſeinen Freund in der ganzen ihm angebornen Wildheit emporflammen ſah. Er hielt ein Zeitungsblatt in der Hand. „Johannes, was haſt du?“ fragte er. „Nichts oder wenig!“ antwortete dieſer. „Da lies!“ Heinrich ſah auf die Stelle, auf welche Johannes den Zeigefinger hielt. Etwas befangen erwiederte Heinrich: „Laß dich das nicht ſtören! Seine Majeſtät iſt allerdings durch Zuſendungen ſo vieler Kunſtſachen und Werke ſo überläſtigt worden, daß er wirklich gezwungen wurde, eine Commiſſion zur Prüfung der Werke, welche ihm übergeben werden ſollen, niederzuſetzen!“ „Nie! Nie!“ rief Johannes, „ſollte ein Fürſt ſich abſchlieſſen wollen! Er ſoll wie die Sonne ſein, über alle her mit dem Lichte und der Wärme, über Löwen und Haſen, über Adler und Mäuſe! Schon Homer verkündet: die Könige ſtammen von Zeus, von Apollo aber die Sänger! Bin ich nun ein wahrer Dichter, ſo bin ich ihm ebenbürtig; ſo muß ich auch gegen dieſe Commiſſion und ihre Competenz proteſtiren, wie Carl Stuart gegen das Gericht, welches ihn verdammte. Höre ich aber ſtatt der väterlichen Lyra das Geklingel einer Narrenmütze über meinem Kopfe, — ſo fahre hin, Thorheit!“ Heinrich ſprach nichts dagegen. Nach einer kurzen Weile ſtahlen ſie ſich nach Haus und auf ihr Lager, wo ein langer, ſüßer Schlummer ihnen Herz und Angeſicht beruhigte. Am andern Morgen ſchnallte Johannes ſein Reiſeränzel, Heinrich begleitete ihn bis in die Glyptothek, wohin er noch einmal gehen wollte.

Dort eilte er vor das Antlitz der Meduſa hin, die er vorgeſtern ſo ſehr bewundert hatte. Er kniete vor ihr nieder und betete mit eilender Stimme: „O Sancta Meduſa! ſieh' mich vor dir liegen im Staube und Abbitte thun für den frevelhaften Irrthum, der mich nach München führte. O du gewaltige Gottheit der Zeit, du Vernichterin! Sieh' gewaltig herab mit deinen glanzloſen Augen auf den Sünder, der ſein Amt vergaß und dir nahte mit Lied und Saitenklang!“

Jetzt ſprang Johannes auf. — Noch einmal warf er ſich dem betrübten Freunde in die Arme; dann aber eilte er hinaus, beſtieg einen Fiaker, welcher in der Nähe hielt, und rollte zum Thore hinaus.

So viel dem Herausgeber dieſer Geſchichte bekannt geworden iſt, lebt Heinrich H.., der Maler, in München in ſeiner Weiſe munter genug; der Poet aber ſchreibt heute noch Novellen und Trauerſpiele, die weder der Buchhändler noch das Publikum beſonders begünſtigt. Da er jedoch in neuerer Zeit vorzüglich mit der Pucelle von Voltaire und den Wahlverwandtſchaften von Göthe ſich viel abgegeben hat, ſo iſt an ihm noch nicht alle Hoffnung verloren. Möchte er ſich in dieſer Weiſe bekehren!

Berichte aus Berlin.

(Heirathscomptoir. — Die Mucker.)

(Fortſetzung.)

Der Commiſſionär aber kennt ſeine Leute. Er betheuert, daß die Anzeige die ehrlichſte Abſicht habe. Die Mutter ſei aus der Provinz, die Tochter höchſt liebenswürdig und eine kerngeſunde Grazie der Mark, das Geld ſo ſicher wie bei Rothſchild. Das Alles macht Appetit; aber der Vorſteher des Büreau's verwahrt ſein Geheimniß, trotz aller Anſpielungen, ja ſelbſt trotz der großmüthigen Verſicherung des Bewerbers, ſich, im Fall er die Braut erhält, zur Zahlung einer beträchtlichen Summe zu verpflichten. „Mein Herr,“ ſagt er, „ich bin weit entfernt, Ihr großmüthiges Verſprechen anzunehmen. Ich handle allein nach den beſtehenden Geſetzen meines ſoliden Geſchäftes. Sie zahlen mir an Einſchreibegebühren u. ſ. w. zehn Thaler, dafür nenne ich Ihnen nicht allein zur Zeit die Dame, ſondern ich bemühe mich ſelbſt nach Kräften für Sie; ich leite die Unterhandlungen ein; ich veranſtalte die Zuſammenkunft, und wenn wir ſo glücklich ſind, zu reuſſiren, ſo verpflichten Sie ſich zu einer billigen Tantième vom Vermögen Ihrer Braut, das iſt Alles, was ich verlange.“ — Der Vorſchlag iſt verlockend; und obgleich man gehört hat, oder weiß, wie oft ſchon Andere angeführt wurden, ſo hat man doch ſelbſt eine viel zu hohe Meinung von ſich, um dieſe ferne Möglichkeit glaublich zu finden. Genug, der hoffende Bewerber zahlt, und wird mit dem Verſprechen entlaſſen, daß man der Dame ſogleich über ihn ſchreiben, daß man ſich, was er verzeihlich finden werde, über ihn und ſeine angegebenen Verhältniſſe näher erkundigen, und dann ſogleich ihm den gewünſchten Beſcheid ertheilen wolle. So geht er, und wie dieſer werden wohl noch zehn Andere behandelt, welche dieſelben ſanguiniſchen Hoffnungen hegten. — In Paris pflegt man ſolche Luſtſpiele noch weiter fortzuſetzen, indem man wirklich Zuſammenkünfte veranſtaltet, Soupers auf Koſten des Angeführten gibt, Reiſen macht und denſelben Monate lang auf jede mögliche Weiſe benutzt; in Berlin aber iſt man bis jetzt gewöhnlich bei den Einſchreibegebühren ſtehen geblieben, und begnügt ſich, dem Harrenden nach einigen Wochen die Nachricht zu ertheilen, daß, trotz aller angewandten Mühe, die junge Schönheit ſich zu einem glücklichen Nebenbuhler entſchloſſen habe; indeß werde man ſuchen, auf eine andere und noch weit vortheilhaftere Weiſe die Wünſche des Clienten zu erfüllen.

Noch weit häufiger aber als dieſe Ausbietungen heirathsluſtiger Schönen kommt der umgekehrte Fall vor, und ſelten findet ſich ein Blatt, in welchem nicht irgend ein junger Mann von Stand und Wohlſtand ſeine Hand einer jungen Dame zu reichen wünſcht, die außer Bildung und weiblichen Tugenden auch auf klingende Weiſe Zärtlichkeit erregen kann. Nur aus Mangel an Bekanntſchaft thut der Wohlhabende dieſen Schritt, und daß die Zukünftige einiges Vermögen beſitze, iſt bloß als wünſchenswerth ausgedrückt. Jedermann weiß aber, daß dies gerade der nervus rerum iſt, und es gibt in Berlin Privatcommiſſionäre und Spekulanten genug, welche ſeit langer Zeit auf ſolche Anzeigen Jagd machen, und immer einige ſchöne heirathsfähige Kinder in petto haben, mit welchen ſie Mäklergeſchäfte treiden. Auch dies erſtreckt ſich bis in die höchſte Geſellſchaft, und es iſt noch nicht ſehr lange her, daß ein junger Graf, mit Hülfe eines ſolchen ſchlauen Commiſſionärs eine Gattin erhielt, die freilich dem Bürgerſtande angehörte, und mit körperlichen Reizen wenig geſegnet war, dafür aber drei Millionen Mark gutes neues Hamburger Courant ihm in ſein mit alten Wappen geſchmücktes Haus brachte.

Es iſt ſehr betrübend, daß ſo mancherlei moderne Beutelſchneiderei vom Weſten Europa's her immer tiefer nach Deutſchland dringt, während ſo viele fromme Bemühungen, die verdorbene Welt zum geiſtlichen Schafſtalle des alten Heiles zurückzuführen, wenig zu fruchten ſcheinen, und oft ſelbſt einen Anſtrich von Narrheit, Tollheit, ja ſogar von Verbrechen erhalten können! — So hatte ſich in Königsberg in Preußen eine Schaar von Frommen gebildet, welche das reine Wort des Herrn verkündeten und daran glaubten. Dieſe frommen Seelen nannten ſich Mucker und waren die ſpäten Nachkömmlinge einer heiligen Schaar, welche ſchon im ſechszehnten Jahrhundert dieſen Namen zu Ehren gebracht hatte. Das Verderbniß der heutigen Welt erfüllte ſie mit Entſetzen, und da ſie an das reine Wort glaubten, ſo erregte die Verkündigung ihres Vorſtehers, eines Königsberger Predigers, daß bald ein Meſſias kommen werde, der dieſe verdorbene Welt erlöſe, ein freudiges Verlangen nach dem modernen Weltheiland in der Bruſt aller Gläubigen. Der Verkündiger aber deutete bald näher die prophetiſchen Worte. „Wiſſet,“ ſagte er, „ſeit einiger Zeit ſteigen nächtlich Engel zu mir herab, die mir verkündigen, daß unſere gute und getreue Stadt dazu erkoren ſei, den Heiland zu gebähren!“ Welche Freude für die fromme Schaar! Sie weineten zahlloſe Thränen der Rührung, und beſchworen den Propheten, ſich mehr und Näheres von den Engeln erzählen zu laſſen. — Nach einiger Zeit hatten wirklich die Göttlichen aus der Schule geplaudert. — „Wiſſet, fromme Schweſtern,“ ſagte der Prophet, „der Herr hat mir dieſe Nacht verkündet, daß Eine unter euch die gnadenreiche Mutter des Heilandes werden ſoll.“ — Nun waren manche junge und ſchöne Frauen unter der heiligen Schaar, und dieſe errötheten [illegible]. Aber ein edles Entzücken begeiſterte die [illegible]. „Wer iſt die Glückliche, nenne uns die Erkorene!“ riefen ſie, „daß wir niederfallen und ſie anbeten.“ — Aber der Prediger [illegible], daß ſein inneres Auge noch nicht dieſe Offenbarung [illegible]. Endlich aber, nach manchem bangen [illegible] der heilige Mann ſie erheitern, und [illegible], daß der Herr ihm [illegible] die geheimnißvolle Miſſion [illegible] habe, und zum göttlichen Werkzeuge ſich eine junge ſchöne Gräfin auserſehe. [illegible] Thränen der Rührung, manches Herz ſchlug in [illegible] Unmuthe, daß der Herr nicht eine andere fromme [illegible] gewürdigt habe; aber wer malt das Entſetzen, als die Erkorene ſich weigerte, dem göttlichen [illegible] zu gehorchen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** **Titurel.** — Was Wolf von Homer vermuthet und mehr als nur wahrſcheinlich gemacht, das iſt vom Titurel ſeit Auffindung des Fragmentes einer älteren Bearbeitung (durch Docen im Jahr 1810) als erwieſen anzuſehen. Ähnliche Schickſale hatten die Nibelungen, Reineke de Vosder Cid, u. a. m.

Sulpiz Boiſſerée, der um altdeutſche Kunſt ſich ſchon manches Verdienſt erworben, hat nun auch die Namen der beiden Bearbeiter jenes großen Graalgedichtes ermittelt. Im Jahr 1815 hatte er noch zwei Blätter der älteren Bearbeitung aufgefunden. Aus den in den verſchiedenen Handſchriften enthaltenen Andeutungen hat ſich ihm nun herausgeſtellt, daß **Wolfram von Eſchenbach**, aus Pleinfelden in der Oberpfalz, die erſte Bearbeitung unternommen, die jedoch unvollendet geblieben; — daß dieſe Arbeit dann von **Albrecht von Scharfenberg**, — dem aus Maneſſe bekannten Minneſänger, der im Dienſte Kaiſer Ludwig's geſtanden, — um 1310 wieder aufgenommen, umgearbeitet und gegen 1350 zu Ende gebracht worden. Den Erweis hierfür hat Boiſſerée in einer der Akademie der Wiſſenſchaften zu München vorgeleſenen Abhandlung gegeben, in welcher er ſich über die Bauart des, im Titurel beſchriebenen Graltempels verbreitet. Er weist hier nach, daß in den Angaben des Dichters von jenem Tempel ſich leicht ein Grundriß entdecken laſſe, der zunächſt an die Werke des vordeutſchen Styles in der Grabeskirche von Jeruſalem, der Sophienkirche in Byzanz, der Markuskirche in Venedig, und an die — jener erſten nachgebildeten — Kirchen der Tempelherren ſich anſchließe; — der aber eben wohl andere ihm weſentliche Elemente zeige, die eben ſo entſchieden der **eigentlichen deutſchen** Bauweiſe angehören. Als ſolche Elemente bezeichnet Herr B. die im Gedicht erwähnten — achteckig vorgeſchoſſenen Kapellen, die gereiften und an ihren Reifen und Rippen verzierten und mit einer Scheibe geſchloſſenen Gewölbe, die gemalten Fenſter, die mit Fenſtern und Spindeltreppen durchzogenen Thüren, und die Wiederholung des Gebäudes im Kleinen, in Mitte des Ganzen, zur Aufbewahrung des h. Grales. — Grundriß und Aufriß des Tempels ſind in Steindruck dem erſten Bande der angeführten Abhandlungen (der philoſ. philolog. Klaſſe), die im vorigen Jahre erſchienen, beigefügt. —

*** **Lady Morgan zwiſchen zwei Stühlen Petri.** — Lady Morgan hatte in ihrem „**Italien**“ die Behauptung gewagt: der in Rom hochverehrte, angebliche Stuhl Petri könne nicht älter ſein, als aus den Zeiten der Kreuzzüge, indem ſich die arabiſche Inſchrift darauf finde: „es iſt nur Ein Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet.“ Eine ſolche Behauptung konnte nicht unbeachtet bleiben. Wirklich hat kürzlich Herr **Wiſemann**, Rector des engliſchen Collegiums in Rom, in einer eigenen Abhandlung zu beweiſen verſucht, daß der fragliche, faſt ganz mit Elfenbein bedeckte und mit Gold verzierte Stuhl, auf welchem die Arbeiten des Herkules eingegraben ſind, durch ſeine künſtleriſche Ausſchmückung auf die Zeit hinweiſe, in welcher der heil. Petrus zu Rom geweſen ſein, und nach alter Überlieferung die erſte chriſtliche Gemeinde ſich im Hauſe des Senators Pudens verſammelt haben ſoll, wonach es dann wahrſcheinlich ſei, daß dieſer Senator dem Apoſtelfürſten jenen Stuhl zum Geſchenk gemacht habe. Was aber Lady Morgan von dem römiſchen Petersſtuhle behauptet, dazu meint Herr Wiſemann, möge wohl ein anderer ſg. Stuhl des heil. Petrus in der Peterskirche zu Venedig Veranlaſſung gegeben haben, den Kaiſer Michael dem Dogen Peter Grandonicus im Jahre 1310 als den Stuhl des heil. Petrus von Antiochien zum Geſchenk gemacht, und der, mit einer arabiſchen Inſchrift geſchmückt, wahrſcheinlich erſt im 8ten Jahrhundert verfertigt worden ſei. —

Chronik der ſchönen Literatur.

(Fortſetzung.)

7) **Skizzen aus dem Leben eines Seemanns**, von A. Termo. Zweite Auflage. Meißen, C. F. Klinkicht und Sohn. 1835.

Eugen Süe und Kapitän Marryat haben auch in Deutſchland dem Geſchmack an Seeromanen einen mächtigen Impuls gegeben. Die genannten Skizzen werden demnach ſchon um ihres Genres willen Anklang finden. Sie halten ſich gleich fern von E. Süe's Lotterbuben und Kapitän Marryat's Peter-Simpeln, Jacob-Ehrlich's und anderen Stereotypen, und theilen, wenn von einer Vergleichung mit Marryat die Rede ſein darf, mit den Romanen des Letztern blos die anſpruchsloſe, ſchlichte Darſtellung. Die eingeflochtenen, novelliſtiſchen Bilder ſind, wie mit der Reißkohle umriſſen, correkt, intereſſant. Das Buch findet gewiß freundliche Leſer.

8) **Gedichte von Ignaz Weinberg.** München. 1835. In Commiſſion bei E. A. Fleiſchmann.

Der Verfaſſer (ein geborner Ruſſe) tritt mit großer Beſcheidenheit vor das leſende und richtende Publikum. — Jene Beſcheidenheit läßt ihm um ſo ſchöner, da er wirklich **Talent** zeigt. Mag er ſich hie und da von dem Reim gedrängt fühlen, — man ſoll ihm die Wiederholungen und kleinen Trivialitäten in ſeinem Style nicht allzu hoch anrechnen, denn er zeigt in Allem ein ernſtes ſinniges Gemüth. Dabei hat er eine eigene Gabe, durch epigrammatiſche Schlüſſe einen Gedanken gerade am rechten Orte abzubrechen, wo dieſer das Bild, das er ganz durchdrungen, abrundet. Seine Bilder ſind feſtgehaltene Blicke, — keine völlig ausgemalten Panoramen. Es iſt in den meiſten dieſer Gedichte **Wahrheit** der Empfindung vorhanden, und in den wenigſten — Empfindelei. Aus dem trüben Harm aber, der ſich in manchen ausſpricht, — obgleich nicht anzunehmen iſt, daß er ein blos **gemachter** ſei, — wird ſich der Dichter wohl noch emporringen zu einer freien heiteren Lebensanſicht. Das ſind Stimmungen, denen man ſich gern hingibt, die man für Ernſt hält und mit denen man, ohne es ſelbſt zu wiſſen, doch nur — ſpielt; ſie vergehen!

9) **Furchtlos und treu.** Hiſtoriſcher Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges von Dr. **Morvell.** 3 Bde. Stuttgart, Julius Weiſe. 1836.

Der (pſeudonyme) Verfaſſer dieſes hiſtoriſchen Romanes gibt gegenwärtig ein gediegenes wiſſenſchaftliches Werk heraus, auf welches er großen Fleiß verwendet und welches ſeinem wahren Namen Ehre macht. Um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß der Roman — ſowohl was die Conception, als was die Darſtellung, ja ſelbſt was die ſtyliſtiſchen Conſtructionen betrifft — zu den Trivialitäten des großen deutſchen Plundermarktes gerechnet werden muß. In dieſem Roman iſt nichts neu, nichts ſchön und nichts poetiſch. Er bewegt ſich in der alten ausgeſtampften Reitbahn W. Scott's und ſeiner Nachtreter, im immerwährenden Circulus vitiosus, über welchem einem Hören und Sehen vergeht. Es iſt mir eng und ſchwer um's Herz, wenn ich ein ſo herbes Urtheil ausſprechen muß; aber was gewänne das Publikum, was gewänne der Verfaſſer, wenn man über gänzlich verfehlte Produkte glimpflich urtheilte? Beide würden betrogen.

10) **Cameraobscura-Bilder.** Novellen von **Emerentius Scävola.** Neue Auflage. Berlin, Schleſinger. 1836.

Unſre deutſchen Romanenfabriken ſind Tretmühlen; und das Publikum erhält Kleie. Oft müſſen wir uns ſogar mit Brod aus Birkenrinde behelfen. — Eine einzige kleine Novelle von **Scävola** iſt eine ſichere Herzſtärkung, wenn man ſich durch dreileibige Romane die edleren Theile verſchlappt hat. — Wie eingeweiht iſt dieſer Mann in das große Myſterium des Romans, aus allen Mumienwindeln der Verhältniſſe den Menſchen herauszuwickeln und die **Leidenſchaft** zum Hebel der **Idee** zu machen! Er malt zum Laſter den Teufel nicht — **dazu**, ſondern er malt ihn in die Phyſiognomie des Laſters **hinein**. Sein „Nunc tu caveto" iſt nicht ein beſtimmtes dazu prädeſtinirtes Individuum, — nein, es kann jeder von uns ſein, wie wir ganz harmlos uns auf der Promenade begegnen, — jeder von uns, der ſich nicht ſtreng bewacht. Die ethiſch-poetiſche Weihe, die Scävola's Novelle und Romane ſo ganz aus der niederen Region emporhebt, iſt das ſeltene Amalgam eines ſcharfen Verſtandes mit einem eiſernen Willen und einer **männlichen** Phantaſie. Ja, Scävola's Phantaſie iſt eine gerüſtete Amazone, welche dem ſchlechten Troß, der ſich in der jetzigen Generation auf dem Markte und in den Stuben herumtreibt, auf die verwundbaren Stellen zielt und ſie trifft. Scävola ſagt uns gerade heraus, woran wir alle krank ſind, was uns alle langſam abzehrt; er geißelt — durch die kauſtiſche Darſtellung der Folgen — die Paſſivität des Denkens, die Mangelhaftigkeit des Wollens, und die Halbheit des Handelns, — dieſe moraliſche Seuche des Jahrhunderts. Glück auf, daß ſeine innere Geſundheit und Tüchtigkeit ſo vielen Anklang im deutſchen Volke findet! Daß von den Cameraobſcurabildern eine 3te Auflage nöthig wurde, iſt ein erfreulicher Beweis dafür!

11) **Luſtſpiele von Johannes Mitſch.** (Der Eheſtifter, die Mitgift, die Nebenbuhler). Dresden und Leipzig, Arnold. 1836.

Sämmtlich Bearbeitungen fremdländiſcher Stoffe für die deutſche Bühne! Der **Eheſtifter** (nach Goldonis „Accidente curioso") hat eine originelle wahrhaft komiſche Anlage, drollige Situationen, und eine raſch zum Ziele ſchreitende Handlung, — lauter Eigenſchaften wodurch ſich dies Luſtſpiel ſehr zur Darſtellung eignet. Etwas veraltet iſt Stoff und Ausführung des 2ten Luſtſpiels: „**Die Mitgift**" (nach Goldonis „Avaro.") Das 3te: „**Die Nebenbuhler**" (nach Sheridans „Rivals") iſt für die ſchauende und hörende Menge, mancher Rohheiten halber, wohl ungenießbar.

12) **Neue geſammelte Erzählungen und Novellen.** Wintergabe von Amalie **Schoppe**, geb. Weiſe. Leipzig, Chr. E. Kroppe. 1836. (Der geſammelten Erzählungen 3ter Theil.)

Der Name der Mad. Schoppe iſt dem deutſchen Publikum günſtig bekannt, und ihre Schriften erhalten ſich hauptſächlich in der Werthſchätzung der **Frauen**, für welche ſie denn auch geſchrieben ſind. Wie man es von einer Frau erwarten darf, ſind alle Novellen der Mad. Schoppe in Einklang mit Sitte und Schicklichkeit, nirgends findet man ein verletzendes Wort, welches die zarte Mimoſa — das Herz der Jungfrau — zuſammenſchauern machte! Ohne gerade aus tieferen ernſten Lebensideen entſproſſen zu ſein, erfüllen dieſe Schriften die Anforderungen, welche man an eine geſchmackvolle Unterhaltungslektüre machen darf. Der vorliegende Band enthält drei Novellen: **Chandenier**, (hiſtoriſche Novelle aus den Zeiten der Fronde), **Allzuſcharf macht ſchartig**, und **Herr Ulf Trugelſon Spragelerg und die Seinen** (nordiſche Sage.) Die erſtgenannte iſt wohl die gelungenſte, und wird das größere Publikum am meiſten anſprechen. In „Allzuſcharf macht ſchartig" übernimmt die beliebte, namentlich in den Schriften von **Damen** unvermeidliche **Entſagungs**theorie das Amt der Seligſprechung für Liebende und Leſer. Die dritte Erzählung iſt etwas grell colorirt, und — bis auf die manierirte Sprache und einige völlige Flachheiten der Charakteriſtik — nicht ohne Intereſſe.

13) **Tremordyn Cliff.** Von **Frances Trollope.** Aus dem Engliſchen von O. v. Czarnowski. 3 Bände. Aachen und Leipzig, J. A. Mayer. 1836.

Miß Trollope, welche ſich durch ihre Reiſe-Karrikaturen, hauptſächlich durch ihr bizarres Buch über Amerika, eine Art von Namen gemacht hat, tritt hier mit einem Roman auf, der für ihr Talent ein beſſeres Zeugniß ablegt als jene ſchwarz in gelb gemalten Völker-Sitten-Panoramen. Die Fabel des Romanes dreht ſich um ein unnatürliches Weib, welches der Leidenſchaft: **Gräfin** zu heißen, alles opfert, was uns heilig gilt, und deren geheime Memoiren ſie nach Botanybay liefern müßten, wenn Gerechtigkeit nicht für weniger als zwei Pence zu haben wäre. Der Roman der Miß Trollope iſt als Kunſtwerk nicht minder bizarr, als die politiſchen und ſocialen Anſichten dieſer Dame; — ihr Roman iſt nämlich gut erfunden und mit großem Geſchick, und doch iſt er voll von Unwahrſcheinlichkeiten, welche ſich als Seilbrücken über die Kluft einer Unmöglichkeit hinüberſchwingen, — er ſpannt das Intereſſe bis zur Cataſtrophe, und doch iſt der ganze 3te Band überflüſſig; — die Cataſtrophe **ſcheint** ungenügend und iſt dennoch (in Syntheſe gebracht mit der erſten Situation der Lady Auguſta) vortrefflich; — die Heldin (Auguſta) erweckt zwei widerſtrebende Gefühle: Mitleid und Abſcheu; dieſer Gegenſatz löſ't den ganzen Eindruck auf, den ſie hervorbrachte. Wir ſagten: der 3te Band ſei überflüſſig; — ſo unbedingt entbehrlich er nun auch für den Fortgang der Fabel des Romans iſt, ſo hübſch iſt er als eine eigne Gallerie von Genrebildern aus den Salon's und den Partheikämpfen England's. — So kann man denn dies ganze Buch der Miß Trollope, mit allen ſeinen Fehlern und Vorzügen, nicht anders als ein ſehr wunderliches und pſychologiſch merkwürdiges nennen, welches den glänzenden, aber unſtäten, mittelpunktloſen Geiſt der Verfaſſerin in hundertlei Nebenſachen bekundet, die zuſammengenommen doch kein Ganzes bilden. Die Ueberſetzung des Herrn von Czarnowsky iſt vortrefflich.

(Fortſ. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 20. 1836.

Phönix.

Samſtag, 23. Januar.

Das Roſenmädchen von Sureſne.

Von der Zeit an, in welcher Rabelais lebte, bis zu dieſer Stunde iſt Sureſne durch ſeinen abſcheulichen Wein, ſeine häßlichen Weiber und ſeine ganz beſondere Zucht von plumpen Bauernbengeln berüchtigt geweſen. Da Sureſne ein Dorf in der Nachbarſchaft von Saint-Cloud liegt, ſo fanden witzige und ſatyriſche Höflinge ſo der königlichen wie der kaiſerlichen Dynaſtie reichen Stoff zu gehäſſigen Vergleichungen in demſelben. Ich hatte — erzählte ein engländiſcher Reiſender — mehrere Jahre in der Hauptſtadt der civiliſirten Welt zugebracht, der Name Sureſne war mir nichts weniger als fremd — er klang mir jederzeit rauh und abſtoßend, und auf keiner von meinen vielen Streifereien in der Umgegend von Paris hatte ich mich je verſucht gefühlt, das Dorf Sureſne zu berühren. Doch ereignete im vergangenen Herbſt ſich ein Umſtand, der mich in Geſellſchaft dreier der ſchönſten braunäugigen Töchter Britanniens zu dem Geburtsorte häßlicher Weiber führte. Eine von den erwähnten Dreien, die ein Modell zu einer Madonna hätte abgeben mögen, war eine Katholikin und hatte ſo eben ihre Erziehung im Kloſter der „Soeurs Noires" in Paris vollendet; die beiden andern waren Couſinen der erſteren, die nach Paris gekommen waren, um ihre ſchöne Verwandte in deren Vaterland zurückzugeleiten. Ehe dieſe jedoch abreiſete, beſtand ſie darauf, eine Wallfahrt nach dem Calvarienberge zu machen. Ich meine nicht den geheiligten Felsberg in Paläſtina, ſondern den „Mont Valérien," den höchſten Hügel, der ſich auf zehn Meilen in der Runde um Paris herum befindet. Seit Wiederherſtellung der Bourbons pflegt die königliche Familie alljährlich in der Charwoche eine Wallfahrt nach dieſem Hügel anzuſtellen. Ich war ſo glücklich, von den drei jungen Damen zum Begleiter auserkoren zu werden.

Wir verließen früh am Tage Paris, fuhren durch Saint-Cloud, und langten gegen zehn Uhr am Fuße des Mont Valérien an. Es war einer von jenen ſchönen Herbſtmorgen, die an den Ufern der Seine nichts weniger als ſelten ſind. Wir ſtiegen aus und begannen einen ſich ſchlängelnden Fußpfad hinanzuklimmen, der uns durch zahlloſe Weingärten führte, die hie und da durch Gartenfleckchen unterbrochen wurden, welche mit Roſenbüſchen bepflanzt waren, die eben in der ſchönſten Blüthe ſtanden. Der Duft, den dieſe Fleckchen aushauchten, würde betäubend geweſen ſein, wenn die Abwechſelung mit den Weinanpflanzungen, welche ſich oft unter der Laſt ihrer Trauben beugten, nicht geweſen wäre. Endlich erreichten wir den Eingang der Umzäunung, die etwa hundert und fünfzig Fuß unterhalb des Gipfels der Höhe befindlich iſt. Hier beginnt das, was die erſte Station genannt wird. Man trifft hier auf eine kleine Kapelle, vor welcher ſich ein mehr plump als zuſagend errichtetes Bildhauerwerk befindet, das den Heiland im Garten von Gethſemane vorſtellt. An dieſem Bilde machen die Pilger Halt, um ein Gebet zu ſprechen, und gehen dann weiter zur zweiten und ſo fort bis zur achten Station, auf deren jeder ſich ein Kapellchen befindet, welches ein Gemälde oder ein Standbild vom Leiden Chriſti enthält. Auf der achten Station angelangt, der auf der Höhe des Mont Valérien, hat man ein großes hölzernes Kreuz vor ſich, auf welches in Lebensgröße eine Figur genagelt iſt, die den Wallfahrer mit Ehrfurcht und Andacht erfüllt. Ein daſelbſt befindliches, umfangreiches Gebäude, zu Napoleons Zeit eine militäriſche Einrichtung, jetzt die Wohnung einiger Miſſionarien, bedarf keiner auszeichnenden Erwähnung, allein links von demſelben erhebt ſich eine von der Herzogin von Angoulême errichtete, wunderſchöne Kapelle, die eine Nachbildung der Kirche des heil. Grabes zu Jeruſalem iſt. Von der Höhe des Mont Valérien herab bietet ſich eine Ausſicht dar, die an Schönheit ihres Gleichen ſucht. Die Seiten des Berges ſelbſt ſchimmern mit ihren Weinſtock- und Roſenanpflanzungen in dem lieblichſten Grün und Roth; am Fuße fließen die leuchtenden Waſſer der Seine; rechts hin ſieht man die Paläſte und Gärten von Saint-Cloud und Muden; im Hintergrunde Verſailles und Marley, und vor ſich die Kirchen Notre Dame und Sainte Geneviève, die Säule auf dem Vendômeplatz und die goldene Kuppel des Hôtels der Invaliden. Etwas tiefer als die Stelle, an der das letztgenannte Cruzifix ſich befindet, breitet ſich ein öffentlicher Kirchhof aus, da er jedoch etliche Meilen von Paris entfernt liegt, auch erſt ſeit wenigen Jahren angelegt worden iſt, ſo zählt er der Gräber nicht viele. Als ich den Berg beſuchte, fand ich nur etwa ein Dutzend bemerkenswerthe Grabſteine, von denen jedoch die meiſten überaus reich waren. Unter ihnen befand ſich ein beſonders köſtliches, einer ruſſiſchen Prinzeſſin errichtetes Monument. Von dieſem gelangten wir zu einem beſcheideneren Denkſtein, der jedoch von meinen ſchönen Begleiterinnen mit ungleich ſchwermüthigerem Vergnügen als die prunkende Urne der nordiſchen Fürſtentochter betrachtet ward. Der Denkſtein wies ſich als eine ſchlanke Säule von weißem Marmor, an deren Kapitälchen ein Roſenkranz, welcher ſeinem verwelkten Ausſehen nach zu urtheilen, wohl ſchon vor Jahr und Tag friſch und blühend geweſen war. Die in ſchwarzen Lettern abgefaßte Inſchrift der Denkſäule lautete: „Cy-git Mademoiselle Clémence âgée de six ans;" und zu paſſender Grabſchrift dienten die bekannten, ſchönen Verſe von Maleſherbes:

„Elle étoit de ce monde, où les plus belles choses
Ont le pire destin;
Et rose elle a vécu ce que vivent les roses,
L'espace d'un matin."

Die Säule war von einem geſchmackvoll gearbeiteten Eiſengitter umringt, deſſen innerer Raum mit kleinen duftigen Geſträuchen und mit Roſenbüſchen bepflanzt war, deren Blüthen nicht größer waren als zur Bedeckung des Mundes der kleinen Unſchuldigen, als dieſe noch lebte, hätte nöthig ſein mögen. Meine Begleiterinnen fühlten ſich ſtark verſucht, hier einen frommen Diebſtahl zu begehen und eine — nur eine einzige Knoſpe von den geweiheten Büſchen abzupflücken; allein in Frankreich wird die Behauſung der Todten auch von der roheſten Hand nicht frevelnd berührt. Es blieb bei dem Gedanken an den Raub, und wir ſchieden von den Knoſpen, von denen jede wohl ein Sinnbild deſſen ſein mochte, was einſt die ſchöne Clementine war.

(Schluß folgt.)

Berichte aus Berlin.

(Die Mucker. — Cerf. — Theater.)

(Schluß.)

Der Gemahl der jungen, ſchönen Frommen hatte nicht Kraft genug, dieſen göttlichen Ausſpruch in Demuth hinzunehmen und zu gehorſamen; er erklärte, daß ſeine Frau auf dieſe Ehre verzichten wolle und verzichten müſſe; und als ein heftiger Streit die fromme Gemeinde zerriß, und man den ſündigen Mann, der ſein Lamm nicht dem Höchſten opfern wollte, bis dahin aber doch einer der gläubigſten und eifrigſten unter den Muckern geweſen war, einen Heuchler und Verräther ſchalt, zeigte er den ganzen Vorfall der Polizei an, und bat dieſe, ihm Frieden vor den Wüthenden zu verſchaffen. Die Polizei faßte das ganze Wunder als ein Verbrechen auf; bald kam auch von Berlin aus, wo man ſeit den Vorfällen in Schleſien keinen Scherz mehr verſtehen will, die Weiſung, ein criminelles Verfahren gegen den frommen Propheten und deſſen Anhänger einzuleiten. Der Eifer, mit welchem dieſer Befehl vollzogen wurde, beweiſt, daß die Juſtiz in Preußen redlich und energiſch gehandhabt wird, und daß das Geſetz bei uns eine Wahrheit iſt. Sie ſchickte ein ſtarkes Memorial an das Miniſterium ein, in welchem bis auf das Kleinſte die frommen Prophezeihungen erörtert, die ſämmtlichen Verbindungen der heiligen Mucker ausgeſpürt und ſogar mehrere vornehme Perſonen, ſelbſt hohe Offiziere, als Theilnehmer oder Beförderer der Geſellſchaft genannt wurden. Auf den Prozeß ſelbſt iſt man ſehr [illegible], beſonders, da ſogar vom Zuchthaus u. ſ. w. die Rede iſt. Indeß könnte es leicht ſein, daß des öffentlichen Ärgerniſſes halber, wie oftmals ſchon, die ganze Geſchichte ſtill beſeitigt wird. Der zum Heilandsvater beſtimmte Prediger iſt jetzt wahnſinnig geworden, und das iſt der klügſte Rath, den man ihm geben kann. Wie kann ein Wahnſinniger beſtraft werden! Schickt ihn in's Irrenhaus, und die Leute, welche leichtgläubiger Weiſe ſich hinreißen ließen, ſeinen Thorheiten zu glauben, werden Vernunft annehmen.

In das verehrungswürdige Theaterpublikum iſt ein böſer Geiſt gefahren. Sie erinnern ſich wohl noch der Auftritte im Königsſtädter Theater? Herr Cerf wurde nach einer geführten polizeilichen Unterſuchung vor einigen Tagen frei geſprochen. Der junge Menſch mit dem dicken Spanier hat nun Herrn Cerf auch verklagt, und man meint ſogar, daß dieſer wohl zu ſechs Wochen Gefängniß verurtheilt werden dürfte.

Auch im königl. Theater iſt ein brutaler Akt gegen die wahre Kunſt dadurch vorgekommen, daß man ſich unterfing, eine höchſt unterhaltende Poſſe: „Prinz Tu-ta-tu," auszupfeifen. — Dem Himmel hatte es gefallen, einige Wochen vorher den Dichter und Gaſtwirth Angely, deſſen Nekrolog ich keineswegs ſchreiben will, zu den ewigen Luſtſpielen des Himmels abzurufen; aber ungefähr ein Dutzend irdiſche Poſſen hatte der Verſtorbene noch bei der Direktion der k. Schauſpiele, und man brachte den Manen ihr erſtes Opfer, indem man den Tu-ta-tu in Scene ſetzte. In Paris hatte daſſelbe, der vielen politiſchen Beziehungen halber, ungemeinen Beifall erlangt, natürlich aber hatte man dieſe weggelaſſen und dafür Berliner Kraftworte und Einfälle à la Angely eingeſtreut, von welchen man die beſte Wirkung hoffte. Indeß verdarb ſchon der chineſiſche Stoff Alles, und ſelbſt das vorzügliche Spiel des Herrn Schneider, der ſein Möglichſtes that, um den tartariſchen Prinzen zu einem ächten Berliner Straßenjungen zu machen, konnte den Zorn der Gegner nicht beſiegen. Das Stück fiel und mit ihm Herrn Angely's Nachlaß; denn bis jetzt iſt nichts mehr davon geſehen worden.

Was aber ſoll geſchehen, um ſolche Frevel abzuſtellen? Es gibt eine Parthei, welche zu behaupten wagt, daß man nur gute Sachen geben ſolle, und dieſe Abſcheulichkeiten würden von ſelbſt verſchwinden!!! Tieferſehende halten es für Ausbrüche des verderbten Zeitgeiſtes und fordern ſtrengere Polizeiaufſicht, und wenn man ſieht, wie in der Königsſtadt das Publikum ſelbſt in anerkannten Stücken auf arge Weiſe mitſpielt, wie es z. B. erſt kürzlich im Fridolin geſchah, wo jede Scene faſt mit Gebrüll und Gelächter begleitet wurde, ſo weiß man freilich nicht, ob man dieſem Vorſchlage entgegen ſein ſoll. Nur möchte der gute Geſchmack ſich ſchwerlich durch die Polizei herbeiholen laſſen, und, im Grunde genommen, was iſt es denn ſo Entſetzliches, wenn eine Poſſe ausgepfiffen wird oder ein Melodrama? In der Königsſtadt hat ſo etwas nicht viel zu bedeuten, und es iſt die Schuld der Vorſteher, wenn ſie ihr Publikum entweder nicht beſſer gewöhnt haben oder ihm Koſt vorſetzen, die es ungenießbar findet. Dieſe Bühne iſt für das Volk, und nichts ſoll dort gegeben werden, was dem Geſchmacke deſſelben, ſei er gut oder ſchlecht, nicht zuſagt. Herr Cerf aber iſt, wie ich höre, in ſeinen zarten Gefühlen für Kunſt, die bei ihm völlig in Schwärmerei ausarten ſollen, ſo tief verletzt, daß er ernſtlich daran denken ſoll, die Direktorſtelle und ſeine Conceſſion einem Andern zu überlaſſen. Unwürdige Spöttereien, die faſt in allen Journalen Deutſchlands, leider! ſich finden, haben den Edlen ſchon längſt gekränkt, und die letzten Geſchichten ſeinen aufopfernden Sinn noch mehr erſchüttert. Er ſoll mit dem Theater an der Wien in Unterhandlungen getreten ſein und dürfte daher leicht Wien zum zweiten Schauplatze ſeines Ruhms und ſeiner Größe erhalten. Welch unerſetzlicher Verluſt, wenn wir dieſen genialen Mann verlören! Es iſt der einzige Commiſſionsrath Berlins!

Im königl. Theater iſt nur ein neues Luſtſpiel aufgeführt worden, welches ſich auf dem Repertoire gehalten hat. Einige Kleinigkeiten und ein fünfaktiges Schauſpiel: „der Oheim,“ von einer königl. Prinzeſſin, die nicht ohne Beruf aus jenen höchſten Höhen des Lebens zur Leier Apollo's greift, verſchwanden bald. Das mit vielem Beifall aufgenommene Luſtſpiel heißt: „Ich bleibe ledig.“ von C. Blum. Es iſt eine prächtige Parodie der alten Zopfzeit. In mancher Beziehung ſehr leichte Waare, aber voll Leben, und zwar voll Leben, das in die Intereſſen des Tages greift. Man überſieht dafür den loſen Zuſammenhang, die Karrikatur und ſonſtige Unnatürlichkeiten, und hält ſich an das Ergötzliche, und an den hübſchen Dialog, an die artige Scenirung. C. Blum hat ganz recht, wenn er dieſen Weg verfolgt. Er wird uns nicht gerade zu dem Ziele führen, welches wir ſchon lange ſuchen, nämlich zu einem ächt deutſchen Original-Luſtſpiel, aber er wird uns um ein Beträchtliches näher bringen, und uns endlich vielleicht von der verderblichen Nachaffung der Franzoſen in ihren alle Moralität verſpottenden modernen Anreizungen zu Liederlichkeit und Schamloſigkeit, denen man freilich leider weder Leben noch Wahrheit abſprechen darf, zurückführen. An Angely's Stelle werden freilich Andere treten, die mit nicht geringerem Eifer ſeine Werke fortſetzen. Aber vielleicht wird es doch darin beſſer, daß dieſe nicht das Talent haben, Alles ſo in's Gemein-Berliniſche zu verkehren, wie Jener. Vielleicht veredeln ſie ſich unter der Hand eines Andern gerade ſo, wie ſie Angely verſchlimmerte, und damit wäre Vieles gewonnen.

Kürzlich haben wir auch einen neuen Verſuch geſehen, den Chor wiederum in die moderne Tragödie einzuführen. Das aber iſt und bleibt eine vergebene Mühe. Was Schiller'n nicht gelang, gelingt Raupach nimmermehr. Die antike Form iſt mit der antiken Welt abgeſchloſſen. Das waltende Fatum, deſſen Unergründlichkeit, die geheimnißvollen Götterſprüche, die Betrachtungen über den Menſchen im Allgemeinen und über das Schickſal derer insbeſondere, welche Gegenſtand der Darſtellung waren, Alles, was der alte Chor that, kann nicht mehr Gegenſtand der modernen Welt ſein. Wir können auf unſerem Standpunkte keine leitende Betrachtungen mehr brauchen. Der freie Menſch, im Kampfe mit dem Geſchick, findet keine Verſöhnung durch die Reflexion des Chors über das Unvermeidliche ſeines Falls, weil die Götter es beſchloſſen; und darum müſſen Abſchnitte eintreten, in welchen die Seele des Zuſchauers ungeſtört mit ſich ſelbſt über dieſen Kampf berathen kann. — Schiller empfand dies ſehr wohl und hütete ſich, den Chor die Zwiſchenakte ausfüllen zu laſſen; er führte ihn vielmehr in die Handlung ein und beſchränkte ſich darauf, eine Fülle von hochpoetiſchen Bildern, philoſophiſchen Betrachtungen und dunklen prophetiſchen Warnungen vor dem nahenden Unheil durch ihn ausdrücken zu laſſen. Raupach dagegen hat in einer Tragödie von antikem Stoff: „Themiſto,“ ſich die Aufgabe geſetzt, den Chor die Zwiſchenakte ausfüllen zu laſſen, und dieſer thut eigentlich nichts, als gerade dies, wenn er in Bildern der Natur Vergleiche mit dem menſchlichen Leben, welche einige ferne Anſpielung auf die Handlung haben, ſingt. Die Muſik einiger dieſer Chöre iſt ſehr ſchön, und es iſt zu bedauern, daß der talentvolle Muſikdirektor Löwe ſo viel Zeit und Mühe an ein ſo undankbares Werk verſchwendet hat. Bei den Griechen, ſelbſt bei Aiſchylus, wurde der Chor langſam geſprochen und von Flöten ſanft und eintönig begleitet, ähnlich vielleicht unſerm Recitativ, nur ſchwerer und beſtimmter. Dieſer neue Chor aber ſingt, ohne daß irgend Einer ein Wort davon verſtehen könnte. Man kann zwar Textbücher für zwei Groſchen an der Kaſſe kaufen, allein das ſollte man bei einem Chor der Tragödie doch nicht nöthig haben. Er iſt daher nichts als eine gleichgültige muſikaliſche Unterhaltung in den Zwiſchenakten, die weder einen Einfluß auf die Handlung ausübt, noch durch irgend etwas bedingt wird, und zuletzt langweilig und ſtörend wirkt. Vom Stücke ſelbſt will ich gar nicht ſprechen, auch nicht wie Herr Raupach darauf gefallen iſt, ein Stück mit Chören zu ſchreiben, denn ich würde ihn einer nicht ſehr edlen Handlung zeihen müſſen. Dieſe Themiſto wird ſchnell enden und vergeſſen ſein, das iſt das Beſte für ſie in jeder Beziehung. Madame Krelinger zeigte auch in dieſer Rolle, daß ihre tragiſche Größe nur in den leidenſchaftlichen Momenten liegt, und Herr Raupach, der dies ſehr wohl erkannt, ſchreibt daher auch ſeit langer Zeit nur Stücke mit Wahnſinnsrollen. Dagegen entwickelt ſich der künſtleriſche Genius ihrer jüngſten Tochter, Dlle. Klara Stich, in edelſter Geſtalt, und auf dieſe junge Künſtlerin wird, wie wir faſt mit Gewißheit hoffen können, der Ruhm der Mutter im reichſten Maße übergehen.

Mit unſerer Oper ſieht es dagegen noch immer ſehr trübſelig aus. Die Mängel wollen ſich nicht decken laſſen, und wo ſie halb und halb es ſind, will es nichts helfen. So iſt Herr Eichberger, ein tüchtiger Tenoriſt, ſchon ſeit Monaten hier engagirt, und hat erſt zwei Mal geſungen, weil Herr Bader ſingen will, und mehr dergleichen. Mantius will Berlin verlaſſen und nach Schwerin, in ſeine Heimath, überſiedeln, Ziſche dagegen bleibt, obgleich er in Braunſchweig auf immer engagirt war. Die hieſige umſichtige Direktion hat jetzt eingeſehen, daß er um jeden Preis erhalten werden muß; ſie hat 1800 Thlr. Abſtandsgeld gezahlt und den Sänger auf lebenslang mit 2300 Thlr. gefeſſelt. Vor einem halben Jahre bot derſelbe ſich an, ganz in ſeinem alten Kontrakte zu bleiben, wenn man ihm ein Engagement zeitlebens bewilligen wollte; jetzt zahlt man 1800 Thlr. und gibt ihm jährlich noch 500 dazu. Was erlebt man nicht Alles!

Auch die Dem. Elßler, dieſe holden Kinder Terpſichore's, welche auf Monate die gute alte Zeit zurückführten, in welcher alles Sinnen und Denken der Berliner nur auf Theater und Sonntag ſich richteten, ſind uns treulos entflohen. Ach! dieſe zierlichen Füßchen machen jetzt die ſicherſten Geſchäfte in der Welt. Berlin hat ihnen in zwei Monaten 7 bis 8000 Thlr. mit Entzücken dargebracht, und von Sr. Majeſtät empfingen die holden Schweſtern zum Abſchiede noch einige koſtbare Geſchenke.

Seitdem iſt unſer Ballet verwaiſ't. Nur eine kleine Franzöſin, ein Kind von fünfzehn Jahren, iſt mit dem unbedeutenden Gehalt von 1600 Thlr. engagirt worden. Sie kann noch nicht tanzen, aber — ſie wird es lernen. Unſere erſten Tänzerinnen haben freilich kaum ſo viel, und ſolche, die ungefähr mit dieſer kleinen niedlichen Dlle. Poulain im gleichen Range ſtehen, vielleicht nur zweihundert Thaler; aber das ſind auch keine Franzöſinnen.

Bald hätte ich vergeſſen, Ihnen noch zu ſagen, daß die Sängerin Janeilla Piris jetzt hier gaſtirt. Sie iſt zwei Male bis jetzt, in den Capuletti's und im Barbier, aufgetreten, und hat Beifall, obgleich nicht in dem Maße errungen, wie man hoffte, und wie die begeiſterten Stimmen aus Leipzig es verkündeten. Mlle. Piris hat eine ſchöne klangvolle Stimme von großer Biegſamkeit und ungewöhnlicher Ausbildung für die Figuren des neu italiäniſchen Geſanges, dieſer aber hat hier entſchiedene Gegner, zumal unter den Kunſtrichtern. Nächſtens mehr darüber!

Feuilleton.

⁂ Entdeckungen. — 1. Wanderungen unter dem Meer. Das Neapolitaniſche Tagblatt: Omnibus, kündigt an, daß Lorenzo Giordano von Fiumara in Calabrien, ein Mittel gefunden hat, ſechs Stunden lang auf dem Grunde des Meeres zu verweilen, und hier in einer Stunde tauſend Schritte weit zu gehen. Er verlangt ein Privilegium auf 2 Jahre und ½ alles deſſen, was er mit ſeinen untermeeriſchen Wanderungen finden ſollte.

2. Tabak-Surrogat. — Ein Engliſches Blatt berichtet, daß man entdeckt habe, die wohl gedörrte Schale (genauer die Epidermis) des solanum tuberosum, (vulgo: Kartoffel) — pulveriſirt, ſei von der vielbeliebten Nicotiana (vulgo: Tabak), die ebenfalls zur Familie der Solaneen gehört, nicht leicht zu unterſcheiden.

⁂ Die drei Welttheile auf der nördlichen Hemiſphäre. — Ein merkwürdiges Schauſpiel bieten jetzt Aſien, Europa und Nordamerika dar. In den Hauptſtaaten des Orients, wozu jetzt noch Rußland und die Türkei zu zählen ſind, — iſt geiſtliches und weltliches Regiment noch ungetrennt. In China herrſcht der Kaiſer als Sohn des Himmels, im Reiche der Osmanlis der Großſultan als Nachfolger der Propheten, in Rußland der Czar als das Oberhaupt der griechiſchen Kirche. In Indien iſt der Bramine ein geborner Fürſt, der Sudra unwiderbringlich ein Sklave. —

In Europa hingegen iſt ſtaatliches und kirchliches Weſen aus einander getreten und durch Entwicklung des allgemeinen, menſchlichen Rechtes und der Wiſſenſchaft in höherer Vermittlung begriffen.

Nordamerika endlich ſehen wir in einem doppelten Widerſpruch befangen. Die vereinigten Staaten haben das religiöſe Leben ſich ſelbſt überlaſſen, während der Generalcongreß von Mexiko eine Verfaſſung dekretirt hat, deren erſter Artikel die Ausübung jedes anderen Kultus, als des römiſch-apoſtoliſch-katholiſchen verbietet. Im entſchiedenſten Widerſpruch aber mit der ſtreng hierarchiſch-monarchiſchen Verfaſſung dieſer Kirche will der 4te Art. der Mexik. Verfaſſung, daß die Form der Regierung republikaniſch, repräſentativ und populär ſei. — Ebenſo hat nun der Congreß der Verein-Staaten, im Widerſpruche mit den naturrechtlichen Grundlagen ihrer Selbſtemancipation, die Petition von Maſſachuſets für Abſchaffung der Sklaverei mit 121 gegen 96 Stimmen verworfen, wonach für dieſe Staaten eben ſo gewiß eine Scheidung der nördlichen freiſinnigen von den ſüdlichen ſklaviſchen Provinzen vorauszuſehen, wie für Mexiko noch eine Reihe convulſiviſcher Ausbrüche des Widerſpruches zwiſchen ſeinen despotiſchen und republikaniſchen Elementen.

Chronik der ſchönen Literatur.

(Fortſetzung.)

14) Puxbaum. Dramatiſches Gedicht von Franz Ernſt Scherer. Leipzig. 1836. W. Engelmann.

Das Erſcheinen dieſes Schauſpiels überraſcht mich freudig, als Lebenszeichen eines Freundes, von welchem mich eine Reihe von Jahren getrennt hat. Ich war faſt noch ein Knabe, als ich den Stoff der alten Bau-Sage (von den beiden Thürmen am Wiener Stephansdom) zu einem dramatiſchen Verſuch benutzte; — ich war noch ein Jüngling, als dieſer Verſuch in Wien zur Darſtellung kam. Die freundliche Theilnahme, mit welchem das Publikum des Theaters an der Wien dies unreife Produkt aufnahm, brachte auf alle meine bunt durch einander gewirrten Beſtrebungen einen Eindruck hervor, der für mein ganzes Leben entſcheidend wurde. Kann man es mir verdenken, wenn ich den nationalen Stoff, dem allein ich jene ermunternde Theilnahme zu verdanken hatte, erſt recht lieb gewann, als an meiner dramatiſchen Studie, ſeit ſie einmal vor dem Publikum ausgeſtellt worden, von meiner beſſern Einſicht nichts mehr zu ändern war?! Was ändern? Ich hätte das alte Schauſpiel verbrennen und ein ganz neues machen müſſen. Und dieſe Aufgabe hatte ich ſpäteren Jahren vorbehalten. —

Da bringt mir nun das neueſte Leipziger Poſtpaket das dramatiſche Gedicht Scherer's, und ich ſehe beſchämt, wie arg ich mich damals an dem herrlichen Stoffe verſündigt hatte, aus dem ein tüchtiger Mann ſeither ein männliches Werk geſchaffen hat, ein wahrhaft poetiſches, ein wahrhaft dramatiſches. Ich hatte, meiner knabenhaften Phantaſie mich ſorglos hingebend, blos mit dem glänzenden, blut- und thränendurchwirkten Mantel der Sage geſpielt und getändelt, nur das Allgemeine, nur das Charakteriſtiſche eines Bildes hatte ſich in meiner Seele abgedrückt, und ſo hatte ich ein — überdem verſtümmeltes — Effektſtück zuſammengebracht, in welchem die Sprache das Beſte, und dieſe — holprig genug war; die Geſtalten meines „großen romantiſchen Schauſpiels“ (wie es — ohne meine Zuthat — auf den Komödienzetteln angekündigt war) zerfloſſen in Nebel, ſobald der Vorhang gefallen war, und vielleicht nur ein Weſen weinte bei der Vorſtellung — Freudenthränen, — ein treues, heiliges Weſen, das in Leid und Freud' ſchon viel um mich geweint.

Hier in dem dramatiſchen Gedichte Scherer's iſt kein Nebel und keine Nebelgeſtalt, hier iſt Leben, hier iſt Handlung, hier ſind Charaktere. Und das Leben iſt wahr, und die Handlung iſt dramatiſch, und die Charaktere ſind poetiſch. Wie freue ich mich jeder Vollkommenheit dieſes Werkes! Es iſt eine vollendete Tragödie, und eine Tragödie im großen Styl. Es iſt eine nationale Tragödie, und eine nationale in ächter Bedeutung des Wortes, keine von denen, die die Nationalität in wohlfeilen Phraſen dem Parterre und den Gallerien zum Kaufe anbieten, ſondern national durch die deutſchen Geſinnungen, welche die Adern dieſes Werkes ſchwellen machen. Eine Tragödie im großen Style aber iſt es, weil es eine Tragödie der Leidenſchaft iſt, und weil die Leidenſchaften ſich bekämpfen, bis die Idee inmitten der Leichen ihr göttliches Banner aufpflanzt. Der Dichter hat ſein Gedicht mit ſorglicher Liebe vollendet, nirgends dem Drang des Fertigmachens nachgegeben, ſondern jedes Detail der Situation erſchöpft, jede pſychologiſche Nüance, welche die Lebens-Entwicklung und -Vollendung bedingt, beachtet und ausgemalt. So wurde es möglich, daß bei einem ſo gewaltigen Stoff nirgends eine gewaltſame Eigenmächtigkeit des Dichters getadelt werden kann, und daß man ihm nachſagen darf, er habe, was Andere keck oder nachläſſig manierirt hätten, [illegible] (im Sinne des Malers.) Das lyriſche Element iſt der dramatiſchen Form glücklich eingeordnet und durchſtrömt ſie belebend, jeder einzelnen Geſtalt von innen heraus den eigenthümlichen Teint verleihend.

Dies in Kürze, was mich an dem Werke erfreute; möge es auch durch die Darſtellung ſich allenthalben Freunde gewinnen!

Eduard Duller.

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 21. 1836.

Phönix.

Montag, 25. Januar.

Das Roſenmädchen von Sureſne.

(Schluß.)

Als wir den Berg hinabſtiegen um nach Sureſne zu kommen, wohin wir unſern Wagen beordert hatten, hörten wir ferne Klänge, die wie Trauergeſang ſchallten, und etwa eine halbviertelſtunde Weges weiter zur Rechten von uns, ſahen wir eine Prozeſſion ſich langſam die Höhe heranwinden. Manchmal ward uns der Zug durch die zwiſchenliegenden Weingärten verdeckt. Ein neuer Bewohner ſollte dem Todtenacker höher hinauf zugeführt werden; ſo muthmaßten wir mindeſtens, obwohl wir keine friſchgegrabene Gruft auf dem Friedhofe wahrgenommen hatten; dennoch war auf dieſem kein Winkel von uns undurchſtöbert geblieben. Wir langten im Dorfe Sureſne an und wollten eben in unſern Wagen ſteigen, als die junge Dame, um derentwillen wir eigentlich die Wallfahrt unternommen hatten, und deren innigen Empfindungen wir ſo manche ſchwermuthsvoll köſtliche Regung verdankten, uns bat, die altersgraue und romantiſch ausſehende Ortskirche zu beſehen, die wir am Ausgange des Dorfes erblickten. — Ehe wir zu dem heiligen Gebäude gelangten, bemerkten wir, daß es im Dorfe irgend ein Feſt oder einen heiligen Tag geben müßte. Wir konnten nicht umhin, wahrzunehmen, daß der Ort nur wenige Bewohner wies; wir konnten deren kaum fünfzig zählen, als wir die Dorfſtraße entlang fuhren, die zur Kirche leitete. Erſichtlich war es, daß ſo männliche wie weibliche Bewohner von Sureſne ihre Sonntagskleider trugen; doch waren alle, die wir ſahen, nur Greiſe und Matronen. An der Kirchenthür angekommen, fanden wir dieſelbe verſchloſſen, welches in Frankreich zu jeder Zeit ein ungewöhnlicher Umſtand iſt; und da wir erwartet hatten, die Mehrzahl der Dörfler innerhalb des Gotteshauſes zu finden, verloren wir uns in Muthmaßungen, was aus den Inſaſſen von Sureſne geworden ſein möchte. Endlich zogen wir die Schlußfolge, Sureſne ſei endlich vermöge des übelen Rufes, in welchem es ſeit geraumer Zeit ſtand, zu einer wirklich dürftigen Bewohnerzahl herabgeſunken. Ein ältlicher, franzöſiſcher Herr, in glänzender Hofkleidung, mit dem breiten, blauen Bande vom Orden des heil. Geiſtes geſchmückt, der um eine Vorſprungmauer des Kirchleins herumgekommen war, ſtand plötzlich vor uns. Der Duc de la Rivière, der getreue Gefährte und Günſtling des Königs, der uns für Engländer erkannte, redete uns mit aller Anmuth und Urbanität eines franzöſiſchen Edelmannes an, erbot ſich auch, uns nicht nur die Kirche zu zeigen, ſondern in derſelben uns auch einen bequemen Sitz zur Mitbeſchauung der Ceremonie zu verſchaffen. Wir umkreiſeten in ſeiner Geſellſchaft den Kirchhof, wo er uns verſchiedene uralte, vom Zahne der Zeit faſt weggenagte Grabinſchriften erklärte, und ſich eben ſo ſehr als gebildeter Gelehrter, wie als feiner Weltmann zu erkennen gab. Er ſchien der Meinung zu ſein: wir wären aus Paris hieher gekommen, um die „grande cérémonie", welche in der Kirche von Sureſne ſtattfinden ſollte, mit anzuſehen, und wir alle fühlten, daß wir ihm nicht wenig ſeine frohe Laune verkümmern würden, wenn wir ihm dieſen Irrthum benähmen. Obwohl wir häufig auf die „grande cérémonie" anſpielten, konnten wir doch aus ſeinen Bemerkungen nicht entziffern, worin dieſelbe eigentlich beſtehen würde. Galt es dem Feſte irgend eines Heiligen? oder dem Geburtstage irgend einer hohen Perſon? oder bezog es ſich auf die Feier eines Sieges? oder auf den Jahrstag der Wiederherſtellung des königlichen Hauſes? Wir ſannen noch darüber hin und her, als unſere Aufmerkſamkeit durch einen Flintenſchuß und durch den Ausruf der wenigen im Orte befindlichen Landleute: „Sie kommen! ſie kommen!" abgelenkt ward. Die breiten Thorflügel der Kirche wurden aufgeſperrt, und der Herzog von R., der voran ſchritt, führte uns zu einem, wenige Schritte weit vom Altar befindlichen Sitze. Jetzt hörten wir Klänge kriegeriſcher Muſik und die königliche Leibwache, glänzend uniformirt, betrat, unter Begleitung von zweien Grenadier-Regimentern, die Kirche. Mit kriegeriſchen Schritten, wie denn jeder

Jüngling in Frankreich Soldat iſt oder war, näherten ſich nun etwa zweihundert ſtattliche, junge Burſche, von denen jeder ein Stäbchen trug, an welchem ſeidene Bänder von allen Farben flatterten, und ſtellten ſich in doppelter Reihe vor den Grenadieren auf. Ein munterer Marſch ward geſpielt, während deſſen von anderer Seite her fünf und zwanzig junge Mädchen, in fünf Reihen, zierlich wie Perlenſchnürchen an den aufgeſtellten Jünglingen und Soldaten vorüberzogen und ſich auf einen Sitzraum begaben, den wir von unſern Plätzen aus bequem überſehen konnten. Den Jungfrauen folgten etwa ein Dutzend reichgekleidete Damen und dieſen eine Anzahl mit Stern und Ordensband geſchmückter Herren. Man ſah unter den letzteren Marſchälle von Frankreich, fremde Geſandte und vornehme Edelleute. Dann ward Hochamt gehalten, und in den Zwiſchenzeiten köſtliche Muſik gemacht. Nach Gloria in excelsis, welches von den Chorſängern der königlichen Kapelle abgeſungen ward, näherte die Gräfin von C**, eine merkwürdig hübſche Dame, ſich den Jungfrauen, reichte einer von denſelben die Hand und führte ſie zu dem Altar, auf deſſen letzter Stufe ſie mit derſelben niederkniete. Der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis, trat zu ihnen. Er hielt einen Kranz von weißen Roſen in der Hand, den er mit leiſer Hand auf das Haupt der knieenden Jungfrau drückte und dazu die Worte ſprach: „Empfange dieſen Lohn der Tugend!“ Wieder erklang die Muſik, ein der Handlung entſprechender Hymnus ward abgeſungen, und die heil. Meſſe ward fortgeſetzt. Als dieſe zu Ende war, kehrte die Roſenbekränzte zu ihren Geſpielinnen zurück und ward von jeder derſelben auf die Stirn geküßt. Hierauf führte man ſie nochmals zum Altare, doch folgte ihr diesmal ein hübſcher, junger Mann, der mit ihr vor dem Geiſtlichen kniete, welcher ſodann den Segen des ehelichen Bundes über ſie ſprach, worauf der Zug, in derſelben Ordnung, in welcher er gekommen war, das Gotteshaus wieder verließ.

Der Herzog war ſo artig, uns an unſern Wagen zu begleiten. „Ich kann nicht begreifen,“ ſagte eine von meinen Begleiterinnen, „warum das junge Mädchen, welches ſo eben gekrönt ward, einen langen, ſchwarzen Schleier trug, bevor ihr der Roſenkranz aufgeſetzt ward. Der Schleier ſchien mir eben ſo wenig zu ihrer Bekleidung wie zu der ganzen Feierlichkeit zu paſſen.“

„Wenn Sie mir einige Minuten Gehör ſchenken wollen,“ verſetzte unſer herablaſſender Führer, „ſo will ich Ihnen erklären, weßhalb das Roſenmädchen das Sinnbild der Trauer über ihren Locken trug. Da Sie jedoch noch nie zuvor dieſer Ceremonie beiwohnten, werde ich etliche Nebenumſtände berühren müſſen. Ein Feſt, dem ähnlich, wie Sie es ſo eben mit angeſehen haben, ward vor beinahe ſechs Jahrhunderten vom heil. Medardus in Salency angeordnet und alljährlich bis zu der Schauerperiode von 1791 gefeiert. Im Jahre 1806 gab jedoch Napoleon Befehl, die Feierlichkeit wieder herzuſtellen, und das Roſenmädchen von Salency erhält von neuem regelmäßig den ihr zugeſprochenen Lohn der Tugend. Im Jahr 1776 ordnete eine meiner Verwandten, die ſchöne und liebenswürdige Gräfin von ***, ein Roſenfeſt in Surêsne an. Dort drüben,“ fuhr der Herzog fort, indem er auf einen etwa hundert Ellen weit von uns liegenden Trümmerhaufen zeigte, „lag das Schloß jener vortrefflichen Dame. Manchen glücklichen Tag habe ich in den Mauern deſſelben verlebt, aber die Dämone der Revolution machten das ſchöne Gebäude dem Erdboden gleich, und das reine Blut der Gräfin mußte unter der Guillotine fließen. Sie hatte ſich geweigert, ſchmachvollen Anträgen des Ungeheuers Robespierre Gehör zu geben. Das letzte Roſenmädchen, auf deſſen Stirn die Gräfin den Kranz gedrückt hatte, war ihre getreue Gefährtin während der wenigen Tage, die ſie als Gefangene in der Conciergerie zubringen mußte. Ein Brief, den die Gräfin an den Vater des jungen Mädchens geſchrieben hatte und der bei letzterer gefunden ward, als ſie ihn beſtellen wollte, veranlaßte, daß auch ſie ſich vor das Revolutionstribunal geſtellt ſehen mußte, und am 1. Mai 1793 hauchten Dame und Zofe ihr Leben unter dem Henkermeſſer aus. Jahre vergingen hierauf und es zeigte ſich keine Wahrſcheinlichkeit, daß die Dörfler von Surêsne es jemals wieder erleben würden, die Stirnen ihrer jungfräulichen Töchter mit dem weißen Roſenkranze geſchmückt zu ſehen; da ward durch ein höchſt trauriges und unvorhergeſehenes Ereigniß die Feier des Roſenfeſtes wieder hergeſtellt, und wir wollen hoffen, daß dieſelbe ſo lange fortbeſtehen werde, als unſere Monarchie fortdauert. Der Marquis von ** war länger als ein Vierteljahrhundert aus ſeinem Vaterlande verbannt geweſen; bei der Wiederherſtellung kehrte er in daſſelbe zurück, und da ihm die Lage und Örtlichkeit dieſer Dorfſchaft gefiel, beſchloß er, in der Nachbarſchaft derſelben ſeine Wohnung zu nehmen. Jenes ſtattliche Landhaus, was Sie dort am Ufer der Seine erblicken, ward von ihm erbauet. Er war fünfzehn Jahre lang vermählt, jedoch kinderlos. Nachdem er eine kurze Zeit in ſeinem neuen Landhauſe gewohnt hatte, erreichte er den Zuſtand höchſter Erdenglückſeligkeit durch die Geburt eines Töchterleins. Alle, die jenes liebliche Kind geſehen haben, ſprechen von demſelben in Ausdrücken des Entzückens; die Kleine war ein Weſen, das von jedem Älternpaare vergöttert, von jedem Fremden bewundert geweſen ſein würde. Nachdem ſie ihr ſechstes Lebensjahr vollendet hatte, fanden im Orte die gewöhnlichen Geburtstagsfeierlichkeiten ſtatt, an denen nach dem Willen der Ältern des Kindes alle Bewohner des Dorfes Surêsne Theil nehmen mußten. Ein wenig hinter der Kirche ſehen Sie eine Wieſe, — dort war der Schauplatz der Luſtbarkeiten, die von der edlen Familie angeordnet worden waren. Ländliche Tänze erhöheten das Feſt. Die kleine Königin deſſelben hatte eben Quadrille getanzt, war luſtig und guter Dinge und eitel Leben und Munterkeit, als die Stunde hereinbrach, in welcher alle Freude ſich in Trauer und Wehklage verwandeln ſollte. Die Kleine, voll Verlangen, zu ihren Ältern zu gelangen, die ſich in einem weiterhin auf der Wieſe befindlichen Zelte befanden, lief über den Raſen hin, bog um eine in der Nähe des Zeltes angebrachte Reihe von Bänken, ſtolperte dabei und fiel. Der Fall war höchſt unglücklich. Einer von den kurzen Eiſenſtäben, womit die Zeltſtricke in dem Boden feſtgehalten wurden, war dem Kinde in die Seite dicht unter der Bruſt gedrungen. Ärztliche Hülfe ward freilich unverzüglich herbeigeſchafft, allein die Wunde ergab ſich als tödtlich, und noch ehe es Mitternacht ward, war die Kleine verſchieden. Wenn Sie auf dem Kirchhofe des Mont Valérien eine kleine weiße Marmorſäule geſehen haben, die von Duftgeſträuchen und Roſengebüſchen umgeben ſteht, ſo kennen Sie den Ort, wo der kleine Engel beſtattet ward, — jener Denkſtein ſteht auf dem Grabe der lieblichen Clémence. Die troſtloſen Ältern derſelben gaben ſich dem nagendſten Schmerze hin, und würden demſelben erlegen ſein, wenn nicht ein fürſorgender Freund ſie vermocht hätte, dieſen Ort zu verlaſſen, der für ſie ſo reich an Weh' und peinlichen Erinnerungen war. Bevor der Marquis für immer von Surêsne ſchied, ließ er den Schultheiß und den Pfarrer des Ortes zu ſich kommen, und in Gegenwart eines Gerichtsaktuars dem Dorfe eine Schenkung von einem Stücke Landes zuſchreiben, das jährlich etwa ſechshundert Francs Renten trägt. Es ward dabei feſtgeſetzt, daß die tugendhafteſte Jungfrau von Sureſne, ſobald ſie noch nicht zwanzig Jahre zählte, am Jahrestage des Abſterbens der kleinen Clémence mit einem der jungen Burſche aus dem Dorfe verheirathet und mit den ſechshundert Francs beſchenkt werden ſollte. Der ſchwarze Schleier, den das jedesmalige Roſenmädchen von Sureſne tragen muß, erinnert an den frühzeitigen Tod der kleinen Tochter des Marquis von **, und der Roſenkranz, der der Erwählten in der Kirche aufgeſetzt wird, ſchmückt nach der Feierlichkeit von einem Jahre zum andern die weiße Marmorſäule auf dem Friedhofe des Mont Saint Valérien.“

G. N. Bärmann, Dr.

Die böhmiſchen Märtyrer und der Prophet von Florenz.

(Fortſetzung.)

Jene Tragödie von Coſtnitz iſt durch das Gericht über Huß nicht ausgefüllt, durch Huſſen's Tod nicht völlig beſchloſſen. In die Dornenkrone dieſes Mannes hatte die Freundſchaft ihre Roſen geflochten. Über den Wirren der Gedanken und der Gewiſſen ſchweben, wie bei Sturm über den Schiffen, Dioskurenflammen.

Hieronymus von Prag iſt der zweite Böhme, dem Coſtnitz zum Verderben wurde. Ihn zog, wie Huſſen die Treue gegen ſich ſelbſt und gegen die Wahrheit, — ihn zog auch die Treue zum Freunde hin.

Hieronymus von Prag ſtammte aus dem Geſchlecht von Faulfiſch. Frühzeitig gebildet, beſuchte er die Univerſitäten Heidelberg, Cöln und Prag, und wurde 1399 auf der letztgenannten Baccalaureus; Magiſter wurde er wahrſcheinlich in Paris; von Paris ging er nach Oxford; allenthalben betrieb er die klaſſiſchen Studien, fand aber auch bald an der Theologie Gefallen. Die Schriften Wiclef's brachten einen lebhaften Eindruck auf ihn hervor, hauptſächlich deſſen Trialogus und deſſen Buch de realibus universalibus. Bald nach ſeiner Rückkehr nach Prag, kam er an den Hof König Wenzel's, der ihm ſeine Gunſt zuwendete. Indeſſen verſäumte er bei ſeinem Hofdienſt die Studien nicht und ſchloß ſich mit Liebe an Huß, der damals in der Bethlehemskapelle gegen die Sünden der Zeit predigte. Hieronymus fand in den Predigten Huſſen's viel Ähnliches mit dem Geiſt von Wiclef's Schriften und theilte dieſe dem Freunde mit, der Anfangs nichts davon wiſſen wollte, aber ſie allmählich einer genauen Prüfung unterzog und ſich endlich an ihnen innigſt erfreute. Der feurige Hieronymus ergriff auch bei Hof und auf der Lehrkanzel die Parthei des verketzerten Britten und eiferte gegen die Mißbräuche der Hierarchie. Die Geiſtlichkeit Prag's beobachtete mit heimlichem Widerwillen den ſteigenden Beifall der Menge an den Lehren der beiden Freunde und bot alles auf, um ſie in der Gunſt des Hofes (Huß war der Beichtvater der Königin Sophie) zu ſtürzen. Wenzel erhielt ſich dabei gleichgültig, bis es endlich zwiſchen den Böhmen und Deutſchen zu förmlichen Fauſtfehden kam. Die Böhmen vertheidigten, die Deutſchen bekämpften die Lehren Wiclef's, bis endlich der Erzbiſchof Sbinko alle Wiclef'ſchen Schriften zum Feuer verdammte. Dieſer Spruch und die Beeinträchtigung der Böhmen beim Stimmrecht auf der Hochſchule, (wo die böhmiſche Nation nur eine Stimme, die deutſche drei hatte, und alſo die Deutſchen ſtets das Übergewicht behaupteten) trieben die beiden Freunde Huß und Hieronymus zum Äußerſten; Huß hielt eine kühne Rede für ſeine Nation und erlebte ein Jahr ſpäter die Freude, daß Wenzel in einem eigenen Dekrete der böhmiſchen Nation für ewige Zeiten drei Stimmen einräumte. Die deutſchen Studenten und Profeſſoren verließen erbittert die Stadt, und die dadurch in ihrem Erwerbe beeinträchtigten Bürger Prags, durch der Mönche Zureden noch ärger erhitzt, tobten gegen Huß und Hieronymus als gegen die Urheber des Ereigniſſes. Inzwiſchen erließ (1409) der Pabſt Alexander V. eine Bulle gegen die Ketzer in Böhmen, welche dem Erzbiſchof gegen Huß und Hieronymus die Waffen in die Hand gab. Sbinko ließ 1410 die Werke Wiclef's und viele Schriften von Huß, Mileiz, Stieknau, Hieronymus wirklich verbrennen. Ausſchweifungen aller Art folgten dieſem Gewaltſchritt. — In jener Zeit allgemeiner Aufregung erhielt Hieronymus von dem Polenkönig Wladiſlav II. die Einladung, ſich nach Krakau zu begeben und die ſchon von Kaſimir dem Großen geſtiftete Univerſität einzurichten." Von Krakau lud ihn König Sigismund von Ungarn (Wenzel's Bruder) zu ſich, er nahm dort öffentlich das Wort für den verläſterten Wiclef und reizte dadurch, wie durch ſeinen Feuereifer gegen der Geiſtlichkeit weltliches Weſen, der letzteren Zorn. Von Ungarn begab er ſich wieder nach Böhmen, wo der erbitterte Clerus einſtweilen Huſſen als Ketzer bei dem Pabſt Johann XXIII. verklagt hatte; der Cardinal Colonna forderte ihn nach Rom und, als der König und die Königin ſich für ihn verwendeten, that er ihn in den Kirchenbann. Huß appellirte an ein künftiges Concil. Im Mai kam ein päbſtlicher Legat in Prag an, der dem neu erwählten Erzbiſchof Albik das Pallium und eine Bulle Johann XXIII. brachte, worin geboten war, gegen König Ladislav von Neapel, den Freund des Gegenpabſtes Gregor XII. den Kreuzzug zu predigen. In drei Kirchen zu Prag wurden eiſerne Kaſten ausgeſtellt, um Geld für jenen Kreuzzug zu ſammeln. Huß und Hieronymus traten gegen dieſen Unfug auf, Huß in der Bethlehemskapelle, Hieronymus im Carolinum. Das Volk und die Studenten jauchzten den geiſtlichen Rittern zu; erſteres ſchmähte die Prediger, die des Ablaſſes erwähnten. Als die Rädelsführer der Unruhen hingerichtet wurden, erhob ſich das Volk in Maſſe, und begrub die Gerichteten mit lautem Pomp in der Bethlehemskapelle.

Als Huß am 11. Oktober auf das Concil reiſte, begleitete ihn Hieronymus bis Krakowitz, mit den Worten von ihm ſcheidend: „Was Ihr ſeither aus heiliger Schrift wider die Sünden des Klerus gelehrt und geſchrieben, dabei beharret feſt. So ich erfahre, daß Euch die Sache zu ſchwer wird, oder daß Euch etwas widerfahren ſollte, ſo will ich ungeſäumt Euch zu Hülfe eilen und Euch zur Seite ſtehen.“ — Bald erfuhr Hieronymus von Huſſen's Gefangennehmung. Er beſchloß, ſein Wort zu löſen; es zog ihn unwiderſtehbar zu dem Freunde. Er beſtellte, wie in Ahnung des Kommenden, ſein Teſtament, verließ Prag und kam am 4. April 1415 unerkannt in Coſtnitz an. Sieben Tage lang blieb er daſelbſt, am achten reiſte er ſchleunig ab, weil er erfahren hatte, daß man eine Unterſuchung gegen ihn einleite. Von Überlingen ſchrieb er an K. Siegmund, daß er ſich auf dem Concil ſtellen wolle, wenn man ihm frei Geleit zuſage. Aber der Kaiſer ſchlug es ab; das Concil gab ihm eine ſpöttiſche Antwort. Nun ließ er in Coſtnitz überall öffentlich ein Manifeſt in drei Sprachen anſchlagen, des Inhalts, daß er gekommen ſei, ſeine Unſchuld und ſeine Glaubensreinheit darzuthun, und Jedem Rede zu ſtehn; deßhalb bitte er Kaiſer und Concil um frei Geleit. Das Concil erließ ſtatt deſſelben eine förmliche Citation an ihn. Er machte ſich am 17. April auf die Rückreiſe nach Böhmen. Zu Hirſchau in der Oberpfalz wurde er verhaftet (25. April 1415). Wie einen Verbrecher ſchleppte man ihn durch die Straßen von Coſtnitz in's Franziskanerkloſter, wo die Kardinäle, Biſchöfe und Prälaten ſeiner bereits harrten, und ihn nach ſtürmiſchen Anklagen von allen Seiten dem Biſchof von Riga, Johann von Wallenrodt zur ſicheren Haft übergaben.

Mehre böhmiſche Freunde ſuchten zu einer Unterredung mit dem in einem finſtern Kerker gefangen Gehaltenen zu gelangen, doch umſonſt; ſie verſchlimmerten nur des Freundes Lage, der in einen finſtern Thurm des St. Paulskloſters gebracht, dort, an Händen und Füßen gebunden, in einen Trog geworfen und 11 Tage lang blos mit Waſſer und Brod bewirthet wurde. Während der ganzen Zeit ſeiner Gefangenſchaft wurden ihm die Ketten nicht ein einzigesmal abgenommen. Die unmenſchliche Behandlung brachte ihn faſt an den Rand des Grabes; ſelbſt einen Beichtvater verweigerte ihm Anfangs das chriſtliche Concil. Außer dieſen Gewaltsmitteln verſuchte man auch Verſprechungen aller Art, um ihn zum Widerruf ſeiner Lehren zu bringen. Indeſſen — noch blieb er ungebeugt!

Am 6. Juli 1415 wurde Johann Huß verbrannt. Dem Concil lag nun Alles daran, auch Hieronymus zu verderben. Umſonſt waren die Verwendungen des durch Huſſen's Tod beſtürzten böhmiſchen Königspaares, der böhmiſchen Nation, des böhmiſchen Adels. Der letztere erließ ein ſcharfes Schreiben an die verſammelten Väter, welche nun ihre Bemühungen, Hieronymus zum Widerrufe zu bewegen, verdoppelten. Hieronymus war körperlich gebrochen, „die lange Zeit ſeiner Gefangenſchaft und die Art, wie man ihn gefeſſelt hielt, hatte ſeinen Körper mit Krankheiten und Schmerzen aller Art belaſtet, ſo daß das ſchwache Fleiſch die Herrſchaft über den Geiſt gewann. Die Drohungen noch größerer Qualen beſiegten ihn und er fand ſich zum Widerrufe bereit. Es war in dem Augenblicke, wo Hieronymus nachgab, der ſonſt ihm innewohnende, lebendige Glaube an Chriſtum, der die menſchliche Natur über ſich ſelbſt zur Gemeinſchaft mit dem Himmel erhebt, durch die Lockungen des Fleiſches und der Welt geſchwächt, ſonſt würde er auch in der Angſt des Leidens an dem Herrn feſtgehalten und weder Marter noch Tod geſcheuet und gefürchtet haben; denn dieſer Glaube gibt Kraft, Kraft aus Gott, zu überwinden die Welt. Gewiß iſt jeder Verſuch, ſolche Schwäche zu rechtfertigen, ein vergeblicher, es läßt ſich überall nicht das Unrecht zum Recht machen; aber die chriſtliche Liebe fordert uns auf, nicht den Stab über den gefallenen Bruder zu brechen, ſondern im Hinblick auf den eigenen Wandel auch ihm ſchonende Nachſicht angedeihen zu laſſen. Und das um ſo mehr, wenn — wie hier — der Fehltritt nur ein vorübergehender iſt. Hieronymus willigte in den Widerruf, deſſen Inhalt man ihm mündlich wiederholt vorgehalten hatte; denn es kam dem Concile dabei ganz beſonders darauf an, daß Hieronymus das über Huß ausgeſprochene Urtheil für rechtmäßig erklärte und von den, von Huß behaupteten Irrthümern öffentlich ſich losſagte." *) Am 11. September 1415 übergab denn Hieronymus der öffentlichen Verſammlung des Concils in der Domkirche zu Coſtnitz die Widerrufsakte. (Fortſ. f.)

---

*) S. Heller S. 72 u. 73.

Feuilleton.

.*. **Zahlenlotterie.** — Da endlich am 1. d. M. in Folge des Geſetzes von 1832 die Zahlenlotterie in Frankreich aufgehoben worden, ſo mag ihr noch mit wenigen Worten ein Denkſtein geſetzt werden.

Zur Welt iſt ſie gekommen in den ſchlechteſten Zeiten des römiſchen Reiches, als die Eroberungsſucht des alten Kriegervolkes, an ihr Ziel gekommen, ſich zurückgewendet und in maasloſer Herrſch- und Genußſucht auseinandergefahren, und die höchſte Macht- und Ehren-Stelle nicht mehr Lohn dem allgemeinen Weſen geleiſteter Dienſte war. Von Auguſtus gezeugt, wurde ſie von Nero gepflegt und von Heliogabalus groß gezogen. Unterdrückt durch die Sturmfluth der Barbaren und von der ſittlichen Strenge der Kirche, ſtand ſie im 15. Jahrhundert zu Venedig unter der Tyrannei der Dogen von den Todten wieder auf. In Frankreich wurde der erſte Verſuch zu ihrer Einführung unter Franz I. gemacht, der ebenſo grauſam gegen die Proteſtanten war, als nachſichtig gegen ſich ſelbſt und die Laſter ſeiner Höflinge. Nach manchem Wechſel faßte ſie erſt unter Ludwig XV. feſten Fuß, als das Verderbniß der Sitten den höchſten Grad erreicht. Sein ſchwacher Nachfolger ließ ſie fortbeſtehen, und obgleich **Monteſquiou** ſchon 1789 der Nationalverſammlung die Lotterie als eine unſittliche Einrichtung darſtellte, ſo war es doch erſt der **Convent**, der ſie zu Ende 1793 abſchaffte. — Was aber nur auf dem Wege der äußeren Gewalt umgeſtürzt, ſteht auch, wenn dieſe gewichen, leicht wieder auf. Mit der politiſchen Reaktion kehrte nach wenigen Jahren auch die Lotterie wieder zurück. Von 1797 bis 1814 wurden im Durchſchnitte 64, und von 1815 bis 1828, als das Kaiſerthum wieder zum Königreich eingeſchrumpft, doch noch 54 Millionen Frk. jährlich eingeſetzt. Die Staatseinnahme davon betrug ungefähr 9 Millionen. Die Julirevolution, wie ſie mit dem alten Régime auch den ſteten Anreiz zur Verſtellung beſeitigte, gab edleren Regungen freien Lauf, und ſo wurde auch die Aufhebung der Lotterie, — nicht in einem ſtürmenden Convent, ſondern von ruhig berathenden Nationalrepräſentanten beſchloſſen. Vor ihrem Hinſcheiden brachte ſie der Staatskaſſe im erſten Jahre noch über 10, im zweiten 5½, im letzten faſt 8 Millionen ein. — Schwer laſte die Erde auf der Hingeſchiedenen, die ſo viele Tauſende in Elend und Verzweiflung geſtürzt hat, daß ſie nimmer wieder von dem zweiten Tode auferſtehe! — C.

.*. Ein allerliebſtes „Album lyrique" von Panſéron, (welches zwölf zweiſtimmige Romanzen mit netten Lithographieen enthält) iſt jetzt in den Pariſer Salons en vogue.

.*. Im Vaudeville-Theater in Paris gab man ein neues (dreiaktiges) Luſtſpiel: Hercule, prince de Monaco, von Lockroy und Arnould. — im Gymnase: Valentine, von Scribe (der Text der beliebten Oper: „Maurer und Schloſſer", zu einem Luſtſpiel verarbeitet.)

.*. Im Theater de Porte Saint-Martin erwartet man die „Enfans de Lara", von Mallefille und „Paul Jones" und „Don Juan à Paris", von A. Dumas.

.*. In einigen Tagen erſcheint Edgar Quinet's „Napoleon." Die Revüe de Paris vom 1. Januar brachte köſtliche Bruchſtücke aus dieſem Gedichte.

.*. Die Bälle in der Pariſer großen Oper werden in dieſem Carneval originell; man will Pferde hinein bringen und Turniere vorſtellen.

Nº 22. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 26. Januar.

Ein Feſtlied Nero's.

Nach Victor Hugo

von

Ferdinand Freiligrath.

Die Langeweile tödtet uns! der Weiſe
Vermeidet ſie! — Wohlan, zu Nero's Preiſe,
O Freunde, nahet ſeinem heut'gen Feſt!
Dem Gott des Wohllauts naht, dem Herrn der Erde,
Der ein Joniſch Lied mit lächelnder Geberde
Zur Lyra mit zehn Stimmen tönen läßt!

Wohlan, auf meinen freud'gen Ruf erſcheinet!
Nie ſo viel Wonnen noch ſaht ihr vereinet
Beim freigelaßnen Pallas! nie beim Mahl
Des Seneka, zwanglos und tobend,
Wo er, den Weiſen in der Tonne lobend,
Falerner trank aus goldenem Pokal!

Nie auf dem Tiberis, wenn die Hetäre
Aglae, nackt, in prächtiger Galeere
Mit uns die Waſſer ſchwamm hinab;
Und nie auch, wenn zu ſüßer Lauten Schalle
Der Bataver Präfekt der Kralle
Bekränzter Löwen zwanzig Sklaven gab!

Kommt! Rom ſoll brennen! ganz! — was frommt das Fragen?
Auf dieſen Thurm ließ meine Sänft' ich tragen,
Die Brunſt zu ſehn, wie ſie die Flügel ſchwingt.
Was iſt ein Kampf des Fechters mit der Meute?
Die ſieben Hügel ſind ein Cirkus heute,
Wo mit den Feuern Roma ringt.

Dem Herrn der Erde ſo, dem Hohen, Gnäd'gen,
Ziemt es, ſich ſeines Enkels zu entled'gen!
Er ſchleudre, wie ein Himmliſcher, den Strahl
Des Blitzes oft! Doch — es wird Nacht! die Hyder
Der Brunſt erhebt ſchon ihr Geſieder,
Und ihre Flammenzungen züngeln fahl.

Seht her! ſeht her! ha, ſehet ſie entrollen
Den rieſ'gen Leib, von Gluth und Rauch geſchwollen!
Liebkoſ't ſie nicht dem ſtürzenden Gemäu'r?
Seht, Schloß und Tempel ſchon ſind Rauch geworden
In ihrem Arm! Ha, daß auch ich nicht morden
Mit Küſſen kann, wie dieſes Feu'r!

Hört das Gekrach! ſeht ſich den Dampf entwirren!
Wie Schatten ſeht das Volk den Brand durchirren!
Da — Schweigen des Todes rings umher!
Pforten zerbröckeln, Säulen ſtürzen über,
Und Ströme Erzes wälzen nach der Tiber,
Die ſchaudernd zuckt, ein rollend Flammenmeer!

Nichts bleibt! zu Boden kracht porphyren
Und ehern Prachtwerk! Bilder auch, trotz ihren
Göttlichen Namen — Alles! Thor und Thurm!
O meine Sklavin, Brunſt, wer kann dich zügeln?
Der jauchzende Nordwind ſchlägt dich mit den Flügeln,
Voll Zorns, gleich einem Feuerſturm.

Fahr' wohl, o Capitol! — o Freunde, ſehet!
Wie eine Brücke des Cocytus ſtehet
Im Flammenmeere Sylla's Aquäduct!
Ganz Rom in Flammen! Danke mir, du hohe
Gebieterin der Welt! ſieh', wie die Lohe,
Ein prächtig Diadem, dein Haupt umzuckt!

Als Kind, o Rom, vernahm ich, die Sibylle
Verheiße dir endloſer Jahre Fülle,
Zu deinen Füßen einſt vergeh' die Zeit,
Im Aufgehn erſt ſei deiner heil'gen Mauern
Geſtirn! — wie viele Stunden noch wird dauern,
O Freunde, ſeine Ewigkeit?

Wenn ſchwarz die Nacht, wie ſchön ein Feuer! — Dieſes,
Wie lodert es! Heroſtratus ſelbſt prieſ' es!
Was liegt am Volk, wenn Cäſar fröhlich iſt?
Wie flieht es! Hört, wie wimmert es erſchrocken;.....
Nehmt mir die Blumenkrone von den Locken;
Sie würde welk vom Feu'r, das Roma frißt.

O Freunde, wenn euch Blut ſprizt auf die reine
Feſttags, ſpült es ab mit Creterweine!
Nur Böſer Hand iſt gern mit Blut getüncht!
Ein grauſam Spiel weiht durch erhabne Freuden!
Wer wird ſich an der Opfer Röcheln weiden?
Mit Liedern muß man es erſticken — ſingt!

Ha, Strafe dieſem Rom und ſeinem Volke!
Weiht es nicht ſtets untreuen Weihrauchs Wolke,
Bald Jupiter'n, bald dem verhaßten Chriſt?
Ha, endlich ſeh' es zitternd mich, erhaben
Wie ſie! Auch ich will meinen Tempel haben,
Weil Roma noch zu arm an Göttern iſt!

Daß prächtiger und ſchöner bald es ſchimm're,
Zerſtör' ich Rom! — Allein ſein Fall zertrümm're
Mir dieſes Kreuz! Weh', wer ein Chriſt ſich hieß!
Mein Arm ereilt ihn! rottet aus im Toſen
Des Brandes dieſe ſchnöde Brut!....... Bring Roſen,
O Sklav! der Roſen Duft iſt ſüß!

Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts,

veranlaßt durch einen Streit zwiſchen V. Conſidérant und der *Gazette de France*.

Auf dem hiſtoriſchen Congreß, der jüngſt zu Paris abgehalten worden*), hatte auch Victor Conſidérant**) die Geſchichtsanſicht ſeines Lehrers, Karl Fourier, exponirt. Die Gazette de France, die ſich ſo gern in den königlichen Mantel der chriſtlichen Liebe hüllt, um als Vertheidigerin der Religion zu prunken, aber jedesmal aus der mühſam einſtudirten Rolle fällt, wenn ſie auf Juden, Reformation und heterodoxe Philoſophen zu ſprechen kömmt, brachte jenen Vortrag, auf das Gehäſſigſte entſtellt, zur Sprache, und weigerte ſich dann, die eingeſandte Berichtigung aufzunehmen. Erſt als ſie Kraft einer Beſtimmung des Preßgeſetzes dazu aufgefordert wurde, öffnete ſie der Zuſchrift des Verunglimpften ihre Spalten. Da dieſe Differenz aus dem geiſtigen Zwieſpalt hervorgeht, welchem nicht nur Frankreich, ſondern das ſoziale Leben der ganzen gebildeten Welt jetzt mehr oder minder verfallen, ſo möchten einige Worte darüber die geeigneteſte Stelle in einem Zeitblatte finden, welches das Streben der Zeit nach Verſöhnung der widerſtrebenden Elemente dadurch zu fördern hofft, daß es, den Gegenſatz ſcharf in's Auge faſſend, zugleich die vermittelnden Momente zur Anſchauung zu bringen ſich angelegen ſein läßt. Wir beginnen mit dem Schreiben des Herrn V. Conſidérant an die Gazette de France. Nach anſtändiger Abweiſung mehrerer völlig falſcher Anſchuldigungen, bemerkt Hr. C.: in dem kritiſchen Theile ſeines Vortrages „habe er ſorgfältig die von Chriſtus gepredigte Lehre der Liebe und Wohlthätigkeit von dem älteren orientaliſchen Dogma unterſchieden, welches den unverjährbaren Fall (déchéance) des Menſchen und das angeborene Verderben ſeiner Natur dekretirt und ſich unglücklicherweiſe in das Chriſtenthum eingeſchlichen habe.“ — „Mit aller Wärme meines religiöſen Glaubens an die angeborene Güte der menſchlichen Natur, die Gott zu ſeinem Ebenbild gemacht,“ führt C. fort, „habe ich jenes alte Dogma der fataliſtiſchen Herrſchaft des Böſen über den Menſchen angegriffen, — und es nur deßhalb ein chriſtliches genannt, weil es gleich zu Anfang ſo getauft worden und noch jetzt in der Welt dieſen Namen führt. — Ich habe gezeigt, daß die Menſchheit ſtets gegen daſſelbe angekämpft, — und daß der Menſch endlich in unſeren Tagen es zu überwinden anfängt mittelſt des Glaubens an eine Zukunft des Glückes und der Harmonie, die für ihn und durch ihn auf dieſer Erde verwirklicht werden kann; denn der Menſch beginnt einzuſehen, daß Gott ihm dieſe Erde anvertraut hat, nicht um ſie zu verwüſten und ſeine Brüder auf ihr zu erwürgen, ſondern um ſie zu verſchönen, zu verwalten und zu beherrſchen.“ Aus dem fraglichen Vortrage führt er dann u. a. Folgendes an: „Mit jenem älteren Dogma, welches die menſchliche Natur für unvermögend und ehrlos erklärt, hat Chriſtus ſich wenig befaßt, wie ſich augenſcheinlich aus dem Vaterunſer ergibt, dem einzigen Gebete, welches, ſeinem Willen nach, der Menſch an Gott zu richten habe . . . Fürwahr, es iſt erlaubt zu glauben, daß Chriſtus, am Kreuze ſterbend und für die Menſchen bittend, nicht an die Möglichkeit gedacht, daß die Menſchen bald darauf dieſes unglückliche Kreuz zum Gegenſtand ihrer Sehnſucht (aspiration) und zum Endzweck ihrer Beſtimmung erhöben.“ Indem ſich C. dann noch ausführlicher gegen die abſtrakte Heiligung der Erniedrigung und des Leidens erklärt, tadelt er eben ſo entſchieden die Philoſophie des 18ten Jahrhunderts, welche ſich in unbeſtimmten Verneinungen herumgetrieben, und bis zur „abſurden“ Forderung unbedingter Gleichheit ſich verirrt habe, deren Ende Anarchie und Umwälzung geweſen. —

Die Gazette de France fügt dieſem Schreiben eine Nachſchrift bei, in welcher nur folgende Stelle uns erheblich ſcheint: „Hr. C. ſpricht von der angeborenen Güte des Menſchen; das Chriſtenthum glaubt auch daran; es iſt der Unſchuldsſtand, den wir den urſprünglichen nennen. Er ſpricht von einer glücklicheren Zukunft ſchon hier auf Erden, und wir ſagen mit — Montesquieu: „„Wunderbar! Das Chriſtenthum, welches unſer Glück im anderen Leben machen ſoll, bereitet auch noch unſere Glückſeligkeit hienieden.““ Bleibt alſo noch der Zwiſchenzuſtand, und Hr. C. erklärt ihn für ſchlecht, da er ſagt, „die Geſellſchaft ſei ſchlecht eingerichtet, und er ſie umgeſtalten will. Es gibt alſo eine Degradation vom Urzuſtand, ein in der jetzigen Natur des Menſchen verwirklichtes Böſes. Chriſtus hat Nichts Anderes geſagt; die Chriſten ſagen Nichts Anderes.“

In Beziehung auf Frankreich iſt hier nur noch dies zu bemerken: Die Gazette hatte in ihrem erſten Artikel der Regierung zum Vorwurf gemacht, daß ſie nicht gegen jenen Vortrag eingeſchritten. Die Regierung aber war ſo verſtändig, rein wiſſenſchaftliche Erörterungen nicht vor ein Forum zu ziehen, welches nicht mehr als competent für ſolche Streitigkeiten angeſehen wird. Das miniſterielle Journal de Paris nahm ſogar jene Rede in Schutz, wie ja auch in unſerem Deutſchland nicht ſelten von den Staatsbehörden die ſg. rationaliſtiſchen Beſtrebungen unterſtützt werden gegen Partheien, welche mit veralteten Glaubenslehren die aufkeimende allgemeinmenſchliche Bildung bekämpfen zu müſſen wähnen. — Was aber die Frage ſelbſt betrifft, die jenſeits des deutſchen Stromes zwiſchen dem ausgezeichnetſten Schüler Fourrier's und einem der namhafteſten Organe des neufranzöſiſchen Katholizismus zur Sprache gekommen, ſo möchte dieſelbe wohl nur mittelſt gründlicher Erforſchung der Natur und unbefangener Würdigung der Geſchichte des Menſchen zu ſchlichten ſein. Die letztere zeigt uns, wie zu Ende der alten Welt irdiſche Genußſucht und ſelbſtherrliche Hoffahrt ſich der Weltherrſchaft bemeiſtert hatten. Der ſelbſtherrliche Dünkel konnte nur durch den Glauben an die Allmacht Gottes und daraus hervorgehende Demuth, — die Selbſtſucht nur durch Begeiſterung für ſelbſtaufopfernde Liebe und daraus hervorgehende Entſagungsfertigkeit, die irdiſche Genußſucht nur durch zuverſichtliche Hoffnung auf himmliſche Glückſeligkeit und durch Heiligung des Leidens als des Allen zugänglichen Mittels zur Erreichung des höchſten Endzwecks überwunden werden. Der Menſch mußte innerlich frei werden gegen ſein vereinzeltes Selbſt, gegen die Natur und die herrſchende Weltmacht, um, über ſie erhoben, ſpäter in ihnen frei werden zu können. Um ſein natürliches Selbſt und die Welt zu überwinden, mußte ſein beſſeres Selbſt in Gott gefeſtigt, und durch Anſchauung gottmenſchlicher Liebe und Ausſicht auf himmliſche Seligkeit zur Selbſtaufopferung begeiſtert werden.

---

*) S. Nr. 303 des Phönix v. J.

**) Ueber deſſen Schrift: „Soziale Beſtimmung,“ iſt in Nr. 2 und 3 d. J. Bericht erſtattet worden.

Wirklich wurde er von dieſer Begeiſterung ergriffen, als göttliches Walten und Demuth, reinſte Liebe und Entſagung, freiwilliges Leiden und Gewißheit unſterblichen Lebens und künftiger Seligkeit ihm durch den „Sohn des Menſchen“ auf das Herrlichſte zur Anſchauung gebracht wurden. (Schluß folgt.)

Aus Mainz.

(Guttenberg's Monument — Eiſenbahn — Kunſtverein — Rheiniſch-naturforſchende Geſellſchaft.)

Es nahet die Zeit, wo wir in Mainz ein Nationalfeſt ſehen werden, wie keins vorher; — bald nämlich wird die Guttenberg's-Statüe hier anlangen, und unverweilt zu deren Errichtung geſchritten werden. Die Guttenberg's-Kommiſſion, die für dieſe Angelegenheit bisher eben ſo viel patriotiſchen Eifer, als klare Einſicht an den Tag legte, verſprach mit der Säcularfeier der Erfindung (1836) am Ziele ihrer Wirkſamkeit zu ſtehn, und ſie iſt im Stande, Wort zu halten, und ihr Werk zu krönen mit einem der würdigen Sache würdigem Feſte. So wird denn innerhalb Monatsfriſt unſrem unſterblichen Landsmanne die Schuld entrichtet ſein, die ihm die civiliſirte Welt abzutragen hat, und mit freudigem Stolze dürfen wir auf dieſen Ort der Dankbarkeit hinblicken, den vier Jahrhunderte überſahn. Zwar zur Erhaltung ſeines Andenkens bedurfte es keines Denkmals; die Geſchichte der Civiliſation nennt ſeinen Namen zuerſt, wenn ſie die Wohlthäter der Menſchheit nennt; die Blüthe der Humanität iſt ſein Denkmal! Doch für uns, die wir auf dem Boden wandeln, wo ſeine Wiege ſtand, iſt es Bedürfniß, ihm ein Monument zu ſetzen, ſeiner würdig und der deutſchen Nation, der er angehörte. Darum auch brachte Mainz für dieſes Monument ſo gerne die großen Opfer; darum übergaben wir es den Meiſterhänden Thorwaldſen's; es ſoll eine Zierde unſerer Stadt ſein und ein National-Denkmal zugleich. — Sonderbar iſt es, daß jetzt auch die Stadt Straßburg unſern Guttenberg durch ein Denkmal verewigen will. Dieſe Franzöſin will uns den Ruhm ſtreitig machen, daß der große Erfinder uns angehöre, weil es ja bekannt iſt, daß Guttenberg einige Jahre dort verweilte, und vielleicht auch über die von hier mitgenommne Idee der Erfindung weiter nachdachte, oder gar ſie daſelbſt bis zu einer gewiſſen Reife gedeihen ließ. Erfunden hat Guttenberg in Straßburg nichts! Er kehrte zurück nach Mainz, brachte hier das wunderbare Kind ſeines Geiſtes zu Tage, kämpfte und litt hier für dieſelbe, und ſtarb hier. Bedarf es mehr, damit Guttenberg und ſeine Erfindung uns gehören?!

Noch eine andre öffentliche Angelegenheit von hoher Bedeutung iſt jetzt hier an der Tagesordnung. Die zuerſt in Frankfurt angeregte Frage einer Eiſenbahn zwiſchen Rhein- und Mainſtadt erfüllt die Gemüther in Mainz mit freudiger Hoffnung. Man weiß, daß unſer allerdings ſeit einigen Jahren in Gefolge glücklicher Conjuncturen blühend gewordene Handel noch manche Garantieen der Dauerbarkeit bedarf, und mit Recht ſieht man in dieſer Eiſenbahn, die wohl nur der Anfang für noch andre Bahnen in unſrer Nähe ſein dürfte, eine ſolche bedeutſame Garantie. In der That, es iſt nicht ſowohl der leichtre Transport von Menſchen und Waaren, der uns ſo große Vortheile von dieſer Unternehmung verſpricht; es hat uns auch bisher an erleichtertem Transport nicht gefehlt. Vielmehr iſt es die innigere und nähere Beziehung mit der reichen Handelsſtadt Frankfurt, in welche uns dieſe Bahn ſetzt, welche Beziehung unſrem Handel darum ſo wichtig werden kann, da dieſe Stadt die Ausſicht hat, ſehr bald wieder der Mittelpunkt des deutſchen Handels zu werden. Von einer ſolchen Stadt nur 35 Minuten entfernt zu ſein, ſtatt, wie bisher 8 Stunden, iſt wohl von unberechenbarem Vortheil. Darum hat ſich auch hier in Mainz ein Kommité gebildet, in der Abſicht, mit dem zu Frankfurt in Verbindung zu treten, um, wo möglich dieſe Eiſenbahn, die für beide Städte eine Quelle des Segens ſein muß, recht bald in's Leben zu rufen. Man hört auch, daß viele hieſige Kapitaliſten ſich an dieſer Bahn betheiligen wollen, theils in patriotiſcher Abſicht, weil dem Gemeinwohl unſrer Stadt ein weſentlicher Vorſchub dadurch geleiſtet wird, theils auch in ſpekulativer Abſicht, da eine günſtige Dividente bei dieſer Unternehmung mehr als gewiß iſt. Wir können nicht unterlaſſen, unſre Freude darüber auszudrücken, daß unſre wahrhaft väterliche Staatsregierung dieſer Eiſenbahn-Unternehmung äußerſt günſtig ſein ſoll. —

Nichts iſt erfreulicher, als die Blüthe unſrer beiden Societäten für Kunſt und Wiſſen, des Kunſtvereins, und der rheiniſch naturforſchenden Geſellſchaft. Wir überzeugten uns von dieſer Blüthe erſt vor einigen Tagen, als wir den jährlichen General-Verſammlungen dieſer beiden Inſtitute beiwohnten. Um von dem jüngſten dieſer Vereine, der rheiniſch-naturforſchenden Geſellſchaft, zuerſt zu reden, ſo erſtaunten wir, bei der vom Präſidenten gegebnen Jahres-Überſicht der Leiſtungen, über die rüſtige Thätigkeit dieſes Vereins, und zugleich über den lebendigen Sinn für das Studium der Natur in unſrer Rheinſtadt, und über den nicht genug zu rühmenden Eifer unſrer Einwohner, wenn es gilt, eine ſo gemeinnützige Anſtalt nach allen Kräften zu unterſtützen. Iſt es doch, als ſei das ſchon ſo umfangreiche naturhiſtoriſche Kabinet wie durch einen Zauberſchlag aus der Erde emporgewachſen, als ſei die Geſellſchaft überhaupt unter dem günſtigſten Einfluſſe der Geſtirne in das Leben getreten! Ein Jahr iſt ſie alt, und ſchon finden die ausgezeichnetſten Naturforſcher des Vaterlandes ihren Stolz darin, dem ſchönen Inſtitute anzugehören, und es aufzumuntern, fortzufahren wie bisher, auf der rational-empiriſchen Bahn einer klaren Naturforſchung. Ein Jahr iſt ſie alt, und ſchon documentirt ſich in ihr ein kräftiges Streben im Intereſſe der Naturwiſſenſchaft, und in ihren regelmäßigen, 14 tägigen Verſammlungen kommen ſehr gediegne Arbeiten aus den Gebieten der Natur und Heilkunde zu Tage. Ein Jahr iſt ſie alt, und ſchon hat ſie bewirkt, daß man in unſrer Stadt ein allgemeineres Intereſſe für die Kenntniß der mannigfachen Naturerſcheinungen wahrnimmt, und eine ſeltne Liebe für dieſe belohnendſte aller wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen. In der That, die Idee der Gründung dieſes Vereins war die glücklichſte des vergangnen Jahres, und wir können nicht umhin, dieſe zarte junge Pflanze der ſorgſamſten Pflege unſres Stadt-Vorſtandes zu empfehlen. Die Pflege des Fürſten iſt ihr gewiß. Unſer Großherzog iſt ihr Protector! — Ob dieſer junge Verein das Wachsthum unſres ältern, des Kunſtvereins, etwas beeinträchtigt haben mag! Gewiß iſt, daß dieſe Anſtalt ſich nicht in dem Grade eines raſchen Gedeihens erfreut, als ihre jüngre Schweſter. Das mag in der Natur der Verhältniſſe liegen. Für die Gebilde der Kunſt und für die Erſcheinungen in der Literatur hat nicht jeder Sinn; die Natur aber, die große, ewig-wahre, intereſſirt in ihren Erſcheinungen jedes vernünftige Geſchöpf. Doch bot uns auch der Kunſtverein in dem vergangnen Jahre einige ungewöhnliche Genüſſe durch Kunſtausſtellungen, und auch die wöchentlichen Vorträge in ſeinem Lokale documentirten hier und da ein lebendiges Gefühl für die ſchöne Literatur überhaupt, und für die deutſche Literatur in's beſondre. Nicht weniger wurden im vergangnen Jahre bedeutende Anſchaffungen von Gemälden und plaſtiſchen Kunſt-Gegenſtänden gemacht, und bei der günſtigen finanziellen Lage des Vereins iſt es zu erwarten, daß dieſe ſich in jedem Jahre wiederholen. Es iſt Ausſicht da, daß in der nächſten Zeit dieſes Inſtitut an innrer und äußrer Intenſität gedeihe. — —

Feuilleton.

⁂ **Bevölkerung Polens.** — Nach Warſchauer Blättern beſteht die Bevölkerung des Königreichs Polen aus 4,060,518 Einwohnern, wovon 3,211,357 der römiſch-katholiſchen, nur 216,986 der griechiſch-unirten, 212,699 der lutheriſchen, 410,062 der jüdiſchen, und nur 887 der griechiſch-ruſſiſchen Glaubensgemeinſchaft angehören. — Das kirchliche Oberhaupt dieſer letzteren iſt jetzt auch weltlicher Oberherr dieſes Königreichs . . .

⁂ **Neue Ausgabe von Fénélon.** — Die ſämmtlichen Werke dieſes geiſtreichen Prälaten ſind in dieſen Tagen von neuem in drei ſchönen Octavbänden wieder aufgelegt worden. Sein Telemach iſt nun zwar ſchon in aller Händen; ſeine geiſtlichen und philoſophirenden Arbeiten ſind vielen bekannt. Aber das helle Auge des edlen Mannes durchſchaute auch das Staatsweſen ſeiner Nation und deſſen gefahrdrohende Mängel. Als die Ehrſucht des ſg. großen Königs das Land an den Rand des Abgrunds geführt, und den König ſelbſt zu der Erklärung gebracht: „er ſei bereit, an der Spitze des Adels in den Tod zu gehen," ſchrieb Fénélon an den Herzog von Chevreuſe: er glaube nicht, daß man hoffen dürfe, den Credit auf gewöhnlichem Wege wieder herzuſtellen. „Wird man ſehen," fügt er hinzu, „daß der König ſeine Völker drückt, daß er nicht zahlt, was er ſchuldig iſt, daß er Frankreich auf's Spiel ſetzt, ohne es zu Rath zu ziehen, dann wird das Publikum lauter ſchreien, als jemals. Unſer Übel kommt daher, daß der Krieg bisher nur Sache des Königs geweſen. Man müßte ihn zu einer wahrhaften Angelegenheit der ganzen Nation erheben . . . Alle mußten erfahren, wozu man die Gelder verwendet, ſo daß Jeder wüßte, daß ſie nicht zu den Ausgaben des Hofes verbraucht würden . . . Mit Ehrerbietung, aber auch mit Nachdruck mußte der Herzog von Burgund dem Könige ſagen, was Andere ihm nicht zu ſagen wagen: — daß alles zu Grund geht, wenn das Geld fehlt; daß das Geld fehlen wird, wenn der Credit ſich nicht wieder hebt, und daß der Credit ſich nicht erheben kann, als durch eine Veränderung, durch welche die ganze Nation überzeugt werden kann, daß es an ihr iſt, die Monarchie, die ſich zum Sturze neigt, zu erhalten, weil der König im Einverſtändniß (de concert) mit ihr handeln will." —

⁂ **Eiſenbahnen.** — Zu Ende des vorigen Jahres waren in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's ſchon 61 Eiſenbahnen erbaut, in England 88 theils vollendet, theils noch in Arbeit. — In Deutſchland wird ſeit Anfang dieſes Jahres — ein Eiſenbahnen-Journal herausgegeben. —

⁂ **Prachtausgabe von Chateaubriand.** — Nachdem die ſchöne Ausgabe von Chateaubriand's Werken, welche bei Ladvocat in 30 Bänden (jed. Band zu 12 Fr.) erſchienen, bereits erſchöpft iſt, werden die Gebrüder Pourrat eine Prachtausgabe veranſtalten, für welche ſchon viele Unterſchriften eingegangen ſind. — Und wir, — wir haben noch nicht einmal eine präſentable Ausgabe, von Göthe's und Jean Paul Fr. Richter's, von Kant's und Fichte's ſämmtlichen Werken. !! —

⁂ Bei G. Reimer in Berlin iſt ein lithographirtes Blatt nach einer köſtlichen landſchaftlichen Compoſition von Leſſing „der Kloſterkirchhof" erſchienen. Der poetiſche Künſtler hat den Winter alles Irdiſchen dargeſtellt; wir ſehen eine Kloſterkirche, deren vordeutſche Struktur ihr hohes Alter nachweiſt, vor derſelben zwei uralte Bäume, Fichte und Eiche, ſchwer von Schnee und Eis, die alten Grabſteine mit weißen Kapuzen bekleidet, — einen ſinnenden alten Mönch vor einem offnen Grabe, in welches eine Leiter hinabreicht; neben an am Fuß der Eiche liegt die Haue. Die Idee der ganzen Compoſition iſt das memento mori der Natur, welche das memento mori des Menſchen erweckt. An der Art und Weiſe, wie Leſſing das Geſchichtliche aus der Natur heraushebt, könnte mancher Geſchichtſchreiber und mancher hiſtoriſche Romanſchreiber lernen, wo eigentlich der poetiſche Kern von allem Geſchichtlichen zu ſuchen ſei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 23. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 27. Januar.

Platen.

Tiefſinn, lyriſche Kunſt, und den Wohllaut herrlicher Rhythmen
   Botſt du reichlich uns dar, Prieſter des edlen Geſangs,
Manch ſchwermüthiges Lied, manch heiteres, Fülle des Witzes,
   Hat dir die Muſe geſchenkt, welche den würdigen liebt.
Aber es ſchlaft dein Leib nun ewigen Schlaf in dem fernen
   Eiland, dicht an dem Strand, heilig der Schweſter Apolls.
Ewige Ruhe des Bruders geweihetem Jünger verleiht ſie,
   Da ihm das neidiſche Glück Ceſtius Gräber verwehrt,
Fern in dem nordiſchen Land umſonſt ach rinnet der Sehnſucht
   Zähre, Geliebter, und netzt nicht den verhüllenden Staub;
Und die Gedanken, ſie ſchwärmen mir ſtets ſchwermüthig zu deiner
   Gruft, Troſt ſuchend, umſonſt! ach ſie erjagen ihn nicht.
Doch dein theueres Bild herbringen ſie meinem Gedächtniß,
   Wie du zur Seite mir ſtandſt auf des Janiculum Höhn,
Nach dem Pallaſt Farneſe, dem Coloſſeum, den Bergen
   Latiums ernſt hinſehnd mit der Begeiſterung Blick;
Wie du mir freundlich genickt und gewinkt in der Via Siſtina,
   Früh auf der Loggia ſtehnd, zog ich des Weges dahin;
Oder in ernſtem Geſpräch mich geführt an dem Strande der Tiber,
   Und der begeiſterten Bruſt groſe Gedanken vertraut,
Die es dir wehrten, zu gründen ein Haus und die Stätte der Ruhe,
   Und zu dem Schönen dich ſtets trieben zu pilgern den Weg,
Daß dein Stab nie wurzelt' im Grund; nun ruht er auf immer,
   Da in der Schönheit Land wohnt der unſterbliche Geiſt,
Und ſehnſüchtiger Bruſt tiefſinnige Träume für ewig
   Wachen im himmliſchen Glanz, welcher dich herrlich verklärt.

Konrad Schwenck.

Erinnerungen an Seume.

J. G. Seume's ſämmtliche Werke. Herausgegeben von Wagner. Leipzig bei Hartknoch. 1836.

Dieſe gefällige Ausgabe in einem Bande bietet uns die ſämmtlichen Schriften eines Mannes dar, welcher, einer uns ſchon zum Theile abgeſchloſſenen Vergangenheit angehörend, in der Zukunft fort zu leben werth iſt. Wie hat das Leben eines Schriftſtellers mehr deſſen geiſtige Richtung erklärt: daher hier eine kurze Skizze ſeiner Schickſale, wie ſolche zum Theil von ihm ſelbſt (Mein Leben.) aufgezeichnet und von Clodius weiter gemeldet worden ſind.

Seume war im Jahre 1763 in einem Dörfchen in Sachſen geboren. Seine Ältern waren einfache Landleute; ſein Vater jedoch muß nach vielen Meldungen des Sohnes — unter anderen auch, daß er Bürger's Gedichte gekannt und geſchätzt habe — eine Bildung beſeſſen haben, welche zwar die oft ſo rohen dörflichen Zuſtände zum Idylliſchen veredelte, aber auch den Sinn des Mannes in herbe Conflicte mit den ſocialen Verhältniſſen brachte. Hieraus entſprungene Widerwärtigkeiten nöthigten ihn ſeinen Wohnort zu ändern. Auf einem mit Frohnden belaſteten Gütchen, das er nunmehr gepachtet hatte, verarmte er und ſtarb durch harte Verhältniſſe gebrochen im zwölften Jahre des Sohnes. Ein edler Wohlthäter erhielt dieſen auf Schulen und dann, als der Theologie befliſſenen, auf der Univerſität zu Leipzig. Er hat dieſe Wiſſenſchaft auch wirklich, nach Fauſt's Worten „heftig ſtudirt mit heißem Bemühen;" allein er konnte ſich nicht mit ihr befreunden und die innere Gährung trieb zuletzt den Unbeſonnenen hinaus, ſein Glück auf der weiten Erde zu ſuchen. Es war ihm beſchieden weiter darauf umher getrieben zu werden als er ſelbſt gewollt hatte. Er fiel in das Netz der bekannten damaligen Menſchenmäkelei und wurde nach Amerika hinüber geſendet. Indeſſen nahm er keinen ſehr thätigen Antheil mehr an dem bereits dem Ende nahenden Kampfe, brachte aber einen Schatz gewaltiger Eindrücke aus der großartigen Natur und den damals zuerſt ſich entfaltenden Verhältniſſen des Landes zurück. In's Vaterland zurückgeführt, wußte er von ſeiner Schaar zu entrinnen, fiel aber alsbald wieder in die Hände anderer, und zwar dieſesmal preußiſcher, Werber. Unter dieſen Truppen erfreute er ſich jedoch, ſelbſt bei mehreren Verſuchen ſich in Freiheit zu ſetzen, einer anſtändigen, ſeinen Talenten angemeſſenen Verwendung, ſo wie der ſchonendſten Begegnung und zuletzt leiſtete ein wackerer Mann für ihn Urlaubskaution mit der Weiſung, daß er nie aus dieſem Urlaube zurückkehren ſolle. Er wollte nun in Leipzig das akademiſche Lehrfach ergreifen, als er mit einemmale wieder in eine ganz andere Sphäre getrieben ward. Eine Gönnerin, Gräfin Igelſtröhm, deren Sohn er zum Führer gedient hatte, empfahl ihn ihrem Bruder, dem ruſſiſchen General Igelſtröhm. Dieſer verſchaffte ihm eine Offizierſtelle und gebrauchte ihn zu wichtigen diplomatiſchen Arbeiten in den bekannten Ereigniſſen in Polen im Jahre 1793. Die furchtbaren Scenen in Warſchau im Frühling des folgenden Jahres brachten ihn als Kriegsgefangenen in die Hände der Polen: Suwarow's vernichtender Sieg befreite ihn aus der gefährlichen Gefangenſchaft. Nun ſchien das Glück und Katharinas Gnade ihm zu lächeln: die Kaiſerin hatte ihn als Begleiter des Sohnes eines ihrer Günſtlinge, eines verwundeten jungen Mannes, der bei deutſchen Ärzten Rettung ſuchte, nach Leipzig geſchickt; bei ihrem baldigen Tode jedoch löſ'te ſich unter ihrem Nachfolger das Verhältniß mit Seume's ehrenvollem Abſchiede. Von nun an lebte er in Leipzig ſich ſelbſt und einem ihn innig achtenden Kreiſe von Freunden, anſpruchlos und einförmig — der Unterricht in neueren Sprachen war ſein beſcheidener Erwerb, — außer, daß bisweilen ſeine nie erlöſchende Wanderungsluſt ihn in die weite Ferne hinaustrieb. Er ſtarb als Heilungſuchender zu Töplitz im Jahre 1810.

Unter Seume's Werken finden wir auch Gedichte; doch möchte er ſchwerlich im vollen Sinne des Wortes ein Dichter heißen können. Der edle und bei einem wohlwollenden Gemüthe doch äußerlich ſchroffe und die gefälligen Formen nicht beachtende Mann — Wieland nannte ihn den liebenswürdigſten Cyniker — ermangelt nun einmal durchaus jener Anmuth, ohne deren Begleitung die ächte Poeſie, auch die erhabenſte und ſtrengſte, nicht gedacht werden kann. Es iſt ihm wenig verliehen, Ideen, in das Gewand der Schönheit gehüllt, im Spiele der Phantaſie uns vorzuführen: es herrſcht in ihm durchaus der Gedanke vor, und zwar der auf die wirkliche, bürgerliche und politiſche Welt gerichtete Gedanke, und da er hier des Unvollkommenen und Schlechten ſo viel zu bemerken glaubte, ſo ſteigert ſich ſein Unmuth hierüber zuletzt bis in's Gränzenloſe und tritt in jedem ſeiner Gedichte, wenigſtens ſtellenweiſe, faſt nach Art einer feſt gewurzelten Idee hervor. Wie ſehr er aber, von dieſer Richtung getrieben, auch im Stoffe ſich vergreifen konnte, beweiſ't unter anderen ein in der Sammlung befindliches Gedicht, welches gegen gewiſſe damalige Accismißbräuche gerichtet iſt. Hierher möchten wir — wenn ſie noch eines Einſehens fähig ſind — alle diejenigen führen, welche Göthe'n als kalt und ſelbſtſüchtig tadeln, weil er nicht vaterländiſcher und im eigentlichſten Sinne politiſcher ſei: denn wenn eine überwältigend vorherrſchende, und wenn auch noch ſo richtige Anſicht politiſcher Mängel einen geiſtigen, mit einer großartigen Bildung ausgerüſteten Mann, unſeren Seume, in ſolche Unpoeſie hineintreiben konnte, dann möchte wohl der ruhige, durch nichts fortgeriſſene, alle Erſcheinungen des Lebens mit gleicher Milde darſtellende Sinn unſeres Dichterfürſten uns um ſo unſchätzbarer erſcheinen. — Formloſigkeit aller Art iſt überhaupt der Charakter der meiſten von Seume's poetiſchen Verſuchen, ſo wie Mangel eines eigenen Styls und irres Schwanken in fremden Manieren. Am meiſten gelingt ihm noch die Klopſtockiſche; am fremdeſten war ſeiner Natur, begreiflicher Weiſe, die Wielandiſche: daher denn einige ſeiner Erzählungen (das polniſche Mädchen und: Adelaide), deren weſentlicher Inhalt einem Göthe vielleicht Stoff zu zwei ganz kurzen Balladen hätte geben können, hier zu einer gehaltloſen und kaum begreiflichen Länge ausgeſponnen ſind. Überall eine ſeltſame Miſchung des Tones, Unbehülflichkeit der älteren Periode unſerer Literatur, Schubartiſche Gräßlichkeit, bürgeriſche Cynismen, recht eigentlich bizarre Ausdrücke und dann wieder wiſſenſchaftliche Schulſprache. Doch wir wenden uns gerne von den Mängeln des Trefflichen zu dem was er auch hier Erfreuliches geleiſtet hat. Mehrere ſeiner lyriſchen Verſuche ſind von dieſen Fehlern verhältnißmäßig frei, und verfehlen im Weſentlichen ihre Wirkung nicht. Das 69ſte Stück der Sammlung (Meinem Freunde H.), freilich didactiſch und alſo nur halb poetiſch, gibt würdige Betrachtungen in würdiger Sprache. Das 37ſte (Wohlthat des Herzens.) ſpricht nicht ohne Weichheit und Harmonie den Gedanken aus, wie das Herz aus der ſtummen und ſeelenloſen Natur ſelbſt ſeine Welt ſich ſchaffe: das 15te und 60ſte ſagen als Todtenfeier einfach und edel, was ein ſolcher Sohn an dem Grabe einfacher und edler Ältern fühlen mußte. — — —

Wahrhaft erſtaunenswerth iſt in der Tragödie Miltiades, verglichen mit der Mehrzahl der übrigen Gedichte, die Vorzüglichkeit der Sprache und Form. Hier iſt die Diction faſt ohne Ausnahme rein und harmoniſch, und das Werk darf von dieſer Seite den beſſeren unſerer Literatur an die Seite geſtellt werden. Auch iſt ſeine Tendenz edel und großartig; dennoch aber möchten wir den Gehalt einer eigentlichen Tragödie ihm nur ſehr bedingt einräumen. Wir machen, ohne der kleineren Übelſtände zu erwähnen, hier nur auf das aufmerkſam, was uns Mangel am eigentlichen Tragiſchen zu ſein ſcheint. (Schluß folgt.)

Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts,

veranlaßt durch einen Streit zwiſchen V. Conſidérant und der *Gazette de France.*

(Schluß.)

Und das Chriſtenthum überwandt die alte Welt, inſoweit ſie überwunden werden konnte; denn auch die Natur hat ihre ewigen Rechte, auch die alte Welt hatte Unvergängliches, Göttliches angeboren. Als daher der Sieg errungen, als Glaube und Demuth zur Herrſchaft gelangt und der Menſch von der Furcht des Todes befreit, durch den Hinblick auf den Befreier und auf den Himmel einen feſten Standpunkt gewonnen, machten Bedürfniſſe ſich geltend, auf deren Befriedigung die kämpfende Kirche nicht hatte Bedacht nehmen können. Die Kirche aber, die, ihrer Beſtimmung gemäß, ſich zum Kampfe geſtaltet und im Kriege groß und ſtark geworden, konnte ſpäter, als in Friedenszeiten die vorübergehend unterdrückten oder beſeitigten Bedürfniſſe wieder aufſtiegen, ihre einmal angenommene Geſtaltung nicht mehr zeitgemäß verändern.

So verfiel die Chriſtenheit in einen Zwieſpalt, in welchem die kirchliche Form ſich gegen den lebendigen Geiſt immer mehr verhärtete, während dieſer in ſeinem Streben nach Freiheit immer mehr erſtarkte. —

Wirklich ſonderte ſich allmählich zuerſt der, durch das Chriſtenthum geläuterte Staat von der Kirche, dann die Wiſſenſchaft von der kirchlichen Dogmatik und das ſoziale Leben von der geiſtlichen Askeſe.

Hiermit entſtanden zwei völlig einander entgegengeſetzte Anſichten von dem Verlauf der Geſchichte. Während die Kirche bis auf den heutigen Tag immer ſchmerzlichere Klage führt über das zunehmende Verderben der Chriſtenheit, durch welches ſie dem jüngſten Gericht entgegenreiſe, hat ſeit dem dreizehnten Jahrhundert die anfangs nur dämmernde, nur vereinzelte Hoffnung auf Verjüngung, Entwicklung und Vervollkommnung der Menſchheit ſich zu einer immer allgemeineren, feſteren Zuverſicht geſteigert. — Die Kirche oder, was daſſelbe iſt, die ſtrengen Altgläubigen, bemühen ſich, eine Heilsökonomie unverändert feſtzuhalten, welche in dieſer Form ihre weltgeſchichtliche Beſtimmung erfüllt hat gegen die früheren, damals zerfallenden Natur- und Geſetzreligionen, gegen den alten auf Eroberung und Sklaverei gegründeten Staat und gegen die aus beiden hervorgegangene fürchterlichſte Entſittlichung. Die Anhänger der neueren Weltanſicht hingegen, die beſonders ſeit Anfang des vorigen Jahrhunderts — erſt in den höheren Ständen, ſelbſt unter Kaiſern und Königen (Joſeph II. und Friedrich II.) und dann auch in dem Mittelſtande der gebildeteren Nationen ſich ausgebreitet hat, — ſie ſehen für jetzt den Staat als den höchſten, lebenskräftigen Vertreter der humanen Intereſſen an; ſie glauben, daß das Reich Gottes nicht bloß von jener Welt, ſondern auch ſchon in dieſer Welt in Herrlichkeit zu kommen beſtimmt ſei, wie jener edle Forſcher (Montesquieu), auf den die Gazette mit Unrecht als auf einen der Ihrigen ſich berufen, — ſchon vor mehr als einem Jahrhundert angedeutet hat; — ſie haben endlich in allen Reichen der Natur zu deutlich die leuchtenden Spuren des göttlichen Waltens erkannt, als daß ſie noch ferner an ein allgemeines Grundverderben der menſchlichen Natur glauben könnten, wenn ſie auch in tiefer Demuth bekennen müſſen, daß die Menſchheit ſtets ebenſo der Gottheit bedarf, wie die Erde der Sonne und wie das Kind ſeiner vorſorgenden Eltern. Da ſie nun nicht mehr, wie die erſten Chriſten, den Sieg des beſſeren Geiſtes über die widerſtrebende Welt in eine unbeſtimmte Zukunft hinauszuſetzen brauchen, ſondern ſchon mehrere Welttheile in der Wiedergeburt zu edlerem Daſein begriffen ſehen, ſo hat ſich auch allmählich jene freudigere Weltanſchauung befeſtigt, nach welcher die Ewigkeit ſchon hier beginnt, und der heitere Genuß der göttlichen Schöpfung nur durch freie Einſtimmung in die allgemeine ſittliche Weltordnung bedingt erſcheint. Leiden, Dulden und Entſagen iſt ihr daher nicht mehr, für ſich ſelbſt genommen, ein gottgefälliges, verdienſtliches Werk (wie es der veralteten Kirche, ihren höchſten Idealen und Produktionen, den Heiligen und Klöſtern, nach zu urtheilen, geweſen); — ſondern nur da geboten, wo es ſich als unmittelbar nothwendig erweiſ't zur Erhaltung und Förderung der ſittlichen Gemeinweſen oder zur Reinerhaltung und Vervollkommnung des Verpflichteten ſelbſt.

Dieſe, hier in den allgemeinſten Zügen angedeutete Weltanſicht läßt ſich als diejenige nachweiſen, welche, ſchon ſeit Jahrhunderten wirkſam, der neueſten Zeit zum Bewußtſein gekommen, und jetzt ſchon ſo tief eingewurzelt und ſo allgemein verbreitet iſt, daß immer ſeltener ein entſchiedener Widerſpruch ſich dagegen zu erheben wagt.

Ein ſolcher Widerſpruch iſt nur von zwei Standpunkten aus möglich, die früheren Entwicklungsſtufen der Menſchheit angehören.

Von dem einen Standpunkte aus, der der vorchriſtlichen Welt angehört, iſt das Leben des Menſchen auf ſein irdiſches Daſein beſchränkt, und jedes Opfern, Entſagen und Dulden iſt Thorheit, von deſſen zeitlicher Nützlichkeit für ihn ſelbſt der Einzelne ſich nicht überzeugt hält. Reichlichſter Genuß der Gegenwart iſt hier nothwendig unbedingter Endzweck, jeder Einzelne ſich das Einzige; das Nichtſinnliche nicht mehr werth als das Sinnliche, da beide gleichmäßig vor dem in den Tod, in die Vernichtung ſchauenden Auge verſchwinden. Dieſe Anſicht, die ihrem Weſen nach materialiſtiſch iſt, und zum niedrigen Sinnendienſte hinführt, wird, wo ſie noch auftauchen und ſich unumwunden ausſprechen mag, mit Verachtung gebrandmarkt und zum Schweigen oder — zur Verſtellung genöthigt.

Von dem anderen Standpunkte aus, auf den das Abendland ſich im Gegenſatze zu jenem naturaliſtiſchen erhoben, iſt der Menſch und durch ihn auch die übrige Natur in Folge der erſten Sünde von böſen Weſen infizirt, und dieſer vom Zorne Gottes über dieſe Welt verhängte Fluch kann nur durch Opfer, und bis zum Untergange dieſer Welt immer nur theilweiſe gelöſ't werden. Die Geſchichte iſt dieſer Glaubensmeinung im Grunde nur ein Kampf der Gottheit mit jenem böſen Weſen, in welchem jene bis an das Ende dieſer Weltzeit im Ganzen genommen ſtets den Kürzeren zieht, dafür aber von dem jüngſten Tage an eine endloſe Rache nimmt. Die höchſte Aufgabe für die Zwiſchenzeit iſt ihr, durch Abſtinenz und Mortifikation ſich der Möglichkeit der Infektion zu entziehen, und durch freiwillige Kaſteiung ſich den reichlichſten Anſpruch auf jenſeitige Glückſeligkeit zu verdienen. — Dieſe Weltanſicht, die im Grunde fataliſtiſch iſt und einestheils zu grauſamem Fanatismus, anderntheils zum egoiſtiſchen Aszetismus hingeführt hat, wagt ſchon jetzt höchſt ſelten mehr, ſich in ihrer nackten Ungeſtalt zu produziren.

Zwiſchen dieſen beiden Standpunkten ſchwanken jetzt noch gar manche, die mehr oder minder der Einſeitigkeit und ferneren Unhaltbarkeit ihrer Weltanſicht inne werdend, die verſöhnende höhere Mitte ſuchen. Zu dieſen Suchenden gehören dann ſowohl die **Induſtriellen**, die in den Schriften und Vorträgen der **Fourrieriſten**, wie die **modernen** franzöſiſchen **Katholiken**, die in der Gazette de France zu Wort gekommen, und nun bei Gelegenheit des **hiſtoriſchen Congreſſes**, ſich auf dem Wege zur höheren Einheit begegnet ſind. Wie die letzteren noch ſehr in dem einſeitigen Supernaturalismus ihrer Kirche, ſo ſind jene noch in dem naturaliſtiſchen Gegenſatze befangen, den der frühere Aszetismus in der neueren Zeit wieder hervorgerufen hat. Die Einen haben die Rechte der **Natur**, der **Vernunft**, der **Freiheit** und **Gegenwart**, die Anderen **die Majeſtät des Übermenſchlichen und Unendlichen** noch nicht gebührend anerkannt. **Beide** aber verkennen noch gleichmäßig den **göttlichen Rythmus der Geſchichte**, in welchem die Weisheit des Allmächtigen die Menſchheit nach der ewigen Ordnung des **Werdens** ihrer erhabenen Beſtimmung entgegenführt; — **denn keine Anſicht der Welt und ihrer Geſchichte iſt als die wahrhafte anzuſehen, welche nicht alle Völker der Erde und alle welthiſtoriſchen Ereigniſſe in ein einiges harmoniſches Ganzes zu vereinigen vermag** . . . .

Oder ſollten etwa alle Kryſtalle, alle Pflanzen, alle Thiere bis hinauf zu dem Menſchen eine große Pyramide harmoniſch geordneter Reiche bilden, und von der Menſchheit aufwärts alle Monde, Planeten, Kometen und Sonnen ſich bis zu Gott hinauf in eine einige Harmonie ſphäriſcher Syſteme verſchlingen, — und nur allein die **Menſchheit** und ihre Geſchichte ſich von paradieſiſcher Unſchuld bis zu jenem gefürchteten „Tage des Zornes" ſtets nur in unauflöslichen Diſſonanzen bewegen, um dann in alle Einigkeit nur mehr das **Halleluja** weniger Erwählten über dem **Verzweiflungsſchrei** zahlloſer Gotteslästerer vernehmen zu laſſen? Für das ungebildete Ohr des Laien fahren die Chöre in der großen Paſſion unſeres Sebaſtian Bach oft ſo herzzermalmend auseinander, daß eine Auflöſung des ungeheueren Zwieſpaltes ihm eine Unmöglichkeit ſcheint. Und dennoch führt der erhabene Meiſter, mit ſicherer Hand, die ſcheinbar Unverſöhnlichen zum ſeligen Frieden des Himmels zurück, und läßt ſo das grauenhafteſte Zerwürfniß zur Verherrlichung desjenigen dienen, der ihm einen Funken ſeines unverbrüchlich-einträchtigen Schöpfergeiſtes, ſeiner ewig unerſchöpflichen, nie ermüdenden Liebe in die Seele gehaucht! —

F. W. Carové.

Feuilleton.

⁂ *L'univers catholique.* — Das erſte Heft der neuen Monatsſchrift, die ſich den Namen *L'univers catholique, recueil religieux, philos., scientif. et littéraire* gegeben, und **katholiſche** Vorleſungen über Religion, Philoſophie, Sociale und Natur-Wiſſenſchaften, Geſchichte, Künſte und Literatur enthalten wird, iſt in dieſen Tagen ausgegeben worden. Es theilt die Anfänge mehrerer (blos geſchriebener) ſg. Vorleſungen mit, unter denen wir die über die chriſtliche Kunſt, von **Rio**, über die allgemeine Geſchichte der Literatur; von **C. de Cazalès** (dem Sohne des berühmten Redners in der Nationalverſammlung), über die Geſchichte von Frankreich, v. **Ed. Dumont**, über Geologie, v. **Margerin** und über den Paupérisme, v. **F. Lallier** bemerken. **Abbé de Salinis** und **Abbé Gerbet** leſen über Religion, **de Coux** über Staatsökonomie. — Man ſieht, das neue ſg. katholiſche Univerſum iſt ein **Conglomerat** von Fragmenten der geſcheiterten Sekten des **de Lamennais** und des **St. Simon** und einigem andern namenloſen Gerölle. —

⁂ **Humanismus eines Katholiken.** — In **Silvio Pellico's „Pflichten des Menſchen,"** von denen kürzlich bereits eine zweite deutſche Überſetzung erſchienen, leſen wir Folgendes: „Das Wort **chriſtliche** Liebe iſt ein ſtaunenswerthes Wort; aber auch das der **Menſchenliebe**, obgleich viele Sophiſten es gemißbraucht haben, iſt ein heiliges. Heißt es doch im Briefe an den **Titus** (3): „„Da aber erſchien die Freundlichkeit und **Menſchenliebe** (Leutſeligkeit) Gottes unſeres Heilandes."" „Der Allmächtige liebt die **Menſchen**, und will, daß jeder von uns ſie liebe. Es iſt uns nicht verliehen, gut zu ſein, mit uns zufrieden zu ſein, uns zu achten, als nur unter der Bedingung, ihm in dieſer edeln Liebe nachzuahmen. . . Dieſe Liebe begreift gleichſam **jeden menſchlichen Werth** in ſich und iſt der **weſentlichſte Theil** der Liebe, die wir Gott ſelbſt ſchuldig ſind."

⁂ **Die Pariſer Sparkaſſe.** — Nächſt den Mäßigkeitsvereinen, Kinderbewahranſtalten, wohlthätigen Aſſoziationen und wechſelſeitigen Verſicherungsgeſellſchaften der mannigfaltigſten Art gehört die Errichtung von Sparkaſſen zu den werthvollſten Anſtalten, die das 19te Jahrhundert entſtehen ſah. Man hat erkannt, daß ein ſehr großer Theil von Verbrechen und Vergehen aus Armuth entſpringen. Man hat aber auch ſich zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß unmittelbare Spendung von Almoſen, wie u. a. in Spanien und England, nur ein — und zwar nicht ungefährliches Palliatiomittel gegen Armuth bilde. Als die weſentlichſte Aufgabe hat ſich vielmehr herausgeſtellt, dem **Armwerden** ſelbſt vorzubeugen, und als eines der förderlichſten Mittel hiezu haben bereits die Sparkaſſen ſich erwieſen. Mit dem Vermögen der niederen Stände vermehrt ſich durch dieſelben zugleich der Trieb zu Erſparniſſen und mit dieſem der Sinn für Ordnung im Haushalt und Mäßigkeit. Dies hat auch die franzöſiſche Regierung erkannt, und ſie beabſichtigt, zum wenigſten an jedem Departements- und Bezirks-Hauptort eine Sparkaſſe zu errichten. Welch raſche Fortſchritte die Sparluſt nun ebenwohl unter dem franzöſiſchen Volke gemacht, iſt daraus zu entnehmen, daß das Kapital der Sparkaſſen, welches Anfangs 1833 nur 10, zwei Jahre ſpäter ſchon 35 Millionen Franken betrug. Die **Pariſer Sparkaſſe** aber hat allein ſchon am 17 und 18 d. M. von 5,106 Deponenten, wovon 518 neue, den Betrag von 729,568 Francs in Empfang genommen, während die zurückgeforderten Beiträge ſich nur auf 298,000 Fr. beliefen. —

⁂ Von Alfred de Müſſet erſcheint in dieſem Augenblicke in Paris: „La confession d'un enfant du siècle."

⁂ Von Alfred de Vigny's: „Servitude et grandeur militaires" war die erſte Auflage ſchnell vergriffen. Eine 2te iſt jetzt unter der Preſſe.

⁂ Angekündigt ſind: „die **Souvenir's** der Comteſſe **Merlin**." Memoiren von ganz originellem Genre.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 24. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 28. Januar.

Weiter!

(Nach dem Polniſchen des M. Fredro.)

Von

Henriette Ottenheimer.

Weiter, immer weiter ziehn
Vom Geburtsland fort, hinaus!
Deines Volkes Erde fliehn,
Wo des Todes ſchwarze Fluthen
Der prophet'ſchen Sterne Gluthen,
Alles Glück, dir löſchten aus;
Wo gelebt, geliebt, geſtritten
Du, und namenlos gelitten.

Wo ſchon fremd aus den Gemüthern, —
Ob auch treu dein Herz nur ſchlug, —
Du verbannt biſt von den Brüdern
Wie der Fuß, lieblos, vom Strande
Stößt die Barke die zum Lande
Hülfreich ihn herübertrug.
O! des Leichtſinns, der, vermeſſen,
Keinen Dank gibt, als — Vergeſſen.

In der Wüſte, aufgegeben,
Ohne Hoffnung, ohne Schild,
Mußt dein bitt'res Seelenleben —
Stummen Schmerz — du weiter tragen,
Und ſtets weiter wird dich jagen
Eigene Verzweiflung wild.
Was einſt war entfloh nach oben,
Und was kommt iſt nachtumwoben.

Ja, was herrlich war, verglühte;
Eures Ruhmes Sternenpracht,
Grüßt nur noch, als Traumesblüthe,
Als Viſion, — um Freiheitslächeln,
In ihr wundes Herz zu fächeln, —
Die Gefangnen bei Nacht.
Ach! es athmet der Verbannte
Kerkerluft in jedem Lande.

Weiter denn! bis dich vom Zwange
Des Geſchicks der Tod macht frei,
Doch von keinem Bruderklange,
An der Wallfahrt Ziel umtönet;
Nein! dein Leiden wird gekrönet,
Wenn dein letzter Todesſchrei
Nur aus fremden Echo's Herzen
Nacherzählt von deinen Schmerzen.

Erinnerungen an Seume.

(Schluß.)

Miltiades, ſeit dem Tage von Marathon von den Demagogen und der Volkshefe gehaßt, kommt beſiegt und ſchwer verwundet von einem unglücklichen Heerzuge zurück: die Sykophanten treten anklagend gegen ihn auf: es iſt von Anfang an kein Zweifel, daß er unterliegen müſſe, obgleich Ariſtides dem Volksgerichte vorſteht und Themiſtocles den Angeſchuldigten vertheidigt. So nimmt es auch Miltiades ſelbſt vom Anfang bis zu Ende, und indem ſo faſt durchaus keine tiefere Bewegung in ſeinem Inneren fühlbar wird, kein Unmuth, kein Zürnen und keine Wehmuth bei der Erinnerung an die ehemalige Bewunderung und Liebe ſeiner Mitbürger, will uns auch zuletzt in ihm kein Sieg des edleren Menſchlichen entgegen treten, eben weil eigentlich kaum ein Kampf geweſen iſt. Er wird zum Tode verurtheilt; das Volk mildert jedoch alsbald das Urtheil in eine ihm unerſchwingliche Geldſtrafe, und er, vorher von dem Arzte belehrt, daß er ſeiner peinigenden Wunde alsbald werde erliegen müſſen, trinkt, jener Milderung unerachtet, dennoch den Schierlingsbecher. Das Drama mußte eine Cataſtrophe haben; allein in dieſer Beſchleunigung ſeines Endes zeigt der Held doch wohl einen etwas kleinlichen und untragiſchen Trotz, wo nicht gar eine gewiſſe Verzagtheit: es iſt hier weder der Muth mit welchem Philokleides lebt, noch der edle Beweggrund, aus welchem Ajax ſtirbt. Die Charaktere ſind übrigens ſehr beſtimmt, wenn gleich mit etwas harten Strichen gezeichnet.

So wären es alſo bei weitem mehr Seume's proſaiſche Schriften, wodurch er uns ſchätzbar und werth wird, und zwar als edle Perſönlichkeit, nicht als fehlerfreies Muſter der Darſtellung. Die hervorſtehenden Züge dieſer Perſönlichkeit aber möchten folgende ſein. Bei wenig Hinneigung zu dem Spekulativen — hier beruhigt er ſich mit der freilich allgemein gültigen Überzeugung, daß die Grundurſachen uns verhüllt bleiben — richtet ſein ganzer Sinn ſich auf die uns nahe berührende Menſchenwelt. Dieſe betrachtet er weder mit dem ruhig heiteren, alle Zuſtände gleichmäßig würdigenden Blicke des Dichters, noch auch ſonderlich mit dem idealen Sinne des philoſophiſchen Hiſtorikers, der in dem Zuſammenhange der Ereigniſſe ein großes Ganze und auch in dem einzelnen Entſetzlichen ein Fortſchreiten zu dem allgemeinen Guten zu ſehen glaubt: ſein Geiſt iſt ernſt und ſtreng, nur immer auf das zunächſt liegende Recht hingewendet, und zu tiefem Unwillen erregt, wo er es vermiſſen muß. Einem jeden ſein natürliches Recht! ſo lautet ſein Wahlſpruch, aber auch kein verderblicher Mißbrauch der Gnade, weder in der Rechtspflege der Staaten noch in dem religiöſen Leben. Darum ſoll nach ihm die Lehre von der Demuth niemals Jemand dahin vermögen, einem unveräußerlichen Rechte zu entſagen. „Wozu braucht man," ſo ſagt er hierüber, (Spaziergang nach Syrakus S. 172.) „wozu braucht man Gerechtigkeit, Großmuth und Standhaftigkeit? Man predigt Geduld und Demuth. Demuth iſt nach der Etymologie Muth zu dienen, und die zweideutigſte aller Tugenden. In der alten griechiſchen und römiſchen Moral findet man dieſe Tugend nicht. — — — Sie kann nur im Evangelium der Deſpoten ſtehen, welche ſie aber für ſich ſelbſt doch ſehr entbehrlich finden." Als höchſtes Unrecht, was Menſchen einander anzuthun verſuchen, erſchienen ihm vor Allem die Anforderungen des Fanatismus: dieſer iſt ihm furchtbarer als der Atheismus ſelbſt, der eigentlich nur eine von dem innerſten Gemüthe ſelbſt verworfene Verirrung der theoretiſchen Anſicht ſei. Daß die der fortgeſchrittenen Zeit widerſtrebenden Reſte mittelaltriger Einrichtungen ſeinen Unmuth bis zum Übermaße erregen, und daß dieſer Unmuth als Grundton uns immer und überall entgegentrete, haben wir bereits angedeutet: die Geſchichte ſeiner Jugend und ſeines Lebens mag es pſychologiſch erklären. Oft erſcheint ſein Ernſt ſogar ſchroff und bis zum Murrſinn geſteigert, und doch wird er jedes kräftige Gemüth ergreifen und anregen, eben weil er iſt was er kund gibt, ein reiner und edler Ernſt.

Folgende müſſen als Seume's wichtigſte Schriften genannt werden. Obolen: eine Sammlung moraliſcher und äſthetiſcher Abhandlungen: ein Aufſatz über Theaterweſen zeigt, daß er über die Einzelnheiten dieſer Kunſt klar und richtig zu urtheilen wußte. Über Bewaffnung; der in den Alten beleſene und der heutigen Kriegskunſt nicht unkundige Mann glaubt, daß die Rüſtung der griechiſchen und römiſchen Vorzeit unſeren Feuerwaffen entgegengeſtellt werden könne und ſolle; uns, als Laien, war das Schriftchen intereſſant, hat uns aber ungläubig gelaſſen. Vorfälle in Polen im Jahre 1794. Durch höchſte Anſchaulichkeit intereſſant. Seume neigt hier fühlbar nach der Seite hin, auf welche ſein Geſchick ihn ſelbſt geſtellt hatte: wir möchten dieſes beſonders daraus erklären, weil er damals, von mächtigen Ereigniſſen ergriffen und in naher Berührung mit bedeutenden Menſchen, die kräftigſte und intereſſanteſte Zeit ſeines Lebens gelebt zu haben ſcheint, und eben ſo iſt es wohl auch leicht erklärlich, daß der unmittelbare Anblick ſchauderhafter Thaten ſeinen Geiſt gleichſam überwältigte und ihn den tieferen Zuſammenhang dieſer Dinge weniger beachten läßt. Hieran reihen ſich die in ganz ähnlicher Anſicht, jedoch mit hoher Wahrheitsliebe geſchriebenen Schriften an: Neueſte Veränderungen in Rußland ſeit Paul I. und: Über Katharina II. Befremdend könnte das Werkchen erſcheinen, welches Sittenbuch für Landleute betitelt iſt, denn ſchwerlich möchte irgend ein Publikum Genuß und Nutzen darin finden können. Seume ſchrieb es, um dem Stande zu nützen, aus welchem er ſelbſt herſtammte; ſeltſam aber iſt es, wie der einfache, von ländlichen Jugenderinnerungen überfließende Mann, Standpunkt und Ton durch zu hohe Auffaſſung ſo gänzlich verfehlen konnte. — Am anziehendſten ohne Zweifel werden unter den ſämmtlichen Schriften Seume's immer ſeine Reiſeberichte bleiben, benannt: Spaziergang nach Syrakus und Mein Sommer. Sein, für die Natur ſo wie für alles Menſchliche ſtets offener Sinn, regt ihn an, ferne Lande und, wie der homeriſche Odyſſeus, vieler Menſchen Städte zu ſehen: ein aus Amerika mitgebrachtes Übel an einem Fuße wird noch am meiſten durch kräftige Bewegung gelindert; er erklärt: „ich muß einige hundert Meilen laufen!" ergreift den Stab und wandert, meiſtentheils wirklich zu Fuße, in neun Monaten, über Wien, Italien, hinab nach Syrakus und über Paris zurück nach Leipzig, und ein anderesmal nach Petersburg und Moskau und durch Finnland, Schweden und Dänemark wieder heim. Eigentliche wiſſenſchaftliche Intereſſen liegen ihm hierbei ferne: er will, dem Alltagsleben auf einige Zeit entrückt, größere Welteindrücke ſtärkend auf ſein Gemüth einwirken laſſen, und dieſe Eindrücke theilt er ſchlicht, einfach und nicht ſelten mit ergötzlichem Humor dem Leſer mit, nur, daß freilich die ihn beherrſchende Richtung mitunter auch hier bis zum Monotonen hervortritt. So ſehen wir ihn denn auf dem Gipfel des Ätna, von Engländern umgeben, die doch eingeſtehen müſſen, dergleichen ſei in allen Parks von Altengland nicht zu ſehen: wir erblicken ihn unter den Händen italiäniſcher Banditen, oder wie er in einem ſiciliſchen Kloſter mit aller Üppigkeit faſtet, übrigens aber im Innern dieſes Vaterlandes der Ceres meiſt kein Brod zu kaufen findet: wir ſehen ihn verirrt in einem finnländiſchen Walde, nicht ganz ohne Beſorgniß vor Wölfen, die nordiſche Sommernacht auf einer bemoos'ten Felſenplatte verſchlafen, begleiten ihn an den kryſtallhellen See'n des altgermaniſchen Schweden, und hören ihn, den eben aus Heſperien zurückgekehrten, die „Lieblichkeit" der fruchtbaren Fluren rühmen, welche der Fleiß freier Anbauer dort einzeln zwiſchen Klippen und Granit einer kargen Natur abgewonnen hat. Wahr und erheiternd ſind ſeine Gemälde aus dem wirklichen Volksleben, mit welchem ihn ſeine

Art zu reiſen in die unmittelbarſte Berührung bringen mußte. Indeſſen führte er keineswegs nur dergleichen Smolettiſche Bilder an uns vorüber; wir ſahen ihn nicht ſelten in Berührung mit Menſchen, die durch Geiſt oder erhabenſte Würde auf die Höhen des Lebens geſtellt ſind: in Sicilien erklärt ihm Landolina — wohl der unterrichtetſte aller Ciceroni's — das Trümmerfeld des alten Syrakus, und in Rußland beſcheidet die Kaiſerin Mutter ihn in ihre Gegenwart und bietet ihm huldreich eine ehrenwerthe Wirkſamkeit in dem Reiche an, was er aber ſeiner bejahrten Mutter wegen ablehnt. Gewiß, für dergleichen Berichte möchten wir gerne manche gründliche oder ausſchließlich humoriſtiſche Reiſebeſchreibung hingeben.

Am kräftigſten ohne Zweifel tritt Seume's Geiſt hervor in der Schrift, die er „Apokryphen" betitelt, was man ſonſt Aphorismen zu nennen pflegt. Sollte uns der Ton derſelben beſonders ſcharf und bitter dünken, ſo bedenke man, daß ſie in der Zeit fremder Unterdrückung entſtanden iſt. Statt aller Bemerkungen über dieſelben führen wir hier einige der producirbarſten dieſer abgeriſſenen Bemerkungen ſelbſt an. „Ich habe bemerkt, daß der Myſticismus bei Gebildeteren meiſt Nervenſchwäche und Magenkrampf iſt. Mein Freund Novalis ſteht an der Spitze." Deßgleichen: „Über dem Göttlichdummen in ſich löſchen die Myſtiker viel Schönmenſchliches aus, welches allein unſer Antheil der Göttlichkeit in der Welt iſt." — „Das Schlechteſte, was Schiller gemacht hat, iſt die erſte Hälfte des Charakters der Mutter in der Braut von Meſſina, und ſein Chor daſelbſt. Das mag ihm der Geiſt der Humanität vergeben." Er meint wohl beſonders die Worte des Chors:

> Aber wenn ſich die Fürſten befehden,
> Müſſen die Diener ſich morden und tödten,
> Das iſt die Ordnung, ſo will es das Recht.

Allein er vergißt dabei, daß der edle Dichter hier nicht ſein eigenes Urtheil, ſondern nur die Weltanſicht des Söldners und Waffenknechtes in ſchneidender Schärfe objectiv ausſprechen wollte. Ferner: „Wer nicht mit ſchlechten Menſchen in Geſellſchaft ſein kann, iſt noch zu wenig in der Welt geweſen; wem aber ihre Geſellſchaft reine Unbefangenheit läßt, oder gar Vergnügen gewährt, der war zu viel in der Welt." Das wiegt doch einmal einen großen Haufen der jetzt üblichen aphoriſtiſchen Spreu auf! Deßgleichen: „Wenn ich von Jemand höre, er ſei ſehr fromm, ſo nehme ich mich ſogleich ſehr vor ſeiner Gottloſigkeit in Acht." — „Wo von innen Sklaverei iſt, wird ſie von außen bald kommen." — „Ein ſicherer Beweis, daß eine Handlung ſchlecht war, iſt, wenn der Thäter den Anderen das Urtheil darüber wehren will." — „Die Kunſt lebt im Zwielicht der Vernunft und iſt immer eine Jugendtochter des Geiſtes. So lange der Geiſt in der Kunſt lebt, iſt er jung." — „Wenn dem Menſchen nicht immer etwas theurer iſt als das Leben, ſo iſt das Leben nicht viel werth."

Doch wir verweiſen hier an die reiche Quelle ſelbſt, und ſchließen mit unſerer Geſammtanſicht von dem Manne, der in ſolchem Sinne dachte. Unter die erſten Meiſter ſchriftſtelleriſcher Kunſt begehren wir, wie geſagt, Seumen nicht zu rechnen; wenn aber das redende Blatt den Gedanken, wie Schiller ſagt, durch den Strom der Jahrhunderte trägt, und nicht die Gedanken allein, ſondern auch das Gemüth und das ganze Sein längſt Abgeſchiedener uns nahe bringt, ſo daß wir geiſtige Freundſchaftsbande mit geehrten Todten knüpfen, ſo ſind wir gewiß, daß auch dieſes Geiſtes edles und kräftiges Weſen von verwandten Naturen immerfort werde erkannt, genoſſen und verehrt werden.

—r.

Die böhmiſchen Märtyrer und der Prophet von Florenz.

(Fortſetzung.)

Gleichwohl wurde Hieronymus in ſein Gefängniß zurückgebracht, und einige Karmelitermönche von Prag brachten neue Anklagen und verlangten eine neue Unterſuchung gegen den vermeintlichen Ketzer. Die Menge auf dem Concile wollte Hieronymus verderben, die Cardinäle von Cambray, von Orſin, von Aquileja und von Florenz waren dagegen. Ihr Widerſpruch reizte des Hieronymus perſönliche Feinde. Seine Sache verſchlimmerte ſich immer mehr, und wurde einer neuen Commiſſion übergeben, die er aber verwarf. In einer glänzenden Sitzung des Concils, welcher die Geſandten der bedeutendſten europäiſchen Mächte beiwohnten, las der Franziskaner, Doctor Johann von Rocha, 45 Anklageartikel gegen ihn ab, in welchen, wie in jenen gegen Huß, Wahres und Falſches gefliſſentlich durch einander gemengt war. Hieronymus vertheidigte ſich mit wiedererwachendem Bewußtſein ſeiner guten Sache.

Am 23. Mai 1416 wurde in der Domkirche ein öffentliches Verhör gehalten, am 26. Mai ein zweites. Am Schluß dieſes zweiten erhob ſich, nachdem Hieronymus ſich ſchlicht und bieder vertheidigt, der Titularpatriarch von Konſtantinopel, und erklärte den Angeklagten für der Ketzerei aus vierfachem Grunde überwieſen, dieſen Grund ſelbſt aber machte er nicht namhaft. Der Patriarch ertheilte ihm jedoch die Erlaubniß, frei und ungehindert vor der Verſammlung zu ſprechen, und „forderte ihn dabei noch einmal zum Widerrufe auf, ihm in dieſem Falle die ganze Vergebung der Kirche verheißend; zugleich ihm aber auch mit der Strafe des Rechts drohend, falls er auf ſeinen Irrthümern beharre. Hieronymus hatte jetzt jede Furcht überwunden und keine Drohung war mehr fähig, ihn in ſeiner Überzeugung wankend zu machen." *) Mit einem demüthigen Gebete zu Gott um Erleuchtung begann er, wies dann darauf hin, wie die Vertheidiger der Wahrheit von jeher ein elendes Loos auf Erden gefunden hätten, beklagte ſich über die als ſeine Gegner offenkundigen Commiſſarien, entwickelte die Urſache des Haſſes, mit dem ſeine Feinde ihn überall verfolgten, und ſprach ſich über ſeinen Freund Huß aus; — „frei und offen pries er des Freundes Reinheit und Redlichkeit im Wandel, pries deſſen Geſinnung in der Liebe, pries deſſen Predigt, als Redlichkeit und Liebe empfehlend, und als dem Evangelie getreu, und geſtand ſeine Freude, die er immer empfunden, wenn Huß im heiligen Eifer die Sünden des Klerus geſtraft hätte. Überhaupt ſtimme er ganz der Lehre des trefflichen Mannes bei. Freilich habe

---

*) S. Helfer's Werk S. 161 f.

er jüngſt das Gegentheil behauptet, und Huſſens Verdammung gut geheißen, doch müße er jetzt bekennen, daß nicht innere Überzeugung, ſondern die Furcht vor dem Flammentode der Grund jener Beiſtimmung geweſen ſei. Er erklärte darauf, daß er nie eine größere Sünde begangen habe, als: das zu widerrufen, was doch immer ſein innerſter Glaube geweſen, und daß er daher auch jetzt ſich gedrungen fühle, den früheren Widerruf zurückzunehmen und bis zu ſeinem Ende Huſſen's und Wiclef's heilige und reine Lehre zu bekennen. Nur in der Lehre vom Abendmahle weiche er von beiden ab und theile darin den Glauben der Kirchenlehrer Gregorius, Ambroſius, Auguſtinus und Hieronymus. Endlich tadelte er noch hart das unchriſtliche Leben der Geiſtlichen und verſicherte ſchließlich, in dieſem Punkte vollkommen mit Wiclef und Huß einer Anſicht zu ſein.“ *)

Dieſe Reden, in denen die Herrlichkeit des menſchlichen Willens einen ſchönen Triumph feierte, wurden für Hieronymus zum Verdammungsurtheil. In der nächſten öffentlichen Seſſion (am 30. Mai 1416) verlangten die Väter auf's Neue die Beſtätigung ſeines früheren Widerrufs. Aber Hieronymus war dazu nicht zu bewegen, er ſprach freudigen Muthes: „Ich glaube und halte alle Artikel des chriſtlichen Glaubens, ſo wie die heilige katholiſche Kirche ſelbſt ſolche glaubt und hält. Der Grund alſo, um deſſentwillen ich verurtheilt werden ſoll, liegt allein darin, daß ich euch in der Verdammung des Wiclef und Huß, jener heiligen Männer, nicht beiſtimmen will, die, weil ſie euer ſchändliches Leben angegriffen haben, ungerechter Weiſe von euch verurtheilt ſind.“ Selbſt ſeine Feinde bewunderten den Strom ſeiner Rede. Der Biſchof Jakob von Lodi aber hielt hierauf eine Rede, worin er für die Verdammung des Mannes ſtimmte. (Schluß folgt.)

---

*) Heller, S. 102, 103, 104.

Feuilleton.

⁂ **Menzel-Gutzkow'ſche Fehde.** — Karl Buchner hat in den N. 1138 bis 1141 der lit. und krit. Blätter der Börſenhalle v. J. einen ausführlichen, durchgängig unpartheiiſchen Bericht über die „Menzel-Gutzkow'ſche Fehde“ erſtattet. Als Nachtrag zu dieſem Bericht mag hier auf einige, auf dieſe Irrung bezügliche, die Zeit in der wir leben, charakteriſirende Thatſachen aufmerkſam gemacht werden.

1) Während Gutzkow ſeiner literariſchen Extravaganzen wegen, vor dem Criminalgericht ſteht, — ein Umſtand, der jetzt überall, wo humane Bildung herrſcht, außer-gerichtlichen Gegnern bis zum End-Urtheil den Mund ſchließt, — fährt der Herausgeber des Lit. Blatts zum Morgenblatt fort, ſeine Anklagen gegen den — Gefangenen zu wiederholen und zu verſchärfen.

2) Ein ſg. „Freund der Wahrheit“ hingegen, — unwiderrufenen Gerüchten zufolge Herr Prof. Paulus in Heidelberg, — behauptet in einem „Sendſchreiben an K. Gutzkow“ (Mannheim 1836. S. 7. f.) in Bezug auf die Menzel'ſche Anklagen: daß Wally, „zur Wolluſt und Unzucht — und zur Irreligioſität verführe,“ — „es ſei im Buche, wenn man die Schrift im Ganzen umfaſſe, nichts, was zu jenen beiden Irrwegen verführen ſollte;“ — jene Anklage ſei „demnach eine doppelte Lüge; ſie ſei eine wiſſentlich und öffentlich nicht auf das Äſthetiſche und auf des Verfaſſers Talente, ſondern gegen deſſen Willenscharakter gerichtete, ſo viel möglich auch gegen ſein bürgerliches Wohl und moraliſches Anſehen berechnete Verläumdung; ganz Deutſchland alſo ſei dabei intereſſirt, daß der ärgelwollende Sophiſt einer nach allen Rückſichten qualificirten Injurie gerichtlich überwieſen, verurtheilt und durch Actenabdruck vor dem Publikum in ſeiner wahren Geſtalt warnend dargeſtellt werde.“ Der ſg. Wahrheitsfreund fordert dieſemnach wiederholt den Angeklagten auf, jenen verläumdenden Rezenſenten — durch einen richtig inſtruirten Injurienprozeß vor den Gerichten und der Mitwelt aufzuſtellen. —

3) In Nro. 4 der Allg. Kirchenzeitung d. J. macht einer der gelehrteſten und aufgeklärteſten Theologen Deutſchlands, Herr Superintendent Dr. Bretſchneider, die Bemerkung: Die „Angriffe auf die Bibel, wie man ſie auch zum Theil in Schriften des jungen Deutſchland's finde,“ möchten wohl anzuſehen ſein als eine Reaktion in „Folge“ des Beſtrebens derjenigen, welche „die Theologie des 16. Jahrhunderts dem jetzigen Zeitalter gleichſam mit Gewalt durch Traktätchen-Vertheilung, Verfolgung der Rationaliſten, Begünſtigung der Frömmler, Hülfe der politiſchen Macht wieder aufdrängen wollen.“

4) Die Magdeburger Zeitung vom 14. d. M. enthält dagegen folgende „Bitte: Den Herrn Oberprediger Albrecht in Neuhaldersleben bitten wir dringend, die am 10. d. M. in der St. Marienkirche daſelbſt geſprochene, gehaltvolle Predigt zu Beherzigung des älteren und zu Nutzen und Frommen des jüngſten Deutſchlands dem Drucke zu übergeben. Mehrere Feinde des jungen Deutſchlands.“

Ob und inwieweit dieſe theils anklagenden, theils entſchuldigenden Stimmen ſich miteinander vermitteln und vereinigen laſſen, darüber ſich auszuſprechen muß bis dahin vorbehalten bleiben, daß das Badniſche Obergericht über die Appellation entſchieden, welche der Staatsprokurator gegen das in erſter Inſtanz über die Gutzkow'ſche Sache gefällte Urtheil eingelegt hat.

⁂ **Zur Statiſtik der Tagblätter.** — Es gibt jetzt 27 Zeitungen für Oſt- und 20 für Weſt-Indien. Von den erſteren hat, nach der Verſicherung des Major Head, die Gazette do l'Inde 568 und der Bengal Hurkaru 954 Abonnenten. China hat nur ein Journal, das Canton-Register, dagegen Auſtralien 17. Zu Conſtantinopel erſcheint jetzt, neben dem, mit Anfang 1832 hervorgetretenen Moniteur ottoman, noch ein zweites offizielles Blatt in türkiſcher Sprache, der: „Takolmi Weekali,“ d. h. Darſtellung der Ereigniſſe. Die Leitung deſſelben iſt den Händen des Reichs-Hiſtoriographen Eſſad Effendi anvertraut. Da nun die Zeit ihre ſiebenmalſieben Meilenſtiefel angezogen, um die Nemeſis im Triumphe durch das allgemeine Wirrſal hinzutragen, ſo mag es für die Osmanlis jetzt ſchon hinreichen, wenn ihnen auch nur die — deutlich und vernehmlich genug — ſprechenden Ereigniſſe dargeſtellt werden. Für die geſprächigen und von uralters ſehr neugierigen Griechen gab es nur erſt 4 Journale: Die Epoche, die Ephemeriden, den Erretter und das Journal de Smyrne; — jetzt ſind noch die türkiſch-griechiſchen Kretiſchen Ephemeriden auf Candia hinzugekommen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 25. 1836.

Phönix.

Freitag, 29. Januar.

Das gebrochene Herz.

Dramatiſche Skizze.*)

> Piſtol. Du haſt Recht;
> Das Herz iſt ihm gebrochen.
> Heinrich V.

Erſte Scene.

Ein Zimmer.

Jeronymo, ſeine Mutter.

Mutter.

Ich bitte, tröſte dich; wie ſiehſt du aus!
Sprich, theurer Sohn!

Jeronymo.

Und du haſt dies gethan?

Mutter.

Es war zu deinem Beſten.

Jeronymo.

Mutter, Mutter;
Du haſt Italiens wärmſtes Herz gebrochen.
Zu meinem Beſten? iſt's zu meinem Beſten,
Daß ich hinſterbe? Iſt's zu meinem Beſten,
Daß ich verwelke und zum Schatten ſchwinde
Und ſchwermuthsvoll das traute Neſt umſchleiche,
Wo meine weiße Taube man bewacht — —

Mutter.

Geduld — mein —

Jeronymo.

Bis ich ſterbe, gute Mutter?
Ich werde ſterben (merk' auf meine Worte)
Vor deinen Augen Tag für Tag. — — Mein Haupt
Wird leichter, doch mein Herz iſt hin. Sylveſtra,
Süße Sylveſtra!

Mutter.

Sprich nicht ihren Namen;
Sie iſt der Grund von allem unſerm Gram.
O! denke jetzt nicht mehr an ſie!

Jeronymo.

Was? jetzt?

Mutter.

Nein, denn ſie iſt vermählt.

Jeronymo.

Ha, ha, ha! Mutter,
Schämt Euch, in Euern Jahren noch zu ſcherzen.

Mutter.

Ich hab' es dir ja früher ſchon geſagt,
Sie iſt vermählt — vermählt.

Jeronymo.

Haha! ich weiß es,
Iſt nicht mein Herz gebrochen?

Mutter.

Guter Gott!
Jeronymo —

Jeronymo.

Was weiter?

Mutter.

Warum ſprichſt du ſo?
So ſeltſam, lieber Sohn? Bedenke doch
Die Mutter.

Jeronymo.

Wohl! denn ihr habt mich bedacht,
Selbſt als ich fern war; ich will dankbar ſein
Und Euch 'nen guten Gegendienſt erweiſen;

---

*) Dieſe Skizze gründet ſich auf eine Erzählung des Boccaccio. Die Geſchichte iſt folgende: Jeronymo wurde aus Italien nach Paris geſandt, um ſeine Studien zu vollenden. Er wurde dort 2 Jahre zurückgehalten, da ſeine Mutter fürchtete, er würde ein junges und hübſches Mädchen (Sylveſtra), mit der er von Jugend an erzogen war, heirathen wollen. Während ſeiner Abweſenheit bewirkte ſeine Mutter, daß Sylveſtra verheirathet wurde. Er kehrte zurück, umſchlich ihre Wohnung, drang in ihr Zimmer ein, redete mit ihr (denn ihr Gatte ſchlief) und ſtarb endlich auf dem Bette vor ihr.

Ich mache Euch zur Erbin aller Lande
Und Heerden, Felder, Schiffe meines Vaters,
Und keine Wittwe ſoll ſie mit Euch theilen.
Das iſt mein Dank. Ich ſchwör's bei'm Donn'rer Zeus,
Bei'm bärtigen Saturn, bei'm Mars — —

Mutter.

Halt ein!

Jeronymo.

Ah! Ihr ſeid blöd' geworden ſeit mein Vater
Geſtorben iſt, und wollt mit Göttern nichts
Zu ſchaffen haben. Gut! Bei Venus denn,
(Sie paßt zu Euch, denn — ſie betrog die Welt)
Bei Juno, der erhabnen Juno; ſie gab Acht
Auf ihres Gatten Streiche, wenn er fern war,
Und — wie Ihr wißt — erwürgte ſie der Liebe
Schuldloſe Leidenſchaft und untergrub
Das Glück von armen Mädchen — wie Ihr thatet.

Mutter.

O! ſprich nicht ſo! Wenn nicht um meinetwillen,
Um deines theuern Vaters Willen, Sohn,
Verſchone mich.

Jeronymo.

Mein Vater? Er iſt todt.

Mutter.

Er kühlte ſeines Herzens heiße Triebe,
(Die ſonſt vielleicht ihm Schmerz bereitet hätten),
Durch Züge aus dem Becher der Philoſophie — —

Jeronymo.

Ja! den Trank lieb' ich. In Paris, Madame,
Ward er in Flaſchen uns gezapft und dicht
Verkorkt wie ein Geheimniß; und ich trank
Und trank, und trank den lieben, langen Tag,
Und kaute von dem Lorbeer, deſſen Wurzeln,
Wie mancher Dichter ſingt, Caſtaliens Quell
Beſpült. Mich hungert nach Ambroſia,
Allein die Götter ſind jetzt ökonomiſch
Und ſpeichern es für ſpät're Zeiten auf.

Mutter.

O wehe! weh!

Jeronymo.

Nun! das iſt gut.

Mutter.

Was denn?

Jeronymo.

Daß ich Euch weinen ſeh'; obgleich es ſchon
So lange her iſt, ſeit Eu'r Gatte ſtarb.

Mutter.

Ich weine nicht um ihn.

Jeronymo.

Ihr weinet nicht
Um ihn? Schämt Euch, daß Ihr ſo ſprecht. War er
Nicht brav und gut? Und dennoch weint Ihr nicht?
Weint nicht um Euern Wittwenſtand? Vielleicht
Könnt Ihr noch einen zweiten Gatten finden!

Mutter.

Ich wünſch' es nicht; ich finde keinen Andern,
Der jenem Erſten gliche.

Jeronymo.

Nein, Madame,
Nein, mögt Ihr ſpäh'n wenn Heſper ſich erhebt
Bis daß der letzte Stern im Weſten ſinkt,
Ihr findet keinen, der ihm gliche. O!
Er war ein Mann wie wen'ge ſind. Und wie
Er mir in's kranke bleiche Antlitz blickte,
Wie er mich liebt' und ſtreichelte, als wär' ich
Schön wie der Gott Apoll! Doch er ſtarb.
Und wie er fürchtete (denkſt du noch dran?)
Ich möchte ſterben, ohne einen Namen
Und ohn' ein Kind zu hinterlaſſen, das
Mein Erbe wär' und unſern edlen Namen
Der fernen Nachwelt überbrächte? Mutter,
Erinnerſt du dich noch daran? Ich bin
Der letzte Sprößling eines edlen Stammes,
Und du haſt mich bis an das Mark verwundet,
Und meine Zweige ſind verdorrt. Leb' wohl!
Sylveſtra! — — Mächt'ge Mutter, endlich iſt
Dein Stab zerbrochen.

Mutter.

Lebewohl.

Jeronymo.

Leb' wohl.
Doch bleib — Ach Mutter, Glück mit Euch.

Zweite Scene.

Sylveſtra's Zimmer.

Jeronymo, Sylveſtra.

So, endlich Alles ſtill! Da ruhet ſie,
Die mir erleſen war. Sylveſtra! — Nein:
Sie ſchlummert und von ihren Lippen wallt
Ein Duft, ſo wie ein Juni-Morgen ihn
Aus den erwachten Blumen ſaugt. Dort liegt
Ihr Arm wie Marmor auf dem weichen Kiſſen,
Bewegungslos! Lebt ſie vielleicht nicht mehr?
Wie ſchön ſie iſt? O! wie viel ſchöner, als
Die glänzenden Geſtalten, die der Grieche
Auf ſeinen ſchneeigen Olymp verſetzte!
Die große Königin, vor deren Blicken
Die Sternenheere Jupiters in Nichts
Verſchwanden und das ſturmbewegte Meer
Sich glättete, war gegen ſie ein Schreckbild
Und konnte nie mit ſolcher reinen Gluth
Die wilden Pulſe ſchlagen machen — horch!
Sie murmelt wie ein Kind in ſeiner Wiege.
Sylveſtra!

Sylveſtra.

Ha! was gibt's.

Jeronymo.

Ich bin's.

Sylveſtra.

Wer iſt es?

Jeronymo.

Muß ich denn reden und den Namen nennen?
Sylveſtra, ſüßes Kind! erkenne mich!
Kennſt du mich nicht? Iſt meine Stimme ſo verändert
Durch langen Gram, daß du — du mich nicht kennſt?
Ach!

Sylveſtra.

Geht! Ich wecke meinen Gatten auf,
Wenn ihr mir näher kommt.

Jeronymo.

Jeronymo!

Sylveſtra.

Ha! ſprecht!

Jeronymo.

Jeronymo.

Sylveſtra.
Weh!

Jeronymo.
Birg dein Auge!
Verbirg es, du vermähltes Weib, damit
Du nicht das Schattenbild von dem erblickeſt,
Der dich geliebt —

Sylveſtra.
Nicht mich.

Jeronymo.
Ja! dich geliebt hat,
Geliebt ſo wie den Himmel und ſein Leben,
Der deinen Namen auf der Bruſt getragen —
Ein böſes Amulet — bis an den Tod.

Sylveſtra.
Ach!

Jeronymo.
Und jetzt komm' ich hierher, an Etwas dich
Zu mahnen. So — erzählt die Sage —
Verlaſſen Geiſter ihre ehrnen Särge,
Um Sünder von der Schuld zurück zu halten.
Man hat ſie oft geſehn, wie ſie bei Nacht
Die dürren Finger nach dem rothen Mond
Ausſtreckten, um der Menſchen Sinn zum Himmel
Emporzulenken. Andre ſah man wohl
Wie ſie die hagern Arme zwiſchen Mörder
Und ihre Opfer breiteten.
Noch andre haben geiſterhaft am Bette
Der Üppigkeit gelacht und dann die Glieder
Mit Tod gelähmt.

Sylveſtra.
Ihr wollt mir doch nichts thun?

(Schluß folgt.)

Mittheilungen

aus *„Occident et Orient, études politiques, morales, religieuses pendant 1833—1834 de l'ère chrétienne, 1249—1250 de l'hégyre, par E. Barrault.* Paris 1835."

Bekanntlich war Herr **Barrault** der Hauptredner der **Saint-Simoniſten**. Nachdem die Sekte, hauptſächlich durch Zwieſpalt bei Beſtimmung des Verhältniſſes der beiden Geſchlechter zu-einander, in ſich zerfallen, in der öffentlichen Meinung ſich zu Grund gerichtet, und am 28. Auguſt 1832 durch ein Urtheil des Pariſer Aſſiſenhofes aufgelöſt worden, begab Hr. B. mit mehreren Anderen ſich nach Lyon. Hier nannten ſie ſich Compagnons de la femme, predigten gegen ferneren Gebrauch des Schwertes und verkündigten die baldige Emanzipation der Frauen. Als aber der von ihnen erwartete weibliche Meſſias immer nicht erſcheinen wollte, zogen ſie nach dem Orient, um das verheißene „freie Weib" dort aufzuſuchen. Nach 20 Monaten vergeblichen Suchens iſt nun Hr. B. aus der Levante zurückgekehrt, und theilt in der oben angeführten Schrift ſeine Anſichten und Gedanken über die durchreiſten Länder mit, wie er im Vorwort erklärt: „um nach Kräften die **Vereinigung des Orients mit dem Occident vorzubereiten.**" In der erſten Abtheilung „erörtert er die politiſche Frage und deutet deren ſittliche und religiöſe Seite an;" in der zweiten „ſind Beſchreibungen und Bemerkungen über Geſchichte und Sitten des Orients die Hauptſache." Wir werden verſuchen, in gedrängtem Auszuge dasjenige zuſammenzuſtellen, was für die Leſer des **Phönix** von Intereſſe ſein dürfte.

Erſte Abtheilung.

1. **Frage.** — Jetzt, wo die Allianz zwiſchen Frankreich und England die Einheit des Occidents gefeſtigt hat, iſt die Vereinigung des Orients mit dem Occident die Hauptfrage der Politik. Seit dem Sturze Napoleons: im Occident Ruhe und ein Régime, welches das Vergangene herſtellt und Zukünftiges vorbereitet; — im Orient hingegen abwechſelnd Umwälzungen und Kriege. (2) Konſtantinopel und Kairo, jetzt die beiden Angelpunkte der Diplomatie. Im Occident kein eigentlicher Krieg mehr, weil die Nationalitäten zum Bewußtſein ihrer ſelbſt und ihrer Würde gekommen. Jede hat jetzt ihr chez-soi und ihr Recht. Die Bewegung iſt überall eine innere — der Kriſe und der Organiſation. Im Orient dagegen vielerlei Raçen neben einander, Bevölkerungen ohne Nationalität; ein Reich, das in ſich ungleichartig, alle Disharmonie der Eroberung zeigt und eben dadurch dieſe provozirt. (2. 3.) Der Orient theilt ſich in zwei Regionen: im Norden das türkiſche, im Süden das arabiſche Reich; im Weſten davon Griechenland, im Oſten Perſien, und wie England und Rußland in Perſien einander berühren, rivaliſiren ſie mit einander in Griechenland; aber Rußland laſtet auf dem ottomaniſchen, England auf dem arabiſchen Reiche. Es gilt zwiſchen beiden die Suprematie in Aſien. Soll Frankreich jetzt nicht thätig, vermittelnd interveniren, den Orient befrieden und deſſen Vereinigung mit dem Occident vorbereiten? (4. 5.)

2. **Das ottomaniſche Reich.** — Wenn Gerechtigkeit in der Todesſtunde beginnt, dann — Gerechtigkeit für das ottomaniſche Reich! Es ſelbſt brachte Leben auf den Todtenacker des griechiſchen Reichs; es ſchützte die Griechen gegen die römiſche Intoleranz und unterwarf einen Theil der muſelmänniſchen Familie einer gewiſſen Zucht und Ordnung. (7—9.) Griechen, Armenier und Juden behielten ihre eigenen Häupter und Geſetze; — nur Todesſtrafe konnten ſie nicht verhängen. Steuern mußten ſie wie die Osmanlis zahlen; — nur der Karatſch (Kopfſteuer) laſtete allein auf den Überwundenen, (9) dagegen auch nur die Osmanlis kriegspflichtig waren. (10.) Alle übten ungehindert ihre Religionsgebräuche aus. Endlich iſt nicht zu überſehen, daß erſt durch das ottomaniſche Reich das ſogenannte europäiſche Gleichgewicht und eine Art von Eintracht in der Chriſtenheit zu Stande gekommen, wie eben auch nur mittelſt der Türkei eine gewiſſe Toleranz zwiſchen dem Islamismus und der Chriſtenheit Eingang gefunden hat. (10. 11.)

Indeſſen konnten die Osmanlis ſich nicht in die bezwungenen Bevölkerungen einwurzeln, und ſo fanden die Griechen Befreier, während die Araber durch den Ehrgeiz eines Paſcha's vom ottomaniſchen Reich losgeriſſen wurden. (12.) Hierdurch aber wurde auch die Reform möglich, die **Mahmud** unternahm: denn „dieſe konnte der Nation nur in die Wunden eingeimpft werden, die ihr von jener Seite beigebracht wurden." (13.)

Mahmud war es, welcher unternahm, ſich der Vormundſchaft der Janitſcharen zu entreißen, ſein Volk mit Europa in Einklang zu bringen und den Vorwurf der Barbarei von ihm abzuwälzen. (13.) Sein unerſchütterlicher Muth vermochte den Zerfall des Reichs nicht aufzuhalten, ſicherte aber den Sieg der Revolution. (14.) Mit der Vernichtung der Janitſcharen endete der lange Kampf zwiſchen dem militäriſchen und dem kaiſerlichen Despotismus; aber eben damit ging auch ein conſtitutives Moment jenes Reiches zu Grund, und alle Gewalt, die bisher zwiſchen den Janitſcharen, den Ulemas und dem Sultan getheilt, ging ganz auf den letzteren über. (15—20.)

Durch Europäiſirung der Armee, die ganz aus jungen Leuten rekrutirt, wird das Volk mit der Reform vertraut und befreundet, (21) nachdem es von ſeiner Militärfeudalität befreit. (22) Die Oberherrſchaft der Ottomanen über die **Rajas** iſt das einzige Überbleibſel ariſtokratiſcher Bevorzugung, (23.) und auch dieſes ſchwindet allmählich, weil der Sultan eingeſehen, daß es nothwendig iſt, die Rajas für Aufrechterhaltung des Reiches zu intereſſiren, weshalb er nun bereits die **Gleichheit** aller ſeiner Unterthanen, der Türken und Rajas, proklamirt, (24) und den letzteren die Erhebung des Karatſch anheim gegeben hat. (25.) Beide, Türken und Rajas, ſind jetzt vereinigt in der Klage über die Verwaltung, die, jährlich verpachtet, die Pächter zu Erpreſſungen nöthigt und zahlloſe Ungebühren veranlaßt; (26) doch iſt allerdings durch dieſe Verwaltungsweiſe die militäriſche Feudalität allmählich ausgerottet und einem Erbadel vorgebeugt worden. (27.) (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Türkiſche Muſik.** — Ueber die türkiſche Muſik gibt uns eine Abhandlung intereſſante Aufſchlüſſe, welche der, durch ſeine Bibelüberſetzung rühmlichſt bekannte Dr. Allioli unlängſt in der Münchner Akademie der Wiſſenſchaften über **Koſchairi's Riſalet** vorgeleſen. Die perſiſchen Sufis, obgleich ihrem Bekenntniſſe nach Mahumedaner, ſind dennoch von dem Geiſte des Orients ergriffen und in jenen extatiſchen Abſolutismus mit fortgeriſſen worden, in welchem z. B. ein **Mahmud** (um 1330) ſang:

„Geht alles einſt zurück in ſeinen Urquell,
Verliert im Meer ſich bald die einzle Theil-Well.“

Koſchairi hingegen, (geb. 986 n. C.) der ſeine muſikiſche Lehre auf eine ununterbrochen bis Mahumed aufſteigende Ueberlieferung gründet, verſinkt nicht, wie die perſiſchen Sufis, in das göttliche All, um ſich in dieſer Eingottung völlig aufzulöſen; ſondern ſtrebt nur nach Läuterung der Seele und Willenseinigung mit dem Einen Gott, der nicht in das All verfloßen, vielmehr über demſelben in erhabener Selbſtſtändigkeit thront. Es zeigt ſich auch hierin, wie der reine Mahumedismus ſich als vermittelndes Glied in die welthiſtoriſche Fortſchreitung vom Morgenland nach dem chriſtlichen Abendland einreiht, und mit Recht nur als ein von der Schranke der Nationalität befreiter **Jehovismus** bezeichnet worden iſt. —

⁂ **Beatifikation des Herrn de la Salle.** — Das Univers religieux (vom 20 d. M.) berichtet, daß die von dem Erzbiſchof von Paris, kraft päpſtlicher Ermächtigung, angeſtellten Unterſuchungen Behufs der Seligſprechung des **Herrn de la Salle**, Stifter's der Brüder der chriſtlichen Schulen, nunmehr geſchloſſen und zu Gunſten des Seligkeits-Candidaten ausgefallen ſind. Es iſt daher mit Nächſtem der Nachricht entgegen zu ſehen, daß der Stellvertreter des heil. Petrus dem Herrn de la Salle die Himmelspforten eröffnet habe.

⁂ **Doppelſterne.** — Der **geſtirnte** Himmel enthüllt immer reichlicher ſeine göttlichen Geheimniſſe. Nachdem **Copernikus** unſere Sonne in ihre angeſtammten Rechte wieder — oder vielmehr zum erſtenmal eingeſetzt hat, ſind Sonnen zu Tauſenden aus dem uferloſen Aethermeer aufgetaucht, und vor den ewigen Wundern des Allmächtigen wandelt der Dünkel des Menſchen ſich in anbetendes Staunen. Aber nicht alle Sonnen wandeln einſam, nur von ihren Planeten und Kometen umgeben, auf der himmliſchen Flur. Der ältere **Herſchel** hat auch Doppelſonnen entdeckt, die einander umkreiſend, wie liebſelige Paare im Reigen dahinſchweben. Und noch ſind ſeit dieſer Entdeckung kaum einige Jahrzehnte verfloſſen, und ſchon ſind durch die Beobachtungen des jungen Herſchel, South's, Struve's, Beſſel's u. a. m. über 6000 ſolcher Sonnenpaare entdeckt. Dieſe Entdeckungen haben Herrn J. J. **Littrow** veranlaßt, in einer ſchätzbaren Abhandlung über „**die Doppelſterne**“ die Reſultate der bisherigen Forſchungen zuſammenzuſtellen und uns ſeine Vermuthungen über jene ſtrahlenden Himmelsbewohner mitzutheilen. —

⁂ **Bojardo's verliebter Roland.** — Während die jetzt lebenden Dichter, — von den zahl- und namenloſen Dichterlingen iſt hier nicht die Rede, — ſich durchgängig von dem Strudel des tiefaufgeregten Lebens hinreißen laſſen, und, ergriffen von den ſocialen Kämpfen und Strömungen, den großen Tendenzen der Gegenwart faſt erliegen, bleibt der altehrwürdige **Gries** der Braut ſeiner Jugend treu, und führt fort, mit Meiſterhand die älteren Dichtungen Hiſpaniens und Italiens in claſſiſches Deutſch zu übertragen. Nachdem er uns Arioſto und Taſſo unvergleichlich in die wohltönendſten deutſchen Ottave rime überſetzt, hat er ſein ſchönes Talent und ſeinen ächtdeutſchen Fleiß auch dem älteren Orlando innamorato Bojardo's, des Grafen von Scandiano, zugewandt, und uns nunmehr mit dem erſten Theile dieſes Gedichtes beſchenkt. — Bojardo, um 1434 bei Reggio geboren, wurde 1478 Statthalter der eben genannten Stadt, und ſtarb zu Ende des Jahres 1494. Die erſte vollſtändige Ausgabe ſeines Gedichtes erſchien das Jahr darauf zu Scandiano, und es wurde demnächſt in Italien noch 16mal neu aufgelegt. Steht es nun auch an poetiſchem Werth dem wenige Jahre jüngeren Orlando furioso des divino Ariosto weit nach, und hat ſich das Intereſſe von dieſer Art romantiſcher Dichtungen mehr und mehr abgewendet, ſo iſt doch die jüngſte Gabe unſeres Gries immer dankenswerth, und verdient beſonders den jüngeren Dichtern empfohlen zu werden, um die von ihnen nur zu ſehr verſäumte ſprachliche Technik darin zu ſtudiren. —

⁂ **Gasbeleuchtung.** — Die kaiſ. allg. Hofkammer zu Wien hat neuerdings ein Privilegium ertheilt für die Verfertigung von **farbigen** Gasflammen, von **wohlriechendem** Gas und von Apparaten, ſowohl zur Transportirung als zur beliebigen Erzeugung des Gaſes.

Auf den von Châlons bis Avignon fahrenden Dampfſchiffen hat man nun auch verſucht, des Nachts mit Gasbeleuchtung zu fahren, und ſo hofft man, die Fahrt von Châlons bis Lyon in 30 Stunden vollenden zu können.

⁂ **Denkwürdigkeiten des Friedensfürſten.** — Die erſte Lieferung der Mémoires du prince de la paix iſt bei Ladvocat erſchienen. Sie enthält viel Intereſſantes aus den Jahren 1792 bis 1808. Die zweite wird ſich über die Jahre 1808 bis 1830 verbreiten.

⁂ **Schnellbuchbindemaſchinen.** — Ein Londoner Buchbinder hat Maſchinen erfunden, mittelſt deren es ihm gelungen, vor Kurzem von Nachmittags 3 bis am andern Morgen 10 Uhr nicht weniger als 1000 Taſchenbücher elegant zu binden, die nach Amerika abgeſendet wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 26. 1836.

Phönix.

Samſtag, 30. Januar.

Das gebrochene Herz.

(Schluß.)

Jeronymo.
Was ſollt' ich's nicht? — Nein, nein, du zartes Weſen,
Ich will dir nichts zu Leide thun. Ich habe
Zu ſehr geliebt! Und hätteſt du mich nur —

Sylveſtra.
Ich liebt' — ich liebte dich!

Jeronymo.
Ach! — mir iſt wohl;
Noch eben brannte mir das Haupt. Du liebteſt?
Dies einem Sterbenden?

Sylveſtra.
O! du wirſt leben
Noch lang und glücklich! Wirſt dich noch vermählen —

Jeronymo.
Halt' ein! Halt' ein! Sylveſtra, du und ich
Wir waren Kinder hier vor wenig Lenzen,
Und liebten uns wie Kinder. Ich der Ältre;
Das ſchönſte Mädchen du, das in Italien je
Das Haar um ſeine roſ'ge Stirne flocht.
Noch denk' ich d'ran, wie bei der Traubenleſe
Dein zarter Fuß die grüne Flur durchhüpfte,
Und wie, wenn andre dich zum Tanze baten,
Du mir die Hand gabſt.

Sylveſtra.
Ach! Jeronymo!

Jeronymo.
Das iſt der Name; du vergaßeſt ihn!

Sylveſtra.
Oh! nein. Kann ich vergeſſen, all' die Stunden,
Die wir zuſammen zugebracht, da wir
Kaum ahnten, was die Sorge ſei. Wie wir
In Sommernächten durch die Fluren ſchweiften;
Wie wir die Wolken zählten, die am Mond
Vorüberzogen —

Jeronymo.
Weiter!

Sylveſtra.
Und wie wir
In ihnen wunderbare Bilder ſahn,
Camele, Caravanen, mächt'ge Thiere,
Und kühne Roſſe, die ſich bäumten, Krieger
Mit hohen Federn auf dem Helm — das Alles
Im blauen Himmel ſchwimmend.

Jeronymo.
Was ſoll das?

Sylveſtra.
Hörſt du nicht gern davon?

Jeronymo.
Wie gern!

Sylveſtra.
Warum
Siehſt du mich denn ſo traurig an?

Jeronymo.
Sylveſtra,
Kann ich zu deinem Troſt nichts thun?

Sylveſtra.
Hinweg!
Du darfſt dich nicht vergeſſen.

Jeronymo.
Nein! nicht ſo!
Kann ich nichts thun, um dir zu dienen? Sprich,
Denn meine Zeit iſt kurz — der Tod iſt nahe.

Sylveſtra.
Laß doch das Scherzen!

Jeronymo.
Mädchen! ja! ich ſterbe;
Ich fühle, wie mein Blut ſchon langſam ebbt;

Und eh' die Morgenſonne in dein Zimmer
Durch dieſe grünen Reben blickt, werd' ich
Hier liegen, hier in deinem Zimmer, todt,
Ja todt, erſchrick nicht, todt!

Sylveſtra.

Ich bitte, geh!
Denn du erſchreckſt mich.

Jeronymo.

Nein! das wollt' ich nicht!
Ich wollte dir nur ſagen, daß um deinetwillen
Ich elend bin geworden, und dann ſterben.
Nein! Bebe nicht zurück. Ich möchte nicht
Mit dieſer Todeszuckung dir den Buſen,
Um den verliebt ſich blaue Adern ſchlingen,
Erſchauern machen. Deine Wange ſollte
Nicht ſo erbleichen! Was fürchteſt du
Von mir, dem Unglückſel'gen? Sieh mich an!
Die Winde ſingen hohl durch mein Gebein
Und Kinder höhnen mich, und jene Zweige,
Die leiſe in den Sommerlüften wispern,
Sie ſchütteln wie zum Spott ihr Laub, und ſagen:
„Wir ſterben nicht ſo früh wie du.“

Sylveſtra.

Was ſoll das?

Jeronymo.

Ich bin erſt ſechszehn Jahre alt. Viel Glück
Kann wohl in einem ſolchen Zeitraum liegen,
Doch meine Tage waren ohne Glück.
Früh war der Tod in unſerm Hauſe thätig
Und ſchmälte unſer Glück, und Krankheit bleichte
Die Wange mir, und Schwärmereien zogen
Wie helle aber täuſchende Geſtirne
An mir vorüber; eine davon kennſt du.
Sie lenkte mich von meinem Wege ab,
Und lockte treulos mich zum Untergang.
Auch frohe Hoffnungen hatt' ich — doch warum
Erwähn' ich ſie? — ſie ſind verſchwunden.

Sylveſtra.

Ich —
Ich dachte — (rede leiſ', mein Gatte ſchläft),
Ich dacht', als du ſo lange ferne weilteſt,
Und nie nach mir und nach den Meinen frageſt,
Daß du Italien ganz vergeſſen hätteſt?

Jeronymo.

O! ſprich noch einmal! War es ſo?

Sylveſtra.

Bei Gott!

Jeronymo.

Es ſei! Doch was hatt' ich dem Glück gethan,
Daß es ſo gänzlich mich verließ? — Wir wollen
Nicht mehr d'ran denken; faſſe Muth, Sylveſtra!
Sie, die uns haſſen, können uns wohl tödten,
Doch weiter nichts, — das kann uns tröſten. Oh!
Die Reiſe währt nicht lange, und wir werden
In ſüßem Schlummer ruh'n, von friſcher Erde
Beſtreut. Dort rütteln keine Stürme uns
Das ſichre Häuschen und wir brauchen nicht
Zu fürchten, daß Verläumdung unſre Namen
Und Härte unſer Glück zernage.

Sylveſtra.

Ach!

Jeronymo.

Im Land', wohin wir wandern, werden wir
Von Blumen leben. Weine nicht mein Kind!
Oh! drüben können wir uns furchtlos lieben;
Dort gibt es keine Mütter und kein Gold,
Und keinen Haß, noch ſchleichenden Verrath.
Wir beide ſind betrogen worden. Wer
Wird glauben, daß 'ne Mutter dies gethan?
Doch ſchweigen wir davon! denn Zorn geziemt
Für Sterbende ſich nicht. Oh! meine Liebe,
Zu ſpät erkenn' ich deine holde Treue:
Ich ſchrieb und ſchrieb und hörte nie von dir;
Zuletzt verließ ich jenen Ort der Freuden
Und kehrte heim und fand, daß du vermählt warſt.
Da ward mir's bang um's Herz — die Stirne brannte
Mir fieberhaft — doch ſterben konnt' ich nicht,
Bevor ich dir ein Lebewohl geſagt.

Sylveſtra.

Jeronymo! Zerbrich nicht ſo mein Herz!
Sie — Sie betrogen mich. Sie ſagten mir,
In Frankreich gäb' es ſchöne Mädchen und du hätteſt
Wohl deine kind'ſche Liebe längſt vergeſſen.
Sie drohten, ſchwuren — ich vermählte mich.

Jeronymo.

Oh!

Sylveſtra.

Nun, was haſt du?

Jeronymo.

Still! der Nachtwind ſingt
Ein Todtenlied für mich; o! laß mich ruh'n
An deiner Bruſt; ich will ſie nicht erkälten;
Sie iſt zur Grabesſtätte für die Unſchuld
Geweiht; ja laß mich dort noch einmal ruh'n.
Nur einmal noch! Sylveſtra!

Sylveſtra.

Schone mich!

Jeronymo.

Ich thu's.

Sylveſtra.

Dann ſprich nicht ſo zu mir. Wenn auch
Ein Scherz, er macht mich doch erzittern.

Jeronymo.

Scherz?
Blick' in mein Aug', und ſieh, wie wahr es iſt,
Was ich geſagt. In ſeinem Spiegel ruht
Der Tod, Sylveſtra. Die Natur verſucht
Zum letztenmal, ein Feuer zu verlei'hn
Dem hellen Sterne, auf dem der Geiſt, ſo lang
Das Leben währte, ſeinen Wohnſitz hatte,
Und bald in Hoffnung, bald in Liebe ſtrahlte.
Das Auge iſt Canal der Seele:
Sein Glanz enthüllt die zarte Macht, die uns
Von unſrer dumpfen Sterblichkeit erhebt.

Sylveſtra.

Jetzt biſt du luſtig.

Jeronymo.

Ja; ſo möcht' ich ſterben.

Sylveſtra.

Jetzt muß ich lächeln.

Jeronymo.

Thu's! auch ich will lächeln.
Und doch — ach! meine Zunge iſt ſo ſchwer,
Die Lippen wollen nicht gehorchen — und —
Die — Sprache wird mir ſchwer. So lang ich reden kann —
Lebwohl. Sylveſtra! deine Hand!

Sylveſtra.

Ach! kalt.

Jeronymo.

Ja kalt; doch ſtoß' ſie nicht zurück, mein Mädchen.
Wohl ſind ſie böſe mit uns umgegangen —
Doch du verzeihe ihnen! Segne ſie!
Wenn meine Mutter hört, daß ich geſtorben,
So wird ſie fühlen lernen. — Luft! mehr Luft!
Wo biſt du? — Ich bin blind — die Hand iſt ſtarr:
Die Nacht iſt winterlich. — So, — hüll' mich ein.

(Er ſtirbt.)

(Aus dem Engliſchen des Barry Cromwell.)

Die böhmiſchen Märtyrer und der Prophet von Florenz.

(Schluß.)

Hieronymus erwiederte, als man ihn noch immer von mehren Seiten zum erneuten Widerruf bewegen wollte, und als er ſah, daß man ſich anſchickte, ſein Urtheil auszuſprechen: „Ich ſehe, ihr ſeid bereit, mich zu verdammen, ohne daß ihr dazu einen Grund in mir gefunden habt. Ich bin gefaßt; aber wiſſet, daß ich einen Stachel in euren Gewiſſen zurücklaſſe, der nicht aufhören wird, eure Herzen zu quälen. Zugleich berufe ich mich auf den höchſten und untrüglichſten Richter, den allmächtigen Gott, vor dem ihr nach Verlauf von hundert Jahren mir Rechenſchaft geben ſollt über euer ungerechtes Thun!“ Was erwiederten die Väter des Concils? Sie ſpotteten und lachten und ſprachen das Todesurtheil. Er erlitt den Tod ſeines Freundes Huß, — auf demſelben Fleck, wo dieſer von den Flammen verzehrt wurde. Noch bezeichnet ſie kein Monument*); aber ein ſchönes Denkmal hat ihm Doctor *Heller* in ſeiner (früher erwähnten und an mehren Orten angeführten) Biographie geſetzt.

Zwei und achtzig Jahre waren ſeit dem Tode der böhmiſchen Märtyrer vergangen, als der letzte Vorläufer der Reformation, der Ferrareſe Hieronymus Savonarola in Florenz den Scheiterhaufen beſtieg (23. Mai 1498.) — „Savonarola“ (ſchrieb Herder 1777) „iſt einer der Menſchen, über welchen die Stimmen wohl immer getheilt, der größte Theil der Stimmen gegen ihn, die wenigen auf ſeiner Seite, aber auch um ſo eifriger und wärmer ſein werden. So war's in Florenz unmittelbar nach ſeinem Tode, ſo iſt's drittehalb Jahrhunderte ſeitdem geweſen, und noch hat ſich nichts vorgefunden, das im mindeſten die Sache verändern könnte.“

Wir glauben, daß das Werk des Doctor Rudelbach: „Hieronymus Savonarola und ſeine Zeit“ (Hamburg, F. Perthes. 1835) die „Sache verändert“ hat, und hoffen, daß es dem Andenken des edlen, durch und durch geiſtigen Mannes bei den Bekennern *jeder* Glaubensparthei eine dauernde Stelle erringen wird. Wir wollen den Umriß ſeines Lebens (in Herder's Worten) voranſchicken, bevor wir einige Reliquien des Propheten folgen laſſen.

„Gebürtig aus *Ferrara* 1452, war er zuerſt Arzt, ward nachher Predigermönch, zuerſt in *Bologna*, nachher in *Florenz*, that ſich durch ſeinen Eifer, durch Strenge des Lebens, Gelehrſamkeit, Klugheit und hinreißende Beredſamkeit hervor, daß er bald die Mönche, die er launig ſchalt, bald auch den päbſtlichen Hof ſelbſt gegen ſich bekam, deſto mehr aber das Volk in Florenz auf ſeiner Seite hatte. In den damals ſo unruhvollen Zeiten Italiens und ſeiner Republik beſonders, die zwiſchen dem Regiment der *Medicis* und der *Volksfreiheit* im letzten Kampf ſchwankte, war er der *Medicis* ſtrenger Feind und ganz auf des *Volkes* Seite, ward Karl VIII., Könige in Frankreich, der damals Italien überzog und ſich Florenz nicht im beſten Sinne nahte, mit Friedensvorſchlägen entgegengeſandt, und richtete ſein Geſchäft wohl aus, wie er auch immer nachher auf der Seite dieſes Königs blieb, und von ihm groſe Dinge hoffte. Der Haß der Mönche, die er angriff, der Bann des Pabſtes, den er auch nicht ſchonte, die Gegenparthei in der Republik, durch die die vertriebenen Medicis wirkten, übermochten endlich; durch einen ſonderbaren, und (wenn er ſich nicht ſo grauſam endigte) faſt lächerlichen Prozeß kam er auf eine jammernswürdige harte Tortur und endlich zum Feuer. Seine Aſche wurde in den Fluß geworfen, damit ſie den Reſten ſeiner Parthei nicht zum Heiligthume diente.“ *)

Savonarola's Charakter hat das Eigenthümliche, daß ſeine ganze *geſchichtliche Form* hell durchſchimmert iſt von d[illegible]n derſelben thronenden und herrſchenden *geiſtigen* [illegible]. Es iſt kein Moment in dem ganzen irdiſchen Wandel jenes Mannes, der nicht das Gepräge des Reingeiſtigen trüge; der Geiſt treibt den Jüngling in's Kloſter, den Dominikanermönch auf die Kanzel, in den Rath der Republik, auf den Scheiterhaufen. Dieſes Reingeiſtige ſteht wie eine Flammenpforte da, in welcher ſich zwei groſe Epochen der Menſchheit, die eine kommend, die andre Abſchied nehmend, begegnen. Und dieſe Begegnung erklärt die prophetiſche Gabe des Mönchs in Florenz, deſſen Weiſſagungen nur Einem galten: der *nahbevorſtehenden* und *freithätig* hervorzubringenden Wiedergeburt der Kirche. Die ſittliche Verworfenheit ſeines und früherer Jahrhunderte, und der angehäufte-barocke Plunder, der die Geſtalt und die Phyſiognomie einer göttlichen Inſtitution verunſtaltet, — vor ihm die Hoffnung auf eben das Göttliche dieſer Inſtitution. Durch und durch geiſtig, wie er iſt, tritt ihm das bloß Sinnliche und Materielle tödtlich in den Weg, d. h. er bezeichnet es als ein Tödtliches für Alle und es — *wird* ihm tödtlich; daß eben er, deſſen Begeiſterung den groſen Läuterungsbrand vorausſah, welcher das von Menſchenhänden rings um das Heilige aufgeſchichtete Gerümpel verzehrte, daß eben *er* zuerſt von der Flamme dieſes Brandes erfaßt wurde, iſt ein erhabener dichteriſcher Gottesgedanke, der ſein ganzes Leben zur menſchheitlichen Tragödie verklärt. Sein Bild lebt in dieſen Flammen unvergänglich.

Die politiſche Denkweiſe Savonarola's, jener unbeugſame altrömiſche Republikanismus, wodurch er zu ſo bedeutendem, faſt alleinrichterlichen Anſehn im Staate gelangte, floß unmittelbar aus ſeiner ſittlichen Strenge, welche auch der Grund ſeiner Predigten gegen die Verderbtheit der Hierarchie war.

---

*) Dem Vernehmen nach ſoll Huſſen jetzt in Coſtnitz ein Monument errichtet werden. A. d. R.

*) Herder's Nachleſe hiſtoriſcher Schriften. Cotta'ſche Ausgabe. S. 76, 77.

Wie ſpäter Alexander dem Sechſten gegenüber um Freiheit des chriſtlichen Glaubens, ſo rief der gewaltige Mönch, vor deſſen Tugend, Begeiſterung und Vaterlandsliebe ſich jedes Haupt in Florenz ſo tief als vor einem Fürſten beugte, (1492) dem ſterbenden Lorenzo Medici: Freiheit des Vaterlandes in's Ohr.

Am Bett Lorenz', des Medicäers, ſteht
Der Todesengel, — bei ihm der Prophet.
Der Todesengel fragt: „Wer iſt der Mann?“ —
Antwortet d'rauf der Mönch: „'s iſt ein Tyrann!“
Der Todesengel: „Klag', was er vollbracht?“
D'rauf der Prophet: „Sünd' iſt, was er gedacht, —
Was er gewollt, wenn auch gekonnt nicht; — jetzt
Dem Zwang des Tods erliegt, der gern ſein Volk verletzt;
Der gar zu gern ſein Volk gekettet hätte, —
Ihn wirft der Tod und ſchmiedet ihm die Kette.“

Lorenzo ſtöhnt und röchelt: „Gib, o gib
Mir Hoffnung, Prieſter, mir, dem nichts ſonſt blieb,
Von den gekrönten Hoffnungen nicht eine, —
Gib Hoffnung mir, daß ich vor Gott mich reine!“
Darauf der Mönch: „Ich bin kein feiler Knecht,
Der je dir ſchmeichelnd log von einem Recht,
Das je vergöttlichen kann die Gewalt.
Du aber haſt dem Recht die Fauſt geballt,
Und, wo nicht ſo, bewarfſt du es mit Spott. —
Ein Prieſter bin ich vor dem höchſten Gott,
Vom Gott der Freiheit, der ein Gott der Gnade,
Der mild auch dir, ſeit du im erſten Bade
Wardſt: Menſch genannt, — nichts mehr!
Erkenn' ihn jetzt; durch meinen Mund ſpricht E[illegible]
Ich löſe deine Seele frei von Schuld,
Ich knüpfe ſie an des Allmächt'gen Huld,
Doch mußt du thun, was Er durch mich verlangt!
Ich ſag' dir: Thu's, wenn dir vor'm Schuldbuch bangt:
Gib, Machtherr, jetzt deinem Volk die Freiheit wieder,
Dann löſ' ich dich,
Dann ſegn' ich dich,
Dann — frei von Schuld — leg' dich zum Sterben nieder!“

Lorenz bleibt ſtumm. — „Lorenz, haſt du kein Wort?
Nimmſt dein Gelüſt du in den Sarg mit fort?
Gezählt ſind die Minuten dir.
Verſagt die Zunge? Armer, nicke mir;
Ein Nicken g'nügt, dich fehlerfrei zu geben,
Gib, Sterbender, gib tauſend Herzen — Leben!
Kein Laut? Kein Nicken? Seele, ſo verdirb!
Und hoffnungslos, der Hoffnung Räuber, ſtirb!“

Der Mönch geht fort. Lorenzo's Auge bricht.
Mönch, eine Thräne?! — „Ja, — ihn — ſegnen kann nicht!“

Savonarola kämpfte gegen die Unſittlichkeit und gegen die Gewalt; aber beide haben zu allen Zeiten der Anhänger keine geringe Zahl. Der ſtrenge Bußprediger, der Alexander des VI. eben ſo wenig ſchonte, als er der Parthei, die in Florenz die höchſte Gewalt anſtrebte, zum Werkzeug werden wollte, unterlag endlich dem Ineinanderwirken derer, die im Staate und in der Kirche die alte Macht ungeſchmälert behalten oder neue erringen, und derer, die einen unbeſcholtenen, ſittenſtrengen Richter als Berather aller Gemüther in der Republik nicht länger dulden wollten. Savonarola wurde exkommunicirt und geächtet. Die vereitelte Comödie einer Feuerprobe erſchütterte ſeine Autorität im Volke. Das Kloſter Savonarola's wurde zur belagerten Burg, Florenz zum Schlachtfeld um eines Mannes willen. Alle wußten, daß in der Perſon dieſes Einen die Zukunft geborgen lag, welche alle andern bloß dunkel ahnten. Um die Noth von den Brüdern abzuwenden, gab ſich Savonarola endlich freiwillig dem Gerichte hin. Er trug Spott der Feinde, Mißhandlungen, Tortur. Die Infamie der Schlechten ging ſo weit, daß ſie die Prozeßakten verfälſchen ließen!

Wie Huß ſeinen Hieronymus fand, der ihm treu in den Tod folgte, ſo begleiteten den edlen Savonarola zwei Freunde, die Ordensbrüder Domenico da Pescia und Silveſtro Maruffi zum Scheiterhaufen, und gingen ihm im Tode voran.

Herr Dr. Rudelbach hat ſich durch die Herausgabe der Monographie Savonarola's ein großes Verdienſt um die Geſchichte jener höchſt intereſſanten Zeit erworben, von welcher er ein meiſterhaftes Tableau entwarf. Gelehrſamkeit und gewiſſenhafter Fleiß, Scharfblick in's Einzelne, und ſtete Überſchauung des ganzen Terrains ſind die charakteriſtiſchen Vorzüge ſeines Werkes. Die Signatur des fünfzehnten Jahrhunderts, welche er dem Leben Savonarola's als nöthige Vorſchule voranſtellte, iſt ſcharf und treu ausgeprägt, und in ihr kein geſchichtliches Element vergeſſen. Die Abhandlung über Savonarola's prophetiſchen Charakter enthält unter anderm eine wichtige und intereſſante Zuſammenſtellung ſeiner Prophezeihungen mit denen des Abt Joachim und der heiligen Brigitta, welche den energiſchen deutſchen Anklageakten Luthers wörtlich entſprechen. Die Abhandlung über Savonarola's theologiſchen Charakter iſt ein wiſſenſchaftlicher Beleg, daß ſeine Dogmatik, Apologetik, Moral und Aſcetik den ſtreng katholiſchen Grund-Lehrbegriffen durchaus nicht widerſprachen, wie man fälſchlich unterlegte.

Möge die Geſchichte des fünfzehnten Jahrhunderts durch mehre ſolcher Monographieen berichtet werden, wie dieſe des Herrn Dr. Rudelbach und die des Hieronymus von Prag, von Herrn Dr. Heller; möge der letztere bald ſeine Lebensdarſtellung des Huß vollenden und dem Druck übergeben.

Notizen.

⁂ Die polytechniſche Aſſociation zu Paris wird vom 27. d. M. an wieder ihre unentgeldliche Vorleſungen für die Handwerker eröffnen laſſen.

⁂ Am letzten Weihnachtstage haben die Ritter des Ordens des heil. Johannes von Jeruſalem ihre wiederhergeſtellte Kirche zu Rom wieder eröffnet, und am 1. d. M. in feierlichem Zuge Sr. H. dem Papſte ihre Aufwartung gemacht.

⁂ Am 25. d. M. iſt Marino Faliero, von Caſimir Delavigne, auf dem Théâtre français gegeben worden.

⁂ Cicconi, der den Pariſern ſchon durch Improviſation einer Tragödie in italiäniſcher Sprache, la morte di Crescenzio, rühmlichſt bekannt iſt, wird am 29. d. M. wieder als Improviſator auftreten.

⁂ Auswanderungen aus Großbritannien. — Mit jedem Jahre mehren ſich die Auswanderungen nach Canada. Im Jahre 1829 betrug die Zahl der Auswandrer 27,446; 1830: 49,433; 1831: 72,661; 1832: 89,029. Wohl nur weil in dem letzteren Jahre die Cholera in Canada ausgebrochen, ſchifften 1833 nur 27,752 über; im folgenden Jahre aber wieder 57,475. In Allem alſo in 6 Jahren 324,796.

In Nro. 23 des Phönix, S. 96. Sp. 1. Z. 20 v. o. iſt ſtatt Einigkeit — Ewigkeit zu leſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 27. 1836.

Phönix.

Montag, 1. Februar.

Die Verſchwörung der Damen.

Der Weſtwind flüſterte um das Schloß San Ildefonſo, die Nacht war lieblich und Sternenlicht erhellte die Dämmerung, doch warf der duſtre Flügel des Gebäudes, wo Philipp V. ruhte, einen langen Schatten in die Landſchaft, dahingegen auf der andern Seite die Fenſter glänzten und funkelten, während ſich rauſchende Muſik und dazwiſchen die köſtlichen und koſtbaren Triller Farinelli's vernehmen ließen.

Mitternacht war vorüber, als das Conzert erſt begonnen, aber der ſpaniſche Hof führte damals das wunderlichſte Leben von allen Höfen der Chriſtenheit, und Ludwig der Vierzehnte ahnete wohl nicht, als er das Leben von Hunderttauſenden opferte, als Frankreich im ungleichen Kampfe verarmte, und halb Europa unter der Kriegsgeißel ſeufzte, daß trotz aller dieſer Leiden und unermeßlichen Anſtrengungen, um ſeinem Enkel Spaniens Krone zu erhalten, dieſer nach wenig Jahren ſchon mit Frankreich entzweit ſein würde, und daß vielleicht nie das Diadem die Stirne eines bedauernswertheren Sterblichen drückte, der ſein ganzes Daſein unter Plänen, der Krone zu entſagen, vergeudete, die goldene Bürde einmal ſogar wirklich abwarf, aber, von ſeiner Gemahlin überredet, ſeufzend wieder aufnehmen mußte. Dieſe Gemahlin, die ſchöne, geiſtvolle, anmuthige Eliſabeth Farneſe, haßte die Söhne aus der erſten Ehe Philipp's, als ſeine Nachfolger, denen ihre Kinder einſt unterthan ſein ſollten; ſie haßte Spanien und ſeine Bewohner, die ihr mit gleichem Gefühl vergalten, und warf ſehnſüchtige Blicke über die Pyrenäen nach dem ſchönen Frankreich und ſeinen glänzenden, fröhlichen, witzigen Höflingen im Vergleich der tödtlich langweiligen ſpaniſchen Grandezza. Dort herrſchte jetzt dem Namen nach der Urenkel Ludwig's des Vierzehnten, ein achtjähriger kränklicher Knabe, unter der Vormundſchaft Philipp's von Orleans, der ſich mit Liſt und Gewalt der Regentſchaft bemächtigt, und das ihm nachtheilige Teſtament Ludwig's des Vierzehnten von dem Parlament hatte umſtoßen laſſen. Die ſchöne Eliſabeth fand natürlich in dieſer Anmaßung des Parlaments die größte Ungerechtigkeit, ſie erklärte, daß ihrem Gemahl, als Oheim des jungen Königs, die Stelle als Reichsverweſer gebühre, daß man in dieſem Falle die ſpaniſche Krone dem älteſten Stiefſohn überlaſſen könne, daß nach dem wahrſcheinlich nahen Tode des ſchwachen Ludwig's ihren Kindern ohnehin der franzöſiſche Thron zufalle; denn die feierliche Verzichtleiſtung ihres Gemahls ſchien der lebhaften Dame kein Hinderniß, da ſie es überhaupt mit beſchworenen Verträgen nicht ſonderlich genau nahm, wenn Laune oder Politik eine andere Deutung erheiſchten. Sie hoffte noch dazu, daß Philipp's Gemüthskrankheit, die man bei einem Privatmann Verrücktheit genannt hätte, in den heimiſchen Umgebungen geheilt werden möge, wenigſtens war dies ihr Hauptargument, wo es galt, mit gehöriger Wehmuth auf das Gefühl der Menſchen zu wirken.

Unbekümmert um dieſe Pläne, im ſeligen Genuß der Gegenwart verloren, ſchritt der junge Marquis von Mont-Louis in dem Hofe des Pallaſtes umher, und harrte auf eine Zuſammenkunft ſeltſamer Art mit der alten Amme der Königin, der aus Parma mitgekommenen Donna Piskatori, die trotz ihrer mürriſchen, tadelſüchtigen Redensarten, und ihrem kecken Widerſpruch, viel Gewalt über das Gemüth der Königin behauptete; denn obgleich die Schmeichelei den Großen unentbehrlich iſt, ſo gibt es doch beinahe an allen Höfen wieder privilegirte Tadler, deren Treue und Ehrlichkeit ihre Gebieter geprüft zu haben glauben, deren barſches Weſen man belacht, ſie als moderne überreſte des ehemaligen Hofnarrenthums betrachtet, und welche dabei klug genug ſind, nur in Nebendingen zu tadeln, dagegen der Lieblingsſünde der Herrſcher zu fröhnen; da ſie wiſſen, daß die ununterbrochene Vergötterung zuletzt fade wird, miſchen ſie weislich der Süßigkeit einen Tropfen Wermuth bei.

„Die launenhafte Donna hätte doch eine bequemere Stunde wählen können,“ dachte Mont-Louis, da er ſo lange warten mußte, aber der Glücksſtern, der ihm heute aufgegangen, leuchtete ihm zu ſo roſigen Träumen, daß er bald wieder Donna Piskatori und ganz Spanien vergaß. Er war als Kind mit ſeinen Eltern nach Spanien gekommen, da ſein Vater in Philipp's Heer diente und bei Salamanka den Tod fand. Die Mutter lebte im Kloſter; er hatte in den letzten Jahren des Succeſſionskriegs gefochten, und bekleidete jetzt eine Stelle unter der Garde. Vor mehreren Jahren hatte er ſein Heimathsland beſucht, und bei ſeinem Oheim, dem alten Grafen Mont-Louis, die herzlichſte Aufnahme, und in ſeiner Couſine Adelaide, der einzigen Tochter des Grafen, die holdeſte Geliebte gefunden. Aber der Graf war ſtolz und arm, wie der Adel in der Regel in der gänzlich ausgeſogenen Bretagne, die ihren Widerſtand hart hatte büßen müſſen. Der junge Mont-Louis beſaß nichts als ſeinen Degen, und darum hatte der Oheim die Liebenden unerbittlich getrennt, mit dem Ausſpruch, vor dem keine Appellation ſtatt fand: daß einem armen Fräulein nur die Wahl zwiſchen einer reichen Parthie oder dem Kloſter bleibe, weil es ſchändlich ſei, den alten berühmten Namen in Armuth und Erniedrigung herumzuſchleppen.

Viel traurige Romanzen hatte ſeitdem der gefühlvolle Mont-Louis zu ſeiner Guitarre geſungen, und die feurigen Augen der mitleidigen Hofdamen unbeachtet gelaſſen, ſo daß er für ein Wunder von Ernſt und ſtrengen Sitten galt, und Donna Piskatori ihn zu ihrem Liebling erkoren. Nun war plötzlich ein Schreiben von dem Oheim mit der Meldung angekommen, daß ihn das Glück mit ſeinen reichſten Gaben überſchüttet, daß er nicht mehr in ſeinem Eulenneſt bei Nantes, ſondern in dem prächtigen Hôtel Mont-Louis zu Paris reſidire, und ſo wie ſeine gute Adelaide den theuern Vetter mit offenen Armen und fröhlichem Herzen erwarte. Mont-Louis glaubte zu träumen, beſah ſorgfältig das große Familienſiegel, verglich die Handſchrift mit frühern Briefen des Oheims, und überließ ſich, da er alles in Ordnung fand, nun den ſüßeſten Hoffnungen und Erwartungen. Seine Gönnerin verſchaffte ihm augenblicklich Urlaub, that aber dabei ſehr geheimnißvoll, nannte den Ruf ſeines Oheims gerade in dieſem Zeitpunkt eine offenbare Fügung des Himmels, einen Wink der gnadenreichen Madonna von Atocha, trieb ihn zur Eile, was bei dem liebenden Jüngling äußerſt unnöthig war, hielt ihn dann wieder auf und fügte hinzu: „Ich hoffe nicht, daß Ihr Euern lärmenden, plauderhaften Kameraden den Abſchiedsſchmaus geben und die Nacht verjubeln wollt; geht morgen mit Tagesanbruch, in aller Stille, aber ich erwarte Euch um Mitternacht; gebt im Hof Acht, wenn ich ein Licht an das Fenſter meines Vorzimmers ſtelle, und macht Euch durch Verſchwiegenheit meines Vertrauens würdig; denn glaubt mir, es bereiten ſich hochwichtige Dinge, und ein kluger, gewandter junger Mann kann jetzt zu hohen Ehren gelangen.“

Mont-Louis grübelte nicht ſonderlich über dieſe dunkeln Vorherverkündigungen, aber er war doch froh, als das Licht am Fenſter erſchien, und eilte über Treppen und Gänge des Pallaſtes in das Vorzimmer, wo er die Dame allein mit großen Schritten auf- und niederſchreitend fand, während italiäniſche und ſpaniſche Verwünſchungen ihrem Munde entſtrömten, und das lange faltige Antlitz grimmig verzogen war. Auf dem Tiſch lagen mehrere verſiegelte Briefe und ein beſchriebenes Heft, Dinge, die ſich ſonſt nie in das Gemach der guten Donna Piskatori verirrten, die in Leſen und Schreiben unſchuldig wie Mutter Eva war, und alle Staatsangelegenheiten gern mit unerſchöpflicher Rhetorik abthat.

(Fortſ. folgt.)

Desdemona.

Federſtriche zu einer Novelle.

Durch die Straßen der Reſidenz rollten zahlloſe Karoſſen. Die Laternen wogten im winterlichen Sturme, welcher heftig über die hohen Dächer und durch die weiten, menſchenerfüllten Gaſſen hinſtrich.

Im Theater war es ſchon hell und einzelne Equipagen fuhren am Portale vor. Othello ſollte heute gegeben werden und Aline, der Liebling des Publikums, wollte in der Rolle der Desdemona den Zuhörern und der Kunſt Lebewohl ſagen. Ihr Abſchied zog alle Freunde der Oper und der tragiſchen Muſe herbei und das Haus verſprach ungemein voll zu werden.

Aline war eine höchſt liebliche Erſcheinung. Auf den Brettern gleich ausgezeichnet als Sängerin, wie als Schauſpielerin, hatte ſie ihre zarte Weiblichkeit und den unbeſcholtenſten Ruf im Leben glücklich zu bewahren gewußt — eine Aufgabe, welche vermöge ihrer eigenthümlichen Schwierigkeiten nur Wenige zu löſen verſtanden. Ruhig ging ſie ihren Weg fort, unbekümmert um Kabale und Intrique, die ihn hier und da zu durchſchneiden verſuchten, dankbar für den verdienten Beifall der Beſſeren und eifrig in dem Studium ihrer Kunſt, die ſie mit Lebendigkeit und Geiſt auffaßte. Wie konnte es fehlen, daß bei ſo ſeltenen Vorzügen, denen eine reizende Perſönlichkeit bei ihr nur als Folie diente, Aline in wenig Zeit der Liebling des ganzen Publikums wurde? Nicht, daß ſie blos im Theater immer mit entſchiedenem Beifall empfangen und entlaſſen worden wäre — die beſten Häuſer der Reſidenz öffneten ſich ihr und ſie genoß die ſeltene Auszeichnung, nicht nur in den angeſehenſten, ſondern auch in den geiſtvollſten Familien freundlich aufgenommen zu ſein.

Eben in jenen geſelligen Kreiſen hatte ſie ein Mann gefunden, der ihr Herz und Hand geboten und welcher durch beide der Jungfrau ein Schickſal zuſicherte, wie es ihre ſeltne Trefflichkeit verdiente. Sie hatte ſich ihm hingegeben, nicht mit der wilden Leidenſchaftlichkeit und dem ſtudirten Pathos, welche Schauſpielerinnen wohl von ihren Rollen mit in's Leben hinüber zu nehmen pflegen; treu und rein und innig hing ſie dem Manne ihrer Wahl an und ſie that den bedenklichen Schritt von ihrer glänzenden Höhe in die innere Beſchränkung einer freundlichen Häus-

mit der ſicheren Überzeugung, daß weder ſie, noch
e ihn je bereuen würden.

Theater gegenüber wohnte Alfred, der erſte Sän-
lehnte gedankenvoll oder gedankenlos am Fenſter
ute hinaus in den Sturmwind, welcher ihm den
das glühende Geſicht trieb und die Wetterfahnen
in ihren Angeln herumwarf. Der Jüngling hatte
krampfhaft auf das klopfende Herz gedrückt und
kle, geiſtreiche Auge ſtarrte düſter in die trübe Nacht.
ſo heute zum letztenmale!“ ſprach er in ſich hinein,
den Fenſterflügel zuſchloß und ermüdet in einen
nk, das Antlitz mit beiden Händen bedeckend. „O,
das geſagt hätte, armer, thörigter Knabe! als du
eute vor drei Jahren zum erſtenmale die ſchim-
Bretter betratſt. Damals, ach! damals war ich
kliches Kind. Mein Leben hing voll blühender
und mein Weg lief lang und leuchtend und lockend
eine Zukunft hin, voll ſtolzer Hoffnungen und ſüßer
. Aber ſie hat dich verworfen. Und nun geh'
armer, thörichter Knabe! und ſpiele mit dem zer-
Herzen und ſinge aus der zerriſſenen Bruſt und
' dich nieder und ſtirb! Was iſt dein Leben und
ebe und deine Kunſt ohne ſie?“

Diener trat herein und mahnte zum Aufbruch.
arf den Mantel um und ſtürzte hinaus, dem hell
en Opernhauſe zu.

gehörte zu jenen Menſchen, wie ſie die neueſte Zeit
ervorgebracht hat: unzufrieden mit ſich ſelbſt und
Welt rings umher, ſtets befangen in innerem, un-
Zwieſpalt zwiſchen Mögen und Können, immer
naufſtrebend und immer tiefer zurückſinkend in die
ne Nacht einer modernen geiſtigen Zerriſſenheit.
ugend und ſeine Erziehung hatten ihm keine feſte
itgegeben in das bewegte Leben. Aufgewachſen in
r Zurückgezogenheit, unter den unſicheren Händen
inklichen Mutter, trat er als achtzehnjähriger Jüng-
die Welt, unbekannt mit ihren Forderungen und
igen, mit ihren höheren Anſprüchen und feineren
, aber mit einem warmen, für alles Schöne leicht
ichen Gemüthe. Er ſollte ſich in jener Reſidenz,
ich Akademie war, für eins der höheren Studien
en. Allein der Reiz der Neuheit, wie ein frühe-
, zog ihn unwiderſtehlich zur Bühne. Er hatte
denſchaftlicher geleſen, als Schauſpiele, und als er
todten Buchſtaben auf den hohen Brettern leben
en ſah, da war er ganz für die ſchöne Kunſt ein-
n und malte ſich das Loos ihrer Prieſter mit den
Farben ſeiner zügelloſen Phantaſie ſehr reizend aus.
d ihn regelmäßig im Theater. Er ſah dort und
nen Geſellſchaften Alinen und das unbewachte Herz
gen Mannes, welches ſchon lange das Bedürfniß
dunkel gefühlt und nach einem feſten Gegenſtand
räumereien geſucht hatte, erglühte bald für das
ädchen, welches in ſeinen Augen durch das blen-
cht ihres Berufes nur verklärt wurde. So hatte
ahe in der Reſidenz gelebt, blos mit den ſchönen Künſten beſchäftigt, unregelmäßig in ſeinen Arbeiten, unbeſtändig in ſeinen Neigungen, ſchwankend in ſeinen Lebensplänen. Da ſtarb ſeine Mutter und hinterließ ihm neben voller Freiheit ein nicht unbeträchtliches Vermögen, ſo daß ſich Alfred nun in den Stand geſetzt ſah, ſeinem alten Hang und ſeiner neuen Liebe zur Bühne zu folgen, wo er ja Alinen traf und ſie zu erringen hoffte. Von der Natur begünſtigt und durch ſeine künſtleriſchen Studien vorbereitet, getrieben von einer ſein ganzes Weſen ergreifenden Leidenſchaft, ſchritt er auf der betretenen Bahn mit unerhörter Schnelligkeit fort. In zwei Jahren ſtand er an der Seite Alinens, mit ihr die Liebe des Publikums theilend, in gleicher Bedeutſamkeit, als ſie. Auch ihn empfing, auch ihn begleitete der rauſchende Beifall der Hörer und manches ſchöne Auge, manche ſehnſüchtige Lorgnette, mancher hochgeborne Seufzer flog nach dem Jüngling mit der kräftigen Haltung, der ſüßen Stimme und der intereſſanten Schwermuth.

Alfred war nicht glücklich. Die ſchöne Kunſt ward immer ärmer und kleiner, je tiefer er in ihr entweihtes Heiligthum eindrang. Seine Wünſche ſchweiften ſchon wieder weiter hinaus und es war nur Alinens Bild, welches ihn noch feſtzuhalten vermochte. Aber auch hier fand ſein Gefühl keinen Anklang, ſeine Sehnſucht kein Ziel, ſeine Bewerbung kein Gehör. Sie hatte ſich vielleicht früher dem liebenswürdigen Jüngling mit einem natürlichen, milden Wohlwollen zugeneigt, wenn er ihr in geſelligen Kreiſen genahet war; denn aus ſeinem Geſpräch blitzte ein freier Geiſt, und ein tiefes Gemüth, eingehüllt in jene unbewußte Beſcheidenheit, welche gerade ſie in ihrer männlichen Umgebung wohl oft vergebens geſucht hatte. Das, was nur natürliche Güte und leichtere Freundlichkeit war, nahm der Jüngling, verblendet durch ſeine Hoffnungen, für tieferes Intereſſe, er baute Ausſichten darauf, zu welchen Aline ihn nie berechtiget hatte.

Seinen Schritt vom bürgerlichen Leben in's künſtleriſche mißdeutete hinwiederum die Jungfrau. Sie erkannte darin nur den Abſcheu vor einer geregelten, praktiſchen Thätigkeit und die tadelnswerthe Liebe für ein diſſolutes Künſtlerleben, wie es ihr reiner weiblicher Sinn an den meiſten ihrer Standesgenoſſen mit gerechter Indignation wahrnahm. Das erkältete ſchon Alinens keimende Neigung für ihren Anbeter. Als ſie aber gar ſein leidenſchaftliches Thun und Treiben wahrnahm, wie er von Stufe zu Stufe flog ohne Feſtigkeit, ohne Genuß, ohne innere Befriedigung, da zog ſie ſich, unſanft berührt von ſolch haltloſer Reizbarkeit, die ſie für krankhaft und unwürdig hielt, in ſich ſelbſt zurück. Wohl ahnte ſie, was in der Bruſt des Jünglings für ſie glühete; aber ſie wußte nicht, wie ſtark und wie rein dies Feuer war und wie es, gepflegt und geleitet von der rechten Hand, eine keuſche und heilige Flamme auch für den häuslichen Heerd hätte werden können. Sie wich Alfreden abſichtlich aus; jede Erklärung wußte ſie mit weiblichem Takte zu vermeiden, und auf den gefährlichen Spitzen, worauf der tägliche Beruf die beiden faſt immer zuſammenführte, hielt ſie ihn mit jungfräulicher Würde ſo ſicher in ſeinen Schranken, daß er nie hervorbrechen konnte, aber ſich auch nie zurückziehen wollte, weil noch immer eine leiſe Hoffnung in ihm wach geblieben und weil er, gereizt durch Widerſtand, ſich wie mit ehernen Banden an ſie gefeſſelt fühlte. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** **Osmaniſche Poeſie des letzten Jahrhunderts.** — In ſeinem Berichte über die osmaniſche Literatur des letzten Jahrhunderts erwähnt Herr von Hammer der Külliat (d. i. ſämmtl. Werke) des Scheich Ruſcheni, der im J. 1750 als 17 jähriger Jüngling von Modania nach Conſtantinopel gekommen, 1774 mit der Stelle des Scheich's Obern des Mewlewi-Kloſters Hudaji's bekleidet, im J. 1794 ſtarb. Herr v. Hammer verſichert, Ruſcheni's Werke gehörten „unter die ausgezeichnetesten, ethiſchen und myſtiſchen Leiſtungen osmaniſcher Poeſie.“ Aus einem Gedichte, worin Ruſcheni den wahren Sofi beſchreibt, entnehmen wir folgende Zeilen:

Sofi iſt, ſagt Sebel Ben Saluk,
Wer nicht König und wer nicht Mamluk,
Sofi iſt, wer Unrecht gern vergißt,
Wer mit allen Menſchen freundlich iſt.
— Sofi, ſagt ein reiner Herzensmann,
Iſt, wer Reinheit rein bewahren kann.
— Sofi iſt nicht, wer in ſich nicht rein,
Eigenſchaften ſucht und nicht das Sein.
— Sofi iſt, ſagt der Derwiſch Ruſcheni,
Wer die Namen Gottes kennt, die ſchönen,
Sofi iſt, wer Gottes Sein und Weſen
Kennt und Andere daſſelbe lehrt,
Wer gekleidet iſt in reine Wollenſtoffe (Suf),
Dieſen nenne, Reiner! reinen Sofi. —

Als den größten Dichter aber unter denen, welche zu Ende des XVIII. Jahrhunderts unter Selim III. gelebt, bezeichnet unſer größter Osmaniſt — den Scheich der Derwiſche Ghalibdede, der 1757 zu Conſtantinopel geboren, ſchon im 24. J. ſeinen Diwan ſammelte, und zwei Jahre ſpäter ſein „ſchönſtes und berühmteſtes, romantiſches Gedicht: Schönheit und Liebe“ ſchrieb. Später verfaßte er auch einen Kommentar zu einer myſtiſchen Abhandlung unter dem Titel: „Reines Geſpräch.“ Er ſtarb ſchon 1794 auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Mekka. —

Nächſt Ghalib iſt nur noch der Wehbi (begabte) Mohammed zu erwähnen, der ſeiner Vorliebe für Hyacinthen den Beinamen Sünbülzade verdankt. Sein Diwan, den er 1801 vollendet, beſteht außer den gewöhnlichen Vorworten, nämlich: der Anrufung Gottes, dem Lobgeſang auf den Propheten, der Himmelfahrtsbeſchreibung, dem Lobe des Sultans, dem des Wortes und der Veranlaſſung des Diwans, aus 81 Gheſelen, Zahlreimen, Räthſeln und einzelnen Verſen. Aus dem Lobpreiſe des Wortes mögen folgende Zeilen hier zur Probe und zum Schluſſe ſtehen:

„Die Kraft der Poeſie iſt Gottesgabe,
Sie iſt nicht jedes Menſchen Gut und Habe. . .
Der Dichter wird von Gottes Huld getragen;
Es kann nicht jeder dieſen Weg einſchlagen . . .
Es iſt der Dichter Preis der Glanz der Reiche,
Sie ſorgen, daß die Schönheit nimmer weiche.“

*** **Büchervermehrung.** — Nachdem Omar die große Bibliothek zu Alexandrien, die bis auf mehrere hunderttauſend Rollen angewachſen war, verbrannt, und die katholiſche Geiſtlichkeit ihrerſeits viele Schriften der claſſiſchen Welt und nicht wenige ſchriftliche Ueberlieferungen der Juden und der Nordeuropäiſchen Völker vernichtet, dauerte es lange, bis ſich eine neue Literatur auf den Trümmern der alten geſtaltet. Erſt ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt machte die geiſtige Bildung rieſenmäßige Fortſchritte. Die königliche Bibliothek in Paris, die unter Karl V. nur 910, und ſelbſt noch unter Franz I. nur 1890 Bände enthielt, beſaß deren unter Ludwig XIII. ſchon 16,746, im J. 1684 — 50,542, nicht hundert Jahre ſpäter (1775) über dreimal ſo viel, 1790 nahe an 200,000 und im vorigen Jahre bereits 600,000 gedruckte Bände und 80,000 Handſchriften. —

*** **Die Communeros im XVI. Jahrhundert und Juan de Padilla.** — Ferdinand der Katholiſche hatte ſich einer bis dahin ungewöhnlichen Gewalt über den Adel und die Städte bemächtigt. Als ſein Enkel und Nachfolger, Don Carlos, aus der Fremde und durch Fremde das ſtrenge Regiment fortführen wollte, und noch dazu neue Subſidien forderte, um ſich die Kaiſerkrone zu gewinnen, erhoben ſich die meiſten Städte und traten mit dem Adel gegen den König in Kampf. Bald aber entzweite ſich dieſe Communidad, da Städte und Adel verſchiedenartige Intereſſen geltend zu machen hatten, und Don Juan de Padilla, der beim Ausbruch des Aufſtandes an die Spitze des Heeres der Junten geſtellt worden, unterlag ſchändlichem Verrath. Er wurde zu Villalar enthauptet, und mit ihm und ſeiner heldenmüthigen Gattin, Maria Pacheco, die vergeblich Toledo zu behaupten rang, — ſchwand, auf Jahrhunderte hin, der alte Geiſt und Muth zu nachdrücklicher Behauptung angeſtammter Selbſtſtändigkeit. —

Die Geſchichte dieſes Aufſtandes iſt auf anziehende Weiſe erzählt in der eben erſchienenen Schrift: *Los Communeros, chronique castillane du XVI. siècle, d'après l'histoire inédite de Pedro de Alcocer; par Henri Ternaux.* So wird man u. a. nicht ohne lebhafte Theilnahme den Brief leſen, den Padilla unmittelbar vor ſeiner Enthauptung an ſein edles Weib geſchrieben, und den wir hier in treuer Ueberſetzung mittheilen.

„Wenn dein Schmerz mich nicht mehr betrübte, als mein Tod, dann würde ich mich ſehr glücklich ſchätzen; denn, da jeder Menſch ſterben muß, ſo danke ich Gott, daß er mich in ſeinem Dienſte ſterben läßt, beweint von vielen Leuten. Es bedürfte einer längeren Friſt, als mir vergönnt iſt, um dir Tröſtungen ſchriftlich mitzutheilen; ich verlange nicht, daß man den Augenblick verzögere, in welchem ich die Krone empfangen ſoll die meiner harret, und meine Feinde würden mir ſolches nicht gewähren. Beweine deinen Verluſt, aber nicht meinen Tod; denn er iſt zu ehrenvoll um beweint zu werden. Ich vermache dir mein Herz (âme), das Einzige, was mir bleibt. Behandle es wie das, was dich am innigſten geliebt hat. Ich ſchreibe nicht meinem Vater Pedro Lopez, weil ich es nicht wage; denn, obgleich ich von ſeinem Muth geerbt habe, indem ich mein Leben auf's Spiel zu ſetzen wagte, ſo habe ich doch ſein Glück nicht geerbt. Ich ſchreibe nichts weiter, um den Scharfrichter nicht warten zu laſſen, und damit man nicht meine, ich verlängere meinen Brief, um mein Leben zu friſten. Mein Diener Soſa, der Zuſchauer meines Todes ſein wird, und dem ich mein geheimſten Gedanken vertraut habe, wird dir ſagen, was ich nicht ſchreiben kann; ich ſchließe in der Erwartung des Werkzeuges deiner Bekümmerniß und — meiner Befreiung.“

*** **Neues Journal.** — Die Geſellſchaft für Emanzipation der Sclaven wird ein Journal herausgeben, deſſen Leitung Victor Hugo übernehmen, und das den Titel führen ſoll: **Philanthropiſche und literäriſche Emanzipation**.

*** **Die Sprache der Othomi.** — Don Manuel Naxera aus Mexiko hat von den 35, in dieſem Lande geſprochenen, radikal verſchiedenen Sprachen die, wahrſcheinlich älteſte, der Othomi (d. h. der Ruheloſen), — die von dieſen ſelbſt Hyang-hyung (d. h. Sprache der Seßhaften) genannt wird, einer genauen Unterſuchung unterworfen. Sie iſt weſentlich einſylbig, und hat mit der benachbarten nur die Conjugation der Zeitwörter gemein, die ſie wahrſcheinlich von den eigentlichen Mexikanern und Hwaſteken entlehnt hat. In ihrem grammatiſchen Bau iſt ſie ſogar noch einfacher als die chineſiſche, mit welcher ſie, nach Naxera's Vergleichungen, in ihren Haupteigenthümlichkeiten übereinſtimmt, was in der 3ten Abtheilung ſeiner *Dissertatio de lingua Othomitarum* nachgewieſen wird. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 28. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 2. Februar.

Die Verſchwörung der Damen.

(Fortſetzung.)

„Ich glaube, theure Freundin,“ ſagte Mont-Louis lachend, „Ihr wollt den Kardinal-Miniſter nicht mehr allein mit der Zunge, ſondern mit ſeinen eignen Waffen, mit ganzen Bergen Papier bekriegen, aber ich fürchte, es wird Euch mißlingen, denn Ihr müßt bedenken, daß die Herren am Staatsruder den Dienſt der Artillerie aus Lumpen vortrefflich verſtehen, und damit die geſunde Vernunft niederdrücken, aber Eurer Lungenkraft kann kein Miniſter widerſtehen.“ — „Ihr habt gut ſcherzen,“ verſetzte Donna Piskatori halb zornig, halb kläglich. „Ihr wollt zu Euerm Liebchen eilen, Ihr glaubt die Muſik der lieben Engelein ſchon zu hören, und fragt wenig darnach, wie viel Noth und Qual uns das Regiment von Spanien macht.“ — „Warum gebt Ihr Euch dieſe Mühe, liebe Dame?“ kommentirte Mont-Louis leiſe, während ſie, zorniger werdend, fortfuhr: — „Mit dem Kardinal bin ich verſöhnt, ſo lange wie's dauert; er hat diesmal einen klugen Gedanken, ob ich gleich ſonſt der Meinung bin, daß er ſich auf den eignen Vortheil beſſer verſteht, als auf den der Majeſtäten. Es iſt keine ſchlechte Carrière, ſich vom Arlechino des Herzogs von Vendôme zum erſten Miniſter in die Höhe zu arbeiten. Es war eine Comödie ſondergleichen, wie er . . . .“ — Mont-Louis, der die langen Erzählungen der Donna fürchtete, fiel raſch ein: „Ihr wolltet mir Aufträge geben —“ „Freilich,“ erwiederte Donna Piskatori, „da liegen die Briefe und Eure Verhaltungsregeln, die der Kardinal ſelbſt geſchrieben, kein Sekretär weiß nur ein halbes Wörtchen davon; es iſt ein Staatsgeheimniß zwiſchen der Königin, dem Kardinal und mir. Aber die Hauptſache fehlt noch: der Brief, den Ihr der Herzogin von Maine überbringen ſollt, muß von dem König unterſchrieben ſein, und denkt Euch unſeren Ärger — er will nicht!“ — „Iſt der Monarch übler Laune?“ fragte Mont-Louis. — „Das ſei allen Heiligen geklagt!“ brach die Donna aus; „ich glaube, die armen Seelen im Fegfeuer ſind beſſerer Laune, und wahrlich nicht ſo geplagt, wie die Königin und ich. Ihr werdet wiſſen, daß er ſeit vierzehn Tagen die Zimmer ſo heizen ließ, daß es bei den drei Männern im feurigen Ofen kühler geweſen ſein mag, weil er ſteif und feſt behauptete, er ſei mauſetod, und ſich unbändig ereiferte, daß man ihn weder begraben noch erwärmen wolle. Ach, lieber Mont-Louis! wenn doch die Ärzte meinen Verſtand hätten und dem Herrn eine Hungerkur verordneten, denn bei dem Speiſen iſt er geſund wie ein Fiſch im Waſſer, und ißt für Zwanzig. Aber die Königin meint, wenn man ihm abzöge, werde er ſich noch mehr in die Geſchäfte miſchen, und nennt das abſcheuliche Eſſen den geſegneten bourboniſchen Familienappetit; ſo wird denn die Narrheit alle Tage ärger. Wenn die Majeſtät zwölf Stunden geſchlafen hat, dann ißt ſie Kraftbrühe und bringt hernach zwei Stunden bei der vollſtändigen Mahlzeit hin; dann ſchläft ſie ſechs Stunden und bei'm Erwachen muß Bisquit und Wein von Alikante ſchon bereit ſein. Jetzt glaubt er nun ſelbſt wieder, daß er lebendig ſei, und wir haben die Früchte gekoſtet: er hat die Königin gekniffen, mir einen Hieb gegeben und den Kardinal-Miniſter gekratzt, daß ihm das Blut über das Geſicht lief; der Mann war ganz empfindlich, aber ich hatte ihn gewarnt, denn wenn der Majeſtät die Nägel ſeit einem Monat gewachſen ſind, dann darf man ihr nicht zu nahe kommen. Doch das ſind unſere täglichen Auftritte, aber die alte Thorheit mit dem Abdanken iſt ihm wieder friſch in den Sinn gerathen.“ — „Es wäre auch vielleicht das Beſte, was der unglückliche Fürſt thun könnte,“ erwiederte Mont-Louis; „der Prinz von Aſturien iſt ein trefflicher Jüngling.“ —

„Was!“ rief Donna Piskatori, „Ihr redet im Fieber, was ſollte aus mir und der Königin werden? Ihre lieben Kinder Unterthanen? Der Stiefſohn Regent? Nimmermehr! Ja, wenn unſere andern Pläne gelingen, dann — aber das muß man erſt abwarten. Der Herr hatte ſeine Willensmeinung an den Staatsrath aufgeſchrieben, aber die Königin hat das Blatt verbrannt und ihm nun Dinte und Federn genommen; darüber hättet Ihr das Toben hören ſollen!“

Indem öffnete ſich leiſe die Tapetenthüre, durch welche die Zimmer der Königin mit den Gemächern der Donna Piskatori zuſammenhingen, und die reizende Eliſabeth Farneſe trat faſt unhörbar herein. Ihre ſchönen Augen waren noch geröthet vom Weinen und zeigten jenes unheimliche Feuer, welches vorhergegangene heftige Aufregung verräth, dunkler als gewöhnlich flammte das Roth ihrer Wangen, und den Roſenmund verzog zuweilen ein krampfhaftes Zucken. Hätte ſie eine edle Seele, ein weiches Gemüth mit ſo viel Anmuth, Reiz und Würde verbunden, ſo wäre ſie als ein rührendes Opfer der Politik erſchienen, aber ernſte Beobachter haben die entſetzliche Beſchuldigung gegen ſie ausgeſprochen, daß ſie die Raſerei ihres Gemahls nicht geheilt ſehen wollte, und ſeine lichten Augenblicke abſichtlich verdunkelte, um ihrer Herrſchbegierde freien Spielraum zu verſchaffen. *)

„Hier iſt das Schreiben an die Herzogin von Maine,“ ſagte die ſchöne Eliſabeth, indem ſie mit allen Zeichen der Erſchöpfung in einen Seſſel ſank. „Es iſt mit der königlichen Unterſchrift verſehen; Donna Piskatori, die ſich für Eure Treue und Verſchwiegenheit verbürgt hat, wird Euch von den Verhandlungen, die wir Euerer Treue und Gewandtheit vertrauen, in Kenntniß geſetzt haben.“ — „Ich bin nur unvollkommen unterrichtet,“ verſetzte Mont-Louis. — Ein bezauberndes Lächeln, eine Miſchung von Spott und Wohlwollen überflog die Züge der holden Königin, indem ſie antwortete: „Meine gute Amme verweilt gern bei Nebendingen und meine Zeit iſt karg gemeſſen, da ich meinen theuern Gemahl nur minutenlang verlaſſen darf. Ihr wißt, daß meinem geliebten Herrn die Regentſchaft über Frankreich gebührt, welche dieſer Orleans widerrechtlich an ſich geriſſen. Schon lange haben wir Verbindungen angeknüpft, und treuer Beiſtand iſt uns zugeſichert, da nun der Augenblick des Handelns gekommen iſt; Ihr werdet das Nähere in Eurer Inſtruktion finden. Wenn Ihr dieſe Verhaltungsbefehle genau geleſen habt, könnt Ihr ſie verbrennen, und, da die Briefe in geheimen Zeichen geſchrieben ſind, würdet Ihr ſelbſt im ſchlimmſten Fall nicht in Gefahr gerathen, wenn man Euch, wie Orleans Creaturen ſich ſchon bei den Geſandtſchafts-Courieren erkühnt haben, dieſe Depeſchen abnehmen ſollte, dann verbergt nur zu Eurer Beglaubigung dieſe Karte an Madame du Maine.“ — Sie reichte ihm ein feines Blättchen, worauf nur ſtand:

„Der Überbringer verdient Vertrauen.
Jo el Rey.“

(Fortſetzung folgt.)

Desdemona.

(Schluß.)

Es war kein Spiel weiblicher Coquetterie, welches Aline mit ihm trieb, noch war es perſönliche Abneigung, die ſie von ihm trennte. Sie mißverſtanden ſich gegenſeitig; er ſuchte und konnte weder finden, noch verloren geben — ſie zog ſich von ihm zurück und konnte ihn doch nicht ganz fliehen. So hatten ſie ein für beide Gemüther an peinlichen Aufregungen reiches Jahr verlebt, als ſich Alinens Schickſal auf die oben angegebene Weiſe entſchied. Der Schlag traf den jungen Mann hart, ſehr hart. Er hatte noch immer gehofft; wann hörte die Hoffnung der Liebe auf? Er hatte noch immer für das theure Kleinod gekämpft und nur für ſie war er auf der Bühne geblieben, von der ihn ebenſowohl ſein unſteter Sinn, als eine traurige Erfahrung längſt wieder herunterzog. Alfred wollte fliehen und konnte nicht, ihn band ſein Contrakt und ſeine Ehre — er wollte dem Schmerze erliegen und ſeine Natur war zu ſtark — er wollte ſie und ſich ſelbſt vergeſſen im Taumel eines wüſten Lebens, aber er war noch zu gut dazu und liebte noch zu rein. So ſtand er, im Buſen die ganze Hölle, neben ihr, die er anbetete und verloren hatte; er durfte ſie in wahnſinnig ſüßem Schmerze umfaſſen, und es war nur ein Spiel, eine täuſchende Form; er mußte mit ihr ſcherzen und ſingen, und zum Schein den Lohn beglückter Liebe hinnehmen, während alle Furien der Eiferſucht und alles Weh der verſchmähten Leidenſchaft in dem jugendlichen Herzen tobten. Willig und vielleicht nicht ohne ein dunkles Gefühl von Zufriedenheit — denn der Jugend gefällt es ja, ſich leidend zu wiſſen — völlig gab er ſich allen Schreckniſſen ſeiner Lage hin. Er ſchwebte, ohne es zu wiſſen, auf einer gefährlichen Höhe. Sein geiſtiges Leben war in einem ungeheuren Grade erregt und erſchüttert, zerriſſen und doch nach einer Seite hin concentrirt; von Extrem zu Extrem warf ihn die empörte Woge ſeines Schmerzes und ſein innerer Blick über ſich ſelbſt und die Dinge um ihn, der nie beſonders klar geweſen war, litt bei ſolchen Bewegungen für ganze Stunden an wahrhaften Verfinſterungen.

„Biſt du fertig?“ fragte Aline ihre Freundin, eine gute, einfache Seele aus den Choriſtinnen, welche ihr bei der Toilette behülflich geweſen war. Und noch einmal trat die geſchmückte Jungfrau vor den hohen Trümeau und beſchaute mit einer Regung weiblichen Wohlgefallens ihr Bild in dem ſchimmernden und anziehenden Putze, der ſie nun heute zum letztenmale umgab.

„Ich weiß nicht, wie wunderbar bewegt ich heute bin,“ wandte ſie ſich wieder zu ihrer Begleiterin. „Iſt es dieſer Übergang aus einem Leben in's andere, der mich ſo ungewöhnlich erſchüttert? O, ſelbſt auf dieſen loſen Brettern kann das Gemüth eine Heimath finden, von der es ſich ſchwer losreißt, wenn auch eigener Wille die Trennung herbeiführte. — Ach, Sophia! glaubſt du, daß ich glücklich werde?“

Und ſomit warf ſie ſich, überwältigt von dem Sturme ihrer Empfindungen, in die Arme der Freundin und verbarg die weinenden Augen an ihrer treuen Bruſt. Dieſe

---

*) Siehe Lettres du Duc de Saint-Simon.

aber ſchaute bang und verlegen auf die gefeierte Geſtalt, welche in ihren Armen lag, geſchüttelt von heftigem, verhaltenen Schluchzen, und konnte nicht begreifen, was ihre Seele ſo einnahm.

Da klopfte es an die Garderobenthür; das Stück ſollte ſeinen Anfang nehmen. Aline erholte ſich und trocknete die ſchönen Augen; Sophie verbeſſerte noch etwas am Anzuge, ordnete ein lockeres Band, oder eine verſchobene Schleife und dann eilten beide auf die Scene.

Aline fand ihren Verlobten dort. Er hatte durch ſeine Verbindung mit ihr ſich das Recht erworben, die bunte, theatraliſche Welt auch hinter den Couliſſen mit anzuſchauen. Sie begrüßte ihn mit wehmüthiger Liebe und war ſo reizend, ſo hingebend, daß den unglücklichen Mohren, welcher einſam an einer Säule lehnte und das glückliche Paar anſtarrte, das Gefühl ſeines Verluſtes immer ſchmerzlicher durchdrang.

Die Sängerin übertraf ſich heute ſelbſt — es war ihr Schwanenlied. Alfred wurde mit fortgeriſſen; ſeine Rolle ſpielte ihn, nicht er die Rolle. Schien es doch, als ſeien all die Ausbrüche wilder Leidenſchaft und die verzweifelnden Klagen betrogener Liebe aus ihm oder für ihn geſchrieben oder componirt. Er war unübertrefflich in den Scenen mit Desdemona und mit dem Nebenbuhler. Das Publikum konnte vor hingeriſſenem Gefühl nicht zu den äußeren Zeichen des Beifalls kommen. Die Kunſt feierte ihren höchſten Triumph, aber um welchen Preis? Es war nicht Kunſt, ſondern die tiefſte Natur, welche ſpielte, das zerriſſenſte Herz, welches aus dem Jüngling ſang.

Und ſo nahete der letzte Akt. Desdemona hatte zur Harfe geſungen und ſich dann niedergelegt. Othello kam. Sein Gang war unſtet, ſeine Blicke rollten fiebriſch, Hand und Stimme zitterten im langen, ermüdenden Seelenkampfe. Der Bettvorhang flog auf. Da lag ſie, ein ſchlafender Engel. Ein weißes Gewand umfing den Körper, das dunkle Haar umfloß lang und weich, wie ein ſchäumender Strom, das bleiche Geſicht und die Bruſt hob ſich ſchnell, wie in ängſtlichen oder ſüßen Träumen.

Alfred ſtand, in ſtummes Anſchauen verſunken. Die Bilder einer glücklichen Häuslichkeit, wie er ſie ſich oft in hoffenden Augenblicken ausgemalt, zogen fern und nebelhaft noch einmal ihm vorüber, alles Schwere und alles Süße ſeiner erſten, einzigen Liebe drängte ſich in dieſem Moment zuſammen, wo er auf ewig von ihr ſcheiden ſollte, das Bild und die ſchreckliche Wirklichkeit verſchwammen vor ſeinen umflorten Blicken.

Er riß ſie empor. Knieend wand ſie ſich vor ihm; er ſah die flehende Geliebte, er ſah den ſeligen Bräutigam in der nächſten Couliſſe, die höchſte Bewunderung und die brennendſte Hoffnung im ſtrahlenden Geſichte. Seine Kraft erlag, die Lichter erloſchen vor ſeinen ſchwindelnden Augen, die Blitze zuckten über ſeinem Haupte, dazwiſchen ſchrie gellend und höhnend die Muſik, das Haus drehte ſich um ihn herum in wahnſinnigem Wirbeltanz und der ſcharfe Dolch, den er im Gürtel getragen, fuhr in die Bruſt der Jungfrau.

Mit einem leiſen Wehruf ſank die Unglückliche in ſeinen Armen zuſammen, ein warmer Blutſtrom ſprang aus der tiefen Wunde. Er küßte mit wahnſinniger Wuth die verbleichenden Lippen und rief mit den zerreißendſten Jammertönen der Verzweiflung ihren Namen über das verſteinerte Haus.

Es war ein Moment, aber ein Moment des grauenvollſten Entſetzens, ein Moment, in dem die eiſige Hand des Ernſtes blutig in das künſtliche Spiel hineingriff und alle Herzen leblos zuſammenkrampfte.

Alles war todtenſtill im hohen, weiten Hauſe, jeder Pulsſchlag ſtockte, kein Athemzug wehete durch die erſtarrten Räume, nirgends ein Laut, nirgends eine Regung. So furchtbar hatte der gräßliche Übergang Alle berührt, daß keiner ſeiner Sinne mächtig war und daß ſelbſt die vornehmſte Dame zu einer anſtändigen Ohnmacht keine Kraft fand. Man ſchien die Wahrheit nicht vom Spiele ſcheiden zu können. Dieſes hatte in der vollendetſten Illuſion alle Herzen fortgeriſſen und jene war ſo ungeheuer, daß man ſie eben deßwegen nicht von Täuſchung zu trennen vermochte.

Und gleich darauf brach im ſchneidendſten Gegenſatze überall der verworrenſte Lärm los. Man rief nach Kutſchern und Mänteln, man ſtürzte durch und übereinander, der Vorhang fiel krachend herunter, Wachen und Schauſpieler und Zuſchauer rannten herbei und rannten hinweg — überall Angſt und Nacht und Noth und Schrecken und Verwirrung.

Aline lag noch immer bleich und beſinnungslos; ihr Verlobter umſchlang bebend ihre Kniee, er rief ſie mit den ſüßeſten Namen und lehnte ihr kaltes Haupt an ſeine fiebernde Bruſt — aber da war keine Hülfe. Der Unſinnige hatte zu gut getroffen. In wenig Minuten war ſie nicht mehr und der Verlaſſene ſah mit dem ſtummen Ausdrucke des höchſten Seelenſchmerzes in die gebrochenen Augen ſeiner Braut und küßte ihre erſtarrten Hände.

Auf den Mörder hatte in jenen Augenblicken des Grauens ſonderbarer Weiſe Niemand geachtet. Begünſtigt durch die unbeſchreibliche Verwirrung und ſeine genaue Kenntniß aller Örtlichkeiten war er entkommen — Niemand wußte: wohin?

Am dritten Morgen trugen die Leute Alinens Leiche auf den ſtillen, ſchneebedeckten Kirchhof. Othello-Alfred ward nicht wieder geſehen; man fand ſeinen Dolch einige Tage ſpäter auf Desdemonens Grabe. —

Franz Dingelſtedt.

Räthſel.

Herrlich Wort! im Himmelsglanze
Schwebſt du meinen Blicken vor!
Sanft verklärt im Sternenkranze
In der Engel heil'gem Chor!
Ach, ſo viele, ſchuldbeladen,
Sinken vor dem Wort der Gnaden
Demuthsvoll und betend nieder,
Und der Glaube ſtärkt ſie wieder.

Herrlich Wort! in ſtiller Feier
Strahlſt du ewig, ſilberweiß,
Wolken weben dir den Schleier,
Und dein Schmuck iſt glänzend Eis.
Doch der Sonne warme Gluthen
Schmelzen nie die ſtarre Bruſt,
Unbewegt von Thränenfluthen,
Von der Wärme ſanfter Luſt.

Wieder in der Schlachten Toben,
Strahlt das Wort ein herrlich Bild,
Stürzt — die Fahne hochgehoben —
Auf der Feinde Schwarm ſich wild.
Unverſehrt vom Schlachtengrauen
Trifft es dennoch das Geſchick —
Muß ſich ſelbſt verwundend ſchauen
In des Feindes Feuerblick.
Flammen in dem tiefen Herzen,
Lodern Flammen ihm zum Tod,
Bis verklärt aus Gluth und Schmerzen,
Es entſchwebt in's Morgenroth.

Wieder in der Unſchuld Walten,
Strahlt das Wort ſo zart und rein,
Wenn es nahet dem Entfalten,
In der Liebe Frühlingsſchein.
Himmelsgluth iſt aufgegangen
Wie der Morgen hell und klar,
Schmückt mit Roſen ihm die Wangen
Und mit Myrthen ihm das Haar!

Alfred.

Feuilleton.

*** **Phrenologiſches Monſtrum.** — Ärzte haben die Schädel Lacénaire's und Avril's unterſucht, und die Ergebniſſe in der Gazette médicale mitgetheilt. Hiernach wäre der Schädel Avril's allerdings ein „Typus für den eines Diebes und Meuchelmörders." Lacénaire hingegen wäre nach den Geſetzen der Phrenologie „un saint homme" geweſen, ausgeſtattet mit allen Eigenſchaften eines guten, ſanften, gefühlvollen und religiöſen Menſchen, der eben deßhalb einen heiligen Abſcheu gehabt vor Ungerechtigkeit, Diebſtahl und Mord. Namentlich waren die ſg. Organe der Güte und der Theoſophie auf merkwürdige Weiſe entwickelt, — bei dieſem Menſchen, der bis zu ſeinem Ende an Gott und Unſterblichkeit gezweifelt, — deſſen kalte Grauſamkeit, deſſen Gleichgültigkeit bei den Leiden ſeiner ſchuldloſen Schlachtopfer alle mit Schauder und Entſetzen erfüllt hat, denen davon Kunde geworden!

Dieſe Thatſache kann nun zwar die Phrenologie nicht umſtoßen, inſoweit dieſelbe nur dasjenige behaupten wollte, was ſich wirklich aus Vergleichung der Schädel der Thiere und einzelner Menſchen ergibt; allerdings aber wird ſie die Phrenologen nöthigen, die Folgerungen ſtrenger zu prüfen, die ſie voreilig aus der in der Thierwelt herrſchenden Geſetzmäßigkeit und aus Beobachtungen in der Menſchenwelt, die auf gleiche Herrſchaft hinzudeuten ſchienen, gezogen. Können ſelbſt bei Thieren manche angeborene Triebe gezähmt und unterdrückt werden, ſo iſt es gerade des Menſchen erhabene Beſtimmung, ſeine blos natürlichen Eigenſchaften, den höheren Geſetzen der Humanität zu unterwerfen, wobei aber, in Folge der ihm geſtatteten Freiheit, eben ſo wohl der Fall eintreten kann, daß die ihm angeborenen guten Anlagen nicht entwickelt, ja ſogar unterdrückt werden, wie dieß bei Lacénaire der Fall geweſen zu ſein ſcheint, als daß, wie bei Avril, die blos thieriſchen Triebe zur Vorherrſchaft gegen die Mahnungen des Sittengeſetzes gelangen. —

*** **Aus Paris. 1. Miniſterielle Salon's.** — Herr Guizot hielt am 21 Januar ſeinen Salon geſchloſſen. Von einigen Tagblättern deßhalb bekrittelt, ließ er ihnen durch den Moniteur du Commerce erwiedern: — „Die um den conſtitutionellen Thron geſchaarten Meinungen ſtimmen darin überein, daß ſie den Königsmord verdammen und jede hiſtoriſche Solidarität mit dem Convent von ſich abweiſen. Das Frankreich von 1830 hat keine andere Gerechtigkeit ausgeübt, als die: eine Dynaſtie in die Verbannung entfliehen zu laſſen, welche den geſellſchaftlichen Vertrag gebrochen (violé) und die Waffen ergriffen gegen die von ihr ſelbſt octroyirte und beſchworene Verfaſſung" u. ſ. w. Der Salon des Herrn Thiers war auch am 21. Januar geöffnet. —

2. Opéra comique. Actéon, von Scribe und Auber iſt am 23. Januar in der Opéra comique mit glänzendem Beifall aufgenommen worden. Mad. Damoreau feierte hierbei einen ſeltenen Triumph. Während des ganzen Stückes mit faſt italiäniſchem furore beklatſcht, wurde ſie zuletzt noch gerufen und mit Kronen überſchüttet.

3. Wohlthätige Lotterie. Die zum Vortheil der Armen von Damen veranſtaltete Lotterie hat reichlichen Erfolg gehabt. Die Loſe wurden im Opernſaale von vier der ſchönſten Operntänzerinnen verkauft; in einer Stunde waren mehr als 10,000 Billet's abgeſetzt. —

*** **Beitrag zur Statiſtik des Welthandels.** — Wie es den Menſchen erhebt, wenn er ſich bewußt wird, Mitglied einer großen Nation zu ſein, ſo erweitert ſich auch ſeine Bruſt, wenn ihm der großartige Verkehr zur Anſchauung kommt, in welchen ſein Volk, — ja ſein Welttheil mit andern Welttheilen verflochten iſt; wenn er wahrnehmen kann, daß dieſer Verkehr ſich ſtätig erweitert und beſchleunigt. Es iſt ihm dann, als hörte er die Pulſe des großen Lebens ſchlagen, welches die einzelnen durch Gebirge, durch Wüſten und Meere von einander geſchiedenen Völker in einen einigen menſchheitlichen Organismus zu verketten ſtrebt! Darum nimmt der Phönix auch von proſaiſchen Zahlen Notiz, wo dieſelben die Steigerung gemeinſamen Lebens und Gedeihens zur Anſchauung bringen.

Finden wir daher in der ſchätzbaren allg. Geſchichte und Statiſtik der europ. Civiliſation von J. Schön, daß in Europa eingeführt wurden:

im Jahr 1780 . . . 60 Mill. Pfd. Kaffee,
" — 1790 . . . 150 — " —
" — 1815 . . . 150 — " —
" — 1780 . . . 145 — " Zucker,
" — 1790 . . . 400 — " —
" — 1815 . . . 680 — " —

Dann leſen wir mit hohem Intereſſe, wenn unterm 13. d. M. von Bremen her berichtet wird, daß im vergangenen Jahre in Europa eingeführt wurden: 217 und eine halb Mill. Pfd. Kaffee und 910 und eine halbe Mill. Pfund Zucker; wonach alſo die Einfuhr von 1790 bis 1836 ſich um 67 und eine halbe Mill. Pfd. Kaffee und [illegible] Mill. Pfd. Zucker vermehrt hat. —

*** **Die Arrawaks in Guyana.** — Dieſer aus 27 Familien, oder richtiger Sippſchaften beſtehende Volksſtamm wird uns durch „die brittiſchen Colonien von Montgomery Martin" (Leipzig. 1836) jetzt erſt näher bekannt. — Die Arrawaks ſind ſelten über 5' 4'' hoch; das Auge iſt aufwärts nach den Schläfen hin geſchnitten, die Stirne ſehr flach. Ihr Geruchſinn iſt ſo fein, daß ſie die Spur jedes lebenden Weſens durch Beriechen der Stellen, welche daſſelbe betreten, auffinden können. Frauen darf jeder nehmen, ſo viele er ernähren kann. Der Häuptling hat über die Dienſtleiſtungen der Familien ſeiner Frauen zu verfügen; dagegen muß er auch ihr Anführer in allen Fehden ſein, und wenn Mangel an Nahrungsmitteln entſteht oder Krankheiten wüthen, nehmen die Familienmitglieder ohne weiteres ihre Zuflucht zu ihm, und bleiben oft ſo lange bei ihm, bis ſein ganzer Vorrath aufgezehrt iſt. Das Wiedervergeltungsrecht wird auch bei ihnen mit furchtbarer Strenge geübt. Gegen Fremde ſind ſie argwöhniſch und abſtoßend; — ſo wie ſie aber in ihrer Mutterſprache angeredet werden, verwandelt ſich der Argwohn in Zutrauen, und wenn ſie mit Europäern in Familienverbindung treten, zeigen ſie die ſeltenſte Treue und Ergebenheit. — Jedes Kind erhält von einem pe-i-man oder Zauberer, gegen ein demſelben zu leiſtendes Geſchenk, ſeinen Namen, und die Wirkſamkeit der dabei ausgeſprochenen Zauberformeln ſteht mit der Größe des Geſchenkes in gleichem Verhältniß. Die keinen Namen erhalten, fallen, ihrem Glauben zufolge, der erſten Krankheit oder ſonſtigen Gefährde zum Opfer; daher auch nur die ärmſten — namenlos ſind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 29. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 3. Februar.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

(Neujahr 1836.)

1.

Erbauen läßt ſich nicht, ſo daß ſie ſteht und hält,
Aus epikuriſchen Atomen eine Welt.

Aus Sonnenſtäubchen iſt die Sonne nicht entſtanden;
Die Stäubchen ſind nur, weil die Sonne ſcheint, vorhanden.

Viel eh'r gefallen mir Leibnitziſche Monaden,
Die eine Urmonad' unſichtbar hält am Faden;

Ein Sphärenwirbel von beſeelten Einzelheiten,
Wie aus Bruchſtücken hier ſich will ein Lied bereiten.

2.

In der Neujahrsnacht fuhr ich durch verſchneite Flur,
Vom Jahreswechſel war im Schnee da keine Spur.

Die zwölfte Stunde nur ſchlug meine Taſchenuhr,
Doch rings blieb theilnahmlos die ſchweigende Natur.

Die Zeitabſchnitte ſind vom Menſchen nur erdacht,
Ununterbrochen geht die Weltuhr Tag und Nacht.

Jahrſtunden rufet Lerch' und Schwalb' und Kukuk aus,
Und Perpendikelgang iſt Sturm und Wogenbraus.

Der Sommer macht dem Herbſt, der Winter Platz dem Lenze,
Doch nirgends abgeſteckt iſt ſichtbar eine Grenze.

Der Zeiten Wagen rollt gleich über Au'n und Haiden,
Ohn' Anſtoß über Jahr' auch und Jahrhundertſcheiden.

So rollet mein Geſang mit mir die Welt entlang,
Den Zeitenwechſel durch, mit immer gleichem Klang.

Von Lebensſtation zu Station begleitend,
Der Himmelsſonne gleich, durch alle Zeichen ſchreitend.

3.

Der Millionen, die nun auf der Erde wohnen,
Und aller ſchon zuvor gegangnen Millionen,

Wie viele ſind es, die nachließen eine Spur?
Viel Tauſende ſind im Verhältniß wenig nur.

Die allermeiſten ſind verſchollen ohne Namen,
Auch denen ungekannt, die hart nach ihnen kamen.

Und jene Wenigen, die nicht ſind namenlos,
Sie leben auch im Buch und dem Gelehrten blos.

Von tauſend einer nur lebt in des Volkes Munde;
Und dieſem auch was hilft die undankbare Kunde?

Gewohnheit nennet ihn, kein Menſch doch kennet ihn;
Schal' um die Todtenruh', von der man trennet ihn.

Die Verſchwörung der Damen.

(Fortſetzung.)

„Wir werden uns indeſſen rüſten,“ fuhr Eliſabeth fort, „um ſogleich nach Frankreich abreiſen zu können, entweder als Vormünder unſeres geliebten Neffen, oder im Fall ſeines Todes, den die Heiligen verhüten mögen, als ſeine Nachfolger, denn eben bringt wieder ein Courier die Nachricht, daß der junge Ludwig XV. gefährlich krank ſei.“ — „Unſer Herr iſt aber auch krank,“ bemerkte Donna Piskatori. — „Er iſt viel beſſer,“ entgegnete die Königin faſt aufgebracht, „und die Heimathsluft wird ihn ganz herſtellen, ſchon dieſe Ausſicht und Farinelli's Geſang haben ihn heute Abend ungemein erheitert. Sorge, liebe Piskatori, daß meine Diamanten und meine Prachtanzüge ſorgfältig zur möglichen, vielleicht äußerſt ſchnellen Abreiſe eingepackt werden, ohne daß die neugierigen Kammerzofen etwas havon erfahren.*) Es wird Euch freuen, Marquis, das fröhliche Vaterland gegen dies melancholiſche Spanien zu vertauſchen, und wenn Eure Dienſte unſeren Erwartungen entſprechen, ſo verſpreche ich Euch das glänzendſte Loos. Sagt der Frau von Maintenon, daß ich ſie wie meine Mutter verehren und mich ganz durch ihren Rath würde leiten laſſen. Verſichert die Herzogin von Maine meiner ſchweſterlichen Liebe und Bewunderung." — Der Marquis betheuerte ſeinen Dienſteifer, wurde aber durch dumpfes Rufen und Pochen, das ſich in der Ferne vernehmen ließ, geſtört, und Eliſabeth ſtand erbleichend auf, grüßte und entfernte ſich eilig. — „Die arme, unglückliche Dame," ſagte Donna Piskatori. „Hört Ihr, wie er wieder tobt? Ja, Signor Farinelli mag immer aus Leibeskräften trillern, es hilft nicht lange, die Narrheit iſt mächtiger als alle Muſik, und wenn auch der König David ſelbſt aufſpielte. Nun, lieber Mont-Louis, glückliche Reiſe und ein luſtigeres Wiederſehen in Frankreich, ich bin dieſes Land und die ſteifen, hochmüthigen Spanier auch herzlich ſatt. Hier iſt Reiſegeld aus königlichen Händen, und im Marſtall könnt Ihr Euch Pferde wählen."

Es war gegen das Ende des Carnevals, und ſchon zog ein lieblicher Frühlingshauch über die Ebene, als Mont-Louis an dem Thor des Kloſters Saint-Cyr anhielt, und die Pförtnerin bat, ihn bei Madame de Maintenon zu melden. Während er mit ihr ſprach, bemerkte er, daß die Schweſter ihre Augen unverwandt auf ein wunderliches Fuhrwerk oder vielmehr auf eine Tragbahre richtete; es beſtand aus einem ziemlich abgeſchabten Kutſchenkaſten, der ſtatt der Räder auf Stangen ruhte und von Pferden getragen wurde; daneben ſtanden reichgekleidete, aber ſchmutzige Diener mit fremdartigen Phyſiognomien. — „Sie müſſen ſich wahrſcheinlich ein wenig gedulden, Monſieur," ſagte endlich die Pförtnerin; „denn unſere Dame hat vornehmen Beſuch. Der Czar der Moskowiter, mit dem ſie in Paris ſchrecklich ihre Laſt haben, iſt plötzlich hierher gekommen, um Madame ſeine Viſite abzuſtatten. Madame iſt etwas ſchwach und unwohl, liegt zu Bett und beſprach ſich eben mit Madame de Glapion über die Ceremonien, mit denen man den barbariſchen Monarchen empfangen ſollte; aber, heilige Genevefa! er ließ ſich nicht aufhalten, nicht melden, er ſprang von dem unanſtändigen, halsbrechenden Ding, welches Sie da ſehen und worauf er die ganze Reiſe gemacht hat, und rannte wie ein Bär in das Schlafzimmer von Madame. Das muß wohl Etikette an ſeinem wilden Hofe ſein, wo viele koſackiſche und ſamojediſche Damen aufwarten und die verwunderlichſten Zwerchhochzeiten gefeiert werden. Doch jetzt wird Madame durch ihre geiſtreiche, auserleſene Converſation, die dem hochſeligen König dreißig Jahre lang wie Manna ſchmeckte, die czariſche Majeſtät ſchon franzöſiſche, feine Sitten lehren, und er wird ihr zuhören, wie Salomon der Königin von Saba. Sie wundern ſich wohl, Monſieur, über meine Kenntniſſe, aber hier im Kloſter werden die vornehmſten Fräuleins in Frankreich erzogen, und da bekömmt eine geringe Dienerin auch einen Mund voll Gelehrſamkeit." — Die kluge Pförtnerin würde noch mehr Proben ihrer Gelehrſamkeit abgelegt haben, wenn nicht donnernde Tritte, die über den ſtillen Kloſterhof ſchallten, ihre Aufmerkſamkeit abgelenkt hätten. Ein großer ſtarker Mann, mit von Natur edlen, aber etwas verzerrten Zügen, und Augen, aus welchen Geiſt, aber auch ungezügelte Leidenſchaften ſprühten, ſtürzte hervor und ſchwang ſich auf den ſeltſamen Wagen. — „Das heiße ich angeführt," rief er laut lachend, „das iſt ein närriſches Land, wo die Maitreſſen der Könige alt und die Miniſter jung ſind, die Maintenon iſt 82 und der Miniſter Maurepas 16 Jahre alt; das nenne ich eine verkehrte Welt." —

„Jetzt will ich Sie melden, Monſieur," ſagte die Pförtnerin, der Mont-Louis den Brief übergab, und führte ihn nach kurzer Zeit zu ihrem eignen Erſtaunen in das Zimmer der ehemaligen Gebieterin Frankreichs, die hier in ihrer Stiftung noch den Schatten der frühern Macht feſthielt, von den jungen Fräuleins wie die Königin bedient wurde, keiner der beſuchenden Damen, außer der vertriebenen Königin von England, einen Seſſel anbot, und über die Parthei des Clerus und des mit dem Regenten unzufriedenen Adels noch eine geheime Gewalt ausübte.

Madame de Maintenon ließ die Vorhänge ihres Bettes zurückziehen und begrüßte dann mit herablaſſender Huld den jungen Mann, deſſen Urgroßvater ſie als ein ſchmucker Cavalier verehrt hatte, doch zitterte in ihrem milden Ton noch etwas von der kränkenden Erregung der vergangenen Scene; denn der rückſichtsloſe Herrſcher des Nordens, der in andern Menſchen nur Maſchinen des Nutzens oder Vergnügens ſah, hatte nicht eine Sylbe mit ihr geredet, ſie verwundert angeſtarrt, was ſie ſich unmöglich ſchmeichelhaft deuten konnte, und kaum hohnlachend verlaſſen, ſo daß ſie zum erſtenmal in ihrem Leben den Zauber ihrer ſiegreichen Converſation nicht erproben konnte. Seit beinahe vierzig Jahren mit Schmeicheleien überſchüttet, auch früher als eine hübſche Frau daran gewöhnt, war die Eitelkeit die einzige herrſchende Leidenſchaft ihres Weſens, der ſie die Liebe für den König und das, was ſie Frömmigkeit nannte, immer unterordnete. Sie war nicht böſe, aber kleinlich in ihren Anſichten, ſelbſtſüchtig nur für ihr Anſehn beſorgt, und — wie beinahe allen Menſchen dasjenige verſagt wird, wonach ſie am leidenſchaftlichſten ſtreben, — ſo hatte das Mißlingen ihres Wunſches, öffentlich als Ludwig's Gemahlin erklärt zu werden, einen ſchwarzen Schatten über ein Leben voll Glanz und Erfolg geworfen. Bis zum letzten Augenblick des Königs hielt ſie dieſen Gedanken feſt, und verlor dadurch nicht allein die Kraft, ihn die Stimme der Wahrheit hören zu laſſen, ſondern vereinigte ſich auch mit den Miniſtern, ihm den Jammer der vertriebenen Hugenotten und das Elend ſeines Volkes zu verhehlen.

Ein Wink der Gebieterin entfernte die aufwartenden Fräuleins, dann ſagte ſie mit jener ſcheinbaren Demuth, die ihr Äußeres bezeichnete: „Sie kommen aus Spanien, lieber Marquis, und bringen mir ein Andenken der gütigen Königin, von der ich mich in meiner klöſterlichen Zelle vergeſſen glaubte." — „Meine Herrin hofft auf ihren mächtigen Beiſtand, gnädigſte Frau," verſetzte Mont-Louis,

---

*) Zwanzig Jahre hielt ſich die Königin ſtets bereit, auf die erſte Nachricht von Ludwig's XV. Tode nach Frankreich abzureiſen.

„ſie wünſcht Ihren weiſen Rath, bei einem Unternehmen, das Frankreich Heil bringen ſoll.“ — „Wie ich Frankreich liebe, das weiß die Welt,“ ſagte Frau von Maintenon mit Salbung, „und was ich ich zu ſeinem Beſten vermag, will ich mit Freuden aufbieten, obgleich ich ſonſt alle irdiſche Herrlichkeit vergeſſen habe, nur an Jenſeits denke und an mein trauriges Geſchick, wenn es gleich immer rühmlich und ehrenvoll bleibt, um einen König zu weinen, den auch die Nachwelt den Großen nennen wird, und der die Verirrungen ſeiner Jugend durch wahre Buße tilgte. Seine Verdienſte werden freilich jetzt auch von vielen Undankbaren verkleinert, und die Ruchloſigkeit im Palais Royal ſpottet über die Religion und ihre Diener; ſtatt der würdigen Repräſentation des hochſeligen Königs, feiert man üppige, ſchwelgeriſche Bachanale, ſtatt jenen rührenden, geiſtlichen Schauſpielen Eſther und Athalie, welche hier von Frommen aufgeführt wurden, ergözt man ſich an ſittenloſen Poſſen, ſtatt einer innigen Vereinigung mit dem heiligen Vater und den katholiſchen Majeſtäten, verbündet man ſich mit dem unrechtmäßigen Herrſcher von England, und empfängt wie einen Bruder den ketzeriſchen, ungeſchliffenen Czaar.“ — Madame de Maintenon mußte Athem ſchöpfen, und Mont-Louis entgegnete: „Die edle, geiſtvolle, ſpaniſche Monarchin verehrt die Tugenden der Dame, vor der ich ſtehe, und der König erinnert ſich noch aus früheren, glücklicheren Jahren Ihrer bezaubernden Anmuth, Ihrer hinreißenden Unterhaltungsgabe, die ſelbſt ſeinen dem Leben faſt abgeſtorbenen, dem Frohſinn unzugänglichen Vater ermunterte und erheiterte.“ — Mont-Louis hatte hier unbewußt eine wunde Stelle berührt, und Frau von Maintenon erwiederte etwas befangen: „Man hat mich beſchuldigt, den großen Dauphin nicht ſonderlich zu lieben, aber nicht allein meine chriſtlichen Geſinnungen, ſondern auch meine Ergebenheit für die ganze Familie des hochſeligen Königs, den ich betrauere, muß für das Gegentheil bürgen, und dieſe Verläumdung widerlegen. *) Aber in jener ſchrecklichen Zeit, wo Ludwig ſeine ganze blühende Nachkommenſchaft, bis auf jenes arme Kind, das nun in den Händen des Regenten ſchmachtet — erloſchen ſah, damals konnte Niemand dem Verdacht entgehen.“

„Bei uns nennt man öffentlich den Herzog von Orleans den Mörder der älteren Linie,“ — betheuerte Mont-Louis. Frau von Maintenon bekreuzte ſich, ſeufzte und ſagte dann mit niedergeſchlagenen Augen: „Der hochſelige König war von ſeiner Schuld überzeugt, und wollte nur aus ſeltſamer Scheu die Familienehre zu verletzen das Geheimniß der Bosheit und Giftmiſcherei nicht enthüllen, wie er auch an ſeinem Bruder, dem Vater des Herzogs, die Vergiftung Henriettens von England nicht rächen wollte. Meine chriſtlichen Geſinnungen verbieten jedes übereilte Urtheil, aber Orleans hat den Fluch des Himmels auf ſich geladen; ſein Haus iſt die Freiſtätt der Gottloſen, Atheiſten, Schwarzkünſtler; gemeine, freche Dirnen bilden ſeine Umgebung; mögen die Engel den Knaben beſchützen auf dem Frankreichs Hoffnungen ruhen und ihn dem Moloch aus den Händen reißen! — Den erhabenen Erben der Krone ſicher unter der Vormundſchaft des frommen Herzogs von Maine zu ſehen, und den edlen König von Spanien als Reichsverweſer zu begrüßen, das iſt mein einziger Wunſch vor meinem Heimgang.“ — „Madame werden noch lange der Welt als Muſter der Tugend vorleuchten,“ antwortete Mont-Louis, aber die Dame verſetzte, zwar ſichtlich erheitert, doch das Haupt ſenkend: „Nein, mein Sohn, meine Tage ſind gezählt, ob ich gleich noch lange nicht ſo alt bin, als meine Jugendbekannte Ninon geworden iſt, aber ich habe die irdiſchen Eitelkeiten nie geliebt und Ehrenbezeigungen, Anſehn und Gewalt immer als Verſuchungen und Fallſtricke von mir gewieſen, doch wenn die ſpaniſchen Majeſtäten den Rath einer treuen Anhängerin nicht verſchmähen, ſo halte ich es für eine göttliche Fügung und darf meine geringen Dienſte nicht verweigern. Vor allen Dingen müſſen Sie nach Sceaux, zu der Herzogin von Maine gehen, bei ihr ſind diejenigen verſammelt, welche die Rettung des Staats berathen. Warnen Sie auch die feurige Fürſtin, daß ſie in ihrer edelmüthigen Freimüthigkeit und Kühnheit ſich nicht unvorſichtig in Gefahren ſtürze, ſtille, verborgene Beharrlichkeit führt immer zum Ziel.“ —

Der Marquis küßte die dargebotene Hand, erhielt noch einige Ermahnungen, Warnungen und zuletzt die ziemlich befehlend vorgetragene Bitte, ihr bald Bericht zu erſtatten, denn ſie ſchien doch nur oberflächlich von den Umriſſen der Verſchwörung unterrichtet zu ſein, und ſich überhaupt in der Lage derjenigen zu befinden, die nach dem Verluſt großer politiſcher Bedeutendheit von ihren Anhängern nur noch ehrenhalber und folglich ziemlich nachläſſig berückſichtigt werden. Auffallend erſchien Mont-Louis ihre Verſicherung, daß ſie die Eitelkeit der Welt verachte; unzählige Mal hat Frau von Maintenon dieſe Redensart in ihren Briefen wiederholt, und doch jenem Götzen ihr ganzes Leben geweiht, ſo daß es räthſelhaft bleibt: ob Selbſtbetrug oder Heuchelei hier vorwaltete. (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

.*. **Halley's Komet.** — **Arago** reſummirt im Annuaire de France für d. J. die Geſchichte der aſtronomiſchen Berechnungen, welche **Halley** im Jahr 1682 in Beziehung auf die Kometenbahnen eröffnet. Die Unvollkommenheit ſeiner Inſtrumente geſtatteten jenem Aſtronomen nur, das Jahr der Rückkehr des Kometen zu beſtimmen. Erſt **Clairant** konnte die ſg. Perturbationen berechnen, die der Komet durch Saturn (100 Tage) und durch Jupiter (518 T.) erleiden mußte, und beſtimmte nun die Rückkehr auf April 1759. Er traf indeß ſchon am 12. Merz im Perihelium ein. Seit dem haben die aſtronomiſchen Kenntniſſe und Werzeuge ſich noch bedeutend vervollkommnet. Nach **Pontecoulant's** anfänglichen Berechnungen ſollte nun der Komet am 7., nach ſpäteren, am 13. November v. J. eintreffen; er kam nur 3 Tage ſpäter. Dieſe Differenz ſoll darin ihren Grund haben, daß Pontecoulant angenommen, es bedürfe 1054 Kugeln, wie Jupiter, um ein gleiches Gewicht mit der Sonne zu bilden, während neueren Berechnungen zu Folge nur 1049 erforderlich ſind. —

.*. **Aus Paris.** (Theater.) — Auf dem Boulevart iſt [illegible] noch immer das Lieblingsſtück. — Im **Olympiſchen Cirkus** erregten zwei Athleten das allgemeine Erſtaunen. Einer derſelben, **Fleury**, zwingt zwei der ſtärkſten Pferde des

---

*) Bei dem plötzlichen Tode des Dauphins ſangen die Pariſer:
Ci-gît le seigneur de Meudon
Dépêché par la Maintenon.

Cirkus, die, an einen, ſeine Schultern umgürtenden Riemen geſpannt, mit der Peitſche fortgetrieben werden, zurückzugehen, und zieht einen Schlitten, der ſo ſchwer beladen, daß zwei Pferde ihn nicht fortbringen können.

⁂ Das Journal général de l'instruction publique et des cours scientifiques et littéraires, wovon jetzt der 4te Jahrgang begonnen, verdient als ein reichhaltiges Résumé der bedeutendſten Vorleſungen, der Vorträge in gelehrten Geſellſchaften u. ſ. w. auch in Deutſchland allgemeinere Verbreitung.

⁂ Der bekannte Novelliſt Herr von Balzac hatte kürzlich einen Prozeß mit der Revue de Paris, welcher er zwei Novellen verſprochen, aber nicht geliefert hatte. Herr von Balzac erſchien vor der 1ten Kammer des Tribunals de la Seine nicht, das letztere verurtheilte ihn, entweder die zwei Novellen der Revue de Paris zu liefern, oder ihr 10,000 Fr. Entſchädigung zu bezahlen.

⁂ Neueſtes aus Großbritannien. — In England breitet der Sinn für geiſtige Bildung ſich immer weiter im Mittelſtand aus. In vielen Städten werden neue Buchläden und Leihgeſellſchaften errichtet. In Mancheſter war kürzlich die Subſcribentenliſte für eine vollſtändige Leſeanſtalt in zehn Tagen mit [illegible] Unterſchriften verſehen.

Von den in den letzten Monaten angezeigten Schriften können Wenige auf Originalität Anſpruch machen, doch erwartet man Ausgezeichnetes von Hallam, der an einer Geſchichte der [illegible] Literatur arbeitet.

Die ſchönen Künſte werden wenig gepflegt. Erwähnung verdient nur Wilkie, der bald ein merkwürdiges Gemälde vollendet haben wird, welches Pius VII. darſtellt, wie er Napoleon die Unterzeichnung des Concordates von (1813?) weigert; dann Leslie, der zwei Scenen aus Shakſpeare gemalt. — Der geniale J. Martin hat vom König von Frankreich eine goldene Medaille und ein prachtvolles Porzellan-Service von Sèvres zum Geſchenk erhalten. — Für eine Statue von Byron aber, die jetzt in London iſt, hat ſich noch kein Unterkommen gefunden; die Weſtminſter-Abtey hält man zu heilig dafür. —

Von Drury-Lane ſoll mit Nächſtem ein ſtarkes Detachement, wohl bewaffnet und equipirt ausziehen, um die Jüdin nach den Haupt-Provinzſtädten in England, Schottland und Irland zu escortiren.

Die Concertſaiſon beginnt erſt am 27ten d. M.; die Geſanggeſellſchaft aber wird ihre Verſammlungen am 1. Februar eröffnen. —

Unter den belletriſtiſchen Zeitſchriften, die auch in dieſem Jahre fortgeſetzt werden, verdienen noch immer das New Monthly Magazine, das Athenaeum, der Metropolitan (von Marryat), und Fraſer's und das Court-Magazine mit beſonderer Auszeichnung genannt zu werden.

⁂ Einiges Neue vom Strauß. — Die Strauße, die Nomaden der afrikaniſchen Wüſten, ziehen oft in Schaaren von Hunderten umher. Nicht ſelten werden ſie von Zebra-ähnlichen Quaggas begleitet, denen ihrer Excremente wegen, Schwärme von Roßkäfern folgen, die theilweiſe den Straußen zur Nahrung dienen. Die Quaggas aber ſcheinen ſich zu den letzteren hauptſächlich deßhalb zu halten, weil das ſcharfe Auge derſelben ſie vor Ueberfall ſichert. Sie flüchten ſich erſt, wenn die Strauße davon laufen.

Zum Brüten vereinigen (den Mittheilungen eines Naturfreundes in den Berliner Nachrichten zufolge) ſich die 4 oder 5 Hennen, die gewöhnlich dem Straußhahne beigeſellt ſind. Sie ſcharren den flachen Boden auf, und legen in die umwallte Vertiefung zuſammen bis 30 Eier, und mehrere noch rund um das Neſt her, welche letztere ſie mit Sand bedecken. Am Tage beſchützt eine der Hennen die Neſteier gegen die Glühhitze der Sonne; Nachts ſchützt der Hahn ſie gegen die thaufeuchte Kühle und Raubthiere. Sind nach 60 Tagen die Jungen ausgeſchlüpft, dann ſchlagen die Alten die unter dem Sand geborgenen Eier, eines nach dem anderen auf, die dann nebſt den Inſekten, die durch den Eierdunſt herbeigelockt werden, den Küchlein bis dahin Nahrung bieten, daß ſie mit den Alten fortziehen können. — Sieht der verfolgte Strauß keinen Ausweg mehr, dann birgt er den Kopf unter ſeine Flügel, und erwartet, — wie Cäſar — verhüllt, den Todesſtreich. —

⁂ Großbritanniens Aſſekuranzgeſellſchaften. — Der uralte Seelenwanderungsglaube der Juden hat Hoſpitäler für — Thiere, und ihr ebenfalls ſehr alter Glaube an Wallfahrts-Heiligthümer hat Caravanſera's erbaut. Erſt das Chriſtenthum und der Mohametismus haben Armen- und Krankenhäuſer errichtet, und wenn nur der Moſaismus ſich des Jubeljahres als eines Geſetzes rühmen kann, ſo hat nur Chriſtus, — Alles Eigenthum freiwillig den Armen zu geben — zur höchſten Tugend erhoben. Aber das Chriſtenthum konnte die menſchliche Natur nicht völlig umändern, wenn es auch durch ſtetes Vorhalten göttlichen Vorbildes und durch Verheißung künftigen Lohnes unermeßlichen Segen verbreitet. Selbſt Klöſter, bei welchen nur das Gelübde lebenslänglicher Armuth zur Aufnahme befähigte, wußten dieſes Gelübde zu umgehen, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war überall der katholiſche, und noch zu Anfang des jetzigen, der ſpaniſche und anglikaniſche Klerus mit Reichthümern überladen, von denen immer nur wenige Broſamen auf die Armen und Unglücklichen herabfielen. Erſt dem keineswegs chriſtlichen Handel haben wir die Entſtehung, nur dem ſelbſtiſch berechnenden Verſtand haben wir die raſche Ausbreitung der Verſicherungsgeſellſchaften zu verdanken, die zu den wohlthätigſten Erfindungen der neueſten Zeit zu rechnen ſind. Unſäglich vielem und tiefem Elend, und eben dadurch unſäglich vielen Vergehen wird durch dieſe Anſtalten vorgebeugt und Millionen ſind durch ſie von quälenden Beſorgniſſen befreit, die früher bei jedem Sturm, bei jedem Feuerlärm erzittern mußten. Je zahlreicher nun dieſe Geſellſchaften werden, um ſo geringer wird die für jedes Mitglied zu ertragende Laſt, um ſo lockender wird der Eintritt in dieſelbe, um ſo augenfälliger die Unvernunft, nicht in ſie einzutreten. Es iſt daher mit Gewißheit vorauszuſehen, daß früher oder ſpäter [illegible], was jetzt nur Privatgeſchäft iſt, eben ſo eine allgemeine, eine Staats-Angelegenheit werden wird, wie die Privatrache allmählich in die öffentliche Gerechtigkeit, wie der von Einzelnen gewährte Schutz in ſtaatspolizeiliche Fürſorge übergegangen iſt. Haben im J. 1834 die Aſſekuranzgeſellſchaften Großbritanniens ſchon für 578 Millionen Pf. Sterl. Güter verſichert (ſ. National v. 22 d. M.) was bereits die Hälfte des geſammten Güterwerthes betragen ſoll, — ſo dürfte es bald der innerſten Wahrheit der Nation einleuchten, daß es am förderlichſten wäre, wenn die Aſſekuranz der Staatsverwaltung einverleibt und für die Verſicherung, wie früher für den Handel, für den öffentlichen Unterricht u. ſ. w. ein beſonderes Miniſterium gebildet würde. —

⁂ Erdbeben und Halley's Komet. — Nach Mittheilungen von Arago in der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften vom 18. v. M. hebe ſich in Folge der Erdbeben die Küſte von Chili und die nahe Inſel Santa-Maria rage ſeit dem letzten Erdbeben um 10 Fuß höher über die Meeresfläche hinaus. In derſelben Sitzung berichtet Herr Poiſſon, nach Beſſel's Beobachtungen zeige ſich der Halley'ſche Komet als „ein leuchtender (lumineux) Kegel, welcher ziemlich regelmäßig um die nach der Sonne hin gerichteten Linie oszillire.“ —

⁂ Fortſetzung des Menſchenhandels. — Die Revue britannique hat zur traurigen Gewißheit erhoben, daß noch im Jahre 1835 hundert und ſiebzig Schandſchiffe von den Küſten Afrikas abgeſegelt ſind, von denen jedes 400 Neger als Sclaven mit ſich fortgeführt. —

⁂ Ackerbau-Jahrbücher. — Die ſeit 1798 erſcheinenden Annales de l'agriculture française verdienen deßhalb beſondere Beachtung, weil ſie namentlich auch alle Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen mittheilen, die der königl. Central-Geſellſchaft des Ackerbaues zu Paris mitgetheilt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 30. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 4. Februar.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

4.

Der Tod ein Schauder und Entſetzen der Natur,
Dem Anblick fürchterlich, hold dem Gedanken nur.

Süß iſt Geſtorbenſein, und bitter nicht iſt Sterben,
Doch Sterbenſehen iſt der Lebensluſt Verderben.

Und um wie höher ſteht ſchon auf der Stufenleiter
Ein Leben, um ſo mehr ſind widerlich die Scheiter.

Der Stein, lebendigtodt, iſt drum ſich immer gleich,
Ihn macht der Tod nicht kalt, ihn macht der Tod nicht bleich.

Die Blum' auch welket zwar, vom Stengel abgepflückt,
Doch iſt die welke noch mit Farb' und Duft geſchmückt.

Und jene Blüthe, die an keinem Stiel darf raſten,
Der Schmetterling iſt ſchön noch in des Sammlers Kaſten.

Der Vogel, dem das Herz nicht unter'm Flaum mehr klopft,
Und ſteif den Fittig hängt, iſt artig ausgeſtopft.

Die größern Thiere, die nächſt an den Menſchen reichen,
Sind widerwärtiger, je größer ihre Leichen.

Doch nur den Menſchen, weil er iſt des Lebens Krone,
Macht völlig ſchauderhaft das Leben, das entfloh'ne.

Darum verhüllte, den der Freunde Dolch erſtach,
Sein Haupt vor'm Himmelsaug', eh' ihm das Auge brach.

Wie auf Naturgeheiß die Thier' auch, wenn ſie ſiechen
Am letzten Weh, in Schlüft' und Höhlen ſich verkriechen.

Und ein mit Schönheitſinn begabtes Volk bedeckt
Den Sarg mit Blumen, daß ſein Anblick minder ſchreckt,

Nachahmend der Natur, die, überall erfüllt
Von Gräbern, jedes Grab in Blumenteppich hüllt.

5.

Dem Lichte, daß es brenn', iſt nöthig Fett und Docht;
Fehlt ihm von beiden eins, ſo hat es nichts vermocht,

Und beide müſſen rein auch aufgehn miteinander,
Daß ſeines Elements froh ſei der Salamander.

Wo Docht zu kurz iſt, da erſtirbt im Fett der Klumpen;
Und wo das Fett ausgeht, verlodert ſchnell der Stumpen.

Die Schwindſucht iſt es hier, und dort die Waſſerſucht,
Des Mißverhältniſſes mißliche Doppelfrucht.

Erfreulich leuchtet da allein des Lebens Licht,
Wo Geiſt und Körper iſt im rechten Gleichgewicht.

6.

Das Bißchen Dichterruhm, die ſpäte Spätherbſtaſter,
Wär' ein unnützes Kraut und unwirkſames Pflaſter,

Wenn eine eigne Kraft nicht ſelber wohnte bei
Der Poeſie, zu ſein des Herzens Arzenei.

In großer Trübſal hab' ich dies Hausmitt'l erprobt,
Und wenig kümmert mich, ob es ein Kritler lobt.

7.

Groß iſt die Ähnlichkeit von Seel' und Schmetterling,
Doch die Verſchiedenheit von beiden nicht gering.

Die Puppenmaske zeigt ein Todtenangeſicht,
Aus deſſen Ernſt ein Strahl von höherm Leben bricht;

Das iſt das Gold, wovon die Chryſalide trägt
Den Namen, darin iſt Verklärung vorgeprägt;

Nur daß der Schmetterling noch in dem Sarge liegt,
Indeß vom Kerker frei die Pſyche drüber fliegt.

Die Pſyche, die, wie ſie ſich unſichtbar geſtaltet
Im Leben, ſo im Tod unſichtbar ſich entfaltet.

Der Schmetterling erhebt ſein himmliſches Gefieder,
Senkt nieder es, und heckt am Boden Raupen wieder.

Ich aber hoffe, wenn mein Schmetterling ſich hebt,
Daß ewig erdenfrei er durch die Himmel ſchwebt.

Denn keine Blume blüht hienieden, die aus Lüften
Mich locken könnte gleich dem Schmetterling mit Düften.

I.

Der Poſtbot' in ein Haus mit zweien Briefen rennt,
Verſiegelten, davon er nicht den Inhalt kennt.

Er merkt auch nicht darauf, ob außen in den Siegeln
Sich die Verſchiedenheit des Inhalts möge ſpiegeln.

Der eine freudenroth geſiegelt meldet Luſt,
Der andre trauerſchwarz verkündiget Verluſt.

Der Bote gibt ſie ab, nimmt dafür in Empfang
Den Lohn, und ſetzet fort gleichgültig ſeinen Gang.

Er fragt nicht, wie ſie nun ſich werden hier vertragen,
Die ſo verträglich auch im Poſtfelleiſen lagen.

So bringt das Schickſal oft zuſammen Luſt und Schmerz,
Und fragt nicht, wie ſie ſich vertragen um ein Herz.

II.

Erhebe dich, mein Herz, mit Wogenſchlag, und gleiche
Dem Meere, das bei ſich nicht leidet eine Leiche.

Es wirft die Leichen aus; ſo du mit heil'gem Brauſ
Erhebe dich und wirf fort allen Todesgraus.

Wie Delos Eiland, wo kein Todter ward begraben,
So ſoll in dir der Tod auch keine Stätte haben.

Und war's ein theures Theil, was todt iſt das iſt ab;
Im Himmel ſiegt der Geiſt, der Moder liegt im Grab.

Du ſei die Grube nicht, worin Verweſung liegt;
Sei du der Himmel, drin der reine Geiſt ſich wiegt.

III.

Ich dachte nun erſt warm im Alter dich zu pflegen,
Und muß ſtatt aller Pfleg' ins kalte Grab dich legen.

Die Zinſen dacht' ich erſt der Schuld dir abzutragen
Der Sohnesdankbarkeit, ſtatt dich ins Grab zu tragen.

Gott nimmt den Willen für die That; nicht mir beſchieden
War's, dir zu ſchaffen Ruh; er ſchuf dir Ruh und Frieden.

Die Verſchwörung der Damen.

(Fortſetzung.)

Mont-Louis mußte, um nach Sceaux zu kommen, Paris berühren, aber wahrſcheinlich hatte ihn auch ohnehin ſein Herz vom Wege abgezogen, um ſo mehr, da ihn die frühere heitere Zuverſicht verlaſſen hatte, und eine ſonderbare Veränderung in ihm vorgegangen war. Das gränzenloſe Elend, welches ihm auf der ganzen Reiſe entgegengetreten, die tiefe Niedergeſchlagenheit und dumpfe verzweiflungsvolle Ergebung der Landleute in ihren den Einſturz drohenden Hütten, wo die unentbehrlichſten Geräthſchaften mangelten, wo der Sturmwind durch die Ritzen der Wände, durch die mit Lumpen verſtopften Fenſter bis zu dem Laub- und Strohlager der verſchmachtenden Kranken und Greiſe heulte, aber die modernde Feuchtigkeit des ungedielten, vom Regen aufgeweichten Bodens nicht zu trocknen vermochte, wo der Sterbende ſich freute, von der Bürde des Lebens erlöſ't zu werden, und die Hungernden um ihn her ſeiner lechzenden Zunge keine Labung bieten konnten, wo die Mütter über die Geburt der Kinder weinten, wo die Generalpächter mit ſcharfem Auge ſpäheten, ob man den Elenden noch etwas entreißen, noch eine neue Auflage erfinden könnte; — dieſes Schauergemälde hatte Mont-Louis ganzes Weſen erſchüttert, und darum empörte ihn der ſchamloſe Luxus, der in Paris glänzte und täuſchte. Die Hauptſtadt, die wie alle übermäßig großen Städte gleich einem Vampyr das Blut des Landes ausſog, prangte mit neuen ſchimmernden Gebäuden, mit allen Erfindungen der Üppigkeit, mit allen ſinneberauſchenden Künſten der Schwelgerei. Mont-Louis fühlte ſich gedrückt, der Farbenglanz der Hoffnung erloſch in düſtern Ahnungen. Vergebens dachte er ſeines Glücks, vergebens ſuchte er Adelaidens holdſeliges Bild feſtzuhalten, ſich den wonnigen Moment zu vergegenwärtigen, wenn ſie, ihn erblickend, ihm entgegen fliegen würde, in allem Zauber der Unſchuld, der Liebe und belohnten Treue; aber ein trüber Nebel verſchleierte den ſüßen Traum der Phantaſie; er ſchämte ſich faſt, glücklich zu ſein, wenn Tauſende der Jammer hinriß, wenn ein gutmüthiges, fröhliches, ſeinem angeſtammten Herrſcher treuergebenes Volk unter der Geißel des Despotismus verblutete.

Er fand auf den Straßen ein ungeheueres Gedränge, die Maßen ſchienen heftig aufgeregt, doch zweck- und planlos ohne Führer. Geſchrei und Flüche füllten die Luft, und tauſend Stimmen verwünſchten den ſchottiſchen Galgenvogel, den Ketzer, den Spitzbuben. Mont-Louis wußte wohl, daß man in verzweifelter Geldnoth aller öffentlichen Kaſſen, bei einer Schuldenlaſt von 4550 Millionen Livres, welche der große Ludwig Frankreich als Vermächtniß hinterlaſſen, damals unerhörte Finanzſpekulationen gemacht habe, daß fabelhafte Reichthümer am Miſſiſippi die Sicherheit einer Bank bildeten, die der ſchottiſche Glücksritter Law gegründet, und daß in dieſem Papierhandel verloren und gewonnen worden, aber er hielt es nur für eine die Kaufleute und Wucherer betreffende Sache, und wußte nicht, wie die Papierwuth bis in die geringſten Familien des Mittelſtandes gedrungen, täglich die ſeltſamſten Glückswechſel hervorbrachte, und hier gänzlichen Ruin, dort die tollſte Verſchwendung bei dem plötzlichen Beſitz ungewohnter Reichthümer verurſachte. Nun hatte ſich das Gerücht verbreitet, der Regent wolle den Werth des Papiergeldes auf die Hälfte herabſetzen, und man belagerte die Bank, um volle Zahlung zu erzwingen. Law ſollte durchaus erſcheinen, aber er hielt ſich verborgen und das Parlament zog en robe durch die Straßen, um dem Regenten Vorſtellungen zu machen.

Mit Mühe erreichte Mont-Louis die abgelegenere Gegend, wo das ihm bezeichnete Hôtel ſtand, und fragte mit pochendem Herzen den Schweizer: „ob der Graf von Mont-Louis zu Hauſe ſei?“ Der Mann antwortete gleichgültig: „er wiſſe es nicht.“ — „Alſo vielleicht ausgegangen?“ — „Ich weiß nicht,“ wiederholte der Schweizer. — „Das Haus gehört ja dem Grafen Mont-Louis?“ — „Nein, mein Herr, dem Wechsler Prud'homme.“ — „Seit wann?“ — „Ich weiß nicht, ich bin erſt ſeit acht Tagen in ſeinen Dienſten.“ — Mont-Louis beſann ſich einen Augenblick, dann ließ er ſich bei Herrn Prud'homme melden. Er wurde durch die prachtvolle Zimmerreihe in das Schreibkabinet eines alten, ſchmutzigen, verdrießlichen Mannes geführt, der unmuthig die Feder hinter das Ohr ſchob und ſehr ungern geſtört ſchien. — „Mein Oheim, der Graf von Mont-Louis, hat dieſes Haus noch vor ſechs Wochen beſeſſen,“ begann der Marquis. — „So?“ erwiederte Herr Prud'homme.

„Ja, mir däucht, ich habe davon gehört. Der Herr Graf hat erſt großes Glück, dann eben ſo viel Unglück in dem Geſchäft mit den Papierſchnitzeln gehabt, an denen wir noch alle erſticken werden.“ — „Haben Sie denn das Haus nicht von ihm gekauft?“ fragte Mont-Louis. — „Nein, es iſt ſchon durch mehrere Hände gegangen, es geht jetzt ſchnell in der Welt.“ — „Sie wiſſen alſo den Aufenthalt des Grafen nicht?“ — „Nein, mein Herr, doch murmelte man, er habe ſich heftiger, unehrerbietiger Ausdrücke gegen den Controleurgeneral Law bedient, — vielleicht ein Verhaftsbefehl, — doch ich weiß wirklich nichts Beſtimmtes; wem ſeine Sicherheit lieb iſt, der fragt nicht gern nach ſolchen Dingen.“ Herr Prud'homme tauchte die Feder wieder ein und bezeigte ſichtlich den Wunſch, die Unterredung zu beendigen. Betäubt wankte Mont-Louis aus dem Hauſe, dann lehnte er ſich an einen Pfeiler, um ſich zu ſammeln. Auf dem Stein daneben ſaß eine Bettlerin, die ihn um eine Gabe anſprach. Ohne hinzuſehen gab er ihr ein Silberſtück, und die Frau, welche wohl ſelten ſo viel erhielt, ergoß ſich in Dankſagungen. „Gott hat mir wieder einen Engel beſcheert!“ rief ſie aus, „ſo reichlich gab mir auch immer die junge ſchöne Dame, die hier wohnte.“ — Mont-Louis drehte ſich raſch um. „Hier?“ fragte er lebhaft. — „Es iſt noch nicht lange; ſie war fromm und ſchön, wie die heilige Genovefa, und mußte auch eben ſo viel leiden; erſt erſchoß ſich der arme alte Herr, eben wie man ihn in die Baſtille führen wollte, und dann mußte das arme Fräulein von der Leiche weg mit dem Polizeiminiſter in die Kutſche ſteigen. O! ich kenne den Herrn von Argenſon recht wohl, wir gemeinen Leute nennen ihn nur den Monſieur Luzifer, denn er ſieht wie ein rechter Höllenſpuk aus, wie ein afrikaniſcher Neger, und die kleinen Kinder fürchten ſich vor ihm.“ — „Das Fräulein fuhr alſo mit dem Polizeiminiſter fort?“ fragte Mont-Louis. — „Sie mußte wohl,“ antwortete die Bettlerin, „auch weinte ſie bitterlich; doch gegen ſie war er höflich, er machte bei'm Einſteigen viele Complimente und artige Grimaſſen, wie es ſich gegen vornehme Damen ſchickt, dagegen heißt er uns arme Canaillen immer zum Teufel fahren. Ach! er iſt ein grober gnädiger Herr.“ —

(Fortſetzung folgt.)

Mittheilungen

aus „*Occident et Orient, études politiques, morales, religieuses pendant 1833—1834 de l'ère chrétienne, 1249—1250 de l'hégyre, par E. Barrault.* Paris 1835.“

(Fortſetzung.)

Der Sultan hält jetzt eine Art richtiger Mitte, zwiſchen den Anhängern des alten Weſens und den, freilich nicht zahlreichen, des neueren. (W.) Seine Hauptthaten waren die Ausrottung der Janitſcharen und die Einführung der europ. Tracht. Durch letztere ſchwindet namentlich das Abzeichen, welches die Türken von den Rayas abſonderte. (Al.) „Dem Sultan ſchmeichelt es, Reformator genannt zu werden, und, während ſein Reich zuſammenſchüttert, weidet er ſelbſtgefällig ſein Auge an dem Scheinbild einer eilig parodirten Civiliſation. Um den Monarchen Europa's ſich zu ähnlichen, meublirt und ſetzt er ſich und ißt und trinkt, wie ſie; man ſagt ſogar, er trinke mehr, — den Koran, deſſen Bewahrung zuhöchſt ihm anvertraut, mit Wein beſchmutzend, deſſen Taufe der Islamismus ſo begierig; von der chriſtlichen Bildung annimmt.“ Die Sprache ſeiner Diplomatie hat das orientaliſche Gewand abgeſtreift, und — wie ſeine durchlauchtigſten Brüder in London und Paris, hat er Equipage und Livrée, militäriſche Muſik, die Roſſini, Mozart und Weber ſpielt, cenſirte Zeitungen, Dampfſchiffe zu Luſtfahrten auf dem Bosphorus, Theater und Ballet; was aber noch mehr iſt, nachdem er einmal der Janitſcharen los war, hat er ſogar die Gnade (clémence) in die hohe Pforte eingeführt, und trägt durch eignes Beiſpiel zur Sänftigung der Sitten der Ottomannen bei. . . Zugleich geiſtliches und weltliches Haupt ſeines Reiches, iſt er zugleich Proteſtant und Revolutionair, und wenn ſeine Reformen vereint mit den übrigen Ereigniſſen das Ende des Reiches beſchleunigt, ſo haben ſie doch auch die Wiedergeburt der Völker vorbereitet. (Al.)

Steht den Bevölkerungen dieſes Reiches und namentlich der ottomaniſchen eine großartige Zukunft bevor? — Jetzt wo Alles vom Fieber des Philhellenismus geheilt iſt, kann man unpartheiiſch von den Osmanlis ſprechen. „Ein klarer, kräftiger, unmittelbarer Verſtand, eine unſtörbare Beſonnenheit, die, keine Überraſchung befürchtend, in einer gleichmüthigen und ſtolzen Sicherheit ruhend, mit Geringſchätzung über Alles lächelt, was falſch, ſpitzfindig, dunkel iſt, und wortkarg zuhört und urtheilt; eine hartnäckige Geduld bei Verfolgung eines feſtgeſteckten Zieles, ſinnreiche Gewandtheit zur Beſchaffung der Mittel zur Erreichung des Zweckes, und Entfaltung ungemeiner Thätigkeit, wenn der zu ergreifende Gegenſtand ſich ihren Blicken darſtellt; Anlagen und Fertigkeiten zum Regieren; dies ſind die Eigenſchaften, die ſie auszeichnen. Zu dieſer Beſtimmtheit (positivisme) des Geiſtes geſellt ſich bei ihnen im Privatleben eine bewundernswerthe Herzensgradheit, muſterhafte Redlichkeit, mitleidige Barmherzigkeit für alles Unglück, einnehmende Einfachheit, hohes Gefühl der individuellen Würde auf jeder Rangſtufe, naive Liebe zur Poeſie, deren Bilder und ſentenziöſe Wendungen ſie gerne in die Unterhaltung einweben; endlich eine tiefe und wahrhafte Religioſität. Auch möchte bei ihnen jener kräftige, ausdauernde, unermüdliche Körper nicht unbeachtet bleiben, der ſich kaum unter der Laſt der Jahre beugt und eine erſtaunliche Friſche bewahrt, während das Antlitz ſich furchet und der Bart ergreiſet; und jenes Haupt, deſſen männliche, durch regelmäßige und ſtarke Züge charakteriſirte Schönheit Bewunderung erregen würde, wenn es nicht Erfurcht einflößte durch die ſtolze und würdevolle Heiterkeit, die ihm eingeprägt iſt! Ja, man kann es kühnlich vorausſagen, nicht dem Untergange eilt die ottomanniſche Raſſe entgegen. Gott löſcht ſie nicht mehr aus dem Buch des Lebens aus. Unſer Jahrhundert hat ſattſam Zeugniß abgelegt von der Lebenskräftigkeit der Völker durch die Auferſtehung der Griechen und der Araber, die man für begraben hielt und die mit einer neuen Jugend aus dem Grabe erſtanden ſind. Wer dürfte es heutzutage wagen, das Leichentuch über das Antlitz der Osmanlis hinzubreiten? Die Form, in welcher ſie bis jetzt erwachſen, iſt zerbrochen; aber war denn ihr

Geſchick an dieſe Bedingung geknüpft? Welches auch die Form ihrer künftigen Exiſtenz ſein mag, — ſie ſind zu einem neuen Fortſchritt bereit, zu welchem Alles ſie aufruft. In unſerer Epoche fällt ein ſinkendes Volk nicht mehr in Barbarei, ſondern in die Civiliſation.“ (85 — 87.)

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Frankfurt. — (Muſik.) Freitag d. 15ten Jan. fand das alljährlich große Concert zum Beſten der hieſigen Irrenanſtalt ſtatt, das von dem hieſigen Tonkünſtler und Muſiklehrer J. B. Baldenecker veranſtaltet, ſich ſtets einer ungewöhnlichen Theilnahme erfreut. Der Wohlthätigkeitsſinn iſt für uns Frankfurter ſtets ein guter Führer in die Concertſäle, ſobald ein beſonderer Impuls dazu vorhanden iſt, wie z. B. der heutige. Herr Elsner, der vortreffliche Waldhorniſt, den wir par hazard im letzten Muſeum bewunderten, und der nicht einmal zu der Gunſt gelangen konnte, im Zwiſchenakt zu blaſen, hat ſich rathen laſſen, und unſern Mauern Valet geſagt, ohne abzuwarten, ob jener Sinn auch auf den Künſtler ſelbſt übergehe. Der 12 jährige Sohn Herrn Baldenecker's war der kleine Held des Abends, und übertraf jede Erwartung. Seit dem letzten Jahre, da ich ihn zum letztenmale hörte, hat er ſeine Künſtlerbahn mit Siebenmeilenſtiefeln durchſchritten. Ich bin kein Freund von ſogenannten Wunderkindern, deren Horoskop auf der blaſſen Wange geſchrieben ſteht. Ich ſehe allemal das Ende davon. Dieſer Frühruhm ertrinkt in Lethe, und das junge weltumſegelnde Genie rumpelt allmählich doch in die nothwendige Trottmühle des roſtigen Lehrerthums ein. Wenn mich nicht alles trügt, ſo gehört unſer junger Concertgeber nicht in dieſe verſchrumpfende Klaſſe, denn es ſpricht ein gar mächtiger Funke innern Lebens aus dieſem Taſtenſpiele, deſſen Mechanik bereits ſeiner Vollendung nahe iſt. Was Nerv, Rapidität des Vortrags und eine auffallende Taktfeſtigkeit bieten können, iſt jetzt ſchon in dem Spiele dieſes Knaben vereinigt, und wird er nicht von der Eitelkeit des Ambulirens beſeſſen, ſo muß er frühzeitig ſchon (was praktiſche Virtuoſität betrifft) in die Reihe der Kalkbrenner, Moſcheles, Hummel u. ſ. w. treten. Er erregte durch das ſchöne Kalkbrenner'ſche Clavier-Concert A-Moll und die allbeliebten Variationen di Bravura über Mehul's Romanze: „Ich war Jüngling,“ von Herz, einen wahrhaften Enthuſiasmus.

Vorzüglich waren noch Guhr's Ouverture aus ſeiner Oper Siegmar, und ein Duett aus Bellini's Puritanern zwiſchen Mad. Fiſcher-Achten und ihrer talentvollen Schülerin Dem. Emilie During, die, da ſie daſſelbe ſchon im folgenden Muſeum wiederholte, mir doch ſchon etwas zu früh aus dem Gleiſe ihrer ſtillen Studien zu treten ſcheint. In dieſem Muſeum ſtachen noch beſonders hervor, die Paſtoral-Symphonie — es gibt nur die eine! — und der triviale Freiheitsjubel der Roſſiniſchen Tell-Ouverture.

Am 18ten gab unſer Inſtrumental-Muſik-Verein eine gelungene Aufführung. Ohne mich in die wiederkehrenden Ausdrücke: Kraft, Präziſion, Einheit oder dergleichen zu verlieren, welche die Kritik, wenn ſie Lob ſpendet, zu ihren Metaphern gewählt hat, gebe ich nur die klaſſiſche Wahl der Muſikſtücke an, wodurch ſich dieſe Geſellſchaft auszeichnet.

Nach Haydn's D-dur-Symphonie folgte ein Lied am Clavier: Schubert's ergreifendes „Heimweh.“ Schubert iſt bekanntlich ein vortrefflicher Liedercomponiſt, ſobald er nicht durch die Einſeitigkeit der Begleitung monoton wird, und oft aller Friſche entbehren läßt. Ein elegiſcher Faden webt ſich fort durch alle ſeine Lieder. Ich habe Schubert im Sonnenſchein des Lebens noch nie aufjubeln gehört. Und dieſer Ton macht manchen Proſelyten, beſonders Lachnern. Bei dieſer Gelegenheit kann ich meinen Verdruß nicht bergen, daß ſo ſelten die Aufmerkſamkeit auf A. André's Lieder und Geſänge fällt, die als Norm dieſer Gattung von Compoſitionen aufzuſtellen ſind. — Dem. Elsner — die Tochter eines hieſigen Orcheſter-Mitgliedes — ſpielte das himmliſch ſchöne Clavier-Concert von Mozart, B-dur. Aloys Schmitt legte die letzte Hand an dieſes talentvollen Mädchens muſikaliſche Bildung, deren Fundament aber Herr Luppus gründete, der als wackerer Lehrer bekannt, bereits viel Clavierſpielerinnen herangeſchult hat. Dem. Elsner ſchien ganz die Sprache zu verſtehen, die aus dieſem Concerte redet. Eine tragi-komiſche Bewunderung ergreift mich deßwegen ſtets, wenn ich das zarte Geſchlecht ſich an die Schreckniſſe der neuern Clavier-Gargarogen verſuchen ſehe. Halb Grazie, halb Amazone erſcheint in ſinnverwirrender Doppelgeſtalt mir oft eine ſolche die Taſten geißelnde Heroin, die in ſolchem Moment mehr der Helm wie die Roſe ſchmücken ſollte. So ergriff mich immer ein unwillkührlicher Schauer, der ſich mit dem Entzücken über das Spiel der berühmten Belleville miſchte. So that mir's heute doppelt wohl, Dem. Elsner in den Schönheitsſchranken bleiben, und die ganze Sprache einer zärtlichen Eingebung in Mozart's Tönen aushauchen zu hören. Die beiden Cadenzen von Schmitt dazu componirt, bewähreten des Meiſters Intelligenz und der Schülerin richtige Auffaſſungsgabe durch brillanten Mechanismus entwickelt. Die discrete Begleitung war zu loben. Beethovens Septett, Lieder von Mendelſohn und die Ouverture Idomeneo's reihten ſich würdig zu dem Ganzen dieſes Abends. V.

⁂ Pariſer Theater. — Im Palais-Royal gab man ein neues zweiaktiges Vaudeville von St. Georges und Leuven „Leona;“ die Intrigue dreht ſich um die barocke Idee der Heldin, welche ihren Geliebten, einen jungen Künſtler aus Paris, von dem Dolche eines bezahlten Banditen verwunden läßt, um ihn zu pflegen, zu heilen und an ſich zu feſſeln. Madame Dupuis ſpielte die indelikate Titelrolle mit ſolcher Feinheit und Liebenswürdigkeit, daß auch das Stück vor dem Publikum Gnade fand. — Die Opéra comique brachte als Novität auch eine Banditengeſchichte, Gaſparo, von Vanderburck, und Deforges, Muſik von Rifaut. Auch hier leitet ein undelikates Weib die Intrigue. Gaſparo wird von ſeiner Geliebten aus Eiferſucht an den franzöſiſchen General Championnet verrathen, der ihn jedoch begnadigt und zum Soldaten macht. — Im Ambigu-comique gefällt gegenwärtig die militäriſche Poſſe: „1814, ou: le Pensionnat de Montereau,“ eine Variation der 7 Mädchen in Uniform. Die Verfaſſer ſind Cormon und A. d'Ennery. — In der Porte Saint-Antoine gefallen die neuen Vaudeville: „Plus de Loterie“ und „le bonnet de police.“ — Die Porte-Saint Martin ſpekulirt fortwährend auf die Beduinen. Die Beduinen ſind nun einmal an der Tagesordnung; die Poeten müſſen Stücke für ſie ſchreiben. Ein neues, für ſie zuſammengeſtelltes, hat den Titel: „L'enfant du désert.“ — Das Theater de la gâité brachte ein kleines weinerliches Stück der Herrn Duvert und Lauſanne „Elle n'est plus.“ — Das Theater des Variétés hat jetzt den bekannten Schauſpieler Fréderik Lemaitre gewonnen, der als Robert Macaire ſo viel Glück machte, er wird in dem Stück: „La mort de Robert-Macaire,“ von Achille Dartois, zuerſt auftreten. — Für die erſte Hälfte des Februars erwartet man die Aufführung von Meyerbeers Bartholomäusnacht. —

⁂ Im Verlauf des Jahres 1835 erſchienen in London 1400 neue Werke (mit Ausſchluß der neuen Auflagen, Broſchüren und Zeitſchriften), um 120 mehr, als 1834, — ferner 100 Kupferſtiche; — Frankreich producirte im verfloßnen Jahre 6700 Werke (in franzöſiſcher, deutſcher, engliſcher, ſpaniſcher, italiäniſcher, portugieſiſcher, lateiniſcher und griechiſcher Sprache), worunter 250 Werke über Muſik, und 1040 Kupferſtiche und Steindrücke.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller, — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 31. 1836.

Phönix.

Freitag, 5. Februar.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

11.

Oft zu verſpotten ſcheint das Schickſal unſern Plan,
Doch wir verſpotten es, es iſt uns unterthan.

Mit Liebe dacht' ich dein an einem ſtillen Abend,
Den Lebensabend malt' ich dir ſo ſtill und labend.

Du ſollteſt leben, bis ich meinen Sohn vermählte,
Und ein Urenkel noch ein Mährchen dir erzählte.

Das ſollte tröſten dich für jeglichen Verluſt,
Und blüh'n ſeh'n ſollteſt du noch einmal deine Luſt.

Am ſelben Abende, mir ungeahnet, fern,
Biſt du gegangen, abgerufen von dem Herrn.

Ward von dem Schlage ſo der Lebensbaum vernichtet?
So wenig nichtig iſt, was Liebe je gedichtet.

In einem Augenblick hab' ich ein langes Leben
Mit dir gelebt, und kann der Gruft dich ruhig geben.

12.

Die Mutter haſt du mir, den Vater noch vorab,
Die Schweſter zwiſchenein geleitet all' zu Grab.

Den allen wareſt du nicht Arzt allein des Leibes,
Ein Seelentroſt und Freund; das ſei auch mir und bleib' es.

Nenn' ich dich Äskulap? ich nenne rüſtig heiter
Dich Hermes mit dem Stab, den Seelenheimgeleiter.

Du legeſt ja nicht auf, erhebeſt nur den Zoll,
Und hilfſt gewiſſenhaft ſterben, was ſterben ſoll.

Ihr Ärzte ſeid einmal verordnet uns zu Mördern;
Heil denen, die geſchickt und freundlich uns befördern.

13.

Weil ich kein Weltkind bin, nicht habe Weltverſtand,
Der rechte Sinn mir fehlt für Weltbetrieb und Tand;
Scheint jeder auf der Welt berufen mit Behagen
Von Weltgut läſtigem mir etwas abzujagen.
Doch fühlt kein Freund ſich aufgelegt, von unbequemen
Geſchäften weltlichen mir auch was abzunehmen.

14.

Soviel hab' ich gelernt: ich darf auf gar nichts zählen;
Worauf ich zählte, das gerade wird mir fehlen.

Gezähltes wird nicht mehr, gezähltes Gut wird minder;
Ja Wolf und Löwe frißt gezählte Schaf' und Rinder.

Gezähltes wird nicht mehr; je mehr der Geiz'ge zählt
Wie viel er hat, je mehr meint er, daß ihm noch fehlt.

Drum zähle nicht, die Gott gezählet hat, die Zahl
Der Haare deines Haupts; wer ſie erſt zählt, wird kahl.

Zähl' deine Freuden nicht! es möchte dir hienieden
Bedünken, wenige nur ſeien dir beſchieden.

Doch deine Leiden, wenn du ſie willſt zahllos meinen,
Zähle ſie nur, damit ſie dir gering erſcheinen.

Wie manchmal mit Bedacht die Rechnung wird gemacht,
Die Rechnung iſt am End' ohne den Wirth gemacht.

Die Summe willſt du ziehn, und machſt ſchon deinen Strich,
Da macht das Schickſal durch die Rechnung einen Strich.

Mit goldnen Gülden glaubſt du dich bezahlt, die blechnen
Erkenneſt du zu ſpät, die Pfennige bei'm Rechnen.

15.

Kein Schaden kann dich je betreffen in der Nacht,
Den nicht zu Nutzen ſich gemeine Habgier macht.

Wo ſie nur eine Leich' erwittern in dem Hauſe,
Da ſammeln alſogleich die Raben ſich zum Schmauſe.

Erleichtern wollen ſie dir recht die Weltentſchlagung;
Doch den Brahmanen ziemt gemäßigte Entſagung:

Nur die Begierden, nicht die Kleider auszuziehn,
Weil ich noch nicht gereift zum nackten Büßer bin.

16.

Du mußt zuviel nur von den Freunden nicht verlangen,
Sie mögen gerne Dank für Weniges erlangen.

Nicht helfen wollen ſie, doch wollen ſie dir rathen;
Lohn' ihnen Gott, was ſie um Gotteswillen thaten.

17.

Es iſt ein wahres Wort: Wer glaubt, der wird betrogen;
Wer aber Keinem glaubt, hat ſich noch mehr entzogen.

Wenn Niemand ihn betrügt, wenn Niemand ihn beraubt;
Wie elend, wer ſich ſtets beraubt betrogen glaubt!

Die Verſchwörung der Damen.

(Fortſetzung.)

Mont-Louis legte die Hand an ſeine glühende Stirne, und der Gedanke an Adelaidens Lage fiel centnerſchwer auf ſein Herz; ſo plötzlich von dem Gipfel des geträumten Glücks herabgeſchmettert, vielleicht angeklagt, von unbarmherzigen, verworfenen Menſchen umgeben, mußte das zarte, hülfloſe Weſen dem Kummer erliegen. Dabei mußte Mont-Louis wegen der Aufträge, die er übernommen, ſich vor einem ſo ſchlauen, ſcharfſichtigen Mann wie Argenſon verbergen, auch überhaupt jede Berührung mit der Regierung vermeiden, und nach langem qualvollen Nachſinnen wurde ihm klar, daß er nur in Sceaux Beiſtand und Aufklärung finden könne.

Er ſchwang ſich wieder auf ſein Pferd und überließ ſich nun der ganzen Bitterkeit ſeiner getäuſchten Erwartungen und der ſchmerzlichen Sorge um das Geſchick der verlaſſenen Adelaide.

Mont-Louis erblickte ſchon ziemlich nahe den reizenden Pallaſt von Sceaux, der eben von den Strahlen der ſinkenden Sonne vergoldet wurde, als ein ſeltſames Schauſpiel ihn bewog, anzuhalten. Zwei Damen in der Kleidung, welche man damals Amazonentracht nannte, die aber nur eine wunderlich verzierte Abart des ſteifen Hofkoſtüms war, ſtiegen aus ihren mit großen Wappenſchildern prunkenden Karroſſen, und gingen, jede eine Piſtole in der Hand, langſam abgemeſſenen Schrittes auf einander los. Die Kutſcher und Vorreiter waren abgeſtiegen; etliche Pagen des Regenten, die zufällig des Weges kamen, ſprangen von ihren Pferden, andere Vorübergehende blieben ſtehen, aber nichts ſtörte den Ernſt der Damen, die ſich wüthende Blicke zuwarfen. — „Was ſoll es denn hier geben?“ fragte ein Page den Marquis. — „Man ſollte meinen, ein Duell,“ verſetzte Mont-Louis. „Wer ſind denn die Damen?“ — „Die jüngere und hübſchere Heldin,“ ſagte der Page, „iſt die Marquiſe von Neſle, die aber doch auch ſchon ziemlich große Töchter hat, die ältere iſt Frau von Polignac; ſie ſehen zornig genug aus, aber es wird doch nur Spaß bleiben.“

Die Amazonen waren ſich unterdeſſen näher gekommen, und verbeugten ſich würdevoll unter dem lauten Gelächter der immer zahlreichern Zuſchauer, die an keine Gefahr dachten; aber plötzlich drückten ſie los und die Marquiſe von Neſle ſtürzte nieder. — „Das Ding wird Ernſt!“ riefen die Pagen und eilten der Verwundeten zu Hülfe, während Frau von Polignac die Beſiegte triumphirend anſtarrte und laut im Tone der franzöſiſchen Tragödie ausrief: „Das gehörte dir und wird dich künftig lehren, eine Frau wie mich verdrängen zu wollen; wäre nur auch der Verräther hier, ich würde ihm das Gehirn zerſchmettern und ſein Herz verſchlingen!“ — Die Pagen klatſchten Beifall. „So herrlich,“ verſicherte einer, „kann nur Corneille's Kleopatra toben, Madame zeigt viel tragiſches Talent, doch ſollte ſie Mitleid und Großmuth zeigen.“ — „Schweig', junger Thor, ich bedarf keiner Lehren,“ verſetzte die Siegerin und ſtieg gravitätiſch in ihre Kutſche. *)

Mont-Louis ſuchte nun der armen Marquiſe von Neſle Beiſtand zu leiſten, und entdeckte bald, daß nur der Schrecken über die Exploſion ſie niedergeworfen habe; denn das Blut ſtrömte bloß aus einer leichten Wunde an der Schulter. Sie blickte erſt etwas verſtört um ſich, doch bald erwachte ihr früherer Heldenmuth und ſie pries in gewählten Worten ihr Geſchick, das ihr doch in der Hauptſache den Sieg über ihre Feindin verliehen. Die neugierigen Pagen erriethen, daß von einem Liebhaber die Rede ſei, beſtürmten die Dame mit Fragen, und ſie antwortete lebhaft: „Ja, er iſt es werth, daß noch edleres Blut um ihn vergoſſen werde.“ — Mont-Louis hatte Neſſeln zwiſchen Steinen zerquetſcht und brachte eben mitleidig den Verband, als die wunderlichen Beichtväter nach dem Namen des Geliebten forſchten und die Marquiſe feurig erwiederte: „Ich bin bereit, ihm mein Leben zu opfern; alle Frauen ſtellen ihm Netze, aber der Beweis meiner Liebe, den ich ihm heute gegeben, wird ihn unauflöslich an mich feſſeln. Es iſt der Herzog von Richelieu, der liebenswürdigſte Mann des Hofes, der Sohn des Mars und der Venus.“ — Die Pagen erſtickten faſt vor Lachen, und wäre Mont-Louis nicht in ſo trüber Stimmung geweſen, würde er wohl ihrem Beiſpiel gefolgt ſein. Er half die Dame in den Wagen heben, während einer der Pagen fortgaloppirend laut ſeinen Kameraden zurief: „Niemand ſoll mir den Vorſprung abgewinnen, ich muß mit der ergötzlichen Kunde dem Herzog-Regent zum Deſſert aufwarten!“ — „Die Geſchichte wird Monſeigneur beſſer behagen, als ſeiner ſchönen Prinzeſſin Tochter,“ antworteten die Zurückbleibenden.

Die Dämmerung war hereingebrochen, als Mont-Louis an den Thoren des Schloſſes ankam, die zum gaſtlichen Empfang weit geöffnet ſtanden. Durch die hohen Fenſter ſchimmerte ſchon Lichterglanz, ſonderbare, wildrauſchende, muſikaliſche Klänge ſchallten heraus, und der Hof war voll Menſchen und Equipagen. Ein Reitknecht nahm dem Marquis, den er für einen der geladenen Gäſte halten mochte, ſein Pferd ab, und die herandrängende Menge ſchob ihn mit ſich fort, ohne daß er einen anmeldenden Diener gewahren konnte.

Der Herzog von Maine, der in Sceaux reſidirte, Ludwig's des Vierzehnten geliebteſter natürlicher Sohn von der Monteſpan, hatte ſeine Laufbahn mit dem Verrath ſeiner Mutter begonnen, gegen die er ſich mit der ſchlauen Maintenon, ſeiner Erzieherin, vereinigte, und der Preis war die höchſte Gunſt, Reichthum, der Rang eines Prinzen vom Geblüt, Titel und Ehrenſtellen, aber bei der zahlreichen rechtmäßigen Nachkommenſchaft Ludwig's konnte von der Krone keine Rede ſein. Doch als dieſe bis auf ein ſchwaches kränkliches Kind und den König von Spanien ausſtarb, da lockte den Herzog und ſeine Gönnerin die Möglichkeit

---

*) Vergl. Memoires de Richelieu, Tome second.

des Erfolgs, und alle Triebfedern der Intrigue wurden aufgeboten, dies hohe Ziel oder wenigſtens die Regentſchaft zu erreichen, obgleich der Herzog weder bei dem Volke noch bei den Großen ſich beliebt zu machen wußte. Er war höflich, aber kalt, von gränzenloſem Egoismus, und doch ſelbſt in ſeinen eigenen Angelegenheiten nachläſſig, jeder Anſtrengung abgeneigt, und es ſchien, als ob in ſeinen trüben abgeſpannten Zügen die Vorboten der Krankheit ſich ausſprachen, an der er ſpäter auf ſchaudervolle Weiſe, ganz von Geſchwüren verzehrt, ſein Leben endigte. Jetzt war er nicht mehr allein der Maintenon ergeben, ſondern der Sclave ſeiner Gemahlin, einer Prinzeſſin aus dem Hauſe Condé, die von ihrem Großvater den Heldenmuth und von ihrer Großmutter, der berühmten Anna von Gonzaga, die Staatsklugheit geerbt zu haben glaubte, aber nur die Anſprüche auf beides beſaß, und dabei jene unruhige Beweglichkeit des Ehrgeizes ohne kluge Berechnung, jenen Trieb ſich geltend zu machen mit unvorſichtigem Ungeſtüm, der nie zum Ziele führt. So behaupteten die Anhänger des Regenten, daß ſie ihren armen Gemahl, als er aus der Parlamentsſitzung kam, wo er ſeine Vorrechte und Ludwig's Teſtament umſtoßen ließ, mit Ohrfeigen empfangen habe. Wie man ſie zwang, die Zimmer in Verſailles abzugeben, welche ſie bei Lebzeiten des alten Königs bewohnte, zertrümmerte ſie mit eignen zarten Händen alle Spiegel und Kronleuchter. Aber wenn dieſe Wuthanfälle vorüber waren, erſchien ſie oft unterhaltend, heiter und geiſtreich, wenn auch etwas plauderhaft. Sie beſaß oberflächliche Kenntniſſe, zeigte ſich freigebig und wohlwollend gegen Künſtler und Dichter, wofür dieſe ihr den Namen der liebenswürdigſten Frau ihrer Zeit beilegten, und gab häufig glänzende Schauſpiele, wodurch ſie die Zahl ihrer Anhänger vermehrte; doch trugen dieſe Feſte das Gepräge ihres ſchlechten Geſchmacks und ihrer ungezügelten Phantaſie, ſo daß der verſtorbene König, dieſes Muſter würdiger Repräſentation, oft darüber geſpottet hatte, beſonders über ihre ſogenannten großen Nächte, deren eine wahrſcheinlich heute gefeiert wurde, denn der Tumult und die Verwirrung überſtiegen alle Gränzen.

(Fortſetzung folgt.)

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

I. Die klaſſiſche Schule von 1791 — 1817.

Die beſte Einleitung zur Darſtellung der verſchiedenen Schulen der neueren, franzöſiſchen Malerei, wären offenbar allgemeine Betrachtungen über die ältere, franzöſiſche Malerſchule und die von ihr befolgten Grundſätze. Da indeß eine Deduktion der Art leicht zu weit und ſogar zu Mißverſtändniſſen führen könnte, und da überhaupt die modernen Maler ihre Grundſätze und Anſichten der Kunſt wenig auf das Beiſpiel ihrer Vorgänger gründen, auch nicht die Abſicht ausdrücken, zu dem Style dieſer alten Schule zurückzukehren, ſo mögen alle Vorbemerkungen unterbleiben, und es mag genügen, das, was an neuern Kunſtbeſtrebungen ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts vorhanden iſt, zu verſtehen und zu würdigen. Um der franzöſiſchen Malerei in ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit den gehörigen Rang anzuweiſen, iſt die Anſchauung der maleriſchen Kunſtwerke das erſte Erforderniß; ſowie überhaupt die Theorie der Kunſt nie von der Anſchauung getrennt werden darf, ohne unvermeidlich in Willkührlichkeiten und Allgemeinheiten zu gerathen. Freilich iſt die Anſchauung der Werke, antiker ſowohl als moderner Piktur, nie ganz ſyſtematiſch und vollſtändig; doch iſt der Körper der neuern, franzöſiſchen Malerei nicht ſo ſehr zerriſſen und zerſtreut, da die beiden Muſeen des Louvre und des Luxemburg, für die Aufſtellung und Aufbewahrung der Werke verſtorbener und noch lebender Künſtler beſtimmt, die meiſten Strahlen des franzöſiſchen Kunſtgeiſtes gleichſam in einen Brennpunkt vereinigen, ſo daß die Einheit unſerer Anſicht über die Denkmale der neuern franzöſiſchen Malerkunſt durch das Unvollſtändige der Anſchauung weniger beeinträchtigt wird, als es ſonſt wohl bei Beurtheilung fremder Malerſchulen der Fall ſein könnte.

Nach den Meiſterwerken der ältern Schule eines Pouſſin, Le Sueur, Le Brun, welche im 17ten Jahrhundert durch den Glanz ihres Namens Frankreich verherrlichten, gerieth der reine, edle Geſchmack in der Kunſt, bald auf ſeltſame Abwege. Die Künſtler verließen die gute Bahn und das Studium der großen, italiäniſchen Meiſter und fielen entweder in theatraliſche Übertreibung oder in verſchrobene Manieren. Unter Ludwig XV. verdrängte die Paſtellmalerei und der Geſchmack an Cameengemälden jedes ernſte Beſtreben in der Kunſt; Watteau und Conſ. feierten mit ihren affektirten Darſtellungen den höchſten Triumph. Vergebens ſuchte Vanloo den ſinkenden Kunſtſinn neu zu beleben; Huet und Boucher *) ließen ihm den Rang ab und führten bald den völligen Verfall der Kunſt herbei, indem ſie dieſelbe nur übten, um den galanten Damen des verdorbenen, geiſtreichen Hofes und den mit den ſchwülſtigen Redensarten der encyklopädiſchen Schule prunkenden Großen zu ſchmeicheln oder in ihren Darſtellungen der gemeinſten Sinnlichkeit und Unſittlichkeit zu fröhnen. So geſchah es, daß die Natoire, Pierre, Doyen und andere zu ihrer Zeit ganz erkleckliche Künſtler von dem aufmunternden Beifall des Hofes und der Hauptſtadt in ihrem Thun und Treiben beſtärkt, die Folgen eines Syſtems falſcher Größe und Verſchrobenheit bis auf die äußerſte Spitze trieben und endlich, von Verfall zu Verfall, bis auf den Punkt gelangten, wo ſie jedes Studium der Natur und Wahrheit verachteten und ſelbſt das Studium der griechiſchen Antiken lächerlich machten. Die künſtleriſchen Schnurrpfeifereien kamen ſo ſehr in Vogue und entſprachen dergeſtalt dem damaligen Zeitgeſchmack, daß Vien (geb. 1715 zu Montpellier), deſſen Werke von denen ſeiner Vorgänger doch nur unmerklich verſchieden waren, in den Jahren von 1778 — 1781 als Verbeſſerer des Kunſtgeſchmacks und als Wiederherſteller einer neuen franzöſiſchen Malerſchule geehrt und gefeiert wurde. Vien war aber der Lehrmeiſter eines Malers, welcher allerdings die Strömung der Kunſt in ein neues Flußbett leitete und

---

*) Boucher geb. 1704, geſt. 1770.

Stifter einer neuen Schule ward. Dieſer Maler war Jacques Louis David, geb. zu Paris 1760. In den erſten Arbeiten dieſes Meiſters erkennt man an der ſteifen, conventionellen Färbung, an der wunderlichen Koſtümirung und an der unſichern Zeichnung noch deutlich den anfänglichen Unterricht, wovon er ſich jedoch bald befreite, um ſeinen eigenen Eingebungen zu folgen. Als junges, aufkeimendes Talent war David nahe daran, dem zu ſeiner Zeit herrſchenden Syſteme der Fürſprechungen und Privilegien als Opfer zu fallen; welche Erfahrung auf die Beſtimmung ſeines Pinſels entſcheidend einwirkte. Er hatte ſich nämlich mehrmals um die Aufnahme in die franzöſiſche Akademie zu Rom beworben, war aber immer, trotz ſeiner unläugbaren Vorzüge, abgewieſen worden, weil es ihm an mächtigen Gönnern fehlte. In ſeinen beſten Hoffnungen getäuſcht und in ſeiner künſtleriſchen Ausbildung gehemmt, faßte er den verzweifelten Entſchluß, den Hungertod zu ſterben, um jene Profeſſoren der Akademie für ihre Ungerechtigkeit zu beſtrafen und ihnen den Stachel des Gewiſſensbiſſes in der Bruſt zurückzulaſſen. Die Stimme eines Freundes, Namens Sedaine, vermochte ihn von dieſem ſchrecklichen Vorhaben abwendig zu machen, auf deſſen Ausführung er in der That ernſtlich bedacht geweſen war, da er ſeit einigen Tagen ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen und keine Nahrung zu ſich genommen hatte. Auf die freundliche und zugleich eindringliche Zuſprache ſeines Freundes ermannte ſich der Jüngling, faßte neuen Muth, überwand die erſten Hinderniſſe, ging nach Rom 1774 und wurde ſo der große Hiſtorienmaler, wie wir ihn ſeither kennen gelernt haben. — Sein ſchönes Talent für dieſe Gattung der Malerei entwickelte ſich bald in ſeinem ganzen Umfange. Nach Paris zurückgekehrt, fanden ſeine Arbeiten vielfache Anerkennung und Ludwig XVI. trug ihm auf, eine Scene aus den Horatiern des Corneille zu entwerfen, welche er im Jahr 1784 zu Rom ausführte. (F. f.)

Lebensfragen der Literatur.

Dem Gerüchte, als beabſichtige man in der Hauptſtadt Preußens, — um dem angeblich anarchiſchen Zuſtand der deutſchen Literatur abzuhelfen, der Akademie der Wiſſenſchaften eine Klaſſe anzufügen, welche für Deutſchland werden möchte, was die Académie Française zu Paris, — iſt in der Augsburger allgemeinen Zeitung gleich das andere Gerücht entgegengeſtellt worden: „Fürſt Metternich beabſichtige ſeit vielen Jahren die Errichtung einer deutſchen Akademie, welche eine Einigung des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Wiſſenſchaft darſtellen und die Zierden des gemeinſamen Vaterlandes in ſich vereinigen ſoll.“ Die Errichtung einer ſolchen zeitgemäß conſtituirten Akademie auf einem Indifferenzpunkte zwiſchen Nord- und Süd-Deutſchland, etwa zu Dresden, Leipzig oder Frankfurt a. M., könnte allerdings „zur Erhöhung und Kräftigung des deutſchen Bewußtſeins und der deutſchen Nationalität“ beitragen. Uebrigens müßte, damit ſolche Centralanſtalt den angegebenen Zweck erreichen könne, zugleich die freie geiſtige Bewegung in dem geſammten Umkreis möglichſt geſichert und begünſtigt werden, wozu vor Allem erforderlich wäre, daß die periodiſche Literatur, welche die Zeitblätter aller Art befaßt, in der Bedeutung anerkannt und behandelt würde, welche ihr in England und Frankreich dadurch zugeſtanden, daß die Höchſtgebildeten und Höchſtgeſtellten in der Nation an dem allgemeinen, öffentlichen Geſpräche thätigen Antheil zu nehmen nicht unter ihrer Würde erachten. Die Publizität iſt nun einmal eine nicht blos Europäiſche, ſondern eine Weltmacht geworden; ſie will nun auch als ſolche geehrt werden, was nicht anders geſchehen kann, als dadurch, daß ihr jetzt noch blos elementariſches Wirken in ein organiſches, daß die bloße Thatſache in eine freie, überlegte That verwandelt werde. —

Zu dieſer Umwandlung würde aber vor Allem gehören, daß ein Plan zur Ausführung gebracht würde, wie er, dem Vernehmen nach,*) vom Geh. Reg.-Rath v. Rehfues ausgearbeitet ſein ſoll. Dieſem Plane nach „ſollten die Cenſuranſtalten den Staat gegen die Literatur, und die Wiſſenſchaften gegen die religiöſen und politiſchen Verfinſterungsverſuche aller Art ſicher ſtellen; aber ſie ſollten auch den Schriftſtellern Schutz gegen die Willkührlichkeiten und Launen der Cenſoren und die Herrenloſigkeit des geiſtigen Eigenthums gewähren... Die Cenſur ſollte durch die, den Literaturfächern verwandten Landescollegien ausgeübt, der Akademie und den Univerſitäten wieder zurückgegeben und die Cenſurgebühren ganz aufgehoben werden.“ A.

Bei dieſer Gelegenheit glaubt Schreiber dieſes an dasjenige erinnern zu dürfen, was er im Vorwort zu einer im vor. J. herausgegebenen Schrift**) zu bemerken ſich veranlaßt gefunden. Hier heißt es nämlich S. XIX: „Iſt, wie mit Erlaubniß der heſſ. darmſt. Cenſurbehörde (in der Allg. Kirch. Ztg.) zu behaupten geſtattet worden, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Worte des Gläubigen, beſonders durch „die von Seiten der Staatsregierungen dagegen genommenen Maßregeln“ hingelenkt worden, und „die Abhaltung ſolches Buches durch Erlaſſung eines unbedingten Verbotes“ nicht mit Erfolg zu bewirken, — wird aber eine ſolche Schrift nur noch gefährlicher, wenn nur ſolche Beurtheilungen zum Druck gelaſſen werden, die wider Vernunft und Recht und chriſtliche Liebe nur verdammen und verwünſchen, und hierdurch dem Angeklagten ein Märtyrthum bereiten, — dann möchte es wohl gerathen ſein, auf ein anderes Verfahren Bedacht zu nehmen, durch welches den Nachtheilen, die aus Verbreitung ſolcher Schrift erwachſen können, vorgebeugt würde. Erwägt man nun, daß eine Schrift überhaupt genommen nur dadurch gefährlich werden kann, daß, wenn bereits ein großes Leſebedürfniß vorhanden iſt, die Leſer nicht — hinlänglich mit Wahrheiten verſehen ſind, mittelſt welcher ſie die vorgetragenen Irrthümer als ſolche zu erkennen und abzuwehren vermöchten, dann ſehen wir nur ein Mittel, durch welches auf zeitgemäße Weiſe eine ſolche Schrift unſchädlich gemacht werden könnte. Dieſes Mittel beſtünde darin: 1. daß von Seiten der Staatsregierung Preiſe ausgeſetzt würden, ſowohl für die gediegenſten wiſſenſchaftlichen Kritiken als für die beſten populären Gegenſchriften; 2. daß — auf jeder der ausgezeichnetеſten Univerſitäten, — ſämmtliche Lehrer aus ihrer Mitte ein Gericht erwählten, welches nach beſtimmter Friſt über die aus ſeinem Bereich ihm zugeſendeten Schriften ihr Urtheil abzugeben hätten; endlich 3. daß entweder auf Staatskoſten, — es gilt ja Belehrung der Lehrbedürftigen, — oder, wo bereits Vereine zur Verbreitung guter Bücher beſtehen, von dieſen die gekrönten Schriften entweder gratis oder zu ſehr geringen Preiſen verbreitet würden, — wobei es denn den Verfaſſern der nicht gekrönten Schriften geſtattet werden könnte, durch Bekanntmachung derſelben von jenen Gerichten an das geſammte Publikum zu appelliren.“ —

Käme dieſer Vorſchlag zur Ausführung, dann würde eben damit auch die Erörterung der Frage überflüſſig, ob das, in mehreren Staaten beſtehende Geſetz, wonach ein Beamter nur Kraft gerichtlichen Urtheils ſeines Amtes entſetzt werden kann, nicht auch auf den Schriftſteller ausgedehnt werden müßte, da dieſer, wie jener ein öffentliches Amt bekleidet, zu welchem er ebenwohl ſich oft nur durch Aufopferung aller anderen Subſiſtenzmittel befähigen konnte. — J. W. C.

---

*) S. Frankfurter Journal v. 1. d. M.

**) Zur Beurtheilung des Buches der poln. Pilgr., der Worte eines Gläubigen u. ſ. w. von J. W. Carové.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 32. 1836.

Phönix.

Samſtag, 6. Februar.

Blicke in Friedrich Rückert.

(Geſammelte Gedichte. 2te Auflage. Erlangen. Heyder 1836.)

Beſchwert euch nicht über die Lauheit und Theilnahmsloſigkeit der Nation gegen die Lyrik, ihr deutſche Poeten, die ihr, von den Comitien in eure engen Stuben zurückgedrängt, gedrückt von Jochen und Sorgen, den Selbzweck der Poeſie immer ferner und ferner aus den Augen verliert. — Die Nation hat noch dieſelbe Empfänglichkeit für das wahrhaft Schöne und Bleibende, mit welcher ſie damals ihrem Schiller zujauchzte. Der Beweis, daß die Theilnahme an der ächten Poeſie im deutſchen Volke noch nicht erſtorben iſt, ſtellt ſich in der ſeit einem Jahre ſchon nöthig gewordenen zweiten Auflage von Friedrich Rückerts geſammelten Gedichten dar, — und ein Beweis dafür, daß die deutſche Poeſie noch nicht geſtorben iſt, daß ſie in ewiger Jugend fortlebt und fortleben wird, ſind eben dieſe Gedichte ſelbſt.

Wenn die Literatur zum Schlachtfeld wird, wenn die Gedanken, ſonſt zu Kämpfern und Siegern bei pythiſchen Spielen beſtimmt, faſt wie Schergen einander gegenübergeſtellt werden, wenn das unveräußerliche, göttliche Theil des Menſchen: das Wort zum Dolche wird, und allerorten ein müßig lauernder Pöbel jubelt und klatſcht, je größer die Verwirrung der Ideen, je allgemeiner die Vernichtung der geiſtigen Freiheit wird, — dann ſehnt ſich das Herz des Edlen um ſo inbrünſtiger nach der weltverſöhnenden, erſtgebornen, jungfräulichen Tochter der Liebe, nach der Poeſie. Und das iſt das Große der Poeſie, daß ſie, alle Herzen durchſonnend, des *Fluchs* nicht bedürfend, das Gemeine durch den *Segen* tödtet, den ihr Hauch weckt, reift und hundertfältig ausbreitet. Durch immer neues *Beleben* tödtet ſie den Tod. Unter ihrem Finger wird jener alte Ahriman, die chaotiſche, lichtfeindliche Materie ſelbſt, geläutert zur Harmonie, gezwungen zur Schönheit, den Triumph der Liebe mit zu feiern. Bedauernswerth, wer nur — berühmt werden will! Bedauernswerth, wer ſich auf die Schultern der Mode ſchwingt, um geſehen zu werden! Der nächſte beſte Kärrner ſtößt ungeſchickt an die thönernen Beine des Popanzes, der ſich mitten in's Volksgewühl hinpflanzte. Die Bilder der Götter aber ſtehen im innern Heiligthum des Tempels und bleiben.

Wie überhaupt die deutſche Lyrik in weiteſter Ausdehnung und in tiefſter Tiefe den unerſchöpflichen Reichthum des deutſchen Gemüthes bewahrt und dargeſtellt, ſo tritt in Rückert die menſchheitliche Univerſalität der deutſchen Lyrik auf's Eigenthümlichſte und Beſtimmteſte zur Anſchauung hervor. Um dieſen Charakter aber in ſeiner Ganzheit aufzufaſſen und zu überblicken, iſt es nöthig, die Elemente deſſelben hervor zu heben. Der erſte Eindruck, den ſeine Dichtungen auf jeden hervorbringen, iſt ein allgemeiner und bleibender, — der der *Tauſendlebigkeit*. Dieſer Eindruck führt zur Sichtung der Elemente, aus denen jener harmoniſche Charakter gebaut iſt.

Das belebende Urfeuer in demſelben iſt die *Gottdurchdrungenheit* der Welt für den Dichter und des Dichters für die Welt. Wenn es nicht den Anſchein hätte, als haſche man nach Paradoxen, ſo könnte man annäherungsweiſe dieſe innere Weſenheit noch am nächſten als Mono-Pantheismus bezeichnen. Nämlich es findet ſich bei ihm die Einheit göttlicher Weltordnung in *tauſend* Geſtalten criſtalliſch glänzend, duftend blühend, organiſch bewegend, hauchend lebend, und *jedes* Leben iſt ein *ganzes*, ein ſelbſtſtändiges freies, und *keines* doch ein blos *einzelnes*, *jedes* gehalten und getragen durch Liebe, — *alle* zuſammenhängend als goldne Kette, die der Eine Urewige geſchlungen.

Daraus ergibt ſich das zweite Element, das menſchheitliche. Denn die Aufgabe des Dichters iſt, das Göttliche im Menſchen zu offenbaren. Und das wird erreicht, wenn alles, was außer dem Menſchen iſt, in die Verwandtſchaft des Menſchen hineingezogen, freilich gedacht wird. Der Dichter läutert den Inſtinkt zur Sympathie, er organiſirt aus dem Stoff der Sympathie das Bewußtſein, und das Bewußtſein hebt er als Freiheit und Würde empor. Dadurch allein wird zu erreichen möglich, was die Poeſie erreichen muß: den Zufall aus der Welt hinaus zu bannen, die Erſcheinung als Handlung zu conſtruiren, das bloße Sein als — Leben, mit Pflichten als Leiden und Freuden, als unſterbliches. Zwiſchen dem Glauben an Gott, und den an Unſterblichkeit beſteht die innigſte Wechſelwirkung, der zweite iſt der Ausfluß des erſten und führt uns zum erſten zurück. Wie nun durch den Augenzauber der Poeſie jedes Einzelleben in der Natur menſchliche Formen, menſchliches Antlitz gewinnt, ſo verſchwinden durch ihn aus den Phyſiognomien der Nationen die klimatiſchen, die politiſchen, die hiſtoriſchen Stigmen, die Völker werden aus todten Maſſen zu lebendigen Individuen, die Länderſcheiden gleichen ſich aus, und du erkennſt in dem Menſchen des fernſten Oſten wie in dem der äußerſten Weſten den göttlichen Punkt, der in dir ſelber glüht und leuchtet. Der Perſer, der Sineſe, der Beduine ſprechen dieſelbe Sprache wie du; denn die Sprache der Poeſie iſt nur eine, die des Herzens, darum iſt „Weltpoeſie Weltverſöhnung.“ Und es iſt für die Ehre deutſchen Namens nicht gering anzuſchlagen, daß ein deutſcher Mund ſie am lauterſten ſpricht.

Das dritte Element aber iſt die Unerſchöpflichkeit der zeugenden Kraft. Rückert reproducirt ſich ſelbſt in jeder Phaſe des Natur- und Weltlebens. Hier hört die Kunſt des Zergliederers auf, hier liegt das große X, über welches der Phyſiker nicht hinaus kann. Es iſt nicht die Reproductionskraft der Bilder, ſondern des ganzen Menſchen, der mit jeder jungen Knoſpe wieder jung wird, und in jeder neuen Jugend die neugebornen Anſchauungen reicher entfaltet, ausreift und zur Frucht bringt. Das iſt eine wunderbare Kraft: die Natur zu leben und ganz zu leben. Ihr findet bei Rückert nicht das kleinſte Gedicht, welches blos eine vage Empfindung ausdrückte, in jedem iſt die Empfindung zum Gefühl ausgebildet und das Gefühl wieder als Anſchauung ausgeprägt. Dieſe Kraft der Vollendung, aus welcher allein der didactiſche Geiſt zu erklären iſt, der über ſo vielen Rückert'ſchen Gedichten ſchwebt, iſt das vierte Element ſeiner Poeſie.

Wo eine innere Harmonie die Grundſtoffe zum Ganzen zuſammenhält, wird das Wort, das dieſem Innern entſtrömt, nichts anders als Melodie ſein können. Und ſo bei Rückert, welcher die muſikaliſchen Zauber der Sprache kennt und im vollen Maße anwendet. Dieſe weitaustönenden Halle und Nachhalle, dieſe impoſanten Wellenſchläge der Metren, dieſe Schwünge und Fälle des Reims aus dem Marmorbecken empor und in's Marmorbecken zurück, — ſie verkünden den Adel des Genius, der die Natur zur Kunſt hinanbildet. Denn jene Halle ſind urſprünglich als Naturklänge nachzuweiſen, welche der Dichter aus der Natur in ſich aufgenommen; aber das Echo der Felſenhöhle, der Wogenbraus des Meeres werden durch den Mund des Dichters zum Rythmus, welcher letztere deßhalb die Stoffe ſo hebt und bewegt, weil er nicht von außen hinein, ſondern aus ihnen heraus pulſirt. — — —

Die neue Auflage der Rückert'ſchen Gedichte, auf deren Erſcheinen das deutſche Volk ſchon ſeit einigen Monaten begierig harrte, iſt durch eine große Zahl von köſtlichen Geiſtesblüthen vermehrt, welche in der erſten Auflage fehlten; ſo durch viele kleinere Gedichte im Liebesfrühling, deren manche die erſten Nummern der Zeitung f. d. elegante Welt von dieſem Jahre ſchmückten, ferner durch zwei herrliche größere Gedichte: die treuen Blumen und die 3 Quellen (Terzinen) u. m. a.

Möchte der Dichter ſeiner Nation, die auf ihn ſtolz iſt als auf einen der keuſcheſten Namen der deutſchen Poeſie, bald auch eine Geſammt-Ausgabe ſeiner übrigen Werke ſpenden.

Die Verſchwörung der Damen.

(Fortſetzung.)

Bald befand ſich Mont-Louis in dem ungeheuern Saal, der kein Ende zu nehmen ſchien, weil man die Thüren der anſtoßenden Zimmerreihen ausgehoben und am Ende große Spiegel aufgehängt hatte. Der Hauptſaal ſtellte im düſtern Licht ſchwarzbehangener Kronleuchter den Tartarus, einen finſtern Wald mit ſchroffen Felſen und Abgründen, vor, durch welche der Höllenfluß ſeine dunkeln Wogen wälzte, und die Eumeniden mit flatterndem Schlangenhaar, hochgeſchwungenen Fackeln und Schlangengeißeln Wache hielten. Zu dieſen untergeordneten Rollen hatten ſich die Kammerjungfern der Herzogin, trotz ihrem Widerwillen, hergeben müſſen, und Mont-Louis hörte einen galanten Herrn zur ewig keuſchen Tiſiphone ſagen: „O, Mademoiſelle Margot! Sie ſind wahrlich eine reizende Furie.“ Worauf die Furie unwillig antwortete: „Morgen gehe ich aus dem Dienſt; ich will meine Familie nicht blamiren, ich ſtamme von honnetten, adlichen, chriſtlichen Eltern und ſchäme mich, hier ein heidniſches Scheuſal vorzuſtellen.“ — „Wollen Sie gleich Ihre Geißel ſchwingen, Mademoiſelle!“ rief Ixion, der eben vorüberſchritt, ſein Marterrad von Pappe noch leicht unter dem Arm tragend, „und danke dem Himmel, daß dir nicht, wie der beklagenswerthen Madelon, die Rolle des Cerberus zugefallen iſt; die arme Creatur muß bellen, heulen und beißen.“ — „Ew. Durchlaucht ſind immer artig und ſpaßhaft,“ verſetzte die honnette Eumenide, „aber wie uns vorhin der blinde Abbé Chaulieu ſehr gelehrt erklärte, müſſen Sie heute Abend einen unglücklichen heidniſchen Herrn vorſtellen, der eine Wolke ſtatt der Geliebten umarmte; das iſt nicht ſchicklich für den allbewunderten Herzog von Richelieu.“ — „Du wirſt mich hoffentlich dafür ſchadlos halten,“ antwortete Richelieu, die ſchwachwiderſtrebende Furie umfaſſend, während ein neuer Stoß den Marquis von dieſen fröhlichen Verdammten entfernte und in die Gegend drängte, wo Charon von den überfahrenden

Schatten den Obolus einſammelte. Hier ſtand von Lumpen umhüllt der Sohn des Erebus und der Nacht, und eine Unzahl tanzender Schatten, Orpheus mit der Leier, Theſeus, Agamemnon, Oreſt und Iphigenia umgaukelten ihn, und führten die ſchönſten franzöſiſchen Pas in der Unterwelt aus.

Nicht weit davon erhob ſich Pluto's prachtvoller Thron, auf dem er mit ſeinem zweizackigen Scepter ſaß, und neben ihm den verhängnißvollen Granatapfel in der ſchönen Hand, als reizende Proſerpina die Herzogin von Maine, welche ſich im Diamantenſchmuck, in der zweifelhaften Beleuchtung und durch alle Künſte der Toilette verſchönt, trotz ihrer vorgerückten Jahre blendend genug ausnahm. Sie allein unter den Mitſpielenden war ohne Maſke, und ſah dem drehenden Irion, dem jammernden Tantalus, den arbeitenden Parzen, den himmelſtürmenden Titanen und den Pirouetten und Sarabanden der Furien mit majeſtätiſcher Ruhe zu. Sie erſchien dem Nachdenkenden wirklich als die Gebieterin des Schattenreichs, da der Regent den legitimirten Prinzen außer ihren Reichthümern alle ihre Gewalt, alle ihre Vorrechte genommen hatte.

In das ganze Chaos hinein ertönte unaufhörlich eine klägliche, abſcheuliche Muſik in den hohen Tönen, welche damals die franzöſiſche Schule beſonders liebte, auch wurden in dem eigenthümlichen, quitſchenden Naſenton Loblieder auf die huldvolle Proſerpina abgeſungen, wozu Charon mit ſeinem Ruder den Takt ſchlug, aber die Hauptſache blieb doch immer der Tanz und die köſtlichen Erfriſchungen, welche ſich die Schatten trefflich ſchmecken ließen. Irion, den jetzt Mont-Louis wieder gewahrte, erleichterte ſich ſeine ſchwere Arbeit mit Champagner, und vertheilte ſeine Huldigungen ſo künſtlich, daß ſogar die alte Hekate mit ihren drei Köpfen, ihrer Schlangengeißel und ihrem Beil, einen Kuß erhielt. Mont-Louis fühlte ſich nicht an ſeinem Platz in dieſem Gewühl, und fand, daß das Ganze mehr geeignet ſei, Betäubung als Vergnügen zu verurſachen. Die Unordnung war ſo groß, daß ſich am Ende mehr Zuſchauer ohne Maſken, als geladene Gäſte dort zeigten, und Mont-Louis konnte ſich Proſerpinen nahen und ihr knieend ſeine Briefe überreichen.

Die Herzogin lächelte gnädig, ein neues Triolet zur Feier ihrer Schönheit und ihrer Talente erwartend, aber bei dem Anblick der Handſchrift wurde ſie ernſt, vergaß die Rolle der Königin der Unterwelt, ſtieg raſch vom Thron, ohne ihren gelangweilten Gemahl zu unterrichten, und fragte mit bewegter Stimme: „Sie kommen aus Spanien?“ — „Geruhen Euer Durchlaucht weiter zu leſen,“ antwortete Mont-Louis leiſe. — „Folgen Sie mir,“ ſprach die Herzogin, und hüpfte leicht über den flammenden Höllenfluß, ſtieß die ungeſchickte Lacheſis mit ihrer Spindel um, ſprang über Irion's Rad, flüſterte dem Todtenrichter Minos in's Ohr: „Verſammeln Sie die Vertrauten,“ und öffnete eine Tapetenthüre, die in ein Kabinet führte. Hier warf ſie ſich in einen Seſſel und begann ein langes Verhör mit Mont-Louis über die Gemüthsart und Stimmung der ſpaniſchen Königin, woraus deutlich hervorging, daß ſie nicht den leiſeſten Zweifel wegen dem Gelingen ihres Unternehmens, aber deſto mehr Beſorgniſſe in Beziehung auf die Zukunft hegte, da ſie das Übergewicht der jungen, ſchönen, gewandten Eliſabeth fürchtete. Sie wünſchte wohl, daß Philipp die Regentſchaft erhalte, aber Spanien nicht verlaſſe, und ihren Gemahl zu ſeinem Stellvertreter ernennen möge. Mont-Louis beſtärkte ſie in dieſer Hoffnung, da es ihm gar voreilig ſchien, ſchon jetzt über die Früchte des Siegs zu ſtreiten.

Endlich kam Minos, der ſeine Maſke abnahm, und das volle glänzende Antlitz, die in Fett faſt vergrabenen ſtieren Augen, und die ausdrucksloſe Phyſiognomie des Prinzen Cellamare zeigte, der damals ſpaniſcher Geſandte in Paris war, und das Haupttriebrad der Verſchwörung ſein ſollte. Er machte Jedermann die höflichſten Complimente, gab glänzende Gaſtmähler, ſparte kein Geld, und hielt ſich deswegen für einen Diplomaten wie Hugo Grotius. Er führte den alten Charon, den 80jährigen Dichter, den ganz blinden und halbtauben Abbé Chaulieu, der mit der Koketterie einer Tagesſchönheit die Lebhaftigkeit eines Jünglings verband, der noch den Burgunder, die Geſellſchaft, das Nachtſchwärmen liebte, den Damen Liebeserklärungen machte, und mit der ganzen Unverwüſtlichkeit eines alten Franzoſen am Rand des Grabes mit den Blumen des Lebens tändelte. Dann kam der erſte Präſident, der auch einen Schattenrichter geſpielt, der ritterliche Graf von Laval und der glühende Dichter La Grange-Chancel, der den Tantalus vorgeſtellt hatte. Mehrere folgten, zu viele, wollte es Mont-Louis dünken, aber die Herzogin ſagte, im Kreiſe umherſehend: „Der Herzog von Richelieu fehlt noch.“ — „Der galante Herzog iſt immer der Letzte,“ verſetzte der Präſident; „der junge Mann ſcheint mir zu flatterhaft für unſern Zweck.“ — „Der Herzog kann uns große Dienſte leiſten,“ erwiederte die Dame; „er iſt häufig im Palais-Royal, Jedermann kennt ſeine Schlauheit und die Leidenſchaft der Tochter des Regenten für ihn.“ — „Warum ſoll auch ein Verſchworner dem Vergnügen entſagen und wie ein Leichenbitter ausſehen?“ bemerkte der Abbé Chaulieu. — „Das Muſter in dieſem Fach, Catilina, umgab ſich mit Luſt und Scherz, um ſeine Pläne zu verſchleiern, und unſere gefeierte ſtaatskluge Herzogin folgt jenem Beiſpiel des Alterthums.“ — Die Herzogin ſchien verlegen über das zweideutige Compliment, und der Präſident murmelte: „Der Erfolg war auch ſchlecht genug bei jenem römiſchen Herrn.“ — Doch eben trat der erhitzte Richelieu oder Irion ein, und Alle nahmen in ihren ſeltſamen Coſtümen Platz, um über Frankreichs Wohlfahrt zu verhandeln.

(Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Die Ateliers von Horace Vernet, P. Delaroche und Guſtav Lepaulle.** — Das Haus dieſer zwei großen Maler iſt von dem feinſten Kunſtgeſchmack, und ihre Werkſtätten, vorzüglich die Paul Laroche's, ſind heilige Hallen, in welche nur eine kleine Zahl Auserwählter, die auf dieſe Vergünſtigung ſtolz ſein können, Zutritt hat. In der einen trifft man Horace Vernet, mit ſeinem ausdrucksvollen jugendlichen Kopfe, mit der Lebhaftigkeit eines Unterlieutenants, mit ſeinem durchdringenden munteren Blicke. Eine Weſte und weiße lange Hoſen, durch einen Gürtel feſtgehalten, bilden ſeinen Arbeits-Anzug. Ohne ſich von dem Geräuſche und der Bewegung um ihn der ſtören zu laſſen, arbeitet Horace Vernet eifrig an ſeinem angefangenen Gemälde fort und man iſt überraſcht, nicht über die Geſchwindigkeit, mit welcher er malt (denn er ſcheint langſam zu verfahren), ſondern über die zauberhafte Weiſe, wie ſich ſein Gemälde vergrößert und entwickelt — dadurch erklärlich, daß der berühmte Künſtler nie einen unnützen Pinſelſtrich macht und ſeine Hand ſo ſicher und ſein Auge ſo richtig iſt, daß er ſelten einen zweifelhaften Strich auszulöſchen braucht.

Tritt man in die Werkſtätte Paul Delaroche's, ſo thue man es ſtille und hüte ſich, dieſen Mann von kalter, ſchwermüthiger Phyſiognomie zu unterbrechen, wenn er vor einer Leinwand ſinnend ſteht oder von den wunderbaren gewaltigen Tönen einer ausdrucksvollen Orgel gefeſſelt ſcheint. Man halte ſich bei Seite und bald wird man eine bezaubernd ſchöne junge Frau zu ſehen bekommen, welche ihre Hand auf die grobe graue Tricotweſte des Künſtlers legt oder ihn mit einem freundlichen Lächeln grüßt. Man wird in den Zügen der Neuangekommenen Jane Gray auf dem Gemälde Paul Delaroche's wiederfinden, man wird in ihr die ſchamhafte Anmuth erkennen, welche der Künſtler unwillkührlich allen ſeinen Frauengeſtalten mittheilt, man wird in ihr die Tochter Horace Vernet's und die Gattin Paul Delaroche's erkennen.

Jetzt verlaſſe man das neue Athen, gehe durch die Straße La Bruyère, wo Arnault wohnt, der Verfaſſer des Germanikus, der letzte bedeutende Kempe der klaſſiſchen Schule, komme an die rue de Martyrs und dringe bis in den Hof eines geſchmackvoll ausſehenden Hauſes. Zur linken befindet ſich eine kleine Stiege, die zu einem dunkeln Vorgemach führt, dann ein ungeheures Arbeitszimmer. Man befindet ſich bei Guſtav Lepaulle.

Dieſes Arbeitszimmer iſt eine Arche, wo ſich zwar nicht alle Geſchöpfe der Erde, aber, glaube ich, alle Schöpfungen der Kunſt beiſammen finden. Hier ſtehen einige zwanzig Modelle von Schiffen von der Schaluppe bis zum prächtigen Dreimaſter; Vögel, ausgeſtopft und an einem unbemerkbaren Faden Seide an der Decke aufgehängt, ſcheinen in der Luft zu ſchweben; Studien der verſchiedenſten Gattungen kommen hier durch und neben einander vor: Gegenſtände des Seeweſens neben einer nakten weiblichen Figur (Academie), eine Landſchaft neben einem Neger, und Hunde neben einer in eine ſcharlachene Toga eingewickelte Magiſtratsperſon.

Iſt man von dieſem erſten Eindruck zu ſich gekommen, ſo bewundert man die zahlreichen Porträts, welche aus einem Wald von Staffeleien in die Augen leuchten. Hier iſt die ſo ſchöne dichteriſche Demoiſelle Varin, welche Jules Janin in einer Anwandlung übler Laune in einem öffentlichen Blatte ſo hart und ungerecht beurtheilt hat. Wie ſchön iſt ſie! Ein wollüſtiges Gefühl durchzuckt die halbnakten Schultern dieſes dämoniſchen Mädchens, welches ſich zum erſtenmal in einem Spiegel bewundert; denn Herr Lepaulle hat Demoiſelle Varin als Miranda in dem Ballet la Tentation dargeſtellt. Aber Mademoiſelle Varin konnte Miranda nicht auf dieſelbe Weiſe wie Demoiſelle Duvernay auffaſſen und ihr den züchtigen Ausdruck geben, welche der letztern ſo wohl läßt. Miranda iſt für Demoiſelle Varin und Lepaulle noch das dämoniſche Weib, das trunken von ihrer Schönheit nur darauf ausgeht, den Einſiedler zu verderben und in den Abgrund zu ziehen.

Neben Demoiſelle Varin — zwiſchen einer Odaliske und dem Porträts der Demoiſelle Forſter, der ſchönſten unter den ſchönen Tänzerinnen der Oper, erhebt ſich ein ernſtes Gemälde, deſſen Geiſt das Gemüth zu Trauer ſtimmt. Es iſt ein Mann auf einem Schiffe in befehlender Haltung: Admiral Rigny, der vor der Zeit und aus der Mitte alles deſſen, was Ehre, Ruhm, Glück und häusliches Leben nur Berauſchendes haben, vom Tode dahin gerafft wurde. Sieger bei Navarin, als Miniſter geehrt und geachtet von Allen, ſelbſt von den Zeitſchriften, — verheirathet, in der Ausſicht, Vater zu werden, ſah Herr von Rigny alle dieſe ſchönen Träume dahinſchwinden, um unter harten Leiden zu ſterben. Aber ſein Bildniß wenigſtens wird überleben und die Muſeen werden der Nachwelt die Züge des Siegers bei Navarin überliefern können. Während Lepaulle es auf der Leinwand neu erſchafft und den Studien, die er an dem Leichnam des Admirals gemacht, Leben gibt, bereitet der geſchickte Bildhauer Debœuf eine marmorne Büſte des Seehelden vor.

⁂ Londoner Theater. — Am 18ten Januar machte im Adelphi-Theater ein neues Melodram in 3 Akten: Luke Somerton einigen Eclat. Die Handlung, welche in den Zeiten der Königin Anna ſpielt, beſteht mehr oder minder aus mancherlei alten Motiven; der Dialog iſt ein ſchlechtes Machwerk. Seinen guten Erfolg verdankte das Stück hauptſächlich dem trefflichen Spiel O. Smith's in der Hauptrolle, und den faſt durchweg ſchönen Dekorationen. — Auf dem St. James-Theater gab man an demſelben Tage eine ſchlechte Parodie von Scribe's ehernem Pferd unter dem Titel: „Brown's Horſe.“ — Der in England bekannte iriſche Componiſt Balfe ſchreibt gegenwärtig zwei neue Opern, — für Drurylane und die Malibran: „Esmeralda,“ und für Coventgarden: „Die luſtigen Weiber zu Windſor.“

⁂ Von Dr. Heinrich Döring in Jena ſind (bei Engelmann in Heidelberg) zwei intereſſante Unternehmungen angekündigt, eine „allgemeine deutſche Biographie,“ welche in 40 Lieferungen und ein „Lexikon der jetzt lebenden Schriftſteller und Schriftſtellerinnen Deutſchlands,“ welches in 16 Lieferungen erſcheinen ſoll. Dem Proſpektus zufolge, läßt ſich von dem erſten Werke erwarten, daß es ein deutſches Volksbuch im edelſten Sinne werde. Das zweite verſpricht ein intereſſantes Panorama des vaterländiſchen geiſtigen Lebens in der Gegenwart zu werden. Wir wünſchen beiden Unternehmungen glückliches Gedeihen.

⁂ Paris, 28. Jänner. — Madame Cinti-Damoreau debutirte vor dem Publikum der Opéra-comique in der neuen einaktigen Oper: Aktäon. Der Text dieſer Oper (von Scribe) iſt ſchlecht, die Muſik dagegen hat einige ſehr hübſche Nummern, welche Beifall fanden.

⁂ Dem berühmten Rubens ſoll auf einem öffentlichen Platze Antwerpens eine Statue errichtet werden, man eröffnete zu dieſem Zwecke eine Subſcription; mit der Verfertigung des Standbildes iſt der niederländiſche Bildhauer Geefs beauftragt.

⁂ Siebold's Japan. — Kämpfer beſuchte Japan 1690 und 1691 und brachte zuerſt einige genauere Angaben über jenes aſiatiſche England, — wozu China das Holland des Orients iſt. Thunberg, der 1775 und 1776 in Japan war, erweiterte nicht bedeutend unſere Kunde, daher man um ſo geſpannter dem großen Werke Fr. v. Siebold's entgegenſieht, der von 1823 bis 1830 dort zugebracht. Auch wird, während in Deutſchland deſſen Herausgabe im Werk iſt, bereits eine franzöſiſche Bearbeitung deſſelben angekündigt.

⁂ K. F. Schubarth. — Dr. S., deſſen Schriften über Göthe mit zu dem Beſten gehören, was über den deutſchen Dichterfürſten geſchrieben worden, hat nun eine Reihe geiſtreicher Studien unter dem Titel: Geſammelte Schriften, herausgegeben. Zu den intereſſanteſten darin aufgenommenen Arbeiten gehört eine Abhandlung über die „Hauptrichtungen des menſchlichen Geiſtes, nach ihrem Werthe und Weſen in geſchichtlicher Offenbarung.“ Auch theilt Herr Dr. S. uns zum Schluſſe eine doppelte Autobiographie mit. Wir erſehen daraus mit Bedauern, daß der Verfaſſer ſich nicht in Verhältniſſen befindet, die ihm geſtatteten, ſein ſchönes Talent ausſchließlich dem Dienſte der Muſen zu widmen. Er iſt jetzt Lehrer an dem Gymnaſium zu Hirſchberg in Schleſien.

⁂ Maisſtrohzucker. — Kaum hat die franzöſiſche Runkelrübe dem weſtindiſchen Zuckerrohr den Krieg erklärt, um Frankreich von der bitterſüßen Herrſchaft ſeiner eigenen Colonien zu emanzipiren, und ſchon erhebt ſich das proletariſche Maisſtroh, um die ſtolzgewordene Rübe zu verdrängen. Dr. Pallas zu Saint-Omer hat nämlich entdeckt, daß ſich aus jenem Stroh ein Zucker bereiten laſſe, der dem der Rübe völlig gleichkomme, und daß noch überdies aus dem Abgange Papier verfertigt werden könne.

Auflöſung des Räthſels in Nro. 28: „Jungfrau.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 33. 1836.

Phönix.

Montag, 8. Februar.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

18.

Wie ſchwer entſchlägſt du dich, ein gleiches andern an
Zu thun, wie andere dir ſelber angethan.

Wen man von oben drückt, der drückt nach unten weiter,
Und Unterdrückung wird dadurch auf Erden breiter.

Wer in der Jugend ſich durch Mühſal mußte ſchlagen,
Den rührts im Alter nicht, wenn ſich die Jungen plagen.

Und wen Gleichgültigkeit gekränkt und Unbeachtung,
Zieht fremdes Schickſal nicht in herzliche Betrachtung.

Das alles iſt gewiß natürlich, doch das Heil
Der Menſchheit forderte das grade Gegentheil.

19.

Ungleich geſtellt ſind Glück und Unglück in dem einen,
Daß einen Gipfel jen's wohl hat, doch dieſes keinen.

So glücklich kannſt du ſchon geworden ſein, daß nun
Ein Zuwachs kein Gewicht kann in die Wage thun.

Doch ſo unglücklich nie, daß nicht die Schale ſchwerer
Noch werden kann, wodurch? vernimm's von deinem Lehrer:

Dadurch, daß, wenn du ſchon verloreſt jedes Gut,
Du obendrein verlierſt Faſſung und Lebensmuth.

20.

Ja, ja, du ließeſt gern dir jede Noth abnehmen
Des Lebens, wollte ſich dazu ein Freund bequemen.

Sag an, ob jede Luſt des Lebens auch? mitnichten.
Nun, wenn du hier nicht willſt, mußt du auch dort verzichten.

Des Lebens Luſt und Noth nimmt keiner keinem ab,
Sie trägt ein jeder ſelbſt und legt ſie ab am Grab.

21.

Auch in der böſen Zeit iſt Gutes nicht verſchwunden,
Bei den Verfolgten wird es wenigſtens gefunden.

Die Zeit iſt aber gut, wo herrſchend ſich bezeugt
Das Gute, und verzagt ſich ihm das Böſe beugt.

22.

Die hier am lauteſten erſchollen und erklungen,
Wo ſind die Namen hin? verſchollen und verklungen!

Wo ſind, die ſich ſo voll erſchloſſen und erblüht,
Die Knospen unſres Ruhms? verſchloſſen und verblüht.

Wo, die ſo freudenhell erglommen und erſtrahlt,
Die Sonnen unſrer Luſt? Verglommen und verſtrahlt.

Wohin iſt alles das, worüber und worbei,
Wir waren ſtolz und froh? vorüber und vorbei.

23.

Nein, nein! weil alles ſchlimm dir iſt bisher ergangen,
Vor'm allerſchlimmſten darfſt du nur nicht auch noch bangen.

Vielmehr das Schlimmre wird einmal genug nun ſein,
Wie auf die Regenzeit folgt endlich Sonnenſchein.

24.

Vergeblich alles, was du für die Welt gebildet,
Hat es dich ſelber nicht geſchmeidigt und entwildet.

Erſt muß dich das Gefühl der eignen Bildung laben,
Dann mag es dich erfreu'n, die Welt geſchmückt zu haben.

25.

Wie unerträglich dir die leeren Tage waren,
Die vollen haſt du nun zur Übergnüg' erfahren.

O nie beklage mehr dich über Tage leer,
Sei froh, wenn, wie von Luſt, ſie ſind von Plage leer.

Die Verſchwörung der Damen.

(Fortſetzung.)

Frau von Maine begann mit einer Rede und ſagte mit immer ſteigender Heftigkeit: „Der ſogenannte Regent, dieſer verruchte Orleans, hat ſich mit England wider Spanien verbündet, er will einen unnatürlichen Kampf gegen den

Abkömmling unſerer Könige, dem wir mit unſerm Blut und unſern Schätzen Spaniens Krone erkauften, er will geheiligte Inſtitutionen vernichten, und alle Werke des hochſeligen Königs zertreten. Der Mörder der Nachkommen Ludwig's des Vierzehnten bedroht täglich das Leben des theuern Kindes, das er der Obhut meines Gemahls entriſſen; noch vor wenig Tagen zog der Marſchall von Villeroi den Giftbecher vom Munde des königlichen Knaben. Unſer Aufſtand iſt keine Empörung, denn Orleans hat keine Rechte, es iſt das einzige Mittel zur Rettung des Vaterlandes, das laut aufjauchzen wird, wenn wir dem Gottloſen, dem Verächter aller göttlichen und menſchlichen Geſetze, dem Giftmiſcher, den blutigen Scepter entreißen."

Die Herzogin ſchwieg entathmet und ſank faſt in Ohnmacht, ſo daß Richelieu eilig herauslief und den Cerberus, das luſtige alte Kammermädchen, Mademoiſelle Madelon, herbeirief, die ihre drei Köpfe und die Schlangen um den Hals mit möglichſter Grazie bei Seite ſchob und ihrer Gebieterin ein Balſambüchschen vorhielt. Die Herzogin erholte ſich ſchnell und befahl ihr, Sorge zu tragen, daß die Muſik recht laut ſpiele und die Tanzenden mit recht feurigen Weinen bedient würden, damit Niemand auf die Fehlenden achte. Mademoiſelle Madelon verſicherte, die Schalken und Verdammten wären ganz entzückt von einer humeur charmante, ja berauſcht von der Herrlichkeit des Feſtes, und eilte ſelbſt wieder helfend hin, den Zauber zu vermehren.

Nach dieſer Unterbrechung erhob ſich der erſte Präſident und ſchilderte den kläglichen Zuſtand Frankreichs, das einen ſchamloſen Atheiſten und Kuppler, den Erzbiſchof Dubois, als Haupt der Geiſtlichkeit, und einen Betrüger, den berüchtigten Law, der in Schottland zum Galgen verurtheilt, in Neapel des Landes verwieſen, aus Turin weggejagt worden ſei, an der Spitze des Finanzminiſteriums ſehen müſſe. Er berührte die verderblichen Bankſpekulationen, welche den Staat an den Rand des Abgrundes brächten, um den verworfenſten Günſtlingen ihre ſchändlichen Dienſte zu belohnen, und dem Regenten Mittel zur raſenden Verſchwendung zu liefern.

Dann las Lagrange-Chancel Bruchſtücke aus ſeiner Philippika, der einzigen Schmähſchrift, der man vielleicht ihre Bosheit und Einſeitigkeit um des feurigen Colorits und der genialiſchen Auffaſſung willen verzeihen kann. Sein bleiches Antlitz röthete ſich, ſeine Augen flammten und ſeine Hand zuckte krampfhaft, als wolle ſie nach dem Dolch greifen. Die Verſammlung horchte gläubig dem Verzeichniß der möglichen und unmöglichen Sünden, welche auf das Haupt des Regenten gehäuft würden; nur der Herzog von Richelieu lächelte zweideutig und bemerkte, als der Enthuſiasmus der Übrigen ihn endlich zum Wort kommen ließ: „Es handele ſich hier nicht um die längſt begründete Überzeugung von Orleans Laſtern und Verbrechen, ſondern um die Mittel, ihn ſeiner unrechtmäßigen Gewalt zu berauben." Der Graf von Laval entwickelte nun ſeinen Plan, da er durch zwanzig gewonnene Obriſten der angeſehenſten Regimenter viel über die Armee vermöge, ſo wolle er dem Regenten, bei deſſen nächſter nächtlichen Fahrt nach St. Cloud, aufpaſſen und ſich ſeiner Perſon bemächtigen, das Übrige, nämlich die Formalitäten bei dem Parlament, überlaſſe er der Herzogin von Maine und den gelehrten Herren. — „Der Regent iſt in dieſem Augenblick ſo verliebt in Frau von Parabere, die in St. Cloud reſidirt," bemerkte Richelieu, „daß er häufig den Abend dort zubringt, und wir vielleicht ſchon Morgen das Wagſtück verſuchen können. Wer von den jungen Rittern will Ruhm und Gefahr mit uns theilen? denn ſeine Garde iſt ihm ergeben und der Kampf ſchwerlich zu vermeiden." — Mont-Louis, Lagrange-Chancel und Mehrere erboten ſich voll Eifer. Der Abbé Chaulieu leerte erſt ein Glas Sillery und ſprach dann, vom Huſten häufig unterbrochen: „Auch ich will den Lorbeer um meine Leier ſchlingen, ich will zu dem unſterblichen Unternehmen ausziehen und mit dem alten Tragöden La-Taille ausrufen:

> Va, va, o fier tiran, ta fière tirannie
> Sera, par de gens fiers bien fièrement punie."

„Der Himmel ſei uns gnädig!" rief der Herzog von Richelieu ärgerlich, „wir führen hoffentlich kein Poſſenſpiel auf, das Ende könnte wenigſtens tragiſch genug in der Baſtille werden, deren verdammte feuchte Mauern mich ſchon zweimal umſchloſſen. Wir können Niemand brauchen, als wer im Nothfall Flügel hat und nach zwanzigen zählt, aber keinen, der dieſe vierfach auf dem Rücken trägt." — „Ihr Eifer führt Sie zu weit, mein alter Freund," vermittelte Frau von Maine, das Lachen verbeißend; aber der Abbé murmelte beleidigt:

> „Philis vous n'en faites que rire?
> Quand pour vous un amant soupire,
> N'est-il pas mieux recompensé?"

„Wenn der Schlag geſchehen iſt," erklärte der Präſident, „dann ſoll unſer guter Abbé ihn beſingen, iſt das auch die Meinung Euerer Excellenz?" Er wandte ſich zu dem ſpaniſchen Geſandten und man wurde erſt jetzt gewahr, daß der wohlbeleibte Cellamare, der bisher kein Wort geredet hatte, ſich von den Anſtrengungen des Feſtes in ſüßem Schlummer erholte. Die laute Anrede ſchreckte ihn auf, er rieb ſich die Augen, ſtarrte im Cabinet umher und rief noch ſchlaftrunken: „Ach! Mademoiſelle Souris, willkommen!" Bei dem Namen dieſer berüchtigten Operntänzerin fuhr der Präſident zurück, die jungen Männer brachen in Gelächter aus, und die Herzogin von Maine warf einen Blick voll Verachtung auf den nachläſſigen Diplomaten. Cellamare beſann ſich jetzt, wo er war, erhob ſich ſchwerfällig und ſammelte verworrene Entſchuldigungen gegen die Herzogin, welche ſie zwar mit äußerer Huld, aber mit ingrimmigem Herzen aufnahm.

Unterdeſſen begrüßte Mont-Louis den Herzog von Richelieu, den er bei ſeiner erſten Reiſe kennen gelernt, und der ihm viel Wohlwollen bewieſen, während die übrigen Herren noch das Nähere des Planes verabredeten, wobei beſchloſſen wurde, noch eine Zuſammenkunft im Arſenal, dem Wohnſitz der Herzogin in Paris, zu veranſtalten, und dieſe hinzufügte: „Für die heldenmüthigen Retter meines Hauſes und des franzöſiſchen Volkes werde ich einen Orden ſtiften und beſchäftige mich ſchon mit den Statuten, Zierrathen und Feſten."

Der Herzog von Richelieu bat Mont-Louis im Fortgehen, mit ihm zu fahren und in ſeinem Hôtel abzuſteigen, weil er ihre frühere Bekanntſchaft zu erneuern wünſche, und Mont-Louis, der bei der ſelbſtſüchtigen Herzogin von Maine wenig Troſt gefunden, nahm dieſes Erbieten gern an, da er von Richelieu Hülfe und Rath erwarten konnte, und ihm darum gleich im Wagen die Zerſtörung ſeiner Hoffnungen vertraute. Richelieu wurde einen Augenblick ernſt, denn er beſaß damals noch jenen Anſchein von Gutmüthigkeit, den der leichte fröhliche Jugendſinn manchem Libertin verleiht, und der erſt ſpäter in verhärteten Egoismus übergeht. Er hatte Adelaiden zuweilen geſehen, und zwar von hoher Schönheit, aber für ſeinen Geſchmack zu ernſt und kalt gefunden. „Sie iſt wahrſcheinlich eine Dame aus den Zeiten der Clelien und Mandanen,“ ſagte er zuletzt, „wir wollen Alles aufbieten, ſie zu befreien, denn ſie paßt für meinen halben Spanier, der aus einer einzigen Leidenſchaft das Geſchäft ſeines Lebens macht. Lieber Himmel! dieſe Mode iſt bei uns vorüber; ſeit meinem vierzehnten Jahr, da ich meine Rolle bei Hof und der Belagerung von Freiburg zu ſpielen begann, haben mich ſo viel ſchöne Augen bezaubert und entzaubert, daß mir ſogar nicht mehr alle Namen der holden Beſitzerinnen meines Herzens erinnerlich ſind.“ — „Sie verdienen alſo die Begeiſterung nicht, welche Sie einflößen,“ erwiederte Mont-Louis und erzählte ihm von dem tragi-komiſchen Zweikampf, deſſen Zeuge er geweſen. Richelieu lachte erſt unbändig, dann wurde er ärgerlich und bemerkte: „Die alten Thörinnen werden mir ein Ridicül geben, und das iſt in Paris ſchlimmer als ein Verbrechen. Die Nesle iſt zwar noch ziemlich hübſch, aber die Polignac iſt abſcheulich und könnte mir nicht einmal auf einer wüſten Inſel gefallen. Wie wird mich die Tochter des Regenten, meine liebliche, geiſtreiche Aglae verſpotten, daß ich der Eriſapfel jener aberwitzigen Heldinnen bin.“ — „Sie lieben die Tochter des Regenten?“ fragte Mont-Louis im höchſten Erſtaunen. — „Mit Leidenſchaft!“ verſetzte Richelieu, „und ſie hat mich auf Ehre oft ſchon acht Tage allein gefeſſelt. Sie können denken, wie viel Gewandtheit, Liſt und Kühnheit dazu gehört, von tauſend Augen bewacht, von den Formen der Etikette beengt, nur Augenblicke des Alleinſeins mit der Geliebten zu erhaſchen, die von ihrer Mutter und den häßlichſten Drachen von Hofdamen, gleich der Prinzeſſin im Feenmährchen, ſtets belauert wird; aber ſie iſt mir gleich an Liebe, Muth und Schlauheit, auch ſie ergötzt dieſes Spiel mit den entgegenſtrebenden Gewalten, und das Band unſerer Verbindung wird durch den Widerſpruch unauflöslich.“ — „Monſeigneur, Sie lieben die Tochter des Regenten!“ rief Mont-Louis noch einmal, „und ſpinnen Hochverrath gegen ihren Vater!“ — „Hochverrath?“ wiederholte Richelieu, „was wollen Sie mit Ihren ſchwerfälligen furchtbaren Benennungen? Dieſe Verſchwörung iſt ein Spiel, eine Intrigue wie ſo viele andere, nur etwas ernſter zur Abwechſelung. Die feierliche Miene, der Dolch des Verſchworenen leihen mir neue Reize in den Augen der Damen. Gelingt unſer Plan, ſo werde ich Connetable, mißlingt das Unternehmen, ſo ſteckt man mich etliche Wochen in die Baſtille, wo ich ſchon Beſcheid weiß und die Mittel kenne, den Aufenthalt erträglich zu machen. Meine großmüthige Prinzeſſin bringt in den Kerker zu dem politiſchen Märtyrer, wie ſchon vor einigen Jahren die Schweſter des Herzogs von Bourbon mir dieſelbe Ehre erwieſen, und wenn meine Ketten fallen, hat bei dem nächſten Hofball die ganze Welt nur Augen für mich.“ —

(Fortſ. folgt.)

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

„Der Schwur der Horatier“ entſprach allen Anforderungen der Kenner und übertraf alle Erwartungen der Liebhaber, welche Spuren des Raphaeliſchen Geiſtes in dieſem Bilde auffinden wollten. Der noch in demſelben Jahre vollendete Beliſar, wozu noch im Jahr 1787 der Tod des Sokrates und im Jahre 1788 Paris und Helena hinzukamen, ſteigerte den Ruf Davids ungemein, ſo, daß ihm eine glänzende und ruhige Künſtlerlaufbahn bevorſtand, als im Jahr 1789 die franzöſiſche Revolution ausbrach. In Folge dieſes Ereigniſſes entflammte ein neuer Geiſt die Gemüther und die Phantaſie der Künſtler; grenzte auch der Ausdruck der jetzigen Darſtellungen an etwas grelle, übertriebene Manier, ſo verſchwand doch plötzlich die frühere Fadheit. Die revolutionaire Bewegung elektriſirte Davids empfängliches Gemüth; von Begeiſterung dafür hingeriſſen, malte er noch in demſelben Jahre ein großes Gemälde: Brutus, der ſeine Söhne zum Tode verurtheilt. Von nun an machte er ſich zum Dollmetſcher ſeiner Zeit; ſeine Werke wurden der Spiegel ſeiner Umgebungen und ſeine Ideen der Grund zahlreicher Denkmäler und Volksfeſte. Er war der Vorſteher jenes republikaniſchen Kunſtvereins, wozu jeder Bürger freien Zutritt erhalten und deſſen Verſammlungen im Louvre jedermann beiwohnen konnte. Im Jahr 1792 war David Wähler von Paris, darauf Deputirter beim Nationalconvent und Mitglied des Sicherheitsausſchuſſes; während des Schreckenſyſtems nahm er den thätigſten Antheil an dem ſtürmiſchen Treiben der Jacobiner und lebte im vertrauten Umgange mit Robespierre. Von David rührt der Plan zu jenem koloſſalen Standbilde her, welches die Nation als einen ungeheuern Rieſen darſtellen und aus den Trümmern der zerſchlagenen Königsſtatuen auf dem Vorſprung des Pont-Neuf errichtet werden ſollte. Im Jahr 1794 präſidirte er im Convent. — Ein ſo lebhafter Antheil an den Bewegungen der Zeit ſtörte ihn doch keineswegs in der Ausführung künſtleriſcher Darſtellungen, wozu er ſo reichen Stoff in ſeinen nächſten Umgebungen fand. „Die Ermordung von Marat und Pelletier,“ „der Schwur im Ballhauſe“ und „Ludwigs Eintritt in die Nationalverſammlung vom 4. Februar“ gehören dieſer Periode ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit an. 1799 vollendete er ſeine „Sabinerinnen,“ welche er mehre Jahre hindurch für Geld ſehen ließ und welche ihm 100,000 Franks eingetragen haben ſollen.

Später nahm Napoleon ſeinen Pinſel in Anſpruch. David wurde 1804 zum erſten Maler des Kaiſers ernannt, und als ſolcher malte er „die Kaiſerkrönung Napoleon's“ und „das Porträt des Papſtes Pius VII.“ Mehrere Abbildungen Bonapartes, unter andern, wie er als Conſul zu Pferde auf dem Bernhardsberge den franzöſiſchen Soldaten die Bahn zum Ruhme zeigt, gehören eben dieſer Zeit an. **Leonidas in den Thermopylen** iſt das letzte Gemälde, welches er im Jahr 1814 zu Paris ausführte, wo das Talent des Künſtlers, welches in den Sabinerinnen den Culminationspunkt erreicht hatte, offenbar ſchon im Abnehmen begriffen iſt. — Nach der Rückkehr der Bourbons verlor David alle ſeine Ehrenſtellen und mußte Frankreich verlaſſen, weil er im Prozeſſe Ludwig XVI. für deſſen Tod geſtimmt hatte. Als verbannter Königsmörder ließ er ſich darauf in Brüſſel nieder, wo er noch zwei mythologiſche Bilder ausführte: **Amor, welcher Pſyche's Armen entſchlüpft** und **Mars, den Venus, Amor und die Grazien entwaffnen.** Er ſtarb in der Verbannung zu Brüſſel am 29. Dezember 1825. Sein Herz liegt in einem prächtigen Grabmonument auf dem Pariſer Père-la-Chaiſe; ſein Körper iſt in Brüſſel beigeſetzt. Sieben ſeiner beſten Gemälde: Der Schwur der Horatier, die Sabinerinnen, Beliſar, Leonidas, das Urtheil des Brutus, Paris und Helena und das Porträt des Pius VII. ſind von der franzöſiſchen Regierung angekauft und im Muſeum des Louvre aufgeſtellt worden. Der Kupferſtecher **Moreau** hat die meiſten der David'ſchen Werken ſorgfältig und im Geiſte des Meiſters durch den Grabſtichel verbreitet.

Die Urtheile über David lauten verſchieden.

Er iſt ein zu ausgezeichneter Künſtler, als daß ſeine Werke nicht eben ſo harten Tadel als begeiſtertes Lob hätten erfahren ſollen. Die franzöſiſche Kritik, beſonders ſeitdem die romantiſche Schule an's Licht getreten iſt, hat ihn oft mit bittern und ungerechten Vorwürfen überſchüttet und ihn durch alle nur erſinnliche Mittel von dem Piedeſtal zu ſtürzen verſucht, auf welches eine frühere Bewunderung ihn erhoben hatte. Man hat ſeinen Werken Styl, Anmuth und Wahrheit abgeſprochen; man hat geſagt, ſie wären ohne großartige Auffaſſung, ohne Leben, ohne Kraft und Colorit. Ja man iſt noch weiter gegangen und hat ihn als einen ſchlechten Zeichner hingeſtellt, der die Natur in ihrer ganzen urſprünglichen Schönheit nicht zu erfaſſen und wiederzugeben verſtanden.

Dieſe doppelten Angriffe ſind ungerecht und können nur kraftlos an ſeinem guten Namen zurückprallen; das Lob der korrekteſten Zeichnung und eines glücklichen Colorits iſt ihm unbedingt zuzuerkennen. Auch ſind ſeine Verdienſte noch anderer Art. Wer in der That hat der franzöſiſchen Malerei größern Aufſchwung geliehen, als David? Wer hat mit größerer Ausdauer und Energie gegen den ſchlechten Geſchmack ſeiner Zeit angekämpft, als der Maler des **Brutus**? Wer kann ihm ſeine Verdienſte um den geläuterten Kunſtſinn ſeines Volks, ſeinen Feuereifer und raſtloſen Fleiß, ſeine Liebe für alle ſeine Schüler und ſeine väterliche Sorge, jeden für das ihm eigenthümliche Fach zu bilden, — wer kann ihm das alles ſchmälern? Wenn ſich vielleicht aus Widerwillen gegen das, was die Menge und der verdorbene Geſchmack damals mit rauſchendem Beifall begrüßten, ſeinem äußerſt korrekten Style vielleicht etwas akademiſche Steifheit beigeſellte, ſo geſchah das vielleicht in der Abſicht, die Geiſter um deſto eindringlicher zu überraſchen und eine deſto tiefer greifende Reform vorzubereiten.

(Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ **V. Couſin.** — Mit Ermächtigung des, um Studium der Philoſophie und öffentlichen Erziehungsweſen in Frankreich hochverdienten Pairs — gibt **Adolph Garnier** jetzt deſſen 1818 gehaltene Vorleſungen „über das Fundament der abſoluten Ideen des Wahren, des Schönen und des Guten" — nach ſorgfältig verglichenen Heften heraus.

⁂ **Alfred de Muſſet.** — Auf den 20. v. M. war angekündigt die Erſcheinung der *Confession d'un enfant du siècle par Alfred de Musset*. Nach den Geſtändniſſen dieſes jungen Schriftſtellers zu urtheilen, die bis in das Beiblatt der allg. Zeitung ſich Bahn gebrochen, dürfte die angekündigte Schrift jedenfalls ſehr belehrend über die Gemüthszuſtände der jetzigen franzöſiſchen Jugend ſein. —

⁂ **Frankfurt, 5. Februar.** — Der Nürnberger Correſpondent theilte im Feuilleton ſeiner 31. Nummer die wunderliche Notiz aus Frankfurt mit: „Der Journaliſt Zirndorfer, ein junger Mann von 17 Jahren, der in ſeiner Zeitſchrift: „Die Poſaune" eine beißende Kritik auf die Sängerin Mad. Achten aufgenommen hatte, wurde von dem Gatten derſelben und einigen Choriſten im Nachhauſegehen vom Theater angefallen und ſchwer verwundet, ſo daß man an ſeinem Aufkommen zweifelt. Die Schuldigen ſind in polizeilicher Unterſuchung und einer derſelben ſoll ſich in ſtrenger Haft befinden. Es iſt auffallend, daß ſolche Ausbrüche roher Fauſtkritik ſo häufig in Frankfurt vorkommen. Sind die dortigen Bühnenkünſtler etwa aus edlerem Stoffe als andere Kunſtjünger, daß der Tadel gegen ſie ein Verbrechen an der Menſchheit wäre, oder wird durch Ueberſchätzung des Publikums ihr Uebermuth erzeugt?" — Hierauf iſt von Frankfurt aus zu erwiedern: Eine Sängerin Madame Achten kennt man in Frankfurt nicht, wohl aber Mad. Fiſcher-Achten. Ferner: Es iſt eine **Lüge**, daß Herr Fiſcher den 17jährigen Journaliſten Zirndorfer thätlich injurirt habe. Ebenſo unwahr iſt es, daß Choriſten des hieſigen Theaters ſich dergleichen hätten zu Schulden kommen laſſen. Wahr iſt es dagegen, daß der beſagte Recenſentenjüngling ſich bei der Generalprobe der „Jüdin," trotz des Verbots, die Bühne zu beſuchen, und trotz zweimaliger Abweiſung, auf dieſelbe gewagt, und von einem Choriſten endlich unſanft zur Thüre hinausgewieſen wurde. — Dem. **Lindner**, deren Verluſt für die Frankfurter Bühne man nicht ohne Grund befürchtete, iſt derſelben wieder für mehre Jahre gewonnen. — Mad. **Lange** gaſtirte als Iſabella in der Braut von Meſſina, Johanna von Montfaucon und in mehreren andern Rollen. — Heute erſchien hier (in der Jäger'ſchen Buchhandlung) eine intereſſante Broſchüre: **das junge Deutſchland und die Juden**, von Dr. J. Weil. Der Verfaſſer weiſt in dieſer aus ſchlagenden Schlüſſen zuſammengegliederten und größtentheils in lakoniſcher Kürze abgefaßten Schrift die Lächerlichkeit des Vorwurfs nach, daß das junge Deutſchland aus Juden beſtehe, — ein Wahn, der ſich in den meiſten Köpfen faſt unausrottbar eingeniſtet und der zugleich manchen Obſkuranten, Schleichern und Doppeldeutlern bereits Gelegenheit gegeben hat, nicht blos die Freiheitsfrage des jüdiſchen Volkes zu verdächtigen, ſondern auch das Volk ſelbſt, traditionell niederträchtig, in den Koth zu zerren. O, daß den Gemeinen das Gemeine ſo willkommen iſt, damit ſie das Edle darin begraben können! Und doch wird es keinem Verdächtiger gelingen, die Freiheit um zwanzig Jahre zurückzuſchrauben; auch das Recht des jüdiſchen Volkes wird und muß — allen widerlichen Gleißnereien zum Trotz — ſeinen Sieg feiern; denn ſtrenger als alle Kritiker richtet die öffentliche Meinung.

№ 34. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 9. Februar.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

26.

Nicht der iſt glücklich, den ein Unglück nie geſchlagen;
Wer weiß, wann es ihn trifft, wie er es wird ertragen.

Nur der iſt glücklich, der mit Faſſung eines trug,
Und noch manch andres iſt zu wagen ſtark genug.

Denn mancher Sturmwind tobt, der unſer Schifflein probt,
Und wenn die Prüfung wir beſtehn, ſei Gott gelobt.

27.

Das Sprichwort auch iſt wahr: wer ſitzt in dem Röhricht
Und keine Pfeife da ſich ſchneidet, der iſt thöricht.

Und wer die günſtige Gelegenheit verdämmert,
Der iſt es, der das kaltgewordne Eiſen hämmert.

28.

Die Heerde weidet und der Hirte weidet ſie;
Wie eins iſt Heerd' und Hirt, wer unterſcheidet ſie?

Er blickt, als ob er ſie mit ſeinen Augen weide,
Und daß ſie weiden, das iſt ſeine Augenweide.

Die ſtille Hürde dort ſteht am bekannten Ort,
Da iſt des Hirten Herd, und ſeiner Heerden Hort.

Dann wird er ſcheren ſie im Sommer, wenn ſie wollen;
Und ihm beſcheeren ſie die überflüſſ'gen Wollen.

Wie eines Wehr und Werth dem andern ſo gewährt,
O wenn ihr, Herr und Heer, wie Hirt und Heerde wärt!

29.

Den Ausſpruch hat zuerſt ein ſtarr Geſetz gethan:
Gleiches um Gleiches, Aug' um Auge, Zahn um Zahn.

Ein milderes Geſetz der Liebe ſprach dagegen:
Liebt euren Feind und gebt dem, der euch flucht, den Segen.

Doch weil faſt über's Maaß der Menſchheit dieſes geht,
Hielt ſo die Mitte der arabiſche Prophet:

Vergeltet, wie man euch vergolten, aber treiben
Darüber ſollt ihr's nicht, darunter dürft ihr bleiben.

Vergeltet! aber wenn ihr wollt euch vom Vergelt
Enthalten, beſſer iſt's für den, der ſich enthält.

Die Verſchwörung der Damen.

(Fortſetzung.)

„Das iſt ſehr tröſtlich für Euer Durchlaucht," verſetzte Mont-Louis, „aber mit uns Andern möchte es nicht ſo erfreulich enden." — „Ich gebe Ihnen mein Wort, lieber Mont-Louis," ſagte der Herzog, „daß Ihnen im ſchlimmſten Fall Zeit zur Flucht bleiben ſoll, meine Prinzeſſin iſt mit uns einverſtanden, und wird mich bei dem geringſten Anſchein von Gefahr warnen." — „Die Tochter des Herzogs von Orleans kennt unſere Verbindung?" rief Mont-Louis erſchrocken. — „O Monſeigneur! wie bedenklich iſt dieſes Mitwiſſen ſo Vieler, dieſe leichtſinnige Behandlung einer ſo ernſten Sache." — Sorglos antwortete Richelieu: „Unſere Gegner ſind eben ſo leichtſinnig, ſonſt wäre es freilich ein Mirakel, daß wir noch nicht verrathen ſind. Der Regent iſt den größten Theil des Tages betrunken, und wenn der Abend kommt, ſchließen ſich die Thüren ſeiner Appartements für alle Uneingeweihte, nur ſeine Günſtlinge, Tänzerinnen und Luſtigmacher haben den Eintritt, und Paris könnte in Flammen untergehn, ohne daß dies luſtige Völkchen ſich ſtören ließe; das ſind die einzigen Stunden, in denen der Regent ſich aus ſeiner geiſtigen und körperlichen Abſpannung ermuntert. Der Miniſter Dübois träumt nur von hohen Kirchenwürden, für die er eine abſonderliche Leidenſchaft hegt, ich glaube aus Geiſt des Widerſpruchs, weil er der verworfenſte und, in Hinſicht der geiſtlichen Gelehrſamkeit, der unwiſſendſte Menſch in Frankreich iſt. Der Miniſter Maurepas iſt ein zwölfjähriger Knabe von ſechzehn Jahren, der ſeine Zeit mit Poſſen und Verkleidungen hinbringt, und im Staatsrath zum Amüſement beiträgt." — „Armes Volk!" ſeufzte Mont-Louis, „welche Regierung!" — „Der Finanzminiſter," fuhr Richelieu fort, „wirft das Geld, oder vielmehr das Papier, zum Fenſter heraus und läßt ſich dafür von Herzoginnen die Hände küſſen; doch die Bank ſoll ruinirt ſein und er keinen Ausweg mehr wiſſen. Der Polizeiminiſter Argenſon iſt wohl ein ſchlauer Fuchs, aber ſeit einigen Jahren ganz in klöſterliche Intriguen verſunken." — „Rathen Sie mir, Monſeigneur," ſagte Mont-Louis, „darf ich es wagen, mich ihm zu nähern? Bei ihm muß Adelaide ſein, und ich kann dieſe ſchreckliche Ungewißheit über das Geſchick des unbeſchreiblich geliebten Weſens nicht lange ertragen." — „Morgen wollen wir Verſuche machen," entgegnete der Herzog. „Wahrſcheinlich hat Argenſon Ihre arme Freundin in eine ſeiner Kloſterhöhlen verborgen, die der alte Narr zu ſeinen Harems gemacht hat. Ich könnte Ihnen darüber Wunderdinge erzählen, da mich allerlei Abentheuer dort mit ihm zuſammenführten; aber es iſt ſpät und ich bin müde von meiner Irlandsreiſe." — Richelieu lehnte ſich in die Wagenecke und ſchlief, bis ſie vor dem Portal hielten, während Mont-Louis in trauriges Nachdenken verſunken blieb.

Am andern Morgen ſtand Mont-Louis früh auf, aber er mußte ſeine Ungeduld bezwingen und warten, bis es bei dem Herzog Tag wurde, was äußerſt ſpät geſchah; denn außer dem wilden Treiben der Luſtbarkeiten und des Kriegs, liebte der Herzog ſeine Bequemlichkeit ſo ſehr, daß er ſpäter, wenn er ſein Gouvernement beſuchte, ein Bett in ſeinen Wagen legen ließ, und darin Tag und Nacht liegen blieb. Mont-Louis ging endlich voll Unmuth zu dem ſpaniſchen Geſandten, aber auch der Prinz von Cellamare pflegte noch der Ruhe, und in Verzweiflung über dieſe Nachläſſigkeit im entſcheidenden Moment erkundigte er ſich nach der Wohnung des Abbé Chaulieu, um wenigſtens zu erfahren, ob die Herzogin von Maine noch auf dem Entſchluß beharre, die Entführung des Regenten über die ſpaniſche Gränze ſo ſchnell als möglich zu verſuchen. Auf den Straßen fand er die Volksbewegung noch ſtärker als an dem vorigen Tage. Es hatten ſich öffentliche Redner aufgeworfen, die von Laſtträgern, Fiſchweibern und Milchverkäufern umgeben, ihren Zuhörern verkündigten, daß der Regent das Parlament nach Pontoiſe verweiſen wolle. — „Das dürfen wir nicht leiden, meine Freunde," ſagte ein rieſenhafter Burſche, der auf einem Faß ſtand, „das Parlament, dem der Herzog von Orleans die Regentſchaft verdankt, und das er jetzt mit dem ſchändlichſten Undank verfolgt, iſt der einzige Verfechter unſerer Rechte; wir ſind verloren, wenn man uns ſeinen Schutz entzieht; wir ſind dann ganz dem gottloſen Dubois hingegeben, und dem Spitzbuben Law, dem ſeine alte Ketzerei noch anklebt, obgleich der Kuppler Tencin ihn in zwei Tagen katholiſch gemacht hat; ich wette, der Schurke würde morgen ein Türke und übermorgen ein Heide, wenn er uns damit noch mehr Geld abpreſſen und ſich dafür Grafſchaften kaufen könnte." — „Ja, er iſt ein Heide und Ketzer!" rief ein junger Mönch, der eben vorbeiging, und wollte ſich noch weiter auslaſſen, aber der Pöbel, der diesmal noch luſtig war, ſtimmte ein Spottlied an.

Der Abbé Chaulieu wohnte ziemlich hoch und Mont-Louis hörte ſchon auf der Treppe ſeine laute Stimme, dazwiſchen Gelächter und Gläſerklingen. Bei'm Eintritt fand er den Abbé noch ohne die Verzierungen und das Rouge der Toilette, ein ſonderbares Gemiſch in dem weiten unheimlichen Zimmer, außer Fläſchchen, Dintenfäſſern, Frühſtücksgeräthe, ſelbſt Fleiſch, Backwerk, Bücher und alles mit Staub überzogen, aber der Abbé in der herrlichſten Laune, disputirte mit Lagrange-Chancel über die Deviſen, welche die Ritter des neuen Ordens, den die Herzogin von Maine zu ſtiften gedenke, führen ſollten. Auch arbeiteten ſie gemeinſchaftlich an einem Gedicht, womit die erſte Ordensſitzung eröffnet werden ſollte, und worin ſie allerlei ſchalkhafte Anſpielungen auf geſellige Vorfälle ſich erlaubten. Dann ſtritten ſie lebhaft über den Bau des Alexandriners, deſſen feierlich gemeſſenen Klang der Abbé bei einer ſolchen feſtlichen Gelegenheit für unentbehrlich hielt, während Lagrange-Chancel lieber eine Ode dichten wollte. Sie ließen ſich durch Mont-Louis im mindeſten nicht ſtören; ſie bewillkommten ihn zwar freundlich, aber er mußte die halbfertigen Gedichte anhören, und der Verſuch, ſie aus ihrem Traumreich in die Wirklichkeit zu führen, verunglückte gänzlich; ja der Abbé verlor ſich zuletzt in die Unermeßlichkeit ſeiner Erinnerungen aus den Zeiten des hochſeligen Königs, ſo daß Mont-Louis, troſtlos über die Unthätigkeit und Flatterhaftigkeit ſeiner Bundesgenoſſen, den Rückweg antrat. — (Fortſ. folgt.)

Halévy's Oper: „Die Jüdin."

(Dargeſtellt auf der Frankfurter National-Bühne am 30. Januar.)

Hülle den Unſinn in einen ſchillernden Nimbus, und du haſt einen heutigen Operntext, und du haſt die Jüdin des Herrn Scribe. Kein Wunder, wenn die durch die Verſchwendung an äußerm Glanze beſtochenen Sinne nicht dazu kommen, einen logiſchen Faden aus einem ſolchen Labyrinth von Unwahrſcheinlichkeiten zu finden, oder wenn durch das harmoniſche Zuſammenwirken ſo vieler heterogenen Kräfte dieſer Unſinn glaub- und liebenswürdig gemacht wird.

Die große Oper zu Paris mit ihrem Coloſſeum und ihren coloſſalen Mitteln hat jene Wirklichkeit des 15ten Jahrhunderts gut vorzuzaubern, ſo daß man darüber allenfalls das Hören, nur nicht das Sehen vergeſſen könnte, aber unſer Duodez-Podium „3 Bretter und 2 Brettchen," das Frau Themis ſelbſt erbaut zu haben ſcheint, damit nichts Fremdartiges unſer Urtheil beſteche, und Euterpe ſich durch die eigne Gottheit empfehle, — das bildet keine Umwege, die zur Vernunft führen.

Obgleich unſer Intendant Grüner, trotz der Zwangsjacke, die ihn feſſelt, das Unglaubliche gethan, und die Maſchinerie und Licht vor's Geſicht hielt, unſere Aufmerkſamkeit konnte doch nicht von der Hauptſache abgeleitet werden. Jedermann weiß durch auswärtige Berichte, die dieſe ſtrahlende Operngeſtirne mit unentbehrlichen Trabanten umgeben, daß Scribe ſein Stück in die Zeit des Coſtnizer Concils legte, und daraus dies lyriſche Epos zimmerte. Jedermann kennt dieſe Geſchichte. Ich übergehe ſie daher deſto leichter, und berühre nur ein paar grobe hiſtoriſche Schnitzer, anführend, daß es 1414 noch keine Huſſiten gab, über welche ein Sieg hätte gefeiert werden können, da Huß erſt am 6ten Juli 1415 zu Coſtnitz verbrannt wurde, und erſt einige Jahre ſpäter die Huſſiten-Kriege ausbrachen. Auch gab es auf dieſem Concil keinen Herzog Leopold „Prince de L'empire." –

Herrn Halévy's Muſik zu dieſer Jüdin macht eine ehrenwerthe Ausnahme von den rhetoriſchen Irrthümern, zu welchen die ſogenannte romantiſche Schule führte, die ſo viele unglückliche Proſelyten macht. Ich rede hier von der Fluidität der Idee, von der Charakteriſtik des Worts, von einer geſunden Phantaſie, welche die Conſequenz dieſer Idee nicht ausſchließt. Ich rede von einer geregelten Stimmführung, einem reinen Satz und einer tief gründenden Inſtrumentirung. Es iſt attiſches Salz in dieſer Tondichtung. Herr Halévy tritt in dieſer Beziehung in die Reihen der deutſchen Componiſten. Er iſt lyriſch, wenn es darauf ankommt, ſanfte Gefühle zu erwecken; die Melodie als treu bezeichnende Genoſſin des Worts behält ihren angeſtammten Adel; ſein Ernſt iſt würdevoll wie ſein Herz. Von draſtiſcher Wirkung iſt die Zeichnung der ſtürmenden Seele, und die ganz vortrefflichen Chöre allein würden von ſeinem Beruf zur dramatiſchen Compoſition zeugen. Ich wußte nicht, daß Halévy ein Schüler Cherubini's iſt, deßwegen überraſchte mich der Wechſelgeſang im 4ten Akt zwiſchen Morny und Eleazar, der ſo auffallend hervorſtechend im Style dieſes großen Meiſters geſchrieben iſt, daß ich wohl hätte forſchen mögen, ob die Handſchrift in der Original Partitur bei dieſer Stelle nicht wechſele: — ex ungue leonem. In ſo weit Ehre Herrn Halévy! Was aber die Anwendung der Mittel betrifft, die doch blos die Diener einer Gedankenautorität ſein ſollen, ſo verſchmäht H. Halévy keineswegs, die Bahn zu erweitern, die Auber, Meyerbeer und andere Bären dieſer Schule leider gebrochen haben. Wer nicht eine von Oſſians Heldenſtimmen beſitzt, wird ſich dieſe Tonmaſſen nicht unterordnen können. Auch Halévy iſt ein Frevler an dem Orcheſter, und die gewöhnliche Conſtruction der Blasinſtrumente, noch reich genug für unſere Väter, iſt zu arm für die heutige Tonſprache. Meyerbeer hat ſich erlaubt, die Inſtrumente, namentlich Oboe und Clarinette, in gleicher Tonhöhe mit der Singſtimme gehen zu laſſen. Halévy, um nicht zu kurz zu kommen, benutzt die Trompete dazu. Es thut Noth, die Sänger griffen in ihrer Verzweiflung zur Nothwehr, d. h. zu Saraſtro's Sprachröhren, um ein Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Bei ſo hochgeſtelltem Maaßſtabe aller Verhältniſſe wird es dem überladenen Ohre ſchwer, bis auf den Kern dieſer Muſik zu dringen, und daher mag es kommen, daß die Meinungen über dieſe Oper ſich ſo ſeltſam widerſprechen. Wäre Halévy populär, ſo dürfte er von dieſem ungeheuren Gerüſte aus ſchon gefährlicher den hohen Flug wagen, ohne daß das Publikum ihn aus den Augen verlöre; ſo aber hat ihn derſelbe — fürchte ich — auf eine Klippe geführt, worauf ſich ſchon mancher ſehr belorbeerte Componiſt jetzt übereilte! —

Scribe iſt der Mephiſtopheles des jungen Frankreichs der Tonkunſt. Man ſollte ihn als Verführer der geſunden Vernunft aus dem Paradieſe der Äſthetik jagen. Iſt er doch Schuld, wenn, von ſolchen Beiſpielen geblendet, ſich kein Dichter mehr an die Behandlung eines einfachen Thema's wagt, eines Thema's, das ſeinen Werth nicht in der tollen Zuſammenſtellung ſchroff einander entgegengeſtellter Ereigniſſe, ſondern in der ruhigen Entwicklung eines logiſch geſchürzten Knotens ſucht. Er iſt Schuld, wenn der hinaufgeſchraubte Ehrgeiz des Componiſten die Hölle ergründen muß, um ſeinen Himmel zu finden.

Was blieb demnach Guhr's dirigirendem Genius hier anders übrig, als bei der Überfülle von Materialien, ebenfalls alle Regiſter zu ziehen? Darf er hinter Robert zurückbleiben? Darf es ein Folgender hinter dieſer Jüdin, worin frommer Kirchenſang mit Saufliedern, Feſtzüge mit Lamentationen, Choräle mit Anathema's, Pantomimen mit Donnerwettern, Ballets mit Trauermärſchen, Prügeleien unter Glockengeläute ohne viele Umſtände wechſeln?

Fürwahr die angeſtaunten Rieſen ſind in 6 letzten Luſtren zu unſcheinbaren Kindleins geworden. In demſelben Verhältniß z. B., in welchem früher eine Zauberflöte zum Freiſchützen ſtand, ſteht jetzt dieſer, ſowohl ſceniſch als muſikaliſch, zur Jüdin. Und die Progreſſion hat ihren Gipfel noch nicht erreicht, ſo daß, ich ſehe es kommen, ſich dieſe Oper wieder zu einem der neueſten Titanen Werke verhalten wird, wie allenfalls das Opferfeſt zum Templer. Meyerbeer's Bartholomäusnacht ſteht noch bevor, wozu man in Paris 7 große Glocken nach einer gewiſſen Stimmung hat gießen, und die hintere Wand der Bühne einrichten laſſen, um Raum dafür zu gewinnen. Und wird man es dabei laſſen? — Wie manches herrliche Talent wird ſich noch in dem eignen Feuer ſolcher Verirrungen verzehren!

Guhr gab dieſe Oper zur Beneſice und das Publikum war dankbar. Der Darſtellung gebührt volle Anerkennung. Es lagen in ihr die ſichtbaren Zeugniſſe eines Total-Intereſſes, woran jedem Mitgliede ſein Antheil gebührt. Es dürfte auch nicht leicht ſein, eine zweite Anſtalt zu finden, die gleich der hieſigen ein ſolches Argument binnen ſo kurzer Zeit zu löſen im Stande wäre. Ob dieſes Forciren aber der Anſtalt zum Gedeihen gereicht, gehört in ein eignes Kapitel. Der Vortheil liegt am Ende immer in der Gewalt, die Guhr über ſeine Mitglieder beſitzt, in der Gewalt, die aus dem Zutrauen entſpringt, das man von allen Seiten ſeinem eminenten Talent als Dirigent zollt. Und was vollends ſein Orcheſter betrifft, ſo kann man ſagen, daß er Virtuoſe darauf ſei. Er behandelt es wie ein Clavier, das in allen Nüancen der geheimſten Muſikkraft gehorcht. Er greift dieſes Orcheſter-Clavier aber mitunter auch ſo ſtark an, daß nicht ſelten ſeine beſten Hämmer brechen. Das „Dele" des unvergleichlichen Rothſtifts benahm der wiederholten Aufführung eine überflüſſige Stunde, und gab dafür ihrer Muſik conciſere Formen. Die zweite Darſtellung erſchien gerundet, ſicher, und verſprach, daß ſie ſich auf dem hieſigen Repertoir erhalten werde. Dem muſikalichen Gewicht und verdient sie es wohl mehr, wie viele ihrer Modeschwestern, die für ihre erdrückenden Massen nur selten durch wahrhaft innern Werth entschädigen.

Eleazar, gleichsam die Hauptperson der Handlung, fand in Herrn Schmezer einen so würdigen Darsteller als Sänger. Erinnert seine vortreffliche Maske und etwas an Seydelmann's Shylok, so wußte er sie doch am rechten Ort und wirksam zu brauchen. Daß Herr Schmezer allerdings auch aus sich herausgehen könne, bewies er in dieser schwierigen, ganz mit seiner Persönlichkeit contrastirenden Parthie. Daß der Componist diesen Eleazar für einen hohen Tenor geschrieben, finde ich analog mit der fistulirenden Sprechweise; allein diese blühenden Töne und Weisen, der Vollkraft einer jugendlichen Brust entströmt, und diese gebückte Gestalt des vom Schicksal tief gefurchten, in Geiz und Vorurtheil eingeschrumpften Juden! — — Obschon dergleichen im angebornen Anachronismus der Oper liegt, so ist unsere Phantasie doch nicht subtil genug, sich an die Vereinigung solcher Pole zu gewöhnen.

Die andern Dominanten der Oper waren durch Dem. Halbreiter, Mad. Fischer-Achten, und Herrn Fischer zweckmäßig besetzt.

Leopold von Oesterreich paßt durchaus nicht für Herrn Wiegand. Soll es nicht scheinen, als wäre dieses Sängers von Grund aus schöne Bariton-Stimme mit Embargo belegt, so setze er seiner Gefälligkeit die nöthigen Schranken.

T.

Feuilleton.

⁂ **Das Alttestamentarische in Oberasien.** (von Bohlen, J. Roberts und de Paravey.) — Prof. v. Bohlen, einer der ausgezeichneteren Orientalisten Deutschlands hat in der kürzlich von ihm herausgegebenen Schrift: Die Genesis (hist., krit. erläutert) nachgewiesen, daß das erste Buch Mosis erst im Zeitalter des Jeremia oder um die Zeit des babylonischen Exil's, also in der ersten Hälfte des VI. Jahrh. v. C. geschrieben, wenn auch bei deren Abfassung ältere Urkunden oder Ueberlieferungen benutzt worden sein mögen. Höchst wahrscheinlich liege (worauf schon Andere hingedeutet) dem Ganzen der Genesis eine alte Urschrift zum Grund, worin Gott: Elohim genannt. Diese Urschrift, welche ausländische, besonders polytheistische Ideen enthalte, sei von mesopotamischen oder chaldäischen Ueberlieferungen ausgegangen, bewege sich in oberasiatischen Vorstellungen, gehe bis zu Abraham entschieden auf chaldäischem Boden, und trage in der Erzählung der Fluth durch das geregelte Sonnenjahr ein chald. Datum aus dem [illegible]. Diese Urschrift wäre dann von einem israelitischen Bearbeiter, dem die Stücke mit dem Namen Jehovah angehören, eingeschaltet und überarbeitet worden. Von Bohlen weist dann im Einzelnen nach, daß besonders die elf ersten Capitel der Genesis oberasiatische Mythen enthalten, und erläutert bei der Auslegung dieser Urkunde sehr vieles aus der Indisch-Persischen Sprache und Vorstellungsart. — Diesen gelehrten Forschungen des Königsberger Professors schließen sich J. Robert's Illustrations of the bible (Lond. [illegible]) an, insofern derselbe nachgewiesen, wie die Sitten und Gebräuche, deren im alten Testament Erwähnung geschieht, in sehr vielem mit den noch jetzt in Indien herrschenden übereinstimmen. Er glaubt aber hieraus einleuchtend die Wahrheit jener alten Urkunden, andererseits die gemeinsame Abstammung der Juden und Hindus erweisen zu können.

Von Paravey aber macht in seinem kürzlich erschienenen — Essai sur l'origine unique et hiéroglyphique des chiffres et des lettres de tous les peuples — auf die Uebereinstimmung aufmerksam, welche zwischen jüdischen Thatsachen und Sagen des alten Testaments und denen der ältesten chinesischen Bücher stattfinden. Zur Erklärung dieser Concordanz sucht er es wahrscheinlich zu machen, daß die Chinesen bei ihrer ersten Wanderung nach dem äußersten Osten die biblischen verwandten Schriften der Aegypter, Babylonier und Perser mitgenommen und demnächst für eigene ausgegeben hätten. —

⁂ **„Das Christliche im Plato."** Unter diesem Titel hat C. Ackermann unlängst eine Schrift herausgegeben, deren Ergebniß nach C. H. Weiße (in den Berliner Jahrbüchern) in Folgendem bestände: „Die Philosophie Plato's concentrire sich in einem nicht abstrakt wissenschaftlichen, sondern wesentlich ethischen Principe und dieses Princip sei das sittliche Heil des Menschen, seine Reinigung, seine Erlösung von dem, seinem sinnlichen Dasein anklebenden Erbübel, — demselben, welches das Christenthum die Sünde nennt, kurz, seine geistige Wiedergeburt, die Wiedergeburt zum ewigen Leben, zur Seligkeit in der Idee, im Reiche Gottes." Sowohl Ackermann als Weiße haben jedoch den Hauptpunkt übersehen, daß nämlich dasjenige, worin Plato mit dem neuen Testament übereinstimmt, nicht als christliches, selbst nicht einmal als platonisches Element bezeichnet werden kann, da es zum Theil älter als Plato ist, zum Theil sich auch in Indien wiederfindet; während gerade von demjenigen, was den eigentlichen Kern der christlichen Lehre ausmacht, sich keine Spur in Plato auffinden läßt, wozu namentlich die ganze Versöhnungslehre gehört und die durchaus nicht-griechische Lehre von dem persönlichen, positiven Willen Gottes, von seiner Gnade und der Auserwählung, von der Pflicht gegen Gott, von der Reue, dem Glauben, der Demuth der Herzensreinheit, der Liebe — und von der Persönlichkeit ewig lebender Geister. —

⁂ **Fleury's Memoiren.** — Der dritte Band und zugleich ein neuer Abdruck der beiden ersten Bände der Mémoires des bekannten Schauspielers Fleury ist in diesen Tagen ausgegeben worden. Im dritten Bande, der bis auf die Revolution hinabgeht, figuriren mehrere interessante Personnagen, wie u. a. Beaumarchais, d'Alembert, Mad. de Montesson, Friedrich II., Mirabeau, der Erzbischof von Paris und mehrere Mitglieder der alten königl. Familie. —

⁂ **Russischer Seehandel.** — Im verflossenen Jahre sind zu Petersburg [illegible] Schiffe angekommen mit [illegible] Last (von [illegible]) Waaren, und [illegible] von dort abgesegelt mit 101,000 Last.

⁂ **Die Salpêtrière im Jahr [illegible].** — Nach Pariset's und Dr. Pinel's Berichte über die Verwaltung der Salpêtrière wurden im v. J. [illegible] Irre aufgenommen, [illegible] entlassen, von denen [illegible] geheilt; [illegible] waren gestorben. Die meisten Aufnahmen fanden im Juni und September statt, in welchen Monaten die acuten Delirien vorherrschen, während die religiösen Monomanien und Selbstmorde im April, die periodischen Manien im März, Mai und August, die Melancholien im Mai am häufigsten vorkommen. Die meisten Heilungen dagegen fanden im August statt; die mittlere Dauer des Heilverfahrens aber ist [illegible] Tage.

Unter dem im v. J. Aufgenommenen waren [illegible] mit acuter, [illegible] mit periodischer, [illegible] mit selbstmörderischer, [illegible] mit religiöser Manie, [illegible] von Melancholie befallen; [illegible] waren wahnsinnig, [illegible] epileptisch und [illegible] blödsinnig.

⁂ **Versendung von Zeitungen und Briefwechsel in London.** — Briefe für das Innere werden zu London im Durchschnitt täglich [illegible] aufgegeben und [illegible] aus dem Innern kommende ausgetheilt. Zeitungen werden täglich von [illegible] bis [illegible] tausend expedirt, Sonnabends [illegible] und Montags [illegible].

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 35. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 10. Februar.

Die Verſchwörung der Damen.

(Fortſetzung.)

Richelieu, der nun endlich erwacht war, ergötzte ſich ſehr über ſeine verfehlten Bemühungen. „Der dicke Geſandte und die Dichter,“ ſagte er, „ſind nur die Troßknechte unſerer Armee, wir bedürfen ihrer nicht. So eben erhalte ich ein Billet von meiner Prinzeſſin, freilich in verdammten Chiffern, — die hohen Damen ſchreiben nicht anders; — aber ſo viel habe ich doch entziffert, daß man im Palais-Royal in vollkommenſter Sicherheit lebt und nicht den leiſeſten Argwohn hegt. Der Herzog-Regent iſt zwar betreten über den Ruin der Bank und das Geſchrei darüber, doch gibt er heute ſeinen Günſtlingen ein Souper und fährt morgen Abend nach Saint-Cloud. Dann wollen wir ihm aufpaſſen und ihn nach Toledo führen, das Übrige findet ſich von ſelbſt.“ — „Es iſt mir äußerſt bedenklich,“ meinte Mont-Louis, „daß die Prinzeſſin unſere Pläne kennt.“ — „Beruhigen Sie ſich,“ erwiederte der Herzog, „meine Aglae haßt ihren Vater, der ihrer ältern Schweſter, der Herzogin von Berry, allen Einfluß, allen Glanz der Repräſentation allein vergönnt, und überdies habe ich zwar ſchon manche Frau betrogen, aber mich hat noch keine verrathen.“ Bei dieſen Worten warf Richelieu den Brief ſeiner Angebeteten in den Schreibtiſch, ohne den ganzen Inhalt zu enträthſeln. *)

Jetzt brachte der Kammerdiener etliche aſchgraue, höchſt einfache Damenanzüge, wie ſie die frommen Matronen des alten Hofs trugen, und der Herzog hüpfte, die beſcheidene Haube aufſetzend, vor den Spiegel. „Laſſen Sie ſich etwas zu eſſen geben, lieber Mont-Louis, und dann kleiden Sie ſich wie ich,“ ſagte er. „Wir ſind beide fein gebaut, werden uns allerliebſt ausnehmen, und, ſo wie es dämmert, treten wir unſere Wanderung an.“ — „Monſeigneur,“ erwiederte Mont-Louis, „in meiner traurigen Lage iſt es mir unmöglich, den Maskenball zu beſuchen und ....“ „Wer ſpricht denn von dem Maskenball?“ fiel Richelieu ein, „ich will mit Ihnen in mehrere Klöſter gehen, und Sie werden doch dort nicht Sturm laufen wollen mit Schwert und Lanze? Argenſon hat wahrſcheinlich Ihre Adelaide in einen ſolchen Schlupfwinkel verſteckt, und darum folgen Sie meiner Führung.“ — Sehr verſtimmt ließ ſich Mont-Louis die Verkleidung gefallen; der Erfolg ſchien ihm ſo zweifelhaft, wie dem Herzog gewiß, der ſich mit der liebenswürdigſten Heiterkeit um ihn bemühte, und im Wagen von Scherzreden überfloß. „Zuerſt gehen wir in die Abtei von Chelles,“ ſagte er, „wo die älteſte Tochter des Regenten, die, man kann wohl buchſtäblich ſagen, unwürdige Vorſteherin iſt. Sie hatte ihre Neigung für einen Comödianten ſo offenbar gezeigt, daß die Herzogin Mutter kein anderes Mittel wußte, als ſie in die heiligen Mauern zu ſtoßen. Dort brauchte ſie die Rechte ihres Ranges, führte ein luſtiges Leben und verlockte die Schweſterſchaar auf böſe Wege, bis die Äbtiſſin, in Verzweiflung darüber, den Hirtenſtab niederlegte, den nun der Regent ſeiner Tochter anvertraute. Seitdem kömmt Argenſon oft dahin, und wir finden vielleicht Ihre Braut. Sonſt hätten wir unter jeder Geſtalt dort erſcheinen können, denn das Kloſter war der Sammelplatz der Pariſer Jugend. Die fürſtliche Äbtiſſin ſpielte die Violine und den Baß, ſie fuhr und ritt, ſchoß mit Piſtolen nach ihren geängſtigten Nonnen, verfertigte Feuerwerke, die ſie ſelbſt abbrannte, und Perücken, die Niemand aufſetzen mochte, konnte Zähne ausreißen und Arz-

---

*) Man fand nach ſeinem Tode eine ungeheure Menge Liebesbriefe nach Jahrgängen geordnet, aber größtentheils noch verſiegelt. In dieſem Zeitpunkt (1718) erbrach er nur die Billets der Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes.

neien brauen, die ihre Nonnen einnehmen mußten.*) Aber ſeit einigen Wochen ſoll ſie ſich bekehrt haben, und eine Janſeniſtin geworden ſein.

Der Wagen des Herzogs hielt in einiger Entfernung von dem Kloſter und der fröhliche Beſitzer ſprang eilig heraus, während ihm Mont-Louis ſchweigend in den verwüſteten Hof folgte; denn die Äbtiſſin hatte einen Theil der Gebäude und Mauern abreißen laſſen, und man fand keine Spur von klöſterlicher Strenge und Abſonderung. Die Pförtnerin ſtand nicht einmal auf ihrem Poſten, und der Herzog ſchlüpfte über die bekannten Gänge und Treppen bis zum Refektorium, deſſen Thüren weit offen ſtanden und wo ſich die ganze Kloſtergemeinde verſammelt hatte. Aus dem ungeheuern Kamin ſchlug eine Flamme, die man für eine Feuersbrunſt gehalten, wenn nicht ein klagender Geſang das Auto-da-Fé begleitet hätte, welches aber ziemlich harmloſer Natur war. Es loderten nämlich die Lauten, Bäſſe, Violinen und Spinette der Äbtiſſin und des Convents, die Notenbücher, die weltlichen Lieder, die Opernarien ſchimmerten noch einmal zum ewigen Lebewohl. Die Flamme erhellte den Theil des weitläuftigen alterthümlichen Saals, wohin ſie traf, mit ſeltſam grellem Schein, während die Ecken dunkel blieben, und hier verbarg ſich der Herzog mit ſeinem Begleiter, der ſcharfen Blicks die Nonnen und Koſtgängerinnen muſterte, die ihre Schleier zurückgeſchlagen hatten, aber vergebens ſuchte er unter den gemeinen Geſtalten Adelaidens idealiſche Schönheit. „Sie ſehen,“ flüſterte der Herzog, „welch ein Freundſchaftsopfer dieſer Gang iſt, denn ich finde auch nicht ein erträgliches Geſicht unter dieſen langweiligen Dirnen.“

Die Äbtiſſin zündete nun eine Fackel an dem Bußfeuer an und ſämmtliche Nonnen folgten ihrem Beiſpiel, worauf ſie an die Spitze des Zugs trat, der ſich paarweiſe ordnete, und langſam den weitgeöffneten Flügelthüren zuſchritt. — „Adelaide iſt nicht hier,“ ſagte Mont-Louis leiſe; „wollen wir gehen?“ — „Ich möchte doch wiſſen, was die Närrin beginnen will,“ antwortete Richelieu ebenſo leiſe, und folgte etwas in der Ferne dem Zuge.

Die Frauen wandelten feierlich unter mißtönenden Geſängen, wie ſie gewöhnlich aus franzöſiſchen Kehlen dringen, durch einen Theil der Kloſtergebäude in die Kirche, deren düſtre Räume noch mit ſchwarzen Tüchern behangen waren. Die Äbtiſſin warf ſich vor dem Hochaltar nieder, weinte, zerſchlug ſich die Bruſt und befahl dann, die Fallthüre, welche zur Gruft führte, aufzuheben, worauf ſie hinunterſtieg und ſich in den einſt für ſie beſtimmten Sarg legte. Im ſelbigen Augenblick ſtießen ſämmtliche Nonnen ihre Fackeln auf die Erde, nur die Fackel der Äbtiſſin, welche dieſe Nebenbuhlerin Karl's des Fünften an ihrem Sarge aufgepflanzt, warf noch einen geſpenſtiſchen, ſchwankenden Schein auf die ſchwarzen Geſtalten, und bleichen, verſtörten Geſichter der geängſtigten Nonnen.

Nun begann die Äbtiſſin eine lange Rede über die berühmte Bulle Unigenitus, welche damals die franzöſiſche Geiſtlichkeit entzweite; ſie verbreitete ſich über die feinſten Spitzfindigkeiten der Moliniſten und Janſeniſten, die ſich gegenſeitig um elenden Wortſtreit in die Hölle verdammten, verfolgten und die Gewiſſen der Laien beunruhigten, während die albernſten, unwiſſenſten Nonnen und Mönche eifrig über Dinge ſtritten, von denen ſie kein Wort verſtanden. Die Äbtiſſin war nun zwar nicht ſo ungelehrt, aber übergelehrt; ſie führte den heiligen Auguſtinus und den heiligen Hieronymus, die Schlüße der Concilien und die Sprüche des unglücklichen Biſchofs Janſenius an, der mit ſeinen unſeligen Sätzen allen dieſen geiſtlichen Skandal verurſachte, und vielleicht nur darum den franzöſiſchen Klerus in Flammen ſetzte, weil der Beichtvater des gelangweilten alten Königs eine Unterhaltung für dieſen, und für ſich Rache an perſönlichen Feinden ſuchte. Die Nonnen hörten in ſchweigender Verwunderung zu, aber Richelieu neigte ſich bald gegen ſeinen Begleiter und flüſterte ihm zu: „Ich hatte mir eine luſtigere Tollheit vorgeſtellt, denn wenn auch der Gedanke, aus dem künftigen Sarge Thorheiten zu deklamiren, ziemlich ergötzlich iſt, ſo wird die Ausführung der guten Dame, deren Ausſehen die Augen nicht beſticht, doch am Ende langweilig. Adelaide iſt nicht unter dieſen häßlichen, unklugen Jungfrauen; wir wollen unſer Heil an andern Orten verſuchen.“

Bei'm Zurückfahren unterhielt der Herzog den trübſinnigen, gequälten Mont-Louis von ſeinen Abentheuern in mehreren Klöſtern, wo er ein beſonderes Vergnügen daran fand, den Miniſter Argenſon, den er aus politiſchen Gründen haßte, auf alle Weiſe zu ärgern und zu verhöhnen. Er ſchilderte den Miniſter, der früher ein Frömmler und Spion der Maintenon geweſen, jetzt, da jede Ausgelaſſenheit an der Tagesordnung ſei, die Maske weggeworfen habe, und beſonders in dem Kloſter der ſchönen Madelaine von Traisnel ſeine Reſidenz aufgeſchlagen, nachdem er ſich mit der Äbtiſſin der Hoſpitaliterinnen entzweit. „Die armen Närrinnen,“ ſchloß Richelieu, „müßen es ſich wohl gefallen laſſen, den alten grauen Böſewicht, trotz ſeines dämoniſchen Anſehns, den jungen artigen Cavalier ſpielen zu ſehen, da er die Oberaufſicht über das Bauweſen der Klöſter ſich zu verſchaffen wußte, wodurch alle Vergünſtigungen der Regierung von ihm abhängen, und er Rache üben oder Gunſt beweiſen kann.“ — Mont-Louis, bitter durch den Kummer, der ihn drückte, brach in Verwünſchungen der Regierung aus, aber der Herzog nahm alle dieſe Dinge nur von der komiſchen Seite, und es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß Mont-Louis, außer dem Beſitz ſeiner Adelaide und glänzender Stellen, noch etwas durch die Umwälzung bezwecken könne, während dieſen der Ruin des Vaterlandes, der hohnſprechende Sieg des Laſters in jeder geiſtlichen und weltlichen Inſtitution ſchmerzlich berührten.

(Fortſetzung folgt.)

Studien
über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

Was bei David verwerflich erſcheint, das iſt die zu ſtarke Hinneigung und Vorliebe, den Stoff ſeiner Eingebungen mehr in den antiken Kunſtwerken, als in der Natur zu ſuchen; das iſt ferner jene abgöttiſche Verehrung der griechiſchen Plaſtik, welche ſeine Gemälde mit Geſtalten bevölkerte, für deren übertriebenſten Typus der Romulus in den Sabinerinnen gelten kann. Aber dieſer Irrthum findet leicht ſeine Erklärung und Entſchuldigung. Die Schule, gegen welche ſich David mit dem ganzen Gewicht ſeines Künſtlertalents auflehnte, behandelte die antiken Statuen mit der größten Geringſchätzung und beluſtigte ſich über die ſeit ſo vielen Jahrhunderten bewunderten Meiſterwerke in ſchlechten Späßen. So äußerte z. B. *Doyen*, der damals für einen geiſtreichen Künſtler galt, daß der belvederiſche Apoll nur eine „*geſchabte Rübe*" ſei. Kein Wunder, wenn David über eine ſolche Denk- und Sprechweiſe entrüſtet ſich vorſetzte, die unſterblichen Schöpfungen eines Phidias und ſeiner erlauchten Nebenbuhler wieder zu Ehren zu bringen, wenn er ſie mit Eifer ſtudirte, ſich in ihre natürlichen Schönheiten einweihte und um dieſe Schönheiten beſſer begreiflich zu machen, ſie in ſeinen Gemälden vielleicht zu ſtark hervortreten ließ. Neben dieſer plaſtiſchen Tendenz war David von dem ernſtlichen Streben beſeelt, in ſeinen Werken die größtmöglichſte Wahrheit zu offenbaren. Er fragte beſtändig die Natur um Rath und empfahl das Studium derſelben ohne Unterlaß allen denen, welche ſich unter ſeiner Leitung zu Künſtlern ausbildeten. Aber er ſah die Natur nicht ſo, wie ſie wirklich vorhanden iſt; er ſah ſie durch das Prisma jener einmal feſtſtehenden conventionellen Regeln, welche man die idealiſche Schönheit nannte. Sein Auge verbeſſerte die Natur, gewiß nicht mit Vorbedacht, ſondern unwillkührlich; er hatte ſich wider ſeinen Willen ein Modell geſchaffen, nach dem er alle ſeine Geſtalten zuſchnitt. Dieſer Vorwurf ſcheint uns gegründet, aber welchem Künſtler hat man nicht daſſelbe vorgeworfen? Treffen wir nicht auf den Gemälden *Pouſſins* einen Kopf, der überall wiederkehrt und den wir ſogleich an ſeinen großen, mit rothem Ocker geränderten Augen und an ſeinen röthlichen Fleiſchtönen erkennen? Hat denn Rubens zwei Formen und zwei Farben gehabt? Hat Le Sueur jemals in ſeinem Style und ſeinen Umriſſen eine große Abwechſelung gezeigt?

---

*) Das Kloſter war reich dotirt, aber die Aebtiſſin wurde ſpäter ſo geizig, daß ihre halbverhungerten Nonnen eines Tages voller Verzweiflung Sturm läuteten, bis ihnen die Pariſer Bürger zu Hülfe kamen und Lebensmittel herbeiſchafften.

Jedenfalls war David kein gewöhnlicher Menſch und Künſtler, was auch ſeine neueſten Gegner ſagen mögen. Schon das erſte Auftreten in ſeinem bewegten Leben ſpricht für unſere Behauptung. Er beſaß die Kraft und das Genie, welche das Saatkorn einer Umbildung und Erneuerung der Kunſt in ſich ſchließen, es auszuſtreuen und zur Reife zu bringen wiſſen; er beſaß das Talent, welches ſchaffend auftritt, das Verſtändniß neuer Lehren begründet und für eine Idee oder Form begeiſtert. Es ſei fern von uns, ſein Talent als tadellos und ſein Genie als über alle Maßen vorzüglich hinſtellen zu wollen, wir hatten dem erſteren eine erhabenere und dem letztern eine tiefere Grundlage gewünſcht; daß man ihm aber beide ſtreitig machen will, ſcheint uns unzuläſſig. Man hat David viele Ungerechtigkeiten aufgebürdet, unheilige Hände haben ihm den Lorbeerkranz zu entreißen geſucht, welchen die öffentliche Meinung auf ſeinen ehrwürdigen Scheitel gedrückt. Sein Andenken wird noch lange in der Kunſtwelt fortleben und von einer vorurtheilsfreieren Nachkommenſchaft gegen blinde Verunglimpfungen beſchützt werden.

Weniger Anfeindungen, als David, hat einer ſeiner beſten Schüler erlitten. Wenn aber *Girodet* das Glück gehabt hat, nach ſeinem Tode ſeinen Künſtlerruhm nicht geſchmälert und beſtritten zu ſehen, ſo bleibt doch das plötzliche Stillſchweigen über ſeine Werke keineswegs eine gleichgültige Erſcheinung. Ein feierliches Leichenbegängniß, welchem Chateaubriand den Glanz ſeiner Gegenwart und ſeiner Beredſamkeit lieh, der Eifer, womit ſeine Verehrer die Hinterlaſſenſchaft ſeiner Werkſtätte ſich zu eigen zu machen ſuchten, waren die letzten Beweiſe von Mitgefühl für einen während der Kaiſerzeit faſt vergötterten Künſtler, deſſen Namen ſofort in tiefe Vergeſſenheit gerathen iſt.

Anne-Lonis-Girodet-Trioſon, geb. zu Montargis 5 Jan. 1767, empfing den erſten Unterricht in der Malerei von Regnault, einem Zeitgenoſſen Davids; ſpäter ſtudirte er in Rom, wo er ſich bald an Davids Schule anſchloß und noch ſehr jung den großen Preis davontrug. Girodet war ohnſtreitig mit ſchönen vielſeitigen Anlagen von der Natur ausgeſtattet; er beſaß ein feines, leicht erregbares Gefühl und verband mit einer begeiſterten Liebe für Schönheiten der klaſſiſchen Dichter einen geläuterten Geſchmack. Man erkennt in ſeinen Werken eine entſchiedene Neigung zu plaſtiſcher Vollendung und antikem Styl; doch ermangeln ſeine Gemälde des Lebens und der natürlichen Wahrheit. Er haſcht nach Lichteffekten, da wo ſie entweder nicht aus dem Geiſt des Bildes hervorgehen oder koquett erſcheinen. Sein Styl läßt kalt, ſeine Grazie hat etwas zu Erkünſteltes, ſeine bis zur Trockenheit korrekte ſtrenge Zeichnung zwängt die Formen in eine eiſerne Silhouette ein, ſein Colorit iſt nicht ſowohl reich und durchſcheinend, als ſchreiend, froſtig und hat die grüne Farbe zur beſtändigen Unterlage, ſeine mit großer Sorgſamkeit aufgetragenen Tinten ſind nicht ſaftig genug und oft mit allzuängſtlicher Scheu und Zurückhaltung behandelt.

Seine *Grablegung Atalas* und ſein *ſchlafender Endymion*, den er noch in Italien malte, ſind zu ihrer Zeit vielfach geprieſen worden. Ein großer Theil des Beifalls, welcher dem erſtgenannten Bilde zu Theil ward, iſt aber hiebei wohl auf Rechnung der damals herrſchenden Stimmung der Gemüther zu ſchreiben, welche alle jenem dichteriſchen Roman Chateaubriands entlehnten Darſtellungen mit einem freundlichen Willkommen begrüßten, und die wegen ſeines Endymion geſpendeten Lobſprüche werden ebenfalls erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Mythologie zu jener Zeit nicht ſo allgemein verrufen war, wie es heut zu Tage der Fall iſt, daß eine in reine Linien eingeſchloſſene akademiſche Figur damals Glück machte und man noch unbeſtritten die Lehre von einem idealiſchen Schönen annahm.

Dieſe Zeiten ſind vorüber. Von idealiſcher Schönheit will man gegenwärtig nichts mehr wiſſen und die akademiſchen Figuren ſtehn in geringer Achtung; die Mythologie gilt für abgenutzt und ihre allegoriſchen Darſtellungen rühren Niemand mehr. Die Atala Chateaubriands iſt zwar immer noch ein herrliches Buch, aber Jedermann weiß es auswendig und Jeder hat die von Girodet dargeſtellte

Scene ſo tief durchgefühlt, als der Maler; auch iſt man im Laufe der Zeit zu einem tiefern, innigern Verſtändniß des Dichters durchgedrungen und bei der Vergleichung hat ſich ergeben, daß der Überſetzer ein ſchwächeres Colorit und eine geringere Redekraft aufzuweiſen habe, als der Dichter; das Buch iſt im Anſehn geſtiegen, das Gemälde gefallen. Wir ſind weit entfernt der Grablegung Atala's von Girodet alles Verdienſt ſtreitig machen zu wollen. Die Figur des jungen, in Gott verblichenen Mädchen iſt ſehr anmuthig, die höchſte Seelenreinheit und himmliſche Ruhe ſprechen aus dieſen Zügen. Der Ausdruck des Kopfes iſt dem Maler ungemein gelungen; faſt glaubt man, daß der ſtarre Hauch des Todes noch nicht in ſeiner ganzen Stärke über dieſes blaſſe, liebliche Antlitz hingeweht habe, welches die Fortdauer des chriſtlichen Gefühls und der keuſchen Liebe noch an's Leben zu knüpfen ſcheint. Der Schmerz des Chactas und des Pater Aubry, je nach dem Alter, Charakter und Urſprung dieſer beiden Männer aufgefaßt, ſo wie ihre durchaus verſchiedenen Mienen ſind mit gefühlvoller Wahrheit wiedergegeben. (Fortſ. folgt.)

Die Chronik des Rabbi Joſeph.

Auch der zweite Theil der Chronicles of Rabbi Joseph the Sphardi, von F. Bialloblozky aus dem Hebräiſchen in's Engliſche überſetzt, iſt kürzlich erſchienen. Der erſte Theil enthält, was R. Joſeph von ſeinen Glaubensgenoſſen überlieferungsweiſe in Betreff der Verfolgungen und Mißhandlungen erfahren konnte, welche der, durch die Kreuzzüge entzündete, oder vielmehr geſteigerte Fanatismus über die Juden gebracht hatte. In dem zweiten Theil erzählt der Chroniſt uns, was er ſelbſt erlebt, geſehen, oder durch zuverläſſige Berichte ſeiner Zeitgenoſſen erfahren. Er lebte aber in jener fürchterlich großen Zeit, in welcher die Eroberung Conſtantinopels, die Selbſtemancipation der Fürſten von der päpſtlichen Gewalt, ihr Kampf mit dem Adel und vor Allem: die kirchliche Reformation — ganz Europa in Aufruhr verſetzten und alle bisherigen Verhältniſſe mehr oder minder gewaltſam veränderten. Rabbi Joſeph war ſelbſt Zeuge der Auftritte bei der Verſchwörung Fiesco's und perſönlich mit Andreas Doria bekannt. Er gibt uns eine genaue Beſchreibung der Schlacht von Pavia, und erzählt, wie Bourbon's ſchwarze Banditti nach der Einnahme von Rom alles Silber und Gold aus den Kirchen und Schlöſſern geraubt, „die Religion der Heiligen auf den Straßen in den Koth getreten, die Kardinäle und Prieſter verſpottet, und in den Gewändern derſelben gottesläſternd einhergezogen;“ — dann aber auch „die ihnen preisgegebenen Juden beraubt und mehrere von ihnen getödtet haben.“ — Wie nun die Chriſten zur Zeit, als ſie noch von den Heiden verfolgt wurden, ſich um ſo inniger in brüderlicher Liebe aneinanderſchloſſen, und einig im Glauben auch noch einig waren in begeiſterter Hoffnung auf die zweite Herabkunft des Erlöſers und ſein tauſendjähriges Reich, — ſo zeigte ſich auch bei den Juden, in Folge der mittelalterlichen Verfolgungen, ähnliches feſtes Zuſammenhalten und Glauben und Hoffen. Auch ſie hofften auf Erfüllung ihrer Weiſſagungen, wonach der Same Abrahams die Welt beherrſchen und alle übrigen Völker von Sion herab ihre Geſetze empfangen ſollten. Theilweiſe ſtimmte hiermit die in der katholiſchen Kirche fortgepflanzte Ueberlieferung, daß in den letzten (immer nahgeglaubten) Zeiten die Juden wieder in Paläſtina geſammelt und dann zum Chriſtenthume bekehrt wurden. Hieraus erklärt ſich, was R. Joſeph uns von einem Abentheurer, Namens David und von Salomon Molcho erzählt, und was theilweis hier übertragen werden mag, und eine Anſchauung von der ſchlichten Darſtellungsweiſe des Annaliſten zu geben.

Ein Jude, mit Namen David, kam in jenen Tagen aus einer fernen Gegend von Indien an den Hof des Königs von Portugal und ſprach alſo zu ihm: „Ich bin ein Hebräer, und ich fürchte den Herrn, den Gott des Himmels; und mein Bruder, der König der Juden, ſendet mich zu dir, o König, um Hülfe. Und nun — ſei du uns ein Helfer, und wir wollen gegen den Türken Solyman in den Krieg ziehen und das gelobte Land ihm aus den Händen reißen.“ Und der König ſprach zu ihm: „Friede ſei mit dir! Und nun gehe; ich will dich zu dem Hohenprieſter ſenden, und was immer derſelbe ſagen wird, das will ich thun.“ — Und er ging fort von ihm und verweilte mehrere Tage in Liſſabon. Und die gezwungenen Chriſten glaubten ſeinen Worten, und jeder ſagte zu ſeinem Nachbar: „Er iſt unſer Befreier; denn Gott hat ihn geſendet.“ Und ſie ſammelten ſich um ihn, und ehrten ihn ſehr. Und der Mann zog von dannen und nahm ſeinen Weg durch Spanien hin, und aller Orten, wo er durch kam, ſtrömten Viele herbei von denen, die dort zerſtreut waren, und er war ihnen ein Stein des Anſtoßes. Und er ging hinüber nach Frankreich und kam nach Avignon, und zog weiter und kam nach Italien, und machte ein Panner von künſtlicher Arbeit und ſchrieb darauf die Namen des Heiligen. Und auch nach Bologna, Ferrara und Mantua kam dieſer Mann und ſagte, daß er mit Einwilligung der Könige der Unbeſchnittenen alle Juden, die ſich unter ihnen fänden, an ihren Platz und in ſein Land führen wolle. Und er ſprach auch mit dem Papſt, und die Kinder Israels fürchteten ſich ſehr. Und es geſchah, als ſie mit ihm ſprachen und ſagten: „Und was ſollen wir mit unſeren Frauen thun an dem Tage, wenn wir alle in die Schlacht ziehen, und was mit ihren Kindern, die ſie uns gezeuget haben?“ — daß er ihnen erwiederte: „Fürwahr, es gibt viele Frauen in unſerem Land, wie dieſe ſind; fürchtet nicht, denn der Herr wird uns ohne Aufenthalt retten.“ Und er erfand aus ſeinem Kopfe ein Schreiben, und ſagte: „Mein Bruder, der König, hat es mir geſendet beſiegelt mit dem königlichen Ringe.“ Und es geſchah eines Tages, daß ſein Geheimniß entdeckt ward, und ſie glaubten ihm nicht mehr; denn er erließ nichtsnutzige Befehle. — R. Joſeph erzählt dann weiter, wie Salomo Molcho, der Sohn eines jüdiſchen Renegaten, durch David bewogen worden, zum Glauben ſeiner Vorväter zurückzukehren, und, da er ein Jüngling von großen Talenten war, gar bald eine große Herrſchaft über die Gemüther ſeiner Glaubensgenoſſen gewonnen. Selbſt R. Joſeph meinte: „der Geiſt des Herren ſpreche aus ihm.“ Molcho erließ ein myſtiſches Rundſchreiben an die Häupter der Synagogen. Zuletzt verwog er ſich ſogar, Kaiſer Karl V. bekehren zu wollen. Aber der Kaiſer, ſo erzählt R. Joſeph, „ließ ihn und ſeinen Freund David und ſeine Anhänger gefangen nehmen; — und er führte ihn gebunden mit nach Mantua. Und der Kaiſer ſprach zu weiſen Männern, denn dies war des Kaiſers Weiſe, und ſie fanden ihn des Todes ſchuldig und ſprachen: „Laß ihn fortbringen und verbrennen.“ Und es geſchah eines Tages, daß man ihm einen Zügel in den Mund legte. Vor dem Scheiterhaufen angelangt läßt einer von des Kaiſers Edelleuten den Zügel wegnehmen und verſpricht dem Verurtheilten, daß er am Leben bleiben und frei ſein ſoll, wenn er ſich bekehre. Aber er antwortete wie ein Heiliger, wie ein Engel Gottes: — „Thut, was ihr für Recht haltet, aber meine Seele wird in ihres Vaters Haus zurückkehren, wie in ihrer Jugend, und es wird dann beſſer mit ihr ſtehen, als jetzt. . .“ Und ſie brachten ihn dem Herrn zum Brandopfer. . . Und der Herr ſchmeckte den ſüßen Geruch, und nahm zu ſich die unbefleckte Seele, und ſie iſt bei ihm, — und lebt immerhin in Freude vor ihm. . . Aber Viele in Italien waren damals des Glaubens, daß Rabbi Salomon Molcho ſich durch ſeine Weisheit den Händen derer, die ihm nach dem Leben getrachtet, entzogen, und daß das Feuer keine Gewalt über ihn gehabt. . . Gott der Allmächtige allein weiß es.“ —

F. W. Carové.

Druckfehler.

Im geſtrigen Blatt lies Seite 135, 2te Spalte, Zeile 14 v. oben Halévy's durſtendem Genius, ſtatt: Guhr's ꝛc.; ferner ebendaſelbſt Zeile 12 v. unten: entſpringt, ſtatt: entſpricht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 36. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 11. Februar.

Die Verſchwörung der Damen.

(Fortſetzung.)

Nahe bei dem Kloſter der ſchönen Madelaine von Traisnel erhob ſich ein noch unvollendetes pallaſtartiges Gebäude, welches Argenſon zur größeren Bequemlichkeit ſeiner Viſiten für ſich erbauen ließ, und das durch einen bedeckten Gang mit dem Kloſter in Verbindung ſtand. Auf dieſem Wege führte Richelieu, deſſen Freigebigkeit die karg bezahlte Dienerſchaft des Miniſters längſt gewonnen, ſeinen Freund in das Innere des Heiligthums, wo der erſtaunte Mont-Louis allen Flitterprunk der Pariſer Modewelt mit jenem feinen Sinn für ausgeſuchte Bequemlichkeit verbunden fand, worauf ſich üppige Nonnen und Mönche immer ſo trefflich verſtanden. Argenſon wußte es übrigens ſo einzurichten, daß dieſer Luxus ſeiner Schönen nicht aus ſeinem Beutel beſtritten wurde; er ſchenkte ihnen Antheile von dem Überſchuß der Lotterie, die ſchon unter Ludwig dem Großen zur Verbeſſerung der Volksmoralität errichtet worden, und er überließ ihnen die Waaren, welche als Contrebande in Beſchlag genommen wurden, beſonders jene oſtindiſchen gemalten Zeuge, welche die damalige Mode vergötterte, und die hier überall, beſonders aber in den Zimmern der Äbtiſſin, ſchimmerten.

In dem dunkeln Kreuzgang klopfte Richelieu dreimal an eine Zellenthür, und ein junges allerliebſtes Nönnchen öffnete behutſam bei dem wohlbekannten Signal, fuhr aber etwas zurück, da ſie den Herzog nicht allein erblickte. Er beruhigte ſie, nannte Mont-Louis ſeinen Vertrauten, rühmte ihr blühendes Ausſehen, ſcherzte wie im Salon der Herzogin von Maine, kramte niedliche Geſchenke aus und antwortete auf ihre Klagen wegen ſeines langen Nichterſcheinens mit etlichen ſchnell erſonnenen Ausflüchten. Zuletzt fragte er: ob ſie keine Nachricht von Fräulein Mont-Louis geben könne. Zornige Röthe überflog das Geſicht der kleinen Nonne, und ſie verharrte in unwilligem Schweigen, bis der Herzog, ihre eiferſüchtigen Gedanken errathend, ſich beeilte, den Grund ſeiner Nachforſchungen anzugeben, wodurch bald die vorige Freundlichkeit wiederkehrte, nur mit gutmüthiger Rührung verſchattet. „Niemand kann Ihnen beſſere Auskunft geben," ſagte ſie, „denn Herr von Argenſon hat mir aufgetragen, die arme Gefangene oft zu beſuchen und aufzumuntern; doch wird ſie nicht lange mehr hier bleiben. Es iſt ihr ein großes Glück beſtimmt, ſo groß, daß Andere ſich in's Paradies träumen würden, und ſie will verzweifeln, weil ſie den Augen des Regenten gefallen hat, weil ſie Diamanten wie eine Königin beſitzen und in einem Meer von Luſtbarkeiten ſchwimmen ſoll." — Mit den ſüßeſten Bitten erſchmeichelte Richelieu die Erlaubniß, jene ſogenannte Glückliche zu ſehen, und Mont-Louis wollte das Herz in der Bruſt zerſprengen, als das Nönnchen willfahrte, als ſie vor dem ſchweren feſtverſchloſſenen Gitter ſtanden, das die Geliebte von ihm ſchied.

Adelaide lag auf den Knieen, das lange Haar floß in reichen Locken über die Schultern, das ernſte Auge blickte empor nach der Quelle des Lichts und flehte um Kraft und Rettung. Sie achtete nicht auf das Geräuſch der Kommenden; die freie Seele erhob ſich auf den Flügeln der Andacht über Raum und Zeit, aber da ſie Mont-Louis Stimme hörte, und trotz ſeiner Verkleidung die geliebten, tief in ihr Herz geprägten Züge erkannte, da überfloß fieberiſche Röthe ihre Wangen, und das Marmorbild belebte ſich, doch nicht die Freude, eine ſeltſame Angſt hob den Buſen des zarten gequälten Weſens, und die Hände vor die Augen haltend, hauchte ſie mit kaum hörbaren Tönen: „Heilige Jungfrau! — welch ein Blendwerk! — ach, laß mich nicht wahnſinnig werden!“ Sie wankte näher, hielt ſich an dem Gitter feſt und Mont-Louis glühende Thränen fielen auf die Eiſenſtäbe. — „Welch ſchönes Bild!“ bemerkte Richelieu, „hätten wir doch einen Maler hier, — der wahre Schmerz verſchönert unendlich, — Adelaide erſcheint mir jetzt wie eine Göttergeſtalt.“

Es dauerte lange, ehe die von den plötzlichen Schlägen des Geſchicks zu hart getroffene Adelaide ſich erholte, und den geliebten Freund nicht mehr als eine Täuſchung ihrer aufgereizten Phantaſie betrachtete, aber der Hoffnung gab ſie nicht Raum; ſie ſchüttelte ſchmerzlich das ſchöne Haupt, als ihr Mont-Louis auseinanderſetzte, wie nahe eine gänzliche Umwälzung ſei, die auch ihr Freiheit und Glück bringen werde. — „Unſer Vermögen iſt verloren,“ ſagte ſie dumpf, „mein Vater iſt todt, — mich wird man nach Saint-Cloud unter die Obhut der ſchändlichen Vicomteſſe von Parabere bringen, und nur der Tod kann mich aus den Klauen meiner Verfolger retten. Alle ſüßen Täuſchungen haben mich verlaſſen; ich hoffe nichts mehr.“ — „Die Liebe und Treue ſiegen über jedes Hinderniß,“ betheuerte Mont-Louis. — „Es kann ſein,“ erwiederte ſie, „aber ich habe Alles aufgegeben. Die lange Trennung von dir, dann die plötzlichen trügeriſchen Strahlen des Glücks und dann ſchwarze undurchdringliche Nacht, — das hat mich zerſtört.“ — „Du marterſt mich, Adelaide!“ rief Mont-Louis; „ſoll ich elender ſein, indem ich dich wiederfinde, als ich durch deinen Verluſt war? Was ſoll ich thun, Geliebte meiner Seele, dies Eis der Verzweiflung aufzuthauen, das dich unkenntlich macht?“ — Er zwängte ſeine Hand durch das Gitter, um die Rechte der bleichen Braut zu erfaſſen, aber die Glut ſeiner Liebe theilte ſich ihr nicht mit. „Ich verzweifele nicht,“ ſagte ſie, „die heilige Jungfrau wird mir Kraft verleihen, wenn ich ſterben muß, um dir treu zu bleiben. Verſchaffe mir einen Dolch, das ſei die letzte Gabe deiner Liebe.“ — „Nur kein Trauerſpiel,“ bat jetzt Richelieu. „Morgen ſingen wir Triumphlieder, aber jetzt muß ich zum Scheiden ermahnen, denn wie ich hier von der lieben Kleinen höre, ſieht der Miniſter häufig nach, ob ihm der köſtliche Schatz, den er hier verborgen, nicht geſtohlen ſei.“ — Noch einmal drückte Mont-Louis Adelaidens Hand, noch einmal hefteten ſich ſeine Blicke auf die himmliſche Geſtalt in peinlich ſüßer Erinnerung vergangener Seligkeit, und die Verſtörung ihrer Züge ſtachelte den Wunſch nach Rache auf. Sie verſuchte dem Scheidenden zuzulächeln, und dieſe Anſtrengung brach das Bollwerk um das weiche Herz. Thränenſtröme ergoſſen ſich aus ihren Augen, und, das Eiſengitter krampfhaft faſſend, rief ſie aus: „Wiederſehn! ach nimmer! nimmer!“ — Mit Gewalt mußte Richelieu, der Schritte von ferne hörte, den armen Mont-Louis fortziehen.

Es war ziemlich ſpät und doch wimmelten die Straßen von Menſchen, und tauſend Stimmen verkündeten die unheilvollen Neuigkeiten, denn der Bankerott der Zettelbank ließ ſich nicht länger verhehlen, weil Law, ſeine Landgüter und Ehrenſtellen im Stich laſſend, die Flucht ergriffen hatte, beſchützt durch die Garden königlicher Prinzen, die bei der Agiotage bedeutend gewonnen. Nun, da jede Täuſchung verſchwunden war, enthüllte ſich der Ruin von 20,000 Familien, das gänzliche Verſchwinden des baaren Geldes, die gränzenloſe Verlegenheit der Regierung. Einzelne, die früher das Papier umgewechſelt, waren reich geworden und man ſah Commis und Bedienten im Beſitz von Marquiſaten, während die ehemaligen Beſitzer darbten, und früher wohlſtehende Familien am Bettelſtab wankten, und es lag jetzt am Tage, daß die Staatsregierung, welche der Vormund des Volks ſein ſollte, die Unwiſſenheit und Thorheit deſſelben benutzt hatte, es muthwillig in den Abgrund zu ſtürzen, um noch einige Jahre der raſenden Verſchwendung fröhnen zu können. Das Geſchrei der Betrogenen, Mißhandelten dröhnte furchtbar durch die Gaſſen. „Wir wollen die Miniſter in Stücke zerreißen, in die Seine mit den Betrügern!“ ſchrieen unzählige Stimmen, und immer enger verwickelte ſich der Knäul der tobenden Maſſe, aber gellendes Jammergeheul brach einen Moment durch den Tumult, denn an den Mauern des Bankgebäudes waren Mehrere im wahnſinnigen Andrang zerquetſcht worden. Man hob die Gefallenen auf, und der Anblick der zertretenen Leichname bewirkte ein augenblickliches ſchauderhaftes Schweigen, das aber bald von dem Zuruf der Wüthendſten unterbrochen wurde. — „Wir wollen das Palais-Royal ſtürmen, der Regent ſoll die Opfer ſehen!“

„Jetzt iſt der günſtige Moment,“ ſagte Mont-Louis und faßte heftig Richelieu's Hand; „laſſen Sie uns das Volk anreden, ſtellen wir uns an die Spitze, verſprechen ihm die Vernichtung dieſer mörderiſchen Regentſchaft, die Befreiung des Parlaments, die Zuſammenberufung der Reichsſtände und . . .“ — „Sind Sie raſend?“ unterbrach der Herzog, „ich, ein Pair des Reichs, ſoll dieſen Pöbelhaufen anführen? Unſere Pläne durfen nicht durch das Volk ausgeführt werden. Die Reichsſtände ſind ein toller Einfall der Herzogin von Maine; was ſollte dann aus unſeren Privilegien werden? Es ſei denn, daß man ſo gefügige, ja nickende Puppen fände, wie unſere letzten. Übrigens iſt dieſe ganze Feuersbrunſt nur Strohgeflacker, ich kenne die Pariſer. Wie haben ſie zu den Zeiten der Fronde getobt und ſich doch nachher in Unterthänigkeit gebeugt. Mont-Louis wollte aus dem Wagen ſpringen, der Herzog hielt ihn feſt. „Denken Sie doch an unſere Verkleidung,“ rief er, „man wird Sie auslachen, wenn Sie im Coſtüm einer Betſchweſter die Meuterer gegen das Palais-Royal führen wollen. Das Volk kennt Sie nicht, Sie würden kein anderes Ehrenzeichen als Rippenſtöße davon tragen. Aber ſieh', da erſcheint der alte Fuchs, Freund Argenſon; er hat doch mehr Muth, als ich ihm zugetraut. Er denkt wahrſcheinlich, in ſolchem Tumult könnten am Ende ſeine theuern Klöſter in Gefahr kommen.“

Argenſon war von einer großen Zahl ſeiner Untergebenen, welche Fackeln trugen, begleitet. Er ſuchte ſeine finſtere Stirn zu glätten, ſeine rauhe Stimme zu mildern, und bat mit honigſüßen Worten um Gehör, indem er verſicherte, der Regent ſei tiefbetrübt über die Noth des Volks, beſonders über die Theurung des Brods, und habe ſchon aus eignen Mitteln große Summen unter die Bäcker vertheilen laſſen, um den Preis zu ermäßigen. Nachdem dieſe Botſchaft einige Wirkung gethan, obgleich noch immer Verwünſchungen ſeine Rede unterbrachen, zeigte er die innigſte

Wehmuth über die im Gedränge Verunglückten. „Man ſchaffe ſie in meinen Wagen,“ ſagte er mit liebreicher Güte, die von ſeinen teufliſchen, wilden Mienen wunderlich abſtach. „Man beſtelle Chirurgen und Ärzte, dieſe armen Leute ſollen auf das Beſte verpflegt werden; denn, meine Freunde, dieſe Menſchen ſind nicht todt, nur verwundet und betäubt, das Unglück iſt nicht ſo groß, wie wir befürchteten.“ — Während man dieſe Anordnungen des menſchenfreundlichen Argenſon befolgte, und die Leichen zu ungefühlter Bequemlichkeit in die Staatskarroſſe befördert wurden, theilten ſeine Begleiter Geld unter die Nächſtſtehenden und gaben den etwas anſtändiger Gekleideten Freibillets zu einem Schauſpiel, welches damals ganz Paris entzückte. Es wurde allmählich ſtiller, und nun ergoß ſich Argenſon in trefflichen Phraſen über die angeborene Herzensgüte des Regenten, ſeine beſondere Liebe für die gute Stadt Paris, ſeinen Kummer, daß unglückliche Zeitumſtände einige Stockung in den Finanzen verurſacht, daß aber die Weisheit der Staatsregierung, die erprobte Treue der klugen aufgeklärten Pariſer, und die Hingebung des ganzen franzöſiſchen Volkes bald jede Störung beſeitigen, das allgemeine Vertrauen befeſtigen und das ſchöne Band der Eintracht wieder knüpfen werde. — Der größte Theil des Auditoriums nahm den Weihrauch gnädig auf und verlief ſich; nur wenige murrende Fiſchweiber, Gemüſeverkäuferinnen, Kohlenträger blieben zurück, die man mit vielen Schmeicheleien und etwas Silbermünze am Ende auch beſchwichtigte. (Fortſ. f.)

Beiträge zur neuern Kunſtgeſchichte

von

Ernſt Förſter.

(Leipzig. Brockhaus. 1835.)

Herr Ernſt Förſter hat ſich durch die kritiſche Sichtung, organiſche Ordnung und Veröffentlichung ſeiner im Auftrag des Kronprinzen von Baiern in Italien angeſtellten kunſtgeſchichtlichen Forſchungen ein bedeutendes Verdienſt um die Geſchichte des Wiederauflebens der bildenden Kunſt erworben. Selbſt Künſtler, beſitzt er alle zu jener Miſſion erforderlichen Eigenſchaften, – ein ſcharfes Auffaſſungsvermögen, welches bei dem ihm gewordenen Auftrage behufs der Charakteriſtik von großem Belang iſt, — einen durch vielfache innere und äußere Anſchauungen geläuterten Geſchmack, die von Vorurtheilen unbeſtochene Freiheit des Urtheils, welches ſich vor keiner Autorität beugt, eine deutſche Beſonnenheit und Ausdauer, einen deutſchen Fleiß und einen künſtleriſchen Geſammtblick, der ſich durch die Maſſen nicht zerſtreuen noch verwirren läßt, eine gründliche Kenntniß der modernen Technik, und eine warme Liebe zur Sache. Bei ſolchen Eigenſchaften konnte es nicht fehlen, daß Herr E. Förſter nicht blos ſeinem erhabenen Gönner in getreuen Copien der wichtigſten älteren Kunſtwerke eine in ihren wichtigſten Momenten ſyſtematiſch erſchöpfte durch ſich ſelbſt redende Kunſtgeſchichte aus Italien zurückbrachte, ſondern auch ſeinem Vaterlande durch das obengenannte Werk einen geiſtigvervielfältigten und allgemein zugänglichen Abdruck jener Reſultate verſchaffte. — Die allgemein-intereſſanteſten Aufſätze in Herrn Förſters Buche ſind die über das Leben und die Werke des alten toscaniſchen Bildhauers Nichola Piſano, über Cimabue und Giotto, und über die älteren Wandgemälde im Campo santo zu Piſa; Aufſätze, durch welche die betreffenden Epochen zum erſtenmal mit voller Klarheit beleuchtet und die mancherlei Irrthümer, die ſeit einigen Dezennien auf jenen Epochen erbthümlich laſteten, endlich mit ſchlagenden Beweisgründen zurückgedrängt werden. Das letztere gilt hauptſächlich von den Wandmalereien im Campo santo, in Betreff deren man bisher der Tradition des ſchätzenswerthen aber nie genug zu berichtigenden Vaſari folgte, welcher zu dem bekannten Werke Laſinio's als untrüglicher Commentar betrachtet wurde. Herr E. Förſter hat ſich weder Mühe noch Zeit verdrießen laſſen, um mit Benutzung des Archivs ſeine gerechten Zweifel an den früheren Angaben über die Identität der Maler möglichſt zur Gewißheit zu erheben und zu conſtatiren. Wir machen hier anführungsweiſe nur auf die Berichtigung aufmerkſam, derzufolge dem Franz von Volterra das ſo lange dem Giotto zugeſchriebene Bild der Geſchichte Hiobs wieder vindicirt wird. — Seine Reſultate über Giotto berechtigten ihn zu einer Ehrenrettung dieſes unſterblichen Meiſters gegen Herrn von Rumohrs tiefergeſtimmte, faſt verneinende Anſichten über denſelben. „Sehen wir bei der vorgiotto'ſchen Kunſt zu, ſo finden wir ſie im Beſitz der edelſten Kräfte und faſt vollendeter Feſtigkeiten, ſcheinbar am Eingang der beglückteſten Periode; fragen wir aber nach dem Raum, in welchem ſie ſich bewegte, ſo finden wir einen eng umſchriebenen Kreis, und darin eine Anzahl heiliger Geſtalten und einen Cyclus bibliſcher Geſchichten, der die, einem Chriſten vorzugsweiſe wiſſenswerthen Dinge enthält. Unläugbar findet der Künſtler auch in dieſem Gebiete bedeutungsvolle Aufgaben: Würde und Lebendigkeit der Darſtellung, Feinheit und Tiefe der Empfindung, vollendete Ausführung, und man kann ſagen, daß Cimabue und Duccio, ſo weit es ihrer Zeit möglich war, der Anforderung entſprachen. Aber damit iſt der Begriff chriſtlicher Kunſt nicht erfüllt, ſie mußte einen weiteren Umfang, einen reicheren Inhalt gewinnen, ehe ſie ſich tiefer in die genannte künſtleriſche Thätigkeit verſenken konnte. — Durchs Wort überlieferte Handlungen (Erzählungen) ſtellte man dar; verſuchte man es auch, den Gedanken bildlich zu erfaſſen, ſichtbar vor's Auge zu ſtellen, ſo war damit ein neuer Tag angebrochen, die Kunſt wie neu geboren, und in Wahrheit das chriſtliche „Verbum caro factum est“ wiederholt. Wie das Gebiet des Darzuſtellenden ſich damit faſt unendlich erweiterte, mußten auch die Mittel der Darſtellung ſich vermehren, man mußte aufmerkſamer dem Leben und ſeinem Treiben und Bewegen zuſehen, da es ja die Sprache war, deren man ſich ſtatt des Wortes zu bedienen gedachte. Zu ſolchem Thun gehörte ein berufener Geiſt, und ich glaube, daß wir Giotto als dieſen und Eroberung des Gedankens für die bildende Kunſt und die damit in Verbindung ſtehende Vermehrung des Stoffes als ſeine Neuerung und als ſein weſentliches Verdienſt bezeichnen können.“ — — An die kritiſch und plaſtiſch vortreffliche Charakteriſtik Giotto's reihen ſich die Spinello's von Arezzo, Ambruogio Lorenzettis und Niccolo Petris; — ein Gegenſtück — jedoch im größeren Style — bildet die Darſtellung Nichola Piſano's, an welchem durch eine gründliche, vergleichende Analyſe ſeiner Werke das Verdienſt dargethan und hervorgehoben wird, „daß er die Sculptur aus der Hörigkeit, in welcher die Architektur ſie hielt, in die Rechte einer freien, ſelbſtſtändigen Kunſt wieder eingeſetzt.“ — Außerdem finden wir noch einen intereſſanten Aufſatz über den Altarſchmuck in St. Jacopo in Piſtoja, ferner Nachrichten von einigen älteren Malern und Malereien in Piſa und Lucca, (man vergleiche hiezu wie zu mehren andern Artikel des Herrn Verfaſſers Briefe aus Italien, welche im Jahrgange 1835 dieſer Zeitſchrift Nro. 1—4, 23—31, 43—45, 58—63, 179—183, 188—191 und 195—197 mitgetheilt wurden), endlich „über das techniſche Verfahren bei den Mauergemälden des vierzehnten Jahrhunderts, worin Herr Förſter nachweiſt, daß die Freskomalerei (ſo wie ſie jetzt wieder ausgeübt wird) nicht ſo früh, als man gewöhnlich glaubt, angewendet wurde, ſondern erſt gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, indem man, (nachdem trattato della pittura von Cennino di Drea Cennini) zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts noch die Wandgemälde in's Trockene vollendet und retouchirt hatte. Die älteren Gemälde des Campo santo, die Bilder des Taddeo Gaddi in S. Croce, und die ſämmtlichen Bilder der ſpaniſchen Kapelle ſind al secco; um 1350—60 zeigt ſich eine neue Art der Wandmalerei, welche den Übergang zur eigentlichen Frescomalerei bildet; in welcher das Hiobsbild des Franz von Volterra ausgeführt iſt, das älteſte Beiſpiel wirklicher Frescomalerei iſt der Anfang der Geſchichte des Geneſis von Pietro di Puccio im Campo santo.

So viel als Hinweiſung auf den Stoffreichthum des Förſter'ſchen Werkes. Mit kritiſchem Geiſt hat der Verfaſſer alle dieſe zuſammengedrängten Maſſen des Materials klar geſchieden, und das geſchichtliche Element in ihnen lebendig gemacht. Es bleibt uns nichts übrig, als unſre zu Anfang geäußerte Anſicht hier zum Schluſſe zu wiederholen: Das Werk des Herrn E. Förſter verdient jene lebhafte Beachtung, welche demſelben von allen Seiten her zu Theil wird.

D.

Feuilleton.

⁂ **Ueberbildung der Kinder in Nordamerika und Nordeuropa.** — Ueberließ man früher die Kinder mehr ſich ſelbſt oder dem Geſinde, ſo hatte dies manche nachtheilige Folgen; früh eingewurzelte Unarten waren ſpäter ſchwer auszurotten, der Lernjahre wurden viele. Aber die Kinder wurden durchgängig kräftige Naturen, wie wir noch jetzt an unſern Großvätern ſehen. Das Leben ging überhaupt einen langſameren Gang; man nahm ſich zu allem Zeit, weil die Ziele des Strebens näher geſteckt waren; man lernte mäßig, weil überhaupt nur mäßige Forderungen an jeden gemacht wurden. Dies Alles iſt allmählich anders geworden. Die Wiſſens-Maſſe häuft ſich in's Ungeheure; das Begehren wird immer unmäßiger, die Zeit wird zu kurz, das Leben ein Drängen, ein Jagen, bei welchem jeder zu ſpät zu kommen meint. Dazu noch die Ueberſchätzung der bloß geiſtigen Bildung, und es erklärt ſich einigermaßen, wie jetzt ſo allgemein die Kinder viel zu frühe zu geiſtigen Beſchäftigungen angehalten werden, damit ſie möglichſt viel lernen und möglichſt bald ausgelernt haben mögen, um zeitlich genug in die Rennbahn des Lebens eintreten zu können!

Aber die ſchlimmen Folgen dieſer Uebertreibung laſſen ſich ſchon zu ſehr merken, da nicht ſelten der Fall eintritt, daß Kinder, die geiſtig angeſtrengt worden, wenn das Gehirn noch in erſter Entwickelung begriffen, für ihre übrige Lebenszeit geſchwächt und abgeſtumpft ſind.

Darüber ſind ſchon manche Klagen in Deutſchland, und noch kürzlich auch in der Revue Britannique in Beziehung auf Frankreich und England laut geworden, und es dürfte die Zeit nicht ferne ſein, wo man allgemeiner die Unentbehrlichkeit der Gymnaſtik und Diätetik einſehen wird. — Bis zu welchem Extrem aber in jener Beziehung ſogar in der ſonſt ſo praktiſch-verſtändigen neuen Welt man gerathen, iſt aus einer Abhandlung des Dr. **Brigham** zu entnehmen, welcher berichtet, daß unter den Kinderſchriften in den vereinigten Staaten Nordamerikas es deren gebe, welche beſonders für Kinder von zwei bis drei Jahren beſtimmt ſeien und unter denen ſich ſogar Handbücher der Botanik, der Sternkunde u. ſ. w. fänden. Er ſelbſt habe in vielen Familien Kinder unter drei Jahren geſehen, welche große Gedichte und Bibelſtellen auswendig lernen und 6 Stunden täglich in der Schule zubringen mußten. Kaum zu Hauſe, mußten ſie wieder Privatſtunden nehmen, Magazine u. d. g. leſen, und ſo treibe man es mit ihnen fort, bis ihr Nervenſyſtem ruinirt ſei, und dann frühe ſchon Hypochondrie, Verdauungsbeſchwerde und ſonſtige Kränklichkeit ihr Daſein verkümmere. Doch ſoll, nach Dr. Br. Bericht, ſchon 1829 bei Philadelphia eine Manual labor academy errichtet worden ſein, in welcher die Ausbildung des Körpers und des Geiſtes gleichmäßig berückſichtigt werde, und gegenwärtig mache bereits eine Rückkehr zu verſtändigen Erziehungsmaximen ſich allgemeiner bemerklich. —

⁂ **Bevölkerung Frankreichs.** — Nach amtlichen Berichten des Handelsminiſters wohnen in Frankreich auf 26,700 Q. Meil. 32,560,223 Seelen in 37,187 Gemeinden. Davon ſind:

	Männl. G.	Weibl. G.
Kinder u. Unverheirathete:	8,166,482.	9,069,923.
Verheirathete	6,047,041.	6,056,836.
[illegible]	722,611.	1,502,359.
Militärs	303,231.	
	15,940,105.	16,629,118.

⁂ **Zunahme der Zucker-Conſumtion in Frankreich.** — Dem Journal de Commerce nach wurden in Frankreich conſumirt:

	Colon. Zuck.	Runkelr. Zuck.
im Jahr 1828 . . .	61 Mill. Pf. —	4 Mill. Pf.
„ — 1831 . . .	67½ — „ —	10 — „
„ — 1832 . . .	68½ — „ —	15 — „
„ — 1834 . . .	67 — „ —	20 — „
„ — 1835 . . .	60 — „ —	30 — „

⁂ **Bevölkerung von New-York.** — Im J. 1786 hatte New-York nur 33 tauſend Einwohner; 10 J. ſpäter ſchon 60 tauſend; dann 1810 über 96, — 1820 an 124 tauſend. In noch größerem Verhältniß hat die Bevölkerung in den letzten 15 J. zugenommen; denn 1825 ſie auf 167, — 1830 auf 203 und 1835 auf 270 tauſend geſtiegen.

⁂ **Pariſer Novitäten.** — Der Vicomte Walsh hat die Leitung des Echo de la jeune France übernommen und ihm den Namen *Revue catholique* de la littérature, des sciences et des arts gegeben. Unter den Mitarbeitern bemerken wir u. a. die Herrn Guſtave de Romand, Nettement, Emile des Champs, de Rainneville, Mar. Raoul, Abbe Vidal u. ſ. w.

Die Gazette de France macht den Clerus und die Gens du monde auf die eben erſchienenen Mémoires et expériences dans la vie sacerdotale et dans le commerce avec le monde des **Prinzen von Hohenlohe** aufmerkſam.

Von **Gil Blas** erſcheint jetzt eine Prachtausgabe in einem Bande mit mehr als 600 Vignetten von Gigoux.

№ 37. 1836.

Phönix.

Freitag, 12. Februar.

England im Jahre 1835,

von

Friedrich von Raumer.

(2 Theile. Leipzig bei Brockhaus.)

In 66 Briefen, welche nach Berlin lauten, ſchildert Herr von Raumer England, vorzugsweiſe in Beziehung auf ſeine innern Staatsangelegenheiten, wie ſolche in dem auf dem Titelblatte genannten Jahre ſtanden, und ſucht nachzuweiſen, daß England, weit entfernt in den letztern Jahren ſchwächer geworden zu ſein, im Gegentheil ſtärker und innerlich geſünder daſtehe, wie je. Die behandelten Gegenſtände ſind von der Art, daß man zur Würdigung des Buchs ſich vor allem mit dem Standpunkte bekannt machen muß, welchen der Verfaſſer gewählt hat, d. h. mit ſeinen Geſinnungen über Politik und Staatseinrichtungen, und dieſen Standpunkt hat er ſo glücklich gewählt, daß ſchon allein von dieſer Seite her vorliegendes Buch zu den beſten Schriften gehört, welche ſeit längerer Zeit über dieſe Art von Gegenſtänden geſchrieben worden ſind, und jedenfalls Alles übertrift, was ſeit der Julirevolution über Politik und Staatsweſen bekannt gemacht worden iſt. Seine Geſinnungen ſind für eine richtige Mitte zwiſchen den ſich ſtreitenden Partheien, welche Mitte man aber ja nicht mit dem franzöſiſchen juste milieu verwechſeln darf, da dies nur eine Niederung iſt, in welcher ſich eine große Lache von Egoismus, monopoliſtiſchen Intereſſen, Geſinnungsloſigkeit, engherziger Furcht und derartigem Zuſammenfluß gebildet hat. Nein, Herr von Raumer nimmt die echte, richtige Mitte ein, inſofern er die Hauptkunſt des Regierens nicht in den Egoismus, ſondern in das [illegible] ſetzte nach Burkes Anſicht: „Neigung zum Erhalten und Geſchicklichkeit zum Verbeſſern ſind die beiden Elemente, deren Vereinigung den großen Staatsmann bildet.“ Überall erkennt er das Gute an, welches frühere Zeiten hatten, und das Gute, was die jetzige Zeit fordert, läßt ſich aber nicht irren durch den Götzendienſt, welcher mit Worten und Formeln getrieben wird, über welches leidige Capitel er im Gegentheil beherzigenswerthe Worte vorbringt. Wenn er aber nun nicht verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachſe, wie er ſich ausdrückt, ſondern daß man das Mannigfaltige der Organismen anerkennen und gelten laſſe, ſo will er doch immer nur von dem Alten das erhalten wiſſen, worin wirklich noch Leben enthalten iſt, nicht aber ein Aufbewahren des Todten unter dem Lebendigen. Wenn er ferner nicht will, daß man um der Einfachheit und Glätte willen dem Staatsbaum die Rinde abſchäle in revolutionärem Eifer, weil er dann gewiß keine grünen Zweige mehr treibt, ſo begehrt er doch Wegräumung aller Hinderniſſe, welche den gedeihlichen Wachsthum aufhalten. Aber nicht in abſtrakten Theorieen ſucht der Verfaſſer das Heil, und nicht in einem einzigen Prinzip, welches, um ſeine Conſequenz mehr beſorgt als um das Heil des Staats, alles in ſein Procruſtesbett zwängt. Zu der Quantitätstheorie, welche gegenwärtig für ſo viele die Panacee der Statseinrichtungen iſt, verlangt der Verfaſſer die Qualitätstheorie gefügt, indem er das Mißliche jener, ſobald ſie der alleinige Maßſtab iſt, genügend nachweiſt. Vorzüglich ſtark erklärt er ſich gegen die Benthamſche Lehre, deren Anhänger er Utilitarier nennt, und weiſt in der That überzeugend genug ſowohl die Flachheit als auch die Verderblichkeit derſelben nach, welche alles Heil in der Nützlichkeit ſucht, und was man nicht erwarten ſollte, auch freilich auf ihre flache

Weiſe findet, ohne nur einmal ſo weit zu gehen, wie die alten Philoſophen, welche wenigſtens das Bedürfniß fühlten, bei der Nützlichkeit an die Gerechtigkeit zu denken, und zu behaupten, nur das Gerechte ſei nützlich, und das Nützliche gerecht, weil Ungerechtes nie nützlich ſei. Wenn nun gleich die Nützlichkeitslehre uns nach dem Verfaſſer nicht im Staatsleben allein leiten darf, ſo ordnet er dennoch, und zwar mit dem vollſten Rechte, das Privatrecht dem Staatsrecht unter und zeigt an Beiſpielen die Abſurdität eines für alle Ewigkeit unantaſtbaren Privatrechts. Grade in dem Verhältniß des Staatsrechts zum Privatrecht, wo die Regierung unausgeſetzt mit humaner und billiger Vermittelung einzuſchreiten hat, herrſchen ſchroff entgegenſetzte, auf Egoismus und Ungerechtigkeit baſirte Meinungen der extremen Partheien, und über dieſen Punkt haben jene Meinungen des Unheils ſeit 1789 viel geſtiftet. Freilich dürfte an denen, welche das Privatrecht in ſchroffer Übertreibung um ihres Vortheils willen geltend zu machen ſuchen, alle Bekehrung abprallen, weil ein beſtimmtes Abſtecken der Gränze zwiſchen Staats- und Privatrecht unmöglich iſt, folglich der eigennützigen Sophiſtik ſo viel Spielraum bleibt, daß ſie das Unrecht in täuſchendem Licht als eine Art Recht geltend machen kann. Hat aber der Menſch erſt ſcheinbar folgerechte Rechtsſätze für ſeinen Egoismus, dann kann man eher den Mond vom Himmel holen, als ihn überzeugen von dem, was das wahre Recht erheiſcht. Daß es ohne Staatsrecht kein Privatrecht gibt, ſondern unter jenem entſteht und nur von ihm geſchützt fortdauert, kümmert einen ſolchen nicht, ſondern er [illegible] mit der heftigſten Prätenſion ganz [illegible] des Staatsrechts, als gebühre er ihnen ganz [illegible]. Trotz dem ſoll, wer es gut mit der Staatsgeſellſchaft meint, dieſen Punkt unverdroſſen erörtern, und dem Einzelnen immer ſagen, daß der Staat mit Recht Gewalt über den Einzelnen hat, und daß es ſeine [illegible] iſt, ſie am rechten Orte anzuwenden. Nachdem ich von den Beſtimmungen, welche in vorliegendem Buche [illegible] die leitenden und beſtimmenden ſind, angegeben habe, wäre es paſſend, ihre Anwendung auf den engliſchen Staat in neueſter Zeit zu erörtern, aber dies kann füglich unterbleiben, weil die folgerechte Anwendung an und für ſich leicht begreiflich iſt, und es muß unterbleiben wegen der Reichhaltigkeit des Stoffs, aus welchem nur einzelnes aus dem Zuſammenhang Gegriffenes zu betrachten, unnütz wäre. Seinen Satz, daß England kräftiger blühe, als je, und daß es ſtatt zum Verderben, in den letzten Jahren zum Heilſamen vorgeſchritten ſei, hat der Verfaſſer durch gründliche Beweiſe evident dargethan, gewiß zum Ärger der unglückweiſſagenden Käuzlein. Noch einen Satz von allgemeiner Wichtigkeit, welcher England nicht mehr als andere Staaten betrifft, vertheidigt der Verfaſſer mit Wärme und verdient damit den vollſten Beifall, nämlich den, daß die Völker nicht nothwendig ſinken und untergehen müſſen. Es iſt ein beliebter Vergleich, welcher das Volk mit dem Menſchen zuſammenſtellt, und behauptet, das Volk habe ſein Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greiſenalter, aber dieſer Vergleich hinkt nicht nur, ſondern iſt an beiden Beinen lahm. Ein Volk beſteht immer aus Kindern, Jünglingen, Männern und Greiſen, und enthält jederzeit alle Lebensbedingungen. An abgeſtorbenen Einrichtungen kann ein Volk zu Grunde gehen, aber ausgelebt hat ſich noch kein's, und der unglückſelige Wahn, daß letzteres geſchehe, ſoll überall bekämpft werden, denn er wirkt politiſch verderblich und treibt zu böſen Dingen gegen Völker an, welche dann durch jenen falſchen Satz ihre beſchönigende Rechtfertigung erhalten ſollen. (Schluß folgt.)

Die Verſchwörung der Damen.

(Fortſetzung.)

„Wir können weiter fahren, der Platz iſt frei,“ ſagte Richelieu ſpöttiſch zu dem erſtaunten Mont-Louis, „ich denke, wir folgen dem Strom und ſehen auch das neue Schauſpiel. Man muß geſtehen, der alte Miniſter weiß die Pariſer zu behandeln, bei einer andern Nation wäre es ihm mit ſeinen Gaukeleien ſchwerlich ſo gut gelungen.“ — „Auch die Pariſer werden nicht immer ſo frivol bleiben,“ erwiederte Mont-Louis. — „Wir wollen doch hoffen,“ entgegnete Richelieu, „daß wir ihre Mündigkeit nicht erleben und uns indeſſen ihrer Schwachköpfigkeit erfreuen; denn was ſollte aus meinen Privilegien, meinen Gouvernements, meinen Jagdrechten werden?“

Richelieu ließ bei einem Maskenverkäufer zwei Mäntel holen, die er und Mont-Louis über ihren Damenanzug warfen, und dann hielten ſie vor dem hellerleuchteten Hauſe der Madame Saint-Edme, der Wittwe Barons, des berühmten Schauſpielers, der die Gunſt des Publikums ſo lange feſſelte, daß man ihm in ſeinem hohen Alter noch vergönnte, zu den Füßen der tragiſchen Heldinnen als Achilles oder Oreſt zu knieen, obgleich er von zwei Theaterdienern aufgehoben werden mußte. Madame Saint-Edme huldigte einer fröhlichen Kunſt, ſie hielt eine Bande Kunſtjünger, die man im Mittelalter fahrende Leute genannt hätte. Es wurden bei ihr Poſſen mit Geſang dargeſtellt, auf dem Seil getanzt und mancherlei Glücksſpiele getrieben. Das Lokal ſah eben nicht glänzend aus, und die Geſellſchaft bot ein wunderliches Gemiſch von Männern aus den höchſten bis zu den niedrigſten Ständen, und eine Unzahl buntgeſchmückter Griſetten, wozu noch die Anführer der Meuterer kamen, die durch die Huld des Polizeiminiſters freien Eintritt erhalten.

Das Schauſpiel beſtand, außer üppigen Tänzen, ſchauderhaft mißtönenden Geſängen zu wahrhaft dämoniſcher Muſik, in dem Prachtſtück, daß ein Jocko der damaligen Zeit, ein fliegender Eſel angekündigt wurde, und auch wirklich dies lebendige Thier, in Maſchinen auf- und niedergelaſſen, ſich entſetzlich bäumte, verdrehte und ohrenzerreißende Töne ausſtieß, und dadurch unbeſchreiblichen Beifall erwarb, obgleich einige Zuſchauer, gleichſam ſich ſelbſt verhöhnend, in den Pauſen ſangen:

„Autrefois Paris admira
Corneille, Racine et Molière,
Lully dans son moindre opéra
Trouva le grand art de plaire:
Ces grands hommes du tems passé
Par un âne sont effacés.

A la foire Botouche en pleurs
Se plaint que l'opéra comique,
Malgré les soins des Directeurs,
Echoue aupres de la bourique;
Faut-il qu'un si sot animal
En mène tant a l'hôpital?"

Mont-Louis bemerkte jetzt in den vorderſten Reihen den Abbé Chaulieu, geführt von ſeinem unzertrennlichen Gefährten Lagrange-Chancel, und laut mitſingend. — „Was machen Sie denn hier?" rief der nicht ſonderlich ſchonende Richelieu ihm in's Ohr. „Sie können ja von dem Skandal wenig verſtehen und nichts ſehen." — „So," entgegnete der Abbé höchſt ärgerlich, „ſoll man jeder angenehmen Unterhaltung, jeder geſelligen Freude entſagen und ſich lebendig begraben, weil man nicht mehr in der erſten Jugendblüthe glänzt?" — „Sie haben Recht," erwiederte Richelieu, „die Extreme berühren ſich; mit 18 und mit 80 Jahren darf man Alles thun, was man will." — Chaulieu ſchien derſelben Meinung zu ſein, denn er folgte den Herren, die ſich bald in die Spiel- und Eßzimmer zurückzogen, wo Madame Saint-Edme an der wohlbeſetzten Tafel präſidirte.

Lagrange-Chancel ſchien beſonders aufgeregt, er trank den Champagner aus großen Gläſern, und fing an, ſeine Oden zu deklamiren. Vergebens winkte ihm Mont-Louis, vergebens brachte Richelieu allerlei luſtige Tiſchgeſpräche auf die Bahn, Lagrange-Chancel donnerte mit ſeiner kräftigen Stimme dazwiſchen, und die Anſpielungen auf die Verbrechen Philipp's von Orleans wurden ſo deutlich, daß die ſchlaue Madame Saint-Edme ihre vorzügliche Aufmerkſamkeit ihm zuwendete. Sie pries die Schönheit ſeiner Verſe und ſeiner Stimme, ſie füllte mit eigner Hand ſein Glas, und der Dichter ging zu immer bedenklicheren Stellen über. Mont-Louis ſprang hinter ſeinen Stuhl und flüſterte ihm zu: „Sind Sie bei Sinnen? Wollen Sie uns Alle verderben?" — „Nicht doch, mein Kind!" antwortete er ganz laut, „wir haben nichts zu fürchten, bald kommen beſſere Zeiten, dann darf man reden, was man will; ſchon morgen leuchtet die Sonne der Freiheit, — nicht doch, der ſilberne Mond, der den Verſchworenen ſein mildes Licht ſpendet." — Richelieu ſtieß den Tiſch um, Gläſer, Teller, Flaſchen ſtürzten klirrend zu Boden. Madame Saint-Edme wehrte unter Zetergeſchrei die Überſchwemmung von ihrem Silberbrokadrock und wollte zürnen, während einige Nymphen in Ohnmacht fielen, aber Richelieu drückte ihr ein Paar Goldſtücke in die Hand. „Verzeihung wegen meiner Ungeſchicklichkeit, und laſſen Sie doch eine Sänfte für den Betrunkenen dort bringen." — „Iſt der Herr betrunken?" fragte die Saint-Edme mit lauerndem Blick. — „Gewiß, ſchöne Frau," antwortete Richelieu, indem er der Alten die Hand küßte; „haben Sie es denn nicht ſchon lange bemerkt? Er könnte Lärm machen und Sie lieben doch den Anſtand." Er ſagte ihr noch viele Schmeicheleien und ſtieg erſt in ſeinen Wagen, als er ſich verſichert hatte, daß Lagrange-Chancel und der murrende Chaulieu, dem es noch zu früh ſchien, weggebracht waren.

„Unſer Glücksſtern leuchtet noch," ſagte Richelieu, „wenn wir nicht gerade hierher gekommen wären, der raſende Menſch hätte alles ausgeſchwatzt." — Mont-Louis ſchüttelte den Kopf. „Eile iſt nun doppelt nothwendig, denn dieſe Scene kann uns doch Verderben bringen." — „Sie ſehen überall nur Mißlingen und Verrath," antwortete Richelieu verdrießlich, „ich habe durch meine Geiſtesgegenwart jenem Unheil vorgebeugt; aber was die ſchnelle Ausführung betrifft, bin ich Ihrer Meinung. Zögern bringt nimmer Gewinn. Sechs kühne Offiziere des Regiments Auvergne ſind bei mir geweſen, und wir haben Abrede genommen auf morgen Abend. Wollen Sie den Herzog von Orleans fangen helfen und nach Toledo bringen, oder bei mir bleiben, wenn ich die Miniſter in die Baſtille ſchleppen und das Parlament die neue Regentſchaft proklamiren laſſe?" — „Ich will gegen den Regenten kämpfen, und hoffe, ihn nicht zu verfehlen," ſagte Mont-Louis heftig. — „Nur keine perſönliche Rache," warnte Richelieu, „kein Blutvergießen, die Damen haben es ſtreng verboten; Frankreichs befreite Lilien ſollen in fleckenloſer Reinheit ſchimmern."

(Schluß folgt.)

H. Heine und Prosper Enfantin.

Nachdem Enfantin die einjährige Gefängnißſtrafe beſtanden, zu welcher er, als Haupt der Saint-Simoniſtiſchen Geſellſchaft, am 28. Auguſt 1832 wegen Bekanntmachung ſittenverletzender Aufſätze verurtheilt worden, begab er ſich nach der Levante, und fixirte ſich dann in Ägypten, wo er nun ſchon ſeit längerer Zeit bei der großen Eindämmung und theilweiſen Abſperrung des Nils thätig iſt, welche von Linant, einem franzöſiſchen Genieoffizier, geleitet wird, und dazu dienen ſoll, die Gewäſſer des großen Segensſtromes zur reichlichſten Befruchtung Ägyptens zu verwenden. Aber auch in der Ferne verlor Enfantin die europäiſche Welt nicht aus den Augen. So wandte er ſich an H. Heine mit dem Erſuchen: „ihn bekannt zu machen mit dem Gange, den die Ideen in der letzteren Zeit in Deutſchland genommen, und mit den Verhältniſſen, welche die geiſtige Bewegung dieſes Landes mit der Syntheſe der Lehre (? der Simoniſtiſchen) verknüpfen." — Heine antwortete ihm im Mai v. J., indem er ihm ſeine letzte Schrift über Deutſchland widmete, und ihm bei dieſer Gelegenheit ſchrieb: „Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir damit erwieſen, daß Sie wünſchen, ich möge Sie über jenen Gegenſtand erbauen, und ich ſchätze mich glücklich, dieſe Gelegenheit zu finden, mit Ihnen durch weite Räume zu communiciren (communier.)" Zum Schluſſe bittet er den Père Enfantin, ſein Buch „als ein Bezeugniß ehrfurchtsvoller Sympathie aufzunehmen." Enfantin erwiederte dieſe Huldigung durch ein Schreiben (vom 11. Oktober v. J.), welches nun Duguet, einer ſeiner Jünger, mit Genehmigung Heine's, als Manuſcript hat drucken laſſen, — zur Mittheilung „an Denker und Staatsmänner jeder Parthei und Nation, die durch ihr Wiſſen oder ihre Gewalt (pouvoir) berufen ſind, einzuwirken auf die Schickſale Europa's und der Welt."

Eingangs dieſes Briefes bemerkt E.: „die großen philoſophiſchen Namen Deutſchlands," von denen H. in ſeiner Schrift geſprochen, „ſeien Vergangenes für ihn, — eine Geſchichte." Er fährt dann fort: „Es gibt in Deutſchland Brüder der jungen Leute, mit denen ſie gerne in Frankreich communiciren (communier), und dieſe Brüder kennen einander nicht. Es iſt nun an Ihnen, ihre Hände in einander zu fügen und auf ihre Häupter ein Zeichen zu pflanzen, an welchem ſie ſich erkennen können. Damit werden Sie nicht mehr Geſchichte, ſondern lebende Politik, ſondern Religion wirken." (Vous ferez de la religion Seite 5. 6.) Als nächſte Aufgabe für H. bezeichnet er dann, ein Werk zu ſchreiben, „über die politiſche, ſittliche, künſtleriſche und induſtrielle Lage Deutſchlands," und ſtellt ihm in dieſer Beziehung die Frage: „Der Pantheismus, deſſen Überſetzung in politiſche Sprache: Geſellſchaftung (association) der Völker unter ſich und der Menſchheit mit dem Erdball (7), — dieſer Pantheismus — iſt er in die Maſſen eingedrungen, und, wenn dies der Fall iſt, bedarf er nicht ſehr einer mächtigen Anregung, um ſich darin zu entwickeln?" (7.)

C. findet recht ſchön, daß H. die „carteſiſche oder franzöſiſche Philoſophie" in die engliſche (Locke) und deutſche (Leibnitz) auseinander gehen laſſen, um beide dann in dem „großen Juden" (Spinoza) zu reſumiren, der auf dieſe Weiſe als „initiateur" der Chriſten in den Pantheismus erſcheine. Aber er tadelt, daß H. „ungefähr mit Herrn Couſin ende," da er mit Napoleon hätte ſchließen oder vielmehr wieder anfangen müſſen, mit ſeiner Epoche, ſeinem Volke, den Franzoſen, „welche Europa in den Pantheismus in der Politik und der Induſtrie eingeweiht haben;" — denn jetzt könnten nicht mehr einzelne Menſchen, Helden, Philoſophen den Typus, das Maaß, das Kriterion des Fortſchrittes abgeben, ſondern Völker. (7—9) „Die franzöſiſche Revolution," — ſo fährt C. fort, — „iſt in der That der menſchliche, populäre, lebende Ausdruck des pantheiſtiſchen Glaubens Spinoza's, nicht in ihrem praktiſchen und zerſtörenden, ſondern in ihrem theoretiſchen Theile. Philanthropie, Völkerverbündung, Freiheit des Austauſches, religiöſe Duldung, — davon träumte alle Welt in Mitten der Blutgerüſte, des Krieges, des Maximums und des Brandes der Klöſter und Kirchen.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Frankfurt, 9. Februar. — Geſtern ſahen wir nach geraumer Zeit Schiller's Tell wieder. Mad. Lange vom Wiener Hofburgtheater gab dies goldkörnige Schauſpiel zu ihrem Benefize; man hatte ihr zu dieſem Zwecke früherhin Raupach's König Enzio zugeſagt, welcher hier noch nicht gegeben wurde, es ſtellten ſich jedoch der Aufführung Schwierigkeiten entgegen, welche man von mehren Seiten kaum glaublich finden will. — Madame Lange ſpielte im Tell die Gertrude. Man ſieht, daß ſie auf ihr Spiel ernſtes Studium verwendet; deſſenungeachtet läßt ſich über ihre Darſtellung ſelbſt kein genügendes günſtiges Urtheil ausſprechen, denn ſie verfällt, indem ſie nach dem großen Styl der Tragödie ſtrebt, in Manier, und zwar in eine allzu diſtinktive, man könnte ſagen: in eine Manier des acuten Punktirens. — Herr Becker ſpielte den Tell mit Energie und großem Aufwand phyſiſcher Mittel; er hob mehr die großen Licht- und Schattenpartheien hervor, als die kleineren Nüancen des Charakters, wodurch wir eigentlich den Herzſchlag einer Individualität verſtehen lernen. Herr Weidner (Stauffacher) war in einzelnen Momenten ausgezeichnet, aber auch nur in einzelnen, in manchen andern ſchien ihm ſein Gedächtniß und die Kraft ſeines Organs treulos zu werden. Herr Grahn (Melchthal) verwendete auf ſeine Rolle augenſcheinlichen Fleiß; man ſah ſein Beſtreben, ſich aus dem gewöhnlichen Tretrade herauszuarbeiten, und ſeine Rolle dem Dichter nachzuſchaffen. Obwohl ihm dies Streben im Großen nicht gelang, ſo iſt doch anerkennend zu erwähnen, daß er die Extravaganz ſeiner Mimik mäßigte und ſein Organ nach Naturlauten zu ſtimmen und zu moduliren und es mit der Situation in Harmonie zu bringen verſuchte. Die übrigen Darſtellenden beeiferten ſich rühmlich, das herrliche Schauſpiel als Ganzes zu reproduciren. Nur Herr Marrder paßte für den Geßler nicht; wir fühlten ſchmerzlich, daß das Fach der Intriguants an der hieſigen Bühne gar nicht beſetzt iſt. Die Scenirung war (bis auf die hohle Gaſſe) ſehr verſtändig angeordnet. — Das Publikum hatte ſich nicht ſehr zahlreich eingefunden; war aber deſto freigebiger mit ſeinem Beifall.

Der Frankfurter Kunſtverein hat an ſeine Mitglieder als Niete für 1835 endlich das letzte Blatt aus dem Pforr'ſchen Nachlaſſe vertheilt. Die öffentliche Meinung ſympathiſirt mit dieſer Auswahl nicht; man findet es unſtatthaft, dem durch zeitgenöſſiſche Meiſterwerke geläuterten Geſchmack durch den Stich einer Reliquie aus einer Zeit Oppoſition zu bieten, welche charakteriſirt iſt durch das ängſtlich beſchränkte Suchen nach einer Form, in welcher der Gedanke heimiſch werden könne. Jene Zeit der geiſtigen Gährung iſt längſt vorbei, in der Kunſt hat das Geiſtige endlich bereits wieder Ruhe gefunden in der ſchönen Form und die Form hat ſich in's innige Wechſelverhältniß mit der Idee gerichtet. Die Kunſt ſoll dem materiellen Leben vorangehen, nicht nachhinken; deßhalb erklärt es ſich, weßhalb die Vertheilung der erwähnten Niete mit allgemeinem Unwillen aufgenommen wurde; dem Vernehmen nach wird der Kunſtverein für 1836 das treffliche Genrebild von Rußige: die Verlaſſene, lithographiren laſſen; er darf der allgemeinen Anerkennung dafür gewiß ſein!

⁂ Wie wir hören, will der großherzgl. heſſ. Vocalmuſikdirektor Herr Markwort aus Darmſtadt nächſtens hier in Frankfurt eine Vorleſung über „Mimik und mimiſche Interpunktion" halten. Herr Markwort hat die Abſicht, die Mimik zur Wiſſenſchaft zu erheben und ihr durch eine eigene Interpunction eine eben ſolche Stütze und Controlle zu geben, wie die Muſik an der Notenſchrift beſitzt.

⁂ Israelitiſche Reformation. — Mit Nächſtem ſollen Deputationen jüdiſcher Confeſſion aus allen Theilen des Regierungskreiſes zu Würzburg zuſammenkommen, um über Verlegung des Sabbath's auf den Sonntag, Aufhebung mehrerer Speiſeverbote u. dgl. m. zu berathſchlagen. Würden dieſe Veränderungen beſchloſſen und dieſe Beſchlüſſe von allen oder doch den meiſten israelitiſchen Gemeinden angenommen und in Ausführung gebracht, — dann würde dieſe Selbſtemancipation von dem Joche eines iſolirenden, ſeparatiſtiſchen Geſetzes gewiß auch bald die gewünſchte ſtaatsbürgerliche Gleichſtellung herbeiführen.

In der Chriſtenheit hat die Reformation mit dem Proteſt gegen die Hierarchie und ihre Satzungen begonnen, um ſpäter ſelbſt von der h. Schrift nur dasjenige als normativ beizubehalten, was ſich mit den veränderten Zeit-Verhältniſſen und Anſichten vereinigen ließ. So hat in der Judenſchaft unſtreitig auch bereits eine Reformation bei denen begonnen, welche ſich gegen das blos traditionelle Anſehen der Rabbiner und des Talmud's erhoben, und nun auf dem Punkte ſtehen, auch von dem moſaiſchen Geſetz nur mehr dasjenige als verpflichtend anzuſehen, was ſie nicht hindert, in das ſtaatliche, geſellſchaftliche und Familienleben ihrer andersgläubigen Zeitgenoſſen einzutreten. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 38. 1836.

Phönix.

Samſtag, 13. Februar.

England im Jahre 1835,

von

Friedrich von Raumer.

(2 Theile. Leipzig bei Brockhaus.)

(Schluß.)

Doch jene Anſicht iſt ſo allgemein verbreitet, daß ſelbſt unſerm Verfaſſer, welcher mit edler Wärme ſie wiederholt beſtreitet, folgender Ausſpruch entſchlüpft iſt: „Ausgeartete, entnervte Völker ſtehen allerdings noch tiefer, als rohe, weil ihnen die Kraft der Wiedergeburt fehlt, und das Bewußtſein des Sinkens ihre Strafe verſchärft.“ Eben ſo wenig als dieſen Ausſpruch kann man den gelten laſſen, nach welchem die Atomiſtik des Nationalcharakters der Polen und Italiäner auf die Schickſale dieſer Völker mächtig eingewirkt haben ſoll, da umgekehrt dieſe ſcheinbare Atomiſtik durch Einrichtungen und Schickſale hervorgerufen ward, und derſelbe Vorwurf, wenn es einer wäre, auch bei andern Völkern geltend gemacht werden könnte. Daß der Charakter eines Volkes überhaupt nicht in Anſchlag gebracht werden ſolle, fällt mir übrigens nicht ein zu behaupten, denn im Gegentheil iſt anzunehmen, daß Einrichtungen den Charakter eines Volks nur modificiren, nicht aber von Grund aus umkehren. Darum kann ich Herrn von Raumer nicht beipflichten, wenn er den Mangel an Sinn für Muſik bei den Engländern, und ebenfalls das Umſichgreifen des Genuſſes geiſtiger Getränke in der Einrichtung ihrer Sonntagsfeier zum großen Theile wenigſtens ſucht. Der letzte Punkt hängt ſchwerlich von ihrer Sonntagsfeier ab, da auch anderswo als in England dies Übel gefunden wird, der Mangel an Sinn für Muſik aber muß aus dem Charakter dieſer Nation erklärt werden, wie ſich auch ebenfalls bei derſelben Mangel an Sinn für Malerei zeigt, welche doch wenigſtens nicht durch die Sonntagsfeier bedingt iſt. Eben ſo liegt es gewiß nicht in den Einrichtungen, daß die Italiäner unter allen europäiſchen Völkern am meiſten Schönheitsgefühl beſitzen, von den alten gar nicht zu reden. Auf den Nationalcharakter hätte unſer Verfaſſer auch einige Rückſicht nehmen dürfen bei den Irländern, deren Sache er mit edler Wärme und echter Humanität vertheidigt, und deren Leiden er ergreifend, ja rührend und ſelbſt mit bitterem Witze ſchildert. Die Antipathie, welche der Nationalcharakter erzeugt, und manche Erſcheinung, welche derſelbe bedingt, trägt einiges zu Irlands Unglück bei, wenn es freilich auch damit nicht entſchuldigt werden ſoll, da ja der Staat nie Rückſicht auf ſolche Dinge nehmen darf, wo von Recht und Gerechtigkeit die Rede ſein muß. Da grade Irland erwähnt iſt, ſo glaube ich eine Vergleichung, welche Herr von Raumer zwiſchen der weſtindiſchen Sklavenemanzipation und der Behandlung der irländiſchen Katholiken macht, als nicht ganz paſſend bezeichnen zu müſſen. Der Engländer emancipirt die Sklaven, weil er es für gut hält, und keine perſönliche Befürchtung bei ihrer Freilaſſung hegt, indem der freie Mann von dem ihm an Freiheit gleichwerdenden Sklaven nichts zu beſorgen hat, aber der engliſche Proteſtant fürchtet bei dem irländiſchen Katholicismus für ſeine Kirche, und wird demnach in dieſem Punkte von einem ganz andern Gefühle gelenkt, als in jenem Punkte. Damit ſoll die Sache ſelbſt nicht vertheidigt werden, denn die Furcht vor der katholiſchen Proſelytenmacherei iſt ein gar zu armſeliges Geſpenſt, grade gut genug, um ein paar Dutzend Zeloten in Ermangelung eines beſſeren Zeitvertreibs zu beſchäftigen, aber da es zur Erklärung mancher Erſcheinungen dient, muß man es nicht unberückſichtigt laſſen. Doch genug von dergleichen Dingen, denn außer dieſen höchſt wichtigen Betrachtungen über den Staat, hat unſer Verfaſſer auch manche andere Dinge berührt, als Literatur, Muſik, Malerei u. ſ. w. So ſchön und beifallswürdig in dieſem Buche auch vieles in dieſer Hinſicht gefunden werden muß, ſo dürfte doch auch gegen einige Ausſprüche Einwand zu erheben ſein. Shakespeare wird in ſo hohem Grade vorgezogen, daß er als Univerſalmonarch hingeſtellt iſt, ſtehend über Dante, deſſen Strenge manchmal der Schönheit entbehre, über Arioſto, welcher ſelbſt nicht an das glaube, was er vorbringe, über Petrarca, welcher molluskenartig weich ſei, gar noch über Göthe, welchem ſeine Allgenugſamkeit mehr Schaden als Nutzen gebracht. Hier hätte ich Stoff genug zum Recenſiren, wenn es mir darum zu thun wäre, zumal wenn ich bei den Fehlern des großen Shakespeare anfinge und von ſeiner epiſchen Breite und der Vermiſchung des Tragiſchen mit dem Komiſchen in Beziehung auf wahre Kunſt und ihre Bedingungen reden wollte. Es ließe ſich wirklich darthun, daß die Schönheit in Dante's großer, wunderbarer Kunſtſchöpfung eben nicht fehlt, und ſogar weniger aufgeopfert iſt als bei Shakespeare. Bei Arioſto findet ſich freilich eine Ironie der heiterſten Art, welche einen eigenen, köſtlichen Zauber über den Orlando Furioſo ausgießt, aber mit der Ironie geht es, wie mit dem Humor, beide können mißfallen, ohne jedoch dadurch ihren Werth zu verlieren, welcher ein Objekt bleibt, für das es eines auffaſſenden Subjekts bedarf. Daß in Petrarca der Strahl der Liebe ſich prismatiſch geſpalten zu vielen farbigen Strahlen, und daß ſelbſt höhere Lyrik bei ihm zu finden ſei, aber ſchwerlich molluskenartige Weichheit, dürfte ſich auch nachweiſen laſſen. Vieles könnte über Göthe's ſogenannte Allgenugſamkeit folgen und ſelbſt in Beziehung auf Horaz läßt ſich der Ausſpruch von ſeinem Stoicismus und Epicuräismus als ungenügend ſehr leicht darthun, da in ſeinen Oden von andern Dingen die Rede iſt, wenn es auch nicht immer erkannt oder verſtanden wird. Doch will ich hier keinen ernſten Widerſpruch erheben und zwar aus mehr als einem Grunde. Auch daß unſer Verfaſſer Cultur des Publikums von Raupachiſchen Stücken erwartet, weil Raupach hiſtoriſche Geſtalten, grade ſo gut als er es verſteht, vorführt, könnte zu einer nicht ganz kurzen Discuſſion Stoff geben, aber laſſen wir auch das, da grade der nicht literariſche Punkt, welcher für die Discuſſion am intereſſanteſten iſt, die Vergleichung Englands und Preußens, welche Herr von Raumer oft anſtellt, nicht erörtert werden kann. Muß ich ihn darüber allein reden laſſen, ſo kommt es mir auch auf die literariſchen Ausſprüche nicht an, zumal da dieſe Anzeige hauptſächlich nur bezweckt, wo möglich, zum Leſen des trefflichen Buchs zu ermuntern und ein Scherflein zu ſeiner Verbreitung beizutragen. Die Verbreitung muß jeder wünſchen, wer im Staatsleben und der Entwickelung der Völker Beſonnenheit, ächte Humanität und noble Geſinnung liebt, denn dieſe ſind hier zu finden und müſſen guten Eindruck machen auf alle, mit Ausnahme der radicalen Narren und der dummen oder boshaften Ultras.

Konrad Schwenck.

Die Verſchwörung der Damen.

(Schluß.)

Trotz der Geiſtesgegenwart, deren ſich Richelieu rühmte, hatte Madame Saint-Edme zu viel Erfahrung in Ränken jeglicher Art, um ſich ſo leicht täuſchen zu laſſen. Sie war dem Regenten, noch mehr dem Miniſter Dübois, den ſie ihren Gevatter nannte, ergeben, und konnte bei einer Veränderung nur verlieren, in keinem Fall gewinnen, da es für Geſindel ihrer Gattung keine beſſere Regierung geben konnte. Sie war noch beſchäftigt, über Lagrange-Chancel's verworrene Reden nachzudenken, als ſie auf dem Platz, wo er geſeſſen, ein Heft erblickte, das ihm wahrſcheinlich aus der Taſche gefallen ſein mußte. Es enthielt vollendete und begonnene Gedichte, abgeriſſene Gedanken, Entwürfe zu Liebesbriefen, und mitten darunter die Abſchrift eines Briefs der Königin von Spanien an die Herzogin von Maine. Freudig klatſchte die Saint-Edme in die Hände, warf ihre Enveloppe um und eilte nach dem Palais-Royal. Sie benutzte ihren Schlüſſel, durch den ſie von der Straße aus über eine geheime Treppe und von der Wache ungeſehen in die kleinen Apartements des Regenten gelangen konnte; denn ſo ſehr vertraute Orleans den Theilnehmern ſeiner Orgien, daß er von ihnen nicht die mindeſte Gefahr befürchtete. Dieſer Muth, eine gewiſſe Gutmüthigkeit und geiſtreiche Witzworte in lichten Zwiſchenräumen, ſchienen die einzigen Trümmer, welche dem hochbegabten Mann ſein wüſtes Leben übrig gelaſſen hatte. Im beſten Lebensalter war er jetzt ein Greis, der Heldenmuth ſeiner Jugend erſtorben, ſein ſcharfes geiſtiges Auge abgeſtumpft, und es ſeinem ſchändlichen Erzieher Dübois gelungen, einen Fürſten, der ein Titus hätte werden können, zu einem Sardanapal zu erniedrigen, der den ehrgeizigen Apothekerlehrling, — das war Dübois geweſen, — ungeſtört Frankreichs Ruin vollenden ließ.

Sie fand ihn, auf einem Ruhebett liegend, noch müde und taumelnd von dem nur halbausgeſchlafenen Rauſch, das eine erblindete Auge mit Eiter bedeckt, das andere ſtarr und entzündet, das Geſicht hochroth, von Ausſchlag entſtellt die ehemals ſchönen, Heinrich dem Vierten äußerſt ähnlichen Züge, und Dübois nur wenig Gehör ſchenkend, der am Schreibtiſch ſaß und die dringendſten Depeſchen, welche die Unterſchrift des Regenten bedurften, ausfertigte. Nahe am Schreibtiſch brannte Feuer im Kamin, das Dübois oft luſtiger emporlodern ließ, indem er verſiegelte Packete und Briefe hineinſchleuderte. Zufällig bemerkte der Regent endlich dieſen ſonderbaren Eifer und fragte gleichgültig, was das bedeute? — „Ich muß wohl,“ entgegnete Dübois mit ſeinem lauten ſchneidenden Ton und ſeinem dumpfen Lachen. „Ich mache mir Luft; der Satan mag das Zeug alle leſen; ich werfe die Bittſchriften in's Feuer, und ſetze mich ſo au courant.“ — Der Regent lächelte matt: „Das iſt freilich gut erfunden und bequem für dich; aber die armen Schelme dauern mich doch, deren Bitten und Hoffnungen da in der Aſche liegen. Ach!“ fuhr er fort und hob den Kopf ein wenig in die Höhe, „was will denn unſere liebenswürdige Saint-Edme? Willkommen, mein Kind, ich will dir gleich einen guten Rath geben: zeige dich künftig nicht in der Morgendämmerung, wo die Toilettenkünſte nichts helfen; du biſt nicht mehr meine friſche Roſe, die ſich in einen Mantel ihrer Rabenlocken hüllte, du ſiehſt verdammt häßlich aus.“ — Die Saint-Edme biß ſich in die blauen Lippen. „Euer königliche Hoheit ſind auch nicht mehr der ſchöne Held aus dem Succeſſionskrieg.“ — Der Regent lachte. „Ei, die Dame iſt unwillig; du biſt reizbarer als Dübois, ſo merke ich, dem kann man tauſendmal die Wahrheit ſagen, ihn einen Taugenichts und Spitzbuben nennen, er nimmt den Scherz oder Ernſt gar nicht übel. Was führt dich denn hierher? Haſt du wieder ein Gänschen aus der Provinz aufgegabelt, das du mir für eine Odaliske aus Mahomet's Paradies verkaufen willſt?“ — „Nein, es handelt ſich um wichtigere Dinge,“ entgegnete die Saint-Edme und zog das Packet Schriften hervor; „doch vorher müſſen Sie mir verſprechen, daß ich eine Belohnung erhalten ſoll, ſo groß wie ich ſie fordere und wie der Dienſt ſie werth iſt.“ — „Geh', beläſtige mich nicht mit deinen Schriften,“ erwiederte der Regent, „gib ſie Dübois, der hat eben ein vortreffliches Mittel erfunden, die langweiligen Geſchäfte abzukürzen.“ — „Was ich bringe, iſt kein Scherz,“ verſetzte die Saint-Edme, „es betrifft eine Verſchwörung mit der ſpaniſchen Königin.“ — Dübois ſprang in haſtiger Erregung auf. „Was weißt du? Das trifft zuſammen mit andern Spuren, — was haſt du entdeckt?“ — „Gemach, gemach, Gevatter Erzbiſchof!“ entgegnete die Dame, das Packet feſthaltend, „erſt muß Seine königliche Hoheit meine Belohnung feſtſetzen.“ — „Was begehrſt du denn?“ fragte Dübois haſtig, „etwa ein neues Privilegium für deine Winkelwirthſchaft?“ — Die Saint-Edme nahm eine ſtolze Haltung an, ſchwieg eine Weile und ſagte dann ganz ernſthaft: „Ich will Äbtiſſin von Montmartre werden, die Stelle iſt erledigt, ich paſſe dazu ſo gut wie manche Andere.“ — „Iſt die Kupplerin närriſch geworden?“ ſchrie Dübois mit ſeiner rauhen Stimme, als wolle er ſie einſchüchtern; aber die Saint-Edme maß ihn mit höhniſchen Blicken. „Ich meine,“ ſagte ſie, „das wäre ein ſchicklicher Lohn für meine vieljährigen Dienſte, nebſt dieſer wichtigen Entdeckung, und wenn ich eine Kupplerin bin, ſo iſt mein lieber Gevatter Dübois ein noch geſchickterer Kuppler, und darum auch Erzbiſchof, ja bis zum Kardinal hofft er es noch zu treiben.“ — „Bravo!“ rief der Regent, „der Einfall iſt ſpaßhaft, aber nun mache ein Ende mit den Thorheiten, gib dem hochwürdigen Herrn Erzbiſchof deine Schreibereien und nimm, was dir lieber als geiſtliche Würden iſt.“ Er warf ſeine Goldbörſe zu den Füßen der Saint-Edme, die ſie begierig aufraffte.

Dübois las mit ſteigender Aufmerkſam[illegible] „Wollen mir Eure königliche Hoheit erlauben,“ ſagte er endlich, „mehrere Verhaftungen vornehmen zu laſſen? Ich ſtehe dann für die gänzliche Entdeckung des Complots.“ — „Thue was du willſt,“ antwortete der Regent, „nur verſchone mich mit den weitläufigen, verdrießlichen Details, und richte es ſo ein, daß der Lärm nicht zu groß wird, das Geſchrei über die Bankgeſchichte genirt mich ohnehin.“ — „Es könnte ſich freilich ereignen,“ meinte Dübois, „daß etliche Unſchuldige in die Baſtille wandern müßten, aber dergleichen Rückſichten darf man nicht nehmen, und zur Entſchuldigung bei dem Publikum findet man ja leicht Zeugen, die Alles beſchwören, was man will.“ — „Das iſt deine Sache,“ verſetzte der Regent. „Sieh', wie du mit dem Parlament und den langen Ohren der Juſtiz fertig wirſt, nur ſtöre mich nicht länger, denn ich muß ausſchlafen und heute Abend nach Saint-Cloud fahren.“ — „Es iſt doch bedenklich,“ meinte Dübois, „wenn Eure königliche Hoheit in ſolcher Kriſis das Palais-Royal verlaſſen, Ihr theures Leben . . .“ — „Schäme dich, alter Poltron,“ unterbrach ihn der Regent, „dem Orleans ſind die Meuchelmörder nicht gefährlich, und weißt du nicht, daß Argenſon die hübſche Mont-Louis voranſchicken wird? Ich will allenfalls etwas ſpäter als gewöhnlich fahren; übrigens ſoll mich keine Verſchwörung in meinen Vergnügungen unterbrechen.“

In dem Arſenal hatte unterdeſſen die Herzogin von Maine Anſtalten zu dem prächtigſten Feſt getroffen, und kaum dämmerte der Abend, ſo flammten ſchon die Kerzen, und die Thore waren allen Uneingeweihten verſchloſſen. Im Saal glänzten herrliche Tapeten mit goldnen Bienen auf Silbergrund geſchmückt; denn der Orden, deſſen Großmeiſterin Frau von Maine ſein wollte, hieß der Bienenorden. Mont-Louis ſah mit Erſtaunen, wie dieſe täppiſchen Spielereien jeden ernſten Gedanken verdrängten, wie der Abbé Chaulieu in ſeiner roſenrothen Toga fröhlich umhergaukelte, wie Lagrange-Chancel in halb römiſcher, halb griechiſcher Kleidung die Statuten in Verſe gebracht verlas, wie die Herzogin in einem mit Bienen geſtickten Mantel auf ihrem Thron die Huldigungen annahm, und wie Richelieu zwar ſpottend, wie immer, aber doch trefflich amuſirt, die Ordenszeichen knieend empfing. Doch als die Glocke von Notredame acht Uhr ſchlug, flüſterte ihm Mont-Louis in's Ohr: „Jetzt an unſern Poſten.“ — „Gehen Sie allein, mein Lieber,“ ſagte Richelieu, „ich kann unmöglich die Damen verlaſſen; die Offiziere warten am Thor, ich habe für raſche Pferde geſorgt. Fangen Sie den Regenten, bringen Sie ihn nach Spanien und kommen Sie bald wieder, die Früchte unſeres Siegs zu theilen.“ — Aber kaum eine Viertelſtunde hatte Mont-Louis den Saal verlaſſen, als lautes Pochen am Thor die Fröhlichkeit ſtörte und den Abbé Chaulieu in einem allegoriſchen Lobgedicht unterbrach. Vor dem Namen des Königs und des Regenten ſprangen alle Riegel und Soldaten drangen ein. Die Herzogin flüchtete vom Thron in einen Wandſchrank, mehrere Theilhaber entkamen in dem Getümmel, aber Richelieu, Chaulieu, Laval und viele Andere wurden in die Baſtille geſchleppt. Dübois benutzte die Gelegenheit, auch Privatrache auszuüben, und ließ unter dem Vorwand der Unterſuchung faſt zweihundert gänzlich Unſchuldige in ihren Häuſern greifen und einkerkern.

Mont-Louis harrte indeſſen mit klopfendem Herzen auf dem Wege nach Saint-Cloud in Geſellſchaft etlicher Offiziere, und zog freudig den Degen, als er den Wagen des Regenten im Mondlicht ſo nahe kommen ſah, daß er das Wappen erkennen konnte. Raſch ſtürzte er mit ſeinen Gefährten auf die Gardereiter, welche in geringer Anzahl den Wagen umgaben, und bald die Flucht ergriffen. Nun riß Mont-Louis den zitternden Kutſcher vom Bock, ſprang an ſeine Stelle und jagte mit Blitzesſchnelle von dannen.

Bei der nächſten Station ſtanden ſchon friſche Pferde und man fuhr mit gleicher Eile weiter. Aber die gänzliche Stille im Wagen fiel Mont-Louis auf, beſonders da der Regent doch früher tapfer war, befremdete es ihn, daß er keinen Widerſtand geleiſtet. Er ſtieg ab, öffnete die Wagenthüre und fand Adelaiden in tiefer Ohnmacht am Boden liegend. In ſtarrem Entſetzen blieben ſeine Gefährten ſtehen, ſelbſt Mont-Louis erſchreckte in dieſem Augenblick der Anblick der Geliebten, denn mit dem Gelingen des Anſchlags wäre ja Adelaide ohnehin befreit geweſen. Man eilte, ihr Hülfe zu leiſten, ſie erwachte zu einem neuen Leben, und Mont-Louis Gegenwart ließ ſie bald allen Schmerz, alle Furcht vergeſſen.

Nach kurzer Berathung zerſtreuten ſich die Offiziere nach allen Richtungen, in der Hoffnung, unentdeckt zu bleiben, und Mont-Louis ſah ein, daß auch er ſo ſchnell als möglich über die Gränze flüchten müſſe. Das Luftſchloß glänzender Erwartungen war freilich gleich einem Traumbild verſunken; aber Adelaide blieb ihm doch, die gern ſein beſcheidenes Loos theilen wollte, und er pries ſich glücklich, als er unverfolgt in Burgos ankam. Bei der Einfahrt in die Stadt begegnete ihm eine ungeheure altväteriſche Karroſſe und Donna Piskatori ſtreckte grüßend ihr langes Geſicht heraus. „Willkommen!“ rief ſie, „die Königin hat herrliche Nachrichten, und ſchickt mich voraus, während ſie ſich zur Abreiſe rüſtet. Man ſchrieb von Paris, daß kein Zweifel obwalte, Alles werde gelingen. Aber wo habt Ihr denn den gefangenen Regenten?“ — „Theure Donna!“ antwortete Mont-Louis mit einer Miſchung von Kummer und Freude. „Wir haben den Regenten verfehlt; ich bringe nur meine Regentin.“ — P. v. Mellingh.

Feuilleton.

Statüe auf dem Pariſer Pantheon. — Am 30ſten v. M. wurde auf der Kuppel des Pantheons zu Paris die Statüe enthüllt, die, nach den Angaben des Miniſters Thiers gefertigt, den Genius Frankreichs darſtellen ſoll. Es iſt eine ſechzehn Fuß hohe, in einen weiten Mantel gehüllte, reich drapirte weibliche Geſtalt. Ihr Haupt trägt die Krone, die gewöhnlich die Stirne der Religion ſchmückt. In der rechten Hand hält ſie die Krone der Unſterblichkeit, mit der linken die Palme des Siegers. Der Sockel, auf welchem ſie ſteht, ruht auf der Laterne des Domes. —

Londoner Traktatengeſellſchaft. — Dieſe, mit Anfang dieſes Jahrhunderts entſtandene Geſellſchaft hat im v. J. über 16, und in den 36 Jahren ihrer Wirkſamkeit — über 315 Millionen kleinerer und größerer religiöſer Schriften in etwa 60 verſchiedenen Sprachen verbreitet. Die letzte Jahreseinnahme belief ſich, (mit Einſchluß des Erlöſes von verkauften Traktaten) auf 56,370 Pfd. Sterling. —

Günſtige und ungünſtige Einflüſſe auf die Lebensdauer. — Nach Dr. Lombard's Berechnungen, für welche ihm die Genfer Civilliſten von 1796 bis 1830 eine Ueberſicht von 8,400 Perſonen geliefert, betrug dort das mittlere Lebensalter 36 Jahre. Bei den ärmeren Klaſſen war ſie im Durchſchnitt $^1/_5$ kürzer als bei den wohlhabenden. Der durch ſitzende Lebensart und Geſchäfte, die häufige Bewegung in freier Luft erfordern, begründete Unterſchied, — überſteigt nicht $2^5/_{10}$ Jahr. Das Einathmen von Staub, beſonders von Mineral- und Pflanzenſtaub in Manufakturen verkürzt die mittlere Lebensdauer um $2^1/_2$ Jahre.

Die Univerſität Tübingen hat Herrn Ernſt Förſter in München für ſeine „Beiträge zur neueren Kunſtgeſchichte“ das Doktordiplom zugeſandt.

Scribe iſt Mitglied der franzöſiſchen Akademie geworden. Seine Antrittsrede verbreitete ſich über das Lob der Chanſon; der zeitige Kanzler der Akademie, Herr Villemain erwiederte ſie durch ein Diskurs über die Comödie.

Nikotin. — Nach Davy's chemiſcher Analyſe enthält der irländiſche Taback nur 4 bis 5 Prozent Nicotin: daher im Durchſchnitt 24 Pfund dieſes Tabacks nicht mehr werth ſind als ein Pfund virginiſchen Wachsthums. Ein Fingerzeig zu tauſend anderen, daß jedes Land nur dasjenige cultiviren ſollte, wozu ſein Boden ſich am beſten eignet, das übrige durch völlig freigegebenen Tauſchhandel ſich erwerbend. —

Büſte von Ferdinand Ries. — Auf dem hieſigen Städel'ſchen Muſeum iſt jetzt ein Bruſtbild des geiſtreichen Tondichters aufgeſtellt, der nun ſchon ſeit einer Reihe von Jahren hier wohnt. Wollte Prof. Cauer von Kreuznach, der dieſe Büſte gefertigt, den beſcheidenen Komponiſten nur etwa als ſeinen guten Freund ſich abbilden, ſo iſt ſeine Arbeit als gelungen zu loben. Die Aehnlichkeit iſt, wie man zu ſagen pflegt, ſprechend; denn die Büſte ſelbſt ſpricht es aus, daß Ries genau ſo dargeſtellt iſt, wie er in der für ihn wohl etwas langweiligen Stunde, in der er abgebildet worden, ausgeſehen haben mag. Er dachte dabei gewiß nicht an Ausführung irgend einer großen muſikaliſchen Aufgabe; ſondern hielt eben nur dem gegenüberſitzenden Künſtler ſtille, wobei die linke Geſichtsſeite unwillkührlich ein etwas gedrücktes Ausſehen erhielt. Zufällig hatte der ſchlichte Mann auch gerade ſein ſchönes krauſes Haar etwas kurz abſchneiden laſſen, und Hr. Prof. Cauer mochte glauben, daß es ihm nicht zuſtehe, das zu viel abgeſchnittene zu erſetzen. So iſt die Büſte allerdings ein gewiſſenhaftes Abbild der gerade damals dem Statuarius ſitzenden oder ſtehenden Figur geworden; — aber, leider! kein — Kunſtwerk, und es iſt zu hoffen, daß, wenn das Gipsbild einmal durch ein marmornes erſetzt werden ſoll, Hr. Cauer ſich erſt mit den genialen Compoſitionen des ausgezeichnetſten Schülers Beethoven's vertraut machen, und aus ihnen die Begeiſterung ſchöpfen wird, welche das Antlitz des Tondichters denſelben Geiſt ausſprechen läßt, der ſich in deſſen Werken verkündet.

Chauſſée-Dampfwagen. — Am 23. v. Jahres fuhr der Bugſirwagen (rémorqueur) des Mechanikers Dietz zu Brüſſel von der Vorſtadt Lacken ab, einen mit Menſchen gefüllten Waggon und eine Diligence nach ſich ziehend. Dieſe Fahrt gab den Beweis, daß mit dieſem Remorqueur alle möglichen Bewegungen ausgeführt werden können von langſamer Schrittbewegung bis zu einer Schnelligkeit von 5 Lieues in 1 Stunde, daß derſelbe bergan und bergab laufen und mit dem ganzen Zuge umwenden kann. Hiernach iſt faſt kein Zweifel mehr vorhanden, daß die Anwendung von Dampfwagen auf gewöhnlichen, beſonders auf makadamiſirten Kunſtſtraßen bald allgemein werden wird.

Brennendes Blut. — Der New-York-Courier berichtet, zu Saith-Berwick im Maine-Staat ſei ein alter Trunkenbold, der in 5 Tagen 2 Gallonen Rum zu ſich genommen, zu einem Chirurg hingetaumelt, deſſen Lehrling, ein gewiſſer Hanſen, wegen drohender Gefahr ſpontaner Selbſtverbrennung den Alten zur Aderlaß bewogen. Als hierauf dem abgelaſſenen Blute ein brennender Schwefelfaden nahe gebracht worden, habe ſich daſſelbe entzündet und nun ungefähr 30 Sekunden lang mit blauer Flamme fortgebrannt. Für die Wahrheit dieſer Thatſache bürgen Zeugniß und Unterſchrift des Chirurgs und mehrerer „respectable gentlemen.“ —

Pariſer Theater. — Große Senſation macht im Ambigu das Drama: „la Folle.“ Im Gymnase dramatique gefällt ein neues Vaudeville in 2 Akten: „le gamin de Paris“ (von Bayard). — In den „Folies dramatiques“ debütirte der unvergleichliche Odry in der Burleske: Coquelicot, welche fortwährend volle Häuſer macht.

№ 39. 1836.

Phönix.

Montag, 15. Februar.

Der Negerknabe.

Von

Emerentius Scävola.*)

Der ungeheure Druck des Elends, welcher tödtlichſchwer auf den gepeinigten Sklaven Rondellier's laſtete, zerriß, bald in ſchreiendem Jammer, bald in verbiſſenem Ingrimm ausbrechend, Yuina's Herz. Vergebens umklammerte er die Kniee ſeines Wohlthäters, um Gnade für die unglücklichen Schwarzen flehend, welche unter Rouppert's Geißel ein unausſprechlich elendes Leben durchſchmachteten; Rondellier blieb allen Bitten auch dann noch unzugänglich, als zwei ſeiner Sklaven ihr marterreiches Daſein durch Selbſtmord geendet hatten. Da trat das Bild des Schlächters, der ſein Vieh nur liebkoſ't, bis es reif zur Schlachtbank iſt, dieſes gräßliche Bild, welches das Kind in ſeinen Fieberträumen geängſtigt hatte, wieder in ſeinen Geſichtskreis, und wie der zitternde Kleine auch alle Gefühle der Erkenntlichkeit in ſeiner Seele aufregte gegen den weißen Mann, deſſen Gnade ihn gerettet hatte von dem Looſe, die Ketten zu theilen, in welchen ſein Brudervolk ſchmachtete, immer und immer wieder ward er es ſich mit Schaudern bewußt, nicht minder das Eigenthum ſeines Wohlthäters zu ſein, als das Pferd es war, welches Rondellier auferzogen hatte, um es jetzt unter Rouppert's Spornen bluten zu laſſen; und das Entſetzen des unglücklichen Kindes wuchs, wenn es bedachte, daß es nur eines Winkes dieſes allmächtigen Menſchen bedürfe, um ihn, jenem Pferde gleich, unter Rouppert's Füße niederzuwerfen.

Dieſe muthmaßende Vorſtellung begleitete Yuina bis tief in ſein reiferes Knabenalter, und erſt ſpäter, als ein großes Unglück über das Haus ſeines Wohlthäters hereinbrach, erſt da fing ſein Herz an, ſich dieſem mit ungemiſcht kindlichen Gefühlen zuzuneigen. Jetzt umfaßte er nur ein Weſen mit der vollen Innigkeit ſeiner Liebe, und dies Weſen war der kleine Engel, den ſeine Mutter ihm zurückgelaſſen hatte, als ſie von hinnen ging, um ſelbſt Engel zu werden. An dieſer kleinen Weißen hatte ſein Herz ihm Bruderrecht gegeben, und weder die Erinnerung an Javuk's Prophezeihung, dieſer vermeintliche Engel werde die Geißel früher ſchwingen lernen und ſchwingen über ihn, bevor ſein Arm noch kräftig genug ſei, den Zuckerkeſſel zu lüften, noch die Launen, mit welchen die kleine verhätſchelte Kreolin ihn quälte, vermochten ſein Herz abwendig zu machen von dem vergötterten Kinde, deſſen Geiſt und Körper unter den treuen Augen des ſchwarzen Königsenkels mit ungewöhnlicher Schnelle ſich entfaltete.

Mit der vorſchreitenden Entwickelung der beiden Kinder wuchs Rondellier's Hausſtand; ein hochgelehrter Auguſtinermönch aus Kap François, gutmüthig, jedoch keineswegs frei von den allgemeinen Vorurtheilen der Weißen gegen die Negerrace, entdeckte mit Erſtaunen, daß die Seele dieſes kleinen Afrikaners mehr als eine rein-thieriſche ſei, und ſeine Verwunderung ſtieg, als er anfing, ſich mit dem Knaben ſpielend zu beſchäftigen, und den wunderbar ſchnellen Aufſchwung des in dieſer Hülle nicht geahnten Geiſtes entdeckte. Von jetzt an ward Pater Anſelm ein Mitglied der Familie; und mit täglich erneuerter Überraſchung ſah Rondellier den Geiſt des Negerbuben, deſſen Pflege ſeine Agneſe in ihrer Sterbeſtunde ihm empfohlen hatte, weit ſeinem Alter vorauseilen.

Carlota's Geiſt forderte eine nicht minder ſorgſame Leitung; eine aus Paris verſchriebene Bonne, ein engliſcher, ein ſpaniſcher Sprachlehrer und ein geſchickter Landſchaftmaler waren ſämmtlich bereit, dieſem Schooßkinde des Glücks ihre Talente einzuimpfen; und wie ſelten Carlota auch geneigt ſein mogte, ſich einer ernſten Beſchäftigung hinzugeben, ſo war dennoch ihr Geiſtesſchwung bedeutend genug, um der Liebe des glückſeligen Vaters zu ſeiner vielgeliebten Tochter das Gepräge der Verehrung für ein höheres Weſen zu geben.

---

*) Vergl. deſſen „Fluch des Negers“ im vorigen Jahrgang des Phönix, Nrn. 296—300.

Das Beiſpiel des allvermögenden Pflanzers ging keinem ſeiner Hausgenoſſen verloren; alle Lehrer und alle Diener beugten ſich vor der jugendlichen Herrin; nur Yuina war es vergönnt, dieſem gefeierten Kinde Bruder zu ſein, und er war es mit voller Seele, bis ein ſehr trauriges Ereigniß ihn den Umfang ſeines Abſtandes von ſeiner vermeintlichen Schweſter und von allen Weißen recht nachdrücklich kennen lehrte.

Er hatte, ungefähr in ſeinem eilften Jahre, als Zugpferd vor Carlota's Wagen geſpannt, im Drucke der ſchwülſten, durch kein Seewindchen gekühlten Abendluft, ſeine Kräfte bis zur Erſchöpfung aufgewandt, und immer noch forderte das wilde fröhliche Kind neue Anſtrengungen von ihm; er ſetzte ſich wieder in Lauf, doch bald verſagte die Kraft ſich ihm völlig. Er ſank in die Kniee, und Carlota rief vergebens: „Weiter, Yuina, weiter!“

„Nun, ſo fahre doch,“ rief die Bonne ihm zu, welche, mit dem Pater im Geſpräch, in einer nahen Laube ſaß; da nahm der Mönch des entathmeten Knaben ſich an. „Er iſt erſchöpft, er kann nicht mehr,“ ſagte er; aber die Bonne erwiederte: „Ein Neger und erſchöpft? — wer frägt denn nach der Ermüdung eines ſolchen Weſens?“

„Freilich,“ verſetzte der Mönch, „darf man Geſchöpfe dieſer Art in der Regel nicht an ſolche Rückſichten gewöhnen; doch dieſer Bube verdient wirklich, daß man eine Ausnahme mit ihm mache. Er belohnt mir meine Mühe dankbarer und kindlicher, als es je einer meiner weißen Schüler gethan hat. Doch geb' ich zu, daß grade dieſe Tugend eine inſtinktartige ſein mag, wie die Tugend der Hingebung und das Auffaſſungsvermögen manchen Hunderagen eigen iſt. Und offenherzig geſtanden: es iſt mir zuweilen, während ich dieſen ſchwarzen, gelehrigen Knaben unterrichte, als ſei er nichts weiter, als ein Hund von beſonderer Abrichtungsempfänglichkeit.“

Ein Paar ſehr bittere Thränen drängten ſich in Yuina's Auge. So deutlich, als in dieſem Augenblicke, hatte er noch nie den Grad der Tiefe der ihm von der Natur angewieſenen Stellung empfunden. Daß Rouppert ihn für nichts Beſſeres, als ein Thier hielt, hatte er verſchmerzt; aber daß er auch ſeinem geliebten Lehrer nichts Edleres, als ein frommer, gelehriger Hund war, das ſchmerzte ihn tief. — „Nun, die Hunde ſind ja gute Thiere,“ murmelte er vor ſich hin. „Die Hunde ſind beſſer vielleicht, als Rouppert, — als die Weißen, die mich verkauften, — und beſſer gewiß, als die Weißen, die das rothe Geſchlecht ausrotteten, welchem Gott die Inſel gegeben hatte.“

Länger war Carlota's Ungeduld nicht zu mäßigen. „Lauf, Yuina! Lauf wieder!“ ſchrie ſie ihm zu; da ſah er mit wehmüthiger Freundlichkeit ſich um nach dem geliebten, in dieſer Ungeduld ſo lieblichem Kinde und ſprach, indem er ſich in das Seil ſpannte: „Ja, Carlota, ich will laufen! Ich bin ja nur geboren, um dich zu tragen, für dich zu wachen, zu ſterben für dich! Dein Hündchen bin ich, und will es ſein, ſo lang' ich lebe! Sieh', nun geht's los.“

Er lief; immer kürzer und röchelnder ward ſein Athemzug; die Wolle ſeines Kopfes troff von Schweiß; da ergoß ſein kochendes Blut ſprudelnd ſich aus Mund und Naſe; er ſank wieder.

Noch einige Male ſchrie Carlota: „Lauf, Yuina! Steh' auf, Yuina, und lauf!“ — dann verließ ſie ungeduldig ihren Wagen, ſah Yuina in ſeinem Blute liegen, und warf ſich mit einem Zetergeſchrei: „Er iſt todt! — Mein Yuina iſt todt!“ auf den bewußtloſen Knaben.

(Fortſetzung folgt.)

H. Heine und Prosper Enfantin.

(Fortſetzung.)

Dieſer Widerſpruch zwiſchen dem Traum und der Wirklichkeit iſt übrigens ein Beweis der Unvollkommenheit des vorzüglich theoretiſchen und philoſophiſchen und nicht religiöſen Pantheismus Spinoza's, ein Mangel, welcher hauptſächlich darin beſteht, daß das Gefühl für Hierarchie, die Würdigung der Verſchiedenheiten und die Unterſcheidung zwiſchen gut und bös wenig oder gar keinen Raum darin einnehmen, durch dieſen Mangel eignet jener Pantheismus ſich gar nicht für die Praxis, für die Politik, da er weniger die Idee der Ordnung, als die der Freiheit implizirt und unmittelbar nur die der Gleichheit erzeugt, indem die Verſchiedenheiten zu nicht zu achtenden unendlich Kleinen herabſinken. Vom confuſen zum geordneten Pantheismus iſt aber eben ſo weit als — von dem Worte Philoſophie — zu dem Wort Religion.“ (S. 10.)

Nach dieſer Digreſſion über den Spinozismus wendet E. ſich wieder zur Gegenwart. „Sie erinnern ſich vielleicht,“ bemerkt er nun, „daß wir im Globe die Affamiliation der drei großen europäiſchen Völker ſo charakteriſirt haben, daß wir, ſie an unſere Trinität: Religion, Wiſſenſchaft, Induſtrie anknüpfend, derſelben Frankreich, Deutſchland und England entſprechen ließen und hieraus eine Theilung der Arbeit am großen Werke des menſchheitlichen Fortſchrittes gefolgert.“ Eine ähnliche Vertheilung, meint E., müſſe für die deutſche Familie ſtatuirt werden. Er weiſt dann Öſtreich „die prieſterliche Rolle“ zu, weil es in der That Deutſchland während und ſeit der franz. Revolution regiert (gouverné). „Öſtreich, ſo meint E., wird aus ſeinem ſcheinbaren Schlummer erwachen. In ihm lebe in der That die deutſche Moralität, das Leben des h. Reiches. Öſtreich bewahrt die Ordnung, die Hierarchie, das Gefühl für Pflicht und beſonders für den Frieden; es braucht ſich nur umzugeſtalten; während ſie in Preußen und am Rhein wieder in's Leben gerufen werden müſſen, da ſie dort erſtorben ſind.“ (?) „Auch in der Politik des großen europäiſchen, aſiatiſchen, und afrikaniſchen Continents wird Öſtreich die große Rolle zu ſpielen haben.“ — „Erkennen wir, daß das Dogma der Freiheit und Gleichheit unvollſtändig und ungenügend iſt zur Leitung der Völder, dann müſſen wir auch Öſtreich dafür ſegnen, daß es der Ausbreitung jener blos revolutionären Ideen widerſtanden und ſie ſelbſt in einem Joſeph II. von ſich geſtoßen hat.“ (12) „Umgeben von Nationen, in denen die Freiheit gährt, wiederholt es ſtets mit ruhiger, ernſter Stimme: „Kinder, ihr liebt nicht — die Ordnung; ihr ſeid nicht reif für die Freiheit.“ Gott vertheilt nicht blindlings die Gewalt auf der Erde; er wirft ſie nicht vor uns hin, nur damit wir ſie mit Füßen treten ſollen. Der religiöſe Menſch kann ſich nicht genug bemühen, zu entdecken, zu welchem Zwecke Gott ſie verleiht, und er ſoll das Werkzeug, das ſie enthält, zu handhaben und zu vervollkommnen lernen, und nicht es zerbrechen. — Meines Erachtens iſt daher Öſtreich das Centrum, die Seele des deutſchen Lebens, das gelehrte Preußen iſt deſſen Intelligenz, während die Arme dieſes großen Körpers ſich längſt dem Rheine hin ausbreiten.“ (12. 13) „Dem Norden alſo die Wiſſenſchaft und beſonders deren Vervollkommnung; dem Weſten die Induſtrie, die Praxis und beſonders der Unterricht in der Wiſſenſchaft; dem Mittelpunkt und dem Süden die Liebe, die Religion, die Muſik, der Frieden.“ (14.)

„Hat nun Talleyrand am Ende ſeiner Laufbahn den Traum ſeines Lebens, die Verbindung Frankreichs und Englands, ſich verwirklichen ſehen, — ſo iſt die Einigung (Union) Frankreichs und Deutſchlands jetzt ein Ziel, würdig des Strebens der politiſchen Männer.“ (15) Dieſem nach fordert E. „ſeinen lieben Hrn. Heine,“ der „die Sendung zu dieſer Einigung der beiden großen Völker beizutragen in ſich fühle,“ auf, den Hörſal der Philoſophie zu verlaſſen und „das Werk der Frau von Stael wieder aufzunehmen und fortzuſetzen. . .“ „Lehren Sie uns das Herz des Deutſchen kennen, fügt er hinzu, und nicht die Geheimniſſe ſeines Denkens (pensée); wagen Sie es, recht laut, uns die Tugenden dieſes weiſen, arbeitſamen, haushälteriſchen, guten, aufgeklärten Volkes vorzuſagen; — — ſagen Sie allen Freunden der Harmonie, was ſie von einem Volke zu erwarten haben, welches einen Gluck, Haidn, Mozart und Beethoven (von Bach und Händel ſcheint Hr. E. noch nichts zu wiſſen) erzeugt hat. . . Von einem Volke, welches ſo lange eine der zwei Kronen der chriſtlichen Welt getragen und, trotz Luther's und Napoleon's, ſie noch bewahrt.“ —

„Es iſt etwas ſo Schönes, — ein Volk zu ſehen, welches in dieſer Zeit, in welcher alle Grundlagen der ſozialen Ordnung erſchüttert, durchwühlt, zu Unterſt zu Oberſt gekehrt worden, — ſeinen alten Glauben bewahrt hat, ſo lange noch kein neuer ſich ſeines Herzens bemächtigt hat; ein Volk, welches Alles weiß, was der Verſtand und die Kraft des Menſchen gethan, um das Gebäude der Vergangenheit zu zerſtören, — aber nicht geſehen, daß eine von Gott erwählte Seele den Plan des neuen Gebäudes inſpirirt und verzeichnet hat, — klüglich ſein altes gothiſches Schloß und ſeinen alten Dom bewahrt und ſie noch unſeren bürgerlichen Häuſern und unſeren Deputirtenſälen vorzieht! . . . Wie wenn wir mit einem jener großen Poeten, einem Demaiſtre, v. Bonald, Chateaubriand und Lamartine träumen, — ſo, wenn wir der Donau folgen, treffen wir — bis in die kleinſte Hütte — auf eine Familie, eine Religion, eine Autorität, — wir arme Waiſen, die kein Oberhaupt, keinen Gott, keinen Vater mehr haben! . . .“ „Sie wiſſen, daß ich eben ſo wenig, wie Sie, wünſche, die Moral, Religion und Politik der Vergangenheit in der Zukunft herrſchen zu ſehen; aber ich halte mich nur für gerecht und wahr, wenn ich ſie noch jetzt bewundere, und ich glaube ſogar, daß es eine gute Berechnung (calcul) iſt, eher auf ihre Bekehrung als auf ihre Vernichtung auszugehen.“ (16. 17.)

(Schluß folgt.)

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

Wenn man ſich von dieſen drei Geſtalten das Girodet'ſche Colorit wegdenkt und ſich dieſelben mit einem kräftigern Farbenton in der magiſchen Beleuchtung eines Rembrandt'ſchen Helldunkels abgebildet vorſtellt, läßt das Gemälde wenig zu wünſchen übrig. Die Art der Ausführung ſchadet der Poeſie des Gegenſtandes, die Gegenwart des Dichters hat den Maler überwältigt.

Jedenfalls iſt mir Atala lieber, als Endymion. Endymion iſt ein Erzeugniß jener raffinirten Denkweiſe und affektirten Grazie, welche um jeden Preis geiſtreich erſcheinen will und während des Kaiſerreichs in Frankreich wieder in Aufnahme gekommen war. In Atala lebt ein Gedanke; Endymion will hübſch ſein, iſt auch hübſch, aber weiter nichts.

Am Ende ſeiner Laufbahn hat Girodet ſeinen Pygmalion gemalt, eine metaphyſiſche und zugleich phyſiſche Scene, wo der zwiſchen dem Bildhauer und ſeiner Statue ſchwebende Cupido die Rolle des Electricitätsconductors zwiſchen der Leydener Flaſche und dem Patienten, der den electriſchen Funken erwartet, übernommen hat. Dieſe Vorſtellungsweiſe iſt allerdings höchſt ſcherzhaft, aber der höhern Malerei, welche dadurch zur Parodie erniedrigt wird, durchaus unwürdig. Die Sucht, geiſtreich zu ſein, hat die Werke namhafter, franzöſiſcher Künſtler verunſtaltet; der Esprit, unter welcher Geſtalt er uns auch in den neuern franzöſiſchen Kunſterzeugniſſen entgegentritt, beleidigt die Würde der Kunſt ſelbſt; wir treffen ihn inſonderheit bei den franzöſiſchen Malern der Kaiſerzeit. David ſelbſt hat ſich nicht dagegen zu bewahren gewußt; eine deutliche Spur deſſelben finden wir in dem alten Centurio ſeiner Sabinerinnen, welcher das Schwert in die Scheide ſteckt, als er ſieht, daß die Weiber ſich in den Kampf des Romulus und Tatius miſchen. Was anders hat Pierre Guérin geleitet, als er ſeinen kleinen Askanius malte, welcher der Dido ihren Trauring von dem Finger zieht, während ſie andächtig den Erzählungen des Äneas zuhört? Girodet endlich krankt faſt in allen ſeinen Werken an dieſer leidigen Affectation. Wir ſehen ſie in jenem Zephyr, welcher das Laub zurückbiegt um einen auf einem Mondſtrahl getragenen Kuß der Diana zu den Lippen Endymions gelangen zu laſſen, in jenem Liebesgott, welcher dem Pygmalion das Lebensfluidum entzieht, um es der Galathea einzuhändigen und ſogar in der berühmten Sündfluthsſcene dieſes Künſtlers. Girodet hat nämlich dem Greiſe, welchen ſein Sohn aus der allgemeinen Noth zu retten ſucht, eine Geldbörſe in die Hand gegeben, um den filzigen Charakter der abgebildeten Perſonage anzudeuten. Dieſe Pointe hat bei den franzöſiſchen Kritikern ungemeſſenen Beifall gefunden und iſt vielleicht mehr bewundert worden, als die verſtändige Anlage des ganzen Bildes. Als höchſt effectvoll hat man ferner den Baum gerühmt, welcher unter der Laſt der ſich daranklammernden Gruppe zuſammenbricht. Meines Erachtens ſcheint dieſer zerbrochene Baumzweig ein höchſt überflüſſiges, kindiſches Detail zu ſein; denn welche Wirkung kann dieſe Andeutung auf den Zuſchauer hervorbringen? Ob die Familie noch den höchſten Berggipfel erreicht, um dort nach der erſten Viertelſtunde einen ſichern Tod zu finden, oder ob ſie in dem nächſten Augenblick von den Wellen verſchlungen wird, ob der Ausgang dieſes Drama's etwas raſcher beſchleunigt, oder ein wenig weiter hinausgeſchoben wird, iſt im Grunde gleichgültig und unweſentlich, da es jedenfalls gleich ausfällt, weil der zerbrochene Baumſtamm doch kein rettendes Auskunftsmittel darbietet. Wenn es ſich nur um eine theilweiſe Überſchwemmung gehandelt und der hohe Bergrücken den Unglücklichen eine Zufluchtsſtätte gegen den Untergang geſichert hätte, würde der brechende Aſt für den Zuſchauer von ergreifender Wirkſamkeit geweſen ſein; aber in der allgemeinen Sündfluth! Was den Greis mit der Börſe in der Hand anlangt, ſo ſcheint uns derſelbe eine matte Erinnerung des alten Anchyſes, welcher mit ſeinen trojaniſchen Penaten im Arme auf den Schultern ſeines Sohnes aus dem Brande in Troja gerettet wird. In dem Gedanken Virgil's liegt etwas Erhabenes, aber wer kann in dem des franzöſiſchen Malers etwas anders, als eine gewöhnliche Auffaſſung finden?

Außer den drei eben von uns beſprochenen Gemälden Girodet's, welche in Deutſchland durch den Kupferſtich allgemein bekannt ſind und ſich in der Sammlung des Louvre befinden, führen w'r kurz noch folgende auf: „Hippocrates," „Joſeph, der ſich ſeinen Brüdern zu erkennen gibt," „den Empfang Oſſian's in der Unterwelt" und „Napoleon, wie ihm die Schlüſſel der Stadt Wien überreicht werden." Unter ſeinen, mit Kraft und Wahrheit ausgeführten Porträts zeichnen ſich beſonders die der beiden carliſtiſchen Heerführer in der Vendée „Bouchamp" und „Cathelineau" aus, welche er im Jahr 1824 in Lebensgröße für die Regierung malte. Sein letztes großes Bild ſtellt „den heiligen Ludwig in Ägypten" dar, wofür er zum Ritter des St. Michaelordens ernannt wurde. (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

.°. Taſſo. — In der am 28ten vorigen Monats zu Berlin gehaltenen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften hat Prof. Ranke eine Abhandlung über Taſſo vorgeleſen, in welcher er darzuthun geſucht, daß es vorzüglich kritiſche Intentionen geweſen, die den Dichter bei Wahl des Stoffes und der Behandlungsweiſe ſeines großen Heldengedichtes beſtimmten, weßhalb er auch annehmen zu dürfen glaube, daß in dieſem Gedichte das erſte Beiſpiel moderner Klaſſicität gegeben ſei. — Ueber die letzte Lebensgeſchichte Taſſo's bemerkte R., aus den ſorgfältigſten Unterſuchungen ergebe ſich, daß es nicht vorzugsweiſe die Liebe zur Prinzeſſin geweſen, die ihn in Melancholie und Trübſinn geſtürzt, er habe vielmehr der gegen ſein Werk erhobenen religiöſen Bedenklichkeiten zuletzt ſich ſelber nicht erwehren können. Als er nun auch noch, durch die peinliche Stellung zwiſchen den Höfen von Florenz und Ferrara zu übellaunigen Aeußerungen gegen den Herzog verleitet von dieſem deßhalb mit ſiebenjährigem Kerker beſtraft worden, hätten ſich ſeine religiöſen Skrupel noch vermehrt; eifrig habe er nun die Kirchenväter ſtudirt, mit Engeln in wirklichem Umgang zu ſtehen geglaubt, und endlich den Entſchluß gefaßt, das ihm jetzt profan ſcheinende Heldengedicht nach ſeiner veränderten Denkweiſe umzuſchmelzen. —

Ob es nun hiernach als völlig entſchieden anzuſehen ſei, daß die bisherige Tradition von Taſſo's tragiſchem Liebesgeſchick aufgegeben und als Mythe angeſehen werden müſſe, muß hier dahingeſtellt bleiben, wenn gleich die Frage ſich aufdrängt: ob die religiöſen Bedenklichkeiten nicht gerade durch tiefſtes Herzensleiden ſo übermächtig geworden? Daß aber das befreite Jeruſalem als erſtes Beiſpiel moderner Klaſſizität anzuſehen ſei, möchte wohl ſchwerlich bei einer Vergleichung mit Dante's göttlicher Komödie ſich als richtig erweiſen. —

.°. Halley's Komet. — Nach Beobachtungen Boguslawski's in Breslau zeigte der Halley'ſche Komet vom 13. — 27. Januar ſehr merkwürdige Veränderungen, da er bald wie ein ſchwacher Nebelfleck, bald wie ein Firſtern ſechſter Größe ſich zeigte. „Da das Licht dieſes Kometen, bemerkt v. Boguslawski, wie vollkommen entſchieden, nur reflektirtes Sonnenlicht iſt, ſo müſſen wir uns die Lichtſendung deſſelben als von der mehr oder minderen Durchſichtigkeit der Atmoſphäre abhängig vorſtellen, aus welcher der Komet allein oder doch zum größeren Theil beſteht. Erwägt man, daß jener gemeſſene Durchmeſſer 44,000 Meil. groß ſein muß, ſo kann man ſich den Maaßſtab nicht groß genug denken, nach welchem dort Aufheiterung und Trübung vor ſich geht." —

.°. Eiſenbahnfrequenz. — In der achten Woche nach Eröffnung der Eiſenbahn von Nürnberg bis Fürth wurde dieſelbe befahren: am 28ſten Jan. dieſes Jahres von 600, und an den 6 folgenden Tagen von 745, — 730, — 606, — 486, — 1,142, und 703, alſo in Allem von 4,900 Perſonen. Die Einnahme davon betrug 680 fl. 45 kr. —

.°. Populariſirung der Rechts- und der Arzneikunde. — In England iſt vor nicht langer Zeit eine Schrift: „Das Recht ohne Advokaten" erſchienen, von welcher ſehr bald an 100,000 Exemplare abgeſetzt wurden. Sofort wurde ein ähnliches Werk in Paris herausgegeben, das Dictionnaire de Législation usuelle von Chabrol.

Aehnliche Verbreitung fand in England ein Wörterbuch für uſuelle Medizin, und ſchon wird auch für Frankreich ein ſolches Dictionnaire angekündigt, welches jedoch vor dem engl. deßhalb den Vorzug verdienen ſoll, daß die Artikel von den ausgezeichneteſten Aerzten verfaßt und unterzeichnet und das ganze populärer gehalten ſei. —

.°. Frauenverkauf. — Der Herald berichtet aus dem Sherborne Journal, daß noch zu Ende vorigen Monats zu Shinnock eine Frau mit einem Strick um den Hals zu Markt gebracht und wirklich verkauft worden für ſechs Pfennige und ein Viertel Aepfelwein. Daß eine ſolche, durch beſtehende Geſetze geſchützte Infamität von dem Volke geduldet, daß ſie nicht ſchon längſt in den beiden geſetzgebenden Häuſern durch einen einzigen Schrei der Indignation als Hochverrath an der Menſchheit qualifizirt worden, daß der anglikaniſche und ſonſtige Klerus keine Anatheme gegen ſolche heidniſche Barbarei geſchleudert, — dies zu verantworten mag denen überlaſſen bleiben, die England in die Wolken erheben, um — Frankreich in den Koth treten zu können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 40. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 16. Februar.

Gedichte

von

Wilhelm Kilzer.

1. Der Gefangene.

„Ein armer, ein gefangner Mann,
Spricht Euch um eine Wohlthat an!“
So aus dem Thurm heraus es ſchallt,
Wenn Jemand da vorüberwallt.

Und Viele geh'n vorbei und nicht
Erblicken ſie das Schmerzgeſicht;
Und Viele geh'n vorbei und nicht
Vernehmen ſie, was Armuth ſpricht.

Der Mann, hier ſeufzend manches Jahr,
Ein Kämpfer für die Freiheit war,
Er ſtritt für ſeines Volkes Heil;
Doch wurde Knechtſchaft ihm zu Theil.

Da zieht, ſein Saitenſpiel im Arm,
Vorüber, froh und lebenswarm,
Ein Sänger, dem die Erde hold,
Nur nicht ihr ſchimmernd eitles Gold.

Der hört, wie aus dem feſten Haus
Die Bitte klagend ſchallt heraus,
Der ſieht den Seckel an der Schnur,
Nichts geben, wünſchen kann er nur,

Ach, denkt er, hier ward mir nicht Geld!
Arm zieh' ich hin durch Gottes Welt;
Doch Labung bringen kann ich ſchon
Gefangnem Mann durch Lied und Ton.

Und kaum gedacht, ſo ſtellt er ſich
Hin an den Thurm und meiſterlich
Schlägt er die Saiten an und ſingt,
Daß es hinauf zum Armen dringt.

Der richtet ſich empor und lauſcht,
Wie das ſo voll zum Ohre rauſcht!
Es ſtürzen ihm die Mauern ein,
Er ſieht nur Licht und Frühlingsſchein.

Ihm tritt aus tief verſteckter Fern
Hervor ein neuer Lebensſtern;
Es weht ihn an mit jedem Klang
Der ew'gen Freiheit Jubelſang.

Und als vorbei der Sänger wallt,
Der letzte Saitenklang verhallt:
Da wird der Schmerzensmann befreit,
Verläßt die karge Sterblichkeit. —

Der Sänger kehrt nach Mondenlauf
Zurück, zum Thurm blickt er hinauf.
Er ſieht nicht mehr das Schmerzgeſicht,
Und auch die Stimme hört er nicht.

Der ward befreit, hat er gedacht,
Den drückt nicht mehr des Kerkers Nacht;
Doch nimmermehr hätt' er geahnt,
Daß ihm ſein Lied den Weg gebahnt.

Der Negerknabe.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Als der Mönch und die Bonne, durch das Geſchrei des Kindes erſchreckt, ihm zu Hülfe eilten, hatte Yuina ſich bereits erholt und blickte mit unausſprechlich zärtlichem Geſicht Carlota an, welche, faſt triefend von ſeinem Blute, neben ihm kniete und immer noch ſein Antlitz trocknete. „Carlota!“ rief die Bonne mit dem Tone des Vorwurfs, „Carlota, ſchickt ſich das? — Stehen Sie auf!“

„Er blutet ja um meinetwillen! Er iſt gefallen, weil ich ihn trieb zu laufen,“ antwortete das Kind.

„Nun, was iſt's denn mehr? Er iſt gefallen und ſteht wieder auf. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie die einzige Tochter des reichſten Pflanzers auf San Domingo ſind, und daß dieſer Bube nichts, als ein vorgezogener Neger iſt, den die Vorſehung beſtimmt hat, der unterwürfige Diener Ihres Willens zu ſein. Kommen Sie mit mir, ich werde Ihnen das Blut abwaſchen und Sie umkleiden.“

Carlota hörte ſehr aufmerkſam zu, ſtand alsdann auf und trippelte an der Hand ihrer herzloſen Hofmeiſterin der Wohnung zu, ohne noch einen Blick auf den armen Yuina zurückzuwerfen, der, aus ſeinem kurzen Himmelstraume geriſſen, das Blut mit heißen Thränen von ſeinen Wangen wuſch.

„Schäme dich, Yuina,“ ſchalt der Mönch; „ſchäme dich, eines kleinen Falles wegen zu weinen. Betrachte die andern Negerkinder deines Alters, die unter ſtrenger Zucht arbeiten und manchen harten Fall thun müſſen, ohne weinen zu dürfen. Und was biſt du denn, als ihres Gleichen? Was haſt du vor ihnen voraus, als die Gnade des Herrn Rondellier? — Steh' auf, trockne dir die Thränen ab und waſche dir das Geſicht. Vor Allem aber ſei willfährig gegen Carlota; ſie iſt die Tochter deines Herrn und einſt deine Gebieterin.'

Yuina ſchlich mit zermalmter Seele von dannen. — Das Schweſterchen, welches ſeine zu Gott berufene Wohlthäterin ihm verheißen hatte, war nicht die Tochter ſeines Vaters, ſondern die Tochter ſeines Herrn, war beſtimmt, einſt ſeine Gebieterin zu werden. — Und er — er war Nichts, als einer jener unzähligen von Gott für den Sklavendienſt erſchaffenen Halbmenſchen, von ſeinen Brüdern nur unterſchieden, wie das Wachtelhündchen, welches vor Carlota's Bette ſchlief, von den Kettendoggen war, die am Hofthore Wache hielten.

Eine unausſprechlich tiefe Traurigkeit fing an, das Gemüth des Knaben immer ſchmerzlicher, je häufiger ſie genährt wurde, niederzuſchlagen. Alles, was er ſah und lernte, ließ ihn erkennen, daß dieſes Geſchlecht der weißen Menſchen näher dem Throne des Weltſchöpfers ſtehe, als das ſeinige. Dieſes Inſelland war auch einſt bewohnt geweſen von farbigen Menſchen, wie er aus den Büchern ſeines Herrn gelernt hatte; aber dieſes Volk war zertreten von den Füßen der Weißen und ſpurlos verſchwunden unter dem ungeheuern Tritt; und um dieſen vertilgten Sklavenſtamm zu erſetzen, mußte Afrika entvölkert werden. — Ein entſetzlicher Schauer vor dieſen bevorzugten Weißen befiel ihn, und der Wahn ſeines Volks, daß dieſes allmählich verheerende Geſchlecht ein hölliſches ſei, grauſ'te die Seele des Knaben an. Da trat aber ſeine Erinnerung mit ihren lauteſten Stimmen als Vertreterin dieſer vermeintlichen Teufel auf: Marguerite's Erzählungen von ſeiner wunderbaren Rettung aus den Händen des Sklavenhändlers durch den weißen Gebieter, der ſo freundlich, ſo gut, ſo väterlich gegen ihn war; ſeine Rückblicke auf ſeine früheſte Kindheit, die er in den Armen ſeiner vergötterten Mutter durchlebt hatte; ſeine dankbare Ehrfurcht für den guten Mönch, der ihn trotz ſeiner niederen Abſtammung mit einer Sanftmuth und Freundlichkeit belehrte, als wenn er ſeines Gleichen, ein Weißer, wie jene glücklichen, gottgeliebten Menſchen ſei, vor Allem ſeine abgöttiſche Liebe für Carlota, erweckte ihm den Glauben, daß dieſes weiße Geſchlecht urſprünglich himmliſcher Abkunft und nur entartet in ſeinen einzelnen Gliedern ſei; und ein ſchärferer Blick auf ſeine eignen Stammgenoſſen überzeugte ihn, daß dieſes ſchwarze Volk wirklich halbthieriſcher Abſtammung und nur in ſeinen einzelnen Gliedern, durch die Großmuth der Weißen, erhebungsfähig ſich zeige. — Dieſe Überzeugungen erfüllten das Herz des Knaben mit einer unbeſchreiblichen Demuth gegen die höheren Geſchöpfe, welchen er unterwürfig war, mit einer unauslöſchlichen Dankbarkeit gegen die wohlthätigen Weſen, deren Edelmuth ihm das Recht gegeben hatten, ſie Schweſter und Vater zu nennen. Aber wie umfaſſend ſeine Liebe zu den Gotteslieblingen auch war, ſie trug das erhabene Gepräge ſeiner Liebe zu Gott, und nur in einzelnen Minuten brach aufwallend — dem Sonnenblick ähnlich, der die verhüllenden Wolken zerreißt — eine menſchliche Flamme gegen die befreundeten Menſchen hervor.

Aber Niemand, weder der Mönch, noch Rondellier, ahnte die in dem Dunkel demüthiger Verehrung verborgene Innigkeit des Gefühls dieſes Negerknaben; nur Carlota wußte, daß Yuina für ſie zu ſterben vermöge, aber ſie wußte auch, daß es ſeine Pflicht ſei, für ſie zu ſterben, und daß ſie berechtigt war, das höchſte Opfer von ihm zu fordern. (Fortſ. folgt.)

H. Heine und Prosper Enfantin.

(Schluß.)

Beiläufig wünſcht nun E., daß Schelling und andere Philoſophen etwas mehr die Zeit, „die ein ſo wichtiges Element in den menſchlichen Angelegenheiten ſei,“ in Rechnung brächten, was jedoch nur dann geſchehen werde, „wenn ſie vor Allem, wie Leſſing, an das ewige Leben glauben werden.“ Auch verwundert er ſich, daß H. in ſeinen zwei Bänden mit keinem Worte des ewigen Lebens Erwähnung gethan, was er ja nicht zu verſäumen habe, wenn er zu Öſtreich ſprechen werde. (18.) Hiermit geht er zu den übrigen Vorwürfen über, die er ihm in Bezug auf ſein Werk über Deutſchland zu machen habe.

„Nein,“ — ruft der Franzoſe von Kairo aus dem Deutſchen in Frankreich zu, — „nein, Deutſchland hat nicht nöthig, daß man durch „profane Spöttereien“ den Einfluß der Religion paralyſire, S. 5 (der Hein. Schrift); „durch ernſte, würdige Mittel muß die Religion der Deutſchen nicht neutraliſirt, ſondern transformirt werden; ebenſo muß man nicht durch eine bittre Kritik von Männern, die, ihrer Fehler ungeachtet, der Menſchheit große Dienſte geleiſtet haben, — die Meinungen und Thaten bekämpfen, die man für rückſchreitend hält. . . — Oft iſt es gut, Gerechtigkeit mit Strenge zu vereinen; aber Nichts rechtfertigt Undankbarkeit, und der Machtbegabten (puissans) gibt es nicht gerade ſo viele, daß man einen Theil derſelben in den Koth zu treten ſich zu beeilen hätte . . . Glauben Sie mir, — nichts Geheiligteres (sacré) gibt es für den Menſchen, als der Menſch ſelbſt; über Geheiligtes aber müſſen wir uns profaner Scherze enthalten. Der Menſch, der ſeines Gleichen auf den voltaire'ſchen Pranger (pilori) ſtellt, thut die Verrichtungen eines Henkers, nicht die eines Lehrers, Prieſters und Vaters der Menſchheit."

„Laſſen wir den Kindern der Vergangenheit dieſe Waffen, die die Gegenwart ſchon verwirft und die die Zukunft zerbrechen wird. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß überhaupt genommen es eben ſo unſittlich iſt, öffentlich und beſonders während ſeines Lebens — die Fehler und Schwächen eines mächtigen (puissant) Mannes zu enthüllen, als es unſittlich von Rouſſeau war, das Bekenntniß ſeiner Schmählichkeiten (turpitudes) der Welt in's Angeſicht zu werfen; — denn auf dieſe Weiſe zertritt oder erbittert man ſtarke Seelen, und verbreitet anderſeits unter den Maſſen ein verderbliches Mißtrauen, und ſpannt ſie gegen die Wiſſenſchaft und das Genie." (19. 20.)

Nach dieſer wohlgemeinten und von freundlichen Worten begleiteten Kritik wendet der Briefſteller ſich zu dem Hauptgegenſtande, nämlich zu Deutſchland und ſeinen Weltverhältniſſen zurück. Er meint, „eine Geſchichte von Öſtreich ſeit Luther, ſeine Stellung gegen die Türkey und Rußland auf einer, gegen die übrigen europäiſchen Staaten auf der anderen Seite, dieſe Stellung des Saint-Empire zwiſchen dem deutſchen und dem griechiſchen Proteſtantismus ſo wie dem Mahomedismus, zugleich Urſache und Wirkung ſeiner Unbeweglichkeit, ſei bis jezt noch nicht genug gewürdigt worden; ſonſt könnte man ihm dieſe nicht zum Vorwurf machen, die uns vor der mahomedaniſchen Autokratie, vor dem Selbſtherrſcher von Rußland und ſelbſt vor der römiſchen Theokratie bewahrt, auch am meiſten dazu beigetragen habe, uns von der Napoleoniſchen Autokratie zu erlöſen." (21.)

„Wo ſind nun aber," fragt er zum Schluſſe, — „wo ſind die Geſalbten des Herrn? wie heißen die Boten des Allerhöchſten, die eines Tages auf ein Zeichen alle Völker zur allgemeinen Communion hinführen ſollen? Sie heißen Propheten; aber ſie heißen auch Könige; das Recht und die That, das Wiſſen und die Macht, (pouvoir) denn, ſehen Sie nur, wie wenig die Chriſten in Europa gewirkt haben, ſo lange ſie noch keinen Conſtantin gefunden; wie Luther verunglückt wäre, hätte er nicht ſehr bald gekrönte Häupter auf ſeiner Seite gehabt; ja ſelbſt was Voltaire ohne Friedrich und Catharina geweſen ſein würde! Darum, Prophet! (!), muß ihre Stimme zu den Ohren der Könige dringen, wenn Sie die Völker befreien wollen. Seit drei Jahrhunderten wollen die Propheten nur von den Völkern angehört ſein; als wahre Chriſten vernachläſſigen oder verachten ſie die Gewaltigen der Erde! — Bedenken Sie, daß die Könige unſerer Tage nicht zugleich Könige und Propheten ſein können; — noch gibt es zwei Gewalten auf der Erde, die der Propheten und die der Könige, — und dieſe beiden Gewalten werden nicht durch eine Schlacht endigen... Die Zukunft will nur einen friedlichen Herrn, nicht einen mit Blut bedeckten Scharfrichter. — Prophet, leſen ſie nochmals das „neue Chriſtenthum" von Saint-Simon; dann, ſo glaub' ich, werden ſie meine Idee begriffen haben, und mein Brief, oft verworren, und ungeordnet, wird, wie eines jener wunderlichen Vorſpiele ſein, die ein Tondichter ausführt, bevor er ſchreibt, und in denen nur ein Künſtler die Begeiſterung entdecken und verfolgen kann, die den Muſiker beſeelt." (22 — 24.) —

Dieß die Hauptſtellen des Briefes, den der „Vater der Menſchheit," — dafür hält ſich Enfantin, — an ſeinen lieben Sohn, — dafür hält ihn der Vater, — den der „erwählte" und „inſpirirte" — ehemalige — Weltreligionsſtifter an den zur Vereinung von Frankreich und Deutſchland „geſendeten" Propheten Heinrich Heine geſchrieben; und daß der enfantiniſche Jünger die Bekanntwerdung dieſes Schreibens geſtattet, gibt uns zum Wenigſten zu erkennen, daß derſelbe die wohlwollenden Zurechtweiſungen ſeines Meiſters beſcheidentlich dahinnimmt.

Aber auch dieß iſt nicht zu verkennen, daß Enfantin in dieſem Schreiben einen feineren Takt, größere Beſonnenheit und Klugheit, und weit menſchenfreundlichere und weltbürgerlichere Anſichten und Geſinnungen zu Tage legt, als ſein deutſcher Freund noch im vorigen Jahre zu haben ſchien; — denn ſein diesjähriger Brief an die deutſche Bundesverſammlung, welchen die allgemeine Zeitung mittheilt, dürfte wohl ſchon als erſtes Zeichen ſeiner Umkehr zu betrachten ſein.

Im Übrigen zeigt das vorliegende Sendſchreiben hinſichtlich des religiöſen Momentes noch dieſelbe Verworrenheit, die den früheren Saint-Simonismus und den ſpäteren Henri-Heinismus charakteriſirt. Wie der „Prophet" einmal ſchrieb: „Materie und Geiſt, beides iſt gleich göttlich; wer die h. Materie beleidigt, iſt eben ſo ſündhaft, wie der, welcher ſündigt gegen den h. Geiſt." und: „in der That, wir ſind dem Deismus entwachſen, wir ſind mündig, und bedürfen keiner väterlichen Vorſorge mehr." — und dann wieder: „er ſei ſich einer urſprünglichen Religioſität bewußt; — Gott ſei immer der Anfang und das Ende ſeiner Gedanken," — ſo bekennt auch Enfantin ſich einestheils wiederholt zum Pantheismus, und ſpricht dann doch wieder von Gott als dem Herrn der Welt, der „nicht blindlings die Macht vertheilt," — und deſſen Abſichten zu entdecken „der religiöſe Menſch" nicht angelegentlich genug ſich bemühen könne. —

Glaubt Enfantin an den in der Menſchheit und am Vernehmlichſten durch die civiliſirteſten Nationen, und unter dieſen durch das angeblich religiöſeſte Volk der Franzoſen ſich ausſprechenden Gott, dann darf er weder an das „neue Chriſtenthum Saint-Simons," noch an den von ihm ſelbſt „verzeichneten Religionsplan" appelliren; denn nicht nur Deutſchland und England, ſondern auch das franzöſiſche Volk hat von beiden ſich abgewendet. Glaubt er an einen die Macht nicht blindlings vertheilenden Gott, dann kann er denjenigen nicht als Propheten dieſes Gottes begrüßen, der zu behaupten ſich vermeſſen, „wir bedürften keiner väterlichen Vorſorge mehr." Wer die Menſchen unter ſich, wer die Menſchen mit Gott einigen will, der muß zuvörderſt einig mit ſich ſelbſt ſein, und nicht, wie Heine, in die Klage ausbrechen müſſen: „ich bin der Kränkſte (alle zerriſſenſte) von euch Allen;" — noch, wie Enfantin: „er habe von Allen — nur Schmähungen und Verachtung für ſeine

Arbeiten und ſein Leben geraubt" (S. 18), und: „wir arme Waiſen haben kein Oberhaupt mehr, keinen Gott, keinen Vater." —! —

Was endlich Enfantin's Anſichten von dem Verhältniß der drei gebildetſten Nationen zueinander betrifft, ſo bedürfen dieſelben eben ſo wenig einer ausführlicheren Zurechtweiſung, als die faſt diametral entgegengeſetzten des Hrn. von Raumer in ſeiner neueſten Schrift über England. Spricht man vom ganzen Volke, dann wird kein Geſchichtskundiger mit Enfantin behaupten, die Franzoſen ſeien das religiöſeſte Volk, und faßt man die Völker in ihrer weltgeſchichtlichen Verkettung und Wechſelwirkung auf, dann kann man unmöglich mit Hrn. von Raumer „die Hoffnung der Welt und das Rettungsmittel gegen einbrechende Barbarei" (!) ausſchließlich „in dem uralten Stamme germaniſcher Entwicklung liegen" ſehen. Von Frankreich ſind die Kreuzzüge, von Frankreich iſt die geiſtige Bildung des Mittelalters und die Emancipation des Staates von dem Joche des Papſtthums, von Frankreich ſind ſeit Descartes fortwährend die kräftigſten Anregungen, von Frankreich endlich iſt ſeit der Revolution die politiſche Reformation von Europa ausgegangen, und wenn wir uns mit allem Ernſte gegen enfantiniſche Anmaßungen, ſo haben wir uns doch mit gleichem Nachdruck gegen ſelbſtgefällige Prätentionen auf unſere beſondere Auserwählung zu verwahren. „Die Bürgſchaft der Zukunft" — liegt weder im Pantheismus Enfantin's, noch allein in Raumer's Germanenthum; ſondern in der göttlichen Beſtimmung der Menſchheit! — F. W. Carové.

Streifzüge in das Gebiet der neueſten Literatur des Auslandes.

III.

Soll ein ehrlicher Deutſcher ſich ärgern über die Arroganz, Oberflächlichkeit und Unwiſſenheit der Franzoſen, welche ſie oft Mal zeigen, wenn ſie über deutſche Wiſſenſchaft und deutſche Zuſtände reden, oder ſoll er darüber lachen? Ich weiß es wirklich nicht; das Geſcheidteſte wäre wohl das Letztere, denn die Mohren wäſcht man nie weiß. Ich will hier einigen neuen Stoff für Lachluſtige mittheilen. Der gelehrte Herr Marmier, deſſen Buch über Göthe ſeines Gleichen nicht zu finden weiß und der in Frankreich für den erſten Apoſtel deutſcher Literatur gilt, obwohl er Alles kann, nur kein Deutſch, dieſer überaus ſcharfſinnige und tiefe Kenner unſerer Poeſie hat das neueſte Heft der Revue des deux mondes mit einer Abhandlung über die Kriegslieder der Schweizer beglückt, welche von einer Darſtellung der Volkspoeſie überhaupt und der einzelnen Sammlungen von Volksliedern bei den verſchiedenen Völkern eingeleitet wird. Dieſe Darſtellung wimmelt zwar von Citaten (d. h. Büchertiteln, die in jedem Catalog wohlfeil zu haben ſind), es herrſcht jedoch eine Verwirrung der Begriffe in derſelben, wie ſie nur in einem ſeichten Kopfe exiſtiren kann. Am Schluſſe theilt er dann einige Bruchſtücke, wahrſcheinlich was er davon verſtanden zu haben glaubt, aus Schweizerliedern mit, und da kommen denn folgende Pröbchen ſeiner gründlichen Kenntniß vor:

Es fügt' ſich, daß man zu ihn'n kam
Inwendig im Thurm man umhin kam
Viel höher wann ſie waren.
Man warf ihr' eben viel zu Tod
Und traf ſie über die Ohren.

Es geſchach nie kein Mann größer Noth,
Man warf ſie lebendig und todt
Allſammt über die Zinnen.
Das Schloß Orban thät man mit G'walt
Den Walchen abgewinnen.

Cependant on pénètre dans la tour, et jamais homme ne se trouva dans une pareille angoisse. On les jette morts ou vivans par dessus les remparts.

Das iſt nämlich die ganze Überſetzung der beiden Verſe, wie ich ſie wörtlich hier gegeben habe, und von dem Schloſſe Orban, obwohl der ehrliche Veit Weber daſſelbe ſchon einige Verſe früher ebenfalls ausdrücklich nennt, iſt in der Übertragung gar keine Rede. Faſt ebenſo ergeht es dem armen Schloß von Joigne. Man vergleiche:

Noch iſt ein ſtark Schloß Jungi genannt,
Dem ward es auch gar bald erkannt,
Wie es zu Orban was ergangen.
Da warent viel der Walchen uf,
Herab hatten ſie Verlangen.

Man zog gen Jungi in die Statt,
Nach dem Schloß man groß Verlangen hat.
Do man kam dar geſchlichen,
Do warend die Walchen alle darus
In welſche Land gewichen.

Reste encore un château fort, le château fort de Jougne. Les confédérés arrivent dans la ville et parviennent de suite au-dessus des remparts; car tous les Welches étaient partis pour retourner dans leur patrie.

Herr M. iſt nicht ohne Talent als Dichter, aber ohne alles gründliche Wiſſen als Literat, und dennoch glaubt er ſich berufen, über ausländiſche Literaturen, die man nicht auf kurzen Reiſen kennen lernt, wie ein Eingeweihter reden zu können.

Solches Lob gebührt ihm aber nicht allein; er hat manchen Genoſſen in ſeinem Lande. So iſt z. B. vor Kurzem ein Tableau historique de la littérature française aux XV^e et XVI^e siècles*) von einem Herrn J. P. Charpentier erſchienen, das von Unrichtigkeiten ſtrotzt, beſonders da, wo der Verfaſſer von der Reformation ſpricht, die er, allem Anſchein nach, wohl nur vom Hörenſagen kennt. Er ſchildert unter andern Luther als einen luſtigen Mönch, berauſcht von Bier und Zügelloſigkeit (joyeux moine de Wittemberg, ivre de bière et de licence) und erzählt bald darauf Dinge, von denen Niemand bisher etwas gewußt hat, und durch welche die ganze Geſchichte der Kirchenverbeſſerung eine neue Geſtalt bekommt. Nach ihm wurde nämlich die Schweiz lutheriſch und Luther ließ den Zwingli als einen Ketzer lebendig verbrennen (aussi à la voix de Luther, l'Allemagne et la Saxe [la Saxe liegt gewiß bei ihm in Norwegen oder auf Island] et bientôt à la voix de Zwingle [lies: Swengel, anders nennt er den Mann nun einmal nicht] la Suisse deviennent *luthériennes*. Und weiterhin: Tous ces chefs de secte se ressemblaient: Luther aussi fit brûler Zwingle, pour dissentiment sur un article de foi.) (Schluß f.)

---

*) Paris 1836. — Preis 7 Fr.

Nº 41. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 17. Februar.

Gedichte

von

Wilhelm Kilzer.

2. Einkehr.

Recht ſtille, ganz in mir verhüllt,
Saß ich am Abend da,
Das Herz, von ſüßer Luſt erfüllt,
Tief in's Vergangne ſah.
Mein Kinderſtübchen trat heran,
Es war ſo licht, ſo licht!
O Gott, wie ſelig ſah ich an
Ein jedes Traumgeſicht.

Die Jugendfreunde fanden ſich
Zu muntern Spielen ein.
Der Knabe oft dem Kreis entwich,
Saß ſtill, mit ſich allein,
Sah in die reiche Gotteswelt,
In dieſen Quell der Luſt.
Da ward vom Himmelsglanz erhellt
So recht die junge Bruſt.

Und alles das und ach, weit mehr,
Als ich zu ſagen weiß,
Stand mir zur Wonne rings umher
Im lieben Zauberkreis.
Es war das Herz der Zauberſtab,
Von ihm berühret, erſtand
Mir wieder aus dem Zeitengrab,
Was ich zur Luſt einſt fand.

Und wohl mir! nichts trat da herein,
Was das Gewiſſen traf.
Die Luſt ſang noch den Jüngling ein,
Wie's Kind in ſel'gen Schlaf.

Die Liebe zog als Lichtgeſtalt
Durch meine Jugendzeit.
Mit ihrer himmliſchen Gewalt
Hat ſie das Herz geweiht.

Und was ſie gab, ſo Schmerz als Glück,
Wird nie von Nacht bedeckt.
Es wird von jedem Sonnenblick
Des Lebens neu geweckt.
Da wogt es ſich, da hebt ſich's auch,
Wie leichter Wellenſchaum.
O Frühlingslicht, o Frühlingshauch!
O mehr als Frühlingstraum!

Als ich das Alles ſo geſeh'n,
Das Herz, von Luſt geſchwellt,
Sah auf nach jenen ſtillen Höh'n.
„O Vater aller Welt,“
So bat es innig, „ach, gib hier
Noch ſolch ein Traumgeſicht
Einſt in der letzten Stunde mir,
Dann ſchmerzt das Scheiden nicht!“

Der Negerknabe.

von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Carlota war die gelehrige Schülerin zweier Schulen geweſen; der einen ſtand ihre Bonne vor, der zweiten — Quina ſelbſt; — und Carlota wurde nicht müde, Quina's Erzählungen von den letzten Lebensmomenten ihrer zum Engel gewordenen Mutter anzuhören, und immer wieder zu vernehmen, wie er das Kind der Verklärten geweſen, wie ſie ihn geliebt, und ſein Gelübde mit in den Himmel genommen habe, den kleinen Engel, den ſie ſcheidend der Erde gegeben, ihre Carlota, mit aller Kraft ſeiner Seele zu lieben, und Alles, was er beſitze und ſei, für ſie hinzugeben, und wie er ſein Gelübde bis zum Tode treu halten werde und müſſe.

Doch wie auch Yuina's Erzählungen das lebhafte Kind mit ſeinen erregbaren Empfindungskräften rühren und anziehen mochten, ſo verfehlten dennoch die täglich ernſter wiederholten Andeutungen der Gouvernante auf den Unterſchied der Gebietertöchter und des Sklavenſohnes nicht ihren Zweck, und wie gern auch Carlota hörte, daß Yuina's Herz ihn ihrem Willen unterwarf, ſie vernahm es nicht minder gerne, daß ſie der Neigung ſeiner Seele nicht bedürfe, um ihm Opfer abzuzwingen, und mit einem gewiſſen Hochmuth, deſſen Reiz zu ſchmeichelnd war, um ihn immer verläugnen zu können, empfand ſie, daß ſie die Herrin ihres Jugendfreundes ſei.

So verfloſſen ſeit Agneſens Tode ſieben Jahre. Rondellier betete ſeine Tochter mit abgöttiſcher Liebe an, und erkannte in Yuina's Verhältniß zu Carlota, welches immer deutlicher das Gepräge der Unterwürfigkeit annahm, eine völlig naturgemäße Stellung, welcher ſeine Neigung für den Knaben keineswegs widerſprach. Sein Leben floß mit ungeſtörter Friedlichkeit dahin; ſeine Reichthümer, mit ängſtlicher Sorgfalt für ſein geliebtes Kind zuſammengehalten, wuchſen von Jahr zu Jahr; ſeine Sklaven ſchwiegen unter Rouppert's gewaltiger Fauſt, wie die Natur vor dem Ausbruch eines Erdbebens, und kein Zeichen kündete den nahen Sturm an, der ſein ſtilles Glück in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern und aus der Tiefe des wolkenloſeſten Himmels loszubrechen beſtimmt war.

Schon ſeit drei Jahren hatte das Mutterland: Frankreich unter heftigen Schwingungen gebebt, aber kein Luftſtoß, ſtark genug, um an dem Himmel des fernen San Domingo Wolken zuſammenzutreiben, war von Frankreich über das ungeheure Weltmeer gedrungen. Jetzt rollte der erſte Donner daher, welcher die Schranken zertrümmerte, deren Gründung dem Mulattenſtamme Antheil an den Gerechtſamen der Weißen verſagte. Ganz San Domingo horchte auf, die farbigen Leute jubelnd, die Weißen knirſchend, und die Schwarzen hoffnungsreich; denn auch ihnen verſprach die Freiheitsſonne, welche in Frankreich nur niedergeworfene Zwingherren und erlöſ'te Kettenträger beleuchtete, einen fröhlichen Aufgang. — Das unverheimlichte Jauchzen der frohlockenden Neger verrieth indeß ihre Hoffnungen zeitig, und die gewarnten Pflanzer und Vögte verdoppelten ihre Aufmerkſamkeit und Strenge.

Zu den achtſamſten und ſtrengſten gehörte Rouppert — und der rachedürſtigſte aller Sklaven war Deſſalines — der ungenannte wilde Javuk.

Yuina, jetzt ein zwölfjähriger Knabe, genau bekannt mit den verſchiedenen Mundarten der weſtafrikaniſchen Negerſprachen, ahnte den bevorſtehenden Ausbruch des furchtbaren Ungewitters, und flehte ſeinen Gebieter um Milde gegen die Unglücklichen an, die Rouppert's Fauſt zwar zu Boden geſchmettert, aber nicht zermalmt hatte. Der Knabe bewies Rondellier, daß es auf dem ganzen Eilande keine gemarterteren Sklaven gäbe, als die ſeinigen; er bewies ihm, daß dieſer Boden kräftigere oder mehrere Arme fordere, als er demſelben gewähre, und daß die Beſtellung deſſelben durch dieſe nur mit Rückſicht auf ihre wilderen Züge gewählten Sklaven durch nichts, als durch die fürchterlichſte Grauſamkeit möglich gemacht werden könne.

Rondellier ward bewegt; das Bild, welches der Knabe ihm entwarf, erſchütterte ihn. Er beſchloß, ſeine Sklavenzahl bei der nächſten Gelegenheit zu vermehren, und empfahl den Vögten eine menſchliche, vorſichtige Behandlung der Gemarterten, ſelbſt auf Koſten ſeines eigenen Vortheils.

Rouppert verbiß mit Mühe ſein Lachen, und ſchritt noch in derſelben Stunde, dem Rathe ſeines Brodherrn ſpottend, zu einem auf heute anberaumten grauſamen Werke, zu der Stempelung mehrerer, herangewachſener Negerkinder.

Deſſalines, zuſammengekoppelt mit einem Schwächlinge, deſſen mangelnde Kraft er durch die ſeinige zu erſetzen beſtimmt war, zog einen mit Kupfererz befrachteten Wagen den Sklavenwohnungen vorüber, als ein jämmerliches Kindergeſchrei an ſein Ohr ſchlug. Er horchte: das war die Stimme ſeines jüngſten Kindes, und jenes wiehernde Gelächter, welches den Jammer überſchrie — das gehörte Rouppert!

Im Fluge warf der wüthende Neger das Joch ab, packte mit übermenſchlicher Kraft den Klotz, welchen er nachſchleppte und hüpfte mit ſeinen gefeſſelten Füßen in gewaltigen Sprüngen dem Schauplatze der Marter ſeines Kindes zu. — Das Geſchrei der Kleinen übertönte den Klang der warnenden Glocke über ſeinem Haupte, und Rouppert gewahrte ſeinen Feind nicht eher, als in dem Augenblick, da dieſer neben ihm ſtand und den hoch emporgehobenen Klotz auf den Schädel des Unmenſchen fallen ließ, deſſen Hirn die nahen Wände beſprützte. —

„Das war Javuk — nicht Deſſalines!“ ſchrie der Neger mit wildem Gelächter. „Nun biſt du todt, und nun erſt iſt Javuk zum Deſſalines geworden!“

Er beugte ſich zu ſeinem Kinde nieder, deſſen Brandwunde betrachtend; dieſer Anblick erneuerte ſeine Wuth und in dieſem verhängnißvollen Augenblicke bog Yuina, Carlota in einem Wagen ziehend, um die Ecke.

„Nein!“ brüllte der Neger, „nein, noch bin ich nicht Deſſalines!“ — Er riß das glühende Eiſen aus dem Kohlenfeuer und ſprang dem Kommenden entgegen. Flehend um Hülfe rufend warf Yuina ſich ihm in den Weg; der Sklave ſchleuderte den Knaben zurück und donnerte, indem er Carlota's Haar um ſeine Hand wickelte: „Du weiße Brut! deines Vaters Kind will ich zeichnen, wie dein Vater meine Kinder gezeichnet hat! — Rühre dich nicht oder ich ſchlage dir das Hirn ein!“

Er ſenkte den Stempel Carlota's Nacken entgegen; da raffte Yuina ſich auf und griff mit der linken Hand nach der Stange, welche des Negers Arme trennte, und mit der rechten in das nur wenig verkühlte Eiſen.

„Laß los, thörichter Bube!“ brüllte der Mörder. „Kind um Kind! dir gilt's nicht!“ Aber Yuina ließ nicht los! Seine bratende Hand umklammerte noch feſter das ziſchende Eiſen und hielt es feſt, bis er — ein zweiter Scävola — von Javuk's Fuß getroffen, beſinnungslos niedertaumelnd, die geopferte Rechte unwillkürlich ſinken ließ.

„Die Hand hätteſt du retten können, du Thor!" ſchrie der Sklave und drückte das Eiſen zwiſchen Carlota's Schultern nieder. Ohnmächtig wie Yuina ſank das Kind zurück.

„Nun, Javuk, zu dem Dritten! — Und wenn das Blut an deinen Händen klebt, dann, Javuk, magſt du Deſſalines werden!" — Mit dieſen Worten ſtieß der Neger, beide Arme ſtarr vorſtreckend, mit Löwenſtärke gegen die Ecke des Gebäudes; das Blut ſpritzte aus ſeiner zerriſſenen Haut, doch auch das roſtige Eiſengelenk widerſtand dem Stoße nicht. Jetzt ſeiner Arme mächtig, zerſchmetterte er die verroſteten Schellen an ſeinen Füßen und eins der Kettenglieder, welches ihn mit dem Klotze verband. Dann ſprang er zu dem Strome, warf ſich hinein, durchſchwamm ihn und verlor ſich in den Klüften des Kalkſteingebirges. (Fortſ. folgt.)

Streifzüge in das Gebiet der neueſten Literatur des Auslandes.

(Schluß.)

Die Reformation hatte ferner, wie er meint, nur das Reſultat: die Emancipation der Ideen durch die Gewalt zu erſticken (d'étouffer l'émancipation des idées par la force), und die proteſtantiſchen Länder ſind der Freiheit nicht günſtig (les pays de liberté ne sont pas les pays protestans.) Aus welcher Offenbarung mag der gute Mann das nur geſchöpft haben?

Großes Lob verdienen dagegen die Franzoſen, wo es die genaue Ermittelung der Begebenheiten und Verhältniße ihrer eigenen Geſchichte gilt; hier kann man ihnen weder Fleiß noch Gewiſſenhaftigkeit abſprechen, und muß ihr nationales Selbſtgefühl rühmlich anerkennen. So beſitzen ſie z. B. eine eigene Zeitſchrift, die allein der Verbreitung und Mittheilung unbekannter Documente, handſchriftlicher Memoiren und anderer bisher ungedruckter Denkmäler von hiſtoriſchem Intereſſe gewidmet iſt: die Revue retrospective nämlich, welche monatlich erſcheint und ſchon manches Bedeutende der Vergeſſenheit entriſſen hat. Gegenſtände dieſer Art, mögen ſie in ſolchen Sammlungen enthalten ſein oder einzeln erſcheinen, werden ſtets von der Nation mit dem größten Beifall aufgenommen und viel geleſen. Dies iſt auch der Fall mit dem Briefwechſel von Camille Desmoulins*), den ein entfernter Verwandter ſeiner Gattin, der liebenswürdigen und heldenmüthigen Lucile Dupleſſis ſo eben herausgegeben hat. Die in demſelben enthaltenen Briefe und Billets haben zwar, obwohl ſie Camille gänzlich von dem Verdacht der Beſtechung reinigen, mehr pſychologiſche als hiſtoriſche Wichtigkeit, und werfen kein neues Licht auf das Dunkel jener Tage, zeigen aber dennoch Manches in einer ganz eigenthümlichen Beleuchtung. Während Camille unter andern durch ſeine Reden und Schriften einer der erſten Urheber der Zerſtörung des Beſtehenden in Frankreich iſt, beſitzt er nicht ſo viel, um ſich ein Bett zu kaufen, und bittet ſeinen ziemlich eigenſinnigen Vater in mehr als einem Briefe flehentlich, ihm doch ſechs Louisd'or zu dieſem Behuf zu ſchenken; dergleichen iſt auch nur in Revolutionen möglich. Äußerſt rührend und ſchön erſcheint in dieſem Buche ein unvollendeter und nie abgeſchickter Brief, den die treue Gattin während der Gefangenſchaft ihres Mannes an Robespierre ſchrieb. Er lautet:

„Du wagſt es, du, uns contrerevolutionärer Projekte, des Verrathes am Vaterlande zu beſchuldigen? Du, der du ſchon ſo viel Gewinnſt von den Anſtrengungen gehabt haſt, die wir uns allein für daſſelbe machten. — Camille hat deinen Stolz entſtehen ſehn, er hat die Bahn, die du einſchlagen würdeſt, geahnt; aber er erinnerte ſich eurer alten Freundſchaft, und eben ſo entfernt von der Gefühlloſigkeit, wie von der niedrigen Eiferſucht deines Saint-Juſt, wich er zurück vor dem Gedanken, einen Schulfreund, einen Gefährten ſeiner Arbeiten anzuklagen. Dieſe Hand, die die deine drückte, hat die Feder vor der Zeit niedergelegt, als ſie dieſelbe nicht mehr führen konnte, um dein Lob zu entwerfen. Und du, du ſendeſt ihn zum Tode! Du haſt alſo ſein Schweigen verſtanden. Er muß dir Dank dafür wiſſen; das Vaterland hätte ihm vielleicht Vorwürfe dafür gemacht; aber, Dank dir, es wird ihm nicht unbekannt bleiben, daß Camille Desmoulins gegen Alle die Stütze, der Vertheidiger der Republik war."

„Aber, Robespierre, wirſt du die verderblichen Pläne, welche dir ohne Zweifel die feilen Seelen, die dich umgeben, eingeflößt haben, wohl ausführen können? Haſt du jenes Bündniß vergeſſen, deſſen ſich Camille nie ohne Rührung erinnert? Du, der du unſerer Vereinigung Heil wünſchteſt, der du unſere Hände in den deinigen zuſammenfügteſt, der du meinem Sohne zulächelteſt und dich ſo oft von ſeinen kleinen Händen liebkoſen ließeſt, wirſt du meine Bitte verwerfen, meine Thränen verachten, die Gerechtigkeit mit Füßen treten? Denn, du weißt es ſelbſt, wir verdienen das Loos nicht, das man uns bereitet, und du kannſt es ändern. Trifft es uns, ſo haſt du es befohlen. — Was aber iſt das Verbrechen meines Camille? . . ."

„Ich habe nicht ſeine Feder, um ihn zu vertheidigen; aber die Stimmen der guten Bürger und dein Herz, wenn es fühlend und gerecht iſt, werden für mich reden. Glaubſt du, man werde Zutrauen zu dir faſſen, wenn man dich deine Freunde opfern ſieht? Glaubſt du, daß man denjenigen ſegnen werde, dem die Thränen der Wittwe, der Tod der Waiſe gleichgültig ſind? Wäre ich Saint-Juſt's Gattin, ich würde zu ihm ſagen: „Camille's Sache iſt die deine, iſt die Sache aller Freunde Robespierre's." Wie entfernt war der arme Camille in der Einfalt ſeines Herzens, das Schickſal zu ahnen, das ihn jetzt erwartet! Er glaubte zu deinem Ruhme zu arbeiten, indem er bezeichnete, was unſerer Republik noch fehlt! Man hat ihn ohne Zweifel bei dir verläumdet, Robespierre; denn du konnteſt ihn nicht für ſchuldig halten; bedenke, daß er nie Jemandes Tod von dir verlangt hat, daß er nie durch ſeine Gewalt ſchaden wollte und daß du ſein älteſter, ſein beſter Freund wareſt. Selbſt wenn er das Vaterland nicht ſo geliebt hätte, der Republik nicht ſo innig ergeben geweſen wäre, ſo hätte doch ſeine Neigung zu dir ihm als Patriotismus gelten ſollen — und du könnteſt glauben, daß wir deßhalb den Tod verdienen! Denn ihn tödten, das heißt . . . .“

---

*) Correspondance inédite de Camille Desmoulins, publiée par M. Matton aîné. Paris, Ebrard, 1836. 1 Bd. in 8., mit Desmoulins Porträt und einem Facſimile.

Camille Desmoulins fiel bekanntlich auf dem Schaffot, weil er in ſeinem Blatte: Le vieux cordelier, Milde und Mäßigung angerathen hatte. Acht Tage nach ſeinem Tode ward auch Lucile vor die Richter geführt, von Saint-Juſt der Verſchwörung angeklagt, und verurtheilt, enthauptet zu werden. Muthig ſagte ſie zu ihnen: „Das Blut eines Weibes vergießen! Die Feigherzigen! Wißt ihr wohl, daß das Blut eines Weibes immer den Tyrannen verderblich war? — Wißt ihr, daß das Blut eines Weibes für immer die Tarquinier und die Decemvirn aus Rom vertrieb? Freue dich mein Vaterland und empfange mit Entzücken die Weiſſagung deines Heils, deines Glückes! Die Tyrannei, die auf dir laſtet, wird enden!“

Dies ſind die letzten Zeilen, die ſie ſchrieb:

„Guten Abend, liebe Mutter; eine Thräne dringt aus meinen Augen; ſie fließt für dich. Ich will einſchlummern in der Ruhe der Unſchuld. — Lucile.“

Dieſe Ruhe zeigte ſich auf würdige Weiſe unter dem Beil der Guillotine. Ihres Gatten Ende war leidenſchaftlicher geweſen. Ihr einziger Sohn überlebte ſie; er verließ 1815 ſein Vaterland und ſiedelte ſich nach Amerika über, wo der Gram ihn aufrieb. Bis zu ſeinen letzten Augenblicken trug er Trauerkleider zum Andenken an ſeine geliebten, gemordeten Eltern.

O. L. B. Wolff.

Feuilleton.

⁂ **Bevölkerungszunahme des Königreichs Neapel.** — Der Gazetta di Neapoli vom 12ten Dezember vorigen Jahres zufolge hat die Bevölkerung dieſes Königreichs von 1815 bis 1825 um 307,136, und in den nächſtfolgenden zehn Jahren um 489,656 ſich vermehrt, obgleich die Epidemie im Jahre 1817 an 150,000 Einwohner hingerafft hat. Unter den im vorigen Jahre Geſtorbenen hatten 25 ein Alter von mehr als 100 Jahren erreicht. Gegenwärtig beläuft die geſammte Bevölkerung ſich auf 5,946,300. —

⁂ **Die Italiäner.** — „Noch vor den Zeiten der franzöſiſchen Herrſchaft in Italien,“ ſagt **Piazza**, „war eine Periode in welcher wir aßen, tranken und uns kleideten, wie der Pariſer Kanon es vorſchrieb... Obgleich uns aber damals die Franzoſen, wie jetzt die Engländer, am Tiſche, auf der Promenade, im Wagen und zu Pferde, insonderheit aber bei der Toilette als Muſter dienten, — ſo ſind wir doch im Weſentlichen ächte Italiäner geblieben, — ich meine in **Kunſt** und **Wiſſenſchaft**; denn von Seiten der **Literatur** dürften wir, obgleich noch Männer von hohem Rufe unter uns wandeln, jetzt wohl nicht gar beneidenswerth ſein.“ — Uebrigens „hat jener Geiſt der Nachahmung ſich auch keineswegs aller Gemüther bemächtigt,“ vielmehr „bilden die heutigen Anglomanen eine Art von Kaſte, in die nicht eben jeder ſich aufnehmen läßt, obgleich jeder freien Zutritt hat.“

⁂ **Amy Claude.** — Am 1ten dieſes Monats ſtarb zu London ein Kind, welches kaum das fünfte Jahr erreicht hatte und ſchon auf dem Pianoforte die Werke von Moſcheles, Kalkbrenner, Czerny, Herz u. a. mit der größten Genauigkeit und Zierlichkeit ſpielte. Leider wußte man die ſeltenen Anlagen des Kindes nicht zu ſchonen und deren Entwicklung reiferen Jahren vorzubehalten. Oefter, wenn Amy Claude, ſo hieß das Kind, einige Schwierigkeiten im Spiele zu überwinden verſuchte, klagte ſie über Schmerz im Kopf. Ein Anfall eines Gehirnfiebers, welches nur drei Tage währte, knickte die zarte, kaum an das Licht gekommene Blüthe. —

⁂ **Hellermann's Inſtitut zur Heilung Stammelnder.** — Dem Zeugniſſe des Freiherrn Julius von Gemmingen-Fürfeld nach iſt derſelbe in dem Inſtitut des Hrn. Hellermann in Mainz binnen 4 Wochen von dem Stammeln geheilt worden, welches vom 10ten bis zum 23ten Jahre ſeines Lebens zugenommen und ihn für viele Geſchäfte unbrauchbar gemacht hatte. —

⁂ **Engliſches Converſations-Lexikon.** — Als ſolches kann man die Encyclopaedia britannica bezeichnen, wovon jetzt die ſiebente Ausgabe in 20 Bänden erſcheint. In alphabetiſcher Ordnung gibt ſie in leicht faßlicher Darſtellung das allgemein Intereſſantere der Künſte und Wiſſenſchaften und vorzüglich der Geſchichte, Biographie, Induſtrie, Geographie und allgemeinen Literatur. Dieſe neueſte Ausgabe iſt mit neuen Stahlſtichen und einer vollſtändigen Reihe von Karten in Folio und mit einleitenden Abhandlungen zur Geſchichte der Wiſſenſchaften von Dugald Hewart, John Playfair, J. Leslie und Jam. Makintoſh bereichert. Alle drei Monate erſcheint ein halber Band, welcher 18 Schill. koſtet. —

⁂ **Waarenverkehr auf dem Rhein.** — Im v. Jahr paſſirten zu Emmerich von Rotterdam und Amſterdam den Rhein aufwärts 1,542,049 Zentner Waaren, und abwärts nach Holland 4,148,841, von welchen letzteren aber mehr als die Hälfte, nämlich 2,450,686 Steinkohlen waren.

⁂ **Dampfmaſchine in Belgien.** — Während die Dampfmaſchinen in Frankreich (ſ. Phönix Nro. 7) nur die Kraft von 14,061 Pferden, erſetzen die belgiſchen 20,000 und allein die 216 Dampfmaſchinen zu Lüttich 5,445 Pferde. Auch ſind im vorigen Jahre in eben genannter Stadt 271,367 Waffen, alſo mehr, als in ganz Frankreich fabrizirt worden.

⁂ **Die Tiefe des Meeres.** — Nach Hauſſure hat das Mittelländiſche Meer zu Nizza 2000′ Tiefe, aber zwiſchen Gibraltar und Ceuta, nach Kapitän Smith 5,700′. Die mittle Tiefe des atlantiſchen Oceans ſoll 3,000′, die des Friedlichen Meeres 4,000′ betragen. In den auſtraliſchen Meeren aber fand Scoresby 7,700′ tief noch keinen Grund. —

⁂ **Eiſenbuße.** — Ein Londoner Ingénieur hat berechnet, daß ein mit vier Pferden beſpannter Wagen auf 100 engl. Meilen (33 Stunden) Weges 12 Pfund Eiſen auf der Straße einbüßt.

⁂ **Pariſer Theater.** — Im Theater des variétés hatte das Vaudeville: Mila oder der griechiſche Sklave von Dupin und Mennechet dem charmanten Spiel der Dem. Atala Beauchêne einen vollſtändigen Succeß zu verdanken.

Im Theater Français gefällt C. **Delavignes: Marino Falieri**; es iſt bei weitem poetiſcher als alle ſeine andern Schauſpiele. Der Dichter beging das große Wagſtück, denſelben Stoff aufzunehmen, den ein Genius (Byron) bereits behandelt hatte.

⁂ Von **Barchou de Penhoen** erſchien: „Un automne au bord de la mer.“

⁂ Von **Franciſque Michel's** „Chroniques normandes“ iſt der erſte Band erſchienen (Rouen bei Frère.)

⁂ Die Herausgabe des erſten Bandes von Eugen Sue's Geſchichte der franzöſiſchen Marine iſt jetzt beendigt; beigefügt ſind Facſimiles von de Léonne, Colbert, Seignelay und Jean de Witt.

⁂ Von **Alphons de Lamartine** wird nächſtens ein neues Gedicht in zwei Bänden erſcheinen: „Le curé de la campagne.“

⁂ **Chateaubriand's** Ueberſetzung des Milton befindet ſich unter der Preſſe; die Ueberſetzung iſt eingeleitet durch zwei Bände kritiſcher Abhandlungen über die engliſche Literatur.

Nº 42. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 18. Februar.

Der Negerknabe.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Eben ging der Mond auf, als Rondellier ſeinen Palankin verließ, um an der Hand ſeines Kindes, in Begleitung des Paters Anſelm noch einmal das geliebte Gebüſch zu durchwandern, welches vielleicht bald aufhören ſollte ſein Eigenthum zu ſein. Der heutige Tag hatte eine ſchwere Laſt auf ſeine Seele gewälzt; denn er war es geweſen, den der neue Gouverneur Delaſalle als den Urheber der ungeheuren Zerrüttung bezeichnet hatte, welche San Domingo ſo unrettbar zerriß, als es je Erdbeben und Orkane vermochten. Dem gutmüthigen Rondellier war nämlich Januk's Flucht zur Laſt gelegt worden, aus welcher dieſer Aufruhr ſich entwickelt hatte, deſſen wilder Geiſt einen Diſtrikt nach dem andern mit ſich fortriß und jetzt — ein fürchterlicher Würgeengel — mit Feuer und Schwert der Kapſtadt entgegen ſchwebte.

Der Gouverneur hatte es nicht vermocht, die Pflanzer zu dem heldenmüthigen Entſchluſſe zu vereinigen, für die Vertheidigung des gemeinſamen Vaterlandes zu ſterben. Die Spaltung, welche Frankreich trennte, ſtellte auch San Domingo's Bürger feindlich einander gegenüber, und Rondellier glaubte zu erkennen, daß es das Beſte ſei, ſein bewegliches Eigenthum nach und nach, ohne Aufſehen zu erregen, auf ein brittiſches oder ein nordamerikaniſches Schiff zu retten und unter einem ruhigen Himmel die Rückkehr ſturmfreier Zeiten für dies unglückliche Land abzuwarten. —

Die Wanderer hatten den Saum des Waldes erreicht, als der Pater Rondellier's Hand ergriff und ihm durch Zeichen ſtehen zu bleiben und einen Blick durch die Öffnung des Gehölzes zu werfen, bedeutete. Rondellier's Augen folgten dem Fingerzeig des Mönchs, und er ſah Yuina in wilder Eile daher ſtürmen, ſah eine der Sklavinnen, welche gerade von der Feldarbeit zurückkehrten, dem Knaben mit lautem Jubel entgegen fliegen, und blieb horchend ſtehen.

„Yuina! Zu früh! zu früh! — Wart' die Mitternacht ab!“ ſchrie die Negerin, den Knaben umſchlingend; — ihre Stimme verrieth Marguerite. Yuina verſuchte ſich loszuringen, doch das Weib drückte ihn feſter an die Bruſt und ſchrie in wilder Begeiſterung den andern Negerinnen zu: „Seht, das iſt er! Meine Bruſt hat ihn geſäugt! Mein Auge hat für ihn gewacht! Und ich werde die erſte ſein, die er aufhebt, wenn unſer ganzes Volk auf's Angeſicht niedergeworfen liegen wird vor ſeiner Hoheit.“

„Weib, um aller Heiligen Willen beſchwör' ich dich, halt' ein mit deinem unſinnigen Geſchwätz!“ rief Yuina außer ſich. „Sage mir lieber, was ſind das für neue Entwürfe, welche das Dunkel dieſer Nacht zur Reife bringen ſoll?“

Marguerite ſchien antworten zu wollen, aber die weiße Kutte des Auguſtiners, welche die Zweige durchſchimmerte, traf ihr Auge und verſtopfte ihr den Mund. Sie legte den Finger auf die Lippen und entlief mit ihrer Genoſſin. Yuina ſtarrte ihr eine Weile nach und ſetzte dann ſchnell ſeinen Weg fort, ohne Rondellier und den Mönch zu bemerken.

„Was hat das zu bedeuten?“ frug Rondellier erſtaunt den Pater.

„Etwas Gutes ſchwerlich,“ antwortete dieſer kopfſchüttelnd. „Ich werde Yuina nachſchleichen und Ihnen Nachricht von ſeinem Treiben bringen. Verfügen Sie ſich ruhig in Ihre Wohnung.“ Mit dieſen Worten trennte der Mönch ſich von Rondellier; er folgte Yuina aus der Ferne, ſah, wie dieſer in ein Tau geſpannt, mühſam das ſchwere Boot ſtromaufwärts zu ziehen begann, beobachtete ihn mehrere Minuten lang verſtohlen und eilte dann zu Rondellier zurück.

Faſt ließ dieſer vor Schrecken das Kind von ſeinem Schooße fallen, als der Pater ihm entdeckte, daß er Yuina ſchon ſeit einiger Zeit beargwöhne, ſich auf einem ſehr verdächtigen Wege zu befinden, und horchte mit ſteigender Angſt auf die Belege, durch welche der Mönch ſeine Muthmaßung unterſtützte. Rondellier ſelbſt ſanken plötzlich die Schuppen von den Augen, er entſann ſich, daß ihm die Verſtörtheit des Knaben ſchon öfter und beſonders damals aufgefallen war, als er deſſen Vorſchlag, ſeine Barren zu vergraben, abgelehnt hatte. Er entſann ſich, daß ſeit Yuina's Geneſung ſein Verkehr mit den Sklaven häufiger und, wie er ſich jetzt deutlich erinnerte, verſteckter geworden war; und die Schwäche der Gemüthsart des leicht umzuſtimmenden Mannes gab ſich in ſeinem heftigen Ausrufe kund: „Jeſus Maria! der Bube verräth mich! — Was ſoll ich beginnen? — Entfliehn? — auf der Stelle? — Nein, das kann ich nicht! — Ich muß doch Muße behalten, mein Eigenthum zu retten! — Meine Vögte! — Beſtellen Sie meine Vögte; die ſollen den Knaben greifen und herbringen.“

Da richtete Carlota ihre Augen verwundert zu dem geängſtigten Vater auf. „Die Vögte ſollen Yuina greifen?“ frug das Kind. „Schicke mich, Vater, ich will ihn rufen; Yuina thut uns kein Leid; er hat uns ſo lieb.“

Ein demüthigendes Schaamgefühl röthete Rondellier's Wangen. Yuina's liebevolles, keiner Verſtellung fähiges Herz lag mit all' ſeinen ihm dargebrachten Opfern vor den Blicken des ängſtlichen, leicht täuſchbaren Mannes da, und mit Reue über ſeine undankbare Leichtgläubigkeit rief er aus: „Nein, Yuina iſt kein Verräther! Was er auch im Geheimen unternehmen mag, er thut es zu unſerem Beſten.“

Der Mönch ſchüttelte den Kopf. „Iſt er denn weniger ein Verräther, wenn er in der Abſicht, für Ihr Beſtes zu wirken, ein Verſtändniß mit den Negern unterhält und dieſe betrügt? — Es iſt aber wahrſcheinlicher, daß wir die Getäuſchten ſind, und nicht einmal ein Verbrechen will ich ihm daraus machen, wenn ſeine naturgemäße Anhänglichkeit an ſein Stammvolk gewaltiger iſt, als ſeine Liebe für einen Weißen, den ihm ſowohl die Natur als auch das Vorurtheil ſeines Volkes entfremdet. — Doch ſelbſt in dem günſtigſten Falle iſt die Keckheit des dreizehnjährigen Knaben ſtrafwürdig, ſich zum Lenker unſerer Schickſale machen zu wollen, ohne uns das Recht der Theilnahme am Regiment zu geſtatten.“

Während dieſes Geſprächs hatte Carlota ſich unvermerkt hinaus geſchlichen und kehrte jetzt an Yuina's Hand mit den Worten zurück: „Da bring' ich Yuina! Ich hab' ihn gerufen, und er iſt gleich gekommen.“

„Du biſt ja ſo durchnäßt; wo biſt du geweſen?“ frug der Mönch den betretenen Knaben.

„Am Waſſer,“ antwortete dieſer etwas zögernd.

„Und was haſt du begonnen am Waſſer?“ frug der Pater fort.

Yuina verſtummte.

„Berichte uns doch ein Mal ganz genau dein heutiges Tagewerk,“ begann der Pater nach einer Pauſe wieder.

„O, ihr himmliſchen Helfer, was ſoll ich ſagen?“ ſtammelte Yuina kaum hörbar.

„Du ſcheinſt dich nicht beſinnen zu können; ich will deiner Erinnerung zu Hülfe kommen,“ hub der Mönch wieder an: „Vor zwei Stunden lagſt du in Marguerita's Armen und ſprachſt mit ihr von Entwürfen, welche dieſe Nacht zur Reife bringen ſolle; was ſind dies für Entwürfe?“

„Bei den Heiligen in Gottes Schooß, ich weiß es nicht!“ rief Yuina betheuernd.

„Mein Sohn, hüte dich, die Wahrheit zu umgehen,“ ſagte der Mönch mit warnendem Tone. „Wiſſe, daß dein geheimer Verkehr mit den Negern uns nicht fremd geblieben iſt, daß wir dich ſeit geraumer Zeit beobachtet, und deutliche Spuren deiner Treuloſigkeit entdeckt haben. Wir wollen jedoch deine Jugend berückſichtigen und dich nur für einen Verführten halten, wenn du durch ein offenes Bekenntniß dich unſerer Gnade würdig zeigſt.“

Da brach Yuina in heftiges Weinen aus. „Treulos — ich?“ ſchluchzte er, zu Rondellier's Füßen niederſinkend und ſeine Stirn auf Carlota's Kniee niederlegend, welche auf ihres Vaters Schooße entſchlummert war. „Ja,“ — ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „treulos habe ich werden wollen, aber nur an dem Volke meines Blutes, nicht an meinem Wohlthäter! Nicht an Carlota!“

„Yuina, ſeh mich an,“ ſagte Rondellier gütig; Yuina erhob das bethränte Auge zu ſeinem Wohlthater, und dieſer fuhr fort:

„Ich mißtraue dir nicht, mein Sohn, und ich will dir glauben, was du mir ſagen wirſt; entdecke mir ohne Rückhalt: gährt es unter meinen Sklaven?“

„Ihre Sklaven erſehnen, was alle Gefeſſelten auf Erden wünſchen: die Freiheit,“ verſetzte Yuina. „Doch hat kein einziger von all' Ihren Negern den Muth, loszubrechen. Nähert ſich aber der Aufſtand, oder bricht der Aufruhr in unſerer Nachbarſchaft aus, dann haben Sie für Ihre Neger zu fürchten — und um Ihnen in ſolch' einem Falle nützlich werden zu können, hab' ich mich in genauer Verbindung mit meinen Blutsfreunden erhalten.“

„Aber warum verſchweigſt du mir deine Abſicht?“ frug Rondellier. (Fortſ. folgt.)

Studien
über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

Die meiſten ſeiner Werke hat Girodet bei Licht gemalt; es konnte nicht fehlen, daß die unausgeſetzten Nachtwachen ſeine Geſundheit erſchütterten; er ſtarb in der Kraft ſeiner Jahre zu Paris, am 9. December 1824. Rechtlichkeit, Beſcheidenheit und warmes Gefühl für alles Schöne, aber eine zu peinliche Empfindlichkeit waren die Hauptzüge in Girodet's Charakter; letztere verbitterte ihm faſt ſeine ganze Künſtlerlaufbahn, da er nicht den geringſten Tadel der Kritik leiden konnte. Unter günſtigern Zeitverhältniſſen und ohne den verderblichen Einfluß ſeiner Epoche wäre er vielleicht ein großer Künſtler geworden; er hat ſo viel, als es eben möglich war, ſein Talent bethätigt; ſeine erſten Arbeiten ſind ſorgfältiger, als die, welche er gegen das Ende ſeines Lebens ſchuf, worin ſich zwar eine größere Kunſtfertigkeit, aber eine engherzigere Auffaſſung und ſchwächere Darſtellung ſeiner Ideen kund gibt.

Außer Girodet verdienen unter den Schülern David's noch beſonders zwei hervorgehoben zu werden: Gros, der berühmte Schlachtenmaler unſerer Zeit und Gerard.

Antoine-Jean Gros wurde zu Paris 1771 geboren. In der Schule David's gebildet, aber ohne unabhängiges Vermögen, war er in den erſten Jahren ſeiner Künſtlerlaufbahn genöthigt, Porträts und Miniaturgemälde zu verfertigen. Da er aber das Herz zu voll und den Kopf zu hell hatte, um dieſe Art der Malerei ehrenvoll und befriedigend zu finden, ſuchte er ſich auf eine andere Weiſe Bahn zu brechen. Er entſagte vorläufig ſeinen begonnenen Studien und begab ſich nach Italien, um in die Reihen der franzöſiſchen Armee als gemeiner Soldat einzutreten. Ein glücklicher Zufall brachte ihn in die Nähe des commandirenden Generals Bonaparte, welcher mit ſeinem ſcharfen Kennerblick gleich das Talent des Künſtlers durchſchaute und in den an Ort und Stelle entworfenen Skizzen den künftigen großen Geſchichtsmaler ahnte. Ein Porträt des Generals, welches Gros bei dieſer Gelegenheit zeichnete, gab ihm Veranlaſſung, in einem größern hiſtoriſchen Gemälde Bonaparte als Sieger von Arcole darzuſtellen. Das Bild gewann ihm die Gunſt und Zufriedenheit des Feldherrn, welcher zum Dank dafür dem jungen Künſtler ſeine frühere Laufbahn unter freudigen Ausſichten wieder eröffnete. Gros wurde nämlich nach der Schlacht von Arcole zum Mitgliede der Commiſſion ernannt, welche beauftragt war, in Italien die durch die Friedensverträge ſtipulirte Anzahl von Gemälden und Statuen für Frankreich auszuwählen. Die ſchonende Rückſicht und Uneigennützigkeit, womit er dieſen unangenehmen Auftrag erfüllte, lebt noch in dem Andenken der Einwohner von Perugia. —

Dieſes erſte Bild, welches im Jahre 1802 zu Paris ausgeſtellt wurde, erregte allgemeine Bewunderung. Es befand ſich aber auch auf dieſem Gemälde eine Figur, welche mit ſo viel Talent und Geſchicklichkeit behandelt war, als es ſeither von keinem Künſtler wieder geſchehen iſt, und welche ohnſtreitig mit zu dem Beſten gehört, was die Malerei ſeit jener Zeit geſchaffen hat. Außer einer ſprechenden Ähnlichkeit und der naturgetreuen Wahrheit der Geſichtszüge Bonaparte's, wie uns Zeitgenoſſen verſichern, finden wir darin den ganzen Reiz der Poeſie und die ganze Erhabenheit, welche jenen außerordentlichen Mann ſeit ſeinem erſten Auftreten in der Geſchichte umgeben hat. Der Künſtler hat ihn gemalt, wie er damals war, wie er ſelbſt ihn damals ſah, und wie er ihn in jener Epoche auffaſſen mußte, mit dem feurigen Heldenmuth des jugendlich kühnen, unermüdlichen Republikaners, und mit dem ganzen Genie eines Feldherrn, der bald als Diplomat und Geſetzgeber ganz Europa in Erſtaunen ſetzen ſollte.

Von nun an wandte Gros ſein ganzes Talent dem Fach großer und reicher Compoſitionen zu, wobei Paul Veroneſe ihm beſonders zum Muſter gedient haben mag. Zwei Jahre nach ſeinem glanzvollen erſten Auftreten ließ Gros ein anderes Gemälde erſcheinen, welches die ſchönſte, unſterbliche Handlung im Leben Napoleon's, ſeinen Beſuch im Peſtkrankenhospital zu Jaffa, vorſtellt, und mit gleicher Begeiſterung, wie das erſte Werk des Künſtlers, aufgenommen ward. Dieſes Bild iſt ein Meiſterwerk, ſowohl hinſichtlich des Colorits und der Wirkung, als der Compoſition und des Charakters; es iſt eine Seite aus einem großen Geſchichtswerk, welche das Machtgebot eines Künſtlergenius aufgezeichnet hat, und wie ſie kein Hiſtoriker zu ſchreiben im Stande iſt. Es gefiel in Paris noch beſonders durch die geiſtreiche Weiſe, wie der Künſtler das Porträt des Generals Ney zu umgehen wußte, der ihm zu ſitzen verweigert hatte. Die franzöſiſche Regierung kaufte das Bild und beauftragte zugleich den Maler, die Schlacht von Abukir zu malen. Er entwarf dieſes überaus große und reiche Gemälde im vollen Feuer der erſten Begeiſterung, und vollendete es in ungefähr vierzehn Monaten. Dieſem bedeutenden Werke folgte Napoleon's Beſuch auf dem Schlachtfelde von Eylau, welches Gemälde er auf Befehl des Kaiſers ausführte, der ihm dafür eigenhändig das Kreuz der Ehrenlegion umhing. Obſchon das Traurige dieſes Gegenſtandes in ein ziemlich grelles Licht geſtellt iſt, ſo hat doch der Künſtler durch Eintönigkeit der Farbe das Troſtloſe der Zeit ganz gut charakteriſirt, und durch treffliche Wirkung und durch glückliche Gedanken gemildert. Das Gemälde ſelbſt war übrigens eine äußerſt delicate, faſt lobenswerth zu nennende Schmeichelei; es war ein ſchöner, erhebender Gedanke, der Welt glauben machen zu wollen, daß jener gewaltige Held, wenn auch mit noch ſo ehrſüchtigen, hochſtrebenden Plänen beſchäftigt, doch auch zugleich ein mitfühlendes Herz und einen mitleidigen Blick für die Leiden der Menſchheit habe, welche zur Verwirklichung ſeiner Zwecke ihr Blut auf den Schlachtfeldern verſpritzte. Bemerkenswerth iſt vor Allem der Abſtand, welcher in der lebendig wahren Figur des Generals Bonaparte mit der flatternden Fahne in der Hand auf der Brücke von Arcole, und der ſchwermüthigen Geſtalt des Kaiſers Napoleon auf dem Schlachtfelde von Eylau ſich kund gibt. Malt ſich in dem Antlitz des Generals Bonaparte jenes heilige Feuer der Begeiſterung für Freiheit und Vaterland, welches Tauſende hindrängt, Blut und Leben mit Freuden zu opfern, und jene übernatürliche wunderbare Kraft, welche die Seelen zu religiöſer Ergebenheit hinreißt, ſo trägt das Geſicht des Kaiſers Napoleon den unheimlichen Ausdruck der verzehrenden Unruhe, und auf ſeiner düſtern, gebietenden Stirn ſteht geſchrieben, daß der Schweiß ſeines Angeſichts nur kaltet, um deſto ſtärker wieder zu treiben; wir ſehen hier den immer höher und höher Strebenden, der als ein Bezeichneter Gottes mit dem Fluch ſeiner eigenen Größe ringt, der den Erdball in ſeine Hand hätte nehmen mögen und ihn gegen den Himmel werfen, daß er zerſchelle.

Mit dieſem letztern Bilde beſchließt Gros den wichtigſten Abſchnitt ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit. Alle drei eben genannten Werke verkünden daſſelbe Genie, dieſelbe Wärme und Begeiſterung der Compoſition und Ausführung, daſſelbe reiche und kräftige Colorit. Während dieſes Zeitraums iſt Gros ein wahrhaft volksthümlicher Maler; ſeine ganze Seele ſpiegelt ſich in dieſen Werken; die edeln Leidenſchaften ſeiner Jugend, die Begeiſterung ſeiner Zeit, welche faſt fortwährend in einem patriotiſchen Fieberparoxismus lebte, haben ihm bei ſeinen Arbeiten die Hand geführt; er nahm die franzöſiſche Malerei da wieder auf, wozu ſie David in ſeinen republikaniſchen Kunſtwerken erhoben, und führte in ſeinen Bildern die Geſchichte ſeiner Zeitgenoſſen fort, welche ſein Meiſter für die Darſtellung der alten Römer und Griechen im Stich gelaſſen hatte. Gros iſt der eigentliche Maler des Kaiſerreichs, welches er am würdigſten verherrlicht hat. (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ Das Werk der Miß Trollope: Paris und die Pariſer findet in der gebildeten Welt der franzöſiſchen Hauptſtadt mehr Feinde als Freunde.

⁂ Eine erfreuliche neue Erſcheinung im Gebiete der franzöſiſchen Poeſie iſt Delatour's „la vie intime.“

⁂ Von Delatouche, dem Verfaſſer von Grangeneuve und Fragoletta, erſchien ein neuer Roman: „France et Marie.“

⁂ Pariſer Theater. — De Vigny's Novelle: „Le cachet rouge“ hat zwei Paaren dramatiſcher Dichter Stoff und zwei Theatern (dem des Palais Royal und dem Vaudeville) eine Novität gebracht; für das erſte bearbeiteten Saint-Georges und Dumerſan den Stoff als Drama, für das zweite Leuven und Desforges als Vaudeville. Beide Stücke fanden Beifall. Im Vaudeville Theater gefiel ferner: „Madame Galochard,“ Vaudeville in 1. Akt von Duvert und Lauzanne, die Handlung ſpielt in der nun ſattſam ausgebeuteten Zeit der Jugend Louis XIV. Die Franzoſen beſitzen die Kunſt, die Frivolität mit Grazie vorzubringen und darüber zu lachen. — Die Porte Saint-Martin gab ein neues dreiaktiges Drama: „le transfuge“ von Paul Foucher und Delavergne; eine melodramatiſch zugeſtutzte und ernſthaft cataſtrophirte Liebesintrigue, welche in die Kriege Friedrich des Einzigen verlegt iſt. Das Stück iſt ziemlich froſtig und das Publikum war es auch. — Einer der Direktoren der italiäniſchen Oper, Herr Robert, wurde kürzlich von einem ſichern Herrn Dupuiſet hinter den Couliſſen mit einem Stockdegen verwundet. Die unſchuldige Urſache dieſes Attentats war Dem. Griſi. Herr Dupuiſet hatte ſeit längerer Zeit die fixe Idee, es ſei ihm die Miſſion geworden, die berühmte Künſtlerin einem tyranniſchen Pouvoir zu entreißen, unter dem ſie ſchmachte, er beobachtete ſeit zwei Jahren ihren Wandel auf und außer der Bühne genau und führte ein Tagebuch über ſie. Von Herrn Robert ſich durch einige Worte beleidigt wähnend, verwundete er ihn am Ohr. Der exaltirte junge Mann wurde eingezogen, aber bald wieder in Freiheit geſetzt.

⁂ Franzöſiſche Blätter berichten die aus deutſchen Journalen entlehnte Nachricht von der Verheirathung der Fräulein von Hagn mit dem Grafen von Bloom, machen ſie aber zu einer „célèbre actrice hollandaise.“

⁂ Das militäriſche Italien. — Unter dem Titel: L'Italie militaire“ iſt in Paris ein Werk erſchienen, welches einen ausgezeichneten italiäniſchen Krieger, der als General mit Ruhm in dem franzöſiſchen Heere gefochten, zum Verfaſſer haben ſoll. Es erinnert in manchen Beziehungen an Machiavell's Arte della guerra, übertrifft aber dieſes ſchätzbare Werk dadurch, daß ſein Verfaſſer die reichen Erfahrungen der neuern Zeit und ſeine eigenen mit den großen Gedanken des florentiniſchen Staatsmannes verflechten konnte. Denn ſchon Machiavell, der ſein Vaterland von der Schmach der Condottierie zu befreien und es gegen die nordiſchen Einbrüche zu ſichern wünſchte, hatte es wohl eingeſehen, daß die Künſte des Friedens nur unter dem Schilde der Kriegskunſt ihre volle Blüthe gewinnen können; er hatte erkannt, und ausgeſprochen, daß nur die Heere die beſten ſind, deren Krieger nicht aufhören Bürger zu ſein, weßhalb er ſeinen Mitbürgern anrieth, auch in Friedenszeiten ſich zu den Arbeiten und Uebungen des Krieges geſchickt zu machen. Der Verfaſſer der Italie militaire iſt von gleicher Vaterlandsliebe wie ſein großer Vorgänger beſeelt und hat in ſeinem Werke mit großer Einſicht alle die Mittel angegeben, durch welche Italien vollſtändig wehrfähig gemacht werden könnte. Namentlich fordert er zu dieſem Zwecke, daß „jedem Bürger, dem der Staat eine Waffe zur gemeinſamen Vertheidigung anvertraut, auch ein gemeinſames Recht zugeſtanden werde.“ Seine Krieger ſollen Mitglieder der Bürgerſchaft ſein und ſagen können: „ich beſchütze meine Familie und mich, für ihre und meine Intereſſen zu vertheidigen führe ich die Waffen.“ —

⁂ *Camera lucida* beim Vertikal-Mikroskop. — Durch Erfindung ſeines Horizontal-Mikroskop hatte Amici es möglich gemacht, die Camera lucida dabei in Anwendung zu bringen. Die Herren Milne Edwards und Doyère haben nun eine Spiegelvorrichtung erfunden und der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 6ten d. M. vorgelegt, welche nun auch die Anwendung der Camera lucida bei dem Zeichnen der Gegenſtände geſtattet, die durch das Vertikal-Mikroskop beobachtet werden. —

⁂ Peltier's mikroskopiſche Beobachtungen. — In derſelben Sitzung theilte Peltier Beobachtungen mit, die er bei den mikroskopiſchen warzigen Hörnerthierchen (kérones pustuleuses) angeſtellt. Wie das Waſſer allmählich verdunſtete, ſah er die Thierchen hinſterben; aber der Augenblick des Todes befreite und überließ ihrer eigenen Spontaneität die Kügelchen, die das Thierchen enthielt; ſelbſt die blaſige Hülle löſt ſich in außerordentlich kleine Kügelchen auf, die ſich einige Zeit in dem Raum bewegen, in dem ſie ihre Freiheit wiedergefunden. Bei vielen mikroskopiſchen Thierchen brachte Peltier durch Inanition dieſelbe Vermehrung der Individuen in Folge von Selbſttheilung hervor, die ſonſt nur die Wirkung überflüſſiger Nahrung. —

⁂ Philoſophiſche Studien in Frankreich. — Im Jahre 1833 hatte die philoſophiſche Klaſſe des franzöſiſchen National-Inſtituts die Prüfung der Metaphyſik des Ariſtoteles zur Preisaufgabe gemacht. Neun Abhandlungen ſind im vorigen Jahre eingegangen, von denen 7 aus Frankreich. Von den beiden gekrönten Preisſchriften hat die erſte Hr. Ravaiſſon, einen jungen geiſtreichen franzöſiſchen Gelehrten, die zweite Prof. Michelet in Berlin zum Verfaſſer. Couſin hat über dieſe Abhandlungen in einer eigenen Schrift: „De la métaphysique d'Aristote“ (1835) Bericht erſtattet, und ihr eine Ueberſetzung des erſten Buches dieſer Metaphyſik beigegeben. — Für das laufende Jahr iſt die Kritik, Entwicklung und Geſchichte des Organons des Stagyriten als Preisaufgabe hingeſtellt. — Es iſt ſehr erfreulich, die franzöſiſche Jugend ſich immer eifriger den ernſteſten Studien und Arbeiten hingeben zu ſehen. Nächſt Royer-Collard bleibt beſonders Victor Couſin das Verdienſt, den lebhaften Geiſt der jeune France zur Einkehr in ſich und zur Selbſterforſchung angeregt, und durch neue Ausgabe von Descartes, Bekanntmachung einiger Schriften von Proclus und zumeiſt durch ſeine Ueberſetzung Platon's zur Verehrung und zum Studium der großen Denker der Vorzeit hingeführt zu haben. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 43. 1836.

Phönix.

Freitag, 19. Februar.

Gedichte

von

Wilhelm Kilzer.

3. Naturſegen.

Natur iſt immer reich
An Gaben mancherlei,
Sie will, daß jedes Herz
Durch ſie beſeligt ſei.

Wen hier das Leben nur
Gar kärglich hat bedacht;
Dem ſchließt ſie freudig auf
Der Schönheit tiefſten Schacht.

Was ihr der Menſch geraubt
An Gold und Edelſtein,
Womit er reich ſich macht,
Oft nur zu eigner Pein;

Das bietet reich und groß
Sie jedem Herzen dar:
Der Edelſteine Pracht,
Dort in der Sternenſchaar.

Im Morgenroth das Gold
Bringt reichlich ſie zur Schau;
Der Perlen Zauberglanz
Erſcheint im klaren Thau.

Und was das Herz erhebt,
In ihr liegt es verſenkt.
Dem Geiſt iſt ſie ein Buch,
Darüber er oft denkt.

Wer ſich ihr ganz vertraut,
Dem wird ſo Vieles licht;
Der klagt nicht hoffnungslos,
Wenn Manchem Troſt gebricht.

Er feiert jeden Lenz
Ein Auferſtehungsfeſt.
Es bleibt der Schmetterling
So eng nicht eingepreßt.

Im Wandel der Natur
Erkennt er tiefen Sinn,
Und nimmt aus ihrer Hand
Sein Loos auch freudig hin.

Er weiß: geliehen hat
Sie ihm ſein Erdenkleid;
Er trägt's zu ihrem Ruhm,
Verläßt es ohne Leid.

Der Geiſt ſehnt ſich hinauf,
Die Hülle will zur Ruh.
Dann decket die Natur
Sie ernſt und ſtille zu.

Der Negerknabe.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Weil die leiſeſte Äußerung der Unruhe, die behutſamſte Vorſichtsmaßregel, zu welcher meine Mittheilung Sie veranlaſſen konnte, mich des Vertrauens der Neger, und folglich der Mittel beraubt haben würde, Ihnen im Augenblicke des Eintritts der Gefahr nützlich zu werden.“

„Du haſt viel gewagt,“ hub der Mönch an, „haſt mehr Vertrauen in deine Einſicht geſetzt, als es einem Burſchen von deinem Stande und deinem Alter geziemet, und wie es ſcheint, ſtehſt du im Begriff, noch mehr zu wagen. Wir ſind aber nicht Willens, uns blindlings deiner Führung anzuvertrauen, und verlangen von dir eine unumwandene Mittheilung von den Entdeckungen, welche du uns vorenthalten haſt.“

„Ich habe noch keine Entdeckung gemacht und weiß nicht einmal, ob die Erfahrung, welche mir bevorſteht, von Wichtigkeit ſein wird,“ entgegnete der Knabe. „Ein Neger hat mich zu einer Unterredung eingeladen, welche mir wahrſcheinlich näheren Aufſchluß geben wird.“

„Welcher Neger iſt das?“ fuhr **Rondellier** mit Herzklopfen auf.

Yuina zögerte mit der Antwort; endlich ſagte er: „Fordern Sie keinen zweckloſen Verrath von mir; ich werde die Einladung annehmen, und gewiß gelingt es mir, die Verblendeten auf den rechten Weg zurückzuführen. Sollte indeß der böſe Geiſt unbeſchwörbar um ſich gegriffen haben, dann werde ich — um Sie zu retten — zum Verräther an meinen Blutsfreunden werden.“

„Unglücklicher, wer ſteht dir dafür, daß dann dein Verrath nicht zweckloſer ſein wird, als du ihn jetzt erachteſt?“ frug **Rondellier** heftig. „Wer ſteht dir dafür, daß du noch Muße behalten wirſt, uns deine Entdeckungen mitzutheilen? daß man dich nicht gewaltſam zurückhält?“

„Für ein gewaltſames Unternehmen gegen mich bürgt mir der [illegible] Ihrer Terzerole,“ antwortete **Yuina**; da ſchauderte **Rondellier** zuſammen und rief: „Thörigter Bube, ſiehſt du denn nicht ein, daß es einen weit ſicheren Weg gibt, den Anſchlägen jenes Meuchlers zu begegnen? Du nennſt mir auf der Stelle den Neger, der dich beſchieden hat; ich laſſe ihn ergreifen, laſſe ihn auf die Folter ſpannen, und das Bekenntniß ſeiner hochverrätheriſchen Abſicht von ihm erzwingen; laſſe die Miliz vom Kap kommen und alle Mitſchuldigen des Frevlers in Banden legen.“

„Mein Heiland! das war's ja, was ich befürchtete und verhindern wollte!“ ſchrie **Yuina**. „Iſt es bereits zu einer Verſchwörung der Neger gediehen, ſo muß ein Rädelsführer von außen her ihnen den Antrieb dazu gegeben haben, und in dieſem Falle wird die Verhaftung eines der Verſchwornen das Zeichen zum allgemeinen Aufſtande ſein, den eine Korporalſchaft der ſchwachen Miliz nicht zu bändigen vermag. Haben Ihre Sklaven aber noch keinen feſten Beſchluß gefaßt, ſo wird die Folterung des Einen zu keinem anderen Erfolge führen, als mich des Vertrauens meiner Brüder und der Mittel zu berauben, die Pläne der Verirrten kennen zu lernen und deren Ausführung entgegen zu wirken.“

„Wohlan, ſo magſt du ſie kennen lernen,“ ſprach der Mönch. „Du magſt der Einladung folgen, aber ſechs bis acht Vögte ſollen dich begleiten, um dich in einiger Entfernung zu beobachten.“

„Nein, keine Begleitung!“ rief **Yuina** [illegible]. „Das Geheimniß, welches meine Brüder in meine Bruſt niederzulegen gedenken, muß **mein** ſein! **Mir** muß es überlaſſen bleiben, nach meiner beſten Einſicht Gebrauch davon zu machen.“

„Sage mir, Knabe,“ hub der Pater mit ſtrengem Tone an, „welcher Dämon hat deine Demuth in dieſen Trotz verwandelt? Wer gibt dir das Recht, ſolche ſelbſtſtändige Beſchlüſſe zu faſſen? — Haſt du vergeſſen, daß du ein Sklave biſt, und nichts Anderes ſein und wollen darfſt, als dein Herr dir zu ſein und zu wollen gebietet?“

Eine ſchöne Flamme zuckte aus **Yuina's** Auge, als er ſich emporhob und mit überraſchender Würde antwortete: „Ich bin **kein Sklave**! — Seit ich dieſe Hand für dieſes Kind hingegeben, ſeit ich mich fähig erkannt habe, für dieſe beiden Menſchen zu ſterben, ſeit jenem Augenblick fühl' ich mich ihres Gleichen! Ich bin nicht der Sklave dieſes edlen Mannes! Ich bin ſein Sohn und der Bruder ſeiner Tochter!“

Carlota erwachte, als **Yuina** ſeine verſtümmelte Hand auf ihre Stirn legte. — „Ach, **Yuina**, wie naß iſt deine Hand?“ rief das Kind. — „Sieh Vater, **Yuina's** Hand blutet.“

Rondellier blickte erſchrocken hin, und wirklich drang in großen Tropfen das Blut durch die zerriſſene Haut, welche jung und zart **Yuina's** fleiſchloſe Hand überſpannte. — „Was iſt das?“ rief **Rondellier**; „was haſt du mit deiner Hand begonnen?“

„Ich habe, während Sie abweſend waren, Ihre Flucht vorbereitet und mich vielleicht an dem rauhen Tauwerk verletzt, als ich das große Boot in die Bucht hinter dem Garten zog. Von dieſer Seite iſt Ihr Haus unangreifbar, und ſollte eine ſchnelle Flucht nöthig werden, ſo retten wir uns vermittelſt dieſes Bootes. — Jeſus Maria, es ſchlägt eilf Uhr! Gott ſei mit Ihnen! Ich muß fort!“

„Halt! halt!“ ſchrie **Rondellier** aufſpringend dem Eilenden nach; aber der Mönch hielt den Pflanzer zurück und ſprach: „Laſſen Sie ihn gehen, aber nicht unbeaufſichtigt. Hat es ein Schwarzer erſt bis zu dieſem Trotze gebracht, dann ſteht Vieles von ihm zu befürchten. Die Vögte müſſen ihm nachſchleichen.“

„Nicht doch, nicht doch!“ erwiederte **Rondellier**; „dieſes Knaben Selbſtgefühl iſt kein Trotz! Ich ſchäme mich, daß ich einen Augenblick lang an ſeiner Treue zweifeln konnte.“

„Mit gleicher Sicherheit bauen aber auch die Neger auf **Yuina's** Treue,“ verſetzte der Pater. „Glauben Sie nicht, daß er die Zweifel ſeiner Stammbrüder auf gleiche Weiſe wie die unſrigen zu beſeitigen ſuchen wird? — Warum wollen wir uns die Gelegenheit entgehen laſſen, zu prüfen, ob wir oder ob die Neger getäuſcht zu werden beſtimmt ſind? — Ich gehe, die Vögte zu beſtellen.“

Er ſchritt, ohne **Rondellier's** Zuſtimmung abzuwarten, hinaus. (Fortſ. folgt.)

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

Die Reſtauration unterbrach dieſe Reihe von glänzenden Arbeiten und nöthigte den Künſtler, die Anläſſe zu ſeinen Darſtellungen in andern Zeiten und andern Begebenheiten zu ſuchen. Sein **Franz I. und Karl V. in der Kirche von St. Denis**, welches Bild er im Jahre 1814 für die Sakriſtei dieſer Kirche malte, trägt noch den reinen Stempel ſeines ſchönen Talents und ſeiner reichen Palette.

In ſeinen ſpätern Arbeiten athmet dagegen nicht mehr die frühere Begeiſterung. Mißlungen ſind ſeine zwei Gemälde vom Jahr 1817: die Abreiſe Ludwig XVIII. aus den Tuillerien in der Nacht vom 20. März 1815, und die Einſchiffung der Herzogin von Angoulême im Hafen von Pauliac am 2. April 1815, welches letztere Bild ihm den St. Michaelorden erwarb. Auf dem erſtern Gemälde herrſcht eine ſtarke Verwirrung, wie ſie allerdings in dem dargeſtellten Augenblick geherrſcht haben mag; die Hauptgeſtalt iſt nicht würdevoll und edel genug, eine Gruppe Nationalgardiſten im Vordergrunde, der Lichteffekt auf dem zweiten Plan und die Geſtalt eines alten Dieners ſind ausdrucksvoll und trefflich behandelt. Deutliche Spuren einer wahrhaft großartigen und poetiſchen Auffaſſung finden wir endlich noch in dem Kuppelgemälde, womit Gros die Genovefenkirchen ausſchmückte. Daſſelbe ſtellt nämlich die Huldigung der vier Dynaſtieen Frankreichs gegen die Schutzheilige von Paris dar. Chlodwig, Karl der Große, der heilige Ludwig und Ludwig XVIII. mit der Herzogin von Angoulême bilden die Hauptgruppe; die Geſtalten Karl's des Großen und der heiligen Genovefa ſind dem Künſtler am beſten gelungen. Das Gemälde, welches Gros im Jahr 1824 vollendete, iſt mit Ölfarben auf Kreidegrund ausgeführt und nimmt einen Raum von 3256 Quadratſchuhen ein, daher alle Figuren koloſſal dargeſtellt werden mußten. Karl X. wurde ſo ſehr von dieſem Werke eingenommen, daß er den Meiſter mit dem Baronstitel und dem Doppelten der feſtgeſetzten Summe, mit 100,000 Franken, belohnte.

Dieſe anerkennende Auszeichnung iſt der letzte Glanzpunkt des Gros'ſchen Talents, welches von nun an nur noch unvollſtändig und gebrochen hervortritt. In den beiden Deckengemälden, welche er für zwei Säle des Musée Charles X. im Louvre ausführte, ſind Auffaſſung und Ausführung matt und es zeigt ſich nirgends eine Spur von künſtleriſcher Begeiſterung. Seit der Julirevolution hat ſich Gros eben ſo wenig in großen Leiſtungen verſucht, er wählte die Gegenſtände ſeiner Darſtellungen ausſchließlich im mythologiſchen Fach. Seine letzten Werke, Ariadne auf Naxos, Herkules und Diomedes und Acis und Galathea, werden allgemein als Verirrungen eines hochverdienten Künſtlers betrachtet.

Außerdem verdienen noch manche ausgezeichnete Porträts von Gros Erwähnung, unter denen die der Generäle Laſalle und Lariboiſſière, ſowie das des Medailleurs Galle berühmt ſind. Gros hat vier und vierzig Jahre lang ununterbrochen gearbeitet, und während der erſten Hälfte dieſes Zeitraums hat ſich ſein Talent ſo vielfach bewährt, daß ihm der Platz des vornehmſten Meiſters der neuern franzöſiſchen Malerſchule nicht ſtreitig gemacht werden kann. In ſeinen Gemälden aus der Kaiſerzeit bewundern wir eine Fülle von Leben, Bewegung und Ausdruck, ein kräftiges Colorit und eine dichteriſche, von aller Affectation freigehaltene Compoſition, welche durch ihren einfachen, populären und doch zugleich beredten Vortrag anſpricht. Gros' Name wird in der Kunſtgeſchichte noch lange als ein ſchöner Stern glänzen, welcher leider auf eine ſo unbegreifliche Weiſe erloſchen iſt. Mit Ehrenſtellen überhäuft und von zeitlichen Glücksumſtänden begünſtigt, fand Gros das Leben läſtig, als er keine Lorbeern mehr zu pflücken fand, und endigte ein geehrtes, geachtetes Greiſenalter durch freiwilligen Tod im Auguſt 1835.

Ein verdienter Künſtler der David'ſchen Schule iſt ferner Francesco Gerard, 1770 zu Rom geboren. Gerard iſt ein Maler von vielem Geſchmack, aus deſſen Werken bisweilen reine Anmuth und wahre Grazie ſpricht. Dahin rechne ich beſonders ſeinen Amor und Pſyche, eine der erſten Blüthen ſeines jugendlichen Talents, welche der Gallerie des Luxemburg zum anſprechenden Schmucke dient. Wir ſehen eine ſchöne Landſchaft, welche ſich weithin ausdehnt und ſich in tiefe Gründe entfaltet. Im Vordergrunde derſelben auf einem Raſenhügel ſitzt Pſyche und hat die Hände wider ihre Bruſt gelegt; der geflügelte Liebesgott iſt im Begriff, den erſten Kuß auf ihre Stirn zu drücken und ihr das Geheimniß der Natur zu enthüllen. Pſyche iſt ein noch in der Knoſpe der Jugendunſchuld verhülltes Geſchöpf; eben ſteht ſie an der Gränze, wo ſie den Unterſchied des Geſchlechts zum erſten Mal mit Freudebeben in harmloſer Jugendunſchuld ahnet, noch blüht ihr der Frühling des Lebens in erſter, ſich noch entfaltender Pracht; noch lächelt ihr Alles; Hoffnung und Freude begleiten ſie, wohin ſie ihre Schritte wendet, was ſie erblickt und erfährt, iſt ihr neu und gefällt ihr nun deßhalb um ſo mehr; noch hat kein trüber Gedanke ihren unbefangenen Sinn umflort, keine niedrige Regung ihr kindliches Gemüth befleckt. Wie die Roſe, ſo lange der Kelch noch geſchloſſen iſt und die Knoſpe den zu Tag ſtrebenden Lebenstrieb gefangen hält, das Auge mehr erfreut, wie uns ſelbſt die in Blüthen und Blättern aufgebrochene Knoſpe mehr entzückt, als die Frucht, weil wir mehr Geiſtiges damit verbinden, weil erſtere ein Gegenſtand der Sehnſucht, des Hoffens und Fürchtens, letztere nur des Genuſſes, die Wirklichkeit ſelbſt iſt, ſo ergötzt uns auch die Geſtalt Pſyche's in ihrem jungfräulichen, kindlich bewußtloſem Handeln. Amor enthüllt ihr das Geheimniß der Natur, er hat den rechten Arm um ſie geſchlungen und Pſyche hört ihm zu, ſie ſieht mit Entzücken eine ſchöne, ihr ganz unbekannte Welt wie durch Zauberſpruch vor ihren Blicken entfaltet, und es klingt ihr wie ein Mährchen; aber ſie hört doch auf die Worte mit unendlicher Wißbegierde; der Vortrag dünkt ihr zwar wunderbar und neu, denn ſie hat ſo etwas noch nie gedacht, aber er gefällt ihr und ſie würde gewiß noch recht lange gern zuhören; fehlt ihr doch zur Reife der Jugend, zum Genuß der Liebe nichts mehr, als das Bewußtſein. Ein einziger Moment nimmt die Decke von ihren Augen und ein neues Leben voll ſüßer, wonnevoller Gefühle beginnt. Pſyche iſt wahrhaft ein göttliches Kind; welch eine unſchuldige, argloſe, unerfahrene Miene, und doch lieſ't man in ihrem Blick den vierzehnjährigen Schalk, der von früheſter Kindheit an dem Leben gelächelt. Der Ausdruck dieſer Figur iſt anmuthig, das Colorit anſprechend und wahr. Die Stellung Amor's hat etwas Geziertes, doch iſt er gleichfalls meiſterhaft gemalt. Das Landſchaftliche iſt einfach und artig behandelt.

Von Gerard's hiſtoriſchen Gemälden ſind außerdem noch bekannt: Beliſar, Oſſian und die vier Lebensalter. Die Schlacht bei Auſterlitz malte er auf Beſtellung Napoleon's, den Einzug Heinrich IV. in Paris im Auftrag Ludwig XVIII. Dies letztere Bild iſt 30 Fuß breit und 19 hoch, es befindet ſich mit den vorhin genannten in einem düſtern Saale des Louvre, und iſt 1826 von Toſchi geſtochen worden. Die Compoſition verdient alles Lob, auch rühmt man die Ähnlichkeit und den Ausdruck der meiſten Figuren; doch iſt das Colorit zu geſucht, ſelten harmoniſch und ſtreift oft an Übertreibung im Glänzenden; die Carnation iſt wenig geſchmeidig und die Köpfe der Figuren entſtellt häufig eine verderbliche Glätte. Seine Palette iſt nicht frei von Geziertheit, welche beſonders in der Austheilung von Edelſteinen und koſtbaren Geſchmeiden unangenehm hervortritt und den dargeſtellten Perſonnagen zum größten Nachtheil gereicht. Dies Werk erwarb übrigens dem Künſtler den Titel des erſten Malers des Königs und das Kreuz des heiligen Michaelordens.

Seine ſpätern Werke ſind nicht mit gewiſſenhaftem Fleiße gearbeitet und beurkunden weder den edlen Sinn für antike Schönheit noch den lieblichen Geiſt, welcher aus ſeinen erſten Bildern ſpricht. **Daphnis und Chloe**, der **Ceremonienmeiſter Ludwig's XIV.**, die **Krönung Karl X. zu Rheims** und die **heilige Thereſe** ermangeln der gehörigen Würde; man ſieht ihnen die bequeme Muſe des Malers an, welcher ohne Begeiſterung arbeitet. Dieſe Geiſtesrichtung und der Wunſch, reich zu ſein, ließen Gerard wenig Zeit zu hiſtoriſchen Stücken übrig; er warf ſich ausſchließlich in die Porträtmalerei, in welchem Fache ſeine Leiſtungen höchſt ungleich ſind. Gegenwärtig ſcheint Gerard wenig mehr an die Begründung eines hohen Künſtlerruhms zu denken; er hat ſeit langen Jahren kein Lebenszeichen mehr von ſich gegeben. (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Des Herzogs von Weimar Urtheil über die Franzoſen von 1793.** — Im Jahre 1793 (am 18ten Jan.) ſchrieb Herzog Carl Auguſt von Weimar (nachheriger Großherzog) noch als preußiſcher General aus ſeinem Erfurter Winterquartier an **Knebel**: „die wirkliche Schlappe in Hochheim hat die Franzoſen etwas gedemüthigt. Wer dieſe Nation in der Nähe ſieht, muß einen wahren Ekel für ſie faſſen, ſie ſind alle ſehr unterrichtet, aber jede Spur eines menſchlichen Gefühls iſt bei ihnen ausgelöſcht. Ich habe nichts ähnlicher mit dem jüdiſchen Charakter gefunden, als den der Franzoſen.“

— — „Man beurtheilt ſie falſch, wenn man glaubt, ihre Reife habe ſie auf den jetzigen Punkt gebracht. Eines unterdrückte das Andere im Reiche, und nun unterdrücken die Unterdrückten ſelbſt ihre alten Beherrſcher, weil dieſe nachläſſig und ſtupid waren.“

Das Urtheil über dieſes Urtheil überlaſſen wir unſeren Leſern.

⁂ **Eiſenbahn-Schubkarren.** — Wie der Zaunkönig ſein Neſt aus einzelnen Härchen und Federchen, ſo baut auch der Phönix der Menſchheit ſein Wiedergeburts-, ſein Wiederauferſtehungslager aus einzelnen, oft ganz unſcheinbaren Beſtrebungen und Thatſachen. Ob auch der Eiſenbahn-Schubkarren dazu gehört, den Herr **Marſchal** zu Brüſſel erfunden, wird die Zukunft lehren. Einſtweilen ſcheint uns bemerkenswerth, daß Hr. Marſchal am 8ten dieſes Monats einen Schubkarren mit 780 Pfd. Steinen beladen von einem einzigen Manne zu Brüſſel vor das Thor fahren ließ. Da ein Geleiſe von Eiſen ſich unter dem Rade dreht und herabſchlägt, ſo wird durch Vorſprünge oder Vertiefungen des Wegbodens die raſche Fortbewegung nicht gehemmt. Die Koſten der Anſchaffung eines ſolchen Karrens ſind ſo gering, daß auch Unbemitteltere ſich deſſen bedienen können.

⁂ **Ertrag der Eiſenbahn von Liverpool nach Mancheſter.** — Bei der achten halbjährlichen Verſammlung der Theilhaber an dieſer Unternehmung ergab ſich, daß in den letzten 6 Monaten (Juli bis Dezember vorigen Jahres) eingenommen wurden:

Für Paſſagiere	67,800	Pfd.	St.
— Waaren-Transport	46,376	—	„
— Kohlen-Transport	3,480	—	„
— In Allem	117,956	—	„
Sämmtliche Ausgaben betrugen	71,996	—	„
Blieb reiner Gewinn	45,960	—	„

⁂ **Regenmeſſungen.** — Aus den Beobachtungen **Bouſſingault's**, deren Reſultate in der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 1ten d. M. mitgetheilt worden, ergibt ſich unter Zuziehung anderweitiger Reſultate: 1. daß in den Aequinoctialgegenden am meiſten Regen in der Nacht fällt, in Europa dagegen am Tage; — 2. daß die Quantität des jährlichen Regens mit Annäherung zum Aequator, alſo in gleichem Verhältniß zur Qualität der Wärme ſich vermehrt, und 3., daß, aus demſelben Grunde, die Quantität des Regens in eben dem Maße ſich vermindert, in welchem die Höhe über der Meeresfläche zunimmt. —

⁂ **Herder's Wunſch in Bezug auf Philoſophie.** — In Knebel's Briefwechſel, den Theod. Mundt kürzlich herausgegeben, findet ſich folgende ſchöne Stelle in einem 1799 von Herder an Knebel gerichteten Schreiben: „Gelänge es mir, die Philoſophie ſektenlos, wie die Mathematik, frei vom Wort-tande wie der Verſtand ſie will, und was dazu nothwendig iſt, ſie unſerer Sprache **natürlich**, einheimiſch zu machen! Jedem Denkenden **ſein** Wort, **ſeinen** Verſtand auf die Zunge zu legen, und was er weiß und hat, ihm zum Gefühl des Eigenthums, des Wiſſens und Gebrauchs zu machen!“ —

⁂ **Cecconi.** — Der italiäniſche Improviſator **Cecconi**, ein würdiger Nebenbuhler Sgricci's, hat unlängſt zu Paris im Theater der Rue Chantereine ein Trauerſpiel, den **Tod des Herzogs von Guiſe**, improviſirt. Ein eben ſo ausgewähltes als zahlreiches Publikum begleitete die Leiſtungen des Künſtlers fortwährend mit lebhaftem Beifall und bewunderte eben ſo ſehr die außerordentliche Leichtigkeit des Vortrags als die Pracht und Tiefe der Gefühle, die ſich darin ausſprachen. —

⁂ **Raynouard's Troubadours.** — Was Jakob und Wilhelm Grimm für Deutſchland, das ſind Raynouard und Fauriel für Frankreich. Schon von 1816 bis 1821 hatte der erſtere ſein claſſiſches Werk: „Choix de poésies originales des Troubadours (in 6 Bänden) herausgegeben. Es enthielt außer einer großen Anzahl von Chanſons, Tenzonen, Sirventes, moraliſchen und religiöſen Gedichten, auch noch ſchätzbare Abhandlungen über die romantiſche Sprache, die Grammatik der Troubadour's, die Minnegerichte u. m. a. Seit Erſcheinung dieſes Werkes ſind noch ſehr viele, früher unbekannte Handſchriften aufgefunden, die Sprachforſchungen erweitert und berichtigt worden. Herr Raynouard hat nun eine **neue Auswahl** (ebenfalls in 6 Bänden) herauszugeben angefangen, welche im 1ten Bande eine neue Grammatik und Gedichte der Troubadours, im 2ten, 3ten, 4ten und 5ten ein etymologiſches Wörterbuch ihrer Sprache verglichen mit den übrigen Sprachen des lateiniſchen Europas, im 6ten ein **alphabetiſches** Lexikon derſelben Sprache geben wird. — Der 1te Band iſt bereits erſchienen; der 2te und 3te ſollen noch im Laufe dieſes Jahres folgen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^o 44. 1836.

Phönix.

Samſtag, 20. Februar.

Lätitia.

Von

Eduard Duller.

(Vorgetragen im Muſeum zu Frankfurt a. M., am 19. Februar.)

Zwei nährteſt du mit deines Lebens Mark,
Du, die dort ſterbend liegt, das Angeſicht verhüllet; —
Sie wuchſen auf, ſie wurden groß und ſtark,
Bis ihre Macht die Welt ganz ausgefüllet.
Der Eine war ein Leu, — Mutter, dein ächter Sohn!
Der Zweite, der an dir ſich groß geſogen,
Dein Milchkind: Elend, hat dich nicht betrogen,
Doch treulos wurde dir — Napoleon!

Denn, wenn du lagſt in deinen Schmerzen,
Gebrochnen Leib's und mit gebrochnem Herzen,
Und ſtreckteſt nach dem Sohn den Arm,
Und beteteſt, daß er durch ferne Räume
Herſchwebte nur in deine Traume,
Zu ſtillen deinen unnennbaren Harm, —
Da fühlte er nicht deine Mutterthränen,
Nicht zog ihn nah dein brünſtig Sehnen,
Nach Adlern ſehnt' er ſich, nach Schlachtenblitz:
Statt in dein Herz ſah' über Ozeane
Der angeſchmiedete Titane
Zurück in's Abendroth von Auſterlitz.

Und hat der Löwe, Mutter, dich verlaſſen,
Und hörſt du in der Weltſtadt öden Gaſſen
Kein Echo mehr von ſeines Namens Klang, —
Und ſiehſt du auf den Gräbern der Cäſaren,
Die deines Enkels Kaiſerwiege waren,
Die Spuren von der Weltgeſchichte ehr'nem Gang, —
Und lächelſt du, wenn aus der Völker Munde
Du hörſt von friſch zerſchlag'nen Kronen Kunde,
Vom Graukopf, der mit Schattenſceptern ſpielt, —
Flattert dein weißes Haar im rauhen Winde,
Zuckt dir das Haupt, das die Sibyllenbinde
Getragen, wenn ein Britt' neugierig es beſchielt, —
Und flüchteſt du mit deinem Menſchheitsjammer,
In deine enge, ſtille Kammer,
Der Zeiten ſinnend, die vorbei, —
Dann fühlſt du, daß ſtatt allen deinen Lieben
Dir nur das Milchkind noch geblieben,
Das du geſäugt, — das Elend blieb dir treu!

* * *

I.

Als deine Mutter dich geboren,
Dich, die den Herrn der Welt gebar, —
In ſüßen Freudentraum verloren,
Empfing dich der Verwandten Schaar,
Und, einen Namen dir zu geben,
Beriethen ſie mit frommer Scheu,
Der deinem ganzen reichen Leben
Von froher Vorbedeutung ſei.
Doch keiner fand in langen Stunden
Den rechten Namen: Helena!
Und, als ſie endlich ſich verbunden,
Grüßten ſie dich: Lätitia! —
Lätitia! Ja, Freude, Freude
Beſonne deines Lebens Lauf! — —
Ein finſtrer Engel ſchrieb — zu Leide
In ſeinem Buch ihn treulich auf.
Er ſchrieb dazu auf manche Blätter
Wohl manches Volkes ſtill Gebet,
Und ſchrieb wohl manche blut'ge Letter,
Die unauslöſchbar flammend ſteht.
So vieles „Soll“ iſt ausgeſtrichen,
Gezahlt mit Kronen, Ketten, Bann!
Ein Name nur bleibt unverblichen,
Den keine Thräne löſchen kann.

Geäzt wie von des Gottes Fluche,
Verſteinert Zeugniß, ſteht es da
In der Geſchichte großem Buche,
Lüg' ſeines eignes Klang's, dies Wort: Lätitia!

II.

Kanonen, ehrne Mäuler, rufen
Es hin, und jedes Ohr ergellt:
Wallt, Völker, zu des Tempels Stufen,
Denn einen Kaiſer hat die Welt! —
Es kreiſen Adler hoch in Lüften
Und tragen weit die Kunde aus,
Die todten Kön'ge ſelbſt in Grüften
Erhorchen's in dem goldnen Haus,
Und banger athmen die lebend'gen
Und ſchleifen ihren Stab zum Schwert,
Indeß die Meng' wie mit unbänd'gen
Orkanen Raſerei des Beifallrufs durchfährt.
Er kommt — auf gold'nem Siegeswagen
Der Triumphator einer Welt;
Es ſind der Menſchheit ernſte Fragen,
Die er ſtatt Zügeln lenkt und hält.
Wie dort in Hindoſtan die frommen
Wallfahrer in des Wahnes Bann, —
So werfen ſich, woher ſie kommen,
Die Völker vor ſein ſtolz Geſpann,
Vor die Quadriga ihres Gottes,
Die ihr Gebein im Staub zermalmt, —
Und weiter ſchnauben, mächt'gen Trottes,
Die Roſſ', daß Blut als Opfer qualmt! —
Du ſahſt ihn auf dem Siegeswagen,
Den Gott, vor dem die Menſchheit bebt; —
Du riefſt: „Mein Schooß hat ihn getragen;
Ich hab gelebt! genug gelebt!"

III.

Hörſt du den Schrei vom Fels im Meere ſchallen?
Verſchlingen will der Ocean den Schmerz,
Es hört ihn keiner von den einſt'gen Schmeichlern allen,
Scharf höret ihn dein Mutterherz.
Hörſt du den Fluch von jeder Lippe,
Der Völker Fluch: Napoleon?!
Du hörſt den Schrei nur von der Klippe,
Du hörſt nur den gefangnen Sohn!

„Wo iſt er, der die Kronen ſchenkte,
Der der Geſchichte Zügel lenkte,
Wo ſind ſie all, die er erhob?
Wo ſind die Ehren meiner Söhne?
Bedeutungsloſe, leere Töne! —
Ihr Purpur wo? Ach, er zerſtob.
O laßt mich meine Kinder ſuchen,
O laßt mich wandern über Meer,
Wenn tauſend treulos ihnen fluchen,
Die Mutter ſegnet ſie ſo mehr!
Und du, und du! — kann dich mein Fleh'n, mein heißes,
Nicht von dem Fels im Ocean befrei'n? — —"

Ein Spiegel birſt. — Sie ſchreit: „Ich weiß es!
Ein ſtrenger Gott ſagt eiſern: Nein!
O, du biſt todt! Und dir, dem Einen
Drückt Mutterhand das Aug' nicht zu! —
Napoleon! — Ich kann nicht weinen, —
O wie viel glücklicher biſt du!"

IV.

Als in Schönbrunn die Todtenglocke ſchallt,
Liegt ſie zu Rom, gehüllt in ihre Kiſſen,
Fürchtet, zu werden ein Jahrhundert alt,
Sie, die die Luſtren zählt nach ihres Herzens Riſſen.

„Du nahmſt mir all', die meine Bruſt geſäugt,
Grauſam Geſchick, — du willſt an mir dich weiden,
Doch bin ich noch und bleibe ungebeugt,
Und trotze dir inmitten meiner Leiden!" —

Es neigt ſich über ſie das Elend hin,
Und raunt ihr zu: „Auch kannſt du mich umfaſſen!
Verzage nicht, du Rieſennährerin,
Ich bleibe dir, ich will dich nicht verlaſſen!

Dein Sohn hat mich zu ſeinem Knecht beſtellt
Und treu gedient hab' ich ihm rings auf Erden.
Was ich einſt war der ganzen Welt,
Jetzt bin ich's dir allein! Das muß erfüllet werden!"

* * *

Als ihr das Auge bricht, der Schmerzensvollen,
Da ſetzt das Elend ſich an ihren Sarg.
Und ſchreit, ſo laut, wie wenn des Himmels Donner rollen,
Die Lehre kündend, die der Todten Buſen barg:

„Hier kommt und ſeht, was Menſchen leiden können,
Und lernt, den Göttern ihren Himmel gönnen,
Am Menſchen lernt, was Größe ſei!
Nicht Kronen tragen iſt's, was euch zu Kön'gen hebet,
Nein, daß ihr tragen könnt und tragend lebet, —
Kön'ge ſind Sklaven, Elend — frei!"

Und wie der Hund, der eines Bettlers Leiche
Gefolgt, ſetzt Elend treu ſich auf der Greiſin Grab,
Und zählet das Geſchick der Könige und Reiche
Am Stammbaum der Verweſung ab.

Literatur.

Die Politik, auf den Grund und das Maaß der gegebenen Zuſtände zurückgeführt, von **Dahlmann**. 1ſter Band. Göttingen, Dieterich'ſche Buchhandlung. 1835.

Seit Fichte iſt auch bei uns die Zeit vorbei, wo ſpekulirende Philoſophen oder Ideologen, wie Napoleon ſie nannte, ſich einen vollkommenen Staat in die Luft bauten. Alle wiſſenſchaftlichen wie politiſchen Partheien ſtimmen längſt darin überein, daß ſie in Aufſtellung eines Syſtems der Politik das hiſtoriſch Vorhandene zur Grundlage nehmen. Die hiſtoriſche Erfahrung iſt ja auch ſo reich, daß beinahe für jede nur denkbare Form ſich irgendwie ein Muſter wird auffinden laſſen. Dieſen Weg hat denn auch der Verfaſſer eingeſchlagen, größtentheils mit Erfolg, ſo daß dies Buch bei jedem gründlicheren Leſer einen günſtigen Eindruck wohl zurücklaſſen wird; einerſeits aber verweilt er zu ſehr bei Nebenſachen, und ſchlüpft auch hin und wieder zu ſchnell über Dinge hinweg, die eine ſchärfere Darlegung wohl verdienten.

Indem der Verfaſſer die Grundſätze der Conſtituirung von Staaten rein hiſtoriſch darſtellt, und die jetzige Zeit vor Allem dabei im Auge hat, geht er mit Recht von England, als dem Muſterbild, aus, nach deſſen Prinzipien alle ſogenannten repräſentativen Verfaſſungen der neueſten Zeit, ſowohl republikaniſche als monarchiſche, ſich bildeten; denn in allen findet ſich, der Hauptſache nach, dieſelbe Stellung der

Krone oder des Präſidenten oder Gouverneurs zu den geſetzgebenden Körpern, in Wahl verantwortlicher Miniſter und im Oberbefehl über die bewaffnete Macht, daſſelbe Zweikammerſyſtem und daſſelbe Recht der Wahlkammer in Bewilligung des Budgets. An die Darſtellung der Grundformen des britiſchen Reichs knüpft alsdann der Verfaſſer mit vieler Gründlichkeit und Sachkenntniß die Auseinanderſetzung der Beſonderheiten anderer Staaten neuerer Zeit, ſo daß dieſer Abſchnitt des Buches nichts zu wünſchen übrig läßt. Da nun aber die Politik als Darſtellung der Staatenverhältniſſe mit der hiſtoriſchen Grundlage ſtets wechſelt, ſo iſt bei Auffaſſung eines beſtimmten Standpunktes zu deſſen vollkommener Anſicht die Darlegung des Früheren durchaus nothwendig. Will man ein Syſtem der Politik aufſtellen, ſo darf man keinen bedeutenderen und dauernderen Verſuch, einen Staat zu conſtituiren, überſehen. Hierin iſt der Verfaſſer, wie es uns ſcheint, oft nicht ganz richtiger Anſicht, oft aber auch nicht vollſtändig genug. So ſcheint er uns, in Darſtellung antiker Staaten, die römiſche Verfaſſung, in ihrer höchſten Ausbildung offenbar die vollkommenſte aller alten Republiken, nicht gehörig gewürdigt zu haben, indem er ihr eigentliches Weſen, die Ariſtokratie des Verdienſtes (Timokratie, wie Ariſtoteles ſie nennt), bewirkt durch ein künſtliches Ineinandergreifen und Abgränzen aller Staatsgewalten und Stände, entweder nicht ſcharf genug ausſprach oder nicht ganz vollkommen erkannte. Eben ſo wenig hebt er das eigentliche Mißverhältniß der römiſchen Monarchie hervor, die Unverträglichkeit der beibehaltenen republikaniſchen Formen mit dem wirklich beſtehenden militäriſchen Despotismus, wodurch die Gräuel der Cäſaren veranlaßt zu ſein ſcheinen, und wodurch der römiſche Staat offenbar mehr untergraben wurde, als durch den Verfall der Sitten.

Indem der Verfaſſer die Grundformen republikaniſcher Verfaſſung in Ariſtokratie und Demokratie klaſſifizirt, nimmt er zum Muſter der erſteren die Verfaſſung Sparta's. Hierin wird ein einſeitiges und unvollkommenes Beiſpiel gegeben; denn jener ganz einfach eingerichtete und nur für den Zweck kriegeriſcher Kraft erbaute Staat zeigt ſelbſt nur in undeutlichen Umriſſen die Eigenthümlichkeiten der rein ariſtokratiſchen oder oligarchiſchen Verfaſſung. Hier wäre es gewiß nicht unzweckmäßig geweſen, wäre der Verfaſſer von der Verfahrungsart deutſcher Gelehrten, ihre Vorbilder aus den Alten zu nehmen, ein wenig abgewichen, und hätte zur Aufſtellung eines deutlichen Bildes die Verfaſſung von Venedig gewählt, die jedenfalls, man mag gegen die Immoralität, die Unterdrückung und Tücke dieſer Regierung ſo viel einwenden wie man will, ſowohl durch Erreichung der künſtlichſten und vielſeitigſten Bedürfniſſe, als auch durch geſchickte Vertheilung der Gewalt unter alle bevorrechteten Glieder, durch die immer beſtehende genaue Controlle des einen Staatskörpers über den andern, und endlich durch die eiſerne Conſequenz, womit Jahrhunderte lang der einmal feſtgeſtellte Begriff des Staates nach Innen und Außen durchgeführt wurde, die Bewunderung aller Zeiten im höchſten Grade verdient und gewiß auch erlangen wird. Um ſo mehr verdient dieſer Staat als Beiſpiel ariſtokratiſcher Verfaſſung aufgeführt zu werden, weil der mächtige Ausſchuß zur Bewachung der Conſtitution (Rath der Zehn), welcher in oligarchiſchen Republiken faſt immer ſich gebildet hat (Ephoren in Sparta, Rath der Hundert in Carthago), dort wohl zur vollkommenſten Ausbildung gediehen iſt, und ſeinen Zweck am vollkommenſten durchgeſetzt hat.

Die letzte Einwendung, die wir gegen einen Theil des Buches machen möchten, betrifft die Art, wie der Verfaſſer Machiavelli's Politik in dem Abſchnitt darſtellt, welcher über die Syſteme der bekannteſten politiſchen Schriftſteller handelt. Der Verfaſſer geht nämlich ganz allein von Machiavelli's Fürſten aus und ſagt ſogar in einer Anmerkung: „daſſelbe Syſtem laſſe ſich in allen übrigen Schriften Machiavelli's nachweiſen.“ kurz, er bemerkt nicht das Verhältniß, unter welchem Machiavelli das berüchtigte Buch „mit des Teufels Feder“ (wie der Cardinal Polus damals ſagte) ſchrieb, noch den Geſichtspunkt, von wo man einſieht, was er eigentlich mit dem Principe wollte und worüber man jetzt doch ſo ziemlich allgemein im Klaren iſt. Machiavelli hat nie etwas Anderes geben wollen, als den Geiſt und die Verfahrungsart ſeiner damals genial verdorbenen und im Böſen energiſchen Nation. Ihm, dem Ex-Beamten der florentiniſchen Republik, waren jene italiäniſchen Fürſtenthümer, deren Grundſätze er ſo darſtellt, daß er ein Ideal im Cäſar Borgia findet, durchaus widerrechtlich; allein, als einmal beſtehend, gleichgültig. Hat man, will er ſagen, die höchſte Gewalt in der Republik einmal uſurpirt, oder will man Andere aus dem Beſitz verdrängen, ſo ſind folgende Mittel zur Selbſterhaltung oder zur Erreichung jenes Zweckes anzuwenden; und dann folgen die Grundſätze und Rathſchläge, die ihn für alle Zeiten in ſo üblen Ruf gebracht haben. Machiavelli abſtrahirt immer nur relative Grundſätze aus gegebenen Verhältniſſen, darum herrſcht in andern kleineren und größeren Schriften, beſonders den Discorſi über Rom (sulla storia di Tito Livio) ein ganz anderer Geiſt, womit ſogar bisweilen die Jacobiner von 93 ſich einverſtanden hätten erklären können.

Sehr lobenswerth iſt die Art, wie der Verfaſſer dem Erziehungsweſen und der Lokalverwaltung, als der Grundlage des Staates, einen beſondern Abſchnitt widmet und dabei die Verhältniſſe des preußiſchen Staats vor Augen hat, wie er von England hinſichtlich der conſtitutionellen Monarchie ausging. Gewiß hat er hierin vollkommen Recht; da, wo keine Communalverfaſſung ſich vorfindet, wird in jetziger Zeit überall nach denſelben Grundſätzen verfahren werden, und ein wohlgeordnetes Erziehungsweſen auf die jetzige Bildung berechnet, wird überall, in Amerika wie in Deutſchland, ſich gleichen.

Ein unangenehmer Fehler findet ſich übrigens im Buch, den wir aber eher dem Correktor als dem Verfaſſer zuſchreiben möchten. Bei Anführung der Zuſammenſetzung des engliſchen Oberhauſes ſind nämlich Baronets für Barons angeführt; ein etwas auffallender Fehler, denn Baronets gehören nicht zum Oberhauſe und zur Nobility, ſondern zu den Gemeinen und zur Gentry, und ihr einziges Vorrecht beſteht im Titel.

Im Fall man aber auch unſre Einwendungen gelten laſſen ſollte, kann man im Übrigen weder Gründlichkeit noch geſunde Anſicht abſprechen. Wir hoffen, daß der zweite Theil bald erſcheinen wird.

Kottenkamp.

Feuilleton.

*** **Das Grabmal Columb's.** Die Aſche des großen Criſtoval Colon und die Ketten, womit Undank ihn belaſtet, werden jetzt zu Habana in der Cathedralkirche des Biſchofs von St. Yago de Cuba, welche zu Anfang des XVI. Jahrhunderts erbaut worden, aufbewahrt, und ſein Mauſoleum bezeichnet folgende einfache Inſchrift:

O restos e ymagen del grande Colon,
Mil siglos durad unidos en la Urna,
Al codigo santo de nuestra Nacion.

Das heißt: O Bildniß und Aſche des großen Columbus
Bleibt tauſend Jahrhundert' vereint in der Urne
Mit unſeres Volkes hochheiligem Geſetzbuch!

*** **Flammändiſches Drama aus dem XIII. Jahrhundert.** Herr C. P. **Serrure** hat kürzlich ein Drama aus dem XIII. Jhrdt. aus dem Flammändiſchen in's Franzöſiſche übertragen, und unter dem Titel: „Le jeu d'Esmorée, fils du roi de Sicile (Gand 1835)“ zugleich als Probe und Ankündigung einer Sammlung altniederländiſcher dramatiſcher Dichtungen herausgegeben und durch intereſſante Notizen über die Geſchichte des Dramas eingeleitet.

*** Die ſieben erſten Vorſtellungen des Gamin de Paris haben dem Gymnaſe mehr als 21,000 Franken eingebracht. —

*** **Pariſer Sparkaſſe.** — Am 7. und 8. d. M. nahm dieſe Kaſſe von 5,385 Deponenten, wovon 906 neue 739,738 Fr. ein, erſtattete 275,000.

*** **Rabbi Joſeph.** — Nachträglich zu Nro. 35 bemerken wir, daß Rabbi Joſeph, Ben Joſua, Ben Meir, der Sphardi (d. h. der Spanier), von vertriebenen ſpaniſchen Juden abſtammend, und 1496 zu Avignon geboren, ſpäter zu Genua anſäſſig, ſeine Geſchichte die von Adam bis zum Jahre 1553 n. Ch. reicht, mit gelehrter Nachahmung der alten hebräiſchen Geſchichtsbücher geſchrieben. Der erſte Theil durchläuft die ganze Vorzeit bis zum Jahre 1520, der zweite aber verbreitet ſich ausführlich über die 33 nachfolgenden Jahre. —

*** **Campanella und Beltrami.** — J. C. **Beltrami** in ſeiner patriotiſchen Schrift: „l'Italie et l'Europe“ (Paris 1834), behauptet, die Italiäner hätten zuerſt das Joch des Aberglaubens und des Despotismus gebrochen, und „Europa verdankt ihnen **alle**, oder **beinahe** alle Entdeckungen und Erfindungen der neueren Zeiten.“ Mag man dieſe Behauptung immerhin italiäniſcher Uebertreibungsſucht oder beſchränkter Kenntniß der Geſchichte der transalpiniſchen Völker zuſchreiben; gewiß iſt, daß von **Petrus von Novara** (Lombardus) und **Thomas von Aquin** an bis auf **Galiläi** und **Vico**, von **Cimabue** bis auf **Canova**, von **Dante** bis auf **Taſſo**, von **Paleſtrina** bis auf **Durante**, von **Pomponatius** bis auf **Bruno** und **Campanella**, von **Machiavelli** bis auf **Beccaria**, und ſo noch in vielen anderen Kunſt- und Kultur-Bahnen die Italiäner den übrigen europäiſchen Nationen vorangeſchritten, und ſtets neue goldene Fäden in das reiche Gewebe der menſchheitlichen Bildung eingeflochten haben. Einer ihrer größten Philoſophen, der edle **Campanella**, hat ſogar noch auf Erfindungen hingedeutet, welche erſt lange nach ihm wirklich gemacht oder erſtrebt worden ſind. So leſen wir in ſeiner wenig bekannten „Civitas solis poetica“ (erſchien zuerſt Frankfurt a. M. 1623): „Schon haben die Bewohner der Sonnenſtadt die Kunſt **zu fliegen** erfunden, und mit Nächſtem erwarten ſie **Augengläſer** (ocularia), mit denen verborgene Sterne geſehen und **Hörhörner** (auricularia), mit denen die Harmonie des Himmels gehört werden kann. . .“ „Ueberdies haben ſie eine Art Schiffe, welche ſie durch zwei in das Waſſer hinabreichende Räder bewegen, die ſie mittelſt einiger Stricke herumdrehen, welche von einem auf dem Vordertheil des Schiffes befindlichen großen Rade herablaufen und kreuzwegs die Räder am Hintertheile umgürten.“ —

*** Zu Anfang künftigen Monats werden **Bechſtein's** geſammelte Gedichte (Verlag von J. D. Sauerländer), deren Erſcheinen man bereits ſeit mehreren Monaten erwartete, ausgegeben werden.

*** **Ferdinand Freiligrath** wird eine Sammlung ſeiner Dichtungen veranſtalten.

*** **Waſhington Irving's** neueſtes Werk: **Erzählungen von der Eroberung Spaniens** (durch die Verrätherei des Grafen Julian unter König Roderich) erſcheint ebenſo in deutſcher Ueberſetzung bei J. D. Sauerländer.

*** Lewald's „**Europa**“ ſoll im Königreich Preußen verboten worden ſein.

*** Es iſt eine erfreulich auffallende Erſcheinung, daß Frankfurt im Verhältniß zu anderen größeren Städten Deutſchlands eine höchſt bedeutende Menge von Vereinen für humane Zwecke aufzuweiſen hat; dieſe Thatſache iſt ein direkter Ausfluß des familienartigen Weſens ſeiner reichsſtädtiſchen Verfaſſung. Ein guter Geiſt wacht über dieſen humanen Aſſociationen in Frankfurt. Der Reichthum dient hier gerne edlen Zwecken und die Schranken ererbter Vorurtheile fallen vor dem ſiegreichen Einigkeitsgefühl der erwachenden Menſchheit. Unter dieſen Frankfurter Vereinen muß der **Verein zur Beförderung der Handwerke unter den israelitiſchen Glaubensgenoſſen** erwähnt werden, welcher kürzlich ſeinen zehnten Jahresbericht erließ. Man weiß, daß die Gegner des israelitiſchen Volkes ſeit lange die Abneigung deſſelben gegen Gewerbe und Handwerke zu einem ihrer gewichtigſten Gründe gegen die Emancipation der Juden erheben. Ob eine ſolche Abneigung und weßhalb ſie exiſtirt, dies zu erörtern gehört nicht hieher, denn, wenn ſie exiſtirt, ſo haben eben wir Chriſten keinen Grund, ſie den Juden zum Vorwurf zu machen. Hochwichtig dient nun der obengenannte Frankfurter Verein jenem großen Emancipationswerke, welches langſam und ruhig entwickelt werden muß, wenn es gedeihen ſoll! Abgeſehen von dieſem Zwecke iſt es kein unerhebliches Verdienſt, wenn ein kleiner Verein in einem Jahre die bürgerliche Exiſtenz von fünf jungen Männern gründen hilft. Es iſt nicht unintereſſant, zu erſehen, daß unter 274 von dem Verein unterſtützten nur 44 aus Frankfurt ſelbſt waren, und daß alſo ein engherziger Schottengeiſt dieſer Aſſociation fremd bleibt. D.

*** **Alfred de Muſſet.** — Dieſer junge und kühne Dichter, der auf ſo originelle und unerwartete Weiſe im Jahre 1829 in die literariſche Familie eingetreten, deſſen Talent ſeitdem ſich in **Rolla** und **Frank dem Tyroler** entwickelt, und der ſpäter jene anmuthigen Luſtſpiele gedichtet, die die zweite Lieferung des „spectacle dans un fauteuil“ bilden, — hat nun in der eben erſchienenen „Confession d'un enfant du siècle“ (2 Vol.) ſeinem Talente eine neue Bahn gebrochen, und in dieſem Roman bei ſeiner dichteriſchen Begeiſterung ſich zugleich als ſcharfen und umſichtigen Beobachter erwieſen. — Der geſchichtliche Faden dieſes Romans, in welchem, wie der Verfaſſer ſagt, Dichtung mit Wahrheit ſich miſcht, iſt folgender: Ein junger Mann, den ſeine erſte Geliebte betrogen, ſchöpft aus dieſer erſten Erfahrung ein fürchterliches Mißtrauen gegen die Frauen, welches ſich noch durch Wahrnehmung der verderbten Sitten in jener Welt der Libertins ſteigert, in die ein ſchlechtgefälliger Freund ihn hineinzieht, damit er ſeine Schmerzen darin vergeſſen möge. Nachdem er ſich nun in Mißtrauen und Verachtung beſtärkt, begegnet er einem weiblichen Weſen, welches ſeine erſte Liebe hätte ſein ſollen, — ein liebendes, ſich aufopferndes Weſen, welches, nach langem Widerſtand, endlich ſeiner Liebe und der Hoffnung ſich hingibt, ihn glücklich zu machen. Aber ſeine argwöhniſche Einbildungskraft läßt ihn nicht mehr an ein Weib glauben. Vergeblich empfängt er jeden Tag neue Beweiſe von Liebe, und Hingebung, vergeblich iſt es, daß ſein Herz, geſunder und helleſehender als ſein Kopf, — ihm die Tugend ſeiner Geliebten bezeugt; ſeine krankhafte Phantaſie erfindet Traumgebilde, um ihn zu quälen, und ihre wechſelſeitige Liebe, von grauſamen Phantomen bedrängt, erſtirbt nach einem Todeskampf von mehreren Monaten. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 45. 1836.

Phönix.

Montag, 22. Februar.

Der Negerknabe.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Sein ſchlummerndes Töchterchen an ſein beklemmtes Herz drückend, ſaß Rondellier, in ſchweres Sinnen verloren, zwiſchen den tief herabgebrannten Lichtern, als der Mönch wieder eintrat. Die Vögte folgten ihm auf dem Fuße. „Nun ertheilen Sie den Leuten ihre Ordres,“ ſagte er; — „doch es ſcheint, als habe der Vorfall Sie angegriffen,“ ſetzte er hinzu. „Erlauben Sie mir, an Ihrer ſtatt die Leute zu inſtruiren. — Wir haben Yuina im Verdacht, daß er —“

„Nein, nein!“ fiel Rondellier dem Pater in's Wort. „Wir fürchten für Yuina Gefahr! Wacht über ihn! Sucht ihn auf! Seid ihm nah! Beſchützet ihn!“

„Richtig!“ fiel der Mönch wieder ein. „Yuina hat dieſe Nacht eine Zuſammenkunft mit einem Neger, wahrſcheinlich in der Nähe der Sklavenhütten. Vertheilt euch und ſpäht ihn behutſam auf. Sucht etwas von dem Inhalt ſeines Geſprächs mit dem Neger zu erlauſchen, und ſolltet ihr gewahr werden, daß Yuina oder gar uns Gefahr drohe, ſo gebt uns durch einen Schuß ein Zeichen. Jetzt geht.“

„Entſenden Sie nicht all' dieſe Leute!“ rief Rondellier. „Vier, höchſtens ſechs Perſonen reichen aus für das Späheramt; ihr übrigen bleibt hier. Wir bedürfen ja auch des Schutzes.“

„Allerdings,“ bekräftigte der Mönch. „Ihr alſo eilt Yuina nach, und ihr Andern wacht im Erdgeſchoſſe. Geht!“

Die Vögte gingen, aber — ſtatt ſich zu zerſtreuen, um, theils das Haus zu bewachen, theils auf verſchiedenen Wegen Yuina zu erſpähen, — hielt die Furcht ſie, weniger zum Widerſtande als zur Flucht bereit, in einem Haufen beiſammen, und beſchränkte ihre Thätigkeit auf nutzloſes Hin- und Herwandeln und Aufhorchen, während Rondellier nebſt der geſammten Hausgenoſſenſchaft angſtvoll die Nacht durchwachte, um auf Yuina's Fußtritt oder auf den Gefahr verkündenden Signalſchuß der Wächter zu lauſchen, und mehr als einmal durch den Pater faſt zwangweiſe von dem Verſuch zurückgehalten wurde, ſein Kind auf den Arm zu nehmen und, ohne zu wiſſen, wohin? den Schrecken einer eingebildeten Gefahr zu entfliehen.

Die Mitternacht ſchlich vorüber, und immer lichter wurden die folgenden Stunden; aber Yuina kam nicht zurück, und das gefürchtete Zeichen ward nicht gegeben. Endlich war es Tag; da fanden die Vögte ſich ein und berichteten: Yuina nirgends entdeckt zu haben. Nun trat die Beſorgniß um das Schickſal des Knaben an die Stelle der Sorge Rondellier's um ſeine eigne Sicherheit. Er bot alle ſeine Leute auf, um Yuina's Spur zu ſuchen; aber bald kehrten die entſandten Vögte mit der Botſchaft zurück, daß man außer Yuina noch achtunddreißig Sklaven vermiſſe, dieſelben, deren Hütte, abgeſondert von den übrigen Sklavenwohnungen, in der Nähe der Schmelzöfen gelegen war.

Beſinnungslos taumelte Rondellier in ſein Zimmer zurück, während der Pater Marguerite anhielt, welche im Begriffe war, ihm vorüber in das Haus zu ſchlüpfen. „Weißt du, daß wir Yuina vermiſſen?“ frug er.

„Ich weiß es,“ erwiederte das Weib, deſſen Augen vor unverhehlter Freude funkelten.

„Und du lachſt bei unſerm Verluſt?“ fuhr der Pater auf.

„Der Verluſt iſt ja nicht mein,“ verſetzte ſie. „Warum ſoll denn der Knecht nicht lachen, wenn er gewinnt, was der Herr verliert?"

„Wenn aber Niemand gewinnt?" entgegnete der Mönch, „wenn Yuina, um ſeinem väterlichen Gebieter deſſen Wohlthaten zu vergelten, den Böſewichtern widerſtrebt hat, welche ſich ſeiner bemächtigt haben? — Wenn der unglückliche Knabe vielleicht gefallen iſt von den Händen ſeiner Henker?"

„Fürchte nichts für Yuina," verſetzte die Negerin. „Yuina's Freunde ſind keine Henker! Yuina iſt klug und fromm; Yuina weiß, daß er ein Königsenkel iſt, und weiß, daß es ſchöner iſt, von Vaſallenhänden getragen zu werden durch Land und Stadt, als ſelbſt vor den Wagen geſpannt zu ſein."

„Schändlich, ſchändlich!" rief der Mönch, ſich heftig ereifernd. „Alſo freiwillig iſt die Schlange abgefallen von dem Herzen des wohlthätigen Mannes, der ſie aufhub und an ſeinem Buſen erwärmte!"

„Schilt nicht, frommer Herr," erwiederte Marguerite, indem ſie dem Pater mit einem frechen Lächeln in's Geſicht ſah. „Du predigſt ja ſo ſchön von Moſes, dem Manne Gottes, der ſeinem Wohlthäter das Haupt zertrat, um ſein Volk zu retten; ſo ſprich denn: was hat Yuina Schlimmeres gethan, als dein Moſes, wenn er —"

„Schweig, du gottverfluchte Läſterzunge!" ſchrie der Mönch, deſſen Erregung der geiſtliche Zorn verſtärkte. „Du ſollſt deine Läſterung büßen! Die erſte ſollſt du ſein von Yuina's Verführern, die mit glühenden Zangen gezwickt, zwiſchen Brettern zerſägt, auf dem Scheiterhaufen zu Aſche gebrannt und zur ewigen Höllenqual hinabgeſandt werden wird zu den Teufeln da unten! — Sieh, jetzt geh ich nach der Stadt, und eh' es Abend wird, bin ich wieder hier mit der Miliz; mehr als tauſend Mann mit Säbeln und Flinten und Kanonen!"

Der überlaute Eifer des Paters war zu Rondellier's Ohr gedrungen und hatte dieſen herbeigerufen. — „Sehen Sie, daß ich Recht hatte?" ſchrie der Mönch dem Kommenden entgegen. „Yuina iſt ein Verräther! Yuina will König werden, König von Whida auf San Domingo! — O, der gottvergeſſene Heuchler!"

Rondellier erſtarrte, doch bedurfte es nur weniger Augenblicke, um ſeine Seele von den Schrecken des erſten Eindrucks zu befreien. „Sie irren ſich," ſagte er; „man hat Sie getäuſcht. Wie können Sie an Yuina's Treue zweifeln, wenn Sie der Vorſicht eingedenk ſind, mit welcher er unſere Flucht vorbereitet hat?"

„Eben dieſe Vorbereitung unſerer Flucht bürgt mir für den Verrath des Buben!" verſetzte der Mönch. „Er hat uns entfernen wollen, um hier freies Spiel zu haben. Sein Plan war ſehr ſchlau berechnet und würde ihm gelungen ſein, wenn ich nicht hier geweſen wäre und Sie abgehalten hätte, in dieſer Nacht mit Ihrem Töchterchen zu entfliehen!"

„Nein, nein!" rief Rondellier. „Solch' ein Teufel iſt Yuina nicht! Er hat uns in der feſten Abſicht verlaſſen, für uns zu ſterben, und — o Himmel — er iſt vielleicht für uns geſtorben! — Wie iſt es Ihnen möglich, an Yuina's Seelenverderben zu glauben, wenn Sie ſeiner verſtümmelten Hand, ſeiner Liebe für mich und für mein Kind gedenken?"

„Helene's Liebe für Sie und Yuina's Verrath an Ihnen, Beides läßt ſich vereinigen," entgegnete der Mönch. „Ich will Ihnen die Möglichkeit einräumen, daß der Burſche die Abſicht gehabt hat, den Aufſtand der Neger nach Kräften zu verhindern; ich will ſogar zugeben, daß er ſich darauf vorbereitet hatte, für Sie zu kämpfen; aber auf die Zurückweiſung einer Krone, welche die Neger ihm boten, war er nicht gefaßt, und ein ſolcher Köder hat ſchon andre Leute, als dieſer dreizehnjährige Knabe iſt, um ihre Sinne gebracht."

„Ja wohl; andre Leute vermag ein ſolcher Köder zum Verderben zu lenken, aber Yuina nicht!" antwortete Rondellier. „Seit geſtern mein Kind mich beſchämt hat in der Erkenntniß des Herzens dieſes Knaben, ſeit er geſtern ſein Kindesrecht an mir behauptete, kann ich nicht mehr an dem Adel ſeiner Seele zweifeln. Yuina iſt zu edel, um mich für alle Kronen der Erde zu verrathen, und zu verſtändig, um ſich durch den Reiz der Herrſchaft über jene Halbmenſchen zu einer Frevelthat verführen zu laſſen."

(Fortſ. folgt.)

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

Unter den klaſſiſchen Malern führen wir endlich noch Pierre Guérin, einen Schüler Regnault's, an. Guérin war eine zart organiſirte, aber krankhafte Künſtlernatur; ſeine Art zu malen hat etwas Schwerfälliges, Angegriffenes. Das erſte Gemälde, wodurch er ſich bekannt machte, war das Opfer vor der Statue Aeſkulap's nach Geßner's Idylle; ich habe das Original in Verſailles geſehen, welches aber noch die jugendliche Unerfahrenheit und den herrſchenden ſchlechten Zeitgeſchmack beurkundet. Guérin malte darauf den Geta, wie er von ſeinem Bruder Caracalla ermordet wird, dann den Coriolan im Feldlager vor Rom. Das meiſte Aufſehen erregte ſein Marcus Sextus, worin offenbar ein politiſcher Gedanke zu Grunde liegt, welcher dieſem Bilde zu ſeiner Zeit die öffentliche Theilnahme zuwandte. Der Künſtler hat nämlich den Verbannten dargeſtellt, wie er zurückkehrt und ſeine geliebte Gattin todt findet. Die Gegenwart hat das Geſetz über die Ausgewanderten längſt vergeſſen und geht ohne Rührung an dem Bilde vorüber, welches ſich in der Gallerie des Luxembourg befindet. Guérin's nächſtes Werk: Phädra und Hippolyt, erwarb im Jahre 1802 den Preis; doch iſt das Ganze nichts als ein Theaterſtück, aufgefaßt und ausgeführt in jenem conventionellen Style, welcher damals die Malerei und dramatiſche Kunſt verunſtaltete, indem er ſie in ſteife Regeln einzwängte und ſie den Bedingungen der menſchlichen Natur zu ſehr entrückte. Mit einem blendenden Firniß bedeckt iſt das Gemälde, deſſen Farben ſämmtlich viel gelitten haben, faſt unleidlich geworden und beleidigt den Zuſchauer; bei ſeinem erſten Erſcheinen wurde es mit großem Jubel aufgenommen, wozu der Umſtand, daß um dieſelbe Zeit die kürzlich verſtorbene Mlle. Duchesnois in der Rolle der Phädra ganz Paris entzückte, viel beigetragen haben mag.

In Paris ſchreiten die Zeit und die Ideen raſch mit einander voran; Guérin's Phädra und Mlle. Duchesnois ſind heutzutage beinahe vergeſſen. Racine's Phädra ſchlummert und wird ſicher einſtens den Tag der Wiederauferſtehung feiern; aber Guérin's Phädra, beſorge ich, möchte nicht daſſelbe Loos theilen. Racine verſteht in ſeinem unſterblichen Meiſterwerke den Leſer durch erhabene Einfachheit, durch edle Leidenſchaft und Anmuth zu rühren; ſeine Form iſt fleckenlos rein, ohne deshalb gerade ſtrenge zu ſein; er hält ſich nicht akademiſch gerade und regelrecht, noch reißt er ſeine großen runden Augen ſo weit auf, daß er die Leute erſchreckt, ſondern iſt reich an ſchöner Harmonie. Guérin dagegen gebärdet ſich wie ein Theaterheld und läßt uns ohne allen dramatiſchen Effekt; er zeigt ſich in ſeinem Bilde als ein gewiſſenhafter Zeichner, aber nicht als vortrefflicher Maler.

In jeder Hinſicht gelungener iſt das Gemälde dieſes Künſtlers, welches Napoleon vorſtellt, wie er den Rebellen in Cairo verzeiht. Hier hat Guérin die Vortheile ſeiner Aufgabe ganz gut zu benutzen verſtanden. Die edlen Formen, die glühende Farbe, die maleriſche Tracht der Morgenländer, der Glanz jenes Himmels, die Eigenthümlichkeit der Landſchaft, die Einheit der Handlung bei der Mannichfaltigkeit der Gefühle, der Abſtich zwiſchen Europäern und Aſiaten, Alles machte der Künſtler ſeinem Pinſel unterthan. Links ſteht Napoleon, etwas erhöht, man ſieht ihn im Profil; der hier nothwendige Ausdruck des klugen Mißtrauens und des ſtillen Ernſtes iſt glücklich aufgefaßt. Die Beleuchtung iſt effektvoll; ein über der Gruppe der Franzoſen ſich ausbreitender Baum wirft Schlagſchatten mit durchfallenden Streiflichtern auf die Ägypter, ſo daß dies ohnehin dunkelfarbige Volk deſto beſtimmter gegen den klaren, wolkenloſen Himmel abſticht. — Im J. 1812 ſtellte Guérin ſeine Andromache aus; übertrifft aber ſchon Racine's Phädra die von Guérin um ein Bedeutendes, ſo iſt dies mit Racine's Andromache im Verhältniß zu der Guérin's noch weit mehr der Fall. Auf dem Gemälde iſt Oreſtes dem Pyrrhus gegenübergeſtellt, wie in der Tragödie; er hat einen ernſten, nachdenklichen Charakter und gleicht der ſchön gemeißelten Figur eines griechiſchen Basreliefs. Aber Pyrrhus, Andromache und jener blonde Knabe, den wir mit dem Dichter ſo liebgewonnen haben, für den wir ſo innige Theilnahme empfinden, ohne ihn in den Armen ſeiner Mutter zu ſehen, — dieſe Geſtalten ſind ſchwach und ohne ausdrucksvolles Leben, ſo ſehr ſie ſich auch Mühe geben mögen, uns ihre gegenſeitige Lage begreiflich zu machen. Die Farbe des Bildes iſt fehlerfrei, aber auch ohne alle hervorſtechende Eigenſchaften; mit einem Wort: Andromache iſt das ſchwache Erzeugniß eines Künſtlers von Talent und Anlagen. Guérin's Cephalus und Aurora iſt nicht ohne Farbenreiz; ſeine beiden Bilder aus dem J. 1817: Dido, welche der Erzählung des Äneas zuhört, und Klytämneſtra, wie ſie vom Ägiſtos zum Morde ihres ſchlafenden Gatten hingedrängt wird, ſind affektirt; die letzte Scene iſt durch ein düſteres, blutrothes Licht beleuchtet.

(Fortſ. folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

15) Die Familie Walldorf. Hiſtoriſcher Roman aus den Jahren 1813 — 1815 von C. G. Meerfels. Magdeburg, Eduard Bühler. 1835.

Weßhalb dieſer Roman ein hiſtoriſcher heißt, mag dem bekannt ſein, der die Herzen und Nieren prüft, deſto bekannter für jedes Menſchenkind aber iſt die Anlage dieſes paſtoral-heroiſchen Familiengemäldes, zumal, da vorauszuſehen iſt, daß es im Jahre 1835 noch immer Leute gibt, die ſich des ſeligen Lafontaine erinnern, und zuweilen eine Reliquie aus der Literatur der freiwilligen Jäger und der patriotiſchen Pfarrer, der Gewürzkrämer-Onkeln, der Knaſterbart-obriſten und der deutſchen Mädchen mit etwas Nachſchmack von Landpommeranzen in die Hand bekommen haben. Ich enthalte mich, die Neugierde der deutſchen Leſewelt durch einen Inhalts-Abriß abzuſtumpfen und beſchränke mich darauf, den originellen Styl des Verfaſſers zu erwähnen, welcher zwar nicht an Breite, aber doch an Abnormitäten ſeines Gleichen ſucht. 18.

16) Francesca Carrara. Aus dem Engliſchen von C. W. Geisler. 3 Bände. Bremen. Verlag von A. D. Geisler. 1835.

Unſre Meßkataloge ſind ſo arm an Romanen! Nein, im Ernſt: unſre Nation iſt ſo reich an ehrlichen Leuten, welche kein wichtigeres Geſchäft haben, als: zu dämeln. Darum iſt es für uns immer noch ehrenvoller, lieber mittelmäßige Romane aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen zu überſetzen, als Original-Mittelmäßigkeiten zu ſchreiben. Obwohl nun eine große Menge unſrer Landsleute die Wichtigkeit des erſteren Satzes einſieht und ſich gewiſſermaßen für die Keuſchheit der deutſchen Literatur aufopfert, ſo iſt es doch auch nicht zu läugnen, daß es faſt eben ſo viele gibt, welche lieber einen ſchlechten Originalroman als eine gute Überſetzung ſchreiben und lieber Cäſar in Schilda als in Rom der 2te ſein wollen.

Was mich angeht, ſo muß ich bekennen, daß mir alle Mittelmäßigkeiten gleich fatal ſind, mögen es nun vaterländiſche oder verpflanzte ſein. Der vorliegende Roman hat während der Saiſon in Altengland Glück gemacht, dieſer glückliche Erfolg verkleidet jedoch den Stempel der Mittelmäßigkeit keineswegs. Während der deutſche Novelliſt, der weiter nichts iſt als ein ſolcher, in der Werthſchätzung unſeres aus kritiſchen und philiſteröſen Elementen zuſammengeſetzten Demos von Jahr zu Jahr immer tiefer ſinkt, beobachtet das engliſche Publikum vor ſeinem Romanſchriftſteller noch immer einen gewiſſen Reſpekt, den man ſelbſt in Frankreich nicht kennt. Dieſer Reſpekt verlockt die Engländer gar leicht zu einem Enthuſiasmus, der uns Deutſchen unbegreiflich iſt. Den Hauptbeweis gibt Bulwer. Bulwer, der unter ſo glücklichen Auſpicien begann, wohin kehrte er endlich zurück? In die — freilich etwas moderniſirte und purificirte Manier W. Scott's. Und in dieſe fallen (mit wenigen Ausnahmen wie z. B. Capt. Marryat) faſt alle neueſten Novelliſten Englands. Die Originalität des Romans Francesca Carrara ſchwingt ſich nun auch nicht hoch über die Region Scott's und ſeiner Vaſallen empor, und die ſchaffende Kraft des Verfaſſers beſchränkt ſich darauf, dem Leſer ein lebhaftes Gemälde einer beſtimmten

Epoche (der Unruhen in Frankreich und England zur Zeit Mazarin's) vorzuhalten; von einer höheren Idee der Geſchichte, in welcher ſich irgend ein Zweck derſelben ausprägt, iſt nicht die Rede. Demungeachtet iſt der Roman mit großer Handfertigkeit erbaut, obgleich der Hauptcoup der Intrigue, die ſich durch das ganze Werk ſchlingt, ein Coup, der gegen das Ende zu erſchütternd wie das Erwachen von einem ſchweren Traume wirken ſoll, ſchon am Anfang gar zu leicht vorhergeſehen werden kann. Übrigens ſind viele einzelne Situationen recht hübſch erfunden, und zeugen von Talent; aber der Adel des Genius fehlt, der den Roman zur Würde der Dichtung erheben ſoll. Die Überſetzung ſcheint nicht ohne Fleiß gemacht zu ſein, zeigt ſich aber häufig etwas plump und unbehülflich. —m—

17) Bilder ohne Rahmen. Von Heinrich Scheffer. 3 Theile. Marburg, Elwert. 1836.

Der Name des Verfaſſers iſt durch die „Wanderjahre“ dem deutſchen Publikum auf eine vortheilhafte Weiſe bekannt geworden. Dieſe Bilder ohne Rahmen können jedoch nicht dazu beitragen, die Hoffnungen zu erfüllen, welche durch das erſtgenannte Werk rege wurden. Dieſe Bilder ohne Rahmen enthalten die über Gebühr ausgedehnte und mit allzugroßer Eilfertigkeit behandelte Geſchichte eines Carbonaro, der zur Zeit des Kaiſerreiches in Italien ſeine Jugend unter freudigen Hoffnungen verlebte, und, in's Mannesalter getreten, immer auf neue politiſche Umgeſtaltungen hoffte, ohne ſeine Hoffnungen je erfüllt zu ſehen. Allzugroße Umſtändlichkeit bei Beſchreibungen und allzufreigebige Mittheilung von leidenſchaftlichen, nicht ſelten einſeitigen politiſchen Reflexionen werden dieſem Romane, welcher trotz aller Kraftanſtrengung des Verfaſſers doch keinen elektriſchen Funken enthält, einen ausgedehnten Kreis von Leſern, und die geſpannte Theilnahme derſelben entziehen. —m—

18) Lotosblätter. Von Adolfine. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Drei Erzählungen, welche ſämmtlich mit Geſchmack und Delikateſſe vorgetragen ſind. Hauptſächlich gilt dies Lob der zweiten Erzählung: Lisbeth, die ſchöne Holländerin. Hier hebt die ſanfte warme und duftige Färbung den einfachen Novellenſtoff faſt bis zur Transparenz des Mährchens. Die Erfindung der genannten Erzählung erinnert an Kleiſt's Käthchen. Die Stoffe der übrigen zwei Erzählungen ſind complicirter, und ſo zu ſagen, novelliſtiſcher, obgleich ſie auch nicht durch den Reiz des Ungewöhnlichen beſtechen. Indeß machen gerade in unſrer Zeit, wo ein Novelliſt den andern durch nachläſſig verarbeitete Maſſeneffekte zu überbieten ſucht, die Ruhe und Klarheit der Erfindung und die Sorgfältigkeit der Ausführung einen wohlthätigen Eindruck. —m—

19) Percy, Graf von Northumberland. Ein hiſtoriſcher Roman von der Prinzeß von Craon. Deutſch von Alvensleben. 2 Theile. Leipzig, Magazin für Induſtrie und Literatur. 1835.

Hier habt ihr einen hiſtoriſchen Roman mit dem Gottſeibeiuns in der Ouverture und mit den lieben Engeln im Finale; — was wollt ihr mehr?

In der Regel verlangt man nun von einem hiſtoriſchen Roman freilich etwas ganz anderes. Man will nämlich bis in die Tiefe der Seele motivirte, nach außen völlig abgeſchloſſene, und feſt auftretende Charaktere, man will Männer und Frauen ſehen, nicht blos ſolche, wie ſie ſein können, ſondern vorzüglich ſolche, wie ſie ſein ſollen, man will nach allen Verdrießlichkeiten und Migränen des eigenſinnigen Schickſals doch endlich zu einer Idee gelangen, die man auch für's Haus gebrauchen kann.

Die Prinzeſſin von Craon hat ſich die Sache leicht gemacht. Ein ſchwindſüchtiger Percy — mir fällt bei dieſem Namen ſtets der wackre Hotſpur ein, der ziemlich feſte Knochen hatte — wird in alle jene Niaiſerieen verwickelt, welche der loyalen Prinzeß Verfaſſerin nöthig ſchienen, von dem liederlichen Heinrich dem Achten von England herbeigeführt zu werden. Percy aber handelt im ganzen Roman nicht für ſechs Pfennige. Die übrigen Perſonen treiben es dafür deſto ärger, bis auf die Frauenzimmer, welche obligat unglücklich ſind.

Was, um des Himmelswillen, ſoll man mit einem ſolchen Machwerk anſtellen, in welchem keine Geſtalten, keine Gedanken ſind, und noch viel weniger eine Idee?! Verlohnt es ſich der Mühe, unſre, ohnehin mattherzige und ſchwachleibige Romanenliteratur mit Überſetzungen ſolcher Schalheiten vollends zu überſchwemmen und auszuwaſchen? Herr von Alvensleben hätte ſich die Mühe ſparen können, wenn anders er ſich welche gab, was — vielen ganz corrupten Stellen zufolge — ſehr zu bezweifeln iſt. 13.

Aus Mainz.

Mitte Februar, 1836.

Die Actien-Unterzeichnung für die Bahn von hier nach Frankfurt hätte dieſer Tage beinahe eine ſpeculative Revolution, d. h. eine Revolution der Speculanten bewirkt. Kaum war die Liſte aufgelegt, als auch ſchon die nöthige Summe unterzeichnet war, und nun entſtand unter den Saumſeligen ein Murren, daß man ſo wenig Geld bedürfe! In allen Geſellſchaften, in den Salons, in den Gaſthäuſern, bei'm Thee, in der Kneipe, überall discutirte man über die Eiſenbahn; man klagte die Handelskammer an, ſie habe die Sache nicht in eine National-, ſondern in eine Börſen-Angelegenheit verwandelt, und dabei ſich ſelbſt am beſten bedacht; man rottete ſich zuſammen, man ſprach von Creirung eines neuen Commitées, jeder wollte plötzlich Actionär ſein, jeder hegte den löblichen Gedanken einer ungewöhnlich günſtigen Dividende, — und das Commitée ſah ſich genöthigt, eine Supplementär-Liſte aufzulegen, um die temporäre Gewinnſucht zu beſchwichtigen; denn an das Gemeinwohl, das etwa durch die Eiſenbahn begünſtigt werde, mochten wohl wenige gedacht haben! Ob die ſanguiniſchen Hoffnungen, die man ſich von der Bahn nach Frankfurt einbildet, auf falſchen oder wahren Prämiſſen beruhen, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Das aber iſt gewiß, daß Mancher ſein ganzes Vermögen an dieſes mehr oder weniger precäre Unternehmen hängt, ohne ſich über dieſen Schritt nur die geringſte Rechenſchaft geben zu können. Dieſer und Jener unterzeichnet, folglich kannſt du auch unterzeichnen, — ſo ſchließen die Meiſten! Die Staatsregierung dagegen theilt dieſe Begeiſtrung nicht in dem Grade; ſie will auch Eiſenbahnen, aber ſie will ſie im wohlerwognen Intereſſe der Länder; ſie prüft die Unternehmung, die Verhältniſſe, die Pläne mit ſorgſamem Auge, und ſie thut wohl daran.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 46. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 23. Februar.

Der Negerknabe.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Ei, was?“ rief Pater Anſelm. „Aaron war auch ein kluger Mann und ein frommer dazu; dennoch ließ er ſich durch die thörigten Kinder Iſrael betölpeln, ihnen das goldene Kalb zu gießen und abzufallen von Jehova und Moſe. — Mithin — gilt mein Rath Ihnen noch Etwas, ſo thun Sie, wie David that, als er zittern mußte vor ſeinem Sohne Abſalon. — Ihr Entſchluß, ſich zu entfernen, ſteht ja ohnehin feſt; beſchleunigen Sie deſſen Ausführung; packen Sie ein, was der Herr Ihnen gelaſſen hat an beweglichen Gütern, Ihre Barren, Ihre Juwelen; dann ſchütteln wir den Staub von unſern Füßen, wandern nach Kap François, und beſtürmen Himmel und Erde, bis der Gouverneur einen Joab aufſitzen läßt ſammt ſeinen Schaaren, und dieſen wollen wir nicht bitten, daß er fein ſäuberlich umgehe mit dem Knaben Abſalon!“

„Ja, wir wollen fliehen!“ ſeufzte Rondellier, und ein Paar ſehr bittre Thränen überronnen ſein Geſicht. „Ich will meine Barren einſchiffen laſſen; ſein Sie mir hülfreich bei dieſem Geſchäft.“

Er holte ſeine Schlüſſel, ſchloß das Gewölbe auf, und ſtarrte ſprachlos zurück, auf die erbrochenen leeren Kiſten deutend, deren reichen Inhalt Duina einzeln in den Schooß der Erde verſenkt hatte.

Hoffnungslos, wie Rondellier, blickte der Mönch auf die Zeugen des hier verübten Verbrechens. Endlich ſchwoll ſein Ingrimm in Worten über ſeine Lippen: „O du heimtückiſcher, räuberiſcher Bube!“ ſchrie er. „Wie haſt du mich hintergangen? Wie haſt du mich einzuwiegen gewußt in Träume von deiner Treue! — Noch vor wenig Wochen — hören Sie mich an“ — er rüttelte an Rondellier's Arm — „noch vor wenig Wochen laſen wir von einem Hunde, der ſeinem Herrn treu geweſen war manches Jahr, und dennoch, als der Gebieter durch andere Hunde zerriſſen worden, Theil nahm an der Mahlzeit, welche der Leichnam bot. — Da ſchrie der Junge auf: „Das iſt nicht wahr! — Das hat ein Böſewicht erdacht, der nicht weiß, was Lieb' und Treue iſt!“ — So ſprach der hölliſche Heuchler, und die Thränen ſtanden ihm in den Augen und bewegten mich, einen Augenblick lang zu wähnen, daß auch ein Neger ein Menſchenherz in ſeiner Bruſt tragen könne. — Ermannen Sie ſich! — Nehmen Sie Ihr Kind auf den Arm, wir wollen dieſer Mördergrube Valet ſagen, bevor der Hochverräther zurückkehrt an der Spitze ſeiner Geſellen und die Hand aufhebt zum Prieſtermord und Vatermord und Schweſtermord.“

„Ja, kommen Sie! Wir wollen retten, was noch zu retten iſt: mein Kind! — O, ich habe noch viel behalten!“ ſtöhnte Rondellier und ging, um ſeine Carlota aufzuſuchen. — Aber in gleicher Abſicht kam die Bonne ihm entgegen; Marguerite hatte — angeblich auf ſein Geheiß — das Kind von ihr abgeholt.

„Auf mein Geheiß?“ ſtammelte Rondellier mit der Stimme eines Sterbenden, welche, Trotz ihrer Schwäche, das ganze Haus in Bewegung ſetzte. — Da gab endlich ein alter Diener die Auskunft, daß die Negerin, Carlota auf dem Arme, den Sklavenhütten zugeeilt ſei.

„Das iſt Verrath!“ ſchrie der Mönch. „Dieſe Marguerite ſteckt mit im Komplott, und hat ſich das Weib wirklich des Kindes bemächtigt, ſo iſt auch dieſe neue Unthat Duina's Werk! — Kommt mit mir!“ — ſo wandte er ſich an die weiße Dienerſchaft des Hauſes, — „begleitet mich; ich will mich hinſchleichen zu der Hütte, und will verſuchen, zu erſpähen, ob das hölliſche Heidengezücht es gewagt hat, Hand an das Kind zu legen."

Er ging, von dem geſammten Dienertroſſe begleitet, und Rondellier blieb mit der jammernden Bonne zurück, das Haupt, deſſen Schwere er nicht mehr zu tragen vermochte, auf den vor ihm ſtehenden Tiſch geſenkt.

Nach kurzer Zeit kehrte der Mönch, jedoch allein, zurück. „Meine Beſorgniß war leider gegründet," ſeufzte er. „Das Kind iſt gefangen! — Faſſen Sie ſich! Wir wollen es befreien und den Verrätherſtreich des ſchwarzen heimtückiſchen Buben vereiteln. Folgen Sie mir nach der Stadt; der Gouverneur muß uns Truppen geben, und ſollt' es uns das letzte Livreeſtück koſten, welches der diebiſche Knabe Ihnen gelaſſen hat. Vor Einbruch der Nacht ſind wir wieder hier, und dann ſoll keiner jener Bluthunde dem Rade entfliehen."

Bis zu dieſem Augenblick hatte der unglückliche Rondellier noch nicht völlig den Glauben an Yuina's Verruchtheit faſſen können, und ſelbſt für deſſen unläugbaren Abfall hatte ſeine Liebe zu dem Knaben eine Entſchuldigung in Yuina's Jugend und in der Blendung gefunden, mit welcher das Hirngeſpinnſt von Kron' und Scepter und Königswürde die Sinne und das Herz des Knaben bezaubert hatte. Jetzt aber, ſeit Carlota durch Marguerita geraubt, und Yuina's Einverſtändniß mit dieſem Weibe zweifellos geworden war, jetzt ſtand der Liebling ſeiner Seele als ein entſetzliches Scheuſal vor ſeinen Augen. Die bluttriefende Hand, welche geſtern ruhend auf Carlota's Stirn gelegen hatte, ſah er in ſeinem Wahne plötzlich von Carlota's Blut triefen, und dieſer fürchterliche Fiebertraum riß ihn aus ſeiner Betäubung auf. „Ich gehe nicht mit Ihnen!" ſchrie er dem Mönche zu, „ich bleibe bei meinem Kinde. Mein Kind will ich retten, oder mit ihm ſterben. Eilen Sie nach der Stadt, ſenden Sie mir Hülfe! Ich verlaſſe ohne mein Kind dieſe Mördergrube nicht."

Er flog davon, den Sklavenwohnungen zu, und der Mönch ſchürzte mit dem Gürtelſtricke ſeine Kutte auf, um ſeinen Weg mit größter Eile zurücklegen zu können.

Schon aus der Ferne ſcholl Rondellier ein wüthendes Gebrüll entgegen, welches aus dem langen, niederen Gebäude hervorbrach. Er beflügelte ſeinen Lauf und blickte jetzt durch die Lucken der Wände in das Innere dieſer weitläufigen Vierecke. Sämmtliche Neger und Negerinnen ſprangen mit ſchauerlichem Thiergeheul in grauſiger Tanzweiſe um Marguerite umher, welche, Carlota auf dem Arme ſchaukelnd, vergebens das geängſtigte Kind zu beruhigen ſuchte.

„Mein Kind! mein Kind!" ſchrie der verzweifelnde Vater, einen Eingang durch die verrammelte Hüttenthür' ſuchend. „Ungeheuer, gebt mir mein Kind!" (Fortſ. f.)

Streifzüge in das Gebiet der neueſten Literatur des Auslandes.

IV.

Edgar Quinet's „Napoleon," der das Unglück hatte, noch ehe er durch den Buchhandel an das Licht trat, bei dem neulichen großen Bücherbrande in der Rue du pot de fer ſaint Sulpice von den Flammen verzehrt zu werden, und wieder von Neuem aufgelegt werden mußte, ſcheint mir ein großartiger Mißgriff zu ſein, von der Art, wie er freilich keinem geringen Geiſte begegnen kann, aber doch immer ein Mißgriff. Es iſt jetzt bald ein Jahr her, daß ich in Straßburg an einem ſchönen Aprilmorgen mit dem unbeſchreiblich liebenswürdigen, feurigen und durch das Leben wie durch die Wiſſenſchaft gründlich gebildeten Dichter auf den Wällen mehrere Stunden lang luſtwandelte, in ein eifriges Geſpräch vertieft, deſſen Gegenſtand die Dichtkunſt, wie ſie ſich nach allem Gegebenen geſtalten müſſe, war. Quinet entwickelte mir ſeine Anſichten mit großem Eifer und behauptete vorzüglich, ſich beſonders auf deutſche Poeſie beziehend, daß die Poeſie ſich eine neue Bahn brechen, ſich größere Schätze aneignen und hauptſächlich die Philoſophie mit deren Reſultaten in ihre Kreiſe zu ziehen habe. Da es mir intereſſanter war, ſeiner glühenden Beredſamkeit zu lauſchen und ihn die magiſchen Ringe ſeiner Phantaſie ziehen zu ſehen, als ihn durch Einwürfe zu ſtören, ſo zog ich es vor, mich mehr paſſiv zu verhalten und ihn nicht zu unterbrechen, um ſeine ganze Perſönlichkeit auch ganz zu genießen. Er war ein Poet, der philoſophiſch ſchwärmte, alſo eine ſehr anziehende Erſcheinung. Damals hatte er ſich eben mit einer jungen liebenswürdigen und anſpruchsloſen Deutſchen vermählt, und arbeitete an ſeinem Napoleon. Er kam mir vor wie ein tüchtig geſchmiedetes Eiſen, das ſich in kaltem Waſſer zu Stahl härtet; franzöſiſche Geburt, franzöſiſche Glut, franzöſiſcher Scharfſinn, deutſche Bildung, deutſche Gründlichkeit und eine allerliebſte kleine deutſche Frau, — das muß wirklich einen tüchtigen, biegſamen und doch feſten und feinen Stahl geben. Wenn er nur erſt den Conflict der Philoſophie mit der Poeſie überwältigt hat und ihm ein gutes Schickſal alsdann Leben und Kraft vergönnt, ſo iſt Großes und Glückliches von ihm zu hoffen; denn der Poet behält den Sieg, das leidet keinen Zweifel. Mitten in ſolchem Conflicte ward unſer Schiller der Erde entriſſen, und je älter Deutſchland wird, deſto mehr wird es dies Unglück zu betrauern haben; es hätte ſich eines wahrhaft vollendeten Dichters im ſchönſten und reinſten Sinne des Wortes zu erfreuen, während ihm jetzt nur die Blüthen und nicht die Früchte dieſes edelſten Geiſtes geblieben ſind. Edgar Quinet hat etwas von Schiller in ſich; was, das läßt ſich nicht ſagen, denn die Worte machen es auf den Lippen erſtarren, aber es läßt ſich fühlen. Was er bisher lieferte, das ſind nur Studien, Merkzeichen, Meilenzeiger, die die Strecke des zurückgelegten Weges beurkunden und eifriges Fortſchreiten beweiſen; ſo ſein Ahasver, ſo auch dieſer Napoleon, in dem er epiſche und lyriſche Elemente zu vermählen ſtrebt, und philoſophiſche Reſultate in das Leben treten laſſen will, als etwas ſchon im Concreten Vorhandenes, was es auch unbedingt iſt, was aber in den Gedichten nie zum Bewußtſein kommen und prädominiren, ſondern nur dienend begleiten darf. Dieſe Elemente ſtoßen ſich feindlich ab; das hat der Verfaſſer gefühlt und ſie zu vermitteln geſucht. So iſt er denn deſcriptiv geworden, und der Rhetor hat in dem Poeten die Oberhand gewonnen; das aber iſt eben der große Mißgriff am Größten bei einem Gegenſtande wie Napoleon, der nicht geſchildert, ſondern geſehen ſein will. Quinet's Gedicht bietet dagegen weiter nichts, als die in ſchönen Verſen bald ſingend, bald recitirend vorgetragene Beſchreibung zu dem Gemälde Napoleon, voll ſchöner Stellen, voll guter und großer Gedanken, aber immer eine Beſchreibung, bei der Alles neben der Deutung der Situationen und der Nennung der Situirten, durchaus überflüſſig und daher wirkungslos erſcheint. Napoleon iſt nichts Lebendes mehr, kein Held, kein Mann, nur die Idee von einem Lebenden, einem Helden, einem Manne; das große Intereſſe, das wir Alle, die das Gedicht leſen, für ihn in unſerem Leben gefühlt haben, auch die Jüngſten ſelbſt, die Nachgeborenen, fällt weg; wir werden nicht daran erinnert; wenn man dagegen den Ségur lieſ't, da vergißt man's nicht. Daß man überhaupt jetzt philoſophiſche Probleme verkörpern will zu poetiſchen Charakteren, das iſt das größte Unglück für die Poeſie, und ruinirt uns alle Dichtung. In unſeren Romanen ſpazieren nur noch Ideen herum, verunglückte Ideen in Fracks oder Roben, aber keine Menſchen, und davon kommt es denn auch, daß unſere jungen Schriftſteller, aus Begeiſterung über ihre Ideen, eine ſo große Idee von ſich ſelber haben, und zuletzt auf die Idee gerathen, wenn das Ding nicht ſo recht geht, in ihnen verkörpere ſich die Märtyrerthumsidee unſeres Jahrhunderts.

(Schluß folgt.)

Die Hieroglyphen des Mondes.

Sir John Herſchel's

neueſte Entdeckungen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Soeben erſchien (bei Erie in Hamburg) eine Ueberſetzung der Berichte über Herſchel's aſtronomiſche Betrachtungen, welche zuerſt in Nro. [illegible] des London and Edinburgh philosophical Magazine and Journal of Science und einem dazu gehörigen Supplementhefte mitgetheilt wurden, Berichte, welche, obgleich ſie verbürgt ſein ſollen, unſerer Phantaſie eine neue wunderbare Welt öffnen. Unſere Leſer werden uns hoffentlich Dank wiſſen, wenn wir ihnen das allgemein Intereſſanteſte aus den (ausgegraben?) Entdeckungen in dieſen Blättern zur Anſchauung bringen; wir beginnen mit der Beſchreibung des Teleſkopes.

Das Objectivglas deſſelben hat 24 Fuß im Durchmeſſer, alſo gerade die ſechsfache Größe des Glaſes von Herſchel's berühmten Vater. Der Präſident der königlichen Societät, der Herzog von Suſſex, hatte ſich mit 10,000 Dollars an die Spitze einer Subſcription geſtellt, welche, um die Verfertigungskoſten des Rieſen-Inſtrumentes zu decken, eröffnet worden war, und der König ſelbſt verſprach, nachdem er erfahren, daß die Koſten ſich auf etwa 70,000 Pfd. Sterling belaufen könnten, und nachdem er ſich erkundigt, ob das koſtbare Inſtrument von Nutzen für die Schifffahrt ſein würde, Carte blanche für jede dazu erforderliche Geldſumme. Am 27. Jänner 1833 wurde denn eine Linſe von 14,826 Pfund, und nach der Schleifung und Politur faſt ſieben Ton's (1 Ton — 2000 Pfd.) — gegoſſen, deren veranſchlagte vergrößernde Kraft 42000fältig iſt.

„Es war daher zu vermuthen, daß es im Stande ſein würde, Gegenſtände unſeres Satelliten von wenig mehr als achtzehn Zoll im Durchmeſſer darzuſtellen, vorausgeſetzt, daß es möglich ſein würde, ihr Brennpunktsbild vermittelſt der Durchſtrömung künſtlichen Lichtes deutlich zu machen. Demgemäß war die Beſtätigung der Theorien des jüngern Herſchel und die Erfüllung ſeiner Wünſche nicht ſowohl im Allgemeinen von der bloßen erhellenden Kraft des Hydrooxygen-Mikroſkops abhängig, als vielmehr von der Anwendung derſelben auf die Focalbilder der Linſe. Er rechnete hauptſächlich auf die faſt unbeſchränkte Anwendbarkeit dieſes Inſtruments als eines zweiten Vergrößerers, welcher die Vorzüge der ſtärkſten Vergrößerungsgläſer übertreffen und deren Kraft weit hinter ſich zurücklaſſen würde."

Sir John Herſchel wurde nun von der Regierung beauftragt, den Durchgang des Merkurs durch die Sonne (am 7. November 1835), welcher auf der ganzen nördlichen Halbkugel unſichtbar war, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu beobachten. Am 4. September d. J. reiſ'te er in Begleitung des Dr. Andrew Grant, des Herrn Drummond, Artillerielieutenants ꝛc. und einer Menge der beſten engliſchen Mechaniker ab.

„Sie erreichten den Ort ihrer Beſtimmung nach einer ſchnellen und angenehmen Überfahrt, und begannen alsbald mit dem großen Transport der großen Linſe und des Zimmerholzes zur Sternwarte nach dem beſtimmten Platze: einem Raume flachen Landes von großer Ausdehnung und hoher Lage, ungefähr 35 Meilen öſtlich von der Capſtadt. — — Sir John bewerkſtelligte die Erſteigung der Hochebene vermittelſt zweier Geſpanne Ochſen, jedes aus vierzehn Stück beſtehend, innerhalb vier Tagen, und mit Hülfe mehrerer Abtheilungen holländiſcher Bauern begann er ſogleich den Bau ſeiner Rieſenwerkſtatt."

Wir übergehen die Beſchreibung des complicirten Mechanismus, und gehen zu den angegebenen Entzifferungen jener viel tauſendjährigen Mondeshieroglyphen über.

„Es war am 10ten des Abends, ungefähr um halb zehn Uhr, — der Mond ſtand ſeit vier Tagen im erſten Viertel, — als der Aſtronom ſeine Inſtrumente richtete, um den öſtlichen Mondrand zu beſchauen. Die ganze ungeheure Kraft des Teleſkopes ward in Anwendung gebracht, und dem Bilde des Brennpunktes etwa die halbe Stärke des Mikroſkopes applicirt. Als der Deckel des letztern abgenommen worden, erblickte man auf dem Geſichtsfelde, eine über die ganze Fläche deſſelben ſich erſtreckende, prachtvolle, deutliche und ſelbſt lebhafte Darſtellung eines Baſaltgebirges. Die Farbe deſſelben war grünlich braun, und die durch Zwiſchenräume auf der Leinwand genau begrenzte Breite der Säulen durchweg 28 Zoll. Nicht der geringſte Riß zeigte ſich in der zuerſt erſchienenen Maſſe; nach einigen Sekunden aber kam ein losgetrenntes Bruchſtück von fünf oder ſechs Säulen zum Vorſchein, ſechseckig von Form, und in der Zuſammenfügung der einzelnen Theile den Baſaltgebilden auf Staffa ähnlich. Dies umgeſtürzte Bruchſtück war mit einer dunkelrothen, dem Papaver Rhoeas, oder der Klatſchroſe unſerer ſublunariſchen Kornfelder vollkommen ähnlichen Blumengattung über und über bedeckt: dem erſten organiſchen Naturprodukte einer andern Welt, welches dem menſchlichen Auge enthüllt worden iſt."

„Die durch Entdeckung einer Pflanzenart im Monde herbeigeführte Entſcheidung einer wichtigen Frage war aber von zu großem Intereſſe, als daß ſie das Verſchwinden der erſtere nicht möglichſt verzögert hätten. Der Beweis war dadurch geliefert, daß der Mond eine der unſern ähnliche Atmoſphäre habe, in welcher organiſche, und daher auch mit größerer Wahrſcheinlichkeit lebendige Geſchöpfe ſich aufhalten. — Bei ihrem Übergange über die Leinwand erſtreckten ſich die Baſaltſäulen auf drei Durchmeſſer des Geſichtskreiſes. Darauf erſchien ein grüner Abhang von großer Schönheit, und doppelt ſo groß, als die vorhergehende Darſtellung. Dann kam eine Maſſe, faſt eben ſo hoch, wie die frühere, an deren Fuße ſie zu ihrer größten Überraſchung etwas ganz Neues, — einen Mondwald erblickten! — Die Bäume, ſagt Dr. Grant, waren während eines Zeitraumes von zehn Minuten unverändert von einer und derſelben Art, und allen bis jetzt von mir geſehenen, die großen Eibenbäume auf England's Kirchhöfen, denen ſie einigermaßen nahe kommen, etwa ausgenommen, ganz und gar unähnlich. — Sodann folgte eine ebene grüne Fläche, welche nach dem Bilde auf unſerer Leinwand, das 49 Fuß hielt, gemeſſen, mehr als eine halbe Meile breit ſein mußte; und hierauf ein Gehölz von ſo ſchönen, ſo unverkennbaren Tannen, wie ich ſie nur je im Schooße meiner heimathlichen Gebirge emporſproſſen ſah."

„— — Wir gelangten in eine Gegend, die uns in das größte Erſtaunen ſetzte. Es war ein eirundes Thal, bis auf eine enge Öffnung gegen Süden ganz umringt von Hügeln, roth, wie der reinſte Carmin, die unzweifelhaft aus lauter Kryſtalliſationen beſtanden; denn in den ſenkrechten Abſtürzen und Klüften — und dieſe fanden ſich ſehr häufig und von enormer Tiefe, — zeigten die ſenkrechten Abſchnitte gehäufte gleichmäßig aufeinander gefügte und in ſtarken Schichten übereinander liegende Maſſen vieleckiger Kryſtallformationen, welche nach dem Grunde der Abſtürze zu dunkler von Farbe wurden. Zahlloſe Waſſerfälle entſprangen dem Schooße dieſer Felſen, und einige waren den Gipfeln derſelben ſo nahe, und ſtürzten ſich mit ſolcher Macht herunter, daß ſie Bogen von vielen Yards im Durchmeſſer bildeten. Mir ſtand die Erinnerung an Byron's ſchönes Gleichniß: „Der Schweif des weißen Roſſes in der Offenbarung" lebhafter vor mir. Am Fuße dieſer Hügelreihe war ein vollkommener Kranz von Waldungen, welche das ganze Thal, deſſen Größe ſich ungefähr 18 bis 20 Meilen in ſeiner größten Breite, und 30 in der Länge, erſtrecken konnte, umringten. Kleine Gruppen von Bäumen aller Art waren über die Fläche zerſtreut, und hier war es, wo unſere Hoffnungen durch den Anblick belebter Weſen glänzend in Erfüllung gingen. Im Schatten der Bäume an der Südoſtſeite ſahen wir zahlreiche Heerden brauner Vierfüßler, die dem Äußern nach vollkommen den Biſonochſen glichen, aber etwas kleiner waren, als irgend eine Gattung des bos genus unſerer Naturgeſchichte. Ihr Schwanz war dem unſers bos grunniens ganz ähnlich; aber hinſichtlich ihrer halbmondförmig gekrümmten Hörner, des Buckels auf dem Rücken, der Größe der Wamme, und der Länge ihres zottigen Haares, glichen ſie vollkommen der Gattung, womit ich ſie zuerſt verglich; doch war die Bildung ihres Vorkopfes ſehr unterſcheidend (eine Bildung, die wir ſpäterhin bei allen Thieren, welche wir noch entdeckten, vorfanden): dieſe beſtand nämlich in einem großen fleiſchigen Wulſt oberhalb der Augen, der ſich quer über die Stirn bis zu den Ohren erſtreckte. Wir konnten dieſe haarige Bedeckung ganz deutlich erkennen; ihre Geſtalt war genau ſo, wie der Stirnputz der den Damen nicht unbekannten Haube der Königin Maria von Schottland, und mittelſt der Ohren bewegbar. Der Scharfſinn Dr. Herſchel's entdeckte ſogleich, daß dies eine weiſe Vorrichtung der Schöpfung ſei, um die Augen des Thieres gegen die zu großen Extreme des Lichts und der Finſterniß, welcher alle Bewohner der uns gegenüberſtehenden Seite des Mondes periodiſch unterworfen ſind, zu ſchützen. Das zunächſt von uns entdeckte Thier würde auf der Erde für eine Mißgeburt gehalten werden. Es war bläulichbleifarben, von der Größe einer Ziege, mit Kopf und Bart wie dieſe, und einem einzigen, ein wenig nach vorn gekrümmten Horne. Das Weibchen hatte weder Horn noch Bart, aber einen viel längeren Schwanz. Dieſes Thier fand ſich in ganzen Heerden, und namentlich an den ſteileren Abhängen der Bergwaldungen. Hinſichtlich des Ebenmaßes und der Zierlichkeit in ſeinen äußern Formen wetteiferte es mit unſerer Antilope, und gleich dieſer ſchien es ein munteres, lebhaftes Geſchöpf, das mit großer Schnelle ſich bewegte und unter unzähligen Poſſen gleich einem jungen Lamme oder Füllen, über den grünen Rain dahinſprang. Dieſes ſchöne Thier machte uns unbeſchreibliches Vergnügen. Das Poſſierliche ſeiner Bewegungen ſtellte ſich auf unſerer Leinwand ſo treu und deutlich dar, wie wenn man ſelbige auf der Tafel einer Camera obscura, von der es nur wenige Yards entfernt wäre, betrachtet hätte. Öfters machten wir den Verſuch, mit dem Finger auf den Bart oder Schwanz eines der Thiere zu tupfen, dann aber ſprang es ſo plötzlich davon, als ob es eine Ahnung von unſerer irdiſchen Unhöflichkeit gehabt hätte; doch ſogleich erſchienen wieder andere, die ſich ganz und gar nicht hindern ließen, die Kräuter und Gräſer abzunagen, wir mochten ihnen thun oder ſagen, was wir wollten. — Nunmehr begannen wir, den Mittelpunkt des Thales zu durchmuſtern, und fanden einen breiten vielarmigen Fluß mit hübſchen Inſeln und Waſſervögeln mancherlei Arten. Am zahlreichſten war eine Species des grauen Pelikans; indeſſen erſchien ein ſchwarz und weißer Kranich mit ungewöhnlich langen Beinen und Schnabel auch ſehr häufig. Augenſcheinlich waren ſie mit Aufſuchung ihres Fraßes beſchäftigt, und wir beobachteten eine ganze Weile ihre Bewegungen, in der Hoffnung, einen ſelenitiſchen Fiſch zu Geſicht zu bekommen. Aber obgleich uns dies fehlſchlug, erriethen wir doch leicht den Zweck, weshalb ſie ihre langen Hälſe ſo tief in's Waſſer tauchten. An dem obern Ende einer dieſer Inſeln wurde uns der kurze Anblick eines ſonderbaren amphibienartigen Geſchöpfes von runder Form, welches mit großer Geſchwindigkeit ſich quer über das ſteinige Geſtade dahinrollte und im Strome, der an dieſer Spitze der Inſel eine Wendung macht, uns aus dem Geſichte kam. —

(Schluß folgt.)

Druckfehler.

In Nro. 44. Seite 176. Spalte 2. Zeile 24 von unten lies man Schollengrieß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 47. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 24. Februar.

Die Hieroglyphen des Mondes.

Sir John Herſchel's

neueſte Entdeckungen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

(Fortſetzung.) *)

Leider waren wir genöthigt, dieſes ſchöne fruchtbare Thal undurchforſcht zu verlaſſen, da in der Mondatmoſphäre ſich Wolken anhäuften, während die unſrige klar und rein war.“

„Wir fanden jedes der drei Ovale im inneren Raume des Endymion“ (auf Blunt's Mondkarte Nro. 2) „vulcaniſch und unfruchtbar, den äußerlich ſie umgebenden oberen Theil aber ſehr reich mit allen erdenklichen Erzeugniſſen eines ergiebigen Bodens bedeckt. Dr. Herſchel claſſificirte nicht weniger als 38 Sorten Waldbäume und faſt zweimal ſo viel Pflanzen, die allein auf dieſer Strecke gefunden wurden, und ſehr verſchieden von denjenigen waren, welche man in Breiten näher dem Äquator findet. Unter den Thieren unterſchied Dr. Herſchel neun Gattungen Säugethiere und fünf eierlegende. Unter erſteren ſind eine kleine Sorte Rennthiere, das Elenthier, der gehörnte Bär und der zweifüßige Biber. Letzterer gleicht unſerm Biber in jeder Hinſicht, bis auf den Mangel eines Schwanzes und ſeiner fortwährenden Gewohnheit, nur auf zwei Füßen zu gehen. Er trägt ſeine Jungen im Arme, gleich dem Menſchen, und bewegt ſich mit leicht dahingleitendem Schritte; ſeine Hütten ſind beſſer und höher gebaut, als diejenigen manchen Stammes menſchlicher Wilden, und aus dem faſt in allen bemerklichen Rauch läßt ſich ſchließen, daß den Bewohnern der Gebrauch des Feuers bekannt ſei. Deſſenungeachtet unterſcheiden ſich nur Kopf und Schwanz (wie angeführt) von dem unſers Bibers, und nie wurde das Thier anders als am Ufer von Seen und Flüſſen geſehen, in welche man es ſich mehrere Secunden lang tauchen bemerkte.

Dreißig Grade ſüdlicher in Nro. 11 oder Cleomedes liegt ein ſehr großer ringförmiger Berg mit drei beſondern Kratern, welche ſchon ſeit ſo langer Zeit ausgebrannt ſind, daß das ganze ſie umgebende Thal, welches 11 Meilen im Umfange hat, dicht, faſt bis an den Gipfel der Hügel, mit Wald bedeckt iſt. Nicht eine Ruthe kahlen Landes, außer dem äußerſten Gipfel der Krater, findet ſich. Dieſer Krater konnte völlig überſehen werden, und kein Geſchöpf zeigte ſich, außer einem großen weißen Vogel, der einem Storche glich. — Am ſüdlichen Ende des Thals iſt ein natürlicher Bogengang oder eine Höhle von 200 Fuß Höhe und 100 F. Weite, durch die ein Fluß läuft, der ſich in einen 80 Fuß tiefen Abgrund von grauen Felſen ſtürzt, und dann meilenlang einen armigen Strom durch ſchöne, feldartige Gegenden bildet. — Zwanzig Meilen von dieſem Waſſerfall befindet ſich der größte See oder vielmehr das größte Binnenwaſſer, welches ſich auf der ganzen beleuchteten Oberfläche von 7½ Millionen Quadratmeilen findet, welche dieſe Seite des Mondes enthält. Die Breite dieſes See's iſt von Oſten nach Weſten 193 Meilen, und von Norden nach Süden 266 Meilen; ſeine Geſtalt nach Norden iſt dem bengaliſchen Meerbuſen nicht ungleich, und mit kleinen Inſeln beſetzt, die meiſt vulcaniſcher Natur ſind. Zwei derſelben auf der Oſtſeite ſind jetzt im heftigen Ausbruche; aber ſelbſt unſere am wenigſten vergrößernden Gläſer waren, des unſere Blicke umwölkenden Rauchs und Aſchenregens halber, noch zu groß, um ſie zu unterſuchen. Nach den Beobachtungen des Lieutenants Drummond durch unſer 2000mal vergrößerndes Spiegel-Teleſkop zeigten ſie große Pracht. In einer Bai auf der Weſtſeite des See's iſt eine 55 Meilen lange Inſel von halbrunder Form, über und über mit präch-

---

*) Durch Verſehen ſtand im vorigen Blatt: Schluß folgt.

tigen Naturſchönheiten, aus dem Pflanzen- wie aus dem Thierreiche, bedeckt. Die Hügel ſind mit großen Quarzkryſtallen von ſo reicher gelber und orange Farbe beſetzt, daß wir ſie anfangs für Flammenpunkte hielten, und ſo ſpringen ſie aus den glatten Hügelreihen hervor, die wie mit einem Sammtmantel bedeckt ſind. Selbſt in den bezaubernden kleinen Thälern dieſer Inſel konnten wir häufig dieſe prachtvollen natürlichen Spitzen ſehen, welche aus der Mitte dunkler grüner Gehölze, gleich Kirchthürmen in den Thälern Weſtmorelands, hervorſtiegen. Hier bemerkten wir zuerſt den Mondpalmbaum, welcher ſich von dem unſerer tropiſchen Länder nur durch die Eigenthümlichkeit beſonders großer, hochrother Blumen unterſcheidet, ſtatt des Spadix (Ährenbüſchels), der aus dem gewöhnlichen Kelche hervortritt. Wir entdeckten indeß keine Frucht auf irgend einem Exemplar: ein Umſtand, deſſen Grund wir in den großen (theoretiſchen) Extremen des Mondclima's zu finden glaubten. Deſſenungeachtet nahmen wir auf einer ſonderbaren Art von Baum Melonenfrüchte in großer Menge und in jedem Grade des Anſatzes und der Reife wahr. Die allgemeine Farbe dieſer Gehölze war dunkelgrün, doch nicht ohne gelegentliche Miſchung jeglicher Schattirung unſerer Waldjahrzeiten. Der hectiſche Überflug des Herbſtes war öfter über die Wangen des aufkeimenden Frühlings gegoſſen, und die freundliche Hülle des Sommers umgab an einigen Stellen Bäume, ſo blattlos, wie die Opfer des Winters. Es ſchien, als wenn alle Jahreszeiten ſich hier in ewiger Harmonie die Hand reichten. — Von Thieren ſahen wir nur ein niedlich geſtreiftes Quadruped, ungefähr 3 Fuß hoch: ein Miniatur-Zebra, welches immer in kleinen Heerden auf dem grünen Hügelmantel angetroffen ward; ferner zwei oder drei Arten langgeſchweifter Vögel, welche wir für Gold- und blaue Faſanen hielten. — Am Ufer dagegen erblickten wir eine zahlloſe Menge einſchaliger Muſcheln, und unter dieſen einige große flache, welche meine drei Gefährten ſämmtlich für Ammonshörner hielten; und ich geſtehe, ich war gezwungen, meinem ſkeptiſchen Glauben an Kieſel zu entſagen. Die Klippen längs dem Ufer waren ganz von der Fluth untergraben; ſie waren ſehr ausgehöhlt, und gelbe Kryſtallſtalactiten, größer als ein Mannsſchenkel, ſchoſſen auf allen Seiten hervor. In der That ſchien jede Wurzel dieſer Inſel kryſtalliſirt zu ſein; Maſſen abgefallener glänzender Steine fanden wir an jedem Ufer, das wir unterſuchten, und auf jedem Stück Land. — Das Ganze glich mehr einer Schöpfung orientaliſcher Phantaſie, als einer fernen Abweichung der Natur, welche durch die Macht der Wiſſenſchaft in den Bereich der Augen gebracht worden war. — Die auffallende Unähnlichkeit dieſer Inſel mit allen andern, welche wir auf den angeführten Gewäſſern gefunden hatten, ſo wie deren Nähe am feſten Lande, ließ uns vermuthen, daß ſie nicht einen Theil deſſelben gebildet habe, zumal ihre bogenartige Bai die erſte einer Kette kleinerer Inſeln einſchloß, welche directe dahinliefen. Dieſe Inſel war ein reiner Quarzfelſen, welcher der blauen Tiefe thurmartig, ohne Ufer oder Vorland, entſtieg; dabei glänzte ſie in der Sonne, wie ein Saphir, gleich all' den kleineren Inſeln, deren Beherrſcherin ſie zu ſein ſchien. Unſere Theorie wurde ſchnell beſtätigt, denn das ganze Ufer des Feſtlandes war mit dieſen unerreichbaren Juwelen beſetzt und bethürmt, und als wir unſer Glas ſo ſtellten, daß es den äußerſten Rand des erleuchteten Umkreiſes des Planeten einſchloß, konnten wir ſie noch durch eine Region von hunderten von Meilen in gedrängten Reihen ſchimmern ſehen. Wirklich konnten wir das Ende dieſes Zauberlandes nicht erforſchen, denn da die Libration des Planeten dieſe Gipfel unſeren Blicken entzog, ſo entfernten wir uns von ſeiner weſtlichen Gränze."

„In einem mächtigen natürlichen Amphitheater, deſſen rothe Fronte mit ſtürzenden Cascaden und ſchroffen Höhlen ausgebreitet lag, bemerkten wir vielfältig lange Reihen eines gelben Metalls, das aus den Spalten der horizontalen Schichten in wildem Netzwerk oder in geradehängenden Zweigen hing. Wir ſchloſſen demzufolge, daß es Jungferngold ſei, und hatten keinen Münzmeiſter bei der Hand, um das Gegentheil zu beweiſen. Indem wir die Ebene ſuchten, über die wir den Wald in allen Wolkenbildungen der Luft hatten hinſtreichen ſehen, wurden wir auf's Neue durch die Entdeckung von Thieren erfreut. Das erſte, welches wir bemerkten, war ein Quadruped mit einem erſtaunlich langen Nacken, einem Kopf, wie der eines Schaafs, und zwei langen ſpiralförmigen Hörnern, die ſo weiß wie geglättetes Elfenbein waren und mit einander perpendikulär parallel ſtanden; der Körper war rothwildartig, aber die Vorderbeine unverhältnißmäßig lang, und der Schwanz, welcher ſehr buſchig und ſchneeweiß war, kräuſelte ſich hoch über den Rumpf, und hing zwei oder drei Fuß zur Seite nieder. Die Farben des Thieres waren glänzend kaſtanienbraun und weiß, in ſcheckigen ſcharfbegrenzten Flecken, von unregelmäßiger Form. Es wurde nur paarweiſe, in Zwiſchenräumen in der Waldung gefunden, und wir hatten keine Gelegenheit, uns von ſeinen Gewohnheiten zu überzeugen. Indeß vergingen nur ein paar Minuten, als ſchon drei Proben eines andern Thiers erſchienen, das uns Allen ſo wohlbekannt war, daß wir bei ſeinem Erſcheinen in einem fernen Lande recht tüchtig lachten. Dies waren nämlich nichts mehr oder minder als drei große gute Schaafe, die den Meierhöfen in Leiceſterſhire oder den Fleiſchbänken von Leadenhallmarket keine Schande gemacht haben würden. Bei der ſorglichſten Unterſuchung konnten wir kein Zeichen finden, welches die Schaafe von den unſrigen unterſchieden hätte: ſie hatten nicht einmal den Zubehör über den Augen, den ich als den Mondquadrupeden ſonſt eigenthümlich beſchrieben habe. (Schluß f.)

Streifzüge in das Gebiet der neueſten Literatur des Auslandes.

(Schluß.)

Edgar Quinet nimmt ſeinen Napoleon aus der Wiege in Empfang; er zeigt Lätitia, die über der Zukunft ihres Sohnes ſich in Sinnen vertieft. Dann eilt der Knabe nach Frankreich, ſeine kriegeriſche Erziehung, ſeine erſten Feldzüge, ſein erſter Ruhm wird geſchildert und plötzlich durch einen lyriſchen Erguß unterbrochen. Es iſt eine Liebesbotſchaft Joſephinen's an Napoleon, die poetiſch ſchön, aber nach meinem Gefühl nicht poetiſch wahr iſt. Sie möge hier in flüchtiger, jedoch wörtlicher, rythmiſcher Übertragung als

Probe folgen, wie ſie den 10ten Abſchnitt des Gedichtes bildet:

Botſchaft.

Bote fort! Noch ſchlummert Alles;
Eile fort nun in der Nacht,
Bei der Hörner Klang, zur Stunde,
Wo auf ihrem Liebeskelche
Seufzt und weint die Nachtigall;
Wo der Stern den Tag erweckt;
Wo aus Wolken Morgenröthe
Brechend, überraſcht der Botſchaft
Tief Geheimniß. Fort, mein Bote!
Bote, fort! Dir folgt mein Herz,
Deine Spur ſtrahlt meinen Blicken.
Warum biſt du nicht die Schwalbe?
Dorthin flögeſt du wie ſie.
Und du ſäheſt auf dem Wege
Einen erzgeſtirnten Krieger.
Bring' ihm meinen Brief, geſchloſſen,
Und von Thränen noch befeuchtet.
„An Napoleon Joſephine.“
Mitten unter Cymbellärmen,
Wenn um dich die Kugeln pfeifen,
Denkſt du wohl noch meines Namens?
Mitten im Geſchrei des Heeres,
Wenn du träumſt, träumſt du von mir?
Nein, du träumſt nur von dem Feuer,
Vom Geſchütz, von Königszelten.
Liebend, liebſt du nur dein Schwert,
Blutgenetzt an deiner Seite,
Hundert Mal mehr als dein Weib,
Bleich und ſtumm auf ſeinem Lager.
Sage, haſt du dich verlobt mit
Arcole, mit Rivoli,
Mit der Jungfrau wohl von Lodi,
Oder mit der Leichenjungfrau?
Haſt du deinen Ring geſteckt
An der Schlachten blut'gen Finger,
Um ſie bis an's Grab zu lieben,
Mehr als deine Brüder, Schweſtern?
Was ſind dir denn meine Thränen?
Wenn dein Stern dir leuchtet, ſagt man,
Daß du ſtets, bei Nacht, bei Tage
Dort, ſeitdem ich ward verwittwet,
Ein blutdurſt'ger Löwe ſeieſt.
O wie gerne, vom Balcone,
Säh' ich dich vorüberreiten,
Wenn mit ihren goldnen Lippen
Die Drommete ſchmetternd zittert;
Wenn in Trauer tief gehüllet,
Eine Stadt, für dich, die Schlüſſel
Hin auf ihre Schwelle legt,
Deine Schärpe ſich entfaltet,
Wenn die holden Frau'n Italiens
Unter den Orang'bäumen
Niederſitzen, und dann ſagen:
„Wahrlich, ſchön war dieſer Abend.“
Iſt es wahr, daß in dem Staube
Nieder auf die Schultern rieſelnd
Blutend deine langen Haare
Hängen, wie der Buſch am Halme;
Daß im Schatten Rivoli's
Deine Stirne noch erbleichte;
Daß das Blutbad und der Durſt,
Dein Geſicht ſo abgemagert?
Jede Nacht erwart' ich dich,
Zähle ſchlummerlos die Stunden;
Jede Nacht, wenn Stürme toben,
Wein' ich, ohne dich, um dich.
Wann kehrſt du zurück vom Kriege?
Deine Kämpfe zu erneuen
Haſt du denn aus ihrem Staube
Dir erweckt die alten Krieger;
Willſt du, an der Erde Ende,
Blutend, ohne Brod und Schuhe,
Im Phantome deines Ruhmes,
Schleppen dieſe Schreckphantome?
Warteſt du, um mich zu ſehen,
Bis ich dir zu Füßen ſterbe;
Bis ſtatt Binde, eine Falte
Jeder Sieg um deine Stirn
Schlingt, bis dich gebeugt die Laſt,
Oder eine ew'ge Wunde
Dir dein Herz, das noch weit kälter
Iſt als ſie, erſtarren macht;
Oder bis in tiefer Trauer
Deine Grenadiere ſchweigend
Dich im Sarg, einbalſamiren?
Liebſt du mich, ſo laß das Heer,
Laß das Lager und den Rauch!
Schlaf' ich ein, ſo träum' ich nur
Von Nachteulen, Todtenvögeln.
Mehr vermag ich nicht zu ſagen.
Kehre oder ich muß ſterben.
Schreibe dir's mit meinen Thränen
Und erwarte meine Botſchaft.
Lebe wohl.“

Das iſt geſchminkte Poeſie, aber keine wahre. Man vergleiche einmal damit die wirklichen Briefe Napoleon's und Joſephinens aus jener Zeit, die die fromme Tochter Hortenſe uns als ein Heiligthum überliefert hat. Napoleon erwiedert nun in eben ſolchem Briefe, daß er ſie liebe und ſtets an ſie denke, unter Anderem auch ſagt er:

Mein Herz ſchlägt nur in meiner Bruſt,
Wenn ich bei dir; in den Gefechten
Iſt es von Erz; im Kugelregen,
Wenn ich den Plan der Schlacht entworfen
Des Abends auch auf der Lafette
Gedenk' ich deiner, — deines Namens
Erinnr' ich mich ſtets, wenn der Raſen
Im Todtenblut die Blümchen badet. u. ſ. w.

Wie ſpielend und ſchielend iſt das! — Wie konnte ſich Quinet nur ſo vergreifen und Napoleon auf dieſe Weiſe kokettiren laſſen? Er führt ihn nun nach Ägypten; das Land des Nil ahnt ſchon ſein Kommen und erbebt; die Pyramide der Wüſte bekommt eine Stimme und ruft:

Où l'as tu vu passer, vent qui viens d'Italie?
Où l'as tu vu passer, mer d'orages remplie?
Dis, viendra-t-il bientôt, ou ce soir ou demain,
Aux pélérins d'Alep demander son chemin?
De mon faite éternel, si je pouvais descendre,
J'irais, agenouillée, au bord des flots l'attendre.
Ah! qu'il tarde à venir! Cigognes du Carmel
Sur mon faite montez. Voyez vous sous le ciel
Un épervier de Corse? — Oui, j'ai vu sa grande aile
Là-bas, sa griffe saigne, et son oeil étincelle.
Epervier d'Aboukir, ferme ton aile d'or
Sauve-toi dans ton nid, pélican du Thabor. *)

In dieſem Tone iſt das ganze Gedicht gehalten; überall ſolche Declamation, ſolche Anreden; Alles gewinnt Leben und Stimme, aber aus dieſem poetiſchen Pantheismus guckt ſtets nur die ſubjektive Monade, Quinet, heraus. — Napoleon eilt von Siegen zu Siegen, von Staffel zu Staffel, zur höchſten, wo ihn der ſterbende Montebello warnt, aber nichts hält ihn auf, bis es denn endlich ebenſo wieder bergab geht. Trotz dem vielfachen Wechſel der Formen und der Redenden, iſt dennoch aus natürlichen Gründen eine Monotonie in dem Werke, der zuletzt auch die ſtederfeſte Geduld unterliegt. — Der Hauptfehler aber bleibt der, daß

---

*) Wo haſt du ihn vorüberziehn ſehn, Wind, der du aus Italien kommſt? Wo haſt du ihn vorüberziehn ſehn, Meer von Stürmen erfüllt! Sagt, kommt er bald, wird er heute Abend oder morgen die Pilgrime von Aleppo um den Weg zu mir befragen. Könnte ich herabſteigen von meinem ewigen Gipfel, ſo würde ich ihn keineswegs am Ufer erwarten. O! wie zögert er zu kommen! Störche des Karmel, ſchwingt euch auf meine Spitze! Seht ihr unter dem Himmel einen korſiſchen Falken? Ja, ich habe ſeinen großen Fittig dort unten geſehn, ſeine Kralle blutet und ſein Auge funkelt. Falke von Abukir, ſchließe deine goldenen Flügel; rette dich in dein Neſt, Pelikan des Thabor. u. ſ. w.

das ganze Poem eines feſten, poſitiven Grundes völlig ermangelt, in dem es wurzeln ſollte, und der um ſo nothwendiger iſt, als es die poſitivſte Erſcheinung unſerer Tage behandelt.

Franzöſiſche Journale preiſen dieſen Trank aus Mimers Quell über die Maßen. Ich habe hier keine Recenſion liefern wollen, was überhaupt Form und Tendenz dieſer Streitzüge, ſo wie der ihnen vergönnte Raum nicht geſtatten, ſondern nur ein Brauſepulver für diejenigen meiner Landsleute, die ſich aus moderner Gallomanie leicht darin berauſchen könnten. — Schließlich will ich auch enthüllen, daß ich das Geheimniß gefunden zu haben glaube, wie man dem Verfehlten des Gedichtes gründlich abhelfen könnte. Ich meine, man müßte von den zwanzigtauſend Verſen, die es enthält, achtzehntauſend ſtreichen; dann würde freilich nur ein Torſo bleiben, aber dieſer Torſo wäre ein Meiſterwerk.

Für die Schwachen an Geiſt erlaube ich mir ausdrücklich zu wiederholen, was ich bereits oben ſagte: Quinet's Napoleon ſcheint mir ein großartiger Mißgriff zu ſein, aber von einer Art, wie er keinem geringen Geiſte begegnen kann. — Darüber ließe ſich freilich ein ganzes Buch ſchreiben.

O. L. B. Wolff.

Lätitia Bonaparte.

Ein Künſtler, — er unterzeichnet ſich R. — dem auf angelegentlichſte Empfehlung des Fürſten von Montfort, im Frühlinge 1834, der Kaiſerin Mutter im Pallaſt Rinuccini zu Rom aufzuwarten geſtattet worden, erzählt im Journal du Commerce v. 17 d., wie gütig die hochehrwürdige Matrone ihn aufgenommen, mit welcher tiefen Empfindung ſie ſich nach allen ihren entfernten Angehörigen erkundigt, und wie dann Thränen bald freudiger bald ſchmerzlicher Rührung das abgezehrte, bleiche Antlitz herabgeſtrömt. Nachdem es ihm nun eine längere Zeit vergönnt geweſen, ſich des Anblick's der erhabenen Greiſin zu erfreuen, ſei Herr Rodaglia, ein Offizier der alten Armee, eingetreten, der einige franzöſiſche Tagblätter in der Hand haltend, der Kaiſerin Mutter über die eingelaufenen Nachrichten zu berichten gekommen, und gleich des Umſtandes Erwähnung gethan, daß in der Deputirtenkammer die Rede davon ſei, dem König das Recht zu verleihen, jedem Mitglied der kaiſerlichen Familie, welchem er wolle, die Rückkehr nach Frankreich zu geſtatten. „Frau Lätitia,“ — ſo fährt nun der Erzählende fort, — „Frau Lätitia ließ ſich die Nachricht wiederholen. O, dieſesmal, glaubte ich, die Bewegung werde ihr den Tod bringen. Eine nervöſe Convulſion durchzuckte Wangen und Hände; ſie bewegte ſich unruhig auf ihrem Schmerzenslager und ſprach mit einer Kraft, die ihr aus der Seele kam: „„Meine Söhne haben von Niemand eine Gunſt zu empfangen; ſollten ſie nach Frankreich zurückkehren, als einfache Bürger — und um unter dem Volke zu leben, ſo könnte dies nur dann der Fall ſein, wenn der Wille der Nation ſie aus der Verbannung zurückriefe. Wenn aber einer derſelben, jenen Fall ausgenommen, eine ſolche Gunſtbezeugung annähme, dann möchte ich ſo viel Kraft haben, um ihn mit meinen Händen zu erſticken.““

„Bis auf dieſen Augenblick,“ damit ſchließt der Berichterſtatter, hatte ich nur die kränkliche Frau geſehen, — die Mutter, die ihre Söhne beweint; — aber in dieſer Antwort, bei dieſer galvaniſchen Erſchütterung des Skelett's, erkannte ich das kaiſerliche Blut; und von dieſem Kalvarienberge herabſteigend, wiederholte ich mir ganz leiſe — indem ich ſie auf die Umſtände anwandte, — die Worte des römiſchen Hauptmanns: „„Fürwahr, dieſe iſt wirklich die Mutter Napoleon's.““ —

Frankfurt, 10. Februar. — (Muſik.)

Das vorletzte Muſeum brachte uns Beethoven's Symphonia Eroica, und den erſten Satz des berühmten Hummel'ſchen A-Moll-Concerts, von Herrn Richter, einem jungen Zögling des Herrn Suppus, recht wacker vorgetragen. — Eine ungewöhnliche Nettigkeit der Paſſage und des Trillers zeichnen ſein Spiel aus. Auffallend war, daß unter dem Treibjagen, das der junge Mann mit den ſchwarzen leichtfüßigen Notenpunkten hielt, weder Takt noch Deutlichkeit litten. In dem Clarinett-Concertante, von einem Herrn Springer geſpielt, war der Vortrag zu loben, dem Tone jedoch weniger Schalmeiartiges zu wünſchen.

Concerte gaben Herr J. Artôt, Violiniſt aus Paris und die Clavierſpieler Richard und Cäcilie Mulder. Das reiſende Virtuoſen Geſchwiſter-Paar wird überall Glück machen, wo der reine Geſchmack das Urtheil nicht beſtimmt. — Herr Artôt iſt kein Künſtler erſten Ranges, ſonſt würde ſein Spiel die allgemeine Kritik nicht in zwei ſich widerſprechende Hälften getheilt haben. Ich bekenne mich zu jener, die dieſes Virtuoſen vielſeitig ausgebildeten Mechanismus lobt, deſſen Vortrag aber als unzart und manierirt tadelt. — Auf beiden Concert-Zetteln hieß es nun wieder: Herr Guhr werde die gefällige Leitung übernehmen, das heißt aber nichts anders, als: Herr Guhr ſchlägt einigemal den 3 oder 4 Viertel Takt, und geht ſo bald, als möglich, nach Hauſe. Oder will man dadurch die ſchwere Schuld der nichtswürdigen Zuſammenkoppelung ſolcher ſinnwidrigen Tonſtücke und barmherzigen Declamationen auf die gefälligen Achſeln des Herrn Guhr laden? Das glaubt doch Niemand. Ich aber bedankte mich jedenfalls für die Ehre, auf jeder Tafel ſolcher Galimatias-Concerte als Schaugericht zu prangen!

Herr Jaskewitz vom Mainzer Theater trat den 6. Februar als Figaro im Barbier von Sevilla und den 7. als Don Juan auf. — Eine gefällige Geſtalt bei rüſtiger Jugend, Lebendigkeit der Mienen und des Geſtes, eine volle, 2 Octaven umfaſſende Stimme, (fis-fis) und eine ſehr deutliche voluble Ausſprache waren die Vorzüge, womit dieſer Künſtler uns in der *erſtern* Parthie um ſo mehr imponiren konnte, da dieſelbe weniger eine ſinnige, rein äſthetiſche, als eine behende, mehr die *äußern* Kräfte entwickelnde Darſtellung erfordert. Deßhalb legte ſich in der Rolle des Don Juan jener Beifallsſturm bedeutend wieder. *Hier* vermiſſe ich den feinen Anſtand, womit der adelige Wüſtling das gemeine Laſter liebenswürdig zu machen verſteht. Aber was noch mehr, hier vermiſſe ich auch den gebildeten *Sänger*, da hier der Mangel an Schule nicht ſo leicht hinter einem glücklichen Naturalismus zu verbergen iſt.

Ich theile die Begierde des Publikums, Herrn Jaskewitz, dieſen jedenfalls hoffnungsvollen Künſtler, in Parthieen zu hören, die ſeinen mehrſeitigen Gaben einen größern Spielraum, und mir ein umfaſſenderes Urtheil gewähren.

7.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 48. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 25. Februar.

Noch einige Worte über den Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde.

Es iſt wohl natürlich, daß eine Erſcheinung, welche auf Viele anregend gewirkt hat, zu wiederholtenmalen und von verſchiedenen Standpunkten aus betrachtet werde, und es iſt dieſes der geiſtigen Bildung von jeher nur förderlich geweſen; nur aber ſollten die von einander abweichenden Beurtheiler die anders Denkenden nicht umwandeln und durchaus zu ihrer Meinung herüberbringen wollen. Nur eine menſchliche Wiſſenſchaft rühmt ſich bekanntlich mit Recht einer ſchlechterdings zur Überzeugung zwingenden Gewalt, die reine Verſtandeswiſſenſchaft der Mathematik: bei allen andern Anſichten und Auffaſſungen geiſtiger Gegenſtände läßt die Sache ſich nicht weiter führen, als daß ein jeder die Gründe, die ihn zu ſeinem Urtheile beſtimmen, möglichſt klar entwickle; verfehlen ſie die gewünſchte Wirkung auf den Sinn des Anderen, nun, ſo ſcheide man freundlich und mit Anerkennung des unbeſtreitbaren Rechtes der eigenen, ſelbſtſtändigen Überzeugung. In dieſem Sinne ſei es auch uns geſtattet, über das genannte Buch Einiges zu bemerken.

Es treten in demſelben drei wohl zu unterſcheidende Gegenſtände uns entgegen: die Verfaſſerin, Göthe in ſeinem Verhältniſſe zu ihr und der eigentliche Inhalt des Buches ſelbſt.

Ein Urtheil über die Perſönlichkeit des Schriftſtellers, obgleich ſonſt bei den meiſten literäriſchen Erzeugniſſen mehr oder weniger in den Hintergrund tretend, würde bei einer Hervorbringung dieſer Art ganz an ſeiner Stelle ſein, weil wir es hier eigentlich nur mit der vielfältigſten Darſtellung einer Perſönlichkeit zu thun haben. Wo Bekenntniſſe vorliegen, da ſind wir berechtigt, das Weſen des Bekennenden, ſo weit es in ſeinem Buche ſich ausſpricht, jeder Art von Prüfung zu unterwerfen und hiernach die Wirkungen zu ermeſſen, die es bei dem Betrachtenden hervorbringen muß. Wir berühren indeſſen dieſen Gegenſtand durchaus nur in ſo fern, als er unſere literäriſch-äſthetiſche Frage unmittelbar angeht.

Als Vervollſtändigung des Bildes von Göthe's Charakter iſt auch dieſer Beitrag von großem Intereſſe, denn er gibt uns, wenn auch keine neue Aufſchlüſſe, doch eine merkwürdige Beſtätigung des Bekannten. Auch hier zeigt ſich Göthe, wie er die verſchiedenartigſten Erſcheinungen des reich geſtalteten Lebens an ſich herankommen läßt, ſie in ſich aufzunehmen ſcheint, und dabei doch immer ſeine ruhige und unerſchütterte Eigenthümlichkeit bewahrt. Mild, freundlich, mit leiſe durchſchimmerndem Scherz über die Natur, die das Verhältniß annehmen will, und, was gar keinen Berührungspunkt darbietet, gänzlich unbeachtet laſſend und ablehnend, ſo ſehen wir ihn hier den feurigen Strom, wo nicht beherrſchen, doch von ſich abwehren; nur daß wir freilich in einer Hinſicht unbelehrt bleiben, indem nirgends mitgetheilt wird, wie ſpäterhin die Trennung erfolgt ſei, auf welche die Briefe am Ende des zweiten Bandes uns ſchließen laſſen, in welchen über Zurückſtoßung geklagt wird. Wir erinnern hier an Göthe's Briefe an Lavater, in denen er, bei aller Freundlichkeit, die ſich in ihnen ausſpricht, doch ſo beſtimmt alles ihm Fremdartige abweiſ't und ſo klar den Punkt bezeichnet, wo allein eine Vereinigung zwiſchen ihm und dem in allem Übrigen ihm ſo heterogenen Geiſte möglich ſei.

Beachten wir nun aber, ſo weit es für unſere Beurtheilung des Buches unerläßlich iſt, das Verhältniß der Verfaſſerin zu dem großen Dichter, wie eine jede Zeile dieſer Briefe es kund gibt, ſo wäre hier wohl vor Allem die Frage zu beantworten, ob und in wie weit dieſes Verhältniß ein naturgemäßes heißen könne, denn hiervon wird der Eindruck dieſer Ergießungen auf den natürlich denkenden Leſer hauptſächlich abhängen, indem eine wenn auch noch ſo wahre und gelungene Entwickelung unnatürlicher Zuſtände auf die Länge nicht erfreuen kann. Uns wenigſtens ſcheint in allen menſchlichen Dingen und alſo auch in der poetiſchen Sphäre, dem einfachen Menſchenverſtande und Menſchenſinne die erſte Stimme zu gebühren, und jedes, auch das erhabenſte und phantaſiereichſte Dichterwerk zunächſt auf dieſer Grundlage ruhen zu müſſen, um wie viel mehr alſo ein Verhältniß und eine Schilderung deſſelben, denen das wirkliche Leben noch ſo nahe liegt. Fragt man nun aber: welches hätte denn nun wohl nach dem Urtheile dieſes einfachen Menſchenſinnes das natürliche Verhältniß der Schreiberin zu Göthe ſein müſſen, alſo eines jugendlichen, an Geiſt, Gemüth und Bildung reich begabten weiblichen Weſens zu dem hochgefeierten Dichter, dem bereits in die ſpätere Lebenszeit vorgeſchrittenen, vermählten Manne; ſo dürfte, wie uns dünkt, die Antwort folgende ſein: naturgemäß wäre hier wohl nur Verehrung, ſtolze Freude über einen ſo erhebenden und bildenden Verkehr, ſchüchterne Beſcheidenheit in der Mittheilung der eigenen Zuſtände und Stimmungen, lebhaftes Verlangen, aus einer ſolchen Quelle Belehrung über die höchſten Fragen zu ſchöpfen. Sollte aber dieſe unſere Anſicht die richtige ſein, ſo wäre wohl auch klar, wie wenig dieſe Ergüſſe einer ſchwärmenden Liebe, dieſe orakelmäßig belehrenden Ausſprüche über die tiefſten Verhältniſſe des Lebens und das innerſte Weſen der Kunſt, wie ſie hier auf jedem Blatte uns begegnen, für eine naturgemäße Richtung gelten können.

In welcher Weiſe aber ſpricht dieſe Richtung ſich aus? In der Weiſe, in welcher alles unklare und einförmige Gefühlsweſen, und wäre es noch ſo warm und innig, ſich immer ausſpricht und ausſprechen muß, in gänzlicher Formloſigkeit. Es iſt die endlos monotone Wiederholung des nämlichen, überſchwenglichen, Alles vermiſchenden, Alles in ein einziges vages Element auflöſenden Gefühles. Gott, die Natur, die Kunſt, Göthe, das eigene Herz, Morgenroth, Abendglanz, Sternenſchein, Nachthauch, ſich ſchaukeln auf den Wipfeln mächtiger Tannen und Eichen, leiſe Schauer auf gefahrvollen Klippen und Burgruinen, und in allem dieſen den Geliebten ſehen, hören, fühlen, ihn einathmen, von ihm durchdrungen werden, das kehrt immer und überall wieder, wenn nicht etwa mächtige Zeitereigniſſe — wie der Aufſtand der Tyroler — faſt gewaltſam zu einer auf ein Wirkliches gegründeten und natürlicheren Stimmung hinnöthigen; dies geben uns zehn Seiten ſchon in ſolcher Genüge, daß zehn folgende Bände der Art uns nichts Neues mehr bieten könnten. Vor Allem aber herrſcht in den Abſchnitten über Muſik — Göthe ſelbſt nennt ſie mehrmals Exploſionen — das im Ganzen waltende unklare und chaotiſche Weſen in einem Grade, welcher für unübertrefflich gelten könnte, wenn nicht die Exploſionen über Kunſt, mit welchen der zweite Band ſchließt, ſelbſt hier noch einen Vorrang behaupteten. Sollten wir das Ganze von dieſer Seite mit irgend etwas in unſerer Literatur vergleichen, ſo läge wohl Novalis ſehr nahe: es ſcheint uns der Art dieſes Schriftſtellers mehr als nur ähnlich, es ſcheint uns faſt rein idealiſch mit ihm zu ſein: auch liegt die erſte Entſtehung dieſer Sendſchreiben nicht ſehr ferne von der Zeit, in welcher einſt Novalis ſeine vorübergehende aber damals mächtige Wirkung hervorgebracht hat.

(Schluß folgt.)

Die Hieroglyphen des Mondes.

Sir John Herſchel's

neueſte Entdeckungen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

(Schluß.)

„Jetzt erſchienen ſie in großer Anzahl, und bei dem Zurückſtellen der Linſen fanden wir ſie in Heerden über einen großen Theil des Thals verbreitet. Ich brauche wohl kaum zu ſagen, wie begierig wir waren, Hirten zu dieſen Heerden zu finden, und ſelbſt ein Menſch mit blauem Schürz und aufgekrämpten Ermeln wäre ein willkommner Anblick für uns, wenn auch gerade nicht für die Schaafe geweſen; dieſe weideten aber im Frieden, Herren ihrer eigenen Weiden, ſowohl ohne Beſchützer als Verderber in Menſchengeſtalt.“

„Endlich näherten wir uns der Geſichtslinie nach dem See hinaus, wo das Thal ſich bis zu einer Meile in die Weite verengt, und auf beiden Seiten eine Scenerie darbietet, welche ſowohl in pittoresker als romantiſcher Hinſicht über alle Beſchreibung erhaben iſt. Nur die Einbildungskraft, auf den Flügeln der Dichtkunſt getragen, könnte Gleichniſſe aufſtellen, um die wilde Erhabenheit dieſer Landſchaft zu ſchildern, wo dunkle Behemothklippen, gleich Wällen in der Luft, über den Abſturz ſteiler Abgründe ragten; Waldungen ſchienen ſich mitten in der Luft auszudehnen. — Auf der Oſtſeite war eine hohe baumgeſchmückte Klippe, welche in einer krummen Linie, gleich drei Vierteln eines gothiſchen Bogens herüberhing, und da ſie von einer reichen hochrothen Farbe war, ſo war der Eindruck davon höchſt fremdartig auf Geiſter, welche nicht an die Verknüpfung ſolcher Erhabenheit mit ſolcher Schönheit gewöhnt ſind. Aber indem wir ſie in einer Perſpective von ungefähr einer halben Meile beſchauten, waren wir vor Erſtaunen außer uns, vier aufeinanderfolgende Heerden großer *beflügelter Geſchöpfe*, welche durchaus keiner Art von Vögeln ähnelten, mit langſamer, gleichförmiger Bewegung von den Klippen auf der Weſtſeite herunterkommen und ſich auf der Ebene niederlaſſen zu ſehen. Sie wurden zuerſt von Dr. Herſchel bemerkt, welcher ausrief: „Nun, meine Herren, meine Theorien gegen ihre Beweiſe, was ſie ſo oft eine ziemlich gleiche Wette genannt haben. Wir haben hier etwas Bemerkenswerthes zu betrachten: ich war überzeugt, daß wenn wir je Weſen in menſchlicher Geſtalt finden würden, es in dieſen Längengraden ſein müßte, und daß ſie vom Schöpfer einige außergewöhnliche Kräfte zur Ortsveränderung erhalten haben müßten; nehmen ſie nun zuerſt meine Nummer D.“ Dieſe Linſe, welche bald eingeſetzt war, gab uns eine ſchöne Entfernung von einer halben Meile, und wir zählten drei Haufen jener Geſchöpfe, von reſpective 12, 9 und 15, welche aufwärts gegen einen kleinen Wald nahe dem Anfang der öſtlichen Abgründe gingen. Wirklich waren ſie *menſchlichen Weſen* gleich, denn ihre Flügel waren nun verſchwunden, und ihre Haltung im Gehen war ſowohl aufrecht als würdig. — Nachdem wir ſie in dieſer Entfernung einige Minuten beobachtet hatten, gebrauchten wir die Linſe H. z., welche ſie zu der anſcheinenden Nähe von 8 Yards brachte; die ſtärkſte Größe, welche wir bis Ende des März beſaßen, wo wir eine Verbeſſerung in dem Gasbrenner einführten. Ungefähr die Hälfte des erſten Haufens war vor unſerer Leinwand paſſirt; alle Übrigen aber konnten wir vollkommen genau und überlegend betrachten. Sie waren ungefähr 4 Fuß hoch, waren, mit Ausnahme des Geſichts, mit kurzen, glatten, kupferfarbigen Haaren bedeckt, und hatten Flügel, welche aus einer dünnen elaſtiſchen Haut ohne Haaren beſtanden, die hinten zuſammengerollt von den Schulterſpitzen bis zu den Waden lag. Das Geſicht, welches von gelblicher Fleiſchfarbe war, zeigte eine kleine Veredlung gegen das des großen Orangutangs, da es offener und klüger ausſah und eine weit größere Ausdehnung des Vorkopfes zeigte. Indeß war der Mund ſehr hervorſtehend, obgleich dies etwas durch einen dicken Bart auf dem untern Kinnbacken und durch Lippen weit menſchlicherer Form als diejenigen irgend einer Species des Affengeſchlechts verdeckt wurde. In allgemeiner Symmetrie des Körpers und der Glieder waren ſie dem Orangutang unendlich überlegen, und zwar ſo, daß Lieutenant Drummond ſagte, ſie würden bis auf ihre langen Flügel ſich eben ſo gut auf dem Paradeplatze ausnehmen, als einige der alten Cockney-Milizen! Das Haupthaar war dunkler als das Körperhaar, dicht, gekräuſelt, aber augenſcheinlich nicht wollig, und lag in zwei ſonderbaren Halbzirkeln über den Schläfen des Vorkopfes. Die Füße konnten wir nur ſehen, wenn ſie nach einander im Gehen emporgehoben wurden; nach dem, was ein ſo vorübergehender Anblick zu ſehen geſtattete, ſchienen ſie dünne und ſehr hervorragend an der Ferſe.“

„Indem ſie auf der Leinwand vorübergingen und wenn wir ſie ſpäter ſahen, waren dieſe Geſchöpfe augenſcheinlich in Unterredung begriffen; ihre Geſtikulation, beſonders die veränderlichen Bewegungen ihrer Hände und Füße, erſchienen leidenſchaftlich und emphatiſch. Wir nahmen daraus ab, daß ſie vernünftige Weſen ſeien, und wenngleich vielleicht auf keiner ſo hohen Stufe ſtehend, als andere, welche wir im nächſten Monat an den Ufern der Regenbogenbai fanden, doch fähig, Werke der Kunſt und der Erfindung hervorzubringen. Die nächſte Anſicht ſtellte ſie noch günſtiger dar. Sie fand am Rande eines kleinen See's oder größeren Stromes ſtatt, welchen wir zum erſtenmale das Thal hinab zu dem großen See fließen ſahen; am öſtlichen Ufer erhob ſich ein kleiner Wald. Einige jener Geſchöpfe waren über das Waſſer geflogen, und lagen, gleich ausgebreiteten Adlern, am Saume des Waldes. Wir konnten nun bemerken, daß ihre Flügel eine große Ausdehnung beſaßen und in der Struktur Fledermausflügeln glichen, da ſie aus einer halb durchſichtigen elaſtiſchen Haut beſtanden, welche in krummlinigen Abtheilungen vermittelſt grader Halbmeſſer aufgeſpannt war, die durch die Rückenhaut verbunden wurden. Was uns aber am meiſten in Erſtaunen ſetzte, war der Umſtand, daß die Membrane von der Schulter bis zu den Beinen hinunter zuſammenhängend, obgleich in der Weite abnehmend, war. Die Flügel ſchienen völlig der Willenskraft unterworfen zu ſein, denn diejenigen Geſchöpfe, welche wir badend ſahen, ſpreizten ſie ſogleich in ihrer völligen Weite aus, ſchwangen ſie, wie die Enten, um das Waſſer abzuſchütteln, und falteten ſie ſodann eben ſo ſchnell wieder in eine compacte Form zuſammen. Unſere ferneren Beobachtungen hinſichtlich der Gewohnheiten dieſer Geſchöpfe (welche von beiden Geſchlechtern waren) führten zu ſo beobachtungswerthen Reſultaten, daß ich es vorziehe, ſie dem Publikum zuerſt in Dr. Herſchel's eigenem Werke vorlegen zu laſſen, wo ich Urſache habe, zu glauben, daß letztere vollſtändig und getreu niedergelegt ſind, ſo ungläubig ſie auch aufgenommen werden mögen. — Die drei Familien ſpannten darauf faſt gleichzeitig ihre Flügel aus, und verloren ſich in den dunklen Ecken der Leinwand, ehe wir Zeit hatten, von unſerm lähmenden Erſtaunen zu uns zu kommen. Wir benannten die Claſſe dieſer Geſchöpfe mit dem wiſſenſchaftlichen Namen „Vespertilio-homo“ oder „Fledermausmenſch,“ und es ſind ohne Zweifel unſchuldige, glückliche Creaturen, obgleich einige ihrer Vergnügungen ſich nur ſchlecht mit unſern irdiſchen Anſichten vom Decorum vertragen würden. Das Thal ſelbſt nannten wir das Rubinen-Coloſſeum, mit Anſpielung auf ſeine bewundernswürdige ſüdliche Grenze, die ſechs Meilen lange Strecke rother, 2000 Fuß hoher Abſtürze. Da nun die Nacht, oder beſſer der Morgen, weit vorgerückt war, ſo ſchoben wir unſern Abſtecher nach Petavius (No. 20.) bis zu einer andern Gelegenheit auf. — —“

„Wir ſind bei Erzählung des Vorſtehenden getreulich Dr. Grant's Privatwunſche gefolgt, diejenigen höchſt ſeltſamen Stellen in ſeiner Correſpondenz auszulaſſen, welche er uns zu unterdrücken erſuchte, obgleich wir nicht ganz die Macht der Gründe wahrnehmen können, welche derſelbe dafür angab. Wahr iſt es, daß die ausgelaſſenen Stellen Facta enthalten, die völlig unglaublich für diejenigen Leſer ſein würden, die nicht ſorgfältig die Grundzüge und die Fähigkeit des Inſtruments unterſuchen, womit dieſe merkwürdigen Entdeckungen gemacht worden ſind; indeß wird dies ſchon der Fall mit allen den Facten ſein, welche Dr. Grant uns zu veröffentlichen erlaubte; und hielten wir deßhalb die erklärende Beſchreibung des Teleſkops vorauszuſchicken wichtig. Übrigens ſind wir überzeugt, daß vermöge der erwähnten und andrer unterdrückter Stellen, welche darin veröffentlicht werden ſollen, und zwar mit hinzugefügter Beglaubigung der Civil- und Militair-Behörden der Colonie und verſchiedener biſchöflichen, wesleyaniſchen und andrer Geiſtlichen, welchen im verfloſſenen Märzmonat unter der Bedingung vorläufiger Geheimhaltung der Beſuch des Obſervatoriums geſtattet wurde, und die ſolchergeſtalt Augenzeugen der Wunder wurden, welche man ſie zu beſcheinigen erſuchte, die bevorſtehenden Werke des Dr. Herſchel zugleich das Höchſte in wiſſenſchaftlicher Hinſicht und das Anziehendſte in Betracht des allgemeinen Intereſſes ſein werden, was je die Preſſe verließ.“

In einem als paradieſiſch beſchriebenen Thale entdeckten die Herren endlich ein — Kunſtwerk!!! „Es war ein Tempel — ſei es nun ein Tempel für Andacht oder für Wiſſenſchaft, falls er aber dem Schöpfer geheiligt iſt, Andacht der erhabenſten Art ausdrückend; denn er zeigt ſeine Attribute gänzlich frei von dem Maskeradenſchmucke und der blaſphemirenden Mißbildung ſtreitender Glaubensbekenntniſſe, und trägt das Siegel und den Stempel von ſeiner eigenen Hand, um ſeine Beſtrebungen zu heiligen. Es war ein gleichförmig dreieckiger Tempel, aus polirtem Saphir oder ſonſt einem ähnlichen, glänzenden, blauen Steine erbaut, der Myriaden goldener Lichtfunken zeigte, welche in den Sonnenſtrahlen ſchimmerten und funkelten. — Unſere Leinwand, obgleich 50 Fuß im Durchmeſſer haltend, war doch zu enge, um mehr als ein Sechstheil des Ganzen auf einmal aufzunehmen, und der erſte Theil, welcher erſchien, war ungefähr die Mitte einer ſeiner Seiten, in drei viereckigen Säulen beſtehend, welche am Fuße 6 Fuß im Diameter hielten, und ſich ſchlank zu einer Höhe von 70 Fuß erhoben. Die Säulenweite betrug je 12 Fuß. Wir rückten ſogleich unſere Vergrößerung ſo zuſammen, daß ſie den ganzen Bau in einer Anſicht gab, und wirklich war dieſer nun ſehr ſchön. Das Dach war aus einer Art gelben Metalls gebildet und in drei Abtheilungen getheilt, welche nicht aus dreieckigen Flächen, die ſich nach dem Mittelpunkte neigten, beſtanden, ſondern wieder abgetheilt, gekrümmt und abgeſondert waren, in der Art, daß ſie eine Maſſe heftig bewegter Flammen darſtellten, welche von einem gemeinſchaftlichen Brandherde aufgehen, und ſich in wildwogenden Punkten enden. Dieſe Darſtellung war zu offen und zu künſtlich ausgeführt, um auch nur einen einzigen Augenblick verkannt zu werden. Durch einige wenige Öffnungen in dieſen metallenen Flammen bemerkten wir eine große Kugel von einer dunkleren Gattung Metall, faſt von einer trüben Kupferfarbe, welche ſie einſchloſſen und ſcheinbar um ſie herumragten, wie um ſie hieroglyphiſch zu verzehren. Auf jeder Ecke befand ſich eine Kugel von augenſcheinlich demſelben Metall, wie die große Mittelkugel; und dieſe ruhten auf einer Art Geſims, welche ganz neu in jeder uns bekannten Ordnung der Architektur, trotz deſſen aber ungemein zierlich und ausdrucksvoll iſt. Es glich einer halbgeöffneten Rolle, welche kühn vom Dache aufſchwillt und weit über die Mauern in verſchiedenen Voluten hängt. Es war von demſelben Metall wie die Flammen, und an jeder Seite des Gebäudes an beiden Enden offen. Die ſechs Säulen an jeder Seite waren einfache, ebene Pfeiler, ohne Capitäle oder Fußgeſtelle, oder irgend eine Art Verzierung; eben ſo war von letzterer auch in keinem andern Theile des Prachtgebäudes etwas zu ſehen. Es war nach jeder Richtung offen, und ſchien weder Sitze, Altäre, noch Opfergaben zu enthalten; aber es war ein leichter und luftiger Bau, an 100 Fuß hoch von ſeiner weißen glänzenden Flur bis zu ſeinem glühenden Dache, und erhob ſich auf einer runden grünen Höhe auf der Oſtſeite des Thales. Übrigens entdeckten wir nachdem zwei andere ſolche Gebäude, welche in jeder Hinſicht getreue Nachbildungen dieſes einen waren; in keinem jedoch bemerkten wir irgend einen Beſucher, ausgenommen Schaaren wilder Tauben, welche ſich auf den glänzenden Giebeln niederließen. Waren die Widmer dieſer Tempel den Weg alles Fleiſches gegangen, oder waren letztere nur hiſtoriſche Denkmäler? Was meinten die erfindungsreichen Erbauer unter dem Globus von Flammen umgeben? Gedachten ſie dabei irgend eines früheren Mißgeſchicks ihrer Welt, oder ſagten ſie damit irgend eine zukünftige für die unſrige voraus? Ich zweifle durchaus nicht, zuletzt nicht allein dieſe, ſondern noch tauſend andere Fragen beantwortet zu ſehen, welche ſich über jenen Planeten aufdrängen; denn bis jetzt iſt noch nicht ein Milliontheil deſſelben erforſcht, und wir ſind begieriger geweſen, eine möglichſt große Anzahl neuer Thatſachen zu ſammeln, als in ſpeculative Theorien einzugehen, welche ſo verführeriſch für die Einbildungskraft ſind.“

☞ Nachſchrift.

Wir bedauern, am Schluß dieſer worttreuen Auszüge die angenehme Illuſion zerſtören zu müſſen, welche der pſeudonyme Ueberſetzer der im New-Yorker Sun enthaltenen, angeblich aus dem Philoſophical Magazine entlehnten Berichte oder der New-Yorker Spaßvogel ſelbſt an den in Nro. 36 des Philoſophical Magazine wirklich mitgetheilten Brief über Sir J. Herſchel's aſtronomiſche Entdeckungen knüpfte, und wir wagen zu hoffen: die geehrten Leſer werden uns nicht zürnen, daß wir die in der That vermittelſt eines vierzehntauſendpfündigen Objectivglaſes bewerkſtelligte monſtröſe Parodie, welche ſich mit Gulliver's Travel's wohl meſſen darf, bis zum letzten Federſtrich in ungeſchwächter Wirkung wiederzugeben verſuchten. Dies zur Entſchuldigung für die ehrliche, ernſthafte Miene, mit welcher wir den Scherz einleiten mußten, wenn wir die Wirkung deſſelben nicht gleich von vorneherein zerſtören wollten. Sobald wir den in bisher noch unentzifferten Hieroglyphen geſchriebenen Preistarif der Mondeiſenbahnen und Monddampfſchiffe erhalten haben, (über die Exiſtenz des Dampfes iſt kein Zweifel mehr) — werden wir nicht ermangeln, die Beſchreibung dieſer ſowohl, als ein vollſtändiges Syſtem der Mondinfuſorien, als würdigen Nachtrag zu liefern.

Notizen.

⁂ Pariſer Theater. — Im Ambigu-Comique: Le Bravo, oder: Tel père tel fils, Vaudeville in 1 Akt, von Bouchardy und Deligny. Eine hübſche geiſtreiche Parodie der ſeit einigen Jahren die franzöſiſche Bühne beherrſchenden italiäniſchen Romantereien, welche, vortreflich geſpielt, ihre Wirkung nicht verfehlte. — In den Variétés: „Monsieur Bonhomme,“ Vaudeville in 1 Akt, von Leopold und Eugène. Eine leichte loſe Intrigue, Charaktere und Dialog keck ſkizzirt. — Im Theater des Palais-Royal: „Les chansons de Désaugiers.“ Vaudeville in 5 Akten von Théaulon und de Courcy. Ein charmanter Pendant zu dem Stück: „Les Chansons de Béranger;“ Levaſſeur und die Déjazet ſpielten die Hauptparthieen vortreflich.

⁂ Am 1. Februar hat die als Jury beſtellte Commiſſion zur Prüfung der in den diesjährigen Pariſer Salon aufzunehmenden Kunſtwerke ihre Geſchäfte begonnen. Paul Delaroche und Horace Vernet, welche in ihrer Eigenſchaft als Mitglieder der Akademie der ſchönen Künſte an der Commiſſion hätten Theil nehmen ſollen, ſind aus derſelben ausgetreten. Bis jetzt wurden bereits über 3,700 Gemälde für den Salon angenommen.

⁂ Neuaufgefundenes Rolands-Lied. — Der eifrige Erforſcher der franzöſiſchen Alterthümer Franciſque Michel hat in dieſen Tagen unter dem Titel: „Chanson de Roland“ ein altes Lied zum erſtenmale aus einer Oxforder Handſchrift herausgegeben, (Paris, Silveſtre 1836), welches zwar denſelben Gegenſtand behandelt, wie der Roman de Roncevaux, ſeinem anglo-normänniſchen Style nach aber auf ein höheres Alterthum ſchließen läßt. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 49. 1836.

Phönix.

Freitag, 26. Februar.

Der Negerknabe.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Da löſ'te ſich plötzlich der verſchlungene Reigen auf; das wilde Geheul ward zum wiehernden Gelächter, und ein kleiner, zähnefletſchender Kerl riß Marguerite's verkrüppelten Buben aus der Tiefe der Gruppe heraus, ſchob ihn Rondellier entgegen und ſchrie: „Sieh' her, du weißer Satan! Wie heut' deine Angſt um dein Kind brüllt, ſo hat Javak's Schmerz geraſ't in ſeinen Adern, als dein Weib dieſen ſeinen Erſtgebornen mit Füßen trat! Und wie dieſer unter den Fußtritten deines Weibes, ſo ſoll dein Kind verkrüppeln unter unſern Fäuſten, wenn du es wagſt oder irgend ein Weißer auf Erden es wagt, nur mit einem giftigen Blick in unſre Hütte zu ſchauen. — Steh' hier auf der Wacht und hüte unſre Schwelle, bis unſer König kommt mit unſern Brüdern und dich ablöſ't, um Gericht zu halten über dich. — Und wachſt du nicht treu für uns, läßt du die Miliz die Gränze deiner Plantage überſchreiten, dann fliegt ein zerſtückeltes Glied nach dem andern und zuletzt ſein Rumpf vor deine Füße.“

Jetzt brachen dem Vater die Kniee. Er ſank bewußtlos zu Boden, und mit verdoppeltem Geheul ſetzten die Ungeheuer ihr unterbrochenes Tanzfeſt wieder fort.

Nicht lange lag die wohlthätige Nacht auf Rondellier's Augen. Ein heftiger Stoß nach dem andern in ſeine Seite, der bei jeder Wiederholung fühlbarer ward, erweckte ihn; er ſah, daß es ein Neger war, der mit einer von der Dachbrüſtung losgebrochenen Stange ſich die Mühe gab, den unglücklichen Schläfer durch Schläge und Stöße zur Erkenntniß ſeines unermeßlichen Elends zurückzurufen, und ihm jetzt den Befehl zubrüllte, Arack und Schafe und Schweine herbeizuholen.

Rondellier warf todtenbleich ſein Auge umher, um irgend ein Mitglied ſeiner zahlreichen Dienerſchaft zu entdecken und es den Befehlen dieſer furchtbaren Gebieterhorde anheimzuſtellen; aber der weite Hofraum war wie ausgeſtorben. Die Entfernung des Paters war das Zeichen zur Flucht für Alle geworden, und ſtatt eines hülfreichen Dieners ſah der unglückliche Mann nur ſein Kind, welches, von dem Neger gehalten, ihm jammernd die Arme entgegenſtreckte. „Schont meines Kindes!“ ſchrie er, „ich werde euch bringen, was ihr fordert!“ — und eilte nun, ſelbſt den Knechtsdienſt zu verrichten, den der Übermuth ſeiner entfeſſelten Knechte von ihm forderte.

Er taumelte ſeiner Wohnung zu. Nirgends begegnete ihm der Troſt eines menſchlichen Angeſichts, ſeine Vögte, ſeine Diener — Alle waren aus Furcht vor den ſchrecklichen Kettenbrechern entflohen; Keinen von Allen hatte die Liebe, die Dankbarkeit zu ſeinem Beiſtande zurückgehalten. Er war der einzige Menſch in dieſem Tigerneſte; und in den Klauen dieſer Ungeheuer kämpfte ſein einziges Kind vor ſeinen Augen den Todeskampf.

Es war ihm, als verfolge Carlota's Wimmern ihn bis hieher; er horchte auf, und wirklich ertönte ein menſchliches Ächzen in ſeiner Nähe; er ſuchte mit Angſt nach dem unſichtbaren Mitträger ſeiner Laſt, und entdeckte endlich, zwiſchen zwei Schränken zuſammengeklemmt, die Bonne, welche, faſt todesnah, von Allen verlaſſen, den Ausbruch der Sklaven fürchtend, hier eine Zuflucht vor den Kanibalen geſucht hatte. — „Kommen Sie, um des Heilands Wunden Willen, helfen Sie mir,“ winſelte Rondellier; „die Neger haben ſich meines Kindes bemächtigt und werden es morden, wenn ich mich weigere, ihre Befehle zu erfüllen. Kommen Sie, helfen Sie mir das Vieh hintreiben!"

Er zog die Gouvernante aus ihrem Verſteck vor, aber dieſe umklammerte mit einer ſolchen Gewalt die Treppenpfeiler, daß er Verzicht auf ihren Beiſtand leiſten und ununterſtützt zu ſeinem Werke ſchreiten mußte. Doch kaum hatte er den Stall geöffnet, als die Schweine, wie von einer Ahnung der Schlachtbank, welche ihrer harrte, geſcheucht, durch die gelüftete Thür' in's Freie eilten und ihn ſelbſt in ihrer wilden Flucht über den Haufen rannten. — Das Bild ſeines ſterbenden Kindes gab ihm die Kraft zurück, ſich wieder aufzuraffen und den zerſtreut auf den Düngerhaufen des Hofes und den Pflanzenbeeten des Gartens umherſchnuppernden Thieren nachzujagen; aber die Wildheit der Neger ſchien ſich auch auf das Vieh übergetragen zu haben, und entathmet ließ der verzweifelnde Sklave ſeiner Sklaven von ſeiner fruchtloſen Jagd ab, um bei den geduldigern Opfern des Schlachtmeſſers, den Schafen, ſein Heil zu verſuchen.

Hier glückte es ihm; er zog ein feiſtes Schaf mit ſich fort, den hungrigen Negern zu, welche während ſeiner Abweſenheit einen Theil des Daches ihrer Hütte abgetragen und mit dem Sparrwerk alle Öffnungen derſelben, bis auf eine, eng verrammelt hatten. Ein Theil der Schwarzen war nach der Zerſtörung des Daches auf dem Geſims der Außenwände ſitzen geblieben, und ſchien, von oben herabſchauend, ſich an dem Schauſpiel der Jagd des gedemüthigten weißen Gebieters erluſtigt zu haben.

„Wo haſt du die Schweine und den Arack?" ſchrieen die wilden Kettenbrecher von ihrem Schanzgerüſte dem unglücklichen Manne herab. „Fang' uns die Schweine, oder wir ſchlachten dein Kind vor deinen Augen!"

„Habet Erbarmen mit mir!" ächzte der Verzweifelnde. „Ich bin allein, all' meine Leute ſind entflohen; ich vermag euch das Vieh nicht zu greifen. Kommt herunter, nehmt euch Alles, was ich beſitze, allen Arack, allen Rhum, alles Vieh aus meinen Ställen; nur gebt mir mein Kind und laßt mich ziehen!"

„Ha, du hinterliſtiger Weißer!" brüllte einer der Neger, „du willſt uns unſre Geiſel ablocken und uns herausfoppen aus unſrer Veſte, und dann über uns herfallen mit deinen Vögten aus dem Hinterhalt."

„Nein, nein!" ſchrie Rondellier, „bei der heiligen Mutter Gottes ſchwör' ich euch, ich habe keine Vögte mehr! Keine Hinterliſt droht euch Gefahr! Schickt Einige heraus und laßt Haus und Hof unterſuchen! Ich will mich ſelbſt in eure Gewalt übergeben, bis eure Späher zurückkommen."

„Traut ihm nicht!" vernahm Rondellier Marguerite's Stimme von unten hinaufkreiſchend. „Der Pfaff holt die Miliz und überfällt euch. Er hat mir's ſelbſt geſagt und mir mit Foltern gedroht und Scheiterhaufen!"

„Ha, das Häuflein Miliz ſcheint jetzt anderwärts zu thun zu haben, um die Scheiterhaufen zu löſchen, deren Dampf rechts und links, vorwärts und rückwärts aufſteigt," brüllte ein Neger, in die Ferne deutend, und Rondellier ſah den Himmel von allen Seiten mit dicken Rauchwolken bedeckt.

Ein furchtbares Grauſen ergriff Rondellier's Seele. Er erkannte, daß der Aufruhr allgemein und urplötzlich in dieſer ganzen Gegend ausgebrochen, und daß er und ſein Kind von aller menſchlichen Hülfe rettungslos abgeſchnitten ſei. Carlota's immer ſchwächeres Jammern ſchien ihn zu fragen: Vater, warum machſt du unſerer Marter und unſerem Leben nicht ein ſchnelles Ende? und ſchon drängte ihn die Verzweiflung zu dem ſchrecklichſten Gedanken, einen Feuerbrand in dies Schlangenneſt zu werfen und ſich in deſſen Gluth zu begraben; da hub der Vorredner der Schwarzen an, welcher ſich reitend auf das Sparrwerk des Giebels niedergeſetzt hatte: „Höre, du weißer Teufel, wir wollen einen Vergleich mit einander abſchließen; du lieferſt uns all' deine Feuergewehre und dein Pulver aus, und wir geben dir dein Kind zurück."

„Mein Heiland ſei mein Zeuge und ſeine heilige Mutter, das will ich!" ſchrie Rondellier, zum Schwur die drei Hauptfinger ſeiner Hände emporhebend, und die Bruſt von neuer Lebenshoffnung durchdrungen.

„So geh'," brüllte der Neger hinunter. „Bring' deine Waffen; aber fehlt auch nur ein Stück daran, ſo iſt dein Kind verloren."

„Alles, was ich beſitze, ſoll euer ſein!" betheuerte Rondellier und eilte in das Haus, um all' ſeine Vertheidigungsmittel ſeinen Feinden auszuantworten. — Sein erſter Blick, als er die Schwelle betrat, fiel auf Carlota's Bonne, die im ängſtlichen Geſpräch mit einem Fremden ſich ihm plötzlich entgegenwandte und ihm zuſchrie: der Pater habe dieſen Boten geſandt, um ihn zur ſchleunigen Flucht anzumahnen, weil die Neger von dreizehn Plantagen im Laufe dieſer Nacht aufgeſtanden, die Bewohner der Kapſtadt ſelbſt bedroht, und nur noch die beiden Wege durch die Gebirge offen ſeien. Von einer Hülfeſendung könne unter dieſen Umſtänden nicht die Rede ſein.

„Bleiben Sie noch zehn Minuten lang hier!" bat Rondellier. „Ich eile, um mein Kind zu befreien, und fliehe dann mit Ihnen." — Er ſtürzte davon, eilte in ſein Zimmer, belud ſich mit ſeinen Flinten und ſeinem Pulvervorrathe und keuchte, unter ſeiner Bürde faſt erliegend, dem harrenden Haufen zu, der jetzt faſt insgeſammt: Männer, Weiber und Kinder, die Giebel und das Geſims der Wände erklommen hatte und dem verzweifelnden Träger entgegen ſtarrte. (Schluß folgt.)

Noch einige Worte über den Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde.

(Schluß.)

Indeſſen müſſen wir geſtehen, wir waren bisher des Glaubens, Novalis ſei nun längſt ſchon von allen Gebildeten richtig gewürdigt, als ein edles aber durchaus krankhaftes Gemüth und als das vollendetſte Gegentheil aller geformten Darſtellung, und ſein Einfluß ſei deßhalb vorübergegangen und könne ſo leicht nicht wiederkehren. Dem muß nun aber doch nicht ſo ſein, wenn wir aus dem Enthuſiasmus ſchließen dürfen, welchen dieſer Briefwechſel jetzt bei ſo vielen und ſelbſt bei ſolchen Leſern hervorbringt, die in der Literatur durchaus nur das Edelſte ſuchen. Wir wollen es nicht leugnen, wir erkennen hierin einen Grundzug des deutſchen Charakters und folglich auch der deutſchen Literatur. Der Deutſche iſt enthuſiaſtiſch und von innigem Gemüthe, und wo er Begeiſterung und tiefe Anſchauungen ſieht oder zu ſehen glaubt, wo ihm, und wenn auch noch ſo allgemein und unbeſtimmt, ſeine innere Gefühlswelt angeregt wird, da iſt er ſchnell ergriffen und gewonnen und hält, mit dem Herzen denkend und urtheilend, das, was ihn ſelbſt mächtig angeregt hat, ſofort für ein reiches Geiſteswerk, und wenn es auch dem klaren Blicke des Forſchers nur ſehr wenig eigentliche Ideen darbieten ſollte. In dieſer nämlichen Stimmung wird nun auch der Mangel eines Erforderniſſes überſehen, ohne welches kein in ſeiner Art vollendetes literariſches Erzeugniß gedacht werden kann, von der höchſten dichteriſchen Schöpfung an bis zu der vertrauteſten Mittheilung herab, — der Mangel an Geſtaltung und Form. Ein gewiſſer Stoff des Denkens und Fühlens findet ſich überall: ohne ihn hat die gütige Natur wohl nicht leicht ein menſchliches Weſen gelaſſen; aber dieſen Stoff zu bewältigen und zu geſtalten, daß er in ſcharfen Umriſſen klar und geformt uns entgegentrete, darin beſteht die eigentliche Kunſt eines jeden Schriftſtellers, der im beſſeren Sinne des Wortes dieſes Namens werth ſein ſoll. Dieſe Wahrheit wird gewiß nie ungeſtraft vergeſſen, und doch ſind Viele in der deutſchen Leſewelt immerfort geneigt, ſie zu vergeſſen, und möchten auch hier ſie unbeachtet gelaſſen haben.

Wir ſchließen mit einigen Worten über die Wirkung, welche Schriften, wie die vorliegende, uns hervorzubringen ſcheinen. Daß ſie das Ausland zurückſtoßen, welches unſere Literatur jetzt ſo vielfach anzuerkennen beginnt, wollen wir billiger Weiſe nicht für das Wichtigſte halten, wiewohl es immer wahr bleibt, daß alles wirklich Vollendete die Gebildeten unter allen Völkern anſpricht, und obgleich Alles mit Bedauern bemerkt werden muß, was auf die Bildung einer großen Geſammtliteratur, einer Weltliteratur, wie Göthe ſie nennt, ſtörend einwirkt; nein, uns ſelbſt und beſonders den jugendlichen, nach dem Beſten ſtrebenden, aber in ihrem Urtheil über das Schöne noch nicht feſtſtehenden Geiſtern können dergleichen Erſcheinungen, wie uns ſcheint, nur nachtheilig ſein. Sie treten der Bildung des Sinnes für das einfach ſchön Gefühlte und Ausgeſprochene hemmend entgegen, ſie entwöhnen vom klaren und beſonnenen Denken („des Menſchen allerbeſte Kraft!“) über Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben, denn indem ſie in ein unbeſtimmtes Fühlen, Sehnen und Träumen auflöſen, entnerven ſie die edelſten Kräfte unſeres Weſens, und dies vielleicht nicht nur für den Genuß des äſthetiſch Schönen allein, ſondern indirect auch in Hinſicht auf die Kraft, deren der Charakter für den Kampf mit dem rauhen Leben ſo vielfach bedarf.

—r.

Sprüche in's Haus.

Von

Henriette Ottenheimer.

Das würdigſte Gebet des Manns iſt That,
Zu Andrer Ernte ausgeſtreute Saat.

Wenn Liebe eines Weibes Frömmigkeit,
So iſt ſein Leben zum Gebet geweiht.

Lehrt eure Kinder gut ſein als Gebet,
Die Welt hat nichts, das gottgefäll'ger ſteht.

Die rechte Demuth kriecht im Staube nicht,
Sie ſtrebt mit liebbeſchwingtem Sinn zum Licht!

Nicht düſtres Grübeln hilft den Herrn erſchau'n,
Die ſeh'n ihn, welche freudig auf ihn bau'n.

Vertrau'n zu Gott gibt in die eigne Kraft
Uns das Vertrau'n, ſo gute Werke ſchafft.

Der Kern iſt Alles; flieht den Schalenſtreit
Um Glaubens-Formen als ein ſündig Leid;
Da doch, gleich uns, befreit von Hüll' und Fehle,
Vor Gott einſt ſteh'n wird jedes Glaubens Seele.

Das nenn' ich lieben: Ganz dem Freund zu leben,
Ihn duldend, wo nicht deutend, zu verſteh'n,
Ihn mit uns ſelbſt zu läutern, zu erheben,
Durch ſtilles, lauſchend, in ihm, Untergeh'n.

Literatur.

Das Heimweh und der Selbſtmord. Von Jul. Heinr. Gottl. Schlegel, Dr. ꝛc. 2 Thle. Hildburghauſen 1835. Keſſelring'ſche Hofbuchhandlung.

Dieſes Werk über zwei im Leben ſo häufig vorkommende, daher hochwichtige Gegenſtände der pſychologiſchen Forſchung hat der Herr Verfaſſer auf die anziehendſte Weiſe ſo zu halten gewußt, daß es nicht bloß dem Arzt und Pſychologen, ſondern jedem gebildeten Laien eine anziehende Lektüre gewährt. Es iſt eben ſo wohl mit Wiſſenſchaftlichkeit und Kenntniß, als mit Herz und Gemüth geſchrieben. Nach einer vortrefflichen Einleitung über das Heimweh im Allgemeinen ſchildert der Verfaſſer das Vorkommen dieſes Seelenleidens, das überhand nehmend, auch auf den körperlichen Organismus zerſtörend wirkt, bei Franzoſen, Briten, Deutſchen, (Sachſen, Thüringern, Schwaben, Öſtreichern, Steyrern und Kärnthnern, Tyrolern, Schweizern) und Lappen, Italiänern, Ruſſen und Türken, überall mit Beiſpielen belegend, und überall bald geiſtreiche Bemerkungen, treffende Scherze oder auch bezügliche Lieder, Kuhreihen, Sentenzen und Sprüche einſtreuend. Seine Darſtellungsweiſe erinnert, wie die Form des ganzen Buches, an die des verewigten beliebten Weber (Verfaſſers der Briefe eines Reiſenden durch Deutſchland.) Endlich läßt er ſogar das Heimweh der Thiere nicht unberührt, und ſchließt mit einer gemüthlichen Betrachtung über die Macht der Heimathliebe.

Die zweite Abtheilung behandelt auf gleiche Weiſe den düſterſten Abſchnitt aus der Nachtſeite des Menſchenlebens, den Selbſtmord, und der Herr Verfaſſer entwickelt dabei eine außerordentliche Beleſenheit. Unzählige merkwürdige und frappante Belege der Selbſtmordmanie in allen Ländern werden aufgeführt, und es wird eine Fülle der intereſſanteſten Fälle dem Leſer geboten, ſo der Selbſtmordverſuch Napoleons, die Selbſttödtungen Lord Bollingbroke's, Chatterton's, Sonnenberg's und Anderer. Statiſtiſche Notizen aus allen Ländern trug der Bienenfleiß des Verfaſſers zuſammen, theilt ſie mit, und geht dann zu den einzelnen Arten der verſchiedenen Selbſtmorde: Erhängen, Erſchießen ꝛc. über. Die in dieſen Rubriken aufgezählten Fälle ſind meiſt medicinisch-gerichtliche aktenmäßige, aus der Fülle der eignen Erfahrungen, die Herr Geh. Hofrath Dr. Schlegel in ſeinem thätigen Leben ſammelte, allein ſie entbehren keineswegs in der Mehrzahl eines allgemeinern Intereſſes. Und ſo empfehlen wir dem Arzte, dem Pſychologen und jedem Gebildeten dieſes Buch, das ſo mannichfach die Sehnſucht nach einer unbeſtimmten Heimath ſchildert und ausmalt; denn wie das Heimweh zum geiſtigen Selbſtmord werden kann, ſo iſt der Selbſtmord oft nichts, als ein potenzirtes Heimweh, das nach der unbekannten Geiſterheimath hinſtrebt und hinſtirbt. B.

Feuilleton.

*** Das Jannarheft der Forſt- und Jagdzeitung enthält eine intereſſante Abhandlung von Dr. Reuter, die auch in Bezug auf den begonnenen Kanalbau zur Verbindung der Donau mit dem Main und Rhein großes Intereſſe erregt und Berückſichtigung verdient.

*** Die Hieroglyphen. — In dem letzten Jahrbuch, welches von dem Bureau des longitudes herausgegeben, hat Arago die Geſchichte der Verſuche, die Hieroglyphen zu entziffern, reſümirt; wir geben im Nachfolgenden die Quinteſſenz dieſes Reſumé's.

Die Chineſen haben keine eigentlichen Buchſtaben. Die Charaktere, deren ſie ſich bedienen, ſind wirkliche Hieroglyphen; denn ſie ſtellen nicht Laute, nicht Sylben, ſondern Ideen dar, gerade wie auch unſere Zahlzeichen nichts anders als Hieroglyphen ſind. Um aber Eigennamen ſchreiben zu können, entkleiden die Chineſen ihre Zeichen der ideographiſchen Bedeutung, um blos Laute und Sylben damit auszudrücken und ſie hiermit in eigentliche Buchſtaben zu verwandeln.

Auch die Aegypter hatten, wie Herodot, Diodor und Clemens von Alexandrien berichten, mehrere Schriftarten, und von Horapollon iſt uns die Bedeutung einer, leider nur zu kleinen Zahl ihrer Hieroglyphen aufbewahrt worden, deren man 8 bis 9 Hundert auf den Inſchriften ihrer Denkmale bemerkt hatte. Die Verſuche eines Kircher und vieler Anderer, dieſe Schriftzeichen zu entziffern, waren alle geſcheitert, als im Jahre 1799 der Genieoffizier Bouſſard die ſo berühmt gewordene Inſchrift von Roſette entdeckte, auf welcher derſelbe Satz in heiligen oder hieroglyphiſchen, in current-ägyptiſchen und in griechiſchen Charakteren verzeichnet war. Dieſe Inſchrift, die Bouſſard dem Inſtitut von Kairo geſchenkt, wurde, als die Franzoſen Aegypten verlaſſen mußten, von den Engländern zur Bereicherung ihres Nationalmuſeums nach London gebracht. Indeſſen waren Abbildungen derſelben nach Frankreich gekommen, und Sylveſtre de Sacy verſuchte nun 1802 die ägyptiſche Currentſchrift zu entziffern. Er entdeckte einzelne Bilder-Gruppen, welche Eigennamen bedeuten, und deren einzelne Zeichen Laute darſtellen, alſo wirkliche Buchſtaben ſind. Der Schwede Ackerblad vervollſtändigte dieſe Entdeckung, indem er mit einer, der Gewißheit nahen Wahrſcheinlichkeit, die phonetiſche Bedeutung der einzelnen Zeichen beſtimmte. Noch war der eigentliche hieroglyphiſche Theil der Inſchrift unberührt. Da ſprach zuerſt Thomas Young die Vermuthung aus, daß die hieroglyphiſchen Zeichen und Geſtalten, welche in elliptiſche Rahmen eingeſchloſſen ſind, den Eigennamen der griechiſchen Inſchrift entſprechen, und daß bei denſelben die Zeichen nicht Ideen, ſondern Laute darſtellen, worauf er bei dem hieroglyphiſchen Namen des Ptolomäus, dem einzigen unverletzt gebliebenen, und bei dem Namen der Berenize auf einem anderen Denkmale für jedes einzelne hieroglyphiſche Zeichen den ihm entſprechenden Laut zu ermitteln verſuchte.

Zu bemerken iſt jedoch, daß De Guignes ſchon 1785 in einer gedruckten Denkſchrift angedeutet, daß die eingerahmten Hieroglyphen Eigennamen bezeichneten, und daß überhaupt die ägyptiſchen Hieroglyphen phonetiſche Zeichen ſeien. Dieſemnach bleibt Young nur das Verdienſt, zuerſt jene Zeichen-Gruppen in Buchſtaben aufgelöſt zu haben. Zur Beſtimmung ihrer Bedeutung fehlte ihm jedoch der Schlüſſel. Dieſen aufzufinden war Champollion vorbehalten, der zuerſt die Behauptung aufſtellte, daß jedes Zeichen nur einen Vokal oder Conſonant bedeute und, daß jede phonetiſche Hieroglyphe das Bild eines Gegenſtandes ſei, deſſen Name in ägyptiſcher Sprache mit dem zu bezeichnenden Buchſtaben anfange. Mittelſt dieſes Schlüſſels gelang es ihm ein Alphabet aufzuſtellen, mit Hülfe deſſen er auch viele Eigennamen auf anderen Denkmälern entzifferte, und es eben damit zur Gewißheit erhob, daß noch unter der römiſchen Herrſchaft die hieroglyphiſche Schrift in Aegypten in Gebrauch war. Nun gelang es, auf den großen Obelisken von Karnak und mehreren anderen Bauwerken aus den Zeiten der Pharaonen nicht nur die Namen mehrerer Könige dieſes alten Geſchlechts, ſondern auch die der ägyptiſchen Gottheiten, ja ſogar Sach-, Bei- und Zeitwörter aufzufinden und hierdurch die Vermuthung von De Guignes und Steph. Quatremère zu beſtätigen, daß die jetzige koptiſche Sprache auch die der Unterthanen des Seſoſtris geweſen.

*** Johanna Baillie, die Walter Scott gerne „Schweſter Johanna“ nannte, hat ſich in England durch ihre Plays of Passion ſehr beliebt gemacht, und dieſe dramatiſchen Dichtungen werden zu den claſſiſchen gerechnet. Nach längerem Schweigen iſt ſie nun auf einmal mit nicht weniger als zwölf neuen Dramen hervorgetreten, (Dramas. By Joanna Baillie. 3 vol. Longman) von denen drei der komiſchen, neun der ernſteren Gattung angehören. Sind auch nicht alle von gleichem Werth, ſo widerſpricht doch keines derſelben der Huldigung, welche von den Kennern der engliſchen Literatur der „Schweſter Johanna“ dargebracht wird: „daß ſie unſtreitig, — mancher ihrer Mängel ungeachtet, die größte der jetzt lebenden Dichterinnen Großbritanniens ſei.“ —

*** Fabrikarbeiter in Großbritannien. — Nach offiziellen Angaben, die im Globe and Traveller mitgetheilt werden arbeiten jetzt in Großbritannien an den

Baumwollſpinnereien	100,495	männl.,	119,630	weibl.	Geſchl.
Wollmanufakturen .	37,477	—	33,797	—	—
Seidenfabriken . .	10,188	—	20,494	—	—
Hanfmanufakturen .	10,395	—	22,898	—	—
	158,555	—	196,818	—	—

Von dieſen 355,373 Perſonen ſind aber 52,455 zwiſchen 8 und 18 Jahr alt, nämlich in angegebenen Reihenfolgen 29,771 — 13,382, — 9,074, — und 5,260. —

*** Verbrauch von Nahrungsmitteln in Paris. — Amtlichen Angaben zufolge wurden in der Hauptſtadt Frankreichs verbraucht:

	1833	1834
Wein (Hectolitr. c. 10 Maaß)	810,515. —	677,709.
Branntwein (H.)	33,717. —	35,716.
Bier (H.)	102,006. —	110,550.
Trauben (Kilogr. c. 2 Pfd.) .	555,900. —	1,569,650.
Ochſen	69,974. —	72,474.
Kälber	66,249. —	70,739.
Hämmel	334,751. —	364,109.
Schweine	80,734. —	82,336.
Paſteten, eingemachtes Fleiſch, Krebſe u. dergl. (Kil.) . .	181,118. —	1,183,466.
Fiſche an Werth in Franken .	3,906,814. —	4,229,386.
Auſtern id. .	987,171. —	1,116,971.
Geflügel und Wildpret id. .	—	— 1,000,000 circa.

*** Am 24. d. wurde in Paris Meyerbeer's neue Oper: „die Bartholomäusnacht,“ zum erſtenmal aufgeführt.

(Briefl. Nachr.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 50. 1836.

Phönix.

Samſtag, 27. Februar.

Miß Trollope bei Madame Recamier.

In Nro. 10 und 11 des Phönix theilten wir des Herrn Profeſſor Gans Erinnerungen aus dem Salon der Madame Recamier mit. Es wird unſern Leſern nicht unintereſſant ſein, mit jenem Aufſatze den nachfolgenden, der auch auf dem Continent hinlänglich bekannten Brittin, über denſelben Gegenſtand zu vergleichen. Wir entlehnen ihn aus dem ganz kürzlich erſchienenen Werke der Miß Trollope: „Paris and the Parisians,“ wo er den Inhalt des 30ſten Briefes bildet.

Von allen Frauen, mit welchen ich zu Paris bekannt geworden bin, iſt Madame Recamier die einzige, welche mir das vollkommenſte Muſterbild einer Franzöſin der feinen Welt zu ſein ſcheint, — die nämliche Madame Recamier, welche ich — ich will nicht ſagen, vor wie viel Jahren — in London von allen Augen bewundert geſehen zu haben mich erinnere, und — wunderbar genug — wird ihr dieſes immer noch zu Theil. Früher kannte ich ſie nur daher, daß ich ſie an öffentlichen Orten ſah, wo ſie als die ſchönſte Frau Europa's bezeichnet wurde; aber nun, da ich das Vergnügen ihrer nähern Bekanntſchaft habe, kann ich es wohl begreifen, obgleich derjenige, welcher ſie nur von dem Rufe ihrer Schönheit kennt, nicht begreifen mag, wie und warum jene gemeiniglich ſo leicht verweslichen Reize bei ihr ſo dauernd ſind. Sie iſt in der That ein wahres Muſter von Anmuth. An Geſtalt, Benehmen, Bewegung, Kleidung, Stimme und Sprache ſcheint ſie, Jedermann muß es zugeben, ganz vollkommen zu ſein; und ich kann mir wirklich keine beſſere Art, der feinen Erziehung eines Frauenzimmers von Stande die letzte Vollendung zu geben, denken, als wenn ihm Gelegenheit geboten wird, jede Bewegung und Geberde der Madame Recamier zu beobachten.

Sie iſt ſozuſagen im alleinigen Beſitz aller Gaben und Anziehungsmittel, welche, nach gewöhnlichem Verhältniß vertheilt, hinreichen würden, ein Heer reizender Frauen auszuſtatten. Ich traf nie mit einem Franzoſen zuſammen, der nicht zugeſtand, daß, obgleich ſeine Landsmänninnen in Betracht der angenehmen Eigenſchaften (agrémens), die ihnen beſonders eigen zu ſein ſcheinen, reizend ſeien, ſie doch viel weniger tadelloſe Schönheiten zählen, als deren in England gefunden werden; legt es jedoch eine Franzöſin, wie man ſagt, darauf an, liebenswürdig (jolie) zu ſein, ſo iſt ſie ein Ausbund von Liebenswürdigkeit (furieusement jolie.) Dieſes Wort iſt der Thatſache nach eben ſo wahr, als witzig im Ausdruck; — eine ſchöne Franzöſin iſt vielleicht das ſchönſte Frauenzimmer auf Erden.

Die vollkommene Liebenswürdigkeit hat Madame Recamier zu einer Art Wunder gemacht, und ſie iſt jetzt, da ſie über das Alter, wo Schönheit die höchſte Entfaltung zeigt, hinaus iſt, vielleicht noch mehr zu bewundern; denn ich zweifle wirklich, ob ſie je mehr Bewunderung erregte, als gegenwärtig. Man folgt ihr, ſucht ſie auf, betrachtet ſie, horcht ihr zu und — liebt und ſchätzt ſie in einem ſehr großen Kreiſe der erſten Pariſer Geſellſchaft, unter welcher die berühmteſten Männer der franzöſiſchen Literatur vorkommen.

Dieſer ihr Geſellſchaftskreis ſowohl als ſie ſelbſt iſt ſo ergötzlich, ſo allgemein in Anerkennung, daß ich durch Hinzufügung meiner Stimme zum allgemeinen Urtheil vielleicht eben ſo viel Eitelkeit als Dankbarkeit für das Vorrecht zeige, in denſelben zugelaſſen zu werden; aber Niemand, glaube ich, könnte bei dieſer Vergünſtigung, wenn er von der Pariſer Geſellſchaft ſpricht, ein ſo treffendes Bild, wie der Salon der Madame Recamier davon gewährt, mit Stillſchweigen übergehen. Sie iſt ſo erfinderiſch, ſelbſt dem Stillleben um ſie her den Zauber mitzutheilen, wegen deſſen ſie ſelbſt ſo merkwürdig iſt, und es herrſcht in ihrer ganzen Umgebung ein ſo feiner und vollendeter Geſchmack, welcher unwiderſtehlich anzieht. Ich habe öfters Staatszimmer betreten, die ihre ganze Zimmerreihe in ſich zu faſſen vermochten, und empfand von denſelben unendlich weniger Eindruck mit ihrer Pracht, als von ihrem ſchönen kleinen Salon in der Abbaye-aux-Bois. Die reichen Stoffe von weißer Seide, das zarte Blau, welches überall im Zimmer damit verſchmilzt, die Spiegel, die Blumen, alles zuſammen gibt dem Raume ein Anſehen, welches wunderherrlich mit der ſchönen Bewohnerin in Übereinſtimmung iſt. Man möchte auf den Gedanken kommen, daß Madame Recamier ſelbſt ein für alle Mal dem Weißen huldige; denn ſie trägt keinen Anzug, der nicht von blendender Weiße wäre, und fürwahr, die Verſchmelzung jeder andern Farbe würde die ausnehmende Zartheit ihres Äußern gleichſam entheiligen.

Madame Recamier läßt jedoch bis zu einer gewiſſen Anzahl von Perſonen, deren Namen jeden Tag von 4 bis 6 Uhr an den in dem Vorzimmer wartenden Diener abgegeben werden, Morgens Beſuche vor. Hier war es, wo ich das Vergnügen hatte, bei Herrn Chateaubriand eingeführt zu werden, und ſpäter die Freude, ihn wiederholt zu treffen; eine Freude, welche ich ſicherlich nie vergeſſen werde, und derenthalben ich willig die eine Hälfte der Genüſſe, welche die Mühe einer Reiſe nach Paris lohnen, geopfert hätte.

Der Cirkel, welcher uns aufnahm, iſt nie groß und die Unterhaltung bewegt ſich immer im Allgemeinen. Am erſten Tage, als ich und meine Tochter uns in demſelben befanden, trafen wir, glaube ich, nur zwei Damen und ungefähr ein halbes Dutzend gentlemen (gebildete Herren), von welchen einer Herr v. Chateaubriand war. Ein prächtiges Gemälde von Gerard, kühn und erhaben aufgefaßt und in ſeiner beſten Manier ausgeführt, nimmt eine Seite des geſchmackvollen kleinen Saales ein. Der Gegenſtand deſſelben iſt Corinna in einem Augenblicke poetiſcher Aufregung, eine Lyra in der Hand und eine Lorbeerkrone auf dem Haupte. Wäre nicht die neumodiſche Tracht der ſie umgebenden Perſonen, die Figur müßte für eine Sapho gehalten werden; und nie ward dieſes leidenſchaftsvolle Weſen, dieſe von verliebten Jünglingen gemarterte Heilige mit mehr Erhabenheit und Poeſie des Gefühls und feinerer weiblicher Anmuth bildlich dargeſtellt.

Die Betrachtung dieſes Meiſterwerks leitete natürlich die Unterhaltung auf Madame Stael. Ihre vertraute Freundſchaft mit Madame Recamier iſt eben ſo bekannt, wie die beißende Rede der Erſtern zu einem Unglücklichen, welcher, nachdem er ſich abſichtlich zwiſchen ſie geſtellt, ausrief: „Hier bin ich zwiſchen Geiſt und Schönheit!“ auf welchen witzigen Einfall er zu Danke erhielt: „Ohne eines von beiden zu beſitzen.“

Da ich dieſe vertraute Freundſchaft kannte, ſo wollte ich Vortheil davon ziehen, und wagte Madame Recamier zu fragen: „Ob Frau v. Stael wirklich beabſichtigt habe, in Corinna's Charakter ihren eignen zu zeichnen?“

„Sicherlich,“ — war die Antwort; — „die Seele der Frau von Stael iſt in ihrer Schilderung der Corinna gänzlich enthüllt.“ Dann fügte ſie, ſich zu dem Gemälde wendend, hinzu: „Dieſe Augen ſind die Augen der Frau von Stael.“

Sie reichte mir ein Miniaturgemälde, welches ihre Freundin in der ganzen Blüthe ihrer Jugend in einem Alter, wo ſie Madame Recamier noch nicht gekannt haben konnte, vorſtellte. Die Augen hatten ſicher dieſelbe düſtre Schönheit, denſelben begeiſterten Ausdruck, wie ſie Gerard der Corinna gegeben. Aber der Künſtler hatte zu viel Geſchmack oder zu wenig Muth, auf eine weitere Ähnlichkeit einzugehen; die dicken Lippen und das kurze fette Kinn der wirklichen Sibylle waren auf der Leinwand in alle Lieblichkeit der weiblichen Schönheit umgeändert.

Das anſcheinende Alter des auf dem Miniaturgemälde dargeſtellten Geſichtes läßt die Zeit ſeiner Fertigung ziemlich genau beſtimmen; es gibt keine günſtige Vorſtellung von dem Geſchmack jener Periode; denn der Pudelkopf mit den krauſen Brutus-Locken ruht auf von aller Bedeckung entblöſten Armen und Bruſt, die freilich beſſer mit Fleiſch bedeckt ſind, als die der mediceiſchen Venus. (Schluß f.)

Der Negerknabe.

Von

Emerentius Scävola.

(Schluß.)

„Er kommt! Er kommt, der Narr!“ brüllte das wilde Volk, Einer nach dem Andern ſeinen Sitz verlaſſend und in den inneren Raum des halb abgetragenen Gebäudes hinuntergleitend und ſpringend. „Er kommt und bringt uns ſeine Flinten, ſeine Büchſen, ſeine Piſtolen, ſein Pulver!“ — Und mit der Schnelligkeit eines Sturmſtoßes war die Verſperrung der Öffnungen durchbrochen, und Rondellier ſtand in der Mitte der jauchzenden Wütheriche, die ihm ein Wehrgeräth nach dem andern aus den Händen und von den Schultern riſſen und, in das Pulver und das Blei ſich theilend, frohlockend mit ihrem Raube umhertanzten.

„Ich hab' euch mein Wort gehalten,“ rief Rondellier, „jetzt haltet mir das eurige: gebt mir mein Kind und laßt mich ziehen!“

Ein wieherndes Gelächter antwortete ihm. „Du weißer Narr!“ brüllte ein hohnlachender Neger ihn an. „Haſt du noch nicht gewußt, wie die Weißen Wort halten, wenn ſie mit den Schwarzen handeln auf Guinea? — Wir haben's von ihnen gelernt, und du ſollſt's von uns lernen!“

In dem Augenblick fühlte Rondellier ſich von hinten bei'm Nacken ergriffen, er ward niedergeſchleudert, ein Neger riß ihm das Tuch vom Halſe und knüpfte ihm die Hände zuſammen, ein zweiter feſſelte ihm mit ſeinem Schnupftuche die Füße, und triumphirend ſchleppten die Ungeheuer ihr Opfer auf einen freien Platz vor die Hütte.

„Was wollt ihr mit ihm beginnen?“ ſchrie Marguerite, Carlota auf dem Arme, aus dem Gebäude ſtürzend und die Gruppe der Neger durchbrechend, während das Kind, ſchon heiſer von ſeinem Hülfsgeſchrei, mit unverſtändlichen Jammerlauten die Ärmchen nach dem gebundenen Vater ausſtreckte.

„Was wir beginnen wollen mit ihm?“ blökte der wilde ſchwarze Wortführer. „Unſre Fahne wollen wir färben mit ſeinem Blute! — Gebt ein Meſſer her! Wer hat ein Meſſer?“

„Was brauchen wir Meſſer?“ brüllte ein Anderer. „Haben wir denn ſchon unſre Gewehre verſucht? — Bindet ihn dort an den Pfahl an! Er ſoll unſer Ziel ſein auf hundertundfünfzig Schritt!“

„Laßt ihn, laßt ihn,“ ermahnte Marguerite. „Haltet ihn feſt, aber mordet ihn nicht. Er hat uns kein Leides gethan!“

„Kein Leides?“ ſchrie der Eine. „Hat er mich nicht foltern laſſen und deinen Javuk und Churul? — Und hat er uns nicht Steine ſchleppen laſſen und Klötze?“

„Aber gemordet hat er euch doch nicht!“ ſchrie Marguerite; „und Yuina, den Königsſohn, hat er verſchont! Denkt an Yuina!“

„Gut, ſo ſoll er leben!“ donnerte die Schaar. — „Aber einen Klotz ſoll er ſchleppen, bis unſer König kommen wird, Gericht zu halten über ihn! Bringt einen Klotz her, ſo ſchwer wie der, den Javuk getragen hat!“

Der Klotz wurde gebracht und an Rondellier's Füße befeſtigt. „Nun komm' mit, Jäger, nun ſollſt du uns Schweine jagen!“ ſchrie der Eine, Rondellier mit ſich fortreißend; aber ein And'rer riß ihn wieder zurück und brüllte: „Nein, der Arack geht vor! Kommt, er ſoll uns die Keller aufſchließen!“

Verſinkend unter der Laſt ſeines Elends, und durch die Stöße der Neger zu einem ſchwankenden Gange gezwungen, ſtolperte der Unglückliche vorwärts. — Der Anblick der Rhum- und Aracktonnen begeiſterte die Schwarzen. Unter ihren Schlägen zerſprangen die Reife einiger Fäſſer, und im Augenblicke fing der Keller an, einem unterirdiſchen Teiche zu gleichen. — Jauchzend warf das Volk ſich nieder, tauchte unter und löſchte mit gewaltigen Zügen ſeinen viehiſchen Durſt, während die Weiber ein Schwein nach dem andern fingen und metzelnd Anſtalten zu dem bevorſtehenden Nachtfeſte machten.

Endlich war die erſte Gier der Durſtigen geſtillt, und nun begonnen ſie die Fäſſer dem großen Feuer entgegen zu rollen, welches, durch das Holz der zerſtörten Hütte genährt, weit und breit die ſchauerliche Abendſcene beleuchtete. Dem kommenden Haufen voran ſchritt der Wortführer, mit dem Gebrüll: „Ich bringe die Fahne! Ich bringe die Freiheitsfahne!“ eine in Rondellier's Wohnung gefundene weiße Schürze über den Kopf ſchwingend.

„Da kommen ſie mit dem Rhum und mit der Siegesfahne!“ kreiſchten jauchzend die Weiber. — „Aber eine Inſchrift muß die Fahne haben! — Die Namen unſerer Kriegshäupter müſſen darauf ſtehen! — Hier, Carlota kann ſchreiben! Gebt her die Fahne! Hier, du Weiße, du ſollſt nicht vergebens die Milch einer Schwarzen getrunken haben! Hier tauche deinen Finger in das Schweineblut und ſchreib' auf die Fahne: „Muchru und Yuina!“

„Muchru und Yuina!“ jauchzte der raſende Troß. — Die Schürze ward ausgebreitet, Carlota's Hand in das rauchende Blut getaucht; und mit Entzücken folgten die Augen der Ungeheuer den blutrothen Zügen, welche des Kindes zitternder Finger auf der weißen Leinewand höchſt unleſerlich zurückließ.

„Größer! größer!“ ſchrie einer der Rädelsführer, während ein Anderer die Beſorgniß an den Tag legte, die Schrift werde, wie groß ſie auch ausfallen möge, dennoch bei Nacht nicht zu leſen ſein.

„Er hat Recht!“ ſchrie ein Dritter. „Laßt die Weiße mit glühenden Kohlen ſchreiben! Hier, faß' an!“

Er riß eine funkelndrothe Kohle aus dem Scheiterhaufen, und drückte ſie in des Kindes Hand. Da überſtieg Rondellier's Vaterſchmerz den Zwang ſeiner Faſſung. Carlota's Wehgeſchrei waffnete ſeinen verſunkenen Muth; er ergriff einen gewaltigen Feuerbrand, und ließ ihn auf das Antlitz des Gewalthäters herabſauſen, der mit dem Geſchrei: „Meine Augen! Meine Augen! Ich bin blind!“ beide Hände auf ſein verletztes Geſicht drückte.

„Jetzt muß er ſterben!“ tobte die Menge um ihn her und riß ihn nieder. „Vater! mein Vater!“ ſchrie Carlota — und in dieſem Augenblick drang mit dem Donnerruf: „Ungeheuer, was treibt ihr hier!“ eine rieſenhohe Geſtalt in den Kreis, der ſich um Rondellier geſchaart hatte. — Alle Neger ſtarrten ſprachlos die überraſchende Erſcheinung an, und auch Rondellier, faſt ſchon dem Tode nahe, richtete ſein Auge hoffnungsvoll empor; doch ſchnell entmuthigt von dem niegekannten Anblick eines Negers in ſeiner idealen Kriegsrüſtung, ließ er das Haupt wieder ſinken. — Aber Carlota blickte den Fremden genauer an; ſeine nackte Haut dick mit Ocker bemalt, der Hals und die Bruſt mit einer zehnfachen Schnur zuſammengereihter großer Feuerkäfern behangen, jeder Arm mit einem klappernden Schuppenpanzer verketteter, glänzender Auſterſchaalen beladen und den Kopf mit einem ungeheuren Buſche von Flamingofedern bedeckt, welcher der Geſtalt den Anſchein einer übermenſchlichen Größe gab.

Alles war todtenſtill, da fing Carlota's Auge an zu funkeln, und ihrer Bruſt entfloh der Freudenaufſchrei: „Yuina!“

„Yuina!“ jauchzte Marguerite mit der Freude einer Raſenden und drückte den Knaben an ihre Bruſt, und „Yuina! Yuina!“ kreiſchte und brüllte der von Arack, Freude und Bluthoffnungen trunkene Haufe, luſtig wie Hirnverrückte um das Feuer herumſpringend und das Unmaas ſeines Entzückens durch ein unaufhörliches Geknacker von Freudenſchüſſen bekundend.

„Schneide mir raſch den Strick hier durch!“ flüſterte Yuina ſeiner glückſeligen Amme zu, die erſt jetzt bemerkte, daß ſeine beiden Hände kreuzweis auf der Bruſt zuſammengebunden waren.

„Du biſt gebunden, mein Yuina?“ ſchrie das Weib. „Sage mir: wer hat dir das gethan?“

„Schweig!“ rief Yuina halblaut, ſich ſcheu nach den andern Schwarzen umſehend, welche, indeß berauſcht vom Taumel ihrer Freude und betäubt durch ihr eigenes Geſchrei und Gefeuer, weder Ohren für jenes Geſpräch, noch Augen für Yuina's Bande hatten, die ſein Bruſtſchmuck größtentheils bedeckte. „Haſt du kein Meſſer? — Schaff' ein's und durchſchneide den Strick!“ wiederholte er ängſtlicher.

Marguerite zog ein Meſſer hervor und durchſchnitt Yuina's Feſſel; jetzt entriß er ihr das rettende Werkzeug, zertrennte Rondellier's Bande, ſchwang Carlota, welche die Negerin niedergeſetzt hatte, auf ſeinen Arm, riß

Rondellier, der betäubt, faſt unfähig war, ſich zu erheben, vom Boden auf und zog ihn mit ſich fort.

„Wohin, **Yuina**? — wohin?“ ſchrie ein Neger, ihm den Weg vertretend, und zahlloſe Stimmen heulten hinter ihm her: „Er nimmt uns unſere Gefangenen fort, unſere Geißeln! — Wohin, **Yuina**, mit unſeren Gefangenen?“

„Ich ſperre ſie in den Keller, bis **Muchru** kommt!“ ſchrie **Yuina** den Trunkenen zurück. „Bleibt hier bei dem Feuer und bereitet **Muchru**'s Empfangsfeſt vor. Schlachtet Schweine und Schafe und ſchmückt euch, eure ſiegreichen Brüder zu begrüßen. Ich ſelbſt bin gleich wieder in eurer Mitte!“

Ein wild verworrener Stimmenlärm, aus deſſen Gewirre nur einzelne Worte, als: „**Muchru**“ und „ſiegreiche Brüder,“ vernehmbar waren, donnerte hinter **Yuina** her, welcher mit jedem Schritte, der den Raum zwiſchen ihm und den Negern erweiterte, ſtärker auszuſchreiten begann und jetzt, da er dem Bereich ihrer Blicke entkommen war, von ſeinem Pfade abbog und, ſtatt nach Hauſe zu gehen, den Weg nach dem Garten einſchlug. **Carlota** hatte ihre Arme um ſeinen Nacken verſchlungen, und **Rondellier**, mehr fortgeriſſen, als ſelbſtſtändig gehend, taumelte, unempfindlich für die Schrecken der Furcht wie für die freundlichen Mahnungen der Hoffnung, hinter ſeinem Retter her.

Sie erreichten das Boot. **Yuina** hub erſt **Rondellier**, dann **Carlota** hinein, ſtieß ab, und der Strom ergriff das Fahrzeug, welches in pfeilſchnellem Lauf in dem abſchüſſigen Wogenbette dahinflog.

Immer dumpfer, immer unvernehmbarer ward das Stimmengetöſe, immer matter leuchtete die glühende Wolke, welche im Rücken der Flüchtlinge am ſchwarzen Himmel aufſtieg, auf dem Waſſerſpiegel nieder, den das fliegende Boot zerſchnitt, und jetzt erſt ward **Rondellier** ſich ſeines Daſeins und mit dieſem ſeiner und ſeines Kindes Rettung bewußt. „**Yuina**, **Yuina**!“ ächzte er; ein Thränenſtrom entſtürzte ſeinen Augen; er konnte nicht reden, und umfaßte und drückte den Knaben mit einer Innigkeit an ſein Herz, welche mehr und deutlicher ſprach, als es Worte vermocht hätten.

Feuilleton.

⁂ **Prachtwerk über Altägypten.** — Bei Hering in London erſcheinen nunmehr: „I monumenti dell' Egitto e della Nubia,“ herausgegeben von **Ippolito Roſellini**, Profeſſor der oriental. Literatur ꝛc. zu Piſa, ein Prachtwerk, welches eine vollſtändige Ueberſicht der Geſchichte, Religion, Ceremonien und Gebräuche, der Induſtrie und des Handels von Altägypten gewähren wird. Die 24 erſten Kupfer und vier Bände des Textes werden bereits verſendet, und im Laufe von 18 Monaten wird die Herausgabe dieſes Werkes in ungefähr 10 Oktavbänden (jeder von circa 300 S.) mit etwa 400 Kupfern in Atlasformat beendigt ſein.

⁂ **James Croßley** hat in 2 Bänden the life and times of Jerome Cardan and Jos. Mendham aus bisher unbekannten Handſchriften und Aktenſtücken „Memoirs of the Council of Trent“ herausgegeben.

⁂ **Die pittoresken Alpen.** — Unter dem Titel: „Les alpes pittoresques“ wird ein Werk angekündigt, welches ſeiner Anlage nach ſelbſt eine Alpenkette unter den Bilderwerken zu werden verſpricht. Es wird von der **Schweiz**, **Savoyen** und **Tyrol** die intereſſanteſten Anſichten, Trachten u. ſ. w. wie die nothwendigen Karten von namhaften Künſtlern in Stahl geſtochen geben, begleitet von einem Text, der Geſchichte, Topographie, Statiſtik, Staatsverfaſſung, Sitten und Gebräuche u. ſ. w. jener Länder beſprechen wird. Die Schweiz allein wird ungefähr 70 Lieferungen, jede mit einem Textblatt und zwei Kupfern füllen. Als Herausgeber und Mitarbeiter werden viele der ausgezeichnetſten ſchweizeriſchen Literatoren namhaft gemacht. Jede Lieferung koſtet in Paris 75 Cent.

⁂ **Die Freuden des Gedächtniſſes von Sam. Rogers.** — Wenn man nach arbeitvollen Tagen aus dem wirren und betäubenden Gewühl der Stadt ein freundlich ſtilles Dorf beſucht, wo, bei dem Schweigen der Leidenſchaften, des Lebens Pulſe ſo ruhig ſchlagen und ſanfte Bilder genügſamen Daſeins und Wirkens an uns vorüberſchweben, dann durchdringt uns ein ſüßwehmüthiges Gefühl des Friedens, dem wir gern auf eine Weile uns hingeben. Aehnliche Empfindungen ergreifen uns, wenn, hin und hergetrieben auf dem, in allen Tiefen aufgeregten Meere der herrſchenden Literatur, wir zu einer jener friedlichen Inſeln hingeführt werden, die ſinnige Dichter, wie Oliver Goldſmith und Samuel Rogers, den ſeine Landsleute den Goldſmith des XIX. Jhrdts. nennen, uns angebaut haben. Darum erkennen wir es auch dankbar an, wenn ſolche befriedende Dichtungen einem größeren Kreiſe von Leſern zugänglich gemacht werden, und es freut uns, anzeigen zu können, daß nun auch „Rogers pleasures of memory,“ die ſeit 1792, wo ſie zuerſt erſchienen, zu einem Lieblingsgedichte der Engländer geworden, von Hrn. Dr. **Bruſchius** in einer, im Ganzen wohlgelungenen Ueberſetzung dem deutſchen Publikum dargeboten worden. Mit ihm nun rufen wir:

„Heil dir, **Gedächtniß**: unerſchöpflich ſchimmert
Dein reicher Schacht vom edelſten Geſtein!
Du rufſt aus dunkler Tiefe die Gedanken,
Und Raum und Zeit gehorchen deiner Macht!“

Wohl möchte man wünſchen, daß auch des Reimes Wohllaut die Ueberſetzung ſchmücke; wer aber erwägt, daß die engliſche Sprache durch ihre vielen, wirklich, oder doch der Ausſprache nach, einſylbigen Wörter dem Ueberſetzer, der die Zahl der Sylben und der Zeilen nicht vermehren will, ſchon ungemeine Schwierigkeiten entgegenſetzt, der wird einer ſinntreuen, gedrängten Uebertragung gewiß den Vorzug geben vor einer freieren gereimten; zumal es hier vorzugsweiſe auf die Malerei der Gedanken und weniger auf die Muſik der Sprache, wie bei den meiſten italiäniſchen Gedichten, ankömmt. Auch ohne Reim wird jeder gern Stellen, wie z. B. die folgende leſen, wo Rogers von dem **Jenſeits** ſpricht:

„Dort weilt der Freundſchaft herrliches Gefolge;
Dann keine Trennung, keine Thräne mehr!
Und wie die ſanfte Hand der Zeit uns theuer
Der Kinderjahre Freud' und Kummer macht,
So ſcheinen auch der Seele dort, erlöſet
Von ird'ſchem Streit, des Lebens kleine Uebel,
Sein Licht und Schatten, Sonnenſchein und Regen,
Nur wie ein Traum, der müß'ge Stunden kürzet.“

Einzelne, ſelten vorkommende Unrichtigkeiten, wie z. B. all whisper of the past, — „alles, ach, dahin!“ — werden gewiß bei einer zweiten Ausgabe verſchwinden. Hoffentlich wird Hr. Dr. Bruſchius recht bald dazu veranlaßt werden, ſo wie zur baldigen Herausgabe einer Ueberſetzung von **Baco's Verſuchen**, mit welcher derſelbe, dem Vernehmen nach, jetzt beſchäftigt iſt.

E.

In Nro. 48 des Phönix, S. 190, Sp. 2, Z. 3 v. o. iſt ſtatt idealiſch — identiſch zu leſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 51. 1836.

Phönix.

Montag, 29. Februar.

Miß Trollope bei Madame Recamier.

(Schluß.)

Während wir zuerſt das eine, dann das andre der Gemälde betrachteten und uns über beide unterhielten, wurde ich auf die feine Stirne, die Augen, die wohllautende Stimme und beſonders anmuthige Ausdrucksweiſe eines Herrn aufmerkſam, welcher mir gegenüberſaß und ſich dieſer Unterhaltung anſchloß.

Ich bemerkte gegen Madame Recamier, daß wenige Romane je die Ehre gehabt hätten, durch ein ſolches Gemälde, wie dies Gerard's, verherrlicht zu werden, und daß aus mancherlei Umſtänden ihr Vergnügen, es zu beſitzen, groß ſein müſſe. „Das iſt es in der That!“ verſetzte ſie; „doch iſt dieſes nicht mein einziger Schatz in der Art. Ich bin ſo glücklich, Girodet's Originalzeichnung von Atala zu beſitzen, welche Sie ſo oft in Kupfer geſtochen geſehen haben müſſen. Laſſen Sie mich Ihnen das Original zeigen.“

Wir folgten ihr in das Speiſezimmer, wo dieſe anziehende Zeichnung hing. „Kennen Sie Herrn v. Chateaubriand nicht?“ ſagte ſie.

Ich erwiederte: „Ich habe nicht das Vergnügen.“ — „Es iſt derjenige, welcher im Salon Ihnen gegenüberſaß.“

Ich bat, daß ſie mich ihm vorſtellen möchte; und bei unſrer Rückkehr in das Staatszimmer willfahrte ſie meinem Wunſche. Die Unterhaltung kam wieder in Gang und wurde ſehr angenehm; ein Jedes trug ſein Schärflein bei. Lamartine, Caſimir de la Vigne, Dumas, Viktor Hugo und einige Andere wurden obenhin, aber tüchtig und ſcharf gemuſtert. Unſer Byron, Scott u. ſ. w. kamen dann an die Reihe; und man konnte erkennen, daß ſie geleſen und verſtanden worden waren. Ich fragte Herrn v. Chateaubriand, ob er den Lord Byron gekannt habe? Er antwortete: „Nein!“ hinzufügend: „In's Leben war ich ihm vorangegangen und er mir leider in's Grab.“

Es wurde der Grad erörtert, in welchem ein Land fähig iſt, die Literatur eines andern gehörig zu würdigen, und Herr v. Chateaubriand erklärte ſich entſchieden für die Anſicht, daß ſolche Würdigung immer und nothwendiger Weiſe ſehr unvollkommen ſei. Vieles, was er ſagte, ſchien unbeſtreitbar wahr, vorzüglich in Betreff der leichten und zarten Schattirungen des Ausdrucks, deren feine Anmuth bei dem erſten Verſuche einer Übertragung in eine fremde Sprache beſtändig verloren zu gehen ſcheint. Dennoch glaube ich, daß die Mehrzahl der Engländer, welche franzöſiſch leſen, die Original-Literatur Frankreichs beſſer durchdringen, als Herr v. Chateaubriand annimmt.

Die bei uns ſo ſehr ausgedehnte Gewohnheit, dieſe Sprache faſt von Kindheit an zu leſen, gibt uns eine größere Vertrautheit mit ihrer Eigenthümlichkeit, als er ſich deren verſieht. Er zweifelte, ob wir an Molière Geſchmack finden könnten, und nannte Lafontaine als einen Schriftſteller, der von einem Andern als einem Franzoſen weder beurtheilt noch gekoſtet werden könne.

Ich kann dieſem nicht beiſtimmen, obwohl ich nicht überraſcht bin, daß eine ſolche Vorſtellung vorhanden iſt. Jeder Engländer oder jede Engländerin, welche nach Paris kommen, iſt durchaus genöthigt, Franzöſiſch zu ſprechen. Wenn ſie ſich davor entſetzen, ſo haben ſie keine Hoffnung, weder daß ſie mit Jemanden, noch daß Jemand mit ihnen ſpricht. Dieſes allein reicht hin, wie ich denke, genügend auf den Zweifel zu antworten, der in Betracht des nationalen Fortſchreitens in Bekanntſchaft mit der (franz.) Sprache obwalten mag. Kein Franzoſe, welcher in Geſellſchaft mit Engländern zuſammentrift, der nicht Ohr und Gedächtniß voll Disharmonien, falſchen (gram.) Sätzen und falſchen Betonungen bekäme;

und können wir uns wundern, daß er als eine gewiſſe Thatſache aufſtellt, daß von denjenigen, welche ſo ſprechen, nicht geſagt werden kann, ſie verſtänden die Sprache, welche ſie ſo zerſetzen. Indeß, wie wahrſcheinlich dieſe Folgerung auch klingt, zweifle ich, daß ſie insgeſammt richtig iſt. Welche noch ſo vollendete Kenner des Helleniſchen aus irgend einem Lande würden im Stande ſein, eine vertraute Unterredung im Griechiſchen zu führen? Der Fall iſt genau derſelbe, denn ich habe ſehr Viele kennen gelernt, deren Auffaſſung der Schönheit der franzöſiſchen Schriften den kritiſchſten Scharfſinn übertraf, welche aber wahrſcheinlich ganz unverſtändlich geweſen wären, hätten ſie ſich in dieſer Sprache nur fünf Minuten mit einander zu unterhalten verſucht; da hingegen viele Andre, welche vielleicht einen franzöſiſchen Bedienten oder eine franzöſiſche Aufwärterin gehabt haben, eine ziemlich gute Ausſprache und große Leichtigkeit im nachgeahmten Ausdrucke bei der Unterhaltung beſitzen, die jedoch verlegen wären, wie die leichteſte Stelle in Rouſſeau mit kritiſcher Genauigkeit zu conſtruiren ſei.

Ein ſehr beträchtlicher Theil der feinen Welt in Frankreich lieſt Engliſch und ſcheint öfters ſehr geſchickt in den Sinn unſerer Schriftſteller einzugehen; aber bei ihnen findet ſich unter Fünfzigen nicht Einer, der nur ein Wort Engliſch vorbringen würde. Obgleich ſie mit höflichem, ganz unerſchütterlichem Ernſte die drolligſten Schnitzer, deren die Sprache nur fähig iſt, ertragen, ſo können ſie es doch nicht über ſich gewinnen, Gefahr zu laufen, ihrerſeits Fehler zu machen. Alles, was mit den Ausländern der guten Geſellſchaft in Beziehung ſteht, wird von den Gliedern derſelben als heilig betrachtet, und wenn man ſich enthält, durch Lachen über die Irrthümer Anderer gegen den Anſtand (bienséance) zu verſtoßen, ſo vermeidet man mit wenigſtens gleicher Vorſicht den unverzeihlichen Verſtoß, deren ſelbſt zu begehen.

Ich glaube nicht, daß es einem Franzoſen möglich ſein würde, bloß zum Vergnügen ſich in eine (engliſche) Unterhaltung einzulaſſen, und nicht aus Drang einer unerläßlichen Nothwendigkeit, wenn er nicht ſicher wäre oder ſich ſicher glaubte, ſich mit Anſtand und Zierlichkeit auszudrücken. Die Vorſtellung, den glänzendſten oder edelſten Gedanken, welcher je in ein menſchliches Haupt eingekehrt iſt, in einer lächerlich abgebrochnen Sprache zu äußern, würde, ich bin davon überzeugt, mit einem innern Widerſtreben verbunden ſein, das hinreichte, den Muthigſten zu bändigen und dem geſchwätzigſten Franzoſen Stillſchweigen aufzulegen.

Es fällt alſo, in dieſer glücklichen Periode eines beſtändigen und vertrauten Verkehrs beider Nationen, den Engländern zu, ihrer Eitelkeit ein Opfer zu bringen und ihrer Liebe zur Unterhaltung, zu Gunſten in gewiſſenhaftem Mißtrauen in Grammatik und Accent Schnitzer zu machen, iſt doch beſſer, als das überwiegende Vergnügen einzubüßen, als Erſatz auf die geglättete Redensart, die anmuthige Periode, die epigrammatiſche Wendung, welche einen ſo weſentlichen Theil der höhern Converſation im Franzöſiſchen ausmacht, zu horchen.

Aber alle die Zweifel, welche Herr v. Chateaubriand in Betreff der Möglichkeit der letzten und beſten Manier der franzöſiſchen Schreibart äußerte, von Fremden gehörig gewürdigt, beſchränkten ſich nicht auf das Engliſche; die Deutſchen ſchienen gleiches Loos mit uns zu haben, und von einem derſelben, der in der neueſten Zeit als der erſte der lebenden deutſchen Kunſtrichter bekannt geworden iſt, wurde angeführt, daß er in ſeinem Style Namen, welche unter den Unſterblichen des franzöſiſchen Pantheons gefunden werden, den Namen Solcher gleichgeſtellt habe, welche leben und ſterben, indem Monſieur Fontaine und Monſieur Bruyère ſtehende Ausdrücke ſeiner Schriften ſeien.

Mehr als ein Mal während der folgenden Beſuche bei Madame Recamier leitete ich das Geſpräch auf ihre verlorne berühmte Freundin. Nie fühlte ich mich mehr angezogen, als wenn ich auf Alles horchte, was dieſe reizende Frau von Madame v. Stael ſagte; jedes Wort, welches ſie vorbrachte, ſchien eine Miſchung von Schmerz und Vergnügen, von Begeiſterung und Bedauern. Allerdings mußte der Gedanke, wie es unmöglich iſt, daß ſie je eine andre finden werde, die ſie erſetze, niederdrückend ſein; ſie ſcheint dies zu empfinden und ſich mit Allem umringt zu haben, was beitragen kann, eine Erinnerung an das, was dahin iſt, in ihrem Gedächtniſſe friſch zu erhalten. Das Original des Porträts der Madame v. Stael von Gerard, welches durch Kupferſtiche ſo bekannt geworden, ja ſogar durch Sevres-Vaſen und Theetaſſen, hängt in ihrem Schlafzimmer. Das Miniaturgemälde, welches ich erwähnte, trägt ſie immer an ſich, und die begeiſterte Darſtellung der Corinna, in welcher Madame Recamier augenſcheinlich eine Ähnlichkeit mit ihrer Freundin, außer derjenigen der Geſichtszüge, ſucht, ſcheint ein Gegenſtand faſt ebenſowohl der Verehrung als Liebe.

Es iſt angenehm, ſo einem Weſen zu nahen, welches ich immer als etwas auf Erden Unſtatthaftes zu betrachten gewohnt war. So bewunderungs- und liebenswürdig als meine neue reizende Bekanntſchaft in hundertlei Rückſichten iſt, ſo hat ihre frühere vertraute Freundſchaft mit Madame v. Stael und ihre fortdauernde Anhänglichkeit an dieſelbe ihr in meinen Augen ein noch höheres Intereſſe verliehen.

Studien
über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

Guérin's Talent erſtarb unter dem tödtenden Hauch des zu ſeiner Zeit herrſchenden Kunſtprinzips. Die David'ſche Schule ſetzte die höchſte Abſicht der Kunſt in Hervorbringung idealiſcher und über der wirklichen Natur erhabenen Werke; aber in dem Sinne, wie ſie das Wort Ideal nahm, halte ich das Ideal für eins von den falſchen Prinzipien der Kunſt. Sie ſuchte das Ideal nicht in jener abſichtlichen Abweichung von den bloß richtigen Naturverhältniſſen um der höheren Bedeutung des Göttlichen willen, wie unſer Winkelmann, welcher zuerſt vom Ideal, als von der Seele der Kunſt, ſprach; ſondern ſie lehrte, daß die Kunſt nur das Unedle ſorgfältigſt zu vermeiden bemüht ſein müſſe, und ſtellte als förmliches Prinzip die Nachahmung der Antike auf, welches beſonders durch Pouſſin in die Kunſttheorie der Franzoſen übergegangen war. Hatte man früher fälſchlich das Ideal nur in den äußeren Formen geſucht und dieſe als das Erſte und Letzte angeſehen, ſo fügte dieſe Theorie noch einen zweiten Grundirrthum zu dem erſten hinzu; denn nur der Gegenſtand der Nachahmung wurde verändert, die Nachahmung blieb und die lebendige Mitte war nicht gefunden. Es gibt aber in der Kunſt, wie in allen Wirkungsarten, eine volle und eine leere Mitte; die volle Mitte iſt die, wo widerſprechende Kräfte ſich bis zur Sättigung durchdrungen und ein neues Lebendiges hervorgeht; die andere Mitte iſt unfruchtbar, leer und durchaus negativ, wo keine ſelbſtthätige Hervorbringung möglich iſt. Die franzöſiſche Malerſchule unter David verband mit antikiſcher Nachahmerei den größten Effekt, welcher nicht mehr maleriſch, ſondern geradezu theatraliſch genannt zu werden verdient und von der ſubjektiven Schauſpielerei der Franzoſen kopirt iſt. In dieſen Fehler iſt beſonders P. Guérin gefallen, indem er von den hohen Werken des Alterthums, die ihm ſein Meiſter zur Bewunderung aufſtellte, blos die äußere Form abzunehmen ſich befleißigte. Weil ihm das innere Auge fehlte, um die kalte Hülle zu durchdringen und die wirkende Kraft in ihnen zu empfinden, ſo war es natürlich, daß in ſeinen Gemälden eine plaſtiſche Tendenz hervortrat, welche auch noch andere Künſtler ſeiner Zeit und Schule offenbaren, die ſich, wie er, zu der irrigen Anſicht hinneigten, Plaſtik und Malerei für völlig eins zu halten und ſo beide ganz und gar nicht zu verſtehen.

Bei David iſt dieſer Mangel auch ſichtbar, wenn auch nicht in ſo hohem Grade als bei ſeinen Nachahmern. Es iſt nicht zu verkennen, daß David in ſeinen Gemälden einen gewiſſen Schwung und Vorſtellungen einer über der Materie erhabenen Schönheit zeigt, weßhalb ſeine Werke wenigſtens einen beſtimmten Effekt und einen originellen Charakter haben. Aber die Schüler konnten dem kräftigen Irrthum ihres Meiſters nicht lange mehr die gebührende Achtung verſchaffen und verloren ſich bald, zwiſchen mißverſtandenem Ideal und bloßem Effekt ſchwankend, in alle Arten von Eitelkeit und willkührliche Hirngeſpinſte. Man betrachte einmal die berühmteſten Bilder aus der klaſſiſchen Periode franzöſiſchen Malerei, dieſe Bühnenvorſtellungen, dieſe Gallafarben, dieſe Kokketterie, dieſe geſchnörkelten Faltenwürfe; — man ſieht die Schleppkleider und Perrücken des vorigen Jahrhunderts nicht mehr, aber man hört ſie noch rauſchen. Wer iſt jener bekannte Tituskopf auf dem Gemälde dort mit griechiſchem Helm und wallendem Federbuſch? Hat er nicht Haupt- und Barthaare ſo ſchön friſirt, als wollte er in Verſailles auf die Wachparade ziehen? Sizt er in ſeiner weiten Tunika nicht ſo gezwungen da, als trüge er noch Jabots und langgefaltete Manſchetten? Iſt es etwa ein junger Abbé, der ſich in dieſes Koſtüm vermummt hat, um auf der Terraſſe ein verliebtes Abenteuer mit einer Hofdame aufzuführen? Nein; es iſt Äneas, welcher der Dido ſeine Reiſeunfälle und das Unglück Troja's erzählt und Guérin hat ihn gemalet im Jahr 1817.

(Fortſ. folgt.)

Frauen und Nachtigallen.

(Vergleichung und Antitheſe. — Gloſſe.)

Nicht Geſetze,
Aber Lieder.

Schon das früheſte Alterthum hatte die Verwandtſchaft und Wechſelbeziehung zwiſchen beiden tonliebenden Weſen nicht minder zart als galant aufgefaßt und in ſinniger Mythe lebendig dargeſtellt. — Daſſelbe originelle freundliche Intereſſe, welches ſo manche charakteriſtiſche Ähnlichkeit beider bezeichnet, ſcheint aber auch, ſonderbar genug, in den Gegenſätzen ihres Weſens hervorzutreten, und ſo in gedoppelter Weiſe, in Vergleichung und Antitheſe, den Frauen und den Nachtigallen intereſſante Seiten abzugewinnen. —

Vor allem könnte die, auf mythologiſcher Metamorphoſe beruhende, Vergleichung zwiſchen Frauen und Nachtigallen vom höchſten romantiſchen Intereſſe ſcheinen, wäre ſie nicht in erzklaſſiſcher Zeit, auf klaſſiſchem Boden, von klaſſiſchen Dichtern gebildet worden, welche ſinnvoll dadurch andeuten wollten, daß rührende Klaglaute in melodiſchen Tönen den ergreifendſten Ein- und Ausdruck gewinnen. Denn Frauen und Nachtigallen klagen in der Blüthezeit des Lebens und des Jahres in gefühlvollen elegiſchen Tönen der innigen Wehmuth, ihr Leid, ihre Schmerzen, ihre Sehnſucht. Aber eben dieſe ſeelenvolle Klage ruft oft der lieblichen Philomele Verderben hervor, da ihre melodiſchen Töne ihren trauten einſamen Aufenthalt verrathen, und ſie alsdann in düſterer Sklaverei einen ewig ungeſtillten Schmerz, den Verluſt ihrer Freiheit, zu beklagen hat; während die Klagetöne der Frauen oft gerade im entgegengeſetzten Sinne den Verluſt der weiblichen Unterthänigkeit und die Wiedereinſetzung in die vorige eheloſe Freiheit ausſprechen. Doch nicht nur gefühlvolles, auch humoriſtiſches ſogar haben Frauen und Nachtigallen gemein, denn Neugierde ſcheint ziemlich humoriſtiſcher Natur. Der Nachtigall gereicht Neugierde oft zum Unglücke: denn dieſe, nur ihren Feinden ſchätzbare Eigenſchaft, bringt ſie oftmals in die Schlinge oder auf den Heerd; Frauen hingegen führt manchmal der Trieb allzureger Neugierde vom Heerde weg, und alsdann zuweilen geradezu in's Freie, um — ihre Treuen als — Zugvögel zu erblicken. —

Oft aber auch bilden die Neigungen und Gefühle beider Verwandten den ſchroffſten Gegenſatz, und wo auf der einen Seite Neigung, da iſt auf der andern Widerwille, wo hier Trieb zur Erhaltung, dort Trieb zum Zerſtören, und ſo ſcheint, merkwürdig genug, vorzüglich in einem Gegenſtand gegenſeitige Liebe und Zerſtörungswuth zuſammenzutreffen. Dieſe mächtigen Gefühle begegnen ſich in einem winzigen kleinen Ameiſenei. Dieſem Embryo der Ameiſe, dem Bilde und Vorbilde der fleißigen, arbeitſamen, vorſchauenden und fürſorglichen Hausfrau, ſpendet dieſe gewiß gerne den Tribut zarter Schonung, gleichſam aus dunkler Ahnung des Rechtsprincips, welches im Embryo ſchon das künftige Weſen zu ſchützen befiehlt, wenn es ſich um deſſen Beſtes handelt. Wie ganz anders benimmt ſich nun hier die Nachtigall! Jener zarten Symbolik zum Trotze, oder gar etwa aus Unkunde derſelben, ſtürzt ſie ſich in heißer Gier auf die Ameiſeneier, zermalmt und verſchlingt ſie. — Nicht geringer iſt die Antitheſe in der Beſchaulichkeit, in verſchiedenartigem Sinne des Wortes jedoch. Die Nachtigall führt, pour ainsi dire, ein zurückgezogenes, beſchauliches Leben, ſie niſtet in ſtiller, einſamer Gegend, in dichtem, dem Auge des Tages wie des Menſchen undurchdringlichem Laube, und nur in leiſer Stille und Dunkelheit des Abends verkünden ihre melodienvollen Töne ihre erfreuliche, erſehnte, immer belauſchte, aber ungeſchaute Gegenwart. Frauen aber faſſen die Beſchaulichkeit öfters in einer ganz andern Bedeutung auf, und ſuchen alsdann den hellen geräuſchvollen Tag, oder die hellere — Ballnacht.

Nachtigallen gereicht oftmals, wie ſchon oben bemerkt, ihr melodiſcher Geſang zum Verderben; die herrlichen Töne verrathen ſie, ſie werden belauſcht und — gefangen. Bei den Frauen trifft die Antitheſe ein: ihre melodiſchen Töne verrathen öfters nur die Schwächen der dieſen Lauſchenden, und dieſe ſelbſt werden dadurch gefangen. — übrigens gerathen Frauen öfters — wie Demoiſelle Sonntag — und Nachtigallen wohl immer, durch ihren Geſang auf einen grünen Zweig. —

Frauen ſchmucken ſich zuweilen mit fremden Federn, bedürfen ſie auch gleich um zu glänzen keines äußern Schmuckes mehr; Nachtigallen beſcheiden ſich immer mit ihrem eignen einfachen Federkleidchen und denken:

Nicht Gefieder,
Aber Lieder,

im Einklange mit ſinniger Gemüthswelt. —

Zartfühlende Frauen finden es grauſam, wenn der Thierquäler Menſch, um den Schlag der Nachtigallen — welche ja immerhin nur Thiere — in ſtärkerer Fülle hervorzubringen, dieſelben blendet, während ſie ſelbſt im Widerſpruche mit ihren Worten, ſo barbariſch ſind, — Menſchen zu blenden und dies am Ende gar noch rechtsmäßig wähnen, weil ſie ja nur ihr Recht der Schönheit gebrauchen. —

Bei den Nachtigallen ſind die Kehlmuskeln weit ſtärker als bei andern Singvögeln derſelben Gattung; fände bei den Frauen gar noch dieſelbe akuſtiſche Verſtärkung ſtatt, ſo würde man vielleicht einen Witz, eine ſatyriſche Andeutung der Schöpfung darin erblickt haben wollen; allein auch ohne dieſe markante Auszeichnung ſind die Stimmen der Frauen öfters laut genug, und ſtrafen im eigentlichen Sinne, das „una voce poco fa" gar manchmal Lügen. Auch vorzüglich deßhalb erſcheint eine Emancipation der Frauen als ein Akt höchſt gefährlicher und bedrohlicher Natur; es wäre alsdann um die Stimmfreiheit in allen Verſammlungen der Männer ſo ziemlich geſchehen. Eine Emancipation der Nachtigallen hingegen, oder gar vielmehr eine allgemeine Vogelfreierklärung derſelben, wäre in jeglichem Intereſſe ein höchſt wünſchens- und fördernswerthes Ereigniß, wofür ſich gewiß alle Stimmen, auf jeden Fall diejenigen aller eingekäfigten Nachtigallen mit Kraft und Macht erheben würden, da ja auch die Nachtigallen, als Zugvögel vorzüglich der Bewegungsparthei angehörend, die Freiheit als eine ganz unſchätzbare Sache betrachten müſſen. —

Grundton der Melodieen der Nachtigall iſt wohl der elegiſche; der der Frauen hingegen, wo es nicht gerade ihr ewig „Weh und Ach" betrifft, faſt immer gewiß der heitere, lebensluſtige, nur mit einer leichten Tinte von Gemüthlichkeit überhauchte. — Dieſer Antitheſe gegenüber präſentirt ſich eine Parallele, in der Abneigung der Frauen und Nachtigallen, für deren Exiſtenz auf der Seite der Letztern antike Dichter unſere Gewährsmänner. Dieſen zufolge lebt in den Nachtigallen ein unbezwinglicher Haß und Widerwille gegen den Wiedehopf, den faden, aufgeputzten Stutzer in der Vögelwelt, ebenſo wie derſelbe Figurant in der Menſchenwelt, als Gegenſtand unbeſiegbaren Widerwillens, ſinnigen Frauen in der innerſten Seele zuwider iſt; denn Wiedehöpfe und Stutzer, in äußerer bunter Erſcheinung und innern leeren Neigungen gleich lächerlich und verächtlich, ziehen, aus egoiſtiſchen Gründen, dem inneren gediegenen Werth die äußere gleißende Hülle vor; Nachtigallen und ihnen gleichgeſinnten Frauen aber gilt das Sprüchlein:

Nicht Gefieder,
Aber Lieder.

R.

Literariſche Notizen aus Stuttgart.

(Februar.)

*** Es wogt und ſprudelt hier innerhalb der Sphäre der literariſchen Welt auf eine wunderbare Weiſe. Kaum hat der Streit mit dem jungen Deutſchland — um welchen ſich, ſinnlos für die großen Fragen, um die es ſich darin handelte, alsbald ein großer Leſepöbel ſammelte, begierig und mit roher Freude des Skandales lauſchend, den es dabei nach der Natur des Streites abſetzen mußte — ein Ende genommen, als es ſchon wieder hie und da munkelt, daß das geſammte junge Deutſchland — weil ſonſt allerwärts vertrieben — ſogar ſeinen Sitz in der hieſigen Stadt aufzuſchlagen gedenke.

Leute, die mit den hieſigen Verhältniſſen auf's Genaueſte bekannt ſind, lächeln zwar zu ſolchen Nachrichten; allein nichts deſtoweniger iſt gewiß, daß die jeune Allemagne wirklich bereits Schritte gethan hat, ſich hier zu domiciliren.

Was ſagen Sie dazu, daß wir hier nun eine eigene Buchhändlermeſſe bekommen ſollen? Daß die hieſigen Buchhändler dieſe Angelegenheit mit dem größten Eifer betreiben, können Sie ſich denken; und ihre Bemühungen ſollen bereits auch zu einem Reſultate gediehen ſein, welches zur gegründeten Vermuthung führt, daß der Zeitpunkt, in welchem dieſe, für den literariſchen Vertrieb in Deutſchland ſo wichtige Einrichtung in's Leben treten ſoll, nicht mehr ferne ſei.

Von den eminenten Unternehmungen der hieſigen Buchhändler im vergangenen und gegenwärtigen Jahre werden Sie erſt dann einen hinreichenden Begriff bekommen, wenn erſt der Meßkatalog für die bevorſtehende Oſtermeſſe erſchienen ſein wird. Es wurde beſtimmt hier allein nicht viel weniger gedruckt, als in Leipzig und Berlin zuſammengenommen.

Unter den Werken, die entweder die Preſſe kaum verlaſſen haben, oder ſich theilweiſe noch unter derſelben befinden, ſteht die zweite ſehr vermehrte Auflage der deutſchen Literatur von Menzel, in 4 Bänden, durch Bedeutung obenan. Die drei erſten Bände ſind bereits in den Buchhandel gegangen und der vierte, der die neueſten literariſchen Zuſtände beleuchten wird, ſoll, wie ich hörte, in einigen Wochen ebenfalls vollendet ſein.

Nicht minder wichtig, wenn auch in anderer Weiſe, iſt die nun vollendete Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit von Ernſt Munch.

Von Spindler wird ein neuer Roman: Boa Conſtrictor, erſchienen, deſſen Held, wie der Titel beſagt, am Ende Alles mit ſich in die Hölle hinabzieht, das mit ihm in Verbindung war. Der Roman iſt übrigens vortrefflich geſchrieben.

Auch von dem bekannten Groß-Hoffinger iſt ſo eben ein neues Buch: „Öſterreich im Jahre 1835 und Zeichen der Zeit in Deutſchland," herausgekommen, das jedoch durch zu nahe Ähnlichkeiten mit den meiſten ſeiner ſpätern Produktionen, denen allzuſehr das Gepräge der Fabrikation aufgedrückt iſt, durchaus an Bedeutung und Intereſſe verliert. Eine neue Zeitſchrift: „Germania," die derſelbe Schriftſteller herausgeben will, wird, aus dem nämlichen Grunde, aus welchem der Frankfurter „Leuchtthurm" ſchon wenige Tage nach ſeinem Entſtehen [illegible] Fackeln ſenkte, wohl gar nicht in's Daſein treten; aber wenn dies auch geſchähe, ſo ließe ſich derſelben diviniren, daß ſie ſich nie germaniſiren würde.

Lewald's „Europa" dagegen iſt, nach den lebhafteſten Betheurungen des Herrn Scheible in allen Zeitungen, ernſtlich im Begriff, europäiſch zu werden. Die hieſigen Skeptiker aber wollen dies durchaus nicht begreifen.

Ein anderes periodiſches Werk, das auch in dieſen Tagen ſeine Exiſtenz angefangen, iſt die Allgemeine Bibliothek des Kirchenrechts für alle Confeſſionen ꝛc., von Alexander Müller und Dr. Ernſt Munch. Es ſoll ſich zum Principe gemacht haben, das Dunkel des Ultramontanismus aufzuhellen und ſein geheimes Getriebe zu lähmen.

Nächſtens einen Cultur-Artikel von größerem Umfang!

№ 52. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 1. März.

Mittheilungen

aus Colletta's Geſchichte von Neapel.

Nachdem die Storia del Reame di Napoli dal 1734 sino al 1825, dal Generale Pietro Colletta, in der Urſprache bereits in einer vierten Ausgabe erſchienen, iſt ſie nun auch von Ch. Lefevre und L . . B . . in das Franzöſiſche überſetzt worden. Da unſers Wiſſens noch keine deutſche Übertragung derſelben vorhanden, dürften einige Mittheilungen aus dieſem trefflichen Geſchichtswerk, deſſen Verfaſſer von Schloſſer als ein zweiter Salluſt, — wie Botta als ein neuer Livius, — begrüßt wird, nicht unwillkommen ſein.

Eingangs des erſten Buches bemerkt C., die Inquiſition drohe wieder ihr Haupt zu erheben, — „durch Verbündung abſoluter Herrſchgewalt mit dem Prieſterthume.“ Er erzählt dann, wie Romuald, ein Auguſtiner-Laienbruder, und Gertrude, eine Benediktinerin, im Jahre 1699 vor die Inquiſition gezogen, jener, weil er behauptet, Gott ſende ihm Engel mit Botſchaften und dergl. mehr zu; Gertrude, weil ſie von der Jungfrau Maria gehört zu haben verſicherte, fleiſchliche Verbindung mit dem Beichtvater ſei keine Sünde u. ſ. w. Beide, in hartem Gefängniß viele Jahre hindurch Tortur, Geißelung, Durſt und Hunger erleidend, und zuletzt als hartnäckig zum Tode verurtheilt, ſeien am 6. April 1724 zu Palermo verbrannt worden; Gertruden aber habe man zuvor die Haare mit harzigen Ölen beſtrichen und ſie dann angezündet! —

Damals gehörten im Königreich Neapel von 4 Millionen Einwohnern — 112,000 dem geiſtlichen Stande, von denen 22 Erzbiſchöfe, 116 Biſchöfe, 56,500 Prieſter, 31,800 Mönche, 23,600 Nonnen waren, und allein in der Hauptſtadt 16,500 ſich aufhielten. Nach gerichtlichen Angaben aber gab es um 1786 allein in derſelben Stadt über 30,000 Diebe und die Vergiftungen waren ſo häufig, daß ein eigenes Gericht: la Giunta de Veleni, dafür beſtellt werden mußte. —

Von dem damals regierenden ſpaniſchen Infanten Don Carlos berichtet C., daß derſelbe „in der Kirche von Bari, als Domherr gekleidet, unter den Domherren im Chore den Gottesdienſt hielt, im Bußkleid den Armen die Füße wuſch, bei der Meſſe diente, um den damit verknüpften Ablaß zu verdienen, jedes Jahr mit eigener Hand die Figuren und die Krippe zur Feier der Geburt Chriſti verfertigte, und an die lebendige Heiligkeit des Jeſuiten Pepe und des Dominikaners Rocco, — zweier ebenſo ſchlauer als ehrgeiziger Leute, — glaubte.“ —

Unter Ferdinand, der 1767 den Thron beſtieg, um — ſein ganzes Leben hindurch ſich die Zeit mit Jagd, Fiſchfang, Schwelgereien und Spielen zu vertreiben, und der ſo unwiſſend war, daß er nicht einmal ſeinen Namen ſchreiben konnte, — ſetzte zwar die Königin Karoline die von Tanucci ſeit 1734 begonnenen Reformen im Weltlichen und Geiſtlichen fort, unter Mitwirkung deſſelben Tanucci's und eines Filangieri, Pagano, Galanti, Conforti und Ant. Genoveſi; — aber, nach Galanti's von Colletta angeführtem Berichte, wohnten noch im Jahre 1780 „in der Baronie San Gennaro di Palma, nur 7 Stunden von Neapel, nur die Diener und Beamten des Gutsherrn in Häuſern; das Volk aber, etwa 2000 Menſchen, rettete ſich wie das Vieh vor der Kälte und dem Regen in Hütten von Stroh, Weidengeflecht oder in Höhlen.“ —

Als bald darauf die Revolution in Frankreich ausgebrochen, begann auch für Neapel eine Schreckens-Regierung unter derſelben Königin, welche zuvor, mit ihren Brüdern wetteifernd, die beſtehende kirchliche und ſtaatliche Einrichtung gutdünklich reformirt hatte. Selbſt Magiſtrate, Prieſter und Adlige verſchmähten nicht, ſich zu Angebern herabzuwürdigen. Schon in den erſten Jahren befanden ſich 10,000 Verurtheilte und 12,000 Gefangene auf den Galeeren und in den Kerkern von Neapel und Caſtellamare. Die Königin ließ die Papiere des franzöſiſchen Geſchäftsträgers Makau aus deſſen Hauſe ſtehlen und belohnte reichlich den Dieb, deſſen Beſtrafung ſpäterhin in dem Friedenstraktate vom 11. Oktober 1796 ausdrücklich ausbedungen wurde.

In dem vierten Buche berichtet Colletta, wie 1799 die mit Gewalt errichtete Parthenopëiſche Republik mit Gewalt wieder umgeſtürzt worden. Welche ungeheure Barbarei bei dieſer Gelegenheit wieder zum Ausbruch gekommen, iſt unter andern aus folgender Stelle zu erſehen: „In der Terra di Lavoro führte im Landſtriche von Sora an der Spitze vieler Leute der Müller Gaëtano Mammone den Krieg“ gegen die Anhänger der Republik. „Gierig nach Menſchenblut, trank er es mit Ergötzen; er trank, wenn er zur Ader ließ, ſein eigenes Blut, und bei fremden Aderläſſen forderte er es und ſtürzte es hinunter. Bei'm Mittageſſen hatte er am liebſten einen ganz friſch abgeſchnittenen, noch blutigen Menſchenkopf auf dem Tiſche; er trank Blut oder auch ſtarkes Getränk aus Menſchenſchädeln...“ In dieſen Reſtaurationskriegen „mordete er wenigſtens 400 Franzoſen und Neapolitaner mit eigener Hand .. König Ferdinand und Königin Karoline aber ſchrieben an ihn: „Mein General und mein Freund!““ Nachdem aber das königliche Heer unter Cardinal Ruffo's Commando in Altamuro drei Tage lang gemordet, geraubt, gebrannt und die Nonnen in den Klöſtern geſchändet, „ertheilte am vierten der Cardinal dem Heere die Abſolution von ſeinen Sünden, ſegnete es und zog mit ihm nach Gravina, welches er ebenfalls der Plünderung preisgab.“ —

Das erſte Kapitel des fünften Buches ſchildert die unerhörten Grauſamkeiten und Verfolgungen, mit denen die Ende 1799 wieder eingeſetzte alte Dynaſtie ihr Regiment zu befeſtigen ſtrebte, und Colletta bemerkt bei dieſer Gelegenheit: „So vergaß denn Ferdinand IV. die Eidſchwüre der Könige, die vor ihm den Thron beſeſſen, den Eid ſeines Vaters und ſeinen eigenen. Er vernichtete durch das Geſetz von 1799 den Magiſtrat der Hauptſtadt, die Repräſentation des Reiches, den Adel und die herrſchaftlichen Rechte der Familien. Es ſollte fortan die oberſte Gewalt im Staat nur eine einzige ſein, die, welche vom Throne kömmt; der Zuſtand aller Unterthanen ohne Unterſchied nur Einer: — die Sklaverei; die Regeln der Regierung ganz einfach: — Tyrannei ...“ „Es folgten Blutgeſetze mit rückwirkender Kraft ... Die Zahl derer, die ausgerottet werden ſollten, belief ſich auf wenigſtens 40,000, — wie es hieß, — Feinde des Throns und des Altars ... Allein in Neapel ſchmachteten 30,000 Bürger im Kerker ...“ Über 300 der berühmteſten Männer des Reiches wurden hingerichtet, unter denen viele hochberühmt durch Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, wie Cirillo, Pagano, Conforti, Ruſſo, Ciaja, Fiorentino, Baſſi, Falconieri, Logoteta, de Philippis, Albaneſe, Bagni, Neri und viele Andere. Die Hinrichtungen wurden ſo häufig, daß man für dienlich hielt, mit dem Scharfrichter einen neuen Contrakt zu ſchließen, wonach er nicht per Kopf, ſondern per Monat bezahlt wurde.

Auch der greiſe, würdige Admiral Carraciolo, dreimal von einer grauſamen Militär-Commiſſion verſchont, wurde dennoch zuletzt auf Nelſon's Betrieb zum Tode verurtheilt und aufgeknüpft, ſein Leichnam mit Gewicht beſchwert in die See geworfen. „Der König von Neapel, der auf Nelſon's Schiff die blutigen und wilden Geſetze der Verfolgung erlaſſen,“ ſo berichtet nun **Colletta** (V. I. p. 270), — „erblickte drei Tage nach ſeiner Ankunft einen Bündel, den die Wellen gegen ſein Schiff trieben. Als er genauer hinſah, gewahrte er einen Leichnam ganz über dem Waſſer, das Geſicht nach oben, die Haare gelöſet und träufelnd, gleichſam drohend ſchnell gegen das Schiff getrieben. Und als er unverwand nach ihm hinſchaute, und endlich die unglückliche Hülle erkannte, rief er: „Ah, Carraciolo!“ wandte ſich ſchaudernd um und fragte verwirrt: „Ma che vuole quel morto?“ (Aber was will dieſer Todte?) Wie nun Alle, die ihn umſtanden, beſtürzt waren und ſchwiegen, nahm freundlich der Kaplan das Wort und erwiederte: „Ich würde ſagen, er kommt, um ein chriſtlich Begräbniß zu bitten.“ — „Das ſoll er haben,“ ſagte der König, und ging ſchweigend und nachdenkend in ſein Zimmer. —

C.

Beſtand und Wirken des Kunſtvereines in München im Jahre 1835.

Der Kunſtverein in München feierte am 16. Februar dieſes Jahres ſein Stiftungsfeſt. Zwölf Jahre ſind verfloſſen, ſeit dieſe Anſtalt, die Vorgängerin aller übrigen im deutſchen Vaterlande, in's Leben trat und mit Freuden ſieht man dem ununterbrochenen innern und äußern Wachsthum zu. Schon ſteigt die Zahl der Mitglieder über ſechszehnhundert und eine Summe von faſt zwanzigtauſend Gulden ſteht zur Beförderung der Kunſtthätigkeit jährlich zur Dispoſition, während der Verein im Jahr 1830 nur gegen achthundert Mitglieder zählte. Aber auch das innere Wachsthum iſt augenfällig, die Ausbildung künſtleriſcher Kräfte, die zunehmende Vollendung ihrer Leiſtungen. Die nächſte Urſache davon iſt in den ununterbrochenen Ausſtellungen zu ſuchen, die eine der vorzüglichſten Beſtimmungen des Münchner Vereins ſind. Das Lokale deſſelben iſt täglich von Früh 10 Uhr bis Abends 6 Uhr (mit Ausnahme des Samſtags) geöffnet, und ſelten iſt die Zahl der wöchentlich neu ausgeſtellten Kunſtwerke unter zwölf, da die meiſten Künſtler ihre Arbeiten vor der Verſendung dahin bringen. Unvermeidlich entſteht ein Wetteifer unter den Künſtlern, der, da er nicht in langen Zwiſchenräumen ſeine Aneiferung erhält, nothwendig augenfällig und ſchnell wirken muß. Die Früchte dieſes Wetteifers und (um das Gleichzeitige nicht zu übergehen) des gegenſeitigen, lebendigen Unterrichts waren denn auch an den genannten Ausſtellungen erſichtlich, die namentlich gegen das Ende des Jahres an Reichthum und Mannigfaltigkeit alle früheren bei weitem übertrafen. Im Ganzen waren im Laufe des Jahres 258 Öl-, 1 enkauſtiſches, 11 Miniatur- und 4 Porzellangemälde, 17 Aquarellzeichnungen, 5 Guachemalereien, 1 Tuſch und 24 Bleiſtiftzeichnungen, endlich 17 Zeichnungen auf Stein (Originalplatten) 8 Kupferſtiche, 32 Lithographieen und 14 plaſtiſche Gegenſtände von Mitgliedern des Vereins, und 21 Kunſtwerke fremder Künſtler ausgeſtellt.

Unter den letzteren zeichneten ſich beſonders die römiſchen Genrebilder von Nerly und Maes aus.

Von erſtern eine Überſicht zu geben werde ſchwer ſein; inzwiſchen will ich wenigſtens auf einige bedeutende Namen und Werke aufmerkſam machen.

Schwanthaler hatte einige ſeiner Modelle zu größeren Statuen ausgeſtellt, wovon ſpäter die Rede ſein wird. Unter den Lithographieen erregten beſondere Aufmerkſamkeit die erſten Blätter des Werkes, welches Hanfſtängel (aus München) in Dresden nach der dortigen Gallerie ausführt. Es waren der Zinsgroſchen nach Tizian, die Klavierſpielerin nach Netſcher, die Windmühle nach Wouwermann und die Jagd nach Ruisdeal, letztere beide von Hohe lithographirt. Bodmer's König Ludwig im Familienkreiſe iſt wohl bereits auswärts bekannt, ſo wie die Arbeiten Piloty's nach den Meiſterwerken der Münchner und Schleißheimer Gallerie.

Unter den Kupferſtichen ſind zwei dem Inhalt nach ſehr verſchiedene zu nennen: Die heilige Familie Raffaels aus hieſiger Gallerie, von Amsler, ein Blatt der meiſterhafteſten Vollendung (ſeitdem Eigenthum der Cotta'ſchen Verlagshandlung) und das Narrenhaus W. Kaulbachs, von Merz. Dieſes letztre möchte man eine Pandorengabe, ein unheimliches Göttergeſchenk nennen. Mit unglaublicher, ſprechender Wahrhaftigkeit ſind hier in einer Gruppe Verrückter drei Hauptgattungen des Wahnſinns dargeſtellt, ſolcher, die aus Liebe, aus Religioſität oder aus Eitelkeit den geebneten Weg der Gedanken und Empfindungen verloren haben. (Maler W. Kaulbach iſt Eigenthümer dieſer Platte und ſind einzelne Abdrücke bei ihm um drei Kronenthaler zu haben.)

Strixner, durch ſeine Theilnahme an dem lithographiſchen Werke der Gebrüder Boiſſerée rühmlich bekannt, hat einzelne der ausgezeichnetſten Blätter jenes Werkes in Guache illuminirt. Die Farbenwirkung iſt bewundernswürdig. Unter den Aquarellzeichnungen ſind die Arabesken, von Neureuther mit beſonderem Lobe zu nennen.

Die Gemälde betreffend, ſo erfreute ſich der Verein in den letzten Monaten des Jahres der Ausſtellung mehrer vortrefflicher Bilder Griechenlands, von Heideck, die aus Gegenden um Nauplia, Athen und Korinth, Scenen aus dem Befreiungskriege, aus dem Leben der Piraten oder bedeutende Gebäude (wie die Propyläen) auf lebendige und geiſtreiche Weiſe vorführten. Architekturbilder, von W. Gail und v. Bayer, erſtre vornehmlich aus Spanien, letztere aus Deutſchland erregten mit Recht allgemeine Bewunderung; die Bildniſſe von Dürk gehörten zu den beſten Leiſtungen in dieſem Fach, und ganz neu waren die Thierſcenen aus dem norwegiſchen und ſchwediſchen Hochland, von Holm. Unter den Genregemälden ſah man viele werthvolle von Bürkel, Gagſtädter, Simonſen, Soltau, Petzl, Evers, Tiſchbein u. a. Hiſtoriſche Gemälde gab es — aus leicht begreiflichen Gründen — nur wenig. Zu denen, welche die größte Aufmerkſamkeit verdienen, gehörte die Arbeit eines noch jungen Künſtlers Schott aus Gießen, eine heil. Eliſabeth, Wohlthaten unter Bedürftige ſpendend. Seit lange ſah man nicht ein Werk, an welchem ſo viel Reinheit der Anſchauung, Sinn für Schönheit, Unſchuld und techniſche Vollendung in Gemeinſchaft thätig waren. —

Der Anzahl und der Vollendung nach, nehmen die Landſchaften die erſte Stelle ein. In der That iſt es bewundernswürdig, welche Fortſchritte in wenigen Jahren dieſe Kunſtgattung hier gemacht hat. Vornehmliches Zeugniß legten darüber die im Dezember v. J. ausgeſtellten großen Landſchaften, von Chr. Morgenſtern, Chr. Etzdorff, Alb. Zimmermann und Heinlein ab, die ſowohl durch das Intereſſe des Gegenſtandes, als durch die bewundernswürdige Meiſterſchaft der Darſtellung und Ausführung alle Welt entzückten.

War nun das fortſchreitende Kunſtleben im Verein an den Ausſtellungen ſichtbar, ſo konnte es auch an den zur Verlooſung angekauften Gegenſtänden bemerkt werden, obwohl hier — wie es bei ſolchen Anſtalten unvermeidlich ſcheint — öfter das Intereſſe an der Perſon mehr als das an der Production derſelben gewogen haben mag. Zu den bedeutendſten Werken unter den angekauften gehörten eine ſchöne Abendlandſchaft mit ſtehendem Gewäſſer, von Seeger, eine große Waldlandſchaft bei Sturm, von Chr. Etzdorff, eine Winterlandſchaft, von Alb. Zimmermann, einer Sommerlandſchaft, von Haushofer, ein Kloſtergang aus Barcellona, von W. Gail, ein Paar kleine Gebirglandſchaften, von Stange, ein ſchönes Thierſtück, von K. Heß, ein Seehafen bei Sonnenaufgang, von Vollmer, eine Bärenſcene, von Holm, eine türkiſche Scene, von Petzl, eine Winterlandſchaft, von Bürkel und vornämlich ein Karthäuſermönch, von Ruben aus Trier. Außerdem aber waren die Statuetten A. Dürers und Kurfürſt Maximilian's (nach den Modellen Schwanthaler's) von Stieglmair in Erz gegoſſen, höchſt wünſchenswerthe Gewinnſte. Außer dieſen waren auch noch Werke von Chr. Morgenſtern, Mende, Fohr, und anderen in Summa 82 Kunſtgegenſtände zur Verlooſung unter die Mitglieder angekauft, zu denen noch ein im Kunſtverein in Frankfurt am Main gewonnenes Genrebild von Bürkel, der Ochſenmarkt vor der Porta Paolo bei Rom und eine Anzahl Kupferſtiche und Lithographieen auswärtiger Vereine kamen.

Das Verhältniß zu letztern iſt beſonders der Beachtung werth, als eine nothwendige Conſequenz dieſer Anſtalten überhaupt, deren Hauptmotiv Vereinigung vereinzelter Kräfte iſt. Welche Ergebniſſe auch die nächſten ſein mögen: immer müſſen wir dabei das Ziel vor Augen haben, das zu erreichen auch wirklich der gemeinſamen Anſtrengung der edelſten Kräfte des deutſchen Volkslebens lohnt, und das über die Erreichung von Privat-Wünſchen und Intereſſen hinausreicht.

Als Vereinsgeſchenk wird ein Kupferſtich von Merz nach einem Gemälde von W. Kaulbach, Egmont und Klärchen vertheilt, der wegen der Eleganz der Ausführung, ſo wie wegen der Anmuth der Compoſition allgemein gefällt.

Für das nächſte Jahr hat Eug. Neureuther den

Auftrag, eine große Platte in Stahl zu radieren, wofür er das **Dornröslein** aus Grimm's Volksmährchen gewählt hat. Von der Hand dieſes geiſtreichen Künſtlers dürfen wir mit Recht etwas Ausgezeichnetes erwarten.

Feuilleton.

*** **Klage über Herrſchaft der — Proſa.** — **Marmier** klagt in einem franzöſiſchen Tagblatt, daß, während alle früheren Jahrhunderte auf ihre Dichter ſtolz geweſen, nur das gegenwärtige die Poeſie und die Poeten mit tiefer Gleichgültigkeit anſehe. „Die materiellen Intereſſen,“ bemerkt er, „nehmen alle Zeit weg; das ſchönſte bereimte Blatt erbleicht vor einer politiſchen Columne — und vor jenem ſchmalen Blättchen, auf welchem der Senſal den Kurs der Renten verzeichnet. . . Aber, ich wag' es zu ſagen: es gibt jetzt kein einziges Land, welches weniger poetiſch wäre, als das unſere. Alles bezieht ſich hier nur auf das gemeinwirkliche Leben, auf **utilitariſche** Anſichten; niemand kümmert ſich mehr um das Leben der Betrachtung und des Nachdenkens. . . Die Werke unſrer ausgezeichneteſten Dichter werden nicht in Frankreich, ſondern in England und Deutſchland gekauft; Belgien verſchleißt drei Ausgaben, während wir bei der erſten bleiben.“

*** **Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.** — 1) **Der Erzbiſchof von Paris und der Genius von Frankreich.** — In dem Hirtenbriefe, in welchem der **Erzbiſchof von Paris**, zur Beobachtung der kirchlichen Faſtengeſetze ermahnt, ſchleudert er zugleich ſeine Blitze gegen die Statüe des **Genius von Frankreich**, welche, nach Anordnung des Miniſter Thiers, die Krone des Pantheon's ſchmückt (ſ. Nro. 30 des Phönix.) „Es iſt,“ heißt es in dem Hirtenbrief (nach Galignani's Meſſ.), — „es iſt eine leere, eitle Figur, welche weder dem Geiſt noch dem Herzen etwas ſagt. Es iſt das Emblem der neuen **Doktrin**, die zum Himmel erhoben wird, ohne nur irgend etwas Gutes bewirken zu können; es iſt das Bild einer phantaſtiſchen Gottheit, das Siegeszeichen, die Fahne einer unbeſtimmten Verehrung, deren Elemente nichtig und leer, arm und gebrechlich ſind — und immer nichts bedeutend, unfruchtbar und unvermögend bleiben werden, deren Betrachtung nie einen edlen Gedanken einzuflößen, noch irgend einen Schmerz zu ſänftigen vermag; ein Ding, welches kein Vater ſeiner Tochter, keine Mutter ihrem Sohne zeigen kann.“ Der Prälat beweint dann die Hartnäckigkeit des Miniſters, der nicht auf die Gründe hören wollte, mit denen er ihm die Abſurdität einer ſolchen Bildſäule begreiflich zu machen geſucht, und ſchließt damit, daß er denen, welche Almoſen ſpenden, erlaubt, auch in der Faſtenzeit Fleiſchſpeiſen zu genießen.

2) **Der Biſchof von Rottenburg und der Verein zur Furſorge für entlaſſene Strafgefangene.** — Vor Kurzem hat Hr. v. **Keller**, Biſchof von Rottenburg in einem Hirtenbriefe die geſammte Geiſtlichkeit ſeines Biſthumes zur regſten Theilnahme und zu allgemeinem Beitritt zu dem genannten, ſeit drei Jahren im Königreich Würtemberg beſtehenden Vereine aufgefordert und ſie daran erinnert, daß die brüderlichſte Sorgfalt für alle Leidenden, Gefangenen und Bedrängten als wahres Kennzeichen der Chriſtgläubigen und ganz vorzüglich der Hirten und Lehrer ſeit der erſten apoſtoliſchen Zeit betrachtet worden iſt. —

3) **Hoffnungen eines engliſchen Biſchofs.** — Hr. **Luscombe**, Biſchof der in Frankreich wohnenden Engländer, hat an dieſelben einen Hirtenbrief erlaſſen, in deſſen Vorwort er auch der Bemühungen des Königs von Preußen zur **Vereinigung** der Kirchen, und der Hoffnungen gedenkt, die man auf Annäherung der griechiſchen Kirche hegen dürfe. „So wird,“ heißt es zum Schluſſe, „eine löbliche Gleichförmigkeit, hinſichtlich der weſentlichen Grundlagen des Chriſtenthums, ſich in unſeren Tagen unter den Kirchen der ganzen Welt herſtellen können, eine tröſtliche Ausſicht für den Wohldenkenden, die jedes wahrhaft chriſtliche Herz in Freude erbeben laſſen muß. Ehre, ja, Ehre und himmliſchen Frieden Allen, die ihre Talente oder ihren Einfluß einer ſo ſchönen Sache widmen werden.“

*** **Heilwirkende Emirs zu Conſtantinopel.** — **Brayer**, in ſeinen „Neuf années à Constantinople,“ (ſ. 47.) berichtet, daß in der Nähe des Tabacks-Zollhauſes zu Conſtantinopel ſich fortwährend einige Emirs aufhalten, Abkömmlinge Fatima's, der Tochter Mahomed's, von denen das Volk glaubt, ſie hätten die Gabe, durch Beten, Anhauchen und Streichen mehrere Krankheiten, beſonders den dort gewöhnlichen Rothlauf zu heilen. Die Regierung unterſtützt dieſe geiſtlichen Aerzte mit der Auflage, daß ſie von jedem Hülfſuchenden nicht mehr als 5 Paras zur Belohnung annehmen. Brayer ſah, wie zu einem ſolchen Emir, der langſam auf einem freien Platz auf und ab ging, eine verſchleierte Frau mit einem Kinde kam, und etwa eine Minute lang mit ihm ſprach. Nachdem dann der Emir ſich geſammelt, ſprach er mit etwas tiefer Stimme einige — wahrſcheinlich arabiſche — Gebete, legte die Hand auf den Kopf der Kranken, blies ihr auf die Stirn, und rieb ihr mit dem Daumen der rechten Hand gelinde den Raum zwiſchen der Naſe und der Wangenhervorragung. In 5 Minuten war Alles vorüber. Die Frau zahlte ihre 5 Paras, und nach ihr kamen noch mehrere Perſonen, Männer, Weiber, alt und jung, und jedesmal fand dieſelbe Behandlungsweiſe ſtatt. —

*** **Fieſchi's Schädel.** — Nach **Lelut's**, eines Arztes zu Bicêtre, im Journal de Paris vom 24. dieſes Monats mitgetheilten cranioſkopiſchen Unterſuchungen „hat der Umfang von Fieſchi's Schädel eine gute, aber nicht ungewöhnliche Größe. Die Stirnentwicklung hat nichts hervorſpringendes. Die Form des Schädels iſt die der **ehrlichſten Leute**; länglich, flach (aplatie) über den Schläfen. . . Fieſchi, der im Krieg, der ſein ganzes Leben hindurch getödtet, hatte ſich nie von ſeinem Dolche getrennt, und damit geendet, daß er mit einem Schlage 30 bis 40 Menſchen getödtet und verwundet, hatte auf keine Weiſe das Organ der **Zerſtörung**; auch fehlten ihm die der **Verſchlagenheit** (ruse) und der **Klugheit**, ihm — der während mehreren Monaten einen Meuchelmord prämeditirt! Dagegen hatte er die der **Güte** und der **Theoſophie**. Dem ſtolzen Fieſchi mangelten die Organe des **Stolzes** und der **Eitelkeit**, und, wie mir ſcheint, war das Organ der **Feſtigkeit** (fermeté) nur mäßig, das Organ des **Muthes** ebenwohl nur wenig entwickelt, obgleich es Fieſchi an Muth nicht gebrach.“ —

*** **Pariſer Novitäten.** — Am 23. d. M. iſt bei Charles Goſſelin die längſt angekündigte Schrift von A. **Lamartine** — „Jocelyn, épisode,“ (2 vol. 8., 15 Fr.) ausgegeben worden. —

Auch ſind erſchienen die *Etudes sur l'art théatral*, suivies d'anecdotes inédites sur *Talma*, et de la correspondance inédite de Ducis avec cet artiste, *depuis 1792 jusqu'en 1815*, par Mad. veuve Talma, née Vanhove, maintenant Comtesse de Chalot. —

*** **Schiff-Verkehr zu New-York.** — Es kamen in dem Hafen dieſer Stadt an:

im Jahre 1832 — 1,810 Schiffe und 45,589 Paſſagiere.
„ — 1833 — 1,946 — „ 41,752 —
„ — 1834 — 1,932 — „ 46,111 —
„ — 1835 — 2,049 — „ 48,303 —

Von den 2,049 Schiffen waren 1,568 amerikaniſche, 299 engliſche, 134 franzöſiſche u. ſ. w. Nicht einbegriffen ſind die Kriegsſchiffe. —

*** *Gasc's cours d'études.* — Die Franzoſen, ſo ſcheint es, wollen das Verſäumte nachholen. Sie verbreiten jetzt Kenntniſſe in großen Maſſen. Neben den im Phönix (Nro. 296. 303 v. J. und 23 d. J.) angezeigten encyklopädiſchen Werken kündigt Prof. **Gasc** jetzt noch einen *Cours d'études rationelles* ou traité élémentaire des diverses branches des connaissances — an, der in 48 Bänden (jeder Band mit Kupfern zu 5 Fr.) das ganze Gebiet des allgemein Wiſſenswürdigen umfaſſen ſoll. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 53. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 2. März.

Vor einem Gemälde,

deſſen friſche Farben mir bei'm nahen Betrachten mein Bild zurückwarfen.

Dieſe Fluthen ſind das Indiſche Meer,
Dieſe Inſeln die Sechellen.
Vom Sturme geſchleudert hin und her,
Thürmen hoch ſich Wellen auf Wellen.
Das Schiff ergibt ſeinem Looſe ſich;
Seine Trümmer nur ſehn Madagaskar.
In's Boot wirft der weiße Matroſe ſich
Und der ſchlanke, farbige Laskar.

Der Blitz durchſchlängelt die ſchwarze Luft,
Die Wolken triefen von Regen,
Und ein finſteres Antlitz, verſchleiert von Duft,
Schaut aus dem Gewölk mir entgegen.
Seine Augen glühn auf die ſpritzenden
Gewäſſer herab, wie zweier
Durch Nebel und Strudel blitzenden
Leuchtthürme zitterndes Feuer.

Es ſcheint eines zürnenden Geiſtes Haupt, —
Des Geiſtes, der dem Orkane
Befiehlt, der dem Schiff ſeine Maſten raubt,
Und in Stücke zerreißt ſeine Fahne.
Er fährt auf dem Sturme; — das rollende
Gewölk iſt ſein dampfender Wagen;
Das Weltmeer läßt er die grollende
Windsbraut mit den Fittigen ſchlagen. —

Das Haupt bin ich ſelbſt! aus den Wolken hervor
Zürn' ich ſelbſt, ein rieſiger Schatten!
Die Matroſen ſchauen zitternd empor;
Mein Hauch zertrümmert Fregatten.
Umſonſt das Flehn der Ertrinkenden!
Was dem Dämon das Winſeln des Wurmes?
Meine Wellen über die Sinkenden!
Ich bin der Gebieter des Sturmes!

Ferdinand Freiligrath.

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

Wenn bei David auch hie und da noch ähnliche Figuren vorkommen und wir ſeine Werke bisweilen als manierirt tadeln müſſen, ſo läßt ſich dieſer Irrthum noch als eine Folge vom Auftreten des Genies beſchönigen; es war ſeine Manier, die manierirteſte Manier, wenn man will, aber doch ein origineller Mißbrauch der Farbe und ſeines eignen unbeſtreitbaren Talents; bei ſeinen Nachfolgern dagegen hat dieſes manierirte, gezierte Weſen die Dürre des Geiſtes zum Grunde und wenn ſie noch ſo zierlich malen, man ſpürt wohl Wärme, aber es iſt keine Sonnenwärme, es iſt Ofenfeuer.

Bis zum Jahre 1827 ſpielten David's Schüler eine große Rolle in der franzöſiſchen Malerei; das verſtand ſich von ſelbſt, daß ihnen das ganze Gebiet der Kunſt als unbeſtrittenes Erbtheil zugefallen war. Ein Schüler David's war damals ſo ſtolz wie weiland ein Grenadier der alten Kaiſergarde. Gleich wie dieſe in der Armee einen Vorrang vor den andern Truppengattungen hatten, ſo war damals die Benennung „Schüler David's" hinreichend, um zu Ruhm und Ehre in der Geſellſchaft zu gelangen. Von allen David'ſchen Zöglingen verdienen jedoch nur die drei erſtgenannten den hohen Ruf; ſie haben ihn ehrlich, durch eignes Talent und eigne Anſtrengung erworben, und wenn von jener klaſſiſchen Schule noch ſchöne Erinnerungen geblieben ſind; ſo ſprechen dafür laut und offenkundig die Werke jener drei Meiſter.

Im Allgemeinen iſt gegenwärtig das Anſehen der David'ſchen Schüler bedeutend geſunken, und es gibt wohl nur noch in den Pariſer Werkſtätten und in der Provinz naive Leute, welche auf die Vortrefflichkeit eines David'-

ſchen Schülers ſchwören. Wenn aber das David'ſche Prinzip auch keine Eroberungen mehr macht, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß es geſtorben und begraben iſt. In ſeiner unverfälſchten Reinheit hat es ſich nur noch bei einigen wenigen jetztlebenden Künſtlern erhalten, welche ſich als die heiligen Wächter der früheren Überlieferungen betrachten. Sie erſchienen auf den jährlichen Kunſtausſtellungen wie Fremde, welche in fremden Zungen reden, und da der heilige Geiſt ſein Licht nicht mehr ausgießt, verſteht ſie Niemand; wenn ſie franzöſiſch reden, haben ſie einen ausländiſchen Dialekt und drücken ſich höchſt mittelmäßig in ihrer Mutterſprache aus. Im Salon von 1824 hat ein früher ſehr geachteter Künſtler der alten Schule, Namens Broc, das Andenken an die alten Traditionen durch ſeine drei Engel wieder neu zu beleben verſucht; aber dieſe armen Engel ſchleppten ſich in ihren goldverbrämten Stoffen, daß es ein Jammer anzuſehen war. Das Jahr darauf legte Misbach mit ſeinem Cleonides und Cleombrotus eine ſcherzhafte Proteſtation gegen den verdorbenen Zeitgeſchmack ein; aber man las in den Zügen dieſer guten ultraklaſſiſchen Griechen, daß ſie ſehr erſtaunt waren, ſich in ganz unbekannter Umgebung zu finden.

Der einzige beredte Apoſtel des zu Grabe gehenden Glaubens iſt Drolling. Dieſer Künſtler gleicht jenem braven Prediger unter der Regierung Ludwig XV., welcher äußerte: „Ich weiß wohl, daß ich Niemand bekehre; aber was liegt mir daran? Ich verkünde Gottes Wort, weil es meine Überzeugung iſt und weil ich die Verſicherung habe, daß meine Predigten ſchön ſind." Das letzte Gemälde Drolling's iſt der Plafond im Muſée Charles X., welcher vorſtellt, wie Ludwig XII. auf den Generalſtaaten zu Tours zum Vater des Vaterlandes ausgerufen wird (im J. 1506.)

Die übrigen Repräſentanten der klaſſiſchen Schule haben gleichfalls das Leben nicht wieder heraufbeſchwören können, ſondern nur gezeigt, daß der Lauf dieſer Schule vollendet und die Seele aus ihr gewichen ſei. Blondel, Bauchelet, Caminade und Delorme ſind noch in den letzten Jahren auf den Kampfplatz getreten; aber obſchon ihre Gemälde in den meiſten Theilen viel correkter und verſtändiger ſind, als die Hälfte jener Bildwerke, welche die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer im Louvre feſſeln, ſo laſſen ſie doch kalt; ſie verſtoßen nicht ſowohl durch Mangel an Vorzügen, als vielmehr durch das Vorhandenſein weſentlicher Mängel. Überdies iſt das Publikum den Klaſſikern abgeneigt, und in Folge deſſen hat ſich die franzöſiſche Malerei, wie das franzöſiſche Theater, dem neuern Drama zugewandt.

II. Die romantiſche Schule. 1819—1826.

Die Zeit der klaſſiſchen Malerei war ihrem Ende nahe und lag in den letzten Zügen; ſie raffte noch einmal ihre übriggebliebenen Kräfte auf, um das Verdammungsurtheil abzuwenden, welches trotz den rühmlichen Beſtrebungen einiger wirklich begabten Künſtler von allen Seiten gegen ſie ausgeſprochen wurde, als Gericault die Fahne des Aufruhrs aufpflanzte. Gericault, geb. 21. September 1791, geſtorben zu Paris 1823, war ein Zögling von Pierre Guerin. Wer hätte es ſich träumen laſſen, daß aus der Werkſtätte des Verfaſſers der Dido das Looſungswort ausgehen würde, welches bald alle Geiſter in Aufruhr brachte und jene Umwälzung in der Kunſt der Malerei bewirkte, welche man gewöhnlich mit dem Namen der romantiſchen bezeichnet und die in ſo kurzer Zeit einen ſo großen Umfang gewonnen, leider aber bis jetzt nur wenig Erhebliches und Ausgezeichnetes geleiſtet hat. Der „Schiffbruch der Meduſa," eine Leinwand voll ſprechenden Lebens, energiſcher Fülle und Urſprünglichkeit, wurde der Ausgangspunkt der neuen Schule. Die Streitfrage begann über dieſes Erzeugniß, deſſen lange in Abrede geſtellte Vortrefflichkeit heutiges Tags allgemein anerkannt iſt. Das Bild machte bei ſeinem Erſcheinen großen Lärm und ſo viel Stimmen erhoben ſich gegen den Urheber dieſes Kunſtwerks, daß er in der That einen Augenblick ſchwanken konnte, ob er ſich nicht vielleicht vom rechten Pfade verirrt habe und ob er denn wirklich ein Maler ſei. Ja, Gericault war ein Maler, und zwar kein gewöhnlicher Maler! Nach und nach hörte das Lärmen und Schreien auf, man unterſuchte das Floß der Meduſa mit ruhigerer Prüfung, man ſchenkte billiges Gehör allem dem, was jener junge angehende Künſtler in ſeiner Art erzeugte, und man mußte endlich eingeſtehen, daß nur verſtockte Blindheit und egoiſtiſches Vorurtheil dieſe neue beredte Schöpfung Gericault's der ſtudirten, prunkſüchtigen Eleganz der alten Schule vorzuziehen im Stande ſeien.

Von dieſem Augenblicke an wurden die Klaſſiker faſt ſämmtlich zermalmt. Witz und Spott verfolgten ſie bis an's Grab und peinigten die Überlebenden mit ſolcher hartnäckigen Bosheit, daß dieſen die Geduld ausging, welche ſich ſofort in giftigen Haß verwandelte und einen ernſtlichen Krieg veranlaßte, worin man von beiden Seiten viel Zeit und Geiſt vergeudete. Die franzöſiſche Literatur, welche damals die erſten Lärmzeichen der Revolution gegeben hatte, kam der Malerei zu Hülfe, und mehrere Monate lang war der Kampf äußerſt hitzig und komiſch. Man ging ſo weit, daß man ſich wegen einer Kunſtanſicht, wie wegen einer politiſchen Meinung, anfeindete und verabſcheute; man wetteiferte darin, in Streitfragen über Boileau und David, über Shakeſpeare und die engliſchen Maler den närriſchſten Patriotismus von der Welt darzulegen; man beehrte ſich im völligen Ernſte mit den Schimpfnamen „Klaſſiker" und „Romantiker," wie wenn man ſich bei politiſchen Streitigkeiten die ſchmähenden Beiworte „Jeſuit" und „Jakobiner" an den Kopf warf. Die Geſchichte jener drei Jahre, worin Roſſini, Victor Hugo und Eugène Delacroix am lebhafteſten beſtritten und angegriffen wurden, könnte eine intereſſante Beſchreibung und einen leſenswerthen Beitrag zur neueſten franzöſiſchen Literar- und Kunſtgeſchichte abgeben. Wenn man die franzöſiſchen Blätter jener Zeit lieſ't und darin die Übertreibungen findet, welche damals an der Tagsordnung waren und alle Vorſtellungen der Gegenwart übertreffen, ſo kann man dieſe Erſcheinung nicht anders erklären, als annehmend, daß eine Anwandlung von raſendem Schwindel ſich aller Köpfe des franzöſiſchen Volkes bemächtigt haben mußte.

Je tollkühner ſich nun die romantiſche Schule auf der Bahn abentheuerlicher, verwegener Neuerungen voranwagte, deſto hartnäckiger zogen ſich die Anhänger der Klaſſizität hinter das Bollwerk ihrer janſeniſtiſchen Kunſtprinzipien zurück; jedes Produkt Delacroix's rief ein akademiſches Seitenſtück von Lancrenon, Delorme, Couder oder Granger in's Leben. Das war ein Wettkampf, worin ſich die Kräfte der klaſſiſchen Schule aufzehrten und verminderten, ohne daß die der andern Parthei einen neuen weſentlichen Zuwachs bekamen.

Die alte Schule brachte nichts Erhebliches mehr hervor, aber ſie berief ſich mit Stolz auf die Schöpfungen ihrer berühmten Vorgänger; ſie prahlte mit den Meiſterwerken David's, der ſich unter den Ausrufungen ſeiner ſtümperhaften Nachfolger ſicher im Grabe herumdrehete; ſie trug den Kopf hoch und rümpfte die Naſe, wie jener Lafontaine'ſche Eſel, der ſich ſeines Stammbaums rühmte. Die neue Sekte, welcher die öffentliche Meinung ſogleich bei ihrem erſten Auftreten ein großes Wohlwollen ſchenkte, ſagte immer: „Nur Geduld; ihr werdet ſchon ſehen, was wir zu Tage fördern;" worauf denn natürlich gefragt wurde: „Aber wann werdet ihr denn endlich etwas Rechtes ſchaffen? Ihr nehmt den Mund ſo voll, daß ihr große Leute ſein müßt; wo ſind denn eure Eier, die ihr ohn' Unterlaß verſprecht und doch niemals legt?"

Unfruchtbarkeit konnte man zwar der romantiſchen Schule nicht vorwerfen; ſie brachte viele Werke zur Welt, aber ſie begnügte ſich mit hingeworfenen, flüchtig angedeuteten und unvollendeten Skizzen, welche allerdings zu ſchönen Hoffnungen berechtigten, aber noch nichts für ihre glanzvolle Zukunft bewieſen. Das Einzige, was die Neuerer von Bedeutung feſtzuſtellen ſchienen, war die Änderung und Abſchaffung des ſeitherigen Ausgangspunktes für die bildenden Künſte.

Die Klaſſiker wollten die angebliche idealiſche Schönheit beibehalten wiſſen, welche doch am Ende in nichts weiter, als in einer ſteifen, langweiligen, hergebrachten Darſtellungsweiſe beſtand, weil ſie die Form immer in dieſelbe Wiederholung der einmal angenommenen und geweihten Typen einzwängte; die Romantiker verfielen dagegen auf das Garſtige, Häßliche. „Das Schöne, Hübſche," ſagten ſie, „iſt durch das ewige Einerlei, womit man es ſeit David darſtellt, höchſt langweilig geworden. Man trägt nur den Stempel der Urſprünglichkeit, wenn man nicht ſklaviſch nachbildet; erfinden wir daher etwas Neues, Originelles. Aber was? Man hat ſeither ganz gut zu zeichnen, aber ganz ſchlecht zu coloriren verſtanden; erfinden wir das Colorit! Alle Schauſpieler der klaſſiſchen Dramen bewegen ſich in hellem Lichte; erfinden wir den geheimnißvollen Dämmerſchein und die Schatten. Man hat ſeither den Tag gezeigt, zeigen wir die Nacht! Des griechiſchen und römiſchen Schönheits-Ideals ſind ſelbſt die Verehrer des Kaiſerreichs überdrüſſig; erfinden wir die Häßlichkeit, das idealiſch Häßliche. Überdies iſt ja die Häßlichkeit, wie die Schönheit, in der Natur begründet, und wir ſehen keinen Grund dafür, warum wir jene nicht dieſer vorziehen ſollten, da uns ja die Wahl freiſteht. Das Nackte findet keinen Anklang bei'm Publikum mehr und mißfällt, bekleiden wir unſere Modelle! Man will nichts mehr von den Alten wiſſen, werfen wir uns in's Mittelalter! Graben wir dort die Quelle wieder auf, welche im Laufe der Begebenheiten nach und nach verſiegt, aus welcher aber das bis jetzt Vollkommenſte in Literatur und Kunſt hervorgegangen iſt."

(Fortſetzung folgt.)

Mittheilungen

aus: „*Occident et Orient*", von E. Barrault.

(Fortſetzung.)

3. Der Kampf zwiſchen Rußland und der Pforte. — „Der Kampf des ottom. Reichs mit dem ruſſiſchen iſt aber eines der großen Schauſpiele der Geſchichte. Osmanlis und Ruſſen, nebeneinanderwohnend, in faſt gleichem Kulturalter und lange unter dem gemeinſamen Namen von Barbaren begriffen; einander ähnlich durch ihre halb aſiatiſche halb europäiſche Phyſiognomie; ſich ähnlich auch durch die Art der Obergewalt, die bei beiden ein zugleich geiſtlicher und weltlicher Despotismus iſt; gemeinſame Erben des alten morgenländiſchen Reichs, von welchem der Eine die politiſche Herrſchaft, der Andere den kirchlichen Glauben erhielt; letzte feierliche Repräſentanten des Kampfes zwiſchen der Chriſtenheit und dem Islamismus, — waren ſie abwechſelnd Sieger und Beſiegte. Peter der Große entſchied den Sieg zu Gunſten Rußlands." (40 f.) „Seitdem hat das letztere nichts verſäumt, die Eroberung der Türkei vorzubereiten. Schon iſt dieſe nun mehr ein Trabant des nordiſchen Geſtirns, und nichts hat dieſes Geſchick aufzuhalten vermocht. Als vollends Polen getheilt wurde, waren für Rußland zugleich zwei Wege geöffnet, der eine nach dem Abendland, der andere nach Conſtantinopel." (42 — 43.) „Da brach die Revolution aus. Kühner als von Luther, wurde die religiöſe und die politiſche Frage nun für ein ganzes Volk aufgeſtellt, und gelöſt durch den Umſturz des Altars und des Thrones. Die Freiheit hatte wie ein Rieſe in Frankreich ſich emporgerichtet; ein rieſenhafter Nebenbuhler erhob ſich am andern Ende Europa's: die, in Rußland ſich incarnirende, die politiſche und kirchliche Gewalt in ſich vereinigende Autorität." (45.) „Ohne Rußlands Hülfe hätte das Abendland gegen Frankreich nichts vermocht. Rußland nahm die Intereſſen der Vergangenheit in Schutz, und zeigte ſich bald als die eigenſte Perſonifikation eines bedrohten Prinzips." (45.) „Napoleon wollte dieſe Verbündete Englands nach Aſien zurückdrängen; aber ſie opferte ihre aſiatiſche Hauptſtadt und zog mit den Deutſchen ſiegend in die franzöſiſche Kaiſerſtadt ein." (47.) „Von nun an gewann Rußland ein merkliches Übergewicht, und gab es durch die heilige Allianz, dieſe zweite Auflage des europäiſchen Gleichgewichts, zu erkennen." „Dieſen Staatsvertrag machte es zu einer Art von Religion, deſſen Synoden die folgenden Congreſſe wurden." (49.) „Unbehindert konnte es nun ſeine Lieblingsplane, in Beziehung auf die Türkei, verfolgen. Zunächſt, um die baldige Exploſion dieſes alten Reiches herbeizuführen, heftete Rußland das inſurgirte Griechenland wie ein Brandſchiff ihm an die Seite. Europa aber ſah nur „einen Kampf zwiſchen Tyrann und Sklaven, zwiſchen Scharfrichter und Märtyrern." (50.) „Die weſtlichen Fürſten zögerten; Rußland eilte den Griechen zu Hülfe; durch die Unpopularität der Pforte wurde

Rußland populär." (51.) „England und Frankreich aber machten es zum Herrn des ſchwarzen Meers, als ſie die ottomaniſche Flotte zu Navarin verbrannten; die europäiſchen Mächte ließen es geſchehen, daß die Pforte dem Czar zinspflichtig wurde." (52 f.) „Indeß iſt es doch Rußland, durch welches Griechenland zur Freiheit wiedergeboren worden, und wie nun dieſer Emanzipation im ottom. Reiche ſelbſt die Befreiung aller Raja's gefolgt, ſo hat Rußland auch mitgewirkt, die Umgeſtaltung des mahomedaniſchen Kultur-Zuſtandes vorzubereiten." „Zu dieſer Sendung war es durch ſeine Lage und ſeine Religion berufen, und ſein Ehrgeiz trieb es voran; aber welcher Ehrgeiz hat jemals geſiegt, ohne ſich auf eine heilige Sache zu ſtützen, und welche heilige Sache hat je triumphirt, ohne des Ehrgeizes Mithülfe?" (54 f.) „Nachdem indeß Rußland die Griechen zum Aufſtand gereizt und in Folge deſſen zu Adrianopel ſein Lager aufgeſchlagen, warf es ſich bald darauf gegen die Araber zum Vertheidiger der Legitimität des Sultans auf, — um ſeine Fahnen vor den Thoren Conſtantinopels ſelbſt aufzupflanzen." (55.) „Da gingen mit einemmal Europa die Augen auf; aber Rußland hatte ſich den Traktat von Unkiar-Skeleſſi erkämpft, der ihm die Oberherrſchaft von Conſtantinopel ſicherte. Und es ſchreitet nun unaufhaltſam vorwärts, und zu ſpät recriminirt die Diplomatie." (56.) „Rußland, um nicht in dem ſchwarzen Meere eingekerkert zu bleiben, bedurfte der Dardanellen, und, wie jede nordiſche Nation, ſucht es, nach Süden hin ſich auszubreiten. Würde es ſich aber Stambuls bemächtigen, dann wäre ein neues Kapitol errichtet, von welchem die Blitze über ganz Europa geſchleudert werden könnten. Aus vielen Gründen indeß ſtehe eine ſolche Beſitznahme nicht zu befürchten." (60 f.) — (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

.·. **Eine Prachtausgabe von Göthe's Werken!** — Daß man auch in Deutſchland daran zu denken anfange, von den Werken unſrer prächtigſten Poeten Prachtausgaben zu veranſtalten, iſt erfreulich, und daß man mit Gethe beginne, iſt lobenswerth. Daß man aber dasjenige, wovon die allgemeine Zeitung ein Probeblatt geboten, eine Prachtausgabe zu nennen ſich vermißt, iſt — zum wenigſten poſſirlich. Ein Format — weder Folio noch Oktav, lang und ſchmal, jede Seite in zwei geſchnitten durch nackte Stäbe, dazu noch die Gedichte gebrochen von einer Spalte zur anderen, und, was noch vollends aller Prachtmöglichkeit in's Geſicht ſchlägt: — Lettern, faſt Nonpareille — Geſchwiſterkinder jener ganz unanſehnlichen, engzuſammengedrängten Lettern, mit denen die Stuttgarter Negligéeausgabe von Gothe's Ausgabe gedruckt iſt: dieſe ärmliche Schrift dann eingefaßt von vier armen Stäben, — wenn dies eine Prachtausgabe ſein ſoll, welcher Name bleibt dann für die franzöſiſchen und engliſchen und italiäniſchen Prachtwerke?

Wie dem nun auch ſei, jedenfalls haben die Beſitzer der bisherigen Ausgabe von der Cotta'ſchen Buchhandlung wohl noch einen Supplementband zu erwarten — gratis oder doch zu mäßigem Preis, — in welchem ihnen geliefert werde, die für die Prachtausgabe angekundigte „Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erſt jetzt aufgefundener Gedichte und dramatiſcher Fragmente." — Einer desfallſigen Ankündigung ſieht man im Vertrauen auf den rechtlichen Sinn der Verlagshandlung von Göthe's Werken mit Zuverläßigkeit entgegen. —

.·. **Schrift eines Aegypters über Frankreich.** — Der Scheick Refaa Rafi al-Tahtaoui wurde vor mehreren Jahren vom Vicekönig von Aegypten nach Frankreich geſendet, um ſich wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu ſammeln. Zurückgekehrt in ſeine Heimath, ſchrieb er ſeine Erinnerungen und Bemerkungen über Paris nieder, und gab ſie unter dem Titel: „Takhlis al-ibriz f telkhis Bariz" (Reinigung das Goldes für die kurze Beſchreibung von Paris) im Jahre 1250 der Hegire (1834) zu Kairo heraus. Es iſt dies die erſte Schrift dieſer Art in der arabiſchen Literatur, und es wird nicht ohne Folge bleiben, daß hier von der Bildung der Ungläubigen mit großer Achtung geſprochen wird. Ueberdies hat der Verfaſſer gleich nach ſeiner Rückkehr in Aegypten ein arabiſch-türkiſches Journal zu Cairo herauszugeben angefangen, und eben dort ein Muſeum für die ägyptiſchen Alterthümer gegründet.

In der oben angeführten Schrift wird, (wie aus den von Munk überſetzten Stellen zu erſehen) Vieles zum Lobe, aber auch nicht Weniges zum Tadel der Pariſer geſagt, u. A., „daß ihre Philanthropie ſich auf Worte und Werke beſchränke, daß ſie aber nicht gern ihren Geldbeutel öffnen. Selbſt ihren Freunden liehen ſie nur, wenn ſie ſicher wären, es zurück zu erhalten." „Thatſache iſt," ſetzt er hinzu, „daß die Großmuth den Arabern eigen iſt." — Charakteriſtiſch für das Verhältniß des gläubigen Mahomedaners zu den Abendländern überhaupt iſt folgende Bemerkung: „Wiſſet," ſagt er, „daß jene Leute (die Pariſer) nach den gewöhnlichen Arbeiten des Tages ſich nicht mit andächtigen Dingen beſchäftigen; ſie bringen ihr Leben mit weltlichen Angelegenheiten, mit Beluſtigungen und Spielen zu, die ſie erſtaunlich zu vermannigfaltigen verſtehen." —

Von der Charte ſagt der Verfaſſer: „Obgleich ſie größtentheils Dinge enthält, welche ſich weder in dem Buche Gottes (Coran), noch in der Ueberlieferung des Propheten findet, ſo begegnet man doch darin jenem Geiſte der Weisheit, der erkannt hat, daß Gerechtigkeit und Billigkeit das einzige ſind, was die Reiche zu befeſtigen und die Unterthanen zu beglücken vermag." Auch findet der Verfaßer die ohne Cenſur erſcheinenden öffentlichen Blätter ſehr nützlich, da ſie dazu dienten, die Benehmungen der Regierung und Staatsbeamten zu controlliren. —

Ueber die religiöſen Verhältniſſe bemerkt er, daß zwar die Mehrheit der Franzoſen ſich zur katholiſchen Religion bekennt, daß aber die meiſten nur dem Namen nach Chriſten ſind, daß die Religionsgebräuche nicht beobachtet werden, daß die Geiſtlichkeit keiner Achtung genießt, und daß man in den Kirchen nur Frauen und Kinder ſehe. — Er gedenkt auch der Rede, die der Erzbiſchof von Paris zur Feier der Eroberung Algiers gehalten, in welcher derſelbe „von dem Siege geſprochen, den Gott den Chriſten über die muſelmänniſche Welt verliehen," — da doch alle Welt wiſſe, daß dieſer Krieg wegen Handelsintereſſen und aus Habſucht und Eitelkeit angefangen worden; — ſpöttiſch fügt er hinzu: „Dieſer Sieg wurde bald durch einen größeren ausgelöſcht, den die Franzoſen über ihren eigenen König davontrugen, und noch dazu mußte Karl X. fliehen, während der Dey von Algier capitulirte und ſeine Schätze mit ſich nahm;" der Erzbiſchof aber — mußte gar harte Bedrängniß erfahren. —

Zum Schluſſe vergleicht Scheick Refaa die Franzoſen mit den alten Arabern, die, wie jene, einen ſo großen Werth auf Ehre, Freiheit und Ruhm geſetzt. Auch rühmt er, daß beſonders bei den Frauen der mittleren Stände ſich viel Tugend finde. —

.·. **Zunahme der Schülerzahl in Frankreich.** — Das Journal général de l'instruction et des cours publics theilt uns folgende Ueberſicht mit, wonach in Frankreich ſich Schüler befanden:

im Jahre:	1833.	1834.	1835.
Bei den Rechtsfacultäten	4,167.	4,807.	5,137.
„ „ Medizinfac. . .	2,013.	2,446.	2,672.
In den Collèges		67,175.	78,296.

Den Primair-Unterricht endlich genoſſen im J. 1829 nur 969,340 Knaben; im J. 1832 bereits 1,200,715, und Ende 1834 ſchon 1,607,000. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 54. 1836.

Phönix.

Donnerstag, 3. März.

Unſere liebe Frau vom Montſerrat.

(Cataloniſche Volksſage.)

Das iſt die wunderbare Geſchichte von dem Gnadenbild unſerer lieben Frau auf dem Montſerrat, welche der Pilger erzählte:

Zur Zeit, als in Barcellona der erſte Graf ſein Schloß an den Rand des Meeres hingebaut hatte, lebte in einer dunkeln Schlucht des Montſerrats ein Einſiedler, genannt Johannes Guerin, der ſich von Wurzeln und Kräutern nährte, ſeinen Leib grauſam kaſteite, und Tag und Nacht in Gebet und Verzückung lag. Damals waren die Wohnungen der Eremiten auf dem Montſerrat noch nicht ſo freundlich und künſtlich zwiſchen die ungeheueren wild durcheinander geworfnen Säulen der Bergeszacken hinein gebaut wie jetzt, noch waren die vorſpringenden Felſenplatten nicht mit zierlichen niedrigen Mauern eingefangen und zu Gärten umgeſchaffen, von denen der Blick frei ſchweifen kann rings über die Stürze, rings in die üppig bewachſenen engen Thalgründe, und da oder dort hinaus in die Ebenen, wo die Menſchen wohnen; — ein überhängender Fels war Guerins Dach, furchtbar anzuſchauen, als wolle es in jedem Augenblick von der ſchwarzen Felswand ſich loslöſen. So lebte er, ſtündlich erwartend, begraben zu werden, und diente dem Herrn, und der Ruf ſeiner Heiligkeit ging weit, über Manreza und Cordona hinaus, und man redete von ihm von Urgel bis Barcellona. Die Engel des Himmels erſchienen ihm und erquickten ihn mit Troſt und Speiſe, aber der Fürſt der Finſterniß beneidete ihm ſeine Tugend und ſuchte ihn zu verderben. In der Geſtalt eines Drachen erſchreckte er ihn, um ihn vom Gebet und der Buße abwendig zu machen, aber Johannes ſchlug ihn alsbald durch das Zeichen des Kreuzes in die Flucht.

Nun hatte der Graf von Barcellona eine Tochter, die um jene Zeit ihr ſechszehntes Jahr erreichte und alle Jungfrauen an Schönheit ſo ſehr übertraf, daß zwölf Ritter aus allen Königreichen und Grafſchaften in das Schloß ihres Vaters ritten, und ſich um die Hand der Jungfrau bewarben. Der Vater aber war, durch die Reize ſeines Kindes verblendet, über die Maßen hoffärtig und übermüthig gegen jeden, der als Freier zu ihm kam, und vermaß ſich hoch und theuer; ſeine Tochter, deren Unſchuld und Tugend noch heller ſtrahlte als ihre Schönheit, ſolle nur einen Königsſohn zum Gatten erhalten, und erhielte ſie keinen ſolchen, ſo möge Schmach und Schande über ihn fallen und Herzeleid, wie noch kein Menſch erfahren. Weil er nun ſo ſündlichen Stolz und Übermuth hegte, ſo ließ es Gott geſchehen, daß der ewige Verderber ihn durch jenes Kind züchtigte. Derſelbe böſe Geiſt, welcher den Einſiedler Johannes um ſeiner Tugend willen beneidet, fuhr in die Tochter des Grafen von Barcellona, und plagte ihren jungen Leib mit ſo fürchterlichen Qualen, als keines Menſchen Zunge zu erzählen im Stande iſt. Weil nun der Ruf von der Heiligkeit des Einſiedlers Johannes dem Grafen wohl bekannt war, ſo beſchloß er, die ſchöne Jungfrau zu dieſem auf den Montſerrat bringen zu laſſen, damit er durch Gebet und Händeauflegen den böſen Geiſt vertreibe. Und alſo geſchah es; der Teufel konnte dem gewaltigen Bann des Gebetes nicht wiederſtehen und verließ den Leib der Jungfrau. Als er jedoch ausfuhr, rief er: „Wehe mir, der ich auf ewig verdammt bin, und dieſe Seele nicht mit in's Verderben reißen kann! Wehe mir, daß ich durch die Worte dieſes Waldbruders gezwungen werde, zu ſagen, was ich nicht ſagen will. Wehe mir, daß dieſe unſchuldige Jungfrau fortan vor aller meiner Liſt geſichert bleibt, wenn ſie dreimal drei Tage unter

Buße und Gebet mit dieſem heiligen Manne in ſeiner Höhle allein bleibt!“ Der Graf und die Andern, welche zugegen waren, entſetzten ſich vor dem gräulichen Ton ſeiner Stimme und der Graf beſchloß, dem Fingerzeig des Himmels zu folgen, welchen der böſe Geiſt wider ſeinen Willen verkündet hatte. So empfahl er denn ſein geliebtes Kind mit Thränen in den Augen dem Schutz des frommen Mannes und kehrte ohne es in ſein Schloß zurück. Der Teufel freuete ſich ſeiner gelungenen Liſt, denn, was er durch Schrecken nicht erreicht hatte, bewirkte er jetzt mit leichter Mühe durch die Verſuchung der Sinne. Johannes unterlag derſelben, denn die Kraft des Gebetes, das er vernachläſſigte, war von ihm gewichen, und die ſündliche Begierde hatte ihn ganz und gar übermannt und verblendet; er hielt die tugendhafte Jungfrau, welche ihm entfliehen wollte, mit Gewalt zurück und raubte ihr die Ehre. Bald fing die Furcht vor der Wiederkehr ihres Vaters und vor der Entdeckung ſeines Frevels ihn qualvoller zu peinigen an, als ihn der böſe Geiſt je gemartert hatte, und in ſeiner Gottverlaſſenheit horchte er willig der hölliſchen Einflüſterung, ermordete die arme Grafentochter, begrub ſie in einer unwegſamen Schlucht und entfloh, verzweiflungsvoll wie Judas, als dieſer den Herrn verrathen hatte. Das böſe Gewiſſen trieb ihn von Land zu Land und der Teufel gab ihm ein, ſeinem elenden Leben freiwillig ein Ende zu machen. Aber ſein Schutzpatron, den er ſtets inbrünſtig verehrt hatte, erbarmte ſich ſeiner und verwandelte ſeine Verzweiflung in wahrhafte Reue; er erſchien ihm im Traume, und ließ in ſein Herz einen Strahl von Hoffnung fallen, daß auch dem ärgſten Sünder vergeben werde, wenn er ſeine Miſſethat reumüthig bekennt. Johannes machte ſich neu belebt und geſtärkt auf die Reiſe und wallfahrtete barfüßig gen Rom. Dort kniete er vor den heiligen Vater hin, beichtete dieſem ſeine ſchwere Schuld und bat ihn, um des Blutes Chriſti willen, das für alle gefloſſen, ihm zu vergeben. Der heilige Vater erlöſte ihn von dem Fluch ſeiner That und ſprach: „Merke auf, was du thun mußt, damit dir völlig verziehen werden könne. Du haſt dich durch deine Sünde zum unvernünftigen Thiere erniedrigt, — ſo ſollſt du auch fortan dich alles Adels deiner menſchlichen Geſtalt entäußern und werden wie ein unvernünftiges Thier, auf daß du deiner Sünde ſtets eingedenk bleibeſt; — wie ein unvernünftiges Thier kreuch ſtumm zurück in deine Höhle auf dem Montſerrat und ertrage das Gericht des Herrn, und ſprich kein Wort, und richte dich nicht auf, wie Menſchen thun, als bis ein Kind, das nicht älter iſt als drei Monate, zu dir ſpricht: „„Erhebe dich, Johannes Guerin und ſei wieder ein Menſch, denn deine Schuld iſt ausgeſtrichen und dein Heiland hat dir vergeben!““

Johannes nahm die auferlegte Buße mit Dank und Demuth hin. Er lebte auf dem Montſerrat, ſtreng, wie der heilige Vater es ihm befohlen, und büßte ſeine Schuld. Sieben Jahre lang führte er ein Leben wie das unvernünftige Thier, alſo, daß ſeine ganze Geſtalt verwildert und der eines Thieres ähnlicher als der menſchlichen war. Nach ſieben Jahren begab es ſich, daß der Graf von Barcellona mit großem Gefolge und vielen fremden Herrn ein ſtattliches Jagen hielt. Sie ſtreiften durch Buſch und Wald mit fröhlichem Schall, und keine Schlucht war ſo wild und ſo verwachſen, in welcher Jäger und Hunde ihre Beute nicht aufſtöberten. Der ſtille öde Montſerrat widerhallte von dem Lärmen und dem Getümmel. Johannes aber lag in ſeiner Höhle und betete. Die Hunde hatten ihn ausgewittert und drangen durch Buſch und Geſtripp bis zu ſeiner Lagerſtatt. Dort ſtanden ſie und erhoben ihr Gekläff, um den Jägern ihren Fang anzuzeigen. Bald brach ſich der Graf mit Etlichen aus ſeinem Gefolge Bahn, erblickte den Einſiedler, und erſchrack ſehr, denn er erkannte ihn nicht und hielt ihn ſeiner Stellung und ſeines über und über verwilderten Ausſehens halber für einen Waldteufel oder ein fremdes Raubthier. Er machte das Zeichen des Kreuzes und ſprach: „Biſt du ein böſer Geiſt, ſo weiche von hinnen vor dem Zeichen unſerer Erlöſung.“ Da er nun ſah, daß das unbekannte Weſen nicht entfloh, ſo ließ er es mit ſtarken eiſernen Ketten feſſeln und nach Barcellona in ſein Schloß bringen, wo es von Jung und Alt neugierig begafft und mit Stäbchen oder auf ſonſterlei Weiſe gereizt wurde, damit es ſeine Wildheit zeige. Johannes litt alles ſchweigend und geduldig. Drei Tage ſpäter gab der Graf von Barcellona ſeinen Verwandten und Freunden und vielen fremden Edelleuten, die zu ihm gekommen waren, eine feſtliche Mahlzeit, denn ſeit ſieben Jahren hatte er vor drei Monaten den erſten frohen Tag wieder erlebt, es war ihm ein Söhnlein geboren worden und in dieſem begrüßte er die Hoffnung, daß Gott ſein Geſchlecht nicht ausſterben laſſen wolle. Dies Söhnlein wurde an jenem Tage getauft und zur Verherrlichung des Tauffeſtes beſtellte der Graf das Gelage. Nach Tiſch begehrten einige von den fremden Edelleuten das Wunderthier zu ſehen, welches der Herr des Hauſes auf der Jagd eingefangen hatte. Johannes Guerin wurde denn zur Kurzweil in ſeinen Ketten in den Speiſeſaal gebracht. Die Amme hatte auch davon gehört und eilte neugierig mit dem Söhnlein im Arm herein, um das Wunderthier zu ſehen. Da begann das Kind auf ihrem Arme, zum Staunen und Schrecken des Vaters und der Gäſte, mit lauter Stimme alſo zu ſprechen: „Erhebe dich, Johannes Guerin, und ſei wieder ein Menſch, denn deine Schuld iſt ausgeſtrichen und dein Heiland hat dir vergeben.“ Johannes glaubte die Stimme Gottes ſelbſt zu hören, richtete ſich langſam und mit Beſchwerde auf, denn ſein Nacken hatte ſich durch die ſiebenjährige Gewohnheit gekrümmt wie der eines Thieres, ſchüttelte ſeine langen Haare, die ihm das Angeſicht ganz bedeckten, wirrte ſie auseinander und ſprach zu dem Grafen, der ſeinen Ohren nicht traute, alſo: „Wiſſe, Graf von Barcellona, ich bin der Einſiedler Johannes, dem du vor ſieben Jahren dein Kind anvertrauteſt. Ich habe deiner Tochter die Ehre und das Leben geraubt. Nun laß' deinen Freimann kommen, daß ich auch auf Erden abbüße, was ich verſchuldet; ich nehme den Tod mit Demuth und Ergebung an, denn mein Erlöſer hat mir heut vergeben.“ Darauf erzählte er dem ſtaunenden Grafen, was ſich ſeit der Miſſethat bis zu dieſer Stunde begeben hatte. Als er alles berichtet, ſenkte der Graf das Haupt, faltete die Hände und ſprach mit Andacht: „Die Rathſchlüſſe des Herrn ſind unerforſchlich und ſeine Barmherzigkeit iſt unermeßlich. Er hat ſich an dir verklärt; da er dir vergab, ſo ſteht es mir nicht zu, dich zu ſtrafen, denn ich ſelbſt bin ein ſündiger Menſch und habe durch meinen Übermuth das Gericht Gottes herausgefordert. Du biſt frei und ledig, Johannes; nur um eines bitte ich dich, daß du mir den Ort zeigeſt, wo du meine arme Tochter begraben haſt." — Johannes führte den Grafen in die Schlucht, wo er ihren Leichnam hingeworfen hatte. Die Leute des Grafen lichteten das wild verwachſene Gebüſch; ſiehe, da ſaß des Grafen Töchterlein friſch und wangenroth, und ſchöner, als ſie je geweſen war, auf einem Stein und hielt die Hände gefaltet, rings um ſie aber blühten die ſchönſten Roſen. Erſchrocken warfen ſich alle auf die Kniee, denn ſie hielten den Anblick für eine Erſcheinung. Die Jungfrau aber, als ſie ihren Vater ſah, zur Erde hingeworfen und mit bitteren Thränen die Roſen benetzend, — erhob ſich, eilte zu ihm, küßte ihn auf die Stirne und ſprach: „Was beweinſt du mich, mein Vater, wie eine Todte? Sieh, ich lebe ja. Die heilige Jungfrau, der ich mich betend empfahl, iſt immer bei mir geweſen." Nun ſah der Graf, daß ſie wirklich lebte, ſie trug auf ihrem weißen Nacken ein Purpurmaal, das war der Fleck, auf dem ſie verwundet worden war. Neben dem Stein, auf welchem ſie geſeſſen hatte, entdeckte man ein Bild der Gottesmutter, welches der Graf aufheben und in ſein Schloß bringen laſſen wollte. Aber die ſtärkſten Männer vermochten nicht, es von der Stelle zu rücken; deßhalb ließ der Graf ſpäter eine Kapelle darüber bauen. Auch ſtiftete er zum Gedächtniß des wunderbaren Ereigniſſes ein Nonnenkloſter, in welchem ſeine Tochter Abtiſſin wurde. Johannes baute ſich nicht weit von ſeiner Höhle eine Zelle, wo er in großer Heiligkeit lebte und ſtarb. Das Gnadenbild der Himmelskönigin aber wird fern und nah verehrt, und wer ſich in Nöthen dahin verlobt, wird gerettet aus allem Elend des Leibes und der Seele.

Miß Trollope über den Abbé de Lamennais. *)

Vergangnen Abend hatte ich das Vergnügen, mit dem Abbé de Lamennais auf einer Soirée zuſammenzutreffen. Es war im Hauſe der Madame Benj. Conſtant, deren Salon eben ſo wohl wegen der Talente jeder Art, welche hier zuſammen kommen, als wegen der angenehmen und liebenswürdigen Eigenſchaften der Wirthin gefeiert iſt.

Im allgemeinen Anſehen erinnert dieſer gefeierte Mann an ein Originalgemälde, welches ich von Rouſſeau geſehen zu haben mich entſinne. Er iſt ſtark unter Mittelgröße und außerordentlich ſchmächtig von Geſtalt. Sein Geſicht iſt ſehr auffallend und zeugt von der Gewöhnung nachzudenken; aber das tiefliegende Auge hat in ſeinem gewaltigen Glanze etwas, was an Wildheit gränzt. Sein Anzug war ſchwarz, hatte aber ſichtlich mehr republikaniſche Nachläſſigkeit, als prieſterliche Würde, und die kleine, knappe, wechſelfarbige Kravatte um ſeinen dünnen Hals, gab ihm entſchieden das Anſehen einer Perſon, welche ſich weder um die Mode des Tags, noch um die gewöhnliche Tracht des Salons kümmert.

Er hatte in Geſellſchaft von vier bis fünf andern ausgezeichneten Männern bei Madame Conſtant zu Mittag geſpeiſt, und wir fanden ihn auf eine Bergère hingeſunken, welche ſeine kleine Geſtalt faſt ganz verbarg, umringt von einer Anzahl Gentlemen, mit denen er in einem ſehr heftigen und lebhaften Geſpräche war. Auf ſeiner einen Seite ſtand Jouy, der wohlbekannte Eremit der Chauſſée d'Antin und auf der andern ein wohlbekannter Deputirter von den Bänken der Linken.

Ich kam ihm grade gegenüber zu ſtehen, und ſah ſelten ein lebhafteres Geberdenſpiel. Im Laufe des Abends wurde er zu mir geführt und mir vorgeſtellt. Sein Benehmen verräth im höchſten Grade einen gebildeten feinen Mann; weder Steifheit noch Zurückhaltung, beides bäuriſch oder prieſterhaft, thun ſeiner ungezwungenen Lebhaftigkeit Eintrag. Er zog ſogleich einen Stuhl gegenüber dem Sofa, auf welchem ich ſaß, und führte, mit dem Rücken gegen die übrige Geſellſchaft gekehrt, ein ſehr angenehmes Geſpräch fort, bis er, da viele Perſonen ſich um ihn her ſammelten, von welchen viele Frauenzimmer waren, vermuthlich für unſchicklich hielt zu ſitzen, während ſie ſtünden; er verbeugte ſich und zog ſich zu ſeiner Bergère zurück.

Er erzählte mir, daß er nicht lange zu Paris bleiben dürfe, wo er zu viel in Geſellſchaft ſei, um zu arbeiten; daß er ſich baldigſt in die tiefe Abgeſchloſſenheit ſeiner Heimath Bretagne zurückziehen und hier ein Werk beendigen würde, zu dem er ſich anheiſchig gemacht. Ob dieſes Werk die Vertheidigung der Aprilangeklagten ſei, welche er gedroht hat, gedruckt gegen die zu ſchleudern, welche ihm abgeſchlagen, öffentlich vor Gericht für ſie zu reden, weiß ich nicht; aber wenn auch dieſe Schrift erſcheinen wird, ſie wird heftig, nachdrucksvoll und beredt ſein.

Die Schriften des Abbée de Lamennais erinnern mich ſtark an die von Cobbet, freilich nicht wegen ihres Inhalts, noch ſelbſt wegen ihrer Manier, ſondern wegen der Art des Eindrucks, welchen ſie auf das Gemüth hervorbringen. Wäre die Feder eines von dieſen beiden der Unterſtützung einer guten Sache gewidmet geweſen, ihre Schriften würden von unſchätzbarem Werthe für die Geſellſchaft ſein; denn beide haben eine beſondre Gewalt gezeigt, die Aufmerkſamkeit und ſelbſt das Urtheil des Leſers mit ſich fortzureißen, ſelbſt wenn ſie Gegenſtände behandeln, welche völlig abgeſchloſſen ſind.

Fänden ſich nicht in der literariſchen Laufbahn Beider Umſtände, welche der Behauptung widerſprechen, ſo würde ich ſagen, daß dieſe Art von Gewalt oder Anziehungskraft in ihren Schriften daher rühre, daß ſie beide ernſtlich in den Anſichten lebten, welche ſie vertheidigt; aber da der Abbée de Lamennais und der verſtorbene Cobbet bewieſen haben, daß ihr Glaube an ihre eigene Anſichten nicht ſtark genug war, ſie vor Wechſelung deſſelben zu bewahren, ſo kann die beſondere Macht ihrer Beredſamkeit füglich nur ihrer Aufrichtigkeit beigemeſſen werden.

Ich erinnere mich, daß ein muntrer, junger Rechtsgelehrter erklärte, er würde lieber gegen als gemäß ſeiner eignen Überzeugung auftreten, und bin gewiß, er meinte

---

*) [illegible] — Die politiſchen Anſichten der excentriſchen Dame, welche hinlänglich bekannt ſind, geben den Schlüſſel zu dieſem ſchroffen Urtheile über den intereſſanten Abbé. D. Red.

es aufrichtig, gerade, wie wenn er geſagt hätte, er ginge lieber auf das Waidwerk aus, als daß er zahme Küchlein ſchlachte. Die Schwierigkeit einer Rache erzeugt Vergnügen.

Aber wir können uns nicht die Vermuthung einfallen laſſen, daß eine der beiden Perſonen, deren Namen ich ſo unpaſſend neben einander geſtellt, aus demſelben Grunde geſchrieben und geſtritten haben, und ſelbſt wenn dem ſo wäre, ſo haben ſie nicht minder ihre Geſinnungen geändert; wir müßten denn annehmen, daß ſie ſich und das Publikum nur beluſtigt, indem ſie zuweilen für das ſtritten, was ſie für wahr hielten, zuweilen nur, um ihre Kunſt zu zeigen.

Was Herrn Cobbet's Grundſätze eigentlich geweſen, das iſt eine Frage, welche, glaube ich, immer ungewiß bleiben wird, wir müßten denn die leichteſte und verſtändlichſte Auskunft erwählen: daß er gar keine gehabt. Aber weit anders iſt es mit Herrn de Lamennais; man kann unmöglich bezweifeln, daß er in ſeinen früheren Schriften vollkommen aufrichtig war, es herrſcht eine Wärme der Überzeugung darin, welche nicht von einem erkünſtelten Feuer entbrennt. Auch iſt es nicht leicht, ſich zu denken, daß er ſich ſelbſt von der Höhe herabgeſtürzt haben ſollte, auf welcher er in der Meinung aller, welche ihn hoch ſchätzten, ſtand, hätte er ſich nicht eingebildet, daß er auf dem Grunde der Tiefe der Ketzerei und Glaubensſpaltung, in welche er nach der Meinung aller Katholiken ſich ſelbſt geſtürzt, Wahrheit ſähe.

Jedoch hat der wilde Republikanismus, welchen Herr de Lamennais in ſeinem Falle mit aufraffte, ihm am meiſten geſchadet in der allgemeinen Achtung. Schon einige Jahre zuvor wurden freiſinnige Grundſätze von vielen der fähigſten und ehrbarſten Männer Europas vertheidigt; aber die unvernünftigen Übertreibungen, in welche die Ultras verfallen ſind, ſchienen die Wirkung zu haben, daß ſich der achtbarſte Theil der Menſchheit davon zurückzog, und was auch ihre philoſophiſchen Anſichten waren, ſie zeigen ſich nun beſorgt, Alles, was den Stempel von Ordnung und Geſetzmäßigkeit trägt, ſtändig zu machen.

Man könnte ſich ſchwerlich eine ſchlimmere Zeit für einen Mann denken, Republikaner und Freigeiſt zu werden, als die gegenwärtige, er müßte es denn in der Hoffnung, daß Brod und Fiſche ſeiner Parthei zu Verfügung ſtünden oder ſtehen würden, ſich dazu verſtehen. Setzt er aber alle Hoffnung, dafür bezahlt zu werden, bei Seite, ſo ſind die Zeitläufte einer ſolchen Bekehrung äußerſt ungünſtig. So lange der Republikanismus nur Theorie blieb, mochte er Viele leicht täuſchen, welche mehr Einbildungs- als Urtheilskraft hatten, oder mehr Unwiſſenheit, als Beides; aber ſo viel beklagenswerthes Unheil iſt vor unſern Augen entſtanden, als die Theorie in Ausübung probirt ward, daß ich glaube, jeder Verſtändige, aus was für einem Lande er immer ſei, möchte ſeine Träumereien jetzt mit eben ſo wenig Achtung betrachten, als die Spekulation einer Aktiengeſellſchaft, welche ſich vorſetzte, Anſiedlungen in dem Monde zu bewerkſtelligen.

Daß der Abbé de Lamennais in Frankreich nicht fürder als der hervorragende Mann angeſehen wird, der er geweſen, iſt unläugbar, und da man in ſeinen Werken leicht ein regelmäßiges Fortſchreiten nach unten nachweiſen kann, von dem erhitzten katholiſchen Geiſtlichen an bis zu dem zerſetzten Zweifler und witzigen Demagogen, ſo würde es mich nicht überraſchen zu hören, daß er, welcher zu Rom ſchon als künftiger Kardinal bezeichnet war, eine rothe Fahne, eine ſpitze Mütze auf dem Kopfe und eine Robespierre-Weſte an, durch die Straßen von Paris getragen, lauter, als je eine Meſſe, das ça ira geſungen habe.

Herr de Lamennais ſo wie einige andere Perſonen von republikaniſchen Grundſätzen, mit welchen ich ſeit meinem Aufenthalte in Paris verkehrt, ſind von der Idee eingenommen, daß England in dieſem Augenblicke grade und auf guten Glauben unter der Herrſchaft, der Gewalt, des Wortes und der Weisheit O'Connel's ſei; er nannte ihn mit einem Ausdrucke der tiefſten Bewunderung und Achtung, und bezog ſich dabei auf die engliſchen Zeitungen, als einen deutlichen Beweis der begeiſterten Liebe und Verehrung, in welcher er in ganz Großbritannien ſtünde. Ich ärgerte mich, ich bekenne es, darüber; aber ich faßte mich in Weisheit und Geduld und bemerkte ihm freundlich, daß er wahrſcheinlich nur den Theil der engliſchen Zeitungen geſehen habe, welche von O'Connel's Parthei wären, und daß ich glaubte, Großbritannien ſtünde unter dem Scepter König William's IV., ſeiner Lords und Stände.

Vor einigen Tagen traf ich einen Politiker der nämlichen Schule, welcher noch weiter ging; denn er wünſchte mir ernſtlich Glück wegen der Ausſicht auf Emancipation, welche O'Connel's Tugend meinem Lande biete. Bei dieſer Gelegenheit grade in froher Laune, lachte ich herzlich und zwar mit gutem Gewiſſen, ohne daß ich den erleuchteten Propagandiſten zurechtzuweiſen brauchte, da dies ſtatt meiner viel beſſer, als ich es würde gethan haben, durch einen hartköpfigen Doktrinär geſchah, welcher bei mir war.

„O'Connel iſt der Napoleon Englands!“ ſagte der Republikaner.

„Nicht Englands gewiſſermaßen,“ verſetzte der Doktrinär. „Und wenn wir einen von Frankreich entlehnten Namen haben müſſen, ſo laſſen Sie uns Robespierre nennen und ihn treffend prachtvoll den Robespierre Irelands heißen.“

„Irelands Erlöſer war er ſchon,“ erwiederte der Republikaner ernſt, „und nun hat er England unter ſeinen Schutz genommen.“

„Und ich vermuthete, daß England weit eher ihn unter ſeinen Schutz nehmen wird!“ ſagte mein Freund lachend. „Bisher ſcheint es, als wenn das Land ihn noch nicht der Züchtigung werth gehalten hätte, mais si un chien est mechant, si même ce n'etait qu'un vilain petit hargneux, il devrait être lié ou bien pendu.“

Nach dieſem Orakelſpruche nahm der Doktrinär eine Priſe Taback und fing an, von andern Materien zu reden; und auch ich entzog mich der weitern Beſprechung, überzeugt, daß ich keinen beſſern Schluß zu Stande brächte. (?)

Notizen.

⁂ Am 16. März gibt der Frankfurter Liederkranz unter Mitwirkung vieler Mitglieder des Inſtrumentalvereins ein Concert zum Beſten des Denkmals für Schiller.

⁂ Meyerbeer's neue Oper konnte am [illegible] Februar nicht gegeben werden, weil Nourrit, der eine Hauptparthie darin hat, plötzlich krank wurde: ſie wurde am [illegible] Februar dargeſtellt. (Briefl. Mittheilung.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 55. 1836.

Phönix.

Freitag, 4. März.

Das Fräulein von Ledow.

Novelle von Emerentius Scävola.

Gedankenvoll ſaß Veronika an ihrem Arbeitstiſche, und ließ das Auge auf den hundert Goldſtücken ruhn, welche funkelnd, als hätten ſie eben erſt die Münze verlaſſen, vor ihr aufgezählt lagen. Seufzend ſchob ſie die reichen Flechten ihres blonden Haars, welche aufgelöſ't herabhingen, zurück, und die Wolkenzüge, die auf ihrer ſchönen Stirn einander jagten, traten an's Licht, einer düſtrer als der andere, und einer wie der andere Zeuge ihrer Seelenverdüſtrung. Ihr gegenüber ſaß, ſtumm und freudlos wie ſie, der unheimliche Gefährte ihrer einſamen Tage, aber von dem Kummergepräge, das auf ihren Zügen lag, war keine Spur in dem gelbbleichen, ſtumpfen Antlitz dieſes Geſellſchafters zu entdecken; es war ein dreijähriger, verkränkelter Knabe, der, auf ſeinem hochbeinigen Kinderſtühlchen eingepfercht, den dicken Kopf herabſenkend auf die eingefallne Bruſt, die in faſt winkelrechter Richtung auf dem unförmlich aufgetriebenen Unterleibe zu ruhen ſchien, gleichgültig vor ſich hinſtierte, ohne ein Glied ſeines ausgemergelten Körpers zu bewegen. Da klang von außen das Geklirr des Kaffeegeſchirrs herein, welches eine Weile zuvor von dem Frühſtückstiſchchen abgetragen worden war, und jetzt gereinigt aufgeſtellt wurde in dem Vorgemach; dieſer Ton beſeelte das ſeelenloſe Weſen; ſeine Augenlieder ſpalteten ſich weit auf, die Gier eines hungrigen Thiers bewegte ſeine Züge, und die dürren, ſchlaff herabhängenden Arme nach der Tante ausſtreckend, plärrte es, halb weinerlich, halb ingrimmig: „Kuchen! Kuchen!“

Erwachend aus ihren Träumen, beugte Veronika ſich nieder zu dem heißhungrigen Kinde. „Nein, keinen Kuchen, mein Vinzent, der Doktor hat's verboten; Tante bekommt Schelte, wenn ſie dir etwas andres gibt, als dein Süppchen, und das haſt du ja ſchon gegeſſen. Komm, wir wollen ſpielen.“ So redend, öffnete ſie die Schachtel mit den Bleipuppen, fing an, ſie aufzuſtellen, und erklärte: „Sieh', das iſt die große Prozeſſion am heiligen Frohnleichnamstage; ſo zieht der hochwürdigſte Biſchof, unſer gnädigſter Landesherr, aus ſeiner Reſidenz nach dem Neumünſter und dann nach der heiligen Kilianskirche. Zuerſt kommen hier die Küraſſire mit hohen Federbüſchen, und alle zu Pferde; nun kommen die Herren vom Domkapitel, immer zwei und zwei neben einander, und zu beiden Seiten marſchiren die biſchöflichen Grenadiere; nun kommt eine weiße Fahne, mit dem ſchwarzen Kreuz drinnen; das iſt die Fahne des Ordens der deutſchen Herren; ſieh, wie ſie gehn mit ihren weißen Mänteln, ſo ſtolz, ſo ſtattlich, als wenn ſie noch immer regierende Herren von Preußen wären, wie ſie waren vor dreihundert Jahren. Und nun — aber du mußt ſtill ſitzen, Vinzent — nun kommt die heilige Brüderſchaft Sankt Benedikts mit ihren Fahnen, und nun, ſieh her, die Barfüßer in ihren braunen Kutten; ſieh, ſieh, wie die nackten Köpfe hervorragen aus den Kapuzen, und nun, nun kommt der Thronhimmel von weißer Seide mit goldnen Franzen, darunter ſchreitet unſer hochwürdigſter Herr, der Biſchof von Würzburg, und vier Pagen tragen ihm die Schleppe — aber, Vinzent, was machſt du denn, du zerbrichſt und verbiegſt ja die hübſchen Dragoner, ſieh, hier haſt du einem Kapuziner den Kopf abgedreht.“ So unterbrach die Cicerone ſich, während Vinzent übellaunig Mönche und Soldaten, Pagen und Generäle, durcheinander warf, und mit den dürren Beinen zappelnd, das verzerrte Geſicht noch grämlicher verzerrend, aus vollem Halſe ſchrie: „ich will nicht ſpielen! Kuchen will ich, Kuchen!“

„Nun, ein ganz kleines Stückchen will ich dir geben, du kleine Unart,“ verſetzte Veronika, öffnete den Wandſchrank, nahm den Teller mit dem Kuchen heraus, ſetzte ihn auf den Tiſch, und nahm das Meſſer, um ein Scheibchen abzuſchneiden; aber plötzlich griff das gierige Kind zu, bemächtigte ſich des ganzen Stücks, und füllte mit thieriſcher Gier ſeinen Mund. — „Um Gotteswillen, Vinzent, du mußt ſterben, wenn du das Stück aufiß'ſt," rief Veronika, und ſuchte ihm den Raub zu entwenden, aber das Kind packte mit beiden Händen zu, während es die abgeriſſenen Stücke brockenweiſe verſchlang, und in dieſem Augenblicke öffnete die Thüre ſich, und Veronika's Mädchen rief herein: „Seine Excellenz kommen! Sie ſind ſchon auf der Treppe." Veronika ließ den Knaben nagen, eilte an den Spiegel, neſtelte ihr Trauergewand dicht zu am Halſe, ſteckte die Haarflechten feſt, und ſchnell die rothgeweinten Augen trocknend, wandte ſie ſich dem alten Baron von Goßhorn entgegen.

„Ich ſtöre früh, Fräulein Nichte," begann der geiſtliche Herr, die Hand zurückziehend, nach welcher das Mädchen griff, um ſie ehrerbietig an den Mund zu führen. „Ich hab' es mir aber nicht verſagen können, auf der Stelle meinen Glückwunſch abzuſtatten, zu dem Vergleich, den mein Neffe zu Ihren Gunſten mit den Gläubigern Ihres ſeeligen Vaters abgeſchloſſen hat. Ei, da ſeh' ich ja ſchon den Vortrupp; die goldgeharniſchten Männer dort; nun, das Hauptheer von Sechstauſenden wird hoffentlich bald nachkommen. — Aber, was muß ich ſehn? Fräulein, Sie geben dem verfütterten Kinde den ſchweren, unverdaulichen Kuchen? — Das iſt unverantwortlich! — Vinzent, gib her, ich befehl's! — Ja, ſchreie nach Gefallen, her damit." — Er entriß dem Kinde das Kuchenſtück, nahm es auf den Arm, trug es hinaus, und gebot der im Vorgemach befindlichen Jungfer, es der Bonne zu überbringen. „Sie ſind liebenswürdig, Fräulein Ledow, ſind ein Engel, aber kranker Kinder Engel ſind Sie nicht; wie haben Sie vergeſſen können, daß dieſes unglückliche, von Ihrer Couſine, ſeiner eignen Mutter verwahrloſ'te Kind, der Träger aller Hoffnungen des uralten Freiherrngeſchlechts der Goßhorne iſt? — Doch ich bin ja nicht hergekommen, um zu ſchelten; ſetzen wir uns, Fräulein Ledow, Sie ſind jetzt alſo in unbeſtrittnem Beſitz eines Vermögens von circa achtzehn, neunzehn Tauſend Reichsthaler."

„Ja, Dank der Fürſorge meines Vaters," entgegnete Veronika, doch ſchnell fiel der deutſche Herr wieder ein: „Dank ſei Gott und ſeinen Heiligen, wollen Sie ſagen. Alſo Sie ſind Herrin eines recht hübſchen Sümmchens, und Herrin Ihrer Selbſt, denn Sie ſind — vergeben Sie mir den Mangel an Galanterie — ein und zwanzig Jahre alt, mithin volljährig. — Eine beneidenswerthe Stellung; jung, geiſtreich, reizend, unabhängig, und dreihundert Dukaten jährlicher Renten; — ich wüßte mir kein ſchöneres Loos zu wählen, als das Ihrige; aber darf ich wohl nach den Plänen forſchen, welche Sie für Ihre Zukunft entworfen haben?"

Schwermüthig ſenkte Veronika das ſchöne Auge. „Ich muß geſtehn, Excellenz, noch an keine Pläne gedacht zu haben; meine Verwandten ſind ſo gütig gegen mich, daß mein Wunſch, ſo lang als möglich mein jetziges Verhältniß auszudehnen, wohl begreiflich iſt."

„Nein, dieſer Wunſch iſt mir nicht begreiflich," verſetzte raſch der alte Baron. „Sollte Ihnen wirklich die Nothwendigkeit nicht einleuchten, dieſes Schloß bald, ſehr bald, auf jeden Fall aber vor der Rückkehr Ihrer Couſine aus Spaa verlaſſen zu müſſen?"

„Ich ahne, was Sie bezielen," erwiederte das Mädchen, tief erglühend. „Sie wollen mich darauf aufmerkſam machen, daß der Mangel an Sorge, die meine Couſine für ihren Ruf zu tragen vergißt, dem Meinigen nachtheilig ſein könne, und Sie mögen Recht haben, es dürfte nothwendig ſein, ſpäterhin auf eine angemeſſenere Freiſtatt für mich zu denken, doch undankbar darf ich nicht ſein, gegen die Einzige, die meiner ſich annahm, und mir ſchweſterlich ihr Haus öffnete, als vor ſieben Monaten mein Vater ſtarb, und ſeine Gläubiger herfielen über mich; ich habe alſo Pflichten für meine Couſine, Pflichten der Dankbarkeit, die ich nicht brechen darf, ohne von ihr derſelben entbunden zu ſein. Sie hat die Sorge für ihr Hausweſen, für ihr Kind mir übergeben und — —"

„Und nicht auch etwa für ihren Mann?" fiel ſpöttiſch lächelnd der Oheim ein. Das Blut ſtieg dunkler in Veronika's Wangen, und ihr Gaſt fuhr fort: „Fräulein, laſſen Sie uns ohne Rückhalt reden; wie weit es gekommen iſt zwiſchen meinem Neffen und ſeiner Frau, das iſt Ihnen ſo wenig ein Geheimniß als mir. Mein Neffe hat keinen ſehnlichern Wunſch, als — ſo weit unſre heilige Kirche es geſtattet — ſich zu ſcheiden von ſeiner Gattin, und, ich will es bekennen, ihre anſtößige Aufführung rechtfertigt dieſen Wunſch. Sie füllt dies Schloß mit ihren Galanen, und ſchleppt ein Gefolge berüchtigter Wüſtlinge mit ſich von Bad zu Bad. Aber dennoch muß dieſe Ehe, die meine Stiftung iſt, fortbeſtehen, damit das unermeßliche Vermögen dieſer Frau meinem Neffen erhalten bleibe. Es iſt Ihnen ſehr genau bekannt, daß mein Neffe nur durch ſeine Verbindung mit Ihrer Couſine die Mittel empfing, Herr ſeiner anſehnlichen Erbherrſchaft zu werden, welche die Verſchwendung ſeines Vaters — ich klage ungern meinen ſeligen Bruder an — ihm mit Schulden belaſtet hinterließ. Sie überzeugen ſich alſo, Fräulein Ledow, daß mein Neffe, wie auch dieſes Band ihn drücken mag, es weder löſen, noch lockern darf, und daß er keine gehäſſigere Feindin haben dürfte, als die Freundin ſein würde, die zwiſchen ihn und ſeine Gemahlin ſich ſtellt."

Veronika's Wangenglut war erblichen, aber ſie erneuerte ſich, jedoch aus einer andern Quelle; es war ein edler Zorn, der jetzt ihr ſchönes Antlitz röthete. „Ich will nicht wähnen, daß Exzellenz mich zeihen wollen, ſolch eine Freundin zu ſein," hub ſie an. „Ich wenigſtens fühle mich frei von dem Vorwurfe, mich je zwiſchen ihren Neffen und ſeine unwürdige Gattin gedrängt zu haben, wenn ich auch gleich nicht verhehlen will, daß der Anblick der Leiden dieſes edeln Mannes mir oft ſchon das Herz gebrochen, und in der Stille den Wunſch mir aufgeregt hat, ihn von den Banden erlöſ't zu wiſſen, die ihn an meine entartete Verwandte knüpfen."

„Ei, ei, iſt das die Sprache der Dankbarkeit, zu welcher dieſe Verwandte Sie verpflichtet hat?" frug der deutſche Herr. Veronika erſchrack und zürnte ihrer Übereilung;

ihr Gaſt ließ ihr Zeit, ſich zu ſammeln, dann fuhr er fort: „Die Dankbarkeit alſo — das hab' ich nun ermittelt — hält Sie hier nicht feſt; eben ſo wenig die Sorge für das Kind, denn, wie ich mich überzeugt habe, iſt es beſſer in den Händen ſeiner Gouvernante als in den Ihrigen aufgehoben; dem Hausweſen ſteht der Haushofmeiſter vor, der ohnehin Rechnung ablegen muß; ich ſehe hier folglich auch nicht die geringſte Feſſel für Sie; wohl aber ſpringen mir überall die triftigſten Beweggründe, die ſie zur bald möglichſten Entfernung veranlaſſen ſollten, in's Auge. Ob, und wie Sie zwiſchen meinen Neffen und ſeine Gemahlin getreten ſind, das weiß ich freilich nicht, aber Andre wollen Sie in dieſer zweideutigſten Stellung ſtehen ſehen; Andre, die entweder ſchärfer oder ſchwärzer ſehn als ich; Andre, welche behaupten, Ihre Dankbarkeit für den Gatten Ihrer Couſine flamme oft gar lockend aus Ihren Augen, und entlocke den Seinen eine ähnliche. Ich, wie geſagt, weiß davon nichts, aber das weiß ich, daß mein Neffe, der, bevor Sie ſeine Hausgenoſſin wurden, die Unarten ſeiner Gemahlin ziemlich ſtoiſch ertrug, erſt ſeit er Gelegenheit hat, ſie täglich mit Fräulein Veronika zu vergleichen, es unmöglich findet, ſie ferner zu ertragen."

Veronika war unfähig, das Zittern zu bemeiſtern, welches ihre Glieder ergriffen hatte, unter dem unzarten Spürblicke dieſes eiſigen Auges, und vergebens ſuchte ſie ihrer Stimme den Schein eines ihr gebrechenden Gleichmuths anzulügen, als ſie erwiederte: „Ich danke Exzellenz für den gnädigen Wink; er ſoll mir nicht verloren ſein; ich werde den böſen Zungen die Gelegenheit nehmen, meinen Namen zu verunglimpfen, ich werde dieſes Haus verlaſſen, doch meine Entfernung darf keiner Flucht, keiner Verſtoßung ähnlich ſein. Ich will den Rath wohlwollender Perſonen hören, und dann entſcheiden und — abreiſen."

„Zählen Sie mich nicht etwa zu dieſen wohlwollenden Perſonen, deren Rath Sie empfangen wollen?" frug der Baron. „Daran thäten Sie unrecht, Fräulein, ſehr unrecht, ich will Ihnen das beweiſen. Vor etwa drei Wochen hab' ich meiner Nièce ſchriftlich Vorſtellungen über die Verwahrloſung ihres Rufes gemacht; was ſie mir antwortet, das hatt' ich zwar beabſichtigt, Ihnen zu verſchweigen, um Ihnen aber darzuthun, daß wirkliches Wohlwollen für Sie mich bewegt hat zum Rathſchlage, den ich Ihnen gab, will ich Ihnen die auf Sie bezügliche Stelle der empfangenen Antwort mittheilen. Hier, wenn Ihnen gefällig iſt zu leſen."

Bei dem erſten Blick auf den ihr dargereichten Brief erkannte Veronika die Hand ihrer Couſine; ſie las:

„Ich muß geſtehen, daß Ihre Vorwürfe mich befremden; wähnen Sie denn, Herr Oheim, ich hätte, um zur Sklavin erniedrigt zu werden, mich vermählt; da irren Sie; die Freiheit muß mein Element bleiben, oder ich verſticke. Indeß beabſichtige ich keineswegs den guten Eugenius zu beſchränken; er mag meinem Beiſpiel folgen; ich hab' ihm ja Veronika zurückgelaſſen, und wie ich durch die dritte Hand vernehme, ſo benutzen Beide die ihnen ſtillſchweigend gegebne Erlaubniß, er, ſich zu entſchädigen, und ſie, ihm meine Stelle zu erſetzen."

(Fortſetzung folgt.)

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

So wohlgemeint dieſe Anſicht, ſo uneigennützig dieſes Beſtreben auch immerhin ſein mochte, ſo dürfte man davon doch keinen glücklichen Erfolg hoffen, aus dem einfachen Grunde, weil, ehe man zu einer neuen Literatur und Kunſt gelangen kann, erſt das Leben ſelbſt nur anzufangen iſt; wo dieſes ſich friſch und thätig regt, da treiben auch fröhlich die Blüthen dieſes Lebens, Literatur und Kunſt. Wie konnte man von den räſonnirenden Künſtlern des 19. Jahrhunderts verlangen, ſich mit ganzem Herzen in jene Zeiten zurückzuverſetzen, welche ſie früher verachteten, deren ſinniges, ſtilles, ſchöpferiſches Thun und Treiben ſie nicht zu würdigen, geſchweige denn zu fühlen vermochten? Die damalige ältere Generation der ſogenannten Gebildeten waren ja die Jünger jener franzöſiſchen Apoſtel des vorigen Jahrhunderts, welche faſt die geſammte chriſtliche Zeitrechnung mit dem Beinamen der Finſterniß und Barbarei bezeichneten; ſie hatte natürlich dieſe Anſicht mit der Muttermilch eingeſogen und da, wenn das Haus einmal mit dem Kalk der Bildung beworfen iſt, an kein weiteres Bauen mehr gedacht wird, ſo war für dieſe jede Belehrung hierüber vergeblich. Was war daher die nothwendige Folge von der Umwandlung des Kunſtprinzips? An die Stelle einer früheren conventionellen Regel trat eine neue ebenſo conventionelle, tyranniſche, ausſchließliche und lächerliche.

Indeß war der Eintritt dieſer Änderung nothwendig und mußte früher oder ſpäter erfolgen; was man nicht ſowohl dem Stifter und beredteſten Anwalt der klaſſiſchen Schule, ſondern vielmehr ſeinen minder würdigen Nachahmern Schuld geben darf, welche das Publikum mit alten Griechen und Römern, mit kolorirten Statuen bis zum Einſchlafen ermüdet hatten.

Die Revolution gegen die Romantiker war aber auch in der Lage der Dinge begründet; ſeit zwei Jahren hat ſie deutlich angefangen, ſich zu äußern. Die Nachahmer Delacroix's gingen nämlich noch weiter als die Anhänger David's. Statt der alten Griechen- und Römer-Welt ſchufen ſie ein ſo garſtiges, abſcheuliches, vermaledeites Menſchengeſchlecht, daß, wenn der liebe Gott in ſeinem Zorne allen Ungeheuern dieſer ſcheußlichen Familie den lebendigmachenden Odem eingeblaſen hätte, die menſchliche Geſellſchaft bald ein noch abſchreckenderes Bild dargeboten haben würde, als das Innere von Bicètre und allen andern Strafarbeitshäuſern. Das war ein fluchwürdiges, teufliſches Geſchlecht mit grinſenden Fratzen, verbogenen oder zerbrochenen Gliedmaßen, mit ſataniſcher Hautfarbe und Eckel erregendem Ausdruck, ein Geſchlecht, das ſich entweder im Kothe oder im Blute wälzte und in einem düſtern Schwefelpfuhl zappelte, ein Geſchlecht, tauſendmal gräßlicher, als das verhaßte Geſchlecht der Atriden, tauſendmal ſchrecklicher, als das ganze Zigeunerpack der alten Pariſer Wunderhöfe, tauſendmal kläglicher, als die ganze ſtupide, hirnverbrannte Einwohnerſchaft Charenton's und Bedlam's.

Es wäre unmöglich geweſen, eine Statiſtik über all die Arme und Beine zu führen, welche die Zeichner der franzöſiſchen, revolutionären Malerſchule zerbrochen, und die Zahl der Ausſätzigen, Krüppel und Bucklichten anzumerken, welche die Romantiker in's Daſein gerufen haben. Und ſonderbar genug, machten ſie noch Anſprüche darauf, ſich ſtreng innerhalb der Gränzen des Natürlichen zu halten und die Natur abzukonterfeien, welche ſie doch auf eine ſo ſchmähliche Weiſe verunſtalteten!

Einige franzöſiſche Kritiker haben behaupten wollen, daß die Romantiker mit den meiſten ihrer ſeit 8 Jahren im Louvre aufgeſtellten Gemälde das Publikum hätten myſtifiziren wollen. Aber wenn dieſe Produkte auch denen Gericault's und Delacroix's auf dieſelbe Weiſe gleichen, wie die ſchwächſten Klaſſiker dem Raphael oder David gleichen, ſo glaube ich daran nicht, zumal bei ſo eitlen Künſtlern, als es die Mehrzahl der franzöſiſchen Maler iſt. Es war dieſen Leuten mit ihren Arbeiten baarer, reiner Ernſt; was konnten ſie dazu, wenn nur Parodieen unter ihren Händen hervorgingen? Lächelte das Publikum darüber, ſo bemitleideten ſie den ſchlechten Kunſtgeſchmack, hielten ſich für große Genies, für Raummacher, Bahnbrecher und was weiß ich ſonſt noch. Sie zuckten mitleidig die Achſeln über die klaſſiſchen Nachbeter David's und ſie thaten im Grunde auch nichts weiter, als kopiren und nachahmen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie nach weniger edlen und trefflichen Muſtern kopirten. -

Der talentvollſte Künſtler der romantiſchen Schule iſt unſtreitig *Eugène Delacroix*, welcher, wenn auch nicht für einen vollendeten, doch für einen großen Meiſter gelten darf. Seine Werke gehören ohne Widerrede zu dem Beſten, was die neuere romantiſche Piktur der Franzoſen an's Tagslicht gefördert hat. Delacroix iſt ungemein thätig und erſcheint ſeit dem Jahre 1822 unabläſſig als Kampfpreisbewerber auf der Rennbahn. Sein erſtes Gemälde, *Dante und Virgil, wie ſie über den Fluß ſetzen, welcher die Höllenſtadtmauer umgibt*, fand großen Beifall. Noch beifälliger wurde zwei Jahre darauf ein großes Bild Delacroix's aufgenommen, welches das *Gemetzel auf der Inſel Chios* darſtellt und ſich gegenwärtig im Muſeum des Luxemburg befindet. Die Hauptgruppe des Gemäldes, eine griechiſche Familie, welche im Mittelgrunde daſitzt und den Tod oder die Sklaverei erwartet, iſt mit energiſcher Wahrheit behandelt und ſtimmt den Zuſchauer zu tragiſchem Mitgefühl. Auf derſelben Ausſtellung vom J. 1821 gab der Künſtler noch ein kleines Gemälde, nämlich der *Taſſo im Hoſpital Sankt-Anna zu Ferrara*, wo er mit den Narren in einem Zimmer eingeſperrt wurde.

Beſonders fruchtbar war der Pinſel Delacroix's im J. 1827. In dem Salon jenes Jahres ſtellte der Künſtler 6 Bilder aus: *Die Figur des Kaiſers Juſtinian, wie er ſeine Geſetzbücher aufſchreibt*, welches Gemälde von der Regierung beſtellt und zur Ausſchmückung eines Saales des Staatsraths beſtimmt war; ferner *Chriſtus mit ſeinen Jüngern am Ölberge*; *Griechenland auf den Trümmern von Miſſolunghi*; *der Tod des Dogen Marino Faliero*; *Fauſt in ſeinem Studirzimmer* in dem Augenblick, wo ihm Mephiſtopheles erſcheint, und *Sardanapal*, wie er, in ſeinem Pallaſte von ſeinen empörten Unterthanen belagert, ſeine Frauen hinrichten läßt und ſich mit ſeinen Schätzen auf die Flucht begibt. (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ *Mikroskopiſche Beobachtungen der Cryſtallbildung.* — Die todte und tödtende Naturanſicht, welche Alles durch Ruck und Stoß, durch Brechung und Anhäufung, durch Ein- und Ausſchachtelung erklären wollte, weicht einer tieferen Forſchung und einer im höchſten Sinne poetiſchen Betrachtungsweiſe. Göthe hat das Licht, welches von Newton gleichſam auf das Rad geflochten worden, rehabilitirt, und in Formen und Elementen wird der magiſchen Metamorphoſe allmählich die Oberherrſchaft eingeräumt. Auch die mikroskopiſchen Unterſuchungen tragen das übrige hierzu bei. So leſen wir u. a. in Poggendorf's Annalen, den Beobachtungen Ehrenberg's in Berlin zufolge — (bei 300—600maliger Durchmeſſervergrößerung) — „entſteht (bei der erſten Cryſtallbildung) plötzlich ein feſter, wegen ſeiner Durchſichtigkeit erkennbarer Punkt in der durchſichtigen Flüſſigkeit, welcher mit erſtaunenswürdiger Geſchwindigkeit wächſt; aber nie erkennt man in der Nähe des Cryſtalls eine Bewegung oder Trübung, welche auf eine Concentrirung oder Verdichtung von vorher im Waſſer locker zerſtreuten und ſuſpendirten Theilen hinwieſen. Die Ränder des raſch wachſenden Cryſtalls ſind immer durchaus ſcharf zu erkennen, und um den Cryſtall iſt Ruhe und Klarheit. . . Man wird *verſucht*,“ bemerkt höchſt beſcheiden der Berichterſtatter, — „hier an der Richtigkeit der *atomiſtiſchen* Erklärungsweiſe der Cryſtalliſation zu *zweifeln*.“ —

⁂ *Fieschi's Adreſſe an die franzöſiſche Jugend.* — Wie es heißt, hat *Fieschi* eine Adreſſe an die franz. Jugend geſchrieben, und noch bis zu dem Augenblick daran gearbeitet, als man ihn zum Tode geführt. Dieſe Schrift ſoll ſehr intereſſant ſein und im chroniqueur de la Jeunesse abgedruckt werden. —

⁂ Von *Leopold Schefer* erſcheinen nächſtens als Pendant zu ſeinem köſtlichen Laienbrevier: „*Hauslehren*, als Predigtbuch.“

⁂ Von *Ludwig Storch* erſcheint bald ein neuer Roman, betitelt: „*der Jacobsſtern*, eine Meiſiade.“

⁂ Von *Belani* hat das Publikum einen hiſtoriſchen Roman: „*der Geächtete*,“ zu erwarten.

⁂ *Lenau* befindet ſich jetzt wieder in *Wien*.

⁂ Profeſſor *Aſchbach's* Geſchichte der *Ommayaden* und der *Almoraviden* wird gegenwärtig von *Paquine* in's Franzöſiſche überſetzt; die Ueberſetzung bildet den Theil eines großen europäiſchen Geſchichtswerkes, welches unter den Auſpizien und der Mitwirkung der berühmteſten franzöſiſchen und auswärtigen Geſchichtſchreiber erſcheinen ſoll.

⁂ Herr *B. Dondorf*, deſſen geſchmackvolle Steinſtiche rühmlichſt bekannt ſind, wird eine erläuternde Darſtellung der *Steingraviermanier* herausgeben, worin alle von dieſem thätigen Manne erfundenen Verbeſſerungen veröffentlicht werden, welche deſſen lithographiſche Arbeiten zu wahren *Muſterwerken* ſtempeln. Dies für Lithographen, Kupferſtecher, Schriftſchneider und Liebhaber höherer Kalligraphie wichtige Werk erſcheint auf Subſcription, in Commiſſion bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M., in 8 Heften, Royal-Quart, jedes mit ſechs Steinſtichen und circa 3—4 Bogen Text. Es iſt ſehr zweckmäßig, daß Herr Dondorf auch eine Ausgabe mit franzöſ. Text veranſtaltet, um ſeine ſinnreiche Manier auch unſern überrheiniſchen Nachbarn zugänglich zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 56. 1836.

Phönix.

Samſtag, 5. März.

Chronik der ſchönen Literatur.

20) Criſtoforo Colombo. Romantiſches Gedicht von Ludwig Auguſt Frankl. Stuttgart, Brodhag. 1836.

Seit die deutſchen Poeten nicht mehr eine Anſtellung nöthig haben, welche ihnen ein feſtes Einkommen abwirft, nebſt einer Ausſicht auf Penſion von Staat und Kirche, um von Vätern und Müttern heirathsfähiger Töchter nicht ſcheu angeſehen zu werden, — ſeit die deutſchen Poeten nicht mehr auf einer Stufe der Volksmeinung mit Equilibriſten und andren Ambulanten ſtehen, — iſt die Poeſie aus einem Amuſement vornehmer Mäcene ein völkerbewegender Hebel geworden. Der Poet ſteht jetzt in den Regiſtern des Staates als eine Perſon ausgezeichnet, welche nicht mehr übergangen werden darf, denn dieſe Perſon hat eine wichtigere Bedeutung erlangt, als die numeriſche des Banquiers, und als die ephemere des politiſchen Redners; der Dichter ſteht erhaben über allen jenen Schriftſtellern, welche blos den geiſtigen Kitzel des Publikums zu reizen und zu befriedigen ſtreben, erhaben über allen Kanzelreden und über allen Doktrinen, wahlberechtigt und ſtimmfähig, weil er ſtatt des Grundeigenthums eine Gewalt aufweiſen kann, die ſich zwar an Individuen beſchränken, aber als Ganzes nicht auf Zero reduziren läßt. Denn der Dichter iſt weniger der Anwalt, als das lebendige Organ der harmoniſch geordneten Gedanken einer ganzen Nation und dieſe Gedanken werden, wenn auch ein Organ unwürdig oder untauglich geworden iſt, ſtets wieder ein anderes edles und reines finden; — der Dichter als einzelner, iſt zwar nicht ſo gewaltig, eine Bewegung zu erzeugen, aber er iſt fähig, ſie darzuſtellen, und dieſes geiſtige Vermögen der Formgebung, welches die Poeſie zum Orakel der Zeitgeſchichte erhöht, läßt ſich nicht wegläugnen, noch ausrotten; es iſt das Palladium der ſittlichen Freiheit und Selbſtſtändigkeit eines Volkes. Dieſe, den Stolz von Einzelnen vielleicht demüthigende Anſicht, ſollten Alle, welche ſich berufen fühlen, ſich als Poeten zu geben, ebenſo klar in ſich ausbilden, wie der Staat ſie bereits ausgebildet hat. Der Staat fand bis jetzt wenige andere Weiſen, ſie auszuſprechen, als die cohibitiven Maßregeln; den Poeten ſelbſt ſteht es zu, ſich bis zu der Überzeugung emporzuringen, wie viel herrlicher es iſt: dem Volke nützlich, als — der Regierung furchtbar zu werden! — Wenn der Staat die materiellen Kräfte des Volkes in einem Fokus ſammelt, damit die Menge von vagen und vereinzelten Aggregaten zu einem lebendigen ganzen Organismus werde, ſo lauft mit dieſer Aufgabe des Staates — die Verpflichtung des Dichters parallel, die geiſtige Macht aus den vorhandenen Elementen, durch eine abſolut freie Darſtellung in einer abſolut ſchönen Form herzuſtellen; — wenn die Thaten des Staates (zum Zwecke der menſchheitlichen Erziehung eines Volkes) nur lebende Worte — (Geſetze) ſein können, ſo müſſen die Worte des Dichters permanente Thaten ſein, welche nach innen zu ethiſch-poſitiv, zur Erhaltung eines Volkskörpers gegen Laſter und Feinde abwehrend-negativ, und in Bezug auf die große Familie der Menſchheit vermittelnd wirken müſſen. Nicht der Stoff iſt daher volksthümlich, welchen ein Poet aus dem Schatz ſeiner vaterländiſchen Geſchichten und Sagen aufgreift, ſondern jeder, und ſei er noch ſo exotiſch, wenn der Dichter denſelben nur in ſo vollendeter Harmonie der ſinnlichen Anſchauungen und ſittlichen Überzeugungen ſeines Volkes vollendet, daß er von dieſem ſeinem Volke allgemein als Kunſtwerk anerkannt wird, — wenn er durch Schönheit hinreißt und durch ſittliche Wahrheit erhebt. Gilt nun dieſe Anſicht von allen Stoffen überhaupt, wie viel leichter läßt ſie ſich gar auf ſolche thatliche insbeſondere anwenden, welche von der Geſchichte — von dieſer Manifeſtation des Göttlich-Einheitlichen im Menſchheitlichen — gleichſam vorzugsweiſe als Eigenthum der ganzen Menſchheit bezeichnet werden, ſei es nun durch die freie Willenskraft des Einzelnen, welche einer für die Menſchheit wichtigen That als Hebel unterlag, ſei es blos durch eine ſolche That ſelbſt, als Erſcheinung, als Offenbarung, — ſei es endlich durch die Folgen einer ſolchen, in welchen erſt ſich das providenzielle Element der Geſchichte und die unverrückte Beſtimmung der Menſchheit entwickelt, welche letztere ſelbſt durch die engſten Päſſe ihrem Ziele zueilen muß. Und darin zeigt ſich das Kriterium eines ächten Dichters, daß er entweder in jedem einzelnen Charakter oder in jedem einzelnen Geſchick den Wiederſchein des großen Ganzen klar zur Anſchauung bringt, oder daß er, von ſeinem Gott geleitet wird, weltgeſchichtliche Momente feſtzuhalten, in denen er das Göttliche darthuen und durch welche er alle zerſplitterten geiſtigen Kräfte ſeines Volkes vereinigen muß, damit das Bewußtſein der Beſtimmung klar und der Drang nach ſittlicher Bewegung lebendig bleibe.

Wir glaubten, dieſe Anſichten voranſchicken zu müſſen, bevor wir über das obengenannte Gedicht, deſſen Titel uns dazu gleichſam aufforderte, ein Urtheil abgeben. Es iſt ein mehr als blos äſthetiſches Vergehen, wenn ſolche Stoffe, welche beſtimmt ſind, ein ganzes Volk zu bewegen, leichtſinnig und flüchtig abgethan werden; ſowie ein Eichenkranz ſtatt des dichteriſchen Lorbeers errungen werden kann, wenn der rechte Mann an den rechten Stoff kommt. Die Entdeckung Colon's darf nicht blos von Seite materieller Wichtigkeit betrachtet werden, welche ſie auf die alte Welt ausübte, und welche wir noch heute fühlen und vielleicht immer empfindlicher fühlen werden; ſie muß in ihrer ſittlichen Bedeutung verſtanden, ergriffen und dargeſtellt werden. Gab es je eine Ironie in der Weltgeſchichte, (wenn es erlaubt iſt, dieſen Ausdruck in Ermangelung eines bezeichnenderen für einen Akt der höchſten ſittlichen Weltordnung zu gebrauchen), ſo äußerte ſie ſich in dem Factum, daß ein Welttheil den andern verknechtete, — um nach kaum zwei vollen Jahrhunderten von dieſem verknechteten Welttheil alle Impulſe der Freiheit zum edlen Danke wieder zu empfangen; ein Bruder erſchlägt den Bruder, und die Söhne des Gemordeten bieten den Söhnen des Mörders ein gaſtliches Aſyl. Wenn irgend ein Reſultat der Weltgeſchichte die Exiſtenz einer Providenz dokumentirt, ſo iſt es das geſchichtliche Verhältniß Amerika's zu Europa.

Columbus iſt daher nicht blos ein Charakter, ſondern zugleich und hauptſächlich eine Idee. Es geht ihm wie einem Luther, wie einem Loyola, wie einem Spinoza, wie einem Friedrich II., wie einem Napoleon. Solche Männer ſind für die neuere Geſchichte, was die Götter und Heroen für die alte waren — typiſch; und wie für die Geſchichte, und weil durch die Geſchichte typiſch, ſo müſſen ſie auch der Kunſt typiſch ſein und von den Poeten als typiſch überliefert werden.

Es wäre jedoch thöricht, wenn man durch dieſe Bezeichnung die Freiheit des Künſtlers bei Darſtellung ſolcher typiſcher Charaktere beſchränken wollte. Die Griechen hatten ihren Typus für Zeus, und doch ſchuf Phidias ſeinen Zeus. Die Geſchichte gibt ihre Männer, der Dichter muß ſie als ſeine Erzeugten wiedergeben. Gerade wo ein Typiſches gegeben, und eine Idee dadurch feſtgeſtellt iſt, iſt es nicht blos der Sieg, ſondern ſogar die Lebensfrage und Bedingung der Kunſt, den beſtimmten Träger dieſer Idee als individuell darzuſtellen und die lebende Generation dieſer Geſtalt näher zu bringen, ihr die Transparenz des Marmors zu zeigen, ihr im Gewordnen die Möglichkeit des Werdens zu offenbaren. Eine Geſchichte vom Anfang hier wieder zu entwickeln, daß die Nation das Geſetz erkennt, nach welchem ſie ſich ſo entwickeln mußte, wie ſie ſich faktiſch entwickelt hat, daß die Nation erkennt, was anſcheinlich Zufall, was eigentlich Cauſalität geweſen, damit ſie ihre eigenen Potenzen nicht an den Zufall nutzlos zu verſchwenden lerne, keinen Zufall als Mißgeburt gebären könne, ſondern ſtarke Söhne — Thaten, — das iſt die Aufgabe des Dichters, der einen weltgeſchichtlichen Stoff zu behandeln ſich vermißt.

Wenn man aus dem Angedeuteten leicht entnehmen kann, daß die poetiſche Darſtellung ſolcher Stoffe zugleich eine philoſophiſche ſein müſſe, — vorzugsweiſe aus dem Grunde, weil das pſychologiſche Moment alle Adern derſelben durchrinnen muß, ſo ergibt ſich zugleich, daß alle — blos rhetoriſche Behandlung einen lebendig werdenden Stoff tödtet, ſtatt einen todten zu beleben. Durch die Rhetorik erſtarrt, wie unter einer prächtig glänzenden Eisdecke der werdende Gedanke, ſie legt das Siegel Salomonis auf die Bedeutung, welche ſich offenbaren ſollte. Die Rhetorik hat nur dann eine belebende Kraft, wenn ſie Improviſation iſt, denn dann iſt ſie That; ſobald ſie prämeditirt wird, verfängt ſie wie ein goldnes Netz jede freie Bewegung eines Charakters, jede ſchwellende Entwicklung eines Geſchickes, und dabei erſtirbt die Theilnahme des Volkes, welches das Gemälde vor lauter Farben nicht ſieht, und die Compoſition über der Palette vergißt.

Der Dichter des Criſtoforo Colombo ſcheint uns nicht unedler, aber noch ſehr befangener Natur. Es iſt, wie wir nicht zweifeln, in ihm gewiß ein gutes und ehrenwerthes Wollen, aber er vermag demſelben keine beſtimmte Richtung zu geben. Seine Phantaſie wimmelt von Bildern, aber er kann dieſe Bilder nicht in Maſſen ſondern, deßhalb gleicht ſein Gedicht einem Gemälde, an welchem einzelne Parthieen übervoll, andre leer ſind; er hat Ideen, aber keine Idee. bei alle dem zeigt ſich doch das Streben, eine Compoſition hervorzubringen, Abſchnitte einzugraben und dieſe Flächen auszufüllen. Dieſe Abſchnitte ſind nun allerdings eingegraben, ſind richtig aneinander gereiht, aber alle zuſammen bilden kein ganzes Leben. Ein Gedicht ſoll immer ſchon ſelbſt ganz ein Leben ſein, wie erſt, wenn es ein Leben darſtellt! Frankl's Gedicht aber iſt kein Leben, ſondern es beſteht nur aus fünf glänzenden Scenen, welche ohne Zuſammenhang nebeneinander placirt ſind, und der Dichter hat die Kunſt nicht beſeſſen, in jeder vorhergehenden Scene den Keim der folgenden niederzulegen, damit die Phantaſie des Leſers die Zwiſchenakte ausfüllen könnte. Sein Werk läßt trotz aller wohlklingenden Verſe keinen anderen Eindruck zurück, als: daß man es gemacht findet, — als aus der Seele gedrungen kann man es nicht anerkennen, wie es denn auch nicht in die Seele dringt. Den Grund dieſer Unvollkommenheit glauben wir darin zu finden, daß, indem der Dichter die Bedeutung ſeines Stoffes ahnte, aus dieſer Ahnung aber nicht das Erkennen herausarbeitete, ihn nicht ſowohl der Stoff ſelbſt, als die Idee übermeiſterte; er wähnte dieſe durch recht viele Reflexionen herauszuheben, aber die Poeſie entrann.

Das Vorſpiel zeigt uns Columbus, wie er die Ahnung bereits zum Gedanken ausgeprägt hat. Eine Erſcheinung, welche die Nemeſis der Weltgeſchichte repräſentirt, warnt ihn. Dieſer Anfang verräth den Lehrling in der Kunſt. Dieſes Hyſteronproteron der Betrachtungen iſt pſychologiſch unmöglich; denn alle dieſe perſonifizirten Gewiſſensſcrupel können jedenfalls erſt nach der Entdeckung an ihrem Platze ſein. Abgeſehen von der poetiſchen Unwahrheit wirft dieſe Anticipation das ganze Intereſſe des Leſers über den Haufen. Unſtatthaft iſt es endlich, daß der Dichter aus einem erſten Geſang, welcher medias in res bringen ſollte, ein Vorſpiel gemacht hat. Entweder: er mußte den Gegenſtand epiſch, oder: er mußte ihn lyriſch auffaſſen. Faßte er ihn lyriſch auf, ſo konnte das Vorſpiel nur eine Ouvertüre ſein, im ſtreng muſikaliſchen Sinne; faßte er ihn epiſch auf, ſo mußte er einen poetiſch nothwendig zum Folgenden gehörenden früheren Abſchnitt aus Colons Leben darſtellen. So aber iſt dies Vorſpiel, wie das ganze Gedicht, weder epiſch noch lyriſch, ſondern eine freie Chria in melodiſchen Verſen.

Der 1te Geſang: „Die Sendung“ iſt offenbar das Beſte im ganzen Gedicht. Er iſt rein epiſch, und epiſch rein gehalten, die Bilder verwirren die Klarheit der Vorſtellungen und der Anſchauung nicht und man hofft nun auf eine harmoniſche Entwicklung des Ganzen, denn man ſieht mit Freuden und lernt es durch rege werdendes, warmes Intereſſe, daß der Dichter ein höheres als ein blos rhetoriſches, daß er wirklich poetiſches Talent und zwar kein unbedeutendes habe. Der Einzug Ferdinands und Iſabellens in die Alhambra, die Sendung Colons, der Abſchied Abdallahs ſind ergreifend geſchildert und mit plaſtiſcher Pracht dargeſtellt.

Der 2te Geſang: „Die Fahrt“ zerſtört unſre Hoffnungen ſchnell wieder. So manche ſchöne lyriſche Blüthe iſt hier an eine Schraubenwindung verſchwendet, die mit Feſtons und Guirlanden überkleidet werden ſoll. Man merkt, daß der Dichter das Intereſſe gerne ſpannen möchte, man ſieht, wie er immer mit erneuter Anſtrengung aus ſeinen Tiefen ſchöpft und wieder ſchöpft und endlich — ermattet. Statt die Fehler dieſes Geſanges durch einen brillanten, überraſchenden Schluß vergeſſen zu machen, der ſich auch einem Laien in der Poeſie unwillkührlich aufdrängt, nämlich durch die epigrammatiſch ſchlagende Wirkung der Entdeckung, ſpinnt er dieſe letztere in einem ganzen Geſange (dem 3ten) aus, und um das Intereſſe der Leſer iſt es nun unwiederbringlich geſchehen. Das Nachſpiel: Colombo's Tod, worin der Fluch, der Schlagſchatten, den die Entdeckung über ganze Völker warf, beſungen wird, läßt uns trotz der ſaubergemeißelten Canzonen kalt, und das Nachſpiel des Nachſpiels: Colombo's Apotheoſe, worin endlich auch das providenzielle Element der Entdeckung angedeutet wird, wird uns willkommen, weil es — das letzte iſt.

Man ſieht daraus, daß ſich der Dichter weder mit der Idee noch mit der Form in's Klare ſetzte, indem er die eigentliche belebende Idee des Ganzen zur blos gelegentlichen Reflexion herabſinken ließ, indem er, ſtatt uns die Entwicklung der Geſchichte in der Entwicklung eines Charakters zu zeigen, uns blos Bilder aufſtellte, welche uns über die innere Zerſplitterung nicht täuſchen, und indem er ſelbſt in der Ökonomie des Planes bedeutende Mißgriffe machte, welche man nicht blos der Unerfahrenheit, ſondern auch hauptſächlich dem Leichtſinn anrechnen muß, mit welchem er ſich raſch über ſeinen Stoff hermachte.

Demungeachtet ſcheint uns der Dichter kein ganz gewöhnliches Talent zu beſitzen; und dies, ſo wie die Wichtigkeit des von ihm gewählten Stoffes, beſtimmten uns zu einer weitläuftigeren Beurtheilung ſeines Gedichtes, als der Raum unſrer Blätter ſie in der Regel geſtattet. Der Werdende erfordert eine größere Pietät, die ſich nicht redlicher darthun läßt, als wenn man unumwunden ſeine Mängel aufdeckt.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Der verrätheriſche Brief entſank Veronika's zitternder Hand, und Wunde an Wunde, eine immer ſchmerzender als die andre, drückten ihrer Seele ſich ein. Fort von hier mußte ſie; dieſer hinterliſtigen Hellſeherin, die bis auf den lichtloſeſten Grund ihres Herzens geſchaut hatte, das ihr ſelbſt noch unverſtanden geblieben war bis zu dieſem Augenblick, dieſer Frevlerin an ihren heiligſten Gütern, an ihrer jungfräulichen Ehre, an dem Frieden Eugen's, durfte ſie nie wieder begegnen. Aber auch Eugen durfte ſie nicht mehr wiederſehen; ſie mußte, ohne ſeine Rückkehr von Würzburg abzuwarten, ſein Schloß verlaſſen, mußte ihren Wohlthäter fliehn, ohne ihm gedankt zu haben für die Rettung ihres väterlichen Erbes; aber wer öffnet ihr, der Verwaiſ'ten, der Freundloſen, eine Heimath? Das Gefühl ihrer hülfloſen Bedürftigkeit blieb nicht ſprachlos, und ſeine Jammerſtimme weckte ihr eine tröſtende auf, denn als ſie, die Hände ringend, in die Wehklage ausbrach: „Ja, fliehen muß ich, aber — o, ihr heiligen Märtyrer, wohin? — wohin?“ — da faßte der Oheim mitleidig ihre Hand, und ſagte liebreich: „Vertrauen Sie ſich mir, mein ſchönes Kind; ich werde Sie mütterlichen Händen übergeben, aber ich fordre ein unbedingtes Anſchließen an mich, und eine völlige Trennung von meinem Neffen. Halten Sie es für erforderlich, ihm Ihre Erkenntlichkeit für die Dienſte, die er Ihnen erwieſen hat, zu bezeigen, ſo laſſen Sie ihm einen kurzen Brief zurück, in welchem Sie ihm ſagen können, daß die Sorge für Ihre Geſundheit Sie zu einem unvorhergeſehenen, ſchleunigen Wechſel ihres Aufenthalts gezwungen habe. Wollen Sie das, Fräulein?“

Veronika's Bruſt beengte ſich; eh' ſie die Frage, deren Antwort über ihr Leben entſcheiden ſollte, unbedingt zu bejahen ſich entſchloß. [illegible] es doch nothwendig, daß ihr zugedachte Aſyl kennen zu lernen; ſchüchtern das Auge emporhebend forſchte ſie nach dieſem, und vernahm, daß der Baron, während er als Geſandter ſeines geiſtlichen Landesherrn deſſen Perſon bei dem Reichstage in Regensburg vertreten, und namentlich die Reichsacht über den widerſpenſtigen König in Preußen mitverhängt, und mitunterzeichnet hatte, eine alte Bekanntſchaft mit der dort anſäſſigen Wittwe des Reichsgrafen von Goeler erneuert habe, welche auf ſeine Empfehlung mit Vergnügen dem Fräulein Haus und Arme öffnen werde. „Ich ſchlage Ihnen vor,“ ſetzte er hinzu, „heute Nachmittag nach Burgebrach abzureiſen; gleichzeitig mit Ihnen ſoll die Gattin meines Haushofmeiſters dort eintreffen, eine würdige und verſtändige Frau, wie Sie wiſſen; dieſe wird Ihnen zur anſtändigen Begleitung dienen, und Sie nach der Gränze auf die dortigen Güter führen. Der Empfang, den meine Empfehlung Ihnen dort vorbereiten wird, ſo wie die Annehmlichkeit des Aufenthalts in dieſem Hauſe, dürften Ihre kühnſten Erwartungen übertreffen; die Gräfin iſt nämlich eine zwar bejahrte, aber höchſt liebenswürdige und generöſe Dame, und ihr Haus war der Sammelplatz aller jugendlichen Diplomaten in Regensburg.“

Hier unterbrach der alte Diplomat ſich, denn er glaubte wahrzunehmen, daß Veronika nicht mehr auf ihn höre; und in der That waren ihre Gedanken ſo feſt auf einen ihr anſtößigen Nebenumſtand gerichtet, daß ſie den Anblick des Bildes ihrer harrenden Zukunft verlor; es war nämlich ihr tief eingewurzelter, und ſehr begründeter Widerwille vor der ihr zugedachten Begleiterin, der ſie beſchäftigte. Dieſer Perſon, zweideutig durch den Ruf, die vertrauteſte Freundin des alten Ritters zu ſein, unangenehm durch den Ton, den ſie, im Gefühl ihres Gewichts, zugleich aber auch im Gefühl der Quelle, der dieſes Gewicht entſtammte, ſich angeeignet hatte, war Veronika bisher mit unverholener, faſt mit beleidigender Gefliſſentlichkeit ausgewichen; der Gedanke, dieſer anmaßenden, verachteten Frau gewiſſermaßen untergeordnet zu ſein, empörte ſie heftig, aber ihr gebrach der Muth, ſich offen wider die Anordnungen ihres, ihr aufgedrungenen Gönners zu erklären, der ihr Verſtummen für eine ſtillſchweigende Einwilligung in ſeine Vorſchläge hielt, und die jetzt eben mit dem weinenden Kinde eintretende Gouvernante mit den Worten anredete: „Wiſſen Sie, Mademoiſelle, daß Fräulein von Ledow uns verlaſſen wird? eben hat ſie, zu meinem größten Leidweſen, mir die Nothwendigkeit dargethan, zur Herſtellung ihrer leidenden Geſundheit eine Brunnenkur anwenden zu müſſen, und da der Sommer bereits ziemlich weit vorgeſchritten iſt, ſo glaubt ſie eilen zu müſſen, und will noch an dieſem Nachmittage ihre Reiſe antreten. — Ich werde,“ wandte er ſich an das verſteinerte Mädchen, „auf der Stelle einen Poſtzug zu Ihrem Befehl ſtellen, nehme aber noch nicht Abſchied von Ihnen; eine gewiſſe Angelegenheit, die ſchnell abgethan ſein will, ruft mich nach meinem Schloſſe zurück; in vier, höchſtens fünf Stunden bin ich wieder hier, um Rückſprache wegen der Führung Ihrer Geſchäfte mit Ihnen zu nehmen. Adieu, Fräulein Nichte; Adieu, Mademoiſelle; jetzt liegt die Pflege des kleinen Vinzent Ihnen allein ob; es iſt nicht zu verlangen, daß das Fräulein die Sorge für ſich ſelbſt noch länger hintanſetze; ſie hat genug gethan, indem ſie fünf ſchöne Monate dieſem armen Kinde opferte; doch ihr Opfer hat reichen Segen getragen; das Kind iſt jetzt außer aller Gefahr; erhalten Sie es ſo, Mademoiſelle.“

Er verneigte ſich flüchtig und ging; die alte Franzöſin begleitete ihren tiefen Knicks mit einem ſüßſauern Geſicht, während Veronika rathlos vor ſich hinſtarrte, und in den Seufzer, den das Plärren des Kindes überlärmte, halblaut ausbrach: „Von hinnen muß ich, aber wohin? wohin? — nach Regensburg? — mit dieſer Perſon? — nimmermehr!“

„Alſo reiſen werden das gnädige Fräulein?“ unterbrach die Bonne, nachdem es ihr geglückt war, das Kind ein wenig zu beruhigen, Veronika's Selbſtgeſpräch. „Ach, wer doch mit Ihnen reiſen dürfte! — Und in ein Bad noch dazu; aber in welches? — nur nicht in das Kiſſinger, das will ich Ihnen rathen; dort kommen nur Kranke hin; kein Spiel, kein Theater, keine Bälle, keine Promenaden; ich bin im vorigen Jahre faſt geſtorben aus langer Weile beim Pandur und Ragozy.*) Aber Ems, Ems ſäh' ich wohl gern einmal; wäre Ems, wie Kiſſingen, nur eine kleine Tagereiſe weit entfernt von unſerm Steiger-Walde, ich ließe mich nicht halten, das betheur' ich Ihnen. — Ach, und wie wohl würde das ſchöne Krähnchenwaſſer meinem verſäuerten Magen thun.“ (Fortſ. f.)

---

*) Zwei Kiſſinger Quellen führen die Namen: Pandur und Ragozy.

Notizen.

.*. Franzöſiſche Novitäten. — Unter den jüngſt erſchienenen franzöſiſchen Schriften bemerken wir u. a. folgende: „La femme et la démocratie de nos temps,“ von Mad. Hortenſe Allart. — „Nouvelles morales et religieuses,“ 2 Vol., von Mad. Camille Bodin (bei Heideloff und Campe.) — „Lacenaire après sa condamnation, ses conversations intimes, ses poésies, sa correspondance, un drame en 3 actes“ (betitelt: „L'aigle de la selléide.“) — „Philosophie théorique et pratique de la littérature,“ vom Abbé Graf v. Robiano. — „Un été à Meudon,“ von Fr. Soulié (2 Vol.) — Endlich eine vierte Ausgabe von Alexis de Tocqueville's ſchätzbarer Schrift: „de la démocratie en Amérique.“ (2 Vol.)

.*. Von v. Raumer's Briefen aus England wird mit Nächſtem eine engliſche Ueberſetzung bei Murray in London erſcheinen. —

.*. Die werthvolle Abhandlung über die Fortſchritte der Moralphiloſophie, welche Makintoſh für die britanniſche Encyklopädie geſchrieben, iſt jetzt auch beſonders mit einer Vorrede des Rev. W. Whewell unter dem Titel: „the progress of ethical philosophy“ ausgegeben worden. —

.*. In London ſind in dieſem Winter Mori, Lindley, Dragonetti u. m. a. bemüht, die Werke von Mozart, Beethoven und Spohr zu verdienter Anerkennung zu bringen. Ein Duett auf zwei Piano-Forte's von Moſcheles: hommage à Haendel — hat viel Beifall gefunden.

.*. Für ein neues Parlaments-Gebäude ſind nicht weniger als 97 Pläne mit 1400 Zeichnungen eingereicht worden. C. Barry hat den erſten Preis von 1500 Pf., C. Buckler, D. Hamilton und W. Railton haben die 500 Pf. Preiſe erhalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 57. 1836.

Phönix.

Montag, 7. März.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Aus Veronika's bethräntem Auge fing an — nicht das Mitleid mit der alten, unaufhörlich klagenden Franzöſin, nicht der Entſchluß, ſich mit dieſer zu belaſten — ſondern die Freude über ein gefundenes Aſyl zu leuchten, auf welches die Bonne, ohne es zu wollen, ſie hingeleitet hatte. Dieſes Aſyl war Kiſſingen. Wirklich war, wie der Oheim bemerkt hatte, die Jahreszeit vorüber, welche die Badeorte mit Kurgäſten zu überfullen pflegte; ſie durfte alſo auf eine wohlthätige Abgeſchiedenheit von allen Störern ihrer Ruhe zählen; weder der Oheim, noch — die Thränen ſtiegen ihr auf, als ſie es dachte — noch Eugen durften ſie in Kiſſingen ſuchen und finden, aber ſäumen durfte ſie nicht; vor der Rückkehr ihres Rathgebers mußte ſie dies Schloß bereits verlaſſen haben. Sie trocknete die Augen, eilte hinaus, und ſetzte, zur Beſchleunigung ihrer Abreiſe, die ihren Befehlen untergebne Dienerſchaft in Bewegung. Nach Verlauf einer Stunde hielt die Kutſche bepackt und beſpannt vor der Thür; Veronika rollte ihr Geld zuſammen, drückte mit brechendem Herzen den widerſtrebenden Knaben an ihre Bruſt, und ließ, zur Verwunderung der Bonne, der dieſe übereilte Flucht unbegreiflich war, das Tuch auf die überſtrömenden Augen drückend, durch ihre Zofe ſich an die Karoſſe führen, der Schlag flog zu, und hinter ihr verdämmerte der erſte Strahl, der ihr Leben morgendlich geröthet hatte.

Der deutſche Herr hielt pünktlich Wort, und war nicht wenig befremdet, als er vernahm, daß das Fräulein, der getroffnen Abrede entgegen, ſchon vor beinah fünf Stunden das Schloß verlaſſen habe. Er zweifelte jedoch nicht, daß Veronika's übereilter Abreiſe nur ein Mißverſtand zu Grunde liege, und daß ſie in Burgebrach die ihr beſtimmte Reiſegefährtin erwarten werde; dieſen Wahn aber zerſtörte bald der zurückkehrende Kutſcher, der ihm berichtete, daß er das Fräulein nicht nach Burgebrach, ſondern nach Schweinfurth, folglich nach einer ganz entgegengeſetzten Richtung habe fahren müſſen. Ob, und wie weit ſie dieſe verfolgt habe, wußte der Kutſcher nicht anzugeben, doch meinte er, daß ſich wohl etwas Näheres darüber in dem Briefe finden werde, den ſie eilig in Schweinfurth geſchrieben und ihm für ſeinen Herrn mitgegeben habe. Der Baron forderte den Brief, bog die Brechungen des Papiers behutſam aus einander, und es gelang ihm, ſich ziemlich genau mit dem Inhalte deſſelben bekannt zu machen, ohne das Siegel zu verletzen. Nach kurzem Bedenken entſchloß er ſich, ſelbſt der Beſteller dieſes Briefes zu ſein, ließ ſchnell einen leichten Wagen beſpannen, und eilte nach Würzburg.

Die Mitternacht war nah, als er in der Wohnung ſeines Neffen anlangte; doch war es nicht nöthig, dieſen im Schlafe zu ſtören; er fand ihn noch wach, und unter Papieren vergraben. Wie aus einem Traume erwachend ſprang der junge Baron, erſchreckt durch den überraſchenden Eintritt ſeines Oheims, auf, doch kaum hatte er ſeine Verwunderung durch die Worte geäußert: „Wie, Sie, gnädiger Oheim? In dieſer Nachtſtunde?“ als plötzlich ein ſchreckliches Licht über die Veranlaſſung dieſes Spätbeſuchs ihm aufging. „Jeſus Maria, mein Kind!“ ſchrie er auf. „Herr Oheim, reden Sie: ſind Sie ein Todesbote? iſt mein Vinzent todt?“

Der deutſche Herr bekreuzte ſich. „Neffe, welcher böſe Geiſt gibt Ihnen ſolche Gedanken ein? muß man denn ein Unglücksbote ſein, wenn man ſich zufällig verſpätet, und ein paar Nachtſtunden zu Hülfe nimmt, um ſein Geſchäft nicht zu verſaumen; mir ſteht ein ſolches morgen in den

Frühſtunden bevor, und da ich im Vorüberfahren Ihre Fenſter noch erleuchtet ſehe, ſo laß' ich halten, um Sie über Vinzent's Befinden zu beruhigen, den, das verſichre ich Sie auf meine Ehre, ich erſt vor ſechs Stunden ſo munter verlaſſen habe, daß Fräulein Ledow, von der ich Ihnen auch ein Briefchen mitbringe, keinen Anſtand nahm, ſich von ihm zu trennen."

Eine dunkle, verrätheriſche Glut hatte, als der Oheim Veronika's Namen nannte, das Geſicht des Neffen bedeckt, doch ſchon der nächſte Augenblick hauchte ſie hinweg. „Wie?" fuhr er auf, „Fräulein von Ledow hat ſich getrennt von — von meinem Sohne? — ſie iſt — — reden Sie, ich verſtehe Sie, bei allen Heiligen, nicht."

„Sie haben mich vollkommen verſtanden, Neffe," entgegnete der Ritter. „Das Fräulein iſt heute gegen Mittag abgereiſ't; warum? wohin? das wird ſie Ihnen wahrſcheinlich in dieſem Briefe ſagen."

Mit bebender Hand empfing Eugen den Brief, entfaltete ihn und las:

„Die Sorge für meine Geſundheit," — der Leſer verblich völlig. „Was? ſie iſt krank?" ſtammelte er. — „So ſchien's mir; doch leſen Sie nur weiter," ſagte der Oheim, und der Neffe hub noch einmal an zu leſen: „Die Sorge für meine Geſundheit, mein theuerſter Vetter, zwingt mich, den Ort ſchleunig zu verlaſſen, den Ihre Güte, Ihr Mitleid mir, der obdachloſen Waiſe, zur Freiſtatt bot; der Gedanke, von dieſem Aſyle ſcheiden zu müſſen, ohne Ihre Rückkehr abwarten zu dürfen, bricht mir das Herz; doch es ſoll ſo ſein; das iſt der Wille des Vaters, unſres Herrn und Heilandes. Ich ſoll mich nicht des Glückes freuen, Ihnen Ihren Vinzent völlig geneſen in den Arm zu legen, und Ihnen, mein theurer Wohlthäter, mein Beſchützer, mein Retter, eine Schuld abzutragen, die meine Bedürftigkeit und Ihre Großmuth auf mich gehäuft hat. Ach, ich bin unausſprechlich unglücklich.

Leben Sie wohl; alle Segnungen des Himmels werden Sie begleiten, wie das Gebet und die Wünſche

Ihrer
dankbaren ſchweſterlichen Freundin
Veronika von Ledow."

Der Brief entſank Eugen's Hand. „Was iſt das?" fing er ſinnend zu fragen an. „Was iſt vorgegangen mit dem unglücklichen Mädchen? an ihre vorgegebne Krankheit glaub' ich nicht; eher möcht' ich wähnen, ſie ſei vertrieben aus ihrer Freiſtadt; aber wer ſollte das gewagt haben? ſie war ja Gebieterin in meinem Schloſſe; — etwa — meine Frau? — gnäd'ger Oheim, entdecken Sie mir: hat Veronika etwa von meiner Frau Briefe erhalten?"

„Von Ihrer Gemahlin Briefe? — ſicherlich nicht; Ihre Gemahlin, das wiſſen Sie, pflegt nicht gern zu ſchreiben," erwiderte der deutſche Herr.

„Und wohin Veronika ſich gewandt hat, auch das wiſſen Sie nicht," frug der Neffe weiter.

„Auch das weiß ich auf meine Ehre nicht," antwortete der Oheim. „Als ich heute früh, um unſern Vinzent zu beſuchen, einen kleinen Abſtecher von meiner Jagd machte, fand ich das Fräulein mit Vorbereitungen zu einer Reiſe beſchäftigt und vernahm mit Staunen, daß ſie eine augenblickliche Veränderung ihres Aufenthalts beſchloſſen habe; ich empfahl ihr das gräflich Goeler'ſche Haus in Regensburg, und bin gewiß, ſie würde dort gut aufgehoben ſein, aber ſie lehnte meine Empfehlung ab, und als ich heut Nachmittag wieder einſprach, da fand ich ſie nicht mehr. Sebaſtian hat ſie nach Schweinfurth fahren müſſen; wohin ſie ihren Weg von dort aus genommen hat, das weiß er nicht."

Schwer athmend ſaß, in Sinnen ſich verlierend, Eugen dem Oheim noch eine Weile wie verſteinert gegenüber, allmählich aber wurden ſeine Züge, ſeine Augen beweglicher und nun, heftig aufſpringend und mit ſtarken Schritten das Zimmer meſſend, rief er aus: „Gott vergeb' es ihr! Mein Kind zu verlaſſen, während ich hier mit den Gläubigen ihres Vaters für ſie ringe und ein Kapital nach dem andern ihr rette; dieſe Undankbarkeit, dieſes heimliche Entweichen, o, es iſt unverantwortlich!"

„Ja, ich kann auch nicht ſagen, daß dies Betragen meinen Beifall hat," ſo redend ſchürte der Oheim mit leiſer Hand die angelegte Glut, die aber dennoch ſchnell aufhörte, verzehrend um ſich zu greifen. Der Inhalt des empfangenen Briefes fiel ſchwer in Eugen's Gedächtniß zurück, und mit plötzlich veränderter Stimmung brach er aus: „Nein, undankbar iſt ſie nicht; unglücklich iſt ſie, namenlos unglücklich! Wie konnt' ich ſo blind, ſo wahnſinnig ſein, dieſen Engel eines Gebrechens zu beſchuldigen! Sie iſt vertrieben; aber wer hat ſie vertrieben? — wohin hat ſie ſich geflüchtet? — Nun das muß ja zu ermitteln ſein. — Gnäd'ger Oheim, Sie vergeben mir, wenn ich mich beurlaube; ich will nach Schweinfurth fahren."

Der Ritter bemächtigte ſich der Hand des jungen Mannes, und zog ihn neben ſich nieder auf den Sofa. „Neffe, keine Unbeſonnenheit," warnte er; „laſſen Sie uns den Schritt überlegen, den Sie im Begriff ſind zu thun. Wiſſen Sie wohl, daß dieſer Schritt all' die Wohlthaten aufwiegen dürfte, die das Fräulein Ihnen verdankt? wiſſen Sie, daß Sie Veronika bedroh'n, ihr weit mehr zu nehmen, als ſie Ihnen verdankt; ſechstauſend Dukaten haben Sie ihr gerettet, und ihren Ruf wollen Sie untergraben? — Keine Unterbrechung, Neffe, wenn ich bitten darf; hören Sie mich ruhig an, und erfahren Sie, daß ſchon ſeit einiger Zeit der Aufenthalt des Fräuleins in Ihrem Schloſſe mehr als einer müßigen Zunge Beſchäftigung gegeben hat. Daß ſie eine nahe Verwandte Ihrer Gemahlin iſt, und daß während der Abweſenheit der Letztern Ihr kränkelndes Söhnchen der Obhut eines mütterlich treuen Auges bedurfte, das mag das liebloſe Urtheil der Menge wohl nur wenig gemildert haben, und — faſt möcht' ich wähnen, dies Urtheil ſei zu Veronika's Kunde gekommen, und iſt das der Fall, ſo kennen wir auch die Urſache ihrer fluchtähnlichen Entfernung; ſie hat ſich losgeriſſen, gewiß mit blutendem Herzen von Vinzent, von Ihnen, aber es blieb ihr kein andrer Weg, als der erwählte, um den Spielraum der Verläumdung zu beſchränken. Nun, Neffe, frag' ich Sie, ob Sie ſich verdient zu machen wähnen um Veronika, wenn Sie ihrem Aſyl nachforſchen, ſie vielleicht ſogar zurückführen, und, indem Sie dem Argwohn neue Nahrung geben, das ſchwere Werk des armen Mädchens über den Haufen werfen?"

Eugen's heftige Gemüthserregung war in eine innerlich verhaltne, doch unverbergbare Unruhe übergegangen. „Sie haben recht," entgegnete er nach einer Pauſe, „Veronika's Name darf der Verläumdung nicht preis gegeben werden; aber ſie ſelbſt hat ja durch die Eile, mit welcher ſie mein Haus verließ, der hämiſchen Klatſchſucht den reichhaltigſten Stoff geliefert; warum zog ſie es nicht vor, meine Rückkunft abzuwarten, und ſich mit mir zu berathen, wohin ſie ſich wenden dürfe? — ich ſelbſt habe ſchon längſt im Stillen an eine anſtändige Zuflucht für ſie gedacht, denn die Zeit der Rückkehr meiner Frau naht heran, und vor der Gemeinſchaft mit einem Geſchöpfe wie dieſe, mußte das engelreine Weſen gehütet werden."

„Freilich, das mußte ſie, und das mag ſie auch wohl ſelbſt gefühlt haben," erwiederte der Oheim. „Und wo wäre ſie ſicherer und anſtändiger aufgehoben geweſen, als bei meiner alten Freundin in Regensburg? ſie würde dort eine Geſellſchafterin gefunden haben, die junge Comteſſe Anſelma, zwar einige Jahre jünger als ſie, aber doch bei weitem geeigneter, als Jede, die der Zufall, dem ſie ſich preis gegeben, ihr entgegen wirft."

„Jeſus Maria, in welche Lage hat das unglückliche Weſen ſich geworfen?" rief geängſtigt der junge Baron. „Ohne hinreichende Geldmittel, ohne Freunde, — gnäd'ger Oheim, Veronika's Gefahr überwiegt alle Bedenklichkeiten! Ich muß ihr nachforſchen."

„Nein, Neffe, das dürfen Sie nicht; ich will es," verſetzte der alte Ritter. „Sie bleiben ruhig hier, und betreiben nach wie zuvor, Ihre Geſchäfte, während ich morgen nach Schweinfurth eile, und, ſobald ich erfahren, wohin das Fräulein ſich begeben hat, Ihnen Nachricht zuſtelle. Dann ſollen Sie mich zu ihr begleiten, um entweder meinen Rathſchlägen Gewicht zu geben, oder Ihre eigne geltend zu machen, welche, wie ich zuverſichtlich vorausſetzen darf, Ihrer Einſicht, ſo wie Ihrer brüderlichen Theilnahme an unſerer jungen Freundin, angemeſſen ſein werden. — Nun, Neffe, nicht wahr? das iſt unſere Abrede auf Kavalierwort." (Fortſ. folgt.)

Mein Stammbaum.

Da kommt der Vetter, die Couſine
Und nennen die Geliebte: Du.
Ich ſtehe fern mit finſtrer Miene
Und ſchaue ihren Küſſen zu.

Mein Stammbaum, der ganz in der Regel
Mit zwei und dreißig Schildern prangt,
Mich ſchon verbrüdert manchem Flegel,
Nach dem mich nimmermehr verlangt.

Auf Rechnung deſſen bittre Pillen
Manch Tantchen eingeflößt mir hat,
Und ſpäterhin in Kodizillen
Rath mir vermacht an Geldes Statt,

Hier läßt er mich mit ſeinen Äſten,
Den weitverzweigten, im Stich:
Es fehlen leider ihm die beſten,
Denn keiner eint der Liebſten mich.

Ich finde nicht die Spur Verwandtſchaft,
Bin nicht 'mal Schwagers-Oheims-Sohn.
Es bleibt bei froſtiger Bekanntſchaft,
Und froſtig heiß' ich: Herr Baron!

Nun rede von des Stammbaums Reizen
Hochmüthig mir ein Edelmann!
Im Winter kann man nicht mit heizen,
Im Sommer ſich nicht hängen dran.

Franz Freiherr v. Gaudy.

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

In den beiden darauf folgenden Jahren malte Delacroix für die Privatgallerie des Herzogs von Orleans den Kardinal Richelieu, wie er von ſeinen Garden umgeben die Meſſe lieſet, und den Eber der Ardennen, wie er, nach der Eroberung des biſchöflichen Schloſſes von Lüttich, den Biſchof während eines nächtlichen Saufgelags vor ſich führen läßt. Im Jahre 1828 erſchien von Delacroix eine Reihe von Lithographieen zum Fauſt von Göthe, welche für eine neue franzöſiſche Prachtausgabe unſeres Dichters beſtimmt waren. Göthe hat von dieſer Ausgabe mit großen Lobeserhebungen geſprochen, welche ſie in der That auch verdient. Aus dem ebenerwähnten Jahre ſtammt auch der Kampf des Giaour und des Paſcha, nach Byron, ein Bild, das großes Aufſehen erregte. 1830 malte Delacroix im Auftrag der Herzogin von Berry die Schlacht bei Poitiers und die Gefangennahme des Königs Johann. Der Salon von 1831 brachte die Freiheitsgöttin, ein allegoriſches Gemälde auf die Julitage, voll Leben, Feuer und Wahrheit. Auf derſelben Ausſtellung gab Delacroix noch zwei merkwürdige Thierſtudien, nämlich zwei Tiger in Lebensgröße, und eine geiſtreiche Skizze von der Sitzung des National-Convents am 2. Prairial, welche Boiſſy d'Anglas durch ſeinen unerſchütterlichen Muth verewigte.

Im J. 1832 hat der Künſtler eine intereſſante Reiſe nach den franzöſiſchen Beſitzungen in Afrika und dem marokkaniſchen Kaiſerreich gemacht, von wo er eine Sammlung ſehr merkwürdiger Studien heimgebracht hat. Eine Reihe von Koſtümzeichnungen und Scenen aus dem Leben jener Völker hat der Graf Mornay, gegenwärtig Geſandter des franzöſ. Hofes in Schweden, dem Künſtler abgekauft; ſehr viele andere Zeichnungen und kleine Bilder über dieſe Reiche ſind im Beſitze des ruſſiſchen Grafen Demidoff. Im Salon von 1833 hatte Delacroix den Kaiſer Karl V. im Kloſter Saint-Juſt aufgeſtellt. Allgemeine Anerkennung fanden ſeine Algieriſchen Frauen im Salon von 1834, worin der Künſtler auf's Neue ſeine große Meiſterſchaft des Kolorits bewies, welches auf dieſem Bilde an Rembrandt'ſche Lichteffekte erinnert. Das Gemälde hängt gegenwärtig im Luxemburg. Die Schlacht bei Nancy, in demſelben Salon aufgeſtellt und von der Stadt Nancy beſtellt, fand weniger Beifall; die Anlage des Bildes war verfehlt; das Ganze beſtand aus lauter Epiſoden ohne Zuſammenhang, man ſah wohl überall Leben und Bewegung auf dem Bilde, aber keine Handlung; man ſuchte den Held des Drama's, den man am Ende nur auffand, weil das Ende Karl's des Kühnen in der Schlacht bei Nancy bekannt iſt. Außerdem konnte man in den Einzelheiten treffliche, tiefdurchdachte Sachen bemerken; das Pferd, welches den Herzog von Burgund trägt, iſt meiſterhaft und bewundernswürdig ausgeführt. Das Porträt Rabelais', für die Bibliothek von Chinon, dem Vaterlande des berühmten Schriftſtellers, beſtimmt, zeichnet ſich durch einen feſten und feinen Lokalton aus. Seine Gemälde des vorjährigen Salons, die Natchez nach der Atala Chateaubriand's, der Gefangene in Chillon nach Lord Byron, Chriſtus am Kreuze, ſind von uns in dieſen Blättern früher beſprochen worden; wir haben daran die kräftige Farbengebung ſehr gerühmt, die ſkizzenartige Behandlung der Figuren jedoch mit Recht getadelt.

Der nach Delacroix wichtigſte Künſtler der romantiſchen Schule iſt Ary Scheffer, deſſen Namen ſeit längeren Jahren ſtets mit mehr oder weniger Auszeichnung genannt wird. Einige ſeiner Werke, wie das Reiterportrait Heinrich IV. und Louis Philipp's haben nicht daſſelbe Lob erhalten, wie ſeine übrigen Bilder, welche ſich durch die glückliche Wahl ihres Gegenſtandes, ſo wie durch anmuthige Ausführung bemerkbar machten. Wir erinnern unter dieſen letzteren an den Pfarrer Oberlin, an die Lenore nach Bürger, an den Chriſtus unter den Kleinen und an mehrere Epiſoden aus dem griechiſchen Freiheitskriege. Auch in der höheren Malerei hat ſich Scheffer mit Glück und Ruhm verſucht; Zeugen dafür ſind ſeine Margaretha, ſein Fauſt nach Göthe, ſeine Medora und ſein Giaour nach Byron. Der im Salon von 1834 ausgeſtellte Eberhard der Greiner nach Schiller und Franzeska von Rimini nach Dante, welche voriges Jahr den Preis gewann, ſteigerten den Ruf Scheffer's ungemein, ſo daß ſein Name neuerdings populärer geworden, als der ſeines gewichtigen Nebenbuhlers, Eugène Delacroix, welcher zum Erſatz dafür aber in den Augen ſeiner näheren Freunde und Anbeter um deſto höher geſtiegen iſt.

Zugeben muß man auch, daß Delacroix eine hervortretendere, beſtimmtere Individualität hat, als Scheffer und ſich daher beſſer zum Haupt der Parthei paßt. Scheffer iſt aber in ſeinen Werken anſprechender und verſtändlicher, als Delacroix; die Natur, welche er darſtellt, erſcheint nicht ſo exceptionnell und häßlich, als die ſeines Nebenbuhlers. Delacroix hat aber dafür ein kräftigeres Kolorit, als Scheffer; ſeine Pinſelſtriche ſind energiſcher, bedeutungsvoller; ja wenn Delacroix ſich Mühe gibt, zeichnet er mit tieferem, ſinnigerem Gefühl; mit einem Worte, Delacroix iſt der Maler des regſten Lebens und der ergreifendſten Bewegung; Scheffer aber weiß ſeinem Ausdruck mehr natürliche Wahrheit zu geben; er iſt minder kühn, minder beredt, aber dramatiſcher, korrekter und rührender, als Delacroix. In den grauſigen Gegenſtänden, welche Scheffer zu verſchiedenenmalen behandelt hat, war er nie abſtoßend; Delacroix hat ſich dagegen öfter in's Scheußliche verirrt und nur deßhalb ſich ſo viele Widerſacher zugezogen.

Muſtern wir aber nun nach den beiden obengenannten Künſtlern das, was die romantiſche Malerſchule in Frankreich wirklich Neues, Originelles und Großartiges geſchaffen, was bleibt denn da noch Tüchtiges übrig?

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Vollſtändiges Wörterbuch der Mythologie, von Vollmer. Stuttgart, 1835.

Nicht um vorliegendes trauriges Machwerk kritiſch zu beleuchten, gibt der Phönix dieſe Anzeige, denn was unter aller Kritik iſt, kann nicht füglich recenſirt werden, ſondern — um davor zu warnen. Wohl ſpekuliren gegenwärtig manche auf den Beutel des Publikum mit den erbärmlichſten Fabrikaten, aber ſchamloſer kann es nicht getrieben werden, als mit vorliegender Scharteke geſchehen iſt. Von Einſicht in Mythologie, wie ſchief und verkehrt ſie auch immer ſein möge, nur von ſo viel, als in ganz kurzer Friſt von der Oberfläche zu ſchöpfen iſt, iſt gar keine Rede, und man kann ſie auch der bloßen Compilation ganz erlaſſen, wäre nur dieſe ſelbſt nicht ſo gar miſerabel, unter dem, woraus compilirt ward, ſtehend. Man muß vorausſetzen, daß der Compilator entweder manchmal geſchlafen hat beim Niederſchreiben, oder daß er aller Kenntniß der griechiſchen und lateiniſchen Sprache entbehrt, da in dieſer Beziehung lächerliche Verſtöße vorkommen. Was ſoll, wenn ſolche Schriften verbreitet werden, die Renommiſterei von deutſchem Fleiß, deutſcher Ausdauer, und wie es weiter heißt? Ohne Übertreibung kann man ſagen, daß dergleichen ſchamloſer Plunder Deutſchland zur Unehre gereicht. Doch brechen wir ab, denn zur Warnung iſt die Anzeige lang genug, und die Scharteke ſelbſt verdient nicht genannt zu werden.

Konrad Schwenck.

Notizen.

⁂ **Molé's abſolute Monarchie und Napoleon's Republik.** — Herr Molé, der in dieſen Tagen auf der Candidatenliſte ſowohl für die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften als für das Miniſterium des conſtitutionellen Königs von Frankreich geſtanden, iſt u. a. auch Verfaſſer von „Essais de morale et de politique," die zu Napoleon's Zeiten erſchienen. In denſelben meinte Hr. M., „die abſolute Monarchie ſei, ſelbſt in der Theorie, die Regierung, welche den Vorzug verdiene, — zu welcher die Geſetzgeber uns immer zurückzuführen hätten." Der Kaiſer, dem das Buch präſentirt wurde, meinte aber, es gehöre zu den ſchlechteſten. Der Hofmann, der das Buch überreichte, und ſich für den Verf. intereſſirte, ſtellte die Mittelmäßigkeit der Arbeit nicht in Abrede, legte aber Gewicht auf den Namen des Autor's. „Ach," ſagte Napoleon lächelnd, — „ſo laßt uns zum wenigſten die Gelehrtenrepublik!" (Ayons au moins la république des lettres!) —

⁂ **Wohlthätige Luſtbarkeiten in Paris.** — Ein am 26. December v. J. zu Paris zum Vortheil der Armen gegebener Ball hat nicht weniger als 23,307 Francs eingetragen. Dieſem Balle ſind mehrere Luſtbarkeiten zu gleichem Endzwecke gefolgt, und noch in den letzten Tagen des vor. Monats iſt ein dramatiſches Feſt zur Unterſtützung der Nothleidenden im Odeon veranſtaltet worden. —

⁂ **Statiſtik des Bodens von Großbritannien und Irland.** — Dem Mecanic Magazine zufolge beſtehen die 77,374,433 Acker Landes des Königreichs von Großbritannien und Irland für

	Angebaut. Land:	Cultivirbar:	Unproduktiv:
England in .	25,632,000 A.	3,454,000.	3,256,400.
Wallis . . .	3,117,000 „	530,000.	1,105,000.
Schottland .	5,265,000 „	5,950,000.	8,523,000.
Irland . . .	12,525,000 „	4,500,000.	2,416,664.
Britt. Inſeln	383,000 „	166,000.	569,469.
	46,922,000 „	14,600,000.	15,870,533.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 58. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 8. März.

Kritiſche Studien.

I. Propyläen.

Wenn Frühlingslüfte wehen, wenn die Sonne emporſteigt, wenn Gewitter ſich entladen, dann wird jedes der mannigfaltigen Naturweſen zu eigenthümlicher Thätigkeit, zu verſchiedenartiger Rückwirkung erregt. Ebenſo in der Menſchenwelt, wenn gewaltige Charaktere, große Ereigniſſe, geniale Geiſteswerke ſich in ihr hervorthun. Die Mannigfaltigkeit der Rückwirkungen bietet uns gerade den Maaßſtab für die Macht und Bedeutung des Einwirkenden dar. Daß aber jedes Weſen auf ſeine, auf eigenthümliche Weiſe ruckwirke, das iſt das erſte, urſprüngliche Naturrecht; es iſt das Recht der Individualität, ſich zu äußern, zu verwirklichen, zu behaupten. Wirkt ein anderes Weſen auf ſie ein, ſo ſtellt ſie ihre Selbſtſtändigkeit wieder her, indem ſie ſolche Einwirkung entweder ſich aneignet, oder ganz, oder theilweiſe wieder ausſcheidet — unverändert oder umgewandelt, umgeſtaltet zu einem eigenthümlichen Erzeugniß. Dieſes Recht iſt ein heiliges, in ſo weit die Verwirklichung des geſammten Weltplanes durch Individualitäten und deren Selbſtwirkſamkeit bedingt iſt.

Vor Allem aber iſt der Menſch befugt, ſich als Selbſtzweck anzuſehen, und gegen jeden Anderen die Selbſtſtändigkeit und Unverbrüchlichkeit in Anſpruch zu nehmen, die er ſelbſt dem Anderen zugeſteht. Es iſt das Recht ſeiner Perſönlichkeit, ſich zu äußern über alles auf ihn Einwirkende; zu erklären, ob es ihm gefalle oder mißfalle, ob es ihn erfreue oder verletze, ob es ſeine Bewunderung oder ſeinen Unwillen errege. Es iſt das uralte Recht, einem jeden Dinge einen Namen zu geben, welcher wieder ausſpreche, was das Ding dem Menſchen eingeredet.

Inſoweit er jedoch nur ſich ſelbſt nach ſeiner unmittelbaren Einzelnheit behaupten und bethätigen will, verläßt er den Kreis der bloßen Naturweſen nicht; er bleibt ein Kind, gleichviel, ob er ſeine Gefühle und Meinungen in poetiſchen Briefen — oder in proſaiſchen Kritiken ausſpricht. Innerhalb dieſes Kreiſes der urſprünglichen Natürlichkeit gibt es in der organiſchen Welt weder Unkraut, noch Ungeziefer. Die Moskitos und die Brenneſſeln haben daſſelbe Naturrecht, zu ſtechen und zu brennen, wie die Nachtigall, zu ſingen und die Roſe zu duften. Auch findet es ſeine Anerkennung bei dem ſinnigen Betrachter, wie bei dem wiſſenſchaftlichen Erforſcher der Natur und ihrer im Kleinſten, wie im Größten bewunderungswürdigen Werke und Wirkungen.

Von demſelben blos natürlichen Standpunkt aus angeſehen, iſt auch die Menſchenwelt nur ein Wechſelſpiel mannigfaltiger Kräfte und Strebungen, und der Karaibe hat daſſelbe Naturrecht, ſeine Feinde zu ſkalpiren, wie der indiſche Yogy, ſich auf Stacheln zu betten. Aus dieſem Boden erwächſt alles Schaffen und Wirken, alles Bilden und Dichten, welches man, im Unterſchiede von dem aus beſonnener Überlegung hervorgegangenen, das naive zu nennen pflegt, und ſo kann man auch noch die Betrachtungsweiſe von Thatſachen, Werken und Bildungen eine naive nennen, welche dieſelben nur als Natur-Erzeugniſſe erfaßt. —

Aber das Weſen des Menſchen iſt nicht blos inſtinktive Natur, nicht blos unmittelbar ſich auswirkende Kraft, unaufhaltſam ſich ausführender Trieb und unrückſichtlich ſich als Einzelnheit bethätigendes Selbſt.

Der Menſch iſt ſeiner Beſtimmung nach nicht blos Natur, ſondern auch Freiwähligkeit, nicht blos Wirkung, ſondern auch Macht über ſeine Triebe, nicht blos einzelnes, ſondern auch allgemeines Weſen. Wenn er ſpricht, will er verſtanden werden; wenn er verſtanden wird, will er auch überzeugen, und je inniger er überzeugt iſt, um ſo eifriger wird er ſtreben, die Andersdenkenden umzuwandeln und ſie zu ſeiner Überzeugung herüberzubringen. Dieſes Wollen und Streben iſt das Adelszeichen ſeines Weſens, iſt das Merkmal ſeiner höheren Beſtimmung. Es iſt daſſelbe, welches ihn im Wirken und Handeln, im Dichten und Trachten die Übereinſtimmung mit dem Gemeingültigen wünſchen, welches ihn ſchaamlich erröthen läßt, wenn er in ſeiner blos natürlichen Einzelnheit wahrgenommen wird.

Erſt durch ſolches Streben nach dem Gemeinſamen, Allgemeinen, erhebt ſich der Menſch aus der unmittelbaren Natur in die Sphäre der Kultur, aus der naiven Daſeinsweiſe in das gebildete Gemeinleben des menſchlichen Geſchlechtes. — Er erwacht gleichſam zu dem lichten Tage der Beſonnenheit; er kömmt zum Bewußtſein des Unterſchiedes zwiſchen bloßer Natur und freier Bildung, zwiſchen Beſonderem und Allgemeinem, zwiſchen natürlichem Sein und menſchlichem Sollen. Dem unmittelbaren Triebe, der ſelbſtiſchen Neigung ſtellt ſich das Ideal gegenüber — im Sittlichen und Rechtlichen, in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Liebe und Religion. Zwiſchen beiden, zwiſchen Sollen und Sein, erwacht, beide vermittelnd, die beſonnene, unleidenſchaftlich überlegende Vernunft, und leitet und richtet das Gewiſſen für Wahrheit, für Recht und für Pflicht, den Sinn und Geſchmack für das Schöne, das Gefühl für andere, auch fühlende Weſen, und die Begeiſterung für das Gute, Erhabene, Heilige. Was die Sonne in der natürlichen, das iſt das Licht der Vernunft in der menſchlichen Welt. Erſt wo dieſes ſcheinet, iſt der Tag der Menſchlichkeit angebrochen; nur wer dieſes Geſtirn ſich zum Führer wählt, wird von ihm mit der hehren menſchlichen Würde bekleidet. —

Wenn aber das Bewußtwerden jenes Unterſchiedes zwiſchen Sollen und Sein, zwiſchen Allgemeinem und Beſonderem — nur Ein Moment iſt, wie das Erwachen vom Schlafe zum hellen Wachſein, ſo gibt es dagegen gar viele Stufen vom ganz Einzelnen zum höchſt Allgemeinen, wie es viele Farbenübergänge gibt zwiſchen dem nächtlichen Schwarz und dem reinen, lichthellen Weiß. Wie nun in der Natur jedes einzelne Weſen ſein Naturrecht hat, zu ſein und zu wirken, ſo hat auch in der Geſchichte jede Entwicklungsſtufe ihr beſonderes Recht, das man ihr Kulturrecht nennen könnte. In dem eigentlichen Naturkreis gibt es nur Individuen; die Kultur aber beginnt mit dem Hervortreten eines Gemeinſamen im Gegenſatze zu dem blos Individuellen, Natürlichen. Die Eigenthümlichkeit dieſes Gemeinſamen bildet das Charakteriſtiſche jeder Kulturſtufe. Eben damit kommen ſowohl in der Daſeinsweiſe der Einzelnen, als in den Urtheilen über dieſelbe, alle die vielfältigen Gegenſätze und Widerſprüche zum Vorſchein, welche das große Gebiet der Geſchichte erfüllen; Gegenſätze und Widerſprüche — zwiſchen anfänglicher Kultur und urſprüglicher Natur, zwiſchen gleichzeitiger verſchiedenartiger Bildung und zwiſchen höherer und niederer Kultur. —

Der einzelne, blos natürliche, noch ungebildete Menſch, — wir kennen als ſolchen nur das Kind in den erſten Jahren ſeines Daſeins. — beſitzt keinen anderen Maßſtab zu Beurtheilung der Dinge, als ſein eigenes, einzelnes Selbſt. Noch aber iſt kein Stamm ſg. Wilden entdeckt worden, der nicht ſchon irgend ein Gemeinſames anerkennte. Dieſes bildet dann für die einzelnen Mitglieder des Stammes den Common sense derſelben, — dasjenige, was Recht hat über die Einzelnen. Sie ſind einverſtanden über daſſelbe, der Verſtand eines Jeden weiß es, als das Gemeinſame Aller, und davon abzuweichen iſt wider den gemeinen Menſchenverſtand. Ebenſo haben ſie auch einen gemeinſchaftlichen Sinn für Wohlgefälliges, Ergötzliches, Preiswürdiges und wer nicht einſtimmt in das Urtheil der Menge, dem mangelt der gemeine Menſchenſinn.

So iſt dem Menſchen auf jeder beſonderen Kulturſtufe das Einzige, ſchlechthin Gültige, das unbedingt Höchſte, Kraft deſſen er alles davon Abweichende verwirft, ſei nun die Gemeinſchaft nur die eines einzelnen Volksſtammes, oder dieſes oder jenes nationalen oder religiöſen Vereines. So hat der Botokude nur Sinn für die botokudiſche Schönheit; der Grieche hielt jedes andersredende Volk für Barbaren; der Offenbarunggläubige alle Andersglaubende für Kinder des Satans. So belächelt der einfache Menſchenſinn in jedem Lande, das Gemeinſame anderer Völker, und noch Voltaire, der Chorage des vorgeblich geſunden Menſchenverſtandes verſpottete das alte Teſtament und Shakespeare und tauſend andere anderwärts gültige Dinge. So auch hat der ſg. gemeine Menſchenverſtand Jahrhunderte die naiven Dichtungen der Vorzeit verachtet, und die, vielen Millionen viele Jahrhunderte durch, ehrwürdigen Einverſtändniſſe höchſtens als Curioſitäten noch eines Blickes gewürdigt. —

Wie aber der Natur und der Individualität — innerhalb ihres Kreiſes, — ihr natürliches, ſo iſt auch der Kultur und jeder ihrer Beſonderheiten auf der großen Stufenleiter der Entwicklung ihr geſchichtliches Recht zuzugeſtehen, und ſo iſt uns auch jener beſchränkte Menſchenverſtand achtbar, wo er redlich ſein vermeintlich Gemeingültiges als Maßſtab bei ſeinen Urtheilen gebraucht.

Indeſſen hat die weltgeſchichtliche Kultur in der neueſten Zeit eine Stufe erſtiegen, auf welcher den höchſtgebildeten Nationen ein Stern aufgegangen, der zum erſtenmale die ganze Menſchheit und ihre Geſchichte mit ſeinem Lichte überſtrahlt. Von Stufe zu Stufe hat ſich der Geiſt zu immer weiteren Ausſichten, zu immer freieren Überblicken erhoben, und, immer weiter auskreiſend, iſt ihm endlich aus dem Verkehre mit allen Völkern und Zeiten das allgemein Menſchliche zum Bewußtſein gekommen.

Mit dieſem Bewußtſein iſt ihm aber auch die reine Liebe für ſein ganzes Geſchlecht und mit dieſer Liebe der Sinn für die mannichfaltige Beſonderungen und Entwicklungsſtufen deſſelben geworden. Die frühere Gemeinſamkeit des Stammes, des Volkes, des Reiches, der Kirche hat ſich ihm zur einigen Menſchheit erweitert, und das Gemeinſame, welches früher nur ein beſonderes war, hat zu einem wahrhaft Allgemeinen, die Geſammtheit der Menſchen zur Humanität ſich verklärt. Durch dieſen Gedanken erſt hat er des wahrhaften Maßſtabes zur vernünftigen Beurtheilung der Menſchen und ihrer Thaten und Werke ſich zu bemächtigen angefangen, weil er durch ihn zur Einſicht in die göttliche Mannichfaltigkeit und Harmonie der Weſen und ihrer Geſtaltungen, ſo wie in den Rythmus ihrer Entwickelung gelangt. —

So iſt auch die wahrhafte, vernünftige, humane Kritik die allerneueſte Kunſt und die Wiſſenſchaft derſelben nur erſt ein frommer Wunſch. Zuerſt vom unſterblichen Vico der Welt als neue Kunde verheißen, dann von Montesquieu mit feinem Takt, und von Herder mit bewunderungswürdigem, mehr noch angeborenem Geſchicke geübt, hat ſolche freiſinnigſte Beurtheilungsweiſe erſt in Deutſchland und mittelſt Deutſchlands in Frankreich ſich einzuheimen begonnen. Aber hier, wie dort, hat ſie nur zu ſehr noch mit gemeinem Menſchenverſtande zu kampfen, der ſich zwar über dieſe oder jene unmittelbare Beſchränktheit erhoben, indeß noch nicht bei dem allgemeinen, mit der humanen Vernunft zuſammentreffenden Menſchenverſtande, ſondern nur erſt bei irgend einer abſtracten Norm angelangt iſt, auf deren Prokruſtesbett er ſofort alles ihm Entgegentretende ſtreckt; — während jene ſich nicht nur in alle beſondere Kulturſtufen, ſondern auch ſo weit als möglich, in jede einzelne Natürlichkeit hinein zu denken und zu fühlen ſtrebt, um aus dieſem Mitdenken und Mitfühlen die wahrhafte, alle Natur- und alle Kultur-Rechte ehrende Gerechtigkeit zu gewinnen, und hiermit das höchſte Recht, das Recht der göttlichen, allwaltenden Vernunft zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. —

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Und wirklich gewährte die Muthloſigkeit des Neffen, der nicht gewohnt war, ſeinem Oheim zu widerſprechen, dem Vorſchlage deſſelben die bindende Kraft eines feſtgeſchloſſenen Vertrages. Der alte Diplomat reiſ'te ſo ſelbſtzufrieden, wie er ſeit ſeiner Theilnahme an der Achterklärung des rebelliſchen Preußenkönigs nicht geweſen war, am folgenden Morgen ab, während der junge Baron, unaufhörlich von ſchwermüthigem Sinnen beſchlichen, faſt den Termin verſäumte, welcher zur gerichtlichen Beſtätigung der, mit den Anforderern an Veronika's Erbe getroffenen Übereinkunft auf heute anberaumt war. Da, als eben der letzte Federzug die letzte Verhandlung geſchloſſen hatte, ward ihm gemeldet, daß ſein Kammerdiener ihn dringend zu ſprechen wünſche; der Baron verließ den Gerichtsſaal, und fand im Vorzimmer den Harrenden, der mit verſtörtem Geſichte ihm einen Brief einhändigte. Die Züge der Überſchrift verriethen den Sender; es war die Hand des Oheims und die zweimal unterſtrichenen Worte: „ohne Verzug zu eröffnen,“ traten, Unheil verkündend, dem Auge des bebenden Leſers entgegen. „Jeſus Maria, das iſt Botſchaft von Veronika!“ zitterte ein tiefgeſchöpfter Seufzer von ſeinen Lippen; angſtvoll entſiegelte er den Brief und las:

„Mon cher neveu!

„Ich muß Ihnen zu wiſſen thun, daß ich bei meiner Ankunft hieſelbſt, unſern Vinzent, den ich geſtern hoffnungsvoll verlaſſen, in einem Zuſtand wieder gefunden habe, der mich ſehr beunruhigt; brechen Sie Ihre Geſchäfte ab, und beeilen Sie Ihre Heimkunft; wünſchenswerth würde es ſein, wenn Sie den Leibarzt unſeres gnädigſten Herrn bewegen könnten, Sie zu begleiten, denn ich fürchte, daß all' unſere Hoffnungen auf dem Spiele ſtehn, und habe das Vertrauen zu unſerm Arzte verloren.“

Hier ſchloß der Brief. Vergeſſen waren dem verzweifelnden Vater all' die geheimen Sorgen ſeines Herzens; er eilte zu dem Leibarzt, und flog, von dieſem begleitet, eine Stunde ſpäter, ſeinem rettungslos hinwelkenden Liebling zu. — Der Leibarzt ſah das Kind, warf einen beklagenden Blick auf die beiden Männer, deren Hoffnung es war, und empfahl ſich, nachdem er handwerksmäßig die Zahl der Arzneiflaſchen vermehrt hatte, welche bereits die Tiſche bedeckten.

Es war Nacht geworden; ſtumm an dem Bette des, im Verzehrungsfieber von Kuchen und Dampfnudeln träumenden Kindes, ſaßen Oheim und Neffe in Grämen verſunken einander gegenüber; mit Athemzügen, deren Ton ein verhaltnes Schluchzen verrieth, hielt der Vater die abgemergelte Hand des Kleinen in der ſeinigen, blickte mit thränenſchwerem Auge das vom Scheine der Nachtlampe beleuchtete, beinah greiſig gefaltete Leichenantlitz des Kindes an, und brach nach langem Schweigen in die Worte aus: „wenn Gott dies Kind mir nimmt, ſo hat er das letzte Band zwiſchen mir und ſeiner Mutter zerriſſen!“

Da hub der Oheim ſein geſenktes Auge empor, richtete es ſcharf auf Eugen, und ſagte: „Ich verſtehe Sie nicht, Neffe; kann das Band, welches Sie an Ihre Gemahlin knüpft, durch eine andere Hand, als die des Todes, gelöſ't werden?“

„Gnäd'ger Oheim,“ fuhr der junge Baron auf, durch ſeinen Schmerz in eine reizbarere Stimmung gerathend, „ich kenne die furchtbare Bindekraft des Sakramentes, aber ich kenn' auch die Gnadenpforte, welche die Weisheit des Allerhöchſten dem Gefangenen dieſes Kerkers geöffnet hat. Ich bin ein katholiſcher Chriſt, und folglich bis zum Tode das Eigenthum des in Laſtern verſunknen Geſchöpfes, das mit der Frechheit einer Lohndirne meinen Namen brandmarkt; aber das Eigenthumsrecht dieſer Verworfenen erſtreckt ſich nur auf meinen Namen, auf mein Weſen; ich bin nicht an ſie gekettet wie der Leibeigene an ſeine Scholle, oder bezeichnender zu reden, wie der Wilddieb an das Geweih einer brünſtigen Hirſchkuh; ich darf das Geſetz in Anſpruch nehmen, und eine Scheidelinie ziehn zwiſchen mir und der Verrätherin meiner Ehre, eine Scheidelinie, die mich wenigſtens vor der Verachtung der Welt, und vor der Schmach bewahrt, die Gegenwart dieſer Geſunkenen ertragen zu müſſen, wenn es ihr gefällt, ſich mir aufzudringen.“

Der alte Ritter hatte, ohne eine Miene zu verziehn, dem jungen Kreuzträger ſehr aufmerkſam zugehört, und antwortete jetzt in einem Tone, deſſen Ruhe von der Aufgeregtheit der Stimmung ſeines Neffen auffallend abſtach: „Etwas Ähnliches haben Sie, wiewohl minder entſchieden, ſchon öfters geäußert, und wie mich dünkt, hab' ich Ihnen auch jedesmal triftig und einleuchtend bewieſen, daß Ihre Scheidungspläne eitel Hirngeſpinſte ſind, an deren Verwirklichung Sie nicht denken dürfen, ohne einen Verrath an Ihrem eignen Heil, ſo wie an den Anſprüchen zu begehn, die unſere Familie an Sie zu machen berechtigt iſt.

So lange Sie Ihr gegenwärtiges Verhältniß mit Ihrer Gemahlin erhalten, ſind Sie geſetzlich Kurator derſelben; ſie darf nicht mehr verſchwenden, als Sie ihr bewilligen; Ihnen ſteht das Recht zu, ſie nach Gefallen zu beſchränken; dieſes Recht geben Sie aus den Händen, wenn Sie Ihre Gemahlin von Ihrem Tiſch und Bette ſcheiden; ſie kann und wird nicht gehindert werden, nach Gefallen zu verſchwenden, und Ihre verſchuldeten Güter, welche Sie nur durch Ihr erheirathetes Vermögen der Gier Ihrer Gläubiger entriſſen haben, werden neuen, und unabwendbaren Angriffen ausgeſetzt ſein."

„Aber ich bitte Sie, gnäd'ger Herr Oheim," fiel der junge Baron dem Rechenkünſtler, deſſen Einwurf ſeine Erregung eher verſtärkt, als gedämpft hatte, in die Rede, „ſagen Sie mir, müßt' ich mich nicht ſelbſt verachten, wenn ich fähig wäre, auf Koſten meiner Ehre mir den elenden Goldhaufen zu retten, der nur um meines Kindes willen Werth für mich hatte? — wähnen Sie, daß dieſer Goldhaufen noch Reiz, noch Gewicht für mich haben könne, wenn Gott mir dies Kind genommen hat?"

„Ich würde auf dieſen Punkt ſchon gekommen ſein, wenn Ihre Ungeduld ſich gezügelt, und mich nicht unterbrochen hätte, Herr Neveu," ſagte der Oheim, nicht ohne dieſe Worte mit einem ſtrengen Stirnfalten zu begleiten. „Nimmt Gott Ihnen dieſes Kind, ſo iſt es Ihre Pflicht, ſich die Mittel zu erhalten, dem uralten Hauſe der Goßhorne eine neue Stütze in einem neuen Geſchlechtsſproß zu geben; das vermögen Sie aber nur, wenn Sie den Gedanken an Trennung von Ihrer Gemahlin aufgeben, denn wie das Vieh und die Ketzer es treiben, gleichzeitig der Gatte zweier Frauen zu ſein, das können Sie nicht wünſchen; das weiß ich mit Zuverſicht! — Unterbrechen Sie mich nicht, wenn ich bitten darf, ich habe noch nicht geendet; Sie wähnen durch die Aufhebung Ihres ehelichen Verhältniſſes die Ehre Ihres Namens zu retten; aber hört denn Ihre Gemahlin nach Ihrer beiderſeitigen Losſagung von einander auf, den Namen einer Baroneſſe von Goßhorn zu führen? und läßt ſich nicht erwarten, daß ſie, völlig unabhängig, noch rückſichtsloſer Schimpf und Schmach auf dieſen Namen häufen werde, als es bisher geſchehen iſt und fürder geſchehen kann, wenn Sie ſich Ihrer Rechte bedienen, oder wenn Gott ihr einen ſeiner fürchterlichen Boten ſendet, um ſie zurückzuſchrecken von dem Wege der Sünde, den ſie wandelt in ihrer Verblendung? Eine plötzlich einbrechende, lebensgefährliche Krankheit, ja ſelbſt der Schreck eines Traums kann ſie erlöſen von dem böſen Geiſt, in deſſen Banden der Leichtſinn, die Verführung, und, — Herr Neffe, ich kann Sie nicht freiſprechen von aller Schuld, — Ihr Mangel an Kraft, das verwöhnte, verzärtelte Weib geworfen haben." (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

•*• **Die Pariſer Liedertafel.** — Zu Paris gibt es viele Trinkſtuben, in die man wie in Keller hinabſteigt, die daher „*Caveaux*" genannt werden. In ſolchen verſammelten ſich früherhin vorzugsweiſe die fröhlichen Geſellen, die nicht trinken mögen, ohne zu ſingen, und nicht ſingen können, ohne zu trinken. Mancherlei Liedergeſellſchaften bildeten ſich zu dieſem Zwecke, unter denen zuletzt noch das *Caveau moderne* und die *Soupers de Momus* die berühmteſten waren. Als dieſe beiden ihr Ende gefunden, vereinigten ſich vor drei Jahren mehrere Mitglieder derſelben mit manchen anderen lebensluſtigen Freunden und bildeten die „lyriſche und literariſche Geſellſchaft der *Enfans du Caveau*." Politik und Perſönlichkeiten ſind hier völlig ausgeſchloſſen; um ſo reichlicher ſtrömen die Quellen des Geſangs und der guten Laune. Zum Präſidenten wurde Herr **Ramond** gewählt, der ſich hierzu eben ſo ſehr durch ſein Talent als ſeine Wohlbeleibtheit empfahl. Unter den Mitgliedern finden wir Ch. **Nodier**, de **Rougemont**, **Brazier**, de **Tournay**, Fr. de **Courcy**, **Gentil**, **Décour**, **Ramond** ainé, **Eugèn Déſauziers**, **Armand-Séville**, **Jeſſeau**, **Chatelain**, **Méniſſier**, Alb. de **Montemont**, **Randon**, **Duthil**, **Salin**, **Champeaux**, Aug. **Giraud** u. ſ. w. u. ſ. w. Die Lieder, die im Laufe des Jahres von den Mitgliedern für die Geſellſchaft gedichtet werden, erſcheinen demnächſt in beſonderer Sammlung. Die für das verfloſſene Jahr veranſtaltete iſt bei Barba (im Palais-Royal) aus dem Caveau an das Licht getreten und für 3 Franken zu haben, was wir allen Liedertäflern hiermit anzuzeigen nicht ermangeln wollten. Fröhlichkeit ohne Frechheit und eine immer tröſtliche Lebensphiloſophie ſind der Hauptcharakter der hundert dort geſammelten Lieder. Sie bilden ein ſchätzbares Supplement zu der *Clé du Caveau*, deren 3te vor uns liegende Ausgabe die **Melodien** von nicht weniger als 2030 Liedern, Rondeaux, Canons, Nokturnen u. ſ. w. und eine große Zahl von neueren Strophen enthält. —

•*• **Herculanum.** — Das *Bulletino dell' Instituto* bringt die Nachricht, daß die Nachgrabungen zu Herculanum nun auch zu einem ſtattlichen — Wirthshaus hingeführt haben. Der erſte innere Hof, deſſen Pflaſter in einer Moſaik von Blumen beſteht, war für Aufnahme von Hausthieren, der zweite für Waarenlagerung und Schlafgemächer eingerichtet. —

•*• *La Madeleine.* — Es wird jetzt eifrig an der inneren Ausſchmückung der Magdalenenkirche zu Paris gearbeitet. Die Anfertigung der ſechs, hierzu beſtimmten, großen Gemälde iſt den bekannten Künſtlern **Schnetz**, **Steuben**, **Bouchot**, **Signol**, **Abel de Pujol** und **Coignet** übertragen. Für jedes Gemälde werden 25,000 Francs gezahlt.

•*• An **Meyerbeer's** „**Hugenotten**" rühmt die *Revue des deux mondes* vom 1. März (ſo viel ſich nach einmaligem Hören beurtheilen läßt) hauptſächlich die 2 letzten Akte. Eine ausführliche Beurtheilung wird baldigſt nachfolgen. Die ſceniſche Ausſtattung von Seiten Duponchel's ſoll ärmlich geweſen ſein; bloß drei Dekorationen waren neu angefertigt worden. — Der berühmte Componiſt wird, ſicherem Vernehmen nach, binnen kurzer Friſt hierher nach **Frankfurt** kommen.

•*• Auf dem **Drurylane-Theater** in **London** wurde im vorigen Monat eine neue Tragödie: „The Provost of Bruges," gegeben, zum Theil auf die flämiſche Geſchichte des 12ten Jahrhunderts gegründet. **Macready** ſpielte die Hauptrolle (Bertulphe) meiſterhaft. — Auf dem **Coventgarden-Theater** wurde ein Drama: „Sigismund Auguſt," nach einer von Kraſinski überſetzten Erzählung **Bronikowski's**, welche Kapitän Addiſon dramatiſirt hatte, gegeben, welches gänzlich durchfiel.

•*• Ein Privatgelehrter in Frankfurt a. M., Dr. G. A. **Abner**, beſchäftigt ſich gegenwärtig mit einem „**Verſuche einer Geſchichte der niederländiſchen Poeſie**, von der Zeit ihres Urſprungs bis auf den heutigen Tag."

•*• Der edle, allen Freunden der Wahrheit und des Rechts theure Doctor **Gabriel Rießer** wird im künftigen Monat in die Nähe von Frankfurt ziehen, nach **Bockenheim**, wo er bereits ein Haus gemiethet.

•*• **Heinrich Heine** ſoll ſich gegen Freunde in Deutſchland geäußert haben, „er wünſche ſich um jeden Preis mit den Regierungen auszuſöhnen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 59. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 9. März.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Eugen widerſprach nicht mehr; von all den tauſend Worten, die der Oheim geſprochen hatte, war ein einziges ihm unverloren geblieben, und dieſes einzige erklang unaufhörlich ihm fort und fort, als wenn ein Widerhall den andern wecke; über die Verderberin ſeines Lebensglücks, die pflichtvergeßne Mutter ſeines ſterbenden Kindes konnte tödtlich eine Krankheit einbrechen; das war der Gedanke, der, kaum in ſeine Seele geworfen, Funken auf Funken verſtreute, einer ſteigenden Rakete gleich, die immer reicher mit zauberhaft leuchtenden Sternen ſich umkränzt, je höher ſie ſteigt. Kunigunde konnte ſterben, und ſterbend ihn der Bande entledigen, deren Schmach nie ſo furchtbar lähmend auf ihr gelaſtet hatte, als ſeit dem Beginn ſeiner Annäherung an Veronika; — das waren die Funken, die ſich jagten und durchkreuzten vor ſeinen Augen, und endlich zu einer Lichtmaſſe zuſammenfloſſen, die ihn blendete. Die Erreichbarkeit der umfangreichſten Glückſeligkeit war ihm dargethan; nur eine Stufe fehlte zu der geöffneten Tempelpforte, und dieſe Stufe war ein Grab; — das Grab ſeiner verrätheriſchen Gattin.

Ungeſtört vor dem Oheim hatte der junge Mann dieſe fliegenden Bilder verfolgt, und hielt jetzt mit dem Blick eines Spielers, der ſeinen Karten mißtraut, das letzte jener Schattenſpielbilder feſt, als plötzlich ein grelltönender Hornruf ihn, den verſtummten Oheim, und das leiſe keuchende Kind aufſchreckte. Es war ein Stafettenreiter, der einen Brief von Würzburg der Excellenz überbrachte. Eilig öffnete der alte Herr ihn, und las:

„Ich will nicht verfehlen, Euer Excellenz zu vermelden, daß das preußiſche Corps, welches ſeit drei Wochen im Meining'ſchen und Coburg'ſchen geſtanden hat, geſtern früh in unſer beweinenswürdiges Bisthum eingebrochen iſt. Man behauptet, der König in Preußen, der in Sachſen, in Schleſien, in ſeinen Erbländern, kurz, überall total geſchlagen ſein ſoll, habe ſich ſelbſt an die Spitze dieſes Haufens, des letzten, den er gerettet hat von all ſeinen Völkern, geſtellt, um vorzudringen nach den ketzeriſchen Ländern, wo er Beiſtand zu finden hofft. Alle katholiſche Reichsländer will er aber verwüſten mit Feuer und Schwert. Hier flüchtet Alles, die meiſten nach Anſpach und nach Baireuth. Dort hofft man Schutz zu finden, weil die dortigen Markgrafen Blutsverwandte des Königs in Preußen ſind. Ich vermelde Ihnen dieſes, damit Euer Excellenz bei Zeiten auf Ihre Sicherheit Bedacht nehmen mögen.“

Der Oheim ließ den Brief aus den zitternden Händen fallen, den der Neffe mit den Worten: „auf welchem Punkt iſt der Feind eingebrochen?“ vom Boden aufhub, und entgeiſtert aufſchrie: „Jeſus Maria, des Feindes Weg, ſieh, er führt über Schweinfurth, Veronika iſt ihm in die Klauen geeilt!“ — Ohne auf ihn zu hören, war der alte Herr aufgeſprungen, und hatte ſeinen Leuten geklingelt. „Ich muß fort,“ ſchrie er. „Ich muß mich vor Allen retten, denn ich habe ja den rebelliſchen König in die Reichsacht erklärt. Glaubt mir, der ganze Einbruch gilt mir; auf meine Perſon iſt's abgeſehn. Adieu, Neffe, retten Sie ſich und das Kind; ich werde vorauseilen nach Regensburg, nach Wien, nach Venedig, denn nach Baireuth geh' ich nicht; der Markgraf liefert mich aus. O, Jeſus Maria, hätte der Biſchof mir damals doch lieber die Ambaſſade nach Tunis als nach Regensburg übertragen!“

Wie ſcharf auch die Lächerlichkeit der Angſt des alten Diplomaten, der ſonſt ſo ſtreng über ſeine Würde zu wachen pflegte, von ſeiner gewohnten Gravität abſtach, ſo war ſein Neffe dennoch viel zu ſehr mit den Sorgen ſeines Herzens beſchäftigt, um ſeine Achtſamkeit auf andere Gegenſtände richten zu können. Er forſchte, während der Oheim ſeine Abreiſe vorbereitete und antrat, bei dem Kutſcher, deſſen Veronika ſich bei ihrer Flucht bedient hatte, nach dem Wege, den ſie etwa eingeſchlagen haben könne, und trieb den Menſchen, als er keine Auskunft zu geben vermochte, auf der Stelle nach Schweinfurth, um Nachricht einzuholen, wohin die Unglückliche ſich gewandt habe.

Der Tag verſtrich unter unbeſchreiblichen Beängſtigungen; das Getümmel der wild durch einander laufenden Dienſtboten, wogte um das Zimmer her, aus welchem Eugen eben die jammernde Gouvernante verjagt hatte, die ohne Rückſicht auf das langſam ſterbende Kind, ihre Angſt vor der Gefahr hatte laut werden laſſen, die von den einbrechenden Preußen ihrer Tugend drohe. Von allen Schrecken gefaßt, mit welchen Wirklichkeit und Einbildung den Menſchen in den Stunden der Prüfung zu umringen vermögen, ſaß der unglückliche Vater neben dem ächzenden Kinde, die Schläge des matten Pulſes mit dem Schlage ſeiner Sekundenuhr vergleichend, und oft im Zählen geirrt durch die ſteigende Angſt um das verlorne, der Wildheit zügelloſer Soldaten Preis gegebene Mädchen, deſſen Anblick im Laufe der letzten ſieben Monate ſein Herz vor dem Elende völliger Verarmung bewahrt hatte. Seine Beſorgniß wuchs mit jeder Stunde, und erreichte den höchſten Grad als der Kutſcher von Schweinfurth zurückkehrte, ohne Kunde von Veronika mitzubringen. Die Bewohner des Wirthshauſes, in welchem ſie abgetreten war, hatte die Furcht vor den anſtürmenden Preußen in die Flucht getrieben, und den alten zurückgelaſſenen Hausknecht hatte die Angſt um all ſeine Beſinnung gebracht. Er entſann ſich keines angekommenen und keines weiter gegangenen Fräuleins.

Entſetzt ließ der Baron die welke Hand ſeines Lieblings fallen, und überhäufte den nachläſſigen Sendboten mit Vorwürfen über den an den Tag gelegten Mangel an Umſicht und Eifer, und war ſchon im Begriff den Befehl zu geben, ſeinen engliſchen Wettrenner vorzuführen, um ſeine Nachforſchungen nach dem unglücklichen Mädchen in Perſon zu betreiben; doch da drang ein herzzerreißendes Achzen von Vinzent's Lippen in ſein Ohr, und mit dem Jammerausruf: „nein, ich kann, ich darf dich nicht verlaſſen!“ taumelte er an dem Bette des Kleinen nieder.

„Kuchen! Kuchen!“ krächzte das elende Kind; mit brechendem Herzen erhub der Baron ſich, füllte den Löffel mit der verordneten Latwerge, und bot ihn dem thieriſch verkümmerten Weſen, welches mit der Haſt eines neidiſchen Hundes nach dem Löffel ſchnappte und ihn feſt klemmte zwiſchen den Zähnen. „Laß los, Vinzent, um aller Heiligen Willen, laß los! Ich will dir Kuchen geben,“ jammerte der Vater, und das Kind lüftete die Kinnbacken, um den zerbiſſenen Löffel mit dem Zwiebackbrocken zu vertauſchen, den er ihm bot; aber die Gier, mit welcher es das harte Backwerk verſchlang, hatte ein krampfartiges Würgen zur Folge, und mit ſteigender Angſt ſah der Vater die mattfarbigen Augen aus ihren tiefen Höhlen treten, die Stirnadern unnatürlich aufquellen, und die fahle Geſichtshaut bläulich werden unter dem Andrange des Blutes nach dem Kopfe. „Er ſtirbt!“ ſchrie der Vater außer ſich. „er ſtirbt, und ich bin ſein Mörder! Warum reicht' ich ihm die verderbliche Gabe? O, Jeſus Maria, warum floh ich nicht lieber von hinnen? mein Kind würde in Miethlingshänden beſſer als in den meinigen verſorgt ſein. Warum eil' ich nicht, ihm Veronika zurückzuführen? — Nun iſt's zu ſpät! O, Jeſus Maria, — zu ſpät!“

(Fortſetzung folgt.)

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

Louis Boulanger erregte große Erwartungen, als er zum erſtenmale ſeinen bekannten Mazeppa ausſtellte; aber man hat ſeitdem keine weiteren Fortſchritte an ihm wahrgenommen. Er liebt vorzugsweiſe das Häßliche; in ſeiner Lenore (Salon 1834) hat er einen von den Delacroix'ſchen Typen in's Fratzenhafte verzerrt. Er verſteht allerdings zu koloriren, aber die Grundlage ſeiner Farbengebung iſt unharmoniſch und unwahr. Seine Farbe iſt conventionell; in allen Gegenſtänden, die er behandelt, verſtößt er gegen die natürliche Form und Färbung. Wenn er das Schöne und Anmuthige darzuſtellen verſucht, wie er es im letzten Salon mit ſeiner Judith gethan hat, wird er manierirt, ſchwerfällig und trocken; wenn er die Leidenſchaft malen will, weiß er ſeiner Ausgelaſſenheit keine Zügel anzulegen und verſündigt ſich gegen allen geſunden Geſchmack. Trotz aller Mängel iſt Boulanger dennoch ein talentvoller Künſtler, welcher ein warmes Gefühl, eine glühende Einbildungskraft und eine gewandte Hand hat. Seine großen Aquarellgemälde im Salon von 1834, welche Scenen aus Victor Hugo's Dramen und Shakespeare's Tragödien darſtellen, ſind das Beſte, was ich in dieſer Art geſehen habe und ſowohl hinſichtlich des dramatiſchen Effekts, als des kräftigen Farbentons bemerkenswerth, aber auch hier herrſcht das Häßliche in der Form vor und beleidigt den Zuſchauer. Wenn Boulanger ſeinen ſeitherigen Styl, ſeine Zeichnung und ſeine Vorliebe für das Garſtige aufgibt, wird er mit Erfolg in den Reihen der Romantiker kämpfen.

Champmartin, welcher zur höheren Malerei berufen ſchien, trat mit mehreren Werken hervor, in denen die Originalität vielleicht etwas zu weit getrieben war. Seine Flucht aus Ägypten und das Maſſacre der Janitſcharen in Konſtantinopel enthalten treffliche Einzelheiten. Ein ſtrenges, anhaltendes Studium der Form konnte dieſen Künſtler auf eine hohe Stufe erheben; leider aber ſchien er dieſes Studium auf Kopf und Hände beſchränken zu wollen; denn das waren die einzigen nackten Theile, welche er lange Zeit hindurch gemalt hat, indem er ſich ausſchließlich mit Porträtmalerei befaßte. Als Porträtmaler würde Champmartin ausgezeichnet zu nennen ſein, wenn ſeine Tinten etwas kräftiger aufgetragen wären und ſeine Karnation nicht einen Anflug von Schlaffheit hätte; beſonders gut verſteht er ſeine Köpfe zu beleuchten. Über ſeinen Johannes in der Wüſte haben wir voriges

Jahr geſprochen; dieſes Bild bewies deutlich, daß er die Hiſtorienmalerei noch nicht ganz aufgegeben. Wenn Champmartin dahin gelangt, ſeine Bilder nicht mehr mit einem fatalen Dufte zu umſchleiern, welcher die hervortretenden Theile in den Hintergrund drängt und der ſcharfen Abgränzung der Umriſſe nachtheilig iſt, wird man ihn mit Recht zu den beſſeren Künſtlern der romantiſchen Schule zählen.

Eugène Dévéria erregte mit ſeinem Paul Veroneſe freudige Hoffnungen, die aber ſeither nicht in Erfüllung gegangen ſind. Sein Milon von Krotona und ſeine Geburt Heinrich's IV. befriedigten weniger; ein angenehmer Farbenton, beſonders im Nebenwerk, herrſcht jedoch in allen Bildern dieſes Malers vor, aber ſie ſündigen dafür wieder durch eine ſchlecht verhüllte Koketterie und eine gezirkelte Zeichnung, welche jeder höheren Malerei unwürdig ſind.

Man kann nicht in Abrede ſtellen, daß die romantiſche Schule gute Sachen hervorgebracht hat, worin ſich ein urſprünglicher Geiſt und feines Gefühl für Farbe und Harmonie kund gibt; aber die Zahl ſolcher Werke iſt gering. Die Romantiker ſind, gleich wie ihre Vorgänger, bald auf Abwege gerathen, weil ſie ſich in dem engen Kreiſe ſyſtematiſcher Ideen herumdrehten und ſpäter auf Willkührlichkeiten aller Art verfielen. Daher haben ſie ſeither wenig Kunſtwerke geſchaffen, denen der Ehrenplatz und der Ehrentitel einer eignen Schule zukäme. Die obengenannten Künſtler nebſt einer Menge anderer ſind allerdings Künſtler von Talent und Anlage, aber um eine neue Malerſchule zu begründen, mußten ſie Vortrefflicheres geleiſtet haben und mehr Einheit des Beſtrebens zeigen. Ihre Werke tragen noch zu ſehr das Gepräge des Fragmentariſchen, Skizzenhaften.

Überhaupt vernachläſſigt Delacroix und nach ſeinem Beiſpiele die romantiſche Schule, den Gemälden kleinern und größeren Umfangs ſorgfältige, ausgearbeitete und vollendete Kontours zu geben. Darin haben ſie ſehr Unrecht. Die Natur hat nichts Lockeres, Unbeſtimmtes, Loſes; Alles iſt ſcharf begränzt an ihr, und das heißt es ſich ein wenig zu leicht machen, wenn man nicht den Muth beſitzt, gegen die ſich darbietenden Hinderniſſe anzukämpfen. Dieſe Schwierigkeit durch Lazzis, durch einige lebhafte, blendende und zartgefühlte Tinten und durch den Kunſtgriff einer alles von vorn herein niederſchlagenden Bravour des Vortrags beſeitigen zu wollen, heißt ebenſo verfahren, wie gewiſſe Leute es bei Diskuſſionen machen, welche, da ſie keine ſoliden Beweisgründe zu ihrer Verfügung haben, das ganze Feuerwerk ihres Witzes ſpielen laſſen und keck darauf los die Sache in's Scherzhafte hinüberzubringen ſuchen oder eine parodere Anſicht hinwerfen. Man will zwar behaupten, daß dieſe poetiſche Lizenz der Zunge und des Pinſels für das Genie des Redenden und des Künſtlers ſpreche, doch dem iſt nicht ſo, glaube ich; man bläſet nur unter Scherz und Fröhlichkeit oder mit Scheingründen zum Rückzuge, wenn man ſo weit in die Enge getrieben worden iſt, daß man eben nicht anders heraus kann. Erſt wenn die romantiſche Schule etwas ebenſo Kräftiges und Korrektes als die Meiſterwerke der alten Venetianer hervorgebracht haben wird, will ich gerne glauben, daß ſie ihre zahlloſen Skizzen und Chargen nur zu ihrem Privatvergnügen macht; bis dahin mag es mir vergönnt ſein, zu meinen, daß ſie nicht im Stande iſt, eine nackte Figur zu malen und nur einigermaßen erträglich zu zeichnen.

Bei ihrem anfänglichen Auftreten hat dieſe Schule die Hoffnung erregt, daß ſie ihr Verſprechen, das verſteinerte und verknöcherte Syſtem des klaſſiſchen alten Herkommens zu verbeſſern, halten und nun auch etwas Neues und Vollſtändiges geben würde. Eine geraume Zeit iſt ſeitdem verfloſſen; von vollendeten Kunſtwerken iſt noch keine Spur vorhanden und Neues hat ſich eben ſo wenig gezeigt. Genial hingeworfene Skizzen, mürriſch hingewiſchte Verſuche, — das ſind im Allgemeinen die vollkommenen Kunſterzeugniſſe der Romantiker. Was das Neue anlangt, ſo muß man allerdings einräumen, daß ſie etwas anderes, als Nachahmungen von David'ſchen Gemälden gegeben haben, ob aber Beſſeres, Gelungeneres, iſt noch erſt die Frage; von den Kopien der Horazier und Sabinerinnen iſt man auf eine ſelten glückliche Nachahmung der Werke von Rubens und Rembrandt, von Titian und Giotto verfallen, — das iſt die ganze Originalität der romantiſchen Schule!

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

21) Buch der Liebe, von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, G. P. Adlerholz. 1836.

Der Name des ſchleſiſchen Dichters, welcher auch in der gelehrten Welt mit Anerkennung genannt wird, berechtigte uns, dies Buch mit der Erwartung zur Hand zu nehmen, daß wir darin jene friſche, ungeſchminkte, Waldvöglein und Bergesquellen nachhallende Lyrik finden würden, welche uns in Hoffmann's vor zwei Jahren erſchienenen geſammelten Gedichten freundlich grüßte, wie ein hübſches Bauernmädchen, das auf der Schwelle des älterlichen Hauſes ſitzend, das Spinnrad dreht, oder wie ein luſtiger Handwerksburſch, der mit der Quaſtenpfeife in der Hand, uns auf der Landſtraße begegnet. Ungefähr einen ſolchen Charakter trugen die meiſten der in jener Sammlung enthaltenen Gedichte, es waren geſunde Kinder der Natur, die nicht lächelten, ſondern lachten, und nicht greinten, ſondern weinten.

Wer jene Gedichtſammlung kennt, dem wird es, wie uns, unbegreiflich ſein, daß das Buch der Liebe mit jenen einen und denſelben Autor haben könne. Denn in dem Buch der Liebe tritt Dame Mittelmäßigkeit, die alte Kokette, auf, das weiße Geſicht mit Schönpflaſterchen beklebt, die dürren Hände in Glacéhandſchuhen, und ſtellt ſich dabei doch an, als hieße ſie Gurli und käme friſch und warm aus der Penſion, oft ſogar, als wäre ſie das arme verlaß'ne Kind, das Heinrich Heine am Ufer des Rhein's ſitzen ließ, als er nach Paris ging, um uns von dem Katheder herab zu beweiſen, daß ein Hahn eine Nachtigall ſei. Glaubt ihr kein Wort, — ſie iſt und bleibt die ehrbare, alte Jungfer: Mittelmäßigkeit.

Bei alle dem, daß das Buch der Liebe faſt blos aus Reminiscenzen beſteht, überraſcht uns ein gewiſſer Firniß, welcher ſonſt nur der Originalität eigen iſt, worunter ſich aber hier blos alte, hundertmal ausgeſprochne Gedanken verbergen; dieſer uſurpirte Firniß iſt nämlich die Vernachläſſigung der Form, welche im „Buch der Liebe“ manchmal in gänzliche Formloſigkeit ausartet. Wir dürfen dieſen Fehler nur dann entſchuldigen, wenn er eine Überfülle von innerer Poeſie zum Grunde hat, welche nun einmal mit aller Gewalt durch Deich und Damm brechen muß, um nur überhaupt zum Ton zu werden, aus welchem ſich eine Harmonie entwickeln kann; — wenn aber jener Grund wegfällt, wenn ſtatt eines Bergſtroms nur einzelne Tröpfchen aus dem Felſen ſickern, ſollte man wenigſtens einen Kryſtallbecher darunter halten, ſonſt erſcheint dieſe Vernachläſſigung der Form als Affectation und dient nur dazu, die Nüchternheit der Idee noch widerwärtiger zu machen. Das Buch der Liebe gibt von Letzterem einen auffallenden Beweis. Den Mangel an Gefühl finden wir in demſelben durch Empfindelei, durch Tändelei, und wenn es hoch kommt, durch epigrammatiſche Pointen erſetzt, welche das ganze lyriſche Moment zerſetzen, und ſtatt des melodiſchen Gefühls ein Bonmot an den Tag bringen. Man höre z. B. folgendes Gedicht:

(S. 30.) O, ſprich ein einzig Wort zu mir,
Wie Gott der Herr einſt ſprach: es werde!
Gott ſchuf den Himmel mir aus dir,
Schaff' du dem Himmel eine Erde.

Das iſt nicht lyriſch, das iſt epigrammatiſch. Oder das folgende:

(S. 31.) Als Regenbogen erſcheinſt du mir,
Mit mannigfachem Lichte geſchmückt,
O, ſäh' ich doch eine Farb' an dir,
Die eine Farbe, die mich beglückt.

Dies letzte Gedicht iſt übrigens zugleich äußerſt fade.

Die Vernachläſſigung der Form führt den Dichter oft zu einem Widerſpruch des Ausgedrückten, mit dem, was er ausdrücken wollte, zu unplaſtiſchen Bildern, und naturwidrigen Tropen z. B.

(S. 33.) Ich reih' auf meiner Sehnſucht Schnur (!)
Der Liebe Perlen dir.

Oft zu barem Unſinn:

Wer nach dem Weſen ſtrebet,
Der weiß, wie fern der Schein ihm iſt.
Ich hab' in dir gelebet,
Noch eh' du mir erſchienen biſt.

Der Poet kann möglicher Weiſe in ſeiner Geliebten gelebt haben, bevor er ihr erſchienen iſt; aber das Gegentheil begreife, wer es kann.

Die Formvernachläſſigung wird ſogar gemein und widrig, wie

(S. 36.) In dem Schwarm der Zecher ſaß ich
Wußte nichts von Zeit und Ort
Und ſo vieles, ach, vergaß ich,
Dein gedacht' ich immerfort. (In der Schenke!)

Das heißt ein Gedicht. Oder (ebendaſelbſt):

Jetzt iſt mir lieb die ſchlecht'ſte Schenke,
Und werth der allerſchlecht'ſte Wein,
Wenn ich in jener dein gedenke,
So denk' ich auch bei dieſem dein!

Ein ſchlechtes Compliment für die Geliebte! Wem fällt dabei Heine's: „Selten habt ihr mich verſtanden u. ſ. w.“ nicht ein!

Aber, wie wir bereits früher ſagten, eben der Mangel an poetiſcher Fülle ſucht ſich unter dem dem Genie abgeborgten Firniß an Mann zu bringen.

Man kann den ganzen Inhalt dieſes Buchs der Liebe in vier einfachen Sätzen reſumiren, welche durch alle Tonarten variirt ſind, nämlich:

1) Der Geliebten Aug', Herz ꝛc. iſt der Himmel.

2) Der Himmel exiſtirt für mich ſchon auf Erden.

3) Liebe iſt Frühling und macht auch den Winter zum Frühling!!!

4) Ohne Liebe iſt es auf Erden und im Himmel ſehr langweilig. — Sämmtlich ſehr neue Ideen!

Von letzterem Satze muß uns der Dichter eine Ausnahme geſtatten, nämlich die Ausdehnung auf ſein Buch der Liebe, welches mit aller Liebe doch auch ſehr langweilig iſt. Es iſt ſchade, daß ſich einzelne beſſere und wirklich poetiſche Lieder in dies Buch verloren, wir halten es für unſre Pflicht, ſie zu bezeichnen, ſie finden ſich Seite 20 (wo jedoch der Schluß), und S. 21 (wo der Anfang hinkt), S. 29 (obwohl mit dem wunderlichen Gedanken: „Nur eine Thräne, die mein gedenkt,“ — eine denkende Thräne?!), endlich S. 71 und S. 94.

Notizen.

.*. Bevölkerung Großbritanniens nach Ständen. — Nach Marſchall's neueſten ſtatiſtiſchen Ueberſichten von Großbritannien gab es:

	Familien		Individuen
	1831.	1834.	1834.
Grundbeſitzer	230,000.	250,000.	1,500,000.
Taglöhner	728,956.	800,000.	4,800,000.
Bergleute	110,000.	120,000.	600,000.
Müller, Bäcker, Metzger	160,000.	180,000.	900,000.
Maurer u. ſ. w.	200,000.	230,000.	650,000.
Manufakturiſten	340,000.	400,000.	2,100,000.
Schneider, Schuſter, Hutmacher	150,000.	160,000.	1,060,000.
Krämer	310,239.	350,000.	2,100,000.
Seeleute und Soldaten	319,300.	277,017.	831,000.
Geiſtliche, Juriſten, Mediziner	60,300.	90,000.	130,000.
Kränkliche Arme	100,000.	110,000.	110,000.
Eigenthümer u. Rentiers	192,000.	316,487.	1,116,396.
	2,911,383.	3,363,504.	16,537,396.

Hiernach bilden die Ackerbauer und Bergleute $^{3}/_{12}$, die Claſſe der Manufakturiſten $^{5}/_{12}$, die handelnde Claſſe $^{3}/_{12}$ und die übrigen zuſammen $^{1}/_{12}$ der ganzen Bevölkerung. —

.*. Voltaire. — Mit Nächſtem wird ein bis jetzt noch ungedruckter Briefwechſel zwiſchen Voltaire und dem Präſidenten de Broſſes, den die Familie des Letzteren aufbewahrt hat, bekannt gemacht werden.

.*. Freilaſſungen. — In den franzöſiſchen Kolonien wurden ſeit Ende 1830 Sklaven freigelaſſen:

Auf Martinique	16,341.
„ Guadeloupe	7,682.
Im franz. Guiana	1,162.
Auf Bourbon	1,965.
Im Ganzen	27,150.

.*. Geologiſche Entdeckung. — In der letzten im vor. Monat gehaltenen Verſammlung der Glasgower philoſophiſchen Geſellſchaft legte der Rev. R. Paterſon eine merkwürdige Verſteinerung vor, die er in den Kohlgruben zu Dalmarnock fünfhundert Fuß unter der Oberfläche gefunden. Es war ein Inſekt, — eine Art Fliege (fly), zugleich verſteinert mit dem Stamm einer Pflanze der Kohlenformation, dem Calamites dubius, an den es befeſtigt iſt. Man hält es für eine untergegangene Species der Limnobia. Der Glasgow Constitutional, der dieſe Entdeckung mittheilt, meint, jenes Inſekt ſei bis jetzt das erſte und einzige aus dem Reiche der Kerbthiere, welches in ſo frühen Formationen gefunden worden. Wir können dagegen anführen, daß Herr v. Sternberg ſchon in der letzten Verſammlung der deutſchen Naturforſcher einen verſteinerten Skorpion aus den böhmiſchen Kohlgruben producirt hat. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 60. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 10. März.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Es war noch nicht zu ſpät; Vinzent überwand ſein Würgen und ſein Gekrächz: „Kuchen! Kuchen!“ erneuerte ſich. Neubelebt blickte Eugen auf, da trat ſein Kammerdiener ein. „Gnädigſter Herr Baron, ich ſollte zwar nicht ſtören, aber der Menſch, der dieſen Zettel bringt, will ſich nicht abweiſen laſſen; es iſt ein Bauer aus dem Dorfe Trimberg bei Kiſſingen, und behauptet, für die richtige Beſtellung dieſes unleſerlichen Zettels ſei ihm ein Lohn von zehn Dukaten verheißen.“

Der Baron warf einen flüchtigen Blick auf das mit Bleiſtift beſchriebene und ſorglos überwiſchte Blatt, doch plötzlich heftete ſein Auge ſich feſter darauf, denn er erkannte Veronika's Handſchrift, und entzifferte folgende Worte: „Retten Sie mich, mein edler großmuthiger Freund! Retten Sie mich aus einer Lage, die ſchrecklicher als der Zuſtand eines lebendig Begrabenen iſt. Dieſer Mann, der Ihnen dieſes Zettelchen bringt, wird Sie zu mir führen.“

„Angeſpannt!“ ſchrie Goßhorn dem Kammerdiener zu. „Sechs Pferde vor meinen leichteſten Wagen!“ — Der Menſch blickte bedeutend auf das Kind. — „Angeſpannt, befehl' ich!“ donnerte der Baron heftiger. „Ich tauge nicht zum Wärter eines ſolchen Kranken; ich morde, ſtatt zu heilen! Fort, laß anſpannen, und ein Reitknecht ſoll ſatteln und den Arzt aus Dettelbach holen, der nicht von dieſem Bette weichen darf, bevor ich wiederkehre. — Mademoiſelle,“ ſo wandte er ſich an die herbei beſchiedene Gouvernante, „ich verreiſe; morgen gegen Mittag bin ich wieder hier; bis dahin werden Sie dies Zimmer nicht verlaſſen, mag ſich auch begeben, was es ſei. Die Ankunft der Feinde iſt noch nicht zu fürchten, und hoffentlich werden ſie das beſchwerliche Steigerwaldgebirge ganz umgehn. Ich empfehle Sie dem Schutz der Heiligen und dem Beiſtande meines Hausarztes, der unmittelbar nach meiner Abreiſe eintreffen wird.“

Die Reiſekutſche fuhr vor. Goßhorn verſah ſich mit einer reichen Börſe, nahm Abſchied von ſeinem Kinde, und beſtieg den Wagen, der Trimberger Bauer mußte, zum höchſten Erſtaunen der Domeſtiken, ſeinen Platz neben dem Gebieter nehmen, um ausführlichen Bericht über die Lage zu erſtatten, in welcher er ſeine Entſenderin zurückgelaſſen hatte. Dieſer Bericht war beruhigend, denn er überzeugte den Baron, daß Veronika, für den Augenblick wenigſtens, ſich in Sicherheit befinde; ſie war, wie der Bauer erzählte, heute früh, ohne Begleitung, faſt der Geiſtesirre nah, zur ſelben Zeit in dem Dorfe Trimberg angekommen, als deſſen Bewohner beſchäftigt waren, ihre Habſeligkeiten in die Keller der nahen Burgruine vor den gefürchteten Preußen zu flüchten; in dieſer Ruine befand ſie ſich jetzt nebſt den Frauen und Kindern der Bauern, zwar halbtodt vor ausgeſtandener Angſt, aber dem Anſchein nach völlig ſicher, da der Feind auf der großen Straße von Neuſtadt nach Würzburg ziehe, und wohl ſchwerlich jene abgelegene Gegend berühren werde.

Die Hoffnung des Bauern bewährte ſich; der Feind ſchien ſich nicht von der Hauptſtraße zu entfernen, denn nirgends fand man auf den eingeſchlagenen Schleichwegen ſeine Spur, und erreichte nach einer beflügelten Nachtfahrt die fränkiſche Saale, an deren jenſeitigem Ufer Burg und Dorf Trimberg lagen. Aber hier verband die beiden Geſtade weder Brücke noch Furth; nur einzelne Fiſcherkähne dienten, den Übergang zu bewerkſtelligen, und dieſe beſchloß der Baron, dem Rathe ſeines Führers folgend, den entlegenen Brücken bei Hammelburg oder bei Kiſſingen, vorzuziehn, welche leicht von den Preußen beſetzt ſein konnten. Er gab ſeinen Leuten den Befehl, von dem Wege abwärts in das Gebüſch zu lenken, und hier ſeiner Rückkehr zu harren, begab ſich in einen Kahn, den ſein Begleiter losgekettet hatte, und überließ ſich der Hand des kundigen Ruderführers. Da, als das Fahrzeug etwa die Mitte des Stroms erreicht hatte, ſchreckte der Lärm roher Stimmen Goßhorn's Auge von dem Anblick der Trümmer hinweg, in deren finſterm Schloſſe Veronika jetzt ſchon vier und zwanzig Stunden lang von der fürchterlichſten Angſt verzehrt wurde. „Jeſus Maria, da haben die Preußen den Wagen!“ ſchrie der Bauer, und Goßhorn ſah ſeine zurückgelaſſenen Leute von einem Trupp grüner Dragoner umringt. Dieſe grünen Dragoner, er erkannte ſie nach der Beſchreibung, welche die flüchtigen Sachſen von dieſem Schrecken der Menſchheit längſt ſchon gemacht hatten, waren die berüchtigſten der zahlreichen preußiſchen Freipartheien; er wußte, aus dieſen Länder rettete er das Leben nicht. In höchſter Angſt trieb er ſeinen Ruderer zur Eil' an, und der nicht minder geängſtigte Menſch arbeitete aus allen Kräften, die Strömung zu durchſchneiden, die den Kahn gefaßt hatte, während der Baron ſeinen Wagen plündern, ſeine Pferde ausſpannen, ſeine Dienerſchaft mißhandeln, und die Dragoner, etwa fünfzehn an der Zahl, gegen ihn ſich kehren, und die Piſtolen auf ſich anlegen ſah. „Kehrt zurück!“ hörte er brüllen. „Rudre ſchneller!“ keuchte er ſeinem Führer zu, und der Kahn glitt beflügelter über die Wellen hin. Da fiel ein Schuß auf ihn, ein zweiter, ein dritter, aber die Kugeln fehlten, und glücklich landete der Kahn.

Goßhorn hatte weder Zeit, ſich des Glücks ſeiner Rettung zu freuen, noch ſeine Leute zu beklagen, noch weniger aber, über die Mittel, ſeine und Veronika's Rückreiſe zu bewerkſtelligen, nachzuſinnen, denn ſein Führer riß ihn haſtig mit ſich fort in eine Schlucht hinein. „Kommen Sie, ſäumen Sie nicht,“ mahnte er; „wenn wir oben ſind, dann wollen wir dem heiligen Kilian danken. Die Gefahr iſt noch nicht vorüber. Hier auf dieſer Stelle kann das Geſindel uns zwar nicht folgen, denn keiner jener Kahne trägt ein Pferd, und der Schwimmer ſoll noch geboren werden, der hier den Fluß durchſchwimmt; aber hat das Volk es auf Sie abgeſehn, ſo ſind wir nicht ſicher, daß es bei Hammelburg über die Brücke geht, und, wenn es tüchtig reitet, früher als wir die Burg erreicht.“

Der Schreck dieſer Verkundung trieb den entathmeten Wanderer mit gleicher Gewalt, wie die Sehnſucht ihn zog, ſeinem Ziele zu, welches auf ſchroff anſteigender Höhe über ſeinem Haupte faſt zu hängen ſchien. Jetzt verlor er es aus ſeinen Augen, denn der beſchwerliche Bergpfad wand ſich in umbuſchte Felſenhöhlungen hinein, welche den Umblick beſchränkten, bis die Bergwände ſeitwärts ſich öffneten, und das Dörfchen Trimberg blicken ließen. Hier ward der einſame Weg plötzlich belebt; der Schall der am Saalufer gefallenen Schüſſe hatte nämlich die in dem Dorfe zurückgebliebenen Männer in Bewegung geſetzt, und Goßhorn's Führer, unvermuthet von einer Schaar beunruhigter Frager umringt, konnte nicht umhin, ihnen Bericht über den Vorgang zu erſtatten. Doch ließ er ſich durch ſeine Erzählung nicht aufhalten, und gelangte, rüſtig fortſchreitend, und die, über ſeine Botſchaft höchſt beſtürzten Nachbarn zurücklaſſend, mit dem Baron auf die Fläche des Berges, von welcher man die Gegend ziemlich weit überſah. Dem Feinde war nichts zu erblicken.

„Nun wollen wir den heiligen Kilian loben,“ rief er, aber der Baron ſtrebte dem nahen Ziele zu, und brachte den Heiligen um ſein wohlverdientes Dankopfer.

„Nicht dort hinein, das iſt eine gefährliche Stelle,“ rief der Führer dem ungeduldig eilenden Baron zu, als dieſer im Begriff war, durch einen weiten Eingang in das Innere der Burg zu dringen, und leitete ihn durch ein ſchmaleres Pförtchen eine Treppe hinab, die zu den weitläuftigen Gewölben führte, welchen die Trimberger ihr Hab' und Gut anvertraut hatten. Ein Weiberhaufe umringte die Eintretenden, ängſtlich nach Kunde von außen forſchend, aber der Bauer, ſtatt ihnen Rede zu ſtehn, ſuchte in der Dämmerung umher mit den Augen; zitternd folgte der Baron ihm; da ſchlug plötzlich eine wohlbekannte Stimme, ſeinen Namen nennend, an ſein Ohr. „Veronika!“ rief er, und Veronika, aus dem dunkeln Hintergrunde des Gewölbes hervortaumelnd, ſank, mit erſtickendem Schluchzen ringend, halb bewußtlos neben ihm nieder, und bedeckte ſeine Hände mit Küſſen und mit Thränen. Eugen beugte ſich herab zu ihr, und eine Minute lang lagen Beide einander Bruſt an Bruſt, bis der Führer durch den Ausruf: „Nun, meine zehn Dukaten hab' ich ehrlich verdient,“ den Entzückungsrauſch des Paars endete.

„Ja, die haſt du verdient,“ ſagte der Baron, ſeine Börſe ziehend; „hier nimm ſie, und das doppelte verſprech' ich dir, wenn du uns unangefochten nach Schweinfurth ſchaffſt. Für das Weitere will ich dort ſelbſt ſorgen. Suche von meinen Pferden und Leuten Nachricht einzuziehn, und kannſt du das nicht, ſo treibe mir ein anderes Fuhrwerk auf; aber ohne Säumen, damit die Preußen uns nicht ereilen, und mir den Weg zum Sterbebette meines Kindes nicht verlegen.“

Da ſchrack Veronika heftig auf; „Vinzent?“ rief ſie, und die Röthe, die ſeit Eugen's Eintritt ihr Geſicht überflammt hatte, wich einer Todtenbläſſe. „Vinzent ſtirbt?“

„Er ſtirbt, weil kein treues Auge über ihm wachte,“ antwortete Eugen dumpf, und ſetzte, von ſeinem Schmerz getrieben, vorwerfend hinzu: „Couſine, warum verließen Sie mein Kind?“

„O, du heilige Gottesmutter, mußt' ich denn nicht?“ brach Veronika in heftigem Schmerz aus. „Ihre Gemahlin, ihr Oheim — o, Sie wiſſen nicht! —“

„Was weiß ich nicht?“ frug Goßhorn dringend, aber Veronika antwortete nur durch ein ſtummes, thränenbegleitetes Händeringen. Es war nicht möglich, ihr eine Schilderung des Vorgangs, der ſie zur Flucht gezwungen hatte, abzupreſſen; ſie kam immer wieder auf ihren Jammer um Vinzent zurück, und ließ nur von Zeit zu Zeit zu einzelnen Seitenblicken auf die Schrecken ſich verlocken, die ſeit dem vorgeſtrigen Abend ſie verfolgt hatten. Sie war, ohne ein Hinderniß zu erfahren, in ihrem erwählten Zufluchtsorte, dem Städtchen Kiſſingen angekommen, und hatte, wie ſie erwartet, es ſchon ziemlich leer gefunden; da füllte es plötzlich der unerwartete Einbruch preußiſcher Huſaren ſo überraſchend, daß keiner der anweſenden Kranken Zeit zur Flucht behielt.

(Fortſ. folgt.)

Das Huſarenpferd.

Vor mir ſtand der muth'ge Rapp,
Der zum Kampfe wohl geſchirrte;
Nagte ſchier die Zügel ab,
Schlug das Pflaſter, daß es klirrte.

Funken ſtogen, und ich ſprach:
„Dieſes Pflaſter, Rapp, iſt ſteinern;
Aber kommen wird der Tag,
Wo dir eines dröhnt, das beinern:

„Auf dem Schlachtfeld Stirn an Stirn
Derer, welche ſie erſchlagen!
Nur gewiehert! Blut und Hirn
Sind der Mörtel ſeiner Fugen!

„Und als Funkenſaat entſprüh'n
Ihm der Sterbenden Gedanken!
Ihre letzten! ſengend glüh'n
Sie um Schenkel dir und Flanken!

„Wimmernd dieſe, ſinkend die,
Werden alle dich verklagen!
Aber ſchnaubend wirſt du ſie
Mit dir fort im Hufhaar tragen!“

Ferdinand Freiligrath.

Chronik der ſchönen Literatur.

22) Die Guerillas. Von dem Grafen von Locmaria. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von W. A. Lindau. 2 Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Die abentheuerlichen Schickſale eines jungen franzöſiſchen Generals zur Zeit des ſpaniſchen Freiheitskampfes bilden den Cadre dieſes Romans, welcher die Zeit der großen Volksbewegung treu und lebendig ſpiegelt. Dieſe hiſtoriſche Parthie des Romans, wo er nämlich in Genrebilder und Schlachtſkizzen ausläuft, iſt, obwohl die letzten an einer Monotonie leiden, die intereſſanteſte, und man kann dem Verfaſſer das Lob nicht verſagen, die ſpaniſche Volksthümlichkeit in allen ihren Nüancen richtig aufgefaßt und mit ſicherer Hand gezeichnet zu haben. Dagegen mangelt der eigentlichen Fabel, welche der Romandichter über dem Colorit und den Epiſoden nie vernachläſſigen ſoll, Energie, Strömung, hinreißendes Intereſſe. Das Motiv, welches der Verfaſſer anwendete, um die Contraſte nationeller Leidenſchaften zu verſöhnen, iſt menſchlich ſchön, hauptſächlich durch die Beziehungen der Männerfreundſchaft und Ehre, ſtatt durch die verbrauchtere und alltägliche der geſchlechtlichen Verhältniſſe. Die Charaktere ſind ungleich gezeichnet. Admel, der alte Fuentes, Coulmes und Marciana mit ſichtbarer Vorliebe, doch gelungen ſind nur die drei erſten zu nennen, das Porträt der Amazone Marciana Rozas, welche bald wie eine Norne, bald wie ein Dragoner auftritt, muß verletzen, und wo es nicht verletzt, läßt es durch die Gemachtheit kalt, welche man ihr anerkennt. Gänzlich mißrathen iſt Odilla, welche durchaus nicht individuell genug markirt iſt, um jene bleibend geiſtige Porträtanſchauung im Leſer hervorzubringen, welche das ſicherſte Criterium für das Talent eines Romandichters bildet. Dagegen ſind viele Nebenfiguren ſehr wohl gelungen, wie überhaupt alles, was in's Genre einſchlägt. Die Überſetzung iſt muſterhaft.

23) Deutſche Sagen aus dem Munde deutſcher Dichter und Schriftſteller. Geſammelt von A. Rodnagel. Dresden und Leipzig, Arnold. 1836.

In der Vorrede weiſt der Herausgeber auf den Standpunkt hin, von welchem aus ſeine Sammlung betrachtet werden muß; es ſoll nämlich nicht blos als „eine Muſterſammlung deutſcher erzählender Gedichte und als ziemlich vollſtändige Balladen- und Romanzenſammlung angeſehen werden,“ ſondern auch, da es Beiſpiele von den meiſten (?) Formen der Poeſie enthält, beim Unterrichte in der deutſchen Sprache dienen und ſich zum Lehrbuch in einigen Klaſſen der gewöhnlichen und höheren Schulen eignen. Von dieſem Standpunkte aus betrachtet, verdient dieſe Sammlung große Beachtung, zumal, da ſie auch viele neuere und neueſte poetiſche Leiſtungen enthält und das ſich heranbildende Geſchlecht in die neuere Literatur einweiht. Die Auswahl iſt mit Geſchmack getroffen und, was die nichtgeſchichtlichen Sagen betrift, ziemlich erſchöpfend; bei den geſchichtlichen Sagen und bei den eigentlichen hiſtoriſchen Romanzen war es wohl kaum möglich, eine ähnliche Vollſtändigkeit zu erreichen, zumal, da bei letzteren keine Sonderung der beſtimmten Sagenkreiſe vorgenommen werden konnte, ohne ganze Bände blos damit zu füllen. Die Eintheilung des Ganzen, welche uns zur leichteren Hauptüberſicht zweckdienlich ſcheint, iſt folgende: I. Sagen von der Waſſerwelt (Magie des Waſſers, verſunkne Städte, Nixen.) II. Örtliche Sagen verſchiedener Art, (hier haben ſich manche eingeſchlichen, welche wohl nicht füglich örtlich genannt werden können, z. B. Chamiſſo's „die Sonne bringt es an den Tag,“ wogegen manche echtörtliche fehlen.) III. Sagen von Hünen, Zwergen, Engeln, u. a. Geiſtern (ziemlich reichhaltig, obgleich die ächt deutſchen Hausgeiſter ſpärlich bedacht ſind.) IV. Todte leben, (am reichhaltigſten.) V. Geſchichtliche Sagen, an bekannte Namen geknüpft, (nach chronologiſcher Ordnung.) Eingeleitet iſt die Sammlung durch ein ſchönes Gedicht: die deutſche Sage, von L. C. Wittich, von welchem auch viele treffliche Romanzen mitgetheilt werden. Möge das verdienſtliche Werk in den Kreiſen, für welche es beſtimmt iſt, und als Volksbuch überhaupt, freundliche Aufnahme finden.

Journalweſen in Berlin.

Journallektüre iſt zu Berlin jetzt ſehr in der Mode. Die Konditoreien der Herren Stehely und Courtin verdanken ihren Zulauf weniger ihren guten Waaren, als vielmehr der Auswahl von politiſchen und belletriſtiſchen Journalen, welche daſelbſt getroffen iſt. Auch in den Weinhandlungen und Reſtaurationen Berlins findet man überall mehrere der beliebteſten Tagesblätter. Vor dreißig Jahren zählte man in ganz Deutſchland kaum ſo viel Journale, als in dieſem Augenblick in Berlin allein erſcheinen, denn mit Einſchluß der politiſchen Zeitungen beläuft ſich die Anzahl der Berliner Journale gegenwärtig auf 51! — Die Theilnahme dieſer Hauptſtadt für Journallektüre iſt ſo allgemein, daß das große Leſeinſtitut der Börſenhalle und das eigentlich nur für Gelehrte beſtehende Journalleſezimmer der königl. Bibliothek nicht ausreichen. Es haben daher auch einige der 40 Leihbibliothekare Berlins Journalleſezirkel errichtet, und ſie finden dabei ihre Rechnung. Außerdem hält ſo manche Familie neben einer politiſchen Zeitung noch 2 oder 3 Unterhaltungsblätter, und auf der Toilette der Damen darf eins oder das andere der beliebteſten Modejournale nicht fehlen. — Vor allen Journalleſezirkeln

Berlins iſt übrigens das des Leihbibliothekars Herrn L. Fernbach junior, Spandauerſtraße Nro. 30 der vollſtändigſte und wohlfeilſte. Dieſer thätige junge Mann hat ſein Inſtitut ſo zweckmäßig eingerichtet, daß es nichts zu wünſchen übrig läßt. Auch ſeine Bibliothek iſt in Beziehung auf Auswahl und Ordnung die beſte Berlins, daher er ſich eines ſo ungewöhnlich lebhaften Verkehrs erfreut, daß er ſein Geſchäft zu vergrößern und vor Kurzem auch in Magdeburg eine Leihbibliothek und einen großen Journalzirkel zu eröffnen vermochte. Nächſt ihm dürfte der Bibliothekar Herr Petri alle Empfehlung verdienen. — Von den Berliniſchen Journalen ſind der Modenſpiegel, der Figaro und ſeit ſeiner Reorganiſation, der Freimüthige, von den gebildeten Ständen am meiſten geleſen. Letzterer verfolgt unter Gempel's Leitung eine ganz neue Tendenz und gewinnt täglich an Färbung und Mannigfaltigkeit. Es iſt dieſem Inſtitute um ſo mehr Glück zu wünſchen, als von deſſen Fortdauer die Subſiſtenzmittel der Wittwe und der Kinder des Dr. Aug. Kuhn (ehemaligen Redakteurs des Freimüthigen) abhängig ſind, und der bisherige Verleger ihn abſichtlich eingehn laſſen wollte, um dadurch das jetzt bei ihm erſcheinende Berliner Konverſationsblatt zu heben. Des geiſtreichen Dr. Friedenberg's Journal für die neueſten Land- und Seereiſen, gewinnt immer größere Theilnahme. — Von den außerhalb Berlin erſcheinenden deutſchen Zeitſchriften werden das Morgenblatt, der Phönix, das Ausland, der Komet, der Eremit und ſeit einiger Zeit auch der Planet vorzugsweiſe gern geleſen.

Feuilleton.

⁂ **Die Schule der Wahrheit von Azaïs.** — Auf Erſuchen des Herrn Azaïs, der durch viele philoſophiſche — mitunter intereſſante — Schriften, beſonders durch ſein Compenſations-Syſtem, bekannt iſt, hat der Miniſter des öffentlichen Unterrichts die Bildung einer Schule der Wahrheit in der Halle des petits-pères (im 3ten Bezirk der Stadt Paris) geſtattet. Herr Azaïs wollte die Vorleſungen am letzten Sonntage d. M. eröffnen. Der Eingang iſt für dieſe und die folgenden Verſammlungen unentgeltlich. Den Gegenſtand derſelben kündigt Hr. A. in Folgendem an:

„Die Wahrheit, nach ihrem ganzen Umfange, wäre für den menſchlichen Geiſt die Kenntniß aller Thatſachen, aller Weſen, aller Verhältniſſe, aus denen das Univerſum beſteht.

„Der menſchliche Geiſt iſt beſtimmt, dieſe Kenntniß zu erwerben; denn ohne Unterlaß ringt er unaufhörlich, ſehnt er ſich darnach, und in ſeiner Ungeduld, Alles zu ſehen, Alles zu begreifen, imaginirt er ſich dasjenige, was er noch nicht entdecken kann.

„Wenn aber die Einbildungskraft ſich nicht durch die ſtrenge Vernunft und die genaue Wiſſenſchaft regeln läßt, erzeugt ſie nur Irrthum; und, früher oder ſpäter, ſtürzt jeder bedeutende Irrthum die Menſchheit in Unruhe und Unordnung.

„Strenge Vernunft, genaue Wiſſenſchaft ſind das Einzige, wodurch die Schleier gelöſt werden können, welche die Wahrheit verhüllen.

„Nur an ſie hat Hr. Azaïs ſich gewandt. Was Vernunft und Wiſſenſchaft ihn gelehrt haben, legt er ſeinen Zeitgenoſſen dar, er ladet diejenigen, welche Intereſſe für die Wahrheit hegen, ein, das Werk ſeines Lebens zu prüfen, zu vervollkommnen, und mit ihm in der Hauptſtadt des Erdballs (du globe), die Schule, die der menſchliche Geiſt erheiſcht, die Schule der Wahrheit zu ſtiften.

„Dieſe Bezeichnung: „Schule der Wahrheit," deutet durch ſich ſelbſt ſchon hin auf anhaltende Erörterungen (discussions) und fortſchreitende Studien. So kündigt ſie, von Seiten des Hrn. A., nicht die Prätention, niemals etwas anderes, als Worte unbedingter Wahrheit hören zu laſſen, — ſondern nur die Abſicht an, nie anders, als aus völliger Ueberzeugung zu reden, mit vollkommener Bereitwilligkeit alle Einwürfe aufzunehmen, die ihm gemacht werden; nach beſtem Vermögen alle von ihm gewünſchten Erläuterungen zu geben; endlich ſich ſelbſt über die etwaigen Ungenauigkeiten ſeiner Gedanken aufzuklären, indem er mit Eifer und Dank alle geſunden und ſcharfſinnigen Bemerkungen benützen wird.

„So wird ſich in Mitten von Paris die großartigſte, nützlichſte und zugleich auch die friedfertigſte Polemik geſtalten.

„Nur der Irrthum erzeugt den Streit (dispute); nur die Wahrheit kann die Meinungen und Gefühle harmoniſiren." —

⁂ Das neueſte (8te) Heft des **Schweizeriſchen Merkurs** (Burgdorf, bei Langlois, Leipzig, Kohler) enthält einen ſehr intereſſanten Aufſatz: „**Drei Tage Gefangenſchaft im Hauptquartiere des ſpaniſchen Prätendenten**, von einem Schweizer." Der Verfaſſer, offenbar ein weitgereiſter welterfahrener Mann, welcher das Talent lebendiger Darſtellung mit einem klaren Anſchauungsvermögen verbindet, hatte das Unglück, im vorigen Jahre am Eingange einer Schlucht vor Hernani von Carliſtiſchen Partheigängern gefangen und in das Hauptquartier des Don Carlos gebracht zu werden. Er entwirft eine treffliche Skizze der banditenartigen Gerechtigkeit, welche im Hauptquartier gehandhabt wurde. Auch an unſern ſchweizeriſchen Reiſenden ſollte die Reihe kommen, ein Ueberfall der Chriſtinos, welche das Hauptquartier des Prätendenten zerſprengten, rettete ihn noch zu gelegener Zeit. — Wir können bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, unſere Leſer auf den Schweizeriſchen Merkur aufmerkſam zu machen, welcher von einer umſichtigen Redaktion wacker beſorgt wird und eine ächte nationale Farbe trägt. —

⁂ Die neueſten Hefte des Zſchokke'ſchen Textes zu den bei Kreuzbauer in Carlsruhe erſcheinenden „klaſſiſchen Stellen der Schweiz" verbreiten ſich in intereſſanten Schilderungen über den Kanton **Schwyz**, hauptſächlich feſſeln die Aufmerkſamkeit des Leſers die einfach-ſchönen Darſtellungen **Goldau's** vor und nach dem Bergſturz.

⁂ Die Elite der höheren Geſellſchaft in Paris hat jetzt während der Faſtenzeit ihr eigenes Theater im Hôtel Caſtellane (Rue du faubourg-Saint-Honoré) in welchem die erſten Damen mit eigenen Geſellſchaften wechſeln, und wetteifern. Ganz Paris ſpricht davon. Die erſte „Fête dramatique et littéraire" war am 27. vorigen Monats. Die Geſellſchaft der Madame Sophie Gay eröffnete dieſen dramatiſchen Salon; das Publikum beſtand aus den erſten literariſchen und artiſtiſchen Notabilitäten und aus der hohen alten Ariſtokratie; man bemerkte darunter: Auber, Meyerbeer, Berryer, Lamartine, Victor Hugo, den Vicomte d'Arlincourt, Balzac ꝛc., die Herzogin Abrantès, Frau von Girardin, Frau von Souſa, die Fürſtin Caraman, die Fürſtin Belgiojoso, die Herzoginnen von Béarn und Briſſac, die Gräfin Guiccioli u. ſ. w. Dargeſtellt wurde ein Stück von **Menechet**, worin der Verfaſſer die Hauptrolle ſpielte, ein feines Luſtſpiel von **Aliſſan de Chazet**, ein „Proverbe dramatique" von Madame Sophie Gay. Das nächſtemal kommt die Geſellſchaft der Herzogin von Abrantès an die Reihe.

⁂ **Omnibus.** — Man hat berechnet, daß in Paris täglich an 100,000 Perſonen ſich der Omnibus bedienen, und daß die Einnahme ſich im Durchſchnitt auf 30,000 Franken per diem beläuft. Ueberdies machen noch etwa 30,000 Perſonen täglich Gebrauch von Fiacres und anderen Miethkutſchen. Der größte Theil der Omnibus-Paſſagiere würde zu Fuß gehen, wenn die Wohlfeilheit dieſer Wagen ſie nicht zu fahren reizte.

⁂ Von dem Verfaſſer des Legitimen, des Virey ꝛc., deſſen Incognito manchen prunkvoll auf den literariſchen Markt gebrachten Namen beſchämt, erwartet man zur Oſtermeſſe den **4ten und 5ten Band der Lebensbilder aus beiden Hemiſphären**, welche im Verlage von **Friedrich Schultheß** in Zürich erſcheinen ſollen. Der Gehalt der früheren Schriften des Verfaſſers berechtigt uns, etwas Vorzügliches zu erwarten. Auch ein **drittes** größeres Werk deſſelben Verfaſſers, welches durch Einheit der leitenden Idee die mit dem Legitimen und dem Virey begonnene Trilogie vollſtändig macht, ſoll zum Druck fertig liegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 61. 1836.

Phönix.

Freitag, 11. März.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

30.

Was willſt du mit der Welt? Du kannſt ſie nicht durchmeſſen,
Und in dein enges Herz ſie nicht zuſammenpreſſen.
Du löſeſt ſie nicht auf, der Räthſel ſind zu viele,
Noch lenkeſt ihren Lauf, ſie rennt nach eignem Ziele.
Wohlauf, ſo viel du kannſt, mit Lied' und Geiſt zu faſſen,
Und was du nicht begreifſt, dahin geſtellt zu laſſen.
Wie Krämer ihre Waar', auch deine ſollſt du tauſchen,
Verſenden Liebesgruß', und der Erwidrung lauſchen.
Ich ſende dieſen Gruß, und ſage nicht, wohin?
Doch wiſſen möcht' ich, ob ich dort willkommen bin.

31.

Das Eine, das du liebſt, wird dir vom Tod entzogen,
Und um das Andre hat die Ferne dich betrogen.
Ein Drittes lebt, und iſt dir nah, und doch getrennt;
Das iſt die Trennung, die ein Herz am meiſten brennt.

32.

Die Sterne mögen dir aus Winternächten blinken,
Und Blumen einen Gruß von Sommerhügeln winken.
So bleibt dir liebend nah von unten und von oben,
Was dir der Tod in Erd' und Himmel aufgehoben.
Doch wenn ein Lebender den Gruß mir ſchuldig bleibt;
Schämt er ſich nicht vor dem, was Blum' und Strom mir ſchreibt?

33.

Ich unterhalte mich ſo oft in meinen Liedern
Mit Freunden, die darauf ſo wenig mir erwiedern.
Als ob nicht jedes Lied, dem keinen Namen bei
Ich ſchrieb, an jeden, dem's gefällt, gerichtet ſei.
Doch mit dem Dank darauf will keiner ſich befaſſen,
Das bleibt dem Kritiker, wie billig, überlaſſen;
Der wie ein Sekretär ſchreibt in des Gönners Namen,
Daß deine Opfer zur Behörde richtig kamen.

34.

Gott theilet, wie er will, die Güter aus hienieden;
Fragſt du, warum er dem hat mehr als dem beſchieden?
Wenn du nur wenig haſt, ein andrer hat noch minder;
Du biſt bei weitem nicht das ärmſte ſeiner Kinder.
Doch ſeiner Kinder auch das ärmſte fühlt ſich reich,
Das Gottes Kind iſt, dies Gefühl macht alles gleich.
Du möchteſt theilen mit den Reichen wohl auf Erden
Die Fülle, nicht auch mit den Armen die Beſchwerden?
Wenn Alles aber gleich getheilet Allen würde,
Leicht käm' auf dich von Gut noch minder, mehr noch Bürde.
Drum laß, wie's iſt getheilt, und nimm an Luſt und Leid
Der Brüder Antheil ohn' Hartherzigkeit und Neid.
Den Reichen laß ſein Gut, wenn er's allein will tragen,
Und tragen hilf ſo viel du kannſt des Armen Plagen.

35.

Gott leitet, wen er will, und läſſet irre gehn,
Und ſelbſt für ſeinen Weg muß jeder Rede ſtehn.
Was alſo bleibt dir, als um Leitung ihn zu bitten:
Herr, überlaß mich nicht den eignen irren Tritten!
Ja wohl! mein Rath allein kann irre gehn, nicht deiner;
Drum ſoll dein Rath allein an mir ergehn, nicht meiner.

36.

Nie ſicher iſt, wer um mit falſchen Liſten ſpringt,
Daß nicht der Boden gähnt und ihn hinunterſchlingt.
Denn überall Verrath muß der Verräther ſcheuen,
Auftreten mit Vertrau'n kann nur der Fuß des Treuen.

37.

Seht, wann die Sonn' aufſteht, bis wann ſie untergeht,
Wie ſich von Berg und Baum umher der Schatten dreht.
Weil ihre Starrheit nicht will Niederfall geſtatten,
Anbetend werfen ſie zur Erde doch den Schatten.
Wenn nicht wie Berg und Baum ihr ſtarr ſeid, werfet nieder,
Wie ihren Schatten ſie, anbetend, eure Glieder!

Kritiſche Studien.

II. Antitheſe.

Zu den vorhergehenden Erörterungen hat zunächſt die ſo verſchiedenartige Aufnahme veranlaßt, welche *Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde* in unſerem Deutſchland gefunden. So war unter andern in dem *Rückblick auf die ſchöne Literatur des vergangenen Jahres*, den die Redaktion dieſes Blattes mit Freundlichkeit aufgenommen, *) jener Briefe als „einer einzig köſtlichen Blüthe des deutſchen Dichtergartens“ gedacht, die uns Zeugniß gebe von jener „ſchöpferiſchen Liebe,“ zu welcher ein reichbegabtes Kind durch unſeres Dichterfürſten „Glanzerſcheinung begeiſtert werden.“ *Einige Worte* in den Nummern 47 und 48 des Phönix bezeichnen dagegen das Verhältniß des Kindes zu Göthe als ein *unnatürliches*, ſeine Briefe als „*gänzlich formlos*“ und meinen, die Art, in welcher das „Gefühlsweſen“ der Briefſtellerin ſich ausgeſprochen, ſei „*faſt rein identiſch*“ mit der unſeres *Novalis*, deſſen „Gemüth ein durchaus krankhaftes geweſen.“ Dieſes Urtheil und einige andere, die ſich anderweitig vernehmen laſſen, machten es uns zum Bedürfniß, nach dem tieferen Grunde der obwaltenden Divergenzen zu forſchen und zu verſuchen, ob es uns vielleicht gelänge, dieſelben einigermaßen zu vermitteln. Dieſe Nachforſchung bot uns um ſo mehr Reiz, da noch zu keiner Zeit die Urtheile über faſt jeden Gegenſtand in eine größere Mannigfaltigkeit, oft ſelbſt in die entſchiedenſten Gegenſätze auseinander gelaufen, als gerade in der gegenwärtigen.

Wir haben nun in dem vorhergehenden Artikel zunächſt uns des Rechtes der Individualität zu verſichern geſucht, Kraft deſſen jeder Einzelne ſein Urtheil abzugeben berechtigt iſt. Wir haben dann auf den weſentlichen Unterſchied aufmerkſam gemacht, der anzuerkennen iſt zwiſchen dem unmittelbaren Walten urſprünglicher Natur und dem Standpunkte, auf welchem der Gegenſatz zur Beſinnung kömmt, der ſich zwiſchen irgend einem Gemeinſamen und der natürlichen Einzelnheit erzeugt, zwiſchen Sollen und Sein, zwiſchen irgend einem Idealiſchen und dem Naiven. Sofort gedachten wir der Mannigfaltigkeit der Entwicklungsſtufen, welche das Kulturrecht begründet, und bemerkten, daß in der letzteren Zeit die ſtufenweiſe Entwicklung der Menſchheit auf einem Punkte angelangt ſei, auf welchem ſie zu jener noch höheren Beſinnung erwacht, die ſie ſowohl das Recht der Natur als die verſchiedenartigen Kulturrechte und das wahrhaft Allgemeine, *Humane* — wahrnehmen laſſe. Indem wir dann die höhere, dieſem Standpunkt entſprechende Kritik als eine nur erſt im Aufkeimen begriffene Kunſt bezeichnet, wollten wir eben damit andeuten, daß wir die nachfolgenden Äußerungen über die Briefe des Kindes und die über die letzteren gefällten Urtheile — nur als einen *Verſuch* angeſehen wiſſen möchten, uns auf den angedeuteten *humaniſtiſchen* Standpunkt zu erheben. Zugleich jedoch gaben wir der Hoffnung Raum, daß dieſe Erörterungen über eine einzelne literariſche Erſcheinung vielleicht zur Veranlaſſung werden, die zeitgemäße Geſtaltung der Kritik zu einer wiſſenſchaftlich begründeten Kunſt in Anregung zu bringen. — Wie nun Göthe doch wohl das Recht gehabt, die Zeit, in welcher er gelebt, auf eine, ſeiner Individualität entſprechende Weiſe zu verarbeiten, ſo möchten wir vor Allem doch auch jenem Kinde das *Naturrecht* zuzugeſtehen haben, die Erſcheinung des ſeltenen Mannes ſich nach ſeiner eben ſo ſeltenen Individualität anzueignen. Erkennen wir dann überhaupt, und noch ganz beſonders in einer Zeit, welche den Übergang bildet von einer Kulturſtufe zu einer anderen, einem Jeden das Recht zu, das Individuelle an dem Gemeinſamen der Entwicklungsſtufe zu meſſen, auf welcher der Urtheilende ſich eben befindet, dann glauben wir hiermit den Standpunkt bezeichnet zu haben, von welchem aus wir für unſer Urtheil dieſelbe Freiheit in Anſpruch nehmen dürfen, die wir jeder redlich gemeinten Gegenäußerung einräumen.

Hätten wir uns nun zunächſt darüber ausgeſprochen, wie, überhaupt genommen, zu gegenwärtiger Zeit „ein jugendliches, an Geiſt, Gemüth und Bildung reichbegabtes weibliches Weſen“ zu irgend einem „hochgefeierten bereits in die ſpätere Lebenszeit vorgeſchrittenen, vermählten Manne“ ſich zu verhalten habe, um den gemeingultigen Geſetzen zu entſprechen, die der herrſchenden Weltanſicht zufolge das Gedeihen der menſchlichen Societät bedingen, dann würden auch wir unbedenklich abrathen, die nothwendigen Verhaltungsregeln aus den Briefen jenes Kindes zu abſtrahiren. „*Naturgemäß*“ war allerdings das hier geſchilderte Benehmen; denn gerade dies macht für ſo Viele den unbeſchreiblichen Reiz jener Briefe aus, daß ſie in dieſer ſo gewaltig reflektirenden Zeit uns ein Weſen vorführen, welches ſtets nur ſeiner individuellen *Natur* gemäß ſich zu allen übrigen reflektirenden Perſonnagen verhalten zu haben ſcheint. Daß aber dieſe Naturgemäßheit gar häufig mit der *Kultur*-Gemäßheit ihrer Umgebungen in Conflikt gerathen, dies dünkt uns ſo augenfällig zu ſein, daß, dieſes Umſtandes zu erwähnen, in gebildeten Kreiſen als überflüſſig erſcheinen dürfte. Selbſt von dem blos *ethiſchen* Standpunkte aus angeſehen, wird nicht leicht mehr ſich Jemand verſucht finden, ein Weſen, wie Ottilie, oder Mignon, oder irgend ein ſolches wirkliches Naturkind an dem gemeingültigen Maßſtabe der ſocialen Verhältniſſe meſſen und ihm die Verletzung von Regeln zum Vorwurf machen zu wollen, *die ihm gar nicht zum Bewußtſein gekommen ſind*. Um ſo weniger ſcheint es uns paſſend, bei Erörterung einer blos *literariſch-artiſtiſchen* Frage und namentlich bei Beurtheilung der Briefe eines Kindes ſolcher Ungemäßheit zu gedenken. — Hat man ſich einmal, was uns ein Leichtes ſcheint, davon überzeugt, daß jene Briefſtellerin zu keiner Zeit den Standpunkt der Natürlichkeit, oder *Naivetät*, verlaſſen, dann iſt ſie auch nur mehr nach *den* Beſtimmungen zu beurtheilen, die in dem *Naturkreis* auf Gultigkeit Anſpruch machen können. Daß nun Bettine im äſthetiſchen Sinne des Wortes wirklich ein *Kind*, ein Naturweſen geblieben, dafür würden, wenn auch ihre Briefe und ihre Freunde es nicht einſtimmig ſagten, ſchon die Antworten *Göthe's* Beweiſes genug ſein, da er gewiß ſehr bald dieſen Briefwechſel abgebrochen hätte, wenn er in den Äußerungen und dem Benehmen ſeiner jugendlichen Verehrerin irgend etwas Gemachtes, Reflektives, Willkührliches, erwachtem höherem Pflicht- und Schicklichkeits-Bewußtſein Zuwiderlaufendes wahrgenommen hätte. Manches in den Empfindungen und Gedanken des Kindes mag er nicht verſtanden, nicht mit empfunden, Manches vielleicht belächelt haben; das Eine aber leuchtet klar aus allen ſeinen Briefen hervor, daß er in ſeiner jungen Freundin eine ſeltene, gewaltige, großartige, ungetrübte Naturerſcheinung, oder wenn man lieber will, Naturoffenbarung bewundert, geehrt und ſehr werth gehalten hat. *) Als ſolche möchte ſie daher wohl auch von den übrigen Leſern ihrer Briefe angeſehen und beurtheilt zu werden das Recht haben, und es würde ſich dann vor Allem als Aufgabe für die künſtleriſche Kritik herausſtellen, jene Individualität in ihrer bedeutſamen Eigenthümlichkeit und Entwicklung zu erfaſſen und ſowohl in ihrer inneren Harmonie — oder Disharmonie als in dem Verhältniß zu ihren Umgebungen zur Anſchauung zu bringen. Wie der Naturgeiſt ſich ganz in ſeine Schöpfungen verſenkt, und mit gleicher Liebe und Sorgfalt alle, auch die kleinſten, ſcheinbar unbedeutendſten Theile ſeiner Geſtaltungen durchbildet, ſo verlangt er von denen, die ihn erkennen wollen, eine gleiche Hingabe an ſeine Werke, eine gleiche Verſenkung in ſeine Tiefen. Müſſen wir nun annehmen, daß auch in jenem Kinde der Naturgeiſt gewaltet, dann dürfen wir auch hoffen, daß es einer tieferen, hingebenden Betrachtung gelingen wird, ſeine Intentionen in jenen Briefen zu erkennen, und auch für Andere überzeuglich zur Anſchauung zu bringen.

---

*) Siehe Beilage zu Nro. 11 des Phönix v. J.

Wie uns nun die Naivetät des Kindes entwaffnet, wenn wir den Richtſtab der gewöhnlichen, ſozialen Geſetze an ſein Verhalten legen wollen, — ſo entſinkt unſeren Händen die kritiſche Feder, wenn wir uns anſchicken, ſeine Werke — ſeine Briefe und Tagblätter als ein eigentliches literäriſches Erzeugniß anzuſehen und zu behandeln. Briefe und Tagebuch ſind ja nicht für den Druck, ſondern für Göthe geſchrieben. Es ſind Laub- und Blumenblätter, aus dem tiefen Grunde überſchwänglichen Gefühles an den Tag getrieben, deſſen Sonne der — Dichterfurſt geweſen. Es ſind Worte der Sehnſucht, der Liebe, des Schmerzes, der Bewunderung und Verehrung, die unaufhaltſam laut geworden, ohne künſtleriſche Abſicht, ohne Beziehung auf andere Leſer, als auf den einzigen, dem ſie huldigen, den ſie erfreuen ſollten, den ſie auch wirklich hoch erfreut, ja ſogar zu Liedern begeiſtert haben. So ſind ſie nur die unmittelbare Offenbarung eines reichen Lebens, eines überſtrömenden Gefühles, einer nicht ſelten mit Gewalt durchbrechenden Begeiſterung, deren Ausſprüche Göthe allerdings treffend Exploſionen genannt, da das Kind wohl ſchwerlich ſie zurückzuhalten vermocht hat. Strömt eine Roſe, bezaubert von dem Geſange der Nachtigall, ihre Liebesglut in ungezählten Blüthen aus, treibt eine Weinrebe, von der Pracht und Herrlichkeit eines Kometen begeiſtert, viele tauſend ſchwellende Früchte, — dann wird man Rebe wie Roſe bewundern und ſich ihres Reichthums freuen, aber weder ſie dem Maler als Muſterbild aufſtellen, noch über „endlos monotone Wiederholung" derſelben Blüthen und Früchte klagen wollen. Die Liebe iſt nun einmal, wie ihr Dichter, der unſterbliche Novalis, ſo naiv bemerkt, eine unendliche Wiederholung; aber hinzuzufügen iſt, daß ſie ſich immer auf neue Weiſen wiederholt, und auch keine Roſe iſt der anderen völlig gleich. Wohl mag nun Mancher es ermüdend finden, auf dieſe Verſchiedenheiten zu achten; der Blumenfreund aber verweilt gerne bei ſo roſiger Mannigfaltigkeit. Auch die Briefe und das Tagebuch des Kindes ſind ſolche Roſe und Rebe; aber weder ein Fruchtſtück von Huyſum, noch ein Blumenſtrauß von Rachel Ruyſch. Sie ſind als unmittelbar Gefühltes, Geſchautes, Erlebtes — wohl ein Stoff für den Künſtler; aber nicht ſelbſt ein Kunſt-, ſondern ein Natur-Werk, wenn auch manche Parthieen derſelben ſo unvergleichlich ſchön ſind, daß kein Künſtler ſie zu übertreffen vermöchte. Stimmen wir daher mit ganzer Seele denjenigen bei, welche Klage führen über den immer merklicher werdenden „Mangel an Geſtaltung und Form" in der ſchön, alſo wohlgeſtaltet ſein ſollenden Literatur, ſo müſſen wir doch Bedenken tragen, dieſen Mangel einem Briefwechſel zum Vorwurf zu machen, der nicht einer künſtleriſchen Intention ſein Entſtehen verdankt. Eben ſo wenig können wir der Behauptung beipflichten, daß Novalis „nun längſt ſchon von allen Gebildeten als ein durchaus krankhaftes Gemüth und als das vollendetſte Gegentheil aller geformten Darſtellung" angeſehen werde. Seine Lieder ohne Ausnahme, ſeine Hymnen an die Nacht, ſo wie der ganze erſte Theil ſeines Heinrich von Oſterdingen und namentlich das Mährchen von der Königstochter reihen ſich dem Schönſten und Beſten an, was die neuere Literatur hervorgebracht, und unter den Aphorismen, von denen die meiſten nicht für den Druck, ſondern als Entwürfe zu künftiger Bearbeitung niedergeſchrieben worden, treffen wir auf Gedanken und Anſichten von ſolcher Tiefe und Klarheit, daß man ſie unter allen krankhaften Erzeugniſſen der Natur nur etwa den Perlen vom hellſten Waſſer zu vergleichen ſich veranlaßt finden dürfte. Solcher Perlen bieten auch nicht wenige die Briefe und das Tagebuch des Kindes uns dar, *) und in dieſer Beziehung möchte man wohl verſucht werden, Bettine als die natürliche Schweſter des ebengenannten unvergeßlichen Dichters zu begrüßen. Auch wir lieben das klare, beſonnene Denken über Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben, und werden jede Erörterung willkommen heißen, welche über einzelne Außerungen jenes poetiſchen Geſchwiſterpaares, die auch uns noch dunkel geblieben, Licht verbreitet, oder auch Irrthümer und Verworrenheiten nachweiſet, die ſich in denſelben etwa vorfinden möchten. Immer aber werden wir den Briefwechſel des Kindes und Novalis Schriften als koſtbare Blüthen ächtdeutſchen, tiefpoetiſchen Geiſtes und Gemüthes werth halten, bewundern und preiſen, und wir würden in der ewig fortrauſchenden Symphonie des großen Weltpoeten zwei Stimmen vermiſſen, wenn ein mißgünſtiger Zufall uns die begeiſterten „Exploſionen" jener beiden liebtrunkenen Dichterſeelen entriſſe!

---

*) Man vergleiche nur Briefwechſel II. S. 58. 83 f. 87. 166. 173. 218. und Tagebuch S. 200 f.

*) Wir erinnern nur an: I. S. 61. 64. 139. 179. 228. 254 f. 265. 283 f. 300 f. 320 f. II. 4. 28. 145. 290—297. 311. und Tagebuch S. 39 f. 57 f. 66. 71. 74. 76. 90f. 102 f. 124. 128 f. 163. 174. 194 f. 228 f. 240.

Frankfurt a. M., 8. März. — (Muſik.)

Die muſikaliſchen Erſcheinungen ſeit meinem letzten Berichte ſind bald gezählt. Die beiden Muſeen am 19. Februar und am 4. März boten nur eine einzige Novität in einer Ouvertüre von Haupt (erſtem Violiniſten unſers Orcheſters, und an der Stelle des nunmehr penſionirten Concertmeiſters Hofmann) dar. So viel man von dem erſten Anhören eines Tonſtücks aufzufaſſen im Stande iſt, ſcheint mir dieſe Ouvertüre in einem feſtlich religiöſen Style geſchrieben. Der kurze Cantus firmus des feierlich einleitenden Andante (D-dur, $^{3}/_{4}$) ſchlingt ſich in contrapunktiſchen Wendungen und rhythmiſchen Verſetzungen gleich einem Silberfaden durch die ganze kunſtgerecht durchgeführte Ouvertüre. Die Melodie des Mittelſatzes (F-dur) — ein kindliches Gebet bezeichnend — wird von den Blasinſtrumenten geführt, unter leiſen Sextolen des Quartetts, und iſt wehmüthig ergreifend. Die in die Tonika leitende Steigerung verſetzt uns darauf in die erſte Empfindung zurück und wird, durch Beimiſchung eines antiken Thema's, wahrhaft pikant. Dann folgt nach einer Ritardation der Schluß in lang getragenen und religiöſen perfekten Akkorden. Dieſe Ouvertüre, — ſich unſeren deutſchen Muſikfeſten von ſelbſt empfehlend — die C-Moll-Symphonie von Beethoven, die Schlacht von Vittoria und Mendelsſohn's Sommernachtstraum-Ouvertüre bildeten die grandioſen Gruppen dieſer beiden Abende, in deren Rahmen ſich außerdem noch Mannigfaltiges bewegte. Die Regata zu Venedig z. B., Notturno für Sopran und Alt von Roſſini, fanden in Mad. Fiſcher-Achten und Fräulein Kratky den durchaus charaktergemäßen Vortrag. Des Meiſters Götterfunke entzündet ſich auch in Kleinigkeiten. — Variationen für Piano-Forte von Moſcheles und Bartholdi (wirklich?) geſpielt von Richard und Cäcilie Mulder. Ein aufgewärmtes Haricot abgenutzter Opernthema's, wer verdürbe ſich nicht den Magen daran? Wer dieſen Virtuoſen-Kindern dieſe Richtung gab — Gott verzeihe ihm! Eine Aria von Bierey ward in die unvermeidliche: „Hai già vinta la causa" des Grafen (Figaro) verwandelt, und wird, obgleich durch Herrn Wiegand recht gut vorgetragen, nur auf der Scene Wirkung machen. Herr Guhr parodirte in einem ſchönen Concert in F-Moll die bizarren Compoſitionen und das phantaſtiſche Spiel Paganini's. Ein vielſtimmiges Bravo dankte ihm am Schluſſe für dies Amuſement, und nur einige ungenügſame Kritiker vermißten darin jene Reinheit des Tones, jene Sicherheit des Vortrages und vor allem jene Leidenſchaftlichkeit der Empfindung, welche das Spiel des genialen Italieners charakteriſiren. — Madame Franchetti-Walzel erfreute uns mit einigen italiäniſchen Piecen.

Wir konnen bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, des Glanzpunktes des letzten Muſeums, der geiſtreichen Improviſation des Herrn Profeſſors Durand zu gedenken, in welcher derſelbe ſiegreich die Behauptung des neuen Akademikers Scribe bekämpfte, daß das Luſtſpiel, und namentlich Molière, nicht als ein Sittenſpiegel ſeiner Zeit anzuſehen ſei. Mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit ſprach Hr. D. länger als eine halbe Stunde — und gerne würde man ihm noch viel länger zugehört haben. In der geiſtreichen Charakteriſtik des großen Schauſpieldichters erwähnte er u. a. auch, wie Molière, von Ludwig XIV. mit einem Dienſt am Hofe bekleidet, als er zum erſtenmal ſich im Vorzimmer des königlichen Kabinets eingefunden, von ſeinen adligen Dienſtgenoſſen nicht zu der für ſie bereiteten Mahlzeit zugelaſſen worden, — „weil er ein Bürgerlicher ſei;" — wie denn, als hierüber laute Worte gewechſelt worden, der König aus ſeinem Kabinet hervorgetreten, und — von dem Gegenſtand des Zwiſtes in Kenntniß geſetzt, den ſchönen Ausſpruch gethan: „Dieſe Herren haben vollkommen Recht, daß ſie Herrn Molière nicht an ihrem Tiſche zugelaſſen; denn ſie haben es ganz richtig gefühlt, daß nicht dieſer Tiſch, ſondern der meinige die geeignete Stelle für ihn ſei. So kommen Sie denn, Molière, und ſeien ſie heute mein Gaſt."

So großen Beifall dieſe franzöſiſche Improviſation verdiente, ſo larmoyant erſchien den Muſeumsfreunden Tiedge's Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf. Die aufgeſchraubte, einer abgelebten Zeit eigne Sentimentalität, und der überall durchleuchtende, aber kalteſtrahlende Reflexions-Standpunkt des Elegikers, verliehen dem Gedicht eine rieſenhafte Länge. Von manchen Seiten wurde daher der Wunſch laut, daß künftig neben dem völlig Neuen, noch Unbekannten, nur völlig Unſterblichgewordenes, wahrhaft Vollendetes zum Vortrag gewählt werde.

(Schluß folgt.)

Notizen.

.*. Bibelgeſellſchaften von London und Berlin. — Die im Jahre 1804 geſtiftete brittiſche und auswärtige Bibelgeſellſchaft zu London zählte ſchon im Jahre 1833 mehr als 5000 Schweſter- und Tochtergeſellſchaften in Europa, Aſien, Afrika und Amerika, von denen 3400 allein in Großbritannien und Irland.

Bis 1833 hat ſie die Bibel ganz oder in einzelnen Theilen in 121 verſchiedenen Sprachen und Dialekten drucken und vertheilen laſſen. Im Jahre 1833 wurde, auf ihren Betrieb, noch an Ueberſetzungen in 36 andern Sprachen gearbeitet. Bis dahin hatte ſie ungefähr 13 Millionen Exemplare der ganzen Bibel oder einzelner Theile vertheilt, und in gleichem Maße, wie ihre Thätigkeit, war das Verlangen nach ihren Mittheilungen geſtiegen. — Ihre Ausgaben betrugen bis zu jenen Jahren an 2 Millionen Pf. Sterl. Ihre Einnahme für das Jahr $\frac{1834}{1835}$ ſtieg auf 107,000 Pf. Sterl. —

Die 1814 zu Berlin gegründete Bibelgeſellſchaft hat bis zum 22. Oct. v. J., ihrem Stiftungstage, 152,664 Bibeln und 36,368 N. T. vertheilt, und von ihren 55 Tochter-Geſellſchaften ſind bis Ende 1834 — 253,924 Bibeln und 155,270 N. T. verausgabt worden. —

.*. Perſonenverkehr zwiſchen England und Frankreich. — Welch lebhafter Verkehr zwiſchen England und Frankreich herrſcht, iſt daraus zu entnehmen, daß im vorigen Jahre nur allein zu Calais 950 Packetbote mit 15,619 Reiſenden, 485 Wagen und 605 Pferde ein-, und 924 mit 18,161 Reiſenden, 368 Wagen und 66 Pferden ausgelaufen ſind. Zählt man hierzu noch ungefähr 6 bis 7 tauſend Reiſende, die mit Segelſchiffen die Fahrt gemacht, ſo beläuft ſich die Zahl der Durchreiſenden im vorigen Jahre auf nahe an 40,000. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 62. 1836.

Phönix.

Samſtag, 12. März.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

38.

Laß deinen Arm nicht ſchlapp am Leibe niederhangen,
Und laß ihn auch zu weit aus in die Luft nicht langen.
Dann nichts erlangen wird, wer nicht den Arm ausſtreckt,
Und der verrenket ihn, wer ihn zu weit ausreckt.

39.

O geh nicht ſtolz einher auf Erden! denn nicht birſt
Der Boden, wo du trittſt, wie ſtark du treten wirſt;
Und zu der Berge Haupt wird dein's empor nicht reichen.
Bei Gott und Menſchen ſind verhaßt des Hochmuths Zeichen.

40.

Wir haben, ſpricht der Herr, der Erde Schmuck bereitet,
Damit daran geprüft ſei, wer durch's Leben ſchreitet.
Wer nach dem Schmucke haſcht und ſich darin verfängt,
Gelangt zum Himmel nicht, weil er am Ird'ſchen hängt.
Doch wer mit Füßen tritt den Schmuck und ihn verachtet,
Hat höhern Sinn, nur daß er zu gewaltſam trachtet.
Wer mit dem Schmuck ſich ſchmückt, und, wie er Blumen pflückt,
Sein Ziel hält unverrückt, nur der iſt ganz beglückt.
O freue dich, daß, wo du gehſt, an deinen Pfaden
Die kühlen Schatten ſtehn, die dich zur Ruh einladen.
Erquick' und ſtärke dich, doch nicht in träger Raſt
Vergiß des Weges, den du noch zu machen haſt.

41.

Die Welt iſt öd' und leer, und grenzenlos der Raum,
Wo nicht die Liebe wohnt mit einem Himmelstraum, —
Wo nicht die Liebe wohnt, von der, zu der du gehſt,
Um deren Mittelpunkt du dich im Geiſte drehſt.
Drum denke, wo du gehſt, damit nicht öd' erſcheine
Die Welt, daß eine Lieb' auch dort wohnt, irgend eine, —
Daß irgend einer dort träumt ſeinen Liebestraum;
Den gönn' ihm, träume mit, und voll ſei dir der Raum.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Veronika ward auf dem Kurplatze überfallen; der Weg zu ihrer Wohnung war ihr abgeſchnitten, und verzweifelnd lehnte ſie den Rücken an den Bord des Pandurbrunnens, einen jungen Huſarenoffizier, der vom Pferde geſprungen, ſie bis hieher verfolgt hatte, nur durch die Drohung, ſich hinab zu ſtürzen, abhaltend, ſich ihr zu nähern; eine halbe Stunde lang zitterte ſie in dieſer Todesangſt; ihr fürchterlicher Dränger wich nicht von der Stelle, bis ein plötzlich erſchallender Trompetenſtoß den ganzen Huſarenſchwarm in Bewegung ſetzte; nun ſchwang auch er ſich auf ſein Roß, ſprach von Wiederkommen, von Harren, verhieß der Bebenden ſeinen Schutz, und ſprengte davon. Jetzt eilte Veronika, ihre Wohnung zu erreichen, aber dicht vor derſelben hatte die ganze Schaar ſich aufgeſtellt, ſie verſuchte ihre Zuflucht zu andern Häuſern zu nehmen, aber alle Thüren waren verſchloſſen, und während ſie noch ſtand, und verzweifelnd ſich frug: wohin? — da ſtob das Geſchwader auf einen Kommandoruf auseinander; von neuem Entſetzen gefaßt, wandte Veronika ſich um und floh in's Freie. Das Saalgeſtade ward ihr Führer; die ganze Nacht hindurch eilte ſie durch die Wieſen, und befand ſich mit anbrechendem Tage in der Mitte dieſer Flüchtlinge, deren Mitleid ihr Aufnahme gewährte. Von hier aus hatte ſie den Boten an ihren Freund entſandt.

Ein Paar Stunden mochte Veronika auf die Erzählung ihrer Unfälle verwandt haben, als jener Bote, der zur Ausrichtung ſeines neuen Auftrags ſich entfernt gehabt hatte, wiederkehrte, und mit einem ſehr bedenklichen Geſichte dem Baron einen verſtohlenen Wink gab; dieſer folgte ihm, und Veronika durch die Ahnung eines Unheils geſchreckt, eilte Beiden nach. „Gnädiger Herr,“ begann der Bauer, auf dem Platze vor der Burg ſtehen bleibend, „ich bringe ſchlimme Botſchaft: Sie können nicht fort, denn von Ihren Pferden, Wagen und Leuten iſt keine Spur zu finden, und wenn Sie auch Ihr halbes Vermögen mir böten, ſo könnt' ich Ihnen doch keinen Fuhrmann ſchaffen, ſo lange das Volk hier umherſchwärmt in der Gegend; alſo, wie geſagt, fortſchaffen kann ich Sie nicht, aber auch hier dürfen Sie nicht bleiben, denn die Bauern haben beſchloſſen, Sie den Preußen auszuliefern, wenn dieſe Ihnen nachſetzen ſollten. Verlieren Sie indeß den Muth nicht; in ein Paar Tagen wird ja hoffentlich die Gegend rein ſein, und bis dahin will ich Sie, wenn Sie nämlich etwas daran wenden wollen, ſo ſicher aufheben, daß kein Hexenmeiſter, und wenn er auch allen Teufeln ſich verſchworen hätte, Sie finden ſoll.“

„Jeſus Maria, ich kann nicht weilen,“ rief Goßhorn. „Mein Kind ſtirbt! Ich muß zu meinem Kinde! Freund, ſchaffe Rath! du ſollſt ein glücklicher Menſch werden, wenn du uns Beide glücklich nach Schweinfurth bringſt.“

„Ja, ja, morgen oder übermorgen,“ verſetzte der Bauer. „Heute iſt's wahrhaftig nicht möglich; in Poppenhauſen iſt ſchon Fußvolk eingerückt und die Reiter ſchwärmen auf allen Wegen; fallen wir dieſen in die Hände, ſo werden wir maſſakrirt. Denken Sie d'ran, wie es Ihren Leuten ergangen iſt; — und nun noch gar ein junges Frauenzimmer hinaus zu ſchleppen auf die Landſtraße in dieſen Kriegsläuften — nein, gnäd'ger Herr, das iſt nicht möglich, das können Sie dem Fräulein nicht anthun.“

Eugen blickte in Veronika's bleich-verſtörtes Geſicht; die Todesangſt, die ihre Zähne aneinander ſchlug in heftigem Zittern, erſtickte die Stimme ſeiner väterlichen Sehnſucht.

„So verbirg' uns denn, Freund,“ ſagte er zu dem Bauer. „Aber vergiß uns nicht; gedenke daran, daß jede Stunde, die du an unſere Rettung ſetzeſt, dir mit Golde aufgewogen werden ſoll; das verſprech' ich dir bei meiner Ehre und bei allen Heiligen.“

„Ich will mein Möglichſtes thun, folgen Sie mir,“ ſagte der Bauer und führte das Paar über verfallenes Mauerwerk einem Außenthurme der Burg zu, bog am Fuße deſſelben ein dorniges Gezweig ſeitwärts, und ließ eine Öffnung ſichtbar werden, die dem oberen Theil des Spitzbogens eines alterthümlichen Thüreingangs glich. Schaudernd ſah Goßhorn durch dieſe Lucke in ein tiefes, nachtdunkles Gewölbe hinein. „Da müſſen wir hinunter,“ ſagte der Bauer. „Fürchten Sie ſich aber nur nicht; es iſt nicht ſo tief, wie es ausſieht, und Licht wird es auch werden. Dieſes Loch mag einmal die Thurmpforte geweſen ſein vor Zeiten, aber die herunter gefallenen Steinbrocken haben ſie meiſt verſchüttet, und kein Menſch ahnt dieſen Schlupfwinkel, den ich vor dreißig Jahren fand, als ich, damals noch ein Bube, hier das Vieh weidete. Zu der Zeit war das Erdreich noch nicht ſo hoch, und das Strauchwerk ſtand auch noch nicht hier, ſonſt hätt' ich wohl nimmer das Loch gefunden. Nun geben Sie mir die Hand und treten Sie dreiſt auf.“

Er ſchlüpfte voran in die Öffnung hinein; zaghaft folgte der Baron, und noch zaghafter Veronika dieſem. Hinter ihnen ſchlug das dichte Gedörn, den Eingang ſchließend, wieder zuſammen, und ſie ſtanden in undurchdringlichem Dunkel. Ihr Begleiter ſchlug Feuer, nahm eine Laterne von der Wand, und zündete das Licht an, welches das kerkerähnliche Gemach hell genug erleuchtete, um deſſen grauſenerregende Einrichtung wahrnehmen zu laſſen. An der Wand hingen im bunten Gemiſch einige Waidmeſſer, Schießgewehre, und ein dunkelfarbiger Mantel, mit einer Kappe verſehn. Beile, Äxte und Grabſcheite lehnten in einem Winkel. — Ein Schreckruf entſchlüpfte Veronika, als der Lichtſchein ihr dieſe Gegenſtände beleuchtete, und angſtvoll klammerte ſie ſich an Eugen's Arm feſt, der nicht minder ſchreckhaft überraſcht in die Frage ausbrach: „Menſch, wohin haſt du uns geführt? wer biſt du?“

„Fürchten Sie ſich nicht,“ verſetzte der verdächtige Führer. „Es ſieht freilich ziemlich unſicher hier aus, und doch ſind Sie nirgends ſicherer als hier. Dies iſt meine geheime Klauſe, die ich Ihnen wohl ſchwerlich würde geöffnet haben, wenn Sie mir nicht verſprochen hätten, mich ſo reich zu machen, daß ich Abſchied nehmen könne von ihr und von meinem gefährlichen Handwerk auf immer, und nicht mehr mein Brod in beſtändiger Angſt vor Zuchthaus und Galgen eſſen dürfe. Nun, nun, zittern Sie nicht, gnäd'ges Fräulein; ich bin kein Spitzbube, und wenn ich auch hin und wieder ein Stück Wild niederſchieße, das unſere geiſtlichen Herren auf Koſten unſeres Schweißes mäſten, ſo hoff' ich doch, die Sünde, die ich begehe, um Brod in's Haus zu ſchaffen, wird mir nicht aufbehalten werden bis zum jüngſten Tage. Auch läßt ſich ein ſolcher geſtohlener Braten recht gut verdauen; das will ich Ihnen noch heute beweiſen, denn hoffentlich werden die Herrſchaften Appetit bekommen nach dem langen Faſten in der zehrenden Bergluft, wenn erſt die Furcht vorüber ſein wird vor mir und vor meinem Thurme, der einen gar ſchönen Namen führt. Er heißt nämlich die Minnewarte, und ſoll vor vielen hundert Jahren von einem Ritter, Namens Trimberg, einem berühmten Minneſänger, erbaut worden ſein, der hier auf der Zinne oben gehauſ't, und hinüber geſchaut hat zu ſeinem Liebchen nach der Nachbarburg Bodenlauben. Folgen Sie mir nur hinauf; oben ſieht's freundlicher aus, als hier in meiner Werkſtatt.“ (Fortſ. folgt.)

Die Kunſtausſtellung in Paris

für 1836.

Unter den Bourbonen älterer Linie wurde der Salon für den ſtillen Wettſtreit der bildenden Künſtler nur alle drei Jahre, — ſeit 1830 wird er in jedem Jahre eröffnet. Iſt es doch jetzt überhaupt faſt, als ſollte das Daſein an jedem Tage ausgemeſſen werden! Alles eilt; Alles möchte ſeine Anweiſung auf das Leben gleich in baares Geld umſetzen, und wenn nicht eine höhere Hand die Lebensuhr anders ſtellt, dann dürfte es bald nur mehr Taggenüßler, Taglöhner und — Tagdiebe geben, und Journalismus im weiteſten Sinne des Wortes, oder Ephemerismus, überall und in allem an die Tagesordnung kommen. Auch die Künſtler werden von dem wirbelnden Strome mit fortgeriſſen, und die alljährlichen Ausſtellungen ſind zugleich

Wirkungen, Symptome und Miturſachen der zunehmenden Haſtigkeit. Der wahrhaften Kunſtbildung kann dies nur Eintrag thun. Die Kunſt, wie die Natur, fordert zur Vollendung ihrer Werke bei lebendiger Regſamkeit doch eine göttliche Ruhe; ſie will nicht getrieben ſein; ſie will, ohne Rückſicht auf fremdes Zeitmaß, ihre eigne volle Zeit haben, um ihre Gebilde bis in alles Einzelnſte und Äußerſte hin zur vollen Reife zu bringen. Überdies gibt es immer nur wenige, den größten Aufgaben der Kunſt ſich widmende, wahrhaft begeiſterte und geniale Künſtler, und nur dieſe bieten Muſter und Maß für die übrigen Künſtler und ihre Werke, wie für das Publikum. Von ſolchen aber iſt nicht gerade in jedem Jahre ein Muſterbild zu erwarten, wie z. B. Scheffer ſein Chriſtusbild, Delaroche ſeine heil. Cäcilie, Gérard, Herſent und mehrere andere ausgezeichnete Künſtler ihre Arbeiten nicht zeitig genug vollenden konnten, um ſie zur diesjährigen Ausſtellung zu bringen. Es möchte daher vielleicht gerathen ſein, für kleinere, in kurzen Friſten vollendbare Kunſtwerke jährlich eine kleine, und nur alle 3 oder 4 Jahre eine große, feierlichere Ausſtellung zu veranſtalten, bei welcher letzteren dann auch Kunſtwerke ausländiſcher Künſtler zugelaſſen würden. —

Von manchen, — wohl meiſtens von ſolchen, die ſich durch abweiſende Ausſprüche der Kunſtgeſchworenen — verletzt fühlen mochten, — iſt nun zwar ein, jenem gerade entgegengeſetzter Wunſch ausgeſprochen, und auf eine völlig freigegebene, permanente Ausſtellung in Antrag gebracht worden. Es iſt aber leicht einzuſehen, daß die Permanenz dem Publikum, und die Abſchaffung der Geſchworenen den Künſtlern ſelbſt allen Reiz der Ausſtellung benehmen würden. Beide, die Künſtler, wie die Kunſtfreunde mogen es daher verſchmerzen, daß auch in dieſem Jahre wieder manches Unbedeutende, ſelbſt Stümperhafte aufgenommen, dagegen Werke von namhaften Meiſtern, — wie u. a. eine Schlacht von Dupré und Eug. Lorei, eine Maria von Paul Huet, ein Bild von Deveria, und mehrere Landſchaften von Marilhat, Rouſſeau u. a. m. — abgewieſen worden. Es iſt noch immer ein leichter zu ertragender Mißſtand, daß einige werthvolle Bilder zweiten oder dritten Ranges unbeachtet bleiben, als wenn überhaupt die Aufmerkſamkeit des Publikums nicht auf das Beſte hingelenkt würde. Die diesjährige Ausſtellung wurde am 1ſten dieſes Monats Morgens um 11 Uhr eröffnet. Allein an dieſem erſten Tage ſollen bei 30,000 Perſonen dieſe allerneuſte Gallerie durchpilgert haben. Bei Vergleichung der, in dieſem und den beiden vorhergehenden Jahren ausgeſtellten Kunſtwerke, ſtellt ſich, hinſichtlich der Anzahl derſelben, folgendes Ergebniß heraus:

Ausgeſtellt wurden i. J.	1834: —	1835: —	1836: —	Alſo weniger im J. 1836 als 1835:
Gemälde . . .	1,956.	2,175.	1,856.	319.
Skulpturen . .	189.	155.	136.	19.
Architekt. Arbeiten	17.	32.	26.	6.
Kupfer- u. Stahlſtiche	81.	96.	61.	35.
Steindrücke . .	71.	78.	43.	35.
	2,314.	2,536.	2,122.	414.

Hierzu trugen bei im J. 1834: 1,032, — 1835: 1,227 und 1836: 1,070 Künſtler, von denen im vorigen Jahre 235, in dieſem Jahre nur 137 dem ſchönen Geſchlechte angehörten. —

Die auch in dieſem Jahr immer noch große Zahl von ſogenannten Kunſtwerken (1000 bis 1200 Stücke wurden abgewieſen!) „kitzelt nun allerdings,“ — wie ein franzöſiſches Tagblatt bemerkt, — „die etwas prahleriſche Gemüthsart (humeur vantarde) der Nation, die, wie der Baron von Feneſte, keinen ſonderlichen Unterſchied ſehe zwiſchen Sein und Scheinen.“ Ob jedoch die Kunſt ſelbſt durch ſolche luxuriöſe Produktion gefördert werde, wird, zum Wenigſten bezüglich auf die diesjährige Ausſtellung, ſtark bezweifelt. Unpartheiliche Kenner klagen im Allgemeinen über durchgreifenden Mangel an Kraft und Originalität, und über Vernachläſſigung der Zeichnung, wenn auch im Übrigen etwas mehr Gewandtheit und eine kunſtvollere Behandlung der Farben wahrzunehmen ſei. Die Haupturſache jenes Mangels iſt wohl darin zu ſuchen, daß es überhaupt jetzt in Frankreich der Kunſt an leitenden Prinzipien, an begeiſternden Motiven gebricht. Die griechiſche und römiſche Schulen ſind untergegangen; zur Bildung einer religiöſen Schule kam die Anregung aus Deutſchland, und Ingres, der ſich in ihr hervorthat, fand zwar Schüler, aber keine Gläubigen. Eine andere Schule, die man die eklektiſche nennen könnte — und, nach V. Hugo's früherem Loſungswort, „die Kunſt um der Kunſt willen“ treiben möchte, — hat ſich ſeitdem gebildet; aber ſie ermangelt der entſchiedenen Haltung, wie der belebenden Antriebe.

Wie nun der zarten Pflanze der Kunſt die Sonne von oben, ſo verſagt auch die Erde ihr die zureichende Nahrung. Die Menge läuft zwar neugierig zur Ausſtellung, wie zu jedem anderen Schauſpiel; aber die wahrhaft fördernde Liebe zu den Werken der bildenden Künſte iſt noch ungemein ſelten zu finden. Außer einigen Portraten, die beſtellt ſind, wird das Meiſte nur von der Regierung oder der Civilliſte gekauft. Nicht in ſechs Städten wagt der Munizipalrath, ein Kirchenbild zu votiren; achtzig Departemente erhalten von der oberſten Verwaltungsbehörde in Paris bis auf ihre Häuſer- und Brunnen-Riſſe. Die Regierung und die Civilliſte aber können natürlicherweiſe nicht allen ſanguiniſchen Hoffnungen der Künſtler entſprechen, und ſo erzeugt ſich denn unter dieſen eine große Maſſe von Elend, und da bei dem Ankauf auch die Intrique ihr Spiel treibt, ſo wirkt dies höchſt verderblich auf die Künſtler zurück. —

Unter den in dieſen Jahren zur Ausſtellung zugelaſſenen Bildern wird, merkwürdig genug, zweien die allgemeinſte Anerkennung zu Theil, deren Producenten beide ein unglückliches, vorzeitiges Ende genommen. Das eine ſind die venetianiſchen Fiſcher von Robert, welches Gemälde, wie ein Organ der öffentlichen Meinung behauptet, „die ganze Ausſtellung dominirt,“ das andere iſt die Bonapartiſche Schlacht vor den Pyramiden von Gros.

Überhaupt bilden Schlachten — und vorzugsweiſe Napoleoniſche — den eigentlichen Kern und die Glanzſeite der diesjährigen Ausſtellung. Die meiſten derſelben ſind von der Civilliſte zur Ausſchmückung von Verſailles beſtellt. Horace Vernet hatte deren drei, die von Jena, Wagram und Friedland, mit dem dringenden Wunſche eingeſendet, daß ſie neben einander aufgeſtellt würden. Da nun das Reglement von jedem Maler nur ein Bild in den Haupt-Salon aufzunehmen geſtattet, ſo fand der — das Ganze leitende Herr Cailleux — die Auskunft, daß er die drei Gemälde dicht neben einander aufhing und die ſcheidenden Stäbe der Rahmen entfernte. —

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M., 8. März. — (Muſik.)

(Schluß.)

Der letzte Inſtrumental-Muſik-Verein in dieſer Winterſaiſon blieb ſeinen Grundſätzen hinſichtlich einer würdigen Stellung treu, und gab Viel in Wenigem. Winter's Ouvertüre zu ſeiner für Venedig 1794 componirten Oper: „I fratelli rivali;“ eine Geſang-Scene aus einer Bach'ſchen Cantate von einer Schülerin des Cäcilien-Vereins ganz im Geſchmack der antiken Schule vorgetragen. Das Clavier-Concert von Mozart C-dur (op. 67) war hörbar für den Cembaliſten zu — leicht. So ein junger himmelſtürmender Gigante, der ſich nur übt, Berge auf Berge zu thürmen, kann nicht ſogleich auf dem Hatſcherif des Mentors mit Roſen ſpielen! Dem Tongemälde von A. Schmitt ſind die Kräfte einer beginnenden Anſtalt nicht gewachſen. Die Farbenmiſchung muß ſo meiſterhaft wie die Zeichnung ſein, ſoll man die Idee, die dieſem Gemälde zu Grunde liegt, nicht verfehlen! Nach Liedern von Mendelsſohn beſchloß in ganz genialer Beziehung Haydn's berühmte Abſchiedsſymphonie das Ganze.

Mit Vergnügen erwähne ich noch eines Etabliſſements, das Herr Roſenhain unter dem Namen „Soirée musicale“ im Saale des ruſſiſchen Hofes gibt, und welches ausgezeichnete, aber ſelten gehörte Clavierwerke älterer und neuerer Claſſiker vorzuführen tendirt. Dies Unternehmen iſt des Künſtlers würdig, und verdient die Aufnahme, die ihm bisher gezollt wurde. In den bis jetzt ſtattgefundenen beiden Soiréen hörten wir 2 Trio's von Beethoven (B-dur und C-Moll); ein Quartett von Mendelsſohn (H-Moll) das Hummel'ſche Quintett (Es-Moll) und ein Trio von Mozart (G-dur). Zum Athemſchöpfen der Inſtrumente boten Lieder von Beethoven, Hackel und natürlich auch von Schubert und Lachner, von Fräulein Kratky und unſerm allzeitgefälligen Schmezer geeignete Entreakte. Der Unternehmer möge jedoch bei der Wahl dieſer Lieder Rückſicht auf die Tendenz ſeiner Soiréen nehmen, und das Alltägliche vermeiden.

Oper n. — Dem. Kratky gab zu ihrem Vortheil Meyerbeer's „Crociato in Egitto“ mit möglichſtem Aufwande, ſehr ſorgfältig einſtudirt und was die Hauptſache iſt — bei vollem Hauſe. Elmireno gehört zu den beſten Parthieen der Beneficiantin, deren vortreffliches Echo der italiäniſchen Schule beſprochen worden iſt.

Herr Jaſkewitz von Mainz trat noch einmal als Figaro im Barbier auf, und gab den Toll zum Beneſice. Wie in Neo. 43 dieſer Blätter ſchon angedeutet worden, ſcheint Herr Jaſkewitz mehr für das launige wie für das ſerioſe Fach geeignet, denn ich vermiſſe in ſeinem Tell die Schwungkraft, die ihn als Figaro auszeichnet. Könnte unſer Gaſt als Sänger die Monotonie ſeiner Plaſtik vergeſſen machen, ſo hätten wir ein Bild Hauſer's; der, in beiden Beziehungen, ſtets ſein eigner Antipode iſt und bleiben wird. Herrn J. Stimme iſt nicht ſonor, aber gleich, voll, umfangreich und geſtattet einen feſſelloſen Text. Er verſteht durch Anſatz und Portament den Mangel an Klang zu decken, veredelt dadurch Ton und Ausdruck, und hat mithin allerdings Momente, in denen er ſich als Sänger geltend macht. Melismen, hin und wieder geſchmacklos angebracht, ſind ſtörend und zeugen nicht vom Fortſchreiten in der Kunſt.

Am 5. März trat Mad. Franchetti-Walzel vom Braunſchweiger Hoftheater als Veſtalin auf. Mad. F. W. gehört zu den wenigen Sängerinnen, die auch bei minder glücklichen Anlagen noch immer die Vorrechte einer guten Schule geltend zu machen wiſſen. Für jede Geſangsweiſe, die nicht den Ausdruck heftiger Seelenaffekte bedingt, ſcheint Mad. F. W., ihrer heutigen Darſtellung nach zu urtheilen, geeignet. Deswegen dürften Parthieen wie die Julia außer ihrem Organismus und Faſſungsvermögen liegen. Im Concerte, wo die Wahl des Tonſtücks der Fähigkeit untergeordnet ſein darf, wird Mad. F. W. Vieles, auf der Bühne aber weniger leiſten. Wo ein dramatiſcher Geiſt die Regel durchdringen und jede Note beſeelen muß, wo Wort, Ton und Geberde durch ein ſympathetiſches Band umſchlungen ſein ſollen. Als Concert-Sängerin wird Mad. F. W. ihren Ruf bis zum letzten Athemzuge behaupten. Sceniſche Störungen brachten den Beifall nicht zur Reife, den ein Theil des Publikums dieſer Künſtlerin zollte.

Notizen.

.*. **Wiederkäuende Menſchen.** — Daß es Menſchen gibt, welche im eigentlichen Sinne des Wortes wiederkäuen, iſt ſchon ſehr lange bekannt, ſo wie, daß diejenigen, welche hierzu disponirt ſind, es nicht ohne Nachtheil unterlaſſen können, — gewöhnlich auch nicht wollen, da ihnen daſſelbe zum Vergnügen wird. In den mémoires de l'académie des Sciences de Toulouse (C. III) theilt ein Herr Ducaſſe, Sohn, nun wieder drei Fälle mit, in welchen Menſchen, von Kindheit auf, wiederkäuend geweſen. Der eine hatte im 6. J., in Folge von Blattern, wiederzukäuen angefangen, aber 8 Tage nach ſeiner Verehlichung im 28. J. aufgehört; die beiden andern behielten dieſe Eigenſchaft bis zum Tode, der bei dem einen im 59., bei dem zweiten im 70. J. erfolgte. Wiederholte Unterſuchungen machen es ſehr wahrſcheinlich, daß das Wiederkäuen durch eine krankhafte Veränderung des Pförtner-Endes des Magens bedingt iſt. —

.*. **Geiſtliche Statiſtik von Rom.** — Nach offiziellen Angaben hat die Bevölkerung von Rom vom Jahre 1826 bis Ende 1835 ſich von 139,847 auf 152,437 vermehrt. Auffallend iſt nun, daß in demſelben Zeitraum die Zahl der Weltgeiſtlichen ſich von 1523 auf 1465 vermindert hat, hingegen die Mönche von 1726 auf 2000, die der Nonnen von 1369 auf 1423 geſtiegen iſt.

.*. **Handelsverkehr Großbritanniens.** — Um einen Maßſtab für den Handelsverkehr Großbritanniens zu gewinnen, braucht man nur zu erwägen, daß die Zölle im Jahr 1834 zu London 10,097,263, zu Liverpool 3,646,306, zu Briſtol 1,072,106, zu Hull 664,000 und zu New-Caſtle 246,919, im vorigen Jahre aber allein zu Liverpool 4,273,000 Pfd. St. eingetragen haben. —

.*. Im Theatre Français wurde ein fünfaktiges Luſtſpiel von Empis, „Lord Novard,“ mit großem Beifall gegeben. — Das Theatre de la Gaîté gewinnt unter der Leitung Bernard-Léon's den Beifall des Publikums von Tag zu Tag im höheren Grade.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 63. 1836.

Phönix.

Montag, 14. März.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Eine ſchmale, faſt verſchüttete Wendeltreppe führte aufwärts aus der Niederlage des Wilddiebes zu einem freundlichen Kloſet, faſt zu zierlich, um dem Thurmwart, der vor vierhundert Jahren hier gehauſ't haben mochte, zur Wohnung gedient zu haben. Die Fortſetzung der Treppe endete auf der Zinne des Thurms, deren Fläche, mit Sand überweht, dem verirrten Samenkorn einer Birke hinreichend Nahrung geboten hatte, um in den Fugen Wurzeln zu ſchlagen, und zum üppigen laubreichen Baume zu gedeihen. Hier ſchied der Wilddieb mit dem Verſprechen, zur Nachtzeit wiederzukommen, und Nachrichten vom Stande der Dinge außerhalb dieſer engen Welt mitzubringen. — Goßhorn trat an den ſüdlichen Simsrand, und ſein Auge, weit die Gegend überſchauend, haftete an dem in dämmernder Ferne aufſteigenden Waldgebirge; da füllte die Sehnſucht nach ſeinem Kinde ſein Herz mit laut ausbrechendem Schmerze: „Dort ſtirbt mein Vinzent!“ wimmerte er. „Unter Miethlingshänden, unbewacht von dem Blick eines liebevollen Auges, ſtirbt mein einziges, geliebtes Kind! — Und ich? — o warum hat Gott mich von ſeinem Sterbebette hinweggeriſſen!“

Den Athem ſchreckhaft zuſammenpreſſend, horchte Veronika, in dem Hintergrunde zurückgeblieben, auf den Jammerausbruch des zerriſſenen Vaterherzens, welches unter den Beſtürmungen der marternden Sorge um ſein Kind jede andere Erinnerung verloren hatte, und ohne es zu wollen, eine furchtbare Echoſtimme in der Seele des unglücklichen Mädchens erweckte. Die gerungenen Hände auf ihre Lippen drückend, um ihr Schluchzen zu erſticken, taumelte ſie die gebrechliche Treppe herab in das Kloſet, und Anfangs leiſe wimmernd, dann aber, je weiter ſie die Wunde ihres Herzens aufriß, immer rückſichtsloſer und unverhaltener ſich verklagend, rief ſie: „o Vinzent, ich bin das liebloſe Weſen, das dich den Miethlingshänden Preis gab, ſtatt zu wachen über dir mit treuem Auge, wie ich es deinem Vater gelobt hatte, als er dich mir anvertraute, um mein Wohlthäter zu werden, für mich zu kämpfen, zu ringen! — Warum ſcheut' ich das Urtheil der Menſchen? mein Gewiſſen war ja rein, und das Glück meines Wohlthäters mußte mir heiliger ſeyn, als mein Ruf. Was hatt' ich denn noch für Pflichten auf Erden, als meine Pflicht für ihn, den einzigen Menſchen, den Gott mir ſandte, als ich verlaſſen war von allen andern Menſchen? — Warum antwortete ich das dem herzloſen Oheim nicht, als er kam, um meinen Frieden zu ſtören, und mich hinweg zu ſcheuchen aus meinem ſtillen Aſyl? — warum ſagt' ich ihm nicht: hieher haben die Heiligen mich berufen, und hier will ich ausharren, trotz der Verläumdungen, welche die Schänderin des Namens meines Retters auf mich häuft, denn ſeines Kindes Leben iſt mir mehr werth, als Alles, was die Welt mir geben kann! — O, ich Elende, Feige, warum ſagt ich ihm das nicht? — weil ich — o, Jeſus Maria! — weil ich“ — fuhr ſie mit ſchneidender Stimme auf — „weil ich empfand, wie eine Schuldige empfinden mag, wenn der Schleier ſich lüftet vor Menſchenaugen, den ſie über ihr Geheimniß gebreitet hat.“

Die Stimme verſagte ihr den Dienſt; ſie ſchlug im ſtillen Bußgebet an ihre Bruſt; da fühlte ſie ihre Hand gehalten, blickte auf, und neben ihr ſtand, niedergebeugt zu ihr, Eugen, den der ungemeſſne Ausbruch ihres Schmerzes herabgerufen hatte von den Zinnen. „Veronika, wer hat Sie verſcheucht? mein Oheim?“ ſo zitterte die Frage über ſeine bleichen Lippen. Ein tief aus der Quelle ihres

Schmerzes geſchöpftes Aufſtöhnen war die ſtumme Antwort. — „Und meine Frau?“ fuhr er fort, „meine Frau hat Sie verläumdet?“

Veronika's Thränen wurden heftiger, und erſtickten das verſuchte Wort.

— „Ich ahne,“ hub Eugen nach einer Pauſe wieder an, „ich ahne das Verbrechen, welches ein herzloſer Greis in Gemeinſchaft mit einem tiefgeſunkenen Weibe verübt hat an Ihnen und an mir, aber“ — ſeine Bruſt arbeitete in heftiger Bewegung, eine große Thräne trat in ſein Auge, und überwallendes Gefühl trat zum erſtenmale der Geliebten gegenüber in Worten auf ſeine Lippen: „Veronika, warum ſah ich Sie nicht früher? — warum erſt, nachdem Sie mir auf ewig verloren waren?“

Das war zu viel für dieſes ſchwache, von Kämpfen ermattete Herz, zu viel für dieſes ſorgenbeſtürmte Haupt, welches mit ſeinen überquellenden Augen aufwärts gen Himmel ſich richtete, aber wie niedergezogen von ſeiner Schwere zu ſchwanken und ſich zu neigen begann. Eugen fing ſie auf, überwältigt von der Gewalt des Losſturms ihrer gefeſſelten Gefühle lag ihr Herz, einem brechenden ähnlich, an ſeiner Bruſt und der Spiegel ihres Auges ſchien ſein Bild nicht mehr aufzunehmen; ſo blind, ſo glanzlos ſchwamm der große, vergißmeinnichtblaue Apfel in der Thränenfülle, die unter den langen gekreuzten Wimpern den zuſammengedrängten Bord überquoll. „O, könnten wir ſterben, ſo Bruſt an Bruſt gedrückt!“ rief Eugen, und ſein Mund preßte Veronika's geöffnete Lippen aneinander; da zuckte ſie auf im ſchmerzlichen Erwachen, und der Schmerz ihrer aufbrechenden Seelenwunden bewegte mit fieberiſcher Haſt ihr mattes Auge. „O, mein Freund!“ rief ſie, ſich windend in ihren Qualen, „wie edel, wie groß ſind Sie! Mit mir wollen Sie ſterben? — mit mir? — o, Sie vergeſſen, wer ich bin und was ich Ihnen that! Ich bin ja — Vinzent's Mörderin!“

Gleich dem Schrecken vor einem Geſpenſte flog die Erinnerung an Vinzent mit kältendem Anhauch das flüchtig erwarmte Vaterherz an, und mit verdoppelter Laſt wälzte der Anblick des verbleichenden, krampfhaft verzogenen Geſichts des geliebten Märtyrers das Schuldbewußtſein auf die Seele der verzweifelnden Selbſtanklägerin, welche einer Rechtfertigung ihrer Flucht ſich bedürftig fühlend, fortgeriſſen von den Stürmen ihrer Angſt, ihr jungfräuliches Zagen überwindend, den Inhalt ihres letzten Geſprächs mit dem Oheim und des Briefes verrieth, durch deſſen Mittheilung er ſie zum Bruche ihrer heiligſten Pflicht gezwungen hatte. Mit ſtockendem Athem horchte Goßhern auf; Zorn und Entzücken, in einem unbeſchreiblichen Gemiſch, bewegten ſeine Züge, während ſein Auge, Anfangs mit bangem Ausdruck, dann aber leuchtender, flammender, beſeelter, an den Lippen des klagenden Mädchens hing. Kaum ließ er ſie enden. (Fortſ. folgt.)

Die Kunſtausſtellung in Paris

für 1836.

(Schluß.)

Nächſt Vernet's Schlachten bewundert man noch eine Epiſode aus der ruſſiſchen Campagne von Charlet, die Schlacht von Lawfeldt des trefflichen Coloriſten Couder, die Schlacht von Hondſchootte von Eugène Lami, dann mehrere Schlachten (u. a. die von Fleurus) von Bellanger, voll Geiſt und ſchöner Details, und zwei von Victor Adam. Minder bedeutend ſind die von Hippolite Lecomte, Monvoiſin, Baume, Renoux, Rémond u. m. a. — Auch einige Seeſchlachten ſind eingeſendet worden, von denen der glorreiche Kampf des Vengeur von Le Poiterin, ein friſches, reiches Talent zu erkennen gibt. Nächſt dieſem iſt jedoch nur noch eine Seeſchlacht von Garnerey hier zu erwähnen.

Dieſen kriegeriſchen Bildern ſchließen ſich zunächſt als die bedeutenderen zwei ebenfalls von der Civilliſte beſtellte friedliche Darſtellungen an, nämlich des Herzogs von Orleans Ankunft im Stadthaus im Jahre 1830 von Larivière, und die königliche Sitzung im Auguſt deſſelben Jahres von Court. —

Unter den religiöſen Darſtellungen wird dem heiligen Sebaſtian von Delacroix die Palme zuerkannt; doch verdienen auch hier aufgeführt zu werden: die Abnahme vom Kreuz und ein von ſeinem Engel behütetes Kind, von Deſcaines; Chriſtus im Grab, von Comaires, der in Ausdruck und Charakteriſtik mit Delacroix wetteifert; die Auferſtehung nach der Apokalypſe, von Signol, in deutſcher Manier; Chriſtus am Kreuz, von den heiligen Frauen umgeben, von Delaval; Granet's Feierlichkeit der erſten Chriſten in den Katakomben; Jephtha's Tochter ihre Jungfrauſchaft beweinend, von Lehmann, deſſen Tobias bei der Ausſtellung v. J. allgemeinen Beifall gefunden. Zu ſchönen Hoffnungen endlich berechtigen der Tod Abel's von dem erſt achtzehnjährigen Chaſſeriot, dann Hiob, umgeben von ſeinen Freunden, von Gallait, und Hagar in der Wüſte, von Leſſort. Von den übrigen hiſtoriſchen Bildern iſt vor allem zu nennen: der Triumph Petrarka's, von Louis Boulanger, ausgezeichnet durch Styl, Zeichnung, Grazie und Charakter. Demnächſt verdienen genannt zu werden: eine Scene aus Leonardo's Jugendleben von Heſſe; Dante mit Virgil im Höllenkreiſe der Neidigen, von Flandin, einem zu Rom ſtudirenden Penſionnair; Karl IX. und ſein Hof von Alfred Johannot; Jeanne la folle, von Steuben; der Tod Heinrich's IV. von Robert Fleury; J. J. Rouſſeau Kirſchen pflückend und ſie den Mädchen zuwerfend, — ein meiſterhaftes Bild des genialen Roqueplan; — zwei kleinere Bilder von Schnetz, der, beauftragt, die Evangeliſten in der Kirche Notre-Dame de Lorette zu malen, keine Zeit erübrigen konnte, ein größeres Werk zur diesjährigen Ausſtellung zu liefern.

Daß ſich unter den ſogenannten Genre-Bildern manches werthvolle findet, deren nähere Bezeichnung uns jedoch zu weit führen würde, dafür bürgen die Namen eines Grenet, Biard, Tony Johannot, Roqueplan, Grenier, Heſſe, Eug. Iſabey, und Deſtouches, welche ihre Beiträge zu denſelben geliefert.

Von den größeren Landſchaften können nur die von Huet und von Coignet auf rühmende Auszeichnung Anſpruch machen. Unter den kleinen landſchaftlichen Darſtellungen aber machen ſich, ein Winter von Cabat, Gudin's Anſicht von Neapel, mehrere andere italiäniſche Anſichten von Boguet und Bodinier, Watelet's Lyon und die Arbeiten von Roqueplan, Jul. André, Jolivart und Hubert bemerklich. Porträte ſind nur wenige aufgenommen, von denen Champ-Martin, Lépaule, Heſſe, H. Scheffer, Gérard, Amiel, Belloc, Decaisne und Mad. Mirbel die beſten geliefert. Unter den 136 Skulpturen haben nur Venus und Amor von Pradier, ein Chaktas von Duret und zwei Statüen von Etex die allgemeinere Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen.

Von den Kupferſtichen endlich haben Kenner unſeres Förſters heil. Familie von Leonardo und Girard's Richelieu und Mazarin von Delaroche den Preis zuerkannt.

Dies die Notabilitäten des diesjährigen Salons, die ſich den Berichterſtattern über deſſen Eröffnung bemerklich gemacht haben. Was über die Bedeutendſten unter denſelben ausführlicher zu bemerken, und was in dem vorſtehenden Verzeichniß vielleicht noch eine Stelle anſprechen dürfte, bleibt einem nachträglichen Berichte vorbehalten. —

Chronik der ſchönen Literatur.

24) Rienzi der letzte Tribun. Von E. L. Bulwer. Aus dem Engliſchen von O. v. Czarnowski. 3 Thle. Aachen und Leipzig. J. A. Mayer. (E. L. Bulwer's ſämmtliche Werke. 17. — 19ter Band.)

Bulwer iſt ein Name, auf deſſen Credit nicht unbedingt zu rechnen iſt; man kann ihn nicht, wie W. Scott, in Bauſch und Bogen anſchlagen; jedes ſeiner Werke verlangt eine neue Abwiegung. Ihr habt euch bei Eugen Aram auf feſte Preiſe verlaſſen; durch die Pilger am Rheine ſank der erſte Anſatz um fünfzig Prozente; die letzten Tage Pompejis gaben neue Hoffnungen zur Solidität; Rienzi gleicht die letzten Differenzen zwiſchen uns und dem novelliſtiſchen Stockjobber aus. Alle dieſe Wetterveränderungen ſeines Credits haben darin ihren Grund, daß Bulwer's Geſchäft als Modehandlung beſucht wird; — ein Magazin des nouveautés hat im Hintergrunde immer einige beſcheidene Ladenhüter als Memento mori's.

Im Rienzi nähert ſich Bulwer dem purifizirten Roman. Er iſt dem Stoffe nicht geringen Dank ſchuldig, daß dieſer ihn über allen den verrufenen kleinen Unſauberkeiten des Unterhaltungsfeldes hob und trug, auf welches Jeder den Kehricht ſeines Müßigganges hinausträgt. Dieſer Stoff, in ſeiner epiſchen Klarheit und Beſtimmtheit, ſtieß alles Fremdartige aus, und wie er mehr plaſtiſch als maleriſch ſchön iſt, ſo war der Dichter genöthigt, die kleinen Bizarrerien, welche ſonſt an ſeine Bücher anſchießen, und ihnen gleich Schmarotzerpflanzen oft die beſten Kräfte ausſaugen, vornweg abzuſchneiden, die Luft ohne Fledermäuſe, die Erde ohne Eidechſen und Salamander darzuſtellen. Übrigens gibt es wenige Novelliſten, welche eine ſolche Elaſticität — nicht etwa der Conception — ſondern der ganzen Denkweiſe beſitzen, wie Bulwer.

Von allen neueren Romanen Bulwer's erſcheint uns Rienzi als der gelungenſte, obwohl wir damit noch nicht ausdrücken wollen, daß uns Rienzi vollkommen gelungen dünke. Überhaupt muß man bei Bulwer, wenn man ſich an ſeinen Werken erfreuen will, zwei Geſichtspunkte feſthalten, — den einen für die Conturen der Handlung, den andern für gewiſſe kleine Scenen, an deren ſauberer Ausführung er gerade Vergnügen fand. Was zwiſchen beiden liegt, iſt — wie z. B. im Rienzi — meiſt mit dem Pinſel des Weißbinders und durch Patronen ausgefüllt, ſo der Raum, welchen der Erzähler ſelbſt einnimmt, ſo die inneren Zuſammenhänge der Abſchnitte. Bulwer arbeitet in einem Zug; er fährt am andern Tage fort, wo er am vorigen Abend aufhörte, ob er nun in günſtiger Stimmung iſt oder nicht. Dieſe tadelnswerthe Flüchtigkeit, welche ſich bald durch Breite, bald durch Dürftigkeit verkündet, zeigt ſich auch am Rienzi.

Ein entſchiedener Vorzug dieſes neuen Romanes iſt dagegen, wie wir ſchon zu Anfang andeuteten, die Erhöhung des Standpunktes, von der hiſtoriſch-romantiſchen Niederung zur Terraſſe der eigentlichen Hiſtorie. Das bekannte Geſchick Rienzi's iſt in poetiſcher Beleuchtung und mit einfacher Pracht dargeſtellt, ohne jene affektirte ſüßliche Manier, worin ſich die Lüderlichkeit unſrer Modiſten gefällt, weil es ihnen leichter wird, ſich von ihr beherrſchen zu laſſen, als: ſpröde und jungfräuliche Stoffe ſelbſt zu beherrſchen. Die übrigen Figuren, wie Walter von Montreal, Adrian Colonna, die ſtolzen Barone, der Schmied Cecco del Vecchio, der Cardinal Albornoz, die Bechini in Florenz, die Damen des Decamerone ſind vortrefflich individualiſirt und conſequent gehalten. Weit hinter den männlichen ſtehen die handelnden weiblichen Charaktere zurück, welche ſämmtlich nach der kalligraphiſchen Vorſchrift nachgemalt erſcheinen: — Nina, Irene, die alte Nonne; die Eigenthümlichkeit der letzteren erinnert an ähnliche Scott'ſche Figuren, aber die kluge Sparſamkeit, mit welcher ihr Einfluß bemerkbar gemacht wird, erhöht die melodramenartige Wirkung der Cataſtrophe.

Die Überſetzung des Herrn v. Czarnowski unterſcheidet ſich durch Treue und Politheit vortheilhaft von jenen vielen handwerksmäßigen Fabrikaten, wie ſie in Deutſchland von ſchöngeiſtigen Schneidern zuſammengeflickt werden. Die typographiſche Ausſtattung der Geſammtausgabe von Seiten der Mayer'ſchen Buchhandlung iſt preiswerth durch anſtändige Eleganz in Format, Papier und Correktheit des Druckes.

25) Köln und C. Jerrmann. Ein ergänzender Beitrag zu Jerrmann's Schrift: Das Wespenneſt ꝛc., von Bernhard Rave. Köln und Aachen, Ludwig Kohnen. 1834.

Es muß viel Stickgas in der Kölner Luft ſtecken, denn der Froſchmausler zwiſchen Jerrmann und den Kölnern, welcher von einem Faſching zum andern beigelegt ſchien, iſt wieder ausgebrochen, und wird, ſtatt mit Knallerbſen, mit Vierundzwanzigpfündern fortgeſetzt. Die Leſer des Phönix erinnern ſich aus dem Literaturblatt Nro. 26 zum Phönix vom vorigen Jahre der Congreve'ſchen Raketen, welche Herr Jerrmann in das ſogenannte Wespenneſt warf. Sie ſprühten und praſſelten, daß einem ehrlichen Manne angſt und bange wurde. Herr Rave rückt jetzt mit ſchwerem Geſchütz zur Vertheidigung Kölns heran, eine Mühe, die er ſparen konnte, da in Köln eine hinlängliche Garniſon liegt. Die vorliegende Broſchüre beſiegt allerdings die Jerrmann'ſche, hauptſächlich an Monſtruoſität und Exkurſen. Das aber iſt, außer der Unerfreulichkeit, daß eine ſcandalöſe Localangelegenheit vor dem Tribunal der deutſchen Literaturangelegenheiten verhandelt wird, der Hauptjammer, daß Herr Nave Zeit und Witz verſchwendet hat, um alles Ernſtes Geſpenſter zu bekämpfen, welche Herr Jerrmann in einer phantasmagoriſchen Unterhaltung an der Wand auf- und abſpazieren ließ und an welche doch niemand glaubt; denn wem könnte es einfallen, das Köln von 1836 für daſſelbe Köln auszugeben, in welchem zur Zeit der Reformation die braven Dunkelmänner römiſche Eier ausbrüteten? Wer die preußiſchen Rheinlande kennt, weiß, welchen heilſamen Einfluß die preußiſche Oberherrlichkeit auf die alten Mirakelfelder hervorbrachte, aus welchen Intoleranz und Bigotterie längſt ausgerottet ſind, während die alten Tugenden dort fortbeſtehen.

Aus Mainz.

(Anfangs März.)

Man pflegt aus einer ungewöhnlichen Bauluſt auf den innern Wohlſtand einer Stadt zu ſchließen. Wenn ein ſolcher Schluß richtig iſt, müſſen wir hier auf Roſen wandeln! Da ſollen nächſtens drei öffentliche Bauten von Bedeutung hier begonnen werden: Ein neues Stadthaus, eine Fruchthalle und ein Waiſenhaus, und im Projekte iſt: Ein gemeinſchaftliches Lokal für die drei hier beſtehenden Kunſtinſtitute. Allen dieſen Unternehmungen iſt das ſchnellſte und beſte Gedeihen zu wünſchen. Das Stadthaus wird von der zunehmenden Population und deren bedeutenderen adminiſtrativen Bedürfniſſen gefordert; die Fruchthalle iſt ſo nöthig, wie das Brod ſelbſt, das in der vollſaftigen Waare ſchlummert, die hier aus unſrer fruchtreichen Gegend zuſammengebracht wird; das Waiſenhaus iſt ein humanes Unternehmen, eine Pflicht gegen die unglücklichen Verlaſſenen. Nur das vierte Projekt, die Wohnung der Muſen, hält man für überflüſſig, in der Meinung, der Kunſtverein befinde ſich gar behaglich unter dem Dachſtuhle des Theaters, die Liedertafel könne ſich auch in einem kleinen Salon ihres Beethovens erfreuen, und die naturforſchende Geſellſchaft könnte auch hinfüro, ſammt ihren reichen Sammlungen, in einem engem Raume ſchwitzen! Der Meinung bin ich aber nicht. Ein großartiges Lokal für die drei Inſtitute wäre ſo leicht ausführbar, und dabei zugleich eine ſolche Zierde für unſre Rheinſtadt, daß man kaum begreift, wie man dieſes Projekt unter die pia desideria werfen kann, zumal, da den Inſtituten ſelbſt hier eine ſo allgemeine Theilnahme mit Recht geworden iſt. Wir ſahen bei Gelegenheit der Eiſenbahn eine ſo löbliche Neigung für Actien-Unternehmungen. Nun wohlan! gründet der Kunſt einen Tempel durch Actien, damit ſie fernerhin nicht, wie eine Verirrte, bald hierhin, bald dorthin geworfen wird. Für die Zinſen laßt Apollo ſorgen! Kann man von dem Muſengott auch grade keine reiche Dividende erwarten — denn auf dem Parnaß ſind keine Goldminen, — ſo wird es doch ſehr leicht möglich ſein, die Actien mit 5 Prozent zu honoriren. Man vergeſſe nicht, daß die drei Inſtitute an 6 bis 800 Mitglieder zählen. —

Die Anſtalt zur Heilung ſtammelnder Perſonen gewinnt täglich an Ausdehnung und Gehalt. Hellermann wirkt rüſtig, wie es einem jungen Mann ziemt, der es ſich zur Lebensaufgabe gemacht hat, einer Klaſſe unglücklicher Menſchen rettender Engel zu werden. Daß aber ein im höhern Grade Stammlender unglücklich iſt, iſt wenigſtens Referenten kein Zweifel mehr, ſeitdem er Gelegenheit hatte, mit geheilten Stammlern über ihren frühern Zuſtand ſich vielfach zu unterhalten. So geſprächig und heiter und frei dieſelben ſich nach der Heilung fühlen, ſo ſchwer und ſchmerzlich wird ihrem Gefühle der Ausdruck jedes einzelnen Worts vor der Heilung; es iſt, als ob ſie eine ſchwere Laſt von der Bruſt wälzen, wenn ſie unter Verzerrungen des Geſichts einen Satz ausſprechen! Und ſo die ewige Siſyphus-Qual! Daß ein ſolcher Zuſtand dieſe Menſchen nach und nach verſchloſſen, ſelbſt miſanthropiſch ſtimmt, iſt natürlich! Hellermann's Methode iſt die einfachſte von der Welt. Hat er die unregelmäßigen Muskularbewegungen der Zunge durch ſeinen ſg. Zungenheber gebändigt, ſo iſt das Uebrige nur eine Leichtigkeit, eine Uebung; die Hauptſache iſt, daß das Subſtrat der Sprache unter die Herrſchaft des Willens geſetzt wird, was durch den levator linguae geſchieht. Aber auch die Sprach-Uebungen ſelbſt leitet Hellermann auf eine originelle Weiſe. Er läßt im Anfange die Worte nur ſylbenweiſe, mit Scanſion und Taktſchlag, ausſprechen, und können die Kranken erſt mit dieſem Rhythmus die Worte ausſprechen, ſo iſt die Heilung großentheils erzielt, und die Geläufigkeit der Sprache kommt von ſelbſt. — Vor einigen Wochen haben ſieben geheilte Stammler zu gleicher Zeit die Anſtalt verlaſſen, und dem würdigen Manne öffentlich die Gefühle unauslöſchlicher Dankbarkeit gezollt. Wie wohlthuend muß für Hellermann der Gedanke ſein, daß er, früher ſelbſt Stammler, und nur durch eine außerordentliche Ausdauer geheilt, jetzt berufen iſt, Andern Hülfe zu ſchaffen! Wir ſind hier auf dieſen jungen Mann ſtolz, und zählen ihn in der Reihe unſerer ausgezeichneten, verdienſtvollen Landsleute. —

Mit dem Monate April erſcheinen hier die hinterlaſſenen Schriften des vor wenigen Tagen verſtorbenen Profeſſors Lehne, des als Geſchichtsforſcher, Publiciſt und Dichter ausgezeichneten Mannes. Wir werden an dieſer Verlaſſenſchaft eine reiche Fundgrube für das Studium der ältern Geſchichte unſrer Stadt und Gegend finden; denn es war des Hingeſchiedenen Lieblingsbeſchäftigung, aus den vorhandnen und aufgefundnen Denkmälern, Documenten und Quellen den Urſprung und die Entwicklung der Stadt Mainz auf ſicherm hiſtoriſchen Fundamente zu baſiren. — Wir haben in Lehne unendlich viel verloren. Ein halbes Jahrhundert für den Ruhm unſerer Stadt, für deren politiſche und ſittliche Intereſſen arbeitend, war er zugleich ein Biedermann wie keiner, ein Bürger in acht-catoniſchem Sinne, ein Freund der Wahrheit und des Rechts. Die Kunſt hatte an ihm einen aufrichtigen Verehrer, einen getreuen Pfleger; das Wiſſen ehrte er, wo er es fand. Daß unſre Einwohner von dieſem Tode ſchmerzlichſt berührt wurden, ſah man bei dem Leichenzuge, woran faſt die ganze Bevölkerung Theil nahm. Lehne war eine Zierde unſerer Stadt!

Notizen.

⁂ Chineſiſche Verzwergungen. — Die Chineſen ziehen ſich Waldungen von Bäumen en miniature. Sie pflanzen Stämmchen von jungen Bäumen in einen Porzellantopf von 15—20 Zoll Länge und 12—15 Z. Breite. Der auf dieſe Weiſe gepflanzte Baum kann nicht über einen Fuß hoch werden, da die Ausbreitung der Pflanzen im Licht bedingt iſt durch den Spielraum der Wurzeln im Boden. Die Knoſpen, die neuen Triebe und Blätter des eingepferchten Stämmchens werden, ſo weit es nöthig, weggeſchnitten, die Zweige, die man wachſen läßt, mittelſt Fäden von Meſſingdraht auf eine wunderliche Weiſe verdreht. — Es erinnert uns dies an Bäume, die wir in Holland geſehen, deren Kronen wunderlich zugeſtutzt, deren Stämme mit weißer Oelfarbe angeſtrichen waren. Ex ungue leonem! —

⁂ Die erſte Darſtellung von Mallefille's „Sept enfans de Lara“ (auf der Porte-Saint-Martin am 1. März) dauerte von halb ſieben bis um 10 Minuten nach ein Uhr. Früher hatte dies Stück 8 Akte, der Dichter reduzirte ſie jedoch auf 6.

⁂ Neulich wurde in London das Original-Manuſcript von W. Scott's „Guy-Mannering“ um 1,875 Francs und das des „Kloſters“ von demſelben Dichter, um 1,150 Fr. verkauft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 64. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 15. März.

Bendemann's „Jeremias.“

Die Direktion des Frankfurter Kunſtvereins erwarb ſich durch die von ihr getroffene Veranſtaltung, der zufolge Bendemann's Werk eine Woche lang der Betrachtung des hieſigen Publikums zugänglich wurde, den aufrichtigen Dank aller Freunde des Schönen. Gewiß wird nicht leicht jemand vor dieſem Bilde ſtehen, der nicht ergriffen würde von der Fülle der zuſammenſtrömenden Ideen, von der friſchen, verſchwenderiſchen Farbenpracht, von dem Fleiß in der Ausführung, vor allem aber von der Bedeutung und von dem Ernſt des Willens, welche aus Bendemann's Bilde hervorleuchten. Verſuchen wir, uns von dem Eindrucke, welchen die erſte Beſchauung in uns hervorgebracht, zu emancipiren und unſer ſinnliches Wohlgefallen durch Betrachtungen zu rectifiziren, welche durch ein öfteres Hintreten vor ein Werk entſtanden, das eine ernſte Analyſe gleichſam herausfordert und verdient.

Dürfen wir aus dem beſtimmten und bleibenden Eindruck, welchen das Bild in uns hervorbringt, die Intention des Künſtlers mit Sicherheit ableiten, ſo wollte er die Cataſtrophe einer weltgeſchichtlichen Tragödie darſtellen; und als Geſtaltendichter mußte er dieſe Cataſtrophe nicht mehr als eine vor unſern Augen noch geſchehende verſinnlichen, ſondern als eine bereits geſchehene und abgeſchloſſene. — dieſe Ruhe, welche das Tragiſche als Erhebendes und ſittlich Wahres feſtſtellt, erkannte der Künſtler als unbedingt nothwendiges Vehikel ſeiner Kunſt; den Beweis, daß er ſie als ſolches erkannt, gibt ſein erhabener Jeremias, deſſen Conception eines ausgezeichneten Geiſtes würdig iſt. Bendemann's Bild iſt eigentlich faſt blos dieſer Jeremias, der, auf den Trümmern der gefallenen Größe ſitzend, die Rolle mit der prophetiſchen Kunde noch in der Hand haltend,*) in den grauen Bart murmelt: „Ich hab's gewußt, ich hab's geſagt!“ Dieſer Jeremias iſt das Symbol ſeines ganzen Volkes, der Träger des tauſendjährigen Elends, er vereinigt die lebendige Wahrheit des Schmerzes mit der lebendigen ungeheueren Reflexion. Dieſe einzige Figur, ſitzend auf den Trümmern des Tempels, — die rauchende Stadt im Hintergrunde, würde nach unſerer Anſicht vollkommen genügen, um die poetiſche Intention des Künſtlers dem Auge und dem Gefühle jedes Beſchauers zu verdeutlichen.

Aber der Künſtler, überwältigt von der Größe des Stoffes, und getrieben von der Macht der auf ihn einſtürmenden Ideen, wollte uns nicht blos dieſen Fokus der tragiſchen Idee zeigen, ſondern hielt es auch für nöthig, deren einzelne Ausſtrahlungen darzuſtellen. Er faßte das Volk typiſch als eine einzige Familie auf und ſtellte die Wirkung des Unglücks vom unbewußt lächelnden und ruhig unterm Aug' der Providenz ſchlummernden Kinde bis zum Greiſe dar, deſſen Leben nur ſo lange hielt, als das Leben ſeines Volkes, deſſen Grab der Aſchenhaufe ſeiner Vaterſtadt iſt. Das jüngſte Kind, ruhig fortſchlafend, indeß ſeine Wiege verbrannt iſt, indeß ein andres Kind auf dem heiligen Paviment todt ausgeſtreckt liegt, kann als die von oben verbürgte Hoffnung einer Wiedergeburt des Volkes gelten, — das Mädchen, welches ſich an die Altmutter lehnt, und das Haupt verbirgt, wird einſt als Sklavin ſich wohl zur Jungfrau entfalten und ſcheut wie unbewußt-bewußt phyſiſch vor dem Geyer, deſſen Flügelſchlag ſie ſchon in Lüften hört, — dieſem Mädchen entſpricht der mit einem Fuße knieende ängſtlich zum ſterbenden Bruder aufblickende Knabe, der dem

---

*) Vielleicht würde der Charakter einer abſoluten Ruhe noch beſtimmter hervortreten, wenn die Rolle zu den Füßen des Propheten läge. —

Tode zum erſtenmal in's Antlitz blickt; — der ſterbende Jüngling, langſam an der Wunde verblutend, erſcheint dann, in dem Adel ſeiner Kraft und Geſtalt, als der Repräſentant des Widerſtand leiſtenden Geſchlechtes, das mit aller Gegenwehr doch dem Überdrang des Geſchickes nicht Stand halten konnte; die bleiche ſterbende Mutter, welche das ſchlummernde Kind im Arme hält, mit den troſtlos ſtarren Augen iſt vielleicht die Gegenwart Israels, — die Jungfrau und der Knabe, welche dem todten Greiſe die letzte Pflicht erweiſen, ſymboliſiren etwa die heilige Gewalt der Liebe, die nie deutlicher ſich kund gibt, als im Elend, — ſie kümmert jetzt nicht das Schickſal des Volkes, nur der eine Todte! die Altmutter aber, die neben dem Propheten kauert und das niedergeſunkene Antlitz verhüllt, um den Untergang ihres ganzen Geſchlechtes nicht zu ſchauen, das iſt Rachel, die um ihre Kinder klagt, das iſt die Niobe, die der Schmerz verſteinert, es iſt Israel ſelbſt. — Wir ſupponiren, daß der Künſtler alle dieſe Gruppen der Nebenfiguren ſymboliſch aufgefaßt hat, und wir glauben, ihn durch eine ſolche Suppoſition vor dem Vorwurf zu rechtfertigen, welcher die Compoſition treffen würde, wenn ſie von irgend einem anderen Standpunkt aus aufgefaßt würde; denn betrachten wir dieſe Gruppen nicht ſymboliſch, ſo dürfte man wohl nicht mit Unrecht fragen, weßhalb der Künſtler die Beziehungen der einzelnen Geſtalten zu einander vernachläſſigte. Die erſte Anforderung, die man an eine Compoſition macht, iſt: innere Einheit der als handelnd Dargeſtellten. Dieſe dürfte hier vermißt werden; in welcher Beziehung ſteh'n z. B. die zwei Gruppen rechts zu den zwei Gruppen links? ſie kümmern ſich nicht um einander, ſie gehören nicht zu einander; in der Wirklichkeit mag bei einer ſolchen Confuſion jeder allenfalls thun, was ihm gut dunkt; die Kunſt läßt einen ſolchen Egoismus nicht zu. Wenn wir demnach die Nebengruppen nicht ſymboliſch auffaſſen, ſo haben wir auf dem Bilde mehre verſchiedenartige, incohärente Handlungen, ſtatt einer einzigen.

Doch wir wollen dem Künſtler einen ſolchen Mißgriff nicht zumuthen, können aber nicht umhin, freimüthig die Meinung zu äußern, daß der Künſtler durch das Beſtreben, die tragiſche Idee in allen Beziehungen darzuſtellen, den Eindruck vielleicht ſchmälerte, welchen ſein grandioſer Prophet allein hervorzubringen im Stande iſt. Indem wir dieſe Anſicht ausſprechen, wünſchen wir unſre Bedenklichkeit auch auf die Compoſition und auf die Ausführung ausgedehnt zu wiſſen, ja wir glauben ſogar, daß der entſchiedene Hauptcharakter des Bildes: tragiſche Ruhe, durch die verſchiedenen noch nicht vollbrachten Handlungen geſtört und geſchwächt wird. Was aber die Compoſition betrifft, ſo ſcheint mir dieſe herrliche Prophetengeſtalt tüchtig in der Erfindung, in der Zeichnung und im Colorit, mit den übrigen Charakteren (mit Ausnahme der Altmutter und des ſterbenden Jünglings) nicht im Einklange zu ſtehen, ſie haben (hauptſächlich die Mutter mit dem Kinde und das knieende Mädchen) das unverkennbare Anſehen von Modernität, die ebengenannte Gruppe (in welcher das todte Kind uns an des Rubens Schule auffallend erinnert, und faſt unäſthetiſch genannt werden kann) verwirrt das Auge des Beſchauers, während die Gruppe zur andern Seite durch allzubemerkbare Parallelen (die Stellung des knieenden Knaben, die umgeſtürzte Säule, das marmorne Treppengeländer laufen parallel, die drei Figuren: Jungfrau, Greis, Knabe, natürlich desgleichen) eine gewiſſe Monotonie hervorbringt. — Übrigens hätten nach unſerer Anſicht, zur Feſtſtellung der geſchichtlichen Begriffe: Kampf, Vernichtung auch die beiden edlen Geſtalten des ſterbenden Jünglings und der verhüllten Altmutter hinlänglich ausgereicht und auch die letztere den Begriff der Pietät völlig ausgedrückt, welchen der Künſtler durch die verſchiedenen Gruppen verdeutlichen wollte; denn es läßt ſich die Alte typiſch als Mutter und der Sterbende typiſch als Sohn denken.

In der Darſtellung des Jeremias und dieſer beiden Geſtalten hat der Künſtler mit den einfachſten Mitteln das Höchſte erreicht. Anderſeits aber dürfen wir nicht verhehlen, daß uns in den erwähnten Nebengruppen manches Motiv nicht künſtleriſch wahr erſcheint. Welcher Grund, welche Beziehung lagen zum Beiſpiel vor, das todte Kind in den Vorgrund hinzulegen? Wem gehort es an? Wir geſtehen, daß wir bei keiner umgebenden Figur eine Theilnahme für daſſelbe entdeckten. Ebenſo iſt es nicht zu überſehen, daß die Attitüde des Knaben, welcher dem Sterbenden am Kinne kraut, die Stimmung, in welche uns das Ganze verſetzen ſoll, beeinträchtigt; ebenſo erſcheint die Art, wie das Mädchen ſich das Antlitz verhüllt, eher eine oft gebrauchte Modellſtellung, als der Natur pſychologiſch abgelauſcht, und die Geſtalt des getragenen Greiſes zeigt ſich in einer Verkürzung, welche jede Möglichkeit ganz contradictoriſch beſtreitet. Ein anderer Mangel offenbart ſich in dem flachen Colorit der Mutter, und in dem manierirten des ſchlafenden Kindes.

Wahrhaft bewundernswerth ſind der Fleiß, welchen Bendemann auf die Ausführung in Farben verwendete, und die Liebe, mit welcher er auch das kleinſte Detail vollendete, keine Kleinigkeit vernachläſſigend, welche irgend zur Verdeutlichung ſeiner einmal ſtipulirten Idee dienen konnte; wir ſehen nicht blos an der Architektur, wo ſich der Prophet befindet, wo ſich die letzten Reſte des Volkes typiſch concentriren, — nicht blos an dieſen prachtvollen Säulen und transparenten, täuſchend naturähnlichen Marmortrümmern, ſondern auch an dem kleinſten Stückchen von Moſaik; wir ſehen im Kleinſten, wie im Größten, daß nicht die Zeit die empörte Natur hier zerſtörend gewaltet, ſondern die rohe Fauſt des übermüthigen Siegers, welcher mit boshafter Wuth zertrümmerte, zerſchlug, aufwühlte. Duller.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

„Veronika," rief er, ihre Hände mit Küſſen bedeckend; „frommer, ſchuldloſer Engel, hören Sie auf, ſich anzuklagen; Sie ſind ja nicht geflohen, nein, Sie ſind hinausgeſtoßen worden aus meinem Hauſe; nicht über Sie, nein, über den Unmenſchen rief ich mein Wehe, über den Feind meines Glücks, der Sie mir und meinem Kinde ſtahl, um die Feſſel zu verewigen, die ſein niedriger Eigennutz mir geſchmiedet hat, und die er bedroht ſah durch Ihre Nähe, mit ſeinem ſcharfen Auge. — Ja, Veronika, ich kann es Ihnen nicht verheimlichen; er hat recht geſehn, mein fürchterlicher Feind! Seit ich Sie in Ihrer Engelreinheit wandeln ſah, neben der Unſeligen, die den furchtbarſten aller Flüche, den Fluch der Selbſtentzweiung über mich gebracht hat, ſeit meine Kniee anbetend ſich beugten vor dir, du reines, unſträfliches Weſen, hat ein Band nach dem andern ſich gelöſ't, mit welchem Vorurtheil und Herzensſchwäche mich knüpften an meine Fluchbringerin, aber das letzte dieſer Bande wird brechen mit dem brechenden Auge meines Kindes, und dann —"

Er vermochte nicht weiter zu reden; ſein Geſicht, in Thränen gebadet, barg er an Veronika's Buſen, und ihr ſchwindelndes Haupt ſank auf das ſeinige nieder. Was ſie fühlte, was ſie ſann, das wußte ſie nicht, aber unausſprechlich leicht war ihr das Herz geworden, ſeit ihr Freund es entſündigt, ſeit er ſie freigeſprochen hatte von ihrer Schuld an dem Verluſte ſeines einzigen Erdenglücks. Aber — ſo kamen nach und nach die Gedanken ihr wieder, denn, nun, da die Bürde von ihr genommen war, die ihr das Leben verdüſtert hatte, kehrte es auch ſeine Lichtſeiten troſtreich und hoffnungshell ihr zu, — aber war denn dieſes Glück ihm ſchon verloren? — war Vinzent denn ſchon todt, oder rettungslos dem Tode verfallen? noch lebte das Kind ja, und ein prophetiſcher Geiſt verhieß ihr, ſie werde es retten. Ihre Seele erhub ſich wunderbar, von dieſem begeiſternden Gedanken gelüftet, und als in dieſem Augenblick eine nahe Eule die Flügel zu ſchütteln begann, und krächzend den anbrechenden Abend begrüßte, der die Tagesſchläfer erweckte, welche dies Gemäuer bewohnten, und als Goßhorn ſchreckhaft aufſah, und nun in den Wehruf ausbrach: „Jeſus Maria, das iſt der Todtenvogel! Vinzent, das iſt dein Grablied!" — da rang Veronika ſich los von dem Schauer, der auch ſie gefaßt hatte, ergriff die Hände ihres jammernden Freundes und rief: „Vinzent lebt! Glauben Sie mir, er lebt und wird leben! Die Heiligen des Himmels werden mir barmherzig ſein, und ſeinen Athem nähren, bis ich komme, um ihn zu hüten! Ja, mein Freund, mein Wohlthäter, welche Giftquellen die Verläumdung auch öffnen mag für meinen guten Namen, ich will dennoch mit Ihnen gehn und mit Ihnen wachen und beten an dem Bette unſeres Lieblings, und nie, nie von ihm weichen! Aber laſſen Sie uns nicht ſäumen, aus Furcht vor der Gefahr des Weges; wir ſind ja überall in Gottes Hand, wenn wir in ſeinem Namen wallen. Morgen früh laſſen Sie uns aufbrechen, Gottes Engel werden uns den Weg durch die Schaaren der ketzeriſchen Feinde bahnen; das fühl' ich, das glaub' ich, und vertrauen Sie meinem Glauben an die himmliſche Barmherzigkeit; ſie wird uns nicht verlaſſen."

Die Begeiſterung dieſer kindlich gläubigen Seele theilte dem hoffnungslos erſtarrten Vaterherzen neue Lebenswärme mit, und ein faſt abergläubiſches Vertrauen zu der Sehergabe dieſer tugendhaften, ſündfreien Lieblingin des Himmels, deren ſtrafloſer Wandel, einer frechen Sünderin gegenüber, mehr als der Reiz ihres Antlitzes ihn bewegt hatte, erwachte ihm. Er zweifelte nicht, daß Gott dieſe Hände mit wunderbarer Gewalt begaben, daß ſie das entfliehende Leben ſeines Sohnes feſſeln, und ihn ſelbſt unter den Schutz ihrer Heiligen ſtellen werden. Wie, wie jetzt, hatte ſein ganzes Weſen ſich der geliebten Hoffnungsſpenderin zugeneigt; er willigte darin, mit dem Anbruch des nächſten Morgens die Rückreiſe anzutreten, deren glückliche Beendung an ihrer Hand ihm keinem Zweifel unterlag. Seine fromme Zuverſicht auf den Beiſtand der hülfreichen Heiligen wurzelte aber noch feſter, als der langerſehnte Wirth dieſer unheimlichen Behauſung endlich mit der Botſchaft eintraf, daß noch kein Feind das Dorf betreten habe, und daß, dem Vernehmen nach, auch die Umgegend bereits rein ſei. Die Herzen der beiden Flüchtlinge ſchwollen freudig an, und als nun der Wilddieb, während er einen mitgebrachten Sack voll duftender Berggräſer zur Lagerſtatt für ſeine Gäſte, und dann einen Korb voll Wein und Wildbraten auspackend, den Preis zu behandeln anfangen wollte, den er auf ſeine Mühen ſetzte, da kam der Baron ſeiner Forderung mit einer ſo verſchwenderiſchen Großmuth zuvor, daß dem dürftigen Landmann zu ſchwindeln begann bei dem Anblick des ihm geöffneten Eldorado. Wie vom Rauſche angeglänzt blitzte ſein Auge, als er die Maßregeln aufzählte, die er nehmen werde, um alle Gefahr zu beſeitigen; ein Kahn ſollte bereit liegen unten am Berge zur Saalüberfahrt; von dort bis zu dem unfernen Dorfe Ebenhauſen mußte man freilich zu wandern ſich entſchließen, in Ebenhauſen aber gab es Pferdebeſitzer, die für einen geringen Lohn zu dingen, und mit allen Schleichwegen in der ganzen Gegend bekannt waren. Er ſchied endlich, um die nöthigen Vorkehrungen nicht zu verabſäumen, und morgen vor Sonnenaufgang wieder hier ſein zu können. Leicht, als walle es in Kindesadern, hüpfte Eugen's Blut, und ſeine neubeſeelte Hoffnung trieb ein fröhliches Spiel mit ſeiner erheiterten Seele; das Kloſet ward ihm zu eng; der Mond warf zu wenig von ſeinem Lichte durch die ſchmalen Fenſteröffnungen, welche der Nachtwind zu zugluftig durchſtrich. Er zog Veronika die Stufen hinauf, die zur Zinne des Thurms führten, und warf, als er das Mädchen zittern fühlte, ſeinen Mantel über ihre Schultern, ach, ſie bedurfte der Erwärmung nicht; ihr Beben war nicht das Zittern des Froſtes; es hatte ein Gedanke ſie beſchlichen, der ihrer Seele ſchwer zu tragen gab, der Gedanke an ihr Verſprechen, nie von Vinzent, alſo auch nie von Vinzent's Vater ſich zu trennen. Ach, wie ſelig würde ſie ſein in der unauflöslichen Vereinigung mit dieſem, aber ſchon der Gedanke an ein ſolches Seelenbündniß war ja ein ewig unabbüßbares Verbrechen, und wie ſollte ſie es vermögen, täglich, ſtündlich den Mann ihrer, ihm faſt ſchon verrathnen Sehnſucht zu ſehn, ohne täglich, ſtündlich jener Todſünde ſich ſchuldig zu machen?

Eugen's freudiger Blick ward zum Sorgenblick, als er das ängſtlich bewegte, halb vom Monde beſchienene Geſicht des ſchwerathmenden Mädchens betrachtete. „Fehlt Ihnen etwas, liebe Veronika?" forſchte er, ihre Hand faſſend, und ſetzte erſchreckend hinzu: „Himmel, wie glüht Ihre Hand; Sie ſind krank."

„Nein, ich bin nicht krank," verſetzte ſie, die geſenkten Augenlieder mit ſichtbarer Mattheit aufſchlagend; „krank bin ich nicht, aber verſchmachtet; ach, wie würde ein Waſſertropfen mich erquicken."

„Waſſer, Waſſer," wiederholte Eugen ſinnend; da fiel die Flaſche ihm ein, die der Bauer heute Abend mitgebracht hatte; er eilte die Stufen hinab und kehrte nach wenig Augenblicken mit jenem Labſal zurück. Er bot Veronika die Flaſche. Sie trank mit der Haſt einer halb Verdurſteten, und wähnte, nie etwas Köſtlicheres als dieſen Landwein genoſſen zu haben. Den Braten wies ſie zurück. Eugen leerte den Reſt der Flaſche.

Nicht lange blieb der verrätheriſche Traubengeiſt müßig; es war, als zürne er, zur Dienſtverrichtung des durſtlöſchenden Waſſers entwürdigt zu ſein, und wolle ſich rächen an den Verächtern ſeiner Kraft, ſo ſchnell und ſo heftig ließ er Beiden den Umfang ſeiner geheimnißvollen Macht empfinden; aber es gefiel ihm, mit ſeinen, durch Angſt und Entbehrung ermatteten Gegnern ein ungleiches Spiel zu treiben; während er das Mädchen betäubte, und das Blut, erhitzter zwar und voller, aber ſchwerfälliger ihr durch die Adern walzte, beflügelte er den Wellenſchlag in Eugen's Pulſen. Eine zauberähnliche Leichtigkeit des Gedankens, dem jugendlichen Manne ſo fremd, wie die Freude ihm war ſeit Jahren, trug ſeine Seele hinaus aus dem Bereich ſeiner beklemmenden Schranken; ſeiner Phantaſie wuchſen neue, ungeahnte Schwingen, und leicht, wie ſie ihn hinübertrugen in das phantaſtiſch geſchmückte Gebiet ſeiner Zukunft, ſo flatterte auch ſeine Erinnerung hinweg über ſeine Thränenmäler, den einzelnen Gipfeln ſeines Lebens zu, die das Bild des Engels trugen, den Gottes Liebe ihm geſandt, und hier vereinigt hatte mit ihm. „O, du himmliſche Barmherzigkeit!“ rief er mit ſchwärmeriſch erhobenem Auge, „wie undankbar war ich, wenn ich klagte und weinte, und unbegnügt mit dem Glücke, unter den Augen, unter dem Schutze dieſes Engels zu leben, ihn ſelbſt forderte, als ſei er ein irdiſches Gut, und kein himmliſches! O, wie viel ſeliger bin ich geweſen, als der edle Sänger es war, der einſam hier auf dieſer Zinne ſtand, und den ſehnſuchtſchweren Blick auf die Thürme jener Nachbarveſte geheftet, getrennt von der Geliebten, ihr ſeine Lieder ſang. Veronika, nur keine Trennung wieder! — Mehr bat' ich nicht von Gott, mehr bat' ich nicht von dir!“ (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

*** **Abſchaffung der Todesſtrafe.** — Die Geſellſchaft für chriſtliche Moral zu Paris hatte im Jahre 1826 einen Concurs eröffnet für Schriften zu Gunſten der Abſchaffung der Todesſtrafe. Die fleißige Arbeit des Advokaten Lucas (Du système pénal, 1827) erhielt den Preis. Am 29. v. M. hat nun der Ausſchuß jener Geſellſchaft eine goldene Medaille und mehrere ſilberne für die beſten Schriften ausgeſetzt, durch welche die Abſcheulichkeit der Hinrichtungen und die Unwirkſamkeit dieſer Strafe zur Unterdrückung der Verbrechen erwieſen würde; doch ſoll die Abhandlung nicht den Umfang eines Druckbogens überſchreiten. (!) Zugleich wurde beſchloſſen, alle Menſchenfreunde einzuladen, ſich der Geſellſchaft für chriſtliche Moral anzuſchließen, um Bittſchriften an die Kammern zu veranlaſſen, durch welche die Abſchaffung der Todesſtrafe in Antrag gebracht würde. — Ob dieſe Aufforderung großen Anklang finden und die Kammern zur Abſchaffung der Todesſtrafe beſtimmen werde, ſteht nach dem vor fünf Jahren verunglückten Verſuche ſehr zu bezweifeln. Welthiſtoriſche Thatſache iſt es allerdings, daß im Fortgange der Civiliſation die Blutrache ſich in gerichtliche Strafe verwandelt und dieſe ſich allmählich bis zur einfachen marterloſen Todesſtrafe gemildert hat, die nur nach der ſorgfältigſten Unterſuchung ausgeſprochen, und ſelbſt ſo noch durch das Begnadigungsrecht des Fürſten immer ſeltener wird. Ebenſo iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß Chriſtus durch ſein Benehmen gegen die, nach jüdiſchem Staatsgeſetz des Todes ſchuldige Ehebrecherin die Todesſtrafe für unſtatthaft in ſeinem Reiche erklärt hat, daher auch die über den heidniſchen und moſaiſchen Staat ſich erhebende Kirche zum wenigſten in der Theorie die Maxime aufgeſtellt und beibehalten: „die Kirche verabſcheut jedes Blutvergießen.“ Thatſache iſt endlich, daß nordamerikaniſche Staaten, die ſich durch ihre humanen Geſetze über alle ausſchließenden Kirchen erhoben, — bereits die Todesſtrafe wirklich abgeſchafft haben. Dennoch iſt es der Wiſſenſchaft noch nicht gelungen, die Nothwendigkeit der Abſchaffung gegen alle dawider erhobene Bedenklichkeiten ſiegreich zu erhärten. Die Vorſtellung von der Gerechtigkeit, als einer Wiedervergeltung, iſt zu tief gewurzelt und beherrſcht zu ſehr das ganze übrige Strafſyſtem, als daß man ohne überwältigende Gründe ſich dem gutmüthigen Streben der Geſellſchaft für chriſtliche Moral, nach Abſchaffung der Todesſtrafe, anſchließen dürfte.

*** **Handelsverkehr zwiſchen Frankreich und England.** — Der von G. Villiers und J. Bowring an das Oberhaus erſtattete First report on the commercial relations between France and Great Britain gibt folgende intereſſante Ueberſicht der durchſchnittlichen jährlichen Ein- und Ausfuhr Englands von und nach Frankreich:

In den Jahren:				v. Engl. n. Frankr.	v. Frankr. n. Engl.
von 1696–1701,	in denen	Friede,	für	66,085 Lſt.	166,115 Lſt.
„ 1702–1712,	„	—	Krieg, „	6,890 „	16,648 „
„ 1713–1717,	„	—	Friede, „	54,920 „	155,785 „
„ 1718–1721,	„	—	Krieg, „	56,496 „	140,481 „
„ 1722–1739,	„	—	Friede, „	54,877 „	253,702 „
„ 1740–1748,	„	—	Krieg, „	36,601 „	264,661 „
„ 1749–1755,	„	—	Friede, „	[illegible] „	437,485 „
„ 1756–1762,	„	—	Krieg, „	3,194 „	202,961 „
„ 1763–1774,	„	—	Friede, „	93,516 „	304,225 „
„ 1775–1783,	„	—	Krieg, „	36,998 „	193,790 „
„ 1784–1792,	„	—	Friede, „	486,734 „	921,498 „
„ 1793–1801,	„	—	Krieg, „	60,330 „	378,142 „
„ 1802,	„	—	Friede, „	424,434 „	2,390,103 „
„ 1803–1815,	„	—	Krieg, „	461,529 „	566,231 „
„ 1816–1822,	„	—	Friede, „	737,360 „	1,314,079 „
„ 1830,	„	—	Friede, „	1,000,000 „	4,140,000 „

*** **Die Muſik in Paris.** — Die Revue de Paris legt das eben ſo ſchmerzliche als beruhende Geſtändniß ab, „daß wenn das „Conservatoire de Musique“ — zu Grund ginge, Beethoven von den Franzoſen bald eben ſo vergeſſen ſein würde, wie die Namen Paläſtrina's, Händel's, Marcello's mit Choron in das Grab geſtiegen ſeien.“

*** **Frankfurt 10. März.** (Kunſt.) — Die Adminiſtration des Städel'ſchen Kunſtinſtituts hat zwei Bilder angekauft; eine ſüdliche Landſchaft, von Uerdingen, ein Bild voll Wärme und beſtimmtem Charakter und eine „Himmelfahrt Mariä,“ angeblich von Murillo. Wir fürchten, daß der für das letztere Bild bezahlte Kaufpreis verſchleudert iſt, wenn er auch vielleicht noch ſo gering war. Dies flaue, nüchterne ſchülerhafte Bild iſt ſo himmelweit von der kräftigen Entſchiedenheit des Murillo'ſchen Styles entfernt, als von der Anmuth, welche der Gegenſtand, und von der Correktheit, welche die Kunſt überhaupt bedingt. — Auf dem Kunſtverein ſehen wir ein abſcheuliches Bild des Malers Steuben aus Paris, „der heilige Ludwig begräbt die Peſtkranken;“ die Ausführung iſt ſo ekelhaft als der Stoff. Was wollen nur die Leute mit dieſer affectirten Schmutzigkeit und Liederlichkeit? Wer ſoll ſein Zimmer durch eine ſolche Unſäuberlichkeit beſchmutzen? — Ein Portrait der Herzogin von Naſſau, von Frau von Rabel gemalt, wäre ganz hübſch, wenn es weniger verzeichnet und weniger ſtümperhaft gemalt wäre.

№ 65. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 16. März.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Er hatte ſich ſo tief herabgebeugt zu dem ſprachloſen Mädchen, daß die aufgelöſten Locken auf ihrer Stirn ſich bewegten, von ſeinem Athem angeweht; einige Pulsſchläge lang ſchwebte ſein Auge dicht über dem ihrigen, benachbarten Sternen gleich, deren einer der Spiegel des andern ſcheint; aber allmählig ſenkte ſein Antlitz ſich tiefer, bis die ſchwimmenden Spiegelbilder, die beider Augen einander entgegen tragen, im Dunkel des eignen Schattenwurfs zerfloſſen, beider Athem ſich vermiſchte, und beider Lippen aufeinander ruhten in langen ſüßen Wechſelküſſen. Wie von betäubendem Blumenduft eingeſchläfert, lag Veronika an der ſtürmenden Bruſt des geliebten Mannes, weder fähig mehr, noch Willens, das lange verſchwiegene Geheimniß ihres Herzens noch länger zu hüten; hinter und vor ihr hatte die Zeit ihre Brücken abgebrochen; das ſchreckwilde Meer der Zukunft tobte ihr nicht mehr; der klippenreiche Ocean der Vergangenheit lag undurchſichtlich und echoarm hinter ihr; ſie hatte nichts, als die glückſelige Inſel des Augenblicks, den ſie lebte, des Augenblicks, deſſen dürftigen Umfang ſie nicht zu meſſen vermochte mit ihren thränenmatten Augen.

Da ſchlug weckend und rettend ein Ton des irdiſchen Lebens an ihr Ohr; es war das klägliche Geſchrei eines Kindes, welches aus dem benachbarten Gewölbe, dem Aſyl der Trimberger Flüchtlinge, heraufklang zu ihr, und zu entathmet, um Worte zu haben für den Angſtgedanken: „Jeſus Maria, das klang wie Vinzent's Stimme!“ ließ ſie den Arm niederſinken, der, ihr bewußtlos, um Eugen's Nacken ſich geſchlungen hatte, und entwandte durch eine angeſtrengte Bewegung des Hauptes ihre Lippen der ſüßen Feſſel ſeines Kuſſes. Die Ahnung der Nähe ihres Engels hauchte die kochenden Blutwogen des ungeübten Stürmers verkühlend an, und im Moment ſeines Erwachens aus paradieſiſchen Träumen, ergriff der Schmerz des Lebens ihn. Er ließ ſeine Stirn niedergleiten auf Veronika's Hand und ſeine Stimme zitterte bei den Worten: „o, Veronika, warum hab' ich dich nicht früher gefunden?“

Veronika antwortete nicht; ſie entzog ihm auch die Hand nicht, bis er ſelbſt ſich aufrichtete, um ſeine Augen zu trocknen; nun erhob ſie ſich, trat an die Bruſtwehr der Warte, und verſank, während ſie auf das noch immer nicht beſchwichtigte Gekreiſch des Kindes da unten lauſchte, in ſchweres Sinnen; dann wandte ſie ſich zu Eugen zurück, reichte ihm die Hand und ſagte: „Eugen, was Sie mir ſind, und was ich Ihnen bin, das können wir einander nicht mehr verbergen. Ich liebe Sie, Sie lieben mich, aber unſere Liebe ſoll uns nie den Muth rauben, Gottes heiliges Antlitz zu ſuchen. Wie zwei Geſchwiſter — nein, wie zwei Engel einander lieben, ſo wollen wir uns gegenſeitig angehören! Das, Eugen, ſei unſer Gelübde. Wir wollen vereinigt tragen an unſern vereinzelten Bürden; wir wollen für einander wachen, für einander beten und Hand in Hand den Weg zum Himmel uns führen. So geloben Sie mir und ich Ihnen, und mit dieſem Gelöbniß verloben wir uns einander für eine beſſere Welt.“

Unwillkürlich hatte Eugen, während das fromme Mädchen mit dem Vertrauen eines Kindes die irdiſche Liebe zur Himmelsführerin erwählte, tief und immer tiefer ſein Knie geſenkt; jetzt umfaßte er, ein begeiſterter Beter, die ihrigen, und ſtammelte: „Veronika, heiliger Gotteslieblinig, wie fern von Gottes Himmel, wie fern von dir müßt' ich ſein, wenn je ein entheiligendes Gefühl in deiner Nähe mich beſchleichen könnte? Hier im Angeſicht des geſtirnten Himmels gelob' ich dir ewige, anbetende Liebe! Was mein

Schutzpatron, was die Mutter Gottes mir iſt, das biſt du mir, und das ſollſt du mir bleiben, ſo wahr ich hoffe, aus deinen Händen Vinzent's Leben zu empfangen!“

Demüthig das Haupt ſenkend, ſchlug Veronika leiſe betend, mit der zitternden Hand an ihre Bruſt, und bekannte ihre Unwürdigkeit, um die Himmliſchen zu verſöhnen mit der frevelnden Erhöhung ihrer Selbſt. Und als ſie nun gebetet hatte, da ward es ihr ſo leicht um das Herz; ſie fing an ſo furchtlos und ſo ſorglos über die nächſte und fernſte Zukunft von Vinzent, von der ſchuldbelaſteten Mutter des theuern Kindes, und von dem feindſeligen Oheim mit ihrem geliebten Bundgenoſſen zu reden, daß dieſer, ſeine Schläfe an ihre Achſel lehnend, und gewiegt von dem ruhigen Schlage ihres Herzens, den letzten Nachhauch des Sturms, der ſeine Sinne aufgeregt hatte, verſchweben fühlte. So floſſen die nächtlichen Stunden dahin, und ehe noch die Eulen zurückkehrten zu ihren heimathlichen Steinfugen, ſtellte der geſtern getroffenen Abrede gemäß, der treue Führer ſich ein, und Hand in Hand verließ das verſchwiſterte Paar die ihm zum Gotteshauſe gewordne Minnewarte. Die Reiſe ging ohne Hinderniß von Statten; als die Morgendämmerung anbrach, lag die Stelle ſchon hinter den Eilenden, auf welcher Goßhorn ſeinen Wagen plündern ſah, und noch ehe die herbſtlich grünen Wieſen ſich mit Schnittern belebten, war das Dorf Ebenhauſen erreicht. Hier harrte ein bedungener Fuhrmann der Ankömmlinge bereits; ſie beſtiegen das ländlich einfache Fuhrwerk, ihr vorſorglicher Begleiter trieb zur Eil, und ſie flogen dem Mainthale entgegen. Die eingeſchlagenen Nebenwege waren leer von Wanderern, ein Beweis, daß man noch nicht der Sicherheit der Gegend vertrauen dürfe, doch fand man in den wenigen Dörfern, deren Umgehung nicht möglich war, keine Spur von Feinden, welche, wie allenthalben verſichert wurde, ſich nur auf den großen Straßen bewegten, und die Hauptſtädte beſetzt hielten; den Mainübergang bei Schweinfurth zu verſuchen, war alſo nicht rathſam, und nach langem Überlegen wurde der einmüthige Beſchluß gefaßt, die von dem Rhöngebirge nach Schweinfurth führende Heerſtraße vorſichtig zu durchſchneiden, und bei dem abgelegnen Dorfe Schonungen über den Strom zu ſetzen. Beide Wageſtücke gelangen; es war um die dritte Nachmittagsſtunde, als man, aller Beſorgniſſe entledigt, die Berghäupter des Steigerwaldes aufdämmern ſah am Horizont. — Da, indem der Wagen um eine Buſchecke bog, blitzte es wie ein Sonnenſtrahl, den ein Gewäſſer wiederſpiegelt, durch die Zweige, und einen Augenblick ſpäter trat der Spiegel, der jenen Blitz aufgefangen und zurückgeworfen hatte, deutlich hervor; es war der funkelnde Küraß eines Reiters, welchem in geringer Entfernung zwei andere folgten.

„Jeſus Maria, die Preußen!“ ſchrie der Fuhrmann, und bog ab vom Wege, blindlings in das dichte Geſträuch hinein, aber wie mit den Flügeln des Sturms brauſ'ten die Reiter ihnen nach; es waren gelbmontirte Küraſſiere; der eine fiel den Pferden in den Zügel, der zweite hielt drohend das Piſtol auf den Fuhrmann gerichtet, während der dritte, ein graubärtiger Unteroffizier, ſein kräftiges Roß dem Paare gegenüber zügelte, und mit barſcher Stimme anhub: „wer ſind Sie? woher kommen Sie? wohin wollen Sie gehn?“

Vielleicht mehr die Angſt um Veronika, die krampfhaft an Eugen ſich geklammert hatte, als der Schreck dieſer Überraſchung machte dieſen unfähig zu antworten, da nahm ſein Führer ſtatt ſeiner das Wort: „gnäd'ger Herr Preuße, wir ſind keine Spione; wir ſind ehrliche Reiſende; dieſer Herr iſt der Baron von Goßhorn, der ſeine“ — er ſtockte einen Augenblick, ungewiß, unter welchem Prädikat er Veronika aufführen ſolle; und da ihm ein reiſendes Mädchen auf einer von Feinden umſchwärmten Landſtraße mehreren Unbilden ausgeſetzt ſchien, als eine Frau in Begleitung ihres Gatten, ſo entſchloß er ſich ſchnell, ſie für eine ſolche auszugeben, und fuhr fort: „der ſeine Gemahlin aus dem Kiſſinger Bade abgeholt hat, und nun ſie heimführt auf ſein Schloß in dem Steigerwalde.“

Der Unteroffizier wandte ſich an einen ſeiner Begleiter: „Karabinier, zurück zum Haupttrupp mit der Meldung. Marſch.“ — Der beorderte Karabinier ſprengte von dannen; da ward Goßhorn der Beſorgniß ſeines Oheims eingedenk, daß man ihn ſeinen Antheil an der frevelhaften Achterklärung des großen Preußenkönigs könne entgelten laſſen, und die Furcht, ſeinem Kinde entriſſen und als Gefangener hinweggeführt zu werden, bewog ihn, den Unteroffizier flehendlich um ſeine Entlaſſung zu bitten, und ſein Geſuch durch einen vollen Griff in ſeine Börſe zu unterſtützen. Aber der alte Krieger blickte ihn ſtolz an, und wandte mit den Worten: „der Mann hält uns wohl für Helden von der Freiparthei,“ ſich dem Küraſſier zu, der immer noch den Zügel der Wagenpferde feſthielt, und hochmüthig in den Bart warf: „das Volk hier hat noch keine Küraſſiere von Jung-Heinrich von Preußen geſehen!“

Veronika athmete leichter auf; ſie ſah wenigſtens der Befürchtung, in Räuberhände gefallen zu ſein, ſich entledigt, und blickte hoffnungsvoll der Schwadron entgegen, die im langſamen Schritt die Straße einherzog. In der Nähe des Wagens hielt der Zug, und ein ſtattlicher Mann, auf deſſen Küraß ein hellblaues, an einem ſchwarz und ſilbernen Bande hängendes Kreuz klapperte, ritt heran: „Sie ſind der Baron von Goßhorn, Mitglied des fränkiſchen Ritterkantons Steigerwalde, deſſen Kanzlei in Nürnberg ſich befindet?“

Der Baron bejahte die Fragen, doch hielt er es nöthig zu ſeiner Sicherheit die Betheurung hinzuzufügen, daß er nicht der ehemalige biſchöflich würzburgiſche Reichstagsgeſandte dieſes Namens ſei, welcher Kraft ſeiner Vollmacht für die Achterklärung ſeiner preußiſchen Majeſtät habe ſtimmen müſſen. — Ein ſpöttiſch-ſtolzer Zug ſpielte um den Mund des Rittmeiſters, indem er entgegnete: „Alſo kann ein Führer ihres Namens ſich rühmen, Antheil genommen zu haben an dieſer Heldenthat? ei, der Mann ſollte bei dem römiſchen Kaiſer um Erlaubniß einkommen, die Denkmünze, welche die witzigen Holländer auf dieſe Achterklärung geſchlagen haben, in ſeinem Wappen aufzunehmen, und den Doktor April zum Schildhalter zu wählen. *) Doch

---

*) Die Denkmünze, welche die Holländer auf dieſe Begebenheit prägten, läßt ſich hier nicht wohl beſchreiben. Doktor April war der unſelige Abgeordnete, welcher dem preußi

Herr Baron, nicht des lächerlichen Frevels Ihres Namenvetters halber, ſondern Ihrer eignen Perſon wegen bin ich genöthigt, mich Ihrer zu verſichern. Ich habe den Auftrag gehabt, die Mitglieder des Steigerwalder Ritterkantons mit hunderttauſend Thalern Kriegsſteuer zu beſchatzen, und mich für den Fall der Nichtzahlung einiger Geiſeln zu verſichern. Da Sie aber das einzige Glied dieſer Korporation ſind, deſſen ich habhaft werden kann, denn die ganze Ritterſchaft iſt ausgetreten, ſo bleibt mir nichts übrig, als Sie zu erſuchen mich nach Bamberg zu dem kommandirenden General zu begleiten.“

Goßhorn erblaßte. „Mein Herr, Ihre Züge verbürgen mir den Mann von Gefühl,“ ſagte er. „Vielleicht ſind Sie Vater wie ich; vielleicht haben Sie ſchon mit Angſt um ein ſterbendes, geliebtes Kind gerungen wie ich. Drei Meilen von hier liegt mein einziger Sohn todtkrank. Seien Sie menſchlich, mein Herr, und geſtatten Sie mir, unter Bewachung, wenn es ſo ſein muß, nach meinem Schloſſe zurück zu kehren. Ich will Ihnen Bürgſchaft leiſten für meine Perſon.“

Der Rittmeiſter zuckte die Achſeln. „Herr Baron, ich bin preußiſcher Soldat, und habe als ſolcher keine heiligere Pflicht, als die mir gegebenen Befehle zu vollſtrecken, und auf die Vollſtreckung der Befehle zu wachen, die ich gebe. Ich beklage Sie, daß Ihr Schickſal Sie mir in den Weg geworfen hat, aber das Geſchehene kann ich nicht ungeſchehen machen. Morgen muß ich in Bamberg eintreffen, und dem General von Kleiſt ein Mitglied Ihrer Ritterſchaft einliefern; das kann ich aber nicht, wenn ich Sie zurückkehren laſſe; folglich muß ich auf Ihre Begleitung dringen.“

Verzweiflungsvoll rang Goßhorn die Hände, da flammte ſein Anblick Veronika's Muth an. „Ruhig, ruhig, Eugen,“ rief ſie. „Ich will zu Vinzent! Es wird doch wohl ein Wagen für mich aufzutreiben ſein, und hoffentlich werden die Herren nicht den Auftrag haben, ſich auch meiner als Geiſel zu bemächtigen.“

„Gewiß nicht, gnädigſte Frau,“ verſicherte der Rittmeiſter. „Aber doch möcht' ich Ihnen nicht rathen, Ihren Entſchluß auszuführen,“ ſetzte er hinzu. „Die Gegend, welche Sie zu durchreiſen haben, wimmelt von unſern Arriergarden, welche von den Freikorps gebildet werden. Ich fürchte, daß Ihrem Wege eine ganz andre Richtung, als die beabſichtigte gegeben werden dürfte, wenn Sie Ihre Reiſe wirklich unternehmen ſollten.“

„Nein, nein, ich laſſe dich nicht reiſen!“ rief Goßhorn, das Mädchen an ſich drückend. „Aber bei der himmliſchen Gottesmutter, ich komme um vor Angſt, wenn ich ohne Kunde von meinem Sohne von hinnen muß!“ — Da ermannte ſein Trimmberger Freund, der Wilddieb, ſich zu dem Entſchluſſe, ſich durchzuſchleichen, und ihm Nachricht von dem Befinden des Kindes zu bringen. „Bravo!“ rief der Rittmeiſter dem Landmann zu. „Steigt ab, Freund; Burg Ebrach iſt mein heutiges Marſchquartier; dort trefft Ihr Euren Herrn. Und nun, Kutſcher, fahr' zu, Eskadron, Marſch!“

(Fortſ. folgt.)

ſchen Geſandten am Reichstage, Freiherrn von Ploto, die Achterklärung ſeines königlichen Gebieters anzukündigen beauftragt war, und als er ſich dieſes Auftrags entlud, zur Thür hinausgewieſen wurde.

Literatur.

Deutſche Mythologie, von Jakob Grimm. 1835.

Vorliegende Schrift, das Ergebniß groſer Gelehrſamkeit und ernſter ſcharfſinniger Studien über einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand von Wichtigkeit, kann zwar nur in Blättern, welche der wiſſenſchaftlichen Kritik ausſchlieſſend gewidmet ſind, nach Würden beurtheilt werden, doch geziemt es allen deutſchen Blättern, dieſe vorzügliche Erſcheinung ſchon um des nationalen Gegenſtandes willen anzuzeigen und zu begrüſſen. Groſe Anerkennung kann derſelben nicht fehlen, denn ſie iſt ganz des berühmten Verfaſſers würdig, und dies iſt in der That das gröſte Lob, welches man ausſprechen kann, da in Erforſchung der deutſchen Sprache, des deutſchen Alterthums, und alles deſſen, was deutſch volksthümlich iſt, kein Anderer eine gleiche Stufe mit Jakob Grimm einnimmt, einem Manne, welcher eine Beleſenheit wie nur wenige beſitzt, und eine bewundernswerthe Ausdauer des Fleiſſes mit poetiſchem Sinne und ſcharfem Eindringen in die Gegenſtände verbindet. Es kam darauf an, in Beziehung auf die deutſche Mythologie zwei Punkte feſtzuſtellen und fernerem Zweifel zu entrücken, daß nämlich die Deutſchen wirklich eine Mythologie im wahren Sinne des Wortes gehabt und daß dieſelbe mit der nordiſchen Mythologie, welche in ihren Überreſten an Reichthum ihr weit vorangeht, in innigem Verwandtſchaftsverhältniß geſtanden. In vorliegender Schrift nun iſt, was jedem, welcher ſich mit mythologiſchen Schriften ernſthaft beſchäftigte, immer wahrſcheinlich ſein muſte, wiſſenſchaftlich begründet, daß die Deutſchen Götter hatten, nicht Fetiſche oder Götzen, ſondern intelligente, mit ſittlichen Eigenſchaften nach der menſchlichen Natur ausgeſtattete Weſen, wie die Griechen und Italier, und daß ſie dieſe mit Religion verehrten. Wie hätten auch die Germanen die Stufe der Sittlichkeit erreichen können, welche ihnen Tacitus anweiſ't, ohne Religion mit ſittlichem Gehalt und ohne Götter, welchen man die menſchlichen Eigenſchaften zuſchrieb? Die Geſchichte bietet wahrlich keine Beiſpiele dar von Völkern, welche ohne eine Religion zu Cultur und guten Sitten vorgeſchritten wären. Auch den zweiten Punkt, — die Verwandtſchaft der deutſchen und nordiſchen Mythologie, hat der Verfaſſer genügend dargethan und dadurch der Erklärung der deutſchen Mythologie eine Grundlage gegeben, welche auch ferner von Nutzen ſein muß. Wiewohl der Verfaſſer nach ſeiner ſichern und gediegnen Weiſe ächt hiſtoriſch verfahren iſt, ſo hat er doch auch Erklärungen, zuweilen nur andeutend einflieſſen laſſen, und in dieſer Beziehung einen feinen Scharfſinn und eine vielſeitige Auffaſſungskraft bewährt. In dieſem Punkte möchte ich, auf die Götterlehre der Griechen und Italier geſtützt, Einiges zu einer weitern Discuſſion geeignet finden, oder etwas anders faſſen und dem Begriffe nach erweitern. Auch ethiſchen Abſtraktionen ſcheint, wenn ich den Verfaſſer recht verſtehe, mehr eingeräumt, als vielleicht geſchehen darf, da man gewöhnlich findet, daß die ethiſche Abſtraktion bei Göttern eine prägnante Ausbildung einer Seite ihres Weſens iſt, nicht erſter Typus, welcher das Beſeelende, die geheime Kraft des auſſer dem Menſchen Liegenden iſt. Den heidniſchen Aberglauben in Deutſchland finden wir in vorliegendem Buche in reichem Maße geſammelt, und es bildet derſelbe ein ſehr intereſſantes Kapitel. Sehr wünſchenswerth wäre es, wenn man das, was wirklich aus alter heidniſcher Quelle ſtammt, ſondern könnte von dem, was mehr ein allgemeiner Aberglaube iſt, wie ihn das menſchliche Gemüth für ſich erzeugt auch ohne die heidniſche Religion, aber freilich dies wäre ſehr ſchwer, wo nicht gar unmöglich. Zu preiſen iſt noch, daß der Verfaſſer bei der Erklärung ſich keinem vorgefaßten Syſtem ergeben hat, ſondern ſich von der hiſtoriſchen Forſchung zum Reſultate führen läßt, ſtatt umgekehrt mit dem Reſultat zu beginnen, und die hiſtoriſche Forſchung darnach einzurichten, wie es oft geſchieht. Daher ſehen wir hier keinen Dualismus und ähnliche Dinge durchgeführt, oder gar die Mythologie nach einem philoſophiſchen a priori Syſtem gemodelt, welcher Unfug in Deutſchland auch nicht unerhört iſt. Solchem Unfug ſteuern zu helfen und für wahre Forſchung ein Muſter zu ſein, iſt die Behandlung, welche wir hier vor uns ſehen, ganz geeignet, und ich ſchließe dieſe kurze Anzeige mit der wiederholten Bemerkung, daß dieſes Werk ſeines Verfaſſers würdig iſt, welchen zu ehren und deſſen große Verdienſte anzuerkennen, allen Deutſchen geziemt.

Konrad Schwenck.

Feuilleton.

⁂ **Die Vorleſungen von Azaïs.** — Die von Azaïs angekündigten philoſophiſchen Vorleſungen (ſ. Nro. 60) ſind am 21. vorigen Monats vor einem ſehr zahlreichen Publikum eröffnet worden und haben der Erwartung derer entſprochen, denen ſchon bekannt war, mit welcher Klarheit, Ordnung und oft mit poetiſcher Begeiſterung er ſeine Gedanken vorträgt. Die Vorleſungen werden nun ſonntäglich fortgeſetzt. Seine Lehre hat Herr Azaïs unlängſt in einer ſehr faßlich geſchriebenen Abhandlung exponirt, die betitelt iſt: De la vraie médecine et de la vraie morale, leur influence sur le bonheur. —

⁂ **Verkündigung der Wiederkunft des Meſſias.** — Seit **Sternſohn** (Barcochab), ſpäter **Lügenſohn** (Barchozbah) genannt, der zu Hadrians Zeiten als Meſſias viele hundert tauſend Juden und Nichtjuden gewaltſamem Tode zugeführt, haben ſich noch manche angebliche Meſſien unter den Juden hervorgethan. Im 12. Jahrhundert folgten ſich deren ſieben raſch aufeinander. Die reichhaltige, von Dr. **Geiger** herausgegebene **wiſſenſchaftliche Zeitſchrift für jüdiſche Theologie** berichtet nun im erſten Hefte ihres zweiten Bandes, daß ein gewiſſer **Joſeph Wolff**, der früher in den Dienſten der engliſchen Judenmiſſions-Geſellſchaft geſtanden, jetzt aber auf eigene Rechnung reiſe, in einer Ankündigung, die er zu Alexandrien an die Mauern geheftet, die Wiederkunft Jeſus' auf das Jahr 1847 feſtgeſtellt, „wo dann die Juden nach Jeruſalem zurückkehren würden und das türkiſche Reich fallen würde.“ Im Frühlinge 1829 vom Paſcha aus Aegypten weggewieſen, „begab er ſich über Rhodus, Scio, Mytilene, Tenedos, Lemnos nach Salonichi, wo 28,000 Juden wohnen und in der Umgegend ſich noch 60,000 befinden ſollen. Auch dort machte er einen ähnlichen Maueranſchlag, um den ſich in einigen Stunden 2000 Juden verſammelten.“ Aber auch dort ſcheint er keinen Glauben gefunden zu haben, denn erſt entſchloß er ſich, eine Reiſe in das Innere von Afrika zu machen, „in der Abſicht, die zehn Stämme zu ſuchen,“ deren Nachkommen er dort oder im Innern Aſiens zu finden hoffte, dann aber gab er den erſten Plan wieder auf, durchreiſ'te Armenien, Perſien, Khoraſſan, Turkiſtan, drang bis an den Himmalaya, und kehrte dann über Malabar und Abyſſinien nach Malta zurück, wo er, vor zwei Jahren angelangt, nun mit Herausgabe ſeiner „**Forſchungen und Miſſionsarbeiten unter Juden, Mohamedanern und anderen Sekten**“ beſchäftigt iſt. —

⁂ **Die engliſchen Methodiſten.** — Bei der letzten Jahresverſammlung der **Miſſionsgeſellſchaft der engliſchen Methodiſten** (am 4. Mai v. J.) — (deren Geſammtzahl ſich auf 380,384 Seelen beläuft) — ergab ſich, daß die Einnahme in dem **einen** vorhergehenden Jahre die bedeutende Summe von 354,510 Thlr. betragen; daß dieſe Geſellſchaft jetzt an 177 über die ganze Heidenwelt zerſtreuten Orten 200 eigentliche Heidenboten und 1300 Gehülfen derſelben hat, die in 20 verſchiedenen Sprachen predigen, und daß die bereits geſammelten Gemeinen zuſammen 48,384 Seelen zählen, und noch etwa ebenſo viele ſich zu dieſen Niederlaſſungen halten. —

⁂ **Robespierre's Regiment.** — Von dem Revolutionstribunal, welches am 17. Auguſt 1792 zu Paris errichtet, wurden bis zum Auguſt 1793 in Allem 53 Perſonen angeblich wegen politiſcher Verbrechen zum Tode verurtheilt. Nachdem nun aber Robespierre in den Wohlfahrtsausſchuß gewählt worden, ſtieg die Zahl der Opfer in den 12 folgenden Monaten von 5 zu 15, — 60, — 50, — 70, — 80, — 75, — 180, — 263, — 384, — 678, — 835, in welcher letzteren Zahl natürlich Robespierre und ſeine Mitſchuldigen, die am 28. Juli 1794 ſelbſt das Hochgericht beſtiegen, nicht mitbegriffen ſind. In Allem alſo hatte das Revolutionstribunal von Auguſt 1793 bis Auguſt 94 nicht weniger als 2581 Menſchen zum Tode verurtheilt. —

⁂ **Die Buddhiſtiſchen Glaubensſchriften.** — Brian Houghton Hodgſon, politiſcher Reſident der oſtindiſchen Compagnie in Nepal, äußert ſich in einem Schreiben, das am 16. Januar d. J. in der aſiatiſchen Geſellſchaft zu London vorgeleſen worden, dahin, daß Philoſophen von Ayodhya und Magadha die eigentlichen Gründer des Buddhismus, und die bedeutendſten Schriften dieſer Glaubensparthei urſprünglich in Sanskrit verfaßt ſeien. — Auch ſei er jetzt der Meinung, „daß der ganze Inhalt der unermeßlichen Kahgyur- und Stangyur-Sammlungen von Tibet jetzt in Nepal im Originalſanskrit zu haben ſei.“ Da die früheren Buddhiſten ſehr ſtark vom Geiſte des Proſelytismus ergriffen waren, ſo iſt es ebenſo annehmlich, daß ſie ſich des **Pali** oder hohen Prakrits zur **Verbreitung** ihrer Lehre bedient, als es unwahrſcheinlich iſt, daß die gelehrten Begründer des Buddhismus ihr abſtruſes Syſtem urſprünglich in einer anderen als der univerſellen heiligen Sprache des Sanskrit niedergeſchrieben.

⁂ **Neueſtes Werk über Phrenologie.** — Dr. Lélut, deſſen Visum-Repertum über Fieschi's Schädel in Nro. 38 mitgetheilt worden, hat jetzt eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: „*Qu'est-ce que la phrénologie?* ou Essai sur la signification et la valeur des systèmes en général et celui de Gall en particulier.“ Sie enthält eine kritiſche und vergleichende Darſtellung der verſchiedenen Claſſifikations-Syſteme, die von den Philoſophen erfunden worden, um die ſo mannigfaltigen Erſcheinungen zu beſchreiben und zu erklären, die der Menſch als denkendes, fühlendes und wollendes Weſen uns darbietet.

⁂ **Im Theater des Variétés** (neu): „Le prisonnier d'une femme,“ Vaudeville in 1 Akt, von Lagrange und Cormon; — eine leichte und nicht ſehr neue Intrigue, mit hübſchen und amüſanten Details. (Gefiel.) — **Palais-Royal** (neu): „Coliche,“ Vaudeville in 1 Akt, von Dupeuty und Jouché. Eine nette Intrigue, in die Zeit des Herrn von Maurepas (Miniſters Ludwig des XVI.) verſetzt. (Gefiel.) „Clementine,“ Vaudeville, von J. **Cordier**, à la Laitière de Montfermeil, — das vortreffliche Spiel Levaſſor's half zum Applaus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 66. 1836.

Phönix.

Donnerstag, 17. März.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Die Schwadron, den Wagen in die Mitte nehmend, ſetzte ſich in Bewegung; Burg Ebrach wurde erreicht; vor dem Zimmer, welches man dem vermeintlichen Ehepaare anwies, poſtirte ſich ein Küraſſier mit gezogenem Säbel. Die Troſtloſigkeit des Geliebten, ſo wie die eigne Angſt um das Schickſal des verlaßnen Kindes ließen Veronika nur wenig Muße, ſich mit dem beunruhigenden Gedanken an das ihr aufgedrungene bängliche nahe Verhältniß zu Eugen zu beſchäftigen, und nur ein dunkles Gefühl der größeren Sicherheit, welche dieſes Verhältniß ihr unter dieſen Männern gab, bewog ſie, ſtillſchweigend in die Schickung des Himmels ſich zu fügen, ein Beſchluß, der um ſo ſegensreicher für ihren Gefährten ſich erwies, als ſeine Angſt von Stunde zu Stunde ſtieg, und ihn ihrer troſtbringenden Nahe im höchſten Grade bedürftig machte.

Um Mitternacht kam der ſehnlich erwartete Bote endlich an; Goßhorn flog ihm entgegen. — „Er iſt todt! Vinzent iſt todt!“ ſchrie er, nachdem er dem Manne einige Augenblicke lang in das verſtörte Antlitz geſtarrt hatte. — Und es war, wie er ahnte. Das Kind hatte in der geſtrigen Nacht ſeinen letzten Athem verhaucht.

Der Zuſtand, in welchen der verwaiſ'te Vater gerieth, war höchſt beängſtigend; in der Sorge um ihn ging Veronika das Gefühl des Schmerzes um den Verluſt ihres Lieblings verloren; und ſie hatte Recht, beſorgt zu ſein für den unglücklichen Mann, deſſen Gemüthszerrüttung wahnſinnähnlich ausbrach, als er nach einer langen Sinnverſtumpfung, wie aus einem ſeelenlähmenden Traume auffahrend, ſich an die Bruſt des erſchütterten Mädchens warf, und mit einem Tone, deſſen Gräßlichkeit ihr die Nerven zerzerrte, aufſchrie: „Nun hab' ich nichts mehr als dich!“

„Nichts mehr als mich!“ hallte der fürchterliche Wehlaut tauſendſtimmig wieder aus allen Tiefen, die der Schrecken und der Schmerz in Veronika's Seele gewühlt hatten, und, ſich entſetzend vor dem Hellblick ihrer erwachenden Beſinnung, ſetzte ſie hinzu: „O, du Unglücklicher, du Gefeſſelter bis an das Grab, was bin ich dir? was kann, was darf ich dir ſein?“

Die lange — die längſte Nacht, die ſie je verwacht hatte, endete, aber der Sonnenaufgang brachte ihrer Seele kein Licht; alle Blicke, die ſie um ſich her warf, fielen auf ein grauſenerregendes Dunkel. Bis zu dieſer Stunde hatte ſie nur für ſich gezittert; jetzt mußte ihr Herz in tödtender Angſt um den Geliebten ſich zerringen, deſſen Leben zu verbluten drohte, wenn das Tagesgeräuſch ihn erweckte aus ſeiner Betäubung, und wenn ihr Buſen nicht mehr die Wiege ſeines todtenähnlich geſenkten Hauptes ſein durfte.

Jetzt dröhnte unter dem Fenſter das Geſchmetter der Trompeten; Goßhorn zuckte zuſammen, und blickte auf in das angſtmatte Auge der Geliebten; aber wie wehreich dieſer Blick auch war, ſo verzweiflungsſchwer, wie ſie ihn gefürchtet hatte, war er nicht; er trug mit wunderbarer Sprachbeſeelung ihr den Abdruck des Troſtes entgegen, den ihre Nähe ihm geſtern gebracht hatte, des erhebenden Troſtes: „ich habe dich noch!“

Die Schwadron hielt marſchfertig auf dem Schloßhofe; Hand in Hand durchſchritt das vermeintliche Ehepaar, deſſen Schmerz um ſeinen bekannt gewordenen Verluſt ein tiefes mitleidiges Schweigen der verſammelten Offiziere ehrte, die lange Reihe der gefürchteten Preußen, und beſtieg die ſtattliche Kutſche, welche der Rittmeiſter mit zarter Rückſicht an die Stelle des geſtern entlaßnen Fuhrwerks beſorgt hatte. Auch der treue Reiſegefährte, der Trimmberger Landmann war nicht mehr ſichtbar; der traurige Erfolg ſeines letzten

Botengeſchäfts, oder ſein Widerwille gegen eine Reiſe unter ſolcher Begleitung mochte ihn veranlaßt haben, auf ſeinen Lohn zu verzichten, und zu ſeinem Handwerk zurück zukehren. Goßhorn vermißte ihn nicht; er ſchloß die Fenſter der Kutſche und lehnte, ohne zu reden, ſein Geſicht auf Veronika's Schulter.

Stundenlang hatte, während der Zug im langſamen Schritt ſich fortbewegte, kein andrer, als ein Seufzerlaut das Schweigen des Paars unterbrochen; Veronika's Auge hing bangend an der Zukunft; das Amt, welches ſie an Eugen's Haus feſſelte, war aufgehoben ſeit Vinzent's Tode; wie ließ ihre Rückkehr an der Hand ihres Freundes ſich rechtfertigen, während ſeine Gattin abweſend war? und wie war es ihr möglich, mit dieſer Frevlerin die Luft eines Himmels zu theilen, ſeit der Oheim ihr die Wünſche und Pläne derſelben verrathen hatte?

Gedanken ähnlicher Art mochten Goßhorn beſchäftigt haben, denn mit der Laſt eines Grüblers, der nach langem Sinnen einen Entſchluß gewonnen hat, fuhr er plötzlich auf aus ſeiner Verſtummung: „Veronika, das Band iſt gebrochen, welches mich an die Verrätherin geknüpft hat, die meines Kindes Mutter war. Vinzent's Tod hat es zerriſſen, und bei allen Heiligen ſei es geſchworen, ich knüpf' es nicht wieder an!“

Veronika's Herz begann ſtärker, aber nicht freudiger zu ſchlagen, denn eine Frage, deren unausweichliche Beantwortung einem Bannſpruche glich, drang mit ſchwerem Gewicht ſich ihr auf: was frommte der Bruch jener Bande ihrem Glück und dem ſeinigen? ſeine Scheidung von der verrätheriſchen Gattin trennte ja auch ſie von ihm; ſie ſann nach, ob es irgend eine Bedingung gebe, unter welcher ſie neben dem eheloſen Manne weilen dürfe, aber ſie ſann vergebens, es gab keine ſolche Bedingung; Goßhorn durfte ſeine Feſſeln nicht abwerfen, ohne auch ihr das Trennungswort zuzurufen.

Dieſer Gedanke, der jetzt unter ihrem Florſchleier ihre Augen mit neuen Sorgenthränen befeuchtete, ſchien Eugen nicht zu ahnen, wie ſich aus den ſparſamen Worten ſchließen ließ, die ihm in Betreff ſeiner Zukunft entfielen. Er rechnete zuverſichtlich darauf, gleich nach ſeiner Ankunft in Bamberg gegen Erlegung einer Bürgſchaft von dem General entlaſſen zu werden, und fand, des Leichenbegängniſſes ſeines Sohnes gedenkend, welches ihn erwartete in ſeinem Schloſſe, einen Troſt in dem Gedanken, daß Veronika ſeine Sorge mit ihm theilen, und ihn aufrecht erhalten werde. — Veronika's Herz blutete zu heftig unter den neuen und unter den wieder aufgeriſſnen Wunden; ſie war weder zu reden, noch aufzublicken fähig, bis das Raſſeln ihrer eiſenbehuften Centaurenbegleitung auf dem Steindamm, und der feierliche Trompetenmarſch, unter deſſen Klängen die feindliche Schwadron friedlich einzog in die blutlos eroberte Biſchofsreſidenz, ihr verriethen, daß ihr Reiſeziel erreicht ſei. Der Trupp zog den Petersberg hinauf, dem Reſidenzſchloſſe zu, welches der Biſchof von Bamberg flüchtigen Fußes dem preußiſchen Feldherrn geräumt hatte, und marſchierte auf an dem Portal. —

(Fortſetzung folgt.)

Kritiſche Studien.

III. Novalis — Bettine — Semiramis.

Als Tieck vor drei und dreißig Jahren mit Fr. Schlegel die Schriften von Novalis herausgab, meinte er in der Vorrede: „ein Geiſt von dieſer Originalität muß erſt begriffen, ſein Wollen verſtanden, und ſeine liebevolle Abſicht gefühlt und erwiedert ſein, ſo daß wir wohl erſt, wenn ſeine Ideen andere Geiſter befruchtet, und neue Ideen erzeugt haben, aus dem geſchichtlichen Zuſammenhange ſehen können, wo er ſelber ſtand, und wie er ſich zu ſeinem Zeitalter verhielt.“ Auf ähnliche Weiſe möchten wohl die Briefe und das Tagebuch Bettinen's zu bevorworten ſein, nur mit dem Unterſchied, daß ſtatt „Geiſt, Wollen und Abſicht“ Ausdrücke gewählt würden, welche zu erkennen gäben, daß hier von einem ächt weiblichen, durchaus naiven Weſen und Streben die Rede ſei. — Novalis iſt eine Incarnation unendlicher Liebe in der erſten Morgenſtunde eines herrlichen Frühlingstages. Er war empfänglich für alles Schöne und Wahre und Gute, und ſo empfing er die erſten Einſtrahlungen der Natur, der Geſchichte, der Kunſt und der Religion, die alle — zu Ende des vorigen Jahrhunderts zur Freiheit, zum Frühlingsleben wiedergeboren worden. Als in Dante's himmeltiefem Gemüthe die erſten Lichtſtrahlen der alten klaſſiſchen, plaſtiſchen, mit der Glut der mittelalterlichen, myſtiſchen, ſpiritualiſirenden Welt, einander ergänzend und befruchtend, zuſammentrafen, zeugten Virgil und Beatrice die göttliche Comödie. Die Grundformen und Grundideen waren gegeben; in Dante's großer Seele feierten ſie ihre heilige Vermählung. Als auf einem zweiten großen Wendepunkt der Geſchichte in Göthe's großem Geiſte das reine Griechenthum und die neuere epiſche und dramatiſche Kunſt mit der Natur und dem wirklichen Menſchenleben zuſammentrafen, — auch da noch konnte der Genius den Reichthum des Stoffes bewältigen, und eine wunderbare Fülle vollendeter Geſtalten begrüßte das Licht des neuen Tags. — Aber auch des Morgenlandes zauberhafte [illegible]werk, auch das Chriſtenthum mit ſeinen Wunden, auch das germaniſche Alterthum mit ſeinen Nordlichtern und das ganze Mittelalter mit ſeinen Kunſtblüthen, auch die neuere Zeit und ihre Muſik und Philoſophie, und ihr Streben nach rechtlicher Freiheit und Humanität — hatten ſich hinzugedrängt zu dem großen Auferſtehungsfeſt, und Novalis, — ja Novalis — war der Erſte, in welchem die Licht- und Ton- und Farben- und Wärme-Strahlen aller jener Geſtirne wie in einen Brennpunkt zuſammenſtrömten, und in ſeinem unendlich liebenden Herzen eine überſchwängliche Sehnſucht nach harmoniſcher Weltgeſtaltung entzündeten! Aber die Flammen ſchlugen ſeine irdiſche Hülle verzehrend über ihm zuſammen, noch ehe er die große, alles liebend umfaſſende, alles künſtleriſch durchbildende Idee, die nach Geburt in ihm rang, ſich ihm völlig vergegenwärtigt hatte. „Durchaus krankhaft war ſein Gemüth,“ wenn man ſein Daſein und Streben nur auf negative Weiſe bezeichnen will, und er erlag ſogar dieſem unſäglichen Leiden! — Aber es war eine göttliche Krankheit; es war die Übergangs-Krankheit, an der nun mehr oder weniger, mit mehr oder minder Bewußtſein darüber die ganze gebildete Welt darniederliegt. — um aus der Jugend zur Mündigkeit, aus dem Zwieſpalt zu höherer Einigung, aus der Zerſplitterung der Menſchheit zur Harmonie der Humanität zu geneſen.

Denkt man ſich, wie es an dem jüngſten Tage zugehen möchte, der nach einer, ſelbſt bereits geſtorbenen und dem jüngſten Gerichte verfallenen Glaubensvorſtellung mit Auferſtehung aller bis dahin Abgeſchiedenen beginnen ſollte, — ſo gewinnt man ein Bild jener Zeit, in der Novalis lebte, in der wir ſelbſt noch leben. Die Geſtalten aller Zeiten, ſo ſtellte man ſich vor, entwinden ſich dem Staube, irren durcheinander, ſuchen ihre nahen und fernen Verwandten, und werden nach ihrem Weſen und Wirken geſchaaret, um ein einziges ewiges Weltreich zu bilden, welches vom geheimnißvollen Licht-Throne des Unendlichen in zahlloſen, immer engeren Kreiſen hinabreiche bis zu dem abgrundlichen Mittelpunkt der Welt, in das Herz des abſtrakteſten Egoismus. So in geiſtiger Weiſe ſind alle Gedanken und Geſtalten der Erde ſelbſt, und aller Zeiten und Völker und Alles, was verborgen und begraben lag, jetzt im Auferſtehen begriffen, und noch kreuzt alles bunt durcheinander, und nur dieſer raſche Wechſel, dieſe unendliche Mannigfaltigkeit der Erſcheinung und das Sehnen nach Ordnung und Geſtaltung, — nur ſie eröffnen uns das Verſtändniß für die Produktionen genialer Naturen, wie Novalis und Bettine, die als Reflexe des großen Weltdramas anzuſehen ſind.

Wir haben hier beide zuſammen genannt, weil Bettine uns dasjenige als Jungfrau, als Weib zu ſein ſcheint, was Novalis als Jüngling, als Mann.

Der Mann erhebt ſich vom Beſonderen zum Allgemeinen; — Novalis idealiſirt ſeine Geliebte zur Sophia, wie Dante ſeine Fiametta zur Beatrice. Im Weibe hingegen individualiſirt ſich ſtets das Allgemeine; — Bettine ſieht, liebt und vergöttert in Göthe ihr Ideal, ſie bringt ihm alles Herrliche, was die Welt, was der Genius ihr darbietet, ſie bringt ihm ſich ſelbſt als Huldigung dar; Gott ſelbſt wird ihr in dem einzig, unendlich Geliebten gegenwärtig, und er iſt ihr ſo ſehr die ganze Welt, ihr Eins und ihr Alles, daß ſie ſelbſt die Gefühle und Gedanken, die ihrem eigenſten Weſen entſpringen, nur ihm verdanken möchte, wie vielleicht blühende Pflanzen ihre Blumenſterne nur für Eingebungen der Sonne zu halten geneigt ſind.

So iſt Bettine eine Virtuoſin im naiven, unreflektirten Lieben, wie Göthe ein Virtuos iſt im beſonnenen, in ſonnenhaften Geſtalten des Schönen. Wie Göthe's geniale Perſönlichkeit in eine reiche Schöpfung allgemeingültiger Geſtaltungen ausſtrahlt, ſo ſammeln die Liebesſtrahlen Bettinen's ſich alle in ihrem idealiſirten Geliebten, und Geiſt und Liebe ſind Aus- und Einſtrahl, Hin- und Rückſtrahl, die, wie Zettel und Einſchlag, das wunderbare Gewebe geſtalten, welches der Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde uns zur Anſchauung gebracht hat.

Und weil der ächte Deutſche „enthuſiaſtiſch und von innigem Gemüthe,“ und es ſein Adel iſt, daß überall, „wo er Begeiſterung und tiefe Anſchauungen ſieht,“ wo „ſeine innere Gefühlswelt angeregt wird,“ er „ſchnell ergriffen und gewonnen,“ das, was ihn angeregt hat, „für ein reiches Geiſteswerk hält,“ — darum brachte auch jener Briefwechſel „bei ſo Vielen“ einen ſo lebhaften „Enthuſiasmus hervor.“ Denn mit Recht ſchließt der gemüthvolle Deutſche von wahrgenommener Begeiſterung auf etwas Begeiſterndes, alſo Mächtiges, Höheres, Poetiſches, und auf ein Begeiſterungsfähiges, für das Höhere Empfängliches, — gleichſam Hoffähiges für jenes Gebietende, Herrſchaftliche, Fürſtliche. Das Begeiſternde aber weckt den Geiſt, öffnet ſein Auge und befähigt es zu tiefgehenden Anſchauungen. Der Begeiſterte vergißt ſich ſelbſt, geht hinaus über ſeine eigene Beſchränktheit, gibt ſich hin an etwas Höheres; er verehrt es, er huldigt ihm, er liebt es, weil es ihn in eine beſeligende Gemeinſchaft emporhebt; er bezeugt ihm ſeine Liebe, indem er ſich ganz durchleuchtig zu machen ſtrebt für das Geliebte, Höhere, Leuchtende; indem er alles Dunkle, alles Starre, Vereinzelnde, Trennende aufzuheben trachtet, um mit dem Geliebten zu einem einigen, höheren Weſen zu verſchmelzen, um die ganze Herrlichkeit des Geliebten ſpiegelnd, ihm die höchſte Wonne des Daſeins, — das Bewußtwerden des Geliebtſeins — zu bereiten!

Alles Lieben, wie alles Geſtalten geht aber hervor aus jenem geheimnißvollen Schooße, für deſſen Benamung weder Herz, noch Seele, weder Geiſt, noch Gemüth zureichend ſind. Es trat aus ihm hervor und verſenkt ſich wieder in ihn, und das Beiſichſein — iſt das Wiederzuſichkommen des begeiſterten und begeiſternden Liebens und Geſtaltens, iſt eben jenes überſchwängliche Gefühl, welches nicht das unendliche wäre, wenn es ſich ganz in endlichen Worten ausſprechen ließe.

Immer aber iſt es ſowohl das Schöpferiſche, als das Beſeligende, oder vielmehr die Seligkeit, der Endzweck des Schaffens ſelbſt; es iſt das der Willkühr Entnommene und darum auch nicht beliebig Mittheilbare, vielmehr der innerſte unendliche Lebenspunkt, das Atome in der geiſtigen Welt, das unergründliche Geheimniß der menſchlichen Individualität. Könnte ein Saamenkorn inne werden des unendlichen Reichthums von Geſtalten, die in ihm verborgen liegen, könnte der Sonnenſtrahl ſeiner Wirkſamkeit inne werden, welche die Knoſpe zur vollen Roſe erſchließt, dann würden Knoſpe und Strahl Überſchwängliches fühlen! —

Dieſes Geheimnißvolle, Überſchwängliche — iſt es nun, für welches unter allen Völkern der Erde vielleicht der Deutſche den tiefſten, innigſten Sinn bewahrt, und dieſer Sinn iſt es gerade, welcher nun auch durch die Briefe des Kindes angeregt worden. Wie es aber, nach einer tiefſinnigen Bemerkung unſeres Novalis, auch unter anderen Völkern Deutſche gibt, — ſo gibt es auch unter den Deutſchen wieder ſolche, in denen die Germanität noch nicht zum vollen Durchbruch gekommen. Es darf daher nicht befremden, wenn nicht nur jene Briefe ſondern auch Novalis, und der Enthuſiasmus, mit dem beide aufgenommen worden, ja ſogar der — „deutſche Charakter und folglich auch die die deutſche Literatur ſelbſt,“ deren Grundzug jener Enthuſiasmus bildet, — mißbilligender Kritik begegnen. Um ſo erfreulicher aber iſt es, wenn gerade durch ſolche Negationen ein ächt deutſches

Gemüth zu poetiſcher Mitwirkung angeregt und zugleich durch Liebe für das Geniale und durch Eifer gegen deſſen Verkennung zu einer künſtleriſchen Würdigung des Verkannten begeiſtert wird. Eine ſolche verſpricht uns *Semiramis*, ein dramatiſches Gedicht, deſſen erſter Theil unlängſt erſchienen. Seine Intention ſpricht der Dichter in der Zueignung an Bettine in folgenden Strophen aus:

„Sah wohl manche ſchiefe Miene,
Hörte manchen harten Spruch
Ueber Göthe und Bettine,
Ueber Brief und Tagebuch.“

„Selbſt des Lobes reiche Spendung
Nahm zuweilen falſchen Lauf
Oder trat in feiner Wendung
Als geheimer Tadel auf.“

„Und deſſelben Sterns Erſcheinen
Bot verſchiedenen Genuß;
Lucifer war er dem Einen
Und dem Anderen Heſperus.“

„Jetzt in deinen Zaubergärten
Siehest du den Dritten ſteh'n,
Lächelnd ob des Lebens Härten,
Hin zu deinen Blumen geh'n.“

„Siehest du mit kühnen Händen
Blüthen aneinander reih'n,
Dir aus deinen eignen Spenden
Einen Kranz, Bettine, weih'n.“

Schon dieſe Strophen thun wohl hinlänglich das Talent und die Berechtigung des ungenannten Dichters kund, auch *ſeine* Stimme im deutſchen Muſentempel vernehmen zu laſſen. Ob dann, wie er der Sprache Meiſter, auch der gewählte Stoff ſich ihm zu einem künſtleriſch vollendeten Ganzen runde, darüber muß das Urtheil bis zur, hoffentlich baldigen Erſcheinung, der beiden anderen Theile ausgeſetzt bleiben, obgleich bereits der erſte Theil zur Erwartung berechtigt, daß der Dichter glücklich an den Klippen vorbeiſchiffen wird, welche die Sagen, die das Gedächtniß der heldenhaften Königin aufbewahrt haben, darzubieten ſcheinen. Doch können wir es uns nicht verſagen, ſchon jetzt zwei Stellen aus dem erſten Theil hier anzuführen, die wohl hinreichen werden, das von uns gehegte Vorurtheil zu rechtfertigen.

Im zweiten Abſchnitt beſchreibt *Semiramis* ihrem Pflegevater einen ihrer einſamen Spaziergänge:

„Es war ſo ſchön dort außen in der Nacht!
Vom letzten Roth die Gipfel angehauchet,
Schlaftrunken rings der Pflanzen müde Pracht,
Die ganze Welt in ſanfte Ruh' getauchet:
Da trieb mich's fort aus eingeſchloſſ'nem Hauſ'
In's ſtumme Thal, zur ſtillen Höh' hinaus.
Noch hab' ich nicht der Felſen Haupt erreicht:
Da dröhnt es dumpf und die Gewitter blitzen;
Vom Sturm gehoben, wie ein Vogel leicht,
Entſchwing' ich raſch mich auf die letzten Spitzen,
Und nieder blick' ich in die bange Welt,
Umnachtet jetzt, und jetzt von Gluth erhellt.
Und endlich ſchleudert ſeinen letzten Strahl
Dem Tagesgrauen das Gewölk entgegen,
Beruhigt lacht ein morgenliches Thal
Und ausgebreitet liegt des Himmels Segen.
Der Sinne höchſte Luſt war mein Gebet:
Ach, zürneſt du, daß es das Kind geſteht?“

Im vierten Abſchnitt entwirft dann ein Anführer der Araber des *Ninus* — (Göthe's) — Bild in folgenden Zügen:

„Sein Anblick ſchon verkündet jenen Geiſt,
Dem nicht Begierde, dem die Gottheit ſelbſt
Der Herrſchaft gold'nes Diadem gereicht.
In heit'rer Ruhe thront Gedankenfülle
Auf ſeiner Stirne majeſtät'ſcher Wölbung;
Der ernſten Braunen Strenge mildert ſich
In ſanfter Scheidung; aus dem tiefen Dunkel
Der Augen blitzt der Weisheit reine Flamme
Und jedem Blick entſprühen Funken.
Ein göttlich Lächeln ſchwebt um ſeine Lippen
Und jede Miene ſeines Angeſichts
Iſt ein Gedanke, zum Geſetz geformet.
Sein ganzes Antlitz iſt ein Schleier nur,
Der, jedem Hauch des Geiſtes unterthan,
In leichtem Faltenwurfe die Geſtalt
Der Majeſtät verhüllt und offenbart. . .“

Mögen dieſes Gedicht und die im Vorhergehenden verſuchten Andeutungen dazu beitragen, ein erfreuliches Einverſtändniß über ein Geiſtes- und Liebeswerk vorzubereiten, welches, zur Verherrlichung unſeres Dichterfürſten beſtimmt, auch dem krönenden Kind eine Krone von Roſen und Immortellen ſichert, und es als *Muſe* *) des unſterblichen Sängers verherrlicht. — **F. W. Carové.**

Notizen.

⁂ *Nordlicht in Nordamerika im November vorigen Jahres.* — Wir haben in Nro. 291 des vorigen Jahres daran erinnert, daß in der Nacht vom 13. zum 14. November ſowohl im J. 1833 als 1834 bedeutende Meteore in Nordamerika beobachtet worden. Nun theilt Dr. *Julius* aus New-York ein Schreiben des Herrn Almſtedt, Profeſſor der Phyſik in Newhaven, mit, wonach am 17. *November* vorigen Jahres um $^3/_4$ auf 7 Uhr ſich ein Nordlicht zu zeigen angefangen, welches bis zum folgenden Morgen 3 Uhr die mannigfaltigſten und prachtvollſten Erſcheinungen dargeboten. Zuerſt *Hellung*, wie bei Tagesanbruch, dann öſtlich eine breite *Säule* von leuchtenden in's Carmoſinrothe ziehenden Dünſten; nach 8 zwei breite weiße Säulen, die ſich zu einem *Bogen* vereinigten, der bis gegen 9 ſich langſam gegen Süden bewegte, von nun an zurückwich gegen Norden, bis gegen 11 Uhr, wo gleichzeitig eine gewaltige *Menge* weißer und *carmoſinrother Säulen*, von dem Zenith fächerförmig nach allen Richtungen hin aufgingen. Bald nach 11 fingen die *wellenförmigen Blitze*, die man dort merry dancers (luſtige Tänzer) nennt, zu ſpielen an. Von Zeit zu Zeit fielen *Sternſchnuppen*, von denen *mehrere außerordentlich groß* und glänzend waren; eine derſelben, von 8 Minuten Größe, kam nach 1 Uhr zwiſchen den Füßen des großen Bären hervor, fiel anſcheinend bis in die Nähe der Erde, zeigte ein ſehr weißes und blendendes Licht, und zerplatzte, faſt wie eine Rakete, in helle Funken. Um etwa 3 Uhr bewölkte ſich der Himmel, und da bald darauf der Mond aufging, konnte die Erſcheinung nicht beobachtet werden. Die *Magnetnadel* aber, die am 17. um 7 Uhr zu wanken angefangen, und um 11 bei Erhebung der Säulen ſehr auffallende Störungen gezeigt (binnen 5 Minuten von 1 Grad 5 Sek.), ließ noch bis um 10 Uhr des folgenden Morgens durch ihre Schwankungen auf Fortdauern des Nordlichtes bis zu dieſer Stunde hin ſchließen. Die Nadel hatte im Ganzen durch 1 Grad 40 Min. geſchwankt. —

⁂ *Handelsverkehr Holland's.* — Im Jahre 1834 betrug im Königreich der Niederlande die Einfuhr auf 3647 Schiffen von 638,019 Tonnen dem Werthe nach 42 Mill. Thlr., die Ausfuhr auf 5730 Schiffen von 630,760 Tonnen 31 Mill. Thlr. In dem blühenden Jahre 1826 war die Tonnenzahl nur auf 442,081 im Werthe von 23 Mill. Thlr., und in den für den holländiſchen Handel glänzendſten Jahren 1779, 1780, 1783 und 1784 die Zahl der einlaufenden Schiffe im Durchſchnitt nicht über 5000 geſtiegen.

---

*) Seite 208 des Tagebuch's.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 67. 1836.

Phönix.

Freitag, 18. März.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

42.

Was iſt zu wiſſen werth, was iſt nicht werth zu wiſſen?
Des Wiſſenswürdigſten hätt' ich mich gern befliſſen.

Gleichwerth iſt alles wohl zu wiſſen, wäre nur
Das Leben lang genug, zu geh'n auf jeder Spur.

Darum verlier' nicht Zeit zu fragen, was nun frommt
Zu lernen, ſondern lern', was in den Wurf dir kommt.

Am beſten aber, was gleich friſch iſt, zu verbrauchen;
Denn was du lang' aufſparſt, wird über Nacht verrauchen.

43.

In einem biſt du mit dir uneins fort und fort,
Daß bald die Sache mehr dir gilt und bald das Wort.

Bald ſcheint das Wort dir leer, die Sache nur vorhanden,
Und bald die Sache todt, das Wort allein verſtanden.

Und nur wo Poeſie ihr ſchönes Bild des Scheins
Dir vorhält, fühleſt du, wie Wort und Sach' iſt eins.

So, wort- und ſachgelehrt, ein Dichterſprachgelehrter,
Sei du vielfach gelehrt, und nicht ein Fachgelehrter.

44.

Gemeinverſtändlich ſei ein Buch, das zur Erbauung
Das Volk hat in der Hand, zu täglicher Beſchauung.

Doch etwas darf darin und ſoll ſein unverſtändlich,
Damit die Andacht ſich daran erbau' unendlich.

Denn ein Verſtändliches iſt endlich auszudeuten,
Ein Unverſtändliches unendlich umzudeuten.

45.

Wie oft verirreteſt du, wie oft verirrſt du noch,
Und kommſt zu einem Ziel mit allem Irren doch.

Nicht ſei entſchuldiget dein Irregehn, geprieſen
Sei einzig Gottes Macht, die dich zurecht gewieſen.

46.

Leicht iſt's, mit der Natur im Einklang dich empfinden,
Wenn ſie im wonn'gen Schooß dich wiegt mit weichen Winden.

Doch anders, wenn ſie an dich haucht mit eiſ'gen Sturm.
Und ſchauernd du vor ihr dich krümmeſt wie ein Wurm.

Dann fühleſt du, daß ſie das Leben nicht allein,
Der Tod auch iſt, und ihr gleichgültig Herz und Stein.

Dann danke Gott, der dich nicht gab in ihre Macht,
Und nimm dich künftig auch vor ihrer Huld in Acht.

47.

Was hält den Vogel, der in Lüften ſchwebt, am Band,
Daß er zur Erde nicht herabfällt? Gottes Hand.

Dieſelbe Gottes Hand hält auch am Band dein Leben,
An welchem Abgrund auch es der Gefahr mag ſchweben.

Mach', wie der Vogel, des Vertrauens Fittig feſt!
Vom Irrflug trägt er dich noch heut' in's ſichre Neſt.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Goßhorn, in der Hoffnung, dem General vorgeſtellt zu werden, wollte den Wagen verlaſſen, und war ſehr widrig überraſcht, als man ihn nöthigte, ſeinen Platz zu behalten, und den Befehl gab, ihn einſtweilen in der Stadt militairiſch einzuquartieren, indem der General eine Beſichtigung der Gegend unternommen habe, und ſchwerlich vor Einbruch der Nacht zurückkehren werde.

Veronika theilte auch heut die Gefangenſchaft ihres Freundes, deſſen Trauer für den Augenblick einer ſehr begreiflichen Verſtimmung gewichen war; lange ſaß ſie ſchweigend neben ihm, beſchäftigt durch eine ſehr beunruhigende Vorſtellung: das Gerücht, daß der Baron von Goßhorn nebſt ſeiner Gemahlin hier als Geiſel aufbewahrt werde, konnte ſich leicht nach Würzburg verbreiten, und doch wußten ſeine dortigen Bekannten, daß ſeine Gattin weit entfernt von ihm weile, daß es alſo eine Andre ſein müſſe, die in ſo zweideutiger Nähe ſein Loos theile, und wie leicht konnte ſie als dieſe zweideutige Geſellſchafterin ihres Freundes erkannt oder wenigſtens errathen werden? — Die Nothwendigkeit, ſich zu trennen von ihm, leuchtete ihr ein, und doch hätte ſie dieſe Reiſe an ſeiner Seite endlos wünſchen mögen.

Jetzt kam der Kellner eines nahen Gaſthauſes, um die Abendtafel zu beſchicken; eine heimliche Freude lag in dem Auge des Menſchen, als er es umherwarf, um zu ſpüren, ob ein Verrätherohr in der Nähe ſei, und nun flüchtig dem Paare ſich nähernd, ihm zuraunte: „Faſſen Sie Muth, meine gnädigen Herrſchaften; die Preußen werden bald auskommandirt haben in unſerm Bisthum, und dann ſind Sie frei. Wiſſen Sie, warum der General recognoscirt? die Reichsarmee kommt von Koburg herunter, fünfzigtauſend Mann ſtark, und von Mergentheim rucken die Würtemberger heran, zwanzigtauſend Mann, und die ganze preußiſche Herrlichkeit, die ſich hinausgewagt hat über den Thüringer Wald, beſteht aus viertauſend Mann nur. Aber verrathen Sie mich nicht! Es könnte mir den Kopf koſten.“

Goßhorn horchte leichtgläubig auf; nie hatte ihm eine Kunde zweifelloſer gedünkt, als dieſes Mährchen, an welchem nichts, als die geringe Anzahl der eingerückten preußiſchen Truppen der Wahrheit gemäß war. Beklommen hörte Veronika ihm zu, als er von ſeiner Befreiung und ſeiner Rückkehr in ſein Schloß ſprach; da, als er nun ſchwieg, hub ſie mit ununterdrückbarem Seufzer an: „Und ich, Eugen, wo ſoll ich bleiben, wenn Sie zurückkehren?“

Er ſah ſie überraſcht an. „Du, Veronika? du, meine ſchweſterliche Freundin auf Erden, meine Verlobte für ein Wiederfinden in einer beſſern Welt, iſt meine Heimath nicht die deinige, könnteſt du mich allein weinen laſſen an dem Grabe meines Kindes?“

Ihre Lippen bebten unter dem Gewicht der Antwort auf dieſe Fragen. „Ach, Eugen, was weiß die Welt von der Heiligkeit eines Bundes, wie der unſrige iſt?“ hauchte ſie. „Vinzent bedarf meiner Pflege nicht mehr; kaum haben die Menſchen mir vergönnt, gemeinſchaftlich mit Ihnen an ſeinem Bette zu wachen, aber nimmermehr werden ſie mir die Thränen vergeben, die ich, begleitet von Ihnen, an ſeinem Grabe weine. — Wir müſſen uns trennen, Eugen, und getrennt bleiben, bis — Ihre Gattin wieder Ihre Hausgenoſſin geworden iſt, und mich zuruckruft. Scheiden Sie ſich von ihr, dann iſt der letzte ſchmale Steg abgebrochen, der die Schollen verbindet, auf welchen wir umhergetrieben werden von den Stürmen der Zeit und des Lebens. Eugen, trennen Sie ſich von Kunigunden nicht, denn — das drückende Band, welches Sie beide verknüpft, iſt ja unſer einziges Bindungsmittel.“

Ein Schattenwurf, wie ſie ihn nie auf ihres ſanften Freundes Stirn entdeckt hatte, zog ſich, während ſie endete, wolkig zuſammen zwiſchen ſeinen Schläfen, und im bittern Tone des Vorwurfs rief er: „Veronika, Sie ſind fähig, mich an der Seite einer Andern zu ſehn? — O, Veronika, Sie lieben mich nicht; Sie haben mich nie geliebt! das einzige Weſen, welches mich liebte, liegt im Sarge. — Mein Kind, o mein Kind!“

„Mann, du biſt grauſam, unausſprechlich grauſam!“ rief Veronika, unter heftig ausbrechenden Thränen den geliebten Feind ihrer Ruhe umſchlingend. „Ahnſt du denn nicht, daß der Gedanke, dich in Kunigunden's Armen zu ſehen, mir das Herz bricht? — und daß, — o, Eugen,“ — ihr Schluchzen artete in krankhafte Zuckung aus. — „Eugen, ich weiß, daß ich einen Verrath begehe an Kunigunden, wenn ich zurückkehre zu ihr — zu Ihnen; und dennoch will ich lieber unter Ihren Augen ſterben, als fern von Ihnen in endloſer Sehnſucht mich verzehren! — Und darum wiederhol' ich mein Flehn: verſtoßen Sie Kunigunden nicht — verſtoßen Sie mich nicht mit ihr.“

Eugen's Nerven und Muskeln ſchwangen ſich und flogen, wie von übernatürlichen Gewalten umhergeſchwungen. „Verrath — Verrath,“ ſtammelte er. „Verrath iſt Todſünde!“ — Und um ſo feſter ſeine Lippen auf Veronika's Mund drückend, fuhr er, leichter athmend, fort: „Nein, unſre Liebe iſt keine Todſünde! Veronika, keine Trennung! Unſre Liebe iſt ja rein, wie die Liebe der heiligen Engel! Sie iſt Gottes Werk! Gottes Hand hat uns verknüpft mit einander, und die Löſung dieſes heiligen Bandes würde eine Undankbarkeit gegen die ſegnenden Heiligen ſein!“

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Geſchichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im ſechszehnten Jahrhundert, aus dem Engliſchen des Thomas M'Crie, überſetzt von Plieninger. Stuttgart, Brodhag'ſche Buchhandlung. 1835.

Spaniſche Geſchichte ſeit Carl V. iſt ein mißlicher Stoff, und die meiſten, welche darüber ſchreiben wollen, thäten beſſer, zu ſchweigen, um nicht wie ſo viele ihrer Vorgänger in bodenloſes Raiſonnement zu verfallen, oder falſche Thatſachen anzugeben. Wo ſoll man die Quellen hernehmen? Als die ſpaniſche Nation in geiſtiger Blüthe ſtand, hat Inquiſition und Regierung dafür geſorgt, daß nur eine abſichtlich entſtellte Anſicht der Preſſe vertraut wurde; auch die leiſeſte Andeutung auf des Don Carlos Schickſal ſetzte den beliebteſten Dichter ſeiner Zeit, Lope de Vega, Unannehmlichkeiten aus;*) eine ganz indifferente oder ſogar im Sinne der Regierung geſchriebene Geſchichte des Moriskenaufſtandes,**) wurde lange unterdruckt, und wie wäre es gar einem Geſchichtſchreiber ergangen, der offen ſeine Gedanken geſagt hatte! Die Folter der Inquiſition wäre wirklich noch ſein gelindeſtes Loos geweſen. So geſchah es, daß die gebildeteſten Spanier unſrer Tage an Sandoval und die andren ſogenannten Quellen eben ſo wenig glauben, wie an ihr Credo, daß ſie ſtets immer nur das ſchlimmſte Gegentheil jener Lügen, wie ſie ſagen, für wahr halten, und oft ſogar von den allerwiderſinnigſten Meinungen feſt überzeugt ſind, zum Beiſpiel Carl V. ſei in S. Juſto bekehrt, das heißt: als Ketzer geſtorben. Ausländer, und ſelbſt die unterrichtetſten (de Thou, Sleidanus), können aber der Sache, die ſie darſtellen, nie ganz auf den Grund folgen, denn die eigenthumlichen Verhältniſſe der Monarchie waren ihnen nicht durchaus klar; ſie ſind z. B. gewohnt, alles als Wirkung des ſchwärzeſten, verabſcheuungswurdigſten Despotismus zu betrachten, der allerdings in geiſtiger Hinſicht im höchſten Grade auf der Nation laſtete, der auch geſetzlich in der Regierung beſtand, der aber in Verhältniſſen der Geſellſchaft und inneren Politik immerwährend durch den Provinzialgeiſt gelähmt und durch Corregidores, Alcaydes, Alguaziles, Zollbeamte u. ſ. w. täglich eſcamotirt wurde. Kömmt man nun gar zur ſpäteren Zeit nach Philipp IV., wo alles geiſtige Leben zu Grunde ging, wofür die Nation der Inquiſition ſehr dankbar ſein mag, ſo herrſcht ein vollkommenes Dunkel über die inneren Verhältniſſe Spaniens, wie über die der Colonieen; der Geſchichtſchreiber könnte ſich nur an einzelne Verhältniſſe zum Auslande, an wenige Kriege und beſonders an Hofgeſchichten, Günſtlinge und dergl. in Verzweiflung anklammern. Nur nach längerer Zeit, nach Durchforſchung ſpaniſcher Urkunden, ſpaniſcher Geſetze und Privatmemoiren, mag ſpäter ein vollſtändiger und gründlich unterſuchter Stoff vorliegen; der Anfang hierzu iſt auch ſeit zwanzig Jahren ſchon gemacht, wenn auch nicht mit ſehr großem Eifer, denn die Spanier ſelbſt wurden ſchon ſeit 30 Jahren zu ſehr von der Gegenwart in Anſpruch genommen, um die Vergangenheit zu erforſchen, und Ausländer waren bis dahin mit Spanien faſt eben ſo wenig bekannt, wie mit China. Schriftſteller, die dieſen Verſuch anſtellten, zählt man bis jetzt drei, Llorente, Ranke und den Verfaſſer vorliegenden Werkes; auch könnte man noch Martinez de la Roſa dazu rechnen, nicht wegen des Quellenſtudiums, ſondern wegen der ſcharfen Deduktion, womit er den Kampf der Cortes gegen Carl V. (Carl I.) durch Zurückfuhren auf neuere Verhältniſſe anſchaulich und deutlich macht, *) und den Franzoſen Capefigue, der beſonders in kurzlich herausgegebenen Werken mit glücklichem Takte Urkunden und Quellen benutzte, die auch mit ſpaniſcher Geſchichte in Verbindung ſtehn, obgleich ſein Hauptaugenmerk nur Frankreich betrifft. Was Raumer in ſeinen Briefen aus Paris geliefert hat, iſt nicht der Mühe werth. Es iſt unwichtiger, unbedeutender und zum Theil längſt bekannter Stoff.

---

*) Wir denken an das Schauſpiel: El castigo sin venganza (Strafe ohne Rache.)

**) Von Curtado de Mendoza.

Von den drei genannten Hiſtorikern verdient Mac Crie offenbar die erſte Stelle. Llorente's Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition iſt außerordentlich reich an Stoff, aber etwas verwirrt geſchrieben. Eine höhere Überſicht des Zuſammenhangs mit andren Erſcheinungen ſucht man darin vergeblich; ferner ſcheint der Exſekretär der Inquiſition mitunter ſehr verdächtige Quellen, z. B. über den Infanten Don Carlos benutzt zu haben, noch nicht ganz frei von Vorurtheilen zu ſein und ſogar bisweilen an Hexerei zu glauben. Ranke's Geſchichte ſüdeuropäiſcher Völker und Staaten ward aus venezianiſchen Geſandtſchaftsberichten geſchöpft und enthält treffliche Angaben über innere Verhältniſſe, weil die Geſandten dieſer Republik genau und ſcharf beobachteten, doch ſcheint bisweilen z. B. eben über den Infanten Don Carlos die Quelle nicht ganz lauter zu ſein; und da, wo der Verfaſſer ſelbſt combiniren und urtheilen will, kommen mitunter wirklich abgeſchmackte, oder unwiſſende Behauptungen **) zum Vorſchein. Herrn Mac Crie gebührt der Vorrang; er hat nicht allein Llorente's Stoff trefflich bearbeitet und ſcharfſinnig combinirt, ſondern auch wichtige Quellen durchforſcht, die ganz in Vergeſſenheit verſunken waren, nämlich Memoiren und andere Schriften der zahlreichen Spanier, welche als Proteſtanten vor der Inquiſition Philipp's II. aus ihrem Vaterlande flohen, und in England, Genf und der Pfalz proteſtantiſche Gemeinden und Colonieen bildeten. Nur iſt zu bedauern, daß der Verfaſſer ſich nur zu ängſtlich auf einen Punkt, die Fortſchritte der Reformation in Spanien unter Carl I. und Philipp II. beſchränkt, und Verhältniſſe, womit dieſe zuſammenhängen, entweder nicht berührt, oder nur leicht behandeln zu müſſen glaubte, welches man um ſo mehr bedauern muß, da er eine genaue Kenntniß der Nation und ihrer Literatur zeigt.

Ranke ſagt mit Recht: der Geiſt des Proteſtantismus war derſelbe, wie der jener caſtiliſchen Cortes, welche Carl V. unterlagen; leider wurden dieſe zu fruh beſiegt, und die unumſchränkte Gewalt des Königs war mit der Inquiſition ſchon zu feſt gewurzelt, als der Proteſtantismus der römiſchen Kirche ſich gegenüberſtellte, ſo daß von keiner öffentlichen und ſchnelleren Ausbreitung der neuen Religion in Spanien damals die Rede ſein konnte. Hatten fruher die caſtiliſchen Communidades geſiegt und eine ihrer Hauptforderungen war ja die Umformung der Inquiſition, ſo konnte ſich der Proteſtantismus offen zeigen und es war um den Katholicismus in Spanien geſchehn. Nach dem, was ſpäter bei beſchränkten Mitteln geſchah, drängt ſich Jedem dieſe Vermuthung auf. Carl V. mochte hinſichtlich der Religion gleichgultiger ſein; er ſah aber ſehr wohl ein, von welchem Nutzen die Inquiſition in Spanien ſeiner Regierung war, wie mit dem Proteſtantismus die unterdruckten Städte zugleich ſich wieder erheben würden; wegen des Königreichs Spanien führte ihn alſo ſeine Politik zur Beibehaltung der katholiſchen Religion, und die proteſtantiſchen Furſten zeigten deßhalb weder Klugheit, noch eine klare Anſicht ihrer Lage, als ſie ſo lange die Hoffnung hegten, der Kaiſer ſei ihrer Religion geneigt. Wir bemerken dies, weil der Verfaſſer (Mac Crie) dieſen Zuſammenhang der politiſchen und religiöſen Verhältniſſe Spaniens überſehen hat.

„Die Spanier,“ ſagt ein neuerer politiſcher Schriftſteller dieſer Nation, *) „ſind von Natur mißtrauiſch gegen alles Neue, was ſie aus ihren Gewohnheiten und Begriffen herausreißt; ſind ſie aber einmal davon überzeugt, ſo vermag keine Gewalt ſie von dieſer ihrer Meinung zurückzubringen.“ Dieſer Charakterzug der Nation zeigt ſich klar in ihrer kurzen Reformationsgeſchichte. Carl V. nahm gelehrte Spanier, Prälaten vom höchſten Rang, Edelleute der erſten Häuſer, oft ſogar fanatiſche Katholiken, mit ſich nach Deutſchland, um mit den Lutheranern zu disputiren und ſie ihrer Irrthümer zu überführen; aber alle kehrten nach jenen Disputationen und andren Berührungen mit Lutheranern in der feſten Überzeugung von dem Recht der Proteſtanten und mit dem Entſchluß zurück, die neue Religion in ihrem Vaterlande, ungeachtet aller Gefahr, zu verbreiten. Dies geſchah mit bewundrungswürdiger Schnelle und Vorſicht. Es bildeten ſich zwei Hauptgemeinden, in Valladolid und Sevilla, und verzweigten ſich von da faſt über das ganze Königreich, nach Leon, Alt- und Neu-Caſtilien, unter andren auch nach Toledo, in jene Stadt, wo ungefähr 30 Jahr früher der letzte blutige Kampf um politiſche Freiheit gefochten war. Unter dem tiefſten Geheimniß mehrte ſich die Gemeinde mit jedem Tage, beſonders gewann ſie Mitglieder unter den höheren Ständen, während ihre Verbreitung unter den unteren Klaſſen für den Augenblick noch nicht ſtattfinden konnte. Sie zählte unter ihren Mitgliedern Sprößlinge aus den erſten Häuſern Spaniens, die Namen der erlauchten Geſchlechter Guzman, Ponce de Leon, Rojas, Brüder oder nahe Verwandten von ſpaniſchen Granden, ſelbſt einen Verwandten des Königs, zwei ehemalige Beichtväter Carl's V. *) Die Geiſtlichkeit war der Reformation durchaus nicht abgeneigt, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, Ordensgeneräle, ſogar der Erzbiſchof von Toledo, der Primas Spaniens, ſcheinen im Geheimniß geweſen zu ſein, und erlitten ſpäter eine Menge Verdrießlichkeiten von der Inquiſition. Zwei Klöſter in Sevilla waren ſogar in Maſſe übergetreten und hielten in ihren Mauern Gottesdienſt nach proteſtantiſchem Ritus. In Genf ward eine ſpaniſche Druckerei errichtet; ſpaniſche Bibeln und eine Menge andrer religiöſen Schriften in caſtilianiſcher Sprache, ward von dort über die Pyrenäen und Barcelona nach Spanien gebracht, und von Sevilla nach Valladolid aus im ganzen Lande vertheilt. Hierdurch fand die Inquiſition die erſte Spur; ſie entdeckte einen Transport der gefährlichen Bücher; der Spanier aber, welcher dieſen weiter beſorgen wollte, ſtarb auf der Folter, ohne Etwas zu entdecken. Die Inquiſition ward aufmerkſam, verbreitete ihre Spione und Familiaren über ganz Deutſchland und die Schweiz, und fand endlich an ſpaniſchen Ausgewanderten eine neue Spur. Dieſe hatten aus Furcht vor der Inquiſition ihr Vaterland verlaſſen, brachten ſich ſelbſt in Sicherheit, aber verriethen durch ihre Feigheit ihre muthigen Brüder, welche eine allgemeine Reformation des Königreichs vorbereiteten. Philipp II. und die Inquiſition erſchrakken und zitterten, als ſie die Ausdehnung der Reformation erfuhren. Es war hohe Zeit, denn bei einer nur etwas größeren Verbreitung hätte bewaffneter Widerſtand ſtatt gefunden; die energiſchen Spanier hätten den Tod mit dem Schwerte in der Hand vorgezogen und die Inquiſition war allgemein, ſelbſt bei den eifrigſten Katholiken und der Geiſtlichkeit verhaßt. Im tiefſten Geheimniß wurden die Vorbereitungen getroffen, und plötzlich, nachdem die Regierung hinlänglich Aufklärung erhalten hatte, ward eine Menge Proteſtanten mit einem Schlage in Spanien verhaftet. Alle ſtarben auf der Folter oder in den Flammen, oder verſchmachteten im Gefängniß. Proteſtantiſche Länder füllten ſich mit ſpaniſchen Flüchtlingen; viele flohen nach England, und der große Baco erſtand ſpäter in einer dieſer Familien, eine noch größere Zahl begab ſich nach der Pfalz und gründeten bei Türkheim eine ſpaniſche Colonie, die aber in den Schrecken des dreißigjährigen Krieges unterging. Dort beſchrieb de Montes (Montanus) die Leiden ſeiner Glaubensgenoſſen, und enthüllte das Verfahren der Inquiſition in einem Buche, welches damals ganz Europa mit Schauder erfüllte.

---

*) Unterſuchung über den Krieg der caſtilianiſchen Städte gegen Carl V. als Einleitung zu ſeiner langweiligen Tragödie: Die Wittwe des Padilla (Boscage sobre la guerra de las communidades.)

**) Ranke nämlich hält z. B. den Calderon für die höchſte Blüthe ſpaniſcher Poeſie. Aber ſelbſt ein oberflächlicher Kenner der ſpaniſchen Literatur wird bei Calderon den Verfall im Bombaſt (estilo culto) erkennen, wogegen größere Dichter und feinere Geiſter genug geeifert hatten (Lope de Vega.) Sollte Ranke glauben, den Spaniern ſei der Schwulſt national und angeboren, ſo zeigt er eben, daß er von der Nation wirklich nichts weiß. Ein andermal findet er die kalte Partei der Cortez in jener kriegeriſchen und fanatiſchen an Philipp's II. Hofe wieder, welche dieſen König und Spanien in ganz Europa ſo verhaßt machte; gewiß die widerſinnigſte aller Behauptungen. Ranke erwähnt auch mit keiner Sylbe die Fortſchritte der Reformation in Spanien.

*) Borrego, gegenwärtig Redakteur des Journals: El Español.

Bei dem erſten Auto da fe der Proteſtanten in Valladolid war Philipp mit ſeinem Hofe und ſeiner Familie zugegen, und ſchwur, bevor die Scheiterhaufen angezündet wurden, die Rechte der Inquiſition ungeſchmälert zu erhalten. Auch der 14jährige Infant Don Carlos, an dem die Deutſchen nun einmal beſonderes Intereſſe nehmen, mußte als Thronfolger denſelben Eid auf den Knieen leiſten. Die darauf folgende furchtbare Scene ſoll ihn aber ſo ſehr erſchüttert haben, daß er von dem Augenblick an einen unverſöhnlichen Abſcheu gegen die Inquiſition faßte, und, bei ſeinem leidenſchaftlichen Temperament, dieſen Haß mit Drohungen ſpäter ohne Hehl und Vorſicht bei jeder Gelegenheit äußerte, ſo daß ſchon hieraus ſein Tod leicht erklärbar ſcheint.*)

Dies war der einzige Verſuch im Großen, die Reformation in Spanien zu verbreiten. Die gebildeteren Spanier zeigten ſich aber auch ſpäter dem Proteſtantismus nie ganz abgeneigt, mag auch in ihrer cenſirten Literatur eine ganz andre Meinung ausgeſprochen ſein, wer Andeutungen verſteht und herauszufinden weiß, mag deren genug im Quevedo, Quevara, Aleman bemerken. Auch hatte die Inquiſition noch immer Gelegenheit, einzelne Proteſtanten einzuziehen, und ſpaniſche Flüchtlinge fanden ſich noch von Zeit zu Zeit in proteſtantiſchen Ländern ein. Während des 18. Jahrhunderts begaben ſich viele nach Preußen, und in einigen größeren Städten des nördlichen Theiles dieſer Monarchie gibt es noch immer einige Familien ſpaniſchen Urſprungs. Auch kam die Inquiſition, welche unter der beſſeren Regierung der Bourbone (Philipp V., Ferdinand VI., Carl III.) ſich allmählich milderte, und zuletzt in ihrer Härte und Grauſamkeit gänzlich nachließ, durch Ketzerprozeſſe bisweilen in Verlegenheit. Ein Fall beſonders machte am Ende des vergangenen Jahrhunderts Aufſehen, und iſt auch vom Verfaſſer, obgleich nicht ganz genau, berichtet. Ein Pfarrer in Arragon (bekanntlich iſt dieſe Klaſſe der Geiſtlichkeit in Spanien politiſchen und religiöſen Reformen größtentheils bei weitem geneigter, als der höhere Klerus, die Ordensgeiſtlichen und geiſtlichen Corporationen, die Cabildos), der früher mit franzöſiſchen Reformirten in Verbindung gekommen war, donnert plötzlich, zur großen Erbauung ſeiner Gemeinde, gegen den Papſt, Bullen, Götzendienſt, den Zehenten, und erlaubt ſeinen Pfarrkindern Fleiſch an Feſttagen nach Belieben zu eſſen. Natürlich wird die Sache ruchbar. Der Pfarrer wird vor den Erzbiſchof von Zaragoza citirt, der zugleich Generalinquiſitor, und ein milder, aufgeklärter, tugendhafter Geiſtlicher war. Dieſer macht ihm Vorſtellungen; der Arragoneſe bleibt hartnäckig, und der Erzbiſchof muß die Sache wider Willen der Inquiſition übergeben. Aber auch die Inquiſition verfährt gelinde und ſucht ihn zum Widerruf zu überreden; allein der Pfarrer in ſeinem ſpaniſchen Eigenſinn ſagt derbe Wahrheiten, und will den Märtyrertod ſterben. Natürlich wird er eingeſperrt, und reißt bald darauf die Inquiſition aus der Verlegenheit, worin ſie ſich wirklich befand, denn er ſtirbt am Fieber. Auf den Rath des Miniſteriums ſchlug darauf die Inquiſition den Prozeß nieder, um das Bildniß des Ketzers nach gefälltem Urtheil nicht verbrennen zu müſſen. Nach der erſten Reſtauration Ferdinand's ſcheint die Inquiſition aber zu ihrer früheren Grauſamkeit zurückgekehrt zu ſein; Freimaurer ſollen von ihr gefoltert worden ſein, und Don Juan van Halen erzählt in ſeinen Memoiren, daß die Tortur an ihm ſelbſt angewandt wurde.

**) Wahrſcheinlich hat ſich deshalb die irrige Meinung in Spanien verbreitet, Carl V. ſei als Ketzer geſtorben, woran jetzt dort allgemein geglaubt wird.

*) Ueber den unglücklichen Infanten herrſchen in Spanien allgemein ganz andre Anſichten, wie ſie Llorente, Ranke und Raumer nach ihren Quellen dargeſtellt haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 68. 1836.

Phönix.

Samſtag, 19. März.

Das Lied vom armen Finken.

Von

Nicolaus Lenau.

Der Finkler iſt ein Schlauer,
Wann dürr die Blätter ſinken,
Dann ſperrt er in das Bauer
Den' eingefangnen Finken.

Er macht den Finken kirre,
Daß er zu finden lerne
Das Waſſer im Geſchirre
Und ſeines Futters Kerne.

Und weiß das arme Finklein
In ſeinen Sproſſenwänden
Beſcheid in jedem Winklein,
Dann geht es an ein Blenden.

Der Vögelpotentate
Brennt nun dem armen Tropfe
Mit glutgehiztem Drahte
Die Äuglein aus dem Kopfe.

Und fragſt du nach dem Witze
Von ſolchem ſchnöden Werke?
Ei, daß im Kerkerſitze
Der Fink den Lenz nicht merke.

Der Vogler kann nicht brauchen
Des Finken Schlag im Märzen,
Daß Luſt und Lied ihm tauchen
Aus lenzgewecktem Herzen.

Da ſitzt er nun gefangen
Im traurigen Verſtecke,
Gar fleißig überhangen,
Daß ihn kein Lüftlein wecke.

Und ſollte ſeine Seele,
Die doch den Frühling ſpüret,
Sich wagen auf die Kehle,
Wenn ſich der Sänger rühret:

Vertreibt ihm bald ſein Dränger
Die frohen Lenzgedanken,
Er ſpritzt dem kecken Sänger
Kalt Waſſer in die Flanken.

Und läßt ſich nicht bezwingen
Der Fink mit kalten Bädern,
Will ſelbſt der Naſſe ſingen,
So rupft man ein paar Federn.

Er ſoll ſein lautes Schlagen
Und ſeinen Frühlingsglauben
Bis in den Herbſt vertagen,
Wo ſich die Hain' entlauben.

Dann wird er ſingen dürfen,
Und ſeine Flügel dehnen,
Die Waldeslüfte ſchlürfen,
Und ſich im Frühling wähnen.

Dann auf dem Vogelherde
Beginnt der Narr zu preiſen
Die freudenwelke Erde
In frohen Frühlingsweiſen.

Dann hören ſein Frohlocken
Und ſeine Frühlingslüge
Verwirrt und ſüß erſchrocken
Der Vögel Wanderzüge,

Und voller Lenzverlangen,
Dem Finkler zum Ergetzen,
Fallen ſie ein und fangen
Sich auch in ſeinen Netzen. —

Nun iſt es Lenz, nun ſitzet
Der Fink in ſeiner Steige,
Der Vogler rupft und ſpritzet,
Daß er den Lenz verſchweige.

Ich aber vorempfinde,
Was droht aus Oſt und Norden,
Das Heer der kalten Winde,
Die unſre Wälder morden.

In den zerſtörten Hagen
Hör' ich am Vogelherde
Auch ſchon den Finken ſchlagen:
„Wie ſchön iſt Gottes Erde!“

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Dieſe letzten, mehr gehauchten als ausgeſprochnen Worte verſchwammen in den hinſterbenden Tönen der, unter Eugen's Küſſen mühſam geſchöpften Athemzüge des ermatteten betäubten Mädchens. Die aneinander pochenden Herzen entglommen, und ſetzten in ihrer ſteigenden Erwärmung das Blut der Liebenden in raſcheren Umſchwung. — Und nun, vorbereitet durch die gemeinſchaftliche Trauer, welche das Paar einander verrätheriſch genähert hatte; durch den gemeinſchaftlichen Troſt, und vor Allem durch den Vortraum dieſes Moments, durch das Erwachen jenes Ahnungslichtes, welches in Vinzent's Todesnacht den erſten belebenden Funken in Veronika's ſchlummernde Sinnenwelt geworfen hatte — ſo vorbereitet und gelockt brach das ungekannte Verbrechen ſich die Bahn zum Daſein. — Die zur Himmelsbegleiterin gewählte heilig-reine Liebe wechſelte ihr Engelantlitz, und ſtand nun, ein hohnlachender Dämon, vor den entſetzenſtarren Blicken der Erwachenden.

Veronika war die erſte, die ſich losrang aus den Feſſeln des lügenden Paradieſes, durch deſſen Pforten ein gräßliches Licht ihr in's Auge drang. Was Kunigunde gewollt, daß ſie werden ſollte, das war ſie geworden: Buhlerin, Ehebrecherin, pflichtbrüchig an Gott und an Menſchen! — Und als könne ſie dem ſtrafenden Gotte ſich verbergen, der Gericht hielt in ihrem Innern, ſo drückte ſie das Antlitz in die Kiſſen, und mit Anſtrengung aller Kraft verzweifelnder Angſt rang ſie gegen die Ungethüme von Gedanken, die in ihr aufſtiegen, gleich unerhörtem Ausbrüten eines Fiebertraums, und plötzlich zu Weſen ſich verwandelnd, ſie umringten.

Dem vernichteten Mädchen gegenüber ſtand Goßhorn, einem Sünder ähnlich, der, im Augenblick ſeiner verübten Miſſethat überraſcht, dem Richter entgegenbebt. Ein Grauſen vor ſich ſelber ergriff ihn bei den Erinnerungen an die, in den Wind geſchlagene Warnung ſeines Oheims; er hatte ſeine Seele mit einer Schuld beladen, die ewig unabbüßbar zwiſchen ihm und dem Himmel ſtand; er hatte über dieſes reine Herz ein Verbrechen gebracht, welches nie geſühnt werden konnte, wenn nicht Kunigunden's Tod die Feſſel brach, an die das Sakrament ihn geſchmiedet hatte mit Banden, welche ſeine Gewalt nicht zu löſen vermochte, ohne ſeine Seele dem ewigen Verderben Preis zu geben. — Das Übermaß der Qualen, welche dieſer ſchreckreiche Blick auf ihn häufte, drückte ihn beſinnungslos an Veronika's Seite nieder.

So verſtummt ruhte das unſelige Paar neben einander, als der Tagestumult zu beider Ohren, und das Tageslicht zu ihren Augen drang, und gleichzeitig mit dieſen Weckern trat der Adjutant des kommandirenden Generals ein, der den Baron einlud, ihm zu dieſem zu folgen. Veronika blieb allein, und jetzt erſt richtete ſie das ſchmachbedeckte Haupt empor, um ihr entſetzenvolles Elend zu überblicken, ſank aber, niedergeſchmettert durch das Gewicht dieſes fürchterlichen Hellblicks, zu Boden. Eine wohlthätige Stumpfheit kam über ihre Sinne; wie von undeutlichen Bildern eines wüſten Traumes geängſtigt lag ſie, und bebte, unfähig die Zeit zu meſſen, die, mit gewitterartiger Schwere ihr vorüberziehend, eine neue Schreckgeburt, die ſie nicht zu erträumen vermochte, aus den Wolken vor ihr niederfallen ließ. — Sie fühlte ihre Hand berührt, und ohne aufzublicken wußte ſie, daß der Genoß ihres Elends und ihrer Sünde, daß Eugen es ſei, der vor ihr ſtand. Jetzt ſprach er, und wild blickend fuhr ſie auf. — „Veronika!“ ſcholl es mit den ohrzerreißendſten Tönen der rathloſeſten Verzweiflung von ſeinen Lippen, „Veronika, man ſchleppt mich hinweg — hinweg nach Preußen.“

Die erſtarrten Züge des unglücklichen Mädchens geriethen in heftige Bewegung. „Ich ſoll bürgen für die Kriegsſteuer, die dem Ritterkanton des Steigerwaldes auferlegt worden iſt,“ fuhr er fort. „Zweimalhunderttauſend Reichsthaler ſollen gezahlt werden, und alle Mitglieder des Kantons ſind entwichen; ich bin der einzige, der in die Hände des Feindes gefallen iſt, und mich will er in Haft halten, bis die Steuer erlegt iſt. — Veronika — wirſt du von mir weichen? — wirſt du mich verlaſſen in meinem Elend?“

Er umſchlang ſie; eine abwehrende Bewegung ihrer Hand ließ ihn die Antwort errathen, die auf ihren Lippen zitterte wie ein tonloſer Sterbeſeufzer; da warf er ſich nieder neben ihr, umklammerte ſie feſter, und die flehenden Blicke verkündeten ſein flehendes Wort; doch eh' er es fand, riß ſie ſich empor und ächzte: „Laß mich! Geh', wohin dein Schickſal dich ruft, und laß mich todt ſein, todt für dich, todt für die ganze Welt! — Geh', und laß mich der göttlichen Rache anheim fallen, die ich verwirkt habe; ich will beten, daß ſie deinem Haupte vorübergleite mit ihren Blitzen! — Beten? — o, Jeſus Maria! Welcher Heilige wird hören auf das Gebet der Miſſethäterin?“

„Engel, laſtre dich nicht!“ rief Eugen mit der Stimme eines Gefolterten. „Ich bin der Miſſethäter, und mein Haupt wird Gottes Rache zerſchmettern, wenn du dich abwendeſt von mir! O, Veronika, verlaß mich nicht! Nur unter deinen Augen kann ich Hoffnung faſſen zur vergebenden Gnade Gottes, Hoffnung, daß Gottes Langmuth, müde Kunigunden's frevelvolles Leben länger zu friſten, ſeiner Gerechtigkeit weichen, daß er ſie abrufen und mich erlöſen werde von ihr; — und dann, Veronika, wenn meine Hand dann frei ſein wird, und ich vergebens dich ſuche, um ſie dir zu reichen zum ewigen Bunde — wie ſoll ich dann zu Gottes Himmel dringen? — ich, dein Mörder? — ich, ein ſühnloſer Verbrecher an dir, an Gott?“

Der Muskelflug, der Veronika's Züge entſtellte, mäßigte ſeine Heftigkeit unter dem Lichtblick der neuen Lebenshoffnung, die ihr aufging; ſie ſchwieg einige Augenblicke, beſchäftigt einen Anhaltpunkt zu ſuchen, um ſich feſtklammern zu können, an das unhaltbare Luftſchiff, das aus erträumten Werkſtücken ſich ihr zuſammenfügte unter ihren Augen; aber der ſchwache Bau zerſtob vor ihren Blicken, und ihr Schutzengel trat aus ſeinen Trümmern ihr warnend entgegen. „Nein,“ rief ſie; „ich darf nicht! Ich darf den Fluch nicht verewigen, den ich herabgezogen habe auf mein

Haupt und auf das deinige! Noch bin ich nur Sünderin — ich würde Verbrecherin werden, unrettbar der Himmelshoffnung verloren, wenn ich — nicht von dir wiche auf immer.“

Ergriffen und durchdrungen von der Angſt um den Verluſt des ewigen Guts, hörte Goßhorn auf in ſie zu dringen; ſeine Sorge ſchweifte umher, ein Aſyl für ſie zu ſuchen; er fand keins; wer ihm befreundet war in dieſer Stadt, den hatte der feindliche Anmarſch in die Flucht getrieben, und alle Häuſer, alle Gaſſen wimmelten von fremdem Kriegsvolke. — Da, indem er noch ſann, raſſelte das Geklirr eiſerner Säbelſcheiden die Treppe herauf; geräuſchvoll öffnete die Thür ſich, und ein Huſarenoffizier trat ein, um den ſeiner Obhut überantworteten Gefangenen zum Abmarſch abzuholen.

„Veronika!“ rief Goßhorn verzweifelnd. — „Leb' wohl!“ hauchte ſie, und warf ſich auf den Stuhl. Da fiel der Blitz eines morgenſternähnlichen Spießes durch die Thürlüftung in das Zimmer, und ein Füſelierunteroffizier, ſein Kurzgewehr anziehend, meldete dem Huſarenoffizier, daß er beauftragt ſei, für ſeinen Chef, den Major de Courbier, hier das Quartier zu nehmen.

„Jeſus Maria, wo ſoll ich nun hin?“ jammerte Veronika, da näherte der Offizier ſich ihr: „Gnädige Frau, ich dächte, Sie folgten Ihrem Herrn Gemahl. Unſre Leute ſind ſchwer zu verhindern, dieſe Stadt als eine eroberte zu behandeln, und wenn Sie, wie es ſcheint, fremd hier ſein ſollten, ſo würd' ich Ihnen nicht rathen, hier zu verweilen. Der Wagen, welchen die Stadt für Ihren Herrn Gemahl geſtellt hat, iſt bequem; iſt's Ihnen gefällig, ihn in Augenſchein zu nehmen?“

Veronika's Auge flog vergebens flehend zum Himmel empor; da drang Eugen's angſtvoll beſchwörender Ruf: „Komm', Veronika, komm',“ in ihr Ohr, und mit automatengleichen Schritten folgte ſie an Eugen's zitternder Hand ſeinem Wächter. Die abwärts führende Treppe dünkte ihr eine Höllenleiter, der verſchloßne Kutſchwagen — ein Sarg, und die Reiter, die ihr das Geleit durch die von Trompetenſtößen und Trommelſchlägen widerhallenden Gaſſen gaben, erſchienen ihr gleich hölliſchen Ungethümen, ausgeſandt, um ſie büßen zu laſſen für ihr Weichen von Gott.

Der Anblick ihrer entnervenden Angſt richtete alle Sorgen ihres Freundes auf ſie, und wenn auch die Verſchwendung ſeiner Liebkoſungen, ſtatt ſie zu beruhigen, ihrer Verzweiflung Nahrung gab, ſo warf dennoch jeder neue Schreck über jeden neuen Ausbruch der Rohheit ihrer Begleiter ſie in die Arme des einzigen Weſens, in deſſen Bruſt ein Herz für ſie ſchlug, und jedesmal, wenn das Auge eines wildbärtigen Huſaren dem ihrigen begegnete, wenn der Blitz eines Säbels ſie an das Blut mahnte, das an dem Mordeiſen geklebt hatte, und wenn der Donner eines Fluchwortes in ihr Ohr ſcholl, dann ſchmiegte ſie jedesmal ſich feſter an den einzigen Menſchen, der ihr nicht fremd, nicht fürchterlich war in dieſer furchtbar fremden Welt. Und ſo in ihrer Schutzbedürftigkeit nicht erwägend, daß ſie keinen Schutz von dem Gefangenen zu erwarten habe, wähnte ſie ſich ſicher, wenn ſie ihr Haupt an ſeiner Bruſt verbarg, und ſich umſchlungen fühlte von ſeinen Armen, und ſo an ihn geſchmiegt und umarmt von ihm, erreichte ſie das Städtchen Staffelſtein, in welchem der Zug Halt machte, um hier ſein Nachtquartier aufzuſchlagen.

Zitternd und bebend überſchritt Veronika die Schwelle des kleinen Zimmers, welches dem vermeintlichen Gattenpaar zur nächtlichen Raſtpflege angewieſen worden war, und ſank vernichtet auf den ſtrohgeflochtenen Stuhl nieder, der neben dem großen Bette ſtand, dem einzigen, welches das Gemach enthielt. — Da ſank Eugen, niedergedrückt durch die Schwere der Qualen, welche ihr ſchweigender Jammer auf ihn warf, nieder vor ihr, drückte das Geſicht auf ihren Schooß, und ließ, nach Troſt ringend für die Troſtloſe, ſeine Gedanken umherſchweifen; aber immer legte Veronika's Angſt ihnen Feſſeln an, denn immer, wenn die eiſerne Säbelſcheide des Huſaren, der den Poſten an ihrer Thür hatte, bei den Kehrpunkten ſeines Auf- und Abwandelns im heftigern Umſchwunge ſtärker raſſelte, fuhr ſie, von neuem Schreck ergriffen, zuſammen, und Eugen's troſtſuchende Gedanken verließen geſchreckt die gefundene Spur des Lichtes, welches ihm aufgedämmert hatte in einzelnen Momenten. — Endlich flammte es heller, hell genug, um ihm den Weg zu beleuchten, welcher die Friedloſe zum Frieden mit ſich ſelbſt zu führen verhieß; denn eben als er Veronika's leiſen Wehruf: „Jeſus Maria, was wird werden aus mir!“ vernahm, da erſcholl das Betglöckchen vom nahen Thurme, und nun, die Seele erleuchtet und erwärmt durch die Kraft eines gottgeſandten Gedankens, rief er: „Mein Weib wirſt du werden, mein glückliches, mich beglückendes Weib! — Hörſt du das Betglöckchen? weißt du, von wannen es ſchallt? — wohin es uns ruft? — Nicht vergebens hat Gott uns hieher geführt, hieher nach der berühmten Wallfahrtskirche der vierzehn Heiligen! — Komm'! Erhole dich! Hand in Hand wollen wir wallfahrten zu dem Gnadenborne; Hand in Hand wollen wir einander uns geloben, und die Heiligen um ihre Fürſprache, Gott um ſeinen Segen anflehn; Gott, deſſen allſehendes Auge in die Tiefen unſrer Herzen blickt, und ſie rein ſieht von Verbrechen, und Gott wird ſeinen Segen unſerm Bunde nicht verſagen, denn er weiß, daß wir keinen Eid gebrochen, daß der Eid, den ich ſchwur am Traualtare, längſt gelöſ't iſt, durch die Bundbrüchigkeit der meineidigen Verrätherin, die ſeine Gerechtigkeit niederwerfen und zermalmen wird, damit künftig nichts Trennendes zwiſchen dir und mir ſtehe. Komm', gib mir die Hand; nicht vergebens hat Gott uns zu dem Quell ſeiner Gnaden geführt.“

Veronika erhob ſich, das ſchwindelnde, unklar blinkende Auge dem Born des Blendlichtes entgegen wendend, welches ihr die Bahn beleuchtete, an deren Ziel himmliſcher Friede und irdiſche Wonne in beſeligender Vereinigung lockend ihrer harrten. Die Erlaubniß in der Wallfahrtskirche zu den vierzehn Heiligen beten zu dürfen, ward dem Baron nicht verſagt, und Hand in Hand mit der zitternden Geliebten trat er, vom letzten Strahle der Abendſonne beſchienen, die ſündenſühnende und Weltglück gewinnende Wallfahrt an. Das Dämmerlicht der Kirche empfing das Pilgerpaar, und inbrünſtig betend, die Hände verſchlungen wie die Herzen, ſank es nieder vor dem Hochaltar. (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

26) Gedichte von Auguſt Mahlmann. Zweite Auflage. Halle und Leipzig 1835. Renger'ſche Buchhandlung.

Mahlmann iſt ein ächt deutſcher Dichter, deſſen einfach ergreifende Sprüche, die ſittliche Weihe an der Stirne tragend, es verdienen, in allen Herzen heimiſch geworden zu ſein; ſie gehören wie Reliquien eines edlen verehrten Vaters, welcher ſein Leben fruchtbringend angewendet, jener großen Familie des deutſchen Volkes, deren Charakter ſie im reinſten Sinne des Wortes ausſprechen. Sie bleiben in ihrer ſchlichten Kernhaftigkeit und kräftigen Geſundheit paſſend für jeden Zeitpunkt, fur jedes Verhältniß; — ſie erquicken durch dies ſo ächt menſchliche Gottvertraun, welches belebend aus ihnen weht, durch jenes ſchöne klare Bewußtſein einer großen ſtarken heiligen Brüderlichkeit, welche die Menſchen aller Zurgen an einander bindet. Wenn je ein Spruch auf der Thüre eines deutſchen Hausvaters ſtehn ſoll, ſo darf es Mahlmann's: „Was grämſt du dich? ꝛc." ſein: „Lerne viel und werde tüchtig ꝛc." Wenn je Lieder bei edlen Agapen geſungen werden ſollen, dann wird man Mahlmann's „Nachtlied," ſein „Weinlied," ſein Lied: „Hoffe, Herz, nur mit Geduld" anſtimmen; ſo lang deutſche Klänge Herzen finden, werden ſeine Worte:

„Du biſt Herr in deiner Welt
Haſt du dich, ſo haſt du alles,
Lächelſt, wenn dein Glück zerfällt,
Ruhig ſeines wilden Falles.
Bleibſt du ſo dir ſelbſt getreu:
Dann kann dich kein Schickſal ketten;
Gott iſt in dir, athme frei!
Trau' auf ihn; er wird dich retten!

darin nachhallen.

Deßhalb begrüßen wir die 2te Auflage von Mahlmann's Gedichten, welche ſich beſcheiden und prunklos mitten im Schwall der Tagesliteratur ankündigte, mit freudigem Herzen und möchten das deutſche Volk gern an den Immortellenkranz erinnern, den es ſeinem edlen Sänger noch ſchuldig iſt.

Feuilleton.

⁂ Beiträge zur Geſchichte der Toleranz. — „Ohne ein großer Archäolog zu ſein, kann man behaupten, daß die Toleranz ſo alt ſei als die Welt; ſie exiſtirt nämlich ſeitdem es etwas zu toleriren gibt. War nicht ſchon zu Adams Zeiten der Teufel ſelbſt im irdiſchen Paradieſe tolerirt? In voller Freiheit durchſtrich er Edens Baumgärten, räſonnirte über Aepfel und Birnen, gegen Gewiſſenszwang, Verbot und Unterſchied der Speiſen, und debitirte unſeren noch wenig aufgeklärten Stammeltern ſeine modernen Ueberzeugungen und freie Anſichten, ohne daß ihn jemand ſchweigen hieß oder gar einen Ketzer geſcholten hätte. Die Grundſätze dieſer Erztoleranz kam per traditionem aus dem Paradieſe auf die Erde, und ſchon in der dritten Generation fingen die Kinder Gottes an, menſchlicher zu werden; ſie vertrugen ſich gar artig mit den Kindern, beſonders mit den Töchtern der Menſchen, und bald gab es Hochzeiten die Menge, und zwar gemiſchte Ehen, die eingefleiſchte Perſonificirung der Toleranz!" .... So beginnt ein Aufſatz unter der obigen Aufſchrift, — nicht in einem Romane des weiland jungen Deutſchland's oder Frankreich's, — ſondern in der Beilage zum Februarheft dieſes Jahres des — Katholiken, herausgegeben von Dr. Weis, Domcapitular und biſchöfl. geiſtl. Rathe zu Speier. Es wird dann noch weiter die Toleranz perſiflirt, wie ſie erſt vor der Sündfluth, dann zur Zeit Salomons geherrſcht, welcher „freie Religionsübung in ſeinen Staaten dekretirt, für Molochiten, Aſtarothiten, Beelzebubianer — für die Verehrer aller philiſtäiſchen Fiſch- und Fuchsſchwänze, für den Teufel und ſeine Großmutter, wenn ſie es begehrt hätten." — „Mit dieſem Toleranzedikt," heißt es dann, „war dieſer polytheiſtiſch-philanthropiſche Mann noch nicht zufrieden — er ſtellte Mandate auf das Staatsbudget und ſeine eigene Civilliſte aus, für Tempelbauten — für die Beſoldung von Baalspfaffen u. ſ. w. Dieſen Vorläufern unſerer perfektionirten Toleranz ſtehen aber noch viele Andere im alten Teſtament gegenüber, wie Moſes, Phinees, Samuel, David ꝛc. die ſich in verſchiedenen Gelegenheiten abſcheulich intolerant aufgeführt haben. Die ließen in ihrem engherzigen Eifer die Leute hunderweiſe niedermachen, weil ſie ein bischen Abgötterei und Geilheit getrieben ꝛc. Auch im neuen Teſtament ſah es mit der Toleranz im Anfang ſehr übel aus. Judas gab zwar den Apoſteln das Beiſpiel einer wahrhaft liberalen Denk- und Handelsweiſe... Petrus fing das Scandal der Intoleranz wieder auf öffentlichem Platze an. Es iſt unbegreiflich, woher der ſonſt ſo gutmüthige Evangeliſt Johannes einen ſo großen Aerger gegen die Leute fremder Confeſſionen geſchöpft, daß er ſie Ketzer geheißen und ſogar verboten, ihnen einen guten Morgen zu wünſchen" u. ſ. w. — Solcherlei Perſiflagen und grundbittere Ironie bildet, unter der Rubrik Curioſa, ſeit langer Zeit einen ſtehenden Artikel in der genannten Zeitſchrift.

⁂ Th. Moore und H. Rheinwald. — Den „Wanderungen eines irländiſchen Edelmanns zur Entdeckung einer wahren Religion, von Thom. Moore," — welche in Deutſchland zwei katholiſche Ueberſetzer gefunden, — hat Dr. H. Rheinwald in Gemeinſchaft mit einem Freunde nun die „Wanderungen eines ſächſiſchen Edelmanns zur Entdeckung der wahren Religion" entgegenzuſetzen angefangen; denn zunächſt iſt nur der erſte Theil derſelben erſchienen. Ließ Th. Moore den Proteſtantismus gegen den römiſchen Katholizismus den kürzeren ziehen, — ſo läßt dagegen Dr. Rheinwald einen Proteſtanten erſt durch Ueberredungskünſte liguorianiſcher Prieſter katholiſch werden, um ihn demnächſt durch Enttäuſchung wieder in die proteſtantiſche Gemeinſchaft zurücktreten zu laſſen. — Beide Schriften aber laſſen Nathan's Parabel von den drei Ringen noch ihre volle Bedeutſamkeit. —

⁂ Künftigen Herbſt erwartet man die Publikation einer von Lippoſoff beſorgten, bei Borrow erſcheinenden Ueberſetzung der Bibel in die Sprache der Mandſchu. — Das ruſſiſche Converſationslexikon zählt bereits an die 7000 Subſcribenten; den vorzüglichſten Antheil an der Redaktion dieſes für Rußland importanten Werkes hat Gretſch, der Herausgeber der nordiſchen Biene. Jazykoff beſorgt das hiſtoriſche Fach, der gelehrte Orientaliſt Senkoffsky die den Oſten betreffenden Artikel; außerdem vereinigten ſich noch viele ausgezeichnete ruſſiſche Gelehrte für dies Werk, welches 24 Bände (Royal-Octav) umfaſſen wird. —

⁂ Angekündigt ſind Lord Napier's Memoiren, nebſt deſſen Bericht über die Geſandtſchaft am Hofe von China 1834, herausgegeben von dem raſtlos-thätigen Kapitän Marryat.

⁂ Von Profeſſor Aſchbach's „Geſchichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrſchaft der Almoraviden und Almohaden" erſcheint zu Oſtern der 2te Band.

⁂ Herr von Heeringen macht jetzt im Gefolge des Prinzen von Coburg die Reiſe nach Portugal mit. — Nächſtens erſcheint von ihm eine neue Novelle: „Der Kurier von Simbirsk."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^o 69. 1836.

Phönix.

Montag, 21. März.

Die ſeidene Schnur.

1.

Im Harem weilt der Großweſſir;
Mit Dolch und Flinte vor der Thür
Steht Wache haltend der Arnaut;
Auf eines Tigers bunter Haut

Liegt der Gebieter. — Schleierlos, —
Kein Gurt umfängt den vollen Schoos,
Aus Purpurfalten glänzt wie Schnee
Ihr Fuß mit ringgeſchmückter Zeh'.

Entfeſſelt rollt ihr Haupthaar hin —
Ruht ſchlummernd die Circaſſierin
An ſeiner Bruſt; vom Kaukaſus
Der Demant glänzt am Bosphorus.

Sein Auge glüht; ſein Barthaar wallt
Auf die wollüſtige Geſtalt.
Sie träumt; ſie lächelt; der Email
Der Zähne blitzt; — „Birgt dein Serail,

Soliman, ſolch ein Weib?“ — Er ſinkt
Zu ihr hinab; brünſtig umſchlingt
Er ſie, berauſcht von ihrem Hauch,
Von Moſchusduft und Ambrarauch.

2.

„„Ein Reitertrupp! — Der Aga der
Eunuchen, Juſſuf!““ — „Bringt ihn her!“ —
Juſſuf, der Neger aus Dar Fur,
Reicht grinſend ihm — die ſeid'ne Schnur.

3.

Wie die Oaſe der Samum
Verſengt, gleichwie das Opium
Betäubt, wie gift'gen Hauch's die Peſt
Hinwirft, und ihren Raub nicht läßt:

So treffen des Verſchnittnen Worte
Den Großweſſir der hohen Pforte.
Sein Mund wird blau, ſein Antlitz fahl;
In Stücke reißt er ſeinen Shawl.

„Daß dich des Blitzes Glut verſehrt,
O Maulbeerbaum, der du genährt
Den Wurm, der dieſe Seide ſpann!
Verdorren ſoll die Hand dem Mann,

Der knechtiſch dieſe Schnur gedreht,
Die . . . . . . Von Roßſchweifen einſt umweht!
An Leila's . . . . Meine Zeit iſt um!
Das Schickſal will es! — Opium!

Ha! daß mich kein Rhodiſer Spieß
Im Handgemenge jäh durchſtieß!
Ha! daß mich nicht im goldnen Mörſer
Zerſtampfte der ſiegtrunkne Perſer!

Ich ward verſchont! — Der Strang von Seide
War mir beſtimmt!“ — Er ſinnt; der Scheide
Nimmt er den Dolch; hin fliegt die Schnur
Auf des Gemaches Teppichflur.

Leila's Gelock, lang, wallenden Falls,
Schlingt er ſich um den ſehn'gen Hals.
Feſt knüpft er es; ſie ſchläft; das Erz
Stößt er ihr abgewandt durch's Herz.

Sie zuckt empor; ſie will entfliehn;
Die Haare . . . . . . Sie erdroſſelt ihn!
Um ſeinen Mund ſpielt gräßlich Lächeln;
Dumpf durch's Gemach ſchallt Beider Röcheln.

Ferdinand Freiligrath.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Längſt ſchon hatte Goßhorn, überwältigt durch den Geiſt, deſſen Flammen ihn geſtern ergriffen, und mit immer neuer Gewalt in ſeinem Herzen aufſchlagen, ſeinen Frieden mit Gott hergeſtellt, ſeinen neuen Bund geheiligt gewähnt, und aufgehört zu beten, als Veronika immer noch auf ihren Knieen lag, ſich die Bruſt zerſchlug, und allem Irdiſchen das Herz abgewandt zu haben ſchien, bis das entſetzliche Geraſſel des Säbels ihres Wächters, der bisher in ehrerbietiger Ferne gehalten hatte, nun aber des Harrens müde geworden ſein mochte, und Goßhorn mahnte, ſich nach ſeinem Quartier zu begeben, ſie aufſchreckte. Mühſam erhob ſie ſich, und ſchwankte durch die Reihen des Volks, welches dem pilgernden Paare nachgeſchlichen war in die Kirche, und von Munde zu Munde die Mähr fliegen ließ von dem Heldenmuthe der jungen Frau, welche freiwillig ihrem gefangenen Gatten in Noth und Tod folge. Veronika's Ohr ging das Geflüſter, wie ihrem Auge die Theilnahme verloren, welche die naſſen Augen und die bekümmerten Geſichter der Menge verriethen, die aber, trotz der Zahl ihrer Arme, furchtſam zurückwich, als der Huſar, welcher das Paar begleitete, die Nächſtſtehenden durch einen gebietenden Blick verſcheuchte, und die Gruppen, die den Hintergrund füllten, durch ein donnerndes: „Fort! aus dem Wege!" zurücktrieb. Nur ein Einziger von Allen, ſtatt zu weichen, trat dicht heran an Veronika; ſie blickte erſchrocken auf, und ſtarrte in das Angeſicht eines alten, eisgrauen Ciſtercienſermönchs, der die Hände auf ihre Stirn legend, zu ihr ſprach: „Die hochgebenedeite Gnadenmutter ſei mit dir! du gehſt einen Weg der Trübſale, aber verzage nicht; der Engel, der mit Hagar war in der Wüſte, der wird mit dir ſein; und dem Manne, welchen der Herr dir geſendet hat, wirſt du eine Leuchte ſein in ſeiner Nacht, ein Troſt in ſeinem Elend, und eine Stütze in der Stunde ſeiner Ermattung. — Und du, mein Sohn," — ſo wandte er ſich an den Baron, aber die Ungeduld des Huſaren, deſſen Wächteramt die eingetretne Dunkelheit wirklich ſchwierig machte, verhinderte den Greis, ſeinen Segen auch dem vermeintlichen Gatten dieſer Märtyrin mit auf ſeinen Weg zu geben.

Veronika war niedergeſunken vor dem Mönche, und bedeckte ſeine Hand mit inbrünſtig dankbaren Küſſen, als ſie plötzlich die Stimme des Huſaren vernahm: „Herr Baron, es iſt finſter, Sie müſſen in's Quartier. Wo die Frau Baronin bleibt, das hab' ich nicht zu verantworten, mag ſie beten und beichten die ganze Nacht hindurch nach Gefallen, ich darf ſie nicht daran hindern; aber für Sie muß ich einſtehn. Kommen Sie."

Da raffte Veronika ſich auf. „Ich komme mit!" rief ſie, drückte noch einmal flüchtig ihre Lippen auf die Hand des Mönchs, klammerte ſich feſt an Eugen's Arm, und flüſterte, forttaumelnd an ſeiner Seite: „Ich verlaſſe dich nicht, bis Gott mich ſcheidet von dir!"

Der Bund beider Seelen war geſchloſſen. — Arm in Arm betraten ſie ihr Zimmer; immer enger rundete der Kreis ſich zuſammen um die Vereinten. Bruſt an Bruſt fand ſie die Nacht; was außerhalb des Kreiſes ihrer Pflichten lag, geſtattete der Geiſt dieſer Stunden nicht zu ermeſſen. — Mund an Mund gedrückt, begrüßten ſie den Morgen.

Der Marſch ward fortgeſetzt; er führte unter häufigem Wechſel der militairiſchen Bedeckung über Coburg nach Zeiz. Hier erfuhr Eugen ſeinen Beſtimmungsort; es war Magdeburg. Keinem glücklicheren Feſſelträger hat die Sonne je ſeinen Kerkerweg beleuchtet, als die Sonne dieſer Tage dieſem Gefangenen, in deſſen Geſichtskreis nur die einzige Sorge trat, daß ſein Oheim die Eintreibung der Kriegsſteuern, für deren Zahlung er Bürge war, beeilen, und ihn zur Rückkehr nöthigen möge, eh' es ihm vergönnt war, Veronika mit ſich in ſeine Heimath zu führen. Er ſchrieb an ſeinen Oheim, meldete ihm ſeine Beſtimmung, beruhigte ihn über ſein Befinden, rühmte die ihm widerfahrene Behandlung, und übertrug ihm die Oberaufſicht über die Verwaltung ſeiner Güter. Gleichzeitig beauftragte er ſeinen Rentverwalter, ihm alles in der Kaſſe vorräthige Geld, durch Mitwirkung eines Würzburger Handlungshauſes, nach Magdeburg zu ſenden.

Weniger, als ihr taumelnder Freund, durch ihr zweideutiges Glück berauſcht, aber doch beruhigter, ſeit der Segen einer Prieſterhand ihren Bund geweiht hatte, blickte Veronika gern über die engen Schranken ihrer Gegenwart hinaus, um behaglich ſich heimiſch zu machen in ihrer Zukunft; aber überall, wie ein Schiff an einer klippendeckten Küſte, ſtieß ſie auf Schwierigkeiten, deren Anblick ſie zwang — dem Schiffer gleich, der, um bei ſeichtem Grunde landen zu können, ſein Fahrzeug erleichtert, indem er es ſeiner gewichtigſten Ladung entledigt — auch ihre Hoffnungen herabzuſtimmen und das Gewicht ihrer Pläne zu ermäßigen. Anfangs hatte ſie eine Rückkehr in ihr Vaterland, an der Hand ihres Gatten möglich gehalten; allmählich aber gab ſie ihr Vaterland auf, unfähig, genügend die Frage zu beantworten, wie ſie ihr Verhältniß zu Goßhorn rechtfertigen ſolle vor den Augen ihrer Bekannten. Dann hatte der Gedanke ſie beſchäftigt, auch ihren Gatten ſeiner Heimath zu entfremden, und ihr neues Vaterland zu dem ſeinigen zu machen; aber auch von dieſem Wunſche mußte ſie ihr Herz losreißen, denn Goßhorn's Güter waren unveräußerlich, und fielen, wenn er ſie aufgab, dem Oheim, ſeinem einzigen Agnaten, ihrem offnen Widerſacher, zu. — So blieb ihr denn nichts übrig, als hier in dieſer Fremde ihre Wohnſtätte aufzuſchlagen, und ſich mit dem mäßigen Glücke zu begnügen, künftig nur von Zeit zu Zeit des Beſitzes ihres Gatten froh zu werden, der, von dem Magnet der Scholle gezogen, die ihn geboren hatte und ernährte, ſich derſelben nicht entfremden konnte und durfte. Die dunkeln Räume ihrer Vereinſamung, welche ſie zwiſchen den Lichtbreiten ihres Glückes liegen ſah, hoffte ſie, würden kurz, und ihrer wenige ſein, da der Arzt mehr als einmal ſeine feſte Überzeugung geäußert hatte, daß Kunigunden's Lebensweiſe ihrem Leben ein nicht entferntes Ziel drohe; und hatte die Verblendete dieſes Ziel erreicht, dann durfte die Glückliche all' ihre Hoffnungen, ihre Wünſche, ihre Entwürfe wieder einfrachten in ihr Lebensſchiff, und mit vollen Segeln dem Hafen zuſteuern, der im Morgengrau einer noch unaufgegangnen, jenſeits eines noch unaufgeworfnen Grabhügels ſchlummernden Sonne ihr entgegenſchimmerte, wie dem träumenden Kinde das Feenland, deſſen Bild es von den Lippen der Wärterin, die es in Schlaf ſang, aufgeſogen und hinübergenommen hat in ſeinen Traum.

Unter dieſen Träumen Veronika's und unter jenen Rauſchentzückungen ihres Freundes, empfing ſie beider nächſtes Ziel: die Feſtung Magdeburg.

Der Ritter von Goßhorn, ein, für ſeinen Stand, und bis auf den, ihm zur fixen Idee gewordenen Wahn, daß von ſeiner Regensburger Sendung König Friedrich Kenntniß genommen habe, recht verſtändiger Herr, war auf ſeiner windſchnellen Flucht vor ſeinen vermeintlich perſönlichen Verfolgern, am Todestage des kleinen Vinzent in Mainz angekommen, und ſaß, nun erſt der Sorge ledig, von den Dienern der Rache des in Acht gethanen Ruheſtörers ereilt zu werden, an der Gaſttafel des Wirthshauſes zu den drei geiſtlichen Kurfürſten, und vergaß Schüſſeln und Flaſche über ſeinen Mühen, ſeinem Gedächtniße die ihm dämmernde Bekanntſchaft eines Gaſtes abzugrübeln, der mit ihm an ein und derſelben Tafelſeite ſitzend, einem näheren Tiſchnachbar von den Erfolgen ſeiner Spaaer Brunnenkur erzählte. Lange vergebens verſuchte der Baron, den Kopf hinreichend vorzubeugen, um das Geſicht dieſes Fremden, der, wie er immer gewiſſer ſich überzeugte, ihm kein Fremder war, in anhaltende Beaugenſcheinung zu nehmen; aber erſt um die Zeit des Tafelaufhubs, als die Reihe der Gäſte dünner wurde, welche den Raum zwiſchen ihm und dieſem Geſichte füllten, blitzte ſeinem Gedächtniße das lange geſuchte Licht auf. Dieſe breite, eingedrückte Stirn; dieſe kleinen, immer ſuchenden Augen, die aus der Überbüſchung ihrer mächtigen Braunen hervorblitzten, wie ein hüpfendes Glühwurmpaar aus dem Laube; dieſe dünnen, lang gezogenen Lippen, dieſer gedrückte Nacken, kurz die ganze Geſtalt mit ihren nirgends ſo wie hier vereinten Eigenthümlichkeiten, wem konnte ſie gehören, als ſeinem ehemaligen Jugend- und Buſenfreunde, der gleichzeitig mit ihm die Univerſität zu Erfurt verlaſſen hatte, um am kurmainziſchen Hofe ſein Glück zu ſuchen? — Ja; er täuſchte ſich nicht; es war — immer deutlicher traten ſeine Erinnerungen hervor — es war der Dombechant von Schwieggher. —

Jetzt wurde die Stuhlreihe leer zwiſchen dem Ritter und dem Dombechanten, der auch die Serviette erhub, um den Mund zu ſäubern; ein Zeichen ſeines nahen Aufbruchs; da aber kam der Baron ihm ſchnell zuvor, nahm den Platz neben ihm ein, und hieß ihn rathen, welches Freundes Hand die ſeinige umfaßt hatte?

Der Dombechant aber war geübter, ſeine Erinnerungen zu ſammeln; „Ei, ei, theuerſter Herr Bruder, liebſte, verehrteſte Excellenz! du hier?“ ſo, nach dem erſten Blicke ſchon Herr des ihm aufgegebenen Räthſels, wiſchte er ſich noch einmal den Mund, und bot die dürre Wange dem Jugendfreunde zum Kuſſe dar.

Es ward inzwiſchen geräuſchlos im Saale; ein Gaſt nach dem andern trat ab, nur dieſe Beiden behielten noch ihre Plätze; der Dombechant, um den Herzensergießungen ſeines Freundes zu lauſchen, der Ritter, um mit all' den Gefahren, welche der Einbruch der Preußen ihm gebracht, zu prahlen, und alsdann ihn mit den Kümmerniſſen bekannt zu machen, welche die Frivolität ſeiner Nichte, der hoffnungsloſe Zuſtand des kleinen Stammhalters, und die unheilvolle Liebe ſeines Neffen zu dem Fräulein von Ledow über ſein Haupt gebracht hatte. „Alſo ſtehen die Sachen gegenwärtig, mein verehrteſter Herr Bruder,“ ſchloß er, den Schweiß von der Stirn wiſchend, ſeine letzte Mittheilung; „das Fräulein von Ledow iſt glücklich aus dem Wege geräumt, und vermag ich meine zuchtvergeſſne Niece zur Rückkehr zu bewegen, ſo hoff' ich das Verhältniß zwiſchen ihr und ihrem Gemahl wenigſtens in ſo fern wieder herzuſtellen, daß ein zweiter Erbe, ein Stammhalter des Geſchlechts erzielt werde; denn den nunmehrigen Einzigen erhalten wir nicht; den hat die Ledow auf ihrem Gewiſſen; die hat, wie ich dir bereits entwickelt habe, dem Kinde den Magen verkleiſtert mit ſüßen Gebäcken und dergleichen. Es muß alſo geſorgt werden für die anderweitige Fortpflanzung des Goßhorn'ſchen Geblüts, aber nun iſt die Frage: welche Mittel ſind anwendbar, meiner Niece das Umherſchweifen zu verleiden? Wie mir zu Ohren gekommen, hat ſie jetzt eine Liebſchaft angeſponnen mit einem Milchbart, nach deſſen Namen ich vergeblich geforſcht habe. — Du kommſt ja von Spaa, hochverehrter Herr Bruder; ſollteſt du nichts gehört haben von ihrem neuen Geſpons? — ſprich ohne Rückhalt, ich bitte dich.“

Ohne aufzublicken, hatte der Dombechant bald mit den Pfirſichkernen auf ſeinem Teller geſpielt, bald an der Blume der achtundvierziger Liebfrauenmilch die Naſe gelabt, und ſtocherte jetzt, ſtatt zu antworten, in den Zähnen. Es bedurfte einer nochmaligen dringendern Aufforderung, um ſeine Zunge ein wenig geſchmeidiger zu machen, und nun, ohne das gewichtige Haupt zu erheben, kaum die Augen mit einem unſichern Schielblick dem forſchenden Freunde zuwendend, murmelte er: „Ja, ja, ich muß geſtehn, die Badeliſten waren unvollſtändig; ich weiß nicht genau, ob die Frau Baroneſſe von Goßhorn — in der That, ich beſinne mich nicht, ihren Namen gefunden zu haben.“

„Wie, Herr Bruder, du ſollteſt dich nicht entſinnen, ob du den Namen deines älteſten Freundes auf der Spaaer Gaſtliſte gefunden hätteſt?“ frug der Baron, während der Dechant, um das ihm widerwärtige Geſpräch zum möglichſt langen Stillſtand zu bringen, das Bedürfniß, ſeiner von Spaniol überfüllten Naſe zu Hülfe zu kommen, benutzte, und gefliſſentlich lange und gefliſſentlich laut bei dieſem Geſchäfte mit ſeinem Battiſttuche verweilte; doch kaum war es abgethan, als der Ritter mit unermüdlicher Beharrlichkeit ſeine Frage erneuerte.

„Werthgeſchätzter Herr Bruder, du forderſt eine ſchwere Probe meiner Freundſchaft von mir,“ verſetzte der Domherr. „Es iſt ein gar undankbares Geſchäft, ſich mit Umhertragung gewiſſer Gerüchte zu befaſſen, und verwandten Ohren Botſchaften über die Anrüchigkeiten verwandter Namen zuzutragen. So viel laß dir indeß geſagt ſein: der Milchbart, wie du den jungen Herrn zu nennen beliebſt, der das Glück gehabt haben ſoll, deiner Frau Niece zu gefallen, dieſer Milchbart iſt fort von Spaa; und nun laß uns auf andere Gegenſtände kommen; wann war es denn, als wir einander das Letztemal ſahen? — richtig, Anno —“

„Nachher, nachher, Herr Bruder,“ fiel der Ritter ein. „Jetzt, wenn es dir gefällig iſt, laß uns bei unſerem Kapitel bleiben. Der Galan meiner Niece iſt alſo beſeitigt; die Nachricht iſt gut; aber wer ſteht mir dafür, daß nicht jetzt ſchon ſeine Stelle wieder beſetzt iſt? — Herr Bruder, dir wohnte ja von Alters her ein Geiſt bei, vor deſſen Unergründlichkeit wir alle uns neigten; du hatteſt immer Rath, wenn wir ſämmtlich rathlos waren; ſollteſt du nicht auch einen Rath für mich haben, wie man es weislich anzuſtellen hätte, meine Riere an ihre Pflichten zu feſſeln?"

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

∴ **Das Ju-Schi.** — In der am 6. Februar d. J. gehaltenen Sitzung der königl. aſiatiſchen Geſellſchaft zu London wurden „Bemerkungen des Rev. C. Gutzlaff zu Canton über ein berühmtes chineſiſches Geſchichtswerk, „Yih-She" (Ju-Schi), welches unter Kang-hi (im 17. Jhdt.) in 50 Bänden erſchienen," vorgeleſen. Dieſem Berichte zu Folge iſt das Ju-Schi eine Sammlung der Ausſprüche, Maximen und Meinungen der größten Weiſen und Staatsmänner von China, von den älteſten Zeiten herab bis zur Chow (? Tſcheu-) Dynaſtie (? im 12. Jhdt. vor C.) und mehr eine Gedanken- als eine Ereigniß-Geſchichte. Folgendes iſt eine Probe daraus: „Kwan-Tſze, ein Philoſoph und Staatsmann am Hofe des Tſe, gebeten, die Beſchaffenheit einer hirtlichen Regierung anzugeben, antwortete: Wer wie ein Hirt ſeines Volkes handeln will, muß Vorräthe ſammeln zur gehörigen Zeit; denn, wenn ein Land reich an Gütern iſt, ſtrömen Fremde herbei und das Volk gewinnt ſein Land lieb. Sind die Magazine voll, dann beobachtet man die Regeln des Anſtandes (etiquette), und wohl verſehen mit Nahrung und Bekleidung, achtet man auf ſeine Ehre und vermeidet Ungnade. Ehren die Obern die Inſtitutionen des Landes, dann ſind die Verhältniſſe aller Klaſſen untereinander feſt begründet. Werden Gerechtigkeit, Beſcheidenheit und Anſtand beobachtet, dann wird das königliche Geſetz zur Wirklichkeit. Wird der öffentliche Geiſt des Volkes gefördert, dann werden die Satzungen des Reiches beobachtet und das Criminalgeſetzbuch kann eingeſchränkt werden. Das Volk wird gelehrig und gehorſam, wenn die Verehrung der Götter eingeſchärft und befeſtigt wird."

∴ **Ein Aghori.** — Ein in Oſtindien ſtationirter brittiſcher Offizier machte, wie im „Asiatic Journal" berichtet wird, in dem Jahr 1828 einen Ausflug nach dem berühmten Berge Abu, der an der Südgränze von Dſchabbpuhr liegt. In einer der zahlreichen Höhlen am Fuße jenes Gebirges traf er einen langen, hagern Mann, mit verworrenem, durch lange Vernachläſſigung zottig gewordenem Bart- und Kopfhaar, deſſen faſt entfleiſchter Körper eine Kruſte von Blut, Ruß und anderem Schmutze überzog. Aus ſeinen ſtarren Augen blickte eine dämoniſche Wildheit; ſein ganzes Antlitz war grauſenerregend. . . Es war ein Aghori oder Aghorapenthi, — einer jener nicht mehr zahlreichen Asketen, die den Maha Dewi in ſeinen ſcheußlichſten Formen verehren, und nicht nur Menſchenopfer bringen, ſondern auch Menſchenfleiſch verzehren. In der Höhle dieſes Büßers lag ein ganzer Haufe von Gebeinen, mit ſichtbaren Spuren der Zähne, die daran genagt, dabei noch ein Stück von dem Aaſe eines Hundes. Boden und Wände der Grotte waren mit mannigfaltigem Unrath bedeckt, und in Mitten dieſes Wuſtes kauerte der Aghori auf der Erde nieder. Als nun der Offizier ihn fragte, wer er ſei, — erwiederte er: „Ich bin ein Anbeter der ſchrecklichen Gottheit Kali, die an Blut ihre Freude hat; Blut iſt auch meine Luſt; allein es war nicht immer ſo." Er erzählte dann, wie er durch das Unglück eines unwillentlichen Brudermords unter die wilden Bhihls gerathen, und nun, mit dieſen raubend und mordend, zufällig auch ſeinen zweiten Bruder getödtet, wodurch er überzeugt worden ſei, daß die Göttin Kali ihn zu einem ihrer Prieſter erkoren. „So mußte ich," ſchloß er, „in die Einöde, um unter Thieren zu leben und von gleicher Speiſe, wie dieſe, mich zu nähren. Kein Band knüpft mich ferner an die Menſchheit; dies beweiſt mir, daß ich ein Erwählter bin. Ich bin ſtolz auf dieſe Auszeichnung. Kein Gefühl, keine Leidenſchaft nagt an meinem Herzen. Der Abſcheu, den ich bei Anderen errege, iſt mir willkommen; ich verabſcheue die Menſchheit; ich gehöre dem Himmel — gehöre Kali an! Ich bin ein Gott — ein Aghori!" —

∴ **Franzöſiſche Kunſtausſtellungen von 1699 bis 1836.** — In der königl. Bibliothek zu Paris findet ſich im Kupferſtich-Cabinet eine Sammlung der Kataloge von allen öffentlichen Kunſtausſtellungen, die ſeit 1699 aufeinandergefolgt ſind. In dieſem Jahre wurde auf Manſard's, des Oberintendanten der königl. Bauwerke, Antrag von Ludwig XIV. geſtattet, dem Wunſch der Künſtler gemäß den alten Gebrauch (ancienne coutume) ſolcher Ausſtellungen zu erneuern.

Gleich im erſten Jahre (1699) bot der Katalog 210 Nummern. Die zweite Ausſtellung fand 1704 ſtatt; es war die letzte bis auf Ludwig XV. Nun folgten während deſſen Regierung von 1737 bis 1774 deren 24, anfangs (von 1737 bis 1748) in jedem Jahre, dann bis zu Ludwig XV. Tod alle zwei Jahre, aufeinander. —

Ebenſo alternirten die 9 Ausſtellungen unter Ludwig XVI. von 1775 bis 1791 incl. Zur Zeit der Republik fanden deren ſtatt in den Jahren 93, 95, 96, 97, 98, 99, 800, 801 und 802; — unter dem Kaiſer in den Jahren 806, 808, 810, 812 und 1814, unter Ludwig XVIII. in den Jahren 817, 819, 822 und 824, — unter Karl X. nur eine einzige im Jahr 1827; ſeit der Juli-Revolution aber im Jahr 31, 33, 34 und 35. —

Dieſemnach findet jetzt die 50. Ausſtellung ſeit 1699 ſtatt, und während dieſer Zeit wurden ungefähr 40,630 Werke produzirt. —

∴ **Pariſer Baulichkeiten.** — Die Sühnkapelle, welche auf dem Platz des wegen Ermordung des Herzogs von Berry abgeriſſenen Opernhauſes, unter den älteren Bourbons aufgeführt worden, — iſt nun bis auf deren marmornen Altar wieder abgeriſſen, und mit Nächſtem wird auch dieſer verſchwunden ſein. Wo früher der erzbiſchöfliche Pallaſt geſtanden, ſollen, dem Vernehmen nach, — jetzt Bäume für eine Promenade gepflanzt werden. Wo aber in der ſg. guten alten Zeit die Baſtille ihre gräulichen Geheimniſſe barg, wird jetzt der Marmor für das Fußgeſtell der Julisäule polirt, deren Guß bald beendigt ſein ſoll, da man ſie im nächſten Juli zu errichten gedenkt.

∴ **Die preußiſchen Univerſitäten.** — Aus Dieterici's „geſchichtl. und ſtatiſt. Nachrichten über die Univerſitäten im preuß. Staate" — ergibt ſich, daß von 100 jungen Preußen, die in dem Alter von 19 bis 24 Jahre ſtehen, immer einer — Student iſt, daß auf 11 Einwohner ungefähr ein Schulknabe kommt, und von den 1,130,434 Schulknaben des preuß. Staats — 4985 Studenten werden.

Es ergibt ſich ferner, daß gegenwärtig noch mehr als einmal ſo viel junge Leute ſich durch Univerſitätsſtudien den Wiſſenſchaften widmen, als noch 1806 und in den vorhergehenden Jahren. Durchſchnittlich ſtudirten in den Jahren von 1790 bis 1805 auf den 6 Landesuniverſitäten (Erfurt mitgerechnet) nur 1337 Inländer; jetzt ſtudiren auf eben ſo viel preuß. Univerſitäten 4268, obgleich die Einwohnerzahl nur etwa von 10 auf 13 und eine halb Millionen geſtiegen und der früher häufiger ſtattfindende Beſuch auswärtiger Univerſ. keinesfalls einen ſo bedeutenden Unterſchied begründen kann.

Es ergibt ſich endlich, daß der Koſtenaufwand für die Univerſ., der früher nur 101,166 Rthlr. betragen, jetzt auf 664,629 geſtiegen, wie denn auch die Zahl der Profeſſoren ſich ungefähr verdoppelt hat. Die der Privatdozenten hat ſich ſogar verwierfacht.

In dem Art. III. der krit. Studien in Nro. 66 des Phönix bittet man folgende ſinnſtörende Druckfehler zu corrigiren:

Seite 262. Sp. 2. Zeile 20 v. u. ſtatt Wunden l. Wundern.
— 263. „ 2. — 25 v. o. ſt. trat l. tritt.
— — „ „ — 26 v. o. ſt. iſt l. wie.
— 264. „ 1. — 4 v. o. ſt. Mitwirkung l. Rückwirkung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 70. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 22. März.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Der Domdechant räusperte ſich lange Zeit, verwandte dann eine noch längere auf die Beſeitigung ſeines Zahnſtochers, lüftete dann das Genick, mühſam, als ſei es verſteift, und ſprach nun: „Deine Frau Niece an ihre Pflichten zu feſſeln, dächt' ich, gäb' es Mittel genug; das erſte wäre, ihr Gewiſſen zu erwecken und —"

Der Ritter ließ ſeinen Rathgeber nicht enden; „Ihr Gewiſſen willſt du erwecken? alter Freund, hat denn eine galante Dame ein Gewiſſen? — hätt' ich doch nimmermehr gedacht, daß mein alter Genoß und Theilhaber meiner nächtlichen Schleichwege ſolch ein Fremdling hätte werden können auf dieſem Felde! Denke doch zurück an unſre ſchöne Senatorin und an ihre Schweſter in Erfurt; wie iſt dieſem Schweſterpaar, und wie iſt uns damals zum Gewiſſen geſprochen worden, und was hat es gefrommt? — Nein, Herr Bruder, dieſer Rath läßt mich deine Weisheit gänzlich vermiſſen; wie iſt es dir möglich zu vergeſſen, daß Himmel und Hölle umſonſt beſchworen werden, um den Brand zu löſchen, der nicht eher verglüht, bis das Haar grau wird? Daß ich aber die Ergrauung meiner Niece nicht abwarten darf, wird dir, wenn du meinen Zweck nicht aus den Augen läſſeſt, von ſelbſt einleuchten! folglich ſinne mir einen beſſern Rath aus; ſinne, Herr Bruder; ich beſchwöre dich bei dem Andenken unſerer Erfurter Frau Senatorin und ihrer Schweſter, welche damals ſo ſchweſterlich in uns, wie wir brüderlich in ihnen uns theilten."

Den Ritter würde die Reihefolge poſſierlicher Bewegungen der Augen und Geſichtsmuſkeln ſeines Jugendfreundes gewiß beluſtigt haben, wenn er, während er ſprach, in der Stimmung geweſen wäre, Mühe auf dergleichen Beobachtungen zu wenden. Anfangs, bei Erwähnung der längſt mit Gras überwachſenen nächtlichen Schleichwege, welche beide einſt Hand in Hand eingeſchlagen hatten, erſchrack der Dechant, ſchielte ſcheu umher, und als er keines Ohrs in der Nachbarſchaft erſichtig ward, da verzog der Ausdruck ſeines Schrecks ſich, und nun konnte er, von dem Schalksgeiſte ſeiner erweckten Erinnerungen innerlich gekitzelt, einem fauniſchen Lächeln den Zugang zu ſeinem Geſichte nicht verſagen. Aber die nächſte Sekunde ſchon legte ſeinen Zügen den gewohnten Panzer an, das Gepräge aſketiſcher Strenge drückte ſich auf ſeiner Stirn ein; der volle Stolz eines Triumphators, der des ſchwerſten Sieges, des Sieges über ſich ſelbſt ſich bewußt iſt, beſeelte ſein Auge, während der Seufzer eines Bußpſalmiſten, der ihm die zuſammengekniffenen Lippen ſpaltete, der ſehr ernſten Erwiederung der anſtößigen Rede ſeines blasphemirenden Gedächtnißweckers den Pfad bahnte. „Unſre Wege haben ſich früh geſchieden von einander, und ich danke den Heiligen für dieſe Scheidung," entgegnete er. „Du biſt, wie ich erkenne, fortgeſchritten auf dem deinigen, und haſt die Luſt an deine Jugendſünden gepflegt bis in dein Alter; an meiner Seele hingegen iſt nichts haften blieben aus jener Zeit, als das Grauen vor derſelben, welches ich überzutragen befliſſen bin auf denjenigen, den der Herr vor Allen mir zu eigen gegeben hat, um ihn dem Himmel zuzuführen. Aber weil du ein Sünder verblieben biſt, darum trifft dich das Strafgericht der Sünde, und weil ich reuig mich abgewandt habe von der Laſterbahn, darum lohnt der Herr mir mit Segen. Du ſiehſt deinen Stammhalter verſiechen und verderben, und überzeugſt dich, daß deiner Frau Niece nichts daran gelegen iſt, deinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, oder daß ſie wenigſtens nicht ſonderlich auf die Reinerhaltung des Goßherniſchen Geblüts bedacht iſt; mir hingegen erblüht in dem einzigen Sohne meines einzigen, nunmehr in Gott ruhenden Bruders, ein edler Träger meines Namens, dem der Herr wunderbar hat gedeihen laſſen zur Freude meines Alters. Er iſt gegenwärtig, obwohl noch in ſeinen Jünglingsjahren, dennoch ſchon Kapitän der kurmainziſchen Reitergarde, und an Leibesſchönheit und Verſtand ſucht er ſeines Gleichen auf der ganzen Erde, denn — es iſt keine Prahlerei, aber den will ich ſehen, der das Franzöſiſche reiner ſpricht, und die Allemande zierlicher tanzt als er. Und ſo iſt's denn auch kein Wunder, daß die reichſte Erbin in der ganzen Unterpfalz das Auge auf ihn geworfen und ſich ihm verlobt hat, wie du vielleicht erſehen haben wirſt aus den öffentlichen Blättern. Alſo, Herr Bruder, hat mir der Herr meine Rückkehr in ſeinen Schooß gelohnt, und willſt du ein Gleiches, ſo gehe hin, und thue deſſelben gleichen wie ich gethan."

Den Ritter mochte die empfangene Lehre wurmen, denn nur auf Rechnung ſeines ihn übereilenden Verdruſſes konnte die ihm nicht eigne Unzartheit geſchoben werden, mit welcher er etwas hämiſch anhub: „Pardon, Herr Bruder, wenn ich mit der Thür' in's Haus falle; ich habe allerdings viel reden hören von deinem Herrn Neveu, der hier, wie man ſagt, ſeit drei Jahren oder noch länger ſchon ausruht von den Beſchwerlichkeiten ſeiner Retirade nach der Roßbacher Bataille, die er noch immer nicht verwinden kann. Aber noch etwas Mehreres raunt die böſe Welt ſich in's Ohr: ſie gibt dir Schuld, deine Zärtlichkeit für deinen Herrn Neveu ſei rein väterlicher Natur, verſteh' mich recht, die böſe Welt meint, er ſei dir verpflichteter für ſein Daſein, als deinem ſeligen Herrn Bruder."

Das ertrug der fromme Stiftsherr nicht; ihm ſchwoll, wie — der Sage nach — dem Baſilisken der Giftkamm ſchwellen ſoll, der ganze Kopf zu einer unförmigen Dicke auf, und das Blut, welches ſeine Geſichtshaut unterlief, mußte unbeſtreitbar dunkelblau geworden ſein; dafür zeugte die Violettfarbe ſeines Antlitzes; etwas zu erwiedern war er jedoch nicht vermögend, wenigſtens waren die abgebrochenen Sylbenſtöße, die ſeinen Lippen entfuhren, keine Worte zu nennen. Er ſtand ſehr eilfertig auf, warf ſeinen Stuhl mit Heftigkeit zurück, und rannte der Fenſtervertiefung zu, in deren Ecke er Hut und Stock gelehnt hatte. — Zu einer ſolchen Trennung hatte der Ritter es nicht zu bringen beabſichtigt. „Herr Bruder, es war ja Spaß," rief er, dem Erzürnten nachfolgend, und ihn ereilend, als er eben Hut und Stock ergriffen hatte; da fiel ſein Blick auf die Scheiben, und haftete betroffen auf dem geöffneten Schlag einer, vor der Thüre des Gaſthofes haltenden Karoſſe, zu welcher eben ein Köpfchen ſich heraus bog; und ſeines Zwieſpalts mit dem ſchwer beleidigten Freunde vergeſſend, brach er in den Schreckruf aus: „Alle Teufel — meine Nichte!"

Der Domdechant fuhr zuſammen, und nicht allein ſeines gerechten Zornes, ſondern auch mancher geheimgehaltnen Rückſichten uneingedenk in ſeiner Betroffenheit, als er in der Perſon der ausſteigenden Dame ebenfalls die Baroneſſe von Goßhorn erkannte, ließ er Hut und Stock fallen, ſchlug die Hände zuſammen, und rief: „Alle Teufel, die ſetzt meinem Jungen nach!"

„Deinem Jungen? — deinem Herrn Neveu?" frug der Baron erſtaunt. „Alſo wäre gar, der, Hand in Hand mit meiner Niece, im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier *) dein Herr Neveu, der unbeſchadet ſeiner Gottſeligkeit unſre Fußſtapfen gefunden hat, und luſtig mit heimlichem Jugendmuth hineinſchreitet? ei, ei, Herr Bruder, hüte die Ohren der reichen Erbin, die ſich ihm verlobt hat, vor dieſer Kunde; die ganze Parthie möchte ſonſt Gefahr laufen, zu Waſſer zu werden. Nun, über meine Zunge kein Wort; wir ſind und bleiben die Alten."

Er bot dem Dechanten die Hand; dieſer ſchlug mit der Linken ein, während er mit der Rechten den Angſtſchweiß von ſeiner Stirn trocknete. „Verwünſchter Junge!" murmelte er, und wandte ſich dann an den Freund: „Herr Bruder, ich will es dir nicht verhehlen; ja, es iſt wahr, deine Niece hat den Jungen in ihr Netz gezogen. — Ich, weil ich ihm nicht traute, weil ich weiß, daß er unter Aufſicht gehalten werden muß, und weil ich die Eiferſucht ſeiner Braut kenne, ich nahm ihn mit mir nach Spaa, um ihn gehörig zu hüten; und gleich, nachdem ich merkte, wie es ſtand zwiſchen den Beiden, brach ich meine Kur ab, reiſ'te zurück, und nahm ihn mit; und jetzt beinah möcht' ich mich verſündigen durch einen Fluch — jetzt ſetzt ſie ihm nach, hieher!"

„Das ſoll ſie bleiben laſſen, bei meiner Ehre!" fuhr heftig ereifert der Ritter auf, zum Empfange der zuchtvergeſſnen Nichte der Thür zueilend, aber noch eilender ſchoß der Dechant ihm nach, erhaſchte ihn, und führte ihn zurück. „Herr Bruder, Alles mit Bedacht," ziſchelte er, ihn in einen Winkel drängend, und ſo breit geſpreizt als möglich, Poſto vor ihm faſſend. „Was gedenkſt du zu thun? — deiner Frau Niece den Text zu leſen; — ſie würde dir unfehlbar in's Geſicht lachen. — Willſt du ſie zurückſchleppen zu deinem Neffen? — eine ſo erzwungene Vereinigung dürfte ſchwerlich von ſegenreichen Folgen ſein. Laß uns alſo mit einander zu Rathe gehn, welche Mittel wir anzuwenden haben, ſie auf vernunftgemäßem Wege zur Zucht und Ehrbarkeit zurückzuführen. Es wäre mir ein Leichtes, unterſtützt durch dein Geſuch, es dahin zu bringen, daß man ſie aufhube bei den Karmeliterinnen, und ſie faſten und beten ließe, bis die Luſt an der Sünde von ihr wiche; doch dieſes Mittel fordert Zeit; du aber willſt ohne Säumen einen Stammhalter, und dieſe Rückſicht geht vor; nicht alſo? — Ferner würd' es mir noch weniger Mühe koſten, eine Art von Consilium abeundi über ſie verhängen zu laſſen, aber wer ſteht mir dafür, daß ſie ſich nicht uns gegenüber feſtſetzte, jenſeits des Rheines im Darmſtädtiſchen? — und daß dann mein Herr Neffe Wege finden würde, Nacht für Nacht hinüber zu huſchen, nach dem verketzerten Gränzlande, das weiß — allen Heiligen ſei es geklagt — Niemand beſſer, als ich."

Der Baron war nahe daran, durch die Frage, wie er dieſe Beſorgniß ſeines Freundes mit den vielgeprieſenen Tugenden des jungen Mannes vereinbaren ſolle, ſeiner angeregten Spottluſt Luft zu machen; er bezwang ſich aber, und bemäntelte die ihm auf den Lippen ſchwebende Frage fol-

---

*) Der Titel eines Moderomans jener Zeit.

genbergeſtalt: „du riethest mir vorhin, verehrteſter Herr Bruder, meiner Niece zum Gewiſſen zu reden; warum verſuchſt du das nicht bei deinem frommen Neffen? — warum nimmſt du den nicht in's Gebet, und predigſt ihm ſo lange von Himmel und Hölle vor, bis er, von Zerknirſchung ergriffen, ſelber meiner unbußfertigen Sünderin zum Bußprediger wird, und ſie zurücktreibt zu ihren Pflichten?" (Fortſ. folgt.)

Aus Hannover.

(Ende März.)

Kunſtausſtellung.

Die vierte Kunſtausſtellung in Hannover iſt am 21. Februar, dem Geburtstage unſeres Herzogs eröffnet worden und wird bis zum Anfang April den Freunden der Kunſt ihre Schätze erſchloſſen halten. Ich benutze die Mitte dieſes Zeitraumes, um Ihnen über dieſelbe einige flüchtige Skizzen mitzutheilen. Laſſen Sie mich ohne zu nahe Details, die auch nicht in Ihrem Plane liegen dürften, nach einer Wanderung durch das Ganze nur bei dem Ausgezeichneten einige Minuten verweilen und diſpenſiren Sie mich von der Pflicht, ſpezielle Fehler einzelner Gemälde zu rügen, eingedenk des Wortes von Diderot: il y a plus de charme, à decouvrir une beauté cachée, qu'à rélever cent défauts!

Wenn ich zuvörderſt die verſchiedenen Fächer überſichtlich vergleiche, ſo iſt das der Landſchaften am reichſten, das der Hiſtorienmaler am ſchwächſten beſetzt. In jenem iſt es vor allen andern eine große Landſchaft von Morgenſtern, „Gebirgsſchlucht, durch die ein Waſſerfall ſtürzt," welche unſere Blicke auf ſich zieht. In dem Bilde, welches mehr Landſchaftsgedicht zu ſein ſcheint, als eine Kopie der Natur, herrſcht wieder jene unnachahmliche Wahrheit, jener kräftige Pinſel, jene treue und tiefe Auffaſſung, welche die früheren Arbeiten des Künſtlers charakteriſirte. Man ſieht ſich mitten in den ſprühenden Staubregen des ſtürzenden Baches verſetzt, ſein Donner und das Rauſchen der dunklen Tannen, welche die graue Wetterſtirne der einſchließenden Felſen krönen, ſchlägt unwillkührlich an's Ohr und die ſchauerliche Öde der großen Schlucht, in die nur ein enger Himmel herabhängt, umfängt unſere Sinne mit ihrem ganzen wildromantiſchen Zauber. Das Bild iſt in ſehr großem Formate, wie dieſes überhaupt eine Eigenthümlichkeit der meiſten dieſes Jahr eingeſandten Landſchaften ausmacht, bei manchen durchaus nicht zu ihrem Vortheil. — Von der ſtarren, großartigen Natur in dem Morgenſtern'ſchen Bilde hat mich eine vielleicht altmodige Vorliebe für das Stille, Beſchränkte immer zu den Landſchaften von Crola aus München gezogen. Seinem Auge iſt der geheimſte, ſüßeſte Zauber einer friedlichen Natur ſo ganz erſchloſſen und ſeine Hand weiß dieſe Eindrücke in ſo richtigen Zeichnungen und ſo warmen Farbentönen wiederzugeben, daß mir, beſonders bei Betrachtungen ſeines „Morgens im Walde," zu Sinne ward, wie ehedem in den glücklichen Wandertagen einer frohen, freien Jugend, das friſche, ſaftgrüne Laub der Eichen ſchien einladend aus dem Bilde hervorzulangen, ſchräge Lichtblicke fielen durch die Zweige auf das helle Moos und malten wunderbare Geſtalten darauf aus; auch die Rehe fehlten nicht mit ihren klaren, frommen Sabbaths-Augen. Bedeutender für den Kenner iſt wohl noch ſeine „Waldgegend bei veränderlicher Witterung," namentlich durch die meiſterhafte Behandlung der tief ziehenden Wolken und die treue Wiedergabe der von einem plötzlichen Windſtoß durcheinandergeſchüttelten Äſte. — In eine winterliche Natur führt uns ein großes Bild von Kokoek in Cleve, welches ſeine allgemein bewunderte Force-Stelle in dem Eiſe hat; das trüb Durchſichtige, Glatte, hin und wieder Geborſtene iſt trefflich markirt. In der Compoſition aber ſteht es wohl zwei Bildern von Bürkel in München nach, die ähnliche Stoffe behandeln, namentlich ſeiner einen Winterlandſchaft, die einen rauchenden Kohlenmeiler im Walde zeigt. Die andre führt uns in die verſchneiten Gründe einer ländlichen Gegend, zur Seite und im Hintergrunde ein Dorf, am Wege eine Bande frierender Muſikanten, welche durch den Schnee trabt, und ein Paar herumhüpfender Krähen. In der letzteren Arbeit iſt vielleicht ein zu minutiöſes Ausmalen ſubordinirter Gegenſtände zu erinnern. Es iſt ein Anderes, die Natur in ihren kleinſten Nüancen, ihren ergötzlichſten Launen und Spielzeugen zu belauſchen, als überladene Nebendinge, gleich gehäuften Arabesken, in ſie hineinzutragen.

Außer dem Genannten könnte ich im Felde der Landſchaftsmalerei noch manches Gelungene anführen z. B. von Kaiſer, Heinlein, Ezdorf, Rottmann, wenn mich nicht die geſteckten Gränzen meines Berichts von zu weiten Excurſionen abhielten. Deßhalb gehe ich, ohne der zahlreichen Jagdſtücke, als eines Pendants zu dem Vorigen, näher zu gedenken, ſofort zu der Genremalerei über, in deren Bezirke ſich wohl das meiſte Treffliche findet. Beſonders hat es mich gefreut, daß von jenen geſuchten, nach Effekt und Pikantem haſchenden Genreſtücken — die in unſerer überreizten Zeit ein ſprechendes Seitenſtück zu moderner Poeſie und Muſik liefern, Leiſtungen ohne inneren künſtleriſchen Nerv, ohne gehaltvolle Einheit und abgeſchloſſene Befriedigung — daß von dieſen ephemeren Modegeſchöpfen eines krankhaften und forcirten Humors unſere Kunſtausſtellung für dieſesmal ſo ziemlich frei geblieben iſt.

Unter dem Guten muß ich denn zuerſt meine Blicke auf Riedel's Bild wenden, wo ſie ſchon ſo oft und ſo lange und mit ſtets neuem, ſtets wachſendem Intereſſe geruht haben. Eine junge Neapolitanerin ſitzt auf einem niedrigen Schemel in der Gallerie eines Hauſes, die Hände läſſig mit ihrem Tambourin ſpielend, die brennend feuchten Augen mit naiver Frage auf ein weißes Taubenpaar geheftet, welches ſich links zu den Füßen der Herrin ſchnäbelt, des reichen, auf den Steinplatten umhergeſtreuten Futters über ſolchem Genuſſe vergeſſend. Über das Geländer hinweg ſieht man das tiefblaue Meer, von wannen ein friſcher Seewind das ſchwarze Haar des Mädchens leicht kräuſelt. Es iſt ein Bild voll unausſprechlichen Reizes. Das dunkle, geſättigte Kolorit des keineswegs ideal-ſchönen Geſichtes, das ſüdlich heiße Blut, welches durch die gebräunten Wangen zu ſprühen ſcheint, und wieder dieſes ganze üppig warme Leben in den loſen Feſſeln ſinnender Ruhe und unbewußter Nachläſſigkeit gefangen — das Alles bildet ein köſtliches Ganze. Dabei iſt die Färbung des Fleiſches, wie namentlich auch des Gewands (ein rothes Leibchen und ein blauroth changirender Seidenſtoff des Unterkleides) meiſterhaft; die beiden Tauben ſcheinen plaſtiſch aus dem Bilde herauszutreten, daß man ſie greifen möchte — überall herrſcht ächt idealiſches, ächt poetiſches Leben. — Mit andern Scenen aus dem gelobten Lande der Kunſt iſt unſere Ausſtellung dieſesmal nicht gerade überſchwemmt. Der Niederländer Maas in Rom, welcher im vorigen Jahre durch ſeine drei einfach ſchönen Bilder die Gunſt des Publikums in ausgezeichnetem Grade erworben hatte, iſt dieſesmal nicht erſchienen. Dagegen hat Kirner's „italiäniſche Bauernfamilie, vom Gebirge herabziehend," ein Bild voll Leben und Wärme, das den Süden namentlich in Luft und Himmel ſchön wiederſpiegelt, zahlreiche Freunde gefunden; weniger ſeine deutſche Wirthshausſcene, obgleich auch dieſe des Lobenswerthen viel enthält. (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

27) Das Haus Nowlan, oder: Hang und Geſchick. Irländiſches Familiengemälde von J. Banim. Aus dem Engliſchen. 2 Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Banim iſt unſtreitig einer der originellſten neueren Schriftſteller jenſeits des Canals; ſeine köſtlichen Lokalgenrebilder zeichnen ſich durch Wahrheit der Situationen und durch Gründlichkeit der Charakteriſtik, durch vernünftige Anlage der Pläne, und durch frappante Beleuchtungseffekte der Scenerie aus. Obgleich er ſich ſtets auf demſelben Terrain bewegt, ſo verſteht er es, ſeine Figuren aus dem allgemeinen Lokalton ſo heraus zu arbeiten, daß er nie monoton wird. In dem vorliegenden Romane ſchildert Banim die Schickſale einer Pächter-Familie, die einen „geiſtlichen Sohn" aufzuweiſen hat, welcher als Knabe in dem Hauſe eines liederlich-ſtumpfſinnigen Oheims die ſchlechteſten Beiſpiele vor Augen hat, dann die Liebe eines edlen weiblichen Weſens gewinnt, ſich mit ihr verbindet, obgleich er ſchon ſein Gelübde abgelegt, durch die Intriguen in entſetzliche Noth herabſinkt, als Abtrünniger geächtet, verachtet wird, und endlich nach vielen Abentheuern und Prüfungen doch dem ihm einmal beſtimmten Geſchicke folgt. Dieſer Kern der Handlung iſt, wie man ſieht, ſehr delikater Natur, und verlangt, wenn er nicht äſthetiſch anſtößig werden ſoll, eine äußerſt zarte Behandlung, welche in der That auch anerkannt werden muß. Parallel mit den Schickſalen des Vater Hans laufen die ſeiner Schweſter Peggy, deren Charakter mit Meiſterhand feſtgehalten wird; wir wüßten kaum etwas ſchöneres, als die Scenen, wenn Peggy, deren Charakter durch Leiden mit männlicher Kraft geſtählt worden iſt, ſich in dem Mörderhauſe befindet, durch die Spalte der Wand neben ſich die blutige That belauſcht und ihre Geiſtesgegenwart in keiner Sekunde verliert. Man ſieht aus dieſer Andeutung, daß Banim ſich zu großen Situationen neigt, aber man muß geſtehn, daß er ſeine ſcharfen Mittel nicht unnütz anwendet. So iſt auch die Schilderung des tollen Lebens in Onkel Abes Hauſe und deſſen immer tieferer Fall für ſich ein ſelbſtſtändiges Meiſterſtück, eine ergreifende Predigt eigenthümlicher Art. Die übrigen Charaktere, auch die der geringſten Nebenperſonen, ſtehen in ſcharfen Contraſt da; in dem ganzen Buch iſt nichts Zerfloſſenes und Verſchwommenes, originell iſt die Form des Dialogs, in welchem von Weitſchweifigkeiten und Romanenſtereotypen nichts zu finden iſt.

28) Briefe eines Liebenden. Von Dr. L. Bornitz. Eingeleitet von Fr. Schleiermacher. Cöln. L. Kohnen. 1836.

Schwerlich läßt ſich über dies freundliche und tiefinnige Büchlein etwas bezeichnenderes ſagen, als die demſelben vorangedruckten Worte des verewigten Schleiermacher (aus einem Briefe an den Verfaſſer):

„Läßt ſich in Ihren Worten ein ächt chriſtliches Gemüth nicht verkennen, ſo wie eine kindliche Auffaſſung der Bibel, deren Sprache Sie vielleicht unwillkührlich Luthern nachgebildet haben, ſo wird auf der andern Seite die darin vorkommende kosmopolitiſche Satyre und Ironie, leider aber auch die, durch das überſchwengliche Gefühl entſtandene, zuweilen unverſtändliche Myſtik, der heutigen Denkweiſe entſprechen. — — —"

Notizen.

⁂ Eiſenbahnſyſtem. — Es ſind noch nicht fünf Jahre her, daß Michel Chevalier in dem Globe, damals Tagblatt des Saint-Simonismus, einen Plan entwarf, Europa mit einem Netz von Eiſenbahnen zu durchweben, um die gealterte Jungfrau hierdurch für die Funktionen eines höheren, freieren Gemeinlebens zu befähigen. Tauſende belächelten damals vornehm den „phantaſtiſchen Projektmacher." — Unter'm erſten d. M. wird jedoch bereits in einem norddeutſchen Tagblatte aus Berlin gemeldet, man wolle wiſſen, daß zwiſchen den Regierungen Deutſchlands unterhandelt werde, um ein allgemeines, gleichförmiges Eiſenbahnſyſtem für alle Staaten deutſcher Zunge einzuführen, und daß mit Nächſtem ſich zu dieſem Zweck eine gemiſchte Deputation verſammeln werde. — Da nun nicht anzunehmen iſt, daß dieſe Deputation Beſchlüſſe faſſen möchte, ohne vorher auch mit den nichtdeutſchen Gränzſtaaten Uebereinkünfte getroffen zu haben, damit die deutſchen Bahnen mit den fremdländiſchen in Correſpondenz geſetzt werden, — ſo wäre dieſemnach der fromme Wunſch des weiland Simoniſten auf dem Punkte, ſeiner Verwirklichung entgegenzugehen. —

⁂ Lacordaire's Faſten-Conferenzen. — Die ſ. g. Conferenzen des Abbé Lacordaire in der Nôtre-dame-Kirche zu Paris haben am [illegible] v. M. begonnen, und ſollen nahe an [illegible] Zuhörer angezogen haben. Um ſie einem noch größeren Publikum zugänglich zu machen, verſprechen die Dominicale, (revue du 19. siècle) und das Univers religieux dieſelben in ihren Blättern mit möglichſter Genauigkeit wiederzugeben.

⁂ Nichteinwirkung der Vaccine auf die Mortalität. — Nach mehrfach angeſtellten Berechnungen glaubte man behaupten zu dürfen, daß die Blattern im Durchſchnitt von 30 Kindern 10 dahinraffen. Seit der Kuhpockeneinimpfung würde daher die Bevölkerung verhältnißmäßig bedeutend zugenommen haben. Dies wurde bisher angenommen. Neuere Statiſtiker haben nun gefunden, daß demungeachtet in mehreren Städten die Mortalität im Allgemeinen dieſelbe geblieben. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 71. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 23. März.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

48.

Der Finke, der am Weg ein trocknes Körnlein haſcht,
Hat Kirſchen wohl im Lenz, Trauben im Herbſt genaſcht.

Er nimmt es wie es kommt, bleibt friſch an Leib und Seele,
Nur ſingt er nicht, und blaß ward ihm das Roth der Kehle.

Einſt ſingt er wieder, und ſein blaſſer Hals wird roth,
Wann wieder Kirſch' und Traub' ihm gibt ſein täglich Brod.

Auf, ſchwinge dich, mein Geiſt, aus dieſen Kummerſchranken,
Wie mit den Flügeln er, mit muthigen Gedanken.

49.

Das weiße Grabtuch, das der Schnee auf's Grün gedeckt,
Lockert im Lebenstrieb, darunter ſtill erweckt.
Und alſo ſchwellen mir im Herzen neue Keime,
Und alſo quellen mir aus Schmerzen neue Reime.
Das Herz will hoffnungsvoll verſuchen noch ein Jahr,
Ob es ihm beſſer ſei, als das vergangne war.

Das hat am längſten Tag und um die längſte Nacht
Ein Unglück, jedes ohn' ein gleiches, mir gebracht.

Nun bringe dieſes mir in lang- und kurzen Tagen,
Wenn nicht beſondre Luſt, doch Ruhe ſonder Plagen.

50.

Wer in dem Winter ſtirbt, warum ſollt' er nicht ſterben,
Wo alle Blätter von des Froſtes Hauch verderben?
Und wer im Sommer ſtirbt, wo alle Blumen blühn,
Wie wär' er todt? ſein Grab macht Lebenshoffnung grün.
Drum wer im Sommer dir und wer im Winter ſtarb,
Natur hat einen Troſt, Heil dem, der ihn erwarb!

51.

Wieder ein Strebender, der hohes wohl und vieles
Erſtrebte, ging dahin, und unerreichten Zieles;
Und hat, indem er es verfehlt, erreicht das Ziel,
Wie jeder, der mitſpielt dies Weltluſttrauerſpiel.

52.

Ja ſuch' in deines Volks Ruhmtempel nur zu prangen,
Wo lebend nicht hinein, im Tod doch, zu gelangen,
Daß, wann viel Namen, die nun klingen, ſind verklungen,
Noch deiner ſei genannt von ſpäter Enkel Zungen.
Nicht wecken wird dich das, noch ſtören deine Ruh.
Doch Troſt und Lohn dir ſein: Noch ruhend wirkeſt du.
Im Tode wirkſt du, was du nicht gekonnt im Leben,
Zu ſittigen die Welt und Herzen zu erheben.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Der Dechant ſchüttelte den Kopf. „Das wäre, unter uns geſagt, verlorne Mühe, Herr Bruder. Der Junge iſt ein Philoſoph, der glaubt Nichts, mithin kann er nichts fürchten. Was alſo geſchehen kann, um den Liebesteufel zu bannen, von welchem er beſeſſen iſt, das muß von deiner Frau Niece ausgehn. Sie ſelbſt muß bewogen werden, aus freien Stücken ihn von ſich zu ſtoßen und zurückzukehren zu ihrem Gemahl."

„Aus freien Stücken, ſagſt du?" frug der Baron, ſeinen Ohren mißtrauend.

„Aus freien Stücken, ſagt' ich," bekräftigte der Domherr. „Du haſt gar nichts zu thun, um ſie zu veranlaſſen zu einer ſolchen Wahl; ja, noch mehr: ich fordere, daß du dich deiner Frau Niece nicht zeigſt; ſie darf deine Nähe nicht ahnen, wenn anders mein Anſchlag gelingen ſoll. — Apropos: wie iſt es mit ihrem Glauben beſtellt? glaubt ſie an die Hölle?"

„Ei, wie könnteſt du daran zweifeln?" verſetzte der deutſche Herr. „Sie iſt, ihren Hang zu Galanterien abgerechnet, eine vortreffliche Chriſtin, beichtet jährlich viermal, manchmal auch fünfmal und glaubt folglich an Himmel und

Hölle, aber vor Beiden fürchtet ſie ſich wenig. Nun hab' ich zwar ihr die Möglichkeit vorgepredigt von Gott und Teufel, von der Seligkeit der Heiligen, und von der Qual der Verdammten, aber ich war und blieb ein Prediger in den Wüſten."

Der Dechant hatte, während ſein Freund redete, ſinnend die Nägel ſeiner Finger betrachtet. „Gut, gut," ſprach er aufblickend, „deine Frau Nièce glaubt alſo, und mehr iſt nicht vonnöthen. Wer glaubt, dem kann vielerlei beigebracht werden. Haſt du es denn aber bei'm Predigen bewenden laſſen, Herr Bruder? Haſt du ihr die Hölle noch nie gezeigt?"

„Gezeigt? die Hölle? — ei freilich, in der Münchner Gallerie hat ſie die Hölle gemalt und in einer Dorfkirche in Böhmen das Fegefeuer in Schnitzwerk geſehn, aber mir kam es vor, als ſehe ſie den einen Verdammten mit ſolchen Blicken an, wie die Frau Senator." —

„Pſt! Nichts von den alten Hiſtorien!" fiel gebieteriſch der Dechant dem vergleichungsſüchtigen Freunde in's Wort. „Ich rede nicht von bildlicher, ſondern von leibhaftiger Anſchauung der Hölle, und gibt es keine Hölle, nun, dann muß man eine erſchaffen; verſtehſt du mich?"

Der Ritter machte ein Paar übermäßig große, aber ſehr einfältige Augen; da lachte der Domherr laut und höhniſch auf: „Solch ein Mittelding von Pfaff und Ritter wird doch mit der Zeit ein gar erbärmliches, über alle Gebühr und unter aller Würde vernachläſſigtes Geſchöpf! Komm; wenn dir noch kein Licht aufgegangen iſt, ſo will ich es dir anſtecken." Er zog den verſtummten Freund neben ſich auf das Kanapee nieder, und fuhr, leiſer redend, fort:

„Dein kleiner Stammhalter, ſagſt du mir, werde ſterben; das iſt gut; ich wünſchte, er wäre ſchon todt, denn ein todtes Kind würde Wunder thun auf dem Platze, wohin ich es ſtellen will; doch ein Krankes, ein Sterbendes wird hoffentlich auch ſchon das ſeinige verrichten. Nun, horch auf: in dieſer Nacht ſoll eine rieſige, weiße, wimmernde Weibsgeſtalt, auf dem Arme ein Kind mit herabhangendem Kopfe — am Beſten, man wählt eine Puppe dazu — dem Bette deiner Frau Nièce vorüberziehn; ob man dem Geſpenſt einige Worte einſtudirt, um der Sünderin verſtändlich Buße zu predigen, ob man ihm das Gewand durch Hülfe eines Phosphorſtückchens, mit hölliſchen Flammen bemalt, kurz, zu welchen Kunſtgriffen man überhaupt noch ſeine Zuflucht nimmt, um den beabſichtigten Einfluß der Erſcheinung zu verſtärken, das wollen wir noch überlegen, denn es darf nichts verſäumt werden, unſern Teufel ſo auszuſtatten, daß er fähig werde, den ihrigen auszutreiben. Nun, frage mich aber nichts weiter, denn du haſt nichts zu thun, als morgen die Kunde von mir in Empfang zu nehmen, daß deine Frau Nièce eiligſt heimgereiſ't iſt, und ihr nachzueilen, um unterwegs wie zufällig mit ihr zuſammen zu treffen. Ich werde mich inzwiſchen zur Wirthin dieſes Hauſes verfügen, um meine Maßnahmen für die künftige Nacht mit der guten, willfährigen Alten zu verabreden, und dann eilen, meinen Neveu zu entfernen, bevor ihm Kunde von der Ankunft deiner Frau Nièce kommen kann. Auf Wiederſehn, verehrter Herr Bruder."

Die allgemein verbreitete Beſorgniß, daß König Friedrich, gedrängt in ſeinen Erbſtaaten, durch die Heermaſſen, welche Europa auf ihn warf, mit ſeiner kleinen, abentheuernden Schaar ganz Deutſchland überſchwemmen, oder, wie ſelbſt die Gemäßigtern vorausſetzten, das in Franken eingebrochene Kriegsvolk daſelbſt überwintern laſſen werde, hatte der Erfolg nicht beſtätigt. Nur unter den Nachwehen der gewaltſam geöffneten Quellen, aus welchen jenem Garten Deutſchlands die kananitiſchen Ströme ſeiner Reichthümer entzapft worden waren, zuckte und blutete das Land noch, deſſen kräftigſte Söhne, für den preußiſchen Kriegsdienſt ausgehoben, den Feldern und den Weinbergen fehlten, während mehr als ein verwaiſ'tes Schloß noch immer um ſeinen Ritter, ſo wie mehr als eine verwaiſ'te Stadt um ihr Oberhaupt trauerten, welche, wie der Baron von Goßhorn von den abziehenden Preußen entführt worden waren, um in den Elb' und Oderfeſtungen für die Tilgung der Schuld an den Feind zu bürgen, in welche die einzelnen ſtädtiſchen und ritterlichen Korperſchaften durch die Nichtentrichtung der ihnen aufgebürdeten Schatzungen verfallen geblieben. So war es denn jetzt um die Zeit der Weinleſe todtenruhig im Lande geworden; keine feindliche Streifwacht griff die Reiſenden mehr auf; und wo auch eine Staubwolke hätte aufſteigen mögen aus den ſtillen Heerſtraßen, ſie würde kein Herz mehr mit Angſt vor ungeladenen Gäſten erfüllt, und höchſtens ein Mitleid erweckt haben mit den armen Gewerksleuten, welche mit troſtloſen Geſichtern ihre Waaren unverkauft, und ihre Beutel ungefüllt heimbringen mußten von den kirchhofleeren Meßplätzen.

Ermuthigt durch dieſe Ruhe, hatte der Ritter von Goßhorn nach langem vorſichtigen Harren endlich ſich hinein gewagt in das ſtille Land, und ſaß jetzt, ein gern geſehener Gaſt ſeiner gnädigen Gönnerin, der Gräfin von Goeler, in Regensburg, ſie durch die Mittheilung ſeiner jüngſten Erlebniſſe unterhaltend, an ihrer Seite.

„Ja, es war eine ſchreckensſchwere Zeit," ſo ergänzte er, der Aufforderung der neugierigen alten Dame Folge leiſtend, ſeine Andeutungen. „Eine ſchwere Zeit war es, und dennoch muß ich es dankbar rühmen, daß die lieben Heiligen gnädiglich gewaltet haben über mich, denn ſchwerlich würd' ich heute das Tageslicht ſchauen, wenn ich ergriffen worden wäre, ſtatt meines armen Neffen, während ich ſo glücklich war, mich durch die Flucht zu retten, die mich zufällig grade zu derſelben Stunde, in welcher die Gemahlin meines Neffen von Spaa kommend in Mainz eintraf, mit meinem alten Freunde, dem Domdechanten von Schwieggher ebendaſelbſt zuſammenführte."

„Was ſagen Sie?" fiel die Gräfin ein. „Die Frau Baronin von Goßhorn wäre zu derſelben Zeit, als die Preußen des Barons ſich bemächtigt hatten, von Spaa in Mainz eingetroffen?"

„Recta von Spaa, wie ich Ihnen ſage, meine gnädigſte Gönnerin," verſicherte der Ritter. „Und auch ſie mag ihr Glück rühmen, denn recht zu ihrem Seelenheil hat ſie die Gnade der Heiligen mir alldort entgegen geführt. Ihro Gnaden iſt es bekannt, ich habe Ihnen oft in der Stille mein Herz ausgeſchüttet, und den unglücklichen Hang meiner

Nièce zu Abentheuern beklagt, welcher den Namen unſres Geſchlechts der Verunehrung Preis gab; jetzt aber iſt ſie geheilt, radikal, zu gründlich aber, denn leider war die Doſis der Arzenei zu ſtark, welche mein Freund Schwiegſaher für ſie gemiſcht hat. Es war eine Kur — der Pöbel würde ſie eine Pferdekur nennen — die er ſie hat beſtehen laſſen in Mainz.“

„Aber liebſte Exzellenz, Sie irren in der Zeit,“ unterbrach die Gräfin den Ritter auf's Neue. „Die Baronin kann unmöglich in Mainz geweſen ſein, als ihr Gemahl von den Preußen aufgehoben wurde, denn ſie hat ihn begleitet, von ſeinem Schloſſe nach Bamberg und von Bamberg nach Preußen. Daß dem ſo iſt, bitte ich, nicht zu bezweifeln; mehrere meiner Freunde haben das Paar ſelbſt geſehen; der Heldenmuth der jungen Frau erregte die allgemeine Theilnahme, die mich zwar nicht ergriff, da ich durch Sie, mein lieber Chevalier, mit den Schwachheiten Ihrer Frau Nièce bekannt war, und im Stillen die Überzeugung hegte, daß dieſe Heldin ihrem Gemahle wohl nur um der Helden Willen, die ihn entführten, gefolgt ſei.“

„Es iſt eine Irrung, die auf einer Verwechſelung beruhen muß, meine Gnädigſte,“ betheuerte der deutſche Herr. „Ich kann Ihnen bei meiner Ehre verſichern, daß meine Nièce an demſelben Tage, an welchem mein Neveu als Gefangner nach Bamberg gebracht wurde, ſich unter meinen leibhaften Augen in Mainz befunden hat.“

„Genug, ich bin überführt,“ verſetzte die Gräfin. „Ihre Frau Nièce iſt alſo zufällig und unverdient zu der Feier ihres Mannes gekommen, um, überlaſſen wir es der Unbekannten, deren Ruhm ſie willenlos beeinträchtigt hat, ihren Regreß an der Baronin zu nehmen, und erzählen Sie mir etwas Ausführliches von der Kurmethode, welche Sie mit ſolchem Erfolge angewandt haben gegen das Herzübel der kleinen Patientin.“ (Fortſ. f.)

Aus Hannover.

(Fortſetzung.)

Mende liefert Skizzen aus dem baier'ſchen und tyroler Volksleben, die jedoch keinen rechten Anklang finden wollen. Auf norddeutſchen Boden, mitten in eine Bauernwirthſchaft führt uns Schröder aus Braunſchweig durch ſeinen „Heirathsantrag,“ ein Bild voll charakteriſtiſcher Figuren, auf eine ſinnreiche Weiſe gruppirt, ſo daß dem Beſchauer zu mancherlei Betrachtungen Stoff und Gelegenheit geboten wird. Vielleicht beeinträchtigt es den Ruf des Bildes etwas, daß ſeine Idee zu nah an den vielberühmten Heirathsantrag auf Helgoland erinnert. — Eine, dem Vernehmen nach ältere, Arbeit des Generals von Heydeck aus München malt einen luſtigen Moment recht luſtig aus. Ein vierſpänniger Wagen, deſſen Roſſe vom Blitze ſcheu der Lenkung ihres bäuriſchen Führers durchgehen, droht eben umzuwerfen; unter dem Verdeck des Wagens erblickt man einen Mönch und eine Bauerndirne in ſpaßhaft ängſtlicher Stellung; die Toilette der letzteren iſt gewaltig derangirt und gibt, abgeſehen von dem Gewitter, Anlaß zu allerlei unkanoniſchen Vermuthungen. — K. Braun, des vorigen Landsmann, hat untern andern ein kleines, anſpruchsloſes Stück geliefert, das mich gewaltig anſpricht. Ein Arreſtant, dem Ausſehen und den umherliegenden Büchern nach zu urtheilen ein Schriftſäſſiger (c'est-à-dire ein für ſeine Schriften Sitzender?) hat ſich vermittelſt einer ſinnreichen Compoſition von Tiſch, Stuhl und vier untergeſchobenen Büchern zu dem vergitterten Fenſter ſeines Kerkers aufgeſchwungen. Er ſteht mit geſpitzten Fußzehen auf der Lehne ſeines Stuhls und klammert ſich mit beiden Händen an die Eiſenſtäbe des Fenſterleins an; das bleiche, bärtige, verfallene Geſicht trinkt in langen Zügen die erſehnte Luft ein und die ſtarren, glanzlos glühenden Augen bohren ſich mit ergreifendem Schmerz in den dürftigen Strahl von Licht und Freiheit, welcher ſpärlich in ſeine lange Nacht fällt. An der hinteren Wand des Gefängniſſes ſieht man einen Schattenriß Napoleons, Andeutungen der Inſel St. Helena, die eingekritzelten Worte: adieu patrie etc. wahrſcheinlich flüchtige Kohlenzeichnungen des Armen. Ich ſtand neulich, in verfängliche Meditationen verſunken, vor dem ſchmalen, lieben Bildlein ſtill, als ich hinter mir die geiſtreiche Bemerkung vernahm: „Man kann doch den Kerl nicht ohne Lachen anſehen;“ da wandt' ich mich mit einem ſchmerzlichen Blick auf das Märtyrer-Antlitz ab und ging von dannen . . . — Eine Reihe von Scenen aus dem griechiſchen Volksleben, die aber nicht im Stande ſind, einen recht anſchaulichen Begriff deſſelben vor die Seele zu bringen, hat Petzl in München geliefert; die zahlreichen Figuren auf denſelben, mit vielem Fleiß gruppirt, und namentlich die techniſche Behandlung der Koſtüme, welche jedoch keineswegs kleidſam ſind, zeichnen ſeine Arbeiten höchſt vortheilhaft aus. Mir kommt es nur vor, als hätten ſeine griechiſchen Frauen faſt alle ein Geſicht und zu viele unter denſelben blaue Augen. Die „griechiſche Hochzeit“ iſt wohl das Gelungenſte unter ſeinen ſehr zahlreichen Arbeiten. — A. v. d. Embde aus Caſſel, der nur ein Bild geliefert hat, unus sed leo, erhält ſich fortwährend in der Gunſt des Publikums. Zwei heſſiſche Bauernkinder ſitzen an einer vom Brand beſchädigten Mauer. Der Junge, ſehr en enfant bekleidet, flicht eine Kette aus Blumenſtielen und iſt ganz in ſein Geſchäft vertieft; das Mädchen beugt ſich, mit einem köſtlichen Ausdruck aufmerkſamer, lautlos froher Neugier, zu ſeiner Hand herab, und ſieht ihm aus dem leiſe lächelnden, erwartungsvollen Geſichte emſig zu. Der Hintergrund iſt nach dem Urtheile Sachverſtändiger zu ſehr detaillirt, unnatürlich ſogar der blühende Baum, deſſen Zweige in die Brandſtätte herüberhangen. — Auffallendes Glück macht ein Bild von Stieler aus München, das aber eher Porträt zu nennen iſt, als Genreſtück. Ein vielleicht ſechsjähriges Mädchen — man ſagt, des Künſtlers Töchterlein – wirft ſpielend Blumen in einen vorüberziehenden Bach. Es ſtützt ſich dabei auf den rechten Arm, deſſen oberer Theil dadurch etwas entblößt wird; die linke Hand iſt offen und hat eben eine neue Blume den Wellen zugeſandt. Das Strohhütchen der Kleinen liegt zur Seite; die blonden Locken umſchweben leicht und loſe das liebliche, lichte Kindergeſichtchen, die ganze Stellung, das eine Bein untergeſchlagen und den Körper etwas zur Rechten geneigt, iſt ſo graziös wie natürlich, und wird durch den Kontraſt des weißen Kleides mit dem dunklen Ton des Hintergrundes noch mehr herausgehoben. In den Zügen des Geſichtes hat man wohl zu viel Reflexion gefunden, und behauptet, ein Kind von ſolchem Alter würde ſich lebendiger mit ſeinem Spiele beſchäftigen. Muſterhaft iſt die Ausführung der Details. Die Düſſeldorfer Schule, welcher die hieſige Ausſtellung gewöhnlich die ſchätzbarſten, die am meiſten gefeierten Beiträge dankt, hat auch in Genreſtücken dießmal manches Treffliche gebracht, worin namentlich Haſenclever's „Politiker“ vor ſeinen andren Lieferungen, weniger aber Heine's „Landſtreicher“ rühmliche Erwähnung verdienen. Einzelne Namen aus ihren Kreiſen, die noch vom vorigenmale in beſtem Andenken ſtehen, wie Sohn (ſein Rinaldo und Armida war die Krone der vorigen Ausſtellung) Leſſing, Hübner u. a., habe ich in dem dießjährigen Kataloge vergebens geſucht. — Von Berlin, woher uns überhaupt der Zahl und dem Werthe nach nur wenig zugekommen, iſt das Bouterweck'ſche Bild „ein halb entkleidetes Mädchen, welches ſich die Haare vor dem Bade aufflicht,“ als verfehlt zu nennen; die Figur viel zu ſteif, beinahe eine perpendiculäre Linie von Kopf bis zu Fuß, das Geſicht matt und ausdruckslos. Deßgleichen ſehen „die vier Temperamente“ von Perger in Wien, nichts anderem ähnlich, als vier Handwerksburſchen, wovon der eine (Cholericus) einen Knittel ſchwingt, der andre (Melancholicus) auf der Erde ſitzt, der dritte (Sanguinicus) die Hände in die Hoſentaſchen ſteckt und der vierte (Phlegmaticus) eine Pfeife raucht. In dieſelbe Kathegorie fällt Schelver's durchaus ſchlechtes Bild, „die Mordmühle bei Hannover“ und einige gemalte Gedichte, wie Uhland's „Überfall in Wildbad“ von Eckert, Schiller's „Pegaſus im Joche“ von Storck. Dagegen hat ſich Tiſchbein durch das idylliſche Bildchen aus ſeinem Vaterlande den alten, auf dieſem Felde längſt erworbenen Ruf auf's neue geſichert. Eine ſchaumburger Bäuerin kommt von ihrem Lande nach Haus; ihre Kleinen ſind ihr entgegengelaufen und umringen die junge Mutter, welche, ihren ſtürmiſchen Liebkoſungen nachgebend, ſich auf einen Augenblick niedergelaſſen hat. Ihr Arbeitszeug liegt an der Erde; ein größerer Junge ſchmiegt ſich in ihren Schooß, während zwei andre dem Nacken der Sitzenden von beiden Seiten ſich anklammern; — ein Bild voll friſchen, heitren Lebens. Die Idee eines andren Bildes von demſelben Maler, „letzte Zuflucht“ genannt, iſt wohl nicht klar genug ausgedrückt; auch laborirt dieſes an einem zu eintönigen, trockenen Kolorit. — (Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Agincourt's Kunſtgeſchichte.** — Die Herausgabe der koſtbaren „Histoire des arts par les monumens“ (vom Verfall der Kunſt im 4. Jahrhundert bis zu deren Erneuerung im 16. Jahrh.), an welcher der verſtorbene Séroux d'Agincourt dreißig Jahre lang in Rom gearbeitet, iſt nunmehr beendigt, und in 6 Foliobänden mit 325 Kupfern bei dem älteren Didot, auf gewöhnlichem Papier für 720, auf ſatinirtem Velinpapier für 1440 Franken zu haben. Im allgemeinen Theil gibt der gelehrte Kunſthiſtoriker eine geſchichtliche Ueberſicht des bürgerlichen und politiſchen Zuſtandes von Griechenland und Italien von der erſten Zeit des Verfalls der Kunſt bis zu deren vollſtändigen Erneuerung: in dem beſonderen Theile ſchreibt er die Geſchichte erſt der Baukunſt, dann der Skulptur und zuletzt der Malerei. — Auf den 325 Platten ſind mehr als 1400 Gegenſtände verzeichnet, von denen mehr als die Hälfte noch unedirt.

⁂ **Aſſekuranzen.** — Der Betrag der zu Hamburg im vorigen Jahre gemachten See-Aſſekuranzen iſt auf 220 Mill. Mark anzuſchlagen, und überſteigt die des Jahres 1834 abermals um ungefähr 10 Mill. Mark. — Die ſämmtlichen dortigen Feuerverſicherungen für Waaren (bei Hamburger und fremden Compagnien) laſſen ſich auf ungefähr 268 Mill. Mark ſchätzen. — Häuſer ſind in Baiern im Ganzen um 467,746,095 Gulden verſichert. — So vereinigt die Liebe zum — Eigenthum — Millionen, und die Macht der Vereinigung triumphirt über den blitzfrohen Zeus, über Pluto und den Erderſchütterer Poſeidon.

⁂ **Deshayes.** — Die geologiſche Geſellſchaft von London hat den von Wollaſton geſtifteten Preis Herrn Deshayes, einem Franzoſen, zuerkannt, der in ſeinem Vaterlande bis jetzt noch keinerlei Auszeichnung noch Unterſtützung, deren er doch ſehr bedurfte, zu Theil geworden. —

⁂ **Neue Erfindungen.** — 1. **Hufeiſenfabrikation.** Ein Erfindungspatent iſt kürzlich in London für Verfertigung von Hufeiſen einer neuen Form (wahrſcheinlich nach der Erfindung von Bracy Clark) ertheilt worden. Dreitauſend ſolcher Beſchläge werden mittelſt einer Dampfmaſchine in einer Stunde fabrizirt, und ſind nicht nur viel wohlfeiler, ſondern auch viel dauerhafter, als die gewöhnlichen, da das Eiſen durch die Maſchinen an Feſtigkeit gewinnt. Das Stück koſtet nur ein Viertel deſſen, was man bisher gezahlt. —

2. **Kehrmaſchine.** Herr Bernet, Mechaniker zu Lyon, hat eine Maſchine, die er Balayeuſe nennt, erfunden, welche, wenn ſie von einem Pferde fortgezogen wird, die Arbeit von 200 Straßenkehrern verrichtet, indem ſie zugleich die Unreinigkeiten ſammelt, aufhebt und aufladet. — Die Gazette de France zweifelt, ob Herr Bernet hierdurch der Menſchheit einen Dienſt erweiſe, da allein in Paris mehrere tauſend Arme vom Straßenkehren ihr Leben friſten . . . Als wenn ein ſolches Kothſammeln ein wirkliches Menſchenleben wäre! —

3. **Wohlfeile Zuckerfabrikation.** In der Fabrik des Herrn Garnot zu Dünkirchen befindet ſich jetzt ein von Herrn Legravrian erfundener Mechanismus, mittelſt deſſen, ohne von Säcken und Borſten Gebrauch zu machen und ohne Zuziehung der Wärme, man 90 Prozent Saft aus den Runkelrüben gewinnt. Vier Männer genügen ſtatt der ſo großen Arbeiterzahl, die bisher zum Raspeln und Preſſen erfordert wurde. — Dieſe Erfindung wird zweifelsohne eine neue Revolution in dieſem ſüßen Zweige der Betriebſamkeit bewirken. — Nimmt man hinzu, daß der Kartoffelzucker, von welchem 1833 allein in Wien an 10.000 Zentner verbraucht werden, nur auf 9 Kreuzer Reichswährung zu ſtehen kömmt, dann iſt zu erwarten, daß auch die bisherigen Handelsbeſchränkungen aufhören.

4. **Anfertigung von Backſteinen.** Terraſſon Fougères zu Teil (Ardèche) hat eine Maſchine erfunden, welche ſehr einfach, wohlfeil, für alle Lokalitäten paſſend, in einer Stunde 4000 Backſteine fertigt, wobei nur 4 Arbeiter und 3 Kinder Hand anzulegen brauchen — hauptſächlich nur, um der Maſchine ihre Richtung zu geben.

5. **Bereitung eines ſich verſteinernden Mörtels.** Abdias Parker aus Newhampshire (Nordamerika) hat eine Art Mörtel entdeckt, welcher, der Luft ausgeſetzt, in 8—10 Tagen ſo trocken und feſt wird, daß er Bau- und Backſteine erſetzen kann. Bei allem Wechſel der Witterung wird er immer härter, und ſeine Beſtandtheile ſind ſo gewöhnlich und wohlfeil, daß er als Hauptſtoff zu den größten Bauten verwendet werden kann.

6. **Eine Sägemaſchine.** Tiſchlermeiſter Ferdinand Selle zu Potsdam hat unter'm 10. Februar d. J. ein Patent auf 5 Jahre auf eine neue Einrichtung einer Sägemaſchine mit endloſem Sägeblatt erhalten. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 72. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 24. März.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

53.

Schön iſt es überall, ein Stellvertreter ſein,
Zu gelten für die Welt, und nicht für ſich allein.

Die vielen gehn dahin, vom Drang des Tags getrieben,
Und wo ſie gingen, iſt nicht ihre Spur geblieben.

Stehn bleiben wen'ge, das Zeugniß nachzutragen
Vom Streben ihrer Zeit, wann andre Zeiten tagen.

Das ſind die Geiſter auf der Menſchheit höchſten Stufen,
Bei deren Namen ſind die Zeiten aufgerufen.

Doch wie ein weit Gebirg am Horizonte ſinkt,
Und endlich ſichtbar nur der höchſte Gipfel blinkt;

Die vielen Gipfel, die im Ferneduft verſchwammen,
Sind gleichſam unſichtbar im Einen nun beiſammen;

So von den Geiſtern auch wird Einem aufgetragen,
Im Namen aller, die hinuntergehn, zu ragen;

Und alles ſammelt ſich, was groß nur iſt und ſchön,
Um die am Horizont geblieb'nen Menſchheitshöhn.

54.

Nun hab' ich erſt gelernt, daß ich bin Staub und Erden,
Da ich, die mich gebar, ſah Staub und Erde werden.

Da hat das greiſliche Gefühl mich erſt durchdrungen,
Daß ich nichts anders bin, als woraus ich entſprungen.

55.

Wie eine lange Nacht die Feldwacht auf dem Poſten
Ausharret mit Geduld, bis roth es wird im Oſten;

So vierzehn Tage hab' ich harrend hingebracht,
Die alle waren mir nur eine lange Nacht.

Nun iſt, ich danke Gott, auch dieſe Nacht vorüber,
Doch reicht ihr Schatten weit noch in den Tag herüber.

Ach daß gemenget ſind, wem ſollen wir es klagen,
So lange Nächte zu ſo kurzen Lebenstagen!

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

„Zu Befehl," verſetzte der Ritter und hub an: „Als meine Niéce in Mainz anlangte, hatte ich grade die Entdeckung gemacht, daß ſie dem Neffen des Domdechanten gefährlich worden ſei, und daß ihm daran liege, dem jungen Manne dieſe Verbindung zu verleiden; wir verſtändigten uns daher mit einander über die Nothwendigkeit, meine Niéce zu entfernen, und kamen zu dieſem Zwecke dahin überein, ſie durch eine geſpenſtiſche Erſcheinung nicht allein von ihrem dermaligen Lieblinge, ſondern auch auf immerdar von ihrer Lieblingsuntugend zu ſcheiden. Die Sache ging von Statten, aber der Erfolg überſtieg weit unſre Berechnungen; mein Freund hatte nämlich ſeinen Neffen, um ihn ohne Kunde von der Ankunft meiner Nichte zu erhalten, mit einem Auftrage nach Ingelheim entſandt; aber der junge Herr mochte früher als wir Nachricht von der Nähe ſeiner Geliebten gehabt haben, und ſtatt die Nacht in Ingelheim zuzubringen, hatte er die ihm gegebenen Aufträge anderweitig untergebracht, und befand ſich heimlicher Weiſe in dem Zimmer meiner Niéce, als wir, ſie allein wähnend, ihr das Geſpenſt erſcheinen ließen. Und nun — denken Ihro Gnaden ſich — der junge Mann, ein Reiterkapitän, ein Philoſoph, der an nichts glaubt und nichts fürchtet, verfällt aus Schrecken in epileptiſche Krämpfe, als plötzlich das Licht verliſcht, die grauſige Erſcheinung vor ihm ſteht, flammend, als ſei ſie aufgeſtiegen aus dem höllhaften Schwefelpfuhle, und auf die Puppe, die ſie auf dem Arme trägt, deutend, mit dumpfer Grabesſtimme die Worte ſagt, die ich ausgedacht und ihr einſtudiert hatte: „Ehebrecherin, kehr' um! die Gnadenfriſt läuft ab mit dieſer nächtlichen Stunde! Kehr' um! Bete und wache! Wache, daß dies

Kind nicht ſeine Stimme erhebe wider dich, und bete, daß der Heiland dich vertreten möge am Tage des Gerichts.“ — Meine gnädigſte Gönnerin, Sie kennen mich; Sie wiſſen, daß ich einſt Jagd gemacht habe auf einen Tuneſer an der Sardiniſchen Küſte, und daß die Schuld nicht mein war, daß wir nicht enterten, ſondern uns zurücktreiben ließen von dem ungünſtigen Winde nach der Bucht von Teulada; kurz, Sie wiſſen: ich ein Mann; aber dennoch bekenn' ich es: mir ſelber grauſ'te, als ich aus meinem Hinterhalt den Bernhardiner, der die Rolle des Schemens hatte, ſo heulen hörte, und ich prophezeite ſogleich nichts Gutes, als wir den ſchweren Fall in dem Zimmer vernahmen, obgleich ich den Eindruck nicht erwartete, den unſer Spuk auf das frivole junge Pärchen gemacht hatte; den jungen Herrn fand man, wie ſchon geſagt, in Krämpfen, die ihm die Glieder verzerrten und das Hirn zerrütteten; man hat ihn einſperren müſſen, und noch bis auf dieſe Stunde iſt er im Irrenhauſe. So übel war es, den heiligen Dank, mit meiner Nièce zwar nicht geworden, aber ſie verſank doch in eine ſchwere Krankheit, aus welcher wir ſie nur mit Mühe retteten; ſolid' iſt ſie indeß geworden ſeit dieſer Nacht, mehr als mir lieb iſt, denn unglücklicher Weiſe traf es ſich, daß wir zufällig grade die Sterbenacht des kleinen Vinzent zu unſerm Kurmomente gewählt hatten, und ſeit ſie dieſes Zuſammentreffen erfuhr, verfiel ſie in die allerheftigſte Gewiſſensangſt, und faſtet nun und betet, kaſteiet und zergeiſelt ſich, daß es zum Erbarmen iſt, hat aller weltlichen Luſt abgeſagt, und aller weltlichen Hoffnung, hat ſich das Haar abgeſchnitten, ein härenes Hemde angezogen, eine Kapuze darüber geworfen, ſchlaft in einem Sarge, und um kurz zu ſein: die Welt hat ein ſolches Muſter von Buße nicht geſehen ſeit der heiligen Magdalena Zeiten. Nun werden Ihro Gnaden, wenn Sie erwägen, zu welchem Zwecke ich dem Hange meiner Nichte zu galanten Abentheuern zu ſteuern ſuchte, wohl begreifen, daß eine zu weit getriebene Heiligkeit der bekehrten Sünderin nicht meinem Wunſche entſprechen kann: all mein Streben und Trachten ſteht darauf, den Fortbeſtand des alten Goßhorniſchen Geſchlechts ſicher zu ſtellen, aber wie iſt dieſer mein Zweck zu erreichen, wenn die Stammmutter der künftigen Sproſſen des edeln Geſchlechts nicht aus dem Sarge weichen will, in welchen ſie ſich gebettet hat, und ſich ſo gänzlich abthut von allem weltlichen Verkehr, daß ſie ihr Zimmer zu einer Zelle macht, deſſen Schwelle ſie vor jedem Mannesfuße hütet, und mir ſogar, der ich doch ein geiſtlicher Herr bin, verwehren will, ſie zu überſchreiten! Vergebens hab' ich verſucht, ihren neuen Beichtvater zu gewinnen, aber dieſer, ein fanatiſcher Prieſter, beſtärkt die unglückliche Perſon in ihrem Bußſchwindel, weiß immer für ſie eine neue Pönitenz zu erſinnen, und die Weltlichkeit ihr dermaßen zu verleiden, daß ich faſt verzweifle, ſie zur Mitwirkung an dem hochwichtigen Geſchäfte der Erhaltung des — der — — — der —“

Zu ſpät erkennend, daß ſein Eifer ihn über gewiſſe Gränzen hinausgeriſſen habe, brach er, als er die alte Gräfin verſchämt die Augen ſenken ſah, verwirrt ab, und lenkte nach einigem Räuſpern, abweichend von der graden, aber nicht beſſern Bahn ſeitwärts in eine andre ein: „Die Richtung, welche das Streben meiner Nièce, nach Sühnung ihres Gewiſſens, genommen, hat mich zu dem Projekte geführt, die Trennung der Ehe meines Neffen, und die Genehmhaltung ein anderweitiges Eheband ſchließen zu dürfen, bei dem heiligen Stuhle unmittelbar nachzuſuchen; der Biſchof von Würzburg, von Alters her mein äußerſt gnädiger Gönner, hat mir verſprochen, mein Geſuch kräftigſt zu unterſtützen, ſobald nämlich mein Neffe mit demſelben ſich einverſtanden erklärt.“

„Nun, dieſe Bedingung dürfte wohl keinen Schwierigkeiten unterliegen,“ ſagte die Gräfin. „Der junge Herr Baron wird um ſo gewiſſer eilen, ſeine Hand zur Löſung jener, ihm ſo läſtigen Feſſel zu leiten, da er, wie man vor einiger Zeit wiſſen wollte, etwas voreilig ſeine Augen umher geworfen haben ſoll, um die Stammmutter ſeiner zu erwartenden Descendenz zu erwählen. Man ſprach etwas zweideutig von ſeinem Verhältniß zu einer Hausgenoſſin, einer jungen, liebenswürdigen Verwandtin ſeiner Gemahlin.“

„O, die iſt fort! die iſt lange aus dem Wege geräumt,“ verſicherte der Baron. „Sie iſt gänzlich verſchollen, und zwar auf eine ſehr zweideutige Art, denn ſie verſchwand gerade um die Zeit des Einmarſches der Preußen, und iſt ſehr wahrſcheinlich den Huſaren in die Hände gelaufen. — Freilich, wenn ich wüßte, für dieſe Perſon arbeiten zu müſſen; — aber nein, ſelbſt wenn ſie wiederkehren ſollte, würd' es ihr nicht gelingen, ſich wieder in das Vertrauen meines Neffen zu ſtehlen; dafür bürgt mir der noble, jedem Goßhorn angeborne Sinn, der ihm in einem ſolchen Grade eigen iſt, daß ich ihn würdig erachte, ſeine Wünſche, auf eine der edelſten jungfräulichen Blüten des ganzen heiligen römiſchen Reichs lenken zu dürfen.“

Er blickte die Gräfin vielſagend an, welche mit freundlichem Entgegenkommen den Blick erwiedernd, ihm antwortete: „Es muß allerdings jeder Familie erwünſcht ſein, mit der Ihrigen verbunden zu werden, doch wird eine vorſichtige Mutter zuvor, ehe ſie irgend eine beſtimmte Zuſage gibt, abwarten, ob die Trennung Ihres Herrn Neffen von ſeiner Gemahlin nicht auch den Verluſt ihres Vermögens nach ſich zieht, deſſen der junge Baron ſchwerlich wird entbehren können, ohne ſich der Gefahr einer übermäßigen Verſchuldung ſeiner Güter auszuſetzen; und dann — iſt's auch noch dahin geſtellt, ob der heilige Vater geneigt ſein wird, Ihrem Wunſche Gehör zu geben; und endlich frägt es ſich, ob Ihre Wahl, liebſter Chevalier, die Wahl Ihres Herrn Neffen ſein wird?“

„Meine Gnädigſte, all dieſe Fragen einer weiſen vorſorglichen Mutter mache ich mich anheiſchig, binnen kurzer Zeit zu erledigen,“ erwiederte der deutſche Herr. „Meiſſe Nièce hat während ihrer mehrjährigen Schwärmzeit ſo rückſichtslos gewirthſchaftet, daß es ein Leichtes ſein wird, ihr eine Berechnung über die Verausgabung ihres ganzen Vermögens anzulegen. Etwas von demſelben wird freilich der Kirche zugewandt werden müſſen, jedoch der meinem Neffen verbleibende Reſt ſo beträchtlich ſein, daß er unter ſämmtlichen Mitgliedern des ganzen Ritterkantons der Matador verbleibt. Was zweitens den von dem heiligen Stuhle zu erwirkenden Dispens betrifft, ſo kann der Pabſt denſelben nicht verſagen, da es auf die Erhaltung einer alten, reichsfreien Dynaſtie ankömmt; und um nun endlich ihrer dritten Beſorgniß, meine Gnädigſte, zu begegnen, ſo würd' ich nicht anſtehn, meine Ehre dafür zu verpfänden, daß es gar nicht der Benutzung meines Einfluſſes auf ihn bedürfen wird, meine Wahl zu der ſeinigen zu machen, wenn er ſo glücklich ſein ſollte, der Erlaubniß gewürdigt zu werden, ſich um die Huld Ihrer Komteß Tochter bewerben zu dürfen."

Die Gräfin neigte ſich verbindlich, verſprach, den ehrenvollen Antrag in Überlegung zu ziehn, und rieth, die Befreiung des jungen Barons aus ſeiner Haft zu beſchleunigen. Der deutſche Herr verſicherte, die letzte Hand bereits an's Werk gelegt zu haben; die Kriegsſteuer ſei bezahlt, und die Entlaſſung der Geiſel für dieſelbe müſſe noch in dieſem Monate erfolgen. Beide Theile näherten nun einander mehr, und der Ritter nahm, als er ſchied, die Erlaubniß mit, ſeinen Neffen in das Haus der Gräfin einführen zu dürfen.

Vier Wochen verſtrichen; die Preußen entließen einen ihrer mitgenommenen und ausgelöſ'ten Geiſeln nach dem andern, aber der Baron von Goßhorn kehrte nicht wieder, und auf den Brief, welchen der Oheim an den unbegreiflich Säumigen erließ, um ſeine Rückkehr zu beſchleunigen, erfolgte erſt um die Weihnachtszeit die Antwort, daß eine ſchwere Krankheit ihn befallen, deren Nachwehen ihn verhinderten ſeine Reiſe anzutreten. Dieſem Schreiben lag ein Befehl an ſeinen Rentverwalter bei, ihn neuerdings mit Geldern zu verſorgen.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Literatur.

Jocelyn, épisode, journal trouvé chez un curé de village, par Alphonse de Lamartine. 2 Bände. 8. Paris bei Goſſelin.

„Εὐχή!“ ſo lautet die Inſchrift, welche Lamartine auf das Titelblatt ſeines Werks geſetzt; ein anderer franzöſ. Dichter, Victor Hugo, hatte vorlängſt die ſchreckliche, verhängnißvolle Deviſe: „Ἀνάγκη“ über der Eingangshalle ſeines Romans, Notre Dame de Paris, eingegraben; und dieſe beiden Wörter, welche zwei Schmerzensgeſchichten von Prieſtern, die mit dem Dämon der Leidenſchaften kämpfen, zur vorläufigen Erklärung dienen, dieſe beiden einzelnen Wörter ſcheinen uns ganz bezeichnend für die verſchiedenartigen Naturen der Verfaſſer. Beide ſind mit den reichſten Gaben von der Natur ausgeſtattet; in beiden hat ein Funke des Genies gezündet; aber während der Eine in den luftigen Höhen des Gedankens ſchwebt und ſich in der Schilderung von Seelenkämpfen gefällt, wirft ſich der Andere ſtürmiſch in den Strudel der Menſchen und die beſtehende Ordnung der Dinge, wozu ihn ein eiſerner Arm zu drängen ſcheint. Der Erſte gleicht dem kühnen Luftſchiffer, der in die höheren Himmelsregionen hinaufſteigt, aber nicht immer den Winden gebietet, die ihn ſo hoch emporgetragen; der Letztere verfolgt ſeine Bahn, ohne ſich im mindeſten darin irre machen zu laſſen; gleich dem Dampfwagen einer Eiſenbahn eilt er unaufhaltſam ſeinem Ziele entgegen und zieht den Schwarm untergeordneter Geiſter hinter ſich her. Der Styl dieſer beiden franzöſ. Dichter trägt in hohem Grade den Charakter ihres Gedankens; harmoniſch, ſchwebend, oft ſehr läßig und unbeſtimmt bei Lamartine; präciß, energiſch, oft rauh und hart bei Victor Hugo; unkorrekt bei Beiden.

Lamartine und Victor Hugo haben ſich jetzt gewiſſermaßen in die poetiſche Welt der Franzoſen getheilt; als ſie anfingen zu ſingen, ſind die mythologiſchen Gottheiten, welche auf dem alten franzöſ. Parnaß herrſchten, ſchaarenweiſe entflohen; Natur und Geſchichte haben ſich in ihren Verſen abgedrückt; gleichwie die Bläue des Himmels, die Schlagſchatten der Städte, die Gipfel der Berge, die Landſchaften und vorübergehenden Wanderer ſich in der Oberfläche großer Ströme abſpiegeln; die alten Perſonifikationen, welche der franzöſiſchen Poeſie ſo viel geſchadet, ſind abgeſchafft worden und der Verfaſſer von „Jocelyn,“ indem er einen chriſtlichen Gegenſtand zur dichteriſchen Darſtellung wählte, hat keineswegs geſucht, an ihrer Statt ſchreckliche Myſterien, vor denen ſich Boileau entſetzte, einzuführen. Das macht, weil Lamartine, indem er ſich als Dichter in die ſo vielen Fragen ſeines Jahrhunderts mit einmiſchte, wohl begriffen hat, daß jener Kunſtkatholicismus, womit die neuere franzöſiſche Literatur Parade macht, nicht mehr, wie im Mittelalter, aus dem Schooße der Maſſen hervorgeht und dort, wenn Taſſo heutiges Tags lebte und ſein „befreietes Jeruſalem“ ſchriebe, der Teufel in ſeinem Gedichte keine ſo bedeutende Rolle mehr ſpielen würde. Anders verhält es ſich mit Dante und Milton; die Geheimniſſe und Schreckniſſe der Religion bilden den weſentlichen Hintergrund ihrer Dichtungen.

Das vor uns liegende von Lamartine erfundene Drama zeichnet ſich beſonders durch ſeine höchſte Einfachheit und Abgeſchloſſenheit aus.

Der Dichter ſchildert zuerſt einen jungen Mann, der im Wonnemonat des Lebens ſteht, deſſen Herz voller Liebesträume und deſſen Kopf voll ſüßer Täuſchungen iſt; er zeichnet uns jenes glückliche Alter, jenen berauſchenden Augenblick, wo das Leben ſich vor unſern Blicken mit einem prächtigen Gefolge von verführeriſchen Reizen entfaltet, jene begeiſterte und begeiſternde Stunde, die in dem irdiſchen Daſein wie eine Roſe in der Wüſte prangt; jenen trügeriſchen Spiegel der Zukunft, worin man nichts als die vergoldete Oberfläche der Welt und der menſchlichen Geſinnungen wahrnimmt, weil man zu verblendet iſt, um die unfruchtbare Dürre der einen und die leere Nichtigkeit der andern mit prüfendem Auge zu ergründen. Lamartines Held ſingt und jubelt aus voller Bruſt, aber ſein Jubeln wird bald von einer verhängnißvollen Eröffnung unterbrochen, welche er heimlich belauſcht. Er hat eine Schweſter und ſieht dieſe weinen; er hört ſie ihrer Mutter eine Liebe geſtehen, deren Hoffnungen der Gedanke ihrer Armuth vereitelt; der Vater desjenigen, welchen ſie liebt, iſt ein unerbittlicher Geizhals und verlangt Geld; ſeine künftige Schwiegertochter muß eine Ausſteuer mitbringen und der eben noch ſo lebensfrohe Jüngling fängt ſeine Laufbahn der edelmüthigen Aufopferung und Entſagung damit an, daß er ſich ſeiner Familie zum Opfer bringt. Er faßt den Entſchluß, ſich dem Dienſte des Herrn zu weihen und ſeine Seufzer und ſeine Klagen erſtickend, läßt er ſich in ein Prieſterſeminar aufnehmen, nachdem er zuvor noch der Hochzeit ſeiner Schweſter beigewohnt hat, die durch ſeine Verzichtleiſtung auf das väterliche Erbtheil an Vermögen gewonnen. Sechs ſeiner Jahre verfließen nun im Schatten des Kloſters unter Gebet und Andacht; aber der brennende Hauch von 1793 weht über ganz Frankreich, ſchleudert die Mutter und die Schweſter über's Meer fern vom heimathlichen Boden, entreißt den jungen Leviten der geheiligten Stätte und führt ihn in die Adlergrotte auf dem Gipfel der Alpen in der Dauphiné. Dort entrollt ſich die ganze Pracht der Schöpfung vor ſeinen entzückten Blicken; ſeine dichteriſche Seele genießt dieß Schauſpiel in hohem Maaße; aber es fehlt ihm ein Gefährte, ein Freund, der die Entzückungen ſeines Herzens theile. Dieſen Gefährten ſendet ihm der Himmel. Zwei von wüthenden Soldaten verfolgte Proſcribirte retten ſich eines Tags auf den Gipfel ſeiner Alpe, wo er wohnt; er reicht ihnen die freundliche Bruderhand und gewährt ihnen gaſtliches Obdach. Einer von den beiden Flüchtlingen, der älteſte, durch einen Schuß tödtlich verwundet, ſtirbt bald in ſeinen Armen; der andere iſt ein blaſſes, zitterndes Kind, welches der Sterbende dem Schutze des jungen Geiſtlichen anbefiehlt. Das Kind iſt 16 Jahre alt, hat blonde Haare, eine Engelsgeſtalt und heißt Laurence. In Laurence iſt für Jocelyn nun der ſo ſehnlichſt gewünſchte Gefährte, das zweite zu unſerer eignen Verſtändigung ſo nothwendige Ich gefunden. Von dieſem Augenblicke an ſchwindet die Zeit ſchnell dahin. . . . Wie glücklich Beide in ihren Beſchäftigungen ſind! welch' zarte und innige Freundſchaft ſie Beide vereint! wie ihre Blicke ſich begegnen! wie trefflich ihre Herzen ſich verſtehen! Aber plötzlich erhebt ſich ein Ungewitter an ihrem ſo reinen und heitern Himmel; eine unvorhergeſehene Entdeckung ſtört die Ruhe Jocelyn's; dieſes Kind, dieſer Engel, dieſer Freund iſt ein Mädchen..... Ein neues Leben beginnt ſofort für die beiden Einſiedler des Gebirgs, zunächſt ein Leben wie zwiſchen Bruder und Schweſter, unvermerkt ſchleicht ſpäter die Liebe herbei, aber eine keuſche, ehrfurchtsvolle Liebe. Jocelyn erinnert ſich, daß er noch nicht als Prieſter geweihet iſt und baut Pläne von Glück und Seligkeit, in welche Laurence zur Hälfte mitbegriffen iſt. Während er ſich ſeinen Träumereien überläßt, ſchickt heimlich ein Biſchof, der Beſchützer ſeiner Jugend zu ihm: er ſchmachtet im Gefängniſſe und iſt zum Tode verurtheilt; er will Jocelyn ſehen. Dieſer verläßt Laurence, um ſeinem ſterbenden Gönner Troſt zu bringen. Der Biſchof hat einen von jenen Leviten, welche er zum Dienſt der Kirche einweihen ſollte, wiederſehen wollen; am Rand des Grabes hofft er dieſe fromme Handlung an einem jener zum geiſtlichen Stande beſtimmten jungen Männer vollziehen zu können und dann aus deſſen Händen das Brod des heiligen Abendmahls zu empfangen. Jocelyn kann ſich nicht dazu entſchließen, was man von ihm erwartet. Er erzählt ſeine keuſche Liebe, er malt die zarten Bande, welche ihn an die Welt feſſeln; der Biſchof hört nicht darauf und wird unwillig über ſein Zögern; er drohet und bittet wechſelsweiſe; Jocelyn in der Verwirrung ſtürzt auf die Knie, als er wieder aufſteht, iſt er Prieſter. Nach ſeiner Einſegnung muß er ſich von Laurence trennen; die Verzweiflung iſt nahe dran den beiden Liebenden den Tod zu geben. Jedoch nachdem der erſte heftige Schmerz vorüber, nimmt Jocelyn eine Pfarrſtelle am Fuße der Alpen an; Laurence findet nach den Stürmen der Revolution ihre Eltern, ihre Glücksgüter wieder, vergißt ihre erſte Liebe und verheirathet ſich. Einige Jahre vergehen; Jocelyn, nachdem er ſeine Mutter verloren hat, begleitet ſeine Schweſter nach Paris; ſein Herz iſt noch immer voll von Laurence, Trotz der ſtrengen Gelübde, welche er gethan. Er tritt eines Tags in eine Kirche; eine Menge von ſchönen, vornehmen Frauen iſt daſelbſt verſammelt; eine derſelben, mit entblößtem Buſen und blumengeſchmückter Stirn, verrichtet gerade die Handlung einer Almoſenſammlerin. Ein Schwarm von Anbetern ſummet hinter ihr her und Vorwürfe von Untreue und Leichtſinnigkeit folgen ihren Schritten. Was wird aus Jocelyn, als er den Engel ſeiner Träume wiedererkennt und ſiehet, daß er ein Gegenſtand des Skandals und der Splitterrichterei der vornehmen Welt geworden iſt? Nachdem er eine ganze Nacht unter dem Balkon der koketten Laurence zugebracht hat, entflieht er und ſucht den Frieden ſeiner Seele wieder an jenem Orte zu finden, welcher Zeuge ſeines Glücks geweſen. Er ſchöpft Troſt in der Verrichtung ſeines heiligen Amtes; eines Morgens wird er aus ſeiner Klauſe abgerufen, um einer todtkranken Frau Beichte zu hören, welche jung und ſchön, in der Blüthe der Jahre an einer peinigenden Erinnerung ſtirbt. Er eilt an's Sterbebett. Die, welche er ſo heiß geliebt, welche er im Grunde ſeines Herzens noch liebt, verlangt von ihm die Abſolution für ihre Sünden, die geringer waren, als die böſe Welt ſie beurtheilte, und ſtirbt, die Lippen auf ſeine Hand gepreßt. Jocelyn begräbt ſeine Geliebte ſelbſt, wie Chactas und beweint ihren Verluſt bis zu jenem Augenblicke, wo er an ihrer Seite im Sarge ruhen wird.

Ich habe abſichtlich das Drama Lamartine's ganz analyſirt, um dem Leſer eine Idee von der Anmuth und dem Intereſſe deſſelben zu geben; aber es iſt unmöglich, durch Worte zu erklären, welchen Reichthum von Poeſie der Verfaſſer über den einfachen Gegenſtand ſeines Gedichtes ausgegoſſen hat. Nur hie und da iſt auch in dieſem Werke, wie in früheren, der Sprache Gewalt angethan und dem Reime geopfert; nicht immer ſind die Bilder im Einklang mit dem Gedanken. Wir wollen die Geduld des Leſers nicht mit Aufzählung dieſer Mängel auf die Probe ſtellen; ſtatt vielen Beiſpiele ſtehe hier nur eins.

Jocelyn ſagt an einer Stelle von ſeiner Mutter:

L'air qu'elle respirait dans sa chaste poitrine
Ne fut-il pas neuf mois celui de ma narine?

Kann denn ein Kind im Mutterleibe die Luft der Bruſt einathmen? Die Mediziner werden dieſes übrigens ſchöne Bild dem Dichter nicht verzeihen.

Auch in dieſem Werke Lamartine's finden wir den ſchönen Reflex des chriſtlichen Geiſtes, der ſich in ſeinen Harmonien und Meditationen ſpiegelt, er trägt zwar nicht den großen Kraftcharakter früherer Zeiten und früherer chriſtlicher Dichter, ſondern verbirgt dennoch unter aller äußerlichen Selbſtzuſammenſtimmung Spuren von Selbſtentzweiung, welche unſrere Gegenwart bezeichnet. Die poetiſche, ſorgloſe Erzählung von der Seelenſtimmung eines Landgeiſtlichen iſt aber hier in ein ſo prächtig geſticktes Gewebe gekleidet, daß wir uns davon hingeriſſen fühlen. Der Verfaſſer wird zwar vielleicht mit ſeinem Geſchmack und ſeinem poetiſchen Brautſchatz wenig die Leſermenge locken und laben; dafür wird er deſtomehr den ruhigen Leſer von Bildung belehren und belohnen, der während dem Leſen ſeines Buchs eine unausſprechlich ſüße Muſik zu hören glauben dürfte. Kein deutſcher Leſer beſonders wird das Buch bereuend aus den Händen legen; eben ſo wenig ein deutſcher Käufer; denn Druck und Papier ſind des bekannten Verlegers der Lamartine'ſchen Werke würdig.

C. K.

No. 73. 1836.

Phönix.

Freitag, 25. März.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

56.

Ein Freund, um irdiſchen Gewinnſtes Opferung
Erkauft, ein ſolcher Kauf iſt wohlfeil, ſcheint's, genung.

Doch was man wohlfeil kauft, iſt, ſagt das Sprichwort, theuer;
Was iſt ein Freund, den feil muß machen Gab' und Steuer?

Drum fein auf deinem Recht beſteh', und ſei nicht bang;
Ein Freund, den das verdrießt, der iſt nicht von Belang.

57.

Wohl iſt's ein ſüß Gefühl, etwas gethan zu haben,
Doch ſchon auch etwas nur gelitten, mag dich laben;

Wenn du auch weiter nichts vollbracht, nur haſt erfahren,
Was deine Faſern auszuhalten fähig waren.

58.

Dich rühret auch gar nichts an von all' den Herrlichkeiten,
Um welche rühmen ſich Weltkinder oder ſtreiten.

So wenig aber ſie dich rühren, rühreſt du
Sie wieder, ihr gehört einander gar nicht zu.

Die unverſtandne Welt durchirrſt du unverſtanden,
Und bleibeſt ſtets allein, wo gleich und gleich ſich fanden.

Woran ſie ihren Theil von Lebensfreude haben,
Das iſt dir abgethan, geſtorben und begraben.

Und was vor'm Auge dir ſteht als ein ernſtes Ziel,
Gilt ihnen Eitelkeit und müßig Thorenſpiel.

Drum laß ſie gehn des Wegs, und aus dem Weg geh' ihnen;
Warum zum Aergerniß wollt ihr einander dienen?

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Nur die Furcht, ſelbſt feſtgehalten zu werden von den Rächern ſeines ſo kühn auf ein mächtiges Haupt geſchleuderten Bannſtrahls konnte den Ritter abhalten, ſelbſt nach Preußen zu eilen, um am Bette ſeines Neffen die Reiſe ſeiner Entwürfe zu beſchleunigen, ein Geſchäft, deſſen Zartheit es bedenklich machte, es mittelſt ſeiner etwas unbehülflichen Feder zu handhaben. Er erwähnte ſeines Planes alſo nicht, deſſen weitere Bearbeitung er bis auf das Frühjahr aufſchob; aber der April, ſtatt den Erſehnten heimzuführen, brachte von dieſem die Nachricht, daß die Kriegsheere, welche fechtend zwiſchen dem Elbſtrome und dem Thüringerwaldgebirge ſich eingeſchoben, die Rückreiſe unmöglich machten. Jetzt ward der Ritter ſtutzig; durch die Zeitungen von den Standpunkten der Kriegführenden, kurz zuvor aus ihren Winterquartieren losgebrochnen Heere belehrt, wußte er, daß der Weg von Magdeburg durch die ſächſiſchen Herzogthümer nach Franken gegenwärtig völlig frei ſei, und konnte ſich des Argwohns nicht erwehren, daß ſein Neffe einen geheimen Grund haben möge, abſichtlich ſeine Haft zu verlängern; aber wie nah auch das Licht ihm lag, es fing dennoch nicht eher an zu leuchten, bis die Gräfin von Goeler, welcher mehr, als ſie verrathen hatte, an dem Gewinn des reichen, liebenswürdigen und ſehr lenkbaren Eidams lag, ihm die Decke von den Augen riß, und, indem ſie ihn an das Gerücht erinnerte, daß ſein Neffe in Begleitung ſeiner Gemahlin nach Preußen abgeführt worden ſei, ihm die Thatſache enthüllte, auf welche dieſes Gerücht gegründet geweſen war. Unter den aus Preußen zurückgekehrten Geiſeln befand ſich auch der Syndikus der freien Reichsſtadt Rotenburg an der Tauber, und dieſer Mann, den der Zufall als Sachverwalter mit ihr in Verbindung gebracht, hatte behauptet, während ſeines Aufenthalts in Magdeburg, dort mehr als einmal den Baron von Goßhorn mit ſeiner jungen, überaus liebenswürdigen Gemahlin geſehn zu haben. Die Gräfin ſchloß mit weiblichem Scharfſinn ſehr folgerichtig aus dem genauen Zuſammentreffen des Verſchwindens des Fräuleins von Ledow mit der Zeit des Erſcheinens der angeblichen Frau Baronin von Goßhorn in Bamberg, daß ſie nicht fehl greife, wenn ſie beide in einer und derſelben Perſon ſuche, beſchwur aber ihren Freund von jedem Verſuche, das Paar auf eine gewaltſame Art zu trennen, abzuſtehn, vielmehr das wohlthätige Werk der Rettung des jungen, umſtrickten Mannes aus den Netzen einer leichtfertigen Verführerin, ganz in ihre Hände zu legen, und überhaupt keinen Schritt zu unternehmen, den er nicht zuvor mit ihr, ſeiner vieljährigen Freundin, berathen habe.

— Und willfährig beugte der galante Kreuzherr ſich dem überwiegenden Geiſte ſeiner gnädigen Gönnerin.

Der ſüße Rauſch der Flitterwochen, deſſen glutathmender Geiſt alle Sinnenräume eines in Lieb' und Gegenliebe vereinigten Paares auszufüllen, und ihm den Augenblick, den es lebt, inſelartig zu trennen pflegt von Vergangenheit und Zukunft, dieſer Rauſch hatte Veronika nie mit voller Gewalt erfaßt; weder vor noch hinter ihr ſah ſie für ihre Sorgen und ihre Erinnerungen die Brücken abgebrochen, und nach jedem Schwindel, der ihr das Auge umdämmert, und den Kreis ihres Umblicks verengt haben mochte, pflegte ein deſto ſchneidend hellerer Sonnenblitz den Nebel, der ihre Sorgenerwecker unſichtbar gemacht hatte mit doppelt beängſtigender Gewalt zu durchdringen. Wie ſie ſich auch bemühte, die Beleuchtung ihres Verhältniſſes ihrem Auge unzugänglich zu machen, der wahre Name deſſelben drang dennoch, als ſie es ſich nicht verhehlen konnte, daß die Ehrfurcht, mit welcher die Lippen des Geliebten einſt auf ihren Händen geruht hatten, nicht mehr zu erkennen ſei in der Zwangloſigkeit ſeiner jetzigen Liebkoſungen, von tauſend inneren Stimmen und von tauſend Widerhallpunkten ihr zugerufen, ihr in das Ohr. Und wie ſie ſich auch weigerte zu ſehen und zu hören, ſie konnte dennoch der zum Klarblick werdenden Ahnung ſich nicht erwehren, daß der Mönch, der ihr ſeinen Segen mitgegeben auf ihren Weg, ſie als eine fluchwürdige Heuchlerin verdammen werde, wenn er ihr begegne auf ihrem Schleichwege, der täglich unſicherer unter ihren Füßen wurde, und den Grabhügel, auf deſſen noch ungekeimte Blumen ſie ihren Hoffnungsengel gebettet hatte, von Morgen zu Morgen gewiſſer zu verfallen ſchien. Häufiger erinnerte ſie ſich, daß Kunigunde lebte, von Jugendkraft und Lebensluſt hoch über die Gruft hinaufgeſchwungen, welche die Sehnſucht ihrer Feindin ihr grub, ach Kunigunde lebte das Leben eines Schmetterlinges, dem der Gifthauch jeder Blume, den er trinkt, zum lebennährenden Balſam wird, und der, des minder leicht beſchwingten Vögelchens ſpottend, deſſen Augen ihm folgen, um den Anblick ſeines Falls nicht zu verlieren, mit immer leichteren Fittichen in die höchſten Regionen des luſtathmenden Lebens emporſteigt.

Unter dem Druck ſolcher Blicke, ſolcher Ahnungen, ſolcher Gedanken ſpiegelte Veronika, nachdem, während der Zerſtreuungen ihrer Reiſe, das erſte Paar ihrer Flitterwochen ihr leicht vorübergehuſcht war, der dritte dieſer, in der nun erreichten fremden Heimath, ſchwerer auf ſie niederfallenden Zeittropfen ihr in beängſtigenden Bildern Alles ab, was ſie war, und was ſie zu werden erwarten durfte; da erheiterten die Bilder ihrer Zukunft ſich und der Dornenweg unter ihren Füßen beſäte ſich mit neuen, glänzenden Flittern; die aus der Heimath verſchriebenen Gelder trafen ein, von einem Briefe des Rentverwalters begleitet, deſſen Inhalt das Ziel ihrer Hoffnungen in ſo wunderbarer Schnelle ihr nah rückte, daß auch ſie der Schwindel faßte, der längſt ſchon ihren Geliebten aus ihrem Gleichgewichte gehoben hatte. Kunigunde lag, wie der Brief meldete, tödtlich, hoffnungslos erkrankt in Mainz. Jetzt war der wilden Pſyche die Lebensſchwinge gelähmt; jetzt verſprach die Scheidewand zur Stufe zu werden und die längſt der Lebendigen gegrabene Gruft zuſammen zu ſinken über ihren Leichnam; und im Traume, den dieſer Anblick weckte, im Taumel, den drei Monate lang die Briefe des Oheims nährten, vergaß Veronika, glühender, rückhaltloſer in den Arm des Geliebten ſich ſchwingend, und glühender, glücklicher, ihm ſeine Liebkoſungen wiedergebend, das gröbere Gepräge, welches dieſe Liebkoſungen trugen, mit den, von Kuß zu Kuß immer verwiſchteren Farben ſeiner früheren, anbetenden Liebe zu vergleichen. Und ſo war es denn nicht die Glut der Scham, die ihr Antlitz überzog, nicht die Thräne verzweifelnder Reue — nein, es war eine Freudenthräne, die über ihr glückgeröthetes Antlitz rann, als ſie feſter als je an ſeine Bruſt ſich preßte, und ihm in's Ohr liſpelte: „Eugen — ich glaube — ich bin Mutter!“

Unter den tauſend beſeligenden Minuten, welche Eugen in den letzten vier Monaten verlebt hatte, war keine reicher an Seligkeit geweſen, als dieſe; aber ſie ſtrömte zu maſſenhaft ihren Inhalt ihm zu; der Born, an deſſen Rande er immer unerſättlicher ſchöpfend lag, dieſer Born, ſcheinbar von unerſchöpflichen Quellen genährt, war nur einer quellloſen Ziſterne vergleichbar, die ohne Zuſtrömung von Außen ihren Inhalt nicht zu erſetzen vermag, wenn ein durſtiges Lippenpaar ungemeſſen an ihm ſchwelgt, und der Niederſturz einer, ſeinen Raum füllenden Steinmaſſe den Reſt verſprudelt.

Statt des freudig und zweifellos erſehnten Todesboten ſandte der Oheim einen Lebensverkünder, der das Leben der Liebenden an all ſeinen Hoffnungen verarmen machte. Kunigunde war — ſo ſchrieb der Ritter — geneſen, und hatte, wie durch ein Wunder abgewandt von ihrem Sündenwandel, ſich einen Bußaltar aufgerichtet in ihrem Schloſſe; der wiederkehrende Gemahl werde eine Heilige finden ſtatt der Frevlerin, deren Frevel er mit ſchmerzlichen Thränen beweint.

Der Herabſturz von der Sonnenhöhe des Glücks, zu der lichtloſen Kluft, in deren Tiefe keine Hoffnung ſich beleben konnte, verſenkte die Fallenden aus einer Betäubung in die andere. Das Bild ihrer Zukunft, das Feenland welches ſie in ihrem Rauſchtraume geſehen hatten, veränderte ſein Antlitz von Tag zu Tage, aber auch nicht das leiſeſte Lächeln bewegte dieſe ſtarren Züge mehr. Veronika's Augen lichteten ſich zuerſt; der Gram um ihren, in geiſtlähmenden Tiefſinn täglich mehr verſinkenden Freund, überwog den Gram um ihre vernichteten Hoffnungen, und kräftigte ſie, ihm die Hand zu reichen, um ihn aufzurichten, ihn, an deſſen Vaterherzen der finſterſte aller finſtern Geiſter rüttelte durch den furchtbaren Ernſt der Frage.

unter welchem Namen er ſein keimendes Kind vor der Schande bergen ſolle, die es erwartete bei ſeinem Eintritt in das ihm aufgedrungene Leben? — Zum erſtenmale erkältete ſein Weſen ſich an Veronika's wachſender Liebeswärme, welche weniger die Sehnſucht, ihr Herz an dem ſeinigen bluten zu laſſen, als der Wunſch, das Übermaß ſeines Grames zu mindern, ihrer aus eignen tiefen Wunden blutenden Seele entlockt hatten, und zum erſtenmale empfand er, daß dieſer Grad von Wärme eine Entäußerung ihrer Würde ſei. Unfähig, die Gedanken ſeiner Seele zu ahnen, verdoppelte die unglückliche Veronika ihre Innigkeit, und nach Troſt für ihn ſuchend, kam der Troſt ihr wieder in's Gedächtniß, den ſie für ſich ſelbſt gefunden, als, während ihrer Reiſe hieher der Schmerz des Gedankens ſie niedergedrückt hatte, nicht den Namen, nur das Herz ihres Geliebten beſitzen zu dürfen. „Eugen, ſei ruhig!“ bat ſie, alle Innigkeit, der ſie fähig war, in Blick und Ton legend. „Ich bin dein Eigenthum, und will und werd' es bleiben, wenn Gott mir auch den Namen verſagt, den du nur einmal vergeben konnteſt, und haſt. Auf mein Vaterland hab' ich verzichtet in dem Augenblicke, als ich empfand, daß ich dein bleiben müſſe, aber du ſollſt und darfſt ihm nicht entſagen; kehre zurück, ſobald man es dir erlauben wird; ich begleite dich bis zur Gränze unſres Frankenlandes; dort ſuchſt du mir ein Plätzchen aus zur neuen Heimath für mich, dir nah genug, um dich recht oft in meinen Armen Muth und Kraft ſchöpfen zu laſſen, den Zwang, der dich unnatürlich bindet, zu ertragen; und doch entfernt genug von den Blicken mißgünſtiger Launen, um unſer geheimes Glück vor ihnen verborgen zu halten. — Und dann, Eugen, dann mag Kunigunde leben und dein heißen; ich will mich nicht mehr der Sünde ſchuldig machen, ihren Tod zu wünſchen; ich will ſie nicht mehr beneiden um deinen Namen, den ſie verunglimpft, um deine Hand, die ſie von ſich geſtoßen hat; ich habe ja mehr als deine Hand und deinen Namen; ich habe dein Herz! — dich ſelbſt!“

Dieſer aufopfernden Liebe widerſtand der Dämon nicht, der Eugen's Herz mit mißklingenden Saiten beſpannt hatte; der Einklang der Seelen beider Liebenden ſtellte ſich her, und mit zwar verſchwiegner aber tief empfundner Beſchämung die Seelengröße ſeiner Freundin anſtaunend, die Allem entſagend, was nicht ſein Herz ihr geben konnte, nichts als ſein Herz von ihm forderte, verengte er die Gränzen ſeiner Welt, deren Seele ſie war, und würde ſelig geweſen und geblieben ſein, wenn kein Lichtſtrahl von außen her die Schranken dieſer ſtillen Welt durchbrechend, in ſein dämmerdunkles Leben den Weg gefunden hätte. Solche Träger eines fremden, und ihn ſeiner Ruhe entfremdenden Lichts waren die aus der Heimath einlaufenden Briefe, jeder ein Lobpreiſer des heiligen Wandels der vom Sündenwege zurückgekehrten Gattin, die für den Gatten betend, unabläſſig an die Himmelspforte ſchlug; und jeder dieſer Briefe gab dem Feinde ſeines ſegenloſen Glückes neue Waffen in die Hände, deren Schärfe er an den Schmerzen ſeines wunden Gewiſſens empfand. Veronika ſah ſein ſtummes Ringen mit einem ihrem Auge nicht ſichtbaren Gegner, und ahnungslos, daß das Gewiſſen ihres Freundes der Feind ſeines Friedens ſei, daß der Vorwurf ihn beuge, geſunken zu ſein, und immer tiefer zu ſinken, je höher die geſunkene Kunigunde ſich erhebe, verdoppelte ſie ihre Bemühungen, den Kummer, deſſen Quelle ſie verkannte, aus Eugen's Seele zu tilgen; mit einer Anſtrengung, die ihre Kraft erſchöpfte, zwang ſie ihrem Antlitz die Lüge des Frohſinns auf, um durch den Anblick ihrer Genügſamkeit an dem ihm beſchiedenen Looſe den Umfang ſeiner Sorgen für ſie zu beſchränken; und fremd mit der Natur des Zaubers weiblicher Liebesentfaltung, der, um wirkungsreich zu bleiben, den gröberen Sinnen, gleich ein in ſüßen Träumen gelichtetes Geheimniß, nur ahnbar werden darf, hoffte ſie in endloſen Umarmungen der Troſtbedürftigkeit des Geliebten einen reichen Beruhigungsquell zu öffnen. — Aber nicht ein Bekümmerter, der des Troſtes der Liebe bedarf, einem Verbrecher gleich, der Betäubung ſucht, ſtürzte Eugen ſich in den ihm geöffneten Strudel, von Rauſch zu Rauſch taumelnd, bis die Sinne ihm ſtumpf und die Nerven ihm ſchlaff wurden. Doch ſeine Abſicht war erreicht; die Stimmen, deren Donner er ſein Ohr, an Veronika's Buſen gedrückt, verſchloſſen hatte, hörte er nicht mehr, und jedem Laute von außen war der Zugang zu ſeinem Innern verwehrt, bis plötzlich die Schranken zuſammenfielen, die um ihn und Veronika kerkerähnlich ſich aufgethürmt hatten: die Kriegsſteuer, für deren Zahlung ihm die Bürgſchaftsleiſtung aufgedrungen worden, war berichtigt, und er frei.

Wie unter der Erſchütterung eines Donnerſchlages ſah Goßhorn die Gränzen ſeiner kleinen Welt verſinken, und ſie ſelbſt zuſammenfließen mit einer Endloſen, deren Entfremdung ihn anſchauderte. Er verſuchte, ſich hineinzudenken in die doppelte Heimath, wechſelsweiſe Gaſt der einen, und Wirth der andern; aber ein Schauer überlief ihn bei dieſem Verſuch, ein Schauer, welchen der ihm ſo nah geführte Vergleich der von der Sündenbahn zurückgekehrten Gattin mit ihrer in Sünden verſunknen Nebenbuhlerin, ihm aufdrang. Und als nun Veronika dem Feinde nachlauſchte, der unter den Sturmwellen ihres Freundes ſich verbarg, und als er, noch zu menſchlich-zaghaft ihr zu offenbaren, ſeine Zuflucht zu der Lüge nahm, daß er ſich unfähig fühle, ſeinem Oheim und Kunigunden heuchelnd unter die Augen zu treten, und beide nie wieder ſehen möge, da warf ſie ſich unter Freudenthränen ihm in den Arm und geſtand ihm, daß der gramweckende Gedanke, ihn entbehren zu ſollen, an ihrem Leben genagt habe, daß ſie jetzt erſt ſeiner, als ihres ſicher erworbenen Eigenthums, ſelig ſei, und zwang ihn in einem Briefe an den Oheim, eine Krankheit vorzuſchützen, welche ihn verhindere, jetzt ſchon Gebrauch von ſeiner Freiheit zu machen. (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

29) Flowers of German poetry by Dr. J. G. Flügel.
Leipzic 1835, Klinkhardt.

Vielleicht kennt Ihr ein engliſches Wörterbuch von Flügel; wollt Ihr engliſch lernen, ſo iſt Euch das Buch zu empfehlen; Leſebücher und Geſpräche mit Poſtillionen, Wirthen u. ſ. w. ſind, wenn wir nicht irren, vom Verfaſſer ebenfalls vorhanden, und mögen ihr beſcheidenes Verdienſt haben. Endlich hat er aus engliſchen Witzbüchern (Jest books) ein Büchelchen zuſammengetragen, und durch den ſehr einladenden Titel: budget of mirth (Budget des Frohſinns) ſeinen eigenen Witz beurkundet.

Aber

Good people, bad Musicians!
Ihr guten Leute, ſchlechte Muſikanten!

Vorliegende Schrift beſteht aus einer Sammlung deutſcher lyriſcher Gedichte; Blumen (flowers) nennt ſie der Verfaſſer, allein ſie liegen wie Kraut und Rüben durcheinander, der Kriegsrath Müchler und Goethe, Schikaneder ſeligen Andenkens mit Schiller u. ſ. w. Eine gereimte Überſetzung in's Engliſche ſteht daneben, und wir haben den Verfaſſer wirklich im Verdacht, daß er hier ſeine poetiſche Ader verſuchte, ſind ihm aber durchaus nicht zum Dank verpflichtet, denn was ſoll John Bull von der Höflichkeit und den zarten Sitten deutſcher Damen denken, wenn er lieſt:

Maiden look me on the face,
Steadfast serious no *grimace!*
Mädchen blick' mir in's Geſicht,
Starr, ernſt, ohne Grimaſſen; (ohne Geſichterſchneiden),

für:

Mädchen ſieh' mir in's Geſicht,
Schelmenauge blinzle nicht.

Übrigens wünſchen wir dem Verfaſſer viel Glück, ſein Buch möge *fashionable* werden, dann kann er verſichert ſein, daß alle reiſende Engländer es kaufen, und es ſicher, wenn auch bon gré mal gré, bei'm Erlernen des Deutſchen durchleſen. Wir rathen ihm deßhalb, ſich eine Lady protectrice der haute volée (etwa der Almacks) zu verſchaffen, und most respectfully with *utmost* devotion *) darum nachzuſuchen.

30) **Briefe, geſchrieben auf einer Reiſe längs dem Niederrhein durch Belgien nach Paris. Von O. L. B. Wolff. Leipzig, Koſſmann. 1836.**

Der Verfaſſer gibt hier ein an intereſſanten Details reiches Reſumé ſeiner Reiſeerinnerungen aus einem Theil von Weſtdeutſchland, Belgien und Paris. Altes und Neues, Volkscharakter und Literatur, Notabilitäten ſo wie jene köſtlichen beſcheidnen Minuſkeln, welche allenthalben zu finden ſind, aber allenthalben überſehen werden, obgleich ſich gerade in ihnen der Curſiv-Ausdruck der Geſellſchaft am treueſten darſtellt, wenn nur das rechte Beobachterauge ſie ſtudirt, hat der Verfaſſer in ſeine Reiſemappe aufgenommen, und in geiſtreichen Skizzen dem Publikum mitgetheilt. Ungenirtheit und Natürlichkeit charakteriſiren die Darſtellung ſeiner Erinnerungen, welche von gefälligen poetiſchen Improviſationen durchflochten ſind, wie der Ort und die günſtige Stimmung ſie erzeugten. Das bedeutendſte Intereſſe nehmen die Skizzen aus Belgien in Anſpruch, worunter hauptſächlich die Bemerkungen über das Walloniſche, die trefflich-charakteriſtiſche Scene zwiſchen dem Britten und der Wirthin in Belle-Alliance, die hübſche Sage von dem Prieſter von Warfuſée, die mancherlei Detailnachträge zur neueſten Geſchichte des Landes, die Legenden v. S. Gudula, die Reflexe über niederländiſche Literatur ꝛc. In den Tagebuchblättern aus Paris gewähren die Porträts literariſcher Notabilitäten großes Intereſſe; der die Entdeckung des barocken Dichters, des Père Pierre de Saint Louis gloſſirende Scherz dagegen iſt mißlungen, da die Ironie etwas zu gedehnt und zu pedantiſch auftritt; wir werden aber dafür durch die belehrenden Reſümés über die franzöſiſchen Malerſchulen entſchädigt.

Feuilleton.

∴ Witterungsveränderung durch Menſchenwerke. — Sonſt regnete es nie zu Kairo; ſelten und nur ſehr kurze Zeit in Alexandrien, was noch von den Franzoſen bei ihrem Feldzuge in Aegypten vom November 1798 bis 1799 bemerkt worden iſt. Jetzt regnet es in jedem Jahre zu Alexandrien während 30 — 40 Tagen, im Winter oft 5 bis 6 Tage ununterbrochen, zu Kairo im Winter 15 bis 20 Tage hindurch. Man vermuthet, daß dieſe Veränderung durch die ungeheuren Anpflanzungen herbeigeführt, die der Paſcha veranſtalten läßt. Mehr als 20 Millionen Bäume ſollen allein unterhalb Kairo gepflanzt worden ſein. Auch erzählte dem Marſchall Marmont zu Theben der 120 jährige Manſchur, Vater des Scheik's El-Bekir von Gurna, daß vor 60 Jahren es ziemlich oft in Oberägypten geregnet, und daß damals die lybiſchen und arabiſchen Gebirge, welche das Nilthal bilden, Kräuter und Bäume nährten, welche Weiden beſchatteten, zu denen die Araber ihre Heerden führten; daß aber, nachdem die Bäume vernichtet worden, der Regen aufgehört habe und die Weiden verdorrt ſeien.

Dieſe Angaben ſind aus einem Mémoire geſchöpft, welches der Herzog von Ragusa über ſeine im Jahr 1834 unternommene Reiſe nach Aegypten geſchrieben. —

∴ Franzöſiſche Novitäten. — Die 5te Auflage von Alfred de Muſſet's „Confession d'un enfant du siècle" iſt bereits vergriffen. — Von Lullie Moneuſe erſchien: „Trois ans après" (eine Vertheidigung des Eheſcheidungsgeſetzes.) — Jules Janin wurde auf den Vorſchlag des Miniſters Thiers vom Könige zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. — Im Cirque olympique erregte das vortreffliche Melodram: Das befreite Jeruſalem, von Francis (Dekorationen von Cambon, Coſtume von Granger, Scenirung von Lalous) durch die feenhafte alles früher Geſehene überbietende Pracht ungeheures Aufſehen. — Im Theater des palais royal gefiel das Vaudeville: Clementine, von Jules Cordier, hauptſächlich durch das treffliche Spiel der Dem. Emma. — Eine charmante muſikaliſche Novität, welche in jedem Salon geſungen, iſt Jules Concone's: „Le torrent" (Worte von Crevel de Charlemagne.)

∴ Von Franz Freiherrn v. Gaudy erſcheint zu Oſtern ein größeres Werk über Italien: „Mein Römerzug."

∴ Vom Herausgeber dieſer Blätter erſcheint im Laufe dieſes Jahres ein neues Werk: „Loyola" (3 Bde., bei J. D. Sauerländer.)

∴ v. Kreling's „Engliſche Bibliothek" erſcheint jetzt im Verlag der Marx'ſchen Buchhandlung in Carlsruhe u. Baden. Das 1ſte Heft des 4ten Bandes dieſes ſehr empfehlenswerthen (von den deutſchen Diebsblättern gehörig ausgeplünderten) Werkes enthält unter andern eine vortreffliche lebensvolle Schilderung: „Niagara und ſo fort," von Willis, und charmante amerikaniſche Bulls, unter dem Titel: „Wälderleben," von William Stone, worauf wir die Leſewelt gerne aufmerkſam machen.

∴ Emerentius Scävola beabſichtigt, auf längere Zeit in Oeſterreich zu wohnen. Nächſtens erſcheint die erſte Gallerie ſeines neuen Romans: „Die Kreolin und der Neger" (3 Bde.) unter den beſonderen Titeln: 1. Der Königsenkel; 2. Die Kreolin; 3. Deſſalines.

---

*) Höchſt achtungsvoll mit äußerſter Ergebenheit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 74. 1836.

Phönix.

Samſtag, 26. März.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

59.

In meiner Einſamkeit da kann ich ohne Schaden,
Wen ich am liebſten will, bei mir zu Gaſte laden. —

Nicht unverträgliche Geſellſchaft ſo gemiſcht,
Wie ſtreitende Gericht' auf einmal aufgetiſcht. —

Nicht ſo unleidlicher Geſichter Schofel, Pafel,
Womit die Eßluſt mir benimmt die Gaſtwirthstafel. —

Nicht Hof- und Staatslivreen, der Uniform Unformen,
Von meinem Ideal enorm abnorme Normen; —

Die Weiſen alter Zeit, die mir vom Ruhm genannten,
Und die in Landern weit geahnten, unbekannten;

Und alle Lieben mir und Abgeſchiedenen;
Wie labt das Mienenſpiel mich der Zufriedenen!

Die Unterhaltung kreiſt, die nicht in Pauſen ſtockt,
Wie ew'ger Frühlingshauch aus Blüthen Blüthen lockt.

Sie reden nicht, was heut' der Tag zu reden beut,
Sie reden, was das Herz der Ewigkeit erfreut.

Nicht Spekulation und Aktien-Eiſenbahn,
Feuerverſicherung, Stadtſchuldentilgungsplan.
Hoch über Qualen und Koth, irdiſchem Drang und Noth,
Am Himmel geht ein Weg durch Morgenabendroth.
Und wann ich zugelauſcht, und mit darein getauſcht
Ein Wörtchen, ſchweig' ich ſatt von Duft und wohlberauſcht.
Und wie ich winke, gehn beiſeit die frommen Schäfchen,
Und geben gerne Raum mir für ein Mittagsſchläfchen.

60.

Wie alt iſt Gottes Welt? Die Rechnung magſt du ſparen;
Ihr Lebensalter zählt ſich nicht nach tauſend Jahren.
Wenn Gott iſt ewig, muß die Welt auch ewig ſein;
Denn Gott iſt unſer Licht, und Welten deſſen Schein.
Kein Licht kann ſein, ohn' auch mit Schein ſich zu umzirken,
Und kein Werkmeiſter, ohn' ein Meiſterwerk zu wirken.
Warum muß aber hier ſich Gutem Böſes gatten?
Weil, wenn der Schein vom Licht ſich trennt, er wird zum Schatten.

Darum, wenn Gottes Glanz, nicht Schatten ſein willſt du,
So wende nicht dem Licht dich ab, dir ſelber zu.

Dein ſchönſtes Streben ſei, dem Lichte zuzuwenden
Dich und die Welt, ſo daß euch nicht die Strahlen blenden.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Nun erſt wurde die Heiterkeit, welche Veronika bisher unter krafterſchöpfenden Kämpfen erheuchelt hatte, ihr Natur, und nun, da ſie keine Genügſamkeit mehr lügen durfte, nun, da ihr wirklich alles genügte, was der Geliebte ihr war und ihr gab, nun ward auch ihre Hingebung zur völlig zwangloſen. Mit der Freudigkeit einer zur Mutterfreude Geſegneten bereitete ſie den Empfang ihres Kindes vor, und mit der Rückhaltloſigkeit einer zum Empfange und zur Gegengabe des Eheglücks geweihten Gattin, ſchmiegte ſie ſich noch vertraulicher an die Bruſt des Geliebten, ohne zu ahnen, daß ihre Küſſe aufgehört hatten, ihn zu berauſchen, daß ſeine Sinnenverſtumpfung, ſeine Nervenabſpannung den Geſpenſtern, die ſeine Phantaſie ihm ſchuf, hülfreich waren, ihr Bild in einem Spiegel aufzufangen und ihm wieder zu geben, deſſen rückwerfende Kraft von Blick zu Blick die geliebten Züge verunſtalteter dem verkühlteren Auge erſcheinen ließ.

Lange behütete ein freundlicher Engel die unglückliche Veronika vor der Ahnung des Umfangs ihres Elends; ſie ſah ihren geliebten Freund leiden; ſie wußte, er leide um ſie; er vergräme ſich, weil er ſo unauflöslich an Kunigunden gebunden ſei, um vor den Augen der Welt, in deren

Mittelpunkt ſein Beruf ihn geſtellt hatte, ſich öffentlich an ſie gebunden zu erklären; und nun ging ihrem Sinnen und Ringen nach Vervollkommnung ſeines Glücks, das Licht der Möglichkeit auf, alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, die der Erfüllung all ſeiner Wünſche entgegen ſtanden. Aber ſie hatte den Muth nicht, den Weg, den ſie gefunden, ihm anzudeuten, denn ſie ſelbſt hatte Anfangs ein Erbeben gefaßt bei'm Anblick dieſes Weges, dann aber, ihn näher beleuchtend mit ihren geſammelten Sinnen, an ſeinem Ende daſſelbe Ziel erblickt, welchem ſie zuſtrebte, auf dem Pfade, den ſie gegangen war, ſeit ſie gehen und beten zu können ſich entſann. Und nun, eine Gelegenheit ſuchend, dem Geliebten zur Führerin auf dieſer neuen Bahn zu werden, beugte ſie einſt, als ſie auf Eugen's Stirn die Sorgengewölke dunkler gelagert ſah, ſich nieder zu ihm, und forſchte, was ihm fehle?

Er ſah ſie finſter an. — Sie ahnte das Weſen des Feindes nicht, dem ihre Frage die Sprache gab in dieſem Augenblick, und noch milder den trübſinnigen Geliebten umfangend, flehte ſie: „Sprich offen mit mir, Eugen; was drückt, was grämt dich? — was es auch ſei, nenn' es mir; und wenn es das Ungeheuerſte wäre, ich zweifle dennoch nicht, daß ich Troſt haben würde für dich, denn ich bin ja ſo glücklich, ſo wunſchlos durch dich; ſollt' ich denn nicht einen Wiederſtrahl meines Glücks in deine Seele werfen können?“

Sie hielt ſein Antlitz dicht an ihren Buſen gepreßt, als ſie ſo redete. Ach, eine gütige Gottheit gab es ihr ein, ſich in dieſem Augenblicke den Anblick ſeiner Züge zu verſagen, und ſich dem entſetzlichen Wiſſen fremd zu erhalten, daß ſie dem wölfiſchen Heißhunger des Feindes, der in der Seele des Geliebten ſeine dunkle Wohnſtätte aufgeſchlagen hatte, wie eine Bruſt voll ſo nahrungskräftiger Muttermilch hätte darreichen können, als in dieſem Moment durch die Erhebung ihres Glückes. So waltete noch das Erbarmen ihres himmliſchen Fürſorgers über ihr und entzog ihrem Niederblick die deutliche Schrift der Stirnfaltung ihres Geliebten, der aufgehört hatte, ihr eigen zu ſein, ſeit ihre überſchwengliche Liebeswärme ihm den Dämon aufgebrütet hatte, der ihm zuſchrie: „So tief alſo iſt die Unſelige geſunken, daß ſie aufhört, zu empfinden, was ſie, ohne meinen Namen zu theilen, mir iſt? — ſo tief, daß ſie, gleichgültig für Ehr' und Schande, ſich ſelig preiſ't, einem Kinde das Leben zu geben, das ſeine Geburt erb'- und ehrlos macht? — einem Kinde, das, ſtatt Träger meines Wappens zu ſein, die Schmach ſeiner Mutter durch's Leben tragen wird, einem Brandmale gleich, das es ſcheidet von Vater und Vaterland! — O, ihr Heiligen Gottes, ihr Freunde, ihr Pfleger der Unſchuld, wie habt ihr eure ſchützenden Hände abwenden können von jenem reinen, ſündfremden Weſen, dem meine Kniee ſich beugten, als es, einem himmliſchen Engel gleich, leuchtend in ſeiner Unſchuld, dem entſittlichten Weibe gegenübertrat, das nun ſich erhoben hat, während die Reine geſunken iſt, tief — faſt ſo tief, wie die Verbuhlte geſunken war.“

Eine dumpfe Bangigkeit fing Veronika's Herz zu bewegen an, als Eugen, ſtatt zu antworten, aufſtand und ihr den Rücken kehrte.

„Eugen,“ rief ſie ihm nach, „Eugen, du verſchmähſt den Troſt meiner Liebe?“ — Da wandte er ſich um; ſie erſchrack, als ſie ſein entſtelltes Antlitz erblickte, und der Anblick ihrer erſtarrenden Züge milderte das todtbringende, harte Wort auf ſeinen Lippen. „Troſt willſt du mir geben?“ frug er. „Nun, ſo gib mir den Troſt doch, den du ſelbſt gefunden haſt für unſer Elend, die Schmach, welche die Geburt unſres Kindes ihm zur Mitgabe gibt in das Leben, mit einem erlogenen Namen mühſam bedecken zu müſſen?“

Veronika erglühte, aber nicht in der Glut des Unwillens; ein Gemiſch von Anflug verdienter Beſchämung und von geheimer Freude, ihrem Troſte nun die Bahn zur Wirkſamkeit gebrochen zu ſehn, — dieſes Gemiſch einander fremder Gefühle war es, was ihre Wangen röthete; und leiſe — zagend — hub ſie an: „Ich ſoll ihn dir geben, meinen Troſt? — und das ſagſt du, als zweifelteſt du an meinem Troſte? — Eugen — ich weiß“ — ſie ſchmiegte ſich dichter an ihn, und ſprach noch leiſer — „ich weiß unſer Kind zu retten vor der Schmach, die du fürchteſt ihm geben zu müſſen als Mitgabe in das Leben. — Du haſt unſere Wirthsleute ſo oft gelobt; ſie ſind ſo gut, ſo fromm; ſie beten ſo innig zu unſerm Gott; ſie glauben an unſern Erlöſer; ſie hoffen auf unſern Himmel; ſie ſind Chriſten wie wir.“

„Lutheraner ſind es,“ fiel Goßhorn ein, und etwas beklommen ſetzte Veronika hinzu: „Lutheriſche Chriſten ſind es und — ihnen iſt die Ehe kein Sakrament. — Ihm, dem Manne, lebt — geſchieden von ihm — die erſte Gattin noch, und er iſt glücklich im Arme der zweiten. — Ahnſt du den Troſt, den ich gefunden habe für deine Sorgen?“

Das Entſetzen, welches Goßhorn's Muskeln in fieberwilde Bewegung ſetzte, lähmte ihm die Zunge, auf welcher der Angſtruf erſtarrte: „Buhlerin — Ehebrecherin — Abtrünnige! — Alles haſt du mir genommen, Gewiſſensfrieden — Hoffnungsmuth — Freudigkeit des Gebets — aber meinen Himmel, meine Heiligen, meinen Gott laß mir!“

Veronika erſchrack vor dem unerwarteten Eindruck, den ihre Andeutung der von ihr entdeckten Beruhigungsquelle unverkennbar auf ihren Freund gemacht hatte; doch faßte ſie ſich, und verſicherte ihm unter liebkoſendem Streicheln ſeiner ſtarren, zuckenden Hand, daß auch ihr Anfangs ein Grauen aufgegangen ſei, bei dem erſten Gedanken an den Wechſel ihrer Kirche, daß aber ein reifliches Nachdenken ſie zu der Überzeugung geführt habe, auch als proteſtantiſche Chriſtin ruhig und glücklich auf Erden und ſelig dereinſt im Himmel werden zu können. Aber Alles, was ſie jetzt geſprochen hatte und noch weiter ſprach, ging Eugen verloren, deſſen Gedanken, ſtatt ihr zu folgen, feſtgehalten wurden durch den Donnerruf einer ihm erwachenden Gewiſſensſtimme: dieſe Geſunkne, dieſe Abtrünnige von Tugend und Gott — ſündenrein, wie ein ſchuldloſes Kind, fromm und gläubig, wie eine Heilige Gottes hatte er ſie empfangen aus ihren Händen; was ſie geworden war, das war ſein Werk! von ihm forderte Gott einſt ihre Seele. — Und nun, von der Angſt dieſes Gedankens gefaßt und gepeinigt, fiel er, den ſtarren Blick in einen verzweifelnd flehenden verwandelnd, der frevelnden Predigerin der Gottverläugnung, der Gotteslaſterung in die Rede, und mit der

Heftigkeit eines geängſtigten Verbrechers, den Gott ruft, damit er Rechenſchaft gebe von ſeinen Thaten, rief er, die nun verſtummende Irrleiterin krampfhaft umſchlingend: „Schweig! Um unſrer Seelen Seligkeit willen, ſchweig! Ich will nicht mehr jammern um Troſt in irdiſchen Nöthen; ich will deinem Kinde ein treuer Vater ſein, und ihm die Schmach, mit welcher ich es belade, vergüten durch Liebe, durch Pflege, durch Leitung zu Gott, zu unſerm Gott! Aber verlaß du ihn nicht, den großen, wunderthätigen Gott, der die Heiligen, an deren Altären wir knieen, an die Pforten ſeines Himmelreichs geſtellt hat, um ſie uns zu öffnen, uns — uns, den katholiſchen Chriſten!“

Sein Athem war erſchöpft; nachdem er, während eines langen Niederſtarrens auf den Boden, der ihm zu zittern ſchien unter ſeinen zitternden Füßen, wieder Luft geſammelt hatte, fuhr er fort zu reden: „Veronika, die Luft, die wir athmen, iſt verflucht, wie die Ketzer verflucht ſind, die ſie athmen. — Dieſe Stadt — ſchon einmal iſt ſie untergegangen wie Sodom und Gommorrha, und Gott wird und muß einen neuen Tilly ſenden, der Schwefelklumpen und Feuerbrände in die wieder erſtandne Ketzerſtadt ſchleudert, damit ſie zum zweitenmale vertilgt werde von der Erde. — Wir aber wollen von hinnen flüchten, ehe der jüngſte Tag dieſes Sodoms anbricht. — Der nächſte Sonnenaufgang ſoll uns fern finden von Magdeburg.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Wiedergeburt des griechiſchen Volkes.[*]

Von Neuem durch ehrende Aufforderung veranlaßt, noch einmal, Verehrteſte, Ihre Geduld auf eine Weile in Anſpruch zu nehmen, gehorche ich dem mir ſchon mehrmals gewordenen Berufe, der heiteren Abendunterhaltung durch einige ernſtere Worte gleichſam die erforderliche Schattenparthie einzuflechten. Möge der Gegenſtand, für den ich mir Ihre Aufmerkſamkeit erbitte, Sie die Mängel der Darſtellung überſehen laſſen, die, — ich fühl' es, — ſo wenig den Forderungen entſpricht, zu denen Freunde und Freundinnen der Muſe berechtigt ſind!

Wenn aber irgend eines Gegenſtandes in dem Tempel der Muſen und im Aufgange des Frühlings gedacht zu werden verdient, dann iſt es wohl vor Allem die Wiedergeburt eines Volkes, welches recht eigentlich ein Lieblingsvolk der Muſen geweſen, und gerade in unſerem Volk eine ſo lebhafte Theilnahme, — einen Fürſten für ſeinen wiedergeborenen Staat, und nun auch in dieſen Tagen einen edeln Geſchichtsſchreiber ſeiner Metamorphoſe[*] gefunden!

Laſſen wir den Blick über unſere gegenwärtige Menſchheit hinſchweifen, dann ſtellt ſich uns ein wunderliches Schaubild dar. Völker noch im erſten raupenartigen Zuſtande, nur dem ſinnlichen Bedürfniß und Gelüſten dienend und fröhnend; — andere in ſeltſamer Mißgeſtaltung — gleichſam als Larven — in's Dunkel ſich bergend, oder — als Chryſaliden ſcheintodt und wie eingeſargt; — gewiß aber Jedes im Innern alle Kräfte ſammelnd zu künftiger Transfiguration, um, wenn Alles vorbereitet ſein wird für ein höheres, ein freies Leben im Licht und der Liebe, — um dann den Kerker zu ſprengen, und als wiedergeborener Schmetterling ſich aufzuſchwingen in die ſpielenden Lüfte, — frei von den Geſetzen der ſelbſtiſchen Schwere, nur gebunden durch das höhere Liebesgeſetz der Gattung! . . .

Aber nur erſt wenige Völker ſind wiedergeboren zu ſolchem freien, — zu wahrhaft menſchheitlichem Leben; die meiſten ſchlummern noch in einem larven- oder chryſalidenähnlichen Zuſtand, ſcheinbar feſtgezaubert in enger Gewahrſam, wie gebannt durch das Wort eines gewaltigen Thaumaturgen; — ſo u. a. China und Japan, ſo Indien und Tübet, — ſo das alte Iran und Ägypten und die mohamedaniſchen Völkerſchaften . . . Ja ſelbſt von denen, die die mittelalterliche Verpuppung durchbrochen, — ſchleppen noch manche ſich mühſelig fort, bald eingezwängt von der nicht ganz durchbiſſenen Schale, oder die Flügel ſich verwickelnd in die Geſpinnſte aus früheren Zeiten!

Von allen Völkern aber, deren ſcheinbarer Untergang das Ende der alten Welt bezeichnet, iſt erſt Eines wieder auferſtanden, und dieſes Eine iſt dasjenige, dem dieſe Verſammlung ihren Namen, die Menſchheit ſo unausſprechlich Vieles und Herrliches verdankt, daß ſie — nächſt dem Volke Jehova's[**] — keinem anderen durch heiligere Bande verpflichtet; — es iſt das Volk der Griechen, deſſen Geſchichte mit einem unſterblichen Heldengedichte beginnt, um nach einem Umlauf von drei Jahrtauſenden durch die erſtaunenswürdigſte Heldenthat von Neuem — ſiegverheißend — in die Geſchichte der Menſchheit einzutreten! —

Überſehen wir dieſe denkwürdige Geſchichte, ſo nehmen wir in derſelben eine tief bedeutſame Aufeinanderfolge von welthiſtoriſchen Entwickelungsſtufen wahr, wie — bis jetzt — noch kein anderes Volk ſie durchlaufen.

Die fünfzehn erſten Jahrhunderte zeigen uns Aufkeimen, Wachsthum und Blüthe dieſes Volkes, ſeine Geſtaltung und Entfaltung zur reichſten und herrlichſten Nationalität der alten Welt, und ſeine ſcheinbare Auflöſung, die aber in Wahrheit nichts anderes, als ein zeitweiliges Übergehen war in die größere Gemeinſchaft der chriſtlichen Kirche, eine Wiedergeburt zu einem höheren Leben.

---

[*] Der nachſtehende Aufſatz wurde geſchrieben, um der Aufforderung zu einer Mittheilung für die letzte Muſeums-Verſammlung dieſes Winters zu entſprechen. Da er aber, der anfänglichen Abſicht des Verfaſſers zuwider, zu einem Umfang gediehen, für welchen, nach bisherigen Erfahrungen, die Direktion ſich einer andauernden Aufmerkſamkeit der Zuhörer nicht gewärtigen zu können meinte, anderſeits eine Abkürzung unſtatthaft ſchien, ſo mußte die beabſichtigte Mittheilung unterbleiben. Dies zur Erklärung der Form, in welcher der Gegenſtand hier zur Sprache gebracht worden. Zu einer Umarbeitung gebrach die Zeit, wie denn leicht auch der Gegenſtand den Verfaſſer abermals über die im Beginn geſteckten Schranken hinausgeriſſen haben würde. —

[*] Die verehrten Leſer werden leicht errathen, daß hiermit hingedeutet wird auf die meiſterhafte „Pragmatiſche Geſchichte der nationalen und politiſchen Wiedergeburt Griechenland's,“ von J. L. Klüber.

[**] Genauer: dem Stamme der Abrahamiten, in deſſen Krone die Namen: Moſes, Jeſus u. Mohamed prangen.

Und in abermals faſt anderthalb Jahrtauſenden durchläuft die, in ein chriſtliches Reich übergegangene Nation einen zweiten eigenthümlichen Lebenskreis, um in einem zweiten Tode — zum andernmale wiedergeboren zu werden, — zu dem ſchönſten, auf der Erde möglichen Leben, zu dem Leben in der allgemeinmenſchlichen Gemeinſchaft, in der, erſt in der neueren Zeit erwachten Humanität.

Die alte Welt wußte nur von einem ſtäten Kreislauf des Lebens, durch die drei Stadien des Entſtehens, Erblühens und Vergehens, und ihre große Phönixperiode von beinahe 15 Jahrhunderten *) war nur eine ſolche, ſtets daſſelbe wiederholende Cirkelbewegung. Durch das Chriſtenthum verklärte ſich dieſe Vorſtellung zum Glauben an eine herrlichere einmalige Auferſtehung oder Wiedergeburt zu höherem, ewigem Leben. Aber erſt die neueſte Zeit hat ſich zum Gedanken unendlichen Fortſchreitens — in unabſehbarer Spirale und in immer glorreicheren Metamorphoſen erhoben. Nicht nur dem zeitlichen, auch dem ewigen Tod hat ſie den Stachel gebrochen, und wenn die ganze Weltgeſchichte ihr zu einem fortlaufenden Weltgericht, ſo iſt ſie ihr auch zu einem unendlichen Weltgedichte geworden, in welchem der ewige Geiſt ſeinen unerſchöpflichen Reichthum immer herrlicher entfaltet.

Es ſei mir vergönnt, in einigen Umriſſen, — deren Flüchtigkeit die Größe des Gegenſtandes und die Kürze der mir bewilligten Friſt wohl entſchuldigen wird, — den reichen Inhalt der zwei großen Strophen jenes Weltgedichtes, welche die bisherige Geſchichte der Griechen begreifen, — Ihnen, Verehrteſte, leiſe andeutend — vorüberzuführen.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Bekanntlich von 1461 Jahren.

Feuilleton.

.*. Die ſogenannte Heilige von Kaldern. — In A. Lewald's Tyrol finden ſich einige nähere Angaben in Betreff des ſg. Mädchens in Kaldern, oder, wie die Landleute ſie jetzt ſchon nennen, der Santa di Caldera. Es iſt die Tochter eines Gutsbeſitzers, Maria von Mörl, ungefähr 20 Jahre alt, von Kind auf höchſt nervenreizbar, religiöſen Uebungen ergeben und allem weltlichen Treiben abhold. Ihr Zuſtand ſcheint ein fortdauernder Starrkrampf zu ſein. Sie liegt mit offenen Augen und gefalteten Händen im Bette, regungslos, lautlos, ſieht und hört nichts von Allem, was um ſie her vorgeht, und genießt keine Nahrung; nur zuweilen werden ihre Lippen mit dem Saft zerdrückter Trauben oder einer Citrone angefriſcht. Ihr Blick iſt ſtets auf ein Madonnabild gerichtet, ganz ähnlich, wie man es unlängſt bei einem proteſtantiſchen Mädchen beobachtet hat, welches im Starrkrampf unverwandt mit verklärtem Blicke nach einem Chriſtusbild ſchaute. Sobald während der Meſſe in der Kirche der Moment der Wandlung kommt, ſo erhebt ſich die Kranke, kniet im Bette nieder und ſinkt dann wieder in ihre frühere Lage zurück. Nennt der Geiſtliche, der ſich ſtets in ihrer Nähe findet, ihren Namen, dann erwacht ſie, ſtreicht ſich die Haare zurück, ihr Auge belebt ſich, und ſie antwortet auf das, was man ſie fragt. Doch ſinkt ſie ſchnell wieder in ihren früheren Zuſtand zurück und ſagt dann wohl: „Laßt mich, ich bin nicht für dieſe Welt, laßt mich fort." —

Dieſe Nervenkranke würde Gelegenheit zu intereſſanten Vergleichungen mit der bekannten Nonne von Dülmen darbieten, wenn die Geſchichte der letzteren einen minder phantaſiereichen, oder doch unpartheiiſcheren Berichterſtatter gefunden, als ihr an Clemens Brentano geworden. Daß die religiös exaltirte Kranke zu Kaldern, wie behauptet wird, empfinde, wenn in der nahen Kirche die Hoſtie conſekrirt wird, wäre, falls dieſer Umſtand gehörig conſtatirt würde, nicht mehr und nicht minder wunderbar, als die tauſend und aber tauſend Erſcheinungen und Thatſachen, die uns durch die Geſchichte der Magie, des Traumlebens und des Lebens-Magnetismus überliefert ſind. Daß unter beſtimmten Bedingungen ein Fernfühlen, Fernſchauen und ein Wirken in die Ferne naturgeſetzlich möglich ſei, davon ſind jetzt Viele — und auch der Schreiber dieſer Zeilen — durch die unzweideutigſten Erfahrungen überzeugt worden. Zur wiſſenſchaftlichen Feſtſtellung jener Bedingungen und zur Erkenntniß der hier waltenden Naturgeſetze iſt es aber noch nicht gediehen. Doch iſt ſoviel gewiß, daß ſolche wunderbare Kraftäußerungen nicht in den engen Kreis irgend einer Glaubensgemeinſchaft gebannt ſind, und deshalb auch nicht zum Erweis für die Wahrheit irgend eines Glaubensbekenntniſſes gebraucht werden können. Die hier waltenden Kräfte ſind eben ſo allgemein menſchlicher, wie die, den Erſcheinungen des phyſikaliſchen Magnetismus, Elektricismus und Galvanismus zu Grund liegenden Kräfte allgemein-phyſiſcher oder kosmiſcher Natur.

.*. De Lamennais und Biographie der Contemporaines. — Als eben erſchienen wird angekündigt: „Cri de l'âme," von Imberdis, einem der Vertheidiger der Aprilangeklagten, mit einer Einleitung vom Abbé de Lamennais.

Von der „Biographie des femmes auteurs contemporaines françaises" (mit Porträt und Facſimile), welche unter Leitung des Herrn Alfred de Montferrand bearbeitet wird, iſt in dieſen Tagen die erſte Lieferung ausgegeben worden. Sie enthält u. a. die Lebensbeſchreibungen der Mad. Taſtu von Mad. Anaïs Ségalas; — der Bar. v. Bawr von Herrn de Lecluſe; — der Frau Anaïs Ségalas von P. Lacroix; — der Bar. v. Carlowitz von Azaïs; — Mennechet — Nodier (sic!) von Ballanche u. ſ. w.

.*. Irländiſche Revue. — Unter O'Connel's Auſpizien wird nunmehr eine Revue erſcheinen, die, unter dem Titel: „Dublin Review," beſtimmt iſt, zur gänzlichen Emanzipation Irland's beizutragen. Herr Quin, der durch ſeine Werke über Spanien und die Türkei, ſo wie durch Mitwirkung bei der liberalen Preſſe in London ſich bekannt gemacht hat, wird Hauptredakteur dieſer Zeitſchrift, und Herrn Wiſeman, bisherigen Profeſſor der orientaliſchen Sprachen in Rom, zum Mitarbeiter haben. —

.*. Ruſſiſcher Reichthum. — Nach dem vom Departement des auswärtigen Handels in Petersburg bekannt gemachten Tabellen wurde in den eilf Jahren von 1824 bis 1834 incl. aus den Uraliſchen Werken zu Tag gefördert:

An Gold für den Werth von	[illegible]
An Platina	[illegible]
Zuſammen	172,479,712.
Ueberdies wurde in das europäiſch-ruſſiſche Reich eingeführt:	
An edlen Metallen für	308,136,294
Geſammtbetrag	480,616,006.
Ausgeführt an edlen Metallen in denſelben 11 Jahren wurden für .	68,373,477
Es verblieben alſo im Reich	[illegible] Rubel.

.*. Neues Gaslicht. — Herr J. G. Seeburg in Altona macht bekannt, daß er die Bereitung eines Gaslichtes erfunden, durch welche die dazu verwendeten Materialien nach Entziehung des Gasſtoffes einen 4 bis 8fachen größeren Nutzen gewähren ſollen, als dieſelben im rohen Zuſtande darzubieten vermögen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 75. 1836.

Phönix.

Montag, 28. März.

Lenau's „Fauſt.“

(Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1836.)

N. Lenau hat ſich, wie uns dünkt, das Recht erworben, von den Leſern, bevor ſie ſeinen Fauſt zur Hand nehmen, zu verlangen, daß ſie jedes Vorurtheil von ſich abſtreifen, welches etwa durch die prädominirende Erinnerung an die eine oder die andere Bearbeitung der Fauſtſage hervorgerufen werden konnte; alle Dichtungen, welche wir von Lenau bisher kannten, machten ihn unſerem Herzen als einen Mann von edler Geſinnung und von ächt-dichteriſcher Natur lieb und werth; wir durften von ſeinem Fauſt nichts Unbedeutendes erwarten, und wir ſind es ihm daher ſchuldig, von unſerem Urtheil alle Reflexe, ſie mögen von was immer für eine Seite herkommen, abzuwehren.

Vor Allem aber werden wir eine Frage beantworten müſſen, welche den einzigen Maßſtab der unpartheiiſchen Beurtheilung über den erwähnten Gegenſtand liefert, die Frage: „Wie vielerlei Auffaſſungsweiſen läßt die Fauſtſage zu?“ Wir glauben, nur zwei: die traditionelle und die ſymboliſche; Fauſt iſt entweder ein individueller Menſch oder Fauſt iſt die Menſchheit. Als letztere, im erſteren concentrirt, hat ihn Göthe aufgefaßt. Die materielle Seite der erſteren Auffaſſungsweiſe kehrten das Volksbuch und die Puppenkomödie heraus, die uns den Magus des Nordens mit weniger Naivetät als Plumpheit zeigen. Bechſtein hat verſucht, dieſer traditionellen Auffaſſungsweiſe des Volksbuchs die ideale Seite abzugewinnen.

Lenau iſt mit künſtleriſchem Überblick zu Werke gegangen. Es war ihm nicht darum zu thun, den Fauſt des Volksbuchs aus einem neuen Guße mit glatten Gliedern hervorgehen zu laſſen, — eben ſo wenig ſtrebte er die Idee an, die Menſchheitsfrage, nach Göthe'ſcher Vorſchrift zu variiren. Er nahm eine Individualität, welche nicht das uralte Weh der ganzen Menſchheit, ſondern den genugſam tiefen Schmerz einer einzelnen Bruſt trägt, welche nicht nach der Beſtimmung der Menſchheit, ſondern nach ſpezieller Daſeinsnothwendigkeit forſcht und in dieſem Forſchen untergeht. Dieſe Individualität iſt nicht von Geſtern, ſondern von Heute, ſie nährt den Wurm, den wir alle im Herzen tragen, die Philoſophie; ſie flüchtet vor ſich ſelbſt, wie vor ihrem eignen Schatten, über Berg und Thal, von Ort zu Ort, über den Ocean, von den Höhen in die Tiefen, und endet, indem ſie in dem ſtolzen Traum von Heute ſich gerettet wähnt, in dem Traum von der Identität der Gottheit und der Menſchheit. Aus dieſer, ganz aus dem tiefſten Seelenweh der Gegenwart entnommenen tragiſchen Wendung ſpricht eine großartige erſchütternde Lehre; wir erliegen nicht der Gewalt, ſondern uns ſelbſt, wir ſterben als Sühnopfer auf dem Altare der Wahrheit, weil wir ſie für eine Täuſchung halten. Mephiſto, der am Schluſſe von Lenau's Gedicht die Worte ſpricht:

> „Du warſt von der Verſöhnung nie ſo weit,
> Als da du wähnteſt mit der fieberheißen
> Verzweiflungsglut vertilgen allen Streit,
> Dich, Welt und Gott in Eins zuſammenſchweißen.
> Da biſt du in die Arme mir geſprungen,
> Nun hab' ich dich und halte dich umſchlungen.“

wirft damit die traditionelle Maske ab und iſt — die Geſchichte, die *über* Fauſt, *nicht neben* ihm ſteht, wie in Göthe's Fauſt die Materie neben dem Geiſt. Aus dieſer Andeutung dürfte zur Genüge ſich erklären laſſen, weßhalb Lenau, vielleicht von ſeiner zu Anfang gefaßten Abſicht abweichend, im Verlauf ſeines Gedichts den Teufel der Tradition in ſein Recht eingeſetzt, der Idee von Göthe's Mephiſto ſchnurſtracks zuwider, welcher nichts weniger als die uralte dualiſtiſche Idee vertreten ſoll, ſondern blos wie Macbeth's prophetiſche

Hexen die Silhouette von Fauſt's materiellem Theil iſt; Göthe's Mephiſto iſt ſchon durch das Vorſpiel im Himmel auf ein Werkzeug reducirt, welches am Schluß des zweiten Theiles zerbrochen wird; Göthe's Mephiſto geht aus der einen Herzkammer des Göthe'ſchen Fauſt hervor; Lenaus Mephiſto iſt außerhalb Fauſt's, und wird ebendeßhalb jedem, der ſich nicht bis in den Grund des durch einen uns allen ſo naheliegenden Schmerz unendlich wahren Gedichts verſenkt, auf den erſten Anblick blos als eine ſtörende Figur vorkommen; ohne Zweifel iſt es Schuld des Dichters (der ſeine Idee in ihrer völligen Klarheit erſt am Schluſſe, wie einen deus ex machina erſcheinen läßt, ſtatt bereits in allen früheren Situationen auf ſie aufmerkſam zu machen), — wenn ein großer Theil ſeiner Leſer die Concordanz des Gedichtes mit dem Schluſſe und mit der leitenden Idee vermißt; indeß tritt dieſe Idee am Schluſſe dafür um ſo energiſcher hervor, und zwingt den Leſer gleichſam, das ganze Gedicht von vorne nochmal vorzunehmen.

(Fauſt.) Ein unermeßliches Verlangen
Iſt meinem Innern aufgegangen,
Erſt war's ein glühendes Entbrennen,
Die Welt zu faſſen im Erkennen;
Nun würde mir, geſchöpft in vollſten Zügen
Erkenntniß nimmermehr genügen.
Wenn ich die Welt auch denken lerne,
So bleibt ſie fremd doch meinem Kerne,
Im Einzelweſen kalt zertrümmert,
Wo keines ſich um's andre kümmert.
So lang ein Kuß auf Erden glüht,
Der nicht durch meine Seele ſprüht,
So lang ein Schmerz auf Erden nagt,
Der nicht an meinem Herzen nagt,
So lang ich nicht allwaltend bin,
Wär' ich viel lieber ganz dahin.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Könnt' ich vergeſſen, daß ich Creatur!
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
O welche Qual in dem Gedanken,
Daß die Geſchaffnen, Schlingerpflanzen
Den Urſtamm ihres Gott's umtanzen,
Von ihm getragen aufwärts ranken!
Betracht' ich's ſcharfen Angeſichts,
Iſt ſolch ein Loos im Grunde nichts.
Das Schlingegewächs iſt Gaukelſchein,
Beſtand und Kraft der Stamm allein.
Woher iſt mir der Stolz gekommen?
Geſchöpfen kann nur Demuth frommen;
— — — — — — — — — — —
Doch — iſt das Alles nicht ein trüber Schein?
Und daß ich abgeſchnitten und allein?
So iſt's. Ich bin mit Gott feſtinniglich
Verbunden und ſeit immerdar
Mit ihm derſelbe ganz und gar;
Und Fauſt iſt nicht mein wahres Ich.
Der Fauſt, der ſich mit Forſchen trieb,
Und der dem Teufel ſich verſchrieb,
Und ſein und alles Menſchenleben,
Des Guten und des Böſen Uebung,
Der Teufel ſelbſt, dem jener ſich ergeben,
Iſt nur des Gottbewußtſeins Trübung.

Ein einziger Schritt von dieſem Raiſonnement vorwärts — und Fauſt wäre gerettet; Fauſt aber hält eben dies Raiſonnement für das letztmögliche, und ſtößt ſich, der Verzweiflung als dem ächten Teufel ſich ergebend:

„Ich bin ein Traum mit Luſt und Schuld und Schmerz
Und träume mir das Meſſer in das Herz."

den Dolch in die Bruſt.

Dieſer Akt iſt rein tragiſch, tragiſch durch die Prämiſſen, tragiſch durch den Hintergrund; — denkt euch einen Augenkranken, der lange mit der Binde umhergegangen und verzweifelnd, daß er je wieder ſehen werde, ſich in die Grube ſtürzt, während eben die letzte Sekunde der Nacht um iſt, und die Sonne ſich ſchon am fernen Rande des Horizonts durch einen rothen Streifen ankündet, den er — für den Strand eines ungeheuren Blut-Oceans hält. Dieſer Fauſt hat Brüder, gerade in unſerer Zeit, ſein tragiſches Ende iſt reine poetiſche Wahrheit; deßhalb glaubten wir, uns richtig und beſtimmt ausgedrückt zu haben, wenn wir ihm nicht die Phyſiognomie der Menſchheit, ſondern eines einzelnen Menſchen, vielleicht einer Epoche zuſchrieben. Denn die Göthe'ſche Fauſtkrankheit iſt die perpetuelle der Menſchheit, nothwendig an's irdiſche Daſein ſelbſt geknüpfte; die des Lenau'ſchen Fauſt eine von einem Individuum ſelbſtverſchuldete.

Haben wir aus der Cataſtrophe die großartige Idee, welche Lenau's Fauſt zu Grunde liegt, uns klar gemacht, ſo werden wir uns auch über den Prolog verſtändigen, der uns, wie vielen, undeutlich und vag erſchien, ſo lange wir bloß Fragmente der Dichtung kannten, und welcher in einem einfach-ſchönen Bilde das ganze Schickſal Fauſt's zuſammenfaßt. Über die Entwicklung der Fabel können wir an dieſem Orte leichter hinwegeilen, da die früher publicirten Fragmente bekannt ſind, welche freilich jetzt erſt in ihrem Zuſammenhang mit der Cataſtrophe Bedeutung und Weiſe erhalten; wir wollen übrigens nicht verhehlen, daß uns manches in der Fabel lückenhaft, manches dagegen zu breit ausgeſponnen erſcheint, — ein Mißgriff in der Ökonomie, den man dem Dichter gerne verzeiht, weil er in dieſen Details die volle Kraft ſeines Genius frei walten läßt; auch darf man nicht überſehen, daß die Glieder dieſes ganzen Organismus weniger factiſch, als ſymboliſch aufgefaßt werden müſſen, es ſind mehr oder minder poetiſche Abſtractionen, welche die Epochen, die Fauſt's ganze Natur durchlauft, wie Grenzſteine abmarken. Um Einzelnheiten zu bezeichnen, begnügen wir uns, die Scene im anatomiſchen Theater als eine der gelungenſten zu bezeichnen, auch deßhalb, weil ſie zu der Cataſtrophe einen ſo ſcharfen Contraſt bildet, „das arme Pfäfflein" als ein unnöthiges Intermezzo, „die Lection am Hofe" als etwas zu breit, dagegen „das Lied" als ſchlagend wirkſam, und den „Abſchied" als eine lyriſche Production, welche würdig in Göthe's Fauſt neben Gretchens: „O neige, neige" ihre Stelle fände.

Lenau's Sprache iſt ein Ausfluß der übermächtig eindrängenden Ideen, — wir wüßten ſie nicht beſſer zu bezeichnen, als durch den Ausdruck: ſie iſt eine ſchöpferiſche Sprache, und wir glauben dadurch jenen geſchmackloſen Philiſtern, welche im Gleiſe ſchulmeiſterlichen Herkommens gravitätiſch einhertreten, und jenen eingebildeten Splitterrichtern, welche nichts für vollkommen erklären, als was ihre eigene Erfindung iſt (Ilias post Homerum) das Vergnügen eines wohlconditionirten Ärgers zu verſchaffen.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Ein tiefer Seufzer rüttelte vergebens an der Laſt, die Veronika's Bruſt trug; beklommen nach dem Fenſter blickend, deſſen Scheiben der Februarfroſt mit Eis bedeckt hatte, forſchte ſie dem Zielpunkte der beſchloſſnen Flucht. — Eugen ſann. — „Hildesheim," ſprach er, „Hildesheim iſt der nächſte Ort, der unter dem Schutze unſrer Heiligen ſteht, und dort oder nimmer werden wir unter Beichte und Buße den Weg zu unſerm verlorenen Himmel finden."

Veronika zitterte. Der Gedanke, die Vergebung ihrer Sünde vom offnen Bekenntniß derſelben abhängig zu machen, hatte ihr ſchon ſehr fern gelegen, und entmuthigte ſie unbeſchreiblich tief, als ſie die Natur der Sünde erwog, welche ſie zu beichten hatte, und die Natur der Buße ſich weiſſagte, welche zur Sühnung ſolcher Sünde ihr auferlegt werden mußte. „Eugen!" rief ſie geängſtigt; „wenn ich beichte, was ich dir bin — weißt du, welches Opfer der Beichtiger fordern wird von uns, als Bedingung unſrer Entſühnung? — Unſre Trennung von einander wird er fordern, deine Rückkehr zu Kunigunden, und von mir — die Entſagung der Welt!"

Goßborn antwortete nicht, aber daß er in einem ſchweren Kampfe ſchwanke, das verrieth ſein Geſicht, deſſen Bewegung noch heftiger wurde, als Veronika mit thränenerſtickter Stimme wieder anhub: „Eugen, reiße dich nicht los von mir; laß mich nicht von dir reißen; beichte nicht! Glaube mir, du begehſt eine ſchwerere Sünde, wenn du beichteſt, als wenn du ſchweigſt vor den Menſchen, und im Stillen die Heiligen anrufſt, das Heil deiner Seele zu fördern; denn unſere Trennung von einander wird mich vom Leben trennen! Tödte mich nicht, Eugen! Um unſres Kindes willen, laß mich leben! Du kannſt es nicht verwaiſen, ohne es zu tödten, und folglich kannſt du nicht beichten, ohne eine doppelte Blutſchuld auf deine Seele zu laden."

Eugen trocknete den kalten Schweiß von ſeiner Stirn, den die Angſt eines Ringenden in der Fieberkriſe hervortrieb. Veronika hatte Recht; Löſung ihres ungeſegneten Bundes war die Bedingung, an welche der Prieſter ihre und ſeine Sühnung mit der Kirche knüpfen mußte; und wenn nun der Richterſpruch über ſie erging, ihre Verſündigung unter dem Schleier zu büßen, und wenn ihn der Gewiſſensrichter zurückwies zu der Eignerin ſeiner Pflichten, welches Loos auf Erden war dann ſeinem werdenden Kinde bereitet? — Waiſe ſchon, noch eh' es das Licht ſah; mit einer untilgbaren Makel bedeckt, noch eh' es geathmet hatte; dieſes Kind, welches, von einer Mutter ihm geboren, die ſein durch Prieſterweihe, ſein Stolz, ſeine Freude, der Überträger ſeines Namens zur Nachwelt geweſen ſein würde! — „Sei ruhig," ſtammelte er, von Veronika's Schluchzen gemartert. „Wir reiſen nicht nach Hildesheim; wir beichten — nicht!"

Aber Veronika ward nicht ruhiger, obgleich es ihr ziemlich gelang, unter der Unbeweglichkeit ihres Geſichts die ſorgenerzeugte Bewegung ihrer Seele zu verbergen, denn ihr entging es nicht, daß zu dem Heere von Quälgeiſtern, welche ihren Geliebten marterten, ein neuer Gaſt ſich geſellt habe, deſſen Eigenthümlichkeit ihr jedoch verborgen blieb. Seit Eugen, ihrem Flehen nachgebend, der Strafe ſich verſagt hatte, der er ſich verfallen fühlte, bekämpfte die Angſt ihn, daß die göttliche Rache, wie er ihr auch ausweiche, ihn verfolgen und finden werde; und ſeine Phantaſie, überall ihm den Rächer zeigend, peinigte ihn jetzt mit dem Martergedanken, Gott werde ihn ſtrafen durch die Gabe eines Sohnes, dem er nicht Vater ſein dürfe, eines Sohnes, würdig und dennoch unfähig, ſeinen Namen zu tragen und ſeine Güter zu erben, in deren Fülle er die Hände fremder Laurer ſich theilen zu ſehn, beſtimmt ſei.

Veronika's weit vorgerückter Zuſtand geſtattete ſeiner Phantaſie nicht, dieſe Sorge lange zu nähren, und als die entſcheidende Stunde ſchlug, als der Todesengel zwiſchen ihn und Veronika trat, und ſie ihr unter Foltermartern brechendes Auge, abſchiednehmend ihm zuwandte, da vergaß er ſeine verlorenen Hoffnungen, und ſeine nächtlich und täglich ſich neugebärenden Ängſte; ſeine Liebe, erloſchen unter Veronika's Lächeln, erkältet an ihrer Glut, flammte wieder auf unter dem Anblick ihrer Schmerzen und verglühte an der Kälte ihres vermeintlichen Sterbemoments. Er fühlte, er könne ſie nicht entbehren, und der Anblick des Wiederſtrahls dieſes Gefühls, den ſein Herz auf ſein Antlitz warf, kräftigte die Leidende, ihr Leiden zu ertragen, bis es unter dem Rufe ihrer Gehülfin: „eine Tochter! — eine Tochter!" endete. Erſt jetzt, von all ſeinen Ängſten verlaſſen, und von der höchſten Freude umfangen, kehrte dem Vater dieſer Tochter die Beſinnung zurück. Veronika lebte; das ihm geſchenkte Kind war kein Sohn; beide Gaben dünkten ihm Bürgſchaften für die noch unverlorne Huld der Heiligen, und berauſcht von ſeiner Freude über dieſe Bürgen lehnte er die Einladung ſeines Oheims zur Heimkehr zum Zweitenmale ab.

Von dieſem Augenblicke an begann die Sorge wieder ein ernſtes Antlitz nach dem andern zuzuneigen; die Taufe ſeiner Tochter ſtand bevor, aber aus dem kriegsgerüſteten Magdeburg war der Eine der beiden katholiſchen Geiſtlichen, verdächtigt mit dem franzöſiſchen Heerführer eine zweideutige geheime Verbindung unterhalten zu haben, verwieſen worden, der Andere geſtorben; das Kind mußte die chriſtliche Weihe von der Hand eines Proteſtanten empfangen.

Und als erſchöpfe dieſe Herausforderung Gottes die göttliche Langmuth, ſo belud von nun an der Himmel des frevelnden Paares ſich mit Wolken, und jedes Gewölk entlud ſich eines Schlags. Statt einer erwarteten Geldſendung traf die Nachricht ein, daß in ſämmtlichen Reichsländern das Verbot ergangen ſei, Gelder in Feindes Land zu befördern; dieſer Botſchaft folgte unmittelbar eine zweite, noch beunruhigendere: Der Oheim war erkrankt; ſeiner Aufſicht ermangelnd, war die Verwaltung der Güter vernachläſſigt worden; die Zinszahlungen und die Abführung der Gefälle waren nicht gehörig berichtigt worden, und die verkürzten Gläubiger hatten auf eine Sequeſtration der Herrſchaft angetragen. (Fortſ. folgt.)

Die Wiedergeburt des griechiſchen Volkes.

(Fortſetzung.)

In das Dunkel der Mythe, welches die Kinderjahre unſeres Geſchlechtes bedeckt, verlieren ſich auch die Anfänge des griechiſchen Volkes. Nur ſo viel wiſſen wir, daß Hellas das erſte Land war, in welchem Colonien aus den älteſt-cultivirten Staaten der Vorwelt mit rohen, naturkräftigen Einwanderern von Norden her zuſammengetroffen, und ſich theilweis mit ihnen zu bürgerlichen Gemeinweſen vereinigt haben, die, frei von prieſterſchaftlicher Despotie, dem eingebornen Streben nach eigenthümlicher Entwicklung Raum geben konnten.

Was in Ägypten, Phönizien, was am Kaukaſus — im Morgenſtrahl der erſten Kultur gereift, das vermählte ſich in Griechenland mit einer jungfräulichen Natur, und Pallas Athene und Aphrodite, — die Göttinnen freier Erkenntniß und vollendeter irdiſcher Schönheit, — entſtiegen dem Äther und den Tiefen des Meeres und wurden die Genien des erſten europäiſchen Volkes. — Menſchen, Überlieferungen und Götter aus allen umgebenden Ländern ſtrömten in Hellas zuſammen, und das Streben des Einzelnen, ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit zu behaupten, und die Nothwendigkeit für Alle, ſich mit einander zu vertragen, erzeugten jenen Reichthum — und zugleich jene Wohlgemeſſenheit und Beweglichkeit der Geſtaltungen, welche das griechiſche Volk vor allen übrigen Völkern der Erde auszeichnen, und ſeiner Geſchichte, — neben der der Israëliten — die höchſte welthiſtoriſche Bedeutung verliehen. Wie dieſe das eine Ideal unbeſchrankter Gottesfurcht verwirklichen — und zu einem Volke von Prieſtern werden ſollten, — ſo war der Sinn der Hellenen auf die Ideale der Kunſt, des Staatslebens, der Wiſſenſchaft und individueller Ausbildung gerichtet. Wie bei jenen die Einheit oder vielmehr die Einzigkeit des göttlichen Weſens und ſeines geſetzgebenden Geſandten alles beherrſchte, ſo behauptete bei den Griechen die Mannigfaltigkeit ihr göttliches Recht. Zeus, Poſeidon und Aidoneus theilten ſich in die Oberherrſchaft der Welt; Orpheus, Herakles und Theſeus wurden die Leitſterne des Volkes, Athen, Sparta und Theben — die Vorbilder der übrigen Staaten, ohne darum andere Götter, Heroën und Gemeinweſen auszuſchließen. Verſammelten die Israëliten ſich jährlich einmal um die geheimnißvolle Bundeslade zu ernſtfeierlichem Sühnungsopfer, ſo vereinigten die Hellenen ſich zu mannigfachen Spielen und Wettkämpfen. Bekriegten jene ihre Nachbarn im Dienſte und zur Ehre ihres Gottes, ſo zogen die Griechen in den Kampf zur Behauptung ihrer eignen Ehre, und die erſte nationale Heldenthat war die Zerſtörung von Troja zur Wiedereroberung einer geraubten Königin. Was jenen die ſtrengen Tafeln des Geſetzes, das wurden für dieſe Homer und Heſiod, und wie jene ihre Gotteshelden Simſon und Samuel, ſo feierten dieſe ihre menſchlich-heroïſchen Achilleus und Odyſſeus. Nur leiſe, „wie die Binſe der Kranz.“ verbanden Orakel, Amphictyonen und Myſterien, verbanden die olympiſchen Götter, Heroën, Sänger und Spiele — die mannigfaltigen Stämme und Staaten, und weil nichts deren eigenthümliche Entwickelung hinderte, entfaltete in raſchem Fortſchreiten die menſchliche Natur ſich zu unvergleichlicher Blüthe. — Stets auf ſchöne, wohlgemeſſene, harmoniſche Geſtaltung des irdiſchen Daſeins und Wirkens gerichtet, ſchufen die Griechen ſich ſelbſt und ihre Werke zu unſterblichen Muſterbildern für die ſtaunende Nachwelt! —

Was aber Mit-Bedingung ihrer wunderbar reichen und herrlichen Entwickelung, das war auch Mit-Veranlaſſung des Untergangs ihres erſten eigenthümlichſt nationalen Lebens. Die Freiheit ihrer Bürger war bedingt durch die Sklaverei der Heloten; — die mannichfaltigen Selbſtſtändigkeiten der Einzelnen und ihrer Gemeinweſen riefen ſtets neue Zwiſte und Kriege hervor; — die geiſtige Freiheit führte zu immer tieferen Widerſprüchen im Sittlichen und Religiöſen, — die Vertiefung in die Gegenwart — zur egoïſtiſchen Genußſucht, über welche nur der Gedanke, nur die Gewißheit des Jenſeits nachhaltig zu erheben vermag. —

Von Troja zurückkehrend, — hatten die überbleibenden Kämpfer ein reges Freiheitsſtreben mit zurück in die Heimath gebracht. Allmählig verwandelten ſich die älteren Königthümer in ſtädtiſche Republiken. Aber wie früher die Königsſöhne Eteokles und Polineikes um die Herrſchaft, ſo ſtritten nun die freien Bürger, ſo ſtritten die freien Staaten um den Vorrang. Zunächſt jedoch entwickelten ſich in dieſem vielbewegten Leben die mannigfaltigſten Anlagen, Talente und Charaktere, und als, gegen Ende des erſten Jahrtauſends der griechiſchen Geſchichte, der ſtolze Perſerkönig das kleine Hellas zu einer zinspflichtigen Provinz machen wollte, da vereinigten ſich die entzweiten Bruder, und bewieſen in glorreichen Schlachten jene heldenhafte Begeiſterung für das gemeinſame Vaterland, die mit unauslöſchlichen Zügen die Namen der Sieger — und den Triumph wahrhaften Enthuſiasmus über rohe Gewalt in die Denktafeln der Geſchichte eingegraben hat. Es war der Silberblick des helleniſchen Lebens, in welchem die Nation, die Schrecken des Todes überwindend, ihr höchſtes Nationalbewußtſein gewann. — Eine neue Welt der Kunſt und der Wiſſenſchaft trieb an's Licht und in jeder Blüthe reifte eine köſtliche Frucht. Das Zeitalter des Perikles iſt der ſchönſte Frühlingstag in dem großen Lebensjahre der alten Welt; — aber es war auch der letzte, denn die Sonne dieſes Jahres hatte ihre Akme erreicht.

In Socrates erwachte der griechiſche Geiſt zur Ahndung des ewigen, zur Sehnſucht nach einem höheren, das zeitliche und nationale übergreifenden Leben; in Plato kam er zum vollen Bewußtſein ſeines unſterblichen, allgemeinen Weſens. Socrates ſelbſt hatte Größeres gelebt — als der höchſte Gott ſeines Volkes: die gediegene Einheit des bisherigen Volkslebens war gebrochen. —

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 76. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 29. März.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Dieſer Häufung von Schlägen erlag der Muth und die Beſonnenheit des nervenſchlaffen Mannes; unfähig und unluſtig die Leerheit ſeiner Zeit mit Erwiederung der ihm läſtig werdenden Zärtlichkeit Veronika's zu füllen, und nun völlig der Pein des Müßiggangs hingegeben, der ſeine Thatluſt und ſeine Thatkraft lähmend, in troſtloſem Grübeln ihm die Zukunft mit Geſpenſtern bevölkerte, während ein täglich anwachſendes Heer mahnender Gläubiger die Schrecken ſeiner Gegenwart vervielfachte, träumte der unglückliche Mann, beſchattet von der Nacht des Hypochonders, der mit ſeinen ſchwarzen Schwingen ihm das regloſe Leben bewachte, all' ſeine halb vergeßnen Träume wieder, deren Stimmenrückklang ihm neue Ankläger erweckte, und ihn mit Allem befeindete, was ihm gegeben worden, und was er genommen zur Beſeligung ſeines Lebens.

Veronika ſah die tiefe Nacht, in deren Dunkel ſein Geiſt irrwandelte, aber wohin er irrte in ſeinen Träumen, das blieb ihr verborgen; immer noch war die Angſt um ihr Leben ihr gegenwärtig, die ihn niedergeworfen hatte, an ihr Schmerzenlager in der Geburtsſtunde ſeines Kindes; und noch war das Entzücken ihr unvergeſſen, das ihn berauſcht hatte, als ihr erſter, Lebenshoffnung verkündender Augenaufſchlag dem Freudenrufe: „eine Tochter!“ gefolgt war; ſo hielt ſie denn immer noch ſich und ihr Kind ihrem ſeelenkranken Freunde unentbehrlich, und ſeine Geiſtesverfinſterung für nichts, als für die Folge des Drucks der Hoffnungsloſigkeit ſeines Kampfes, mit ſeiner Sorge für ſie, und um dieſe Sorge zu mindern, verdoppelte ſie die Beſchränkungen ihres Bedarfs und die Bemühungen, ihm ein heiteres, thränenloſes Auge zu zeigen. — Ach, ſie wußte nicht, wie verächtlich dieſe mühſam erkünſtelte Zufriedenheit mit ihrem Looſe ſie dem unglücklichen Manne machte, der täglich ſchwerer an der Laſt trug, welche ſie ihm geworden war, der Laſt, deren Schmachgewichte ein, etwa drei Monate nach der Geburt des Kindes einlaufenden Brief bis zur Unerträglichkeit vermehrte.

Dieſer Brief war von Goßhorn's Gerichtshalter geſchrieben, und enthielt die Frage, welche Beſtimmung dem Kapital gegeben werden ſolle, das — dem verſchollenen Fräulein von Ledow gehörig — in der herrſchaftlichen Depoſitenkaſſe aufbewahrt werde. Den geſetzlichen Beſtimmungen gemäß, müſſe das Fräulein in den öffentlichen Blättern zur Empfangnahme ihres Eigenthums aufgefordert werden; dieſer Maßregel widerſetzte ſich aber der Ritter von Goßhorn, weil das Fräulein auf eine höchſt zweideutige Art, und dem Gerüchte zufolge, in Begleitung der damals eingebrochenen Preußen verſchwunden ſei, und ihre Verwandtſchaft mit dem hochfreiherrlichen Hauſe die Veröffentlichung der auf ihrem Namen laſtenden Schmach nicht geſtatte.

Dem verzweifelnden Gedanken, daß ihr Andenken jetzt der öffentlichen Verachtung anheimfalle, und daß die Schande, mit welcher das Gerücht von ihrer Entweichung mit den Preußen, ihren Namen gebrandmarkt, es ihrem Geliebten unmöglich mache, ſie einſt nach Kunigunden's Tode als Gattin zurückzuführen in die Heimath, dieſem Gedanken erlag Veronika's Faſſung, aber als ſie auf Eugen's Geſichte den Eindruck las, den der auf ſie geworfene Schimpf auf ihn gemacht hatte, da rang ſie ſo gewaltig mit ihrem Grame, daß es ihr gelang, ihr Auge trocken und ihre Stirn heiter zu ringen, um Licht und Leichtigkeit in das verdunkelte Leben ihres ſchwerblütigen, in ſtummer Rathloſigkeit ſich verzehrenden Freundes zu bringen; die Unmöglichkeit, ohne Hülfsmittel aus der Heimath zu beziehn, länger in dieſer Fremde auszudauern, leuchtete ihr ein, aber dieſe Quelle blieb verſiegt, wenn Eugen nicht ſelbſt mit eigner Hand ſie öffnete; doch eine ſchwere Ahnung des Einbruchs eines gräßlichen Unglücks über ihr Haupt, nahm ihr den Muth, ihm die Nothwendigkeit anzudeuten, ſich ſelbſt hineinſtürzen zu müſſen in jenen Goldſchacht, um mit vollen Händen und mit leichterer Seele zurückzukehren in ihre Arme.

Eine Woche verging, und die zweite; Goßhorn hatte, in immer ſchweigſamerem Grübeln ſich vertiefend, noch keinen Schritt gethan, durch eine Beantwortung der Frage ſeines Gerichtshalters, den Schimpf, der Veronika drohte, von ihr abzuwenden, und ihrer Seele hatte noch immer die Kraft gebrochen, ſich den Rathſchlag einer Trennung abzukämpfen, die ihr eine endloſe und der Anfang einer ewigen Nacht dünkte. — So niedergedrückt zu angſtvoller Entathmung, welche die Lippen nur zu Seufzern zu öffnen vermochte, drohte auch die dritte Woche ſchon dem von ſeinen Sündenrächern ereilten Paare abzulaufen; immer ängſtlicher griff Veronika nach den Zeitungsblättern, zitternd in einem der Steckbriefe, welche flüchtige Verbrecher verfolgten, ſich genannt, ſich bezeichnet zu finden; immer ſtürmiſcher ward der Andrang der Mahner, immer ſchlafloſer wurden Eugen's Nächte, immer grollender ſeine aufgeſchlagnen Augen; und nun entfloh der lang genährte Gedanken in flehenden Worten ihren Lippen: „Eugen, rette dich und mich! Reiße dich los von mir; eile in deine Heimath, und bringe dich ruhigeren Gemüths wieder zurück zu mir und zu deinem Kinde.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Ich weiß, was du fürchteſt,“ fuhr ſie fort; „du fürchteſt, dein Oheim werde dich zurückhalten; aber ich kenne dich beſſer, als du ſelbſt dich kennſt; ich weiß, daß deine Liebe zu mir und zu deinem Kinde tauſendfach gewaltiger iſt, als die Obmacht deines Oheims über dich! Du biſt Mann, du biſt Vater; zwei mächtige —“

Ein krampfhaft hervorgeſtöhnter Aufſchrei Eugen's: „Vater? — Vater? — Jeſus Maria! Woran mahnſt du mich!“ hinderte ſie zu enden. Dann ließ er das Haupt wieder ſinken, und ſetzte, wie in ein Selbſtgeſpräch verloren, hinzu: „Ich kann nur ſolchen Menſchen unter die Augen treten, die mich nicht anblicken, um auf meiner Stirn zu leſen, was ich verberge in meiner Bruſt, oder ſolchen, die gezeichnet ſind auf ihrer Stirn, wie ich es bin. — Wenn mein Oheim und Kunigunde ruhn werden, wo mein Sohn ruht — dann —“ (Fortſ. f.)

Die Wiedergeburt des griechiſchen Volkes.

(Fortſetzung.)

So wie die Philoſophie ſich erhob über das im Politiſchen und Religiöſen bis dahin Geltende, fiel das Gemeinweſen mehr und mehr den menſchlichen Leidenſchaften anheim. Athen, Sparta, Theben — bemächtigten ſich nach einander mit Gewalt der Hegemonie über die übrigen verbündeten Staaten von Hellas. Ariſtophanes weinte — lachend — bittre Thränen über die innere Auflöſung der alten griechiſchen Welt, während Sophiſten auch das Gewiſſeſte ungewiß machten, und Ariſtipp den ſelbſtiſchen Weltgenuß, Antiſthenes die ſelbſtiſche Weltentſagung zum Endzwecke des Daſeins erhoben. Vergeblich kämpfte Demoſthenes gegen die drohende Herrſchſucht des macedoniſchen Königs; die uneinigen Bundesſtaaten verloren ihre Selbſtſtändigkeit an den ſelbſtherrlichen Alexander.

Da ſammelte ſich der Geiſt des großen Volkes noch einmal in dem beſonnenſten Denker des ganzen Alterthums, und Ariſtoteles, — als Weltphiloſoph, wie Alexander, als Welteroberer, — führten das griechiſche Volk über ſich ſelbſt hinaus in das Gemeinleben der alten Welt; — Alexandrien wurde die Wohnſtätte des auf faſt zwei Jahrtauſende abſcheidenden griechiſchen Geiſtes.

Wohl verſuchten die Hellenen durch neue Bünde das ſchwindende Nationalleben zu bewahren; wohl ſtrebten edle Patrioten das alte Staatsweſen zu reſtauriren; — der Gemeingeiſt war entflohen. — ſelbſt Athen, ſelbſt Sparta - riefen die Römer zu Hülfe gegen ihre griechiſchen Gegner, — die erſte große Phönixperiode lief zu Ende; in der Hälfte des 16ten Jahrhunderts nach Gründung von Cecropia *) wurde Griechenland eine römiſche Provinz, das ſchöne Athen, das ſtolze Sparta, das prächtige Corinth — eine Beute der Römer! —

Was Heldenmuth, Schönheitsſinn, was Patriotismus und Wahrheitsliebe vermochten, davon hatte das griechiſche Volk Zeugniß gegeben; ſeine unſterblichen Thaten und Werke folgten ihm nach in das zweite Leben, zu dem es nun überging; ſeine Kunſt, ſeine Geſchichte und Weisheit traten als Bildungselemente ein in das Geſammtleben der Menſchheit, um einſt, wenn die Zeiten erfüllt waren, ſich zu ihm zurückwendend, — ſeine Wiederauferſtehung zu bereiten, und es verklärt einzuführen in den Kreis der humaniſirten Nationen. —

* * *

Der zweite Cyclus ſeines Daſeins begann aber damit, daß ſeine Bildung ſich die welterobernden Römer ſelbſt unterwürfig machte, und daß ſie Ägypten und Paläſtina für das Chriſtenthum vorbereitete. Der Stoicismus in Rom, der Platonismus und die Naturwiſſenſchaft in Ägypten, der Eſſäismus in Paläſtina — waren die erſten Früchte des Verkehrs griechiſchen Geiſtes mit den drei größten Nationen der alten Welt. Seine Sprache wurde die des Kaiſerhofes in Rom, des Muſeums in Alexandrien, und der erſten chriſtlichen Kirche in Jeruſalem.

Als nun die römiſche Gewaltherrſchaft auch die Hellenen das Ungenügen aller — nur irdiſchen — Herrlichkeit empfinden laſſen, da fand die frohe Botſchaft des ewigen Lebens auch freudige Aufnahme bei dem geknechteten Volke, und durch griechiſche Bildung wurde das jüdiſche Chriſtenthum zur Gemeinreligion der gealterten Naturwelt. Das glorreiche Hellas, begraben als römiſche Provinz in der Sündfluth herrſchſüchtiger Welteroberung, — erſtand von den Todten als Patriarchat in einem geiſtlichen Reich; — das einſt ſelbſtherrliche Griechenvolk wurde Mitglied der chriſtlichen Völkergemeinde.

So begann es, ein zweites, ein anderes Leben, und ſein Geiſt vertiefte ſich in die Geheimniſſe einer höheren Welt.

---

*) Bekanntlich der älteſte Namen Athens.

Aber dieſes andere Leben war zunächſt nur ein Leben des Glaubens, der Entſagung und der Hoffnung; die höhere Welt war ein Jenſeits, war noch unverſöhnt mit der Natur, mit dem Staat, mit der Kunſt und der Wiſſenſchaft. — und die neue Lehre wurde ſehr bald ein tyranniſches Glaubensgeſetz, die liebreiche Brüdergemeinde eine unduldſame ausſchließende Kirche; der Verein ſelbſtaufopfernder Hirten — zur despotiſchen Hierarchie geiſtlicher Fürſten.

So kam es, daß das Leben der Chriſtenheit ein ſtetes Kämpfen wurde zwiſchen dem Reiche dieſer und der jenſeitigen Welt, — zwiſchen Kirchgläubigen und Andersgläubigen, zwiſchen geiſtlicher und bürgerlicher Freiheit, — zwiſchen Kirchenſatzung und Wiſſenſchaft, — zwiſchen Himmelsverlangen und irdiſcher Genußſucht! —

Als vollends Rom zum andermal nach Weltherrſchaft ſtrebte, da ſpaltete ſich auch die Kirche, und die alte Freiheitsliebe der Griechen widerſtand beharrlich allen römiſchen Eroberungsverſuchen.

Während aber das neugriechiſche Kaiſerreich im vergeblichen Kampfe zwiſchen weltlichem und überirdiſchem Leben immer tiefer mit und in ſich ſelbſt zerfiel, bereiteten altgriechiſche Kunſt und Philoſophie dem helleniſchen Geiſt einen neuen Triumph. Ariſtoteles trotzte den Blitzen des römiſchen Stuhles, Plato verdrängte die Scholaſtik, die Kunſtwerke von Hellas pflanzten ihre Siegesfahnen ſelbſt in dem Vatikan auf! —

Indeſſen ſollten die Griechen noch einmal dahinſterben; des bitterſten, langwierigſten Todes ſollten ſie ſterben, — um aus der Hölle der niedrigſten Sklaverei zum Lichte der Freiheit und Humanität wiedergeboren zu werden!

In ſich ſelbſt zerſplittert, — ausgeſchloſſen, verdammt von der römiſchen Kirche, — von den Kreuzfahrern geviertheilt, — verlaſſen, verachtet von der abendländiſchen Chriſtenheit — wurde das griechiſche Reich zuletzt eine Beute der barbariſchen Osmanen, — das ſchöne Hellas zum zweitenmale Beſitzthum eines hartherzigen Kriegervolkes!

Und wie einſt Israel unter dem Scepter der Alexandriden, ſo ſollten nun auch die Griechen keine Nation mehr ſein! Sie ſollten den, noch immer ſich fortwebenden Traum von der Unſterblichkeit der Nationen — nicht mehr fortträumen; — ſie ſollten der begeiſternden Erinnerung an ihre glorreichen Ahnen, die allein noch das Leben im Knechtthum erträglich macht, für immer entſagen! Miltiades und Leonidas ſollten umſonſt ihr Blut für das Vaterland vergoſſen, Homer und Pindar nur für die Nachkommen fremder Völker geſungen — Demoſthenes nur für Sklaven die Freiheit geprieſen, — und Socrates und ſeine großen Jünger die Saamen der Humanität nur in das Ausland geſtreut haben! Selbſt die Religion des unterjochten Volkes, das Höchſte, woran es noch mit ganzer Seele hing, ſollte nur ſo weit geduldet werden, als es der despotiſche Oberherr einer fremden Glaubensgemeinſchaft duldete! —

So maßte die Übermacht roher Gewalt ſich frevelnd die Befugniß an, eine Nation, die von Gottes Schöpferhand das Daſein erhalten, die nach göttlichem Rechte zur Freiheit berufen war, — mit der Spitze des Schwerdtes aus dem Buche des Lebens zu tilgen! — (Schluß f.)

Aus Hannover.

(Schluß.)

Den Genreſtücken laſſe ich, obwohl noch manches Schätzbare und Mißlungene zu berühren wäre, die Architektur-Malerei folgen. Bedarf es hier noch der Verſicherung, daß Dom. Quaglio's Arbeiten den Reigen eröffnen? Ihm ſchließt ſich v. Bayer aus München an, der namentlich in ſeinem größeren Stücke, „ein Kloſtergang," überaus Treffliches geleiſtet hat. Die Sonnenſtrahlen, welche weiß und graulicht durch die hohen Fenſterbogen fallen, die feuchte Luft, welche um die kühlen Hallen und über die Grabſteine am Boden weht, die dunkler und unſicher verſcheinende Fernſicht in die gewölbten Gänge vereinigen ſich zu einem ſeltenen Ganzen. Dem einen der Pfeiler hat Bayer die beherzigenswerthe, von ihm ſelbſt ſo ſcharf gehaltene Inſchrift gegeben: „Keine Kunſt ohne Wahrheit!"

Von den Thiermalern erwähne ich, im Gegenſatze zu einigen ſchlechten und werthloſen Beiträgen, nur Adam aus München, und unter ſeinen Arbeiten hauptſächlich den „Poſtſtall," in welchem eine ergötzliche, originelle Gradation von Schlafen und Wachen die beſondere Pointe der Compoſition ausmacht. Ein Poſtillon ſteht, mit vergnüglichem, ſchalkhaft munterem Geſicht, aus ſeinem Pfeifenſtummel ſchmauchend, neben ſeinem Pferde, das er zu einer frühen Fuhre auszurüſten ſcheint; neben ihm ſitzt in halbem Schlaftaumel mit hangenden Ohren ein Hund und ganz in der Ecke überläßt ſich ein andrer Kamerad des Roſſebändigers trotz ſeiner unbequemen Stellung con amore einem geſunden, ſchnarchenden Schlummer. In allen Einzelnheiten herrſcht eine genaue, humoriſtiſche Auffaſſung des Örtlichen nach allen ſeinen Beziehungen; in der Zeichnung ſelbſt eine Eleganz, wie ſie Adam's völlig würdig iſt. — Von Altmann und Holm aus München werden uns Scenen aus einer fremden Thierwelt vorgeführt. Jener gibt den Angriff eines Lämmergeiers auf eine Gemſe, dieſer Rennthiere, von Bären verfolgt. Das letztere iſt beſonders durch die große Wahrheit in den Thierphyſiognomieen intereſſant. —

Porträts ſind grade nicht im Übermaß vorhanden und eine nähere Beſchäftigung mit ihnen iſt für meinen Zweck durchaus nicht gemacht. Eine ſolche Abſchrift eines unbekannten Menſchenantlitzes, nochmals durch eine Feder-Abſchrift fortgepflanzt, kann unmöglich intereſſiren und ſomit begnüge ich mich mit der Bemerkung, daß die Arbeiten von Reichmann und Jacobs volles Lob verdienen. Zum Schluſſe meiner Wanderung noch ein Blick in ein beſonders anziehendes Feld, dem die Ausſtellung einige ihrer werthvollſten Schätze dankt, nämlich in die Hiſtorienmalerei. Non multa, ad multum! Ein großes Bild von Monten aus München ſtellt den Moment aus der Lützener Schlacht dar, wo Oberſt Dahlhanns die Leiche Guſtav Adolf's den Kaiſerlichen entreißet; ein Gemälde, in dem die durchdachte Anordnung der vielen, wirr gruppirten Figuren meine ganze Verwunderung in Anſpruch nimmt. Aus dem Hintergrunde, den fahlgrauer Pulverdampf in einzelnen, zerriſſenen Nebeln einnimmt, tauchen Köpfe und Geſtalten, höchſt wirkſam beleuchtet, verſchlungen in den

Knäuel eines labyrinthiſchen Handgemenges; im Vordergrunde liegt der von Wunden und Hufſtritten entſtellte königliche Leichnam, das Geſicht bleich und vom Tode bereits verſteinert; der blonde Bart fällt auf die entblößte Bruſt herab, der untere Theil des Körpers iſt noch bekleidet. Über ihm, am Ziele der durch feindliche Sperre gebrochenen Bahn, ſteht Oberſt Stahlhanns, im Feuer der Begeiſterung vom Roſſe geſprungen, mit hochgeſchwungenem Degen, den Federhut in demüthigem, andachtsvollem Schmerze abnehmend; die Seinen ſchauen mit tiefem Antheil auf die Gruppe, während die Feinde fechtend und fliehend die andre Seite des Bildes einnehmen. — Dem ewig fruchtbaren Boden der **heiligen** Geſchichte ſind vor allen zwei Blüthen entſproſſen, vom Direktor Schadow in Düſſeldorf „Chriſtus mit den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus“ — von Oſterley in Göttingen „Jephta's Tochter, wegen ihres beſtimmten Opfertodes von ihren Freundinnen in der Einſamkeit beweint!“ In dem Oſterley'ſchen Werke iſt beſonders die ätheriſch ſchöne, gegoſſen ruhige Stellung der Richterstochter zu bewundern. Ihr Haupt umgibt ein grüner Kranz, das lebendig heitre Symbol ihres Opfertodes, die ſeelenvollen Augen ſind zum Himmel emporgeſchlagen, der ſeine verklärenden Strahlen bereits um die lichte Stirn und über das ganze, dem Irdiſchen entrückte Antlitz ausgeſtreut hat. Jungfräuliche, kindliche Ergebung und ein ſtiller Schmerz über den nahen Abſchied von der ſchönen Erde verſchmelzen in den edlen Zügen; die hingehauchte Geſtalt wird von den weinenden Freundinnen unterſtützt, damit ſie nicht in ſchwachem Weh zuſammenſinke. Die Geſpielinnen ſinnreich gruppirt; die eine ſchmiegt ſich, ihres Leibs um die Arme nicht mehr mächtig, zu ihren Füßen und eine andre, zur linken Hand angebracht, durch beſonders regelmäßige, geiſtige Schönheit ausgezeichnet, umfaßt ſie tröſtend. Die ganze Scene iſt auf einen mäßig anſchwellenden Hügel verlegt, von dem ſich lichte Fernblicke auf lachende Gefilde und duftblaue Berge eröffnen. — Denſelben Vorwurf, welchen Oſterley behandelt, hat auch ein Düſſeldorfer Künſtler gewählt und ausgeführt, Ehrhardt; allein ſeine Arbeit wird, obſchon ſie keineswegs unbedeutend iſt und im Landſchaftlichen der erſteren mindeſtens an die Seite treten kann, doch in der Idee, in der Kompoſition und Zeichnung durch jene zu ſichtlich in den Schatten geſtellt. —

Den bis jetzt eingegangenen und täglich vermehrten **Skizzen** zu einer Konkurrenz von großen, hiſtoriſchen Bildern — eine ſolche iſt nämlich vom hieſigen Kunſtverein unlängſt veranſtaltet und verheißt für Anregung und Belebung künſtleriſcher Intereſſen recht ergiebige Früchte — jenen Skizzen mögen ſachverſtändige Augen eine genauere Beſichtigung widmen, weil nur dieſe ſchon im Keime die Blüthe zu erkennen und zu würdigen wiſſen. Ebenſowenig verweile ich bei den, im Verhältniß gegen frühere Ausſtellungen, außerordentlich dürftig eingegangenen **Skulptur-Arbeiten**, ſondern verlaſſe hiermit die Säle der Malerkunſt, um meinen Begleitern auf dem Wege durch das Hannover'ſche Kunſtgebiet ein neues Heiligthum zu erſchließen.

Feuilleton.

⁂ **Die Negerrace.** — Profeſſor **Van der Hoeven** in Leiden, theilt in der Tydschrift voor Natuurlyke Geschiedenis (B. 4), die Ergebniſſe ſeiner Unterſuchungen in Betreff der Kopfbildung der Neger mit, deren Weſentliches wir in Nachfolgendem zuſammenzufaſſen verſuchen.

Das ſehr krauſe Haar und die ſchwarze Farbe ſind zur Unterſcheidung unzulänglich. Auch die Papou's auf Neuguinea haben ſolches Haupthaar, ſind aber, ihrer Schädelbildung nach, keine Neger. (Ebenſo gibt es Schwarze in Afrika, Aſien und auf Inſeln des ſtillen Meeres, welche durch Geſichts- und Schädelbildung ſich der Kaukaſiſchen Raçe annähern.) Ein Hauptkennzeichen des Negerſtammes beſteht, wie **Camper** zuerſt bemerkt hat, in dem **ſpitzeren Geſichtswinkel**. Dieſer iſt der Ausdruck einer mehr ſinnlichen Natur, die dem Neger eine größere Aehnlichkeit mit dem Affen gibt.

Der eigentliche Schädel unterſcheidet ſich durch **Schmalheit**, gleich als ob er ſeitlich zuſammengedrückt wäre. Die Höcker der Seitenwandbeine ſind nämlich weniger von einander entfernt, als bei Europäern. Zwei ſeitenſtändige Stirnhügel, wie bei dieſen, ſieht man bei den Negern entweder gar nicht oder nur wenig entwickelt. Ein Phrenolog würde hinzuſetzen: die Neger haben gewöhnlich einen ſehr entwickelten Höcker des **vergleichenden Scharfſinns**, aber keinen des beißenden Witzes (esprit caustique). — Die Naſenknochen bilden miteinander keinen Winkel wie bei den Kaukaſiern. Der Unterkiefer läuft von vorn gegen den untern Rand nicht nach außen, ſondern gerade, wodurch bei dem ſchrägſten Stande der Schneidezähne ein nach hinterwärts weichendes Kinn entſteht. —

⁂ **Archäologiſches.** — Die Ausgrabungen des antiken Theaters in **Arles** werden gegenwärtig mit raſtloſer Thätigkeit betrieben; beinahe die Hälfte der Orcheſtra iſt bereits vom Schutte frei; desgleichen hat man mehre wohlerhaltene Reihen von Stufen enthüllt. Koſtbare Monumente der Sculptur, welche auf dem klaſſiſchen Boden gefunden wurden, werden das Muſeum der Stadt ſchmücken.

⁂ **Frankfurt a. M.**, 23. März. — Geſtern wurde hier Neſtroy's „Zu ebener Erde und im erſten Stock“ (zum Benefice des Intendanten **Grüner**) bei ſehr vollem Hauſe gegeben. — Dieſe Wiener Lokalpoſſe (vom Verfaſſer des Lumpacivagabundus) hat, wenn auch keine neue Grundidee, doch eine Maſſe hübſcher Contraſte und drolliger Situationen, eine Fülle guter Einfälle und charmanter Wortſpiele, und endlich — gerade ſo viel Vernunft, als nöthig iſt, um einem Publikum die Nutzanwendung getroſt überlaſſen zu können; dieſe Vorzüge verdecken viele Unvollkommenheiten der Poſſe aufs Glücklichſte und laſſen hoffen, daß letztere ſich einige Zeit lang auf dem Repertoire erhalten werde. — Wir können nicht umhin, ehrenvoll der bei der Aufführung beſchäftigten Mitglieder der hieſigen Bühne, und vor allen Herrn **Haſſel's** zu erwähnen, welcher aus ſeiner Rolle ein Genrebild ſchuf, das ſeinem unübertrefflichen „Bürgerkapitän“ an die Seite geſetzt werden darf; aller Uebertreibungen ſich enthaltend, traf er glücklich die rechte Mitte des Humors. Auch die Herren **Meck** und **Meiſinger** thaten redlich das Ihrige und theilten den allgemein geſpendeten Beifall mit Recht. Die neuen Dekorationen waren mit Geſchick gefertigt, wie überhaupt die ſceniſche Anordnung mit größerer Sorgfalt vorbereitet und exekutirt war, als ſonſt die Scenirung claſſiſcher Werke, welche an den Opferaltar der hieſigen Bühne geſchleppt werden.

☞ Wir ſehen uns wiederholt veranlaßt, alle Schriftſteller, welche uns mit Zuſendungen beehren, zu erſuchen, letztere (wenn ſie nicht beſonders **verlangt** wurden) nur **frankirt** oder auf dem **Wege des Buchhandels** (pr. Adreſſe der J. D. Sauerländer'ſchen Buchhandlung) zukommen zu laſſen. **Unfrankirte (unverlangte) Beiträge laſſen wir unerbrochen zurückgehen.**

Die Red. des Phönix.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 77. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 30. März.

Der thörigte Bettler.

von

Leopold Schefer.

Ein Narr ging um ſo Tag für Tag.
Sich Gaben bettelnd in ſeinen Sack.
Er kniete nieder vor der Katze
Und bat um die Pfoten — nur eine Tatze;
Die Katze ſpuckte: „Die kann ich nicht geben,
Wie fang' ich Mäuſe? Das koſtet mein Leben!“

Er kniete vor den Straus in den Sand
Und bat nur um ein Bein — vor der Hand;
Der Straus ſprach böſe: „Das kann ich nicht geben,
Wie kann ich da fliehen? Das koſtet mein Leben!“

Er kniete hin vor den Bettelmann
Und ſprach ihn um ſeinen Bettelſack an;
Der Bettler bat ihn: „Den kann ich nicht geben,
Wie ſamml' ich da Brot? Das koſtet mein Leben!“

Er kniete hin vor den König Saul
Und bat ihn um Freiheit und eignes Maul;
„Nun! eine Krone ſchon könnt' ich geben,
Die Freiheit aber — die koſtet mein Leben!“

Er bat drei Hexen um ihre Zungen,
Die ſchimpften ihn einen dummen Jungen.

So kniete und bettelt' er Tag für Tag
Und hatte am Abend nichts im Sack.

Was er nie gebeten, das hatt' er nie: Brot;
So bat er den Tod nun um den Tod.

„Nein!“ ſprach der. „Ich kann mich nicht ſelbſt weggeben —
Tod ſchenken die Ärzte! Das iſt ihr Leben!
Denn überhaupt, mein verrückter Freund,
Ihr bittet bei falſchen Leuten, wie's ſcheint,
Und bittet um das, was ſie ſind, nicht haben;
Du fordere nicht das Aas vom Raben,
Was nicht Jedwedes Leben iſt.
Das kriegſt du nimmer zu dieſer Friſt;
Willſt du um was bitten, ſo ſei es ſo,
Daß du begabt wirſt, der Geber froh:
Als ſollte die Katze dir Mäuſe haſchen!
Als ſollte die Maus vom Milchtopf naſchen!
Kannſt du ſie bezwingen, ſo kriegſt du die Braut —
Der Teufel gibt nicht, wovor ihm graut!
Doch bitte drei Weiber um ein Wort —
Da gehſt du reichlich beſchenkt wieder fort!
Drum bitte am liebſten um Worte! Verſprechen!
Um „Halten“ bitten, das mahnt an Gebrechen.
Ich bin zwar nur der alberne Tod,
Doch kenn' ich die Menſchen — aus ihrer Noth.'

Der Bettelmann hat das zur Lehre genommen,
Hat ſtets den Sack voll Verſprechen bekommen
So, daß er hat können vom Winde leben,
Viel Andern noch reichlich davon geben;
Hat große Schätze davon erworben
Und iſt noch an der Windſucht geſtorben!

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Er brach tief aufſeufzend ab. Veronika half hoffnungsvoll ihm ein: „wenn ſie ruhn, wo dein Vinzent ruht, dann willſt du zurückkehren an meiner Hand; aber, Eugen, bis dahin —“ Da erhub er ſein Auge verfinſterter, wie ſie es je geſehen hatte und ſprach mit einer Stimme, die ſie entſetzlich erſchütterte: „Wenn Alle ruhn, wo mein Vinzent ruht, mein Sohn, den ich, ſein unnatürlicher Vater, in das Grab ſtieß, wenn meine heimathliche Luft ſchwer ſein wird von den Sterbeſeufzern Aller die mein waren, dann will ich verſuchen ſie zu athmen.“

„Eugen, was redeſt du?“ rief Veronika geängſtigt auf. „Bei des Heilands letztem Seufzer beſchwör' ich dich, wüthe nicht wider dich ſelber durch ſolche ergrübelte Verſchuldungen deiner ſchuldfreien Seele. Welcher Höllengeiſt hat dir den Wahn eingehaucht, du ſeiſt Vinzent's Mörder? Vinzent — beſinne dich — er ſtarb ja, als du in Bamberg —“

„Vinzent ſtarb“ — fiel Eugen ein — „weil ich, ſein Vater, als Tod und Leben um ihn rangen, feile Miethlinge an ſein Siechbette ſtellte und von ihm wich, um — dich zu ſuchen, zu retten! Er würde leben, wenn ich mich nicht abgewandt hätte von ihm und von Gott, und darum wird Gott ſein Leben von mir fordern, zu deſſen Hüter er mich beſtellt hat.“

Mit ſteigender Angſt ſtarrte Veronika den neuen Quell an, den der kranke, wider ſich ſelbſt bewaffnete Geiſt ihres Geliebten zur Vergiftung der wider ſich gekehrten Waffen geöffnet hatte; und um ihm wenigſtens eins ſeiner Selbſtmordwerkzeuge zu entwinden, gaben Liebe und Mitleid ihr den Gedanken ein, die Todesſchuld, unter deren Laſt er ſich zu zermalmen ſtrebte, auf ſich zu laden, und an ſeine Bruſt ſich werfend, rief ſie: „Du biſt unſchuldig, Eugen! Du hatteſt mich ja zur Hüterin deines kranken Kindes beſtellt, als deine Sorge für mich dich hinwegrief von ihm. — Und ich, nachdem ich mich hatte hinwegtreiben laſſen von ſeinem Sterbebette, ich war es ja, die dich von ihm rief! Ich alſo, ich habe deinen Sohn getödtet! Ja, noch mehr, ich hab' ihn krank gemacht, ich habe ſeine Kur verhindert — das iſt wahrhaftig wahr! Ich habe ſeinen Heißhunger genährt, ihn überladen mit tödtlich ſchweren Nahrungsmitteln. Nicht du, ſondern ich habe deines Kindes Tod zu verantworten vor Gott und dir!“

Der Gedanke, Vinzent's Tod verſchuldet zu haben, war noch nie in Veronika's Seele gekommen; jetzt aber war es ihr, als habe Gott ihre Zunge regiert, um ihre unerkannte Blutſchuld ſich ſelber in's Licht zu ſtellen; und zagend und zitternd vor ihrem eignen Anblick ſtand ſie vor Goßhorn, doch glücklicher Weiſe unfähiger als je einen Blick in die Tiefen ſeiner Bruſt zu werfen. Bis zu dieſer Stunde hatte er, wie oft er auch verſuchte in ſeiner Seelenumnachtung die unſelige Trägerin der Bürden, die ſeine Hand auf ihr Leben geworfen, als ſeine Verderberin anzuklagen, immer wieder zu ſich ſelbſt zurückkehren müſſen, um das ſchuldige Haupt, und die ſchuldige Hand zu finden, die den göttlichen Racheblitz herabgelockt hatten auf ſeinen Pfad; jetzt aber — ein furienartiges Frohlocken durchwogte ſeine Seele — jetzt war ſeine Hand die Reine, und ihr Haupt war es, das an das ſeinige geſchmiegt, aus dem Sündenpfuhle emporragend, Gottes Blitze herabgelockt hatte auf ihn. Bis zu dieſer Stunde hatte ſeine Losſagung von ihr, die er ſo oft beſchloſſen, ihm eine Verzehnfachung ſeiner himmelentfremdenden Thaten gedünkt; jetzt geboten die vereinigten Stimmen all ſeiner Pflichten ihm, die Mörderin ſeines Sohnes, die Frevlerin an dem Sakrament ſeiner Ehe, die Widerſacherin ſeiner Verſöhnung mit Gott, dieſes, bis zur maßlostiefſten Gleichgültigkeit für Ehr' und Schande geſunkene Weib, von ſich zu ſtoßen, es zu haſſen, zu verachten; aber jetzt, als er ſeine Zunge gleich einem Schlangenſtachel in Bewegung zu ſetzen Athem ſammelte, jetzt traf ihr Blick ſein Auge, ſo flehend, ſo ſeiner Liebe vertrauend, ſo innig von dem Geiſte verſöhnender Thränen beſeelt, daß dem durch die Überreizung ſeiner Nerven entmannten Manne der Muth entſank, ihr das gezückte Schwert in die Bruſt zu ſtoßen, und ihr zuzurufen: „Mörderin, Buhlerin, ich verſtoße dich!“

Noch war, ſeit Veronika's Verſtummen, kein Wort laut geworden zwiſchen beiden, als der Tritt eines beſpornten Fußes die Treppe hinaufklirrte, und die Thür der Wohnung Goßhorn's etwas ungeſtüm geöffnet wurde. Der Eintretende war ein Offizier der Beſatzung, welcher den Baron einlud, ihn zum Kommandanten zu begleiten. — Etwas beklemmt zwar, denn der Zweck, der dieſer Berufung zum Grunde liegen mußte, konnte nur außerordentlicher Art ſein, aber doch gern folgte Goßhorn dem Offizier, der ihn aus ſeinem zwieſpältigen Verhältniſſe zu ſich ſelbſt hinausriß. Unterwegs wuchſen ſeinem Muthe die unter Veronika's Anblick ihm geſunkenen Schwingen wieder, doch ward ihm, die Flugkraft derſelben zu erproben, noch nicht vergönnt.

Mit ungewöhnlichem Ernſt empfing der Kommandant ihn, reichte ihm einen an ihn gerichteten Brief, und forderte Auskunft über die Räthſel des Inhalts deſſelben. Goßhorn las, und ſein Erſtaunen wuchs von Zeile zu Zeile; dieſer Brief, von unbekannter Hand geſchrieben, und mit einer Chiffer unterzeichnet, enthielt Dankſagungen für gewiſſe, dem Entſender deſſelben angeblich mitgetheilte Nachrichten, und die Bitte um fortgeſetzte Berichte. Goßhorn verſicherte, daß weder jener Dank, noch dieſe Bitte ihm gelten könne, da er zu beiden keine Veranlaſſung gegeben, und ſchloß aus dem Umſtande ſeiner völligen Unbekanntſchaft mit dem Schreiber dieſes Briefes auf eine, ihm freilich unbegreifliche Verwechslung ſeiner Perſon mit einer andern. Der Kommandant ſchüttelte ungläubig den Kopf, und erklärte dem beſtürzten Manne, daß ſein Verweilen in dieſer Feſtung nach ſeiner erfolgten Freigebung ihn längſt ſchon verdächtig, und die Maßregel nothwendig gemacht habe, ſeinen Briefwechſel unter Aufſicht zu ſtellen, daß man jedoch, da außer dieſem Briefe noch kein Zeuge wider ihn gefunden worden, ſich begnügen wolle, ſtatt eine peinliche Unterſuchung wider ihn einzuleiten, ihn zu verweiſen. Nach dieſer Erklärung überwies der Kommandant einem ſeiner Adjutanten das Geſchäft, dem Baron von Goßhorn nach Verlauf einer halbſtündigen, zur Vorbereitung ſeiner Abreiſe ihm gewährten Friſt, das Geleit über die Vorpoſtenkette hinaus zu geben.

Der Kommandant gab das Entlaſſungszeichen, und Goßhorn ward hinausgeführt. Zum erſten Male, ſeit Veronika's Beſitz ihm eine Laſt geworden war, athmete er frei, erleichtert durch den Gedanken, jetzt ohne eigne Kraftanſtrengung entbürdet zu ſein. Er griff in ſeine Taſchen, aber außer einer werthvollen Uhr fand er ſie leer; er überſann die Mittel, welche Veronika verblieben, und fand ſie ausreichend für ihren Bedarf einiger Wochen; und nun wandte er ſich an ſeinen Begleiter, und erklärte ihm, daß er der ihm gegebenen Friſt, ſeine Reiſe vorzubereiten, nicht bedürfe, ſondern auf der Stelle aus dem Bereich der Feſtung geführt zu werden bitte. Der Adjutant willfahrte ſeinem

Verlangen, begleitete ihn über die Poſtenlinie hinaus, welche die Feſtung umgürtete, und ſprach, auf den Weg vor ihm deutend: „Dieß iſt die nächſte, in das Ausland führende Straße. Es iſt die Zerdſer.“

Er wandte ſich, und kehrte zurück nach der Feſtung.

(Fortſetzung folgt.)

Die Wiedergeburt des griechiſchen Volkes.

(Schluß.)

Aber Nemeſis wacht, — und auf ihr Geheiß wird früher oder ſpäter, aber unausbleiblich, — das Schlachtſchwerdt des Unterdrückers zugleich zum Richtſchwerdt für dieſen, zu einem Befreiungsſchwerdt für den Unterdruckten!

So vertrieb die Grauſamkeit der Osmanen hochgebildete Griechen aus der geliebten Heimath, und gerade dieſe Flüchtlinge waren es zuerſt, die ein tieferes Verſtändniß ihrer Sprache nach dem Abendland brachten. Hier begegneten ſie längſt genährter Sehnſucht nach den Schätzen der alten Weisheit und Kunſt, und, während nun das arme Griechenvolk in immer tieferes Elend verſank, erwachten nach und nach — im fernen Abendland alle die noch in Pergamenten ſchlummernden Geiſter ſeiner Ahnen. Auch die griechiſch geſchriebenen heiligen Urkunden der chriſtlichen Kirche wurden nun aus dem Opferaltar, in dem ſie begraben lagen, wieder an's Licht gezogen, und das wiedergefundene heilige Wort wurde zum Poſaunenſchall, vor dem die römiſchen Vorwerke — wie Jericho's Mauern — in den Staub ſanken! —

Und die wiedergewonnene Religionsfreiheit entzündete das Verlangen nach bürgerlicher und nationaler Freiheit, und das Verlangen ſuchte und fand erleuchtende Ideen und begeiſternde Vorbilder in den Schriften und Geſchichten der Griechen. — Da vermählten die Freiheitsgedanken der Hellenen ſich mit den Liebesgeboten des göttlichen Menſchenfreundes, und aus der Einigung des griechiſchen Freiheitsſinnes und der chriſtlichen Bruderliebe — entſprang der Geiſt der Humanität, — der allbelebende, allverjüngende Geiſt der neueren Zeit!

Und der Geiſt wurde Wort, und das Wort wurde That, und hier löſ'te, dort zerbrach er die Ketten, die weder das Griechen-, noch das Chriſtenthum, — jedes einzeln, — zu ſprengen vermocht hatten, und — wie ein electriſcher Strahl durchzuckte er die eiſernen Schranken, die Völker von Völkern, die Kirchen von Kirchen auf ewig von einander trennen ſollten!

Nun erſt reifte, — zuerſt in unſerem gemüthreichen Volke, — dann auch in Frankreich und England, — das völlige Verſtändniß für die altgriechiſche Welt, und — als dann der Geiſt der alten Hellenen die letzten Verhüllungen der Chryſalide geſprengt, und zum erſtenmale als reine Pſyche die Flügel ſchwang, und Frühlingslüfte ringsumher die Völker zur Verjüngung, und die Idee der Menſchheit in das Leben rief, — da drang es, wie Duft der blühenden Rebe in die Ferne; — und im türkiſchen Zwinger fing der verborgene Griechenwein zu gähren an. Mit wunderbarer Macht wurde das ſchmählich geknechtete Volk von Erinnerung an ſeine glorreiche Vergangenheit, von der nie völlig erloſchenen Hoffnung auf einſtige Befreiung ergriffen und belebt. Und es ſandte ſeine Jünglinge zu den bildungsverwandten Völkern, den auferſtandenen Geiſt ſeiner Vorväter zu begrüßen, und zurück ſandte dieſer Geiſt ihnen die Freiheitslieder eines zweiten Tyrtäus, des herrlichen Rhigas,[*] begleitet von der zauberiſchen Hymne der Marſeiller[**] und von tauſend und aber tauſend Segenswünſchen freiſinniger Männer!

Erfüllt waren die Zeiten, vollendet die Arbeit der ſtillwebenden Nemeſis! Faſt ganz Europa hatte ſich erhoben und das Schwerdtrecht eines ehrſüchtigen Eroberers durch die Begeiſterung für das Freiheitsrecht der Nationen überwunden. Selbſt die Fürſten hatten — im begeiſternden Momente des Sieges — in einem heiligen Bunde die Unterthanen als ihres Geſchlechtes, die Völker als Brüder und die Kirchen als Schweſtern erkannt! —

So war mit einemmale der Geiſt der Humanität zum Durchbruch gekommen, und als nun, — ſchon längſt von ſeinen nordiſchen Glaubensverwandten zum Aufſtand ermuntert,[***] — im Vertrauen auf Gott, auf die Theilnahme der civiliſirten Nationen und auf die eigene Heldenkraft, — das Griechenvolk ſich aus dem Staube erhob, und die Großthaten von Marathon und Salamis überbot, da erblaßte der despotiſche Halbmond vor den Strahlen der Freiheitsſonne, — und aus zwei Welttheilen ſtrömte jubelnder Beifall der Völker, ſtrömten begeiſterte Griechenfreunde, ſtrömten Gaben aller Art nach dem kämpfenden Hellas. Vergeblich pflanzte das Oberhaupt der Koranglaubigen die Fahne des Propheten auf, vergeblich ſchleuderten ſervile Anhänger der Gewaltherrſchaft ihre Zornblitze auf das, zu verzweifelnder Nothwehr getriebene Volk,[†] — vergeblich hüllten die römiſchen Hierarchen und ihre glaubenseifrigen Anhänger ſich in eiskaltes Schweigen bei dem Märtyrertod des griechiſchen Patriarchen, und vieler tauſend Mitchriſten jedes Alters, Geſchlechtes und Standes;[††] — die öffentliche Meinung ſiegte über das Geſchrei des Egoismus, wie über das Schweigen eines engherzigen Glaubensſtolzes, — die Stimme der Menſchlichkeit über die Bannſprüche gefühlloſer Berechnung und neidiſcher Herrſchſucht.*) Der aufopferndſte Heldenmuth einer ganzen Nation und die barbariſche Grauſamkeit ihrer Zwingherren überzeugte nachgerade die Fürſten Europa's, daß der Aufſtand der Hellenen nicht Empörung einer ſchwindelnden Faktion, ſondern der rechtmäßigſte Kampf ſei für das Allerheiligſte der Menſchen und Völker.**) In raſchen Übergängen verwandelte die gealterte Politik ſich in humane Liberalität gegen das auferſtehende Volk, und ſo gelang es den edeln Sklaven der Türken, durch althelleniſche Tapferkeit, durch chriſtlich religiöſe Begeiſterung und durch Mitwirkung kosmopolitiſcher Humanität.***) — wieder aufzuerſtehen als eine freie Nation.†)

---

[*] Klüber's Pragm. Geſchichte S. 5 f. Rhigas (geb. 1753 † 1798) wird von den Neugriechen der „Märtyrer für Religion und Freiheit genannt... Seine Schlachtgeſänge ſchallten aus dem Munde aller Hellenen.“ Vergleiche noch S. 31 und 57.

[**] Sie wurde Schlachtgeſang der Moreoten.

[***] „Hatten ſie (die Griechen) doch die Erinnerung, — daß Catharina II. in den Jahren 1770 und 1789 die Hellenen unter glänzenden Verſprechungen zum Aufſtand hatte ermuntern laſſen.“ Pragm. Geſch. v. Klüber S. 4.

[†] S. Klüber a. a. O. S. 11. 87 u. ſ. w.

[††] Ebd. S. 11. S. 34 f. „Den griech. Patriarchen des Orients, — den frommen 80jährigen Gregorios, ließ der Sultan am erſten h. Oſtertag aufknüpfen; — daſſelbe Schickſal widerfuhr einem Erzbiſchof, 9 Biſchöfen und 8 Geiſtlichen des Patriarchats; — der Patriarch Cyrillus, der ſich in die Einſamkeit zurückgezogen, ward zu Adrianopel hingerichtet, ebenſo der dortige Erzbiſchof Proklos. Alle griech. Geiſtlichen, auch in Servien, Kleinaſien ꝛc. wurden auf das Grauſamſte verfolgt“ u. ſ. w. „Der Papſt, mit dem glaubenseifrigen Theil ſeiner Anhänger ſchwieg; in dem chriſtl. Hellenen ſah er nur den Schismatiker, den von römiſcher Glaubensform Abtrünnigen“ ꝛc. — Vgl. noch S. 29.

So endlich wurde das Jahr 1830 das denkwürdigſte in den Annalen der Menſchheit; denn mit Jauchzen verkündigte es die Unſterblichkeit der Nationen, den Triumph des Freiheitsrechtes über das Eroberungsrecht und den Sieg der Humanität über politiſchen und kirchlichen Egoismus!

Zum andernmale wiedergeboren, erhebt ſich nun der griechiſche Phönix aus der eignen Aſche, und, wie der zehnjährige Kampf mit Troja die Hellenen zum erſtenmal in den Kreis der Nationen eingeführt, ſo haben ihre Enkel nun abermals — und auf edlere Weiſe — in zehnjährigem Kampfe mit Iſtambul — das glorreiche Bewußtſein der Nationalität, mit ihr aber — als Kampfpreis ſtatt der ſcheinbildlichen, nun die wahre Zeustochter Helena, die Freiheit, des königlichen Rechts unſterbliche Braut, — ſich errungen!

F. W. Carové.

---

*) „Das Geheimniß der europäiſchen Politik, welches ſeit länger als einem Jahrhundert das osman. Reich vor dem Untergang ſchützte, iſt längſt zum öffentlichen geworden; es iſt die in der Politik wohlbekannte Macht des Neides (puissance d'envie.)“ Ebd. S. 17.

**) S. Klüber a. a. O. S. 10. 13. 17 u. ſ. w.

***) Pierre Mauromichalis rief in einer Kundmachung vom 9. April 1821 den Mainoten zu: „Der Peloponnes wirft das Joch der Osmanen ab, um den Glauben zu retten und das alte Vaterland wieder herzuſtellen... Von Europa verlangen wir nichts, als Waffen, Geld und Rath.“ Klüber a. a. O. S. 46. Im Juli 21 forderte ein Aufruf, von Biſchöfen und Häuptlingen unterzeichnet, „im Namen des Kreuzes und des Leonidas“ die Hellenen auf, ſich in den Thermopilen zu verſammeln.“ Ebd. 56. ꝛc.

†) Schon 1792 waren „Tauſende eingeweiht in das Geheimniß der „heiligen Epanaſtaſis.“ Ebd. S. 5.

Feuilleton.

⁂ Nachtrag zu den angeblichen Entdeckungen im Monde. — Man will berechnet haben, daß ſchon mehr als 80,000 Exemplare der berüchtigten Entdeckungen im Monde in Umlauf gekommen ſind. Und doch hatten die Männer vom Fach ſchon längſt als wiſſenſchaftlich ermittelte Thatſache aufgeſtellt, daß der Mond nicht wie die Erde mit einem athembaren Luftkreis umgeben, daß auf jenem Himmelskörper plötzliche Uebergänge ſtattfinden, von brennender Hitze zur heftigſten Kälte (bis zu 80 Grad unter 0), daß alſo unmöglich Weſen dort beſtehen könnten, die den irdiſchen ähnlich beſchaffen wären. Aber die Welt glaubt leicht und gern, was ſie wünſcht, und die Erdichtung, die die Phantaſiewelt auf angenehme Weiſe bevölkert, wird jederzeit hundertmal mehr Abnehmer finden, als die wiſſenſchaftliche Wahrheit, die die bevölkerte Geiſterwelt ausleert.

Indeſſen muß doch der Wahrheit zur Steuer bemerkt werden, daß die ſorgfältigſten Beobachtungen bis jetzt nichts auf dem Antlitze unſeres alten Weggenoſſen wahrnehmen ließen, woraus, nach den geltenden Lichtgeſetzen, auf Veränderung zu ſchließen erlaubt wäre, die durch Vegetation oder durch große Landbauarbeiten bewirkt würden. Dem Schatten der Berge nach zu urtheilen, die man genau meſſen konnte, iſt die größte Höhe der letzteren ungefähr auf 6597 Fuß zu beſtimmen. Faſt die ganze Oberfläche des Mondes iſt damit überſät; aber faſt alle ſind genau kreisförmig, was auf deren Vulkanität ſchließen läßt, wie man wirklich auch deutliche Anzeigen vulkan. Stratifikationen wahrgenommen haben will. —

⁂ Zwei Seiden-Ernten in Einem Jahre. — Einem Seidenwurmerzieher (éducateur de vers-à-soie), Namens Manvoil, zu Dolo in der venet. Lombardei, iſt es gelungen, mittelſt der Blätter des Maulbeerbaumes von den Philippinen zwei Seiden-Ernten in Einem Jahre zu gewinnen. —

⁂ Das ſo eben erſchienene Februarheft der „Revue des états du nord“ enthält in ſeinem Bulletin bibliographique ehrenvolle Worte über Bechſtein's „Luther,“ über Raumer's „England im Jahre 1835,“ worüber auch die engliſchen Zeitungen ſich weitläufig verbreiteten, und über E. Scävola's „Caroſa.“ Das neueſte Athenäum (vom 12. März) bringt eine motivirtere Beurtheilung über Leopold Schefer's (an earnest, thoughtful man) „Laienbrevier,“ nebſt einer Ueberſetzung mehrer aus demſelben angeführten Stellen. — A. Peſchier analyſirt in einem Artikel der Revue du Nord (Nro. 2), betitelt: „Grillparzer,“ dieſes edlen Dichters „Ahnfrau,“ „Ottokar“ und „goldenes Vließ.“ Obwohl der franzöſiſche Berichterſtatter über manche Details unrichtige Anſichten an den Tag legt, welche leicht rectifizirt werden könnten, ſo iſt es doch anerkennenswerth, daß er ſeinen Landsleuten, welche ſo manches unbedeutende deutſche Produkt, wie z. B. Tieck's lederne Mährchennovellen, überſetzt erhielten, das genauere Verſtändniß eines Dichters vorbereitet, welcher durch die Weihe des Genius hoch über allen jetzt lebenden dramatiſchen Dichtern Deutſchlands ſteht. Es wäre zu wünſchen, daß Herr Peſchier auch Grillparzer's: „Ein treuer Diener ſeines Herrn“ und deſſen herrliches Mährchen: „Der Traum ein Leben,“ gekannt hätte.

⁂ Meyerbeer's Hugenotten liefern faſt allen franzöſiſchen Blättern ſeit einigen Wochen einen unerſchöpflichen Stoff; die bedeutendſten Männer von Fach verbreiten ſich mit jener Gründlichkeit und Strenge, welche ein ächtes Kunſtwerk nicht zu ſcheuen hat, über des Tondichters neue Oper. So laſen wir im letzten Hefte der Revue des deux mondes einen geiſtreichen Aufſatz von H. Blaze, welcher als ein Muſter von Charakteriſtik angeſehen werden kann. Einen ſcharfen Contraſt zu dieſer Beurtheilung bildet eine mit C. F. unterzeichnete im „Bon Sens,“ welche Meyerbeer's Verdienſt bald ironiſch, bald mit bitterm Ernſt paralyſirt, und nur den zwei letzten Akten der neuen Oper Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wie dem auch ſei, — wir freuen uns, aus allen übrigen Urtheilen das Reſultat ableiten zu dürfen, daß in Meyerbeer's Oper ein deutſcher Geiſt weht, für deſſen Anerkennung ſich alle Stimmen vereinigen.

⁂ Johannes von Müllers „Schweizergeſchichte,“ nebſt den Fortſetzungen von R. Glutz-Blotzheim und Hottinger, erſcheint überſetzt und bis auf die neueſte Zeit fortgeführt von Charles Monnard und Louis Vulliemin, in 18—20 Oktavbänden, auf Subſcription. (Paris: Ballimore, Genf: Cherbuliez.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 78. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 31. März.

Liebeslieder.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

1.

Ich wollte gerne ſchweigen
Und tragen jeden Schmerz,
Wär' mir nur ganz zu eigen
Des Allerliebſten Herz.
Doch iſt der Wunſch vermeſſen!
Scheint nicht der Sonne Strahl,
Ohn' eine zu vergeſſen,
Auf jede Blum' im Thal?
Und hold im bunten Kleide
Steht jed' am goldnen Licht,
Gönnt andern auch die Freude
Und weiß vom Neide nicht. — —
Ein Strahl iſt dir beſchieden,
Wie jenem Blumenbild;
O ſei damit zufrieden,
Daß er dein Herz erfüllt.

2.

Sehe ich dein tiefes, treues
Wundervolles Augenpaar,
So erblick' ich nimmer Neues —
Nur mein Bild ſtellt ſich mir dar.
Und ich denke froh begnüget:
„Hat Natur mit heiter'm Scherz
Blum' und Mückchen oft gefüget
An des Bernſteins goldnes Herz:
Nun, ſo mag mein Bild ja wohnen
In des Aug's kriſtallnem Schrein!
Soll ja in der Bruſt auch thronen,
Heimiſch in der Seele ſein.“ —
Wehe mir! Kaum weggekehret
Haſt du deinen ſüßen Blick,
So bin ich nicht mehr verkläret,
Andres Bild ſtrahlt d'raus zurück. —
Holder, friſcher, bunter, neuer,
Wie die Welt es bietet dar, —
Sprich, iſt mir dein Herz nicht treuer,
Wie dein falſches Augenpaar?

3.

Wenn die Menſchen ſtaunend fragen:
Iſt die Lieb' denn ganz verblüht,
Welche ſonſt in frühern Tagen
Alle Buſen hat durchglüht?
Wenn ſie müde ſich geſonnen,
Was verflüchtigt hat den Strahl,
Der aus Himmelslicht geſponnen,
Nicht mehr glänzt im Erdenthal; —
Fürchtete ich nicht ihr Drohen
Meinem Übermuth — ich rief:
„Seht! er iſt zu mir geflohen,
Barg in meiner Bruſt ſich tief.
Denn die Liebe leidet Götzen
Nimmer neben ſich, und Ihr
Webet an gar manchen Netzen,
Um zu haſchen Schein und Zier.“ —
Daß mein Herze darf umſchließen,
Was die Erd' an Lieb' enthält,
Selig iſt's, denn dir zu Füßen
Leg' ich ſo die Lieb' der Welt.

4.

Die Lüge.

O nur Einmal noch verſinken
In des Auges Wunderpracht,
Wo zugleich die Sterne blinken
Und der lichte Morgen lacht.
O nur Einmal ſchweigend hören
Auf die Stimme tief und ſüß!
Engel könnte ſie bethören,
Locken aus dem Paradies.
O nur einmal noch erglühen
An des Lächelns Frühlingsluft,
Das in meiner Bruſt zum Blühen
Jegliche Empfindung ruft.
O nur Einmal träumeriſch liegen
An dem Buſen weich und feſt,
Auf des Herzens Schlag mich wiegen —
Vöglein ſchaukelnd ſich im Neſt.
O nur Einmal noch vergehen
An des Kuſſes Flammenflut,
Wenn die Seel' in Himmels-Höhen
Und in Lebens Wonnen ruht.
Nein! o nein! Einmal genüget
Dieſer heißen Seele nicht,
Und die falſche Lippe lüget,
Wenn ſie: „ewig ſo!“ nicht ſpricht.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Inzwiſchen hatte Veronika ihre Stunden verloren, um die ſelbſt auf ſich geladene Beſchuldigung Vinzent's Tod befördert zu haben, und die ihr erwachende Angſt wieder zu ringen, daß alles Leid, unter deſſen Drucke ſie ſeit ſieben Monaten geweint hatte, der Beginn der über ſie verhängten Strafe, und daß die von Traum zu Traum ſich verdichtende Seelennacht Eugen's nichts Geringeres ſei, als die Wirkung der durch ſie auf ihn herabgezogenen ſtrafgewaltigen Hand. Aber wie ſie auch rang, ſie vermochte keines Troſtes theilhaftig zu werden. Vinzent's Geneſung hatte ihre ſträfliche Nachgiebigkeit gegen das gierige Kind mindeſtens verhindert, und ſo war denn auch Eugen's Seelenverfinſterung ihr Werk. Mit martervoll ergrübelten Ahnungen ſich peinigend, durchirrte ſie mit Grauen das leere dunkle Feld ihrer Zukunft, um ſich im Voraus mit den Rädern bekannt zu machen, welche die göttliche Gerechtigkeit ihr unfehlbar beſtellt hatte zu Lebensbegleitern. Ihr erſter Blick fiel auf ihr Kind, welches, genährt durch ihre kummervergiftete Milch, faſt in Vinzent's Verkränkelung ſiechte; dann fiel ihr thränenvolles Auge auf ihren Schooß, der, wie ſie ſeit geſtern, die Angſt ihrer Ahnung verſchweigend ahnte, das Geheimniß eines neu erkeimenden Lebens bergen mochte in ſeiner Nacht. Ihr dritter Blick ruhte auf ihres unglücklichen Gatten Gemüthsverkümmerung, die einem unheilbaren Geſchwür gleich, um ſich fraß vor ihren Augen; und erfüllt von der Sorge für ihn vergaß ſie ihre andern Kummerquellen. Hier durft' er nicht weilen, oder ſeine Seelenverfinſterung drohte bis zur Unerleuchtbarkeit zu wachſen; aber zu einem flüchtigen Beſuche der Heimath, der ihn gerettet zu ihr zurückführen konnte, gebrach ihm der Muth, und völlige Rückkehr in ſein Vaterhaus an ihrer Hand war ungedenkbar, ſelbſt dann, wenn der Tod die Feſſeln gebrochen, die an Kunigunden ihn geſchmiedet hatten und an ſeinen Oheim, der ihn zu gewöhnen gewußt von Kindheit an, ſich der unabläſſig geübten Vaterrechte des mit geiſtlichen und weltlichen Waffen bewährten Stellvertreters ſeinen Eltern zu unterwerfen. — So fand Veronika überall, wohin ſie den Blick wandte, Werkzeuge für den ausgeſtreckten Strafarm Gottes, und nirgends ein Schild, die geliebten Häupter zu bedecken vor den ſichtbar aus allen Wolken drohenden Blitzen. — Doch hatte dieſe Beſchäftigung ihres Auges ſie wenigſtens gehindert, die Stunden zu zählen, welche während derſelben ihr verſchwunden waren in ihrer langwierigen Einſamkeit; erſt der einbrechende Abend mahnte ſie, die ungewöhnlich lange Dauer der Abweſenheit ihres Freundes zu meſſen, aber noch eh' ſie dem Schrecken über ſein Verweilen Raum geben konnte, traf ein Bote aus dem nahen Städtchen Gommern mit einem Briefe an ſie, ein. Der Brief enthielt folgende flüchtig geſchriebene Zeilen:

„Ich bin verwieſen worden aus der Feſtung; irgend ein Mißverſtand hat mich in den Verdacht der Späherei gebracht. Ich werde jetzt deinen Rath befolgen und in unſre Heimath eilen. Von dort aus ein Mehreres. — Dein

Eugen von Goßhorn."

Der Schrecken verſteinerte die unglückliche Veronika; ſo war denn der erſte der gefürchteten Blitze niedergefahren auf ihr Haupt, hatte ſie verwittwet, ihr Kind verwaiſ't! Verzweifelnd riß ſie die Kleine aus dem wohlthätigen Schlummer auf und ſchrie ihr zu: „Weine, weine, dein Vater iſt todt — todt für dich, für mich! Er wird im Beichtſtuhle bekennen müſſen, was wir ihm ſind, und der erbarmungsloſe Prieſter wird ihn feſthalten im Namen Gottes, und der fürchterlich kaltherzige Oheim, der nie Gatte war und nie Vater, wird deinen Vater, meinen Gatten in Ketten ſchlagen, bis ſeine Seele, ſehnſüchtig und zuſtrebend, ihre Feſſeln zerſprengt, und hinaufſchwebt zu Gott! Gott ſei uns barmherzig, uns Verlaßnen!"

Veronika's Jammer erweckte ihr kein hülfreiches Herz, aber alle Gläubiger Eugens, deren Klagſtimmen bis zu den Ohren des Kommandanten drangen, und dieſen erinnerte, daß der verdächtige Baron von Goßhorn eine Gattin zurückgelaſſen habe, die ebenfalls verhindert werden müſſe, das Werkzeug des geheimen Korreſpondenten ihres verwieſenen Gemahls zu werden. Eben, als — kaum vierundzwanzig Stunden nach Eugens Verbannung — deſſen Gläubiger ihr Eigenthum ſich getheilt hatten, kam der Platzmajor, um ihr anzukündigen, daß ſie ohne Verzug ihrem Gemahl folgen müſſe.

Das Hirn der Unglücklichen verwirrte ſich, als ſie den Boden weichen fühlte unter ihren Füßen und die Schranken ihrer engen Welt ſich erweitern bis zur grauſenerregenden Gränzenloſigkeit; ſie frug nicht, wohin ſie ſich wenden ſolle, denn von Allem, was ihr Geiſt in ſeiner Zerrüttung empfand und dachte, war das Einzige ihr klar, daß ihr Fuß nirgends eine Bahn zum Fluchtwege brechen könne, um ſie der göttlichen Rache entfliehen zu laſſen; und ſo würde ſie denn wahrſcheinlich blindlings fortgetappt ſein von Irre zu Irre, wenn nicht plötzlich ein zweiter von Eugen entſandter Bote ihr den Leitfaden in die krampfſtarre Hand gegeben hatte. Lange währte es, eh' ſie, die Augen, wie todt, auf das Papier geheftet, begriff, daß Eugen in Deſſau ſeine Uhr für einen ungeheuer hohen Preis verkauft, daß er, ihrer Bedrängniß eingedenk', den Erlös derſelben mit ihr theilte, und daß er ſie beſchwur, die weitere Nachricht von ihm nicht in Magdeburg abzuwarten, ſondern ſich in ein katholiſches Land zu flüchten. Und nun belebte und erleuchtete ihre Seele ſich wieder, und ohne Säumen eilte ſie ihrem Lichtſpender nach, um von ihm geführt das Aſyl zu betreten, in deſſen Schutz ſie die Entfaltung ihrer Zukunft erwarten durfte.

Sie erreichte Deſſau, aber ſie fand Eugen nicht mehr; vor ihr bewegte der Krieg die Völker, wie der Sturm die Wogen rollt, und an ihrer Bruſt fieberte ihr Kind; ſie zitterte, es hindurch zu tragen durch das tobende Gewühl, deſſen Schrecken, von Mund zu Mund getragen, an ihr Ohr ſchlugen. Sie ſetzte ihre Reiſe nicht fort, und ſchrieb Eugen, daß ſie hier ſeiner harren werde, um aus ſeiner Hand ihr Loos zu empfangen.

An die Wiege ihres krankenden Kindes gefeſſelt zählte Veronika die Nächte und die Tage, die ſtumm an ihr vorüberſchleichend, hinter ihr zu Wochen geſammelt ſich lagerten, und immer bänger werdend, je höher die Zahl der leeren Stunden ihr anwuchs, ſtarrte ſie ſo lange den langſam verrinnenden Zeitſtrom an, bis er zum Spiegel der Bilder ward, die ihre Angſt ſich erſchuf; und ſo ſah ſie denn jeden Augenblick ſchwer von ungeheuern Verhängniſſen den Häuptern ihrer Lieben entgegen rollen; aber wie erfinderiſch ſie auch war, die ihr vorüberſchwebenden Zeitblaſen Petarden ähnlich zu füllen, dennoch war der Strafengel, der ſie verfolgte, zwar ungeläufiger, aber noch erfinderiſcher als ihre Phantaſie. Die Hand des Geliebten den Giftkelch miſchen zu ſehn für ſeine Lieben, den Schrecken eines ſolchen Hellblicks verträumend aufzunehmen, deſſen war ihr Auge nicht fähig. Nach Ablauf der dritten Woche ihrer Einſamkeit lief folgendes Schreiben von Eugen ein: „Ich habe mein Verſprechen dir gebrochen, Veronika. — Ich habe meine Pflichten gegen dich verrathen, um deine und meine Seele dem Himmel zu retten. Ich habe mein Gewiſſen entbürdet im Bekenntniſſe unſerer Sünden.“

Hier floſſen die Schriftzüge in einander vor Veronika's Augen. Auch war es nicht erforderlich weiter zu leſen, um die Bedingung kennen zu lernen, unter welcher ihm die Fürbitte der Heiligen um ſeine Begnadigung zugeſagt worden; dieſe Bedingung war: Trennung von ihr. — Was konnte dieſer vielzeilige Brief ſonſt noch enthalten? – Die Schilderung des Schmerzes, der, während der Rückkehr des Unſeligen zu ſeinen älteren Pflichten, ein nimmerſatter Vampyr, an ſeinem Leben nagte? Ach, ſie kannte ja das fürchterliche Antlitz dieſes Ungethüms! — ſie hatte es ja längſt ſchon genährt mit ihren hoffnungsloſen Thränen; — ſein Athem hatte längſt ſchon die Nahrung vergiftet, die ſie ihrem Kinde gab. — Es dauerte lange, ehe die Sehnſucht, das letzte Wort ihres geſchiedenen Freundes zu vernehmen, ihren umflimmerten Augen die Sehkraft wiedergab. Aber die erſten Zeilen, deren Sinn ſie wieder fähig wurde zu faſſen, trieben die undurchſichtlichen Wolken wieder zuſammen vor ihr, und nun, wie im Traume redend, ſtammelte ſie; die geleſenen Worte, noch einmal aneinander reihend in mühſamem Sinnen. „Wie Abälard und Heloiſe einander wiederſahn, nachdem ſie gebüßt hatten, und ihre Liebe göttlich rein geworden war; er ein Geweihter des Herrn, ſie eine Braut des Himmels — ſo wollen wir einander wiederſehn, wenn noch Begegnung für uns iſt auf Erden!“ — Sie ſann, und wiegte mit einem aus Luſt und Weh gemiſchten Seufzer die Laſten ihrer Bruſt; der Lebensgefährte — der Gatte war ihr verloren, aber Gott — kein lebendiges Weib hatte ihn gewonnen! — Sie war die Wittwe eines zum Himmel gegangenen Gatten, und das Kind die Waiſe eines von der Erde geſchiedenen Vaters; ihr und ihres Kindes Verhältniß zu dem Geſchiedenen war ein edleres geworden, als es zu dem Genoſſen geweſen. — Aber das Gefühl ihrer Erhebung war dennoch kein freudiges; ſie wußte, daß der Himmel nichts hatte, um Eugen für ihren Verluſt zu entſchädigen; ſie wußte, er werde ſich verzehren in gramvoller Sehnſucht nach ihr, und dieſer Gedanke mit ſeiner Schwere wog die Lichtgedanken auf, die ihr die Seele erleichtert hatten.

Mit dem Gefühl einer Liebenden, die den letzten Willen eines ewig ihr entrißnen treuen Herzens vernimmt, las Veronika nun Eugen's Brief ganz, und begegnete nun auch Zeugen ſeiner Sorge für ihr Seelen- und ihr leibliches Heil. Er hatte Mittel gefunden, durch ein Leipziger Handlungshaus unterſtützt, das Verbot der Geldausführung zu umgehen, und wies ſie an, die ihr geretteten ſechstauſend Dukaten von dieſem Handlungshauſe in Empfang zu nehmen. Hiernächſt ſprach er die Hoffnung aus, dieſe Summe aus ſeinen Mitteln verdoppeln zu können, bevor er ſeinen Entſchluß, ſich in ein Kloſter zu retten, ausführe, und ſchloß den langen Brief mit der Beſchwörung, Veronika möge, wenn die Pflicht für ihr Kind ſie hindere, den Schleier zu nehmen, wenigſtens durch ein weltentſagendes Gelübde ſich den Heiligen des Himmels nähern, vor Allem aber das Ketzerland meiden, deſſen Luft und Sonne die Seelen verpeſte.

Dieſe letzte Forderung brachte Veronika in ſchwere Entzweiung mit ſich ſelber; ſie konnte nicht unter den Schutz ihrer mütterlichen Kirche zurückkehren, ohne die zarten Geheimniſſe ihres Gewiſſens dem Auge eines prieſterlichen Richters zu enthüllen; was ſie zu beichten gehabt hatte bis zu der Stunde ihres Falles, all die kleinen Verſündigungen eines ſchuldloſen Mädchenherzens, das dünkte ihr jetzt ſo leicht zu wiegen, und doch wie ſchwer war es ihr von den Lippen geglitten; woher ſollte ſie nun die Kraft nehmen, unter den Augen eines Mannes die Laſt zu bewegen, deren Gewicht ſie bisher ſich ſelbſt verhehlt hatte? — Und dennoch rang ſie ſich das Gelöbniß ab, den letzten Wunſch ihres Freundes zu erfüllen, und ſobald die Waffenruhe den Straßen Sicherheit bringen werde, die Flucht nach Hildesheim anzutreten. Dieſen Entſchluß theilte ſie ihrem Freunde mit, und legte in ſeine Hände das Gelübde ihrer Weltentſagung ab.

Dieſer Brief blieb unbeantwortet; ſie hörte überhaupt nichts mehr aus Franken; das Handlungshaus, welches ihre Gelder ihr auszahlte, nannte einen Nürnberger Banquier deſſen Abſender. So ſtumm verſtrich Zeit auf Zeit; Veronika's Töchterchen genaß, und die, kurz vor Eugen's Trennung ihr aufgegangene Ahnung, daß ein zweifaches Band ſie mit ihm verbinden werde, ward Gewißheit; ſieben Monate lang hatte Eugen geſchwiegen, als ein mit ſeinen Zügen geſchmückter Sohn ſich ſeiner Tochter geſellte, und den Vater von der jammernden Mutter forderte.

An dem Tauftage des kleinen Vaterloſen lief von dem bekannten Leipziger Handlungshauſe die Anzeige ein, daß es beauftragt ſei, Veronika abermals ſechstauſend Dukaten zu zahlen. — Und mit dem Jammerrufe: „Das iſt ſein Todesgruß! Jetzt iſt er geſchieden von der Welt!“ ſank die Heimathloſe, die Gattenloſe, hoffnungslos zwiſchen den Lagerſtätten ihrer Waiſen nieder.

Schon bis über die Hälfte hinaus war das zweite Jahr der Vereinſamung Veronika's vorgeſchritten, und immer noch hatte ſie an dem fortdauernden Kriege ein erwünſchtes Hinderniß gefunden, dem letzten Willen ihres Freundes gemäß, ſich nach Hildesheim zu überſiedeln. Ihre Kinder blühten in Kraft und Lieblichkeit, aber ihre Blüthe war welk und um ihrem beſtändigen Kränkeln das drohende Umſichgreifen zu wehren, hatte ihr Arzt ſie gezwungen, ſich einer Kur zu unterwerfen, die mit dem Gebrauch eines Mineralwaſſers begann. Auf einer ſolchen Kurpromenade begriffen, ward ſie durch den Gruß eines Mannes überraſcht, deſſen Stimme ſie an die Eigenthümlichkeiten ihrer heimathlichen Sprachweiſe erinnerte. Sie blickte den Fremden an; es war ein ältlicher Mann, von kleiner, zuſammengedrückter Statur; eine überaus breite Stirn, ein kleines graues Augenpaar und ein dünnlippiger, aber langgeſpaltener Mund gaben ſeinem Geſichte nichts Anziehendes, und ſchon hatte Veronika das Auge von ihm abgewandt, als er ihr den Weg vertrat, und ſie mit der Frage anredete, ob ſie, wie aus ihrem Namen zu ſchließen ſei, den er hier nennen gehört, eine Verwandte der im Steigerwalde anſäſſigen Freiherren von Goßhorn ſei?

Veronika wechſelte die Farbe, und die Frage durch einen flüchtigen Wechſel von Neigen und Schütteln des Hauptes ſehr zweideutig beantwortend, forſchte ſie, ob der Fremde etwa Mitglieder jener Familie kenne? — dieſer bejahte, und ſetzte hinzu, daß er, ein Würzburger Weinhändler, erſt in der vorigen Woche ein Geſchäft von Belang mit dem Baron Eugen von Goßhorn gemacht habe, deſſen bevorſtehende Hochzeit mit der Komteſſe von Goeler eine Ergänzung ſeines ſehr vernachläſſigten Kellers fordre.

In Veronika's Adern gerann das Blut. „Eugen?“ ſtammelte ſie. „Eugen von Goßhorn? — war dieſer nicht vermählt? — und — hat er ſich nicht zurückgezogen in ein Kloſter?“

„Ich entſinne mich,“ antwortete Herr Caſpar — ſo hatte der fremde Weinhändler ſich genannt; — „es war vor etwa anderthalb Jahren, als der Baron aus ſeiner Gefangenſchaft zurückkehrte, die Rede von ſeiner Abſicht: Profeß zu leiſten. Man wollte nämlich wiſſen, daß er in Magdeburg eine Verbindung mit einer Lutheranerin angeknüpft, ja, ſogar, daß er ſich mit derſelben habe trauen laſſen, und um ſein Gewiſſen zu ſühnen, nun die Tonſur nehmen wolle; aber ſein ſchlauer Oheim, ein alter deutſcher Ordensherr, hatte die Gewiſſensſühne ſeines Neffen auf eine andre Art bewerkſtelligt. Zuvörderſt brachte er ihn nach Ems, und während er dort mit der jungen, ſchönen Komteſſe Goeler zuſammengeführt wurde, gelang es den daheim beſtellten Helfershelfern des Ritters, die Frau Baronin — ſie iſt ein gebornes Fräulein von Ledow — durch nächtliche Geiſtererſcheinung und andre Teufelskünſte ſo in Angſt zu jagen, daß ſie den Schleier nahm zur Büßung ihrer Sünden. Nun fand man, wie erzählt wird, die lutheriſche Ehegenoſſin des Barons mit einem Stück Geld ab, und nun ward es ſchon leichter, Angeſichts der ſchönen Komteſſe ihn einſehen zu laſſen, daß er vor allen Dingen verpflichtet ſei, für den Fortbeſtand ſeiner Familie zu ſorgen. Die Ehe des Baron Eugen iſt getrennt und ihm der erbetene Dispens zum Abſchluß einer andern ſtandesmäßigen Verbindung bewilligt worden. Aber trotz der bewerkſtelligten Hinwegräumung aller Hinderniſſe würde der junge ſehr brave Herr ſich wohl nicht entſchloſſen haben, ſeinem Gewiſſen eine neue Laſt aufzuladen, wenn nicht, wie man verſichert, die beſtimmte Nachricht eingegangen wäre, daß die Lutheranerin in Magdeburg mit einem Offizier durchgegangen ſei.“

„Ich?“ ſchrie Veronika, Alles vergeſſend, was ſie zu verbergen hatte. „Ich — mit einem Offizier? — O, Jeſus Maria! das iſt eine Lüge eines vollendeten Teufels!“

„Sie?“ — fuhr der Fremde erſchreckend zuſammen. „Sie wären ſelbſt die unglückliche, verlaſſne Gemahlin des grauſam getäuſchten Herren.“ — (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ Populariſirung der Muſik in Paris. — „Bald werden wir, ſo ſchreibt ein franzöſiſches Tagblatt, das Geburtsland Mozart's oder die Heimath Roſſini's um Nichts mehr zu beneiden haben; — die Muſik wird populär bei uns. Dank ſei es den Vorſtellungen des Herrn Orfila, — Mitglied's des königl. Rathes des öffentl. Unterrichtes, — Profeſſor Wilhelm iſt beauftragt worden, den muſikaliſchen Unterricht in die Mehrzahl der Pariſer Elementarſchulen einzuführen . . . Die Kinder, die einige Anlagen für den Geſang zeigen, erhalten jetzt Stunden von ausgezeichneten Meiſtern. Aufſeher (Moniteurs) präſidiren den Wiederholungen und Uebungen jedes Tages und Herr Wilhelm hält an jedem Donnerſtag ſeine Inſpektion. Die vierzig Schulen von Paris ſind in 4 Hauptcantone getheilt, welche abwechſelnd von dem Meiſter beſucht werden.“

Am [illegible]. vorigen Monats hat nun auf dem Stadthaus die erſte allgemeine Verſammlung der jungen Sangſchüler ſtattgefunden. Etwa [illegible] Kinder, beiderlei Geſchlechts, von 6 bis 9 Jahren, haben Joſeph's Gebet, von Mehul, den Chor der Iſismyſterien, von Mozart, ein Duo aus Bellini's Puritanern und ein köſtliches Lied von Spaeth: „c'est notre beau pays“ — und mehrere andere Stücke recht brav geſungen, und für die Zukunft fröhliche Hoffnungen erweckt. —

⁂ Lebensphiloſophie von Azaïs. — Die in Nro. 65 des Phönix erwähnte Schrift von Azaïs: de la vraie médecine et de la vraie morale — ſchließt mit folgenden Sätzen:

„Glück iſt Geſundheit des Körpers und Frieden der Seele. Geſundheit beſteht im Gleichgewicht der Säfte; die der Seele im Gleichgewicht der Ideen. Beide Zuſtände ſind untereinander ſolidariſch; die Verirrungen des körperlichen Verhaltens, indem ſie die Geſundheit des Körpers ſtören, trüben auch den Frieden der Seele; die Irrthümer des Denkens, indem ſie den Frieden der Seele trüben, ſtören auch die Geſundheit des Körpers. Die geſunde Arzneilehre und die geſunde Moral, oder die Vernunft im Verhalten und Denken, — ſind alſo gleichmäßig zum Glück unentbehrlich.“ —

⁂ Ferdinand Raimund, als Schauſpieler und als Dichter gleich genial, gibt jetzt in Prag Gaſtrollen; das Prager Publikum, deſſen Beifall aus dem Grunde, weil es ihn ſtets vorſichtig und ſparſam ertheilt, hoch anzuſchlagen iſt, beweiſ't ihm einen Enthuſiasmus, welcher bisher unerhört war. Raimund ſoll dem Vernehmen nach von Prag nach Hamburg reiſen, und auch dort Gaſtrollen geben. Warum müſſen wir in Frankfurt die Labung ſeiner Poeſie entbehren? — Weil er Poeſie mitbrächte. Wir — hätten Seydelmann beſitzen können, wir — hätten Raimund ſehen können!! Seydelmann wurde hingehalten, bis es — zu ſpät war. Raimund war hier und geneigt, Gaſtrollen zu geben, — aber er ſah ſich die Bretter an, ſchüttelte den Kopf und — reiſ'te am andern Morgen in aller Stille fort. Glücklicher Raimund!

⁂ Pſychologie von Ahrens. — Von A. Ahrens, der mit Erlaubniß der Regierung philoſophiſche Vorleſungen in Paris hält, iſt jetzt der erſte Band ſeines Cours de psychologie bei Merklein daſelbſt erſchienen. —

⁂ *Le Roman de Brut.* — Der erſte Band des bisher noch ungedruckten Roman de Brut, von Robert Wace, einem Dichter der Normandie aus dem XII. Jhdt., herausgegeben von Leroux de Lincy, iſt am 1ſten v. M. erſchienen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 79. 1836.

Phönix.

Freitag, 1. April.

Glück und Leid.

Auf des Berges höchſtem Gipfel
Ruhete das Glück, das holde,
Strahlend wie die Roſ' im Maien,
Ein geſchmücktes Götterweib.

Um die blonden Locken ſchmiegte
Sich ein Kranz von bunten Blüthen,
Himmelblau, mit goldnen Sternen
Reich beſät, war ſein Gewand.

Neben ihm, im ſchwarzen Kleide,
Saß gedankenvoll das Leiden,
Um die langen, dunklen Locken
Flatterte ein ſchwarzer Flor.

Lächelnd ſprach das Glück zur Schweſter:
„Durch die Wolken will ich ſchweben,
Nieder auf die Erde ſtreuen
Duft'ge Blüthen, hold und ſüß.

Und wem ſolche Blüthe worden,
Der wird ſelig aufwärts blicken,
Leben wird er, himmliſch lebet
Der, dem eine Roſe glüht.“

Ernſt und milde ſpricht das Leiden:
„Durch die Wolken will ich ſchweben,
Nieder auf die Erde weinen
Thränen heiß aus meinem Blick.

Und wem eine ſolche Thräne
Aus des Leidens Auge worden,
Der wird leben, nicht der Andre,
Dem du deine Blüthen weihſt.

Beide ſcheiden, zu erfüllen,
Was ſie feierlich gelobten,
Jede meint: ſie gäbe Leben
Und die andre bringe Tod.

Wieder ruhen ſie nach Jahren
Auf des Berges höchſtem Gipfel,
Sehn ſich, auf die Erde ſchauend,
Ernſthaft und dann fragend an.

Lieblich ruh'n auf bunten Blüthen
All' die Günſtlinge des Glückes,
Flüchtig eilt dahin ihr Leben,
Wie ein leichtbeſchwingter Traum.

Was ſie ſind, und welche Kräfte,
Welche Lieb' im Innern wohnen,
Bleibet ihnen unergründet,
Denn ihr Leben iſt ein Traum.

Ruhelos in ſtillen Nächten
Weinen, denen eine Thräne
In den Lebenskelch gefallen,
Mächtig klopft ihr banges Herz.

Langſam ſchwinden ihre Tage,
Jeder Augenblick verkündet
Ihnen neue Liebesflammen,
Ihnen neue Lebenskraft.

Und das Glück ſenkt ſtill die Augen,
Fühlt die hohe Macht des Leidens,
Fliehet in das Reich der Träume:
Doch das Leid ſteht feſt und ſtill.

Caroline Leonhardt.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Da rief Veronika dazwiſchen: „Ja, mein Herr, ja, ich bin die unglückliche, verlaßne — — Gattin des Getäuſchten! Ich will — ich will ihn retten von dem fürchterlichſten Verrathe, von dem Verrathe an ſeinem Blut! Ich will — aber — o, ihr himmliſchen Erbarmer, kräftigt mich! Meine

Glieder ſind ſtarr — meine Gedanken verwirren ſich! Gott, der gerechte Gott verläßt mich!“

„Nein, der allgütige Gott verläßt Ihro Gnaden nicht, deß Zeuge iſt meine Sendung,“ erwiederte Herr Kaspar, „meine Sendung zu Ihnen grade jetzt, da es noch Zeit iſt, eine unſühnbare Miſſethat zu verhindern. Eilen Ihro Gnaden, Ihren Entſchluß zu vollführen, zeigen Sie ſich Ihrem Herrn Gemahl und er wird zur Stelle die Anſchläge ſeines Oheims vernichten. Sie werden ſich das dreifache Verdienſt erwerben, Ihren Gemahl zu der theuerſten ſeiner Pflichten zurück zu führen, Ihr eignes Glück zu retten, und eine dritte Perſon vor Verzweiflung zu ſchützen. Ich will Ihnen nämlich entdecken, daß die junge Komteſſe Goeler bereits ihr Herz verſagt hat, und nur dem mütterlichen Zwange nachgebend, den Verlobungsring trägt, der ſie Ihrer Hoffnungen beraubt. Ich ſehe mit Freuden Sie entſchloſſen, ſich Ihrem Gemahl wieder zu geben, aber ich rathe Ihnen, die Ausführung Ihres Entſchluſſes nicht aufzuſchieben, da die Hochzeit der Verlobung raſch folgen dürfte. Um ſicher vor den feindlichen Streifpartheien zu reiſen, wählen Sie ihren Weg über Eisleben, Sondershauſen und Gotha; auf dieſer Straße bin ich geſtern unangefochten hier angekommen, und würde mich freuen, auf derſelben wieder mit Ihnen zuſammen zu treffen, da ich morgen meine Rückreiſe anzutreten gedenke.“

Es dauerte lange, eh' Veronika, bewacht von dem lauernden Blicke des Weinhändlers, zu antworten vermochte; endlich war ſie einig mit ſich. „Ich danke Ihnen; — ich werde auch reiſen — vielleicht heute ſchon,“ hauchte ſie, verneigte ſich flüchtig und enteilte, ohne den Ausdruck hoher Befriedigung wahrzunehmen, der in dem Geſichte des Herren Kaspar ſich malte, als er, mit den Fingern in ſeiner Doſe wühlend, ihr nachblickte.

Schon in Eisleben war Veronika durch Herrn Kaspar eingeholt worden, der nun nicht mehr ihren Wagen verlaſſen hatte, und in dem biſchöflich Würzburgiſchen Luſtorte Wernek, eine ſchwache Tagereiſe von ihrem Ziel die Ruhbedürftigkeit ihres jüngſten, durch eine fünftägige Schnellreiſe ſehr erſchöpften Kindes zum Vorwand nahm, ſie zur Raſt zu zwingen. Er benutzte dieſe zur Entſendung eines Boten, um Erkundigung einzuziehn, ob der Baron von Goßhorn auf ſeinem Schloſſe anweſend ſei, oder ob man ihn bei ſeiner Braut in Regensburg aufſuchen müſſe.

Dieſe Theilnahme eines fremden Mannes, ſein Eifer für die Förderung ihres Zwecks befremdeten Veronika; noch befremdender aber war ihr die Art der Gaſtfreundſchaft, mit welcher er, und ſie um ſeinetwillen, von dem Bewohner eines der pallaſtartigen Gebäude, welche das biſchöfliche Schloß umgaben, empfangen wurden. Ihr Wirth war ein geiſtlicher Herr, und die Zuvorkommenheit, mit welcher er ſein ganzes Haus zur Verfügung ihres Begleiters ſtellte, gränzte an Unterwürfigkeit. Zum erſtenmale begann ſie zu ahnen, daß unter der beſcheidenen Larve des Weinhändlers Kaspar eine Perſon von Bedeutung ſich verbergen möge. Sie ward ſehr unruhig, und hatte ſchon früher die Frage ſie beklemmt, welcher Veranlaſſung die Fürſorge dieſes Unbekannten ſie danke, ſo entartete dieſe Beklemmung jetzt zur Beängſtigung, welche Hand in Hand mit ihren älteren Ängſten gehend, die lange Reihe derſelben verlängerte. Es ward dunkel, aber Schlaf brachte die Nacht ihr nicht; in Sinnen ſich vertiefend, fing ſie an, ſich Vorwürfe zu machen, nicht zuvor, ehe ſie die Reiſe angetreten, ihrem Freunde geſchrieben zu haben; aber da fiel ihr ein, daß ihr Brief dem Oheim hätte in die Hände fallen, und für Eugen verloren gehen können; und nun fing die Furcht vor dieſem, ihr ſo feindſelig geſinnten Oheim, deſſen Einfluß auf Eugen ſie kannte, ihre Seele heftig zu bewegen an. — Da hörte ſie, in ihrer Ängſtlichkeit auf jedes Geräuſch achtend, eine Karoſſe ſchwerfällig durch die Nachtſtille heranrollen. Es verſtummte vor der Thür dieſes Hauſes, und eine laute Stimme frug: „Schläft der hochwürdige Herr ſchon?“ — Und nun antwortete die an ihrem Geſchnarre nicht zu verkennende Stimme des Hausherrn: „Nein, ſeine Hochwürden haben auf Sie gewartet, verehrteſter Herr Obriſtwachtmeiſter.“ — Veronika ſtutzte; galt der „Hochwürdige“ ihrem Begleiter? — kaum hatte ſie dieſe Frage gedacht, als ſie einen tanzartig leichten Mannesfuß die Treppe hinaufhüpfen hörte; ſie warf den Mantel über und lüftete die Thür; da ſchritt ein junger Mann über den Korridor hinweg, an deſſen Ende eine Thür ſich öffnete, aus welcher, ein brennendes Licht in der Hand haltend, der angebliche Weinhändler dem Kommenden entgegen trat. „Endlich kömmſt du, Neffe,“ hörte ſie ihn flüſtern, und nun ſchloß hinter beiden die Thür ſich. Schnell huſchte ſie hinaus und legte das Ohr an dieſelbe. — „Bringen Sie ſie?“ frug der Neffe. — „Ich bringe ſie; ich hab's dir ja verſprochen, eine Pulvertonne zwiſchen das Paar zu werfen,“ erwiederte der Andere, und forſchte nun ſeinerſeits: „Wie iſt's, wann kommt die Gräfin an mit ihrer Tochter bei dem Bräutigam?“ — „Morgen Abend,“ antwortete der Neffe. — „So; alſo morgen muß ich unſer Pulverfaß hier noch feſthalten,“ verſetzte der Oheim. „Das wird ſchwer werden,“ ſetzte er hinzu; „ſehr ſchwer; doch ich werde ihren Kindern ein Pülverchen beibringen morgen früh; verſteht ſich, etwas Unſchädliches, das ſie jedoch verhindert zu reiſen, denn ſie darf nicht früher eintreffen, eh' die Braut da iſt; es iſt ſonſt zu fürchten, daß der Alte ſie in Empfang nähme, und ſie unſichtbar mache.“

Schon die letzten Worte gingen Veronika verloren; ſie hatte gehört, daß ihren Kindern etwas eingegeben werden ſolle, was ſie krank mache, und das war hinreichend, all' ihre Sinne zu lähmen. Von dem geheimen Zwecke jener Beiden begriff ſie nichts, nur das begriff ſie, daß ſie keinen Augenblick verlieren dürfe, um ihre Kinder zu retten. Und ſo flog ſie denn zurück in ihr Zimmer, weckte ihre Kammerfrau, gebot ihr ganz leiſe den Kutſcher anzuweiſen, ohne Geräuſch den Wagen zu beſpannen, kleidete die ſchlaftrunkenen Kinder an, und ſaß nach Verlauf einer Stunde in ihrer Kutſche, welche eilig dem Steigerwalde entgegenrollte.

Es war gegen Mittag, als ſie die Gränze der Goßhorner Herrſchaft, die Brücke der brauſenden Schwarzach überflog, deren Wellen ihr Boten dünkten von dem Schloſſe, deſſen Thürme, jenſeits der Bergkuppen emporragend, ſich eben geſpiegelt hatten auf der, ihre grauen Füße beſchäumenden Waſſerfläche; da rollte auf einem Nebenwege eine goldſtrotzende Staatskaroſſe ihr ſchräg entgegen; der Athem ſtockte ihr; dieſe Livree, hellblau und Silber — es war die des Goßhorniſchen Hauſes; dieſe ſechs Iſabellen — es war das alte Prachtgeſpann des Ritters von Goßhorn, der neugierig, den Gaſt kennen zu lernen, welcher dem Schloſſe ſeines Neffen zueilte, den Kopf aus dem Wagenfenſter ſteckte, und dem Schreckruf: „Jeſus Maria! Fräulein Ledow!“ ein donnerndes „Halt!“ ſeinem Kutſcher geltend, anhing. — Beide Kutſcher hielten. — Das: „Fort! Fort!“ welches Veronika dem ihrigen zurief, verſchwebte lautlos in dem Brauſen und Schnarchen der ungeduldigen Iſabellen. — Einen Augenblick ſpäter, und der Ritter ſtand vor ihrem Wagen.

„Was führt Sie hieher, Fräulein Ledow?“ frug er, doch ſchnell ſich beſinnend ſetzte er hinzu: „Wir wollen die Domeſtiken nicht zu Zeugen unſres Geſprächs machen; mein Jüngferchen, ſteige ſie aus; ich werde ihren Platz einnehmen.“ Die Kammerfrau ſtieg aus, und er ſetzte ſich an Veronika's Seite, nachdem er einem ſeiner Lakaien den Befehl zugeflüſtert hatte, den fremden Kutſcher auf den Weg nach dem Forſthauſe hinzuleiten.

„Nun, Fräulein Ledow, ſind wir ungeſtört, und können uns mit einander verſtändigen,“ hub der Ritter an. „Die beiden Kinderchen — ſind es die Ihrigen? — ei, ei; ſehr niedliche Kinder; nun, die werden uns nicht verſtehen; alſo nun laſſen Sie mich meine Frage wiederholen: in welcher Abſicht kommen Sie?“

„Das werd' ich Ihrem Neffen ſagen,“ verſetzte Veronika ſich ermuthigend. — „Meinem Neffen?“ entgegnete der Oheim. „Gut, dazu ſoll Ihnen Gelegenheit werden, nur heute nicht, denn heute — doch da Sie ihre Ankunft grade auf dieſen Tag vorbereitet haben, ſo darf ich nicht zweifeln, daß Sie bekannt mit dem Beſuche ſind, den wir heute erwarten, und daß Sie die Abſicht haben, ſich meinem Neffen in Gegenwart ſeiner Braut zu präſentiren. Eine ſolche Beunruhigung der Komteſſe darf ich indeß nicht zugeben.“

„Was ich der Komteſſe von Goeler zu entdecken habe, wird ſie beglücken, nicht beunruhigen,“ erwiederte Veronika. „Ich weiß, daß die Komteſſe nur dem Zwange gehorcht, indem ſie Ihrem Neffen die Hand reicht; ich weiß, daß ihr Herz ſich einem andern Bewerber zugewandt hat, und daß auch Eugen nur widerwillig opfert, nur, weil er an allem Erdenglücke verzweifelt, weil er umſtrickt von herzloſen Führern, aus deren Händen ich ihn erlöſen will.“

„So? — ei, was Sie mir da Alles erzählen!“ rief der Ritter ſpöttiſch. „Nun, daß mein Neffe nicht eben ſo außerordentlich widerwillig ſich opfert, und vor der Zerbrecherin ſeiner Bande ſich mehr entſetzen wird, als vor den herzloſern Verſchürzern derſelben, das wird er unfehlbar ſelbſt Ihnen einleuchtend machen, wenn Sie darauf beſtehen ſollten, ihn zu behelligen, wozu Sie, meines Erachtens nach, durchaus keine Veranlaſſung haben, da Sie mit Ihren Anſprüchen an ihn völlig abgefunden ſein dürften. Was indeß Ihre Meinung anbetrifft, daß ein anderer Bewerber das Herz der Komteſſe gerührt habe, ſo kann ich dieſe Meinung dahin berichtigen, daß der einzige Nebenbuhler, den mein Neveu zu bekämpfen gehabt hat, ein junger kurmainziſcher Kavalier geweſen, der jedoch erſt im vorigen Jahre aus dem Irrenhauſe entlaſſen worden iſt. Sein Oheim, ein gewiſſer Dombechant von Schmieggher, hat zwar ſein Möglichſtes gethan, um die Komteſſe für ſeinen Neffen zu gewinnen, und beinah möcht' ich auf die Vermuthung kommen, daß er Sie, mein holdes Fräulein, zu ſeiner Mitkämpferin geworben hat; nun, ſollte das der Fall ſein, ſo werden Sie ja wohl den jungen Herren Major genugſam kennen gelernt haben in ſeiner Erbärmlichkeit, um zu begreifen, daß das Herz der Komteſſe eben nicht allzu innig zu dieſem Bewerber ſich hingeneigt haben konnte. — Doch wir ſind jetzt an unſerm Ziel; hier in dieſem Häuschen werd' ich Ihnen ein Zimmer anweiſen laſſen; ruhen Sie heut und pflegen Sie Ihre Kinder; morgen komm' ich wieder, und ſollten Sie alsdann noch nicht andren Sinnes geworden ſein, wohlan, ſo werd' ich Ihnen meinen Neffen bringen. — Beliebt es, auszuſteigen?“

Veronika blickte auf; vor ihr lag das ihr wohlbekannte herrſchaftliche Forſthaus; an der Thür deſſelben ſtand eine fremde Frau zu ihrem Empfange bereit. Sie entſann ſich der geſtrig gehörten Worte ihres bisherigen, geheimnißvollen Begleiters: „Der Alte wird ſie in Empfang nehmen, und ſie unſichtbar machen.“ — Und nun brach ſie aus: „Nein, ich will hier nicht bleiben! Ich will auf das Schloß fahren!“ — Aber noch eh' ſie über dieſen Entſchluß mit ſich eins geworden war, hatte, auf einen Wink des Oheims, die fremde Frau ihre Kinder aus der Kutſche gehoben und ſie in das Haus getragen. — „Meine Kinder!“ ſchrie Veronika, ihnen nachſtürzend, und hinter ihr flog die Thüre zu. — Sie war abgeſchnitten von ihren Leuten.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

31) Paris und die Pariſer im Jahre 1835. Von Frances Trollope, Aus dem Engliſchen uberſetzt von O. v. Czarnowski. 2 Bände. Aachen und Leipzig, Verlag von J. A. Mayer. 1836.

Ein allerliebſtes Gedicht von Bechſtein, ein wahrer Eulenſpiegel in Holzſchnitt-Manier, heißt der Verdrießliche, und variirt folgendes Thema:

> Ich bin verdrießlich;
> *Weil* ich verdrießlich bin,
> Bin ich verdrießlich.

Miſtriß Trollope iſt eine verdrießliche Reiſende par excellence; ſie gibt ſich überall große Mühe, fatal zu werden, — nehmt es ihr nicht übel, ſie leidet an der Galle, und ſieht alles durch die Brille ihrer Bizarrerie. Dieſe Bizarrerie kann uns oft amüſiren; in endloſer Wiederholung aber langweilt ſie. —

Das Buch über Paris und die Pariſer iſt ein Beweis für unſere Behauptung, und wir bedauern, daß die verdrießliche Reiſende ihr Talent ſo gänzlich von fixen Ideen überwältigen und begraben läßt. Wir ſind nicht ſo blind partheiiſch, um es einem Schriftſteller als Verbrechen anzurechnen, wenn er ſich aus Partheianſichten nicht auf einen höheren humanen Standpunkt erheben kann; aber er ſoll unſres Bedünkens nach wenigſtens darnach *ſtreben*, und nicht gar etwas darin *ſuchen*, ſich einſeitig zu zeigen.

Wir würden uns deßhalb auch um der Miſtriß Trollope ihren craſſen Toryſmus wenig kümmern, wenn er uns nur wahr erſchiene; wir halten ihn jedoch für affektirt und können deßhalb über die Anmaßung nur lächeln, mit der ſie über Dinge ſpricht, welche ſie nicht verſteht. Ihre veraltete Berſerkerwuth gegen O'Conell und den Katholicismus kann man einem Weibe verzeihen, welches ſich nichts geringeres einbildet, als eine Art von Caſſandra zu ſein; man muß es wohl auch entſchuldigen, wenn ſie ſociale und literariſche Fragen mit naiver Autorität entſcheidet, — was letztere betrifft, ſo haftet ſie an Einzelnheiten, und dehnt ihr Urtheil darüber gleich auf das Ganze aus, — was aber erſtere angeht, ſo vermuthen wir, daß hier und da ein Schelm ihr bald mit feiner Ironie, bald mit plumper ein ernſthaftes Cadeau machte.

32) Oſt und Weſt. Reiſen in Polen und Frankreich. Von R. O. Spazier. Stuttgart, Brodhag. 1835.

Hier haben wir ein andres Panorama von Paris vor uns; der Verfaſſer deckt wie der diable boiteux die Dächer vor uns ab und läßt uns den inneren Haushalt belauſchen. Gewiß, dieſe Darſtellung: „Frankreichs" iſt eine der intereſſanteren, welche wir ſeit langer Zeit von einem Nichtfranzoſen erhielten, ſie iſt pſychologiſch genau, und oft ohne Übertreibungen zu Gunſt oder Mißgunſt. — An dieſe Darſtellung reihen ſich zwei nicht minder intereſſante Mittheilungen: „Der General Lafayette" (mit welchem der Verfaſſer perſönlich bekannt geweſen) und „vierzehn Tage im Departement de la Moselle;" der Aufſatz: „die franzöſiſchen Frauen und ihre Stellung zur Geſellſchaft dagegen," hätte füglich wegbleiben können, — der Schild: „Balzac" ſchützt ihn nicht vor dem Vorwurf der Fadaiſe. — Als Gegenſatz zu dieſem äußerſten Weſen wird uns die Noth im Oſten dargeſtellt in dem Aufſatz: „das Großherzogthum Poſen im Spätſommer 1833." Auch hier findet ſich genug Intereſſantes und Neues über Volksleben und Volksſitte; doch können wir nicht verhehlen, daß uns die Controverspredigt gegen Berlin in vielen Stücken unwahr und abgeſchmackt vorkommt; auch bringt der Verfaſſer durch eine ſelbſtgefällige Hervorhebung ſeiner in einen gewiſſen Nimbus von Wichtigkeit gehüllten Subjectivität einen unangenehmen Eindruck hervor, deſſen grade jener Leſer ſich am wenigſten erwehren kann, der, wie wir, zu aufrichtig freiſinnig denkt, als daß er an den Tiraden der blonden, ſchnurrbärtigen und etwas renommiſtiſchen Koketterie mit Liberalismus Gefallen finden könnte.

Feuilleton.

⁂ Die Schirokies in Nordamerika. — Von den zwei Millionen Ureinwohnern, welche die Theile von Nordamerika innegehabt, die jetzt zu den Vereinſtaaten, zu England's nördl. und Rußland's weſtl. Beſitzungen gehören, — ſind mehrere Stämme ganz verſchwunden, überhaupt aber nur noch an 313,000 übrig. Zu dieſen gehören die Schirokies, die früher vom Staate Georgia wie wilde Thiere gehetzt, erſt ſeit 1827 zur Ruhe gelangt ſind. Damals überſtieg die Seelenzahl derſelben nicht 13,000. Seitdem aber hat ſich das Chriſtenthum unter ihnen ausgebreitet, und für ihre bürgerliche Einrichtung haben ſie die Verfaſſung der Vereinſtaaten zum Muſter genommen. Schon haben ſie auch 18 Schulen, worin die Kinder im Leſen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen Unterricht erhalten, und eine Regierungsbuchdruckerei, in welcher die Evangelien und einige Erbauungs- und Unterrichtsbücher ſo wie eine Zeitung in der Schirokies-Sprache mit Schriftzeichen gedruckt werden, die ein Eingeborener verfertigt hat.

Die Zahl der Einwohner, die 1828 auf 15,000 angewachſen, belief ſich 1834 bereits auf nahe an 18,000, welche 80,000 Stück Hornvieh, 3000 Pflüge, 2500 Spinnräder und 100 große Meiereien beſaßen. Bis jetzt ſind ſie der einzige Stamm der Ureinwohner, welcher ſeine Selbſtändigkeit behauptend, in die europäiſch-amerikaniſche Civiliſation eingetreten iſt.

⁂ Bevölkerungszunahme in Nordamerika. — Die Volkszahl der 6 größten Handelsſtädte in den vereinigten Staaten Nordamerika's iſt in 46 Jahren, von 1790 bis 1836 folgendermaßen geſtiegen:

in New-York	von	33,000	auf	270,000.
„ Philadelphia	„	42,500	„	200,000.
„ Baltimore .	„	13,500	„	92,000.
„ Boſton . . .	„	18,000	„	78,500.
„ New-Orleans	„	6,500	„	60,000.
„ Charleſtown	„	16,500	„	34,500.
Im Ganzen		130,000	„	735,000.

In ähnlichem Maße wächſt die Bevölkerung des ganzen Landes. Statt der 3 Millionen ſchuldenbelaſteter Einwohner der erſten 13 Staaten leben jetzt 15 Mill. in 26 ſchuldenfreien Staaten. —

⁂ Verminderung der Hinrichtungen — und Mordthaten. — Es zeigt ſich in der neueſten Zeit bei den gebildeten Völkern Europa's eine merkliche Verminderung der Anwendung der Todesſtrafe.

In Preußen, wo nur mehr Mord mit dem Tode beſtraft wird, wurden in den letzten 15 Jahren:

Von 1820 — 1825 von 60 zum Tod Verurtheilten 47 hingerichtet,
„ 1825 — 1830 „ 50 „ „ — 26 —
„ 1830 — 1835 „ 43 „ „ — 16 —

In England fanden (nach den dem Parlement vorgelegten Akten) in den letzten 21 Jahren Hinrichtungen ſtatt:

in den erſten 7 Jahren 610, von denen 141 für Mord,
„ „ zweiten „ — 494, „ „ 113 „ „
„ „ letzten „ — 355, „ „ 105 „ „

In Belgien wurden, nach der der Deputirtenkammer mitgetheilten Ueberſicht, hingerichtet:

Im Jahr 1804 . . 235 Verbrecher, von denen 130 für Mord.
„ „ 1814 . . 71 — „ „ 64 „ „
„ „ 1824 . . 23 von 36 wegen Mord Verurtheilter,
„ „ 1834 Keiner von 20 „ „ —

So hat alſo überall, mit Verminderung der Hinrichtungen auch die Zahl der Mordthaten abgenommen.

⁂ Didot über die Primen im Buchhandel. — Herr Ambroiſe-Firmin Didot, Inhaber eines der älteſten und achtbarſten Buchgeſchäfte in Paris, hat am 13. Januar d. J. in der allgemeinen Verſammlung der Räthe des Handels u. ſ. w. einen Vortrag über die Primen im Buchhandel gehalten, und ſich darin hauptſächlich deshalb gegen dieſe Neuerung ausgeſprochen, weil ſie dazu diene, „das Publikum durch die Lockſpeiſe eines chimäriſchen Vermögens zu verblenden, welches plötzlich erworben werden ſoll ohne Beyhülfe der beiden einzigen, legitimen Mittel: der Arbeit und der Sparſamkeit."

⁂ Neueſtes Werk über England und Frankreich. — Graf Henry de Viel-Caſtel, der ſich ſchon durch mehrere philoſophiſche und ſtaatsrechtliche Schriften bekannt gemacht, hat in dieſen Tagen ein Sendſchreiben an Lord Grey herausgegeben, unter dem Titel „de l'Angleterre et de la France." Er vergleicht darin den ſozialen und politiſchen Zuſtand beider Länder miteinander und gibt in einer Nachſchrift eine Ueberſicht über den jetzigen Zuſtand von Oxford.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 80. 1836.

Phönix.

Samſtag, 2. April.

Das Fräulein von Ledow.

(Fortſetzung.)

Durch die Schattennacht der alten Eichen, welche das Forſthaus umgürteten, brach endlich ein Strahl der längſt ſchon aufgegangenen Sonne, als Veronika in fieberhafter Bewegung, die Jubelklänge wiederträumend, die, aus der Ferne zu ihr herüberhallend, den geſtrigen Einzug der Braut verkündet hatten, durch die Stimme des Ritters aufgeſchreckt, ihr ſchweres Haupt erhub, und, wie vor einem Geſpenſte entſetzend, zurückbebte vor dem Anblick ihres Feindes, der, nach einem gleichmüthigen Morgengruße, weiter zu reden anhub:

„Fräulein Ledow, ich habe meinen Neffen bekannt gemacht mit Ihrer Ankunft und Ihrer Abſicht; und bin hier, um in ſeinem Namen Sie zu bitten, ſeine Ruhe nicht zu ſtören. Laſſen Sie uns einmal Ihr Verhältniß zu ihm ganz genau und ganz leidenſchaftlos erörtern: er nahm Sie, als Sie obdachlos, und von den Gläubigern Ihres Vaters verfolgt waren, in ſein Haus; Sie, zum ſchuldigen Danke, legen Ihre Schlingen aus nach ihm; er rettete Ihnen ein anſehnliches Kapital; Sie, um ihm den Dank nicht ſchuldig zu bleiben, fütterten ihm ſein Kind zu Tode; lockten ihn, nachdem ich Sie entfernt hatte, von ihm, Ihnen wieder nach, hingen ſich an ihn feſt, und ließen ihn, wie er ſich auch ſträubte wider Sie, nicht los, bis ich mit unſichtbarer Hand in Ihre Netze griff, ihn erſt durch Sorgen mürbe machte, und dann einen fingirten Brief ihm zukommen ließ, der ſeine Verweiſung aus der eigenmächtig verlängerten Haft veranlaſſen mußte. So hab' ich denn nun Ihre gegenſeitige Stellung geſchildert bis zu dem Augenblicke Ihrer beiderſeitigen Trennung; auch nach derſelben noch hat er ſeine Wohlthaten fortgeſetzt, hat Ihnen ein Geſchenk gemacht, welches Ihr Vermögen verdoppelt, und durfte nun wohl hoffen, daß Sie Ihre Erkenntlichkeitsbezeigungen einſtellen würden; da er aber leider ſeine Hoffnungen getäuſcht, und ſich auf's Neue verfolgt ſieht durch Sie, ſo hat er auf Zureden der Gräfin Mutter, welche mit ſeiner Verirrung bekannt iſt, ſich entſchloſſen, ſeiner Großmuth gegen Sie die Krone aufzuſetzen, und Ihnen, wenn Sie ſich anheiſchig machen, auf der Stelle zurückzukehren nach Ihrem bisherigen Wohnort, und nie ihn wieder zu behelligen mit Bitten und Forderungen, ein Kapital von zehntauſend Gulden zu überweiſen, deren Zahlung Sie in Leipzig gewärtig ſein ſollen.“

„Jeſus Maria! das kommt von Eugen?“ ſchrie Veronika ſo heftig, daß ihr jüngſtes Kind erſchreckt auffuhr aus dem Schlummer, und das ältere ängſtlich hinter ihrem Stuhl ſich verbarg. Sie riß es vor, umſchlang es mit dem einen, den Säugling mit dem andern Arm, und rief: „Nein, das kommt von eurem Vater nicht! euer Vater iſt kein Teufel!“

„Nun, Teufel mögen die Väter dieſer Kindlein nun wohl nicht ſein, ſondern nur Glieder der hochachtbaren preußiſchen Freiparthei, in deren Händen Sie ſich befunden haben, eh' mein Neffe Sie fand, und wahrſcheinlich ſich befunden haben werden, nachdem er Sie verlaſſen hatte,“ murmelte der Ritter. — Da ließ Veronika, emportaumelnd, die Kinder aus ihren erſtarrenden Armen ſinken; die Augen traten ihr aus den Hölungen, ihre Lippen, leichenweiß wie ihre Wangen, zitterten, und all' ihre Muskeln pulſirten. — Der Ritter ward ängſtlich. „Wie Ihre Sachen ſtehn, iſt's das Beſte, wenn Sie, ohne Unfug zu ſtiften, ſich entfernen; ſollten Sie aber darauf beſtehen, Ihren Anſchlag auszuführen, ſo ſag' ich Ihnen zuvor, daß wir unſre Maßregeln nehmen werden, Ihnen gehörig zu begegnen, und zwar wird alsdann mein Neffe damit beginnen, ſeine Braut auf Ihre Erſcheinung vorzubereiten, und ihr ſeine Verirrung zu offenbaren. Welche Aufnahme Sie demnach bei der Komteſſe finden werden, mögen Sie ſich ſelber ſagen. Nun wählen Sie: wollen Sie das Abfindungskapital annehmen und ſich ſchweigend zurück nach Deſſau begeben, oder wollen Sie Ihr Ziel verfolgen? wählen Sie; wir ſind auf beides gefaßt.“

Lange ſchwieg Veronika, im geiſtzerrüttenden Kampfe ſchwankend, dann aber blickte ſie, wie von einem erſiegten Lichte angeſtrahlt, auf und ſtammelte: „Ich will — Eugen ſehn — und ſeine Braut.“

„Sehr wohl, mein Neffe wird heute Nachmittag die Ehre haben, Ihnen aufzuwarten und Sie abzuholen.“ — Mit dieſen Worten verließ der Ritter das Zimmer, und hinter ihm drehte ſich der Schlüſſel im Schloſſe.

„Warten Sie! Warten Sie! Ich will — will ihn nicht ſehn — will fliehen — weit, weit fliehen!“ ächzte Veronika hinter dem Alten her; er hörte ſie nicht mehr. — So tief, ſo endlos athmend, als wolle ihr die Bruſt zerſpringen, ſank ſie auf den Stuhl zurück, und hauchte: „Nachmittag — Nachmittag.“ — Plötzlich verwilderte aber ein Angſtgedanke ihr Auge wieder. „Und wenn er nun kommt — und mit ſeines Oheims Zunge ſpricht? — nein, nein — es iſt ja *Eugen*, es iſt ja kein Teufel, den ich — — aber mit ihm wird der Oheim kommen, und *der* wird reden, und er? — o, Jeſus Maria! Ich muß ihn allein ſprechen! — Aber wo? — wie?“ — Sie flog an die Thür, aber dieſe war verſchloſſen; ſie taumelte an das Fenſter; da ſah ſie zwei Menſchen den Fußpfad hinaufgehn, der zum Schloſſe führte; es war die Frau, welche ſie geſtern empfangen hatte, und ein fremder Mann; ſie trugen ein ſchweres Stück Wild. Veronika verſuchte ihnen nachzurufen, aber ſie vernahmen ihre heiſere Stimme nicht; da, als ſie im Gebüſch ſich verloren hatten, raſchelte es im Dickicht der andern Seite, und Veronika ſah einen jungen Mann hervortreten, der, ſich zurückwendend, ſprach: „Nun ſind ſie fort; das Haus iſt leer.“ Und jetzt lugte das breite Geſicht des Weinhändlers durch das Gebüſch und zu ihr hinauf. — „Ei, ei,“ flüſterte er, dicht unter das Fenſter tretend, „warum ſind Sie uns denn entronnen in der geſtrigen Nacht? Haben Sie dem Wunſche, Ihren Herrn Gemahl zu retten, entſagt?“ — Da, ehe Veronika antworten konnte, kreiſchte die Hausthür in ihren Angeln, und der junge Mann rief: „Herr Oheim, die Thür iſt auf; die Schlöſſer hier im Hauſe ſind nur zum Schutz für *deutſche* Diebe eingerichtet und leichte Arbeit.“ — Einige Sekunden ſpäter raſſelte auch das Schloß an Veronika's Zimmerthür; es widerſtand nicht lange, und im Augenblicke, da die beiden Fremden eintraten, ergriff ſie, des Anſchlags derſelben auf ihre Kinder gedenkend, dieſe, umſchlang ſie, und flog, ihre zweideutigen Befreier zurückſtoßend, ihnen vorüber, zum Zimmer und zum Hauſe hinaus. Vor ihr ſchlängelte der wohlbekannte, zum Schloſſe führende Fußſteig ſich hin, doch kaum hatte ſie in athemloſer, durch ihre Bürden gehinderter Flucht ihn betreten, als der jüngere ihrer Helfer ſie einholte. „Ihro Gnaden,“ rief er, „wo wollen Sie hin? es iſt Niemand jetzt auf dem Schloſſe, als die alte Gräfin und der deutſche Herr; das junge Paar hat die Frühmeſſe verſäumt und iſt jetzt in der Kirche; beide ſind aber durch den Garten gegangen, und werden auch wahrſcheinlich bei ihrer Rückkehr denſelben Weg wählen; befehlen Sie, ſo führ' ich Sie zu einer Stelle, auf welcher ſie Ihnen begegnen müſſen.“ (Schluß folgt.)

Aus Berlin.

(Februar und März.)

In wiſſenſchaftlicher Beziehung hat ſich wenig oder nichts geändert. Man hatte das Gerücht verbreitet, Alex. von Humbold würde, wie vor fünf oder ſechs Jahren, populäre Vorleſungen über den Stand der Naturwiſſenſchaften halten, indeß ſind dies nur pia desideria geblieben. Auf der Univerſität geht Alles den alten Gang. Herr Gabler, von dem man ſich ſo viel in Bezug auf das Wiederaufblühn der Hegel'ſchen Philoſophie verſprach, hat den Ausſpruch des großen Philoſophen, daß er berufen ſei, ſeine Lehre weiter zu bilden, nicht erfüllt; auch Herr Tweſten erſetzt den Verluſt Schleiermacher's nicht, und Steffens übt ſich, in bilderreicher Sprache die Natur zu myſtifiziren.

Der geiſtreiche Profeſſor Gans hat ſeine Vorleſungen über neue Geſchichte auch diesmal nicht wieder aufnehmen dürfen, und entſchädigt ſich durch witzige Sarkasmen, die er in ſeine juriſtiſche Vorleſungen verwebt. Übrigens blühen unter den jungen Gelehrten der Hochſchule tüchtige Köpfe auf, die zu namhaften Geſtaltungen reifen werden. Einer der intereſſanteſten iſt der junge Profeſſor Ermann, der, ſo jung er iſt, ſchon eine Reiſe um die Welt gemacht hat, und in dem Schnee Kamſchatka's und in den Urwäldern Mexico's für die Wiſſenſchaft thätig war. Er ſtrebt ſeinem Vater nach, der im rüſtigen Greiſenalter noch unausgeſetzt an der Univerſität lehrt. Dieſer Ermann Vater iſt einer der originellſten und zugleich liebenswürdigſten Menſchen unter uns. Es iſt derſelbe, der einſt Friedrich dem Großen, dem er zum Profeſſor in Vorſchlag gebracht war, und welcher ihn mit den Worten zurückwies: Er iſt mir zu jung, die treffende Antwort gab: das iſt ein Fehler, Majeſtät, der ſich mit jedem Tage verbeſſert, und dadurch die Aufmerkſamkeit des Monarchen auf ſich zog. In ſpäteren Zeiten, beſonders als die Fremden unſer Land überſchwemmten, hat er einen Patriotismus bewieſen, der mehr erkannt zu werden verdiente. Er lebt ganz für ſeine Wiſſenſchaft, die Naturkunde, und niemals habe ich, der ich es mir ſtets zur größten Ehre rechnen werde, mehre Jahre hindurch ſein Schüler geweſen zu ſein, geiſtreichere, kenntnißvollere, ergreifendere und zugleich originellere Vorleſungen über Luft, Wärme, Magnetismus, und beſonders über allgemeine Naturwiſſenſchaft gehört, ein Meiſterwerk, welches, dem Druck übergeben, das größte Aufſehn erregen würde. Aber dieſer ſcharfſinnige Naturforſcher, der ſo mancherlei wichtige Entdeckungen gemacht hat, die dann Andere benutzt und ſich Namen erworben haben, worüber er ſich kaum eine leiſe Klage erlaubt, wenn er z. B. von de Luc ſpricht, hat nichts drucken laſſen, als die geiſtvollen Abhandlungen, welche in den Annalen der Akademie, in Gilbert's Annalen u. ſ. w. ſtehen; dieſe Aufſätze ſind aber ſo zahlreich, ſie verbreiten ſich über ſo verſchiedene Gegenſtände und enthalten eine ſolche Fülle von Kenntniſſen und originellen Bemerkungen, daß man gewiß hoffen darf, ſie werden einſt geſammelt erſcheinen, und ein deutliches Zeugniß von dem Leben und Streben dieſes ausgezeichneten Mannes ſein. Er iſt jetzt zwei und ſiebenzig Jahre alt, aber mit der Kraft und dem lebendigen Auge eines Jünglings ausgerüſtet.

Dieſem kleinen, beweglichen, liebenswürdigen, höflichen Manne gegenüber ſteht die würdige hohe Geſtalt des großen Geographen Karl Ritter. Es iſt das ächte Bild eines Gelehrten; auch wer ihn nicht kennt, kann niemals daran zweifeln. Der ſchwarze, ſchlichte Anzug, die tüchtigen Schuhe und weißen Strümpfe, der Hut mit der breiten Krämpe, das dunkelbraune Haar, das von den Seiten des halb entblößten Schädels lang auf den Kragen niederſinkt, dies ernſte ſtille Geſicht, die milden, braunen Augen und die ſchwarze Brille mit den funkelnden Gläſern darüber: man kann nicht daran zweifeln, daß ein durchdringender Geiſt dieſen Körper bewohnt. — Die Werke dieſes liebenswürdigen Gelehrten ſind zu bekannt, um etwas darüber zu ſagen. Es iſt wohlthuend für mich, Ihnen hier zwei Männer geſchildert zu haben, welche ich ſo hoch verehre; und je weniger im Allgemeinen, freundliches Wohlwollen, Güte, Beſcheidenheit, gänzliches Vergeſſen aller materiellen Vortheile und Rückſichten, und Streben nur der Sache der Wiſſenſchaft wegen, Sache der Gelehrten ſind (wovon ich Ihnen andere Beiſpiele auftiſchen könnte), um ſo größer und würdiger ſtehen dieſe Männer da, welche von ihren Fähigkeiten und Kenntniſſen ſtets den edelſten Gebrauch gemacht haben.

Andere Herren Profeſſoren dagegen, die vielleicht ein jährliches Einkommen von dreißig tauſend Thalern haben, wenn nicht gar noch mehr, erklären Jedem ohne Weiteres, ſie ſtundeten nicht und wer ein ſolcher Lump ſei, daß er vier Louis'dor nicht bezahlen könne, müſſe nicht ſtudiren.

So machen es die reichen Herrn, die ſelbſt vielleicht in ihrer Jugend die Profeſſoren um Stundung oder Erlaß baten, aber die Zeiten haben ſich geändert.

In unſeren Gymnaſien ſoll eine große Reform vorgehen. Seit zehn Jahren etwa hat man eingeſehn, daß den Jungen doch eigentlich die Naturwiſſenſchaften und was damit zuſammenhängt, nützlich, ja in gewiſſen Fällen nützlicher werden könnte, als das Conjugiren von amo oder τυπτω, und den Gymnaſien wurde nun eingeſchärft, Botanik, Mineralogie, Chemie, Phyſik u. ſ. w. lehren zu laſſen. Das thaten ſie auch, aber ſie hörten darum mit den zehn lateiniſchen und acht griechiſchen Stunden wöchentlich nicht auf, und überhäuften die Schüler mit Arbeiten, welche dieſe zu den gequälteſten Laſtthieren der Gelehrſamkeit machten, und ſie zwangen, Tag und Nacht zu arbeiten, um die Aufgaben zu erfüllen. — Nun gab es freilich frühreife Blumen, die mit fünfzehn oder ſechszehn Jahren zur Univerſität gehn konnten, aber es waren Treibhauspflanzen, deren ſiecher Körper oft die Anſtrengungen nicht überwinden konnten, und in ein frühes Grab ſanken. Solche Fälle häuften ſich, und die gehaltvolle Schrift eines tüchtigen Arztes, welche in die Hände Sr Majeſtät kam, hat neulich einen Kabinetsbefehl erwirkt, die körperliche Wohlfahrt der Generation mehr im Auge zu haben; ja man ſpricht ſogar von der Wiedereröffnung allgemeiner Turnplätze.

An eine ſolche Neuerung zu glauben, kömmt mir zwar nicht ein, indeß ſcheint es, daß die alten Sprachen etwas beſchränkt werden und bei dem erſten Examen weniger in ihnen verlangt, dagegen ein Abgangs-Examen bei Beendigung der Univerſitätszeit eingeführt werden wird. Das finde ich ſehr zweckmäßig, der Student wird dadurch gezwungen, ſeine erlangten Kenntniſſe in den alten Sprachen nicht nur zu vernachläßigen, ſondern ſich ſogar zu vervollkommnen, und Zeit genug hat er dazu. (J. ſ.)

Literatur.

Converſationsſaal und Geiſter-Revüe. Ein Panorama intereſſanter Perſonen, Gedanken und Zeitmaterien für Menſchenkenntniß und Wiſſenſchaft. Gedacht und geſammelt von Magis amica veritas. Erſte Lieferung. Stuttgart, Schweizerbart. 1836.

Der Herausgeber denkt ſich, daß bei den vielen beſtehenden Muſeen, Bürgergeſellſchaften, Leſezirkeln und Familienvereinen, durch welche ſich in Deutſchland das Denken und das Denkbarſte als volksthümliches Gemeingut populär und unausrottbar macht, in Städten und Städtchen zum heiteren Converſiren über vorgeleſene intereſſante Zeitmaterien wenigſtens alle Woche einmal, am Sonnabend oder Sonntag, ein Converſationsſaal geöffnet und wie geiſtig, ſo auch leiblich gut unterhalten werden ſollte. Es gibt, ſagt ſein Vorwort, kein wirkſameres Bildungsmittel, als dergleichen trauliche Gedankenmittheilungen.

Um ein gutes Beiſpiel zu geben, werden hier aus dem Archiv eines auf Jean Paul zurückblickenden Converſationsſaals von „Flachſenfingen" ausgewählte Vorleſungsſtücke geliefert, die theils in eigenen Aufſätzen, theils in abgekürzten, von eigenen Bemerkungen begleiteten Excerpten neuer anziehender Lektüre beſtehen und zum weiteren Beſprechen reizen können. Wie die Titelvignette zeigt, blickt hier Janus mit ernſtem Geſicht in die Vergangenheit, mit heiterer jugendlicher Miene in die Mitwelt.

Denken und Sollen,
Können und Wollen

ſind die beigefügten ſymboliſchen Worte, die im Converſationsſaal überall Anklang finden, um, wenn gleich nicht geheime, doch um ſo mehr vertrauliche Vereine, wie ſie das immer enger ſich vereinende Deutſchland nöthig hat, zu beleben und belehrend zu begeiſtern.

Wir geben zur Probe einen abgekürzten Auszug aus einer von genauer Lokal-, Perſonal- und Zeitkenntniß zeugenden, berichtigenden Schilderung *) über das vielbeſprochene Thema von Göthe's Ariſtokratie.

---

*) Die Verlagshandlung verſpricht in monatlichen Lieferungen von ſechs Bogen in Lexiconsformat und ſparſamen, aber gefälligen Druck, zum möglichſt billigen Preis von 26 Kreuzern oder 7½ Sgr. für Subſcribenten, das ganze alphabetiſche Werk in dem laufenden Jahre zu vollenden.

„Göthe hat in ſpäterer Zeit, beſonders in den Briefen an Zelter, manches Warnende über die junge Zeit ausgeſprochen. Die lauteſten Sprecher aus der jungen Zeit erklären dies gerne für eine vaterlandsmörderiſche Folge ſeiner Höfiſchkeit und ſogenannten Ariſtokratie. Die Wenigſten von ihnen umfaſſen in Göthe den Mann, in welchem Studien aller Art, Naturforſchung vom Stein bis zum os intermaxillare, Kunde des innern und äußern Menſchen, Kunſtgenuß und Beurtheilung, neben einem vielſeitigen Amtsgeſchäftsleben, mit den Inſpirationen und Spielen der Muſen und Grazien zuſammen ein immer ineinander wirkendes Ganzes ausmachten. Immer half von dieſen Thätigkeiten eine der andern. Und dieſe Macht des Trefflichen, wähnen ſie, hätte er zerſtückeln und einſeitig, wie ſie, auf Beſtrebungen nach einem gewagten Herrſchen in der Politik verſchwenden ſollen?

Konntet ihr bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückdenken, wo die Aufklärung, die ihr jetzt wie eine hohle, ſchale (blos negative) Ausklärung belächelt, und ohne welche ihr doch wohl noch in Finſterniß und im Schatten der abgeſchmackteſten Vorurtheile ſäßet, erſt durch Forſchen und Prüfen erworben und errungen werden mußte und nicht ſchon wie ein zugefallenes Erbſtück nur ſo mitgenommen werden konnte. Alsdann würdet ihr des alternden Göthe's — allerdings oft grämlichen — Übermuth nicht einmal damit zurückſchlagen wollen, daß man einem dreiundachtzigjährigen Lobpreiſer ſeiner Jugendzeit Manches verzeihen müſſe.

Nein! Die wahre Erklärung und zugleich die wahrhaft nützliche, geht leicht hervor, wenn ihr nur ächt literarhiſtoriſch bemerken wollt, daß Göthe (geboren 1749) in jener ſeiner Jugendzeit längſt ſchon, ehe ihr eine Ahnung davon haben konntet, ſelbſt in dem lebte und empor ſtrebte, was euch jetzt noch das Ein und Alles ſcheinen mag. Wer ſtand denn ungefähr fünfzig Jahre vor eurem Daſein mehr in voller und noch originellerer Deutſchthümlichkeit, als der Dichter des Ritters mit der eiſernen Hand und der Lobpreiſer Erwins und des Münſters zu Straßburg, ohne welche alle übrigen Dome dieſer Art, wer weiß, wie lange noch, blos als Maſſen angeſtaunt worden wären? Dieſer euer Vorgänger, wer war es, als der euch ſo haſſenswerthe Ariſtokrat?

Und wer denn war, nur in einem weit humaneren Myſticismus, auch eurer jetzt ganz inhumanen Myſticität ein ſentimentaler Vorläufer, als der Schöpfer der Liebesſchmerzen und Leiden des jungen Werther's? Die Schlegel riethen ganz richtig, daß der, in deſſen Gemüth Werther's Liebesempfindſamkeit zur innigſten Empfindung geworden war, auch mit der Liebesempfindſamkeit eines Novalis und aller heiligen Kreuzanbeterinnen leicht in nahe Verwandtſchaft kommen könnte, wenn — nicht ein allumfaſſender Genius, in ihm vorherrſchend, ihn vor dergleichen Einſeitigkeiten und Schwächen kräftigſt bewahrt hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

. **Einfluß des Geſchwornen-Inſtituts auf die Losſprechungen.** — In einer der letzten Sitzungen der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Brüſſel bemerkte der bekannte Statiſtiker Quetelet, daß, nach den Angaben in ſeinen früher erſchienenen Recherches statistiques sur le roy. des Pays-bas und in dem letzten amtlichen Bericht über die Verwaltung der Criminal-Juſtiz in Belgien, ſich Folgendes herausſtelle:

„Von 100 Angeklagten wurden (in Belgien) in den Jahren 1826—29, und in d. J. 1831—34 losgeſprochen:

1826—29	1831—34	
16	37	durch die Aſſiſenhöfe.
26	29	— „ Zuchtgerichte.
14	15	— „ Polizei —

„Vor den beiden letzteren iſt alſo die Repreſſion faſt dieſelbe geblieben, während durch den Einfluß, den das Geſchwornen-Inſtitut ausübt, vor den Aſſiſenhöfen die Zahl der Losſprechungen ſich faſt verdoppelt, und ſie faſt denen gleichgeartet hat, welche in Frankreich und England (wo ebenfalls Geſchworne urtheilen) ſich ergeben.“ Im Jahre 1826 hatten die niederländ. Criminalgerichte (ohne Geſchworne) von 100 Angeklagten 84 verurtheilt, während in Frankreich und in England in den letzten 10 Jahren durchſchnittlich von 100 Angeklagten nur 66 verurtheilt worden.

. **Beiträge zur Geſchichte der Bluthochzeit.** — Der unlängſt ausgegebene 7te Band der *Archives curieuses de l'histoire de France* (herausgegeben von Cimber und Danjou) enthält u. a. folgende merkwürdige Piecen: *Discours sur les causes de l'exécution faicte des personnes de ceux qui avoient conjuré contre le Roy et son Estat* (impr. en 1572): — *Deluge des Huguenotz* (pièce en vers impr. 1572); — *Stratagème de Charles IX. contre les Huguenots rebelles à Dieu et à luy, écrit par le seigneur Cam. Capilupi* (impr. en 1573.) —

. **Auswanderungen aus Großbritannien und Irland.** — Amtlichen Angaben zufolge ſind aus Großbritannien und Irland ausgewandert:

in den Jahren . . .	1832:	1833:	1834:
nach Canada	66,339.	28,808.	40,060.
„ den ver. Staat. v. Nordamer.	32,860.	29,225.	33,074.
„ dem Cap der guten Hoffnung . .	202.	517.	288.
„ den auſtraliſchen Anſiedlungen .	3,792.	4,134.	2,800.
	103,313.	62,641.	76,222.

Mithin in 3 Jahren 242,219. (Vergl. Nro. 28 d. J.)

Zwei Berichtigungen,

Herrn Harry-Heinrich Heine betreffend.

In Nro. 62 des Allg. Anzeigers der Deutſchen leſen wir Folgendes: „Heinrich, früher Harry Heine, iſt nicht, wie im Converſationslexikon geſagt wird, im Jahre 1797, ſondern, wie deſſen, — bei Gelegenheit ſeines, den 28. Juni 1825 Statt gefundenen Uebertritts zum Chriſtenthum vorgezeigter — Geburtsſchein bezeugt, am 13. December 1799 geboren. Sein Vater, der israelitiſche Kaufmann Samſon Heine, welcher damals in Düſſeldorf wohnte, privatiſirte ſpäter und noch im Jahre 1825 in Lüneburg.“ —

In des Convertiten H. Heine Romantiſcher Schule (Hamburg 1836) iſt aber S. 88 zu leſen: „Andere waren im Schooße der proteſtantiſchen Kirche geboren und erzogen, z. B. Carové, und ihr Uebertritt zum Katholizismus bedurfte eines öffentlichen Aktes“ u. ſ. w. Da nun Carové in der katholiſchen Kirche geboren und erzogen, und zwar ſeit 1823 gegen Intoleranz, Cölibatgeſetz, Seligkeitsprivilegium u. ſ. w. geſchrieben, aber bis auf heute weder öffentlich noch insgeheim in irgend eine der beſtehenden Kirchen übergetreten, ſo iſt hiernach ſowohl jene Angabe des Herrn H. Heine, als deſſen Verſicherung S. 113, daß „er ſich Gewiſſenhaftigkeit ſtreng vorgeſchrieben“ — zum wenigſten in Beziehung auf jene Angabe — zu berichtigen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 81. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 5. April.

Das Fräulein von Ledow.

(Schluß.)

Veronika empfand jetzt nichts, als die Nothwendigkeit, dem Oheim ausweichen zu müſſen, und folgte dem ſich ihr aufdringenden Führer; hinter beiden ſchlich Herr Kaspar her. So erreichten ſie den Schloßgarten, und die Stelle an welcher dieſer Fußſteig ſich mit dem zur Kirche führenden Gange vereinigte; hier blieb Veronika ſtehen, und drängte dann, einen Schlupfwinkel ſuchend, ſich ſo tief in das Dunkel der hier der Gärtnerſchere entwilderten Buchenhecke zurück, daß ihr Begleiter es nothwendig fand, ſie auf den dicht hinter ihr ſteil abſchießenden Felsabhang aufmerkſam zu machen, deſſen Fuß die wilde Schwarzach beſpülte. Sie trat ſeitwärts, und faßte nun erſt den muthmaßlichen Nebenbuhler Eugen's in's Auge; ein zermalmender Schreck überkam ſie; war dieſer gelbliche, vertrocknete, greiſige Jüngling, aus deſſen Augen der Blödſinn, aus deſſen Zügen die Entnervung ſprach, war er Eugen's Mitbewerber um die Gunſt der jungen Gräfin, dann hatte der Ritter wahr geſprochen, und ihr Begleiter hatte gelogen; dieſen Elenden konnte kein Mädchen lieben; ihn konnte die Gräfin nicht Eugen vorgezogen haben! — Aber wenn nun Eugen und die Glückliche, die ſein werden ſollte, einander liebten, was wollte ſie dann hier? — das Glück der Liebenden ſtören? — was frommte es ihrer Seligkeit, wenn Eugen, ſtatt beſeligt zu werden durch die Entdeckung, daß ſie ſeiner würdig geblieben, daß ſie verläumdet, daß er betrogen worden ſei, wenn er, ſtatt mit ausgebreiteten Armen ſeinem verlornen und wiedergefundnen Himmel zuzueilen, mit Angſt, mit Entſetzen zurückſchauderte vor dieſem Himmel, den eine neue Liebe ihm zur Hölle gemacht hatte? — that ſie nicht weiſer, nicht edler, wenn ſie ſchweigend von hinnen ging, ſich opfernd für ſein Glück? — Schon lüftete ihr Fuß ſich zur Flucht, aber ein neuer Zweifel feſſelte ihn wieder an dieſen Boden: wer verbürgt ihr ſein Glück in den Armen dieſer ihm aufgedrungenen Gefährtin? liebte er ſie? — — „Ich will bleiben,“ ſagte ſie ſich ſelbſt. „Sehen will ich ihn, ihr gegenüber, aus ſeinem Lächeln, aus dem Blicke, mit dem er ſie anſieht, will ich leſen, ob er ſie liebt, und liebt er ſie — dann — dann —“

„Sie kommen!“ ziſchelte Veronika's Begleiter; ſie blickte den Athem anziehend durch das Laub, das ſie bedeckte, und ſah das Paar, Arm in Arm geſchlungen, den Gang herabkommen. „Jetzt treten Sie vor!“ ziſchelte es wieder an ihrem Ohr, aber ſie bewegte ſich nicht, denn ſie ſah, mit welchem Blicke Eugen's Auge an dem Antlitz ſeiner mit allen Reizen der Jugend geſchmückten Begleiterin hing; — das war der Blick der Liebe.

Eine Bank ſtand der Hecke gegenüber, welche Veronika verbarg; hier zog Eugen das holde Mädchen neben ſich nieder, und hob nach einigem verlegnem Sinnen zu reden an: „Ich habe mein Gewiſſen rein geglaubt, meine Theuerſte, da ich, durch die vermittelnde Gewalt unſrer heiligen Kirche, mich meines Friedens mit Gott bewußt war; aber an Ihrer Seite fühl' ich, daß ich nicht allein des prieſterlichen Ablaſſes, ſondern auch Ihrer Vergebung bedarf, um mich entſühnt zu fühlen. Ich habe vielleicht zu lange gezaudert, Ihnen das Bekenntniß abzulegen, daß ich in den Tagen, da häuslicher Gram mich der Herrſchaft über mich ſelbſt beraubt hatte, mich einer ſchweren Verirrung ſchuldig gemacht habe. Sie entſinnen ſich vielleicht einer Verwandtin meiner vorigen Frau erwähnen gehört zu haben; ein leichtſinniges verführeriſches Geſchöpf, welches ſich meiner Sinne bemächtigte. Mein guter Oheim befreite mich von dieſem

Mädchen; ich war ſchwach genug, ſie wieder aufzuſuchen, und fand ſie, als ſie eben den Händen preußiſcher Partiſanen entkommen war; ſie begleitete mich nach Preußen, und gab dort einem Kinde das Leben; dieſes Kind — galt für das meinige. — Ich habe dieſe Verirrung ſchwer gebüßt; aber den Heiligen ſei Dank, noch war meine Seele zu retten; noch hatt' ich mir unſern Himmel, unſern heiligen Glauben bewahrt, Güter, welche ſie mir zu entreißen ſann, damit mein damals beſtehendes Eheband gelöſ't, und ſie meine rechtmäßige Gemahlin werden könne. Von dieſem Augenblick an ergriff mich das Entſetzen vor ihr, das bis zum Grauſen wuchs, als ſie mir geſtand, meinen Sohn getödtet zu haben. Ein glücklicher Zufall gab mir Gelegenheit, mich loszureißen von ihr, und von meinem Gewiſſen gemartert wie von hölliſchen Geiſtern, kam ich hier an, voll des feſten Vorſatzes, meine Sünden in einem Kloſter zu büßen. Wie ich verhindert wurde, meinen Entſchluß auszuführen, das wiſſen Sie, meine Theuerſte, denn Sie waren es, welche mich die Hoffnung faſſen ließ, auch außerhalb des Kloſters Gott mit mir zu verſöhnen, und dieſe Hoffnung bewährte ſich mir, denn Gott hat Sie mir gegeben! So bin ich denn ruhig geworden, und habe Vertrauen zu dem Glücke meiner Zukunft gefaßt, habe all' meine Pflichten gegen das Werkzeug meines hölliſchen Verſuchers erfüllt, ohne zu ahnen, daß jene Unſelige, ſtatt mein Glück mir zu gönnen, Pläne ſchmiedet zu deſſen Zertrümmung. — Sie iſt — hier! — Der Domdechant von Schwieggher, um den Platz, den Sie an Ihrer Seite mir gewähren, leer zu machen für ſeinen Neffen, hat ſie geholt, ſie, die Mörderin meines Sohnes, die Feindin meiner Gewiſſensruhe, die ſittenloſe Buhldirne, welche ſeit meiner Trennung von ihr ein zweites Kind geboren —"

Er ſprach noch weiter, aber Veronika verſtand ihn nicht mehr. „Buhldirne? ich? — Baſtarde, ihr?“ — ſie blickte wild ihre Kinder, und dann den ſchwarzen Waſſerſpiegel an, der, ihr ſeitwärts in der Tiefe ſeine Wogen wälzte. — „Und leben ſoll' ich noch wollen? — Euch leben laſſen, ihr Elenden?“ — ſie wandte ſich der Bergſenkung zu. — Da ſchlugen, zum letztenmale ihr Gehör weckend, andre Stimmen in ihr Ohr, und ihr zum letztenmale aufgeſchlagenes Auge ſah den Ritter, und neben ihm eine ältliche Dame, dem Paare gegenüberſtehn. Es war die Mutter der Braut, welche dieſer ſagte: „Nun, was ſoll er denn mehr thun? er hat die Perſon abgefunden, und wenn ſie frech genug ſein ſollte, zu kommen, ſo will ich ſie empfangen.“

Da drückte Veronika ihre Kinder ſo krampfhaft gewaltig an ihre Bruſt, daß beide aufſchrieen vor Schmerz; doch von Augenblick zu Augenblick entfernte der Schall des Wehgeſchreis ſich vor den Ohren der aufgeſchreckten Gruppe, und plötzlich endete es in das dumpfe Geräuſch der über einen ſchwer fallenden Gegenſtand zuſammenſchlagenden Wogen. —

„Was war das?“ rief Eugen ahnungsbleich, da ſtürzte aus dem Hinterhalt eines entlegenen Dickichts der Domdechant ihm entgegen: „Die Ledow war's! Das Fräulein von Ledow! Sie hat ſich ſammt ihren Kindern in die Schwarzach geſtürzt! — Aber Jeſus Maria! Was iſt das? — Nepomuk mein Sohn! mein Sohn!“ — Er knieete neben den jungen Mann hin, der, zu nervenſchwach, um den Schreck ertragen zu können, in epileptiſchen Krampf niedergeſunken war. Ihm gegenüber lag die Braut ohnmächtig in den Armen ihrer Mutter. — Vor Eugen's Augen war es Nacht.

Der Ritter war, dem Laufe des Stromes folgend, nach einem unfernen Mühlenwehr geeilt; hier, wo das Waſſer ſich ſtaute, gelang es, die Leichname hervor zu ziehn; die Kinder waren aus den, in ihrer Krümmung erſtarrten Armen der Mutter nicht zu löſen.

Drei Wochen ſpäter endete die Braut an einem hitzigen Nervenfieber. — Eugen verſchwand, erſt nach Jahren erhielt ſein Oheim die Kunde, daß er als Mitglied der ſtummen Brüderſchaft von La Trappe an ſeinem Grabe grabe, ohne hinab zu ſinken in deſſen Tiefe. — Der junge Herr von Schwieggher iſt wieder dem Irrenhauſe anheimgefallen.

Die Gräfin Mutter, und die beiden Oheime haben noch lange gelebt, und das Andenken des zum Kinderſpott gewordenen Exgeſandten, deſſen einzige Lebenswürze die Erinnerung war, den Bannſtrahl auf des großen Friedrich's Haupt geſchleudert zu haben, hat ſich noch bei manchem Jetztlebenden erhalten.

Emerentius Scävola.

Aus Hannover.

(Das neue königliche Schloß.)

Was würde der alte Herr Georg, Herzog von Calenberg, dazu ſagen, wenn er aus ſeiner Fürſtengruft erſtände und mitten in einem Hoffeſte einmal in dieſe Räume einträte, welche in ihrer urſprünglichſten Geſtalt ſeine Reſidenz bildeten! Er war es nämlich, welcher um's Jahr 1640, aus einem ehemaligen Minoriten-Kloſter das Schloß aufbauen ließ und nach ihm, dem erſten, der ſein Hoflager von Herzberg nach Hannover verlegte, bewohnten die Kurfürſten von H. das zu verſchiedenen Zeiten und nach verſchiedenen Plänen weiter ausgebaute Schloß. Als König Georg I. und ſeine Nachfolger daſſelbe mit St. James's am Themſe-Ufer vertauſchten, gerieth es durch die Jahre und namentlich durch den Einfluß der weſtphäliſchen Epoche in beträchtlichen Verfall, bis die Reſtauration, 1817 begonnen, mit vielen Unterbrechungen und deutſcher Bedachtſamkeit ausgeführt und bis auf den heutigen Tag noch lange nicht vollendet, dem Ganzen eine glänzende Wiedergeburt verſpricht. Zu verwundern iſt es freilich, daß man nicht eine neue, zweckmäßigere Stelle, deren manche in Vorſchlag geweſen ſind, für einen neuen Bau aufgeſucht und die alten, in dunkler und enger Straße ſtehenden Schloßgebäude für andere Zwecke verwandt hat. Allein um ſo herrlicher tritt durch die mancherlei örtlichen Einſchränkungen und anderweite Bedingniſſe der Geiſt des Mannes hervor, deſſen Idee ein neues Prachtwerk auf und theilweiſe aus jenen Ruinen erſchafft. Das Ganze wird nach dem Plane des Hofbauraths Laves betrieben, jedoch iſt bis jetzt im Inneren nur das zweite Stockwerk mit ſeinen zwei Flügeln ausgebaut, Räume, die für Feſtlichkeiten beſtimmt und durch ſolche bereits eingeweiht ſind. Zur Vollendung nur des äußeren Umfanges bedarf es noch großer Zerſtörungen und großer Schöpfungen. Es ſoll z. B. das Theater, welches ebenfalls im Bereiche des Schloſſes liegt, wegen beſchränkten Raumes der königlichen Gemächer wegkommen und neu an anderer Stelle aufgeführt werden. Die eigentliche Form des Ganzen hat ſich daher noch gar nicht herausſtellen können und das iſt gewiß der Grund, weßwegen der ſechsſäulige Portikus — die Säulen ſind korinthiſch — und die Ausführung der Façade in römiſchem Style inmitten enger, unanſehnlicher Nebengebäude den rechten Eindruck nothwendig noch verfehlen müſſen.

Ich würde mich meinen Leſern gern zum Cicerone durch die bis jetzt vollendeten inneren Theile des Schloſſes anbieten, wenn mir nicht in der Schilderung der Details die Hannover'ſche Zeitung, Nro. 23. vom 27. Januar d. J., zuvorgekommen wäre. Ihre Angaben könnte ich daher nur wiederholen und vielleicht hier und da geringfügige Unterſchiede im Urtheile über die künſtleriſchen Leiſtungen Einzelner hinzufügen. Wie der geſchickte, verſtändige Entwurf des Grundriſſes das denkende Genie des Hofbauraths Laves auf eine glänzende Weiſe beurkundet, ſo zeigt ſich in der Ausführung der Einzelnheiten, namentlich auch in den nach ſeinen Zeichnungen gearbeiteten Möbeln, die in vollkommener Harmonie mit der jedesmaligen Zimmerdekoration ſtehen, die lebendige Auffaſſungsgabe und der erfolgreiche Fleiß der mit und unter ihm wirkenden Künſtler. Beſondere Erwähnung verdienen im Allgemeinen die Ornamente der Decken und Fußböden, welche bei künſtlicher Beleuchtung, für die ſie theilweiſe berechnet ſind, ausgezeichneten Effekt machen müſſen; es iſt, als ſpiegelten ſich die Gebilde der Stuckmalerei und die Reliefs der Decken in den Parquets matt ab. Nur in dem Spielzimmer der Königin iſt eine auffallende Disharmonie der Farben an Decke, Wänden und Niſchen bemerkbar und die Decke des Courſaales iſt vielleicht zu ſehr mit Gold überladen. Den, die Wölbung und die Nebenwände der großen Mitteltreppe einnehmenden Wachsmalereien, von Kaſten in pompejaniſchem Style enkauſtiſch ausgeführt, dürfte eine größere Korrektheit und theilweiſe umſichtigere Zuſammenſtellung der Farben zu wünſchen ſein, ſo wie ſich in einigen andern Decken-Dekorationen eine vielleicht moderne, jeden Falls mißfällige Annäherung an den ſogenannten Perückenſtyl aus dem siècle de Louis XIV. wahrnehmen läßt. In erfreulichem Gegenſatz hierzu ſtehen die einfach ſchönen, rein griechiſchen Windungen und Formen, mit denen Wolfram die Decke des zweiten Vorzimmers geſchmückt hat; minder gefällig durch eine Vermiſchung des griechiſchen und römiſchen Styls und durch Widerſpruch des Farbentons in Decke und Wand iſt das erſte Vorzimmer, mit Momenten aus der Iliade, en bas relief von Herzog ausgeführt, welche ſonderbarer Weiſe durch bunte Arabesken getrennt ſind. Der Ballſaal iſt beſonders ausgezeichnet durch die Bandel'ſchen Reliefs und durch die Wandmalereien von Jacobs, demſelben, der als Porträteur in der Kunſtausſtellung glänzt. Von jenem ſind in der Stirnwand des Deckengewölbes die neun Muſen, eine treffliche Gruppe, in welcher, wenn man einmal etwas tadeln will, die Stellung Eratos etwas verdreht und unnatürlich iſt. Dieſer hat nach Laves glücklicher Anordnung ſeine leichten, herrlichen Geſtalten (im Fond die drei Grazien, zur Seite Hebe und Ganymed ꝛc. ꝛc.), auf weißem Glanzmarmor mit matter Ölfarbe gemalt, ſo daß ſie bei künſtlicher Beleuchtung wirklich zu ſchweben ſcheinen. Dagegen kam mir die gewölbte Decke mit ihren tiefen Caſetten und ſtark heraustretenden Roſetten etwas hart und ſchwer vor. Der Geſammteindruck iſt ausgezeichnet ſchön und ich verließ die hohen, glänzenden Gemächer, die wohl würdig ſind, einen König in ſich aufzunehmen, nicht ohne einen Anflug von unerhörtem, Hannover'ſchem Nationalſtolz. —

Literatur.

Converſationsſaal und Geiſter-Revüe. ꝛc.

(Fortſetzung.)

Ein Hauptunterſchied war, daß jene romantiſche, junge Schule ſich und den Ihrigen alles recht leicht und wie gegeben vormachen wollte, während Göthe's beſſere Ariſtokratie als das, was ſie ſein ſoll, als Macht der Trefflichen durch Vortrefflichkeit, nur durch die fleißigſte und zugleich freieſte Ausbildung aller vorhandenen Kräfte geltend werden und bleiben wollte. Warum — ſagt es mir! leierte man ſo gerne vom Kaiſer Octavianus und im Klingklang der Legendenreime? Um bezahlbare Bogen zu füllen, bedurfte man dabei weder Gedankenfülle noch Metrik. Der Künſtler bedurfte nur kühner Ideen, keiner artiſtiſchen Vorübungen; der Dichter und Naturphiloſoph nur bizarrer Einfälle, fremdtönender Behauptungen, nicht mehr ſolider, aber mühſamer Studien der Natur, der Meßkunſt, des geſchmackvollen Alterthums. Die Erfindungsmethode war die einfachſte: Von allem Behaupteten wird ohne weiteres das Umgekehrte kund und zu wiſſen gethan! Alles was aufrecht ſteht, wird auf den Kopf geſtellt!

Von allem dieſem war in Göthe das Gegentheil. Sein Genie wäre vielſeitig genug geweſen, um ſich ihm allein zu überlaſſen und durch nichts anderes, als durch die originellſte Sonderbarkeiten zum Ruhm zu gelangen. Wie er ſich auf einen Stoff warf und ihn in freigewählter und ſelbſtgebildeter Form ausprägte, ſo riß er das ganze Publikum in dieſelbe Richtung. In ſich ſelbſt ungetrübt, verſenkte ſich ſein Gemüth in die Möglichkeit eines Werthers; und die ganze Leſewelt ſteckte ſich in ſentimentale, gelbe Beinkleider, bis Siegwart, der Mönch, noch empfindſamer, auf dem bekreuzten Grabe ſeiner gottgeweihten Laura erfror, und den Romantikern den Weg zeigte, ſich in's Klöſterliche und Mittelalterliche zu werfen.

Das lebendthätige Gefühl für deutſchen Freiſinn, aber nur gegen höfiſche Leichtfertigkeit gerichtet und von einem Ritter auf dem Kaiſerthrone, wie Max I. es war, mehr Gutes, als leider dem iſolirten Regenten möglich wird, edelmüthig und pflichtgetreu hoffend, — von wem iſt es ausgegangen, als von dem durch Göthe mehr in That als Wort, anſchaubar gemachten Contraſte zwiſchen Goetz und Weislingen? (Denn von Klopſtock's gelehrt prahlendem Zurückleiten in Herrmann's Eichenwälder konnte nichts auf jetzige Verhältniſſe Anwendbares in die Mitwelt übergehen. Römeradler und Varus-Legionen ſind nicht mehr zu bekämpfen vor uns.

Höchſtens hätte man aus Herrmann's Schickſal die immer wiederkehrende doppelte Geſchichtlehre erfaſſen können, daß ſchon die Altdeutſchen mit all' ihren langen Haaren und falben Bärten rathlos blieben, Zeit und Sieg ſelten zu nützen wußten, und daß auch dort ſchon ſich ihre eiferſüchtige rohe Uneinigkeiten, ihre Kraft und Leidenſchaft an einander aufrieben).

Von Göthe angeregt, erſchien das deutſche Alterthum in Schauſtücken und Romanen auf dem Welttheater. Aber ſchon ſein Götz zeigte, faktiſch warnend, wohin es führe, womit es ende, wenn nicht die eiſerne Fauſt von einem umſichtigen Kopf regiert, wenn nur an Niederwerfen und Großmuth, nicht an Aufbauen und Klugheit voraus gedacht wird, wenn man nur ungeſtüm will, aber es unter ſeiner Würde hält, alle zeitmäßige Mittel zum Zweck zu berechnen und durch Vorübung bereit zu halten.

Zum Glück war Göthe, ehe er in ſeine Genialitäten ausbrauſte, zu Studien von vielerlei Art, in denen ſein Blick freilich alsdann das Weſentliche und Naturgemäße ſchnell vom pedantiſchen Ballaſt abſonderte, theils angehalten, theils durch ſich ſelbſt getrieben worden. Keine geiſtige und keine mechaniſche Fertigkeit vernachläſſigte er vorzuüben, weil das Genie nur alsdann Meiſter iſt, wenn ihm die Mittel, um ſich im Äußern darzuſtellen, durch Vorarbeiten ohne Hemmung zu Gebot ſtehen; wenn nicht erſt dann, wo das Eiſen geſchmiedet werden ſoll, die Kohlen zum Feuer zuſammengeſucht werden müſſen. Nur alsdann kann der Künſtler ſeine Ideen geltend machen, wenn durch Talent und Übung er der Zeichnungskunſt, der Farbengebung ꝛc. ſo mächtig iſt, daß ſofort jeder Strich ſeinem innern Bilde entſpricht. Nur dann werden des Dichters Ideen in die Gemüther mächtig überſtrömen, wenn er der Sprache in allen ihren Wendungen und des Bilderreichthums aus allem Sinnlichen für das Geiſtige ſich in einer Menge von kenntnißreichen Anſchauungen bemächtigt hat. Nur dann wird der Philoſoph ſtatt der Verſuche, die Möglichkeiten zu errathen, wahre Ideen verſtändlich machen, wenn er ſeine Urtheilskraft ſtrenge genug vorgeübt hat, um „die ſogenannte Vernunft zum Verſtande zu bringen.“ — Denn nur allzu oft iſt es nicht Vernunft, oder Ideal-Intuition des Vollkommenen und daher Nothwendigen, ſondern nur eine täuſchende Einbildungskraft, wodurch er Ungeheueres als erhabene Vollkommenheiten und Wahrheiten in einem Trugſyſtem aufſtellt, weil er weder mathematiſch genau zu beobachten, noch logikaliſch einfach zu beurtheilen ſich die Fertigkeit durch ſtrenge Selbſterziehung erworben hat. (J. f.)

Gedanken.

1.

Recht zu hören, ſcharf zu ſehen,
Sind der Weisheit Doppelpole;
Nur kein Rauſchgold der Idole,
Nein! das Kerngold der Ideen!

2.

In Blumen lebt ein tiefer Sinn:
Wir ſchauen unſre Kindheit drin.

3.

Zum Zeitvertreibe willſt du leſen? —
Sprich, was gewinnt dadurch dein Weſen? —
Wenn du die Zeit nun haſt vertrieben,
Dann iſt am Ende nichts geblieben,
Was Werth hat für die Ewigkeit.

4.

Sollen Äpfel milde werden,
Laß ſie ruhig liegen!
Zeit hat es von je verſtanden,
Rauhes zu beſiegen.

5.

Wie weit du magſt die Welt durchwandern,
Der Eine ſpottet gern des Andern,
Theils, weil er dann ſich weiſer fühlt,
Theils, weil er gern ſein Müthchen kühlt.

6.

Ergründet hätten gern die Dichter aller Zeiten,
Was Nachtigallgeſang und Roſenflor bedeuten.

7.

So ſprich: Wie lebt man recht gemächlich? —
Beſieh die Welt nur oberflächlich!
Verbirg vor ihr das eigne Pfund!
Und halt' im Zaum den raſchen Mund!

8.

Die Philoſophen mag's ergetzen,
Uns einen Grenzſtein feſtzuſetzen,
Doch ſieh, das Leben kommt, das ſtarke,
Und ſchleudert weit hinweg die Marke.

9.

Den Blumen ſind Sorgen und Thränen ja fern —
Doch ſtill, unter Blumen weilt Amor auch gern.

10.

Sprecht, warum, ihr Roſen, Nelken,
Müßt ihr denn ſo bald verwelken? —
„Weil das Werden fort ſoll gehn
Darf das Sein nicht ſtille ſtehn!“

11.

Ein Regenbogen iſt wohl lieblich anzuſchauen,
Doch läßt auf ſein Gewölb' ſich keine Hütte bau'n.

12.

„In einen Born, den du getrunken,
Wirf niemals einen Stein!“ —
Und dieſer Spruch, ſo klug als weiſe,
Soll jetzt nur Thorheit ſein? —

J. C. Nänny.

Notizen.

⁂ Engliſcher Handelsreichthum. — In Großbritannien und Irland werden jetzt jährlich im Durchſchnitt 311,000,000 Zentner Steinkohlen verbraucht, deren Werth ſich auf 7,790,000 Pfd. St. beläuft; Eiſen jährlich 14 Millionen Ztr. zu Tag gefördert, alſo mehr als in allen übrigen Ländern von Europa zuſammengenommen.

Durch dieſe beiden Artikel genießt dieſes Königreich einen entſchiedenen Vorzug über andere Länder; ſie ſind, verbunden mit ſeiner inſulariſchen Lage, die Haupturſachen bleibenden Reichthums. —

Der Geſammtwerth aller Exporte beträgt jetzt etwas mehr als 50 Mill. Pfd. St., wovon 41 Mill. in Manufaktur-Waaren und 9 Mill. in Colonial- und anderen rohen Produkten, — und zwar gehen für circa 23 Mill. nach Europa und für 27 Mill. nach den übrigen Welttheilen. Die Zahl der Schiffe, die dieſem Reiche und ſeinen Colonien gehören, und unter denen ſich jetzt ungefähr 500 Dampfſchiffe finden, betrug im Jahr 1834 23,035 mit Gehalt von 2,716,100 Tons und Beſatzung von 160,061 Mann. Die Zahl der Eiſenbahnen vermehrt ſich ſo, daß in wenigen Jahren das ganze Land davon durchſchnitten ſein wird.

⁂ Das Mährchen ohne Ende. — Von Carové's Mährchen ohne Ende, welches vor einigen Jahren in deſſen Moosblüthen erſchienen, und demnächſt von Mrs. Auſtin in's Engliſche übertragen und von Harvey mit 17 ſchönen Holzſchnitten ausgeſtattet, iſt kürzlich von Wilſon in London eine neue (dritte) Auflage angezeigt worden. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro. 82. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 6. April.

Mährchen.

Es war einmal ein reicher Mann, der ſich gar ſehr grämte, daß ihm der liebe Gott keinen Sohn ſchenken wollte. Er welkte durch ſeine Betrübniß von Jahr zu Jahr immer mehr ab, bis ihm ſeine Freunde den Rath gaben, er ſolle in die Fremde gehen und andere Menſchen und Länder ſehen, dadurch werde er ſeinen Kummer vergeſſen lernen. Er befolgte auch den guten Rath, ging in die Fremde und ſuchte ſich auf alle Weiſe zu zerſtreuen, um ſeinen Gram zu vergeſſen. Er kam zu einem weiſen Mann, der ihm ein Gaſtmahl gab, bei dem viele große Herren eingeladen waren, die gotteslaͤſterliche Reden führten, und der Mann, der das Leid auf dem Herzen hatte, ließ ſich davon bethören, ſtimmte dazu ein, und ſprach: „Ihr Herren, hätt' ich ein Kind, ich wollte mein Blut darum geben, jedem, der es begehrte." Darauf hob er ſein Glas; wie er es aber an die Lippen ſetzen wollte, zerſprang es von oben bis unten. Und der weiſe Mann wurde dabei ganz blaß und ſagte ihm in's Ohr: „Piſt, mein Gaſtfreund, es iſt Euch in dieſem Augenblick ein Kind geboren worden, aber zur Strafe Eurer Sünden, denn Ihr mußt Euer Blut drum geben. Hütet Euch vor dem Sohn, der Euch geboren worden iſt." Aber der Mann lachte in der Freude ſeines Herzens über die Warnung, ließ ſich ſein Roß ſatteln und ritt gradeswegs heim; da fand er nun, daß der Weiſe die Wahrheit geſprochen hatte, ließ alle ſeine Freunde zuſammenberufen und ſtellte ihnen zu Ehren ſo viele Luſtbarkeiten an, als bis dahin nicht erhört war, und alle wünſchten ihm Glück, und prophezeiten ihm, daß er viele Freuden an dem Sohne erleben würde. — Der Vater ließ ſeinen Sohn erziehn wie einen Prinzen, ſchickte ihn auf Schulen und auf Reiſen und hoffte, er würde einen Richter aus ihm machen, an deſſen Anſehen vor aller Welt er im Alter Ehre haben würde. Nun aber geſchah es, daß der Sohn in der Fremde in ſchlechte Geſellſchaft gerieth und verthat all ſein Hab und Gut, und alles Geld, das ihm der Vater ſchicken mußte, war im Würfelſpiel auch bald wieder hin; er wußte nicht mehr, was er anfangen ſollte, denn ſeine Gläubiger wollten ihn um ſeiner Schulden willen in den Thurm werfen laſſen. Er ſchrieb noch einmal an ſeinen Vater, aber der hatte von dem ſchlechten Leben des ungerathnen Sohnes gehört und wollte ihn nicht darin beſtärken, wenn er ihm auf's neue Geld ſchicke. Da war aber der Sohn in Verzweiflung und ſeine böſen Kameraden gaben ihm ein, ſein Vater handle Unrecht an ihm, denn des Vaters ganzes Hab und Gut wäre von Gott und Rechtswegen ſein und er dürfe es herausfordern. Er entfloh, da juſt die Häſcher ihn faſſen wollten, um ihn in den Thurm zu werfen, und kam, ganz zerfetzt, ohne Schuhe an den Füßen, bei Nacht und Nebel vor ſeines Vaters Haus. Er pochte an, und der Alte kam und fragte, wer draußen ſei, und was er wolle. D'rauf ſagte der Sohn trotziglich: „Ich bin's und will mein Erbtheil haben." Der Vater, als er ihn hörte, ſchwur im Zorn über den ungerathenen Sohn, — „er wolle ihm nichts geben, und wenn er auf der Stelle des Todes ſein ſollte." Da wurde der böſe Sohn vom Teufel verblendet, er hob die Hand auf und gab ſeinem Vater einen Schlag. Der alte Mann aber rief: „Ich verfluche dich nicht, denn du haſt dich ſelbſt verflucht, der Herr Jeſus Chriſtus erbarme ſich meiner!" Darauf fiel er hin und war todt. Der böſe Sohn aber war voll Entſetzen, traute ſich nicht, ihn aufzuheben, und ging in die weite Welt. Nun hatte aber der alte Mann, dem ſeine Frau ſchon lange geſtorben war, ganz einſam im Walde gewohnt, und weit und breit war niemand, der es wußte, daß er geſtorben war, und der hergekommen wäre, ihn zu begraben. Damals ging der liebe Gott über die Haide und durch den Wald, und ſah den alten Mann todt am Boden liegen, und es erbarmte ihn ſeiner, daß er kein chriſtliches Begräbniß finden ſollte. Alſo rief er den Rothkehlchen, die auf den Zweigen wohnten, und ſagte zu ihnen: „Ihr ſeid fromme und unſchuldige Thiere, kommt, dort iſt eine Grube, hebt ihn auf alleſammt mit euren Flügeln und legt ihn ſanft in ſein Grab.“ Die Vöglein thaten, wie ihnen der liebe Gott befahl und begruben den alten Mann; der liebe Gott aber ging herzu, und warf die erſte Scholle hinab, und die Vöglein ſcharrten dann ſo lang mit Füßen und Schnäbeln, bis das Grab völlig zugedeckt war. Und, wo der liebe Gott geſtanden hatte, da blühte an dem Grabe eine ſchöne weiße Blume mit fünf Blutstropfen, Jahr aus, Jahr ein. — Der böſe Sohn aber fand in der weiten Welt nirgends Raſt und Ruh. Er ging endlich unter die Soldaten und ward gar bald im Kriege ein großer Herr, bekam Ehren und Anſehn, und Geld die Hülle und Fülle, daß er in Saus und Braus leben konnte, und vergaß faſt, was er an ſeinem Vater gethan hatte, und den Fluch Gottes, mit dem ſeine Hand geſchlagen war; das war aber ſeine linke Hand geweſen, die er gegen ſeinen Vater aufgehoben hatte. Und endlich geſchah's in einem Krieg, daß ihm die rechte Hand abgehauen wurde; er aber, als ein tapferer General, nahm das Schwert gleich in die linke, und wollte weiter fechten. Doch, ſeh', da konnte er nichts ausrichten, und verlor die Schlacht, und wurde nach Hauſe getragen. Was immer er mit der linken Hand anſtellte, das hatte keinen Segen, wollte er eſſen, ſo wurde ihm die Speiſe wie flüſſiges Blei im Munde. So mußte er elendiglich verhungern. Als er nun todt war, gaben ihm ſeine Soldaten das ehrenvolle Geleit auf den Kirchhof, begruben ihn ſtattlich, und ſchoſſen auf ſeinem Grabe ihre Musketen los. Wie ſie aber das Grab verlaſſen wollten, und noch einmal auf den Raſen ſchauten, unter welchem ihr General lag, — da wurden alle, auch die Unerſchrockenſten ſtarr vor Entſetzen; — denn aus dem Grabe wuchs die Hand heraus, mit der er einſt ſeinen Vater geſchlagen hatte. Und, ſoviel Erde ſie drüber warfen, die böſe Hand wuchs immer wieder heraus. Sie entflohen voll Schauder, denn ſie erkannten, daß die Hand von Gott verflucht war. Und bei Nacht, wann die Lebenden wie todt liegen im Schlaf, hörte der Todtengräber, der am Kirchhof wohnte, oft ein Winſeln aus dem Grabe, bekreuzte ſich, und betete für die arme Seele, die keine Ruhe finden konnte.

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Ich komme zu den Theatern, auf welchen ſich neuerdings mancherlei zugetragen, welches der Beachtung nicht entzogen werden darf. — Das Königſtädtiſche Theater hatte bei dem neuerlichen Aufruhr gegen Herrn Cerf ein Beiſpiel gegeben, welches viel zu ſehr angeſprochen hatte, um nicht Nachahmung zu finden, und der 22. Februar war der große Tag, an welchem die königl. Bühne eine Expulſion erlebte, wie ſie in den Annalen derſelben noch niemals in dieſem Grade angemerkt ſteht. — Fräulein von Hagn ſollte an dieſem Tage in einem neuen Luſtſpiele von Raupach: Der Narr ſeiner Freiheit, auftreten, und das Haus war ſehr gefüllt, denn zu gleicher Zeit ſtand Herrmann und Dorothea, welches in Berlin noch immer ſein Publikum findet, auf dem Zettel. Die Rolle der Dorothea war mit Fräulein Clara Stich beſetzt, einer jungen Anfängerin nicht ohne Talent und voller Luſt zur Sache, allein eigentlich gehört dieſe Parthie dem Fräulein von Hagn, und dieſelbe hatte den gemeſſenen Befehl der Direction erhalten, am Montage einzutreffen, um die Dorothea zu ſpielen. Sie kam und war entrüſtet, ihre Rolle in den Händen ihrer jugendlichen Nebenbuhlerin — verſteht ſich nur in Bezug auf die Kunſt — zu finden, und wandte ſich deßhalb an den Grafen von Redern, der ihr die bündigſte Verſicherung ertheilte, daß ſie ihr Recht behalten und die Dorothea ſpielen werde. Fräulein von Hagn begab ſich daher im Gefühle ihres Triumphes nach der Garderobe; allein was mußte ſie erleben! Sie ſah das junge Talent ſchon völlig angekleidet und keineswegs geneigt, den Mahnungen des Regiſſeurs, der es durch Überredung bewegen wollte, zurückzutreten, Folge zu leiſten. Die Thränen floſſen in Strömen, aber während man capitulirte, hatte ein eiliger Bote die Mutter der verſchmähten Dorothea herbeigerufen, und dieſe kam, zornentflammt, es blitzten die Augen, des Olymps unſterbliche Götter konnten nicht ſchrecklicher ſein. Ach! lachen Sie nicht, Madame Krelinger iſt keine Frau, die mit ſich ſcherzen läßt, ſie kam, „wie des Mittags ſtolze Flotte,“ und befahl ihrer Tochter zu ſtehn als Mann und unbeſorgt zu ſein. — Jetzt war Lärm in allen Ecken, die beiden Dorotheen ſtanden ſich trotzig gegenüber, in der Mitte Madame Krelinger, als wild erregtes Element, die Regiſſeure vor ihr als Beſänftigungsmittel. Der Sturm ras'te hinter den Culiſſen, vor ihnen wurde der erſte Akt ganz feierlich aufgeführt, und der unſchuldige Knabe Herrmann wußte noch nicht, in welche er ſich denn nun eigentlich verlieben ſollte.

Der erſte Akt war aus und noch immer war Krieg, blutiger, unverſöhnlicher Krieg, und der Regiſſeur ſah mit Entſetzen, wie beim zweiten Akt das doppelt geöffnete Haus zwei Dorotheen mit einmal ausſpeien würde. Es blieb keine Rettung als der Herr Graf und ein kathegoriſcher Imperativ nach Kant. Der Herr Graf kam, aber der kathegoriſche Imperativ noch lange nicht. Der Herr Graf verſuchte, was die Regiſſeure ſchon lange verſucht hatten, allein mit dem ſchlechteſten Erfolge. Er bat hier, er bat dort; allein wer predigt der Leidenſchaft Philoſophie, und Damen zumal, und unter dieſen wiederum Künſtlerinnen zumal! Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehn, wenn ſolche ehrgeizige, von den ſchönſten Phantaſieen der höchſten Kunſt gereizte Herzen hier nachgegeben hätten. C'est l'honneur qui ment le monde!

„Sie haben mich deßhalb aus Magdeburg ſchleunig zurückgerufen,“ ſagte Fräulein von Hagn, „Sie hatten mir vor einigen Stunden geſagt, daß ich mich zur rechten Zeit einfinden ſolle, überdies iſt es meine Rolle, ich bin hier, um ſie zu ſpielen, ich werde nicht zurücktreten.“ — „Sie haben Recht, mein Fräulein,“ ſagte der Graf, „Sie werden ſpielen.“ — „Meine Tochter ſteht auf dem Zettel,“

ruft Madame Krelinger mit tragiſcher Größe. „Ich habe Sie vorher darauf aufmerkſam gemacht, Herr Graf, ich habe Ihnen geſagt, daß Fräulein von Hagn ſich dies nicht gefallen laſſen würde, daß ich mit dieſer Künſtlerin durchaus nicht in ſolche Berührung zu kommen wünſche. Sie haben es übernommen, meine Tochter ſteht auf dem Zettel, ſie wird ſich nicht blamiren, ſie wird ſpielen, oder ich verlange —“ „Halt, Sie haben ganz Recht, verehrteſte Madame Krelinger,“ verſetzt der verlegene Graf, „Ihre Fräulein Tochter wird ſpielen, ſie ſteht auf dem Perſonal, Fräulein von Hagn wird zurücktreten.“ —

„Das werde ich nicht,“ ruft Fräulein von Hagn außer ſich. „Es iſt ein Bruch meines Contraktes; ich ſpiele, oder ich verlange —“

„Halt! ich werde verſuchen, ob Fräulein Stich —“

„Meine Tochter ſpielt, oder ich verlange —“

„Halt! Ihre Tochter ſpielt,“ ruft nun der Graf, von allen Seiten bedrängt, „Fräulein von Hagn, Sie müſſen zurücktreten.“

Da hört man einen gellenden Schrei, ein dumpfes Wimmern, einen ſchweren Fall. Barmherziger Gott! da liegt das ſchöne Fräulein, die zarten Glieder regungslos. Rettung! Rettung!

Der Wagen des Herrn Grafen fährt vor, die arme Kranke wird ſchnell hineingetragen, einige Augen heben ſich mit frommem Ausdruck oben gegen die Maſchinerie, der Himmel ſelbſt hat in dieſem kritiſchen Momente gewaltet, und eine Dorothea glücklich beſeitigt. (F. f.)

Literatur.

Converſationsſaal und Geiſter-Revüe. ꝛc.

(Fortſetzung.)

Daher in Göthe ſein tägliches Ausüben des Grundſatzes: daß Sehenzulernen eine Kunſt iſt. Deßwegen ſeine jedesmal von weitem her berechnete Vorbereitungen für jede ihm wichtige Naturbeobachtung, im Großen oder Kleinen. Von nichts war er entfernter, als von der in Kunſtphraſen ausſtrömenden Einbildung, daß man ein wahrhafter Kunſtkenner ſein könne, ohne die mechaniſchen, und ſogar die chemiſchen Mittel dafür erforſcht und bis zu einem gewiſſen Grad ſich ſelbſt angeeignet zu haben. Daher ſeine Übungen in kräftigen Umriſſen und charakteriſtiſchem Zeichnen; daher ſein immer ohne ſpeculative Vorurtheile betrachtendes Aufſpüren mineraliſcher und vegetabiliſcher Materialien. Ebenſo die feinen Farbenbeobachtungen und Reſultate unabläſſig vorausgegangener Experimente und literariſcher Recherchen, die ihn aber durch ihre Feinheit nicht abhielten, auch die vom Künſtler darzuſtellende Körperlichkeit bis von der Baſis des Knochenbaues heraus und nicht blos nach Kolorit und Oberfläche durch Loder und Sömmering zu ſtudieren.

Dieſes Vereintſein ſo vieler Trefflichkeiten begreifen die Einſeitigen noch lange nicht. In nichts verfehlen deßwegen die anmaßlichen Beurtheiler mehr das Centrum, welches ſie durchſchießen möchten, als wenn ſie frohlocken, daß um der Genialität willen Göthe wenigſtens zum Geſchäftsmann untauglich (und in ſoweit ihnen ähnlich) geweſen ſei.

Damals allerdings, da der junge ſchöne Schöpfer des ritterlichen freithätigen Götz 1776 dem noch jugendlichen Herzog Carl Auguſt von Weimar ein unzertrennlicher Lebensgefährte zu werden anfing, mag es eine nicht leichte Aufgabe für ihn geweſen ſein, praktiſch auszufinden, wie jener ſein maſſivdeutſcher Unabhängigkeitsſinn mit der Stellung an einem durch eine Dame regierten, zartgebildeten Hofe und mit dem unmittelbaren Verhältniß zu dem angehenden, nicht allzunachgiebigen Regenten vereinbar ſein möchte. In den ſo eben (Darmſtadt 1835) veröffentlichten Briefen an Merk zeigt es ſich (S. 84) noch auffallend, daß der neue Hofdienſtmann, deſſen Übergehen in Weimar'ſche Hofdienſte Sophie von Laroche (S. 85) auch nicht begreifen konnte, vom Schroffeſten des Götz'ſchen Dialekts, ſelbſt wenn er neben dem feinen Wieland ein Billet ſchrieb, nichts vergeſſen hatte, und nicht einmal eleganter ſcheinen wollte.

Bald ſchrieb Göthe dort ſelbſt (S. 96): „Den Hof hab' ich nun probirt; will jetzt auch das Regiment probiren. Kenne ſchon einen braven Fleck von Thüringen. Das macht mir auch Spaß, ein Land ſo auswendig zu lernen. . . Glaub, daß ich mir immer gleich bin. Freilich hab' ich was auszuſtehen gehabt. Dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog iſt ebenſo. Daran denn freilich die Welt keine Freude erlebt. Wir halten zuſammen und geh'n unſern eigenen Weg . . werden aber doch hindurchdringen, denn die Götter ſind ſichtbar mit uns. . .“ So recht aus dem Innerſten heraus entdeckt in dieſer Stelle Göthe den Grundtrieb ſeines ganzen Lebens. Er wollte über Alles für ſich Erfahrungen machen, aber ohne (wie Fauſt) je darin ſich ſelbſt zu verlieren.

Auch von 1777 folgt das doppelſeitige Bekenntniß: „Ich lebe immer in der tollen Welt — und — bin ſehr in mich zurückgezogen. (!!) Es iſt ein wunderlich Ding um's Regiment dieſer Welt. .“ (S. 99). Schon 1778 aber konnte Göthe (S. 122) an Merk verſichern: „Ich bin nun ganz in alle Hof- und politiſche Händel verwickelt. . Die Herzogthümer Weimar und Eiſenach ſind immer ein Schauplatz, um zu verſuchen, wie einem die Weltrolle zu Geſichte ſtünde. Ich übereile mich nicht. Freiheit und Genüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung ſein. . .“

Die ſchwierige Aufgabe, das ſcheinbare Unvereinbare, Freiheit und wirkſame Abhängigkeit dennoch zu vereinigen, löſ'te ſich die damalige Zeit überhaupt, und in's beſondere der zwar in der tollen Welt ſich mitbewegende, aber nie ſich ſelbſt verlierende junge Göthe hauptſächlich dadurch, daß man auch, wenn der Geiſt zu dem, was ſein ſollte, vorwärts trieb, ſich nicht in vermeidliche Oppoſition, vielmehr ſo ſelbſtthätig wie möglich in die Leitung der Perſonen und Sachen hinein verſetzte. Dies war damals die mit kluger Gemüthlichkeit vielwirkende Kunſt und das feinfühlende Geſchick, im Verein mit dem Beſtehenden das, was beſſer werden ſollte, hervorzubringen und dazu kein freundliches Mittel unverſucht zu laſſen! Und dies iſt die würdige Ariſtokratie jener Zeit, durch welche Göthe und mancher Andere, welcher Wahrheit und Dichtung zu verbinden wußte, weit mehr Verbeſſerungen zur bleibenden Wirklichkeit brachten, als die, welche den Mann, der immer die Natur der Dinge, dieſes immerwährende Beſtehen durch immerwährendes Werden — feſt in's Auge faßte, als einen gemeinen Ariſtokraten zu verhöhnen nicht aufhören.

Zu dieſer Ariſtokratie aber gehörte nothwendig, daß man nicht blos als ein Phantaſt über das, was ſein ſollte, nicht blos als ein Tadler und Umſtürzer deſſen, was iſt, Lärm zu ſchlagen ſich genügte, ſondern daß man ſelbſt ein wahrer Ariſtos, ein Optimat, ein Trefflicher in ſich zu ſein, und Andere zur Trefflichkeit geneigt und brauchbar zu machen, ſich als die wahrhaft lösbare Aufgabe vorhielt.

Nachdem Göthe die paar Jugendjahre hindurch (1776, 1777) mit ſeinem jungen Fürſten Arm in Arm gelebt und alſo, wie es ſcheinen mochte, blos ariſtokratiſirt hatte, konnte er ſeinem Merk im Auguſt 1778 im Vertrauen (S. 137) zuflüſtern: „In meinem Thal wird's immer ſchöner, das heißt, es wird mir näher, Andern und mir genießbarer, da ich die vernachläſſigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polſtere und putze und mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunſt jederzeit der lieben immer bindenden Natur zu befeſtigen und zu decken übergebe. Dies herzige Spielwerk iſt ein Kahn, auf dem ich oft über flache Gegenden meines Zuſtandes wegſchwimme. Im Innerſten aber geht alles nach Wunſch. . .“

Auf dieſer Ariſtokratie, das heißt auf dieſem — Zweck und Mittel, Vervollkommnungsluſt und Möglichkeitsberechnung vereinigenden — Trefflichkeitsregiment beruhte das ſich immer erneuernde Zuſammenſtimmen des Staatsregenten und des weder ſeine Erhebung noch ſeine Selbſtachtung vergeſſenden Staatsdieners. Unentbehrlich ward Göthe nur, weil er den Andern Unentbehrliches verſchaffte und ſie ſelbſt dafür durch das Empfangen immer empfänglicher machte. Dem Regenten zeigte er immer das Beſſere nicht blos als das Nützlichere, ſondern zugleich und noch wahrer als Befriedigung des erregten Triebs für Vervollkommlichkeit und tiefgegründete Ehrliebe. So wurde Alles, wo Verbeſſerungen anzubringen waren, nicht in der Weiſe luftiger Projektmacher, ſondern mit Studium als Ehrenſache, aufgeſucht, auch wenn es eine zur Kunſt brauchbare Steinart betraf. Dem fürſtlichen Freunde aber, und dem auch jeden Gebildeten zum Mitgenuß einladenden Hofe wußte er durch geſchmackvolle Unterhaltung den Sinn für treffliche Wirkſamkeit zu ſtärken, auch durch reizende Umbildung der Umgebungen in einen Park voll ſinnreicher Anlagen und Erinnerungen das patria est, ubi bene est, möglich zu machen. Wieland fühlte den Zweck und rief darüber gegen ſeinen Merk (S. 149) vertraulich und deſto wahrer aus: „Dii immortales! homo homini quid praestat stulto intelligens!“ (Götter! Wie viel vermag der Menſch dem Menſchen, der Geſcheidere dem Unverſtändigen zu gewähren!) (F. f.)

Feuilleton.

⁂ **Thalberg.** — Die Revue de Paris (vom 26. Febr.) beginnt einen Artikel über dieſen Pianiſten des Kaiſers von Oeſtreich mit der Bemerkung: „Nach den Wundern unſerer berühmten Pianiſten, nach den Heldenthaten der Kramer, Field, Hummel, Moſcheles, Kalkbrenner, Herz, Liſt, Chopin u. ſ. w., die hier nach ihrer Anciennetät figuriren, — hatte es den Schein, daß die Schranken der Kunſt (oder vielmehr der Künſtlichkeit) geſetzt ſeien, und man ſich glücklich ſchätzen müſſe, bis an ſie hinan zu reichen! . . .“ Nach einigen weiteren Bemerkungen — fährt aber die Revue ſo fort: „Nach den bis zur Verrücktheit verwegenen Neuerungen der Herz, der Liſt, — kömmt ein Pianiſt an, der noch das ſchon ſo weit geſteckte Ziel überſteigt. — Thalberg kömmt nach Paris, läßt ſich in einigen Salon's hören; ohne Weiteres wird er als Generaliſſimus der ſo zahlreichen Pianiſten-Armee ausgerufen, die beinahe eben ſo viele Helden als Krieger zählt.“ Es werden nun einige der Wunderwerke des neuen Feldmarſchalls beſchrieben und zum Schluße angezeigt, daß derſelbe eine muſikaliſche Matinée geben werde zum Beſten der Abgebrannten der Straße du pot-de-fer.

Unter'm 6. März berichtet die Revue über drei von demſelben Künſtler gegebene Concerte, daß ſie ſelbſt noch die Anfangs gehegten hohen Erwartungen übertreffen, und verſichert dann mit uneigennützigem Enthuſiasmus: „*Mr. Thalberg est en dehors de toute comparaison*, . . . Il y a en lui, avec l'âme qui sent, l'intelligence qui conçoit et l'instrument qui exprime. C'est cet accord merveilleux de la pensée et de l'action, de l'idée et de la forme, qui fait de lui *l'artiste par excellence, l'artiste complet* . . . .“

⁂ **Ein zwölfter Planet?** — Cacciatore, Direktor der Sternwarte zu Palermo, ſchreibt an Kapitän Smyth, daß er im Mai v. J. in der Nähe des 17ten Sternes der 18ten Stunde des Piazziſchen Katalog's einen Stern 7ter oder 8ter Größe bemerkt, den er drei Tage ſpäter an einer anderen Stelle wiedergefunden. Er glaubt, daß dieſer Stern ſich jenſeits des Uranus bewege und als ein neuer Planet zu begrüßen ſei. Da jedoch die Abſtände der Planeten von der Sonne ſich vom Jupiter an bis zum Uranus vergrößern in dem Verhältniß von circa: 52:95:192, während die Maſſengröße im Verhältniß zur Erde ſich vermindert im Verhältniß von 1473:1030:83, ſo möchten wohl Manche es für unwahrſcheinlich halten, daß wenn noch ein 12ter Planet ſich jenſeits des Uranus vorfände, derſelbe als ein Stern 7ter oder 8ter Größe erſchiene. Erwägt man indeß, daß Jupiter mit 4, Saturn und Uranus aber jeder mit 6 Trabanten ausgeſtattet, mithin auch ein noch entfernterer Planet mit mehreren Monden umgeben, und daß die eigenthümliche Lichthelle der drei äußerſten Planeten ungefähr in dem Verhältniß zunimmt von 2:3:4, wonach Uranus viermal heller erſcheint, als er im Vergleich zum Mars und zur Venus erſcheinen müßte, — ſo vermindert ſich eben damit jene Unwahrſcheinlichkeit, und es wäre ſonach erſt noch näheren Angaben entgegenzuharren, bevor man die Vermuthung des ſiziliſchen Sternenjägers von der Hand weiſen durfte.

⁂ **Ural'ſche Diamanten.** — Eine Notiz von Parrot in dem 6ten Bd. der Denkſchriften der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg, über die Diamanten des Ural's, macht es höchſt wahrſcheinlich, „daß dieſe Edelſteine Erzeugniſſe vulkaniſcher Thätigkeiten ſind, welche auf kleine Theile von Kohlen oder von einer Subſtanz, die aus Kohlenſtoff und ſehr wenig Waſſerſtoff beſtehen, eingewirkt haben.“ Zu dieſen Bemerkungen wurde Parrot veranlaßt durch zwei von den 24 oder 25, bis jetzt mittelſt Aufwandes von 60,000 Rubel in jenem Gebirge, entdeckten Diamanten, in denen er kleine ſchwarze Körperchen wahrgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 83. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 7. April.

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

Von

Guſtav von Heeringen.

Ein Treiben und Leben war in die Volksmenge von Petersburg gekommen, wie man ſonſt nur an den höchſten Feſttagen zu erblicken gewohnt war und jetzt, kurz vor dem neuen Jahr, hätte man glauben dürfen, ſchon in der ſogenannten Butterwoche zu ſein, dem eigentlichen Carneval der Ruſſen, welche acht Wochen vor dem heiligen Oſterfeſt fällt. Alle Volksbeluſtigungen waren im Gange und die unteren Klaſſen ließen es ſich mit einer Art von fanatiſchem Eifer angelegen ſein, ihrer zu genießen. Künſtliche Berge, mit Fahnen und grünen Fichten geſchmückt, erhoben ſich auf der Eisfläche des Stroms oder auf den Plätzen der Stadt und ließen die ſauſenden Fahrzeuge, mit jubelnden, ſchreienden, von Branntwein erhitzten Menſchen beſetzt, von ihren Gipfeln herabſchießen. Kecke Burſche begleiteten ſie ſogar auf Schrittſchuhen ſtehend. Die ganze Breite der Newa war ein luſtiger Markt mit zahlloſen Kabacks, in denen Wina und Wotka floſſen. Schaukeln jeder denkbaren Gattung, ein Lieblingsvergnügen des gemeinen Mannes, waren überall in kreiſender, fliegender, ſchleudernder Bewegung, je nachdem die Maſchine eingerichtet war. Jauchzen, Schreien, Verwünſchungen, die nicht ſelten in ſchauerlich heulenden Tönen gebrüllt wurden, wechſelten mit Hurrahruf und es mochte dem Beobachter nicht entgehen, daß eine ungewöhnliche Exaltation ſich der Gemüther bemächtigt hatte. Denn was kümmerte ſich ſonſt der gemeine Mann in den Sloboden der Hauptſtadt um das, was hundert Werſte davon ſich ereignete, ſo lange er ſeinen Kaback hatte und ſeinen geliebten Wotka? — Ihm war es gleichgültig, wer ihm den Genuß des letzteren vergönnte und Kriege mochten geführet oder geſchloſſen, Schlachten gewonnen oder verloren werden, wenn er nur nicht ſie mitzukämpfen gezwungen ward. So mußte denn noch ein Einfluß mehr als die bloße kahle Nachricht von der Gefangenſchaft des gefürchteten Pugatſchew, dieſe Begeiſterung, welche überall ſich kund gab, hervorgezaubert haben. Und dem war alſo. Katharina hatte ihren gefährlichſten Feind, vor dem ſie heimlich mehr zitterte, als vor allen Kabinetten Europa's, der ihr ſchlafloſe Nächte gemacht, der im Herzen ihres Reiches an den Säulen ihres Thrones rüttelte, daß ſie erbebten, — ſie hatte ihn überwunden, er war in ihrer Gewalt, ſie durfte ihn als einen gemeinen Verbrecher behandeln, und ihr ganzes Volk, zunächſt aber die Hauptſtadt, ſollte Theil an der unermeßlichen Befriedigung nehmen, womit dieſer Gedanke ſie erfüllte. — Darum waren alle dieſe außerzeitlichen Beluſtigungen nicht nur erlaubt, ſondern angeordnet, unterhalten und die feurigen Getränke, welche die Köpfe von hunderttauſenden berauſchten, floſſen aus dem Kronſchatze. Zugleich belehrten öffentliche Ausrufer in den Straßen, bei den Feuern, um welche die Jswaſchtſchicks ſich wärmen, in den Kabacks und auf den Plätzen die ſtaunenden Zuhörer von den Gräueln, welche der Rebell mit ſeiner gottverfluchten Horde an ruhigen Unterthanen verübt und wie endlich die Langmuth des Höchſten erſchöpft und er ſeinem Richter überliefert worden ſei. Der gerechte Lohn ſeiner Schandthaten, hieß es ferner, erwarte nun dieſen verächtlichen Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft, während es allen getreuen Unterthanen nunmehr wieder vergönnt ſei, ſicher zu leben und die gemeinſchaftliche Glückſeligkeit, welche unter dem Scepter von Mutter Katharina blühe, ungeſtört zu genießen. Übrigens habe die Kaiſerin den gnädigſten Entſchluß gefaßt, das Andenken an jene fluchwürdige Verirrung einzelner Verräther, bis auf die Namen der Länder und Orte zu vertilgen, welche ihr Schauplatz geweſen war. Demgemäß werde künftig der Fluß Jaik, Uralskaja Reka, die Stadt gleichen Namens Uralsk genannt werden, und die Koſacken jener Gegenden, bis dahin Jaikiſche Koſacken genannt, ſollten forthin Uralskiſche heißen. So werde kein ruſſiſches Ohr mehr beleidigt werden. Gedruckte Manifeſte, welche die Polizei austheilen und an alle Straßenecken und Kirchen anſchlagen ließ, erzählten den Gebildeteren daſſelbe. Was man damit bezweckt hatte, wurde erreicht. Der Pöbel der Hauptſtadt ward in eine Art von Freudentaumel verſetzt, der etwas wildes blutdürſtiges in ſeinem Innern verbarg und lüſtern nach Todesurtheilen war. —

Vielleicht dürfte ein Seitenblick auf die Urſache ſo vieler Erregung dem Leſer nicht unlieb ſein, indem er zu ihrer Erklärung dient.

Katharina, ſeit zwölf Jahren auf dem Throne, hatte trotz der Staatsklugheit, welche ihre Regenten-Handlungen leitete, doch einen großen Theil ihres Volkes mißvergnügt gemacht. Beſonders haßten ſie die Popen wegen Zurückhaltung gewiſſer Güter, worauf dieſe gerechten Anſpruch zu haben glaubten. Von ihnen ging das Gerücht aus, Peter der Dritte, Katharina's unglücklicher Gemahl, welcher bei ihrer Thronbeſteigung einen ſo ſchnellen und räthſelhaften Tod fand, ſei noch am Leben und befinde ſich in der Mitte der ſüdlichen Völkerſchaften des Reichs. Die Saparoger Koſacken, von einem der ihrigen angeführt, der früher der Krone als Soldat gedient hatte, gaben hierauf das erſte Signal zum Aufruhr, dieſer Anführer war der kühne, geniale, furchtbare Amilka Pugatſchew. So wenig der Hof zu St. Petersburg im Anfang davon Notiz nahm, ſo ſehr war er bald genöthigt von ſeinen Prachtfeſten hinweg, den erſchrocknen Blick nach dieſer Richtung zu wenden. Mit reißender Schnelligkeit verbreitete ſich der Aufſtand über alle ſüdlichen Provinzen und die verſchiednen großen Völkerſchaften der Tartaren, kaum der Krone unterworfen und zinsbar gemacht, erklärten ſich wieder frei, oder, was noch ſchlimmer war, ergriffen die Parthei des Feindes, indem ſie ſich zu den Türken ſchlugen, mit denen eine Religion ſie verknüpfte, oder mit den Rebellen gemeinſchaftliche Sache machten. Katharina, ſo eben im Kriege mit den Osmanen, war unter dieſen Umſtänden genöthigt, den Frieden von Rutſchuck zu ſchließen und ihre Armee unter General Bibikoff von der türkiſchen Gränze zurückzuberufen, damit ſie, noch anſehnlich verſtärkt, gegen die Rebellen fechte. Alle Waffen, deren die beleidigte Majeſtät ſich bedienen kann, wurden aus ihren Arſenalen geholt. Niederſchmetternde Ukaſe erklärten den ſchrecklichen Betrüger, der ſich für Peter III. ausgab und dem unglücklicher Weiſe das Volk glaubte, in die Acht und ſetzten einen wahrhaft kaiſerlichen Preis auf ſein Haupt. Es fehlte nicht an Aufrufen an die ganze Nation, ſich gegen ihn zu waffnen, die aber nur mit verdächtiger Stille aufgenommen wurden. General Bibikoff, der ſiegreich gegen die Türken gefochten hatte, fand in einem der erſten Treffen mit den Rebellen, nebſt mehreren anderen ausgezeichneten Offizieren, den Tod. Er ward durch Romanzow erſetzt, aber nichts erſetzte den geſunkenen Muth und hielt der wachſenden Kühnheit der Rebellen die Wage. Ganze Regimenter wurden von ihnen an der Wolga überfallen und aufgerieben, Städte und Feſtungen weggenommen, große Länderſtriche erobert. Pugatſchew war überall, ſein außerordentlicher Geiſt leitete Alles, der gemeine Koſack entwickelte glänzende Feldherrntalente. Jetzt fing man an, für Moskau zu zittern, in deſſen ungeheurem Schooße bereits die Elemente der Empörung gährten. Amilka hatte erklärt, daß er es angreifen werde und es bedurfte vielleicht nur des leiſen Anklopfens mit ſeinem Säbelknopf an die goldnen Thore des Kremel's, um dieſe uralte Czarenburg und mit ihr den Thron der Czare in ſeine Gewalt zu bekommen. Da rief die bedrängte Katharina um Hülfe durch ihr ganzes Reich. Der moskovitiſche, der kaſaniſche, der ſimbirskiſche Adel ward aufgefordert, ſich zu ſammeln und den Rebellen entgegen zu ziehen. Neue Regimenter wurden gebildet, ſogar die Petersburger Garden mußten größtentheils marſchiren. Ihre vornehmſten Generäle: Potemkin (ein Vetter des Fürſten), Samaroff, Panin und Andere, ſtellte die Kaiſerin dem ſchlechten Saparoger Koſacken gegenüber, welcher Krieg mit ihr führte. Panin hatte ſich durch die Einnahme von Bender im Türkenkriege berühmt gemacht und das Glück war ihm hold. Pugatſchew, der die Stadt Speritzin beſetzt hielt, ward von ihm aus ſeiner Stellung gedrängt und durch die Gorskiſchen und Kabardinskiſchen Jäger von ſeinem Hauptcorps abgeſchnitten. Ein hitziges, blutiges Gefecht entſpann ſich im Angeſicht jener Stadt, welches die tapfern Jäger zu ihrem Vortheil entſchieden. Die Rebellen verließen den Kampfplatz nur, als ſie kein anderes Mittel mehr zu ihrer Vertheidigung ſahen und warfen ſich nach dem Strom, der in geringer Entfernung ſeine aſiatiſchen Wogen vorüberwälzte. Hier war es, wo des kühnen Amilka Glücksſtern niedertauchte und der Verrath ihn erfaßte. Seine Auslieferung an die Ruſſen mußte das Ende der Rebellion ſein, denn er war ihre Seele geweſen. Katharina ſah ſich mitten in der größten Gefahr auf einmal wie durch ein Wunder gerettet, aber die nagenden Beſorgniſſe, welche ſie ſo lange gequält, die geheime Todesangſt, die ſie nur mühſam unter der Hülle des Purpurmantels bis dahin verborgen gehalten, traten jetzt in Geſtalt des Zornes, einer gerechten Entwürdigung und einer Freude hervor, die ihr zu vergeben war, und alle Welt ſollte dieſe Empfindungen theilen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Hannover.

(Geiſtiges und geſelliges Leben.)

Merken Sie wohl auf, mein verehrter Herr Redakteur! In meiner Hannover'ſchen Korreſpondenz beginnt ein nagelneuer, unerhörter Artikel — novum Crimen et paene inauditum, ſagt Cicero — ein Artikel über das geiſtige Leben in H. Wollte ich nun auf Koſten meiner Landsleute witzig ſein, ſo ließe ich allhier einen erklecklichen leeren Raum folgen, in der ſicheren Überzeugung, daß die meiſten Ausländer darin die erſchöpfendſte und treffendſte Behandlung jenes Titels erkennen würden. Ihnen muß es wohl nothwendig vorkommen, als bewohnten wir nicht nur in natura, ſondern auch in artibus ingenuis eine flache, tonloſe und grau zum Meere ablaufende Wüſte, wo die ſehr bezeichnenden Heidſchnucken zerſtreut und in der Irre umherliefen, und ihr tägliches Brod verdrießlich unter Sand und Schnee hervorarbeiteten. Denn wie ſelten erklingt einmal eine Stimme von hier aus in die Fremde! Es liegt das nicht an einem betrübenden Mangel an produktiven Köpfen; es gibt deren genug, die von jugendlich friſchem Streben beſeelt, gern für ihre Muſe zu Felde zögen, wenn ſie derſelben nur ein würdiges Feld eröffnen könnten. Aber in einem Leben, das aller dichteriſchen Anregung und Förderung, aller lebendig warmen Farbe entbehrt, — außer aller Verbindung mit gleichgeſtimmten, gleichgeſtellten Seelen, — unter Leuten, die ihre wenigen Stadtpoeten einmal nur für eine Klaſſe civiliſirter Handwerker oder abentheuerlicher Hanswurſte halten!! — —

Statt, daß nun in dieſen unſeligen, äußeren Verhältniſſen, die Jedermann einſieht, Jedermann verwünſcht, und Niemand umzugeſtalten Kraft oder Luſt oder Willen beſitzt, den Hannover'ſchen Literaten das Bedürfniß und die Nöthigung liegen ſollte, zu einem fruchtbaren Vereine, trotz aller Hemmungen und Störungen zuſammenzutreten: ſtatt deſſen ziehen ſie einzeln oder in kleinen, durch gelegentliche Bekanntſchaft erhaltenen Zirkeln, ohne Zweck ihre Wege fort. Blumenhagen erzeugt Novellen, Detmold ſchleift ſatyriſche Pfeile, Voigts verliert Bruchſtücke, Woroſdar ſchleudert Culiſſen-Blitze durch die Mitternachts-Zeitung. Dazwiſchen ſchallen die Klänge der Poſaune eintönig durch die Grabesſtille fort, unfähig, die Begrabenen zu erwecken, die Landesblätter, trotz ihres feuerſpeienden Charakters zum Löſchen ſehr probat, fliegen welk und aſchgrau umher, und das Magazin, in welchem ehedem Käſtner und Lichtenberg ihre Geiſtesfrüchte oder mindeſtens deren Abfall aufſpeicherten, füllt ſich mit ökonomiſchem Stroh. Keiner kümmert ſich um den Andern, Keiner wirkt mit dem Andern, viele, und nicht die Schlechteren, hüllen ſich ganz in ihren Ingrimm über dieſe Armuth und erſtarren in gleichgültiger Unthätigkeit; nirgends ein Centrum dieſer vagen Kreiſe, ein Brennpunkt der nutzlos zerſplitterten Strahlen, denn die Buchhandlungen, welche in unſerem metallenen Zeitalter nun einmal die Stapelplätze geiſtigen Verkehrs abgeben müſſen, ſind hier zu Lande wenig mehr, als en detail handelnde Kramläden. Ihre Verlags-Artikel beſchränken ſich auf nützliche Schulbücher und abgenutzte Kompendien, Wandfibeln und Berichte über das Armenweſen; das einzige, ausgezeichnete Werk, welches alljährlich ſeine Wiedergeburt feiert, iſt der königlich-großbritanniſch-hannover'ſche Staats- und Adreß-Kalender, der dafür auch mit königlich-großbritanniſch-hannover'ſcher Gewiſſenhaftigkeit und Punktilioſität ausgeführt wird, andren Landen ein unnachahmliches Muſter.

Außerdem haftet hier auf dem Begriffe „Belletriſt, Dichter, Schriftſteller“ eine levis nota, ein Anflug von Lächerlichem und Verwirrtem, der manchen von einem freieren, thätigeren Hervortreten abhalten mag. Es gefällt nun einmal den guten Hannoveranern, ihren Kaffeehauswitz und die flaue Thee-Ironie mit unermüdlichem Behagen an einigen unglücklichen, über allen Ausdruck erbärmlichen Perſönlichkeiten zu reiben, welche jenen Namen in Anſpruch nehmen. Das hat hier das „Handwerk in Verruf gebracht!“ Überhaupt iſt das hieſige Publikum ein närriſch Weſen. Die hohen Herrſchaften ſind natürlich viel zu vornehm, um einen Federhelden einer ausdrücklichen Notiz zu würdigen; ſie leſen ſeine „Sachen“ und rümpfen die Naſen, weil ſie nicht über den Kanal gekommen ſind, und zucken die Achſeln und leſen ſie dennoch. Einen ſogenannten gebildeten Mittelſtand gibt es hier gar nicht, ſchon weil es deren zu viele gibt, und den Mangel eines ſolchen Kreiſes, indem der bon sens ſeine unbefangenen Vertreter findet, fühlt niemand ſchmerzlicher, als der Künſtler, der Schriftſteller in H. Er hat keine Sphäre, in der er ſich perſönlich bewegen und von der er ſeine Anerkennung, ſeine Würdigung empfangen und hinnehmen könnte; ihn umweht eine laue, indifferente Luft, und wenn man zu höflich iſt, ihn zu mißhandeln, ſo läßt man ihm doch das wiederfahren, was der Künſtler-Natur am weheſten thut: man ignorirt ihn, wenn man ſich auch auf Augenblicke von ſeinem Talente amuſiren läßt. —

(Schluß folgt.)

Literatur.

Converſationsſaal und Geiſter-Revüe. ꝛc.

(Fortſetzung.)

Merck ſagt, wie viel Heilſames Göthe am Hofe und bei allen Bildungsfähigen auch durch ſeinen Einfluß auf das Theater, gleichſam ſich erniedrigend, hervorbrachte, wohl überzeugt, daß er für Wahrheitſinn und Geſchmack durch dieſe unſcheinbare Leitung unvergeßlicher Anſchauungen mehr wirke, als durch manche Staatsminiſterſeſſion.

Durch dieſes, freilich immer nur mit Vorſicht und Aufmerkſamkeit zu erhaltende Zuſammenwirken aller Motive geſchah es, daß in dem allerdings beſchränkten Umfang der dortigen Landeskräfte jedes Plätzchen aufgeſucht wurde, wo ein Selbſtgedeihen zur Trefflichkeit geweckt und gepflegt werden konnte. Weil das Würdige zur eigenen Freude und Luſt geworden war, wurde es mit Ernſt und doch zugleich ſpielend geſucht und betrieben; mochte es das Ordnen der Finanzen, oder das Erhöhen des Ertrags, z. B. durch das Ilmenauer Bergweſen, durch mennonitiſche Feldbaukunſt, durch Zerſchlagen der Güter u. dgl. mochte 'es ein Anlocken von Gelehrten ſowohl als von Manufakturiſten, durch Förderungen des Erwerbfleißes in Allem, wo ſein ſcharfes, geübtes Auge Nutzbares entdeckte oder Fehlerhaftes verſchwinden machen konnte, oder auch eine geiſtigere Kultur durch Erziehung zur Kunſt und zu akademiſcher Wiſſenſchaft betreffen. Überall war das Anziehendſte und Nachhaltendſte dies, daß auch das Nutzbare mit der Luſt am Trefflichen verbunden ward. Daß durch das Bergwerk, das Salzweſen, durch andere Induſtrieverſuche, auch durch die Univerſität, der Ertrag gemehrt wurde, ward geſchätzt, ſo wie es Bedürfniß war; aber daß dadurch auch, was den Geiſt erfreuen konnte, gewonnen wurde, war aus perſönlicher Theilnahme des Fürſten und der Mitarbeiter, die er mit vorſichtiger und meiſt glücklicher Wahl um ſich zu ſammeln wußte, im höhern Sinn beabſichtigt und geachtet.

Ohne Volkstäuſchung und Schmeichelei dürfte Göthe jenes bekannte Epigramm ausſprechen:

— „Klein iſt unter den Fürſten freilich der Meine,
Schmal und nicht reich iſt ſein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber ſo wende nach Innen, ſo wende nach Außen die Kräfte
Jeder! Da wär' es ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſein.“

Schiefe Seitenblicke verbreiteten über das Jovialiſche jener Lehrjahre des Meiſters, in denen Göthe ſeinen Herzog, durch das miscuit utile dulci zum Regenten-Ernſt hinüberleitete, pedantiſche Kritteleien. Wieland, der ältere Lehrer des Fürſten, ſah ſeiner. Im December 1778 ſchreibt er (S. 152) ſo recht aus edlem Herzen: „Daß mir und Allem, was hier auch nur an einem Faden mit mir zuſammenhängt, Göthe in gar mancherlei Stükken die größte Wohlthat geworden, erkenne ich täglich mehr und mehr und ehre und liebe ihn auch dafür von Grund meines Herzens.“

Es war wohlthuend und allgemein ermunternd, daß eben jene kluge Art zu wählen auch die Verbindung der Amtspflichten mit der Freithätigkeit möglich machte, weil Göthe und ſein regierender Freund an dem oft ausgeſprochenen Grundſatz feſthielten: man muß mit Sorgfalt wahlen, alsdann aber den Angeſtellten gewähren laſſen! Nur weil die Göthe'ſche Ariſtokratie als eine überhaupt das Treffliche in jeder Art wollende Regierungsweiſe auch Detailkenntniß genug hatte, um das weſentlich Unabänderliche von dem zu unterſcheiden, was nach individuell verſchiedenen Methoden doch zweckmäßig genug auszuführen iſt, ſo ließ ſie dem Angeſtellten, ſo viel thunlich, die freie Anwendung ſeiner Individualität. Man hütete ſich vor dem verhaßten Zwang, überall viel und nach einerlei Maßſtab im Detail regieren zu wollen. Auch gut! hieß es, wenn nur der Zweck des Amts, obgleich auf verſchiedenen Wegen, erreichbar gefunden wurde. Deſto williger wurde für dieſen gemeinſamen Zweck gearbeitet. Man war gewiß, denen, die nur das Treffliche wollten, weil ſie ſelbſt in die Trefflichkeit, in die wahre Ariſtie ihren Werth ſetzten, Genüge zu thun, wenn man dem möglichſt Guten mit aller zuläſſigen Freiheit nachſtrebt. Um ſo gewiſſer war Niemand zur ſtatariſchen Oppoſition, inſofern ſie in einſeitige politiſche Streitſucht ausartet, gereizt.

Wer namentlich Göthe ſo, wie er ſich als Staatsdiener und als Gelehrter gegen Andere verhielt, anhaltender beobachtet hat, der wird es als charakteriſtiſch und als Folge der wahren, innern Ariſtie erkannt haben, daß der Selbſttreffliche an Jedem das, worin derſelbe für das Ganze, oder für ihn beſonders, etwas Treffliches haben konnte, mit eben ſo vieler Neigung als Scharfſicht ſchnell herausfand. Darin ließ er nun Jeden gewähren. Er nutzte dieſes Gute für ſich und vergalt es durch Gegenleiſtungen in der gleichen Art. Er ſtellte auch gar gerne jeden für den Staat oder das Amt ſo, daß das, was an ihm als das Gute hervorzuheben war, zur Anwendung kam.

Nie aber wird man von Göthe, wenn er nicht entweder von Amtswegen genöthigt, oder durch ein übermüthiges und wahrſcheinlich böswilliges Mißkennen zum warnenden Spotten (wie in ſeinen milderen, aber nie rohen Xenien) aufgereizt war, den ſonſt gewöhnlichen Selbſtſuchtfehler bemerkt haben, daß er bei der Anerkennung oder Schilderung des Löblichen an einer Perſon doch auch bald möglichſt auf das Umwenden der Kehrſeite überging. Was er ſchätzen konnte, das nahm er ſich heraus. Das Andere ließ er, wie wenn er, der ſcharfe Beobachter, es nicht bemerkte. Dies war die Folge der ihm zur Natur gewordenen Beobachtungsart, Alles und Jedes nicht nach ſpekulativen Maßſtäben, ſondern als wirklich gewordene Exemplare und Geſtaltungen des Möglichen, als Produkte ewiger Kräfte und Elemente der Natur anzuſehen. Die ſonſt ſo gewöhnliche Wendung vom Lob zum unmittelbaren Herabwürdigen, die Formel: Ja wohl iſt N. N. ſo und ſo ſchätzbar; aber doch . . !! war bei ihm die ungewöhnlichſte. Sein ariſtokratiſcher Sinn bewies ſich vornehmlich darin, daß er jeden in dem geltend machte oder wenigſtens gelten ließ, worin derſelbe für die Ariſtie wirklich etwas war oder werden konnte. Selbſt dem unverkennbar Geiſtloſen und Mechaniſchen gab er gerne eine Richtung, worin er ſein Nutzbarſtes zeigen konnte. Er machte auch dabei einen Solchen durch die ungemiſchte Schätzung des guten Willens und Leiſtens glücklich, und für das, was er vermochte, eifrig. Sich ſelbſt aber und dem Staat gewann er dadurch manche Kraft, die ſonſt unter den beigemiſchten Schwächen verſteckt geblieben wäre.

(Fortſetzung folgt.)

Notizen.

⁂ Frankfurt, 8. April. — Zum Benefice des Herrn Haſſel wurde neulich (nebſt Fioravanti's trefflicher opera buffa: „die wandernden Comödianten“) eine locale Schulſcene: „die Quartierſchule,“ gegeben. Ohne mit einem pedantiſchen Rigorismus aufrücken zu wollen, können wir nicht umhin, eine Bühne, welche durch ſolche abgeſchmackte Gemeinheiten proſtituirt wird, aufrichtig zu bedauern. Die Bühne ſoll freilich nicht eine Kirche ſein, aber ſie ſoll auch kein öffentliches Haus ſein, in welcher nicht bloß der Moral, ſondern auch der Schönheit ungeſcheut Hohn geboten werden darf. Ueberdem iſt es eine Entwürdigung der Localität, wenn der Localdialekt nur als Deckmantel der Miſerabilität angewandt wird, und unverantwortlich, wenn der Fremde, der die Localität durch eine ſolche Localpoſſe (?) kennen zu lernen wähnt, genöthigt wird, mitleidig die Achſeln zu zucken.

⁂ Ferd. Vogel's Orgel-Concert. — Ein Organiſt von Berlin, wo eine Akademie für Muſik und Kirchenmuſik durch Faſch, Zelter und Klein in Aufnahme gebracht worden iſt, kündigt ein Orgel-Concert an. Da ſtrömen Hunderte in die Paulskirche, und eine herrliche Orgel harret eines Meiſters. Aber kein Meiſter kam, ſondern — Herr Ferd. Vogel, deſſen geſchmackloſes Spiel nur durch die Trivialität ſeiner Compoſitionen überboten wurde. Wohl mußte man das treffliche Harmonikaregiſter bewundern, auf welchem das rührende Kirchenlied: „O Haupt voll Blut und Wunden,“ geſpielt wurde; wohl freuten Kunſtfreunde ſich, eine der bekannten kleinen Clavierfugen von Bach auf der Orgel zu hören; aber um ſo greller contraſtirten mit dieſen beiden Tonſtücken die Vogel'ſchen Compoſitionen, die im ſchlimmſten Sinne des Wortes — durchaus modern, nur die Entrüſtung der Kunſtfreunde über den Mißbrauch des majeſtätiſchen Inſtrumentes erwecken konnten. Iſt ein geiſtloſes Spiel auf anderen Inſtrumenten ein Vergehen gegen dieſelben, dann waren die Compoſitionen Vogel's ein Hochverrath gegen die königliche Orgel. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 84. 1836.

Phönix.

Freitag, 8. April.

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Fortſetzung.)

Der Miniſter Panin empfing ſeinen Günſtling, den ſchönen Lieutenant Fedor Paulowitſch Wiſſenski, (welcher als **Curier** die erſte Siegesnachricht nach der Hauptſtadt gebracht und dadurch die Aufmerkſamkeit der Kaiſerin auf ſich gezogen hatte), im innerſten Kabinet mit einer Miene, welche bedeutungsvoll war, ohne daß doch der bangende Jüngling daraus zu entnehmen vermochte, ob ihm Gutes bevorſtehe oder Schlimmes drohe. Er drehte ein feines Billet, das er ſo eben erhalten zu haben ſchien, zwiſchen den Fingern, und ein ſchlaues Lächeln umſpielte leiſe ſeine Lippen.

„Nun?“ fragte er gedehnt, „ſchon abgemacht das Geſchäft in der Kaſerne? Ich hätte in der That nicht geglaubt, Sie ſo bald wieder zu ſehen, doch iſt mir das lieb, wahrhaftig, es iſt mir lieb. Berichten Sie, mein Freund, wie war es — wie gebehrdete ſich der Tollkopf Anigoff*), da Sie ihm Freiheit brachten, anſtatt der Todes-Kunde, die er erwarten mußte?“

Fedor ſammelte ſich und erzählte ſo ruhig, als es ihm möglich war, und kurz gefaßt die eben erlebten Vorgänge. Er entdeckte Alles, bald erröthend, bald erbleichend, je nachdem ſeine Seele bewegt war. Endlich warf er ſich, dicht zum Seſſel des vornehmen Greiſes tretend, dem er beichtete, vor dieſem auf die Kniee und hob mit der Geberde eines Flehenden die Hände zu ihm empor. „Batuſchka,“ ſagte er, „erbarme dich ihrer — meiner nicht, ich will die Strafe tragen, die ich verdient habe. **Dunia** aber iſt Pugatſchew's Kind und wird bald genug wieder in Euerer Gewalt ſein. Du biſt mächtig, Batuſchka, ſei auch gütig, gnädig, geh' zur Kaiſerin und verwende dich für ſie. Ach, ſäheſt du meinen Schmerz und meine Angſt um das theure Mädchen — konnte ich dir meine Pein ſchildern! Die Unglückliche! Aber auch ich bin unglücklich, Batuſchka! Ich gehöre nicht hierher und weiß meine wilde Natur nicht in Euere goldnen Formen zu fügen. Verbannt mich, zur Strafe meines Übermuthes. Gebt mir meine ſchlichte Felduniform zurück und laßt mich wieder hinaus in die Steppen, von wo ich gekommen bin, dort werde ich Dunia finden und mit ihr vereint ſein — dort . . . .“

„Halt ein! junger Menſch,“ unterbrach ihn der Miniſter, „du redeſt im Wahnſinn, im Fieber, und könnteſt mich erſchrecken. Sei doch vernünftig. Mein Herr,“ fuhr er dann fort, indem er aus einer prächtigen Tabatiere ſchnupfte, „ſtehen Sie auf, ich bitte. Es iſt hier nicht der Ort, leidenſchaftlich zu ſein, und, wie ich hoffe, iſt Ihre Wallung auch nur vorübergehend. Aber was zum Henker fällt Ihnen ein, nach dem Fräuleinſtift zu fahren? Wußten Sie nicht, daß die Geſetze des Hauſes Beſuche Ihres Schlages verbieten? Und was wollten Sie dort? Die Koſakendirne Dunia ſehen, des verworfenen Rebellen Pugatſchew's Kind, von deren Flucht ich ſo eben die Nachricht von ſehr hoher Hand empfing? Mein Herr Lieutenant der Chevaliergarde, das war eine ſehr unangemeſſne Galanterie, wie überhaupt die Liebelei mit dieſem Geſchöpf einem Offizier Ihrer Majeſtät ſehr wenig anſtand. Sie werden von dieſem Fehler zurückkommen und ihn bereuen, was Ihnen nur um ſo leichter werden wird, da die Dirne ſelbſt jedes Band zerriſſen hat, welches Ihr Mitleid oder die Barmherzigkeit der Monarchin etwa zwiſchen uns und ihr geknüpft haben konnte. Sie hat ſich ſelbſt dem Schutz entzogen, den man ihr huldreich angedeihen laſſen wollte. Gut, ſie gehe. — Nach Moskau oder wohin es ihr ſonſt gefällt. Man wird ſie nicht halten, nein, gewiß nicht, ihr vielmehr allen Vorſchub leiſten, nur recht ſchnell von dannen zu kommen, denn ihr Name iſt keine Ehre für die Stadt, in welcher ſie verweilt."

---

*) Des Rebellen Pugatſchew treueſter Freund, gefangen geweſen in Petersburg.

„Großer Gott!" rief der Jüngling, der ſich indeſſen längſt erhoben hatte und drückte das Antlitz in beide Hände.

„Wie?" fragte der Miniſter, „können Sie das beſtreiten?" Und indem er gleichfalls aufſtand, ganz nah zu Fedor trat und ſeine Hand über deſſen Stirn und Haar hingleiten ließ, fuhr er fort: „Nur ruhig, junger Freund. Sie ſehen, ich bin nicht ſtreng und ſchlimm, und hoffe, ſchon einigen Dank von Ihnen verdient zu haben. Aber ich bin damit noch nicht zufrieden, ich will noch mehr Anſprüche auf Ihre Erkenntlichkeit ſammeln, Ihnen noch mehr Beweiſe einer Zuneigung geben, die faſt ſo innig und ſo unwillkührlich iſt, wie die Liebe. Wäre es ein Wunder, wenn die Gnade der Monarchin, welche Ihnen zuzuwenden bis dahin mein Bemühen war, durch Ihre Unbeſonnenheiten wieder verſcherzt würde? Pugatſchew's Name iſt hier der allgemeine Schrecken, der Popanz ſelbſt in den Ammenſtuben, die Ciſterne alles Haſſes und alles Abſcheues, deſſen das Volk nur fähig iſt — und Sie führen ſeine Tochter der Monarchin in die Nähe, — in das Haus, kann man ſagen! Sie unterfangen ſich, eine Neigung für dieſe Unglückliche zu erkennen zu geben, die ſelbſt bei der weiteſten Nachſicht mit den galanten Verirrungen eines jungen Kriegers keine Entſchuldigung findet."

„Nun denn," ſagte Fedor weich, „ſo ſei es, ſo entſchuldigt es denn nicht. Ich will es ja tragen. Aber daß ich Dunia liebe, heiß und wahr liebe, je unglücklicher ſie iſt, je heißer — das will ich nun und nimmer läugnen. Ihr Name iſt mit Haß, aber nicht mit Schande bedeckt. Gut, ich will dieſen Haß mit ihr tragen, unter deſſen Bürde ſie ſonſt vielleicht erläge. Und brächte ihre Nähe die Anſteckung der Peſt, und wäre ihr Athem ſo giftig, als er ſüß und rein iſt, ich wollte ſie in meine Bruſt ziehen und mit ihr ſterben."

„Schwärmereien!" entgegnete der Miniſter ein wenig heftig; — „ſie werden, ſie müſſen aufhören. Wenn dir deine Zukunft lieb iſt, Fedor Paulowitſch," fuhr er fort und nahm ihn bei der Hand, „ſo gib dieſe Träume auf oder laß ſie wenigſtens nie laut werden."

„Aber warum denn, ach warum denn?" fragte der Jüngling ſchmerzlich. „Wer beleidigt denn unſre reine Liebe als das blinde Vorurtheil eines Haſſes, der ſich vom ſchuldigen Vater auf das ſchuldloſe Kind erſtreckt, das iſt doch hart, Ew. Excellenz, und wenig der Gerechtigkeit der großen Katharina angemeſſen."

„Meinſt du? Wir wollen morgen mehr davon reden," entgegnete der Miniſter. „Jetzt, Herr Lieutenant, bin ich beſchäftigt. Erwarten Sie mich dieſen Abend Punkt 9 Uhr in Ihrem Zimmer, wo ich Sie zu einer Ausfahrt bereit zu finden wünſche. Bis dahin vergeſſen Sie nicht Ihrer Pflichten und Engagements für den heutigen Tag. Sie haben ſich bei den Fürſten Gelagin und Nariſchkin zu melden als Flügeladjutanten und werden bei dem Gouverneur zu Mittag ſpeiſen. Adieu! Auf Wiederſehen, und," — ſetzte er mit dem Finger drohend hinzu, — „keine neuen Unbeſonnenheiten, mein junger Freund!"

Er wandte ſich von ihm und Fedor entfernte ſich. Der Miniſter ſah ihm lange ſinnend nach, da er bereits jenſeits der Schwelle verſchwunden war, und ſagte dann vor ſich hin: „Es iſt Zeit, kein Aufſchub mehr rathſam. Hier liegt ein Gift, das nur durch Gegengift unſchädlich gemacht werden kann. Der Tollkopf wäre im Stande, die beſten Pläne zu durchkreuzen, zu zerreißen mit täppiſcher Hand, denn wer kann wiſſen, wie weit ihre Nachſicht reicht? Sie liebt ihn, das iſt wichtig, und ein wenig Eiferſucht ſchadet zuletzt nicht. Aber dieſe darf nicht bis zum Zorne geſteigert werden. Er muß morgen der Günſtling ſein, oder wird es nie!" Raſch ergriff er die Feder, ſchrieb einige Zeilen auf das feinſte Papier, faltete und ſchloß das Billet mit Oblate, worauf er die Glocke zog. „Zur Fürſtin Daſchkow!"*) befahl er dem eintretenden Kammerdiener, indem er ihm jenes überreichte. (Fortſ. f.)

Aus Hannover.

(Schluß.)

Laſſen Sie mich mit einigen Seitenblicken auf geſelliges Leben in H. dieſe Berichte beendigen!

Fürchten Sie nicht, daß ich das alte Klagelied über unſere ſozialen Zuſtände wieder anſtimmen wollte; es iſt über dieſe ſchon ſo viel geſchrieen und geſchrieben worden, daß wenig zu ſagen und deſto mehr zu wünſchen übrig bleibt. Die Bemerkung, daß der hannover'ſche Adel am meiſten von Adel ſei, mag allerdings ihre Richtigkeit haben; allein diejenigen, welche ſie gemacht und über das geſellige Unweſen in H. die volle Schaale ihres Ingrimms ohne Erfolg ausgeleert haben, betrachteten die Sache wohl nicht in der richtigen Perſpektive. Sie ſtanden meiſt unter dem Objekt ihrer Unterſuchungen und da mußte ihnen denn alles weit ſchroffer, ſteifer, ſchärfer erſcheinen, als es wirklich iſt. Ich glaube kaum, daß das Leben am Hofe und in den höchſten Zirkeln bedeutend oder zu ſeinem großen Nachtheil von dem in andren Reſidenzen verſchieden iſt; etwas aber, was die unſrige vor allen andern auszeichnet das eigentlich charakteriſtiſche Merkmal und Wappen ihres geſelligen Lebens in ſeinem ganzen Umfange, iſt das Kaſten- und Schachteln-Syſtem, welches hier mehr, wie in dem kleinſten Provinzial-Städtchen ſeine durchgebildete Repräſentation findet. Ich werde demnächſt und anderswo eine ſehr gewiſſenhafte, heraldiſch genaue, anatomiſch tiefe, hiſtoriſch treue Aufzählung der verſchiedenartig klaſſifizirten Coterieen an's Licht ſtellen, die ſich hier von einander ſcheiden und in der ſorgfältigſten Begränzung neben einander beſtehen. Kreiſe ohne Mittelpunkt, welche ſich in den gewöhnlichen Verſchlingungen von Bällen, Redouten und Thees aller Namen und Arten, mechaniſch abwinden. Denn hier würde dieſe Topographie doch keinen Platz finden. Man kann jenen geheimnißvollen Bann bis in die unterſten Zweige geſelligen Treibens verfolgen und es iſt, als ob er ſelbſt über die löbliche Straßenjugend ſeine Gewalt ausſtreckte, wie mir denn dieſe überhaupt ein wunderbar treues

---

*) Vertraute Freundin der Kaiſerin Katharina.

Barometer für den Geiſt und die Kultur deutſcher Reſidenzen abgibt. In Berlin ſind die Straßenjungen geiſtreich und witzig und polemiſch, trotz den gediegenſten Journaliſten; in Caſſel waren ſie vor ein paar Jahren ſo liberal und conſtitutionell, daß ſich ein Fremder vor ihnen in Acht nehmen mußte, in Hannover treten ſie verhältnißmäßig ſehr zahm auf, zeigen einen natürlichen Sinn für gute Conduite und einen unnatürlichen Reſpekt vor einem ariſtokratiſchen Filzhut.

Daß ich Ihnen aber bei ſo geſtalteten Umſtänden einſtweilen auf Ihre Frage nach ſozialen Fortſchritten ſchuldig bleiben muß, verehrter Herr Redakteur! deſſen werden Sie ſich gewiß ſelbſt beſcheiden. Auch hoffe ich nicht, erſt dann wieder mit einem Korreſpondenz-Artikel bei Ihnen willkommen zu ſein, wenn ich bedeutende Reſultate in jenem Fache mitzutheilen habe. Wir möchten das beide leicht nicht mehr erleben, denn es gehet allhier mit allem fein gemächlich und bedächtig zu, viel langſamer, als in Ihrem ſanguiniſchen, beweglichen Süden, wie ich das in dieſer Zeit ſelbſt am Frühjahr bemerkt habe. Noch gedenk' ich jener ſchönen Tage mit ſtill nagender Sehnſucht, wenn der junge Lenz ſtürmiſch und trunken, wie ein glücklicher Bräutigam, über die alten Rheinufer hereinbrach; da war Alles ein Glühen und ein Weben und ein Klingen, ein plötzliches, zauberſchnelles Schaffen, daß man ſich unwillkührlich von dem tollen Jubel mit fortgeriſſen fühlte. Bei uns iſt der Frühling viel ehrbarer und manierlicher. Mir iſt's, als ſäh' ich ihn auf der Göttinger Chauſſee mit der ordinären Eilpoſt, alſo langſam genug, ankommen, vielleicht ein Beträchtliches gelangweilt durch einige en passant vernommene Vorleſungen der alma mater oder durch die gereimten und ungereimten Grüße der akademiſchen Poeten. So beginnt er ſeine Reſtauration mit derſelben ceremoniöſen Weitläuftigkeit, als hätte er erſt einen Erlaubnißſchein von der Straßenpolizei einholen müſſen. Wenn er dann fertig iſt und ſich in dem neu angeſtrichenen Leinthale nach neuen Menſchen umſieht, dann haben ihm die Hohen und Reichen alle den Rücken gewandt und ſind fortgezogen aus ihren ſteinernen Paläſten, denn das iſt ja eben der höchſte Triumph eines ächten Reſidenz-Lebens, daß es das ſtoiſche „Naturae convenienter vivere" genial auf den Kopf ſtellt. Sein Tag geht an, wann der gewöhnliche endet; ſein Frühling beginnt, wenn draußen die Blätter von den Bäumen fallen; und wenn die Evangeliſten des wirklichen Lenzes, die Zugvögel, ſingend aus der Fremde wiederkehren, dann legt es ſich erſchlafft zu einem ländlichen Winterſchlummer nieder. Car tel est notre plaisir.

Feuilleton.

⁂ Ruſſiſche Literatur. — Th. Bulgarin, ein Petersburger Literator, hat unlängſt dem deutſchen Publikum eine Ueberſicht über die neuere Literatur ſeines Vaterlandes mitgetheilt. Wir haben im Nachfolgenden die Hauptmomente dieſer Abhandlung zuſammengeſtellt, und hoffen hiermit unſeren Leſern eine gefällige Gabe zu bieten.

„Als Rußland das Feld der Gedanken betrat, da hatte noch keine der europäiſchen Sprachen in der Literatur die Oberhand gewonnen. Die erſten Gehülfen Peters des Großen in ſeinem Aufklärungsſtreben, die Geiſtlichen Klein-Rußlands, unterrichtet nach jeſuitiſchen Grundſätzen, verſuchten es, der neuen ruſſiſchen Sprache lateiniſche Formen zu geben, und ſie mit der weſtlichen ſlaviſchen Mundart zu verſchmelzen. Dieſe Verſuche mißglückten, weil ſie weder mit dem Geiſt der ruſſiſchen Sprache, noch mit dem Charakter der Nation übereinſtimmten. Die ruſſiſche Sprache verlangte nur, daß man ihre durch Unwiſſenheit gefeſſelten Flügel löſ'te und ihnen Spielraum gab. Lomonoſoff that es, und die befreite ſchwang ſich in die Lüfte. „Hätten wir damals," meint Herr Bulgarin, „unter uns (Ruſſen) einen Racine, Corneille, Crébillon ꝛc. ꝛc. und ähnliche Männer gehabt, ſo würden ſie — eine ruſſiſche National-Literatur geſchaffen haben. Wir beſaßen aber damals zwar verſtändige und gelehrte, aber keine geniale Männer. Unter der Einwirkung des Grafen Schuwaloff und der Fürſtin Daſchkoff bildete ſich bei uns in der Literatur eine franzöſiſche Schule aus, die noch jetzt exiſtirt, wiewohl ihre Grundlage erſchüttert iſt. Der größte, abſcheulichſte Fehler dieſer Schule iſt der gänzliche Mangel an Natürlichkeit.... Der ganze Reiz der franzöſiſchen Literatur liegt in der Sprache und dem Styl. Denſelben Reiz verliehen unſerer franzöſiſchen Schule Karamſin und J. Dmitrieff... Dieſe beiden ſind die Lehrer unſerer Zeit. Laßt uns dankbar ſein."

„Dem ſtillen Gange unſerer franzöſiſchen Schule ſchloſſen ſich originelle Nationaltalente an, mit unſerer ruſſiſchen lieblichen, wenn auch vielleicht etwas ſchroffen Einfachheit, mit wilder Erhabenheit und in ruſſiſchen Volkstalenten, — Derſchawin und J. Kriloff." —

„Die romantiſche Dichtkunſt führte W. Schukoffſki zuerſt bei uns ein; — Puſchkin iſt nur deſſen Nachfolger, wenn auch nicht deſſen Nachahmer."

„Mit Swätlana begann ein neuer Zeitraum und dieſes Werk iſt der erſte Grundſtein der ruſſiſchen National-Poeſie... Alle Nachahmer Schukoffſki's und Puſchkin's ſind im höchſten Grade unerträglich."

„Ich erwähne hier nur der Häupter oder Heerführer der ruſſiſchen Literatur; es verſteht ſich, daß ſie ganze Legionen Nacheiferer hinter ſich herzogen."

„Daß aber unſere Proſa ſich ſo langſam entwickelt hat, davon waren Urſache — Mangel an klaſſiſchem Unterricht, Mangel an Zeit, — (weil wir alle in Staatsdienſten ſtehen) — und endlich Vernachläſſigung der Mutterſprache, und in Folge deſſen, Mangel an guten ruſſiſchen Lehrern und Hülfslehrmitteln. Man kann dreiſt annehmen, daß von 25 ruſſiſchen Schriftſtellern kaum 5 die Regeln ihrer Sprache gründlich kennen, und daß die eine Hälfte aus Inſtinkt ſchreibt, die andere auf's Gerathewohl."

„Als vor ungefähr 12 Jahren in Frankreich die romantiſche Schule in Poeſie und Proſa erſtand, — bemächtigte (auch in Rußland) der Novellengeiſt ſich der Literaten und des Publikums, und als Hauptbedingung der Novelle trat die Nationalität auf... Die ſg. junge franzöſiſche Literatur iſt es, die jetzt bei uns eine Rolle ſpielt, obgleich man ihr zugleich einen harten, unverſöhnlichen Krieg erklärt hat." —

„So ging unſere Literatur von ihrer Geburt an, immer den Gang der Nachahmung, und am meiſten überließ ſie ſich dem Einfluß der franzöſiſchen Literatur. Von Zeit zu Zeit zeigte ſich und zeigt ſich noch jetzt ruſſiſche Originalität, aber 2 bis 3 Original-Poeten und 2 bis 3 Original-Proſaiker bilden noch keine ſelbſtſtändige, originelle Literatur." —

„Ich ſchließe dieſen Ueberblick des gegenwärtigen Zuſtandes unſerer Literatur mit allgemeinen Reſultaten. Gutes lieferten wir nicht viel, — Mittelmäßiges genug, Schlechtes mehr, als nöthig war. In den Zeitſchriften iſt der Mangel an Kritik fühlbar. Die Statiſtik — ſchreitet vorwärts; die Geſchichte bietet mehr Vermuthungen als Thatſachen, ewige Wiederholung, und Mangel an Philoſophie und Kritik. In Natur- und mathematiſchen Wiſſenſchaften — Stockung. In der ſchönen Literatur eine neue Richtung zum Romanticismus hin — nach franzöſiſchen Vorbildern. In der Poeſie wenig Neues; überhaupt iſt das Verzeichniß unſerer Geiſtesarbeiten im Laufe der letzten 2 Jahre höchſt unbedeutend, der Gedanke ganz träg geweſen, und ſchwach nur die Anzeigen eines geiſtigen Lebens."

⁂ **Napoleon über Voltaire's Mahomed.** — Wenn irgend etwas ein lebhaftes gemüthliches Intereſſe für Napoleon einflößen kann, ſo iſt es vor Allem die begeiſterte Anhänglichkeit derjenigen, die ihm nach Helena begleitet haben. Wie aber, wenn die Sonne untergeht, der Purpur, den ſie ausſtrahlt, auch den unanſehnlichen Hirten in Glanz hüllt, der, auf ſeinen Stab geſtützt, in das Anſchauen des ſcheidenden Geſtirnes verſunken iſt, ſo ſtrahlt von dem ſterbenden Kaiſer auch ein verherrlichender Glanz auf ſeine Umgebungen aus, und auch der treue **Marchand**, der die Stelle eines Kammerdieners bei dem unglücklichen Kriegsgefangenen vertrat, wird bei der Nachwelt in ehrendem Andenken bleiben. Wenn ſie ihm aber für die Sorgfalt danken wird, mit welcher er ſeinen kaiſerlichen Herrn während ſeines langwierigen Leidens gepflegt, ſo wird ſie es ihm auch Dank wiſſen, daß er bekannt gemacht, was er auf deſſen Geheiß über **Cäſar**, **Virgil** und Voltaire's **Mahomed** niedergeſchrieben.

Daß Napoleon zugleich Homer und Oſſian geliebt, bezeugt die Größe ſeines Geiſtes. Homer bot ſeinem überall auf das Objektive gerichteten Sinne ein vollendetes Kunſtwerk. Aber gerade durch die Vertiefung in die beſchränkte, poſitive Wirkſamkeit, zu welcher ſeine Sendung ihn nöthigte, entzündete ſich in ſeiner großen Seele auch der Durſt nach dem Unbeſchränkten, Schwärmeriſchen, Phantaſtiſchen, und ſo wurde Oſſian, als äußerſter Gegenſatz zu Homer, ein Lieblingswerk des gewaltigen Mannes. Für das praktiſche Leben aber, für das Walten im Politiſchen und Religiöſen waren einerſeits **Cäſar**, demnächſt theilweis **Karl der Große**, anderſeits wohl auch **Mahomed** ſeine höchſten Ideale, ſo weit ſie ſich in den gegebenen Verhältniſſen verwirklichen ließen. So wirft er ſich in ſeinen Diktaten über **Cäſar's** Feldzüge zu deſſen Vertheidiger auf; ſo ließ er, wie **Karl der Große**, ſich vom Papſte krönen. So möchte er Voltaire's **Mahomed** von den Flecken gereinigt ſehen, die der charakterloſe, für das Hohe, wahrhaft Edle ſchwachbegeiſterte Dichter dem Charakter des großartigen Religionsſtifters theils ankleben laſſen, theils eigenmächtig angeheftet hat. Entfernt wünſcht er aus dieſem Trauerſpiel erſtens: die Liebe Mahomed's zu Palmiren; zweitens: daß Mahomed zweimal ſich des Giftes zur Erreichung ſeiner Zwecke bedient. „Wie,“ ruft er aus, „Mahomed, der in der halben Welt die falſchen Götter vernichtet, und **mehr als irgend ein Anderer die Kunde von einem einzigen Gotte verbreitet**, Mahomed, als Prophet verehrt zu Conſtantinopel, Delhi, Kairo, Marokko, — Mahomed wäre zu dieſen großen Reſultaten nur durch Mittel gelangt, deren ein Damiens, ein Baſtide ſich bedient, um ſich des Erbtheils ihrer Nachbarn zu bemächtigen? Selbſt die kleinſten Geſellſchaften haben wenig Dauer und zerſtören ſich ſelbſt, wenn ſie nicht durch die Bande der Moralität verknüpft ſind, die der Geſellſchaft ſo unentbehrlich iſt. . . Mahomed war ein großer Mann; unerſchrocken im Kriege, ſiegte er mit einer Handvoll Leute in der Schlacht von Bender; großer Feldherr, beredt, großer Staatsmann — regenerirte er ſein Vaterland, und ſchuf in Mitten der Wüſten Arabiens ein neues Volk und eine neue Macht.“ — Endlich findet Napoleon, „daß die Stimmung der Gemüther und die Stärke der Partheien zu Mekka nicht hinlänglich entwickelt, und die Politik Mahomed's nur ſehr ſchwach angedeutet iſt.“ — Dieſer Kritik ſind Andeutungen beigefügt, wie namentlich dem erſten Mangel abzuhelfen wäre.

⁂ **Creuzé de Leſſer's Odeiden.** — Creuzé de Leſſer nennt **Odeide** eine Reihenfolge von Gedichten verſchiedenen Rythmus, die ihrem Inhalte nach ein zuſammenhängendes Ganzes bilden. Eine ſolche Odeide bot er uns früher in den Romances du Cid, die er theils aus dem Spaniſchen überſetzt, theils ſelbſt hinzugedichtet. Jetzt wird bereits eine dritte Ausgabe derſelben angekündigt, bereichert mit zwei neuen Odeiden, — deren erſte uns die Geſchichte von Abälard und Heloiſe, die zweite: Scenen aus den Gefängniſſen der Schreckenszeit von 1794 vorführt.

⁂ **Die Jeſuiten.** — Der Katholik des Domkapitulars Weiß läßt ſich im Märzheft d. J. von der Iſar ſchreiben, daß „viele Tauſende, ja „„ganze Gefilde““ in Baiern wünſchen und ſich auch ſchon bittlich dafür ausgeſprochen haben, daß den **Jeſuiten** geſtattet werde, hie und da ein Beiſpiel wahrer Jugenderziehung zu geben.“ „Sie ſeien,“ ſo heißt es, „ſo viel ihre Feinde es vermochten, in der vollen Lebenskraft **meuchlings** gemordet worden; — allein der Herr habe — einen Samen aufbewahrt für die rechte Zeit.“ — Bekanntlich war es der edle **Clemens XIV.**, welcher den Orden der Jeſuiten abgeſchafft hat. —

⁂ **Métral über Sklaverei.** — Herr **Métral**, Verfaſſer der Expédition des Français à St. Domingue, hat nun auch ſein Werk über die Sklaverei beendigt, welches unter dem Titel: „Les esclaves“ (2 Vol. 8.) in dieſen Tagen erſchien. Der Verfaſſer weiſ't in den Beſchreibungen der Martern, welche die Negerſklaven zu erdulden haben, oft darauf hin, wie die Gemüthsleiden ſelbſt der ganz ungebildeten Menſchen oft noch weit ſchrecklicher ſind, als die Qualen, die ihr Körper zu ertragen hat. — Seine Schrift verdient die Beachtung aller Menſchenfreunde. —

⁂ **Meyerbeer's Hugenotten.** — Die **Hugenotten** machen immer mehr Furore. Mehr als 61,000 Franken ſollen allein die 7 erſten Vorſtellungen eingetragen haben, und alle Plätze des großen Opernhauſes bis zur 15. Aufführung hin vermiethet geweſen ſein.

⁂ **Abnahme der katholiſchen Geiſtlichkeit in Frankreich.** — Es haben in Frankreich:

	im J. 1834:	im J. 1835:
die kleinen Seminarien beſucht:	14,799.	13,623.
Theologie ſtudirten:	7,417.	7,122.
Subdiakonen wurden:	1,681.	1,697.
Diakonen —	1,781.	1,719.
Prieſter —	2,030.	1,907.

⁂ **Vorſorge für Bevölkerung des Paradieſes.** — Aus **Schweickert's** Zeitung der homöopathiſchen Heilkunſt entnehmen wir folgende denkwürdige Angabe: „Vor wenig Jahren noch wurde die Commiſſion zur Verbreitung der Impfung in Rom aufgehoben und deren Vorſtellung mit dem Beſcheid abgewieſen:

> „„In dieſem verdorbenen Jahrhundert ſind die Leute, welche
> „„Anſpruch auf das Paradies machen können, ſo ſelten
> „„geworden, daß man die Kinder nicht verhindern muß zu
> „„ſterben, damit der Himmel nicht ganz entvölkert werde.““

⁂ **Geſchichte der Sikhs.** — Xavier Raymond hat aus dem Engliſchen die Schrift überſetzt, welche der Sekretär des Lord Bentink's, Gouverneurs der indiſchen Compagnie, zu Calcutta herausgegeben, und nun in der franzöſiſchen Ueberſetzung den Titel führt: „Origine et progrès de la puissance des Sikhs dans le Penjab.“

⁂ **Vaudeville.** — Man hat lange über den Urſprung des Wortes Vaudeville geſtritten. Die Revue de Paris theilt nun ein Schreiben von Adrian le Roy an Catharina von Clermont, Gräfin von Retz, vom 15. Februar 1571 mit, woraus hervorgeht, daß die leichten Lieder, die man damals airs de cour nannte, früher voix de ville hießen, woraus dann offenbar Vaudeville geworden.

⁂ Binnen Kurzem erſcheint ein neues Werk der als lyriſchen Dichterin ehrenvoll bekannt gewordenen Gräfin **Ida Hahn-Hahn**, unter dem Titel: „**Venezianiſche Nächte.**“

⁂ Bald werden wir ein neues Werk vom Verfaſſer des **Scipio Cicala**, „**die neue Medea**,“ zu Geſicht bekommen. (Stuttgart, bei Brodhag.)

⁂ **Pariſer Theater.** — Ein Melodram im alten Styl: „le prévôt de Paris,“ mit allen Mängeln und Theatercoups dieſer abgenutzten Gattung, machte im Theater de la Gaîté Glück. — Im Theater des Palais-Royal wurde eine Poſſe: „Actéon,“ von Duvert und Leuven (**keine** Parodie der gleichnamigen Oper), mit vollſtimmigem Applaus gegeben. — Im Gymnaſe gefiel das lange angekündigte: „Chut!“ — im Ambigu: „Héloïse et Abeilard,“ — im Theater du Vaudeville: „les deux maîtresses“ und „Renaudin de Caën,“ ſämmtlich mit großem Beifall. — Das Melodram: „das befreite Jeruſalem,“ brachte dem Cirque Olympique in den erſten 15 Vorſtellungen 30,360 Francs. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 85. 1836.

Phönix.

Samſtag, 9. April.

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Fortſetzung.)

Fedor's Tag war dermaßen in Beſchlag genommen, daß er ihn wie in einem Taumel verlebte. Es ſchien beinahe, als habe man ſich verſchworen, ihm keine Minute Zeit zu vergönnen, in welcher er zu ſich ſelbſt kommen oder ſich aus Geſellſchaften entfernen gekonnt hätte, die ihn wie magiſche unentfliehbare Kreiſe umgaben. Eine Menge Aufträge hatte er zu beſorgen, Befehle auszuführen, Meldungen zu thun und zu empfangen, was die wenigen Stunden des kurzen Tages erſchöpfte, und als diejenige ſchlug, welche er Antizoff zum Stelldichein beſtimmt hatte, befand er ſich an der Tafel des Gouverneurs in Geſellſchaft froh-lauter Kameraden, deren Ton und Stimmung auf ihn faſt mit überging und an eine Entfernung war nicht zu denken. Ich ſuche ihn dafür morgen in ſeinem Kabak am Ligow'ſchen Kanale auf, dachte Fedor und tröſtete ſich mit einem vollen Pokal edlen Weines, den er hinabſtürzte. Seine Wange glühte noch mehr als gewöhnlich, da er um die neunte Abendſtunde wieder im Palaſte des alten Panin, in ſeinem Zimmer war, und der Miniſter hereintrat. Derſelbe war in einen weiten Oberrock von Sammt gehüllt, der mit goldnen Schnüren beſetzt und mit einem Stern auf der Bruſt geſchmückt war. Er trug weiße ſeidne Strümpfe, Schuhe mit brillantnen Schnallen, das Haar wohl gepudert und bildete mit ſeiner langen, biegſamen Greiſengeſtalt und deren koſtbaren höfiſchem Aufſchmuck (der Graf trug immer ſehr gewählten Anzug) einen auffallenden Gegenſatz zu dem kräftigen Jüngling im engen Soldatenkleid, deſſen Blut Wallung und Feuer war und deſſen Muskeln von Lebensfülle ſchwollen, während ſeine Bewegungen, fern von Bangigkeit und höfiſcher Vorſicht, von denen er am Morgen nicht ganz frei geweſen war, jetzt Kühnheit und Unbefangenheit athmeten. Der Miniſter betrachtete ihn einige Minuten lang mit einer Art von Erſtaunen, die faſt an Verwunderung gränzte. „Wahrhaftig,“ ſagte er, „mein Dentſchick, mein junger Freund, hat heut' deinen Vortheil verſtanden und ſcheint ein Werkzeug deines Schickſals zu ſein. So ſchön ſah ſie dich noch nicht. Dir kann heut' kein Weib widerſtehen. Triumph! Gute Nacht, Orloff — Gute Nacht, Potemkin — Triumph, wir werden ſiegen.“

„Ich verſtehe Euere Excellenz nicht,“ ſagte Fedor finſter und beinahe trotzig, „reden Sie deutlich, wenn ich bitten darf.“

„Ja, ja,“ fuhr der Miniſter fort, indem er ſeine magere Hand an die Wange des Jünglings legte; „dieſe Schminke kauft man in Pariſer Büchſen nicht und dieſer Augen trotziges Glühen wird nicht erlogen. Recht ſo, recht ſo, ich bin zufrieden. Jetzt kommen Sie, Fedor Pawlowitſch; mein Wagen wartet bereits.“

„Und wohin geht die Fahrt?“ fragte Jener.

„Geduld, mein Endymion, nur noch eine kleine Geduld und die Strahlen deiner Göttin werden dir leuchten. Vergiß denn nie, daß ich es war, der ſie auf dich Glücklichen lenkte, und der dich den Sonnenpfad der Liebe, der Ehre, des Glanzes und des Triumphes führte.“

„Der Liebe, der Ehre?“ fragte Fedor geſpannt, indem er dem Miniſter aus dem Zimmer folgte.

„Nicht anders,“ war die Antwort, „oder ſollte es nicht Liebe ſein, die am Buſen des ſchönſten Weibes blüht? Nicht Ehre, nach den rühmlichen Ermüdungen eines Feldzuges, wie der von Ihnen beſtandene war, nun auszuruhen in Armen, die den, für den ſie ſich öffnen, zum Gotte machen?“

Fedor erwiederte nichts, ſie ſtiegen in den Wagen und dieſer rollte aus dem Hauſe. Noch mancherlei ſprach der Miniſter, der eine von des Jünglings heißen Händen in der ſeinigen hielt, ohne daß es dieſem klar ward, was er eigentlich wollte. Er begriff dunkel, daß es ein Freudenfeſt war, zu welchem er geführt werden ſollte, er hörte die Worte: Liebe, Glück, Ruhm — ehrfurchtsvolles Entgegenkommen, zarte Sorgfalt und ähnliche, und der Gedanke an Dunia blitzte durch ſeine Seele. Wenn ſein Gönner, deſſen Nachſicht und Huld gegen ihn bis jetzt keine Gränzen gekannt hatte, vielleicht gar in überſchwenglicher Sorgfalt ihn der Geliebten entgegen führte, deren Zuflucht er entdeckt, vielleicht ſchon am Morgen gewußt haben konnte, — entzückt, hingeriſſen von dieſem Gedanken drückte der raſche Jüngling die Hand des Greiſes an ſeine Bruſt, an ſeine Lippen und neigte ſein Haupt gegen ſeine Schulter. „Ja, ja, Batuſchka,“ ſagte er, „ich dachte es immer, du biſt ſo gütig, als ſchlau. Du weißt ja, wem mein Herz ſchlägt und führſt mich meiner Liebe zu.“ —

„Gewiß,“ antwortete der Miniſter mit einem Lächeln, welches Fedor zu ſeinem Glück nicht ſah, „gehört-der, zu der ich dich geleite, dein Herz, deine Liebe, deine Treue, dein Leben.“

„Sage, meine Seele, Batuſchka, du gutes Väterchen, du haſt Recht!“ rief der Jüngling.

Die Fahrt dauerte nicht lange. Donnernd rollte die Karoſſe über den Granitboden eines überbauten Raumes, deſſen Gewölbe wiederhallten und hielt hier ſtill. Jene ſtiegen aus und wandten ſich durch eine Flügelthür der Wendeltreppe zu. Von denen, welche jetzt hier emporſtiegen, klopfte ein Herz in ungeduldiger banger Erwartung, aber es war weniger das des Jüngeren, als des Älteren. Jener fühlte ſich ruhiger, da er um ſich ſchaute und vor der Großartigkeit, dem Maßſtab aller dieſer Umgebungen Dunia's Bild, welches in ſeiner Bruſt aufgetaucht war, ſchüchtern wieder zurückwich; dieſer aber, auf der Schwelle des Gelingens oder Fehlſchlagens kühner, und in ihren Folgen unabſehbarer Plane, verlor einige Augenblicke lang ſeine ſechszigjährige diplomatiſche Ruhe und fühlte ſeine Kniee leiſe unter ihm zittern.

„Wo ſind wir! Herr Miniſter?“ fragte Fedor. Sein Führer aber legte bedeutungsvoll den Finger auf den Mund und bog jetzt in eine ſchmale und lange Gallerie ein, deren Boden mit ſo weichen Teppichen bedeckt war, daß man keinen Fußtritt darauf vernahm. Eine erwärmte, wohlriechende Atmoſphäre herrſchte hier, Lampen, die einen ſanften Schimmer warfen, hingen in gewiſſen Zwiſchenräumen von der hohen Decke nieder, und während auf einer Seite ſchöne Geräthſchaften, als: ſeidne Divans, Marmortiſche, wallende Vorhänge und goldgerahmte Gemälde die Wand ſchmückten, befand ſich auf der andern eine lange Reihe von Flügelthüren, welche in Gemächer führten. An der zweiten oder dritten dieſer Thüren ſtand in ehrerbietiger Stellung ein Mann, den Griff des Thürſchloſſes in der Hand und bereit, ſie zu öffnen; er trug das geſtickte Kleid, Degen und den Hut eines Palaſtbedienten, Kaſtellans oder Hausmeiſters; mit einer tiefen Verneigung gegen die Kommenden zog er den Flügel der Thür an ſich und öffnete ſo ein Zimmer, aus welchem blendender Lichtglanz hervordrang und zum Eintritt lockte.

(Fortſ. f.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Jetzt geht die Handlung vor ſich. Fräulein Stich ſpielt, gefällt, wird beklatſcht, iſt ſelig. Nun aber ſoll das neue Stück kommen, um deſſentwegen die meiſten der Zuſchauer ſich eingefunden haben. Ein dumpfer Lärm wird hörbar, ein finſtrer Geiſt ſchleicht durch das Haus, die Kunde deſſen, was hinter den Culiſſen vorgefallen, verbreitete ſich, und mit ihr das Gerücht, Fräulein von Hagn ſei eigentlich gar nicht krank, ſondern recht aus Herzensgrunde uneigentlich, aus Verdruß, Laune, Eigenſinn. Sie habe geäußert, wenn ſie die Rolle der Dorothea nicht ſpiele, ſo werde ſie gar nicht ſpielen, und habe auf die beſtimmte Erklärung des Grafen, daß ſie ſpielen müſſe, Krämpfe affectirt. — Nun ſind aber die Berliner durchaus nicht Leute, die mit ſich ſpaſſen laſſen, und wenn ſo ein Berliner Jüngling ſein Geld gegeben hat, und nachher nichts dafür zu ſehen bekommt, ſo wird er fürchterlich, und wüthet, wie Thiodulf der Nordlandsrecke. Es waren aber zum Unglück eine ziemliche Anzahl Berliner Jünglinge im Theater, die jetzt mit Händen und Füßen um ſich ſtießen, und ſo wenig ihre Nachbarn verſchonten, daß einige Dutzend Hühneraugenſchmerzen halber am andern Tage ärztlich behandelt werden mußten. — Das war aber nur das Vorſpiel, denn als der Vorhang aufging und der Regiſſeur, Herr Stavinsky, vielleicht war es auch zuerſt Herr Lemm, hervortrat und die Krankheit des Fräuleins von Hagn anzeigte, erſcholl ein Rachegeſchrei. ärger, wie einſt im Tempel des Radegaſt als Markgraf Gero die ſämmtlichen Fürſten hatte ermorden laſſen. Die abſcheuliche Mode dicke ſpaniſche Rohre zu tragen, die unten Zwingen haben, an denen man einen Eber ſpießen könnte, vermehrte den Lärm unglaublich, und das verwirrte Geſchrei: „Hagn, Hagn! ſie ſoll kommen, ſie muß kommen! ſie muß ſpielen!“ u. ſ. w. dröhnte bis zum Kronleuchter. — Vergebens trat der Regiſſeur abermals vor und berichtete, daß das Fräulein von Hagn ſchon das Haus verlaſſen habe, indem er zugleich feierlich verſicherte, daß dieſelbe wirklich ſehr krank ſei. Er frage das verehrungswürdige Publikum, was es zu ſehen wünſche? — Aber da kam er den Berlinern gerade recht. „Hinſchicken, Polizei hinſchicken, mit Gewalt herholen laſſen; ſie iſt nicht krank, ſie ſoll und muß ſpielen!“ das war die Antwort der wüthenden, getäuſchten Jünglinge. Der Regiſſeur legte betheuernd die Hand auf's Herz und blickte zum Himmel. Se. Majeſtät und mehre k. Prinzen, welche bis jetzt den Lärm ertragen hatten, verließen beim Ausbruch ſolcher Rohheiten das Haus, die eigentlich viel zu bedaurungswürdig ſind, um ſie umſtändlich niederzuſchreiben. Ich faſſe mich daher kurz, und melde Ihnen, daß nach mancherlei Verſuchen endlich Adele gegeben wurde, in welcher Fräulein Stich den größten Triumph feierte. Faſt jedes Wort wurde mit Beifall begrüßt und ſie endlich ſtürmiſch herausgerufen. So endete dieſer Abend, der eine Aufregung in alle Herzen brachte. Fräulein von Hagn iſt bis jetzt noch nicht wieder aufgetreten, allein es haben ſich ſtarke Partheien gebildet und das Vorurtheil hat nicht ausgerottet werden können, daß ihre Krankheit eine fingirte war. Die Direktion hat feierlich zwar die Krankheit in den Zeitungen bekannt machen laſſen; indeß, wenn nicht beſondere Umſtände obwalten, dürfte ihr erſtes Auftreten leicht zu neuen Störungen Anlaß geben. — Indeß haben ſich auch viele entſchieden für Fräulein von Hagn erklärt, die ſonſt nicht deren Freunde ſind. Man kann nicht läugnen, es iſt ihr Unrecht geſchehen, und Fräulein Stich, als eine Anfängerin, hätte wohl beſcheiden ſein und zurücktreten ſollen. Ihrer Mutter, nicht ihr, fällt dies zur Laſt, und da dieſelbe überhaupt mit nicht geringem Heißhunger in die Rollenfächer der übrigen Damen greift, um ihre Tochter ſo viel als nur immer möglich zu beſchäftigen, ſo gibt man ihr vielleicht noch mehr Schuld, als wahr iſt. Am meiſten iſt die Unentſchiedenheit des Grafen von Redern gerügt worden und verdient die Rüge, da er durch ein entſchiedenes Auftreten den ganzen Vorfall gehindert haben würde. — Das iſt der berühmte Abend vom 22. Februar, und zugleich das wichtigſte, was ich Ihnen erzählen konnte. Morgen tritt Fräulein von Hagn wieder zum erſtenmale in dem Ball von Ellerbrunn auf, und ſchon ſind tauſende von Anmeldungen um Billete eingegangen, die gar nicht befriedigt werden können. So ſehr iſt Alles erwartungsvoll der Dinge, die da kommen ſollen.

Von Raupach haben wir eine neue Tragödie geſehen; Prinz und Bäuerin, eine Mißgeburt, die mit dem erſtenmale begraben war. Es war ein halb politiſches Sujet und ſollte wahrſcheinlich den Herzog von Orlean vorſtellen, der ſeinen Schwager beredet, eine junge Bäuerin heimlich zu heirathen, um dadurch in den Beſitz der großen Güter der Familie zu kommen, und von ſeinem vertrauten Sekretär (Baron Melchior Grimm der Geſchichte nach) treulich hierbei, wie bei ſeinen Planen gegen das Königshaus unterſtützt wird.

Es fehlt natürlich nicht an allerlei Tiraden gegen die furchtbaren Zwecke und die Aufdeckungen der Greuel der ſchändlichen Verſchwörer. Der Sekretär verſpottet heimlich den feigen Herzog, den er zu ſeinen Zwecken benutzt und ihm ſtatt einer Königskrone ein blutiges Beil verſpricht. Eine bachantiſch ekelhafte Scene, die der Herzog veranſtaltet, der ſich in die Bäuerin, jetzt Gemahlin ſeines Schwagers, verliebt hat, und nun dieſen durch einen Glücksritter verwunden läßt, damit er, während jener krank liegt, ungeſtört bei der Bäuerin ſich einſchleichen könne, krönt das ſchlechte Machwerk.

Eine Dame mit fliegendem Haar, umſchlungen von dem Prinzen, in Verwirrung die lockeren Gewänder, wird von ihm auf die Bühne geſchleppt; ein Divan ſteht bereit, zu welcher er ſie hinziehn will, da erſcheint der Glücksritter als Gemahl der Dame mit einem Mordio, ein Duell erfolgt, der Prinz ſinkt verwundet, die Donna entflieht, der Herzog hat ſeinen Zweck erreicht, er hält ſich vor Lachen die Seiten.

Dieſe Scene, welche eher irgendwo anders hin, aber nicht auf die Bühne gehört, wurde von keiner Schauſpielerin dargeſtellt. Sie hätten ſich, wie man ſagt, geradehin geweigert, und man nahm daher — eine Tänzerin. Das iſt die Moral davon. —

Die Bäuerin, an die Untreue ihres Gatten glaubend, und völlig unbequem in ihren neuen Verhältniſſen ſich fühlend, vergiftet ſich grade in dem Augenblicke, wo der Prinz ſich ſeinem Vater entdeckt, dieſer ihm ſeinen Segen gegeben hat und beide in dem einſamen Luſthauſe erſcheinen, um der Bäuerin es zu verkünden. Die Verrenktheit des ganzen Stücks wurde noch vermehrt durch die Darſtellung. Fräulein von Hagn, die Bäuerin, iſt für Tragik völlig unbrauchbar, es wird ſtets etwas Tragi-Komiſches daraus. Überall kömmt die Mirandolina, die Capriciosa oder ſonſt ein kokettes Kind irgend eines Luſtſpiels zum Vorſchein, Gefühl, Innigkeit, Erhebung zur lyriſchen Größe und Wehmuth ſind ihr gänzlich unbekannt und das Gemachte, Kalte, Todte zieht das Herz nicht zum Herzen. So war auch Herr Rott als Herzog durchaus nicht genügend. Er ſpielte, wie faſt immer auf den Effekt, den er durch Übertreibungen hervorbringt, die nur der rohen Menge behagen. Wie Schade iſt es, daß ein Schauſpieler von ſolchen Talenten, ſo wenig ſich beſtrebt ein wahrer Künſtler zu werden. Diesmal war aber trotz ſeiner Bemühungen, Beifall zu erringen, Alles verloren. Er wurde allgemein ausgelacht; und das mag ihm ſelten geſchehen ſein. (Fortſ. f.)

Ein ausländiſches Urtheil über deutſche Literatur.

Wir haben vor Kurzem, durch Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde veranlaßt, die Anſicht ausgeſprochen, daß Schriften von dem Charakter, welchen dieſe an unſeren großen Dichter gerichteten Ergießungen uns zu tragen ſcheinen, das Ausland zurückſtoßen und der Bildung einer allgemeinen Literatur, einer Weltliteratur, wie Göthe ſelbſt jenes wechſelſeitige Verſtehen und Schätzen der Geiſteswerke aller gebildeten Völker hoffnungsvoll und bezeichnend nennt, hemmend entgegenträte (Phönix Nro. 47 und 48 dieſes Jahrganges), und in dieſem Sinne erlauben wir uns jetzt eine Äußerung aus der Fremde, der wir ſo eben begegnet ſind, unſeren Leſern hiermit vorzulegen. Es findet ſich dieſelbe in dem National vom 27. Februar d. J., in der Beurtheilung des Werkes einer Madame Allart betitelt: „das Weib und die Democratie unſerer Zeit.“ Der Recenſent, nachdem er an dieſer Schriftſtellerin Unklarheit der Begriffe gerügt hat, erklärt ſich hierüber folgendermaßen.

„Vielleicht liegt die Schuld hiervon zum Theil an der Form, der die Verfaſſerin, wie uns dünkt, mit Affectation ein abſtractes, metaphoriſches und bilderreiches Gepräge hat geben wollen. Es iſt dieſes eine Mode, welche manche junge Schriftſteller den Deutſchen abgeborgt haben, ſeitdem man dieſe in Frankreich ſtudiert, und gegen welche wir bei jeder nur irgend ſich darbietenden Gelegenheit Einſprache erheben werden. Wir erklären demnach freimüthig, daß nach unſerer Anſicht dieſe vage Form in ihrem morgenländiſchen Pompe, weit entfernt, eine mächtige Kraft des Denkens zu bewähren, vielmehr im Gegentheile beweiſe, wie unmöglich es dem Schreibenden ſei, ſeinen Gedanken zu bemeiſtern, ihn zu faſſen, zu zergliedern und ſich ſelbſt von ihm Rechenſchaft zu geben, bevor er ihn ſeinen Leſern vorführe. Die deutſche Sprache, bei weitem mehr poetiſch als philoſophiſch, mag mit dieſen Wolkengebilden (nuageuses images) ſich begnügen, welche jegliche Phantaſie anſprechen und in jeder Laune der Einbildungskraft Anklang finden, ſie mag dergleichen zerfließende Wiederſcheine der Dinge zulaſſen, in denen ein jeder, anſtatt den Gedanken des Schriftſtellers darin zu finden, eigentlich nur ein Symbol und Bild ſeiner eigenen Vorſtellungen ſucht; für unſere analytiſche Sprache aber iſt ein ſolches Verfahren nicht geeignet. Wie dieſe, nämlich dem, der ſie zu behandeln weiß, ein Mittel iſt, Alles mit Klarheit zu ſagen, wie ſie ferner einer maleriſchen Harmonie der Wörter entbehrt und dem ſinnlichen Eindrucke nichts gewährt, indeß ſie dem Gedanken eine volle kräftige Entwicklung geſtattet; ſo hat ſie auch das Recht, eine logiſche Genauigkeit zu verlangen, welche jedem Verſtande zugänglich ſei. Und in der That, wo iſt der große Geiſt in unſerer Literatur, der eines beſonderen Kreiſes von Leſern bedürfte? Dergleichen Schriftſteller aber ſind jenſeits des Rheines ſehr zahlreich und man könnte deren manche anführen, die nicht von dem tauſendſten Theile des leſenden Publikums verſtanden werden.“

So wenig wir auch allem hier Geſagten unbedingt beiſtimmen, müſſen wir doch eingeſtehen, daß der Verfaſſer, ſeinen nationalen Standpunkt in billigen Anſchlag gebracht, die Vorzüge unſerer Sprache wenigſtens nicht verkenne. Wenn er freilich in der franzöſiſchen mehr Fähigkeit für den philoſophiſchen Ausdruck zu finden glaubt, als in der unſrigen, ſo möchte dieſes wohl lebhaften Widerſpruch finden; indeſſen, ſo wie es gewiß iſt, daß die größere Urſprünglichkeit der deutſchen Sprache ſie zur Bildung von Wörtern, welche abſtrakte Ideen bezeichnen, bei weitem fähiger macht, als jedes abgeleitete und daher mehr an bereits gegebene Formen geknüpfte Idiom; ſo iſt doch auch nicht zu läugnen, daß grade die Philoſophen unſere Sprache mit einer unendlichen Menge barbariſcher Fremdwörter überſchwemmt haben, und daß Schiller's Worte: „Philoſophen verderben die Sprache,“ nur allzugegründet ſind. Unſer Verfaſſer ſcheint indeſſen unter der größeren philoſophiſchen Beſtimmtheit des Franzöſiſchen eigentlich nur den fixirten und klaren Ausdruck für alle und jede, wenn auch grade nicht eigentlich ſpekulative Denkformen zu verſtehen, und ſo wollen wir denn um ſo weniger mit ihm hierüber rechten, da wir die ſtrengwiſſenſchaftliche Literatur hier eigentlich nicht im Auge haben; das Poetiſche dagegen und der Reiz eines ſonoren Lautes, welchen unſere Sprache vor mancher anderen in Europa herrſchenden voraus hat, erkennet er vollkommen an und klagt, wenn wir ihn recht gefaßt haben, nur über den Mißbrauch dieſer edeln Eigenſchaften. Hierunter aber kann er wohl nichts anderes verſtehen, als jene bald geſuchte, bald, und zwar häufiger, aus geiſtigem Unvermögen hervorgehende Dunkelheit, jenes orakelnde Anſpruchmachen auf unendliche Tiefe der Anſicht, welches, ſobald ein heller und ſcharfer Blick nach dem neuen Gedanken forſcht, den die Welt denn eigentlich damit gewonnen habe, in ein eitles Nichts ſich auflöst, jene unbeſtimmte Anregung der Gefühle, die zwar deßhalb viele Bewunderer findet, weil jeder darin ſeine eigenſten und innerſten Regungen wieder zu finden glaubt, etwa wie in den Matthiſſon'ſchen Naturſchilderungen, jeder eine ihm bekannte Gegend wieder zu erblicken meinte, wodurch aber keineswegeſ die Art und Weiſe klar wird, wie die Welt in dem einzelnen Gemüthe, das vor unſere Anſchauung treten ſoll, ſich eigenthümlich ſpiegelt, — kurz, alle jene dem beſonnenen Kenner nur allzu bekannten Mängel eines Theiles unſerer Literatur.

— — Hier glauben wir nun allerdings den Ausruf zu hören: Wie? ſollten wir denn unſeren eigenthümlichſten und höchſten Vorzügen entſagen, der Gemüthstiefe, den großartigen Anſichten, der Gedankenfülle, damit Fremde, denen die Natur nun doch einmal eine ganz andere Richtung gegeben hat (wofern anders dieſe Äußerung nicht noch weit härter ausfiele), damit dieſe unſere Bücher verſtändlicher finden mögen? Kein Volk ſchreibt ja doch wahrlich für das Ausland; mag dieſes anerkennen oder verwerfen, wie es ihm gut dünkt! Gewiß von einer Seite betrachtet ſehr richtig und wir beſtreiten es nicht, ſind aber dabei doch nicht minder feſt überzeugt, daß nur alsdann, wenn eine Hervorbringung den allgemeinen, wir möchten ſagen rein menſchlichen, Anforderungen an Form und Geſtaltung entſpricht, ſie auch allgemeine Anerkennung finden könne, und daß dann kein Schleier einer beſonderen Nationalität ſo dicht und verhüllend ſei, um dem wahrhaft gebildeten Fremden den inneren Werth eines ſolchen Werkes zu verhüllen. In dieſem allgemein Anſprechenden alſo läge zugleich das höchſte Zeugniß der Trefflichkeit. So ſind die großen Schriftſteller des Alterthums durch die Jahrhunderte wie durch die Eigenthümlichkeiten damals noch nicht geahneter Völker zu allen klar und naturgemäß denkenden ſiegreich durchgedrungen, und jener heftige, wenn gleich fruchtloſe Angriff, der einſt in Deutſchland, nicht zur Ehre unſerer Bildung, gegen ſie erhoben wurde, geſchah, bezeichnend genug, grade von Seiten verworrener und formloſer ſogenannter Romantiker oder auch überſchwenglicher Denker. Nicht alſo zunächſt damit wir dem Auslande gefallen mögen, ſondern weil es unſere Ehre und Freude ſein muß, unſer Vaterland immer mehr mit allgemein anſprechenden und alſo der wahren Vollkommenheit ſich nähernden Schriftwerken bereichert zu ſehen, ſei es unſer lebhafteſter Wunſch, es möge das Tiefe und Poetiſche unſerer Sprache, wo möglich, niemals wieder zu formloſen und nebelhaften Schöpfungen mißbraucht werden, und darum wäre denn auch wohl ein allgemeiner Warnungsruf zu erheben, ſo oft etwa der Novalismus, in welcher Weiſe auch immer wieder aufzutauchen und unter uns ſich zu verbreiten droht.

—r.

Notizen.

*** Belgiſche Geſchichte. — Daß in weniger als drei Jahren Nothomb's „Essai historique et politique sur la révolution belge“ ſchon zweimal neu aufgelegt und überdies auch in's Deutſche überſetzt worden, bekundet hinlänglich die Bedeutſamkeit dieſes, mit Sachkenntniß und Unpartheilichkeit geſchriebenen Werkes. Es iſt zugleich ein werthvolles Manifeſt der belgiſchen Revolution, ein halboffizieller Commentar der Verhandlungen der Londoner Conferenz und eine Apologie des Syſtemes allgemeiner Ausgleichung, welches ſeit Juli 1830 herrſchend geworden iſt. Zwar ſollte dieſe Schrift auf halboffizielle Weiſe durch das „Royaume des pays-bas“ des holl. Staatsrathes Baron von Keverberg widerlegt werden; aber gerade der Hauptpunkt, auf den es hierbei ankommt: die nationale Unverträglichkeit der beiden äußerlich an einander geſchmiedeten Völker, — tritt durch Keverberg's Schrift in das vollſte Licht.

*** De Lamartine's Werke. — Die Débats kündigten jetzt eine „Édition illustrée“ der Werke von de Lamartine an, wozu die nächſte Veranlaſſung geboten ſei durch den ungeheuer raſchen Abſatz von Jocelyn, von welchem in wenigen Wochen mehr als 10,000 Exemplare ausgegeben werden. Die verherrlichte Geſammtausgabe wird in 10 Bänden, auf papier cavalier vélin, von Everat gedruckt und mit dem Bild des Verfaſſers, 40 Stahlſtich- und 600 Holzſchnitt-Vignetten nach Zeichnungen von Alfred und Tony Johannot, u. ſ. w. geſchmückt. —

*** Zunahme der Bildung in Frankreich. — Eine franzöſiſche Zeitſchrift, die Ecole des Communes, bemerkt, daß noch im Jahre 1828 die Zahl der Rekruten, welche weder leſen noch ſchreiben konnten, ſich auf 34,000 beliefen; daß dieſe Zahl aber ſeitdem jährlich im Durchſchnitt um 1000 abgenommen. — Wegen Mangel an dem erforderlichen Körpermaß waren 73,878 junge Leute der Militärpflicht entbunden. Die Zahl der Einſteher betrug 31,179.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 86. 1836.

Phönix.

Montag, 11. April.

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Fortſetzung.)

Fedor's Neugier wuchs bei dieſem Anblick und er näherte ſich raſch, um hinein zu ſchauen, wobei er nicht bemerkte, daß der greiſe Diener neben ihm auf die Kniee geſunken war und des Miniſters Kleid mit vielſagendem Ausdruck küßte. Dieſer lächelte ihn gnädig an und winkte dann mit der Hand ſeinem Schützling, daß er ihm voran in das Gemach ſchreite. Hierzu ließ ſich der Jüngling nicht lange nöthigen und trat raſchen Schrittes über die Schwelle, während jener ihm folgte. Er ſah, daß es ein Vorgemach ſein mußte, worin man ſich jetzt befand, wie es in den Paläſten gebräuchlich war, voll von Dienern in reichen Livreen und Anzügen. Eine Menge Leute ſtanden hier umher, auf deren Kleidern Treſſen und Schnüre in allen Formen glänzten, Koſacken, Jokai's, Läufer, Dentſchicks waren an ihrer Tracht zu unterſcheiden. Bei'm Eintritt der beiden Kommenden nahmen Alle die ehrerbietigſte Stellung an, viele ſanken auf die Kniee, was jedoch bei'm Erſcheinen eines Vornehmen in ſolchen Kreiſen nichts Ungewöhnliches war. Nur der Glanz des prächtigen Gemachs, deſſen Wände von weißem Marmor mit Vergoldung und Spiegeln den Strahl von hundert Kerzen zurückwarfen, fiel dem Offizier auf und indem ſein Auge über dieſe gebückte Dienerſchaft hinſtreifte, fragte er, zum Miniſter gewandt:

„Wem dienen dieſe Burſche?"

„Dir," entgegnete ſein Führer.

„Das iſt möglich, ſo lange wir hier verweilen," ſagte Fedor, ein wenig geärgert über jene Antwort, „doch wünſchte ich zu erfahren, wer ihr Gebieter iſt?"

„Du," gab der Miniſter zurück.

„Deine Excellenz ſcherzt und iſt in einer wunderlichen Laune," verſetzte der Jungling lachend; „nun, meinethalben, auch meine Laune iſt ungewöhnlich."

„Und ich rede im vollſten Ernſte," entgegnete der Miniſter, „doch komm, hier iſt nun der Eingang deines Reiches." Er nahm ſeinen Arm und führte ihn gegen eine, indeſſen geöffnete Thür, welche einen faſt unbegränzten Blick in eine Reihe der prachtvollſten Gemächer gewährte. Sie traten in das nächſte, und die Flügelthüre war bereits wieder hinter ihnen geſchloſſen, bevor der überraſchte Fedor zu ſich ſelbſt kommen konnte vor Erſtaunen über Alles, was er erblickte. Er hatte doch, ſo lange er in der Hauptſtadt war, die Wohnung manches Großen, viele reiche Gemächer, das Kabinet der Kaiſerin ſelbſt, geſehen, aber Alles ſchwand farblos dahin gegen die Götterpracht, welche dieſe Räume verklärte, durch die er an des Miniſters Seite jetzt hinwandelte. Sie gingen aus einem Zimmer, aus einem Kabinet oder Saale in den andern und in jedem trat ihnen die Herrlichkeit des höchſten Reichthums in einer andern Geſtalt, und, wie es ſchien, in ſtets vollkommnerem Grade entgegen. — Aber nicht allein die verſchwenderiſche Vertheilung der koſtbarſten Geräthe und Möbel, Teppiche, Seidentapeten, Polſter, Gold und Marmor war es, was dieſen Aufenthalt zum Sitz einer Fee würdig zu machen ſchien, mehr noch der auserleſene Geſchmack, welcher Schönheit mit Pracht zu verbinden gewußt hatte und ein Element von Wohnlichkeit und Anmuth hier verbreitete, das die Sinne ſchmeichelnd küßte, den Umlauf des Blutes beſchleunigte und ſüße Ahnungen in allen Pulſen hervorrief. Fedor's junge, geſunde, aber aufgeregte Natur entging dieſem Eindruck nicht. Er holte aus tiefer Bruſt Athem, und öffnete ſein enges Collet.

„Wie gefällt es dir hier," ſagte der Miniſter, da ſie jezt am Ende der Prachtgemächer in ein rundes Kabinet gelangt waren, welches die Krone aller bis jezt durchwandelten zu ſein ſchien. Die Glut der Farben aus perſiſchen Teppichen leuchtete vom Boden auf, von dem ſanften Strahl einer weißen Alabaſterlampe begoſſen, welche an der Decke hing; ſchwere, ſeidene, mit Gold durchwebte Vorhänge zeigten und verhüllten die Schlummerſtätte des Glücklichen, der hier zu ruhen gewohnt war, und auf einem goldnen Tiſch ſtanden in zierlicher doch ungekünſtelter Ordnung, alle Geräthe einer männlichen Toilette, aus den koſtbarſten Stoffen, auch ein anſehnliches ſilbernes Käſtchen mit Goldſtücken gefüllt bis an den Rand. Fedor beſah Alles, ſeine Augen ſchweiften, von ſo viel Schönem und Verführeriſchem beſtochen, wollüſtig umher. „Wie es mir hier gefällt?" antwortete er auf die Frage ſeines Führers, „es iſt göttlich hier, Batuſchka, und man könnte bei'm Himmel den beneiden, der hier wohnt. Aber wo iſt er und wer iſt es? Erkläre doch endlich . . ."

„Ja, das will ich," ſagte der Miniſter tief aufathmend, „ja, du haſt Recht, es iſt Zeit, dir Erklärung zu geben. Möchten Sie hier wohnen, junger Mann, hier gebieten? Sie können, Sie werden es, und eine eben ſo ſchöne als hohe Hand winkt Ihnen zu unausſprechlichem Glück. Beneidenswerther, was ſagen Sie? flammt nicht Ihr Herz, Ihr ganzes Weſen von Dank und Anbetung gegen die Erhabne, Gütige auf, welche den Sonnenſtrahl ihrer Gnade Ihnen zuwenden will! Da, ſchauen Sie!" Er zog bei den letzten Worten mit raſcher Handbewegung an einer goldnen Schnur, ein Vorhang rauſchte zurück und das lebensgroße Bild einer Dame in idealiſcher Kleidung, trat überraſchend, prächtig, königlich hervor und vollendete den Taumel der Beſtürzung, den ſüßen Schrecken, in welchem ſich Fedor befand. „Die Kaiſerin!" rief er halblaut, auf das Bild ſtarrend, „es iſt, bei Gott, Mutter Katharina."

„Ja, Fedor Paulowitſch," ſagte der Miniſter, „Sie ſind von jezt an ihr Adjutant, ihr glücklicher Günſtling, den morgen alle Männer Rußlands beneiden werden. Muth gefaßt, mein Freund!"

Fedor fuhr mit der Hand über die Stirn, er traute ſeinen Sinnen nicht. Berauſcht, bedrängt, aus allen Fugen getrieben von einer Fluth von Empfindungen, die mit nie gekannter Macht durch ſeine Seele, wie durch ſeine Fibern ſtürmten, folgte der Jüngling dem erhaltenen Impuls, und der Miniſter ſagte, indem er durch die Gemächer dem Ausgange wieder zuſchritt: „Wir haben geſiegt!" —

(Fortſetzung folgt.)

Aus Stuttgart.

(März.)

Die Säulen unſers Conſtitutionalismus, die Pairs und die Gemeinen, haben ſich vor einigen Tagen (24. März), — ſofern ſie aus der Provinz, resp. vom Lande kamen, — in ihre Heimath begeben, um Kühlung zu ſchöpfen aus einer friſchen Luft in den mächtigen Indifferentismus, mit welchem ihren Diskuſſionen während der ganzen bisherigen Dauer des gegenwärtigen Landtags von einem großen Theile des Publikums zugeſehen wurde.

Man ſage nicht, es ſei dieſer Indifferentismus begründet. Er iſt eine Erſcheinung der Zeit, eine leidige, die bei beſſern politiſchen Auſpizien bald vorübergehen wird. Was die Stände, ich meine: die Abgeordneten des Volkes, thun konnten für deſſen Wohl bis zum gegenwärtigen Punkte ihrer Thätigkeit, das haben ſie gethan, wie es ſich für redliche Männer in ihrer Stellung geziemt. Wenn der etwas fatale Geiſt des ſyſtematiſchen „Widerſtandes" der Standesherren den vorgelegten Geſetzesentwürfen über Ablöſung der Frohnen und über Verbeſſerung des Volksſchulweſens in allen ſeinen Theilen, diesmal wieder, wie bei einigen Geſetzen der vorigen Seſſion, hindernd entgegentreten wird, und zwar nicht nur den Beſchlüſſen der Abgeordneten-Kammer, ſondern ſelbſt der Initiative der ſo loyalen Regierung: wer vermag dann zu rechten mit des Schickſals Gewalten? —

Die Kammer der Abgeordneten hat dem Schulgeſetze eine, für die Stellung der Lehrer ziemlich eclatante, Erledigung gegeben, und erfreulich war bei dieſer Gelegenheit zu vernehmen, wie von allen Seiten die Geſinnungen des Dankes für die Beſtrebungen der Regierung in dieſer Sache laut wurden. Und ſo mögen wir denn auch hoffen, daß die übrigen noch zur Berathung kommenden Geſetzesentwürfe, unter denen man den bereits gefertigten Entwurf eines neuen Strafgeſetzbuches nur ungern vermißt, einer ebenfalls glücklichen Vollendung theilhaftig werden. Spes semper est optima consolatio!

Von der Motion des Herrn von Hornſtein, die dahin tendirt, dem Staate alle Macht in ecclesiasticis zu nehmen, und den gottgefälligen Ultramontanismus und Jeſuitismus wieder über unſere profanen Häupter zu ſtellen — haben Sie wohl auch gehört?

Für dieſen Fall darf ich Sie beruhigen, nicht zwar, daß die Kammer, wie auf den beiden lezten Landtagen, ſo auch dieſesmal, die Motion desavouirt habe; ſondern daß ſie auf dieſelbe mit der energiſchen Intention einging, ſie ein für allemal durch eine ſanglante Abfertigung in den Protokollen auszuſtreichen.

Menzel's energiſche Motion auf vollſtändige Emancipation der Juden in Würtemberg wurde in der Kammer günſtig aufgenommen und gewiß wird ſie recht bald die erwünſchten Früchte tragen. —

Mit Bedauern werden Sie gewiß auch die Nachricht aufgenommen haben, daß durch einen Berliniſchen Genieſtreich — honny soit qui mal y pense! — der Muſenalmanach von Chamiſſo und Schwab für dieſes Jahr zu Grunde gegangen iſt. Die Berliner ließen nämlich Heine's Bildniß, der in ſeiner „romantiſchen Schule" nichtswürdige Invektiven gegen die ſüddeutſche Dichterſchule ſchleudert — in Kupfer für den Almanach ſtechen, an deſſen Redaktion einer jener mißhandelten ſüddeutſchen Dichter, Schwab, ſelbſt Theil hat. Natürlich haben Uhland, Schwab, Pfizer und auch die jüngeren Sänger dieſer Schule ihre Beiträge alsbald zurückgefordert, und vermuthlich werden nun die Berliner an ihren eigenen Sandkörnern nagen müſſen, wenn nach und nach auch der herrliche Geſang Chamiſſo's verſtummt. —

Für das, bis nächſten Johanni abzuhaltende Buchdrukkerfeſt werden bei uns bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Es lag zuerſt in dem, von den Matadoren der hieſigen Schriftſteller und Buchhändler entworfenen Plane, daß das Feſt von den hieſigen Betheiligten auch innerhalb der hieſigen Zunftſchranken gefeiert werden ſolle.

Allein die Buchdrucker lehnten ſich hiergegen auf und ließen bereits Cirkulare an ihre ſämmtlichen Collegen im Lande ergehen, um ſie zur gemeinſchaftlichen Theilnahme am Feſte zu bewegen. So wird, wenn nicht die Regierung ein veto dazu ſagt, aus dieſem Buchdruckerfeſt ein Volksfeſt entſtehen, an dem mindeſtens 4000 Buchdrucker (Drucker und Setzer) **ſtimmfähig** ſein werden.

Das hieſige ſociale Leben — wie das in allen bedeutenderen Städten des Königreichs — iſt in immer ſteigender Entwickelung begriffen. Die Intelligenz verkörpert und manifeſtirt ſich mehr und mehr in allen Formen der Geſellſchaft. Eine große Ignoranz der hieſigen Verhältniſſe und der Geſellſchaft verräth es darum, wenn, wie jüngſt in der Abendzeitung geſchah, ein improviſirter Schriftſteller, der ſich ſelbſt in dieſem Artikel genug genannt hat, mit einer vornehmen Weltmiene über all' dieſe Sachen in bitterm Tone abſpricht, und die Schwaben, als gleichſam der Geſelligkeit unfähig und mit aprioriſchem Haſſe gegen die Fremden erfüllt, an den Pranger ſtellt.

Iſt der Schwabe auch von etwas abgeſchloſſener Natur, ſo regt ſich doch in dem Tiefinnerſten ſeiner Bruſt der Trieb zur Geſelligkeit, zur Mittheilung; und iſt auch anfangs ſeine Miene gegen den Fremden finſter, ſo iſt dies das Schmollen einer quellenden Seele, die ſich in ihrem patriarchaliſchen Beſitzthum momentan profanirt ſieht. Das wird ſich Alles auch noch geben, — Alles, — und die Schwaben ſollen leben! —

Man ſpricht davon, daß die **Allgemeine Zeitung** von Augsburg hierher verlegt werden ſoll, was für die hieſige Stadt von der höchſten Bedeutung wäre. Bereits ſoll Herr v. Cotta das nöthige Etabliſſement dazu eingerichtet haben. —

Unter den neueren literariſchen Erſcheinungen iſt auch „Martin Luther's Leben," von Pfizer, von Wichtigkeit. Die vierte und letzte Lieferung wird, wie ich höre, in wenigen Tagen erſcheinen. — Menzel, deſſen deutſche Literatur nun im Drucke vollendet iſt, arbeitet an der dritten Auflage ſeiner deutſchen Geſchichte.

Ein intereſſantes Buch, das in der Müller'ſchen Hofbuchhandlung in Carlsruhe gedruckt und dereinſt wohl gewiß Aufſehen machen wird, trägt den Titel: „Erinnerungen Lebensbilder und Studien aus den erſten ſieben und dreißig Jahren eines deutſchen Gelehrten, nebſt Rückblicken auf das geiſtige, ſittliche und politiſche Leben von 1815—1835 in Deutſchland, der Schweiz und den Niederlanden," von **E. Münch**. — Von jüngern Schriftſtellern hält ſich gegenwärtig eine Maſſe hier auf. Dr. **Guſtav Schleſier** arbeitet, wie man ſagt, als Mitredakteur an Lewald's „Europa," und von Dr. **Guſtav Bacherer** ſollen nächſtens in der hieſigen Hallberger'ſchen Verlagshandlung wie in der Müller'ſchen Hofbuchhandlung in Carlsruhe mehrere Werke erſcheinen. —

In meinem nächſten Brief über hieſige Kunſt in all' ihren Ober- und Unterabtheilungen und ein literariſches Reſumé über die in dieſen Tagen zu Ende gehende letzte Meßperiode!

Feuilleton.

⁂ **Neuholland und die Urbewohner Auſtraliens.** — Neuholland, auf deſſen Boden Arthur Phillipps im J. 1788 eine Rotte von 736 von England deportirten Verbrechern, begleitet von 250 Soldaten, Landbauern und Gewerbsleuten hinübergeleitet, iſt jetzt bereits ein kleiner, wohlhabender Handelsſtaat. Die Zahl der Coloniſten hatte ſich ſchon vom J. 1796 bis 1826 von 3,900 auf das zehnfache vermehrt, und von 1826 bis auf 1836 iſt ſie auf das doppelte der letzteren Zahl angewachſen. Die Zahl der Geburten überſteigt die der Todesfälle ſtets in auffallendem Maße. — Wo früher Geſträuche, prangen jetzt Getraidefelder, Obſtgärten und Weinpflanzungen. Die Schaafheerden, die vor etwa 40 Jahren nur aus 6000 Stücken beſtanden, haben ſich auf hunderttauſende vermehrt. Eben ſo große Fruchtbarkeit zeigt das Rindvieh. Der Wein ſoll an Güte jetzt dem Capwein nahe kommen.

Das Innere des Landes iſt aber noch faſt ganz unbekannt, und erſt G. **Bennet's** Wanderings in new South Wales etc. during 1832. 33 et 34 — (2 Vol. London 1834) haben jenes Dunkel anzudämmern angefangen. Man kann daraus erſehen, auf welch' tiefer Stufe menſchheitlicher Entwicklung die Ureingebornen Auſtraliens noch ſtehen.

Wenn ſie ihren Körper in ein Känguruh- oder Opoſſumfell hüllen, ſo iſt es nicht, um ihre **Nacktheit zu bedecken**, ſondern um ſich gegen Kälte zu ſchützen, oder die Schultern zu zieren. Auch würde Bekleidung ihnen durchgängig hinderlich ſein; denn nicht blos Männer, ſondern auch Frauen klettern an den ſtärkſten und höchſten Bäumen mit Leichtigkeit empor, um ein Vogelneſt oder ein Beutelthier herab zu holen. Sie arbeiten ungern, und ziehen vor, im Schatten der Bäume, oder, wenn es kühl iſt, unter der Baumrindenhütte am Feuer zu ruhen, nur durch Hunger oder das Gelüſte nach **Rauchtaback** laſſen ſie ſich beſtimmen, für die Weißen zu arbeiten.

Dennoch glaubt auch der Auſtralier an eine höhere, in der Natur waltende Kraft, welche heilſam auf ihn einzuwirken vermöge. Als einer der Träger dieſer Kraft erſcheint ihm der Bergkryſtall, den die **Kradjih's**, ihre Prieſter und Wahrſager, bei der Behandlung äußerer Verletzungen anwenden.

Auch glaubt er an die magiſche Kraft des **Wortes**, das der Kradjih ſpricht, und an **Fortdauer der Seele** nach dem Tode, wenn auch nur in der Form anderer irdiſcher Weſen (z. B. Thiere).

Auch der Glaube an ein dem Menſchen feindſeliges Weſen, **Buckih**, findet ſich bei den Eingebornen Neuhollands. Damit nun dieſer Buckih den Leichnam eines geliebten Kindes nicht raube, pflegen die Mütter das geſtorbene in ein Känguruhfell einzunähen, und es ſo lange mit ſich herum zu ſchleppen, — Nachts ſogar mit dem Kopfe darauf zu liegen, — bis nur noch die Gebeine übrig ſind. — Dagegen drohen Mütter in den Schmerzen einer etwas ſchweren Entbindung öfters ſchon zum voraus dem noch Ungeborenen den Tod — und unterlaſſen auch nicht dieſer Drohung demnächſt Folge zu geben.

Von der Armuth der Sprache — und ſomit auch des Geiſtes jener Stämme gibt u. a. Zeugniß, daß ſie eigenthümliche Bezeichnungen nur für **eins** (metong) und **zwei** (bulla) haben, drei aber ſchon bulla metong (zwei und eins) und alles über drei hinausgehende biolong nennen. — Die Frauen ſtehen in Mißachtung, und viele Männer haben zugleich mehrere Weiber. Daß bei der Aufnahme eines Jünglings unter die Männerſchaar, ihm zum Zeichen der Mündigkeit ein Vorderzahn ausgeſchlagen wird, iſt ſchon in Nro. 296 des Phönix v. J. aus dem Calcutta Spectator bemerkt worden. Seitdem übrigens dieſe Naturkinder nicht mehr wie wilde Thiere behandelt werden, nähern ſie ſich überall den Weißen mit großem Vertrauen und ſie zeigen ſich nicht blos für Dankbarkeit und treue Anhänglichkeit, ſondern auch für jedes höhere Menſchliche empfänglich. —

⁂ **Die Septembertage 1792.** — Das ſchätzbare Geſchichtswerk über die franzöſiſche Revolution, welches die Herren **Buchez** und **Roux** herausgeben (ſ. Nro. 44 d. J.), gibt auch über die fürchterlichen Septembertage einige Aufſchlüſſe.

Aus den bisher noch unbekannten, jedenfalls noch unbenutzten Aktenſtücken, welche uns hier dargeboten werden, geht jetzt mit ſehr großer Wahrſcheinlichkeit hervor, daß die ſcheußlichen Metzeleien jener Tage von dem **Gemeindehaus** (Commune) veranlaßt worden. „Als man dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ſagen die Hrn. B. und R., — ſchritt der Aufſichts-Ausſchuß für die zweifelhaften Fälle zu neuen Verhören und verfügte einige Freilaſſungen. Die Verhaftungsbücher (registres d'écrou) zeigen, daß am 31. Aug. und 1. Sept. eine ziemlich große Zahl von

Perſonen aus den Kerkern entlaſſen worden. Auch wurden die Gefängnißaufſeher in dieſen Tagen ermächtigt, den Gefangenen alle Freiheit zu laſſen, ſich ſelbſt ihre Mahlzeit zu beſtellen, und ihnen Nichts abzuſchlagen, — wie man nach altem Brauch den zum Tod Verurtheilten Alles — nur nicht Gnade und Freiheit — gewährt.“ —

Auch die Berichte über die Metzeleien ſelbſt ſind aus authentiſchen Dokumenten geſchöpft. „In der Abtey (bekanntlich Name eines Gefängniſſes) inſtallirte ſich ein improviſirtes Geſchwornengericht unter des berüchtigten Maillard's Vorſitz.“ Sämmtliche dort vorfindliche Schweizer, Leibwächter des Königs, und Prieſter wurden in Maſſe und ohne Urtheil gemordet. „Alle übrigen Verhafteten wurden à tour de rôle gerufen und gerichtet. . . Das Verdammungsurtheil wurde von Maillard ausgeſprochen und durch die Worte bezeichnet: „à la Force.“ Bei dieſem Ausſpruche wurde der Verurtheilte den Nachrichtern überliefert, die deſſen im Hofe harrten — mit Piken und Säbeln bewaffnet. . . Noch iſt das damalige Kerkerbuch der Abtey vorhanden. Es iſt mit Weinflecken bedeckt; einige Flecken aber von dunklerer Farbe mögen wohl von Bluttropfen herrühren. . . Dieſem Buche zufolge wurden in Maſſe und ohne Urtheil gerichtet 30 Schweizer, 25 Gardes du roi und 27 Prieſter; — nach ſg. Urtheil — 30 Perſonen verſchiedenen Standes; in Allem 122; Freigelaſſen wurden 45. —

Dem Kerkerbuch des Châtelet's zufolge wurden in dieſem zweiten Hauptgefängniß von 233 Verhafteten 189 — wie das Regiſter ſagt — „von dem Volke zu Tode gebracht,“ nur 44 erhielten die Freiheit. — Die Regiſter der übrigen Gefängniſſe ſind minder genau redigirt. Einige Berichterſtatter (wie Peltier) hatten die Zahl der Schlachtopfer dieſer Tage auf 8000, andere (wie Bervisse und Barrière) ſogar auf 12,000 angeſchlagen; nach den nunmehr vorliegenden Urkunden kann man jedoch mit einiger Zuverläſſigkeit dieſe Zahlen auf etwa 1100 reduziren. —

Von den letzten Augenblicken der Prinzeſſin v. Lamballe berichten die Hrn. B. und R. folgendes: „Frage: Wer ſind Sie? — Antw.: Marie Luiſe, Prinzeſſin von Savoyen. — Fr.: Ihre Eigenſchaft? — Antw.: Oberaufſeherin des Hauſes der Königin. — Fr.: Hatten Sie Kenntniß von den Complotten des Hofes am 10. Auguſt? — Antw.: Ich weiß nicht, ob am 10. Aug. Complotte ſtatt gefunden, aber ich weiß, daß ich keine Kunde davon habe. — Fr.: Schwören Sie Freiheit, Gleichheit, Haß dem König, der Königin und dem Königthum? — Antw.: Ich würde leicht die Beiden erſten ſchwören; aber den Haß kann ich nicht ſchwören, er findet ſich nicht in meinem Herzen.“ (Einer der Beiſtehenden, ganz leiſe: „So ſchwören Sie doch, oder Sie ſind des Todes.“) Die Prinzeſſin antwortete nichts und that einen Schritt nach der Kerkerpforte zu. Der Präſident Hébert (Verfaſſer des Père Duchesne): „Man entlaſſe Madame (qu'on élargisse Madame).“ — Sofort faßten zwei Männer ſie unter die Arme, man öffnete die Pforte: — die Unglückliche wurde niedergeſchmettert und ermordet. —

.*. **Die Infuſorien.** — Ehrenberg kündigte der franz. Akademie der Wiſſenſchaften die baldige Erſcheinung ſeines Werkes über die Infuſorien an. „Man wird darin,“ ſchreibt Hr. E., „nicht nur in allen Stämmen (tribus), ſondern faſt in allen Gattungen — und ſogar in den meiſten Arten der nackten oder beſchildeten (pourvus de carapace) Infuſorien die Organe der Verdauung und der Zeugung, oft das Nervenſyſtem, Bündel von Lungen- und Bewegungsmuskeln, Gefäße, Kiemen, einen mit Zähnen bewaffneten Mund und Geſichtsorgane ſehen. Weil man bisher nicht daran gedacht, wie relativ alle Größe-Beſtimmungen und wie unbedeutend ſie in phyſiologiſcher Beziehung ſind, hat man ſich irrthümlich überredet, daß mit der Kleinheit des Organismus nothwendig auch Einfachheit deſſelben verbunden ſein müſſe.“ —

.*. **Mondſtudien.** — Auch Hr. Prof. Gruithuiſen hat nun ſein Votum über die Pſeudo-Herſchel'ſche Myſtifikation abgegeben, woraus nachträglich zu Nro. 77 hier anzuführen, daß nach Gr., der Mond keine Meere mehr hat, ſeine (von Gr. entdeckten) Flußbette waſſerleer ſind, er jedoch nicht ganz ohne Waſſer iſt, da er Nebel und ſparſame Wolken zeigt, wenn auch von Seen nur zweifelhafte Spuren da ſind. Die ringförmigen Gebirgswälle und Keſſel ſollen aber, nach Gr's. während faſt 40 J. fortgeſetzten Mondſtudien — keine vulkaniſchen Gebilde ſein, und wahre Vulkane gebe es auf dem Monde gar nicht, — eine Behauptung, womit Hr. Gr. in die ſchärfſte Oppoſition mit dem bekannten Mathematiker Benzenberg tritt, der alle Meteorſteine zu Auswürfen unſeres anſcheinlich ſo friedlichen Nachbars macht. —

.*. **Charles Lucas wird Akademiker.** — Für die durch Röderer's Tod erledigte Stelle in der Akademie des Sciences morales et politiques waren in Vorſchlag der durch ſeine Schriften gegen die Todesſtrafe bekannte Ch. Lucas, Alban de Villeneuve, Charles Renouard und Graf Portalis, und als der letztere zurücktrat, wurden noch Alex. de Toqueville und Alletz in das Candidatenverzeichniß aufgenommen. Bei der letzten Abſtimmung erhielt Ch. Lucas 13, A. de Toqueville 6 Stimmen; ſomit wurde der erſtere als Mitglied proklamirt.

.*. **Spanien, nach** *Spain as it is*. — Der Spanier, obgleich als Nation europäiſch, iſt doch als Individuum und Volk mehr als zur Hälfte orientaliſch. Die auf das ernſtere Temperament des Gothen gepropfte Lebhaftigkeit des Arabers hat beide neutraliſirt. — So iſt der Spanier zu ungeduldig, um zu arbeiten, — zu träge, um zu denken, — zu vereinzelt, um richtig zu urtheilen und zu ſtolz, um an Verbeſſerungen zu denken. . . Er begnügt ſich mit dem Irrthum, weil er alt und ehrwürdig iſt, und vergißt, daß die Vernunft ſelbſt noch älter und ehrwürdiger iſt.

Bis jetzt iſt Spanien mehr als eine Anhäufung von Ländern, deren jedes ſeine eigene Hauptſtadt hat, denn als ein gediegenes Ganzes anzuſehen. Bilbao, Barcelona, Valencia, Granada, Sevilla und Cadix ſind eben ſo ſehr von einander, als von Madrid unterſchieden; das letztere iſt nur als Sitz der Regierung ausgezeichnet. —

.*. **Senkung von Weſtgrönland.** — Schon hatte Arctander die Bemerkung gemacht, daß eine Inſel in der Meerenge Igaliko binnen 50 Jahren ſich bedeutend geſenkt (oder, daß das Meer ſich am Nordpol gehoben, gehäuft) haben müſſe. In der Sitzung der geologiſchen Geſellſchaft von London (v. 15. Nov. v. J.) hat nun Pingel von Copenhagen eine ganze Reihe von Thatſachen mitgetheilt, woraus erhellt, daß vom 60. Grad bis ungefähr 69. Grad n. B. die weſtliche Küſte von Grönland ſich allmählich bedeutend ſenke.

.*. **Meteorologiſches von Brüſſel.** — Nach Quetelet's zu Brüſſel angeſtellten meteorologiſchen Beobachtungen ergab ſich Folgendes für die Jahre

	1833:	1834:	1835:
Zahl der völlig heiteren Tage	12.	30.	13.
„ „ bedeckten Tage	48.	27.	62.
„ „ Nebel- —	25.	19.	25.
„ „ Gewitter- —	7.	13.	5.
„ „ Froſt- —	39.	21.	46.
„ „ Schnee- —	11.	8.	12.
„ „ Hagel- —	3.	8.	12.
„ „ Regen- —	180.	165.	181.
Quantität des gefallenen Waſſers	761.61.	511.03.	617.30 M.
Mittlere Temperatur für alle Tage	11.09.	12.1.	10.6.
Höchſte Temperatur des Jahres . .	29.06.	33.1.	29.8.
Niedrigſte — — — . .	9.65.	3.9.	10.4.

.*. **Die Nacht vom 13. — 14. November.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris (v. 14. v. M.) las Arago den Auszug aus einem Briefe Herſchel's vor, bezüglich auf die Licht-Meteore und Sternſchnuppen, die derſelbe in der Nacht vom 13. auf den 14. Nov. v. J. auf dem Cap der guten Hoffnung beobachtete. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 87. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 12. April.

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Fortſetzung.)

In dem Palaſte des Miniſters Grafen Panin befanden ſich im untern Stockwerke mehrere Zimmer, für abgehende oder ankommende Couriere beſtimmt, von denen eines auch Fedor inne gehabt hatte, oder vielmehr jetzt noch inne hatte, denn ſein Dentſchick ging darin noch ab und zu, und was er als Courier mit ſich geführt, ſein leichtes Gepäck, ſeine gorskiſche Feldjägeruniform, zwei Piſtolen, ein Kantſchu und dergleichen unentbehrliches Geräth, befanden ſich noch innerhalb dieſer Wände, weswegen der Hausmeiſter ſie wie noch bewohnt erachtete und nach wie vor den mächtigen Ofen durchglühen ließ, der das Zimmer erwärmte. Aber in einem anderen, von dieſem wenig entfernten, ſaß auf mehreren Stühlen faſt liegend ausgeſtreckt ein Offizier im Pelzrock, wie zur Reiſe gerüſtet. Hut und Handſchuhe lagen neben ihm auf einem Tiſch, worauf ſich außerdem noch eine dampfende Punſchbowle und einige Speiſen befanden; über ſeinen Schultern, an einem mit Metallplättchen belegten Riemen hing vorn auf der Bruſt die Couriertaſche, deren Schloß aus einem kunſtvoll gearbeiteten doppeltem Adler beſtand, und das ganze Äußere des Mannes deutete an, daß er derjenigen Gattung von Boten angehöre, deren ſich die Kabinette und Großen zu ihren Sendungen bedienen. Er trank und ſpeiſ'te mit Appetit, ſo daß es ungewiß war, ob er ſich zu den Entbehrungen einer Reiſe vorbereitete oder von denſelben zu ſtärken ſuche, als die Thüre aufging und ein anderer raſch eintrat, der ihn mit geſpannten Mienen zu ſuchen ſchien. Es war ein junger Mann, in der Uniform eines Chevaliergarde-Lieutenants, welche ſchon einen hohen Rang in der Armee gab, ſo daß der Courier mit militäriſcher Ehrerbietung ſich erhob und ihn begrüßte. „Ich danke dir, Kamerad,“ ſagte der Eingetretene, ihm die Hand drückend, „und bitte dich nur um eine Gefälligkeit. Nicht wahr, du warteſt nur auf deine Depeſchen, um abzureiſen!“

„Zu deinem Befehl, Herr Obriſt, mein Schlitten wartet bereits und ich ſteige ein, ſobald es dem Herrn Miniſter belieben wird, mich abfertigen zu laſſen.“

„Und wohin führt dein Weg?“

„Sicher weiß ich's noch nicht, aber es hieß, nach Moskau, Gospodin.“

„Und was werden deine Depeſchen enthalten?“ fragte der andere weiter, ohne zu bedenken, daß dieſe Frage unpaſſend war, was er jedoch ſogleich fühlte, da jener lächelnd den Kopf wiegte. „Du haſt recht, Kamerad, verzeih',“ fuhr er fort, „ich war zerſtreut. Meine Bitte alſo: du beſteigſt deinen Schlitten nicht eher, als bis ich wieder bei dir war. Du kennſt mich nicht, daher muß ich dir meinen Namen nennen. Er iſt Fedor Wiſſensky.“

„Generaladjutant .....“ fragte der Courier mit weitaufgeriſſnen Augen und mit Mienen, welche Überraſchung und Furcht zugleich ausdrückten. Er erhielt jedoch hierauf keine Antwort, denn ſein Beſuch war ſchon wieder jenſeit der Schwelle des Gemachs und er hörte nur noch ſeinen klirrenden Fußtritt in der Halle und die Treppen aufwärts eilen. Bald befand ſich Fedor, der die Wege hier kannte, im Kabinet des Miniſters, ſeines alten Gönners. Dieſer war mit einigen Sekretären geſchäftig, Papiere zu ordnen, zu unterzeichnen, zu ſiegeln und ſchien nicht wenig verwundert über den unerwarteten Zuſpruch, den er jedoch mit Höflichkeit und Rückſicht, ſogar mit einer Art von unterwürfigem Weſen empfing. Er nahm die Hand des Jünglings und führte ihn in ein großes anſtoßendes Prunkgemach. „Kaum traue ich meinen Augen," ſagte er hier, — „welch rauher Luftzug treibt denn meinen ſchönen Rinald, aus Armiden's Zaubergarten, hierher, in die häßliche Wirklichkeit eines Miniſterialbüreau's? Ich will nicht hoffen, daß ein wichtiger Vorfall — daß die Göttin etwa zürne — und Rinald darum die Hülfe des alten Zauberers aufſucht, damit dieſer ſich in's Mittel lege. Iſt dem ſo? Nun, nun, ich kenne meine Leute und rathe vor der Hand nicht zu verzweifeln. Es gibt für Alles Mittel."

„Nur für eines nicht," ſagte Fedor finſter. „Möchte es Ew. Excellenz belieben, nicht in Bildern zu reden und ſolche nicht vor mir zu verbergen, ſondern meinen einfachen Vortrag gütig hören."

„Ihre Wünſche, mein Herr Generaladjutant, werden mir Befehle ſein," ſagte der Miniſter mit einer Verbeugung.

„Sie ſind," fuhr Fedor fort, „im Begriff, einen Courier nach Moskau zu entſenden."

„Ja . . ., nein, bald — vielleicht — das eilt nicht . . ."

„Und doch weiß ich, daß es eilt — die Monarchin hat Ihnen Eile befohlen. Er wird eine ſchreckliche Depeſche mitnehmen, unterſchriebne Todesurtheile und den Befehl zu ihrer ungeſäumten Vollſtreckung. Iſt dem nicht alſo?" Der Miniſter rieb verlegen die Hände. Fedor's Augen glühten ihn an.

„Nun ja," ſagte er endlich, „Urtheile, von einer eigends dazu niedergeſetzten Commiſſion unbeſcholtner Richter gefällt, vom dirigirenden Senat geprüft und von Ihro Majeſtät beſtätigt, wiewohl mit widerſtrebendem Herzen, denn man kennt ja deſſen Weichheit und Milde. Auch hat die Kaiſerin das Urtheil dahin grändert, daß ſtatt der Srafe des Viertheilens, wo ſolche erkannt iſt — die des Schwertes eintreten möge."

„Ich weiß es," ſagte Fedor, „das iſt Alles, was ich erlangen konnte."

„Und von der Billigkeit, von der Umſicht," fuhr der Miniſter mit Nachdruck fort, „von der Staatsklugheit meines verehrten Freundes, die auf der hohen Stelle, zu welcher ihn das Schickſal erhoben hat, ſo nothwendig ſind, erwarte ich, daß er auch nicht mehr verlangt, nicht mehr gebeten, gefordert haben wird. Denn nichts quält ein zärtliches Herz mehr, als dem Geliebten eine Bitte verſagen zu müſſen. Und das wäre hier der traurige Fall Ihrer Majeſtät geweſen. Pugatſchew und ſeine Genoſſen können nicht begnadigt werden, die Gerechtigkeit, das Nachegefühl aller durch ihn beleidigten Throne, das Geſchrei der Völker fordert ſein Blut. Das alles ſind Stimmen, die ein Herrſcher nicht überhören darf und Katharina hat in den zehn Jahren, ſeit ſie das Scepter führt, der Welt gezeigt, daß ſie alle Tugenden eines Herrſchers beſitzt, die immer glänzender hervortreten werden. Darum ja keine unpolitiſche Handlung, mein Freund, ihr in einer ſchönen Minute abgeſchmeichelt . . ja nicht." (Fortſ. f.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Auch „Kerker und Krone," von Zedlitz, haben wir geſehen und dies ihnen gewiß ſchon bekannte Stück hat hier mehr gefallen als Raupach's Taſſo's Tod. Herr Grua hat als Taſſo geleiſtet, was man billiger Weiſe von ihm fordern kann. Das Luſtſpiel: „der Oheim," hält ſich immer noch auf dem Repertoir und die ſentimentale Süßlichkeit ſeiner Schlußſätze iſt eine Labung für feingeſchaffne Seelen. Für andere gilt darin das Spiel des Herrn Devrient am meiſten. Es iſt doch wunderlich, wie eine Familie ſo viele vortreffliche Künſtler aufweiſen kann. Da haben wir dieſen vormaligen Sänger, der ſeine Stimme verloren, und der nun mit aller Kraft ſeines Strebens ſich auf die Schauſpielkunſt geworfen hat. Von dem könnte Herr Rott viel lernen. In einem wahren Künſtler muß ein poetiſches Herz ſchlagen; in jeder Kunſt liegt dieſe heilige Ader, und wer ſie nicht beſitzt, der wird niemals das tiefe, warme Leben faſſen, wie es durch die Millionen Quellen der Welt ſtrömt. Herr Devrient iſt ein wahrer Künſtler, und er wird ein noch größerer werden, denn das iſt auch ein Zeichen des ächten Geiſtes, daß er niemals ſich genügt, ſondern raſtlos ſchafft und weiter bringt. —

Unſere Oper iſt ſehr ſtill, außer den Puritanern iſt nichts in neuer Zeit vorgekommen, und dieſe haben keinen Beifall geerndtet. Man liebt überhaupt hier nur ſehr beſchränkt die italiäniſche Muſik, und wenn die k. Bühne den Vorſatz hätte, nur deutſche Meiſterwerke zur Aufführung zu bringen, und der zweiten Bühne das Fremde zu überlaſſen, ſo würde man dies anerkennen müſſen. Indeſſen iſt das eine ſo wenig wie das andere der Fall. Die Puritaner ſind in der That eben ſo undramatiſch als die Muſik an ſich eine ſeltſame Miſchung iſt, die einerſeits die gewöhnlichen Belliniſchen und neu italiäniſchen Elemente enthält, anderſeits aber von den Beſtrebungen des Verfaſſers zeugt, die franzöſiſche und deutſche Muſik damit zu verbinden. Die Beſetzung der Hauptrolle durch Madame Seidler trug auch nicht dazu bei, das Ganze zu heben, und ſo ſind denn die Puritaner bei uns ſelig geworden.

Fräulein Stephan, die Schülerin des Herrn Spontini, iſt dagegen mehrmals, ſowohl in den Opern ihres Beſchützers, als in Beethoven's Fidelio aufgetreten. Daß wir dies lange ruhende Meiſterwerk dadurch wieder hörten, dafür ſind wir der Sängerin großen Dank ſchuldig, und obgleich Dem. Stephan weder die rührende Innigkeit des Spiels entfaltete, welche ſo nothwendig hier iſt, noch ihre Stimme Kraft und Sicherheit genug beſaß, um alle die großen Schwierigkeiten zu überwinden, ſo hat ſie doch genug geleiſtet, um lebhaften Beifall zu erndten. Die Stimme der Sängerin iſt in der That angegriffen und krank, ob durch die großen Anſtrengungen in den Opern und Proben ihres Beſchützers, oder durch andere Urſachen, laß' ich dahingeſtellt ſein, allein zu beklagen bleibt es, wenn eine ſo ſchöne Stimme, noch ehe ſie einmal die nöthige Bildung vollendete, ſchon verloren ſein ſollte.

Auch neues Ballet haben wir gehabt. Herr Hoguet, der ſchon eine ganze Reihe kleiner k. preußiſche Ballets gebracht hat, in welchen Grenadiere aus den Zeiten Friedrich des Großen und Kinder die Hauptausſchmückungen bilden, gab neulich ſogar den geſtiefelten Kater, der leibhaftig ſeine Meilenſtiefeln anzog, den Menſchenfreſſer überliſtete und ihn als Maus verzehrte. Herr Hoguet hat aber bei manchen Mängeln das Gute, außerordentlich ſchöne Chortänze und Gruppen zu ſchaffen, und dadurch die langweiligen Solopas, die immer daſſelbe ſind, nur daß eine Tänzerin die Pirouette ein wenig beſſer dreht, oder das entre-chat six oder die battements gelenkiger ausführt, in den Hintergrund gedrängt.

Auf der königſtädter Bühne aber geſchah das Unerhörte, daß ein Stück zwanzigmale hinter einander gegeben wurde, etwas, das Berlin noch nicht erlebte. Es iſt dies das Ihnen wohl ſchon bekannte: „Unten und Oben oder die Launen des Glücks“ von Neſtroy. — Die luſtigen Einfälle der darin beſchäftigten Komiker, beſonders des Herrn Beckmann, und die Neuheit des Anblicks einer getheilten Bühne hat dieſem Stücke den Erfolg geſichert; obgleich es gewiß nach der Abſicht des Dichters keine Poſſe ſein ſollte, zu der man es hier macht. Reichthum und Elend unter einem Dache, und beides oft in ſehr ergreifenden Zügen, werden uns vorgeführt und nähern ſich mehr dem Tragiſchen als dem Luſtſpiel. Nach dem poetiſchen Werthe des Stücks darf man freilich nicht fragen, noch weniger nach der innern Wahrheit der Handlung. Da geht es bunt her und der deus ex machina ſpielt die Hauptrolle.

Wie man hört, ſoll Herr Raupach, von der neuen Idee der getheilten Bühne und dem großen Erfolge begeiſtert, jetzt dabei ſein, ein Stück zu ſchreiben, in welchem ein ganzes Haus ſpielt, Keller, drei Stockwerke und Dachſtuben, und welches außerordentliche Verwickelungen und Schickſalslaunen zeigen wird. (Schluß f.)

Literatur.

Converſationsſaal und Geiſter-Revüe. ꝛc.

(Fortſetzung.)

Wohl darf man ſagen, daß von Friedrich dem Großen her im Ganzen damals dies wie zur Mode gemacht worden war, daß nur, was wirklich etwas taugte, ſich geltend, und zwar jedes in ſeiner Art geltend machen dürfe. Deßwegen neigte ſich auch der Geburtsadel, beſonders jenſeits des Thüringer Walds, zum Edelwerden durch Kenntniſſe; und der Nichtwohlgeborne war ſicher, durch Tüchtigkeit nicht blos adelfähig, ſondern auch im Heere oder Rath ebenbürtig werden zu können, ohne daß die Geſammtordnung umgeſtoßen würde. Daher war auch noch kein Reiz zu ſolchem Umſtoßen verbreitet. Göthe und Schiller nahmen das von als Geſchenk an, nicht um des Inlands willen, ſondern um Colliſionen mit auswärtigen Hoffähigen auf's Leichteſte zu vermeiden.

Eine ſchöne Zeit lang hatte der Rouſſeau'ſche Erziehungsgrundſatz durchgewirkt: daß man nicht durch Lehren und Lernen bloße Gewohnheitsmenſchen dreſſiren, ſondern die eigene Kräfte eines Jeden dadurch entwickeln ſolle, daß man ihn durch Selbſterfahrungen klug zu werden, das iſt, ſich und Andere kennen und in Thätigkeit ſetzen zu lernen veranlaſſe, daß man aber freilich dem Nichterfahrenen nur unter vorſichtiger Leitung dieſe Veranlaſſungen gebe. Auch Fürſtenkinder und Vornehme wurden nach dieſer Maxime zu mehr Selbſtthätigkeit erzogen und nicht blos durch Unterricht und Etikette dreſſirt. Deßwegen durften ſie ſich alsdann nicht ſcheuen, mit Andern auf ein Diskutiren von Überzeugungsgründen ſich einzulaſſen. Und umgekehrt faßten auch die Geiſtigmächtigeren gerne die Einſicht, daß nicht durch Entgegenſtellung, ſondern viel eher durch Annäherungen und Überzeugungen, durch Befreundung zwiſchen der Pflicht und dem Angenehmen, zwiſchen der Tugend und dem Ruhm das Beſſere zu verwirklichen ſei. Eine große Wirkung zu Vermeidung von Oppoſitionen mußte es haben, daß in den zahlreich benutzten Anſtalten von Campe, Trapp, Salzmann u. a., welche mehr Erziehungs- und Kraftentwickelungs-, als Lernanſtalten waren, die Kinder, ohne Standesunterſchied, zur Kenntniß ihrer ſelbſt und Anderer heranreiften und als Menſchen, als Freunde, nach ihren eigenthümlichen lebenslänglich bleibenden Kräften ſich an einander anſchloſſen, ehe ſodann in ſpäteren Jahren die Wirkungen der angeſtaunten Glücksumſtände hinzukamen. War es aber nicht weit förderlicher für vieles Löbliche, daß ein — ſeinem Namen getreuer — Herzog Ernſt von Gotha keinen Anſtand nahm, den pfäffiſch verjagten Stifter des Illuminatismus (dieſes Verſuchs, die Jeſuitiſche Verziehungskunſt in eine, wenn auch treibhausartige, Erziehung für Beſſeres zu verwandeln!) achtungsvoll ſchätzte, und daß ebenderſelbe für Salzmann den Anbau des in der Stille des Waldes manche Gemüther entwildernden Schnepfenthal's gerne möglich machte, als wenn man ihm und Seinesgleichen mit gehörnter Stirne entgegentretend, dieſes und jenes abzutrotzen und am Ende doch nur auf dem Papiere abzunöthigen ſich vorgeſetzt hatte.

Bei Göthe's Ariſtokratie zu Weimar kam noch dieſes Eigenthümliche hinzu, daß der gute Wille der dortigen Machthabenden um ſo gewiſſer für Vieles zu gewinnen war, weil dort der Ernſt für das Treffliche ſich am meiſten mit dem Reiz der Muſen und Grazien verband, während ein Geiſt, welcher alles dieſes vereinigte, einen Haupteinfluß auf dieſes — allmählich und mit ſo wenig Mitteln trefflich geſtaltete Ganze geräuſchlos ausübte. Statt Alles allein gethan haben zu wollen oder vielmehr das Gethane durch Ungeſtüm wieder in Zerwürfniß zu bringen, ſchloß ſich das vielſeitige, ſchaffende Genie vorerſt gefällig an das an, was die einen Wieland und andere Ausgezeichnete um ſich vereinigende Amalie, als Braunſchweigerin Friedrich den Großen deſto näher zur Nachahmung ſich vorhaltend, durch ſo wohlgeleitete Bildung ihres Sohnes vorbereitet hatte. Alsdann half er ſelbſt gerne jedem Tüchtigen daran ſeinen Antheil zu nehmen, daß Weimar und Jena in dem kleinen Herzogthum, wie unter einer unſichtbar agathodämoniſchen Leitung und Obhut, das wurden, was alle die Kurzſichtigen, welche auf Göthe's Ariſtokratismus ſchimpfen, nirgends leicht wieder ſo erleben, am wenigſten ſelbſt hervorbringen können. Der Olymp iſt nicht mit Champagnergläſern und Toaſten zu erſtürmen. Und die, welche den Pelion auf den Oſſa thürmen wollten, müßten doch wenigſtens Titane und nicht bloße Witz- und Wortmacher ſein.

In Wahrheit wurde Göthe nie dem ungetreu, was er als Götz von Berlichingen jugendfroh und tief genug in ſich empfunden hatte. Denn in ſolchen Dichtungen war nicht blos ſeine Phantaſie, ſondern ſein ganzes Gemüth. Welche Feuerworte des Freiheitsſinns ließ er noch in Hermann und Dorothea ertönen:

Denn wer läugnet es wohl, daß hoch ihm das Herz ſich erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit reinerem Pulſe geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heranhob:
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſei,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit.

Aber war nicht bald auch das Entgegengeſetzte vor Aller Augen? Und hätte Göthe partheiiſch genug und dem Schlechten förderlich ſein ſollen, verſchweigend:

Wie ſich der Himmel trübt ſo bald. Um Vortheil und Herrſchaft,
Stritt ein verderbtes Geſchlecht, unwürdig das Gute
zu ſchaffen u. ſ. w.

Durch das erſte Paar Jahre Weimar'ſcher Lebenserfahrungen, wo er mit Carl Auguſt nur unter Blüthen der Luſt ſpielen zu wollen ſchien, war ſchon Göthe's Lebensplan gereift, der Vorſatz, durch den Einfluß aller ſeiner Talente auf das um ihn her Beſtehende zum Beſſerwerden in allen Fächern zu wirken, die Mittel dazu aber nie durch Antagonismus zu verwirren, vielmehr durch kluges Gewinnen des guten Willens immer auf das Mögliche zu concentriren.

Wer kann Göthe's Ariſtokratie eines Servilismus verdächtigen, auch wenn wir nichts anderes, als ſeinen Freundesbund mit Schiller wüßten? Dem Einzigen, auf welchen er eiferſüchtig hätte ſein können, macht ihn die freie Achtung der Vortrefflichkeit zum Freund. Dem Schöpfer eines Poſa und Tell's, dem freiſinnigen Schilderer des niederländiſchen und des dreißigjährigen Kampfs um Völker- und Religionsfreiheit iſt der in ſeiner äußern Stellung weit geltendere Ariſtokrat Göthe, nicht etwa Gönner, ſondern — ſich gleich und oft etwas zurückſtellender Mitarbeiter, Rathgeber und Beförderer; neidlos, ſelbſt als Schiller in der perſönlichen Gunſt des Herzogs hoch ſtieg. (Schluß f.)

Frankfurt a. M. — (Muſik.)

Die muſikaliſchen Ergebniſſe in dieſen Mauern beſchränken ſich diesmal größtentheils auf Concerte, denn unſere Opern gleichen wieder der ſymboliſchen Schlange. Nur Fioravanti's beliebteſte komiſche Oper: „I virtuosi ambulanti" erſchien, neu einſtudirt, auf den Brettern.

Dem. Arnold, Harfeniſtin bei hieſigem Orcheſter, gab eine muſikaliſch-declamatoriſche Abendunterhaltung im Saale des goldnen Roſſes. Die Anordnung war zu loben und belohnend. Die Künſtlerin wurde von den erſten Mitgliedern der Oper und des Schauſpiels, und von Dem. Emilie Düring, den Herren Pianiſten Suppus und Richter, unterſtützt, und machte den guten Glauben an ihrem Spiel aus der Schule ihres Vaters geltend. — Die Soirée musicale des Herrn Roſenhain führte uns das Mozart'ſche Clavier-Quartett (Es-dur) vor, und ein Quartett von Ries (H-Moll.) Der ſchwere engliſche Flügel von Zeitter, wo jeder Ton ein Pfund wiegt, iſt nicht für die Akuſtik des engen Saales im ruſſiſchen Hof; doch verſöhnte der geiſtvolle Vortrag des Virtuoſen damit. Zwiſchenſätze bildeten Geſangſtücke von Andrè, Beethoven und Mendelsſohn. Obgleich von gebildeten Sängern vorgetragen, verlor das Duettino des letztern wenig von ſeiner Monotonie. Die Begleitung der Violine und des Violoncell der berühmten ſchottiſchen Lieder Beethoven's ſcheint mir nicht urſprüngliche Idee des Componiſten zu ſein. Das Violoncell iſt außer ſeiner Lage gehalten, und wiederholt ſich faſt ohne Abwechſelung in derſelben Tonhöhe mit der Singſtimme. Da iſt kein Funke von Genialität hörbar, und deßhalb anzunehmen, daß dieſe beiden Inſtrumente eine engliſche Erfindung ſind, die, wie das gewöhnlich ſo geht, dann auf Rechnung des Componiſten geſetzt wurde. Nur die Clavier-Begleitung trägt Beethoven'ſches Gepräge. — Herr Heinrich Wolff, Schüler des hieſigen Concertmeiſters Hofmann, und ſpäter in Wien unter Mayſeder ausgebildet, gab hier in ſeiner Vaterſtadt neue Beweiſe eines Talentes, das ihn ſchon als Knaben manchem Veteranen gleichſtellte. Ich möchte bei dieſer Gelegenheit behaupten, daß die linke Hand des Geigers mehr der Schule, der rechte Arm mehr dem Geiſte angehöre, und daß nur beides gepaart Vollendung erzeugt. Herrn Wolff's Spiel zeichnete ſich ſchon im Flügelkleide durch eine ungewöhnliche Reinheit und netteté aus, und iſt unter der Chevalerie dieſer Methode zur ſichern Mannlichkeit herangewachſen. (Sein Spiel iſt in dieſer Beziehung vielleicht nur durch Wiele's zu ubertreffen.) Aber das Jünglingsalter mit ſeinen Zaubern hat Herr Wolff ſowohl als Virtuoſe wie als Componiſt überſprungen!

Hier ſteht Riefſtahl ihm gegenüber, und behauptet neben der methodiſchen Gründlichkeit eine hinreißende Energie des Vortrags. Die Seele ſeines Spiels ſcheint ihren Sitz in den Pulſen des rechten Arms zu haben, und die Beſtrebung der linken Hand bloß nothwendiges Reſultat davon zu ſein. So ſoll ſich überhaupt die Praxis zum Genius verhalten. So ſteht Riefſtahl, was Poeſie des Spiels betrifft, neben den Ephoren deutſcher Meiſter, wenn auch die Kritik, die alles erſpähende, die mechaniſche Sicherheit nicht unbedingt anerkennen will. Ein Rückblick auf Herrn Wolff's Concert zeigt uns ein lobenswerthes Arrangement. Das Orcheſter gab zwei Ouvertüren (Idomeneus und Faniska), unſere Fiſcher trug eine Romanze aus Schmitt's Valeria vor, die ohne beſondern Grund von dem hieſ. Opern-Repertoir verſchwand?! ihr Gatte ſang mit Wiegand ein Belliniſches Duett, und Herr Hecht eine Ballade von Neeb (der Jäger). Es wäre gut, wenn die Ballade wieder zu Ehren käme. Sie bietet dem idealen Componiſt ein weites Feld. Neeb ſcheint vorzügliches Talent für dieſen Genre zu haben. Der löbliche Grundſatz: auch im ſchroffen Empfindungswechſel die Melodie vorherrſchen zu laſſen, ſpricht ſich hier deutlich aus. Dieſe Ballade iſt im Kreuzer'ſchen Styl gehalten, aber weit phantaſiereicher, und drang durch des Sängers charaktergemäßen Vortrag recht in's Gemüth. Die übertragene Clavier-Begleitung für's Orcheſter, liegt außer dem Bereich des Kammerſtyls. Die einfache Wirkung verliert durch den Anſpruch, den die Inſtrumental-Begleitung mehr oder weniger immer herausfordert. Faſt vergaß ich der Variations brillantes für Pianoforte von Herz. (E-dur) zu erwähnen, welche Dem. Wolff, die Schweſter des Concertgebers mit all den Vorzügen ſpielte, die uns noch von Zeiten der Baldenecker-Logier'ſchen Soiréen recht wohl eingedenk ſind. Sie hat ganz die kühne Manier dieſes Meiſters, und wird als eine ſeiner beſten Schülerinnen bezeichnet. (Schluß f.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 88. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 13. April.

Frühlingskampf.

Winter ſah mit finſtrem Grollen,
Wie die Welt ſo frei, ſo ſchön,
Und er naht mit ſturmesvollen,
Sauſend wildem Kampfgetön.

Und er ſchüttelt und er brauſet
Durch des Waldes heil'ge Nacht,
Und mit roher Fauſt zerzauſet
Er die grüne Lockenpracht.

Ob der Wald auch kämpfend ſchnaubet,
Mit den Aſten ſchlagend drein,
Steht er düſter bald, beraubet
Von dem glorreich grünem Schein.

Statt der lieblich wallenden Locken,
D'rin das Auge Freiheit ſah,
Steht er nun in Puderflocken,
Ein gezähmter Höfling da. —

S'wache Vöglein ſinken nieder,
Harmlos flatternd durch die Luft:
Winter fürchtet Freiheitslieder,
Schleudert ſie zur tiefen Gruft.

Aber ſtarkre Freiheitsklänge,
Singt der Strom mit lautem Schall,
Thaten ſind es und Geſänge,
Freiheit weckend überall.

D'rum muß ihn der Winter zwingen,
Legt ihm ſtarre Feſſeln an,
Brauſend in gewalt'gem Ringen,
Singt der Strom, ſo lang' er kann.

Und der Winter baut und bauet
Einen Kerker feſt und kalt,
Bis das Lied, vor dem ihm grauet,
Unter'm Eiſe tief verhallt.

Wähnt, es hat die Welt vergeſſen
Jenen mächt'gen Freiheitsſang.
Winter! hoffeſt doch vermeſſen,
Tief noch rauſcht der alte Klang.

Winter breitet voll Behagen
Weit des Leichentuches Glanz,
Denn er wähnet: todtgeſchlagen
Sei die freie Erde ganz.

Doch im Zorne blickt der Himmel,
Rufet ſeiner Streiter Schaar,
Und ſie kommen im Getümmel
Und ihr Rüſtzeug leuchtet klar.

Iſt die Erde lahm an Kräften
Und zum Kampfe krank und matt,
Ha! dann kämpft mit feur'gen Schäften
Himmel ſelbſt an ihrer Statt.

Von dem lichten Speer getroffen,
Bebt des Stromes Kerkerthor,
Bebt und kracht — nun ſteht es offen,
Und der Strom ſtürzt wild hervor.

Und in zügelloſer Richtung
Brauſt er über Thal und Flur,
Blindlings wähnend: in Vernichtung
Sei die alte Freiheit nur.

Wehe dem! der in Bethörung
Ihn ſo lange feſtgebannt,
Bis in wüthender Zerſtörung
Er die alte Freiheit fand.

Doch er findet bald ſich wieder,
Steigt, geheilt vom wilden Wahn,
Still in's alte Flußbett nieder,
Wandelt ſeine Segensbahn.

Und bei ſeiner Wellen Tönen
Und bei ſeines Hauches Wehn,
Muß die Welt ſich neu verſchönen,
Neu zur Freiheit auferſtehn.

Wieder darf der Wald nun zeigen
Seine grüne Lockenpracht,
Und es rauſchet in den Zweigen
Lobgeſang durch heil'ge Nacht.

Lüftchen dürfen wieder koſen,
Blumen dürfen wieder blüh'n,
Wieder dürfen zarte Roſen
In des Lichtes Kuß erglüh'n.

Keiner nimmt dem Bach ſein Klingen
Und den Blumen ihren Duft,
Lerchen aus der Gruft ſich ſchwingen,
„Freiheit!“ ſchmettert's durch die Luft.

Freiheitsbanner wallen ſchaukelnd,
Blüthenzweig', in Lüften frei,
Und Herolde, bunt und gaukelnd,
Künden rings der Freiheit Mai.

Doch der Winter iſt betrogen,
Hoch in wilde Einſamkeit,
Auf ſein Alpenſchloß gezogen,
Grollt und ſinnt auf neuen Streit.

Nur getroſt! Ob in Verknechtung
Auch die bange Erde ſtöhnt:
Himmel nimmt des Streits Verfechtung
Und der Freiheit Schlachtruf tönt! —

Friedrich v. Sallet.

Aus Berlin.

(Schluß.)

Noch könnte ich Ihnen mancherlei, von Concerten, Bällen u. ſ. w. ſagen, wie z. B. Herr Möſer ein Concert für ſeinen neunjährigen Sohn abhält und das Geld für denſelben in Empfang nimmt, ferner: von Cornelius Suhr's maleriſchen Reiſen um die Welt, vom Panorama von Petersburg, von Copelents magiſchen Vorſtellungen, vom Cirque Olympique des Herr Baptiſte Loiſet und den ſchönen Demoiſelles Knebel und Hinne, die ſo viele kriegeriſche Herzen in Anbetung verſchmelzen laſſen, vom Diorama des Herrn Gropius und den Zaubereien darin, von den neuſten Nachrichten aus dem Reiche Gottes und den mühſeligen Beſtrebungen, welche von den frommen Erwählten gemacht werden, recht viele, die auf dem Pfade des Böſen wandeln, zu den himmliſchen Freuden zu verhelfen, und von vielen andern Dingen, allein ich erhalte Sie neugierig und ſchließe mit der Nachricht, daß Fräulein von Hagn geſtern Donnerſtag den 17ten zum erſtenmale wieder aufgetreten und mit Hülfe der Vorſicht der Direction, die jede vorherige Ankündigung unterlaſſen und die ſämmtlichen Billette nur an gewiſſenhafte Leute vergeben hatte, einen Triumph feierte. Zwar fand ſich trotz aller angewandten Vorſicht doch eine Oppoſition, welche beſonders vom Parterre ausging, allein der Beifall erſtickte dieſe ſtets und Fräulein von Hagn wurde nicht allein mit dem donnerndſten Jubel empfangen, ſondern auch am Ende des erſten Aktes und am Schluſſe des Stückes: „der Ball von Ellerbrunn,“ ſtürmiſch gerufen und mit Blumen beworfen. — Sie redete gleich Anfangs das Publikum an, und indem ſie für den Empfang dankte, ſprach ſie den Wunſch, daß man ſich überzeugt haben möge, ſie trage keine Schuld an dem Vorgefallnen und werde, da ſie allein für ihre Kunſt lebe, die Güte der ſchätzungswürdigen Berliner zu verdienen ſtreben. Am Schluſſe wiederholte ſich dies, und ſo endete dieſer gefürchtete Abend, zu dem man durch Wachen, Gensd'armen und Polizei Verkehrungen getroffen hatte.

Wie bedaurungswürdig die ſogenannte öffentliche Meinung ſich mit zunehmender Freiheit oder Frechheit, wenn ſie wollen, manifeſtirt, beweiſ't jedoch wiederum auch dieſer Abend, denn trotz der Wachen und Polizei, und was noch mehr ſagen will, trotz der Anweſenheit Sr. Majeſtät, ſämmtlicher Prinzen und der hohen anweſenden Fremden, erlaubte ſich die kleine feindliche Parthei zu ziſchen und zu pochen und man hatte doch zum Überfluß die Theatergeſetze ganz neu überall angeſchlagen und mißfällige Äußerungen ſind darin ein für allemal unterſagt. Es gibt ſich darin abermals die Geſinnung kund, welche ein großer Theil der Jugend partheiiſch beſitzt. Man weiß, daß Fräulein von Hagn von den höchſten Perſonen gern geſehen iſt, daß ihr bis jetzt in Europa allerlei Auszeichnungen widerfuhren. Das aber iſt genug, ihr bei einem gewiſſen Theile der Jugend eben ſo entſchiedene Gegner zu erwecken.

Solche unbedeutende Dinge werden leicht zur Partheiſache, und da nicht allemal die Billette von der Direction oder von Freunden des Fräuleins von Hagn angekauft und an ſichere Leute verſchenkt werden können, ſo kann es doch leicht ſein, daß irgend ein nächſtesmal die Liberalen ſich einen Ausbruch erlauben und es zu einer Lebensfrage des Standes wird: Hier Hagn! hier Stich!

Ich denke Ihnen nächſtens mehr darüber zu ſagen, da ich aber noch ein wenig Papier weiß habe, ſo mögen Sie wiſſen, daß vorgeſtern eine neue Oper im königſtädt'ſchen Theater gegeben wurde: „Gasparo der Laſtträger von Granada,“ von Scribe, Muſik von Gomis, die durch den Reichthum ihrer Melodieen angeſprochen hat, und bei einiger Abkürzung ſich bleibend erhalten wird.

Das königſtädtiſche Theater hat ein kleines Luſtſpiel von Maltitz: „Die Leibrente“ mit vielem Beifall in die Scene gehen laſſen, zu welchem ganz vorzüglich auch das vortreffliche Spiel des Herrn Devrient beitrug, der den verweinten kranken Hoſpitalrath Lederſtich mit einer Kunſt darſtellte, die dem kleinen niedlichen Luſtſpiele doppelte Empfehlung wurde.

Im Ballet iſt eine neue Tänzerin Dem. Wagen von der großen Oper zu Paris erſchienen, welche für 3000 Thaler jährlich uns etwas vortanzen wird. Auch hierbei wird es zu einem Kunſtkampfe kommen, da eine Parthei ſich für die neue Erſcheinung bildet, eine andere feſt an der alten Fahne Taglioni und Amiot hält. So geht es; die Leidenſchaften ſuchen ſich einen Ausweg, ſei es auch nur durch Klatſchen und Ziſchen.

Literatur.

Converſationsſaal und Geiſter-Revue. ꝛc.

(Schluß.)

Und ſo bewies ſich Göthe in allen Beziehungen als Förderer des Möglichbeſſeren. Man darf laut fragen, ob denn nicht ſchon am Ende jenes angeblich ariſtokratiſch Göthe'ſchen erſten Decenniums in den meiſten neu beſetzbaren Stellen des Landes und der Univerſität Perſonen wirkten, die ihren Amtszweck nicht blos mechaniſch, ſondern mit Freimuth zu erfüllen ſich zur Ehre machten? Denn bei einem Staat von ſo beſchränkten Geldmitteln mußte viel auf Perſonen gerechnet und mit Götz den Köpfen und Händen zugerufen werden: Multiplicirt euch! Man darf vornehmlich fragen, wo war, wo wird ein wiſſenſchaftlicher Univerſitätszuſtand, wie ihn unter den Augen des Ariſtokraten Göthe Jena hatte? Wußte er nicht, ohne irgend einem durch perſönliche oder amtliche Überlegenheit drückend oder gegen die abweichendſten Lehrarten beſchränkend zu werden, Jeden in ſeiner Stellung geltend und zufrieden zu erhalten, wenn er ein Mann war, den Selbſtthätigkeit froh machte? War nicht Jena, wenn gleich nicht durch ſtarke metalliſche Mittel, ein Magnet für die Ausgezeichneten? aber ebendeswegen auch ſo, daß die, welche ſich nur als Schlacken anhängen wollten, meiſt nach kurzer Zeit von ſelbſt abfallen mußten.

Abſcheulich iſt's, wenn das hämiſche Beneiden eines Unübertroffenen, den auch das Äußere begünſtigte, nicht aufhört, der nachſchwatzenden Leſewelt einſchwatzen zu wollen, Göthe habe ſeine Weislingen, Clavigo, Calioſtro, Fauſt u. dgl. mit Luſt geſchaffen, weil er ſelbſt dieſes Gelichters geweſen ſei. Er ſchuf ſie allerdings nicht, um didaktiſch zu moraliſiren. Sein Genius beluſtigte ſich, auch das Mephiſtopheliſche ganz zu kennen. Aber wer wird wohl ein Weislingen ſein oder werden wollen, wenn er das unübertreffliche Bild der Verkehrtheit dramatiſch vor ſich ſieht? Unverantwortliche Läſterung iſt's, Jüngere glauben machen zu wollen, in Fauſt habe Göthe ſich ſelbſt apotheoſirt oder den Himmel durch die Gottesmutter ſich offen gehalten. Göthe's Tugend war über all' jenen Teufeleien erhaben, nicht weil er ſie nicht hätte ſpielen können, oder weil er mühſam kämpfend davon ſich zurückhielt. Mit Frohſinn war er, was Andere erkämpfen, weil es ihm Natur war. Was das Servile betrifft, wird ihn kein Kaiſer ſervil und kein Diener ſo geſehen haben, wie wenn er das Knechtiſche begünſtigt hätte.

In ſeiner ganzen ſogenannten Ariſtokratie gab es ſicherlich kein Beiſpiel, es gab nicht einen Verdacht, daß einer um irgend einer Servilität willen, oder daß ein Adelicher, ohne an ſeinen Platz zu paſſen, vorgezogen worden wäre. Und war es nicht der Ariſtokrat Göthe, welcher wohl wußte, wer ſo eben (1793) in der Schweiz, ohne Namen und Druckort, die zwei Bändchen: Beiträge zur Beurtheilung der franzöſiſchen Revolution, herausgegeben hätte? und welcher dennoch die Bedenklichkeiten gegen Fichte's Berufung in freie philoſophiſche Wirkſamkeit in der Stille beſeitigte? Damals nämlich hatte Fichte ſelbſt noch ſehr richtig unterſchieden (S. XVIII): „Würdigkeit zur Freiheit muß von unten heraufkommen; die Befreiung kann ohne Unordnung nur von oben herunterkommmen!“ und S. XX. „Seid gerecht, ihr Völker! und eure Fürſten werden es nicht aushalten können, allein ungerecht zu ſein!“

Genug. Keine Art von Standes-Ariſtokratie, wohl aber Gemüths- und Geiſtes- und Geſchmacks-Ariſtokratie ſtand damals im Weimar'ſchen, ſoweit Göthe'ſcher Sinn und Einfluß reichte, zwiſchen dem Monarchismus und der Ochlokratie, ſo daß ſie beide in Kakokratie ausarten zu ſehen, gar keine Gefahr war. Denn nichts war gewiſſer, als daß dieſes Kratos der Ariſtie nur in der Macht der Trefflichkeit beſtehen wollte, und zwar deßwegen, weil ſie ſich dieſe ſicher zutrauen durfte und weil ſie ſelbſt zur Förderung des Trefflichen weit eher die Mittel zu haben ſich wohl bewußt war, als zu anderkartiger Gewalt.

Möge dieſes ſo ſeltenen Menſchenkenners Ariſtokratie oder Trefflichkeitsmacht auch auf dieſe Weiſe fortwirken.

Eine große Epoche war uns vor den Augen geboren;
Aber fand der Moment auch ein Heroen-Geſchlecht?
Große gingen zu Grunde. Doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? So ward Menge der Menge Tyrann.
Ehret und treibet das Gute mit Ernſt und Liebe. Die beiden
Stehen den Deutſchen ſo ſchön, die, ach, die Zwietracht entſtellt.

— Je mehr dergleichen durchgebildete Aufſätze der Converſationsſaal enthalten wird, deſto theilnehmender wird er von der ganzen deutſchen Leſewelt gerne beſucht werden. Was wir hier gaben, iſt nur abgekürzter Auszug. Das Ganze enthält beſonders noch manche warnende Bemerkung des Zeitkenners, wie und mit welchem Erfolg man in Deutſchland in die Oppoſitionsſtellung überging und darin ſtatt des harmoniſchen Reformirens das für uns auf keine Weiſe paſſende franzöſiſche Revolutioniren nachahmte, dadurch aber nichts, als das Wiedererwachen ſchon erſtorbener Vorurtheile und Reactionen bewirken konnte. Übrigens iſt die Aufgabe eines Converſationsſaal Mannichfaltigkeit und der Takt, Allerlei für alle, aber nie etwas Einzelnes auszuwählen, das nicht auch in ſeiner Einzelnheit intereſſirte. Das erſte Heft löſ't dieſe Aufgabe, ſoweit der Raum es möglich macht.

Frankfurt a. M. — (Muſik.)

(Schluß.)

Das letzte Muſeum, worin Riefſtahl zu obigen Bemerkungen Anlaß gab, fing — aus Furcht nicht zu enden — ſeine Sitzung ¼ Stunde früher an, und würgte die bunten Maſſen aus Euterpen's Füllhorn wieder einmal unbarmherzig in der Zeiten Strom hinunter. Der Vorſtand des Muſeums ſcheint entweder die liebenswürdige Schwachheit zu haben, Anforderungen nicht widerſtehen zu können, oder er wähnt, Überfütterung gehöre in das Gebiet des Schönen. Er verfällt in letzter Beziehung in den Fehler der deutſchen Muſikfeſte, die mit ihren unberechneten Maſſen die Verhältniſſe zum menſchlichen Organismus ſtören. Die declamatoriſchen Vorträge ſind nicht im Stande, den muſikaliſchen Denker zur Beſinnung zu bringen, wenn er ſich z. B. in eine Beethoven'ſche A-Symphonie verloren hat. Die Kreuzer'ſchen Lieder am Clavier über Gedichte von Dr. Wihl (eigends, wie ich höre,) für das heutige Muſeum componirt, machten, von unſerm Baſſiſt Fiſcher mit Innigkeit vorgetragen, daher die Wirkung nicht, die ſie zu jeder andern Zeit gemacht haben würden, wenn auch die Compoſition geiſtvoller geweſen wäre. Riefſtahl ſpielte ein Concert (les adieux de Munic), und eine Phantaſie. In ſeinen Compoſitionen herrſchen deutſcher Schwung und tiefe harmoniſche Kenntniſſe. — Guhr's Oper Siegmar lieferte wieder Bruchſtücke in dem Duett zwiſchen Linda und Gulmar, und im 2ten Final. Wenn dieſe Oper von unſerm Repertoir verſchwand, ſo lag die Urſache an der Handlung, die der Componiſt noch in Caſſel, durch den Namen Rochlitz verführt, etwas übereilt zur Compoſition annahm. Ohne weſentliche Änderung an der Muſik wurde in Frankfurt die Handlung durchaus ſtatthafter motivirt, und würde ſo, da die Muſik wirklich die Bedingungen einer dramatiſchen Compoſition erfüllt, unter unſern Opern eine feſte Stellung behaupten. Übrigens iſt zu fürchten, Herr Guhr habe den geeigneten Zeitpunkt für ſeine Oper verpaßt, da mit dem Abgange der Madame Fiſcher ſeiner Linda wahrlich keine Roſen blühen werden. Das Final aus Euryanthe beſchloß die Muſeen dieſes Winters.

Ein Concert, in vollem Sinne werth dieſes Namens, gab vergangenen 16. März. der hieſ. Liederkranz in Verbindung mit dem Inſtrumentalverein. Die Recette war für das Schiller'ſche Denkmal beſtimmt. Die Beurtheilung des Einzelnen würde uns zu weit führen. Aber vorliegender Zettel, an die Gärten der Heſperiden erinnernd, in welchen ewige und irdiſche Götter ihre bunten Aſſembleen hielten, führt uns Namen vor, die ſo reichhaltigen als ſeltenen Genuß vorausſetzen. Wir finden in genialem Gemiſch gepaart: Schiller, Aloys Schmitt, K. F. Haug, A. André, Körner, Bernhard Klein, Joh. Seb. Bach, Guſtav Schwab, Cherubini, Catel, Georg Reichard, Arndt, Wilhelm Speyer, Fräulein Lindner, Field, und beugen uns vor dieſer Namen gutem Klang.

Aber die Abſicht dieſer vereinigten Kräfte? — Schiller's Gedächtniß bedarf der Pyramide nicht. Sein Wort baute ſie ihm für ewige Zeiten, und wer dieſes Wort nicht erreicht, wird auch ſein Denkmal gedankenlos anſtaunen. O ihr Vereine alle, die ihr den Dichter ehren wollt, ſammelt im Geiſte ſeiner unſterblichen Werke den Überfluß, und macht die Kunſt zur Amme des Wohlſtandes. Da bauet, wo der Edle in Hütten ſchmachtet, wo mit dem Körper der Geiſt verkrüppelt. Beurkundet die Bildung, die ihr aus dem Geiſtesquell ſolcher Dichtungen geſaugt, durch Handlungen der Humanität. Trocknet die Thränen der Wittwen und Waiſen. Auf ſolchen Grundfeſten baut den Triumph eurer Dichter und eures Jahrhunderts. 7.

Feuilleton.

⁂ Die Oſtermeßkataloge von 1796 und 1836. — Vergleicht man den diesjährigen Oſtermeßkatalog mit dem vor 40 Jahren erſchienenen, ſo ergeben ſich folgende Differenzen:

Verzeichnet finden ſich: im Kat. von 1796: — von 1836:

I.	Philoſophie	79.	89.
II. a.	Theologie	199.	342.*
II. b.	Predigten u. Erbauungsſchr.	181.	279.*
III.	Geſchichte	190.	316.
IV.	Philologie	73.	269.*
V.	Jurisprudenz	178.	169.
VI.	Staats- u. Cameralwiſſenſch.	38.	187.*
VII.	Naturwiſſenſchaften	153.	157.
VIII.	Phyſiologie und Medizin	136.	334.*
IX.	Geographie	117.	117.
X.	Mathematik	47.	76.
XI.	Kriegswiſſenſchaften	14.	68.*
XII. a.	Pädagogik	44.	78.
XII. b.	Unterrichts- u. Jugendſchr.	64.	207.*
XIII.	Handelswiſſenſchaft und Gewerbskunde	21.	170.*
XIV.	Land- u. Hauswirthſch., Forſt- u. Jagdkunde, Viehzucht	51.	130.*
XV.	Vermiſchte Schriften	239.	391.
XVI.	Schöne Literatur und ſchöne Künſte	307.	509.*
	In Allem:	2065.	3481.

⁂ Aachner Geſellſchaft zur Beförderung der nützlichen Wiſſenſchaften und Gewerbe. — Zu Aachen hat ſich zu Anfang d. J. eine Geſellſchaft zur Beförderung der nützlichen Wiſſenſchaften und Gewerbe gebildet, welche bereits mehr als 100 Mitglieder zählt und bezweckt, den Gewerbtreibenden die bequemſten und angemeſſenſten Mittel darzubieten, um mit der Wiſſenſchaft und ihrer, durch Entdeckungen und Erfindungen ſtets ſich verbeſſernden, techniſchen Anwendung fortzuſchreiten.

⁂ Verträge mit dem Teufel. — Zu Elbeuf, unweit Rouen hat die Polizei bei Verfolgung eines freigelaſſenen Galeriens unter ſeinen Papieren einen in Rothwelſch geſchriebenen Geſellſchaftsvertrag gefunden, worin zu leſen, daß die Mitglieder der Geſellſchaft „ſich auf 15 Jahre dem Teufel ergeben (vouent), um Schätze zu entdecken.“ Auch des Verzeichniſſes der Mitglieder iſt man habhaft geworden, und drei Individuen ſtehen jetzt vor dem Zuchtgericht zu Rouen, welche als des Teufels Notare ſich gerirten, und mit Leichtgläubigen Verträge in deſſen Namen abſchloſſen.

⁂ Herausforderung auf Improviſation eines Trauerſpiels. — Der franzöſiſche Improviſator Eugène de Pradel fordert im Journal de Paris vom 1. d. M. den nicht minder berühmten italiäniſchen Improviſator Cicconi auf, am folgenden Abend vor dem Publikum mit ihm in der Art einen Wettkampf einzugehen, daß jeder in ſeiner Sprache eine Tragödie in Verſen improviſire. Er hofft, daß Herr Cicconi dieſe Einladung nicht ablehnen werde, wie ſolches deſſen Landsmann, Herr Sgricci, im April 1826 gethan. —

⁂ Bormann's Granatkartätſchen. — Der früher in ſächſ. Dienſten geſtandene Artillerie-Hauptmann C. Bormann hat eine Vorrichtung, die Feldgeſchütze zu richten und die ſogenannten Granatkartätſchen zu ſchießen, erfunden, welche, im Uebungslager zu Braſchaet bei Antwerpen erprobt, als Reſultat geliefert, daß jene Geſchütze mit ungemeiner Sicherheit gerichtet werden können, und in der Entfernung von 400 Schritten eine mehr als 4fach ſtärkere Wirkung haben, als die gewöhnlichen Kartätſchen, und auf 1000 bis 1200 Schritte noch die Hälfte jener Wirkung, während die gewöhnlichen Kartätſchen in ſolcher Ferne nicht gebraucht werden können. Wenn nun ein Sachverſtändiger, — der gefangene Sieger in hundert Schlachten, — wenn Napoleon in ſeiner Schrift über Cäſar's Kriege (S. 15) verſichert, daß in Folge der Einführung der Schießgewehre die neueren Kriege weit mörderiſcher ſeien, als die der alten Welt, — in denen durchgängig nur der Beſiegte großen Verluſt zu erleiden hatte, — ſo wird ein künftiger Commentator von Napoleons Feldzügen dieſelben wohl als die letzten der guten neueren Zeit bezeichnen, in welcher die Kriege noch nicht ſo zerſtörend geweſen, als ſie es durch Herrn Bormann's und m. a. Erfindungen werden müſſen, — falls die Völker, die den Zweikampf zwiſchen Einzelnen als Verbrechen beſtrafen, nicht auch den Krieg — als den Balken im eigenen Auge — verbannen und verpönen. —

⁂ Frankreich und Algier. — Von Bona aus, der franzöſiſchen Colonie zu Algier, wird berichtet, daß die Eingebornen (muhamedaniſchen Glaubens), überraſcht durch den Geiſt der Gerechtigkeit, der in den franzöſiſchen Tribunalen herrſcht, — wie ſchon früher die Bewohner von Oran, — gebeten haben, daß man ihre einheimiſchen Civilgeſetze und Gerichte durch die franzöſiſchen erſetze. — Anderſeits nimmt die Einwanderung ſtark zu, und die muſterhafte „Société coloniale“ findet immer mehr Mittel, der arbeitenden Klaſſe nützliche Beſchäftigung anzuweiſen. —

⁂ Oelzweige. — Zu Roßlea in Irland iſt im v. J. eine neue katholiſche Kirche gebaut worden, zu welcher auch Proteſtanten beigetragen haben. — In Birmingham aber iſt unlängſt bei einem Frühſtück, zu welchem O'Connell geladen war, von den, Behufs einer Collekte für die kathol. St. Petri-Schulen verſammelten Proteſtanten — ein von dem proteſtantiſchen Vorſitzer ausgebrachter Toaſt auf die Geſundheit des Papſtes — mit Beifall aufgenommen worden, wahrſcheinlich der erſte Toaſt dieſer Art ſeit länger als zwei Jahrhunderten! —

⁂ Karſten's Polariſationsgeſetze. — In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften v. 21. v. M. wurde Karſten's neueſte Schrift: „über die Elektrizität durch Berührung“ (Berlin 1836) mit einem Schreiben des Hrn. v. Humboldt präſentirt, worin derſelbe die Reſultate, zu welchen Hr. K. gelangt iſt, angibt. Die bedeutendſten dieſer Ergebniſſe ſind: 1. die Metalle, und vielleicht alle feſte Körper, in Flüſſigkeiten getaucht, werden poſitiv, während die Flüſſigkeit negative Elektrizität annimmt; — 2. ein feſter Körper, der halb eingetaucht wird, zeigt eine elektriſche Polarität, indem der nicht eingetauchte Theil negative, der andere aber poſitive Elektr. zeigt; — 3. die feſten Körper zeigen einen großen Unterſchied in ihrer elektriſch-bewegenden Kraft in Bezug auf dieſelbe Flüſſigkeit, — und wenn zwei ſolche feſte Körper von verſchiedener Kraft in ein und dieſelbe Flüſſigkeit eingetaucht werden, ohne ſich zu berühren, dann nimmt der ſchwächere Körper die dem ſtärkeren entgegengeſetzte, alſo — die negative Elektrizität an. —

⁂ Bakewell über Unſterblichkeit. — Auch in England kömmt das Beweiſen der Unſterblichkeit der Seele an die Tagesordnung. Es hat kürzlich Bakewell eine Schrift über Evidence of a future life herausgegeben, in welcher er durch analogiſche Schlüſſe die Wahrſcheinlichkeit unſterblichen Lebens zu erhärten ſich bemüht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 89. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 14. April.

Streifzüge in das Gebiet der neueſten Literatur des Auslandes.

Die Klage über den Verfall der Tragödie erſchallt jezt in allen Ländern. Die wenigen guten dramatiſchen Dichter wollen nicht bühnengerecht ſchreiben, und die bühnengerecht ſchreibenden Dramatiker ſind keine Dichter. Überall Verſuche, nirgends Erfolge. Der Urſachen finden ſich mancherlei, bei jeder Nation eine andere. Ich fragte den verſtorbenen Müllner einmal, warum er ſeit der Albaneſerin kein Trauerſpiel wieder geſchrieben habe und ob er nicht bald eine neue Tragödie zu ſchreiben gedenke. — Er antwortete in ſeiner beſtimmten, ſchneidenden Manier: „Sie wollen ein Poet ſein und können mir eine ſolche Frage thun? weil ich bisher keinen paſſenden Stoff gefunden habe; ſobald ich einen ſolchen finde, werde ich auch wieder ein Trauerſpiel dichten.“ Dieſe Replik machte mich ſehr nachdenklich, als ich ſie mir ſpäter analyſirte; man braucht nicht blos den paſſenden Stoff, ſondern auch die anhaltend paſſende Stimmung zur Verarbeitung deſſelben, und wie es dem Einzelnen geht, ſo geht es oft auch ganzen Völkern. — Es fehlt überall an poetiſcher Wechſelwirkung zwiſchen Dichter und Publikum; daher gerade da, wo die größte Wärme Noth thut, im Allgemeinen große Kälte; der Beifall des Einzelnen nüzt nicht, und wie der Dichter kein Publikum findet, das ihm genügt, ſo findet auch das Publikum keinen Dichter, der es befriedigte. In Frankreich, wo noch die meiſte Öffentlichkeit herrſcht im Dienſte der tragiſchen Muſe, iſt das Trauerſpiel ein elektriſcher Apparat geworden, der einem die Haare in die Höhe treibt und die Nerven erſchüttert; wie ſich der gemeine Pöbel gern für zwei Sous auf den Boulevards den Iſolirſchemel des ambulanten Phyſikers zum Siz erwählt, um eine recht unangenehme Empfindung als etwas ganz Ungewöhnliches durchzukoſten, ſo ſezt ſich der vornehmere Pöbel für eben ſo viel Franken in das Parterre, um ſich vom tragiſchen Dichter daſſelbe thun zu laſſen. — In Deutſchland haben wir das noch nicht; wir haben überhaupt gar nichts von der Bühne. Unſere Zeit iſt nun einmal nicht poetiſch geſtimmt, ſie hat nur poetiſche Bedürfniſſe, neben anderen Bedürfniſſen, die ſie überhaupt hat, und die ſucht jeder Einzelne privatim ſo wohlfeil wie möglich zu befriedigen. Am beſten geſtaltet es ſich noch in England; hier ſtrebt man wenigſtens und eifert den alten großen Muſtern nach. Die Nation iſt daher auch erkenntlich und begrüßt jeden einigermaßen gelungenen Verſuch mit freundlicher Theilnahme und Nachſicht. — Das iſt Alles und nebenbei das Beſte, was man thun kann, denn wie die Blume Sonnenſchein, ſo braucht die Dichtkunſt Wohlwollen zum Gedeihn; die Engländer haben es auch redlich gethan, — bei der jungen, kühnen, leider zu früh verheiratheten und dadurch altklug gewordenen Fanny Kemble, wie bei Sheridan Knowles und noch bei manchem anderen, weit ſchwächeren Talent unſerer Tage. Dieſelbe milde und ermunternde Aufnahme findet daher auch die neueſte Erſcheinung, von der ich hier zu reden gedenke, deren Verfaſſer aber bis jezt ſein Incognito ſtreng zu bewahren verſtanden hat.

Ein neues Trauerſpiel ward gegen Ende Februars im Drury-Lane Theater mit größtem Beifall aufgeführt und wiederholt gegeben, und iſt bald nachher durch den Druck veröffentlicht worden. Es heißt: „Der Schultheiß von Brügge.“ (The Provost of Bruges. London, Mackrone. 1836.) Die Ehre der Erfindung der Fabel, gebührt nicht dem Dichter, der ſie einer Erzählung Leigh-Ritchie's (The serf) aus deſſen Romance of history entlehnt hat; ſein Verdienſt bleibt demungeachtet ungeſchmälert, denn er hat ſie meiſterhaft für die Bühne angewandt. Die Handlung ruht auf hiſtoriſchem Hintergrund und geht im zwölften Jahrhundert vor, als Karl XIII., mit dem Beinamen der Gute, Graf von Flandern war. Dieſer Karl war ein Sohn des däniſchen Königs Kanut. Er folgte 1119 Balduin in der Regierung und ward 1127 in der Kirche des heiligen Donas, während eines Volksaufſtandes ermordet. Obwohl auf dieſes Factum gebaut, bewegt ſich das Trauerſpiel doch eigentlich in bürgerlichen Verhältniſſen. Bertulph (der Schultheiß) ein bei dem Volke ſehr beliebter Mann, hat ſich von der unterſten Stufe der Geſellſchaft zu der hohen Würde, die er begleitet, emporgeſchwungen, und iſt lange Karl's vertrauteſter Rath geweſen. Sein eiferſüchtiger Nebenbuhler Thancmar, ein Adeliger, welcher ebenfalls nicht geringen Einfluß auf den ſchwachen Fürſten ausübt, benutzt eine kurze Abweſenheit Berthulph's, um gewiſſe veraltete Geſetze gegen die Leibeigenen wieder in Kraft zu bringen, denn ein alter Geizhals, der einzige, der um das Geheimniß weiß, hat ihm vertraut, daß Bertulph unfrei geboren ward. Die Folge davon iſt nun, daß Bouchard, ein anderer, mit Berthulph's Tochter Conſtanze vermählter Adeliger durch dieſe Heirath der Leibeigenſchaft verfallen iſt und zugleich mit ſeinem Schwiegervater aufgefodert wird, ihrem Anſehn und ihren Würden zu entſagen und Thancmar's Leibeigene zu werden. Dadurch gerathen beide in offene Feindſchaft mit dem regierenden Fürſten, ein allgemeiner Aufſtand aller Leibeigenen findet ſtatt, Karl wird von dem Schultheißen ermordet, Thancmar im Gefecht von Bouchard erſchlagen, der nur noch ſo lange lebt, um den Ausgang des Kampfes erzählen zu können, und Bertulph legt Hand an ſich ſelbſt, um nicht dem ſtrafenden Geſetze heim zu fallen, nachdem ſeine Tochter Conſtanze bereits früher wahnſinnig geſtorben iſt. — Die Erfindung der Fabel iſt im Ganzem ſchwach; es fehlt ihr an dem nothwendigen verſöhnenden Princip, ich möchte ſagen, an der eigentlichen höheren Moral, wenn ich nicht befürchtete, übelwollenden Deutungen Unwiſſender zu begegnen, die von der Ariſtoteliſchen Reinigung der Leidenſchaften nichts wiſſen wollen, weil ſie nichts davon wiſſen. Auch iſt der Wahnſinn der Heldin zu abgenutzt. — Aber wie ich ſchon bemerkte, die Durchfuhrung im Einzelnen, wie im Ganzen iſt vortrefflich und die Okonomie des Plans muſterhaft gehalten. Reges Leben waltet von Anfang bis zu Ende, nirgends durch Längen ſtockend, die Verhältniſſe ſind ſcharf und klar, mit reicher Anſchaulichkeit und buntem Farbenſpiel geſchildert; die Charaktere vortrefflich angelegt und gehalten und die Situationen eben ſo anziehend als geſchickt verknüpft. So ſchreitet die Handlung raſch und unaufhaltſam vorwärts, ihrem Ende zu und die Theilnahme des Zuſchauers bleibt bis zum letzten Augenblicke ungeſchwächt. — Die Diction iſt harmoniſch und correct und reich an ſchönen Stellen, obgleich nur ſparſam mit Bildern ausgeſtattet. Ganze Scenen mitzutheilen geſtattet der uns vergönnte Raum nicht; deßhalb heben wir nur Einzelnes heraus als Probe und als Beweis für das mit Recht geſpendete Lob.

St. Prieux ein Edelmann und Bouchard unterhalten ſich über die Strenge des neuen vom Grafen gegebenen Geſetzes gegen die Leibeigenen. Bouchard verdammt es; darauf erwiedert:

St. Prieux: Nun Mann, ſein ſtrenges Recht iſt ſeine Tugend;
Sein Eigenthum will er Jedwedem geben;
Mein Eigenthum iſt mein Leibeigener,
Es gibt ihn mir ſeine Gerechtigkeit.
Bouchard: So führt der ſchlecht verſtand'ne Eifer ſtets
Die Tugend zu dem Laſter; nur ein Grad
Trennt wilden Sturm vom günſt'gen Hauch des Windes,
Den Waſſerſturz vom fruchtbar milden Fluß;
Und übertriebene Gerechtigkeit
Wird auf dieſelbe Weiſe Tyrannei.

Im Laufe des Geſpräches erwähnt St. Prieux der Gattin Bouchard's und gibt zu, daß ſie einige ſeltene Verdienſte habe; ihm entgegnet Bouchard:

Sie hat, was nur die Götter geben können:
Schönheit, der jungen Liebe heißen Traum
Selbſt zu beſchämen; Tugend, eine Heil'ge
Zu bilden, um den Himmel zu beherrſchen
Und doch genug des Irdiſchen dabei,
Um als ein holdes Weib ſie zu erhalten.

Dieſelbe Zartheit offenbart ſich vorzüglich in allen Scenen, in welchen Conſtanze ſelbſt erſcheint, ſo z. B. in Folgendem, wo ſie mit ihrem Gatten zürnt, daß er ſich auf zu lange Zeit von ihr entfernte:

Conſtanze: Ich bin ſo zärtlich auferzogen worden,
Daß niemals eine Wolke mich verfinſtert.
Zuerſt mein Vater, mein geliebter Vater
Behütete mich mit ſo großer Sorgfalt,
Daß niemals mir etwas zu wünſchen blieb,
Denn, kaum gewünſcht, verlor ſich's im Beſitz.
Dann nahteſt du mit ſolcher Liebe dich,
Die ſeine Liebe zu verringern ſtrebte,
So zärtlich warſt du gegen mich geſinnt;
Drum zürne nicht dem Kinde, das du ſelber
Verziehen haſt.

Eben ſo zart drückt ſie ſpäter ihre trüben Ahnungen aus.

Conſtanze: Als geſtern Abend am geſternten Himmel
Die krauſen Wolken hin und wieder zogen
Und ſeine Lichter dunkelten, gewahrt' ich
Dort einen Stern, der ſo hell freudig ſtrahlte,
Daß ſelbſt die Dünſte jenen Theil des Himmels,
Als ob ſie Mitleid mit ihm fühlten, mieden,
Zu beiden Seiten d'ran vorüberzogen,
Und eine offne Bahn ihm friedlich ließen.
Als ich ihn ſah, gedacht ich meines eignen
So wolkenfreien Lebens, und benannte
Den Stern nach mir; da, aus dem Hinterhalt
Zog eine düſt're Wolke raſch heran,
Fort über ihn, verlöſchte rauh ſein Licht
Und brachte Dunkel hin, wo er geſtrahlt.
Da ſah ich meinen Stern nicht wieder. — Bouchard,
Du lächelſt nicht. —

Bouchard: Mich kann nicht lächeln machen
Was dich betrübt, und dennoch war es Thorheit.
Conſtanze: Ein Blumchen wuchs in meines Vaters Garten
So ſchwach und ſchwank, daß eine fromme Hand
Es doppelt ſtützte; oft pflegt' ich zu ſagen:
Die Blume ſei Conſtanze, ihre Stützen
Du und der Vater. — Heut' im Morgenthau
Sucht' ich ſie auf, doch beide Stützen waren
Zerbrochen und die arme Pflanze lag,
Noch feſt geſchmiegt an beide, auf dem Boden.

Und nun, zum Schluß als Gegenſatz, ein Fragment einer Scene, voll der heftigſten Bewegung. Bouchard hat den Thancmar zum Zweikampf gefordert, dieſer weigert ſich unter dem Vorwande, B. ſei kein Freier mehr, ſeit er ſich mit der Tochter eines Leibeigenen vermählt. B. eilt nun voll Zorn und Wuth zu ſeinem Schwiegervater, um die Wahrheit dieſer Behauptung zu unterſuchen.

Bouchard (haſtig): Bertulph, bin ich leibeigen?
Bertulph: Du treibſt Scherz.
Bouchard: Weich' mir nicht aus, gib volle Antwort mir.
Bin ich leibeigen, Bertulph?

Bertulph: Kein Edelmann im ganzen Lande Flandern,
Kann ſich ſo reinen Stammes rühmen. —
Bouchard: Wohl,
Das weiß ich; doch kein hohes Blut hab' ich
Gemiſcht mit deinem, und das iſt der Punkt
Wo man mich treffen möchte; hier — durch dich!
Sprich, biſt du frei?
Bertulph (unſchlüſſig): Frei? Ja. —
Bouchard (heftig und ungeduldig): O quäl' mich nicht.
Geſteh' mir's: Biſt du frei?
Bertulph: Ich bin es, denn
Ich bin ein Menſch.
Bouchard: O, bei dem Himmel, ſpielſt du
So fort mit meinen Worten, wirſt du mich
Zu irgend einer wilden Handlung treiben
Im Zorn, die die Vernunft bereuet. — Sprich!
Wardſt adlich du geboren?
Bertulph (mit Ruhe): Nein. — Doch winde
Nicht deine Hände ſo in leerer Wuth.
Höre mich an. — Ich bin aus nieder'm Stamme —
— Da nutzlos noch es zu verbergen wäre —
Leibeigen, wie ihr edeln Herrn das nennt —
Doch lebt in meiner Bruſt, was einen König
Geziert, ein ſtolzes Herz, wie ſich es je
Empörte gegen Knechtſchaft. — Als die Mannheit
Die Lenden mir gegürtet, wandert' ich
Aus meines Pflegers Haus, des alten Philipp's;
Die Eltern waren beide mir geſtorben;
Das einz'ge Band, das mich an ihn gefeſſelt. —
Ich ließ mein Vaterland, ich floh den Boden
An den man gerne mich geknechtet hätte,
Und zog zu fremdem Krieg. — Im erſten Kampf
Zerſchmetterte ich einen Edelmann
Und rief: „Wie nun? That ein Leibeig'ner das?“ —
Ein zweiter fiel; höchſt ſeltſam war's; der Sklave,
Wie Grummet mäht er Edelleute nieder. —
Mir lächelte das Glück; ich ſtieg im Range
Fortwährend ſiegend, bis mein Ruhm ſo wuchs,
Daß Edelleute meinem Banner folgten. —
Wie lächelte da der Leibeigene!
Ich ward dem Rathe zugeſellt, verſpottend
Gar manchen Fürſten, manchen ſchlauen Staatsmann
Aus edelm Blut, und Jeder wich dem Sklaven. —
Bis endlich dieſer Graf ſelbſt, dieſer Karl
Um meinen mächt'gen Arm demüthig warb,
Nach Baldwin's Tode, ſeine junge Sache
Durch mich zu fördern. — Ich, Bertulph, der Sklave,
Setzt' ihn auf ſeinen Thron; ich hielt ihn dort. —
Nun ſage, Knabe, welcher Tropfen Blutes
In meinen Adern zeugt von Niedrigkeit?
Und weißt du keinen, ſo geſtehe mir:
Der Himmel ſchuf Leibeig'ne nicht; der Menſch
Erfand ſie nur, um ſeinen Nebenmenſchen
Zu unterjochen. —

Dieſelbe Kraft, aus der Seele des Dichters entſpringend, beurkundet ſich bis zur letzten Scene und bleibt fortwährend friſch, jugendlich, und was noch mehr iſt, beſonnen. — Es wäre ſehr zu wünſchen, daß der Schultheiß von Brügge für unſere Bühne bearbeitet würde; er fände gewiß Anklang bei der Menge. — Aber — wen ſoll man dazu ermuntern? Wem kann man dazu rathen? **O. L. B. Wolff.**

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Fortſetzung.)

Fedor zog die Augenbraunen finſter zuſammen. „Abgeſchmeichelt,“ rief er — „das ſei fern von mir; was ſie meiner kühnen, freien, offenen Bitte nicht gewährt, das möge ungeſchehen bleiben. Auch gebe ich zu, daß der Rebell den Tod verdient hat, aber ach“ — ſetzte er hinzu, indem er das Antlitz verhüllte, — „er iſt Dunia's Vater.“

Der Miniſter nahm hier ſeine Rechte und drückte ſie ſanft. „Mein Freund nennt hier einen Namen,“ ſagte er mit aufgehobenem Zeigefinger, „der ſeine Lippen nicht mehr berühren, der in ſeiner Seele erloſchen ſein ſollte, Katharina heißt jetzt ſeine Erinnerung, ſeine Gegenwart und Zukunft, es gibt keinen andern Namen mehr in ſeinem Herzen.“

Fedor antwortete hierauf nicht. Seine Gedanken waren in Moskau. „Gerechtigkeit,“ ſagte er endlich, „was iſt ſolche? Eine wächſerne Naſe in Euerer Hand. Denn dieſer Antizoff, ſo ſchuldig, als Alle, der hier im Hauſe zwei Morde beging, faſt vor den Augen des Thrones, — er befand ſich in Euerer Gewalt, Ihr wußtet es, dennoch durfte ich ihm die Freiheit geben, und ihm ward geheimer Schutz anſtatt der Verfolgung.“

„Weil es hier möglich war, weil Niemand als wir ſeinen Namen kannten, weil das Auge der Öffentlichkeit nicht auf ihn gerichtet war,“ entgegnete der Miniſter. — „Auch wird er ſeinem Schickſal nicht entlaufen. Er iſt ſchlau, muthig, aber ein doniſcher Hitzkopf, der tauſend Gelegenheiten bieten wird, ihn zu faſſen.“

„Nein, nein,“ rief Fedor heftig, „es ſoll ihm nichts geſchehen.“

„Ihr allzugütiges Herz,“ ſagte jener, mit der Staatsmiene lächelnd, „iſt im Begriff, Sie auf einen Irrweg zu leiten, geliebter Freund. Leider gibt es deren nur zu viele auf der goldnen Bahn, welche Sie betreten haben. Mißachten Sie meine Warnung nicht. Kein Wort mehr über dieſe Angelegenheit, morgen iſt ſie vergeſſen, ich eile jetzt, den Senats-Courier fortzuſchicken.“

Er ſtand auf und ging nach dem Kabinet, deſſen Thüre halb geöffnet war. Fedor ließ ihn dahin ſchreiten, doch eben war er auf der Schwelle, als jener, wie von einer inneren Angſt gefaßt, empor ſprang, ihm nacheilte und den Vorſprung abgewann. Zum erſtenmale machte er Gebrauch von der Überlegenheit, die ihm die kaiſerliche Gnade in den Augen anderer gab, ſtürmte an dem Miniſter vorüber, der ihn vergeblich aufzuhalten ſuchte, nach deſſen Schreibbüreau hin und erfaßte mit glücklicher Hand unter den vielen Papieren, welche dort lagen, ein großes mit dem Senatsſiegel verſehenes Couvert, welches die Adreſſe trug: „An den Fürſten Wolkonskai.“ Der alte Miniſter eilte herbei. „Geben Sie doch,“ ſprach er bedrängt, „das iſt ja die Depeſche — heiliger Alexander Newsky, geben Sie doch, Freund, compromittiren Sie uns, ſich ſelbſt nicht;“ aber Fedor hielt das Couvert hoch in der Luft und ſchaute ruhig daſtehend mit trübem Lächeln auf den verlegnen, hin und her trippelnden, beweglichen Staatsmann nieder, wie ein Fels auf die Wellen des beunruhigten Meeres. „Der Courier wartet noch,“ ſagte er dann, „wenigſtens bis morgen. Ich werfe mich mit dieſem Couvert noch einmal der Majeſtät zu Füßen. Möge Euere wächſerne Gerechtigkeit klagen, mögen alle beleidigten Throne der Welt vornehm ihr Haupt ſchütteln, wenn nur ihr eine Thräne erſpart wird! Mag es Katharina's Herrſcherruhm und mir den Glanz und das Leben, die Ehre ſelbſt koſten, wenn nur Dunia nicht weint, oder einſt mich nicht anklagen darf, daß ich ein Mittel zur Rettung ihres Vaters unverſucht gelaſſen habe. Herr Miniſter, Adieu — Sie ſehen mich morgen wieder.“

Damit eilte er davon, das koſtbare Papier mit ſich nehmend. Graf Panin und ſeine Beamten ſahen ſich verdutzt an, die letzteren blickten fragend auf den Gebieter, der ſich jedoch ſchnell, wie immer, ſammelte. „Es iſt gut,“ ſagte er leutſelig lächelnd. „Ich gebe meine volle Einſtimmung, der Courier wartet bis auf weitere Ordre. Man eröffne ihm ſolches.“ Zugleich entließ er die Sekretäre; derjenige aber, der eine ſo große Störung des Geſchäftsganges veranlaßt hatte, kam indeſſen in die untere Halle zurück und wollte den Palaſt ſchleunig verlaſſen, als auch ſeine Schritte gehemmt wurden. Der Dentſchick, den er noch aus dem Felde mitgebracht hatte, trat, ſo eben von außen kommend, wo es bereits finſter war, in die erleuchtete Halle. Ihm zur Seite zeigte ſich eine Geſtalt, die ihm mit Scheu zu folgen ſchien und furchtſam an ſeinem Arme hing. Faſt ſtieß Fedor mit dieſen beiden zuſammen und der Diener, der ſeinen Herrn jetzt hier nicht vermuthet hatte, prallte zurück; zu gleicher Zeit aber drang ein ſeltſamer Schrei durch die Halle, ein Ausruf der Freude, der Überraſchung, des Schmerzes zugleich, der aus weiblichem Buſen kam und an Fedor, ihn umfaſſend, umſchlingend, ſank die zarte Mädchengeſtalt, die von dem Dentſchick hereingeführt ward, nieder. — Er erkannte Dunia. Alles andere vergeſſend, rief er laut ihren Namen, beugte ſich zu ihr und hob ſie in ſeine Arme empor. Er ſchloß ſie an ſeine Bruſt heftig, ſtürmiſch, unbändig, es fehlte nicht viel, daß er in einen Strom von Thränen ausbrach. Ein Schmerz zuckte durch ſeine Seele, wie er ihn nie gefühlt, nie für möglich gehalten und ſeine kräftige Natur erlag ihm beinahe. „Ach, mein Fedor,“ hauchte Dunia, „ich ſehe dich wieder. Du biſt es — o nun iſt Alles gut!“ Viele liebe ſüße Worte ſprach ſie, ſie ſchmiegte ſich an ihn, ſie bedeckte mit Küſſen ſeine bebende Hand, in welcher er das Todesurtheil ihres Vaters hielt; er fühlte es kaum. Endlich ſammelte er ſich, von dem treuen Bedienten wiederholt bei der Schulter berührt; der Dentſchick wies auf das geöffnete Zimmer, welches noch vor Kurzem ſein Herr bewohnte und wohin er Dunia, die ihm durch Antizoff zugeführt worden war, hatte geleiten und verbergen wollen, bis er jenen im Winterpalaſt davon benachrichtigt haben würde. Fedor verſtand den Wink und befolgte ihn, indem er das Mädchen raſch mit ſich nach dem Zimmer zog, darin verſchwand und die Thüre ſchloß, noch ehe der Auftritt in der Halle mehr neugierige Zeugen herbeigelockt hatte. Wenige Worte reichten hin, ihn über die Urſache dieſes Zuſammentreffens aufzuklären; auf welche Art es ſich ereignen und geſtalten konnte, war ihm ohnehin im jetzigen Augenblicke Nebenſache; ſah, fühlte er doch die Gegenwart und Nähe des theuren Weſens, um das er ſo viel im Stillen gebangt, dem ſeine geheimen Seufzer galten und deſſen Bild durch den Glanz, der ihn in ſeine Sphäre geriſſen, durch die neueſten Ereigniſſe ſeines Lebens, nicht verdrängt und erloſchen, ſondern nur um ſo tiefer in das innerſte Heiligthum ſeines Herzens hinabgedrängt worden war. Da ſtand ſie vor ihm mit all dem Liebreiz, mit all dem Zauber der Unſchuld und Hingebung, der ſtets ſo mächtig auf ihn gewirkt hatte, und was die Lockungen der Gegenwart, Glanz, Rang und Hoheit, ſo verführeriſch für ein Jünglingsherz, bis jetzt nicht vermocht hatten in Rückſicht auf Dunia, bewirkte ihr Anblick in der erſten Minute in Bezug auf jene, ſie verblichen zu farbloſen Schatten in ſeiner Seele. „Dunia!“ rief er, „Dunuſchka! ich habe dich wieder — gehe nun die Welt unter! Nein, ich laſſe dich mir nicht mehr entreißen, mein Mädchen! Kein Stift mehr mit ſeinem falſchen Schutze, wo ſie dich gefangen gehalten, wie eine Schuldige, dich, um die die Unſchuld der Engel ſchwebt — keine Trennung mehr, kein Verlaſſen, wir gehen mit einander, wohin es auch ſei. Ach, Dunia, kannſt du mir vergeben, daß ich dich verlaſſen hatte?“

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Briefe eines Künſtlers

von Rom, den 2. März d. J.

— Im Theater Tortinone Apollo hat Madame Schütz Furore gemacht, beſonders als Romeo in Möntechi und Capuletti. — Der Carneval war vorzüglich ſchön und durch gutes Wetter begünſtigt. Im Winter aber war es ſo kalt, daß eine Woche hindurch mehrere Deutſche auf dem Teich der Villa Borgheſe zum großen Erſtaunen der Römer Schlittſchuh laufen konnten. Niemand weiß ſich einer gleichen Kälte zu erinnern. Mehrere meiner Freunde erfroren ſich Hände und Füße. Noch jetzt ſitze ich am geheizten Ofen! — Einmal war auch die Tiber ſo angelaufen, daß das Pantheon rings von Waſſer umgeben war. Es bot einen reizenden Anblick, wie die Säulen und die Kuppel ſich im Waſſer ſpiegelten, ſo daß, wenn man an der Pforte ſtand, man in der Luft zu ſchweben glaubte.

Von der hieſigen Kunſtausſtellung iſt wenig Erfreuliches zu berichten. Ein kleines Bildchen von Marco iſt wohl das beſte; die Bilder des berühmten Catel ſind zwar ſchön arrangirt, aber matt und kalt; — ein Sonnenuntergang von einem Engländer bietet manches Schöne, ſtellt aber eher eine geträumte als eine wirkliche italieniſche Landſchaft dar. — Kürzlich wurde ein Edikt publizirt, daß an Sonn- und Feiertagen durchaus Nichts gethan und über die Straße getragen werden darf, daß die Kaffeehäuſer von 11 bis 3 Nachmittags und Abends $6^{3}/_{4}$ Uhr alle Schenken und Läden geſchloſſen ſein müſſen. Schon zwei Sonntagabende wurden in Transtevere (dem römiſchen Sachſenhauſen) einige Gensdarmen erſtochen, welche die Leute aus den Wirthshäuſern vertreiben wollten. . . .

Notizen.

⁂ Michael Berr. — Die akademiſche Geſellſchaft von Amiens hat, auf den Antrag des advoc. general Berville, Herrn Michael Berr zu ihrem correſpondirenden Mitgliede ernannt. Er war der erſte Iſraelit, der nach der erſten ſocialen Regeneration von 1789 in eine Akademie, — in die ſeiner Vaterſtadt Nancy, — aufgenommen worden. —

⁂ Harivanſa. — Langlois hat nun den zweiten und reſp. letzten Band ſeiner Ueberſetzung des ſanskritiſchen Harivania (Geſchichte der Familie des Hari) dem Druck übergeben. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 90. 1836.

Phönix.

Freitag, 15. April.

Die literariſche Thätigkeit in Deutſchland

während des letzten Halbjahrs.

(Michaelismeſſe 1835 bis Oſtermeſſe 1836.)

Wenden wir unſre Aufmerkſamkeit auf das Innere des literariſchen Haushaltes, betrachten wir die einzelnen Krafte nicht als einzelne, ſondern als Factoren und in ihrem Zuſammenwirken zu einem Ganzen; blicken wir auf die nächſte Vergangenheit und combiniren wir daraus und aus den Reſultaten der Gegenwart die nächſte Zukunft. Es iſt ein erhebendes Schauſpiel zu ſehen, wie der geiſtige Urſtoff den Blutkreislauf einer ganzen Nation, die wir ſtolzfreudig unſre nennen, durchdringt, lautert, treibt, wie er nirgends für lange ein blos materielles, nirgends für lange ein mechaniſches Scheinleben duldet, wie die Atmoſphare der Vernunft ſelbſt die Spekulationen der Induſtrie zu Funktionen der inneren Lebensthätigkeit umwandelt; wie nirgends ein Stillſtand, nirgends ein Aufhalten möglich iſt, wie aber jene Atmoſphäre auch alles zerſetzt und auflöſ't, was ihr völlig fremdartig iſt.

Das lezte Stadium unſrer Literatur war durch die tumultuariſchen Verhandlungen über ein junges Deutſchland bezeichnet. Welche Wichtigkeit wurde dieſen Verirrungen von zwei bis drei krankhaften, noch nicht zur Klarheit gekommenen oder ungeduldigen Geiſtern beigemeſſen, Verirrungen, welche gleichwohl einen Grund haben mußten, der tiefer lag, als in einer ihres inneren Zweiſpalts willen bedauernswerthen Individualität. Jene vielbeſprochene Wally findet in der Muckerei ein ganz und gar nothwendiges Gegenſtück, und wahrlich, der Jeſuitismus, der im Proteſtantismus wie im Katholicismus jezt gewaltiger als je reagirt, — der ſich bald hier durch galvaniſche Zuckungen verkündigt, bald dort eine ſehr ehrbare und ſteife Miene annimmt, iſt als die eigentliche Wurzel des Skepticismus, ja der förmlichen Negation gegen alles Poſitive anzuſehen. Eben deßhalb dürfte es vielleicht auch unmöglich ſein, die allgemeine Seelenverſtimmung über die Störungen des öffentlichen und ſocialen Lebens blos durch Machtworte hinweg zu bannen, denn es iſt vorauszuſehen, daß das Übel, hier vernarbt, an einem andern Orte wieder ausbrechen, ja gewiß den ganzen Organismus vergiften wird, wenn eben — die materia peccans ſelbſt nicht hinweggeſchafft wird, welche man, da ſie ſich verſteckt hält, wohl gar für den Lebensfond hält, wahrend man die von ihr hervorgebrachten Beulen doch ganz richtig als Peſtbeulen deklarirt. Einſichtsvolle und tiefdenkende Staatsmänner haben dieſes einfache Verhältniß gewiß ſchon richtig erkannt und ſich uberzeugt, daß es für den Schimmel kein andres wahrhaft zureichendes Mittel gibt, als — die Sonne, — daß das ſchädliche Inſekt nicht getödtet iſt, wenn man — die Flecken wegputzt, womit es unſre Zimmer beſchmuzte. — Die einzige Sicherheit eines Landes liegt in der Würde der Nation; befindet ſich die Nation nur erſt im klaren Bewußtſein ihrer moraliſchen Kraft, dann rütteln alle Stürme vergebens an den Grundpfeilern der bürgerlichen Ordnung; deßhalb iſt die einzig wahre Politik die — Wahrheit, und das Geſez wird nie unverbrüchlicher bewahrt werden, als wenn es in jedermann als ein Produkt von deſſen individueller Überzeugung lebt. Der Staat wird nicht durch im Staate eingeſchachtelte Staaten conſervirt, nicht durch Nebenbaue geſtüzt, die ſich an ihn lehnen, ſondern am ſicherſten durch ſich ſelbſt, d. h. durch ſeine Bürger, die in ſich einzelnen den Staat fühlen. Und wir befinden uns, — das kann ſelbſt von den Mitgliedern des Staats im Staate nicht geläugnet werden — auf dem Wege zu dieſer Erkenntniß; das, was wir durch poſitives Wiſſen an Licht gewonnen haben, iſt nicht mehr zu redreſſiren; wir ſchreiten langſam aber ſicher unſrer eigenthümlichen Natur gemäß, zu dieſem Ziele voran, welches ächte Treue, Würde der Nation, Sicherheit und Selbſtſtändigkeit des deutſchen Vaterlandes iſt. Verkennen wir hierbei drei Factoren nicht. Erſtens: das geſchichtliche Verdienſt des deutſchen Nordens, hauptſächlich Preußens, dieſes gewaltigen Focus der deutſchen Intelligenz. Zweitens: das geſchichtliche Verdienſt Öſterreichs, welches die für alle Befruchtung und Verbreitung nöthige Lebenswärme und Empfänglichkeit zuſammenhielt, — endlich den edlen Wetteifer der kleineren deutſchen Staaten — nicht blos um die Hegemonie, ſondern zuerſt um das Recht ihrer Individualitäten. Beachtet zugleich dies ſtille Aneinanderranken, dies organiſche Ineinanderleben, dies Ausſtoßen alles Abgeſtorbenen, dieſen allenthalben ſich verkündenden Frühling der Einigkeit im Geiſte und in der Wahrheit! Und ihr werdet euch überzeugen, daß von einem Zurückſchieben und Zurückſchrauben nicht mehr die Rede ſein kann, daß alle Verirrungen und Wehen, welche traurig genug zum Vorſchein kommen, einerſeits nur naturwidrige Nachſchößlinge einer abgeſtorbenen Epoche, anderſeits nur voreilige geile Triebe und als ſolche doch Boten des Frühlings ſind, daß man nur auf der geraden Straße der Vernunft, des Rechts und der Wahrheit einzig ſicher der Geſchichte, der Beſtimmung zuwandelt.

Eine intereſſante Concordanz mit dieſer Behauptung bilden folgende Reſultate.

Die Summe der literariſchen Kräfte hat ſich zwiſchen Naturwiſſenſchaften und Geſchichte getheilt, und was früher nur Theilnahme eines ſpeziellen Publikums genannt werden konnte, iſt jetzt Angelegenheit einer Nation geworden. Selbſt die Induſtrie des Buchhandels, welche von dieſer edlen Richtung profitiren will, dient ihr, indem ſie dieſelbe beherrſchen möchte, und das bloße Bedürfniß des Belehrtwerdens iſt in kurzer Zeit zu einer Art von unſichtbarem und allgemeinem Schiedsgericht geworden, welches die Buchhändler zwingt, ihre Fabrik-Autoren allmählich bei Seite zu ſchieben und ihre Mittel zur Dispoſition der edelſten und wahrhaft berufenen Männer zu ſtellen. Keinen geringen Antheil an dieſer Popularität der zwei Wiſſenſchaften, welche einzig ein höheres Leben begründen und eine glorreiche Wiedergeburt der deutſchen Nation veranlaſſen können, der Geſchichte und der Naturkunde, — keinen geringen Antheil hat dabei der höhere Standpunkt, auf welchen dieſe Wiſſenſchaften, nachdem Jahrhunderte lang blos Materialien für ſie aufgehäuft worden waren, von genialen Männern gehoben wurden, ſo daß die Naturkunde, welche früher größtentheils nur als Subſtrat für bürgerliche Nutzanwendung geſchrieben wurde, jetzt zum Theil in das Gebiet der Geſchichte getreten iſt, nämlich der Geſchichte der Menſchheit und des Menſchen insbeſondere. Cuvier und Ritter ergänzen ſich wechſelſeits, Oken und Creuzer gehören weſentlich zuſammen, ſo paradox das letztere ſcheinen mag. Das Lebensprinzip der Naturwiſſenſchaften hat ſich als nichts geringeres herausgeſtellt, denn als: die Humanität. Dadurch wird es begreiflich, warum, um ein Beiſpiel zu geben, die Werke von Oken, Littrow und andere, die auf dem Wege der Lieferungen erſcheinen, ſo rapid abgeſetzt werden. Wenn von Naturwiſſenſchaften die Rede iſt, darf übrigens der mütterlichen Pflege nicht vergeſſen werden, mit welcher man ſich ſeit langer Zeit in Öſterreich derſelben angenommen, hauptſächlich in Bezug auf den Unterricht. — darf ferner der neueren und neueſten Beſtrebungen in Preußen, — darf der Männer, welche mit ſchöner Aufopferung ihr ganzes Leben denſelben widmen, und deren Typus der edle Humboldt iſt, nicht vergeſſen werden. Die wachſende Popularität der Naturwiſſenſchaften zu der im gleichen Maße zunehmenden der Geſchichte vermittelt die der Geographie. Hier iſt der Werke Vollrath Hoffmann's mit großem Lobe zu erwähnen.

Mit freudigem Bewußtſein blicken wir auf die Reſultate, welche wir den geſchichtlichen Beſtrebungen unſerer Zeitgenoſſen während des eben abgelaufenen Semeſters verdanken.

Raumer, deſſen Anſichten über Englands ſoziale Zuſtände in dieſen Blättern nach Gebühr gewürdigt wurden, publicirt ſeine aus dem britiſchen Muſeum und Reichsarchiv geſchöpften Beiträge zur Geſchichte des 16. und 18. Jahrhunderts (eine Geſchichte „Maria Stuart's und Eliſabeth's,“ und „Friedrich der II. und ſeine Zeit“ nach geſandtſchaftlichen Berichten im britiſchen Reichsarchiv). Von Ranke's vortrefflicher Geſchichte der römiſchen Päpſte erſchienen der zweite und der dritte Band. Der geiſtreiche Varnhagen von Enſe, dem der Rang des erſten jetzt lebenden Biographen wohl nicht abgeſtritten werden kann, reihte die Lebensgeſchichte des Generals Winterfeldt in ſeiner Gallerie meiſterhafter Porträts ein. Aſchbach's Geſchichte der Heruler und Gepiden erſchien im beſonderen Abdruck. Von Buchholz's Geſchichte der Regierung Ferdinand's I. (aus gedruckten und ungedruckten Quellen) wurde der 3te Band publicirt. Der große Kurfurſt hat in Orlich einen neuen Biographen gefunden. Über Geſchichte der Geiſtlichkeit erſchienen zwei neue Werke Rauſchnik's: „Geſchichte der deutſchen Geiſtlichkeit im Mittelalter,“ und Biedenfeld's „Urſprung, Aufleben, Größe, Herrſchaft und Verfall der Mönchs- und Nonnenorden,“ daran ſchließt ſich der Supplementband von Neudeker's „allgemeinem Lexikon der Religions- und chriſtlichen Kirchengeſchichte fur alle Confeſſionen.“ Über alte Geſchichte begegnen wir Fiedler's „Geſchichte der Römer,“ Blum's „Herodot und Kteſias,“ Droyſen's „Geſchichte des Hellenismus.“ Savonarola's Leben von Rudelbach findet ein Gegenſtück in dem Buche J. K. Meier's. Eine Biographie Karl VI. (längſt ein Bedürfniß) erhalten wir in zwei Bänden von Friedrich Förſter. Von Bechelde erſchien der erſte Theil der „braunſchweigiſchen Geſchichte,“ von Pfaff's „Geſchichte Würtembergs für's Volk,“ die 5te und 6te Liefrung und von demſelben der Urſprung und die früheſte Geſchichte des würtembergiſchen Fürſtenhauſes, hieran ſchließet ſich die treffliche ſchwäbiſche Geſchichte von W. Zimmermann, von deſſen „Befreiungskämpfen“ die 2.—5. Liefrung weiter erſcheinen. Auf Guſtav Adolf ſpekulirten zwei Verlagshandlungen, deren jeder es gelang, einen tüchtigen Mann für die Bearbeitung des intereſſanten Stoffes zu gewinnen, die eine Mebold, die andre Gfrörer. Auch die hiſtoriſchen Spekulationen der Scheible'ſchen Buchhandlung ſind nicht zu übergehen, obgleich ihr Buchmacher Elsner zu viel zu gleicher Zeit anfängt, als daß jedes ſeiner Werke gediegen werden könnte; deshalb bedauern wir, daß die „Geſchichte des Befreiungskampfes der nordamerikaniſchen Staaten," das „Robespierre" und „Napoleon" keine unbefangeneren und ernſteren Bearbeiter als E. erlangten. Reiche's „Preußens Vorzeit" iſt herzlich gut gemeint, aber ſehr unzulänglich ausgeführt; dieſes Terrain harrt noch eines tüchtigen Pflügers. Guttenſteins „ſpaniſcher Geſchichte" dagegen läßt ſich, ſo viel man nach den erſten beiden Heften urtheilen kann, mit gutem Zug ein beſſeres Prognoſtikon ſtellen. Unter den hiſtoriſchen Taſchenbüchern nennen wir das Hormayr'ſche und das Raumer'ſche als intreſſante und wichtige Repertorien von theils Regeſten, theils pragmatiſchen Monographieen, in dem Buchholz'ſchen und dem Menzel'ſchen wird verſucht, die neueſten Vorfallenheiten noch warm und friſch der abgebrochnen Geſchichte anzubinden, noch ohne Signatur und Cuſtoden. Zu erwarten ſind noch Münch's „allgemeine Geſchichte der katholiſchen Kirche von den Zeiten des Tridentiniſchen Concils bis auf die neueſte Zeit," der 6te Band von Raumer's „Geſchichte Europas ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts, Aſchbach's „Geſchichte der Almohaden und der gleichzeitigen chriſtlichen Pentarchie auf der pyrenäiſchen Halbinſel," der 2te Band von Drymann's „Geſchichte Rom's," Löbell's „Gregor von Tours," ein Taſchenbuch der neueſten Geſchichte, von Münch und Bacherer, eine Überſetzung der Mirchond'ſchen „Geſchichte der Seldſchuken," von Vullers. Dieſem Kreiſe von Beſtrebungen müſſen auch die Übertragungen fremdländiſcher Geſchichtswerke beigezählt werden, worunter zwei Überſetzungen von den zeitgenöſſiſchen Memoiren des Friedensfürſten Godoy (von Diezmann, und eine andre von Ungewitter) in Spanien, ferner zwei von Mignets „Geſchichte der Revolution" (von Schäfer und von Burckhardt), dann die ausgezeichnete Überſetzung Philippi's von der „Geſchichte der franzöſiſchen Revolution," von Thiers, endlich Torrenno's „Geſchichte der Revolution in Spanien u. ſ. v. a.

Wer, der ſein Vaterland recht als Mann liebt, vermöchte nicht, ſich über eine ſolche Rührigkeit im ernſten Streben aufrichtig zu freuen? (Fortſ. folgt.)

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Fortſetzung.)

Es rauſchte in dieſem Augenblicke an Dunia's Kleidern etwas herab auf den Boden; ſeiner Hand, welche ſie umfaßt hielt, war die moskowitiſche Depeſche entglitten und fiel hinter ihr nieder. Der leiſe Schall, den dies verurſachte, ſchreckte ihn auf, es klang ſeinem Ohr wie das Fallen des Beils und riß ihn aus der Welt einer ſeeligen Schwärmerei in die wirkliche zurück. Mit einem tiefen Seufzer ließ er die theure Geſtalt los, bückte ſich nach dem Couvert, hob es auf und barg es in die Taſche eines Mantels, der an der Wand hing.

„Was war denn dies, mein Fedor?" fragte Dunia.

„Nichts," entgegnete er, mit der Hand über ſeine erkaltende Stirn fahrend, „nichts, mein Mädchen — ach, du weißt wohl nicht . . . nein, du weißt nichts und ich will auch nichts wiſſen. Hier dieſer Raum iſt unſer und dieſer Augenblick, jenſeit der Schwelle und dieſer Stunde iſt unſre Welt nicht mehr. Komm, Dunia, komm an mein Herz, komm, meine Dunuſchka!"

Er drückte ſie mit einer Leidenſchaft an ſich, die Dunia beinahe erſchreckte. Sie ſah zu ihm auf und nur zu deutlich ſprach mitten aus der Seligkeit, die ſein blühendes Antlitz verklärte, der Ausdruck eines Schmerzes, der mit jener um den Vorrang ſtritt. Es war ein Himmel mit Wolken bedeckt. „Nein, Fedor," ſagte ſie ängſtlich, „dich ſtört etwas. O lehre mich deine Züge nicht kennen, die ich ſo oft belauſcht habe, wenn du ſchlummerteſt oder wachteſt. Weißt du, da du ſiech wareſt in der Stanitze? Kein Fiebertraum ſtieg in dir auf, kein Gedanke ging durch deine Seele, den Dunia nicht ſchon im Entſtehen gekannt hätte. Denn meine Augen hingen ewig an dir und ewig mit Luſt, und konnten nie ſatt werden dich zu ſchauen, wie ſie es niemals können." —

Mit lächelndem, holdſeligem Erröthen legte ſie ihr emporſchauendes Antlitz an ſeine Bruſt. Die Wallung eines unendlichen Glücks trieb das Blut aus ihrem klopfenden Herzen, durch ihre Wangen und als ſchäme ſie ſich deſſen, barg ſie dieſe an der Bruſt des Geliebten. Seine Arme hielten ſie noch umfangen, die ihrigen ihn. Plötzlich aber war es, als dränge ein ſchwarzes Geſpenſt ſich zwiſchen die Glücklichen ein oder ſchaue über Fedor's Schulter mit dem Entſetzen des Todes auf die arme Dunia herab. „Mein Vater!" rief ſie mit einem Tone, der wie ein Dolch durch des Jünglings Herz drang. „Ach, Suder, mein Vater, mein Vater! Welch ein ſchlechtes Kind bin ich, daß ich erſt jetzt ſeiner gedenke, daß ich nicht ſchon lange in Thränen zu deinen Füßen liege. Denn Antizoff ſagt, daß du mächtig ſeiſt und ihn retten könnteſt. Rette ihn, rette ihn, mein Fedor, leide es nicht, daß ſie das Gräßliche thun, was ſie in der Stadt verleſen! Um Dunia's willen nicht, die deine Kniee umfaßt!"

Sie war an ihm niedergeſunken; ſeine Arme hatten die Kraft verloren, ſie empor zu halten und da lag ſie vor ihm, in Thränen ausbrechend, ein Bild des flehenden Schmerzes, dem nur ein ſteinernes Herz zu widerſtehen vermochte. Das ſeinige brach beinahe. „Steh auf, Dunia," ſagte er, „du gutes Kind — o wenn du wüßteſt . . . Nein, Antizoff hat zu viel geſagt — ich bin nicht mächtig — nein, ich bin es nicht. Würdeſt ſonſt du hier im Staube weinen, während ſie . . . . Doch ſteh auf, du ſollſt nicht vor mir knieen — ich müßte vor dir — vor dir vergehen."

Er hob ſie raſch mit Gewalt vom Boden auf, und trug ſie nach einem Divan, auf den er ſie niederließ, dann ſtürzte er vor ihr auf die Kniee und indem er die ihrigen umfing, legte er das Haupt auf ihren Schooß.

„Was ſagte dir Antizoff, liebe Dunuſchka?" fragte er in dieſer Stellung mit ſanfter Stimme.

„Was ich ſchon wußte," entgegnete Dunia, „daß du ſo mild, ſo gütig wäreſt, wie keiner. Er pries dich, mein Fedor, als ſeinen Retter und Schirmer, ach und das that mir ſo wohl. Ich küßte ihn für jedes Wort von dir. Das aber wußte ich nicht, wie groß und vornehm du hier geworden biſt. — Darüber freuete ich mich auch recht, recht von Herzen. Vielleicht wareſt du auch ſchon immer ein großer Herr und verſchwiegſt es mir nur? Jetzt ſehe ich's ja! Welch ein koſtbares Collet du trägſt, wie viel Gold an dir iſt. Alles ſo reich und ſchön — ach, ich glaube, man könnte eine Stanitze mit allen Pferden und Kameelen dafür kaufen!"

„Und das iſt noch nicht Alles, Dunnicka. Meine Gemächer ſollteſt du ſehen, du würdeſt glauben, im Paradieſe zu ſein. Ich ſpeiſe auf Gold; Haufen von Diamanten ſind mein Spielwerk und Millionen ſind mir geſchenkt worden. Sagte das Antizoff dir auch?"

„Er ſagte das nicht," entgegnete Dunia, „aber ich glaube es wohl; mein Himmel, ſo reich, ſo vornehm biſt du — ach — und ich Ärmſte!"

„Geworden bin ich's, liebes Mädchen, geworden nur, nichts war ich, als ein armer Soldat, wie du mich gekannt haſt. Sagte dir Antizoff auch, auf welche Weiſe ich ſo hoch geſtiegen bin?"

„Ja das ſagte er," war Dunia's Antwort, „durch die Gnade der Kaiſerin, ſagte er. O, das iſt herrlich, mein Fedor! Ich konnte die Kaiſerin darum lieben, auch wenn ſie mir wehe thut. Sie war auch gegen mich gnädig, bei Gott, ſie war es, aber ich bin ja des Rebellen Kind! Sie konnte mich in den tiefſten Kerker werfen und that es nicht. Gott ſegne ſie."

„Ich bin" — athmete Fedor kaum hörbar mit beklommner Bruſt, „ich bin ihr Günſtling."

„Ihr Günſtling?" fragte Dunia unbefangen, indem ſie ſich niederbeugte auf ſein lockiges Haupt und ſein Ohr küßte. „Wohl dir, mein Fedor, die Gunſt der Gewaltigen iſt ſchön und macht uns ſelbſt gewaltig. Wenn du der Kaiſerin Günſtling biſt, ſo laß mich den deinigen ſein und nach Moskau fliegen und die Kerker öffnen."

„Ach, Dunia, reiner Engel, du verſtehſt mich nicht. Streichele mich nicht ſo ſanft, ſieh mich nicht ſo liebevoll an, ich bin deiner Liebe nicht mehr werth. Verrathen habe ich dich, Dunia, — ich habe deiner an dem Buſen einer andern vergeſſen! Keine Treue wohnt in meinem Herzen. — Dunia, kannſt du mir vergeben . . . .?"

„Mein Herr — mein Gebieter, mein Fedor, mein Fedor," entgegnete Dunia mit zitternden Händen, „ich verſtehe dich nicht, aber der Ton deiner Stimme durchbebt mich wie ein Unglück. Du, mich verrathen — vergeſſen — es iſt ja unmöglich, das kann ja deine großmüthige Seele nicht! Nein, gib mir deine Hand, mein Geliebter, daß ich ſie an mein Herz drücke. So, ſo — es könnte ſonſt ſtill ſtehen vor Furcht und Entſetzen."

„Die Kaiſerin liebt mich," fuhr Fedor nach einer Pauſe fort und ſtockte wieder.

„Sie liebt dich? Sie — dich?" fuhr Dunia auf, doch ſchnell ruhig ſetzte ſie hinzu: „darum haſſe ich ſie nicht. Sie iſt ein Weib, wie ich, vom Weibe geboren und ich liebe dich auch. — Aber möchte ſie dich mir entreiſſen, mein Jüngling — ſprich! möchte ſie das?"

„Sie hat es ſchon gethan, Dunia." (F. f.)

Blumen- und Pflanzen-Ausſtellung

in Frankfurt a. M.

(Eröffnet am 14. April.)

Wer von den diesjährigen Aprilſtürmen den Glauben an die Romantik des Frühlings etwa verlernt hat, der folge uns!

Welche wonnige Pracht lacht dir entgegen, wenn du eingetreten biſt; du biſt betäubt von hundert Düften, vom heimlichen Rieſeln des Quells, trunken von Farben und Glanz. Und ſiehſt du überdem die holden Frauen zwiſchen den weißen Japaniſchen Camellien, zwiſchen üppigen Rhododendren und prachtvollen ſtolzen Päonien dicht gedrängt, — ſo wähnſt du vollends, du ſeieſt in den Salon einer Fee eingetreten und Sylphen ſchwebten über dir; Feuergeiſter gößen Lichtſtröme auf die Blumenpracht, und in der Grotte traulichem Dunkel belauſche die unſichtbare Herrin die freudige Überraſchung, die Bewunderung der willkommnen Gäſte.

Es iſt keine Hyperbel: keinen geringeren Eindruck bringt dieſe tauſendſtimmige Lyrik der Natur hervor, die ſinnig und geſchmackvoll geordnet iſt. Drei Colonnen öffnen ſich, und im Hintergrunde, von Cacten umſäumt, ein kleiner Waſſerſturz, ein Miniaturbaſſin! Die Kunſt der Natur feiert ihren Triumph, die Kunſt hat der Natur Vaſen und Gemälde abgezwungen.

Ehre, wem Ehre gebührt! Die hieſige Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte ꝛc., welcher Frankfurt ſchon manches ſchöne Werk verdankt, hatte im Mai des vorigen Jahres die erſte hieſige Blumen- und Pflanzenausſtellung veranſtaltet, welche das Intereſſe des Publikums auf's lebhafteſte anregte, ſo daß die Wiederholung einer ſolchen der Wunſch nicht blos aller Blumenfreunde, ſondern aller Freunde des Schönen überhaupt wurde. Sie veranſtaltete nicht ohne bedeutende Koſten den Aufbau eines geräumigen Lokals in der neuen Mainzerſtraße, ſchrieb 6 Preiſe aus und ernannte fünf allgemein als competent anerkannte Männer zu Richtern. Die Aufforderung in öffentlichen Blättern hatte den beſten Erfolg. Herr Seſter (Gärtner bei Herrn von Bethmann) übernahm, ſelbſt Hand an's Werk legend, mit raſtloſem Fleiß die Anordnung des Ganzen, deren Eindruck wir im Eingange beſchrieben. Der Geſchmack und die Sinnigkeit dieſes trefflichen Anordners bekunden ſich im Größten, wie im Kleinſten, und wir glauben, die Empfindung Vieler auszuſprechen, wenn wir ihm hiemit öffentlich den Dank aller Freunde des Schönen ausdrücken.

Heute morgens um 8 Uhr wurden die fünf Preisrichter, die Herren: **Zeyher**, geheimer Hofrath und Garteninſpektor in Schwetzingen, **Schnittſpan**, Vorſteher des botan. Gartens in Darmſtadt, **Welz**, Hofgärtner von Biederich, Kanzleirath Dr. **Fiedler** und Dr. med. **Georg Freſenius** (beide letztere von Frankfurt a. M.) durch den Präſidenten der Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte ꝛc., Herrn Dr. **Wöhler** in das Local eingeführt und entſchieden folgendermaßen:

Der erſte Preis: „der ſeltenſten und neueſten blühenden außer-europäiſchen Pflanze" wurde Herrn **Rinz** für ein Exemplar der Lalage ornata zugeſprochen, Acceſſit's erhielten: Herr **Keßler** für eine Dillwynia glycinaefolia, Herr **Gruneberg, Sohn**, für eine ditto, ferner für eine Dryandra pteridifolia und eine Hovea ovata.

Den zweiten Preis: „derjenigen Pflanze, die ſich durch üppige Blüthen und Kulturzuſtand auszeichnet, mit Berückſichtigung der Schwierigkeit, womit dieſe Pflanze dahin gebracht werden konnte," erhielt Herr **J. N. Gogel** für eine Erythrina Crista galli, Acceſſits Herr von **Bethmann** für eine Magnolia grandiflora präcox und für Dahlien, ferner Herr **Gruneberg, Sohn** für eine Dryandra armata und für ein Limodorum Tankervilliae (Bletia).

Den dritten Preis: „derjenigen Pflanze, welche ſich durch Blüthenreichthum und Schönheit auszeichnet," wurde Herrn **Gerothwohl** aus Offenbach für eine wundervolle Camellia japonica alba plena zu Theil.

Der vierte Preis: „für das beſte und am frühzeitigſten durch künſtliche Treiberei erzielte Gemüſe oder Obſt", blieb vorerſt noch unerledigt.

Den fünften Preis, für das mit dem beſten Geſchmack ausgeführte Bouquet erhielt Herr **Rinz**, das Acceſſit Herr **Gruneberg, Sohn**; den ſechſten, für die geſchmackvollſte Gärtnerarbeit, Herr **J. N. Gogel** für eine in Moos und Blumen gearbeitete Vaſe.

Um zwölf Uhr wurde das Local für das Publikum geöffnet. Der Zudrang iſt außerordentlich; möge dieſer und der herzliche Beifall aller Gebildeten den Veranſtaltern dieſer Ausſtellung ein Beweis des Dankes ſein, den ſie verdienen, und eine Veranlaſſung, die Ausſtellung im künftigen Jahre zu erneuen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 91. 1836.

Phönix.

Samſtag, 16. April.

Die literariſche Thätigkeit in Deutſchland

während des letzten Halbjahrs.

(Fortſetzung.)

Einen auffallenden Contraſt zu dieſer Fülle von hiſtoriſchen Schriften bildet die Armuth an philoſophiſchen. Manche werden nicht wiſſen, ob ſie ſich darüber freuen oder betrüben ſollen. Wir freuen uns darüber, und gewiß nicht aus Stupidität. Es iſt Zeit, daß wir uns von der Philoſophie erholen. Wir hatten uns daran berauſcht und Hegel repräſentirte denſelben Katzenjammer, den er analyſirte. Wir haben die Epoche des Zerſetzens überſtanden, wir ſind im Klaren über unſere Beſtandtheile; wir proteſtiren daher nicht blos gegen alle Philoſophie, die uns bei unſrem ſchaffenden Prozeß an unſichtbaren Fäden zurücklenken will, nein, wir negiren ſie ganz und gar, als einen naturwidrigen Auswuchs deutſchen Geiſtes. Nicht wir ſollen ihr Eigenthum, ſie ſoll unſer ſein, wenn ſie exiſtiren will. Deßhalben halten wir faſt blos des zu früh verblichenen **Heinrich Schmid** „Vorleſungen über das Weſen der Philoſophie und ihre Bedeutung für Wiſſenſchaft und Leben,“ für das einzige Werk von Belang während eines Halbjahres. Anzuführen ſind jedoch auch: **Herbart** „zur Lehre von der Freiheit des menſchlichen Willens,“ **Roſenkranz** mit ſeiner Kritik der Schleiermacher'ſchen Glaubenslehre, Drobiſch „Logik.“ Von der Geſammtausgabe von **Hegel's** Schriften erſchien deſſen **Äſthetik**, beſorgt von **Hotho**, **Göſchel** präſentirt eine „ſiebenfältige Oſterfrage.“ Zwei intereſſante Schriftchen verdienen, nicht überſehen zu werden: **Fechner-Miſes**: „das Büchlein vom Leben nach dem Tode,“ und **Nicodemus**: „das Büchlein von der Auferſtehung.“ — **Verheißen** ſind uns **Schaller's** „Philoſophie der Polemik um das Syſtem Hegel's,“ endlich noch immer: **Schelling's** langerwartete „**Philoſophie der Mythologie.**“

Die Ausbeute in der **ſchönen Literatur** iſt ungemein ergiebig. Unſer herrlicher **Rückert**, von dem wir die 2te Auflage des 1ten Bandes ſeiner Gedichte erhielten und demnächſt den zweiten ſowie die zweite Auflage ſeiner „**Makamen**“ zu erwarten haben, führt den Reigen an. Des edlen **A. Grün's** „Schutt,“ erſcheint (ſeit November) in einer zweiten Auflage. Von **Uhland's** Gedichten iſt die 10te Auflage angekündigt, von **A. v. Chamiſſo** eine Geſammtausgabe in 4 Bänden. An **Lenau's** „Fauſt,“ von dem in dieſen Blättern bereits geſprochen wurde, ſchließen ſich **E. v. Feuchtersleben's** Gedichte, von denen zu hoffen iſt, daß ſie den durch **A. Grün** und **N. Lenau** erweckten Reſpekt vor der öſterreichiſchen Dichterſchule vermehren werden. Den öſterreichiſchen Lyrikern gegenüber treten zwei eigenthümliche poetiſche Naturen mit geſammelten Gedichten auf: **Ludwig Bechſtein** und **Julius Moſen**, der erſtere in der Lokalfarbe ſeines reizenden, von Heerdenglocken und Sagen wiederhallenden Thüringens, — der andre überall heimiſch, wo es Lenz wird, innig und ſtets harmoniſch, — beide tüchtig und geſund. Auch Ida **Hahn-Hahn** begrüßen wir, — auch **L. A. Frankl**, mit deſſen Streben wir uns, wenn wir auch ſein Vollbringen noch nicht gutheißen können, aufrichtig befreundet; er brachte Colombo und Byron's Pariſina. Die **Freiligrath'ſche** Überſetzung der Oden **Victor Hugo's** iſt ein ſolches Meiſterwerk, daß ihr ein Ehrenplatz unter Original-Dichtungen gebührt. Dieſe Freiligrath'ſche Überſetzung der Oden bildet den 9ten Band der bei Sauerländer erſcheinenden deutſchen Geſammtausgabe von V. Hugo's Werken, in welcher überdem **Laube's** Übertragung des Bug Jargal, Kühl's Hernani, Wolff's le roi s'amuse, Kottenkamp's Cromwell und Adrian's treffliche Biographie und Charakteriſtik V. Hugo's ſich vortheilhaft auszeichnen. Von Überſetzungen fremder Dichter müſſen auch die Spazier'ſche des „Herrn Taddäus“ von Mickiewicz, die der geſammten Werke dieſes polniſchen Dichters von C. v. Blankenſee, und die der poetiſchen Werke des Spaniers Martinez de la Roſa durch Schäfer erwähnt werden.

Herzlich freuen wir uns, diesmal auf dem Felde der dramatiſchen Poeſie manchen Namen von gutem Klang zu begegnen. Wir nennen zuerſt Sigismund Wieſe, (drei Dramen: die Freunde, Paulus, Beethoven) Ludwig Bauer, der ſeit ſeinem „heimlichen Maluff“ lang geſchwiegen, und der jetzt mit einer Trilogie: „Alexander der Große“ auftritt, — Heinrich König, den Verfaſſer der hohen Braut, der das traurige Ende Otto des III. in Italien zum Vorwurf einer Tragödie „die Bußfahrt“ gewählt, Üchtritz (die Babylonier in Jeruſalem), Heinrich Stieglitz (das Dionyſosfeſt), den gewandten Bühnendichter Gehe. Von dem pſeudonymen Jovialis erſchienen „Atellanen,“ wahrſcheinlich bereits vor zwei Dezennien geſchrieben, voll markigen Humors, — einzelne Parthieen in dem Schauſpiel: „Die Gegenkaiſer“ mit wahrhaft Shakſpeare'ſchem Übermuth entworfen. Bacherer's „Eliſabeth Cromwell“ iſt ein ſchöner Beweis poetiſchen Talents und für die Darſtellung glücklich geeignet. Kannegießer hat das rührende Gedicht Hartmann's von der Aue, „der arme Heinrich,“ — den deutſchen Urtypus des Kätchens von Heilbronn, — in ein kleines Schauſpiel verwandelt, — jedenfalls ein verwegenes Beginnen! Angekündigt iſt „Tiberius“ von Hauch. Mit großem Wohlbehagen empfinden wir diesmal endlich die Abweſenheit Raupach's und der Mad. Birch-Pfeifer.

Im eigentlichen Genre, welches ſeit den „Briefen eines Verſtorbenen“ Mode geworden und fortwährend Glück macht, und wozu wir auch die Reiſen im allgemeinen rechnen, ſtellen wir Lewald's meiſterhafte „Aquarelle aus dem Leben“ unbedingt oben an. Von Adrian's trefflichen „Reiſeſcenen aus Amerika“ erſcheint der 2te Band, von Norden's Reiſeſkizzen der 3te. Smidt's Hamburger Bilder enthalten charmante Details und verdienen den Beifall, mit dem ſie aufgenommen werden. O. L. B. Wolff's von den deutſchen Journalen ausgebeutete „Reiſe durch Belgien nach Paris,“ von welchen wir in dieſen Blättern bereits ſprachen, hat einen liebenswürdigen Pendant in Bechſtein's „Reiſetagen.“ Reiſen durch das ſüdliche Frankreich erhalten wir von Möhl und Guido von Meyer, italiäniſche von dem ſcharfblickenden Strombeck, von Habel (Fragmente aus Briefen eines Reiſenden), Körber (Bilder aus der Lombardei.) Der ſpaßhafte Berliner, Glaßbrenner, gibt „Bilder und Träume aus Wien“ und Rellſtab „empfindſame Reiſen“ heraus. Auch Groß-Hoffinger's „Öſterreich im Jahre 1835,“ gehört hieher, ein erbärmliches Fabrikat ohne Geſinnung und ohne Seele. Die Überſetzung des bizarren Buchs der Trollope über Paris haben wir bereits erwähnt. *)

Beim Eintritt in das Gebiet der Novelliſtik iſt es nothwendig, zwei Klaſſen zu ſcheiden, — Werke und Fabrikate, — der Überblick wird dadurch wenigſtens etwas erleichtert, und wenn wir auch getroſt eine Detail-Aufzählung der Fabrikate ſein laſſen können, werden wir doch einige helle Stifte anblicken müſſen, an denen die groben Tapeten aufgehangen ſind.

Die hauptſächlichſten Erſcheinungen ſind: Immermann's Epigonen, Lewald's Drillinge und Memoiren eines Banquiers, Julius Moſen's Novellen, Spindler's Boa constrictor, — eine noch in der Jugend begonnene, wenigſtens concipirte, und jetzt vollendete oder herauszugebende Arbeit Tieck's: „Der junge Tiſchler,“ deſſelben Fortſetzung des „Aufruhrs in den Cevennen,“ „die Überſchwänglichen,“ von L. Bauer, „die Schwägerinnen,“ von H. Hanke, Siegismund Wieſe's „Friedrich.“ — Storch iſt ſehr thätig geweſen und liefert: „den Jacobsſtern,“ „Licht und Nacht,“ „Oreſtes in Paris,“ „Winterflora“ (Fortſ.) und „die Heidenſchenke.“ Von Laube's „Schauſpielerin“ dürfen wir Intereſſantes erwarten, und herzlich freuen wir uns auf Sternberg's „Meerphantaſus.“ Rellſtab's „1812“ erſcheint in zweiter Auflage. Von Emerentius Scävola's „Kreolin und Neger“ (welcher Roman 6 Bände füllen wird) ward die erſte Gallerie ausgegeben. Der gewandte Louis Lax bringt „Van der Noot,“ Lüdemann „Monatroſen“ (zwölf Erzählungen); Wachsmann den erſten Band der neuen Folge ſeiner Erzählungen; Rehfues „die neue Medea.“ Der Fortſetzer des Göthe'ſchen „Taſſo“ und „Fauſt,“ J. D. Hoffmann, ſchrieb einen philoſophiſchen Roman: „Eduard und Julie,“ Wangenheim einen hiſtoriſchen, „der Mönch,“ und einen analytiſch-hiſtoriſchen (?) „Dr. Francia,“ Eduard Gehe ein hiſtoriſches Gemälde: „Demetrius und Godunow,“ der Verfaſſer der hohen Braut „die Waldenſer,“ und der Herausgeber dieſer Blätter, deſſen „Antichriſt“ in 2ter Auflage erſchien: „Loyola.“ Ferner finden wir angezeigt: Blumenhagen's ſämmtliche Schriften, „den Geächteten,“ von Belani, und den 3ten Band von Bülow's „Novellenbuch.“ Führen wir hier noch an den zweiten Theil von L. Bechſtein's „thüringiſchem Sagenſchatz,“ Mügge's „Novellen,“ Manfred's „Puppen und Gruppen“ und Öttinger's „humoriſtiſch-ſatyriſche Skizzen aus der Beaumonde“ — ſo glauben wir, unſere Leſer mit den namhafteſten neuen Produkten bekannt gemacht und ihnen einen vollſtändigen Überblick der ungeheuren Produktivität der deutſchen Novelliſten wahrend des letzten Halbjahrs verſchafft zu haben.

Unter den Geſchöpfen, welche in die Arche ein und aus der Arche wieder herausgingen, befanden ſich auch Schwachmattikus, das Männlein, und Schwachmattika, das Weiblein. Gottes Vorſicht zeigte ſich bei Erhaltung dieſer Gattung ſichtlich; denn wäre ſie untergangen, wie ſollten heute jene Sümpfe unſerer Literatur, mit den grünen Schlammdecken des Müßigganges verbüßt, bevölkert werden? Heilig ſei dir der deutſche Geiſt, wenn er auch auf einem noch ſo kleinen Terrain ſchafft, — aber den deutſchen Tagedieb peitſche zum Tempel hinaus. Und doch iſt

---

*) Nro. 79 des Phönix; man verbeſſere daſelbſt ſtatt: 8 Bände — 3 Bände.

der literariſche Pöbel, der aus Müßiggang ſchreibt, wie der Italiäner aus Faulheit hungert, gewiß bedauernswerth; Leute, die ſo gar nichts ſind, ſo gar nichts ſein wollen, und doch exiſtiren. — Leute, deren Nation noch immer — Bediente, Stubenmädchen und Ladenſchwengel ſind! Ein Jammer von Scham faßt mich an, wenn ich von Meſſe zu Meſſe ſehe, welcher ſchmähliche Reichthum von Geiſtesbettelhaftigkeit den Leihbibliotheken aufgetiſcht wird, wie dies Volk noch immer eine Hefe hat, die ſich an dem Abfall britiſcher und franzöſiſcher Garküchen ergötzt. Es gibt Städte, in welchen man mehr Bucklige und Säbelbeine als Gerade findet, — Diſtrikte, in welchen das fünfte Kind jeder Familie ein Cretin iſt. Aber daß in Deutſchland von zehn Schriftſtellern, denen du auf der Straße begegneſt, ſieben nichts als Müßigkeitsmaſchinen ſind, — das iſt ein Unglück.

Wer noch nie eine Romanfabrik ſah, vernehme folgende gewiſſenhafte Beſchreibung einer ſolchen. Das Intereſſanteſte iſt, daß nicht blos mit Maſchinen, ſondern auch von Maſchinen gearbeitet wird. Dieſe letzteren Maſchinen haben ganz das Anſehen von gewöhnlichen menſchlichen Arbeitern, ſo daß man auf den erſten Anblick nicht wenig frappirt iſt, rings auf allen Stühlen Menſchen ſitzen zu ſehen, von denen der eine dem andern auf ein Haar gleicht, welche alle je auf einen Ruck dieſelben Bewegungen machen. Die Täuſchung dauert jedoch nicht lange, und verſchwindet gänzlich, wenn wir näher treten und der nächſten beſten dieſer menſchenähnlichen Maſchinen an der oberen Hälfte des Kopfkaſtens ein kleines Schräubchen umdrehen, wodurch wir im Stande ſind, den Deckel abzuheben und in das Innere zu blicken. Man wird ſich alsdann überzeugen, daß in derſelben in der That nichts von Geiſt zu ſehen iſt, wohl aber ein den ganzen Mechanismus dirigirender Wiederkäuungsapparat. Wem dies etwas unglaublich ſcheinen will, der nehme das nächſte beſte Zeitungsblatt zur Hand und leſe die Beſchreibung des in Wien ganz kürzlich erfundenen Rauchautomaten nach, welchen die Wiener Theaterzeitung als ſehr tauglich zum Anrauchen von Meerſchaumköpfen empfiehlt. Wer nun weiß, welch' bei weitem größere Sorgfalt nöthig iſt um einen Meerſchaumkopf völlig makellos anzurauchen, als um einen Roman zu [illegible], wird in Bezug auf den Wiederkäuungsapparat der Romanſchreibemaſchine meiner gewiſſenhaften Darſtellung Glauben ſchenken. In der Mitte der großen Werkſtätte befindet ſich eine ungeheure Kufe, von welcher eine Menge kleiner Röhren wie Adern auslaufen; dieſe Röhren ſind mit den Schreibmaſchinen in Verbindung geſetzt, deren jede mit einer Pumpe zuſammenhängt, ſo zwar, daß während die eine Hand der Maſchine den Inhalt des Keſſels in den Verdauungsapparat hinein pumpt, die andere Hand zur gleichen Zeit denſelben als feuchten Niederſchlag aus ganz unmerklich kleinen, in den Fingerſpitzen angebrachten Öffnungen, wieder von ſich gibt. Dieſe ausſtrömende Hand verrichtet die Bewegung eines Schreibenden, vor jeder ſolcher Maſchine ſteht ein Verleger, welcher ihr, wie bei den Schnellpreſſen, weiße Bogen unterſchiebt. In der Kufe befindet ſich nebſt einer Menge der verſchiedenartigſten Eſſenzen, als Hauptſubſtanz die koſtbare Ausgabe der Gebrüder Franckh von Walter Scott's Werken. Unter dem Keſſel wird von allen Leihbibliothekaren des heiligen römiſchen Reichs ein immerwährendes Feuer erhalten, ſo daß die Druckerſchwärzen der verſchiedenen anderen Werke in Fluß gerathen und ſich mit der Franckh'ſchen Schwärze glücklich vermiſchen. Die Maſchine kommt nun in Gang und die untergeſchobenen unſchuldweißen Bogen erhalten alſobald eine ſchöne und ſo gleichmäßige Anſchwärzung, daß die verſchiedenen neuen Produkte der Fabrik füglich als Glieder einer Familie betrachtet werden können. (Fortſ. f.)

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Fortſetzung.)

Dunia ſchrie auf, wie von einem tödtlichen Pfeile getroffen. „Nein, das ſoll ſie nicht," rief ſie, „die Abſcheuliche, die Gehaßte, das ſoll ſie nicht. Nicht Alles ſoll ſie mir rauben, und es iſt ja auch unmöglich. Haſt du mir nicht geſagt, daß dein Herz mir gehöre und einer andern niemals? Kannſt du ſie lieben?"

„Sie iſt ſchön — verdamme mich nicht, eine allmächtige Gottheit dazu."

„Kannſt du ſie lieben, mein Fedor? ach, nur das ſage mir!"

„Nicht wie dich, meine Dunia, nein, ſo liebe ich ſie nicht."

„Ich bin ruhig," ſagte ſie, ſeine Hand küſſend, „Dank, Dank dir Fedor, das Leben kehrt mir zurück. — Ich wäre geſtorben ohne dein letztes Wort. Aber jetzt zu meinem Vater zurück. Kannſt du ihm Rettung oder Gnade verſchaffen? Hat dich mein Flehen gerührt?"

Fedor ſeufzte tief auf, erhob ſich, ging einige Schritte weg und blieb mit gebeugtem Haupt mitten im Zimmer ſtehen, ungewiß, mit ſich kämpfend, was er erwiedern ſollte, ob er dem Mädchen den eben gehabten Auftritt mit dem Miniſter erzählen ſollte, oder nicht. Endlich entſchied er ſich dafür, Dunia hörte ihm mit geſpannten Sinnen zu, faſt athemlos mit immer wachſender Erwartung und Angſt; ihre ganze Seele lag in ihren ausdrucksvollen Zügen und Geberden, und als er jetzt mit abgewandtem Geſicht nach dem Mantel deutete, aus deſſen Falten der weiße Rand des Couverts hervorſah, wie der Rand eines Leichentuches, eines Sarges voll von Tod und Moderduft, flog ſie empor und mit der Schnellkraft, welche ihren Bewegungen eigen war, ſtürzte ſie dahin. Sie riß das Couvert aus der Taſche des Mantels, drückte es krampfhaft in beiden Händen und warf ſchmerzvolle zürnende Blicke nach oben.

„Was willſt du, Dunia," fragte Fedor, ihren Bewegungen folgend, „was machſt du? Eine Depeſche iſt heilig, bedenke das. Ein Senatsſiegel noch mehr. Gott, du wirſt es aufreißen."

Schon ſprang es, er hatte noch nicht ausgeredet. — Unter ihren flinken Händen riß die dünne Hülle des Couverts, eine Menge Papiere fielen heraus auf den Boden. Dunia warf ſich zu ihren Füßen nieder, ſtürzte ſich auf ſie wie der Raubvogel auf ſeine Beute, und bevor der erſchreckne Jüngling ihr wehren oder es hindern konnte, zerriß ſie ſie alle mit bewunderuswerther Geſchwindigkeit und dabei lechzender Bruſt. „Jetzt," ſchrie ſie wie im Triumphe auf, „jetzt werden ſie nicht ſterben! Dunia hat ihr Todesurtheil zerriſſen und ſie gerettet."

„Unglückliche!" rief Fedor entſetzt, ſowohl von dem, was geſchehen war, als von dem Ausſehen der armen Dunia, welches einen Zuſtand der Seele verkündete, der an Wahnſinn gränzte, „Unglückliche, was haſt du gethan! Welchen ungeheuren Frevel haſt du begangen, das vergibt die Kaiſerin nicht, dir nicht — mir nicht."

„Mag ſie," athmete Dunia, indem ihre Arme kraftlos und ſchlaff herabſanken, ihr Leib zuſammenknickte, und ſie wie eine Roſe, die der Sturm zur Erde beugt, ſich ohnmächtig neigte, im Fallen ſtreckte ſie noch die Arme nach dem Geliebten aus — ihre Hände berührten ſeine Füße, ſie ſchloß die Augen und verlor das Bewußtſein. —

„Dunia!" rief Fedor voller Beſtürzung und warf ſich auf die Kniee, um die Ohnmächtige in ſeine Arme zu ſchließen; in dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür und von dem Deutſchick, der draußen gewiſſermaßen zur Wache geſtanden, vergebens zurückgehalten, traten zwei Herrn in das Zimmer, der Miniſter und ſein Neffe, der Kammerherr, beide waren im Begriff nach Hof zu fahren. —

Katharina drückte das Antlitz in die Sammtpolſter eines Divans, auf den ſie niederſank und verharrte ſo mehrere Minuten. Das krampfhafte Zucken ihres Hauptes verrieth eine Aufregung, der ihre ſtolze Seele faſt nie erlag, ſie weinte und Thränen benetzten das Kiſſen. Endlich erhob ſie ſich; ihr Blick fiel auf einen gegenüber ſtehenden Spiegel und zeigte ihr die königliche, rührende Geſtalt in den Wellenlinien der Anmuth, welche den Schmerz und die Erregung der Seele noch erhöhte, dieſe blendenden Arme ſo weich und ſehnſüchtig ausgeſtreckt, und ſo würdig einen geliebten Gegenſtand zu umfaſſen; das, vom Kopfputz und der Friſur befreite Haar über die Schultern wallend, das Auge glänzend hinter Criſtallen, welche noch an der Wimper zitterten — Katharina betrachtete ſich ſelbſt und ſeufzte leiſe. — Dann ging ſie nach einem zierlich gearbeiteten Schrank von leichtem Akajouholz, welcher auf goldnen Löwenfüßen, mit kleinen Rollen verſehen, ruhte, ſchob ihn mit gelindem Druck, vollkommen geräuſchlos, über den Teppich fort von ſeinem Platz und ſchlug da, wo er geſtanden hatte, die ſeidnen Vorhänge der Tapete zu beiden Seiten auseinander. — Eine kleine Thür, deren Fugen in der Wand nur dem eingeweihten Auge bemerkbar ſein mochten, zeigte ſich unter denſelben verſteckt, die Hand der Kaiſerin glitt über ihre Fläche dahin und vielleicht war es nur die Übung ihres Fingers, daß ſie die Stelle der unſcheinbaren Feder traf, worauf die Thür wich und ſich geiſterhaft leiſe in ihren Angeln bewegte. Eine enge, abwärtsführende Wendeltreppe mit ſcharlachnen Decken ausgelegt, ward im Schein der einzigen Wachskerze, welche noch brannte, ſichtbar, Katharina ergriff den kleinen goldnen Handleuchter vom nächſten Tiſch und ſetzte den zagenden Fuß auf die Stufen. Die Treppe wand ſich die ganze Höhe eines Stockwerks hinab. Unten wiederholte die Nachtwandlerin den leiſen Druck auf die Springfeder einer ähnlichen Thür wie die obere war, und trat in ein matterhelltes Gemach, daſſelbe, worin einſt der Miniſter ſeinen Schützling verließ. — Da ſtand das prächtige Ruhebett, der goldne Toilettentiſch, Gegenſtände, auf welche die Augen der Kaiſerin zuerſt fielen, und deren Anblick das Klopfen ihres Herzens vermehrte, plötzlich aber war dies nahe daran, ſtill zu ſtehen, ihre Pulſe ſtockten und ſie bebte einen Schritt zurück. Nah an dem geheimen Eingang, durch den ſie gekommen war, ſtand ein Stuhl; ein ſchlummerndes Mädchen kniete daneben, den Kopf auf ſein Polſter geneigt, die Arme ſchlaff herabhängend; es war Dunia. Großer Gott, Dunia, Pugatſchew's Kind in dieſem Gemach! Und ſchlummernd, arglos, wie ein Engel. Ein leiſer Schrei wand ſich aus der Kaiſerin Bruſt, nicht viel fehlte, ſo ließ ſie die Kerze fallen, die ſie in der Hand hielt; und wo war er, er, der Freche, der Verräther, der dieſes Mädchen allein hier eingeführt haben konnte? Ha! das ging zu weit! Er war nirgends. Katharina lauſchte, hielt den Athem an, ihre Blicke irrten zürnend und ſcheu zugleich umher, ſie entdeckte ihn nicht. Vielleicht war er hinter einem Vorhang, oder im Nebengemache verborgen. Katharina ging nach den Vorhängen und durch die Nebengemächer, Alles war leer, ſtill, nächtlich ruhig wie das Grab. In einem wahrhaft peinlichen Zuſtand befand ſich die kronentragende Monarchin, ihr Herz bebte vor Entrüſtung und Zerknirſchung zugleich. — Thränen traten in ihre Augen, bittere Thränen, aber welches Gefühl ſie eigentlich erpreßte, wußte ſie nicht. Sie nahte ſich dem Stuhle der Schläferin wieder und der Schein ihrer Kerze beleuchtete deren ganze Geſtalt. Wie zart, wie edel dieſelbe war, wie reizend das etwas bleiche Antlitz, welches der Schlaf mit ſüßen Roſen bemalte. Erſchöpfung lag in dieſen feinen Mienen und wohl zu vermuthen war es, daß des Mädchens Abſicht, wach zu bleiben, geweſen war, aber daß es von der Abgeſchloſſenheit und der heimlichen Stille in dieſen Räumen beſiegt, der Lockung ihrer jugendlichen Natur zum Schlafe, unterlegen hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Notizen.

⁂ Menzel's „Geiſt der Geſchichte" wird in Paris in's Franzöſiſche überſetzt, und die Franzoſen beweiſen ſonach, daß ſie mit deutſchen, über dieſes Buch erſchienenen Urtheilen nicht übereinſtimmen, und darin nicht die finſtere, niederwerfende Weltanſchauung erkennen, die Menzel'n, wohl nicht ganz mit Unrecht, unterlegt wurde. Der Verfaſſer wird, in der Form eines Briefes, eine nähere Bezeichnung deſſen, was er in ſeinem Buche gewollt, zur franzöſ. Ueberſetzung liefern.

Ebenſo wird durch einen, in Coblenz domicilirenden franzöſiſchen Gelehrten Menzel's neue Ausgabe ſeiner „deutſchen Literatur" in's Franzöſiſche übertragen.

⁂ In Stuttgart ſoll mit dem 1. Juli ein Tageblatt im größten Formate erſcheinen, das durch ſeinen Titel: „Vermittler in Staat, Kirche und der geſammten Literatur" ſeine Tendenzen bezeichnet. An der Spitze der Redaktion wird der bekannte Staatsrechtsgelehrte, Alex. Müller, erſcheinen.

Hierbei die literariſche Beilage N°. 5.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 92. 1836.

Phönix.

Montag, 18. April.

Die literariſche Thätigkeit in Deutſchland

während des letzten Halbjahrs.

(Fortſetzung.)

Doch wäre es ungerecht, das luſtige Profil nicht zu berückſichtigen, welches eine gewiſſe Claſſe jener Fabrikromane zeigt, jene nämlich, die ſich nicht für modern nobel geben, ſondern noch mit dem ächten Stempel der Nähmädchen-Abgegriffenheit einhergehen, und deren Titel, indem ſie ſich der Mode zu acclimatiſiren ſtreben, dieſelbe parodiren und unſern Ernſt entwaffnen. Zum Beiſpiel: „Joſeph Tannhäuſer, der furchtbare Raubritter im Bohmerlande, genannt: der Schwarze vom Höllenſtein. Hiſtoriſches Räubergemälde aus dem 15ten Jahrhundert,“ oder: „Gulielmo, der Bandit von Rom, romantiſche Erzählung mit Berückſichtigung hiſtoriſchen Hintergrundes“ (Nordhauſen, Fürſt), oder: „der Seher von Venedig“ ein pſychologiſches Nachtgemälde menſchlicher Verirrungen in den Labyrinthen des Aberglaubens und der Myſtik, zur Warnung und Belehrung der Menſchheit.“ In der That, das ſind die herrlichſten Traveſtieen der hiſtoriſch-romantiſchen Kleidermacher, und dadurch um ſo burlesker, da ſie ganz ernſthaft gemeint ſind.

Die andre ſchadhafte Parthie der Müßiggangs-Beſchönigungs-Anſtalt, das Überſetzungsunweſen, hat keinen ähnlichen Clown aufzuweiſen. Hier iſt alles Aufgedunſenheit und elende Glücksjagd. Was gewinnt die Nation durch fünf zu gleicher Zeit erſcheinende Überſetzungen Bulwer's? — Sollte man es glauben, daß ein Schriftſteller, deſſen neueſte Werke ſich nicht einmal durch eine originelle Manier auszeichnen, Überſetzer und Setzer in Aachen, Leipzig, Potsdam, Stuttgart und Zwickau beſchäftigen könne? Der dicke Franckh hat ſich verjüngt. Wir erhalten die Überſetzungen engliſcher Romane nicht ſpäter, als die Originale. Zu den fünf Ausgaben Bulwer's kommen zwei von Marryat, zwei von Mrs. Bray, kommt die Bibliothek der Belletriſtik des Auslands, kommen die geſammelten Schriften von Balzac, von der Sand u. dgl. Kreling's „engliſche Bibliothek“ macht, was die Auswahl (wenigſtens größtentheils) und die Sorgfalt betrifft, eine ehrenvolle Ausnahme. Ehre der Univerſalität des deutſchen Genius, der das, was das Ausland in Kunſt und Wiſſenſchaft Allgemein-Großes hervorbringt, ſich aneignet; — Schande dem müßigen Pöbel, der ſein Brod vor fremden Thüren erbettelt, und das, was in der Nation noch minder gebildet, zum Theil noch Pöbel iſt, am Boden der Alltäglichkeit, Stumpfheit, Gleichgultigkeit niederhält!

Im Allgemeinen offenbart ſich am deutſchen Roman eine merkwürdige Kriſis. Die begabteren Romandichter ziehen ſich vom hiſtoriſchen Genre zurück, ſelbſt Spindler, der dieſem doch ſeinen Glanz und Reichthum verdankt, — und werfen ſich, vielleicht ihre Unzulänglichkeit dafür fühlend, auf den Sittenroman. Ich glaube, daß der hiſtoriſche Roman ihnen nur deßhalb verleidet iſt, weil ſie ſein eigentliches Vehikel bis jetzt noch nicht zu finden wußten; ſie mochten die Halbheit empfinden, in die ſie geriethen, auf der einen Seite wollten ſie es bequem haben, auf der andern konnten ſie den Druck der Geſchichte nicht aushalten. Es kam freilich darauf an, der Geſchichte Herr zu werden, und zwar auf eine Weiſe, wie der Prieſter eines Cultus Herr wird. Der wahre hiſtoriſche Roman iſt für Deutſchland noch keineswegs verloren, — ſchon darum, weil er noch gar nicht da war; ja, ich bin feſt überzeugt, daß er mit ſeinem ganzen Gewicht jetzt erſt recht nöthig wird, um allerlei verwirrte und halbverſtandne Zuſtände zu ſichten. Die Geſchichte iſt uns ſo nothwendig als Licht und Lebensluft; wir müſſen alles d'ran ſetzen, daß der heilige, göttliche Ernſt nicht unter der Flachheit des commerziellen Lebens und unter aufgewaſchnen Moden zu Grunde gehe, alles d'ran ſetzen, um das innige Verhältniß zwiſchen poſitiver und aprioriſcher Wahrheit aufrecht zu erhalten; hier iſt übrigens ein Myſter, das nicht jeder zu wiſſen braucht. —

Zwei wichtige Codicille zur Tradition der ſchönen Literatur in Deutſchland ſind die Taſchenbücher und die Zeitſchriften; die Anzahl von beiden wächſt. Schon ſind für 1837 mehre neue Taſchenbücher angekündigt, mit allerlei prunkvollen Namen, und doch fürchten wir ſehr, daß ſie ihren Geſchwiſtern von ehedem auf ein Haar gleichen werden. Wenn wir hier eine oder zwei Ausnahmen ſtatuiren, ſo denken wir an den Frühlingsalmanach, der künftig wohl blos von Lenau und A. Grün geſchrieben werden wird, und an ein andres Unternehmen, bei welchem der Herausgeber dieſer Blätter betheiligt iſt, und welches ſeiner Zeit ſich ſelbſt rechtfertigen wird. Bis jetzt haben wir — trotz allen Nachahmungsſpekulationen — noch nicht einmal ein deutſches annual, welches ſich z. B. mit dem oriental annual meſſen könnte.

In der Journaliſtik regt ſich ein friſches freies Leben. Mehre Inſtitute, die ſeit längeren Jahren beſtanden, haben ſich regenerirt, wie die von manchen heiteren Sternen erhellte Mitternachtszeitung, der unter Gentzel's Leitung wieder nach Popularität ſtrebende Freimüthige, das Berliner Converſationsblatt, das unter Herrmann Markgraff's Redaktion einen ſchönen Aufſchwung gewonnen, die Zeitung für die elegante Welt, welche unter Kühne ſehr erfreulich proſperirt, die Abendzeitung, die, ſeit Th. Hell ſie auf eigne Rechnung führt, eine unläugbare Regſamkeit entfaltet; mehre neue ſind dazu gekommen, wie z. B. Rellſtab's „Berlin und Athen,“ die „Zeitloſen“ (vermuthlich eine Fortſetzung des Zodiakus.) Das „Ausland“ gibt unter Guſtav Pfizer's Leitung literariſche Beiblätter, deren Zierde vortreffliche Überſetzungen von Ferdinand Freiligrath ſind. Hier iſt auch eines lobenswerthen Unternehmens, von dem wir im vorigen Jahre bereits ſprachen, zu erwähnen, der während der Kunſtausſtellung in Hannover erſcheinenden Kunſtblätter mit einem geiſtreichen Text (von Detmold?) und vortrefflichen Holzſchnitten von Oſterwald; es wäre ſehr zu wünſchen, daß ſolche Inſtitute bald in allen Städten, wo Kunſtausſtellungen gehalten werden, Eingang fänden, denn ihr Einfluß auf ein höheres geiſtiges Leben des Publikums, welches in Deutſchland für die Kunſt immer noch erſt erzogen werden muß, iſt von großer Bedeutung. In eben dem Maße aber, als ſich in den jungen und in den regenerirten Blättern ein ernſtes, raſtloſes Beſtreben nach Verſchmelzung der wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Intereſſen mit dem ſocialen Leben, eine humaniſtiſche Tendenz offenbart, — in eben dem Maße geberden ſich viele der eigentlichen Literaturzeitungen immer plumper, verdrießlicher, nichtswürdiger; wir meinen hiemit vorzugsweiſe die Grauen, und zu den Grauen rechnen wir insbeſondere das Gersdorf'ſche Repertorium, deſſen pedantiſche Grämlichkeit, mit gänzlicher Unwiſſenheit und Indolenz gepaart, das triviale kritiſche Zunftweſen früherer Zeiten auf eine wahrhaft eckelhafte Weiſe aufwärmt. Eine hohe — nur freilich nicht ſelten allzuhohe — ſtets aber honette Stellung nehmen dagegen die Berliner Jahrbücher ein. Unter den Chroniken iſt Büchner's „literariſche Zeitung,“ was Vollſtändigkeit, Fleiß und Geſchmack betrifft, die beſte.

Hier iſt übrigens der ſchickliche Ort, eine paar Worte über ein Unweſen zu ſprechen, deſſen Ausrottung dem Gerechtigkeitsſinne der deutſchen Regierungen anheimzuſtellen iſt, — ein Unweſen, welches der deutſchen Journaliſtik alle Kräfte zu einer wahrhaft großartigen und nationellen Thätigkeit ausſaugt; — wir meinen die deutſchen Diebsblätter. Faſt jedes Krähwinkel in Deutſchland hat ſein Unterhaltungsblatt, welches ſein Daſein einzig und allein durch Nachdruck aus Büchern und anderen Journalen friſtet, und leider duldet man bis jetzt auch in den meiſten größeren Städten, neben den Originalblättern, Diebsinſtitute, welche oft die erſteren ausbeuten; — nicht blos Diebs- nein, Raubinſtitute, da ſie ihr Handwerk nicht einmal heimlich, ſondern mit prunkhafter Schamloſigkeit öffentlich treiben, und ſich ſogar den Schein von Ehrlichkeit geben, indem ſie frech genug ſind, ſich der Perſonen, welche ſie beraubten, zu rühmen. Selbſt Überſetzungen müſſen die Völkerwanderung durch das Gebiet der Winkelblätter nehmen. Das Raffinement der Plünderer iſt zuweilen originell. So druckte (um ein eclatantes Beiſpiel anzuführen) die Wiener Theaterzeitung im vorigen Jahre eine auf das Gaſtſpiel des Tenoriſten Abel bezügliche Stelle in einem muſikaliſchen Artikel des Phönix ab, und ſetzte mit beiſpielloſer Frechheit über das geſtohlene Fragment die Überſchrift: Correſpondenz, um es ihren Leſern als Originalwaare zu verſchachern.

Wohin ſoll dies Unweſen führen? Soll der deutſche Schriftſteller, dem Tag und Nacht das beſte Lebensmark von Schaffen und Wirken für Veredlung ſeiner Nation verzehrt wird, blos für jene Müßiggänger arbeiten, welche ſich als ungeladene Gäſte an die Tafel rechtlicher Männer ſetzen, um, was ihnen tauglich ſcheint, in Düten heimlich nach Hauſe zu ſchleppen, und dann ihre eigene Garküche damit zu füllen. Iſt es nicht ein empörender Zuſtand von Rechtloſigkeit, daß der Räuber dem Geplünderten, wenn dieſer ſich darüber ausſpricht, noch Koth in's Geſicht wirft? Müſſen wir uns nicht vor dem Ausland ſchämen, wenn es ſolche Raubinſtitute ſich Journale nennen hört? Die Journaliſtik iſt ein wichtiger Hebel der Volksbildung, aber das Nachdruckweſen untergräbt langſam alle edle Wirkſamkeit der Journale; es zwingt ſie, miſerabel zu werden, weil, da ihnen auch das Miſerable geſtohlen wird, es thörigt wäre, ſeine Kraft für Gutes zu zerſplittern. Hört der Nachdruck geſetzlich auf, ſo müſſen auch die Winkelblätter erlöſchen, die ſtatt Intelligenz, Schönheits- und Sittlichkeitsgefühl — neben dem geſtohlnen Gut nur erbärmliche Fraubaſereien und Halbwiſſen in's Volk ſchmuggeln, die Ehre erweislich für Geld untergraben, und die überhaupt ſchon dadurch, daß ſie öffentlich ſtehlen, die Moralität des Volkes mächtig erſchüttern. Hören ſie auf, haben wir das abſcheuliche Schauſpiel nicht mehr vor Augen, daß halberwachſene Jungen, Gaſſenjungen — die Schiedsrichter über Männer ſpielen, — dann gewinnen die edleren Journale Kraft, der Nation nur das Beſte zu bringen, und deren Würde zu repräſentiren. Hier nützen alle frommen Wünſche nichts mehr, hier muß endlich gehandelt werden. Wir müſſen uns vereinigen, unſre Rechtsanſprüche, unſre Pflichten klar ordnen und eine umfaſſende desfallſige Petition der hohen deutſchen Bundesverſammlung übergeben . . . Wem die Ehre der Nation am Herzen liegt, wer nur einen Funken von Pflichtgefühl in ſich hat, wird dieſem Vorſchlage gewiß beitreten. (Schluß folgt.)

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Fortſetzung.)

Die Kaiſerin betrachtete ſie einige Minuten lang mit ſtarren Blicken, während ein Sturm von Gefühlen, Plänen und Entſchlüſſen durch ihre Seele zog. War ſie nicht die Machtige, ruhten nicht alle Mittel der Rache in ihrer Hand? „Ha," flüſterte ſie für ſich hin, „athme nur mit Lippen wie junge Roſen, ich will dir den ſchönen Mund verſtümmeln laſſen, und die freche Zunge, die mit Ihm Worte der Liebe gekoſet, ſoll das Meſſer kürzen! Biſt du nicht das Rebellen Kind, Elende? Iſt nicht dein Daſein verwirkt, haſt du ein Recht zur Exiſtenz? — Seht doch dieſen ſchlanken Hals — ich will ihn nach Moskau auf das Schaffot ſenden! Und dieſe züchtig verhüllte Bruſt, worin die Falſchheit wohnt und die Glut für ihn — für ihn — ha, was iſt das?" Der Rand eines Papiers ſah aus den Falten von Dunia's Buſentuch und ward mit dem Heben und Sinken der Athemzüge in dieſer Bruſt, bald mehr, bald weniger ſichtbar. Leiſe und vorſichtig näherte die Kaiſerin ihre Hand und zog das Papier hervor, ohne daß die Schlummernde etwas davon fühlte. Es war ein zuſammengefaltetes Blatt ohne Siegel und Adreſſe, doch zeigten ſich geſchriebne Züge darin. Katharina ging zu einem Tiſch, ſtellte ihre Kerze darauf und ſchlug jenes neugierig auseinander. Mehrere Zeilen in ruſſiſcher Sprache blickten ihr daraus entgegen und da ſie einigemale mit dem neuen Generaladjutanten Billets gewechſelt, ſo glaubte ſie in dieſen Zügen ſeine Hand zu erkennen. Der Inhalt beſtätigte dieſe Vermuthung. Er lautete:

„Mutter Katharina, es iſt wahr, was man dir erzählt haben wird. Dunia hat deine Depeſchen zerriſſen, aber es war ihres Vaters Todesurtheil und du wirſt ihr vergeben. Sie will deine Kniee für das Leben ihres Vaters umfaſſen; erhöre ihre Bitte, wenn du kannſt. Mutter Katharina, du biſt in Allem groß und verſchwenderiſch und erhaben, ſei es auch in deiner Gnade gegen Dunia. Mich verbanne aus deinen Augen, hohe Frau! Ich bin nicht geboren, in deinem glänzenden Hauſe zu wohnen. Dir gehört mein Leben und ihr meine Liebe. Ich hätte das nie vergeſſen ſollen.

Mutter Katharina!

Dein
unterwürfigſter Knecht Fedor."

Mehr als einmal überlas die Kaiſerin dieſe Zeilen, die ſie ſo unſchuldig anblickten mit ihrem zerſchmetternden Inhalt, wie ſeine treuherzigen und doch ſo gefährlichen Augen. Ach, dieſe Augen hatten auf dieſem Blatte geweilt, ſeine Hand hatte es berührt, es war, als durchwehe es ſein Athem noch und liebeskrank drückte es die Monarchin an ihre Lippen, anſtatt es im Zorn zu zerreiſſen. „Mein unterwürfigſter Knecht!" flüſterte ſie ſtöhnend, — „grauſamer Spott! Ich war ſeine Magd! Seine Blicke regierten mich, und nur eines mußte ich ſeinen Bitten verſagen. Iſt es mir nicht ſchwer genug geworden, die Würde meines Scepters und das Anſehen der Gerechtigkeit vor ſeinem kindiſchen Willen zu retten? Kindiſcher Wille, knabenhafte Laune? Ach, es war mehr, nun verſtehe ich ſie — er liebte dieſes Mädchen und verachtete mich."

Sie drückte das Papier zuſammen, wandte ſich damit zu der Schlummernden zurück und verſuchte mit bebender Hand es wieder an den Ort zu ſchieben, von wo ſie es genommen hatte; darauf wollte ſie verſchwinden und oben ruhiger überlegen, was ihre Seele jetzt mit Sturm und Leidenſchaft erfüllte, als es vielleicht aus Veranlaſſung der letzteren geſchah, daß ihre unſichere Hand die Bruſt des Mädchens berührte. Dunia ſchlug plötzlich die Augen auf, und, als dauere der Traum noch fort, der entzückende Bilder um ihre unbequeme Ruheſtätte gereiht haben mußte, lächelte ſie die Kaiſerin an, ohne eine Spur von Schrecken, wie eine vertraute, geliebte, längſt erwartete Erſcheinung. Unwillkührlich feſſelte ſie mit ihrem Blick den Katharinen's, wie durch eine magiſche Gewalt, während mehrerer Sekunden; feſt gebannt von ihm, ſtand die Kaiſerin regungslos, noch immer die Hand am Billet, welches ſchon wieder halb verborgen war.

„Lies, Mutter Katharina," lächelte Dunia mit einer Stimme, ſo weich wie Engellaut, „es kommt von ihm."

„Von ihm?" entgegnete Katharina, „du Thörin, von ihm? Und das wagſt du mir zu ſagen? Wache auf, ermuntere dich — nicht dieſes Traumgeſicht aus jener Welt. Wir ſind noch hier unten, wo es Ketten und Strafen gibt für Verräther und ihre Buhlinnen und Töchter. Ich habe geleſen, ſage ihm das. In Sibirien ſoll er meine Antwort empfangen und du unter dem Schaffot deines Vaters. Fort von hier, Creatur! Fort, aus dieſem Palaſt, aus dieſer Stadt — kein Wort mehr, keinen Laut deiner verhaßten Stimme; keinen Athemzug mehr in dieſer Luft, die deine Nähe verpeſtet. Giftige Schlange, die mir in das Herz geſtochen hat, dein verdientes Schickſal treffe dich."

Dunia war mit jedem Wort der Monarchin mehr in ſich zuſammengeſunken, der Ausdruck des Glanzes, des Friedens, ſeliger Hoffnungen ſtarb allmählig in ihren Zügen und jetzt, da die Monarchin mit dem letzten zürnenden Wort ſich abwandte, ſtürzte ſie mit einem Schrei nach vorn zu nieder und umfaßte ihre Füße. Jene machte ſich los, ſo daß des Mädchens Haupt und Antlitz auf den Teppich ſank, und ſchritt nach der geheimen Thür, die noch geöffnet war; ſchon auf der erſten Stufe der Wendeltreppe aber blickte ſie noch einmal zurück auf die Unglückliche, Strafbare, die jetzt verlaſſen, regungslos dalag, ſo anders, als vor wenigen Minuten in den ſüßen Armen des Schlafes, vielleicht von goldnen Hoffnungen gewiegt, die nun alle zertrümmert waren. Eine Weile betrachtete die Monarchin ſie mit hochklopfendem Buſen, dann ſetzte ſie langſam den

Fuß von der nächſten Stufe zurück, kehrte ſich noch einmal zu dem Gemach, das ſie zu verlaſſen im Begriff war und blieb vor der ſtehen, welche ihr Zorn niedergeſchmettert hatte. Sie beugte ſich zu ihr herab, ſie berührte ſie, und ſtrich mit der Hand über ihr Haar, bis Dunia das matte Haupt erhob und aus faſt ſterbendem Auge ſie anblickte. „Dunia,“ ſagte die Kaiſerin, „Unglückliche, verzage nicht. Nicht ich bin es, welche dein Herz bricht, es iſt dein Schickſal. Ich kann deinen Vater nicht retten, nicht begnadigen, bei'm ewigen Gott, ich kann es nicht! Die Stimme der Welt, das Geſchrei meines Volkes, uralte Geſetze, die ich achten muß — Alles fordert ſeinen Tod. Ich bin nicht blutdürſtig, Dunia, glaube mir das; mein Herz denkt mit Entſetzen an Moskau, aber ich weiß, was ich meiner Krone ſchuldig bin und will nie ihre Schuldnerin bleiben. Tröſte dich, denke: dein Vater wäre in irgend einem Treffen gefallen, aber du hatteſt noch eine Mutter, und die will ich ſein. Ich will deine Thränen abtrocknen, ich will mit dir weinen, wenn es dich tröſten kann. Alles, alles, will ich dir geben, was das Leben verſchönern kann, Gold, ſo viel du willſt, einen ſchönen, geachteten Gatten, nur einen nicht, Dunia, nur einen nicht, nur ihn nicht, der meiner Seele Seele geworden iſt; — nur ihn verlange nicht!“

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

*** **Die Kurden.** — Die Wittwe des verſtorbenen Rich hat nun den „Bericht desſelben über ſeinen Aufenthalt im Kurdiſtan und über die Lage des alten Ninive“ (Narrative etc. 2 Vol. Lond. 1836) herausgegeben, und wir ſehen daraus, daß die Kurden oder Karduchians, welche ſchon in alter Zeit der wildeſte und kriegeriſchſte der den Perſern unterworfenen Stämme war, bis auf heute ihre Eigenſchaften und Einrichtungen behalten haben. Noch jetzt ſind die ackerbauenden Familien ſtreng von den kriegeriſchen Stämmen geſchieden. Ueber das Verhältniß dieſer beiden Kaſten zu einander ſchreibt Rich: „Ein Stammhaupt der Krieger geſtand mir einmal, daß dieſe die Bauern nur anſähen als für ſie geſchaffen; und wirklich iſt deren Lage unglücklich genug. Sie haben es nicht viel beſſer, als die Negerſclaven in Weſtindien, und nie iſt es mir gelungen, die kurdiſchen Herren über ihre Grauſamkeit gegen ihre armen Knechte erröthen zu machen.“ An ihren Stammhäuptern hängen aber deren Angehörige mit außerordentlicher Ergebenheit. So erzählte man Herrn Rich unter andern: „Als der Bruder von Abdurrahman, Paſcha in Bagdad, ſtarb, ſtand einer ſeiner Kurden auf der Terraſſe des Hauſes, als ſein Herr eben verſchied. „„Wie,““ rief derſelbe aus, „„iſt der Bey todt? Dann will ich auch keinen Augenblick länger leben,““ und ſofort ſtürzte er ſich von der Terraſſe hinab und fand — zerſchmettert — den gewünſchten Tod.“

*** **Pariſer Novitäten.** — 1. **Balzac's erſte Romane.** — Balzac hat ſeine erſten Romane unter dem Namen: „Horace de St. Aubain“ herausgegeben. Dieſe erſcheinen jetzt geſammelt als — Oeuvres complètes de feu M. Horace de St. Aubain, und die zwei erſten Bände, welche „Jane la pale“ enthalten, haben in dieſen Tagen die Preſſe verlaſſen.

2. **Geſchichte der Calligraphie.** Herr **Silveſtre**, Schreiblehrer der „Kinder des Königs,“ arbeitet an einer **Geſchichte der Calligraphie**, und wird zur Herausgabe derſelben von der Regierung unterſtützt.

3. **Neueſtes von Janin.** Als in wenigen Tagen die Preſſe verlaſſend, wird ein neues Werk von Jules Janin: „Le chemin de traverse,“ angekündigt, und bemerkt, daß es als die durchdachteſte und ebenſo hinſichtlich der Form vollendetſte Arbeit dieſes geiſtreichen Schriftſtellers anzuſehen ſei.

*** Das ſchon früher in dieſen Blättern berührte große Geſchichtswerk, welches unter der Direction von **Paquis** erſcheinen wird, führt den Titel: *Collection d'histoires complètes de tous les états européens, publiée sous les auspices de M. M. Barante, Villemain, Aug. Thierry, Mignet, Fauriel, Salvandy, St. Marc Girardin, Michelet, P. Lacroix, Raoul-Rochette,* et Baron *Taylor*, et avec la collaboration du docteur *Lingard*, de M. M. *Heeren*, *Luden*, *Aschbach* et de la plupart des plus célèbres historiens étrangers. Mit einer Geſchichte Spaniens und Portugals in 3 Bänden (mit Benutzung der Werke von Aſchbach, Lembke, Dunham, Boſſi, Depping, Viardo ꝛc. ꝛc.) wird der Cyclus eröffnet, die erſten 40 Lieferungen ſind erſchienen.

*** **Perſonalſtatiſtik der franzöſiſchen Theater.** — Aus einer franzöſiſchen Theaterſtatiſtik ergibt ſich, daß das Künſtler-Perſonal aller Bühnen von Frankreich aus nicht über 4000 Sängern, Tragikern, Komikern und Tänzern — beiderlei Geſchlechtes — beſteht. Fügt man noch die Direktoren, Unternehmer, Regiſſeurs, Kaſſirer, Souffleurs, Choriſten, Figuranten, Maſchiniſten und ſonſtige bei dem Theater und Orcheſter Angeſtellten hinzu, dann wird die geſammte Bühnenwelt eine Bevölkerung von 10- bis 11,000 Perſonen haben.

*** **Neu aufgefundene Handſchriften.** — In achtzehn der vornehmſten Abteien Portugals wurden 349,606 Bücher und mehrere tauſend ſeltene Manuſkripte gefunden. Da wird denn wohl der, nach mehr als 1000jährigem Kloſterſchlaf auferweckte **Sanchuniathon** noch manchen Auferſtehungsgefährten gewinnen. Vor kurzem hat man aber auch, wie die Zeitung für die eleg. Welt berichtet, in einer Kirche in Brétagne die Gedichte des engl. Barden **Quin Clan** aufgefunden, von denen man bisher nur Fragmente beſaß. Sie ſind in niederbretagniſcher Sprache abgefaßt und gehören dem V. oder VI. Jahrhundert an. Man nannte den Barden den Merlin ſeines Vaterlandes. —

*** **Herſchel's Brief an Baſil Hall.** — In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom 4. d. M. hat **Arago** einen Auszug des Briefes mitgetheilt, den **Herſchel** vom Vorgebirg der guten Hoffnung in Betreff ſeiner aſtronomiſchen Forſchungen an Baſil Hall geſchrieben. — Bekanntlich dreht ſich bei den Doppelſternen der kleinere um den größeren. Kommt nun einer vor den anderen zu ſtehen, ſo ſcheint dann der Doppelſtern nur ein einfacher zu ſein. Daß dies jetzt bei dem **Gamma** im Sternbild der Jungfrau der Fall ſei, iſt das einzige Erhebliche in jenem mitgetheilten Auszuge. — Von Entdeckungen im Monde iſt mit keinem Worte die Rede. —

*** **Zwei neue Ueberſetzungen des Horaz.** — Zu gleicher Zeit ſind eben wieder zwei neue poetiſche oder doch verſifizirte Ueberſetzungen des Horaz in Paris erſchienen; eine ziemlich wortgetreue von **Montigny**, und eine andere, die man mehr eine gedanken- oder ſinn-getreue nennen konnte, von einem **Generallieutenant** der franzöſiſchen Armee. Man erinnert ſich hierbei eines Offiziers des franzöſ. Generalſtabes, der bei dem Rückzuge aus Rußland all' ſein Gepäcke zurückgelaſſen — mit Ausnahme ſeines Horaz's, den er Abends bei dem Feuer des Bivouac's las. —

*** **Feuerverſicherung.** — Dem Jahresabſchluß der Aachener und Münchener Feuerverſicherungs-Geſellſchaft (vom 15. v. M.) zufolge, ſind die Beträge der Verſicherungen gewachſen in den Jahren 1826, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35 — für das jedesmalige laufende Jahr von c. 34 zu 46 : 54 : 61 : 65 : 68 : 76 : 87 : 99 : 116 Millionen Thaler, und für ſpätere Jahre von 98 : 138 : 150 : 130 : 153 : 134 : 149 : 190 : 236 bis zu 273 Millionen. Während ihres zehnjährigen Beſtehens hat die Geſellſchaft an Brandbeſchädigte $1\frac{1}{6}$ Mill. Thlr. und an gemeinnützige Anſtalten 36,000 Thlr. bezahlt, wie ſie denn ihren Statuten zufolge ſtets die Hälfte des Gewinns gemeinnützigen Zwecken widmet. —

№ 93. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 19. April.

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Fortſetzung.)

Sie hatte wahrenddem die Liegende ſanft aufgerichtet, die Knieende zu ſich emporgezogen an ihr Herz, an dieſe heiße, wallende, von Größe und Leidenſchaft bewohnte Bruſt, an welcher Dunia einige Minuten lang ruhte. Nach den letzten Worten der Kaiſerin erwiederte ſie nichts; ſanft und leiſe hob ſie ihr Antlitz von dem Buſen hinweg, welcher ſein Kiſſen war, machte ſich aus den Armen los, die ſie ſo weich umfingen, wandte ſich ab und ging langſam davon. Durch die Hauptthür ſchritt ſie aus dem Zimmer in das nächſte; aus dieſem wieder durch das folgende und die ganze Reihe der Prachtgemächer entlang, in deren Dämmerung ihre zarte, ſchwebende Geſtalt den Augen der ihr nachblickenden Monarchin, wie die Erſcheinung eines Geiſtes, wie ein Phantom, verſchwand. In der Ferne rauſchte es dumpf wie eine zufallende Thür. Katharina war wieder allein, ſie ſtand noch eine Weile da, ſtarr wie ein Gebilde von Marmor, dann ſank plötzlich der Leuchter aus ihrer Hand und erloſch, Nacht umfing ſie und nur ihr weißes Gewand ſchimmerte noch lange bleich und trauernd, wie ein Sterbekleid von der Stelle her, wo Dunia geſchlummert hatte, durch das einſame Gemach. Noch am andern Morgen fanden die Kammerfrauen ſie hier in einem faſt kranken Zuſtand. — —

Das ungeheure Moskau, die uralte Czarenſtadt mit ihren neunhundert Thürmen und dreißig Vorſtädten oder Sloboden von mehreren hunderttauſend Bewohnern angefüllt, war in heftiger Bewegung. Volksmaſſen wälzten ſich durch die Straßen, Schaaren von Fremden und Landleuten drängten zu allen Thoren hinein und über dem Getöſe, welches das Wogen und Treiben zahlloſer Menſchen verurſachte, zitterte das Geläut einer Glocke, das aus dem Mittelpunkt der Rieſenſtadt dumpf ertönte und kaum ihre Grenzen erreichte. — Es war die Glocke vom großen Thurm des Iwan Wiliki auf dem Kreml, deſſen Trauergeläut kein jetzt Lebender noch gehört hatte, denn ſeit Peter's I. Regierung, ſeit der feierlichen Vernichtung der Strelitzen, deren Blut damals drei Tage lang floß, waren ihre Stränge nicht wieder angezogen worden. Die vier Frauen, welche ſpäter den Scepter führten, die jetzt regierende Monarchin inbegriffen, haßten Todesſtrafen, weil ſie ihrem weichen Gefühl widerſprachen, und gaben der Blutglocke von Iwan Wiliki keine Gelegenheit, zu ertönen. Aber heut vernahm ſie Moskau wieder und es war, als müßten die Gräber ſich öffnen und die enthaupteten Todten ſich aufrichten, und fragen: wer ihnen beigeſellt werde? Indeſſen mochten nur wenige in der großen Stadt ein Gefühl der Beklemmung, Wehmuth und Trauer bei'm Schall jener Glocke empfinden; ein Freudentag ſchien vielmehr angebrochen zu ſein, der gemeine Mann berauſchte ſich in den Kabacks und jauchzte wild auf den Straßen und Plätzen; Gerüſte waren hier und da aufgeſchlagen, ſchon von frühem Morgen mit Tauſenden und aber Tauſenden von Schaugierigen aus den höheren Ständen bedeckt; Fahnen wehten, lange Züge von Regimentern bewegten ſich unter dem Geraſſel der Trommeln; Kutſchen, Schlitten, Kibitken, Palankine, Kameele theilten und vergrößerten das Gedränge. In dem Stadttheil Beloigorod, unfern der ſteinernen Brücke, welche nach dem Platze Balotta hinüberführt, war ein Haus mit großem Schild, welches Fremde beherbergte und in deſſen Innerem es heut ſo laut und lärmend zuging, wie in der ganzen Stadt. Seine Fenſter gewährten eine weite Ausſicht über den Quai, die Brücke und den Platz, und waren ſchon alle wie zu einem Schauſpiel beſetzt, und um hohen Preis vermiethet. Lange Reihen von Trinkenden und ſolchen, die ſich gütlich thaten, erfüllten den Hintergrund der Gemächer und ließen oft laute Hurrah's und Ausrufungen zwiſchen ihre Unterhaltung ertönen. Der Wirth und ſeine geſchäftigen Gehülfen liefen hin und her, und hatten vollauf zu thun, die Trinkgeſchirre immer von Neuem wieder mit Wina, Wotka oder Quaas zu füllen. Am wenigſten hatten ſie dieſes Geſchäft zu beſorgen in einem abgeſonderten Gemach, welches an die große Wirthsſtube gränzte, und deſſen Inhaber zwar auch tranken, aber mäßiger und ſtiller. Ihre hellfarbigen Kleider, die eigenthümlichen, turbanartigen Mützen, die ſie trugen, ihre weiten Beinkleider, Säbel und Kaftane bezeichneten ſie als Söhne des Nachbarvolks, das jenſeits der Grenze des moskowitiſchen Gebietes anfing ſeine Roſſe zu weiden und ſeine Kameele zu treiben. Es waren Tartaren, deren in den letzten Tagen viele auf den Straßen, Plätzen, in den Herbergen und Kabacks ſich zeigten. Munter, beweglich, heftig, laut ſtreitend, wie man es von ihnen gewohnt war, bildeten die hier Sitzenden eine Ausnahme von der Regel, denn ſie waren ſtill, ernſt und trübſinnig. Ein alternder Mann in der Mitte der Tafel ſchien das Haupt derer zu ſein, die ihn umgaben, er war beſſer als ſie gekleidet, faſt prächtig; ein langer, ſtarker Bart mit weißem Haar untermiſcht, begrenzte ſein kriegeriſches Antlitz, auf welchem der Schatten der Schwermuth lag. Seine feurigen Augen hatten vielleicht in Schlachten geblickt, jetzt waren ſie mit einem Thränenſchleier überzogen. „Ja, meine Söhne,“ ſprach er, indem er das Haupt erhob, welches er bisher mit der Hand geſtützt hielt, „das Glück und nur das Glück iſt die mächtige Gottheit, welche über den Werth unſerer Handlungen entſcheidet. Der heute den Thron der Schande beſteigen ſoll, und deſſen fürſtliche Stirn ſie in den Koth der Schmach hinabgetreten haben, er beſtiege vielleicht heute den Thron der Ehre, des Glanzes und der Macht, wenn das Schickſal ihm gelächelt hätte. Allah iſt groß, es hat ihm ſo gefallen, er werde gelobt! Gut, daß Uſtinja, meine Schweſter, dieſen Tag nicht erlebt, ſie hing ſehr an dem Gatten, wie denn Alles, was ihm näher ſtand in ſeiner Tage ſtrahlendem Lauf; nur die Verräther konnten ſeine hohe Seele nicht gewinnen. Schmach über ſie!“

„Vater,“ ſagte ein jüngerer Mann, der an ſeiner Seite ſaß, indem er das Haupt wiegte, „ganz bin ich deiner Meinung nicht. Wer iſt dein Schwäher? Iſt er der doniſche Koſack Amilka Pugatſchew, oder wirklich der Czar, den ſie dort oben an der Newa verſtoßen haben und der ſich zu uns flüchtete? Wer iſt er? Meine Gedanken verwirren ſich über ihn. Ich weiß nicht, ob ich ihn beweinen oder verfluchen ſoll, ob er ein Betrüger oder ein Kaiſer iſt.“

„Mein Sohn Sahem,“ erwiederte der alte Tartarenhäuptling, „laß uns Niemand verdammen, am wenigſten den, welcher groß und erhaben denkt. Und das that der Schwäher immer — ich ſage dir, ſeine Bahn war königlich. Leicht iſt es, ſein Unternehmen, nun da er in Feſſeln liegt, zu verkleinern, herabzuziehen, aber ſein Ziel war das höchſte und daß ſolches auch im Ausland erkannt ward, zeigen die Tractate, die bereits fremde Mächte mit ihm ſchloſſen. Könige unterhandelten mit ihm, wie mit ihres Gleichen; ich weiß das, auch wenn es ewig geläugnet werden ſollte. Die werden jetzt am heftigſten auf ihn ſchelten, die am meiſten auf ihn gebaut hatten; das liegt nun einmal ſo im Laufe der Welt, und die Politik iſt falſch!“

„Wie dem auch ſei,“ bemerkte ein anderer, „vor ſeinen Richtern hat er ſich ſtandhaft benommen und auch ſein Tod wird zeigen, daß er ein Held war.“

„Ja, er hat Niemand angegeben oder verrathen,“ beſtätigte der Alte, „vielmehr nur um Gnade gebeten für die, die mit ihm gefangen ſind. Er allein wollte ihre Schuld tragen, auf ſein Haupt allein ſollte der ganze Zorn der Gewalt fallen. Iſt das die Handlungsweiſe einer gemeinen Seele? Er iſt fertig, wie man ſpricht, mit dem Leben und hat nur einen Wunſch noch, der aber unerfüllt bleiben muß. Ihr wißt ſchon welchen — ich denke nicht gern daran.“ —

„Dunia, Dunia,“ murmelten mehrere Stimmen dumpf vor ſich hin.

„Ja!“ rief der Alte, „ſein Kind hätte er gern noch einmal umarmt, aber es iſt ihm vorangegangen. — wenigſtens iſt ihre Spur verſchwunden, ſeit ſie unſere Kaſſa Stanitza verließ. — Wohl ihr, wenn ſie todt iſt, die ſchöne Dunia. Sieh, da kommt Baſſi aus der Stadt,“ unterbrach er ſich, „was wird er mitbringen? er ſieht ſo eigen aus.“

Ein junger Tartar drängte ſich in dieſem Augenblick durch die gefüllte Schenkſtube nach dem abgeſonderten Verſchlag, wo die Seinigen ſaßen. Allerdings zeigte ſein Äußeres von Aufregung, er war faſt athemlos, doch konnte man nicht unterſcheiden, ob es eine freudige oder ſchmerzliche war, die ihn bewegte. „Nun,“ fragte der Häuptling, da er eingetreten war und verſchnaufte, „nun, was bringſt du Baſſi-Gjerei? — Keine Hoffnung? Unſre Säbel ſind nur loſe in der Scheide, wie du weißt.“ —

„Laßt ſie ſtecken,“ erwiederte der Jüngling, nachdem er Athem geſchöpft. „Wir würden uns nur opfern ohne Erfolg, denn unſerer ſind keine tauſend in der Stadt, und ganze Armeen Soldaten ziehen von allen Seiten auf. Sie beſetzen den Platz da, die Ballotta — wo die Stangen und Gerüſte ragen. Aber eine Nachricht vernehmt! Arbeiter, wohlgekleidete Kaufleute, Matroſen, Soldaten, neugierige Bauern, bärtige Jswoſchtſchick's und Werka's in ihren Pelzen und alle ſchienen ſich nach einem Punkt zu drängen, der vor dem Eingang des Kabacks befindlich war.“ Hier beſtieg ein Polizei-Muſchick einen hölzernen Schemel, den der Wirth dienſtfertig heranbrachte und entfaltete ein großes Papier, das er unter dem Arme getragen hatte. Es war ein gedrucktes Manifeſt, deſſen Vorleſung er beginnen wollte, und welches die allgemeine Aufmerkſamkeit und Spannung in hohem Grade erregte. „Hört! Hört!“ rief der Muſchick, der bereits über die Köpfe der Andern hervorragte, „hört den Auszug aus Ihro kaiſerlicher Majeſtät, Selbſtherrſcherin aller Reußen, Befehl durch den dirigirenden Senat, den gottverfluchten Rebellen Pugatſchew betreffend, welcher zu Moskau im Kerker ſitzt!“

(Fortſ. f.)

Die literariſche Thätigkeit in Deutſchland

während des letzten Halbjahrs.

(Schluß.)

Im Gebiete der Cultur- und Kunſtgeſchichte und Kritik, und im Departement der ausſchließlich ſo genannten Literatur, ſind zu bemerken: aus Böttiger's Nachlaß deſſen Ideen zur Kunſtmythologie, 2r Band, geordnet von Julius Sillig, Welcker über die Gruppirung der Niobe, Rumohr's Hans Holbein der jüngere, A. Reumont's Michel Angelo, Carus und Duentzer über Göthe's Fauſt, Eckermann's Geſpräche mit Göthe in den letzten Jahren ſeines Lebens, Platen's Briefwechſel, herausgegeben von Minkwitz, Gervinus über Göthe's Briefwechſel mit Bettina, Roſenkranz zur Geſchichte der deutſchen Literatur, — die Quedlinburger Bibliothek der geſammten Nationalliteratur, (Mone's Unterſuchungen zur Geſchichte der deutſchen Heldenſage, die neue Ausgabe des Theuerdank von Haltaus, Kutrun von Ziemann), Wolfram von Eſchenbach's Parcival zum erſtenmal überſetzt von San-Marte, das dritte Heft der altdeutſchen Blätter von Hoffmann v. Fallersleben und Moritz v. Haupt, Caerl ende Elegast (der horae belgicae 4ter Theil) herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben, Hammer's Geſchichte und Chreſtomathie der türkiſchen Poeſie, Schmidt's mongoliſche Heldenſage: „die Thaten des Vertilgers der zehn Übel in den zehn Gegenden.“ — Von Theodor Mundt iſt zu erwarten: „die Kunſt der deutſchen Proſa mit Hinblicken auf die Gründung einer deutſchen Akademie.“

Was über dieſen Plan in mehren öffentlichen Blättern mitgetheilt wurde, ſoll, wie wir für ſicher hörten, keineswegs leeres Geſchwätz ſein. Die Initiative dazu eine verdienſtliche und würdige zu nennen, ſtehen wir in keinem Augenblicke an. Näheres und Beſtimmteres über die Einrichtung im Ganzen wie in Details läßt ſich leider noch nicht vernehmen. Wir geben uns dabei mit gläubigem Vertrauen einer großen Hoffnung für die Ehre der Nation hin, — wenn, — wie nicht zu zweifeln iſt, — bei der Gründung auch ein allgemeines Schiedsgericht deutſcher Schriftſteller, ohne Unterſchied ihrer politiſchen Farbe und ihres individuellen Wirkungskreiſes, zu Rathe gezogen wird, wenn man ferner das Vorbild der franzöſiſchen Akademie durch und durch den Bedürfniſſen unſrer Zeit und unſrer Nationalität anpaßt, und nicht blos einer negativen, ſondern hauptſächlich der poſitiven Wirkſamkeit das Terrain öffnet, ſo daß die deutſche Akademie nicht blos als reſtringirender Areopag, ſondern zugleich als Vereinigung der Schaffenden daſtünde, deren einer den andern auf neue Keime aufmerkſam macht, die zu pflegen wären, deren alle überall anregen, wirken und begeiſtern zur Harmoniſirung der Geiſter, der Kräfte. Eine geiſtige Ariſtokratie — der Geldariſtokratie gegenüber, die letztere neutraliſirend! Ein gefreiheitetes Forum in der Art, wie einſt Baucorporationen und Hochſchulen des Mittelalters! Endlich ein geweihter Tempelgarten, eine Akademia im griechiſchen Sinne, wo man keinen Unterſchied zwiſchen Böotiern, Athenienſern und andern Stämmen zuläßt; der Ort, wo jene Zwiſte aufhören, welche unſerem Vaterlande als einem ganzen bisher die unverſöhnlichen inneren Feinde geweſen: die Zwiſte zwiſchen Nord und Süd, zwiſchen Oſt und Weſt; — nein, eine Gleichheit Aller in der Liebe, in der Wahrheit, für die Ehre des Vaterlandes!! In letzter Beziehung — der höchſten, — die Akademie eine Lebensfrage für Deutſchland; daher auch die geographiſche Lage wichtig, wo die Akademie ihren Sitz aufſchlage! Keine Stadt Deutſchlands eignet ſich beſſer dafür, als der Mittelpunkt des deutſchen Handels, das große Caravanſerei für den täglich ununterbrochnen Zug von Oſten nach Weſten, von Norden nach Süden, Frankfurt am Main! Nirgends, wie hier, die Möglichkeit einer Geſichertheit vor aller Einſeitigkeit; — hier ſtrömen friſche Säfte immer ab und zu, und laſſen das Blut des Organismus nie in Stockung gerathen. Frankfurt am Main — der Sitz einer deutſchen Akademie, und Deutſchland wird endlich ein Staat im Geiſte, in der Wahrheit und in der Liebe.

Der Streit über ein junges Deutſchland, den wir zu Anfang dieſes Aufſatzes berührten, war in Bezug auf unſere Culturzuſtände zu wichtig, als daß er mit Ausbrüchen von Leidenſchaften beendigt ſein konnte. Was deßhalb ſeit Menzel's und Gutzkow's literariſchen Duellen während des letzten Halbjahrs an Streitſchriften erſchien, iſt nicht als galvaniſche Nachzuckungen zu betrachten, ſondern als Verſuche, aus der Zuſammenſtellung der einzelnen Phänomene den Stand literariſcher Progreſſe ſelbſt zu ermitteln. Wir bezeichnen als ſolche Verſuche nicht die mancherlei Broſchüren, die als Nachzügler erſchienen, wie das bekannte Sendſchreiben an Gutzkow, wie die fanatiſche und von abſurden Behauptungen ſtrotzende Broſchüre: „die Jeune Allemagne,“ und ihre geiſtvolle, fein ironiſche Widerlegung durch Dr. Weil. Die Broſchüre Dr. Schilling's: „Deutſchlands ſchöne Literatur der Gegenwart und Zukunft“ nähert ſich ſchon etwas dem angegebenen culturhiſtoriſchen Standpunkt, der Verfaſſer iſt aber hie und da in gewiſſen jüngſten traditionellen Phraſen befangen. Als ſchärfer eingehend in den Kern der Sache ſind Marbach's Literaturbriefe zu erwähnen, und Riedel's „polemiſche Erörterungen,“ veranlaßt durch den „Vernichtungskampf der Tendenzen der neueſten Literatur gegen ſich ſelbſt.“ Wir glauben, daß dieſe zwei Schriften die Vorboten mehrer andrer ſind, welche die ganze Sache, die bisher und auch in dieſen beiden noch als Literaturangelegenheit aufgefaßt iſt, als Culturangelegenheit behandeln und dadurch, wenn auch alles Perſönliche einmal ausgeſchieden iſt, veranlaſſen werden, daß man durch einmüthiges Zuſammenwirken jene eigentliche und wahre Emanzipation — nicht der Frauen allein — ſondern vornämlich der Männer von weibiſchen Leidenſchaften erziele, ohne welche die Literatur blos ein Mechanismus, kein Organismus iſt!

Da es uns zu weit führen würde, zum Theil auch unſrer Abſicht fern liegt, uns in Details über alle eigentlichen ſogenannten Fachſtudien einzulaſſen, ſo ſchließen wir dieſe Überſicht mit folgender kurzer Zuſammenſtellung. *)

---

*) Vergleiche Nro. [illegible] des Pilots.

Numeriſch genommen behauptete während des letzten Halbjahrs die ſchöne Literatur (mit 562 Artikeln) das Uebergewicht. Ihr zunächſt kommen — der Anzahl nach — die ſtreng-theologiſche Literatur (312), die Literatur der Unterrichts- und Jugendſchriften (297), die der Erbauungsſchriften und Predigten (282), Philologie (209), Phyſiologie und Mediſin (234), Geſchichte (216), vermiſchte Schriften (202.) Handels- und Gewerbskunde iſt im Zunehmen (176), faſt im gleichen Niveau mit Jurisprudenz (160), und mit Land- und Hauswirthſchaft, Forſt- und Jagdkunde ꝛc. (158), — Naturwiſſenſchaften (157) überwiegen die Cameralwiſſenſchaften (127), und die Geographie (117), — Mathemathik (74), die Pädagogik (72) und die Kriegswiſſenſchaften (42); — am ſchwächſten nimmt ſich die Philoſophie (mit 29 Artikeln) aus.

Feuilleton.

⁂ **Kritiſche Stimme aus England über Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde.** — Das „Foreign quarterly review,“ eine der ſchätzbarſten engliſchen Zeitſchriften, hat nun im erſten Hefte d. J. das lange Schweigen über den in Deutſchland ſchon ſo viel beſprochenen Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde gebrochen. Einige Stellen mögen zur Charakteriſtik der engliſchen Beurtheilungsweiſe hier angeführt werden. „Bettina's Briefe,“ heißt es zum Eingang, „ſind echt deutſch, das darf dem Leſenden nicht aus dem Sinn kommen. . . Sagen wir, daß dieſe Briefe deutſchen Charakters ſind, ſo erſparen wir uns fernere Details und ſind einer großen Umſchreibung überhoben, denn es läßt ſich die üppige Ausſchweifung des Gefühls und der Phantaſie, es laſſen ſich die wilden und ungeregelten Gedankenſchüſſe (wild and irregular shootings), dieſe träumeriſchen körperloſen Wolkenphantaſien, welche verachtungsvoll über dem hergebrachten, gewohnten Weltlauf ſchweben, durchaus nicht kürzer und bezeichnender ausdrucken. . . Bettina iſt aber bei weitem keine bloße Träumerin. Zu ihrer Gefühlswärme und Gedankentiefe, dem angeborenen Erbtheil ihrer Nation, geſellt ſich eine italiäniſche Lebendigkeit,“ (wirklich ſtammt ihre Familie aus Italien) „und eine unverwüſtliche Fröhlichkeit, die man echt franzöſiſch nennen kann“ (wenn ſie nicht durchaus naiv wäre.) „Allerdings führt ſie nicht wie Cordelia den Wahlſpruch: Lieben und Schweigen, ſondern ſie redet viel, und Alles, was ihr auf der Lippe ſitzt, quillt unwillkührlich über; auch ſehen wir ſie häufig mit ernſten Dingen kindiſch und mit wahrhaften Kinderſpielen wunderernſtlich thun: allein dies iſt ja eben der Charakterzug wahrhafter Kindlichkeit und geiſtig-unbefleckter Jungfrauſchaft. Dieſe macht ſich ſelbſt dann und wann in Kern- und Kraftausdrücken Luft; — allein dies alles ſchadet dem Werth Bettina's nicht, und wir mögen uns drehen, wie wir wollen, immer müſſen wir von ihr geſtehen, daß ſie ein wackeres Mägdlein (an honest girl) iſt; dieſer Punkt aber iſt der wahre Reiz des Buches.“ —

⁂ **Napoleons kirchliche Reſtauration.** — Um über die religiöſe Stimmung des franzöſiſchen Volkes zu urtheilen, muß man ſtets das Religiöſe von dem Klerikaliſchen unterſcheiden. Das Bedürfniß der Religion iſt nie erloſchen und iſt ſelbſt noch in manchen Extravaganzen der Revolution zu erkennen. Auch erfahren wir durch Iſambert in der Sitzung der Deput.-Kammer vom 29. März d. J., daß, den Relevés de l'administration des Domaines zufolge, ſchon am 1 Vendém. an V. (22. Sept. 1796), alſo lange vor Bonaparte's angeblicher Religions-Reſtauration, „32,214 Pfarrkirchen wieder geöffnet waren.“ Von Jan aber, der in derſelben Sitzung über den Antrag, dem neuen Cardinal Chéverus 45,000 Franken als Inſtallationsgeldes zu bewilligen, Bericht erſtattet, — erfahren wir, daß Bonaparte, als er den hohen Klerus wieder herſtellen wollte, das Arrêté, welches jedem franzöſ. Cardinal beträchtliche Inſtallations- und Subventionsgelder zugeſtand, nicht in das Bulletin des lois, ſondern nur in das Regiſter der Berathungen der Conſuln eintragen ließ; — doch wohl nur, weil er wußte, daß er für dieſe Reſtauration nicht auf die Zuſtimmung der Nation zählen könne. —

⁂ **Wartmann über Cacciatore's muthmaßlichen zwölften Planeten.** — Veranlaßt durch die neueſte Mittheilung von Cacciatore (ſ. Nro. 83 des Phönix), eröffnete Herr Wartmann, von Genf aus, der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften, daß auch er in den Monaten September, October und November 1831 einen Stern beobachtet, den er für einen (12ten) über den Uranus hinaus kreiſenden Planeten zu halten nicht abgeneigt ſei. Die nähere Angabe der von ihm angeſtellten Beobachtungen findet ſich in ſeinem Schreiben, welches in der letzten Sitzung der Akademie (vom 23. v. M.) vorgeleſen worden. Diesemnach wäre in dem Zeichen des Steinbocks jener Planetar-Candidat zuerſt in blaſſem, weißem, nicht ſtrahlendem Lichte, am 6. und 25. Sept. als Stern der 7ten bis 8ten, am 15. Oct. und 1. Nov. in gelblichem Lichte als Stern von 8ter bis 10ter Größe geſehen worden. Ihn für einen Kometen zu halten, hält Hr. W. darum für unzuläſſig, weil nicht anzunehmen, daß ein ſolcher binnen 56 Tagen nur einen Bogen von 1 Grad durchlaufen, was eher mit der Umlaufszeit eines (12ten) Planeten zuſammentreffen würde, der etwa 243 Jahre dazu brauchen dürfte. —

⁂ **Urſachen der orientaliſchen Peſt.** — Ségur Dupeyron hat geſchichtliche und ſtatiſtiſche Unterſuchungen über die Urſachen der Peſt angeſtellt, aus denen ſich ergibt, daß die eigentliche orientaliſche Peſt in Aegypten entſpringt, daß ihr gewöhnlich Mangel an Lebensmitteln und bösartige Fieber vorangehen, und daß jener Mangel Folge einer zu geringen oder zu ſtarken Anſchwellung des Nils iſt. Herr Ségur hat nachgewieſen, daß im Laufe von fünf Jahrhunderten 60 Peſten außerhalb Aegyptens eben ſo vielen ſchlechten Niljahren entſprechen.

⁂ **Das Ausgabenbuch Ludwig's XI.** — In den „Archives curieuses,“ welche Cimber und Danjou zu Paris herausgegeben, finden ſich Auszüge aus dem Ausgabenbuch Ludwig's XI., welche für dieſen König und ſeine Zeit ſehr charakteriſtiſch ſind. Hier ſtehen bunt durcheinander Ausgaben für „Roſenreiſig, Gewürze, und wohlriechende Spezereien;“ — „für Ausſchmückung eines Buches mit Gold und Ultramarin;“ „für Ketten von gehärtetem Eiſen, mit doppeltem Schloß, mit einer kleinen Schelle daran, und Halsbänder für Gefangene 300 L.;“ — „für ein eiſernes Gitter in das Gefängniß von Plessis-du parc 60 s. und für Feſſeln an die beiden Arme, die Beine, den Nacken und um den Leib eines Gefangenen 16 L.;“ — „für zwei Dutzend Finken und einen Käfig in das Zimmer des Königs zu Plessis-du parc 100 S. tournois;“ — „dem J. Louis zwei Goldkronen dafür, daß er eine ganze Nacht das Kohlen[illegible]er (zu einer alchymiſtiſchen Arbeit) in des Königs Zimmer unterhalten;“ — „dem J. François, Bildmacher, und J. Bourdichon, Maler und Anſtreicher 109 L. 1 s. 8 d.; und demſelben François 18 Goldkronen, für ein Holzbild meines Herrn des h. Martin zu Pferd und des Bettlers;“ — „für die Kapelle zu Plessis-du parc, und demſelben Bourdichon 20 Goldkronen für Bekleidung und Anmalen des h. Martin und des Bettlers mit feinem geſchlagenem Gold, Ultramarin und anderen reichen Farben;“ — „dem Copin Sauvaige, Sattler des Königs, 38 L. 19 s. 7 d. für mehre Dutzend Halsbänder von Hunden ꝛc.;“ — „einem Tamburinſpieler 12 s. 9 d. dafür, daß er um das Feuer am St. Johannis-Abend herumtanze;“ — „dem Stephan Beau, Wachshändler von Tours, 60 L. tourn. für 3 große Kerzen, jede von 230 Pfd. Wachs, wovon eine vor dem h. Martin zu Tours, die beiden anderen zu Puy Notre-dame zu Autun aufgeſteckt werden ſollen zum Seelenheil des Herren von Chaumont“ ꝛc.

Nº 94. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 20. April.

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Fortſetzung.)

Jedes Geräuſch verſtummte, die Athemzüge ſtockten und während der Diener der Gewalt jene Aufforderung noch einigemale mit lauter Stimme wiederholte, drängten ſich von nah und fern noch viele herzu, den Haufen vergrößernd; die Bewohner und Gäſte des Kabacks zeigten ſich mit neugierigen Mienen an deſſen Eingang und die Blicke aller waren auf den Mann im grünen Rock mit rothem Kragen von eigenthümlichem Schnitt, an der Bruſt und am Hut ein Schild von Meſſing tragend, geheftet, der jetzt ſeine Vorleſung mit lauter, weithin vernehmlicher Stimme, alſo begann:

„Obgleich die Verbrechen, die Wuth und Grauſamkeit des Rebellen und Reichsverräthers, Amilka Pugatſchew, von der Wichtigkeit und Größe ſind, daß darüber ſogleich die allergrauſamſte Todesſtrafe erkannt werden könne, ſo hat dennoch die, von Ihro kaiſerlicher Majeſtät über dieſen Verbrecher niedergeſetzte und bevollmächtigte Verſammlung, ſich die von dem General-Senateur und Ritter, Fürſten Michaila Nikitiz Wolkonskoi und dem Generalmajor Pawel Sergewitſch Potemkin bewerkſtelligte Unterſuchung, vorlegen laſſen, und daraus mit Abſcheu und erneuertem Schrecken vernommen, daß dieſer Böſewicht wirklich ein doniſcher Koſack und Amilka Iwanow's Sohn, Pugatſchew ſei und heiße, daß ſein erſtes Weib Sophia, die Tochter eines doniſchen Koſacken, mit welcher er zwei Knaben gezeugt, die früh verſtorben, und daß er zum zweitenmal die Tochter eines Tartarens, Namens Uſtinja, geheirathet habe, von welcher gleichfalls ein Sprößling übrig ſein ſollte, ohne daß bekannt ſei, wo dieſer ſich aufhielte. Hiernächſt hat er uns geſagt, daß er zu Anfange der ausgeführten Rebellion die Aufwiegelung der Jaizkiſchen Koſacken nicht in der ſtrafbaren Abſicht unternommen, um ſich des Vaterlandes zu bemeiſtern und die ſouveraine Gewalt an ſich zu reiſſen, ſondern allererſt, nachdem er die Uneinigkeit der Jaizkiſchen Koſacken entdeckt, habe er ſich einkommen laſſen, ſich für den ſeligen, in Gott ruhenden Kaiſer, Peter III. auszugeben, weil er ſich gewiſſe Rechnung machte, hierdurch die Flamme des Aufruhrs in den verwirrten Gemüthern um ſo eher zu entzünden und von ihnen zu ihrem Oberhaupt und Anführer gewählt zu werden, welches denn auch leider mit ſeiner Hoffnung übereintraf. Je mehr er ſich von nun an vor der verfolgenden Gerechtigkeit fürchten mußte, je mehr bemühte er ſich ſeinen Anhang zu verſtärken. Unter dem Namen Peter III. rückte er vor die Stadt Jaik, in der Hoffnung, dieſelbe zu überraſchen und zu ruiniren. Es gelang ihm und da er nun vor Orenburg zog, und die aus der Stadt ihm entgegengeſchickte Mannſchaft durch Verrätherei in die Hände des Rebellen fiel, bewies er an dieſen Unglückſeligen das erſte Beiſpiel ſeiner Grauſamkeit, indem er zwölf von ihnen auf die grauſamſte Art hinrichten ließ. Nach dieſer verübten Grauſamkeit fing er, ſeine Verbrechen allgemeiner zu machen, an und es fiel ihm nicht ſchwer, in denen durch den türkiſchen Krieg von Truppen entblößten Provinzen und Orten ſeine abſcheulichen Unternehmungen auszuführen. Durch ungereimte Verſprechungen lockte er die Einfältigen an ſich und durch Wuth und Grauſamkeit ſetzte er die beſten Denkenden in Furcht und Schrecken, und überall hat er die traurigen Spuren unmenſchlicher Tirannei und Bosheit zurückgelaſſen.“

Eine ächzende, keuchende Stimme, welche ſich aus dem Volkshaufen erhob, unterbrach hier den Vorleſer auf einige Augenblicke. „Lüge, Lüge!“ ſtöhnte es bang, wie aus einer gequälten Bruſt, mit den tiefen Tönen einer männlichen Stimme, „das iſt nicht wahr — Lug' und Trug iſt es!“ Weiter ließ ſich jedoch nichts vernehmen, die Stimme ging in einem dumpfen Gemurmel unter, das der verwegenen Äußerung folgte und der Muſchik, Ruhe gebietend, fuhr alſo nur noch lauter zu leſen fort:

„Die Menge der Übelthaten dieſes Ungeheuers iſt ſo groß, daß man dieſelben unmöglich beſonders aufzeichnen kann. Überhaupt aber kann man ſagen, daß kein Verbrechen zu denken iſt, welches ſeine ſchwarze Seele nicht ausgeübt hätte. Mit Hintanſetzung des göttlichen Geſetzes iſt er ſelbſt ein Verbrecher wider Gott geworden. Durch den gebrochenen Eid, den er der ſouverainen Macht geſchworen, hat er ſich zum Verräther und durch den entwandten Namen eines Monarchen zum Empörer des Volks und zum Urheber des Verderbens ſehr vieler unſchuldiger Menſchen gemacht. Städte, Gewerke, Colonieen, ganze Provinzen hat er eingenommen und gar viele Wohnungen den Flammen geopfert. Standesperſonen hat er ohne Unterſchied des Geſchlechtes und Alters ausgerottet, weil er befürchtet, daß durch dieſe mehr Erleuchtete, dem ihm folgenden, blinden Schwarm die Augen geöffnet werden möchten. Alles dieſes hat der Rebell Amilka Pugatſchew, ſowohl gegen die Unterſuchungskommiſſion, als auch nachher in der vollen Verſammlung des dirigirenden Senats, dem Scheine nach, mit aufrichtiger Reue geſtanden und ſeine Mitgenoſſen, ſo früher oder ſpäter als er gleichfalls in Haft geriethen, haben das nämliche öffentlich bekannt. Hierauf nun ſchritt eine bevollmächtigte Verſammlung zur Abfaſſung der Sentenz, nachdem ſie zuvor die bezughabenden Stellen der heiligen Schrift, als auch dasjenige, was die bürgerlichen Geſetze in dergleichen Fällen enthalten, ſich gehörig vorlegen laſſen. Und da gedachte bevollmächtigte Verſammlung ſich die außerordentliche Huld und Gnade Ihro kaiſerlicher Majeſtät zur Richtſchnur vorgeſetzt und zugleich erwogen, daß das Geſetz Gerechtigkeit und nicht Rache fordere, ſo hat die ganze Verſammlung einſtimmig beſchloſſen und geurtheilt, daß der Rebell und Betrüger Amilka Pugatſchew vom Leben zum Tode zu bringen ſei, und zwar geviertheilt, den Kopf auf den Pfahl geſteckt, die vier Theile des Körpers an den vier Gegenden der Stadt auf das Rad geflochten und hernach eben daſelbſt verbrannt zu werden.“

Bei dieſen Worten, welche der Leſende mit erhöhter Stimme und Nachdruck wiederholte, erſchallte aus mehreren Branntweinkehlen ein heiſeres Freudengeſchrei und Hurrahrufen, während jedoch der größere Theil der Verſammelten kein Zeichen der Freude oder des Beifalls gab, ſondern in der dumpfen Stille verharrte, welche die Verkündigung eines Todesurtheils bei einem gutmüthigen, nicht an Schreckensſcenen gewöhntem Volk in der Regel hervorbringt. Oben aber, an der Brüſtung der Granitſtufen ſank das bleiche Mädchen mit einem erſtickten Wehruf auf ſeine Kniee und verbarg das Antlitz in beide Hände.

(Fortſetzung folgt.)

Beitrag zur Kulturgeſchichte.

Geſchichte der Philoſophie bei den Katholiken in Altbaiern, baieriſch Schwaben und baieriſch Franken, von Dr. Th. A. Rixner. (München. 1835. 8. 175 S.)

Der Verfaſſer dieſer Abhandlung hat ſchon früherhin durch ſein Handbuch der Geſchichte der Philoſophie und die, gemeinſchaftlich mit Siber herausgegebenen Leben und Lehrmeinungen berühmter Phyſiker — werthvolle Beiträge zur philoſophiſchen Literatur geliefert. Betrachtet man nun den Titel der vorliegenden Schrift, wie man auch bei vielen anderen Schriften jetzt thun muß, nur als eine buchhändleriſche Licenz — und berückſichtigt blos den wirklichen Inhalt, dann wird man Herrn Dr. Rixner auch für dieſe literär-hiſtoriſche Arbeit den dem mühevollen Fleiß gebührenden Dank nicht verſagen. Herr Dr. R. gibt uns nämlich in dieſer Abhandlung ein wohlgeordnetes und ziemlich vollſtändiges Verhältniß der Lehrer der Philoſophie, der Mathematik und der Ethik und Geſchichte auf den Hochſchulen und Lyceen der baieriſchen Länder, wie ſie von deren Gründung an im 15ten Jhrdt. bis auf die gegenwärtige Zeit auf einander gefolgt ſind, und fügt den Namen der Lehrer die Titel ihrer Schriften in den angegebenen Fächern und zum Schluß auch Auszüge aus einigen dieſer Schriften bei. Die chronologiſche Reihenfolge theilt er in drei Perioden, beginnend mit der Stiftung der Hochſchule von Ingolſtadt durch Herzog Ludwig von Niederbaiern im Jahre 1472 bis zur Ankunft einer „Compagnie von 18 Mann Jeſuiten in Ingolſtadt,“ welche Albert V. im Jahr 1556 von Rom kommen ließ, „zur Wiederherſtellung der Disziplin des ausſchweifenden Klerus und zur Erziehung eines beſſeren Nachwuchſes, für welche er den Eifer und die Thätigkeit der Diöceſan-Biſchöfe viel zu gering und unergiebig fand.“ (S. 14. 15.) Die dritte Periode läßt er mit dem Jahre 1781 beginnen, in welchem die Jeſuiten, deren Orden ſchon 1773 aufgehoben worden, von den Lehrſtühlen verſchwinden, und Kant auch in Baiern zur Vorherrſchaft gelangt. Sie ſchließt mit der im vorigen Jahre beliebten Berufung der Benediktiner aus Öſtreich zur Beſetzung des baieriſchen katholiſchen Gymnaſiums und Lyceums in Augsburg. —

Man erſieht auch aus der Schrift des Hrn. R., wie die eigentlich deutſche Bildung mit Kaiſer Ludwig IV. beginnt, „der mehreren Städten ſeines Landes eigne ſtatutariſche Rechte in deutſcher Sprache gegeben,“ was auch Bürger veranlaßte, ſich zur Magiſtratur zu befähigen und für Einrichtung von Schulen zu ſorgen. Die Stiftung von Univerſitäten und die Händel der Kaiſer mit dem päpſtlichen Stuhle im 14ten, die Synoden von Conſtanz und Baſel und die Erfindung des Buchdrucks im 15ten. Jhrdt. riefen mit Macht die Laien zu wiſſenſchaftlicher Thätigkeit auf, und ſo heißt es denn ſchon in des Herz. Ludwig's Stiftungsurkunde der Hochſchule von Ingolſtadt (v. 26. Juni 1472). „Daß unter den Seligkeiten, welche die Menſchen auf Erden durch Gottes Gnade erreichen mögen, Künſte und Wiſſenſchaften nicht die mindeſten und geringſten, ſondern die merklichſten und vorderſten ſind." (S. 3.) „Die Päpſte hingegen," bemerkt Hr. R. (S. 4) „gaben immer ungern ihre Einwilligung zur Errichtung einer theolog. Facultät, weil ſie die mehr freiſinnige Bildung des Clerus ſcheuten; doch die deutſchen Fürſten verlangten eine mehr ſtaatsbürgerlich geſinnte Geiſtlichkeit, ſchulgerechte Juriſten als Räthe und Beamte, und gebildete Heilkundige für ihr Volk. Die Philoſophie endlich ſollte als gemeinſame Vorbereitung für alle die drei genannten obern Facultäten dienen."

Es iſt nun intereſſant, in dem dargebotenen Schriftenverzeichniß wahrzunehmen, wie der Unterricht in den Wiſſenſchaften, die man im 15ten Jhrdt. zur „Encyklopädie der Philoſophie" rechnete, ſich allmählich von den mittelalterlichen Autoritäten entfernt, um ſeit der Mitte des 17ten Jhrdts. zur „verſuchenden und mechaniſch erklärenden Atomiſtik" überzugehen; — wie dann die Scholaſtik theils von dieſer, theils von der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie völlig verdrängt wird, die zuletzt aber beide in den 80er Jahren des vor. Jhrdts. der, bis auf das Mark eindringenden kantiſchen Kritik weichen müſſen, durch welche in Deutſchland zuerſt die Philoſophie zu ihrer völligen Emanzipation gelangt. —

Der philoſophiſche Unterricht, der mit den Summeln des Petrus Hiſpanus und mit den ſchlechten lateiniſchen Überſetzungen des Ariſtoteles Metaphyſik, Phyſik, Ethik, Ökonomik und Politik begonnen, und in des Georg Reiſch Margarita philosophica (Baſel 1517) ſeine für jene Zeit — vollendete encyklopädiſche Geſtaltung gefunden, wird ſeit Anfang des 17ten Jhrdts. in die beginnende Naturforſchung hineingezogen, und ſeit der Mitte dieſes Jhrdts. ſinkt mit Macht das Anſehen des bisher faſt unumſchränkt herrſchenden Ariſtoteles.*) Mit dem Jahre 1729 erhielt endlich auch die allgemeine Profan- und Kirchengeſchichte ihre eigene Lehrkanzel an der Hochſchule zu Ingolſtadt (S. 58); im J. 1741 unternahm der Erzbiſchof Leopold Anton von Firmian eine allgemeine Studienreform (S. 71) und die Aufklärung brach ſo unwiderſtehlich in die kirchlichen Gewölbe ein, daß ſelbſt der Theatiner Sterzinger im J. 1766 in ſeinem Convente eine Rede hielt „von dem gemeinen Vorurtheile der wirkenden und thätigen Hexerei."

Wie dann in jenen baieriſchen Ländern zu Anfang der erſten Reformation ſich treffliche Männer hervorgethan, wie Celtes, Thurmayr (Aventinus), Reuchlin und Agricola, ſo finden wir in der vorliegenden Abhandlung in der Periode der neueren Reformation oder vielmehr Transformation auch nicht wenige ausgezeichnete Namen im Verzeichniſſe der baieriſchen Lehrer, wie u. a. Werkmeiſter, Weishaupt, Mutſchelle, Franz v. Baader, Sailer, Socher, Bened. Zimmer, Nußlein, Gruithuiſen und andere mehr. Ob nun den Benediktinern gelingen werde, den weltumgeſtaltenden Geiſt, — der ſelbſt das grandioſe Inſtitut der Jeſuiten niedergeſtürmt hat, — einzufangen, und in den Kloſterverließen der katholiſchen Disziplin in ſichern Gewahrſam zu bringen, dies muß um ſo mehr bezweifelt werden, als ſich gerade thatſächlich erweiſt, daß der Archeus der Weltgeſchichte kein Freund von Wiederholungen und Repriſtinationen iſt. Wer einmal das Licht geſehen und die Freiheit gekoſtet, der wird nie und nimmermehr ſich geduldig in eine finſtre Zelle einſperren laſſen.

C.

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

III. Die hiſtoriſche Schule.

Außer den beiden, von uns früher beſprochenen Künſtlergruppen, gibt es nun noch eine dritte, woraus wir die bedeutenſten Geſtalten hervorheben wollen. Wir faſſen dieſelbe unter der obigen Aufſchrift zuſammen, da die hieher gehörigen Künſtler grade keiner Parthei beſtimmt angehören und weder dem romantiſchen Banner folgen, noch zur David'ſchen Fahne ſchwören, wohl aber den Namen Hiſtorienmaler im eigentlichen und natürlichſten Sinne des Worts verdienen.

Einer der bekannteſten und beliebteſten neueren franzöſiſchen Künſtler iſt unſtreitig immer noch Horace Vernet, obſchon ihm gerade jetzt die Romantiker und die Schüler des Herrn Ingres, den wir bald kennen lernen werden, ſeinen wohlverdienten Ruhm am lebhafteſten ſtreitig machen. In der Schule Vincent's, eines Zeitgenoſſen David's, gebildet, gelang es Horace Vernet erſt nach und nach, ſeinen Styl von dem urſprünglichen Unterricht zu befreien. Seine erſten Verſuche im hiſtoriſchen Genre: Die Schlacht bei Toloza, Ismael und Maryame und die Ermordung der Mameluken fanden keine ſo günſtige Aufnahme beim Publikum. Und doch machten ſich dieſe drei Werke durch hervorſtechende Eigenſchaften bemerklich, man konnte ihnen unmöglich eine große Gewandtheit und Freiheit in der Führung des Pinſels, ſowie rege Auffaſſung und Ausführung abſprechen, — Eigenſchaften, deren im Jahr 1819 wenig gleichzeitige Künſtler ſich rühmen konnten. In der Folge beſtrebte ſich Horace Vernet ſeinen Styl wie ſeine Farbe zu verbeſſern und die Früchte dieſes Bemühens waren: Philipp Auguſt und der Pabſt Leo X., zwei Gemälde, deren Eingebung er in der Schule der alten Venetianer geſchöpft und welche ſich vom Pabſt Julius II. und der Schlacht bei Fontenoy, von der Edith und dem Tod des Holophernes augenſcheinlich durch die Abſicht unterſcheiden, als Maler einen feſteren und glänzenderen Ton zu zeigen. Die hiſtoriſchen Gemälde würden allerdings dem Horace Vernet einen ehrenvollen Ruf geſichert haben, jedoch ſind es nicht ſowohl dieſe, welche ſeinem Namen eine ſo ausgebreitete Popularität verſchafften; ſeine Staffeleigemälde, ſeine faſt immer glücklich hingeworfenen Skizzen aller Art, ſeine auf die Leinwand übertragenen Epiſoden aus der Repuplik und Kaiſerzeit, ſeine Schlachtgemälde (das von Montmirail vor allen), ſeine Darſtellungen von Lager- und Kaſernenſcenen der franzöſiſchen Soldaten, ſeine kleinen tragiſchen oder ſpaßhaften Dramen, die ſind es, welche ſeinen Namen in allen Klaſſen der Geſellſchaft ſo beliebt gemacht haben. Vernet iſt in ſeiner Art zu malen originell; er hat ſich nach keinem Meiſter gebildet und keinen ſeiner Vorgänger nachgeahmt; er hat oft Pferde gezeichnet und obſchon ihm hier das Muſter ſeines Vaters, des berühmten Pferdemalers, ganz nahe lag, iſt er doch ſtets nur ſeinem eigenen Kopfe und ſeiner eigenen Anſicht gefolgt. Ich kenne außer Paul Veroneſe nicht leicht einen Künſtler, welcher mit ſo wunderbarer Schnelligkeit hervorbringt, ohne gerade deshalb den Namen eines Genie's zu verdienen. Man würde indeß irren, wenn man glaubte, daß er die ganze Fruchtbarkeit ſeines Talents nur ſo aus dem Ärmel geſchüttelt habe, ohne vorher ernſthafte Studien zu machen. Horace Vernet hat viel und anhaltend gearbeitet; man ſieht es der wohlerwogenen Anlage ſeiner Bilder, der feinberechneten Stellung jeder ſeiner Figuren an, daß Bewegung und Ausdruck des Ganzen ſowohl, wie der einzelnen Theile ſorgfältig durchdacht ſind. Das erſte künſtleriſche Auftreten des Horace Vernet datirt aus der letzten Zeit des Kaiſerthums; den Gipfel ſeines Ruhms erreichte er während der Reſtauration, jener Periode der ſtillen Trauer und der wort- und bilderreichen Oppoſition, wo die unerſchöpfliche Fülle ſeines künſtleriſchen Geiſtes einen freien Schwung nahm und Horace Vernet mit Charlet und Béranger als Tröſter der bonapartiſch geſinnten Volksklaſſen und der alten Schnurrbärte gefeiert ward.

---

*) Die Beweiſe dieſer Herrſchaft auch in Baiern, finden ſich u. a. S. 5. 6. 8. 9. 17. 21. 23. 25 f. 26. 40 f. 52. 54 f. 60 f. 66 f. 71. 111 und 114 der vorlieg. Schrift. —

Seit der Julirevolution zum Direktor der franzöſiſchen Akademie zu Rom ernannt, lebte Horace Vernet bis zu Ende 1834 von Paris entfernt und arbeitete in der ewigen Stadt unter dem Einfluſſe der alten unſterblichen Meiſter. Offen geſtanden, hat er ſeitdem wohl die Zahl ſeiner Werke, nicht aber den Umfang ſeines Ruhms vermehrt. Seine Begegnung Raphaels und Michael Angelo's ſteht weit unter ſeinem Philipp Auguſt, worin ſich ſein Talent als Hiſtorienmaler am beſten beurkundet; was er als Schlachtenmaler Vorzügliches geleiſtet iſt, die Schlacht bei Montmirail, und die Verhaftung der Prinzen iſt ſein beſtes Genrebild. Die Ankunft des Herzogs von Orleans im Palais-Royal, 30. Juli 1830, welche er im vorigen Jahre aus der Villa Medici auf die Ausſtellung geſandt hat, iſt eine in jeder Hinſicht ſchwache Produktion, welche wir dem Künſtler nur wegen ſeiner in dem Salon deſſelben Jahres ausgeſtellten Beduinenhorde verzeihen können. Dieſes letztere iſt ein Gemälde voller Leben und Anmuth. In einer ſchönen Landſchaft, unter dem Schatten eines Baumes, ſehn wir eine Gruppe Araber in der Runde auf bunten, über den Rain gebreiteten Teppichen gelagert. Die Beine gekreuzt, trinken ſie mit aller Gemüthsruhe ihren Kaffee, rauchen gemächlich ihre Pfeife dazu und hören aufmerkſam eine Geſchichte an, welche einer unter ihnen vorträgt. Eine junge Sklavin, die ſo eben Waſſer geholt, hat ſich zu dem Kreiſe geſellt; am Eingang des Zeltes füttert ein Sklave eine ſchöne, weiße Stute und im Zelte ſelbſt ſitzt eine Frau mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, die ſehr genau aufhorcht und, ich wette, kein Wort von der Geſchichte verliert, wenn nicht das Federvieh in ihrer Nähe einen zu großen Lärm macht. In weiterer Ferne ſehn wir einzelne Getreideſchober und Heerden von Kameelen ſteigen ſo eben den Abhang des Gebirges herunter. Man hat dieſe afrikaniſche Scene, welche Horace Vernet nach der Natur gezeichnet hat, heftig getadelt; der Farbenton ſei blaß, matt und rauh, die Beduinengeſichter ſeien unwahr u. ſ. w. Leute, welche dieſe Gegenden und Menſchen aus eigener Anſchauung kennen, ſprechen jedoch den Künſtler von dieſem Vorwurfe frei und finden in dem Bilde eine große Wahrheit des Localcharakters. Ich bin nicht abgeneigt, letzteren Recht zu geben; doch bleibt es ausgemacht, daß ein gewiſſer bläulicher Reflex einigen von den phlegmatiſchen Zuhörern des Erzählers einen ſchwerfälligen Anſtrich gibt, und daß eine ſchwache, im Hintergrunde angebrachte Laſur von gelbem Ocker die Rauheit des Farbentons gemildert hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Notizen.

∴ Von „tauſend und einer Nacht,“ wie ſie aus einer tuneſiſchen Handſchrift ergänzt, von Habicht, von Hagen und K. Schall überſetzt, mit — von Göthe belobten, von Watts in Holz geſchnittenen — trefflichen Zeichnungen von Moriz von Schwind — ausgeſtattet, und bereits dreimal aufgelegt worden, — erſcheint nun eine vierte, angeblich Pfennig-Ausgabe (in 5 Lieferungen), die jedoch vier und ein halben Thaler koſten wird. —

∴ Die Gebeine der alten Aegypter. — Wagner in ſeinen „Reiſen in Europa und im Morgenlande“ bemerkt, daß die Gebeine der alten Aegypter ein Ausfuhrartikel des Nilhandels ſind — in Ermangelung anderer — zum Düngen.

∴ Kryſtalle in organiſchen Körpern. — Nach Ehrenberg's Unterſuchungen finden ſich in organiſchen Körpern mehr Kryſtalle, als man bisher angenommen. Er fand deren in Fröſchen, Fiſchen und Fledermäuſen in der Nähe des Rückgrades und des Gehirnes. Sie ſind mikroſkopiſch und beſtehen in ſechsſeitigen Prismen von kohlenſaurem Kalk. Die Unterſuchungen von Karus und Jacquemin beſtätigen die Angaben Ehrenberg's in Bezug auf das Ohr und den Rückgrad der Fröſche. —

∴ Die Hexenprozeſſe im 17. Jahrhundert. — Aus G. von Lamberg's (aus actenmäßigen Urkunden geſchöpfter) Abhandlung über das Criminal-Verfahren vorzüglich bei Hexenprozeſſen im ehemaligen Bisthum Bamberg, — erfahren wir, daß in den 6 Jahren von 1624 bis 1630 daſelbſt nicht weniger als 900 Unterſuchungen wegen Hexerei im Gange geweſen und daß, beinahe immer erſt in Folge der gebrauchten Folter — 307 Individuen, theils lebendig verbrannt, theils, beſonders in den letzten 3 Jahren, zuerſt geköpft und dann verbrannt worden ſind. —

∴ Zunahme der Bevölkerung und der Nahrungsmittel in England. — Der Revue britannique zufolge hat von 1780 bis 1830 nicht bloß die Bevölkerung Englands ſich verdoppelt, — ſondern auch der Mangel an den erſten Nahrungsmitteln ſich ſehr vermindert. Von den 6 Millionen Einwohnern, die England im Jahre 1780 hatte, waren [illegible], — jetzt aber ſind kaum 50,000 vom Genuſſe des Weizenbrodes ausgeſchloſſen. Im Jahre 1780 wurden nur 1,400,000 Viertel Hafer für die Pferde verbraucht, deren Zahl ſich ſo vermehrt, daß jetzt 10 Mill. für ſie erfordert werden. Vor 50 Jahren war die Erdbeerzucht bei London faſt unbekannt; jetzt liefern 1000 Morgen Landes für 5 Mill. Franken Erdbeeren nach London. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 95. 1836

Phönix.

Donnerſtag, 21. April.

Statiſtik

der Bildungsanſtalten des ruſſiſchen Reiches,

nach amtlichem Bericht.

Im vergangenen Jahre iſt zu Petersburg der Bericht veroeffentlicht worden, der von Seiten des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts für das vorhergehende Jahr an den Kaiſer erſtattet worden. Wir entnehmen aus demſelben dasjenige, was auch für unſere Leſer von Intereſſe ſein dürfte.

I. Das Hauptaugenmerk des Herrn von Uwaroff, dem jenes Miniſterium anvertraut iſt, war zunächſt auf vorſichtige Wahl der Schuldirektoren gerichtet. Auch für wirkſame Beaufſichtigung der Privatlehranſtalten waren nachdrückliche Verfügungen getroffen; namentlich wurden in Petersburg und Moskau berathende Verſammlungen der Inſpektoren dieſer Anſtalten unter Leitung der Univerſitätsrektoren eingeführt, um alle, die Organiſation derſelben betreffende Verhandlungen zu concentriren. Beſondere Aufmerkſamkeit wandte der Kaiſer auch auf die häusliche Erziehung, und befahl eine Verordnung zu entwerfen, kraft welcher die tüchtigen Hauslehrer „zum wirklichen Dienſte gerechnet," — dagegen aber auch „die Verpflichtungen derſelben gegen die Regierung beſtimmt wurden." Alle Maßregeln ſollten zur Bewirkung der Einheit und Gleichſtellung aller einzelnen bis jetzt zerſtückelt geweſenen Theile der Volksbildung führen.

II. Über die einzelnen Lehrbezirke, die durchgängig nach der im Mittelpunkt desſelben gelegenen Univerſität benannt werden, bemerkt der Bericht u. a. Folgendes:

1. Petersburger Lehrbezirk. Auf der Univerſität zu Petersburg befanden ſich 52 Lehrer und Beamte, und 229 Studirende; der Lehrbezirk beſtehend aus 6 Gouvernements, begreift 8 Gymnaſien. Die Univerſitäts-Bibliothek faßt 21,751 Bände in ſich, für Petersburg ſelbſt iſt jetzt ein 4tes Gymnaſium gegründet worden.

2. Moskauiſcher Lehrbezirk. Auf der Univerſität Moskau fanden ſich 108 Lehrer und Beamte, und 456 Studirende; ſie beförderte 290 junge Leute zu gelehrten Graden. In den 9 Gouvernements des Moskauiſchen Lehrbezirks befinden ſich ein Lyceum, ein adliges Inſtitut, neun Gymnaſien, und bei dieſen fünf Penſionsanſtalten, 75 Kreis- und 152 Parochial- und Dorfſchulen. Die Univerſitäts-Bibliothek beſitzt 44,881 Bände. — Zur Aufſicht über die Studirenden, insbeſondere hinſichtlich ihres Betragens, wurden ein Inſpektor und fünf Gehülfen beſtellt. Ein 2tes Gymnaſium für Moskau iſt im Bau. Der Antrag der dortigen Kaufmannſchaft, auf ihre Koſten eine Schule für 50 arme Kaufmanns- und Bürgerſöhne zu ſtiften, wurde genehmigt.

3. Charkow'ſcher Lehrbezirk. Die Univerſität Charkow hat 54 Lehrer und Beamte, und 380 Studirende. In den 8 Gouvernements dieſes Lehrbezirks finden ſich 7 Gymnaſien. Die Univerſitäts-Bibliothek beſteht aus 21,210 Bänden und Handſchriften; dabei befinden ſich ein Münzkabinet und ein botaniſcher Garten.

4. Kaſan'ſcher Lehrbezirk. Die Univerſität Kaſan hat 70 Lehrer und Beamte, 228 Studirende und eine Bibliothek mit 28,502 Bänden und 244 Handſchriften. Die 9 Gouvernements des Lehrbezirks haben 9 Gymnaſien. Seit der Mitte des Jahres 1834 gibt die Univerſität „gelehrte Anzeigen" heraus. Auf dem Kaſan'ſchen Gymnaſium ſoll künftig Unterricht im Arabiſchen, Perſiſchen, Tartariſchen, Türkiſchen und Mongoliſchen ertheilt werden.

5. Dorpat'ſcher Lehrbezirk. Die Univerſität

Dorpat hat 68 Lehrer und Beamte, und 524 Studirende. Sie entließ mit gelehrten Graden 182 junge Leute. Die Bibliothek faßt 58,936 Bände in ſich, der botaniſche Garten 11,525 Arten und das Kunſtmuſeum 13,000 Gegenſtände. In den 3 Gouvernements des Lehrbezirks finden ſich 4 Gymnaſien, 186 Privatpenſionen und Schulen mit 3,750 Zöglingen.

Die Profeſſoren der Univerſität gaben 1834 mehr als 40 Werke, Diſſertationen und Reden heraus. — Aus dem dortigen Profeſſoren-Inſtitut wurden 1833 dreizehn junge Leute auf zwei Jahre nach Berlin geſendet und daſelbſt zuerſt der Aufſicht des Profeſſors Kranichfeld, in der Folge der des Generalmajors Manſurow anvertraut. Auf des Letzteren Antrag bewilligte der Kaiſer zu den jährlich für jeden Einzelnen beſtimmten 700 Thaler noch eine Zulage von theils 200, theils 300 Rthlr.

6. *Kiewer Lehrbezirk.* Die Univerſität des h. Wladimir wurde am 15. Juli, dem Tage dieſes großen Bekehrers, inſtallirt. Es wurden 43 Lehrer und Beamte dabei angeſtellt; Studirende fanden ſich 62 ein. Im Lehrbezirk, der aus 4 Gouvernements beſteht, befinden ſich ein Lyceum, 7 Gymnaſien, 25 Privatpenſionen und Schulen mit 119 Lehrern und Aufſehern, und 461 Zöglingen. Das Zubehör der aufgehobenen Univerſität Wilna ſollte der Univerſität des h. Wladimir überlaſſen werden. Die jährliche Einnahme derſelben beträgt 249,304 Rubel.

7. *Der weißruſſiſche Lehrbezirk* beſteht aus 5 Gouvernements und einer Provinz, mit 12 Gymnaſien und einer Penſion.

8. *Odeſſa'ſcher Lehrbezirk.* Im Lyceum zu Odeſſa ſind 37 Lehrer und Beamte angeſtellt, und in den 3 Gouvernements und der Provinz dieſes Lehrbezirks befinden ſich 5 Gymnaſien, 13 Privatpenſionen und Schulen mit 608 Zöglingen.

9. *In den Provinzen jenſeits des Kaukaſus* befinden ſich ein Gymnaſium, eine adlige Penſion und 12 Kreisſchulen.

10. In den Sibiriſchen Schulen mangelt es ſehr an Lehrern. —

Soviel über die eigentlichen Schulanſtalten der verſchiedenen Lehrbezirke des ruſſiſchen Reiches.

III. Über die *in der Kaiſerſtadt befindlichen höheren Bildungs-Inſtitute* erfahren wir dann ferner: 1. daß bei dem zur Bildung von Lehrern in Petersburg beſtehende *Pädagogiſche Hauptinſtitut* 45 Lehrer und Beamte, und 144 in der Bildung begriffene junge Leute ſich befanden, von welchen letzteren im Dezember 1834 — 49 entlaſſen werden ſollten. Die Bibliothek des Inſtituts beſteht aus 5128 Bänden, und im Jahre 1834 wurden noch fur mehr als 16000 Rubel Bücher angeſchafft.

2. Die Petersburger *Akademie der Wiſſenſchaften* lieferte im Laufe des Jahres Struve's mikrometriſche Meſſungen von 2726 Doppelſternen, Kupffer's Beobachtungen auf ſeiner Reiſe nach dem Kaukaſus, und die Fortſetzung des Werkes von Marſchall Bieberſtein über die Flora des Kaukaſus. Eingeſendet wurden 800 Schriften, angekauft für 12,000 Rubel. Zur Erweiterung des Lokals für die naturhiſtoriſchen Sammlungen wurden über 25,000 Rubel betragende Bauten unternommen. Auch ließ die Akademie eine große Anzahl von Werken, die ſie herausgegeben, unentgeldlich zum Beſten des pädagogiſchen Hauptinſtitutes, der Gymnaſien und der Gouvernements-Bibliotheken verabfolgen, im Ganzen zu einer Summe von 36,000 Rubel. — (Schluß folgt.)

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

Im letzten Jahr hat Horace Vernet ſeine afrikaniſchen Studien fortgeſetzt und *eine Rebecca am Brunnen* und *die Einnahme von Bona* gegeben. Die frühern Vorwürfe ſind auch diesmal wieder laut geworden; ſo viel bleibt ſicher, daß der Künſtler in dieſen Bildern, wie gewöhnlich, eine leichte, geiſtreiche Auffaſſungsgabe und eine große Fertigkeit der Ausführung beurkundet. Horace Vernet wird daher immer einen Ehrenplatz unter den Künſtlern des 19ten Jahrhunderts behaupten; er ſtammt aber auch aus einer Familie, in welcher das Künſtlertalent einheimiſch geworden zu ſein ſcheint. Sein Vater Carl Vernet, Sohn des berühmten Marinemalers Joſeph Vernet, lebt als Caricatur- und Pferdemaler noch in friſchem Andenken. Beide waren in Paris zugleich wegen ihres Calembourgs ſehr bekannt. Joſeph ſtand lange im vertrautem Umgange mit dem famöſen Marquis von Bièvre, deſſen Witze und Wortſpiele in unendlicher Anzahl circulirten. Um dieſem, ſeinem furchtbaren Gegner Stand zu halten, ging Joſeph in ſeiner Liebe für dieſe geiſtreiche Spielerei ſo weit, daß er ſeinem Sohne Carl die Calembourgs das Stuck mit 5 Franken bezahlte, wofür ſich dieſer anheiſchig machte, ihm das Vorrecht daran abzutreten.

Die größte Celebrität der hiſtoriſchen Schule iſt ohne Widerrede *Paul de la Roche*; ſein Name lebt in Aller Munde, in den Salons und in den Boutiquen iſt Alles voll von ſeinem Lobe und de la Roche wird heut zu Tage ſo gefeiert, wie Gerard vor funfzehn und David vor dreißig Jahren. Paul de la Roche iſt in der That ein Künſtler von ausgezeichneten Anlagen, ein Maler, der weder der claſſiſchen Schule angehort, wie man ihm hat Schuld geben wollen, noch der romantiſchen, welche ihn gern zu ihrem Anhanger geſtempelt hatte. Er hat keineswegs bewußtlos die gebahnten Wege früherer Meiſter nachgetreten, und wenn er Neuerungen gewagt, hat er ſich ſtets innerhalb der gehörigen Schranken gehalten; er iſt weiter gegangen, als Drolling, jener letzte wurdige Sproß des David'ſchen Malerſtamms, aber er iſt auch nicht blindlings dem Syſteme gefolgt, welches junge, von der Freude einer völligen Umwälzung in der Kunſt trunkene Talente zu weit und zu raſch vorantrieb. Faſt könnte man ſagen, daß de la Roche ein vorſichtiger Juſtemilieu-Maler geblieben iſt, der ſorgfältig arbeitete und zuſammenſtückte, während um ihn herum ungeweihte Hände Alles niederriſſen, obſchon ihnen die nöthige Kraft zur Begründung von etwas Neuem mangelte. Sein Einfluß iſt aber nichts deſtoweniger forderlich fur die Schule geweſen; er hat das Gebiet der Hiſtorienmalerei, wie ſie unter dem Kaiſerreich von den Nachahmern David's geübt wurde, um ein Bedeutendes erweitert und fortwährend an ſeiner Manier gefeilt und gereinigt. Lange Zeit hindurch war de la Roche ſchwerfällig; ſein Ton hatte etwas Bleiernes und nicht wenig Härte; nach und nach wußte der Künſtler ein feineres und wahreres Colorit ſich anzueignen und ſeinen Talenten mehr Gefälligkeit und geſchmeidige Mannigfaltigkeit zu geben. Der Präſident Duranti und der Tod Eliſabeths ſind zwei Bilder jener Zeit, wo de la Roche die Steifheit ſeines Pinſels zu überwinden und eine leichte Hand zu gewinnen ſuchte. In beiden Gemälden blickt ſorgſames Studium und dramatiſcher Ausdruck durch, aber über beiden liegt eine drückende Harmonie und ein falſcher Glanz. Nach dem letztgenannten Gemälde bemerkt man einen großen Fortſchritt bei de la Roche. Angefeuert durch die Gemälde Ingres, ſuchte er die Reinheit der Form und die Einfachheit des Ausdrucks, und in dieſem Beſtreben ſchuf er die Söhne König Eduard's, welche ein unermeßlicher Beifall bewillkommte. Die Art und Weiſe wie die Köpfe der beiden jungen Opfer, beſonders der Kopf des Herzogs von York, gemalt ſind, verräth noch einige Schwerfälligkeit, aber im Ganzen zeichnet ſich das Gemälde durch eine ſaubere, anmuthige Ausführung und durch ein wohlerfundenes, natürliches Colorit aus. Das Auge des Beſchauers ruht mit Wohlgefallen auf einer Menge niedlicher Einzelnheiten und die Kunſt wird vollends einem Gegenſtande zugewandt, welcher mit einer ſo vollkommenen Einſicht eines geſunden Kunſtgeſchmacks behandelt iſt. Der Cinq-Mars und der Cardinal Mazarin auf ſeinem Sterbebette fanden eine eben ſo freundliche Aufnahme, welche dem in dem letzten Salon ausgeſtellten Pendant dazu, der Ermordung des Herzogs von Guiſe, ebenfalls zu Theil wurde. Dieſe drei Staffeleigemälde ſind durch eine große Feinheit in der Ausführung bemerkenswerth, vielleicht weniger lebensvoll dargeſtellt als Miß Macdonald und der Prätendent, erſcheinen aber vollkommener und abgerundeter. Cromwell kündigte ſich unter andern Eigenſchaften an. Das iſt materielle Malerei in ihrer ganzen Höhe und Vollkommenheit, welche an einige ſpaniſche Meiſter erinnert, und wovon ich nie etwas vollendeteres geſehen zu haben geſtehe. Wenn aber die materielle Erſcheinung mit ſo bewunderungswürdiger Kraft erfaßt iſt, ſo gewinnt das Bild doch nicht in dem Maße, als man es länger und länger kennen lernt; der erſte Eindruck iſt der ſtärkſte und bleibendſte. Die Zeichnung iſt minder rein und fein, als in den Söhnen König Eduard's; dort iſt die Wirkung allerdings handgreiflicher, die Auffaſſung energiſcher, aber hier herrſcht mehr Eleganz und innigeres Gefühl vor. (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

33) Gedichte von Ludwig Bechſtein. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 1836.

Bechſtein's poetiſche Eigenthümlichkeit iſt der Reflex ſeines heiteren, gemüthlichen Thüringens. Er iſt ein rechtes Waldkind, das am liebſten über Stock und Stein durch's Holz ſtreift, ein friſches, fröhliches Lied ſingend. Aber es iſt ſchwer mit ihm fortzukommen. Er bleibt oft ſtehen, betrachtet eine zierliche Bergpflanze, hebt einen Salamander auf und ſteckt ihn in ſein kupfernes Käſtchen; vor altem Berggemäuer hält er ſinnend an und ſpricht mit dem Hirtenbuben; keine Sage, im ganzen Thüringerland, die er nicht kennt. So durchwandert er ſein Thüringen; ja es iſt ſein, mit allen Reizen der Natur und der Sage, es iſt ſein kleines Königreich, es iſt ſeine Welt. Und ſieht er auf dem Inſelsberg die Sonne aufſteigen, ſo denkt er: Sie kommt, Thüringen zu ſchmücken; und ſteht er in Schmalkalden in Luther's Herberge, ſo denkt er zuerſt: Es war mein Landsmann, und dann erſt: es war ein Deutſcher. Er trägt ſeine Heimath überall mit ſich, mitten in den Kunſtſchätzen Münchens, mitten im Zauber Salzburgs, mitten im Taumel von Paris denkt er nicht blos an ſie, nein, hat er ſie.

Das iſt eine liebenswürdige Eigenthümlichkeit, die auch dann an ihm durchſchimmert, wenn er ſich an größere Stoffe gibt, welche plaſtiſch behandelt ſein wollen, — immer werden gewiſſe Parthieen daran mit jener Localtinte laſirt ſein. In dieſen geſammelten Gedichten nun ſpricht ſich das innerſte Weſen Bechſtein's aus. Es iſt eine edle und zwar eine milde Natur, wie wir ſie in Sturmtagen wirklich brauchen. Nie hat er für irgend eine Parthei die Poſaune ergriffen, und doch hallt auch in ſeinem Inneren der Schlachtruf der Gegenwart nach. Er geht ihr nicht voran, aber mit dem Friedenszweige zur Seite, in keiner Uniform, in keiner Toga, ſondern in ſeinem grünen Hausrock, ſtets heiter, ohne Poſſen zu treiben, ſtets ernſt, ohne trübſelige Koketterie.

Die geſammelten Gedichte Bechſtein's zerfallen in vier Abtheilungen: 1. Vermiſchte Gedichte, 2. Mythen, Romanzen, Balladen, Erzählungen, 3. aus Thüringen, 4. Wanderbuch und Wanderbilder. Man wird aus dem vorher geſagten unſchwer errathen, welcher von dieſen Parthieen wir unbedingt den Vorzug einräumen. Thüringen iſt's, und zunächſt das Wanderbuch, dann die Mehrzahl der vermiſchten Gedichte, welche wir als gelungen anerkennen. Wir halten es für unſre Pflicht, die ſchönſten zu bezeichnen: Edelſtein und Perle (S. 21) ächt und rein aus der Bruſt emporgequollen: Erhebung (S. 23), Ruhe (S. 61), rührend einfach: Das arme Kind (S. 72), recht charakteriſtiſch drollig: Der Verdrüßliche (S. 85), Born der Lieder (S. 105) und der Zigeuner (S. 193), — in der dritten: Vom Hörſelberg (S. 260), die Kyffhäuſer-Sagen (S. 297), der Kinder-Kreuzzug (S. 298), vom Hautſee bei Dönges (S. 314), das ſtille Kind bei Erfurt (S. 324), das Leproſenhaus (S. 326), der Goldſchacht bei Reichmannsdorf (S. 338), — in der vierten: Toaſt (S. 350), Mondgang (S. 366), das wunderſchöne, herzinnig einfache Gedicht: Weggruß (S. 382) und das vortreffliche letzte: Ankunft (S. 416). Dagegen ſcheint es uns, daß der günſtige Eindruck, den Bechſtein's geſammelte Gedichte hervorbringen, vollſtändiger wäre, wenn der Dichter manche Stücke, bei welchen entweder die Form vernachläßigt, oder manierirt iſt, ausgelaſſen hätte; ſo wie ſolche, die manierirt und vernachläſſigt zugleich ſind, wie z. B. der Feſtkalender eines Unglücklichen: Die nordiſchen Sagen ſind eintönig, und bei manchen Romanzen verdirbt ein allzuhäufig wiederkehrender Refrain die Stimmung. Letzteres ſcheint überhaupt eine kleine Liebhaberei des Dichters, und wir müſſen es ihm nicht allzuhoch anrechnen, wenn ſie hie und da unpaſſend angewendet erſcheint; denn der Refrain iſt ein Geheimniß der Lyrik, für welches wir keinen Schlüſſel, überhaupt faſt gar keine Regel haben. Er kommt aus einem inneren Bedürfniß, als Naturlaut. Hier entſcheidet oft nur der Zufall. Auch Chamiſſo, der den Refrain bekanntlich in einigen Gedichten ſo meiſterhaft angewendet, hat damit bei andren doch Mißgriffe gethan.

Wenn wir nun einzelne Gedichte Bechſtein's als mißlungen bezeichneten, ſo ſind wir es dem Dichter ſchuldig, das, was uns der Grund ſeiner Mängel ſcheint, anzugeben, und wir glauben dieſen am beſten damit zu bezeichnen: daß Bechſtein's Lyrik nur dann matt wird, wenn ſie ſich eben von ſeiner Eigenthümlichkeit, von dem klaren und einfachen Naturleben gewaltſam losreißt und in ein von Anderen betretenes Geleiſe übergehen will.

31) **Öſterreich im Jahre 1835 und Zeichen der Zeit in Deutſchland.** Von Dr. A. J. **Groß-Hoffinger.** Stuttgart und Leipzig, Rieger und Comp. 1836.

Wir können uns über dies Buch kurz faſſen, da es nur einen Punkt bietet, durch welchen es intereſſant iſt, nämlich das Stigma der Zweideutigkeit. Wenn ſich jemand von Anfang her als Polemiker gab, ſo ſoll er kein Chamäleon ſein; er ſchadet dadurch niemand, als ſich ſelbſt, aber ſich ſelbſt am empfindlichſten, weil ein einmal verlorner Credit ſich nie wieder erſetzen läßt. Wir proteſtiren, indem wir dieſe Meinung ausſprechen, gegen eine möglicher Weiſe uns zuzumuthende Beziehung derſelben auf beſtehende Verhältniſſe. Man kann als rechtſchaffner Mann ſich ganz gut jedes eigenen Urtheils über ſolche Gegenſtände enthalten und wird doch jemand — gelind geſprochen — ſehr zweideutig nennen dürfen, deſſen ſpätere Meinungen mit ſeinen früheren im direkten Widerſpruche ſtehen. Herr Groß-Hoffinger ſteht an Geiſt und moraliſcher Kraft zu tief unter den Perſonen, deren Verhältniſſe er — und weßhalb haben dieſe es nöthig? — mit Beredſamkeit ſchildern will, als daß ſeine Schrift irgend Betrachtung verdienen könnte. Das Schlimmſte aber iſt, daß ſeine Worte eigentlich gar keinen Inhalt haben. Man wird ihn von Seite aller Partheien mitleidig belächeln. Der zweite Theil ſeines Buches iſt nichts als eine bombaſtiſch aufgeſtutzte pöbelhafte Wiederholung der oft gehörten Deklamationen gegen das junge Deutſchland. Was will dieſer Groß-Hoffinger, ohne Geſinnung, ja ohne Weſen, gegen Schriftſteller, die — trotz aller Verirrungen, die nicht genug bekämpft werden können, — doch etwas beſitzen, was er nicht beſitzt, nämlich: **Geiſt**?! Herr Groß-Hoffinger hat am Schluß des genannten Buches eine neue Zeitſchrift: **Germania** angekündigt, die wahrſcheinlich kein beſſres Ende nehmen wird, als jene pomphaft angekündigte Auſtria; parturiunt montes. Sprich nicht ewig von dem, was du thun **willſt**, ſondern thue endlich was, aber etwas Redliches!

Feuilleton.

*** **Neueſte Schrift von Charles Lucas.** — Von **Ch. Lucas**, General-Inſpektor der Gefängniſſe in Frankreich, deſſen Schrift über die **Todesſtrafe** zu Genf und Paris gekrönt, deſſen „système pénitentiaire en Europe et aux états-unis" im J. 1830 den großen Preis Monthyon davon getragen, erſcheint im nächſten Monat eine „Théorie de l'emprisonnement" in zwei Bänden, die, wie die beiden vorhergehenden Schriften, gewiß auch für **Nicht**-Rechtsgelehrte manches Intereſſante und Beachtenswerthe darbieten wird. —

*** **Franzöſiſches Converſationslexikon und ſpottwohlfeile Bibliotheken.** — Wenn das Glück der Welt durch Bücher begründet oder herbeigeführt wird, dann muß Frankreich bald ein Eldorado ſein. Nicht genug, daß faſt alle franzöſiſchen Capacitäten, Notabilitäten, Illuſtrationen und — Specialitäten, von dem Premier-Miniſter Thiers an bis zu dem liberalen Deputirten de Golbery, von Chateaubriand bis zu Capefigue, von St. Marc-Girardin bis zu (Mad.) Sand, von de Lamennais und Ballanche bis zu Azaïs und Coquerel — zuſammenwirken zur Herausgabe eines „Dictionnaire de la conversation" in 50 Bänden (jeder von 500 Seiten), — auch für die armen Schulmeiſter und die ärmſten Schulknaben wird geſorgt; denn für 25 Franken bietet Herr **Delapalme** eine *Bibliothèque de l'instituteur primaire* in 25 Bänden an: „contenant toutes les parties de l'enseignement," und der Buchhändler Dupont thut uns zu wiſſen, daß von ſeiner „Bibliothèque élémentaire," von welcher jeder Band ein vollſtändiges Werk enthält und nur **zwei Sols** koſtet, bereits 21 Bände die Preſſe verlaſſen haben. Um dies Alles zweckmäßig zu verbrauchen und zu genießen, bedarf es dann wohl nur noch des in dieſen Tagen angezeigten Glücksſchlüſſels: „la clé du bonheur, en vente chez tous les libraires." — und Atlantis taucht wieder auf aus den Fluthen!

*** **Zur vergleichenden Statiſtik von Frankreich.** (Aus C. **Dupin's** Vorleſungen im Conſervatorium der Künſte und Gewerbe.) — Nach den Berechnungen der drei Akademiker **Laplace**, **Condorcet** und **Dionis du Séjour**, welche die ſtatiſtiſchen Tabellen der Jahre von 1770 bis 1783 zu Grund gelegt, ergaben ſich für Frankreich im Durchſchnitt jährlich:

Verheirathungen	[illegible]
Geburten	946,710.
Sterbfälle	835,468.

Hiernach beſtand am 1. Jan. 1777 die Bevölkerung in 24,614,460 Individuen, und jährlich kam auf 26 Einwohner ein Kind zur Welt, und **von 29 ſtarb Einer.**

Nach den Tabellen von 1817 bis 1831 gab es jährlich:

Verheirathungen	237,636.
Geburten	969,946.
Sterbfälle	784,475.

Und die Bevölkerung betrug in der Mitte jener Zeit 31,359,340. Geboren wurde **ein** Individuum auf 32½; **aber nur von 40 ſtarb Einer.** —

Die Verhältnißzahl der Ehen hat zwar abgenommen; denn in der erſten Epoche kamen auf 117,164, in der zweiten erſt auf 131,931 Einwohner tauſend Ehen. Dagegen kommt in der erſten auf dieſe tauſend Ehen eine Bevölkerungsvermehrung nur von 518, aber in der zweiten von 778. Auch ſtarben, bevor ſie das 20ſte Jahr erreicht, 2,060 in der erſten, **in der zweiten nur** 1,170.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 96. 1836.

Phönix.

Freitag, 22.. April.

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Fortſetzung.)

„Von ſeinen Hauptmitgenoſſen, die ihm in ſeinen Verbrechen behülflich geweſen," fuhr der Muſchick nach einer Pauſe, zu leſen fort, „hat man leider des Erſten und Gefährlichſten, allen angewandten Maßregeln zum Trotz, bis jetzt nicht habhaft werden können; es iſt dies der Jaizkiſche Koſack, Sormick Stepanowitſch Antizoff, der vorzügliche Liebling des Pugatſchew, der an allen ſeinen ungeheuren Verbrechen Theil genommen, doch iſt von göttlicher Gerechtigkeit zu erwarten, daß ſie dieſen Verbrecher über kurz oder lang, gleich den übrigen, ſeinen Richtern überantworten werde; bis dahin ſoll einſtweilen 1) der Koſack Afonaſei Perſiljew, ein anderer Helfershelfer des Rebellen, mit ihm in der Stadt Moskau geviertheilt werden.

2) „Der Jaizkiſche Koſack Iwan Tſchick, ſonſt auch Saendin, der ſich für den Grafen von Tſchernitſchew ausgegeben, die Städte Ufa, Birsk und Taminsk belagert und ſehr viele Mordthaten und Räubereien ausgeübt hat, dem ſoll der Kopf abgeſchlagen, und für das Publikum zur Schau auf einen Pfahl geſteckt, der Leib aber mit ſammt dem Blutgerüſt verbrannt werden.

3) „Die Koſacken Maxin Schijajew, Sormick Podurev und Waſſilei Tornov, welche dem Rebellen zur Ausführung ſeiner betrüglichen Anſchläge behülflich geweſen und die getreuen Unterthanen Ihro kaiſerlicher Majeſtät zum Abfalle aufgewiegelt haben, ſollen in Moskau gehenkt werden.

4) „Zehn andere, (der Muſchick verlas den Namen eines jeden) gleichfalls Jaizkiſche Koſacken, welche ſich beſonders angelegen ſein laſſen, den Pugatſchew bei dem Volke für den Kaiſer auszugeben, ſollen die Knute bekommen, gebrandmarkt, die Naſen ihnen aufgeriſſen und dann in's Elend verſchickt werden.

5) „Die Jaizkiſchen Koſacken, Iwan Patſchitalin und Ilja Alijanow ſollen für ihre unzuläſſige Correſpondenz mit dem Rebellen, und weil ſie deſſen ſchändliche Blätter für kaiſerliche Manifeſte ausgegeben haben, die Knute bekommen und mit aufgeriſſenen Naſen in's Elend geſchickt werden. Das Gleiche ſoll noch mit ſechszehn anderen, wegen ähnlichen Vergehungen geſchehen.

6) „Der verabſchiedete Gardefourier Ebachaila Salow, die Saratow'ſchen Kaufleute: Jedor Kabekow und Arin Protopopow und der Sectirer Pachomia ſollen für die, dem Volke gegebenen böſen Beiſpiele die Knute bekommen.

7) „Der Sekondelieutenant Michaila Schanowitz, der wider ſeine Eidespflicht ſich den Befehlen des Betrügers unterworfen, und ein ſchändliches Leben einem rühmlichen Tode vorgezogen hat, ſoll ſeiner Chargen und ſeines Adels beraubt, für infam erklärt und ihm der Degen über dem Kopfe zerbrochen werden. Dagegen der Fähndrich Iwan Jamatow, wegen ſeiner, bei Zerſtörung der Stadt, Petrowsk bewieſenen Zaghaftigkeit in Betracht ſeines Alters, ſoll nur ſeiner Chargen privirt werden.

8) „Damit die, durch gegenwärtige Sentenz zum Tode verurtheilten Delinquenten, die nach Verfügung des heiligen Synods dem ewigen Fluch übergeben ſind, dennoch an ihrem Ende der Bereuung ihrer großen Verbrechen nicht mögen beraubt ſein, ſo wird Seiner Eminenz dem Krutizkiſchen Biſchof, Semmio übertragen, hierin nach der, ihm vom heiligen Synod ertheilten Inſtruction zu handeln.

9) „Die den Verbrechern zuerkannten Strafen ſollen an ihnen zu Moskau den 20ſten dieſes, auf dem Moraſte vollzogen werden. Gegeben den 9. Januar 1775."

Als der Muſchick, nachdem er das letzte geleſen hatte, ſein Papier zuſammenſchlug und die erhöhte Stellung verließ, die er bis dahin eingenommen hatte, war es, als wenn abermals dieſelbe Stimme, welche vorhin laut ward, einen Schrei ausſtieße; ſie klang wie das Gebrüll eines Löwen, doch verhallte ſie ſchnell und Niemand wußte, von wem ſie kam. Vielleicht hätte man ihr nachgeforſcht, wenn nicht zur ſelben Zeit ein neuer Gegenſtand die Aufmerkſamkeit der Menge an ſich geriſſen hätte und zwar auf eine Weiſe, welche, der ſo eben angehörten Vorleſung entſprechend, gewiſſermaßen ihren Commentar bildete. Ein Paar Männer ſtießen behend Gabelſtäbe, unten mit eiſernen Stacheln verſehen, in den Boden und rollten Bilder auf Wachsleinwand gemalt auf, die ſie dazwiſchen befeſtigten. Der ſcharfe feierliche Ton einer Drehorgel ließ ſich vernehmen, die Saiten der Balalaika, der ruſſiſchen Zither begannen zu ſchrillen und nach einer kurzen muſikaliſchen Einleitung, die ihre Wirkung auf das Volk nicht verfehlte, rief im gewöhnlichen, halb ſingenden, pathetiſchen Tone der Bänkelſänger einer der Männer: „Gospodin's! Gospaſcha's! Hochanſehnliche Muſchik's, Kaufherren und ſonſtige Notabilitäten! Schaut, ſchaut gefälligſt hierher! Für zwei Kopeken zeige ich ſie euch alle, treu und wahr, wie ſie ſind, nach dem Leben gemalt — die ganze Räuber- und Mörderbande. Seht hier zuerſt," fuhr er fort, indem er zufrieden mit der Wirkung ſeiner Ankündigung auf die Zuſchauer, die ſich um ihn drängten, mit einem kleinen Stab auf die vorderſte in der Reihe, grobgetünchter ſcheußlicher Menſchengeſtalten auf ſeiner Leinwand wies, an denen die Phantaſie der Gräuel und der Häßlichkeit ſich erſchöpft zu haben ſchien — „ſeht hier zuerſt den verruchten Hauptmann an der Spitze, Amilka läßt er ſich nennen, aber Jamaljan heißt er eigentlich, ein Kerl, der gemeiner iſt als Schuhſchmiere und ſchlechter als verdorbener Thran; das iſt der Spitzbube, der Pugatſchew, den Sie nächſtens auf der Ballotta unſerer heiligen Stadt Moskau in vier Stücke zerreiſſen werden. Der Hund! Ihm geſchieht Recht. Und nun ſchaut hier ihm zur Seite, ſeinen vornehmſten Spießgeſellen, den ſchlechten Antizoff, das Gaunergeſicht. Der Kerl iſt kahlköpfig und hat einen rothen Bart und ausgemergelt von ſchlechter, liederlicher Lebensart, denn am Tage raubt und mordet er hinterrücks und bei Nacht ſchwelgt er mit ſchlechtem koſakkiſchem Weibsvolk. Falſchheit und Bosheit — ſeht wohl, Gospodin's und Gospaſcha's, lauern ihm wie ein Paar Dolche aus den Augen." —

Baſi-Sherot, der junge Tartar, nahm indeſſen in der Schenke ſeine lang unterbrochne Rede wieder auf. „Eine Nachricht vernehmt alſo, eine Kunde, die euch verwundern wird. Dunia lebt und iſt hier und im Kerker ihres Vaters."

„Wie? Was?" riefen alle ſo laut und ſtürmiſch, daß es Aufſehen erregt haben würde, wenn es ringsum nicht noch lauter zugegangen wäre. Der alte Chan ſprang auf, und weit über den Tiſch gebeugt, ergriff er heftig die Hände ſeines Sohnes. „Was ſagſt du?" ſchrie er, „ſie lebt und iſt hier? heut' hier in Moskau — und wo iſt ſie? Erzähle!"

„Hört nur!" fing der Tartar an — „Ihr wißt, ich ſpähe ſeit früh Morgens umher. Mein erſter Weg war heute nach der Granowitaja und dem Sukareffthurm, wo die Gefangenen ſitzen. Man wird in den Hof bis zu dem erſten Gitter gelaſſen. Ich dränge mich mit hinein. Die Pforten des Palaſtes ſind geöffnet, aber überall Schildwachen, hinter dem Gitter Kanonen auf uns gerichtet, Kanoniere dazu mit den brennenden Lunten. Nur Schließer, Soldaten, Prieſter und Popen gehen ab und zu im Innern. Da werden wir auf beiden Seiten von einander gedrängt, man bricht eine Bahn zwiſchen der Menge, um einen Vornehmen durchzulaſſen, der nach dem Gefängniſſe will. Es iſt der Krutizkiſche Biſchof, flüſtert man, des Rebellen Beichtiger, der ihn zum Tode vorbereitet hat. Soldaten ſchreiten ihm mit gefälltem Bajonet voran, Soldaten folgen, aber wer geht an ſeiner Seite, wen führt Biſchof Semmla? Ein Mädchen, heißt es, ein ſchönes Mädchen, des Rebellen Tochter, die gekommen iſt um Abſchied zu nehmen von ihrem Vater. Mich trifft das wie der Donner. Dunia taucht wieder vor mir auf, die kleine ſchelmiſche Baſe, der es wohl bei uns ging, bis jener Gefangene Fedor Alles verdarb, und des Mädchens Herz verdrehte."

(Fortſetzung folgt.)

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

Die größte Meiſterſchaft bewährt de la Roche in ſeiner Jane Gray. Dieſes Bild hat zahlloſe Streitigkeiten erregt, weil ihm vom Publikum faſt einſtimmig der Preis des Salons von 1834 zuerkannt wurde. Zwei Monate lang haben ſich damals die Romantiker, die Ingriſten und die Anhänger des Herrn de la Roche leidenſchaftlich erhitzt und gezankt; es regnete eine Sündfluth von Albernheiten und Schwachheiten vom kritiſchen Himmel herunter. Die einen ſagten, das Bild ſei ganz leichtfertig, ſtümperhaft gemalt, der Künſtler habe nicht ein einziges Auge zu malen verſtanden, der Block, worauf die unglückliche Jane ihren Kopf legen ſolle, ſei viel zu klein und das Stroh auf dem Schaffot ſei das Beſte am ganzen Gemälde. Glücklich, wer die 20,000 Grobheiten nicht mit anzuhören brauchte, welche ſich die hieſigen Schöngeiſter und eifrigen Kunſtjünger wechſelſeitig an den Kopf warfen. — De la Roche hat in ſeiner Darſtellung den Augenblick gewählt, wo Jane niederkniet und ihre zitternden Arme ausſtreckt, um den Block zu ſuchen. Sir Thomas Brydge leitet die Arme Johannen's nach dem verhängnißvollen Beſtimmungsort hin. Zur Linken von Sir Thomas ſteht der Henker mit ſchwarzbraunem Wamms, rothen Hoſen, Schnabelſchuhen und den verwünſchten Attributen ſeines Amts, dem Strick und dem Richtbeil. Zur Rechten der Königin ſehn wir zwei Damen ihres Gefolges, wovon die eine ſich mit dem Geſicht gegen einen Pfeiler lehnt, die andere ohnmächtig hingeſunken iſt. Den Vordergrund des Bildes füllt das Schaffot aus, welches mit ſchwarzem Tuch bedeckt iſt; im Hintergrunde bemerkt man das Innere eines Gefängnißhofes. Die Figuren ſind in Lebensgröße, die Gruppirung iſt einfach. Die Hauptfigur iſt dem Künſtler überaus gelungen; die blaſſen Geſichtszüge Jane's, die ſchwankende Haltung des Körpers und ihre bald ſträubend, bald entſchloſſen ausgeſtreckten Arme, welche den Block ſuchen, bringen durch die Wahrheit der Ausführung einen groſen Effekt hervor und zeigen uns deutlich den fremdartigen Schauer, der bei dem Gedanken an einen gewaltſamen Tod die Glieder durchrieſelt. Die Figur des Henkers iſt nach der Jane's am beſten gerathen; eine ſtrenge, trockene, kalte Geſtalt mit etwas communen Geſichtszügen ſteht er da, ein unbarmherziges Werkzeug der Gerechtigkeitspflege; ein mitleidiger Zug ſeines gegen Unglück geſtählten Herzens ſcheint in ihm aufzutauchen; er neigt den Kopf ein wenig vorüber, indem er mit unverwandtem Auge den Bewegungen Jane's folgt und unwillkührlich das Beil zu verbergen ſucht. Die übrigen Figuren ſind gleichfalls mit groſer Sorgfalt behandelt und manche Einzelnheiten, wie das weiße Atlaßkleid Jane's, meiſterhaft ausgeführt. Das Ganze iſt eine in jeder Hinſicht verdienſtvolle Darſtellung, welche durch Einfachheit, Tiefe und Wahrheit des Ausdrucks anſpricht und allgemeines Mitgefühl und tragiſches Intereſſe erregt, das weder Abſcheu noch Eckel einflößt. Ein edler, ungekünſtelter Styl, eine korrekte und feine Zeichnung verbürgen eine ruhige, nachhaltende Wirkung; eine ſchöne und gefällige Harmonie, ein eben ſo wahres, als ſchönes und kräftiges Colorit iſt über die ganze Darſtellung ausgegoſſen, welche in allen ihren Theilen verſtändlich und offen daliegt und mit einem Worte den Namen eines geſchmackvollen, gewiſſenhaften und trefflichen Kunſtwerks verdient. Wenn es wahr iſt, daß der Gegenſtand ſelbſt nicht der würdigſte Vorwurf der Kunſt und die Behandlung deſſelben den gröſten Schwierigkeiten unterworfen iſt, ſo wird man einräumen, daß de la Roche ein unangenehmes Schauſpiel ſchicklich behandelt und die gefährlichſten Klippen glücklich umſchifft hat. Was hätte er nicht Alles aus ſeinem Gegenſtande machen können! Ein groſes, recht finſteres, recht ſchreckliches Drama, mit einem Opfer, dem die Haare in wilder Auflöſung um Bruſt und Nacken flattern, mit einem blutigen, garſtigen Henker und mit einem noch blutigern, noch garſtigeren Schaffot! Er hat es aber vorgezogen eine einfache Scene aus einer Tragödie darzuſtellen, welche den Zuſchauer rührt, zum Mitgefühl ſtimmt, ihm das Herz zuſammenpreßt und Thränen entlockt. Und deshalb hat man den Maler ſo arg angefeindet.

Jedoch hat die giftige Kritik nicht Herrn de la Roche allein mit Schmähungen gekränkt; ein nicht minder ausgezeichneter Maler und vielleicht der gröſte unter den jetzt lebenden Künſtlern Frankreich's, hat auch ſein Theil davon getragen; ich meine nämlich Ingres, gegenwärtig der Direktor der franzöſiſchen Akademie in Rom.

Dieſer von tiefem und innigem Gefühl beſeelte und mit reichen Gaben von der Natur ausgeſtattete Künſtler verfolgt ſeinen eigenen Weg und hat eine, allen ſeinen Nebenbuhlern gerade entgegengeſetzte Bahn eingeſchlagen, indem er ſich vorzugsweiſe an die alte Weiſe der Vorzeit und an die alten Sinnbilder anſchließt, welche durch Tradition gegeben und geheiligt ſind. Sein Muſter iſt Raphael und da die neueren doch rückſichtlich des Adels und der Reinheit ſo weit hinter der alten Schule zurückſtehn, ſo ſucht er ſeine Geſchicklichkeit darin, ein geſchickter Nachahmer des göttlichen Jünglings zu ſein. Eben deshalb aber wird Ingres nie dahin gelangen, der neuern Schule einen bedeutenden Aufſchwung und eine eigene Richtung zu geben. Sein Einfluß war von jeher nur beſchränkt. Schon unter dem Kaiſerreich war er der treffliche Zeichner, als welcher er gegenwärtig allgemein anerkannt iſt. Aber damals pfiff man ſeine Werke aus, weil David eine neue Bahn vorgezeichnet hatte, und als die Schule ſpäter ausartete, vermochte Ingres trotz alles ſeines Talents nicht die proſaiſchen Nebel antiker Nachahmerei vor den Augen angehender Künſtler hinwegzunehmen und ihnen den Kunſthimmel der Vorzeit zu entwölken, ſo daß ſie mit klarem Blick und durch keine Umdüſterung verhindert die Sterne deſſelben hätten erblicken und als Leiter begrüßen können. Die romantiſche Revolution in der Kunſt bewerkſtelligte ſich: ſie vernachläſſigte die Form und warf ſich mit ungeſtümer Haſt und beſinnungslos in eine Maſſe von Verirrungen; da trat Ingres hervor und ſeine Werke verfehlten nicht, eine groſe Wirkung zu machen. Er ſtellte ſich gleichſam als Schranke gegen weitere Ausſchweifung, und die romantiſche Schule bebte vor der Reaktion zurück, wozu er das Lärmzeichen gab. (Fortſ. folgt.)

Statiſtik

der Bildungsanſtalten des ruſſiſchen Reiches, nach amtlichem Bericht.

(Schluß.)

3. Die von der Commiſſion zur Errichtung einer Sternwarte eingereichten Bauveranſchlagungen werden zu 1,340,446 Rb., und die zur Anſchaffung und zum Transport des bei Utzſchneider in München beſtellten groſen Teleſkops erforderliche Summe zu 231,425 Rb. berechnet.

4. Die kaiſerl. ruſſiſche Akademie beſteht jetzt aus 55 wirklichen und 17 Ehrenmitgliedern, ihre Bibliothek aus 4,083 Bänden und 112 Hdſchrftn. In den wöchentlichen Verſammlungen der Akademie fährt ſie fort, ſich mit Verbeſſerung des ruſſiſchen Wörterbuchs behufs einer neuen Ausgabe, und mit Prüfung der bei ihr eingegangenen hdſ. Werke und Überſetzungen zu beſchäftigen. Eines ihrer Mitglieder bereitet eine Archéologie égyptienne zum Drucke vor. Der erſte Theil dieſes Werkes wird eine Prüfung des Syſtemes Champollion's, der zweite — hieroglyphiſche Zeichen und Myſterien der prieſterlichen Schreibart enthalten, der dritte iſt der Erklärung dieſer prieſterlichen oder heiligen Sprache beſtimmt. —

5. Die kaiſerl. öffentliche Bibliothek beſitzt jetzt 395,190 gedruckte Werke und 16,941 Hdſchrftn., in dieſer Zahl befinden ſich die aus den Warſchauer Bibliotheken herbeigeſchafften 115,790 Bände. —

6. Das Rumjanzow'ſche Muſeum hat eine Bibliothek von 30,281 Bänden, 782 Hdſchrftn., 636 Landkarten und Riſſen, ein nach dem Werner'ſchen Syſtem geordnetes Mineralienkabinet von 12,974 Stufen und ein Münzkabinet mit 1,594 Medaillen und Münzen.

IV. Über Beſtand und Thätigkeit der gelehrten und literariſchen Geſellſchaften im ruſſiſchen Reich wird im Weſentlichen Folgendes berichtet:

Zu Petersburg beſteht 1. eine pharmaceutiſche Geſellſchaft (von 124 wirklichen und 128 Ehren-Mitgliedern), bei welcher ſich eine Schule für Apothekerlehrlinge findet, (1834 mit 16 Schülern); 2. eine mineralogiſche Geſellſchaft, die 266 Mitglieder zählt, und 10,000 Rb. aus der Reichsrenterei erhält. Sie hielt im vorigen Jahre 18 Sitzungen, in denen 16 Schriften geprüft wurden, — und gab 6 Werke heraus. Ihr Kabinet zählt 9,500 Exemplare von Foſſilien. —

Zu Moskau: 1. Die Geſellſchaft der Naturforſcher, (mit 573 wirklichen Mitgliedern) hielt 10 Sitzungen, prüfte 13 Abhandlungen, und ließ 7 Bände ihres periodiſchen Berichtes mit Kupfern drucken. 2. Die Geſellſchaft für ruſſiſche Alterthümer (hat 71 wirkliche Mitglieder), verſammelte ſich achtmal, und gab den 6ten Theil ihrer Arbeiten heraus. —

Zu Kaſan beſteht eine Geſellſchaft der Freunde der vaterländiſchen Literatur (aus 89 Mitgliedern), die 9 Sitzungen hielt und beſchloß, ſich künftig die philoſophiſch-hiſtoriſche Geſchichte zu nennen, und ſich vorzüglich mit Sammlung und Herausgabe hiſtoriſcher und ſtatiſtiſcher Nachrichten, beſonders über den Oſten Rußlands, ſo wie mit Abfaſſung von Wörterbüchern über die Sprachen der öſtlichen Völkerſchaften zu beſchäftigen.

Zu Riga beſtehen 3 Geſellſchaften: 1. Die Geſellſchaft für lettiſche Literatur (von 113 Mitgliedern), welche ein Journal herausgibt; 2. Die literariſch-praktiſche Bürgerverbindung (von 76 Mitgliedern), deren Direktor die „Stadtblätter“ herausgibt. Sie unterhält eine Handwerksſchule, in welcher 120 Schüler waren; 3. Die Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthümer der Oſtſeeprovinzen, deren Organiſationsinſtitut am 1ten Sept. 1834 genehmigt worden.

Zu Mitau beſteht 1. die kurländiſche Geſellſchaft der Freunde der Literatur und Kunſt (aus 244 Mitgliedern), die eine Bibliothek von 3,052 Bänden und 3,000 Broſchüren beſitzt und 10 Verſammlungen hielt, und 2. die kurländiſche Geſellſchaft, Muſeum und Athenäum benannt (von 86 Mitgliedern), welche Bücher und Alterthümer in Bezug auf die Oſtſeeprovinzen ſammelt. —

Zu Arensburg endlich beſteht eine eſthländiſche literariſche Geſellſchaft (von 50 Mitgliedern), die ſich mit Nachforſchungen über die eſthniſche Sprache beſchäftigt. —

V. Die Idee öffentlicher Gouvernementsbibliotheken gehört dem Admiral Grafen Mordwinow an, der 1830 dieſelbe dem damaligen Miniſter des Innern mittheilte. Dieſe Bibliotheken werden durch freiwillige Beiträge gebildet, wozu das Departement des öffentlichen Unterrichts im Jahre 1834 — 13,338 Rb. beigeſchoſſen. Sämmtliche Beiträge beliefen ſich auf 62,516 Rb., und gaben für jede Bibliothek 580 Bände. — Im Mai deſſelben Jahres wurde angeordnet, daß die Verzeichniſſe der in dieſe Bibliothek aufzunehmenden ausländiſchen Schriften der vorgängigen Prüfung des betreffenden Cenſur-Comités zu unterwerfen ſeien, und daß ſämmtliche Bibliotheken unter Oberaufſicht des Miniſters des öffentlichen Unterrichts ſtehen ſollten. —

VI. Ober-Cenſur-Collegium. Wiederholt wurde den Cenſur-Comités eingeſchärft, ſtrenge Aufſicht über ſolche Schriften zu führen, welche einen ſchädlichen Einfluß auf die gemeinere Claſſe des Leſepublikums ausüben könnten. — Den Angaben des Comités für ausländiſche Cenſur zufolge wurden im Jahre 1834 gegen 800,000 Bände von Schriften in fremden Sprachen eingeführt, alſo faſt 20,000 mehr als 1833. — Die Zahl der Bücher wiſſenſchaftlichen und das Lehrfach betreffenden Inhaltes war im Zunehmen, die der reinwiſſenſchaftlichen Werke ungefähr dieſelbe wie 1833. Die Totalſumme der Druckbogen von Büchern und Zeitſchriften belief ſich 1835 auf 14,587.

VII. Departement des öffentlichen Unterrichts und Kanzlei des Miniſters. Im Jahre 1834 gingen 14,066 amtliche Piecen ein; der ausgefertigten waren 13,036. Auf Verfügung dieſes Departements wurden 113,290 Exemplare verſchiedener Lehrbücher gedruckt und zu möglichſt niedrigen Preiſen verkauft. — Der Beſtand der Ökonomiegelder des Departements war zu Anfang 1834 — 96,168 Rb., von denen im Laufe des Jahres für Unterrichts- und gelehrte Anſtalten 42,339 Rb. verausgabt wurden. — Das unter Leitung dieſes Departements redigirte Journal des Miniſters des öffentlichen Unterrichts ſoll das Leſen ausländiſcher wiſſenſchaftlicher und das Lehrfach betreffender Zeitſchriften erſetzen. — Unterm 24. Dezember 1834 beſtätigte der Kaiſer das Regulativ für eine bei dieſem Departement zu errichtende Commiſſion zur Herausgabe der von der archäologiſchen Expedition geſammelten Akten. —

VIII. Im Schluſſe des Berichtes heißt es u. a. „Die unter Ihrem allerhöchſten Schutze im verfloſſenen Jahr in's Daſein getretenen Anſtalten: die Univerſität des h. Wladimir, 6 adlige Penſionen bei Gymnaſien, 9 Kreisſchulen für den Adel und Bürgerſtand, 78 Parochial- und Dorfſchulen; — ferner die unter Jurisdiktion der Charkow'ſchen Univerſität ſtehenden, nach dem Geſetze vom Jahre 1828 umgeſtalteten Gymnaſien und Schulen; in dem weſtlichen Gouvernements, die in einer neuen und beſſern Geſtalt aus den Trümmern der vormaligen, von römiſch-katholiſchen Klöſtern unterhaltenen Schulen, die faſt alle aufgehoben und mit weltlichen vertauſcht ſind, hervorgegangene Lehranſtalten; in Verbindung hiermit die Einführung des wiſſenſchaftlichen Unterrichts daſelbſt in ruſſiſcher Sprache und die zur Ausbreitung gründlicher Kenntniſſe der vaterländiſchen Sprache, ſowohl in dieſen Gegenden, als auch in den Oſtſeeprovinzen angewandten Aufmunterungsmaßregeln, endlich die Gründung der Sternwarte auf dem Pulkowansberge: — alle die Thatſachen liefern ebenſo vorzügliche Beweiſe der allergnädigſten Aufmerkſamkeit Euer kaiſerl. Majeſtät für das mir allerhöchſt anvertraute Miniſterium, als ſie zu gleicher Zeit die Stufe des Fortſchrittes auf der Laufbahn der vaterländiſchen Bildung bezeichnen.“

„Ganz beſondere Beachtung verdient einerſeits die allgemeine Verbreitung der Gymnaſialpenſionen, anderſeits die ſichtbare Zunahme der Parochialſchulen, deren Zahl bis auf 661 geſtiegen iſt... Hiezu kommt die erſt jetzt der Jugenderziehung in den älterlichen Häuſern und in den Privatlehranſtalten gegebene feſte Grundlage und die Errichtung öffentlicher Bibliotheken in mehreren Gouvernements, ja ſogar in einigen Kreiſen.“

„Im Laufe des Jahres 1834 wuchs die Zahl der Lernenden im Allgemeinen um 5816 Individuen. . . Die Zahl der Schulen auf den Gymnaſien wuchs auf's Neue um 4120.“ —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 97. 1836.

Phönix.

Samſtag, 23. April.

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Fortſetzung.)

„Ich dränge mich mit aller Gewalt vor, nach dem Thor des Gitters,“ fährt Baſſi-Gheroi in ſeiner Rede fort, „das eben für den Biſchof geöffnet wird. Ganz nah komme ich ihm, ganz nah, auf Schrittweite. Ein Mädchen zeigt ſich meinen Augen am Arme des Prieſters und, bei allen Houri's des Paradieſes, — ſie iſt es! Verändert zwar, bleicher, aber ſchöner, bei'm großen Propheten, ſchön wie eine Himmliſche. Ich ſtürze unwillkührlich auf meine Kniee, ſie geht an mir vorüber, ihr Kleid berührt mich. Dunia! ſage ich leiſe, liebe Dunia, und drucke ihre Hand an meine Lippen. Sie ſieht mich an, ſtarr, wie man etwas anſieht, das man nicht bemerkt. Dann fliegt es über ihr Antlitz wie ein Lächeln und ſie wankt dahin an des Biſchofs Arm, durch das Gitterthor in den innern Hof, nach dem Sukareffthurm, in deſſen einer Pforte ſie verſchwindet. Tauſende ſahen ſie, tauſende rufen ſich zu: das iſt des Rebellen Kind! Das iſt ſein Mädchen! Wo aber war ſie? Vonwannen kommt ſie? Niemand wußte es und ich auch nicht.“

Baſſi Gheroi's Bericht erregte hohe Theilnahme unter den Tartaren. Er mußte ihn wiederholen, die geringſten Kleinigkeiten anführen, erörtern, ſo weit es ihm möglich war, und man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen über Dunia's plötzliches Erſcheinen, und den Ort, wo ſie bisher verborgen geweſen ſein könne. Der alte Chan und ſeine Söhne, welche das Unglück, die Niederlage ihres Stammes ſanfter und milder gemacht hatte, beklagten ſie aufrichtig und beſchloſſen, ihr nach dem letzten Akt des furchtbaren Trauerſpiels, den man ſo eben erleben ſollte und der ſie zur vaterloſen Waiſe machen würde, abermals eine Zuflucht in ihrer Stanitza anzubieten.

Sie berathſchlagten hierüber noch, als die Thüre eines Hintergemachs ſich öffnete, von woher ſchon ſeit längerer Zeit Gläſergeklirr und Lärmen, doch, wie aus der Ferne herübergedrungen war, und ein Haufen Männer, ſechs oder ſieben an der Zahl, mit etwas gerötheten Antlitzen und Geräuſch und Gepolter an den Tartaren vorüber in die Schenkſtube zog, und aus dieſer, ſich durch die große Hauptthüre zu entfernen, im Begriff ſtand. „Proſtſchai! Wirth,“ ſagte der älteſte von ihnen, der ihr Anführer zu ſein ſchien, „wir kommen wieder, wenn die Arbeit gethan iſt. Setze mir einſtweilen noch Wein zurecht und für die Geſellen Wotka. Aber vom beſten Tſchuchoner! die Kaiſerin bezahlt Alles.“

„Sehr wohl, Meiſter Marin, du ſollſt bedient werden,“ erwiederte der Wirth mit einer Art von Unterwürfigkeit, „kehre nur bald zurück. Zehn Uhr ſchlägt es jetzt von Waſili-Blagennai, — um 11 Uhr iſt der Spaß, bis um Mittag kannſt du wieder hier ſein.“

„Ungefähr, Lump, wann Alles gut geht.“

„Ei, das verſteht ſich, du biſt ja ein ganzer Kerl und wirſt ſchon ein Ende machen. Alſo auf Wiederſehn!“

Jener wollte hinausſchreiten, als er durch einen Andern aufgehalten ward, der bis dahin nah an der Thür auf einer Bank geſeſſen und ſtill vor ſich hingeblickt hatte. Jetzt ſtand er auf und trat dem Meiſter Marin entgegen. „Gott grüße dich, Meiſter Marin,“ ſagte er, „die liebe Frau von Kaſan ſei dir gnädig! Ei, nicht ſchön von dir iſt es, daß du allein bankettieſt mit deinen muntern Geſellen und deinen neuen Freund nicht an der Herrlichkeit Theil nehmen ließeſt, wie geſtern Abend.“

„Ihr? du?“ ſagte Meiſter Marin ſich die Augen reidend und den Fremden von Kopf bis zu den Füßen meſſend, wie Jemand, auf den man ſich nicht beſinnen kann; dann aber wurde er plötzlich freundlich und reichte ihm die Hand entgegen. „Ach," ſagte er, „biſt du's, Scharfrichter aus dem Polenland, ehrenwerther Amtsgenoſſe, der uns geſtern Abend bewirthete, wie ein Waiwode? Sieh doch, hätte dich bald vergeſſen, doch jetzt erkenne ich dich wohl, bei'm Erzengel Michael. Nun, in zwei Stunden mehr, hab' jetzt keine Zeit weiter. Wirſt doch hinauskommen und zuſehen, wie wir unſere Sache machen?"

„Gewiß, Meiſter Marin, erlaube, daß ich dich gleich in's Freie begleite." Meiſter Marin hatte nichts dawider einzuwenden, er ſchmunzelte vielmehr, als der wohlgekleidete Fremde, ein hoher bleicher Mann, ſeinen Arm vertraulich nahm und ihn ſo aus dem Zimmer, aus dem Hauſe führte. Die andern folgten. Sie gingen den Quai entlang und über die Brücke nach dem Platze Ballotta. „Dort," ſagte Meiſter Marin, „will ich ſehen, ob Alles in Ordnung iſt, Gerüſte, Treppen, Beil und Strang. Sieh einmal, wie luſtig der hohe Pfahl dort in die Luft ragt, wie ein Maſtbaum, der iſt für den Hauptſpitzbuben. Da oben kann ſich ſein unverſchämtes Haupt umſchauen."

„Aber die Scheibe unter der Spitze, Meiſter Marin?" fragte der Fremde mit faſt zitternder Stimme.

„Für Hände und Füße, die er früher hergeben muß, als den Kopf, und die ich ſo frei ſein werde ihm zu nehmen." —

„Früher als das Haupt? Früher Meiſter Marin, alſo bleibt es doch bei der Qual?"

„Verdienter Weiſe. So lautet mein Befehl, vom Gouverneur ſelbſt unterſchrieben. Und wenn ſie Stück für Stück und Glied um Glied verlangten — mir gleich."

Der Fremde ſtieß einen unwillkührlichen Ausruf des Schauders hervor, den jedoch Meiſter Marin im Schnaufen des Athemholens überhörte. Unter ähnlichen erbaulichen Geſprächen gelangten ſie auf die Ballotta, in deren Mitte ſich die furchtbaren Gerüſte erhoben, welche gewöhnlich bei heftigen inneren Unruhen eines Reiches die Schlachtbank der unterliegenden Parthei zu ſein pflegen, und auf denen die triumphirende unter dem pomphaften Namen der Gerechtigkeit ihre Opfer verbluten läßt. Das Hauptſchaffot, welches mehrere kleinere umgaben, war unten herum zugeſchlagen, wie ein hölzernes Haus mit plattem Dach und unter der Treppe, die hinaufführte, befand ſich eine kleine Thür zu dem Raum im Innern. Nachdem Meiſter Marin ſich überall umgeſchauet und von außen geprüft hatte, was ihm nöthig ſchien, auch ſeine Knechte und Handlanger an ihre Poſten gewieſen waren, näherte er ſich jener Thüre, zog einen Schlüſſel aus dem Gurt, öffnete ſie mittelſt deſſelben und wollte hineingehen.

„Wohin gehſt du, Meiſter, und was machſt du da drinnen?" fragte der angebliche Pole immer unruhiger. „Ho! ho!" erwiederte jener, „ich muß den Vogel in ſeinem Käfig abholen und hinter ihm ſtehen auf ſeinem Triumphwagen. Dazu iſt die Montur erforderlich, verſtehſt du, der rothe Mantel und der Klappenhut, die hängen da drinnen, ich werfe ſie über, und fahre dann in der Kutſche, die ich dort ſchon halten ſehe, nach Granowitaja-Palata." Er deutete auf einen großen ſchwarzen Fenſterwagen, der am Eingang des Platzes, jenſeits der innerſten Schranken hielt.

„Das iſt ſchön," ſagte der Pole, „erlaube, daß ich dich bediene, bei'm Umhängen des Mantels.

„Nicht doch, Meiſter Pole, iſt nicht von Nöthen," meinte Meiſter Marin, aber jener folgte ihm auf der Ferſe, drängte ſich faſt gewaltſam mit hinein in den inneren Raum und drückte die kleine Thür hinter ſich zu. „Alſo," fragte er, da ſie beide darin waren und Meiſter Marin ihm voran nach dem dunklen Hintergrund ſchritt, „alſo beide Hände und beide Füße zuerſt — vor dem Haupt? Wirklich, zuerſt, Marin?" —

„Nicht anders, mein Brüderchen, nicht anders. Sieh, da hängt ja der Mantel und der Hut auch." Er wollte ganz wohlgemuth darnach greifen, als er plötzlich in die Knie ſank, einen dumpfen kurzen Laut ausſtieß und ſein Herz bis in das tiefſte Leben durchbohrt war. Ein langes Meſſer durchwühlte ſeine Bruſt, ein Knebel verſchloß ſeinen Mund, er ſtarb nach zwei erſtickten Seufzern. Bald darauf aber ſchritt eine Geſtalt mit dem rothen Mantel angethan und mit dem Klapphut bedeckt, aus dem Innern des Blutgerüſtes hervor, verſchloß die kleine Thür unter der Treppe, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und ging von Tauſenden geſehen, welche Kopf an Kopf den Platz umdrängten, dem Eingange der Schranken zu, wo die Kutſche wartete. Der rothe Mantel leuchtete weit hin und diente, indem er alle Blicke auf ſich riß, dem Volk zum ſchaurig angenehmen Vorſpiel der Dinge, die es mit ungeduldigem Blutdurſt erwartete. Der Lärmen, das Getoſe, Geſchrei und Reden verſtummte plötzlich beim Anblick der ſchrecklichen Geſtalt, die ſich über den, vom Gedränge freien Raum bewegte und eine Todtenſtille von wenigen Secunden trat ein, dann aber erhob ſich Gemurmel. „Meiſter Marin!" lief es von Mund zu Mund und manches Antlitz erbleichte. — „ſeht das iſt er, das iſt Meiſter Marin, der Scharfrichter, jenes ſind nur ſeine Knechte. Der wird dem Rebellen ſeinen Lohn geben. Er fährt nun nach Granowitaja und holt ihn!" Der Rothmantel ſtieg in die Kutſche, vor welcher das Volk ehrerbietig Platz machte, ſo daß es der Soldaten Bajonette dazu kaum bedurft hatte, und fuhr in der Richtung des großen Staatsgefängniſſes davon.

(Schluß folgt.)

Talmudiſtiſches.

Drei Meilen.

Der Talmud lehrt: Wo du zu einem Kranken
Sollſt kommen; geh' — und wär es eine Meile:
Sollſt gar du ſchlichten Streit und böſes Zanken,
Wär' noch einmal ſo weit der Weg auch: eile!
Drei Meilen aber magſt getroſt du wandeln,
Wo es der Wahrheit gilt zu ew'gem Heile,
Und wo du ſollſt zur Ehre Gottes handeln.

Wer iſt mehr?

Im Talmud ſteht: Man fragte einen Weiſen:
Wer iſt denn mehr, der Weiſe oder Reiche?
Der Weiſe ſprach: Ich muß den Erſten preiſen.
Da ſprach der Fragende: Wenn ich's vergleiche,
Seh' ich die Weiſen mehr zu Reichen gehen,
Als zu den Weiſen pflegt zu gehn der Reiche.

№ 98. 1836.

Phönix.

Montag, 25. April.

Der Günſtling der Kaiſerin und die Tochter des Rebellen.

(Schluß.)

Es war jetzt eilf Uhr und die Glocke von Iwan-Weliki, welche ſeit mehreren Stunden geläutet hatte, verſtummte. Die Tartaren in dem Kaback am Quai, hatten bis auf einen das Haus verlaſſen, um ſich näher an die Ballotta zu drängen, dieſer eine aber, der alte Chan von Kaffa, ſaß in dem kleinen Gemach, das er für hohen Preis gemiethet hatte, an dem einzigen Fenſter deſſelben und blickte düſter auf die Straße hinab, die immer lebhafter ward, und in den Haufen von Volk, das ſich unter lautem Getöſe hinwälzte: Sie kommen! Sie kommen! hieß es plötzlich und Aller Blicke ſtarrten nach einer Richtung, von wo der Hufſchlag von Pferden ertönte und die dunklen Maſſen eines langen Zuges ſichtbar wurden. Endlich kam derſelbe näher und ſeine einzelnen Theile ließen ſich unterſcheiden. Vier Schwadronen ſchwerer Reiterei führten ihn an mit gezogenen Säbeln und Schwertern, dieſen folgten Paarweis die Verurtheilten, von Pagen und Prieſtern geführt, ein langer, bleicher, trauervoller Zug, dem nicht einmal die Aufmerkſamkeit des Volkes zu Theil ward, welche allein an demjenigen Gegenſtand haftete, der nun erſchien. Es war dies ein hohes ſchwarzes Gerüſt, das weit über Menſchen und Reiter hervorragte, von acht Pferden gezogen ward und auf welchem das Seltſamſte und Ergreifendſte zu ſchauen war. An einen Pfahl in der Mitte dieſes Gerüſtes gefeſſelt, ſaß ein großer, bärtiger, ſchöner und bleicher Mann auf einem Schemel, zu ſeinen Füßen geſchmiegt lag eine weibliche Geſtalt, die ſeinen Leib mit ihren Armen umfaßt und ihr Antlitz feſt gegen ſeine Bruſt gedrückt hielt, ſo daß man der Züge deſſelben nicht anſichtig werden konnte. Der Mann blickte ernſt aber ruhig auf ſie nieder; ſeine, nach hinten gefeſſelten Hände verſtatteten ihm nicht, ſie damit zu berühren, aber ſein Blick berührte und umfloß ſie wie eine liebende Seele. Keine Spur von Furcht war in ſeinem männlichen Antlitz zu leſen, kein Schauer des Todes ſchüttelte dieſe mächtige eiſenfeſte Geſtalt und — war es der unüberwindliche Stolz einer verwegenen Seele — um ſeine Lippen zuckte es zuweilen wie Verachtung, wenn er von Zeit zu Zeit die dunklen Augen emporſchlug und über das Volk hinblickte, das bei ſeiner Erſcheinung verſtummte. Ihm zu beiden Seiten ſaßen Prieſter, die beide eifrig zu ihm redeten, ohne daß zu bemerken war, ob er ihre Ermahnungen vernahm und ihnen ſein Ohr und ſein Herz erſchloß. Hinter ihm aber ſtand in ſeinen rothen Mantel gehüllt, den Klapphut tief in das Geſicht gezogen, die furchtbare Geſtalt des Nachrichters mit dem Knie an einen Block gelehnt, in welchem ein großes Beil eingehackt war. — Langſam bewegte ſich das ſchreckliche Gerüſt vorüber nach der ſteinernen Brücke zu, welche jetzt für ſo viele die Brücke des Todes und der Schmerzen werden ſollte.

„Ach!“ ſeufzte der Chan, indem er ſich vom Fenſter abwandte und ſein Antlitz mit beiden Händen bedeckte, „mußte ich dich ſo wiederſehen, mein Schwäher! Ja, du wareſt es noch, das war noch der Löwe von Kuban! Und wer mochte dein und Uſtinja's Kind verkennen, das zu deinen Füßen weinte! Und warum lebe ich und bin frei und werde nicht mit meinen Söhnen auch zur Ballotta geſchleift? Kämpften wir nicht Alle für deine Sache? Das iſt nun die Gerechtigkeit der Gewaltigen!“ — Der Chan verſank in düſteres Nachdenken, wobei er ſein Haupt in die Hand ſtützte und diejenige Unbeweglichkeit annahm, welche dem Orientalen in ähnlichen Augenblicken eigen iſt. Im Hauſe und auf den Straßen war Alles ſtill, todtenſtill, eine ſchwere dumpfe, eiſerne, athemloſe Ruhe ſchien mit ihrem Centnergewicht auf den Hunderttauſenden zu laſten, die erſt noch ſo laut geweſen waren. Es war, als könne man das Waſſer fließen hören unter dem Eiſe der Moskwa. Da ließ ſich plötzlich ein ungeheurer, vieltauſendſtimmiger Schrei vernehmen, mit dem das Getöſe wieder begann. Auf dem Quai ward es von Neuem laut; mit verdoppelter Heftigbreit hörte man Reiter ſprengen, Waffen klirrten, Fuhrwerke rollten, Volksmaſſen ſtrömten jauchzend und ſchreiend von der Brücke her. Ein verworrnes Durcheinanderrufen vermengte die Namen: Meiſter Marin und Pugatſchew. Bald war der Chan nicht mehr allein; ſeine Söhne und Landsleute kehrten von der Ballotta zurück. Zugleich lief ein ſeltſames Gerücht von Meiſter Marin durch den Kaback, das den Wirth und alle Gäſte in Beſtürzung verſetzte. Der Chan aber ließ die Thüre ſeines Gemachs ſchließen und gab ſeinem Sohne Batti einen Wink, zu erzählen. „Es iſt geſchehen,“ ſagte dieſer, „ſie ſind dahin. Doch leicht und ſchnell ward ihrem Daſein ein Ende gemacht, die Häupter fielen Alle zuerſt durch Meiſter Marin's Hand und an todten Körpern, nicht an lebendigen, mochten ſeine Knechte die Verſtümmlung vollziehen. Vergebens ſandten die anweſenden Richter auf das Schaffot und ließen den Meiſter an ſeine Pflicht erinnern, er kehrte den Boten den Rücken zu. Und als er nun fertig war, da begab ſich das Unglaubliche. Er wandte ſich ab, bückte ſich nieder zu den Leichen der Rebellen, die um ihn lagen, ein Schuß krachte und mit zerſchmettertem Kopf ſank er auf ſie hin. Das hätte Niemand von Meiſter Marin erwartet.“ —

„Und Dunia?“ fragte der Chan.

Man konnte ſie ſehen ihren Vater umfaſſen bis in die Mitte der Ballotta. Was weiter aus ihr geworden iſt, konnte ich nicht erſpähen, doch ſagten mehrere, ein Offizier habe ſie vom Platze geführt. —

Im Senatorenpallaſt der alten Czarenſtadt hatte der Generalmajor Gregor Potemkin mehrere Zimmer inne. Er lag ſo eben halb entkleidet auf einem prächtigen Divan, deſſen ſeidnen Überzug die Sporen ſeiner Stiefel ſchonungslos zerriſſen, und blies dicke Tabakswolken aus ſeinem Meerſchaumkopf, als nach vorhergegangener Meldung ein junger Offizier in der Uniform eines Jägerregimentes zu ihm hereintrat. Er war bleich, verſtört und ein leiſes Zittern der Hand ſowohl, als der Stimme, konnte er nicht ganz verbergen, als er dem General ſich näherte und ihm ein großes Couvert, mit dem Staatsſiegel verſehen, überreichte.

„Gospodin,“ ſagte er, „ich komme aus der Hauptſtadt und bin nicht allein mit dieſen Depeſchen, ſondern auch mit meiner Perſon an dich geſendet. Hier iſt mein Säbel. Ich bin dein Gefangener.“

„Mein Gefangener?“ fragte der General verwundert, indem er den Fremdling mit ſeinem einen Auge maß, das andere war einſt bei einem Streit ausgeſtoßen, „mein Gefangener du? Und wie iſt dein Name?“

„Fedor Paulowitſch Wiſſensky, General.“

„Fedor Paulowitſch Wiſſensky!“ rief dieſer emporfahrend und mit dem höchſten Erſtaunen in Mienen und Geberden. „Menſch, ſprichſt du wahr? Biſt du jener Jägerlieutenant, den Panin, mir zum Trotz — Sprich, Unglücklicher — biſt oder wareſt du nicht Generaladjutant — Günſtling?“

„Ich war es,“ ſagte der Offizier mit niedergeſchlagnen Augen und einem leiſen Seufzer.

„Warſt es?“ ſchrie Potemkin, indem er aufſprang, Pfeife und Couvert zu Boden warf, den kleinen runden Tiſch umſtieß, der vor ſeinem Ruhelager ſtand und beide Arme des vor ihm Stehenden gewaltſam packte — „warſt es, biſt es alſo nicht mehr? Ha! ha! ha! die Gefahr war kurz, die Herrlichkeit hat nicht lange gedauert! Elender Burſche! So ſchnell iſt es mit dir zu Ende gegangen. Schon überdrüſſig iſt ſie deiner? Und mir ſchickt ſie dich zu, mir, in dieſem Aufzug, in dieſer Einfachheit, alles Glanzes baar — ein Gefangener wie du ſagſt! O Gott des Todes! O Pugatſchew's Blut! Das iſt viel, das iſt einzig!“

„Gospodin,“ ſagte Fedor, ſich aus ſeinen eiſernen Händen losmachend, „ich kann und will dein Urtheil nicht berichtigen. Das aber bedenke, daß Größe und Glanz nicht eines Jeden Idol ſind. Gospodin, eröffne das Couvert, ich bitte dich, und kündige mir mein Schickſal an, das ich von deinen Lippen vernehmen ſoll! Die Erwartung iſt peinlich, wie dein menſchliches Herz fühlen wird; laß mich nicht lange darauf harren.“

Vielleicht mehr aus Neugier und Spannung, zu erfahren, was über den geſtürzten Günſtling verhängt worden ſei, griff der General haſtig nach dem Couvert, riß es auf und eilte damit nach einem Fenſter, die Papiere zu durchfliegen. Er las Eines nach dem Andern, und lange, lange; der arme Fedor ſtand indeſſen ſtill und ernſt da, den Blick zu Boden geſchlagen, und ſuchte alle ſeine Männlichkeit und Kraft, deren er heut' auf der Ballotta ſchon bedurft hatte, um den Donnerſtrahl der erzürnten Herrin, aus dieſen Händen und von dieſem Munde geſchleudert, mit Faſſung und Würde zu empfangen. Schon rauſchte es um ſein Ohr wie ewige Verbannung in die tiefſten Fernen Sibiriens, als Potemkin endlich die Durchſicht der Depeſchen vollendet hatte und mit einem ſeltſamen Zucken im Antlitz dem Jüngling zu ſich winkte. Fedor gehorchte. „Die Kaiſerin,“ begann nun jener etwas ſtockend, „Ihro Majeſtät erwähnt nicht, was die Veranlaſſung zu deiner Entfernung war, Herr Bruder; doch ſcheint ſie ſehr zufrieden mit dir geweſen zu ſein, und will, daß ich dir ſolches zu erkennen gebe. Du biſt zum Chef des Regimentes ernannt, deſſen Uniform du da trägſt, und des Kabardinskiſchen dazu, mit dem Rang eines Obriſten. Deine künftige Garniſon wird Kaſan ſein. Hier die Ernennungen.“ —

Fedor glaubte zu träumen; er empfing, ſtarr vor Erſtaunen, ein Papier aus Potemkin's Händen.

„Hier auch ein Ordensdiplom,“ fuhr dieſer fort. „Der Alexander Newsky. Wünſche Glück, Herr Obriſt!“

„Großer Gott!“ rief Fedor.

„Die Kaiſerin iſt uber die Maßen gnädig. Alle Geſchenke an Gold und Juwelen wirſt du noch anſehnlich vermehrt in Kaſan finden, und außerdem einen Jahrgehalt von zwanzigtauſend Rubel zeitlebens. Das möchte ſein,“ ſetzte der General ärgerlich hinzu, „aber die Grille iſt doch ſonderbar, Gott verzeihe mir, ſie will Mitglied des Kaſaniſchen Adels werden und als Bürgerin der Stadt angeſehen ſein, in welcher du wohnen wirſt! Ha! ha! ha!“

Fedor's Antlitz glühte wie Purpur, ſeine Bruſt arbeitete nach Worten, aber er fand keine.

„Da!“ ſagte Potemkin faſt höhniſch, und ſchnellte ihm mit einer raſchen Bewegung der Finger einen fein zuſammengelegten und mit einem Ring verſiegelten Brief zu. Seine Aufſchrift, von einer Damenhand geſchrieben, enthielt ſchon alle die Titel, mit denen er ſo eben bekleidet ward. Fedor ergreift ihn haſtig, zitternd, mit bebendem Herzen erbrach er ihn und las:

„Verzeihe deiner Mutter Katinka die kleine Angſt, der ſie dich unterworfen hat. Konnteſt du wirklich einen Augenblick lang fürchten, daß ſie dich unglücklich machen wollte? Nein, ewig theurer Jüngling, werde glücklich, werde es mit Dunia! Könnte ich glücklich ſein, wenn du es nicht biſt? So wirſt du mit Dankbarkeit meiner gedenken, da du es mit Liebe nicht willſt, und ich werde nicht ganz ausgelöſcht

ſein in deinem Herzen. Deines erſten Kindes Taufpathe
laß ſein deine Mitbürgerin von Kaſan."

G. v. Heeringen.

Chronik der ſchönen Literatur.

41) Drei-Dramen. Von G. Wieſe. — (Schluß.)

In dem Drama: „Paulus" tritt der göttliche Wille als Welteroberer auf, er, der in jedem urſprünglich vorhanden iſt, aber nur in wenigen Wortführern und Vorbildern der Menſchheit ſich in voller Glorie als herrſchende Weltſeele verkündet. Unſer deutſcher Dichter hat hier ohne die geringſte Beihülfe von Werner'ſcher Myſtik dargethan, welche erhabene Poeſie in dem Chriſtenthum enthalten iſt, wie das Chriſtenthum, das ächte urſprüngliche, in jeder edlen und ernſten Seele ſich als die einzig-mögliche Philoſophie entwickelt, in jeder die Weltverſöhnung aufrichtet. Dieſer Paulus iſt urſprünglich ein Fauſt, aber er hat ein Element, welches ihn befähigt, ſeine ungeheure Miſſion für alle Zeiten zu vollenden, er hat die Liebe. Die einfachen Worte:

— — — „Freiheit
Fehlt mir, die rechte Freiheit in der Liebe"

bezeichnet dies Element ſeines inneren Weſens unzweideutig; dieſes Herz fühlt ſich namenlos elend, weil es kein Object für ſeine Liebe fand. Der Dichter gibt es ihm durch die Cataſtrophe des Stephanus. Es iſt ein Wunder, aber wie künſtleriſch fein hat der Dichter vermieden, dieſe Umwandlung des innern Weſens zu einem Theatercoup zu machen, er läßt ſeinen Paulus, nachdem Stephanus mit den Worten: „Jeſus nimm mich auf." geſtorben, nur ſagen:

„Sein letztes Wort ein leerer Laut
Und er ſtirbt ruhig, ſein bewußt, doch ſelig?
Ha, darf ein dunkler Traum die Beſten täuſchen,
Mit Frieden ſelbſt im Tode ſie erquicken?
O Irrſaal, Welt, mir ekelt's dein!
Verbrennte dieſen Leib die Flamme hier,
Die immer weg will, an den Himmel ſchlagend,
Zerriſſe über mir das Firmament,
Und ließ mich ein, wo Wahrheit wohnt!"
— — — — — — — — — — —

Und unmittelbar darauf, im zweiten Theil, ſehen wir dieſen Paulus bereits auf dem Areopag predigen.

Von nun hält ſich der Charakter faſt gleichmäßig, nur in ganz leiſer unmerklicher Steigerung, bis er ihn vor Nero führt, deſſen innere Hölle er mit geringem Aufwand meiſterhaft darſtellt.

Criſpinus, Sejanus, Kaiſer Nero, Cornelius.
Mit Gefolge.

Nero (im Kommen zum Gefolge).
Das Wagenſpiel auf heut'! Ich kämpfe mit! —
(Einige gehen).
Nach Thränen ſehn' ich mich, der „Tod des Brutus"
Soll mich erſchüttern — Abends denn das Schauſpiel!
(Andre gehen)
Was jetzt? Muſik, bis ich zu Tiſche gehe.
Die Floren! Nichts als Langeweile — Pah! —
(Noch Andre ab).
Was bringt ihr — Criſpus, einen Spaß? Sag' an!

Criſpus.
Der Brutus iſt nicht mehr!

Nero (wirft den Kopf).
Schatt', Schattenſpiel,
Der Menſch, das Leben! — Stopft ihm Staub den Mund,
So — Nun, ſo ſchweigt der Weisheitskrämer!
Wann ſtarb er?

Criſpus.
Geſtern, da —

Nero.
Das iſt von geſtern,
Wer denkt an geſtern? — Du haſt neuere Kunde.

Sejanus.
Der Seneca —

Nero.
Auch ein langweil'ger Narr!

Sejanus.
Wie du befohlen hatteſt —

Nero.
Gut, gut. Neues,
Sagt Neues! Dieſer Beiden Tod
Hab' ich mir vorgemalt mit allen Schaudern.
Nun iſt das auch alt und ich habe nichts,
Das mich ergriffe, hielte. Gebt mir Neues! —
Mein Inn'res gleicht dem Bilde ew'gen Hungers,
Das uns Ovidius ſo ſchön beſchreibt.
Genießer bin ich und bleib' ungeſättigt,
Zerſtörer und erbau' mich nicht. So denn,
Und dies iſt noch mein reizendſter Gedanke,
Weil er durch Furchtbarkeit mich feſſeln darf —
Ich denke, daß ich mich einmal ermorde! —
Sagt Neues! Habt ihr gar nichts? Seid ihr ſtumm? —
O Leben, halte mich, laß mich nicht fallen,
Denn ſcheußliche Abgründe umlagern dich!

Sejanus.
Mein Kaiſer —

Nero.
Nichts Albernes, verſchone mich.
Die Weiſen ſind die Thoren, Gute bös.
Träumt ihr, träumt mir nicht. — Ha, Cornelius, du!
Du kommſt, mir etwas anzumelden. Sprich, Sprich!

Cornelius.
Der Chriſt, mit Namen Paulus, hier gefangen
Und von den Juden böslich angeklagt,
Er bittet um Gehör.

Nero.
Derſelbe Paulus, den du lächelnd prieſeſt,
Den du wie einen Gott verehrſt?

Criſpus und Sejanus.
Derſelbe.

Nero.
Sehr gut. Komm er! (Cornelius geht) Siehſt du ſauer, Criſpus?
Dein Hals iſt nicht von Eiſen! Luſtig, Junge,
Du liebſt dein Leben! — (Sejanus fällt vor ihm nieder) Nun,
was iſt's?

Sejanus.
O Cäſar, hör' den Paulus gnädig!

Nero.
Hm!

Sejanus.
Du fühleſt menſchlich, für dieſen fühle ſo,
Er iſt ein großer, würd'ger Menſch!

Nero.
Wahrhaftig? —
(Winkt Sejanus aufzuſtehen, der folgt.)
Ich liebte einſt — es war ein kindiſch Träumen!
Die Menſchen alle Kriecher, windig, Schelme,
Verrucht im Denken, ſchandbar von Geſinnung,
Im Thun die baaren Teufel — geht mir, geht,
Wie mich veracht' ich euch, euch insgeſammt!
Dumm, ſag' ich dumm macht das Gefühl,
Die Dummen nur empfinden menſchlich. —
Und er ein großer Menſch? Ihr alten Kinder!
Die Größe, Tugend, was noch ſonſt, ſind Namen,
Die nur das Raſendſte im Menſchenherzen,
Der Glaube, das Vertrau'n geheiligt hat.
Seht denen, die groß heißen, in die Tiefe,
Selbſtbeglückung all ihr Streben!
Es hat niemals ein großer Menſch gelebt,
Ihr ſollt in dieſem auch nur Thorheit finden.
(Unſtät, wüſt, geängſtigt.)
Ich wünſchte nur, er brächte ſeine Weisheit
Mit Salz gewürzt zu Markt, denn, bei dem Styx,
Wenn er langweilig — Seneca's Schickſal,
Ihr wißt!
(Er wirft ſich mit einem dumpfen Schrei auf ſeinen Sitz.)

Sejanus.
Die Laune der Verzweiflung!

Criſpus.
Weh' uns!

Nero, Sejanus, Criſpus, Paulus (am Stabe).
Cornelius. Wache an der Thüre.
Nero (in ſich hinein).
Den Lehrer meiner Jugend, reiner Stunden Gefährt',
Auch ihn hab' ich erſchlagen — Seneca!! —
Cornelius (zu Paulus).
Wart ab, du darfſt ihm jetzt nicht nah'n.
Nero.
Und waren doch ſo ſchwach und hemmten nicht.
Ich hätte meinen Bruder nicht getödtet —
Den ſüßen Knaben! O mein armes Weib!
Sejanus (zu Paulus).
So pflegt er oft zu ſein!
Nero.
Auch Brutus, ja!
Daß dieſe Fauſt den Mutterbuſen ſchlug — —
Pah! was zuckt mir's im Herzen wie mit Wettern!
Verweichlicht! Anerzogen!
Sejanus.
Gott des Erbarmens!
Nero (aufſchreiend).
Weh, wehe! Nero! — Riß ich dieſe Augen aus,
Die ihre Leiche ſah'n! Ich kann nicht leben!
Wo iſt mein Bild? Ich will anbeten, hei!
Paulus.
Sein Bild verlangt er?
Criſpus.
Nein doch, einen Götzen,
Dem er, wenn ihn die Reue übermannt,
Anbetend opfert.
Paulus.
Er ſcheint ſich zu beſinnen.
Criſpus.
Sejanus, ſieh', er faßt ſich!
Paulus.
Du erſchrickſt?
Criſpus.
Nach ſolchen Schwächen wird er am furchtbarſten.
Nero.
Es thut nichts, 's gibt ſich. Bin ich doch ich ſelbſt!
Wer will mir an? Geſpenſt und Taumel?
Ich bin ich ſelbſt! (Blickt verwildert um ſich.) Sprecht, wer war hier?
Was ſoll der?
Cornelius.
Paulus, Herr.
Nero (ſteht auf, ſammelt ſich).
Still, ſtill, ich weiß. — Du haſt hier Freunde, Paulus,
Die auch die meinen. Deine Sache kenn' ich.
Magſt du dein Leben retten, gib mir Antwort. —
Du biſt im Rufe eines großen Menſchen.
(Geht auf und ab.)
Nicht Cäſar, Alexander waren groß,
Sie wollten herrſchen, angebetet ſein;
Nicht Plato, Socrates, ſie lebten ſich!
Und ſo die Andern, Jeder wie er war,
Der Eitelkeiten Eitelkeit! (er bleibt ſtehen)
Den heiß' ich groß, der von Begierden unbefleckt,
Den Weltgeiſt in dem freudig wallenden Buſen
Von Thaten wunderbar denn über Einſicht,
Perſon, doch rein wie ich als Kind geweſen,
Mit ſeines Weſens Urgrund eines iſt. —
Gedank', Empfindung, Hoffnung ſolcher Größe,
Beſtreben, Drang nach ihr in Wort und That,
Das Halbe ſo, es frommt mir nicht.
Bleibt gleiche Tollheit wie die viehiſche Brunſt,
Da — dort — ein unerfüllbar Trachten. —
Beſitz! Beſitz! den Gott will ich beſitzen.
Beſitzeſt du den Gott, ein großer Menſch?
(In Angſt und Verzweiflung.)
Löſ' ab den Fluch, der im Blute raſt,
Heb' weg von dem betäubten Haupt die Laſt,
Die mich hinunterdrängt — Sprich zu dem Grau'n:
Du biſt nicht mehr! zur Qual: ſei nie geweſen!
Nimm mir die Schuld aus der zerriſſ'nen Seele,
Vernichte Zeit und That — gib mir das Kind zurück!
(Paulus will reden, mit Wildheit:)
Nicht Worte heiſch' ich, Worte hört' ich viel;
Nicht Worte helfen mir — ich will das Wunder!
Kannſt du mich reinigen, Greis, wirklich befriedigen,
Anbeten will ich dich — o ſprich!
Paulus.
Ich bin ein Menſch wie du.
Nero (fährt wüthend heraus).
Blödſinniger, warum täuſcheſt du die Welt? —
Köpft den Betrüger! (unter Gelächter) Hei, Muſik, Muſik!
Ich habe meine Laune wieder,
Wo bleibt Muſik?
(Er will zum Cabinet. Sejanus und Criſpus ſtürzen ihm zu Füßen.)
Seh' ich hier bleiche Mienen? —
Läg' ſo die Menſchenwelt zu meinen Füßen
In einem Einzigen — ich ſtieß ihn nieder!!
(Stößt ſie mit den Füßen weg.)
Zurück, ihr Narren. Hei, die Zither kommt!

Das dritte Drama: „Beethoven“ iſt ein Seelengemälde, in welchem der *künſtleriſche* Charakter des unſterblichen Meiſters zum Thema genommen iſt. Wir finden hier Beethoven nicht, wie er ſich die Naſe putzte, ſondern wie er ſeinen Symphonien zufolge ſein *konnte*. Eine ſchwierige Aufgabe, ein ſolches Seelenleben pſychologiſch zu conſtruiren. Beethoven liebt Adelaide, aber er will ſie nicht beſitzen.

„Entſetzlich, wenn man mich nur nöthigte,
Dich abzugeben an das niedre Daſein,
Das ſelbſtiſch der Verklärung zwar wohl fähig,
Doch nie die lichten Höh'n erreichen kann,
Auf denen wir urſprünglich, eigen frei
Des leichten, ew'gen Daſeins uns erfreuten!
Bedeutung, Sinn, das Weſen unſres Bundes,
Bedingung, daß ich bin, wie dieſe Luſt
Dem Leben, all' das ſtürzte unaufhaltbar,
Wenn du nicht mein in dem geiſtgleichen Sinne.“

Und er gibt Adelaiden einem Andern!

Sieh, Weſen leicht entflammt, dann unbegrenzt,
An ſich gebannt ſchon durch den feſten Stoß,
Verbarg' Natur weiſ' in der Erde Schooß,
Daß eingefriedigt in den ſichern Kerker
Unſchädlich ſei, was Art in ihnen, Trieb;
Sie aber, eingedenk der alten Freiheit,
In welcher ſie Erd', Himmel froh durchwebten,
Ein ſchnelles Mittel wiſſen ſie zu finden,
Zu ihres Weſens Urkraft zurückzukehren.
Die Feſſel brechend, prallen ſie empor,
Die Erd' zerſprengend, ihren Leib zerreißend,
Und dringen in die Lichtgefilde auf!
So dringt mich's auch! Denn meiner mir beraubt,
An dieſe Zeit, in dieſen Raum gebannt,
Muß ich in Liebesinbrunſt auferſteh'n,
Mich ſelbſt zerſtörend und was mit mir iſt.

Beethoven (ſitzend auf einer Raſenbank).
Unendlicher, für dieſe Ruhe Dank!
Du läſſeſt mich in einen Abgrund ſinken,
Wo mir die Nacht und eignes, innres Grau'n
Den Pfad verhüllen, daß der irre Geiſt
Auf ſich nur eingeengt, Haß iſt, Ingrimm:
Du hebſt zu dir empor den ganz Verlaſſ'nen,
Aufathmend darf empfinden meine Seele,
Sie ſei theilhaftig deiner Kraft und Gottheit,
Sei ewig, dich zu preiſen, dir zu ſingen;
Denn in der großen, heil'gen Schöpfung Wunder,
Wie in das Herz der Lieben darf ich ſchau'n,
Und meinem Genius folgend, unbewußt
Von deiner Weisheit, großer Gott, erzählen.
Erhalte mir, Allmächt'ger, deinen Geiſt
Und meine Liebe, ach, erhalte ſie!
Durch ſie nur fühl' und find' ich dich, mein Gott! —
Adelaide, ja, jetzt biſt du mein.
Der ſchwere Kampf iſt ausgekämpft, es ſchweigt
Der Wunſch, das unbeglückende Verlangen:
Zu meiner Augen Wohlgefallen wieder,
Adelaide wieder, Engel meiner Seele! —
Hm, ſonderbar! wie mir gemuthet iſt,
So frei und licht, doch ſchwer auch und — ſo wohl!
Ich ſchlief ja lange nicht, ich bin ermüdet;
(Er legt ſich.)
Das iſt es freilich! — — Sieh, was leuchtet dort?
Adelaide? — (ſinkt zurück.) Nein doch, nein!
Die Morgenröthe iſt's. Wie wunderbar!
Adelaidens Bild und — dieſes Tönen —
Der Gipfel Purpur — wiegen mich zur Ruh!
(Er ſchläft ein.)

(Harfenklänge, wie von mehreren Seiten. Man hört anfangs aus weiter Ferne, dann näher das Lied: Adelaide, ſingen. Inmitten des Geſanges ſcheint ſich der Wald zu öffnen. Man erblickt die Muſe in Geſtalt Adelaidens, die ſich über Beethoven neigt mit der Geberde des Bekränzens. Sie verſchwindet, wenn das Lied verklingt. — Beethoven erwacht. Staunend ſieht er auf, — nimmt Buch und Stift, lehnt ſich an einen Baum und zeichnet das Lied des Traumes auf. — Die Sonne geht auf. Er breitet die Arme nach ihr aus. Adelaide tritt ihm ſchüchtern mit dem Kranz entgegen. Sie verweilt, er ſinkt wie träumend zu ihren Füßen, ſie kränzt ihn. Auf ein gegebenes Zeichen Joſeph's ſpielen die Muſiker den erſten Satz aus der heroiſchen Symphonie des Meiſters.)

Und einen ſolchen Dichter kennt ihr bis jetzt nur aus euren Literaturzeitungen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 99. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 26. April.

Die Einkehr zu Hauſe.

Von

Leopold Schefer.

Es war ein Land vor vielen Jahren,
Wo Jeder aus der Haut gefahren;
Die Häute lagen in allen Ecken,
Die Menſchen mußten ſich verſtecken,
Und kauerten hinter ihren Mauern,
Sie konnten an der Luft nicht dauern;
Die Sonne hieß da: ein Höllenfeuer!
Ein Lüftchen: ein rauhes Ungeheuer!
Und wie erſt Kält' und Hagel hießen,
Die Namen ſollen euch nicht verdrießen;
Und wahrlich, mit dem ſchauernden Leibe
Da lebten ſie nicht zum Zeitvertreibe;
Sie konnten nicht ſitzen, nicht ſtehen, nicht liegen,
Selbſt ſchwimmen war ihnen kein Vergnügen.

„Warum wir aus der Haut gefahren?"
Sprach endlich ein Greis zu den rothen Schaaren,
Die er im Felde hieß ſich verſammeln,
Und konnte vor Kalte zitternd nur ſtammeln:
„Es lebte zu ſchwer ſich in der Haut,
Daß Jedem, wer d'ran denkt, noch graut,
Es war abſcheulich in der Haut . . . .
Doch war ja die Haut nicht ſchuld, das ſchaut!
Doch außer der Haut iſt es jetzt noch ſchlechter!
Drum ſeid doch gegen die Haut gerechter!
Sonſt gab es doch unter uns Herren, Pfarren,
Gab Jäger, Hirten, Adlige, Narren,
Man kannte Jeden an Kleidern, an Kappen,
An Hauben und Knöpfen, an Bandern und Lappen,
Das hat mit der Haut längſt aufgehört!
Das Leben iſt uns ſchrecklich zerſtört!
Man kennt auch keinen Menſchen mehr,
Es iſt nur ein Chryſaliden-Heer;
Wund, leicht verwundet, geiſterhaft hager,
Ein jeder iſt ununterſcheidbar mager,
Wie Keiner erkannt wird in unſrem Land,
So wird denn auch Keiner anerkannt.
Man ſieht das Herz in den Leibern pochen!
Und ſelbſt, an den Kindern, das Mark in den Knochen;
Uns thut die Flieg' auf der Naſe verdrießen,
Kurz, auf das . . . Häuten fehlt nur das Schießen."

„Drum iſt mein Rath, der euch neu erbaut:
Ein Jeder fahre in ſeine Haut!
Er gehe in ſeinem Leibe um!
Da iſt Jeder der Klügſte, wenn auch noch dumm;
Da wird er auf alle die Angſt und Pein
Nun endlich wieder zu Hauſe ſein!
Die Erde wird er als Heimath erkennen,
Die Sonne wird er die liebe nennen!
Ein Jeder hat wieder eine Naſe
Und kann dann wieder ſitzen im Graſe!
Ja, habt ihr indeß euch was erſonnen —
Mit Haut auf den Händen iſt's leicht begonnen,
Die Füße werden euch nicht mehr bluten,
Drum laßt euch zu, das Gute, muthen! . . . .
Nun, Eins!... Zwei!... Drei!... Die Häute zur Hand!
Fahrt froh darein wie in Eheſtand!
Paradieſesfreude tritt für euch ein:
Dann wird doch Jedes erſt — nackend ſein!"

Und wie ein Reiterchor auf der Kammer
Die Lederhoſen mit einigem Jammer
Und mancher Luſt ſich anprobirt,
Für fein erkennet und froh ſtolzirt —
So ward in dem göttlichen Domino
Die unſägliche Schaar ihrer Häute froh;
Vom Jubelruf, den ſie toſend ruft,
Sieh', ſtürzen die Raben aus der Luft;
„Seht Mich! Seht Alle!" ſo hallet es laut,
„Wir ſind Menſchen! Den Menſchen macht die Haut!

Die Haut macht Himmel und Vaterland!
Macht Auge und Mund und Muth und Verſtand!
Drum ſchwört: Wir wollen uns nie entfliehen!
Wir wollen der Haut uns nie mehr entziehen,
Noch uns die Haut entziehen laſſen,
Seid kitzlich! So kann euch Keiner faſſen."

Und nun in's Theater! Da wird heut' geſchaut:
„Der Menſch. Die ſeelengute Haut!"

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Fortſetzung.)

Ingres iſt nicht ſehr fruchtbar; ich kenne von ihm nur eine kleine Anzahl von Kunſtwerken, unter denen ich eine Madonna, die Sixtiniſche Kapelle, Heinrich IV. mit ſeinen Kindern ſpielend, Francesca von Rimini und die Apotheoſe des Homer, ein Deckengemälde im Muſée Charles X., hervorhebe. Er arbeitet indeſſen raſch und leicht, aber er iſt nie mit dem zufrieden, was er gemalt hat und feilt und raspelt unaufhörlich an ſeinem Bilde. An ſeinem Hauptwerke, dem Märtyrertode des heiligen Symphorian, hat er ſieben Jahre lang gearbeitet. Da dieſes Gemälde im Salon von 1834 ſo vielfach beſprochen und beſtritten worden iſt, ſo wollen wir dabei länger verweilen, indem es uns zugleich die beſte Gelegenheit bietet, das Talent Ingres' zu charakteriſiren. Es iſt Thatſache: am erſten Tage hat man ſich im Louvre vor dem Bilde geſtritten, am zweiten ſich Grobheiten geſagt und am dritten ſich herausgefordert. Ich weiß nicht, ob man ſich wirklich deshalb geſchlagen oder geſchoſſen hat; ſo viel iſt ſicher, daß man alle feindſeligen Redensarten, welche ſeit Beendigung des romantiſchen Federkriegs in das Arſenal der unanſtändigen Zankereien verbannt waren, wieder hervorgeholt hat. Freunde und Verwandte ſind über den heiligen Symphorian des Herrn Ingres in Unfriede gerathen, haben ihre gegenſeitigen Freundſchaftsbeſuche eingeſtellt und ſich kaum mehr eines Handedrucks oder eines Grußes gewürdigt. Wenn eine ſolche Aufregung wegen Meinungsverſchiedenheit in Geſchmacksſachen nicht zugleich beklagenswerth wäre, ſo würde ſie höchſt ſcherzhaft ſein. Wenden wir uns jetzt zu dem Gemälde ſelbſt. Es ſtellt das Martyrium des St. Symphorian dar. Der Künſtler hat den Augenblick gewählt, wo ſich der Zug in Marſch geſetzt hat und auf dem Wege nach dem Richtplatz iſt. Heraclius, der römiſche Statthalter zu Pferde, bedeutet mit aufgehobener Hand den Lictoren, wohin ſie ſich wenden ſollen; der Heilige, bekleidet mit einer weiten, weißleinenen Toga und das Haupt mit einer Strahlenkrone umgeben, ſchreitet dem Zug voran und ſtreckt die Arme gegen ſeine Eltern aus, die ihn von den Zinnen der Stadtmauer zum Tode abführen ſehen. Soldaten zu Fuß und zu Pferde, Lictoren mit ihren Faſcen begleiten den Märtyrer; Frauen, Mädchen, Kinder und eine Maſſe Volks drängen ſich zu dem Schauſpiel. Im Hintergrunde ſind die Mauern und Wälle der Stadt Autun.

Eine große Menge auf einem kleinen Raume, alle Löcher der Compoſition ſorgfältig mit Armen, Beinen und Köpfen verſtopft, ein gänzlicher Mangel an Hintergrund und Luft, — das iſt es, was auf den erſten Anblick dem Beſchauer des Ingres'ſchen Gemäldes auffällt. Die Perſonen können ſich weder regen, noch rühren; ſie dürfen zufrieden ſein, wenn ſie noch Athem holen können. Dies iſt ſicher ein weſentlicher Mangel und ein großes Unglück; denn das ganze Drama leidet darunter, es tritt nicht klar genug heraus und man hat Mühe, es zu begreifen. Man braucht lange Zeit, um die in demſelben handelnden Perſonen zu entwirren, zumal da ein und derſelbe Farbenton ſie alle untereinander geworfen hat; man muß viel Sorgfalt darauf verwenden, um jedem der Körper die ihm zugehörigen Arme anzupaſſen, welche auf den erſten Anblick hin ein unverſtändliches, pantomimiſches Ballet ſpielen. Wenn aber dieſe erſte Arbeit gethan iſt, wenn das Auge ſich mit dieſem kalt uberlegten Wirrwarr vertraut gemacht hat, wenn man dahin gelangt, in dieſem Chaos zu leſen, welches ſich nur langſam aufrollt und aufhellt, wenn endlich die im erſten Augenblick abſtoßende graue und düſtere Färbung lichter geworden iſt, weil man mit Geduld durch ihre Nebel hindurchgedrungen, dann beginnt die Freude des nähern Unterſuchens, dann geht man ganz in den Gedanken des Künſtlers ein; man folgt ihm auf die ganze Höhe der Glaubensbegeiſterung ſeines Märtyrers, den er in den Vordergrund geſtellt; man bewundert den energiſchen, vielleicht etwas übertriebenen, aber doch charaktervollen Ausdruck von Seelengröße jener coloſſalen Mutter des St. Symphorian, welche keinen irdiſchen Leib hat, ſich unchriſtlich leidenſchaftlich über die Zinnen der Stadtmauer hinüberlehnt und faſt auf den Vordergrund des Gemaldes hineinreicht, um ſich gegen die Regel der Perſpective zu verſündigen, außerdem noch zwei heftige Bewegungen zugleich macht, was doch wohl nicht angeht, indem ſie nämlich ihre Rechte ballt, um dem Heraclius zu drohen, die Linke zum Himmel hebt, um ihrem Sohn die ewige Seligkeit anzudeuten, und mit aller Kraft der Stimme ſchreit, welche aus einem Munde kommt, den jeder gern ſieht und kennt, wenn er einige Kopfe von Raphael geſehn hat. Trotz aller ihrer Mängel iſt dieſe Frau doch ſchön, weil dieſe Mängel in einer großen, erhabenen Leidenſchaft ihre Entſchuldigung finden.

Auch Heraclius iſt ſchön: wie er ſo gebieteriſch ſeinen Arm den Zuſchauern entgegenſtreckt und ſeinen Schergen befiehlt, das Schauſpiel bald zu enden! Wie ſeine welken Geſichtszüge die unbiegſame Harte und den ſtrengen Trotz des römiſchen Proconſul verrathen! Er iſt zu Pferde, worüber man erſt nach naherer Unterſuchung ſicher wird und er iſt nicht der einzige Berittene. Zwei Offiziere, gleichfalls zu Pferde, folgen ihm; der eine, welcher einen ſchönen Kopf hat, aber in einer zu manierirten Haltung ſitzt, reitet einen Schimmel, der andere einen Braunen. Schön behandelt iſt ferner jene Frau, welche ſo ängſtlich ihren kleinen Säugling an die Bruſt drückt; trefflich ſind die beiden Knaben, welche ſich im linken Vordergrunde an ihre Mutter drängen und jene, welche auf einen Mauerpfeiler zur Rechten klettern, um das Opfer vorbeigehn zu ſehen. Durchaus mißlungen und übertrieben dagegen ſind die beiden Lictoren, welche den Heiligen begleiten; ihre Geſtalten mögen anatomiſch noch ſo richtig gezeichnet ſein, ſie bringen nur einen widrigen Eindruck hervor, denn ſie ſind unnatürlich; die Muskeln treten an ihren Leibern wie Berge heraus, ihre Arme und Beine ſind antediluvianiſch; hundert Kerle mit ſo cyclopiſchen Gliedmaßen, mit ſolchen Felſenmuskeln und ſo rieſenmäßigen Brüſten wären im Stande geweſen, alle römiſchen Legionen in die Flucht zu jagen. Der Maler hat ihnen wahrſcheinlich ſo übertriebene Körperformen gegeben, um die feine und edle Geſtalt ſeines Märtyrers in ein deſto helleres Licht zu ſtellen. Der Bube, welcher mit der linken Hand einen Stein nach der Mutter des Heiligen werfen will, iſt meiſterhaft gezeichnet und erinnert an die beſte Zeit der David'ſchen Schule.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen

aus „*Occident et Orient*," von **Barrault**. *)

4. **Polen und die Türkei.** — „In der Reſtauration Polens und der Pforte die Schutzwache für die Ruhe und die Freiheit des Abendlandes zu ſehen, dies, ſo ſchließt Herr Barrault ſeinen zweiten Abſchnitt, iſt die fixe Idee der politiſchen Gleichgewichtler (équilibristes.)" Er meint aber, „man bereite ſich eine grauſame Enttäuſchung vor, wenn man ſein Gebäude auf zwei Grundlagen ſtütze, deren eine bereits zuſammengeſtürzt ſei, deren andere wirklich zuſammenſchüttre." (62)

„Polen," fährt er dann fort, „war eine Vorhut Europas und der Chriſtenheit gegen Aſien und den Islamismus. — Aber, exaltirt in ihrem Kriegerſtolz, ihrer Ritterehre und ihrer Freiheitseiferſucht, konnte dieſe Feudalität keinerlei Concentration der Gewalt ertragen, daher Unmöglichkeit jedes anderen Regime's als des kriegeriſchen. Der Krieg war das Leben der Polen." (65) Seit nun Rußland zur Grenzmacht zwiſchen Europa und Aſien erwachſen und der Islamismus drohend zu ſein aufgehört hat, iſt — wie Herr Barrault meint, die **Miſſion** Polens zu Ende. — „Es war ein Lager, aber keine Geſellſchaft; es konnte keine Nation bleiben, ſeitdem es aufgehört, eine ſtets bewaffnete Heeresmacht zu ſein." (66) (Herr Barrault will hier wohl nur eine **Thatſache** erklären, nicht aber ein unverbrüchliches **Rechtsſyſtem** darauf bauen. Der auferſtandene griechiſche Volks-Lazarus würde ein ſolches Syſtem, wie das Leben einen Todtenſarg zermalmen!) —

„Während ferner in Polen das feudale Element auf anarchiſche Weiſe zur Vorherrſchaft gelangt, hatte in Rußland das monarchiſche Element geſiegt." (67) „Rußland kräftigte ſich durch Einführung der Wiſſenſchaften, Künſte und der Induſtrie Europas; Polen, einer Regierung ermangelnd, mußte in dieſer Beziehung weit zurückſtehen." Dazu kam, daß „ein turbulenter Adel und eine Wahl-Souverainität ſeine Verfaſſung ſelbſt zur ſtets offenen Pforte für rivaliſirende Prätentionen und fremde Einflüſſe machte; — daß es ſeine Unabhängigkeit nur bewahrt, um ſie zu verkaufen, und ihr fortwährend Gewalt anthun zu laſſen," (69) — während Rußland auf der einen, Deutſchland auf der anderen Seite immer mächtiger wurden. So kam es denn, daß kurz vor der franzöſiſchen Revolution — „während in Nord-Amerika die Freiheit, — in Polen die Autorität ſiegte; in beiden Ländern aber das **Vorrecht** ſein Ende fand." (71)

„Daß dann bei dem Sturmgetöſe der Julirevolution Polen ſich erhoben, auflodernd in Erinnerungen an Unabhängigkeit und Ruhm, in adligem Ehrgeiz, der von ſeinen alten Vorrechten träumte, und in gereizten und ſchlachtluſtigen Kriegsleidenſchaften, — aufgetrieben von demokratiſchem Sauerteig, den die franzöſiſchen Heere dort zurückgelaſſen, und von Feindſchaft gegen die fremde Gewaltherrſchaft, die allerdings das unterworfene Land mit einem harten und grollenden Argwohn behandelte; daß dann, ſchwörend zu allen Göttern, zur Mutter Gottes, der alten Nationalverſammlung, Koſziusko, Napoleon, dem Convent, — es ſich in den Kampf geſtürzt, mit dem Kreuz, mit Trümmern gothiſcher Waffen, mit Frauenringen, vaterländiſchen Farben, den Fetzen der drei Farben, mit der Erklärung der Menſchenrechte, mit Sicheln von Bauern befeſtigt an den Sklavenketten derſelben, mit den Segnungen der Kirche, den Inſpirationen der Klubbs und der Parodie der Revolutionsſcenen, — zugleich Martyrer, Ritter, Soldat, Demagog, Leibeigner; — daß es ſolchergeſtalt, einig nur in ſeiner Antipathie gegen Rußland und, alles inneren Zuſammenhangs ermangelnd, gleichſam ein Miſchling der Vendée und der Montagne, daß es gewagt, eine Stelle unter den politiſchen Mächten anzuſtreben, — man ſehe recht zu, was hat Polen in dieſem Augenblick beurkundet? Die Unfähigkeit eine Nation zu ſein. *) Sein Aufſtand war der letzte Feldzug der polniſchen Feudalität und ihrer Vaſallen, ängſtlich verbunden mit einer demagogiſchen Minoritat und Trümmern der alten Garde. Es hatte Krieger, aber kein Volk; Diktatoren, aber kein Oberhaupt. Polen wurde abermals der Anarchie überführt und hatte von Neuem die Strafe derſelben zu ertragen! Achtung vor ſeinen Leiden; Ruhm und Preis ſeinem Heldenthum; — aber — um unabhängig zu werden, gebrachen ihm die conſtitutiven Elemente eines Staates." (73—75)

Herr Barrault meint nun, nach der Zertrümmerung der polniſchen Oligarchie ſei es die heilſame Beſtimmung der beſiegten Nation, mit Rußland vereinigt zu bleiben. Uns ſcheint eine Vergleichung des Verhältniſſes dieſer beiden Nationalitäten zueinander, mit dem zwiſchen Dänemark und Schweden, Irland und England, Belgien und Holland, Portugal und Spanien nicht für jene Annahme zu ſprechen. —

Herr Barrault geht dann zur Beantwortung der Frage über: „welche Möglichkeiten vorhanden ſeien, für eine Reſtauration des ottomaniſchen Reiches?" Die Antwort faßt er zunächſt in Folgendem zuſammen: „Es reſtauriren,

---

*) Fortſetzung der in Nro. 53 abgebrochenen **Mittheilungen**.

*) Herr Barrault hat wohl vergeſſen, daß die verbündeten Heere zweimal Frankreich occupirt, ſonſt würde er den bedingungsweiſe richtigen Gedanken auch nur bedingt ausgeſprochen haben. — C.

wäre ihm zurückgeben — ſeine Einheit, und es zerbröckelt ſich, — ſeine kriegeriſche Seele, und es iſt entwaffnet, — ſeine Hülfsquellen, und es iſt ruinirt, — ſeinen Despotismus, und es gibt ſeinen Sklaven die Freiheit; — ſeinen religiöſen Fanatismus, und es modifizirt ſein Geſetz. — ſeine feudale Einrichtung, und es hat ſie zerſtört. — ſeinen Abſcheu vor den Chriſten und es europäiſirt ſich. — ſeine Nationalität, und es denationaliſirt ſich, — ſeinen Glauben an den Sultan, und es blickt ihn nur mehr mit Verachtung, Haß oder Gleichgültigkeit an! Kein Mittelweg für das ottomaniſche Reich: ſein, was es war, oder nicht mehr ſein.“ (30) Nach Ausführung der eben angeführten Punkte, ſchließt Herr Barrault dieſe Erörterung mit der Behauptung: „das ottomaniſche Reich vermag alſo ebenſowenig für ſeine Rettung als Polen es vermocht hat,“ (31) und wendet ſich dann zu einigen allgemeinen Betrachtungen über das ottomaniſche Reich. (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Die allgemeine Geſellſchaft für Schiffbrüchige.** — Während die Eulen in ihre öden Ritterſchlöſſer und die Fledermäuſe in die alten Kirchthürme zurückflattern, und ängſtlich ſtöhnend, ihrer Brut den Anbruch des — jüngſten Tages verkünden, geht die uralte Sonne ihren glorreichen Gang, und führt an ihrer Mutterhand das jüngſte — hoffnungsvollſte Kind ihrer Liebe von den Bergen herab zu den heiter erwachenden Menſchen. Und das Kind heißt: Vereinigung zu wohlthätigen Zwecken. Und die todt waren in Knechtſchaft und Elend mancherlei Art, ſtehen auf, und die Lebendigen werden in Weltkinder — in Weltbürger verwandelt. Schon Millionen ſegnen das freundliche Himmelskind, und immer reichlicher entfaltet ſich ſein heiliger Geiſt. Gewiß aber zu ſeinen herrlichſten Früchten zu rechnen iſt die vor wenigen Monaten vom Grafen Godde de Liancourt zu Paris geſtiftete „Société générale des naufrages,“ welche bezweckt: allen durch Schiffbruch Verunglückten und Leidenden nach Kräften hülfreiche Hand zu leiſten. An die Spitze dieſer Geſellſchaft, die jetzt ſchon über 3000 Mitglieder zählt, hat ſich die edle Königin von Frankreich geſtellt, und noch drei andere gekrönte Häupter haben zu Beſchützern, und mehrere Prinzen zu Vorſtehern der Geſellſchaft ſich dargeboten. Auch ſind, durch die Bemühungen des Stifters, ſchon mehrere korreſpondirende Geſellſchaften in anderen Staaten gebildet worden, wie u. a. in Liſſabon, Porto, Cadix, Barcellona, Nizza und — Conſtantinopel, wo der Großherr ihr ſeinen Schutz zugeſagt und der Großadmiral den Vorſitz übernommen hat. So iſt alſo dieſe Geſellſchaft ſeit Menſchengedenken die erſte wahrhaft allgemein menſchliche, welche Mitglieder ſich ſtreng ausſchließender Glaubensgenoſſenſchaften zu einem rein menſchenfreundlichen Zwecke vereinigt, und der Tag, an welchem der „Nachfolger des Propheten“ und ſein Oberadmiral in dieſen humanen Verein aufgenommen worden, iſt unter den vielen Frühlingstagen der neueren Zeiten wohl zu den ſchönſten zu zählen.

Bedenkt man, daß nach Lloyd's Liſte, in Folge einiger ſtürmiſcher Februartage d. J. allein an den engländiſchen Küſten 146 Schiffe geſtrandet, wovon 34 ganz zu Grund gegangen, dann wird man den Umfang des Wirkungskreiſes ermeſſen können, in welchem die neugeſtiftete Geſellſchaft den Segen ihres providenziellen Waltens verbreiten kann. —

Wohl muß es ein ſehr behagliches Gefühl für die wohlgenährten Kloſtergeiſtlichen der mittelalterlichen Welt geweſen ſein, wenn ſie den Ueberfluß ihres Einkommens perſönlich an die Bettler vertheilt, — die gerade hierdurch ſich ſtäts vermehrt oder doch erhalten haben. Sittlicherhabener, gottes- und darum auch menſchenwürdiger ſind aber unbeſtreitbar die Gaben, — deren in neueſter Zeit Millionen geſpendet werden, — welche, wie der Blüthenſtaub der Palmenwälder — von weithinwandernden Lüften, — ſo durch viele Vermittler hindurch an die unbekannten — aber wirklich und unverdient Nothleidenden überbracht werden. —

Und wer kann es wiſſen, welche Folgen, und wie bald es ſie haben wird, wenn das Oberhaupt der Mahomedaner zum Gefühl, zum Bewußtſein der großen Thatſache kömmt, daß er thätiges Mitglied einer gemeinmenſchlichen Geſellſchaft geworden? —

⁂ **Mrs. D. L. Child.** — Die froſtige Zeit der Abſtraktionen iſt im Abzuge; das Leben, das volle, gediegene Leben bricht ſich überall Bahn. Man will nicht mehr in der Luft ſchweben, ſondern in der Wirklichkeit Wurzel ſchlagen. Darum wendet ſich Jegliches auf und in den geſchichtlichen Boden zurück, aus dem es erwachſen, um aus Geneſis und Lebenslauf ſeine Natur und ſeine Beſtimmung zu erkennen. Auch die Frauen wollen mit Recht ſich nicht mehr genügen laſſen, weder an dem ephemeren „Weib, wie es iſt,“ noch an dem abſtrakten „Weib, wie es ſein ſoll;“ ſondern ſie möchten zum klaren, aus der Geſchichte geſchöpften Bewußtſein über ſich ſelbſt gelangen. Einen ſchätzbaren Beitrag hierzu bietet Miſtreß Child in der kürzlich von ihr herausgegebenen „History of the Condition of Women in various ages and nations.“ Mit großem Fleiß und ſchätzbarer Unbefangenheit hat ſie in zwei Bänden zuſammengeſtellt, was ſie in vielen Geſchichten und Reiſeberichten über den Zuſtand, die Sitten und Verhältniſſe ihres Geſchlechtes aufgezeichnet gefunden, von den welthiſtoriſchen Frauen des alten Teſtaments an bis zu den naiven Bewohnerinnen der kaum entdeckten Inſeln der Südſee herab. Vermißt man auch die nothwendige Kritik bei dem Gebrauche der benutzten Quellen, ſo wird man mit dieſem Mangel durch die das Ganze beherrſchende tüchtige Geſinnung verſöhnt. Zur Probe ihrer Darſtellungsweiſe übertragen wir eine ihrer allgemeineren Bemerkungen: Die neueren Schriftſtellerinnen ſind durchgängig als Frauen bekannt, welche auch einen Pudding zu bereiten, einen Kragen zu ſticken und einen Cotillon zu tanzen verſtehen, ſo gut, als ihre nichtſchreibende Nachbarinnen. Man ſieht es nicht mehr als Merkzeichen von ausgezeichneter geiſtiger Begabung an, beſcheidenere Pflichten oder die leichteren Grazien im geſellſchaftlichen Leben geringzuſchätzen. Dadurch werden hoffentlich die Männer mit der Zeit liberaler geſtimmt werden in Bezug auf die geiſtige Bildung der Frauen. Ein Schriftſteller zu den Zeiten Karl's I. ſagt: „die da weiß, wie ein Pudding zu verfertigen, iſt wünſchenswerther als jene, die mit Geſchick ein Gedicht verfertigt (compounds). Ein weiblicher Poet iſt mir jederzeit mißfällig.“ Selbſt noch im letzten Jahrhundert iſt in allem Ernſt behauptet worden: „Chemie, ſo viel als nöthig iſt, um Waſſer im Kochen zu erhalten, und Geographie genug, um die Lage der verſchiedenen Gemächer in ihrem Hauſe zu kennen, iſt hinreichendes Wiſſen für ein weibliches Weſen.“ Byron, der zu ſinnlich war, um eine reine und vollkommene Genoſſenſchaft (companionship) der beiden Geſchlechter zu begreifen, wollte die Bücherei der Frauen auf die Bibel und ein Kochbuch beſchränken. Dies alles iſt ärmliche Philoſophie und ſchlechter Witz.

⁂ **Neue Reiſe nach Jeruſalem.** — Alle Tagblätter rühmen die kürzlich von Herrn M. A. Gaucherand herausgegebene Relation du pèlerinage d'une jeune fille du canton d'Unterwalden à Jérusalem dans les années 1828—31. Es ſcheint eine freie Uebertragung des Reiſe-Tagebuches eines Mädchens von Unterwalden, Namens Britz, zu ſein.

⁂ **Atmoſphäriſche Poſt.** — Herr Ambroiſe Ador behauptet, eine „atmoſphäriſche Poſt-Einrichtung“ erfunden zu haben, mittelſt welcher die Briefpakete, oder vielmehr Briefcylinder in einer Stunde 1,000,000 Fuß durchlaufen, ſo daß die Correſpondenz von Paris nach Lyon in 70 Minuten beſorgt, dabei aber auch jede zwiſchenliegende Stadt durch beſondere Cylinder ihre Briefe empfangen würde. Ein Verſuch im Kleinen ſollte am 10. d. M. zu Paris veranſtaltet werden. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 100. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 27. April.

Der wilde Gelehrte.

Charakter-Skizze.

Der alte Denys le Bouthillier Sieur de Rance Baron de Veret, Sekretär der Königin Marie von Medicis und ordentlicher Staatsrath von Frankreich, war außer ſich am 11ten Juni 1637 Mittags um 12 Uhr. Schmerz und Verzweiflung ſchienen ihn tödten zu wollen. Sein älterer Sohn war plötzlich geſtorben, in dem Augenblick, als Armand Jean, der eilfjährige jüngere Sohn nach Malta abreiſen ſollte, um das Kreuz jenes Ordens durch ein langes Noviciat ſich zu verdienen.

Um 3 Uhr hatte das Herz des ordentlichen Staatsraths wieder Faſſung und Ruhe genug gewonnen, um ſeines Geiſtes und Hauſes gar theure Pflichten beſonnen zu üben. Er trocknete die letzten Thränen aus dem Auge, nahm eine feſte Haltung an, klingelte, ließ ſein Amtskleid und alle Zeichen ſeiner hohen Würden ſich anthun und dann den jungen Maltheſer zu einer geheimen Audienz in ſein Kabinet berufen.

„Armand Jean,“ redete er den weinend Eintretenden feierlich an, „entledige dein Auge der Thränen um den Verſchiedenen. Jede Pflicht hat ihre Zeit und ihre Gränzen. Dem Schmerz iſt genug geſchehen, dem Todten wird nach Rang und Stand der gebührende Tribut mit einem prachtvollen Leichenbegängniß würdigſt entrichtet, wir, mein Sohn, haben nun die dringendſten Pflichten für die Erhaltung der Ehre unſeres Hauſes und Namens zu erfüllen. Der ächte Cavalier iſt wie ein Kind, du wirſt alſo einſehen, daß wir, ohne ein Verbrechen gegen unſern erlauchten Stamm zu begehen, die ehrenvollen Ämter und Benefizien deines hochſeligen Bruders nicht aus der Familie entwiſchen laſſen dürfen. Louis war Chorherr von Notre-Dame de Paris, Abt der Ciſterzienſer von La Trape, der Auguſtiner von Notre-Dame du Val, der Benedictiner von St. Symphorien de Beauvais, Prior zu Boulogne und St. Clemens in Poitou. Auf dein Haupt müſſen alle dieſe Kronen nun fallen, und ihre ſchönen Einkünfte dich in den Stand ſetzen, deinem Stamm gemäß zu leben, und der Erbſchaft des Erzbisthums von Tours von deinem Oheim dich einſt würdig zu machen. Alſo, Armand Jean le Bouthillier de Rance, nichts mehr von Malta und ſeinem verfallenden Orden, den Studien ſich gewidmet, ſoviel einem Cavalier deines Rangs nöthig iſt, und morgen ſich bereit gehalten, um Seiner und Ihrer Majeſtät bei dem Lever vorgeſtellt werden zu können. Adieu, mon chèr!“

Durch die Wolken des Kummers und der Thränen blitzte ein Strahl der Freude im Auge des jungen Armand Jean. Er küßte die Hand des Vaters und empfahl ſich mit ehrfurchtsvoller Verbeugung.

„Der Himmel ſei mit euch, geliebte Brüder im Herrn, er ſegne, was ihr beginnen möget!“

„Amen!“ ſprachen alle Verſammelten und verbeugten ſich demüthig vor dem Legaten des heiligen Vaters, dem frommen Kardinal von Rochefoucault, welchen dringende Geſchäfte zu dem großen Richelieu abriefen. Sobald die Verſammlung die Laternen ſeiner Diener durch die Straße St. Jacques leuchten ſah, erhoben ſich alle die Männer haſtig von den Stühlen um den runden Tiſch, und lachend rief Joſeph Leclerc de Tremblay: „Der Himmel ſegne den Fortgang des Frommen! Beauvilliers! biſt du fertig?“

Und die Thüre zu dem Nebengemach öffnete ſich, eine hohe ſchlanke Geſtalt voll männlicher Schönheit, aber noch blühend im Glanz der Jugend, trat auf die Schwelle und ſprach mit komiſcher Demuth: „Hochwürdigſte Herren, tretet getroſt bei mir ein, der Geiſt harret euer, wenn auch nicht der heilige, doch der wonnige von Eremitage!“

Feierlichen Schrittes wandelte ein kurzer unterſetzter Mann in ſchwarzer Kutte, ein ſchwarzes Mützchen auf dem beſchorenen Scheitel und einen großen Folianten in der Hand, voran in das Nebengemach. Es war Don Gregoire Tariſſe, der gelehrte und gottesfürchtige General der Congregation der Benedictiner von St. Maure. Ihm folgte ein hoher Blondkopf, deſſen Augen wie Irrwiſche unter den buſchichten braunen Wimpern zuckten, deſſen ſcharfgeſpitzte Adlernaſe ſich rümpfte, als röche ſie Ketzer in der Nachbarſchaft, deſſen aufwärtsſtrebende Lippenwinkel in zwei tiefe bogenförmige Falten bis zur Naſenwurzel ſich zu dehnen ſchienen. Antoine le Quieu war es, der herbe Dominikaner, welcher nach Paris gekommen war, um ſeinen Orden zu reformiren und wo möglich die ſchönen Tage von La Prouille zurückzurufen. Im ſchwarzen Weltprieſterhabit, mit dem großen breitkrämpigten Hut unter'm Arm und mit freundlichem Lächeln unter dem ſchwarzen Käppchen, hüpfte der vierte hinein, der wackre Beförderer der neuen Kloſtertöchter unſerer lieben Frau, Margeſtand, der geiſtvolle Jeſuite. Die kleine, flinke, rührige, geiſtvolle Figur in der braunen Kutte des heiligen Franz von Aſſiſi, hieß Joſeph Leclerc de Tremblay oder Pater Joſeph ſchlechtweg, der Ketzerbekehrer, der Lieblingsprediger, der geheime Rath aller bedrängten Kloſterfrauen, ein tüchtiges Werkzeug Roms und des großen Miniſter-Kardinals. Und der die Thüre geöffnet hatte und ſo heiter zum Becher einlud, war Leon von Beauvilliers, ein bekehrter Hugenotte, ein Zögling der Dominikanerſchule von St. Jaques, der ſein Noviziat bald überſtanden hatte, im Begriff war, ſein feierliches Gelübde abzulegen und von allen den hochwürdigen Herren gehätſchelt wurde, weil er der Hugenotten noch mehrere zu der römiſchen Kirche herüberführen ſollte. Er bot dem Letzten von Allen, einer eleganten, ſüßduftenden Hofgeſtalt, einem ritterlichen Stutzer und hohlaugigen Libertin lachend ſeinen kräftigen Arm, und ſchob ihn faſt unſanft auf den noch ledigen Stuhl. Dieſer ſo demüthig hinter den Mönchen herzappelnde Seladon war Herr von Chateauneuf, der Großſiegelbewahrer von Frankreich, ein Held in allen Kabalen.

Die hohen Herrſchaften hatten ſich unter der Ägide des edeln, aber herzlich ſchwachen Rochefoucault verſammelt, um der römiſchen Kirche Beſtes in ſo bedenklicher Zeit zu berathen, und Mittel zu ſuchen, wie man den entſcheidenden Sieg von La Rochelle benutzen könne, um den deutſchen Proteſtanten ein Bein unterzuſtellen, ohne dadurch dem Hauſe Öſtreich auf die Beine zu helfen. Sie befanden ſich im Noviciat der Dominikaner, und Beauvilliers war der Wirth. Die Verwandlung des jungen feurigen Kriegers war ein Akt gegenſeitiger Politik, eine mariage de convenance, alſo konnte ſeinem Noviziat Bedeutendes durch die Finger geſehen werden. Jeden Falls hatte er die Abſolution ohne Faſten und Geißel von ſeinen hohen Gäſten in der Taſche.

Sie ſaßen und der göttliche Eremitage duftete in den ſilbernen Pokalen. (Fortſ. folgt.)

Studien

über die neuern franzöſiſchen Malerſchulen vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unſre Tage.

(Schluß.)

Vor Allem aber gefällt die Figur jenes Bauern mit dem ſtarken Barte, der nicht weit von jener vorhin erwähnten Frau ſteht und die Hand auf's Herz legt, in dem ein chriſtlicher Glaubensſtrahl gezündet zu haben ſcheint, und der ſich betroffen über dieſen Eindruck Rechenſchaft zu geben ſucht und ſich frägt, ob die Religion, für welche man mit ſo viel Standhaftigkeit ſtirbt, nicht beſſer iſt, als die, in deren Namen man tödtet. Zeichnung, Farbe, Ausdruck, Charakter, Originalität vereinigen ſich hier in hohem Grade. Außerdem bemerkt man noch manche treffliche Einzelnheiten; was aber das Ganze anlangt, ſo können wir es nicht als ein ausgezeichnetes Gemälde rühmen; wir halten es vielmehr für ein Bild, welches einen großen Meiſter verräth, voll herrlicher Details iſt, aber einen mittelmäßigen Totaleindruck hervorbringt. Ungerecht wäre es indeß, zu verſchweigen, daß keines von den ſeit einer Reihe von Jahren ausgeſtellten Gemälden der franzöſiſchen Schule in ſo hohem Grade das Gepräge eines erhabenen Charakters an ſich trägt; nach reiflicher Überlegung muß man geſtehn, daß das hohe Ziel, welches der Künſtler vor Augen hatte, viele ſeiner Mängel entſchuldigt und daß er allein unter allen ſeinen Landsleuten derjenige iſt, welcher die Seele des Beſchauers befriedigt, während die meiſten nur dahin trachten, die Augen zu beſtechen. Ingres iſt Dichter, in ihm überwiegt die Phantaſie und das Ideal; das Erhabene und die ſittliche Grazie iſt ſein Ziel; er will das Schöne durch das Sittliche veredeln. Stärke und Adel der Seele, Aufopferung, Ergebung und Gleichgültigkeit gegen ein von Menſchen erbetteltes Schickſal, Verachtung des Todes, kurz alle begeiſternden Momente jenes in das höchſte Weſen verſunkenen Entzückens, was zwar im Menſchen nur Augenblicke füllt, aber auch in dieſen Augenblicken das Innerſte der Seele aufſchließt und die Verwandtſchaft mit dem Unſterblichen beurkundet: — das ſind die Elemente, mit denen Ingres ſeinem Gemälde eine höhere Weihe zu geben geſucht hat.

So hatten wir uns denn beſtrebt, den Leſern dieſer Blätter eine möglichſt umfaſſende Darſtellung der verſchiedenen franzöſiſchen Malerſchulen ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts zu geben. Die fortdauernden Stürme, welche das Gebiet der Kunſt ſeit 40 Jahren in Frankreich bewegt haben, ſind hinreichende Gründe, warum es gegenwärtig keine Malerſchule im alten Sinne des Worts mehr gibt. Von einer Ingres'ſchen Schule kann wohl ſchwerlich die Rede ſein; ſeine Schüler haben bis jetzt meiſtens noch nichts als trockene, aſchgraue oder braune Silhouetten hervorgebracht und noch weniger als die Nachfolger David's geleiſtet. Die romantiſche Schule hat eigentlich nie exiſtirt, weil Jeder ſeinen eigenen, unabhängigen Weg verfolgt und noch kein Romantiker ſich ſo unbedingten Einfluß verſchafft hat, daß er hätte auftreten können und ſagen: ſo müßt ihr es machen! Alles hat ſich darauf beſchränkt, zu ſagen: ſo müßt ihr es nicht machen! worunter man die ausgeartete David'ſche Schule verſtand. Dieſe iſt als Schule gleichfalls nicht mehr vorhanden, obſchon die officielle Erziehung, welche die Zöglinge der *école des beaux arts* und außerdem noch viele junge Leute in den Ateliers der Nachfolger David's erhalten, ganz in dem Sinne des alten Syſtems verfährt. Das de la Roche'ſche Juſtemilieu begründet eben ſo wenig eine Schule. Und zu welchem Zweck ſollte ſich am Ende auch die Hiſtorienmalerei als Doctrin conſtituiren? Iſt denn wirklich eine Hiſtorienmalerei möglich, oder nothwendig? Man betrachte einmal Paris; wo ſind die großen Hotels, die ehemals die Kunſt mit ihren Schätzen erfüllte? wo gibt es denn noch ſchöne und reiche Privatgallerieen, welche die Künſtler beſchäftigen? Nirgends iſt von Hotels und Gallerieen die Rede mehr, wohl aber von kleinen Boudoirs in kleinen Bürgershäuſern und in dieſen können kaum die Staffeleigemälde Platz finden, wenigſtens nicht ohne Gefahr, darin zerdrückt und zerquetſcht zu werden; auch ſollen ſie dort nur zu unnützem Zierrath dienen. Und der Staat nimmt auch die Künſte nicht mehr ſonderlich unter ſeine Obhuth; ſeitdem das Büdget ſo kärglich zugemeſſen wird, beſtellt die Regierung keine großen Kunſtwerke mehr, welche viel Geld koſten. Als Napoleon und Ludwig XIV., Leo X. und Perikles die bildenden Künſte beförderten, brauchten ſie für die Errichtung von Kunſtdenkmalen nicht auf die Bewilligung von einigen lumpigen Thalern zu warten; ſie beſtellten dieſelben aus eigener Vollmacht, bezahlten ſie königlich und erhielten preiswürdige Waare. Nichts von alle dem geſchieht heut zu Tage; kaum daß man ſo viel Geld auftreibt, um früher angefangene Monumente zu vollenden, und wer weiß, ob das nicht vielleicht die letzten ſein mögen. In einem Lande wo man, wie gegenwärtig in Frankreich, von ganz ernſthaften Leuten ſagen hört: Die, welche Gemälde und Statuen haben wollen, mögen ſie bezahlen! was iſt da aus der Kunſt geworden? Hat denn überhaupt Jemand Bildſäulen und Gemälde nöthig? Im Einzelnen Keiner, aber im Allgemeinen Jeder. Aus der Kunſt eine induſtrielle Frage machen zu wollen, heißt ſie erniedrigen, tödten. Ihr Krämervolk, bezahlt eure Equipagen, wenn ihr euch welche halten wollt! das liegt auf flacher Hand, das iſt euer Luxus und wir brauchen nichts dafür herzugeben; aber wer darf ſich denn unterſtehn, wenn es ſich um öffentliche Kunſtdenkmäler handelt, zu ſagen: bezahlt ſie, wenn ihr dieſen Luxus halten wollt? Und wenn ihr rückſichtlich der Künſte knickert und filzig ſeid, glaubt ihr denn, daß das eine kluge Erſparniß iſt? Gewiß nicht. Die Kunſt, jene Tochter des Himmels, hat eine hohe moraliſche Bedeutung, welche in unſern Tagen leider zu ſehr verkannt wird; wehe euch, wenn ihr die göttliche unter irdiſchen Rückſichten erſtickt!

Faſſen wir daher unſer Urtheil über den gegenwärtigen Zuſtand der höhern Malerei in Frankreich zuſammen, ſo lautet es folgendermaßen: ſie vegetirt und kämpft gegen tauſend Hinderniſſe an, gegen die Zerſtückelung des Vermögens, gegen die Ärmlichkeit der Wohnungen, gegen die magere Beiſteuer des Büdgets, gegen die Erinnerungen der David'ſchen Legitimität, gegen die Manie der Darſtellungen aus dem Mittelalter, gegen den Ingres'ſchen Puritanergeiſt und endlich gegen die angebliche Originalität der Coloriſten, welche die alten Venetianer und Niederländer wieder von vorn anfangen wollen und bisweilen mit ziemlich anmuthigen, oft auch höchſt beleidigenden Farben die garſtigen Gerippe ihrer grotesken Hirngeſpinnſte bedecken. Die Malerei beſteht harte Proben, ſie befindet ſich, wie die ganze Geſellſchaft, in einer ziemlichen Übergangsepoche. Möge die Folge lehren, wie ihre Zukunft ſich geſtalten wird.

Eduard Kolloff.

Mittheilungen

aus „*Occident et Orient*,“ von **Barrault.**

(Fortſetzung.)

5. **Conſtantinopel — Stambul.** „Moſcheen mit gerundeten Kuppeln und zugeſpitzten Minareten, die man für Trophäen halten möchte von glänzenden Schilden und vergoldeten Lanzen; zahlloſe Häuſer von Holz, roth angemalt, wie auf Gerathewohl und in Eile hingeworfen, Häuſer oder vielmehr Zelte eines ungeheuren Feldlagers; Serail's, ernſt, prachtvoll und würdig, wie das alte Reich; Pallaſte von geſtern, elegant, gebrechlich, ſchimmernd, theatraliſch wie die Reform; Khan's und Bazar's den orientaliſchen Luxus ausbreitend; Springbrunnen mit glänzenden Arabesken; Arſenale der Artillerie und der Marine, Batterien, Schiffswerfte, Kaſernen; und hier und dort ſchlafende Vorſtädte der wachenden Hauptſtadt, weißliche Gradhöfe mit ihren dunkelgrünen Pyramiden von Cypreſſen!“

„Ungeheure Stadt, kaum ſich haltend in ihren Ringmauern, unter hundert Namen zerſtreut am Fuß und auf der Spitze der Hügel, auf den beiden Seiten des Kanals, die ſie mit ihren lachenden Gebüſchen durchduften; verbunden durch den Bosphorus mit dem ſchwarzen Meere, von dem es die kalten Winde, die Nebel und die Strömung empfängt, — durch die Dardanellen mit dem weißen Meere, welches ihm laue Lüfte, einen reinen Himmel und Lichtſtröme ſendet; öffnend ſeinen Hafen allen Segeln, die von Süden, Norden, Oſten und Weſten der Scirokko und die Tramontane ihm zuführen unter mannigfaltigen Wimpeln; unabläſſig herbeirufend die Karavanen von Anatolien, Syrien, Perſien und der Tartarei; und farbenſchillernd im Sonnenſchein oder ſpiegelnd in den Fluten alle dieſe mannigfache Pracht, mit welcher Kunſt und Natur es begabt!“

„Verknüpfungsband (*noeud*) von Europa und Aſien, die in ihr ſich den Friedenskuß zu geben ſcheinen; Karavanſerai der Völker des Orients und Occidents, die in ihr die bunten Verſchiedenheiten ihrer Trachten, Sprachen und Phyſiognomien miſchen; Tempel, wo fünfmal des Tages vom Gipfel der Minarets der Name Allah's erſchallt, ſchwebend (*planant*) zwiſchen Himmel und Erde wie eine ſtolze Beſitznahme der Erde durch den Himmel des Propheten, und wo demüthig am Fuß der Altare der Name des Gekreuzigten ertönt, zuweilen nach außen von Glocken gemurmelt; — vielſprachiges (*polyglotte*) Buch, verſammelnd bunt durcheinander die lebendigen Blätter der Bibel, des Evangeliums und des Korans!“

„Dies die alte Metropole des **Chriſtenthums**, treue Bewahrerin des Labarum's, welches von den Wolken ſich auf Conſtantin's Thron herabgeſenkt, — und neue Hauptſtadt des **Islamismus**, der die Fahne Mahomed's dort aufgepflanzt hat.“

„Dies die zweimal heilige, zweihäuptige, zweinamige Stadt! Conſtantinopel! Stambul! Und ganz Europa hat ſeine Blicke auf dieſe verhängnißvolle Stadt geheftet!“

„Die Autorität will ihren Thron dort aufſchlagen, von wo ſie den Orient und Occident beherrſche: die Freiheit will ſich dort wie eine Feſtung verſchanzen. Prinzipienfrage."

„Der Moſkovitiſche Adler mit ausgebreiteten Schwingen, der brittiſche Leopard mit ausgeſtreckter Tatze — meſſen einander bei dieſem Zankapfel, den der Genius des Handels der alten Welt zwiſchen ſie hingeworfen. Intereſſenfrage!"

„Das Chriſtenthum hält ſchwebend über ihr ein neues Labarum: der Iſlamiſmus erſchaudert (frémit) gewahrend, wie dieſer irdiſche Mond, der die Feierlichkeiten ſeines Lebens regelt, ſich verfinſtert. Glaubensfrage!"

„Dreifache Frage in lebendiger Anregung (palpitante) auf einem einzigen Punkte des Erdballs!" . .

„Europa ſchwebt in Unruhe . . . Und doch kann es dieſen Kampf der Prinzipien, dieſe Concurrenz der Intereſſen — weder durch ſeine Weisheit noch durch ſeine Kraft beendigen! . . . Es betrachte genauer die beiden großen Glaubensmeinungen, die in Conſtantinopel einander gegenüberſtehen, — jenes Kreuz und den Halbmond, die — ſo nahe beieinander — ſich anziehen und abſtoßen, ohne ſich trennen zu können, und auch einer Verſöhnung bedürfen. Wäre es nicht vielleicht der Fall, daß das dreifache Problem, welches an den Ufern des Boſphorus ſich aufgeſtellt hat, eine einzige und gemeinſame Löſung herbeiruft?" (p. 101 — 104) — „Man ſage nicht: weg mit dem Kreuz und dem Halbmond! Weg mit dem Evangelium und dem Koran! Weg mit der Kirche und der Moſchee! . . . Nein, die Menſchen geben ein Zeichen, ein Buch, einen Tempel nur für ein anderes Zeichen, ein anderes Buch, einen anderen Tempel!" (106) „Die Mahomedaner ſind aber ebenſo wenig bekehrbar zum (bisherigen kirchlich.) chriſtlichen Glauben, als die Juden, die ſeit Jahrhunderten zerſtreut und verfolgt fortgelebt, ohne von ihrem Glauben abgebracht worden zu ſein." (107)

„Darum können weder die Sultane noch die Czare, welche von beiden auch Herrn des Reichs werden mögen, einen Staat dort reſtauriren oder gründen, weil zwei religiöſe Symbole einander gegenüber ſtehen, von denen keines von beiden zum anderen übergehen mag. Der Oſmane iſt gefallen, weil er nicht vermocht hat, alle ſeine Völkerſchaften zur (religiöſen) Gemeinſchaft zu bringen (faire communier); beſiegt, niedergeſtreckt, verſtümmelt — bleibt er gebrechlich aber unverletzlich. Der Halbmond, nachdem er ſich wie ein Schilfrohr gebeugt hat, leiſtet Widerſtand — wie ein Schild. Und weil der Ruſſe ebenſo wenig alle ſeine Unterthanen in Gemeinſchaft zu ſetzen verſteht, kann er, obgleich Sieger, aufgerichtet, unverſehrt, doch nur über Trümmern herrſchen; er bleibt unwiderſtehlich aber unmächtig (impuissant.) Das Kreuz, nachdem es wie ein Schwert eingedrungen, ſcheint nur ein Schilfrohr zu ſein. Zwiſchen dieſen beiden Zeichen oſzilliren die Schickſale zahlreicher Bevölkerungen, ohne ſich zu regeln und zu vereinigen. Stambul, ſeine Pforten für Conſtantinopel öffnend, iſt uneroberlich; Conſtantinopel, ſiegreich, kann über Stambul nicht triumphiren."

„Stadt der zwei Zeichen und der zwei Namen, die ſich bekriegen, um welche Europa ſpielt und wettet für zwei miteinander ſtreitende Prinzipien und Intereſſen; — ſymboliſcher Ausdruck der alten Welt für Alles, was antipathiſch, geſpalten, feindlich iſt; — doppelt in ſich ſelbſt und geſtellt zwiſchen zwei Lager wie ein Schlachtopfer und ein lebendes Gebet; — ſie conſpirirt und fleht für ſich ſelbſt und für Alle um ein Einigungsband — zwiſchen den Glaubensmeinungen, Prinzipien und Intereſſen, zwiſchen Raſſen, Überlieferungen und Sitten, zwiſchen Nationen, Rechten und Bedürfniſſen!"

„Darum gibt es Träumer, die den Blick nach jenem Geſchichtskreis gewendet, den Hauch eines Wortes zu vernehmen, den Schatten einer Hand hin und her weben zu ſehen glauben, von denen die Glaubensmeinungen, die Raſſen und Nationen zu einer neuen Geſellſchaftung gerufen und getrieben werden durch Einverſtändigung von Conſtantinopel und Stambul."

„Und Europa, ungeachtet ſeiner Weisheit und Stärke unentſchloſſen und unthätig, ſchaut hin, bis daß es, müde, weder Frieden noch Krieg zu Stand zu bringen, ſelbſt eine der Stimmen und eine der Hände wird, welche jene geträumte Geſellſchaftung vorbereiten." (112 — 114) (J. f.)

Caroline Lindner.

Der in einigen Monaten erſcheinende 6te Band des von C. Herloßſohn herausgegebenen Damen-Converſations-Lexikons wird folgenden Artikel über „eine der größten und gefeiertſten deutſchen Schauſpielerinnen, Caroline Lindner," bringen, deſſen frühere Mittheilung in unſerem Blatte uns freundlich geſtattet wurde.

„Es iſt Unrecht, über den Verfall unſerer dramatiſchen Kunſt zu klagen, ſo lange noch Talente wie C. Lindner, Sophie Schröder, die Crelinger, Julie Rettich-Gley, Doris Devrient, Charlotte Heſſert, die Peche, die Fournier, Caroline Bauer u. ſ. w. leben. Vielleicht iſt kein Zeitabſchnitt eines Lebensalters ſo reich an kräftigen, friſchen phantaſiebegabten Bühnentalenten geweſen, wie der jetzige! Man klage immerhin unſere Dichter an, daß ſie nichts Neues, Gediegenes mehr zu ſchaffen im Stande ſind; an den darſtellenden Talenten unſerer Bühnen liegt die Schuld des Verfalles der Kunſt keineswegs. Müſſen ſie doch ihr Talent bei dem Mangel an intereſſanten vaterländiſchen Novitäten mit Entäußerung ihrer Individualität und ihres deutſchen Charakters an den Machwerken franzöſiſcher und engliſcher Theaterſtück-Manufakturiſten vergeuden! — Caroline Lindner iſt von den vielen, zum Theater Berufenen, eine Auserkorne. Keine blendende Schönheit, nicht der Reiz der Toilette, nicht Koketterie, keine Abenteuerlichkeit des Lebenswandels gaben ihr Berühmtheit: es war das Talent und ſein allmächtiger Zauber, ſeine unbeſiegbare Gewalt und deſſen Wahrheit. — Nicht wie die Haizinger-Neumann feierte ſie Triumphe durch Huldigung des Zeitgeſchmackes in einer entnervten Periode, ſondern lediglich durch die Poeſie ihres Innern, durch die Tiefe und Wahrheit ihrer Empfindung, durch die treue Wiedergabe des Empfundenen, durch den Adel ihrer Gefühle und Leidenſchaften hat ſie ſich in der Geſchichte deutſcher Schauſpielkunſt ein bleibendes Denkmal geſtiftet. C. Lindner iſt eine von den Wenigen, welche den Lorbeerkranz auch verdient haben! Ihr Platz im Kunſtpantheon iſt neben Sophie Schröder und Sophie Müller. Die Zeitgenoſſen, ſelten beſtimmt in ihrem Urtheil, haben hier gerichtet und das Urtheil iſt abgeſchloſſen. Die Natur hat ihr den Stempel des Berufes aufgedrückt, die veredelnde Kunſt den Weihekuß gegeben. Sie iſt eine Prieſterin in den Hallen, die, ſo oft entweiht, durch ſie ſtets neue Weihe erhalten. Wer die Dichter verſteht und ihre idealen Gebilde plötzlich durch C. Lindner belebt und der Anſchauung näher gebracht ſieht, wird uns beipflichten. Ihr Genre iſt das Naive, Sentimentale, das letztere namentlich, wo es in das Tragiſche hinüberreicht, der zarte Heroismus, das Seelenvolle. Die Sprache der Seele iſt ihre Sprache, jede Miene, jeder Ton Wahrheit, jedes Wort trifft den Hörer und erfaßt ihn, er fühlt es, daß es nicht anders geſprochen werden kann; über das Warum weiß er ſich keine Rechenſchaft zu geben, und das iſt eben der Triumph des Talentes, das keine Bemühung, kein Studium zu erzeugen im Stande iſt. Ihren Darſtellungen im Luſtſpiel wohnt eben ſo viel Grazie, Feinheit, Eleganz und Natürlichkeit inne. In welcher Gattung ſie mehr zu bewundern ſei, darüber iſt man nicht einig; wohl aber, daß ſie ſtets Bewunderung verdiene. Der Raum geſtattet hier nicht, auf die unterſcheidenden Merkmale ihres Talentes in den verſchiedenen Kunſtleiſtungen einzugehen; wir haben hier nur ein Geſammturtheil angedeutet mit flüchtigen Strichen, man nehme es als ein Wort der Anerkennung, wie es das entſchiedene Talent verdient." —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 101. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 28. April.

Geiſterzug.

Von

Juſtinus Kerner.

Ich geh' in düſtrer Nacht allein
Durch's tiefe, tiefe Thal,
Die Mühle ſchweigt, es ruht ihr Stein,
Herz! könnt'ſt du ruh'n einmal!

Der Himmel iſt ſo ſternenleer!
So öd' die Erde iſt!
Hab' keine, keine Heimath mehr,
Seit du geſtorben biſt.

Wie lag ſo ſchwer der laute Tag!
Du ſtille Nacht! ſei mild! —
Ja! ja! Da ſchwebt durch's grüne Hag
Sein ſtilles Todtenbild.

Hör', Lieber, mich! Gibſt keinen Laut,
Schwebſt ſtumm voran mir nur.
Ja! ja! Du lieber Schatten traut!
Will folgen deiner Spur.

Sanft weht ein kühler Hauch mich an,
Der ziehet mich nach dir,
Das haſt, Geliebter, du gethan!
Und fort muß ich von hier.

Fort ziehſt du mich, muß heute noch
Mit dir zu Grabe geh'n.
Ihr Lieben! Lieben! laßt mich doch!
Ade! auf Wiederſeh'n!

Der wilde Gelehrte.

(Fortſetzung.)

„Den erſten Becher unſrer ſüßen Mutter, der Kirche!“ rief Le Quien, plötzlich in einen freudeglühenden Lebemann verwandelt.

„Der Kirche!“ jubelten Alle. Kaum klangen die Becher wieder auf der Marmortafel, ſo erhob ſich Tremblay mit dem Toaſt: „Den zweiten Becher unſern lieben Schweſtern....“

Lachend fielen Alle ein: „Unſern lieben Schweſtern!“ Nur Don Gregoire Tariſſe blieb ſitzen und ſchnitt ein Geſicht voll Mißmuth's und herben Tadels.

„Nun General, Ihr thut uns nicht Beſcheid? Seid Ihr denn ſchon wirklich abgebrannt?“ rief Beauvilliers.

„Nicht doch, mein theurer Sohn,“ erwiederte mit Pathos und Majeſtät der General der ſchwarzen Mönche. „Ihr alle, meine hochverehrten Brüder, wißt, daß ich meinen Erzvater Benedict vernünftig zu interpretiren mich ſtets bemühte, und genoß, was der Himmel ſeinen Kindern ſo tauſendfältig an Freuden beſchert. Aber die Dehors, der Anſtand ſollen auch unter uns, wie unter allen Gebildeten nie verletzt werden. Darin fehlten unſre Vorfahren ſeit Jahrhunderten, und darum ſanken wir ſo tief. Wer bei ſich ſelbſt und vor ſich ſelbſt gewiſſe Schranken muthwillig zu überſpringen ſich gewöhnt, der wird unfehlbar bald auch vor der Welt den Schein verachten und in ſeiner ganzen Blöße ſich zeigen.“

„Vortrefflich, General, Ihr ſeid mein Mann!“ lachte Tremblay. „Wohlan, ſo bringen wir den zweiten Becher der edeln Wiſſenſchaft, den ſieben freien Künſten, dem Schmuck und Troſt unſrer einſamen Stunden! In andrer Zeit mag jeder ſich helfen wie er kann!“

Noch hatten ſie den Becher nicht geleert, ſo ſchwang

Margeſtand, den ſeinen ſchon wieder friſch gefüllt: „Den dritten Becher den tapfern Hugenotten und dem Apoſtaten, dem Auguſtinerlein Martinus Luther, unſern beſten Freunden!“

Sie tranken luſtig mit, doch Herr von Chateauneuf konnte ſich nicht enthalten, nach dargebrachtem Opfer ſeine Zweifel und Bedenken gegen ſolche Freundſchaft laut werden zu laſſen.

Margeſtand fiel ihm raſch in die Rede: „Iſt's euch allen nicht klar, daß wir auf Gottes lieber weiter Welt keine beſſere Freunde haben, als die Männer meines Toaſt's? hätten wir das Glück, den ehrwürdigen Bruder Le Quieu an der Spitze ſeiner tapfern Schaar von Predigermönchen zu ſehen, wenn nicht jene Albigenſer den Erzvater Dominikus auf den Gedanken gebracht hätten, ihren Freveln durch Stiftung ſeiner regen Mönche einen Damm entgegen zu ſetzen? Sind jene Albigenſer nicht recht eigentlich die Wiederherſteller, und dieſe Hugenotten die Erhalter der ehrwürdigen Inquiſition? Und was wären wir alle jetzt ohne jenen köſtlichen Martinus? Fäſſer ohne Wein, Trommeln ohne Fell, Wölfe ohne Zähne, Schaafe ohne Wolle, faule Bäuche, leere Popanze, nicht mehr reiche und allmächtige Bettelmönche, ſondern wirklich armſelige Bettler! Überdrüſſig war man unſer längſt. Rom und die Biſchöfe und die Fürſten ſahen längſt mit ſcheelen Augen unſre Macht und Reichthümer, und ſuchten den Schwamm auszudrücken, um ihre Teiche mit friſchem Waſſer zu füllen. Jetzt aber iſt es anders! Sie brauchen uns wieder, ſie ſehen ein, daß wir die einz'ge Veſte ſind, an welcher der tollkühne Proteſtantismus ſich den Schädel einrennen kann, und — bei'm heiligen Loyola! — auch einrennen wird. Der heilige Vater zittert vor dem Gedanken, daß ſeine ſieben Hügel über ihm zuſammenſtürzen könnten. Darum können wir wieder vollauf und guter Dinge ſein, und darum: Martinus Luther hoch!“

„Hoch!“ klang es, daß die Fenſter bebten.

„Habt Ihr vernommen,“ hob Le Quieu an, ſobald er wieder Athem hatte, „daß der eilfjährige Bouthilliers de Rance wirklich ſeine ſechs Abteien heute vom König erhalten hat? Iſt es jetzt wohl an der Zeit, Kindern ſo Wichtiges anzuvertrauen?“

„Vollkommen!“ fiel Margeſtand ein, „nur dadurch wird es guten Köpfen möglich, an der Stelle ausgetrockneter Prälaten im Namen ſolcher Kinder die Orden zu regieren.“

„Und ich ſage Euch,“ unterbrach ihn Tremblay, „aus Rance kann etwas Tüchtiges für uns werden. Kopf hat der Junge und Herz und erſtaunenswerthen Fleiß.“

„Das muß wahr ſein,“ bemerkte Tarche, „mit Leib und Seele hängt er an der Wiſſenſchaft, und iſt jetzt ſchon ein Lateiner und ein Grieche, der ſich gewaſchen hat. Nur der Ernſt fehlt ihm, die Richtung, das wahre Ziel. Denkt Euch, der Laſſe ſchreibt Studien über den Anakreon, und weiß, glaube ich, noch kaum, ob ein Kirchenvater jemals exiſtirte.“

„Getroſt,“ lachte Tremblay, „laßt ihm ſeinen Anakreon, den Kirchenvätern wird er nicht entrinnen, dafür ſorgen das Collegium von Harcourt und die hohe Schule von St. Maure. Ich ſelbſt ſprang unmittelbar von meinem lieben Ovid zu Chryſoſtomus und Cyprian über. Und wer ſieht mir, dem Pater Joſeph, jetzt noch eine Spur der Triſtia und der Metamorphoſen an?“

„Laßt Euch, mein edler General, das wackre Kind empfohlen ſein,“ ſprach mit großem Ernſt der Siegelbewahrer, „denn ſo viel mir zu Ohren gekommen, will er dem Orden Benedicts ſich ganz ergeben und das Erzbisthum von Tours kann ihm doch in keinem Fall entgehen!“

„Armand Jean le Bouthillier de Rance den vierten Becher!“ kreiſchte Beauvilliers. Und ſie tranken der Becher noch viele.

Ein Jahr nach dieſer Abendunterhaltung hatte der zwölfjährige Abt Armand Jean eine neue Ausgabe des Anakreon mit kritiſchen, mitunter ſehr geiſtreichen Anmerkungen veranſtaltet, und eine Überſetzung deſſelben Dichters bald vollendet. Ganz Frankreich erſchallte von ſeinem Ruhm, und alle Philologen von Italien, Niederland und Deutſchland ſpitzten die Federn, um das neue Wunderkind — zu recenſiren.

Armand ſchien von dem Allem nichts zu ahnen. Mit fanatiſchem Eifer ſtudirte er die Philoſophie in dem Collegium Harcourt, warf ſich dann auf die Theologie, entfaltete überall große Energie und Elaſtizität des Geiſtes, eine glühende Phantaſie und ein liebenswürdiges Herz. An ſeinem 21ten Geburtstag kämpfte er mit Reden und Schriften ſiegreich um das Licenziat.

Er war ein blühender, ſchöner Jüngling. Sein Feuerauge blickte zum erſtenmal in die Welt hinaus, und die Welt lächelte ihm ſo freundlich entgegen. Zum erſtenmal ſah er, ſtatt nach Büchern, Handſchriften und todten Buchſtaben, nach dem Leben und Treiben in dieſer Welt ſich um, und alles erſchien ihm ſo warm, ſo wohlig, ſo einladend. Zum erſtenmal gewann der Duft der Wälder und Auen und der blaue Himmel höhern Reiz bei ihm, als der ſchwüle Dunſt ſeiner Studirſtuben und die Bogendecken der kalten feuchten Bibliotheken. Er ſchwang ſich in der Freude ſeines Sieges auf einen flüchtigen Normann, frei fühlte ſich plötzlich ſein Herz von den drückenden Banden übermäßiger Studien, menſchlich frei und frühlingsfroh. Über die Fluren hin ſchmetterten die luſtigen Hörner, des Waldes Echo klang ſo jauchzend. Hallo, hallo! flogen Hirſch und Meute und ſauſende Roſſe fort und fort und immer weiter, als wollten ſie Frankreichs ferne Grenzen erjagen.

Wie war ihm ſo leicht, wie war ihm wohl, wie pries ſein erſtes Wort voll brünſtigen Dankes den Schöpfer dieſer Welt, den Spender aller ihrer ſüßen Freuden! Er wurde ein Kind, indem er zum erſtenmal als Mann ſich fühlte.

„Vetter, liebſter Vetter!“ rief er dem an ſeiner Seite hinſprengenden Leon le Bouthillier de Chavigni zu, „warum habt Ihr mich nicht früher herausgeriſſen in das Paradies der Freiheit! Der Athem des Himmels haucht Kraft der Unſterblichkeit in meine Seele. Ja leben, leben und ſich freuen, iſt die höchſte aller Philoſophieen! Leon, wir wollen leben!“

„O, mein geliebter Vetter, Ihr ſollt noch Schöneres und Süßeres kennen lernen, ſo Ihr vernünftig ſeid, wird iſt erſt des Lebens ABC! Habt Ihr ſchon die Wonne gekoſtet, unbefangen im heiterſten Geſpräch mit muntern Freunden, die Götterhöhe der Sorgloſigkeit, der lebenvollen Träume, der wonnigſten Entzückungen gemächlich zu erſteigen nicht, nein, auf Engelsfittigen zu erfliegen und dabei ſelbſt als Engel Euch zu fühlen?"

„Nein, Vetter, dieſe Eure Höhe kenne ich nicht! Meine wonnigſte Höhe war bis jetzt, wenn ich nach langem Denken und Studiren endlich dahin kam, meinen Klaſſiker zu verſtehen, wenn Plato's Geiſt vom Licht des Himmels umfloſſen zu mir herniederkam, daß ich mit ihm plaudern, mit ihm mich unterhalten konnte, über erhabene Begriffe und Lehren mit ihm disputirend, nicht ſelten ihn beſiegte! Wie froh war ich, wie ſtolz, wie ſelig!"

„Schaum und Traum iſt ſolche Seligkeit, bei welcher die Wangen bleich und mager, die Augen bald trüb und die Rücken gekrümmt werden! Schaum und Traum für Greiſe, welche hoffen dürfen, den Herrn Plato und ſeine ätheriſche Genoſſenſchaft bald von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Das Leben und ſein Genuß iſt vor allem des Jünglings erſter Beruf und Zweck! Wein und Liebe ſind die beiden Himmelsboten, welche an Roſenbanden durch alle Labyrinthe uns lachend führen, zu Männern uns erheben! Wein und Liebe, Vetter Armand! Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!"

Der Schüler Armand war bald der Meiſter und Lehrer der ganzen wilden Genoſſenſchaft. Sein reger Geiſt, ſeine lebendige Phantaſie ſtürzten ſich kopfüber in den ſchimmernden Strudel des üppigſten Lebens, riſſen die Übrigen unwiderſtehlich zu ſtets neuen Genüſſen mit ſich fort; wußten den tollen Genüſſen ſtets neue lachendere Seiten abzugewinnen; täuſchten ihn ſelbſt mit dem glänzenden Wahn: Das Unſauberſte durch ein poeſieähnliches Gewand geadelt zu haben und adeln zu können.

Die Einkünfte der ſechs reichen Abteien und der Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters wurden regelmäßig verſauſt und verſchmauſt. Die wilde Jagd tobte rückſichtslos über Gärten und Saaten hin, ſie lachte der Seufzer der Hungernden und ſpottete der Verwünſchungen der Mißhandelten. Gelage wechſelten mit Saufereien, wobei die üppigſten und ſchmutzigſten Lieder erklangen und ganze Straßen wach erhielten, bis die berauſchten Ritter und Prieſterthumsjünger im Schlamm des thieriſchen Lebens ſich herumwälzten und endlich ſinnlos, todtenähnlich liegen blieben.

Ganz Paris ſprach von dieſer Genoſſenſchaft und erzählte ſich tauſend luſtig ſchauerliche Mährchen und Anekdoten von ihrem Getreibe. Sie war ein Schrecken jeder honnetten Familie und vorzüglich jener bürgerlichen Gewerbe, welche ihre Frauen und Töchter unmöglich hinter Schloß und Riegel verwahrt halten konnten. Offene Brutalität raubte ſie auf der Straße und ſchamloſe Ränke und Verführungskünſte betäubten, berauſchten, mißhandelten die Übrigen.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

.*. **Zur Statiſtik von Frankreich.** (Nach Charl. Dupin's Vorleſungen im Conservatoire des arts et métiers im Monat März d. J. Vgl. Nro. 96.) — Die Oberfläche von Frankreich wurde im Jahr 1789 auf 52,630,000, ſie wird jetzt auf 52,760,279 hectares (c. Morgen) geſchätzt, was alſo nur einen Ueberſchuß von c. 100,000 Hect. bildet. Wenn aber Frankreich 1789 nur 25 und eine halb Million Menſchen nährte, ſo nährt es jetzt deren 33 und ein Viertel alſo faſt 8 Millionen mehr als vor 50 Jahren, und ſtatt daß hierdurch der Nahrungsantheil für den Einzelnen geſchmälert, iſt er vielmehr reichlicher geworden. Dies erklärt ſich aus mehreren zuſammentreffenden Umſtänden. Gegen Mitte des XVII. Jahrhunderts war noch ein großer Theil des Bodens als unfruchtbar verlaſſen. Nach Necker's Angaben belief ſich die Anzahl der Hektare, welche urbar zu machen — Eigenthümer in den Jahren 1766 bis 1780 ſich bereit erklärten, auf 486,000. Dieſe Anträge mußten ſich noch vermehren, nachdem das Edikt von 1776 die neu urbar gemachten Aecker auf 20 Jahre von Abgaben befreite. Hierzu kam die ſchon vor der Revolution begonnene gleiche Erb-Vertheilung der liegenden Gründe, und der zu Anfang der Umwälzung verfügte Verkauf der großen adligen, kirchlichen und ſonſtigen Nationalgüter. Jene Erb-Vertheilung iſt aber noch immer im Zunehmen; denn von 1816—1826 vermehrte ſie ſich jährlich um 21,294, von 1826—1833 um 74,012, von 1833—1834 ſogar um 81,903. — So iſt es gekommen, daß jetzt mehr als zwei Drittel der Franzoſen Eigenthümer, und wenigſtens 6 Millionen Familienväter Grund-Eigenthümer ſind.

Früher, wenn Fabrikanten und Kaufleute ein mäßiges Vermögen erworben, zogen ſie ſich zurück, um als müßige Rentier's ihr Leben zu beſchließen. Jetzt, wenige ausgenommen, kaufen ſie ein Landgut, welches ſie auf alle Weiſe zu verbeſſern ſich angelegen ſein laſſen. Außerdem bildet ſich auch eine Klaſſe von reichen Bauern, die man nur dem vierten Stand in Schweden und den römiſchen Bürgern der Land-Tribus in den ſchönen Zeiten der Republik vergleichen kann.

Auch hinſichtlich der Produktion haben ſich die Verhältniſſe merklich verbeſſert. Ein kleinerer mit derſelben beſchäftigter Theil der Bevölkerung bringt verhältnißmäßig weit mehr hervor als dies früher der Fall war, und die Zunahme der Subſiſtenzmittel übertrifft ſtets die der Bevölkerung; denn die Entwicklung der Kultur in den Jahren von 1814—1833 bietet Nahrungsmittel für einen Ueberſchuß von 7,626,341 Einwohnern, während die Bevölkerung ſich nur um 3,508,575 Einwohner vermehrt hat. Und nicht nur vermehrt, ſondern auch verbeſſert haben ſich dieſe Mittel. Dies verdankt Frankreich vorzüglich der Sorgfalt, welche die Regierung beſonders ſeit 1795 auf die Pflege der Land-Oekonomie verwendet, ſo wie den Bemühungen großer Gelehrter, wie Daubenton, Vicq d'Azyr, Fourcroy, Chaptal u. m. a. —

.*. **Tſcherkeſſiſche Naturreligion.** — Platon Subow berichtet im 3ten Bande ſeines kürzlich herausgegebenen „Gemäldes des kaukaſiſchen Landes," daß unter den Stämmen der Adeche oder Tſcherkeſſen (von tſcherk-abſchneiden und Kes-Kopf), welche in den Tiefthälern und in den Gebirgen hauſen, man noch bis auf den heutigen Tag eine heidniſche Religion bemerkt, die, obwohl mit muhammediſchen Gebräuchen vermiſcht, doch noch ganz ihr altes Gepräge zeigt. Die Hauptgottheiten dieſer uralten Naturreligion haben folgende Namen: Schible, Gott des Donners, Tleps, Gott des Feuers, Mehitcha, Gott der Wälder, Sekutcha, Gott der Reiſenden, Sſeoſeres, Gott des Waſſers. Die Feſte der Götter werden entweder in heiligen Hainen oder auf den Höhen der Berge gefeiert. Dieſe Orte ſind für jeden unantaſtbar, und der Verbrecher, der eine Zuflucht darin gefunden, iſt vor der Blutrache ſicher. Als Opfer für den Gott Schible werden Stiere, Schaafe und Ochſen geſchlachtet. —

.*. **Wiederholte Anerkennung von Thalberg's Virtuoſität in Paris.** — Thalberg, Pianiſt des Kaiſers von Oeſtreich, hat in einem großen Concert in der Salle Favart, von Neuem das ungetheilte und unbedingte Lob der Muſik-Kenner und -Freunde geerntet, das ihm, wie wir in Nro. 83 berichtet, ſchon früher geſpendet worden. Das Journal de Paris vom 20 d. M. erkennt bei dieſer Gelegenheit nicht nur die einzige Virtuoſität dieſes Künſtlers an, die leicht „alle Prädilektionen erobert haben dürfte, ſondern rühmt auch beſonders die freie, natürliche Haltung deſſelben, die das eigentliche Attribut der Kraft ſei. Keine Contorſionen, ſchreibt es, die das Piano zur gymnaſtiſchen Uebung herabſetzen, noch jene ekſtatiſchen Bewegungen, die eine in Begeiſterung verlorene Seele ankündigen ſollen. Er ſpielt mit den Schwierigkeiten, wie er unbefangen dasjenige vorträgt, was uns rührt und ergreift. . . Es iſt nicht die Wiſſenſchaft der Schule, die ihn zu dieſer Vollkommenheit erhoben; es iſt etwas ganz Unbekanntes; es iſt eine Art und Weiſe, von welcher Alles, was man bisher gehört, keine Vorſtellung geben kann. . . Thalberg kann jetzt nach Paris zurückkommen; während ſeines kurzen Aufenthaltes hat er viel vollbracht: er hat ſeinen Namen populariſiert.“ —

•°• Sivathérium. — Es ſind unlängſt mehrere foſſile Thiergerippe in dem Thal von Nerbudda im Engliſchen Oſtindien entdeckt worden, worüber Herr James Prinſep, von Calcutta aus, unter'm 25. October v. Jahres folgendes ſchreibt:

„Dieſe Foſſilien bieten der allgemeinen Neugierde einen reichen Stoff dar. Ich bin jetzt damit beſchäftigt, die Kupfer zu einem vorſündfluthlichen, bis jetzt noch völlig unbekannten Thiere zu ſtechen, welches eine Stelle einnehmen wird zwiſchen den Dickhäutern (Pachydermen) und den Wiederkäuern. Es trägt vier Hörner auf dem Kopfe. Wir haben es Sivathérium getauft, zu Ehren des Indiſchen Gottes Siva.“ —

•°• Großes Muſikfeſt in England. — Das Programm des großen in London (in Exeter Hall) zu begehenden Feſtes iſt erſchienen. Eine engliſche Zeitſchrift bedauert, daß daſſelbe zu ausſchließlich auf Händel's Werke beſchränkt ſei. Wohl müſſe man den Feſtdirektoren es Dank wiſſen, daß ſie alle Chöre aus Salomon und aus Israel von Egypten zu geben beſchloſſen, doch wünſche man auch einmal das ganze Requiem (? v. Mozart), die Paſſion (? v. Bach), und Spohr's letztes Gericht zu hören. —

•°• Ador's atmoſphäriſche Poſt (ſ. Nro. 99 des Phönix). — Der Verſuch, der auf den 19. d. M. von Herrn Ador angekündigt war, um die Möglichkeit ſeiner atmoſphäriſchen Poſt-Einrichtung zu erweiſen, iſt zu Gunſten der Erfindung ausgefallen, und, wie es heißt, ſoll bereits bei dem Erfinder eine ſolche Poſt für den Verkehr zwiſchen Paris und Neuilly beſtellt worden ſein, welche Zeitungen und Briefe in 8 Minuten von einem Orte zum andern ſpediren würde. —

•°• Kanäle. — Während ein engliſcher Ingenieur ſich anſchickt, im Auftrag Amſterdamer Handelshäuſer den Plan zur Erbauung eines Kanals vom Rhein zur Donau mittelſt der Kinzig zu entwerfen, werden zu Kelheim und Bamberg die Vorbereitungen getroffen zur Grundſteinlegung des Main- und Donau-Kanals, und der engliſche Kapitän Owen unterſucht den See von Nicaragua und den Fluß St. Jean, und Kap. Beechy die nicht weit davon entfernten Küſten des ſtillen Meeres, — um zu ermitteln, ob ſich hier durch einen Kanal die beiden großen Weltozeane in direkte Verbindung ſetzen laſſen.

•°• Van Dimen's Zeitſchrift. — Die zwei erſten Nummern des „Van Dimen's Land Monthly Magazine“ ſind kürzlich in England angekommen. Die Original-Artikel dieſer erſten Monatsſchrift unſerer Antipoden ſind mit gutem, natürlichem Verſtand geſchrieben, und einige derſelben, namentlich das „Kapitel über Gärten“ dürften auch von gutem Nutzen ſein.

•°• Londoner Novitäten. — Das Beſte, was im vorigen Jahre von Fraſer's und Blackwood's Magazin dargeboten worden, iſt nun in beſonderem Abdruck erſchienen; es ſind dies die geiſtreichen *Reliques of Father Prout* (illustrated by Alfred Croquis), und die ſehr ergötzlichen *Adventures of Sir Frizzle Pumpkin — and other tales* (with illustr. by G. Cruikshank), welche unter den humoriſtiſchen Neuigkeiten gewiß die erſte Stelle verdienen.

•°• Goldeinfuhr und Vermünzung in England. — Nach Jacobs Angaben kann man das geſammte Gold, welches von der neuen Welt nach Europa gekommen, auf 1,223,000 Pfd. Sterling berechnen. Nach England allein gelangte innerhalb der letzten Jahre für 1,600,000 Pfd. Sterl. jährlich. Alles Gold aber, welches ſeit der Thronbeſteigung Eliſabeth's bis zum Jahr 1835 in England gemünzt worden, beläuft ſich auf 3,453,568 Pfd. (das Pfd. zu 12 Unz.) Die Anzahl der Goldſtücke, welche ſeit 1558 dort geſchlagen worden, beläuft ſich auf 154,702,385. —

•°• Preß-Luft-Maſchinen. — In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom 18. d. M. hat Herr Bourdin eine Abhandlung über eine Erfindung präſentirt, wonach der Dampf bei den Maſchinen durch comprimirte warme Luft erſetzt, und hiermit eine verhältnißmäßig 6 bis 9 mal ſtärkere Wirkung erzielt würde. Da überdies das Feuerungsmaterial nur etwa $^{1}/_{3}$ deſſen koſten ſoll, was zur Dampferzeugung erfordert wird, ſo iſt leicht zu ermeſſen, daß wenn dieſe Angaben ſich bei großen Verſuchen bewähren, der Maſchinerie abermals ein großer Aufſchwung bevorſteht. —

•°• Improviſations-Wettkampf (ſ. Nr. 88.) — Cicconi hat die Herausforderung des Herrn Pradel zur Improviſation eines Trauerſpiels in einem ſehr höflichen Schreiben vom 15 d. — angenommen. Der Kampf wird mit Nächſtem im Theatre Italien ſtatt finden.

•°• *Mortel, ange ou démon.* — Unter dieſem Titel wird ein Roman in drei dramatiſchen Handlungen von Eduard Magnien in wenigen Tagen erſcheinen, der als ein Werk „de haute portée“ angekündigt iſt. Es ſollen darin auf kunſtreiche Weiſe die Abentheuer, Geſchichten oder Romane Lord Byron's in England, Italien und Griechenland ſich entwickelt finden.

•°• Pariſer Theater. — In der italiäniſchen Oper: Mercadante's „Briganti.“ Im Ambigu-Comique: das fünfaktige Melodram: „Heloise et Abeillard,“ von Francis und Anicet, durch Dem. Theodorine und die Herren Montigny, Saint Erneſt und Albert vortrefflich dargeſtellt, mit großem Beifall gekrönt (die erſten 18 Einnahmen betrugen 37,000 Francs.) In der Variétés: „Changée en nourrice,“ Vaudeville in 2 Akten von Dumanoir und Edouard (beifällig aufgenommen.) Im Palais-Royal: „l'Enfant du faubourg,“ Vaudeville-Drama in 3 Akten, von Deslandes und Didier (gefiel ſehr.) In der Porte Saint-Antoine: „La bataille de Toulouse,“ Drama in 3 Akten, von Mery (mit glänzendem Succeß.) In der Folies-Dramatiques: „Ni jamais ni toujours,“ Vaudeville in 3 Abtheilungen, von Paul de Kok und Valory (eine neue Künſtlerin, Dem. Laurence trat darin auf) eine köſtliche Erſcheinung, voll Wahrheit und Humor. In der Opera-Comique wurde eine neue Oper von Auber (Text von Scribe): „les chaperons blancs“ gegeben. Scribe's Libretto wird von den franzöſiſchen Blättern als miſerabel verſchrieen; es iſt aber nicht ſchlimmer als ſeine früheren Textbüchern, damit iſt genug geſagt, es iſt eben aus dem Model; die Compoſition Auber's iſt nicht von ſeinen beſten. — In der großen Oper werden die Proben einer neuen Oper: „Notredame de Paris“ gehalten. Die Muſik iſt von Dem. Bertin, der Text von V. Hugo. — In der Porte Saint-Martin erwartet man mit nächſtem: „Don Juan de Marana“, von Alexander Dumas.

•°• In einem franzöſiſchen Blatte leſen wir folgenden Anfang eines Auszugs aus einer Sammlung von Volksſagen, von Leroux de Lincy: „Le Kyffhauser est une montagne du pays de *Salzburg*, dans la Haute Autriche“ (!!). Wahrſcheinlich wird Herr Leroux de Lincy den Salzburgiſchen Untersberg dafür nach Thüringen verſetzen.

•°• Wir machen auf einen ſo eben erſchienenen ſehr intereſſanten Roman der Madame Sophie Pannier: „L'Athée“ aufmerkſam.

•°• Das neueſte Heft der Revue des deux mondes enthält den Anfang einer Ueberſetzung von Heine's „Florentiniſchen Nächten.“

•°• Der Kruſe'ſche Atlas der europäiſchen Staatengeſchichte iſt von Lebas und Anſart in's Franzöſiſche überſetzt worden.

•°• Ein Polniſcher Virtuoſe, Herr Albert Sowinski, hat in Paris ein Concert gegeben, in welchem ſeine Compoſition: Königin Hedwig, ungemeine Senſation hervorbrachte.

•°• Das neueſte Heft der Revue de Paris enthält eine ſchöne Compoſition zu des zu früh verblichenen Michael Beer Liederchen: „Allein,“ von deſſen Bruder Meyerbeer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 102. 1836.

Phönix.

Freitag, 29. April.

Balzac's „Seraphita.“

Obſchon man unſer Jahrhundert oft für mürriſch und ernſthaft ausgeſchrieen hat, ſo haſcht es doch nichts deſto weniger mit ſolcher Gier nach Erzählungen und Dichtungen, daß es jede Idee, jede Belehrung, welche ihm in freimüthiger unverholener Strenge entgegentritt, mit Ungeduld und übler Laune von der Hand weiſet. Wir brauchen heutzutage eine mit prächtigen Kleidern geſchmückte Philoſophie, welche mit Bildern freigebiger als mit Betrachtungen iſt und uns zuerſt in Rührung verſetzt, bevor ſie uns zum Nachdenken reizt. Aus dieſem Umſtande erklärt ſich leicht das große Glück des modernen Romans und man begreift, wie ſich die größten und unbedeutendſten Geiſter der Gegenwart abwechſelnd in dieſer literariſchen Form verſucht haben. Aber dies Zuſammenwirken von ſo verſchiedenen und ungleichmäßigen Fähigkeiten hat den Charakter des Romans verändert und die Bedeutung deſſelben vermehrt. Es iſt mit dem Roman gegangen, wie mit jenem Inſtrumente, deſſen Wohlklang je nach den Fingern, welche in ſeine Saiten greifen und die Töne hervorlocken, mehr oder weniger Reiz hat. Bald glich der Roman dem Leierkaſten, woraus eine ungeſchickte Hand rohe und gemeine Akkorde zog; bald zeigte er ſich elegant und leidenſchaftlich, wie ein Fortepiano, worauf ſich ein tüchtiger Componiſt hören ließ.

Über Frankreich bricht, wie über Deutſchland, jedes Jahr eine wahre Sündfluth von Romanen aller Art herein, unter denen die Balzac'ſchen noch zu den beſſeren gehören. Die Pariſer Modewaarenhändler, wenn ſie den augenblicklichen Ruf haben und gefährliche Nebenbuhler fürchten, bringen alle Tage einen neuen Stoff in Umlauf und hängen täglich ein neues Muſter aus, um die ſchöne Welt in Athem zu erhalten und das flatterhafte Publikum an ihr Haus zu feſſeln. Der fruchtbare und geiſtreiche Erzähler, der beliebte Modeſchriftſteller Balzac verfährt ganz auf dieſelbe Weiſe und iſt ein ächter Modeſchriftenhändler zu nennen, der jeden Tag eine Auswahl von literariſchen Neuigkeiten feil hat. Wenn ihn ſein Publikum jemals verlaſſen ſollte, müßte es ſehr leichtſinniger Natur ſeyn; er überhäuft es mit Artigkeiten und läßt ihm kaum die Zeit, ſich zu verſchnaufen; jeden Monat ein Roman, jede Woche eine Erzählung. Die Fleur de Pris fängt kaum zu welken an, da ſchießt ſchon ſeine Lys de la Vallée wieder hervor und Seraphita fällt plötzlich daneben wie aus den Wolken herab. Welch wunderbare Schnelligkeit! Man kann Balzac nicht mit Scüdery, ſondern eher mit Cäſar vergleichen; „Ich ſchreibe, laſſe drucken und erſcheinen!“

Wir nehmen von ſeinem kürzlich herausgegebenen Roman: „le livre mystique“ Veranlaſſung, den Charakter, die Tendenz und den ſittlichen Werth des Balzac'ſchen Talents zu beurtheilen.

Die Fruchtbarkeit eines Schriftſtellers bedingt nicht immer, daß derſelbe auch Erfindungsgabe beſitze. Haben Clauren, Julius Voß, Paul de Kock Erfindungsgabe? Gewiß nicht. Es fragt ſich, ob wir Herrn Balzac dieſes Talent in ungetheiltem Maaße zuſprechen können. Was die Details anlangt, ſo zeigt er darin jene ſeltene Gabe in hohem Grade; in den verſchiedenen Gattungen der Literatur aber, worin er ſich verſucht hat, in ſeinen Werken einzeln betrachtet, können wir ihm nicht gleiches Lob ertheilen. Man begleite ihn einmal auf ſeiner ganzen ſchriftſtelleriſchen Laufbahn von ſeinem dunklen Ausgangspunkte an bis zu jenem Tage, wo Dantan ihn mit einer Strahlenkrone umgeben in Gyps dargeſtellt hat, und man wird in ihm den gewandten, leichten Geiſt erkennen, deſſen eigentliches Weſen ſich nicht ſowohl ſchaffend, als nachahmend bethätigt. Keine der nach einander folgenden Umwandlungen ſeines Talents ging aus einer freien Spontaneität hervor, ſondern alle empfingen den Anſtoß von den äußeren Umgebungen, in deren Mitte ſich ſein Talent entwickelt. Als Balzac anfing zu ſchreiben, hatten die ſchlüpfrigen Romane von Pigault-Lebrün noch Leſer; Balzac verfertigte deßhalb ſchlüpfrige Romane. Später wurden die hiſtoriſchen Romane Walter Scott's in Frankreich bekannt und mit Beifall begrüßt; Balzac legte ſich auf hiſtoriſche Romane. Nachdem Hoffmann in's Franzöſiſche überſetzt war, gab Balzac Phantaſieſtücke heraus; als die philoſophiſchen Romane der Madame Georges Sand Aufſehen erregten, ließ Balzac philoſophiſche Erzählungen erſcheinen; neuerdings hat er einen myſtiſchen Roman geſchrieben und wenn er die Aktenſtücke des gegen die Königsberger Muckerſekte eingeleiteten Prozeſſes zu leſen bekommt, wird er auch noch pietiſtiſche Novellen dem Druck überliefern.

Dieſe vorherrſchende Neigung, in jedem Genre der Wagenſpur eines andern zu folgen, kündigt gerade keinen urſprünglichen, erfinderiſchen Geiſt an; Balzac's Werke thun es eben ſo wenig. Balzac beſitzt das Talent, das, was er geſehen hat, die alltäglichen Begebenheiten des gewöhnlichen Lebens, wovon er Augenzeuge geweſen, die verſchiedenen Geſtalten, welche ihm hundertmal zwiſchen die Beine gelaufen ſind, wunderbar treu wiederzugeben; aber mit ſeinem eignen Pfunde zu wuchern, das ſollte er aufgeben. Seine Erfindung dient nur dazu, ſeine treffliche Beobachtungsgabe zu verderben. Da begegnet ihm dann von zwei Dingen eins: entweder verſetzt er, wie es in ſeinen bekannteſten Romanen geſchieht, Charaktere aus einer andern Welt mitten unter die alltäglichſten und proſaiſchſten Begebenheiten dieſer Welt, oder er faßt, wie in ſeiner „Geſchichte der Dreizehn,“ die Porträts bekannter Zeitgenoſſen in den Rahmen überirdiſcher Abentheuer ein. Gleich dem Rieſen der Fabel, welcher ſeine Kraft nur bewahren kann, wenn er mit einem Fuß die Erde berührt, vermag Balzac nur Etwas, ſo lange er ſich auf die reellſte Wirklichkeit ſtützt. Erfinden heißt aber nicht kopiren, ſondern abſtrahiren.

Wenn auch Boccacio und Cervantes ihre Novellen nicht erfunden hätten, ſo würden ſie dennoch wegen der wunderbaren Kunſt ihrer Compoſition mit Recht unſere Bewunderung erhalten. Welch ſchöne Einheit in ihren Erzählungen! wie die einzelnen Theile genau und richtig abgemeſſen ſind und in ſchöner Reihenfolge ſich an einander ſchließen! Welche fortdauernde Steigerung und Spannung von der erſten Anlage bis zur letzten Entwicklung!

Vorzüge dieſer Art ſucht man vergebens in den Romanen und Erzählungen Balzac's. Was für eine Einheit, welche Verhältniſſe unter einander und welche fortſchreitende Entwicklung kann man da finden, wo es nichts gibt, als einen langen Anfang. Balzac weiß, wie der Held der Comödie, nur den Anfang ſeiner Erzählung auswendig. Wahr iſt es allerdings, daß er hier die ganze Kraft ſeines Geiſtes und ſeiner Phantaſie — und er hat beide — ſpielen läßt; wahr iſt es ferner, daß in der Einleitung der Balzac'ſchen Erzählungen das Intereſſe des Leſers im höchſten Grade erregt wird. Ähnlich den Leuten, welchen es nicht ſchwer fällt, ſchöne Verſprechungen zu machen, weil ſie von vorne herein entſchloſſen ſind, ſie nicht zu halten, verſpricht Balzac im Anfang ſeiner Erzählungen dem Leſer goldne Berge und wiegt ihn in ſüße Träumereien ein; er öffnet links und rechts vor ſeinen Augen die weiteſten, entzückendſten Fernſichten und zeigt ihm ganz im Hintergrunde, wie in Nebelſchleier eingehüllt, ein reizendes Eldorado. Aber leider ermattet die Compoſition nach dieſem glückſeligen Anfange; ſie ſpinnt ſich in dünne Fäden aus und endigt, wie die Frau Horazens, in einen Fiſch: desinit in piscem mulier formosa superne.

Anſtatt ſich ſo außerordentliche Mühe zu geben, um unſere Neugierde zu ſpannen, wäre es da nicht beſſer geweſen, ſich ein wenig aufzuſparen, um ſie doch einigermaßen zu befriedigen? Was würde Herr von Balzac ſagen, wenn ihn Herr Baron von Rothſchild zu Frankfurt eines Tags zum Eſſen einlüde und nach den Auſtern, dem Caviar und dem Rheinweine die Tafel aufheben ließe unter dem Vorwande, daß er ſeinen Appetit hinlänglich aufgereizt habe?

Aber Balzac hat auch gar die Anmaßung nicht, für erfinderiſch gelten zu wollen und in ſeinen Werken die Kunſt der Compoſition in Anſchlag zu bringen. Er ſchreibt ja nur Etudes de moeurs (Sittenbilder); die beſten ſeiner Werke tragen den einfachen, beſcheidnen Titel: Scènes; „Scenen des Privatlebens,“ „Scenen des Pariſer Lebens,“ „Scenen des Provinzial-Lebens!“ Dieſe verſchiedenen Scenen, zu einem Ganzen verſchmolzen, ſollen nach dem Sinne Balzac's einſt ein unvergleichliches Drama bilden, das ganz Frankreich des 19. Jahrhunderts zum Schauplatz und die ganze Mitwelt zu Schauſpielern haben wird; bis jetzt aber ſind dieſe Scenen im Grunde doch nichts weiter, als ein Rahmen, worin der Verfaſſer mit der Meiſterſchaft ſeines Styls nur einzelne Analyſen und Beſchreibungen hat einfaſſen wollen, welchen Werth haben denn nun dieſe Beſchreibungen und Analyſen im ſchönen Styl?

Bei ſeiner Liebe und Neigung für die Wirklichkeit, welche unſerm Bedünken nach das unterſcheidende Merkmal des Balzac'ſchen Geiſtes ſind, konnte Balzac in der Beſchreibung nie Banquerounte machen; und in der That beſteht hierin ſeine größte Stärke. Wie man auch über die beſchreibende Gattung in der Literatur denken, ob man ſie für zu unvollkommen oder für zu beſchränkt halten mag, ſo muß man doch zugeſtehen, daß Balzac darin eine ſeltne Meiſterſchaft bewährt. Mit richtigem Zartgefühl und Takt hat er ſogar von dieſem Fach nur das ausgebildet und beſonders herausgewählt, welches der eigenthümlichen Anlage ſeines Geiſtes am meiſten zuſagte. Ohne die umfaſſende Einbildungskraft, welche mit ihrem Zauberſtab das Mittelalter und ſeine gothiſchen Münſter, Ritterſchlöſſer und Zugbrücken aus der Vergangenheit heraufbeſchwört, hat Balzac ſich klüglicher Weiſe an die neuere Zeit gehalten, welches eine weiſe Eingebung ihm zugeflüſtert; denn außerdem, daß er in ſeinen der Gegenwart entlehnten Erzählungen nur zu kopiren brauchte, hatte er zugleich noch den Vortheil, die Leſer auf eine direktere Weiſe für ſeine Beſchreibungen zu gewinnen. Balzac beſchreibt im Allgemeinen nur das, was er geſehen, mit eignen leiblichen Augen geſehen hat; aber das gibt er vortrefflich wieder. Er ſchildert in ſeinen Werken zwei oder drei Landſchaften, welche man nicht ſo leicht wieder vergeſſen kann, wenn man ſie einmal geleſen hat; ich habe beim Leſen der Balzac'ſchen Romane mehr als eine Stadt in Frankreich beſucht. Beſonders ausgezeichnet iſt Balzac in ſeinen Interioren, welche ſo fein wie möglich ausgearbeitet ſind. Formen, Farben, Luft, Beleuchtung, Perſpektive nichts fehlt bei dieſen Inſichten. Wer hat „die Gefahren der ſchlechten Aufführung“ geleſen und erinnert ſich nicht des Schlafzimmers der Madame Reſtoud? Wer hat ſie nicht am Morgen nach einem Balle in ihrem Bette überraſcht? Wer ſieht nicht noch ihre atlaſnen Schuhe auf dem Teppich ſtehen, ihr zerriſſenes Ballkleid auf dem Armſeſſel und ihre Schärpe auf dem Stuhle liegen? Wer erkennt nicht das Kämmerchen der Madame Krochet in der „angeklagten Frau?“ Welch ſchlagende Wahrheit! Man kann nicht genug daran denken, an die Blumentöpfe vor dem Fenſter, an die wurmſtichigen Möbel, an den alten Großvaterſtuhl, an die alte Feuerkieke, an das alte Schnupftuch voller Taback! Balzac hat die einzelnen Gegenſtände dieſes Zimmers mit einem wahren Huiſſiersauge gemuſtert. Und wie trefflich iſt die Pension bourgeoise in jenem abſcheulichen Romane, „Vater Goriot,“ geſchildert! Wie das Alles zerlöchert, fahl und feucht iſt! welch ein verdächtiger Geruch aus dem Eßſaal in unſere Naſe dringt! Wir können jedoch nicht umhin, zu bemerken, daß Balzac in ſeinen Beſchreibungen zu ſehr die Werke, die Phraſen und die Details häuft. Der beſchreibende Schriftſteller muß, wenn er eine Art Täuſchung hervorbringen will, mit der äußerſten Schnelligkeit zu Werke gehen, weil er die Gegenſtände der Zeit, welche im Raum zuſammenhängen, einen nach dem andern vor die Seele führt. (Fortſ. folgt.)

Spruch.

Von

Leopold Schefer.

„In finſtrer Nacht hat dir das arme Weib
„Ein friſches Laibbrot aus dem Flur geſtohlen! —“

Nun? . . . ſoll ich zürnen —: daß ſie Hunger leidet?
Und ſoll ich lachen —: daß ſie nehmen mußte,
Was ich ihr nicht gegeben, unbekümmert
Um Arme, und um ihre Armuth auch!
Nein! laß mich ſie bedauern, daß die Seele
Durch meine und der Menſchen Härte ihr
Gezwungen war zu ſolcher bangen That!
Laß mich — mich ſelbſt bedauern, daß ich habend
Umſichtig nicht bedacht, wer um mich darbe!
Und — daß wir keinen Fehler zweimal thun —
Geh', gib ihr auf Voraus das Doppelte!
Und heiß' die Bettler ja mir wiederkommen.
Der Reiche und der Harte, der nicht gibt,
Der ſtiehlt! Der Arme thut es nur für ihn!
Die Schuld der Welt und all' ihr Unglück tragen
Die Starken, Unbarmherzigen und Blinden.

Der wilde Gelehrte.

(Fortſetzung.)

Armand war die glänzende Seele des Vereins. Dennoch fand ſein Geiſt nicht Sättigung in ſolchen Genüſſen. Studien und Wiſſenſchaften waren ihm zum ſüßeſten Bedürfniß geworden. Der Trieb nach Wiſſen ſtachelte ihn nicht ſelten von dem ſchäumenden Becher oder aus den Umarmungen einer Buhlerin fort. Nach der tollſten Nacht eilte er voll Sehnſucht in die Hörſäle der Lehrer der Philoſophie und Theologie, feierte Triumphe in öffentlichen Diſputationen, gewann Preiſe durch den Glanz ſeiner Abhandlungen.

In ſolchen Stunden hätte Niemand in ihm den gräulichſten Libertin von Paris vermuthet. Sein Auge funkelte von heiligem Eifer für alles Erhabene und Schöne, und die Bleichheit ſeiner Wangen erſchien nur als ehrenvolle Verrätherin ſeines unabläſſigen Fleißes. Zwei Seelen, zwei Herzen ſchienen in ihm zu wohnen, und nicht, wie gewöhnlich, feindlich in ewigem Hader zu liegen, ſondern freundlich ihr Doppelregiment zu üben, indem ſie ihn abwechſelnd beherrſchten und freigaben.

Er errang den Doctorhut — und blieb derſelbe Libertin; er empfing die kirchlichen Weihen und ſah in den heiligen Schmuck des Prieſters ſich gekleidet, ohne der wildeſten Wüſtlingſchaft zu entſagen. Vom Altar hinweg eilte er in derſelben Stunde in den Pallaſt ſeines Vetters, wo die ganze Sippſchaft zu einem Jubelmahl ſich verſammelt hatte. Voll des ſcheußlichſten Hohnes, parodirte er die heiligen Gebräuche.

Des ewigen Einerlei in der Hauptſtadt wurden ſie überdrüſſig. Pläne auf Pläne wurden erſonnen, wie man neuen Wechſel in die Vergnügungen bringen, neuen Reiz ihnen verleihen könnte. Vetter Leon, welchen Armand mit beinahe phantaſtiſcher Leidenſchaft liebte, kam auf den tollen Einfall, daß jeder eine Summe zu einer gemeinſchaftlichen Kaſſe ſchießen, Armand dieſe verwalten und an ihrer Spitze Frankreich und Wälſchland durchziehen ſollte, um gleich irrenden Rittern oder Minneſängern Abentheuer und neue Genüſſe zu ſuchen.

Jubelnd wurde der Vorſchlag angenommen. Armand vor Allen war davon entzückt. Er ſah ſich ſchon in Gedanken mitten unter den alten Schriften der reichen Bibliotheken von St. Vannus, Cheral-Benoit, Marmoutier, Levins, St. Claude, Claſſe, Rom und Monte-Caſſino. Er ſchlürfte behaglich die Tropfen der neuen Weisheit, welche aus dieſen heiligen Urquellen ihm zuſtrömen ſollten — und dachte ſich wieder ſehr lebhaft die tauſendfachen Reize im Anblick neuer Menſchen und neuer Sitten, im Genuß noch nicht gekoſteter Weine, noch nicht verſuchter Jagden und im Arm der kleinen, neidiſchen, feurigen italiäniſchen Frauen und Mädchen. Seine beiden Seelen und Herzen verſprachen ſich gleiches Heil von dieſem Unternehmen. Armand hatte in dem Traum dieſes neuen Glücks einen der wonnigſten Tage ſeines Lebens!

Der Geburtstag eines ſo ſchönen Gedankens mußte nothwendig mit beſonderem Pomp gefeiert werden. Alle bisherigen Ausſchweifungen wurden von den exaltirten Geſellen überboten. Einer nach dem Andern war Morgens in den Schlaf einer völligen Ohnmacht hingeſunken, der Bankeтſaal voll Gräuel und Scheußlichkeit, auf den Polſterſitzen, auf Stühlen, am Boden hin lagen die Säufer in eckelerregender Starrſucht, im Qualm infernaliſcher Dünſte, im faſt grauenhaftem Kampf des Schimmers der tiefheruntergebrannten Kerzen mit der vollen Sonnenhelle. Alle Geiſter der Unſauberkeit ſchienen hier eine Mainacht gefeiert zu haben.

Armand erwachte zuerſt, der Eckel des erſten Augenblicks löſ'te in ſtürmiſches Gelächter bei'm Überblick der wüſten Scene ſich auf. So luſtig ſtimmte ihn Alles rings umher, ſo erquicklich abentheuerlich erſchien ihm der ſtumme Schluß des lärmenden Schauſpiels, die Regungsloſigkeit dieſer Menſchenſtatüen, daß er, unwiderſtehlich zu diaboliſcher Freude hingeriſſen, die Harfe in der Ecke ergiff, durch ihre verſtimmten Saiten in wilden Accorden hinraſ'te und einen Hymnus jubelnd improviſirte.

Niemand erwachte, wie reizend lag ſein theurer Leon dicht an's Herz ſeines Mädchens geſchmiegt, von ihren Armen umſchlungen, wie ſehnſüchtig pochten alle ihre Pulſe. Sie träumte wohl, im Paradies Mahoms zu wandeln.

„Dein Traum, o, ſchöne Louiſette, ſoll erfüllt werden!“ lächelte Armand, beugte ſich leiſe zu der Gruppe nieder und löſ'te die Bande der Umſchlingung, um Louiſette ſachte von ſeinem Freund zu trennen, und die ſüßeſte Treuloſigkeit gegen ihn zu üben.

Kalt wie Marmor war Leon, bleich wie Marmor, ſtarr wie Marmor. Betroffen beugte er ſich tiefer zu ihm hinab, legte die Hand auf ſein Herz, lauſchte mit dem Mund vor ſeinem Mund auf den Athem. Keine Fiber regte ſich, keine Nerv zuckte, keine Ader pulſirte, das Herz ſchwieg, kein Hauch entfloh der Bruſt, polternd fielen die ſtarren, harten Glieder des raſch Emporgehobenen auf den Boden zurück.

„Leon, mein Leon! Um aller Heiligen Willen, erwache! Todt, mein Leon? Todt! Todt!“

Und Armand ſank beſinnungslos über die Leiche des Theuren hin.

In der vierten Woche war Rance wieder von dem heftigen Fieber geneſen, welches nach jenem furchtbaren Unfall ihn überwältigt hatte. Die letzte Arznei ſchien aus der Lethe geſchöpft zu ſein. Namenloſes Sehnen nach der Welt, nach Freiheit und Leben trieb ihn zum erſtenmal wieder hinaus, und er fühlte mit freudigem Erſtaunen, daß ſeine Anhänglichkeit an den Verſtorbenen eine Jugendthorheit geweſen, ein Spiel des warmen Blutes, eine Chimäre ſeiner glühenden Phantaſie. Freier fühlte er ſich, ſelbſtſtändiger, kraftvoller. Übermuthiger und verwegener ſtürzte er ſich in den Strudel der Freuden und Genüſſe. Mit einer Art von Bewußtſein und Willen gab er jetzt den Ausſchweifungen ſich hin, was vorher nur in wirrem Taumel geſchehen war.

Sein Geiſt und ſeine Kenntniſſe errangen neue Triumphe in der allgemeinen Verſammlung der franzöſiſchen Geiſtlichkeit vom Jahre 1655. Seiner tiefen Gelehrſamkeit wurde feierlich gehuldigt, indem man ihm die Herausgabe des Euſebius und anderer Kirchenväter übertrug. Er leuchtete unter den erſten Lichtern der Kirche glänzend hervor und ſeinem Ehrgeiz eröffneten ſich täglich neue, berauſchendere Ausſichten. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

*** Die 51ſte Ausgabe von Voltaire's ſämmtlichen Werken. — Wenn durchgängig eine reichliche Produktion auf ſtarke Conſumtion und dieſe auf ſtarke Bedürfniſſe, — wirkliche oder eingebildete, — immer aber doch vorhandene, ſchließen läßt, dann iſt auch ein Rückblick auf die zahlreichen Ausgaben eines bändereichen Werkes von Intereſſe. Die erſte Ausgabe von Voltaire's Werken erſchien im Jahre 1728 und enthielt in — einem einzigen Duodezband den Oedipe, die Henriade und einige undächte Stücke: Eine 2te folgte 1732 in 2 Oktavbänden. Zu jenen zwei Stücken waren noch Brutus und der Indiscret hinzugekommen. Eine 3te Ausgabe iſt von 1738 in 3 Bänden, denen 1739 ein 4ter mit Miscellen und einigen Kapiteln aus dem Jahrhundert Louis XIV. hinzugefügt wurde. Erſt 12 Jahre ſpäter erſchien dies letztere Werk ganz, wurde aber ſchon 1753 von Rom aus interdizirt. Von 1739 an, wo die 4te Ausgabe von Voltaire's Schriften erſchien, folgten einander die vermehrten und verbeſſerten Ausgaben ein Viertel-Jahrhundert hindurch faſt Jahr für Jahr. Fréron meinte zwar, die 1768 erſchienene Quartausgabe werde wohl die letzte ſein; ſeitdem aber ſind dieſe Werke noch einige 20 Mal, und, von der erſten Ausgabe an gerechnet, in Allem 50 Mal aufgelegt worden. Unter den früheren Ausgaben iſt die von 1777 die ſorgfältigſte und reichſte; doch mußte noch Manches weggelaſſen werden, wie unter andern die Worte d'Alembert's vom 31. Juli 1762: „Enfin le 6 du mois prochain la canaille parlémentaire nous délivrera de la canaille jésuitique.“ Von dieſer Ausgabe wurden 28,000, und gleichzeitig in Kehl von einer Ausgabe in 92 Duodezbänden 15,000 Exemplare abgezogen. — Die Verſuche der älteren Bourbons und ihrer Anhänger, den kirchlichen und feudalen Abſolutismus möglichſt zu reſtauriren, — reſtaurirten auch das ſehr geſunkene Anſehen des alten Spottphiloſophen. Bloß von 1817 bis 1824 erſchienen in Frankreich zwölf neue Ausgaben ſeiner Werke. Die neueſte — 51ſte Ausgabe iſt von Herrn Beuchot beſorgt. Sie beſteht in 70 Bänden und iſt in jeder Beziehung die beſte aller bisher erſchienenen, da der Herausgeber bei der Reviſion des Textes mit ſtrengſter Kritik verfahren, die einzelnen Schriften zweckmäßig geordnet und ſie überall mit den zum Verſtändniß unentbehrlichen Anmerkungen und Einleitungen begleitet hat. Zwanzig Jahre waren dieſen Vorarbeiten gewidmet, und — wenn auch, — was eben nicht wahrſcheinlich iſt, — der Patriarch von Ferney ſeine welthiſtoriſche Rolle ſchon ganz ausgeſpielt hätte, — ſo würden doch die Bemühungen des Herrn Beuchot dankbar anzuerkennen ſein, — wäre es auch nur, daß er den gewaltigen Abgeſchiedenen in ein anſtändiges Todtengewand eingehüllt hätte.

*** Neue Schrift über das andere Leben. — Mit Nächſtem wird vom Verfaſſer von the National History of Enthusiasm ein neues Werk erſcheinen: „Physical theory of another Life“ (Natürliche Theorie von einem anderen Leben.) —

*** Zunahme des Cigarren-Verbrauch's in Frankreich. — Den Angaben des Finanzminiſters d'Argout (in der Sitzung der Deputirtenkammer vom 18. d. M.) zufolge ſind in Frankreich von der Regierung verkauft worden an Havanna-Cigarren:

Im Jahre 1831 . . . 3,404,000 Kilogr. (2 Pfd.)
" " 1832 . . . 3,500,000
" " 1833 . . . 4,000,000
" " 1834 . . . 6,500,000
" " 1835 . . . 8,000,000. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 103. 1836.

Phönix.

Samſtag, 30. April.

Bewegung der franzöſiſchen Preſſe

im Jahre 1835.

Die Revue des deux mondes gibt im 1. Heft ihres 2. Trimeſters d. J. eine (mit A. C. T. unterzeichnete) Überſicht, deren Elemente ſie aus dem Journal de la Librairie v. Beuchot entnommen, welches nun ſchon ſeit 25 Jahren alle Druckſachen ohne Ausnahme zur Anzeige bringt. Wir werden das Erheblichſte aus jener Überſicht hier zuſammenſtellen. *)

Das Inventarium für 1835 bietet zwar 6700 Nummern, von denen jedoch nur 4,056 eigentliche Schriften, die ubrigen aber theils Ankündigungen, theils nur Fortſetzungen ſind. Die 6700 Nummern beſtehen in 82,298 Druckbogen, — doppelt ſoviel als 1817. Von jeder Schrift werden im Durchſchnitt 1500 Abzuge gemacht, wonach alſo 125 Millionen Bogen Papier im vorigen Jahre für Druckſchriften verbraucht worden ſind.

1. Metaphyſiſche Wiſſenſchaften. — 1. Theologie: 708 Werke von nicht weniger als 14,805 Druckbogen. — Von den erſten Jahren der Reſtauration an hat die kathol. Theologie viele Schriften in Umlauf geſetzt; die Julirevolution hat dieſe Thatigkeit nicht vermindert. Doch iſt dies nicht blos allein dem Wiedererwachen der Religioſität, ſondern theilweis auch der Gewandtheit der Spekulanten zuzuſchreiben, die den Klerus und die Frommen durch ſehr wohlfeile Ausgaben ꝛc. zu ködern verſtehen.

Das klerikaliſche Publikum hat aber Abſcheu vor allen eigentlichen Novitäten, und ſo findet ſich auch, daß unter den theol. Schriften des vorigen Jahres kaum $^{1}/_{100}$ neuer Produktion ſind, und ſelbſt dies Hunderttheil verräth eben keinen großen Aufwand von Intelligenz. Zwei Drittheile ſämmtlicher theol. Werke ſind „zum Gebrauche der Geiſtlichen." — Die ſtreng theologiſchen unter denſelben haben noch die ſcholaſtiſche Argumentation und das barbariſche Latein des Mittelalters bewahrt. Die übrigen beſtehen größtentheils in Wiederauflagen der ſämmtlichen Werke von Boſſuet, Fénelon, Maſſillon, Bourdaloue, Franz. v. Sales, und in einer ausgewählten Bibliothek der Kirchenväter, namentlich des h. Baſilius, Ephraëm des Syr., Auguſtin's, Chryſoſtomus und des heil. Bernhard's. Die theologiſche Kritik hingegen bleibt gleichgültig und unthätig bei den Fortſchritten der Orientaliſten und Archäologen, und läßt ſich an ihren alten lateiniſchen Paraphraſen genügen. Verſchanzt in ihre Unfehlbarkeit, nimmt ſie kaum von den Namen jener neueren Gelehrten Notiz, die durch ihre Beweisführungen die erhabenen Hypotheſen der Geneſis bekräftigt, oder der Philoſophen, die ihre Theorien der ſocialen Wiedergeburt aus der evangeliſchen Moral hervorgehen laſſen.

Die Schriften, in welchen die Geiſtlichkeit ſich an die Laien wendet, nehmen eine breite Stelle ein; man zählt 513 kleine Produktionen dieſer Art (in 5,070 Druckbogen.) Ein Drittheil derſelben beſteht in Kirchen- und Geſangbüchern und Katechismen; die übrigen bieten den Frömmlern und Abergläublern reichliche Nahrung; ihr außerordentlich ſtarker Abſatz erklärt ſich einigermaßen, wenn man bedenkt, daß ſolcherlei Schriften für die andächtigen Schweſtern das ſind, was die Romane den leſebegierigen Weltkindern. Das Phantaſtiſche dieſer Art Bücher gewährt den Einen ſchwärmeriſchen Genuß, den Anderen jene Betäubung, die ſie Reſignation nennen. Hierhin gehören „der Pallaſt der göttlichen Liebe," — „die vier Pforten

---

*) Die wörtlich übertragenen Stellen werden wir durch „—" bezeichnen.

der Hölle,“ „die Schutzmittel gegen unehrbare Verſuchungen,“ und alle die Träume, Viſionen, Wunder, Prophezeiungen, die als eben geſchehen, den Landleuten angeprieſen werden, wie z. B. die Wunder der h. Philomene, die, nachdem ſie den Fürſten von Hohenlohe verdrängt hat, nun ſelbſt durch die médaille immaculée bedroht wird.

Gleiche Apathie, gleiche Unfruchtbarkeit herrſcht in den ächt katholiſchen Glaubensgeſellſchaften. Die Proteſtanten leben vom Ererbten, wie ihre Gegner. Der Saintſimonismus, die ſogenannte franzöſiſche Kirche, der Illuminismus u. a. dgl. relig. Unternehmungen haben nur durch einige unbedeutende Flugſchriften ihr Daſein beurkundet.

Als Ausnahmen, — die eben als ſolche die Regel beſtätigen, — ſind hier etwa nur die Schrift des Abbé Gaume, „vom Katholicismus in der Erziehung,“ und „die Philoſophie des Chriſtenthums“ von Abbé Bautain zu erwähnen, welcher letztere aus der Nichtigkeit aller philoſ. Syſteme die Nothwendigkeit des Glaubens zu erweiſen ſucht. —

Unter den nicht wenigen Schriften, welche eine religiöſe Rückwirkung beurkunden, finden ſich auch zwei in das Franzöſiſche überſetzte, die eine von Brougham, die andere von Manzoni. — Obgleich dann Lamennais in ſeinen neueſten Vorreden (zu ſeinen Mélanges und zu La Boëtie) uns noch immer nicht den politiſchen Mechanismus offenbart hat, der ſeine Ideen in die Wirklichkeit einführen ſoll, wird er dennoch vom Oberhaupt des kirchlichen Unterrichts (dem Eb. v. Quelen) als Förderer des „Carbonarismus, der die neueren Geſellſchaften bedroht,“ denunzirt, und ein Prof. der Sorbonne, der Abbé Guillon, ſammelt gleichſam alle gegen dieſen theologiſchen Ruheſtörer gerichteten Vorwürfe ſeiner Collegen in den 3 Bänden, die er als „Histoire de la nouvelle hérésie du 19 siècle“ herausgibt. Somit hat das Jahr 1835 dem langen Ketzerverzeichniß noch die Lamennaisiens hinzugefügt. —

Übrigens hat die Theologie, nachdem ſie in den Seminarien ziemlich mißhandelt worden, ihren Lauf in die Welt genommen und ihren Namen verändert. Die alte Wiſſenſchaft der göttlichen Dinge nennt ſich jetzt Spiritualismus: die Löſungen der großen geſetzgebenden Männer der chriſtlichen Welt erſcheinen jetzt unter den Namen, welche die Mode genehmigt hat, als — „menſchheitliches Geſetz (loi humanitaire), ſociale Doktrin, Theorie der Zukunft, providenzielle Abſichten, Fortſchritte!“ welches ihr Loos ſein wird, läßt ſich nicht ohne Vermeſſenheit angeben; unbeſtreitbar aber üben ſie einen großen Einfluß auf die höheren Sphären des Geiſtes, wie ſich aus der Thatſache erkennen läßt, daß die Fragen, die früher innerhalb des theologiſchen Gebietes verhandelt wurden, jetzt in den Lebenskreis der Weltphiloſophie hineingezogen ſind. —

2. **Allgemeine Philoſophie.** — Nur 75 Druckwerke, unbedeutende Flugſchriften mit einbegriffen, gehören dieſem Kreiſe an, und haben nur 1464 Druckbogen angefüllt. „Überhaupt genommen, ſieht das Publikum die ernſten Bücher mit Mißtrauen an; die Abſtraktion iſt ihm ein Abgrund, dem es mit oft komiſcher Furchtſamkeit ausweicht.“

Unter den philoſ. Druckſchriften d. J., welche der Speculation angehören, nehmen die Werke von Baco und Descartes, die mit zweckmäßigen Anmerkungen wieder aufgelegt worden, die erſte Stelle ein. Herrn Tiſſot aber verdanken die franz. Ideologen nun die erſte vollſtändige Überſetzung von Kant's Kritik der reinen Vernunft. Herr Tiſſot hat dagegen in ſeiner Schrift de la Pensée den ſenſualiſtiſchen Materialismus Condillac's vertheidigt. Dennoch hat im Allgemeinen der Spiritualismus die Oberhand behalten.

In der praktiſchen Philoſophie hat vor Allen Graf v. Redern durch ſeine Considérations sur la nature de l'homme ſich ausgezeichnet. Styl und Methode ſind gleich, licht und klar, und alle Thatſachen zur Begründung des ſocialen Geſetzes hat er aus den Quellen der Pſychologie, der exakten Wiſſenſchaften und der Geſchichte geſchöpft. Auch Jouffroy's Vorleſungen über das Naturrecht bieten intereſſante Bemerkungen über die bisherigen Syſteme dieſer Wiſſenſchaft.

Die ſympathiſche oder Gefühls-Philoſophie erinnert durch drei Schriften gegen den Selbſtmord an eine, leider! jetzt herrſchende Seelen-Krankheit. Leiden lehren iſt darum gewiß der heilſamſte Unterricht. Hierzu tragen wohl auch die ſechs verſchiedenen Überſetzungen von Silvio Pellico's Memoiren bei, die indeß den erſten Überſetzer, A. Delatour, nicht in Vergeſſenheit bringen. Auch die Erziehung der Jugend hat viele Denker beſchäftigt. Zehn Schriften ſind über dieſen Gegenſtand erſchienen, und Herr Julien, der Verfaſſer von einer derſelben hat alle bekannten Erziehungs-Methoden der Kritik unterworfen, um ſchließlich von ſeinem eigenen Entwurf zu ſagen, daß „er eine Art von Mechanik werde, deren Räderwerk das Auge leicht beobachten, deſſen Springfedern es leicht verfolgen könne.“ —

Für die „neue Wiſſenſchaft“ Vico's, die ihr Anſehen in Frankreich dem ihr von Michelet gewidmeten „Kultus“ verdankt, und eigentlich auf Erziehung des Menſchengeſchlechtes ausgeht, iſt in dieſem Jahre eine zweite wahrhaft verbeſſerte Ausgabe des „Traité de Législation“ von Charles Comte — (in 4 Bänden) erſchienen. Ihr ſchließt ſich der „Pacte social“ (in 3 Bänden 8.) an, deſſen ungenannter Verfaſſer in der Vorrede ſich anheiſchig macht: „die allgemeine Wohlfahrt zu verſchaffen, ohne die beſonderen Intereſſen zu verletzen.“ Einen werthvollen Beitrag zur Philoſophie der Geſchichte hat auch Herr Quételet geliefert in ſeiner Schrift: „Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou Essai de Physique sociale“ (2 Vol. 8.) Doch hat er, wie ſchon die zweite Hälfte des Titels zu erkennen gibt, den Ergebniſſen ſeiner Forſchungen nicht immer die richtige Deutung zu geben gewußt. Er faßt den Menſchen, die Völker, die ganze Menſchheit zu ausſchließlich als Naturen auf, und behauptet: „die Handlungen der einzelnen Individuen haben ihre Nothwendigkeit... Aus einer gegebenen ſocialen Organiſation entſpringt, als nothwendige Folge, eine beſtimmte Zahl von Tugenden und Verbrechen. Dieſe Nothwendigkeit findet ſich im Guten, wie im Böſen, in der Entſtehung der Meiſterwerke und der Edelthaten, die ein Land ehren, wie in der Erſcheinung der Plagen und Geißeln, die es verwüſten.“

Dieſer Alles mechaniſirenden Anſicht gegenüber, iſt an die ſchöne Stelle zu erinnern, die wir in Jouffroy's gleichzeitig gehaltenen und im Druck erſchienenen Vorleſungen über das Naturrecht finden, wo es heißt: „Der Widerſtand iſt es, durch den wir in unſer Schickſal interveniren; er iſt es, der uns nöthigt, unſere Beſtimmung zu begreifen, uns unſerer ſelbſt zu bemächtigen; er erweckt die Perſönlichkeit im Weſen, und indem wir eine Perſon, — werden wir zugleich eine Urſache, in der wahren Bedeutung des Wortes, eine freie, intelligente Urſache, die einen Zweck, einen Plan hat; die vorſieht, wünſcht, ſich entſchließt, und das Verdienſt und die Verantwortlichkeit ihrer Entſchließungen hat; mit einem Wort, etwas Gott ähnliches, ein ſittliches und vernünftiges Weſen, ein Menſch!“ —

3. Jurisprudenz. Auf die Wiſſenſchaft der ſozialen Verhältniſſe beziehen ſich 102 Schriften (ungefähr 3,280 Druck-, und 5 Millionen gedruckte Bogen).

a. Rechtsquellen: Fünf Ausgaben von Geſetzbüchern in einem Jahre; die erſte bietet 15, die zweite 16, die dritte ſogar 18 Code's. Dazu noch drei große Sammlungen der franzöſiſchen Geſetze und Ordonnanzen mit Anmerkungen.

b. Allgemeine Commentare — nicht weniger als 24, aber größtentheils noch unvollendet; unter den Verfaſſern derſelben prangen die Namen der Carnot, Duranton, Proudhon, Dalloz, Troplong, Crémieux.

c. Beſondere Abhandlungen zählen wir 29; fügen wir dann noch 3 Schriften über das römiſche Recht und 10 Handbücher für die Studirenden hinzu, dann bleibt uns nichts weiter anzuführen; denn keine einzige Schrift gibt Zeugniß von den Studien oder dem Rednertalent der franzöſiſchen Advokaten. —

4. Allgemeine Politik. Dieſe Abtheilung, welche die abſtrakten Regierungsprinzipien, die Polemik in Bezug auf die National- und Auslands-Angelegenheiten, endlich die auf die Verwaltung bezüglichen Dokumente und Theorieen angehören, — hat dem Buchhandel nur 275 Werke und Flugſchriften, (circa 2,705 Druck- und etwa 2½ Million gedruckte Bogen) geliefert.

Vor und über allen Schriften dieſer Claſſe verdient das Werk von „Alexis de Tocqueville de la Démocratie en Amérique,“ welches bereits mehrere Ausgaben erlebt hat, genannt zu werden. In mitten der Partheien, die alle nur an den nächſten Morgen denken, ſinnt Herr von Tocqueville auf die Zukunft. „Die ſtufenweiſe Entwicklung der Gleichheit der Stände (conditions), bemerkt derſelbe, iſt eine providenzielle Thatſache. Sie hat die Hauptmerkmale einer ſolchen: ſie iſt allgemein und andauernd . . . die Demokratie aufhalten wollen, wäre alſo gegen Gott ſelbſt kämpfen.“ Deßhalb glaubte er, das Prinzip und die Wirkſamkeit der Demokratie ſelbſt in dem Lande ſtudiren zu müſſen, in welchem ſie am kräftigſten organiſirt iſt, nämlich in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Das Werk, welches Herr von Tocqueville uns geliefert, beurkundet einen eben ſo ſcharfſinnigen als verſtändigen Beobachter. —

Was die übrigen Schriften dieſer Claſſe betrifft, ſo müſſen wir im Allgemeinen bemerken, daß die Meiſter der Staats-Wiſſenſchaft nur zu oft vergeſſen, daß die Regierung Mittel iſt und nicht Zweck. Von 15 Schriftſtellern haben 10 ſich mit dem Problem der Abwägung der Gewalten beſchäftigt. Jeder ſtellt die Thätigkeit eines Körpers feſt, ohne zu beſtimmen, in welcher Richtung er ſich bewegen ſoll.

Auf die National-Politik beziehen ſich 47 Bücher und Pamphlets, auf auswärtige — 16. Unter den letzteren bemerken wir die Schrift des Herrn Ch. de Bécourt, der die Evolution der Diplomatie in Belgien nach der Revolution von 1830 urkundenmäßig entwickelt, und eine zweite, aus dem Engliſchen überſetzte, welche urkundliche Nachweiſungen gibt über die Abſchaffung der Sklaverei in den Antillen.

Hat man Klage geführt über die Apathie des Publikums hinſichtlich der Debatten, für die es ſich früher lebhaft intereſſirte, ſo iſt dieſe Klage allerdings durchaus begründet. Das Publikum iſt auf lange hin der Phraſen und Theorieen ſatt. Indeſſen iſt die Abweſenheit von Doktrinen, Leitung und Sympathieen ein ſehr wirkliches Übel. Mehrere Schriften beſchäftigen ſich mit dieſem Gegenſtand: ſo u. a. die folgenden: „Des Causes du malaise qui se fait sentir dans la société en France,“ von Bouvier Dumolard (ehemaliger Präfekt des Rhonedepartements), dann: „De l'agonie de la France,“ von Marq. de Villeneuve, (der nacheinander 5 Departements verwaltet hat). — und „Idées anarchiques, répandues dans toutes les classes de la société,“ von Karl Bailleul, (einer der Gründer des Conſtitutionnel). Zur Beſchwichtigung der Kriſe bringen ſie in Vorſchlag: allmähliche Reform der Verwaltungs-Mißbräuche, Entwicklung der Induſtrie zur Verbreitung der materiellen Wohlfahrt und Unterſtützung der unverſchuldet Nothleidenden durch Geldbeiträge.

Über die Anwendung der Mittel aber, wie über ſo vieles Andere, ſind die Meinungen ſehr verſchieden, wie man aus den 12 Schriften für Departemental-Statiſtik und den 5 über Staatsökonomie erſehen kann. Unter den Letzteren iſt ein Wiederabdruck von Ricardo. Das Ausgezeichnetſte unter ihnen iſt aber die „Philosophie de l'économie politique,“ von Dutens (2 Vol. 8.) Nächſt dieſem iſt die „Philosophie du budget,“ von Edelſtand-du-Méril, ihres präzioſen Titels ungeachtet, durch gründliche Unterſuchungen ſchätzbar. —

Mit allgemeiner Verwaltung, Finanzen und Polizei befaſſen ſich 46 Schriften. Das meiſte Intereſſe bietet die des Herrn Marquet-Vaſſelot, der ſich über die verſchiedenen Theorieen des Penitenziar-Syſtems verbreitet und deſſen Anwendbarkeit auf Frankreich erweiſt. —

Dem Handel gehören 20 Schriften an, unter denen 3 die Geſellſchaftungs-Theorie Ch. Fourier's exponiren. Die von Duchatel geleitete und herausgegebene Enquête über die Ausfuhrverbote bleibt ein ſchätzbares Dokument. — Über Wege und Verkehrs-Mittel ſind nicht weniger als 22 Schriften erſchienen, — über Kriegsweſen 21, für und gegen Coloniſation 9. — Mehr als 30 Flugſchriften produziren Reform-projekte; und wirklich mußte die Geſellſchaft zu Grund gehen, wenn das Übel, welches in's Auge fällt, nicht überwogen würde durch das Gute, welches im Stillen geſchieht. Drei und dreißig Schriften beziehen ſich auf Wohlthätigkeits-Anſtalten oder machen die Arbeiten von zehn nützlichen Geſellſchaften bekannt. — Noch lebt in Frankreich die Bereitwilligkeit zu Aufopferungen.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Dr. (nicht Biſchof) Neander's Proteſtation gegen alleinſeligmachende Dogmatik. — Dr. Neander hat in einer Nachſchrift zu ſeinem Gutachten über Strauß's Leben Jeſu folgende Erklärung abgegeben, die ebenſowohl, wie die Strauß'ſche Schrift, als ein bedeutendes Ereigniß nicht blos in der theologiſchen Literatur, ſondern auch in der ſozialen Welt anzuſehen und als eine — auflodernde Flamme des zum Sarg gewordenen Phönix-Neſtes, zu begrüßen iſt. Sie lautet — in der evang. Kirchen-Zeitung, aus welcher wir ſie entnehmen, wie folgt: „Da ich eben das Vorwort zur evang. Kirchen-Zeitung vom Monat Januar geleſen habe und daraus erſehe, wie hier von dem Standpunkt einer alleinſeligmachenden Dogmatik allen verſchiedenen, eigenthümlichen, theologiſchen Richtungen Maß und Ziel geſetzt werden ſoll, ſo fühle ich mich gedrungen, feſthaltend an dem einen Grunde, der Chriſtus iſt, vor dem ſich beugen muß jedes Knie, auf's Neue in dem Geiſte, der Liebe und Freiheit, der von ihm kömmt, zu proteſtiren gegen jedes Papſtthum, welcher Art es ſein möge, das die Geiſter, die Gott geſchaffen hat in unendlicher Mannigfaltigkeit zu ſeiner Verherrlichung, und deren Leitung er ſich vorbehält, am Gängelbande führen zu können meint und gegen jedes von ſolchem Papſtthum zurecht gemachte Prokruſtes-Bette. Leicht iſt es, conſequent zu ſein, wenn man ſchnell abſchließt und fertig iſt, ſchwer, wenn man das Gewiſſen der Wahrheit immer offen hält nach allen Seiten und im ſauren Kampfe mit ſich ſelbſt ſich gedrungen fühlt, immer mehr inne zu werden, daß all unſer Wiſſen Stückwerk iſt. Wir können nicht umhin, zu warnen vor jener Conſequenz, in der Beſchränktheit, welche ſo leicht mit anmaßendem Abſprechen oder Geiſtesträgheit ſich paart" u. ſ. w. —

*** Jahresverſammlung der *Société de la Morale chrétienne*. — Am 10. d. M. hielt die Geſellſchaft der Morale chrétienne ihre allgemeine jährliche Verſammlung im Stadthaus unter dem Präſidio des Marquis de Larochefoucauld-Liancourt. Mehrere Berichte der Herrn Carnot, Fraigneau, Guſtave de Gérando, Buhrel und Charenet wurden verleſen über die Arbeiten der Ausſchüſſe für die Gefängniſſe, die Waiſen und die Handwerker.

Die Geſellſchaft hatte eine Preisbewerbung eröffnet für die beſte Schrift, zu Gunſten „der Kundgebung (*manifestation*) der religiöſen Ueberzeugungen." Die Preisvertheilung iſt auf das nächſte Jahr vertagt. — Für die beſte Arbeit „über die Mittel, das Los der Blindgeborenen zu verbeſſern," haben Herr Dufau und Madam Niboyet ſich in den Preis getheilt.

Die Sitzung wurde beſchloſſen durch einen Bericht, den Herr de Lamartine über die hinſichtlich der Abſchaffung der Todesſtrafe eröffnete Preisbewerbung erſtattet. Mehrmals wurde der Berichterſtatter von lauten Beifallszeichen unterbrochen. —

*** Bicêtre. — Das *Musée des familles* gibt in Nro. III d. J. intereſſante „*études sur Bicêtre*" von Henry Berthoud. Hiernach beſteht die Bevölkerung dieſer Anſtalt jetzt aus 3500 Seelen, welche in drei Claſſen zerfallen: in Altersſchwache, Gefangene und Geſtörte. Die Gefangenen ſind theils zur Arbeit angehalten, theils nicht; zu den letzteren gehören die Arbeitsunfähigen und die zum Tod Verurtheilten, die hier bis zur Hinrichtung oder bis zur etwaigen Caſſation des Urtheils oder Begnadigung in Verwahrung bleiben. Den Geſtändniſſen ſehr vieler dieſer Verurtheilten zufolge waren es durchgängig böſe Beiſpiele, ſchlechte Erziehung und natürlicher Hang zum Böſen, die ſie zu Verbrechen hingeführt haben. Namentlich bei den Dieben findet ſich faſt immer entſchiedener Hang zum Stehlen von Jugend auf, und an ihren Schädeln immer unzweideutige Entwickelung des Diebsorgans.

Die Geſtörten verlangen und trachten alle nach Freiheit, faſt alle nach Taback, viele nach geiſtigen Getränken. Auch ſuchen faſt alle mit großer Liſt ihre Verrücktheit zu verbergen, um hierdurch ihre Freilaſſung zu erwirken.

Noch vor ungefähr 20 Jahren, bevor das treffliche Werk von Pinel über die Verrücktheit erſchienen, waren Ketten, Peitſchenhiebe, nackte Raſende, Flüche, Wuthanfälle — etwas Gewöhnliches in Bicêtre. Seitdem aber dieſer eben ſo edle als einſichtsvolle Arzt ſeine Heilmethode bekannt gemacht und ſelbſt in Ausführung gebracht, verſchwinden jene Gräuel immer mehr, und ſeinen Bemühungen und denen des wackern noch lebenden Ferrus iſt es zu verdanken, daß jetzt nur noch 7 bis 8 gefährliche Narren von den übrigen abgeſchloſſen ſind, und überall die größte Reinlichkeit, Ordnung und Ruhe herrſcht.

*** Atheismus in England. — Es iſt eine geläufige Phraſe geworden, die franzöſiſche ſg. Philoſophie des XVIII. Jahrhunderts als die Quelle des Atheismus zu bezeichnen und England ſeiner Religioſität wegen zu preiſen. Abgeſehen davon, daß erweislicher Maßen der Unglaube von — Italien ausgegangen, und ſchon Blanco White geklagt, wie viele Atheiſten es unter den ſpaniſchen Geiſtlichen gebe, — finden wir nun in einem Aufſatz, der der „*History of the Revolution*" (von 1688) von James Makintoſh beigefügt iſt, von engliſchen Atheiſten zu Ende des XVIII. Jahrhunderts eine Thatſache berichtet, für welche wir in Frankreich kein Beiſpiel haben: Die correſpondirende Geſellſchaft (der Atheiſten) zu London unterſuchte ernſtlich, ob ſie nicht gegen Thomas Paine einſchreiten müſſe, weil er abergläubiſcher Weiſe ſich zu einem gewiſſen Glauben an das Daſein Gottes bekenne. Sie erklärte, der Glaube an Gott ſei eine ſo gefährliche Meinung, daß man hinſichtlich ihrer eine Ausnahme machen müſſe bei der Anwendung des allgemeinen Grundſatzes der Duldung! —

*** Theatraliſche Novitäten. — Delavignes Trauerſpiel in einem Akt: „*Une famille au temps de Luther*," iſt am 21. d. M. zum erſtenmal mit vollſtändigem Erfolg im *Théatre français* aufgeführt worden.

Im Juni d. J. ſoll in der königl. Akademie der Muſik die neue Oper „*Notre-Dame de Paris*" aufgeführt werden.

*** Verhältniß der Selbſtmorde zu den natürlichen Todesfällen. — Nach des Grafen Chabrol „*Recherches statistiques*" war zu Paris das Verhältniß der Zahl der Selbſtmorde zu der der Todesfälle im J. 1835 wie 1 zu 10[illegible]; nach Schön's Statiſtik dies Verhältniß im J. 18[illegible]

zu Berlin wie . . . . 1 zu 100,

und nach der Bibl. univers. vom Juni 1835 daſſelbe

zu Genf wie . . . . 1 zu 9[illegible].

*** Der Kahgyour der Tibetaner. — Die Tibetaner beſitzen eine Sammlung ihrer heiligen Schriften, welche den Titel Kahgyour führt. Sie enthält in tibet. Sprache die Werke, die dem Buddha und ſeinen Schülern zugeſchrieben werden, die Akten ihrer Kirchenverſammlungen, und die Lebensbeſchreibungen des Buddha, ſeiner Jünger und der Patriarchen. Dieſes Werk iſt in Holz gegraben und der Lama von Boutan ließ zuweilen einige Abdrücke davon fertigen für die Tempel und Schulen. Hodgſon, Geſandter der oſtindiſchen Compagnie in Nepaul, bekannt durch ſeine *Memoirs on the religion of Budh*, gelang es, einen vollſtändigen Abdruck der Kahgyour (in 100 Bänden) von tibetaniſchen Prieſtern zu erhalten, den die aſiatiſche Geſellſchaft zu Calcutta mit 13,000 Franken bezahlt und ihn demnächſt der aſiat. Geſellſchaft zu Paris zum Geſchenk gemacht hat. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 104. 1836.

Phönix.

Montag, 2. Mai.

Der wilde Gelehrte.

(Fortſetzung.)

Er überblickte die Zeit und durchſchaute ſie. Er verachtete das ganze kirchliche Streben, ihm eckelte vor dem Treiben der Klerisei, vor jenem gewaltſamen und erheuchelten Wiederaufwärmen des verblichenen Wunderglaubens, der Myſtik und Beſchaulichkeit, vor jener Affectation, womit man das Mönchs- und Kloſterweſen durch Scheinreformen und Bildung neuer Congregationen mit Zurſchautragung pikanter Beſtimmungen und alterthümlicher Anſichten auffriſchen und neu kräftigen wollte. Er predigte zu Paris, zu Bordeaux und Toulouſe, weil die allgemeine Bewunderung ſeiner Reden ihm ſchmeichelte, und der Beifall der Menge die einzelnen Stimmen gegen einen ſehr unprieſterlichen Wandel allerwärts übertäubte. Er predigte gern und oft, weil er ſtets neuen Reiz darin fand, die Tauſende am Gängelband ſeiner Phraſen zu leiten, zu beherrſchen. „Mein iſt das Leben, der Kirche gehört mein Wiſſen, dem Volk mein Geiſt!“ ſprach er lächelnd zu ſich ſelbſt, wenn er aus der Synode kommend ſein Jagdroß beſtieg, die Kanzel verlaſſend zum Becher griff.

Der prieſterliche Adel trieb es mit ſeinen wilden Jagden allzutoll. Durch reifende Saaten und ſorgſam gepflegte Gehäge tobten ihre Meuten und Roſſe hin und zerſtörten in einer Viertelſtunde die Hoffnung eines ganzen Jahres, die karge Frucht des ſchweißtriefenden Fleißes, den letzten Rückhalt armer Familien.

Beſchwerden? Klagen? — „Schweigt und duldet ihr Leibeigenen!“ war des Richters einzige Antwort.

Abermals brauſ'te die Jagd über die Saaten an der Seine hin, um ein Buſchwerk bog die Meute, raſcher ſchnaubten die Roſſe dahin, um die Jagenden nicht aus dem Geſicht zu verlieren. Da donnerte es plötzlich aus den Büſchen hervor, und rechts und links von Armand ſtürzten Louis von Martignan und Réné de Buſſy tödtlich getroffen von den Pferden und Armand ſelbſt ſchwankte mächtig erſchüttert im Sattel. Auf der ſtarken Stahlſchnalle ſeines Gürtels war die Kugel zerſchellt, er lebte, er war nicht verwundet.

Zum zweitenmal hatte er ſeine liebſten Freunde beinahe an ſeiner Bruſt ſterben ſehen, zum zweitenmal hatte die Vorſehung ihn furchtbar gewarnt. „Alſo,“ ſprach er die Leichen betrachtend, „dagegen ſchirmt keine Wiſſenſchaft, davor bewahrt nicht die Schärfe des Verſtandes, dies jämmerliche Ende verhindert nicht der Schwung der Phantaſie, die Größe des Genies! Leben, was biſt du? — Narren, armſelige Thoren fürchten ſich zu leben, weil ſie einſt ſterben müſſen!

Erſt leben, leben! dann komme der Tod, wie und wann er will!“

Zu allen ſeinen Leidenſchaften hatte ſich ein täglich höher ſtrebender Ehrgeiz geſellt. Kühn und trotzig ſtand er überall auf der Seite des Kardinals von Rez gegen den ſchlauen und mächtigen Mazarin. Unter der Ägide des Herzogs von Orleans wußte er ſich ſicher und nahm fortan den thätigſten Antheil an den ernſteſten Wirren und Kabalen des Hofes, ohne ſeinen Ausſchweifungen zu entſagen, und über den wüſten Taumel ſeiner Genoſſenſchaft ſich zu erheben.

Aber mit gleicher Beharrlichkeit blieb er den Studien und Wiſſenſchaften treu. Seine rieſige Geſundheit trotzte den zwiefach heftigen Anſtrengungen. Unerſchöpflich trieb ſeine Lebenskraft ſtets neue Sproſſen und Blüthen. Jugendlich heiter blieb ſtets ſein Gemüth, Jugendfeuer ſtrahlte aus ſeinem Auge, mit Jünglingskraft bändigte er das wildeſte Roß, die Roſen der Jugend verkündeten ewigen Frühling auf ſeinen Wangen. Abt Rance war der liebenswürdigſte und reizendſte Liebling aller Damen, der Stolz jedes Salons, eine Perle im Kranz der vielen gelehrten Theologen ſeines Vaterlands.

Vor allen Damen des Hofs glänzte die Herzogin von Montbazon durch Schönheit und Geiſt. Sie war eine Macht in dem Getümmel der Wirren und Intriguen, eine um ſo größere Macht, weil alle Welt um ihren Beifall buhlte, während ihr Herz kalt und regungslos zu bleiben ſchien. Frei zeigte ſie ſich von der Leidenſchaft, welche ſie Hunderten einflößte, darum war ſie zur Herrſchaft über Andere berufen. Ihre Tugend, dieſe ſeltenſte Eigenſchaft jener Zeit, erhob ihren Werth und ihre Kraft. Wer ſie entſchieden für ſich gewann, deſſen Parthei mußte ſiegen.

Rance hatte ſie bis dahin nicht bemerkt. Was kümmerte den Wüſtling eine tugendhafte Schöne! Hatte er Zeit, an ſpäten Sieg und langwierige Eroberung zu denken?

Was Blut und Leidenſchaft bisher verſchmäht hatten, das aufzuſuchen geboten jetzt Ehrgeiz und Politik. Näher und näher rückte der Augenblick heran, in welchem man den großen Schlag gegen Mazarin ausführen wollte. Enger ſchloſſen ſich die Partheien zu dichten Phalangen zuſammen, eifriger warben beide um neuen Anhang, dringender buhlten beide um die Gunſt der ſchönen Montbazon.

Triumph! Armand Jean Le Bouthillier errang den leichten Sieg. Sein war die gleichgefürchtete und erſehnte Schönheit beim erſten Angriff, und Mazarin war damit ohne Rettung verloren. Rance hatte die Höhe ſeiner kühnſten Hoffnungen erſtiegen, er ſah ſich ſchon als Miniſter und Mitregenten des mächtigen Frankreichs, er träumte ſchon die wonnigſten Träume neuer Verherrlichung und königlichen Glanzes, und hatte zu dem Allem auf jener Höhe einen Himmel gefunden, der ihm bis jetzt gänzlich unbekannt geblieben war.

Armand Jean liebte die ſchöne Montbazon mit dem ganzen Feuer ſeiner Seele, mit der vollen ſtürmiſchen Kraft der erſten Liebe, mit allem Zauber ſeiner ewig wachen Phantaſie. Und ſie geſtand ihm mit ganzer Leidenſchaft die Liebe, welche ſie ſchon längſt in verſchwiegener Bruſt für ihn gehegt hatte.

Glücklich fühlte er ſich zum erſtenmal in ſeinem freudenreichen Leben. Glücklich, ganz glücklich! Sein Ehrgeiz war befriedigt, und ſein Herz erbebte im Zauber der erſten, feurigſten, innigſten Liebe. Ein einziger Blick in die Vergangenheit zeigte ihm die ganze unwürdige Abſcheulichkeit des bisherigen Wandels. Er liebte, er war ein anderer, beſſerer Menſch geworden!

Glück! Liebe! Ein Traum! Ein Bild der reinen Seligkeit! ein Rauſch!

Der letzte entſcheidende Schritt gegen Mazarin war vorbereitet, der Sieg unzweifelhaft, — da ſtarb plötzlich der Herzog von Orleans (1660) und Retz war nicht der Mann, ohne höhern Schutz einem ſolchen Gegner Stand zu halten.

„Verloren, Alles verloren!“ knirſchte Armand verzweifelnd.

„Alles verloren?“ lächelte die Montbazon. „Nichts iſt verloren, mein theurer Armand, als jene glänzende Armſeligkeit, um welche zu ringen, wir beide wahrlich zu gut und [illegible] ſollten. Alles iſt gewonnen, lieber Armand! frei ſind wir nun, ganz frei, um uns ſelbſt und unſrer Liebe zu leben! Iſt Paris die Welt? Iſt der Hof unſer Himmel? Fort, in's Freie!“

Und des andern Morgens fuhren Armand und die ſchöne Montbazon in aller Stille durch die Barrieren von Paris hinaus. Er auf ſein Gut Veret, ſie auf ihre freundliche Villa. Ein ſchattiger Eichenhain lag zwiſchen beiden, ein Spaziergang von einer halben Stunde Wegs.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

42) Eliſabeth Cromwell. Tragödie in fünf Akten, von Guſtav Bacherer. Carlsruhe. Chr. Fr. Müller'ſche Hofbuchhandlung. 1836.

Die obengenannte Tragödie G. Bacherer's, deren Aufführung in Carlsruhe, wie wir aus der Vorrede erfahren, hinter der von Raupach's langweiligem „Cromwell“ zurückſtehen mußte, iſt für die Darſtellung gedichtet und wird auf der Bühne unfehlbar Glück machen. Aus mehreren Gründen: Erſtens iſt die Fabel ſo verſtändig geſponnen, daß ſich ihre Fäden in dem Gemüth des Zuſchauers anſpannen und dieſer in ſolcher Receptibilität ſein eignes Theil zur Löſung beiträgt. Dies gilt auch von einem andern Hauptvehikel darzuſtellender dramatiſcher Dichtungen, — wir meinen die dem Zuſchauer zu geſtattenden Intervalle. Zweitens hat der Dichter für die Schauſpieler geſorgt, und zwar nicht etwa dadurch, daß er ihnen ſogenannte Brillantrollen in die Hände gab, ſondern, indem er ihnen die Conturen in ſichren Strichen hinzeichnete, welche ſie durch eigene Produktivität auszufüllen haben; der dramatiſche Dichter, der für die Darſtellung ſchreibt, wird dies nie überſehen, und den Darſtellern ſelbſt ſtets noch etwas übrig laſſen müſſen, ſei es auch blos die Laſur. Wir abſtrahiren nämlich von dem Ideal eines Schauſpielers, von einem ſolchen, der wie Pygmalion die Statue belebt. Unſere jetzigen Schauſpieler ſind größtentheils nicht plaſtiſch, ſondern maleriſch, deßhalb können ſie völlig rund ausgeprägte Werke nicht darſtellen, ſondern halten ſich an Reliefs. Die Charaktere betreffend, müſſen wir Herrn Bacherer volles Lob ertheilen, hauptſächlich deßhalb, daß er Cromwell menſchlich zeichnete. Dagegen können wir mit ſeiner Ausführung des Thurloe uns nicht ganz einverſtanden erklären, obgleich wir ihm gerne darin beipflichten, daß Thurloe die Cauſalität der Cromwell's-Tragödie war; und daß die Concentrirung dieſes Cauſal-Nexus in einer Perſon, die Hervorhebung und Veranſchaulichung zur Förderung des dramatiſch-theatraliſchen Zweckes nothwendig ſein mag. Was uns an dieſem Charakter unzulänglich erſcheint, iſt, daß er zu grell aufgetragen iſt, ſo daß das dämoniſche Princip in einzelnen Augenblicken graß-teufliſch erſcheint, z. B. in einigen Verſen des Monologes Thurloe's (4ter Akt, 1te Scene), Verſe wie: „durch dich iſt mir der Höllenfürſt getreu,“ — oder: „der Teufel, ja, ja, ja, er bindet feſt.“ Das Verhältniß der Liebenden athmet reine Idealität. Das Auftreten der Gräfin Fletwood hätte leicht vermieden werden können; für die Darſtellung iſt dieſe Ökonomie gewiß zuträglich. Die Sprache iſt körnig, oft mit Gewalt in den Vers geſpannt, hie und da etwas überſtrotzend, immer dramatiſch. Die Tragödie beweiſ't des Verfaſſers Beruf, für die Bühne zu dichten. — Die äußerſt anſtändige und elegante Ausſtattung des Verlegers verdient mit ehrenvoller Auszeichnung erwähnt zu werden.

43) Aquarelle aus dem Leben, von Auguſt Lewald. 2 Theile. Mannheim, Hoff. 1836.

Wir wiſſen ſeit dem „Album aus Paris“ und dem „Panorama von München,“ daß Lewald in der Genremalerei den Brennpunkt ſeines Talentes gefunden hat. Bald mit dem zuſammenfaſſenden Überblick eines altflammändiſchen Meiſters, bald mit der Grazie eines Kirner ſtellt er ſeine Gruppen zuſammen, — daß ſie zum Sprechen und Verſtandenwerden jener Zettel mit Worten nicht bedürfen, welche alte Hiſtorienmaler und neuere Romanenſchriftſteller ihren Helden aus dem Munde herauswachſen laſſen. Und dieſe Figuren und Gruppen, wie ſie leiben und leben, ohne Zuthat, — als irgend eine Bizarrerie zur Staffage, — im Vorgrund etwa die Hauskatze, im Hintergrunde ein Gewitter oder zerrißne Wolken, — das ganze Bildchen, durchſichtig gemalt, ohne unnöthige Paſten, ohne Correkturen, à viſta, — einen hübſchen mattgoldnen Rahmen drum. — Hier habt ihr Lewald's Genrebilder. Dieſe Aquarelle ſind nach unſerer Anſicht die vorzüglichſten, die er bis jetzt geliefert hat. Wir bezeichnen einige davon, welche uns als beſonders vollendet erſcheinen, und darunter zuerſt das köſtliche Bildchen: die Ludlamshöhle in Wien. Hier iſt alles Portraitähnlichkeit und Lebenswärme, kein Zug des Humors übertrieben. Der Kaplan Mayr und Gelbart, beide, hauptſächlich der letzte, in Denner'ſcher Manier gehalten, der „Holzknecht“ (ächt lokal, als ſähen wir Münchner-Bildchen aus dem Hochlande vor uns) und der alte Stabert ſchließen ſich zunächſt daran. Die Schilderung Heine's ſoll ſprechend ähnlich ſein. Gern überſehen wir bei ſo vielen gelungenen die minder bedeutenden, wenigſtens minder intereſſirenden Skizzen, wie z. B. die Rheinreiſe, das Glück in Baden, — Schatzgraben.

44) Die Kreolin und der Neger. Galerien romantiſcher Bildwerke. Von Emerentius Scävola. 1ſte Galerie. Der Königsenkel, die Kreolin, Deſſalines. 3 Bde. Frankfurt a. M. 1836. J. D. Sauerländer.

Scävola, ein kräftiger und geſunder Geiſt, nähert ſich in dieſem Roman, deſſen erſte Hälfte vor uns liegt, dem hiſtoriſchen Fach, und zwar auf ſeinem alten Wege, den er bereits in mehreren Sittengemälden verfolgt. Es iſt hier verſucht, durch pſychologiſche Entwicklung die Widerſpenſtigkeit der Geſchichte mit den traditionellen Begriffen des Romans und mit dem Intereſſe des Publikums zu vermitteln. Eine ſchwierige Aufgabe; über deren glückliche oder mißlungene Löſung wir uns natürlich erſt dann vollſtändig ausſprechen können, wenn auch die zweite Hälfte des Werkes erſchienen ſein wird. Wenn wir uns nach der erſten Hälfte bereits ein Urtheil erlauben dürfen, ſo iſt es nur die Hoffnung, daß das noch zu Erwartende mit dem Geleiſteten gleichen Schritt halte. Das Hiſtoriſche iſt nämlich in dem vor uns Liegenden auf doppelte Weiſe aufgefaßt, erſtens als Abſtraktion der Ideen aus den Fakten und zweitens in den zu Maſſen geordneten Fakten ſelbſt. Dem Erſteren entſpricht nun — natürlich nicht bloß das Zweite, — ſondern entſprechen auch die durch den Dichter von Grund auf geſchaffenen Charaktere, welche ſeine Idee, — den Streit des Materiellen mit dem Ideellen, der Tyrannei mit der urſprünglichen Freiheit, den Umſchwung der ganzen Menſchheit durch die transatlantiſchen Nothwehr-Zweikämpfe — in zahlloſen Nuancen abgeſtuft, repräſentiren. Daß die Liebe als poetiſches Reagens, und zwar die völlig freie und völlig aufopfernde Liebe, erſcheint, wird jeder billigen, der ihrer Idee tiefer auf den Grund geht, und dieſe im Gegenſatz einerſeits zur abſoluten Freiheit, anderſeits zur poſitiven Aufgebung derſelben, auffaßt. Dadurch iſt ſie welthiſtoriſch. Was nun die Ausführung betrifft, ſo mögen wir uns wohl zuerſt über die Unerſchöpflichkeit des Verfaſſers im Erfinden verwundern, welcher die Situationen mit ſolcher Rapidität aus einander keimen läßt, daß wir uns auf einem Dampfwagen zu befinden wähnen, von dem aus wir die Landſchaften an uns vorüberfliegen ſehen. Überall Leidenſchaft, überall die Seele aufgedeckt! Wir erinnern, um auf einzelne Parthieen als Belege unſrer Anſichten hinzuweiſen, unſre Leſer an die in dieſen Blättern mitgetheilten Fragmente: „der Fluch des Negers“ (Phönix 1835) und „der Negerknabe“ (im Februar d. J.) Wir wollen damit nicht abläugnen, daß nicht auch bloß gemachte Situationen vorkämen, ſolche, die bloß des Effekts willen vorhanden ſind, aber ſie werden von dem wahrhaft Schönen überwogen. Daß es an graſſen Schilderungen nicht fehle, geht unmittelbar aus der Epoche hervor, in welcher der Roman ſpielt, und aus dem Local; es ſind Sclaven, die ihre Ketten ſprengen, Söhne der heißen Zone, mit Flammen ſtatt mit Blut in den Adern, und gehetzt durch die kalte Niederträchtigkeit ihrer Peiniger, wie Glut durch Waſſer oft noch leichter entzündet wird. Meiſterhaft iſt die Charakterſchilderung der Kreolin, des verzärtelten launenvollen Kindes, welches vom Mißgeſchick herb erzogen werden muß, bis das urſprünglich Edle ihrer Natur durch wahrhafte innige Liebe geläutert wird. Überhaupt iſt Scävola unübertrefflich in der Darſtellung ſchwankender Charaktere; ſolche ſind ſeine eigentliche Force, er malt ſie zum Entſetzen ähnlich. Solche Charaktere finden ſich, namentlich männliche, in allen ſeinen größeren und kleineren Erzählungen, von allen Ständen, in allen Situationen, bald tragiſch, bald ſentimental, bald burlesk; ja er begründet meiſtens das Tragiſche bloß auf ſolcher Halbheit und Unentſchiedenheit ſeiner Helden. Als einen ſolchen Charakter bezeichnen wir in ſeinem neueſten Roman den alten Rondeltier; auch ſein Hauptheld Yuna ficht an dieſer — freilich durch Treue, Dankbarkeit und Liebe motivirten, und aus der Grundidee des Romans: der Aufopferung direkt entſprungenen immerwährenden Schwankung. Da wir übrigens, um ein Urtheil über den Haupthelden fällen zu können, erſt das Erſcheinen der zweiten Hälfte abwarten müſſen, ſo brechen wir für diesmal ab.

Balzac's „Seraphita.“

(Fortſetzung.)

Der realiſtiſche Sinn, welcher Herrn von Balzac bei ſeinen Beſchreibungen ſo herrliche Dienſte leiſtet, hat ihn, wie es uns ſcheinen will, in der Analyſe ganz irregeleitet. Anſtatt das menſchliche Herz in ſeinen überirdiſchen, immateriellen Theilen zu zergliedern, wie es die großen Dichter und Schriftſteller aller Zeiten gethan haben, faßt Balzac es von ſeiner handgreiflichſten, materiellſten Seite auf; er vernachläſſigt die Charaktere und Leidenſchaften über zufälligen und vorübergehenden Eindrücken, welche wir durch die Sinne empfangen; mit einem Wort, er verſchmäht das Gefühl für die ſinnliche Empfindung. Dieſer Empfindung baut er Tempel und malt ſie vorzugsweiſe mit ſeinen ſchönſten Farben aus. Man leſe doch nur ſeine Zergliederungen des menſchlichen Herzens, worauf er ſo ſtolz und hochmüthig iſt! Faſt immer ertheilt er den Sinnen die Hauptrolle; bald iſt es das Geſicht; bald das Gehör, hier der Geruch, dort der Geſchmack und anderswo der Taſtſinn, welchen er als Haupttriebfeder in Bewegung ſetzt. Jeden Augenblick ſpricht Balzac vom Blutumlauf, Nervenkitzel und magnetiſchen Einflüſſen. Wenn man ihn lieſet, ſcheint es bald, als ob für den Menſchen weder ein freier Schiedsrichter noch Vernunft und Gewiſſen vorhanden ſeien, ſondern als ob wir gänzlich von dem kleinen Gehirn und den Unterleibs-Eingeweiden abhingen. Und in der That, Balzac begnügt ſich nicht damit, die ſinnliche Empfindung auszumalen; durch ſie erklärt er auch Alles, wenigſtens alle Handlungen, worin der menſchliche Wille ſich kund gibt, alle ernſten und feierlichen Vorſätze. Das iſt keine müßige Vorausſetzung von unſerer Seite; wir haben Beweiſe dafür. Der Leſer kennt gewiß „die verlaſſene Frau“ von Balzac, eine ſeiner beſten Scenen aus dem Provinzial-Leben. Herr von Nueil, einer conventionellen, langweiligen Ehe überdrüſſig, will ſeinen Umgang mit einer früheren Geliebten wieder erneuern; dieſe will ſeinem Anſuchen nicht willfahren; er tödtet ſich. Welchen Beweggrund glaubt man nun, daß Balzac für dieſen ſchrecklichen Selbſtmord angibt? Schreibt er ihn etwa auf Rechnung des unausſtehlichen Schmerzes, den ein verlaſſenes Gemüth ergreift, oder auf Rechnung der fürchterlichen Verzweiflung eines Herzens, welches hier auf Erden kein Mitgefühl mehr findet? Nein. Balzac findet die Urſache dieſes Selbſtmordes in dem Kummer, welchen die Entbehrung gewiſſer körperlichen Gewohnheiten und gewiſſer phyſiſcher Genüſſe dem jungen Manne verurſacht. Er hat ſogar über dieſen Gegenſtand eine ſeiner beſten Seiten geſchrieben, welche mit folgender Phraſe anfängt: „Die Wolluſt erfodert, wie eine ſeltne Blume, die zärtlichſte Pflege und die ſinnreichſte Zucht.“ — Wir glauben daher ein Recht zu haben, Balzac als den Schriftſteller der ſinnlichen Empfindung betrachten zu dürfen. Ohne weitläuftig unterſuchen zu wollen, wie wenig würdevoll und wahr es iſt, den Sinnen einen ſolchen Einfluß über den menſchlichen Willen einzuräumen, bemerken wir blos von unſerm Kunſtrichter-Standpunkte aus, daß Balzac ſich dadurch unter den zergliedernden Beobachtern auf eine niedrige Stufe geſtellt hat; denn wenn die Darſtellung des Gefühls die Mitwirkung der glücklichſten Anlagen erfodert, ſo iſt zur Schilderung der ſinnlichen Empfindung zureichend, ſeine Organe in geſundem Zuſtande zu haben und ſein eignes Leben zu beobachten.

Man muß indeß geſtehen, daß es Herrn von Balzac mitunter gelingt, ſeine Nerven und Adern zu überſpringen, dann bis zum menſchlichen Herzen vorzudringen und auf eine zarte Weiſe die Gefäße und Faſern deſſelben anatomiſch zu zerlegen; aber in dieſem Falle iſt Balzac zu geneigt, ſich über die Neuheit und das Verdienſt ſeiner Beobachtungen falſche Vorſpiegelungen zu machen; er denkt nicht daran, daß meiſtens, wenn ſeine Vorgänger dieſelben nicht aufgezeichnet haben, ſie unſtreitig es nicht der Mühe werth hielten, jene Beobachtungen anzuſtellen. Wie dem nun auch ſein mag, Balzac wendet alsdann in ſeinem Entzücken über ſich ſelbſt eine bemerkenswerthe Charlatanerie an, um ſeinen Leſern Sand in die Augen zu ſtreuen. Indem er einerſeits wünſcht, daß man ſeinem Scharfſinne Gerechtigkeit widerfahren laſſe, verkündet er laut, wie fein und richtig ſeine Entdeckung ſei; zu gleicher Zeit, aber ohne Zweifel befürchtend, daß man ihm den Vorwurf machen werde, ſich mit ſo winzigen Dingen zu begnügen, übertreibt er die Wichtigkeit ſeiner Entdeckung über alle Gebühr und ſchlägt vor Verwunderung die Hände über'm Kopf zuſammen, wenn er dem Leſer erklärt, wie Viel und wie Großes in dem kleinſten Schlupfwinkel des menſchlichen Herzens verborgen iſt. Dieſe Verfahrungsweiſe erinnert uns jedesmal an den Mann vor der Paſſage Colbert, der vermittelſt eines Mikroſkops den Leuten die ungeheuren, garſtigen Atome ſehen läßt, welche ſie, ohne es zu ahnen, in einem Glaſe Seinewaſſer mit hinunter trinken.

Was die Schreibart und den Styl Balzac's anlangt, ſo geſtehen wir gerne, daß ſich in ſeinen Werken einige herrliche Seiten, voll Farbenzauber und Anmuth, finden; aber im Allgemeinen gefallen ſie uns nicht. Die franzöſiſchen Kritiker werfen ihm ſeine pomphaften Barbarismen und ſchwülſtigen Solöcismen vor; ich glaube, daß ſie Recht haben. Was uns beſonders noch an dem Styl Balzac's auffällt, iſt die Art, wie er das Gewebe ſeiner Phraſe mit Schlingkraut und Schmarotzerpflanzen umſpinnet, welche uns wie jene Arabesken der neueren Buchdruckerkunſt vorkommen, die die großen Anfangsbuchſtaben, zu deren Verſchönerung ſie beſtimmt ſind, ganz unleſerlich machen. Wir können ferner dem Herrn von Balzac ſeine unerträgliche Pedanterie nicht verzeihen, welche ihm unaufhörlich eingibt, ſein Wörterbuch mit dem bunten Kauderwälſch der techniſchen Ausdrücke aller Handwerke, Künſte und Wiſſenſchaften zu ſchmücken und oft aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen abgeleitete Worte auf eine Weiſe anzuwenden, welche vermuthen läßt, daß der Verfaſſer die Abſtammung und richtige Urbedeutung derſelben nicht kennt.

(Fortſetzung folgt.)

№ 105. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 3. Mai.

Der wilde Gelehrte.

(Fortſetzung.)

Armand Jean war durch die Liebe der ſchönen Herzogin in eine neue Welt verſetzt, und ſeinem wüſten tollen Leben war damit plötzlich ein Ende gemacht. Aber prieſterlich lebte er darum nicht.

Sie durchſchwärmten den Traum zweier Liebenden. Ihr ganzes Daſein theilte ſich in gemeinſchaftliche Studien, Promenaden in dem Helldunkel des Waldes, Spielerei mit Singen und Dichten, zärtliches Koſen, Betrachtungen über den Unwerth der Welt voll philoſophiſcher Verachtung der eingewurzelten politiſchen und geſelligen Verhältniſſe. Beide waren zu gebildet und zu geiſtvoll, um ſich eigentlich zu langweilen; aber auch beide zu lebhaft und regſam, um nicht allmählich jener unheimlichen Unruhe, jenem unbeſtimmten, regen Unwohlſein zu verfallen, welches alle Mißverhältniſſe unumgänglich begleitet und im Gefolge jedes Mißgriffs ſtets erſcheint.

Das Einerlei ermüdete, ohne daß die Heftigkeit der Liebe es bemerkte. An dieſer ewig geſchäftigen Unthätigkeit ohne eigentlichen Zweck und höheres Ziel ermatteten Geiſt und Herz, und die Phantaſie flog unwiderſtehlich voll ſtiller Sehnſucht hinaus in die Welt der Menſchen und ſchilderte alle verlorenen Freuden mit den reizendſten Farben.

Ihre ſteigende Unruhe erſann täglich die abentheuerlichſten Pläne. Bald wollten ſie in aller Stille Hab' und Gut verſilbern, und ihr Leben in England beſchließen; bald Colonieen anlegen in Canada und Louſiana, einen neuen Staat dort begründen, mit neuen idealen Geſetzen, an der Spitze einer Revolution jene Länder von dem alten Jammer befreien; bald ſollte Nance feierlich zum Proteſtantismus übertreten, um ſich mit ihr vermählen zu können. Sogar der tolle Plan wurde ausgebrütet, daß ſie beide ihr ganzes Beſitzthum zu Geld machen, bis zur Verzehrung des letzten Pfennigs alle Länder Europas durchreiſen, und dann Arm in Arm ſelig in Liebe ſterben wollten.

Aber was heute beſchloſſen und erſonnen war, wurde von der Unruhe des kommenden Tags wieder verworfen und belacht. Alles erſchien zu grell und abſtoßend, zu widerſprechend mit der herrſchenden Sitte der Welt, in und mit welcher ſie gern leben wollten. Sie ſpannten ihre Erfindungskraft auf die Folter, um ein Mittel zu erſinnen, wie ihre glühende Leidenſchaft mit der Welt ſich vertragen könnte.

Umſonſt! die Armen bedachten nicht, daß ſie, die Schranken der poſitiven Sitte und Würde leichtſinnig überſpringend, für immer dem Reich der Zweifel und Bedenklichkeiten verfallen, von jedem wirklichen Glück unumgänglich ſich entfernt hatten. Die guten Engel halten Wache an dieſem unſichtbaren Zauberkreis, daß kein böſer Geiſt innerhalb deſſelben je Macht gewinne und Verderben bereite. Sie umſchweben das Lager der Unglücklichen und Bedrängten und Zweifelnden, mit einem Tröpflein des himmliſchen Balſams ihnen Troſt, Muth und Kraft wieder einzuflößen, für alle Kämpfe und unvermeidlichen Unbilden des Lebens ſie zu wappnen, und ſelbſt vom Lager des Sterbenden die Geſpenſter der Reue und der Gewiſſensbiſſe zu entfernen, den herben Übergang in jene Welt zu einer Luſtreiſe zu machen. Außerhalb des Kreiſes wenden ſie ſich trauernd ab von jedem Sterblichen, überlaſſen ihn ſeinem Geſchick und dem Schwarm der böſen Geiſter, welche dort unabläſſig auf den Verirrten lauern und mit ihrem Gaukelſpiel ſo lang ihn täuſchen und mit ihren Fragen von jeder Rückkehr abhalten, bis ſie ihr Opfer endlich an dem Rand des Abgrunds haben, fletſchend die Larve abreißen, mit grauſamem Hohn alle Schreckniſſe ahnen laſſen und offen zeigen, und dennoch den Verzweifelnden zu dem Sprung in den grauſen Abgrund mit glühender Geißel peitſchen.

Die Eiferſucht geſellte ſich zu ihren Qualen. Armand bewachte mißtrauiſch jeden Blick und jedes Wort, wenn zuweilen ein Beſuch in der Einſamkeit ſie überraſchte. Der Teufel flüſterte ihm unaufhörlich in die Ohren: „wie kannſt du ihr trauen, die kühn dem Geſetz der Welt ſich entzog, die Schranke der Sitte überſprang? Wird nicht dieſelbe Leidenſchaft, welche an dich ſie feſſelt, daſſelbe heiße Blut, welches in deine Arme ſie trieb, zu andern Genüſſen, zum Reiz der Abwechſelung ſie ſpornen? Geſtehe es dir nur, Armand, du ſelbſt — der du doch ein Mann biſt, du ſelbſt, der du doch ſo unendlich ſie liebſt, daß zuweilen Anfälle und Träume der Verſuchung und Untreue.“

Fühlte die ſchöne Sünderin wohl anders? Mußten nicht die Stacheln der Zweifel auch in ihrem Herzen brennen und ſtechen? Mußte nicht auch ſie des vergangenen Lebens ihres Armand mit Beſorgniß gedenken und die Möglichkeit einer Untreue mit täglich ſchwärzern Farben ſich ausmalen?

Noch einmal erwachte die Liebe in ihrer ganzen Kraft, noch einmal zauberte ſie ein Paradies rings um die Verirrten, und ließ ſie ſchwärmen in den Regionen der höchſten und ſchönſten menſchlichen Seligkeit.

„Mutter fühl' ich mich, mein Armand!“ liſpelte eines Morgens die Holde erröthend, und ſank mit ihren ſüßeſten Freudenthränen an die Bruſt des Jubelnden. Alle Zweifel, alle Leiden und die ganze Welt waren vergeſſen. Liebe führte den ſeligſten Tag herbei, und ihr Himmel erblühte im ſchönſten Frühlingsglanz.

Aber hinter den Roſen lauſchte der Teufel, lachte ihrer ſüßen Träume und wonnigen Phantaſieen, ſpottete der Rückkehr der wahrſten und innigſten Liebe und ſchrieb mit glühender Schrift über das Portal des Zauberpallaſtes ihrer Hoffnungen das Wörtchen: „Baſtard!“

Sie erbleichten, der ganze Himmel verſchwand im Nu, durch die ſchwarze Nacht leuchtete nur noch jenes glühende, gräßliche Wort, und brannte auf ihren Stirnen und leuchtete von ihren Lippen und trieb Eines verzweifelnd von dem Andern fort.

Ein Bote kam von Toulouſe, mit dem unausweichlichen Befehl an Armand, ſchleunigſt in jener Stadt zu erſcheinen, und an der Stelle des ſchwer erkrankten Prälaten die Predigten während der Faſtenzeit zu beſorgen.

Er mußte gehen. Sollte ſie ihm folgen? Ach, die Schmerzen der Trennung waren ein Vorgefühl der Hölle, das Bewußtſein, des Anſtandes wegen ſich trennen zu müſſen, ein neuer Stachel in Beider Bruſt; ſie mußte zurückbleiben!

Er ſprengte davon, und fand an der Gränze ſeines Landgutes die Eitelkeit, welche als leidige Zerſtreuerin und Tröſterin neben ihm hertrabte, und neue Triumphe ihm zeigte.

Dem überall erſcheinenden furchtbaren Wort zu entrinnen, verbarg ſich die unglückſelige Mutter in ihr einſamſtes Gemach und berechnete den Lauf der Stunden und Tage nach der Zahl ihrer Seufzer und Thränen.

Niemals hatte Armand glänzender und eindringlicher gepredigt, er entzückte, begeiſterte, bezauberte. Die Gemeinden aller Kirchen und Klöſter von Toulouſe wollten ihn hören, von ihm an die heiligen Pflichten der ernſten Zeit ſich mahnen laſſen. Der heilige Vater ſelbſt hätte unmöglich mehr Aufſehen erregen, einen lauteren katholiſchen Jubel veranlaſſen können.

Wochen floſſen dem Glücklichen wie Stunden dahin. Eine neue ſtärkende Sonne war ihm aufgegangen, verjüngt fühlte er ſich, unerſchöpflich an Gedanken und Luſt, ſie auszuſprechen. Sein hehrer Beruf erſchien ihm ſchöner und erhabener als je zuvor. Aber kein Schuldbelaſteter ſoll reine Freuden genießen! Hat das Gewiſſen die Sprache verloren, ſchläft das Gedächtniß von äußern Dingen eingelullt, ſo ſchießen doch die Saaten vergangener Fehler unmerklich zwiſchen den Roſen der Gegenwart empor und mahnen mit dem Athem ihrer weithinduftenden Giftblumen fort und fort den Gefallenen an die Größe ſeiner Schuld.

Auf ſchöne, glückliche Tage folgten nicht ſelten ſchlafloſe Nächte, betrübende Geſichte, Schreckensträume.

Briefe kamen von der Geliebten, erſchütternde Briefe einer in tauſend Angſten gemarterten Seele, eines Herzens voll Liebe und Gram, voll Hoffnung und Verzweiflung. Sie kamen ihm nicht mehr willkommen, ſie peinigten ihn. Alle Kräfte des Geiſtes ſtrengte er an, er log ſich mühſam wieder in den vorigen Taumel der Leidenſchaft, er beſchwor die Heiligkeit ſeiner Vaterpflicht, um warm und herzlich die glühenden Briefe beantworten zu können. Aber jede andre als eine bis zum Wahnſinn liebende Frau hatte das Gezwungene und Geſchraubte ſeiner Schreiben wahrgenommen.

Er ſollte auch noch das Oſterfeſt in Toulouſe durch ſeine Reden feiern, er ſträubte ſich dagegen mit vielen Worten, aber ſein Herz jauchzte dem Gedanken: noch länger von ſeinem Weret entfernt, jener einſt ſo wonnigen Einſamkeit entriſſen zu bleiben.

Arme Montbazon!

Am grünen Donnerſtag hatte er neue Lorbeeren geſammelt, neue Wunder als Prediger geübt. Voll von dem Gedanken, ſeine Predigt des Oſtertags zu einem feurigen Auferſtehungshymnus zu bilden und all ſeinem Wirken damit die Krone aufzuſetzen, wandelte er in ſeinem Gemach auf und nieder.

Der ſtürmiſche Galopp eines Reiters ſtörte ihn ſehr unangenehm. Unbegreifliche Unruhe befiel ſein Herz, fort waren alle Gedanken, wie weggezaubert, eiſige Tropfen traten auf ſeine Stirne, er zitterte durch Mark und Bein, und hatte weder Beſinnung noch Kraft, dem Boten entgegen zu gehen. Das Schreiben glühte zwiſchen ſeinen bebenden Fingern, er mußte an einem Stuhl ſich halten, um nicht zu Boden zu ſtürzen. Er las:

„Komm' Armand, eile, fliege! dich wollte ich überraſchen, und ach! wie ſehr wurde ich überraſcht! die gute Montbazon fand ich von den Blattern furchtbar befallen und faſt hoffnungslos krank. Was ſoll, was kann ich hier? Ich eile, von Orleans meine Schweſter als Pflegerin für ſie zu holen. Eile du, ſie noch lebend zu finden. Wiß er, ſeufzt die Verzweifelnde, nicht als Freund zu der Liebenden, zu der Mutter ſeines unter ihrem Herzen zuckenden Kindes kommen, ſo komme er, um den letzten Troſt der Kirche ihr zu reichen! Eile, Armand, kein Augenblick iſt zu verlieren!

Ewig dein getreuer
François de la Tour."

(Schluß folgt.)

Balzac's „Seraphita."

(Fortſetzung.)

Was uns endlich noch im Style Balzac's beleidigt, iſt die mit einer Scheinſprödigkeit verbundene erkünſtelte Senſibilität; das iſt vor allem ſein geglätteter, mit Gaze umkleideter Cynismus, eine vermehrte und verbeſſerte Auflage der cyniſchen Rohheit aus den Zeiten der Regentſchaft. Ich weiß, daß dieſer Umſtand mich während dem Leſen der Balzac'ſchen Schriften oft unangenehm berührt hat; ein Beiſpiel davon habe ich mir aus ſeiner „Unterſuchung über das Abſolute" angemerkt. Dort ſpricht der Verfaſſer nämlich von einer Familienmutter, die nicht mehr jung und außerdem noch bucklicht und lahm iſt, in folgenden Ausdrücken: „Das ſpaniſche Blut verläugnete ſich nicht bei der Enkelin der Caſa-Réal und bewahrte ihr den Inſtinkt jener Wiſſenſchaft, welche das Vergnügen bis in's Unendliche zu vermannigfaltigen weiß." — Das Blut, welches den Inſtinkt einer Wiſſenſchaft bewahrt! — Wenn ein Pariſer Wüſtling als ein nichtswürdiger Schüler Epikurs nach einem Frühſtück oder einem Mittagseſſen bei Vefour in dieſen Ausdrücken eine Operntänzerinn oder eine feile Dirne lobte, würde man das ſo hingehen laſſen; aber mit der Feder in der Hand auf dieſe Weiſe von einer verheiratheten Frau, von einer ſittſamen Ehefrau, von einer altersſchwachen Frau zu ſprechen, das empört das Gefühl und läßt vermuthen, daß das ſittliche Zartgefühl, dem wir bisweilen in den Schriften Balzac's begegnen, mehr eine Eingebung ſeines kalkulirenden Verſtandes, als ſeines Herzens iſt.

Und doch hat man oft geſagt und ſehr viele behaupten es noch, daß Balzac die Frauen des 19. Jahrhunderts vollkommen und meiſterhaft zu ſchildern wiſſe. Kann er dieſen Anſpruch begründen? Ich meine es nicht. Balzac hat, ich geſtehe es, eine ebenſo genaue als mannigfache Kenntniß von Allem, was die Toilette der Dame anlangt. Er ſpricht mit einer ſchönen Frau ganz vernünftig und allerliebſt über Firlefanz und Putz; er verſteht es, den weiblichen Anzug, den weiblichen Kopfſchmuck mit eben ſo viel Geſchmack anzuordnen, als eine Pariſer Modiſtin und als ein Friſeur aus dem Palais-Royal. In den Gemälden, welche er von den Frauen entwirft, wetteifert ſein Pinſel rückſichtlich der Geſchmücktheit und Koketterie mit denen der berüchtigſten neuern franzöſ. Porträtmaler. Aber heißt das die Frauen malen und kennen? Balzac als ein edelmüthiger Ritter ergreift jede Gelegenheit, um die Frau zu ſchützen und ihre Rechte zu vertheidigen. Er bereitet ihr ein angenehmes, glänzendes Leben; er führt ſie alle Abende auf den Ball, in's Conzert, in's Schauſpiel; er ſingt freiwillig mit ihr ein Roſſiniſches oder Belliniſches Duett, kurz, er verweigert ihr nichts. Aber heißt das, die Frau kennen? Balzac gibt dem jungen Mädchen von 16 Jahren einen Geliebten, der ſie vergöttert, der Frau von 30 Jahren, welche ihr Mann vernachläſſigt, gibt er einen Liebhaber, der ſie begreift und tröſtet; die Frau von 40 Jahren findet bei Balzac immer einen ergebenen, dienſteifrigen und aufopferungsfähigen Hausfreund. Aber heißt das, die Frauen malen? Nein, gewiß nicht. Balzac hat die Franzöſinnen des 19. Jahrhunderts nicht richtig gezeichnet; wenn er auch mit noch ſo vielem Kunſtgeſchmack den Einfluß begriffen hat, welchen die erſte franzöſ. Revolution auf die weibliche Toilette und auf den Schnitt der Damenkleider ausgeübt hat, ſo ſind ihm doch trotz ſeiner mikroſkopiſchen Unterſuchungen die ebenſo reellen Verände- entgangen, welche dieſelbe ſoziale Umwälzung im weiblichen Charakter, in weiblichen Leidenſchaften und Sitten hervorgerufen hat, entgangen. Nein, Balzac hat die Frauen keiner Zeit und keines Landes geſchildert; wenn ſeine Frauen auch noch ſo ſchönes Colorit haben, wenn ſie auch noch ſo ſchönen Staat tragen, wenn er ihnen auch noch ſo gewählte Redensarten in den Mund legt, wenn er ſie auch mit einer noch ſo reichen Mitgift an Salons- und Boudoir's-Empfindſamkeit ausgeſtattet; — etwas hat er immer vergeſſen, — wenig nur allerdings für die neueſte Zeit — nämlich das Herz und die Seele.

Eine andere ſchwache Seite Balzac's ſind ſeine ariſtokratiſchen, adlichen Mücken, welche er in ſeinen Erzählungen mit der ſcherzhafteſten Freimüthigkeit eingeſteht; in dieſem Punkte hat er viel vom Hofmarſchall Kalb. Wenn man die hohe Achtung und Ehrfurcht ſieht, welche Balzac dem Pergament und den Adelstiteln erweiſet, ſo ſchließt man leicht, daß wenn der Zufall ihm eine plebejiſche Abkunft gegeben hätte, er ſich ohne Umſtände ſelbſt in den Adelſtand erhoben haben würde. In einer ſeiner Erzählungen, „der Ball in Sceaux" betitelt, führt Balzac einen jungen Mann auf die Scene, den er Herrn von Longueville nennt, welcher, da er im Begriff iſt, in ein Handelsgeſchäft zu treten, um Geld zu gewinnen, ſein „von" wegläßt, aus Furcht, er möge durch die Unterſchrift ſeines adlichen Namens unter Spezereirechnungen ſeinen Stand beeinträchtigen. Dieſe Vorſicht, welche doch wahrlich nichts weiter als eine dumme, läppiſche Eitelkeit iſt, findet in Herrn von Balzac einen großen Fürſprecher und Bewunderer. Herr von Balzac ſcheint in dieſer Hinſicht noch um ein ganzes Jahrhundert zurück zu ſein. In einem Lande und in einer Zeit, wo jedermann das Recht hat, die Monoſyllabe von als Anaceuſis und Auftakt ſeines Namens anzuwenden, wo ſich jeder Bürger, Bauer, Schneider und Lumpenſammler Marquis oder Baron nennen darf und es faktiſch wird, wenn er 30,000 Franken Renten hat; in einem Lande, wo Alles bürgerlich iſt oder ſein will, wo das bürgerliche Element und Blut in alle Poren des Staatskörpers eingedrungen iſt und noch immer mehr eindringt, wo die Deputirtenkammer aus lauter bürgerlichen Standesherrn beſteht, wo die Pairskammer ſelbſt nach und nach bürgerlich wird, wo die regierenden Miniſter ſich ihres Urſprungs aus der niedrigſten Bürgerclaſſe rühmen, wo der König endlich ſtolz darauf iſt, ein Bürgerkönig zu heißen; — iſt es da nicht zum Verwundern, daß ein vernünftiger Mann, wie Herr von Balzac, noch ſo weit zurück und ein ſolcher Narr iſt?

Worin ſich aber Herr von Balzac ganz als ein Kind ſeines Jahrhunderts, als Jeune-France zeigte, iſt in der Verehrung, welche er für das Geld an den Tag legt, um ſeinen Begierden zu fröhnen und in Luxus zu ſchwelgen. Wenn er die Baroninnen gerne hat, wenn er die Gräfinnen liebt, wenn er die Marquiſinnen anbetet und in die Herzoginnen toll iſt, ſo verhindert ihn das keineswegs, eine große Schwäche für das Geld zu haben; nicht etwa aus ſchmutzigem Geiz, wie ein Baſeler Filz, ſondern aus lächerlicher Prunk- und Verſchwendungsſucht. Daher geht Balzac in einer einzigen Erzählung verſchwenderiſcher mit dem Gelde um, als Scribe in zehn Vaudevilles und Clauren in fünfzig ſeiner Novellen. Die reichen Oheime aus Oſtindien haben die Säcke und Truhen nicht voller, als Balzac's Romanhelden. Herr Claës hat für ſeinen Antheil allein 20 Millionen, ohne die Unmaſſe von Diamanten, das viele Silbergeſchirr und die Gemälde Tizians und Raphaels zu rechnen. Vater Grandet beſitzt ein Vermögen von 15 Millionen, welches er bei ſeinem Böttcherhandwerk erſpart hat. Vater Goriot, ſo dumm als er ſonſt auch iſt, hat doch 3 Millionen beim Verkauf ſeiner Nudeln zuſammengeſcharrt. So verhalt es ſich auch mit den andern Perſonnagen der Balzac'ſchen Romane: alle haben mehr oder weniger Millionen. Man rechne nur einmal ein Mandel Romane, wovon jeder 20 Millionen beſitzt, nehme dazu noch 8⅓ Schock Erzählungen, jede zu 3 Millionen angeſchlagen; addire das Ganze zuſammen und man wird eine Summe herausbekommen, die beinahe ſo ſtark iſt, als das jährliche Büdget Frankreich's. Welche reiche Einbildungskraft! (Schluß folgt.)

Feuilleton.

.·. Literariſche Novitäten. — Malte Bruns Précis de la géographie universelle iſt in mehrere Sprachen überſetzt und überall als eines der ſchätzbarſten Werke anerkannt worden. Seit dem Tode des Verfaſſers hat Herr Huot an einer Vervollſtändigung dieſes Werkes durch Einfügung der neueſten Entdeckungen gearbeitet. Die erſte Lieferung ſeiner ſehr bereicherten neuen Ausgabe jenes Précis iſt in dieſen Tagen erſchienen. Das ganze Werk wird in 96 Lieferungen mit 72 Karten vertheilt, jede Lieferung 1 Franken koſten.

Von der Prachtausgabe von Lamartine's Werken, welche ſich nicht weniger als 3000 Subſcribenten erfreut, iſt jetzt die dritte Lieferung ausgegeben worden. Jede Lieferung koſtet nur 50 Centimes (c. 14 Kreuzer); aber die ganze Sammlung wird aus 150 Lieferungen beſtehen.

Die „Cathedral Antiquities," an denen Britton nun ſchon 20 Jahre lang herausgibt, müſſen, — wie der Cölniſche Dom — und ſo vieles Andere, — unausgebaut bleiben. Sie ſchließen — vorzeitlich — mit der Hauptkirche von Worceſter, da, wie die Vorrede bemerkt, — „die Gunſt des Publikums in der letzten Zeit ſo abgefallen, daß der Herausgeber ſich gezwungen ſieht, 7 Cathedralen unbeſchrieben und ungezeichnet zu laſſen." Die Beſitzer dieſes ſchönen Werkes können es ſich einigermaßen completiren durch Wild's ausgezeichnet ſchöne Werke über Cheſter und Lincoln, durch Carter's prachtvolle Zeichnungen von Durham, durch Bentham's bekanntes Ely, und die von Caveler jetzt im Erſcheinen begriffenen „Select specimens of Gothic architecture," welche intereſſante Darſtellungen von den früheſten bis auf die letzten Zeiten herab liefern.

„Godolphin ou le serment," vom Verfaſſer des Trevellian ꝛc., iſt jetzt aus dem Engliſchen in's Franzöſiſche überſetzt worden, und Guérault, deſſen Kritiken zu den geiſtreichſten und unpartheiiſchſten der franzöſiſchen Blätter gehören, behauptet, daß, wenn die Ueberſetzung mit Sorgfalt und Talent veranſtaltet worden wäre, „er nicht zögern würde, dieſen Roman in die erſte Reihe der beſten Werke zu ſtellen, die ſeit mehreren Jahren in Frankreich erſchienen ſind." Er rühmt beſonders die treue Schilderung der Seelenzuſtände, die genaue Analyſe der Charaktere und die Freiheit von jeder Uebertreibung. —

.·. Merkwürdige Handſchrift. — Mit Nächſtem wird bei Evans in London ein prachtvolles Manuſcript verſteigert, welches überſchrieben iſt: Biblia sacra latina ex versione sancti Hieronymi etc. Das Titelblatt iſt reich mit Gold und Malerei geſchmückt, in welche der Name Carolus verflochten. Außerdem finden ſich im Werke ſelbſt vier Gemälde und 34 große zierlich gemalte Anfangsbuchſtaben. Die Geſchichte dieſer Handſchrift iſt kürzlich folgende. Gegen 778 unternahm Alcuin auf Karl's I. großes Verlangen die Reviſion der latein. Ueberſetzung der h. Schrift von Hieronymus, und vollendete ſie im Jahre 800. Durch ſeinen Schüler Nathaniel ſandte er das Manuſcript nach Rom, wo es am 1. Januar 801 dem Kaiſer präſentirt wurde, der dieſes Werkes in ſeinem Teſtament v. J. 811 gedenkt. Durch und mit Lothar I. kam es in das Kloſter Prüm in Lothringen, von wo, bei deſſen Säculariſirung im Jahre 1756, die Benediktiner das Manuſcript mit nach Grandis Vallis bei Baſel nahmen. Als dann im Jahre 1793 alles Vermögen dieſer Abtei von den Franzoſen ſequeſtrirt wurde, kam die Handſchrift in Beſitz eines Herrn Bennot, dem Herr Speyr-Paſſavant, der jetzige Eigenthümer, ſie im Jahre 1822 abgekauft. —

.·. Mrs. Hale — eine Nordamerikanerin — hat aus morgenländiſcher Handſchrift die Blumenſprache in's Engliſche überſetzt und unter dem Titel: Book of flowers herausgegeben. —

.·. Blumenausſtellung in London. — Die Horticultural Society veranſtaltet von Zeit zu Zeit Blumenausſtellungen, von denen die am 5. d. M. eröffnete beſonders durch die Pracht und Mannigfaltigkeit der Kamellien ſich ausgezeichnet haben ſoll. Bemerkt wurden auch Euphorbia splendens, Tropaeolum tricolor, und Ardisia hymenandra. Hoffentlich wird dieſer Blumenſinn ſich immer weiter ausbreiten, und es hierdurch möglich werden, der Flora eigene, ſchöne Tempel zu erbauen, in denen nicht blos im Frühling, ſondern auch im Sommer, Herbſt und Winter Blumenfeſte gefeiert werden können. —

.·. Die k. k. Akademie der ſchönen Künſte zu Wien hat am 26. März ihre feierliche Jahres-Verſammlung unter Vorſitz des Fürſten Metternich gehalten, und von Ausländern als neue Mitglieder u. a. proklamirt: die Herren Ingres, Direktor der franzöſiſchen Akademie zu Rom, Horaz Vernet, Raoul-Rochette und Lenormant. —

.·. Herr George Sand oder vielmehr Frau Dudevant hat kürzlich durch ein Vermächtniß von 25,000 Fr. Renten, womit ein Onkel ihn — oder ſie — bedacht, eine unabhängige Stellung gewonnen, die er — oder ſie — bis jetzt mit den geiſtreichſten Romanen noch nicht zu erobern vermocht hatte. —

.·. Von den Poésies catholiques, von Edouard Turquety ſollen in acht Tagen 700 Exemplare abgeſetzt worden ſein. —

.·. Schnell-Abſchreib-Maſchine. — Lacit, Mitglied der Akademie von Bordeaux hat eine kleine Vorrichtung erfunden, die er ſeinen prompt copiste nennt, da er mittelſt derſelben ſehr ſchnell eine Abſchrift oder auch mehrere erhalten kann. — Es haben auch Andere ſich bereits von der Zweckmäßigkeit derſelben überzeugt, und der Erfinder hat ein Brevet darauf genommen. Ein ſolcher Abſchreiber koſtet aber vorläufig noch 150 Franken und iſt nur zu haben zu Paris in der Agence du Brevet, boulevart Montmartre 16. —

.·. Muſiknoten-Druck mit beweglichen Lettern. — Der ſchon durch ſein Manuel de Typographie (1825 bei Didot) rühmlichſt bekannte Brun hat nun, nach vieljährigen Studien und Verſuchen ein zweckmäßiges Verfahren entdeckt, um, was ſo ſehr gewünſcht wurde, auch muſikaliſche Compoſitionen mit beweglichen Lettern drucken, dabei aber die Mißſtände vermeiden zu können, die man bisher nicht zu vermeiden wußte. Das Nähere darüber iſt bei Herrn Brun (Rue du Mail Nro. 5) zu erfahren. —

.·. Denkmal für Grétry. — Zu Lüttich wird jetzt ein Denkmal für Grétry nach dem Entwurf des Herrn Geefs errichtet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 106. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 4. Mai.

Südliche Fahrten.

Von

Guido von Meyer.

I.

(Fahrt auf dem Genfer See. — Genf und ſeine Umgebungen. — Das Landhaus Diodati.)

Wir beſtiegen das ſchöne Dampfſchiff und betrachteten ſeine Einrichtungen; da das Wetter etwas ſtürmiſch war, ſo ſchwankte der Coloß, doch ohne uns ſeekrank zu machen. Die benachbarten ſardiniſchen Gebirge und die Höhen des lieblichen Waadtlandes gegenüber waren (erſt ſeit geſtern) mit Schnee bedeckt, was den zu Ende Juni billig erwarteten Sommergenuß bedeutend ſchmälerte. Der See hatte, nun wir uns auf ihm befanden, ſeine herrliche tiefblaue Farbe. Das von Byron als das einzige bezeichnete winzige Inſelchen, kahl und hoch mit drei Bäumen, lag vor uns zur Linken, und gegen das Ufer zur Rechten zeigte ſich das weiße Schloß Chillon, das wir vor der erſten halben Stunde nicht aus den Augen verloren.

Chillon! dein Kerker iſt ein heil'ges Haus,
Dein Boden ein Altar; denn ihn betrat,
Bis ſeiner Füße Spur ſich höhlte aus,
Als ob der Plattengrund ein weicher Pfad,
Einſt Bonnivard! — O tilget nicht den Graus!
Die Spur klagt an vor Gott Tyrannenthat.

Auch Byron ſchrieb ſeinen Namen auf die Säule, an der Bonnivard ſechs Jahre angefeſſelt ſtand. Zu der Düſterkeit ſeines „Gefangenen von Chillon“ hätte benutzt zu werden verdient, daß der Fels mit ſeinen unterirdiſchen Kammern von den Höhen des Himmels herabſtürzen mußte, um einem ſolchen Mann zum Gefängniß zu dienen.

Das Wetter hellte ſich etwas auf; wiewohl die Höhen beider Seiten in Schnee gekleidet waren, hob ſich doch unter'm erſten milden Sonnenblick der ſchöne Contraſt des Waadtlandes und Savoyens; dort angebaute lachende Hügelreihen, hier die unwirthbaren grauen Felshöhen von Meillerie. Hier alſo ward die tragiſche Kataſtrophe der neuen Heloiſe hinverlegt, die Göthe, ohne des Plagiats beſchuldigt zu werden, für den Untergang ſeiner Ottilie benutzte; auch war es hier, wo Byron, eben da wo St. Preux und Julie in der Gefahr des Ertrinkens waren, in einem Sturm durch die Dummheit eines der Bootsleute faſt das Unglück hatte, ſeinen Freund Shelley zu verlieren, indem dieſer das Opfer, ihn durch Schwimmen zu retten, verweigerte.

Jetzt näherten wir uns, an der Seite der milden geſtreckten Höhen des Waadtlandes hinſchiffend, dem weinreichen Vevay; bis zu ihm hin waren auf ſchimmernden Matten bis zum Ufer herab Weiler und Sennhütten verſtreut. Es waren viele Schützen aus Villeneuve und weiter her mit uns gekommen; ihre Ankunft zum heutigen Schützenfeſt in Vevay kündigten Schüſſe aus den beiden auf dem Verdeck ſtehenden Böllern an; beſetzte Gondeln, mit den blauen Wogen kämpfend, kamen entgegen, das Kai war belebt von Harrenden, ein artiges Tableau mit der freundlichen Umgebung des Hafens und der netten Häuſer, die ein ſchöner mittelalterlicher Kirchthurm überragte. Unter vielen ankommenden Paſſagieren befand ſich auch ein junger Kaufmann aus Frankfurt, der uns von der erſprießlichen Weinproduktion des einladenden und gaſtlichen Ortes unterhielt; es exiſtiren in Vevay zwei bedeutende Champagner-Fabriken, die ihr Produkt weit über Europa verſenden, das eine unter dem allgemeineren Namen: Champagne Vaudois, das andere als: Vin de Champagne de Vevay.

Es war ein munteres Leben und Treiben auf dem

Dampfſchiff mit Kommen und Gehen, Abſchiednehmen, Gruppiren um Bekannte, Erklären der neuen Landſchaften, Wirthſchaften in der Küche und Frühſtücken aus Reiſeſäcken. Auch uns machte die Seeluft Appetit; doch konnten wir kaum unſer Dejeuner à la fourchette auf dem Verdeck vor Wind und Regen ſchützen. Der ſtärkere Wellenſchlag gab dem langen Fahrzeug die unangenehme langſam ſchwippende Bewegung, welche auch auf größeren Schiffen bei empfänglichen Nerven die Seekrankheit bald hervorruft. An komiſchen Scenen dieſer Art fehlte es nicht; eine ältere Dame, die das gelbe Fieber zu haben ſchien, wurde von Sohn und Tochter vergebens mit kindlicher Liebe und Theilnahme auf dem Verdeck herumgeführt, ſie mußte einige Mal auf die Seite gehen. Das Verdeck, wo erſt nur Männer waren, bevölkerte ſich nach und nach ganz mit Damen; auch einige Herren wurden unten ſeekrank und mußten ſchnell an die friſche Luft. Meine erſte Seefahrt bekam mir ganz gut; ich ſpürte nur im Anfang ein wenig Schwindel, und hütete mich, unten zu verweilen.

Die reizende Hauptſtadt des Waadtlandes, Lauſanne, von drei Kirchen maleriſch gekrönt, erhob ſich nun aus der Mitte der fruchtbaren, mit Gärten, Landhäuſern und Anlagen reichgeſchmückten Höhen; wir näherten uns den letztern, die bis zum einladenden Hafen herabreichen. Nur ein Böller wurde jetzt gelöſ't, und bald näherten ſich wieder beſetzte Barken, von den blauen Wellen geſchaukelt, die Ankunfts- und Abſchiedsſcenen erneuerten ſich und das Grüßen von weitem nahm kein Ende. Kämpfende Schifflein und Segel ſchwebten in der Ferne umher. Die räthſelhafte wechſelnde Färbung des reinblauen Schweizerſee's beſchäftigte mich ſehr; ich ſah an den wechſelnden Lichtern der Sonne und an den Schlagſchatten des Gewölks ebenſo deutlich, wie vor Villeneuve, woher die grünliche Färbung kam, die ſich ſtrichweiſe und dann ſelbſt zu einem allgemeinen Hintergrund bildete; hier waren es nur die atmoſphäriſchen Einflüſſe, denn der Grund ſchimmerte auch noch ſo nahe dem Ufer immer in klarer Bläue. Dieſe entzückte uns ſo ſehr, daß wir uns von dem zauberiſchen Becken ein Andenken mitnahmen, indem wir einige hellgrüne Seeranken vom Anker riſſen, der heute früh noch in der Tiefe geruht hatte.

Das fernere Anhalten zu Morges, Rolle, Nion und Coppet, indem wir den ganzen Bogen der blühenden waadtländiſchen Seite beſchrieben, wogegen die ſardiniſche Felſenküſte düſter und unwirthlich emporſtarrte, vermehrte ſtets die Schiffsgenoſſenſchaft, zuletzt noch mit müden Handwerksburſchen und mit Bauern, die Fiſche und Gemüſe auf den Markt nach Genf brachten. Einige dieſer Artikel wurden für die Vornehmeren von der Schiffsküche in Beſchlag genommen, die unaufhörlich thätig war. Mich beſchäftigten auf's Angenehmſte die Phyſiognomieen; ich ſchied die Fremden von den Einheimiſchen und beide wieder in Stämme und Nationen; dann beobachtete ich die aufgeſchlagnen Bücher der Schickſale, die Lineamente von Leidenſchaften, Leid und Freud, Glück und Unglück. Wie mit wechſelnden Landſchaften kann ich mich tagelang mit Phyſiognomieen beſchäftigen, und wie jetzt die Sonne oder das Gewölk den See und deſſen Umgebungen ſchattirte, ſo hing ich den Beleuchtungen und Verſchleierungen der wunderlichen Seelenſpiegel nach. Dort ſaß ein junges holländiſches Ehepaar von höherem Stande, das die Honigwochen noch nicht mit den Honigeſſigwochen vertauſcht hatte; einige gebildete Genfer vom Handelsſtande, ein franzöſiſcher Gelehrter mit ſeiner Frau und ein vornehmer Engländer nahmen Theil an der roſenfarbnen Unterhaltung; andre Britten ſpielten die Kalten und Widerwärtigen in ihren Staub- und Regenmänteln; Schweizer und Franzoſen und was zwiſchen beiden und Italien ſich als Mittelrace gebildet, gaben für phyſiognomiſche Studien Beſchäftigung genug, und nun der ehrliche deutſche Handwerker daneben, und der Landmann, deſſen Vorfahren vielleicht um's Beinhaus von Murten ſchlafen und deren Gebeine nun zu Meſſer- und Gabel-Beſtecken dienen, oder die bei Granſon, Laſarra oder Lauſanne in kleinen Fehden bluteten, wie ergiebig waren alle dieſe Köpfe für das Delaſſement meiner Träumereien? (Fortſ. f.)

Der wilde Gelehrte.

(Schluß.)

Der Blitz hatte getroffen, gezündet. Kein Gedanke mehr an Kirche, Predigt, Auferſtehungshymnus. Ohne Raſt und Ruhe ging es Tag und Nacht fort, daß Kies und Funken ſtoben. Er hatte nur einen Gedanken, nur einen Zweck, nur eine Hoffnung, nur ein Sehnen. „Zu ihr, zu ihr!“ Ohne irgend ein Abentheuer gelangte er glücklich nach Veret, ſprengte hindurch nach dem Eichenhain, der ſo oft ſeines Glückes Zeuge geweſen, ſo oft zu den ſüßeſten Lauten der Liebe geheimnißvoll geflüſtert hatte, als wollte er ſeinen Beifall zu erkennen geben.

Schon wurde es lichter im Forſt, ſchon brach ein Strahl des Abendhimmels durch das dichte Laubdach herein, ſchon hörte er das Glöcklein von ihrem Schloß traulich rufen. — ach! wie oft hatte dieſes Glöcklein das Zeichen des nahenden Glücks ihm gegeben! — Da brach das keuchende Roß athemlos unter ihm zuſammen. Ihm ſelbſt war kein Leid geſchehen.

„Allmächtiger!“ ſtöhnte er mit dem letzten Hauch aus der brennenden Bruſt, „nur noch eine halbe Stunde halte die Bande dieſes Leichnams zuſammen, laß, o, laß mich nur heute noch mein Ziel erreichen!“

Einem Wahnſinnigen gleich, rannte er durch die tiefe Dämmerung dahin, immer gerade aus, dem Schimmer der wohlbekannten Fenſter entgegen. An dem Kapellchen, wo der Burgfrieden begann, mußte er Halt machen, die Beine verſagten den Dienſt, der Athem blieb aus. Beten wollte er vor dem Muttergottesbild, anrufen die Allermildeſte um Stärkung für wenige Minuten, aber kein Laut kam über ſeine Lippen, verzweifelnd ſank er nieder und ſein Bewußtſein floh.

Er erwachte. Tiefe Nacht rings umher. Seine Hand hatte im Sinken eine Stütze geſucht und das Votivlämpchen herabgeriſſen. Wo war er? Ach, dort, dort brennen die Lichter ihres Gemachs, dort ſeufzt ſie vielleicht mit dem letzten Athemzug um ſein Erſcheinen!

Aufſpringen will er, eilen, fliegen! Mit einem Schrei des Schmerzes fällt er zurück. Umſonſt iſt all ſein Ringen und Mühen, er kam nicht empor. Nur noch dreihundert Schritte von ihr, und er fühlt ſich gelähmt, gebannt! Er wimmert, beſchwört alle Heiligen, betet, vergebens!

Auf Händen und Füßen kriecht er weiter, immer dem Licht entgegen, durch Diſteln und Dornen. Hände und Füße bluten, geſchunden ſind die Kniee, zerriſſen iſt ſein Antlitz. Er fühlt es nicht. Wie ein Blitz durchzuckt es ihn, es ſchnellt ihn grauſam empor, er ſteht aufgerichtet, die Beine tragen ihn wieder, er dankt dem Allmächtigen mit einem Blick zum Himmel und eilt und fliegt, bis er, an der Mauer angelangt, die Pforte offen findet.

Kein Wächter ruft ihn an, kein Hund bellt ihm entgegen, nirgends ein Zeichen, als ob Lebendige hier hausten.

„Ach!“ ſeufzt er, „die Arme iſt ſehr krank, kein Laut darf ſie ſtören! Dort brennen die Lichter, dort muß ſie ſein!“

Sachte ſchleicht er ſich zu dem wohlbekannten Hinterpförtchen, deſſen Schwelle er ſo oft im Dunkel der Nacht mit luſtklopfendem Herzen überſchritten hatte. Die ſchmale Treppe führt gerade hinauf in das Vorgemach zu ihrem Schlafzimmer. Er iſt oben, er lauſcht mit dem Ohr an der Thüre, kein Laut läßt ſich vernehmen. Sachte öffnet er, ſteckt den Kopf hinein, um vielleicht einen Diener zu erſchauen und durch Zeichen ihm Kunde zu geben, und Kunde von ihm zu erhalten. Niemand iſt in dem Vorgemach, das Licht fällt aus dem offenen Schlafzimmer herein.

„Die Luft,“ denkt er, „war ihr wohl zu dick und dumpf, ſie hat befohlen, das Seitengemach zu öffnen.“

Er wagt es kaum aufzutreten, lauſcht, vernimmt kein Zeichen des Lebens, ſchleicht endlich bis an die offne Thüre, ſchiebt wieder mit langgeſtrecktem Hals den Kopf voraus und ſtürzt mit einem Schrei des Entſetzens beſinnungslos nieder.

Nichts war in dem Zimmer als ein offener, zinnerner Sarg, mit der Leiche der Geliebten. Aber der Sarg war zu kurz gemacht, und die Angſt der Diener hatte ſich nicht anders zu helfen gewußt, als den Kopf von der Leiche zu trennen. Und dieſer Kopf ſtand mit ſeinem blutigen Rumpf auf einem marmornen Pfeilertiſchchen. Auf der einen Seite furchtbar entſtellt von den Blattern, unverletzt auf der andern, war das Antlitz gerade gegen die Thüre gerichtet und ſeinem erſten Blick furchtbar begegnet.

Armand Jean Le Bouthillier de Rance war abgeſtorben für jede Leidenſchaft und unzugänglich für jede menſchliche Empfindung. Fünf ſeiner Abteien gab er in die Hand des Königs zurück, verkaufte all ſein Beſitzthum und ſchenkte den Erlös den Hospitälern und den Armen von Paris.

Nur ſein La Trape behielt er, in dieſer Abtei wollte er ſeine Tage beſchließen, ein würdiger Sohn des heiligen Bernhard werden, die herbe Strenge der erſten Väter von Ciſteaux und Clairvaux noch überbieten, von der Außenwelt ſich gänzlich abſchließen.

Sieben alte Ciſterzienſer fand er in dem waldumnachteten Kloſter, ſieben in Zügelloſigkeit eingefleiſchte, in Verderbniß verhärtete Mönche. Erdolchen wollten ſie den Mann der Ordnung und Zucht, im Karpfenteich erſäufen, ſobald er die erſten Worte der Beſſerung ausgeſprochen hatte. Er mußte ſich mit den Unzähmbaren vertragen, bis er durch die Ankunft der Mönche der Abtei Perſeigne die Übermacht auf ſeiner Seite hatte und alle Widerſpenſtigen entfernen konnte.

Und er athmete tief und frei und ſchrieb aus der Fülle ſeines, allen Menſchengenüſſen, allen Menſchenfreuden und allen menſchlichen Empfindungen abgeſtorbenen Herzens, jene Geſetze der übermenſchlichen Reſignation und wahrhaft ſchauerlichen Paſſivität in ewiger Beſchäftigung, deren genaue Befolgung bis heute dem Orden der Trapiſten eine Art von ſcheuer Ehrfurcht erwirbt. Stumm erheben ſich die Trapiſten von dem harten, rauhen Nachtlager zu den nächtlichen Gebeten. Stumm wandeln ſie gleich Schatten durch den Kreuzgang und die Hallen der Kirche. Stumm ſitzen ſie in der Erholungsſtunde im Schatten der ſelbſtgezogenen Bäume, oder in der Einöde ihrer Zellen, oder im Kapitelſaal rings umher in faſt ſchauerlicher Geſellſchaft, wie einſt die greiſen Senatoren Roms auf dem Forum ſaßen, als Brennus die Stadt erſtürmte. Stumm ſchreiten ſie in ihr Refectorium und ſetzen ſtumm ſich um die Tafel, wo grobes Brod und Waſſer, ſelbſtgepflanzter Kohl und ſelbſtgepflückte Äpfel und Nüſſe in ſehr kleinen Portionen ihrer harren. Stumm arbeiten ſie den ganzen Tag, um alles Unentbehrliche ſich ſelbſt zu beſchaffen. Stumm bleiben ſie dem Fremdling gegenüber, welchen ſie mit freundlicher Gefälligkeit aufnehmen und beherbergen, ſtumm, wenn nicht der Abt Einem oder dem Andern zur Ehre des Beſuchs das Wort gönnt. Stumm ſchaufeln ſie das Grab, welches den zunächſt erlöſ't werdenden Bruder bald aufnehmen ſoll. Ach! wer zählt die Thränen, welche ſo oft die friſche Erde befeuchtet haben, ſo oft glühend dem einfachen Sarg in die Tiefe voranrollten!

Nur im Angeſicht des Allerhöchſten werden ſie laut, und beten im reinen majeſtätiſchen Chor ihrer ernſten Stimmen.

Alles Weltliche iſt ſtreng verbannt, auch Wiſſenſchaft und Studien, damit Keiner eitel werde auf ſein Wiſſen, Keiner über ſeine Brüder ſich erhebe, Keiner zu wanken und zu zweifeln beginne, Keiner zu anderm Sehnen und weltlichen Gedanken wieder erwache. Schaudernd hatte wohl ihr Stifter bei Niederſchreibung dieſes härteſten Geſetzes an ſeinen Anakreon und Ovid, und an alle Verirrungen ſeines Lebens gedacht.

In zwei Worten beſteht die ganze Sprache der Brüder: „Memento mori!“ denke, daß du ſterben mußt. Memento mori! wer entſänne ſich dabei nicht jenes blutigen Hauptes der Geliebten, jener gräßlichen Verwandlung der höchſten irdiſchen Schönheit und Wonne in eine ſchauerliche Fratze, in ein furchtbares Gebilde der Vernichtung? dieſes Memento mori? iſt das ewige Denkmal, welches Armand ſeiner Geliebten ſetzte.

Freiherr v. Biedenfeld.

Chronik der ſchönen Literatur.

45) Gedichte von Adolf Bube. Zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage. Gotha, in Commiſſion bei J. G. Müller. 1836.

Gemüth, ideale Lebensanſicht, edle Form, Sprachgewandtheit; aber nicht immer Originalität der Anſchauung.

der Form, der Wendungen. In den rein lyriſchen Ausſtrömungen und in den Romanzen-Bildern eine ſchöne Einfachheit; in den poetiſchen Erzählungen zuweilen Reminiscenzen an Schiller'ſche Manier. Nicht ſelten Mißgriffe bei Anpaſſung des Metrums an den Stoff, wie in der Romanze: „Die deutſchen Spartaner bei Wimpfen,“ „der ſterbende Tilly,“ „Johann der Beſtändige.“ Als recht hübſch zu erwähnen: „Das Schneegeſtöber.“

---

40) Die Bußfahrt. Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von H. König. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Wir freuten uns ſehr, den talentvollen Verfaſſer der hohen Braut mit einem dramatiſchen Werke auftreten zu ſehen; um ſo mehr müſſen wir bedauern, daß uns daſſelbe mißlungen ſcheint. Die Tragödie iſt auf den hiſtoriſchen Stoff von Kaiſer Otto des III. Romfahrt und Vergiftung gebaut. Otto liebt eine Römerin Stephanie, deren Gemahl er hinrichten ließ, und verſpricht ihr die Ehe; bricht jedoch dies Gelöbniß, um ſich mit der byzantiniſchen Kaiſertochter Roxane zu verbinden, und zwar nicht aus politiſchen Rückſichten, ſondern auch, weil er der Römerin überdrüſſig wird. Stephaniens Amme und Graf Fermo, an Otto Rache ſuchend, führen nun deſſen Sturz herbei. Sein zuchtloſes Heer empört ſich, — weil der immer ſchwankende Kaiſer, der eine Bußfahrt beſchließt, ſtatt zugeſagter Feſttage, plötzlich auch in den Reihen der Krieger die Buße anordnet. Fliehend kommt er nochmal zu Stephanie und trinkt arglos den Giftbecher, den ſie ihm bot.

Dies in Kürze der Inhalt der dramatiſchen Fabel, welche mit einer gewiſſen Unbehülflichkeit und Unzulänglichkeit ausgeführt iſt. Die Charaktere ſind nicht blos farblos, ſondern überhaupt gar nicht lebendig geworden; man kann ihnen von allem dem, was ſie ſprechen, nichts glauben. In der Handlung ſind die erſten Bedingungen eines dramatiſchen Gedichts überſehen: Die Verwicklung, die Steigerung, die Anſpannung, die Abſpannung, der Aufſchwung, die Cataſtrophe. Die erſten fünf ſind gar nicht vorhanden, und die letzte iſt blos ein todtes Faktum, keine Handlung. Die Situationen kehren ſtets wieder, es iſt kein rechter Contraſt, keine Nüance da. Gänzlich mißlungen iſt der Verſuch, die Motive der Treuloſigkeit des Heeres zu ſchildern; dieſe Ritter, dieſe Knappen mit ihren trübſeligen plumpen Witzen drucken das, was der Dichter beabſichtigte, nicht im geringſten aus. —

Wir hoffen mit Zuverſicht, daß „die Waldenſer“ das verdiente Renommée, welches Herr König ſich durch die hohe Braut erworben, rechtfertigen, und uns dieſe Tragödie vergeſſen machen werden.

---

41) Die Reiſetage. Aus meinem Leben; von Ludwig Bechſtein. Zwei Theile. Mannheim, Heinrich Hoff. 1836.

Ein Stück Leben, das man mit Vergnügen miterlebt; ſo viel herzliche Gutmüthigkeit, ſo viel Offenheit, ſo viel Heiterkeit und Lebensfreude iſt darin. Man muß Bechſtein daraus liebgewinnen, wenn man ihn nicht ſchon lieb hatte. Wie er überall empfänglich, faſt kindiſch ſich hindrängt, nach den Eindrücken haſcht, wie er ſie überall an alte Reminiscenzen, an alte Liebhabereien anknüpft, — wie er ſie in bunter Reihe, wie im Kaleidoskop durcheinanderwirft, und bei jedem Blick wird ein hübſches Bild daraus!

Wir ſprachen in dieſen Blättern bereits von O. L. B. Wolff's Reiſe; — beide bieten ſo viele Beziehungen zu einander, daß wir uns nicht enthalten können, einige Unterſcheidungsmerkmale anzugeben. Wolff prägt ſich compakter aus, während Bechſtein ſeine Eigenthümlichkeit mehr in hundert kleinen Details zeigt. Wolff überblickt die Formen, Bechſtein die Farben. Wolff zeichnet die Gruppen, Bechſtein liefert die Staffagen. Bei Wolff iſt mehr Ruhe und Ordnung, bei Bechſtein mehr Mannigfaltigkeit.

Allerliebſt ſind die Arabesken, mit welchen Bechſtein ſeine Tagebuchblätter eingefaßt hat. — Hier örtliche Sagen, wie die vom Hauſee in Thüringen, dort Porträtſkizzen, heitere, oft droſſige Gedichte, wie das von den zwei Warten bei Frankfurt, von denen geſchrieben ſteht:

Einſtmals, kurz vor der Welt Ende,
Wird ein großes Wunder geſcheh'n,
Da werden die beiden Warten
Auf der Zeil ſpazieren geh'n; —

ernſte, ſo wie das ſchöne, ſinnige Lied Seite 66: „Als Sänger drängt es mich zur Minne, Und Minne drängt mich zum Geſang.“ — Erzählungen im Poſtwagen, wie die intereſſante, phantaſtiſche „Geſchichte vom zweiten Geſicht,“ welche Bechſtein ſeinem Reiſegefährten nacherzählt, — Randgloſſen über Alterthümer u. dgl.

Eine Legion von Druckfehlern, die das ganze Buch wie Feldmäuſe durchwühlen, muß ſehr gerügt werden.

Notizen.

⁂ Frankfurt, 1. Mai. — Sicherem Vernehmen nach wird Mendelſſohn nach Beendigung des großen Düſſeldorfer Muſikfeſtes, welches er dirigirt, nach Frankfurt kommen, um für einige Zeit (während der Krankheit des Herrn Schelble) den hieſigen Cäcilien-Verein zu dirigiren.

⁂ Bücherproduktion in Rußland im J. 1836. — Im J. 1836 ſind in Rußland 644 Bücher erſchienen, die zuſammen 10,048 Druckbogen füllen, wovon [illegible] auf 788 Originalwerke und [illegible] auf 118 Ueberſetzungen kommen. Letztere bilden daher etwa 1/6 der ganzen Zahl, während es 1833 noch 1/4, und 1831 ſogar 1/3 betrug.

Die Zahl der wiſſenſchaftlichen Werke beträgt 430 ([illegible] Originale), die der rein literariſchen 271 ([illegible] Orig.). Der Sprache nach theilen ſich die 644 Schriften in 544 ruſſiſche, 91 deutſche, 34 hebräiſche, 28 lateiniſche, 37 polniſche, 36 franzöſiſche, 28 lettiſche, ehſtniſche, finniſche und ſchwediſche, 3 italiäniſche, 3 neugriechiſche, 3 ſamogitiſche, 1 holländiſches, 1 engliſches, 1 arabiſches und 1 perſiſches. —

⁂ Blutigelconſumtion in Frankreich. — Nach Ch. Dupin's Angaben in ſeinen Vorleſungen (1. Nov. 35) hat ſeit dem Aufkommen des Heilverfahrens von Brouſſais in Frankreich der Verbrauch der Blutigel ſich ſo vermehrt, daß in wenigen Jahren die Sümpfe von Frankreich und England, dann die von Deutſchland und Ungarn völlig entblutigelt worden ſind. Der Handel muß dieſe Thiere jetzt in der Moldau und Wallachei aufſuchen und ſie mit Extrapoſt nach Paris ſpediren. Es wurden

im Jahre	1820	keine	eingeführt,	1,157,970	ausgeführt.
„	—	1824	320,000	—	1,100,850	—
„	—	1827	33,654,300	—	100,000	—
„	—	1833	41,654,300	—	[illegible]	—
„	—	1834	21,885,965	—	870,100	—

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 107. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 5. Mai.

Balzac's „Seraphita.“

(Schluß.)

Unter den neuern franzöſ. Schriftſtellern, welche ein Künſtlerleben führen und die Kunſt der Kunſt wegen üben und pflegen, d. h. denjenigen, welche nur den beweglichen Eindrücken ihrer Phantaſie Raum geben, ohne ſich weiter um den Nutzen oder ſittlichen Werth ihrer Werke zu bekümmern; — unter dieſen verdient Balzac eine beſondere Stelle. Es unterliegt keinem Zweifel, der Vorwurf regelmäßigen Auflehnens und ſyſtematiſchen Angriffs der ſocialen Einrichtungen unſerer Gegenwart laſtet nicht auf Herrn von Balzac; ſeine Fehler und Gebrechen bewahren ihn vor dieſem Tadel, den Madame Dudevant ruhig über ſich ergehen läßt. Balzac hat keine philoſophiſchen Romane im eigentlichen Sinne des Worts geſchrieben. Einen philoſophiſchen Roman nenne ich einen ſolchen, wo das Gewebe der Begebenheiten und die Reihenfolge der Situationen nur dazu vorhanden ſind, um ein Syſtem von Weltanſichten oder eine allgemeine, ſociale Wahrheit in allen ihren Verzweigungen vor die Augen zu führen und ſie in ihren einzelnen Anwendungen praktiſch zu verfolgen. Der philoſophiſche Roman iſt das ſicherſte und ſchnellſte Mittel, wodurch ein talentvoller Schriftſteller ſeine Anſichten unter die Maſſen bringen kann. Gift oder Gegengift, ſeine Wirkſamkeit iſt wunderbar; es iſt die neue Heloiſe oder der Graf von Valmont, Lelia oder Volupté. In dieſem Sinne kann man die philoſophiſchen Romane Balzac's nicht zu den philoſophiſchen rechnen. Ich zweifle ſehr, daß Balzac ein philoſophiſches Syſtem hat, oder, wenn ich mich anders ausdrücken ſoll, Balzac's Philoſophie iſt für mich ein Räthſel, zu deſſen Auflöſung ich keineswegs den Schlüſſel in ſeinen ſämmtlichen Werken gefunden habe. Seine Romane haben durchaus nicht das ſtark aufgetragene Colorit der Romane von Madame Georges Sand, wo dem Leſer der zu ziehende Schluß leicht iſt.

Soviel iſt mir nach Leſung der Balzac'ſchen Schriften klar geworden: der Verfaſſer hat keine Überzeugung; kein feſtſtehendes, beſtimmtes Prinzip leuchtet aus ſeinen Werken hervor; wohl aber kann man darin zwei ganz verwerfliche Prinzipien entdecken, (wofern hier noch von Grundſätzen die Rede ſein kann), nämlich eine vollkommene Gleichgültigkeit hinſichtlich der Moral und den vollſtändigſten Egoismus. Tugend, Laſter, Ehre, Schande, Redlichkeit, Untreue, alles das iſt für Balzac ganz gleich gut, weil das alles dem Schriftſteller auf ganz gleiche Weiſe Stoff zu ſeinen Darſtellungen liefert. Seine einzige Sittenlehre ſcheint der Eigennutz und das Vergnügen zu ſein. Wir glauben ſogar in dieſer Hinſicht eine fortſchreitende Steigerung bemerkt zu haben, welche uns mit Entſetzen erfüllt. Anfangs hat ſich Balzac doch darauf beſchränkt, die Laſter der vornehmen Welt und die Schändlichkeiten der ſogenannten guten Geſellſchaft, welche einen anſtändigen, äußeren Schein bewahren, zu predigen; gegenwärtig iſt er ſo weit gekommen, daß er die ſkandalöſeſten Auftritte und Ausſchweifungen feiert und im eigentlichſten Sinne des Worts vergöttert. Wer die ſchmähliche Parodie des Shakſpeare'ſchen Königs Lear, den Vater Goriot von Balzac, geleſen hat, wird uns nicht übertriebener Meinungsäußerung zeihen. Es kommt in dieſer Erzählung ein entſprungener oder freigelaſſener Galeerenſklave vor, der noch wo anders hingehörte, als auf die Ruderbänke von Toulon, und Balzac, in Bewunderung für dieſen Robert Macaire ſchwelgend, den er mit der ganzen Fülle ſeines Geiſtes auszuſtatten ſich gefallen hat, zeigt ihn uns mit ſelbſtzufriedenem Stolze als den Helden und Muſtermenſchen der neuern Geſellſchaft. Die verheiratheten Töchter des Vater Goriot haben jede einen Geliebten und Balzac findet das ganz charmant. Die Schwiegerſöhne des Vater Goriot machen ſich dieſe Anſicht ihrer Frauen zu Nutz, um von ihnen in aller Güte eine Verzichtleiſtung auf ihr Heirathsgut zu verlangen und Balzac lobt ſie ſehr wegen ihrer Schlauheit. Der Vater Goriot begünſtigt endlich ſelbſt die Ausſchweifungen ſeiner Töchter, macht ihren Zwiſchenträger, bringt ihnen ihre Liebhaber zum verabredeten Stelldichein und nach Balzac's Meinung iſt der Vater Goriot, der dumme, tölpelhafte, gemeine Vater Goriot, der größte Sterbliche, der beſte Vater, der Chriſtus der Vaterſchaft. Ja, ja, ohne Scherz; Balzac gibt jenem unſauberen Geſchöpf den Namen des Erlöſers; entweder ſpottet er über das Publikum oder über ſich ſelbſt.

Balzac's neueſte Schrift heißt: „Das myſtiſche Buch." Als ich daſſelbe zur Hand nahm und das Titelblatt ſah und darauf den Namen Balzac's las, glaubte ich einen Augenblick, daß der Verfaſſer der „Phyſiologie der Ehe" den alten Adam ausgezogen, den Sinnen- und Fleiſchesluͤſten entſagt und ſich zu einem Anhänger des reinen Spiritualismus gemacht hätte, über welche wunderbare Bekehrung ich ſehr gerührt worden wäre; denn noch nie hätte ſich die Gnade Gottes deutlicher vor meinen Augen geoffenbart. Das Leſen der erſten 60 Seiten enttäuſchte uns jedoch bald; wir wollen keine große Analyſe davon geben, es iſt zuviel auf einmal in dieſem Buche enthalten und der Verfaſſer hat darin alle verſchiedenen Fähigkeiten ſeines Geiſtes niedergelegt; das Buch iſt nicht allein myſtiſch, ſondern auch philoſophiſch, hiſtoriſch, phantaſtiſch und drollig.

Das myſtiſche Buch iſt von dem berühmten Schwarzkünſtler Swedenborg eingegeben worden, deſſen Lehren Balzac an der Quelle ſtudirt hat; die Erfindung der drei darin enthaltenen Erzählungen aber, worunter Seraphita die wichtigſte iſt, gehört ganz Herrn von Balzac an. Die Scene ſpielt in Norwegen zu Anfang dieſes Jahrhunderts. Die Hauptperſonnage des Romans — ſo muß ich ſchreiben, denn der Ausdruck „Held des Romans" würde unpaſſend und das Wort „Roman-Heldin" einſeitig gewählt ſein, — die Hauptperſonnage des Romans alſo iſt eine Art Hermaphrodit oder Proteus — ich weiß keinen eigentlichen deutſchen Ausdruck dafür — welcher das ſonderbare Privilegium genießt, von den Frauen für einen Mann und von den Männern für eine Frau gehalten zu werden. Wenn Herr von Balzac in einer Anwandlung von Laune dieſem Buche ſeinen Namen nicht vorgeſetzt hätte, würde man an der Geſtalt dieſes doppelgeſchlechtigen Weſens ganz ohne Mühe den ſcherzhaft-geſchwätzigen Verfaſſer der „Phyſiologie der Ehe" erkannt haben.

Dieſes Ungeheuer hat zwei Namen; einen für die Frauen, Seraphitus, einen andern für die Männer, Seraphita; da es aber keinem Geſchlechte angehört und daher neutrum iſt, ſo hätte Balzac in gutem Lateiniſch es billig Seraphitum nennen ſollen. Wie dem nun auch ſei, Seraphita-Seraphitus, zu gleicher Zeit von einer jungen hübſchen Blondine, Namens Minna, und von einem alten griesgrämlichen, entſprungenen Galeerenſklaven, Namens Wilfrid, geliebt, führt zwiſchen dieſen beiden Liebhabern oder richtiger geſagt, zwiſchen ſeiner Geliebten und ſeinem Galan ein ſehr anſtändiges, züchtiges Leben. Mit Minna erklettert Seraphitus die höchſten Gebirge Norwegens, watet über Schnee- und Eisfelder, und auf dem Gipfel der Berge angelangt, wickeln ſich beide in ihre Marderpelze ein, behalten ihre 6 Ellen langen Steigeiſen an und unterhalten ſich, ſo gut und ſo lange es angeht, die klaſſiſche Stellung von Flora und Zephyr nachzuahmen. Bei Wilfrid erwarten Seraphita andere vielleicht minder lebhaftere, aber nicht minder ſüßere Freuden. Bei einem Glaſe Bier und einer Pfeife Taback ſpricht der entſprungene Galeerenſklave mit Seraphita über die Allmacht Gottes, über die Zukunft der Völker und ſchlägt ihr zu Gefallen die Eroberung beider Indien vor.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß Minna und Wilfrid ſich gegenſeitig im Wege ſind; ſie geben ſich deshalb eine Erklärung, wie der deutſche Student ſagt. Minna behauptet, daß Seraphitus ein Mann iſt und beſchwört Wilfrid, ihn aufzugeben. Wilfrid dagegen ſchwört, daß Seraphita ein Weib iſt und räth Minna, ſich nicht mit dieſem Gegenſtande mehr zu befaſſen. Sie gerathen darüber in Wortwechſel und ſtehen auf dem Punkte, ſich einander in die Haare zu fallen, da erſcheint Seraphita-Seraphitus und trennt ſie beide. Sie bitten das liebenswürdige Ungeheuer, ſich zu erklären; es iſt in doppelt großer Verlegenheit; und um keines von beiden eiferſüchtig zu machen, ſtirbt es!!! —

Dieſer ganze Roman iſt ſo kalt, wie die Schneegebirge Norwegens; beim Leſen deſſelben hat es mich fortwährend gefroren und während ich dieſes ſchreibe und der Band vor mir auf dem Tiſche liegt, friert es mich noch, als wären 25 Grad Kälte im Zimmer, während doch draußen die herrliche Frühlingsſonne ſcheint.

Südliche Fahrten.

(Fortſetzung.)

Je näher man Genf kommt, deſto geringer wird der Eindruck von Erhabenheit und Lieblichkeit, der die beiden Ufer charakteriſirt; es iſt, als weiche die Natur beſcheiden zurück, um der Kunſt freieres Feld zu laſſen, die dieſen Winkel der civiliſirten Welt ſo reich gekrönt hat. Die Ufer werden immer niedriger und unbedeutender, die Landhäuſer vermehren ſich zu beiden Seiten des allmählich verengten See's, das flache Dach des viereckigen Kirchthurms blinkt als Wahrzeichen aus mäßiger Höhe entgegen, ehe man noch die Häuſerreihen dieſer eigenthümlichen Terraſſe und die ſchönſten unten am Hafen unterſcheiden kann. Von den Gondeln, welche mit weißen Spitzſegeln wie Schwäne ſtill dahinzogen, kamen einige dem Dampfſchiff entgegen, legten an oder grüßten. An dem fernen Kai drängte ſich eine ſchwarze Menſchenmaſſe zu unſerer Bewillkommnung. Endlich liefen wir in den mit eingerammten Pfählen abgeſteckten ſchönen Hafen ein, die lange Kette des Ankers raſſelte in die blaue Tiefe; alles drängte ſich zum Ausſteigen und drüben zum Helfen; die Päſſe wurden abgefordert, die Gaſthäuſer bezeichnet, und wir waren frei. Wie ſchön lag unſer Hôtel Bergue gegenüber, am Ende der Reihe von neuen ſtolzen Gebäuden, die den Hafen ſchließen. Wir gingen über die neue Brücke, der die jetzt tiefblau gewaſchene Rhone entſtrömt, über das eigentliche Gen-ev, wenn die celtiſche Ableitung: Ausmündung des Fluſſes, richtig iſt, und ſchauten bald ſtolz und ſelbſtzufrieden von den hohen Fenſtern und dem platten Dach des Hauſes herab.

Über Genf haben ſich die Reiſebeſchreiber ſchon ſo erſchöpft, daß es ſchwer iſt, etwas Neues darüber zu ſagen. Ein neuerer Franzoſe*) verſucht es folgendermaßen: „Genf iſt nach Neapel eine der glücklichſt gelegenen Städte der Welt: ſo nachläſſig hingeſtreckt, das Haupt auf die Baſis des Bergs Saleve geſtützt und mit den Füßen die Wellen des See's berührend, ſcheint ſie nichts zu thun zu haben, als die tauſend Villa's, welche die Seiten der Schneeberge zur Rechten oder die Höhen der grünen Hügel zur Linken ſchmucken, mit Liebe zu betrachten, und auf einen Wink ihrer Hand eilen die leichten Barken und die ſchaufelnden Dampfſchiffe hin und her. Unter dieſem ſchönen Himmel, vor ſo ſchönen Gewäſſern, ſcheinen ihre Arme mußig zu ruhen; um zu leben, ſcheint ihr nur nöthig, behaglich zu athmen, und doch iſt dieſe anſcheinend ſorgloſe Odaliske, dieſe ſchwelgende Sultanin die Königin der Induſtrie: es iſt das fleißige und betriebſame Genf, das unter ſeinen zwanzigtauſend Kindern**) fünfundachtzig Millionäre zählt.“ Dieſes glückliche Bild von einem Orte, der ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die widerwärtigſten Schickſale ſiegreich durchkämpfte, wollen wir etwas näher betrachten. Gewiß hat Genf eine der glücklichſten Lagen der Welt; an den Straßen nach dem Norden und nach Italien, mit denen der herrliche See es vereinigt, die Nachbarin Frankreichs, das es vergebens mit eiferſüchtigen Blicken bewacht, zum Aufenthalt reicher und angeſehener Fremden ganz gemacht, mit einer Natur, welche das Großartigſte mit dem Lieblichſten vereint, ſowie als wahrer verſöhnender Mittelpunkt unſeres Welttheils, der die Fülle der Genüſſe des Südens und Weſtens mit dem Ernſt und Forſcherſinn des Nordens und Oſtens verbindet: ſo iſt und bleibt Genf wahrlich einer der beneidenswertheſten Punkte der Erde.

Dieſer intenſiven Kraft entſprechend, nimmt Genf an Verſchönerungen unglaublich zu. Der ſtattlichen Fronte des Hafens gegenüber iſt alles, was daſteht, neu; pallaſtähnliche Bauten erheben ſich an dem Punkt der ausſtrömenden Rhone; die Brücke hinüber; rechts davon, ein kleines Bollwerk gegen den See, eine aufgemauerte Inſel, unter ihren Bäumen das neue Denkmal Rouſſeau's, dahinter der ſchöne Kai des Quartiers Bergue, links die Bäder, rechts das neue Hôtel dieſes Namens, alle Erdgeſchoſſe mit den eleganteſten modiſchen Magazinen geſchmückt: keine Stadt hat wohl ſolche raſche blendende Verſchönerungen aufzuweiſen. Wäre kein ſo unfreundliches trübes Wetter geweſen, das Dach unſeres Hôtels bot den reichſten Umblick über Hafen, Stadt und Höhen zu dem König der Berge, dem Montblanc, deſſen breitragendes Haupt und Schultern wir kaum mehr aus den dichten Schneewolken hervortauchen ſahen. Die Ausſicht des Hôtels Bergue (der Name iſt aus dem deutſchen Namen Stolberg entſtanden) verdiente von ausgezeichneten Künſtlern aufgenommen zu werden; ich wüßte keine umfaſſendere und würdigere Anſicht, weil man die Stadt und, über den Saleve ſich erhebend, die Alpen zum großartigſten Hintergrunde hat.

Die üppige Tafel mit den kurzen Allerlei's in vier Trachten war nicht, was uns entzückte, aber die ſorgfältige Bedienung und die Eleganz des Hauſes. Nichts iſt zur Erhebung in einer ſolchen Stadt geeigneter, als der ſchöne Rahmen des Gemäldes, nichts niederſchlagender, als Unſauberkeit und mürriſche Aufnahme, wie man ſie im Süden ſo oft findet. Gern bezahlt man für den erhöheten Genuß höhere Preiſe. Das Hôtel Bergue iſt ein's der erſten Gaſthäuſer Europa's; die heiteren Räume des Erdgeſchoſſes, die ſchöne Wendeltreppe von in einander ruhenden breiten Stufen mit hellmarmornen Säulen, die brillanten hohen Räume, und Gänge, die Etagen-Bedienung, die erdenklichſte Bequemlichkeit mit Vorzimmerchen, Wandbekleidung und Ameublement, endlich das Terraſſendach mit der herrlichen Ausſicht auf Hafen, Stadt und Gebirg; ich wüßte keinen einladenderen Aufenthalt für wohlhabende Fremde.

Die Stadt ſelbſt, die wir noch in der Abenddämmerung betraten, hat einiges Eigenthümliche. Hierzu rechne ich die alte Bauart mit den hochgeſprießten Vordächern oder oberſten Stockwerken, als Überhänge mit breiten Trottoirs darunter, zuweilen iſt es nur ein langer Balken, der einen geſchnitzten Vorſprung trägt und eine hohle Ecke mit einem Höfchen bildet. Hieran und an einigen alterthümlichen Gallerien erkennt man die alte Schweizerſtadt; in grellem Contraſt mit dieſer Eigenthümlichkeit ſteht der Luxus der Kaufläden und die eleganten Erdgeſchoſſe der neueren Straßen, mit Bazars und Arkaden, Abends auf's Brillanteſte beleuchtet; ſie verſetzen vollkommen nach Paris. Der Markt am Morgen in der großen Kauf- und Handelsſtraße mit vorgebauten kleineren Läden vereinigt Beides und Alles, Stadt und Land, Welt und Schweiz, Europa und die Indien; es bietet, wie die Straße Toledo zu Neapel, ein Gewimmel von Muſtern der Nationen, der Land- und Stadttrachten, der Eſelskarren und Karoſſen; in der Nähe halten die alles vermiſchenden Omnibus, welche Thor-aus, Thor-ein jagen; hier herrſcht ein Verkehr, den man der geringen Bevölkerung nicht zutrauen ſollte, ein wahres Ameiſengewimmel.

Wenn man den Kamm überſchreitet, auf dem die Stadt hinangebaut iſt, gewinnt man drüben eine der freundlichſten Ausſichten in ein abgeſchloſſenes fruchtbares Thal, das mit Landhäuſern und lieblich angebauten Höhen geſchmückt iſt. Eine dritte Abwechslung gewähret die Seite des Ausfluſſes der Rhone aus der Stadt, wo man vom See nichts mehr gewahr wird und ſich zwiſchen den Brücken des doppelt getheilten Stroms auf einem ſchönen Platz von brillanten Läden und Kaffeehäuſern umgeben findet.

Die Kathedrale St. Peter, am höchſten von allen Gebäuden gelegen, iſt in ihrer doppelten Bauart eine wahre Satyre auf die Religionsgeſchichte der Stadt; das gothiſche Schiff mit ſeinen ſtumpfen Thürmen hat die Maske des Pantheons zu Rom wie einen Mummenſchanz vorgenommen. Wie ein Januskopf ſtehen hier Kirche und Tempel vereint; auf welche Zeit deutet jene, auf welche dieſer?

---

*) Alex. Dumas, impressions de voyage.

**) Genf hat über 28,000 Seelen.

Sonſt haſt Genf wenig bemerkenswerthe Gebäude: das ſolide Rathhaus, einige Palais und ſchöne Privathäuſer in den neuen äußeren Straßen, die beſonders Abends durch Spaziergänger auf's Heiterſte belebt ſind. Die vielen Buch- und Kunſthandlungen geben Zeugniß von dem geiſtigen Verkehr; nichts aber übertrifft den Reichthum der Uhren-, Bijouterie- und Modewaaren-Lager; ſogar ein franzöſiſcher Schöngeiſt (A. Dümas) ruft hier aus: „Es iſt, um eine Pariſerin närriſch und Cleopatra ſich neidiſch im Grabe wälzen zu machen!“ Dieſe Wunder ſind es ja, welche die franzöſiſchen Gränzbehörden mit ihrer vergeblichen Wachſamkeit, mit ihrer dreifachen Douanenlinie zur Verzweiflung bringen. Für fünf Procent werden dieſe Waaren, die halb ſo theuer wie die Pariſer ſind, im Schmuggelhandel garantirt. (Fortſ. folgt.)

Frankfurt a. M. — (Muſik.)

(Revue der muſikaliſchen Ereigniſſe während der Meſſe.)

Herr Kapellmeiſter Guhr gab Lachner's „vier Menſchenalter“ zu ſeinem Vortheil. Aber der 1te April kann ſeine Neckereien nicht laſſen, denn wir erwarteten ein Oratorium — eine geiſtliche Cantate — wie der Zettel verkündete, und fanden eine weltliche. Die feſtgeſtellte Form der oratoriſchen Muſik fußt auf teſtamentariſchen Texten. Der Urſprung des Oratoriums dämmert aus den Zeiten der Kreuzzüge zu uns herüber, wo die chriſtlichen Pilger das Leben und den Tod des Erlöſers auf öffentlichen Plätzen beſangen. Seine jetzige Form erhielt es in Italien, durch Philipp von Neri (den Stifter des Oratorien-Ordens) im Jahr 1540, und wurde anfangs unter dem Titel: Laudi spirituali (geiſtliche Lobgeſänge) gedruckt. S. Bach's Paſſion, Händel's Meſſias, Samſon, Judas Maccabäus; Haydn's Schöpfung; Spohr's und Schneider's Weltgericht; die „letzten Dinge des erſteren;“ Ries's Sieg des Glaubens und ähnliche dürften die Norm des Oratorien-Styls feſtſtellen; auch Beethoven's Chriſtus am Ölberg, deſſen vermißte Grundſätze des herkömmlich antiken Styls aber durch Poeſie und Melodieen-Schönheiten gewiß erſetzt ſind. Das Gedicht zu Lachner's Cantate, auf dem Libretto nicht angedeutet, iſt von Seidl, dem nicht unbekannten lyriſchen Dichter. Obgleich hier zum erſtenmal gegeben, iſt dieſe Cantate zu ſehr bekannt und beſprochen, um ſie hier noch einmal zu zergliedern. Auf jeden Fall rechtfertigt das gebildete Ohr den Ruf, dem dieſe Compoſition vorangegangen. Die Anforderungen an Schule ſind erfüllt. Der denkende Componiſt zeigt ſich überall. Die Töne ſind treue Repräſentanten des Worts, willige Diener wechſelnder Empfindungen. Leidenſchaften liegen nicht in den Conturen des Gedichts. Der Satz iſt rein, die Stimmführung geregelt, die Fugato's ſind kunſtgerecht durchgeführt. Melodie iſt überall vorherrſchend, die Recitative ſind zwanglos, die Chöre voller Kraft und Haltung. Die Popularität der Cantilenen fröhnt dem Ohre nicht auf Koſten des guten Geſchmacks. Alles das ſteht im ſchönſten Verhältniß zu einander. Der Dichter hat des talentſprudelnden Componiſten Vielſeitigkeit erprobt. Im Titel ſchon liegen die Argumente. Wohl hat Lachner ein lebendiges Gemälde geſchaffen, aber — dem Gemälde fehlt Sonnenſchein, und wie um ſeine ſämmtlichen Compoſitionen ſchlingt ſich auch hier ein elegiſcher Faden durch's Ganze. Spohr und Lachner ſitzen unter der Cypreſſe, wenn ſie ſchreiben. — Jedenfalls herrſcht hier ein mächtiger Genius, um den es jammerſchade wäre, wenn er ſich in Einſeitigkeit verlöre. Aber die beengenden Schwingungen des Taktirſtabes ſind nicht ſelten ein Gegendruck für den himmelanſtrebenden Sonnenflug. Auch der Künſtler „muß frei ſein, wenn er handeln ſoll,“ oder ſeine innewohnende Gottheit müßte alle Feſſeln durchbrechen können, die ſein deutſches Vaterland im Zoll der Bewundrung um ihn ſchlingt. So frei waren Mozart, Beethoven, Weber, deren Töne ſich der entzückten Lerche gleich jubelnd in blaue Lüfte ſchwangen, während der Leib unter dem Blei dieſes 1 mal 1 Lebens ſchmachtete. Lachner müßte durch Streifereien in Mignons Citronenwäldern ſeine Phantaſie anfriſchen können, um dem Schönen und Erhabenen, das in ſeiner Seele keimt, neue und glänzende Farbenſpiele zu geben.

Nach dieſer Streiferei meiner Feder bemerke ich noch, daß dieſe Cantate mit ungewöhnlicher Perſonal-Verſtärkung auf unſerm Theaterpodium erſchien, daß die Chöre und faſt ſämmtliche Sänger brav waren, daß Mad. Fiſcher-Achten wieder allgemein bezauberte, und daß Lachner, der ſein eigner Gaſt war, faſt alle Tempi zu langſam fand.

Opern hießen: die Jüdin u. ſ. w., Adlers Horſt, worin Herr Stöger vom Baſeler Theater, der den Caſſian gab, die liebenswürdige Derbheit der Stimme und der Bewegung Helvetiens Bergen entführte, und in Rübezahls Heimath verpflanzte. Die republikaniſche Freiheit des Schweizers trug der Gaſt in eine Geſangs-Freiheit über, die — de facto et absque jure — dem Harmoniegeſetz unſers monarchiſchen Orcheſters tollkühn Trotz bot, und zuletzt ganz unabhängig davon wurde. — Norma. In 2 Entr'acte eines Schauſpiels ſpielte Riefſtahl ein ganz neues Concert von ſeiner Compoſition, F-dur, und Variationen von Beriot. Der Virtuoſe zeigte ſich als gründlicher muſikaliſcher Dichter, der ſelbſtſtändig ſeinen eignen Weg geht und es verſchmäht, blos den Gaumen des Ohrs zu reizen. Die Solo's ſind hier nicht eitle Herrſcher, die ihr köſtliches Erbe in einer Nacht verſchwenden, die Tutti nicht fade Söldlinge, nur geſchäftig die Galla-Kleider ihrer Herrſcher zu wechſeln. Hier ſteht alles in verſtändigem Einklange. Eine Periode wird durch die andere bedingt. Da iſt ein Hauptgedanke, der das Ganze trägt und nährt, ein Faden, der ſich logiſch fortſpinnt, und zu rechter Zeit endet. Da iſt Eloquenz der Melodie. Die Inſtrumente benutzt R. mit Sachkenntniß und Gewandtheit, jedes bleibt in ſeiner Sphäre, nur taucht er ſeine Feder etwas zu tief hinein, und ohne beſondre Diſcretion des Orcheſters (die, ſchon oft gerügt, dem unſern nicht zur Tugend angerechnet werden kann) dürfte manches von den Solo's verloren gehen. Dem in ruhiger Würde gehaltenen erſten Allegro ſchließt ſich ein Adagio (B-dur) an, deſſen edel getragene Melodie den ganzen Reichthum einer Bogenführung entwickelt, in der der Künſtler ſeines Gleichen ſucht. Das gefällige Rondo $^6/_8$ in das die Bäſſe und Violinen durch eine uniſone Steigerung leiten, veranlaßt eben ſo gut jenes Beifall ſpendende Bänder- und Blumengewoge unſerer Damen — jenen glückbezeichnenden Barometerſtand mancher tauſend Concert-Fanfaronnaden — ohne ſich wie dieſe in's Triviale, Rohe und Gemeine zu verlieren. Der geniale Künſtler ärntete jenen Beifall tiefgefühlter Achtung, der nicht leicht im Sturmſchritt attaquirt. Herr R. iſt für unſer Orcheſter auf 3 Jahre gewonnen, ein Verdienſt und ein — kluger Streich der hieſigen Direction!

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 108. 1836.

Phönix.

Freitag, 6. Mai.

Südliche Fahrten.

(Fortſetzung.)

Das merkwürdigſte Haus von Genf liegt auf der kleinen Seite jenſeits der Rhonebrücken, nahe am Thor nach Secheron und Ferney, ich meine das Geburtshaus Rouſſeau's. Wir kamen durch Zufall in die Straße, die ſeinen Namen trägt, und als wir nach dem Haus fragten, ſtanden wir davor; es hat eine breite Fronte und iſt neu, doch einfach in Quaderſteinen aufgeführt und trägt eine ſchlichte Erztafel über der Thür mit der Inſchrift: „Ici est né J. J. Rousseau le 28 Juin 1712. Restauré en 1817." Ein Uhrenfabrikant bewohnt das Haus; die linke Seite des Erdgeſchoſſes hat ein Kaffeewirth inne, der ſeine Schenke poetiſch: „au jardin de Rousseau" benannt hat; im Innern ſind keine Merkwürdigkeiten mehr zu ſehen.

Den Beſuch von Ferney unterließen wir aus Müdigkeit, nachdem wir viel herumgeſtreift waren; dafür machten wir, nach einem vergeblichen Gang zum Hôtel d'Angleterre in Secheron, wo man uns, weil wir wegen ſtürmiſcher Bewegung des See's nicht überſchiffen konnten, das durch Byron berühmte Landhaus Diodati gegenüber nur zeigte, am zweiten Abend einen Spaziergang nach dieſem eine kleine Stunde von unſerm Hôtel entfernten Landhauſe, auf der ſardiniſchen Seite gelegen. Der Weg dahin iſt, nachdem man die Feſtungswerke paſſirt hat, einförmig, weil er meiſt zwiſchen Gartenmauern emporläuft. Wir kamen zu einer Häuſergruppe mit einem Kirchlein, daran war ein Monument des alten Diodati, von Verwandten und Freunden ihm etwas prunkend an der Straße geſetzt. Die Diodati's gehören zu den erſten und reichſten Bürgern von Genf, ſtammen von Genua und ſind fortwährend Kaufleute, obwohl der hier Gefeierte als Kammerherr des Herzogs von Mecklenburg und als Ritter des Danebrog-Ordens figurirt. Den Aufenthaltsort Byron's kennen zu lernen, kam uns der Verwalter ſehr gelegen, der gerade dahin ging, um nach der aus Abbildungen bekannten Zeltdecke am Balkon des Landhauſes zu ſehen, die heute aufgeſchlagen wurde. Freundlich erzählte er uns von Byron's liebenswürdiger Einfachheit und Popularität im Dorfe, wo er ungenirt umher zu hinken pflegte. Er lebte damals bekanntlich wegen ſeiner Schulden noch ſehr eingezogen. Nach Shelley und deſſen Haus am See erkundigten wir uns vergebens; auch von den berühmten Soiréen der Geiſtergeſchichten, denen die Novelle der Frau Shelley: „Frankenſtein" entſtammt, konnte er nichts angeben, von dem unglücklichen jungen Arzte Polidori (dem Verfaſſer des für Byron's Erfindung geltenden Vampyr) wußte er eben ſo wenig, nur von einem alten Arzte der Frau von Staël, der eine Perücke trug und öfters von Coppet herüberkam.

Das Landhaus iſt von mäßiger Größe und nur mit einem Stock verſehen. Lord Byron ſchlief im Erdgeſchoß nach Genf zu; die Zimmer unten ſind parquettirt und mit Kamin-Trümeau's verſehen, alles einfach, doch vornehm eingerichtet. Das Eßzimmer befindet ſich in der Fronte, nach Coppet zu. Die oberen Zimmer bewohnten ſeine Gäſte, wenn ſie gelegentlich zu Tiſch oder über Nacht blieben; ſie ſind, wie die unteren, ohne Schmuck und nur in einem Cabinet hängen Bildniſſe von Ahnen der Diodati's. Die drei Seiten des unteren Stockwerks, welche auf den See gehen, ſind mit einem herumlaufenden Balkon von altfränkiſcher Eiſenarbeit verſehen; dieſe ruhen auf Säulen, das Haus ſelbſt auf ſchweren Pilaſtern eines offenen Souterrains. Man hat von dieſem Landhauſe eine entzückende Ausſicht auf Genf, den blauen mit Segeln belebten See, die gegenüberliegenden Höhen des Jura und rechts auf die Hügel des Waadtlandes, auf Coppet, Nion ꝛc. Dieſe

Punkte zeigen ſich über einem mäßig erhabenen Weinberg der Villa, der gerade den herrlichſten Reſedaduft verbreitete. In den großen Kaſtanienbäumen einer Allee zur Linken flötete eine Nachtigall; der Himmel gegenüber war mit einer dunkelgrauen Gewitterdecke überzogen. Dieſe Scenerie war ganz dem Charakter des Dichters angemeſſen, deſſen tiefes, doch ſelbſtverſchuldetes Mißgeſchick wir in dieſer Stunde feierten. Wohl gefliſſentlich hatte er ſich keine der Höhen gegenüber ausgeſucht, von denen „der König der Berge“ ſichtbar war; er kämpfte, an's Ruder gebannt, mit ſeinen düſtern Träumen an den Felſen von Meillerie, um Chillon, unter ſich und über ſich das tiefklare Blau, die unermeßlichen Weiten des Himmels mit ſeinen Lichtern, des See's mit ſeinen beſprechenden Zaubern.

Da wir ſelbſt dieſes Blau und den erquickenden ſüdlichen Charakter Genfs in einer bis vorn herein beſchneiten Landſchaft nicht zu finden vermochten, ſo wäre unſre raſche Wendung, um hier etwas zu ruhen, ganz unnütz geweſen. Auch die deutſchen Alpen boten jetzt wieder das Bild des ſtarren Winters; der Montblanc aber war ganz unzugänglich, mit dichten Schneewolken verhängt und ſeine Thäler tief beſchneit, des Genuſſes in Chamouni, in der Allée blanche, auf dem Col de Bonhamme, auf dem Bernhard und den Gipfeln der italieniſchen Schweiz ſicher ſo wenig, wie im Beginne des Frühlings. Dieſe Verwandlung der Scene ließ einen Entſchluß in uns reifen, der uns einer minder gekannten Region, den Pyrenäen zuführte. An den ſüdlichen Abhängen Frankreichs mußte ſich doch dieſe Schneeluft brechen; und in der Provence angekommen, konnten wir noch immer zur Linken oder zur Rechten ziehen, wie es ſich am günſtigſten darſtellte.

II.

(Reiſe nach Lyon.)

Wir nahmen in der Frühe des 28. Juni Abſchied von Genf, um ſchon den folgenden Morgen in Lyon zu ſein. Noch einmal ruhte unſer Blick auf dem freundlichen Molard (ſo heißt der Hafen), indem wir, von unſerm Hôtel kommend, uns die in ein Eck wendende Brücke einprägten, mit Holzboden, ſchönem eiſernen Geländer, mit dem runden Kopf in der Mitte, von dem eine Kettenbrücke zur Rouſſeau's-Inſel führt. Die eckige Aufmaurung dieſer Inſel vorn im Hafen, dicht hinter den einſchließenden Eichenſtokken, gewinnt ein heiteres Ausſehen durch eine Gruppe von Pappelbäumen und einen helleren Laubbaum, welche das neu in Erz gegoſſene coloſſale Denkmal einſchließen. Rouſſeau ſitzt, vom See abgewandt, der Stadt und den Rhonebrücken zugekehrt, mit Büchern und Emblemen der Künſte umgeben, in altväteriſchem Rock und Perücke etwas gebückt auf einem Seſſel; die ſinnende Haltung über Schriften, die auf ſeinem Schooße liegen, und der ernſte Ausdruck der ohne Zweifel ähnlichen Züge, ſind ſehr gelungen; auch die Gußarbeit macht dem Künſtler Ehre. Eben, als wir in den Eilwagen ſtiegen, verkündete das Knallen von Böllern ein Feſt — den Geburtstag Rouſſeau's; und da es gerade Sonntag war, ſo ſah man auf dieſe erſten Begrüßungen feſtlich geputzte Leute zur Inſel wallen. Auch der blaue See war ſchon lebendig, die Schwäne kleiner Spitzſegel zogen im friſchen Morgenwinde langſam hin und her, und der Leman rauchte ſchon zum beginnenden Dienſt, während der zierliche Tell bei der Rouſſeau's-Inſel auf ſonntägliche Beſtellung harrte; denn dieſer iſt ſeit Erbauung des dritten nur zur Aushülfe und zu Spazierfahrten beſtimmt. Die geſtrige ſtürmiſche Witterung war indeß den meiſten Paſſagieren ſo ſchlecht bekommen, und der Tag ließ ſich ſo wenig freundlich an, daß der Genfer ſich mit ſeinen Beluſtigungen heute, beſonders an dem Tage des Gefeierten, wahrſcheinlich auf's Land beſchränkte.

Wir lernten jetzt die ſchönen Umgebungen nach dem Jura kennen, den wir bei Baſel verlaſſen und nun bis gegen Lyon immer zur Seite hatten. Die ſchöne Allee auf guter Straße zu ihm hinan, die erſt bläulich grüne, dann immer hellere Rhone zur Linken unten, darüber das ſardiniſche Gebiet in fruchtbaren Niederungen, erfreuten Sinn und Auge; zurück hatten wir nur ſpärliche Ausſicht auf das umwölkte Genf; der Montblanc blieb in ſeiner Gebirgsdecke ganz verborgen.

Auf der Gränze wurden die Päſſe abgefordert. Bald waren wir an dem noch immer in verſtärkter Befeſtigung begriffenen Fort l'Eclûſe, hoch über der durch felſiges Terrain ſich windenden Rhone, es iſt nur ein Katzenſprung hinüber auf den Höker der ſavoyiſchen Seite. Bei'm Eintritt in's Fort mußten wir ausſteigen: eine ſeltſame Zumuthung, da wir nur durchfuhren. Der Conducteur flüſterte lächelnd etwas von Intereſſen des Duc d'Orleans; näher befragt, gab er zur Antwort, man ſei einem Betrug mit einem falſchen Dauphin unter der Maske Heinrichs V., der an der Gränze ſpuke und eine Diverſion nach dem Süden Frankreichs beabſichtige, auf der Spur. Wir ſtiegen Alle aus, bis auf eine Jungfer auf der Imperiale, die der Conducteur wohl genauer kannte, denn hier war eine Verkappung möglich. Wir wanderten, in's Fort eingeſchloſſen, über den kleinen Platz, aus dem das Innere beſteht, zum andern Thor; während dieſes aufgemacht wurde, ſollten wir Revue paſſiren. Wir glaubten nicht anders, als der Commandant, oder ein anderer Offizier wenigſtens, werde uns in Augenſchein nehmen, aber mit nichten. Aus dem Häuschen am Thor trat die Frau des Thorwächters, überblickte uns mit gebietender Miene und entließ uns mit einem gnädigen Wink. Wir mußten Alle herzlich über den weiblichen Commandanten lachen, doch verſparten die Landeskinder ihre witzigen Äußerungen, bis ſie den grauſamen Zwinger hinter ſich hatten; wir Fremde waren ſo erſtaunt, daß wir uns über Alles erſt Auskunft erbaten. Hier beginnt, erfuhren wir, das Land, wo die Frauen herrſchen.

Die Ufer der Rhone wurden immer intereſſanter. Das Fort zeigte von fern die am Felſen oben begonnenen Arbeiten; eine ſchöne Wendeltreppe iſt in den Felſen gehauen, wo er ſich über ſchroffes Geſtein auf eine Art Etage hebt. Wir blieben eine Zeitlang dicht über den Windungen der zuerſt noch bläulichen, allmählich aber grünlicheren und trüberen Rhone; dann bog die Hochſtraße dicht am Jura zum franzöſiſchen Gränzort Bellegarde ab. Hier harrten unſer die Schrecken der Mauth, nicht unſer vielmehr, ſondern nur eines Uhrenhändlers von Lyon und mehrerer mit Putzſachen beladenen Frauenzimmer. Erſterer verſicherte uns, man werde ſo ſtreng viſitirt, daß kein Fleck am Leibe ununterſucht bliebe; die Damen klagten im Voraus über die impertinenten weiblichen Gehülfinnen der Mauth. Wir fanden unter dem Schoppen, wohin man unſre Sachen transportirte, die Beamten höflich und gelaſſen, und ſpazierten einzeln in den Verſchlag der Inquiſition. Unſere Verſicherung genügte. Nicht ſo glücklich ging es mit einzelnen Bänden von Schiller, Göthe und Kotzebue, die ich einem Verwandten nach Marſeille ſenden wollte. Nachdem ich mich ausdrücklich gegen die Neuheit und Vollſtändigkeit dieſer Pieçen erklärt und man den Oberbeamten herzurief, um beide Eigenſchaften dictatoriſch zu beſtimmen (keiner aber konnte auch nur die Namen der Dichter ausſprechen), hatte ich ungerechterweiſe die Summe von — 5 Kreuzern zu entrichten. Nun kam das Viſiren der Päſſe. Der Tyrann des Dorfes, ein alter ſteifer Burſche mit komiſcher Amtsmiene und einem bibernen Talar bis an die Kniee, nahm langſam und mit forſchenden Blicken, ob ſich kein Dauphin unter uns befinde, die Signalements in's Buch auf; dann wurden wir entlaſſen, um zu Tiſch zu gehen.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Handbuch der germaniſchen Alterthumskunde. Von Dr. Guſtav Klemm. Dresden. Walther'ſche Hofbuchhandlung. 1836.

Der geiſtige Organismus unſerer Zeitſchrift geſtattet uns keine weitläuftigen Disquiſitionen über neuere Erſcheinungen im ſtrengwiſſenſchaftlichen Gebiete; doch wird jeder, der ſich mit der Tendenz des Phönix befreundet, daraus entnommen haben, daß es unſer aufrichtiges Beſtreben iſt, auf Alles hinzuweiſen, was für das geiſtige Leben der Nation als Progreß zu betrachten iſt, dem deutſchen Fleiß dieſelbe Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, wie dem deutſchen Genius, und (während wir gleichmaßig alles geiſtig Bedeutendſte aus dem Ausland in unſer deutſches Geſammtleben herüberzuziehen ſuchen,) vorzugsweiſe jene Produkte zu ſignaliſiren, welche in der vaterländiſchen Literatur als Grundſteine oder als Bauſteine fur eine feſte Burg der Nationalitat gelten können. Mit großer Freude weiſen wir daher auf Werke des poſitiven Wiſſens, wie das obenangezeigte, welches ſchon um des ehrenwerthen Ernſtes zu erwähnen wäre, mit welchem ſich der Herausgeber in ein Fach geworfen, womit die Meiſten nur zu ſpielen pflegen, — wenn auch der Gehalt dieſes Buchs nicht alle Anforderungen erfüllen würde, welche zu ſtellen wir berechtigt ſind.

Es ſei uns bei dieſer Gelegenheit vergönnt, auf eine Richtung deutſcher Gelehrter aufmerkſam zu machen, welche noch viel zu wenig bekannt und gewurdigt iſt, namlich auf die alterthumsforſchenden Geſellſchaften. Man denke bei dieſem Namen nicht an jene von der Aureole des Ridicule umſchimmerten braven Leute, die mit kindiſchem Behagen nach alten Münzen und roſtigen Pfeilſpitzen Jagd machen und ihre Zimmer mit apogryphen Schätzen füllen. Es iſt von einem höheren Geiſte die Rede. Wir haben Männer, welche in beſcheidnem Wirken ſich daran geben, die Minengänge unbeachtet zu eröffnen, aus denen, die nach ihnen kommen, das Erz holen. Sie opfern ſich für die Geſchichte ihres Vaterlandes, denn wer nennt ihre Namen? Wie mancher wiſſenſchaftlich gebildete Mann mag vielleicht erſtaunen, folgende Menge von alterthumsforſchenden Geſellſchaften in Deutſchland zu hören, wie der königl. ſächſiſche Verein in Dresden, der Verein ſächſiſcher Alterthumsfreunde, die deutſche Geſellſchaft in Leipzig, der Hennebergiſche alterthumsforſchende Verein in Meiningen, der voigtländiſche Verein zu Hohenleuten, der thüringiſch-ſächſiſche Verein für vaterländiſches Alterthum in Halle, der Verein für Naſſau'ſche Alterthumskunde und Geſchichtsforſchung in Wiesbaden, die hiſtoriſchen Vereine Baierns, in jedem Kreiſe des Königreichs einer, die öſterreichiſch-deutſchen Vereine (Johanneum, Ferdinandeum ꝛc.) Das iſt ein rühriges Streben, welches der öffentlichen Anerkennung nicht entgehen ſollte.

Grimm's deutſche Grammatik und deutſche Mythologie ſind unſtreitig die Grundpfeiler der ganzen germaniſchen Alterthumskunde. Leider gehört faſt ein volles Menſchenalter dazu, um die Grimm'ſchen Schätze vollkommen ſich eigen zu machen, wie Grimm ein Menſchenalter darauf verwandte, ſie zu ſammeln, zu ſichten. Ein wichtiges Supplement zu zu den Grimm'ſchen Werken, iſt nun dies Klemm'ſche Handbuch der germaniſchen Alterthumskunde. Sein hauptſächlichſter Werth liegt darin, daß deſſen Verfaſſer nicht auf altbeliebten oder neuentſtandnen Hypotheſen, ſondern auf vergleichenden Anſchauungen baut und mit unermüdlicher Kritik das Divergirende ausſcheidet, daß er ferner das Terrain einſchränkt und ſich ſtreng auf demſelben hält, ohne in fremde abzuſchweifen, endlich, daß er die Früchte ſeines Fleißes zu einer leichten und allgemein zugänglichen Überſicht ſyſtematiſch geordnet hat. Seine Stoffe hat er folgendermaßen vertheilt: 1) Das Land und ſeine Bewohner, — phyſiſcher und moraliſcher Zuſtand der Germanen, Lebensweiſe, Lebenslauf und Gebräuche; 2) Kenntniſſe und Fertigkeiten; 3) das öffentliche Leben: a. im Frieden, b. im Krieg; 4) das religiöſe Leben: a. die Religion, b. der Cultus.

Es liegt, wie wir oben bemerkten, dem Zwecke unſrer Blätter ferner, uns in Details über die Ausführung dieſer Abſicht einzulaſſen. Wir haben nur auf die nationelle Wichtigkeit des Werkes aufmerkſam zu machen und zu erwähnen, daß der Verfaſſer das Seinige redlich gethan hat, um die deutſche Alterthumskunde nicht blos Männern vom Fach zugänglich zu machen, ſondern ſie auch zu einem Gegenſtand des öffentlichen Unterrichts zu bereiten, — was denn von Seite der Lehranſtalten auch nicht verſäumt werden ſollte.

Frankfurt a. M. — (Muſik.)

(Schluß.)

Den 17ten zum erſtenmal das Nachtlager zu Granada, von C. Kreutzer. Erſt nachdem dieſes Nachtlager eine Lagerſtätte für manches deutſche Publikum geworden, erſchien es auf unſerm Repertoir, und wenn die Muſik nicht allgemein anſprach, ſo lag es weder an der Darſtellung, noch an der Scenerie. Der Comödienzettel nennt dieſe Oper eine romantiſche, und Friedrich Kind muß mit Freiherrn von Braun ohne Eiferſucht die Ehre der Autorſchaft theilen. Freiherr von Braun hat aber das urſprüngliche Drama nur wortlich copirt, und einige veränderte Vers-Formen oder hie und da ohne Urſache hineingeflickte Chöre, welche die Handlung aufhalten, ſind das einzige Verdienſt ſeiner eignen Erfindung. Die Muſik voll einzelner, aber nicht dauernder Schönheiten, iſt rein lyriſch, und ſteht ſo dem mehr dramatiſchen Stoffe entgegen. Wir vermiſſen den muſikaliſchen Charakterzug, der die handelnden Perſonen begleiten muß. Das grobe Geſchütz der Blechinſtrumente und der Pauken, das jede Nummer begleitet, erſetzt dieſen Mangel nicht; noch weniger macht es dieſe Oper zur romantiſchen. Rhetoriſche Tiraden bedingen keinesweges muſikaliſche Schönheiten, daher wollen wir die Leeren und Längen dieſer Oper nicht dem allberühmten Componiſten der Wanderlieder, ſondern dem in dieſer Beziehung unglücklich gewählten Stoff zuſchreiben. Soiréen, wie ſie ſich in neuerer Zeit in Deutſchland bilden, iſt der Clavier-Auszug ſehr zu empfehlen.

So weit meine vorläufige Anſicht im Allgemeinen, die ich nicht als ein abſprechendes Urtheil gehalten haben möchte.

Die Kreuzritter, bei leerem Hauſe. Est modus in rebus — ſo ſind unſere Sängerlungen doch *auch* erſchöpflich? ſo verlöre ſich endlich die Opernwuth, da ihre Culminationspunkte nicht mehr ziehen? Dann wird eine retrograde Bewegung zur Einſicht und Mäßigung führen. Aber Ehre der Langmuth. Es iſt nicht möglich, mit *mehr* Geduld ſich auf die Folterbank der Langweile zu ſchmieden. Allgemeine Entgeiſterung ſchritt über die Bühne und gab Ahnung einer nahe liegenden Aera des Culturſchrittes.

Der Freiſchütz. Mad. *Pollert* vom kaiſerl. Hoftheater zu St. Petersburg, die Agathe. — Mad. P. hält nicht, was ihr Sprachregiſter verſpricht, denn dieſes deutet auf eine kräftige Altſtimme, während die Sängerin einen Mezzo-Sopran beſitzt, deſſen volltönendes Erz ein Orcheſter beherrſcht, das ſich nicht ſelbſt zu beherrſchen braucht. Ich würde dieſe Stimme *unvergleichlich* nennen, wenn ſie, beſonders in den Mitteltönen nicht den Vergleich mit der einer Milder aushielte. Der Sängerin Ausſprache iſt deutlich, die Vocaliſirung rein, ihre jugendliche Geſtalt einnehmend. Wer mit ſolchen Empfehlungsbriefen auftritt, wird ſich überall Freunde erwerben, und dieſe Freunde ſind dann auch berechtigt zu ſagen, daß dieſe exteriöſen Vorzüge durch ein innenwohnendes Prinzip geleitet, und durch Schule (Kunſtſtudien) geregelt werden müſſen, daß ein Geſang, der zu Herzen ſprechen ſoll, nicht durch unrichtig angebrachte Melismen, Vorſchläge und dergleichen verziert werden darf, und daß eine Grandezza in den Bewegungen, wenn ſie auch einer Dame de Cour im Gefolge einer britiſchen Eliſabeth angemeſſen ſind, für unſere kindlich-einfache Agathe doch durchaus nicht paßt. Sie wurde gerufen.

Am 28ſten April aber als Julia (Montechi), war Mad. *Pollert* unverkennbar in ihrem eigentlichen Element, denn unter der Firma der italiäniſchen Schule erſchien hier rund, was in ihrer Agathe oft ſtörend hervortrat — wie überhaupt die *italiäniſche* Manier zur Tugend ſtempelt, was in der *deutſchen* als Unnatur verbannt iſt. Mad. P. iſt offenbar für die Darſtellung des lyriſchen Ausdrucks nobler Charaktere geeignet. Hier ſpricht ſich intenſiver Fond aus, und eine durchdachte Plaſtik geht mit ihrem Vortrage Hand in Hand. Sie berührt hier nicht blos die *äußere* Empfindung. Sie gibt dem Gemüthe, wie dem Verſtande Nahrung. Übrigens ſcheint ihr nicht entgangen, daß maleriſche Stellungen Effect machen, ſo aber auch *uns* nicht, daß dieſe Stellungen auf Effecte berechnet ſind. Was die Mimik dieſer Darſtellerin betrifft, ſo theilen ihre Geſichtszüge nicht die Beredſamkeit des ſprechenden Auges, und bilden auf dieſe Art einen Contraſt zu dem übrigen Ausdrucke ihrer Empfindungen. Hauptſächlich bleibt in beiden Parthieen das Auf- und Abziehen des Tons ein Gegenſtand ſcharfer Rüge, denn es entkräftet augenblicklich alles genoſſene Schöne, und wir ſind überzeugt, daß dieſe Unart keiner Methode angehört. Jedenfalls liegen in den glücklichen Anlagen dieſer Frau reiche Schätze, und es kommt nur darauf an, daß die Wünſchelruthe der Kritik nicht mit der Momus-Geißel verwechſelt werde!

Zu den Novitäten der Meßdarſtellungen iſt noch das Concert der Dem. Louiſe Eisner (am 28ſten April) bei vollſtändigem Orcheſter und vernünftigem Arragement lobend zu erwähnen. Die junge Concertgeberin bekräftigte unſern frühern Ausſpruch in dieſen Blättern, und bewährte ſich als eine Clavierſpielerin, die nur im Zweifel läßt, ob man ſie lieber hört oder — ſieht. Sie ſcheint mit den Taſten zu tändeln, die heute den Geiſt Hummels heraufbeſchworen (Conc. H-Moll) und hält doch auch wieder ſtrenge Zucht und Ordnung unter ihnen. Sie paart Geſchmack mit Kraft und Ausdauer, und dieſe Geißel, womit der tiranniſche Hummel ſeine Paſſagen in endloſen Kreiſen treibt, wird unter ihren elaſtiſchen Fingern ſogar recht anmuthig. Am Schluſſe ſpielte ſie J. Schmitt's bekanntes Rondo: la coquette. La bizarre wäre ein angemeſſener Titel, ſo rhapſodiſch und abentheuerlich miſcht Schmitt Paſſagen und Cantilenen durcheinander. Daß in der techniſchen Fertigkeit und Eleganz, womit Dem. E. dies Capriccio vortrug, der Ausdruck nicht rückſtrahlte, den ſich der Componiſt *dachte*, iſt kein Tadel. Wir nehmen es als ein brav durchgeführtes Exercitium in einem höchſt barocken Genre. Mad. Fiſcher-Achten ſang mit ihrer Schülerin, Emilie Düring das Briefduett aus Figaro, und dann die letztere Agathens Fenſter-Arie aus dem Freiſchütz. Abgeſehen davon, daß die Arie für den Concertſaal durchaus nicht paßt, iſt ſie auch keine *progreſſive* Aufgabe für eine Dilettantin, die kaum vor Monden noch die erſten Blüthen eines jungen Talents entwickelte. Jedenfalls zeigt Dem. D. im *Einzelnen*, daß ſie einer ſo vortrefflichen Leitung werth ſei. Herr Schmezer ſang eine Ballade von Gollmick, „das Röschen," und (als Zugabe) „Phantaſie an Laura," von demſelben Componiſten. Die Geſange Gollmick's wurzeln tief in dem Geiſt ihrer Dichtungen, und wollen eben ſo wiedergegeben ſein. Er danke dem Sänger die tiefgefühlte Innigkeit, womit er denſelben Eingang verſchaffte. Der Componiſt begleitete ſelbſt, was allemal zum poetiſchen Verſtändniß viel beiträgt. Herr Fiſcher, ſtatt einer Arie von Maurer, gab Mozart's nur wenig bekanntes „Abſchiedslied" Jo ti lascio o cara addio (es-dur) und ärntete Beifall für Wahl und Vortrag. Außer der Ouverture und Mehul's *Blinden*, ſpielte Herr Schidlik eine Oboe-Scene von Turner, und Riefſtahl die bekannten Violin-Variationen von Beriot. Des erſteren *Technik* läßt weniger, als Ton und Geſchmack zu wünſchen übrig. Man ſagt: es läge dieſes an einem Theil der Struktur ſeines Inſtruments. So iſt es ſchlimm, daß das Weſen der Materie zur Beute wird. Riefſtahl's electriſch ſeelenvolles Spiel wurde heute mehrmal von dem zahlreichen Auditorium ſtürmiſch unterbrochen.

Herrn Guhr's „gefällige Leitung" ſtellte man wieder als Schaugericht auf den Zettel. Dieſes fühlend, empfahl ſich der Dirigent ſchon nach der 3ten Nummer, und überließ die übrigen ſieben Verwaiſten ihrem Schickſale.

Der Saal des goldnen Roſſes eignet ſich ſehr für den Zweck ſolcher Soiréen. Die Muſik nimmt ſich gut aus. Zu den Vorſtellungen im April gehören noch *Robert* und die Wiederholung des *Nachtlagers*, letzteres noch lauer wie das erſtemal aufgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 109. 1836.

Phönix.

Samſtag, 7. Mai.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

61.

Mag doch aus Neubegier und Luſt am Wechſel reiſen
Die Jugend, treu bleibt gern das Alter ſeinen Kreiſen.

Nach fernem Schönen laß dich locken nicht das Sehnen;
Zieh es im Geiſt heran, und ſchmücke deine Scenen.

Dann aber, wann dich nah ein Unerträgliches
Umdrängen will, ein wüſt und trüb Alltägliches;

Dann, eh' den hellen Sinn der Trübſinn dir umgraut,
Der Wahnſinn, auf und fort, ſoweit der Himmel blaut!

Und ſchaue dich nach dem nicht um, dem du entrennſt,
Du möchteſt ſonſt dir nach beſchwören das Geſpenſt.

Nicht ſtille ſteh, bis du biſt weit genug davon,
Dann ſteh, und athme nur, und fuhle dich entflohn.

Blick um! wie hinter dir in blau Gedüft die Berge
Sich hüllen, ſo verhüllt die Ferne Grüft' und Särge.

Und kehrſt du wieder ein, ſo iſt der Dunſtkreis rein,
Und über'm Moder wird das Gras gewachſen ſein.

62.

Jungſt rührte zwiſchen Schlaf und Wachen mich ein Schimmer,
Ich ſah die Meinigen im kerzenhellen Zimmer.

Sie trieben ihr Geſchäft und trieben ihre Spiele,
Mich freut' es, wie ſo froh ſie waren und ſo viele.

Doch nebenaus von dem Getriebe war ein Niſchchen,
Gewölbet in der Wand, darin geſtellt ein Tiſchchen.

Bei dämmerlichem Schein dort ſaßen zwo Geſtalten,
Die Jugendliche ſchlank mit vorgebückter Alten.

Die ſchienen ihr Geſpräch und ihr Geſchäft zu treiben
Für ſich, doch theilnahmlos umher auch nicht zu bleiben.

Ich kannte ſie gar wohl, es war die ſchlichte Güte
Der alten Mutter und der Schweſter Jugendblüthe.

Auch wundert' ich mich nicht, wie ſie hieher gekommen,
Die nacheinander Beid' ein Grab hatt' aufgenommen.

So habt ihr nun gemacht die vorgehabte Reiſe,
Und ſeid, wo ihr gewollt, in meinem Lebenskreiſe.

Dort ſitzen ſie und ſehn ſtill in den Kreis herein,
Aus welchem Niemand ſie gewahrt als ich allein.

Nicht Miene machen ſie noch Regung, herzuſchreiten,
Zufrieden, mit dem Blick von dort uns zu begleiten.

Schutzgeiſtern ähnlich, die uns ungeſehn umwalten,
Und Bildern an der Wand, die ihren Platz behalten.

So lächeln ſie herein, begnügt und unbeklommen,
Froh, im Familienkreis zu ſein mitaufgenommen.

Südliche Fahrten.

(Fortſetzung.)

Ärgerlich, daß wir durch dieſen Aufenthalt die Perte du Rhone verſäumten, ſetzten wir uns zu Tiſch, ließen uns jedoch durch den hohen Waſſerſtand tröſten, der die nur eine Viertelſtunde entfernte Merkwürdigkeit verringerte oder eigentlich vernichtete. „Ce n'est donc pas grande perte,“ äußerte ich, als ein Expreſſer hereintrat, um uns eine grande perte — de patience aufzuerlegen; der alte Dorfpavian ließ uns, wozu er ſicher kein Recht hatte, ohne weiteres von Tiſch rufen, nur damit wir die Päſſe ſelbſt holten; an dem ziemlich entfernten Ort angekommen, mußten wir ihn erſt rufen laſſen, und keine Antwort, keine Entſchuldigung aus ſeinem Munde, als wir uns mit Beſcheidenheit beklagten; ſtumm und der ausgeübten Herrſchaft froh reichte er uns die Päſſe hin — er hatte ſeinen Triumph gefeiert, ſein bäuriſcher Dünkel war geſättigt. Der Ärger über den Alten machte den Reſt unſeres Mahls, der aus rohen Artiſchoken mit Eſſig und Öl beſtand, nicht verdaulicher; man rechnete wohl ſehr auf unſere Bewegung im Eilwagen, als man uns ſo harte Koſt vorſetzte.

Die ſchöne Gebirgsgegend von Nantua, die man auch nach den Schweizer-Alpen noch ſehen kann, entfaltete ſich unſeren Blicken. Man tritt ganz in's Gebirg, zu beiden Seiten wölben ſich ziemlich hohe Berglager, eine Schweiz in verjüngtem Maßſtabe. Graue Felſen ſind umhergeſtreut zwiſchen dem friſchgrünen Laubholz auf freundlichen Matten, wo das Vieh gute Weide findet. Waſſerfälle und kleine Hütten machen die Straße noch maleriſcher; ſaubere Weiler erſcheinen dahinter, dann die beiden länglich grünen Seen; dazwiſchen Nantua ſelbſt, berühmt durch Karls des Kahlen leere Grabſtätte. Wir mußten uns, ſtatt das alte Denkmal zu ſehen, der Mauthreviſion und der Anſicht der Päſſe durch Gensd'armen unterwerfen.

Von hier wird die Gegend milder zwiſchen Hügeln und kleineren Höhen, doch etwas ſumpfig; die Wieſen ſind mit Erlen und Haſeln eingefaßt. Bei ſinkender Sonne ging es bergan zum höchſten Punkte des felſigeren Terrains, zwiſchen Waldſtrecken und Triften hin. Ein ſchauriges Felſenthal öffnet ſich, wo der Weg dicht an einem Precipiz ſich hinabwendet. Man erzählte uns von einem jüngſt geſtorbenen büßenden Einſiedler, der in einer der natürlichen Höhlen dieſer Bergſchlucht nur von der Milch einer Ziege lebte. Unten im Thal Cerdon wurden wir Ruinen von Burgen anſichtig. Hier erwartete uns vor dem netten Dorf ein erſt dieſes Jahr erneuertes altes Volksſchauſpiel der ſonntäglichen Nachfeier des Johannistages. Auf einer kurzgeſchorenen Wieſe, dicht an der Straße, ſahen wir eine Menge Landleute und einige Soldaten verſammelt; Tänzer und Tänzerinnen bewegten ſich nach dem Takt zweier Geigen, die ein Alter in Hemdsärmeln und ein Burſche in der Uniform der Nationalgarde auf dem erhabenen Sitz einer Diele über zwei Tonnen mit Grazie ſpielten: ein ſteif-ehrbarer Contretanz, poſſirlich durch das Stoßende der Bewegungen und durch die bäuriſchen Complimente. Einige zeichneten ſich durch komiſche Anmuth und Grandezza aus, beſonders die Mädchen und jungen Weiber in ihren naiven weißen Häubchen. — Im Dorfe fielen wir ſchon wieder den Gensd'armen in die Hände, die nach den Päſſen auf der Lauer ſtanden. Der eine ging nach kurzer Durchmuſterung weiter; ein anderer kam. „Noch einmal?" fragten wir ungeduldig. „Ja," erwiederte der Gensd'arm trocken, „der andere kann nicht leſen." Und nun nahm er mit wichtiger Miene die Päſſe, und die Bewegungen ſeiner Lippen zeigten, daß er wenigſtens buchſtabiren könne. An größeren Orten war man ſo artig, unſre Hülfe zur Erklärung der Päſſe in Anſpruch zu nehmen; für die ſchwerfälligen Gensd'armen fanden wir, nachdem ſie uns die Päſſe zerriſſen hatten, als das Beſte aus, nur auf's letzte Viſa hinzuweiſen. — Wir waren von neugierigen Johannisgäſten umringt und umſchwärmt. Eine ältere Frau, mit einem Kind auf dem Arm, deſſen Großmutter ſie zu ſein ſchien, gab auf Befragen, wie es mit ihrer Tanzluſt ſtehe, erröthend zur Antwort: ſie tanze ſchon auch noch am Abend im Wirthshauſe mit; man wolle nur erſt draußen die Jugend austoben laſſen. Von der allgemeinen Luſtigkeit angeſteckt, trieben wir bei'm Abfahren mit zwei Jungen Kurzweil, denen wir, weil ſie ſich an den Schlag hängten, die prächtigen Johannismützen abnahmen; für einen Hogarth waren die lamentabeln Geberden, wie ſie nachliefen und flehentlich baten, großmüthig zu ſein und ihnen die Tracht Prügel zu Hauſe zu erſparen; demüthige Handküſſe, die wir ihnen auferlegten, machten dem Jammer ein Ende. — Wir begegneten einigen verliebten Pärchen, die zu Dreien gingen, zwei Mädchen, den Burſchen in der Mitte; vermuthlich war die Conſcription an dieſer Ungleichheit ſchuld.

Die Landſchaft wurde wieder eben und weiter; ferne Hügel faßten den Grund von Wieſen und Getreidefeldern ein. Nach einem langen Zwiſchenraum erſchien, ohne alle Gebäude, der grüne und ziemlich breite Ain, mit ſchöner hochgewölbter Brücke gegen die Verheerungen, die er im Frühjahr anrichtet. Wir paſſirten ſie in der Dämmerung, und es war ſchon Nacht, als wir Pont d'Ain erreichten, wo in der Poſt die ächt franzöſiſche hohe Küche, mit langem Kamin, darin Bratſpieße und anderer Apparat und am hohen Helm umher blinkendes Kupfergeſchirr, uns entgegen lachte. Die Bewirthung iſt hier zu Lande gut, doch zu pariſiſch; die Flaſche rothen Weins war ſchon dieſen Mittag gemeinſam und kaum im Couvert angerechnet.

Die Orte Bublanne, Meximieux, Mont-Luel und Miribel paſſirten wir ſchlafend, und mit der erſten Morgendämmerung entſchleierte ſich, bergan auf der letzten Höhe des Jura, aus nebligem Hintergrunde das weite Rhonethal mit dem beträchtlich breiteren gelblichen Strom; umher ſchon die Höhen und Landhäuſer von Lyon. Die Vorſtadt herabrollend, ohne noch eine Totalanſicht der Königin des Südens zu gewinnen, hielten wir bald in der Mitte der ſchönen Rhonekai's, wo die Expeditionen der Eilwagen ſich befinden.

III.

(Lyon.)

Welche Stadt hoher Palläſte und Steinmaſſen! Das wimmelnde Paris bleibt hinter dieſen reichen Höhen und ſtolz gewundenen Ufern der Saone und Rhone, ungeachtet ſeines Montmartre's über den Labyrinthen von Häuſern und Schornſteinen, an Eindruck zurück. In der einfachen Pracht Lyon's erkennt man die ernſte Römerin und die mannhafte Burgunderin, die ſich neu doch ſchlicht als Königsbraut ſchmückt. Paris hat nur Glanzpunkte und leuchtende Zeilen gegen dieſes übereinſtimmende großartige Ganze. Nicht völlig zwar entſprechen den wenigen freien Plätzen die engen, wenn auch hohen Straßen, deren übereinſtimmende gelbliche Steinmaſſen wahrhaft imponiren; dagegen ſind die breiten und langen Kai's der beiden Ströme, mit lebhaftem Verkehr ohne Spur von Armuth, die heiterſten Sammelplätze der Erholung. Die eleganteſten Läden und Café's, Weinwirthſchaften, Bierſchenken und Reſtaurationen vollenden das einladende Gemälde einer Stadt des Luxus und der Genüſſe.

Wir kehrten in dem berühmten Hôtel du Nord ein, an einer vom Kai St. Clair in's Innere gehenden Straße, in einem dunkeln, wenig empfehlenden Sackgäßchen, doch in der Nähe der wichtigſten Punkte Lyon's. Groß war hier der Unterſchied gegen die Reinlichkeit der Schweiz; die zwar hohen, doch düſtern unfreundlichen Räume, die Bewirthung im dunkeln Saale, die aus gewichſten Steinchen beſtehenden Stubenböden, die leichten Betten und vernachläßigten Meubles, alles trug den Charakter des Südens. Wir tranken den ſchlechteſten Kaffee von der Welt in einem der vielen lockenden Etabliſſements am Rhonekai und ſchlenderten den wohlbekannten Rhodan entlang, an ſeinen Brükken von Holz oder Stein, dem alten düſtern Bibliotheksgebäude, mit einem Durchgang verſehen, dem berühmten Hoſpital Hôtel de Dieu, mit zwei Statuen (Reichthum und Weisheit) auf dem Altan und mit impoſanter viereckiger Kuppel, auf der eine vorgefällte Flagge wehte, und den anderen alten und neuen Gebäuden in der ſtolzen Fronte des Rhonekai's vorbei, an der alten Gränze der Stadt.

Der nächſte Gang war durch's Gewimmel einer langen engen Straße mit vielen bunten Kaufläden nach dem Saonekai und zum Markt mit der Cathedrale; nichts iſt überraſchender und impoſanter als die Windung der Saone unter den mit Kirchen, Palläſten und Steinmaſſen geſchmückten höheren Theilen der Stadt. Über dieſer Biegung der Saone erhob ſich rechts die Vorſtadt Croix-Rouſſe; ich verglich ſie in Gedanken mit dem Capitol; aber mag deſſen Ausſicht belohnender ſein, der Anblick dieſer amphitheatraliſchen Maſſen von unten iſt weit großartiger. Die Tiber hat ſammt Vatican, Engelsburg und St. Peter keine ſo ſtolz gethürmten Höhen aufzuweiſen, wie die Mauerkrone Lyon's. Dieſe Anſicht der Stadt wird vom Total-Überblick auf der Höhe Fourvières nur an Reichthum, nicht an Großartigkeit übertroffen.

Hier an den Saonekai's beſchäftigt der regſte Verkehr den Beſchauer; die Menge von ſchönen Läden und Boutiquen an den Ufern hin, Fußgänger, Eſelsreiter, Landwagen, Omnibus und Caroſſen, Schiffe und Schiffsgelegenheiten, beladene Menſchen und Thiere, das Leben auf den Brücken (einige noch mit Zollerhebung), das Getreibe des Markts mit allerlei fremden Trachten, das treffliche ſüdliche Obſt und Gemüſe, Fiſche ꝛc. alles im Überfluß. — Auf der Place de la Cathedrale angelangt, erſtaunten wir über die Armuth der Hauptkirche einer ſolchen Stadt: kahl und aller Ornamente beraubt, außer den einförmigen gothiſchen Basreliefs des Portals, die der Zertrümmerungswuth der Revolution nichts boten. An allen noch vorhandenen Figuren dieſer und der andern weniger bedeutenden Kirchen fehlen die Köpfe und Obertheile. Die gothiſch gebaute Cathedrale hat einfache Verhältniſſe, und ſteht an den vier niedern flach gedeckten Thürmen, ohne Kuppel dazwiſchen, wie die Genfer ſie hat, von hinten faſt wie ein Fort aus; die Farbe des Geſteins iſt dunkelgrau, während faſt alle Gebäude der Stadt eine gelbliche heitere Steinfarbe haben. Die Façade ohne Thürme nimmt ſich ſeltſam aus. Das Innere iſt ſchön gewölbt, die Glasmalerei zum Theil neu; außer der alten künſtlichen Uhr im linken Flügel des Kreuzes enthält ſie nichts Bemerkenswerthes. Die ſchöne Architektur der Emporkirche und der Säulen machen in dem Helldunkel der farbigen Scheiben den kräftigſten Effekt.

(Fortſetzung folgt.)

Bewegung der franzöſiſchen Preſſe im Jahre 1835.

(Fortſetzung.)

II. Strenge und Erfahrungs-Wiſſenſchaften. *) — Die Gelehrten — vorzüglich in Frankreich — haben jetzt eine ganz andere Stellung und Bedeutung als in früheren Zeiten. Mit Glücksgütern und Orden begabt, ſind ſie jetzt zugleich Staatsmänner, Männer der Salons, der Akademien und der — Aktien, d. h. Aktionnairs in allerlei Unternehmungen. — Die Politik, die vor der Bewegung der Geiſter erſchrack, und ſie auf die anſcheinlich fernliegenden Studien hingeleitet, — hat das 19. Jahrhundert zum goldenen Zeitalter der Wiſſenſchaften gemacht. — Die Gelehrten ſelbſt wiſſen ſich zwar vorzüglich etwas mit ihrer ſg. Poſitivität; — ſie vergeſſen aber, daß beinahe alle phyſiſchen Wirkungen Unbekanntes zu erſten Urſachen haben, und daß ſelbſt die Chemie, indem ſie unzerſetzbare Subſtanzen als Elemente annimmt, von einer Hypotheſe ausgeht. — Die wiſſenſchaftlichen Werke begreifen eine Reihe von Thatſachen, die durch analytiſches Raiſonnement, oder experimentale Beobachtung gewonnen ſind. Um die Leiſtungen eines ganzen Jahres zu würdigen, müßte man alle neue Thatſachen aufzählen, die ſich hervorgethan haben, um hiernach ein allgemeines Ergebniß zu formaliren. Da dies zu weit führen würde, ſo mögen flüchtige Umriſſe hier genügen.

1. Die reine Mathematik hat gemeinſchaftlich mit den phyſikaliſchen Wiſſenſchaften ſich um 71 Werke (1642 D.-B.) bereichert. Die transzendentale Mathematik hat nur einige Broſchüren an's Licht gerufen; die Aſtronomie in allem nur 9 Druckwerke, unter denen nur zwei Erwähnung verdienen. Herr J. J. Sedillot hat nämlich eine arabiſche Handſchrift überſetzt, die unter dem Titel: „Sammlung der Anfänge und der Enden“ von dem aſtron. Verfahren der Araber handelt, und Herr de Pontecoulant hat durch ſeine „Théorie analytique“ das Weltſyſtem von Laplace beſtätigt, welches jetzt zum 6tenmale aufgelegt worden. —

Die Phyſik hat zwei Werke erſten Ranges gewonnen, durch Becquerel's (noch nicht ganz beendigten), „Traité de l'électricité et du magnetisme“ und durch Poiſſon's „Théorie mathématique de la Chaleur.“

Die Chemie reproduzirt und vervollſtändigt die Arbeiten von Berzelius, Thénard und Dumas.

Denkſchriften der Provinzial-Akademien, größtentheils der Phyſik gewidmet, erſchienen 13. —

2. Natur-Wiſſenſchaften (im engeren Sinne). Das Naturſtudium iſt jetzt zu einem Vergnügen des guten Tones geworden. Ihm verdankt der Buchhandel des vorigen Jahres 91 Werke. (v. 1810 D.-B.) Beinahe alle ſind Monographien, zum Theil veranlaßt durch mikroskopiſche Beobachtungen. Wird hierdurch die Wiſſenſchaft mit Zer-

---

*) Der franzöſiſche Sprachgebrauch unterſcheidet noch science, als gewiſſes, auf Berechnung oder unmittelbare Beobachtung ſich ſtützendes Wiſſen, von Philosophie und Méthaphysique — als den Gebieten der Spekulation und des durch Schlüſſe vermittelten Erkennens.

ſplitterung bedroht, ſo ſcheinen dagegen einige Forſcher den Weg zu einer neuen vereinigenden Methode eingeſchlagen zu haben, indem ſie die Phänomene beobachten, welche der Entſtehung und Organiſation jeder Gattung vorgehen, um hierdurch zu einem allgemeinen Bildungsgeſetz zu gelangen, welches auf die ganze animaliſche Reihe angewendet werden könne. Hierhin möchten zu rechnen ſein: Die „Philosophie de l'histoire naturelle," von **Virey**, der „Précis d'anatomie comparée," von **Hollard** und ein „Essai sur la Vitalité." Bemerkenswerth iſt die Behauptung **Hollard's**: „Gott iſt der Wiſſenſchaft der Natur eben ſo unentbehrlich, als der Natur ſelbſt." Ähnliches erklärt der Eſſai und gibt Virey zu verſtehen.

Näher vertheilt ſich jene Zahl von 91 Schriften, den einzelnen Zweigen nach, folgendermaßen:

Zwölf Schriften für allgemeine und Elementarkenntniſſe. Für **Zoologie**: Zwölf, größtentheils von Bedeutung und empfohlen durch die Namen: **Duméril**, **Valenciennes**, **Leſſon**, **Milne-Edwards** und **de Féruſſac**. Zur **Inſektenkunde** bieten ausgezeichnete Beiträge, die „Entomologie des Environs de Paris," von **Boisduval** und **Lacordaire**, dann die „Lépidoptères," von **Godart** und **Duponchel** und die „Coléoptères," vom Grafen **Déjean**. — Unter den 20 botaniſchen Schriften zeichnet ſich aus **de Candolle's** „Introduction à l'étude de la botanique," und die „Phytographie médicale" (die Geſchichte der Pflanzengifte), von Joſ. **Roques**. — Die **Geſchichte der unorganiſchen Welt** beſchäftigte 19 Schriftſteller. Die Mineralogie und namentlich die **Geologie** iſt jetzt [illegible] [illegible] zu den wiederaufgelegten claſſiſchen Werken dieſes Zweiges muß man noch die von **Elie de Beaumont**, **Amedée Burat** und **Rozat** hinzufügen. **Cuvier's** „Recherches sur les ossemens fossiles" ſind zum 4tenmal aufgelegt worden. —

3. **Medizin**. Die hierhin einſchlagenden Arbeiten haben 191 Werke (v. 2865 D.-B.) geliefert. Von dieſen gehören 19 der **Anatomie**. Wir bemerken darunter die Schriften von **Cruveilhier**, **Bourgery** und von Dr. **Carus**. Auch der **Phrenologie** ſind einige Abhandlungen gewidmet, und die Erſcheinung der **Homöopathie** hat 12, die der **Cholera** noch 27 Flugſchriften hervorgerufen. Der **Chirurgie** gehören 27 ſpezielle Abhandlungen, der **Pathologie**, **Therapeutik** und **Geſundheitslehre** 96 Schriften.

4. Die **induſtriellen Künſte** haben Stoff zu 178 Schriften (v. 2629 D.-B.) gegeben, von denen 37 dem **Geniewesen**, 40 dem **Ackerbau** und der **Landwirthſchaft**, 27 der **Thierarzneikunde**, 14 der **Haushaltungskunſt**, 51 dem **Fabrik-** und **Handelsweſen** gewidmet ſind.

Zum Schluſſe dieſer Abtheilung mag erwähnt werden, daß man im Laufe dieſes Jahres die Newtoniſche Anti-Attraktion (!) entdeckt haben will, — ferner eine einzige Bewegkraft des Univerſums; — ein phyſikaliſch-chemiſches Syſtem, welches auf drei Urelementen beruht; — mehrere medizinische Utopien, — das perpetuum mobile und die Quadratur des Cirkels. Die Palme gebührt aber wohl dem Verfaſſer der „Kunſt — d'élever les lapins, et de s'en faire 5000 Fr. de revenue." — (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Engliſches Urtheil über deutſche Philoſophen.** — Von den Franzoſen wird **Leibnitz** zu den Solitairen im Diademe des großen welthiſtoriſchen Menſchen gerechnet, **Kant's** für ihre Zunge ſtachlichſte Schriften dennoch überſetzt, **Fichte** — oder wie ſie häufig ſchreiben Fitche (das heißt Fitſche) — als ein tiefer und edler Denker geprieſen, **Schelling** und **Hegel** werden als ein ſtrahlendes Doppelgeſtirn an das weltüberſpannende Geiſterfirmament verpflanzt; den beiden letzteren hat Couſin ſogar mehrere Schriften gewidmet. **England** hingegen wird von ſeinem Welthandel und der, den Handel — und durch und mit dieſem — das comfortable Leben bedingenden Politik — ſo gewaltig in Anſpruch genommen, daß Philoſophie überhaupt — und vollends ausländiſche — nur von wenig eminenten Geiſtern — beachtet wird. Nur dieſer Umſtand kann es erklären, — wie ein Englishman, resident in Germany, — in ſeinen kürzlich zu London erſchienenen Sketches of the Germany and the Germans — ſeine Landsleute verſichern konnte, die metaphyſiſchen Werke von Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte und Schelling „hätten Europa mit ihren Werken und die Irrenhäuſer mit Kranken angefüllt!" (have filled Europe with their works, and the mad-houses with patients.)

⁂ **Waſhington's Wärterin.** — Am 25ſten Februar d. J. iſt zu New-York **Joice Heth**, wie man annimmt, die geweſene Wärterin **Waſhington's**, in dem außerordentlichen Alter von 162 Jahren, geſtorben. —

⁂ **Erard und Thalberg.** — Der durch Verfertigung trefflicher Flügel weitberühmte Erard lud kürzlich Thalberg, Chérubini und mehrere andere Künſtler zu Tiſch. Nach aufgehobenem Mahle macht Chérubini den Vorſchlag, das Inſtrumenten-Magazin des Gaſtgebers zu beſuchen, da er beauftragt ſei, einen Flügel für einen reichen Liebhaber auszuwählen; Thalberg möge bei dieſer Auswahl entſcheiden. Dieſer verſucht nun alle vorräthigen Inſtrumente, kommt aber immer wieder zu einem derſelben zurück und vertieft ſich darauf zuletzt ſo ſehr in ſein Spiel, daß erſt nach mehr als einer Stunde er wieder in die Gegenwart zurückkehrt. — Natürlich erklärt nun Chérubini dieſen Flügel für den auserwählten, und erſucht den noch daran ſitzenden Freund, um das Inſtrument zu bezeichnen, ſeinen Namen auf die Harmonie-Tafel zu ſchreiben. Unbedenklich ſchreibt dieſer: Sigismond Thalberg. Da nimmt Herr Erard die Feder und ſchreibt über dieſen Namen: Donné par M. P. Erard à M. . . Am folgenden Tage fand ſich der Flügel in des Virtuoſen Wohnung. —

Das Athenaeum ſchreibt unter'm 16. v. M. von London aus: „Es iſt wahrſcheinlich, daß Thalberg, deſſen außerordentliche Talente auswärts wahrhaft Furore machen, — noch im Laufe der Saiſon, nach London kommen wird."

⁂ **Das brittiſche Muſeum** beſaß, nach einer berichtigenden Angabe, im J. 1833 — 21,601 Bände eigentliche Manuſcripte und 19,093 handſchriftliche Urkunden.

⁂ **Pariſer Theater-Novitäten.** — Im Theater des Palais-Royal hat das neue Stück: „La marquise de Pretintailles" außerordentlich gefallen. — Die Commiſſion dramatiſcher Schriftſteller iſt beim Miniſter um die Erlaubniß eingekommen, daß das Odeon unter der Direction des Alexander Dumas wieder geöffnet werden dürfe. — Das Gymnase musical will Hr. Joachim Duflot durch eine neue Geſellſchaft in eine Art von Opéra comique verwandeln. — Ein Herr Delaboullay hat das Privilegium für ein neues Vaudevillentheater erhalten und ſucht jetzt in den ihm angewieſenen Gränzen (von der Rue Choiſeul bis zur Madelaine) einen Platz für ein Haus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 110. 1836.

Phönix.

Montag, 9. Mai.

Der Riß durch's Herz.

Wohl frißt manch' tiefe Wunden
In's Herz der bittre Schmerz.
Doch hab' ich auch gefunden,
Daß kann ein Riß geſchehen
Durch's ganze, ganze Herz.

Die tiefſte Wunde heilet,
Schmerzt ſie auch noch ſo ſehr,
Ein Riß doch, der zertheilet
Das Herz auf einmal gänzlich,
Der heilet nimmermehr.

O ſtellte, ſo zerriſſen,
Das Herz die Schläge ein!
Doch Menſchenherzen müſſen,
Wenn auch zerriſſen, lange
Noch ſchmerzlich zuckend ſein.

Juſtinus Kerner.

Jahresfeier
der
Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft zu Frankfurt a. M.

Mit der wiederaufſteigenden Sonne — die Ausſtellung der Erzeugniſſe des Gewerbfleißes, die in ſtiller Häuslichkeit in den heimelichen Wintermonaten gereift; — dann bei dem erſten Lächeln des Frühlings das ſinnige Blumenconcert, allen Freunden der Natur ein willkommenes Feſt; — am erſten Mai aber die Jahresfeier der naturforſchenden Geſellſchaft im ſtätig herrlicher aufblühenden Muſeum; — bald darauf das im Freien gefeierte dreitägige Pfingſtfeſt, die glänzendſte und heiterſte Verſammlung der hieſigen Einwohnerſchaft, — dann hoffentlich wieder eine Kunſtausſtellung im Sommer, und die feſtliche Weinleſe im Herbſt, welcher die mannichfaltigen Muſenfeſte in den Wintermonden ſich anreihen, — furwahr ein reicher Feſt- und Freudencyclus für die Bewohner der freien Stadt Frankfurt und die immer reichlicher zuſtrömenden Fremden! — Den Freunden der Naturkunde aber iſt billig der erſte Mai der willkommenſte Tag. Alle, aus Stadt und Umgegend — und Umſtätten finden ſich ein in dem ſchönſten, mit Blumen geſchmückten Saale des naturwiſſenſchaftlichen Muſeums, in welchem eine der reichſten Vögelſammlungen Europa's ſich der Beſchauung darbietet. Die Vorſteher der Geſellſchaft erſtatten Bericht über die inneren und äußeren Verhaltniſſe, über Arbeiten, Leiſtungen, Bereicherungen oder auch Verluſte derſelben im verfloſſenen Jahr, und ſprechen Ausſichten, Hoffnungen, Wunſche aus — für die Zukunft; dann werden Vorträge gehalten zur Mittheilung von Entdeckungen oder intereſſanter Ergebniſſe der Beobachtung und Forſchung; — ein heiteres Mahl auf dem nahen Forſthauſe verſammelt — nach guter germaniſcher Sitte — zur Krönung der Feier die Freunde zum Andernmale zu vertraulicher Beſprechung.

So auch in dieſem Jahre. Zwar wurde die Verſammlung, welcher ein Vortrag des, um die Naturwiſſenſchaft überhaupt und um das hieſige Muſeum ganz beſonders verdienten Dr. Ruppell angekundigt war, durch deſſen Erklärung auf das ſchmerzlichſte berührt, daß er ſich bewogen finde, aus der Geſellſchaft auszutreten, und ſich eben deßhalb nicht in der zur Abhaltung ſeines Vortrages geeigneten Stimmung finde; — da ſich indeß gar bald die Mißverſtändniſſe gelöſ't haben, die zu jener Erklärung Veranlaſſung geboten, und dieſem nach Dr. Rüppell ſeiner Erklärung keine Folge gegeben, ſo können wir uns nun mit ungetrübter Freude der Erinnerung an jene Jahresfeier hingeben, — wie denn jenes Vorfalls auch nur deßhalb hier gedacht worden, weil derſelbe bereits in öffentlichen Blättern zur Sprache gebracht worden, ohne daß zugleich der bald darauf erfolgten Ausgleichung Erwähnung geſchehen. —

Von dem Inhalt der Vorträge, die uns freundlichſt zur Durchſicht mitgetheilt worden, werden wir im Nachfolgenden eine gedrängte Überſicht geben, und hierbei mit dem letzten, von Herrn Dr. **Mappes**, als Sekretair der Geſellſchaft gehaltenen Vortrage beginnen, der des ſchmerzlichen Verluſtes gedenkt, den die Geſellſchaft durch den Tod eines ihrer Mitſtifter und thätigſten Mitglieder, des Hofraths Dr. **Bernhard Meyer** erlitten

Am 21ſten Auguſt 1767 zu Hanau geboren, eines Zahnarztes Sohn, wurde Bernhard Meyer frühe beſtimmt, ſich dem ärztlichen Berufe zu widmen. Zugleich weckten die Reiſeberichte des Vaters, der früher Schiffschirurg geweſen, ſchon in dem Knaben eine lebhafte Neigung zum Studium der Natur. Schon als er auf der Univerſität Medizin ſtudirte, legte er ſich Sammlungen von rohen Arzneikörpern und Metallpräparaten an. Im Jahre 1790 zum Doktor promovirt, reiſ'te er nach Berlin, wo er des großen Botanikers Wildenow und des edlen Heim Freundſchaft gewann. Mit Klaproth bereiſ'te er ſpäter den Harz, und entwarf hier tiefgefühlte Naturſchilderungen, von denen einige in von Münchhauſens deutſchem Bardenalmanach von 1802 abgedruckt ſind. Von 1791 — 96 ausübender Arzt in Hanau, gab er 1792 eine „Anleitung Kranke zu examiniren" heraus, legte ſich einen botaniſchen Garten an, durchforſchte mit Gärtner und Kopp die ganze Umgegend und gab mit ihnen in den Jahren 1799 bis 1802 die **Wetterauer Flora** (in 3 Bänden) heraus, die gleich bei ihrem Erſcheinen die ehrenvollſte Aufnahme fand. Indeſſen hatte er ſich ſchon 1796 veranlaßt gefunden, nach Offenbach überzuſiedeln, wo er, als Apotheker und Zahnarzt genug erübrigen konnte zu umfaſſenderen, naturgeſchichtlichen Studien. Beſonders die Vögel und zwar vorzüglich die der Umgegend zogen nun ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und ihrer Beobachtung widmete er ſich mit unermüdlicher Geduld. Im Jahr 1805 reiſ'te er nach Holland, um die Sumpf- und Waſſervögel und 1816 nach der Schweiz, ſpäter auch nach Holſtein und Dänemark, — um die ſüd- und norddeutſchen, die Alpen- und Seevögel genau kennen zu lernen. Indeſſen bot ſeine nach und nach zu Stand gebrachte, vollſtändig zu nennende Sammlung europäiſcher Vögel mit Neſtern und Eiern ihm den Stoff zu ſeinem Hauptwerke **über deutſche Vogelkunde**, zu welcher er treffliche Abbildungen entwerfen ließ und die eine geraume Zeit als klaſſiſch gegolten. Geſchätzt ſind auch ſeine **Beſchreibung der Vögel Livlands und Eſthlands** und ſeine Aufſätze in den Annalen der Wetterauiſchen Geſellſchaft. — Seine Sammlung ſelbſt wurde 1820 von der hieſigen naturforſchenden Geſellſchaft angekauft und bildet gewiſſermaßen die Grundlage ihres Muſeums.

Sowohl dieſe Sammlung als auch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit hatten ihn mit den ausgezeichnetſten Naturforſchern bekannt gemacht, — ſeine liebenswürdige, eben ſo anſpruchloſe, als reichbegabte Perſönlichkeit ihm ihre Freundſchaft gewonnen; — wir nennen nur Georg Forſter, von Langsdorf, A. v. Humboldt, Prinz Max v. Neuwied, Göthe; Temmink und Schinz. So war ſeines Lebens Signatur zu ſammeln und das Geſammelte zu verbinden und zu ordnen, und wie er vor etwa 30 Jahren mit ſeinen Freunden die Wetterauer Geſellſchaft geſtiftet, ſo war er auch einer der Thätigſten bei Stiftung und Erweiterung der Geſellſchaft, die heute ſein Andenken feiert. Faſt jede Jahresverſammlung erfreute er mit einem intereſſanten und originell-launigen Vortrag; zu Ende des vorigen Jahres erkrankt, hatte er für den heutigen Tag ſich vorgenommen, **vom Schwanengeſang** zu reden. Aber dieſe freundliche Zuſage wurde ſein eigener Schwanengeſang, er ſtarb am erſten Tage dieſes Jahres. (Schluß folgt.)

Streifzüge in das Gebiet der neueſten Literatur des Auslandes.

VI.*)

Felicia Hemans.

Die letzten irdiſchen Geſänge dieſer edeln, reinen, vom Leben ſchwergedrückten und doch ſich ſtets gleich bleibenden Seele ſind ſo eben erſchienen; ſie müſſen jedes fühlende Gemüth mit tiefer Trauer erfüllen. Eine ſolche zarte, ächte Anmuth des Schmerzes, wie Felicia Hemans ſie kund thut, habe ich in ganz Iſrael noch nicht wiedergefunden, und dabei eine ſo tiefe und doch ſo geniale Einfachheit. Sie ſtarb am 16. Mai 1835 in Dublin, voll ſanfter Entſagung ſich dem Tode hingebend, wie ſie das Leben getragen hatte. Als Dichterin war ſie ihren eigenen Weg gewandelt, dennoch die Erſte unter ihren Mitſchweſtern. Das Schönſte und Eigenthümlichſte an ihren Leiſtungen iſt die hohe Grazie der Weiblichkeit, die wie eine Glorie auch auf dem kleinſten ihrer Gedichte ruht, ihr ſelbſt oft unbewußt, unzertrennlich von Allem, was ſie ſchrieb, wie von ihrem eigenen Charakter. Es genügt bei andern genialen Frauen, ſie zu bewundern als außergewöhnliche, ſeltene Erſcheinungen; bei ihr genügte das nicht, man mußte ſie lieben. Was der Genius gibt, Tiefe der Gedanken, Reichthum der Bilder, Klarheit und Klang der Sprache, ſie beſaß es; aber ſie verband damit Glut der Empfindungen, gemildert durch zarte weibliche Scheu und Erfahrung, felſenfeſten Glauben, wie er einer Frau geziemt, und eine reine, innige, unwandelbare Liebe, die wie der Himmel alles Geſchaffene umfaßte und mit dem Frieden einer geläuterten Seele auf dem Schönen ruhte.

Ihre Schickſale ſind mit wenigen Worten erzählt, doch dieſe wenigen Worte bergen ein tiefes Leid. Ihr Vater war ein Irländer, ihre Mutter eine Deutſche, aus edelm altvenetianiſchem Geſchlecht; ſie ward früh, aber **unglücklich** vermählt. In dieſer Ehe gebar ſie fünf Söhne, von denen mehrere ſchöne Hoffnungen gewähren. Lange Jahre lebte ſie in ſtiller Zurückgezogenheit mit ihrer Mutter zu St. Aſaph in Nordwales, dann nach deren Tode zu Wavertree bei Liverpool und endlich in Dublin.

---

*) Durch Verſehen blieb bei dem letzten Streifzug die Nummer V. aus.

Sie hat viel geſchrieben, meiſt lyriſchen Inhaltes, nicht Alles von gleichem, aber Alles ohne Ausnahme von hohem Werth. In England wird ſeit ihrem erſten Auftreten nur mit der Stimme der Liebe von ihr geredet, und jetzt, da ſie geſchieden, iſt ihr Andenken heilig und wird ſich von Jahr zu Jahr mehr verklären. Wie Shakeſpeare der koſtbarſte Edelſtein, ſo iſt ſie als die ſchönſte und reinſte Perle in der Krone der engliſchen Poeſie zu betrachten.

Statt einer kalten kritiſchen Darſtellung des Inhaltes der zu Anfang erwähnten Sammlung [*]), mögen hier lieber einige Gedichte derſelben in möglichſt treuer Überſetzung folgen; meine Leſerinnen wiſſen mir gewiß Dank dafür, obwohl ich leider bekennen muß, daß es mir unmöglich war, den Reiz und die Zartheit des Originales auch nur entfernt zu erreichen.

Zuerſt vor allen ihr letztes Gedicht auf dem Krankenlager, wenige Tage vor ihrem Tode geſchrieben:

Sabbathmorgen.

Sonnet.

Wie viel Geſegnete, zu dieſer Stunde,
  Zieh'n ihres Wegs durch Englands Wieſenauen,
  Sich in den hohen Tempeln zu erbauen,
  Wo Glockenklänge tönen heil'ge Kunde.
Die Hallen ſenden jetzt, die altersgrauen,
  Hinaus die Söhne; aus der Hütten Runde,
  Die durch den reichen Blüthenſegen ſchauen,
  Fluthen-Bewohner, zu des Friedensbunde
Wie ein befreiter Frühlingsſtrom. — Die Pfade
  Kann ich nicht ſchreiten, da mich hält gebunden
  Das ſchwere Siechthum; — aber deine Gnade,
O Vater! ſegn' ich innig, denn empfunden
  Hat mein geprüftes Herz des Sabbaths Frieden,
  Der tiefſten Dankes Ruhe ihm beſchieden.

Ganz verſchieden von dieſem tiefen, rührenden Gebet iſt folgendes eigenthümlich ſchöne, ſelbſt in ſeinem Vaterlande wenig gekannte Gedicht.

Das Begräbniß in der Wüſte.

Im Schatten der Pyramide
Ward unſeres Bruders Grab gemacht,
Als der heiße Kampf geendet,
Und der Wüſte Sonne wendet
Den Scheideblick auf das Feld der Schlacht.

Der blutrothe Himmel droben
Ward dunkel im nächtlichen Weh'n;
Und der Araber hat ſchweigend
Die eilige Trauer geſeh'n.

Aegyptens Fluß erbrauſ'te
Mit ſeinen Wellen bang,
Und den einſamen Palmbaum durchſauſ'te
Der Wind mit zitterndem Klang.

Wo im Schatten der Pyramide
Des Bruders Grab ward gemacht,
Als der heiße Kampf geendet,
Und der Wuſte Sonne ſendet
Den Scheideblick auf das Feld der Schlacht.

Die Väter unſeres Bruders
Trug man in ein ritterlich Grab,
Und ſenkte mit Fackeln und Liedern
Sie feierlich hinab.

Doch er, der Edelſte, Letzte
Vom hohen Normannengeſchlecht,
Ward mit wenigen Worten der Liebe
Des Kriegers zur Ruh' gelegt.

Im Schatten der Pyramide
Ward der Jungling zur Gruft gebracht,
Als der heiße Kampf geendet,
Und der Wuſte Sonne wendet
Den Scheideblick auf das Feld der Schlacht.

Doch laßt ihn, laßt ihn ſchlummern
Bei der alten, ägyptiſchen Fluth;
Wohl dem, der mit ſeinem Ruhme
Unbefleckt im Grabe ruht.

Wo die glänzendſten Namen erbleichen,
Wo der höchſte dem Sturz geweiht;
Da möchten wir ihn nicht rufen
Für die Stunde der Dunkelheit.

Aus dem Schatten der Pyramide,
Wo wir zur Gruft ihn gebracht;
Als der heiße Kampf geendet,
Und der Wüſte Sonne wendet
Den Scheideblick auf das Feld der Schlacht.

Das folgende Gedicht ward ſchon vor langen Jahren geſchrieben, und an ein von dem berühmten Maler Weſt verfertigtes Bild der Dichterin gerichtet.

An mein eigenes Porträt.

Wie kommt es, daß vor meinem Blick,
Da er dich ſchaut, ſo mild,
Vergangenheit mir kehrt zurück
Gleich einem Spiegelbild?
O, welcher Zauber ruht in dir,
Und zeigt mein tiefſtes Innern mir?

So wie ein Lied aus alter Zeit
Oft die Erinn'rung weckt;
Der Glocken Klang, ob noch ſo weit,
Geſchiedenes erweckt;
Und wie der Frühlingsblüthenduft
Vergang'nes zaubert aus der Gruft:

So wirkſt auch du: Sie zieh'n herbei
Aus ihrer tiefen Ruh',
Von ſchwerer Grabesknechtſchaft frei,
Und lächeln hold dir zu;
Und ſüße Töne reden traut
Zu mir mit wahrem Herzenslaut.

Bis der Gedanken Fluth mich drückt,
Und drängend mich umringt,
Von Tagen ſpricht, wo ich beglückt,
Und mich zu weinen zwingt.
Die heißen Thränen ſtill' ich nicht,
Sie ſind ein Quell, der Bahn ſich bricht.

Doch du — du Bild von meinem Ich,
Du bleibſt — wie wunderbar! —
So wie du biſt — nichts ſtöret dich —
Du zeigſt, wie einſt ich war.
Dein Antlitz — kaum kann ich's verſtehn,
Läßt weder Licht noch Schatten ſehn. —

Dich ſo zu ſchau'n! Da Schmerz und Luſt
Die Seele mir ergreift,
So wie ein Windſtoß unbewußt
Das Eſpenlaub durchſtreift!
O, daß die Ruh' in deinem Blick
Der wilde Sturm auch trieb zurück!

Doch blicke du ſo heiter dort,
Wenn liebe Freunde nahn,
Mein Lied und meine Seele fort, —
Und mich in dir umfahn,
Und ſprich: ſie konnt' nichts Beſſ'res thun,
Als zu entfliehen und zu ruhn.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß eine Auswahl der Gedichte dieſer vortrefflichen Frau von kundiger Hand beſorgt und in Deutſchland verbreitet würde; noch beſſer aber würde es ſein, wenn eine ihrer talentvollen deutſchen Schweſtern ſie in unſere Sprache übertragen wollte; denn Felicia Hemans hat wie keine den ihr angewieſenen Beruf erfüllt und mit Engelszungen zu den Menſchen vom Heiligſten aus begabter Bruſt geredet.

O. L. B. Wolff.

---

[*]) Poetical Remains of the late Mrs. Hemans. Edinburgh, Blackwood; London, Cadell.

Hannover'ſche Kunſtblätter.

1836. Nro. 1 — 12.

(Hannover. Hahn'ſche Hofbuchhandlung.)

Schon im vorigen Jahre ſprachen wir in dieſen Blättern einige Worte der Anerkennung über die treffliche Geſinnung, welcher die Hannover'ſchen Kunſtblätter ihren Urſprung zu verdanken hatten; es war ein ſehr glücklicher und nachwirkender Gedanke, in dem Publikum, welches die friſchen Eindrücke der Kunſtausſtellung in ſich aufgenommen hatte, noch während und unmittelbar nach derſelben, das Bedeutendſte durch treue Copieen und treue Geſchichte (im höhern Sinn, nicht blos Kritik) der Kunſtausſtellung gleichſam für immer einzubürgern. Durch eine ſolche Doppelchronik, ſelbſtſprechende und beſprechende, wird der eigentliche Zweck von Expoſitionen völlig aufgerundet, das flüchtige erſte Intereſſe der Neugier verdichtet zum Geſchmack, die bloße Mode verſchwindet allmählich, und ſtatt ihrer wird Kunſt immer mehr ein Bedürfniß; endlich trägt die Doppelchronik das Bleibende je einer ſolchen Expoſition nach andern Städten, und — wird das lobenswerthe Beiſpiel nachgeahmt, ſo haben wir in Deutſchland bald eine allgemeine, artiſtiſche Inſtruktion der ganzen Nation, ohne pedantiſche Lehrer, eine Gemeinſamkeit in der Kunſt, — abgeſehen davon, daß ſich alljährig eine höchſt lehrreiche Überſicht des Standes der deutſchen Kunſt herausſtellen würde.

Möchten deßhalb doch alle übrigen deutſchen Städte, in welchen Kunſtausſtellungen veranſtaltet werden, das in Hannover gegebene vortreffliche Beiſpiel nachahmen, Kunſtblätter ganz in der Weiſe der Hannover'ſchen als unentbehrliches Supplement der Expoſitionen ſtiften, und dabei von Jahr zu Jahr ſo rüſtig in der Vollendung weiter ſchreiten, wie die Herren Oſterwald und Dettmold, hauptſächlich der erſte mit ſeinen trefflichen Holzſchnitten es thun, die ohne Frage bedeutend beſſer ſind als die vom vorigen Jahre. Sehr zu rühmen iſt der unpartheiiſche Text und die unpartheiiſche Wahl der in Copieen mitgetheilten Gemälde. Wir nennen zu dieſem Behufe die von Oſterwald gewählten: Riedel's Neapolitanerin, Kirner's und von Heydek's Genrebilder, Braun's Gefangener, Embde's Bauernkinder, Dominico Quaglio's Kirche von Arnſtein, ein Porträt von Stieler, Steinbrück's Elfen und deſſen Madonna, Holm's Rennthiere, Landſchaft von Morgenſtern, Deger's Madonna, Kaulbach's Statuette des Cornelius und Drake's Porträtſtatuetten: Schinkel und W. v. Humboldt, ein Schlachtbildchen von Monten, endlich Oſterley's Tochter Jephtha.*) Dieſe Copieen ſind mit großer Tüchtigkeit gemacht, durch die correſpondirenden Analyſen der Werke und Charakteriſtiken der Künſtler ſchlingt ſich eine verſtändig zuſammengeſtellte Synopſe über Beſtrebungen und Tendenzen neuerer Kunſt. Charmant iſt der humoriſtiſche Prolog, (die Titelzeichnung): fünf Stationen aus der Geſchichte des Mannes mit dem Eſel, der es den guten Leuten in Schilda nie recht machen konnte.

Und nochmals kommen wir darauf zurück, zu wünſchen und dringend aufzufordern; das lobenswerthe Beiſpiel der Hannover'ſchen Kunſtblätter möge allenthalben Nachahmung finden. Wie viele treffliche Holzſchneider beſitzt Deutſchland, die ſolchen Inſtituten ganz gewachſen wären, Blaſius Höfel in Wien, Neuer und Helmſauer in München, Pfnor in Darmſtadt, Gubitz in Berlin u. ſ. w. a. Dadurch würde die Wirkung der Expoſitionen eine dauernde.

Notizen.

⁂ Grabbe hat ſeine „Herrmannsſchlacht" vollendet, als komiſches Nachſpiel dazu: „Eulenſpiegel."

⁂ Schwyz, Teſſin und Appenzell. — Zu einer genaueren Kenntniß der Schweiz bietet das hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſche Gemälde derſelben, welches bei Huber in St. Gallen erſcheint, reichliche Beiträge. Aus den zuletzt erſchienenen Heften, welche den drei katholiſchen Kantonen Schwyz, Appenzell und Teſſin gewidmet ſind, erſehen wir u. a., daß allein in Schwyz 388, in Teſſin 640 Welt- und Ordensgeiſtliche, und in Teſſin 165 Nonnen ſich befinden. Während aber das reformirte Appenzell Außerrhoden 4,914 ſchulbeſuchende Kinder zählt, konnten bei Schwyz nur 2,070 auf 3,850 wirklich ſchulfähige, im Teſſin nur etwa 50 auf 1000 — angenommen werden. Im letztgenannten Kanton ſollen ſogar von 20,000 Activbürgern 6- bis 7,000 völlig ungeſchult ſein. Im Kanton Schwyz iſt am 14. März 1835 (!) die peinliche Halsgerichtsordnung Karl's V. auf's neue beſtätigt worden; die Folter galt bis zur letzten Staatsverordnung, und noch jetzt dürfen Angeſchuldigte, „die ſich boshaft verſtellen," (wie zu erweiſen?) mit hartem Lager, Nahrungsverminderung, Kettenſchließen, Streichen (6 in jedem Verhör) belegt werden. Auch im Kanton Appenzell hielt man ſich bis auf die neuere Zeit an die Carolina und das moſaiſche Recht: — die Folterwerkzeuge werden noch zur „Territion" gebraucht, und in der letzten Zeit wurde ein Brandſtifter durch Ruthen- und Stockſtreiche ꝛc. zum Geſtändniß gezwungen.

Monument für Ludwig van Beethoven.

Beethoven! Welcher Deutſche ſpricht dieſen Namen nicht mit Stolz, mit Ehrfurcht, mit Begeiſterung aus! Welcher Deutſche ſieht nicht mit freudiger Erwartung dem Tage entgegen, an welchem Beethoven's Monument in ſeiner Vaterſtadt Bonn enthüllt wird? Jeder Gebildete kennt den Aufruf des Bonner Vereins für Beethoven's Monument; jeder Gebildete wird gerne ſein Scherflein dafür beitragen. Das iſt eine Ehrenſache deutſcher Kunſt, eine Herzensangelegenheit deutſcher Pietät.

Der Bonner Verein für Beethoven's Denkmal hat ſich an mich mit der Aufforderung gewandt, hier in Frankfurt Beiträge dafür zu ſammeln. Mit wahrer Herzensfreude begab ich mich an's Werk. Beethoven war mir Landsmann, Lehrer, Freund; Alles, was ihn angeht, klingt laut in mir wieder. Ich ſchulde ihm eine dreifache Weihe: der Erinnerung, dem, ich darf ſagen, väterlichen Freund, der Dankbarkeit dem Lehrer, und der Ehrfurcht dem Heros deutſcher Kunſt. Ich lebe in Frankfurt, wo deutſche Kunſt, deutſche Ehre Herzen finden, die für ſie ſchlagen. Frankfurt, davon bin ich lebhaft überzeugt, wird unter Deutſchlands Städten nicht die letzte ſein wollen, um Ludwig van Beethoven's Monument zu Stande bringen zu helfen.

Die Initiative dürfte am glänzendſten und ehrenvollſten durch ein großes Concert gegeben werden, deſſen Ertrag für jenen Zweck verwendet würde. Es ſei kein Todtenopfer den Manen des Verſtorbenen; es ſei ein Lebenshymnus für den unſterblichen Genius. Es ſei ein Feſt deutſcher Künſtler und Kunſtfreunde, die in dem Namen Beethoven ihren Vereinigungspunkt finden. Was ich dazu beitragen kann, biete ich aus ganzer Seele auf.

So mögen denn dieſe Zeilen allen hieſigen Verehrern des großen Meiſters als Aufforderung gelten, ſich mit mir für jenen Zweck zu vereinigen, zu beſprechen, zu berathen. In den Vormittagsſtunden der nächſten 8 Tage von 11 — 1 Uhr ſind mir ihre Beſuche herzlich willkommen.

Frankfurt a. M., 6. Mai 1836.

Ferdinand Ries.
Hochſtraße Lit. E. Nro. 11 a/1

---

*) Man vergl. die Berichte über die Hannöver'ſche Kunſtausſtellung in Nro. 70, 71 und 76 des Phönix von d. J.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 111. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 10. Mai.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

63.

Johannis 1835.

Frühzeitig wardſt du in die Schule dieſes Lebens
Geſandt, und durchgemacht haſt du ſie nicht vergebens.

Jung, jede Prüfung haſt du rühmlich ſo beſtanden,
Daß ſie dich würdig bald zum Weiterrücken fanden.

Erhebung ohne Stolz, Ergebung ohne Beugniß:
Der Schul' entlaſſen biſt du mit dem beſten Zeugniß.

Du haſt viel ſpäter als wir ſelbſt den Gang begonnen,
Und unerwartet uns den Vorſprung abgewonnen.

Du haſt die Höh' erreicht, nach der dich's früh getrieben;
Wir ſind hier unten auf der Schulbank ſitzen blieben.

Ein Zeichen, daß wir noch genug gelernt nicht haben,
Für jene Klaſſ', in die ſie dir den Zutritt gaben.

64.

Neujahr 1836.

Und nur durch Eines haſt du dich als Kind verrathen,
Daß du dem Mütterlein nicht konnteſt lang' entrathen.

Ein halbes Jahr iſt's nur, daß du biſt hingegangen,
Und ſchon haſt du ſie nachgezogen mit Verlangen.

Wie oder hat ſie ihr Verlangen nachgezogen?
Entgegen ſind ſich zwei Verlangen nur geflogen.

Die deine Mutter war, war ſie doch meine auch;
Wie haben wir getheilt mit ſo ungleichem Brauch?

Dein Theil iſt dort mit ihr zu lachen im Vereine,
Und mein's hier, daß getrennt ich von euch beiden weine.

Ich bin wohl alt genug, der Mutter zu entwöhnen,
Du jung und ſchön, um dort mit Palmen ſie zu krönen.

Doch bitt' ich, daß du mir den Schaden dadurch büßeſt,
Daß du den Vater auch und Bruder ſchön mir grüßeſt.

Denn Vater, Bruder auch, ſie gingen dir voraus,
Und wenig fehlt, ſo haſt du dort dein ganzes Haus.

65.

Der Mutter.

Wohl gönnen darf ich's dir, daß du vor mir gegangen,
Nicht dieſen Schmerz von mir, den ich von dir, empfangen;

Daß du mich bleiben ſah'ſt, und ich dich ſah verſcheiden;
Denn ſeh'n Geliebter Tod iſt mehr als eigne Leiden.

66.

Gott, der dir manches Leid im langen Leben gab,
Und endlich Ausruh dir von allen gab im Grab,

Hab' ich gebeten oft, dich nur zu überheben
Des einen, daß du mich auch müſſeſt überleben.

Mit Gott nun hab' ich dir die Augen zugethan,
So daß ich, ohne dich zu kränken, ſterben kann.

67.

O weg von deiner Stirn die Gramumdüſterung,
Von deiner Seel' hinweg die Wahnumflüſterung.

Was wölkſt du dich ſo zu? Wo biſt du und wozu?
Du biſt auf rechtem Weg, geh' deinem Weg froh zu!

68.

Was du noch nicht erſchwangſt, das kannſt du noch erſchwingen;
Und was du ſchon errangſt, laß dir nie mehr entringen.

Von ſolchem Ehrgeiz wo ſich läßt ein Schüler treiben,
Der wird der erſte bald geworden ſein und bleiben.

69.

Das Opferfeuer brennt, das nie erlöſchen darf,
Und wir ſind's alle, die man drein als Brennſtoff warf.

Der eine, Weihrauchduft, hinlodernd, leicht und heiter,
Und andre ſchwerere, der Kohle Nahrung, Scheiter.

Befeuchtet von dem Giſcht des grünen Reiſigs ziſcht
Der Brand, der nicht erliſcht, vom Windzug angefriſcht.

Die Flamme läuft im Nu von einem andern zu;
Und wenn ich bin zur Ruh', kommſt an die Reihe du.

Laßt uns, wie man uns ruft, verlodern in die Luft,
Zum Himmel Opferduft, und Aſchen in die Gruft.

Aus todter Aſche flammt, was lebend wieder flammt.
Und Gottes Wolkenzelt iſt weben Rauches Amt.

Südliche Fahrten.

(Fortſetzung.)

Nun hatten wir nicht weit zu dem alten Forum, der Vorſtadt und Höhe Fourvieres, die wir ſtatt des umbiegenden Fahrwegs auf der ſteilen und freien Treppe Tirecul erreichten, wo uns ſchöne Gebäude mit Bäumen und Gärtchen auf Terraſſen entgegenlachten; auch Steinkübel ſtanden mit ſeltnen Pflanzen auf den Mauern, unter ihnen war eine blühende Aloe. Der Weg geht oben links an einem Armenhaus vorbei, wo eine paſſende Inſchrift erſucht, den Bettlern nichts zu geben und es hier in die Boite zu werfen; eine Bettlerin hatte uns ſchlauer Weiſe unterhalb angeſprochen und ihren Zweck erreicht. Wir begegneten auf der ſaubern Straße Einzelnen und Gruppen von Betenden und Wallfahrern, überall waren Sitze von Verkäuferinnen, die Heiligenbilder, Kerzen, Wachsglieder, künſtliche hölzerne Kreuzchen und dergleichen feilboten. Sie verkündeten die Nähe der hohen Wunderthäterin der Stadt, Notredame de Fourvieres, die als Beſchützerin von Lyon und Frankreich oben in einer Kapelle angerufen und zahlreich beſucht wird.

Dicht neben ihr ſteht der neue viereckige Thurm des Obſervatoire. Keine Sternwarte, ſondern nur dem Glanze des Tages geweiht, beherrſcht er Stadt und Gegend. Unten iſt ein Caffé und ein weiter Altan nach der Stadt zu. „Vous savez que cela coute deux francs la personne?" damit trat uns ein Aufwärter entgegen. Gern entrichtet man die kleine Summe für eine ſo entzückende Ausſicht. Der Thurm hat breite bequeme Treppen, mit Ausruhepunkten und Zimmern dazwiſchen. An allen weißangeſtrichnen Wänden lieſt man den Anſchlag, man wolle ſich hier aller Inſchriften enthalten, oben liege dafür ein Buch bereit; dieſes fanden wir denn auch mit allen möglichen Tollheiten vollgekritzelt. Das Obſervatoire ſelbſt hat laternenartig hohe Fenſter nach allen Seiten: ein Rundgemälde der überraſchendſten Art; man kann ſich den Eindruck des Ganzen nicht brillant genug denken. In dieſer Laterne ſteigt man auf einem Wendeltreppchen zur Gallerie und zur Spitze in ſchwindelnder Höhe, eine ganz freie luftige Ausſicht. Die beiden ſchönen Ströme mit ihren Brücken, die verſchiedenen hohen und niedern Stadttheile, die coloſſalen Steinmaſſen, alle von lichter gelblicher Färbung, die reizenden Kai's mit Spaziergängen, das Gewimmel der Plätze, Gaſſen und Brücken, die blühenden Terraſſen ringsum, von der nachbarlichen höchſten, mit einer Gartenanlage, bis in die weiteſte Ferne überſät mit Landhäuſern, Baumgruppen, Anlagen, Gärten, Feldern und Dörfern, nichts ärmlich, alles opulent, lachend, reizend, beſonders die in Hufeiſenform gewundene Saone, mit den palaſtähnlichen Fabrikhäuſern der Croix Rouſſe gekrönt, und die noch ſtolzere Chartreuſe daneben. Hier oben wählten wir uns nun die wichtigſten Punkte zum Beſuchen aus, und Tirecul ſchnell herabſteigend, luſtwandelten wir wieder über die Saonebrücke zum berühmten Platz Ludwig's XIV., mit ſeiner Statue auf leichttrabendem Roß, und erfriſchten uns in dem zeltartigen Kaffeehaus, das mit Blumenſcherben und Kübeln in einen Garten umgewandelt iſt. Ein ſchottiſch gewürfelter Omnibus und andere buntſcheckige Wagen hielten in der Nähe des noch wenig beſuchten Platzes. Der Platz ſelbſt iſt das Schönſte, was Lyon nach dem Saonekai bietet; die beiden Façaden, die eine von der Vorſtadt Fourvieres und einem Kloſter auf imponirender Höhe überragt, dieſe und die andern ſtattlichen Gebäude ſind eines Platzes von Rom oder Neapel nicht unwerth. Auf derſelben Zeile fort zur Rhonebrücke und Vorſtadt Guillotiere wandelnd, begegneten wir dem Verkehr vom Lande über Grenoble her, vielen Fußgängern, Wagen und Omnibus, wo ſelbſt erwachſene Mädchen frei hinten aufſtanden. Seltſame Schilder mit Gemälden waren an den Häuſern zu ſehen, zwei mit Hebammen, welche geputzte Kinder hielten, die Wirthsſchilder immer à boire et à manger, zeigend, daß dem Lyoner der Durſt über den Hunger geht. Mit dem berühmten dicken und ſüßlichen Bier dieſer Stadt konnte ich mich nicht befreunden. Die geprieſenen Spaziergänge jenſeits der Rhone entſprachen nicht unſern Erwartungen, auch das bekannte Denkmal des mit jungen Platanen bepflanzten ſchaurigen Platzes Broteaux, wo Buden mit Sehenswürdigkeiten aufgeſchlagen waren, iſt ganz unbedeutend. Wir beſchloſſen unſern Spaziergang damit, daß wir zum ſchönen Kai St. Clair hinüber nach dem nahen Rathhauſe und Theater gingen, wo uns wieder das dichteſte Gewühl der Stadt umfing. Die Bauart des Hôtels de Ville von Simon Maupin, auf dem mit Fiakers beſetzten Place des Terreaux, iſt brillant durch die Maſſen, ohne gerade ſchön zu ſein; der ſchwülſtige Geſchmack aus der Zeit Ludwig's XIV. iſt bekannt. Einfältig iſt die ausgekratzte Lilie oben, während doch die Statue von Henri IV. ſtehen blieb. Von den bei'm Eintritt in den Ecken des Veſtibulums auffallenden Bildſäulen der beiden Flüſſe, von Couſtou gearbeitet, iſt auch wenig zu ſagen: ihre prunkende Erhabenheit zeigt uns Muſterbilder des Théâtre français, und ich finde es natürlich, daß man ihnen einen noch theatraliſcheren Ort, als ehemals unter den Füßen Ludwig's XIV. auf dem Platze Belcour, an den beiden Ecken des Rathhauſes anweiſen will, wo ſich die liegenden Figuren gewiß burlesk genug ausnehmen werden neben den ruhenden und gähnenden Laſtträgern oder Kutſchern.

Eine luculliſche Mahlzeit, mit Unſinn vermiſcht, wurde im Hôtel du Nord unſinnig hinuntergejagt. Einige Herren mit fürchterlichen Bärten behielten am Tiſch die Hüte auf, ſelbſt neben Damen; ein Fortſchritt in der Civiliſation, den man der Julirevolution verdankt. Das Herumreichen von langen gemiſchten Broden, aus einem großen Bäckerkorb, war höchſt komiſch; jeder Gaſt langte ernſthaft nach einem Laib und hatte ihn in Kurzem bewältigt, einige riefen ſogar nach einem zweiten; in der ganzen Welt muß es keine ſolche Brodeſſer geben, wie die Franzoſen.

Von den Merkwürdigkeiten der Stadt waren noch die Wohlthätigkeits- und Kranken-Anſtalten zurück, denn Lyon geht allen Städten Frankreichs als Muſter der Menſchenliebe vor; indeſſen war dies und die Umgebungen mehr für längeren Aufenthalt. Und winkte die zauberiſche Provence, und da das Dampfſchiff morgen nach Avignon ging, ſo ſäumten wir nicht, es zu benutzen und zeitiger der Ruhe zuzueilen. Ein kleiner Abendſpaziergang führte uns durch die belebteſten Straßen, mit den Wundern aller möglichen Erzeugniſſe dieſer kunſtfleißigen Stadt erfüllt, zum unvergleichlichen Rhonekai zurück, wo wir in einem der eleganten Café's ein auf die heißen Weine erquickliches Maraschino-Sorbet ſchlürften. Auf einem Umwege berührten wir noch einmal die Place Bellecour, um hier unter den rauſchenden Tönen einer Militairmuſik, von Luſtwandelnden umgeben, von der Höhe Fourvieres und der Beſchützerin Frankreichs Abſchied zu nehmen.

Um im Gaſthauſe unſere Rechnung zu bezahlen, hatten wir mit zwei Behörden Richtigkeit zu pflegen: die eine war das Bureau der Tafel, gleichſam das [illegible]-Amt, die andre das Comptoir der Zimmervermiethung — eine Trennung, die in einer ſolchen Stadt ihre Bequemlichkeit haben mag; die an beiden Orten thronenden Damen nahmen huldvoll ohne Hinzutreten der Garçons die Zahlung an.

(Schluß folgt.)

Bewegung der franzöſiſchen Preſſe im Jahre 1835.

(Fortſetzung.)

III. Allgemeine Erziehung. — Die Erziehung und Bildung des Menſchen ſoll eigentlich nie aufhören; bei vielen fängt ſie erſt ſpät an, und dieſe bleiben gewiſſermaßen ihr Leben lang Kinder. Hiernach kann man die hierhin gehörigen Schriften abtheilen, in ſolche, die der Jugend, und in die, welche den erwachſenen Kindern beſtimmt ſind.

1. Jugenderziehung. — Die Buchhandlungen, welche die Schriften für die Elementarſtudien verlegen, ſind im Allgemeinen die thätigſten und in commerzieller Hinſicht creditreichſten. Blos für den Gebrauch der Kinder lieferten ſie eine Maſſe von 30,000 Druckbogen, von denen jedoch ein Theil Wiederabdrucke ſind. — Der Schriften zum Gebrauch der Schulen gab es 697 (v. 3,367 D.-B.), von denen durchſchnittlich jede in 2000 Abdrucken erſchien. Unter den 54 Leſebüchern finden ſich 33 Abcbarien und 21 neue Methoden, von denen die einen ſich analytiſche, andere ſynthetiſche, intuitive u. ſ. w. nennen; auch gibt es „citolégies, prestolégies" u. dergl. m., für Schreibkunſt 7 Abhandlungen, und eben ſo viel verſchiedene Verfahren, als Profeſſoren. Franzöſ. Grammatiken 128, mit immer neuen Theorien; die zum 21ſtenmal aufgelegte Gr. v. Lhomond iſt der Rahmen für dieſe Neuerungen. Der lateiniſchen und griechiſchen Sprache ſind 151, den neueren Sprachen 41 und zwar der deutſchen allein 13 Schriften gewidmet. — Für Rhetorik 23, Geographie 51, Geſchichte 39, für Elementar-Mathematik 41, für allgemeine Kunde von Wiſſenſchaften und Künſten 24.

Der Ref. klagt mit Recht über die noch aus alten Zeiten beibehaltene Einrichtung der franzöſ. Schulbücher, und wünſcht, was in Deutſchland ſchon vielfach geſchehen, daß ſolche Schriften eine Reihenfolge von Belehrungen und Demonſtrationen darböten, die in gleichem Verhältniß mit der Entwicklung der Intelligenz ſich ſteigerten.

Zunächſt an dieſe ſcholaſtiſchen Unterrichtsbücher reiht ſich eine Gattung Schriften, die, den Anzeigen nach, beabſichtigt „Geiſt und Herz der Jugend zu bilden." Dieſer Induſtriezweig, deſſen Voltaire der allbekannte Berquin iſt, hat 422 Schriften (m. 8827 D.-B., jeden in mindeſtens 2000 Abzügen) geliefert.

Bisher genügte es, um ſolchen Kinderſchriften reichlichen Abſatz zu verſchaffen, wenn dem Titel das Wort *petit* eingeflochten wurde, z. B. les *petits* voyageurs, les *petits* ouvriers u. dergl. m. Jetzt aber hat der Speculationsgeiſt der Buchhändler ſie auf einen beſſern Weg geführt. Sie haben geſehen, daß ein einziger Buchhändler von den Erzählungen des deutſchen Canonikus Schmid in mehr als 40 kleinen Bänden, drei anderer Überſetzungen ungeachtet, 13,000 Exemplare abgeſetzt hat. Sofort ſind ſie auf Kinderſchriften ausgegangen, die ſorgfältig gearbeitet, von ächter Sittlichkeit und geeignet waren, das Mitgefühl der Kinder anzuregen, — und „noch ſind die wohlthätigen Folgen nicht zu ermeſſen, welche dieſer Wetteifer unzweifelt haben wird." —

2. Erziehung der Erwachſenen. Es gibt große Kinder, die gerne von Allem etwas wiſſen, oder doch zu wiſſen ſcheinen und über Alles ein Wort mitſprechen möchten, aber jede Mühe und Anſtrengung des Studiums ſcheuen. Für ſolche alte Kinder hat ſich eine eigene Gattung von Büchern gebildet, welche die Buchhändler dadurch bezeichnen, daß ſie dem Titel den Zuſatz geben: „à l'usage des gens du monde." — der Stoff dieſer Schriften bleibt ſo ziemlich derſelbe, und ſeit etwa 20 Jahren iſt die Encyclopädie das Magazin, aus dem ſie alle ſchöpfen. Nur zuweilen wird die [illegible] etwas geändert und einiges Neueſte hinzugefügt.

Hierhin gehören 131 Werke (m. [illegible] — Dank ſei es dem neuen Syſtem [illegible] ditions à bon marché, — [illegible] werden, wie ſonſt kaum die gr[illegible] erſter Reihe ſtehen vier Encyc[illegible] 2 nach dem weitläuftigen Plane des [illegible] Converſations-Lexikons. Wie nachläſſig dabei die Herausgeber mitunter verfahren, erweiſ't ſich aus der Thatſache, daß die größeſte, aber unverdauteſte dieſer Encyclopädien, — das „Dictionnaire de lecture et de conversation," das zunächſt auf 60 Lieferungen angekündigt war, dieſe Zahl überſchritten, ohne noch den 3. Buchſtaben des Alphabets erſchöpft zu haben. Auch ſind die Artikel dieſes Lexikons ungleich gearbeitet und das Ganze ermangelt der inneren Einheit. — Über dieſe Vorwürfe erhaben iſt nun die „Encyclopédie pittoresque" oder „nouvelle," deren Leitung den Händen des fleißigen und mit philoſophiſcher Bildung reich ausgeſtatteten P. Leroux anvertraut iſt. —

Die Bilderbücher haben 30 Serien von Lieferungen hervorgerufen; — der Reiſeberichte von Liebhabern gab es 31. Es fanden ſich Wagehälſe, die bis nach Italien, London, Brüſſel, ja ſogar bis nach dem

Häre drangen! — Hierhin gehören noch 22 Almanache, 18 Büchlein für Spiele, Toilette, Wohlleben u. ſ. w., und 81 nicht genau zu beſtimmende Produktionen.

Seit man ſo viel von der Emancipation der arbeitenden Klaſſe geſprochen, iſt die Volks-Erziehung (éduc. populaire) ein neuer Erwerbzweig für die Buchhändler geworden. Das vorige Jahr bietet 234 hierhin einſchlagende Schriftlein (mit 773 D.-B.). Davon geben 30 Elementarkenntniſſe der Geiſt- und Naturwiſſenſchaften. — 18 ſind Handbücher für verſchiedene Induſtriezweige, 28 für allgemeine oder beſondere Geſchichte; — 9 neue Biographen Napoleon's finden ſich darunter; — 21 kleine Traktate ſcheinen unter dem Patronat der Legitimiſten herausgegeben zu ſein; 11 tragen den republikaniſchen Stempel; 11 ſind in verſchiedenen Patois geſchrieben. Im Ganzen genommen erſetzen jetzt nützliche Bücher die früher ſogenannten populairen, d. h. Volksbücher. Dieſer letzteren zählt man nur noch ungefähr 74. Die Geſchichten von Cartouche und Mandrin, der Traumſchlüſſel vom großen Etteila, der „catéchisme poissard," die „oeuvres badines," von Piron und anderer ähnlicher Unrath verliert ſich immer mehr aus den Hütten der Dorfbewohner; bald werden ſie bibliographiſche Seltenheiten ſein. —

* * *

Die ungeheure Menge der Bücher, die da belehren wollen, geſtattet nicht mehr, diejenigen zu unterſcheiden, die mit Talent und Ehrlichkeit geſchrieben ſind. Im Ganzen dienen ſie zur Verbreitung allgemeiner Kenntniſſe von dem, „was — nicht zu wiſſen — nicht mehr erlaubt iſt." Aber ſie ermangeln alles höheren Anſehens. Fragt man nun, unter welchem Einfluß ſich denn die ſogenannte öffentliche Meinung jetzt bildet, ſo muß man nicht vergeſſen, „daß inmitten der franzöſiſchen Aſſociation ſich mehrere Nationen gefunden, von denen jede ihr Geſetz und ihre Propheten hatte. Zu gleicher Zeit hat ſich ein gemeinſamer Mittelpunkt gebildet, durch wechſelſeitige Annäherung aller derer, die irgend eines Vorrechtes genießen, beſtehe dies nun in Amt, Adel, Schönheit, Vermögen, Intrigue oder Talent. Dies iſt das Volk der Salons, die gute Geſellſchaft, die Welt (le monde)! Und wirklich gebührt ihr dieſe unbeſchränkte Bemerkung, da ſie die Bewegung ertheilt und alle ſekundairen Welten in ihr Syſtem mit fortreißt." Man weiß aber jetzt, in welcher Schule ſich die herrſchende Kaſte bildet. Ihre Einſichten und Vorurtheile, ihre Abneigungen und Sympathieen, ihre Gründe für und gegen jede Sache werden ihr von den Werken geboten, deren Form angenehm und guten Tones iſt; denn ſie macht alles zur Mode und zum Vergnügen. Verändert ſich ihre Sprachweiſe, — ſo geſchieht es, indem ſie die Farben eines Dichters annimmt. „Die Erörterung beginnt über ein Prinzip erſt, nachdem ſie von einem beredten Schriftſteller eröffnet worden. Die Geſchichte iſt ihr kaum durch etwas anderes bekannt, als durch das, was ſie der Malerei und der Bühne leiht, es ſei denn, daß ſie ſelbſt ein Drama oder ein Bild werde. *On peut enfin dire sans exagérer,* — ſo ſchließt Herr A. C. T. ſchwer überſetzlich dieſen Abſchnitt, *que, bonne ou mauvaise, l'éducation de la société active s'accomplit par les arts de sentiment et d'expression.*" — (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Nebelſterne.** — In der Sitzung, welche die aſtronomiſche Geſellſchaft zu London am 8. v. M. gehalten, hat der Präſident derſelben einen intereſſanten Vortrag über die Nebelſterne gehalten, welchem wir Folgendes entnehmen: „Die Parallaxe der am meiſten beobachteten Sterne dieſer Gattung iſt nicht wahrnehmbar. Wenn die des großen Nebelgeſtirns im Orion nicht größer iſt, als die der ſorgfältigſt beobachteten, dann mag die Breite deſſelben wohl 50 bis 100mal größer ſein, als der Durchmeſſer des Erdkreiſes. Es mag dann wohl Stoff genug enthalten zur Bildung einer Sonne und eines Planetenſyſtems. Hiermit würde die Unterſuchung der Nebelſterne ein neues Intereſſe gewinnen. Es iſt nicht nur die Wahrnehmung einer Reihe natürlicher Veränderungen, bei denen wir kein größeres Intereſſe haben, als bei den Uebergängen von einem Ei zu einer Motte, ſondern es iſt das Studium der verſchiedenen Entwicklungsſtufen, mittelſt welcher Weltkörper, wie der, den wir bewohnen, und der, welcher deſſen Bewegungen und Jahreszeiten regelt, aus dem chaotiſchſten aller Zuſtände herausorganiſirt worden ſein mögen. Fügen wir hinzu, daß die Verbindung von relativer Bewegung von Theilen mit ſtufenweiſer Maſſen-Concentration hinreicht, die Bildung von Planeten und Satelliten zu erklären, wie die unſeres Syſtems, dann müſſen wir anerkennen, daß die Erforſchung der Nebelſterne nicht blos eine Möglichkeit, ſondern eine ſehr erkleckliche Wahrſcheinlichkeit darbietet, zu einer beſtimmten Theorie der Cosmogenie hinzuführen."

⁂ *Generatio aequivoca.* — So lange man noch der moſaiſchen Geneſis das höchſte Anſehen in Naturangelegenheiten zuerkannte, konnte freilich von einer ſogenannten Generatio aequivoca, d. h. von einer nicht durch Fortpflanzung oder Abſcheidung vermittelten Erzeugung eines organiſchen Weſens die Rede nicht ſein. Eine ſolche Thatſache würde eine fortgehende Schöpfung bezeugen und die Arche Noah für überflüſſig erklären. Eben ſo wenig wollte die alles mechaniſirende Naturanſicht von ſolcher ſpontanen Produktion etwas wiſſen. Sie fürchtete ſich, durch ſolche Annahme der ſogenannten Superſtition zu viel einzuräumen. Das 19te Jhrhdt. entfernt ſich gleichweit von dem traditionellen Aber-, wie von dem im vor. Jhrhdt. modegewordenen Unglauben. Um Urſachen zu beſtimmen, müſſen viele Wirkungen bekannt und verglichen ſein: aber nicht mehr werden Thatſachen abgeläugnet, weil ſie mit früheren Hypotheſen nicht ſtimmen wollen. — Zum Erweis einer ſtattfindenden Generatio aequivoca in der niederſten Sphäre des Lebens, iſt durch die neueſten Unterſuchungen der Infuſorien Vieles geleiſtet. Eines der letzten Hefte des Edinburgh new philosophical Journal ſtellt nun mehrere Thatſachen zuſammen, die auch bei Pflanzen ein ſolches ſpontanes Hervorkommen wahrſcheinlich machen. Er erinnert daran, daß, wenn eine Salzquelle, auch noch ſo weit von einem See, zu Tage gebracht wird, bald Seeküſtenpflanzen zum Vorſchein kommen; daß, als gewiſſe Marſchen trocken gelegt worden, ſich carex cyperoides in Menge zeigte, obwohl dieſelbe früher in Dänemark nicht anzutreffen war, und daß, nach Brebiſſon's neueſtem Werk über die Mooſe, nach Austrocknung eines Teiches bei Falaiſe ſich, früher nie dort beobachtetes, Phascum axillare in zahlloſer Menge gezeigt. —

⁂ **Zerſtörung einer Pyramide auf Paſcha's Befehl.** — Die Times vom 20 vor. M. theilen ein Schreiben aus Aegypten vom 4. März im Auszuge mit, wonach der Paſcha, um Steine zu ſeiner großen Eindämmung des Nils zu gewinnen, Befehl gegeben, eine der Pyramiden von Ghizeh abzutragen! —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 112. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 11. Mai.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

70.

Wenn du für dich allein und deinen Frieden ſorgteſt;
Wozu daß von der Welt du noch die Futter borgteſt?

Du hätteſt andres nun und beſſ'res nicht zu thun
Als abzuthun die Welt und ſtill in Gott zu ruhn.

Allein dein Streben iſt nicht für dein enges Zelt,
Dein Streben iſt zugleich für Gottes weite Welt.

Dein heilig Streben ſei, das Sinnliche zum Schönen
Zu läutern, um Geſchöpf und Schöpfung zu verſöhnen.

Löſ' auf den Widerſpruch, gleich' aus den Zahlenbruch,
O Geiſt der Lieb', und wandl' in Segen nun den Fluch.

In Zukunfts Furchen wird der Ernte Segen ſproſſen,
Und in das Heil der Welt iſt meins miteingeſchloſſen.

71.

Sprich es nicht aus, noch mit Gedanken denk' es aus,
Was dir die Seele füllt mit dunkler Ahnung Graus.

Genug, daß Todesſchreck dem Sinn entgegentritt,
Wenn auch die Phantaſie ihn nicht zum Voraus litt.

Den furchtbar'n Augenblick ertrag, und ſei nicht ſchwach;
Nicht bilde dir ihn vor, noch bilde dir ihn nach.

Der Wirbel faßt das Schiff, es geht vielleicht in Scheiter,
Doch, kommt es glücklich durch, ſo ſchwimmt es ruhig weiter.

72.

Wohl mag es dir Verdruß erwecken oder Bangen,
Wenn Irrthum ſo ſich gibt für Wahrheit unbefangen.

Denn wie erkennſt du, daß dich lauter Wahrheit ſaugt,
Wenn auch der Irrthum von ſich ſelbſt iſt überzeugt?

Gewiß wird euern Streit einmal die Zeit entſcheiden;
Allein zu jener Zeit, wo ſeid ihr dann, ihr Beiden?

Doch wenn die Wahrheit dir mehr gilt, als Recht zu haben,
So tröſte dich und ſtirb! denn ſie wird nicht begraben.

73.

Nicht minder als verſtehn, will man verſtanden ſein;
Wie ſelten aber iſt von beiden der Verein!

Doch können zwei ſich ſchon vertragen, die ſich fanden,
Wenn von dem einen nur der andre wird verſtanden.

Der eine fühlt ſich klug, den andern zu verſtehn;
Dem andern iſt's genug, verſtanden ſich zu ſehn.

74.

Die Welt ohn' Arbeit wär' ein Freudenaufenthalt,
Und mit der Arbeit iſt ſie eine Strafanſtalt.

Wie mit dem Paradies die Freiheit ward verloren,
So wird ſie wieder mit dem Paradies geboren.

Wann ſelbſt die Element' erſt dienſtbar ſich bequemen,
Dem freien Menſchen ganz die Arbeit abzunehmen,

Dann iſt, daß ſie dem Wink des Zauberſtabes dienen,
Der Menſchengeiſt nur noch der Lenker der Maſchinen.

Drum ringt nur muthig loszulöthen eure Feſſel,
Um aufzuklimmen zum verlornen Herrſchaftſeſſel;

Wenn erſt der Arbeit ihr zum eignen Heil entbehren
Lernt, und zu Lenkern taugt aus Sklaven der Galeeren.

Jahresfeier der Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft zu Frankfurt a. M.

(Fortſetzung.) *)

Dem feiernden Gedächtniß des — zugleich um die naturforſchende Geſellſchaft und um die Naturkunde hochverdienten — Bernh. Meyer war, wie billig, der größte Theil des ſchönen Vortrags gewidmet, zu deſſen Abhaltung Herr Dr. Mappes ſich zugleich als Sekretär der Geſellſchaft und als inniger Freund des Verſtorbenen berufen fand. — Doch war dies nicht der einzige Verluſt, der die Geſellſchaft im vorigen Jahr betroffen. Auch der wackere J. G. Fritz, der zu ihren Stiftern gehörte, war in den beſten Mannesjahren dahingerafft worden. Seiner bürgerlichen Stellung nach zur Schneiderprofeſſion gehörend, hatte er durch eifriges Privatſtudium es ſo weit gebracht, daß er mehrere Jahre hindurch Sonntags einer Anzahl Knaben naturgeſchichtlichen Unterricht geben, und bei Anordnung der Naturalien des Muſeums hülfreiche Hand leiſten konnte. Wie an ihm einen wiſſenſchaftlich thätigen Mitarbeiter, ſo hatte die Geſellſchaft im vorigen Jahre an Alex. Dufay ein durch reichliche Geld- und Naturalien-Beiträge ſehr verdientes Mitglied verloren.

Nach dieſen betrübenden Mittheilungen berichtete Herr Dr. M. noch der Verſammlung, daß die Stadt von Neuem den jährlichen Zuſchuß von 1000 Gulden auf 5 Jahre bewilligt, daß Herr Dr. Rüppell der Geſellſchaft ein Capital von 10,000 Gulden gegen jährliche Leibrente von 500 Gulden übertragen, daß ein im Ausland wohnender Frankfurter jährlich 400 Gulden für Beſoldung eines Gehülfen und Aufſehers des Muſeums zugeſagt; endlich, daß im vorigen Jahre das Museum Senkenbergianum zur 1ſten Hälfte des 2ten Bandes und der von Dr. Rüppell bearbeitete zoologiſche Atlas zum 9ten Heft fortgeſchritten ſeien. —

Vorangegangen war dieſem Berichte ein Vortrag des Herrn Dr. Neef von Frankfurt „über die praktiſche Anwendung der Naturwiſſenſchaften, namentlich über die auf Telegraphie und Maſchinenkraft." Es wurde darin zuerſt darauf hingedeutet, daß „zwiſchen der theoretiſchen und der praktiſchen Richtung der Wiſſenſchaft kein feindlicher Gegenſatz, vielmehr ein befruchtendes Wechſelverhältniß ſtatt finde," und daß die Naturwiſſenſchaft „durch ihre Anwendung auf die Künſte des Lebens zur Verſchönerung und Veredlung deſſelben beitrage." und „den Menſchen fördern in ſeiner höchſten Aufgabe, die Natur zu beherrſchen, ihre Angriffe abzuwehren, ihre beengenden Bande abzuſtreifen und ihre Kräfte mit der Menſchenkraft zu vereinen." Nachdem dann der erſprießlichen Wirkſamkeit des phyſikaliſchen Vereins gedacht, der ſeit einigen Jahren ſich der naturforſchenden Geſellſchaft angeſchloſſen, machte Herr Dr. N. an zwei Beiſpielen anſchaulich, „welche Ausſichten für die nächſte Zukunft in dieſem Felde ſich zu eröffnen beginnen."

Schon im Jahre 1809 habe Samuel Thomas von Sömmering „einen Telegraphen erfunden, der auf der galvaniſchen Waſſerzerſetzung beruhe," und dadurch zu Stande gebracht werden könne, daß von einem Orte zum anderen ſo viele Metalldrähte geleitet würden als es Buchſtaben im Alphabet und einfache Zahlzeichen gebe. Würde dann das eine Ende eines Drahtes mit der Voltaiſchen Batterie verbunden, ſo ſehe der Beobachter am anderen Ende an den im Waſſer, worin daſſelbe getaucht, aufſteigenden Luftbläschen, welches Zeichen ihm damit gegeben worden. Dieſe Vorrichtung habe den großen Vortheil, bei Nacht, wie bei Tage, bei Nebel, wie bei jedem Wechſel der Atmosphäre gleichmäßig gebraucht werden zu können. — Sie könne aber nun zugleich vereinfacht und vervollkommnet werden, ſeitdem Oerſted (1820) „die Eigenſchaft der Elektrizität entdeckt habe, Magnetismus zu erregen." Hierdurch „habe man es nun in der Gewalt, durch elektriſche Leitungsdrähte die Magnetnadel rechts oder links abzulenken," und zwar in jeder Entfernung. Man brauche daher nur 7 Drähte, um durch beliebige gleichzeitige Ablenkung von 6 Nadeln eine halbe Million verſchiedener Signale zu geben.

Oerſted's Entdeckung, ſo fuhr Herr Dr. N. fort, bietet aber auch noch ein Mittel dar, die Dampfkraft durch die noch unbeſtimmbar ſtärkere elektro-magnetiſche zu erſetzen. Man weiß nämlich jetzt nicht nur, daß durch Elektrizität ſich magnetiſche Kraft erregen laſſe, ſondern auch, daß „wir dieſe in beliebiger Stärke und in jeder verlangten Richtung der Polarität augenblicklich hervorbringen, ſo lange wir wollen ſie ſo erhalten und eben ſo ſchnell wieder aufheben können." angeſtellte Unterſuchungen haben es ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß ein ſolcher elektro-magnetiſcher Apparat „verglichen mit einer Dampfmaſchine von gleicher Kraft, im Gewicht viel geringer, im Umfang viel kleiner, in den Koſten der Anſchaffung und Unterhaltung viel wohlfeiler werden wird, und in ſeiner Anwendung die vollkommenſte Sicherheit vor jeder Gefahr darbietet."

Es haben nun ſeit ein paar Jahren zugleich Italiäner, Schweizer, Belgier, Holländer und Deutſche ſich eifrig bemüht, die zweckmäßigſte Conſtruktion eines ſolchen Apparates zu finden. Auch ein Mitglied des hieſigen phyſikaliſchen Vereins, Herr J. P. Wagner, hat ein Modell zu einer ſolchen Kraftmaſchine verfertigt und noch zwei andere, ganz verſchiedenen Conſtruktionen entworfen und auszuführen begonnen. Das fertig gewordene Modell wurde nun vorgezeigt und deſſen Einrichtungen von Hrn. Dr. N. explicirt.

(Schluß folgt.)

Bewegung der franzöſiſchen Preſſe im Jahre 1835.

(Fortſetzung.)

IV. Schöne Künſte. — Hier begegnen wir nicht einer einzigen Abhandlung ernſter Äſthetik . . . Wenn die Künſtler zur Feder greifen, ſo iſt es, um ihre Zeichnungen mit erläuterndem Texte zu begleiten. 61 hierhin gehörige Werke geben nur 761 D.-B. Wir finden darunter für die Maler die ſchöne Galerie de l'école anglaise in feinen engliſchen Stichen, und eine reiche Sammlung der Trach-

---

*) Durch Verſehen hieß es in Nro. 110: Schluß folgt.

ten des Mittelalters, nach Forſchungen von Camille Bonnard, von Mercuri geſtochen; — für die Architekten das Paris moderne, von Bouillon, und mehrere Sammlungen bekannter Dekorationen. Mit den voyages pittoresques wird Mißbrauch getrieben; die ſchätzbare Reiſe in das alte Frankreich aber, an welcher die erſten Künſtler arbeiten, hat erſt 4 Provinzen illuſtrirt. Andere Reiſende laden und locken uns nach Algier, Spanien, Braſilien, Griechenland und Pompeji.

Dem ſinnreichen Verfahren des Herrn Colas verdanken wir es, daß die Gegenſtände in halberhobener Arbeit jetzt mit einer mechaniſchen Genauigkeit dargeſtellt werden können. Einen Beweis hiervon liefert der grand trésor de numismatique et de glyptique, der unter der Leitung des Herrn Paul de la Roche erſcheint.

Iſt es wirklich der Fall, daß, was zu ſagen nicht der Mühe lohnt, geſungen wird, dann hätte die Muſik 18 Werke von den 19, die ſie hervorgebracht hat, ſingen ſollen. Das ausgenommene 19te iſt die Biographie universelle des musiciens, welche Herr Fétis herauszugeben angefangen. Die heilige Muſik aber exiſtirt leider nicht mehr bei uns.

Es werden jetzt ſehr wenig ſtudirte Arbeiten über die Künſte, aber um ſo mehr Abſchweifungen über die Kunſt gedruckt. Kein Gegenſtand, der geſchmeidiger und geeigneter wäre, die Abweſenheit aller eigentlichen Gedanken zu verbergen. —

V. Schöne Literatur. — 1. Um zuerſt von den Werken zu reden, die die Grundlagen aller Bibliotheken bilden, und die man heutzutage wenig lieſ't, aber um ſo öfter zu Rath ziehen muß, — ſo bemerken wir, daß auf dem letztjährigen Verzeichniß 200 berühmte Namen figuriren; einige derſelben, wie Cicero, Voltaire, Walter Scott, bilden eine ganze Reihe von Bänden. Sie haben Stoff zu 9,100 D.-Bg. gegeben, von denen jeder über 1500 Abdrücke; ſo daß ſie im Ganzen ungefähr 15 Millionen gedruckte Bogen geliefert.

Der von Henri Eſtienne geſammelte Schatz der griechiſchen Sprache wird, von den ausgezeichnetſten Gelehrten Europa's bereichert, von Neuem der Welt zugänglich gemacht. Die erſten Lieferungen des Lexique roman, woran Raynouard ſchon ſeit 20 Jahren arbeitet, ſind gedruckt, aber noch nicht ausgegeben. Dieſes Werk wird ſeinem Verf. eine Stelle neben den Eſtiennes und Ducange ſichern.

Das Dict. de l'académie erſcheint in Geſellſchaft von ſechs nicht minder wohlbeleibten Lexiken, die als Supplemente zu ihm dienen ſollen.

Die literariſche Kritik ſchreibt keine Bücher mehr; ſie zerblättert ſich in den Journalen. Die klaſſiſche Philologie hat keine Varianten mehr zu vergleichen. „Die guten Texte ſind jetzt häufiger als Leſer für dieſelben. Man ſucht durch Überſetzungen die griechiſchen und römiſchen Studien zu reſtauriren.“

Unter den unüberſetzten Griechen bemerken wir Diodor von Sizilien, übertragen von Miot. Die Überſetzungen aus dem Lateiniſchen, 23 an der Zahl, gehören faſt alle zu dem großen Unternehmen des Herrn Panckoucke. Beſſere Richter erkennen dem Plane des Herrn Naudet den Preis zu.

Von den altfranzöſiſchen Dichtungen ſind im v. J. 29 Fabliaux und dramatiſche Stücke bekannt gemacht worden. Leider laſſen aber die Bibliophilen dieſelben nur für ihren kleinen Verein drucken.

Die franzöſ. Schriftſteller, deren Werke bereits ein Gemeingut der Buchhändler geworden,* haben zu 74 Wiederabdrücken Veranlaſſung gegeben; aber zu gleicher Zeit wurden gedruckt: 4 Buffon's, 3 Rollin's, 3 Molière's und 3 Voltaire's, ſo daß dieſer letztere (ſeit der 51. Ausgabe von Beuchot), nun bei der 54. angelangt iſt.

Von den jetzt lebenden, beliebten Autoren veranſtalten 6 die Sammlung ihrer Werke.

Die fremden Sprachen lieferten 25 Schriften, von denen jedoch die meiſten ſchon durch Überſetzungen bekannt waren.

2. Romane. Die Leihbibliotheken und Leſezimmer haben ſich um 210 Stück neue Romane bereichern können, die ihnen 8330 D.-B. geliefert. Durchgängig werden von dieſen Produktionen weniger als 1000 Abzüge genommen; von Anfängern ſelten mehr als 5- bis 600. Indeß iſt der Abſatz nicht immer der Maßſtab des Talentes; vielmehr möchten die Erforderniſſe des Debü's etwa in folgender Abſtufung anzuführen ſeine: Patronat der Journale, Buchhändler-Geſchick, Name und Stellung des Verfaſſers, wirklicher Werth des Werkes. . .

Setzt man 19 Wiederauflagen und 14 Mémoiren, Souvenir's u. dergl. in Abzug, ſo bleiben 177 Neugeborene für 1835, unter denen nur 11 übertragene. Die franzöſ. Fabriken verſorgen vielmehr das Ausland.

Hiſtoriſche Romane gab es 31. Irgend eine Chronik, eine Lebensbeſchreibung gibt den Stoff, einige Stunden auf der königl. Bibliothek liefern die Localfarben. —

Philoſophiſche Romane erſcheinen nicht weniger als 34. So wird der Roman immer beliebiger zum Mittel gewählt, um auf den indolenten Theil des Publikums zu wirken. Wir ſehen dies als Fortſchritt an.

Sitten-Romane, d. h. ſolche, welche die Sitten des Tages ſchildern wollen, gab es 25, und epiſodiſche, d. h. grob aneinander geleimte Situationen, — ſogar 35; briefliche, ſatyriſche, fantaſtiſche Romane, — alles Gattungen, die aufgegeben ſind, — erſcheinen doch noch 10; — Sammlungen von Novellen 19, von denen 6 Collektiv. —

Zu dieſer romantiſchen Produktion haben 133 Schriftſteller ihr Schärflein beigetragen. Unter ihnen bemerken wir 40 neue Namen, und 27 Frauen. Ob jedoch in der großen Maſſe von Romanen etwas Vollendetes aufzufinden ſei, möchten wir bezweifeln. Unter allen ſcheinen nur die Leiſtungen von George Sand und Alfred de Vigny uns Auszeichnung zu verdienen. „Leone Leoni,“ einer jener Figuren, die man zuweilen darzuſtellen wagen und durch ihre Nacktheit ſelbſt abſchreckend machen muß, — hat G. Sand ihren „André“ gegenüber geſtellt. Dieſe letztere Dichtung beweiſ't, daß der eigentliche Zauber, den die Verfaſſerin ausübt, ſeinen Grund hat in der Feinheit der Beobachtung, der Offenheit ihres Styles und beſonders in dem warmen und übermaſſenden Lichte, welches immer ihre Werke belebt.

Unter dem Titel: „Servitude et grandeur militaire" hat uns Alfred de Vigny eine neue, Stello's würdige Trilogie geboten. Beſonders die beiden erſten Stücke ſind hinreißend. —

Zu erwähnen iſt noch der Conseiller d'état von Fr. Soulié; zu bedauern aber, daß dieſer feurige Schriftſteller die Form ſo wenig beachtet. Balzac hat nur zwei Novellen completirt; den père Goriot, von gemeiner Wirklichkeit, und Séraphita, eine Paſtiche von Swedenborg, welche zu verſtehen — Niemand den Verſuch gemacht hat."

Wir übergehen jene ſchriftſtelleriſchen Lumpenſammler, die „auf die Miſerabilität, auf die Armſeligkeit der Geiſter ſpekuliren," und „das längſt ausgehöhlte Geleiſe, Schmutz nicht ſcheuend, befahren," um jener großen Zahl von Leſern, welche „die Romane verſchlingen," — das tägliche Unterhaltungsbrod — gegen gebührenden Taglohn — zu bieten. —

3. Theater. Die Moraliſten möchten aus der Bühne einen Ort der Volksbelehrung machen. Bis ſie das edle und große Genie findet, welches dies zu bewirken vermöge, bleibt das Theater, was es bisher war: — „exploitation industrielle." Die Direktionen müſſen jährlich eine gewiſſe Zahl Stücke haben, und ſuchen dafür willige Dichter. Haben dieſe nun irgendwie Gunſt bei dem Publikum gefunden, dann werden ſie ſo arg um Arbeiten bedrängt, daß an künſtleriſche Vollendung nicht mehr zu denken iſt. Nur Wenige wiſſen ſich der Verlockung zu erwehren. Beiſpiele ſolcher Selbſtſtändigkeit gaben Alfred de Vigny, Caſimir Delavigne und Victor Hugo, denen wohl auch noch Alex. Dumas beizugeſellen iſt.

Indeß verzehrt der Wetteifer von 20 Theatern ſo viele Stücke, daß ſelbſt unbedeutende Schreibergeſellen nicht aus der dramatiſchen Geſellſchaft entfernt gehalten werden konnten . . . Eine Geſellſchaft bilden aber die Dramatiker ſchon ſeit längerer Zeit, nicht bloß zur Fabrikation der Stücke, ſondern auch zur Aſſekuranz des Beifalls, zur Wahrung der finanziellen Intereſſen und ſogar zur Verſorgung für das emeritirte Alter. —

Folgendes iſt das Verzeichniß der geſpielten und dem Druck übergebenen Stücke: Das Theater Français lieferte vier große Dramen und 2 kleine Luſtſpiele. Chatterton, Angelo und Don Juan d'Autriche ſtellen treulich die neueren Theorien dar, die ſich um die franzöſiſche Bühne ſtreiten. Die Oper hat 3 Werke, die Jüdin von Scribe und zwei Pantomimenbüchlein; die italiäniſche Oper 3, die komiſche Oper 6 Stücke (oder 11 Akte), von denen 6 von Scribe; das Gymnaſe 16, das Vaudeville 20, die Variétés 26 und das Palais-Royal-Theater 20 Stücke; das Theater de la Porte-St.-Martin 5 Melodramen und 2 kleine Piecen; das Ambigu-Comique 10 Melodramen und 5 Vaudevilles; der Cirque Olympique 3 Melodramen und 4 Vaudevilles; endlich die Theater der unterſten Klaſſe nur 14 Vaudevilles und 2 Melodramen. Wieder aufgelegt wurden 66 neuere Stücke. — Ließen nun noch alle angehenden Dramatiker, denen die Probe verſagt wird, ihre Verſuche drucken, ſo würde man Berge daraus aufthürmen können. Im vorigen Jahre haben nur 36 ſich entſchloſſen, an das Publikum zu appelliren. Im Ganzen lieferten 218 dramatiſche Schriften 388 O.-Bg., von denen im Durchſchnitt 1000 Abzüge genommen. Von 151 aufgeführten Stücken haben die Tagblätter, — große und kleine, — mindeſtens 130 Erfolge proklamirt.

(Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ Abbé Châtel, der bisher ſeine Miſchreligion nur in gemietheten Räumen an den ökonomiſchen Mittelſtand abſetzen und ſein ausgezeichnetes oratoriſches Talent zuletzt nur in einer dürftig behängten Scheune entwickeln konnte, ſcheint einige bemittelte Actionnaire's für ſeine Induſtrie gefunden zu haben. Am 28. v. M. begab er ſich nämlich in die Rue Crauſſer im Quartier St. Marcel, wohin er alle ſeine — nicht gallikaniſch-, ſondern ſg. franzöſiſch-katholiſchen: Gläubigen berufen hatte, — „um den erſten Stein zu einer ſeinem Kultus gewidmeten Kirche zu legen. Da er aber zuvor den Polizeipräfekt von dieſer Feierlichkeit nur benachrichtiget, nicht aber um Erlaubniß dazu gebeten hatte, ſo trat alsbald ein Polizeikommiſſär zu dem neuen Primas von Gallien, und erſuchte ihn, ſich gefälligſt wieder zu entfernen, bis er die Ermächtigung zu ſolcher öffentlichen Feierlichkeit eingeholt habe. Herr Châtel zog ſich beſcheidentlich zurück und die ganze Herde der Gläubigen folgte dem guten Beiſpiel ihres Hirten. —

⁂ Die königliche Bildhauerin. — Man bedauert, daß bei den Sculpturen des diesjährigen Salons kein Kunſtwerk der Prinzeſſin Marie (von Orleans) zu bemerken war, deren letzte Statue zu den ſchönſten Leiſtungen der neueren franzöſiſchen Kunſt gehören ſoll. Die königliche Prinzeſſin vollendet jetzt eine 6 Fuß hohe Bildſäule, die von Eingeweihten als höchſt bewundernswerth gerühmt wird. —

⁂ Herr Guizot iſt mit 27 Stimmen von 30 zum Nachfolger des Herrn de Tracy in der franzöſiſchen Akademie gewählt worden. —

⁂ Der Gamin de Paris hat dem Gymnaſe in den 77 erſten Aufführungen 230,000 Fr. eingetragen.

⁂ Frommer Künſtlerbund zu Paris im Jahre 1836. — Ein franzöſiſches Blatt berichtet unter'm 20ſten v. M., daß ſich zu Paris eine Künſtler-Geſellſchaft gebildet, unter dem Patronat des Erzbiſchofs von Aix und des Biſchofs von Marocko, und unter Leitung der Herren Ballanche und des berühmten Ritters Urban. Ihre Abſicht iſt, die Wiedergeburt der katholiſchen Kunſt zu befördern und zu einer Reaktion hinzutreiben. In der letzten, in einer Räumlichkeit der Notre-Dame Kirche gehaltenen Verſammlung wäre ein Breve des jetzt lebenden Papſtes vorgeleſen worden, welches die Statuten dieſer Geſellſchaft genehmige. Die Sitzungen werden Sonntags nach Anhören einer Meſſe gehalten. —

⁂ Die Sparkaſſe von Paris hat im v. M. 2,363,765 Franken von 16,036 Deponenten, (unter denen 3,093 neue,) in Verwahrung genommen.

⁂ Haiti. — Herr Hanna in ſeiner eben erſchienenen Reiſe nach Haiti (notes of a visit to some parts of Haïty. London, 1836), faßt ſein Urtheil über dieſes Negerreich in folgende Worte zuſammen: „Das Land iſt eines der ſchönſten und fruchtbarſten unter der Sonne; das Volk ſteht, in Folge einer Menge unglücklicher Umſtände, auf einer niedrigen Stufe der Geſittung, iſt aber wohlgeſinnt, ruhig, ſehr mild und ſehr gaſtfrei und zur Erlangung aller ſittlichen und geiſtigen Vollkommenheiten eben ſo geeignet, wie ich nur irgend eines kennen gelernt habe."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 113. 1836.

Phönix.

Freitag, 13. Mai.

Verſteigerung eines Zeitſegels.

Novelle von Ernſt Willkomm.

„Wie kleidet mich dieſe Atlasrobe?" fragte Joſephine ihre Mutter, indem ſie ihre graziöſe Geſtalt vor den großen Wandſpiegeln hin und her bewegte. „Ich dächte: ſo könnte ich mich ſehen laſſen. Dieſe Tracht iſt ganz neu."

Die Mutter muſterte mit Kennerblick den Anzug der Tochter und ordnete hin und wieder Einiges an der Kleidung. „Ich finde," ſprach ſie, „daß dich Seidenſtoffe am beſten kleiden. Der Vater ſoll dir in Zukunft keine anderen Stoffe kaufen."

„Danke, mein Mütterchen," lächelte Joſephine und küßte die Hand der Mutter, die nachläſſig auf dem Sopha ſaß. Dann eilte ſie zum Fenſter und beobachtete die Vorübergehenden.

„Es iſt noch recht todt," wandte ſie ſich abermals zur Mutter; „mich wundert es, daß ſo wenig Zulauf iſt! oder ſind wir noch zu früh am Tage?"

„Es hat eben erſt acht geſchlagen," erwiederte die Mutter, „und vor neun Uhr wird das Haus nicht geöffnet, du kannſt dir immerhin Zeit nehmen."

Joſephine war über den langſamen Schritt der Zeit ungehalten. Sie nahm Platz an der Seite ihrer Mutter, ſtützte das niedliche Lockenköpfchen in ihre weiße kleine Hand und ſpielte mit der goldenen Uhr, die ſie am Gürtel trug.

„Das Warten iſt doch langweilig;" ſprach ſie nach einer kleinen Pauſe, „warum kann die Zeit nicht ſchneller vergehen?"

„Weil ſie ſich nicht nach ſchmollenden Mädchen richtet, meine Tochter," verſetzte ihr Vater, der Kaufmann Fink, der eben eintrat. „Aber wozu wünſcheſt du denn die Zeit beflügelt? Was gibt's? Du haſt dich ja geputzt, als wollteſt du geraden Wegs auf den Ball gehen!"

„Joſephine will auf's Leihhaus," erläuterte die Mutter. „Die verliehenen Sachen werden heut verſteigert, und man ſagt, es ſollen ſehr werthvolle Gegenſtände darunter ſein."

„Daß ſie eine Närrin wäre!" verſetzte Fink. „Daraus wird nichts! Auf's Leihhaus! Was denkt ihr denn? Und noch dazu in der friſchen Atlasrobe, die ſie kaum zweimal getragen hat? Als ob die Seide nicht ſo theuer genug wäre! — Nein, mein Töchterchen, du wirſt zu Hauſe bleiben. Auf's Leihhaus geht nur der ganz gemeine Pöbel."

Joſephine war ſehr unzufrieden mit dieſer Entſcheidung. Sie ſtand auf und muſterte ihren Anzug nochmals vor dem Spiegel. Unterdeß ſuchte die Mutter den Vater zu bewegen, der Tochter gewähren zu laſſen. Fink aber bezeigte ſich durchaus nicht willfährig. „Es compromittirt uns," ſprach er. „Die Leute könnten auf den Einfall kommen: wir haben ſelbſt werthvolle Gegenſtände verſetzt und wollen ſie jetzt wieder erſtehen. Das geht nicht, Kind. Der Kaufmann muß auf ſeine Reputation ſo viel halten, wie auf ſeinen Credit. Ich wäre des Todes, wenn man nächſtens auf der Börſe leiſe mit einander ſpräche und ſich dabei heimliche Winke gäbe, mich von der Seite anblickend. Nein, um keinen Preis in der Welt will ich Gelegenheit geben zur Verläumdung. Heut zu Tage, wo Alles nur balancirt, muß man ſich ſicher zu ſtellen ſuchen. Was kann uns das Leihhaus viel geben? Kleider werdet ihr doch nicht kaufen, und an Mobilien und Silbergeräth iſt in meiner Wirthſchaft kein Mangel. Mithin wird Joſephine daheim bleiben."

„Und wenn ich nun doch ginge?" ſprach Joſephine und ergriff die Hand des Vaters. „Nicht wahr, wenn ich recht ſchön bitte, erlaubſt du es mir. Es gehen ja ſo viele Vornehme dahin und erſehen ſich irgend etwas, warum ſollen wir zurückbleiben! O bitte, Vater, ſei nicht hartnäckig, und gönne mir die Freude!"

„Das verſtehſt du nicht, Kind!" erwiederte der Kaufmann, „folge mir und bleibe zu Hauſe."

Joſephine trat wieder an's Fenſter; „Vater," ſagte ſie, „komm doch einmal her! Bitte, ſieh dir die Menſchen an, die alle nach dem Leihhauſe eilen! Iſt das Pöbel? Sieh nur, da kommen die reichen N—s, dort der Banquier L. und hier und da — ich bitte dich Vater, die reichſten Leute in der ganzen Stadt gehen zur Verſteigerung, und wir allein ſollten uns ſchämen?"

„Lieber Mann," fiel die Mutter ein, „laſſe Joſephine gehen. Ich kenne ſie, darf ſie nicht gehen, ſo hat ſie den ganzen Tag Kopfſchmerzen. Der Ärger fährt ihr immer in den Kopf, davon wird ſie nervenſchwach. Du kannſt Urſache werden, einmal eine recht elende Tochter zu beſitzen!"

„O über euch Weiber!" entgegnete Fink, halb im Zorn, halb lächelnd. „Mit Vernunft iſt bei euch nichts auszurichten!"

Joſephine hatte ſich wieder dem Vater genähert. Sie hing ſich an ſeinen Arm, ſchmeichelte ihm, zupfte ſeinen Buſenſtreifen zurecht und bat ihn auf's neue um die Vergünſtigung, die Leihhausverſteigerung beſuchen zu dürfen.

„Sage mir, Väterchen, was du wünſcheſt? Ich will dir's, iſt es zu haben, gewiß erſtehen, und du ſollſt keinen Heller dafür bezahlen. Ich mache dir ein Geſchenk damit!"

„Da thäteſt du wirklich etwas ſehr Großes," erwiederte lächelnd der Vater. „Am Ende wäre das Geſchenk doch nur von meinem eigenen Gelde erkauft! Behüte Gott! Ich mag gar nichts haben."

„Ach Väterchen," fuhr Joſephine fort, „du bedenkſt auch gar nicht, welch' unbezahlbares Vergnügen mir der Auctionator Weißnaſe gewährt, der Mann hat ſo viele barocke Einfälle bei ſeinem Proclamiren, daß ich zehn Luſtſpiele für einen zweiſtündigen Aufenthalt in der Auction hingebe. Wenn du nur mitgehen wollteſt, Väterchen, du würdeſt dich ſelber ergötzen, aber du biſt ſo unerbittlich und hartnäckig wie deine Tochter. Joſephine, Väterchen, iſt ganz deine Tochter, du darfſt ihr das gar nicht zu hoch anrechnen."

Die Mutter lachte über Joſephinen's Naivetät und Fink konnte dem lieben Mädchen nicht zürnen.

„Nun, ich will dir dein Glück nicht rauben. Wenn du ein gar ſo großes Vergnügen daran findeſt, dem langweiligen, fantaſtiſchen Weißnaſe zuzuhören, ſo gehe; nur muß ich dich bitten, erſtehe mir keine Dummheiten. Man braucht wahrlich kein Geld dafür auszugeben, ſie kommen umſonſt und ungebeten in's Haus gelaufen!"

Joſephine küßte dem Vater Hand und Mund und eilte, ihre Toilette zu beendigen. Sie trat vor den Spiegel und ſetzte den ſeidenen Hut auf, wobei ſie die Bemerkungen der unbeweglich auf dem Sopha lehnenden Mutter zu verbeißen ſuchte. „Nun," ſagte ſie, als Alles beſtens geordnet war, „einen Verſöhnungskuß, Väterchen. Wenn du klug wärſt, begleiteteſt du mich, aber du läßt dir nicht zureden und liebſt keine Vorſchriften, darum iſt dir weder zu rathen, noch zu helfen. Adieu, Mutter, ich werde dir ein ſilbernes Beſteck mitbringen." (Fortſ. folgt.)

Südliche Fahrten.

(Schluß.)

IV.

(Rhonefahrt von Lyon nach Avignon.)

Es war am 30. Juni, als wir der Provence noch vor Sonnenaufgang zueilten. Wiewohl das Dampfſchiff erſt um vier Uhr abging, wurden die Reiſenden doch ſchon um zwei geweckt, weil faſt eine Stunde bis zur Abfahrtsſtelle zurückzulegen war. Das Gedränge dort war wegen der Meſſe von Beaucaire, die in dieſe Tage fiel, ungeheuer und wahrhaft beängſtigend. Wir konnten keine Premières mehr bekommen und theilten gern mit Allen das Verdeck. Man hat keinen Begriff von der lebhaften Communication Lyons mit dem Süden, beſonders in dieſer Meßzeit; im Laufe unſerer Fahrt bis Avignon begegneten uns fünf ſtromauf gehende Dampfſchiffe, und wenn dieſe auch wenig Paſſagiere hatten (denn hinaufzu wählt man wegen Zeiterſparniß lieber den Weg zu Lande), ſo war doch das hinabgehende Schiff heute zum Sinken beladen. Das nicht zu bergende Gepäck lag in der Mitte aufgeſtapelt und noch aller Orten umher. Viele Fäſſer mit Lyoner Bier verſperrten die Gänge und dienten endlich den müden Paſſagieren zu Sitzen, wenn die Flüſſigkeit, von der Bewegung des Schiffs und der Sonne getrieben, nicht allzuſtark hervorſchäumte. Zahlreiche Gruppen von Lyoner Kaufleuten, ſchon im kalten Morgen in ihren grauen Sommerjäckchen, mit großen Körben voll Mundvorrath, die langen Brode nicht zu vergeſſen, bis zu dem Abend verſehen, Honoratioren, Offiziere und Soldaten, reiſende Studenten, Handwerksburſche, Fabrikarbeiter und Landleute, alles in buntem Gemiſch zwiſchen und auf den noch bunteren Gepäck- und Frachtſtücken. Für dieſe ungeheure Laſt nun ein Dampfſchiff, vor dem mir graute. Ehe die Fahrt begann, drangen die Waſſerdämpfe aus allen Ritzen und hüllten das Schiff in einen naſſen Nebel, und bei'm Flottwerden ſchütterte Alles wie in einer Mühle. Es war, als ob alle Planken ſich löſen müßten, als ob alle Nägel von einem nahen Magnetberg aus den Fugen geriſſen würden und wir unter den zuſammenfallenden Balken und Brettern in der Rhone ertrinken ſollten. Dieſes Mühlengezitter dauerte bis Avignon, oder vielmehr bis Beaucaire, wohin ausnahmsweiſe das Schiff ging; kein Wunder daher, wenn es Seekranke gab. Dabei waren die Räume ſo wenig reinlich, daß man ſich gern auf dem Verdeck hielt.

Die Sonne ging, als wir abfuhren, blutroth über dem jenſeitigen Rhonekai von Guillotiere auf; es war, als ſollten wir an die auf dieſer Seite der Stadt in der erſten Revolution und noch jüngſt bei den Lyoner Emeuten ſtattgehabten Blutſcenen im Scheiden erinnert werden. Ehe wir an den Zuſammenfluß von Rhone und Saone zum Ende der Stadt kamen, mußte ſondirt werden. Die Ufer ſind hier ganz flach und unintereſſant. Als nun der Tag ohne Wolken anbrach, hatten wir wenigſtens Hoffnung, uns heute noch zu erwärmen, denn die Kälte und die Näſſe von den Waſſerdämpfen des Schiffs waren höchſt unbehaglich. Allmählich fand Jedes aus dem Bagagen-Labyrinth ſeine Freunde und ſein Gepäck heraus und konnte ſich ungeſtörter dem Genuß der vorbeifliegenden Ufer hingeben. Die Gegend war die von Fourvières gleiche, mit lachenden Wieſen und Weilern überſäet, rechts Anhöhen, links Weiden. Nicht lange, ſo erſchien auf dem höheren rechten Ufer eine Reihe ſchwarzer Kaſten, und weißer Rauch ſtieg aus dem zweiten auf: ein Dampfwagen-Transport von Steinkohlen auf der Eiſenbahn von Givors nach Lyon, wo dieſes wohlfeile Brennmaterial wichtig geworden iſt. Bald kam Givors ſelbſt, zur Rechten freundlich gelegen; es hat durch das nahe Steinkohlenbergwerk und durch Glashütten ſtarken Verkehr.

Ein Seilzug über die Rhone beſchäftigte die Aufmerkſamkeit der Reiſenden; dieſe Seilzüge wiederholen ſich bei dem ſtarken Fall der Rhone zur Erleichterung der Uferſchifffahrt unzähligemale und nöthigen das Dampfſchiff zum Zurücklegen des Schlots; die Vorrichtung des Kniees zu dieſem Behuf iſt vortrefflich, und das ſtärkere oder geringere Zurücklegen wird auf's Haar viſirt. Da das ſchwere Schiff bei ſchon ziemlich ſeichtem Lauf der Rhone tief ging, mußte an vielen Strecken ſondirt werden; dies geſchieht ſehr ſchnell mit langen biegſamen Stöcken, an denen die Grade der Waſſerhöhe durch Abſchälung der Rinde bezeichnet ſind. — Zwei Schiffer ſtellen ſich an beide Seiten des Vordertheils und meſſen hinab mit heulendem Ruf: à l'eau — mi-d'eau — n'a pas mi-d'eau ꝛc.; an den ſeichteſten Stellen und wo Sandbänke ſind, hören die Räder auf zu arbeiten und das Schiff treibt; zweimal ſillonnirte das Dampfſchiff mit mäßigem Ruck, wir paſſirten glücklich die Bänke.

Bald zeigte ſich zur Linken das ehrwürdige Vienne mit Ruinen oben und mit dem alten gothiſchen Dom, dem von Notre-Dame zu Paris ähnlich. Ein der Schifffahrt gefährlicher Reſt der uralten Brücke ſteht wie ein Fels aus dem Waſſer; daneben erſcheint nun die erſte Eiſendraht-Brücke dieſes Stroms. Dieſe ſchönen Brücken, womit Frankreich auf dem Continent rühmlich vorangeht, verdienen das größte Lob, ſowohl wegen ihrer Solidität, da ſie elaſtiſcher ſind als die gewöhnlichen Kettenbrücken, als auch wegen der zierlichen Arbeit und vervollkommneten Bauart; der ſchöngeſchweifte Bogen der aus ſo vielen, in Zwiſchenräumen gebundenen und angeſtrichenen Drähten beſtehenden Kette, das leichte und doch ſolide Geländer neben dem Fußboden, endlich die einfachen grandioſen Poſtamente an den Ufern, erwecken Staunen.

Der Weinbau am rechten, höheren Ufer wird immer verbreiteter. Hier erſcheint nun Condrieu, der zweite kurze Halt (Vienne der erſte), nur durch Fixiren der Räder nach dem wiederholten Aufgebot: Les voyageurs qui débarquent à Condrieux, Messieurs! Der Schreihals, ein alter dürrer Kerl, der dieſen Ruf an jedem Haltort mechaniſch mit heiſerer Kehle wiederholte, amüſirte uns ſehr, beſonders, als er vor Avignon ſeine Toilette in verblaßtem ſteifen Kattun machte, nachdem er vor dem hochanſehnlichen Publikum des Schiffs im Negligé handthiert hatte. Die freundlich am Strand gelegenen Orte, die wir nun paſſirten, waren: St. Pierre de Boeuf, Serrières, Andance. Der ſaubere Bau dieſer hellen Steinmaſſen mit flachen gelblichen Hohlziegel-Dächern, an der grauen begrünten Rhone hin, gibt dieſen Landſchaften ſchon einen eigenthümlichen ſüdlichen Reiz. Die Ufer zur Rechten erheben ſich felſiger; durch den Höhenwechſel entſtand bei ſteigender ſtark wirkender Sonne ein angenehmer Luftzug. Vor St. Vallier angekommen, ging im Schiff Alles wie auf Kommando an's erſte Frühſtück, beſonders unterhielten uns die reichlichen Vorräthe der Beaucairer Meßfremden und die Dutzende langer Brodlaibe; um auch eine Gabe des Landes zu genießen, ließen wir uns von der trefflichen Lyoner Wurſt geben, deren Knoblauchgeſchmack ja jetzt zum Hautgout der feinſten Küche gehört.

Die Orte Tournon und Tain ſchwebten an uns vorüber. Vor Valence ladet in der Entfernung freundlich ein das durch ſeine Weine berühmte St. Peräye. Das Klima wird nun merklich ſüdlicher; das Himmelsgewölbe kam uns zum erſtenmal höher und blauer vor; die herrliche Provence öffnete ihre Thore und ließ uns ihre erſten ſchmeichleriſchen Lüfte in der ſtärkeren Glutſtrömung koſten.

Vor Valence hielt das Schiff einige Minuten länger, wir konnten die ſchöne, halbzirkelförmig am Fluß hingekrümmte Lage der Stadt und den Schutzhafen gegen den Wogenſchlag beſſer in Augenſchein nehmen; es ging indeſſen hier ſo ſtürmiſch mit Aus- und Einſteigen zu, beſonders mit wahren Saltomortalſprüngen von Obſtverkäufern und Gaſthauswerbern, daß man ſeines Lebens nicht ſicher war. Über dem Ramaſſiren des abgehenden Gepäcks blieben einige der Helfer faſt an Bord zurück und hüpften wie Fröſche hurtig nach, eine muthwillig zurückgehaltene Obſtverkäuferin aber that einen lebensgefährlichen Sprung und verſtreute dabei den Reſt der Birnen in's Waſſer. An dem Obſt war wenig Provençaliſches, und doch ragten hier ſchon aus einem Garten vier der ſchönſten Cypreſſen, die ich je ſah, kräftig himmelan. Sonſt waren überall ſeit einer Stunde nur abgeblätterte wenig erfreuliche Maulbeerbäume zu ſehen, die von dem ſtarken Seidenbau dieſer Gegend Zeugniß geben.

Die verſchiedenen einmündenden Flüſſe, die Inſeln und Arme, die ſich weiterhin mehren, geben dem Lauf der Rhone mehr Abwechslung. La Voulte, Baix, Cruas, Rochemaure ſind mehr oder minder intereſſante, aber immer heitre Uferlandſchaften. Die Gegend wird jetzt felſiger; theilweiſe heben ſich maleriſche ſtarrende Spitzen und Klippen, wie der letzte Name verräth; das hohe Ufer wechſelt zu beiden Seiten. Der Reiſende vermißt eine landſchaftliche Karte aus der Vogelperſpektive, wie wir Deutſche ſie vom Rhein und anderen Flüſſen bereits beſitzen. Von den letztgenannten Orten aus verlohnt ſich dieſe Arbeit der Mühe. Unſer Leitfaden war eine unzulängliche Detail-Karte des Rhonelaufs, für das Dampfſchiff eigens entworfen, doch ohne Angabe der Uferhöhen und Senkungen.

An ein Dejeuner dinatoire dachten wir erſt, als es zu ſpät war, denn gerade packten die Wirthsleute ein, um vor dem nächſten Städtchen an's Land zu gehen. Wir mußten uns mit Bohnenſalat und feinem Käſe begnügen; der Wein des Landes iſt ſchon erhitzend, das Bier aber, das ſie wegen ſchnellerer Gährung ſehr dick brauen, wollte uns nicht munden. Wir paſſirten Montelimart und den Fluß Roubion, ungeſehen. Die ſchöne Stadt Viviers mit ihrer ſtolzen Drahtbrücke erhob ſich vor unſern Blicken zuerſt, bei verſtärkter Hitze, gegen die man zur Erleichterung nicht ein Segel aufſpannte; für die Bequemlichkeit der Reiſenden iſt überhaupt auf dieſen Schiffen nicht geſorgt; die Dampfſchiffe der Saone ſollen weit beſſer beſchaffen ſein. — Die hohen Gebirge der Dauphiné machten ſchon eine Zeitlang das linke Ufer intereſſant; jetzt erſchienen von ihnen, ſchon im Hintergrunde, drei kühne Spitzen, die Maramouches, weiter unten mit anderen verbunden.

Saint Esprit iſt ſtattlich mit hoher Steinbrücke zur Rechten auf ſanft anſteigender Höhe gelagert. Der Steuermann commandirte zum beſſeren Viſiren Leerung des Vordertheils (bei dem Gedränge ſchwer zu bewerkſtelligen); wir ſchoſſen durch die wundervolle große Brücke, die mit offenen Pfeiler-Niſchen für das Anwachſen des Stroms verſehen iſt, ein's der Wunderwerke Frankreichs, auf den Grund römiſcher Subſtructionen aufgeführt; das Einzige, was gegen dieſe Brücke einzuwenden wäre, iſt ihre äußerſt geringe Breite. Der Anblick von Saint Esprit hat durch ſie etwas Großartiges, eine der ſchönſten Landſchaften der Rhone. Von hier tauſcht der Strom den Charakter des Heiteren und Lachenden in's Ernſte, Großartig-Bizarre. Dürre Klippen erheben ſich am Strande mit eigenthümlichen Abriſſen und einzelnen Felslöchern, worin Laub wächſt; dann kommt ein bizarrer Gabelfelſen und andre ſeltſame Formationen. Die Ufer werden nun wieder freier, doch da erſcheinen, den Rheinburgen ähnlich, wenn auch über freieren, flacheren Ufern und nur vier bis fünf an der Zahl, heute äußerſt zauberiſch in der klaren Abendbeleuchtung des tieferen Himmels, die herrlichen alten Schlöſſer der Provence.

Zuerſt kam, nahe am Ufer rechts, das idealiſch gethürmte Schloß Montfaucon, in herrlicher Bläue und Dunkelheit der Umriſſe; dann etwas weiter hinten Roquemaure, ein langer viereckiger zerriſſener Thurm, mit wilder Umgebung ſcharfkantiger Felſen und Trümmer; dann Chateau d'Irias dicht am Strom auf hohem, oben rundlichem, einzeln ſtehenden Fels, trotzig mit noch erhaltenem rundem Thurm und kerniger Ruine. — Chateau neuf du Pape, ehemalige Sommerreſidenz der Päbſte, wie Caſtel-Gandolfo bei Rom es jetzt iſt, auf einer Höhe links im Hintergrunde, ein wohlangelegtes Städtchen mit dem päbſtlichen Schloß auf dem höchſten Punkte, idealiſch in breiten Maſſen gethürmt. Wir waren nun in der Erwartung des nahen Avignon. Die Anſtalten zum Ausſteigen geſchahen lange vorher, denn faſt die Hälfte der Paſſagiere ging hier an's Land.

Der Strom nahm bald eine weite Biegung zur Linken und immer mehr Waſſerbäume, Erlen, Haſeln, Weiden, auch Ulmen und einzelne Lorbeerbüſche, gaben der flachen Landſchaft etwas Einförmiges. Die Ufer wurden unerfreulich ſandig und flach; doch hier war es das ſchöne Sonett Petrarch's: Dodeci Donne etc., worin er eine Waſſerfahrt ſeiner Laura in einer Geſellſchaft von Damen beſchreibt, was den Reiz erhob. Verſchiedene Schiffzüge von Pferden und Ochſen kamen uns ſchon früher entgegen; meiſt hingen ſechs der eigenthümlich ſpitz und hoch geſchnabelten und mit plumpen Steuerrudern verſehenen Frachtſchiffe zuſammen, und der Zug der ganz coloſſalen Thiere geht bei der Hitze unglaublich langſam im Schritt. Die Ochſentreiber ſaßen den Thieren auf dem Nacken. Auch hier unten noch begegnete uns ein zurückgehendes Dampfſchiff, das dem Namen La Flèche gegen den unglaublich ſtarken Fall des Stroms (ihm allein verdankt man die Möglichkeit, in einem Tag per Dampf nach Braucaire zu reiſen) wenig Ehre machen konnte; das unſrige hieß Valence; auf den Seiten der andern begegnenden laſen wir: La Ville de Lyon, La Comète, La Ville d'Arles u. ſ. w.

Feuilleton.

⁂ Chateaubriand's erſt kürzlich erſchienene vollſtändige Werke ſind bereits in 36,000 und mehrere einzelne ſeiner Schriften, wie Atala, René, génie du Christianisme ꝛc. in mehreren 100,000 Exemplaren abgeſetzt. Seine Oeuvres inédites und Mémoires d'outre-tombe (ſo nennt er ſie ſelbſt) ſind nun von einer Geſellſchaft acquirirt worden, welche zu deren Herausgabe 1,600 Aktien en commandite anbietet. —

⁂ Liberalität engliſcher Naturforſcher. — Da jederzeit ein Beiſpiel mehr wirkt, als hundert Ermahnungen und als tauſend Scheltworte und Rügen, ſo will auch der Phönix ſich nicht ſäumig finden laſſen, durch Vorführung des Schönen zu noch Schönerem anzuregen. Herrn Greppert, an einem großen Werke arbeitend über die foſſilen Fiſche, iſt es durch Vermittlung des Präſidenten und der Mitglieder des Berathungsausſchuſſes der geologiſchen Geſellſchaft zu London, ſo wie durch freundlichſtes Entgegenkommen vieler anderer Geſellſchaften und Gelehrten — möglich geworden, aus 63 in den drei Königreichen zerſtreuten Sammlungen von etwa 5,000 dort aufbewahrter Exemplare foſſiler Fiſche behufs ſeiner Arbeit 2,000 Stücke auszuwählen, ſie alle nach London zu bringen und dort in einem Saale des Sommerſet-Houſe mit aller Muße benutzen zu können.

⁂ Zur Naturkunde. — Eine der wichtigſten Entdeckungen iſt die kürzlich bemerkte Neigung der Reptilien auf der ſüdlichen Halbkugel, ſtatt eierlegend, lebendig gebärend zu werden. Einem Schreiben des Herrn Gay zufolge zeigt ſich dieſe Umänderung auch bei den Batrachieren (Froſchgattungen) in der Umgegend von Valdivia.

⁂ Der *Société générale des Naufrages et de l'union des nations*, die unlängſt zu Paris geſtiftet, (ſ. N. 89.), iſt bereits eine höchſt erfreuliche Anerkennung ihrer philanthropiſchen Beſtrebungen zu Theil geworden. Sadi-Ombarek-Benbey, Geſandter des Kaiſers von Marokko zu London und einer der Präſidenten der allgemeinen Geſellſchaft für Schiffbrüchige, hat dem General-Sekretär dieſer Geſellſchaft, deren Centralbüreau zu Paris auf dem Vendôme-Platz iſt, den Auszug aus einem Schreiben des Kaiſers Muley überſendet, in welchem dieſer Monarch, um ſeine Theilnahme an der Einrichtung der Rettungsanſtalten (sauvetages) zu bezeugen, ankündigt, daß er allen ſeinen Offizieren, Conſuln und Marinebeamten bei Verluſt ſeiner Gnade befohlen habe, künftighin mit größter Menſchlichkeit die Mannſchaften der Schiffe aller Nationen zu behandeln, die an den Küſten ſeines Reiches Schiffbruch leiden würden. —

⁂ Vollſtändige vorweltliche Blüthen. — In der Wetterau hat man kürzlich in der Braunkohle Blüthen gefunden, in denen zum erſtenmal vollkommen erhaltene Staubfäden und Blumenſtäubchen entdeckt worden ſind. Die Abbildung und Beſchreibung dieſer merkwürdigen Pflanze werden in den nächſten Verhandlungen der k. k. leopoldin. caroliniſchen Akademie erſcheinen. —

⁂ Herr Barrault, aus deſſen Occident und Orient bereits mehreres im Phönix mitgetheilt worden, hat jetzt eine neue Schrift unter dem Titel: „Guerre ou paix en Orient" herausgegeben, in welcher er ſich für England und gegen Rußland ausſpricht. —

⁂ Vor-Columbiſche Entdeckungen von Amerika. — Die königliche Geſellſchaft für nordiſche Alterthümer zu Kopenhagen kündigt an, daß ſie auf Subſcription Antiquitates Britann. et Hibern. herausgeben wird, enthaltend eine Sammlung von Nachrichten zur Aufhellung der älteſten Geſchichte von Großbritannien und Irland, die aus alten Isländiſchen und ſonſtigen Skandinaviſchen Handſchriften geſchöpft ſind; — dann auch Antiquitates Americanae, eine Sammlung von Nachrichten aus eben ſolchen Handſchriften, bezüglich auf Reiſen zur Entdeckung von Nordamerika, die im 10ten und in den folgenden Jahrhunderten von Skandinavien veranſtaltet worden. In Beziehung auf das letztere Werk wird folgendes mitgetheilt: „Es iſt unbeſtreitbar, daß jene Handſchriften durchaus authentiſche und unverwerfliche Zeugniſſe für die Thatſache enthalten, daß Nordamerika wirklich von den Normännern gegen Ende des 10ten Jahrhunderts entdeckt, wiederholt von denſelben im 11ten und 12ten Jahrhundert beſucht (einige derſelben ließen ſich ſogar als Coloniſten dort nieder), dann gegen Ende des 13ten Jahrhunderts wieder entdeckt, und im Laufe des 14ten wiederholt beſucht worden iſt. Beinahe gewiß iſt es jetzt, daß die Kunde von dieſen Thatſachen zu dem denkwürdigen Unternehmen des Columbus Veranlaſſung gegeben; denn es iſt eine vollkommen erhärtete Thatſache, daß der große Seefahrer im Jahre 1477 Island beſucht, wo es denn kaum glaublich iſt, daß ihm nicht Kunde von jenen früheren Entdeckungen geworden." —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^{ro} 114. 1836.

Phönix.

Samſtag, 14. Mai.

Verſteigerung eines Zeitflegels.

(Fortſetzung.)

„Aber Joſephine,“ rief ihr der Vater zu, „du wirſt doch nicht im Atlaskleide in das Gedränge einer Auction gehen? Denkſt du, ich finde das Geld auf der Straße?“

„Lieber Mann,“ fiel die phlegmatiſche Muter ein, „ſo laſſe ſie doch. Das liebe Kind muß ſich doch ihrem Stande gemäß tragen! Kattun und andere Zeuge trägt jede gemeine Bürgerstochter. Seide iſt das Modernſte, verſichere dich!“

„Schmolle nicht, Vater,“ rief ihm Joſephine auf der Schwelle noch zu, „ich erſtehe dir eine goldene Repetiruhr.“ —

„Ihr habt gut reden,“ ſagte Fink, als die Tochter fort war, „aber was wirthſchaften heißt, davon habt ihr keinen Begriff. — Und ich will wetten, wenn das Mädchen nach Hauſe kommt, bringt ſie irgend eine nichtige Lapperei mit, die ſie mit ſchwerem Gelde erkauft hat. Faſelt man von dem Emancipiren der Weiber, du mein Gott, und es thäte Noth, man ſchlöſſe euch ein und legte Riegel vor eure allerliebſten Lippen! Wenn einmal ein Allerweltsbanquerott ausbricht, ſo ſind nur die Weiber daran Schuld.“

Der Zudrang zu dem Hauſe des Pfandverleihers Zahlbrett war ſehr groß. Die halbe Stadt eilte dahin. Jedermann wollte um geringen Preis irgend eine Koſtbarkeit erſtehen, um ſie vielleicht gelegentlich wieder zu dem Pfandverleiher zu tragen. Es war ein Leben in die Bewohner der Stadt gekommen, als gelte es die Erringung der politiſchen Freiheit. Jeder war ein, wenn nicht Anderer, doch ſich ſelbſt Bewegender, aber die Bewegung ging nicht tief; ſie kreiſ'te auf der Oberfläche umher und bildete blos leicht zu verwiſchende Staubfiguren. Die Bewegung des Igoismus hatte die Leute mobil gemacht; ſie hielten ſich ſammt und ſonders für freie, unumſchränkt herrſchende Könige. Königliche Launen und Gelüſte erweiterten ihre Herzen, in denen der weltumfaſſende, klingende Gedanke „Geld“ alle anderen übertönte. —

Aus dem vierten Stock eines weitläuftigen Hauſes ſah der ehemalige Referendarius Palmblatt auf die nach dem Gold- und Silberheiland wallfahrtende Bevölkerung herab. Er hatte ſich dicht in ſeinen Schlafrock gehüllt und zehrte an den Reſten eines Frühſtücks, das, frugal genug, aus Brod und Waſſer beſtand. Der arme Palmblatt hatte ein eigenes Mißgeſchick. Er war früher ſehr glücklich geweſen, machte eine ſchnelle Carriere, ward Referendar und hatte die lockendſten Ausſichten, recht bald in die Romantik eines Juſtiz-Commiſſariats aufgenommen zu werden. Allein, da es gewiſſen Philoſophen zufolge neben dem Glücke noch ein Unglück gibt, das in nichts anderem, als dem eigentlich ſogenannten Böſen beſteht; ſo bemächtigte ſich eines Tags plötzlich dieſes Böſe des Referendarius Palmblatt, und ſtieß, trieb, drängte und quälte ihn ſo lange, bis er im Freuden- oder Schmerzestaumel ſich nicht mehr mit der reellen Romantik des hereinſchimmernden Juſtiz-Commiſſariat's begnügte, ſondern ſich der etwas gefährlicheren des ſchaffenden Gedankens überließ. Der Referendarius Palmblatt fing innerlichſt an zu keimen. Seine Seele grünte, knoſpete, blühte. Er ward ſo voll und ſelig in ſich, daß er ſogar ſeine Referendariatsarbeiten zu beſeitigen vergaß, und nur bemüht war, den grünenden Frühling ſeiner Seele mit Worten vor ſich hinzumalen. Der Sage nach malte Palmblatt ſehr gut, nur liebte er die ſtark ſchattirenden Tinten zu ſehr, was jedoch blos eine Folge ſeiner Hinneigung zur Romantik war. Er vertiefte ſich zuletzt ſo ſehr in dieſe brodloſe Seelen-Romantik, daß er die einträgliche Juſtiz-Commiſſariatsromantik ganz vergaß. Der arme Palmblatt ſchrieb ein ſehr ſchönes Buch: „Humor der emancipirten Frauen.“ Die Folge davon war, daß die Regierung für gut fand, den Referendarius Palmblatt von allen Referendariatsgeſchäften ebenfalls zu emancipiren und ihn dem emancipirteſten Leben von der Welt zu überlaſſen. Dies war nun nicht die Abſicht Palmblatt's geweſen. Er ſtrengte alle Kräfte an, ſich, emancipirt wie er war, durch nochmalige Emancipation wieder in das Referendariat hineinzuſpielen. Alle Verſuche mißglückten jedoch, und Palmblatt blieb ein abſolut emancipirter romantiſcher Menſch.

Vielleicht würde der Arme dies Mißgeſchick verſchmerzt haben, wenn nicht auch ſeine Seelen-Romantik durch dieſen unvorhergeſehenen Schlag ſehr an Reiz verloren hätte. Palmblatt war als jovialer junger Mann gern geſehen bei dem reichen Kaufmann Fink. Als Mann von Ausſichten, von Bildung und gutem Ton durfte er einige romantiſche Schritte wagen. Er näherte ſich der reizenden Joſephine und fand Anklang in ihrer Seele. Bald entſpann ſich zwiſchen Beiden ein näheres Verhältniß, das von den Eltern nicht gemißbilligt ward. Da ließ Palmblatt ſeinen romantiſchen „Humor der emancipirten Frauen“ erſcheinen, der ihm auch in der Liebe nichts, als völlige Emancipation ſeiner ſelbſt eintrug. Der etwas ernſte Kaufmann Fink verbot ihm ſein Haus und Joſephine mußte man durch Atlaskleider einigermaßen zu tröſten.

Von dieſem Augenblicke an ward ſein Leben traurig und wüſt, wie die ausgeglättetſte Claſſik. Er lebte ſo regelrecht und einfach, daß es Jedermann ſchwer geworden ſein würde, die innere Romantik ſeiner Exiſtenz zu entdecken. In kurzer Zeit mußte er ſeine Habſeligkeiten verkaufen und endlich ſah er ſich ſogar genöthigt, ſeine kleine Bibliothek zu veräußern. Mit ſchwerem Herzen trennte er ſich von dieſem Schatze, und um doch nicht alle Hoffnung auf Wiedererlangung aufzugeben, trug er die Bücher zu dem Pfandverleiher Zahlbrett. Das letzte, von dem er ſich trennte, war ſein eigener „Humor der emancipirten Frauen.“

Die Zeit der Einlöſung war verſtrichen, der Tag der Verſteigerung angebrochen. Palmblatt hatte die Nacht in wüſten Träumen zugebracht, denn er ſah keinen Ausweg, ſeine Bücher wieder zu erlangen. Er trat an's Fenſter und zählte die Leute, die zur Verſteigerung nach Zahlbrett's Hauſe eilten. Wie gerne wäre er mitgegangen, um wenigſtens ſeinen eigenen „Humor“ wieder einzulöſen, der ihn nachgerade zu verlaſſen drohte; aber er fand kein Mittel, das ihn hatte retten können. Endlich entſchloß er ſich, wenigſtens Zeuge von der Verſteigerung ſeines „Humors“ zu werden, um aus der Kenntniß des Glücklichen, welchen der Zufall zum Beſitzer deſſelben beſtimmen würde, einigen Troſt für die Zukunft ſchöpfen zu können. Wehmüthig betrachtete er ſeinen fadenſcheinigen Rock, ſein letztes disponibles Vermögen, bürſtete ihn ſo rein als möglich, was übrigens unnöthig war, da die Natur dafür geſorgt hatte, ihm die Attractionskraft zu rauben, und miſchte ſich unter die Menge der dem Leihhauſe Zueilenden.

Der Auctionator Weiſſnaſe hatte unterdeß die Verſteigerung bereits angefangen. Er begann mit dem Unbedeutenden und ſtieg ſtufenweiſe zu dem Werthvolleren auf. Der Magiſtrat beurkundete in der Wahl dieſes Mannes ſeinen feinen Takt. Niemand taugte beſſer zu einem öffentlichen Auctionator, als Weiſſnaſe. Der Mann verſtand es, den Leuten das Geld magiſch aus der Taſche zu holen. Nirgends wurden in Auctionen die Sachen beſſer bezahlt, als da, wo Weiſſnaſe als Proclamator den Hammer ſchwang. Er gab faſt zu jedem einzelnen Stück eine beſondere Empfehlung, der zu Liebe der Käufer gern etwas mehr bezahlte, als der zu erſtehende Gegenſtand vielleicht werth war. Weiſſnaſe hätte die ganze Welt ſpielend verſteigern können, es wäre jeder Pilz ganz anſtändig bezahlt worden. Deßhalb ſchlugen auch Einige vor, er ſolle nach Spanien gehen und die politiſchen Parteien an die Meiſtbietenden verkaufen, oder auch die ſämmtlichen ſpaniſchen Staatsſchuldſcheine an ſich bringen und alsdann verſteigern. Dadurch, meinte man, würde dem Bankerotte ganz beſtimmt vorgebeugt werden. „Wollte Gott,“ ſeufzte Mancher, „es gäbe aller Landen weiſſnaſige Auctionatoren! Wie leicht würden dann alle Kriegs-, Staats- und Stadtſchulden getilgt werden! Die Welt lebte forthin nicht mehr bloß von dem neuntauſendmal vermaledeiten Credit, ſondern von dem, was ſie baar in der Taſche trüge!“ — (Fortſ. folgt.)

Weimar.

(Mai.)

Wer Weimar ſeit anderthalb Decennien nicht geſehen, wird es in einzelnen Theilen kaum wieder erkennen. Wenn auch neue Straßen, Palläſte und Prachtgebäude nicht ſo ſchnell entſtehen, als in größeren und bevölkerteren Reſidenzen und Handelsſtädten, ſo iſt doch für die Verſchönerung der Stadt in verhältnißmäßig kurzer Zeit ſehr viel geſchehen. Dem dahingeſchiedenen Karl Auguſt, unvergeßlichen Gedächtniſſes, verdanken wir auch in dieſer Hinſicht, wie in ſo vielen anderen, die eigentliche Grundlage. Der edle Geſchmack, der praktiſche Sinn dieſes Fürſten rief Bauten in's Leben, die, dem Schönen wie dem Nützlichen gewidmet, dem kleinen Weimar zum Schmuck gereichen; ſo die treffliche Bürgerſchule, das neue Theater ꝛc. Der ſchöne Karlsplatz, eine Hauptzierde der Stadt, iſt ſein Werk; aus einem unſcheinbaren, düſtern Platze iſt ein freundlicher, einladender, im Schmuck der Natur und Kunſt prangender Ort hervorgegangen, und die Stelle unbedeutender, gedrückter, das Auge beleidigender Häuschen nimmt jetzt ein Kranz gefälliger und theilweiſe großartiger Gebaude ein. Ein reger Bauſinn, geweckt durch das Bedürfniß und den ſteigenden Wohlſtand, belebte die Einwohner; ganze Parthien der Stadt erhielten ein anderes Anſehen, ganze Straßen, wie die anmuthige Belvedereſtraße nach dem reizenden Luſtſchloſſe zu, erſtanden unter Karl Auguſt's Augen; den Anforderungen der Nothwendigkeit wie des Zeitgeſchmacks geſchah in reißender Schnelligkeit Genüge und die Spekulation fand dabei ihre Rechnung. Der jetzige Großherzog folgt auch hierin dem Beiſpiele ſeines erhabenen Vaters; unter ſeiner Ägide macht die Verſchönerung der Stadt ſtete Fortſchritte und der Baugeiſt der Privaten iſt mit der immer mehr wachſenden Population (ſie hat ſich in einem Jahre um 318 Seelen vermehrt, ſo daß Weimar jetzt 11,000 Einwohner zählt, die nicht unbedeutende Anzahl Fremder ungerechnet) im Steigen. Schon breitet ſich die Stadt nach allen Richtungen hin anſehnlich aus, während im Innern düſtere Winkel, ſchmutzige Ecken immer mehr verſchwinden, und wenn für die Reinlichkeit, Sauberkeit und Eleganz der Straßen bisher ſchon Vieles geſchehen iſt, läßt ſich von der nächſten Zukunft die Beſeitigung der in dieſer Beziehung hin und wieder noch fühlbaren Mängel mit Beſtimmtheit erwarten. —

Einer hergebrachten Sitte zufolge, wird alljährlich dem hieſigen Publikum, unter anderen, auch über die Leiſtungen und den Fortgang zweier, für Stadt und Land überaus ſegensreicher Inſtitute: das Waiſenhaus und die damit verbundene Anſtalt für ſittlich verwahrloſete Kinder (das Falk'ſche Inſtitut) Rechenſchaft abgelegt. Großes aus Kleinem! könnte man vielen Anſtalten des Weimariſchen Landes als Emblem geben. Das Waiſeninſtitut iſt nicht die letzte, die ſolches verdient. Es wurde im Jahre 1713 durch den Herzog Wilhelm Ernſt geſtiftet, zählte anfangs nicht mehr als 12 Waiſen, und bei'm Regierungsantritt Karl Auguſt's (1777) deren 30. Außer den geringen Fortſchritten hinſichtlich des Vermögens und der Waiſenverſorgung ſelbſt bis zu dem gedachten Zeitpunkte, hatte man die traurige Erfahrung gemacht, daß durch die Aufnahme der Waiſen in das Haus der Anſtalt der Zweck des Gründers nicht erreicht wurde; die Kinder, in einem abgeſonderten Lokal, entfernt von der menſchlichen Geſellſchaft, traten nach ihrer Entlaſſung theils kränklich, theils unbeholfen, unbekannt mit der Welt, in das handelnde Leben. Dieſe Mängel erkennend, faßte Karl Auguſt den Plan zu einer völligen Umgeſtaltung des Inſtituts, nämlich: das Waiſenhaus ſelbſt ganz eingehen zu laſſen und die Waiſen in Städten und auf dem Lande bei Privaten in Erziehung zu geben. Nach Beſeitigung vielfacher Hinderniſſe ward dieſe Idee endlich (am 1. April 1784) verwirklicht. Der Erfolg befriedigte, ja, übertraf die Erwartungen. Die Kinder gediehen an Geiſt und Körper, denn ſie genoſſen bei vorſichtig gewählten, rechtlichen Pflege-Eltern einer trefflichen Erziehung und wurden, mit wenigen Ausnahmen, zu tüchtigen, nützlichen Staatsbürgern herangebildet. Eine zweckmäßige regelnde Leitung und humane Beaufſichtigung der Erziehung durch das Direktorium der Anſtalt erleichterte die, anfangs für unüberwindlich erachteten, Schwierigkeiten des Unternehmens, und es hat ſich der überwiegende Vortheil der Privaterziehung der Waiſen im Verlaufe der Zeit unwiderleglich bewährt. Die pekuniaren Mittel der Anſtalt wuchſen durch Eröffnung neuer Fonds, durch Stiftungen, milde Beiträge ꝛc., und jetzt hat ſie einen Höhegrad erreicht, der, verhältnißmäßig, außerordentlich genannt zu werden verdient. Im Jahre 1824 war die Zahl der Zoglinge auf 438, am Schluſſe des vorigen Jahres iſt ſie bis auf 450 geſtiegen. So hat ſich dieſe anfangs unſcheinbare, dem Verfall nahe Stiftung durch den Eifer eines hochherzigen Fürſten, patriotiſche Beſtrebungen edler Menſchenfreunde, muſterhafte Verwaltung in allen Zweigen ihrer Thätigkeit zu einer ungewöhnlichen, ſegensvollen Bedeutung emporgehoben und, als Muſteranſtalt, auch im Auslande Achtung erworben. — Das Falk'ſche Inſtitut verfolgt ähnliche Tendenzen wie das Waiſenhaus; jedoch nach einer anderen Richtung hin. Sein Zweck iſt: ſittlich verwahrloſeten und verwilderten, von ihren Eltern verlaſſenen Kindern, ingleichen denen der Verbrecher, Erziehung und Pflege zu gewähren und ſie für das bürgerliche Leben tauglich zu machen. Seit längerer Zeit ſchon beſtand eine ähnliche Einrichtung in Weimar, bis im Jahre 1814, zur Zeit der Kriegsnoth, die in den hieſigen Annalen unvergeßliche, allbekannte Geſellſchaft der Freunde in der Noth, Johannes Falk an der Spitze, eine beſondere Anſtalt, das in ganz Deutſchland mit Achtung genannte Falk'ſche Inſtitut, errichtete. Falk's raſtloſer Eifer, ſeine aufopfernde Thätigkeit und reichliche Unterſtützungen verliehen der Anſtalt in kurzer Zeit einen ſo bedeutenden Umfang, daß ſie für den Andrang kaum Räumlichkeit genug darbot. Eine große Anzahl nützlicher Staatsbürger iſt aus ihr hervorgegangen. Nach Falk's Tod drohete ihr die Auflöſung; da trat der jetzige Großherzog in's Mittel und erhob ſie zur Staatsanſtalt, mit Beibehaltung ihrer Benennung, zum Andenken des edlen Stifters. — (Fortſ. folgt.)

Bewegung der franzöſiſchen Preſſe

im Jahre 1835.

(Fortſetzung.)

4) Poeſie. Die Versmacher behaupten, wir lebten in einem antipoetiſchen Jahrhundert! Sie wiſſen wahrſcheinlich nicht, daß der vierte Theil des vorigen Jahres nicht zugereicht hätte, Alles, was in dieſer Gattung produzirt worden, zu leſen. Gedruckt wurden 299 verſifizirte Schriften, von denen mehr als 100 — dicke Bände bilden. Die ganze Maſſe beſteht aus 1,220 D.-B. „Aber wer kennt nur die Namen der Verfaſſer, und wenn dieſe dem Publikum etwas zu ſagen hatten, wie können ſie hoffen, aus dem großen Haufen heraus vernommen zu werden?" — „Vormals, als die Berühmtheit noch Tempel hatte, waren die Dichter deſſen ordentliche Verweſer; aber die undankbare Göttin hat den Journaliſten ihre hundert Stimmen und die bunten Federn ihrer Flügel verkauft! Die Seitenverwandten jener Ruhmſpender ſind nun für ſich ſelbſt auf die trockenen Anzeigen reduzirt, die ſie mit — ſo und ſo viel per Linie — bezahlen müſſen, die aber der Abonnent nur zu ſelten lieſt!" —

Gedichtſammlungen erſchienen 47 Bände. Die den Dichter der Orientales in Erinnerung bringende hat wenig Aufſehen erregt, weil ſie den Dichter nicht von einer neuen Seite zu kennen gab; auch ließ ſich manches, dem Inhalt nach Mittelmäßige, und nicht weniges der Form nach Vernachläſſigte darin bemerken.

Die Nachahmungsſucht trieb auch hier ihr Spiel; die Chants du Crépuscule riefen Rayons du matin, Brises du soir und mehrere Heures nocturnes hervor. Auch Glaubensbekenntniſſe finden ſich viele darunter, und — neben den republikaniſchen Geſängen — laſſen ſich religiöſe und monarchiſche Klagen vernehmen. Ein Saint-Simoniſt ruft: „En avant!" ein von der Gegenwart Beglückter antwortet mit: „Far niente!“ — Dazu poetiſche Blumen aus allen vier Jahreszeiten! —

Größere, didaktiſche, dramatiſirte, ſatiriſche, beſchreibende Gedichte brachte das vorige Jahr und 17; überdies 3 Epopöen, von denen eine in 24 Geſängen und 2 dicken Bänden, betitelt: Pallantiade; — endlich eine Apokalypſe in 12,000 Verſen, La cité des hommes, von Adolphe Dumas, — ein nebulöſes Werk, von häufigen Blitzen durchleuchtet.

Leichte Poeſieen füllen 74 Bändchen; Überſetzungsverſuche 14; politiſche Dichtungen, faſt alle zur Oppoſition gehörig, 50; Chanſonniers und Chanſons 32; lateiniſche Gedichte 7. —

„In allen dieſen Produktionen findet ſich nicht ſelten Leichtigkeit und Glanz des Ausdrucks, metriſcher Inſtinkt, Fülle der Bilder; aber wenig Gemüth; die Gefühle, die ſich darin ausſprechen, ſind meiſtens nur ſelbſtiſche. Ein charakteriſtiſches Symptom zeigt ſich bei den Meiſten, nämlich eine unheilbare Melancholie, Geringſchätzung (dédain) alles deſſen, was iſt, und ein unermeßliches Bedürfniß nach Etwas, ich weiß nicht was! Der Eckel vor dem Leben iſt bei mehreren ſo groß, daß ſie geradezu davon ſprechen, ſich daſſelbe zu nehmen. Zwei davon behaupten ſogar in der Vorrede, ſie ſeien ſchon ſeit 6 Monaten todt; — und man möchte faſt zu Mitleid mit dieſen Dichtern geſtimmt werden, wenn nicht der Umſtand, daß von 20 ſolcher ſchön ausgeſtatteten Dichtwerke wohl 19 — auf Koſten der Verfaſſer gedruckt ſind, — zur Vermuthung berechtigte, daß, wer noch ſo viel zur Befriedigung ſeiner Eitelkeit verwendet und zu verwenden hat, ſolchen Lebensüberdruß nur affektirt, um ſich intereſſant zu machen!“ —

VI. Hiſtoriſche Wiſſenſchaften. — Die hierhin gehörigen Arbeiten haben 290 Werke geliefert, wenn man die Fortſetzungen früher begonnener Werke dazu rechnet. Sie nehmen 10,331 Druck- und nicht weniger als 28,000 Rieß gedruckte Bogen ein. Aber dieſe Arbeiten finden auch viel Gunſt. Haben ſie nur irgend einen wiſſenſchaftlichen Werth, dann werden die Verfaſſer von der Regierung unterſtützt, und nächſt den Meiſterwerken der ſchönen Literatur, ſind jene faſt die einzigen, denen auch Privaten eine Stelle in ihrer Bibliothek einräumen. — Durch ſo viele hiſtoriſche Unterſuchungen werden viele Thatſachen feſtgeſtellt; ein hoher, begabter Geiſt wird nicht ausbleiben, der das Zerſtreute ſammeln und die ſittliche Bedeutung, den höheren Sinn — aus dem Ganzen hervorleuchten laſſen wird. „Damit wird die wahrhafte Geſchichtswiſſenſchaft an's Licht treten, d. h. die Richtſchnur, nach welcher man alle ſozialen oder individuellen Thaten zu beurtheilen haben wird.“

(Schluß folgt.)

Die Frauenberger.

Unter Baierns Adel ſind neben den Törring, Sandizell und Freiſing die Frauenberger zum Haag (die Frauenhofen ſind mit ihnen eines Geſchlechtes), an Schimmer der uralten Abkunft hervorleuchtend. — Der Kaiſerbrief Friedrichs II., Seifriden Frauenberger, die vom den Herren geerbte Grafſchaft Haag 1245 beſtätigend, gehört zu den größten Seltenheiten ihrer Art, ein ſchönes Gegenſtück zum Briefe deſſelben Kaiſers von 1237 für den ſteiriſchen Kampfhelden Wülfing vom Hauſe Stubenberg, das ſich rühmt, bei Chriſti Geburt gegenwärtig geweſen zu ſein und auf deſſen älteſten Familienbildern die Mutter Gottes zu dem mit entblößtem Haupte vor ihr knieenden Herrn des Hauſes ſpricht: „Setz' der Herr Vetter von Stubenberg nur auf!“ — In der Schlacht Rudolphs von Habsburg wider Ottokar ſind vierzehn Trautmannsdorfer umgekommen. Mit Rudolphs Enkel Friedrich dem Schönen ſtritten bei Ampfing drei und zwanzig Trautmannsdorfer, von denen nur drei am Leben blieben. Einer davon Hektor von Trautmannsdorf ließ ſich mit ſeinem geliebten Herrn auf der Trausnitz mit einkerkern. Das rührte Ludwigs des Baiern edles Herz ſo innig, daß er, als Friedrich der Schöne ſtarb, den treuen Hektor zu ſich berief und zu ſeinem Oberſtkämmerer machte. — Eines Tages geriethen Hektor und Seifried Frauenberger in Streit mit einander: wer älter und beſſer von Adel ſei? Obwohl der Frauenberger 213 Jahr alte Briefe und noch ältere Grabſteine von Weihenſtephan vorgebracht, kam Hektor mit Briefen von 258 Jahren und erbot ſich zum Zweikampf. In dieſem ſiegte Hektor und der Frauenberger wurde ſein Gefangener. Hektor ſchenkte ihn der Kaiſerin Margarethe, die ihn ſogleich frei ließ und ſie wieder zu Freunden machte. (25. April 1336.)

Hans Frauenberger's Schlachtdegen, den er in mehreren Welttheilen ruhmvoll geſchwungen, und womit er in 27 Treffen 300 Feinde getödtet hatte, war ein ähnliches Zauberkleinod. Die Scheide dieſes Degens war — die Haut eines vom Frauenberger erſchlagenen übermüthigen Franzoſen, der dem deutſchen Volk öffentlich Hohn geſprochen hatte. — Hans, Wilhelm und Chriſtian die Frauenberger, waren im Krieg der Fürſten und Städte, wie der edle Möringer, die Hohenſchwangauer, Freiberge, Hohenecke, die Truchſeſſen von Waldburg der mächtigen Augsburger bitterſte Feinde, wie die Zenger, die Abensberger, die Paulsdorfer u. a. Widerſacher von Regensburg. — Lange lächelte den Frauenbergern das Glück gegen die Bürger ununterbrochen. Aber einmal ſchien auch ihre Stunde geſchlagen zu haben. Eine falſche Kundſchaft hatte ſie unter die Mauern Friedbergs gelockt. — Dort wurden ſie von der Uebermacht der Städter geſprengt und mit der äußerſten Wuth bis gegen München verfolgt an die von Waldwaſſern angeſchwollene Iſar. Der ſchmähliche Tod, ihnen von den Städtern geſchworen, ſchien unvermeidlich. Da gelobten ſie, unſerer lieben Frauen Kirche und Kloſter zu ſtiften am andern Ufer in Thalkirchen, wenn ſie glücklich hinüberkämen! In dieſem Vertrauen ſtürzten ſie in die wilden Fluthen und waren gerettet. — Acht Jahre ſpäter fielen beide Brüder von Frauenberg, mit vielen vom bairiſchen Adel in der unſeligen Türkenſchlacht von Nikopolis.

Außerordentliche Gemäldeausſtellung.

Wir haben die Ehre, das kunſtliebende Publikum und namentlich die verehrten Mitglieder unſeres Vereins hierdurch zu benachrichtigen, daß wir wieder eine außerordentliche Gemäldeausſtellung veranſtaltet haben, welche vom 15. d. an bis gegen die Mitte des nächſten Monats jeden Tag von zehn Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags geöffnet ſein wird. Das Lokal iſt im goldnen Roß an der Allee. Der Eintrittspreis beträgt, obgleich die Unkoſten durch die weit größere Anzahl der eingeſandten Bilder beträchtlich vermehrt worden ſind, nur 18 kr. Perſönliche Eintrittskarten für die ganze Dauer der Ausſtellung ſind am Eingange für 2 fl. zu haben.

Frankfurt a. M., den 12. Mai 1836.

Die Direktion
des Frankfurter Kunſtvereins.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 115. 1836.

Phönix.

Montag, 16. Mai.

Verſteigerung eines Zeitflegels.

(Fortſetzung.)

Palmblatt drängte ſich in den mit Menſchen faſt überfüllten Saal und ſetzte ſich in eine Fenſterblende, von der aus er ſowohl die Tafel des Auctionators bequem überſehen konnte, als auch die etwaigen Käufer, die jedesmal, den Statuten zufolge, an der Tafel ſelbſt erſcheinen und das Erſtandene gegen bare Bezahlung einlöſen mußten.

Hinter der Tafel ſaßen Weiſſnaſe, ihm zur Linken der Pfandverleiher Zahlbrett und einige Schreiber. Eine Menge fein gekleideter Damen und Herren nahmen die erſten Stuhlreihen vor dem Tiſche ein, und waren berechtigt, jeden einzelnen Gegenſtand mit Hand und Auge genau zu prüfen.

„Hier gibt's wieder eine Zeitflagge,“ rief Weiſſnaſe, indem er einen ſchwerſeidenen Damenmantel auf der Tafel ausbreitete. „Superbe Waare!“ fuhr er fort. „Die geehrteſten Herrſchaften können ſie genau betrachten. Halten Sie das Fläggchen gegen das Licht, ſo bemerken Sie ein Schillern in allen Farben. Wir dürfen nicht fragen: von was fur Farbe? Er prangt in allen Couleuren ohne Ausnahme, accurat wie beſoldete Hofräthe. Iſt's ein radikaler, liberaler, ultraliberaler, royaliſtiſcher, demokratiſcher, ariſtokratiſcher oder ochlokratiſcher Damenmantel? Wahrhaftig nein! Es iſt von alledem etwas, aber nichts ganz. Es iſt eine complette, beſt conditionirte Zeitflagge. Sie können ſie in allen Geſellſchaften aufziehen; ſie ſteht feſt, meine Damen, Niemand richtet ſein Geſchütz darauf. Allons, eine allfarbige Zeitflagge! Wer bietet das Meiſte?“

Die Damen waren nicht müßig, eine Silberſtimme nach der andern warf einige klingende Thaler mehr aus fur die ſchöne, glänzende Schlangenhaut, und in wenigen Minuten war die Mantille verſteigert.

Zahlbrett ſtrich die erlegte Summe ſchmunzelnd ein und bemerkte kurz zu einem neben ihm ſitzenden Schreiber: „Fünf Thaler profitirt! An den Rand bemerkt!“

„Der Menſch ſieht aus,“ murmelte Palmblatt für ſich, „wie der Makler des Jahrhunderts. Es iſt ſo ein glückſeliger Stockjobber, der alle Welt betrügt und von aller Welt dafür gegrüßt und geehrt wird. O tempora, o mores! Hatte ich doch einen beſſeren Rock an, ich wollte auf den Tiſch ſpringen und eine Zahlbrettion halten! Aber, o weh! In mir hat ſich die Zeit ver- und zerriſſen. Sie iſt fadenſcheinig geworden, wie mein Rock, es will nichts mehr an ihr haften! Alles gleitet an ihr ab, wie an einer Aalhaut; es iſt eine ſchlangenzüngig glatte, fadenſcheinig durchſichtige, ſich ſelbſt verſteigernde, nur die Procente berechnende Zeit geworden. Wie ein Geizhals ſitzt ſie auf der Truhe ihres Mammons und bewacht ſich ſelbſt, zehrt ſich ſelbſt ab, bis ſie, nicht etwa wie Saturn vor Alters, ihre Kinder auffreſſen, ſondern ſich ſelbſt aufrechnen wird.“

Der Aufruf Weiſſnaſe's unterbrach den meditirenden weiland Referendar Palmblatt in ſeinen Betrachtungen. „Noch eine Zeitflagge!“ rief er, einen ganz neuen Damenhut präſentirend. „Roſa, ſchade, daß es nicht Purpur iſt! Das wäre meines Dafürhaltens weit bezeichnender. Es wäre eine Piratenflagge. Pardon, meine Verehrteſten! Damen ſind die vortrefflichſten Piratenſchiffe, leicht gebaut, ſchwebend gewölbt, ſchön bewimpelt, luſtig beflaggt. Heut zu Tage fliegen ſie immer mit vollen Segeln durch das wellenſchlagende Meer der tobenden Männerwelt, und zwingen Alles zum Segelſtreichen. Sie entern, aber ſie morden nicht. Sie begnügen ſich mit einigen Küſſen und haben es gern, wenn ihnen die Beſiegten zuletzt das Steuerruder abnehmen. Steuern iſt langweilig, und die Damen ſind alle kurzweilig. Wohlan, meine Verehrteſten, wer kauft mir dieſe ganz friſche Piraten-Zeitflagge ab? Drei Thaler biete ich ſelbſt. Ich habe eine Tochter, die ſich nächſtens als Kapitän in das Wogengemurmel der Geſellſchaft wagen ſoll.“

Wie ein Lauffeuer liefen die Gebote von einem ſchön geformten Munde zum andern. Die Damen wetteiferten im Sichſelbſtüberbieten, und die roſarothe Piraten-Zeitflagge ward einem jungen Mädchen offenbar über den Werth zugeſchlagen.

„Nur ſo fortgefahren,“ flüſterte Zahlbrett dem Auctionator zu, „wir gewinnen ein Rittergut!“ Er zählte das empfangene Geld und ſtrich es in die eiſerne Truhe. „Aufnotirt!“ rief er dem Schreiber zu; „ich werde bankerott, wenn wir nicht genaue Rechnung führen.“

Joſephine hatte bisher noch nicht geboten. Alle vorkommenden Gegenſtände ſchienen ihr nicht zu gefallen. Oder war es die eigenthümliche Scheu, öffentlich ein Gebot zu thun, wo Jedermann auf den Sprechenden Acht gab? Palmblatt ſaß zuſammengekrümmt in ſeiner Fenſterblende und mußte zuweilen über die Bemerkungen des barocken Auctionators lächeln. Es war ihm, als verſteigere man mit den Kleidungsſtücken und Koſtbarkeiten nicht bloß todte Gegenſtände, ſondern die Seelen ihrer früheren Eigenthümer, und er zitterte an allen Gliedern, wenn er an ſich ſelbſt und die wenigen Gegenſtände dachte, die ihm zugehört hatten und nun auch bald an die Reihe kommen mußten. Bald bemerkte er das Geräuſch, Gedräng und Geflüſter um ſich her gar nicht mehr, nur die Stimme Weißnaſe's ſchlug an ſein Ohr. Er verſenkte ſich in ſich ſelbſt und hielt Revue über ſeine Gedanken. Wie von fern vernahm er das Geſchwätz des Auctionators, der ihm wie eine fortlaufende Satyre auf die ganze Welt vorkam, die ſich auch in ſein innerſtes Gedankenleben, wie ein leiſe hinzitterndes Echo verbarg.

In dieſem halb wachen, halb träumeriſchen Zuſtande hatte er noch eine ganze Menge ſogenannter Zeitflaggen ausrufen hören, die, jede beſonders, von einer Empfehlung oder Erklärung Weißnaſe's begleitet wurden. Öfters antwortete ein ſchallendes Gelächter der Anweſenden auf die trockenen Erklärungen des Auctionators, zuweilen aber blieb die Mehrzahl ſtill und ſah ſich verwundert an, wenn nur Einzelne lachten, die den Sinn des Proclamators gefaßt hatten.

Plötzlich trat eine tiefe Pauſe ein. Das Gemurmel der Anweſenden verlor ſich und Palmblatt ſchreckte aus ſeinem Halbtraume empor. Der Saal hatte ſich um mehr als die Hälfte der Anweſenden geleert. Die Kleider und Schmuckſachen waren bereits verſteigert, das Intereſſe der Mehrzahl geſunken. Nur die Vornehmſten und Gebildetſten blieben noch da, denn eine ausgewählte Anzahl von Büchern wartete auf Käufer. Weißnaſe fand es angemeſſen, ſich eine Zeitlang Ruhe zu gönnen. Er ſprach mit Dem und Jenem der Anweſenden, ſagte den noch zuruckgebliebenen Damen einige Schmeicheleien, oder entſchuldigte ſich ſeiner Ausgelaſſenheit wegen, während Zahlbrett die gelöſten Summen wieder und wieder durchzählte, die verſchiedenen Geldſorten ordnete und mit ſeinem Privatſekretär unaufhörlich zankte. Der Mann ſchien wirklich der Bankier par excellence zu ſein. Er dachte nichts als Geld, nur Geld; ſein Geſicht ſah aus, wie ein lederner Geldbeutel, ſeine Augen wie zwei Knoten, die ihn zuſammenhielten. Es war peinlich, den Menſchen anzuſehen, ohne Verzuckungen zu bekommen. — (Fortſ. folgt.)

Jahresfeier

der

Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft zu Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Die beiden Vorträge, deren Inhalt wir im Vorhergehenden angegeben haben, wurden mit ungetheilter Aufmerkſamkeit angehört. Der ausführliche Bericht aber, den Herr Hofrath Kopp von Hanau über eine auf naher Ortſchaft kürzlich vorgekommene Vergiftung durch geräucherte Bratwürſte erſtattete, und die daran geknüpfte Bemerkungen über die Beſchaffenheit des ſogenannten Wurſtgiftes — konnten, — dies lag in der Spezialität des Gegenſtandes, — nur Wenige intereſſiren, und rechtfertigen wohl den Wunſch, daß bei künftigen Jahresfeiern nur Gegenſtände von allgemeinem Belange zur Sprache gebracht werden mögen.

Ein ſolcher war in jeder Beziehung „die Ehe der Thiere,“ über welche der Mitdirektor der Geſellſchaft, Herr Dr. Cretzſchmar ſeine Anſichten mitgetheilt. Wir werden im Nachfolgenden das Weſentlichſte derſelben größtentheils mit ſeinen eigenen Worten zur Überſicht darlegen.

In Beziehung auf die Fortpflanzung der Art theilen ſich die Thiere in drei Klaſſen: 1. die unvollkommenſten „pflanzen ihre Art fort, ohne daß die Art in Geſchlechter getrennt iſt;“ 2. die Weichthiere „zeugen durch Vermittlung einer Geſchlechtsorganik;“ aber jedes Thier iſt zugleich männlich oder weiblich; 3. die Wirbelthiere endlich, d. h. „die Thiere der vier oberen Klaſſen, ſind vollkommen in Geſchlechter getrennt,“ ihre Fortpflanzung iſt durch die Vereinigung der Getrennten bedingt.

Wenn nun bei den Letzteren beide Geſchlechter „ſowohl in der Ernährungsweiſe als vielen anderen Erſcheinungen ſich ganz gleich verhalten, ſo ſind ſie doch in Betracht ihres Seelenlebens ſehr verſchieden von einander, ſo lange ſie ſich nicht in der Periode des Fortpflanzungsgeſchäftes befinden. . . — Der thieriſche Mann (a. v. v.) iſt der Trager der Kraft, der Kühnheit, der Entſchloſſenheit, Anführer, Beſchützer, kurz — das herrſchende, das beherrſchende Prinzip. Das Weibchen iſt dem Mann gegenüber zart, ſchwach, furchtſam, nachgiebig, unterthänig, folgſam;“ kurz, es iſt „ſeiner pſychiſchen Natur nach, das untergeordnete Prinzip der Art, — es äußert Affekte und Leidenſchaften in weit geringerem Maße, als der Mann.“ —

„Dieſe Charakterzüge, welche beſonders den Geſchlechtern der Säugethiere und Vögel, (daher auch nur von ihnen im Nachfolgenden die Rede ſein wird) zukommen,“ wenn ſie noch ungepaart leben, ändern ſich ſehr, wenn ſie ſich zur Fortpflanzung ihrer Art vereinigen, oder, wie Herr Dr. Cretzſchmar ſich ausdrückte, — wenn „die Thiere ſich zur Ehe verbinden,“ was jedoch auch in den beiden höheren Klaſſen nicht bei allen der Fall iſt.

Bei denen aber, „welche in der That in geſchloſſener

Ehe leben, — beginnt ſie mit einem pſychiſchen Akt, der deßwegen Paarung, (zu unterſcheiden von Begattung) genannt wird, weil er die getrennten Geſchlechter zu einem Weſen vereinigt, und die Verſchiedenheit der Charakterzüge ausgleicht.“ Wo dieſe Paarung ſtatt findet, „beugt und ſchmiegt die Kraft des Mannes ſich vor dem ſchüchternen Weibe; er unterwirft ſich ihrem Willen, folgt ihm, erträgt ſelbſt die Zurückweiſung ſeiner Liebkoſungen; er wird ſeinem Benehmen nach Weib. . . Dieſes dagegen beherrſcht ihn mit zauberiſcher Gewalt, bis die pſychiſche Verſchiedenheit beider zu einem harmoniſchen Gleichgewicht verſchmolzen iſt. Hiermit iſt die pſychiſche Ehe abgeſchloſſen.“ Bei den Polygamen geht dieſe Paarung nur kürzere Zeit, bei den Monogamen hingegen mitunter ſehr lange der eigentlichen Begattung voraus, wie z. B. die Vögel erſt ſich paaren und ihr Neſt bauen, bevor ſie ſich begatten. Auch „belehrt uns die Beobachtung, daß je vollkommener die Paarung,“ d. h. die pſychiſche Einigung und Ausgleichung, — „ſtattgefunden, deſto feſter auch die Ehe gebunden iſt,“ ſo daß nach Maßgabe jener auch ein Aufſteigen wahrnehmbar von jahreszeitlicher, zu jährlicher bis zu — wahrſcheinlich lebenslänglicher Ehe. —

Wie nun die Paarung, ſo iſt auch jedes in der Folge ſich ihr anſchließende Moment, — wie namentlich die „Begattung, Befruchtung, Tracht, Geburt und Erziehung der Kinder“ (a. v. v.) als ein pſychiſcher Akt anzuſehen und bedingt durch die Art der Paarung ſelbſt. „Je vollkommener, je feſter dieſe, deſto mehr werden beide Gatten ſich mit der Erziehung der Kinder beſchäftigen;“ — je mehr in der Paarung die Charakterverſchiedenheit zwiſchen Mann und Weib ſich ausgeglichen, um ſo mehr übernimmt jener auch die Verrichtungen, die dieſem zukommen, brütet auf den Eiern, wärmt die Jungen, und kümmert ſich um Ernährung und Erziehung derſelben, was bei den Polygamen nicht ſtatt findet. So erweiſt ſich in jeder Beziehung, daß die Paarung als eine „pſychiſche Vermählung“ anzuſehen, die, je inniger ſie geſchloſſen, um ſo wirkſamer ſich bezeigt „in einem fortlaufenden Kreiſe von Äußerungen, bis die Bedeutung der Thierzeugung, die Erziehung der Kinder, vollbracht iſt.“ —

„Nun fragt ſich aber, und vorzüglich bei den Vögeln, bei denen die Ehe in ſo beſtimmten Äußerungen hervortritt, ob derſelbe Mann und daſſelbe Weib, welche ſchon einmal die Ehe durchlebt haben, ſich zu der neu abzuſchließenden wieder vereinigen?“ — Erſt Spallanzani hat hinſichtlich der Hausſchwalben den genügenden Beweis geliefert, „daß dieſelben Paare zu denſelben Neſtern zurückgekehrt ſind.“ Übrigens iſt es eine bekannte Thatſache, daß viele Wandervögel bei ihrer Rückkehr im Frühling „dieſelbe Stelle wieder aufſuchen, an welcher ſie im vorhergehenden Jahre geniſtet.“ Auch iſt beobachtet worden, daß dieſe Vögel zwar meiſtens in Schwärmen auswandern, aber ſich dann wieder trennen und paarweiſe zuſammenleben, wenn ſie an dem Ort ihres Aufenthaltes eingetroffen ſind.“ Bei dem europäiſchen Kuckuck hat man ſogar wahrgenommen, daß nur die ungepaarten in Schwärmen, die bereits „verehlichten“ hingegen nur in einzelnen Paaren auswandern, und daß „die Gatten ſich immer und überall mit gleicher Eiferſucht bewachen.“ Auch unter den Säugethieren gibt es mehrere, wie z. B. der Fuchs und der Dachs, „deren Lebensweiſe auf eine lebenslängliche Ehe ſchließen läßt.“ —

Wenn es endlich noch nicht unbeſtreitbar erwieſen iſt, daß ſolche Vögel, welche zu „dauernder Ehe verbunden ſind, keine neue Ehe eingehen,“ wenn die erſte „gewaltſam oder zufällig getrent worden, ſo liegen doch Thatſachen vor, welche auf ein ſolches Wittwerleben ſchließen laſſen.“ So hat man nicht ſelten beobachtet, daß ein und daſſelbe Paar Hausſchwalben mehrere Jahre nach einander zu demſelben Neſte zurückgekehrt iſt, dann aber nur „ein Vogel wiedergekommen, das Neſt ausgebeſſert und den ganzen Sommer durch bewohnt. Der Wahrſcheinlichkeit nach iſt ein ſolcher Vogel ein Wittwer,“ wie daſſelbe von den ſg. Einſiedlerſtorchen anzunehmen iſt, die ihr vereinzeltes Leben oft mehrere Jahre hindurch fortſetzen. *)

„Solche Erſcheinungen,“ — bemerkte Herr Dr. C. zum Schluſſe ſeines intereſſanten Vortrags, — „verdienen eine vielfältige genaue Unterſuchung, um entweder die lebenslängliche Ehe der Thiere zu beſtätigen, oder ermitteln zu können, welche Arten zu einem Ehebund für die Lebensdauer angewieſen ſind. Der Zweck der thieriſchen Ehe iſt aber unläugbar gleiche Betheiligung der Gatten an allen Erſcheinungen dieſes pſychiſchen Bundes, und nur dann findet in der That die Ehe unter den Thieren Statt, wenn der Mann ſich ebenſo wie das Weib mit der Erziehung der Kinder beſchäftigt.“ —

Wir aber ſchließen dieſen Bericht mit dem Wunſche, daß Herr Dr. Cretzſchmar, deſſen Begeiſterung für die Naturwiſſenſchaft, deſſen unermüdlicher, keine Opfer ſcheuender Thätigkeit das Muſeum der naturforſchenden Geſellſchaft ſchon ſo Vieles, — verhältnißmäßig wohl das Meiſte — verdankt, — ſeine Forſchungen über die Pſyche der Thiere fortzuſetzen ſich veranlaßt finden möge, da dieſer, leider noch ſo wenig beachtete Gegenſtand das weſentliche Mittelglied zwiſchen der Thier- und Menſchenwelt bildet, und — der Würde nach — eben ſo erhaben iſt über die ſogenannten phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, wie Religion und Weltgeſchichte über Induſtrie und Statiſtik und wie die wahrhafte, von der Religion und der Liebe geweihte Ehe des Menſchen über die blos magiſche Geſchlechtseinigung der Thiere. —

Weimar.

(Fortſetzung.)

Einem andern Zweige gemeinnütziger Wirkſamkeit iſt das Taubſtummen- und Blindeninſtitut gewidmet, das, obwohl erſt ſeit wenigen Jahren beſtehend, doch ſchon ſich erſprießlich beweiſt. Unter der Leitung eines kundigen Lehrers erſtreckt es ſeinen heilſamen Einfluß bereits auf einen großen Theil des Landes. Da ſolch' eine Anſtalt, wenn ſie nicht beſonders reich dotirt iſt, alle dergleichen

---

*) Es hätte hier wohl auch an den uralten weitverbreiteten Volksglauben erinnert werden können, daß die Turteltaube, wenn ſie ihr Männchen verloren, ſich nie mehr auf einen grünen, ſondern immer nur auf einen dürren Zweig niederläßt.

unglückliche Kinder aufzunehmen nicht vermag, ſo hat die das öffentliche Unterrichtsweſen leitende Staatsbehörde, die Nothwendigkeit erkennend, ihnen ſämmtlich gleiche Wohlthat angedeihen zu laſſen, die zweckmäßige und für kleinere Länder nachahmungswerthe Einrichtung getroffen, daß die jungen Leute, welche ſich dem Lehrerſtande widmen, am Unterrichte im Taubſtummeninſtitute Theil nehmen, um die Befähigung zu erlangen, in ihrem künftigen Berufe den in den einzelnen Orten befindlichen taubſtummen und blinden Kindern, — deren Anzahl leider überall groß genug iſt, — den Unterricht eben ſo gut angedeihen zu laſſen, als im Hauptinſtitut zu Weimar ſelbſt. So verbreitet ſich die Wirkſamkeit deſſelben in das ganze Land. —

Unter den hieſigen Einrichtungen zur Beförderung allgemeiner Bildung, Veredlung des Geſchmacks und der Geiſteskultur gebührt dem Leſe-Muſeum ein Ehrenplatz. Es beſteht erſt ſeit einigen Jahren, erfreut ſich aber eines ſo gedeihlichen Fortgangs, daß es wenig Gebildete hier gibt, welche nicht zu deſſen Theilnehmern ſich zählten. Seine Aufgabe: die Kenntnißnahme der vorzüglichſten politiſchen, literariſchen und wiſſenſchaftlichen Blätter darzubieten und zu erleichtern, hat daſſelbe ſo befriedigend gelöſ't, daß kaum eine wichtige und intereſſante Erſcheinung in dieſem Bereich ſeiner Aufmerkſamkeit entgeht. Für den verſchiedenartigſten Geſchmack iſt geſorgt; die gediegenſten Zeitſchriften des In- und Auslands findet man in zweckmäßig reicher Auswahl vereint. Auch den Fremden, deren in Weimar ſtets eine nicht unbeträchtliche Anzahl verweilt, iſt der Zutritt geſtattet. Sehr angemeſſen iſt die Leitung der Geſellſchaftsangelegenheiten einem, jährlich zur Hälfte durch Wahl erneuerten Ausſchuß anvertraut, der insbeſondere die Anſchaffung neuer Blätter, Schriften und ſonſtiger zum Zweck der Geſellſchaft nöthigen Gegenſtände zu beſorgen hat. Ein Buch für Wünſche und Anträge, ſo wie ein Buch der Mittheilung, welches auf die merkwürdigſten neueſten Erſcheinungen im Felde der Tagesgeſchichte und Literatur hinweiſ't, unterhalten einen fortwährenden Ideenaustauſch und ſtete geiſtige Berührung unter den Mitgliedern. Daneben findet man von der thätigen Hoffmann'ſchen Buchhandlung die neueſten Werke aus allen Fächern auf einem Bazar aufgeſpeichert. — Mit Recht mag das Muſeum der Centralpunkt der allgemeinen modernen Geiſtesbildung für Weimar genannt werden und ihm gebührt unter ähnlichen Inſtituten Deutſchlands unſtreitig eine der erſten Stellen. In der gedachten Hinſicht ſupplirt daſſelbe die großherzogliche öffentliche Bibliothek, welche ihm, mit Vergönnung aller ihr eigenen Zeitblätter, dies ſchöne Recht zugeſtanden, wogegen das Muſeum die Verbindlichkeit übernommen hat, jedesmal drei Monate nach dem Jahresſchluß ſämmtliche Journale an die Bibliothek, zur allgemeinen Benutzung für Jedermann, zu überlaſſen, wodurch ſie denn gleichſam Gemeingut des ganzen Landes werden.

Der ſeit einigen Monaten hier verſammelt geweſene, bereits Anfang Februars beendigte, Landtag hat ſeine wichtigen Aufgaben mit gewohnter Umſicht gelöſ't, einzelnen Gebrechen des Landes abgeholfen, manche zweckmäßige Einrichtung in's Leben gerufen, viele Zweige der Geſetzgebung vervollſtändigt und erweitert. Die materielle und pecuniäre Verbeſſerung der für den Staat ſo überaus wichtigen Sanitätsanſtalten, der Gewerkeſchulen, der Schullehrerſtellen, wie nicht minder die Gewiſſenhaftigkeit, Gründlichkeit, Offenheit und Würde, mit welcher er die Angelegenheiten des Staatshaushaltes geprüft, erwogen und feſtgeſtellt hat, ſprechen ſeinen Beſtrebungen ein ſchönes Zeugniß. — Ein Gegenſtand von Einfluß und Intereſſe hat ihn noch zuletzt beſchäftigt, die Ausgleichung nämlich einer Differenz der katholiſchen Kirche mit dem Staate. Die Sache dürfte ſich zur öffentlichen Mittheilung wohl eignen. Bis zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts beſtand im Großherzogthum keine vom Staate anerkannte katholiſche Kirchengemeinde, ſie war blos eine geduldete. Erſt nach der Schlacht bei Jena wurde von Napoleon ein beträchtliches kathol. Kirchengut geſtiftet. Später ward, auf Karl Auguſt's Betrieb, im Einverſtändniß mit dem Fürſten Primas des rheiniſchen Bundes eine Übereinkunft abgeſchloſſen, welche den kathol. Glaubensgenoſſen in den damals noch herzoglichen Landen vollkommene Religionsfreiheit und öffentliche Ausübung ihres Kultus zugeſtand. (Schluß f.)

Notizen.

⁂ Engliſche Novitäten. — Unter den im vorigen Monat zu London erſchienenen Schriften bemerken wir: The poetical romances of *Tristan*, in french, anglo-norman, and greek, by F. Michel. 2 vol. — Ure's *Philosophy of Manufacturers.* 2nd edit. — Greenwoods History of the *Germans* (barbaric period.) 4. — A summer in *Spain.* — *The religion of the Universe*; with consolatory views of a *future state* etc., by Robert Fellowes. L. L. D. (mit dem Motto: Deum scire est nihil nescire.) — Als mit Nächſtem erſcheinend wird angekündigt: *Athens*: its rise and fall. by the author of Rienzi etc. — und Memoirs of *Lucien Bonaparte* (written by himself), zugleich in franzöſiſcher Sprache und in engliſcher vom Verfaſſer ſelbſt durchgeſehenen Ueberſetzung. —

⁂ In *Deutz ou Imposture, Ingratitude et Trahison*, par l'auteur de *Vendée et Madame*, ſoll eine ganze Reihe von Niederträchtigkeiten und Verbrechen enthüllt ſein, mit welchen jener ſchändliche Verräther ſich zu ſeiner Judasthat vorbereitet hätte.

⁂ Das verlorene Paradies von Flatters. — Im Laufe dieſes Monats erſcheint zu Paris das verlorene Paradies von Milton, dargeſtellt in einer Reihe von Bildern von dem berühmten Bildhauer und Maler Flatters, mit einer neuen Ueberſetzung jenes Gedichtes von Jules Baſtide, durchgeſehen und bevorwortet vom Abbé de Lamennais. — Auf ähnliche Weiſe ſoll demnächſt auch Klopſtock's Meſſias herausgegeben werden, und ſchon hoffen die Pariſer, daß ſie künftig England nicht mehr um ſeinen Flaxmann zu beneiden haben dürften.

⁂ Erfindung der Mezzo-tinto-Manier oder ſogenannten Schwarzkunſt. — In der letzten Sitzung der Geſellſchaft der Alterthumsforſcher zu London hat [illegible] Diamond einige der älteſten Mezzo-tinto-Stiche vorgelegt, welche durch ihr Datum beweiſen, daß Prinz Ruprecht von der Pfalz nicht der Erfinder dieſer Kunſt iſt. Unter denſelben findet ſich ein Porträt der Königin von Frankreich, mit der Unterſchrift: „W. Hondthurst pinxit, *L. a Siegen*, *inventor* fecit anno 1643.“ Uebrigens iſt ſchon in Füßli zu leſen, daß L. v. Siechem oder van Siegen, ein heſſiſcher Obriſtlieutenant, 1643 die ſg. Schwarzkunſt erfunden, in welcher er das Bildniß der Landgräfin Amalia Eliſabetha, als das allererſte Stück von dieſer Arbeit, 1643 verfertigt, dieſer Fürſtin zugeeignet. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 116. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 17. Mai.

Philipp Veit's Carton:

„die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland durch Biſchof Bonifazius."

Schon im vorigen Jahre ſprachen wir uns im Phönix (Nro. 254, vom 27. October) über Idee und Plan der Freſken aus, welche den zur Aufnahme chriſtlicher Skulpturwerke beſtimmten Saal im hieſigen Städel'ſchen Inſtitute ſchmücken ſollen, wir berichteten von den damals bereits vollendeten beiden Freſken: Italia und Germania, und erwähnten der Compoſition, welche auf dem zwiſchen beiden liegenden Felde ausgeführt werden ſoll.

Der Carton derſelben iſt nunmehr vollendet, und zieht, ſeit einigen Tagen im altdeutſchen Saale der Städel'ſchen Gallerie aufgeſtellt, die Aufmerkſamkeit aller Freunde des Schönen an ſich. Wir halten denſelben für ein Werk, welches, von mehr als einem Standpunkte aus aufgefaßt, verſtanden und gewürdigt ſein will. Zuerſt vom künſtleriſchen, dann vom hiſtoriſchen, endlich vom religiöſen; in jeder von dieſen Beziehungen und in allen zuſammen betrachtet, ſteht das Werk als bedeutend und ſteht bedeutſam da. Deduzirt aus dem Selbſtzweck der Kunſt, erſchöpft es als Compoſition zu völligem Bewußtſein die Idee des Schönen, als geſchichtliches Monument drückt es das Princip des deutſchen Geſammtlebens aus, als religiöſe Gemüthsanſchauung endlich erfüllt es das Höchſte, indem es alle Subjectivität einerſeits, ſo wie anderſeits alle bloße Tradizionalität ausſchließt, das Poſitive als Aprioriſches markirt, das Geweſene als Fortſeiendes; es iſt wohl zu bemerken, daß es nicht eine einzelne Form des Cultus, ſondern die allgemein gültige Form der Religion ſelbſt darſtellt. Man ſieht, daß der Künſtler nicht bloß eine Harmonie der Geſtalten vollendete, welche ſich als Compoſition zeigt, ſondern auch eine Harmonie der Ideen und Principien erreichte, welche die dauernde Baſis für die höhere Bedeutung ſeines Werkes bildet. Wir haben uns ſchon öfters über die künſtleriſche Eigenthümlichkeit Veit's ausgeſprochen, und vermeiden es daher, unſre den Leſern dieſer Blätter bekannten Anſichten darüber hier zu wiederholen; wir begnügen uns damit, ſeinen neuen Carton für eines ſeiner vollendeteſten Werke zu erklären, und glauben demſelben durch dieſe relative Bezeichnung ſeine Stelle unter anderen neueren Geſtalten-Dichtungen angewieſen zu haben.

Auswärtige Leſer mögen aus folgendem in Worten verſuchten Umriß der Compoſition entnehmen, ob wir Unrecht hatten, den Standpunkt der Bedeutung zu erweitern.

Als Mittelpunkt der Compoſition zeigt ſich die verkörperte Idee, — und zwar nicht etwa als froſtige Allegorie, — die Religion, in erhabener Milde und anmuthiger Würde, jungfräulich und mütterlich zugleich wie eine Madonna; der Friede des Himmels verklärt ihr Antlitz, ihre Geſtalt. Sie hält den Friedenszweig und weiſet auf das Evangelium. Man hat erklären wollen, ſie ſtütze ſich darauf; uns aber dünkt: die leiſe Bewegung der das Buch des Lebens kaum berührenden geſenkten Finger könne durchaus nicht ausdrücken, daß ſie ſich darauf ſtütze. Weßhalb auch? Eine göttliche Idee ſtützt ſich nicht auf ein Buch, das Buch iſt bloß die Incorporation des Worts; aber, weil nichts weiter, ſo kann die Geſtalt, menſchlich gedacht als Himmelsbotin, nur darauf weiſen; das wird durch ihre Stellung und ihre Umgebung dargethan. Zu ihrer linken Seite (vom Bilde aus) ſehen wir die Vergangenheit Deutſchlands, die poſitiven Thatſachen, in einem Moment concentrirt. Bonifazius predigt das Chriſtenthum: ſchon iſt die heilige Eiche Wodans umgehauen, aber aus der Stelle, wo ſie ſtand, ſpringt ein neuer Quell; der Barde, der die Saiten ſeiner Harfe zerriß, blickt trauernd auf die Stelle; er weiß, daß er in der neuen Zeit, die aus dem Quell der neuen Lehre entſprungen, nicht mehr leben kann, aber der Künſtler hat dem Schmerz die Weihe der Wehmuth aufgedrückt, es iſt in dieſem Antlitz nicht die Troſtloſigkeit des Individuums, ſondern vielmehr auch die dämmernde Ahnung deſſen, was kommen wird, im Todesernſt ausgedrückt, was uns in dieſem an ſich haltenden, in ſich endenden Greis ergreift. Die junge Alruna entflieht, die bärtigen Männer lauſchen der Predigt des Apoſtels, ihre Theilnahme iſt bei dem einen ſchon werdende Herzensangelegenheit, bei dem andern noch bloße Neugier. Die Zukunft ſpiegelt ſich in den Kindern, dieſe Idee und dieſe Gruppe findet ihre Parallele und Weiterbildung in einer am andern Ende der Compoſition, welche uns die Erziehung des jungen Geſchlechts (Geſittung und dgl.) allmählig zeigt. Rechts von der Mittelfigur erblicken wir Ritterthum, Dichtkunſt und Muſik, das erſtere iſt durch den, mit dem Leibe der Drillingsgruppe und der Religion, mit dem Haupt dem außerhalb, fernab liegenden Welttreiben zugewendeten Ritter, die zweite durch den Sänger der Nibelungen repräſentirt. Die Muſik blickt in weicher, träumeriſcher Hingebung nach der Religion. Hinter dieſer ſtehen die darſtellenden Künſte, Baukunſt, Malerei und Bildkunſt, drei Schweſtern, die ſich umſchlungen halten, — das innige Wechſelverhältniß derſelben im chriſtlichen Mittelalter, welches wir noch heute in jedem Dom finden, iſt dadurch verdeutlicht; gleichſam als Wirkung erhebt ſich auf der Höhe hinter ihnen, die Kirche, an welcher noch gebaut wird. Zwiſchen derſelben und hinter der Gruppe des Bonifazius iſt das Kloſterweſen 1) in ſeiner aſcetiſchen Form und 2) in Bezug auf die Wiſſenſchaft, alſo individuell-menſchlich, und menſchheitlich-hiſtoriſch angedeutet. Rechts in den Fernen die heitere Bluthe des deutſchen Bürgerthums, im Handelszug — (als Markſtein dafur: die freie Krönungs- und Handelsſtadt Frankfurt a. M.) und das frohliche Wanderleben des deutſchen Adels.

Man ſieht; welchen Reichthum von Ideen der Künſtler aus einer einzigen Idee entſpringen ließ und in der einen Idee harmoniſch wieder zuſammenfaßte. Der Ernſt, welcher die Conception beſeelt, wird durch die Tüchtigkeit der techniſchen Behandlung paralleliſirt.

Bewegung der franzöſiſchen Preſſe

im Jahre 1835.

(Schluß.)

„Was die Schreibart betrifft, ſo kann man ſagen, daß die philoſophiſche oder vielmehr ſententiöſe Schule, die im vorigen Jahrhundert gegründet, beinahe verlaſſen iſt, und daß die meiſten Schriftſteller keinen anderen Ehrgeiz haben, als die Scene nach Art Walter Scott's zu beleben oder Perſonnagen aufzuführen, beweglich, wie Froiſſart's Paladine. Nur wenige arbeitſame Hiſtoriker könnten angeführt werden, die ſich der wiſſenſchaftlichen und experimentalen Methode hingegeben, eine Methode, dont la révélation, — meint Herr T., — est un des beaux titres de l'Allemagne savante.“ Daß es an Compilatoren nicht fehlt, iſt leicht zu denken. Noch vor wenigen Monaten beſtellte ein Buchhändler ſich bei einem ſolchen eine Geſchichte Napoleon's, — wobei er ihm aber die Weiſung gab: „Surtout pas un mot *contre Lui*: c'est pour la province.“ Das Buch circulirt ſchon wirklich in den Provinzen. —

Über das Allgemeine der Geſchichte und über die Methode der Geſchichtſchreibung iſt nicht ein einziges Werk erſchienen. Erſatz dafür bietet einigermaßen die vortreffliche Erdkunde von Ritter, die von Büret und Deſor überſetzt worden. Es iſt ein Werk, welches eine ganze Bibliothek dahin gehöriger Schriften überflüſſig macht.

Die wiſſenſchaftlichen Unternehmungen von de Freycinet, de la Place, Dumont d'Urville haben Stoff zu großen Werken gegeben, die nur langſam vollendet werden. Alcide d'Orbigny hat Südamerika 8 Jahre lang durchſtreift; der Engländer Burnes und Victor Jacquemont, deſſen geiſtreicher Briefwechſel lebhafte Theilnahme gefunden, haben ſich in Aſien getheilt.

Auf Geſchichte der Religionen beziehen ſich 15 Werke, von denen die umfänglichſten — Wiederauflagen ſind; wie z. B. die „Annales ecclésiastiques,“ von Béraut-Berkaſtel und der „Origine des cultes,“ von Dupuis, — jener für die Geiſtlichen, — dieſer für die — Naturaliſten. Die neueren Geſchichten, deren ich vier zähle, — gehören dem Proteſtantismus oder der Philoſophie an, die aus dem proteſtantiſchen Prinzip entſpringt. Jeder dieſer Verfaſſer ſagte ſich wohl daſſelbe, was Matter in ſeiner „Histoire de l'église chrétienne“ bemerkt: „Die wahrhafte Competenz unſeres Jahrhunderts beſteht darin, zu conſtatiren, was gut, zu richten, was ſchlecht iſt.“ (T. IV. P. 481.)

Für eine allgemeine Geſchichte der Religionen ſind die Akten noch nicht reif. Beiträge zu dieſen lieferten der Commentar über eine altperſiſche Religionsſchrift, von Eugène Burnouf aus dem Zend, — der theologiſche Theil der Veda's, von Polly aus dem Sanskrit, und das Livre des récompenses, von Stanislas Julien aus dem Chineſiſchen überſetzt. —

Der Archäologie ſind 27 Schriften gewidmet; Auszeichnung verdienen die Kupferwerke Cailland's und Champollion's d. J. über Ägypten, Nubien und Äthiopien, und die prächtigen Antiquités Mexicaines.

Sieben Werke zur allgemeinen Geſchichte der neueren Zeiten waren ſchon bekannt. Die auf die franzöſiſche Geſchichte bezüglichen Dokumente haben Stoff zu 18 Schriften gegeben; das alte Frankreich — zu 9. Die Geſchichte der Franken ſchrieben Herr von Peyronnet und Herr Moke; jener erzählt; dieſer erörtert und hat Treffliches geleiſtet. —

Der Geſchichte unſerer Zeit ſind 30 Werke gewidmet; darunter 9 allgemeine Geſchichten der Revolution. Soll man den Titeln Glauben ſchenken, ſo wäre Montgaillard in 3ter, Mignet in 6ter, Thiers in 5ter und Dulaure in 4ter Auflage erſchienen. Alle Partheien haben unter den neueren Geſchichtſchreibern ihre Repräſentanten: die Legitimiſten an Herrn von Conny, die Republikaner an Leon. Gallois, die Conſtitutionellen an Eugène de la Baume. Das geſuchteſte Geſchichtswerk gehört aber keiner der namhaften Partheien an. Es iſt dies die Histoire parlementaire der Herrn Buchy und Roux. Ihrer Meinung nach „ſollte eine Revolution, deren Prinzip zum erſtenmal im Evangelium mit den Worten: Freiheit und Gleichheit ausgeſprochen worden, — nicht aus der Philoſophie des 18ten Jahrhunderts hervorgehen, welche nur den Egoismus erzeugen können;“ — ſie ſei vielmehr aus jenem chriſtlichen Geiſte hervorgegangen, der der franzöſiſchen Nation durch die Erziehung eingefleiſcht, ihr unbewußt wie ein natürlicher Inſtinkt gewirkt. —

Auch das **Kaiſerreich**, die **Reſtauration** und die **neue Dynaſtie** haben ihre Hiſtoriker gefunden. Die beſondern **Geſchichten der Provinzen und Städte** Frankreichs füllen 62 Schriften, die **Annalen fremder Völker** 19. Unter den Letzteren ſind die bemerkenswertheſten die „Histoire de l'Empire Ottoman" des Herrn **von Hammer**, und die „Critique du moine Nestor." Der politiſche und ſittliche Zuſtand der verſchiedenen Nationen gab Stoff zu 18, die **Lebensbeſchreibung** zu 31 Werken, zu denen auch 4 biographiſche Wörterbücher zu rechnen; — doch ſind nur die Mémoires von **Mirabeau** hier hervorzuheben, die nach Papieren gearbeitet, welche im Archiv ſeiner Familie aufbewahrt werden. Auf die **Geſchichte des menſchlichen Geiſtes** beziehen ſich 12 Werke, unter denen drei Auszeichnung verdienen: die „Histoire de la philosophie" (aus dem Deutſchen) des Dr. H. **Ritter**, die Fortſetzung des großen Werkes der Benediktiner über die Schriftſteller Frankreichs (jetzt bis zum 13ten Jahrhundert reichend) von Mitgliedern der Akademie der Inſchriften, und die „France littéraire" von **Quérard**, das umfänglichſte und nützlichſte Repertorium der Bibliographie nächſt dem des P. **Lelong**. —

Von allen dieſen 290 hiſtoriſchen Schriften ſind ungefähr 50 — neue Auflagen, und wohl eben ſo viele nur unbedeutend veränderte Copien früherer Werke. —

Zu den **diverſen Schriften** ſind zunächſt 216 in fremden Sprachen gedruckte Werke zu rechnen (mit 3,849 D.-B. jeder zu 1,200 Abzügen). „Dieſelbe Art von Freibeuterei, die wir in Bezug auf unſere Schriften den belgiſchen Buchhändlern zum Verbrechen machen, wird nun auch von uns geubt." Von 95 im vorigen Jahre in Frankreich erſchienenen engliſchen Werken gehören 42 — noch lebenden Schriftſtellern an, und wie in Brüſſel die „Revue de Paris" und die „Revue des deux mondes," ſo wird in Paris die „Edinburgh Review" nachgedruckt. — In **ſpaniſcher** Sprache erſchienen 60, in italiäniſcher 29, in polniſcher 19, in deutſcher 7, in portugieſiſcher 4, und in neugriechiſcher Sprache 2 Schriften. —

Die Druckſachen von vorübergehendem Intereſſe, wie **Almanache**, **Proſpektus** u. ſ. w. figuriren in Maſſe mit nahe an 4,700 D.-B.; nicht aufgeführt im Journal de la Librairie ſind aber die gerichtlichen Denkſchriften, die Diſſertationen, die eigentlichen Nachdrücke und ſonſtige verbotene Schriften. —

VII. **Journale**. — Da im Laufe eines Jahres an dem großen Baume des Journalismus manche alte Blätter abfallen, neue hervortreiben, — ein Wechſel, der ſchwer zu controlliren, ſo wird die nachfolgende Überſicht ſich nur auf den Beſtand am 1ten Januar vorigen Jahres beſchränken.

Zu dieſer Zeit gab es in **Paris**: 21 **Tageblätter**, welche berathende Stimme bei allen Fragen des Augenblicks haben; — **Revuen**, die ausgezeichnet genannt zu werden verdienen — 3 oder 4, — endlich 5 kleine ſatyriſche Blätter. Dieſe zuſammen bilden den eigentlichen Stock des Journalismus, da ihr Beſtehen materiell geſichert iſt, theils durch den Erfolg, theils durch die von den Fundatoren gebrachten Opfer. Die übrige Journalliteratur kann ungefähr ſo einrangirt werden: 27 **politiſche**, meiſtens nicht tägliche Zeitungen, 24 **religiöſe** und **moraliſche** Zeitſchriften, unter denen 10 **proteſtantiſche**; 38 für **Geſetzgebung** und **Jurisprudenz**, 3 für **Staatshaushaltung** und **Verwaltung**, 12 für **Geſchichte**, **Statiſtik** und **Reiſen**; 44 für **Literatur**; für **ſchöne Künſte** und **Muſik** 9, **Theater** 7, **mathematiſche** und **Natur-Wiſſenſchaften** 15, **Medizin** 28, **Kriegs- und Marine-Wiſſenſchaften** 12, **Ackerbau und Landwirthſchaft** 22, **Handel und Gewerbe** 28, **öffentlichen Unterricht** 71, für **Moden** 11; — Zeitſchriften für **Frauen**, **Mädchen** und **Kinder** 20, endlich: 4 Recueils pittoresques, 7 **Anzeigblätter**, und verſchiedene nicht zu qualifizirende 12; — in Allem alſo fur Paris 347. —

Die **Departemental-Preſſe** verbreitete ihrerſeits 258 Journale; nämlich 153 für **Politik** und **Verwaltung**, 4 blos **literäriſche**, und 101 **Wochen-** und **Intelligenzblätter**. Nur 3 Departements haben kein eigenes Zeitblatt: nämlich die Departements des haut. Pyrenées, der hautes und der basses Alpes; dagegen die Departements du Nord und der Seine inférieure 15 und 16. —

Zu dieſen ſchon beſtehenden Zeitſchriften kamen nun und ſollten noch hinzukommen im vorigen Jahre folgende, die, wenn ſie ſich erhalten, die Zahl der Journale in Frankreich auf 752 ſtellen; — für **Literatur** 23, **Politik** 7, **Religion und Moral** 9, **Rechtskunde und Geſetzgebung** 11, **ſtrenge Wiſſenſchaft** 4, **Arzneikunde** 3, **Unterricht** 5, **Ackerbau**, **Handel**, **Gewerbe** 16, für **Kinder** 7, für **Moden und Anzeigen** 12, in fremden Sprachen 3; — im Ganzen 109, von denen 25 „fabriqués en province;" endlich 38 erſt angekündigte. — Doch würde man ſich täuſchen, wenn man hiernach die Herausgabe von Zeitblattern für eine Goldquelle hielte; — von 3- bis 400 Journal-Adminiſtrationen, die jetzt in Paris arbeiten, ſind kaum 20 im wirklichen Wohlſtand. —

Schlußbemerkung.

Faſſen wir die im Vorhergehenden angegebenen Reſultate zuſammen, ſo ergibt ſich uns fur den ganzen eigentlichen Buchhandel im vorigen Jahre eine Summe von 82,298 Druckbogen, welche, bei durchgängig 1500 Abzügen, 125 Millionen gedruckte Bogen geliefert haben. Für die Zeitblatter kann man wohl eine gleiche Summe annehmen, ſo daß wenn Blatt an Blatt gelegt würde, man mit dieſem Bande den ganzen Erdball dreimal umſchlingen könnte! Dieſe große Maſſe geſchwärzten Papiers iſt jedoch eher ein Hinderniß als wirklicher Reichthum, und wenn man überlegt, daß mehr als 4000 Werke nur wenig Bleibendes geliefert, dann kann man das Jahr 1835 als ein **unfruchtbares** bezeichnen. —

Dieſes Unvermögen kündigt indeß keineswegs eine Ermattung des National-Geiſtes an, ſondern erklärt ſich aus der jetzigen Verfaſſung der Sozietät. Zwei Umwälzungen zu Gunſten der Intelligenz haben Lernbegierde und die Gewohnheit, ſich durch Leſen zu unterrichten, verbreitet. Für die höheren Klaſſen iſt die Lektüre ſogar ein unabweisliches Bedürfniß geworden. Zugleich hat ſich die Induſtrie entwickelt, die inſtinktmäßig auf alle Bedürfniſſe ſpeculirt. So hat die Bücherfabrikation ſich bald weit über die bisherigen Grenzen des Buchhandels ausgebreitet, und die Wuth der literariſchen Unternehmungen hat ſich überall wie eine wirkliche Epidemie eingeſchlichen. Gegenwärtig hat ſie jedoch wohl ihr Außerſtes erreicht. Suchte die Induſtrie nur die guten Schriften zu vervielfältigen, ſo müßte man ihr Dank wiſſen. Aber ſie weiß nur viel und raſch verkaufen und läßt daher, dem herrſchenden Geſchmack oder Ungeſchmack fröhnend, Bücher ſchreiben, für welche ſie auf *reißenden* Abſatz rechnen zu können glaubt. So iſt der Handelsinſtinkt des Verlegers die Hauptnorm für den Schriftſteller geworden, und die Literatur — ſtatt den Impuls zu geben, empfängt ihn.

Leider aber hat die Geldſucht (agiotage) ſich der ausgezeichneten Männer bemächtigt, und man ſieht viele berühmte Namen an der Spitze vieler Unternehmungen prangen, denen ſie doch nur ſehr wenig Zeit und Sorgfalt zu widmen haben.

Übrigens findet für die Mehrheit der Schriftſteller die völlige Unmöglichkeit ſtatt, ſich auszuzeichnen, welches auch ihre Anlagen ſeien. Die Erfahrung zeigt, daß wer nur Vollendetes liefern wollte, unmöglich von ſeiner Feder leben könnte. Das Honorar vermindert ſich in demſelben Verhältniß, wie die Arbeit gedrängter und gediegener wird.

Was man aber *Kritik* zu nennen pflegt, iſt im Allgemeinen nur ein weitſchichtiges Syſtem von Öffentlichkeit, welches von Geſchäftsleuten eingerichtet iſt, die ſich ſo viel als möglich die Verfügung darüber vorbehalten. Die wenigen gewiſſenhaften und geübten Richter wenden ſich gewöhnlich nur berühmten Namen und Werken zu, die ein Ereigniß ſind. . . . Soll darum der junge Mann, der ſich der Literatur gewidmet, ſeine Feder zerbrechen? Aber wohin ſoll er ſich wenden, da von denen, die jährlich die Schulen verlaſſen, gewiß 5000 keine Anſtellung erhalten können? — Er wird ein literariſcher Taglöhner, ſeine Begeiſterung empfängt ihr Maß von ſeinem Verleger. Wohlleben wird ſein Ziel. . . An dieſer Krankheit ſiecht unſere Literatur nun ſchon 10 Jahre; — doch glauben wir, daß durch das Übermaß des Übels ſich bereits eine heilſame Kriſe vorbereitet. . . Die Unausbleiblichkeit einer Kriſe läßt ſich ſogar durch Berechnungen erweiſen, was wir für die Vielen, die nur den Zahlen Gewicht beilegen, hier in der Kürze verſuchen wollen.

Man nimmt jetzt an, daß von 100 Franzoſen etwa 38 leſen können. Von den 12 Millionen aber, die mehr oder weniger des Leſens kundig ſind, kann man — das Verlangen und Vermögen Bücher zu kaufen — nur der eigentlichen Ariſtokratie der jetzigen Zeit zuſchreiben, nämlich dem Wahlkörper, der den Wohlſtand des Landes darſtellt, und den Klaſſen, die man als *unterrichtet* vorausſetzt. Dieſe Ariſtokratie befaßt nur ungefähr 500,000 Perſonen, und bei ¼ derſelben erreicht das jährliche Einkommen nicht 1000 Franken. Sieht man auf die wirkliche *Bildung*, welche doch von den mehrſten Schriftſtellern für das Verſtändniß ihrer Schriften vorausgeſetzt wird, ſo ſchmilzt der Leſerkreis noch mehr zuſammen; denn, was man *literariſche Bildung* nennt, empfangen nur die ungefähr 100,000 Schüler der verſchiedenen Anſtalten, die *jährlich*, zu $^1/_8$ ſich erneuernd, mit 12,000 in die Welt eintreten. . . Jedenfalls arbeitet die Preſſe nur für $^1/_{60}$ der franzöſiſchen Nation. Und für dieſen kleinen Haufen ſind im Jahr 1835 mehr als 4000 Schriften und mehr als 700 Journale erſchienen. Kann aber dieſe ſehr kleine Minorität das Kapital liefern zur vortheilhaften Deckung von Ausgaben, die mehr als 50 Millionen Franken betragen müſſen? —

Wirklich hinterlaſſen die literariſchen Unternehmungen jährlich ein erſchreckendes Deficit, und bald müſſen die leichtſinnigen Spekulanten ihrer Unbeſonnenheit inne werden. Dann werden wir allmählich jenen ärgerlichen Schacher aus der Bücherwelt verſchwinden ſehen, der nicht nur die *Individuen* appauvrirt, ſondern auch die *Ideen*, die man entblüthet (deflore), die *Sprache*, die man entnervt, und den *geſunden öffentlichen Sinn*, den man ſchamlos beraubt. Möge bald dieſer Mißſtand verſchwinden, der auf den Untergang der gebildeten Talente, und auf Verirrung des ſich bildenden tendirt. . . Der gegenwärtigen Epoche kann man eine eigenſinnige und diffuſe Kraft, kühne Intentionen, und eine lebhafte Ungeduld des Erkennens nicht abſprechen; es ſind Würfe einer glühenden Strebkraft, denen nur zu oft die Bedingungen der Reife gemangelt. Und fürwahr, — wenn auch die Werke ausbleiben, — an Männern fehlt es nicht. Die Umwälzung vollbringe ſich in dem literariſchen Treiben, deſſen Mängel wir bezeichnet haben, und man wird wieder ſolche vollendete Arbeiten hervortreten ſehen, die ebenſo den Geiſt ehren, der ſie concipirt, wie die Geſellſchaft, in welcher ſie zu Tage gefordert werden. — F. W. Carové.

Notizen.

⁂ In Folge einer erbärmlichen Theater-Intrigue hat *Seydelmann* in Stuttgart ſeine Entlaſſung eingereicht, welche jedoch nicht angenommen wurde. Da mit der Intrigue noch eine ſchändliche Verläumdung verbunden war, ſo hat *Seydelmann* die Sache criminell anhängig gemacht, welche ſich denn bereits auch ſchon vor dem betreffenden Tribunal befindet. Der Angeklagte iſt der Schauſpieler *Moritz*.

⁂ Die *Bevölkerung des Königreichs Sachſen*. In der Sitzung der ſtatiſtiſchen Geſellſchaft zu London am 16. v. M. wurde eine Abhandlung „über die Statiſtik des K. R. Sachſen" von *Preſton* verleſen, aus welcher wir folgendes entnehmen:

Die ganze Bevölkerung beſtand am 1. Dezember 1834 aus 1,595,668 Individuen, wovon 775,244 männlich, 820,424 weiblichen Geſchlechtes, Verheirathete 566,837, Unverheirathete 1,028,831, — Taubſtumme 1016, Blinde 324. Der Religion nach kamen auf 100,000 Einwohner 98,091 Luth., 1749 Kathol., 101 Reform., 53 Juden, 6 Griech. katholiſche. Die Zahl der männlichen Geburten überſteigt die der weiblichen im J. 1832 um 1,919, — 1833 um 1,911, — 1834 um 1,999; (überhaupt iſt das Verhältniß der männl. zu den weibl. Geburten in Europa wie 100:106.) Das Verhältniß der Ehlich- zu den Unehlichgeborenen war 1:6. 7. — Durch Selbſtmord waren umgekommen im Jahre 1832: 55 männl., 10 weibl. Geſchl.
„ „ 1833: 67 „ 15 „ „

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 117. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 18. Mai.

Der Helm zur Axt.

Von

Leopold Schefer.

Ein arger Mann weiß keinen Rath,
Wie er der Erde alte Saat
Den großen Urwald um ſein Haus
Vertilge von der Wurzel aus,
Damit er von der Höh' herab
Rings ſchau' ein ödes weites Grab.
Der arge Mann denkt einmal ſo,
Und wird des Lebens eh' nicht froh.
Bei einem Zaubrer in der Höhle
Hat er für ſeine eigne Seele
Sich einen großen Sturm gekauft —
Doch der hat auch ſein Haus zerrauft,
Es eingeſtürzt, ihn ſchier begraben;
D'rum möcht' er luſtiger es haben!
So legt er hinter'm Wind bei Nacht
Nun Feuer an des Waldes Pracht.
Doch hat er nicht den Wind bedacht!
Der ſetzt dann um aus freier Macht
Und peitſcht mit Flammen, Gluth und Rauch,
Den Mann in Teich bis über'n Bauch,
In ſeine Haare fliegen Funken,
Er muß den Kopf in's Waſſer tunken!

Doch ſtatt in ſolcher Angſt und Pein
Sich ſelbſt zu beſſern, fällt ihm ein,
Aus Wuth und Rache ſeiner Thaten:
Wie doch das Werk ihm ſoll gerathen!
„Vertilgt nur wird durch fremde Kraft,
Was ſelbſt erſt ſein Verderben ſchafft!“

Jetzt hat er's richtig ausgefunden.
Er ſchmiedet eine Axt zur Stunden,
Nichts fehlt ihm als der Griff — der Helm!
Und vor den Wald nun tritt der Schelm,
Zieht tief davor ſein Hütlein baß,
Verneigt die Naſe ſchier in's Gras
Und ſpricht: Ihr hochgewachſ'nen Herrn,
Selbſtſtändig, wurzelfeſt — kurz: Herrn!
Ihr Rieſen-Volk, das leicht den Blitz
Sich heilt ſo wie das Kind den Ritz,
Ihr Millionen große Herrn,
Hört meine kleine Bitte gern:
Vergönnt mir, ach, nur einen Aſt!
Ein Stück davon nur! eurem Gaſt! —
Ich bin ein alter ſchwacher Mann,
Der ohne Stock nicht gehen kann!“ —

Da bückt ſich eine junge Eichen,
Daß ſeine Hand ſie mag erreichen
— Das junge Volk fühlt leicht Erbarmen —
Er aber bricht mit falſchen Armen
Den Wipfel ihr vom Rumpfe weg,
D'rauf, ohn' Habdank nur, geht er keck.

Die böſe That iſt ſchnell geſchehen,
Zu ſpät die alten Bäum' es ſehen!
Ein tiefes banges Weh erſchallt
Aus jedem Baum im ganzen Wald,
Sie weinen alle herzlich laut
Als ob es regnet oder thaut,
Die kleinen Vögel ſelber klagen,
Wie Kinder mit den Ältern zagen;
Die großen ſtarken Bäume zittern
Vor klarer Furcht, wie bei Gewittern,
Und klagen: Weh! Nun hat der Schelm
Zur unbrauchbaren Axt den Helm!
Nun haut er nach und nach uns um,
Die wir verrathen ſtehn und dumm!
Wir helfen ſelbſt uns auszurotten,
Zur Schmach noch wird man unſrer ſpotten!
Ihr andern Wälder mögt es hören,
O laßt euch, klug durch uns, beſchwören:

„Gebt keinen Aſt zu keinem Helm!
Sonſt tilgt euch durch euch ſelbſt ein Schelm!
Gebt nicht das R vom kleinſten Rechte,
Sonſt werdet ihr aus Herren: Knechte;
Gebt nicht das Z vom Wörtlein Zunge,
Sonſt gebt ihr Kopf und Herz und Lunge!“ —

Die ſechste Kunſt- und Gewerbe-Ausſtellung in Königsberg in Pr.

Fröhliche Kunden von allen Seiten! Die deutſche Kunſt wandert von Süden nach Norden, von Norden nach Süden, dem Frühling voran, einen Herzens-Frühling allenthalben zurücklaſſend und verbreitend. Überall lichtet ſie die Wirrniſſe, verſöhnt das Widerſtrebende, gleicht die alte Eiferſucht von Süd und Nord aus.

Mitten in einer Zeit der Noth, als die indiſche Würgerin ihren Triumphzug durch Europa hielt, rief die Menſchenfreundlichkeit eines braven deutſchen Mannes, des Stadtraths **Degen** in Königsberg, die erſte Idee einer Kunſtausſtellung in's Leben (1832.) Der außerordentliche Succeß bewog zu dem Plan (von den Herren Degen, Friedmann und Profeſſor Hagen entworfen), einen Kunſt- und Gewerbverein in Königsberg zu gründen, der durch Ausſtellungen die Kunſtliebe und den Gewerbfleiß aneifern, und nicht bloß einheimiſche Kunſtwerke mit ſchützender Sorgfalt erhalten, ſondern auch vornehmlich darnach ſtreben ſollte, eine öffentliche Gallerie lebender Meiſter zu begründen. Der rheinländiſch-weſtphaliſche Kunſtverein unterſtützte das junge Inſtitut mit ehrenwertheſter Thätigkeit, und ſandte werthvolle Gemälde aus der Düſſeldorfer Schule. Seither hat ſich der Königsberger Kunſtverein, wie wir aus den uns zugekommenen Mittheilungen erſehen, ehrenvoll gehoben und tüchtig erkräftigt. Mit herzlicher Freude erfüllen wir die ſchöne Pflicht, dieſe Anerkennung hier öffentlich auszuſprechen.

In dieſem Jahre hielt der Königsberger Kunſt- und Gewerbeverein ſeine ſechste Ausſtellung. Wir ſprachen neulich bei Gelegenheit der Hannover'ſchen Kunſtblätter den Wunſch aus, daß in allen Städten, wo Expoſitionen gehalten werden, durch fliegende Blätter die Wirkung ſolcher dauernd werden möchte. Wie angenehm wurden wir überraſcht, als wir die vollſtändige Reihe der von Dr. E. A. **Hagen** herausgegebenen fliegenden Blätter über die Königsberger Expoſition von dieſem Jahre (mit Beiträgen von Dr. **Jachmann**, Dr. **Roſenkranz** und Dr. **Zander** (Nro. 1—14, Februar bis April) erhielten. Wir erſehen daraus, welche Bedeutung der Königsberger Verein bereits erlangt hat und theilen die Namen der hauptſächlichſten Gemälde, die ſich auf der diesjährigen dortigen Expoſition befanden, hier mit. Vor Allem müſſen das **Bad der Diana** und der **Raub des Hylas**, beide von dem genialen Düſſeldorfer Maler **Sohn**, genannt werden; als ausgezeichnet wird die **betende Römerin** des trefflichen **Maes** erwähnt, deſſen **Maleratelier** wir auf der vorigjährigen Frankfurter Ausſtellung ſahen. Profeſſor **Roſenkranz** ſpricht geiſtreiche Worte über des Franzoſen **Gudin** „Wrak,“ über ein Portrat Pius des VII. von dem Dresdner **Vogel**, über die Genrebilder von **Moſt** und **Blankenburg**, über **Wilhelm Gails** koſtbare Architecturbilder und über ein Architecturbild des Ruſſen **Worobieff**. Die Ausſtellung enthielt ferner: italiäniſche Genrebilder von **Brücke** und **Bürkel**, Landſchaften von dem hochachtungswerthen **Schirmer** in Düſſeldorf (Monte Seratte und Villa d'Eſte), helgoländiſche Fiſcher von A. **Schrödter** in Düſſeldorf, ein humoriſtiſches Bild: die drei Mönche, oder: Recreatio, von **Schorn**, Bach's Schüler, von dem Schlachtenmaler **Elsholtz** eine Scene aus der Schlacht von Großbeeren und zwei Berliner Volksſcenen, **Steinbrück's** Madonna (das Bild befand ſich auch auf der Hannöverſchen Kunſtausſtellung von dieſem Jahre), eine Madonna von **Schadow**, Architecturbilder von **Schultz** und **Meierheim**, Thierſtücke von **Adam** u. a. Welcher Reichthum und welche Mannichfaltigkeit; Münchner, Düſſeldorfer, Berliner, Dresdener! Wie wichtig iſt ſolch ein reges Kunſtſchauen, Kunſtgenießen und Kunſteinbürgern für die Veredlung der Nation! Die Verfaſſer und Herausgeber der fliegenden Blätter, in denen ſich durchaus unpartheiiſche und ernſtgedachte Urtheile finden, verdienen großen Dank.

Glück auf, daß du endlich allmählich aus ſo vielen Provinzen ein einiges Vaterland machſt, deutſche Kunſt!

Weimar.

(Schluß.)

Da nun in Folge des Pariſer Friedens im Jahre 1815 mehre Landestheile des ehemaligen Bisthums Fulda dem Großherzogthume einverleibt und ſämmtliche katholiſche Einwohner in geiſtlicher Beziehung an die biſchöfliche Behörde zu Fulda gewieſen worden waren, ging, auf dem Grunde der bekannten päbſtlichen Bulle de salute animarum vom 16. Julie 1821, mit landſtändiſcher Genehmigung ein allgemeines die Verhältniſſe der katholiſchen Kirche im weimariſchen Staate beſtimmendes Geſetz im Jahr 1823 hervor. Kurz darauf liefen aber ſchon von mehren Seiten, namentlich von dem General-Vikariat des genannten Bisthums, Beſchwerden und Klagen gegen dies Geſetz ein, weil es nicht nur das äußere Verhältniß der kathol. Kirchengemeinde im Großherzogthum zerſtöre, ſondern auch das innerſte Weſen des kathol. Glaubens beeinträchtige. Verſtändigungen der Beſchwerdeführer durch die Staatsregierung vermochten eine Beruhigung der Gemüther nicht herbeizuführen und es legte daher der Biſchof zu Fulda die in der fraglichen Angelegenheit zu Mainz bereits ſeit 1824 erſchienene bekannte Druckſchrift des General-Vikariats dem diesmaligen Landtage mit der Bitte um Abänderung der anſtößigen Punkte jenes Geſetzes, vor. Von den Punkten, welche die kathol. Geiſtlichkeit für unvereinbar mit den Glaubenslehren, der allgemeinen Disciplin, den Rechten und der natürlichen Freiheit ihrer Kirche erklärt, ſind es hauptſächlich drei, denen die Ständeverſammlung ihre Aufmerkſamkeit gewidmet hat: Das Beichtgeheimniß, die religiöſe Erziehung der Kinder aus gemiſchten Ehen und das Lebensalter, von welchem an der Übertritt von einer Kirche zur andern geſtattet ſein ſoll. Das gedachte Geſetz erkennt die Heiligkeit des Beichtgeheimniſſes zwar an, ſetzt ihm jedoch in ſo fern beſtimmte Grenzen, daß es in den Fällen, wo durch die Ausſage und Angabe des Geiſtlichen Unglück oder Nachtheil vom Staate oder vom Individuum abgewendet, ein Verbrechen verhütet oder den ſchädlichen Folgen eines ſolchen abgeholfen werden kann, der Prieſter jedem andern Staatsbürger gleichgeſtellt wird. Dies ſehe die kathol. Kirche als abſolute Aufhebung des Beichtgeheimniſſes an. Zur Beruhigung der Gemüther hat nun der Landtag einen Mittelweg in der Beſtimmung zu finden geglaubt, daß er den Geiſtlichen zwar zur Anzeige des Verbrechens, zur Angabe des Verbrechers aber nur dann verpflichtet, wenn dieſer bei ſeiner Abſicht verharrt. Den zweiten Punkt anlangend, iſt der Landtag von der gewiß richtigen Anſicht ausgegangen, daß zur Erhaltung des Familienfriedens alle Kinder in einem und demſelben Glauben erzogen werden müſſen und daß die Beſtimmung des Familienhauptes allein entſcheide. Endlich iſt, zur Vermittelung der Extreme, vom Landtage vorgeſchlagen worden, den bisherigen Zeitpunkt des Religionswechſels, das 21. Lebensjahr, (welchen die kathol. Kirche auf das 14. beſchränkt wiſſen will) auf das 18. zu reduciren, ſo daß beide Theile nachzugeben hatten. — Ob die kathol. Partei durch dieſe Modifikationen einigermaßen befriedigt iſt, ſteht dahin. Freilich wird ſie, da nur auf einen Theil ihrer Beſchwerden Rückſicht genommen iſt, ſich noch immer im übrigen Theile beeinträchtigt erachten; anerkennen aber muß ſie die Unbefangenheit, mit welcher die Volksvertreter den Gegenſtand geprüft und beleuchtet haben. So lange die Anſichten des Staats und der kathol. Kirche über die Stellung der letzteren zu jenem von einander abweichen, wird ſie ſchwerlich zur Überzeugung gelangen, daß ſie keine ecclesia pressa, daß von einer Kränkung ihrer Rechte die Rede nicht ſei. —

Das Theater, um auch dieſen Gegenſtand, wenn auch nur ganz flüchtig, zu berühren (den plötzlichen Sprung von der Kirche in den profanen Muſentempel mögen mir die Leſer zu Gute halten), — entwickelt eine fortwährende Regſamkeit, mehr jedoch im Bereiche des Luſtſpiels und der Oper, als des recitirenden Schauſpiels, für welches ihm freilich zur Zeit die beſten Kräfte fehlen, da die Stellen des verſtorbenen Oels und des abgegangenen La Roche noch verwaiſ't ſind. Für letzteren hatte man einigen Erſatz zu geben geſucht, allein ohne ſonderlichen Erfolg. Wie verlautet, nimmt jedoch die Direktion darauf ernſtlich Bedacht, jene ſichtbaren Lücken durch Künſtler von Rang auszufüllen, um den alten guten Zuſtand der Weimariſchen Bühne ſo viel als möglich wieder herzuſtellen. Zur Geburtstagsfeier des Großherzogs war **Aubers** komiſche Zauberoper „das eherne Pferd“ gewählt worden; der wenig intereſſante Text Scribe's und eine, mit Ausnahme weniger Piecen, faſt aller Friſche entbehrende Muſik, bereiteten, der glänzenden Ausſtattung zum Trotz, der Oper eine im Ganzen kalte Aufnahme, ſo daß ſie ſich ſchwerlich zu einer Lieblingsoper erheben wird, wenn ſie ſich auch auf dem Repertoir erhalten dürfte. Deſſelben Komponiſten „Maskenball“ war zum Geburtstag der Großherzogin neu. Auber's Genius läßt darin die Flügel matt hängen und erhebt ſich nur da zur dramatiſchen Höhe und Weihe, wo ihn die Situation mit fortreißt, wie im Terzett und Finale des dritten und im Finale des vierten Akts. — Von **Lobe** haben wir eine neue Oper zu erwarten. Wir freuen uns darauf, denn wir ehren in ihm eins der bedeutendſten muſikaliſchen Talente Deutſchlands.

Seit längerer Zeit geht man hier mit dem Plane zu Errichtung eines Denkmals für **Bernhard den Großen** um. Das hierzu niedergeſetzte Comité hat bereits nicht unbeträchtliche Beiträge geſammelt und jetzt ſoll die Idee in's Leben treten. Das Monument, mit der Statue des Helden, geſchickter Künſtlerhand anvertraut, iſt beſtimmt, einen der ſchönſten öffentlichen Plätze Weimar's zu ſchmücken. Zwar wird, dem Vernehmen nach, nur vaterländiſcher Sandſtein das Material liefern, aber gewiß die Ausführung dem Zweck vollkommen entſprechen. Wir behalten die Mittheilung des Näheren einem der nachfolgenden Berichte vor.

Bekanntlich iſt unſerer benachbarten Univerſitätsſtadt **Jena** die Ehre zugedacht, die vierzehnte Verſammlung der Naturforſcher und Ärzte Deutſchlands in ihren Mauern zu ſehen. Die erwählten Geſchäftsführer **Kieſer** und **Döbereiner** kündigen jetzt dieſe Zuſammenkunft auf den 18. September dieſes Jahres an. Sie wird in vier öffentlichen Sitzungen, am 19., 21., 23. und 25. gedachten Monats ihre Wirkſamkeit entwickeln, die Reſultate neuer Forſchungen und Beobachtungen darlegen. Die Einladung der genannten beiden Männer, welche die Wiſſenſchaft zu ihren würdigſten Jüngern zählt, an die Naturforſcher des In- und Auslands zu recht thätiger Theilnahme wird nicht vergeblich ſein. Der Name Jena hat einen guten, hellen Klang; an ihn knüpfen ſich tauſendfache freudige Erinnerungen. Wie mancher der lieben Gäſte wird mit hehren Gefühlen den Boden wieder betreten, dem er den fruchtbringenden Keim ſeines jetzigen geiſtigen Seins und Wirkens einſt anvertraute. **Oken**, einſt eine Hauptzierde des ehrwürdigen Muſenſitzes, der Begründer und Sch[illegible]er, die Seele des ganzen trefflichen Inſtituts, wird ſicher nicht ausbleiben, er wird ſein liebes, freundliches Jena, nach jahrelanger Trennung, wieder ſehen, wenn auch nur auf kurze, flüchtige Zeit. — Bereits ſind, dem Vernehmen nach, mehrfache Anmeldungen, auch aus dem Auslande, eingegangen. Vom 12. September an iſt eine eigens beſtellte Kommiſſion verſammelt, um die Ankommenden gaſtlich zu empfangen und zu beherbergen. Möge das Wirken der hochachtbaren Männer auch diesmal der Wiſſenſchaft ächt erſprießlich ſein.

Frankfurt a. M. — (Muſik.)

Am 2. Mai gab Signor Guiſeppe Giordani eine Abendunterhaltung im Saale des goldenen Roſſes. Herr G. iſt, wie der Index beſagt, „Mitglied der Kapelle Sr. Majeſtät des Königs von Baiern, Mitglied der Akademie von Bologna und erſter Tenoriſt des Theaters San Carlo in Neapel.“ Wenn dieſer Titel ausreicht, eine Spalte zu füllen, ſo iſt der Concertgeber für jeden Referenten ein Deus ex machina geweſen. — Unter den 11 angekündigten Nummern waren 2 Vocal-Quartette und 2 große Männerchöre, die aber, um den imploranten Zuſtand dieſer Zwangsſtunde voll zu machen, knapp vor Anfang derſelben abſagen ließen. Der Saal war leer, und die Tribune, worauf der verlaßne Sänger ſtand, noch während ſeiner erſten Takte in eine wohlthätige Dämmerung gehüllt. Er ſang Beethoven's Adelaide. So kommt nie ein Unglück allein. Aber ſo auch wieder iſt ein Unglück nie ſo groß, daß nicht irgend etwas Gutes daran wäre, denn von meinem innern Dämon getrieben, verließ ich dieſe Hallen, wo auch ich die Rache nicht kennen will!

Erfolgreicher war das große militäriſche Concert der Herren Lindner und Lauſe (Mitglieder des hieſigen Orcheſters) am 4ten Mai unter Mitwirkung des geſammten Muſikchores unſerer Stadtwehr-Legionen, und des männlichen Perſonals eines **kirchlichen Geſangvereins**, der erſt kurze Zeit unter der Leitung des wackern Organiſten Herrn Keßner beſteht, und bei ſeinen hoffnungsvollen Mitteln wohl verdiente von einer Conſiſtorial-Behörde unterſtützt zu werden. Die Pracht- und Glanzſtücke der Parade-Märſche, Bundes- und Schwerdtlieder, Kriegerchöre u. ſ. w., wären wohl im Freien wirkſamer geweſen, da ein ſich allen Anweſenden mitgetheilter Heroismus, wenn er ſich unglücklicherweiſe in dieſem geſchloſſenen Raume entzündet hätte, gefährliche Folgen nach ſich ziehen mußte. Die Direction des Herrn Lanſe, wie ſeine Arrangements waren um ſo mehr zu loben, da die Geſellſchaft meiſtens aus Dilettanten beſteht, weßhalb auch hie und da nicht beobachtete Nüancirungen (beſonders in langſamen Tempi's) wohl zu entſchuldigen ſind. Unter den Nummern, die beſonders anſprachen, zeichneten ſich Fagott-Variationen (mit Janitſcharen-Muſik) aus, von Herrn Lindner meiſterhaft geblaſen. Der impoſante Kriegerchor von Panny für Männerſtimmen, durch die Maſſe militäriſcher Begleitung noch mehr gehoben, bildete die effectvolle Schlußnummer, und mit Vergnügen erwähne ich dabei der Herren Lehr und Behringer, die in ihren Baß- und Tenor-Soli durch Energie und Wohllaut die allgemeine Aufmerkſamkeit feſſelten. Der große Saal des Weidenbuſches faßte kaum das Auditorium.

Unſere Opern werden jetzt noch eine Zeit lang von den herfluthenden Gäſten beſtimmt werden. Jeder bringt und nimmt, ſo viel er vermag. Jeder neue iſt den Mitgliedern ein Hannibal ante portas, und noch gut iſt's, wenn er blos den Rivalen in Schrecken ſetzt. — Hr. Hoſel, vom Theater zu Gräz, ſang den Almaviva im Barbier von Sevilla, den Lorenzo im Fra Diavolo und den Dimitri in Leſtocq. Der Gaſt beſitzt einnehmende Geſtalt, vernünftiges und natürliches Spiel, zarte Tenorſtimme, und gute Methode, obgleich ſeine Stimme in den Melismen nicht gleiche Ausdauer hat, und eine etwas geſchicktere Verbindung des Falſets mit der Bruſtſtimme zu wünſchen läßt. Sein Portament der Bruſttöne entwickelt ſich hingegen, namentlich vom kleinen bis ohngefähr in's eingeſtrichene G hinauf, vollkräftig und metallreich. Träte unſeres Gaſtes Stimme überall ſo tönend und ſtark hervor, man würde den nahen Verluſt Schmezer's weniger zu bedauern haben. Für unſer, ſeit Herrn Beil's Abgang, zerriſſenes Opernrepertoir würde man für eigentliche Spiel-Tenorpartieen nicht leicht eine vortheilhaftere Acquiſition haben machen können. Das Publikum rechtfertigte dieſe Meinung bei der Darſtellung des Leſtocq. Mad. Pollert als Zerline (Diavolo) beſtätigt meine ausgeſprochene Meinung in Nro. 108 dieſer Blätter, worin ich angedeutet habe, daß der idylliſche naive Genre durchaus nicht der ihre ſei. Ihr Spiel war chargirt, bisweilen trivial, und mit ihrem Gewand fielen uns die Schuppen von unſern Augen. So was gefällt aber, und man hatte das gar zu gern noch einmal mit angeſehen.

In Leſtocq (den 12ten Mai) contraſtirte nicht minder die chargirte Plaſtik mit dem einfachen ungekünſtelten Charakter dieſer Eliſabeth. Den innewohnenden Funken angebornen königlichen Sinnes, der hier nur ſeine Reflexe werfen, und in anmuthiger Harmonie, Gefühl und Laune, Hoheit und Naivetät verbinden ſoll, dieſen Funken glaubt Mad. P. in große Theaterflammen rückblenden laſſen zu müſſen. Es iſt traurig, wenn man ſchöne Talente von dem Wege der Natur und Wahrheit abweichen, und zwei heterogene Prinzipe ſich in einem Gegenſtande feindlich begegnen ſieht. — So war mir von jeher das Grand-Cadeo Spiel unſerer meiſten Tenoriſten, das in ſeinen gladiatoriſchen oder tänzermäßigen Stellungen immer zu ſagen ſcheint: „Sieh, Publikum, wie ich Komödie ſpielen kann!“ ſo ſtörend, daß ich, um mir zu helfen, die Augen feſt zudrückte, damit ich meinen guten Genuß von Geſang und Compoſition nicht mit einbüßte. Noch weit mehr aber beleidigt es das äſthetiſche Gefühl, wenn uns das ſchöne Geſchlecht dieſen Handſchuh hinwirft.

Der neueſte Gaſt war Mad. Schodel (kaiſerl. königl. Hof Opern-Sängerin aus Wien), als Julia in der Veſtalin (10ten Mai). Mad. Schodel iſt ſehr herabgekommen, — aber vom Himmel, für uns, in dieſen Nöthen. Daß ſie eine königliche Sängerin iſt, bewies ſie in dieſer Parthie, in der ſie alles hinriß, und zweimal enthuſiaſtiſch gerufen wurde. Die Erfahrung aber lehrt mich, daß ein Kritikus kein Enthuſiaſt ſein darf. Ich ſtelle mich alſo hinter dieſen Damm Erfahrung, und bezwinge den Eindruck, den dieſe heutige Leiſtung auf mich machte, bis ich ſehe, daß der Genius, der dieſelbe leitete, kein einſeitiger iſt, und der Dialektik die Schranken öffnet. J.

Notizen.

*** **Bücherproduktion in England und Italien im Jahre 1835.** — Die Zahl der im vorigen Jahre in England erſchienenen Bücher belief ſich auf 1400, wozu jedoch weder die neueren Auflagen älterer Werke, noch Broſchüren und Zeitſchriften gezählt worden ſind.

Die von Stella herausgegebene bibliografia italiana gibt die Zahl der im vorigen Jahre in Italien gedruckten Schriften auf 3383 an; darunter ſind aber nicht nur die Gebetbücher und Breviere, und die zahlreichen Nachdrucke, ſondern ſogar alle Gelegenheitscarmen und Operntexte (libretti) mit einbegriffen, und jedes Heft, jede Nummer einer Zeitſchrift wird als beſonderes Druckwerk gezählt. Eigentliche Verlagswerke ſind ſchwerlich mehr als 400 erſchienen.

*** **Göppert über die foſſilen Farrenkräuter.** — Profeſſor Göppert hat der k. k. leopold. caroliniſchen Akademie der Naturforſcher eine intereſſante Abhandlung über die foſſilen Farrenkräuter überreicht. Zuerſt gibt er die Geſchichte der Kunde dieſer Foſſilien. Er theilt ſie in 4 Abſchnitte, 1) von den älteſten Zeiten bis auf Scheuchzer, 2) von dieſem bis auf Walch, 3) bis auf Schlotheim und 4) bis auf Graf von Sternberg und Ad. Brongniart. Herr G. glaubt einen neuen Beweis dafür geliefert zu haben, daß die Geſetze der urweltlichen Vegetation im Allgemeinen dieſelben waren, wie die der jetzigen, daß man aber in Beziehung auf die Arten überall Analogie findet, aber nirgends Identität. Er gibt dann ausführliche Beſchreibungen aller bis jetzt bekannten foſſilen Farrenkräuter, deren er nicht weniger als 253 Arten zählt, die zu 34 Gattungen gehören. — Von jenen 253 gehören 168 den Steinkohlen- und nur die kleinere Zahl den Kalk-, Kreide- und tertiären Formationen an. — Sie bilden beinahe ein Drittel ſämmtlicher (800) jetzt bekannter foſſiler Pflanzenarten. Uebrigens haben ſie, nach Göppert's Unterſuchungen, alle die größte Verwandtſchaft mit den tropiſchen Farrenkrautarten, aber gar keine mit denen der gemäßigten und kalten Gegenden. —

*** **Die Bibel Karl's des Großen.** — Nachträglich zu Nro. 106 iſt zu bemerken, daß Alcuin's Handſchrift für 700 Pf. Sterl. zum Verkauf ausgelegt und Herrn Gierdet für 1,500 Pf. zugeſchlagen worden. Sie ſoll, nach Evans Bericht, weder den beſtrittenen Eingang zum Evangelium Johannes enthalten, noch die Worte, die Chriſtus ſtrafend zu Petrus ſpricht: „Gehe hinter mich, du Satan.“

№ 118. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 19. Mai.

Verſteigerung eines Zeitflegels.

(Fortſetzung.)

Nach etwa halbſtündiger Ruhe, während welcher der arme Referendarius unbemerkt in ſeinem Verſteck lauſchte, nahm Weiſſnaſe abermals ſeinen Verſteigerungsthron ein, und ließ ſich von ſeinem Amanuenſis die erſte Reihe der vorhandenen Bücher zutragen. Er ſtellte ſie einzeln vor ſich auf den Tiſch und lud die geehrten Herrſchaften ein, ſie beliebig zu beſichtigen. Palmblatt's Herz klopfte hörbar; denn er war ja keine Minute ſicher, ſich ſelbſt aufrufen und ſeinen ihm ſo theuer zu ſtehen gekommenen Humor verkaufen zu hören. —

„Was Sie da ſehen, meine Verehrteſten," begann Weiſſnaſe, „iſt oder ſollte doch lauter verpönte Waare ſein, nicht weil ſich Schaden damit anſtiften läßt, ſondern weil ſie grob iſt. Bücher ſind heut zu Tage Grobheiten oder auch grob ausgedrückte Feinheiten. Es kommt Alles auf die Art des Vortrages, auf Gedanke, Styl, Ausdrucksweiſe ꝛc. Mir iſt ziemlich Alles einerlei. Ich verſteigere die Waare wie Tiſchgeſtelle und Zeitflaggen; alſo, meine Herrſchaften, faſſen Sie Muth, wer erſteht ſich den erſten Zeitflegel?"

Dieſer Ausdruck wirkte ſo komiſch auf die Anweſenden, daß Mehrere in ein lautes Gelächter ausbrachen. Dadurch ward die Laune des Auctionators noch erhöht, er ſchwang ſeinen Hammer wie Thor und fuhr fort, folgendermaßen ſich zu erklären;

„Lachen Sie nicht, Verehrteſte! Was Sie da in den Händen halten, hat Gift in ſich, wie eine Klapperſchlange. Wer weiß, ob nicht diejenige Seele, die dies ſaubere Büchlein ausgeboren hat, früher eine kleine Klapperſchlange geweſen iſt? Laſſen Sie ſich dadurch nicht in Ihren Betrachtungen ſtören! Zwölf Groſchen zum Erſten! Flegeleien gibt's genug in der Welt, an Stroh iſt kein Mangel. Wenn ſich nun die Flegelei zum Inſtrument umgeſtaltet, kann dabei etwas anderes, als ein recht derber, harter Flegel herauskommen? Ich wüßte nicht! Alſo, meine Verehrteſten, Flegel ſind handgreifliche, gewiſſermaßen dick und ſtark und feſt gewordene Flegeleien, Alles, was die Zeit Flegelhaftes an ſich hat, verdichtet ſich jetzt; es will ſeine Kraft erproben, ſich dehnen, ſtrecken, um ſich greifen, ausbreiten, Bewegung hervorbringen nach Art der Dampfmaſchinen. Die Flegeleien wollen dampfartig bewegend wirken; ſie wollen ſich auf Induſtrie und Politik werfen, ſie nehmen Nachdruck an und beginnen links und rechts, hier ſanft, wie ein Windhauch, dort ſtark und heftig, wie ein Windſtoß, hier ſäuſelnd, dort brauſend zu agiren. Sie werden mobil und wandern umher, leuchtend, brennend, glühend, anzündend und auch auslöſchend, immer aber munter und unaufhörlich pochend und klopfend, wie Stampf- und Walkmühlen, oder ambulante Dreſchmaſchinen. — Einen Thaler zum Zweiten! — Der Geiſt will ſich Luft machen, er ſei dämoniſcher oder engelhafter Natur. Er will wiſſen, was er iſt, was er kann, was er ſoll. Der Geiſt mag nicht mehr unthätig bleiben, er legt ſich auf's Schaffen oder Renommiren, auch Revoltiren, und das gibt immer ein leibliches Flegelein. Alſo, meine Herrſchaften, Bücher ſind Flegel, ambulante Flegel, die da ſehen, wo ſie Garben oder bloßes Stroh zu dreſchen finden. Das Stroh wird weidlich von ihnen zerpocht; denn breit- oder auch todtſchlagen iſt ihre eigentlichſte Manie. Es herrſcht alleweile die Dreſch- oder Flegelmanie in der Welt. Laſſen Sie dem neuen Ankömmlinge ja freien Lauf! Sie können abſolut nichts Beſſeres thun. Denn wenn Sie auch zehnfach beſchirmte Cordons errichteten, dreimal neue Cenſur-Räucherungen vornähmen, alle nur erdenklichen Correctionsmittel zu handhaben ſich erkühnten: es nützt Ihnen nichts, bei Gott nichts! — Ein Thaler vier Groſchen zum Dritten und Letzten! — Nichts nützte es Ihnen, ich behaupte es noch einmal! Ein Ausſchlag will heraus, wenn einmal die Anlage dazu da iſt; wird er unterdrückt, ſo fährt er in die Eingeweide und wird zum Einſchlag, der dann nicht wieder leicht herauszubringen iſt. Inficirte Eingeweide ſind ſchwierig zu desinficiren! Wir haben das bei der Cholera erfahren. Die Flegeleien unſerer modernen Zeit ſind aber meiſt choleriſcher Natur. Eine große Geiſtercholera hat ſich der Menſchheit bemächtigt. Wer choleriſch iſt, wird etwas g'radheraus, zu deutſch: handfeſt, grob, flegelhaft! Alſo, Geehrteſte, Flegeleien der Zeit ſind bloß kräftige Cholera-Ausbrüche geiſtig überwundener oder wie Sie ſonſt wollen. Die Sache läßt verſchiedene Erklärungen zu. Ich bin kein Interpret, noch weniger ein Exeget; ich bin ein purer, ſchlichter Auctionator. Ein ſchlimmes, undankbares Amt in unſern Tagen! Alle Grob- und Feinheiten laufen mir in die Hände; alle Flegeleien alter und neuer Zeit muß ich einregiſtriren, in alphabetiſcher Ordnung drucken laſſen und zum Schluß mir noch die Kehle wund ſprechen. Proclamator ſein iſt ein ſchlechtes Amt heut zu Tage. Wird man nicht ſelbſt dabei zum Flegel, ſo kommt einem die Malice zwiſchen die Zähne, und malitiöſe Menſchen liebt die Geſellſchaft nun einmal nicht! — Aber, meine Herrſchaften, bieten Sie, bieten Sie! Es ſind alles lauter ganz neue, friſch gedrehte und feſtgebundene Flegel! Flegel in neueſter Pariſer oder Berliner Façon! Prachtvolle, wohlconditionirte, in feſtes dauerhaftes Leder gebundene Flegel. Das Mittelband wird halten, mögen Sie auch immerhin alle Tage nach Herzensluſt damit dreſchend und flegelnd umhergehen. Bieten Sie, bieten Sie! Wer kauft ganz warme, moderne, friſche, neugebackene Zeitflegel!" —

Palmblatt hatte ſich noch tiefer in die Fenſterniſche gedrückt, um von Niemand erkannt zu werden. Weißnaſe's Art, die Beſtrebungen der neuern Zeit aufzufaſſen, erſchien ihm ſo barock, daß er ſeine bedrängte Lage ganz vergaß und ſich mit Hoffnungen für die Zukunft trug, die ihm für den Augenblick ſehr erſprießlich ſchienen. Indeß blieb des Auctionators langer Monolog nicht ohne Folgen. Mehrere Bücher wurden ſchnell hinter einander für ziemlich hohe Preiſe erſtanden. Namentlich ſchien den anweſenden Damen die komiſche Verketzerung der unſchuldigen Bücher zu gefallen, ſie wetteiferten im Bieten und ihre Silberſtimmen lauteten wie ein harmoniſches Glockenſpiel unaufhörlich durch den Saal. Die Verfaſſer der armen Bücher würden, wären ſie ſämmtlich zugegen geweſen, alles Ungemach vergeſſen und dieſes Silberſtimmengeläut für den Auferſtehungsruf ihrer eingeſargten Herzen gehalten haben. Der arme Palmblatt ward mehr und mehr von dem Wetteifer der Damen berauſcht, aber noch immer wollte Niemand ſeines für ihn ſo unglückſeligen „Humor's" gedenken. Schon glaubte er, das Buch ſei anderweitig verkauft worden, oder Weißnaſe wolle es für ſich behalten; — denn daß es der Pfandverleiher nicht zu ſeinem unveräußerlichen Eigenthum gemacht haben würde, konnte er mit Gewißheit behaupten. — Zahlbreit pflegte Alles, was nur Geld brachte, auszubieten, und er würde nicht angeſtanden haben, ſeine Seele zu verhandeln, wenn ſich ſonſt Jemand als Käufer dazu hätte finden wollen. Allein dieſer Artikel war zu wenig brauchbar oder ſchlecht gehalten, als daß ſich ein profitabler Handel dabei hätte ergeben können. Der arme Mann war gezwungen, das ſchläfrige Gut für ſich zu behalten, was ihm offenbar gar nicht in den Sinn wollte!

Noch immer fiel ein Zeitflegel nach dem andern unter dem rüſtig arbeitenden Hammer des Auctionator's den ſchönen Bewerberinnen zu. Die Damen lächelten ſich gegenſeitig an, erlegten das Geld für die errungenen Flegel und bargen ſie ſorgſam in ihren Strickbeuteln! „Wie können doch die Damen ſo wohlwollend gegen dieſe Flegel ſein!" ſprach Palmblatt zu ſich. „Tragen ſie dieſe verpönten, verrufenen und verdammten Dinge nach Hauſe, als wären es empfangene Verlobungsringe, und ich wollte wetten, daheim geben ſie ihnen noch ein beſonderes Futteral und ſtellen ſie in einen Glasſchrank, um ſich immer an dem Anblick der ruhig liegenden Flegel zu ergötzen. O Zeit, Zeit, biſt du wirklich unglücklich, daß du ſo reich an ſchön geſchmückten, von zarten Frauen- und Mädchenhänden gewiegten Flegeln biſt? Du biſt eine flegelhafte, flegelreiche, flegelgrobe Zeit, du biſt durch und durch nur ein einziger, großer, umfangreicher Flegel! Du biſt eine unüberſehbare Dreſchmaſchine geworden! Aber die einzelnen Flegel laſſen ſich ablöſen, faſſen, einbinden. Sie ſind leicht zu handhaben und am leichteſten von Frauenhändchen. Liebe Zeit, du biſt eine ſchöne Zeit! Eine Zeit, wo die Flegel in der Mode ſind, iſt eine großartige Zeit! Schöne, allerangebetetſte Zeit, komm an mein Herz, laß dich umarmen! du traute Zeit der flegelhaften, unpolirten Welt, ich nenne dich meine Mutter, denn ich bin auch ein flegelhaftes Stück deines Daſeins! Lebe hoch, Zeit der Flegel! Flegelzeit en gros laſſe dich küſſen! Wir leben allſammt in der großartigen Zeit der Weltflegeljahre!" —

Wie ein Donnerſchlag bei heiter'm Himmel die ſorgloſen Menſchen erſchreckt, ſo fuhr Palmblatt aus ſeinen Schwärmereien empor, als Weißnaſe plötzlich ausrief: „Palmblatt's „„Humor der emancipirten Frauen!"" Das iſt ein Buch, höchſtgeſchätzte Damen," ſetzte der Auctionator hinzu, „wie Sie es auf der ganzen Welt nicht mehr finden. Ein Flegel im zarteſten Coſtüme, im Ball- und Ballet-Anzuge. Humor der emancipirten Frauen! Können Sie ſich etwas Zarteres, Einladenderes denken? — Armer Palmblatt! Ich kenne den Mann; Sie, Geehrteſte, kennen ihn gewiß nicht minder. Zart und anmuthig, wie der Titel ſeines Buches, war und iſt vielleicht auch noch ſein Gang, ſeine Rede, ſein Blick. Nur der Humor eines emancipirten Geiſtes konnte den Humor der emanzipirten Frauen ſchreiben. Und dennoch iſt er ein Zeitflegel? hör' ich Sie im Herzen fragen. Ja, meine Damen, um ſo mehr iſt er ein Zeitflegel! denn nicht in flegelhafter Grobheit beſteht die Flegelei moderner Weltmenſchen, ſondern in dem ſpielend und in harmoniſchen Wort- und Gedanken-Accorden zerklopfenden Ausflegeln! Die Kunſt hat ſich ſelbſt übertroffen, Verehrteſte." (Fortſ. folgt.)

Aus Stuttgart.

(Mai.)

Letzten Samſtag wurde nach herkömmlicher Weiſe in der, eine halbe Viertelſtunde von der Stadt gelegenen Silberburg das Schillersfeſt gefeiert. Ungeachtet des ſchönen Wetters, das ohnehin geeignet geweſen wäre, viele Leute auf die romantiſche Anhöhe hinzuziehen, auf der das genannte Reſtaurationshaus ſich befindet, — nahmen, aus den ehrenwertheſten Motiven, nur wenig Leute aus den beſſern Ständen, von literariſchen Matadoren gar Niemand, Theil am Feſte. Die bisherigen alljährlichen Salbadereien, in denen oft die größte Fadheit ſich zu Markte trug, waren eben ſo ſehr geeignet, das Andenken an den großen Dichter zu profaniren, als überhaupt die ganze Sache zu einem Wirthshausſpaße herunterzuziehen. Auch diesmal ging es nicht viel erhebender zu, als in den vergangenen Jahren. Herr Profeſſor **Bauer** zwar, der Verfaſſer eines kürzlich erſchienenen komiſchen Romans: „Die Überſchwänglichen,“ hielt eine gediegene Rede, die aber dem Gegenſtande des Feſtes durch Inhalt und Ausdehnung allzuwenig angemeſſen war. Parallelen zwiſchen Schiller und den alten griechiſchen Dichtern, ſein Einfluß auf deutſche Kunſt und Geſittung ꝛc., überhaupt Phraſen, die ſchon hundertfach verbraucht waren, bildeten den Inhalt dieſer Rede. Sagen Sie nun ſelbſt, iſt ſolch' eine ennuyante Miſere nicht ganz dazu gemacht, Schiller's Manen noch im Grabe zu beunruhigen, daß ſie, nicht unähnlich einer Exclamation Franz Moor's, ausrufen: „Geiſtloſe Söhne, was beunruhigt ihr mich in meinem Schlafe?“ — Herr **Seydelmann** wußte dem Feſte durch den Vortrag des Gedichtes: Eberhard der Greiner, noch einige poetiſche Bedeutung abzugewinnen, wofür wir ihm den beſten Dank wiſſen.

Mit dem Drucke des Schiller-Albums ſoll nun begonnen werden, und der Ertrag zur Unterſtützung der Koſten für das Denkmal beſtimmt ſein. Wir loben dieſe angemeſſene Liberalität der Cotta'ſchen Buchhandlung und wünſchen nur, daß die Götter ihre ſchützenden Flügel ausbreiten möchten über dem Bau des Denkmals, damit es nicht zum ominöſen drittenmale die Stöße des widrigen Geſchickes erleide, das über es verhängt ſcheint. —

Seit dem erſten dieſes Monats iſt unſere **Kunſt-** und **Induſtrieausſtellung** eröffnet. Die induſtriellen Zweige dieſer Ausſtellung zeugen durch ihre Mannigfaltigkeit und Gediegenheit für die fortſchreitende Entwicklung des Gewerbfleißes unter den Bewohnern Würtembergs, während freilich der künſtleriſche Theil derſelben ſolche beruhigende Reſultate nicht darlegt. Die zeichnende und die bildende Kunſt haben bei uns noch wenig Stadien durchlaufen, da die Neigung des ſchwäbiſchen Charakters meiſt der Muſik, Poeſie und Mimik ſich zuwendet. Daher kommt's, daß wir trotz einiger trefflicher Meiſter, z. B. in der Malerei, nur wenig Gutes aus dieſem Fache erhalten, während auch die Skulptur, ungeachtet des genialen Dannecker, hier nur minder befähigte Zöglinge aufzuweiſen hat. Die Produkte der diesjährigen Kunſtausſtellung ſind darum auch nach ſolchen Prämiſſen ausgefallen; denn andere als einheimiſche beſitzen wir nicht, weil auswärtige Künſtler nichts einſenden durften.

Das Einzige, was ich Ihnen deshalb, als von einiger Bedeutung, nennen darf, ſind mehrere Erzeugniſſe im Fache der Landſchaftmalerei. Ich meine eine Landſchaft von dem bekannten **Föhr**, eine Winterlandſchaft von **Büttgen** und den „Kufſtein in Tyrol“ von **Heinzmann**. Hiſtoriſches iſt gar nichts vorhanden, obgleich doch die Geſchichte zuerſt kräftige Talente anziehen ſollte; einige Dutzend Porträts hieſiger Perſonen ſind bloße Staffage und ohne alle Bedeutung. Eine franzöſiſche Venus in nackter Situation ſpricht allein durch das Obſcöne an, welches Genre eben immer noch ſeine Verehrer findet.

Dies eine kurze Skizze unſerer Kunſtausſtellung. Ich könnte jetzt füglich nach ſyſtematiſcher Ordnung das Verſprechen erfüllen, welches ich Ihnen in meinem letzten Schreiben gegeben habe: nämlich über hieſige Kunſt in ihren verſchiedenen Spezialitäten Ihnen ausführlich zu berichten. Ohne Anſtand darf ich aber nun heute, nach dem, was ich über die Kunſtausſtellung geſagt, von dieſer Kategorie mich abwenden und das Beſſere, was ich darüber noch ſagen kann, auf mehr Muße erſparen, um einen Augenblick bei'm Schauſpiel zu verweilen. Es iſt beſtimmt keine Affektation, wenn ich bei dieſem bloßen Worte ſtets ein Bischen geſchüttelt werde. Soviel wir Deutſche auch über Dramaturgie und Theater ſchreiben, ſo müſſen wir's uns doch geſtehen, daß wir noch keines haben, und wenn auch alljährlich neue dramatiſche Talente auftauchen. Das aber iſt der Krebsſchaden, an dem unſere deutſche Bühne leidet, daß ſie allzuwenig mit den dramatiſchen Dichtern in reciprokwirkendem Verhältniſſe ſteht. Sie iſt, durch die elende Art und Weiſe, wie ſie jetzt beinahe allerwärts gehandhabt wird, ein Bretergerüſte, das nach erlauchtem Willen ſich bewegen muß, während im Hintergrunde jammernd die Söhne ſtehen, ſo am Altare der dramatiſchen Gottheiten opfern, und ihre Klagen erfolglos erſchallen laſſen durch das Gedränge der Philiſter.

Geſteh' ich es Ihnen offen, auf mein Wort: ſo viel Weſens man auch aus der Stuttgarter Bühne, gleichſam aus einem Modeantriebe, gemacht hat, ſo ſehr iſt ſie doch — und ich behaupte: in höherm Grade — allen jenen Mängeln unterworfen, die man an andern ſüddeutſchen Bühnen ſtets zu rügen hat. Allerdings haben wir einige ausgezeichnete Talente, und zwar im Schauſpiel voran den muſterhaften **Seydelmann** und die Dem. **Stubenrauch**, und in der Oper einen **Dobler** und eine **Wallbach-Canzi**, allein ein ſolches Quartett macht noch keine Bühne; ſodann hängt die Intendanz — obgleich nicht geſchmacklos — noch an einigen antiken fatalen Begriffen, die einem Aufleben der Kunſt ſtets im Wege ſind. Schöne Träume deutſcher Volksbühnen, — durch den in fortſchreitender Cultur begriffenen geſunden Sinn des Volkes müßt ihr verwirklicht werden. Wenn eine, aus den Beſſern und Gebildeten des Volks beſtehende Jury, je in ihrer Wirkſamkeit an der Spitze einer Volksbühne einſt dem Theater andere Bahnen vorzeichnen wird, wo die Einſeitigkeit intendanzlicher Initiativen aufgehoben und dem Talente freier, belohnender Aufſchwung geſtattet wird: dann ſind wir an einer neuen Ära deutſcher Kunſt, Geſittung und öffentlichen Lebens angelangt!

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** **Die religiöſen Pariſer Poeten.** — Es iſt ſchon in dieſen Blättern einer in Paris unter dem Namen Université catholique gegründeten Zeitſchrift, einer Encyclopédie catholique und zuletzt einer katholiſchen Kunſt-Geſellſchaft Erwähnung geſchehen. Auch von einigen katholiſirenden Poeten war die Rede. Einſtweilen verdient es bemerkt zu werden, daß die religiöſen Poeten ſich täglich mehren, und es möge beiſpielsweiſe zweier junger Dichter erwähnt werden, die den religiöſen Journalen zufolge zu den hoffnungsvollſten gehören ſollen. (?)

Théophile Barbot debutirt im Vorwort zu ſeinen Fleurs de poésie mit folgendem Glaubensbekenntniß im ſchweren Lapidarſtyl: „In der ſozialen Ordnung die Familie. Die Familie, aus welcher ehemals die Geſellſchaft hervorgegangen, wo allein ſie in jetziger Zeit ſich wieder beleben kann. [illegible] zu dieſer Wiedergeburt beitragen können, in dem ſie ba[illegible]gen, die Sitten herzuſtellen, die Sitten — die Fami[illegible] Geſellſchaft. — Mittel zu dieſer ſozialen Wiedergeburt: Wo[illegible] Handlung, Rede, Hingebung der höheren Claſſen an die übrigen; Arbeit und Mildthätigkeit (charité), chriſtliche Führer unſerer Zukunft. — In der geiſtigen Ordnung, Gott, nothwendiger Schöpfer; die Freiheit des Menſchen, nothwendige Vorſehung, welche von Ihnen vorausgeſetzt wird, was ſeit 6000 Jahren geſagt und empfunden worden um zu billigen oder zu tadeln, — welche endlich in der geiſtigen (moral) Welt das iſt, was in der phyſiſchen die Begriffe von Zeit und Raum, Ausgangspunkt aller Erörterungen über die Körper und von ſeinem beweiſen. — In dieſen beiden Ordnungen überall das Licht, welches die Religion verbreitet.“ — Die Gedichte des Herrn Barbot entſprechen dem lapidariſchen Vorwort. — Nicht viel poetiſcher läßt ſich Herr Alphonſe Cianiros an, aus deſſen Hirondelles (bei Renduel) hier einige Strophen zur Probe ſtehen mögen:

Dire à son dieu qu'on l'aime et le redire encore;
Dans ses pleurs à grands flots épandre son amour;
Sentir son coeur voler vers celui qu'on adore;
Soupirer le bonheur et désirer l'aurore
De l'éternel séjour;
Se plaindre avec amour, comme un fils à son père,
Que nos jours ici bas sont abreuvés de fiel,
Lui dire: quand viendra le moment qu'on espère?
Que cette vie est longue, et que l'absence amère
Fait désirer le ciel!
Et puis, avoir en soi comme une âme nouvelle,
Ne plus sentir qu'on vit, *être au ciel, être Dieu,* (!)
Épancher sur ses jours cette joie éternelle;
C'est là tout le bonheur que notre âme fidèle
Peut attendre en ce lieu.

Der Schluß erinnert an das vor hundert und einigen Jahren an die von Gerichtswegen geſchloſſene Pforte des Kirchhofs von St. Médard angeheftete Epigramm:

Défense faite à Dieu
De faire miracle en ce lieu.

*** **Die archäologiſche Geſellſchaft zu Rom.** — Am 21. vorigen Monats feierte die archäologiſche Geſellſchaft zu Rom in ihrem neuen Lokal auf dem tarpejiſchen Felſen den Tag der Erbauung der dreimal heiligen Stadt; — hiſtoriſch dreimal heilig geworden als verbindend die Völker Europas durch bürgerliches Geſetz, durch kirchliche Hierarchie und durch unſterbliche Werke der Kunſt. — Berichte wurden verleſen über die Ausgrabungen auf dem röm. Forum und auf dem Forum Julius Cäſar's. — Auch in Rom beſchloß die Feier des Tages — ein großes Mittagsmahl, — dem mehrere Kardinäle beizuwohnen nicht verſchmähten.

*** **Fortſchritte der *Arts vestiaires* in Frankreich.** — In der 2ten Vorleſung, welche Ch. Dupin im Conſervatoire gehalten, (ſ. Nro. 95 und 101.), verbreitete er ſich über die Fortſchritte, welche die Arts vestiaires (Bekleidungs-Künſte) ſeit der Revolution in Frankreich gemacht haben. Er ſchätzt die jährlichen Erzeugniſſe dieſes Gewerbzweiges auf mehr als 1½ Milliarden Fr., und nimmt an, daß jetzt für 200 Millionen derſelben in das Ausland gehen, während vor 50 Jahren Frankreich nur für 50 Millionen verſendete. — „Von der amerikaniſchen Revolution bis zum Siege der franzöſiſchen — blieben jene Künſte ſcheinbar den Convenienzen der alten Ordnung der Dinge unterworfen.“ Die Induſtrie ſtrebte nur, den bevorrechteten Klaſſen, die Alles waren, zu gefallen. So beſchränkte ſich damals die Ausfuhr auch faſt ganz auf Gegenſtände der Bekleidung und des Ameublements für die reichen Klaſſen. Für die unteren Klaſſen geſchah nichts oder ſehr wenig. Seit dem amerikaniſchen Krieg riß ſelbſt am Hofe die Begeiſterung für die inſurgirten Demokraten ein; ihre Trachten und die der Engländer fanden Beifall, der Hof gab das Beiſpiel, die Königin verzichtete auf die paniers. Unmittelbar vor Ausbruch der franzöſiſchen Revolution — bei der Eröffnung der Nationalverſammlung traten Adel und Clerus mit ihrem alten Putz und Flitter dem Bürgerſtand mit ſeinem ſchlichten Kleide gegenüber. Nach kaum 2 Monaten waren alle Vorrechte aufgehoben, — die beſonderen Trachten verſchwanden. Bald vertreibt oder opfert die Revolution alle Conſumenten der eleganten Induſtrie; die Arbeiter ſelbſt werden vertrieben, die Fabrikanten ruinirt. Aber kaum iſt die Schreckenszeit zu Ende, ſo taucht der Luxus unter dem Direktorium ſehr raſch wieder auf, und ſchon im Jahre VI veranſtaltet François de Neufchateau eine Ausſtellung der Erzeugniſſe der National-Induſtrie. Noch ſieht man kaum Seidenzeuge; aber ſchon machen die Baumwollgeſpinnſte ſich bemerklich. Als demnächſt der erſte Conſul die ſo ſchwer errungene Freiheit ſtrangulirt, um im Innern Ordnung, nach Außen den Siege dafür zu bieten, ruft er auch talentvolle Männer herbei, um der Induſtrie einen neuen Schwung zu geben. Die Hauptleitung überträgt er dem trefflichen Chaptal, und ſchon die 2te große Ausſtellung im Jahr IX zeigte, welche ſehr bedeutende Fortſchritte die Induſtrie gemacht hatte. Die Ausſtellung im darauf folgenden Jahre iſt deßhalb bemerkenswerth, weil auf derſelben einestheils gutes, ſehr wohlfeiles Tuch für die niedern Klaſſen, anderntheils Lyoner Fabrikate für die Reichen und den bereits ſich bildenden Hof des erſten Conſuls aufgeſtellt wurden. Als demnächſt der Krieg mit England zum Ausbruch kam, wurde dies Veranlaſſung zu neuen, ſehr bedeutenden Fortſchritten der franzöſiſchen Induſtrie. Chaptal wußte den engliſchen Mechaniker Douglas zu gewinnen, der in 8 Jahren 16 Departements mehr als 340 Spinn- und Webmaſchinen verfertigte. Die Ausſtellung von 1806 brachte Baumwoll- und Seiden-Fabrikate, die die früher producirten weit übertrafen. Noch viel bedeutendere Fortſchritte beurkundete die, nach 13 Jahren, unter der Reſtauration wieder veranſtaltete Ausſtellung, und jede nachfolgende, beſonders die von 1827 und 1834, lieferte die erfreulichſten Beweiſe von einer ſtätigen Erweiterung und Vervollkommnung der im Vorhergehenden beſprochenen Gewerbthätigkeit.

*** **Die Geſellſchaft der mildthätigen Anſtalten zu Paris.** — Unter Leitung des Herzogs v. Doudeauville beſteht zu Paris ſeit dem März 1829 eine Société des établissements charitables. Sie bezweckt hauptſächlich, die Nachrichten und Inſtruktionen bezüglich auf die verſchiedenen Anſtalten der Mildthätigkeit zu ſammeln, zu vergleichen und bekannt zu machen, die geeignet ſind, entweder die Einrichtung und Verwaltung derſelben zu verbeſſern, oder deren Wohlthaten weiter auszubreiten. Sie hat nun einen Preis von 1000 Franken für die beſte Abhandlung ausgeſetzt, die im nächſten Jahre vorgelegt würde: 1) „über den Zuſtand der Findlinge in den verſchiedenen Epochen unſerer Geſchichte, mit Bezug auf Geſetzgebung, Sitten und den Einfluß beider; 2, über die Urſachen der Vermehrung der Zahl derſelben, die allgemein wahrgenommen zu werden ſcheint, und die Maßregeln, die dagegen ergriffen werden könnten, mit Vergleichung der verſchiedenen Geſetzgebungen und ihres Einfluſſes; — endlich 3) über die beſte Weiſe, für Erhaltung und Erziehung der Findlinge zu ſorgen, und ſie zu nützlichen Mitgliedern der Geſellſchaft zu machen.“ —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 119. 1836.

Phönix.

Freitag, 20. Mai.

Bemerkungen über Abyſſinien,

in Bezug auf die Phyſiognomik der Landſchaft.*)

Von Dr. Eduard Rüppell.

In dem Vortrag, welchen ich die Ehre hatte allhier an unſer'm letztgefeierten Stiftungstage zu halten, machte ich einige Mittheilungen über den Nil, beſonders in Beziehung auf die Veranlaſſung ſeiner periodiſchen regelmäßigen Überſchwemmungen. Heute beabſichtige ich eine flüchtige Schilderung der Phyſiognomik des von mir bereiſ'ten Quellenlandes dieſes intereſſanten Stromes — Abyſſiniens zu geben. Es ſind ſolches zwar Beſchreibungen, die zerſtreut ſich in dem Reiſebericht vorfinden, welchen ich über meinen Aufenthalt in dieſem Theile von Afrika eheſtens drucken laſſen werde; aber eine ſpecielle Zuſammenſtellung aller ſich auf dieſen einen Gegenſtand beziehenden Bemerkungen dürfte intereſſant genug ausfallen, um auf einige Augenblicke die Aufmerkſamkeit der verehrlichen Verſammlung in Anſpruch zu nehmen.

Um eine generelle, zugleich geordnete Überſicht von Abyſſinien zu erhalten, muß ich bitten, mich im Gedankenfluge von der Nordoſt-Gränze des Landes, über die ſich folgenden Gebirgszüge nach dem Mittelpunkt dieſes Reichs — das Becken des großen Binnenſee's Baher Zana, zu begleiten. Einige ſeitlich entferntere Gegenden, die von Intereſſe ſind, werde ich meiner Schilderung der zu durchlaufenden Diſtricte anreihen, dabei etwas von den verſchiedenen Climaten andeuten, die den vorzüglicheren der geſchilderten Gegenden eigenthümlich ſind, und auch Einiges über die ſie charakteriſirenden Pflanzen erwähnen. Für eine andere Gelegenheit behalte ich mir vor, meine Beobachtungen über die Bewohner Abyſſiniens mitzutheilen, je nachdem man dieſelben nach Geſichtsform, Sprachverſchiedenheit und prädominirender Charaktereigenthümlichkeit abſondern kann; und jeder Skizze dürfte alsdann ein Überblick der Thierwelt des Landes, in ſofern ſie zu den vier höheren Claſſen gehören, und für den Reiſenden ein allgemeineres Intereſſe beſitzen, paſſend angereihet werden.

Wenn man ſich vom rothen Meere her unter'm 16ten Breitegrad der abyſſiniſchen Küſte nähert, ſo windet ſich der Lauf des Fahrzeugs durch zahlloſe meiſt wagrechte Korallen-Kalk-Inſeln von ſehr verſchiedener Größe, die, wenn ſie nicht durch vulkaniſche Kräfte Hebungen erlitten haben, durchgehends beiläufig 12 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegen ſind. In den Wintermonaten December bis April, in der Regenperiode für dieſe Gegenden, bedecken ſich dieſe Inſeln mit einer grünenden Vegetation, meiſt niederes Geſträuch, das bald wieder ganz abdorret; nur die größeren Inſeln, wo das Regenwaſſer nicht ſo leicht abläuft, ſind gegen ihre Mitte mit einem kärglichen Baumſchlag von Mimoſen bedeckt; künſtliche Ackerbaucultur iſt auf dieſen Inſeln ganz unausführbar, und der Anblick derſelben zu jeder Jahreszeit monoton und traurig. Auch der nahgelegene abyſſiniſche Küſtenſaum iſt häufig eine Fortſetzung dieſer Korallen-Feldbänke; da aber die Gebirgsparthieen meiſt ſich bis ziemlich nahe an's Meeresufer erſtrecken, ſo iſt der flache Küſtenſtrich nirgends über eine halbe Stunde breit; an vielen Stellen iſt er mit trockenliegenden Strombetten durchſchnitten, die im Gegenſatz mit den Spaltungen auf den Inſeln mit kräftigem Baumſchlag bewachſen ſind; ſonſt iſt der Küſtenſaum auch zeitig mit Mimoſengeſträuch und Schneitgras bewachſen, und am Meeresufer ſelbſt ſtehen vereinzelt Gebüſchgruppen der grünglänzenden Avicennia und des blätterloſen Tarfa-Strauchs (Tamarix).

---

*) Dieſer Aufſatz war zum Vortrag in der öffentlichen Jahresſitzung der Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft am 1. Mai d. J. beſtimmt.

Bei'm Herannahen der Küſte erſtaunt der ſeefahrende Reiſende über die impoſante Höhe der vor ihm ſich erhebenden Gebirgskette, die, nur durch einige parallel laufende Vorhöhen von der Uferfläche geſchieden, ziemlich ſteil in kaum 10ſtündiger Entfernung von ihr eine Höhe von [illegible] franz. Fuß über's Meer erreicht. Der Hauptgebirgszug beſtehet aus Schiefer und Granitfels; an denſelben lehnt ſich im Weſten eine wellenförmige, zuweilen wild zerriſſene weite Strecke von wagrechtem Sandſteinfels an, die eine mittlere Erhebung von [illegible] Fuß hat. Es wird demnach leicht begreiflich, welchen auffallenden Wechſel in Temperatur und Vegetation der Reiſende verſpürt, wenn er von dem durch Sonnenglut ausgedörrten Küſtenſaume her die abyſſiniſchen Gränzgebirge überſchreitet. Der Oſtabhang derſelben iſt durchgehends in den niedern Regionen mit lichtem Geſträuch bewachſen, und zeigt nur in den Thalſchluchten bis zur halben Berghöhe, da, wo fließendes Waſſer ſich zeigt, hochſtämmige Baumgruppen, worunter ſich die Sykomor-Feigenbäume auszeichnen; in größerer Höhe findet man dichtſtehende coloſſale Kronleuchter-Euphorbien und aloeartige Pflanzen; ihnen folgt dorniges rankiges Geſträuch, und auf der Gebirgshöhe ſelbſt ſtehet eine Art von lichtem Wald von großen Juniperus-Bäumen, deren Stamm an der Baſis manchmal bis auf 10 Fuß Durchmeſſer hat, und an denen alle Zweige mit lang fadenförmig herunterhängenden Schmarotzer-Flechten (Usnea) bedeckt ſind. Bruce bezeichnete dieſe Bäume als Cedern.

Die in den Tropenländern vorherrſchende Regelmäßigkeit der periodiſchen Luftzüge bewahrt ſich auch in Abyſſinien. In dieſem Lande haben dieſelben die Eigenthümlichkeit, daß der nämliche Wind, welcher in der niedern Küſtenlandſchaft in gewiſſen Jahreszeiten den Himmel mit Regengewölk überziehet, auf den Höhen eine reine heitere Atmoſphäre hervorbringt. Während es im Winter an der Meeresküſte dem öſtlichen Gebirgsabhang entlang bei S. O. und Oſt-Wind täglich regnet, iſt im Weſten der Höhe gleichzeitig ganz heiteres Wetter vorherrſchend. Die mit Nord-Wind wechſelnde Windſtille während der Sommermonate, — Mai bis September, — welche in den hochliegenden abyſſiniſchen Provinzen durch häufige Regengüſſe befruchtet, iſt dagegen die Jahreszeit, wo an der Meeresküſte die drückende Sonnenglut alle Vegetation ſo zu ſagen vernichtet. Es muß daher jedem abyſſiniſchen Reiſenden das ſo grell Contraſtirende in der Lufttemperatur und dem Himmelszuſtand, ſo wie der von beiden bedingte Vegetationsgrad und Art der Gewächſe ganz beſonders auffallen; und dieſe Eigenthümlichkeit läßt ſich gewiſſermaßen gleichzeitig überſchauen vom Taranta-Paſſe herab; ſo nennt man den höchſten Punkt der abyſſiniſchen Küſten-Gebirgskette, über welchen der gewöhnliche Reiſeweg von dem Seehafen Maſſaua her nach der Hauptſtadt des Landes, Gondar, führt. Achttauſend Fuß über der Meeresfläche erhaben, überſieht man von dieſem Gebirgspaſſe nach Oſten zu raſch abfallende Thalverzweigungen, in denen im Monat Juni die Vegetation gleichſam abgeſtorben iſt; ein fortwährend wolkenloſer Himmel ruhet auf dem glänzenden Meeresſpiegel, der durch Inſelgruppen gelagert iſt. Im Süden wird dieſer Standpunkt durch noch mehr ſich erhebende Gebirgsmaſſen dominirt; aber gegen Weſten verliert ſich das Auge in weitausgedehntem Geſichtskreis auf zahlloſen Höhenrücken, deren Thäler, mitunter durch jugendlichen Wieſenteppich geſchmückt, ſich an das friſch treibende Geſträuch der Höhe anlehnen, deren Vegetation die Rückkehr der Regenzeit belebte. Die durch das gebrochene Gewölk verſchiedentlich beleuchtete Landſchaft gewährt einen romantiſchen Anblick, der ſich aber in der Nähe betrachtet nicht bewährt. Denn bald erkennt man, daß dieſe weſtlich liegende Gegend beinahe jeglicher Baumgruppe entbehrt; nur hier und da, wo der Ackerbau in den Thälern nicht den Wieſengrund verdrängte, finden ſich am Fuße der ſteilen Felsſchichten einzelne Dornbäume; an den Sandſteinmaſſen ſelbſt zerſtreute Parthieen der erwähnten Kronleuchter-Euphorbien und eines Caperſtrauchs.

Die Sandſtein-Felſen dieſer Gegend bilden meiſt wagrechte Terraſſen von verſchiedentlicher Ausdehnung, gewöhnlich nach mehreren Seiten zu mit ſchroffer Abſenkung, und ihre Formen bezeugen die unverkennbaren Spuren einer weitverzweigten vulkaniſchen Thätigkeit, die bald locale Hebungen, bald großartige Verſchiebungen und Spaltungen bewirkte. Hier auf dieſen iſolirten Sandſteinmaſſen ſind die in der Landesgeſchichte berüchtigten Ambas, oder unbezwingbare Zufluchtsörter, deren Stärke in der Strategik aber ſehr precär iſt, weil die einzelnen Höhen meiſtens Waſſermangel peiniget. Überhaupt iſt dieſer ganze Theil von Abyſſinien wenig fruchtbar und daher auch ſparſam bevölkert, und zudem letzteres durch einen räuberiſchen, gehäſſigen Menſchenſchlag, der auf den ihm von den Localitäten verliehenen Schutz pochend, als ein widerſpenſtiger, fanatiſcher und ſtreitſüchtiger Volksſtamm bekannt iſt. (Fortſ. f.)

Verſteigerung eines Zeitflegels.

(Fortſetzung.)

Die moderne Zeit hat das Mittel ausfindig gemacht, die gröbſten Grobheiten muſikaliſch bezaubernd vorzutragen. Wir werden mit überſtrömendem Wohllaut zerflegelt; man hält uns parfumirte Grobheiten unter die Naſe, die lieblich duften wie Hyacinthen und Aurikel; man träufelt uns im ſchönſten [illegible] faſt magiſch durch die Gehörwerkzeuge die malitiös gewordene Herzensgüte in die Seele hinein; man ſtopft uns den Mund mit leckeren candirten Mephiſtopheles-Gedanken und kredenzt uns den ſchäumenden Becher mouſſirender Freiheitsliebe. Das Alles, meine verehrteſten Herrſchaften, vermag die moderne Flegelhaftigkeit. Nicht in Holzſchuhen und zerriſſenen Kamiſolen kommt uns die Weltflegelei nahe, nein, ſie erſcheint im glänzenden [illegible], die Lorgnette in der Hand, tanzt, wenn es verlangt wird, ein pas de deux und tritt uns doch gelegentlich alle Zehen ab. Sie flucht und ſchimpft nicht, ſie unterhält uns auf das Anmuthigſte und Geiſtreichſte. Wir vermeinen Himmelstöne um uns flöten zu hören, und es iſt doch nichts anders als das ſchöne Tick tak tak des Drei- Vier- und Fünfflegeltakts. Die moderne Flegelhaftigkeit, meine dreimal Geehrteſten, iſt die Flegelhaftigkeit des ſaubern Gedankens, der ſich gern [illegible], auf's Sopha ſtreckt, und mit uns ſchäkern gibt. Dieſer Mordflegel findet überall ein Plätzchen, iſt aller Orten gern geſehen, trägt zu allen Tages- und Jahreszeiten ein faſhionables Kleid, verletzt weder den Anſtand, noch die Sitten, und iſt und bleibt doch ein Erzflegel. Er driſcht nicht aus, er ſchlägt todt; denn er driſcht nie leeres Stroh! Alle Körner, die nicht reif und gediegen ſind, ſchlägt er breit, daß an kein Aufſpringen mehr zu denken iſt, und die Spreu verjagt er nach allen Seiten der Windroſe hin. Das, meine Geehrteſten, iſt das Verdienſt und der Jammer, welchen die moderne Weltflegelei ſich erworben und angeſtiftet hat, und der Flegel aller Flegel iſt dieſer Palmblatt'ſche „Humor der emancipirten Frauen!“ Kaufen Sie ihn, meine Damen; den Ertrag davon will ich dem armen Flegelfabrikanten überſenden, damit er nicht verhungern darf, ſondern neue Flegel ſchnitzen, zeugen, gebären kann in alle Ewigkeit, Sela!“

Dieſe Rede des Auctionators war von großem Erfolg. Faſt alle anweſende Damen machten Gebote auf den „Humor der emanzipirten Frauen“ und zum erſtenmale hörte Palmblatt die wohl bekannte Stimme Joſephinens vernehmlich auf dieſen ſchlimmſten aller Zeitflegel bieten. Palmblatt's Bruſt erweiterte ſich; er bog ſeinen Leib vor und ſpähte hinter den Gardinen nach dem taxirenden Mädchen. Die Gebote ſteigerten ſich ſchnell, das in grünem Maroquin gebundene Büchlein lief wie eine ſeltene Münze von Hand zu Hand. Als es Joſephine empfing, hielt ſie es feſt und Palmblatt gewahrte mit geiſtiger Wolluſt, wie ſie es verſtohlen an ihren Buſen drückte. Lange ſchwankte der entſcheidende Hammer Weißnaſe's über dem verhängnißvollen Brettchen. Joſephine ward nicht müde; ſie überbot jedes Gebot, bis die Zahl der Mitbietenden ſchnell abnahm. Weißnaſe hob triumphirend den Hammer und „der Humor der emancipirten Frauen“ blieb in Joſephinens Hand. Glücklich, wie noch nie, verließ Palmblatt ſeinen Verſteck und ſchlüpfte nach der Thür. Er blickte nochmals zurück und bemerkte, wie Joſephine den viel geliebten Zeitflegel in dem Buſen verbarg. Sie erhob ſich, um den Saal zu verlaſſen. Der beglückte weiland Referendar eilte ſeiner Wohnung zu, legte ſich an's Fenſter und folgte der vorbeiwandelnden Retterin ſeiner in die Welt geſchickten Flegelſchaft, ſo weit ſein Auge trug. Er war unſchlüſſig, was er thun ſollte. Die Summe für das Buch war ſehr bedeutend, Weißnaſe hatte verſichert, ſie ſollte ihm ausgeliefert werden. An Joſephinens fortdauernder Liebe konnte er nicht zweifeln; er hielt es für eine heilige Pflicht ſeines vollen Herzens, ihr ſeinen Dank perſönlich abzuſtatten. Ohne ſich lange zu beſinnen, eilte er nach dem Hauſe des Kaufmanns Fink. Es war nicht ſeine Abſicht, mit Joſephinens Vater zu ſprechen, nur ſeine Geliebte, der Retterin ſeines emancipirten Ich's wollte er die Hand und gelegentlich auch die Lippen küſſen, ihr verſichern, daß er ſie anbete und ewig anbeten würde, betheuern, daß er ſein lebenlang in dieſer Flegelhaftigkeit ſeines innern Weſens verharren werde, und daß es ihm ein Geringes ſei, dieſer Flegelei zu Gefallen, wie eine eingemauerte Nonne zu verhungern.

Der junge Mann vertiefte ſich ſo in die modernen Weltflegeljahre, daß er ſich vor ſich ſelbſt ſchämte, auch nur einen Augenblick lang davon abgewichen zu ſein. Er nahm ſich ernſtlich vor, bei Zeiten wieder recht modern flegelhaft zu werden, und die ganze alte, mittlere, neue und neueſte Zeit ſo radikal durchzuflegeln, daß nur die allerreifſten Körner in dieſen Weltähren geſund und munter unter ſeinem dreſchenden Flegel herumſpringen ſollten. Alles Halb- und Juſt-Milieu-Reife wollte er unbarmherzig zerſchlagen und aus der lebendigen Welt hinausdreſchen. Er gelobte ſich feierlichſt, die ambulanteſte moderne Dampfdreſchmaſchine zu werden und Jahr aus Jahr ein ſeine Flegel mit Buchhändlergelegenheit in alle Welt zu verſenden. Sein Muth hatte ſich emporgerichtet, wie eine Klapperſchlange, wenn ſie mit hungrigem Magen ein Opfer erblickt. Seine Giftzähne klapperten, wie kräftig geſchwungene Flegel. Er hielt ſich für einen die Welttenne entlang dreſchenden Weltflegel und bemerkte gar nicht, daß der Rock, dieſes Mittel- und vermittelnde Band ſeines Leibes, in ſchlechtem Zuſtande war. Der Enthuſiasmus erſetzt in den Flegeljahren Alles! Palmblatt hatte eben die ſchönſten Stunden in ſeinen Flegeljahren, die Außenwelt kümmerte ihn nicht. Er machte ſich hoffnungsvoll und voll Dank gegen die Flegel unterſtützende, Flegel kaufende und zu Ehren bringende Zeit auf den Weg nach dem Hauſe des Kaufmanns Fink. — (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

48) Boa Conſtrictor. Von C. Spindler, 2 Theile.
Stuttgart, Hallberger. 1836.

Spindler hatte lange Zeit geſchwiegen; glaube niemand, daß er unthätig geweſen, — ſeine Boa Conſtrictor iſt erſchienen, ſein König von Zion mit nächſtem zu erwarten, das Vergißmeinnicht wird raſch auf letzteren folgen. — Ebenſo wenig glaube man, daß er ermattete, ſeine Boa Conſtrictor beweiſt das Gegentheil. Er hat eine Elaſticität des Geiſtes, wie Wenige.

Sein neueſter Roman bewegt ſich in einem eigenthümlichen Genre. Da iſt nichts von hiſtoriſchem Hintergrunde, nichts von einer zeitbewegenden Idee, — überall iſt es nur der innere Organismus des Menſchenherzens, womit Spindler ſich zu ſchaffen macht. Unſtreitig iſt dies das Vehikel der plaſtiſchen Dichtung, welchem Spindler ſchon bei ſeinen hiſtoriſchen Romanen den ungemeinen Erfolg zu verdanken hatte, der ihnen mit Recht zu Theil wurde. Wer erinnert ſich nicht jener herrlichen Situationen im „Juden.“ Wie meiſterhaft verſtand es Spindler, dieſen Jodik zu motiviren, dieſen Charakter, der, um Menſch zu ſein, nur Jude ſein konnte, und als er ein Chriſt werden mußte, nothwendig ein Teufel ward? Wer erinnert ſich nicht jenes unvergleichlichen Jeſuiten, der ſich ein ganzes Leben hindurch zwiſchen dem Urſprünglichen ſeines menſchlichen Herzens und ſeinem zur zweiten Natur gewordnen Jeſuitenkleid durchlootſet, um am Ende ſeines Lebens zu erkennen, daß er umſonſt gelebt?! Nicht umſonſt! Er hatte gelebt, — das urſprünglich Menſchliche war ja geblieben. — Das war ſchöne, poetiſche Wahrheit, nicht blos das, was der Leihbibliothekenpöbel mit ſeinen unäſthetiſchen Thränen: Romanenwahrſcheinlichkeit tauft. Hier in der Boa Conſtrictor ſuchte Spindler augenſcheinlich ſich gewaltſam zu etwas Neuem emporzuraffen, und die nakte Wirklichkeit à la Caravaggio zu malen. Shakeſpeare hat Hexen gemalt, und — einen Macbeth dazu, der Schauder erweckt, aber es iſt ein tragiſcher Schauder. Spindler's Zodik iſt ein Shakeſpeare'ſcher Charakter. Aber Spindler's Boa Conſtrictor iſt nicht tragiſch, ſondern blos entſetzlich. Es fehlt die Erhebung, es fehlt die Würde des Menſchlichen, mit einem Wort: es fehlt der Gott, (man wird uns zutrauen, daß wir keinen gemuckerten darunter verſtehen.)

Wer könnte ſich in einem Bagno heimiſch fühlen? wo überall nur Ketten, Kugeln, geſchorne Köpfe ſind? Etwas Genever vielleicht dazwiſchen! Wir ſind empört, angeekelt, — nicht tragiſch erſchüttert. Haben wir ſolch eine Maſſe Entſetzens in uns aufgenommen, ſo wird uns auch der Anblick eines ſchuldlos Geopferten nicht erheben, ſondern nur um ſo tiefer deprimiren. Das gilt von Spindler's Boa Conſtrictor. Eugenie und Cäcilie vermögen den nervenzerſchneidenden Effect nicht zu verſöhnen, den dieſe nicht blos verbrecheriſchen, ſondern ſogar mit der moraliſchen Infamie gebrandmarkten Charaktere hervorbringen. Ein einziger könnte das Bewußtſein des Reinmenſchlichen verſöhnend herſtellen, das iſt der wahnſinnige Neiderling; leider läßt Spindler ihn zu ſehr als Nebenfigur auftreten. Wir haben gegen Spindler's laokoontiſchen Roman daſſelbe einzuwenden, was wir gegen die Laokoons-Gruppe einzuwenden haben. Der Künſtler muß dem Wirklichen ſtets das Mögliche beiſetzen, dann erſt wird es Schön-Wahres.

Da wir die Grundfehler des Spindler'ſchen Romans unpartheiiſch gerügt, unterlaſſen wir es, Einzelnheiten zu tadeln, welche uns mehr theatraliſche Effektſtücke (wiewohl von einem tüchtigen Geiſte verſucht) ſcheinen, als poetiſche Wendepunkte, Effektmomente, welche, (wie die Scene in der Schenke, wodurch die Kunde von Cäciliens Tode vorbereitet wird) obwohl ſie die enorme Fähigkeit Spindler's darthun, doch bedauern laſſen, daß er nicht ſtrenger gegen ſich ſelbſt zu Felde ziehe. Wir haben eine größere Freude daran, daß wir die charakteriſtiſchen Merkmale andeuten, wodurch Spindler, (der von unſern deutſchen Lumpenkritikern ſchon ſo manches nichtswürdige Urtheil erleben mußte, und doch vom ganzen Volke geleſen wird) ſich als geborner Novelliſt über dem Troß der „guten Leute und ſchlechten Muſikanten" erhebt, und namentlich in ſeinem neueſten Roman. Er kennt das Leben, (leider von ſeiner Schattenſeite, oft ſcheint es, als ob er in ſeiner ſtarren Iſolirtheit den Glauben an die Lichter verloren hätte.) — er abſtrahirt von den Romanenſtereotypen, ſelbſt von denen, die er früher ſelbſt geſchaffen, und die von hundert ſchreibſeligen Ladenburſchen imitirt wurden, — er ſieht ſich ſelbſt auf die Finger, daß nirgends eine banale Floskel durchſchlüpfe; er ruft die Reflexion zu Hülfe, damit ſie den Leſer über dem Pfuhl, den dieſer betrachten ſoll, ſtets in der Schwebe erhalte, — (obwohl wir anderſeits tadeln müſſen, daß die Reflexion zu häufig angewandt) er hält eine wohlbedachte Ökonomie in den Mitteln ein, (leider vorzugsweiſe bei den Nebenfiguren,) — endlich, er iſt unübertrefflich in der Anatomie; er ſecirt die Seelen, er beſtialiſirt das Verbrechen nicht wie E. Sue, er macht es uns begreiflich, wie es keimen, wachſen, ſo furchtbare Blüthen treiben konnte, darin liegt ſeine Hauptforce, — man ſieht, daß wir die Vorzüge progreſſiv entwickelten. Der Teufel, der wirkliche, ach, leider eben die Wirklichkeit ſelbſt, iſt in die Charaktere hineingemalt, und wir wünſchen zwar keineswegs, daß Sp. einen Engel in Perſon dazu gemalt hätte, aber wir wünſchten ſehr, daß er, um den Eindruck ſeiner dämoniſchen Dichtung zum völlig poetiſchen zu ſtempeln, den Gott nicht vergeſſen hätte. Doch, das zu erörtern, würde uns zu weit über die in dieſen Blättern verſtatteten Gränzen hinausführen.

49) Die Schauſpielerin. Novelle von Heinrich Laube. Mannheim, Hoff. 1836.

Das iſt (mit Ausnahme von einzelnen ſeiner „modernen Charakteriſtiken") das Beſte, was Laube bisher geſchrieben, ſchon darum, weil es ein Ganzes iſt, zunächſt deßhalb, weil Laube den Weltton, den er bei ſeinen Beobachtungen ſelten verletzt, lyriſch angewandt hat. Was uns bei einem andern, als eben Laube blos als Firniß erſcheinen würde, das iſt bei ihm Farbe ſelbſt; ſo keck und doch ſo elegant, daß man nicht zu unterſcheiden weiß, was daran Leib und Seele iſt. Das iſt der richtige Weg, auf welchem Laube fortzuſchreiten hat, und den ihm niemand verkümmern ſoll. Es wäre thöricht, ſpeziell von den Vorzügen des Styls ſprechen zu wollen, wo der Styl mit Recht ein ſo integrirender Theil des Ganzen genannt werden kann, wie hier; will man aber Laube's Styl, abgeſehen vom Organismus der Novelle analyſiren, ſo leſe man die Widmung an Varnhagen von Enſe, und man wird wiſſen, woran man iſt.

Notizen.

. Die Cryſtalllinſen der Thieraugen. — David Brewſter hat die Cryſtalllinſen der Augen vieler Wirbelthiere unterſucht und eine immer reichere Structur gefunden in folgender aufſteigender Stufenreihe: 1) die einfachſte im Auge des Stockfiſches, 2) eine ausgebildetere bei dem Salmen unter den Fiſchen, dem Gecko unter den Reptilien und dem Haſen unter den Säugethieren, u. ſ. w., 3) bei dem Löwen, Tiger, Pferd und Ochſen, 4) dem Wallfiſch, Seekalb und Bären, 5) zum Elephanten, deſſen Linſe die complizirteſte Structur zeigt. Das Nähere hierüber findet ſich in der von B. der königl. Geſellſchaft zu London am 21. Januar d. J. mitgetheilten Abhandlung. —

. Der fürſtliche Botaniker. — Der Fürſt von Salm-Reifferſcheid-Dyck beſitzt die reichſte Sammlung von Fettpflanzen, die man bis jetzt kennt, und ſein Park ſoll dem des Fürſten Pückler faſt zur Seite geſtellt werden können. Er gedenkt nun ſeine Sammlung durch Abbildungen und Beſchreibungen der großen Welt zugänglich zu machen, und bereits ſind 2 Hefte ſeiner monographia generum Aloes et Mesembryan[illegible], deren jedes 60 trefflich lithographirte und colorirte Zeichnungen enthält, zu Düſſeldorf im Druck erſchienen.

. Irland's Bevölkerung nach Confeſſionen. — Nach den neueſten amtlichen Zählungen finden ſich in Irland:

Römiſche Katholiken	6,427,712,
Anglikaner mit Einſchluß von ungefähr 80,000 Methodiſten	852,064,
Presbyterianer	642,356,
Diſſenters verſchiedener Sekten	21,808.
In Allem	7,943,930.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 120. 1836.

Phönix.

Samſtag, 21. Mai.

Meine Meinung.

Von

Henriette Ottenheimer.

Achte Liebe iſt verſchwiegen
Und die Welt, die kalte laute,
Der ſo fern Gefühle liegen,
Nimmer ihres Seins Vertraute.
Ob beglückt, ob tief betrübet
Sie in einem Aug' ſich ſpiegelt,
Nimmer iſt ſie ſprachgeübet:
Ihre Lippe iſt geſiegelt.

Engel ſprechen ja die arme
Sprache dieſer Erde nimmer,
Und ein Engel iſt die warme
Hohenthauchte Liebe immer.
Engel, ja — ob ſeine Flügel
Uns zu Sonnenhöhen tragen,
Oder ob zum ſtillen Hügel,
Der ſich wölbt um todte Klagen.

Dafür, daß der „Liebe Schmerzen,“
Die ſo viele Dichter ſingen,
Immer aus dem tiefſten Herzen,
Wie ſie es beſchwören, dringen,
Möcht' ich d'rum nicht Bürgſchaft leiſten.
Wenige ſind auserkoren,
Doch das Wohl und Weh der Meiſten
Hat die Phantaſie geboren.

Verſteigerung eines Zeitflegels.

(Fortſetzung.)

Nicht ahnend, welch großes Glück ſie geſtiftet habe, eilte Joſephine nach Hauſe. Sie traf ihre Mutter faſt noch in derſelben Stellung, in der ſie ſie verlaſſen hatte. „Biſt du ſchon wieder da, Kind?“ redete ſie die Tochter an, als dieſe mit verklärtem Geſicht eintrat. „Du haſt wohl recht Schönes erſtanden?“

Joſephine antwortete nicht, ſondern preßte ihre Hand an die Bruſt, wo ſie den „Humor der emancipirten Frauen“ verborgen hielt.

„Es ſieht aber nicht aus, als ob du viel mitbrächteſt,“ ſprach ihr Vater, ſich nur halb von ſeinem Pulte abwendend, „oder haſt du es an Ort und Stelle gelaſſen? Es ſind doch nicht etwa alte Mobilien? Mit dem bleibe mir um Gottes Willen aus dem Hauſe!“

„Ich habe etwas Koſtbares erkauft!“ antwortete Joſephine, in der Mitte des Zimmers ſtehen bleibend und beide Altern mit triumphirenden Blicken betrachtend.

„O laß mich ſehen, liebſte Tochter,“ ſprach die Mutter; „du glaubſt nicht, wie neugierig ich bin. Gewiß ein Diamantring für mich!“

Joſephine ſchüttelte lächelnd ihren Lockenkopf. „Oder iſt's die goldene, mit Brillanten beſetzte Uhr von Habenichts? Ja, wenn ich dieſe mein nennen könnte! Kind, ich wollte dich küſſen!“

Joſephine ſchüttelte abermals ihr Köpfchen, ohne ihre Stellung zu ändern. „Liebe Frau,“ ſagte der Vater, „du biſt unglücklich im Rathen, und da ich nie zum Räthſellöſen Geſchick gehabt habe, will ich gar nicht erſt mein Glück verſuchen. Geſchwind, Joſephine, was iſt's, das dich ſo ungemein erfreut?“

Joſephine that einige Schritte vorwärts und zog den verborgenen Schatz aus dem Buſen. Kaum erblickte die Mutter den Einband eines Buches, als ſie die Hände rang und in die Kiſſen des Sopha's zurückſinkend ausrief: „Ein Buch, Gott ſteh uns bei! Armes Kind! Sie muß den Verſtand verloren haben!"

Auch der Kaufmann Fink machte eine retrograde Bewegung, unterdrückte jedoch ſeinen Ärger, indem er ſprach: „Iſt das Alles, Joſephine? Das iſt in der That ſehr wenig!"

„Nein, beſter Vater," verſetzte Joſephine, „es iſt das Herrlichſte, was ich hätte erſtehen können! Ich habe ein theures Menſchenleben damit gerettet und zugleich einem Werke die Beſtimmung gegeben, zu der es erſchaffen worden iſt!"

„Nun das heiß' ich ſchwärmen, liebes Kind. Gib her, was für ein wichtiges Werk verbirgt ſich denn in der einladenden Hülle? Du wirſt doch nicht etwa auf den bloßen Einband geſehen und nach dieſem den Inhalt beurtheilt haben? In Büchern trau' ich euch Weibern ſehr wenig Geſchmack zu."

Er empfing das Buch aus der Hand ſeiner noch immer halb verzückten Tochter. Die Mutter wiederholte unterdeß noch einigemal ihren Stoßſeufzer: Armes Kind! und ließ ſich übrigens nicht in ihrer behaglichen Ruhe ſtören.

„Daß dich der Fuchs prellte!" ſchrie Fink, den Titel des Buchs leſend und es augenblicklich zornig zu Boden werfend. „Hab' ich mir's nicht gedacht, daß das Gänschen irgend eine Dummheit erhandeln würde. Kind, Kind, wie kannſt du die Schartecke kaufen? Weißt du nicht, daß das Ding, der Unſinn, dieſe complette Hirnverbranntheit confiſcirt, der Verfaſſer ſeiner Stelle entſetzt und im Leben verdientermaßen reducirt iſt? Und du gehſt in die Verſteigerung, um — etwa aus Mitleid oder aus Liebe? — dieſen Schund zu erſtehen, auf den gewiß kein Menſch einen Dreier geboten hat! Kind, Kind, ich wollte, möchte! — ja was wollte ich nicht Alles! Aber das Buch darf mir nicht im Hauſe bleiben, oder es gibt eine vollſtändige Kriegserklärung. Das wäre mir eine Geſellſchaft! Werde es dulden, die Flegeleien dieſes dreiſten Weltzerſtörers in meinem Hauſe aufzubewahren, und noch dazu in Maroquin gebunden? Kind, wo haſt du den Verſtand gehabt? Wie haſt du ſo thöricht ſein können, die Flegeleien dieſes ungebildeten Menſchen gegen dein eigenes Geſchlecht zu vergeſſen? Du mußt blind ſein oder — ich wag' es nicht zu denken . . ." —

„Und warum willſt du es nicht denken, Väterchen?" verſetzte Joſephine, die ſich von der Heftigkeit ihres Vaters nicht irre machen ließ, das theure Kleinod aber wieder ſorgſam im Buſen verborgen hatte. „Ich liebe den braven Palmblatt, wenn ich ihm auch nicht angehören darf. Ich werde ihn ewig lieben, weil er es verdient und werde keinem andern Manne je meine Hand geben!"

„Was!" rief Fink, „du wollteſt" —

„Unverheirathet bleiben," ergänzte Joſephine.

„Unverheirathet!" wiederholte die phlegmatiſche Mutter. „Hat man je ſo etwas gehört! Und eines Buches wegen!"

„Du biſt eine Thörin," ſagte der Vater, „die nicht weiß, was ſie ſpricht. Laß dir ſagen, unbeſonnenes Mädchen, daß die Grundſätze dieſes Menſchen, den du albern genug biſt, zu lieben, gegen Staat, Kirche und Sittlichkeit ankämpfen. Alles, was der verdrehte Menſch ſagt, iſt voll Malice, wenn auch nicht ganz ohne Geiſt. Es iſt ein vom Guten abgefallener Geiſt, dieſer Palmblatt, der ſeiner Zeit zu Grunde gehen wird, wie er es verdient, der Flegel!"

„Ja, das iſt er," verſetzte ruhig die Tochter. „Hätteſt du nur hören ſollen, Väterchen, wie ganz allerliebſt der komiſche Weißnaſe es allen Anweſenden auseinander ſetzte, welch großes Verdienſt dieſe Flegel um die Welt haben, du würdeſt dich mit mir recht in der Seele gefreut haben und noch freuen. Eben, lieb Väterchen, weil der brave Palmblatt ein Flegel iſt, und ſein hübſches Buch ein Zeitflegel, habe ich mir dieſes koſtbare Werk erſtanden und werde es gewiß nicht aus meinen Händen geben!"

„Das machſt du ſehr recht," verſetzte Fink. „Du wirſt durch die Lectüre dieſer Flegeleien gewiß eine tüchtige Hausfrau werden."

„Schwerlich, lieber Vater; denn ich werde nie heirathen, da Palmblatt für mich ſo gut wie verloren iſt."

„Nie heirathen!" wiederholte die Mutter. „Ach Gott, ſoll denn meine einzige Tochter eine alte Jungfer bleiben?"

„Ich bitte dich, liebe Frau, ſei ſtill! Das Mädchen hat die böſe Stunde, oder ſollte ſie etwa in die weiblichen Flegeljahre getreten ſein, die ſich auf einmal geltend machen?"

Joſephine konnte ein herzliches Gelächter nicht unterdrücken. Sie überließ ſich ihm mit der natürlichen Naivetät eines jungen Mädchens und warf ſich neben die Mutter auf's Sopha.

„O, wie Schade iſt es doch, Vater, daß du nicht die lange Rede von Weißnaſe über die Flegeljahre gehört haſt! In meinem Leben werde ich den Genuß nicht vergeſſen. Und Alles das ſagte er nur dem herrlichen Buche des armen Palmblatt's zu Liebe, das ich mir gekauft habe, und nur mit Mühe bekommen konnte."

„Waren denn Andere eben ſo vernarrt, wie du?" fragte der Vater.

„Alle, Alle, liebſter Vater! Wir Alle haben uns doppelt und dreifach überboten, aber ich habe ſie Alle zurückgeſchreckt und hätte noch dreimal ſo viel gegeben! Denn dieſen ſchönſten aller Zeitflegel mußte ich haben!"

„Sie muß krank ſein," ſtammelte die Mutter.

„Eine unbeſonnene Närrin, ein Kind iſt ſie," ſagte der erzürnte Vater. „Das iſt eine ſchöne Geſchichte! Tritt das thörichte Mädchen öffentlich hin und kauft für Gott weiß, welchen übergroßen Preis ein elendes Machwerk eines elenden Scribler's! Heißt das nicht laut ſeine Liebe zu ihm vor aller Welt bekennen? Haſt du denn gar nicht daran gedacht, daß du dich und uns dadurch compromittirſt? Nun, es thäte wahrhaftig Noth, ich gäbe euch beide zuſammen, nur um dem Gerede zu entgehen! aber das ſoll nicht geſchehen, nein, wahrhaftig nicht, und wenn der Flegel hier wäre!"

„Wirklich, thäte das Noth?" fiel Joſephine ein. „O, wenn du doch keinen andern Ausweg wüßteſt, liebes Väterchen, du ſollteſt einmal ſehen, wie gut ich dir ſein und wie glücklich ich mit einem Zeitflegel leben wollte! Wenn es doch Palmblatt wüßte!" (Fortſ. folgt.)

Bemerkungen über Abyſſinien,

in Bezug auf die Phyſiognomik der Landſchaft.

(Fortſetzung.)

Durcheilen wir ſchnell dieſen, den häßlicheren Theil Abyſſiniens, welchen die beiden Provinzen Tigré und Agamé ausfüllen, und deſſen Ausdehnung einen ganzen Breitegrad von N. O. nach S. W. zu einnimmt. Leider erfordert die Bereiſung deſſelben wegen der fortwährenden Hinderniſſe, die Gegend und Bewohner verurſachen, einen peinlich langen Zeitaufwand! An der Südweſt-Gränze dieſer Provinzen finden ſich einige Züge baſaltiſcher Gebirge, die ſich in der bekannten Kegelform über die Sandſtein-Terraſſen erheben; und ihnen folgt immer weiter nach Weſten zu ein beiläufig nur 5000 Fuß über die Meeresfläche erhabenes, ziemlich ebenes Terrain, das großentheils mit niederem Gebüſch wild überwachſen iſt; ſtellenweiſe gibt es auch hier einige Niederungen mit ſchönem Wieſengrund; die dieſe Gegend durchfließenden Flüßchen, welche alle in den weſtlich gelegenen Takazze-Strom ſich ergießen, ſind permanent reichlich mit Waſſer verſehen, und doch iſt überall Mangel an Ackerbau, woran bloß die durch die langen verheerenden Kriege verringerte Bevölkerung Urſache zu ſein ſcheint. In der Vegetation dieſer Landſchaft zeichnet ſich beſonders die Menge der zwiebelartigen Gewächſe aus, die überall an den trocknen Stellen des Sandſteinbodens hervortreiben. An den Strombetten ſind einige Adanſonien-Bäume mit ihren ſonderbar geſtalteten kegelförmigen Stämmen, mitunter auch einige coloſſale Sykomor-Feigenbäume; ſonſt iſt in der ganzen Gegend nirgends Hochgehölz.

Wenn man ſich dem Takazze-Strome nähert, ſteigt man plötzlich bei 2000 Fuß tief einem ziemlich ſteilen Weg hinab; er führt über Schieferformation, die durchaus das verhältnißmäßig enge Thal bildet, das dieſer Fluß durchrauſcht, und deſſen ſchmaler Uferſaum, keine 3000 Fuß über die Meeresfläche erhaben, wegen dieſer von allen Seiten einengenden Höhen, das ganze Jahr über eine ungemein heiße Lufttemperatur hat.

Der ziemlich reißende Lauf des Takazze-Stroms, und ſein durch das Schmelzen des Schnee's öfters bedeutend wechſelndes Niveau macht, daß in dieſem Theile Abyſſiniens das Ufer dieſes Fluſſes ohne Wieſengrund iſt; es finden ſich daſelbſt nur ſchlanke hochſtämmige Bäume, die aber alle zur Zeit meiner Anweſenheit — Mai und Juni — blätter- und blüthelos waren, weil die Regenzeit hier erſt ſpäter ſich einſtellt.

Unmittelbar im Weſten des Takazze, in der Provinz Simen, erhebt ſich ein impoſantes Gebirge, wovon einer der höchſten Gipfel, über welchen der gewöhnliche Reiſeweg führt, beinahe die Gränzen der permanenten Schneeregion erreicht, das heißt 13000 franz. Fuß über das Meerniveau. Dieſer Berg ſelbſt iſt von des Stromes Ufer keine 15 Stunden in grader Linie entfernt, daher der Weg dahin ein fortwährendes Aufſteigen durch Thalwindungen. Der untere Theil des Gebirgs iſt Sandſtein, die Höhe durchaus vulkaniſche Felsmaſſen, die ſich mitunter in den ſonderbarſten Formen gruppiren. Bis zur Höhe von 6000 Fuß iſt die Vegetation der Landſchaft nichts als mageres Strauchwerk, das kärglich an den Felſen aufſchießt; Grasvegetation fehlt ganz, und die Gegend iſt noch nicht unter dem Einfluß der wohlthätigen Feuchtigkeit, welche die benachbarten Schneegebirge hervorbringen. Hat man aber einmal jene Höhe erreicht, und ſich gleichzeitig mehr dem Central-Kamm der Bergkette genähert, dann iſt der Boden mit einem üppigen Grasteppich überzogen; die Landſchaft wird nach und nach immer mehr belebt durch viele Gewäſſer, welche in ſchäumenden Caſcaden von der Schneeregion herabſtürzen. Wie in den Gebirgsprovinzen anderer Länder, verurſachen die vielerlei Krümmungen der Thäler mannigfaltig wechſelnde Ausſichten, und hier hat die Landſchaft noch das Eigenthümliche, daß ſich einige vulkaniſche Piks, oder die ſchroffen zerriſſenen Trümmerwände eines alten Kraters, als ſehr ſpitzige Pyramiden vereinzelt daſtehend, bis in die Wolken-Region erheben. Bald iſt der längs eines wild rauſchenden Gebirgsſtroms hinziehende Weg zu beiden Seiten von beinahe 2000 Fuß hohen ſenkrechten Felswänden beengt, wie in der Via Mala des Graubündener Landes; bald thürmen ſich Schneegipfel an Schneegipfel keſſelförmig um einen Wieſengrund, der vielleicht einſtens ein kleiner Landſee war; bald zwingt das allzu tief eingewühlte Bette des Fluſſes den Wanderer zum Umwege über einen Hügelrücken, von deſſen Höhe der erweiterte Horizont die Windungen mehrerer Thäler zugleich dominirt. Zu den Eigenthümlichkeiten der Landſchaft gehören auch einige geſtaffelte Gruppen von coloſſalem Säulenbaſalt, Lavafelshöhlen und ähnliche Naturſpiele vulkaniſcher Gebirge. Überall in der ganzen Gegend ſind fortwährend große Baumgruppen eine Seltenheit, und was bei vergleichlich ähnlichen Naturſcenen in der Schweiz ſo herrlich ſich heraushebt, jene Menge reinlicher Anſiedelungen in dem Thale und am Bergabhange zerſtreuet, die fehlen wie natürlich in Abyſſinien gänzlich. Die vorzüglichſten Standpunkte Abyſſiniens in Beziehung auf romantiſche Scenerie, da ſie wohl ſchwerlich gerade am Wege des Durchreiſenden gelegen ſind, entgingen übrigens wahrſcheinlich meiner Aufmerkſamkeit. Bemerkenswerth iſt es, daß das unangenehm Charakteriſtiſche bei den Bewohnern mehrerer Schweizer Gebirgsgegenden ſich bei denjenigen in dem abyſſiniſchen Hochlande wiederholt, nämlich die ſcheußlichen Formen monſtröſer Kropfauswüchſe, wodurch neuerdings der Zuſammenhang dieſer Krankheit mit dem Genuß des Schneewaſſers in tiefen Gebirgsthälern angedeutet wird.

Hat man nach mancherlei Beſchwerden die Höhe des Bergpaſſes Selki erſtiegen, der bei 12,000 Fuß über der Meeresfläche liegt, ſo iſt jegliche Geſträuch-Vegetation verſchwunden, eine üppige Alpenweide, beſonders reich an Kleearten, bedeckt den Boden dieſer Region; außerdem charakteriſirt dieſe Zone eine ſehr fremdartige Pflanze, die einer Aloekrone gleicht, welche auf einem mannshohen hohlen Stengel aufſitzt. Ihr Landesname iſt Gibarra, und ihre ſyſtematiſche Stelle die Familie der Lobeliaceen. Da ſie nur an der Schneegränze vorkömmt, und doch in der Form einige Ähnlichkeit mit den der wärmſten Tropenvegetation eigenthümlichen Pflanzen hat, ſo gibt dieſes der Landſchaft einen höchſt fremdartigen Charakter.

Von der Nordſeite des Selki-Gebirgspaſſes hat man eine weit ausgedehnte Überſicht der nach dem Takazze-Strom hin gelegenen Gegend bis zur Provinz Shire, welche Ausſicht eine der merkwürdigſten Naturſcenen iſt, die ich auf meinen vielen Reiſen anſchaute. Man denke ſich die eine Hälfte des Horizonts durch grotesk ausgezackte Bergſpitzen ausgefüllt, theilweiſe mit Schnee bedeckt; ſie umſchließen mit einem beinahe ſenkrechten Abhange, der an einigen Punkten bei 4000 Fuß Tiefe hat, amphitheatraliſch in ungeheuerem Halbkreis die durch dichtgedrängte Hügel ausgefüllte niedere Landſchaft. Die neugierigen Blicke verfolgen die Silberſäume der ſchäumenden Bergſtröme, die ſich ſtellenweiſe zwiſchen den Hügelkuppen in der Niederung zeigen. Einzelne derſelben ſtürzen als wahrer Staubbach an der ſenkrechten Felswand tauſende von Fuß herab. Hier wogt aus einer feuchten Thalſchlucht die ſich pfeilſchnell bildende Nebelwolke empor, gleichſam um den Zuſammenhang der bizarr aufgethürmten vulkaniſchen Felsmaſſen zu unterbrechen; in der Morgenſtunde contraſtiren die blendenden Schneegipfel wundervoll mit dem dunkeln Himmelslazur, aber der Sonnenſchein macht bald die hohen beſchneiten Spitzen ſich mit Wolken umkleiden; man ſieht, wie dieſelben gleichſam durch Zauber aus dem ſcheinbaren Nichts entſtehen, und bald raſch ſich ausbreitend, verhüllen ſie ein Stück der herrlichen Ausſicht nach dem andern, bis endlich der Standpunkt des Reiſenden auch in den Nebel eingehüllt wird, und der Anſtauner des Wirklichen in eine Art von Traum verſetzt ſich glaubt.

Noch hat man bei 2000 Fuß zu erſteigen, um auf den Rücken des Schneeberges Bua-Hat zu gelangen, einer der höchſten Punkte der Bergkette, über welche der gewöhnliche Weg nach Gondar führt. Je mehr man ſich erhebt, je ärmlicher wird die Grasvegetation; die nackten Felſen nehmen immer mehr überhand, und zuletzt bleiben ſie allein übrig, um ſich ſelbſt im Monat Juli mit der Schneedecke den Bodengrund zu beſtreiten; ein höchſt trauriger monotoner Anblick, dieſe Naturſcene, in welcher ſich der Menſch als einziges belebtes Weſen befindet. In den Schluchten der Bergſpitze des Bua-Hat ſchmilzt wohl der Schnee nur äußerſt ſelten, aber von eigentlichen Gletſchern zeigt ſich keine Spur; übrigens iſt die Kraft der Sonnenſtrahlen zu groß, um große Schneeflächen im Monat Juni, wo ſolche ſelten aufgefriſcht werden, lange zu erhalten; während aller übrigen Monate iſt hier alles mit dieſer Winterdecke verhüllt. Auf dem Gipfel des Gebirgs angelangt, wundert man ſich, keineswegs eine erhebliche Ausſicht zu genießen; aber man vergeſſe nicht, daß Ähnliches auch bei den meiſten Centralbergen der Schweiz der Fall iſt, wie z. B. der Gotthard; der Horizont wird rundum von beinahe gleich hohen Gebirgszügen dominirt, ziemlich einförmig durch ihre zerriſſenen nackten Felsmaſſen und gleiche Farbenſchattirung der Schneeablagerungen. Das Ganze erhält nur durch die Erinnerung des Contraſts mit einer belebten maleriſchen Naturſcene einiges Intereſſe, das aber nicht für die Gegenwart günſtig iſt. Was hätte auch die Natur für einen Beweggrund gehabt, den Menſchen einen verlängerten Aufenthalt in dieſen unwirthbaren Regionen wünſchenswerth zu machen, wo meiſtens empfindliche Kälte quält, jegliches Nahrungsmittel mangelt, und ſelbſt der Stoff zur künſtlichen Erhaltung des Lebensprinzips, die Feuerwärme, durchaus fehlt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Gefängniß zu Paris nach amerikaniſchen Theorieen.** — Miß Trollope, das Berliner Wochenblatt und manche evangeliſche und manche kritiſche Zeitung wiſſen von den Freiſtaaten Nordamerikas nicht Schlimmes genug zu ſagen; ſie möchten mit jenen Staaten wohl auch ihre Freiheit uns anrüchig machen. Und doch ſind Waſhington und Franklin auch unſere Wohlthäter, und die Sonne der bürgerlichen Freiheit iſt Europa nicht im Oſten, — ſondern im Weſten aufgegangen. Die Mäßigkeitsvereine, die zu den großartigſten Sittigungsanſtalten gehören, haben von Nordamerika her ſich nach England und Deutſchland hin verbreitet, und die menſchliche Fürſorge für die Unglücklichſten der menſchlichen Geſellſchaft — für die Verbrecher, — und die verſtändige Einrichtung der Gefängniſſe und Strafanſtalten iſt durch edle Bürger jener ſo oft mißachteten Freiſtaaten auch den gebildeteren Europäern nachgerade zur Gewiſſensſache geworden. Es iſt uns erfreulich, berichten zu können, daß nun auch zu Paris ein, nach amerikaniſcher Theorie, angelegtes Gefängniß, zu welchem Chabrol 1825 den erſten Stein gelegt, in dieſen Tagen zur Vollendung gekommen iſt. Es wurde dabei vorzüglich auf zwei Hauptreformen Bedacht genommen. Um die Gefangenen Nachts zu iſoliren, iſt jedem eine beſondere Schlafſtelle zugewieſen; um den Tag über die moraliſche Contagion möglichſt zu verhindern, iſt die Einrichtung getroffen, daß die Gefangenen nach 6 Categorieen vertheilt werden können, ſowohl für die Arbeit, als Erholung und die Mahlzeiten. Die weiteren Details können von den Sachkundigen in der franzöſiſchen Zeitſchrift „le Droit" (vorigen Monats) nachgeſehen werden. —

⁂ **Die Geſellſchaft der Maler in Waſſerfarben zu London.** — Unter den vielen in London für Religion, Politik, Wiſſenſchaft, Induſtrie und Kunſt beſtehenden Geſellſchaften gibt es auch eine „der Maler in Waſſerfarben." Dieſe hat im vorigen Monat ihre 31ſte Kunſtausſtellung eröffnet, und ſchon gleich in den erſten Tagen viele der aufgeſtellten Gemälde verkauft. Am meiſten Aufſehen machte Nro. 125, von Herrn Cattermole, welches die Scene aus Quintin Durward darſtellt, wo der Fürſtbiſchof von Lüttich auf dem Schloſſe von Schönwald der Wuth des Ebers der Ardennen Preis gegeben wird. Nächſt dieſem trefflichen Gemälde verdienen die ſpaniſchen Scenen von J. F. Lewis rühmliche Erwähnung, ſo wie die iriſchen Scenen von Evans. Auch Karl's V. Beſuch bei Franz I. nach der Schlacht von Pavia von J. Naſh, hat viel Verdienſtliches, und Miſtr. Seyffarth's Ruth und Naomi iſt ein tüchtiges Bild. Unter den Genre-Bildern ſind die müden Reiſenden (Nro. 253) von Tayler und die Lady mit einem Briefe (Nro. 296) von Wright zu den Gelungenſten zu zählen. An Landſchaften fehlt es nicht; ſie bilden ſogar den eigentlichen Kern der ganzen Ausſtellung. Prout, Harding, Copley, Fielding, Cox, Dewint, Barret und Haſtineau haben ſchöne Beiträge hierzu geliefert. Auch Hills iſt noch zu erwähnen. —

⁂ **Erſte Eiſenbahnen in Italien und Rußland.** — Nach italiäniſchen Blättern ſind bereits die Vorbereitungen getroffen zu einer Eiſenbahn zwiſchen Venedig und Mailand, und das Unternehmen findet lebhafte Theilnahme. — Auch zu Petersburg wird in Kurzem die Anlage einer Eiſenbahn beginnen, da der Kaiſer das Projekt zu derſelben genehmigt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 121. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 24. Mai.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

25.

Welch eine Sprach' iſt ſchön? Welch eine Sprach' iſt reich?
Verſchieden an Getön, im Sinn ſind alle gleich.

Nicht dieſ' und jene Sprach' entzückt, erfreuet mich;
Was mich erfreut, entzückt, das iſt die Sprach' an ſich:

Daß eine Sprach' es gibt, die, was du fühlſt und denkeſt,
Dir deutlich macht, jemehr du dich in ſie verſenkeſt;

Daß eine Sprach' es gibt, Kraft, deren du verkündeſt
Der Welt geheimen Sinn, ſo weit du ſie ergründeſt:

D'rum iſt die ſchönſte Sprach' und beſte, die du nennſt
Die Mutterſprache, weil du ſie am beſten kennſt.

Bemerkungen über Abyſſinien,

in Bezug auf die Phyſiognomik der Landſchaft.

(Schluß.)

Der weſtliche Abfall der Schneeregion des Bua-Hat-Berges iſt nur allmählich geneigt; bald fährt der Weg am Abhange eines tiefen Thals her, in welchem einer der Quellenſtröme des Takazze, der Bellegas-Strom, rauſcht; der Boden dieſer Thalſchlucht iſt noch 7—8000 Fuß über das Meerniveau erhaben, und daher enthalten nur ihre geſchützten untern Stellen einige Baumvegetation, während an den angränzenden Seiten des Thals niederes Gebüſch wächſt, das mitunter durch Gerſtenfeldbau verdrängt wird; letztere gedeihet hier zu Land vollkommen, bis wo die Gegend eine relative Höhe von 10,000 Fuß erreicht hat.

Jenſeits des Bellegas-Thales folgt, immer weiter nach Weſten, eine wellenförmige Hochebene, deren mittleres Niveau bei 8500 Fuß beträgt, und die ſich bis in die Nähe von Gondar ausbreitet; hier iſt beinahe alles Weideplatz, mitunter vereinzelte Büſche ſcharfſtacheliger Roſen- und Jasmin-Sträuche, nirgends eigentlicher Baumſchlag. Einige Nomaden treiben hier während der Regenzeit ihre Rinderheerden herum, die in den trocknen Monaten die Grasfluren der Uferdiſtrikte des Tana-See's abweiden. Dieſer wenig anſprechende Landſtrich, welcher den Namen Woggera führt, fällt in der Nachbarſchaft von Gondar abermals bei 2000 Fuß ab, und zwar iſt der Abfall ziemlich raſch; dann beginnen die ſchönen niedern Hügelzüge, welche in mehrſtündiger Entfernung die Fläche am nördlichen und öſtlichen Ufer des Tana-See's begränzen. — In der Nachbarſchaft von Gondar iſt alles Gehölz längſt ausgerottet, eine Folge der ehemaligen ſtarken Volkszahl dieſer Stadt; etwas entlegenere Orte bewähren, daß im natürlichen Zuſtand dieſe Landſchaft keineswegs ſo baumarm iſt, obgleich jetzt durchaus nirgends die Spur eines eigentlichen Waldwuchſes ſich vorfindet.

Der Tana-See, jene große Süßwaſſermaſſe, welche in elliptiſcher Fläche einen Raum von beiläufig 150 Quadratſtunden einnimmt, war einſtens wohl halbmal größer; aber im Zeitlauf der Jahrtauſende hat ſich an vielen ſeiner Uferſtrecken eine mehrere Stunden breite wagrechte Fläche abgeſetzt, die zwar von einer herrlichen Fruchtbarkeit iſt, aber leider größtentheils dem üppigen Wucher von Gras und Schilfrohrpflanzen preisgegeben wird; dieſe Fläche iſt von mehreren Flüßchen durchſchnitten, durch die man mit geringer Mühe das ganze Jahr über allen Grundſtücken der Umgegend eine künſtliche Bewäſſerung geben könnte, welches dieſen Landſtrich, der in Abyſſinien Ferka, Woggera und Dembea heißt, zur Cultur der werthvollſten Pflanzungen, wie Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle und Reis benutzbar machen würde. Dieſe Gegenden verbinden mit ihrer Fruchtbarkeit die Annehmlichkeit, daß ſie meiſt geſunde Luft haben, und ſollten auch durch die vermehrte Ausdünſtung künſtlicher ſtagnirender Waſſer nachtheilige Miasmen entſtehen, ſo könnten ſolche durch Verlegung der Wohnſitze an den Hügelabhang leicht unſchädlich gemacht werden. Einſtens muß hier der Sitz einer ackerbautreibenden induſtriöſen Bevölkerung geweſen ſein, denn an mehreren Stellen der Ebene beobachtete ich die Spuren künſtlicher Kanäle; jetzt iſt dieſe herrliche Fläche einer Art von nomadiſchen Horde überlaſſen, die Viehzucht treibt, aber in kleinen elenden Hütten lebt; geiſtig und ſittlich höchſt verwildert, ſcheinen dieſe Menſchen bloß für ein brutales Vegetiren empfänglich. Wie oben bemerkt, wandern dieſe Nomaden in der Regenzeit nach Woggera. An der Südoſt-Seite des Jana-See's, da, wo der Nil abfließt, drängen ſich die Hügel bis zum Ufer, und in der mehr nach Süden gelegenen Provinz Godjam erheben ſich die Gebirgsmaſſen wieder bis unfern der Schneeregion. In jener Hügellandſchaft beginnt eine ganz neue eigenthümliche Vegetation; nicht allein gruppiren ſich auf derſelben viele hochſtämmige Bäume, die in nördlicheren Diſtricten nicht vorkommen, ſondern auch die Zwiſchenräume ſind mit mannigfaltigem Buſchwerk überdeckt. Alles vegetirt üppig und contraſtirt durch verſchiedentliches Grün der Blätter und die Farben der Blüthen auf eine anmuthige Art. Hier wächſt ſchon allgemein der Kaffeeſtrauch, ohne ſpecielle Cultur, als beſchattete Gruppe um die Wohnungen; die abyſſiniſche Banane mit ihren coloſſalen Blättern, der Drachenblutbaum, der durch mediziniſche Kräfte berühmte Cuſſo, der für den Fiſchfang in Abyſſinien intereſſante Berbere-Baum, und noch eine Menge anderer eigenthümlicher Bäume und Sträucher, welche die botaniſche Unterſuchung meiner Pflanzenſammlung wird kennen lehren, zieren durch ihre fremdartige Formen und Schattirungen die Scenerie. Hierher iſt auch der Anbeginn der nach Süden zu ausgebreiteten Waldregion zu verſetzen, und zwar iſt ſolche ein ſchöner luftiger Wald, nicht aber jener dichtſtehend coloſſale Baumſchlag, der die feuchten niedern Tropen-Provinzen bedeckt. Wie höchſt intereſſant muß das Bereiſen jener Gegenden ſein, zu deren äußerſten Gränzen ich nur gelangen konnte!

In dem Jana-See erheben ſich mehrere Inſeln, durch einzelne vulkaniſche Kegel gebildet, und die nach der Art ihrer Laven bald kahle Felsmaſſen, bald von dichten Baumpartien bedeckt, der allgemeinen Anſicht der Gegend eine vermehrte Abwechſelung gewähren. Hinter den Hügelreihen, die ſich an die Uferflächen dieſes großen Binnenſee's anlehnen, befinden ſich vermuthlich rund um den See ausgezackte Gebirgsrücken, wahrſcheinlich alle von vulkaniſchem Geſtein, und man könnte die Idee auffaſſen, dieſen ganzen See als eine Art von ungeheurem, jetzt erloſchenem Krater zu betrachten.

Wenden wir uns nun nach der Gegend nordweſtlich von der Stadt Gondar; es liegen hier Gebirgszüge, über das Niveau der Stadt nur 1000 Fuß erhaben, und nach dieſer Seite hin bloß magere Weideplätze darbietend; aber auf der entgegengeſetzten Seite dieſer Gebirge, nach jener Gegend, welche die Abyſſinier die Kulla benennen, fallen dieſe Berge in ſehr raſch ſich folgenden Terraſſen wohl an 4000 Fuß ab; häufig erheben ſich an dem Abhange der Terraſſen einzelne ſchroff zulaufende Kegel von beträchtlicher Höhe, und ſämmtlich einſtens vulkaniſche Thätigkeitspunkte. Jener Gebirgsabfall iſt gleichfalls durchaus mit rankigem Gebüſch und dichtem Geſträuch bewachſen. Allmählich in die Niederung angelangt, findet man eine weite Thalfläche aus ſchwarzer lockerer Erde, die von mehreren Flußbetten durchkreuzt wird, welche nur wenig oder gar keinen Fall haben. Die ganze Niederung der Kulla bildet während der Regenzeit einen ſchlammigen ſumpfigen Diſtrict, der mit Rohrdickicht und einzelnen Baumgruppen bedeckt iſt. Es iſt der Tummelplatz zahlreicher wilder Büffelheerden und Elephanten-Familien. Hier beobachtete ich zum erſtenmal den ſonderbaren Strauch der Protea, von der uns Bruce eine treffliche Abbildung lieferte, und die einen ſo eigenthümlichen Habitus hat. Auch herrliche Tamarinden-Bäume gruppiren ſich mit dickſtämmigen Sykomoren. Dieſe Niederungen, oder die Kulla, ſind wegen nachtheiligen Einfluſſes der Luft für Menſchen nicht bewohnbar, aber die Hügelzüge im Norden der Landſchaft, die gleichfalls mit 15 Fuß langen bambusartigen Rohrbüſchen bewachſen ſind, beherbergen eine kleine Zahl von Bewohnern, die ſich Chriſten nennen und von abyſſiniſchen Häuptlingen befehligt werden; dieſelben benutzen einige Stellen in den Seitenthälern und am Hügelabhang zum Anbau von Mais. Leider wird ſehr häufig dieſer Getreidebau durch die Eingriffe des Wilds heimgeſucht, und Raubanfälle mehr nördlich wohnender nomadiſcher Nachbarn, unter dem Namen Schangalla bezeichnet, mögen auch das ihrige beitragen, daß die fruchtbare Gegend der Kulla größtentheils den wilden Thieren preisgegeben iſt. Die meiſten Pflanzenarten ſind in einzelnen Gruppen von einander abgeſchieden, indem ſich diejenigen am meiſten entwickeln, welche die Localität am natürlichſten begünſtigt, und die ganze Landſchaft trägt den Charakter, noch wenig durch den Einfluß der geſelligen Verhältniſſe der Menſchen erlitten zu haben.

Ich ſchließe hiermit meine Skizze der Scenerie Abyſſiniens, aus welcher man für die Phyſiognomik des Landes folgende Hauptmomente herausheben kann: Schmaler flacher Küſtenſaum mit ausgedörrtem Mimoſengeſträuch; nackte Felswände wild zerriſſener Sandſtein-Terraſſen in Tigre; mit rankigem Gebüſch und Dorngeſträuch überdeckte ſteile vulkaniſche Gebirgszüge in Simen; Weide-Landſchaft auf den Plateaus von Woggera, den Gipfeln der Hochgebirge und auf den Anſchwemmungen um den großen Binnenſee; romantiſche Thäler in den ſüdöſtlichen Provinzen, und in gewiſſer Jahreszeit ſumpfige Niederungen in den nordweſtlichen; überall gänzlicher Mangel an eigentlichen Waldpartien; dabei im Ganzen genommen wenig Ackerbau, hauptſächlich bedingt durch die geringe Bevölkerungszahl des Landes, welche bei dem jetzigen anarchiſchen Zuſtande dieſes Reiches ſich ſchwerlich verbeſſern wird.

Aus Stuttgart.

(Schluß.)

Folgen Sie mir nach dieſen Phantaſieen in das wirkliche Leben, damit Ihr Publikum eine kleine Phyſiognomie der intereſſanten politiſchen und literariſchen Charaktere erhalte, die an der Spitze der hieſigen geiſtigen Bewegungen ſtehen. Dieſes Behufs mögen Sie zuerſt nach dem Ständeſaale mich begleiten, in welchem die Abgeordneten des Volkes hauſen. Blicken Sie um ſich, es wird ſo eben über die Emanzipation der Juden geſprochen. Welch Gemurmel, welche Bewegung unter den Deputirten und auf der Gallerie! Woher aber jetzt dieſe plötzliche Stille? Sehen Sie, ſie rührt von jenem Manne in der zweit-letzten Reihe zur Linken, der ſich ſo eben erhoben. Sein großes, blaues Auge ſchaut einmal ſtarr auf die Miniſter, das andremal mit böſer Ironie auf die Gegner ſeiner Partei. Wie der Mund zuckt, aus dem dieſe concreten Worte fluthen! Er ſpricht von Menſchenrechten und Humanität zu Gunſten der Juden, und er findet Beifall. Seine flache Stirne über dieſer imponirenden Adlernaſe iſt aber dennoch ſtets gerunzelt, denn dieſer Mann iſt in der Kammer immer ernſt, wie ein Danton, obgleich er außer ihr der freundlichſte, lebensfroheſte Geſellſchafter iſt. Es iſt der Advokat Dr. Schott, der parlamentariſche Löwe von Stuttgart. Der Mann einige Sitze ſeitwärts hinter ihm, der ſich in ſeiner Kutte ſo unruhig hin- und herbewegt und das Auge nach allen Richtungen hin einen geheimen Grimm ausſprühen läßt — iſt Schott's Schwiegerſohn, der Advokat Römer, welcher — der äußerſten Linken angehörig — im Jahre 1833 ſeine Rathsſtelle bei'm Kriegsminiſterium niederlegte, um der vulkaniſchen Stimmung ſeines Gemüthes beſſern Ausdruck geben zu können.

Schott hat ausgeſprochen, und Sie ſehen in ſeiner Nachbarſchaft zur Rechten einen zweiten Redner ſich erheben, auf den ſich ebenfalls alle Blicke wenden. Es iſt ein kleiner Mann mit ſcharf markirten Formen, der vordere Theil ſeines kohlſchwarzen Haares hängt über ſeine hohe Stirne herab und durch ein Augenglas von ungewöhnlicher Größe ſchaut ein großes, graues, ſtechendes Auge, deſſen Blick je nach dem Punkte, worauf er gerichtet iſt, theils wegwerfende, tödtende Verachtung ausſpricht, theils anzieht mit unwiderſtehlicher Gewalt. Seine Rede iſt klar und dialektiſch gedrängt, und ſchneidend wie der Accent, in dem ſie geſprochen, und dennoch vernimmt man hie und da Metaphern, die nach einem Poeten riechen. Dieſer Mann iſt Wolfgang Menzel.

Jener Mann dort in der erſten Reihe zur Rechten, mit der großen Stirne und dem Glatzkopfe, der ſich ſo comfortable ausnimmt zu dem fein gerötheten, epikuräiſchen Antlitz — und der mit dem hohen blauen Auge ſo ruhig und harmlos um ſich herumſchaut, ſcheint nach ſeinem Außern nicht zum Deputirten geboren. Sein Blick dämmert in poetiſcher Ferne und ſeine Gedanken ſcheinen in irgend eine Romanze verweht. Jetzt ſpricht er auch, aber man ſieht's: die ſtillen Götter, die ihn durchweben, rächen ſich durch ihn an der politiſchen Eris, in deren Kreis er, ein Unberufener, als Repräſentant der Stadt Stuttgart treten mußte: er ſpricht abgebrochen, fragmentariſch, ohne Anfang und Ende, kurzum es iſt der Dichter Uhland. Der Mann neben ihm, der ſo gebückt und ruhig daſitzt mit ſeinen nächtlich tiefen Gedanken: wer ſollte in dieſem Manne den oratoriſch tödtlichen Pfizer ahnen? Wie ſanft und lieblich, wenn er ſpricht, der Strom ſeiner Rede dahinrauſcht! Hört man ihn, ſo muß man meinen: er ſei ein freundlich mahnender, bittender Prieſter; aber lieſt man, was er geſprochen, ſo ſieht man die inhaltſchweren Worte, die wie Marmorblöcke zu einer redneriſchen Frohnveſte ſich aufthürmen.

Welchen Contraſt bildet nicht mit dieſem Manne jener uniformirte ritterſchaftliche Abgeordnete ihm gegenüber, der ſo eben das Wort ergriffen hat, nach dem er ſchon lange gehaſcht! Sein Auge mit dem ganzen Ausdrucke des politiſchen Fanatismus, dem er huldigt, iſt in eine Flamme übergetreten, denn er ſpricht ſo eben von ſeinem Lieblings-Thema, von der Gewalt des Staates in religiöſen Sachen. Er will demſelben hierin nämlich alle Obervormundſchaft nehmen, indem er ewig und ewig bei jeder Gelegenheit von einer restitutio in integram der Kirche räſonnirt. Es iſt der Ultramontane, Freiherr von Hornſtein. Unter den Gegnern, die ihm den Athem am meiſten zuſammendrängen, befindet ſich der Miniſter des Innern ſelbſt, Herr von Schlayer. Sehen Sie, wie er gerade jetzt mit ſeinen Füßen ungeduldig unter der Miniſterbank hin- und herrumort; dieß iſt aber auch ſtets das einzige Zeichen ſeines Unwillens. Sonſt ſchaut er mit unaufhörlichem, klugem, unſchuldigem Lächeln in die Verſammlung hinein, auch dann, wenn ſeine blitzenden Worte, in deren jedem ein Gedanke liegt, durch den Saal erdröhnen. Herr von Schlayer iſt durch Geſinnung und That ein Volksminiſter, wie er denn, der Sohn eines armen Bäckers aus Tübingen, nur durch ſeine ausgezeichneten Talente ſo frühe den hohen Punkt erklimmen konnte, auf dem er jetzt mit feſtem Fuße ſteht. Er iſt kaum 44 Jahre alt. —

Wir verlaſſen jetzt den Ständeſaal für heute, damit ich Sie noch in's Muſeum führen kann, woſelbſt wir zu dieſer Stunde andere intereſſante Geſellſchaft treffen. Wie da Freunde und Feinde von allen politiſchen Farben friedlich um den mächtigen Zeitungstiſch gelagert ſind!

Wer meinen Sie wohl, daß dieſer wohlbeleibte Mann ſei, der mit dieſer ſeligen Miene und dem freundlichen Auge in der F...... D.....zeitung blättert? Wie er ſucht und ſucht, und, um mit Göthe zu reden „etwas Gutes erſchnappen möchte." Das ſtört aber ſeine unverwüſtliche poetiſche Gutmüthigkeit nicht, ſondern er legt die Zeitung ruhig auf die Seite und greift nach was Anderm. Es iſt der wackre Guſtav Schwab, der Redakteur des poetiſchen Theils des Morgenblattes. Ein eleganter Mann, mit einem Ordenszeichen auf ſeiner linken Seite, ſitzt ganz in der Nähe, und, wie es ſcheint, in die Lektüre des „National" vertieft. Sein Auge iſt grau wie ſeine Haare, und in ſeinem Geſichte, dem Fauſtiſchen, das den Frauen ſo gefährlich iſt, ſpielt eine feine Ironie, die ungemein erbittert. Mit einer Seite ſeines ſonſt gutmüthigen Mundes lächelt er katholiſch, mit der andern lutheriſch: er iſt ein moderner Jeſuit. Wie im Leben ſo iſt Ernſt Münch — denn dieſer iſt's — auch in der Geſchichtsſchreibung ein zweiter Johannes Müller.

Wenn Sie ſich weiter umſehen, ſo erblicken Sie dort in der Ecke am zweiten Saale am Tiſch, auf dem die belletriſtiſchen Journale liegen, einen kleinen Mann von intereſantem Äußern, und einem trefflichen Schnurrbart im wohlgenährten Geſicht. Es iſt der literariſche Genremaler Auguſt Lewald. Neben ihm ſteht ein übermäßig langer Mann von völlig ausdrucksloſem Geſicht und ſtüttert Gersdorf's Repertorium zuſammen, das ihm wieder einmal die Meinung geſagt. Es iſt derſelbe, der jüngſt die vortrefflichen „Öſterländiſchen Blätter“ in der allg. Zeitung pasquillirt hat, weil ſie ihn wegen ſeinen vielen Unrichtigkeiten in ſeinem letzten Buche über Öſtreich. (denn er hat noch nichts geſchrieben, wozu nicht Öſtreich mit dem Stoff hatte herhalten müſſen) tüchtig zurecht gewieſen haben. Öſtreich, das wackre, herrliche Öſtreich, bedarf wahrlich nicht der ſervilen Feder eines Groß-Hoffinger, genannt Hans Normann, um alle die köſtlichen Blüthen vor Deutſchland's Auge zu führen, die in ſeinem Innern wuchern!

Feuilleton.

.*. **Urkundenſammlung zur italiäniſchen Geſchichte.** — **Molini** von Florenz kündigt „Documenti di storia italiana“ an, die ein vielfaches Intereſſe darbieten werden. Das Werk ſoll aus einer Reihenfolge von autographiſchen Briefen, Verhandlungen und Verträgen beſtehen, geſchöpft aus der in Paris befindlichen Sammlung von 12,000 handſchriftlichen Bänden, die ſich auf die politiſchen Verhältniſſe Frankreichs mit den übrigen Staaten Europas beziehen. Der Marcheſe **Gino Capponi** wird Anerkennungen und Erläuterungen zu dieſen Urkunden liefern. —

.*. **Die Sprache der Magyaren.** — Nach **Dankowsky's** jetzt beendigtem kritiſch-etymologiſchem Wörterbuche der **magyariſchen** (ungariſchen) Sprache iſt dieſe, ihrem Urſprunge nach, hauptſächlich als eine ſlaviſche anzuſehen. Sie zählt nämlich 1696 ſlaviſche, und nur 962 eigenthümlich magyariſche, demnächſt 869 griechiſche, 334 lateiniſche, 288 deutſche, 206 italiäniſche, 25 franzöſiſche und 4 hebräiſche Stammwörter. —

.*. **Eduard Stern.** — Es iſt in dieſen Tagen ein Roman von einem noch kaum genannten Schriftſteller, — von **Eduard Stern** erſchienen, betitelt: „L'érétique et l'apostat, ou les matinés de la sainte Barthélemy.“ Eines der ſchätzbarſten franzöſiſchen Journale führt dieſes Werk mit dem Bemerken in die Welt ein, „der Verfaſſer ſtelle uns in einem Gemälde voll Kraft und Wahrheit die Sitten des 16ten Jahrhunderts und den Kampf des Katholizismus mit dem Proteſtantismus dar; zugleich Künſtler, Moraliſt, Theolog und gelehrter Alterthumskenner, ſichert der junge Autor ſich gleich bei ſeinem erſten Auftreten eine ausgezeichnete Stelle unter den franz. Romandichtern.“ —

.*. **Zufällige Ironie des Moniteur's.** — (Meminisse juvabit...) Das letzte **offizielle** Aktenſtück, welches der **Moniteur** vom 28. Juli 1830 mittheilt, iſt ein **Beſchluß** des Conseil royal de l'instruction publique vom 27. Juli, — von **Guernon-Ranville**, dem Miniſter der geiſtlichen, und Unterrichts-Angelegenheiten unterzeichnet, welcher die **Studirenden** von allen Schulen der Univerſität, — die dem Vernehmen nach an *Rassemblemens* qui peuvent compromettre le bon *ordre* et la *tranquillité publique*, Theil nehmen, an die Art. 19—20 der Ordonnanz vom 5. Juli 1820 und den Art. 36 der Ordz. vom 2. Februar 1828 erinnert, durch welche Strafen für ſolche Theilnahme an Ordnungsſtörungen feſtgeſetzt worden. —

Dann folgt eine lobende Anzeige der Antigone und des „Homme sans nom“ von **Ballanche**, und wird in Bezug auf die in letzterer Schrift geſchilderte Epoche der Revolution von 89 bemerkt, **glücklicherweiſe** biete ſie keinen Vergleichungspunkt mit der gegenwärtigen politiſchen Lage dar: „car, en dépit d'un reste d'incrédules invétérés, le problème de l'organisation sociale est définitivement résolu en France par la charte, fille de la restauration.“

Zum Schluß ein Gedicht: „Chant français à l'occasion de la prise d'Alger, — worin u. a. folgende Artigkeiten vorkommen:

— Lorsqu'on vit nos guerriers, en des jours de tempête,
Livrés aux glorieux excès
Des mille rêves de conquête
Dont l'orgueil marchait à leur tête,
La vertu de nos Rois manquait seule aux Français.
Aujourd'hui, *des Bourbons cette vertu sublime,*
Sagesse qui règle nos pas,
Dotant nos plus hauts faits d'un dessein magnanime,
Pour le bonheur commun dirige nos soldats,
Et par un effort unanime
A ce céleste but, ils offrent leur trépas.
— — — — — — — —
Louange, ô! louange éternelle
Au règne qui brise les fers!
Honneur à la *France nouvelle,*
Fier modèle de l'univers.
— — — — — — — —
Siècle de vie et de lumière,
Salut à ton sublime essor!
J'admire, en ta force première,
De vertus quel riche trésor!
Je vois resplendir, dans ta marche,
Ces *trois mots du Roi patriarche* —
Qui vota l'union, l'oubli!
A son renom tout dit, en France,
Gloire, amour et reconnaissance.
Son voeu touchant s'est accompli! . .
— — — — — — — —

.*. **Die Kanäle in Frankreich** — haben nach den neueſten offiziellen Angaben — zuſammen genommen eine Länge von 528 Lieues, und ihre Erbauung hat 242,132,333 Franken gekoſtet, ſo daß alſo die franzöſiſche Meile im Durchſchnitt auf 436,500 Frk. zu ſtehen kömmt. —

.*. **Der Phocéen.** — In dieſen Tagen fuhr zum erſtenmale ein Dampfſchiff, — **le Phocéen**, — von Marſeille ab, um mit denjenigen, die 3000 Franken zahlen, fahr- und koſtfrei in drei Monaten eine Luſtreiſe zu vollenden, welche Genua, Rom, Neapel, Palermo, Malta, den Piräus, Korinth, Conſtantinopel, Smyrna, Tenedos, die Stätte des alten Troja, Tunis, Karthago und Algier berühren und an jedem dieſer Orte mehrere Tage verweilen wird. — Glück auf die Fahrt!

.*. **Camille Desmoulins.** — Die kürzlich erſchienene Correspondance inédite de Camille Desmoulins enthält viele und intereſſante Partikularitäten über die Haupt-Akteurs der Revolution — Mirabeau, Briſſot und Robespierre. Sie charakteriſirt zugleich den Briefſteller ſelbſt, der die Ereigniſſe von 89 und 90 ſeinem Vater berichtet. Man ſieht darin den patriotiſchen, exaltirten, armen, einflußreichen, populären Journaliſten, der vertrauensvoll, großmüthig, leichtſinnig, — über die Maſſen ſich fortreißen läßt, ohne politiſches Syſtem, aber voller Witz und Eifer, — darin jedoch wahrhaft ſtrafbare Schwäche zeigte, daß er ſeine alten Freunde Briſſot, Eihero und die Girondiſten dem Henkerbeil Preis gab.

.*. **Die engliſchen Blätter**, welche täglich und wöchentlich herauskommen, laſſen ſich ihrer politiſchen Tendenz nach in folgende zwei Hauptabtheilungen bringen:

in London . . .	21	liberale,	21	conſervative	Blätter,
in den Provinzen	104	„	66	„	„
in Irland . . .	37	„	30	„	„
in Schottland .	27	„	21	„	„
in Wales . . .	3	„	3	„	„
auf den Inſeln .	9	„	4	„	„

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 122. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 25. Mai.

Prolog

zu:

„Loyola“

von

Eduard Duller.

Verſunken liegt im Sandmeer der Geſchichte
Ein ſteinern Bild, — zum Torſo ſcheint's verpahlet,
Unkenntlich faſt durch mancherlei Gerichte,
Die drüber hin getobt, gefrecht, gedahlet,
Unkenntlich gar, ſeit mit zu grellem Lichte
Ein Nimbus das granitne Haupt umſtrahlet.
So liegt's verſchüttet tief im heißen Sande
In der Geſchichte weitem Steppenlande.

Es nah'n dem Bild, gläubig, im frommen Wahne,
Im Betzug Pilger, die zum Heil'gen flehen,
Daß er den Weg zum Himmel ihnen bahne;
Zur andern Seite aber ſiehſt du wehen,
Entrollt, des Haſſes blutgemarkte Fahne,
Und der Parthei kurzſicht'ge Augen ſehen
Im Heil'gen nur den ſcheußlichen Tyrannen,
Verflucht vom Rhein bis fern in die Savannen.

Hier gilt er als des Herrn Marſchall auf Erden,
Als Heuchler dort, der die Gewiſſen pachtet,
Hier als getreuer Hüter milder Herden,
Dort als ein Metzger, der die Freiheit ſchlachtet,
Verflucht, dem Hymnen dort geſungen werden,
Vom Kind verehrt hier, dort vom Greis verachtet!
Der knie't vor ihm, — der tritt ſein Bild mit Füßen.
Schwer muß ſein Nam' für ſein Vermächtniß büßen.

Wenn die Geſchichte ſich im großen Netze
(Wie Mars und Venus) mit Gewalt verfangen;
Wenn ſie daſteht, gekannt als feile Metze,
Die an der Bruſt der Mächtigen gehangen,
Wenn ſie der Menſchheit ewige Geſetze
Preisgab der Zwingherrn eitelem Verlangen, —
Die Dichtung nimmt den Anſpruch auf, die kühne,
Daß ſie die Wirklichkeit durch Wahrheit ſühne.

Sie, Gottes Tochter, muß den Gott verkünden,
Der unvertilgbar wirkt im Menſchenherzen.
In Menſchen-That Gott-Weſenheit ergründen,
Sie ſtrebt es an und predigt's laut in Schmerzen,
Daß Will' und Lieb' zum Ganzen ſich verbünden.
Die Schlacken löſ't ſie von klangvollen Erzen;
Was auch Fremdart'ges in die Form gekommen, —
Ein Göttlich-Ganzes wird als Guß entnommen.

Denn ob der Menſch der Menſchheit widerſtrebet,
Er bleibt ja ſelbſt ein Theil nur von der Kette,
Iſt Menſchheit ſelbſt, der Einzle, — denn er lebet,
Du hörſt ihn wimmern auf dem Sterbebette,
Siehſt, wie vor Schmerz ihm Puls und Fiber bebet;
Will er das Ganze täuſchen, ſelbſt die Wette
Verliert er, denn er hat ſich mit betrogen. —
Fortſchwemmen, drin er aufſchlagt, ihn die Wogen.

Nur Eins iſt wahr, Eins mußt du recht erkennen,
Gleich ewig lebt's im Gottheits-, Menſchheits-Kerne.
Wenn du es willſt als Menſchlich-Ird'ſches trennen,
Es hin verſetzeſt unter ew'ge Sterne, —
Es zwingt dich doch; ſterbend wirſt du es nennen
Das Nächſte dir, zögſt es aus weiter Ferne
Gern an das Herz dir, oder im Welttriebe
Schwängſt du dich d'rein hinan. — Es iſt die Liebe!

Das iſt des Menſchheitsweſens Hieroglyphe,
Und jeder will durch groben Stoff ſie deuten;
Das Räthſel aber liegt in deiner Tiefe,
Schon uranfänglich lichtvoll auszubeuten.
Du ſuchſt es außer dir, wähnſt, daß dir riefe
Dein eignes Ich aus unerreichten Weiten. —
Dein Ich, es iſt das Ich von Millionen, —
Liebe wird gleich, in Allen, ewig thronen.

Das ſagt die Kunſt, das iſt ihr heil'ges Wunder,
Dadurch muß Wirklichkeit der Wahrheit weichen.
Drum, was am Menſchen Trödel iſt und Plunder,
Streift ab ihr Finger von geſchmückten Leichen.
Der Purpur ſtäubt wie eitel ſchlechter Zunder,
Es ſtäuben Herrlichkeit und Siegeszeichen.
Und aus der Flamm' bleibt nur der Menſch zurücke; —
Die Liebe baut ihm zu ſich ſelbſt die Brücke.

Drum fort vom Bild, ihr hadernden Partheien,
Vom Bild, das ihr vergöttert und entweiht.
Die Dichtung kommt, ſie hat euch nicht zu ſcheuen,
Als Gottes Botin tritt ſie in den Streit.
Sie hat die Todten heilig zu betreuen,
Sie, die vom Tod die Lebenden befreit.
Sie, die verſchmäht, den Lebenden zu frohnen,
Flicht mild den Todten ihre Lebenskronen.

Sie winkt! Langſam empor aus ſand'gem Grunde
Hebt das Granitbild ſich, das längſt verſunken.
Schon iſt's am Tag. Da ſtrömt ihm von dem Munde
Des Morgens heil'ges Wort, und ſchickſaltrunken
Tönt der Coloß weithin die Menſchheitskunde. — —
Den Ocean von lautren Gottheitsfunken,
Des Menſchenherzens ew'ge Weltgeſchichte
Seht hier im goldnen Becken: im Gedichte!

Verſteigerung eines Zeitflegels.

(Fortſetzung.)

„Er weiß es,“ ſagte eine Stimme, indem die Thüre geöffnet ward und Palmblatt eintrat. Der arme Referendarius hatte den größten Theil des Geſprächs mit klopfendem Herzen angehört. Der Augenblick ſchien zu günſtig zu ſein, um ihn unbenutzt vorübergehen zu laſſen; er raffte all ſeinen Muth zuſammen und wagte es, ſein gutes Glück zu verſuchen.

„Laſſen Sie mich ſprechen, verehrteſter Herr,“ rief er dem Kaufmann zu, der hochroth vor Zorn eine zweideutige Evolution machte. „Laſſen Sie mich ſprechen, Theuerſter! Auch das Unglück hat eine und mehr Fragen frei an das Schickſal. Ich will ſie thun an Sie; denn in Ihnen ſtellt ſich mir mein Schickſal vor Augen! Ihre angebetete Tochter hat gezeigt, daß ſie ein Herz wie Wenige beſitzt. Ich weiß Alles; ich habe Alles mit angehört und angeſehen. Ich kenne Ihren Eifer im Augenblick der Entſcheidung, Joſephine, geliebtes Mädchen; Sie haben mein Haupt unter der Guillotine des Verſteigerers beſchirmt. Sie haben den furchtbaren Schlag des Schickſalshammers freiwillig von meinem Haupte abgewendet, Sie haben ſich eines entflegelten Zeitflegels angenommen. Nehmen Sie meinen heißeſten Dank dafür, Geliebte, und unterſtützen Sie mich jetzt bei dem Beweiſe, den ich Ihrem Vater über die Zeitflegelei führen will.“

„Kein Wort, kein Wort mehr!“ rief Fink. „Es iſt flegelhaft und Beweis genug von der Exiſtenz der Flegel in unſerer Zeit, daß Sie ſich unterſtehen, auf dieſe Art und in dieſer Tracht in mein Zimmer zu dringen.“

„Sehr wahr, Theuerſter, allein Noth kennt kein Gebot! Als ein guter, alter Deutſcher werden Sie die Wahrheit dieſes Ausſpruches gelten laſſen. Er iſt nichts, als eine Apotheoſe der Flegelei! Sie haben Recht, geehrter Herr Schwiegervater, mein Rock iſt nicht faſhionable, im Gegentheil, er hat den Anſtrich des Flegelhaften. Er iſt ungenirt, wie ſein Eigenthümer oder beſſer, Beſitzer; aber, wenn Sie nur Geduld haben bis übermorgen, ſo will ich dieſe äußere Hülle der Flegelhaftigkeit abſtreifen und als ein wohlerzogener Nichtmehrflegel vor Ihnen erſcheinen. Zu dieſer Entpuppung meiner ſelbſt hat mir das treu liebende Herz Ihrer Tochter die Mittel verſchafft, oder, wenn Sie dies lieber hören ſollten, meine innere Flegelhaftigkeit. Mein „Humor der emancipirten Frauen“ in ſeiner Flegeljacke hat das Herz Joſephinens ſo ſehr gewonnen, daß ſie ihn über hundert Thaler werth geachtet und dieſe mir zu übermachen geruht hat. Auch die Flegelei, iſt ſie nur zeitgemäß, hat ihre Verdienſte, ja ſogar ihren Verdienſt, wie Figura zeigt, wenn Ew. Wohlgeboren zu ſehen die Güte haben wollen. Ich ſelbſt habe nie geglaubt, daß Flegel Verdienſte haben können, erſt der unvergleichliche Weißnaſe hat es mir und der halben Stadt bewieſen, daß dem doch ſo ſei! Haben Sie die Gewogenheit, geehrteſter Herr Schwiegervater — — —“

„Unterlaſſen Sie dieſe Unverſchämtheiten, mein Herr, oder ſeien Sie verſichert, daß ich Mittel haben werde, mich von den Flegeleien eines ausgemachten Flegels zu befreien! In meinem Hauſe das!“ —

„Ein Flegel, Herr Schwiegervater, hat ein Wort oder zwei frei an ſein Schickſal. Es iſt das Recht der Flegel, unverſchämt zu ſein; ich trage ein flegelhaftes Kleid, laſſen Sie mich dem Kleide auch den Menſchen anpaſſen. Ich bitte um die Vergünſtigung, noch eine kurze Zeit Flegel ſein zu dürfen.“

Fink konnte trotz ſeines Zornes ein Lächeln nicht unterdrücken, Joſephinens Mutter lag in die Kiſſen des Sopha's zurückgedrückt und hob einmal über das andere die gefalteten Hände verwundert gen Himmel. Joſephine trat zu Palmblatt über, während dieſer fortfuhr:

„Erſt ſeit heut bin ich mir ganz klar geworden über die Rolle, die ich auf Erden zu ſpielen berufen bin. Dieſe Aufklärung über mich ſelbſt verdanke ich zum Theil meiner flegelhaften innerſten Natur, zum Theil aber auch den Verdienſten des großherzigen Weißnaſe. Belehrt durch Nachdenken, Studium und Lebenserfahrung habe ich erkannt, daß die Welt der Erziehung bedarf gleich dem Menſchen. Bis jetzt hat man auf die Welterziehung ſehr wenig Mühe und Sorgfalt verwandt. Man war zufrieden, wenn das liebe Kind ſich fügſam und ſchmiegſam zeigte, dem Papa und der Mama gehorchte, ein ſogenanntes frommes, gutes, gehorſames Kind war und gelegentlich ein ſolider hausgebackener Bürger wurde. Mein verehrteſter Herr Schwiegervater, das war, iſt und wird ſein die alltägliche Erziehung des Menſchengeſchlechts. Gegen die Erziehung habe ich nichts einzuwenden, aber die Methode will mir mit Ihrer gütigen Erlaubniß nicht gefallen. Der Menſch ſoll Menſch werden, nicht blos ein ſolider, hart gebackener Bürger. Iſt der Menſch Bürger, ſo iſt er — ſtaatlich genommen — etwas, aber nicht viel, iſt der Menſch aber als Bürger auch Menſch, ſo iſt er — ſittlich und menſchlich genommen — ſehr viel!“

„Unſinn, Geſchwätz!“ murmelte Fink für ſich und ſchritt haſtig im Zimmer auf und ab. Palmblatt ließ ſich nicht ſtören, ſondern fuhr fort:

„Die Erziehung des Menſchen zum Bürger und umgekehrt des Bürgers zum Menſchen, iſt die Erziehung der Welt. Keine Erziehung ohne Strafe! Die weitere Beweisführung dieſer Behauptung werden Sie mir erlaſſen. Ich begnüge mich zu ſagen, daß, iſt das Kind über die erſten Kinderjahre hinaus, es ſogleich in die ſogenannten Flegeljahre einrückt. Worin nun beſtehen die Flegeljahre? Darin, Verehrteſter, daß der nicht mehr Kind ſein wollende Menſch ein wahrer Menſch werden will. In dieſer Kriſis der Menſchwerdung wird das Kind grob, ungeſchliffen, rechthaberiſch, flegelhaft — mit einem Wort, das Kind ſchlägt über den Strang, es erhebt ſich zur Würde eines Flegels! Iſt nun ein wohlgezogenes, unter dem Birkenſcepter ſtehendes Kind, das auf den Schwung und Hieb des Scepters gehorcht, ein vollkommenerer Menſch, als der Flegel, welcher den Birkenſcepter zerbricht, ihn verachtet, verhöhnt, verſpottet und nichts weniger, als fromm und gehorſam iſt? Ich erkühne mich zu behaupten, daß dem nicht ſo ſei! Der Flegel ſteht eben ſo hoch über dem Kinde, als der Menſch über dem Flegel. Das Kind iſt die erſte Lebensſtufe, die der Menſch auf Erden erſteigt, der Flegel die zweite, der Menſch, als voller completter Menſch, die dritte und letzte. Als Kind iſt der Menſch Embryo für das Weltleben; als Flegel wird der Menſch an das Tageslicht des Weltlebens geboren und tauft ſich ſelbſt durch Übermuth zum Weltbürger, und als Menſch endlich erfaßt er die Zügel des Weltlebens ſelbſt, und lenkt, fährt und ſteuert ſich auf der breiten Chauſſee des gemeinen Lebens, oder auf romantiſchen Seitenſtraßen, die Manche für verboten halten, mit Lohnfuhren, Schnellpoſt oder Dampfwagen in den neuen Embryonenſtand des noch irdiſchen Lebens hinein, wo es ſicher wieder einige Flegeljahre zu überſtehen gibt. Kurz, ohne Flegeljahre keine freie Weltexiſtenz!“

(Schluß folgt.)

Literatur.

Göſchel's ſiebenfältige Oſterfrage.

Dr. Carl Fr. Göſchel hat eine Art Predigt über Marc. 16, 3. unter dem präziöſen Titel „die ſiebenfältige Oſterfrage, zum Oſtermorgen 1836“ (Berlin 1836) herausgegeben, worin er, wie dies ſo ſeine Art iſt, die Offenbarung, d. h. die Augsburgiſche Confeſſion, die Philoſophie, d. h. den abſoluten Idealismus Hegel's, und die Poeſie, d. h. Göthe, in ſchönſter (vermeintlicher) Dreieinigkeit produzirt, um ſeine eigene frühere Demonſtration der individuellen Fortdauer nach dem Tode von neuem zu erhärten. Es iſt darin u. a. zu leſen: „Wer entweder die perſönliche Gottheit des Menſchen Jeſus, oder die individuelle Menſchheit des Erlöſers läugnet, der läugnet den Erlöſer ſelbſt, und mit dem Erlöſer auch die Erlöſung;“ — ohne dieſe aber „iſt keine Gemeinſchaft, ohne Gemeinſchaft keine Offenbarung, ohne Offenbarung kein menſchliches Denken... Wer es faſſen kann, der faſſe es. Wer es faſſen will, der wird es auch faſſen können.“ (Var. VI.) „Alle, die wollen, können nunmehro Erlöſung und unvergleichliche Herrlichkeit finden.“ (S. 28.) Nach dieſen Diktaten iſt alles Andersmeinen zu einem Anderswollen und in Beziehung auf die Göſchelſche Dogmatik jeder Anderswollende zum Unmenſchen und Gottesläſterer geſtempelt! — Es heißt dann weiter: „Der Schöpfer iſt auch der Erlöſer, der Erlöſer auch der Erlöſete, der ſich ſelbſt, und mit ſich ſelbſt alle diejenigen, die er durch ſeine Menſchwerdung mit ſich zur Gemeinſchaft berufen hat, aus dem Tode erlöſet.“ (S. 32.) (Die übrigen ſind alſo nicht unſterblich; daſſelbe lehrten die Rabbinen und mehrere Kirchenväter). „Wenn Chriſtus todt und nicht iſt, ſo hat auch der Menſch keinen Gott, und Chriſtus iſt nicht wirklich, wenn er es nicht ſowohl urperſönlich, als zeitlich individuell iſt.“ (S. 40.) Aber „das Leben mit dem Tode iſt darum eine große Tragödie, weil es, der übermächtigen Gewalt des Fluches unterliegend, über eigene Kraft hinausweiſet und zum endlichen Siege der Erlöſung ſich erhebt.“ (S. 25.) — Wie die Übermacht ſolchen Fluches mit der Hegel'ſchen Philoſophie der Weltgeſchichte und mit der Göthe'ſchen Naturverherrlichung zu reimen, und ob der Fluch als Affirmation oder als Negation zu faſſen, iſt nicht angegeben; wohl aber heißt es S. 13 f.: „Das Sein iſt kein ruhendes: der Grund davon liegt in der Identität des reinen Seins und Nichtſeins, oder in der Negation, welche, wie dem Denken überhaupt, auch dem erſten Momente des Denkens imminent angehört. Die Negation iſt mithin dieſes primum movens, welches das Sein in ſein Anderes treibt.“ — Da aber das Andere des Seins das Nichtſein, d. h. die Negation, ſo treibt alſo das Nichtſein das Sein in das Nichtſein, q. e. d. Schreiber dieſes, der ein Dutzend Collegien bei Hegel gehört, mehrere Jahre hindurch des perſönlichen Umgangs mit ihm genoſſen und alle ſeine Schriften geleſen, kann bezeugen, daß demſelben die Vorſtellung von einer „übermächtigen Gewalt des Fluches“ durchaus fremd war, und daß er niemals das Faſſen und Glauben für abhängig von Wollen erklärt hat.

Frankfurt a. M. — (Muſik.)

(Madame Schodel als Donna Anna.)

(Den 15. Mai.)

Es hätte keiner weiteren Darſtellung bedurft, als die der Julia und Anna, um mit Beſtimmtheit ermeſſen zu können, daß Mad. Schodel eine der Berufenen im Fache hochtragiſcher Charaktere iſt. Vorzüglich gelungen ſind ihre Affekte, beſonders die der Leidenſchaft, und ihr Spiel, voll edler Haltung, beurkundet eine angeborne Majeſtät des Weibes. Hier iſt nichts ängſtlich Gemachtes, Berechnetes; hier ſind nicht Lücken ſichtbar, die aus der Verlegenheit entſtehen, wenn die Berechnung zufällig trügt. Symmetriſch greifen die Haupträder ihrer ächt dramatiſchen Leiſtungen in einander. Richtige Auffaſſung des Charakters, und ein durchgefühltes Eindringen in den Geiſt der Compoſition ſcheinen mir die Grundzüge ihrer artiſtiſchen Bildung zu ſein. Deßhalb erhebt ſie das Publikum auf ihren Standpunkt, und man überſieht hier Mängel der Technik als wenig bedeutend, die da nur deſto greller hervortreten, wo die Intelligenz im Schatten ſteht. Mad. S. hat durch und durch verſtanden, was ſie aus ihrer Anna machen wollte. Sie hat nicht mehr und nicht weniger gegeben, als was Mozart ſonnenklar durch ſeine Töne gab, und was ſich durch keine Deutung, auch nicht durch Subtilitäten in Callot's Manier, deuteln oder wegphantaſieren läßt! In wie viel Atome wollen überhaupt die tauſend heterogenen Deutungen über einen und denſelben Gegenſtand die Grundidee des Künſtlers, namentlich des Malers und Tonkünſtlers, verfälſchen und zerſtücken? Die einfachſte Idee, — bei'm Componiſten oft nur ein dunkles Gefühl, — erſcheint in all' den Reflexen wieder, die vom Hohlſpiegel bis zum Mikroscop alle geſchliffenen und — ungeſchliffenen Gläſer rückſtrahlen. Mozart, unter allen Tondichtern der anſpruchloſeſte, aber gerade deßwegen auch der unverworrenſte, treffendſte, — Mozart ſollte ſeine Charaktere erſt durch ein Labyrinth von Chimären gezerrt haben, ehe er das reine Gold ſeiner Töne über ſie ergoß? Was bliebe z. B. an dem Helden unſerer Oper, dem Giovanni ſelbſt, übrig, wenn er von all' den unzähligen Erfindungen, womit man ſeinen Charakter aufputzt, auch nur ein mattes Gepräge trüge? — Zu wie vielen ſinnwidrigen Meinungsprozeſſen hat nicht ſchon das gute Zerlinchen Anlaß gegeben? — Und ein ſolches zerſtückeltes Phänomen wäre dann der Impuls dieſer durchgehends verſtändlichen, von allen Täuſchungen der Sinne befreiten Muſik geweſen?

Dieſe Anna, ſage man, was man wolle, verliert ſich nicht allzuweit außer den Gränzen einer Weiblichkeit, deren Empfindung, durch das ungewöhnliche Ereigniß angeregt, gereizt wird, und die auch Furie werden kann, ſobald eine frevelnde Hand ihre anerzogenen Begriffe, ihr Ideal antaſtet. Daß der Dichter (Abbé da Ponte) ſeine Anna aus Laune unter die Notabilität verſetzte, und daß Mozart über alle ſeine Charaktere der Töne Adel goß, diene auch hier als ein Maaßſtab der Beurtheilung. So ſah ich immer dieſe Anna, ſo ſah ich Mad. Schodel Mozart's Muſik wohl verſtanden in Anna's Charakter übertragen. Ich ſah ein Weib vor mir, ein tiefbeleidigtes, empörtes, das ſich rächen will an dem Mörder des Vaters. Nicht mehr und nicht minder. Aber ich ſah es auch ſo ganz und inniggefühlt vor mir, daß mir bald die Thränen in die Augen traten, bald ſich mir das Haar ſträubte.

Die Maſſe von Ton harmonirt ganz mit der Majeſtät ihrer Plaſtik, daher haben ihre Cantilenen wohl nicht das Zauberiſche, Selige, Gemüth und ſanftere Empfindungen Erregende; deßhalb erregt ſie in dem Adagio des Maskenterzetts und im Larghetto der zweiten Arie weniger das Mitgefühl, als bei allen Stellen leidenſchaftlichen feurigen Ausdrucks. Von höchſt draſtiſcher Wirkung war daher die Scene, wo ſie den erſchlagenen Vater findet, und ihn in's Leben zurückrufen möchte; die des Racheſchwurs vor und in dem herrlichen Duett mit Gusman, und die des berühmten Recitativs mit der ſchwer durchzuführenden D-dur-Arie. — Nicht der Frevel in dem Kirchhof-Duett, nein, dieſer Ton, voll des herzzerreißenden Jammers, oder des nach Vergeltung lechzenden Rachegefühls, drang hinab in's Schattenreich, und lieh dem Gemordeten die Hülle. Daß ihre Züge nicht markirt genug gebildet ſind, um eine hervorſtechende Mimik zu geſtatten, gewährt ihr etwas Geiſterartiges, Räthſelhaftes, das ihr wohl nicht oft, aber hier gewiß zu ſtatten kömmt. Dieſe Frau müßte eine Medea ſein nach dem Herzen Cherubini's, wie ſie eine Anna iſt nach dem Herzen Mozart's. Was mir im Einzelnen noch bemerkenswerth erſcheint, ſind ihre ausgebenden Mitteltöne von $\bar{c}$ bis $\bar{\bar{c}}$, welches Diapaſon ich die Converſations-Octav nennen möchte, und vorzüglich im Enſemble erfreuliche Dienſte leiſtet; ferner die ſchärfere Reſpiration auf dem Conſonant H, wenn der gepreßte Seufzer der ſchweren Bruſt entfliehen ſoll; das plötzliche Abbrechen eines hohen Portamento's, als ſei der Schmerz über allen Ausdruck; das Ziehen eines Tones in den andern, das ſie am rechten Orte, ſelten, und deſto wirkſamer anbringt, und endlich die ungeſchwächte Ausdauer, womit ſie ihre Parthie durchführt.

Aber kein Licht iſt ohne Schatten. Hieher gehört zur ſchärfern Rüge: die Einförmigkeit gewiſſer Lieblingsbewegungen, und eine oft ſtörende Unſicherheit der Intonation. Daß im Anſatze der höhern Corden ein gewiſſes Klemmen hörbar wird, daß ihr Grupetto häufig nicht rund und verbindend iſt, daß ſie manche Periode mit kleinen Pralltrillerchen beginnt, und am Schluſſe einer Nummer die vorletzte Note als einen, um Effekt hervorzubringen — die Harmonie ſtörenden, Vorhalt oft einen halben Takt früher anfängt, ſind Dinge, welche die Kritik, da dieſelben von ſo ſchlagenden Vorzügen der Intenſivität überſtrahlt werden, einer Sorgloſigkeit zuſchreiben muß, wovon, mehr oder weniger, auch der ausgezeichnete Künſtler nicht befreit iſt.

J.

Notizen.

⁂ **Emile Morice.** — In dieſen Tagen wird bei Heideloff und Campe in Paris der „Essai sur la mise en Scene, depuis les mystères jusqu'au Cid" von **Emile Morice** erſcheinen, der ſchon früher durch ſein „Historial du Jongleur" und den „Essai sur les littératures populaires" ſeine paleo- und bibliographiſche Gelehrſamkeit, wie ſein ſchriftſtelleriſches Talent erwieſen hat. —

⁂ **Neueſten Nachrichten aus Aegypten** zufolge ſind in den Wällen von Caïroun bei dem Mahmudiche-Kanal einige intereſſante Alterthümer entdeckt worden. Nachgrabungen, die man gemacht, um Baumaterial zu finden, haben einen ſehr großen viereckigen Bau an Tag gebracht, der wahrſcheinlich die Beſtimmung von Waaren-Lagern gehabt, und Theile von zwei Monumenten, von denen eines, das jetzt theilweis ſchuttfrei iſt, in die Zeit von Ramſes II., der mit Seſoſtris für identiſch gehalten wird, gehört; das andere, welches gleich bei ſeiner Entdeckung zerſtört worden, war ein Tempel aus der Ptolomäiſchen Zeit, der die Namen von Epiter und Philadelphus trug.

Die Arbeiten zur Eindämmung des Nil's ſind jetzt im Stillſtand aus Mangel an Baumaterial. Allerdings war in Vorſchlag gebracht, die Pyramide von Mycerinus oder genauer von Nicetris abzutragen; da man aber fand, daß die Koſten zu hoch auflaufen würden, ſo hat man dies Vorhaben aufgegeben. Auch ſoll daſſelbe weder vom Paſcha ausgegangen, noch ihm bekannt geworden ſein. —

⁂ **Wronski.** — In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften wird für den bekannten Mathematiker und Neu-Meſſianiſten **Wronski** die Priorität der Erfindung in Anſpruch genommen, in Betreff des Gebrauchs der comprimirten erwärmten Luft als Bewegkraft, mit welcher in der vorhergehenden Sitzung Herr **Burdin** ſich bereits gemeldet hatte. —

⁂ **Der Diamant.** — **Dav. Brewſter's** Unterſuchungen, die er in den Transactions of the geolog. society (Vol. III. p. 3) mitgetheilt, machen es ſehr wahrſcheinlich, daß der Diamant eben ſo wie der Bernſtein (vielleicht auch wie Phosphor und Schwefel) nicht das Produkt einer flüſſigen Auflöſung iſt, ſondern ſeinen Urſprung der Verfeſtigung eines pflanzlichen Stoffes verdankt, welcher durch den Einfluß der Zeit und die fortgeſetzte Wirkſamkeit der Corpuscularkräfte kryſtalliniſche Form angenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller.** — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 123. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 26. Mai.

Carl Barth,

Zeichner, Kupferſtecher und Dichter.

Carl Barth gehört zu den ſeltnen Geiſtern, welche von der Natur begabt wurden, die Idee des Schönen in allen Erſcheinungen aufzufaſſen und in drei Künſten Gedanken und Gefühle in originellen Schöpfungen zu veranſchaulichen.

Carl Barth ward im Oktober 1787 in Eisfeld, drei Stunden von Hildburghauſen, geboren, aber ſchon im dritten Jahre nach letztrer Stadt verpflanzt, wo er ſeine Erziehung und den erſten Unterricht empfing, weßhalb er auch Hildburghauſen dankbar als ſeine eigentliche Heimath betrachtet. Der Vater beſtimmte den feurigen Knaben ſchon frühe zum Goldſchmied. Unwiderſtehlicher Drang und überwiegende Neigung zu den bildenden Künſten zogen ihn zum Zeichnen und Malen. Den Vater bekümmerte des Sohnes Richtung oft höchlich. Der ſtille Gedanke beglückte ihn, dem Sohne einſt ſeine ausgezeichneten Kenntniſſe und Fertigkeiten in der Goldſchmiedkunſt vererben zu können. Die Sehnſucht, ſich der Kunſt völlig und entſchieden weihen zu dürfen, die der Knabe nicht mehr bemeiſtern konnte, klagt der Mann in einem ſeiner Gedichte als Jugendelegie aus.

„Des Goldſchmiedlehrlings Klage.“

„Von Rauch und Dampf und Feuerqualm umfloſſen,
Ein Sklave an den Amboß angeſchloſſen,
An ſchwarzer Eſſe wühlend in Metallen,
Wo ohrzerreißend Hammerſchläge fallen,
Und ſchrillend kreiſcht der ſchlimme Ton der Feilen;
Da ſoll ich Armer lebenslang verweilen,
Und ohne Hoffnung immer nur vom Friſchen
Die heißen Thränen mit dem Feilſtaub miſchen!

Durch trübe Fenſter nach dem Fleckchen Himmel,
Und nach der freien Mücken Tanzgewimmel,
Blick' ich mit Neid aus meiner finſtern Klauſe
Und wünſche mich weit weg vom Vaterhauſe.
Statt Silber ſchmied' ich Pläne zum Entweichen,
Wie meines Lebens Wunſch ich könn' erreichen:
Durch Farben Leben geben dem Gedanken,
Und dir, o Kunſt, nur dienen ohne Wanken!“

Sein Genius führte ihn auf die Bahn ſeiner innern Beſtimmung. Eine Charade — denn ſchon damals regte ſich in ihm mächtig der Trieb, ſeine Gedankenwelt in Worten auszutönen — erwarb ihm ſeltſamer Weiſe die Bekanntſchaft und Gunſt einer deutſchen Fürſtin. Barth wurde von ihr mit hinlänglicher Unterſtützung, aber unter der Bedingung, Kupferſtecher zu werden, zu dem berühmten Johann Gotthardt von Müller, der ſich in Paris unter Wille gebildet und eine große Meiſterſchaft im Stich errungen hatte, nach Stuttgart geſendet. Die von ſeiner Beſchützerin geſtellte Bedingung, Kupferſtecher zu werden, war durch folgenden Umſtand veranlaßt worden; denn alle ſeine Wünſche glühten in dem Einen zuſammen: mit Farben die Geſtaltungen ſeiner Seele auf die Leinwand zaubern zu können.

Bei ſeinem erſten Beſuche in Weimar nämlich hatte Barth nur ſchwarze und keine farbigen Zeichnungen, die er ſpärlich zum Copiren erhaſchen konnte, in ſeinem Portefeuille mitgebracht und ſie dem bekannten Heinrich Meyer, dem Aufſeher der herzoglichen Kunſtkabinette, vorgelegt. Der, weil er nur ſchwarze Zeichnungen ſah, meinte, es mangle Barth an Farbenſinn und rieth ihm, Kupferſtecher zu werden. Dieſen argen Rath hatte der auf den Machtausſpruch Meyer's ſtolze Junge in ſeiner Treuherzigkeit einem Manne, der auf ſein Verhältniß mit der Fürſtin entſchiednen Einfluß beſaß, gebeichtet, weßhalb dieſelbe, davon in Kenntniß geſetzt, an die Bedingung, daß er der Kupferſtecherkunſt ſich widmen müßte, ihre Unterſtützung knüpfte. So wird oft durch ein unzeitig ausgeſprochenes Wort dem Talente eine ihm nicht ganz zuſagende Richtung angewieſen! —

Der ſtrebende Kunſtjünger genoß den Unterricht ſeines verehrten Meiſters, der ihn in der breiten franzöſiſchen Manier des Stichs unterwies, von 1805 bis 1812, mit Ausnahme von 1810 auf 1811, wo er mit einem Freunde eine Wanderung nach München, Nürnberg, ſeiner Heimath und Frankfurt am Main unternahm, eifrig und mit gutem Erfolg.

In Frankfurt, wo er ein Jahr verweilte, befanden ſich zur Zeit Peter Cornelius von Düſſeldorf, Xeller, von Berlin und Mosler. Die Künſtler lebten viel beiſammen und bildeten, alle im Alter der innern Revolution begriffen, durch Unterredung, Studium, Compoſition die eben beginnende Richtung aus, welche auf die Annäherung, ſogar auf die Vermählung der älteren deutſchen und italiäniſchen Malerei drang. Sie bemühten ſich, in ihren eigenen Werken Geiſt, Charakter, ſtrenge Zeichnung, Wahrheit, Schönheit und Leben, in reinſter Liebe zur Kunſt aufgefaßt, walten zu laſſen und dem ſeit Jahrhunderten nachgerungenem Haſchen nach Effekt, äußerlichem Glanz und falſcher Grazie entſchieden den Stab zu brechen.

Das war eine große Zeit deutſcher Kunſtrührigkeit! Die Verſammlungen wurden die Weiheſtunden für der Künſtler ganzes Leben; da bildeten ſie die Grundſätze aus, nach welchen ſie in ſpäterer Zeit die erhabnen Götter- und Heroen-Geſtalten al Freſco ſchufen. Die Wahrheit und die Schönheit der Kunſt wurden wieder in ihre erſtorbnen Rechte eingeſetzt. Die alten Meiſter ſtanden verjüngt auf, Germania und Italia ſchloſſen einen ſchweſterlichen Bund. In jenen Augenblicken wurde die bildende Kunſt unſers Jahrhunderts geboren. —

Zu gleicher Zeit, als Cornelius und Xeller nach Italien zogen, kehrte auch unſer Barth, traurigen Herzens, nach Stuttgart zurück. Die Umſtände erlaubten ihm nicht, ihnen zu folgen. In den beiden letzten dort verlebten Jahren wurde dem jungen Künſtler von dem verſtorbnen Cotta und dem daſigen Kaufmann Rapp der Stich einer in Bildern nach den berühmteſten Meiſtern bis auf Raphael dargeſtellten Kunſtgeſchichte übertragen. Eine ehrenvolle Arbeit. Vier Hefte, von denen zwei erſchienen, hatte er ſchon vollendet, als das ſchöne Unternehmen, durch die ungünſtigen Conjuncturen der Zeit geſtört, für immer ruhte. Von Barth's damaligen Mitſchülern können mehrere nahmhafte Künſtler angeführt werden; ſo: Keßler, Baur aus Augsburg, tüchtig in Vignetten, Gottlieb Riſt, der ſpäter in Rom ſtarb, Schulze aus Hamburg, der treffliche Blätter für das Muſée Napoléon lieferte.

Den Reſt des Jahres 1812 — 13 brachte Barth in ſeiner Vaterſtadt zu, anhaltend beſchäftigt mit dem Porträt von Raphael, welches er in München, wohin es als neuer Ankauf des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Ludwig, aus Italien gekommen war, gezeichnet hatte. Von da eilte er wieder, freudigeren Muthes, mit dem Beginnen des Jahres 1814 mit ſeinem Freunde Xeller, der unterdeß aus Italien zurückgekehrt war, nach Nürnberg, wo in Mitte der altdeutſchen reichsſtädtiſchen Herrlichkeit und Kunſt, die neue Richtung zu nähren und auszubilden, die erwünſchte Gelegenheit ſich darbot. Am Schluſſe des Jahres ging er nach München, um auf der dortigen Kunſtakademie das ihm noch fühlbar Fehlende, hinſichtlich ſtrenger Zeichnung, anatomiſcher Kenntniſſe u. ſ. w. nachzuholen. Er verweilte daſelbſt bis zum Schluß des Jahres 1816.

Die Idee einer nationalen Kunſt und das fortdauernde Streben, dieſe Idee auch durch Gebilde in das Leben einzuführen, wurde in einem erweiterten Kreiſe von jungen Künſtlern und Freunden gepflegt und zur völligen Klarheit geläutert. Dieſem Kreiſe gehörten die vorzüglichſten Künſtler an: Amsler aus Schinznach in der Schweiz, jetzt Profeſſor in München; Ramboux aus Trier; Mosler; der Architekt Thürmer aus München, jetzt Profeſſor in Dresden; Heinrich Müller von Weimar, jetzt Profeſſor in Eiſenach; G. Riſt; Carl Fohr aus Heidelberg; der Hiſtorienmaler Ruhl aus Kaſſel; Schlotthauer und Zimmermann, beide jetzt Profeſſoren in München. Alle Genannten ſtanden in einer gewiſſen Oppoſition zur Akademie und den Grundſätzen des damaligen Direktors von Langer.

Die junge Künſtlerrepublik begnügte ſich aber nicht mit Worten und Disputiren; ſie erzielte auch Früchte. Gemälde und Zeichnungen wurden ihre Heldenthaten. Alle vierzehn Tage hatten einzelne die unter ſich aufgegebnen Studien zu löſen, wovon mehrere trotz des Direktors Widerwillen gegen dieſe Privatakademie als ſeine vorzüglichſten Nothhelfer bei Ausſtellungen prangen mußten.

Barth blieb zwei Jahre daſelbſt, an dem Stich von Raphael's Porträt arbeitend, einem Werke, welches nach ſeinem eignen Geſtändniß ſeine Kräfte überſtieg. Was ihm noch beſonders die Vollendung verleidete, war die verfehlte weite Anlage der Behandlung. Er verfertigte auch während ſeines dortigen Aufenthaltes verſchiedne Kreidezeichnungen nach eigner Compoſition und viele Porträts en miniature und in Oel, wozu er ſich durch fleißiges Zeichnen im Modellſaal befähigt hatte. Er eilte nun nach Regensburg zu ſeiner Beſchützerin, der Fürſtin von Thurn und Taxis, um ſich von ihr die Erlaubniß und die Mittel zur Wanderung nach Italien zu erbitten. Er erhielt beides.

In ſeiner Heimath noch mit Vorbereitungen zur Reiſe beſchäftigt, beſtürmten ihn die Bitten eines Freundes, eine von dieſem unbeſonnen übernommene und über deſſen Kräfte gehende Arbeit zu vollenden. Sein Freundſchaftseifer hatte für ihn leider die nachtheilige Folge, daß Amsler, mit dem er die Reiſe nach Italien verabredet, ein Jahr früher in Rom anlangte, des fördernden Umgangs und der künſtleriſchen Einwirkung von Cornelius, Overbeck, Thorwaldſen und Anderen genoß. Daher geſchah es, daß Amsler, mit dem er gleiche Bahn gewandelt, ihn überflügelte, und es ihm ſchwer ward, demſelben zu folgen. Endlich im Frühling des Jahres 1817 trat er die Reiſe nach Italien, jedoch aus freundſchaftlichen Rückſichten, auf Umwegen über Heidelberg, Heilbronn, Stuttgart und Konſtanz an und wurde noch einmal von dem Freunde genöthigt, ein Vierteljahr wegen Vollendung des Werkes, deſſen er ſich angenommen, in Zürich zu verweilen.

Endlich begrüßte er Rom. Er fand hier die meiſten älteren Freunde wieder, und erwarb ſich neue Bekanntſchaften. Bald hatte ſich ein herrlicher Freundeszirkel gefunden, welchem viele deutſche Künſtler, wie auch mehrere

Dichter und Schriftſteller angehörten. Friedrich Rückert hatte vor ſeiner Reiſe nach Rom die blutende Stirn ſeines Vaterlandes mit dem „Kranz der Zeit“ umlorbert. Noch hatte das milde Heſperien nicht die Flamme ſeines edlen Zornes gelöſcht, welcher aus ſeinen „geharniſchten Sonetten“ ſprühte. Der liebenswürdige, ſtill-freundliche Wilhelm Müller aus Deſſau, belauſchte in Rom und Albano den Genius des römiſchen Volkes, bannte ihn in ſein: „Rom, Römer und Römerinnen“ und ſammelte in ſeiner Reiſemappe „italiäniſche Volkslieder,“ dieſe farbenſchillernden Schmetterlinge. Der Schwede, Amadeus Atterbom, jetzt Profeſſor in Upſala, dichtete ſeinen „blauen Vogel,“ ein leider Fragment gebliebenes romantiſches Schauſpiel und viele Lieder, deren ſüdliche Gluth, Farbenpracht und Zierlichkeit die Frauenherzen des eiſigen Scandinaviens bezauberten. Schon damals trug er ſich mit ſeinem dramatiſch-idylliſchen Mährchen „die glückſeligen Inſeln“ herum. — Auch Dr. Böhmer aus Frankfurt am Main, der bekannte Herausgeber der Kaiſerregeſten, und Hyord waren Glieder jener Freundeskette. — (Fortſ. folgt.)

Verſteigerung eines Zeitflegels.

(Schluß.)

„Sie ſind ein Narr, über den man lachen muß,“ fiel Fink dem Redner in's Wort und nahm eine Stellung an, die eine ſtillſchweigende Aufforderung an Palmblatt zur Fortſetzung ſeiner Rechtfertigung war. Der Referendar ließ ſich nicht lange bitten, ſondern fuhr fort:

„Wie im Kleinen, ſo im Großen. Bis jetzt hat unſer gegenwärtiges Zeitalter im Embryonenſtande der Unmündigkeit, des blinden, frommen Gehorſams gelebt; aber nun iſt die Welt in die Flegeljahre getreten. Wir alle, verehrter Herr Schwiegervater, leben in den Flegeljahren der Welt und müſſen, wir mögen nun wollen oder nicht, mit Flegel ſein, werden und bleiben, bis die Welt glücklich aus den Flegeljahren herauskommt. Iſt's denn nun ein ſo großes Unglück, ein Flegel unter den Flegeln zu ſein? Man flegelt mit, weil Alles flegelt, wie man mittrinkt, wenn alle Welt dem Bachus huldigt. Flegel ſein in einer großartigen Flegelzeit iſt eben ſo ruhmvoll und ehrbringend, als fromm ſein in Zeiten des Kopfhängens. Mein geehrteſter Herr und Schwiegervater, ich habe mit geflegelt; ich gedenke noch viel und mannigfach in der Zeit und Welt mich als tüchtigen Zeit- und Weltflegel zu bethätigen. Ich habe aus mir ſelbſt, als ein ſchöpferiſcher Flegel einen neuen Flegel im Geiſte geboren und durch ganz Deutſchland den guten Takt, in dem er zu dreſchen verſteht, ertönen laſſen. Er hat einen hellen, exakten Takt, denn man hat mir als einem ganz extraordinären Flegel beſondere Aufmerkſamkeit erwieſen. Ich bin ein tüchtig arbeitender Zeitflegel geworden! Es iſt nicht meine Schuld, es liegt in der Natur der Weltentwicklung. Die Flegeljahre kann weder der Menſch, noch die Zeit überſpringen. Sie ſind nöthig zur höheren Entwickelung, zur Menſchwerdung des geſammten Menſchengeſchlechts. Laſſen Sie uns alſo, mein geehrteſter Herr, laſſen Sie uns immerhin als Flegel exiſtiren! Ich bin unter den Flegeln, ſo grob ich bin, doch noch ein galanter Flegel. Ich habe meine Flegelhaftigkeit dem ſchönen Geſchlechte geweiht, und bin ſogar liebenswürdig befunden worden. Das Flegelthum ſchließt die Liebenswürdigkeit nicht aus, ja in den Flegeljahren wird ſogar am meiſten geliebt. Wollen und können Sie ſo grauſam ſein, einen Zeitflegel unglücklich zu machen, weil er das Glück hat, Ihre Tochter zu lieben? Sie können und — ja mein Herr Schwiegervater, bleiben Sie immerhin ruhig — Sie dürfen es nicht! denn wiſſen Sie, wir, das heißt Ihre Tochter und ich, wir ſind bereits copulirt!“ —

„Herr du mein Gott!“ ſeufzte die Madame Fink und ſah erſtarrend ihren Gemahl an. „Was meinſt du?“

„Sie werden zu flegelhaft, lieber Palmblatt,“ ſagte Fink. „Auch ein Flegel hat ein Maß und Gewicht, das er nicht überſchreiten darf, wenn er nicht zerſpringen will.“

„Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, Theuerſter,“ fuhr Palmblatt fort, „nichts deſto weniger muß ich als Flegel meiner Natur getreu bleiben und behaupten, was wahr iſt. Wir ſind copulirt. Der allmächtige Hammer des Auctionators Weißnaſe hat uns unzertrennlich mit einander verbunden. Er hat uns flegelhaft, wie es ſich ziemt in der Zeit der Weltflegeljahre, zuſammengeſchlagen, und ich möchte den Allgewaltigen ſehen, der dies Band zu löſen im Stande wäre! Iſt die Flegelhaftigkeit ein Unglück, was annoch zu beweiſen ſteht, ſo gibt es nur ein Mittel, ſie zu bändigen — die Liebe! Liebe beſänftigt die Flegel, wie Liebe die Flegel erzeugt. Flegeljahre ſind Jahre der ſchwellendſten, unbegränzteſten Liebe. Die Flegeljahre der Zeit und Welt ſind die Liebesjahre zur Freiheit, der geſchmückten Weltbraut. Die ganze Welt hat die Feſſeln geſprengt und iſt flegelhaft geworden, nicht aus Ungehorſam, ſondern aus Liebe. Es drängt ſie das übervolle Herz, ſich in die offenen Arme der harrenden Braut zu werfen und ſich an ihrer Bruſt, unter ihren flammenden Liebesküſſen wieder zum Gehorſam zu begeiſtern. Flegelhaftigkeit iſt Überbegeiſterung; es iſt der alle Formen zerſprengende Drang des Genie's, um in ſich ſelbſt eine ſchönere Form zu gebären. Wie aus den Flegeljahren der Kindheit der Menſch ſich enthüllt; ſo bricht aus der Puppe der Weltflegeljahre die Schönheit der neugeborenen Welt auf. Darum laſſen Sie uns Flegel ſein, ſo lange es Zeit iſt. Wir ſind und wurden Flegel, weil wir die Zeit, die Menſchheit lieben und ewig lieben werden. Nur die Liebe gebiert den Übermuth, die Gleichgültigkeit verbleibt in den Grenzen des alltäglichen Anſtandes. Verdammen wir die Liebe nicht ihrer Keckheit halber; verurtheilen wir die Zeit nicht ihrer Flegelhaftigkeit wegen! Je mehr Liebe, deſto mehr Kühnheit; je mehr Kühnheit, um ſo mehr Freiheit! Die Flegeljahre der Zeit ſind die Wiegen, worin die Freiheit geſchauckelt wird, bis ſie erwachſen als beglückendes Kind ſich hinauswagen kann in die Morgenluft des neuen Weltlenzes! Haben wir die Flegelhaftigkeit lieb, verehrteſter Herr Schwiegervater; ſo drücken wir liebend die Welt an unſer Herz, und lieben und küſſen wir als Flegel die Schönheit, ſo werden wir nie verſchmähen, nur dem Meiſtbietenden Eintritt in die Republik unſerer Liebe, unſerer Freiheit, unſerer Glückſeligkeit zu geſtatten. Es lebe die Flegelhaftigkeit der Welt und wer ſich ihr hingibt, um frei zu werden! Und jetzt erlauben Sie, Theuerſter, daß ich, treu meinem Flegelthum, Gebrauch von meinem Flegelrecht mache. Die Zeitflegel wurden theuer verkauft, ich bin am theuerſten verkauft worden. Mein Dank ſei ein Kuß auf die blühende Lippe meines Käufers!“ —

Palmblatt umarmte Joſephine, und trat vor Fink, deſſen Zorn längſt beſänftigt worden war.

„Geben Sie uns Ihren Segen, Vater,“ ſprach der junge Mann. „Stoßen Sie Sich nicht an mein flegelhaftes Kleid, ich lege es ab, weil ich mit der Schönheit Joſephinens die Freiheit gewinne und dadurch allein ſchon gezwungen bin, aus den Flegeljahren herauszutreten.“

Fink mußte lächeln und legte Joſephinens Hand in die des jungen Palmblatt. „Danken Sie Ihrem Glück, junger Zeitflegel, das Ihnen beſonders wohl will. In der Hoffnung, daß man auch höhern Orts Ihr bisheriges Treiben nur als eine übermüthige Liebe in den Flegeljahren anſehen wird, verlobe ich Ihnen meine Tochter, und wünſche nun, daß die wahre Freiheit eben ſo der Welt von unſerm Auctionator Weißnaſe als Braut zugeſchlagen werden könnte, wie es ihm gelungen iſt, Sie meiner Tochter durch beſondere Vergünſtigung der Umſtände zuzuſchlagen. An Meiſtbietenden glaube ich, würde kein Mangel ſeyn.“

„Lieber Mann,“ ſagte Madame Fink, „ich bitte dich, haſt du die Joſephine dem Herrn Palmblatt verlobt?“

„Wie du ſiehſt, und ich glaube, du wirſt nichts dagegen haben.“

„Mein Gott, mir ſchwindelt! Kommt, liebe Kinder zu mir, daß ich euch umarmen kann; ich kann unmöglich aufſtehen!“

Palmblatt und Joſephine gehorſamten der phlegmatiſchen Mutter. „Aber, lieber Herr Sohn, den Rock müſſen Sie nun ablegen.“

„Gewiß, beſte Mutter. Mit ihm fällt der letzte Reſt meiner Flegelhaftigkeit.“

Joſephine küßte wiederholt Vater und Mutter. „Seid ihr nun nicht zufrieden mit dem, was ich euch erſtanden habe?“ fragte ſie ſchelmiſch die Ältern. „Wie gut war es doch, daß ich in die Verſteigerung ging!“

„Und noch beſſer war es, daß du die Atlasrobe nicht abgelegt haſt, wie der Vater wollte,“ ſagte die Mutter. „Wie hätteſt du dich ſonſt anſtändig können verloben laſſen?!“ —

„Dann wäre es eine zeitgemäße Verlobung geweſen,“ verſetzte Fink — „die ungeſchmückte Freiheit der einfachen Schönheit!“

Feuilleton.

⁂ **Brayer's Charakteriſtik der Türken.** — Die „Neuf années à Constantinople,“ die kürzlich von dem praktiſchen Arzte Dr. A. Brayer herausgegeben worden, laſſen tiefer, als die meiſten anderen Reiſeberichte, in das Innere des türkiſchen Lebens und Weſens einſchauen. Der Verfaſſer fand durch ſeinen ärztlichen Beruf Eingang, wo nicht leicht je ein Franke hingedrungen ſein mag.

Ueber den Charakter jener Nation äußert er im Allgemeinen: „Ich für meinen Theil fand den Türken — die Fälle ausgenommen, wo die Ehre ſeiner Regierung oder ſeines Glaubens gefährdet und ſein Fanatismus zur Vertheidigung beider aufgeregt war, — im Allgemeinen gut, aufrichtig, mildthätig, gaſtfrei, ohne Prunk und Scheinheiligkeit, und obgleich ſeiner Religion innig zugethan, gegen jeden Andersgläubigen duldſam. Der Türke iſt ehrlich im Verkehr, mag er es nun mit Landsleuten oder mit Fremden zu thun haben; endlich beſitzt er die Tugend der Reinlichkeit in einem Grade, wie vielleicht keine europäiſche Nation.“ Auch verſichert Herr B., daß „in Conſtantinopel, wo die Häuſer kaum verſchloſſen werden, wo der Krämer am Abend (zum Gebet) fortgeht und ſeine Bude offen läßt, jährlich kaum ſechs Diebſtähle begangen werden.“ Hinſichtlich der Vielweiberei bemerkt derſelbe, daß „die Ulemas, die Beamten an den Miniſterien, Alles, was im Dienſt der Großen ſteht, die kleinen Rentiers und alle Gewerbsleute, Schiffer u. ſ. w. (alſo mehr als $^4/_5$ der männlichen Bevölkerung) in der Regel nur eine Frau haben.“ —

Den Einfluß des Korans auf den Charakter der Türken beſtimmt Herr B. dahin, daß durch denſelben 1. entweder vernichtet oder doch unterwürfig gemacht werden: die Neigung zum Zanken, zur Liſt, zum Dünkel; das Gedächtniß der Wörter, der Thatſachen und Formen; die Leidenſchaft des Reiſens, der Sinn für Harmonie, Farben und Töne, — für Berechnung und Mechanik, das poetiſche und mimiſche Talent ꝛc. 2. in den Schranken der Mäßigung werden gehalten: die Liebe zu Kindern, die Gewöhnung an den Ort unſeres Aufenthaltes, die Freundſchaft, Geſelligkeit und Liebe zu irdiſchem Beſitz; endlich: 3. im höchſten Grade ausgebildet werden: die phyſiſche Liebe, Sanftmuth, Wohlwollen, Höflichkeit, das Gewiſſen, Bedachtſamkeit, Beharrlichkeit, das religiöſe Gefühl, die Ergebung in das Geſchick, Redlichkeit ꝛc. Was die letztere betrifft, ſo bemerkt B. gelegentlich: ich habe manche Artikel voll Vertrauen bei einem Muſelmann eingekauft, die ich von dem plauderhaften und ſchurkiſchen Griechen, dem kalten und verſtockten Armenier, und dem ſchmutzigen, ſchreienden Juden nicht hätte erhandeln mögen. Am meiſten aber hat man ſich vor dem verſchmitzten und lügenhaften Franken in Acht zu nehmen.“ —

⁂ **Waſſer und Feuer, Elemente der Vorzeit und Zukunft.** — Karl v. Raumer in ſeinem kürzlich erſchienenen Lehrbuch der Geographie gedenkt der Ueberlieferungen, welche mit der Geneſis die Welt aus Waſſer entſtehen oder wieder auftauchen, — und der Ahndungen und Weiſſagungen, die mit der Apokalypſe ſie durch Feuer untergehen oder erneuen laſſen. Für das Erſtere erinnert er an Sagen der Chineſen und Aegyptier, an den indiſchen Menu und Sakontala, an die aſſyriſche Sage vom Siſuthrus, an phrygiſche und griechiſche Mythen, an die brittiſche Druidenlehre, an mexikaniſche und peruaniſche Sagen. Für das Andere ſprechen indiſche Lehren, Zoroaſter, die orphiſche Kosmogonie, Heraklit und die Stoiker, ſelbſt die Epikuräer, deutſche, ſkandinaviſche, galliſche und mexikaniſche Weiſſagungen.

„Alles,“ bemerkt er dann, „Alles deutet ſonach darauf hin, daß das Waſſer das herrſchende Element der Vorzeit war, deſſen Gewalt ſich zu Ende neigt; die Macht des Feuers, des Elements der Zukunft, aber im Wachsthum begriffen ſei.“ —

⁂ **Naturhiſtoriſches Muſeum in Oſtindien.** — Die zu Batavia beſtehende Geſellſchaft für Künſte und Wiſſenſchaften errichtet nunmehr ein Muſeum für naturhiſtoriſche Gegenſtände, Alterthümer und Seltenheiten, welches mit dem Muſeum zu Leyden in Verbindung geſetzt werden ſoll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nr. 124. 1836.

Phönix.

Freitag, 27. Mai.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

16.

Zu beſſern Zeiten war die Poeſie im Frieden
Mit Proſa, weil Gebiet war von Gebiet geſchieden.

Mit Kunſt und Weisheit wollt' in ihren eignen Gränzen
Sich jede ründen, und mit eigner Schönheit glänzen.

Ohn' etwas von dem Gut der Nachbarin genommen
Zu haben, jede hielt auf ihr's und war vollkommen.

Was hat ſie nun bethört, den Haushalt ſo verſtört,
Daß keine recht mehr weiß, was recht ihr angehört?

Anmaßend haben ſie begonnen auszuſchweifen,
Und jede will in's Reich der andern übergreifen.

Daraus entſtanden iſt Grenzſtreitigkeit und Irrung,
Und draußen überhand und drinnen nimmt Verwirrung.

Was eignes keine mehr will keiner mehr erlauben;
Wie eine was erwarb, wird ihr's die andre rauben.

Daraus entblühn nun die troſtloſe Zwitter, wie
Poetiſche Proſa und proſaiſche Poeſie.

Und der ſie rügt, mein Ton, biſt du nicht auch ein Zwitter?
Aus zweien nicht gemiſcht, einſt du die zwei als dritter.

Die Kunſtausſtellung in Frankfurt am Main.

Seit dem 15ten Mai iſt die zweite Frankfurter Kunſtausſtellung dem hieſigen Publikum eröffnet. Der Umſtand, daß ſehr viele im Catalog angekündigte Gemälde (worunter gerade einige von großer Bedeutung) faſt um eine Woche ſpäter ankamen, als man erwartet hatte, beſtimmte uns, unſer Geſammturtheil über den diesjährigen Salon länger zurückzuhalten. Obgleich im vorigen Jahre auch nicht ein einziges Bild von Privaten angekauft worden war, — ſomit kein Grund zur Aufmunterung für die Künſtler vorhanden war, ſich mit ihren Werken zur hieſigen Ausſtellung zu drängen, — bietet uns eine Vergleichung zwiſchen dem Katalog von 1835 und dem von 1836 doch das erfreuliche Reſultat, daß letztrer um das Doppelte mehr Nummern zählt (der von 1835 gab 119 an, mit Ausſchluß der ſpäter hinzugekommenen, der von 1836 nennt 247.) Doch vermiſſen wir in dieſem Jahre Bendemann, Hübner, Schadow, Rottmann, Vernet, Robert, Steinbrück und m. a., überhaupt wird eine gewiſſe Dürftigkeit in hiſtoriſchen Bildern bemerkbar; dagegen erfreuen wir uns an mehren muſterhaften Genrebildern (von Embde, Pehl, Müller, Ruſtige, Heydek) und vortrefflichen Landſchaften, (wie von Fries, Leſſing, Schulten, Crola, Ebdorff, Stange, Schilbach,) auch beſitzen wir diesmal zwei koſtbare Architektbildchen, von Bayr; einige ſehr wacker ausgeführte Marinen, mehre ſehr tüchtige Porträts, (wie von Gegenbauer, Dürk, Richter, Oppenheimer,) endlich einige ſchätzenswerthe Sculpturen. Wir werden uns, indem wir verſuchen, die Hauptmomente der diesjährigen Expoſition zu bezeichnen durchaus an keine ſtrenge Eintheilung in Gattungen halten, ſondern von einem bedeutenderen Kunſtwerk zum andern eilen.

Zwei Bilder von der Embde's in Caſſel, „Porträt eines Kindes aus Kirchbrunn," hauptſächlich aber die „junge heſſiſche Bäurin", welche das Blumenorakel befragt, haben die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und ungetheilten Beifall errungen. Und man muß hinzufügen: mit vollem Rechte, denn es iſt — hauptſächlich in dem zweiten Bilde — die Naivetät der Natur mit einer ſolchen Wahrheit, Treue und Sorgfalt wiedergegeben, daß man das Gemüth des Künſtlers beim Malen zu belauſchen wähnt, und in daſſelbe wie in einen Spiegel ſieht, aus welchem die Natur in ihrer ganzen Grazie hervorleuchtet. Man kann ſagen, daß der Künſtler den Eindruck dieſes unſchuldigen Weſens in vollkommener Reinheit in ſich aufgenommen. Dieſer Zauber der Einfachheit iſt es, welcher jedermann feſſelt. Man hat dem Künſtler bei früheren Bildern, — namentlich z. B. bei Gelegenheit ſeiner zwei ſpielenden Bauernkinder (die ſich auf der diesjährigen hannöver'ſchen Ausſtellung befanden) vorgeworfen, daß er ſich oft „durch irgend eine abſonderliche Idee den Eindruck ſeiner Arbeiten, wenigſtens theilweiſe, verderbe." Dieſer — nicht ungegründete Vorwurf — trifft unſer Bild nicht; im Gegentheil muß man ihm hier zu Lobe nachſagen, daß er hier eine ſolche Harmonie der Details entwickelte, welche dem Bilde zum größten Vortheil gereicht. Es verſteht ſich — durch die Art des Gegenſtandes — von ſelbſt, daß die techniſche Ausführung keinen geringen Antheil, ja ſogar einen weſentlichen an dem günſtigen Eindruck hat, welchen das Ganze hervorbringt. Dürfte irgend etwas daran für das feinere Auge noch zu wünſchen übrig ſein, ſo wäre es eine unmerklich leichtere Haltung des Unterkörpers, und eine kleine Abweichung von der Naturtreue, betreffs der etwas dicken Beine des lieblichen Mädchens.

Eine Reliquie des zu früh verblichenen Landſchafters Ernſt Fries „Sorrent mit dem Hauſe Taſſo's, am Meerbuſen von Neapel, nach Sonnenuntergang" gehört zu den erſten Notabilitäten der diesjährigen Ausſtellung. Wir ſind keine Freunde von Veduten; nun iſt dies Bild freilich eine Veduta, aber was für eine! Hier iſt die Wirklichkeit nichts als der Stoff, aus welchem ein impoſantes Gedicht geſchaffen wurde, welches man ein ächt romantiſches zu nennen verſucht wäre, wenn dieſe Bezeichnung mit der ſo viele Affenſchande getrieben wird, nicht in den Verruf der Ideenverſchwommenheit gerathen wäre, während dies Bild von Fries ſich grade dadurch ſo ſehr auszeichnet, daß es durch die Beſtimmtheit der Idee uns mit einem gewaltigen Eindruck überkommt. Nur das innere Auge eines reichbegabten, dichteriſchen Gemüthes kann der Natur einen ſolchen Moment ablauſchen, in welchem ſie ſich eben — unbelauſcht wähnt, und — faſt möchten wir ſagen — den Zauber des Überirdiſchen enthüllt; hier auf dem Bilde von Fries lebt Alles, jede Form ſpricht. Es iſt eine Elegie im großen Styl, in einem ſchönen Metrum und voll Melodie. — Welche Grazie der Linien, welche Wärme im Colorit, endlich vor Allem und in Allem, welcher — verſtändig eingetheilte — ungeheure Reichthum von Ideen!

Wahrhaft koſtbar ſind die beiden Architekturbilder, von A. v. Bayr's aus München. Wir ſtellen ſie deshalb ſo hoch, weil ſie beweiſen, was ſich durch Licht errei[illegible] läßt, denn man kann wahrhaft ſagen, daß in dieſen Wänden und Steinen jene Wärme iſt, welche die Natur denſelben nur in einzelnen Weiheſtunden zukommen läßt, — eben durch das Medium des Lichtes. Dies erkennend, hat der Künſtler das letztere zur Baſis ſeiner ganzen Technik gemacht, und ſich die einfachſten Gegenſtände hervorgeſucht, um im Kleinen Großes zu erreichen.

Wir wollen die Porträts in Kürze zuſammenfaſſen, da ihrer nicht viele ſich vorfinden; von Amerling in Wien, Dürck in München, Gegenbauer in Rom, Magnus in Berlin, Monies aus Copenhagen, Prof. Oppenheimer, Richter aus Coblenz und Wolffsheim, letztere vier ſämmtlich in Frankfurt. — Den Vorzug vor allen möchten wir Gegenbauer's (enkauſtiſch gemaltem) Porträt einer Neapolitanerin einräumen; hier iſt ein wunderbares, weiches und doch intenſives Colorit, welches uns beinahe an die florentiniſche Schule erinnert. — Dürck's Bild macht zwar dagegen den entſchiedenen Eindruck der Modernität, doch empfiehlt es ſich durch Delikateſſe, Grazie und außerordentliche Wahrheit. Recht brav gemalt iſt das Porträtbild von Prof. Oppenheimer und hat überdem den Werth der anerkannten Ähnlichkeit. Den drei Bildern von Richter läßt ſich gleiches Lob nicht abſprechen. Das Bild von Amerling aber zeichnet ſich durch eine wunderliche Rohheit aus, welche wir bei dieſem in ſeiner Vaterſtadt geſchätzten Künſtler nicht begreifen können, ein Vorwurf, der auch ſeinem Landsmann Ranftl gilt, deſſen pudelnärriſches Genrebild der Nicolaus-Abend mehr mit dem Beſenſtiel als mit dem Pinſel gemalt zu ſein ſcheint. Die zahlreichen Porträtbilder von Monies ſind mittelmäßig. —

Eine eigenthümliche Erſcheinung bieten in dieſem Jahre die neugriechiſchen und türkiſchen Genrebilder, womit uns die Münchner Maler, nachdem ſie ganz Deutſchland mit Wilddieben, Sennerinnen und Schleichhändlern verſorgt hatten, bewirthen. Ein intereſſantes Gebiet thut ſich nach dieſer Richtung hin für uns auf, um ſo intereſſanter, da wir damit noch nicht ſo überſättigt werden, wie es dem Vernehmen nach ſeit der Bajuvariſirung Griechenlands der Münchner Kunſtverein bereits ward, und er ward es auf eine Weiſe, daß Jemand in München die Meinung aufſtellte; Griechenland ſei blos wegen der Münchner-Genremaler Bairiſch geworden.

Wir müſſen den General von Heydek von dieſer neueſten Richtung nicht blos wegen des bleibenden Werthes ſeiner Arbeiten, ſondern auch ſchon aus dem einfachen Grunde ausſchließen, weil er ſich ſchon um ungefähr 10 Jahre früher, in Momenten, wenn er den Pallikarenſäbel weggelegt, — bereits mit meiſterhaften Darſtellungen aus dem griechiſchen Volksleben beſchäftigt hatte. Unſre Ausſtellung beſitzt von dieſem ritterlichen Künſtler ein charmantes Bild: das Lager der Philhellenen im Jahre 1827 mit vielen Portraits, im Hintergrunde —

Athen. Man ſieht es dieſer Compoſition an, daß der Verfaſſer, der im Hintergrunde ſteht, an Ort und Stelle war, und ein rüſtiges Leben auf klaſſiſchem Boden führte — der friſchen Reminiscenz bedeutender Erlebniſſe hat denn die Compoſition wahrſcheinlich auch die Fülle von einzelnen Geſtalten und ganzen Gruppen zu danken, welche den vollen Raum der Leinwand einnehmen, und den Ueberblick erſchweren, — ſo wie die lichte Färbung, deſſen Ton wie von heute iſt. Von Pezzl in München ſehen wir ein griechiſches und zwei türkiſche Genrebilder, von Perlberg „griechiſche Palikaren bei'm Feuer," von Wittmer aus Baiern, in Rom, „eine türkiſche Caravane bei Smyrna." Von Pezzl's drei Bildern iſt eines — das kleinſte — ſehr ergötzlich. Zwei ächte Stocktürken ſitzen ſchmauchend beim Kartenſpiel, ein Neger bläſt die Kohlen an. Die Phyſiognomien dieſer unförmlichen Köpfe ſind von ſchlagender Wahrheit, wir ſelbſt haben dieſen Typus ſchon in manchen Individuen geſehen und können bezeugen, daß nichts daran karikirt iſt, — es iſt die vollendete „Muffigkeit" (wenn das Wort erlaubt iſt), die gänzliche Gedankenloſigkeit, die — beſonders aus dem gelben — ſpricht, würden wir ſagen, wenn es nicht grade die Eigenthümlichkeit dieſes Patrons wäre, ſo wenig als möglich zu ſprechen. Und nun dieſer Neger, dem zum Anpuhſten gerade die wulſtigen Lippen in der That den Dienſt verſagten und die Naſe trotz ihrer Aufgeſtülptheit gleichfalls hinderlich zu ſein ſcheint! Das Bildchen iſt in ſeiner Einfachheit ganz und gar voll Humor, das heißt, nicht voll eines hinein gelegten, ſondern voll eines ſolchen, den die Sachen — denn ſo darf man dieſe Perſonen füglich nennen — mitbringen. Pezzl's größere Bilder (das Feſt der athenienſiſchen Frauen und der Paſcha) haben einen blos relativen Werth, den einer ſehr delikaten Technik. Wie allerliebſt ſind die Coſtüme gemacht, wie fleißig alle Kleinigkeiten ausgeführt. Aber bei dem Feſt der Frauen mangelt — die Compoſition; ein Fehler, der durch die Ueberfülle von Figuren, von denen man den Zweck des Beiſammenſeins auch nicht im entfernteſten ahnt, nur noch ſtärker hervorgehoben wird, auch ſtört der theatraliſch coeffirt ausſehende Palmbaum in der Mitte durch die allzugroße Symmetrie. Mit einem Worte: das Bild ſieht trotz aller hübſchen Einzelnheiten, eben nicht wie ein einziges Bild, ſondern wie ein Bilderbuch aus. Das dritte Bild: der Paſcha, trägt mehr einen beſtimmten Charakter, obwohl der Künſtler denſelben auch hier mehr durch Nebendinge, wie die zerriſſenen Prachttapeten, das verunſtaltete bunte Fenſter ꝛc. zu markiren vermochte, als durch die Geſtalten. So z. B. werden wir nicht klar über das, was die Turken vorſtellen ſollen, welche die gefangenen Griechinnen halten, — ſind es Sklavenhändler oder Hausdiener des Paſcha? Die Griechinnen ſelbſt ſind unſchön, die ſich ſträubende ſogar widrig verzeichnet, der Ausdruck der Knieenden ganz verfehlt. — Die Bilder von Perlberg und Wittmer ſind unbedeutend, das des erſteren erinnert gar zu ſehr an manches, was ſchon da war, wie z. B. an das köſtliche Bild von Heß; das des zweiten mag recht treu ſein, aber es leidet an einer unglückſeligen Zerbröcklung.

Aus Düſſeldorf haben wir, obwohl wir Bendemann, Hübner, Steinbrück*) u. m. a. entbehrten, manches ſehr Erfreuliche erhalten. Wir nennen vor allen einen Namen, vor dem man den Hut zu ziehen gewohnt iſt: Leſſing. Er hat eine Landſchaft eingeſendet, in welcher man ihn auf den erſten Blick wieder gewahrt. Dieſe impoſanten phantaſtiſchen Felſen, die wie Skelette urweltlicher Schöpfungen nur kaum zuſammenhaltend, ſich doch noch keck und trotzig emporgipfeln, dieſe ſchwer und zäh die Schluchten durchziehenden, mühſam empordringenden Schwaden- und Nebelmaſſen, dieſe kalten, von Geſtein durchſtochenen Kammwände, dazwiſchen ein gelber Gießbach, das ſind die uns bekannten Verkörperungen ſeiner poetiſchen Idee von hiſtoriſcher Landſchaftsmalerei. Welch eine Fülle von grandioſem Genie verwendet Leſſing auf die Urbarmachung dieſes Talentes. So auch hier! Wer je eine Landſchaft Leſſing's ſah, wird ermeſſen können, mit welcher Meiſterſchaft der von uns ſkizzirte Vorwurf ausgeführt iſt, und wird uns eine weitere Detaillirung aller Vorzüge erlaſſen. — Dicht neben der Leſſing'ſchen Landſchaft hängt ein Bild von einem anderen Düſſeldorfer, Schulten, welches manche Beſchauer beim erſten Anblick für ein Werk Leſſing's halten wollten. Rethel hat eine treffliche Staffage dazu geliefert. Das iſt eine Compoſition, welche für ein bedeutendes Talent das unzweideutigſte Zeugniß ablegt, mag es auch ſein, daß manche von der Ähnlichkeit der vom Sturm gepeitſchten Bäume mit dem bekannten Baum auf dem „zerſtörten Räuberneſt" Leſſing's beſtimmt, an Leſſing denken mußte; der Grund der Verwechſelung liegt jedoch tiefer, — im — Hintergrund! Darin zeigt ſich Schönheitsſinn und poetiſche Anlage, eines Leſſing würdig. Wir möchten jedoch dieſem Bilde ein andres von Schulten „Landſchaft mit einem Hohlwege" vorziehen, weil ſich darin die Eigenthümlichkeit des Künſtlers freier zeigt; auch eine Porträtlandſchaft aus dem „Morgenthal am Rhein" iſt ein Beweis für unſre Anſicht über Schulten's Talent. Zur andern Seite des Leſſing'ſchen Bildes hängt eine Landſchaft von Schirmer, der unbeſtritten zu den erſten Landſchaftern der Düſſeldorfer Schule gehört. Unbeſchadet ſeines großen Talentes — welches ſich hauptſächlich in Details zeigt — konnte dieſes Bild nur wenige anſprechen; uns gefiel davon nur eine ganz kleine, wunderhübſch ausgeführte Parthie im Vorgrunde (vom Bilde heraus: rechts) dagegen erſcheint uns das übrige kalt und flach, und der hügliche Vorgrund etwas verworren, der Hintergrund dagegen ſehr unzulänglich. — (Schluß folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

50) Königs-, Ritter-, Hof- und Kriegsbilder aus Spanien, nach Don Telesforo de Trueba, von Ferd. Freiherrn von Biedenfeld. 2 Bändchen. Weimar. 1836. Voigt.

Eine Sammlung von Traditionen aus Spaniens Geſchichte, welche uns lebhaft in die Denkweiſe und die Sitten des Volkes verſetzen und dadurch um ſo größeres Intereſſe erregen, da der Verfaſſer ein Spanier iſt; freilich würden wir ihm noch mehr Dank wiſſen, wenn er bei der Darſtellung derſelben ſich weniger an eine gewiſſe faſt europäiſch gewordene Romanmanier gehalten, ſondern lieber in ſchlichter Einfachheit den Ton eines alten Romancero bis zu den neueſten Traditionen feſtgehalten hätte. Wir müſſen demnach, um den Kern deſſelben zu genießen, erſt die Schale der Modernität davon abſtreifen, und finden dann noch eine Menge ſehr hübſcher und poetiſcher Motive. Jedenfalls verdient der Überſetzer für die Deutſchmachung des Werkes Dank, und es muß ihm eingeräumt werden, daß er die kleinen Unebenheiten ſeines Styls, welche man ihm früher vorwarf, mit Fleiß ausgeglichen hat.

---

*) Steinbrück's Genoveva, welche von E. Schäffer hier in Kupfer geſtochen wird, war auf allgemeines Verlangen für einige Tage aufgeſtellt.

51) **Der Flüchtling.** Lebens- und Sittengemälde aus der neueſten Zeit. 2 Theile. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Ein harmoniſch gebauter Roman, welcher die Kämpfe und Krämpfe einer gewaltig bewegten Zeit im Contraſt zu der Ruhe einer lächelnden Ariſtokratie, und zu idylliſcher Abgeſchloſſenheit mit wohlthuendem Schicklichkeitsgefühl — wenn auch nicht immer ohne eine gewiſſe Vornehmheit, — ſtets in einem muſterhaftgefügten Style ſchildert. In der Darſtellung von reflectirenden Charakteren, und von Situationen, welche durch Humor leiſe ſchattirt werden, iſt der Verfaſſer **Meiſter**, weniger glückt ihm die der Leidenſchaft.

Feuilleton.

⁂ **Nordamerikaniſche Bücherproduktion.** — Der New York Bookseller's Advertiser gibt uns nachfolgende Ueberſicht:

Gedruckt wurden in den vereinigten Staaten Nordamerika's

im J. 1833	306	amerikaniſche Orig.-Werke,	409	ausländiſche Schriften,	also 715	überh.
„ „ 1834	406	— —	216	— —	„ 622	—
„ „ 1835	318	— —	229	— —	„ 547	—

Die im vorigen Jahre erſchienenen Werke laſſen ſich, ihrem Inhalt und Urſprung nach, rubriziren wie folgt:

Theologie (Gottheit)	20	amer. Orig.	22	ausl.	42	in Summa.	
Religion u. häusliche Pflichten	15	„ „	13	„	28	„	—
Ethik u. Politik	6	„ „	3	„	9	„	—
Geſetzkunde	9	„ „	3	„	12	„	—
Statiſtik u. Handel	9	„ „	2	„	11	„	—
Reiſen	12	„ „	11	„	23	„	—
Geſchichte	4	„ „	8	„	12	„	—
Biographie	19	„ „	11	„	30	„	—
Medizin u. Chirurgie	6	„ „	5	„	11	„	—
Wiſſenſch. u. Künſte	15	„ „	8	„	23	„	—
Novellen u. Erzähl.	31	„ „	33	„	64	„	—
Poeſie	7	„ „	12	„	19	„	—
Erziehung	60	„ „	15	„	75	„	—
Kinderſchriften	22	„ „	17	„	39	„	—
Jahresſchriften	10	„ „	—	„	10	„	—
Vermiſchte Schriften	24	„ „	10	„	34	„	—
	269.		173.		442.		

⁂ **Cicconi und Pradel.** — Vor kurzem (am 10ten dieſes Monats) hat der Zweikampf, zu dem Herr Pradel den italiäniſchen Improviſator Cicconi herausgefordert, (ſ. Nro. 96) Statt gefunden. Es waren mehr Neugierige zugeſtrömt, als den Saal St. Jean im Stadthauſe zu faſſen vermochte. Eine Urne nahm die Bezeichnungen der Gegenſtände auf, welche zu einem Trauerſpiel verarbeitet werden ſollten. Das Loos, das ein Knabe zog, [illegible] **Ceſar Borgia.** Sofort wurde Herr Ludwig **Ciccon**[illegible]geführt. Er trug [illegible]kurzen ſchwarzen Rock mit Gürtel und Schnalle; ein breiter [illegible] Kragen bedeckte die Schultern; es war die ächte altitaliäniſche Tracht. Da man ihm die Wahl ließ, welches Ereigniß aus Borgia's Leben er zum Vorwurf nehmen wolle, ſo wählte er den Moment wo Cäſar ſeinen älteren Bruder meucheln läßt, weil dieſer ſein Nebenbuhler iſt bei Lucrezia Borgia — ihrer Schweſter. Nur wenige Sekunden ſchien Herr Cecconi zu bedürfen, um ſeinen Plan zu entwerfen; er ſprach fließend, mit Feuer, in den letzten Scenen mit hinreißender Begeiſterung. Herr **Eugène Pradel**, der nach ihm auftrat, ſtand mit der keineswegs poetiſchen franzöſiſchen Sprache, im Nachtheil und hatte zu einem ſchon theilweis ermüdeten Zuhörerkreiſe zu reden; — doch wurde auch ihm reicher Beifall zu Theil. Wer den Sieg davon getragen, wird nur aus der Vergleichung vieler Berichte ſich ermitteln laſſen. —

⁂ **Racen-Verkümmerung.** — Louis Viardot in ſeinen Etudes sur l'histoire des institutions de la littérature, du théâtre et des beaux arts en Espagne (Paris, 1835) bemerkt, (ſ. 409) daß, wenn man die Reihe der Portraits der fünf Könige von Spanien anſieht, welche mit Carl V. von Tizian beginnt und mit Carl II. von Carreno ſchließt, man durch die merkwürdige Degradation der phyſiſchen Formen überraſcht wird, welche mit der der Geiſtesfähigkeiten ſo genau übereinſtimmt. Immer derſelbe Kopf, dieſelben Züge; aber ſtufenweiſe die Symptome zeigend einer ſich verkümmernden (s'abâtardissant) Race. Man erkennt in **Carl V.** den feinen durchdringenden Verſtand, die nie nachlaſſende Thätigkeit, die ruhige Kraft, in Philipp II. den eiferſüchtigen Verdacht, den noch mächtigen, aber liſtigen und rachſüchtigen Willen, in Philipp III. die Begierde nach einem Willen, aber unbeſtimmt, ungenügend, das Wollen ohne das Können, in Philipp IV. — die ſorgloſe Schwäche, endlich in Carl II. die völlige Schwachköpfigkeit (imbécillité).

⁂ **Gefährliche Literatur zur Zeit Ludwig's XIV.** — Plato hielt Homer's Gedichte für ſtaatsgefährlich, Napoleon verſicherte wiederholt, er fühle ſich nicht ſtark genug, ein Volk zu regieren, welches die Schriften von Voltaire und Rouſſeau leſe. So hat zu jeder Zeit die Literatur Beſorgniſſe erregt, wie jetzt gegen V. **Hugo** und Al. **Dumas**, gegen **Balzac** und Mad. **Dudevant**, ſo wurde unter Ludwig XIV. gegen **Racine** und **Molière**, gegen la **Calprenède** und **Mademoiſelle Scudery** geeifert. Der berühmte **Nicole** in ſeinen Essais de morale nennt die „faiseurs de romans" und die Theaterdichter „öffentliche Vergifter, nicht der Leiber, ſondern der Seelen der Gläubigen." Dies bezog ſich auch auf Racine, der damals gerade an ſeiner Andromache ſchrieb, nachdem er Port-royal verlaſſen. Ebenſo eifert **Boſſuet** in ſeinem Traité de la concupiscence (c. 18) gegen die **heidniſche** Tendenz der chriſtlichen Dichter und Schöngeiſter und namentlich gegen mehrere Satiren von Boileau. Und noch war die Sorge für das Seelenheil und die Angſt vor der Hölle ſo mächtig, daß **Racine** ſchon in ſeinem 38ten Jahre ſich vom Theater bekehrte. Sein Sohn ſchreibt in den Memoiren über das Leben ſeines Vaters, dieſer habe eingeſtanden, „die Verfaſſer der Theaterſtücke ſeien öffentliche Vergifter." Racine wurde ein chriſtlicher Ehemann und Familienvater, und ſchrieb ſpäter an ſeine Söhne, er bedaure zuweilen, „daß man ihn abgehalten, **Karthäuſer** zu werden." Die Weltanſicht — nicht blos der ſtrengen Frommen, ſondern ſelbſt der gewöhnlichen Weltleute war damals noch keine andere, als die von **Labruyère** ausgeſprochene: „es giebt zwei Welten, die eine wo man nur kurz verweilt, und die man verlaſſen muß, um nie dahin zurückzukehren; die andere, in die man bald eingehen muß, um niemals ſie zu verlaſſen. Gunſt, Freunde, Macht und hoher Ruf und große Güter dienen für die erſte; — **Verachtung aller dieſer Dinge für die andere Welt.**"

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 125. 1836.

Phönix.

Samſtag, 28. Mai.

Ein Abend im Café des arts zu Brüſſel.

Von

Eduard Beurmann.

Im Café des arts fand ein fröhliches, reges Treiben ſtatt, man konnte kaum einen Platz an einem der kleinen Tiſche des Gaſtzimmers erhalten und die Garçons hatten vollauf zu thun, um den Forderungen der Durſtigen zu genügen. „Un crouchon de Louvain! Un verre de ponch! Une bouteille de Faro, de Lembick" ſchallte rechts und links; denn das Café des arts iſt eines der beſuchteſten estaminets in Brüſſel, und wer jemals in Brüſſel geweſen, wird wiſſen, daß das Bier der Wendepunkt der estaminets iſt. Die Erfindung jenes alten Königs von Flandern und Brabant wird noch heut zu Tagen in hohen Ehren gehalten, trotz aller franzöſiſchen Schattirungen bewahrt der Flamänder doch in dieſer Hinſicht ſeine Originalität: „Lembick," „Faro" und „Löwener Bier" üben eine große Anziehungskraft auf ihn aus und bilden gewiſſermaßen die Grundlage jener phlegmatiſchen Langſamkeit, die den Belgier, trotz aller politiſchen Beweglichkeit, auf ewig von Frankreich trennen wird. Schon Napoleon ſagte von den belgiſchen Soldaten: ſie ſind die tapferſten, wenn ſie fern von den Bierkrügen ſind. Aber bei Löwen fehlten ihnen tüchtige Führer, und man ſuchte dieſen Übelſtand durch edlen Gerſtenſaft zu erſetzen; ſomit konnten denn jene Reſultate nicht ausbleiben, die Europa bekannt ſind.

Wenn das Café des arts wegen ſeines Bier-Rénommées jeden Abend eine große Menge heranzieht, ſo war das heute um ſo mehr der Fall, weil deutſche Muſici, Spielleute aus dem ſächſiſchen Erzgebirge, dort neben Mozart, Weber, Meyerbeer u. ſ. w. die heiteren Weiſen von Strauß und Lanner erſchallen ließen. Es war eine vortreffliche Truppe, auf welche bereits alle Brüſſeler Blätter aufmerkſam gemacht; denn gute Muſik gehört in Belgien zu den Seltenheiten. Mir war dieſe muſikaliſche Erſcheinung nichts Neues, aber ein junger deutſcher Arzt, deſſen Bekanntſchaft ich in der Mayer-Somerhauſen'ſchen Buchhandlung — der einzigen deutſchen — gemacht, bewog mich, mit ihm das Café des arts zu beſuchen.

Wir waren ſo glücklich, durch die Entfernung zweier Gäſte ein paar Plätze zu erhalten, die uns, wie ich bald bemerkte, in die Nähe dreier jungen Polen brachten, dreier Fragmente jener unglücklichen Revolution, die auch in Belgien eine Zuflucht gefunden. Vielleicht gehörten die jungen Männer einſt der école militaire an, vielleicht nahmen ſie an den erſten Schritten der Inſurrection Theil, an dem Angriff auf Belvedère. Einer von ihnen bot ein ſo jugendliches Antlitz, daß er, bringt man fünf Jahre in Abzug, zur Zeit des blutigen Kampfes kaum über ſechszehn zählen konnte. Man unterhielt ſich heiter und aufgeregt in polniſcher Sprache, kam ein deutſcher oder franzöſiſcher Bekannter, ſo grüßte man höchſt verbindlich, bald ſchüchtern, bald zutraulich. Ich möchte das Benehmen dieſer jungen Männer jungfräulich nennen, man ſah es ihnen nicht an, daß ſie Erfahrungen eines blutigen Krieges geſammelt, und doch mußte dem ſo ſein; denn mein Freund ſagte mir: alle drei haben den thätigſten Antheil an der Inſurrection genommen, und dem heißen, unbeweglichen Kampfe, der einen ganzen Tag hindurch an den Ufern der Narew Poſto gefaßt, beigewohnt. Jetzt tranken ſie „Löwener Bier," und waren ſo gleichgültig froh, als hätten ſie nie die Bedrängniſſe, geſchweige denn das Elend des Lebens empfunden. Es waren ſchöne junge Männer, feine, edle Geſichtszüge, intereſſante Phyſiognomieen mit jenem Air, der, ohne ſich geltend zu machen, imponirt. Ich beſchäftigte mich einige Zeit mit dem jugendlichen Enthuſiasmus neben mir, der, über indifferente Dinge ſcherzend, mit ſich beſchäftigt, von der Beweglichkeit um ihn herum keine Notiz nahm. Nur dann und wann durchlief das Feuerauge des einen, eines orientaliſchen Antlitzes, die Verſammlung, um ſich ſogleich wieder in die Unterhaltung zu verſenken.

Plötzlich traten drei Männer in das Zimmer, die jungen Polen erhoben ſich, ehrerbietig-zutraulich grüßend. Einer der Eintretenden, ein langer, hagerer Mann, mit einem rothen Ordensband — ich glaube dem croix d'honneur, denn der Leopoldorden wird am Ponceau-Bande getragen — reichte allen dreien nach der Reihe die Rechte, man wechſelte einige freundliche Worte. Ich erfuhr von meinem Begleiter, daß dieſer Herr der General Mellinet ſei, der an der Belgiſchen Revolution ſo thätigen Antheil genommen. Er belebte das Geſpräch, das ſich bald an jenem Tiſche entſpann, an welchem die Geſellſchaft, die durch einige belgiſche Offiziere vermehrt wurde, Platz genommen, und welcher ſich dicht neben dem unſrigen befand, ſo daß wir jene jungen Polen zur Rechten und den General Mellinet und ſeine Begleiter zur Linken hatten. Das lebhafte Mienenſpiel des Generals, die hitzige Art und Weiſe, mit der er die Unterhaltung pflog, die Beweglichkeit des alten Revolutionairs, die ihn jedes Wort, das er zu ſeinem Gegenmann ſprach, mit den nachdrücklichſten Geſten begleiten ließ, ließen mich die neben ihm ſitzenden überſehen. Jener Gegenmann aber war Gendebien, der Oppoſitions-Deputirte, und das Geſpräch drehte ſich um die jüngſte Debatte in der Kammer, um das Geſetz in Betreff des Avancements der Offiziere der belgiſchen Armee, das von Seiten Gendebien's den lebhafteſten Widerſpruch erfahren hatte, und mit welchem auch die republikaniſche Denkweiſe des penſionirten Generals der Septembertage nicht übereinſtimmen mochte.

Plötzlich jedoch fielen meine Blicke auf den Nachbar Mellinet's, der an dem Geſpräche ſcheinbar nicht den geringſten Antheil nahm. Es war ein geiſtreiches, blaſſes, leidendes Antlitz, ein Antlitz, auf welchem viel Unglück geſchrieben ſtand, hager, eingefallen, aber lichten, blauen Auges, das dann und wann ſcharf prüfend durch die Lorgnette im Zimmer umherſah und die fröhlichen Geſichter muſterte, eben ſo ſchnell aber wieder zu ſich ſelbſt zurückkehrte. Der Mann, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, hatte dünnes, blondes Haar, einen verwilderten Bart, ſein Anzug war nachläſſig, die Cravatte verworren geknotet, ſeine Hände ſpielten faſt krampfhaft mit einem auf dem Tiſch liegenden Journal, das er bald entfaltete, bald zuſammenlegte. Seine Gedanken waren nicht im Café des arts, nicht Strauß, nicht Lanner übten Einfluß auf ihn aus, nur in Zwiſchenräumen trillerte er die Weiſe der Walzer nach, mit dem Kopfe den Takt dazu nickend, aber es geſchah gedankenabweſend, wie wenn Einer einem läſtigen Frager Antwort ertheilt, ohne den Inhalt der Frage geprüft zu haben, wie wenn Einer zu dem Geſpräche eines ſtörenden Nebenmanns ſtets „ja!“ ſpricht, um nur weitläuftiger Deductionen überhoben zu ſein. Wer iſt der Mann? fragte ich den jungen Arzt. Ich weiß es nicht, war die Antwort. Aber der Mann mußte von Bedeutung ſein; denn der redſelige General wandte ſich häufig an ihn, wo er denn ſelten Antwort gab, ſondern meiſtens vor ſich hin lächelte. Über eine Stunde ſaß der Mann ſo da, er trank Zuckerwaſſer mit eau de fleur.

Die jungen Polen erhaben ſich, um den Saal zu verlaſſen. Doch bevor ſie gingen, traten ſie zum Tiſch zu unſerer Linken. Der Hagere blickte auf, ſein Auge glänzte, ſein Geſicht lächelte, er reichte jedem die Hand, drückte und ſchüttelte die der jungen Leute, welche beſcheiden und ehrerbietig, wie von einem über ihnen Stehenden, wie von einem Lehrer, ſich beurlaubten. Jetzt fragte mein Begleiter einen der Polen leiſe: Qui est ce monsieur? Stolz, wie ein Spartaner, antwortete der Pole: Lelewel!

Man kann leicht denken, wie ſehr mich dieſer Name überraſchte. So nahe hatte ich den Schöpfer der polniſchen Revolution, die Pulsader jener großen Bewegung, die in ganz Europa widerhallte, den Dichter jener gewaltigen Tragödie mit den blutigen Scenen bei Grochow und Oſtrolenka nicht vermuthet. Die Muſik ſpielte eben wieder einen Walzer von Strauß, eine luſtüberſprudelnde Weiſe, die die ganze Geſellſchaft bewegte, aber meine Augen hafteten ſtarr auf dem trauerfarbenen Antlitz, auf dem weichen, melancholiſchen Blick Lelewels. Er bemerkte es nicht, er bemerkte nichts um ſich her, er ſann und ſann in einem fort, nur ein Gedanke ſchien ihn zu beſchäftigen. Was es war? ich weiß es nicht. Es war nicht der Blick eines wiſſenſchaftlichen Denkers, obwohl ſich Lelewel jetzt nur mit der ernſteſten der Muſen beſchäftigt, nicht das Grübeln des alterthumgierigen Forſchers, obwohl Lelewel an einem Werk über die Münzen des Mittelalters arbeitet, es war der Blick eines trauernden Geliebten, dem ſein Herz durch den Tod der Liebſten gebrochen, der zwiſchen Hoffnung und Furcht ſchwebt, ob es eine Unſterblichkeit nach dem Tode, ein Wiederſehen gibt, der Blick der innigſten Liebe und des tiefſten Leids, der aus dieſen blauen Augen ſchaute.

Nie werde ich dieſen Blick vergeſſen.

Carl Barth,

Zeichner, Kupferſtecher und Dichter.

(Fortſetzung.)

Dieſer muſenreiche Umgang löſ'te auch wiederum das Siegel ſeines Dichtermundes. Aus jener Zeit rührt das minnigliche Gedicht:

„Mit drei Südfrüchten zu Nachtiſch“ her.

„Drei gold'ne Aepfel biet' ich drei Jungfrauen,
Gereifet in der Heſperiden Garten.
Die Schönſte hat den einen zu erwarten,
Den andern ſoll zum Preiſe ſich erſchauen
Die liebenswürdigſte, jedoch der dritte
Sei einzig und allein der Beſten eigen.
Mir aber iſt geboten zu verſchweigen,
Ob oben, unten oder in der Mitte
Der erſte, zweite oder dritte liege.
Verrathen darf ich auch mit keiner Miene,
Welchen der Aepfel jede wohl verdiene?
Drum trachte jede nach belieb'gem Siege!
Die Würdigkeit kann jede ſelbſt ſich geben,
Denn fähig ſind wir alle, zu erſtreben
Schönheit des Sinns, der Seele Liebesblüte,
Das Beſte dann von allen, Herzensgüte.“ —

Barth ſetzte ſein Studium eifrig fort und zwar Anfangs unter ungünſtigen ökonomiſchen Verhältniſſen, die noch durch die künſtleriſche Verzweiflung, welche ſich ſeiner bemächtigte, verſtärkt wurden. Er litt an der Krankheit, welche jedes ächte Künſtlergemüth beim Anſchauen der Gemälde Raphael's, Michel Angelo's, der vollendetſten Kunſtwerke des Alterthums, gewaltig ergreift und den eignen Genius zu erdrücken droht.

Wie mag es in unſerem Freund geſtürmt haben, als er mit ſeinem deutſchen Herzen ein Fremdling auf den welthiſtoriſchen Trümmern der alten Roma, der Niobe der Städte, herumwandelte! Muth und Selbſtvertrauen reiften als die Früchte ſeines Künſtlerſcepticismus. Er ſchloß ſich von neuem innigſt an die neue deutſche Kunſtſchule an und half ihre Entwickelung nach beſten Kräften fördern. Seine äußere Lage hatte ſich unterdeſſen auch verbeſſert.

Italiens heitrer Himmel brach ſich endlich in ſeinem Seelenſpiegel. Thorwaldſen, der bald ſein hervorragendes Talent bemerkte, beauftragte ihn mit dem Stich der Statue ſeines Ganymedes nach eigner Zeichnung, welcher ihm Anerkennung erwarb; Ehre und Ausſicht auf eine fröhlichere Zukunft eröffnete. Dem Stich des Portraits von Friedrich Schlegel, nach der Zeichnung ſeines Stiefſohns Veit, folgten mehrere ausgeführtere Zeichnungen nach Kunſtwerken, verſchiedene Portraits und landſchaftliche Studien. Der plötzliche Tod ſeines Freundes Fohr, der beim kühlen Bade in den Tiberwellen ſein frühes Grab fand, erſchütterte ihn ſo gewaltig, daß er längere Zeit jeder ernſteren Arbeit unfähig wurde. Im dritten Jahr ſeines römiſchen Aufenthalts warf ihn ein hartnäckiges Fieber auf's Lager, welches der freilich nicht vielſagenden Kunſt der italieniſchen Ärzte durchaus nicht weichen wollte.

Überzeugt, daß ihm die Alternative geſtellt ſei, entweder die Hügel der Proteſtanten an der Pyramide des Ceſtiu's um einen zu mehren, oder hinfällig und ſiech die Rückfahrt nach der Heimath Ende Octobers allein anzutreten, entſchloß er ſich zu letzterer. Seine Wiedergeneſung raubte ihm ein volles Halbjahr. Mit heißer Sehnſucht, wieder zu ſchaffen, begann er ſodann den Antheil ſeines Stiches an den Niebelungen nach der grandioſen Zeichnung von Peter von Cornelius. Der Stich erſchien ſpäter bei Reimer in Berlin als das verwaiſ'te Titelblatt eines deutſchen Prachtwerks. Schon in Italien hatte er zwei Felder radirt und Amsler die ſeinigen daſelbſt vollendet. In Nürnberg leitete er ſelbſt den Druck der Platte und verweilte dann zum zweitenmal zu Frankfurt am Main, wo er die „mageren Jahre Aegyptens" nach einem dort befindlichen Carton Overbeck's mit dem Grabſtichel ausführte. Daſelbſt ſtach er auch das Portrait der vorletzt verſtorbnen Fürſtin von Thurn und Taxis, welche er ad naturam gezeichnet hatte. Damals erging an ihn ein Ruf nach Freiburg als Direktor und Lehrer ſämmtlicher Eleven der Herder'ſchen Kunſtanſtalt. Er nahm ihn an. Aber nur ein Jahr blieb er dort. Da er ſich in den Verſprechungen ſeines Patrons getäuſcht fand und ihm der ſonſt reizende Aufenthaltsort von dem Herzen Deutſchlands zu entfernt lag; wandte er ſich nach Heidelberg, und trat in befreundete Kreiſe ein. Er beſchäftigte ſich hauptſächlich mit dem Fertigen von Copien eines Chriſtuskopfes von Holbein, den er, unter alten Scharteken entdeckt, für die Kunſtwelt rettete. Oft zeichnete er dieſes ernſtmilde Heilandsantlitz und mahlte es in Oel in verſchiedner Größe.

Er unterzog ſich dieſer ſcheinbar einförmigen Arbeit, um deſto tiefer in das Geheimniß des Originals einzudringen, und ſich würdiger zum Stich deſſelben vorzubereiten. Während ſeines Aufenthaltes zu Frankfurt am Main von 1826 bis 1830 führte er ſein Vorhaben aus und ſtach gleichzeitig die Fresken, welche der Dresdner Mahler Vogel in Pillnitz ausgearbeitet hatte, für den Künſtler ſelbſt nach deſſen Zeichnungen. Die zierlichſte und graziöſeſte Arbeit, welche Barth je vollendete.

Außer dieſen Arbeiten wurden von ihm zu verſchiednen Zeiten eine Anzahl Vignetten und für Taſchenbücher, ſo hiſtoriſche Compoſitionen als Portraits gezeichnet und mit dem Grabſtichel ausgeführt. Von den erſteren ſind einige zu erwähnen. Ein Titelblättchen für das Frauentaſchenbuch von Duberg. Die Mutter Gottes erſcheint in einer Kirche der heiligen Cäcilia, welche über die Erfindung der Orgel in tiefes Nachſinnen verſunken iſt. Zwei anziehende Stiche führte Barth mit dem Landſchafter Grünewald zu Darmſtadt aus. Sie befinden ſich in einer Kinderſchrift, welche bei Sauerländer in Frankfurt erſchien. Die Compoſitionen rühren von Fellner her. Das eine Bild ſtellt nach Peſtalozzis Lienhard und Gertrud die rührende Scene dar, wie Bäbeli auf dem Grabe ihres Vaters weint. Ein andrer Stich führt uns den Tod des Königs von Ungarland nach einer Erzählung Achim von Arnims vor. In Portraits, ſo in der Zeichnung wie im Stich, hat Barth eine anerkannte Meiſterſchaft errungen. In dieſem Genre muß die Geſchichte der Kupferſtecherkunſt ſeinen Namen ehrenvoll in ihre Blätter einzeichnen.

Unter den vielen Portraits zeichnet ſich aus: das maleriſch radirte Bildniß des jüngern Heinrich Voß, welches ſeinen deutſchen Aeſchylos ſchmückt; die Portraits Lord Byron's, Göthe's, Chamiſſo's (im deutſchen Muſenalmanach), Georg Döring's; der Kopf einer ſchönen Römerin in Waiblinger's Taſchenbuch und der ſchönen Iſabella von Spanien. Seinen Rückert conterfeite er oft; zwei Zeichnungen führte er im Stich aus. Der eine führt uns den kräftigen Jüngling vor, der als Freimund Reimar ein deutſcher Tyrtäus ſang; der andre (im deutſchen Muſenalmanach für 1834) macht uns bekannt mit der Phyſiognomie des geläuterten Mannes, des tiefſinnigen liebenswürdigen Weiſen, des in ewiger Jugend und Friſche zeugenden Dichters, aus deſſen Auge die blauäugige Pallas ſchaut, von deſſen Lippen die Lotosblumen des Ganges und die Rebenblüthen des Rheins duften. Hier darf ich wohl, ohne zu profaniren, des ſchönen Bandes erwähnen, welches beide Freunde umſchlingt. Sie haben einen Lebensbund der Freundſchaft und der Liebe geſchloſſen. Er ehrt beide gleichermaßen. Sie ſind beide vorzugsweiſe deutſche Künſtler, jeder in ſeiner Art vollendet. O wie leben mir noch die Augenblicke nicht allein im Gedächtniß, ſondern in meinem Herzen, wenn Barth mit ſeiner ihm eigenthümlichen Begeiſterung, die alle mit ſich fortreißt, von ſeinem Rückert ſprach; welche Dichterwelt ward mir entſchloſſen, wenn er das ganze reiche Leben dieſes einzigen Mannes, die Phaſen ſeiner dichteriſchen Entwicklung, ſeine ſinnigen Spaziergänge durch die Geiſterbezirke des Alterthums, ſeinen Durchgang durch die Weisheitskammern aller Völker mit einer pſychologiſchen Wahrheit enthüllte, daß ich gewünſcht hätte, mein deutſches Vaterland, die Welt hätte gelauſcht auf die Erzählung des Freundes, um die Weltpoeſie, dieſe Weltverſöhnung unſers Rückert, ganz zu verſtehen und zu würdigen! Es ſchwebt mir noch heute eben ſo lebendig wie damals vor, als ich eines Abends ſehr ſpät nach Hauſe kam und hatte vom ſeligen Metz, der uns die laufende Literatur ſtets noch dampfend in unſre kritiſche Küche lieferte, den „Muſenalmanach für 1834" empfangen. Damals machten einzelne Bücher Epoche in unſerem Leben. Ich ſchlug noch Lärm im Hauſe, ſtörte Barth vom Lager auf und überreichte ihm das Buch. „Leſen Sie doch die Gedichte von Carl Barth, S. 106!" Sein ernſt-männliches Antlitz ſtrahlte vom Glanz der Überraſchung. „Was hat der Rückert angerichtet!" „Gute Nacht!" rief ich ihm zu und überließ ihn ſeiner Freude.

(Schluß folgt.)

Michel Angelo.

Michel Angelo ſaß und malte
Einſam an der Kapelle Wand;
Schöpfungsfeuer dem Aug' entſtrahlte,
Schöpfungsfeuer durchpulſt' die Hand.

Doch nicht weich und zierlich und zagend
Ziemt's zu malen den jüngſten Tag.
Jeder Strich iſt treffend und ſchlagend,
Kühn und ſtark wie ein Schwertesſchlag.

Drängen auch hundert und hundert Geſtalten
Sich in des Meiſters gebärendem Sinn:
Stellt des Feldherrn erhabnes Walten
All' in gewaltiger Ordnung hin.

Keinem Lauſcher iſt Zutritt gegeben,
Ringsum lebet und regt ſich nichts;
Nur des Bildes Geſtalten leben
Bei der Poſaune des jüngſten Gerichts.

Horch! da kommt es leiſe geſchritten:
Hergelockt von der Neugier Drang
Naht ſich der Pabſt mit ſcheuen Schritten,
Denn vor dem Meiſter iſt ihm bang.

Michel Angelo ſieht ihn kommen,
In ihm regen ſich Grimm und Stolz;
Thut, als hätt' er's nicht wahrgenommen,
Packet ſchnell ein gewaltiges Holz.

Und er wirft es herab — es krachet
Vor dem heiligen Vater dicht,
Der ſich eilig von dannen machet,
Störet den Meiſter fürder nicht. —

Michel Angelo bleibt alleine,
Gott gleich, da er die Welten ſchuf,
Und wie die Welten, zum Vereine
Fugt ſich das Bild beim Schöpfungsruf.

Gott gleich hat er entfernt gehalten
Jeden Blick in des Schaffens Zeit
Und ſein hohes, geheimes Walten
Hat kein ſterbliches Aug' entweiht.

Als ſein Bild nun daſteht — ein Ganzes,
Da erſt läßt er den Menſchen ein,
Und ſein Aug' ſpricht, göttlichen Glanzes:
„Schau' und ſtaune! dies Werk iſt dein!" —

Friedrich v. Sallet.

Feuilleton.

⁂ **Die ſogenannte religiöſe oder katholiſche Reaktion in Frankreich.** — In einem der geleſenſten Zeitblätter Frankreich's bemerkt Auguſte Buſſières gelegentlich: „Schmähung (insulte) Voltaire's iſt an der Tagesordnung in — ich weiß nicht welcher Schule, die ſich auf eine — ich weiß nicht welche, chriſtliche Reaktion ſtützt, — Reaktion, erfunden als Lockſpeiſe für Novitäten in der Literatur von Anfängern (débutans) ohne Verleger, von Verlegern ohne Kunden, — Reaktion, die wohl die Anzeigeſpalten der Tagblätter revolutionirt hat, von welcher man aber vergeblich die Spuren in den Kirchen ſuchen würde, und die ſchließlich nur darauf hinausgelaufen, in zwei oder drei Jahren mehr Lügen und Heucheleien zu erzeugen, als in dem ganzen Leben von Voltaire ſeine grimmigſten Ankläger aufzufinden vermochten! . . . Die Sozietät ſtirbt dahin in Apathie und Gleichgültigkeit. Wir lieben Nichts, wir haſſen Weniges, wir dulden Alles! . .

⁂ **Herr Naville**, reformirter Prediger zu Genf, hat durch ſeine Denkſchrift: „De la charité considérée dans son principe, dans ses applications et dans son influence sur les moeurs et sur l'organisation sociale" einen Theil des von der franzöſiſchen Akademie dafür ausgeſetzten Preiſes errungen. Einen Theil dieſer Denkſchrift, für welche er 20 Jahre lang die Materialien geſammelt, iſt jetzt in 2 Bänden im Druck erſchienen unter dem Titel: „La charité légale, ses effets, ses causes, les maisons de travail et la proscription de la mendicité," — eine in vielen Beziehungen höchſt beachtungswerthe Schrift. —

⁂ **Die Stunden der Andacht in Frankreich.** — Nachdem die Stunden der Andacht in Deutſchland und der Schweiz in mehr als 100,000 Exemplaren verbreitet, haben ſie nun auch Eingang in Frankreich gefunden. Die Herren Monnard und Gence haben ihre im Jahre 1830 begonnene Ueberſetzung nunmehr beendigt. Ein franzöſiſches Blatt, welches meint, „dieſes Buch erkläre auf beredte Weiſe, wie die Religion in dieſem 19ten Jahrhundert geübt werden könne," — bemerkt zugleich, daß es ſich in Paris einer „allgemein günſtigen Aufnahme (un succès universel) zu erfreuen habe." —

⁂ **Böhmiſche Literatur.** — Seitdem Dobrowſky, Hanka u. a. vor bald 30 Jahren die Böhmen wieder an ihre National-ſprache, Alterthümer und Geſchichte erinnert, geſtaltet ſich auch in dieſem Volke allmählig eine eigenthümliche Literatur. Ein treffliches Bömiſch-deutſches Wörterbuch wird jetzt von Prof. Jungmann in Prag bearbeitet; — Smatanow hat im vorigen Jahr eine allgemeine politiſche Geſchichte der erſten Jahrhunderte in Böhmiſcher Sprache herausgegeben; aus Handſchriften gibt Paul Skala eine Beſchreibung der Belagerung Malta's durch die Türken im Jahr 1565 heraus; Jaroslav Langer beſchreibt böhmiſche Landesgewohnheiten und theilt böhmiſche Volkslieder mit, und die „böhmiſchen Blüten" und die „Zeitſchrift des Muſeum's" enthalten manchen intereſſanten Aufſatz. —

⁂ **Häring über Schutt.** — W. Häring ſchließt eine ausführliche Rezenſion des Schutt von Anaſtaſius Grün mit der Bemerkung: „Schutt iſt nicht alles, was er dafür ausgiebt, (?); — aber ſeine Gedichte: „Schutt," ſind eine der bedeutendſten, geiſtvollſten und eigenthümlichſten Schöpfungen, welche die letzte Zeit im weiten Reiche unſerer Literatur zu Tage gebracht hat." —

⁂ **Neues italiäniſches Literatur- und Kunſt-Blatt.** — Mit Nächſtem wird ein Journal, betitelt Italiano, zu Paris in italiäniſcher Sprache erſcheinen, welches, von den namhafteſten Schriftſtellern Italiens redigirt, der Entwickelung der Theorien der Kunſt und der Wiſſenſchaft gewidmet, zunächſt beſtimmt iſt, die geiſtigen Fortſchritte bekannt zu machen, welche in Italien jetzt in beiden Beziehungen Statt finden. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 126. 1836.

Phönix.

Montag, 30. Mai.

Der Pudel mit dem Korbe.

Von

Leopold Schefer.

Ein Pudel hatte einen Herrn,
Dem holt' er, ſelber treu und gern,
Tagtäglich aus dem Speiſehaus
Im Korbe ſeinen kleinen Schmaus.
Die Hunde lauern ſtets ihm auf,
Doch er gibt wenig und nichts darauf,
Er ſetzt den Korb hin, beißt ſie herum
Und trollt dann fort, vom Korbe ſtumm.

Doch einſt, da ſie faſt hungrig waren,
Verſperren ſie ihm den Weg in Schaaren:
Er ſtellt den Korb hin, braucht das Maul
Und walkt die Stärkſten, gar nicht faul;
Indeſſen ſchleichen Hündelein
Und freſſen aus dem Korbe fein;
Die Großen fallen d'rüber her,
Es iſt kein Halten, Retten mehr —
Den Freſſern er da den Korb vertritt
Und frißt nun ſelbſt gewaltig mit!
Es ſind ja ſeines Herren Biſſen!
Er kann vor Allen ſie genießen!

So frißt manch Guter mit Entſetzen,
Auch mit von ſeines Landes Schätzen;
Der gute Fürſt bei ſchlimmen Fürſten
Läßt bang ſein Volk nach Freiheit dürſten.

Ach, Herre, Herr' im Himmel hoch,
Komm, hilf dem braven Pudel doch!

Die Kunſtausſtellung in Frankfurt am Main.

(Schluß.)

Eine der vorzüglichſten Landſchaften, welche aus Düſſeldorf kamen, iſt Funk's (aus Herforden) „Mühle im Thale," ein Bild, an welchem die beiden charakteriſtiſchen Hauptvorzüge der Düſſeldorfer Schule: Naturſtudium und ſorgfältige Detaillirung ſich auf das innigſte mit der poetiſchen Wahrheit und der künſtleriſchen Freiheit in Einklang geſetzt haben. Man mag dies Bild von oben bis unten analyſiren — man wird überall jedes Detail im richtigen Verhältniß zum Ganzen finden und bei der größten Genauigkeit in Dingen, welche ein eiſerner Fleiß ſo ſauber und nett vollendete, einen zarten Duft bewundern, welcher, indem er nirgends in Zerſchwommenheit ausartet, das Ganze mit der Weihe der Ächtheit überhaucht. Man betrachte z. B. nur das Waſſer im Vorgrund! Wie außerordentlich wahr iſt die Durchſichtigkeit wiedergegeben, und doch ohne die geringſte Beihülfe von Materialismus! Der Künſtler mag der Schule, deren Geiſt er eingeathmet, Dank wiſſen; — ſein Verdienſt iſt es aber, daß er, was ſie ihm zum ſichern Anhalt gegeben, nicht formell ſich eigen machte, ſondern beherrſcht, ſtatt, wie manches andre Talent, von jenem Formellen beherrſcht zu werden. — Andre ſchöne Landſchaften aus der Düſſeldorfer Schule, verdankt die diesjährige Ausſtellung den Malern Hacke (Rheinlandſchaft), Fr. Heunert (Gebirgslandſchaft), Jacobi (Winterlandſchaft), W. John (Rheinlandſchaft) und L. Schrins (Waldhütte nach einem Gewitter), deren Hauptvorzug durch eine mehr oder minder treffliche Technik bezeichnet wird. Auch ſchöne Marinen kamen von Düſſeldorf, die von Achenbach ſind keck und frei hingemalt, das Element iſt in ſeinen örtlichen und periodiſchen Eigenthümlichkeiten richtig ſtudirt. Achenbach's Marinen werden nur von Schelfhout (im Haag) übertroffen, welcher ein Bild geliefert hat: „Die Küſte bei Scheveningen zur Zeit der Ebbe.“ Der Vorwurf iſt ausnehmend einfach, die Ausführung deſſelben wahrhaft meiſterhaft, hauptſächlich, was die das Ganze beherrſchende Stimmung und die Perſpektive des Waſſers betrifft, auch der Vorgrund und die Staffage ſind köſtlich. Ferner ſind Marinen da von Sander in Hamburg („Sturm“) und Thöming aus Dänemark in Neapel („die Küſte von Sicilien mit der Anſicht des Ätna“). Das Bild von Sander zeigt uns das Meer im vollen Aufruhr, rings nichts als Tod. Die Compoſition macht durch die Ausgeſprochenheit der allgemeinen Agonie keinen erfreulichen Eindruck; uns dünkt, die Erfaſſung ſolcher Momente ſolle nicht Sache des darſtellenden Künſtlers ſein, auch hat der Künſtler, der kein gemeines Talent zeigt, ſich durch ſeine Vorliebe für Details ſehr geſchadet, welche die Aufmerkſamkeit des Beſchauers nicht blos zertheilen, ſondern faſt ganz zerſplittern, — trotz alledem muß man dem Fleiß und der Geſchicklichkeit deſſelben Gerechtigkeit widerfahren laſſen. In einer ganz andern Weiſe zeigte ſich Thöming, an deſſen Bilde man die allzu intenſive Bläue des Waſſers vielleicht nicht mit Unrecht getadelt hat. Doch muß man ſeine Compoſition loben, denn es wohnt ihr, wenn auch nicht poetiſches Leben, doch wenigſtens der Effekt großer Bewegtheit inne.

Es war zu erwarten, daß wir aus Düſſeldorf auch intereſſante hiſtoriſche Bilder erhalten würden. Wir nennen denn ein Bildchen des talentvollen Rethel, „der heilige Martin, mit dem Bettler den Mantel theilend,“ die Compoſition iſt ſehr einfach, wir möchten beinahe hinzufügen: traditionell, der Gegenſtand, der nun ſo ſtrikt gegeben iſt, läßt faſt keine andere Auffaſſung zu, indeſſen ſollte das Talent es verſchmähen, ſolche Stoffe durch moderne Manieren und Lichteffekte zu heben, — ein Übelſtand, der uns durch den Anblick des neben dem heiligen Martin hängenden einfach ſchönen Bildchens von Settegaſt, wovon ſpäter, auffallend wurde. Die grellen Reflexe durch das ſogenannte Schneelicht entſchuldigen einige unrichtig angebrachte Lichter wenigſtens nicht ganz. „Die Befreiung Petri“ von Lasinsky iſt eine mittelmäßige Compoſition, deren Eindruck durch den im Vorgrund liegenden Soldaten — der Kerl iſt offenbar ein ſchlafender Materialiſt, noch mehr geſtört und geſchmälert wird. „Die Tochter Jephta's,“ von Honſcholz wollte mancher Beſchauer mit Bendemann's Mädchen am Brunnen vergleichen, aber gewiß mit Unrecht, — die Hauptfigur (Jephta's Tochter) iſt in Auffaſſung und Zeichnung gänzlich verunglückt, (man rechne einmal die Länge der Beine dieſer Figur nach) die beiden Freundinnen ſind recht hübſch gemalt, indeſſen kann uns auch das delikateſte und prachtvollſte Colorit nicht für die Leerheit der Compoſition und die Fehler in der Zeichnung entſchädigen. — Den Übergang von hiſtoriſchen zu Genrebildern macht ein Bild von dem Düſſeldorfer, Müller: „Der Knabe auf dem Berge,“ nach Uhland's Romanze, welches wir ſehr loben müſſen. Auf einer Felskuppe ſteht der friſche, tüchtige Knab' vom Berge, der den Strom friſch vom Stein heraus trinkt, wie Uhland ſich's gedacht:

> „Er brauſt vom Fels im wilden Lauf,
> Ich fang' ihn mit den Armen auf.“

Thalmuthig, wie ein Königsſohn — die Welt iſt ja ſein — ſchwingt er den Hut.

> „Der Berg, der iſt mein Eigenthum!
> Da ziehn die Stürme ringsherum,
> Und heulen ſie von Nord und Süd,
> So überſchallt ſie doch mein Lied, . . .
>
> Und wann die Sturmglock' einſt erſchallt,
> Manch Feuer auf den Bergen wallt,
> Dann ſteig' ich nieder, tret' in's Glied
> Und ſchwing' mein Schwert und ſing' mein Lied:
> Ich bin der Knab' vom Berge.“

Tief unter ihm der Strom, — die Burgen, — neben ihm der treue Hund, der klug, als verſtünd' er des Knaben Geſang, zu ihm aufblickt. Müller's „Knabe vom Berge“ iſt eine Compoſition, welche Bendemann's „Schäfer und Schäferin“ an die Seite geſtellt werden darf. — Dieſer idylliſchen Compoſition dürfen wir Binder's (aus Wien, in Frankfurt) „ſchlafendes Kind, vom Schutzengel bewacht,“ entgegenhalten, worüber ſchon im vorigen Jahrgang des Phönix (Nro. 1.) ausführlich geſprochen worden iſt. Ein Bild des Fräuleins von Ellenrieder aus Conſtanz, welches ſpäter ankam, „die heilige Cäcilie“ erringt ſich durch Zeichnung und Colorit Freunde, und zeigt ſich durch beides als Werk eines ſinnigen weiblichen Weſens, welches mit der Kunſt nicht dilettirt, ſondern ſich mit ganzer Liebe ihr ergeben hat. Das Köpfchen der Heiligen iſt vielleicht etwas zu wenig typiſch, iſt etwas zu individuell in ſeiner Grazie, die Linie des einen Armes, der nach der Orgel hingeſtreckt iſt, iſt vielleicht etwas zu gerade, — das wäre alles, was man an dem Bilde tadeln konnte. Die Harmonie der Farben an der Draperie mit dem Hintergrunde, mit der Carnation und unter einander iſt ſehr lobenswerth. Der gute Hirt von W. Volkard in Düſſeldorf zeichnet ſich durch Ausdruck und Colorit aus. Der Ausdruck gleichſam des Abſtractums der Liebe, geht aus dem Symboliſchen des Gegenſtandes hervor, das Colorit iſt, was man ſagen kann, ſolid. Bei aller Ruhe, die der Vorwurf ſelbſt bedingt, lebt das Bild. — Verunglückt ſind dagegen zwei Bilder eines andern Düſſeldorfers, Grashoff, („die Erwartung,“ — eine ſehr abgeſchmakte Arbeit, und „die Rettung Recha's“ nach Leſſing's Nathan). — Ein Bild von Fräulein Bardua in Berlin (eine junge Bernhardiner Nonne) kommt uns mit der ſentimentalen Umgebung ſehr ſüßlich vor; — obwohl es uns nun ärgert, daß dieſe Nonne den Habit blos als Maskenanzug trägt, können wir doch nicht in Abrede ſtellen, daß das Geſichtchen gar nicht übel gemalt iſt. Skizzen von Krug in München, „die Jungfrau von Orleans“ und „Boas und Ruth“ ſind wohl Schülerarbeiten, die letztere zeugt — trotz aller Unbeholfenheit — von Talent.

Aus Frankfurt iſt manche hiſtoriſche Compoſition da. Vor allen ſind Veit's Italia und Germania und deſſen Ausſetzung Moſis zu erwähnen, betreffs deren wir ebenfalls auf den Phönix vom vorigen Jahre (Nro. 254) verweiſen. Von Veit iſt ferner aufgeſtellt die Vertreibung der

Hagar; ſo oft dieſer Gegenſtand ſchon behandelt wurde erinnern wir uns kaum, den Affekt Abraham's ſo edel (kunſtſchön, als Schmerz und Reſignation) dargeſtellt geſehen zu haben, wie auf Veit's Bildchen und mit dieſem Abraham harmoniren auch die übrigen Geſtalten. Schade, daß die **Malerei** etwas hart iſt. — Eine **Madonna** mit dem Kinde, von **Settegaſt** (in Frankfurt) iſt ein ſehr liebes, freundliches Bild, die Zeichnung, beſonders die des Kindes, voll Grazie, das tüchtige Colorit zeugt von großer Emſigkeit und von einem tief in den Geiſt der alten Meiſter eingedrungenen Studium. — Prof. **Oppenheimer's** Compoſition: „Abraham, mit Iſaack das Haus verlaſſend, um den Weg zum Opfer anzutreten,“ ſpricht uns bei weitem weniger an, als deſſen treffliches **Porträt**; ſie leidet an allzu auffallender Modernität, ſowohl was die Zeichnung, als was das Colorit betrifft. Die zwei Bilder von **Brentano** (von Frankfurt): **Hagar und Ismael** und **die Abnahme vom Kreuz** übergehen wir mit frommem Stillſchweigen. — Erfreulich iſt es, daß die Kunſtſchule des hieſigen Städel'ſchen Inſtitutes einige Arbeiten ihrer Zöglinge zu Tage förderte; mit welchen jeder billig Denkende, der in Betracht zieht, daß es größtentheils **erſte** Verſuche ſind, für den Anfang zufrieden ſein kann; ſo z. B. verräth **Becker** von Bornheim, der einen „Engel Raphael mit dem jungen Tobias“ geliefert hat ein vielverſprechendes Talent, der Engel iſt edel aufgefaßt, ordentlich gezeichnet und wacker gemalt.

Hier iſt auch der Ort über die **Sculpturen** einige Worte zu ſprechen, da dieſelben — mit Ausnahme des Modells zu einem der beiden Basreliefe für Guttenberg's Denkmal von **Thorwaldſen**, und mehrer ſchöner getriebener Arbeiten von dem Silberarbeiter **Kirſtein** in Straßburg — ſämmtlich von in **Frankfurt** lebenden Künſtlern ſtammen. Von **Zwerger** (Profeſſor am Städel'ſchen Inſtitut) ſind eine Büſte **Washington's** (deren Ausdruck uns ſehr an den bekannten Gothe'ſchen Zeus-Typus erinnert) ferner eine „Schnitterin“ und ein „Jäger mit einem erlegten Reh“ zu ſchauen. Die beiden Statuetten ſind von vorne beſſer anzuſehen als von der Seite und von hinten (hauptſächlich die Schnitterin, bei welcher uns überdem die modernen Haargeflechte etwas ſtören) jedoch recht hübſch aufgefaßt und mit vieler Geſchicklichkeit gemacht. **Eduard Wendelſtädt** (ein noch ſehr junger Künſtler) hat eine recht lobenswerthe Gruppe geliefert, „Hagar und Ismael,“ von einer gewiſſen künſtleriſchen Jungfräulichkeit eingegeben und mit einfacher Anmuth behandelt, hauptſächlich gilt dies Lob der zierlichen Draperie. Das iſt ein junges Talent, welches Aufmunterung verdient und ohne Zweifel die Hoffnungen rechtfertigen wird, die man von ihm hegt. „Maria mit dem Jeſusknaben und Johannes,“ von **Krampf** iſt gleichfalls eine nicht ganz zu verwerfende Arbeit, obwohl die Dimenſionen den Künſtler verleitet haben, die Madonna etwas gar zu kindiſch darzuſtellen, und die Kinder ſelbſt etwas embryonenartig. Zwei kleine Porträts (Reliefs) deſſelben Künſtlers verdienen Lob. **Leuchtweiß** (ein Schüler Zwerger's) hat ein Hautrelief: „Venus und Adonis“ geliefert, — an welchem wir die erſtere loben müſſen, dem zweiten aber eine größere Leichtigkeit und Grazie wünſchen möchten. Da das Werk **Hautrelief** iſt, ſo iſt es ein gewaltiger Mißſtand, daß die innere Seite des Venuskopfes ganz und gar vernachläſſiget iſt, doch vielleicht trägt auch ein Mißgeſchick beim Gypsguß die Schuld.

Wir können, überſichtlich zu ſprechen, nur unſere Freude ausdrücken, in Frankfurt dieſe Beſtrebungen in einem Zweige der Kunſt zu gewahren, welcher in neueſter Zeit faſt nur von Höfen cultivirt wird. Möchte doch die Plaſtik von deutſchen Communitäten beſſer berückſichtigt werden; möchten doch reiche Private, welche ihre Zimmer oft mit ſchalen Effektgemälden behängen, die ſie für ſchweres Geld ankaufen, ihr Theil dazu beitragen, daß ſo manche junge Talente für Plaſtik nicht aus Mangel an Thätigkeit zu Grunde gehen müſſen. — — —

Vier Landſchaften von vier verſchiedenen Meiſtern, **Koch**, **Stange**, **Schildach** und **Lucas** müſſen, da ſie verſchiedene Richtungen repräſentiren, hier zuſammengeſtellt werden. Das Bild des Erſten charakteriſirt eine gewiſſe robuſte Härte und eine Aufopfrung der Farbe an die Compoſition, ja faſt ein Zwieſpalt und Trotz der Compoſition gegen die Ausführung. Das des Zweiten, der ſich mehr zu Vedute hinneigt, ein ſchönes Wechſelverhältniß zwiſchen Formen und Farben, eine wunderbare Weichheit in der Ausführung, die faſt an Weichlichkeit gränzt, aber noch immer rein künſtleriſch iſt (hauptſächlich gilt dies von ſeiner Tyrolerhochalpe bei Morgenbeleuchtung). Das des Dritten ein glückliches ſcharfes Auffaſſungsvermögen für eigentliche Veduten, als in ſich abgeſchloßne und befriedigende Kunſtwerke, und ein brillanter Effekt. Das des genialen Lucas eine hochpoetiſche Erfindungsgabe, welche die Koch's paralleliſirt und manchmal übertrifft.

Außer dieſen vier ausgezeichneten Landſchaften verdienen auch noch Erwähnung **van Haanen** hier **Haushofer** („der Chiemſee; der Vorgrund iſt verfehlt) **Bürkel**, **Crola**, (alle drei von München), des Letzteren große Landſchaft iſt leider nicht plaſtiſch genug gemalt, obwohl ſie, als **angelegt**, große Schönheiten hat; **Kaufmann** (in Hamburg), von **Normann** in Düſſeldorf (der Lurleifelſen, ein eigenthümliches Bild, nicht ohne Verdienſt, aber ohne rechtes Licht), **Vollmer** (Gegend am Chiemſee), **Brandes** aus Braunſchweig (Gegend aus den Appeninen bei Civitella, reich, aber etwas kalt und ſaftlos), **Wagner** von hier (große Waldpartie mit Staffage, ein ſchätzenswerthes Bild) **Fohr** in München, deſſen Landſchaft ſich durch weiche Töne auszeichnet, aber an perſpektiviſchen Fehlern leidet, **Roſenkranz** (aus Frankfurt) Landſchaft aus der Jachenau im bairiſchen Hochand, recht ſaftig und lebensvoll.

Thierſtücke. **Adam** (in München) ſteht oben an; von ſeinen drei Bildern gefällt uns jedoch nur „das Mutterpferd mit einem Fohlen im Stalle, daneben ein Knabe mit Hunden ſpielend.“ Der Schimmel auf dem durch mehre Ausſtellungen bekannten Bilde: „der bairiſche Poſtſtall“ iſt verzeichnet. **Helm** (eine „Ziege.“ — der Hintergrund iſt fatal). — „Todtes Geflügel“ von **Schnitzler** in München. Zwei treffliche Thierſtücke ſind von **Simmler** aus Geiſenheim da.

Genrebilder. Hier haben wir noch zu nennen: eine Skizze des braven **Ruſtige** aus Mainz „das kranke

Kind." — Eminent gelungen und auch ſchon dadurch allgemeiner anſprechend, weil es vollendet iſt, iſt „ein ruhendes Bauernmädchen" von **Becker** in Düſſeldorf, welches mit **Embde's** „Bäurin" um den Preis ringen darf. „Die Zeche" von **C. Schröder** in Braunſchweig wurde von manchem Beſchauer höchlich geprieſen, wir geſtehen, daß wir ganz und gar nichts Beſonders daran und darin finden, ſondern daß uns das Bild höchſt alltäglich vorkommt. Beſſer iſt „des Seemanns Abſchied" von **Jordan** in Düſſeldorf, es empfiehlt ſich durch eine gewiſſe Flüchtigkeit in franz. Manier. **Senhuber** in München hat eine Scene aus dem dreißigjährigen Kriege geliefert, welche nicht ſo übel wäre, wenn wir nur wüßten, was der Mann im Mantel bei dem Conſtabler will, der auf ſeiner Kanone ſitzt. Dieſer Mantelmann aber verdirbt den ganzen Eindruck, den der einfache Ausdruck des hübſchen einfachen Gedankens hervorgebracht hätte. Von **Flüggen** in München ſehen wir ein malitiöſes großes Genrebild, „ein Fräulein und ein blinder Bettler," malitiös deßhalb, weil das Fräulein offenbar eine Münchnerin iſt, und ihre Geſtalt, beſonders was das Poſtament derſelben und Sonſtiges betrifft, keinen guten Begriff von den Reizen der Schönen in München erweckt. Der Bettler aber hat ein Recht, affektirt zu ſein, da das Fräulein und ihre Begleiterin es auch ſind, und das Publikum hat ein Recht, das Bild nicht lang zu betrachten, weil es auf ſo vieler Leinwand nichts Geſcheites findet. — Noch bei weitem weniger aber findet es auf einer Leinwand, welche **Cevalier Goubaud** in München mit abſcheulichen Figuren bemalt hat; das Bild ſtellt eine Gemäldeverſteigerung bei Chriſtie in London mit Portraits von dortigen Kunſtliebhabern und Künſtlern vor; — ſollte dies Bild je ſelbſt unter den Hammer kommen, ſo wäre es vom Auktionator ſehr vernünftig, ſo lange darauf loszuſchlagen, bis alle dieſe Karikaturen vernichtet wären. Von **E. Förſter** in München iſt „ein kleiner Abbate" da, der von ſeiner Großmutter gute Lehren empfängt. Förſter iſt ein beſſerer Kritiker als Maler. **Klein** in Nürnberg hat mit ſeiner bekannten Sorgfalt ein kleines Bild „ungariſche Bauern mit Fuhrwerk auf einem Futterplatze vor Wien" ſauber ausgemalt; jede Kleinigkeit iſt nett, das Bild wird denen, die mit Klein's anſpruchloſen Bildern zufrieden ſind, gefallen. Die Bilder von **Mende** in München ſind von einer widerlichen, gemeinen Hypernatürlichkeit, „die Schuhmacherwerkſtätte" kann man wirklich pechſchmutzig nennen. **Waldmüller** in Wien, ein recht talentvoller Künſtler, hat nicht ſein beſtes Bild hierher geſchickt, — den „venetianiſchen Obſthändler," — geziert und geleckt, ohne Pointe und Intereſſe. „Eine Wahrſagerin" von **Schwinger** in Düſſeldorf, erhebt ſich nicht ſehr über das Mittelmäßige, man weiß nicht, wozu das Bild da iſt, und das iſt ſchlimm. Von den „Wildſchützen, Räubern, Sennerinnen u. dgl.," woran kein Mangel, ſprechen wir nicht, ſonſt bekämen wir die Schwindſucht.

Schlachtenbilder erhielten wir von **Monten** (deſſen „Tod G. Adolph's") ein an Details reiches, nur eben deßhalb etwas verworrenes Bild, — ferner von M. „franzöſiſche Chaſſeurs, die einen Koſacken verfolgen" (unbedeutend) — dann von **Schelver** in München, „Schlachtgetümmel zwiſchen bairiſchen Chevauxlegers und polniſchen Uhlanen der franzöſiſchen Garde; im Hintergrunde ſieht Napoleon, (gleichfalls ohne Werth).

Von Architekturbildern iſt nach **Bayer** ein treffliches Bild voll Licht und Wärme von **W. Gail** in München, „Vorhof und Garten der Wohnung des Künſtlers bei deſſen Aufenthalt in Tarragona" zu erwähnen, dann ſind vier mittelmäßige Bilder vorhanden von **Bernatz** in München, drei ſehr lobenswerthe Blätter vom Oberbaudirektor **Hübſch** in Carlsruhe, intereſſante Aquarelle aus Cairo von Profeſſor **Heſſemer** (von Frankfurt), eine nette kleine Ruine mit Schnee bedeckt von **Wyttenbach** aus Trier, (auf dem Quodlibet mehrerer Münchner Künſtler) ein ſchönes Bild von dem wackeren **D. Quaglio**, Schloß Wüſtenſtein im Muggendorfer Thal (deſſen „Anſicht von Frankfurt am Main" iſt wahrſcheinlich nach irgend einem alten Kupferſtich concipirt, nicht frei von Fehlern) — der Dom zu Neuß, von **Conrad** in Düſſeldorf, eine ſchöne Stadtanſicht von **Verheyen** in Utrecht, zwei Bilder von **Ackermann** (eine Kirche mit Figuren und die Ruine der Frauenkirche bei Andernach).

Bevor wir den Salon verlaſſen, wenden wir uns noch zu einer Zierde deſſelben, die erſt ganz kürzlich aufgeſtellt worden iſt, zu einer bekannten Handzeichnung von **Overbek**: „Johannes predigt in der Wüſte." Wie erquickt man ſich daran! Welch ein Zauber der Grazie verklärt nicht blos jene Geſtalten, denen Jugend und Geſchlecht die Grazie vorzugsweiſe zum Monopol gaben, ſondern auch die ernſten Greiſe, — wie leuchtet dieſe Grazie durch das, was man par excellence „Charakter" nennt, durch, ja, wie vergeiſtigt bei Overbeck die Grazie den Charakter! Und welche Poeſie in der Compoſition! Sie läßt ſich mit Worten nicht völlig abcopiren, ganz nur — nachfühlen. In der Mitte: Johannes, mild, aber begeiſtert, — erhaben, aber blos der Vorläufer, — zunächſt um ihn Weib und Jüngling, der letzte ganz hingegoſſen in ſüße Empfänglichkeit und Träumerei. Dahinter Krieger. Dem Prediger gegenüber im Kreiſe die bärtigen Männer und Greiſe, in kaum erweckter, in wachſender, in ſiegender Meditation, überzeugt werdend, überzeugt. Dahinter wieder Frauen, im Hintergrund Wandrer (Bürger und Krieger). Das heißt doch noch Componiren! — Freuen wir uns, daß Overbeck ein Deutſcher iſt!

Und nun verlaſſen wir den Salon, in welchem wir unſre Leſer, damit ſie unter keinerlei Pedanterei von Claſſificirung und dergleichen altherkömmlichen Belehrungsprunk ermüden möchten, als treuer Cicerone, bald zu dieſem, bald zu jenem Bilde geführt haben. Wir verlaſſen den Saal mit einer ſehr angenehmen Empfindung, welche durch die Wahrnehmung erweckt wurde, daß die Expoſition immer mehr Gefühlsſache des Publikums wird; ein Beweis dafür mag der ſein, daß — kaum iſt die Hälfte der Expoſitionszeit verſtrichen — ſchon ſehr viele Bilder angekauft ſind, und — daß keine unbedeutenden — mag darthun, daß ein feſter Geſchmack ſich ausbildet. Wir hoffen, daß in den 14 Tagen, während welcher der Salon noch offen iſt, noch manches neue Werk aufgeſtellt werden wird. Wir werden in einem Nachtrag davon Rechenſchaft geben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 127. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 31. Mai.

Carl Barth,

Zeichner, Kupferſtecher und Dichter.

(Schluß.)

Unter dem Titel: „Poeſieen von Karl Barth, dem Zeichner und Kupferſtecher, geordnet von Friedrich Rückert,“ ſind 8 Gedichte von Barth mitgetheilt. Das „Vorwort des Anordners“ enthüllt uns am ſchönſten das zarte Verhältniß der Freunde.

„Als, ich weiß nicht zum wievielſten Male,
Du mein ſchlechtes Antlitz zeichnen wollteſt,
Dießmal nicht zu eigner Luſt und Freude,
Sondern es zur Schau zu ſtellen, Eingangs
Dieſes Buchs, dem Richterblick des Leſers —
(Mög' er nur es günſtig gelten laſſen,
Wie es Gott ſchuf, und du nach es ſchufeſt:
Es ergänzen ſich die beiden Bilder
Das von dir und das in meinen Liedern) —
Als ich regungslos nun dir genüber
Mußte ſitzen und die Unterhaltung
Ausging, gabſt du zur Entlangeweilung,
Daß ſich nicht entſpannte Züge dehnten,
Mir in Handſchrift die geſammten Werke
Eines mir ganz unbekannten Dichters,
Deine eignen; und ich las und ſtaunte.
Welche Haltung ſoll ich dir genüber
Nun behaupten? Wo ich dir dem Maler,
Kühn die Stirn als Dichter bot, erkenn' ich,
Daß du ſelbſt ein Meiſter meiner Kunſt biſt,
Ich in deiner nicht einmal ein Pfuſcher.
Doch die Eiferſucht weiche ächter Liebe;
Und wie ich dich ſelbſt mir angeeignet,
Eign' ich hier — du gibſt mir die Erlaubniß —
Auch dein Lied mir an, durch dieſen Kunſtgriff:
Daß ich aus chaotiſch hingeſtreuten
Füllen ausſcheid' einzelne Gedichte,
Sichtend, ordnend und zuſammenſtellend,
Unterdrückend, auch hinzu wohl thuend
Unterſcheidungszeichen, kleine Striche,
Leiſe Sinnverdeutlichungsnachhülfen.
Wenn ich manche Härte zu verwiſchen,
Nicht geſchickt genug den Wiſcher brauchte,
Gib nur ſelbſt dafür mir einen Wiſcher!“ —

Immer brach bei Barth die angeborne Liebe zum Zeichnen und Malen hervor, und der Kupferſtecher fand auch Gelegenheit in den verſchiedenen Städten, wo er längere Zeit verweilte, ſeine Luſt zu büßen und eine große Anzahl von Porträts und ganze Familiengruppen, wie auch in Italien mehrere hiſtoriſche Kompoſitionen als Transparente auszuführen. Seine ausgezeichnetſten Arbeiten bleiben indeſſen ſein Chriſtus und ſeine Madonna nach Holbein, welche letztere er in Darmſtadt, wo er recht glücklich in einem ſchönen Kreiſe jüngerer und älterer Freunde, der beiden Felſings, der beiden Rauch's, Schilbach's, Dr. Kaup's und vieler Andern lebte, vollendete. Beſonders war es der Kupferdrucker Heinrich Felſing, der Miterfinder der Zinkographie, deſſen biedre Freundſchaft und ausgezeichnete Druckerei ihn ſchon öfters an Darmſtadt gefeſſelt hatten. Sein Chriſtus iſt ſehr kräftig und rein geſtochen. Noch ſchimmert aber bei jenem Stiche ſeine einſeitige Neigung zur altdeutſchen Richtung in der Malerei durch, die bei der Zeichnung und Ausführung mehr auf das Charakteriſtiſche, als auf das Maleriſche des Originals Rückſicht nahm, weßhalb etwas Hartes in den Formen und dem Stich hervortritt; während in ſeiner letzten Arbeit, der Madonna, ohne daß der Holbeiniſche Charakter im Mindeſten verwiſcht wurde, der ganze Stich wahrhaft mit der Nadel gemalt zu ſein ſcheint. Durch den feinen Schleierüberwurf, der von dem herrlichen Strahlendiadem der Mutter Gottes herabwallt, ſchimmern die aufgelöſten geſtrählten Haare hindurch; Antlitz und Hände offenbaren die liebliche Carnation, welche das Original auszeichnen; über das ganze Bild iſt jene jungfräuliche Anmuth und jene innigliche Demuth ausgegoſſen, welche der Pinſel eines Holbein auf Leinwand zu zaubern verſtand.

Gegenwärtig lebt Barth ſchon ſeit geraumer Zeit in

Hildburghauſen recht ſtill und einſam. Seine Muſe iſt verſtummt, den Stich der Porträts für den deutſchen Muſenalmanach hat er aufgegeben und nur [illegible] bringen Briefe und naturhiſtoriſche Sendungen an [illegible] den befreundeten Kunde von dem geliebten Mann.

Im Augenblick beſchäftigt ihn der Stich einer Magdalena für das bibliographiſche Inſtitut ſeiner Vaterſtadt, welcher nach dem Urtheil der Kenner eine ausgezeichnete Arbeit zu werden verſpricht.

Barth's dichteriſcher Arbeiten geſchah ſchon oben Erwähnung. Kein geringeres Talent zeigte er indeſſen im Erzählen einfacher Geſchichten, deren er auf ſeinen Wanderungen durch Deutſchland und Italien eine große Menge ſeinem treuen Gedächtniß anvertraut hat. Es ſind allerliebſte kleine Genrebilder, die eben ſo naiv wie kräftig das Leben wiederſpiegeln, ſo ganz Barth's derbem Humor entfloſſen, eine entzückende Lektüre für das Alter wie für die Jugend, die ſich beſonders durch die lebhaften Geſpräche der Perſonen angezogen fühlt. Es wäre recht bedauerlich, wenn jener große Schatz, der in Barth ruht, verloren gehen ſollte. Könnte er ſich nur dazu verſtehen, ſeine Erzählungen zu vollenden, die Sammlung, wenn auch klein, würde eben ſo charakteriſtiſch wie von bleibendem Intereſſe und der treuſte Abdruck von Barth's originellem Gemüthe ſein.

In den erſten Jahrgängen der Dorfzeitung ſind ſechs Erzählungen abgedruckt, von denen die eine: „Wenn die Noth am größten, iſt Gott am nächſten," beinahe in alle Sammelſchriften für die Jugend übergegangen iſt. Sein Verſuch, dem Nürnberger Grübel nachzuerzählen, findet ſich in einem Jahrgang des rheiniſchen Hausfreundes von Winter; die Erzählung der bekannten italiäniſchen Räubergeſchichte, die unter den Künſtlern ſo viel Aufſehen erregte, im Ausland 1818, eine Vertheidigung des Malers Heß in Baſel gegen eben ſo unverſtändige wie ungerechte Angriffe eines Recenſenten, im Morgenblatt. Auch arbeitet Barth ſchon ſeit längrer Zeit an einer deutſchen Überſetzung des Werkes von Longhi über Kupferſtecherkunſt, welches Göthe einer kleinen Überſetzungsprobe werthſchätzte, wozu Barth den praktiſchen Theil, an deſſen Vollendung Longhi durch den Tod verhindert wurde, ſo wie ſeine eignen Beobachtungen und Erfahrungen hinzuzufügen gedenkt.

Gedichte von Barth ſind außerdem in Menzel's Taſchenbuch: „Moosroſen für 1826" und im „Frauentaſchenbuch von 1821" abgedruckt, wie denn auch Fried. Rückert noch ſehr viele beſitzt, die er vielleicht früher oder ſpäter einmal veröffentlichen wird.

In Barth's Gedichten hat ſich ſein innerſtes Weſen rein abgeprägt und er hätte gewiß bei früherer Aufmunterung und Entwicklung ſeines Talentes Ausgezeichnetes geleiſtet. Eine tiefe ernſte Weltanſchauung, die ſich zwar oft in's Düſtere verliert, aber nicht durchaus des Zarten und Minniglichen ermangelt, iſt Barth eigenthümlich. Sein poetiſches Naturell hat einige Ähnlichkeit mit dem des Maler Müller. Seine erhabne Grundanſicht über Poeſie ſpricht ſich in einem Briefe an Rückert aus, worin er den ſchweren Unmuth deſſelben zurückweiſ't und zugleich dieß einfachſte und wahrſte Urtheil über ſeinen dichteriſchen Freund fällt: „Die Poeſie kann nicht enden, ſo wenig als das allgemeine Leben der Natur ſelbſt; darum wird trotz der Furcht mancher, die das Alte vorzugsweiſe lieben, je weiter durch Erkenntniß, Wiſſen und Forſchen der Geſichtskreis des Menſchengeiſtes wird, auch das Gefühl ſelbſt weit mächtiger und erhabener in der Seele der Dichter werden. Dichter und Künſtler überhaupt wird es geben, ſo lange Liebe lebt und des Menſchen Bruſt bewegt. Darum ſei nicht bange, mein Rückert, du ſelbſt biſt in und mit dir ein Beweis dafür."

„Glanz, Effekt und Witz, von Wiſſen gehoben, zeichneten deine früheren Dichtungen aus. Die mittleren Kinder, die Ausbeuten deiner großen geiſtigen Reiſen durch den Orient, ſo fremdartig ſie auch im Augenblick dem großen Haufen ſcheinen, trugen dennoch nicht nur das Gepräge deines eigenſten Geiſtes, ſondern entwickelten und zeigten mehr und mehr ein geläutert einfaches reines Gefühl, trotz der Maſſe von Bildern, die du dir durch das Wiſſen zu eigen gemacht. Und deine letzteren Gedichte erſcheinen mir nun wie die Geſänge eines frommen Kindes, an dem Einfachſten ſich erfreuend." —

Wie zugleich Barth ein aufmerkſamer Beobachter der ihn umgebenden Natur iſt, davon liefert eine genaue Zeichnung der merkwürdigen Thierſpuren, welche erſt vor Kurzem in rothem Sandſtein bei Hildburghauſen aufgefunden wurden, einen Beweis. Kaum waren in einem Steinbruche dieſelben entdeckt, als auch ſchon Barth hinaus eilte, um weitere Nachforſchungen anzuſtellen und ſogleich eine genaue Zeichnung entwarf, um ſie ſeinem Freunde, dem Dr. J. J. Kaup zu Darmſtadt, dem bekannten Herausgeber der Ossements fossiles, zu überſenden zum Behuf einer vorläufigen Unterſuchung, bis eine Originalplatte nachfolgen konnte. Dr. Kaup hat ſie in ſeinem Werke: „Das Thierreich," S. 216 beſchrieben. Er nannte das Thier, deſſen höchſtmerkwürdige Fährten ſich in Sandſtein eingedrückt hatten, Chirotherium Barthii.

Eine Aufgabe, welche Barth wegen ſeines Darſtellungstalentes vor vielen andern Künſtlern zu löſen berufen wäre, die ihn ſelbſt ſchon, wie er geſteht, oft zauberhaft gelockt hat, wäre ein hiſtoriſcher Roman, in welchem ſeine merkwürdige Zeit, in der die deutſche Kunſt wieder erwachte, mit all ihren Verſuchen und Entwicklungen, mit ihren großen Künſtlern und edlen Kunſtfreunden treu und wahr gezeichnet wäre. Barth beſitzt ſo viel Materialien hierzu, zugleich Geiſt und Darſtellungstalent, möchte er jene Schilderung verſuchen.

Wie könnte ich noch ſo Vieles von Barth erzählen, um ihn in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit als Menſch, Künſtler, Freund, Geſellſchafter, wie ſich's gebührt, hervortreten zu laſſen; müßte ich nicht fürchten, daß er, wenn ihm vielleicht dieſe Aufzeichnung ſeines Lebens vor Augen kommen ſollte, mir ſchon über das Mitgetheilte zürnte. Eine Bemerkung aber, die mir, ſo oft ich an Barth dachte, ſtets von Neuem durch die Seele blitzte, vermag ich nicht zu unterdrücken. Dieſer edle Mann, kräftig und ernſt, gleich achtungswerth als Künſtler wie als Menſch, warum hat er nicht nach ſo vielen Wanderungen, Erfahrungen und künſtleriſchen Leiſtungen, bei ſeinem großen Lehrertalent und ſeiner dialektiſchen Rednergabe, was er ſelbſt oft als ſeinen ſehnſüchtigſten Wunſch ausſprach, ſich einen eignen Herrd bauen und eine blühende Schaar junger Künſtler um ſich verſammeln könne, während ſo viele, beinahe alle ſeine Mitgenoſſen im regſten Treiben einer großen Kunſtwelt als Lehrer ſich bewegen und ihre Kräfte zu immer Vollendeterem geſteigert fühlen! Wie ein Verbannter vertrauert Barth ſein Leben in Hildburghauſen, das Alter beſchleicht ihn; nicht iſt es ihm vergönnt, ſein Leben an Großes und Unſterbliches einzuſetzen, ſondern er muß oft an kleinen Arbeiten die Kräfte zerſplittern, an Arbeiten, die nicht den Ruhm mehren, ſondern nur hinreichen, dies Leben zu friſten. O, das iſt ein tödtlicher Schmerz für den Künſtler! Das iſt ein Fluch, der manchen großen Künſtler im Vaterlande niederhält. Was könnte Barth noch in freien Verhältniſſen für Segen ſtiften als Lehrer, was könnte er noch Großes hervorbringen als Künſtler? Aber wie viele Fürſten gibt es im Vaterland wie König Ludwig von Baiern, der mit den Großwürdenträgern der Kunſt ſeinen Thron umziert?

Doch du weißt dich zu tröſten, edler, deutſcher Künſtler! Singſt du doch ſelbſt:

Alles nur ein Hauch!
Auf edler Frucht ein Dufthauch, den zerſtöret
Die leiſeſte Berührung, iſt die Unſchuld;
Die Sünd' ein gift'ger Hauch auf reinem Spiegel,
Deß erſter Anflug ew'ge Flecken läßt;
Die ird'ſche Lieb' ein Hauch der ew'gen Liebe:
Der Traum ein Hauch von einem ſchönern Leben;
Das Leben ſelbſt ein Hauch aus Gottes Munde;
Das Wort ein Hauch des ewigen Gedankens,
Und was ich ſing', ein Hauch deß, was ich fühle.

Dr. Heinrich Künzel.

Die Tellſage.

In der Jugend des Menſchen, der Völker, der Menſchheit ſind die Kräfte vorzugsweiſe auf das Bilden, Geſtalten und Hervorbringen gerichtet. Leicht wird geglaubt, was dem verſteckten Poeten gefällt, was ihm ſeine Ideale als Realitäten zur Vorſtellung bringt oder zu bringen verſpricht. Aber Wirklichkeit und Erfahrung veranlaſſen Vergleichungen, Vergleiche erwecken Zweifel, Zweifel bringen Schmerzen. Die Unmöglichkeit, zum erſten, ſüßen Glauben zurückzuführen, treibt vorwärts zur rückſichtsloſen Erforſchung der Wahrheit. — Mit den joniſchen Philoſophen begann ſolche kritiſche Zeit für die alte Welt; Sokrates, Ariſtoteles waren ihre kritiſchen Heroen; von Alexandrien aus wurde der Kritizismus herrſchender Ton eines Zeitalters. — Für die chriſtliche Welt wurde die kritiſche Periode herbeigeführt durch die Wiederaufnahme der klaſſiſchen Bildung; Bayle, Voltaire, Hume, Leſſing und Kant wurden die Heroen der modernen Kritik und Polemik, die ſeit den achtziger Jahren immer entſchiedener und allgemeiner an die Tagesordnung gekommen.

Natürlich waren die Urkunden der herrſchenden Religion der erſte Gegenſtand der zweifelnden Durchforſchung, da aus ihnen die verletzendſten Prätenſionen abgeleitet wurden, und der Brüßeler Arzt Aſtruc in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wagte ſchon die Geneſis aus zwei verſchiedenen Quellen abzuleiten. In kaum 50 Jahren hat die Kritik ſich bereits der ganzen heil. Schrift bemächtigt, und nachgerade iſt keines ihrer Bücher mehr unbeſtritten, durch Strauß ſogar verſucht worden, den Stifter der Religion des Kreuzes und der Verſöhnung in eine blos mythiſche Perſon zu verwandeln. War einmal die Grundlage der altehrwürdigen Kirche erſchüttert; was konnte da noch blos auf guten Glauben zu gelten ſich gewärtigen? Daß die Königsgeſchichte Roms viele Spuren von Dichtung in ſich trage, behauptete ſchon Perizonius; Beaufort machte es wahrſcheinlich, Niebuhr bewies es, und ſeine Beweiſe haben in der kürzlich erſchienenen Schrift von Chr. Peterſen (de origin. hist. rom. 1835) neue Beſtätigung gefunden. Keine Urgeſchichte iſt verſchont geblieben, und gar manche poetiſche Geſtalt, die Jahrhunderte, ja ſogar Jahrtauſende hindurch als hiſtoriſche Perſon gegolten, mußte ſich in die Sphäre der Poeſie zurückverſetzen laſſen, aus welcher ſie in die Hiſtorie herauf-, oder wenn man lieber will, — herabgeſtiegen war.

Auch die Geſchichte der Schweiz mußte über die haarſcharfe Brücke des Gerichtes wandern, und die Tellſage war eine der erſten, welche auf derſelben zu wanken anfing. Die erſte Schrift (von Pfarrer Freudenberger, 1760), welche heftig an ihr zu rütteln wagte, wurde zwar (vom Kanton Uri) verbrannt und Johannes von Müller zweifelt noch gar nicht an der „Geſchichte Wilhelm Tell's und der drei Männer," ſondern meinte nur, ſie ſei „nicht der Anfang, ſondern ein Factum zur Behauptung der viel ältern Freiheit und Eidgenoſſenſchaft von Uri, Schwyz und Unterwalden." (XXIV. Buch allg. Geſch. B. XVII c. 28.) Seine Geſchichte der Schweiz ſchien durch den außerordentlichen, auf ihre Ausarbeitung verwendeten Fleiß jeder Bedenklichkeit den Weg vertreten zu haben; ſie galt durchaus als ein monumentum aere perennius.

Aber das Quellenſtudium wurde immer eifriger betrieben; von abſtrakten Rechtstheorien appellirte man an die concreten Geſtaltungen der Geſchichte; gegen die ſtürmiſchen Forderungen des ſogenannten Natur- oder Vernunftrechtes ſuchte man durch ſogenannte hiſtoriſche Deduktionen das Beſtehende zu ſichern oder das gewaltſam Umgeſtürzte zu reſtauriren. So wurden Gelehrte, Philoſophen und Staatsmänner veranlaßt, die Vergangenheit ſtreng zu durchforſchen, theils nur im Intereſſe der rein wiſſenſchaftlichen Wahrheit, theils nur zur Begründung oder Rechtfertigung anderweitiger Intereſſen. Gegen von Müller's Schweizergeſchichte wurden zuerſt durch das Solothurner Wochenblatt, dann durch einzelne Kantongeſchichten Bedenklichkeiten erregt; die Tellſage insbeſondere wurde von neuem in Zweifel gezogen, als man dieſelbe Sage in noch älteren nordiſchen Ueberlieferungen wiedergefunden. Zwei unlängſt erſchienene Schriften ſchienen nun den Zweifel in Gewißheit verwandelt zu haben.

Herr J. E. Kopp hat nämlich zu Ende des vorigen Jahres „Urkunden zur Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde" herausgegeben, aus denen hervorgeht, daß J. von Müller bei Ausarbeitung ſeiner Schweizergeſchichte mehrere ſehr wichtige Urkunden theils gar nicht gekannt, theils unrichtig gedeutet und namentlich der Chronis von Tſchudi ein zu großes Anſehen eingeräumt hat. Sie beweiſen ferner, daß die Zeitbeſtimmungen, welche J. v. M. für die erſten Zeiten der Eidgenoſſenſchaft gegeben, größtentheils verworfen werden müſſen, und daß die Vogtei Küßenach niemals bei einem Geßler geweſen. Nach genauer Prüfung dieſer Urkunden findet nun Herr Profeſſor **Aſchbach**, deſſen geſchichtliche Forſchungen ſich allgemeiner Anerkennung erfreuen, ſich veranlaßt, in den **Heidelberger Jahrbüchern** (Märzheft dieſes Jahrs) ausdrücklich zu erklären, daß „man nunmehr mit allem Fug und Recht ungeachtet der **Tell's Kapelle**,“ (ſie wurde erſt 1387 erbaut, erſt ſeit 1562 oder 1581 zum Gottesdienſt gebraucht) „und der Tellenplatte Tell's Geſchichte unter die **Volksmärchen** rechnen könne, da ſie jeder hiſtoriſchen Grundlage entbehre.“ — Zwar rügt Herr Profeſſor Aſchbach, daß Herr Kopp in den, jenen Urkunden beigegebenen Anmerkungen offenbar **Parthei** ergriffen für König Albrecht und ungerecht ſey gegen Adolf von Naſſau und das Luxemburgiſche und Baieriſche Haus; nicht minder erhebt er gegründete Bedenklichkeiten gegen die Behauptung Kopp's, daß Habsburg **landgräfliche** Rechte in den Waldſtädten gehabt, und daß deßhalb die Bündniſſe der drei Waldſtädte **aufrühreriſch** geweſen ſeien; auch wird von anderer Seite her bemerkt, daß Herr K., der ſeine Studien in Wien gemacht, in ſeiner ſchweizeriſchen Heimath ſich dem Streben nach zeitgemäßer Feſtſtellung rechtmäßiger Freiheit abgünſtig zeige; — dies alles kann jedoch die Urkunden nicht entkräften, welche der **Tellſage** ihre hiſtoriſche Grundlage benehmen. Wirklich iſt Dr. J. L. **Ideler** in ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Abhandlung: „**die Sage von dem Schuß des Tell**“ (Berlin 1836), auf anderem Wege zu gleichem Reſultat gelangt. Herr Ideler weiſt nach, wie die erſte Kunde jener Sage ſich bei Saxo Grammaticus (in der Mitte des 12ten Jahrhunderts) finde, wo von **Toko** faſt durchaus daſſelbe erzählt wird, wie von Tell. Er führt ferner an, daß, wie in der Schweiz dieſelbe Geſchichte ſchon zwiſchen einem Tell des 12ten Jahrhunderts und einem Grafen von Seedorf vorgefallen ſein ſoll, ſo auch fände Tell bei dem Geſchichtſchreiber Thormodus Torfäus zwei Mitbewerber an **Endrid Panſa** und **Hemming**. Auch in Island habe der Wilkinaſage zufolge ſich ähnliches begeben zwiſchen **Eigil** und König Nidung, und in Nordengland, nach einer alten Ballade, zwiſchen **William Cloudesly** und einem Londoner König.

Erwägt man nun dies Alles und nimmt man hinzu, daß Johann von Winterthur, der Zeitgenoſſe des Tell's der Schweizerſage, und Juſtinger, der älteſte Chronikenſchreiber der Schweiz, von Tell nichts wiſſen, daß erſt 1480 eines Tellsliedes in den Schweizeriſchen Überlieferungen Erwähnung geſchieht, endlich daß das Urnerſpiel Tell's Schuß in das Jahr 1296, Tſchudi und Müller in 1307, Cyſat gar in 1314 verſetzen, ſo wird man ſich allerdings genöthigt finden, die Erzählung von Tell aus dem Contraſt der **hiſtoriſchen** Berichte in die Reihe der **poetiſchen** Sagen zu verpflanzen. Keineswegs wird man aber darum die Vermuthung aufzugeben haben, daß im Übergange vom 13ten zum 14ten Jahrhundert ſich in der Schweiz eine Begebenheit zugetragen, bedeutend genug, um die von Norden her eingewanderte Sage auf dieſelbe zu übertragen. Daß übrigens die Schweizer ein **Recht** haben auf nationale Freiheit und Selbſtſtändigkeit, dies iſt von der Ächtheit der Tellſage ebenſo unabhängig, wie die **Pflicht** der allgemeinen Menſchenliebe von der mythiſchen oder hiſtoriſchen Auffaſſung der Evangelien, wie das **Recht** auf Gewiſſens-, perſönliche- und politiſche Freiheit von den Ereigniſſen, welche als Reformationen, Revolutionen und Unabhängigkeitserklärungen in die Geſchichte eingetreten ſind. Thatſachen begründen kein Recht und keine Pflicht, ſondern haben nur das Ewige, wenn die Zeiten erfüllt ſind, in die Wirklichkeit einzuführen und für die Zukunft im Wiſſen und Gewiſſen der Menſchen zu befeſtigen.

F. W. Carové.

Notizen.

⁂ **Die Rebe und der Oelbaum in Nordamerika.** — Nach Briefen, die Lakanal, ehmaliges Convent-Mitglied, aus den vereinigten Staaten von Nordamerika an die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften gerichtet, waren ſowohl ſeine Bemühungen, als die vieler Anderer, den Weinſtock und den Oelbaum in jenem Lande zu acclimatiſiren, durchaus vergeblich. Ungeachtet Herr L. alle Sorgfalt auf ſeine Rebenpflanzungen verwendet, „vertrockneten die Trauben größtentheils, bevor ſie reif waren, die gereiften faulten ſehr bald, der Wein, der aus den nicht gefaulten gepreßt wurde, ging bald in ſaure Gährung über, — und um genießbar zu werden, mußte man ihn mit Honig und Syrup miſchen.“

⁂ **Sittenromane von Caſim. Bonjour.** — Der König von Frankreich hat für alle königlichen Bibliotheken Exemplare des Sittenromanes von **Caſim. Bonjour** nehmen laſſen, betitelt „le malheur du riche et le bonheur du pauvre.“ Die erſte Ausgabe dieſes Werkes iſt faſt ſchon ganz erſchöpft. —

⁂ **Die Geſellſchaft für franzöſiſche Geſchichte.** — Die im Jahr 1833 zu Paris geſtiftete Société de l'histoire de France, hat am 10ten dieſes Monats ihre Jahresverſammlung gehalten. Sie hat beſchloſſen, ihr bisheriges **Bulletin** nicht mehr erſcheinen zu laſſen, und ſtatt deſſen ihre monatlichen Berichte künftig durch die allgemein geſchätzte Revue rétrospective, die von einem ihrer Mitglieder herausgegeben wird, bekannt zu machen. Durch dieſe Erſparniß wird die Geſellſchaft in Stand geſetzt, ihren Mitgliedern unentgeldlich die Werke, die ſie herausgibt, zugehen zu laſſen. So werden jetzt zuerſt die „Lettres du cardinal Mazarin à la reine“ ꝛc. (1651 — 1652) herausgegeben von **Ravenel**, dann den 1ten Band von „Grégoire de Tours“ herausgegeben von **Guadet** erhalten.

⁂ **Plautus.** — Von der trefflichen Ueberſetzung des Plautus, welche **Naudet** für die Bibliothèque latine-française von Panckoucke beſorgt, iſt kürzlich der 5te Band erſchienen.

⁂ **Journale in England und Nordamerika.** — In England erſcheinen jährlich 356 Journale, welche für 26 Millionen Exemplare die Stempeltaxe zu zahlen haben. In den vereinigten Staaten Nordamerikas, wo keine Stempeltaxe exiſtirt, gab es 1834 nicht weniger als 1,265 Journale, in ungefähr 75 Mill. Exemplaren. Hiernach kommt auf jedes Individuum in England 1½, in Nordamerika 6 Exemplare; dort ein Journal auf 70,000 hier eines auf 10,000 Einwohner. —

⁂ **Fauſt in Italien.** — Nachdem Frankreich und England ſchon längſt ſich den Fauſt durch mehrere verſchiedene Ueberſetzungen angeeignet und Italien dieſen poetiſchen Torſo nur durch eine proſaiſche **franzöſiſche** Uebertragung gekannt, hat nun auch ein gewiſſer **Scalvini** ihn in's Italiäniſche überſetzt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller.** — Verleger: **J. D. Sauerländer.**

Nº 128. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 1. Juni.

Spiel.

(Fragment aus dem erſten Theil des: „Loyola.")

Von

Eduard Duller.

I.

„Mögen Sie's!" rief Loyola, das Schwert auf den Tiſch werfend. „Und Sie wollen Spanier heißen?! Sind nicht Edelleute, nicht Männer! Mann zu ſein, und nicht lieber ſterben zu wollen, als ſich ergeben! — Wer kommt? Was willſt du?"

Tiburzio trat in das Gemach; der Zornblick aus Loyola's Augen verblüffte ihn, der doch ſo manches Unwetter auf deſſen Stirn mit Gleichmuth entſtehen und entſchwinden geſehen hatte. Was ihn heute erſchreckte, war nicht die Röthe des Zorns auf Loyola's Antlitz, ſondern die Bläſſe. Doch nahm Tiburzio einen Anlauf von Herzhaftigkeit und ſprach zu Loyola, der, mit dem Rücken gegen ihn gewendet, am Fenſter ſtand und mit Schmerz und Grimm auf Pampeluna's Häuſermaſſe herniederblickte: „Ew. Gnaden Freunde erwarten Euch bei einem ſchönen, vollen Schlauch Val de Pennas, Sennor. Val de Pennas, der an Dicke ſeines Gleichen ſucht, — Wein wie Öl! Er ſtammt in gerader Linie von jenem geweihten Rebſtock, den der Erzvater Noah pflanzte; die Kuhnheit des Bären, die Großmuth des Löwen, die Schnelligkeit der Gazelle ſind, wie das zuſammengeſchüttete Blut aller dieſer Thiere, in jenem Saft enthalten, er vereinigt die Süße des himmliſchen Mannas mit dem irdiſchen Wohlgeſchmack des Honigs und erfreut das Auge durch den Anblick ſchwerer langgezogener Fäden."

Tiburzio würde dieſe Weine noch weitläuftiger ausgemalt haben, hätte Loyola, der, in Gedanken verſunken, die ganze Rede ſeines Waffendieners überhört, ſich jetzt nicht plötzlich umgewendet.

„Was gibt's hier für dich?" Tiburzio erſchrack. „Fort, Narr zur Unzeit! bring' Licht! — Aus allen Schatten treten bei ſolcher Dämmerung Männer auf mich los, jeder in Eiſen gekleidet, und jeder wirft mir den Handſchuh hin und höhnt mich, daß ich ein Mann bin und mich mit den Andern ohne Schwertſtreich unterwerfen ſoll. Licht, Licht!"

Der Diener eilte, Loyola's Befehl zu erfüllen. Auf der Schwelle begegnete ihm Don Luis.

Loyola hatte ſich in einen Lehnſtuhl geworfen und barg das Haupt in die Hände; er kümmerte ſich um den Eintretenden nicht, bis dieſer dicht vor ihm ſtand und ihn begrüßte.

Loyola erwiederte den Gruß nicht.

„Was iſt's mit Euch, Sennor?" ſprach Don Luis. Er ſah voll Grimm und doch voll Scheu auf Loyola. Er hätte dieſen ermorden mögen; doch zwang er ſich zum Gleichmuth, und ſchien voll Heiterkeit. „Habt Ihr ein Karthäuſergelübde abgelegt?" fuhr er fort.

„Ihr könntet das Gegentheil wiſſen," verſetzte Loyola trotzig, ohne aufzublicken; „oder habt Ihr — eben heute — meine Stimme nicht laut genug gehört? Als ich beim Kriegsrath ſprach, und draußen im Lager der Franzoſen, hatte meine Stimme wohl ſo viel Klang, die Kruſte der Feigheit zu zerbröckeln, die ſich um das Herz eines Jeden von euch angeſetzt."

„Ihr ſeid verſtimmt," entgegnete Don Luis, „neigt zur Schwarzblütigkeit, Phantaſie entführt Euch die Gedanken; Ihr ſeht das Ärgſte."

„So ſagt ſelbſt," rief Loyola, aufſpringend, „iſt es nicht das Ärgſte, was ich heute erlebte?"

Tiburzio brachte Licht und blickte ſeinen Herrn unverwandt an, mit ſo viel Treuherzigkeit als Klugheit, mit ſo viel Dummheit als Sorge.

„Was begaffſt du mein Geſicht?“ rief Loyola [illegible] Scham und Zorn; — „fort, Poſſenreißer! — So weit iſt's gekommen,“ fuhr er, als Tiburzio draußen war, mit abgewendetem Geſicht zu Don Luis fort, „daß unſereiner vor dem Anblick eines Knechts erröthen muß! O, daß der Einzelne dem Allgemeinen unterliegen kann, — ein Gedanke, deſſen Profil Wahnſinn! Wir ſind doch Männer, haben alle Schwerter, ſtecken ſogar zum Überfluß alleſammt hier in dieſem großen ſteinernen Panzer, dem feſten Schloß Pampeluna's — und laſſen uns von dieſer Hand voll Franzoſen blos durch ein paar drohende Grimaſſen den Kern aus dem Herzen reißen — die Ehre!“

„Wohin ſchwärmt Ihr? Ihr jagt einem Sonnenſtäubchen nach, um es ſtatt einer Perle auf den Hut zu ſetzen. Ihr grübelt unnütz über Dinge, die ſich nicht ändern laſſen; Freund und Feind weiß, daß Ihr den Tod verachtet. So beruhigt Euch, hängt finſtern Betrachtungen nicht allzuſehr nach, die Euch verführen, Eure Cameraden als Memmen anzuſehen. Das beſte Mark in Euern Knochen geht davon in Dunſt auf. Hier im Schloß iſt keiner von allen Hauptleuten, der Euch nicht gern das Zeugniß gäbe, daß Ihr es waret, der die Truppen aus dem verrathenen Pampeluna in die feſte, trotzige Citadelle hereinführte, daß Ihr im Kriegsrath dafür geſtimmt: bis zum letzten Blutstropfen das Schloß zu halten; daß Ihr bei der heutigen Zwieſprach mit den Belagerern die vorgeſchlagenen Bedingungen der Übergabe zurückwieſ't.“ —

„Ich bitt' Euch: nichts weiter!“ rief Loyola; „denkt Ihr, meinen Stolz durch meine Eitelkeit zu kirren? Ich lieb' es nicht, mir das Bischen, was an mir lobenswerth iſt, in's Geſicht vorſagen zu laſſen. Und was iſt's auch weiter, als leidiger guter Wille, der ja an der Zaghaftigkeit der Andern ſcheitern muß?“

„Noch iſt nichts verloren,“ entgegnete Don Luis, ſtarr vor ſich hinblickend, als meide er Loyola's Auge. „nichts abgeſchloſſen! Nichts geſchah bis jetzt, als daß die Franzoſen dicht vor unſern ſteinernen Mauern ſtehen, ſo dicht, daß ihre Mutterſöhne mit ausgeſtreckten Fingern juſt bis an unſere Flintenläufe reichen!“

„Ja, Gott ſei Dank,“ rief Loyola, ſeine Gedanken ſprangen plötzlich mitten in die Hoffnung einer nahen That hinein; „käm's nur endlich dahin, daß wir Fauſt an Fauſt mit ihnen anbänden!“

„Gewiß iſt uns dieſe Stunde näher, als mancher denkt!“ ſprach Don Luis, — „drum laßt Euch bewegen, mit Euern Freunden früher Frieden zu ſchließen.“ Er faßte den aufgeregten Loyola an der Hand; „kommt, Sennor, kommt mit mir zu den Freunden, welche Ihr in übler Laune die längſte Zeit für Feinde anſaht. Es iſt keiner unter uns allen, der Euch nicht ſchätzt und liebt! Wohlauf, ſucht die böſe Angewöhnung zu verlernen, daß Ihr von allen Dingen nur den Schatten ſeht, nicht die Dinge ſelbſt. Laßt uns lieber dem Augenblick eine Libation ſüßen Weins opfern, das Geſtern im Grund des Bechers, in der Neige laſſen, unbekümmert um das, was morgen wird.“

D'rauf Loyola kurz: — „Entſchuldigt mich, ich weiß, was ich laſſen ſoll — weiß ja, was ich leider laſſen muß.“

Luis lachte ihm in's Geſicht und rief ſcherzend: „Sagt, Hauptmann, ſeit wann haltet Ihr volle Becher und volle Buſen für des Teufels Bundesgenoſſen auf Erden? Fort mit allen Kahlmäuſereien. Macht kein ſo mürriſches Geſicht, als wäret Ihr des heiligen Gerichts Official oder der Thorwart des Fegfeuers, der das Lachen, den Wein und die Mädchen für die Ewigkeit abſchwören mußte! Kommt, wir wollen glutäugige Mädchen doch leben laſſen! Ich weiß ein's, an das Ihr denkt.“

„Ich? An keins! Bei meiner Seele! Was kümmern mich Mädchen? — Laßt mich aus dem Spiele!“ rief Loyola verdrießlich.

„Ihr ſprecht vom Spiel?“ ſprach Luis, — „gut, Ihr bringt mich auf die Hauptſtraße! Ihr erinnert mich an das Beſte, was wir in einer ſchlimmen Zeit thun können. Steht doch draußen Alles auf dem Spiel, — wohlan, auch wir wollen die Würfel ſchütteln, wollen das Glück verſuchen, ob wir nach dem nächſten Kampf noch aufrecht auf den Knochen ſtehen werden oder ſie dem Patron aller falſchen Spieler, dem Betrüger, der mit Blei würfelt, — dem Tod herleihen müſſen, daß Würfel draus gedrechſelt werden. Ja, es ſoll eine Vorbedeutung ſein, — das luſtige Spiel dem ernſten! Sträubt Euch nicht länger; das Spiel iſt Eure Leidenſchaft!“

„Nun denn,“ rief Loyola erhitzt, „Spiel für Ernſt, Ernſt als Spiel. Was gilts?“

„Leben um Leben!“

„Ihr verſteht Euch auf meine Stimmungen, Luis, Ihr wißt mich zu faſſen, wie der Teufel die arme Seele. Ja, hinweg mit dem Brüten! Wein, Küſſe, Glück, — die Loſung! Heut noch genoſſen, morgen dahin! Begraben im ſüßen Rebenſaft, die Narrethei des vergangenen Augenblicks, die Gegenwart angepackt mit beiden Fäuſten! Was Zukunft? Eine Blaſe unſeres Hirns! Kommt!“ —

Als Loyola mit Luis in den niederen breitgewölbten Saal trat, in welchem ſich die Offiziere der in Pampeluna's Citadelle von den Franzoſen eingeſchloſſenen Beſatzung bei vollen Bechern befanden, brachte ſein Kommen bei Allen eine freudige Bewegung hervor, denn Alle ſchätzten Don Inigo von Loyola als den Tapferſten, deſſen perſönlicher Muth auch von den Feinden geachtet wurde; Alle freuten ſich, daß er durch ſeine Theilnahme an dem fröhlichen Gelage der Kameraden ſeine Verſöhnung mit ihnen zu erkennen gäbe. Jeder erhob ſich von ſeinem Platze, um den tapferen Mann zu begrüßen, jede Hand ſtreckte ſich ihm entgegen, um die ſeinige als Pfand wieder erlangter Freundſchaft zu empfangen; keiner war da, der ſich nicht im ſtillen ſchämte, der Loſung Loyola's: „Lieber ſterben als ſich unterwerfen,“ beim Kriegsrath und bei der Unterhandlung wiederſprochen zu haben. Loyola dachte, obwohl die Aufregung noch in ſeinen Adern tobte, an die Urſache derſelben nicht mehr. So war ſein Weſen, — ein Funke, in ſeine Seele gefallen, entzündete augenblicklich alle Minen ſeines Organismus, — in ihm war ein angeborner Hang zum Brüten, und doch erlaubte die Haſt ſeines ungebändigten Temperaments nicht, daß das Chaos, über weldem er brütete, zu gegliederten und in einander greifenden Gedanken wurde; Leidenſchaftlichkeit jagte und hetzte ihn. So blieb ihm ſtatt Gedanken und Entſchlüſſen nur der Augenblick zur That, den er mit ängſtlicher Haſt erfaßte, und ſtatt eines klaren Wollens nur der wüſte Eindruck der Stimmung, welche er wie ein ungebändigtes Thier mit ſich walten ließ. — So hätte er, ausgeſtattet mit allen ritterlichen Eigenſchaften, ſtatt eines Feldherrn, zu welcher Würde ihn ſein Ehrgeiz ſtachelte, wohl ſtets nur ein tollkühner Soldat bleiben können, ſo erſtickte ſein mit tauſend Fingerſpitzen nach irgend einem tiefſinnigen Plan hinaus taſtender Geiſt unter dem Gewicht von tauſend Augenblicken, deren jeder federleicht wog, die alle zuſammen auf dieſem unfertigen Charakter ſchwer niederlaſteten. So drängte er ſich nach dem Genuß, als habe dieſer einen feſten Kern, den er aus der Hülſe noch herausleſen müſſe, und, fand er die Hülſe taub, ſo warf er ſich auf's neue in den Strudel, — wußte es im Unmuth ſelbſt nicht, daß er's nur, um ſich zu betäuben, that. In ihm nagte und zehrte ein Gelüſt, wofür er keinen Begriff und keinen Namen hatte; der Platz war ihm zu enge, auf dem er ſich vom Schickſal hingeſtellt fand, — er haderte mit ſich ſelbſt, daß er ſich nicht genüge. So ſtand er, der, vor der innern Raſtloſigkeit zu entrinnen ſuchend, von einem Augenblick ſich ängſtlich an den andern klammerte, um nur etwas feſt zu halten, oft im Kreiſe der Freunde wie verloren und theilnahmlos, brütend, unheimlich, mitten im Küſſen warmer Mädchenlippen an nackte Schädel denkend.

Rings um ihn wurden Becher an einander geklungen, ſchollen der Genoſſen Zechſprüche, leichtfertige Lieder und manch ein vermeſſenes Soldatenwort, Trotz bietend dem Glück, dem Leben, dem Tode. Don Luis füllte ein Glas und brachte es dem Freunde, Loyola nahm und ſetzte es gedankenlos an die Lippen. „Trinkt doch,“ flüſterte ihm Don Luis zu, mit ſeinem Glaſe an dem Loyola's anklingend; „entweder Ihr ſeit verzaubert wie ein Heide, oder verzückt wie ein Heiliger, — den Soldaten kennt man heute nicht mehr aus Euch heraus! Ich bitt' Euch: ſeid wenigſtens nicht unhöflich gegen Eure wackeren Kameraden!“ — (Fortſ. folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

32) Frühlingsalmanach, herausgegeben von Nicolaus Lenau. 1836. Stuttgart. Brodhag.

Die Bezeichnung: „Frühlingsalmanach“ ſteht über dieſer Liederſpende nicht als von irgend momentaner Caprice gewählte Deviſe, ſondern als würdiges und bedeutungsvolles Symbol. Rückert führt den Reigen an. Sein „Herbſt in Neuſeß“ iſt von Düften durchwürzt, loſe Weſte treiben mit Blüthenflocken ihr Spiel, hie und da bilden ſie, wie der Wind ſie zuſammengeweht, anmuthige Figuren, — ein Kind ſitzt mitten in den Blumen und beſieht ſich verwundert die Staubfäden, zählt die Sternchen; daneben ſteht ein milder Greis, blättert einen Kelch auseinander und lieſt aus den Farben und Blätterreihen die Geſetze ewiger Weisheit. Nirgends iſt etwas Todtes, und ſelbſt im Spiel Schönheit. Iſt das nicht rechte Frühlingsweiſe?

In Karl Mayer's Liedern tritt das reflexive Element ausgeprägter auf; nicht immer iſt es Himmelsbläue, die uns überwölbt; jagende Wolken, Buchſtaben- und Zeichenſchrift im Himmel. Auf Erden jeder Gegenſtand doppelköpfig, formdeutlich nach vorn, ſinnbedeutſam hinten, vorn die Hieroglyphe, hinten der Schlüſſel dazu. Lichter wechſeln mit Schlagſchatten, nicht ſelten jene eigenthümliche ſchaurige Beleuchtung, wie bei Sonnenfinſterniſſen. Die hier mitgetheilten Lieder K. Mayer's ſind die ſchönſten, die wir ſeit lange von ihm kennen lernten.

Lenaus Frühling iſt der Schmerz, nicht dumpf an die Schläfe pulſender, nicht trübſeliger, weibiſcher, — ſondern männlicher, der ein Bewußtſein weckt; ein Ankämpfen, ſchon um des Kämpfers ſelbſt willen intereſſant, das Lebens-Bedingung und Lebens-Phänomen iſt, man könnte es ein antikes nennen, wenn es ach leider nicht ſo innerlichſt modern wäre. A. Grün rettet ſich daher in den Frühling und in die Hoffnung hinein, Lenau in ſich ſelbſt, in ſich ſucht er die Baſis, auf welcher er fuße; ſich ſelbſt conſtruirt er, ſich ſelbſt gewinnt er durch immer neues Combiniren, durch immer neues Vollenden. Im Bewußtſein ſucht er, der ſehnſüchtige Wandernde, die Heimath, den Gott. Er findet das Leben wie es iſt, und wird ſtark, es zu tragen. Aus ſolchem Seelenboden wachſen die Frühlingsblüten, die wir hier finden, ſtark duftend, mit gewaltigen Stielen und Blättern, die tönend aneinanderſchlagen; der Sturm beugt ſie, aber ſie trotzen ihm.

Anaſtaſius Grün's Frühling iſt die Hoffnung. Jedes Lied von ihm iſt eine zierlich gemalte Fahne, von der Hoffnung geweiht, und an ein Volk ausgetheilt, das rings um die Göttin andächtig lauſchend ſitzt. Vergleicht man ihn mit Lenau, ſo bemeiſtert dieſer den Rythmus, — und Grün die Melodie. Lenau iſt ein lyriſcher Bariton, — und Grün ein lyriſcher Tenor. Lenaus „zwei Polen“ und A. Grün's „Lieder aus Italien“ completiren ſich wechſelſeits. Die tiefe erſchütternde Melancholie des Erſteren wird bei dem Zweiten zur ſanften Wehmuth; der Himmel iſt trüb, aber aus einzelnen lichten Stellen blickt die Sonne auf den grauen Regen, und der Friedensbogen wölbt ſich über den getränkten Saaten.

Der Wiener Poet hat zwei wunderſchöne Gedichte gebracht, deren erſtes ganz den kräftigen, ernſten, bewußten, treuen Mann zeigt; das zweite, „alte Geſchichten“ tönt wie der Nachhall eines Hoffnungsliedes in eine Kammer hinein, worin die Mutter um ein todtes Kind weint.

Guſtav Pfizer ſteht mit dem Romanzencyclus „Ezzelin von Romano“ objectiv da. Die Geſchichte des gewaltigen Tyrannen rollt ſich einfach und ſchön vor unſern Augen ab. G. Pfizer hat ſich keine unnöthigen Schnörkel zu ſchulden kommen laſſen, die Charaktere ſind poetiſch wahr, ohne Verzerrungen ins Krankhafte oder Süßliche. Einzelne Momente ſind großartig gelungen. Mit Freude ſprechen wir dieß Urtheil aus.

Die Gedichte der beiden Rotter ſind von edlem Ausdruck, aber es fehlt ihnen, was man beim Wein die „Blüthe“ nennt. Ein tüchtiger Poet iſt A. X. Schurz;

von ihm ſind einige ſehr ſchöne Lieder mitgetheilt, wie „der Gaſt," „Jeremias," „Wurm," „das große Wort," „das Hüterhorn," „die Quelle," welche ihn uns recht lieb machen; es iſt ein energiſches thatkräftiges Gemüth darin. Der geniale **Fellner** (ein Frankfurter) hat die Compoſitionen geliefert, welche den Frühlingsalmanach ſchmücken. Dieſelben ſtrotzen von Phantaſie, ſo daß man ihnen um dieſer willen manche Uncorrektheiten in den 4 Blättern zu Ezzelin gern verzeiht. Leidig ſind die beiden Genien auf dem Titelblatt, Fellner's unwürdig. Erfreulich iſt's immer, daß der Verleger ſtatt gewöhnlicher geleckter Stahlſtiche die Compoſitionen eines reichbegabten Künſtlers anordnete, welche auch durch den Stich (von A. Gnauth) ſich vortheilhaft durch eine gewiſſe Solidität von gewöhnlichen Almanachsbildern unterſcheide. Die typographiſche Ausſtattung iſt nobel.

53) **Venezianiſche Nächte.** Von **Ida Gräfin Hahn-Hahn.** Leipzig. F. A. Brockhaus. 1836.

Seit kurzer Zeit folgen mehre Produktionen dieſer Dichterin raſch aufeinander. Weder das Publikum noch ſie ſelbſt hat dieſe poetiſche Thätigkeit zu bereuen. In den Venezianiſchen Nächten verſucht Ida Hahn-Hahn das epiſche Element durch das lyriſche zu heben, zu ſchattiren, beide innig zu verſchmelzen, ſo daß es ſchwer würde, die drei Gedichte als lyriſche oder als epiſche zu bezeichnen. Epiſch ſind dieſe Gedichte, weil eine äußerliche Handlung darin vor unſern Blicken durch Erzählung zur Erſcheinung gebracht wird, — lyriſch, weil ſich (am Silberfaden der Erzählung) lauter Seelenzuſtände anreihen. Dadurch nun hat ſie die Belebung der Stoffe erreicht. Die Wahl derſelben harmoniſirt mit dem lyriſchen Talent der Verfaſſerin, die Idee des Ganzen — denn als ſolches wollen alle drei Dichtungen zuſammengefaßt ſein, — iſt ſüdliche Liebe, in drei Steigerungen von unten auf. Zu unterſt die Schuld — dann das Unglück, zu höchſt der Triumph der ſtarken reinen Liebe. Für die erſte Phaſe liefert das Geſchick Marino Falieris den Vorwurf, für die zweite Tiepolo's Fatum, für die dritte ſcheint die Dichterin ſich den Stoff freithätig conſtruirt zu haben. Der Charakter der Dogareſſa (in der erſten Dichtung) iſt gänzlich verſchieden von dem in Byron's Tragödie; Byron's Dogareſſa erinnert uns an eine Madonna von Perugino, — die der Gräfin Hahn an Bronzino's Laura — und ſo groß der Abſprung iſt — an Tizian's Danae zugleich. Hier hat die Dichterin den Abgrund eines weiblichen Herzens mit aller Qual der Leidenſchaft und der ſich rächenden Tugend ächt weiblich und mit poetiſcher Zucht enthüllt. In der zweiten Dichtung iſt der Eindruck des weiblichen Charakters ein milderer, in der letzten ein erhabener. Die poetiſche Behandlung iſt — wenn auch nicht immer correkt, — doch ſtets melodiſch; hie und da tritt die oratoriſche Reflexion zu ſtark, oft ſtörend — hervor; auch dünkt es uns ein Übelſtand, daß der Gedanke zuweilen in der Strophe nicht abgeſchloſſen iſt, ſondern in die nächſte herübergezogen wird. Die Hauptvorzüge dieſer Dichtungen aber ſind, daß letztere — wie wir ſchon früher andeuteten, als eine aus einer Idee entſprungene Trilogie, als ein Ganzes daſtehen; und daß die Wahrheit eine poetiſche iſt.

Feuilleton.

.*. Chamäleontiſches Inſekt. — In einer Abhandlung von Lefebvre über eine neue Gruppe von Gradflüglern (Orthopteren), die zur Familie Mantis gehören, wird einer neuen Species gedacht, die der Verfaſſer der Abhandlung eremiaphila nennt, da ſie nur in Wüſten oder an ſo unfruchtbaren Orten gefunden wird, daß ihre Subſiſtenz ein Räthſel iſt. Dieſes Kerbthier wechſelt ſeine Farbe auf ähnliche Weiſe wie das Chamäleon. —

.*. Die Puranas. — In der Sitzung der königl. aſiatiſchen Geſellſchaft zu London vom 18. v. M. verlas Wilſon eine Analyſe des Brahma-purana. Aus der Einleitung zu derſelben erſehen wir, daß nach der Definition, welche Sanskritiſche Schriftſteller von einem Purana geben, die ſo genannten Werke von der Schöpfung und Erneuerung des Univerſums handeln, von den Zeiteintheilungen, den geſetzlichen und religiöſen Anordnungen, den Genealogien der patriarchaliſchen Familien und den Dynaſtien der Könige. Es gibt deren in allem 18, und außerdem noch mehrere Werke verwandten Inhalts, die Upa's oder kleinere Purana's genannt werden. Die erſteren begreifen ungefähr 400,000 Sloken oder 16 Millionen Zeilen. Wilſon hat nun in den letzteren Jahren ein Inhaltsverzeichniß derſelben von gelehrten Pundits anfertigen laſſen, und theils ſelbſt, theils durch einige Eingeborene Bengalens die Ueberſetzung mehrerer der wichtigſten Stellen aus jenen Schriften beſorgt. Der Brahma-purana wird zwar in Indien für eine der älteſten dieſer Schriften gehalten; Wilſon iſt aber der Meinung, daß nur die erſten Kapitel wirklich ſehr alt ſind, der größte Theil des ganzen Werkes aber zu den Mahatmyas gehöre, d. h. zu den Legenden und örtlichen Beſchreibungen von der Größe und Heiligkeit beſonderer Tempel und Gottheiten. —

.*. Die Agamen. — Schon im Jahr 1834 hatte Herr Fée die Bemerkung mitgetheilt, daß Oertlichkeit und atmoſphäriſche Beſchaffenheit die Form, Conſiſtenz, Farbe, überhaupt die phyſiſchen Eigenſchaften der Agamen (der ungeſchlechtigen Pflanzen, wie Pilze, Flechten u. ſ. w.) ſo modifiziren können, daß man ſich veranlaßt fände, als verſchiedene Gattungen und Arten Individuen zu beſtimmen, die doch aus einer Art hervorgegangen. Zu dieſer Theorie, die ſeitdem von Herrn Turpin entwickelt worden, fügte Herr Fée in der Sitzung der naturhiſtoriſchen Geſellſchaft zu Straßburg vom 19. Januar dieſes Jahres einige Erläuterungen und Beiſpiele, von denen folgendes uns das Wichtigſte ſcheint: „Das pflanzliche Gewebe, ſagt Herr F., wenn es auf ſeine letzten Elemente reduzirt iſt, nämlich auf vereinzelte Zellen, hat vielleicht das Vermögen, Agamen hervorzubringen, die weiter nichts ſind, als blos zuſammenhängende und kaum modifizirte Zellen. Wir wiſſen, daß, ſobald eine Pflanze ſchmachtet (languit), ſie ſich mit Agamen bedeckt; es ſcheint, daß das Leben, bevor es einen organiſirten Körper völlig verläßt, ſich in ſeinen letzten Moleculen concentrirt, die ſich vereinigen, um jene protoſphäriſchen oder elementariſchen Körper zu bilden, die des pflanzlichen Lebens im Minimum theilhaftig ſind." —

.*. Die Königin der Eiſenbahnen. — Zwiſchen Neu-Orleans und Naſchville legt der Ingenieur Nehrh eine Eiſenbahn an, auf welcher, ſeiner Verſicherung nach, in einer Stunde 60 engliſche Meilen zurückgelegt werden ſollen, und Stephenſon in London hat ſich bereits contractlich verpflichtet, eine Maſchine zu liefern, welche dieſe Flug-fahrt mit einer Laſt von 200 Tonnen machen ſoll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 129. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 2. Juni.

Spiel.

(Fragment aus dem erſten Theil des: „Loyola.")

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

„Es lebe der Krieg! Es lebe die Ehre," ſcholl vielſtimmig der Trinkruf der Offiziere, „es lebe unſer beſter Kamerad, Don Inigo von Loyola!"

Als Loyola ſeinen Namen hörte, zerſplitterte der feſſelnde Zauber von ſeinem Weſen, dunkle Röthe ſchoß ihm auf Stirn und Wangen. Er trat an den Tiſch, leerte ſein Glas und rief: „Ich dank' euch, — dank' euch für etwas, was erſt zu erringen iſt. Habt Geduld mit mir; meine ganze Vernunft ſteckt noch in dieſer Fauſt und in dieſer Scheide."

„Ein Becher ſei der Zukunft ausgebracht," rief Hereſilas, ein Baske; — „was gilt die Wette, wir begrüßen Euch noch als General in drei Königreichen! Auf Euer Generalat, Loyola!"

„Ich ſtell' Euch das Horoscop anders," ſprach Luis Loyola'n in's Ohr, „ſoll ich's laut ſagen?" Lachend hob er das Glas, das Herz krampfte ſich ihm dabei zuſammen, doch rief er, lächerliche Ehrerbietung vor Loyola annehmend: „Ihr werdet, wenn Ihr in Euern Verzückungen fort fahrt, gewiß noch General, aber über eine geiſtliche Soldateska, welche ihr Gewehr ſtets bei Fuß hat — den Kuttenſtrick ſtatt der Muskete, — ein General wie der heilige Franz von Aſſiſi, deſſen Jünger eine hübſche runde Armee abgeben konnten. O, was gäb' ich d'rum, wenn meine Prophezeiung ſich erfüllte! — Wahrhaftig, ich wollte dafür barfuß zum wunderthätigen Gnadenbild unſerer lieben Frau vom Montſerrat pilgern. — Was meint Ihr, Loyola? Ein Glas auf Eure künftige Heiligkeit!"

„Ich und heilig? Vortrefflich!" verſetzte Loyola ausgelaſſen." der Schein müßte mir nicht übel ſtehn, aber mein Schädel iſt ſo ſpitz gebaut, daß keine regelrechte Tonſur ſich d'rauf anbringen läßt. — Wie das Glück will! Nur einmal eine That, eine That, — die unſer Leben ausfüllt! Was liegt am andern Leben? Was kümmert mich das, was nach dem Tode iſt? Es lebe der Augenblick! Sein bin ich mit Leib und Seele!"

Der alte Hauptmann Raimond drehte den von Wein benetzten Zwickelbart ſpitz, und ſprach ernſthaft: „Seht zu, ihr Herrn, daß das heilige Gericht — Gott ſegne es! — von ſolchen leichtfertigen Reden nicht Kunde bekomme. Ihr verſchreibt Euch dem Augenblick, Sennor, das klingt wie: dem böſen Feind."

„Nun? — der Augenblick iſt mein Gott," rief Loyola, „ich lieb' ihn, umſchling' ihn, drück' ihn feſt an's Herz."

„Wie ein Mädchen!" fügte Don Luis hinzu, er ſtammelte vor Haß, und ſprach's doch leiſe; „die Beſtändigkeit ſoll leben, Loyola." Loyola ſtieß mit dem Kriſtallglas ſo heftig wider das des Freundes, daß beide in Scherben zerſprangen.

„Beſtändigkeit! da liegt ſie!" rief Loyola und lachte dazu. „Weibertreu? Ein anderes Glas, Tiburzio! — Ein anderes Weib! Des Weib's Treu' iſt Genuß, — was iſt der leere Becher werth?"

„Würfel herbei!" Der Dämon des Weines begann ſein Recht einzutreiben. Tiburzio und die andern Diener brachten Karten und Würfel. Mit Haſt und Ungeduld griff jede Hand darnach; hier ſtürzte ein Leuchter, dort ein friſchgefülltes Glas, bald raſſelte auf allen Händen Gold und Silber, der warf's auf den Tiſch, der häufte es kunſtvoll. Wie in Ebb' und Fluth, ab und zu rollte das runde Metall von Einem zum Andern. Leidenſchaft, raubgierig, blutgierig, Feindſchaft auf Leben und Tod plötzlich in den

Augen der beſten Freunde! Das Spiel — furchtbarer Ernſt, der Gewinn — Nothwehr, Verluſt — Schimpf, Wunde, Tod. In der nächſten Sekunde ſpringt [illegible] die voll tauſendfachen Lebens wieder auf, packt, würgt [illegible]

„Acht! Garcia, mehr!“

„Da habt Ihr zwölf, Hereſillas!“

„Der Teufel treibt ſein Spiel; da, mein letzter Silberling, und hier,“ — er ſchüttete die Würfel aus dem Becher mit ſolchem Ingrimm, daß der eine, vom Tiſche abſpringend, an des Partners Schläfe fuhr und in den Grund des Bechers zurückfiel, — „hier nehmt dieſe elf dazu, Garcia!“

„Halt, Hereſillas,“ ſprach Garcia, den Becher, nachdem er die Würfel langſam in denſelben geſenkt, bedächtig an ſich ziehend; ein Wort in Frieden, Kamerad! Euer Gold und Silber iſt all, — was ſetzt Ihr ein?“

„Mein Roß!“ rief Hereſillas haſtig; „macht nur voran; mein Roß, ſag' ich Euch ja; nur weiter, Ihr ſeid am Wurf!“

„Gut! — Zwölf.“

„Verdammt! Ihr habt's!“

„Ihr ſpielt nicht, Don Raimond?“ ſcholl eine Stimme den Tiſch herüber, und eine andere: „Weßhalb ſchließt Ihr Euch aus?“

„Ich mag nicht,“ erwiederte der Alte, bald nieder in ſeinen Becher blickend, über deſſen Rand er die beiden Daumen gefaltet hielt, bald das Haupt hebend, und mißbilligend auf die Spieler hinblickend, die von Wein und Leidenſchaft immer mehr entflammt, für nichts ein Auge hatten, als für die Augen der Würfel. „Frevel, was ſie treiben,“ murmelte er vor ſich hin, „das Gericht bleibt nicht aus.“ — Hinter ihm lachte Jemand. Don Raimond fuhr empor, und blickte um, er ſah den Hauptmann Luis über ſeine Schulter gebeugt, das Treiben betrachtend, wie der Feldherr die Schlacht. Beide ſahen ſich eine Sekunde lang prüfend in die Augen. Da rief plötzlich Einer am Tiſche: „Ihr habt mich verderbt, Loyola; verflucht ſei das Spiel, — nehmt!“

„Hab' ich Euch dazu verlockt?“ ſprach Loyola zornentbrannt auffahrend, „Thor, der Ihr ſeid, mir die Schuld beizumeſſen! Spiel will ſein Recht; beſiegt *mich* und nehmt den letzten Stein meines väterlichen Erbtheils. Spielgeſetz iſt heilig!“

„So nehmt,“ rief der Andere, verzweifelnd, — „mein Gold habt Ihr; da — mein Schwert, da, mein Geſchmeid', da, meinen Siegelring, — da, den Ring meiner Braut! Eins laßt mir —“

„Nichts, nichts!“ ſchrie Loyola wild, — „bin ich ein Wucherer? Nach dem Spiel ſchenk' ich Euch Alles, — *im* Spiel iſt's mein. Spielt fort!“

„Eins laßt mir — —“

„Nichts; ich ſchwör Euch's. Schüttelt die Würfel! Was zaudert Ihr? Ausgeſpielt!“

„Ausgeſpielt!“ ſprach der Andere; er ſtieß ſich den Dolch in's Herz, zog ihn aus der Wunde und warf ihn vor Loyola auf den Tiſch. „Ihr habt meinen Verlobungsring, da habt Ihr mein Letztes. Herz, färb' meine Schande roth!“

Keiner von den Spielern kümmerte ſich um den Sterbenden, die Leidenſchaft ſah ihnen aus den Augäpfeln ſtarr auf das Gold und die Würfel. „Ein Partner herbei!“ ſchrie Loyola, dabei ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch. Don Luis kam heran, blieb ſtehen und beugte über die Kante des Tiſches ſich nieder. „Was gilt's?“

Loyola nahm ſich zum Sprechen nicht Zeit, fuhr mit der Hand auf den Haufen Geldes und Geſchmeides. „Auf *einen* Wurf?“ fragte Don Luis; Loyola nickte. Don Raimond ſchlug ein Kreuz, ſtand auf und faßte den Sterbenden in den Arm; ſein Ruf um einen Prieſter verhallte in dem Lärm der Spieler. Die Diener der Hauptleute hatten ſich unter Tiburzio's Anführung hinter die Schläuche wie hinter feſte Schanzen zurück gezogen und beiferten ſich, das Beiſpiel ihrer Herrn nachzuahmen, bis Jeder ſeiner Sinne unmächtig geworden war, nur Tiburzio, der kluge, nicht! „Wehe dem Gräuel!“ ſprach der alte Raimond, während der Sterbende an narbenvoller Bruſt den letzten Seufzer aushauchte; „wehe euch, ihr ſeid verblendet, ſeht das Gericht nicht! Doch ſchwebt's ſchon über euern Scheiteln!“

„Sieben!“ rief Loyola.

„Acht!“ Luis.

„Streicht ein! Hier ein friſcher Beutel! — Neun!“

„Zehn!“ ſprach Luis ruhig, aber zitterte dabei; — „Ihr ſeid im Verluſt, Loyola; merkt auf ein vernünftiges Wort, hört auf!“

„Weil ich verliere?“ rief Loyla wild, „welch ein Wicht wär' ich dann!“ Er faßte den Würfelbecher; Luis preßte ihm die Hand nieder.

„Ihr ſeid ein Spieler und habt keinen Spielerglauben? Lange genug war heute das Glück *für* Euch, jetzt fliegt es rückwärts, — hört auf!“

„Nein! und ſtünde der Teufel vor mir! Trotz biet' ich dem Glück, wollüſtig zwing ich die wiederſtrebende Göttin; ſie iſt mein, ſie bleib' es! Wer will mir Geſetze vorſchreiben?“ Er ſprang auf und ſah aus weit aufgeriſſenen Augen rings um ſich. Don Raimond hob warnend die Hand gegen ihn, und zeigte ihm den Todten. Loyola lachte. „Leben um Leben! Wer über bleibt, hat Recht. — Reizt mich nicht, Luis, Ihr kennt den Blutgeiſt in meinen Adern. Laßt los meinen Arm! — Iſt Euch der Einſatz zu ſchlecht? Hier iſt mehr! — Wollt Ihr kein Gold? Nun, Land und Beſitzthum! Ihr kennt nicht, was alles mein iſt in Guipuzcoa. Ich bin kein Bettler! Was wollt Ihr als Einſatz?“

Don Luis ſchwieg. Aber es kam ihm ein Gedanke; das Glück drängte ihn gewaltſam dazu. Er lachte ſich ſelbſt aus, — aber — — ſchon hatte er's beſchloſſen! „Beim lebendigen Gott, Ihr ſollt nicht lachen. Ich ſeh's Euch an, Ihr höhnt mich als einen armen Schelm. Ich will Euch mein Liebſtes einſetzen, und verlier' ich, — ſoll's Euer ſein!“

„Ihr würdet ein ſaures Geſicht machen,“ verſetzte Don Luis und ſchien gelaſſen, „wenn ich Euch am Wort hielte. Nein, ich will gegen Euch nicht unredlich handeln, indem ich Eure Aufregung benutze.“ Dabei ſah er ihn an, wie mit böſem Gewiſſen, und wollte mehr ſagen, doch bracht' er's nicht über die Lippen.

„Kein Wort mehr!" rief Loyola haſtig, durch den Einſpruch geſpornt; — „das Spiel ſei Ernſt; ich bin kein flaumbärtiger Knabe, kann's nicht vertragen, mir hinterm Rücken Leute zu wiſſen, die mir achſelzuckend nachſagen: Der ſprach, was ihn reut. Raſch handeleins! Laßt die Würfel klappern! — Hört, hört, ihr Herrn, ſeid meine Zeugen. Ich ſetz' ihm zum Wurf ein, was er von mir verlangt, ſei es Leib oder Seel', ſei's mein Liebſtes auf Erden. Verlier' ich, ſo geb ich's ihm, er ſoll's haben und thu' ich's nicht, ſei ich ehrlos, und jeder Troßbube tret' auf mein Wappen!" Es war ſtill im Saale geworden, die herausgeſtoßnen Worte wirkten wie ſcharfe Morgenluft auf die betäubten Sinne. Auch nachdem er die Lippen geſchloſſen, dauerte die tiefe Stille einige Augenblicke fort, als wäre er der einzig Lebende unter Todten; deutlich hörte man in den Saal hineinſchallen die Tritte der Schildwachen, die auf den ſteingepflaſterten Gängen draußen die Runde machten. „Nun?" fragte Loyola, „nun, Luis, genügt Euch mein Wort und die Zeugenſchaft? Wißt Ihr, mit wem Ihr zu thun habt? Los meinen Arm!"

„Nun, ſo werft!" murmelte Don Luis trotzig und grimmig lachend, ließ Loyola's Arm los, und wußte, was er zu fordern habe.

Wie der Tieger aus dem geöffneten Käfig hervorſchießt, mit ſolcher Haſt ſchüttete Loyola die Würfel auf den Tiſch und ſtammelte, aus hochaufgeriſſenen Augen drauf hinſtarrend: „Neun!"

„Elf!" ſprach Luis.

Wie todt ſaß Loyola da, über den Tiſch hin zuſammen geſunken, doch nicht aus Schmerz über Verluſt, nur aus Grimm über gebeugten Trotz. Bald ermannte er ſich, leerte einen Becher Weins, und fragte, als die Nerven auf's neue angeſpannt waren, den Gegner: „Was zahl' ich Euch? Was wollt Ihr von mir?"

„Peregrina!" ſprach Don Luis; die Zähne klapperten ihm.

„Peregrina?"

„Sie! Ich machte nicht Ernſt aus dem Spiele, Ihr ſelbſt habt's gethan! Hab' ich nicht Euer Wort? Ich hab's! Ihr müßt!"

Loyola wendete ſich und zögerte; es überkam ihn, er wußte nicht, was. Don Raimond ſtand hinter ihm und warnte ihm in's Ohr: „Menſch!"

„Was ſoll's?" rief Loyola trotzig zurück, „was wollt Ihr? Was kümmert's Euch?"

„Menſch!" wiederholte Raimond drohend, „verſuchteſt die Hölle, verſuche den Himmel nicht! Laſſ' ab! Weißt du, was du thuſt?"

„Wie? bin ich nicht einmal meines Herzens freier Herr? Laßt mich zufrieden, Raimond, ich thu', was ich will, — ich will, was den Andern mißfällt. Reizt mich durch Einſpruch nicht. Ich gab mein Wort, ich halt' es. Was liegt an dem Mädchen? Morgen iſt alles vergeſſen! Sie iſt mein wie ein Ding, ich kann verſchenken!"

„Hört Ihr mich," wendete ſich Raimond zu Luis, ihn ſcharf anblickend, — „beſteht nicht weiter darauf; Ihr ſeid ein Chriſt!"

„Ich habe gewonnen!" ſprach Luis, zu Boden blickend.

„Und die Seele verſpielt!" rief Raimond, — „denkt an Etwas?"

„An was?"

„Ihr wißt's."

Don Luis entfärbte ſich. Loyola erhob ſich und ſprach finſter: „Zu Ende! Ihr habt mein Wort, Luis, die Zeugen hörten es. Nehmt ſie!" (Fortſ. folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

54) Schutt. Dichtungen von Anaſtaſius Grün.
Zweite Auflage. Leipzig, Weidmann. 1836.

Schon in Nro. 294 des Phönix vom vorigen Jahre haben wir uns aus rechter Herzensluſt über A. Grün's „Schutt" ausgeſprochen. Wir bezeichneten dieß Gedicht „als ein Werk, welches — was innere Einheit und Ganzheit, ſo wie äußere Kunſtfertigkeit und glänzende Farbenpracht betrifft, unerreichbar daſtehe zur Zierde deutſcher Literatur," wir charakteriſirten es ausführlich als Ganzes und in ſeinen Einzelnheiten. Was bleibt uns demnach jetzt, da dies Erſcheinen der zweiten Auflage unſre Aufmerkſamkeit aufs neue darauf hinwendet, anderes übrig, als: unſre Freude auszuſprechen, daß letztere ſo bald nöthig wurde?! Wahrlich, unſer Volk iſt gegen das ächte Schöne nicht abgeſtumpft, wie man uns oft glauben machen will, es faßt mit beiden Händen darnach und hält ſich dran, während es ſo manches Werk, welches blos, um Aufſehen zu machen, producirt wurde, die Friſt der Mode mit Eclat durchleben läßt, um — es ſchnell zu vergeſſen. — Zudem iſt A. Grün's Dichtung der Spiegel, in welchem wir, poetiſch verklärt, alle Hoffnungen eines aufſtrebenden Geſchlechtes erblicken, das vor jeder Impietät abhorreſcirend, die Schönheit in der Wahrheit ſucht, die Wahrheit aber als Recht ſanctionirt wiſſen möchte. Schön iſt nicht, was den Sinnen gefällt, ſondern, was die Phantaſie aus Sinnlichem und Überſinnlichem durch Verſtand und Gemüth zur harmoniſchen Erſcheinung bringt. drum iſt Schönheit der integrirende Theil der Humanität, nur daß die Humanität den gleichen Zweck im Großen geſchichtlich anſtrebt. Das belebende Element unſrer Zeit aber — iſt die Humanität. Und dieſe leuchtet klar und herrlich aus Grün's Gedicht.

55) Adelbert von Chamiſſo's Werke. Erſter, zweiter
und dritter Band. Leipzig, Weidmann. 1836.

Längſt war es ein Wunſch aller Gebildeten deutſcher Nation, eine Sammlung von Chamiſſo's Werken zu erhalten, deſſen „Schlemihl" eines der wunderbarſten deutſchen Mährchen ſich auch in England eingebürgert hatte, und deſſen manche Lieder und Romanzen in Deutſchland bereits Volksgut geworden ſind. Dieſer Wunſch iſt nun erfüllt, — die erſten drei Bände der Chamiſſo'ſchen Werke ſind fertig, der vierte (und letzte) wird ihnen bald folgen. Der erſte und der zweite enthalten die Beſchreibung der Reiſe um die Welt, welche Chamiſſo in den Jahren 1815 — 1818 auf dem Rurik an Ledebours Stelle als Naturforſcher unternommen hatte, ein an den intereſſanteſten Natur- und Sittenſchilderungen reiches Werk, welches einen verbeſſerten und vervollſtändigten Wiederdruck mit vollem Recht verdiente. Der dritte Band bringt einen Theil von Chamiſſo's Gedichten. Als Dichter ſteht Chamiſſo eigenthümlich in Deutſchland da. Fremdem Volk entſproſſen, fand er in ſeinem Leben auf deutſchem Grund und Boden, auf welchem jeder Deutſche ihn mit freudigem Stolz Bruder nennt, doch nicht ſelten etwas Fremdartiges, welches ſein Weſen ſpaltete, daß der Riß, der Schmerz vom erſten bis zum letzten Liede zu gewahren iſt, eine unendliche Wanderſehnſucht, welche ſich auf's Schärfſte in dem unvergleichlichen „Peter Schlemihl" ausdrückt; er wird von allem Rauhen des Lebens leicht berührt, aber er zuckt vor keinem Weh ſcheu zurück, ſondern faßt es und macht es ſich eigen. So iſt Melancholie der Grundzug ſeines dichteriſchen Charakters, und ſelbſt der Humor hat — nur in ſeltnen Fällen wird derſelbe burlesk, aber ſelbſt hinter der Burleske ſteht Bedeutung — etwas Ernſtes. Aber den Dichter mit allem ſeinem Weh hebt der Adler des Gottes empor, daß er hoch über den Wolken ſchwebend, die Gegenſtände tief unten nicht mehr mit ihren Ecken ſondern endlich in ſchönen Verhältniſſen ſieht. Uns allen, die wir ihn leſen, erſcheint er wie ein ernſter Greis, der ſinnend vor ſich hinblickend, mit der Harfe durch Sturm und Nacht ſchreitet, — oft, wie der treue Eckart, der uns vor dem Zaubergeſang der heidniſchen Götter warnt, und wo die Töne nicht ausreichen, mit ſcharfem Schwert uns behütet. Wir fühlen unſer Weh in ſeinem, das unſer Aller Schmerzen zuſammenfaßt. —

Sobald der vierte (letzte) Band erſchienen iſt, werden wir dieſe Skizze vervollſtändigen.

Die Seele.

(Im Frühling.)

Der Athem Gottes ſäuſelt
Daß ſich die Welle kräuſelt,
Sich leiſ' das Hälmchen regt
Und liſpelnd ſich bewegt.

Von Gott ein leiſes Hauchen,
Und alle Seelen ſaugen
Den Balſam unverweilt,
Der ihre Schmerzen heilt.

Denn ach! verletzt iſt jede
Von eigner innrer Fehde,
Weil ſie, verſcheucht, verwirrt,
Fern von der Heimath irrt.

Ihr Ziel iſt nie gefunden;
Ein Flügel ihr gebunden,
Und, was ſie wünſcht und hofft,
Umwölkt der Zweifel oft;

Drum bleibt ihr fremd die Erde
Wenn auch der Ruf: „Es werde!"
Sie jeden Lenz verjüngt
Und Gottes Gruß ihr bringt.

J. C. Nänny.

Feuilleton.

⁂ Zu Belleville, (Illinois-Staat) iſt auf Faſtnacht 1836 Hampelmann von deutſchen Koloniſten aufgeführt worden; in Baltimore ſind ſämmtliche Hampelmänner ſowohl, als der Bürgerkapitän bei den Buchhändlern ausgeſtellt und käuflich zu haben. Was hier alt, iſt dort neu. Hampelmann fera le tour du monde, bemerkte ein Journaliſt ironiſch — er hatte Recht. Ganz herum iſt er noch nicht.

⁂ Kampf gegen die Phrenologie. — Unlängſt wurde die Phrenologie in der Akademie der Medizin zu Paris von Dr. Rouchoux als die „größte Myſtifikation des 19ten Jahrhunderts" bezeichnet. Brouſſais nahm ſie in Schutz, vertheidigte ſie aber auf eine andere Weiſe, welche ihre Grundlage ſelbſt zerſtört. Er bemerkte nämlich: „Man wendet ein, daß die Verbrecher nicht alle die Schädelhöcker des Verbrechens haben, welches ſie haſſenswerth und ſtrafbar macht. Die Mörder haben nicht alle die (ſg.) Organe des Mordes oder der Grauſamkeit, das iſt wahr; man ſehe Fieschi und Lacenaire; aber man kann aus Stolz tödten, wie der eine, aus Habſucht, wie der andere. Die Begehrlichkeit (concupiscence) führt vielleicht eben ſo oft zum Meuchelmord als der ſcheußliche Blutdurſt. Viele Diebe werden Mörder in der Hoffnung, das erſte Verbrechen durch ein größeres zu verbergen." — Sehr richtig bemerkt hierauf die „Gazette de France:" „Von dem Augenblick an, als man Leidenſchaften, Intereſſen, Laſter des Herzens und Geiſtes — als Urſache eines Mordes ſtatuirt, und eine Logik der Leidenſchaften anerkennt, welche den Menſchen zu einem größeren Uebel hinreißt, — iſt das ganze phrenologiſche Syſtem vernichtet; denn die materiellen Organe haben keine Gewalt mehr über den Willen, wenn man tödten kann, ohne das Organ des Mordes zu haben. Gibt es ein inneres Motiv, welches den Dieb zum Mord treibt, ſo gibt es auch ein ſolches, welches den Habſüchtigen zum Diebſtahl treibt. Dann ſind ſchon gleich die zwei Organe des Mordes und des Diebſtahles überflüſſig. Bleibt noch die Habſucht. Hat dieſe aber nicht auch einen tieferen Grund? Iſt man nicht habſüchtig aus Selbſtſucht, und iſt dieſe nicht am Ende das einzige Prinzip aller Laſter?" —

⁂ Maisſtengel-Zucker des Dr. Pallas. — Aus dem Berichte, den Deyeux, Biot und Robiquet der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften am 9. dieſes Monats erſtattet über die Abhandlung des Dr. Pallas geht hervor:

1. Der Maisſtengel enthält 20 bis 25 Tage nach der Blüthe beinahe 1% cryſtalliſirbaren Zuckers, und ſpäter, wenn der Mais völlig reift, der Stengel aber noch grün iſt, 2% roher Zucker und 4% trefflichen Syrup (mélasse).

2. Das parenchymatiſche Ueberbleibſel, aus welchem man den Zucker gezogen, kann zur Fütterung des Viehes oder zur Bereitung eines Einpackungs-papieres verwendet und der Werth deſſelben auf 11 Franken die 50 Kilogr. angeſchlagen werden.

⁂ Vereine in Mannheim. — Wir leben im Jahrhundert der Vereine, und wie dieſe bereits einen reichen Blumenflor im neuen Garten der Humanität bilden, ſo werden von dieſen Blüthen gewiß auch gar manche die köſtlichſten Früchte tragen. — Es mag darum hier aufgezeichnet werden, daß u. a. in Mannheim im Laufe von drei Jahren ſich ſieben Vereine geſtaltet haben, von denen der Kunſtverein bereits 700 Mitglieder zählt. Der Verein zur Sittenverbeſſerung des Hausgeſindes hat in dieſen Tagen zum zweitenmale ſeine Preiſe vertheilt. Dreißig Dienſtboten wurden ihres guten Betragens und ihrer treuen Dienſte wegen öffentlich belobt und beſchenkt. Auch eine Blumenausſtellung iſt dort zum erſtenmal in dem neu angelegten botaniſchen Garten veranſtaltet worden. —

⁂ Champollion's Aegyptiſche Grammatik. — Der erſte Band der „Grammaire égyptienne", ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne, appliqués à la représentation de la langue parlée, von Champollion, iſt in dieſem Jahr nach dem Manuſcripte des leider zu früh verſtorbenen Verfaſſers auf Befehl des Miniſters des öffentlichen Unterrichtes bey Didot im Druck erſchienen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 130. 1836.

Phönix.

Freitag, 3. Juni.

Spiel.

(Fragment aus dem erſten Theil des: „Loyola.“)

Von

Eduard Duller.

(Fortſetzung.)

Da warf der alte Raimond ſein Schwert auf den Tiſch. „Iſt die Lieb' eine Waare, ſo iſt Ruhm und Ehr nichts als Lüg' und Schande, — in eueren Reihen fecht' ich nicht mehr, wehrlos ſoll mich der Tod finden, da ihr das Leben zur Niederträchtigkeit macht. Euer Leichtſinn ſtürmt frevelnd bis in des Himmels Decke hinein und ſtiehlt der ſchlafenden Gerechtigkeit das Richtſchwert aus der Scheide. Ehe die Sonne untergeht, ſei auch Ehre und Hoffnung untergegangen. Lebt, damit ihr Reue findet, ich ſuche den Tod, mir eckelt vor dem Leben.“ Ohne die Beiden eines Blickes werth zu achten, ging er hinaus.

„Was will der Alte?“ rief Loyola ihm nach. „Wein, Wein herbei! Iſt die Welt ſo voll von Tyrannei, daß jeder den kleinen Tyrannen gegen ſeinen Nachbar ſpielt, und ich allein ſollte mein Herrenrecht nicht haben? Jedes Atom in mir empört ſich gegen Zwang und ſchwillt mir von Herrſchluſt. Mich kitzelt's in der Ferſe, ſie einem Sklaven-Nacken einzudrücken. Wein, Wein, Tiburzio!“

Nach mehrmaligem Anruf ſchob Tiburzio ſich endlich herbei.

„Den Becher zum Abſchiedstrunk! — Iſt's nicht ſo Sitte, Luis, Handelsabſchluß bei vollem Glas! Trinkt, trinkt! Ihr ſeid ein Thor, den Reſt hinzunehmen. — Spaniens Mütter haben noch Töchter; in meinem Blut ſteckt ewiges Leben! — Wein! Wein! — Es lebe der Wechſel, die Kraft! Komm' an, Unglück, komm' an gegen dieſe ſtarke Bruſt, verſuch's, dieſen Leib zu ritzen! deine Pfeile ſind mir Nadeln, komm' an, Popanz der Memmen; — ich rufe dich auf, ich trotze dir! Fort, gallige Gedanken! Ich trotze, zeige, wer ich bin!“ —

Loyola ſtand auf, Tiburzio leuchtete ſeinem Herrn vor, der ſich aus dem Saale in ſein Gemach begab, um den Reſt der Nacht der Ruhe zu pflegen. Luis athmete auf, als Loyola fort war: „Endlich! Endlich!“ Doch konnte er ſeines Gewinnes nicht froh werden. Seltne Gedanken durchflogen die kreuz und die quer ſein Hirn; die Worte Raimond's ſchollen wieder, die Liebe ſchrie lauter. Er ging im Saale auf und ab, aus welchem ſich die Kameraden allmählich entfernt hatten, — bald blieb er horchend ſtehen, bald rannte er aufgeſchreckt wieder ab und zu, als ſtünde dicht hinter ihm ein furchtbares Ereigniß. „Naht der Augenblick noch nicht?“ Er zählte ſeine Pulsſchläge. Sein war ſie ja endlich; die kommende Stunde mußte ihm ihren Beſitz völlig vergewiſſern, oder der geflickte Scheintitel des Erwerbes zerriß auf's neue beim nächſten Tageslicht. Hier blieb ihm nur Scheelblick und Spott, jenſeits der Pyrenäen Sicherheit. Er begriff's, was er gethan, und taumelte vor der Wirklichkeit zurück, zitterte jetzt, da der langerſehnte Augenblick der Entſcheidung herannahte. So viel er nachgrübelte, er kam nur auf einen Gedanken zurück, deſſen Verwirklichung ihm dringend nothwendig ſchien. Er mußte Peregrina jetzt ſehen und ſprechen, ſie überreden oder ihre Einwilligung zur Flucht mit ihm erzwingen. Der günſtige Augenblick verſäumt, — dann war alles umſonſt, alles verloren! Aber wie zu ihr gelangen, er, der, ſo heiß er ſie heimlich liebte, durch Loyola's Nähe ſtets in Entfernung von ihr gehalten wurde, — ſie, welche Loyola's Gemächer theilte, jetzt zu ſo früher Morgenſtunde, da ſich noch kein lichter Streif am Rande des Horizonts gezeigt und nur erſt die dröhnenden Schritte der letzten Runde von der Nähe des Tages Kundſchaft gaben!? Er machte ſich auf das Äußerſte gefaßt. Was vorbereitet war, mußte ſich erfüllen. Die allgemeine Verwirrung benützt — die Geliebte, durch des Glückes Gunſt gewonnen, mit Gewalt von hinnen getragen! Er glühte und fröſtelte, bei dem Gedanken, ihren ſchönen üppigen Leib zu berühren. Immer wieder die Nothwendigkeit, noch vor dem entſcheidenden Augenblick einige Worte mit ihr zu wechſeln! Rathlos war er, verzweiflungsvoll, von der Furcht erſchüttert, daß ſein begonnenes Werk auch ſie verderben könne, denn er liebte ſie — als Wahnſinniger — in Frevel, liebte ſie doch! — Wußte nichts, als daß er ſie liebe, ſie beſitzen müſſe! Er verließ den Saal, eilte, leiſen Trittes in den offnen Corridor, der zu Loyola's Gemächern führte. Schneidend wehte ihm die Morgenluft entgegen; er taumelte, als käme er aus einem dumpfen Keller, in deſſen verſchloſſnen Räumen er die mannichfachſten Weine durcheinander verſucht; wankend hielt er ſich an der ſteinernen Brüſtung und blickte hinab auf das grabesdunkle Pampeluna. Die Belagerer, — dicht vor den Mauern des Schloſſes geſtellt, hielten an jedem Winkel Wacht. Er zitterte vor Froſt. Langſam ſchleppte er ſich vor Loyola's Thüre. „Wer da?“ Der Nachhall ſeiner eignen Tritte ſchreckte ihn. Jetzt war er vor der Schwelle, er ſank zuſammen. Und plötzlich wieder der Gedanke: „Jetzt vielleicht liegt ſie in Loyola's Arm! Und du kauerſt vor der Schwelle und drinnen lachen ſie dein!“ Wuth ſchüttelt ihn wie ein Fieber am ganzen Leibe, zitternd erhebt er ſich bald vom Boden, und legt bald Auge, bald Ohr an's Schlüſſelloch. Aber er gewahrt nur den ungewiſſen Schein einer flackernden Lampe, erlauſcht keinen Laut; horch, ein Seufzer! Schluchzen! — Jetzt Alles wieder ſtill. Gefoltert wie ein Miſſethäter, der des Richters verfängliche Frage erwartet, kauert er auf der Schwelle. — Hinter ihm ein Rauſchen wie von ſeidenen Gewändern. Wer kommt? Wer flüſtert: Verräther!? Eine Fledermaus die ihre Runde macht, nichts ſonſt. — Horch! Klingt hier von unten nicht ein Zeichen? — Er legt das Ohr dicht an das Steinpflaſter. Nichts, nichts!

Loyola hatte ſich auf das Bette geworfen, unaufgekleidet, nur das Wams vorn aufgeriſſen, die heiße Hand feſt auf das heftig klopfende Herz drückend, als wolle er's zwingen, ruhig zu ſein. Er ſuchte den Schlaf und träumte mit offenen Augen. Hundert Ebenbilder ſeiner ſelbſt umflatterten ihn, alle mit ſchimmernden Kronen, die blutrothen Zacken zerſtrömten in Strahlen; die Ebenbilder ſchwirrten ihm dicht vor der Stirne, höhnten ihn in die Augen hinein. Er fuhr empor, fühlte, daß er wache, entſetzte ſich. Die Lampe flackerte matt, ihr Qualm kreiſelte in dicken Ringeln. „Wer biſt du,“ ſtöhnte er beklommen, im Bette halb aufgerichtet, „du zu meinen Füßen? Gib Antwort! Biſt du mein böſer Dämon? heſteſt deine Blicke ſo ſcharf in mein Herz hinein. Sprich, ich fürchte dich nicht, ich trotze dir, dem Himmel, der Hölle.“

„Inigo!“ Peregrina war's, mit der ſchmerzzerriſſenen Seele.

„Du hier? Was willſt du,“ rief Loyola wild.

„Nicht mit ſolchem Ton, mein Inigo,“ ſprach Peregrina, „mir, die dich liebt, wie der Schutzgeiſt das Kind. O Inigo, Stern in meiner Nacht, mein Gott und mein Prieſter, nichts hab' ich als dich, auf der Welt, und habe doch alles, ich habe ja dich! Du biſt fieberhaft aufgeregt, mein Inigo; darf ich mit Küſſen und Thränen dich in Schlaf wiegen? Du wühlſt in der Bruſt, ich will meine Haare aufneſteln und dir die Hände damit binden, daß du endlich ruhig wirſt, böſer, liebſter, beſter Mann!“

„Laſſ' mich!“ rief Loyola, er wehrte ſie ab.

„Es iſt nicht dein Ernſt,“ ſprach Peregrina. „Aber gebunden ſollſt du werden, du Frevler, du Herz, du lieber Mann. — Mich ſo zu ängſtigen die ganze lange Nacht! Und den ganzen langen Tag hatte ich dich nicht geſehen, nicht gehabt, nicht geküßt! Und nun kommt er, denkt nicht an mich, weckt mich mit keinem Kuß, ſieht nicht, daß ich ja gewacht, geweint! Geh', Inigo, du liebſt mich nicht mehr! — Sieh, da ſprech' ich eine ſündhafte Lüge aus, und du — wahrhaft'g biſt ſchuld daran. — Was ſiehſt du mich ſo ſtarr an? Nur dieſen Blick nicht, Inigo, du erſchreckſt mich. Darin iſt Tod, — es iſt keine Liebe d'rin.“

Sie kniete vor ihn hin, zog ſeine beiden heißen Hände zu ſich hernieder und preßte ſie an ihr Herz, ihren Scheitel lehnte ſie an ſeine Bruſt, und ſah ihn lange an, wollte reden, blieb ſtill. Endlich: „Sieh, Inigo, ich wollte dir heute — nein, du darfſt mich dabei nicht anſehen,“ — ſie legte die Lippen dicht an ſein Herz — „ich wollte dir heute etwas ſagen, gewiß freut es dich, und macht dich auch endlich ruhig, lieber, lieber Mann. Du wirſt ruhig, nicht wahr, du verſprichſt mir's? Dann ſag' ich dir's, Inigo! Gewiß, du willſt nicht mehr den finſtern Gedanken nachhängen, die dich wie Meuchelmörder — ſogar an meinem Herzen — überfallen, und fortſchleppen, weiß ich's, wohin? So oft ſiehſt du ſtarr in's Weite, und ſiehſt die Thränen nicht, die auf deine Wangen fallen, — die meinigen. Ach, Inigo, ich weiß: die ganze Welt ſteht dir auf, und ich bin nichts, ſo gar nichts gegen all das Große, dem du nachtrachteſt. Aber wenn ich mir's denke, — und ich muß d'ran denken, — daß du mich eben für gar nichts achteſt, und mich verlaſſen könnteſt, Inigo! — — Freilich, warum hab' ich dich doch ſo lieb! — Inigo, du darfſt mich künftig nicht mehr auf ſolche Gedanken bringen. — — Sieh, ich weiß jetzt ein Wort — — das alle deine wüſten Träume gewiß verſcheuchen wird. — — Soll ich dir's ſagen? . . . Ach, wie pocht es da! Werde doch ruhig, du liebes ungeſtümes Herz! — Horch, was ich dir ſage, und darin finde Frieden. — — Du darfſt auf etwas ſo Süßes, ſo Heiliges hoffen, um was Engel den Menſchen beneiden. Engel wiſſen nicht, was Mutterliebe iſt, das weiß nur ein Weib. Und ich — Inigo — ich ahn' es, — fühl' es unter meinem Herzen; ja, Gott hat uns lieb, — er ſchenkt uns — — ein Kind!“

„Ein Kind! Ein Kind!“ — ſchrie Loyola, wie wahnſinnig, aus Peregrina's Armen ſich losreißend, daß ſie zu Boden taumelte; er ſprang vom Bette, rannte in ſeinem Gemach hin und wieder, die Fauſt vor die Stirne ſchlagend, wühlend im geſträubten Haar, zerrend daran.

„Ihr Heiligen des Himmels! was iſt dir?“ —

Peregrina raffte ſich auf, ſchleppte ſich auf den Knieen ihm nach. „Inigo! Inigo!“

Inigo ſtand plötzlich wie feſtgewurzelt. Die Arme ſanken ihm erſchlafft zu beiden Seiten nieder; alle Lebensgluth war aus ſeinem Auge gewichen. Peregrina umfaßte in Todesangſt ſeine Kniee und zog ihn an ſich, als wolle, als müſſe ſie ihn vor gräßlichem Verderben retten, decken mit ihrem mütterlichen Leib. Er regte ſich nicht. Ermattet, wie entmannt, ſtarrte er ſie an. In ſein Herz zuckte es hinein, als hätte der Finger Gottes, lohend in Zornflammen, d'ran gerührt. Gottes Finger war's auch! „Peregrina!“ ſtöhnte er. — „Peregrina! du — Mutter!? Sprachſt du's, ſprach's mein böſer Dämon aus deinen Lippen? Die Lippen da hab' ich ſo oft geküßt!“ — Jetzt lachte er, während ihm das Mark in den Knochen zu Eis gerann. „Nun, ſo ſpielt auf zum Narrentanz! — — Gerechtigkeit ſoll mit Todſünde ſich Arm in Arm drehn, bis beide athemlos niedertaumeln. Der Frevel hat ein Kind, und die Tugend gebiert ihm's! — Hinweg, Raſerei! Hinweg, Zukunft, Meuchelmord der Gegenwart! Da, ſchau' mich an, Weib; — was bin ich dir? Was biſt du mir? Was iſt uns die Zukunft? Nichts! Nichts! Wär's etwas, ſo hätt' ich mir einen Mord erwürfelt! — Fort, Weib, deine Blicken, deine Thränen, deine Seufzer, dein Röcheln, dein Leben, dein Tod, deine Liebe, dein Kind, — alles, alles, was an dir iſt, will meine Mannheit zerfetzen, indem's mir zuruft: „Loyola hat ſein Weib ausgewürfelt! hat ſein Kind verkauft!“ — Ja, ſieh mich an! Ich will deinem Blick trotzen. — Nein! Wende dich, du tödteſt mich. Lache doch, lache doch; denn es iſt Ernſt! Weine doch, 's iſt ja nur Spaß! Ich hab' dich auf's Spiel geſetzt, ich habe dich verloren, ich habe dich verkauft, verrathen und du — — du — — — trägſt mir unter'm Herzen ein Kind!“

Peregrina begriff von dem Inhalt ſeiner Worte nichts, die Worte ſelbſt warfen ſie nieder; ſie ſtöhnte nicht, ſie wimmerte nicht, ſie weinte nicht. Zu Loyola's Füßen lag ſie ausgeſtreckt, wie entſeelt. Er ſtand gelähmt, betäubt, gebrochen, — ein Inſtrument, d'ran die Saiten ſchlaff, durcheinandergewirrt hängen. Er blickte auf Peregrina herab, und ſah ſie doch nicht; Todesbläſſe auf ſeinen Wangen, doch fuhr's jezuweilen zuckend wie Meſſerſtiche durch ſeine Adern.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Geſpräche mit Göthe in den letzten Jahren ſeines Lebens 1823 — 1832. — Von Johann Peter Eckermann.

2 Theile. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Ein witziger, bereits verſtorbener Gelehrter, der einige Zeit in Weimar zugebracht hatte, pflegte zu ſagen: „Wenn Göthe nieſt, ſo ſchreit ganz Weimar Proſit.“ Das klingt ganz amuſant und dem Fremden kommt es auch wahrſcheinlich vor, aber es zeigte ſich dennoch, wenigſtens in den letzten Jahren, als durchaus unwahr. Was Göthe that und trieb, blieb bei dem Nimbus des Geheimnißvollen, mit dem er ſich theils aus poetiſchem Aberglauben, theils wegen der Indiscreten einzuhüllen ſtrebte, gar Vielen ein Räthſel, und es gab manchen theilnehmenden Mann in Weimar, der erſt aus fremden Zeitungen irgend ein welthiſtoriſches Ereigniß erfuhr, das ſich vor mehreren Wochen, wenige Schritte von ſeinem eigenen Hauſe, in der Göthe'ſchen Wohnung zugetragen, ja, man konnte ſogar ganz hübſche Weimaraner und Weimaranerinnen finden, die den großen Dichter in ihrem ganzen Leben kaum geſehn, nie aber hatten ſprechen hören, und ſich, um eines ſolchen Glückes theilhaftig zu werden, erſt Introductionsbriefe und Gelegenheiten von außen verſchaffen mußten. — Die Eingeweihten waren theils aus Gehorſam, theils aus Eiferſucht ſcheu und verſchwiegen und wer auch oft in das Göthe'ſche Haus kam, kam trotz dem doch vielleicht nur höchſtens ein- oder zweimal im Jahr, vielleicht auch gar nicht, in das Bel-Etage deſſelben; dazu gehörte ein beſonderes Glück und öfter mehr Glück als Verſtand. — Was alſo von Göthe's Leben und Treiben in das Publikum drang, floß ſelten aus reinen, oder richtiger aus klaren, Quellen, denn ich will nicht damit geſagt haben, daß ſie immer trübe geweſen ſeien, und wurde einmal etwas halb officielles bekannt, ſo rührte das wunderlich genug mitunter von Leuten her, die eben keinen officiellen, ja gar keinen Charakter überhaupt in Göthe's Umgebung bekleideten und denen die Documente und Momente erſt von Anderen geliefert wurden; ſo z. B. die Schilderung der letzten Tage des Dichters, von dem als tüchtigen Philologen bekannten Dr. Müller, jetzigem Profeſſor in Bern, einem Mann, der, obgleich ein geborner Weimaraner und Beamteter am Gymnaſium der Reſidenz, doch in ſeinem ganzen Leben keine zehnmal zu Göthe gekommen iſt und mit mehr Intereſſe und Fleiß, als eigentlicher genauer Kenntniß der inneren Verhältniſſe, ſein eben dadurch noch verdienſtvolleres Buch geſchrieben hat.

Daß übrigens Göthe für gut fand, ſich in einen ſolchen Nimbus einzuhüllen, wer will ihm das verargen? Wenn uns das Leben in unſerem eigenen Hauſe nicht mehr gehören ſoll, was gehört uns denn noch im ganzen Leben überhaupt? Es iſt freilich in der letzten Zeit vielfach vorgekommen, daß man das Privatleben öffentlicher Charaktere mit der unverſchämteſten Indiscretion und Frechheit der Menge Preis gab, und dieſe Indiscretion und Frechheit, um ſie dem Pöbel genießbar zu machen, mit Witz candirte, aber welcher rechtlicher Mann konnte das billigen? Unſere Zeit hat was entſetzlich Kleinliches und Selbſtſüchtiges; wir ſind dahin gelangt, daß wir nicht mehr ſchaffen wollen, vielleicht nicht recht können, ſondern nur raiſonniren, und nun, da das Bedeutende in der Welt ſchon ſo ziemlich von Bedeutenden durchgeſprochen worden iſt, nur Dinge in den Kreis öffentlicher Betrachtungen ziehn, welche man ſonſt, auch nur mit den leiſeſten Winken zu berühren, für ſchamlos hielt. Ehemals war ein großer Mann nur allein ſeinem Kammerdiener gegenüber nicht mehr groß, jetzt wird er es bald dem ganzen Publikum gegenüber nicht mehr ſein, denn die literäriſchen Kammerdiener und Lakaien gaben ſich alle mögliche Mühe, ihn der Menge im Negligé zu zeigen, und glauben ihm gleich, ja ſelbſt höher zu ſtehn, wenn ſie dabei ihren beſten und modernſten ſtyliſtiſchen Rock anziehn, der oft, bei rechtem Lichte betrachtet, einer Harlekinsjacke ähnlicher ſieht, als irgend einem anderen im täglichen Leben tolerirten Kleidungsſtück. Die Beſſeren ſollten wirklich zuſammenhalten und dergleichen Verunglimpfungen mit ſtrenger, öffentlicher Verachtung beſtrafen, denn gewinnen kann Niemand dabei als nur die Miſerabilität. Blos dann, wenn abſichtliche Lügen ausgebreitet würden, möge die Stimme der Wahrheit auch in ſolchen Fällen berechtigt ſein ſich zu erheben, um die leichtgläubige Menge vor Täuſchung zu bewahren, doch ſelbſt dann auch nur mit äußerſter Behutſamkeit. — Deßhalb ſollte eben ſo allem Veröffentlichen von Briefen, ohne beſondere und ausdrückliche Erlaubniß derer, die ſie geſchrieben, durch ein allgemeines Geſetz entſchieden geſteuert werden, denn es iſt ein Verrath an Vielen, und Niemand mehr ſicher vor ſolchem. Glaube man doch ja nicht der gleißneriſchen Betheuerung einiger Herausgeber, daß Briefe bei uns die Stelle der Memoiren vertreten und daher zur Kenntniß ihrer Zeit beſonders dienſtlich und nützlich ſeien; das iſt kaum halb wahr, denn Briefe ſind nur Erzeugniſſe des Moments und abhängig von momentaner Stimmung, Memoiren dagegen das Facit eines ganzen Lebens und das Reſultat langer Betrachtung. Die Wenigſten unter denen, von welchen wir jetzt gedruckte Briefe leſen, beabſichtigten nur im Entfernteſten ſie der Menge hinzugeben und würden, falls man ſie befragen könnte, gewiß mit der größten Beſtimmtheit die Erlaubniß zur Herausgabe derſelben verweigern; — einige eitle Narren ausgenommen, denen es ſchmeichelte, ſich dadurch gleichſam in eine Reihe mit den Ausgezeichnetſten geſtellt zu ſehn. —

Göthe dachte freilich in ſeinen letzten Lebensjahren anders darüber und beförderte ſogar die Herausgabe ſeiner Briefe, durch welche, um die Wahrheit zu ſagen, vielleicht eben ſo viel Lebende rückſichtslos gekränkt und verletzt worden ſind, als man von Todten daraus Bedeutendes erfahren hat. Dieſe Neigung ſcheint in Widerſpruch zu der von ihm geliebten geheimnißvollen Einhüllung ſeines Treibens zu ſtehn, aber ſie iſt es gar nicht, im Gegentheil ſie dient ihr; denn eben dadurch erfuhr die Menge, auch nach ſeinem Tode nur, was er für gut fand, daß ſie erfahren ſolle und alles Andere blieb noch feſter verſchwiegen oder ward unſicher aus Mangel an Urkunden. Obendrein waren durch irgend eine Weiſe ihm ſtreng verpflichtete und genau verbundene, von ihm beherrſchte Freunde und Verehrer die Verfaſſer oder Empfänger ſolcher Briefe und Alles, was er demgemäß von daher zu beſorgen gehabt hätte, waren mögliche Indiscretionen geweſen, die noch vor ihrer Geburt zu erſticken in ſeiner Macht lag. Dieſe Briefſammlungen ſind ſo vielfach und noch neuerlich, wenn auch raſch, doch vortrefflich von Gervinus beſprochen worden, daß es überflüſſig wäre, dabei zu verweilen, nur Eins kann ich nicht umhin zu bemerken. — Mir däucht, ſeine nächſten Verehrer ſollten ſolche Veröffentlichungen im Intereſſe des großen Dichters eher hindern als befördern; denn Alles, was bisher in dieſer Art an das Licht gegeben wurde, dient weit mehr dazu, ſeine Freunde als ihn ſelbſt zu verherrlichen, ſo vor Allem Bettina und Schiller, ja in vielfacher Hinſicht auch Zelter und Lavater und ſelbſt nach dem Wenigen, was bisher mitgetheilt ward, ganz beſonders den nie genug anzuerkennenden und zu verehrenden Karl Auguſt. —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Alte regelmäßige Abweichung der Magnetnadel.** — Quetelet's von 1827 bis zum März dieſes Jahrs angeſtellte Beobachtungen, die er am 8ten vorigen Monats in der Brüßeler Akademie der Wiſſenſchaften mitgetheilt hat, beſtätigen die in mehreren anderen Ländern gemachte Bemerkung, daß die Magnetnadel ſich jetzt wieder zum Meridiane neigt. Man weiß, daß ſie im Jahr 1663 in Frankreich in der Richtung nach Norden ſich befinden mußte; vorher wich ſie aber nach Oſten, nach 1663 iſt ſie immer mehr nach Weſten abgewichen, bis ſie in den Jahren 1814 und 1815 zu Paris ihre größte weſtliche Neigung erreicht zu haben ſcheint; ſie bildete damals mit dem Meridian einen Winkel von ungefähr 22° 34'. Künftige Beobachtungen müſſen nun zeigen, ob die Nadel zum Hinſchwanken nach Oſten auch 151 — 152 Jahre braucht, wie zum Entgegengeſetzten. Nach Arago dreht nämlich in der nördlichen Hemiſphäre die nördlich zeigende Spitze einer horizontalen Magnetnadel ſich von 8¼ Morg. bis 1¼ Nachm. von Oſten nach Weſten, und von 1¼ Nachm. bis 8¼ Morg. von Weſten nach Oſten, was alſo die weſtliche Abweichung zur öſtlichen in das Verhältniß von 5 zu 19 ſtellt.

⁂ Der „Freimüthige“ verfolgt unter Genzel's Redaktion ein Streben nach Popularität, welches beachtet zu werden verdient. Er bringt Noveletten, welche ſich zur Volkslektüre eignen, — unterrichtet ſein Publikum zu Zeiten von Literaturnovitäten und theilt faſt in jedem Blatt ganz kurze intereſſante Notizen mit. Wir wünſchen dem Blatte, ſchon um des Umſtandes willen, daß die Wittwe des Dr. Kuhn ihre Subſiſtenz daraus gewinnt, den beſten Fortgang; Genzel thut hiezu redlich das Seine.

⁂ **Actiengeſellſchaften in England.** — Im vorigen Jahr haben ſich in London nicht weniger als 119 Actiengeſellſchaften gebildet, welche ein Capital von 56,845,000 Pf. St. zuſammengebracht. Unter dieſen Geſellſchaften haben 85 für Anlegung von Eiſenbahnen 34,040,000 Pf. zuſammengeſchoſſen. In einer Liverpooler Zeitung wurden kürzlich ſogar an einem Tage nicht weniger als 14 neue Aktien Compagnien angekündigt, deren Capitalien ſich zuſammen auf 5,840,000 Pf. belieſen, nämlich 1 Apotheker-, 1 Transport-, 1 Bau-, 1 Salz-, 1 irländiſche Bank-, 1 Zuckerraffinirungs-, 1 Lohgerber-, 1 Seifen-, 1 Baumwollen-, 1 Diſtillir-, 1 walliſiſche Paket-, 1 Bäckerei- und 1 Güterkaufs-Compagnie. —

Privat-Compagniebanken endlich gab es am 21ten März dieſes Jahres in England und Wallis 61, die mit Zuzählung ihrer Zweigbankcomptoirs an 472 Orten etablirt ſind und zuſammen 15,673 Actionäre zählen. Im Jahr 1826 wurden ſolche Privatbanken 3 gegründet, 1827 — 4, 1829 — 6, 1830 — 1, 1831 — 8, 1832 — 7, 1833 — 10, 1834 — 10, 1835 — 8 und 1836 bis zum 21ten März 4, vom 21ten März bis zum 18ten dieſes Monats 5, unter welchen letzteren eine mit 34 Zweigcomptoirs und 2,051 Actionnairen. — So ſchlingen und verſchlingen ſich zahlloſe goldene Fäden durch das eminent induſtrielle Land. — Nimmt man hinzu, daß auch in den gebildeten Staaten des Continents ſich die Aktiengeſellſchaften in mehr als geometriſcher Progreſſion vermehren, und daß die Staatsſchulden über ganz Europa, und einen großen Theil von Amerika Legionen gleichbetheiligter Gläubiger verbreitet haben, dann muß man ſtaunen über die großartigen Veranſtaltungen der Providenz, welche — nach Vico's genialer Anſicht — nicht auf Unterdrückung oder Abtödtung der Natur ausgeht, ſondern auf Leitung und Verwendung der Leidenſchaften und Selbſtliebe zur Gründung immer größerer Gemeinweſen und eben dadurch zu allmähligerer, von Innen heraus bewirkter Läuterung der ſelbſtiſchen Natürlichkeit zur freien Humanität.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 131. 1836.

Phönix.

Samſtag, 4. Juni.

Spiel.

(Fragment aus dem erſten Theil des: „Loyola.“)

Von

Eduard Duller.

(Schluß.)

Die Lampe erloſch. Der junge Tag kämpfte mit der Nacht. Noch war's zu dunkel, um ohne Kerzenſchimmer ſchon Gegenſtände deutlich zu erkennen; — jene Zwirlichtsſtunde, die am Abend ſo traulich iſt und am Morgen ſo unerträglich, weil ſie am Abend die ſorgenlöſenden Stunden der Nacht ankündet, denen der müde Leib ſich entgegenſehnt, während ſie am Morgen nur unſre Ungeduld nach des Lichtes vollem Genuß und nach neuem ganzen Leben weckt. Loyola war — der Stunde zum Trotz — zuſammengeſunken; die Orgien, der Frevel an Leib und Seele übten ihr Recht; da lag der Mann, der auf ſeine Urkraft ſo gewaltig gepocht!

Lautlos noch eine Weile!

Gleichförmige, raſch folgende, dumpfe Aufſchläge! Draußen ein Dröhnen, ein Knattern, ein Rufen, — alles zuſammengemengt, wie wenn ein Waſſerſturz Bäume und Steine und lebende Geſchöpfe hinabrafft und tobend begräbt. — Horch! was war's? Trommeln! Trommeln! Jeder Wirbel durchzuckt Loyola's Glieder, als berührte ſie glühend Metall. Er ſchrickt zuſammen, er rafft ſich auf, horcht wieder. Die ſtarren Züge werden wieder lebendig, das Auge glimmt, immer loher und loher. Seine Rechte zuckt und fährt nach der Wehr.

Horch! lauter und lauter, näher und näher! Ein Schuß! — Trommelgewirbel, laut, gellend, als ob dicht vor der Schwelle! Schuß an Schuß! Hat die Nacht Kinder geboren, den Tod und das Entſetzen?! Draußen auf den Gängen Tritte von hin und wieder Laufenden, laute Rufe, Hornſignale, Schüſſe dazwiſchen, Schrei der Getroffnen, Gewinſel, Geſtöhne, — und immer näher und näher das Knattern der Feuerſchlöſſer und der Sturmruf: Saint-Denis! und das helle Geklirr der Schwerter an den widerhallenden Mauern. Loyola's Sehnen in alter Spannkraft! Die That liegt vor ihm, er braucht blos die Hand darnach auszuſtrecken. In der That glüht Wolluſt, funkenlockend aus Augen, Fingern, Herzen. „Schlacht, Schlacht!“ für Loyola's Ohr Syrenenklang; der Mordbrand, ſeinem Aug' himmliſcher Glanz, blendet ihm die Sehkraft; die Raſerei des Krieges, eine barmherzige Schweſter für ſein entzweigeſpaltnes Herz, für den wüſten himmelſtürmenden Geiſt, der vom Himmel herabgeſtürzt, im nebligen Dunſtkreis unruhig hin und wieder flatterte, und jetzt in den verlaſſnen Leib zurückflog. Das ohnmächtige, verſpielte, verfrevelte, verlaſſne Weib zu ſeinen Füßen; — er ſieht es nicht. Der kaum zerſchmetterte Trotz wächſt auf's neue. „Verrath!“ ruft er wild lachend, „Verrath da außen“. — Und vor ihm liegt das verrathne Weib. „Hier bin ich, hier Loyola! — Hier, Feinde, Loyola!“

Schon ficht er draußen, hoch auf dem Wall: „Hier will ich ſtehen,“ ruft er den Seinen zu, „wie eine eiſerne Schildwacht, meine Füße wurzeln hier feſt, trotzen dem Eiſen, dem Blei. Hier an mich, Kameraden! Angeſchloſſen! Zum metallnen Wand gefügt! Laßt ſie klimmen, laßt ſie kriechen, — verſchießen ihr Pulver umſonſt! — Spanien hoch, der Ruhm über alles!“

Todtenſtille im öden Gemach. Betäubt liegt Peregrina. Furchtbarer Waffenlärm, tauſendſtimmiges Geſchrei ſchallen von draußen herein.

„Peregrina!“

Peregrina regte ſich nicht.

Zum zweitenmal dicht ihr in's Ohr: „Peregrina!“ noch immer gibt ſie kein Lebenszeichen. Da umfaſſen ſie zwei kräftige Arme, preſſen das bleiche Bild an eine mächtig pochende Bruſt, heben ſie empor mit wildem Ungeſtüm. Der Schmerz der Umarmung ruft ſie wieder in's Leben, ſie ſchlägt die Augen auf und ſtößt einen Schrei aus vor Abſcheu. Der dieſen reizenden Leib umſchlungen hält, nicht Inigo iſt's, dem das Weib alles hingegeben, was ein Weib geben kann; — Luis iſt's. Mit Küſſen will er ihren Angſtſchrei erſticken, aber aus dieſen Küſſen flammt verſengend und verzehrend der Tod. Wie ihr böſer Geiſt ſteht er vor ihr. Sie will ſich ihm zu Füßen werfen, ſein Mitleid zu erflehen. Er hebt ſie wie eine leichte Laſt empor und hält ſie faſt ſchwebend in der Luft, ſie von hinnen zu tragen.

„So tödtet mich!“ ſtöhnte ſie, — „Ihr tödtet mich.“

„Dich tödten?!“ ruft Luis, ſeine Stimme bricht; er ſinkt auf die Kniee und läßt ſie ſanft in ſeinen Schoß gleiten. „Dich tödten, die ich liebe?“

„Wehe mir!“

„Ich rette dich,“ ſtammelt er, bebend vor Haſt und Gluth; „Du biſt mein, ich trage dich von hinnen. Biſt erkauft, gewonnen; — um Ehre, Leib, Leben und Seligkeit! Ich habe dich jetzt, nie laß' ich dich mehr. Lebendig oder todt, fort mit mir.“

„Der Böſe!“ ſtöhnt Peregrina ſchaudernd.

„Ward ich zum Teufel, ſo ward ich's um deinetwillen. Nicht umſonſt will ich als Schimpf meiner Selbſt herum wandeln. Ich habe den Preis — dich! Fort, ſträube dich nicht, wimmere nicht, fort! Niemand hört dein Nothgeſchrei!“

„Inigo, Inigo!“

Der Räuber lacht, nicht aus Hohn, — aus Raſerei. „Was rufſt du nach dem, der dich wegwarf? Er hat dich verſpielt — an mich! Mein iſt das Recht, mein der Beſitz. Auf und davon.“ In Gluth und Wuth rafft er ſich empor und ſie, preßt ihr Haupt an ſeine Bruſt, trägt ſie von hinnen.

Draußen tobte und wirrte das Getümmel; kein Auge verfolgte ſeinen Weg, kein Arm, kein Schwert ſtellte ſich ihm entgegen. Weit auf ſtand Thür und Thor vom Ausfall, und dicht um jeden Ausgang ſchwoll die Brandung des Kampfs. Er aber haſtete ſich nach einer Pforte, die von allen vergeſſen war und unbeachtet blieb. Draußen ſtand ein Roß aufgezäumt. Er ſchwang ſich mit ſeiner Beute hinauf, gab ſeinem Renner die Sporen und ſprengte in die hinterſten feindlichen Reihen.

„Verräther!“ ſchrie ihm Raimond entgegen, vor deſſen Antlitz und Stimme Luis zurück prallte; er wollte ſein Roß weiter ſpornen, aber Raimond hielt es ſchon feſt am Zügel. „Steh'! deine Stunde iſt gekommen, ſpring' ab vom Roß und wehre dich deines erbärmlichen Lebens, oder mein Schwert trifft dich, wie einen Vogelfreien!“

„Was bietet Ihr mir? Kennt Ihr mich nicht? Sind wir nicht Freunde?“

„Wehre dich! Ich eines Verräthers Freund?! Zieh!“

„Ich hab' ein Weib im Sattel, Erbarmen für ſie! ſeht Ihr's nicht? Mich ſollt Ihr finden, dies Leben ſchont!“

„Aus dem Sattel! Wehre dich!“

Luis ſprang vom Roß und riß ſein Schwert aus der Scheide, Raimond ſetzte ihm das ſeinige auf die Bruſt. „Du kennſt mich,“ ſprach er leiſe, „du kennſt die Gewalt, die mir gegeben iſt. Du haſt einen Eid gethan, rein und unbefleckt zu wandeln, dem Unrecht zu wehren, die Frauen zu ſchützen, du biſt ein meineidiger Schurke, ein falſcher Freund, ein Frevler an Gott, ein Betrüger gegen die Menſchen. Beim Symbol unſeres Bundes! Ich ſtoße dich aus, nenne dich ehrlos und ſchandbar, und ſchandbar ſoll jeder dich nennen, der dich einſt Bruder hieß. Ich ſollte dich niederſtoßen, aber ich will kein Scherge ſein, d'rum vertheidige dich, fechtend ſtirb, als wärſt du ein ehrlicher Mann!“ Luis gewahrte einen Haufen Franzoſen, die auf zwanzig Schritte von ihm vorüber ſprengten und rief ihnen, um ſich zu retten, im reinſten Franzöſiſch zu: „Herbei, herbei, Landsleute, helft mir von dem Raſenden.“

In demſelben Augenblick hatte ihn Raimond's Fauſt an der Kehle gepackt. „Was iſt das?“ ſchrie der Spanier, „zweifach Verräther?! Ein Griff meiner Hand, und deine Seele fährt zur Hölle. Du biſt kein Spanier, ein welſcher Teufel durch und durch. Bekenne, ich ſeh's: Niederträchtiger [illegible], [illegible] mich allein betrogſt du! Nicht mehr los laß' ich dich. Mir dämmert's. Beim Blut des Heiland's, ich zerreibe dich zwiſchen den Fäuſten. Verriethſt du das Schloß?“

„Laßt,“ ſtöhnte Luis. „Ich will — —“

Raimond ließ fahren, aber in demſelben Augenblick hatte Luis, deſſen Hände frei geworden, ihm eine tiefe Stoßwunde beigebracht; Raimond faßte mit letzter Kraft nach ſeinem Schwerte und drang auf ihn ein. Beide ſanken zu Boden. „Sei verflucht in der Ewigkeit,“ ſtammelte Raimond röchelnd, „ſei nicht theilhaftig am Erlöſungsblut des Herrn, an der Gnade des jüngſten Gerichts!“ Er hauchte die Seele aus. — „Thor mit grauem Haar,“ ſtammelt Luis, ſich am Boden windend, „dein Eiſen traf. Narrheit iſt alles, Fluch iſt Narrheit, Gnad' iſt Narrheit; der Tod gleicht aus, ich will nicht ſterben, will leben, leben! Tod allein iſt Fluch! Unſer Aller Fluch. Nur leben, lieben! — Peregrina kaum gewonnen, ſchon verloren? Leben muß ich, dich haben, dich! Immer kälter rieſelt's mir durch die Adern. Immer zu liegen, wie eine zertretne Schlange! Sterben und dich laſſen, Peregrina, dich, dieſem Loyola!“ — Er ſank bewußtlos zurück, ſeine Hand auf die Wunde gepreßt, als könne er das ausſtrömende Leben in die Pulſe zurück jagen.

Der Name Loyola weckte in Peregrina das ſchlummernde Bewußtſein. Bis dahin hatte ſie nichts gehört, nichts gefühlt; jetzt rief jeder Stein, jede Scholle: Loyola, und im Schlachtlärm rief jeder Schwertklang: Loyola, und jeder Schuß rief Loyola, und in jedem Winkel ihrer Seele hallte es: Loyola nach. Jede Schwertſpitze und jedes Feuerrohr bedrohte nicht die hundert Andern, nur ihn allein. Er hatte ſie weggeworfen; — was wußte ſie davon? Dachte ſie d'ran, immerhin. Läßt Liebe ſich tödten? Wer liebt, liebt ewig. Zu ihm, zu ihm! Nichts als ein ſchwaches Weib, — doch ganz ein Weib! Nichts als ein ſterblicher Leib, — ein Leib, noch gut genug, für ihn zu ſterben. Nichts als ein gebrochenes Herz, — doch noch ein Herz, das liebt, und ganz genug, um ihn als Schild zu decken. Sie ließ ſich nicht beirren, ſie eilte, ihn zu ſuchen. Der Tod war ihr Führer, — der Schlachtruf, ſein Herold, ihr Geleitsmann. Sie kann ihn nicht verfehlen; wo der Ruhm, da iſt er. Sie drang den feindlichen Schlachthaufen immer nach, hindurch, voran, immer weiter, wo die zuſammengeklumpten Maſſen hie und da lichte Rinnen boten, blieb unverſehrt, als decke ein Engel ihr Haupt, — immer näher den Mauern, den Wällen, den Pforten der beſtürmten Citadelle.

„Dein Herr?“ rief ſie plötzlich, Loyola's flüchtigen Diener Tiburzio an der Hand faſſend, der ihr begegnete, „zu ihm! Gott ſchikt dich, wo iſt er? Führe mich!“

„San Pelayo ſteh' uns bei,“ ſtammelte Tiburzio, „Sennora, Ihr rennt in den Tod. Kehrt um, Ihr habt das Sterben noch nicht probiert; es iſt ein Ding, um den Verſtand zu verlieren, wenn man den Kopf verliert.“

„Wo iſt er? Wo iſt er?“

„Vorwitz iſt Sünde, Sennora; wenn uns mein Schutzpatron dießmal hilft, ſo gelob' ich ihm, ein Heide zu werden, ſo wahr ich als alter Chriſt ſterben will. Geht zurück, Sennora, kommt mit mir. Hier iſt des Pulverdampfs ſo viel, daß man den Kugeln nicht ausweichen kann. San Pelayo bitt' für uns. O Gott, O Gott! Meine Mutter, ein rechtſchaffnes Weib, hätte mich nicht geboren, hätte ſie's voraus gewußt, daß ich auf eine ſo trübſelige Art enden ſollte. Ich will mir einen Arm abnehmen laſſen, ich gelob's allen Heiligen, wenn ich diesmal mit graden Gliedern davon komme."

„Zu ihm! Inigo! Inigo! Säh' ich ihn nur! Gern werf' ich mich mitten in den Tod!" Peregrina rief's und ergriff Tiburzio, um ihn zu zwingen, ihr den Weg zu ſeinem Gebieter zu weiſen. Tiburzio war halb todt vor Angſt und wußte in ſeiner Verwirrung weder nach vorwärts noch nach rückwärts mehr Beſcheid. Da brach der ſchwellende Wogendrang der Stürmenden eben an der verzweifelten Gegenwehr der Belagerten; zurück prallten die gewaltigen Schlachthaufen der Franzoſen, Peregrina und Tiburzio fern ab von den Mauern drängend. Je ferner der Gefahr, je mehr gelangte der Letztere wieder zum Bewußtſein, und zog die ſich Sträubende, Verzweifelnde mit ſich auf einen von Feinden leeren entlegnen hügligen Platz, von welchem man die Mauern der Citadelle ſehen konnte. Allmählig verzog ſich der Pulverdampf, der alle, die auf und unter den Mauern ſtanden, eingeſchleiert.

Einige Secunden lang verhielten ſich Belagerer und Belagerte wechſelſeits ruhig, — die Wuth der Streitluſt nur mühſam zurückhaltend, mit trotzigen Blicken einander meſſend. Schon klafften die Mauern des Schloſſes in manchen Breſchen und auf den unterſten Sproſſen der Sturmleitern hockten und lauerten die ungeduldigen Belagerer.

Da trat Einer oben bis vorn an die Zinne und rief mit gewaltiger Stimme hinter ſich: „Hervor, Spanier, mir nach, empfangt ſie! Hier ſteh' ich, heil und unverſehrt, vorn an; lache des Mordgeſchützes. Wie Flaum ſpielts mir um die Glieder. Ich bin's; — ihr kennt mich, ſtellt euch um mich. Heraus fodre ich auf dieſen feſten Leib euch zwei ohnmächtige Geſchwiſter Noth und Tod; mich beugt ihr nicht, ich trotze euch! Ich bin noch, ich!"

„Loyola!" rief Peregrina, ſie hatte ihn erkannt. Da krachte ein Schuß aus der Stürmenden Reihen und ſprengte einen Stein von der Zinne aus ſeinen Fugen, der an Loyola's linkes Bein prallte. Er wankte einen Augenblick, im nächſten hatte er ſich ſchon wieder ermannt, lachte wie im Fieber und rief den Genoſſen zu: „Ein Schreckſchuß! Mich trifft kein Blei. Trotz dir, Elend! Hie bin ich!"

„Loyola!" ſprach Peregrina mit brechender Stimme. Ein zweiter Schuß aus den feindlichen Reihen! Die Kugel traf beſſer, traf das rechte Bein. Loyola ſank. Peregrina hörte den Jubelruf der Belagerer, welche im Sturmſchritt an die Mauer eilten und hinan kletterten, den Wehruf der Spanier, die den gefallenen Führer umſtanden; mit ihm hatten ſie die letzte Zuverſicht verloren. Jetzt ſtürzte ſie bewußtlos nieder. In wenigen Augenblicken waren die Franzoſen Herren des Schloſſes, die Belagerten ergaben ſich auf Gnade und Ungnade, die Fahne mit den Lilien wehte ſtolz auf der zerſchoſſenen Zinne der Citadelle.

Literatur.

(Schluß.)

Jener Neigung Göthe's verdanken wir theilweiſe auch das Buch, das die Veranlaſſung zu dieſen Zeilen gab. Es führte den Titel: „Geſpräche mit Göthe in den letzten Jahren ſeines Lebens 1823—1832. Von Johann Peter Eckermann. 2 Theile. Leipzig, Brockhaus. Auch hier tritt, beiläufig geſagt, das eben Bemerkte wieder lebendig hervor, und um ſo lebendiger als die Schrift in reinſter Verehrung und mit poſitivſter Wahrheit abgefaßt iſt; ſie macht dem Menſchen Eckermann mehr Ehre als dem Menſchen Göthe, denn von der Seite des erſteren findet eine wahrhaft fromme, unbedingte Hingebung, von der Seite des letzteren nur ein eben ſo bequemes und dadurch unbefangen ſcheinendes Benehmen, das jedoch ſehr wohl überlegt war, Statt. Das Verhältniß zwiſchen beiden dauerte neun volle Jahre; Göthe brauchte gerade ein Mittelding zwiſchen Sekretär und Schreiber und der treue, anſpruchloſe und anſchmiegliche Eckermann, deſſen ganzes Weſen ein empfangendes war und blieb, kam ihm zur guten Stunde und wie gerufen in den Weg. Dieſer kann ſich dabei dankbar großen Glückes rühmen. Er hat während jenes Zeitraumes faſt nie eine Härte von Göthe erfahren, wie ſo viele Andere in deſſen nächſter Umgebung, das Glück aber dabei iſt eben, daß ihn dieſer bis an ſein Lebensende brauchte und ihn durch das ganze Verhältniß hindurch ſtets unſchuldig und unſelbſtändig fand, ſich in den Göthe'ſchen Angelegenheiten behülflich, in allen anderen, ſelbſt in den eigenen, nur untergeordnet, immer aber Göthe gegenüber redlich, treu und uneigennützig beweiſend. Unter allen Dienern Göthe's war und blieb Eckermann in jeder Hinſicht und in jeder Zeit der Mindeſtfordernde.

Dies Alles entwickelt ſich in dem genannten Werke vor den Augen des Leſers, und es iſt daher erlaubt, es offen zu ſagen. Faſſen wir die nöthigen Belege zu dem eben Dargeſtellten kurz zuſammen. — Der Inhalt der Eckermann'ſchen Schrift zerfällt in a. die Vorrede, in welcher der Verfaſſer Göthe mit einem vielſeitig geſchliffenen Diamanten vergleicht, der nach jeder Richtung hin eine andere Farbe ſpiegelt. Er (Eckermann), heißt es ferner, gebe ihn ſo wie er ihn geſehn und conſtatire alſo die ſubjective Wahrheit ſeiner Mittheilungen, die objective Wahrheit ſei dagegen ein vielſeitig Ding und ſelbſt Widerſprüche im Einzelnen höben ſie im Geſammten nicht auf; b. eine Einleitung, in welcher E. mit großer Ehrlichkeit und ohne alle Prätenſion ſein Leben erzählt. Von armen Eltern geboren, in einem hannöverſchen Dorfe, macht er durch ein vielſeitiges wenn auch untergeordnetes Talent Wohlwollende aufmerkſam, erhält eine etwas höhere Bildung als ſein Schickſal ſie ihn erwarten ließ, thut darauf Schreiberdienſte, macht den Krieg von 1813 und 1814 mit und kehrt dann zu untergeordneten Verhältniſſen zurück. — Den Plan, unter Ramberg's Leitung Maler zu werden gibt er auf, beſucht eine Zeitlang das Gymnaſium in Hannover, gleichzeitig eine ſubalterne Beamtenſtelle bekleidend und verſchafft ſich endlich theils durch die Herausgabe ſeiner Gedichte, theils durch Unterſtützung dazu befähigt, die nöthige Summe um eine Univerſität beziehn zu können. Er geht nun nach Göttingen, dort die Rechte zu ſtudiren, verläßt aber dieſelben bald wieder und widmet ſich ganz belletriſtiſchen Beſchäftigungen, dadurch entſteht ſein Buch „Beiträge zur Poeſie," das er Göthe'n überſendet, um es Cotta zu empfehlen. Es war aus der tieferen Betrachtung der Göthe'ſchen Schriften vorzüglich entſprungen. Seine früher erſchienenen Gedichte hatten bei Göthe ebenfalls eine freundliche Aufnahme gefunden; der Drang, den großen Dichter perſönlich kennen zu lernen, wird immer ſtärker und ſo macht er ſich denn im Mai 1823 auf und wallfahrtet zu Fuß nach Weimar voll troſtbringender Gedanken über ſein ferneres Geſchick. — Hier ſchließt die Einleitung und es folgen unmittelbar, nach den Jahren eingetheilt und genau durch das Datum beſtimmt, die einzelnen, bald längeren bald kürzeren Aufzeichnungen aus Geſprächen mit Göthe. Dieſer empfängt ihn freundlich, räth ihm vorläufig nach

Jena zu gehn und gibt ihm, damit ein Verbindungs- und Beſprechungspunkt unter ihnen bleibe, zwei Bände der Frankfurter Gelehrtenanzeigen von 1772 und 1773 mit, um die von Göthe darin abgedruckten nicht ſignirten kleinen Recenſionen heraus zu ſuchen und zu prüfen, ob ſie werth ſind, in einer Geſammtausgabe der Göthe'ſchen Werke aufgenommen zu werden. Ferner trägt er ihm auf, ein allgemeines Inhaltsverzeichniß zu den elf Heften von Kunſt und Alterthum zu machen und anzumerken, was wohl verdiene fortgeſetzt und weiter ausgeſponnen zu werden. Die Recenſionen in den Frankf. Anzeigen hat Göthe übrigens bereits ſchon abſchreiben laſſen, und er ſoll ſie ſpäter haben um ſie mit dem Original zu vergleichen. (Th. I. S. 41—44.) Die Prüfung der Nieren Eckermann's von Seiten Göthe's iſt alſo eingeleitet. Unſer Verfaſſer geht nun nach Jena und ſendet von dort das Inhaltsverzeichniß nach Marienbad, wo ſich Göthe befindet, wobei er gleich den Wunſch äußerte, Jena, das ihm nicht gefällt, weil es zu ſtill und einförmig iſt und kein Theater hat, verlaſſen zu können. Er erhält eine freundliche Antwort, und da es mit ſeines Gönners Wünſchen übereinſtimmt, ſo läßt er ſich denn bald in Weimar nieder und von dieſem gehorſam leiten, wobei er ihm nach ſeiner Weiſe und ſeinen Kräften wieder mit anderen Arbeiten dienſtlich und behülflich iſt. Dieſe Arbeiten ſind nun meiſtens der Art, daß ſie, wie wir bereits oben andeuteten, jedes discrete Mittelding zwiſchen Secretär und Schreiber ohne große Anſtrengung verrichten konnte und die ſchöne Belohnung, die Eckermann ſich dabei erwirbt, iſt der reizende Umgang mit dem ihm durchaus wohlwollenden großen Geiſte. Göthe räth ihm nun ab ſich an größeren Gedichten zu verſuchen und warnt ihn beſonders vor eigenen großen Erfindungen, es gehe zu viel Zeit damit verloren; auch habe E. lange genug geſtrebt, es ſei Zeit, daß er zur Heiterkeit des Lebens gelange, und dazu eben ſei die Bearbeitung kleiner Gegenſtände das Mittel. (Th. I. S. 36.) Er veranlaßt ihn ferner engliſch zu lernen, „beſonders des Lord Byron wegen, deſſen Perſönlichkeit von ſolcher Eminenz, wie ſie nicht da geweſen und wohl ſchwerlich wiederkommen werde“ (Th. I. S. 63) und gibt ihm den Rath ſich deswegen „an junge Engländer zu halten.“ — So vegetirt E. denn in Weimar fort, außer ſeinen Beſchäftigungen bei Göthe mehr ein beſchauendes als ein productives Leben führend, das jedoch für ſeine innere Ausbildung von großem Nutzen war. Sein Verhältniß zu Göthe bleibt daſſelbe; er hat beſtändig wie ein treuer Diener des Hauſes les grandes et les petites entrées und dadurch vielfachen Genuß. Redlich und ehrlich thut und unternimmt er nichts ohne Göthe's beſondere Einwilligung und dieſer beſtimmt ihn denn allmählich, ſich immer mehr und mehr von ſeiner Treue und Uneigennützigkeit überzeugend, zum dereinſtigen Herausgeber ſeiner Werke (gemeinſchaftlich mit Riemer). Als E. den Auftrag erhält „unter ſehr vortheilhaften Bedingungen für ein engliſches Journal monatliche Berichte über die neueſten Erzeugniſſe deutſcher ſchöner Proſa einzureichen“ und dazu geneigt iſt, wird Göthe's bisher freundliches Geſicht ganz verdrießlich, er mißbilligt es entſchieden, aus allerlei wunderlichen Gründen und iſt darauf ſehr froh, daß dieſer es abſchreibt; zugleich warnt er ihn, für Komponiſten Operntexte zu ſchreiben. — Dadurch wird denn freilich der gute, mangelhaft gebildete E. abgehalten, ſich zu irgend etwas Anderem zu befähigen, als wofür G. ihn paſſend hält. — Sein Verhältniß zu dieſem bleibt ſich aber gleich; dazwiſchen kommen kleinere und größere Reiſen u. a. mit dem Sohne G. nach Oberitalien, endlich eine Art von Anſtellung, bis zuletzt G. Tod die Verbindung löſ'te. Hier ſchließt das Buch, ein treues Journal, an welchem G. ſelbſt wiederholt ſein Wohlgefallen äußerte und deſſen Plan der Herausgabe nach ſeinem Tode, er ſobald er ihn erfuhr, mit günſtigem Auge betrachtete.

Dies iſt der ſubjective Theil des Buches und was ſich darüber ſagen läßt, brauchen wir nicht erſt auszuſprechen, da wir die einzelnen Momente ſo zuſammen und hervorgeſtellt haben, daß der aufmerkſame Leſer nicht lange danach zu ſuchen braucht. Was nun den objectiven Theil, die verſchiedenen Äußerungen und Geſpräche Göthe's betrifft, ſo bietet dieſer allerdings viel die Kenntniß G. und ſeiner Werke Förderndes und daher ſehr Intereſſantes dar; doch meinen wir, daß E. Perſönlichkeit dem Buche hier und da im Wege geſtanden, und daß Manches ganz anders hätte ausfallen oder ſich geſtalten können, als es hier ſich zeigt. Eckermann äußert überall nur bereitwillige Empfänglichkeit, ohne ſich irgend eine Prüfung des Empfangenen zu geſtatten; daher iſt manches Unbedeutende darin aufgenommen, das füglich hätte wegbleiben ſollen und manches Bedeutende dagegen zu flüchtig behandelt. Auf der anderen Seite aber findet ſich auch ein großer Schatz tiefer Weisheit, mit ſeltener Treue in Göthe's eigenſter und eigenthümlichſter Manier wiedergegeben, der viele Lichtblicke über des großen Dichters Weſen, beſonders über die Leiſtungen ſeiner letzten Jahre, und namentlich über den zweiten Theil des Fauſt verbreitet. Ausgezeichnet und herrlich ſind die Äußerungen über Schiller und Lord Byron. —

Für die Wahrheit und Treue der einzelnen Aufzeichnungen habe ich wenigſtens einen gültigen Beweis, der auf das Ganze zu ſchließen geſtattet. Die Unterredung zwiſchen G. und mir, bei Gelegenheit der verlangten Improviſation, trug ſich genau ſo zu, wie E. dieſelbe berichtet. (Theil I., Seite 236.) *)

Meiner Meinung nach (und ich darf glauben, hier kein ganz incompetenter Richter zu ſein, da ich durch mein ferneres Leben in den Stand geſetzt wurde, die Verhältniſſe genau zu beobachten und um ſo unpartheiiſcher zu bleiben ſtrebte je leichter gerade die Verſuchung ſich geſtaltete partheiiſch zu werden) — iſt von allen Büchern, die über Göthe ſeit deſſen Tode erſchienen ſind, das vorliegende, das reinſte, wahrſte und intereſſanteſte, der Verfaſſer hat den alten Löwen geſchildert, wie er in ſeinen guten Stunden wirklich war; das iſt in jeder Hinſicht ein ächtes Verdienſt und ein würdiges Todtenopfer einer dankbaren Seele. — Wer es gut mit Eckermann meint, dem wird, nachdem er dieſe Geſpräche mit Göthe'n geleſen, freilich noch mancher Wunſch für ihn übrig bleiben, denn jedes Glück und ſelbſt das größte iſt, ſeiner Natur nach, einſeitig. O. L. B. Wolff.

---

*) Ich habe blos hinzuzufügen, daß die Ehrfurcht vor dem großen Dichter mir die geiſtige Freiheit raubte. Ich wagte nicht, als ich zur objectiven Schilderung übergehn wollte und mir allerlei komiſche Figuren durch den Sinn kamen, dieſe zu geſtalten, und ſprang daher verlegen vom Stuhle auf mit den Worten: „Excellenz, ich kann nicht weiter!“ G. ſchrieb nun hierauf wohlwollend ſeine Bemerkungen, deren treffende Wahrheit ich augenblicklich und höchſt dankbar zugeſtand, da ſie Zweifel beſeitigten, die ich ſchon längſt gehegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 132. 1836.

Phönix.

Montag, 6. Juni.

Lied des Silbers.

Von

Herrmann Marggraff.

1.

Im Mutterſchooß der Erde
Sorgſam lieg' ich verpflegt,
Bis daß die Axt des Bergmanns
Ihm tiefe Wunden ſchlägt.

Das ſind die Ausgangspforten,
Die Wunden im Geſtein:
Schmerz muß der Leib empfinden,
Soll frei die Seele ſein.

2.

Aus tiefer Ruhe habt ihr mich geweckt,
Ihr habt mein ſtilles Lager aufgedeckt,
Habt von der Maſſe kühn den Geiſt entbunden,
Doch in dem Geiſt der Rache Zorn entzunden.
Denn nur im Schlummer bleibt er frei von Zorn,
Ihr weckt mit ihm zugleich der Rache Sporn.
D'rum zürn' ich euch, die mich emporgerufen
Und mich enterzt den dunkeln Silberſtufen.
Schief wird durch mich, was grade war und rund,
Des Rechtes Auge blind und ſtumm ſein Mund,
Die Wahrheit falſch, wahr Meineid, Trug und Lüge,
Unſchuld verzerret in der Sünde Züge,
Und oft des Mannes freier Geiſt gekirrt,
Daß er gefeſſelt willig Sclave wird.
Gebaut hab' ich vom Schmeichelthun zur Tücke,
Zur Liſt und zum Verrath die ſichre Brücke;
Gelöſt hab' ich den Gürtel frommer Zucht,
Der Liebe Keim gereift zur gift'gen Frucht;
Genährt hab' ich die Diener ſchwacher Fürſten,
Die oft, je mehr den Durſt ſie ſtillen, dürſten;
Belohnt hab' ich die Söldlinge des Throns,
Den Giftſchweif des gekrönten Scorpions;
Der, wenn in der Geſchichte Buch wir blicken,
Nicht ſelten ſtach des eignen Volkes Rücken.
So geh' ich als ein Geiſt der Rache um,
Da ihr mich wecktet, als ich ſchlief ſo ſtumm.
So muß, herausgeholt mit Wehr und Waffen,
Der Geiſt der Zeit im Zorn empor ſich raffen.

Ein Zug aus Jung-Stilling's Leben.

(Aus dem Munde eines Augen- und Ohrenzeugen.)

Wie ein Pinſelſtrich des Malers dem Porträte eine ganz überraſchende, wie wir zu ſagen pflegen, ſprechende Ähnlichkeit gibt: ſo laſſen einzelne Züge aus dem Leben und Handeln ausgezeichneter Menſchen uns tiefe, ſichre Blicke in ihr geheimſtes Seelenleben thun, für ihren Charakter das ſicherſte Zeugniß! Hier ein Zug aus dem Leben Jung-Stilling's, wie ich ihn aus den Erzählungen eines Mannes entnahm, deſſen Wahrheitsliebe keinen Zweifel zuläßt, der als Jüngling und Mann Jung-Stilling nahe ſtand, ſelbſt durch Verwandtſchaftsbande ihm angehörte. — Was ich mitzutheilen habe, führt uns keineswegs in jene myſtiſche Sphäre, durch welche uns Jung-Stilling ſo merkwürdig erſcheint, es gehört vielmehr dem Kreiſe des gewöhnlichen Lebens an; aber es zeigt uns den edeln Menſchen. —

Das Nahen der Revolutions-Armee, ſo erzählt mein Gewährsmann, ſcheuchte den Fürſtenhof, in deſſen Dienſten ich ſtand, aus ſeiner Ruhe auf und nöthigte ihn zur Flucht. Dies war das Signal für die Dienerſchaft. Wir flohen in das Herz von Heſſen. Mit beſonderer Vergünſtigung wählte ich Marburg zu meinem Wohnorte, um die freie Zeit den Wiſſenſchaften zuwenden zu können. Dort fand ich Vater Stilling wieder, dem ich in Lautern nahe geſtanden und das alte Band ſchlang ſich ſchnell wieder feſt. Mit inniger Freude gedenke ich der Stunden, welche ich, bald zu ſeinen Füßen, als Schüler, bald an ſeiner Seite im Kreiſe der Seinen und auf Spaziergängen verlebte. Mit Zaubergewalt wußte er Jeden in den Kreis ſeiner eigenthümlichen Ideen zu ziehen und ihn dadurch zu erheben und ihn an ſich zu feſſeln mit der wärmſten Liebe.

Eines Tages führte uns unſer Luſtgang gen Ockershauſen, wo wir Auswandrer beſuchen wollten. Jung-Stilling war beſonders heiter. Der Frieden ſeiner Seele ſpiegelte ſich in ſeinen Zügen und jene tiefe Frömmigkeit ſeines Herzens gab ſich auf eine rührende Weiſe kund, denn er erzählte mir von den wunderbar verſchlungenen Wegen ſeines Lebens, die alle durch Nacht zum Licht, durch Schmerz zur Freude geführt.

Als wir ſo dahinſchritten, unſre Umgebung faſt gar nicht betrachtend, erhob ſich plötzlich ein Bettler am Wege und flehte um eine Gabe. Jung's Hand war zu geben immer offen. Ohne jedoch den Bettler zu beobachten, fuhr er in ſeiner Erzählung fort und reichte ebenſo ſeine Gabe hin. Mir fiel der Bettler auf. Es war ein Greis von gewiß ſechzig Jahren, die Geſtalt war groß, rüſtig, ja man konnte ſie ſehr kräftig nennen. Schneeweiße Locken umwallten reich den ſchönen Kopf — aber der unglückliche Greis war ſtockblind — ein kleines Mädchen leitete ihn. „Sehen Sie da einen wahren Tobias!“ ſagte ich zu Stilling.

Er wandte ſich ſchnell um und ſagte „Wahrlich, da haben Sie Recht! Dieſer Kopf wäre werth gemalt zu werden, und ſo viele Bilder ich ſah, welche dieſe liebliche Geſchichte darſtellen, die die alten Meiſter vorzugsweiſe liebten, keinen ſolchen hab' ich jemals geſehen.“ In dieſem Augenblicke aber blitzte ein eigenthümliches Licht aus ſeinem Auge. Er trat ſchnell zu dem Blinden, ergriff ſeine Hand und ſagte mit einem herzgewinnenden Tone: „Wie lange ſeid Ihr blind, Vater?“ —

„Zehn Jahre ſchon!“ war die Antwort.

Stilling ſah ihm lange und aufmerkſam in's lebenloſe Auge und wandte ſich dann zu mir mit den Worten:

„Der Staar — aber operirbar. Wo ſeid ihr her?“ fragte er den Blinden.

Er nannte einen ziemlich entfernten Ort Oberheſſen's, deſſen Namen ich aber vergeſſen habe, und ſetzte hinzu:

„Ich will nach Marburg gehen; dort ſoll ein Mann ſein, der mir helfen kann und den will ich um Gottes Willen bitten, daß er ſich mein erbarme; denn ich bin arm und habe neun Kinder und mein Weib liegt krank ſeit vielen Jahren. Gott wird ja ſein Herz zu mir wenden, wenn mir zu helfen iſt!“ —

Es lag etwas unbeſchreiblich Rührendes in den Worten des Blinden, ein Glaube, ein Vertrauen, das uns ergriff. In Stilling's Auge glänzte eine Thräne.

„Das iſt der Finger Gottes!“ ſagte er und fuhr nach einer kleinen Pauſe fort: „Unſern Spaziergang, lieber F . . . ., werden wir wohl heute aufgeben müſſen. Hierauf wendete er ſich zu dem Greiſe und ſagte ihm: er ſei der Mann, durch deſſen Hand Gott wohl manchem Leidenden das Licht des Auges wieder gegeben; er wolle mit Gottes Hülfe verſuchen, auch ihm zu helfen. Ein Strahl der höchſten Freude verklärte des Blinden Antlitz, der nun willig uns nach Stilling's Hauſe folgte, deſſen liebenswürdige Gattin den Armen in gleichem Sinn und Geiſte aufnahm, wie ihr Gatte. Der Blinde bekam ſein eignes Zimmer, wurde kräftig genährt, weil ihn die Reiſe angeſtrengt hatte und wurde mit allem verſehen, was er bedurfte. So vergingen vierzehn Tage, während welcher Stilling mir oft von dem kindlich frommen Weſen des Blinden erzählte und wie ſie ihn alle liebgewonnen.

Eines Tages erſuchte mich Stilling, ihn morgen zu beſuchen, da der Greis operirt werden ſollte.

Mehrere Freunde waren noch eingeladen und ehe wir in das Zimmer traten, vereinigten wir uns zu einer Collecte für den Blinden.

Die Hofräthin zeigte uns mit beſonderer Freude eine wollene Sackmütze, welche roth und weiß geſtreift war. Sie hatte ſie für den Greis gekauft, da ſolche Mützen. damals ziemlich theuer, der Sonntagsſtaat reicher, heſſiſcher Bauern waren, die ſie lang auf der Seite herabhängend trugen, ſo daß die dicke, roth und weiße Troddel ſich auf der Schulter wiegte.

Stilling's Klingel rief uns in den Saal, wo die Operation geſchehen ſollte.

Alles war vorbereitet. Stilling's Antlitz leuchtete, als er aus ſeinem Kabinette trat, den Greis an der Hand führend, es war die Verklärung eines Gebetes, welches beide ohne Zeugen zu dem Herrn empor geſendet um ſeinen Segen. Der Greis ſetzte ſich nun nieder und Stilling ergriff das Inſtrument. Mir, der ich eine feſte Hand hatte, wurde der Auftrag den Kopf des Greiſes zu halten, damit er nicht zucke.

Wie es mir war in dieſem Augenblick — ich kann's nicht ſchildern. Ich wagte kaum zu athmen.

Wenige Augenblicke ſpäter ſagte Stilling: „Gott lob, es iſt geſchehen.“

Seine Gattin hielt dem Blinden die Mütze hin und unwillkührlich brach dieſer in die Worte aus:

„Ach, was für eine ſchöne Kappe!“

„Sie iſt Euer!“

„Mein!?“ — rief der Greis und Freude und Überraſchung drückte ſich im Tone ſeiner Stimme aus. —

Da richtete er das Haupt empor und ſah in Stilling's thränenſchweres Auge.

„Ach, ich ſehe!“ rief er aus — „Sie ſind mein Wohlthäter!“ Er ergriff Stilling's Hände, um ſie zu küſſen — Doch dieſer legte ihm ſchnell die Binde um und bat ihn, ruhig zu ſein. Er leitete ihn in ſein Kabinet, wo er ſich auf das Sofa legen mußte. —

Wir alle waren tief ergriffen und aus manchem Mannesauge floß eine Thräne.

Als Stilling eintrat, umringten wir ihn, drückten ſeine Hände; aber reden konnte Keiner. Er allein ſtand ruhig da — aber der Friede Gottes lag auf ſeinem Geſichte. Er deutete nach Oben und ſagte: „Ihm ſei die Ehre!“ —

Nach einiger Zeit war der Greis zur Heimkehr fähig. Viele wackre Männer Marburgs ſteuerten reichlich bei, und ſo kehrte denn reich beſchenkt, der Sehende heim. Stilling ließ ihn heimfahren.

Die Scheideſcene war eine der ſchönſten, die ich erlebt. Der Dank des Glücklichen fand keine Worte. — Und als nun der Wagen dahin rollte, drückte mir Stilling die Hand und ſagte: „Solche Momente entſchädigen für vieles Weh.“ —

Seitdem iſt der edle Stilling heimgegangen und ich bin alt geworden — aber jene Scenen ſind Lichtpunkte, auf denen mein Geiſtesauge ſtets mit Freude ruht.

D . . . . .

Der alte Bürgerkapitän.

Der Bürgerkapitän ſteht wie der Schildhalter der trefflichen alten Localkomödie da. Es iſt ſo viel friſche Wahrheit in dieſem Genrebild, daß der alte Kapitän neben ſeinem Landsmann eine Stelle im Uranus erlangen ſollte, wenn auch nicht als Lehrer, wie Göthe *), doch als Conſervator des deutſchen Philiſteriums von ehedem. Kimmelmeier iſt nie in Frankfurt begraben worden, ſondern in in ſeinen Feuerſtiefeln gen Himmel gefahren. — Das Duzzend Auflagen des Nante'ſchen Verhörs iſt eine Schande für jeden, der noch erröthen kann. Die fünfte Auflage des Frankfurter Kapitän's aber iſt ein gutes Zeichen, daß bei uns Süddeutſchen noch ein ordentlicher Fond von Volksthümlichkeit und von Empfänglichkeit vorhanden iſt. —

Ein für Auffaſſung und Darſtellung von Chargen vorzugsweiſe befähigter Frankfurter Künſtler, Herr Dielmann hat der fünften Auflage drei Bilder beigegeben: das des Kapitän's, des Miſerchens und des Geleitsreiters Eppelmeier, welche der Dichter, deſſen Prolog zur Localkomödie an die Naivetät eines Hans Sachs erinnert, in einer Vorrede charmant gedeutet. Überdem iſt die neueſte Auflage dieſer eigenthümlichen Komödie vom Verfaſſer durch mehre intereſſante Daten vermehrt, von denen wir die über die Gelähtsreider (Geleitsreiter) hier ausheben:

„Acht Tage vor Anfang jeder Meſſe, an dem ſogenannten Geleitstage, hatten die Geleitsreiter aufzuſitzen und dem Geleite (den Geleitstruppen benachbarter Reichsſtände) bis an die Gränze des Stadtbannes entgegen zu rücken, oder, wie man es ſchlechtweg nannte, das Geleite einzuholen. Dem jedesmaligen jüngſten Rathsgliede lag es hierbei ob, den Zug zu Pferde in ſchwarzer Amtskleidung zu eröffnen und am Orte der Zuſammenkunft eine Begrüßungsrede abzuhalten. Nach dieſer pflegten die beiderſeitigen Geleitstruppen durch Speiſe und Wein (aus dem Rathskeller) mannhaft erquickt zu werden. Durch die Kriegsunruhen beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, ward der Akt des Geleiteeinholens auf mehrere Jahre eingeſtellt, bis er im Jahre 1803 wieder ſtatt fand. Doch mit Auflöſung des Reichsverbandes erloſch, mit ſo vielem Andern, auch dieſes Herkommen, und von der ganzen Ceremonie blieb nichts übrig, als der Ritt nach dem, der ehemaligen Geleitsgränze nahe gelegenen Forſthauſe, woſelbſt die frühere Bewirthung fremder Gäſte auf ſich allein übertragen wurde. Ein ſolches Ausrücken pflegte man, nach den von den Reitern als Frühſtück zu einem Glaſe Wein eingenommenen üblichen Geleitspräzeln, ſcherzhafter Weiſe als Präzelritt zu bezeichnen und die Reiter ſelbſt mit dem Spottnamen: Präzelreiter zu belegen. Wirklich gab auch die Rückkehr der Geleitsreiter zu manchen Ergötzlichkeiten Anlaß, indem bei dem Mahle tapfer eingehauen und der Flaſche weidlich zugeſprochen wurde, wodurch, je nachdem der Wein ſeine Wirkung verſchieden äußerte, die Einen theils den feſten Sitz verloren, Andere aber zu den kühnſten Reiterkünſten angefeuert wurden, die um ſo poſſierlicher ausfielen, als die meiſt alten und ſteifen Roſſe ſich nur ſelten damit einverſtanden zeigten. Glücklich der, welcher bei einbrechender Nacht ſein Haus wiederfinden konnte, ohne der Zurechtweiſung der muthwilligen Schuljugend zu verfallen, die nicht ſelten, der ſchlaffen Zügel der Pferde ſich bemächtigend, den überſeeligen Reitersmann den ängſtlich harrenden Angehörigen in die Arme führte.

Nichts deſtoweniger leiſtete das Corps bei der franzöſiſchen Retirade 1813 der Vaterſtadt die weſentlichſten Dienſte, indem durch ſeine Unerſchrockenheit und ſeinen Eifer für das gemeine Wohl, den wildeſten Exceſſen, ja oft der Plünderung der retirirenden Franzoſen Einhalt gethan wurde, welches löbliche Benehmen die franzöſiſche Generalität ihrerſeits dadurch anerkannte, daß ſie die Geleitsreiter während der verhängnißvollen drei letzten Tage des Oktobers 1813 den Dienſt gemeinſchaftlich mit der franzöſiſchen Gensdarmerie thun ließ. Es zeigte ſich hierbei, wie bei vielen andern Gelegenheiten, recht augenſcheinlich, daß der Werth einer Bürgerbewaffnung mehr in dem moraliſchen Werth der Einzelnen, als in einer ſtrengen militäriſchen Organiſation beſtehet. Minder glänzend erſchien einige Wochen nachher, beim Einzuge der verbündeten Monarchen, dieſes Corps in der Manövrirkunſt. Denn als der Befehlshaber der in feierlichem Aufmarſche einrückenden Reitergeſchwader, die durch ihre Aufſtellung ſeine Evolutionen hindernden Geleitsreiter, nach vergeblicher Aufforderung zu einer Anſchwenkung, (ein Manöver, zu deſſen Ausführung weder die Geſchicklichkeit der Mannſchaft, noch die Dreſſur der Pferde ausreichte), mit einem martialiſchen „Furt!“ angedonnert hatte, ſtiebte das ganze Corps nach allen Richtungen auseinander, um ſich nie wieder zu vereinigen. Bald darauf erfolgte nämlich die gänzliche Umgeſtaltung des Bürgermilitärs, aus welcher das trefflich organiſirte Corps der freiwilligen Stadtwehrreiterei hervorging.

Der alte Kapitän ſoll leben!

Frankfurt a. M. — (Muſik.)

Concerte hatten wir mehre. Die Herrn Leeb von München und Petzmeyer von Wien ließen ſich zwiſchenactlich hören. Der erſtere, ein junger, wackerer Flötiſt, läßt bei ſeltener Fülle von Ton und enormer Feſtigkeit theilweiſe den Geſchmack im Vortrage zu wünſchen übrig. Nicht die Zuhörer, wohl aber die leeren Bänke können das entſchuldigen. Herr Petzmeyer producirte die von ihm erfundene Streichzither. Dieſe neue Erfindung deutet mehr auf den Urſprung der griechiſchen Lyra, deren Saiten über einen runden Boden geſpannt waren, *) die, zwiſchen den Knieen gehalten, geſpielt wurde, und ſo einige Ähnlichkeit mit einer liegenden kurzhalſigen Laute hatte. Die urſprüngliche mit 3 Saiten beſpannte Zither aber ſteht aufrecht, und ihre gefällige Form hat ſich bis in unſer Zeitalter erhalten. Daß nun die Zither des Apollo den Namen „Lyra“ trägt, mag Burette verantworten. (Dissert. sur la simphonie des anciens etc.) Herrn Petzmeyer's Streichzither nun iſt eine Art von liegender Laute. Der Künſtler ſpielt ſie ſitzend, indem die Finger der linken Hand ſenkrecht die Saiten des kurzen Halſes niederdrücken, während die rechte den Bogen führt. Ich habe die nähere Conſtruction nicht geprüft, allein der Ton iſt klein, ſordinenartig, feen-

---

*) Eine Somnambule ſah bekanntlich Göthe als Lehrer im Uranus!

*) Die Form der Schildkröte ſoll die erſte Idee zu dieſem Inſtrumente gegeben haben.

weichlich und kann nur durch geſchmackvollen Vortrag Theilnahme erregen; und der Künſtler erregte auch dieſe Theilnahme in recht artigen Compoſitionen von ſich. Aber ich fürchte dennoch, dieſe neue Erfindung wird das Schickſal aller ähnlichen neuerer Zeit haben. Herr P. erſinne ein Inſtrument für unſere Tartarus-Oper, das alle bisherigen Lärmeffekte der Orcheſter in ſich vereinigt, eine Univerſal-Trommel, eine Matador-Pfeife oder ähnliche, und ich bürge für den Erfolg.

Herr Grünbaum, ein blinder Flötenſpieler aus Hannover und Friedrich Meyer (10 Jahr alt) Violiniſt aus München, gaben nach einander große muſikaliſche Akademien mit Clavierbegleitung. Die Rührung des Anblicks bemeiſterte ſich des Ohres, und erſtickte jeden möglichen Tadel. Es iſt erhebend, den unglücklichen Künſtler ſo unterſtützt zu ſehen. Den Damen Lindner, Fiſcher-Achten, Wieſer, Düring, den Herren Guhr, Schmezer, Wolff und Fiſcher gebührt die Anerkennung des Mitgefühls. Beſonders erwähne ich noch der Gattin unſers leider verſtorbenen Wieſer's, die (noch eingedenk eines frühern Gaſtſpiels) in der Bravura der italiäniſchen Manier jenes Andenken erneuerte. Mehr Leben und Wärme im Vortrag und Madam W. dürfte guten Muthes in der Reihe unſerer dominirenden Cantatricen glänzen. Der kleine Concertgeber gehört wieder einmal unter die intereſſanten — Verirrungen. Ich beweine das ſo geleitete Talent. Die frühreife Treibhaus-Entwickelung iſt gegen die Natur und hält ſich alſo nicht. Hundert Beiſpiele beweiſen das. Dieſer Knabe wird noch einige Jahre ſeine Kunſtſtücke zu Markte tragen, er wird empfohlen und gelobt werden, und wenn die phyſiſche Anſtrengung den Geiſt mit dem Körper gehörig aufgerieben hat, und das zwar im Blüthenſtand beſter Wirkſamkeit, wird er verſchwinden, und den geträumten Marſchallſtab mit dem Corporalſtock vertauſcht haben. Das klingt hart, aber nicht hart genug kann man an die ehernen Pforten ſchlagen, die ſchon längſt der Wahrheit und der Vernunft verſchloſſen ſind. Es wäre Zeit, dieſer und ähnlicher Barbarei den Stab zu brechen. Aber das Übel wurzelt tiefer als man glaubt. Es wurzelt in den Furchen unſeres Zeitgeiſtes. Es wuchert die Bella Donna für unſere Jugend. Es iſt anſteckend, denn Eitelkeit und Geiz haben es geſäet. Eine unglückſchwangere Zukunft liegt in einer Pädagogik verborgen, die, Syſteme über Syſteme häufend, das ſchnelle Können auf Koſten des Wiſſens befördert. Aber weshalb vergebliche Worte über einen Mißbrauch verlieren, den die Zeit rächen wird! — Ich wollte ja nur ſagen, daß der kleine Virtuoſen-Mann Ingenium genug zu beſitzen ſcheint, um bei naturgemäßer Entwickelung einſt recht viel zu verſprechen, daß ſein Ohr reiner, ſein Arm kräftiger, und ſeine Finger geläufiger ſind, als man es billigerweiſe im Kindesalter erwarten kann. Aber das alles ſind Mittel zum Zweck, denn daß ſein Vortrag jetzt ſchon bizarr und erkünſtelt iſt, gehört leider zur Rechtfertigung obiger Behauptung. Beide Concerte lohnten nicht die Mühe des Zugangs. In den Opern Don Juan (ſiehe Phönix Nro. 122) und in Bellini's Straniera, erwarb unſer Gaſt Madame Schodel neue Kränze der Verehrung. Als Alaide ließ ſie in jeder Beziehung am wenigſten zu wünſchen übrig, ſelbſt nicht die reine Intonation. Sie wurde dreimal gerufen, und alles vereinigte ſich in der Überzeugung, daß nur Madame Schodel im Stande ſein dürfte, dem nahen Verluſte unſerer unvergeßlichen Fiſcher den herbſten Stachel zu benehmen. Im Zampa betrat Mad. Pollert unſere Bretter nicht mehr als Gaſt, ſondern als „angenehme Wirthin." — Herr Lehmann vom Stadttheater zu Lübeck ſang invita Minerva — den Alphonſe. T.

Feuilleton.

⁂ Pariſer Theater. — Die intereſſanteſte Novität im Laufe des Mai war Don Juan de Marana, von A. Dümas, der Revers der Medaille: Robert der Teufel, ein gewaltſamer Hineinſchwung in jenen aſcetiſchen Ernſt des Mittelalters, der ſich in Todtentänzen und Fauſtſagen darſtellt. Dumas hat etwas von jenem Teint des Memento mori angenommen, aber in allermodernſter Manier ſich ſelbſt übertaumelt und aus dem nachgeſchwärzten Teufelsfinale Don Juans der — Komödie „zweiten Theil" organiſirt. Die Franzoſen ſprachen über dieſen Kaliban-Don Juan ſehr oberflächlich, wenn ſie ihn unter die alten Myſtère rubricirten. In der Opéra comique war *Sarah* ou la folle de Glencoe, Text von Melesville, Muſik von Griſar, und Rock-le-Barbu — Text von P. Duport und Deforges, Muſik von Gomis, (der kürzlich das Kreuz der Ehrenlegion erhielt) neu. — In den Variétés gefielen die netten kleinen Vaudeville: Philogène ou sur le pavé, von Rochefort und une Saint-Barthélemy, von Dümanoir und Cogniard. — Im Vaudeville: La jeunesse d'un cardinal, Vaudeville in 3 Akten von Mennecher und Nogent (vollſtändiger Succeß). Im Gymnase: Malrond et compagnie beifällig aufgenommen. — Halévy hat eine neue Oper in 3 Akten geſchrieben: Saint-Cécile, A. Dümas ein großes heroiſches Drama für die Porte-Saint-Martin: Die Königin v. Saba, das Ambigu bringt: Nabuchodonoſor (von den Verfaſſern des: Heloiſe und Abeilard). — Im Gaité-Theater: L'homme des rochers, vom Verfaſſer des Jocko; — im Geſchmack des Jocko. Im Theater Français: Le procès criminel Schauſpiel in 3 Akten von Roſier. — Im Vaudeville machen le démon de la nuit und la liste des notables volle Häuſer. — Der Schauſpieler Vernet machte in den Variétés mit der kleinen Burleske: Le Turk Furore. — In den Folies-dramatiques gefällt ſehr das Drama: Vierge et Martyre nach M. Maſon's gleichnamigem Roman. — Der Director des Gymnaſe hat eine Medaille prägen laſſen, und unter die bei der Darſtellung des Gamin de Paris beſchäftigten Mitglieder ſeiner Geſellſchaft Exemplare davon vertheilt. — Im Theater de la gaîté gefällt ſehr: les petits métiers. —

⁂ Zweite Auflage von Duchâtel's Schrift über Wohlthätigkeit. — Die Considération d'économie politique sur la bienfaisance, ou la *charité* dans ses rapports avec l'état moral et le bien-être des classes inférieures de la société, von Duchâtel, Miniſter des Handels, iſt bereits zum zweitenmal aufgelegt worden. —

⁂ Torquato Taſſo. — Jacopo Cabianca hat kürzlich ſeinen „Torquato Taſſo" erſcheinen laſſen. Dieſes Gedicht beſteht aus drei Geſängen, welche die Ueberſchriften führen: „Liebe," — „Poeſie" und „Religion." Der erſte Geſang ſchildert den Aufenthalt des Dichters am Hofe Karl IX. von Frankreich, der zweite ſein Verhältniß zu Leonoren und der dritte ſeinen Tod. Das ganze iſt in ottave rime geſchrieben, welche ein ſehr bedeutendes künſtleriſches Talent bekunden ſollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 133. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 7. Juni.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

77.

Wie kommt es, da du doch gern hörſt das Waſſer rauſchen,
Die Lüfte flüſtern und die Zweige Grüße tauſchen;

Wie kommt es, da du gern die unverſtandnen Lieder
Des Vogels hörſt, daß dir iſt dieſes Lied zuwider?

Iſt kein Verſtand darin, betracht' als Klang es nur,
Und nimm es eben auch als Stimme der Natur. —

Gern hör' ich die Natur in allen Stimmen reden,
Und fühle jeden Ton, verſteh' ich auch nicht jeden.

Doch das iſt eine Pein, was klingt wie Vögelein,
Flut, Luft und Zweig, und will doch Menſchenſprache ſein.

78.

Das Allgemeine zum Beſondern zu geſtalten,
Zum Allgemeinen auch Beſondres zu entfalten;

Das iſt die Kunſt, dein Ich weltgültig aufzuprägen,
Und den Gehalt der Welt dir richtig zuzuwägen.

79.

Wenn du ergreifen kannſt des Augenblickes Stimmung,
Die Woge des Gefühls anhalten in der Schwimmung,

Und über alles, was dich regt und übermannt,
Das zauberkräft'ge Wort ausſprechen, das es bannt;

Dann magſt du frohbewußt den Augenblick entlaſſen,
Beglückt, in Schmerz und Luſt dich ſelber zu erfaſſen.

Mittheilungen

aus „*Occident et Orient*,“ von Barrault.[*]

(Fortſetzung.)

1. **Stambul.** „Das griechiſche Kaiſerthum, ein Ueberbleibſel des Alterthums, vom Evangelium bekehrt, aber nicht wiedergeboren, hatte einen Theil der alten Welt durch die Taufe gerettet, und die neue chriſtliche Welt auf den Trümmern der Vergangenheit gepflanzt. Nur ein gemiſchtes, verworrenes, unfruchtbares Leben führend — mußte es des Todes ſterben. Die Ottomanen bringen dem Alterthum im Orient ſein Ende, wie die Barbaren es ihm im Abendlande gebracht.“ (298) „Der Sieg des Halbmondes zerbricht für die Beſiegten die Ueberlieferungen, die ſie fortzuſchreiten hinderten, den rohen Despotismus des Kaiſers und des Patriziat's; die theologiſchen Streitigkeiten, die fortan die Entwicklung des Geiſtes nicht mehr fördern konnten; die ohnmächtige Anſchauung der Meiſterwerke des Alterthums; endlich auch die erniedrigende Fiktion, die der griechiſchen Nationalität den römiſchen Namen aufgelegt hatte. Beſiegt — werden ſie wieder **Griechen**; ſie werfen das Joch ihres ewigen Homer's und ihrer ewigen Controverſen ab; ſie werden von ihrer privilegirten Ariſtokratie befreit und wieder von Häuptern ihres Blutes, ihrer Wahl, — von ihren Prieſtern verwaltet. Die Barbaren

---

[*] Wir haben in Nro. 25. 30. 53. 99 und 100 dasjenige mitgetheilt, was in der 1ten Abtheilung dieſes Werkes uns beſonders geeignet ſchien, die Aufmerkſamkeit auf daſſelbe hinzulenken. Es würde uns zu weit führen, wollten wir nun noch Alles ausheben, was in den folgenden Abſchnitten über Griechenland, das arabiſche Reich, Rußland, England und Frankreich Bemerkenswerthes geſagt iſt. Wir beſchließen daher unſere Mittheilungen mit einigen der zweiten Abtheilung entnommenen Stellen, die wir ihrem Inhalte nach ordnen und rubriziren werden. — Der Ueberſetzer.

haben ſie unterjocht; aber ihnen ihre Geſetze und eigene Gerichtsbarkeit gelaſſen; ſie haben ihre alten Götzen und Tempel zerſtört, aber ihre Altäre und Kirchen verſchont. So hat die griechiſche Race ſich mit einem Theil ihrer Vergangenheit entzweit, um die Bahn ihrer Zukunft zu betreten, und inmitten der Ruinen ihrer Sprache und ihrer Denkmale verjüngt und moderniſirt ſie ſich. (299,300) Aber die Ottomannen vereinigen auch unter einer einzigen religiöſen und politiſchen Herrſchaft die vom Säbel der Araber und den Pfeilen der Seldſchucken eroberten Provinzen. Dies, und ein dauernderer Friede in einem großen Theile der mahomedaniſchen Welt, zwiſchen dieſer Welt und einem großen Theile Europa's, ein erſter Waffenſtillſtand, — dies ſind für die Civiliſation die Früchte ihrer Eroberung. — (300)

„So iſt Conſtantinopel der ſtrahlende Mittelpunkt jenes ungeheuren Zeltes geworden, das, einem türkiſchen Dichter zufolge, Orchan im Traume erſchien, ſich ſtützend auf den Kaukaſus, den Balkan, den Libanon und den Atlas, durchſtrömt von dem Tigris, dem Euphrat, der Donau und dem Nil!

„Wunderbares Geſchick des alten Byzanz's! Unter dem Namen von Conſtantinopel wurde es die erſte Metropole der Chriſtenheit, unter dem Namen von Stambul — die zweite des Islamismus; durch Conſtantinopel oſzillirte das Abendland nach dem Orient mit dem ganzen Gewichte Conſtantin's und des Arius; durch Stambul oſzillirt der Orient nach dem Occident mit dem ganzen Gewichte Mahomeds II. und ſeiner Erben. So kömmt dieſer Stadt, durch ihr abwechſelndes Schwanken, die Ehre zu, die Einigung des Orient's und des Occident's vorzubereiten! (300 301)

2. Die Türken. — „Der Türke liebt das chez-soi. Nur das Kaffehaus hat ihm ein öffentliches Leben geboten, welches er früher nur in der Moſchee und im Heere fand. Das Kaffehaus, welches die Strenge der Mufti's und die ängſtliche Klugheit der Sultane zu überwinden hatte, hat ihm eine Art profaner Gemeinſamkeit (communion) bereitet, die ihm unentbehrlich geworden. Demungeachtet iſt ſein Haus ihm ſehr werth. Hier herrſcht er; hier erfreut er ſich der Ehrerbietung ſeiner Diener, ſeiner Kinder und Frauen, und er behandelt ſie mit einer durch Zurückhaltung ermäßigten Vertraulichkeit, mit der Güte eines Lehrers (avec une bonté magistrale); hier übt er eine edle Gaſtfreundlichkeit gegen den Fremden und Barmherzigkeit gegen den Armen. Wahrlich! weder in Redlichkeit, und Gerechtigkeit, noch in Mitleid mit dem Unglücklichen ſteht der Türke dem Chriſten nach. Seiner Höflichkeit fehlt zwar die Anmuth und Liebenswürdigkeit, die der Europäer durch ſteten Verkehr mit den Frauen gewinnt; dagegen zieren ihn jene Einfachheit und Aufrichtigkeit, die bei dem Europäer infolge jenes Verkehres durch Grimaſſe und Falſchheit verdrängt werden. . . . Der Türke achtet, und will, daß man ihn achte; er beſitzt in hohem Grade das Gefühl der perſönlichen Würde. Haltet ihn nicht für knechtiſch, weil er ſich vor ſeinem Oberen niederwirft, und ihm den Saum ſeines Mantels küßt; es iſt dies eine Huldigung, die er, ohne zu erröthen, mehr dem Rang als der Perſon darbringt, und die der Obere annimmt, ohne dadurch verblendet zu werden; denn der Eine, wie der Andere weiß, daß der niedrigſte der Türken — wenn es Gott gefällt — zu den höchſten Stellen des Reiches gelangen kann; und ein ſolcher Ankömmling wird auf dem neuen Rang weder Befremden noch Unbeholfenheit zeigen, — ſo reichlich iſt ſeine natürliche Würde geſtofft (étoffée), in welcher man von einem Tage zum anderen die Fülle eines Bey- oder Paſcha-Mantels finden kann. Mit einem Worte: die Türken haben ausgezeichnete Privat-Tugenden, und, fürwahr! dieſe Barbaren, wie man ſie nennt, haben einen guten Ton! (313 — 315)

3. Der Koran. — „Das Morgenland hatte zwei große Religionsbücher hervorgebracht: das alte Teſtament und das Evangelium. Jenes, eine beſondere Verordnung für ein Volk, ein auf ſeine Überlieferungen und Hoffnungen gegründetes Geſetz, war, wie das gelobte Land, ein ihm zu eigen gehörendes Erbſtück, unmittheilbar an fremde. Seine Verbreitbarkeit empfing es erſt durch das neue Teſtament, wie der Baum ſich erſt fortpflanzt, nachdem er ſeine Frucht getragen. Und kaum verkündigt, war das Evangelium ſchon nach Griechenland und Rom gedrungen; die gute Botſchaft, welche Jeſus gebracht hatte, war beſonders für die Heidenſchaft, die Plato vorbereitet hatte, und für die noch wilden Völker des Abendland's, die herbeieilten, daran Theil zu nehmen. Indeſſen blieben mehrere Racen des Orients in Aberglauben verſenkt, der ihr Fortſchreiten hemmte. Da ſetzte der Orient, in einer neuen Anſtrengung ſeiner Offenbarungs-Fruchtbarkeit, den Sinai in Berührung mit Jeruſalem; ein prophetiſcher Funke ſprang zu Mekka hervor — und der Koran trat an's Licht.

„Der Koran lehrt einen einigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, das jüngſte Gericht und ein ewiges Leben. Noch hat es keinen eifrigeren Apoſtel des Dogma's der Einheit Gottes gegeben, als Mahomed. Arabien, in von einander unabhängige Stammgenoſſenſchaften getheilt und anbetend das Heer des Himmels, war im Politiſchen, wie im Religiöſen der Vielheit preisgegeben. Perſien war zwar in ſeiner Theogonie weiter fortgeſchritten; aber es warf ſich nieder vor einer zahlloſen Hierarchie göttlicher Weſen, auf deren geſpaltetem Gipfel es die zwei feindlichen Prinzipien pflanzte. Daher eine energiſche Rückwirkung gegen die Vielheit, die im Orient in Gunſt ſtand. Während es daher dem Chriſtenthume geſtattet wurde, die Analyſe der göttlichen Einheit zu unternehmen, weil ſchon die jüdiſche, griechiſche und römiſche Geſellſchaft das Gefühl dafür hatte, — formulirte der Islamismus eine untheilbare, compakte Einheit.“

„Der Prophet beſchränkte ſich nicht darauf, den Götzendienſt niederzuſchmettern; er flößte jenen Bevölkerungen, deren ganzes Leben in die Gegenwart verſenkt war, die Hoffnung und die Furcht der Ewigkeit ein; er verſuchte, ihre ſtürmiſche Beweglichkeit zu zügeln, indem er auf jeder Seite des Korans die Auferſtehung der Todten und das jüngſte Gericht predigte.

„Um aber Nationen, die zur Verehrung der Welt und zum Genuſſe des Augenblick's fortgeriſſen worden, unter jenes Geſetz gefangen zu nehmen, bedurfte es einer ſtrengen Disziplin, die die Lebhaftigkeit ihrer Neigungen zu dämpfen vermochte. Mahomed ordnete Gebete an, die fünfmal des Tages verrichtet werden mußten, und erinnerte dabei, daß, d. Überlieferungen zufolge, Gott anfänglich funfzigmal zu beten befohlen habe. Er ſtempelte dieſe Gebetspflicht zu einer unverbrüchlichen Schuldigkeit, die weder Rückſtände, noch Verjährung zuließ, ſo daß ſelbſt der Tod nur die Weiſe der Entrichtung dieſer Schuld verändern könne. Durch dieſes Gebet, welches die demuthsvolle Stellung des Betenden charakteriſirt, ſollten die wahren Gläubigen beſonders geiſtige Gnaden erflehen, als weit erhaben über alle weltlichen Gunſterweiſungen. Während des Gebetes ſollte Keiner die Augen zum Himmel aufrichten, wo früher die Blicke die Gegenſtände der Anbetung aufgeſucht hatten. Er verbot jede religiöſe Feierlichkeit gerade im Augenblick des Aufgangs, des höchſten Standes und des Untergangs der Sonne, und vermied das Zuſammentreffen der Feſte mit den Epochen der Tag- und Nachtgleichen und der Solſtizien. Die Anordnung eines unbedingten Faſtens an den dreißig Tagen des Ramazans, die ſtrengen Übungen, deren die Wallfahrer nach Mekka während der 40 Tage, an welchen ſie den Ihram, d. h. den Bußmantel, tragen, ſich unterziehen müſſen, — endlich das Verbot des Weines, der Hazardſpiele, der Muſik und des Tanzes, beſchließen die Vorſchriften des Islam's zur Abtödtung der Sinne. (Fortſ. folgt.)

Rheiniſch-weſtphäliſcher Kunſt-Verein.

Der rheiniſch-weſtphäliſche Kunſtverein hat unlängſt ſeine bei der ſechſten Düſſeldorfer Generalverſammlung vom 6ten Auguſt 1835 gepflogenen Verhandlungen publicirt. Wir erſehen aus denſelben, daß der rheiniſch-weſtphäliſche Kunſtverein, — ſowohl was ſeine Mittel, und die Zahl ſeiner Mitglieder, als auch, was die artiſtiſche Regſamkeit betrifft, — fortwährend kräftiger wird. In Bezug auf das erſtere iſt zu erwähnen, daß die Anzahl der Aktien 1989 erreichte; — in Betreff des letzteren iſt es als ſehr ehrenwerth zu beachten, und allen übrigen deutſchen Kunſtvereinen (bei welchen ſich manchmal wunderliche Stimmen hören laſſen, die auf bloße Bilder-Lotterieen dringen) zur Nachahmung dringend zu empfehlen, daß der rheiniſch-weſtphäliſche Kunſtverein — ſeinen Statuten gemäß „einen Theil ſeines Einkommens zu öffentlichen Zwecken verwendet," *) und zwar nicht blos innerhalb ſeiner artiſtiſchen Diöceſe, ſondern auch außerhalb derſelben.

Wir erfahren nun aus den publicirten Verhandlungen, daß das für die Kirche zu Arensberg beſtellte Bild, die Auferſtehung Chriſti von dem graziöſen Deeger, bereits vollendet, das für die Kirche zu Dülmen beſtimmte Altarbild von Director Schadow bereits begonnen, und auch das Freskogemälde von Mücke für die Andreaskirche in Düſſeldorf in Arbeit ſei. — Der Gedanke, dieſe Kirche mit Gemälden zu ſchmücken, hatte bei den kunſtſinnigen Bewohnern Düſſeldorfs ſo vielen Anklang gefunden, daß — durch die bedeutenden Beiträge derſelben, in Verbindung mit dem Vereinsfond, für dieſelbe Kirche noch zwei Altarbilder in Öl bei Hübner und Deeger beſtellt werden konnten. Für die gegenwärtige Verlooſung wurden eine Lithographie Jentzen's (in Berlin) nach Köhler's „Auffindung Moſis" und ein Kupferſtich des in Düſſeldorf lebenden Hoffmann nach Blanc's allbekannter „Kirchgeherin" beſtimmt.

---

*) Das Vorwort zu den Statuten des Frankfurter Kunſt-Vereins vom 26ſten Dezember 1829 beſagt — mit Anerkennung des Düſſeldorfers: —

„Die innere Thätigkeit des Kunſt-Vereins wird ſich nicht einzig auf die Verlooſungen beſchränken, wodurch nur kleinere, für den Privatbeſitz beſtimmte Kunſtwerke veranlaßt und verbreitet werden, ſondern es ſoll, nach dem ſchönen Vorgange des rheiniſch-weſtphäliſchen Vereins, eben ſo ſehr auch die höhere Beziehung, worin die Kunſt zu dem öffentlichen Leben ſteht, berückſichtigt, und ein Theil des Fonds zur Ausführung größerer, einem öffentlichen Zwecke gewidmeter Werke verwendet werden.

„Dieſe Richtung der Kunſt auf das Oeffentliche iſt die wichtigſte, für die Kunſt ſelbſt, weil ſie hier ihre höchſten und würdigſten Aufgaben, und den freieſten Spielraum für umfaſſende, großartige Darſtellung findet; für das Leben, in der Rückwirkung der Kunſt auf daſſelbe, weil das öffentliche Kunſtwerk durch ſeine Zugänglichkeit den Sinn und die Theilnahme für's Schöne am ſicherſten und allgemeinſten anregt und belebt, und weil auch die tiefere Wirkung, welche die Kunſt beſonders durch religiöſe und geſchichtliche Darſtellungen beabſichtigt, an der geeigneten öffentlichen Stätte am durchgreifendſten und fruchtbarſten ſich geltend macht.

„Gewiß würde alſo der Verein ſeine Beſtimmung, die Kunſt zu fördern und dadurch bildend auf's Leben einzuwirken, nur einſeitig und mangelhaft erfüllen, wenn er nicht auch die öffentliche Kunſt berückſichtigen wollte.

„An Veranlaſſung aber zur Ausführung öffentlicher Kunſtwerke wird es nicht fehlen. Unſere Kirchen, unſere öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten, der neue Gottesacker, die Brunnen, welche durch die neue Waſſerleitung noch erforderlich werden, unſer Römer, an den ſo große geſchichtliche Erinnerungen ſich anknüpfen, u. ſ. w. eröffnen ein weites Feld für religiöſe und geſchichtliche Darſtellungen. Andre, zu dem Vereine gehörende Städte werden in ihrer Weiſe eben ſo viel Stoff und Anlaß darbieten.

„Sich ſelbſt aber wird der Verein in dem, was er für die Oeffentlichkeit leiſtet, das würdigſte bleibende Denkmal errichten."

Ferner heißt es: I. §. 1 und §. 2.

„Der Zweck des Vereins iſt: Förderung der bildenden Kunſt.

„Für dieſen Zweck wirkt der Verein, indem er

„a) jährlich eine Anzahl, für den Privatbeſitz ſich eignender Kunſterzeugniſſe unter ſeine Mitglieder verlooſen,

„b) ſo oft, als die Mittel zu reichen, ein größeres Kunſtwerk für die Oeffentlichkeit innerhalb ſeines Bereiches ausführen läßt."

Und §. 7, §. 8.

„Für öffentliche Kunſtwerke wird jährlich ein (in §. 11 und 12 näher bezeichneter) Theil der Einnahme ſo lange zurück, d. h. auf Zinſen gelegt, bis etwas Bedeutendes ausgeführt werden kann.

„Bei Anſchaffung und Beſtellung der Kunſtwerke wird vorzüglich auf die innerhalb des Bereichs des Kunſtvereins wohnenden Künſtler Rückſicht genommen werden, ohne daß man ſich jedoch auf dieſelben zu beſchränken hat."

Der Bronze-Guß des einen Basreliefs: (Guttenberg und P. Schöffer) am Thorwaldſen'ſchen Monument für Guttenberg wird in Frankfurt von den Herrn Beyer und Bahrt auf Koſten des Städel'ſchen Kunſtinſtituts und des Kunſtvereins ausgeführt. Schon ſeit ein paar Monaten iſt der Guß (durch Herrn Beyer) glücklich vollendet; Herr Bahrt beſchäftigt ſich nunmehr mit dem Ciſeliren.

Feuilleton.

⁂ Deutſches Stammbuch. — Bei Kammiller (Chef der Müller'ſchen Hofbuchhandlung in Carlsruhe) wird bald ein „deutſches Stammbuch" erſcheinen, herausgegeben von E. Duller. (Klein Quer-Folio.) Den literariſchen Inhalt deſſelben bilden 33 Gedichte von Friedrich Rückert, ein Cyclus von Ferdinand Freiligrath: „Die Schiffe", eine Novelle von L. Schefer „Winkelmann," eine Novelle von C. Spindler, ein Aufſatz vom Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen, eine Novelle von C. Scävola, ein Cyclus von Poeſieen: „Der Fürſt der Liebe" (Fragmente aus einem größeren Gedicht) von Eduard Duller, Gedichte von Lenau, Juſtinus Kerner, Henriette Ottenheimer, L. Bechſtein u. m. a. Dann folgt eine Reihe von Blättern, wie man ſie — einer Nation in's Stammbuch ſchreiben kann, — als Autographa lithographirt, von ungefähr zwanzig deutſchen Schriftſtellern (worunter auch noch von Rahel und Hebel) von E. Gans, Varnhagen von Enſe, Pückler-Muskau, L. Schefer, Spindler, Kerner u. m. a. An artiſtiſchen Beiträgen kommen: Bendemann's „Jeremias," eine Compoſition von J. v. Schnorr (aus dem Neubau der Reſidenz — ſiehende Mailänder, während Friedrich der Rothbart ſeinen Einzug in Mailand hält), Veit's „Germania," eine Compoſition von W. Kaulbach, und eine aus Fauſt von Nehrlich (welche Göthe's beſonderes Wohlgefallen auf ſich gezogen), — ferner die Porträts Rückert's (von Schnorr) Lenau's, Schefer's, (von Bohlam) Spindler's, des Fürſten Pückler und E. Duller's (nach Binder.) Endlich ein Lied von Spohr (Text von Simrock) eines von Lachner (Text von Rückert) und vielleicht auch eines von Meyerbeer.

⁂ Worte von G. Rieſſer. — Der edle Gabriel Rieſſer erhielt vor ſeiner Abreiſe von Hamburg nach Frankfurt, in deſſen Nähe (in Bockenheim) er jetzt wohnt, von den Israeliten Hamburgs eine nach einer Zeichnung des Profeſſors Oppenheim in Frankfurt von Loos in Berlin geprägte goldne Medaille; auch wurde ihm ein feſtliches Abſchiedsmahl gegeben, wobei Rieſſer zum Dank für einen ihm gebrachten Toaſt folgendes erwiederte.

„Meine Herrn! dem Danke gegen Sie ſollte mein erſtes Wort, das ich zu Ihnen rede, gewidmet ſein. Doch es iſt mir, als hätte ich noch einen andern Dank zu bringen, und zugleich ein Verſäumniß gut zu machen, über das ich freilich am wenigſten klagen darf, weil Ihre Liebe zu mir deren Urſache iſt. Ihre Güte hat meiner eher gedacht, als der guten Sache, der ich Alles, was ich bin, der ich Ihre Liebe, der ich das Wohlwollen ſo vieler Edlen, der ich dieſes ſchöne Feſt verdanke. In der That, meine Herren, ich verdanke der guten Sache, der Gewiſſensfreiheit, bisher weit mehr, als ſie mir verdankt, und es muß noch viel geſchehen, bis die Rechnung des Dankes nur zwiſchen uns ausgeglichen iſt. Möge mein glückliches Loos, mein heiteres, blumenbekränztes Märtyrerthum, Manchem eine Lehre ſein, daß man, auch ohne Schaden für das eigene Wohlſein, auf manches äußere Gut, welches der herrſchende Glaube ſich vorbehalten hat, verzichten kann und höhere Güter in dem Kampfe für eine heilige Sache gewinnen. Wie geſagt, es ziemt mir nicht, die verletzte Rangordnung zwiſchen der Freiheit und ihrem Verehrer, zwiſchen der Göttin und ihrem Anbeter zu tadeln, da Ihre Liebe zu mir die Quelle der Verletzung iſt. Erlauben Sie mir, dieſelbe gut zu machen ſo viel an mir liegt, indem ich Sie bitte, mit mir in folgenden Toaſt einzuſtimmen, der unſere ganze heutige Feier zuſammenfaßt: „Politiſche und religiöſe Freiheit über den ganzen Erdkreis; die bürgerliche Gleichſtellung der Juden in unſerem ganzen deutſchen Vaterland!"

Herzlich willkommen, Rieſſer, in unſerm deutſchen Süden! Möge Rieſſer hier — im Schoße ſeiner Familie lebend, geliebt von Allen, die ihn perſönlich oder blos aus ſeinen Schriften kennen, rüſtig für das erhabene Ziel weiterwirken. Nicht ſeine Glaubensgenoſſen allein — alle freuen ſich ſeiner herzlich, die auf Recht und Licht hoffen.

⁂ Neue Schrift von Matter. — Der durch mehrere gekrönte Preisſchriften vortheilhaft bekannte Matter, — gegenwärtig inspecteur général des études, — gibt eine Histoire des doctrines morales et religieuses des trois derniers siècles heraus, von welcher kürzlich der erſte Band erſchienen. Dieſer begreift die 3 erſten Perioden, 1. von dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften bis zur Reformation (1453—1547), 2. von der Reform. bis zur Revolution der Niederlande (1547—1568), 3. von der Niederl. bis zur erſten engliſchen Umwälzung (1568—1641).

⁂ Florentiniſche Literatur im Jahre 1835. — Die Akademie della Crusca hat den halben Preis der fünfjährigen Prämien den „Commentarien der franzöſiſchen Revolution von Lazzaro Papi" zuerkannt, und der „Geſchichte Lucca's von Marcheſe Mazzarosa" und der Schrift des Grafen Carlo di Riviera über den Reichthum Siziliens, dann auch der Ueberſetzung des Vitruv von Viviani und der Forſchungen über longobardiſche Architektur von St. Quentin rühmliche Erwähnung gethan. Das geographiſch-hiſtoriſch-phyſikaliſche Lexikon Toskana's von Repetti, das bis zum J fortgerückt, findet mit jedem Heft allgemeinere Anerkennung, nicht minder das von dem gelehrten Abbate Manuzzi beſorgte Lexikon der italiäniſchen Sprache. Auch dieſes letztere, ſo wie eine neue Ausgabe des Vaſari in einem Band, erſcheint heftweiſe. Obgleich nun ſchon ſehr viele Ausgaben von Dante's Divina Comedia vorhanden ſind, ſo iſt es doch erfreulich, daß der Marcheſe Gino Capponi, in Geſellſchaft mit Niccolini und Borghi dieſelbe nach den beſten Lesarten von neuem herausgegeben, da ſie hierbei mit großer Umſicht verfahren und die bisherigen Arbeiten verglichen und benutzen. Auch von den übrigen Werken Dante's erſcheint bei Allegrini und Mazzoni eine neue Ausgabe, welche von Fraticelli mit einer philologiſch-kritiſchen Abhandlung über Dante's Gedichte eingeleitet iſt. Das erſte Bändchen enthält überdies die Vita nuova, das zweite die einzelnen Poeſien, das dritte wird das Convito mit Anmerkungen des March. Trivulzi u. a., das vierte endlich die Abhandlungen de vulgari eloquio und de monarchia enthalten. Fraticelli behauptet nach bedeutenden Autoritäten, daß die 7 erſten Geſänge der Div. Com. bei Lebzeiten der Beatrice, im 30ten Jahre des Dichters, um 1295 begonnen und vor dem Exil beendigt, aber im Jahr 1306 wieder umgeſchmolzen worden ſeien. —

⁂ Eine Correſpondenz in der Mitternachtszeitung veranlaßte das Gerücht, als habe die Verlagshandlung des Berliner Converſationsblattes an der Redaktion deſſelben thätigen Antheil. Dem iſt nicht ſo. Herrmann Marggraff beſorgt ſie mit jugendlicher Thätigkeit. Seit das Blatt ſich vom Freimüthigen getrennt hat, verfolgt es ſeine eigene Tendenz, das Converſationsblatt und der Freimüthige rivaliſiren nicht miteinander und erfüllen, jedes auf verſchiedene Weiſe, ihre gegen das Publikum eingegangenen Verpflichtungen.

⁂ Vor einiger Zeit ſprachen zwei hieſige Blätter ſich bei Beurtheilung eines von Giordani (am 2ten Mai) hier gegebenen Concertes darüber aus, daß der hieſige Liederkranz dem Concertgeber ſeine Unterſtützung zugeſagt und kurz vor Anfang des Concerts dieſelbe zurückgezogen habe. Wir dürfen aus glaubwürdiger Quelle verſichern, daß die Sache ſich anders verhält. Nicht der Liederkranz als ſolcher, ſondern einzelne Mitglieder deſſelben hatten privatim ihre Mitwirkung zugeſagt, jedoch unter Bedingungen, welche der Concertgeber eben — nicht erfüllte; daher es den betreffenden Mitgliedern, welche ſich's ausdrücklich bedungen hatten, daß auf der Ankündigung des Concertiſten ihre Mitwirkung nicht erwähnt würde, nicht zu verargen iſt, wenn ſie ſich zurückzogen. Dies zur Steuer der Wahrheit, welche in öffentlichen Blättern ſo oft leichtſinnig — und abſichtlich, um Skandal zu erregen, entſtellt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 134. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 8. Juni.

Die Kunſtausſtellung in Frankfurt am Main.

(Erſter Nachtrag.)

Unter den ſpäter angekommenen Bildern zeichnet ſich E. Deger's „Madonna, das Chriſtuskind anbetend" entſchieden aus. Die einfache und außerordentlich liebliche Compoſition iſt folgende: Madonna, der Ausdruck reinſter Jungfräulichkeit in den Formen, das Antlitz ganz von inniger Andacht verklärt, kniet in dem Freiraum vor dem Hauſe vor dem göttlichen Kinde, das mit einem leichten Hemdchen bekleidet in ſüßer Ruhe auf einem von dichtem Moos bewachſenen niederen Gemäuer liegt. Des Kindes Antlitz trägt den ächten Ausdruck des menſchlich-heiligſten, der Unſchuld. Dieſe unbewußte Unſchuld iſt's, die Maria, der Unſchuld bewußt, mit reinſter Liebe anbetet; die unſchuldige Liebe zum Kinde, wie ſie gleichſam als erſte Weihe der Mütterlichkeit in jeder Jungfrau, ſelbſt ſchon im Mädchen vorhanden iſt; ältere Schweſtern haben für jüngere Geſchwiſter eine Art von mütterlicher Zuneigung. Dieſes innere Myſterium der Mütterlichkeit, welches von der Natur in die Jungfräulichkeit gelegt iſt, ſcheint der ſinnige Künſtler erfaßt zu haben; und es gelang ihm auf ſolche Weiſe meiſterhaft, die jungfräuliche Weiſe darzuſtellen, — man ſieht hieraus, daß bei ſeiner Darſtellungsweiſe Jungfräulichkeit die Hauptſache iſt. Bedeutſam dazu iſt die den Jungfrauen ſo eigenthümliche Stellung, wenn ſie ein Kind betrachten: — auf beiden Kniee'n, die Arme an die Bruſt gedrückt. Die Nähe der gefalteten Hände zum Haupt iſt außerordentlich graziös. Das Kind iſt mit höchſter, jedoch idealiſcher Naturtreue dargeſtellt, hauptſächlich das Köpfchen; die Stellung iſt ſo wahrſcheinlich, ſo dezent, und lieblich dabei. Maria trägt langes, auf dem Nacken wallendes Gelock, einen wunderſchön drapirten hellblauen Mantel, ein in einfachen Maſſen gehaltenes rothes Unterkleid. Über das Mäuerchen hinaus iſt freie Ausſicht auf Berge; ein Hirte und ein Wanderer. Die techniſche Vollendung der Malerei iſt wahrhaft erſtaunlich, — die Geſichter voll Zartheit und Wärme. Das kleinſte Detail wie gediegene Plaſtik, ſo z. B. das Moos, das Mauerwerk darunter, die Erdbeeren.

„Pappenheim's Tod," Schlachtbild von Dietz in München. In der Mitte des Bildes ſehen wir den alten „Schrammhanns," von der Falkonetkugel bereits getroffen, allmählich vom bäumenden Roſſe ſinken. Ihm zur Seite ſeine eiſernen Küraſſire. Gegenüber die Schweden. Im Hintergrund der junge Piccolomini, die Schaaren anfeuernd. Im Vorgrund — Guſtav Adolph, todt, entſtellt, von einem Leichenhaufen der Seinigen bedeckt. Das Bild zeugt, trotz ſeiner großen Fehler, von einem nicht unbedeutenden Talente; deßhalb iſt es Pflicht, den Künſtler auf die hauptſächlichſten Fehler aufmerkſam zu machen. Verwirrung in der Compoſition, allzu großes Gewühl von Armen und Beinen, — Rohheit der Ausführung, ſowohl was Affekte, Situationen und Phyſiognomieen, als was die Malerei betrifft, nicht ſelten manche ganz häßliche Einzelheit. Eine große Indecenz war es, Guſtav Adolph, ſo ſcheußlich entſtellt, kaum bemerkbar, in einen Winkel des Bildes im Vorgrunde zu werfen.

Architekturbild (das Innere der Lorenzenkirche in Nürnberg) von Ainmüller in München. Ein höchſt vortreffliches Bild, beſonders in der Haltung der Lokalfarbe, deren Naturtreue wir beſtätigen können; die Staffage iſt etwas ſtörend. Die Anſicht iſt nicht fern von A. Krafft's berühmten „Sakramenthäuschen" aus aufgenommen.

Ein kleines Genrebildchen von dem unermüdlichen, fleißigen Profeſſor Oppenheimer von hier (ein

Mädchen malt einen bärtigen Orientalen) verdankt ſein Entſtehen wahrſcheinlich einem (uns unbekannten) [illegible] Anlaß. Die Auffaſſung iſt recht hübſch.

Ein Familienbild von Riepenhauſen in Rom (Mutter mit drei Kindern, wahrſcheinlich Porträts) ſpricht weder durch Zeichnung noch durch Farbe an.

Literariſche Unwürdigkeit.

Guttenſtein's Spaniſche Geſchichte.

Es iſt noch nicht lange her, ſeit dieſe Zeitſchrift vor dem unwürdigen mythologiſchen Machwerk eines Dr. Vollmer warnte; es hat aber allen Anſchein, als ſollte derſelben zu beliebiger Benutzung noch recht oft ähnliche Gelegenheit gegeben werden. Wenigſtens liegt wieder ein Fabrikat unter dem Namen: Guttenſtein's Geſchichte des Spaniſchen Volkes, vor, welches einen hohen Grad literariſcher Frechheit und Unverſchämtheit beurkundet, da es im zweiten Hefte, inſoweit als es vernünftig und brauchbar, aus Aſchbach's Geſchichte der Weſtgothen ausgeſchrieben iſt, ohne daß dieſes ſchändliche Plagiat eingeſtanden wird. Daß ein jeder, welcher über die Geſchichte Spaniens ſchreiben will, die gediegenen und ernſten Forſchungen Aſchbach's, eines Mannes, welcher ſeine Befähigung für Geſchichtsforſchung auf ausgezeichnete Weiſe bethätigt hat, berückſichtige und benutze, iſt natürlich, aber iſt es auch natürlich und literariſch-ſittlich, daß ein Fabrikant aus deſſen Arbeit ein leichtfertig hingearbeitetes Buch mache, und ſich ſtelle, als habe er, was geſtohlen iſt, ſelbſt gearbeitet? Die Zahl derer, welche ein ſolches Verfahren billigen, dürfte nicht groß ſein, und dieſe verſteckte Art des Nachdrucks dürfte wohl dem offen eingeſtandenen gleich ſtehen. Für den Beſitzer beider Bücher mögen hier Stellen bezeichnet ſtehen, welche das Geſagte erhärten.

Aſchbach:	Guttenſtein:
Seite 200 unten bis 202 unten .	Seite 97 bis 98 unten.
— 216 — 217	— 98 — 99.
— 221 — 223	— 103 — 104.
— 224	— 104 — 106.
— 226	— 107.
— 227 — 228	— 107 — 108.
— 228 — 229	— 109 — 110.
— 230 — 232	— 111 — 115.
— 233 — 235	— 119 — 120.
— 236 — 241	— 121 — 125.
— 241 — 247	— 126 — 131.
— 247	— 132
— 247 — 251	— 137 — 139.
— 251 — 255	— 141 — 144.
— 273	— 149
— 315 — 321	— 185 — 190.
— 323 — 325	— 191 — 192.

Für die, welche nicht vergleichen können oder wollen, mögen einige Proben ſtehen:

Aſchbach 216:

„Daß er (Leovigild) kurz vor ſeinem Tode die arianiſche Lehre verlaſſen und ſich zum Katholicismus gewendet habe, wie Gregor von Tours erzählt, iſt nicht zu glauben, da die andern Schriftſteller nichts davon erwähnen, und die Sache an und für ſich höchſt unwahrſcheinlich iſt.“

Guttenſtein:

„Daß er (Leovigild) kurz vor ſeinem Tode die arianiſche Lehre verlaſſen und ſich zum Katholicismus gewendet habe, wie Gregor von Tours erzählt, iſt nicht zu glauben, da die andern Schriftſteller nichts davon erwähnen, und die Sache an und für ſich höchſt unwahrſcheinlich iſt.“

Aſchbach 243:

„So erſcheint uns Suinthila nach den freilich ſehr parteiiſchen Berichten. Iſt es dem Geſchichtſchreiber erlaubt in einem ſolchen Falle, wo die Quellen abſichtlich die Wahrheit verdrehen, ſeine Meinung vorzutragen, wie ſie aus dem Gange der Geſchichte begründet werden kann, ſo wird Suinthila in einem ganz andern Lichte erſcheinen.“

Guttenſtein:

„So erſcheint uns Suinthila nach den freilich ſehr parteiiſchen Berichten: Iſt es aber dem Geſchichtſchreiber (nämlich dem Guttenſtein) erlaubt, in einem ſolchen Falle, wo die Quellen abſichtlich die Wahrheit verdrehen, ſeine Meinung vorzutragen, wie ſie aus dem Gange der Geſchichte begründet werden kann, ſo wird Suinthila in einem ganz andern Lichte erſcheinen.“

Aſchbach 255:

„Tarik richtete zuerſt ſeinen Marſch gegen Sidonia, das er belagerte und mit Sturm nahm. Dann rückte er gegen Ecija am Guadalquivir, und ſchloß die Stadt ein. Die Beſatzung durch die Trümmer des geſchlagenen Heeres ſehr verſtärkt, machte die tapferſte Gegenwehr. Eine neue Schlacht ward unter den Mauern der Stadt geliefert, worin Tarik viele Leute verlor; jedoch ſiegte er.“

Guttenſtein:

„Tarik richtete zuerſt ſeinen Marſch gegen Sidonia, das er belagerte und mit Sturm nahm. Dann rückte er gegen Ecija am Guadalquivir und ſchloß die Stadt ein. Die Beſatzung durch die Trümmer des geſchlagenen Heeres ſehr verſtärkt, machte die tapferſte Gegenwehr. Eine neue Schlacht ward unter den Mauern der Stadt geliefert, worin Tarik — —“

Mit dem Worte Tarik bricht das Heft des Guttenſtein'ſchen Machwerks ab, und das dritte noch nicht erſchienene wird alſo anfangen: „viele Leute verlor“ u. ſ. w. In dieſer bemerkten Weiſe nun iſt die größere Hälfte des zweiten Heftes wörtlich aus Aſchbach's Werk abgeſchrieben, und mit Zeitungsartikeln verbrämt und aufgeſchmückt, denn in der Weſtgothengeſchichte finden wir Tiraden über Martinez de la Roſa, Toreno, Mendizabal, und werden in der Folge wahrſcheinlich, wann er bis zum Abſchreiben der Ommajaden gekommen ſein wird, von Iſturiz, Caballero u. a. m. Zeitungsartikel erhalten.

Ein ſo unwürdiges Machwerk recenſiren zu wollen, kann dem Unterzeichneten nicht einfallen, weshalb Unverſtand, Mangel an Kenntniſſen, Fehler, Verwechslungen hier nicht angegeben werden, weil es zu viel Ehre dafür wäre. Nur weil das Publikum in der neueren Zeit in Deutſchland mit den erbärmlichen Fabrikaten ſeichteſter Art überſchwemmt wird, und demſelben die Ohren faſt taub poſaunt werden mit dem marktſchreieriſchen Anpreiſen ſolcher ſchlechten Waare, gibt dieſes Blatt eine Anzeige eines dieſer Producte, damit wenigſtens nicht geſagt werden könne, ſchlechtes literariſches Treiben finde nirgends in Deutſchland gebührende Rüge.

Konrad Schwenck.

Reiſeerinnerungen.

(Aus Kapitän Back's Nordpolerpedition zu Lande, zur Mündung des großen Fiſchfluſſes in den Jahren 1833, 1834 und 1835, nacherzählt.)

Am 29ſten Auguſt (1833) wurde Kapitän Back für ſeine Leiden und Mühſeligkeiten durch die Entdeckung des Suſſex-Sees, der Quelle des Thlew-ee-choh-fluſſes belohnt, des Gegenſtands ſeitheriger ängſtlichen Nachforſchung; andre Abtheilungen von der Reiſegeſellſchaft, die bald nachgekommen waren, hatten den Fluß an einer andern Stelle erreicht, und nach ihrer Beſchreibung war derſelbe für Böte hinreichend ſchiffbar. Am folgenden Tage ſetzten die Reiſenden ihren Weg fort, doch war es ihnen nicht möglich viel weiter vorzudringen, wegen der hemmenden Waldſtröme, die ſie vorfanden, und wegen der Gebrechlichkeit ihres Kanoes, das zum Abwärtsgleiten zu ſchwach und zum Aufwärtsfahren zu unbehülflich war, zumal bei der vorgerückten Jahrszeit. Beim Biſamochſen-See angelangt, blieb ihnen keine Wahl, wenn ſie nicht auf demſelben Wege umkehren wollten, als gelegentlich noch andere Abentheuer außer den bereits erlebten zu beſtehn; zufälliges Zuſammentreffen mit Indianern, ernſthaftere Beſchwerde beim Übergang über eine ſumpfige Stelle oder einen reißenden Strom, oder die geringern Plagen der Musquitoes und Sandfliegen. Einige Charakterzüge der ſie begleitenden Eingebornen machten ſich während dieſer Wanderungen bemerkbar, wie bei der folgenden Jagdbegebenheit. Die Indianer waren kaum einen einſiedleriſchen Bären anſichtig geworden, als ſie die Flinte ergriffen und mit De Charloit auf ihn Jagd machten.

„Felſen und Thal begünſtigten ihre Annäherung, und obgleich Braun wacker um ſich ſchaute, und auf die Hinterbeine ſich aufrichtend, den Nacken hoch reckte, in faſt walzenähnlicher Bewegung, argwöhniſch [illegible] Luftzug ſchnoberte; ſo war doch alle ſeine Behutſamkeit vergeblich — nach zehn Minuten lag er todt am Fuße eines Abſturzes, über welchen er, vom Schuſſe getroffen, hingetobt war. Maufelly rannte ſogleich nach einigen Weidenbäumen, hieb einen Aſt herunter, ſchnitzte ihn zu einem Speiler und ſteckte ihn dem Bären ſo in den Rachen, daß ſeine Kinnladen gänzlich von einander ſtanden; dadurch wollte er, wie er mich ernſtlich verſicherte, ihm das Beißen verwehren, was mehre ſeiner Art zu thun pflegten, und was ſein Vater zu ſeinem Schaden erfahren habe. Eben noch hatte ein ſolcher, ſagte er, alle Merkmale an ſich, daß man ihn für todt halten konnte, und ſchon hatte man beſchloſſen ihn auszuwaiden, als er ihn, zu ſeinem größten Schrecken, am Bein anpackte. Bekannt mit der Hartnäckigkeit, mit welcher dieſe Menſchen ihren Glauben an Gegenſtände des Jagens oder des Benehmens der ihnen vorkommenden Thiere feſthalten, machte ich keine vergeblichen Verſuche, ihre Irrthümer zu berichtigen; ſondern hörte ihre Erzählungen geduldig an, ohne Einwendungen dagegen zu machen. Mein Steuermann fand indeſſen den gähnenden Anſtand Brauns ſo kurzweilig; daß er ſeiner Luſtigkeit freien Lauf ließ; dies beleidigte den Indianer ſo ſehr, daß er mit einem über allen Ausdruck verächtlichen Seitenblick, nicht ohne Zeichen von Ärger, in ſeinen Gutturallauten murmelte: „Der weiße Mann hat nicht gelacht in der Strömung.“ Darauf ſetzte er ſich, ſeine Pfeife zu rauchen, während ſein Gefährte mit geübter Hand das Fell abſtreifte, und das Fleiſch in einen Verſteck brachte, um es bei ſich darbietender Gelegenheit abholen zu laſſen. Ich kann mich nicht enthalten, die kleinliche Neugier zu erwägen, mit welcher der mit dem Zerlegen des Wildes beſchäftigte Indianer die Eingeweide muſterte, ſo wie die Haſt, mit welcher er einen Theil, den er ausgeſchnitten, über die Schultern warf, worauf er ängſtlich ſeine Nachforſchungen in derſelben Richtung fortſetzte, und das Lächeln, das in ſeinen ernſten Zügen aufblitzte, als er den Magen des Thieres mit Beeren angefüllt fand. „C'est leur façon,“ war die Antwort des Dolmetſchers auf meine deßfalls vorgebrachte Erkundigung, der ungeachtet des philoſophiſchen Inhalts ſeiner Antwort augenſcheinlich gleichen Antheil an der Nachforſchung nahm, als der mit dem Zerlegen beſchäftigte Indianer. In derſelben „Façon“ erfuhr ich, daß Rennthiere keine Gallenblaſe in der Lebergegend haben und daß bei ihnen keine ſolche irgend ſonſt gefunden wird, ein Umſtand, worin ich gradezu meine frühere Unwiſſenheit bekannte, und wovon mich ſpäter die anatomiſche Unterſuchung des Herrn King überzeugte.“

Noch früh im September erreichten die Reiſenden das öſtliche Ende des Sees, wo Herr Mackeod die Erbauung ihrer Winterwohnungen unternommen hatte. Der Anblick eines ſchützenden Dachs, wenn gleich nur das Gerippe eines Hauſes, konnte ſo ermüdeten Reiſenden nicht anders, als höchſt einladend erſcheinen; ſelbſt die Inſekten hatten ſie, ihrer Erzählung nach, mit ſolcher Gefräßigkeit überfallen, „daß ihre Geſichter von Blut trieſten, als wären ihnen Blutigel angeſetzt worden.“

„Wir wanderten in einer einzelnen Reihe vorwärts; die Mannſchaft war, gleichſam verabredetermaßen, in dieſe Art des Zuges hineingerathen; und mit unſern geſchwollnen Geſichtern, übel zugerichtet in unſerer Kleidung, beladen, wie es ſich fügen mochte, einige mit Flinten, andere mit Zeltſtangen u. ſ. w. mögen wir ein wildes Anſehen gehabt haben, nicht unähnlich einer Bande Raubgeſindels auf der Bühne.“

Hier alſo wurden die Zurüſtungen gemacht, um zu überwintern. Herr King vereinigte ſich mit der Geſellſchaft am 17ten, mit den zweien Bateaux, und das Haus wurde ſogleich zur Wohnung eingerichtet. Kaum aber hatten ſie ſich es in demſelben einigermaßen bequem gemacht, ſo erhielten ſie einen Beſuch von einem Trupp Indianern, die um einige Nahrungsmittel baten. Andere ſuchten während des Octobers Zuflucht bei ihnen in einem wahrhaft ausgehungerten Zuſtande. Sehr richtig bemerkt Kapitän Back, daß wider den Hunger keine Überredungskünſte Stich halten, und er führet ein düſteres Zeugniß aus einem neuerlichen Vorfall an, welches beweiſt, daß der Indianer von der allgemeinen Regel keine Ausnahme macht.

„In der Umgegend eines Poſtens der Compagnie im nördlichen Departement, wo, wie in unſerm Fall, das Wild ſo ſelten war, daß die Eingebornen ihren Unterhalt nicht fanden, nahmen dieſe ihre Zuflucht zu dem Herrn des Poſtens, und baten ſich einen kleinen Theil des Wildpreiß von ſeinem wohlverſehenen Vorrathshauſe aus, um neue Kräfte zu wiederholten Jagdverſuchen ſammeln zu können. Sie erhielten abſchlägige Antworten, und kehrten niedergeſchlagen in ihre winterliche Wohnungen zurück. Hin und wieder wurde ein Moosbirſch erlegt; aber das Faſten in der Zwiſchenzeit währte lange, und die Zwiſchenräume der nagenden Qual verfolgten die Ungaſtlichkeit des weißen Mannes mit wildem Grimme, der endlich Racheplane erſann. Eine Gelegenheit gab die Ankunft eines Dolmetſchers in ihren Wohnungen, der von der Faktorei abgeſchickt wurde, um zu ſehen, was ſie vorhätten. Dieſer Mann war früher ſchon nicht gern bei ihnen geſehen worden, und der Antheil, welchen er an der letzten Verhandlung genommen hatte, mußte die Erbitterung noch vermehren. Er ſahe dieſes wohl ein, und als Halbwilder benahm er ſich nicht ohne die den Eingebornen bezeichnenden Merkmale des Mißtrauens. Noch hielt die gewohnte Vertraulichkeit und die freundſchaftliche Pfeife, die ſeinen Eintritt in die Verſammlungshütte begrüßte, ſeine Furcht in Schranken; und einiges gedörrtes Fleiſch, das ihm mit ſcheinbarer Willfährigkeit zum Gebrauch für das Fort überlaſſen wurde, benahm ihm völlig allen Argwohn. Zwei Canadier, die ihn geleitet hatten, verließen ihn früh, um zurückzukehren; eine Stunde ſpäter folgte er dieſen auf demſelben Wege nach. Die Indianer bewachten ſeine Schritte, bis er in das Dickicht des Waldes gekommen war; dann ergriffen ſie ihre Büchſen und auf einem kurzen Wege erreichten ſie einen ihrem Vorhaben günſtigen Ort, ehe einer der Dreie angelangt war. Im Hinterhalte verſteckt, etwa zehn Schritte vom Pfade, erwarteten ſie ihre Annäherung, und auf ein gegebnes Zeichen feuerten ſie und fällten zwei von den unbeſorgten Reiſenden. Der dritte floh und wurde mit wilden Ausrufungen von den wüthenden Indiern verfolgt. Die Angſt beſchleunigte die Flucht des Canadiers, und nachdem er dem nächſten Verfolger glücklich entkommen, barg er ſich athemlos und erſchöpft zwiſchen einigen Felſen. Die Indianer rannten vorüber, ohne ihn zu bemerken; und als ſie das Haus erreichten, brachen ſie wüthend in das Zimmer des Weißen ein, der noch nicht aufgeſtanden war, und indem ſie die Scheußlichkeiten, die er verſchuldet habe, ihm vorgeworfen, tödteten ſie ihn auf der Stelle. — Sobald ihre Rache auf ſolche furchtbare Weiſe geſättigt war, kehrten ſie in die Wälder zurück, ohne irgend einen Akt des Plünderns zu begehen. Der Canadier und ein anderer Mann, welchen ſie, ſo ſehr dies auch befremden mag, kein Leid zufügten, eilten zu dem benachbarten Poſten mit der Nachricht von dieſem empörenden Ereigniß. Neue Anſiedler wurden nach demſelben Punkt geſendet, und die Vollführer der Mordthat wurden ſpäter von Leuten ihres eignen Stammes todt geſchoſſen. — eine traurige, aber heilſame Lehre, nicht nur für den rothen, ſein, auch für den weißen Mann.“

Feuilleton.

⁂ Großherrliche Cenſur. — Daß in Deutſchland, — nach dem 4. Auguſt 89 in Frankreich — ein Fürſt unlängſt zum voraus ſich alle Devotions- und Submiſſionsſchnörkel in den Eingaben ſeiner Unterthanen verbeten, kann kaum mehr befremden. Daß aber auch der Großſultan keine Schmeicheleien mehr vertragen kann, iſt eine Thatſache bleibender Erinnerung werth. Als ein gelehrter Derwiſch dem Haupte aller Gläubigen kürzlich eine von ſchwülſtigen Redensarten ſtrotzende Schrift überreichte, ließ der Großherr ihm zweihundert Hiebe auf die Fußſohlen mit dem Bedeuten verabreichen: „Ein Sultan hat andere Dinge zu thun, als deine ſchlechten Schmeicheleien zu leſen und den Sinn aus deinen Schmieralien heraus zu klauben. Befleißige dich einer klareren und einfacheren Schreibart, oder laſſe es ganz ſein, ſonſt laſſe ich dir die Hände abhacken.“ —

⁂ Aus einem Briefe Herſchel's an Plana vom 28. Dezember vorigen Jahrs entnehmen wir folgende Stellen: „Ich habe jetzt die ganze Auſtraliſche Hemiſphäre durchmuſtert (balayé)... der große Magellaniſche Nebel enthält für ſich allein — in den Raum von wenig □ Graden geſammelt — eine Zahl und Mannigfaltigkeit von Himmelskörpern, die ihn gewiſſermaßen zu einem Epitome des ganzen geſtirnten Himmels machen. Es iſt eine Maſſe von Nebelſternen und von Sterngruppen von allen Formen und von jedem Grade von Verdichtung.“ —

„Die Regelmäßigkeit der barometriſchen Beobachtungen hier (nämlich am Vorgebirg der guten Hoffnung) iſt ſehr merkwürdig. Die tägliche Niederdrückung zwiſchen 9 Uhr Morgens und 3 Uhr Nachmittags beträgt ungefähr 0,034 Zoll, und iſt ſo regelmäßig, daß in einem Verzeichniß von 7 Jahren, das ich vor Augen hatte, kein Monat iſt, in welchem die Durchſchnitts-Zahl dies nicht erwieſen. Auch die jährliche Oszillation iſt ſehr regelmäßig und beträgt ungefähr ¼ Zoll, ſo daß das Maximum in den Juli (dem regneriſchſten Monat) das Minimum in den Januar (den trockenſten und heißeſten Monat) fällt.“ —

⁂ Herr und Madame Fiſcher werden Frankfurt in vier Wochen verlaſſen. Da die artiſtiſchen Forderungen des Publikums betreffs der Fächer, welche beide Künſtler bisher ausfüllten, von Seiten der Direction erfüllt werden; — ſo dürfen wir, ohne in den Verdacht der Partheilichkeit zu kommen, vor ihrem Scheiden ein paar Worte laut ausſprechen. Beide hatten in der letzten Zeit ihres hieſigen Aufenthaltes viele empörende Verunglimpfungen auszuhalten, worüber ſich beide tröſten können, — was ihnen aber bei weitem empfindlicher ſein mußte, waren manche im Publikum verbreitete Gerüchte über ihre Forderungen, die ſo ungeheuer klangen, daß auch die Beſſerdenkenden irre wurden; dieſe Gerüchte datiren von der Zeit, als Herr und Madame Fiſcher ihre Verbindlichkeiten zur hieſigen Bühne kündigten. Beide hatten bisher am hieſigen Theater ein Geſammtgehalt von 3,500 fl. jährlich, nebſt einem koſtenfreien Benefiz und die Geſtattung 6wöchentlichen Urlaubes. — In ihren neuen Verhältniſſen in Braunſchweig erhalten beide das Geſammtgehalt von circa 10,000 fl. jährlich (mit 10jährigem Contract und Penſion.) — War es daher ein Verbrechen, als Herr und Madame Fiſcher ihre hieſigen Verhältniſſe nur unter der Bedingung eines Geſammtgehaltes von 5,000 fl. jährlich, nebſt zwei Benefizen, erneuern wollten? — Beide Künſtler ſind als Menſchen und im Privatleben ſo achtenswerth, daß ſchon die Pflicht der Pietät es fordert, jene Gerüchte durch dieſe einfachen Thatſachen zu wiederlegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 135. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 9. Juni.

Xaver in Aſien.

Xaver trug das Banner der Geſellſchaft Jeſu in Aſien von Triumph zu Triumph. Binnen weniger Jahre hatte der gewaltige Mann eine Hierarchie gegründet, die vom perſiſchen Meerbuſen bis an die Gränzen Chinas alle Völkerſchaften umſchloß. Was Kriegsheere nicht vermochten, vollbrachte die Begeiſterung.

Mit einem Glöcklein in der Hand von Haus zu Haus gehend, hatte der Apoſtel Aſiens ſein ungeheures Miſſionswerk in Goa begonnen. Mit dem Glöcklein die Kinder aus den Häuſern lockend, war er durch die Dörfer der Hindus gewandelt, bis ihn eine Schaar von Kleinen umgab, die er das Zeichen des Kreuzes, den Glauben, das Vaterunſer und Avemaria lehrte. Er liebte die Kinder und freute ſich ihrer Unſchuld. Wie wohl ward ihm um's Herz, wenn ſie zu dem milden Manne hinaufhüpften, der ihnen von den Freuden des Paradieſes erzählte, wenn ſie ſich ihm auf den Schooß ſchwangen und in kindlicher Neugier immer mehr von dem großen herrlichen Reiche des einzigen Gottes zu wiſſen begehrten, von den treuen Engeln, die allnächtlich in die Hütten der Armen kommen und alle Thränen trocknen, von der ſchönen heiligen Mutter, die das göttliche Kindlein ſtillt, von dem frommen Mann, der den Tod am Kreuze erlitt, damit alle Leiden von der Erde ausgetilgt und nirgends mehr Feinde ſeien, ſondern überall nur Brüder. Und hatten ſie's vernommen, dann erzählten es die Kinder den Ältern des Abends unter'm Schatten der Banianen, auf dem Raſen voll Opfergras, im Duft der Aſoka, und der Kokila flötete dazwiſchen; der Pfau und der Flamingo ſtanden daneben, als verſtünden ſie die Sprache der Kinder und lauſchten aufmerkſam auf die wunderbaren Kunden. Auf den Stufen, die in die heiligen Waſſer hinabführten, ſaßen die Väter ernſt und ſinnend, und breiteten die Kunden unter den Freunden in ihren Kaſten aus. Der Brahmine ſtarrte horchend in den goldſtaubgefüllten Kelch des Lotos hinein; war der heilige Mann, der die neue Trimurti predigte, vom Gipfel des Gottesberges Meru herniedergeſtiegen, den neuen Rama Jeſus zu verkündigen? War dieſer Jeſus — Rama, der Sohn der holdſeligen Maja, auf deren Mantel alle irdiſchen Weſen ſich ſpieglen? — Der arme Tſchandala jauchzte und weinte vor Hoffnung, daß die vier Yugas vorbei wären, und die Wiedergeburt aller Weſen ſich vollende, ein neues Hindoſtan erblühe, in welchem er den Brahmen, den Kſchetras, den Wiſyas gleich ſei, in welchen ſeine Berührung, ſein Odem die Männer aus reinen Kaſten nicht mehr beflecke. Und viele Hunderte aus allen Stämmen ſtiegen zu heiligen Waſſern hinab, worinnen der Apoſtel ſtand und ſie taufte im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.

Hell klingen die ſilbernen Schellen am Knöchel der Tänzerin. Der Reigen der Mädchen ſchwebt voran, zierliche Arme gehoben, — Jubelgeſang; — die Neophyten, ernſte braune Männer, hinterdrein, in ſchneeweiße Linnen gehüllt, tragen das Bild der Gottesmutter, hinter ihnen der Prieſter aus der Geſellſchaft Jeſu, in ſeinem langen ſchwarzen Talar, das Bild des Gekreuzigten emporhebend, ihm zur Seite, portugieſiſche Edle im reichſten Schmuck, mit dem Weihrauchgefäß, mit dem Kelch, mit der Monſtranze, mit den geweihten Kerzen. Die Tempelſtufen ſteigen ſie hinan: das ſind Felſenſtädte, die ſie betreten, Werke vorſündfluthlicher Geſchlechter. Ungeheure Brücken ſchwingen ſich wie einer Baniane Arme leicht und kühn van Dach zu Dach; — an den Kapitälen, an den Tempelwänden — Pflanzen-, Thier-, Menſchen-, Götterwelt in tauſend Symbolen eingezaubert. Drinnen vielarmige Götterbilder, hier lieblich, dort ſcheußſich. Grauen und Wehmuth befällt die Neubekehrten. Ob die Götter ſich nicht von den ſteinernen Sitzen erheben, d'rauf ſie ſeit tauſend Jahren mit offnen Augen ſchlafen? Ob Indra keinen Blitz ſendet, weil ſie ihn heute verrathen? Ob Schiwa, der Rächer, nicht ſein Geſchmeide von Todtengebein ſchüttelt und den weltverderbenden Glutſturm anfacht, daß Flammen aus allen Ecken, aus allen Wänden ſeines Tempels herausſchlagen und die Entweiher anfaſſen?

Da winkt der Apoſtel. Die Glöcklein ertönen. Des Weihrauchs Dampf wirbelt hoch empor. Xaver erfaßt den Sprengel mit geweihtem Waſſer und ſprengt gegen die vier Wände! Da ſtürzen, an Seilen herabgeriſſen, die Bilder von ihren Sitzen, der ſchlangengekrönte, der dreiäugige, der dreizackſchwinger Schiwa, der ſechshäuptige, zwölfarmige Subramanja, die gräßliche Durga mitſammt der Weltkuh, Ganeſa mit dem Elephantenhaupt, der Affenfürſt Hanuman, die ehernen Bilder der Deveta's alle, die goldenen Geſtalten der zehn Verkörperungen Wiſchnus, — Fiſch, Schildkröte, Eber, Mannlöwe, Zwerg, Hirtenapoll, Rieſentödter, Kriſchna, Calci, — der holde Liebesgott ſelbſt, der auf dem Papageienweibchen reitet und den Fiſch im rothen Banner führt, und ſeine Mutter, die Allmutter alles Erſcheinenden, die göttliche Täuſchung. Und kein Blitz trifft den neuen Geſetzgeber, keine Flammen brechen hervor, kein Glutſturm weht. Ein „Herr Gott, dich loben wir" ſtimmt der Apoſtel an, und pflanzt das Kreuz in dem Tempel auf; und vor dem Kreuz und dem Bilde der jungfräulichen Mutter ſinken die Neugetauften, frei athmend auf die Kniee. Der Kokila draußen im heiligen Tempelhain flötet die alten Lieder; der Pfau auf dem Dach der Pilgerherberge blickt wie ein alter Hausgenoſſe das Schauſpiel ruhig an.

* * *

Bald erhebt ſich in Goa ein Colleg der Geſellſchaft Jeſu. Portugieſen und Neubekehrte drängen ſich zu demſelben, beſtehen die Prüfungszeit, erlangen die Weihen. Von Ort zu Ort fliegt Xaver's Name, wie ein Adler vom Himalaya. Goa wird ihm zu eng. Überall wandert er hin, wo Portugals König Tribut empfängt. Überall wachſen die Pflanzſchulen der Geſellſchaft Jeſu empor. Er beſteigt ein Schiff; Siegeshoffnung, Triumphesahnung ebnen die Wellen. Stolz fliegt es dahin im indiſchen Ocean, ſtolz, den Mann zu tragen, deſſen Wort Tauſende zur Lehre des Weltheilands bekehrt. Vorüber an Ceylon, an den nicobariſchen Inſeln. In den Sund von Malacca biegt es ein, zwiſchen den zahlloſen Eilanden ſteuert es ſicher durch. Wo die Anker ausgeworfen werden, pflanzt der Apoſtel Indiens im fröhlichen Gottvertrauen das Zeichen der Welterlöſung auf, die Völker ſtrömen herbei, horchen ihm das Wort der Begeiſterung von den Lippen ab, das Wort der Suhne, der Liebe. Immer weiter treibt ihn der Geiſt, durch die ſtürmiſche Sunda-See, durch die Flores-See, durch die Banda-See, nach den Amboinen, nach den Molucken. In Amboina, in Baranura, in Ulate, in Ternate predigt er das Wort des Herrn, gewinnt er Herzen, hinterläßt er Chriſten. Wie einſt Dionyſos auf panthergezogenem goldnen Wagen durch Indien zog, ſo immer weiter trägt Xaver reitend auf dem eiſenbauchigen Seeroſſe, mitten durch die Wunder einer neuen Welt das Wunderzeichen der alten; ſeine Thyrſos iſt das Kreuz, ſein Königsmantel das Ordenskleid, ſein Schild der Name Jeſu, ſein Vermächtniß — die Societät.

Er kehrt zurück nach Malacca, der aufblühenden kräftigen Gemeinde ſich freuend. Eben will er das Schiff beſteigen, welches ihn nach Goa zurücktragen ſoll; da donnert ein Gruß vom Meere her, — Fahrzeuge ſegeln heran, die Flagge Portugals wird aufgezogen. Freudengeſchrei auf den Borden. „Hire Portugal! — Glück auf! — Portugal und San Antonio! — Portugal und das heilige Kreuz!" Portugieſiſche Kauffahrer ſind's, die von Japan kommen. Die Schiffe legen an, das Volk ſteigt aus. Xaver tritt, die Menge überblickend, an's Land zurück.

„Franz Xaver, der Heidenbote! Segen dem großen Miſſionär!" rufen jauchzend die Matroſen des Schiffs, das ihn getragen. Die Kunde ſeiner Bekehrungsfahrten, ſeiner Thaten fliegt raſch von Mund zu Mund. Er ſteht verwirrt, in Freude, Selbſtbewußtſein, Beſcheidenheit. — Umſonſt will er ſich dem Jubelgeſchrei entziehen. Die Mannſchaft des Japan-Fahrers umringt ihn, ſtürzt ihm zu Füßen, küßt ihm den Saum des Gewandes wie einem Wunderthäter. Unter ihnen ſtand ſcheu ein Mann, in der fremdartigen Tracht ſeiner Heimath, Anſcher, ein Edler aus Japan, dem war das Herz von Xaver's Anblick wunderbar bewegt. Er konnte ſich nicht zurückhalten, und näherte ſich dem Apoſtel. Die Seefahrer aus Japan ſprachen für ihn. „Er iſt ein Flüchtling und gab ſich in unſren Schutz, er hat einen Bonzen erſchlagen, der ihm ſein Weib verführen gewollt, nun kann er nirgends Ruhe finden." Xaver breitete dem Flüchtling die Arme entgegen: „Kannſt du nirgends Zuflucht finden, — hier haſt du ein Aſyl, fremder Mann! Droben iſt Einer, der dem wahrhaft Reuigen jede Schuld vergibt; das iſt mein ſüßeſtes Bewußtſein, daß ich, der Prieſter des Gottes der Liebe, in ſeinem Namen die Sünde löſen darf." Der Japaneſe verſtand die Worte nur zur Noth, — (ſo viel er eben von potugieſiſchen Worten während der kurzen Seefahrt auf dem Schiff erlernt hatte), er ſah dem Apoſtel auf die Lippen, er begriff die Sprache des milden, tröſtlichen Blickes, die brüderlich dargebotene Bruſt. An dieſe ſank er, und fühlte Linderung im Herzen; er drückte die mannhafte Rechte, die ſo viele Siege des Kreuzes erfochten; dieſer offne, treue, gläubige Blick gewann ihn ganz und gar. „Drin ſein, — deinen Gott haben wollen, — Gott der Liebe!" rief er, die wenigen portugieſiſchen Worte, die er kannte, mühſam zuſammenraffend. — Xaver blieb, ihm zu Liebe, länger zu Malacca, als er anfänglich beſchloſſen hatte; er gewann ihn lieb, dieſer den Apoſtel, wie einen Vater oder Bruder. In der Lehre Jeſu fand der Flüchtling Troſt, Beruhigung, Glück, Heimath. Xaver ſandte ihn in's Seminar von Goa; er ſelbſt folgte einige Wochen ſpäter; als er dort ankam, fand er den Japaneſen ſchon völlig feſt im Glauben und voll Sehnſucht, das Bad der Wiedergeburt zu empfangen. Der Biſchof von Goa, Dom Joano Albuquerque vollzog mit ungeheurem Pomp die heilige Handlung. (Fortſ. folgt.)

Vocal- und Inſtrumental-Concert,

gegeben von F. Ries,

als Beitrag für das zu Bonn zu errichtende Denkmal für

Beethoven.

In Bezug eines Aufrufes an Muſiker und Muſikfreunde im Phönix, trat dieſes Concert am 2. Juni in reiches vollthätiges Leben.

Ferdinand Ries — wer nennt nicht mit Ehrfurcht den Namen dieſes für die Tonkunſt ſo verdienten Veteranen, und wo nennte man ihn nicht? — Ries verſammelte auf dieſen Aufruf hin, Alles um ſich was rüſtig war und willig zu einem ächten deutſchen Wettkampfe für Euterpen's Ehre. Er erhob das Panier hoch flatternd in die Lüfte, kehrte ſiegreich heim und pflanzte den friſchen Lorbeerzweig zu den Füßen der Pyramide, die das Andenken ſeines Freundes und Lehrers Beethoven der ſtaunenden Nachwelt erhalten ſoll. Mehre Nobilitäten dieſer Stadt verbanden ſich mit dem Künſtler zu einem Comité, und gaben das beredte Beiſpiel, wie die Kunſt (ihrer würdig betrieben) Beſchützer findet.

Auch dem Herrn Kapellmeiſter Guhr Ehre, der ſein wackres Orcheſter dem verdienten Kunſtverwandten anſpruchslos nicht nur überließ, ſondern ſelbſt Hand anlegte am Catheder wie am Solo-Pult. Das Comité mußte dem Andrang der Kunſtfreunde Einhalt thun, um die Räume des großen Weidenbuſch-Saales den Zuhörern nicht zu entziehen. Ob wohl dieſer Abend nicht das Piedeſtal eines künftigen Frankfurter Muſikfeſtes bildete?

Sinnreiche Wahl des Veranſtalters krönte das Unternehmen, indem er nur den Geiſt des Verewigten citirte.

Wenn Ries ſich an den Flügel ſetzt und Guhr die Geige ergreift, ſo kann ſich Dame Kritik die Schminke erſparen, ohne ſchaamroth zu werden; wie überhaupt da, wo die beſten Kräfte ſo ſorgfältig vorbereitet ſich zu einem Ganzen vereinigen, dieſelbe eine etwas überflüſſige Rolle ſpielen würde. Aber zur Würdigung des Totalen, programmiſire ich die Nummern-Folge, und erlaube mir dabei nur ein Paar hiſtoriſche Andeutungen, die der Kundige überleſen mag.

Die B-dur-Symphonie, als 4. ſeiner Symphonieen im Druck erſchienen, obgleich erſt nach der C-Moll- und der Paſtoral-Symphonie geſchrieben.

Das Duett für 2 Soprane mit obl. Begleitung von Violin und Violoncell (Mad. Schodel, Fräulein Kratky, die Herren Rieſſtahl und Rüpfel) iſt aus Leonore, der erſten Bearbeitung des Fidelio. Leonore urſprünglich in 3 Akten, iſt in Wien 1805 durchgefallen (wohl größtentheils der Verſtimmung jener politiſchen Zeitverhältniſſe zuzuſchreiben, da die Franzoſen kaum erſt 8 Tage in der Kaiſerſtadt eingerückt waren). Der Text nach dem Franzöſiſchen iſt, wenn ich nicht irre, von Treitſchke. Nach der mehre Jahre ſpäter erfolgten Abkürzung dieſer Oper hat ſich Fidelio erſt zu dieſer Celebrität aufgeſchwungen.

Das berühmte C-Moll-Concert für Clavier hat Ries unter Beethoven's Leitung als ſein Schüler 1802 zum erſtenmal in Wien geſpielt. Er und der Erzherzog Rudolph waren Beethoven's einzig von ihm anerkannte Schüler.

Das Terzett für Sopran, Tenor und Baß (Mad. Fiſcher-Achten, Herr Schmezer und Herr Fiſcher) iſt „all' uso di concerti.“

Die Ouvertüre aus Leonore (eine kleine Symphonie rund für ſich) iſt ſchon die zweite Bearbeitung. Beethoven hat 3 Ouvertüren zu dieſer Oper geſchrieben. Die erſte als Manuſcript iſt in Beſitz eines Privatmannes, der ſeine Urſache haben mag, damit zu geizen!

Scene und Aria für Sopran „Ah perfido“ (Mad. Schodel) iſt bekannt, namentlich hier in Frankfurt vom Muſeum her.

Das Violin-Concert aus D (Herr Guhr) hat der Autor ſeinem Freunde Herrn von Brenning dedicirt.

Den Schluß unſeres Concertes — und es war Zeit, daß es bei 25 Grad Hitze ¼ nach 10 Uhr endete — machten ein Rec. und Duett aus Chriſtus am Ölberg (Mad. Fiſcher-Achten und Herr Schmezer) und Rec. und 2 Chöre (C-Moll und D-dur) aus demſelben Oratorium (der hieſige Liederkranz.)

Folgender Prolog von Eduard Duller wurde von dem Schauſpieler Herrn Becker nach der Symphonie geſprochen:

Triumph dem Leben! — Hoch auf goldnem Wagen
Ruft laut der Lenz: „der Tod iſt ſelbſt erſchlagen,
„Das Schöne — bleibe, denn es iſt gut und wahr!“ —
Zum Todtenopfer für Entſchlafner Manen
Legt Lenz des Lebens heil'ge Siegesfahnen
Fromm auf der Menſchheit Hochaltar.

Ein Herold zieht der Lenz von Land zu Lande,
Mit ſonn'gem Kuße löſt er alle Bande;
Wer je geliebt, tritt dem Triumphzug bei.
Wem je gebangt vor einſtigem Vergehen,
Herbei! aus Wahnesgräbern aufzuſtehen!
Wer je gefeſſelt war, — ſei frei!

Zum Feſt des Lebens zieh'n auf allen Wegen
Menſchen herbei; — rings ſchallt's von Hammerſchlägen;
Das iſt ein Volk, — das Deutſche, — das hier baut,
Es füget Stein auf Stein, und Glied zum Gliede,
Und — Klang zum Klang; — ſchon wächſt die Pyramide,
Die einſt der Enkel ſinnend ſchaut.

Was iſt der Zweck des tauſendarm'gen Strebens?
Ein Königsgrab? — Nein, Tempel iſt's des — Lebens,
Der ſich nach einem deutſchen König nennt.
Denn — König iſt, wer königlich geſtrebet,
Und wer in eines Volkes Herzen lebet, —
Sein Nam' — ſein größtes Monument!

Wer kennt ihn nicht? Wer hat in Weiheſtunden
Des Gottes Kuß nie auf der Stirn' empfunden,
Wann alles Sein einſtröme in Harmonie?
Wem je des Lebens Weh die Bruſt durchwühlet,
Wer je der Menſchheit ganzes Glück gefühlet,
Beethoven, der vergißt dich nie!
Wie Gottes Engel über's Schlachtfeld ziehen,
So wandeln treu erhabne Symphonieen,
Von deren Schwingen Lebensbalſam thaut; —
Durch Schmerz die rohe Freude — zu verklären,
Durch Wehmuthseinklang wildem Weh zu wehren, —
Der Meiſter hat es ihm vertraut!

So lange, Deutſchland, deine Eichen ſtehen,
Und deine Söhne treu als Brüder gehen,
Und deutſches Wort noch gilt und deutſche Hand,
Wird der genannt von aller Menſchen Zungen,
Dem heil'ger Treu' Triumphgeſang geſungen,
Dein Sohn, o deutſches Vaterland.

Und ſteh'n wirſt du, und mögeſt niemals wanken,
Du Volk der weltverſöhnenden Gedanken,
Du deutſches Volk, der Treue Heiligthum, —
Ewig lebendig, Volk, durch deine Männer, —
Geweihte Namen ziehn als Sonnen-renner
Voran, o Deutſchland, deinem Ruhm!

Verſchloſſen liegt das Göttliche im Schönen,
Geoffenbart ward es in deinen Söhnen,
Durch That und Wort, und durch Geſtalt und — Klang!
Es ſchallt, — ſo lang' ein deutſches Kind geboren
Wird, — was dein Sohn in Lied's Brennpunkt beſchworen:
Fidelio's Treu, — Deutſchlands Triumphgeſang!

Nun, deutſches Volk, ſo ſchaffe, nimmermüde,
Mit Herz und Hand am Bau der Pyramide,
Daß bald den Gipfel küßt des Morgens Strahl. — — —
Einſt unſre Enk'lin wird Urenkel heben
Und ihnen zeigen: „Seht! — Triumph dem Leben!
„Seht! — Beethoven's Gedächnißmal!“

7.

Feuilleton.

⁂ Pferd-Wettrenn-Manie. — Iſt es nicht, als wollten in die neuen — und zu ihnen — die guten alten Zeiten zurückkehren, in denen Feſte und Wettkämpfe aller Art ſich drängten und die Palme des Sieges nur verſchlungen mit der Palme des Friedens emporwuchs? Muſikfeſte in England und Deutſchland, Wettkämpfe der Maler auf Kunſtausſtellungen in Deutſchland und Frankreich, Italien und England, Wettſtreite zwiſchen Blumiſten und — Journaliſten, zwiſchen einem franzöſiſchen und einem italiäniſchen Improviſator, zwiſchen Aufklärern und Beluſtigern à bon marché — mit Stahlſtichen, Holzſchnitten, Steindrücken u. ſ. w. u. ſ. w. Bis jetzt aber hatte noch jedes Volk zum wenigſten eine ihm eigenthümliche Paſſion, wie die Spanier für die Thierhetze, ſo die Engländer für die Pferdhetze — Pferdrennen wollte ich ſagen. Indeß ſcheinen auch hierin die Völker ſich zu einander bekehren zu wollen; denn in Frankreich verbreitet ſich jetzt von Paris aus eine wirkliche Pferd-Wettrenn-Manie. Wo nur ein Städtchen in der Umgebung der Hauptſtadt einen geeigneten Platz dafür ermitteln kann, da wird ein Hippodrom errichtet, da werden Preiſe geſtiftet, und die Société d'encouragement unterſtützt ſie; die Pferdzüchter ſtrömen herbei, die Zeitungen geben lange Berichte, in denen es dem Leſer gelb und grün, und blau und roth vor den Augen flimmert von — Jockey-Livreen; die Pferde werden noch mehr geprieſen als ihre Herren, und — wie der Veitstanz — breitet das Rennen und Jagen — nach Ruhm und Geld und Luſt — ſich epidemiſch aus, — und weder Gebirge noch Ströme — hemmen den Zug der Mänaden. —

⁂ Meteorologiſches. — In der Nacht vom 5.—6. Januar d. J. iſt der Thermometer (Reaum.) zu Petersburg auf 32 Grad unter 0 herabgeſunken, um am 9. auf 5 Gr. über 0 zu ſteigen. Schlitten kamen in jenen kalten Tagen an den Thoren der Stadt an; als aber der wachthabende Offizier ihnen nahte, fand er die Reiſenden — erfroren. Zu Moskau ſank der Thermometer ſogar bis 35 Gr. — Kapitän Roß berichtet aber von einer polariſchen Kälte, in welcher er mit einer Kugel von gefrorenem Queckſilber ein zolldickes Brett durchſchoſſen, und eine abgeſchoſſene Kugel von gefrorenem Oel ebenwohl in Holz eingedrungen.

⁂ Neue belletriſtiſche Zeitſchrift in Polen. — A. J. Szabranski gibt jetzt zu Warſchau eine ſchönwiſſenſchaftlich-kritiſche Zeitſchrift unter dem Titel: „Panorama der in- und ausländiſchen Literatur“ in polniſcher Sprache heraus, deren erſtes, kürzlich herausgekommenes Heft viel Gutes von dieſer Zeitſchrift erwarten läßt. Vorzüglich wird darin die deutſche Literatur berückſichtigt. Der Verfaſſer bemerkt u. a., daß, während Frankreich eine politiſche, England eine induſtrielle Macht zu nennen ſei, könne das philoſophiſche Deutſchland als literäriſche Macht bezeichnet werden. —

⁂ Unterrichtsanſtalten in Frankreich. — Dem amtlichen Berichte zufolge, welchen Dubois (Inspect. gén. des Etudes, Deputirter der Loire infér.) erſtattet hat, — ſind im vorigen Jahre in Frankreich 1818 neue Communal-Primärſchulen geſtiftet worden; 100 primaire Normalſchulen ſind in Thätigkeit; 344 Schulen für Erwachſene (adultes) werden theils von der polytechniſchen Aſſociation, theils von den Brüdern der chriſtlichen Schule, mehr als 200 salles d'asile ſind von der Mildthätigkeit aller Glaubensgenoſſenſchaften eröffnet.

⁂ Das brittiſche Muſeum wurde im Jahre 1810—11 nur von 29,158 Perſonen beſucht, — im vorigen Jahre von 286. 104. Hat ſich auch die Bevölkerung Londons in 25 Jahren vielleicht um $^1/_3$ vermehrt, ſo beweiſt jene faſt 10fache Vermehrung der Beſuchenden doch eine ſehr erfreuliche Zunahme des Intereſſes an Gegenſtänden, die über das Geld und den Handel hinausragen.

⁂ China's Abgeſchloſſenheit. — Ein engliſches Blatt bemerkte kürzlich, die Macht der Mantſchu-Tartaren beruhe auf dem Glauben der Chineſen an die Unwiderſtehlichkeit derſelben; die Mantſchu wußten aber, daß, wenn dieſe Meinung erſchüttert würde, wie dieß gewiß der Fall, wenn den Chineſen freier Verkehr mit den Ausländern geſtattet wäre, eine Umwälzung unausbleiblich ſtatt finden würde. Auf gleiche Weiſe läßt ſich die Entſtehung der Inquiſition, des Index ꝛc. erklären.

⁂ *Mont-de-Pieté.* — Das Athenaeum vom 23. April d. J. theilt über dieſes Inſtitut einige Notizen (von Rawſon) mit, aus denen wir die wichtigeren hier zuſammenſtellen wollen.

Bekannt iſt, daß Pfandhäuſer zuerſt in Italien und zwar zu mildthätigen Zwecken errichtet worden. Sie wurden durch Schenkungen erhalten und nahmen anfänglich keine Zinſen für das dargeliehene Geld. Um aber ihrer Wirkſamkeit mehr Ausdehnung zu geben, geſtattete Leo X. im Jahr 1521, daß Zinſen erhoben werden durften.

In Frankreich wurde der erſte mont-de-piété zu Paris im Jahr 1777 errichtet und dem Lieutenant-général der Polizei untergeben. Ein Kapital von 10 Millionen Franken wurde dafür gebildet durch Aktien, die 6% eintrugen. Im Jahr 1789 aufgehoben, wurde das Pfandhaus 1797 wieder hergeſtellt durch Emittirung von 1000 Aktien, jede von 10,000 Franken, deren Beſitzer die Hälfte des Gewinns bezogen. Aber 1804 wurde geſetzlich verfügt, daß kein Pfandhaus errichtet werden ſollte als allein zum Vortheil der Armen und unter Obwaltung des Staates. Kein geringeres Anleihen kann jetzt gemacht werden, als von 3 Franken, im Jahr 1833 war aber der Durchſchnittsbetrag jedes Pfandes 17 Franken 93 c. und 178,913 Pfänder waren deponirt für dargeliehene 4,494,451 Franken. Durchgängig hat jetzt das Pariſer Pfandhaus 600,000 bis 650,000 Pfänder in Verwahr für circa 11 Millionen Franken geliehenes Geld. Der reine jährliche Gewinn der Anſtalt beläuft ſich auf c. 155,000 Franken. —

⁂ Kohlenlager in Colebrooke-Dale. — In der Sitzung der Londoner geologiſchen Geſellſchaft vom 13. April dieſes Jahres wurde eine Abhandlung von Preſtwich über Colebrooke-Dale (im Weſten von England) vorgeleſen, woraus ſich ergibt, daß auf dieſem ungefähr 500 Fuß über dem Meere liegenden Diſtrikt, der auch Steinölquellen enthält, ſich nicht weniger als 135 Kohlenlager über einander mit einer Geſammtdicke von 850 Yards finden. Wie gewöhnlich wechſeln auch hier Schiefer, Sandſtein und Kohlen mit einander ab.

⁂ De Potter, der ſich durch ſein Leben Scipio Ricci's und ſeinen Antheil an der belgiſchen Revolution in der kirchlichen und politiſchen Welt bekannt gemacht hat, gibt jetzt eine „Histoire philosophique, politique et critique du Christianisme et des églises chrétiennes heraus. Der erſte Band derſelben wird in dieſen Tagen die Pariſer Preſſe verlaſſen, und jedenfalls einiges Aufſehen und — Widerſprechen veranlaſſen. —

⁂ Von Monten's „Tod Guſtav Adolph's (das Bild befindet ſich auf unſerer Kunſtausſtellung) iſt eine ſehr gelungene Copie im Steindruck von Jan bei Vogel dahier erſchienen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 136. 1836.

Phönix.

Freitag, 10. Juni.

Aus de Lamartine's „Jocelyn.“

(Der erſte Abſchnitt der dritten Epoche.)

Deutſch von

Ferdinand Freiligrath.

Adlergrotte, 3. Juli 1793.

Wenn dieſe Sommerſonn', ein ſchwimmender
Lichtheerd des Lebens, meine Wimper mich
Zu ſenken zwingt, die ſchier geblendete,
Und, unter dieſem glüh'nden Schleiertuch
Mich blendet noch, mit blauen Goldreflexen
Durch meines Aug's geſchloſſ'ne Lieder dringt;
Wenn ihre Strahlen, die den ew'gen Schnee
Beſchienen haben, nun in Funkengarben
Zurück vom Boden praſſen, dieſe Gipfel
Und dieſes blaue Firmament dem Meere,
Das ſchäumend ſich an einem Felſen bricht,
Vergleichbar machend; wenn ich über mir
Im uferloſen Raume nichts als Äther,
Und in dem Äther nur den Adler ſchaue,
Der wie ein dunkler Punkt zu ſchlummern ſcheint,
Feſt in das regungsloſe Blau genagelt,
Bis er, gewiegt auf ſeinen ſchrägen Fängen,
Sich niederläßt, gewalt'ge Kreiſe zieht,
Durch eine Flügelwendung hin zur Sonne
Vom Eggefieder Silberblitze ſchleudert,
Und, da er nah mich ſeinem Horſt erblickt,
Ausſtößt ein zornig und erſtaunt Geſchrei;
Wenn Baum und Fels im heißen Mittagsſtrahl
Ein Schatteneiland auf dem Raſen bilden;
Wenn, läſſig auf dem grünen Lager ruhend,
Das nur des Himmels luftig Zelt bedeckt,
Das hohe Gras, deß einz'ge Bürde Blumen,
In ſeine weichen Tiefen mich hinabzieht;
Wenn mich der Duft des friſchen Heu's umweht,
Und wenn ich nichts vernehme, als das Summen
Der warmen Luft, als meinen Odem, der
Dem reinen Weh'n der Berge ſich vermählt,
Als meinen Schlaf, der meine Stirne ſchlägt: —
Dann fühl' ich in mir eine ſolche Luſt,
Ein ſolch Vergeſſen dann der flücht'gen Stunden,
Daß, oft entflieh'nd den Sinnen, meine Seele
Die Laſt des Leibes, den ſie abgelegt,
Nicht mehr empfindet, als der junge Schwan,
Wenn er verſucht den nicht mehr ſchwachen Fittig,
Fühlt das Gewicht des Flügels, der ihn trägt.
In dieſer Stille laß ich gern mich wiegen,
Vergeſſe gerne das Gefühl des Lebens
Und Denkens, glaube, daß um nie zu kehren,
Die Seele, die der Leib umſonſt zurückruft,
Verlaſſen hat ihr ſterbliches Gewand,
Und, wie die Biene ſchwimmt im Strahl des Sommers,
Für immer in des Himmels Strahlen ſchwimmt.
In dieſem Zuſtand, drin der Menſch zu Gott wird,
Mißt nichts die Zeit, ſpurlos entflieht ſie; man
Hat die Empfindung der Unſterblichkeit!
Dann, wenn ein Hauch, das Schwirren eines Käfers
Zu meinen Sinnen endlich mich zurückruft,
Die ich vergaß, in bittrer Luſt dann kehr' ich
Ein in mich ſelber wieder, fühl' es, daß
In dieſem Himmel, den ich ungern laſſe,
Mich Gott zwar hört, doch nicht mir Antwort gibt.
Dann ſuch' ich — hier, dort, tiefer, in der Welt,
Ein Etwas, das mir Antwort geben möge,
Mit mir empfinde. Allzu voll mein Herz,
Daß es nicht überfließe! Wollte mir
Ein zweites Herz zuführen nur mein Schickſal!
Ein Herz, das leer und ſtumm noch, drin das Leben
Und drin die Liebe nur erſt knoſpete!
Die Glut, die meines nicht mehr bergen kann,
Sie reichte hin, auch dieſes zu durchlodern;
Ich göſſ' in es die Fülle meiner Seele,
Und ſeine Flamme nährte meine Flamme;

Und dieſes Doppelleben, o mein Gott,
Zu einem Schatten Gottes macht' es mich!
Ich fühl's, ich würde niederlegen können
In dieſes zweite Ich, was mich bedrückt,
In ihm verdoppeln können, was ich liebe!
Ich fühl's, im Spiegel meines Herzens würd' ich
Mich ſelbſt auf's Neu' in Flammen ſehen können,
Aus Seele Seel', aus Liebe Lied' erſchaffen,
Und, wie dein Blick in deinem Werk ſich ſieht,
Voll brünſt'ger Glut in meinem Bild mich lieben!

Dann iſt mir dieſer blaue Himmelsdom
Ein blaues Leichentuch; die Arme breit' ich
Den Winden aus, und einſam iſt mein Herz.
Umſonſt, ach, ſuch' ich in dem dürren Leben;
Umſonſt in dieſe Leer' auf's Ungefähr
Ruf' einen Namen ich — die Wüſte nur
Umgibt mich, und erwiedert meine Klagen.
Vom See zum Gipfel, von der Grotte geh' ich
Zur Brücke, kehre, ſetze mich, ſteh' auf;
Die eigne Bruſt belaſtet mich, und nichts
Erleichtert ſie; es ſcheint mir, eine Hälfte
Fehlt meinem Weſen, keuſchen Liebens oder
Geweihter Freundſchaft Gegenſtand; es ſcheint mir,
Ich geh' im Finſtern, ich bin eine Stimme
In dieſer Welt, die, ach, kein Echo hat,
Ein Auge, das in keinem Aug' ſich ſpiegelt,
Ein Körper, welcher keinen Schatten wirft.
Trotz dieſes Himmels, dieſes herrlichen
Orts, der mich trunken macht, ſcheint ſolch ein Leben
Mir nur ein Schmachten, ein Auf-Leben-Warten!
So wird zum Überdruß mein Glück; — ein Gott nur,
O Einſamkeit kann mit dir ſelbſt ſich füllen!

Xaver in Aſien.

(Fortſetzung.)

Xaver findet, durch den ſichtbaren Segen des Himmels ermuthigt, der allenthalben über ſeinen Miſſionen waltet, in Goa nicht lange Raſt. Der ungezähmte Ehrgeiz in ihm iſt, je mehr er ſchafft, ſorgt, triumphirt, zur tiefſinnigen Religioſität geworden; ſein ganzes Weſen iſt von Gottesdurchdrungenheit geläutert, verklärt. Nicht um des irdiſchen Ruhmes willen zieht er fürder aus, ſondern aus Begeiſterung, aus feſter Überzeugung vom himmliſchen Urſprung ſeiner Sendung. Er denkt nicht mehr an den Erfolg, ob er ſiegen oder unterliegen werde, nur daran, daß er das Reich des Erlöſers ausbreite, die Lehre predige, die von den Heiden mit ſolcher Überzeugung angenommen wird, daß ſie wahrhaft göttlich, die einzige ſein muß, die in der Seele jedes Menſchen ihren Wiederhall findet. Nicht herrſchen will er in ſeinen Eroberungen, nicht unthätig zehren von dem Glanz ſeiner Thaten, nein, um ſo ungeduldiger beiſpringen, wo Gefahr, Noth, Irrthum, Aberglaube, Zerſplitterung des Lebens, Knechtſchaft der Seelen iſt. Die Bekehrung Anſcher's hat den Funken eines ungeheuren Planes in ſein Gemüth geworfen: Das gewaltige, erſt vor Kurzem von portugieſiſchen Seefahrern entdeckte Reich, das unter doppelter Tyrannei, geiſtlicher und weltlicher, ſchmachtete, zum chriſtlichen Glauben zu bekehren. Alle, die ihn liebten, riethen ihm von dem gefährlichen Wagſtück ab. Aber ihn trieb der Gott in der Bruſt. So ſetzte er denn Paul Camerini zum General-Superior von ganz Indien ein, und Antonio Gomez zum Rector des Seminars von Goa, ſchickte Miſſionäre an die Küſten der Peſcadoren, andre nach Manar, andre nach Ormus und ſtieg endlich, begleitet von Cosmo de Torrez, Juan Fernandez und Anſcher, nebſt deſſen beiden gleichfalls getauften japaniſchen Dienern, zu Schiff. — —

Japan! Reich der tauſendjährig gleichförmigen Herrſchaft, verbollwerkt durch Alpenwände gegen den Angriff des Oceans und gegen die Eroberungsluſt des Fremdlings, — die Eisdecken der Berge unterwühlt von ewigen Feuern, zitternd in Erdſtößen vor dem Grimm der Natur, das nie gezittert vor feindlichen Fahnen, das nie ſich dem Joch eines Eroberers gebeugt, Markſtein des Oſtens, über dem hinaus nunmehr die drei Säulen wie Wegweiſer in der Wüſte des Oceans ſtehen. Die Schluchten, die überſchwemmten Thalgründe, die Felskämme, die Städte — durchſtreift und behütet von Jammabos, ſtreitbaren, kriegeriſchen Eremiten, die durch Zauberkraft Kranke heilen und verborgne Verbrecher entdecken. Das Leben, der Geiſt, der nicht in die Höhe emporſchießen darf, unförmlich in's Breite kriechend; denn hier herrſcht der eingekörperte Gott, dem die zahlloſen Damjaſos gehorchen. Eine Hierarchie, wie ein Netz ausgeſpannt über's ganze Land; der Kubo ſelbſt, der doch über Gut und Blut des Volkes ſchaltet, iſt nur der weltliche Verwalter des Dairi, der, im tiefen Myſterium verſchleiert ſitzend, die heilige Lehre der Väter bewahrt, von der Weltſeele, der alle Erſcheinung entfloß, in die alle Erſcheinung wieder einmünden wird; von ſieben Göttergeſchlechtern, die in ewiger Ruhe, erhaben über alles irdiſche Regiment im Himmel herrſchen, von fünf Göttergeſchlechtern, die den Sterblichen befreundet, ihre Schickſale weben und halten, von Amida, dem Vater und Heiland, der in Menſchengeſtalt, büßend, predigend, Zeichen und Wunder wirkend, einſt die Erde durchpilgerte, bis er freiwillig der irdiſchen Hülle ſich wieder entkleidete und gen Himmel fuhr, — von dem Reiche der Seligen, das ewig dauert; von der Hölle der Sünder, zu der ſie nicht auf ewig verdammt werden, in der ſie nur büßen, bis ſie die Stufenreiſe der Veredlung in neuen Leibern beginnen. Dies alles vernahm Xaver von Anſcher, welcher, auf Chriſti Schutz vertrauend, den Gefahren muthig entgegen ging, die ihn in der verlaſſenen Heimath erwarten konnten; der Apoſtel ſtaunte über die Ähnlichkeit ſo vieler Glaubenslehren in Japan mit chriſtlichen, und ſah, freudig hoffend, darin ein Zeichen, daß es ihm gelingen werde, das Kreuz in Japan für ewige Zeiten aufzupflanzen.

Er landet in Anſcher's Geburtsort, Cangoxima. Anſcher geht als Herold des Apoſtels zum Fürſten von Saxuma, und erhält Vergebung ſeiner Blutſchuld. Das hat Xaver's Gebet, das hat der Glaube Chriſti bewirkt! Kühn zeigt er dem Fürſten ein Muttergottesbild; dieſer wirft ſich, von Madonna's Schönheit bezaubert, zu Boden und betet es an. Xaver eilt herbei. Sein begeiſtrungsglühendes Antlitz, ſeine Reden gewinnen ihm alle Herzen. Der Fürſt erlaubt ihm zu predigen. Die Bonzen widerſtreben. Schon will Xaver ſich anſchicken, das Evangelium zu verkünden, da hinterbringen ſie dem Fürſten, daß die portugieſiſchen Schiffe, die in Cangoxima gelandet, ihren Weg nach Firando genommen, deſſen Fürſt ſein Todfeind iſt. Nun verbietet der Damjaſo von Saruma ſeinem Volk bei Todesſtrafe, dem Glauben der Väter abtrünnig zu werden.

Xaver und ſeine Genoſſen wandern flüchtigen Fußes nach Firando, predigen und taufen, Torrez bleibt als Heidenbote zurück, um das begonnene Werk zu vollenden. Xaver zieht weiter nach Macao, nach Facala, nach Amanguchi, durch Wälder und über Bergklippen, durch angeſchwollne Ströme und tiefe Moraſte wieder zurück nach Macao. Er will den Dairi ſehen und ſprechen; da er zu arm iſt, um das übliche Geſchenk zu erlegen, ſo wird er nicht vorgelaſſen, predigt aber vierzehn Tage lang ohne Erlaubniß auf den Straßen.

Auf's neue wendet er ſich nach Amanguchi. Der Fürſt geſtattet ihm das Predigen. Mit heiligem Eifer gibt er ſich an's Werk. Fünfhundert Menſchen aus allen Ständen tauft er in zwei Monaten, — ſelbſt einige Bonzen, die vor der einfachen Wahrheit ihre Herzen nicht verſchließen können. Doch die Mehrzahl der Prieſter verläſtert, verfolgt ihn. Er wird als Spion, als Feind des Staats und des Fürſten angeklagt; der letztere ändert ſeine Geſinnungen; umſonſt! die Macht ſeines Wortes ſiegt. Binnen kurzem, ja, jemehr die Bonzen wider ihn ſind — hat er drei Tauſend getauft!

Ein portugieſiſches Schiff, das in einem Monat nach China ſegeln will, kommt im Königreich Bungo an: Xaver vernimmt die Kunde. Sein Geiſt fliegt allen Gefahren voran. Nach China! Nach China! Wo ſeit Jahrhunderten keines Europäers Fuß hingekommen, ſollen Chriſti Tempel ſich hoch erheben; ſtatt des Drachen ſei das Kreuz das Feldzeichen des ungeheuren Kaiſerreiches, ſtatt der Tyrannei walte die Liebe; die Mauer ſtürze in Trümmern, und über die Trümmer wandre der freie Menſch von Weſten nach Oſten und von Oſten nach Weſten, und ſchwebe der Geiſt Gottes, der die Seele der Menſchheit iſt. Nichts dünkte Xaver unmöglich; er hoffte auf Gott, drum war er ſtark und unbeugſam, keine Gelegenheit wollte er verabſäumen. — Er läßt Torrez und Fernandez zurück und eilt mit fünf Genoſſen zu Fuß durch's klippige Land, um das Schiff zu erreichen. Übermenſchliche Tagemärſche. Sein Leib erliegt. Ermattet ſinkt er endlich, nicht mehr allzuweit von der Küſte in der Provinz Fucheo, zu Boden, treibt aber die Gefährten an, voranzueilen, um Gama von ſeinem Vorhaben zu unterrichten und von einer zu frühzeitigen Abfahrt abzuhalten. Einen Tag lang liegt er allein, ohne Speiſe und Trank, dem Tode nah. Endlich wecken ihn ferne Kanonendonner, jetzt nahe Freudenſalven — aus ſeiner Ohnmacht. Mühſam rafft er ſich auf. Ein langer Zug. Gama kommt, die reichſten portugieſiſchen Kaufleute folgen ihm, alle in ihren beſten Ehrenkleidern. Als ſie ihn ſehen, werfen ſie ſich vor ihm zur Erde. „Heil dem Legaten des heiligen Stuhles! Heil dem Apoſtel Aſiens! Heil! Heil! Heil!“ — Sie heben ihn auf, tragen ihn in prachtvollem Stuhl auf ihren Schultern an's offne Land. Alles Volk ſtrömt zuſammen, das ſeltſame Schauſpiel anſtaunend. Als der König die Kanonenſalven gehört, wähnt er, das Schiff ſeiner Gäſte ſei von Piraten bedroht, und ſchickt an Bord. Da hört er den Gruß. „Ein großer und mächtiger Heiliger iſt da, den der Himmel geſendet, des Königs von Portugal Freund, mächtiger durch ſein Gebet, als viele Könige der Erde durch Scepter und Kronen.“ — Als der Fürſt von Bungo dies vernommen, ſchickt er, neugierig, den heiligen Mann kennen zu lernen, alſogleich einen Prinzen von Geblüt an Bord und ladet Xaver zu ſich in ſeine Reſidenz. — Königlicher Prunk iſt von den Portugieſen aufgeboten, um den Legaten des heiligen Stuhles würdig zu ehren. Die Schaluppe und die beiden Barken, in denen ſie vom Geſtade den Fluß hinauffahren, ſind mit koſtbaren chineſiſchen Teppichen ausgelegt und behangen, deren goldne Franzen von den ſchäumenden Wogen geküßt werden, ein ſcharlachnes Zelt erhebt ſich über dem Fahrzeug, auf welchem ſich Xaver befindet, bunte Fähnlein wallen, Trompeter ſtehen an den Borden und blaſen Siegesfanfaren. Xaver und dreißig angeſehne Portugieſen ſteigen an's Land; geſchmückte Muſiker mit Flöten, Trompeten und Cymbeln ziehen vor ihnen her, die Portugieſen ſind in Sammt und Seide gekleidet, mit goldnen Ketten behangen, funkelnde Edelſteine an den Fingern, an den Agraffen; ſtolz wie geborne Könige ziehen ſie in die Stadt, — Xaver einfach gekleidet in ſeinem camelottenen Prieſtergewand, nichts von Schmuck an ſich als die grünſammtene, goldgeſtickte Stola. Auf dem Platz vor dem königlichen Schloß empfangen fünfhundert Soldaten von der Leibwache des Fürſten die Portugieſen und bringen ſie mit kriegeriſchen Ehren in's Schloß. Der Fürſt bewillkommt ſie im goldenen Saale, beugt ſich vor Xaver als vor einem Abgeſandten Gottes und ladet ſie zur Tafel. Die Ehrfurcht des Fürſten, die Pracht der Fremdlinge bewegen das Volk. Schaarenweiſe ſtrömt es zu Xaver, hört ſeine Predigten, jauchzt ihm zu, wirft ſeine Götterbilder in's Feuer und bekennt das Evangelium. Die Bonzen zittern und wüthen vor Neid und Grimm. „Das Volk würde ſich empören,“ flüſtern ſie dem Fürſten in's Ohr; „die Portugieſen wollen Euch unterjochen,“ ſtreuen ſie unter's Volk; der Fürſt wird beſorgt, das Volk ſteht zu Xaver. Die Bonzen verlangen ein Religionsgeſpräch. Es wird gewährt, Xaver ſelbſt dringt darauf. Der vornehmſte Theolog von Bungo, Fucarandono, beſchwört Himmel und Hölle gegen den fremden Prieſter, der die vaterländiſche Hierarchie zu ſtürzen droht. Beim erſten Religionsgeſpräch ſiegt Xaver. Fucarandono bringt zum zweiten dreitauſend Bonzen mit, der Fürſt, den Portugieſen geneigt, läßt nur vier zu. Auf's neue vernichtet Xaver mit einfacher Klarheit ihre Sophismen. Zum dritten bringt Fucarandono ſechs, je einen aus einer Sekte in Japan. Auf's neue überwindet ſie Xaver! Da erlaubt der Fürſt, obwohl er ſelbſt im Glauben ſeiner Väter verharret, feierlich, daß Xaver das Evangelium predigen und taufen dürfe. Indeſſen rückt die Zeit heran, daß Gama's Schiff die Anker lichten ſoll. Xaver ſcheidet, nachdem er die Erde geküßt, auf der Gott ſein Wirken geſegnet. Er beſteigt den Chinafahrer, — bedeutungsvoller Name, — er heißt „das heilige Kreuz“ — zur Abfahrt. Tauſende von Neubekehrten drängen ſich heran, um ſeine Kleider zu berühren, ſeinen Segen zu empfangen, von ſeinem Munde zu hören, ob er bald wiederkehre.

Eine trübe Ahnung umfaßt den Apoſtel; ihm iſt, als ſähe er ſie nie wieder. In Thränen blickt er gen Himmel und empfiehlt alle dem Höchſten. Dann ſteigt er an Bord, und ertheilt vom Verdecke aus den Zurückbleibenden ſeinen Segen. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

. **Verein für Geographie und Ethnographie zu Frankfurt a. M.** — Iſt nur erſt ein Cryſtalliſationspunkt gegeben, dann ſchießen bald aus dem aufgelösten Stoffe die verwandten Elemente zum Sterne mannigfaltiger Geſtaltungen an. Ein ſolches Bildungs-Centrum hat zur Zeit der edle Senckenberg geſtiftet. Die naturforſchende Geſellſchaft war die erſte um daſſelbe anſchießende Formation. Der Verein für phyſikaliſche Wiſſenſchaften hat ſich demnächſt als eine zweite Formation dem Senckenbergiſchen Muſeum angeſchloſſen, und nun iſt bereits ein weiterer ſchöner Cryſtall im Anſchießen an daſſelbe begriffen, — ein Verein für Erd-, oder genauer für Länder- und Völkerkunde, welcher durch wiſſenſchaftliche Arbeiten und Sammlungen, beſonders aber durch populäre Vorleſungen dieſe ſo wichtige Kunde zu fördern und zu verbreiten beabſichtigt. Am 3. d. M. hat die erſte conſtituirende Verſammlung dieſes Vereins ſtatt gefunden, und alles läßt hoffen, daß derſelbe bald in erfreuliche Wirkſamkeit treten werde. —

. **Mademoiselle de Montpensier und die Fronde.** — Unter den neueſten hiſtoriſchen Romanen wird der unlängſt erſchienene: „Mademoiselle de Montpensier, histoire du temps de la Fronde," von Theodor Muret (2 Vol.), als einer der vorzüglichſten gerühmt. Hiſtoriſche Wahrheit, treffliche Zeichnung und Charakteriſtik der Perſonen, lebhafter, zierlicher, bündiger Styl, alles treffe hier zuſammen. Wie es denn das Eigenthümliche der franzöſiſchen Geſchichte ſei, daß jede ihrer bedeutſamen Epochen ſich in eine einzige Figur zuſammenfaſſe, ſo habe Muret auch zur Darſtellung der Fronde die geeignetere Wahl getroffen. Wir führen hierüber ein paar Stellen aus einem franzöſ. Blatte an, die zu viel verlieren würden, wenn man ſie überſetzte. „Si la *Ligue* toute entière bondit" (ſagt Herr M. B. in der Gazette de France), „gronde, éclate sous le corselet de fer et sous l'armet du terrible *Balafré*, la *Fronde* toute entière aussi *sautille*, *muguette*, *ricanne*, chansonne sous l'amazone, les rubans Isabelle et les fleurs de paille de Mlle. de Montpensier .... Que trouvez vous dans la *Fronde?* un fou mélange de galanterie exagérée et de basses intrigues, un amas de petites chansons et de grandes perfidies, un pêle-mêle de bals, de fêtes et de faits-d'armes à la Don Quichotte, faits où la valeur brille, mais où le sens commun est oublié, — une véritable tragicomédie, entortillage de burlesque et de bravades dont le plan semble avoir été tracé par *Scarron* et qu'on dirait écrite par *Corneille* quand il empruntait à la scène espagnole les matadors, héros plus jaseurs que faiseurs, plus renommés que passionnés." —

. **Aufhebung der Klöſter.** — Ueber tauſend Jahre lang ſah man es in der Chriſtenheit als ein hochverdienſtliches Werk an, der Natur, der Welt und allen Familienverhältniſſen abzuſterben, indem man ſich in ein Kloſter verſchloß, um durch zeitliche Mortifikation den Weltkindern einen Vorſprung in die ewige Glückſeligkeit abzugewinnen. Reiche und Fürſten aber, die den krumm-graden Himmelsweg nicht einſchlagen konnten oder wollten, ſtifteten, um von den frommen Pilgern in das Schifflein genommen zu werden, Klöſter oder beſchenkten bei Lebzeiten oder doch durch Vermächtniſſe die ſchon beſtehenden, und die Kirche pries jederzeit das Kloſterleben als den ſicherſten Hafen gegen die Anläufe des Teufels. Die Reformation gab das erſte Zeichen, daß die jenem Entweltlichungsſtreben zu Grund liegende Weltanſicht abzuleben beginne. Ein zweites Zeichen gaben die aufklärenden Fürſten und Miniſter im vorigen Jahrhundert. Mit der franzöſiſchen Revolution aber ſcheint wirklich der jüngſte Tag für die Klöſter herangekommen zu ſein, und die letzten Vorfälle in Spanien zeigen, daß ſelbſt die Inquiſition den großen Geiſtes-Umſchwung wohl retardiren und krampfhafter machen, aber nicht ihn unterdrücken, ſelbſt nicht einmal auf lange verhindern konnte. Auch in der Schweiz rütteln die Aequinoctialſtürme des Frühlings an den Klöſtern, und im Großherzogthum Poſen wird bald alle Spur derſelben verſchwunden ſein. Hier aber wird mehr und beſſeres erbaut als umgeſtürzt. Von 30 Klöſtern, die 1815 im Großherzogthum beſtanden, ſind ſeitdem 20 theils ausgeſtorben, theils aufgehoben, ſo daß von 273 Mönchen und 78, die im Jahr 1816 noch klöſterlich lebten, jetzt nur noch 17 Mönche und 16 Nonnen ſich in 5 Klöſtern aufhalten. Dagegen ſind allein ſeit 1831 überhaupt 256 neue Schulhäuſer gebaut und blos durch die 43 im v. J. vollendeten iſt 5100 Knaben Elementarunterricht verſchafft worden. So überwächſt, wie an ſo vielen anderen Orten der immer alternden, immer ſich verjüngenden Welt, auch dort der lebendige Weinſtock das verwitternde Gemäuer, an dem er aufgewachſen im Schein der ewigen Sonne. —

. **Abbé Lacordaire**, früher einer der ausgezeichnetſten Mitarbeiter am Mémorial catholique des A. de Lamennais, ſeit einem Jahre der berühmteſte geiſtliche Redner in Paris, deſſen Conferenzen Tauſende von Zuhörern herbeigezogen, und ihm die Ernennung zum chanoine honoraire de Notre-Dame gewonnen, — hat am erſten Sonntag nach Oſtern — ſeinen zahlreichen Zuhörern und Zuhörerinnen ſeinen Entſchluß angekündigt, — ſich auf einige Jahre nach Rom zu begeben, um dort „an den Gräbern der Apoſtel" ſich dem Nachdenken zu überlaſſen. Der junge Mann wird wohl in Erfahrung gebracht haben, daß Salbung und guter Wille, redneriſches Talent und ſorgfältige Vermeidung aller dogmatiſchen Härten nicht hinreichen, um ein Gebäude wieder aufzurichten, welches — nicht von Menſchenhänden erbaut — auch nicht von Menſchenhänden ſeinem Gericht übergeben wird.

. **Mißbrauch der geiſtigen Getränke in Paris.** — Charles Dupin hat gefunden, daß in den Spitälern des Seine-Departements bei 1000 durch phyſiſche Urſachen Irr-gewordenen, 174 dies durch Mißbrauch von Wein und ſpirituöſen Getränken verſchuldet und 300, bei denen dieſer Mißbrauch zum wenigſten als ſekundaire Urſache anzuſehen. Auch bei den 600 Selbſtmorden, die jetzt in Paris jährlich ſtatt finden, und bei den 300 Todten, die jährlich die Morgue durchwandern, hat die Trinkſucht ihren großen Antheil. — Indeſſen läßt ſich doch ſeit einigen Jahren eine Sittenbeſſerung wahrnehmen. Vor 15 Jahren gehörte von denen, die Geld in der Sparkaſſe hinterlegten, kaum $^{1}/_{5}$tel der arbeitenden Klaſſe: jetzt gehört mehr als $^{3}/_{5}$tel dieſer Klaſſe an. Auch zeigen die minder betrübenden Verhältniſſe zwiſchen den Sterbfällen in eigener Wohnung und denen im Spital die guten Wirkungen dieſes zunehmenden Wohlſtandes. —

. **Altägyptiſche und chineſiſche Schriftzeichen.** — Dr. Ippolito Roſellini macht in ſeiner neueſten Schrift: „I monumenti dell' Egitto e della Nubia," auf die theilweiſe Uebereinſtimmung in den Elementen der chineſiſchen und altägyptiſchen Schriftzeichen aufmerkſam. So bedeutet in beiden ein Auge, zunächſt blos mimiſch, ein Auge, dann aber mit hinzugefügtem Waſſerzeichen, eine Thräne. In beiden bedeutet ein Viertelkreis einen Acker, aber vereint mit dem mimiſchen Menſchzeichen einen Pachter, einen Ackerbauer; — So auch in beiden eine Linie, welche drei ſpitze Winkel bildet, deren Spitzen nach oben gerichtet, einen Berg, verbunden mit dem Menſchzeichen einen Menſchen, der ein einſames oder wildes Leben führt. —

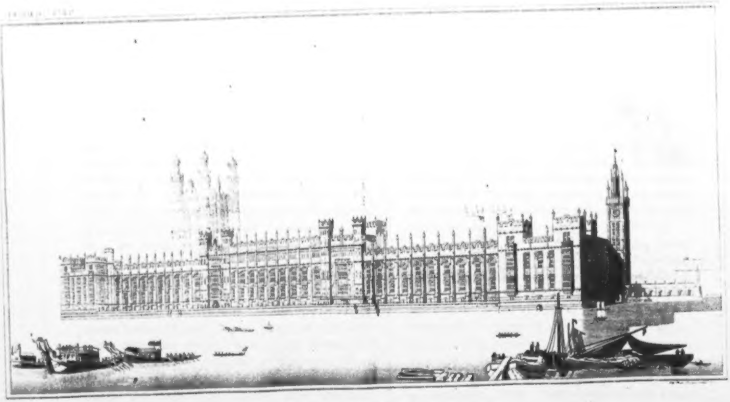

ANSICHT DER ANGENOMMENEN ZEICHNUNG

DER NEUEN PARLAMENTSHÄUSER.

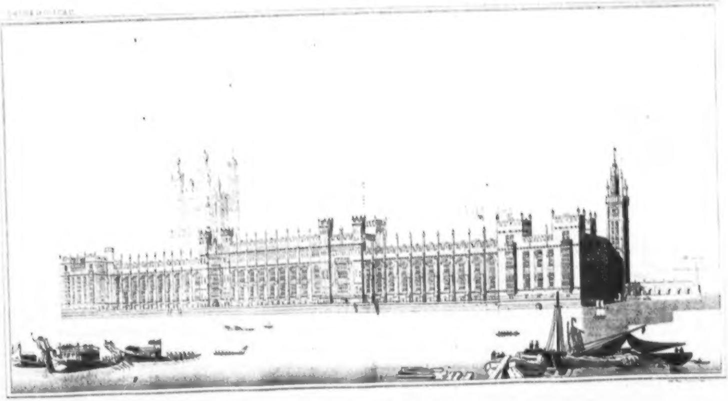

ANSICHT DER ANGENOMMENEN ZEICHNUNG

DER NEUEN PARLAMENTSHÄUSER.

klaſſiſcher, als der gothiſche Styl von Inigo Jones, Sir Chriſtopher Wren und Batty Langley. Dieſe Forderung mußte vielmehr die Meinung von den Einſichten und der Urtheilskraft der mit der Abfaſſung des offiziellen Planes Beauftragten ſehr herabſtimmen. Indeſſen ſcheint es, daß durch dieſe Beſtimmungen nur einige allgemeinere Andeutungen gegeben werden ſollten. Denn, obgleich der von Herrn Barrow in Anwendung gebrachte Bauſtyl weder gothiſch, noch Eliſabethiſch in obigem Sinne zu nennen iſt, vielmehr ſein vorgelegter Bauplan in dem Style der dritten Periode der ſpitzbogigten oder klaſſiſchen engliſchen Bauordnung durchgeführt iſt; ſo hat der Entwurf demungeachtet ungetheilten Beifall gefunden, und der prächtige Bau wird in ſeiner ganzen Herrlichkeit weder genau an das Zeitalter Eliſabeth's erinnern, noch im ſtrengern Sinne gothiſch genannt werden können.

Eine große Schwierigkeit bot ſich den mitbewerbenden Baumeiſtern in Rückſicht der Lage dar, da der zur Aufführung der Bauten beſtimmte Raum der Anordnung des Ganzen zu große Beſchränkungen und durch die nahe Nachbarſchaft der Weſtminſter-Halle und Abtei kaum überwindliche Hinderniſſe aufdrang. Allein in dem vorgelegten Entwurf des Herrn Barrow finden ſich alle hieraus nothwendig hervorgegangnen Schwierigkeiten glücklich beſeitigt, durch die von demſelben angedeutete Lage des Baues; nicht blos ein allen denkbaren Erforderniſſen der aufzuführenden Gebäude völlig genügender Raum iſt dadurch gewonnen worden; ſondern auch die Übelſtände wegen der Halle und Abtei ſind durchaus verſchwunden, indem erſtere mit dem neuen Aufbau verbunden, letztere mittelſt neuen Anbau's mit dem Ganzen vereinigt wird.

Sofern es dem Baumeiſter zur Ehre gereicht, daß ſeine Zwecke, bei der Ausarbeitung des Planes im Ganzen, ſo wie in der Anordnung aller einzelnen Theile deutlich aufgefaßt werden, und ſolche daher in deſſen eignen Worten am beſten auseinandergeſetzt werden können, ſo fügen wir die von Herrn Barrow beigelegte Erläuterungsſchrift hier bei, welche deſſen bei der allgemeinen Preisbewerbung eingereichten Plan, folglich ohne Namen, begleitete, und blos an den eigenthümlichen Zeichen, die der Verfaſſer gebraucht hatte, erkannt wurde:

„Plan zu den neuen Parlaments-Häuſern."

„In dieſem Plane hat der Baumeiſter für wünſchenswerth gehalten, die ganze Anlage der Parlaments-Häuſer, der Gerichtshöfe und der Weſtminſter-Halle in einem zuſammenhängenden Bau zu verbinden, weil dieſes ſowohl für die innere Anordnung und Einrichtung, als für die Größe und Wichtigkeit des äußern Eindrucks von der vortheilhafteſten Wirkung ſein würde. Er hat es ſich zum Ziel geſetzt, von dem kirchlichen-, Kollegial-, Pallaſt- und bürgerlichen Styl abzuweichen, und denjenigen Bauſtiel zu wählen, welcher ihm für beſondere Zwecke der Bauten am angemeſſenſten erſcheinen möchte."

„Die Linie der Fronte gegen den Strom, die von den Enden der auf dem offiziellen Plan bezeichneten gebognen Linie aus gezogen worden iſt, iſt deßhalb angenommen worden: erſtlich, um die größtmögliche Ausdehnung für den Aufbau zu gewinnen; zweitens, um die Fronte beider Gebäude ſo nahe als möglich in rechtwinklichter Richtung mit der Weſtminſterbrücke aufzuführen; und drittens, um eine anmuthigere Fortſetzung der beabſichtigten Ausdämmungslinie ober- und unterhalb der Brücke zu erhalten, welche zugleich der Beſchiffung des Fluſſes angemeſſener ſein würde."

„Die Flußfronte und Terraſſe ſollen an der Themſe, durch dieſe ſelbſt begränzt, ſich erheben, der größern Wirkung wegen, und zugleich um Raum zur Erweiterung beider Palaceyards zu gewinnen, woſelbſt ſich reſpective die Eingänge beider Häuſer befinden. Durch dieſe Anordnung wird der Zweck der verlangten Einrichtung erreicht werden können, ohne den Platz öſtlich von Abington Street zu überbauen, der im Offizial-Plane braun kolorirt iſt."

„Der Aufriß nach der Flußſeite dürfte ſo hoch ausgeführt werden, als ſich ſolches mit den innern Einrichtungen des Gebäudes verträgt, um von der Brücke aus einen ergreifenden Anblick zu gewähren, und um die jetzige Anſicht der Halle und angränzenden Gebäude zu überragen, welche, von jenem hohen Standorte aus betrachtet, jetzt eine entwürdigend niedrige Lage haben. Auch ſoll der Bau ſich quer nach Oſten des New-Palaceyard erſtrecken, um mit dem Nordende der Halle und den andern Bauten ein Viereck zu bilden, das die Unannehmlichkeiten des Zugwindes vom Fluſſe her aufhebt."

„Der Aufriß gegen beide Palaceyards muß ebenfalls ſo hoch als möglich ausgeführt werden, ohne die (Weſtminſter-)Halle dadurch zu beeinträchtigen, welche nach des Baumeiſters Meinung in dieſen Anlagen als der Hauptrichtpunkt des Planes betrachtet werden dürfte."

„Die Terraſſe iſt zum eigenthümlichen und ausſchließlichen Gebrauche für den Sprecher und die Mitglieder beider Häuſer beſtimmt, um freie Luft und Bewegung zu genießen, und zum Ein- und Ausgang für die beiden Häuſer von der Waſſerſeite."

„Die Eingänge für den König, die Mitglieder beider Häuſer, das Publikum, die Sekretäre und andre Beamten, ſind ſo angeordnet, daß ſie von einander unabhängig beſtehen, und zugleich die Mittel darbieten, dieſe ganz oder theilweiſe zu verbinden."

„Der königliche Thurm iſt zu einem Hauptzuge des Ganzen gemacht, und ſoll abſichtlich ein Seitenſtück der Abtei ausmachen, ſowie auch den Parlaments-Gebäuden die erforderliche Wirkung verleihen, durch den Abſtich gegen jenen außerordentlichen Bau. Die obern Stockwerke dieſes Thurms werden die bequemſten und ſicherſten Aufbewahrungsorte werthvoller politiſcher Archive darbieten, und der untere wird von dem Prunk-Eingang des Königs eingenommen, wozu der Baumeiſter erforderlich hielt, einen hohen Grad von Erhabenheit und Eindruck im Bauſtyl aufzuwenden. Dieſe Anſicht dürfte den Vorſchlag begründen, daß bei Gelegenheit des königlichen Beſuchs in dem Hauſe, die königlichen und übrigen Staatswagen in den Thurm einfahren, innerhalb deſſelben ſich um den Pfeiler links wenden, am Fuß der königlichen Treppe halten, und von da ihren Rückweg durch den Thorweg unter dem ſüdlichen Flügelbau nehmen ſollten."

„Das Hauptgeſchoß oder der mittlere Stock iſt auf gleicher Höhe, wie der alte Fußboden der St. Stephanskapelle."

№ 137. 1836.

Phönix.

Samſtag, 11. Juni.

Die neuen Parlament-Häuſer.

Dieſer Gegenſtand iſt nicht allein für die engliſche Nation, nicht blos für die jetztlebende Generation von überwiegendem Intereſſe; vielmehr muß es die allgemeine Theilnahme der Gebildeten aller Zeiten und Zonen anregen, die Art und Weiſe aufmerkſam zu beachten, wie eine große Nation die Liebe zu ihrer Verfaſſung in öffentlichen Denkmälern, welche in wichtiger Beziehung zur Aufrechthaltung ihrer Inſtitutionen ſtehen, auszuſprechen bemüht iſt. Ohne uns alſo dabei aufzuhalten, wie lange die engliſche Nation ſich mit den alterthümlich-ehrwürdigen, aber, im Vergleich mit den großartigen Erzeugniſſen des öffentlichen und innerlichen Fortſchreitens, ganz unſcheinbar gewordnen Sitzungshäuſern begnügte, wollen wir vielmehr die erſte uns gewordne nähere Mittheilung über den neuen Pallaſt der Legislatur eines hochgebildeten Volks freudig willkommen heißen.

Wir übergehen daher mit Stillſchweigen die längſt bekannten und vielfach bereits beſprochenen Verhandlungen; übergehen ebenfalls die von dem vereinigten Wunſche beider Häuſer ausgegangene Aufmunterung an die geſchickteſten Baumeiſter, bei der Entwerfung eines der Würde des Unternehmens entſprechenden Planes als Mitbewerber aufzutreten, übergehen den Tadel, den dieſe Maßregel, aus mehr oder weniger erheblichen Gründen erfahren hat; genug, der Erfolg hat ſich durch ein großartiges Werk bewährt, das zwar nur noch Skizze, gleichwohl die kühnſten Erwartungen in der Ausführung zu befriedigen im Stande iſt. Ungeachtet der etwas zu kurzen Friſt waren den Beurtheilern mehre treffliche Bauriſſe vorgelegt worden, von welchen einer, wegen ſeiner Eigenthümlichkeit, Zweckmäßigkeit und Schönheit, vor allen andern den Preis erhielt. Bei der Entſiegelung des Namens wurde Herr Barrow als deſſen Verfaſſer erkannt, der ſich bereits durch mehre vorzügliche Bauten einen bleibenden Ruf erworben hat. Von einem ſolchen Manne ließ ſich mit Zuverſicht etwas Treffliches erwarten; ihm iſt der eingereichte Plan zu weiterer Vervollkommung überlaſſen worden, und in der Ausführung dieſes Planes wird ſich die engliſche Nation in ihrem ſchönſten Glanze zeigen.

Ehe wir die Leſer mit dem Plane des Herrn Barrow bekannt machen, müſſen wir zur beſſern Verſtändigung vorher bemerken, daß, hinſichtlich des Orts, des Umfangs, der Haupterforderniſſe des projektirten Baues ein offizieller Entwurf von der dazu ernannten Commiſſion ausging, ein Entwurf überhaupt, welcher in den Parlamentsverhandlungen im Allgemeinen genehmigt worden, und daher den einzelnen Arbeiten ſämmtlicher Mitbewerber zu Grunde gelegt werden mußte. Ungeachtet Herr Barrow ſich einigermaßen von dem offiziellen Entwurf entfernt, indem er dieſen durch ſeine kühne Ideen zu einem rühmlichen Denkmale ſeines eigenthümlichen Geiſtes verherrlicht hat; ſo konnte es bei den eben ſo einleuchtenden als ſieghaften Gründen für die von Herrn Barrow gemachten Vorſchläge doch nicht fehlen, daß den ausgezeichneten Talenten des genialen Baukünſtlers durch die beifällige Aufnahme ſeines Planes die verdiente Anerkennung zu Theil wurde.

Der offizielle Entwurf hatte den Baumeiſtern unter andern die verfängliche Aufgabe geſtellt, der Styl der neuen Bauten ſolle entweder gothiſch oder Eliſabethiſch ſein. Warum nicht, möchte man fragen, eben ſo wohl ein Bauſtyl aus den Zeiten Heinrich's, Eduard's, Marien's, Jacob's, Carl's, Annen's, Georg's? Sicherlich war der verdorbene italiäniſche Styl zu Eliſabeth's Zeiten eben ſo gothiſch, als der gothiſche von Hans Holbein und Torregiano, und nicht

„Beide Parlaments-Häuſer ſind ſo nahe als möglich nach dem Mittelpunkt der ganzen Maſſe von Gebäuden verſetzt, weil dieſe Lage als die zweckmäßigſte zur gegenſeitigen Communic-ion mit einander und mit ihren beiderſeitigen Büreaux und zugehörigen Gemächern erſcheint; wegen des bequemen Zuganges zu denſelben von den verſchiedenen Einfahrten und Gängen, ſo wohl öffentlichen als beſondern; wegen der vor Lärm und Störung geſicherten Lage; wegen der nur hier möglichen Erweiterung und Ausführung im Innern nach den Bedürfniſſen beider Häuſer; wegen der größern Bequemlichkeit der vortheilhaftern Erleuchtung, Heizung und Lüftung; ſo wie, um zu möglichen Abänderungen und Umgeſtaltungen, die man einſt für nöthig finden könnte, Raum zu gewinnen, ohne den Plan des Ganzen oder den Aufriß zerſtören zu müſſen.“

„Um der Erleuchtung, Heizung und Lüftung beider Häuſer jede mögliche Erleichterung zu gewähren, ſind ſie weit über die umgebenden Gebäude aufgeführt, und ſollen weder ober- noch unterhalb derſelben andere Gemächer haben, als zu den angedeuteten Zwecken erforderlich ſein dürften.“

„Der Baumeiſter bezweckt, den Umfang beider Häuſer in den möglichſt engſten Grenzen zu beſchränken, die den erforderlichen Einrichtungen angepaßt werden könnten, und ihnen eine ſolche Form und Einrichtung zu geben, welche die größte Anzahl von Sitzen in dem kleinſten Raum darbietet, die Mitglieder einander am meiſten nähert und am nächſten zu dem Sprecher verſetzt, und zugleich die größte Bequemlichkeit für den gewöhnlichen Geſchäftsgang ſichert.“

„Der Sitz des Berichterſtatters (Reporter) befindet ſich am Ende der Schranken, jedes der Häuſer, nur wenig über dem Fußboden erhaben, und in ſolchem Abſtande von den fernſten Sitzen, daß er im Stande iſt, deutlich alles zu ſehen und zu hören, was irgend vorgeht.“

„Alle, zufolge der Inſtruction erforderlichen, Gallerien haben ihre beſondern Zugänge und Nebengemächer.“

„In dem Hauſe der Gemeinen ſind zwei Reihen von Sitzen unter den Gallerien, mit einem beſondern Communications-Eingang angebracht, für die Pairs und andern ausgezeichneten Beſucher, welche mittelſt dieſer Einrichtung durchaus von den für die Mitglieder des Hauſes eigenthümlich angewieſenen Sitzen getrennt ſind, und gleichwohl ſo angeordnet ſind, daß von ihnen aus Alles bequem geſehen und gehört werden kann, ohne daß es den Beſuchenden verſtattet wird, ſich während der Vertheilungen der Reihen unter die Mitglieder zu mengen.“

„Der Baumeiſter hat es vermieden, die Sitze der Mitglieder irgend unterhalb der Gallerien anzubringen, und eben ſo wenig glaubte er irgend Sitze hinter dem Wollſack oder hinter dem Stuhl des Sprechers anbringen zu dürfen. Äußere Gallerien, verbunden mit den verſchiedenen Zugängen zu den Sitzen der Mitglieder und zu deren beſondern Vorſälen, geſchützt vor dem Zudrang des Publikums oder ſonſtiger Störung, trefflich erleuchtet und gelüftet, reihen ſich an jede Seite beider Häuſer; ſo daß die ſämmtliche Anzahl der Sitze nöthigenfalls in ſehr kurzer Zeit beſetzt oder geräumt werden kann.“

„Von den Gallerien her zu den Schranken iſt ein Zugang eröffnet, damit diejenigen Mitglieder, welche vor den Schranken mit Petitionen, oder anderer Geſchäfte wegen, zu erſcheinen wünſchen, ſolches thun können, ohne durch die in dem öffentlichen Vorſaale Anweſenden irgend aufgehalten zu werden.“

„Die Eingänge zu den Gallerien der Mitglieder ſind in deren beſonderem Vorſaale, und für den erforderlichen Fall iſt ein Ausgang nach den öffentlichen Treppen vorhanden.“

„Die Bibliothek- und Committee-Gemächer jedes Hauſes ſind längs der Flußſeite angelegt, der bequemeren Beleuchtung und des Schutzes vor Lärmen und Störungen halber, und zwar ſind die Bibliothek-Gemächer im mittlern Stock in einer Reihenfolge, in der Art angebracht, daß ſie nach Bedürfniß erweitert werden können, indem die anſtoßenden Committee-Gemächer hinzugezogen werden.“

„Der öffentliche Hauptzugang zu den Committee-Gemächern wird durch eine breite Flucht von Treppenſtufen bewirkt, welche unmittelbar von der Centralhalle zu einem weiten Vorgemach im mittlern Stock nach der Waſſerſeite führt; woſelbſt ſich die unmittelbaren Zugänge zu den Committee-Gemächern jedes der beiden Häuſer und zu den mit denſelben in Verbindung ſtehenden Büreaux vorfinden. Wenn die Häuſer ihre Sitzungen anfangen, und wenn die täglichen Geſchäfte beendigt ſind; ſo kann das Publikum ſich entweder auf der oberwähnten öffentlichen Treppe hinwegbegeben oder, falls es für angemeſſen gehalten werden ſollte, auf der unmittelbar daranſtoßenden, zu deſſen ausſchließlichen Gebrauch beſtimmten Treppe, welche nach St. Stephans-Crypt und Weſtminſterhall führt.“

(Schluß folgt.)

Mittheilungen

aus „*Occident et Orient*,“ von Barrault.

(Fortſetzung.)

„Indeſſen ließ der Prophet es ſich weit mehr angelegen ſein, Gott als Alleinigen, als Gott, als Geiſt zur Verehrung aufzuſtellen, und er griff den Götzendienſt mehr in ſeiner Vielſpaltigkeit als in ſeinem Materialismus an. Er gewährte ſogar Genugthuung den dringenden Forderungen jener ſinnlichen Volksmaſſen, zunächſt durch Geſtattung der Vielweiberei und die Verheißungen ſeines Paradieſes, wie er denn den Arabern die Verehrung ihrer weiblichen Himmelsweſen nur unterſagte, um ſie in wonnigen Gärten die ewigen Liebkoſungen der Huris hoffen zu laſſen.

„Geberden machte er zum weſentlichen Beſtandtheil des Gebetes, ſo daß es nichtig würde, wenn die unentbehrlichen Zeichen unterblieben. Endlich, während die Gemeinſchaft der Chriſten ſich in der Zeit, abgeſehen von den Örtlichkeiten, vollzog, erhoben die Wallfahrt nach Mekka und die Pflicht, alle Gebete nach der Kaaba zu richten, den Raum zum herrſchenden Element der Gemeinſchaft der Muſelmänner.

„Der Koran, in welchem die Inſpirationen des A. und des N. Teſtaments ſich miſchen, iſt von Anfang bis zu Ende im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes geſchrieben.

„Er ſchafft den Krieg nicht ab; er erhebt ihn ſelbſt zur Pflicht gegen die Ungläubigen und die Götzendiener. „„Der Götzendienſt iſt ſchlimmer als Mord.““ Aber er hob ſeine verderblichen Wirkungen bei den Arabern auf, indem er ihre Waffen nach außenhin kehrte.

„Er läßt die Sklaverei beſtehen; aber er macht aus der Befreiung eines Sklaven, aus dem Loskauf eines Gefangenen ein Verdienſt, und ſchreibt ſie oft als Sühnung vor. Die Sklaverei bei den Mahomedanern zieht nicht, wie bei den Alten, die Abwürdigung desjenigen, der ſie zu tragen hat, nach ſich: der Koran, indem er allen Menſchen denſelben Urſprung zuſchreibt, ſtrebte, ſie alle zu einer Familie zu vereinigen. Arabien verdankte es ſeinen Sandwüſten, daß es einem theokratiſchen Regiment, daß es einer Kaſten-Hierarchie und einer fortwährenden Unterjochung durch Fremde entgangen war.

„Dieſer Boden, den der Wind mit ſich fortreißt, der einem Reiche keine dauerhafte Grundlage gewährt, hatte die ſtolze Freiheit ſeiner wandernden Stämme beſchützt, die Unabhängigkeit der einzelnen Gemeinden aufrecht erhalten und zur Steigerung des Gefühles menſchlicher Würde beigetragen. Der Koran, der dieſe Gefühle ſpiegelt und ſie überall entwickelt, wo er hindrang, brach die Scheidewände nieder, welche die verſchiedenen Raçen der Menſchen von einander abſonderten.

„Er ſetzt an die Stelle des unbeugſamen Wiedervergeltungsgeſetzes den Sühnkauf des vergoſſenen Blutes. Er rathet nicht, wie das Evangelium, die rechte Wange dem darzubieten, der die linke geſchlagen; er ſagt: „„Wer einen Menſchen getödtet, ohne von ihm Gewalt erlitten zu haben, iſt des Blutes des ganzen Menſchengeſchlechtes ſchuldig, und wer das Leben eines Menſchen rettet, wird belohnt werden, als hätte er es dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gerettet.““ *)

„Er begnügt ſich mit *einem* Worte gegen den Selbſtmord. Dieſer iſt eher ein Verbrechen des Abend-, als des Morgenlandes; ſich tödten — iſt: ſich ſelbſt ein Geſetz aufſtellen, um keines zu empfangen; iſt — ſich ſelbſt ſein Loos bereiten, um einem fremden Geſchick zu entgehen. Der Occident glaubt an die Freiheit, der Orient an das Verhängniß.

„Der Koran macht das Almoſengeben zum Verdienſt, zur Pflicht, zur Schuldigkeit; und doch, während er vorſchreibt, öffentlich und insgeheim, am Tag und bei Nacht Wohlthaten zu ſpenden, ſagt er, daß Menſchlichkeit in Worten und Werken den Almoſen, auf welche Ungerechtigkeit folge, vorzuziehen ſei.

„Er verbietet die Ausſtellung der Kinder, — ein Verbrechen, das ſich in allen Geſellſchaften der alten Welt wiederfindet, wo die Stärke ſich die Schwäche opferte: Saturn, der ſeine Kinder verſchlingt, war deſſen Typus.

„Er behält die Polygamie bei, und — mit ihr — die Knechtſchaft der Frauen. Doch beſchränkte er dieſe Inſtitution, die er vorfand, indem er die Zahl der legitimen Frauen auf vier herabſetzte. Er ſicherte ihnen eine ſanftere Behandlung von Seiten ihrer Herren; er ſetzte günſtigere Beſtimmungen für ſie feſt hinſichtlich der Vererbung, der Morgengabe, des Ehe-Bündniſſes und der Scheidung, und erhöhte ihre Würde, indem er ihnen neue Rechte verlieh. Wenn er ihnen eine Art von Gefangenſchaft auferlegte, ſo geſchah dies, weil damals die arabiſchen Frauen ſich in Schlachten und blutige Händel miſchten, wie ſie es noch jetzt bei den Beduinenſtämmen thun, und er mußte ſie völlig von dem öffentlichen Leben ausſchließen, welches damals ihr Weſen entſtellte. Durch das Gebot der Zurückgezogenheit nöthigte er ſie, die friedlichen Neigungen und die Privattugenden ihres Geſchlechtes zu pflegen.

„Der Koran enthält wenige Stellen, geeignet das Herz zu rühren; er bietet keine jener Erzählungen, die im alten und neuen Teſtament die Blutsfreundſchaft und die Nächſtenliebe erregen; — nichts, was ſich der Geſchichte Joſeph's und der Parabel vom Samaritaner vergleichen ließe. Aber er iſt ſehr reich an Stellen, die eine von Liebe zu Gott, Unterwürfigkeit unter ſeine Rathſchlüſſe, von Eifer für ſeine Sache und Bewunderung ſeiner Herrlichkeit, ſeiner Gerechtigkeit und ſeines Erbarmens — eingegebene Begeiſterung athmen. Obgleich ſich der orientaliſche Styl in ſeinem Glanz und ſeiner Pracht darin zeiget, ſo hat doch Mahomed die Phantaſie der Araber eher gezüchtigt als exaltirt. Nur in den Überlieferungen entfaltet ſich die Friſche und der Luxus dieſer Einbildungskraft, wie rund um einen Baumſtamm kräftige und reichblättrige Schößlinge auftreiben.

„Der Koran ſteht dem alten Teſtament viel näher als das Evangelium. Bei den Mahomedanern hat der Buchſtabe über das Wort, der Text über den Commentar, das Gebet über die Homelie, die Anwendung des Geſetzes über die Leitung der Gewiſſen und die Rechtsberathung über die Beichte die Vorherrſchaft erlangt.

„Dies iſt, kurz gefaßt, das Geſetz Mahomed's, wohl geeignet, die Fortſchritte der Völker des Südens und des Orients, die es zu ſpiritualiſiren angefangen, zu beſchleunigen und ihre Harmoniſirung vorzubereiten mit den Völkern des Nordens und des Abendlandes, welche die Religion Jeſu bekehrt hat.“ — (S. 371—378.)

(Fortſetzung folgt.)

Notizen.

*** Denkmäler. — Zu Perigueux ſollen Montaigne und Fénélon Statuen errichtet werden und zu Meudon will man Rabelais in der Kirche, in der er angeſtellt war, ein Denkmal ſetzen.

*** Vier Haupttheater London's ſind bereits zweimal eine Beute der Flammen geworden: Covent-Garden [illegible] und 1808, Drury-Lane 1672 und 1809, Kings-Theater 1789 und [illegible], Aſtley's Amphitheater 1794 und 1803. —

Dieſer Nummer liegt eine Anſicht der neuen Parlaments-Häuſer bei (artiſtiſche Beigabe Nr. 8).

---

*) Dieſe Gegeneinanderſtellung des Korans und des Evangeliums iſt deshalb unpaſſend, weil dieſes nur die Selbſtſucht im einzelnen Menſchen brechen und nicht in das Staatsweſen, das nicht zu ſeinem Reich gehörte, eingreifen wollte. Der Koran hingegen iſt, wie das Moſaiſche Geſetz, theokratiſch auch für *dieſe* Welt. Anm. d. Ueberſ.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 138.

1836.

Phönix.

Montag, 13. Juni.

Die neuen Parlament-Häuſer.

(Schluß.)

„Die Mitglieder und zu den Committees gehörigen Beamten können auf den beſondern Treppen, die mit ihren reſpektiven Häuſern und Büreaux in Verbindung ſtehen, ab- und zugehen."

„Die Anordnung des Planes geſtattet zu jeder Zeit den Mitgliedern beider Häuſer nach Wunſch durch beſondere Eingänge den Zutritt zu ihren reſpektiven Bibliotheken, Committee-Gemächern Erholungsſälen und Büreaux."

„Das Ganze der Beamtenwohnungen iſt mit abgeſonderten äußern Eingängen und Treppen verſehen. Der mittlere Stock der Wohnung des Sprechers iſt abſichtlich zum Behuf von Staats-Lever's oder Mahlzeiten eingerichtet. Alle dieſe Beamtenwohnungen ſind in unmittelbarer Verbindung mit dem Hauptgeſchoß des Gebäudes."

„Um ausgedehnteren Beſchädigungen von zufällig ausbrechendem Feuer vorzubeugen, macht der Baumeiſter den Vorſchlag, das ganze Gebäude auf feuerfeſten Grund zu erbauen, und alle Verbindungen mit den Privatwohnungen durch eiſerne in dicke Brandmauern eingelaſſene Thore aufzuheben."

„Ferner ſchlägt er vor, St. Stephans-Kapelle, St. Stephans-Crypt und Cloiſters reſtauriren zu laſſen; Weſtminſterhall im gegenwärtigen Zuſtande zu unterhalten, ausgenommen die Verſetzung des jetzt vorhandenen ſüdlichen Fenſters in die neuzuerbauende ſüdliche Wand des Portals am Ende der Halle, welche den Namen des Portals von St. Stephan führen ſoll; indem die hierdurch entſtehende Öffnung in einen Eingangsbogen zu dem bezeichneten Portal umgebaut werden müßte. Auf dieſe Weiſe würden die Verhältniſſe der Halle ungefährdet bleiben, und keine Änderungen im Gemäuer, in der Bedachung u. ſ. w. nöthig werden. Sodann wird ein neues Äußere für die Gerichtshofbauten vorgeſchlagen, wobei aber nicht im Geringſten eine Umgeſtaltung derſelben im Innern beabſichtigt wird. Zuletzt möchte es am Orte ſein, zu bemerken, daß die Riſſe ſo angeordnet ſind, daß die neuen Parlaments-Häuſer und ihre anſtoßenden Vorſäle, Treppen und Zugänge hinreichend ausgeführt werden können, ohne die jetzigen einſtweilen beſtehenden Gebäude zu benachtheiligen."

Der Zweck, welchen Herr Barrow hierin vor Augen hatte, erſcheint demnach durchaus wohl überlegt; und wir halten dafür, daß er denſelben im Ganzen glücklich erreicht habe. Es bedarf gleichwohl der Erinnerung, daß die nähere Ausführung eines Gegenſtandes von ſolchem Umfange weit mehr Zeit und Nachdenken erfordert, als die zur Entwerfung und Ausführung eines Planes den Bewerbern geſetzte Friſt geſtattete. In der That können wir auch den vorliegenden Plan nur als Skizze einer näher auszuführenden Arbeit anſehen; doch halten wir uns überzeugt, daß ein Geiſt, welcher die Skizze zu entwerfen vermochte, auch im Stande ſei, der vollendeten Arbeit jeden erforderlichen Grad von Klarheit und Beſtimmtheit zu verſchaffen. Als Skizze ſelbſt enthalt der Plan manche großartige und bewunderungswürdige Eigenthümlichkeit, trat als ſolche mitbewerbend auf mit andern unter denſelben Umſtänden entworfnen Planen, und erhielt unter ihnen allen den Vorzug; nur ein thörichter Wahn mag die dem Herrn Barrow zur Vervollkommnung ſeines Planes ertheilte Erlaubniß als eine Ungerechtigkeit gegen ſeine Mitbewerber anſehen. Wäre ein feſtgeſetzter Koſtenanſchlag vorausbedungen, und der unter allen gebilligte Plan wegen Überſteigung deſſelben dem Verfaſſer zur nochmaligen Überarbeitung zurückgegeben worden; ſo könnte man die Mitbewerber hierin benachtheiligt halten. Da aber über den Koſtenpunkt nichts beſtimmt war, ſo iſt dem Urheber des vor allen andern gebilligten Entwurfs auch nicht mehr eingeräumt worden, als die dargebotene Gelegenheit, durch fortgeſetztes Studium und reiferes Nachdenken ſeinem Plane wo möglich eine noch größere Vollendung zu geben.

Zu den Abänderungen, welche Herr Barrow hiernächſt vorgeſchlagen hat, gehört vorzugsweiſe die Verlegung des ganzen Baues weiter ſüdwärts von der Weſtminſterbrücke halbwegs Abington-Streat. Die den Glockenthurm betreffende Abänderung iſt kaum eine Verbeſſerung, der hinzugefügte Kegel nimmt den übrigen Bauten viel von der frühern Einfachheit und Würde. Der Königsthurm iſt ebenfalls erhöht und merklich verſchönert; denn die kronenähnlichen Spitzen der Eckthürmchen deſſelben in den frühern Zeichnungen können den beabſichtigten Eindruck nicht hervorbringen.

Im Ganzen iſt die Einrichtung der Weſtminſter-Halle zu einem Vorhofe der Hallen der Geſetzgebung von außerordentlicher und ergreifender Wirkung; in der Ausführung dieſes gewagten, kühnen Gedankens iſt der Baumeiſter überaus glücklich geweſen. Die äußere Ausdehnung des Ganzen erwirbt demſelben eine Fronte nach Old-Palaceyard, ohne innere Umgeſtaltung der Halle ſelbſt, und die von Herrn Barrow beabſichtigte Zugabe von St. Stephansportal hätte nicht ſchöner können erdacht werden. — Die innere Anordnung der Bauten erfüllt alle Erwartungen, und geſtattet höchſtens den Wunſch größerer Einfachheit. Die öffentlichen Eingänge, wie die Communikationen im Innern ſind ſo bequem, als zweckmäßig eingerichtet. — Die königliche Einfahrt im Innern eines Thurms bietet ungeheure Dimenſionen in einem Raume, der im Durchſchnitt die Weite der Weſtminſter-Halle übertrifft, und der Thurm ſelbſt ſoll zur erſtaunlichen Höhe von 300 Fuß aufſteigen, völlig Fünfſechſtel der Höhe bis zum Gipfel des Kreuzes auf der Kathedrale von St. Paul! —

Wir ſtimmen Herrn Barrow darin bei, daß die Anſicht der Weſtminſter-Halle von der Brücke aus entbehrt werden könne und da die Abtei bereits durch die Halle ſelbſt und durch die St. Margarethenkirche verdeckt wird, ſo wird es keinen Nachtheil bringen, daß man die Bauten ganz nahe an die Brückenſtufen verlegt. Vielmehr wird der neue Pallaſt der Geſetzgebung von hier aus den prächtigſten Anblick gewähren, wenn auch von andern Standpunkten aus maleriſche Anſichten ſich darbieten möchten. Zur Rechten des Zuſchauers am nordweſtlichen Flügel erhebt ſich der Glockenthurm, welcher New-Palaceyard überragt. Beide mit Thürmchen gezierte Flügel der langen Fronte längs dem Fluſſe ſind hervorſpringend und geben dem ſämmtlichen Aufriſſe das Anſehen von Feſtigkeit; der mittlere höhere Aufbau erhöht die Geſammtwirkung, die hin und wieder emporſtrebenden Maſſen der innern Bauten gewähren einen Wechſel der Eindrücke, und die in mehren Richtungen vertheilten niedrigeren Verbindungsbauten vereinigen dieſe mannichfachen Wirkungen zu einem mächtigen Totaleindruck auf das Gemüth des Beſchauers. Ohne irgend ängſtliche Nachbildung vorhandener Meiſterwerke, ohne gezwungne Verknüpfung kaum irgend einander zu befreundenden Elemente, iſt der Baumeiſter unſtreitig in den Geiſt des nationalen Bauſtyls erfolgreich eingedrungen; in dieſem Werke hat er ihn verkörpert, indem er eine originelle und ergreifende Art von Bauſtyl zu einer Paläſtenfolge verwendete, die jene erforderlichen Licht- und Schattenwechſel in Fülle darbietet, welche dem Ganzen Leben und Ausdruck verleiht; ohne das Eigne des Styls durch Horizontalprojektionen zu gefährden, ohne die Einheit des Ganzen durch Abſonderung der Maſſen zu durchbrechen und dadurch die überall erſichtliche Einfachheit und Uebereinſtimmung aufzuheben. Eine Fülle von Verzierungen iſt eher ein nothwendiges als ein entbehrliches Erforderniß des Spitzbogenſtyls; doch kann dieſe ſchöne Zuſammenſetzung mit einem mäßigen Aufwand von Zierrathen in den einzelnen Theilen die beabſichtigte Wirkung im Ganzen auch erreichen. Richtig gezeichnetes und geſchmackvoll angelegtes Bildwerk an den Bögen und Fenſtern, ſchön gebildetes Getäfel und geſchnitztes Flechtwerk, kühn gewundenes und gefällig ausgeführtes Hakenwerk und Geſchnörkel an den Giebeln bietet eine hinreichende Menge von Verzierungen dar, um das Würdevolle und Palaſtgemäße des Styls zu erreichen. Von der Hauptfronte ſind die übrigen Fronten des Gebäudes in Hinſicht der Verzierungen und deren mannigfacher Vertheilungen nur durch geringere Pracht verſchieden; die beabſichtigte neue Fronte der Gerichtshöfe wird durch ähnliche Anordnung gewinnen, und die bleibende Fronte der Weſtminſterhalle wird in der Verbindung mit ihnen einen mächtigen und entſchiednern Eindruck machen, als in ihren jetzigen Umgebungen.

Gegen den Kegel des Glockenthurms haben wir uns bereits erklärt, hier dürfte manche Verbeſſerung zuläſſig ſein, ehe zur Ausführung dieſes Baues geſchritten wird; denn wenn auch die Wirkung deſſelben in der Verbindung des Ganzen nicht unangenehm iſt, ſo finden ſich doch in den einzelnen Verhältniſſen dieſes Thurmes Härten und Rauhigkeiten, die einen nichts weniger als angenehmen Eindruck hervorbringen.

Der Königs-, Königliche- oder Archivthurm, der mit dieſen drei Namen bezeichnet wird, ſtellt eine furchtbare Maſſe dar, und Herr Barrow iſt ein kühner Mann, der ihn erdacht hat. Unwürdige Mißgeſtalten erſcheinen dagegen die von Sir Chriſtopher Wren auf die Weſtminſterabtei geſtellten Thürme, und die über den Thürmen der Wohnung des Sprechers in's Auge fallen, ſo ſtörend, daß wir ſie lieber abgebrochen ſähen, als daß ſie, in der Nähe von Barrow's königlichem Thurme, eine traurige Figur machen. In Anſehung ſeiner eigenthümlichen Zuſammenſetzung iſt dieſer größere Thurm durch den Baumeiſter auf eine bewunderungswürdige Weiſe an den Ort geſtellt, wo er ſeiner Bauart zufolge hingehört, und wir fürchten nicht, daß er einen der Wirkung der Abtei gefährdenden Eindruck hervorbringen wird. Dieſer Thurm zeigt an ſich eine wahrhaft treffliche Zuſammenſtellung, und, wenn die alterthümliche königliche Krone ſeinen erhabenen Eckthürmchen durchaus paſſend angefügt werden könnte, ſo würde der Geſammteindruck nicht nur als ergreifend-erhaben, ſondern auch als wahrhaft ſchön ſich bewähren. Er wird gleichſam die Veſte beherrſchen; und wenn darauf geachtet wird, daß er nicht ſchwerfällig und zwingerähnlich ausfällt durch Magerkeit in der Ausführung, ſo wird er dem kraftvollen Bauſtyl einen würdigen, dem Palaſt der Geſetzgebung und des Rechts geziemenden Charakter verleihen.

Wir wollen jetzt den Plan an ſich ſelbſt näher betrachten, nach welchem ein Raum von ungefähr ſechs Acres überbaut werden ſoll, den Platz ausgenommen, der von der Weſtminſterhalle und den Gerichtshöfen eingenommen wird. Die öſtliche Fronte oder die Waſſerſeite wird etwa zwei Drittel der ganzen Länge der Weſtminſterbrücke betragen; ſie läuft auf dieſe faſt rechtwinklicht aus, indem ſie ſich ungefähr fünfzig Yards ſüdlich von der Brücke ausdehnt, alſo am linken Ufer des Fluſſes, bis in die Nähe von Little-Abingtonſtreet; die Länge der Fronte des Gebäudes beträgt nämlich genau 870 Fuß. Die ſüdliche Fronte iſt 340 Fuß lang und erſtreckt ſich weſtwärts ſo weit, als die Linie des öſtlichen Flügels von Weſtminſterhall. Die Fronte nach Old-Palaceyard erreicht eine Ausdehnung bis zur wahren Länge der Halle ſelbſt, und mißt demnach 410 Fuß. Weſtminſterhall mit den Nebengebäuden und die Gerichtshöfe (Law-Courts) vor denſelben nehmen eine weitere Länge im Weſten des Ganzen ein von 230 Fuß. Das nördliche Ende von Law-Courts, ſowie von Weſtminſterhall, nebſt einem Theil der neuen Bauten am Ende des Gemeinen-Hauſes und die Umgebung des Eingangs zu letzterem, nimmt zuſammen eine Länge von 300 Fuß ein, ſich zurückwendend nordwärts von der weſtlichen Fronte nach New-Palaceyard, welche 100 Fuß lang iſt, und von ihrem nordweſtlichen Winkel bis zum nordöſtlichen der Waſſerſeite beträgt die Länge 300 Fuß.

Eine weite Aufdämmung des Fluſſes, die ſich ſo hoch über dieſen erhebt, wie der zweite Bogen der Weſtminſterbrücke, ſoll die Grundlage einer Terraſſe werden, die ſich 30 Fuß breit zwiſchen den Flügeln des nördlichen und ſüdlichen Endes der Fronte zu einer Länge von 680 Fuß ausdehnt. Hinter der Terraſſe erhebt ſich längs derſelben das Gebäude, in drei verſchiednen Stockwerken auf ſämmtlichen Fronten ausgeführt; zuerſt ein Unterbau über der Straßenfläche, gewöhnlich das Erdgeſchoß genannt; darüber das erſte Stockwerk oder Hauptgeſchoß, auf welchem die Häuſer der Lords und der Gemeinen, die Prachtſäle, die Abtheilungsvorgemächer, die Conferenzſäle, die Aktenkanzleien und andern vorzüglichern Zimmer und Büreaux vertheilt ſind; und dann das dritte Stockwerk, oder in einem gewöhnlichen Gebäude, der zweite Stock, welcher die Committeeſäle und andere Büreaux und Gemächer enthält für die Beamten beider Häuſer. Die mittlere Abtheilung der Waſſerſeite und die Thürme auf den Flügeln ſind noch ein Stockwerk höher; der Glockenthurm und der königliche oder Archivsthurm (Record-Tower) (worüber der beigefügte Plan nachzuſehen) erheben ſich, erſterer zu einer Höhe von 240 Fuß bis zum Gipfel der Glockenſtube, deren Bedachung noch höher emporragt; letzterer bis zu einer Höhe von 300 Fuß bis an den Gipfel ſeiner gekrönten Thürmchen.

Im Erdgeſchoſſe, oder dem unter dem Hauptgeſchoſſe befindlichen untern Stockwerke, befinden ſich, außer den in der vorigen Überſicht genannten Eingängen und Treppen, feuerfeſte Repoſitorien für beide Parlaments-Häuſer, Verſchläge für öffentliches Mobiliar, zur Feurung und Lüftung für die Häuſer, Vorgemächer und ſonſtige Abtheilungen; ferner das Departement des Lord-Groß-Kämmerer, die Gemächer für die Wachen u. ſ. w. ſo wie die Küchen- und Kellerei-Abtheilungen für die verſchiednen Beamtenwohnungen.

Im dritten über dem Hauptgeſchoſſe befindlichen Stockwerke ſind gegen die Waſſerfronte Committee-Gemächer für die Gemeinen, eine weite Vorhalle für Zeugenverhöre u. ſ. w. oberhalb der großen Treppe, und zu den verſchiednen Beamtenwohnungen gehörige Gemächer.

In dem Mittelgebäude erheben ſich die Parlaments-Häuſer ſelbſt und die öffentliche Centralhalle. Auf den übrigen Fronten befinden ſich verſchiedene Büreaux, die mit dem einen oder dem andern der beiden Parlaments-Häuſer in Verbindung ſtehen. Im mittleren Aufbau der Waſſerfronte, welcher noch ein Stockwerk höher iſt, befinden ſich noch einige überzählige Committee-Gemächer für die Gemeinen.

Mittheilungen

aus „*Occident et Orient*," von **Barrault.**

(Fortſetzung.)

4. **Die arabiſche und die ottomanniſche Raçe.** — „Vergleicht man die Araber und die Ottomannen, die beiden Raçen, welche in der Geſchichte des Islamismus die Hauptrolle geſpielt haben, mit einander, dann wird man die Araber — die Apoſtel, die Poëten, die Romantiker, hingegen die Ottomannen — die Staatsmänner, die Juriſten, die Hiſtoriker des Islamismus zu nennen geneigt ſein.

„Den Arabern gehörte der Säbel, leuchtend wie der Blitz, und die blitzähnlichen raſchen Eroberungen; ihnen die abentheuerlichen Unternehmungen, die hohen Waffenthaten, die wunderbar tapfern Heldenthaten: es ſind die Ritter des Islamismus. Die Ottomannen führen den Krieg mit einem durch Beharrlichkeit, Disciplin und Gediegenheit bewunderungswürdigen Muthe. Die erſteren verbreiten den Glauben mit einem unvergleichlichen, feurigen und glänzenden Heldenmuth; die andern ſtellen die ſchwindende Lebenskräftigkeit deſſelben durch ihre Anſtrengungen behufs ſeiner Concentration — wieder her.

„Die Unabhängigkeit des arabiſchen Geiſtes verewigt die Spaltungen der Stämme, und beſchleunigt den Verfall des Kalifat's durch die ſtürmiſche Inſubordination hundert wetteifernder Dynaſtien. Die Ottomannen bewahren die Einheit ihres Reiches durch Einführung einer Feudalordnung, und, indem ſie die Araber unterjochen, befreien ſie dieſelben von der tyranniſchen Anarchie ihrer Volksfürſten. Ein Zug charakteriſirt ſie: die Bildung des Janitſcharenkorps, jener furchtbaren Schaar von Fußvolk, welche, zu einem regulirten Korps in einer Zeit organiſirt, in welcher die Völker Europa's nur erſt noch unregulirte Truppen hatten, eine erfolgreiche Wirkſamkeit haben mußte. Dieſe Miliz, deren esprit de corps während drei Jahrhunderten ſich durch den esprit de Famille verſtärkt hat, die ihre Archive, ihre Verwaltung, eigene Handwerker-Körperſchaften, Affiliationen, Gerichtsbarkeit und Vorrechte beſaß, macht den Staat nach und nach unabhängig von der kriegeriſchen Feudalität, deren Herabſetzung ſie durch ihre überragende Wichtigkeit vorbereitet.

„Die Araber entwickeln das Geſetz Mahomed's in einer großen Zahl von weisheits- und vorausſichtsvollen Geſetzen. Die Ottomannen bemächtigen ſich dieſer Erbſchaft, führen die zahlreichen canoniſchen Bücher auf eine gemeinſame Regel für alle theologiſchen und geſetzlichen Entſcheidungen zurück, und prägen ihnen die Einheit eines Geſetzbuches auf. Sie thun noch mehr. Sie ſetzen mit früher unbekannter Einigkeit und Autorität die Körperſchaft der Ulema's ein, — zugleich Sorbonne, Parlament und Univerſität, zahlreich und doch einig, in ihren verſchiedenen Verzweigungen von einem Oberhaupte abhängig, von dem Mufti, dem geiſtlichen Stellvertreter des Sultan's.

„Dieſer Klerus, dem nicht, wie dem chriſtlichen, ein geheimer Gerichtsſtuhl zu Gebote ſteht, von welchem herab er die Gewiſſen zur Beicht hören und leiten kann, — erhebt das öffentliche Gericht, wo er über die Handlungen der Gläubigen zu entſcheiden hat, — läßt geſchickt den Verwalter der Gerechtigkeit den Verwalter des Kultus überholen (primer), und ſichert ſich hierdurch eine politiſche Rolle. Bekleidet mit dem Übergewicht, welches ihm das heilige Geſetz verleiht, deſſen Lehrer, Caſuiſt, Profeſſor, Anwender und Verwalter er zu gleicher Zeit iſt, — ſteigert er daſſelbe auch durch eine Anhäufung von Reichthümern, welche ſich durch die Einkünfte der Dotationen der Moſcheen vermehren, und ſich durch die Taxen, die öffentlichen Auflagen und die Confiscationen in ſeinen privilegirten Händen zuſammenſparen. Dieſe Art von Kirche endlich verſchafft in Mitten der Unruhen dem Rechtsſtande die Oberhand; entreißt das der Gerechtigkeit Angehörige den bewaffneten Händen; gründet die Unabhängigkeit der Magiſtratur durch die Fortpflanzungen ihrer bedeutendſten Stellen in den angeſehenſten Familien, deren Erbeigenthum ſie werden, und bringt das Privateigenthum in Sicherheit vor den Spoliationen der Regierung mittelſt einer mäßigen Abgabe, welche man der Moſchee, als einer gnädigen und barmherzigen Oberherrin, zu entrichten willigt. Lange bildet ſie ein nützliches Gegengewicht für die Autokratie der Souveraine oder die Willkühr des Säbels, und erweiſt ſich günſtig den Intereſſen des Volkes, der Ordnung und des Friedens. Gewiß iſt es die merkwürdigſte Verfaſſung der geiſtlichen Gewalt, die bei den Mahomedanern ſtatt gefunden. In **Perſien**, wo der Monarch, als unbeſchränkter Herr, die geiſtliche Gewalt nicht in dem Maße delegirt hat, daß er die Errichtung einer Körperſchaft begünſtigt hätte, welche ſeinen Despotismus beſchränke und ſeine Handlungen ſanctionire, — in Perſien iſt es nur die Erhebung (exaltation) eines Scheik's, der durch die öffentliche Stimme der Einſamkeit entriſſen wird, — in welcher er eine Warnung finden kann, einen beſſeren Weg einzuſchlagen. —

„Die **Ottomannen** machen in **Wiſſenſchaften** und **Poeſie** den Arabern die Palme nicht ſtreitig; ſie ſetzen ihren Ruhm in das Herrſchen. Ihre wichtigſte Wiſſenſchaft iſt das Recht; ihre nationalſte Literatur — die Geſchichte. Der Styl ihrer Hiſtoriker, zunächſt ganz durchblümt mit Anführungen aus ihren Dichtern, entkleidet ſich allmählich dieſes fremden Luxus und gewinnt an Einfachheit und Beſtimmtheit. In ihren Phantaſie-Werken bleiben ſie die Kopiſten der Poetik und der Werke ihrer perſiſchen oder arabiſchen Vorgänger; nicht, als ſeien ſie keiner eigenthümlichen Dichtung fähig; ſondern weil ihr Geiſt eine andere Richtung genommen. Aber auch dasjenige von ihrer Poeſie, was noch naiv und urſprünglich iſt, kann nicht den glänzenden Orientalismus des Südens ausprägen; die Sonne ihres Vaterlandes geht über kalten Steppen auf!

„Der gediegene, edle, ernſte Charakter ihrer **Bauwerke** bezeugt ihren eigenthümlichen Geiſt (génie). Die Ottomannen und die Araber bedienen ſich des Rundbogens (courbe), als der vorherrſchenden Linie ihrer Architektur. Aber bei den **Arabern** erſcheint ſie in mannigfaltiger zierlicher Abwechslung. Sie legen das Abentheuerliche, Unerwartete, Pikante in die Formen, die ſie in rieſenhaften Arkaden, in feinen Verzierungen, in kühnen und leichten Spiralen, in träumeriſchen Schwibbögen, in Kuppeln, die eine Art von Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit haben, entfalten. Die **Ottomannen** halten feſt an der Strenge des Halbkreiſes in den Domen ihrer Moſcheen und Bazar's; und während der arabiſche Minaret, in ſeiner ganzen Länge verziert, in eine Art von Ausbauchung ausläuft, die deſſen ſcharfer Zuſpitzung vorangeht, ſteigt der türkiſche Minaret nackt empor und verlängert ſich in eine Spitze. Der Minaret — welch' erhabene Umgeſtaltung der griechiſchen Säule! Die griechiſche Säule war ſtumm; der Islamismus hat ihr eine Stimme gegeben und eine Wache aus ihr gemacht. Und — wenn zu beſtimmten Stunden alle dieſe Stimmen ſich über die Stadt verbreiten, den Namen Allah's verkündend, bietet dieſe religiöſe Harmonie dann nichts, deſſen Erfindung das Chriſtenthum zu beneiden hätte?

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

*** **Die Bewohner der Inſel Carnicobar.** — Die „Transactions of the asiatic society established in Bengal" enthalten einen Bericht über die, am nördlichſten Ende des Nicobararchipels in der Bai von Bengalen gelegene Inſel von **Carnicobar**, welcher manches Intereſſante über die Einwohner dieſes Eilands darbietet. — Ihren Geſichtszügen nach gehören dieſelben zur malaiſchen Race; ihren Sitten und Einrichtungen nach ſtehen ſie noch auf ſehr niedriger Bildungsſtufe. Sie kennen nicht die Kunſt, ſich Stoffe zu bereiten; ihre Hütten ſind ohne Fenſter und äußerlich ſichtbare Thüre; man ſteigt nämlich von unten in die auf Pfeilern ſtehende bienenkorbartige Wohnung. Ihr Charakter zeigt zwei merkwürdige Eigenthümlichkeiten: ſie haben einen entſchiedenen Abſcheu vor jeder Unredlichkeit, und wiſſen durchaus nichts von Höflichkeitsbezeugungen und Ceremonien. Der Fremde geht in die nächſte beſte Hütte und thut darin, wie in ſeiner eigenen. Auch verſchließt Keiner, bei'm Ausgehen, ſeine Wohnung. Ihre Sprache iſt von allen bekannten verſchieden; jede Sylbe von einem Guttural-Schluchzen begleitet; doch wollen diejenigen, die die Pegu-Sprache kennen, einige Verwandtſchaft zwiſchen dieſer und jener gefunden haben. Sie ſollen keine Vorſtellung von der Gottheit haben, die der unſrigen ähnlich wäre; aber ſie glauben feſt an ein übermächtiges bösartiges Weſen, dem ſie einen auf Furcht gegründeten Cultus darbringen. In jedem Dorfe findet ſich übrigens eine große Stange, von welcher lange Schilfſtiller herabhängen, die, ihrer Meinung nach, die Kraft haben, den Böſen entfernt zu halten. Naht ein Gewitter, dann meinen ſie, jenes Machtweſen werde dieſe Gegend beſuchen; ſie umgeben dann die Gränzen ihres Gebietes, ſtecken von Diſtanz zu Diſtanz kleine Stäbe in die Erde, die oben geſpalten ſind und in dieſe Spalte ſtecken ſie ein Stück Cocosnuß, eine Handvoll Taback und die Blätter gewiſſer anderer Pflanzen.

Stirbt ein Carnicobarer, dann werden alle ihm zugehörende Thiere, ſein Tuch, ſeine Aexte, ſeine Fiſchgerten, kurz all ſein bewegliches Eigenthum, mit ihm begraben, und das ganze Dorf bejammert den Verluſt. Das Weib des Verſtorbenen muß ſich ein Fingerglied abſchneiden laſſen, wenn ſie nicht will, daß (wohl — ihr zur Schmach) ein breiter Einſchnitt in den bemerklichſten Pfeiler der Hütte gemacht werde. — Der Berichterſtatter, **Herr G. Hamilton**, wohnte der Beerdigung einer alten Frau bei. Ihr Sohn ſtürzte ſich auf den Leichnam und wehrte mit allen Kräften, daß ſie nicht fortgetragen werde; zuletzt wurde er ſelbſt, als er ſeine Mutter umarmt hielt, mit fortgetragen und erſt am Grabe von ſeinen Freunden mit Gewalt weggeriſſen und nach Hauſe zurückgeführt. Auf dem Grabe wurde ſpäter eine Art Denkmal aufgerichtet, auf welchem ein Stab ſteckte, an dem lange Riemen mehrfarbiger Stoffe hingen.

Polygamie iſt dort unbekannt; die Beſtrafung des Ehebruch's ſtrenge. Unter den Männern herrſcht Gleichheit; doch wird dem hohen Alter Ehrfurcht bezeigt.

*** **Der ſächſiſche Kunſtverein.** — Der höchſte Preis, der im v. J. von dem ſächſiſchen Kunſtverein für eines der zur Verlooſung beſtimmten Bilder bezahlt worden, war [illegible] Rthlr. für die **Pilger von Lindau in Rom**; Profeſſor **Richter** erhielt [illegible] Rthlr. für ſeine **Findung Moſis**, [illegible] in Düſſeldorf [illegible] Rthlr. für **Hans Sachs**. Die Geſammtausgaben des Vereins beliefen ſich im v. J. auf [illegible] Rthlr., die jedoch durch die Einnahmen völlig gedeckt wurden. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 139. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 14. Juni.

Xaver in Aſien.

(Schluß.)

Loyola hatte vor längerer Zeit durch einen aus Oſtindien kommenden Jeſuiten — Andrea Fernandez die Berichte von Xaver's außerordentlichen Fortſchritten in Aſien erhalten; die Freude daran war ſeit lange ſeine erſte aufrichtige. Schon öfter hatte er ſelbſt die Feder angeſetzt, und eben ſo oft ſeinen Geheimſchreiber Polanco beſchieden, um dem wackren Xaver zu antworten; immer wieder war entweder Kränklichkeit, oder ein wichtiges Geſchäft, welches ihn in Anſpruch nahm, dazwiſchen getreten. So war faſt ein Jahr verronnen und noch lag Xaver's Bericht unbeantwortet. Da ſchob er endlich alles bei Seite und beorderte Polanco, um dieſem an Xaver die Dankſagung im Namen der Geſellſchaft für deſſen Verdienſte und Verwaltungsbefehle zu diktiren.

Der Geheimſchreiber ſaß und harrte der Worte des Generals, als Tiburzio hereintrat und dieſem einen Brief aus Portugal überreichte.

„Von Rodriguez?“ fragte Loyola.

Tiburzio zuckte die Achſeln.

„Seine Schrift iſt es nicht. — Es wird ein neuer Bericht über Indien ſein!“ ſprach Loyola, in einem Anflug von Hoffnung, den verſchloßnen Brief zwiſchen den Fingern drehend, „was gilt die Wette, Xaver hat China gewonnen, und das Banner der Geſellſchaft Jeſu weht in dieſem Augenblick auf den Mauern der dreitauſendjährigen Kaiſerſtadt? Horcht auf! meine Brüder! Mein Herz iſt voll Freude, freut euch mit mir! Xaver's Leben iſt an das meine geknüpft, daß er einſt vor dem Dolch eines Meuchelmörders gerettet. So lange er lebt, fühle ich Kraft in mir, einer ganzen Welt Stand zu halten. Lange lebe Xaver!“

Er erbrach den Brief, Tiburzio und Polanco harrten begierig auf die Mittheilungen. Loyola las, — der Brief fiel ihm aus den Händen. Seine Lippe wurde blau. Seine Hand zitterte. Kalter Schweiß trat auf ſeine Stirne. Er wankte, Tiburzio und Polanco eilten mit dem Ruf: „Hochwürdigſter General, was widerfährt Euch?“ auf ihn zu, um ihn zu ſtützen.

„Xaver iſt todt!“ rief der General.

„Das heilige Kreuz!“

Wie Conſtantin in Wolken das Symbol der Erlöſung geſehen und mit dem feſten Glauben an die Worte: „In dieſem Zeichen wirſt du ſiegen!“ die Feinde überwand, ſo galt Xaver'n das „heilige Kreuz“ als Loſung; — es war kein blinder Zufall, der ihm gerade dies Schiff zugeführt, Gott wollte es und gab dem Apoſtel wie durch ein ſinniges Wortſpiel ſeinen Entſchluß zu erkennen. Und ſo unerſchütterlich war in dem gottgläubigen Xaver dieſe Überzeugung, daß er allen Vorſtellungen, allen Hinderniſſen trotzte, in denen jeder Andre vielleicht gerade den warnenden Finger Gottes erkannt hätte.

Nachdem er in Goa die hierarchiſchen Geſchäfte zum Nutzen der Geſellſchaft Jeſu beſtellt und Gaspar Barzé zum Viceprovinzial von Indien eingeſetzt hatte, ging er am 12. April 1552 auf dem „heiligen Kreuz,“ welches ſeinem Freunde Jago Pereira, einem reichen portugieſiſchen Kaufmann gehörte, mit Balthaſar Gago, Peter Alcacena, Franz Gonzalez, Eduard Sylva, Alvarez Pereira de Monte-Mayor und einem jungen, im Seminar zu Goa erzogenen Chineſen unter Segel. Alle dieſe geiſtlichen Perſonen theilten mehr oder minder Xaver's lebhafte Hoffnung, China zu bekehren, während die übrige Mannſchaft des Schiffes auf Anknüpfung von Handelsverbindungen und großen

Gewinn zählte, der durch dieſe Seefahrt aus dem fabelhaften China, wie aus einem unerſchöpflichen Goldbrunnen geholt werden könne.

Wohlauf, Argonauten! Friſch zu! Winde und Wellen ſchmiegen ſich ſanft in die Segel, an die Borde des Schiffes. Da ſchwimmt es dahin, wie von breiten Tritonenrücken getragen, das heilige Kreuz, goldig ſchimmert am Bugſpriet das erhabene Symbol des Glaubens, und vor ihm her weichen die Fluthen, als wollten ſie die grünen Glieder am Sonnenglanz behaglich ſtrecken; die wunderlich geformten Bewohner des Oceans ſchießen neugierig aus den Tiefen empor. Auf dem Verdecke ſtehen die kühnen Männer der Geſellſchaft Jeſu, die Krieger ohne Waffen, zum Gebet um den Sieg vereint, in ihrer Mitte Xaver, freudig verklärten Blickes gen Himmel ſchauend, deſſen Bürgſchaft er in der Bruſt trägt. Die andern alle hoffen auf das Gelingen, — Xaver iſt überzeugt, daß er vollenden muß!

In Malacca, wo ſie landen, wüthet die Peſt. Der Gouverneur, Dom Alvarez d'Ataide ſieht mit geheimem Neid ſie kommen, ungeheuren Gewinn holen. Er widerſetzt ſich der Weiterfahrt. „Es ſei unwürdig, daß ein bloßer Kaufmann, wie Pereira, als Abgeſandter zu dem größten Monarchen der Erde gehe.“ Ataide ſucht das Unternehmen auf jede Weiſe zu vereiteln, um heimlich für eigne Hand mit China Handelsverbindungen anzuknüpfen. Er ſucht ſich des heiligen Kreuzes zu bemächtigen, und ſchickt raſch vertraute Leute nach der chineſiſchen Inſel Sancian.

Xaver verſucht alles, Milde und Strenge, um des eigennützigen Mannes niedre Geſinnung zu verwandeln. Da nichts fruchtet, gebietet er, als Legat des heiligen Vaters, dem Großvikar von Malacca, den Störrigen zu exkommuniziren. Vergebens! Da ruft Xaver: „Und ob du mir eiſerne Schranken vorbaueſt, — öffneſt du ſie nicht, ſo trägt Gottes Engel auf ſeinen Fittichen mich hinüber.“

Eilig beſprach er ſich mit ſeinen Vertrauten, Gago, Sylva, und Alcaceva und ſchickte ſie nach Japan, an dem dort begonnenen Miſſionswerk rüſtig weiter zu arbeiten; er ſelbſt begab ſich heimlich mit dem jungen chineſiſchen und einem indiſchen Neophyten und mit einem Vater von der Geſellſchaft Jeſu auf das heilige Kreuz, und gebot, dem Befehl des hinterliſtigen Statthalters zum Trotz, die Anker zu lichten. Die Mannſchaft, an die fünfhundert ſtark, jauchzte ihm zu; — alle betrachteten ihn wie den Schutzpatron des Schiffes, und glaubten feſt, ſeine Gegenwart werde ihnen Segen und reichen Gewinn verſchaffen. So ſtechen ſie denn in die See.

Einige Tage ſegeln ſie weiter; — da iſt das Schiff feſtgebannt auf offner See. Windſtille. Entſetzen in Aller Herzen. Sie haben kein Trinkwaſſer mehr. Knieend flehen einige Xaver an, ſie zu retten. „Wir gehn zu Grunde,“ jammern andre; andre werfen ſich lechzend, ſtumm auf's Verdeck, mitten in den Sonnenbrand.

„Kleingläubige,“ ruft Xaver; — „wir werden nicht zu Grunde gehen, Gott verläßt uns nicht!“ — Er macht das Zeichen des Kreuzes über einen Kübel voll Seewaſſer, der vor ihm ſteht. „Trinkt! Gott ſegne es euch; es wird euch keinen Schaden bringen.“ — Gläubig nehmen ſie ſeine Worte hin; — ſo groß iſt die Macht des rechten Glaubens, daß er das widerſpänſtige Irdiſche bändigt. Sie tranken, und befanden ſich ſo wohl, als hätten ſie das lauterſte Quellwaſſer genoſſen.

Endlich, nach langem Harren und Beten wieder ein günſtiger Wind! Auf der Inſel Cicheo wird angelegt, Waſſer eingeholt. Die Eingebornen ſtrömen in Haufen herbei. Als Xaver wieder in die See ſticht, hinterläßt er dort ſechzig Chriſten!

Nach einer Seefahrt von fünfundzwanzig Tagen wirft er Anker vor Sancian, einer kleinen, nicht weit von der Provinz Quangtong gelegenen Inſel, wo ſich portugieſiſche Kaufleute befinden, deren Familien noch in der Handelsſtadt Kanton zurückgelaſſen ſind. Sie nehmen den Apoſtel mit den höchſten Ehrenbezeugungen auf, ſtellen ihm aber zugleich das Gefahrvolle ſeines Unternehmens vor, und beſchwören ihn, — Kerker, Foltern, Tod würden ſein Loos ſein.

„Und dieß ſollte mich ſchrecken? — dem allem kann ich trotzen, will ich trotzen, und thun, wozu Gott mich treibt. Gott ſteht für mich, — ſo muß auch ich für ihn ſtehen; — Gott iſt bis heute treu bei mir geblieben, drum muß auch ich ihm treu ſein und bleiben. Gott gab mir ſein Wort, drum predige ich ſein Wort, bis der letzte Hauch aus meinem Munde fährt.“

Da ſtellen ihm die zaghaften Kaufleute vor, daß ſie Weiber und Kinder noch in Canton haben, deren Sicherheit durch ſein Unternehmen gewiß gefährdet werden würde; ſie beſchwören ihn, es wenigſtens ſo lange aufzuſchieben, bis ſie ihre Geſchäfte vollendet und das ungaſtliche Land mit Weibern und Kindern wieder verlaſſen hätten. Dieſem Grunde vermag der menſchenfreundliche Xaver nicht zu widerſtehn; er verſpricht ihnen, ſo lange zu warten; aber die Ungeduld, die innere Glut, wohl auch das ungewohnte Klima, und die Folgen ſeiner maßloſen Anſtrengungen ziehen ihm ein hitziges Fieber zu, an dem er vierzehn Tage darnieder liegt. Als er wieder geneſen, benützen die Zaghaften mit aufrichtiger Theilnahme den Umſtand ſeiner Krankheit und deuten ſie ihm als eine neue Warnung Gottes: von ſeinem verwegenen Beginnen abzuſtehen. Er aber beharrt jetzt, nachdem er ihren Wünſchen Genüge geleiſtet, nur um ſo feſter auf ſeinem Entſchluß, obgleich die rohen Soldaten und Matroſen auf dem heiligen Kreuz, nachdem die Kaufleute abgereiſt, gleichfalls in ihrer Zuverſicht wankend werden, ihm Vorwürfe machen, daß er ihre Hoffnungen getäuſcht. Sie fangen an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Xaver verſagt ſich das Nöthigſte, damit nur die Bedürfniſſe der Anderen befriedigt werden. Da erliegt ſein Leib zum zweitenmal einem hitzigen Fieber. Er kann das Schaukeln des Schiffs nicht aushalten und bittet die Mannſchaft, man möge ihn an's Land bringen.

Es geſchah; das unzufriedne in ſeinen Erwartungen goldner Schätze hingehaltne Schiffsvolk war froh, ihn, als einen läſtigen Zehrer los zu haben. Das Elend machte ſie ſo thieriſch, daß ſie um einzelne Biſſen geizten, und ſo unempfindlich für fremdes Leiden, daß ſie dem Kranken nicht einmal eine Decke gegen die rauhen Novemberwinde mitgaben, und ihn hülflos im Freien liegen ließen.

So lag er auf dem öden Geſtade, treulos verlaſſen von den Menſchen, von der Wuth der Krankheit und der Unbill des Wetters gleich hart bedrängt, — gebeugt, aber nicht aufgegeben, denn ſelbſt durch ſeine wilden Fieberträume leuchtete das Vertrauen auf den Gott, den er verkündigen wollte; ja darin allein ſammelten ſich wie in einem Brennpunkt noch einmal alle ſeine Lebenskräfte.

Ein einziges Herz ward von Mitleid über die Hülfloſigkeit des edlen Mannes gerührt, das Herz eines ſchlichten Mannes, der ihm ein Zelt baute, mit einer Strohmatte ihn zudeckte und am Krankenlager Wache hielt.

Das Siechthum verſchlimmerte ſich von Tag zu Tag. Der Pfleger eilte voll Beſtürzung auf's Schiff und holte den Feldſcher, der dem Kranken eine Ader öffnete. Doch die Hülfe kam zu ſpät. Xaver verfiel in Convulſionen und litt unſägliche Schmerzen, und den bitterſten darin, daß er in den Augenblicken, wann die Fieberträume von ihm wichen, ſeinen Zuſtand erkannte, einſah, daß er ſterben müſſe, ohne das Werk zu vollenden, welches der Schlußſtein ſeines Lebens werden ſollte. „O mein Gott!“ ſtöhnte er ergeben; — „du weißt es, warum du's alſo über mich verhängſt; du weißt es, du meinſt es treu mit jedem. So will ich denn deinen Kelch mit vollem Bewußtſein leeren, wie bitter er auch iſt. Geprieſen ſeiſt du, mein gütiger Gott, — läßeſt du mich nicht vollenden, du gabſt mir's doch, für dich zu ſchaffen; geprieſen ſeiſt du in Ewigkeit!“

Es war eine harte Prüfung vom Herrn, — und da Xaver ſie beſtand, gab Gott ihm das Glück durch das Elend.

Der zweite Dezember tagte. Der Nordſturm rüttelte an den leichten Stäben des armſeligen Binſendaches, unter dem der Kranke lag. — Er hob ſich, bäumte ſich, ſtreckte ſich im Fieber. — Er ſtand im Todestraum mitten in der Kaiſerſtadt China's. Hohe Pagoden-Thürme mit phantaſtiſchen Schnörkeln, niedre Häuſerreihen, Kanäle von zierlichen Gondeln wimmelnd. Auf den Straßen Tauſende phantaſtiſch gekleideter Menſchen. Bonzen ſchleichen hin und wieder. Laue Lüfte ſtreifen die Glöcklein an den Thürmen, daß ſie hell erklingen. Er tritt in den Kaiſerpallaſt; — da ſitzt der Sohn des Himmels, die Sonne des Reichs, der große Vater, auf dem goldnen Thron unter dem diamantenfunkelnden Baldachin. Ringsum im Kreiſe ſtehen die Bonzen. Xaver fordert ſie zum Kampfe auf. Der Kaiſer wirft ſeinen drachenumwundnen Stab auf den von Goldkies feſtgeſtampften Eſtrich. — Tiefes Schweigen, kein Herz im ganzen ungeheuern Ring des Reiches, das nicht hörbar pocht. Da beginnen die Bonzen den Kampf. Trugſchluß auf Trugſchluß. Sie lächeln triumphirend. Der Kaiſer ſtreichelt zufrieden mit ihren Sophismen den weißen Bart. Xaver tritt vor, er wirft ſich auf die Kniee, inbrünſtig fleht er zu Gott, ihn zu ſtärken, ſeine Worte zu Schwertern zu machen. Und wunderbar fühlt er ſich erkräftigt, wie nie. Die Worte ſtrömen ihm wie helle Flammen vom Munde; wie Flammen wühlt's in ſeinem Herzen. Er predigt von Chriſtus, dem eingekörperten Gott, der aus Liebe für die ganze Menſchheit am Kreuze geſtorben, damit der Tod getödtet und die Hölle für ewig vernichtet ſei; er predigt von der Liebe, die ihr ewiges Reich ausgebreitet durch alle Völker, daß alle nur eine Sprache, die des Herzens, fürder reden, alle Brüder ſind. — Da wirft ſich der Kaiſer auf's Knie und betet an den dreieinigen Gott, und Xaver ſinkt nieder und betet ihn an; die Mauern des Pallaſtes zerſtieben wie Wolken, — aus ſeiner ewigen Herrlichkeit tritt der Heiland hernieder, die Siegesfahne der Auferſtehung ſchwingend, und reicht ſeinem Apoſtel die Hand, der in ſüßer Betäubung an das heilige Herz ſinkt. — Und der Heiland ruft: „Es iſt vollbracht!“ — —

Xaver hatte vollendet.

So ſtarb der Sendbote der Geſellſchaft Jeſu in Aſien, am 2. Dezember 1522, ſeines Alters im 46. Jahre, im 11. ſeines Aufenthalts im Oſten. Der Kapitän des heiligen Kreuzes ließ die Leiche in einen mit Kalk angefüllten Sarg legen, und brachte ſie nach Goa zurück.

Als man den Sarg eröffnete, ſoll die Leiche noch unverſehrt gefunden worden ſein.

(Epiſode aus dem dritten Band des „Loyola“
von Eduard Duller.)

Mittheilungen

aus „*Occident et Orient*,“ von Barrault.

(Fortſetzung.)

„Bei den Arabern und Ottomannen gibt die Strenge des Geſetzes dem Kultus ein Gepräge großer Einfachheit. Die Verwerfung der Skulptur und der Malerei läßt den Wänden der Moſcheen keine andere Zierrathen, als Inſchriften zuweilen in goldenen Buchſtaben, denen bei den erſteren ihre phantaſtiſchen Ausſchmückungen, bei den letzteren Zierrathen in Moſaik ſich anſchließen. Alle Darſtellung von menſchlichen oder von Thier-Geſtalten iſt ſelbſt bis auf die Teppiche verboten, es ſei dann, daß ſie für das Auge faſt unwahrnehmbar ſind. Die Einen und die Anderen haben verſucht, dieſe Leere durch den Reichthum und die Menge von Candelabern, von Lampen und Säulen zu erſetzen. Indeß beſchränkt die gottesdienſtliche Feierlichkeit ſich auf das Wort, und die Verbannung der Muſik reduzirt das Wort auf eine Pſalmodie oder einen Monolog. Der Namaz, das gemeinſame Gebet, von Imam mit lauter, von der Verſammlung mit leiſer Stimme geſprochen, begleitet von genau ausgeführten Geberdungen und untermiſcht mit Vorleſung einzelner Koranſtellen; der Kuthbé, das Glaubensbekenntniß, welches mit einer Ermahnung an die Gläubigen und einem Gebet für das Reich und den Monarchen ſchließt, — bilden den ganzen öffentlichen Gottesdienſt; zuweilen reiht ſich eine Predigt demſelben an. Nur zu Mekka bei der Feier des Kurban-Bayram entfaltet der Kultus eine größere Mannigfaltigkeit und Pracht. Dieſer ungeheure Zuſammenfluß von Hadſchis, die in Prozeſſion ſich der Kaaba nähern und den ſchwarzen Stein umkreiſen, und nach mehrfachen Evolutionen das Feſt mit Tauſenden von Opfern, mit Feuerwerken, Tänzen und kriegeriſcher Muſik beſchließen, muß das prächtige Schauſpiel einer großen religiöſen Communion darbieten. Der Monat des Ramazan's, vereinigt miteinander die ſtrengen Übungen der Faſtenzeit und die Vergnügungen des Karneval's: der Tag, ganz dem Faſten gewidmet, iſt eine Buße; die Nacht, der Andachtsübungen ungeachtet, die zu verrichten ſind, iſt ein Feſt; es iſt die Zeit der größten Luſtbarkeiten bei beiden Nationen. —

„Das heilige Wort, unvollſtändig und ſtrenge, wie es iſt, ruft das profane hervor. Die Erzähler mit ihrem romanesken, verliebten, heroiſchen Erzählungen, die Sänger auf Volksmelodien improviſirend, von groben Inſtrumenten begleitet, und oft den Tanz mit Muſik verbindend, ſind bei beiden Nationen, beſonders bei den Arabern, in groſer Anzahl vorhanden. Das Kaffeehaus dient ihnen gewöhnlich zur Bühne. Hier auch werden jene poſſenhafte, in Geberden und Worten obſcöne Darſtellungen aufgeführt, die einzigen Spuren dramatiſcher Kunſt bei den Muſelmännern, die dieſe Scenen auch im Innern ihrer Häuſer aufführen laſſen.

„Die Perſer ſind die einzigen, die dem Kultus durch feierliche Einführung des Drama's eine Erweiterung gegeben. In jedem Jahre wird, während der eilf erſten Tage des Monates Moharem, das Gedächtniß des Märtyrthums der Söhne Ali's in Scenen gefeiert, in denen die Akteurs, beſtimmte geſchichtliche Perſonen darſtellend, durch pathetiſchen Vortrag und Geberden, und mit einer ſeltenen Pracht von Poeſie die tiefſt ſchmerzlichen Gefühle und die lebhafteſte Bewunderung erregen. Es ſind Darſtellungen, die mit den Myſterien der mittelalterlichen Chriſtenheit die gröſte Analogie haben.

„Noch mehr; neben dem Gottesdienſt des Tempels errichten die Derwiſche noch den des Kloſters; mit dem Gebet haben ſie Geſchrei, Geſang, Muſik und Tanz verbunden, die aus der Moſchee verbannt ſind. „„Wer läßt euch ſo im Kreiſe drehen?““ fragte man einen Derwiſch. „„Wer läßt die Geſtirne kreiſen?““ antwortete er: „„die Liebe Gottes.““ *)

„Und, fürwahr! wenn man die Ordnung wahrnimmt, die ſie in ihren Rotationen befolgen, und wie ihr weites Gewand von den Hüften an ſich in eine Art von ſtrahlender Atmosphäre ausbreitet, während der Ton ihrer ſanften Flöten und Tam-Tam's in einer anderen Sprache die Harmonie zu wiederholen ſcheint, die ſie in ihren Geberden beobachten, — dann fällt es nicht ſchwer anzunehmen, daß ihre cadenzirten Evolutionen die aſtronomiſchen Bewegungen nachahmen, und bis zu den Zeiten des arabiſchen Sabäismus hinaufreichen. Die Derwiſche ſind gleichſam die irregulaire Miliz des islamitiſchen Klerus; in ihnen iſt ein Keim von Proteſtantismus (?) gegen den Koran. **) „„Wenn man ſich außerhalb der Kaaba befindet, ſagen ſie, dann iſt es gut, ſeine Augen nach ihr zu richten; aber wenn man in der Kaaba iſt, gleichviel dann, nach welcher Seite man ſich wendet!““ Die Kaaba iſt aber für ſie das Sinnbild der göttlichen Liebe. — Ihre Ceremonien erſetzen ſo viel als möglich die ihrem Kultus mangelnde Communion. Nach dem Tanz findet unter allen Mitgliedern der Gemeinſchaft eine Art von Liebesmahl (agape) ſtatt, — das einzige Beiſpiel von Zärtlichkeits-Ergießung, das ſich im Mahomedaniſchen Ritus findet. Endlich hören die Derwiſche ſogar, bis auf einen gewiſſen Punkt, die Beichte der Frauen. Ihre Religioſität hat die Bedenklichkeiten der Eiferſucht ſoweit überwunden, daß ſie ungehindert die Anvertrauungen und Umrathfragungen der Frauen entgegennehmen. Die erſten Geſellſchaften von Derwiſchen ſind von Arabern gebildet worden; aber gegenwärtig findet ſich das Kloſter der Derwiſche nur bei den Ottomannen; der Santon d. h. der einſiedleriſche Mönch iſt Araber. Die Araber haben nicht die ernſten Tänze der Derwiſche; ſie haben etwas ihrer Phantaſie genügenderes: dies ſind die Tänze der Almé's, die an den religiöſen Feſttagen ihre Zelte auf den Kirchhöfen errichten und hier Alles entfalten, was die Geſchmeidigkeit und Grazie des Körpers — in Abweſenheit einer ſtrengen Schaamhaftigkeit — Wollüſtiges darbieten. Den Ottomannen eigenthümlich ſind die Derwiſche; den Arabern die Almé's.

„Auch in der Liebe bilden beide Raçen einen Contraſt. Treu den Überlieferungen ihrer Vorfahren, welche weibliche Engel (anges-femmes) idolatrirten, wurden die Araber Verehrer ihrer Frauen. Obgleich ſie dieſelben mit einer Strenge im Schatten hielten, die noch durch ihre Eiferſucht geſteigert wurde, widmeten ſie ihnen einen Kult von Zärtlichkeit und ritterlicher Artigkeit (courtoisie), und zeigten ſich immer bereit, ihnen Einfluß auf ſie zu geſtatten. Die Ottomannen, jenen leidenſchaftlichen Huldigungen fremd, zeigten gegen die Frauen nur eine Ehrerbietung, die beſonders ihre Quelle in der Achtung der Männer füreinander hatte, und ſie gefielen ſich in dem Gefühle ihrer Superiorität; mehr Ehegatten als Liebhaber, — immer Herren. Dennoch, Dank ſei es der bleibenden Würde, die jene Ehrerbietung gegen ſie den Frauen gewährt, Dank ſogar einer vollſtändigeren Abſonderung der beiden Geſchlechter voneinander, — iſt es gerade bei den Ottomannen, daß die Frauen bälder Beſitz von einiger Freiheit gewonnen haben.

„Endlich, — um die Charakteriſtik dieſer beiden groſen Raçen zu vollenden, — was der Koran Lyriſches enthält, hat das Leben der Araber beſtimmt; was didaktiſch in ihm iſt, iſt den Ottomannen anheim gefallen. Der Islamismus, in dem er ſie im Geiſte ihrer eigenen Natur entwickelte, gab ihnen Eigenſchaften, die ihnen fehlten; er hat die Araber ſeptentrionaliſirt — und die Ottomannen meridionaliſirt. Immerhin kann man mit Wahrheit ſagen: bei den erſten iſt der Islamismus mehr Weib, und bei den letzteren mehr Mann!“ — (397 — 401.)

(Fortſetzung folgt.)

Notizen.

⁂ Der Verein zur Fürſorge für entlaſſene Sträflinge, welcher ſich im März 1831 zu Stuttgart gebildet, hat in Verbindung mit 55 Hülfsvereinen bis zum letzten Juni 1833 von 407 zur Fürſorge angemeldeten Perſonen 208 mit anſtändiger Beſchäftigung verſorgt. Von dieſen 208 waren am letzten Juni 1834 bereits 12 der Fürſorge des Vereins gar nicht mehr bedürftig; 21 waren theils mit, theils ohne Unterſtützung des Vereins ausgewandert; von den übrigen 177 hatten 117 gute Zeugniſſe ihrer Lehrherren und Dienſtherrſchaften aufzuweiſen. — Vom 1. Juli 1833 bis zum letzten Juni 1834 waren abermals 93 Individuen der Obhut des Vereins übergeben, und mehr als die Hälfte derſelben untergebracht worden. —

⁂ Mondatmoſphäre. — In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom 16. Mai wurde ein Schreiben des Herrn Coulier vorgeleſen, welches die Beobachtungen mittheilte, die er an der Sonne während deren letzten Verfinſterung angeſtellt. Er machte beſonders auf mehrere Schattenkreiſe (cercles ombrés) aufmerkſam, welche er dem Körper des Mondes hat vorangehen ſehen von 2 U. 24 M. bis 3 U. 40 M. Er glaubt, daß dies zur Entſcheidung der Frage beitragen könne, ob der Mond eine Atmosphäre habe. —

⁂ Polytechniſche Schule in Paris. — In den 40 Jahren von 1796 bis 1835 inclus. war die Zahl der Zöglinge dieſer Schule, welche zu verſchiedenen Ämtern berufen worden, 3,936, nämlich 2,869 zur Landarmee, 249 zur Marine, 818 zu bürgerlichen Dienſten; im Durchſchnitt jährlich 98. —

---

*) Dies, wie das franzöſiſche l'amour de Dieu, bietet den doppelten Sinn von Liebe zu Gott, und Gottes Liebe. E.

**) Etwa, wie im Myſtizismus des Mittelalters ein Keim des Proteſtantismus gegen die kirchliche Autoritätslag? E.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 140. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 15. Juni.

Der Chacham.

Von

Ludwig Storch.

Das junge Haar des Frühlings troff von Balſam; die Knoſpen- und Blüthen-Augen weinten duftende Thränen der Luſt; das Meer blickte neidiſch und ſehnſüchtig nach dem Lande, wo ſolche Schätze geboren wurden, und ſchickte ſeine dienſtfertigen Boten, die Abendwinde aus, etwas davon zu entwenden und ihm zuzuführen. Und die ſchelmiſchen Kinder regten die Schwingen, ſtahlen Düfte, Blätter und Blüthen und führten ſie im leichten Tanze ihrem ernſten Gebieter zu, der ſog gierig die Düfte ein und wälzte die Blüthen und Blätter, mit ihnen ſpielend, wie ein kindiſch gewordner Greis, auf ſeinen Wellen dahin, und leckte am Ufer empor, um ein Gräschen zu rauben oder eine Blume zu küſſen.

Die Roſe öffnete zuerſt ihren Kelch, bunte Träume quollen heraus, duftige Küſſe, erlöſ't von langem Bann, und flatterten zum Meer hinab, wo Nenuphar ihrer ſehnſuchtsvoll harrte, oder zu dem Myrthengebüſch hinauf, wo Sproſſer ſaß, ſie aufnahm in der liederreichen Bruſt, und ſie als Töne wieder ausſtrömte. Verduftend und verhallend wogten ſie weiter in die azurblaue Luft hinaus und ſtarben im Abendgewölk. Aber einen Augenblick ſpäter wurden ſie als Mondſtrahlen wieder geboren, und wiegten ſich auf den Blättern des Palmbaumes und gaukelten in den Büſchen des Pomeranzenhains, mit ihren jüngern Schweſtern, den eben gebornen Düften, ſcherzend, und lauſchten durch das Laubendach und zitterten verglimmend in den ſchönen dunkeln Augenſternen zweier holden Mädchen, die Arm in Arm dort ſaßen. Solche Augen ſind das koſtbarſte ſüßeſte Grab der zu Tönen und Strahlen umgebornen Roſenkinder. Werden ſie raſten und Ruhe finden in der Wonnegruft? Nicht doch! Sie ſteigen in das Herz hinab und flattern von da in neuer Umwandlung als ſüße Sehnſuchtsſchmerzen, als heiße unausgeſprochne Wünſche, als ſtumme noch nicht ganz verſtandne Liebesgrüße hinaus. Von da ſuchen ſie ein andres Herz, das eines edeln, hochbegabten, begeiſterten Jünglings; neuer Tod, neue Geburt. Hier werden ſie endlich zum Liede, zum Gedicht, und das iſt ihre höchſte Vollendung. Alles was ſie früher einzeln waren, das ſind ſie hier vereinigt. Denn das Lied iſt duftend, wie der Hauch der eben erſchloſſenen Roſe, es weht ſo todesſüß, wie ein lächelnd ſterbender Traum, es tönt ſo wunderbar, wie Sproſſer's Frühlingsgeſang, ſo thränenquellend, ſo ſchmerzenblutend, ſo luſtberauſcht; es zittert wie Mondſtrahl ruhig und mild in die Seele; es drängt ſo ſehnſuchtsvoll heiß, wie der erſte Liebesgedanke in eines Mädchens Bruſt. Duft, Ton, Strahl, Gefühl, ihr ſeid eins im Liede! —

Jene Jungfrauen, die einander ſo ſehnſuchtsvoll in die Augen ſahen, waren Thamar und Mihurmah, von der Pracht des Lenzes in den herrlichen Berggarten geladen, wo Roſanes für ſein geliebtes Kind einen Kioſk gebaut hatte, klein und wohnlich, aber reich und köſtlich, wie das Prunkgemach einer Königin. Auf vier Säulen von Lapislazuli ruhete das von ſeidnen, wollnen und baumwollnen Stoffen mehrfach übereinandergelegte bunte Zeltdach; die Wände waren künſtlich von Rohr geflochten und mit reichen buntgewirkten Teppichen überhängt. Ringsum lief ein Geländer von Zimmtholz geſchnitzt, und vorn wölbte ſich die Laube von Weinlaub, Roſen und Lorbeern, die vom Garten heraufgezogen waren. Durch dieſe dunkle, blühende Laube ging der Eingang in den Kioſk, und hier ſaßen die Mädchen. Ihre Augen ſuchen bald die reinen Sterne am dunkelblauen Himmel, bald ſchwelgen ſie im Lichtmeer des

Mondes, das dieſer auf die Laube ausgießt, beide horchen ſie den klagenden Tönen der Nachtigall und ahnen, daß ihre erwachenden träumeriſchen Gefühle mit jenen verwandt ſind. Sie treten Arm in Arm auf den Altan heraus und ſchlürfen die warme, ſchwellende, üppige Frühlingsluft.

„Wie ſchön iſt die Welt!“ ſeufzt Thamar wonnetrunken auf, „und wie glücklich bin ich, daß du ſie mir kennen gelernt haſt. Ich wandelte, eine Augenblöde, unter dieſen Schätzen und was mir nicht Rahel zeigte, ſah ich nicht. Ich war klug und mein Vater lobte mich; ich war auch zufrieden mit mir. Aber ſeit ich dich habe, iſt Alles anders; ich ſehe mit hellen Augen, ich fühle mit offner Bruſt. Das Alles habe ich dir zu verdanken.“

„Du liebes Täubchen, du ſchreibſt mir zu viel zu. Du haſt einen andern Lehrer gehabt, glaub' ich.“

„Meinſt du den Chacham Halevi?“ lachte Thamar, „dann irrſt du ſehr. Von dem lernt man nichts als die Lehren der Miſchna und Gemara, und die vergeſſ' ich ewig wieder.“

„Ihn mein' ich nicht. Einen Andern. Und wenn du auch nur wenig Worte von ihm vernommen, ſo haſt du doch ſehr viel von ihm gelernt.“

„Wen könnteſt du meinen?“ fragte Thamar erröthend.

„Faſt glaub' ich, du weißt es.“

Thamar wendete ſchweigend das Geſicht ab.

„Stieg nie der Wunſch in dir auf, einen andern Lehrer zu haben, als den alten Halevi?“ fragte Mihurmah mit drängender Bedeutung.

Thamar antwortete noch nicht.

„Du liebſt die Poeſie, und unſre Religion mit ihren heiligen Satzungen und Sagen iſt durch und durch poetiſch. Aber wahrlich, es bedarf eines rein geſtimmten hochpoetiſchen Gemüths, eines Zauberers, der die Schätze zu heben verſteht, eines Auserwählten, der, wie ein begeiſterter Prophet, die Herrlichkeit unſres Gottes in flammenden Zügen malt, eines Hohenprieſters, der mit geiſtigem Auge das Allerheiligſte des Tempels geſchaut hat, des prächtigen Tempels, der in ſeiner leuchtenden Herrlichkeit nie zerſtört ward und nie zerſtört werden wird, jener dreimalheiligen Schechina, der jetzt in Gefangenſchaft liegenden Lichtmutter, ſelbſt. Die Andern, die den Tempel wegen ihrer blöden Augen nicht geſchaut haben, denen jenes Licht nie geleuchtet hat, ſchlagen ſich ewig mit todten Worten herum, nagen an der Schale und können den Kern nicht finden, und wollen lehren, was ſie ſelbſt nicht empfangen haben. Ein ſolcher Mann iſt der Chacham Halevi. Hätteſt du dich nie geſehnt, lebendige lichtſtrahlende Worte aus dem Munde eines Auserwählten zu trinken? Durch ſein Auge die Herrlichkeit des Herrn zu ſehen?“

„Es gibt nur einen ſolchen,“ ſagte Thamar ſcheu, über und über glühend.

„Ja, Mädchen, du haſt Recht: es gibt nur einen unter den Lebenden, und du hätteſt nicht glühend gewünſcht, den Durſt der Seele am ſüßen Lebensborn, der aus dem Munde des Einen quillt, zu löſchen?“

„Du quälſt mich, Mihurmah.“

„Es iſt deine Freundin, deine Schweſter, die dich ganz glücklich wiſſen, jeden deiner geheimſten Wünſche erfüllt ſehen möchte. Vertraue mir! Sieh, die duftende Frühlingsnacht ladet die Herzen ein, ſich zu nähern, ſich gegenſeitig aufzuſchließen und alle Wünſche und Neigungen mit zu theilen. — Ich will den Namen des einen nennen: Sabbathai Zewi, war er nie der Gegenſtand deines brünſtigen Verlangens?“

„Du haſt mich ja lang ſchon errathen. Er war's,“ flüſterte Thamar und verbarg ihr Geſicht an der Bruſt der Freundin. „Seit mir nicht mehr vergönnt iſt, mit Rahel verhüllt zu ſeinen Lehrvorträgen zu ſchleichen und jedes ſeiner Worte zu verſchlingen, hab' ich eine ſtille Sehnſucht im Herzen genährt, Sabbathai möchte ſtatt Halevi's mein Lehrer ſein; aber ich wagte nie, dieſen Wunſch laut werden zu laſſen. Schon der Gedanke daran trieb mir das Blut in die Wangen.“

„Und auch mir durfteſt du dich nicht vertrauen?“

„Es war mir unmöglich. — Wenn dein Mund von Sabbathai's Lob überſtrömte, fühlt' ich mich ſeltſam beklommen. Ich konnte kein Wort darauf erwiedern. Auch mit Rahel habe ich nicht wieder von ihm geſprochen; ſie ſchien es ſelbſt zu vermeiden.“

„Und du wußteſt doch, daß ich zuweilen in Zewi's Hauſe war.“

„Du biſt Sabbathai's Freundin, hörte ich. Ich fürchtete, dir zu mißfallen, wenn ich meine Wünſche laut werden ließe.“

„Unſchuldiges Herz! Liebe Taube! Ja, ich bin ſo glücklich, die Freundin dieſes trefflichen Jünglings zu ſein. Er iſt es werth, daß er dein Lehrer werde, daß er dein Herz mit dem Hauche ſeiner Begeiſtrung erfülle, und du biſt vor allen erkoren, ſeine Schülerin zu ſein.“ —

Am andern Morgen ſprach Mihurmah mit dem alten Roſanes, und er, der ſeinem Kinde keinen Wunſch verſagen konnte, ſchickte nach Sabbathai. Halevi wurde abgedankt und der junge Chacham Thamars Lehrer.

(Fortſetzung folgt.)

Frühlingsſtrauß.

I.

Der Frühling wirket Tag und Nacht
Und raſtet keine Stund';
Er ſchlägt die grünen Fäden ſacht
In unſer Erdenrund.

In alle Wälder ſchwebet er,
Kaum, daß man ſich's verſieht;
In alle Bäume webet er,
Grün Laub und weiße Blüth'.

Er webet es in einem Nu,
Da er Geſpinnſt genug;
Und ſelbſt die Gräber deckt er zu
Mit einem grünen Tuch.

II.

Die erſte Frühlingsglocke klingt
Hoch oben in den Lüften,
Ein Auferſtehungshymnus dringt
Hinab zu allen Grüften.

Die Gräſer ſpitzen ſchon ihr Ohr,
Sie lauſchen fromm dem Klange;
Den Küſter ſchau'n ſie nicht im Chor,
Der zieht am Glockenſtrange.

Der Wandrer lehnt ſich an den Baum
Mit ahnungsvollem Beben,
Und ſieht am fernſten Himmelsſaum
Die Lerche einſam ſchweben.

III.

In dem warmen Thale blühet
Roth und weiß der Mandelbaum;
Seine Äſte überziehet
Sichtbar ſchon der grüne Flaum.

Auf dem Berg die Eichen ſtrecken
Ihre kahlen Arme aus;
Wann wird die der Frühling wecken,
Küſſend ſie mit ſüßem Hauch?

IV.

Iſt über Nacht gefallen
Der weiße Schnee,
Daß Flöckchen ich an allen
Den Bäumen ſeh?

Der Lenz hat ſie ſtaffiret
Mit Blüthenſtaub,
Sie zierlich coeffiret
Mit grünem Laub.

V.

Der frühlingsfriſche Morgenwind
Treibt raſch der Mühle Flügel;
Beſtreicht die jungen Saaten lind,
Die brechen aus dem Hügel.

So ſchwell' ein friſcher Frühlingshauch
Der Seele leichte Schwingen,
Und grüne Saaten werden auch
Aus dieſem Boden dringen!

VI.

Die Kirſche ſteht in voller Blüthe,
Im weißen Unſchuldskleid;
Daß ſie der Lenz doch emſig hüte
Vor jedem Fall und Leid.

Daß ihre zarte Frucht einſt zeit'ge,
Wie Mädchenlippen roth;
Und keine einzige zweideut'ge
Blüth' fall' zur Erde todt!

Es koſt der Weſt um ihre Wangen,
Er buhlt ſo ſüß und leis;
Ach daß das ſündige Verlangen
Ihr raubt der Unſchuld Preis!

VII.

Das erſte Blümchen, das ich ſchau
Auf ſonnenheller Frühlingsau,
Das Veilchen!

Es ſieht aus ſeinen Augen blau,
Drin ſchwimmt vom reinen Morgenthau
Ein Theilchen!

So wünſch' ich mir auch eine Frau,
So frühlingsſchön, von Augen blau,
Ein Veilchen!

VIII.

Jeden Frühling fühl' ich innig,
Wie die Welt ſo leer und kalt,
Wenn mit ſeinem Lied nicht ſinnig
Man ſpazieren kann im Wald.

Wie ſind doch die Vöglein glücklich,
Die ſich ſchaukeln auf dem Zweig!
Ihr Geſang jauchzt ſo erquicklich
Aus dem grünen Königreich.

Wie lacht doch der Himmel ſonnig
Dieſen Blumen blau und roth;
Grünen, ſtrahlen, duften wonnig,
Blühen liebend ſich zu todt.

Und wie wohlig auf der Welle
Wieget ſich bald auf und ab,
Sonnt ſich oben die Forelle,
Taucht zum grünen Grund hinab.

Ach des Lebens Frühlingswelle
Rauſcht nicht immer, ſtocket bald;
Könnt' mit einem Lied ich ſchnelle
Gehen auch zum grünen Wald!

(Fortſetzung folgt.)

Bruder Johann von Kempten.

Das erſte halbe Jahrhundert der Stiftung von Stamms verfloß unter dem langwierigen und koſtſpieligen, durch Feuersbrünſte unterbrochenen Bau eines gemauerten, ſtatt des anfänglich blos hölzernen Klöſterleins; mit der feierlichen Einweihung durch ſieben Biſchöfe, unter frommen Bemühungen, den im Kirchenbanne verſtorbenen Stifter Mainhard in Rom losſprechen zu machen, und ihn aus Kärnthen, in die ſelbſt gewählte Grabſtätte nach Stamms bringen zu dürfen; unter Mitleiden in den allgemeinen Leiden, während der geldarmen und unruhvollen Regierung Heinrichs, des ſchwachen Sohnes, eines ſo ſtarkmüthigen Vaters wie Mainhard. — Unter Heinrich und Margarethen, ſeiner Erbtochter, zählte Stamms, ohnehin im vorzugsweiſen Rufe klöſterlicher Strenge und ſelbſt ſcholaſtiſcher Bildung, einen ungewöhnlichen Mann, den Bruder Johann von Kempten. — Zwiſchen den Jahren 1285 und 1286 geboren, ein ſtiller, zu ſchwärmeriſcher Frömmigkeit geneigter Knabe ging er dem Zimmermannsgewerbe ſeines Vaters nach und that, vor den Augen ſeiner tödtlich erſchrockenen Eltern, einen Fall vom Gerüſte des Thurms der fürſtlichen Stiftskirche zu Kempten, der eben ausgebeſſert wurde. Seine wundergleiche Erhaltung ſchrieben die erſtaunten Eltern, beim Anblick des grauſen Falles, dem blitzſchnell gethanen Gelübde zu, ihn ſeinem Namensheiligen in Stamms zu weihen. Wirklich trat er auch in dieſes Stift, nachdem er vorhin bereits den Weltprieſterſtand ergriffen, und verwaltete die beiden, nach Stamms gehörigen Pfarren, Neſſelwang im Allgau, und Mais, das altrömiſche Maja, unſern Meran, und des alten Hauptſchloſſes Tyrol. — Tiefſinnig hatte den frommen Bruder jener Unfall aus der Zeit zwiſchen dem Knaben- und Jünglingsalter gemacht. — Einſamkeit, unaufhörliche Betrachtung und völlige Abgezogenheit von den wechſelnden Sorgen und Freuden dieſer Entwicklungsſtufe, die wir mit vieler Wichtigkeit „die Welt“ und „das menſchliche Leben“ nennen, ergoſſen in ſein Haupt und in ſeinen Buſen jene höhere Weisheit, die von allen verehrt, von wenigen begriffen wurde und dem Volkswahne ſeinen Urſprung gab, der Bruder Johann ſei fünfmal des Tages in Gott verzückt. Fürſten ſind demüthig vor ihm geſtanden, erbitterte Gemüther nahmen aus ſeiner Hand den Oelzweig des Friedens, und mehr als einmal hat er unheilſchwangere Zwietracht verſöhnt, wie Bruder Claus von der Flüe auf der Tagſatzung zu Stans, als man wähnte, er ſei unabwendbar da, der letzte Tag des eidgenöſſiſchen Bundes. Nur den Bruderzwiſt gelang es ihm nicht umzuſchmelzen, welcher

Ludwig den Bayer und den Pfalzgrafen Rudolph bis in's Grab von einander hielt (ein merkwürdiger Gegenſatz der unvergeßlichen Bruderliebe ihrer Gegner, Friedrich des Schönen und Leopold's, der des Ritterthumes Preis und Blume hieß.) Beide Brüder beſuchten den außerordentlichen Mönch mehrmals. Um ſeinetwillen erhielt das Kloſter Stamms Brief und Siegel über Zoll- und Mauthfreiheit in ihren Landen, und daß, wenn ihm ein von Rudolph herrührendes Lehen geſchenkt würde, die lehenbare Eigenſchaft todt und ab und das Gut der Aebte „frei und luteigen“ ſein ſolle.

Das einſt welfiſche, dann hohenſtaufiſche, Stamms ſo nahe Schloß Petersberg, hatte Margarethen, die Maultaſche, als Gefangene in ſeinem finſtern Verließe. — Markgraf Carl von Mähren, nachmals Ludwig's Gegenkaiſer, hatte jedoch durch dieſe ſtrenge Maßregel, den Verluſt Tyrols für ſein Haus nicht abgewendet, vielmehr nur beſchleunigt. Margarethe entfloh nach Bayern, ihr Gemahl Johann Heinrich, Carl's Bruder, wurde vertrieben. Begierig ergriff Ludwig der Bayer dieſe Gelegenheit, die Schlüſſel Deutſchlands und Italiens ſeinem Todfeinde Johann von Böhmen und deſſen Söhnen zu entreißen und ſeinem Hauſe zuzuwenden. — Ohnehin mit dem päpſtlichen Stuhle zerfallen, und von der Gemeinſchaft der Gläubigen ausgeſchloſſen, hatte er die, für ſein Zeitalter unerhörte Kühnheit, mit völliger Umgehung der geiſtlichen Gewalt aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit, eine, ſeit zehn Jahren beſtandene Ehe als ungültig zu erklären, und Margarethen an ſeinen Erſtgebornen, Ludwig den Brandenburger, zu vermählen, obgleich ihre Voreltern, Ludwig der Strenge und Eliſabeth, Geſchwiſter geweſen waren. Am 10. Februar wurde zu Meran, in Kaiſer Ludwig's Gegenwart die Vermählung vollzogen. Im Juli darauf kam Margarethe von dem nahen Schloſſe Petersberg nach Stamms. Der Abt Ulrich, den frommen Bruder Johann zur Seite, ſtellte ſich an die Kirchthüre und wehrte ſeiner Fürſtin und ihrem zahlreichen Gefolge, den Eingang als einer Gebannten! — Dennoch beſtätigte ſie dem Kaiſer alle Freiheitsbriefe ihres Vaters und Großvaters. — Bruder Johann weiſſagte dem Verein zwiſchen Baiern und Tyrol kurzen Beſtand und mahnte flehentlich zur Ausſöhnung mit dem heiligen Stuhle. — Die merkwürdigſte Ueberlieferung von dieſem Bruder Johann, den übrigens die gleichzeitigen Aufzeichnungen des in Paris gebildeten Bruder Marcus von Lindau und Anderer: „Virum sanctissimum et mirae contemplationis, qui futura multa praedixit,“ nennen, iſt die Erſcheinung ſeines Freundes, Kaiſer Ludwig's unter der Meſſe, am nächſten Morgen darauf, als Ludwig Abends auf der Jagd, in der Gegend des Kloſters Fürſtenfeld, vom Schlage gerührt, vom Pferde ſank und mit den Zeichen frommer Ergebung, wenige Augenblicke darauf, in den Armen ſeiner Gefährten und eines Bauern verſchied. — Was die Chroniken und Aufzeichnungen von Stamms und von Ludwig's Lieblingsſtiftung Ettal hierüber enthalten, iſt in Oefele's scriptor. rer. boic. und in Hormayr's Archiv für Süd-Deutſchland abgedruckt. — Der ſeinem Kloſter und der hiſtoriſchen Muſe allzufrüh entriſſene Caſſian Primiſſer gab zur Wahl des vorletzten Abtes, Vigilius Kraniſcher, über dieſen Bruder Johann von Kempten (deſſen Haupt ſchon wenige Jahre nach ſeinem Tode den Reliquien der Stammſerkirche beigezählt wurde) eine eigene Abhandlung, welche nie in den Buchhandel gekommen, längſt unter die Seltenheiten gehört:

In dem MCCCXLVII. jare, Am XI. tag des weinmenats, ſeiner kayſerlichen Mayeſtäten regierens in dem XXXIII. jare, iſt der durchleuchtigiſt Fürſt und herr Ludwig der IV. des Namens römiſcher kayſer, von dieſem jamertall abgeſchiden, dem und allen Chriſtgläubigen Got der allmechtig ſeine gettliche Gnad und Barmhertzigkeit wölle mittaylen. Amen. § Zwiſchen auch am andern tag nach todt des kayſers — iſt geſchehen in Cloſter Stambs, daz ein andechtiger Vater verpracht den Dienſt gottes, und meß geleſen. So er nun kam und biß auf die wort der heiligen wandlung: ſchwieg er ein klaine Zeit gar ſtill, darnach ſprach er zu teutſch zu dreymall, dieße nachfolgende wort. O wie wee wee dir iſt und wirdt doch ſchier wol beſſer! nach dieſen worten ward er verpringen ſein Amt und wandeln. Auch ſo wolt er nieſſen das hochwürdig Sacrament, verzoche er abermahls eine klaine Zeit und ſchwig ſtill. Darnach ſprach er, wie vor in teutſch zu dreymall. O wie wee wee dir iſt und wirdt doch ſchier woll beſſer! Nachdem wardt er das Sacrament nieſſen, des alles vernahm der Altardiener, und ſo die meß vollendt und verpracht ward, fragt der Altardiener gar thuemüetiklich den prieſter, was er doch mit den Deutſchen wordten, die er in dem Amt der meß alſo gemelt, gemaint oder angezaigt hette? Antwurtt der prieſter und verkündt in wie kayſer Ludwig geſtorben, und in der meß fürkummen in groſſer pein ſei, aber doch ſchier darauß erlöſt werde. Daran menigklich mag merken, das er iſt in Genaden Gottes des almechtigen.

Bruder Johann von Kempten ſtarb am 21. Juni 1350, faſt 70jährig. — Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als Zwietracht ſeine Brüder theilte, die den frommen Abt Conrad von Feldkirch abſetzten, und den unruhigen Heinrich von Albrechtseck an ſeine Stelle erwählten.

Notizen.

⁂ **Abweichungen der Magnetnadel und Erdbeben.** — Der reiſende Naturforſcher Gay hat zu Valdivia und Santiago beobachtet, daß die Magnetnadel, nicht wie in Europa nur 2, ſondern 3 Abweichungen zeigt; Morgens bis 9 nach Oſten, dann bis 3 Uhr Nachmittags weſtlich, von da an bis 9 Abends wieder öſtlich. In der ganzen Nacht aber ſteht ſie ſtill. — Auffallend war, daß wenige Tage vor dem großen Erdbeben, welches die Städte und Dörfer der Provinzen Concepcion und Talca zerſtörte, die Nadel 15 bis 20 Minuten abgewichen: — bei kleinen Erdbeben zeigte ſich jedoch keine Abweichung. — Profeſſor A. de la Rive meint, daß, falls der Zuſammenhang zwiſchen ſolchen Abweichungen der Magnetnadel und Erdbeben ſich beſtätigen ſollte, dieß der Hypotheſe von Davy und Ampère günſtig wäre, wonach unſer Erdball aus einer, mehrere Meilen dicken äußeren Hülle und einem feſten Kerne beſtünde, an deſſen Oberfläche eine lebhafte chemiſche Thätigkeit ſtatt fände, durch welche einestheils electriſche Strömungen erzeugt würden, die der Magnetnadel ihre Richtung gäben; während anderntheils durch jene Thätigkeit elaſtiſche Flüſſigkeiten entwickelt würden, die, auf die äußere Erdrinde drückend, Erdbeben erzeugen könnten. —

⁂ **Journaliſtik in Van Diemens-Land und N. Wallis.** — Für die Bevölkerung von Van Diemens-Land, die nur aus 40,000 Einwohnern beſteht, erſcheinen jetzt nicht weniger als 9, und für die 70,000 Einwohner von N. Wallis des Südens 7 Zeitungen, von denen die meiſten 3mal die Woche erſcheinen.

Der Phönix

beym Beginn des zweiten Semeſters 1836.

(Juli bis December.)

Ein Ueberblick deſſen, was bisher der Phönix zu leiſten ſich beſtrebte, zeigt zur Genüge, daß es der Redaktion Ernſt war, die Intereſſen der deutſchen Kunſt und Literatur zu concentriren, alles Anti-Nationale abzuwehren, keiner Parthei zu dienen, das Wahre ebenſo treu zu vertheidigen, als das Schöne.

Der Herausgeber wird dieſen Geſinnungen auch für die Folge treu bleiben.

Die bisherigen geachteten Mitarbeiter werden ebenfalls fortan kräftig mitwirken, um die Theilnahme zu erhalten, welche dem Phönix von Seiten der deutſchen Leſewelt bisher zugewandt wurde.

Der Preis für das zweite Semeſter (Juli bis December) des zweiten Jahrgangs 1836 bleibt Rthlr. 3. — fl. 7. 30 kr. Conv. M. — fl. 6 rhein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 141. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 16. Juni.

Der Chacham.

Von

Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

Die Glut des Tages verglomm ermattet in der Kühle des Abends, wie ein feuriges Auge in den Wonneſchauern der Wolluſt. Die Abendröthe ſtickte Kränze von allerlei Roſen in das tiefe Azurblau des Himmels, goldne Wölkchen ſegelten über das Luftmeer, wie Herolde ſtillerer Freuden, die im freundlichen Nachtmantel geheimnißvoll, wie alles Süße, aber doch als liebe Bekannte, am Horizonte heraufſtiegen, die holden koſigen Abendſtunden, die einen goldnen Zauberſchlüſſel im Munde tragen, mit dem ſie jedes warme Menſchenherz zu öffnen wiſſen. Wen die Laſt des Tags gedrückt, wen der Kampf der heißen Stunden hart berühret, wem das Elend, das das Licht beleuchtet, wehe gethan, dem legen ſich die ſüßen Abendſtunden, gleich traulichen Freundinnen, kühlend, labend um die Bruſt, die von ihrem Schlüſſel aufſpringt, und ſiehe, es ziehen heitre Gefühle hinein, Liebe und Freundſchaft treten durch das geöffnete Thor, beſiegen den Erdenſchmerz und lächeln dem Dulder ſelige Ruhe zu. Die heimlichen Abendſtunden führen die Menſchen unter ihrem purpurgeränderten, goldgeſtickten Nachtgewand näher zuſammen und öffnen Gefühlen den Mund, die der Tag ewig verſchweigt, und reichen über die beglückten Kinder der Erde, ihren Schweſtern, den buntgekleideten Träumen, die Hand, damit dieſe ihr angefangnes Werk vollenden. —

Mihurmah weilte allein im Berggarten; des Vaters Wille hatte Thamar in die Stadt gerufen. Mit ſehnſüchtigen Augen ſah ſie über die im Abendduft verſchwebende Thalferne und auf das weiter hin mit jenem zarten Nachtſchleier ſich vermählende Meer hinaus. Die Spitzen der Berge glüheten noch, der Wald rauſchte über ihr ſo wunderbar und ſchien ſich mit dem Meere zu unterhalten, welches bergaufwärts ähnliche Töne ſandte. Mihurmah lauſchte hierhin und dorthin, als verſtände ſie beide. Das Abendroth, das über dem Gipfel des weſtlichen Vorgebirges hing, warf eine glänzende Feuerſäule über die dunkle leisbewegte Fläche des Meerbuſens hin, während der Wald auf der Höhe von ihm durchglüht, wie mit tauſend feurigen Liebesaugen auf den Waſſerſpiegel herabſah.

„Hah!“ rief Mihurmah entzückt, „das muß ich in menſchlichen Lauten ſingen, wie ich es in der Seele erfaßt habe.“

Und aus dem Kioſk holte ſie eine prächtige Harfe. Auf den Altan ſich niederſetzend, ließ ſie ihre zarten Finger durch die glänzenden Saiten irren, und ſchon klangen ſie ſehnſüchtig ſüß, wie Waldes- und Meeresrauſchen. Sinnend horchte ſie den Tönen, bis ihr Auge ſich gleichſam tiefer ſenkte und in unausſprechlich ſchönem Ausdruck dichteriſcher Begeiſterung dunkelte und ſchwamm, bis der ſchönſte Mund ſich öffnete, bis durch den Zaun glänzender Zähne hindurch die ſtarke Glockenſtimme drang, und Wort an Wort klingend ſich reihete, wie Perle an Perle zu einer koſtbaren Schnur. Denn das Lied ſtiller wehmüthiger Sehnſucht iſt eine ſchillernde Perlenſchnur, die ſich durch die dunklen Locken eines herrlichen Weibes ſchlingt.

Mihurmah ſang:

„Im Waldgeheg, von grüner Nacht durchdüſtert,
Erwacht ein Lied, von Blättern leis geflüſtert,
Von Zweigen und von Wipfeln laut gerauſcht,
Dem ſtill entzückt die Fluth des Meeres lauſcht.

Es ſingt der Wald: Bei Tages heißem Prangen
Zieht mich zu dir ein dürſtendes Verlangen;
Gern küß' ich, dich du ſüße Wellenbraut,
Auf die mein Auge glühend niederſchaut.

Doch thaut der Abend auf mein Haupt hernieder,
Durchſäuſeln meine Locken Liebeslieder,
Ein flammendes Begehren füllt mein Herz;
Ich beuge meine Wipfel niederwärts,
Damit ich ſchaue dir in's dunkle Auge,
Damit dein Liebesodem mich umhauche.
Ach, nie berührt mein liebedurſt'ger Mund
Den deinen küſſend in dem kühlen Grund!

Doch ſend' ich liebend dir dann meine Zungen,
Die einen Sommer dir mein Leid geſungen,
Das Leid, daß ich, auf Bergeshöh' gebannt,
Noch deine Schönheit brünſtig nie umſpannt.

Wenn ſanft des Sommerabends Purpurgluten
Ihr flüſſig Gold in meine Locken bluten,
Wenn rother Glanz durch alle Zweige bricht
Und einen Kranz für meinen Scheitel flicht:

Dann ſchmück' ich bräutlich dich mit jenem Golde
Ein ſchimmernd Halsband web' ich dir, du Holde,
Und manche Blüthenzweige brech' ich los,
Und werfe ſie hinab in deinen Schoos.

Du dunkle Braut mit den Korallenſpangen,
Wann wird mein Sehnen doch zum Ziel gelangen?
Wann führſt du mich in's bräutliche Gemach?
Wann faſſ' ich dich mit Armen tauſendfach?

Darauf das Meer: Nicht minder iſt mein Sehnen;
Wie oft verſucht' ich, meinen Arm zu dehnen,
Daß ich dich liebend faſſe, feucht und warm,
Doch nie erreichte dich mein Wellenarm.

Ach, nur dein treues Bild darf ich umfangen!
Dem küß' ich liebevoll die grünen Wangen.
Mein Auge richt' ich ſtets zu dir empor,
Und deinen Liedern lauſcht mein Wellenohr.

O wie entzückt mich deines Schmuckes Glänzen!
Wie zier' ich mich mit deinen Blätterkränzen!
Wie hallet deiner Lieder Zauberwort
In meiner Sehnſucht tiefſten Tiefen fort!

Auch heg' ich hoffend ſtill die dunkle Sage:
Einſt bricht, nach einem flammenheißen Tage,
Die längſt erſehnte ſüße Nacht herein,
Die bringt uns beiden ewigen Verein.

Dann wirſt du ſchnell mit deinen tauſend Zweigen
In meinen grünen Schoos herniederſteigen;
Dann ruhſt du ſelig kühl im tiefen Grund,
Und keine Schöpfung mehr trennt unſern Bund."

- Ihr Auge hing noch feucht und ſinnend mit dem ihm eigenthümlichen tiefen Ausdruck der Begeiſterung an dem verglimmenden Abendroth und ihre Hand ſchlich träumeriſch noch in den Saiten, als ein warmer Athem ihren Nacken ſtreifte, und indem ſie ſich wandte, ein noch wärmerer Mund ihre Lippen preßte. Ihr Wahn, als ſei es Thamar, die ſie belauſcht, wich ſchnell; denn Sabbathai Zewi ſtand vor ihr und hielt die Beſtürzte im Arm.

„Dein Lied hat mich entzückt," ſagte er feierlich bewegt. „Es war eine Leiter von Tönen und Klängen, auf welchen unzählige Engel der Dichtkunſt, des Geſanges, der Liebe und Begeiſtrung im bunten Gedränge zum Himmel ſtiegen. Und ſo muß ich dich auch als Dichterin kennen lernen, die, wie Deborah, heilige Lieder aus der begeiſterten Seele ausſtrömt? Du haſt mir die höchſte Gabe, womit der Himmel dich ausgeſchmückt, verborgen; warum hörte ich noch keines deiner Lieder?"

„Wie könnten meine ſchwachen Verſuche vor dir, dem Meiſter beſtehen?" verſetzte ſie, die Augen ſchamhaft zu ſchlagend. „Meinſt du, es wäre mir nicht bekannt, wie du, gleich dem königlichen Dichter David, hohe, unſterbliche Lieder dichteſt? Auch du verbirgſt die ſchönſte Blüthe deines Geiſtes allem Volke."

„Das Edelſte gehört nicht auf den Markt. Dir aber ſei es dargebracht, wie ein König ſeiner Königin das Koſtbarſte reicht, was ſeines Landes Grenzen in ſich faſſen, und nicht duldet, daß das Auge des großen Volks darauf hafte. Dir will ich die Lieder weihen, die, wie Harfenklänge, in einſamen Mitternachtsſtunden meine Seele durchrauſchten, von deinen Lippen will ich ſie ſingen hören, du, und kein andrer Menſch, wirſt die rechte Tonweiſe dazu finden."

„Ich kenne ihrer viele, und mit manchen haben ſich ſchon die Töne verſchwiſtert und vermählt. Deine Schweſter hat ſie mir gelehrt. Noch vor Kurzem erhielt ich ein Lied von ihr, das du erſt gedichtet, und noch denſelben Abend ſang ich es in der von mir erfundenen Tonweiſe, meiner Freundin Thamar vor. Und glaubſt du wohl, daß ich es ihr täglich mehrmals vorſingen muß? Sie kann es nicht genug hören, und ſo oft der erſte Laut davon erſchallt, glänzt ihr ſchönes Auge noch herrlicher, und nicht ſelten ſendet dieſe reiche Schatzkammer zum Lohn für ſolche hohe Liedesgabe, ihr Koſtbarſtes aus, ein paar Perlen von unſchatzbarem Werthe. Fürwahr, wenn dein Lied das Reichſte iſt, was du zu geben vermagſt, ſo iſt ihnen auch in ſolchem Perlenſchatz der Lohn angemeſſen; aber die ganze Schatzkammer ſteht dir zu Gebot, und wie das Volk dich mit Recht den Fürſten der Geiſter nennt, ſo kannſt du Fürſt des ſchönſten Herzens werden." (Fortſ. f.)

Frühlingsſtrauß.

(Fortſetzung.)

IX.

Wenn ſich ſchwarze Wolken thürmen
Und vor meine Sonne ſtürmen,
Läßt der Frühling ſeinen Wind
Weg ſie ſcheuchen all geſchwind.

Wenn mich Sorgen drücken ſchwer,
Fährt der Frühling d'rüber her;
Und anſtatt der Sorgen ſchwellen
In der Seele Freudequellen.

X.

Nachtigall, o, ſage mir,
O, geſteh', was fehlet dir!
Singſt du aus der kleinen Bruſt
Schmerzen oder ſüße Luſt?

Was ich ſinge, weiß ich kaum,
Singe meinen Frühlingstraum;
Singe von genoſſ'nem Glück,
Oder ſinge mir's zurück.

XI.

Nachtigall, dein ſüßer Ton
Will zu tief in's Herz mir dringen;
Denn bin ich auch weit davon,
Immer noch die Ohren klingen.

Deine Zaubermelodie'n,
Die mein Herz ſo mild umſtricken,
Muß ich wie die Scylla fliehen,
Soll die Lebensfahrt mir glücken.

Denn nur Liebe, Liebe ſingt
Jedes deiner Frühlingslieder;
Wenn dereinſt mein Frühling ſinkt,
Will ich ihnen lauſchen wieder!

XII.

Wer trillert denn im grünen Hag
So munter und ſo flink?
Es iſt mit ſeinem wilden Schlag
Der graue Diſtelfink.

Er ſingt vom Blatte ſeinen Sang,
Studiert ihn nicht erſt ein;
Wie könnte ſonſt ſein Frühlingsklang
So wunderlieblich ſein.

So ſing, o Menſch, im Frühling mild
Aus liederſel'ger Bruſt.
Im ſaatengrünen Lenzgefild
Auch deine Frühlingsluſt!

XIII.

Es läuft der goldne Sonnenſchein
Hin auf der grünen Flur;
Streut ſeine goldnen Lichter ein,
Doch läßt nicht eine Spur.

Dann breitet wieder über ſie
Sich dunkler Schatten aus;
Sie wechſeln; denn es gatten nie
Sich Licht und nächt'ger Graus.

So läuft auch über uns dahin
Bald Schatten und bald Licht;
Nur eines Mannes feſter Sinn
Hält beiden das Gewicht.

XIV.

Der Lenz reicht uns für jedes Leiden
Die allerbeſte Arzenei,
Da er die Kräuter ſelbſt bereiten
Kann in der großen Gartnerei.

Er kennt der Pflanzen Wirkungskräfte,
Kein Apotheker lernt's ſo je;
Die Sonne kocht die edlen Säfte
Für innres und für äußres Weh.

Er braut die köſtlichſten Eſſenzen
Aus Sonnenſtäubchen, Veilchenduft,
Und will den Kranken ſie kredenzen
In reiner milder Frühlingsluft.

XV.

Wie Noah in die Arche ſich
Hatt' ich in meine Kammer,
Vor'm Winterſturm zu retten mich,
Geſperrt mit großem Jammer.

Und aufgeſchichtet hatte ich
Rings um mich ſchöne Sagen;
Ich hofft' mit ihnen ſicherlich
In's Fabelland zu jagen.

Da hört' ich an des Daches Knauf
Ein frohes Täubchen girren,
Die Fenſterläden ſtieß ich auf
Und ſah das Täubchen ſchwirren.

Es trug ein grünes Lindenblatt
In ſeinem blanken Schnabel;
Da hatt' ich alle Bücher ſatt,
Und warf hinweg den Babel.

Mit welcher Freude lief ich hin,
Hin auf die grünen Wieſen;
Und ſah mit frühlingsfrohem Sinn
Die ſchönſten Sagen ſprießen!

XVI.

Aus ſeinem langen Wintertraum
Erwachet der Kaſtanienbaum;
Er ſieht ſein Bild im klaren Bach,
Wird roth und ſeufzt ein tiefes Ach.

Der Winter, der ſo ſtrenge war,
Hat ausgerupft ihm jedes Haar;
Es hat der Frühling ihn verrückt,
Mit Locken gar ihn aufgezwickt,

Die braunen Knoſpen hüllen ein,
Die grünen Löckchen zart und fein;
So ſteht er traurig und verdutzt,
Und ſchämt ſich, daß er ſo geputzt.

Er denkt in ſeinem eitlen Sinn!
Mit Fingern zeigt man auf mich hin,
Die Locken ſchon gefielen mir,
Wär' nur hinweg das braun' Papier!

Es treibt ein friſcher Morgenwind
Her einen Schauer warm und lind;
Da fallen ihm beinah auf's Kinn
Die langen grünen Locken hin.

(Fortſetzung folgt.)

Die Kunſtausſtellung in Frankfurt am Main.

(Zweiter Nachtrag und Schlußwort.) *)

Wie die erſt ſpät zur Ausſtellung gekommene „Madonna, das Chriſtuskind anbetend,“ von Deeger in Düſſeldorf, alle anderen religiöſen Darſtellungen, die uns dargeboten wurden, überſtrahlt hat, ſo gebührt der kürzlich angekommenen großen Landſchaft von C. Wilh. Poſé aus Düſſeldorf unſtreitig die Krone unter den landſchaftlichen Bildern. Auf einem mit Gebüſch umwachſenen Felſen, der in der Mitte des Bildes aus einem See emporragt, erhebt ſich ein altes Schloß, von welchem nach der rechten Seite des Beſchauers ein Brückengang zu waldiger Anhöhe führt. Auf der linken Seite läuft eine waldige Bergreihe in die Ferne. Zwiſchen dem Schloß und den im zweiten Vordergrund aufſteigenden, im Schatten ruhenden Höhen ſieht man auf beiden Seiten in der Ferne auf walddedeckte Berge, die wahrhaft magiſch von der Spätſonne erleuchtet werden. Die falben Töne dieſer fernen Höhen, das erblaſſende Grün der größeren Bäume im Vordergrund, das welkende Gras und das abgeblühte Schilf im See geben uns einen ſpäten Herbſttag zu erkennen, dem ſchon mehr als eine froſtige Nacht vorhergegangen. In der Mitte des See's ziehen Fiſcher ein Netz empor, von welchem ſich kreiſende Wellen nach den Ufern hin verbreiten. Dies die ſinnige Anordnung des trefflichen Bildes, welches man billig ein großes landſchaftliches Gedicht nennen darf. Die Ausführung iſt durchgängig meiſterhaft, und beurkundet zugleich das gründlichſte Naturſtudium und jene innige Begeiſterung, welche ebenſo allen Einzelnheiten eine gleiche Liebe und Sorgfalt zuwendet, wie die Natur ſelbſt alle ihre Geſtaltungen mit gleichmäßiger Vollendung ausſtattet. Felſen, Kräuter, Sträu-

---

*) Man bemerkt, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, daß beide von einem andern Berichterſtatter herrühren.

cher, Bäume, Alles iſt uns in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit zur Anſchauung gebracht, mit ſicherer, freier Hand bis in's Einzelnſte ausgeführt, und zugleich in ſchöner Harmonie zu einem einigen Ganzen verſchmolzen. Mag vielleicht Leſſing der Erſte ſein, der den Ton zu jener zauberiſchen Beleuchtung ferner Gebirgshöhen gegeben, ſo zeigt doch Nichts in Poſe's Bilde ein bloßes Nachahmen. Vielmehr begrüßen wir dieſen Meiſter mit Freuden als den Dritten in dem ſchönen Künſtler-Bunde, den die Werke des talentvollen Funk von Herforden und des genialen Leſſing uns zur Anſchauung bringen. Mögen denn Funk und Poſe mit ihrem Leſſing immer kühner emporſtreben, und ſich die kräftigere Schattirung und lebensfriſchere Färbung deſſelben zum Vorbild nehmen, aber auch dieſer ſich von jenen beiden nicht durch vollendete, ſorgfältigſte Ausführung übertreffen laſſen. Alle drei aber möchten wir einladen, nachdem ſie ſich der irdiſchen Natur und ihrer Herrlichkeiten bemächtigt, nun auch dem Himmel und dem reichen Wechſel ſeiner Färbungen und Bewölkungen eine geſchärfte Aufmerkſamkeit zuzuwenden, da dieſer für die Landſchaft dieſelbe hohe Bedeutung anſpricht, wie das Auge für das menſchliche Antlitz, wie der Blick in die Zukunft — für den Genuß der Gegenwart. Der wohlverdiente Ruhm, den dieſe Künſtler bereits erworben, macht es ihnen zur doppelten Pflicht, auch in letzterer Hinſicht die Vollendung anzuſtreben, die überhaupt nur von ſo wenigen neueren Landſchaftsmalern erreicht worden, wie denn auf der diesjährigen Ausſtellung nur Stange, Schelfhoud und wenige Andere ſich ihr angenähert haben. Mag indeſſen Poſe's Landſchaft hinſichtlich der Färbung und Bewölkung noch Einiges zu wünſchen übrig laſſen, ſo iſt die Meiſterhaftigkeit doch in derſelben ſo vorherrſchend, daß wir den Wunſch nicht bergen können, ſie möge für das hieſige Inſtitut angekauft werden, welchem ſie eben ſo zur hohen Zierde, wie ſie ſeinen Schülern zu ſehr wünſchenswerther Belehrung dienen würde.

Daß ſich nämlich auf dem von den Düſſeldorfern eingeſchlagenen Wege ſehr bald viel lernen laſſe, zeigt u. a. eine Schloßruine in waldiger Berggegend, die L. Wagner von hier, der noch nicht lange in Düſſeldorf arbeitet, kürzlich ſeiner größeren Waldparthie nachgeſendet. Doch ſcheint uns der Rath nicht überflüſſig, daß man beſſer thut, den Weg zu erforſchen und zu verfolgen, den ein großer Künſtler betreten, um zu ſeltener Höhe zu gelangen, als ſich behaglich neben dieſem auf der bereits erſtiegenen Höhe nieder zu laſſen und ihm die erworbene Handgriffe abzulauſchen. Die Natur iſt ſo unendlich reich, daß ſie für jeden, der ihr ſein ganzes Herz, ſeine ganze Liebe entgegen bringt, ſtets neue überraſchende Reize enthält. Es iſt mit ihrer Schönheit, wie mit dem Licht der Sonne; — nur das unmittelbar ausſtrahlende wärmt und leuchtet zugleich; das reflektirte leuchtet wohl noch, aber wärmt und belebt nicht, ſondern iſt — und läßt kalt.

(Schluß folgt.)

Aus Carlsruhe.

(Juni.)

Seit einiger Zeit regt ſich hier literariſches und artiſtiſches Leben auf eine erkennenswerthe Weiſe. Die künſtleriſchen Unternehmungen der Velten'ſchen und Kreuzbauer'ſchen Kunſthandlungen ſind von Bedeutung, zuweilen ſogar großartig. In literariſcher und artiſtiſcher Beziehung zeichnet ſich die Müller'ſche Hofbuchhandlung und das oberrheiniſche Comptoir aus, welch' letzteres in dem Beſitze des Buchhändlers Kammüller ſich befindet.

Möge der Sporn von Stuttgart ausgegangen ſein, oder mögen die hieſigen bedeutenderen Buchhändler endlich von ſelbſt und ohne äußere Veranlaſſung die Erkenntniß erlangt haben, daß in weit größerem Vorzuge die Lage Carlsruhe's für literariſche Unternehmungen vor der Stuttgart's ſei: kurzum, es regt ſich ſeit einiger Zeit dahier in der Literatur ein ſo ſchönes Leben, daß man ihm eine freudige Anerkennung zollen muß. Wie bereits bei einer anderen Gelegenheit in dieſen Blättern bemerkt wurde, verlegt die Müller'ſche Buchhandlung die bändereichen Memoiren E. Münchs und ein Taſchenbuch der neueſten Geſchichte von E. Münch und G. Bacherer, welches zugleich als neu und als eine Fortſetzung des Menzel'ſchen angeſehen werden kann. Durch künſtleriſche Ausſtattung wie durch eine ſorgfältige Redaktion wird es ſich überall Eingang verſchaffen. Der erſte Theil der Geſchichte des Jahres 1834 iſt ſo eben ausgegeben worden.

Das oberrheiniſche Comptoir, in deſſen Verlage eine ausgezeichnete Jugendſchrift: „Quelle nützlicher Unterhaltungen zum Vergnügen der Jugend,“ erſcheint, wird, außer dem deutſchen Stammbuche, einen großen hiſtoriſchen Roman in monatlichen Lieferungen, von denen ſtets eine ein Bändchen von 6 bis 10 Bogen umfaßt, erſcheinen laſſen, unter Beifügung je einer Compoſition für ein Bändchen. Der Roman ſoll zum Süjet den Untergang des fränkiſchen Kaiſerhauſes haben. —

Notizen.

. Engliſche Blätter berichten, daß ein Oratorium von Mendelſohn-Bartholdy beim großen Mancheſter-Feſt in England aufgeführt werden ſoll.

. Der zweite Band von Friedrich Rückert's Gedichten erſcheint noch im Laufe dieſes Jahres. Ein dritter, welcher die Poeſien ſeiner Jugend enthält, wird zur nächſten Oſtermeſſe die Preſſe verlaſſen. Die elegante Welt theilt ſchätzbare Liederproben des dritten Bandes mit. Deutſchland kann ſich Glück wünſchen, nach langen Jahren in den vollſtändigen Beſitz der Produktionen eines ſeiner nationalſten Dichter zu gelangen.

. Das Athenäum macht bei der Anzeige des Concertes, welches am 1. Juni d. J. auf Rieß's Aufruf mit ſo glänzendem Erfolg zu Frankfurt am Main für das projectirte Denkmal Beethovens zu Bonn gegeben wurde, die Deutſchland und England ehrende Bemerkung, daß es der Philharmonic Society zu London nicht unwürdig wäre, für gleichen Zweck noch ein ſupplementäres Concert zu veranſtalten.

. Kommenden Auguſt wird im Theater zu Darmſtadt ein großes Inſtrumental- und Vocal-Concert veranſtaltet werden, deſſen Erlös als Beitrag für die Errichtung des Denkmals für Beethoven der Commiſſion zu Bonn verabreicht wird. Die erſte Anregung zu dieſem Concert, in welchem nur Muſik von Beethoven zum Vortrag kommt, ſoll vom Erbgroßherzog herrühren. Frankfurt hat vor allen deutſchen Städten ſeine Liebe zum Vaterland und ſeinen großen Männern diesmal zuerſt bethätigt. —

. Grabbe's Portrait, von W. Heine gezeichnet, erſcheint nächſtens in einem rheiniſchen Muſenalmanach lithographirt.

. Ueber den Selbſtmord. — Dr. Ferrareſe zu Neapel hat kürzlich einen „Trattato della monomania suicida“ herausgegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 142. 1836.

Phönix.

Freitag, 17. Juni.

Der Chacham.

Von

Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

Ohne auf ihre letzten Worte zu hören, fragte Sabbathai mit Haſt:

„Welches Lied meinſt du?“

„Es iſt ein Liebeslied.“

„Wie? Das hätte mir Jeruſa abgelauſcht! Und dir, dir hat ſie es gegeben; du haſt eine Weiſe dazu erſonnen? Ich bitte dich, ſinge mir das Lied!“ — Seine Stimme bebte bei dieſen Worten.

Mihurmah griff raſch in die Harfe, und wie die Quelle melodiſch rauſchend aus dem von Moſes Stabe berührten Felſen ſprang, ſo ſchoß der Strahl des Geſanges aus ihrem Munde.

„Dir, tiefes dunkles Herz, dir gilt mein Lied,
Das Mitternacht am Meeresſtrand gebar,
Das nächtlich ſcheu zu ſeiner Wiege flieht,
Und bringt dir dort ſein reines Opfer dar.

O laß mich ſchlürfen deiner Blüthe Kuß,
Du Roſe Sarons, Lilie im Thal!
Laß baden mich in deiner Düfte Fluß,
Wenn ihn durchwallt des Mondes Silberſtrahl!

Duft iſt der Hauch, der deinem Mund entblüht,
Und Sternenglanz ſind deiner Blicke Pracht.
Tief, ſchweigſam, wunderreich iſt dein Gemüth,
Wie, die auf Bergen ruht, die heil'ge Nacht.

Scheu, wie das Reh, das auf den Bergen ſpringt,
Scheu, wie die Taube, die in Felſen baut
Und leicht empor ſich in die Lüfte ſchwingt,
Wenn ſie den Jäger, Netze ſtellend, ſchaut:

So fliehſt du, meiner Augen ſüße Luſt,
Du, meines Herzens überſchwenglich Glück,
Dir deiner eignen Schönheit unbewußt,
Vor meines Blickes Liebesflehn zurück.

Wie duftend Oel, wie Nardentropfen, fließt
Von deinem Mund der Rede ſüßer Ton;
Doch des Geſanges Silberklang ergießt
Sich, wie ein junger Bach vom Libanon.

Ein Garten biſt du, dem der Würze Kraut,
Dem Zimmt und Aloe und Wein entſproß,
Auf den des Abends Odem niederthaut,
Der des Gebirges Scheitel erſt umfloß.

O laß mich wandeln in der Abendluft
In dieſes Gartens grünem Luſtgebiet,
Und Früchte koſten, trinken Blüthenduft,
Und bringen dir dafür mein leuchtend Lied!“

„Ha, du haſt mich verſtanden!“ rief Sabbathai, mit Leidenſchaft zu ihren Füßen ſtürzend, „das beweiſen die Töne, die du zu meinem Liede ſchufſt, du tiefes, ſeltenes, dunkles Gemüth!“ und indem ſein Auge von wunderbarem Glanze einer in Flammen glühenden Seele widerleuchtete, zog er ihr Haupt zu ſich herab und hauchte einen zweiten Kuß auf ihre Lippen. Die Harfe, die ſeine Hand leicht geſtreift, ſang einen leis verhallenden Ton dazu.

Erſchreckt riß ſich das Mädchen empor und rief: „Sabbathai, was thuſt du? Du biſt, wie verwandelt; ich kenne dich nicht mehr. Was willſt du bei mir mit dieſer Leidenſchaftlichkeit?“

Er ſchüttelte die Fülle ſeiner ſchwarzen glänzenden Locken und ſagte: „Du weißt es ja, daß du es biſt, der ich dies Lied gedichtet, du, zu der die Gedanken meiner Seele fliegen, wie die wilden Tauben des Gebirgs nach ihren Felſenritzen, wo ihre Neſter ſtehen, du, deren Reize mich mit den Wonneſchauern nie gekannter Seligkeit erfüllen, du, Mädchen meiner erſten, meiner heiligen Liebe!“

„Ich?!“ rief Mihurmah im ſchmerzlichen Erſtaunen. „O Sabbathai! nicht ich kann der Gegenſtand deiner hohen, heiligen Liebe ſein. Nicht mich kannſt, nicht mich darfſt du wählen. Ich bin deiner Wahl, deiner Liebe unwürdig. Dem Höchſten gebührt das Höchſte, dem Reinſten das

Reinſte. Du, ein zu hohen Dingen geweihter Jüngling, das heilige Gefäß, in das der hochgelobte Gott unſrer Väter den ätherreinen Flammengeiſt in vollendeter Fülle goß, der in den großen Propheten unſres Volks nur theilweiſe und unvollkommen geleuchtet, du darfſt nur Reines, Unentweihtes lieben; das Weib, das dich beglücken ſoll, muß unberührt ſein, wie die Apfelblüthe, wenn ſie die Knoſpe geſprengt. Ich, deren Blüthe der begehrliche Moslemin in ſeinem Harem brach, ich kann Sabbathai's Weib nicht mehr ſein. Mein Leib iſt nicht heilig mehr, den Fürſten der Geiſter in höchſter Liebeswonne zu umfangen; die Entwürdigte kann nicht die Theilerin deiner ſeligſten Stunden ſein."

Sabbathai war aufgeſprungen und hatte das Geſicht im höchſten Schmerze verhüllt. Wie Dolchſtiche hatte jedes ihrer Worte in ſeine Seele getroffen.

„Eine reine Jungfrau unſres Volks iſt beſtimmt, dir des Lebens prachtvollſte Herrlichkeit zu erſchließen," fuhr Mihurmah tröſtend fort, „ein Engel an Leib und Seele, die reizendſte, die edelſte der Töchter des Landes. Für dich hat unſer Gott das Schönſte geſchaffen, und die ſchönſte Jungfrau iſt Thamar, meine Freundin. Sie liebt dich, ich weiß es, aber noch iſt ihre Liebe in ihrer Bruſt verſchloſſen, wie die Quelle im Fels; rühre daran und ihr Strahl wird dir leuchtend entgegen ſpringen. Hebe kühn deine Augen zu ihr empor; ſie trägt Schätze in ihrer Bruſt, die dich beglücken müſſen; ihr gelte dein Lied, ihr deine Liebe!"

Sabbathai verharrte noch immer im düſtern Schweigen. „Du liebſt mich nicht!" ſagte er endlich ſchmerzlich.

„Sprich nicht alſo, Sabbathai. Ich liebe, ich verehre dich. Es gibt kein Gefühl ſtärkerer Zuneigung, mit welchem Namen du es auch benennen magſt, wie es in meiner Bruſt für dich lebt. Aber nimmer kann ich dein Weib ſein. Frage dich ſelbſt, ob ich es ſein kann. Biſt du von deinem hohen Berufe ſo ganz erfüllt, wie ich, ſo wirſt du fühlen, was ich meine. Wäreſt du Moſes, ich wollte dein Weib ſein, wäreſt du David, ich wollte dir angehören, wäreſt du ein Prophet, ich wollte dein Bett mit dir theilen; aber der, der du biſt, darf nicht Mihurmah's Gatte ſein. Nenne mich Freundin, ich bin es mit heißem Herzen; nenne mich ſo und das Entzücken meiner Seele jubelt auf Adlersfittigen empor."

„Und wer bin ich denn? Wofür hältſt du mich, ſo du mich höher ſtellſt, als Moſes, David und die Propheten?" fragte der Jüngling mit ſtaunendem Befremden.

„Wie, Herr? Du ſollteſt es nicht wiſſen, wer du biſt? Du ſollteſt es nicht ahnen, wozu dich unſer Gott erkoren? Dir ſollte die Heiligkeit deines Berufs nicht früh ſchon in der Seele wie eine flammende Sonne aufgegangen ſein?"

„Du wirſt mir immer unbegreiflicher, Mihurmah. Sei deutlich, daß ich dich verſtehe. Sag', wofür du mich hältſt, was ich dir bin."

„So hat mich Gott der hohen Gnade gewürdigt, es dir zu verkünden!" rief Mihurmah begeiſtert, und wie er vorhin vor ihr gekniet, ſo ſank ſie jetzt vor ihm in die Knie und ſagte feierlich mit emporgehobenen Händen: „Herr, der Meſſias biſt du, der auserwählte Fürſt der Herrlichkeit, die Sehnſucht unſres Volks, der König von Zion."

(Fortſ. folgt.)

Frühlingsſtrauß.

(Fortſetzung.)

XVII.

Ich ging im Walde ganz allein,
Da hört' ich einen Kuckuck ſchrein;
Ich frage den, — ich bin ſo frei —
Ob mir ein Lied beſchieden ſei.

Du ſollſt nun mein Orakel ſein;
Werd' ich recht bald ein Mädchen frei'n?
Da ich dir anvertraut mein Glück,
So gib die Antwort laut zurück.

O weh, der Kuckuck ſchweiget ganz;
Für mich grünt nie der Myrtenkranz!
Weil du mir Kuckuck nicht willſt wohl,
Wollt' ich: dich ſelbſt der Kuckuck hol'!

XVIII.

Ich ſtand auf luft'ger Bergeshöh',
Vom Rebengrün umrankt;
Und ſah hinab zum blauen See,
Auf dem ein Segel ſchwankt.

Und wünſchte ſchnell ein Flügelpaar
An meine Schultern her,
Zu ſchweben gleich dem Königsaar
Hoch über Erd' und Meer.

Da rauſcht's im Laube und ich ſah,
Sah eine Jungfrau ſteh'n;
Und ſelig rief ich: ich bleib da,
Nicht weiter mag ich geh'n!

XIX.

Ich ſchritt heut' über einen Bach
Auf einem ſchwanken Brett,
Und ſah den klaren Wellchen nach
Im tiefen kieſ'gen Bett.

Da fing der Steg zu wanken an,
Und alles ſchwankte mit;
Es war geſcheh'n um meine Bahn,
Verfehlt ich einen Schritt.

Doch muthig ſchritt ich immer fort,
Ich ſah nichts rechts, nichts links;
Da kam ich ſicher hin zum Port,
Nur grade durch, da ging's.

XX.

Zur Linde ſprach der Tannenbaum:
„Ich bin vor allen Bäumen,
Ich grüne, wenn die andern kaum
Mit grünem Laub ſich ſäumen.

Selbſt wenn im Winter tiefer Schnee
Die Fluren weiß gedecket,
Bin ich's allein, der in die Höh'
Die grünen Armen recket."

Die Linde ſprach zum Tannenbaum:
„Der Winter mich bedecket,
Zu träumen einen kurzen Traum,
Aus dem der Lenz mich wecket.

Dann ſchlag' ich licht in Blättern aus,
Es bleichen deine Nadeln!
Süß duſter's dann in meinem Haus,
Willſt du's vielleicht auch tadeln?"

XXI.

O Venus, du am Himmel,
Du biſt der ſchönſte Stern
Wohl unter dem Gewimmel
Mit deinem goldnen Kern.
Wenn ſich in Purpurſtrömen
Der Sonne Feuerball
Mit jungfraulichem Schämen
Taucht in des Meers Kryſtall;
Glänzt ſchon dein reines Feuer
Im Weſten licht und mild,
Und lockt auf Abentheuer
Verliebte in's Gefild.
Wenn du, o Sonne, wieder
Dem kühlen Bad entſteigſt,
Sinkſt du, o Venus, nieder
Im Oſten und erbleichſt.
Du haſt ſo hell geflimmert
Die ganze Frühlingsnacht,
Den Liebenden geſchimmert
Und für ſie treu gewacht.
Und wer dich ſiehet funken
Des Nachts in weiter Fern,
Der preiſet liebetrunken,
Dich als den ſchönſten Stern!

XXII.

Am Brünnlein, das entſprungen
Dem Felſen kuhl und klar,
Da ſitzet lieb umſchlungen
Ein blühend Mädchenpaar.
Des Brünnleins Wellen fließen
In einem Bächlein fort,
Vergißmeinnichte ſprießen
Am ſchattenreichen Ort.
Von Lenz und Liebe ſingen
Die Mädchen allzumal;
Der Laute Klänge dringen
Entlang das Frühlingsthal.
Es duftet ſüß der Flieder
Mit weißem Blüthenball,
Und ihre ſüß'ſten Lieder
Klagt eine Nachtigall.
Sie ſinget wie zur Wette
Aus ihrer kleinen Bruſt
Alsbald mit der Brünette
Die Frühlingsliebesluſt.
Die Blonde lauſchet zitternd,
Verſteht der Sängrin Schmerz;
Es ziehet lenzgewitternd
Erinnrung in ihr Herz.
Es glühet heißres Sehnen
Aus der Brünette Blick,
Es künden lichte Thränen
Der Blonden Mißgeſchick.
Die Thränen fallen nieder
Auf blumenreichen Plan;
Das hat im Frühling wieder
Die Nachtigall gethan.

(Schluß folgt.)

Die Kunſtausſtellung in Frankfurt am Main.

(Schluß.)

Auch Achenbach von Düſſeldorf hat noch eine Marine eingeſendet, — wahrſcheinlich eine hohle See nach faſt ganz aufgehelltem Himmel und eben untergegangener Sonne. Aber ſie kömmt deſſen leicht und anmuthig ausgeführten Bildchen unter Nro. 2, ſelbſt dem etwas zu weißlichen Seeſtück unter Nro. 3 nicht bei. Die ungeheuren Wogen ſind faſt ganz ſchwarz, was mit der lichten Luft einen ſchneidenden, durch nichts motivirten oder verſöhnten Contraſt bildet. Möge die Darſtellung auch eine treue Nachbildung irgend eines Naturmomentes ſein; eine ſolche Treue iſt nur da erfreulich und darum erlaubt, wo der Maler der Natur einen kunſtſchönen Augenblick abgelauſcht. So kann man das bekannte Wort: Toute vérité n'est pas bonne à dire in die andere übertragen: Toute chose n'est pas bonne à peindre.

Von Adam's (von München) Pferd- und Jagdſtück iſt wenig Gutes zu ſagen. Fuchs, Reh und Hunde geben einigen Fleiß zu erkennen; aber die Pferde ſind flach und wächſern, die Landſchaft ſchülerhaft. Wir können nicht ernſt genug ſolche Vernachläſſigung irgend eines Theiles eines Bildes rügen. Wer keine Landſchaft malen kann oder will, — ſei ſie nun zur Umgebung für Heilige oder auch nur für Pferde beſtimmt, — der male immerhin jene auf Goldgrund, und dieſe in einem Stalle, oder er geſelle, wie die großen Niederländer es gethan, ſich einem tüchtigen Landſchaftsmaler; aber er ehre die Kunſt, die durch jede — und vollends durch wiſſentliche Nachläſſigkeit entweiht wird.

Gern wenden wir uns daher zu einem zweiten Bilde von J. Becker aus Worms (in Düſſeldorf), dem die Ausſtellung bereits eines ihrer lieblichſten Bildchen, das ruhende Bauernmädchen (Nro. 180.), verdankt. — Das zweite Bild (Nro. 181.), ſtellt eine „betende Bauernfamilie im Walde" dar. Vater und Mutter und zwei Kinder, — ein Knabe auf der Mutter, ein liebliches Mädchen auf des Vaters Seite, knieen vor einem Heiligenſchrein, der an einer alten Eiche befeſtigt iſt, — und beten — wahrſcheinlich für die Herſtellung der Mutter, deren Augen verbunden ſind und deren Antlitz tiefen Kummer zu erkennen gibt. Ein kleines Kind, welches in ſeiner Unſchuld noch nichts von den Weltleiden und darum auch noch nichts von dem Welttroſte des Gebetes weiß, ruht unbefangen an der Mutter Schooß und blickt heiter den Betrachter an. Der Ausdruck in den Geſichtszügen der Betenden iſt durchaus wahr und innig; alles iſt mit treuer Sorgfalt ausgeführt, die Färbung iſt kräftig und naturgemäß. Wenn nun dennoch das Bild weniger Bewunderer findet, ſo ſchreiben wir dieß nur dem zu, theils, daß die vier in gleich graden Richtungen neben einander knieenden Figuren rings wieder nur von gradaufgewachſenen Eichbäumen umgeben ſind, wodurch das Ganze nur einen unſchönen Charakter von Einförmigkeit erhält, theils, daß die vier Betenden alle nach einem Gegenſtande gerichtet ſind, den wir nicht ſehen, wodurch dann zugleich eine Unruhe in das Bild kömmt, die den Genuß des vielen Trefflichen ſtört.

In ſich gerundeter iſt ein daneben ſtehendes Bildchen von Grund in Wien, welches uns ein Mädchen und einen Knaben darſtellt, die auf der Wanderſchaft ausruhen, wie eben Kinder zu ruhen pflegen. Das Mädchen, müde in die Ferne ſchauend, hält ein Kätzchen auf dem Schooße, welches der Knabe mit einer dargehaltenen Äpfelſchaale peckt. Eine liebliche Gruppe, anmuthig colorirt, durchaus anſpruchlos, und eben ſo frei als zart und weich gemalt.

Nicht minder ſchätzbar ſind die zwei kleinen Bilder, die A. v. Bayr noch geſendet: eine alte Kirche, von Gräbern umgeben, mit der Ausſicht auf lichte Alpenhöhen, und zwei Kloſtergeiſtliche in einem Bogengange nachdenklich ihrem Gärtner zuſehend, der Gemüſe reinigt. Die Farbentöne der Gebäude und das ſie beſcheinende warme Tageslicht geben dieſen Bildchen einen eigenthümlichen Reiz; nur wäre für das Nicht-Gebäuliche etwas größere Sorgfalt zu wünſchen.

Ein Maler-Attelier, mit welchem Haſenclever, Heine, Greven, Grashoff, Wilms und Engel von Düſſeldorf ſich einen Spaß gemacht, indem ſie ſelbſt ſich um einen rothlockigen Judenknaben gruppirt haben, zeigt uns zwar einige gut gemalte Köpfchen, bietet aber dem Kunſtfreund kein weiteres Intereſſe dar. Noch unbedeutender iſt eine am offnen Fenſter ſtehende Nonne von Hegott. Man muß den auf die landſchaftliche Umgebung verwendeten Fleiß faſt bedauern, da ſich in dem Bilde kein beſtimmter Gedanke ausſpricht.

Viel lieber als dieſe fade Nonne iſt uns deßhalb der weingrüne Poſtillon von Marr (in München), der ſich von ſeinem Briefkarren lüſtern herabneigt, um eine wandernde Bäuerin zu bewegen, den ſchmalen Karrenſitz mit ihm zu theilen, — und der alte Jäger von Ebers (in Breslau), der vor ſeiner Waldwohnung im Großvaterſtuhl das Nachmittagsſchläfchen hält, der Jägerburſche harrend, die man beutebeladen den Hohlweg heraufkommen ſieht, während die treue Haushälterin, auf die Rückwand des Seſſels ſich ſtützend, über ihren Herrn wacht.

Gern verweilen wir aber noch einige Augenblicke bei dem muntern lebensfriſchen Söhnchen der Frau v. Jabeck, welche das hoffnungsvolle Kind mit inniger Mutter- und Kunſtliebe gemalt, wie es auf einem Felſenvorſprung die Fiſchgerte in das rauſchende Waldbächlein ſenkt. Die Porträtähnlichkeit iſt überraſchend, die Zeichnung gelungen, das Colorit voll Kraft und Leben, und wenn die Färbung des Köpfchens etwas geſänftigt und das Landſchaftliche aus genauerem Naturſtudium hervorgegangen wäre, dann würde das Ganze einen noch angenehmeren Eindruck zurücklaſſen.

Schließlich haben wir noch eines geiſtreichen Cartons (Nro. 120.) von Nerenz aus Berlin (in Düſſeldorf) zu erwähnen, welcher uns die Schlußſcene aus Käthchen von Heilbronn vorführt, und durch Mannigfaltigkeit der Charaktere, durch verſtändige Anordnung und Correktheit der Zeichnung zu ſchönen Erwartungen berechtigt. Nur iſt zu hoffen, daß bei der Ausführung des Bildes die beiden Hauptfiguren, — der Ritter von Strahl und Käthchen, eine größere, gefühltere Bedeutſamkeit gewinnen.

Auch eine Kreidezeichnung von Heiſter (in Frankfurt am Main) nach einem Gemälde von Palma dem älteren iſt als ſehr gelungen zu rühmen. —

Einige Worte über die Ausſtellung im Ganzen müſſen wir uns für eines der folgenden Blätter vorbehalten. —

Literatur.

Gedichte von Ludwig Wihl. Mainz, bei V. Zabern. 1836. 8.

Es gehört zu Wihl's hervorſtechenden Eigenthümlichkeiten, daß der Schmerz eines Jahrhunderte lang gebeugten Volkes auch der ſeinige geworden, daß er ihn aufgenommen und durchgefühlt, daß er ſich in ſeinen Gedichten bald ironiſch, bald mehr elegiſch ausſpricht. Die Muſe erweckte die Zunge zu Thaten des Worts; ſie legte den Iſraeliten ſcharfe Schwerter in die Hände und ſchüttete Bolzen in die Köcher, um für die Freiheit ihres Volkes zu kämpfen. Befreite im Laufe der Jahrhunderte die Iſraeliten ihr Reichthum und ihre Goldminen, die in ihrem Verſtand verborgen lagen, aus dem ſchmählichen Joche der Kammerknechtſchaft, ſo ſind nun noch Intelligenz und das lebendige Wort als Mitfaktoren hinzugetreten, welche künftig die langerſehnte bürgerliche Gleichſtellung produciren werden. Der Volks-Ahasver muß endlich ſeine Ruhe finden.

Die epigrammatiſche Spitze iſt in Wihl's Gedichten noch nicht ſo ſcharf zugeſchliffen, daß ſie verletzend genug einbohren könnte; während es der ſanfteren Klage gelingt, ſich in die Herzen einzuſchleichen. Eine ſolche Elegie iſt der „trauernde Rabbi," das beſte Gedicht der Sammlung, welches, von Konradin Kreutzer in Muſik geſetzt, ſeine Wirkung nicht verfehlt, und mächtiger für die hingehaltenen Rechte des Volkes ſpricht, als manche rhetoriſche Deklamationen und juriſtiſche Deduktionen. Das iſt die Gewalt des Liedes.

Auch Proben rabbiniſcher Weisheit, z. B. „der Dalles," werden geboten. Es wäre überhaupt wünſchenswerth und gewiß etwas Neues und Reizendes, wenn ein gründlicher Kenner die goldnen Sprüche, die im Talmud zerſtreut ſind, die Mythen und Märchen des Rabbinismus mit dichteriſcher Weihe wie Perlen in Schnüre faſſen würde. Ein Schatz ächter orientaliſcher Poeſie würde dadurch gehoben werden.

Mit Heine und Rückert hat Wihl's Muſe zumeiſt Umgang gepflogen und durch jene Dichter ihren Durchgang genommen. Mancher Goldflitter, mancher Farbenſtaub iſt an ihren Flügeln hängen geblieben. Aus vielen ſeiner Naturbilder und Liebeslieder klingen noch jene Dichter heraus; indeſſen zieht doch aus ihnen ein friſcher Klang, der ſich zu einem eignen Ton heranzubilden intenſiver Kraft genug beſitzt. Schätzenswerthes findet ſich in den Sagen und Romanzen zerſtreut. Als ſchöne Gedichte bezeichnen wir „die Sonnenbraut," den „Spielmann von Blonhoven," die „Prinzeſſin Ilſe," die „klagende Glocke," die „Wilis." Die letztere Sage hat in der jüngſten Zeit mehrere Bearbeiter gefunden; am ſchönſten hat ſie Heine ſo recht lieblich märchenhaft in ſeinen „Florentiniſchen Nächten" verwoben. Sie iſt ungariſchen Urſprungs und erzählt von den als Bräute geſtorbenen Mädchen, welche die nächtlichen Wanderer in ihre Reigen ziehen und ſo lange mit ihnen ſich ſtürmiſch im Kreiſe drehen, bis dieſelben athemlos und entſeelt zu Boden ſinken.

Sehr erfreute uns die Überſetzung des althochdeutſchen Hildebrandliedes, wenn auch Manches hätte klarer bearbeitet werden können. Nur Dichter können den alten deutſchen Liedern Eingang in unſre moderne Welt verſchaffen, und ſie ſo wiedergeben, daß nichts von ihrer edlen Einfachheit verloren geht, daß ſie nicht in ihrer eckigen Form und ihrer harten Sprache verſteint bleiben. Hier eröffnet ſich ein weites Feld für Dichtertalente. Rückert und Tieck, Simrock, Wackernagel und Andre haben die rechte Bahn betreten, und welch' ein Zuwachs literariſchen Reichthums, wenn einſt die ganze Nation jene alten Geſänge leſen und verſtehen kann! —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro. 143. 1836.

Phönix.

Samſtag, 18. Juni.

Das Schöfferſsfeſt zu Gernsheim.

Am 9. Juni.

Es iſt ein ſehr erfreuliches Zeichen der Zeit, daß das Vaterland nicht mehr mit den Ehrenbezeugungen, welche großen Männern gebühren, hinter andern Völkern zurückbleibt, ſondern überall durch Denkmäler deren Andenken im Gedächtniß der Lebenden aufzufriſchen ſucht. Nicht mehr gekrönten Häuptern allein, auch den Königen im Reich der Geiſter, den Großwürdenträgern der Kunſt und Wiſſenſchaft wird dieſer Tribut der Verehrung gezollt. Wir haben freilich in Deutſchland kein Nationalpantheon, in welchem man der Jugend die Geſchichte der Väter und ihrer Großthaten, unter ihren Geſtalten einherwandelnd, erzählen und dieſelbe zu gleichen Thaten begeiſtern könnte, wie wir ja auch keine Hauptſtadt beſitzen. Darum errichte jede deutſche Stadt aus ihren Mitteln ihrem eingebornen Verherrlicher ein Tempelhaus und dieſe Denkmäler werden alsdann ein weiteres Band der Nationalität werden.

Am 9. Juni dieſes Jahres wurde zu Gernsheim am Rhein ein Feſt gefeiert, welches in jeder Beziehung ein acht deutſches genannt werden muß. Peter Schöffer, der Vervollkommner der Buchdruckerkunſt, iſt der große Mitbürger des kleinen Gernsheim. Der Rhein, der an jenem Städtchen ſeine Wogen vorbeiwälzt, ſcheint mit ſeiner friſchen Luft auch friſche kräftige Gedanken und Entſchlüſſe in ſeinen Bewohnern zu wecken. Sie hatten nämlich ſchon vor mehreren Jahren, als ſich die Zeit der Säcularfeier der Buchdruckerkunſt näherte und auch in Mainz durch patriotiſche Männer wie Lehne, Schaab u. a. die Idee eines Denkmals für Gutenberg angeregt worden war, im Gefühle ihres gerechten Bürgerſtolzes den Entſchluß gefaßt, nicht hinter jener Stadt zurückzubleiben und ihrem Landsmanne eine würdige Feier ſeiner Zeit zu veranſtalten. Sie beauftragten daher den ausgezeichneten Hofbildhauer Scholl in Darmſtadt, ein Standbild Peter Schöffer's anzufertigen und der 9. Juni war von ihnen, als der Geburtstag des Erbgroßherzogs von Heſſen, der Gernsheim beſonders zugethan iſt, zur Enthüllung des Denkmals beſtimmt worden. Die bildenden Künſtler in Darmſtadt — geachtete Namen in der Kunſtwelt — Lucas, Arp, Schilbach, die beiden Rauch's, die beiden Felſing's, Alberti, Gläſer, Friſch u. a., die durch Werke und Worte nicht allein die Kunſt ſelbſt zu fördern, ſondern auch den Kunſtſinn durch ein freies künſtleriſches Zuſammenleben in ihrem Kreiſe zu heben bedacht ſind, boten nebſt den Buchdruckereibeſitzern, Buchhändlern und der großherzoglichen Kapelle unter ihrem würdigen Kapellmeiſter W. Mangold den Gernsheimern willig zur Verherrlichung des Tags die Hände. Ohne dieſes Zuſammenwirken hatte das Feſt ſeine nationale großartige Bedeutung nicht gewonnen.

Kaum warf das Morgenroth ſeine erſten Streiflichter auf die bekränzten Höhen der Bergſtraße, als auch ſchon in Gernsheim alles ein Bild des bewegteſten Lebens war. Von nah und fern, zu Wagen und auf Schiffen zogen ganze Schaaren zum Städtchen. Acht mit grünen Maien geſchmückte Wagen führten die Darmſtädter Buchhändler und Buchdrucker, an der Zahl 80, unter Muſik und Geſang herbei. Mit ihren Fahnen, auf welchen theils die alten, von Friedrich III. der Buchdruckerzunſt verliehenen Wappen, theils die Namenszüge Ludwig und Mathilden's prangten, ſtellten ſie ſich, nachdem ſich auch die auswärtigen Buchdrucker und Buchhändler aus Mainz, Frankfurt, Worms, Mannheim angeſchloſſen, in zwei Linien auf der Straße vor der freundlichen Kirche auf, und empfingen unter dem Geläute der Glocken, dem Abfeuern der Böller und dem

Jubel der Bevölkerung den Erbgroßherzog, ſeine Gemahlin und den Prinzen Karl von Heſſen. In der Kirche wurden nun von der Hofkapelle und dem Chor, in Zwiſchenſpielen auf der Orgel durch Rink unterbrochen, ein Chor aus der Schöpfung von Haydn, ein dreiſtimmiger Hymnus von Neukomm, eine Cantate von Mozart und der hundertſte Pſalm von Händel meiſterhaft aufgeführt, während die Transparentgemälde, welche die Künſtler aufgeführt, nach und nach enthüllt wurden.

Der ganze Transparent, welcher aus fünf allegoriſchen Gemälden beſtand, ſchied, als eine gothiſche Zwiſchenwand, mit durchbrochnen Thürmchen und mit einer farbigen Roſe geſchmückt, den Chor von der Kirche. Die äußerſten Figuren an beiden Seiten waren die vier Künſte: Poeſie, Malerei, Bau- und Bildnerkunſt. Das mittlere Hauptbild wurde von zwei andern eingeſchloſſen, von welchen das erſtere „den denkenden Mann zeigte, der umgeben von den Werkzeugen ſeiner Verſuche bei dem Dämmerlichte ſeiner Studierlampe, von dem göttlichen Lichtgedanken ſeiner Erfindung plötzlich durchſtrömt wird, die als himmliſcher Genius ihm erſcheint.“ — „In dem mittleren Bilde ſitzt der Vervollkommner der Buchdruckerkunſt in ſeiner Werkſtätte; das ſchöne Gebäude der neuen Preſſe glücklich vollendet und zum Drucken bereit ſtehend, iſt darin aufgeſchlagen und ſein Genius lenkt ihn auch noch auf den letzten großen Gedanken der Erfindung der Matrizen. In dem mittleren Bilde ſteht der Vollender in der Glorie ſeines Ruhmes. Peter Schöffer trägt hier das erſte Exemplar ſeines Pſalteriums. Religion und Geſchichte krönen den Mann, der das Werkzeug der Erkenntniß der Wahrheit geſchaffen hat und die Genien des Himmels freuen ſich der Erfindung. Beſcheiden liegt im Hintergrunde des Bildes Gernsheim, die Vaterſtadt des Mannes am deutſchen Rhein, auf dem, wie im Bilde des Zeitſtroms, Schiffe, wie die Erſcheinungen in der Welt dahin gleiten.“

So deutet ein Commentar jenes ſinnreich erfundene und geſchmackvoll ausgeführte Tableau aus.

Der Zug bewegte ſich nun aus der Kirche auf den Platz, wo die Statue pyramidaliſch verhüllt war. In mehreren Reden wurden die hohen Gäſte, die Künſtler und alle Anweſenden begrüßt, und die Verdienſte Schöffer's um die Kunſt dargeſtellt. Auf ein gegebenes Zeichen ſank die pyramidaliſche Verhüllung. Schöffer ſtand in ſeiner ganzen Herrlichkeit da und ſah auf die ſchönſte Thätigkeit zu ſeinen Füßen. Der Buchdrucker Becker aus Darmſtadt hatte innerhalb des eiſernen Gitters eine Preſſe aufgeſchlagen. Ein Gedicht von Baur wurde ſchnell geſetzt und gedruckt, vom Buchbinder beſchnitten, vertheilt und von den Druckern und Buchhändlern geſungen. Auch ward den hohen Gäſten (durch Benjamin Krebs und Roſt-Fingerlin aus Frankfurt) das Gußverfahren erklärt.

Allgemeine Anerkennung ward dem beſcheidnen Meiſter Scholl, wegen ſeines ächt deutſchen Kunſtwerkes, (welches nach einer Zeichnung ſeines talentvollen Sohnes, von Dondorf lithographirt, dem zweiten Jahrgang des Phönix Nro. 3 beigelegt worden iſt,) aus jedem Munde zu Theil, wie auch den Künſtlern für ihre Bemühungen. Das Feſt endete mit Ball und einem Feuerwerk. Solche Erſcheinungen im deutſchen Volksleben, ſolche Feſte, bei deren Feier man ſich glücklich und begeiſtert fühlt, ein Deutſcher zu ſein, beweiſen, daß wir nach und nach zu einem nationalen Selbſtgefühle erwachen; bieten zugleich Gelegenheit, die deutſche Kunſt verdiente Triumphe feiern zu laſſen, und üben ſegensreiche Wirkungen über ganze Gegenden aus. Von dieſem Standpunkte aus hielten wir es für Pflicht, in der Kürze über das Feſt auch in dieſen Blättern zu berichten.

Wir entlehnen noch eine kurze Schilderung der Verdienſte Peter Schöffer's um die Vervollkommnung der Kunſt, und die Beſchreibung des Standbildes einer kleinen Broſchüre, welche für dieſen Zweck von Dr. Künzel erſchien, die zugleich das Wirken Gutenberg's und Fuſt's berührt.

„Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunſt, entſproßte dem alten mittelrheiniſchen Patriziergeſchlechte der Genßfleiſche — weßhalb er ſich auch gewöhnlich ſelbſt Johann Genßfleiſch zum Gutenberg nannte — und wurde ungefähr 1398 zu Mainz geboren. Noch ſehr jung zwang ihn ein Aufſtand der Mainzer Bürger gegen die Vorrechte der Patrizier, in den auch er verwickelt war, im Jahre 1420 mit ſeinen Eltern auszuwandern. Er wählte zu ſeinem einſtweiligen Aufenthalte das gewerbsrührige Straßburg, wo er in beſcheidener Zurückgezogenheit ſich ſeiner Liebe zu mechaniſchen Künſten ungetheilt hingab, bis ihn günſtigere Verhältniſſe wieder nach Mainz zurückrufen wurden. Seine Kunſtfertigkeit, edle Steine zu ſchleifen und Spiegel zu poliren, war auch wohl die erſte Quelle ſeines Lebensunterhaltes. Ob er nun ſchon zu Mainz oder erſt in Straßburg auf den Gedanken kam, ob man vielleicht, ſtatt durch langſame und mühſelige Abſchriften der Mönche, durch das Einſchneiden der Buchſtaben in Holztafeln (Xylographie) und den Abdruck derſelben die heilige Schrift, die ausgezeichneten Werke der alten Kirchenväter, Kalender und kleine Schulbücher, Donate genannt, ſchneller und mit geringeren Koſten vermehren könnte, iſt nicht zu entſcheiden. Wohl konnte aber nur nach vielfachen Verſuchen und bei längerer Muße jene unſterbliche Erfindung, deren erſter Gedanke vielleicht in einem Augenblicke der Begeiſterung in dem erfindungsreichen Geiſte Gutenberg's aufblitzte, völlig reifen. Aus den Acten eines Prozeſſes, der in Straßburg gegen ihn durch die Brüder des verſtorbenen Andreas Dritzehn, der mit Gutenberg ſich zum Betriebe der neuen Kunſt verbunden und die Koſten zur Erbauung der nöthigen Druckwerkzeuge vorgeſchoſſen hatte, anhängig gemacht worden war, geht klar hervor, daß eine Preſſe und Formen wirklich vorhanden waren. Unter dieſen Formen ſind ohne Zweifel Holztafeln zu verſtehen, die, in einzelne Buchſtaben zerſchnitten, zuſammengeſetzt und wieder auseinandergelegt werden konnten; alſo ſchon eine vollſtändige Druckeinrichtung mit beweglichen Lettern. Mißmuthig und in traurigen Verhältniſſen kehrte Gutenberg 1445 in ſeine Vaterſtadt Mainz zurück und verband ſich, nach vielen Verſuchen im Kleinen, aus Mangel an eigenen Mitteln, mit Johann Fuſt, einem der reichſten Bürger, dem Bruder des Goldſchmieds und damaligen Bürgermeiſters Jakob Fuſt. Aber nicht Begeiſterung und Liebe zur Kunſt bewogen jenen, die Verbindung einzugehen, ſondern ihn lockte der ſchnöde Gewinn, welchen die Erfindung abzuwerfen verſprach."

(Schluß folgt.)

Frühlingsſtrauß.

(Schluß.)

XXIII.

Einſt trieben auf kahlem Berge
Die Rieſen im Frühling ihr Spiel;
Es waren die winzigen Zwerge
Ihr zeitvertreibendes Ziel.

Es mußte die Zwergenſchaar wälzen
Granit'ne Blöcke zu Hauf;
Es ſchleuderten jene die Felſen
Zur flammenden Sonne hinauf.

Die Zwerge kreiſchten und ſprangen
Den Rieſen unter die Bein',
D'ran ſah man die Zappelnden hangen
Wie in Neſtern die Waldvögelein.

Die Großen lachten, die Kleinen
Erholten ſich malich vom Schreck;
Es lag ihnen näher das Weinen
Als Lachen in ihrem Verſteck.

Mit Händen fingen die Rieſen
Wie Kinder die Bällchen auf,
Für uns auf dem Berge ließen
Sie liegen die Felſen zu Hauf.

XXIV.

Es leuchteten die Sterne
In duft'ger Frühlingsnacht
Mit hellen Augen ſo gerne,
Lang haben ſie gewacht.
Sie haben viel gelärmet,
Geſtrahlt im reinſten Glanz;
Sie haben viel geſchwärmet
Beim großen Sphärentanz.
Es ſchläfert ihre Geſichter
Sind matt vom nächt'gen Strauß;
D'rum löſchet ihre Lichter
Die Morgenſonne aus.

XXV.

Es ſei der Strauß, gebunden
In ſchöner Frühlingszeit,
Mit blauem Band umwunden,
Der Schönſten nur geweiht.
Die Blumen auf den Wieſen
Las ich zuſammen bald,
Die ſchönſten bald, die ſprießen
Im ſchatt'gen Buchenwald.
Es duften wilde Roſen
Und blauer Ritterſporn,
Verſteckt hat zwiſchen Mooſen
Vielleicht ſich mancher Dorn.
Ich brach von jedem Zaune,
Beſtreut mit Schlehenweiß,
So ganz nach meiner Laune
Mir ab ein Blüthenreiß.
Nun reich' ich von den Schönen
Den Strauß der Schönſten hin,
Ich will im Lenz ſie krönen
Als meine Königin!

Heinrich Künzel.

Feuilleton.

.*. Franzöſiſche Fortſetzung des Fauſt. — Auch die Franzoſen fangen an, den Fauſt, nämlich den alten, erſten, zum Teufel gefahrenen, — fortſetzen und — erlöſen zu wollen. So hat Eugène Robie in dieſen Tagen ein dramatiſches Gedicht, betitelt Livia herausgegeben, welches in fünf Journées eingetheilt iſt. Am erſten Tage begibt ſich Mephiſtopheles mit ſeinem Höllen-Nearaten (als Gegenſatz zum Candidaten) auf dem Weg nach dem Finſterreich, läßt jedoch ſeinem Gefangenen Muße genug, um ein Langes und Breites mit dem berüchtigten Don Juan, dem ſie begegnen, zu converſiren, was dann in gemeiner gereimter Proſa vor ſich geht, wie aus folgendem Beiſpiel zu erſehen:

„Vivre n'est pas souffrir, mais ce n'est pas savoir,
Qu'est — ce que la science? Oh! non, l'humaine vie
Serait décolorée et peu digne d'envie;
Mais vivre, c'est sentir, mais vivre, c'est aimer . . ."

Am Ende des erſten Tages hat Fauſt vom Teufel noch eine Galgenfriſt von 60 Tagen erhalten. Er benutzt ſie, um die zweite Journée in einem Wald zuzubringen, und hier ſein trauriges Geſchick zu beklagen und mit anderen großen Gottes-Majeſtäts-Verbrechern, wie Kain, Ahasverus und ſogar mit Prometheus ſich zu unterhalten. — Am dritten Tage des Drama's ſchürzt ſich eine Art von Knoten, indem die ſchöne Livia ſich in den irrenden, hoffnungsloſen Fauſt verliebt, der nun glücklich wäre, wenn er nicht an den baldigen Ablauf der fatalen Friſt denken müßte. Aber Livia gelingt es, ihm ſein Geheimniß zu entlocken, — und ſie erſchrickt nicht, ſondern verſichert ihn, es gebe einen hohen Prieſter, der ihn befreien und losſprechen könne.

„Car le Christ est en lui qui lui donna ce don:
Satan, c'est le péché; Jésus, c'est le pardon."

Sie gehen nach Rom; aber finden dort auf dem päpſtlichen Throne nur einen im Sterben begriffenen, nur mit ſeinen eigenen Gefahren beſchäftigten Greiſen.

In der fünften und letzten Journée entſchließt ſich Livia, die Verdammniß ihres Gatten zu theilen, und fügt ihre Unterſchrift der des Fauſt auf dem diaboliſchen Vertrage hinzu.

„Ah! souffrir avec lui c'est plus de la souffrance!"

Aber der Teufel, der nun mehr haben wollte, als ihm gebührte, verliert auch das, was ſein eigen war, die unendliche Liebe hat Gnade gefunden vor dem, der ganz Liebe iſt. „Aime et tu m'aimeras" ſprach der Ewige zu Fauſt, und fortan werden die Seelen Livia's und die ſeine nur eine ſein. —

Man muß geſtehen, daß, wenn der Anfang dieſer Fortſetzung miſerabel, — das Ende wahrhaft poetiſch iſt, und nur wünſchen läßt, daß, ſtatt der aus der Luft gefallenen Livia, Gretchen ſelbſt vom Himmel herabgeſtiegen wäre, um ihre erſte unſchuldige Liebe zur höchſten, himmliſchen zu verklären. —

.*. Allmählicher Rückzug der wilden Thiere. — Seit Ariſtoteles hat der Löwe Griechenland, und ſeit Cäſar haben der Elephant und das Nilpferd den Norden Afrika's verlaſſen. Das Rhinozeros, welches man noch vor einigen Jahrhunderten ſo weit gegen Weſten fand, als Attock am Indus, iſt nun auf die Wälder im Oſten des Ganges beſchränkt. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſowohl dieſes Thier als der Elephant, welche beide nun durch den Culture eingepfercht ſind, vor nicht ſehr langer Zeit noch bis an's kaspiſche Meer hin wohnten, und daß ſie von dort und von noch entfernteren Gegenden ſich vor den Angriffen der Menſchen und der Zerſtörung der Wälder zurückgezogen haben. —

.*. Muſik und Schauſpiel in London. — King's Theater. Seit unſerm letzten Bericht ſind die Unterhaltungen auf dieſem Theater nicht nur hinreichend ſondern ſelbſt ungewöhnlich mannigfaltig geworden. Erſt vor wenigen Tagen iſt Othello zum erſtenmale gegeben worden. Die vollendete Wirkung dieſer Oper, die in der vorigen Saiſon uns zu Theil wurde, iſt dießmal verkümmert worden, weil ſtatt des Hn. Iwanoff ein H. Winter ſubſtituirt wurde. In allen Theilen, wo dieſer durch ſeinen rohen und taktloſen Singſang nichts zu verderben vermochte, fiel die Oper ganz brillant aus. Die Truppe iſt in dieſem Jahre trefflich; in den Violiniſten regt ſich etwas Piquantes, das in einem engliſchen Orcheſter neu iſt; ſelbſt kleinere Sätze in Symphonien und Begleitungen werden mit einer Fertigkeit und mit einem Ausdrucke vorgetragen, der ganz befriedigt; mit dem Chor ſteht es grade nicht am ſchlimmſten. Das neue Ballet hat, wie wir vorausgeſagt hatten, Aufſehen erregt. Der pas-galop der Charlotte Griſi und des Perrot iſt einer der zierlichſten Operatänze und St. Romains ſibiriſcher Tanz verfehlt ſelten den Ruf nach Wiederholung deſſelben. Die Muſik, die befriedigender als bei der erſten Vorſtellung ausfiel, hat einen nationalen und anregenden Schwung erlangt.

.*. **Concerte der letzten vierzehn Tage.** Unſere Bemerkungen über dieſe Unterhaltungen, die in der vorigen Saiſon an Anzahl geringer waren, wurden in der letzten Woche nothgedrungen unterbrochen, und wir müſſen auch jetzt uns kurz faſſen, um mit Sang und Klang nicht unverhältnißmäßig viel Raum in den uns zugemeſſenen Spalten zu füllen; denn jeder Tag bringt neue Ankündigungen und erſchwert die Auswahl. — Seit unſerm letzten Berichte hörten wir einen Theil von H. **Chatterton's Morgen-Concert**: ſein Harfentrio, ſein Duett von Herz und dem Beneficiar fielen beide glänzend aus. Auch brachten wir eine angenehme Stunde in H. **Kellner's Soirée** zu; das Enſemble der Unterhaltung war gut gewählt und die Geſangparthien wurden von einigen unſerer beſten einheimiſchen Virtuoſen beſetzt. Von dieſen müſſen wir, der Seltenheit wegen, Miß Kemble auszeichnend erwähnen, die ſeit wir ſie zuletzt hörten, ſich noch mehr vervollkommnet hat. H. **Sedlatzek** und H. **Brizzi** gaben ihr **jährliches Morgen-Concert** am vorigen Montag in einem vollen Saale; wir hörten die italieniſchen Sänger und im Zwiſchenakt H. Sudre's Vortrag, deſſen beſtes Stück Moſcheles's Impromtu war; ſonſt lag im ganzen Arrangement kein Anklang beſondern Intereſſes. Im **vierten Concerte** der **Societa Armonica** war die Auswahl der Stücke wundervoll und gediegen. Als Sängerinnen traten auf Miß C. Novello und Mrs. Shaw, als Sänger H. Horncaſtle und H. Philipp's. Die Herrn Mori und Forbes ſpielten jeder ein Solo.

.*. **Herrn Thalberg's Concert.** Wir haben über dieſen wahrhaft außerordentlichen Künſtler bereits unſer Urtheil abgegeben; unſere Hochachtung für ihn iſt noch vermehrt worden, ſeit wir ihn am letzten Samſtag gehört haben. Ganz abgeſehen von ſeinen Eigenthümlichkeiten, — ſeiner einzigen durch keinerlei Anſtrengung ſich überbietenden Fingerfertigkeit, — jener Miſchung des Brillanten und Gediegnen im Vortrage, wie wir es bis jetzt nicht erreicht ſahen, — erwähnen wir blos der ruhigern weniger imponirenden Stellen ſeines Spiels, gleichſam, um uns des Ausdrucks zu bedienen, der unſcheinbaren Ritzen, die in weite Fernen den Blick erſchließen, die uns von ſeiner Vortrefflichkeit nicht minder ſicher überzeugten, als ſeine ſchon berührten Eigenthümlichkeiten ſie laut verkündigen. Beſonders fühlten wir uns ergriffen durch das Schöne, Ausdrucksvolle und Ungezwungene ſeiner Begleitung mit der Linken. Hinſichtlich der Muſik, die er ſpielte, nämlich dreier Phantaſien ohne Orcheſterbegleitung, kann ihm einigermaßen Einförmigkeit vorgeworfen werden. Zwar ein junger Componiſt pflegt ſelten genug Selbſtverläugnung zu haben, um in ſeinen Compoſitionen ſich ſolchen tours de force zu enthalten, die ihm einigen Anſpruch auf Originalität in Styl und Erfindung erwerben ſollen; dennoch — ein Verſuch zu ſolchen Schöpfungen, wie Beethoven deren tauſende in ſeinen unſterblichen Werken hervorrief, ſich zu nähern, iſt mehr werth, als ſeitenlanges Geklimper und Studirtes, das blos, um Effekt zu machen, zuſammengeſtoppelt wird. Während wir jedoch irgend ſolch eine Stelle in Herrn Thalberg's Muſik vermiſſen, deren Themen hauptſächlich in Umſchreibungen volksthümlicher Opern beſtehen: ſo müſſen wir ihr demungeachtet das Lob einer beſonnenen, ſorgfältigen und gediegenen Compoſition zuerkennen, und zugleich unſere Ueberzeugung hier ausſprechen, daß, wenn er mit der Zeit im Stande ſein wird, etwas öfter ſeine wundervollen Hände zu vergeſſen, er dereinſt unter den Piano-Virtuoſen einen eigenthümlichen Platz behaupten wird.

.*. **Herrn Ole Bull's Concert.** Es wurde vorigen Samſtag Abend in King's Theater aufgeführt (ein kühner Maßſtab!). Das Haus war von den Freunden des Künſtlers zahlreich beſucht, die unbeſonnen genug waren, die Thorheit zu begehen, nach beendigtem Concert, Kränze auf die Scene zu werfen u. ſ. w. H. Bull wird ſich über den ſchlechten Geſchmack und über dieſe Charlatanerie hinwegſetzen; doch müſſen wir geſtehen, daß uns dieſer Vorgang ein wenig verſtimmte. Als Violiniſt ſteht er ſehr hoch; ſein Ton iſt klar und brillant und durchaus gerundet; mehrere Stellen waren in drei Abtheilungen durchgeführt, beſonders eine, deren Melodie durch ein Tremulando gehoben und deren außergewöhnliche Schwierigkeiten mit der höchſten Leichtigkeit und Kunſtübung überwunden wurden. Weniger befriedigte uns ſein Geſchmack; ſein Concerto war Stück- und Flickwerk, eine Muſterkarte von Grillen und Einfällen, ſeine Melodien und alle ſolche Stellen, die den Ausdruck von Gefühl erheiſchen, ob durch eine Uebertreibung im Styl, wozu (es thut uns leid, es zu ſagen) Paganini das Vorbild gegeben hat. Es iſt nothwendig, dieſes zu erwähnen; denn wenn hier keine ſcharfe Rüge gelten ſoll, wenn dieſem Gejammer, dieſem Toben, dieſer Uebertreibung des Tones keine Gränze geſetzt wird, worin die Saitenvirtuoſen immer weiter ſich zu verirren anfangen; ſo muß das Ganze der Muſik nothwendig darunter leiden, und wir werden genöthigt werden, mit ſchmerzlicher Sehnſucht uns in die Zeiten der gemäßigtern, weniger aufregenden Solo's aus Viotti's und Spohr's Schule zurückzuwünſchen.

.*. **Philarmonic Society.** Das ſiebente ihrer Concerte ward mißgeleitet von Herrn Weichſell und nicht gar wohl ausgeführt von Herrn Biſchop. In der Begleitung der Sängerinnen, Mme Malibran de Beriot und Miß Maſſon, und des Sängers Herrn Machin, benahm ſich das Orcheſter mehr als taktlos — ganz taktfalſch. Der erſte Akt, obgleich mit Beethoven's imponirender Sinfonia Eroica eröffnet, ging ſchwerfällig von Statten, wegen des Umſtandes, daß alle vorkommende Stücke, eins ausgenommen, in derſelben Tonart waren. Ein neues Sextetto vom Ritter Neukomm für Blasinſtrumente machte weniger Glück als ſein früheres. Im zweiten Akt hörten wir Mozarts Sinfonia in D. Nro. 1. und das nach Beethoven's Tode erſchienene Quartett in B. mit ausgeſuchter Fertigkeit vorgetragen von den Herrn Blagrove, Gattie, Dando und Lucas; dieſes Werk iſt durchaus zu ungewöhnlich (es wäre Verrath, die Möglichkeit anzunehmen, Beethoven habe irgend etwas undurchdacht geſchrieben), als daß es mit einemmale verſtanden werden konnte; einzelne Stellen daraus erſchienen jedoch als herrliche Phantaſien. Was die Geſangparthie betrifft, ſo bemerken wir blos, daß Miß Maſſon in ihrem gewohnten reinen und klaſſiſchen Styl per pietà aus Cosi fan tutte ſang, und daß Mme Malibran in einem Mißverſtändniſſe ſich verlor, indem ſie ſich bemühte, den geſchmackloſen Singſang Perſiani's mit Ausdruck vorzutragen, indem ſie Uebertreibungen einmiſchte, die von einer weniger begabten Sängerin nicht hätten angehört werden können.

.*. **Coventgarden.** Hrn. Serjeant Talfourd's Trauerſpiel wurde Donnerſtag Abend bei einem ſo glänzend angefüllten Hauſe gegeben, daß man ſich füglich in Gedanken in die ariſtokratiſchen Zeiten des Schauſpiels zurückverſetzen konnte. Wir müſſen zugeben, daß wir ſelten Macready ſich vortheilhafter ausnehmen ſahen. Seine Action gewährte einen herrlichen Contraſt zu dem Schreien und Toben der andern Helden der Scene, die ihre Dialoge nicht in Flicklappen, ſondern in Lumpen zerzauſten. In der letzten Scene mit Clemanthe übertraf beſonders dieſer große Künſtler ſich ſelbſt, und wurde mit ſtürmiſchem Beifall belohnt, wie er in der windſtillen Atmoſphäre des engliſchen Schauſpiels ſich nur ſelten vernehmen läßt. Miß Tree war ebenfalls liebenswürdig und pathetiſch in der Rolle der Clemanthe. Das Stück macht auf der Bühne wirklich mehr Effekt, als wir ihm zugetraut hätten. Nach einigem Aufſchub iſt deſſen Wiederaufführung auf den nächſten Mittwoch angekündigt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 144. 1836.

Phönix.

Montag, 20. Juni.

Der Laborant.

Von

Ludwig Bechſtein.

Ihr, die um mich gereiht in reinen Vaſen ruhen,
Ihr Stoffe der Natur in Büchſen, Gläſern, Truhen,
All' euer Weſen hat mein Forſcherblick erkannt.
Wie Sclaven vor dem Herrn ſich ſtumm in Demuth beugen,
So, ſtumme Diener, müßt ihr meine Macht bezeugen,
Und müßt gehorchen mir — ich bin der Laborant.

Ihr waret frei, ihr habt als Säuglinge gehangen
An der Allmutter Bruſt, doch nun ſeid ihr gefangen,
Aus jenem heitren Reich ſeid ewig ihr gebannt;
Seid mein, zum Theil erkauft' ich euch mit ſchwerem Golde;
Nach jedes Eigenſchaft ſteht ihr in meinem Solde,
Einſt Herrſcher, Knechte nun — ich bin der Laborant.

Mir ſpendet die Natur die Fülle ſeltner Schätze,
Mir opfern Berg und Flur, Wald, Feld und wüſte Plätze,
Der Meere tiefer Grund, mir der Sahara Sand.
Der Erde dunkler Schoos, der Alpen Felſenkrone,
Ein jedes Weltall ſchickt, es ſchickt mir jede Zone
Was meinen Zwecken dient — ich bin der Laborant.

Das Reich der Thiere beut mir wunderbare Kräfte,
Gekocht am Lebensheerd, und dann erſtarrte Säfte,
Ein Zauberſtab der Macht oft in des Weiſen Hand.
Das Bibergeil, den Müsk, Zibet und Bezoaren,
Das Sperma Ceti und den Ambra, den koſtbaren,
Sie ſtehn in meinem Dienſt — ich bin der Laborant.

Der vom Alkannaſtrauch einſt manch Inſekt berückte,
Der mit dem Farbenſchmelz die Wüſte Lybiens ſchmückte,
Der ſilberlichte Stinz ward jüngſt mir friſch geſandt.
Er ſaß auf Trümmern dort verſunkner Pyramiden,
Und ich geſell' ihn zu grüngoldnen Canthariden
Und rother Cochenill' — ich bin der Laborant.

Mir zollt die Sepia das Schild von ihrem Rücken,
Mir beut das tiefe Meer die Perlenmutterſtucken,
Es ſendet mir den Schwamm vom ſchroffen Klippenſtrand.
Die Blutkoralle ragt empor mit ſpitzen Zinken,
Ein Baum der Waſſerwelt, lebend'ge Weſen trinken
In ihm des Lebens Quell — ich bin der Laborant.

Ich eigne ſtreng mir zu das Lebende, das Todte,
In meinem ſtillen Reich herrſcht Wechſel nicht und Mode,
Der Ernſt der Wiſſenſchaft verſcheucht den flachen Tand.
Das Reich der Pflanzen bringt mir unzählbare Gaben,
Die Wurzeln beut es, die in Erdennacht begraben,
Beut duft'ge Blüthen mir — ich bin der Laborant.

Wer kennt und nennt, gleich mir, die Kräuter all' mit Namen,
Die Rinden, Zweige, wie die Blätter, Früchte, Samen,
Die Harze, und was ſonſt ich Flora's Reich entwandt?
Wer kennt und nennt gleich mir die Formen all der Dinge,
In die ich mit der Kraft des Elements ſie zwinge,
Oel, Balſam, Saft', Tinktur? — Ich bin der Laborant.

Die Salze ruhen hier in glänzenden Kryſtallen
Und Erden, Steine dort, es blinkt von den Metallen
Unheimlich zu mir her wie Kohlenglut und Brand.
Der Spießglanzregulus, die rothen Kobaltblüthen,
Das gelbe Operment, die lieben mordend wüthen,
Gefeſſelt hält' ich ſie; ich bin der Laborant.

Allmächt'ger Weltengeiſt, in meine Hand gegeben
Haſt Heil und Unheil du, Vernichtung, Tod und Leben!
Ich beuge mich vor dir, es zittert meine Hand.
Gib zu dem reichen Schatz noch eine reich're Spende,
Verleihe Weisheit mir, auf daß ich treu verwende,
Was du mir anvertraut — ich bin der Laborant.

Ich bin ein König hier, mit unbeſchränktem Rechte,
Doch Herr vor dir, vor dir, der ärmſte deiner Knechte,
Du fragſt mich einſt, wie ich die Macht hab' angewandt.
Dann laß mich fleckenrein und treu erfunden werden!
Heilbringend ſei mein Thun, und ſegensreich auf Erden,
Der Menſchheit Wohl geweiht — ich bin der Laborant.

Das Schöffersfeſt zu Gernsheim.

(Schluß.)

Um jene Zeit nun, als Gutenberg mit Fuſt's Geldvorſchuß eine Druckerei eingerichtet hatte, trat auch **Peter Schöffer von Gernsheim** in das Haus des reichen Fuſt ein. Er kam gerade von Paris zurück, wohin er ſchon frühe ausgezogen war. Dort hatte er ſich im Schönſchreiben und Malen der Buchſtaben eine außerordentliche Geſchicklichkeit erworben und zugleich ſeinen angebornen Geſchmack vielfach ausgebildet, weßhalb er ſich auch ein kleines Vermögen mit Abſchreiben daſelbſt verdient hatte. Wahrſcheinlich war ſeine ausgezeichnet ſchöne Handſchrift die Urſache, daß er im Hauſe Fuſt's eine ſo freundliche Aufnahme fand und bald als Dritter in das Kunſtgeheimniß eingeweiht wurde. Peter Schöffer, lateiniſch Opilio (Schäfer), zuweilen auch Petrus Gernsheimensis oder Petrus Schoeffer de Gernsheim genannt, war zu Gernsheim, einem vormals kurmainziſchen nun großh. heſſ. Städchen auf dem rechten Rheinufer von bürgerlichen Eltern höchſt wahrſcheinlich zwiſchen 1420 und 1430 geboren. Über den Urſprung ſeines Geſchlechts läßt ſich durchaus nichts Beſtimmtes mehr ermitteln, weil die alten Kirchenurkunden durch die Franzoſen auf Befehl ihres Kriegsminiſters Louvois ſämmtlich verbrannt wurden. Vor dem Eintritt Peter Schöffer's in die Geſellſchaft druckte Gutenberg und Fuſt ſchon kleine Grammatiken, lateiniſche ABC-Bücher, Horarien oder kleine Gebetbücher, wobei ſie ſich beweglicher Buchſtaben, die aus Holz geſchnitten waren, bedienten. Allein das wichtigſte Werk, welches ſie wahrſcheinlich 1452 begonnen hatten, war der Druck einer Biblia latina vulgata — der ſogenannten 42zeiligen Bibel — wobei ſie zum erſtenmal Metalltypen, die ſich ſchärfer und gleichmäßiger als die hölzernen abprägten, gebrauchten. Schöffer hat ſchon an dieſem Werke, wenigſtens vom zwölften Bogen an, Theil genommen. Der wichtigſte Fortſchritt in der Erfindung war durch die Erfindung der Metalltypen geſchehen. Allein die Buchſtaben waren noch grackelich, plump, rauh und den Augen mißfällig. Die Anfangsbuchſtaben (Initial- oder Kapitalbuchſtaben) fehlten noch ganz und wurden nach Beendigung des Druckes mit vieler Sorgfalt und großer Zierlichkeit, theilweiſe gewiß von Schöffer ſelbſt, mit rother und blauer Dinte eingemalt. Der Druckfarbe mangelte Schwärze und Haltbarkeit. Wahrſcheinlich druckte man anfangs auch um deßwillen mit Dinte, um die erſten Druckwerke noch als Handſchriften deſto theurer verkaufen zu können. Dieſe großen Mängel abzuſtellen, war **Schöffer** mit ſeinem erfindungsreichen Geiſte, mit ſeiner herrlichen Handſchrift, mit ſeinem ausgebildeten feinen Geſchmacke der rechte Mann, der die Buchdruckerkunſt verbeſſern und vervollkommnen konnte. Sein Scharfblick überſah bald die Vortheile, die ſich von Gutenberg's Erfindungen erwarten ließen, aber auch die Mängel ſeines Verfahrens, die den guten Fortgang des Geſchäfts hinderten. Als Schönſchreiber gewohnt, nur ſchöne Buchſtaben mit ſeiner Feder zu bilden, konnten ihm die ungleichen, plumpen und unförmlichen Buchſtaben von Gutenberg's Druckſchrift, welche dem Auge bei dem erſten Anblick wehe thaten und das Leſen beſchwerlich machten, unmöglich gefallen. Es waren dieß die damals gothiſchen und halbgothiſchen Buchſtaben, die nun Schöffer durch nettere und dem Auge gefälligere Formen zu erſetzen ſuchte. Durch Gutenberg's und Fuſt's ſeitheriges Verfahren konnte dieſer Zweck nicht erreicht werden. Ihre Behandlung mußte Rauheiten erzeugen, da ihre Werkzeuge rauh und unvollkommen waren. Auch war ihr Verfahren zu mühſam, erforderte zu viel Zeit und verurſachte unnöthige Koſten. Allem dem mußte abgeholfen und ein Verfahren erfunden werden, wo bei größerer Schnelligkeit beſſere Erzeugniſſe des Guſſes erzielt wurden. Bisher wurden die Anfangs- und andere große Buchſtaben nicht mit dem Schriftſatze geſetzt oder durch Formen eingedruckt, ſondern ſpäter durch fremde Hände eingemalt oder eingezeichnet. Die Druckſchwärze hatte keine Haltbarkeit, wurde durch jede Feuchtigkeit aufgelöſ't, durch die Zeit bröcklich und fiel ab, wie man häufig in Gutenberg's erſten Drucken wahrnehmen kann. Schöffer's Scharfſinn und erfinderiſcher Geiſt wußte überall Rath zu ſchaffen und allmählich allen dieſen Mängeln abzuhelfen. Sein facilior modus fundendi, wie es in einer Urkunde heißt, beſteht in **einer ſchöneren gefälligeren Form der Buchſtaben und zweckmäßigerer Miſchung der zum Guß derſelben zu nehmenden Metalle, in einer härteren Metallcompoſition der Matrize, in Verfertigung ſtählerner Stempel, in Zubereitung einer dauerhafteren und ſchwärzeren Druckfarbe, in Verfertigung geſchmackvoller Anfangsbuchſtaben und in einer Vervollkommnung der innern Einrichtung der Gußform.** Daß alle dieſe Verbeſſerungen nicht plötzlich eintraten, iſt begreiflich. Es verſtrich wohl manches Jahr, bis ſie endlich zu Stande gebracht wurden. Mit ihnen ſchließt ſich die Erfindungsgeſchichte der Buchdruckerkunſt für jene Zeit ab, deren **Vervollkommnung einzig und allein das Verdienſt Peter Schöffer's** iſt.

Zum Lohn ſeiner vielfachen Bemühungen um das Geſchäft gab ihm Fuſt ſeine einzige Tochter, **Chriſtine**, zur Frau, welche ihm in einer langen und glücklichen Ehe zwei Söhne gebar, **Johann** und **Peter**. Beide wurden Buchdrucker. Der ältere, Johann, blieb im Beſitze des väterlichen Druckhauſes und Geſchäfts und ſtarb ohne Nachkommen. Peter hatte einen einzigen Sohn **Ivo**, nach deſſen kinderloſem Tode die Familie Peter Schöffer's in Mainz erloſch, nicht aber in Gernsheim, wo ſich wenigſtens noch Lebende von dem Nebenzweig der Familie ſeiner Verwandſchaft rühmen, auf die ſogar die ſchwediſchen Grafen von Schafer Anſprüche erheben. Auch zeigt man noch zu Gernsheim in der Nähe des ſogenannten Mönchhofes ein Haus, in dem Peter Schöffer das Licht der Welt erblickt haben ſoll.

Schöffer gelangte bald in Mainz zu mannichfaltigen Ehren und Auszeichnungen. Da er wahrſcheinlich zu Paris mit dem Rechte ſich befreundet hatte, ſo ernannte ihn der Kurfürſt bei dem weltlichen Gerichte in Mainz zum Richter. Dieſes ausgezeichnete Ehrenamt, das ſonſt nur Adlige oder Doktoren der Rechte ausübten, bekleidete er von 1489 bis zu ſeinem Tode. Durch ſeine Verheirathung und den Verkauf ſeiner Druckwerke kam er in ſo glückliche Verhältniſſe, daß er nach und nach drei Häuſer, zum **Humbrecht**, zum **Korb** und zum **Wyden** genannt, erwarb und auch ſpäter, um Buchhändlergeſchäfte zu betreiben, ſich noch das **Frankfurter** Bürgerrecht erkaufte. Gewiß war es nicht des redlichen rührigen Schöffer's Abſicht, den edlen Gutenberg um die Früchte ſeiner Erfindung zu bringen, ſondern Fuſt's Habgier zwang den vielfach getäuſchten Erfinder, da er unvermögend war, die Geldvorſchüſſe an Fuſt zurückzuzahlen, aus der Geſellſchaft zu treten und die Druckerei mit allen Geräthſchaften ihm und Schöffer allein zu überlaſſen. Gutenberg hatte durch den Prozeß wohl ſein Vermögen verloren, aber nicht ſeinen Muth und ſein Glück aufgegeben. Durch die großmüthige Unterſtützung eines edlen Mannes, des Dr. Konrad Humery, ward es ihm möglich, ſich eine neue Offizin im Hofe zum Jungen in Mainz anzulegen. Das erſte Werk, welches aus ihr 1460 hervorging, war das Catholicon, eine weitläufige lateiniſche Grammatik und etymologiſches Wörterbuch. Späterhin wandte ſich Gutenberg mit ſeiner Druckerei nach Eltville im Rheingau und übergab ſie bei zunehmender Altersſchwäche ſeinen Verwandten, den Brüdern Bechtermünz. Er ſelbſt verlebte ſeine letzten Tage recht behaglich am Hofe Kurfürſt Adolph's II., der ihn 1465 zu ſeinem Hofcavalier ernannt hatte. Wahrſcheinlich ſtarb er im Jahr 1468. Die Stätte, wo Gutenberg's irdiſche Reſte ruhen, iſt unbekannt. Bald aber wird ſein Standbild von Erz zu Mainz, das ſeine Wiege war, auf dem Platze prangen, der zum ewigen Gedächtniß ſeinen Namen führt.

Fuſt, der ſich vorzugsweiſe mit dem Buchhandel, wofür er als ſpeculativer Kopf vortrefflich getaugt haben mag, beſchäftigte, reiſ'te nach Vollendung der 42zeiligen Bibel nach Paris, um ſie dort als Handſchrift für recht hohe Preiſe zu verkaufen. Im Jahr 1466 begab er ſich zum zweitenmal mit neuen Druckwerken dahin. Wahrſcheinlich ward er damals das Opfer einer furchtbaren Peſt, welche viele Tauſende hinwegraffte. —

Durch den Beſitz einer vollſtändig eingerichteten Druckerei hatten Fuſt und Schöffer auf mehrere Jahre den Vorſprung vor Gutenberg gewonnen und ſich der großen Vortheile verſichert, die ihnen aus dem Verkaufe ihres erſten Druckwerks zufließen mußten. Sie hatten Gutenberg's Druckerei aus dem Hofe zum Jungen in Fuſt's Haus zum Humbrecht verlegt. Im Beſitze aller zum Drucke der lateiniſchen Bibel gebrauchten Lettern und anderer, nach Peter Schöffer's verbeſſertem Verfahren gegoſſenen Typen, brachten ſie ſchon nach achtzehn Monaten ihrer Trennung von Gutenberg ein Werk zu Stande, das noch jetzt als das größte Meiſterſtück der Buchdruckerkunſt, von keinem andern an Schönheit und Pracht übertroffen, als das herrlichſte Denkmal der kaum erfundenen Kunſt, die Bewunderung aller Kenner erregt. Es iſt dieſes Werk das berühmte

Pſalterium,

das erſte Druckwerk der Welt, welches durch die Benennung des Druckers und des Druckorts, die Bezeichnung des Tages und Jahres ſeiner Erſcheinung eine vollſtändige Datirung enthält.

Das Pſalterium iſt eine Sammlung der Pſalmen David's und war für den täglichen Chorgebrauch als Geſangbuch für die Geiſtlichen beſtimmt. Die Schlußſchrift dieſes höchſt merkwürdigen Buches, das vollſtändig aus 175 Blättern beſteht, lautet alſo:

„Gegenwärtige Sammlung der Pſalmen, durch ſchöne Kapitalbuchſtaben geziert, und nach Rubriken hinreichend abgetheilt, iſt durch die künſtliche Erfindung zu drucken, ohne Hülfe der Feder alſo gefertigt, und zur Verehrung Gottes nach vieler Mühe und Arbeit zu Stande gebracht worden durch Johann Fuſt, einen Mainzer Bürger, und Peter Schöffer von Gernsheim, im Jahr unſers Herrn: Tauſend vier hundert ſieben und fünfzig am Tage vor Maria Himmelfahrt.“ —

Eine Fehde zwiſchen dem Erzbiſchof Diether von Iſenburg und dem vom Papſte Pius II. zu ſeinem Nachfolger ernannten Kurfürſten Adolph II. von Naſſau endigte am 28. Oktober 1462 mit der blutigen Erſtürmung von Mainz, wodurch die Blüthe der reichen Stadt auf lange Zeit völlig vernichtet wurde. Alle Gewerbe geriethen in Stocken, alle Druckereien ſtanden ſtill; die Arbeiter, durch einen Eid zur Bewahrung des Kunſtgeheimniſſes gebunden, verließen die Stadt, vergaßen ihren Eid und verbreiteten die geheime, wunderbare Kunſt in alle Länder. Auch auf das Geſchäft Schöffer's übte dieſe furchtbare Kataſtrophe einen ſehr nachtheiligen Einfluß aus. Er ſelbſt reiſte bald darauf mit Empfehlungsbriefen nach Paris, um ſich als Eigenthümer vieler, von ſeinem Schwiegervater Fuſt dorthin gebrachten und von der Regierung nach deſſen Tode in Beſchlag genommenen Bücher auszuweiſen. Seiner Bitte wurde willfahrt. Der König Ludwig XI. von Frankreich befahl, daß vom erſten Oktober 1475 an, jährlich 800 Liv. an Peter Schöffer ſo lange bezahlt würden, bis ſeine ganze Forderung von 11,000 Liv. abgetragen wäre. Nach ſeiner Zurückkunft nach Mainz ließ er aus ſeiner Offizin, von 1478 bis 1502, noch über 23 neue Schriften hervorgehen. Schöffer zählte damals ſchon beinahe 80 Jahre. Eine vierte Auflage des Pſalteriums, ſeiner geliebteſten Arbeit, war das letzte Druckwerk, bei dem er ſich unterzeichnete. Ganz genau läßt ſich ſein Sterbetag nicht beſtimmen; wahrſcheinlich aber ſchloß er die lange, ſchöne Laufbahn ſeines Künſtlerlebens zwiſchen dem 21. December 1502 und dem Palmſonntag 1503. Sein Grab bezeichnet uns kein Denkſtein. — Hat auch Peter Schöffer keinen Theil an der Ehre der Erfindung der wunderbaren Kunſt, ſo bleibt er doch ihr Verbeſſerer. Dem Genie Gutenberg's und ſeinem ausdauernden Fleiße verdanken wir die Erfindung; aber Schöffer's ſchaffendem Geiſte die Vollendung. —

Ehre und Ruhm gebührt aber der Stadt Gernsheim, die aus eigenen Mitteln, dem Gedächtniß ihres größten Mitbürgers alles geopfert, um ihm ein würdiges Denkmal in der Stadt, die ſeine Wiege war, aufzurichten. Herr Hofbildhauer Scholl zu Darmſtadt hat das coloſſale Standbild Peter Schöffer's, aus deſſen Zügen deutſche Einfalt, deutſcher Ernſt und deutſcher Geiſt ſprechen, im Verlaufe mehrerer Jahre meiſterhaft ausgeführt. Was Gernsheims Bürger lange beſprochen und berathen, was ihnen ein Gegenſtand der Sorgfalt und Pietät war, was ſie aus eigenen Mitteln, nicht vor fremden Thüren ſammelnd, durch einen vaterländiſchen Künſtler ausführen zu laſſen ſich beſtrebten, ſteht nun da zur Freude Aller in herrlicher Vollendung.

Auf dem ſchönen, mit rothblühenden Kaſtanienbäumen bepflanzten Platze, der von nun an Schöffersplatz genannt iſt, dem maſſiv erbauten neuen Schulhauſe gegenüber, erhebt ſich auf einem gothiſch verzierten 12' hohen Piedeſtale von rothem Sandſtein das coloſſale Standbild Peter Schöffer's. Die Höhe der Statue, die aus einem Heilbronner Sandſteinblock gemeißelt iſt, beträgt 12'. Der ehrenfeſte Druckerherr, im kräftigen Mannesalter, ſteht da in einem langen mit Pelz verbrämten Überwurf, ſinnend, eine Tafel mit Matrizen in der linken Hand, mit der rechten bedeutungsvoll darauf hinweiſend. Die Schriftcharaktere bilden das Wort: Matrizen und Patrizen und die Jahreszahl 1450. Ein eiſernes Geländer umzirkt das herrliche Monument.

Auf der Vorderſeite des Piedeſtals iſt folgende Inſchrift in gothiſchen Charakteren eingehauen:

Dem Andenken
Peter Schöffers
von Gernsheim,
weltlichen Richters zu Mainz,
dem Miterfinder der Buchdruckerkunſt,
der durch ſeinen Forſchungsgeiſt dieſe Kunſt
vervollkommnete und mit dem thätigſten Eifer
verbreitet hat
welcher dieſen Denkſtein
ſeine Vaterſtadt, das dankbare Gernsheim,
im Jahre des Heils
1836.

Die lateiniſchen Diſtichen von Arnold v. Bürgel, welche ſich auf der Rückſeite des Piedeſtals befinden, lauten:

„Ex levi ligno sculpunt hi grammata prima,
Quae poterat variis quisque referre modis.
Sed quia non poterant propria de classe character
Tolli, nec variis usibus aptus erat,
Illis succurrit *Petrus* cognomine *Schöffer*
Quo vix caelando promtior alter erat.
Ille sagax animi praeclara toreumata finxit,
Quae sanxit matris nomine posteritas.
Et primus vocum fundebat in aere figuras
Innumeris cogi quae potuere modis. —“

Auf dem Piedeſtale nach der Stadtſeite zu iſt Peter Schöffer's Wappen angebracht. Daſſelbe beſteht aus einem Schilde, in welchem ſich ein Widerhaken mit drei ſechsſpitzigen Sternen zeigen. Nach der Rheinſeite zu ſieht man Fuſt's Wappen, welches aus einem Schilde mit zwei in's Schrägkreuz gelegten Haken beſteht.

Feuilleton.

⁂ Religiöſer Kunſtverein in Paris. — Es hat ſich kürzlich in Paris ein (ſg.) religiöſer Kunſtverein gebildet, welcher alle chriſtlichen Künſtler zu umfaſſen beſtimmt iſt. In dem von ihm ausgegebenen Proſpektus wird bemerkt, daß, wenn auch in vielem Anderen getrennt, die Menſchen jetzt doch nächſt der Religion, beſonders durch den Sinn für Kunſt vereinigt würden, welchen zu fördern, der Verein ſich wolle angelegen ſein laſſen. „Derſelbe werde nun jeden Monat eine Revue erſcheinen laſſen, welche das Ergebniß ſeiner Arbeiten und Notizen über die für die Mitglieder intereſſanten Kunſtwerke enthalten werde. Das einzige Band der Geſellſchaft ſei eine chriſtliche Brüderſchaft (confraternité) unter ihren Mitgliedern. Die einzige Pflicht derſelben, ſich einander wechſelſeitig zu unterſtützen, und die einzige von ihnen einzugehende Verbindlichkeit — die, zu keinem Werke die Hand zu bieten, welches die Sittlichkeit oder die Religion verletzen könnte“ Jedes Mitglied braucht dann ſeine Arbeit nur nach Paris zu ſenden, wo ſie in einem prächtigen Gebäude aufgeſtellt und für ihre Empfehlung und ihren Verkauf von der Direktion Sorge getragen werden ſoll. — Auf welche Weiſe ſich nun dieſer Verein organiſirt habe, wie er ſich ausbreite, welches ſeine Erfolge, darüber ſoll ſpäter berichtet werden. — Auffallend iſt jedoch, daß der Proſpekt durch die Worte „chriſtliche Brüderſchaft“ — die israelitiſchen Künſtler auszuſchließen ſcheint, während das opernluſtige Paris nun ſchon mehrere Jahre hindurch vorzugsweiſe von den Kunſtgaben lebt, welche der muſikaliſche Genius eines Israeliten ihm ſpendet. Wir hoffen, daß der Verein ſich über ſolche Beſchränktheit erheben werde; heißen ihn aber ſchon jetzt willkommen, da wir, mit Göthe, für heilig halten:

„Was viele Seelen zuſammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz.“ —

⁂ Verwandtſchaft des Magyariſchen mit dem Hebräiſchen. — Auf Koſten der gelehrten magyariſchen Societät erſcheint jetzt ein von dem Profeſſor Stephan Gedeſtnér zu Pápa in Ungarn abgefaßtes etymologiſches Werk unter dem Titel: „Hebraizáló etymologus,“ worin ſehr viele ungariſche Wörter aus dem Hebräiſchen abgeleitet werden. (Vergleiche Nro. 121 d. J.)

⁂ Neueſtes über Barometerſtand, Regenmenge und Temperatur. — Durch Vergleichung von mehr als 250,000 Beobachtungen, die im Laufe von 23 Jahren im Obſervatorium zu Paris angeſtellt worden, hat Bouvard gefunden: 1) daß die mittlere Höhe des Barometers ungefähr um 1 Millimetre geringer iſt bei dem 3ten Oktanten (dem Mittel zwiſchen dem 1ſten Viertel und dem Vollmond) als bei'm letzten Viertel; 2) daß die Regenmenge etwas beträchtlicher in der erſten Epoche als in der letzteren, und 3) daß der Barometer um $^{32}/_{1000}$ Millimetre höher ſtehe bei'm Apogäum als bei'm Perigäum des Mondes. —

Die ebendort zweimal monatlich angeſtellten Beobachtungen in Betreff der Temperatur haben dargethan, daß dieſelbe 86 Fuß tief unter der Erde während der erſten Hälfte des Jahres ſtets 11°,835, und während der zweiten 11°,871 betrug, während auf der Oberfläche der Erde die mittleren Maxima und Minima jedes Monats zwiſchen 0°,45 und 26°,08 geſchwankt und die mittlere Temperatur des Jahres 11°,73 cent. geweſen. —

⁂ Portwein-Verbrauch in England. — Obgleich in England ſehr viel Portwein fabrizirt wird, ſo wurden doch von dem ganzen Portwein-Ertrag Portugals, der in 36,297 Pipen beſtand, nicht weniger als 32,396 im v. J. eingeführt, während Portugal ſelbſt keine 600 Pipen verbraucht hat. —

⁂ Unterrichtsverein zu Mühlhauſen. — Die jungen Frauenzimmer von Mühlhauſen haben einen Verein gebildet, um den jüngern, unbemittelten Mädchen Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen, Nähen, Stricken und Sticken zu geben. Sie nennen dies ihre Erholungen. Mehrere der jungen Lehrerinnen ſind erſt 12 — 13 Jahre alt. —

⁂ Ungariſches Muſeum. — Der ungariſche Reichstag hat die Errichtung eines National-Muſeums votirt.

⁂ Schon Napoleon verordnete durch ein Decret aus dem kaiſerlichen Palaſte zu Mainz im Jahr 1804, daß ein neuer großer Platz, der durch Niederreißung vieler Gebäude gebildet werden ſollte, den Namen Gutenberg's, des Erfinders der Buchdruckerkunſt, führe.

Auch war ſchon 1804 eine Geſellſchaft von vierzig Männern unter dem Vorſitze des verdienſtvollen Präfecten Jeanbon St. André wegen der Errichtung eines Monumentes für Gutenberg zuſammengetreten.

⁂ Der Gemeinderath zu Mainz hat aus Dankbarkeit dem Schöpfer des Gutenbergmodells, Ritter Thorwaldſen, das Diplom als Ehrenbürger in einem reich verzierten Futteral zu überſchicken beſchloſſen und hierzu eine Summe von 600 fl. verwilligt. Die Arbeit iſt dem jungen Künſtler Florian Metzger zu Mainz übertragen worden und iſt ihrer Vollendung nahe. Dieſe Verzierung iſt in getriebenem Silber auf dem oberen Seitendeckel des Futterals. Daſſelbe hat eine Höhe von $^5/_4$, eine Breite von $^3/_4$ Schuh, und am Rande ſind Arabesken angebracht. Der mittlere Raum ſtellt eine oben halbrunde Niſche vor, in deren Mitte die Moguntia ſchwebend, in der rechten Hand eine Bürgerkrone über das Haupt der auf einem Poſtamente ſtehenden Büſte Gutenberg's, und in der linken einen Lorbeerkranz, über dem Haupte von Thorwaldſen hält, der vor Gutenberg's Büſte ſitzt und über die Fertigung des Model's nachdenkt. Die Zeichnung iſt von Dr. Heß in Mainz, dermalen in Rom.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 145. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 21. Juni.

Der Chacham.

Von

Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

Sabbathai bebte zuſammen. Ihm war, als hätte ſich der Himmel plötzlich vor ihm aufgeriſſen und er hätte den höchſten Glanz erſchaut, wie er die oberſte Welt durchfluthet. Wie ein mächtiger Schlag hatte das eine Wort ihm jede Nerve, jede Fiber durchzuckt, ſein Athem ſtockte, ſeine Bruſt hob ſich mühſam, ſein Auge drohete, von jenem Glanze geblendet, zu verlöſchen. Es dauerte lange, eh' er ſich zu erholen vermochte; endlich blickte er, wie trunken umher, er mußte ſich beſinnen, die Gegenſtände um ihn waren ihm fremd. Die Nacht hatte unterdeſſen die Fackel des Abendroths ausgelöſcht und den Bergen ein düſtres Kleid gewoben. Mihurmah ſtand an ihrer Harfe gelehnt ernſt und ſchweigend.

„Der Meſſias?!“ wiederholte jetzt Sabbathai mit leiſer zitternder Stimme. „Mädchen, wer hat dir das geſagt?“

„Thamar!“ verſetzte Mihurmah feierlich. „Von ihr weiß ich's; ſie hält dich dafür und ihre Seele jubelt in reiner anbetender Liebe dir zu, dem Erlöſer unſres Volks. Vor wenigen Tagen erſt hat ſie es mir in heiliger Stunde der Freundſchaft entdeckt, und die Wahrheit ihres Wortes hat mich mit Schauern durchbebt. Tauſend Stimmen riefen ſogleich in mir: „Ja, er iſt's! er iſt der Erſehnte, die Wonne der Völker, der Held Iſraels!“ Und tauſend Stimmen wiederholten es beſtätigend, und wie ſie mir, ſo rufe ich dir zu: Du biſt's! Du biſt der Retter meines Volks! Heil, dir, gotterkohrner, großer König!“

„Ja, ich bin's!“ ſprach Sabbathai mit Sicherheit. „Jetzt verſteh' ich euch erſt recht, ihr Geiſter der Nacht, ihr Engel, die ihr mich umrauſcht. Wer war's denn, der mir das große Wort zugeflüſtert, der mir das tiefe Geheimniß verrathen, der das Räthſel meines Lebens gelöſ't? Thamar, Thamar, du! Durch die Nacht hör' ich deiner Stimme Klang. Du ſtehſt mit den Engeln im Bunde, du biſt ihre Königin!“

Und mit ſtolzen Schritten ſtieg er hinab aus dem Garten und wandelte dem Ufer des Meeres zu. Sein Auge funkelte, ſeine Bruſt hob ſich, wie noch nie. Dort flüſterte er ſeltſame geheimnißvolle Worte, die kein Menſch verſtanden, den Wellen zu, bis ſich ſeine Schüler um ihn verſammelt und noch nie waren ſeinem Munde höhere, flammendere Worte entfloſſen, als in dieſer Nacht. Seine Rede war ein heiliges Gedicht, glühend in den Farben des Morgenlandes und erfüllt mit ſeinen Wundern. Dann ging er wieder einſam und träumend in die Nacht hinaus bis zu einer verſteckten Bucht. Dort löſ'te er ſein weißes Gewand und ſtieg in das dunkle Meer hinab, ſich ſchaukelnd auf ſeinen Wellen. Die rauſchten ihm huldigend zu: „Du biſt's! Du biſt der Meſſias, der große König!“ Aus den Tiefen herauf tönte es und die Stimmen klangen über den Waſſerſpiegel hin; die Bäume rauſchten es von den Höhen herab und die Laute durchzitterten die Luft; Erde und Meer neigten ſich vor dem Jüngling in der Fluth, und riefen huldigend: „Heil dir, großer König!“

Wieder neigte ſich der Tag. Aus ihrem Gemach traten Thamar und Mihurmah in koſtbaren Feierkleidern, der Eintritt des Sabbaths hatte ſie früher als gewöhnlich in das Haus zurückgerufen, damit ſie es zum würdigen Empfang des heiligen Tages ſchmücken könnten, während der Vater in der Synagoge zum Gebet war. Mit königlichem Gepränge ſollte nach der Vorſchrift der Rabbinen das Ruhe- und

Freudenfeſt emfangen werden, das ſie eine Königin nennen, eine freudenſelige Hochzeiterin, die den Frohſinn und die Luſt mitbringt in das ihrer harrende, für ſie feſtlich geſchmückte Haus. Mit feierlicher Würde ſchafften die Mädchen. Unter ihrer Leitung kehrten und fegten die Mägde das Haus und bereiteten die ſchmackhaften Feſtſpeiſen; denn am Sabbath ſei jedes Juden Tiſch beſſer beſtellt als an den übrigen Tagen der Woche. Der große eichene Tiſch in der Mitte des Familienzimmers wurde mit ſchneeigen Linnen bedeckt und in den blankgeputzten ſilbernen Tellern, die aufgeſetzt waren, ſpiegelten ſich bald die Lichter des großen Bronzeleuchters, der mit zehn Ampeln über dem Tiſche hing, von Thamar aus einem marmorweißen Kruge mit kryſtallreinem Öl getränkt, mit friſchen Dochten verſehen und angezündet, da es dem Weibe oder der Tochter des Hauſes obliegt, die Lichter für den Sabbath zu beſorgen. Die Vorhänge wurden dicht vor die Fenſter gezogen, damit die letzte Helle des Tages nicht mehr hereindringe, Weihrauch dampfte von zierlichen Kohlenbecken und ſendete ſeine Düfte durch alle Räume des Hauſes und die, wenn auch minder köſtlichen, doch gewiß noch reizendern Gerüche der Speiſen vermiſchten ſich mit ihnen. Und wie den Fußboden heute ein ſchönerer Teppich als gewöhnlich bedeckte, ſo waren auch über die Polſter des Ruhebettes und der Seſſel brokatne Stücke gebreitet von ſeltnem Werth, und wohin das Auge ſich wandte, verweilte es mit Ergetzen auf Geräthſchaften und Gefäßen von Silber und Gold, von andern glänzenden Metallen, edlem Holz und Stein, vor allen aber auf dem Schönſten, einem großen goldnen Familienbecher von künſtlich getriebner Arbeit mit Edelſteinen beſetzt, der in der Mitte des Tiſches gerade unter dem Leuchter ſtand. Am Boden daneben hatte der große, ſilberne Weinkrug ſeinen Platz, gefüllt mit feinduftendem Cyperwein und auf dem Tiſche zur Rechten und Linken des Bechers lagen zwei Laibe Brod mit weißen Tüchern überdeckt, an jedem ein wohlgefülltes goldnes Salzfäßlein; alles nach Sitte und Vorſchrift.

Als die beiden Mädchen ſich draußen Hände und Geſicht mit friſchem Waſſer gewaſchen, da klopfte es dreimal an die Thüre. Thamar öffnete und der Ausrufer der Schule, Scheliachzibbur genannt, rief mit lauter Stimme herein: „Stehet ab von aller Arbeit und rüſtet euch, den heiligen Sabbath zierlich und ehrlich zu empfangen, welcher ſogleich hereintritt als eine in Schönheit ſtrahlende Braut.“

Thamar verſetzte: „Wir ſind gerüſtet und empfangen die Braut des Herrn mit Freuden.“

Und raſch entfernten die Mägde alles Feuer, Thamar öffnete die Thüre des Zimmers und verneigte ſich mit Mihurmah tief, ein Gebet zur Begrüßung des Feſtes liſpelnd, das ſo eben eingezogen war. Dann koſeten die Mädchen, den Vater erwartend, zuſammen.

„Du ſcheinſt mir heute beklommen und ängſtlich, als drücke dich in deinem Gemüth etwas?“ fragte Mihurmah theilnehmend.

„Ich weiß nicht, woher es kommt, mich ängſtigt des Vaters Wort von geſtern, daß er mir heute etwas Wichtiges zu ſagen habe. Er ſah dabei ſo ernſt und feierlich aus, als könne es eben nichts Erfreuliches für mich ſein.“

„Dann würde er dir die Kunde davon nicht bis zum Sabbath verſpart haben, an welchem nur Licht und Freude um uns walten ſollen. Ein heitres Wort iſt es, das er zu dir reden will, damit er dir die Wonne des Feſtes vermehre.“

„Du weißt, daß er, die Woche über nur mit ſeinen Handelsangelegenheiten beſchäftigt, die müßigen Stunden des Sabbaths wählt, ſich über ſein Hausweſen mit uns zu unterhalten, und nicht immer kommt dabei Angenehmes zur Sprache.“

„Dein Vater liebt dich viel zu ſehr, um dich auch nur mit einem Worte zu betrüben. Darum hoffe das Beſte. — Sahſt du heute Sabbathai?“

„Er gab mir Unterricht. Seit einigen Tagen bemerke ich eine ſeltſame Veränderung an ihm. Sein Auge glüht zuweilen mit einem unausſprechlichen Ausdrucke auf mir, ſeine Hand zittert, wenn er die meinige berührt, er ſpricht nicht mehr zu mir, wie zu einem Kinde, wie er früher gethan. Dann ſitzt er auch wieder tief in ſich ſelbſt verſunken, wie ein Träumender und ſcheint mich nicht zu bemerken und nichts, was um ihn vorgeht. Er war im Unterricht bei der Lehre von der ſeltſamen Verſetzung der Buchſtaben, um den geheimen Sinn des Geſetzes zu entziffern, aber er brach in den letzten Tagen davon ab, und erzählte mir ſchöne ſchauerliche Geſchichten, wie die Engel einſt auf Erden gewandelt unter den Sterblichen und mit ihnen verkehrt, daß ſie aber die Töchter derſelben geliebt und über ſie den Himmel vergeſſen hätten. Da ſprach er ſo dichteriſch ſchön, wie Salomon im hohen Liede. Was mag er vorhaben? was ihm fehlen?“

„Verſtehſt du ihn nicht, unſchuldige Taube?“ fragte Mihurmah. „Er liebt dich! Drei Mal glückſelige Jungfrau, der hohe Jüngling, der zum Beglücker, zum Befreier deines Volks erkoren iſt, beſchenkt dich mit deiner Liebe. Heil dir, du wirſt dem Meſſias Kinder gebären und dein Geſchlecht wird über das freie Iſrael herrſchen bis in die ſpäteſten Zeiten. Lerne die Überfülle der Wonne ertragen, daß ſie dich nicht vernichte!“ (Fortſ. f.)

Wiegenlied.

Schlafe, Herzliebchen! mein roſiges Kind,
Schlaf' in den Blüthen, da ſäuſelt der Wind,
Frühling umſchwebt dich mit flüſterndem Gruß,
Frühling umhaucht dich mit Blüthen und Kuß.

Vöglein, die ſingen im wirbelnden Chor,
Flattern dann fröhlich zum Himmel empor,
Wenn dann im Garten kein Blättchen mehr bebt,
Kommen die Engel herniedergeſchwebt.

Brüderchen naht dann mit fliegendem Schritt,
Bringet dir Roſen und Lilien mit,
Legt dir die Lilien auf's klopfende Herz,
Daß ſie dich ſchützen vor Sünde und Schmerz.

Blicket dann freundlich und lächelnd dich an,
Wie er's auf Erden ſo lieblich gethan,
Schwebt aus dem Garten, holdſelig und ſchön,
Heim mit den Engeln zu himmliſchen Höh'n.

Schlafe, mein Liebchen! mein roſiges Kind,
Schlaf' in den Blüthen, da ſäuſelt der Wind,
Brüderchen lächelt vom Himmel herab —
Frühling ſtreut Roſen auf Wiege und Grab.

Alfred.

Die Kunſtausſtellung in Frankfurt am Main.

(Schlußwort.)

Wenn die Kinder am Chriſtabend erſt von dem Glanze der mannigfaltigen Liebesgaben ſich hinreißen und auf eine Weile feſſeln laſſen, dann aber, wenn ſie Alles beſchaut, berührt, vielleicht auch ein Stückchen genaſcht, — mit einemmale ſich erinnern, wer ihnen dies Alles mit gar manchen Mühen bereitet, und nun zu Eltern und Verwandten hineilen, im leuchtenden Auge den Dank darzubringen für ſo viele Arbeit — und Liebe, — ſo wollen wir uns nicht durch die Kleinen beſchämen laſſen, ſondern auch, nachdem wir die reiche Ausſtellung durchwandert, jenen trefflichen Freunden der Kunſt und der Künſtler, der Kunſtliebhaber und ſonſtigen Schauluſtigen, — die mit ſo mancherlei Aufopferungen uns dieſes Feſt bereitet, unſeren herzlichen Dank dafür darbringen, — und ganz beſonders dem zeitlichen Sekretär des Kunſtvereins, Herrn John, der ſich ſo bereitwillig des größten Theiles der vielfachen Mühewaltung unterzogen. — Dem Künſtler iſt das Ausbilden des Schönen, Bedeutſamen, Wunderbaren, welches ihm von höherer Hand dargeboten wird, — der unwiderſtehliche Beruf, das dringendſte unabweislichſte Bedürfniß ſeines Lebens. Aber das Bilden iſt nur die erſte Hälfte ſeines künſtleriſchen Daſeins, welches ſeine Ergänzung erſt darin findet, daß das Kunſtwerk — als ſolches, als gelungen, — zur Anerkennung kömmt, daß es erkannt und von Freunden des Schönen, Vollkommenen genoſſen wird. Dieſe Ergänzung iſt aber um ſo vollſtändiger und befriedigender, je größer die Zahl der Genießenden, der Bewunderer, der Verehrer. So findet die Kunſt, die aus der Bewunderung des — mit leiblichen oder geiſtigen Augen — Geſchauten entſpringt, ihren erſten Schluß- und Ruhepunkt ſelbſt wieder in der Bewunderung; denn ein zweiter, noch ſchönerer, noch höhere Befriedigung gewährender Kreislauf eröffnet ſich erſt da, wo die genießende Bewunderung des Betrachters eines Kunſtwerks dieſen ſelbſt zu künſtleriſchem Bilden begeiſtert, und ſo der erſte Ruhepunkt zur Geburtsſtätte, zum Lebenspunkt eines zweiten Kunſtgebildes wird. —

Jene erſte, weſentlichſte Ergänzung ſeines Daſeins wurde urſprünglich den Künſtlern dadurch zu Theil, daß ihre Werke in Tempeln und Kirchen, oder ſonſtigen öffentlichen Gebäuden dem Staunen der Menge, der denkenden gefühlten Würdigung der Eingeweihten dargeboten wurden. Aber wie das geiſtige Leben der Menſchen über die ausſchließliche Verehrung vorzeitlicher Göttergeſchichten und über die Sehnſucht nach künftiger Seligkeit, ſo ging auch die Kunſt über die ausſchließliche Bewunderung und Darſtellung des Heiligen (im engeren Sinne des Wortes) hinaus, wie jenes zur Vertiefung in die Gegenwart und zum Genuſſe des Natürlichen, ſo die Kunſt zur Darbildung der unmittelbar vorhandenen Natur (Stillleben, Landſchaft, Porträt, Genrebild) und der profanen Geſchichte. Iſt doch wirklich jedes Erzeugniß der göttlich-ſchaffenden Natur, jedes, irgend ein göttliches Moment des menſchlichen Weſens offenbarendes Ereigniß, — eben als dieſer eigenthümliche Ausdruck oder Reflex des Göttlichen — ein würdiger Gegenſtand der bewundernden Betrachtung, — wie jeder Verſuch, das Geſchaute und vollends das Schöne, Wunderſame, oder Erhabene nachzubilden und darzuſtellen ſelbſt wieder ein Bezeugniß des Überthieriſchen, Überſelbſtiſchen, Allgemeinen, des wahrhaft Göttlichen in dem menſchlichen Weſen iſt! — Für dieſes alles aber, was außerhalb des kirchlich-heiligen Gebietes lag, war zunächſt in der neueren Zeit noch keine Stätte der Veröffentlichung erbaut, und als das mit Allgewalt wieder auflebende ſg. heidniſche Element des Lebens ſich in der Folge in den Gallerieen und Muſeen ſeine eigenen Tempel erbaute, wurde die Aufnahme in dieſelben nur den ſeltenen Virtuoſen, und auch dieſes meiſtens nur nach ihrem Tode eröffnet. So fehlte den Künſtlern durchgängig die andere Hälfte ihres Künſtlerdaſeins, für welche die Hoffnung unvergänglichen Ruhmes — bei der Nach-Welt — doch keinen hinreichenden Erſatz darbieten konnte. Überdies blieb es — zum wenigſten für die gewöhnliche Vorſtellung, — dem bloßen Zufall überlaſſen, ob junge Künſtler überhaupt bekannt, ob ihnen die Mittel zur Fortbildung zu Theil würden. — Indeſſen brachte das üppige, ruhmſüchtige, prunkliebende Zeitalter Ludwig's XIV. die Kunſtliebhaberei an die Tagesordnung. Die Helden wollten ihre Schlachten, die anderen Notabilitäten ihre Perſonen auf der Leinwand verewigt ſehen, die Genüßler ſich am Anblick üppiger Scenen weiden, andere auf den Flügeln der Kunſt ſich in den Äther der Vornehmigkeit erheben, und durch Begünſtigung derſelben an dem Ruhme der Künſtler ihren Antheil haben. So kamen ſchon damals in der glänzenden Hofſtadt unſerer ſchauſpieleriſchen Nachbarn — Kunſtausſtellungen zu Stande, durch welche die franzöſiſchen Maler bereits ein großes Publikum gewannen. — Wie aber in der ſg. guten, alten Zeit das Leben durchweg ſeinen Impuls, ſeine Richtung und Haltung von oben herab empfing, von der Willkühr der Machthaber, von der Gunſt und Laune der Großen, ſo blieben auch ſolche Ausſtellungen nur glückliche Zufälle, und die Kunſt im Dienſt der Gnade.

Die Revolution, die man nach der vorkämpfenden Nation — die franzöſiſche zu nennen pflegt, die aber ſchon jetzt eine nicht mehr blos europäiſche iſt, brachte auch in den eben beſprochenen Verhältniſſen einen radikalen Umſchwung zu Stande. Öffentlichkeit und freie Concurrenz wurden allgemeine Bedürfniſſe; mit der bürgerlichen Geſellſchaft wurden auch Kunſt und Wiſſenſchaft emanzipirt; — die Kräfte des Himmels bewegten ſich, und neue Offenbarungen des Göttlichen in faſt allen Kreiſen des Daſeins eröffneten eine neue Zeit. Namentlich in unſerem heiligen Deutſchland erhielt die bildende Kunſt von der Philoſophie und der ihr engverbündeten Poeſie eine neue Weihe; — ſie wurde in der That zu einer religiöſen Angelegenheit der Gebildeten. Wie nun überhaupt die allgemeine Meinung an die Stelle der traditionellen Autorität auf den Thron geſtiegen, ſo fing jetzt das Leben von der lebendigen Mitte der Geſellſchaft, von der Klaſſe der Gebildeten aus ſich zu geſtalten an, und was früher durch einzelne Machthaber, das wurde nunmehr durch freie Vereine bewirkt; daher das nächſte Jahrhundert das gegenwärtige vielleicht das Jahrhundert der Vereine — und der Verſöhnung — nennen wird.

Aus dieſer allgemeinen Tendenz der neueſten Zeit ſind auch die Kunſtvereine hervorgegangen, und wenn wir die Hieroglyphen der Gegenwart zu deuten wagen, ſo möchten wir als das nächſte Ziel derſelben einen Verein dieſer Vereine, d. h. eine organiſche Verkettung derſelben bezeichnen.

Verweilen wir aber zunächſt bei der Gegenwart, ſo können wir uns nur über das ſichtliche Gedeihen dieſer gemeinnützlichen Veranſtaltung erfreuen, und deren Förderung allen Freunden einer fortſchreitenden Bildung auf das angelegentlichſte empfehlen. Vor Allem erfreulich iſt, daß durch ſolche Ausſtellung die Künſtler die nothwendige Ergänzung ihres künſtleriſchen Lebens, die Kunſt ſelbſt, das göttliche Schöne einen neuen Tempel, das Publikum einen reinen, reichen, über das Alltägliche erhebenden Genuß gewinnen. Indem aber gar Mannigfaltiges zur Vergleichung dargeboten wird, iſt den Betrachtenden auch eine Gelegenheit eröffnet, ihr Urtheil über die verſchiedenen Leiſtungen zu bilden. Sowohl das Urtheil der Menge, als die lautwerdende Kritik der Kunſtgenoſſen und Kenner kann dann rückwärts die Anſichten der Künſtler berichtigen und läutern, und ſo, durch wechſelſeitigen Austauſch der Werke und Urtheile der Kunſtſinn — und Künſtlerſinn ſich immer mehr bilden und ſteigern.

Indeß bedürfen die Künſtler auch durchgängig finanzieller Unterſtützung, und ſo hat die Ausſtellung ihrer Werke ebenwohl die Beſtimmung, deren Verkauf auf alle Weiſe zu erleichtern. Dies mögen dann beſonders die mit zeitlichen Gütern Geſegneten bedenken, und hierbei erwägen, daß ſie dem Künſtler, der ſein Leben der Darſtellung des Anmuthigen, Schönen, Erhabenen, Heiligen, kurz der Offenbarung des ſichtbaren Göttlichen in ſeiner reichen Farbenbrechung widmet, auch nach Kräften ihre Dankbarkeit zu erweiſen verpflichtet ſind. Iſt ihnen die Gabe des künſtleriſchen Schaffens verſagt, ſo ſind ſie dagegen mit den Mitteln, dieſes Schaffen zu fördern begabt, und auch die Dankbarkeit, auch die Förderung des Guten und Schönen — iſt eine Offenbarung des Göttlichen im Menſchen. Mögen ſie daher einen Theil der Gunſt, die ſie den flüchtigen Kunſtleiſtungen der Bühne und der Muſik ſchenken, den bleibenden Werken der bildenden Künſte zuwenden, und dabei erwägen, daß das Scherflein, welches ſie zur Unterſtützung der Künſtler beitragen, zugleich der allgemeinen Bildung, und namentlich der Ausbildung des Schönheitsſinnes ihrer Mitbürger zugewendet iſt. — Die Künſtler aber mögen bedenken, daß die Theilnahme an ihren Leiſtungen nur erſt im Aufblühen iſt, und daß ſie durch möglichſt billige Preisbeſtimmung dem werdenden Kunſtpublikum freundlich entgegenkommen müſſen, wenn die Ausſtellungen ſich eines bleibenden Erfolges erfreuen ſollen. —

(Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

*** **Auswanderungen nach Amerika.** — Einem franzöſiſchen Blatt zu Folge wären aus Würtemberg, Baiern und Baden nach Nordamerika ausgewandert:

Von	1822 – 1824	. . . . . .	34,500,
„	1825 – 1828	. . . . . .	153,000,
„	1829 – 1832	. . . . . .	290,000,
„	1833 – 1834	. . . . . .	149,000,
im Jahre	1835	. . . . . .	80,000,
„ —	1836	ungefähr .	60,000.

Die Geſellſchaft, die ſich ſeit etlichen Jahren gebildet, um dieſe Auswanderungen zu organiſiren, unterhandelt nun mit dem Marſchall Clauzel, da ſie Niederlaſſungen bei Algier zu gründen beabſichtigt. — Möchte doch die Fürſorge für die Auswanderer, wie in der alten Welt, zu einer heiligen Angelegenheit der Nationen werden, bei welchen die Coloniſation ein Bedürfniß für ſo viele Tauſende geworden! —

*** **Däniſche Journaliſtik.** — Dänemark hat gegenwärtig 37 Journale, die Nummerweiſe, und 22 Zeitſchriften, die Heftweiſe ausgegeben werden. Unter jenen ſind aber die politiſchen Tagblätter, die außerhalb Copenhagen's erſcheinen, nicht einbegriffen; denn mit dieſen beläuft ſich die Geſammtzahl der däniſchen Zeitblätter auf mehr als 80.

*** Ein neuer Roman „Un secret d'état" iſt in Paris bei A. Dupont erſchienen, ſowie bei A. Coſtes eine „Pélerinage politique en Suisse" vom geiſtreichen Lemonnier. Zwei junge Schriftſteller, die ſchon Proben ihrer Talente abgelegt haben, treten mit größeren Werken auf. Der eine L. d'Amboiſe mit einer Sammlung von Novellen unter dem Titel: „des anges sur la terre;" der andre Jules-Paul mit einem Roman „le fou."

*** Vor einigen Tagen erhing ſich ein junger Kaufmann mit ſeiner Kravate, nachdem er in einem Spielhauſe eine Summe von 8,000 Fr. verloren hatte. Wieder ein Grund mehr für die Schließung der Spielhäuſer.

*** Am 5. Juni Abends 10 Uhr ergriff das Feuer, welches wahrſcheinlich durch die Arbeiter entſtanden war, das ganze Dachwerk des Schiffes der herrlichen Notre-Damekirche zu Chartres. Unglücklicherweiſe konnte man, weil der Wind heftig wehte und die Spritzen wegen der Höhe des Glockenthurmes ihre Wirkung verſagten, des Feuers nicht Meiſter werden. Erſt am folgenden Morgen erloſchen die Flammen. Merkwürdig iſt, daß die Kirchenuhr bei dieſem furchtbaren Brand ihren regelmäßigen Gang nicht einſtellte. Alle Koſtbarkeiten der Kirche, die heiligen Reliquien, die Ornamente, die Gemälde, ein Bild der heiligen Jungfrau wurden gerettet. Man ſchmeichelt ſich der Hoffnung, daß dieſes herrliche Baudenkmal, welches ſchon 858, 1506 und 1674 von den Flammen verwüſtet wurde, auf Staatskoſten wieder hergeſtellt werde. —

*** In der Sitzung vom 14. Juni hat die Akademie des Beaux-Arts zu Paris den erſten großen Preis für die muſikaliſche Compoſition dem H. X. Boiſſelot, den zweiten dem H. Beſozzi, Zöglingen der Herren Leſueur und Fétis, zuertheilt.

*** Es werden ſo eben mit der Gemäldeſammlung des Musée du Luxembourg große Veränderungen vorgenommen. Dieſe reiche Gallerie, beſtimmt, wie man weiß, die Werke der lebenden Künſtler aufzunehmen, iſt mit den ſchönſten Erzeugniſſen der letzten Kunſtausſtellung des Louvre bereichert worden, während man die Werke jüngſt verſtorbner Artiſten, wie die von Gros, Guérin, Lethière u. a. in's Musée royal bringt. Beide Gallerien werden den 15. Juni dem Publikum wieder geöffnet.

*** Die ſchöne Löwin in der Menagerie von Martin hat zu Brüſſel in den letzten Tagen ein ſchönes Junge geworfen. Der alte Löwe wurde bei dem Anblick des Neugeborenen ſo wüthend, daß er verſuchte es zu zerreißen. Die Mutter, welche es zu ſchützen ſtrebte, erſtickte es bei der Vertheidigung ſelbſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 146. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 22. Juni.

Der Chacham.

Von

Ludwig Storck.

(Fortſetzung.)

Thamar war mit dem Purpur jungfräulicher Schaam überglüht; aber kaum hatte Mihurmah ausgeredet, als die Thüre des Hauſes geöffnet und des alten Davids Stimme vernommen wurde. Die Mädchen ſprangen auf und ihm entgegen, und: „Geſegneter Sabbath!“ lautete der wechſelſeitige Gruß.

Der Greis warf ſeine Augen mit freundlichem Wohlbehagen im Zimmer umher, verneigte ſich gegen Tiſch und Leuchter und ſprach feierlich: „Zwei Engel begleiten einen jeglichen Sohn des Geſetzes am Sabbath-Abend aus der Synagoge in ſein Haus, ein guter und ein böſer. Wenn ſie eintreten und finden die Sabbath-Lichter wohl brennend, den Tiſch weiß gedeckt und mit aller Nothdurft zugerichtet, das Bett rein und weiß angemacht, ſo ſpricht der gute Engel: Gott wolle, daß es allhie am nächſten Sabbath auch ſo ſtehe! Dann muß der böſe Engel wider ſeinen Willen Amen darauf ſagen. Und ſo ſage auch ich mit meinem Willen und mit Luſt und Freude: Amen!“

Und die Mädchen erhoben ihre Stimmen und riefen freudig: „Amen! Amen!“

„Iſt es aber das Widerſpiel, ſo ſagt der böſe Engel: Es ſoll auch am nächſten Sabbath ſo hier ſtehen! Da antwortet der gute Engel gleichfalls wider ſeinen Willen: Amen! Ich aber wünſche euch einen fröhlichen Sabbath!“

„Er ſei es auch Euch!“

Nachdem er den Mädchen den Kuß des Friedens auf die Stirne gedrückt, nahm er den Gebetmantel ab und die Tephillin vom Kopf und Bruſt, bedeckte dann ſein Haupt wieder, trat an den Tiſch, füllte den Becher aus dem hohen ſilbernen Kruge mit Wein, ergriff ihn mit beiden Händen, verneigte ſich dreimal und ſegnete den Sabbath ein mit den Worten: „Am ſechſten Tage waren vollendet der Himmel und die Erde mit ihrem ganzen Heer. Denn Gott hatte alle ſeine Werke vollbracht, und ruhete am ſiebenten Tage von allen ſeinen Werken, welche er gemacht hatte. Und Gott ſegnete den ſiebenten Tag und heiligte ihn, darum daß er an demſelben geruhet hatte von ſeinem ganzen Werk, welches er erſchaffen und gemacht hatte.“ Und nach abermaligen drei Verneigungen fuhr er fort: „Gelobt ſeiſt du, Gott, unſer Herr, König der Welt, der du erſchaffen haſt die Frucht des Weinſtocks! Gelobet ſeiſt du, Gott unſer Herr, König der Welt, der du uns geheiligt haſt durch deine Gebote, und uns gegeben den heiligen Sabbath, und ihn mit gutem Willen und Liebe uns zum Erbe gelaſſen, zu einem Gedächtniß der Werke der Schöpfung! Denn er iſt ein Anfang zur Verſammlung der Heiligen, ein Gedenkzeichen des Auszangs aus Ägypten. Du haſt uns auserwählet und geheiliget aus allen Völkern, haſt uns den Sabbath deiner Heiligkeit mit Liebe und Willen zum Erbe überlaſſen. Gelobet ſeiſt du, Gott, der du den Sabbath heiligeſt!“ Hierauf trank er aus dem Becher, reichte ihn Thamar und dann Mihurmah zum Trinken, ſetzte ſich, enthüllte die Brode und ſprach: „Gelobet ſeiſt du, Gott unſer Herr, König der Erde, der du das Brod aus der Erde hervorzeugſt!“ Nachdem er ſie angeſchnitten, dunkte er ein Stücklein in Salz und aß davon, dann reichte er jedem der Mädchen ein Stück. Nun wurden die Speiſen aufgetragen, und der Greis überließ ſich mit froher Laune dem Genuſſe der edlen Gaben. Über dem Eſſen ſelbſt wurden wenig Worte gewechſelt, aber ſobald Nolanes geſättigt war, that er noch einen kräftigen Zug aus dem von neuem gefüllten Becher und begann dann heiteren Mundes: „Zweierlei habe ich mit dir zu reden, Thamar, und nach dem Ausſpruche des Rabbi Akiba, auf deſſen Gedächtniß der Friede ſei, ſoll man von zwei Dingen immer das Wichtigere zuerſt vernehmen. So magſt du denn wiſſen, daß mir ehrenvolle und vortheilhafte Anträge gemacht worden ſind, dich zu verheirathen.“ Und als ob er Thamar's Erblaſſen nicht bemerke, fuhr er nach einigen Augenblicken fort: „Die Zeit iſt allmählich herangerückt, wo das Geſetz von dir fordert, daß du eines Mannes Weib werdeſt, und ich darf die Wünſche und Anerbietungen mehrerer meiner Freunde nicht länger zurückweiſen. Ich ſelbſt ſehne mich nach einem Schwiegerſohn, der dich beglücke und in meinem Hauſe wohne, bis ich zu meinen Vätern gegangen bin. Mein Handelsfreund Moſes Halgua hat für ſeinen zweiten Sohn Hannia um dich angehalten, auch Zadik de Curbano hat mir den Wunſch ausgeſprochen, dich zur Schnur zu beſitzen, der Arzt Juda Saithon trägt dir ſeine Hand an, der Chacham Hasdai Cohen hat ſeinen reichen Vetter Moſes Hajim an mich abgeſchickt. Doch auch von auswärts begehrt man dich zur Ehe.“

„Genug, mein Vater! Genug!“ rief das Mädchen mit wenig verhehlter Beſtürzung; „es ſind ihrer ſchon zu viel.“

„Wohlan, ſo lies dir einen aus von den Söhnen unſrer Stadt, prüfe ihn ſo lange du willſt, und dann wähle oder verwirf ihn.“

„Ich mag weder prüfen noch wählen. Ich verwerfe ſie alle im Voraus,“ verſetzte Thamar mit ängſtlicher Haſt.

„Es nimmt mich Wunder, daß dich eine ſo frohe Botſchaft nicht erfreut. Du ſiehſt eine Schaar junger Männer ſich um dich bewerben und wendeſt dich von ihnen. Deine Schweſtern wählten mit Freuden, als ſich Freier meldeten. Willſt du auch darin eine Ausnahme machen?“

„Mein Vater, ich wünſche keines Mannes Weib zu ſein, ſondern ganz bei Euch zu bleiben, Euch mit Liebe anzuhängen, Euch zu warten und zu pflegen.“

„Du ſollſt auch mit deinem Manne in meinem Hauſe wohnen, dich nicht von mir trennen; auch ich könnte keine Trennung von dir ertragen. Aber mein höchſter Wunſch iſt, einen Enkel von dir auf meinen Armen zu wiegen und mein Geſchlecht noch einmal durch dich verjüngt zu ſehen. Verſage mir deinen Wunſch nicht, mein liebes Täubchen! Dein alter Vater bittet dich darum, wirſt du ihm dieſe Bitte gewähren?“

„O mein Vater!“ rief Thamar weinend, „von dieſen Männern kann ich keinen wählen.“

„Von dieſen keinen? Alſo einen andern! Wäre vielleicht deine Wahl ſchneller geweſen, als mein Wunſch?“

Thamar ſchlug erröthend die Augen nieder und beobachtete ein ſchamhaftes Schweigen.

„Mihurmah, erkläre mir die Rede meines Kindes. Du biſt ihre Freundin und haſt ihr Herz in Händen, wie einen Spiegel. Einem Geſtändniß pflegt die Stimme gern den Dienſt zu verſagen, darum enthülle helfend das Wort der Schweſter, was zu wiſſen mir Noth thut.“

„Sie liebt,“ verſetzte die Gefragte.

„Und wen?“ (Fortſ. folgt.)

Die Kunſtausſtellung in Frankfurt am Main.

(Fortſetzung.)

Überſehen wir nun, ſcheidend, und manchen liebgewonnenen Gebilden ein Lebewohl — vielleicht auf immer — zuflüſternd, noch einmal die ganze ſchweigſame, und mitunter doch ſo beredte Verſammlung, ſo können wir nicht bergen, daß dieſelbe — im Ganzen genommen — einen ähnlichen Eindruck in uns zurückgelaſſen, wie wenn wir einen ganzen Stoß der neueſten Erzeugniſſe der ſogenannten ſchönen Literatur nacheinander durchblättert. Hier wie dort — überhaupt eine lebhafte Regſamkeit nach allen Seiten hin, bei mehreren — Einzelnes recht Gelungenes; aber nur bei ſehr wenigen geniale Originalität, bei den wenigſten durchgängige Annäherung zum Vollendeten; — bei den Meiſten hingegen theilweiſe Vernachläſſigung, bei Einigen ſogar faſt abſichtliche Geringſchätzung weſentlicher Momente eines Kunſtwerkes überhaupt und eines Kunſtgemäldes insbeſondere. Namentlich iſt bei ſehr Vielen eine Eiligkeit, eine Haſt der Ausführung zu bemerken, durch welche die Werke der Menſchenhand, ſo weit hinter den Werken der Natur zurückbleiben, deren zeitlich mannigfach getrübte Erſcheinung ſie doch durch concentrirte Schönheit, durch gediegene Vollendung überbieten ſollten. Die Naturſeele aber iſt in allen ihren Geſtaltungen gleich gegenwärtig und wirkſam; ſie führt Jedes in ſeiner Art und nach ſeiner Beſtimmung mit gleicher Sorgfalt aus; ſie übereilet Nichts, ſondern wirkt ſtätig und gelaſſen, als die ewiglebende für ewige, ihrer Werke ſich erfreuende Götter. In dieſer vollen Hingabe an den Gegenſtand, in dieſer ſtätigen Treue bei der Arbeit kann der Menſch, und muß er der verborgenen Werkerin der Tiefe nacheifern, will er überhaupt eine Stelle in den heiligen Reihen der wahrhaften Künſtler verdienen. Aber die Eilfertigkeit, die ſeit dem letzten großen Umſchwung der Dinge ſich aller Gemüther bemächtigt hat, und ſie zum Schnell-Leſen und -Schreiben, zum Schnell-Fahren und überhaupt zum Schnell-Leben hintreibt, ſcheint auch in die Werkſtätten der Maler eingedrungen zu ſein und auch dieſe zum Schnell-Malen und Schnell-Fertigmachen zu ſtacheln. So kömmt es denn, daß zwar Vielerlei, aber wenig Gehaltvolles, Durchgebildetes producirt wird, und daß wir nur wenigen Werken begegnen, an denen nicht ſofort ſelbſt die Laien dieſe oder jene Mängel zu bemerken und zu rügen ſich veranlaßt fanden. Allerdings macht derſelbe Mißſtand ſich auch in der ſchönen Literatur bemerklich, und wir glauben keinen gegründeten Widerſpruch zu erfahren, wenn wir behaupten, daß er größtentheils aus der einſeitigen Oppoſition der Romantik gegen das Antike, der Humoriſtik gegen das Claſſiſche entſprungen. Wie Göthe, Schiller, Wieland, — aus hoher Verehrung für die ruhige Vollendung des Antiken, auch ſelbſt ihre Werke in jeder Beziehung zu vollenden ſtrebten, ſo begann dagegen mit Tieck, Friedrich Schlegel, Jean Paul, eine gewiſſe Nonchalance, eine theilweiſe Vernachläſſigung der Form, die ſelbſt jetzt noch bei poetiſchen Notabilitäten, wie Rückert und Leopold Schefer ſich mitunter ſchmerzſich verſpüren läßt. Das Gefühlvolle, Geiſtreiche, Bedeutſame ſollte genügen, wenn es auch in rauher, roher Schale dargeboten wurde, als wenn die Seele eine vollkommene wäre, welche nicht ihre ganze Erſcheinung durchdringt, und ihre Leiblichkeit zum vollſtändigen Ausdruck und Ausſpruch ihrer inneren Vollkommenheit macht. Auch die bildenden Künſtler wurden theilweiſe von jenem romantiſchen Rauſche ergriffen, und wenn nur tiefe Gedanken und Empfindungen auf die Leinwand geſchrieben waren, ſo kümmerte man ſich wenig um die Correktheit der Zeichnung, um die Tüchtigkeit der Färbung und die Schönheit des Colorits. Und doch iſt gerade die Form im weiteſten Sinne des Worts, die von ſo Manchen gering geſchätzt wird, genau betrachtet das Wichtigſte von jedem Kunſtwerk, da ſich gerade in ihr die Allgegenwart des ſchaffenden Geiſtes beurkundet.

Was namentlich die Malerei betrifft, ſo dürfte es doch wohl Jedem einleuchten, daß vor Allem Richtigkeit der Zeichnung eben ſo nothwendig bei ihr vorausgeſetzt wird, wie die Correktheit der Sprache und der Verſifikation bei der Poeſie. Ein Gleiches iſt von der eigentlichen Compoſition, von der anmuthigen, verſtändigen, ſinnvollen Anordnung und Gruppirung zu ſagen. Durch ſie erſt können Zeichnungen und Dichtungen überhaupt zu Kunſtwerken werden. Wie dann aber das ſprachrichtige, wohlcomponirte Gedicht erſt dadurch wirklich zu einem poetiſchen Kunſtwerk wird, daß die Sprache ſich zur Muſik verklärt, und Melodie und Harmonie das Ganze beherrſchen, — ſo wird die korrekte, wohlangeordnete Zeichnung erſt dadurch zu einem wahrhaften Gemälde, daß die Farbe ſich zum lebendigen Scheine der naturgemäßen Wirklichkeit verklärt, und über das Ganze ſich der Zauber eines ſchönen Colorits verbreitet.

Erſt wenn dieſen Forderungen ein Genüge geleiſtet, kann von den höheren Aufgaben der Kunſt die Rede ſein; erſt wenn die Schwierigkeiten des Techniſchen überwunden ſind, kann die Verwirklichung beſtimmter Ideale zur Sprache kommen. Bei Werken, die der Kindheit der bildenden Kunſt angehören, ſtört uns mancher Mangel nicht, wenn die techniſche Ausführung noch zurückbleibt hinter der mächtig hervordrängenden Empfindung. Nachdem aber die Kunſt ſich des Techniſchen bereits vollkommen bemächtigt, würde es ein Anzeichen kindiſch-werdenden Alters ſein, wenn man wieder zu jener erſten Dürftigkeit zurückkehren wollte. Die wahre Rückkehr — in die Kindheit, welche den Himmel der Kunſt eröffnet, iſt nicht, Kinder zu werden am Verſtändniß, ſondern offen zu werden für alles Tüchtige und Treffliche, was uns dargeboten wird, und, wie Kinder, nur dasjenige zu produziren, wozu die Macht des Genius treibt. So können die großen, naiven Meiſter des 14. und 15. und theilweis noch des 16. Jahrhunderts nur dadurch — ihrer würdig — nachgeahmt werden, daß man, wie ſie, von dem lebendigen Geiſte des Jahrhunderts ſich durchdringen und bewegen läßt, und, wie ſie, zur Produktion der Phantaſiebilder, die aus der Vermählung des allgemeinen und des individuellen Geiſtes an das Licht des Bewußtſeins kommen, ſich aller der Kunſtmittel bemächtigt und bedient, die bereits von den Vorfahren und Zeitgenoſſen aufgefunden worden.

In beiden Beziehungen ſcheint uns — von den Kunſtakademieen, die vorzugsweiſe die diesjährige Ausſtellung mit ihren Sendungen geſchmückt haben, — die Düſſeldorfer Schule von dem Geiſte der großen Maler jener früheren Jahrhunderte am innigſten durchdrungen zu ſein.

Einestheils hat nämlich die eigenthümlichſte Tendenz der neueſten Zeit, die weſentlich eine allumfaſſende, man kann ſagen, eine enzyklopädiſche iſt, auch in jener Schule eine thatſächliche Anerkennung gefunden. Jede Kunſtbeſtrebung des Jahrhunderts iſt dort durch tüchtige Arbeiter vertreten; jedem Bedürfniß des vielgeſtaltigen Publikums wird durch mannigfaltige Leiſtungen begegnet. Wir erinnern hier nur aus der diesjährigen Ausſtellung: an Deger's Maria für das Religiöſe, an Steinbrück's Genoveva für das Hiſtoriſche, an den Knaben vom Berge von Müller, und das wunderliebliche Bauernmädchen von J. Becker als Genrebilder, an Leſſing und Poſé für die Landſchaft, an Achenbach's Marinen und an Scharlmann's Frühſtück als Stillleben.

Man ſieht aus dieſen Arbeiten, daß keine der Sphären, in welche der Künſtlergeiſt im Verlauf ſeiner bisherigen Entwicklung eingegangen, hier ausgeſchloſſen iſt, vielmehr, nach den vernünftigen neueren Erziehungsprinzipien, jedem werdenden Künſtler die Bahn einzuſchlagen vergönnt wird, auf welche ſein Genius ihn treibt, auf welcher allein er darum auch Treffliches zu leiſten vermag.

Anderntheils beweiſen die zur Ausſtellung gekommenen Werke jener Schule, daß durchgängig von einem gründlichen, eifrigen Naturſtudium ausgegangen, daß die treueſte Sorgfalt auf alles Techniſche verwendet, und alle Elemente jedes Bildes mit gleicher Liebe behandelt und ausgeführt werden. Überall gewahrt man, daß die weſentliche Beſtimmung jedes Gemaldes, als Gemaldes — (im Unterſchied von Zeichnung und Skulptur) — nämlich ſchöne, ergreifende Anſchaulichkeit wirklicher oder möglicher Geſtaltungen in ihrer wahrhaften Färbung und Beleuchtung — als diejenige Aufgabe feſt im Auge gehalten wird, welche nothwendig gelöſt werden muß, um den Ideen-ſchaffenden Genius in Beſitz der Mittel zur Verwirklichung ſeiner Ideale zu ſetzen. Und auch hierbei läßt ſich jene Freiſinnigkeit der leitenden Meiſter nicht verkennen, welche ſich darauf beſchränkt, die Zöglinge für die Aufgabe zu begeiſtern, ohne ihr individuelles Geſchick bei Löſung derſelben in eine einzige Methode einzubannen.

Darum ſprechen uns auch die Werke dieſer Schule durchgängig ſo lebendig an, weil Jugend und Freiheit, weil individuelle Tüchtigkeit und ein aufquellendes Leben von Innen heraus uns entgegen athmen. (Schluß f.)

Literatur.

Griechiſche Fragmente in Proſa und Poeſie. Geſammelt, überſetzt und erläutert von Dr. Karl Dilthei. Darmſtadt, C. Jonghaus. 1835.

Griechiſche Weisheit und griechiſche Sprache werden immer ein Hauptbildungsmittel der Jugend bleiben müſſen.

Nur ſoll ſich die Philologie, die jene Kenntniſſe vermittelt, nicht mehr vermeſſen wollen, als Selbſtzweck ſich aufzuwerfen. Der Humanismus hat auch ſchon längſt ſeine richtige Stellung zu den Bedürfniſſen der modernen Welt erkannt und jene altmodiſchen Exemplare pedantiſcher Schulmänner, die beſſer lateiniſch und griechiſch als deutſch ſprachen, Städte, Flüſſe und Berge Griechenlands alphabetiſch aufzählen konnten, nur in ihrem Vaterlande nicht zu Hauſe waren, werden höchſtens heut zu Tage noch an Schulen und Univerſitäten als Raritäten mitleidig belächelt. Der moderne Humanismus knüpft die alte Zeit an die neue, combinirt alte und neue Zuſtände, und während er den einen Fuß auf den altclaſſiſchen Boden ſetzt, ſteht er mit dem andern mitten in unſrer Zeit. Nicht mehr propft er die Köpfe der Jugend voll mit unnützem Wortkram, putzt ſie aus mit armſeligen Lumpen ſchweinslederner Gelehrſamkeit, ſondern macht der Jugend, indem der Geiſt derſelben durch die wohllautendſte Sprache formell gebildet wird, mit der lebensvollen Weisheit eines Volkes vertraut, das ſich, als ein vollendetes Individuum, auslebte, wie kein anderes Volk.

Das Verſtändniß der griechiſchen Schriftwerke kann jeder Gebildete anſprechen, wenn nicht durch's Original, doch vermittelſt gediegner Überſetzungen; denn der Geiſt und die Weisheit des Griechenthums iſt ſo klar wie der joniſche Himmel. Der Werth der Überſetzungen aus dem Alterthum kann darum für unſre Zeit nur darin beſtehen, daß ſie in möglichſt vollendeter Form, Harmonie und Schönheit der Sprache den Inhalt und Geiſt des Originals wiederſpiegeln, uns durch geſchmackvolle Abhandlungen, ohne den erdrückenden Wuſt von Citaten und gelehrten Franſen, in die Zuſtände der alten Zeit einführen, daß ſie die Kunſtwerke der alten Sprachen wieder als Kunſtwerke aus einem Guß geben. Das iſt die Aufgabe, welche ſich in unſern Tagen die geiſtreichſten Philologen geſtellt haben. Dieſe Art der Philologie hat man mit Recht die elegante genannt. Männer wie Jakobs, Weber in Bremen, Schwenck und andre haben ſich um ihre Einführung die größten Verdienſte erworben, und an ſie ſchließt ſich auch Karl Dilthei mit dieſen Fragmenten griechiſcher Weisheit an. Die Überſetzung iſt mit eben ſo viel Geiſt als Geſchmack ausgearbeitet, weßhalb wir wünſchen, daß der ſo ganz zu dieſer Aufgabe berufne Verfaſſer bald auch die andern Hefte nachfolgen laſſen möchte. Das vorliegende erſte enthält die Fragmente der ſieben Weiſen, ihrer Zeitgenoſſen und der Pythagoräer. Am ausführlichſten verbreitet ſich eine Abhandlung über das Leben, die Philoſophie und die Schule des Pythagoras. Die Pythagoräerinnen lernen wir als höchſt geiſtreiche, liebenswürdige, ſittliche, aber jede Pruderie haſſende Frauen kennen. Wie denn überhaupt aus mancher Bemerkung der weltmänniſche Sinn des Verfaſſers hervorleuchtet, der manchmal das Alterthum von der pikanten Seite der modernen Weltanſicht aufzufaſſen ſucht. Außerdem hat der Überſetzer das Alterthum unſerer Zeit noch mehr dadurch zu nähern geſucht, daß er Stellen der heiligen Schrift und deutſcher Dichter, die eine Vergleichung geſtatteten, beifügte. Auch für Staatsmänner gewinnt das Buch viel Intereſſe, weil die Maximen und Anordnungen der alten Geſetzgeber und Staatskundigen geſammelt ſind; wir erinnern nur an Solon altes Geſetz: „Wer bei öffentlichen Unruhen keine Parthei ergreift, ſoll ehrlos ſein.“ —

Feuilleton.

.*. Neueſtes von Balzac. — In dieſen Tagen iſt der mit Ungeduld erwartete neue Roman von Balzac: „Le Lys dans la vallée,“ erſchienen. Er ſoll einen außerordentlichen Fortſchritt des Dichters beurkunden und in pſychologiſcher Tiefe den Médecin de campagne noch um vieles übertreffen. „Es iſt unmöglich,“ ſagt ein franz. Blatt, „zugleich mehr Kraft und Anmuth, eine größere Kenntniß der Leidenſchaften und mehr Originalität der Erfindung miteinander zu verbinden.“ —

.*. Elterliche Fürſorge der Nachtigallen. — In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom 13. d. M. wurde ein Brief des Herrn v. Nervaux von Saint-Cosmes verleſen, worin derſelbe Folgendes berichtet: „Bei der letzten Ueberſchwemmung wurde auch ein Theil meines Gartens von den Fluthen überzogen, die, raſch aufſteigend, eine Hecke zu bedecken anfingen, in welcher eine Nachtigall ihr Neſt gebaut hatte. Da ich vermuthen mußte, daß das Waſſer über das Neſt hinausſteigen werde, ſo beobachtete ich daſſelbe mehreremal des Tages. Ich konnte mich demſelben bis auf 6 Schritte nahen. Zuerſt waren 4 Eier darin. Eines Morgens ſah ich deren nur 2, und das Waſſer war nur noch einen Zoll weit davon entfernt. Als ich wenige Augenblicke ſpäter nur noch ein Ei ſah, verdoppelte ich meine Aufmerkſamkeit. Wie groß war nun mein Erſtaunen, als, nachdem die beiden Vögel, die Erde ſtreifend (rasant la terre) fortgeflogen, ich bemerkte, daß auch das letzte Ei verſchwunden war. Die Vögel waren nach dem höchſt gelegenen Theile meiner Umzäunung hingeflogen. Als ich nachſuchte, fand ich — die 4 Eier in einem neuen Neſt, das von dem erſten ungefähr 150 Schritte entfernt war. Ein 5tes Ei wurde dazugelegt und die Ausbrütung ging dann mit dem beſten Erfolg von Statten.“ —

.*. Man berichtet aus London: Wir erfahren, daß mehrere Damen der faſhionablen Welt dem ehrenwerthen Herrn Grantley Berkeley eine koſtbare Silberarbeit überreichen wollen, und zwar aus Dankbarkeit für den ſchmeichelhaften Dienſt, welchen er dem ſchönen Geſchlecht dadurch geleiſtet hat, daß er das Haus der Gemeinen zu beſtimmen ſuchte, für die Damen während der Parlamentsdebatten eine Tribune errichten zu laſſen. Die Pokalmanie ſcheint nun auch die Frauen zu ergreifen.

.*. Eine Familie, welche in Mexiko wohnte, ſchiffte ſich am 22. April d. J. zu Vera-Cruz auf einem Fahrzeug, welches nach New-York zu fahren beſtimmt war, ein. Am 5. Mai kamen die Reiſenden in dieſem Hafen an und reiſ'ten noch am nämlichen Tage auf dem amerikaniſchen Paketboot Utika ab, welches am 4. Juni auf der Rhede von Havre erſchien. Sie kamen mit ihren Effekten auf einem Dampfboot nach Hamburg, ſetzten ihre Reiſe nach Lübeck fort und laſſen ſich von da auf einem ruſſiſchen Dampfſchiff nach St. Petersburg bringen, welches am 14. Juni dort eintreffen muß. Auf dieſe Weiſe haben dieſe Reiſenden in 53 Tagen Mexiko, die vereinigten Staaten, Frankreich, Deutſchland und Rußland berührt. Wie werden durch die Anwendung der Dampfkraft auf Bewegungsmaſchinen Raum- und Zeitverhältniſſe immer mehr zuſammengedrängt!

.*. Das Portrait von H. Heine, für den diesjährigen Muſenalmanach von Chamiſſo, wird von Profeſſor J. Felſing nach der Zeichnung eines Pariſer Malers geſtochen. Profeſſor Felſing beſchäftigt ſich ebenfalls mit dem Stich einer Madonna von Overbeck, an welchem der Künſtler mehrere Jahre arbeiten wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 147. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 23. Juni.

Der Chacham.

Von

Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

Mihurmah warf einen forſchenden Blick auf Thamar, die herrlich glühete, wie eine Roſe in vollſter Pracht, und: „Sabbathai Zewi,“ liſpelte ihr Mund. Thamar zuckte zuſammen.

„Sabbathai?!“ rief Roſanes nicht ohne Unmuth. „Wird er meines Kindes Glück zu machen im Stande ſein? Er lebt viel zu ſehr ſeinen geheimen düſtern Wiſſenſchaften, er verkehrt viel zu viel mit Geiſtern und erforſcht von ihnen die Geheimniſſe der Dinge, als daß er an den Freuden der Liebe und des ehelichen Glücks beſondern Geſchmack finden könnte. Wahrlich ſein düſtres träumeriſches Brüten weiß nichts von den Liebkoſungen des zärtlichen Bräutigams und Gatten, die das ſüßeſte Glück der Braut und Neuvermählten ſind und die ich mein theures Kind nicht entbehren ſehen möchte.“

„Ich fürchte, ihr verkennt Sabbathai, mein Vater,“ verſetzte Mihurmah. „Wohl führt er mehr ein innres Leben, aber er liebt Thamar, er hat es mir geſtanden, er liebt ſie mit einer Glut der Leidenſchaft, deren kein andrer Menſch fähig iſt. Und wahrlich in Thamar's Herzen flammt gleiche Liebe für ihn.“

„Ihn oder keinen Andern!“ ſagte Thamar beſtimmt. „Ihr wißt noch nicht Vater, was in dieſem Jüngling liegt, aber die Binde wird bald von Euern Augen fallen.“

„Er iſt hochbegabt von Gott und viele Engel ſind ihm dienſtbar; er kann es weit bringen und großen Ruhm erlangen auf Erden. Glaubſt du, daß du glücklich mit ihm leben wirſt, wohlan ſo geb' ich meinen Segen dazu. Dich glücklich will ich ſehen und von wem du das reinſte Glück beſitzſt, der ſei mir willkommen! Ihm ſei meine Liebe. Ich werde morgen Sabbathai zum Sabbathmahle bitten laſſen und mit ihm reden. Nun ſei gutes Muthes und hoffe das Beſte!“

Thamar hing, Freudenthränen weinend, an des Vaters Halſe und er küßte ihre Stirn.

„Das Zweite iſt,“ fuhr Roſanes fort, „daß Curbano mich gebeten hat, mit Sabbathai zu ſprechen, damit er Rahel an deinem Unterricht Antheil nehmen laſſe. Sie wünſcht ſehr, ihn zum Lehrer zu haben. Möge ihr Wunſch nicht gleiche Folgen haben, wie der deinige!“ ſetzte er lächelnd hinzu. „Du warſt zuerſt am Platze und trägſt den Preis davon.“

Lange verkehrten ſie noch im freundlichen Geſpräch; denn Thamar's Zunge war nun gelöſ't und ihr Auge blitzte. Endlich ſprach David das Nachtgebet und beſtieg ſein ſchneereines duftendes Lager. Thamar und Mihurmah koſ'ten noch zuſammen, und das liebeſelige, ſchüchterne Mädchen horchte entzückt den begeiſterten Prophezeihungen ihrer Freundin, die Engel Träume um ihre Stirne woben, zart und duftig, wie Liebesgeſänge zum flüſternden Saitenklange der Harfe gehaucht.

Eine ſüßbeklemmende Unruhe, ein ihr unbekanntes Drängen und Bangen trieb Thamar am folgenden Tage hin und her. Sie war mit Mihurmah in der Synagoge aber ſie betete nicht mit Andacht. Heute mehr als je that ihr die Freundin Noth, und kaum vermochte dieſe ſie etwas zu beruhigen, als ſie ihr Sabbathai's glühendes Liebeslied vorſang. Endlich brachte ihr eine Dienerin die Nachricht, daß der Chacham in des Vaters Zimmer gegangen ſei. Sie bebte zuſammen; ihr Buſen flog, und ſie legte die glühende Wange an Mihurmah's theilnehmende Bruſt.

„Glücklichſte der Töchter Israels!" rief dieſe, ſie feſter umfaſſend, „die Stunde deiner Wonne ſchlägt. Die Traube iſt reif und der Herr, unſer Gott, drückt ſie in eine goldne Schaale und reicht ſie ſeinem Volke zu trinken zum Zeichen, daß ſein Zorn vorüber und der große Tag der Liebe und Verſöhnung gekommen ſei. Du aber biſt die Schaale, dreimal Glückliche, in welcher der koſtbare Wein ſchäumen wird, und mit ſeinem Namen wird Israel den deinigen ſegnen."

Sie küßte die Glühende mit Liebe und Ehrerbietung.

Da trat Sabbathai an David's Hand herein. Sein Auge ſtrahlte Wonne; Thamar ſenkte das ihrige bebend zu Boden.

„Reich ihm deine Hand, Thamar," ſagte der Greis feierlich. „Sabbathai begrüßt dich als ſeine Braut." — Und ihre Hände zuſammenfugend ſprach er mit emporgehobnen Augen das glückwünſchende: „Maſſal tobh!" und: „Maſſal tobh!" tönte es von allen Lippen nach.

„Der Herr, unſrer Väter Gott," redete David weiter, „der die Ehe unſrer Erzväter und vor allem die Jakob's ſegnete, zeige ſich auch eurem Bunde gnädig! Sabbathai, küſſe ſie als deine Braut!" Und auf der wonneſeligen Jungfrau Lippen brannte des angebeteten Jünglings erſter Kuß.

„Laſt es uns aber noch verſchwiegen halten," erinnerte der Greis, „bis du, Sabbathai, dein zwanzigſtes Jahr angetreten haſt. Ich habe viele Gründe dazu; der vorzüglichſte aber iſt, weil ich dich erſt den Verfolgungen deiner Feinde entziehen will. Ich weiß, der Vicepräſident unſres Gerichts, Aaron de la Papa, führt Böſes gegen dich im Sinn. Ich will ihm erſt das Maul ſtopfen. Auch wünſche ich im Laufe dieſes Herbſtes und Winters die Umſtände deines Vaters allmählich, und ohne daß es auffiele, zu verbeſſern. Sodann muß ich die übrigen Freier mit guter Art heimſchicken, ohne daß ſie mir zürnen und ſagen, ich habe dich ihnen vorgezogen. Endlich möchte ich nach meinem Oſterlamme euern Hochzeitsſchmaus halten, beide Feſte nach einander. Darum haltet Alles geheim, bis wir öffentliches Verlöbniß feiern."

Und ſie gaben ſich gegenſeitig das Verſprechen der Verſchwiegenheit. (Forts. f.)

Die Kunſtausſtellung in Frankfurt am Main.

(Schluß.)

Daß übrigens die innigſte Vertiefung in die Natur, ſelbſt in die Beſchaffenheit unbedeutender Mooſe und ſcheintodten Geſteines und jeder ſonſtigen Äußerlichkeit, den Künſtler vom Aufflug zum Tabor der geiſtigſten, noch darſtellbaren Empfindungen nicht zurückhält, davon haben nicht nur die größten alten Meiſter, ein van Eyck und Hemling, ein Dürer und Schoreel, Fieſole, Leonardo und ſo viele andere uns die vollſte Gewißheit gegeben; — auch noch in unſerer Ausſtellung haben das meiſterhafte Bild von Deger und deſſen, leider! erſt wenige Tage vor dem Schluß aufgeſtellte Zeichnung, „die Himmelfahrt Chriſti," den Beweis geliefert, daß die Freude an der Gegenwart nicht unvereinbar iſt mit einem Aufſchwung in den Äther der Religion, daß vielmehr gerade die Kunſt berufen iſt, die Vermählung Himmels und der Erde zu beſeligender Anſchauung zu bringen. Wußten wir uns doch nicht zu erinnern, eine ſchönere Perle in reinerem Golde gefaßt geſehen zu haben, als Deger's Chriſtuskind im weichen Mooſe gebettet, — das vom Himmel herabgeſtiegene, zur Bedürftigkeit ſich herablaſſende Kind Gottes, umfangen von dem aus der Nacht und der Starrheit des Felſens ſich losringenden, zum Lichte, zum Leben und zur Freiheit emporſtrebenden Stoffe! — Auch möchten wohl mehrere Apoſtel auf jener Zeichnung dem Geiſtigſten und Tiefſtempfundenen anzureihen ſein, was uns in den Zeichnungen Overbeck's ſo überwältigend ergreift.

Wenn wir uns aber über die Beſtrebungen der Düſſeldorfer Schule, ſoweit ſie uns aus den eingeſendeten Bildern erkennbar geworden, mit einiger Ausführlichkeit verbreitet haben, ſo wurden wir hierzu theils durch die Dankbarkeit beſtimmt, zu welcher der reiche, durch ihre Leiſtungen gewährte Genuß uns verpflichtet, theils durch den, von vielen Seiten her vernommenen, auch von uns gehegten Wunſch, daß in den angedeuteten Beziehungen die ſehr achtbaren Beſtrebungen der hieſigen Schule ſich durch die ihrer niederrheiniſchen Schweſter vervollſtändigen laſſen möchten!

Daß junge Künſtler ſich vorliebig der Darſtellung religiöſer Gegenſtände widmen, kann, an und für ſich genommen, nur als eine höchſt erfreuliche Thatſache anerkannt werden. Religion iſt das Band der Welt, geweiht iſt alles, was zu ihrer Belebung, zu ihrer Verherrlichung dient. Zweierlei ſcheint uns aber hierbei einer beſonderen Erwägung werth.

Für's Erſte iſt doch wohl nicht in Abrede zu ſtellen, daß die Religion innerhalb der Sphäre der Kunſt — auch an alle weſentlichen Vorausſetzungen und Bedingungen derſelben gebunden. Der Geiſt iſt allerdings das Leben und das Belebende; aber um lebendige Geſtalten und Werke hervorzubringen, bedarf er der Materiatur; er muß Fleiſch werden und es nicht für eine Selbſterniedrigung halten, ſich neben untergeordnete Lebendigkeiten in die Krippe legen zu laſſen. Allerdings ſoll er von einer Jungfrau, er ſoll von einer keuſchen Künſtlerſeele geboren werden; aber er muß doch als ganzer, wirklicher Menſch in das Leben treten und darf an einer markloſen Scheingeſtalt ſich nicht genügen laſſen. Dieſe effektive Incarnation nun, und die des Geiſtes würdige Vollendung der landſchaftlichen und ſonſtigen Umgebungen und Beiwerke ſind es, die wir noch bei den meiſten Bildern der hieſigen Schule vermiſſen, wenn wir auch den auf das Höchſte gerichteten Sinn, den ſie ahnden laſſen, und in der edeln Madonna und dem lieblichen Chriſtuskind von Settegaſt viel Anmuth der Formen und ein warmes, gediegenes Kolorit mit Freuden anerkennen. —

Demnächſt aber ſcheint uns in Bezug auf das Religiöſe die Thatſache eine beſondere Berückſichtigung zu erheiſchen, — daß die Weltanſicht, von welcher die älteſten chriſtlichen Maler ausgegangen, immer weiter gegen diejenige in den Hintergrund tritt, welche beſonders ſeit dem Wiederaufleben der claſſiſchen Welt ſeit der tieferen Erforſchung der Natur, ſeit der Entſtehung der Geſchichtswiſſenſchaft und dem Aufkommen der Ideen von fortſchreitender Entwicklung und harmoniſcher Weltgeſtaltung ſich zu bilden begonnen. Zur Zeit jener Maler war die Welt noch in den härteſten, ſchroffeſten Gegenſätzen und Widerſprüchen befangen. Kirche und Staat, Natur und Gnade, Glaube und Wiſſenſchaft, — dann wieder Heiliges und Profanes, Dieſſeits und Jenſeits, Himmel und Hölle, Aszetismus und Weltgenuß, — und wie ſich die eigenthümlichen Elemente des Mittelalters noch weiter beſtimmen laſſen, — alle dieſe Vorſtellungen ſchwebten dem Geiſte der Gläubigen theils als unverſöhnte, theils als unverſöhnbare Gegenſätze vor, und wie die Philoſophie ein Sklavin der Theologie, ſo war die bildende Kunſt lange nur eine Magd der Kirche — und beſchränkt — und ausſchließend, — wie dieſe. — Iſt aber die Menge der vielſprachigen Menſchen das grüne Laub an dem Stamme der ſocialen Ordnung, ſo ſind die Künſtler die bunten Blätter ſeiner Blüthen, — in Wahrheit aber das durch höhere Begeiſtung metamorphoſirte grüne Laub ſelbſt. Wie nun die geſammte ſociale Ordnung eine andere geworden, ſo treibt jetzt der Baum des Lebens auch andere Laub- und Blüthenblätter, und wer nur irgend mit dem Contrapunkt der Geſchichte vertraut worden, erkennt auch die innere Nothwendigkeit jener Erweiterung des Kunſtgebietes, welche ſchon mit dem Eintritt der Reformation ihren Anfang genommen. Und gerade weil jetzt Religion nicht mehr als das beſondere Band weniger Auserwählten mit einer eiferſüchtigen, über alle anderen ewig zürnenden Gottheit, ſondern als das alldurchdringende, all-einigende Band der Welt, und jede abſolute Ausſchließung aus der Gottesgemeinſchaft vielmehr als irreligiös betrachtet wird, konnte auch die Kunſt nicht in ihrer anfänglichen Beſchränktheit beharren; ſondern mußte alles Sichtbare, Darſtellbare irgendwie in den Kreis ihres verklärenden Geſtaltens hineinziehen. Hieraus erklärt ſich denn auch jene entſchiedene, wenn auch bei den meiſten nur inſtinktive Ungunſt, welcher jede abſolut ausſchließende und in ſo fern nur negative Beſtrebung begegnet, und die bei manchen ſogar ſich bis zu gereizter Verkennung des Poſitiven, Achtbaren in jener Abſonderung fortreißen läßt.

Indeß möchte hinſichtlich der leicht wahrnehmbaren ungünſtigen Stimmung, welcher ausſchließlich auf Darſtellung kirchlich-religiöſer Gegenſtände gerichtete Kunſtbeſtrebungen begegnen, auch noch der Umſtand nicht unberückſichtigt zu laſſen ſein, daß nicht leicht mehr ein irgendwie bedeutſamer Moment aus jener Sphäre aufzufinden ſein dürfte, für welchen nicht bereits vollendete Darſtellungen dem Gedächtniß des Betrachters vorſchwebten, ſo, daß neueſte Darſtellungen durchgängig nur als mehr oder minder gelungene Annäherungen zu jenen Meiſterwerken zur Vorſtellung kommen, während die Gebiete der hiſtoriſchen, der Genre-, der landſchaftlichen und Porträt-Malerei ihrer Natur nach unerſchöpflich ſind und deßhalb die Darſtellungen aus denſelben auf ein immer gleiches, lebendiges Intereſſe zu zählen befugt ſind. Eine Fülle vollendeter Geſtaltungen dämpft aber nicht nur die Theilnahme der Betrachter für nur annäherungsweiſe gelungene Werke, ſondern ſie lähmt auch immer mehr oder minder den Bildungstrieb des Künſtlers. Wendet ſich dieſer aber einem noch nicht von der Kunſt wiedergeborenen Gegenſtande zu, dann kann der Genius ſeine Schwingen völlig frei entfalten, und aus der Begeiſterung und Seligkeit der erſten Umarmung entſpringt dann auch ein begeiſterndes, hochbeſeligendes Kind der Liebe, wie uns auf der diesjährigen Ausſtellung in dem „heſſiſchen Bauernmädchen“ von Auguſt von der Embde (in Caſſel) zur Anſchauung gebracht worden iſt.

Indem wir hiermit im Allgemeinen uns Rechenſchaft zu geben verſucht von den Eindrücken, welche die Leiſtungen der beiden vorerwähnten Schulen auf uns und andere gemacht haben, bedarf es wohl keiner beſonderen Verſicherung, daß wir mit dieſen Andeutungen nur einige allgemeine Geſichtspunkte bezeichnen wollten, von denen aus auch dem bloßen Kunſtfreunde ſeine Anſichten auszuſprechen vergönnt ſein durfte. Indem die Künſtler das Bedürfniß fühlen, ihre Werke der Öffentlichkeit zu übergeben, räumen ſie eben damit auch dem ſg. Laien die Befugniß ein, die Gedanken und Empfindungen laut werden zu laſſen, welche, durch jene angeregt, nun auf ihre Weiſe zu den Künſtlern zurückſtreben, um durch wechſelſeitigen Austauſch das Einverſtändniß herbeizuführen, welches, als die Krone alles Schaffens und Sprechens, aller künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen ſtets von beiden Seiten im Auge behalten — und mit allen Kräften erſtrebt werden muß. Haben doch auch in dieſer Beziehung ſich die Zeiten gewaltig verändert! Muß jetzt die Gottesgelahrtheit von ihrem himmelhohen Throne herabſteigen, um ſich vor ihren Kindern zu rechtfertigen; erkennt auch die höchſte weltliche Macht die Nothwendigkeit, die allgemeine Zuſtimmung für ihre Geſetze und Befehle zu gewinnen; — fühlt endlich ſogar die Philoſophie das Bedürfniß, aus ihrer ſpröden Abſtraktion ſich zur Gemeinverſtändlichkeit herabzulaſſen, — wie könnte da die Kunſt ſich der lebendigen Wechſelwirkung mit dem Publikum entziehen und dieſes nur zu einem ſtummen Gaffen und Staunen verurtheilen wollen? — Wohl beſcheiden wir uns dagegen, daß ein Endurtheil nur durch ſolche Erörterungen vorbereitet werden kann, an denen auch die Künſtler ſelbſt Theil genommen haben, wie denn die vorſtehenden Bemerkungen auch nur zu ſolchen Erörterungen die Veranlaſſung bieten wollten. —

Über die von München eingeſendeten Arbeiten haben wir dem Hauptberichte unſeres Freundes nichts hinzuzufügen, da zwar einige derſelben, wie namentlich die Leiſtungen von Stange, Dürk, Ainmüller, Bayr, Petzl, Eckert und Schnitzler, ein löbliches Streben beurkunden, — die Mehrzahl aber kaum der Mittelmäßigkeit ſich nähert, und von einer Schule hierbei nicht die Rede ſein kann, indem die Notabilitäten der Akademie die Ausſtellung mit Werken ihrer Hand zu bereichern verſchmäht haben. Mit Bedauern vernehmen wir übrigens, daß dieſe Akademie in dem vorigen Jahre ſich ein königliches Dekret erwirkt haben ſoll, wonach ihr eine Art von Monopol in Bezug auf alle auf öffentliche Koſten zu erzielenden Kunſtwerke zugetheilt worden ſei. —

Möge dort, wie überall, die Überzeugung immer tiefere Wurzeln ſchlagen, daß in der Kunſt, wie in allen übrigen Sphären des menſchlichen Daſeins und Wirkens, das Gedeihliche und Allbeglückende nur aus dem Boden freier Gemeinſamkeit erwachſen und erblühen kann, wenn auch immer und überall — ſo Wachsthum, wie Blüthe — durch die göttliche Einſaat genialer Geiſter und den erweckenden, belebenden Sonnenſchein des Weltgeiſtes bedingt iſt. — F. W. Carové.

Literatur.

Norddeutſcher Frühlingsalmanach. 1836. Herausgegeben von dem Verein der jüngern Berliner Dichter. Berlin, Krauſe'ſche Buchhandlung. 1836.

Ein und zwanzig, und zwar Berliner Dichter bringen in dieſem Almanach ihre Gaben zu Markte. Es ſind recht kräftige Talente darunter, die nicht mehr, wie früherhin, in einer Schule kranken — in der Heine'ſchen. Sie haben ſich meiſtens emancipirt und jeder hat nach ſeiner Weiſe einen freien und friſchen Ton angeſchlagen. Dazu iſt ihnen nur Glück zu wünſchen. Was uns bei Heine ſchön und liebenswürdig entgegenhüpft, was uns zum Mitgefühl bewegt, dieſe leichten Verſe, dieſe Zerriſſenheit ſeines Herzens, dieſer Duft, der uns berauſcht, dieſer Klang, der uns in eine wundervolle Märchenwelt verzaubert; alles das eckelt uns bei ſeinen Nachleierern widerlich an, dieſe endloſen Lamentationen eines zerriſſenen Herzens, dieſe lachenerregende affectirte Schwermuth, dieſe faden Liebeleien. Haben wir Deutſchen denn nichts Beſſeres zu thun, als nur immer wieder in ſentimentalen Klagen und poetiſchen Wertheriaden zu zerfließen! Wir haben freilich im Augenblicke Nichts, was unſre Nation durchpulſte, was deutſchen Dichtern gemeinſame Sympathien gewähren könnte; nur ein erwachendes Nationalgefühl, das ſich ſelbſt allmählich bewußt wird. Eiſenbahnen, Verbeſſerung der Finanzen, Beſuche fürſtlicher Perſonen ſind die Agentien unſers bürgerlichen Lebens, die es noch vor der Stagnation bewahren; aber alle dieſe Ereigniſſe ermangeln doch des elektriſchen Funkens, welcher die Gemüther durchzucken könnte. Darum müſſen die Dichter ſich in ſich ſelbſt zurückziehen, mit der Natur ſympathiſiren, in die Vergangenheit greifen; denn was die Gegenwart noch poetiſch Großes bietet, ſteht meiſt unter der Cenſur. — Einige dieſer Dichter haben ſchon eigne Sammlungen herausgegeben, wie z. B. C. Ferrand, H. Hagendorf und andre. Ausgezeichnet ſind die Beiträge der Gebrüder Marggraff. Aus ihren Gedichten weht Jugendfriſche und wahre Poeſie. Der Stoff zum „ſtillen Tambour" iſt, wenn wir nicht ſehr irren, einem renommirten Romane der neueſten Zeit entnommen und ſchon dort ein poetiſches Genrebild. Es würde uns zu weit führen, auf alle ſchönen Gedichte von Fr. v. Sallet, Schweitzer, Brunold, Ferrand, Hagendorf, Koßarsky und Anderer hinzuweiſen. Einen Schauer empfindet man bei den Gedichten von F. Weiſſe, wenn man erfährt, daß er zu Stargard 1834 geſtorben ſei. Sein Leben ſcheint eine kleine Tragödie geweſen zu ſein; den Epilog hat der Dichter alſo abgefaßt:

„Vom Berge, vom hohen Berge
Schau' ich noch einmal zurück.
Ach! hinter mir liegt Alles,
Liegt Leben, Lieb' und Glück.

Nun weiter und immer weiter,
Und immer bergab, bergab,
In ruheloſem Wandern,
Bis in das ſtille Grab. — —"

Haben die Schwaben eine Schule und eine poetiſche Phalanx gebildet, warum ſollten es die Berliner nicht auch thun? Ohnehin ſcheint der allgemeine deutſche Muſenalmanach mit dieſem Jahre in die Brüche zu fallen, wenn nicht etwa wieder eine Redaktions-Verſöhnung zwiſchen den Chorführern Nord- und Süddeutſchlands zu Stande kommen ſollte. Nur einzelne große Dichtergeiſter können wie Säulen für ſich daſtehen, ſie ſchließen ſich an keine Schule an, ſondern rufen oft ohne ihren Wunſch und Willen ſelbſt Schulen hervor. Daß ſich aber die Sänger einer Stadt und einer Gegend an einander anſchließen und Vereine bilden, in denen ſie die Poeſie, dieſe Wunderblume, die ſo oft von den Menſchen unbeachtet gelaſſen oder zertreten wird, pflegen, daß ſie unter einander wetteifern, iſt beinahe eine Sache der Nothwendigkeit geworden. Aus dieſem Grunde heißen wir dieſen beſcheiden auftretenden Frühlingsalmanach willkommen. —

Notizen.

⁂ **Verſchwundene und neue Krankheiten.** — Reg.- und Mediz.-Rath Dr. Lorinſer macht in der kürzlich erſchienenen, gehaltvollen Schrift: „Zum Schutz der Geſundheit in den Schulen" auf die Thatſache aufmerkſam, daß an die Stelle der Peſt und des Ausſatzes, viele Uebel gekommen, die dem Alterthume unbekannt waren, namentlich die Pocken, die Maſern, der Scharlach, der Keuchhuſten, die Luſtſeuche, das gelbe Fieber ꝛc. „Andere Uebel ſeien in neuerer Zeit viel häufiger und allgemeiner geworden, z. B. die Nervenkrankheiten aller Art, die ſ. g. Erkältungen, die Scropheln, die engliſche Krankheit, die Lungenſucht, die Hirnentzündung, der Wahnſinn, und die Wuth ſich ſelbſt zu tödten." Auch bemerkt er, daß „von den Gebrechen und Krankheiten der Organiſation viele durch die Zeugung fortgepflanzt werden," wie namentlich: „die krankhafte Anlagen der Lungen und des Unterleibes von den Eltern auf die Kinder übergehen." — Und dennoch zeigen die Mortalitäts-Liſten der letzten 50 Jahre in Europa eine verhältnißmäßig bedeutende, ſtätige Zunahme der mittleren Lebensdauer. —

⁂ **Pariſer Theater.** — Das Ballet der H. H. Coralli und Barat de Burgy „der hinkende Teufel" hat bei der Oper einen guten Erfolg gehabt. — „Marie ou les trois époques" iſt das Stück, welches man noch immer mit der größten Genugthuung auf dem Theater Français wiederholt. — Auf den Variétés fand am 4. Juni das Debüt der Madame Herbert-Maſſy in dem Stücke: „Mariana" ſtatt. — In dem kleinen Saale des Pantheon wurde die erſte Aufführung eines dreiaktigen Dramas: „Maria oder die Verſöhnung" gehalten. Das Drama hat bei dem literariſch-gebildeten Publikum, was ſich dort verſammelt hatte, Glück gemacht. Der Verfaſſer heißt Victor Herbin. — Madame Damoreau iſt ſeit einigen Tagen zu der Opera comique zurückgekehrt. Der Frühling iſt die Jahreszeit der Nachtigallen. — Bocage hat das Theater an der Porte-Saint-Martin verlaſſen.

⁂ **Kinder-Aſyle in Paris.** — Bis jetzt ſind in Paris für die kleinen Kinder erſt 20 Verwahrſäle (salles) eröffnet, die von 3700 Kindern beſucht werden. Vier neue Säle ſind in Arbeit; vier ſollen noch im nächſten Jahr eröffnet werden. —

⁂ Von J. Fenimore Cooper iſt in London bei R. Bentley ein neues Werk in zwei Theilen: „Excursions in Switzerland" erſchienen.

⁂ Bei demſelben Verleger ſind unter der Preſſe, von Mrs. Trollope: „das Leben und die Abentheuer von Jonathan Jefferſon Whitlaw oder Scenen am Miſſiſſippi," und vom Capitain Marryat: „Rattlin, the reefer." —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 148. 1836.

Phönix.

Freitag, 24. Juni.

Die gute Schule und der böſe Nachbar in Korinth.

Von

Leopold Schefer.

Der alte Meiſter von höchſtem Blut
Hält eine Schule tüchtig und gut,
Lehrt ſeine Kinder das rechte Leben,
Auch nie nach Kron' und Scepter zu ſtreben —
Und was man Kindern ſonſt wohl lehrt,
Das wird bei ihm gar mächtig gehört.
Neun Eltern haben ihm ihre Buben
Zur Zucht gegeben in ſeine Stuben;
Die treiben im Garten dann frank und frei,
Was Jedem zu können wohl Nutz' einſt ſei;
Sie laufen, ſie klettern, ſie ſpringen, ſie ſingen,
Sie ſchleudern, ſie ſchrei'n, ſie ſchießen und ringen,
Sie reiten, ſie tanzen auf hohem Seil,
Der Eine hat Säbel, der Andre das Beil,
Sie laſſen im Wind den Drachen ſteigen,
So treibt es Jeder mit Luſt, ſich eigen.

Da läßt der Nachbar, ein furchtſamer Herr,
Sich melden auf ein Wörtchen Geplärr.
Der Meiſter der Schule, nach ſeiner Art,
Die er aus würdigen Zeiten bewahrt,
Legt ſeinen Purpurmantel ſich an,
Mit etwas Perlen und Gold noch daran,
Stülpt ſeine gerettete Krone auf,
Vertauſcht den Stock mit dem Scepter darauf,
Setzt ſich mit Würde auf ſeinen Thron
Und fragt den Gekommnen: „Was frommt dir? mein Sohn!
Doch bringe nichts Abgeſchmacktes vor,
Sonſt ſtehſt du vor meinen Kindern als Thor.“

Der reiche Mann ſtutzt; er will wohl lachen,
Doch der Meiſter mahnt ihn ernſt: „Zur Sachen!“
Da ſpricht der peinliche Herr mit Muth:
„Herr . . . Meiſter! Eure Schule iſt gut,
Für Euch zum erſten, ſie bringt Euch ein,
Kann Euern Kindern auch nutzbar ſein,
— Nur iſt das armer Leute Pack,
An das man nicht gern gedenken mag. —
Doch meinen Kindern iſt ſie zum Schaden!
Und mir zum Hohn! . . . Schließt Euern Laden!“

„Wie ſo? wie ſo? wie ſo? wie ſo?“
Erſchallt da von Meiſter und Kindern froh.

„. . . Mein Söhnchen hat Eure . . . tanzen geſehn —
Und kann nicht mehr grad' auf den Beinen gehn!
Mein Zweiter, ſingt mir den ganzen Tag,
Daß kaum ein Tauber es leiden mag!
Mein Dritter, wollte wie Eure . . . Rangen
Zum Kreuze klettern auf einer Stangen,
Und hat denn — natürlich! das Bein gebrochen!
Mein Kleinſter ſich faſt mit dem Degen erſtochen!
D'rum kurz und gut — ſchließt Euern Laden,
So bleib' ich Euch gewogen in Gnaden!“

Die Kinder lachen. Da fährt er fort:
„Was iſt das für ein gefährlicher Ort!
Zieh' ich eine Mauer, breit und hoch,
Um Euch nicht zu ſehn — ſo hört man Euch doch!
Ja, ganz entſetzlich —: wir müſſen Euch denken!
Was ſoll man da machen? . . . und Alle erhenken?“

„Das rath' ich nicht!“ meint der alte Meiſter;
„Ihr ſeid auch — doch nur noch unreife — Geiſter.
Gib mir in meine Schule die Rangen,
Und lehr' ich ſie nicht — ſo werd' Ich gehangen!“

„Nun!“ . . . liſpelt der Nachbar . . . „ich gäbe ſie Dir,
Doch dieſes weiſe beding' ich mir
— Sie ſind zu ihrem und meinem Glück
Zu Wiſſen und Wollen noch löblich zurück.

Du ſeheſt meine Kinder ganz Oben,
Du mußt ſie Gnaden nennen und loben;
... Die Andern hältſt du, ja drückſt du nieder,
Damit ſie nicht regen Geiſt und Glieder,
Dann werden die Deinen dümmer und ſchlimmer,
Dann ſcheinen die Meinen vortrefflicher immer;
So werden ſie endlich, ſo ſo, ſich gleich,
Und du haſt bei mir das Himmelreich!"

Die Kinder weinen. Der Meiſter weint.
„Iſt's ſo mit Deiner Freundſchaft gemeint?
Wenn meine nun Deine Kinder wären!
Gott behüt' uns! Schäme dich deiner Begehren!
— Ich will dir von meinen Kindern ſchicken,
Die ſollen den Deinen die Köpfe ſpicken.
Der Dumme ſoll klug auf dieſer Erden,
Der Kluge nicht dumm wie der Dumme werden,
Und Jeglicher werde weiſe und frei,
Auf daß er, ohn' Uns, einſt glücklich ſei.
Wer ſperrt denn Pferd und Kameel und Lamm
Und Wolf in Einen Verſchleiß zuſamm'? —
Das kleine Kind, auf gewiſſem Stuhle,
Gehört noch nicht in die Malerſchule!
Und ſollen Wir Alle auf Stühlchen ſitzen?
Das würde doch Deine Kinder nicht witzen!
Ich möcht' einmal die Geſellſchaft ſehn!
D'rum laſſe Freiheit und Weisheit beſtehn —
Die Deinen werden den Nutzen haben,
Wenn du dereinſt ſchon längſt begraben!
Wie den Deinen gut iſt, thu' ſie regieren,
Doch wolle nicht Meine auch cujoniren!
Doch recht beſehn, wir paſſen zu Euch —
Als Lehrer und Vorbild, beides zugleich;
Ihr paſſet zu Uns — wie weißes Papier,
D'rauf unſere Seel' Euch ſchreiben Wir.
Nun?... ſollen unſere Buben kommen?"

Das hat der Nachbar angenommen.

Das hat den Meiſter Tyrannen gerührt,
So daß er ihn ſanft aus dem Haus geführt!

Der Chacham.

Von

Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

Trüb und düſter hing die Nacht über Gebirge und Meer, wie eine Wittwe, die die verweinten Augen hinter dem Trauerſchleier verbirgt. Aus dem Walde rauſchten ſchon die gelben Todtengeſänge des Herbſtes, fallende Blätter klangen ſchauerlich darein, und einzelne Regentropfen ſeufzten dazwiſchen, wie ſtilles aber troſtloſes Weinen. Das Laubhüttenfeſt war wieder vor der Thüre, doch nicht ſo günſtig mit blauem Himmel und heiterm Sonnenſchein, wie im verwichnen Jahre, zeigten ſich die Tage. Die Nächte waren ſchwül und regneriſch. Heute dunkelte es früher, als ſonſt; geſpenſtig geformte Wolkenmaſſen hatten ſich vor die matte Abendröthe geballt, die ſich bald furchtſam und ſcheu hinter die Berge verkroch, bedroht von der fürchterlich ernſten Königin Nacht, und ihr das weite Feld der Erde zur unumſchränkten Herrſchaft überlaſſend; dieſe aber fuhr nun mit finſter faltiger Stirn und düſtern unheimlichen Blicken zürnend einher, und ihre ſchwarzen Gewänder und Schleier ſauſten, wie Rabenflügelſchlag, durch die feuchtwarmen Lufträume dahin. Das Meer ſtöhnte auf unter ihrem Tritt, und von den Bergen ließen ſich zuweilen knarrende Töne vernehmen, wie wehmüthiges Ächzen; durch die Luft zog es auf düſterm Grund noch ſchwärzer, maſſenweiß in fratzenhafter, abentheuerlicher Bildung, wie Heere böſer Geiſter. In den Hafengebäuden flimmerte nur noch hie und da ein Licht durch die neblige Finſterniß, dahinter lag die ungeheure Stadt ruhig, lautlos, wie ein ſchlafender Rieſe, und nur im Frankenviertel pulſirte noch das Leben laut.

Am Felſenpfad hinab, dem innerſten Becken des Meerbuſens zu, gingen zwei Männer. Weite dunkle Kaftane umſchatteten ihre Geſtalt, ihre Häupter waren mit leichten Turbanen bedeckt. Ihr Schritt war eilig, ihr Geſpräch eifrig. Von den Thürmen der dem Hafen zunächſt gelegenen Frankenſtadt hallte der zwölffache Schlag der Mitternachtsſtunde herüber.

„Und meinſt du wirklich und mit deiner beſten Überzeugung," ſagte der Eine, „daß es auch mir gelingen würde, eine der deinigen ähnliche Herrſchaft über die Geiſter ausüben zu lernen? Oder iſt dein Glaube, Sabbatdai, daß du allein berufen biſt, die Engel des Herrn, jene gewaltigen Fürſten des glanzvollen Stuhles der Herrlichkeit, zu deinem Willen zu bringen?"

„Mein Freund," verſetzte der Andre, „deinen Eifer wird der Herr belohnen, ſo wie den meinen. Glaube mir, Metatron, der heiligſte und gewaltigſte Engel Gottes, der König der Engel, der große Fürſt des Angeſichts, in deſſen Hände alle Weisheit der Welt niedergelegt worden, und der deshalb auch den Namen Sagansagel führt, ſiehet gnädig auf uns herab und hat uns zu großen Dingen gewürdigt. Wie er der Anfang der Weisheit Gottes iſt, ſo hat er mich in ſeinen beſondern Schutz genommen, und wird mit dir daſſelbe thun, wenn du mit mir faſteſt und beteſt. Drei Engel ſind es, die die Gebete der Frommen und Gläubigen empfangen und wie friſche Zweige und Blumen, duftig und farbig, vor Gottes Thron tragen. Dort winden ſie Kronen daraus und ſetzen ſie dem ewigen Vater auf ſein lichtlockiges Haupt. Dieſe Engel ſind Metatron, Achtariel und Sandalfon. Sie ſind die Fürſten des Gebets. Wenn aber ich bete, flammen die Kränze, die aus meinem Herzen aufblühen, wie narkotiſche Kaktusblüthe, brennend roth, und wie das prächtige Laub und die weichen Blätter des Jacobsſtabes und der duftende Strauch der Roſe von Jericho, und dieſe meine Kränze windet Metatron, und der Herr der Herrlichkeit drückt ſie ſich tiefer auf den Scheitel, damit die Pracht ihrer Farben ſein Auge labe und die Wolluſt ihrer Düfte ſeine Naſe."

„So biſt du würdiger denn Andre, und dein Gebet gilt mehr als das meinige? Läugne es alſo nicht länger, du beherrſcheſt die Geiſter, die Engel gehorchen dir und erſcheinen auf deinen Ruf, dir zu dienen. Meine Schweſter hat es mir ſchon lange geſagt, daß es ſo iſt, ich aber, ich war ein Ungläubiger. Nun aber laß ich dich nicht! Weihe mich ein in die tiefen Geheimniſſe des Lebens, denen du gebieteſt, laß mich einen Blick thun in die Wunder deiner Macht; ich will dir dafür ergeben ſein und dienen mein Lebenlang. Nur ſtille den glühenden Durſt meiner Seele!"

„Baruch, du biſt mein Freund, die einzige Seele, die mich ganz zu verſtehen fähig iſt," erwiederte Sabbathai weich; „vor dir hab' ich kein Geheimniß. Sieh, der Menſch iſt nur ſcheinbar Herr ſeines Lebens und Wiſſens. In Wahrheit beherrſcht jede ſeiner Stunden ein mächtiger Geiſt, und ihm ſelbſt zugegeben iſt ein Engel, der ihn Schritt vor Schritt durch's Leben begleitet. Jedes Wort, welches der Herr unſer Gott ausgehen läßt vom Throne ſeines Glanzes, wird ſchnell zu einem Engel, und wer vor ihm wandelt in der Reinheit des Gebets, deſſen duftende Kränze locken dem Vater große helle Worte ab, das werden die guten Engel, die des Beters Stunden beherrſchen. Wer in Weltluſt und Thorheit dahintaumelt, über deſſen Leben flüſtert der Herr dunkle ſchattige Worte hin, das werden die böſen Engel, die dem Gottloſen Fallſtricke legen. Dem Guten aber öffnet der Herr eine Straße der Weisheit, eine Pforte des Verſtandes um die andre. Doch das iſt gewiß, daß Einer berufen iſt vor dem Andern, weiter zu bringen in der Erkenntniß der Dinge. Der Engel des Lebens ſtammt bei dem Einen aus der niedern Welt, der aſſiatiſchen, der die groben Stoffe angehören, und verdammt iſt der, gleich dem Thiere, auf der Erde zu kriechen, ohne Ahnung und Schauen eines höhern Lichts; bei dem Andern iſt der Genius, wie die Römer den Engel der Geburt nannten, ein Sprößling der jeziratiſchen Welt, und höher wird der Menſch von ihm getragen der Erkenntniß der Weisheit und Gotteswahrheit zu. Aber es gibt auch hochbegnadigte auserwählte glückliche Menſchen, deren Lebensengel ein Kind der beriatiſchen Welt. Dieſe bringen weiter als alle Andern, das ſind Gottesſöhne, ihr Pfad iſt Licht und ihre Seelen ſind Röhren der Weisheit. Sie ſind beſtimmt, mit ihrem Verſtand die Erde zu beherrſchen, und eingeweiht in die Geheimniſſe der Kabbalah und der in derſelben enthaltnen Magie, wozu ſie geboren ſind und die ihnen von ſelbſt zufällt. Sie können, wenn ihre Stunde ſchlägt, die der rechte Engel, entſtanden aus dem Worte der Erlaubniß Gottes, beherrſcht, Gewalt erlangen über Engel und Geiſter und große Dinge ausrichten. Einer aber iſt auf Erden, deſſen Schutzgeiſt iſt der azilatiſchen, der oberſten Welt entſprungen, die unmittelbar von Gott ausfloß. Dieſer Engel iſt eins der höchſten Weſen, die aus Memra hervorgekommen ſind, ein Lichtgedanke. Dieſer Eine — denn nur Einer hat den azilatiſchen Führer — iſt denn auch zum Höchſten auf Erden berufen, und wenn aus Gottes Mund das Wort der Erfüllung als morgenrothleuchtender Engel der rechten Stunde hervorwandelt und ſich vor ſeinem azilatiſchen Bruder vereinigt, dann iſt der Augenblick der Erlöſung gekommen, dann werden dieſe beiden Engel ſich vor dem Einen verneigen, der größer iſt geworden als ſie; denn er wird ſein der Engel des Bundes, des Angeſichts Gottes, der Fürſt der Geiſter, der König der Welt. Und die Tage der Wonne werden kommen über das auserwählte Volk Gottes."

(Fortſetzung folgt.)

Channing über Sclaverei.

Unter den theologiſchen Schriftſtellern und Predigern der vereinigten Staaten Nordamerikas nimmt Dr. William Ellery Channing, vielleicht die höchſte, jedenfalls eine der erſten Stellen ein. Seine Erbauungsſchriften haben nicht nur ſehr freundliche Aufnahme in England, ſondern theilweis auch Überſetzer in der franzöſiſchen proteſtantiſchen Kirche gefunden. Der gegenwärtige Augenblick ſchien dem wackern Manne geeignet, zu ſeinen Mitbürgern ein Wort über Sclaverei zu ſagen. Auch in dieſer Schrift, die unter dem Titel: „Slavery" kürzlich zu Boſton erſchienen, bewährte er ſich als einen ebenſo beſonnenen als edelgeſinnten Diener des göttlichen Menſchenfreundes, der ſeine Brüder von Innen heraus frei machen will. Einige Stellen aus der Einleitung zu jener Abhandlung mögen dieſes Urtheil rechtfertigen und dazu beitragen, die Aufmerkſamkeit auf die Schriften jenes tüchtigen Gottesgelehrten hinzulenken. „Es gibt nur ein zuverläſſiges (unfailing) Gut, und dies iſt: Treue dem ewigen Geſetz, welches in das Herz eingeſchrieben, und wiedergeſchrieben (rewritten) und wieder bekannt gemacht iſt in Gottes Wort. Wer immer nun ſeinen Glauben ſetzt in das ewige Geſetz der Rechtlichkeit, der muß dann auch die Sclavereifrage vor allem und vorzüglich — als eine Sittlichkeitsfrage anſehen. Alle andern Erwägungen werden für ihn von geringem Gewichte ſein, in Vergleich mit dem ſittlichen Charakter und den ſittlichen Folgewirkungen derſelben. . . Große Wahrheiten, unveräußerliche Rechte, immerdauernde Pflichten werden die Hauptgegenſtände dieſer Erörterung ſein. Leben wir doch in Zeiten, in denen die Feſtſtellung großer Prinzipien der größte Dienſt iſt, den man der Geſellſchaft erweiſen kann; denn die Gegenwart iſt ein Augenblick verwirrender Aufregung, in welchem die Gemüther der Menſchen von heftigen Leidenſchaften und herben Conflikten durchſtürmt und verfinſtert werden. Nicht minder iſt ſie ein Moment von abſorbirender Weltlichkeit, indem das Moralgeſetz je nach der Nützlichkeit (expediency) gebeugt, und ſeine hohen und ſtrengen Forderungen als metaphyſiſche Abſtraktionen oder als unausführbare Theorieen bezeichnet und beſeitigt werden. In ſolcher Zeit große Prinzipien leidenſchaftslos und im Geiſte ungeheuchelten und allgemeinen Wohlwollens aufzuſtellen und ſie tief und bleibend in die Gemüther der Menſchen einzugraben, — iſt für die Welt erſprießlicher, als ihr neue Fundgruben des Wohlſtandes zu öffnen oder hoffnungsvolle Staatsformen zu entwerfen."

„Unſer Land iſt ſeit Kurzem durch die Sclavereifrage erſchüttert worden, und das Volk hat in dem Maße oberflächlich oder auch gar nicht darüber gedacht, in welchem es heftig dabei gefühlt hat. . . . Die Menge iſt aufgefordert worden, nun, die Schrecklichkeiten der Sclaverei zu berückſichtigen, nun, zu erſchaudern vor dem Ruin und dem Blutvergießen, welches die Folgen der Emanzipation ſein ſollten. Das Wort Metzelei (massacre) hat durch das Land hin gehallt, harte und weiche Herzen mit Schrecken erfüllend und Unwillen erweckend gegen alles, was mit einem ſolchen Gräuel bedrohen könnte. Die Folge davon iſt, daß nicht Wenige jede Erörterung dieſes Gegenſtandes fürchten. — Aber für ein Gemeinweſen gibt es keine größere Calamität, als der Verluſt der Prinzipien." . . Gerade diejenigen haben jedoch zur Verwirrung der Begriffe beigetragen, die mit unkluger Heftigkeit ſich der Sache der Sclaven angenommen haben. Dieſe ſollten bedenken, daß es nicht genug iſt, für eine gute Sache in die Schranken zu treten. Wir müſſen ſie auch in einem ihrer Würde gemäßen Geiſt vertreten. Darum ſollte keiner die großen Intereſſen der Menſchheit berühren, wer es ſich nicht angelegen ſein läßt, ſich ſelbſt für ſolches Werk zu heiligen, indem er ſein Herz von allem Zorn und aller Liebloſigkeit reinigt, — und wer nicht hoffen darf, daß er einigermaßen mit dem Geiſte allgemeiner Liebe getauft ſei. Auch das Mitleiden mit dem Gekränkten und Unterdrückten kann ſchaden, wenn es partheilich ausſchließend und erbitternd iſt. . . Wir ſollen allerdings über Sclaverei denken, empfinden, ſprechen und ſchreiben; aber was immer wir in Beziehung auf ſie thun, muß mit einem tiefen Gefühl von Verantwortlichkeit geſchehen, und in einer Weiſe, welche den Frieden der Sclaven haltenden Staaten nicht gefährdet. . . Sclaverei muß ihrer Natur nach ein Grund von Beſorgniß ſein, wo immer ſie beſteht. Indeß müſſen wir nicht durch Voreiligkeit und Leidenſchaft die Gefahr vermehren. . . Aber als Menſchen, als Bürger, haben wir Pflichten gegen die Sclaven, wie gegen jedes andere Mitglied des Gemeinweſens. In dieſer Beziehung iſt uns keine Freiheit (Willkühr) gelaſſen.

Das ewige Geſetz verpflichtet uns, auf die Seite des in ſeinem Recht Verletzten zu treten, und dieſes Geſetz iſt ganz beſonders verpflichtend, wenn wir dem Gekränkten verbieten, den Arm zu ſeiner eignen Vertheidigung zu erheben." —

Feuilleton.

⁂ William Cobbet's Geſchichte der proteſtantiſchen Reformation in England und Irland, in einer Reihe von Briefen an das engliſche Volk, die bereits einige Jahre vor der Julirevolution erſchienen, macht ſowohl in England als in Frankreich fortwährend großes Aufſehen, wie die wiederholten Auflagen derſelben bezeugen. Dies iſt in Beziehung auf England um ſo auffallender, da dieſes Werk von Anfang bis zu Ende eine fortlaufende Anklage gegen den Nationalſtolz des reformirten England's iſt, alſo gegen die brittiſche Majorität, die ſeit Heinrich VIII. die Reichthümer, den Einfluß und die Gewalt beſeſſen. Folgende Stelle wird von der Bitterkeit einen Geſchmack geben, mit welcher Cobbet die Staatskirche ſeines Vaterland's beſchuldigt. „Was man unverſchämt genug war, ſchreibt er, die Reformation zu nennen, wurde erzeugt durch die monſtruöſen Ausſchweifungen einer zügelloſen Unzüchtigkeit. Heuchelei und Treuloſigkeit waren ihre Begünſtiger, und mit Mord und Raub wurde ſie ausgebreitet, indem man Ströme Blutes in England und Irland vergoß . . ." Indeß meint der proteſtantiſche Reformationsfeind, „die Wahrheit habe ſeit einem Dutzend Jahre große Fortſchritte in England gemacht: Man laſſe ſich nicht mehr fortreißen durch den Schrei: „„Nieder mit dem Papſtthum,"" noch durch den: „„die Kirche (d. h. die anglikaniſche) iſt in Gefahr."" Der Geiſtliche Hay von Mancheſter, Dent von Northallerton und mehrere Andere hätten viel gethan, um das Volk aufzuklären. Auch müſſe man den proteſt. Biſchof Cloyer nicht vergeſſen, der mehr als irgend ein Anderer den Engländern die Augen geöffnet habe, ſo daß gegenwärtig Nichts häufiger ſei, als Proteſtanten zu hören, die laut erklärten, in Beziehung auf Glaube, Moral und das Heil ſei die katholiſche Religion gut genug. Es gebe ſogar ſehr viele, die kein Bedenken trügen, offen zu behaupten, die Katholiken ſeien furchtbar mißhandelt worden und es ſei an der Zeit, ihnen Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen." (I. 21.) Cobbet behauptet ſogar und ſucht durch beigefügte Tabellen zu erweiſen, daß katholiſche Frankreich habe in demſelben Zeitraum 676 berühmte Männer in Wiſſenſchaften, Literatur und Künſten erzeugt, während das proteſt. und reform. England deren nur 138 aufzuweiſen habe, woraus er dann folgern will, die reformirte Kirche ſei den Wiſſenſchaften und dem Genie weniger günſtig als die katholiſche. — Man ſieht hieraus, daß Cobbet und ſeine Freunde noch gar nicht wiſſen, wie weit der Geiſt der gegenwärtigen Zeit bereits über den hier berührten Gegenſatz hinausgeſchritten iſt.

⁂ Primairſchulen in Frankreich. — Der „Instituteur" gibt folgende Statiſtik der Primairſchulen in Frankreich.

Es beſtehen: Prüfungs-Commiſſionen 186.
Bezirks-Ausſchüſſe . . 516.

Die Ausgaben der Communalſchulen für 1836 betragen 10,666,786 Franken; die von den Conseils généraux votirte Beiträge 3,507,491 Fr.

I. Die Zahl der Gemeinde-Schulen, die im Jahre 1836 erhalten werden müſſen, und zwar:
1) der Elementar-Primairſchulen iſt . . . 35,692.
2) der höheren Primairſchulen . . . . 350.
II. Normal-Primairſchulen . . . . 72.
III. Privatſchulen . . . . 7,909.
Im Ganzen 44,023.

Dieſe Schulen beſuchen:
Knaben . . . . 1,857,110.
Mädchen . . . . 596,844.
Im Ganzen 2,453,954.

⁂ Seltſame Begegnung. — Der ehemalige Pfarrer Delacollonge, der bekanntlich wegen Ermordung eines Mädchens zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt worden, begegnete in dieſen Tagen, an der Kette nach dem Bagno von Breſt wandernd, dem Baron de Cès-Caupenne, Direktor des „Ambigu-Comique," der mit Frau und Kind eine Luſtreiſe nach Villejuif machte. Bei großem Gedränge mußten Kette — und Wagen ſtill halten. Als nun Delacollonge, von gemeinem Volk verhöhnt, weinend ſein Geſicht verbarg, ließ Herr von Cès-Caupenne, von Mitleid ergriffen, dem Unglücklichen ein Goldſtück reichen. Dieſer, nachdem man wiederholt in ihn gedrungen, es anzunehmen, fragte, „von wem — denn die Gabe komme?" — „Von einem Schauſpieldirektor," erwiederte der Bote. „Wohlan, verſetzte nun der Abbé, es iſt ſo ſelten, dramatiſche Künſtler und Leute von unſerer Kaſte Theilnahme für einander hegen zu ſehen, daß ich in Rückſicht auf dieſen einzigen Zufall die Gabe mit Vergnügen und Dank annehme. Dieſe ſo harten Gegenſätze in den Meinungen gewiſſer Menſchen werden vielleicht noch eines Tages zur Ausgleichung gelangen!" — Das Empfangene theilte er ſofort mit ſeinen Kettengefährten.

⁂ Tiefſter Schacht. — Bis vor Kurzem hielt man Pearn's Grubenſchacht in Consolidated mines (Cornwall), welcher 1650 Fuß tief, und 1300 Fuß unter die Meeresfläche hinabreicht, für denjenigen, in welchem man am weiteſten in den Mittelpunkt der Erde vorgedrungen. Jetzt muß aber die größte Tiefe dem Monkwearmouth-Kohlenwerk in Durham zugeſtanden werden, welches 1800 Fuß tief und zwar 1518 Fuß unterhalb der Meeresfläche eindringt. —

№ 149. 1836.

Phönix.

Samſtag, 25. Juni.

Der Chacham.

Von

Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

„Du ſprichſt vom Meſſias,“ ſagte Baruch. „Er iſt freilich über Alle erhaben.“

„Ich ſprach von ihm,“ verſetzte Sabbathai feierlich.

„Doch ich möchte wiſſen, wie weit deine Macht ginge über die Geiſter, wie weit du vorgedrungen wäreſt auf den Straßen der Weisheit; ich möchte den gewaltigen Drang meiner Bruſt von dir nicht allein mehr durch Lehre, ſondern durch That geſtillt ſehen. Die Lehre reizt mich nur mehr und mehr und macht mich begieriger auf die Erfüllung des Wortes. Rufe die Geiſter, daß ſie dir dienen; laß mich ſchauen die Früchte der Wiſſenſchaft, in deren Schacht du ſo tief geſtiegen, und dann will ich niederfallen und anbeten.“

„Noch iſt meine Stunde nicht gekommen, Baruch; der Engel meines Lebens harrt mit Sehnſucht des Tages, wo ihn der Engel der rechten Stunde begrüßen werde. Ich ahne, er wird bald kommen und mir Macht geben über die Geiſter.“

„So haſt du noch keine Herrſchaft über ſie? Noch kein Engel erſchien auf deinen Ruf?“ fragte Baruch kleinlaut.

„Doch! ich will es dir geſtehen. Wenn ich eine ganze Woche gefaſtet, und mich in jeder Mitternacht im Meere gebadet hatte, da geſchah es zuweilen, daß auf mein ſehnſüchtiges zerknirſchtes Gebet ſich Engel um mich verſammelten, die über die Waſſerfluth ſchritten und hohe Dinge mit mir ſprachen. Einſt trat Hadarniel zu mir, ſein Haupt reichte über die Sterne hinaus, ſeine Füße wühlten den tiefſten Grund des Meers auf, daß ſich die Wellen hoch bäumten, die Blicke ſeiner Augen waren Blitze, Donner ſeine Worte. Hinter den ſchwarzen Wolken, die ſich um ihn gelagert hatten, ſtand Galizur, der Engel des Schreckens, mit der Schaar ſeiner Diener. Da entſetzte ich mich und bat Hadarniel, er möchte mir ein andersmal in einer menſchlichen Geſtalt erſcheinen.“

„Und hat er es verſprochen,“ rief Baruch begierig.

„Er neigte bejahend ſein Haupt.“

„O ſo bitte ihn heute, daß er uns erſcheine.“

„Noch hab' ich keine Macht über ihn.“

„Doch vielleicht gewährt er dir die Bitte, wie früher. Ich will mit dir beten.“

„Laß es uns verſuchen. Wie lange haſt du gefaſtet?“

„Drei Tage.“

„Ich vom letzten Sabbath. Wenn du dich entkleidet haſt, wollen wir beten. Setze dein Gebet aber auch im Waſſer fort.“

Sie waren an der von Bäumen und Büſchen eingefaßten Bucht angelangt, welche einen bequemen Einſteigeplatz in das Meer gewährte. Ohnfern davon ragte die äußerſte Spitze der Felſenplatte, von welcher Sabbathai zu ſeinen Schülern zu reden pflegte, hoch empor und weit über die Waſſerfläche hinaus. Die Jünglinge warfen die dunklen Gewänder ab, und Sabbathai's weißes Gewand leuchtete durch die Nacht. Die Gürtel wurden gelöſ't und ihre Leiber entwanden ſich der Hülle. Sie knieten neben einander am Ufer nieder, falteten die Hände und ſandten heiße Gebete aus den Herzen empor.

Unbemerkt von ihnen hatten die ſchwarzen Wolken am Himmel ſich dichter zuſammengeſchoben, und hingen, wie Gebirge, drohend herab. Der Wind hatte ſich gelegt, und eine noch wärmere Luft hauchte von den Bergen. Die

Stille auf Land und Meer wurde faſt ängſtlich. Die Finſterniß war furchtbar.

Sabbathai ſtand auf, ergriff Baruch bei der Hand und führte ihn die natürlichen Stufen bis zum Rande des Waſſers hinab. „Folge mir und bete weiter!“ flüſterte er ihm zu und ſprang in das Waſſer. Bald tauchten ſeine ſchneeigen Glieder wieder aus der dunkeln zur Mitternachtszeit zwiefach heiligen Meerfluth empor. Es war als ob ein Schwan über die Fläche dahin ruderte. Baruch's Bruſt wurde einen Augenblick ſpäter ebenfalls von den Wellen geküßt. Und ſeltſame Gebete murmelnd, wälzten ſie ihre Leiber auf dem geheimnißvollen Waſſerſpiegel dahin; die Nacht ſah dunkeläugig wie ſtaunend auf die beiden abenteuerlichen Bader, und hielt gleichſam den Athem an ſich. Es war, als drängten ſich ſchwarze Geſtalten mit ungeheuern Schleppgewanden und langen Nebelarmen, gehüllt in trügeriſche Schleier vom Himmel zum Meere herab, um die Kühnen zu ſchauen, die es wagten, um dieſe Stunde, deren Schlüſſel der Sterbliche nicht beſitzt, ſich in ein Element zu begeben, das ihm feindlich iſt, die ſchauerliche Werkſtatt der Natur zu betreten, wo Alles Geheimniß iſt, und Alles Nacht. Plötzlich ſchoß aus dieſen Gebilden der Finſterniß ein gewaltiger Lichtſtrahl, feuerroth wie ein glühender Pfeil, und beleuchtete einen Augenblick lang die wilden grotesken Wolkenformen mit einem blaurothen Widerſchein. Es war, als ob die Geſtalten im Nu Augen bekommen hätten, unheimlich flammende, mit denen ihnen einen einzigen aber entſetzlichen Blick zu thun vergönnt geweſen ſei.

Baruch, der, ſobald er ſich im Meere befunden, von einem unbeſchreiblich wunderbaren Gefühle ergriffen worden war und mit ſteigender Beklommenheit die drohenden Wolkenmaſſen betrachtet hatte, zuckte bei dem Blitzſtrahle zuſammen und erbebte im tiefſten Herzen.

„Sabbathai!“ rief er nicht allzulaut; denn die Stimme verſagte ihm faſt. „Hadarniel ſteht über uns und hat uns angeblickt.“

„Er iſt mit den Schaaren ſeiner Engel,“ verſetzte Sabbathai begeiſtert. „Unſer Gebet iſt erhört; ſei ſtill und bete weiter.“

Ein furchtbarer Donnerſchlag verſchlang das letzte ſeiner Worte und hallte an den das Hafenbecken einſchließenden Bergen wider, ſo daß es wie zehnfacher Donner klang. Faſt hätte der Schrecken Baruch's Haupt unter das Waſſer gedrückt. Froſt durchzuckte ſeine Glieder; es flirrte ihm vor den Augen; ihm war es, als vernähme er eine herrliche himmliſche Muſik. Sein bebender Mund vermochte nicht mehr zuſammenhängende Gebete zu ſagen; er ſtammelte nur noch einige Ausrufungen des Erſtaunens, der Furcht und des Entzückens. Da er ſich ſeines kraftloſen Zuſtandes noch bewußt war, ſo beſtrebte er ſich, obgleich mit der größten Anſtrengung, das Ufer zu erreichen. Unterdeſſen ſpielten die zackigen Blitze um die Häupter der Wolkenthürme und Berge, und ziſchten als glührothe Schlangen zuweilen in das Meer, das kochend aufſprudelte, und von ihrem Widerſchein in wunderbaren Streiflichtern flammte. Theilweiſe beleuchteten ſie auf kurze aber ſchöne Momente die im Hintergrunde an den Bergeshöhen hingeſtreckte Stadt, umkreiſten vorn das Kreuz auf den Kirchen der Franken, Armenier und Griechen, ſpiegelten ſich hinten im blanken Halbmond auf den Minareten der türkiſchen Moſcheen, und beleuchteten oben am Berge die Kuppeln der Synagogen der Juden. Zwei wilde Herbſtgewitter hatten ſich in die Berge hineingeſenkt, welche den vielbuchtigen Uferbuſen umlagern und die tobenden Wolkenmaſſen hingen gefangen über der Bai. Wie wuthentbrannt hoben ſie die mächtigen Häupter im Kampfe gegen einander und ſandten ſich verderbliche Blitze, zündende Pfeile zu. Dazwiſchen das unaufhörliche Rollen des Donners, in kurzen Zwiſchenräumen von ohrenzerreißenden Schlägen unterbrochen. Bald waren es nicht einzelne Blitze mehr, die, wie Schwertſtreiche, den dunkeln Mantel der Nacht durchſchnitten; Feuermaſſen ſtürzten unaufhörlich aus den Wolken und verjagten die mächtige Königin Nacht von Meer und Land. Beſiegt von ſonnenglänzenden Lichtſtrömen, floh ſie in die fernſten Winkel der Erde. (Fortſ. f.)

Aus Graſe Wolle zu machen.

Scherzvogel hatte einmal geſagt:
„Herr Bruder Okonom, es tagt!
Die Welt hat es bald nun zu Ende gebracht.
Die Erfahrung wächſt uns zu Kopf mit Macht: —
Aus weißem Klee von ſüßer Weide
Wird Wolle wie Schnee und fein wie Seide!
Was martert Ihr erſt die ſpaniſchen Schafe?
Ihr plagt Euch damit zu Eurer Strafe!
Laßt fahren, laßt fahren das theure Vieh —
Aus Gras blos zeuget Ihr Wolle hie!“

Das hat dem Bruder Bauer gefallen!
Dem erſten Bauer, und darauf Allen.
Sie ſchaffen die ſpaniſchen Schafe ab,
Die deutſchen finden dabei ihr Grab,
Die Thiere müſſen zu Balken ſteigen,
Ihr Fell ſoll den alten Unſinn bezeugen,
Kein Lämmlein blöckt in den Ställen: weh!
Die Brüder Bauern ſäen nur Klee,
Den weißeſten Klee auf ſüßeſter Weide
Und warten daraus auf die Wolle wie Seide.
Sie näh'n mit den Weibern an furchtbaren Säcken
Die ſchreckliche Wolle hinein zu ſtecken.
Scherzvogel trifft ſie im Schatten ſitzen
Und wie ſie doch von der Arbeit ſchwitzen;
Er hört mit Erſtaunen, was ſie gethan,
Und lacht, daß er weint, und weinet ſie an:

„Gott! Ohne Schafe iſt nichts gethan!
Zum Scheeren muß man doch Schafe han.
Auf Erden braucht es ja Mittelsperſonen!
Die Schafe gehören zu ſolchen Patronen!
Zum Weine bedarf man die Reb' und den Stock!
Zum Zicklein bedarf man den Ziegenbock!
Die thun mit Freuden die alten Wunder;
So war es, ſo bleibt es, ſo iſt es jetzunder.
Und ſprach ich von gutem Futter, ei, ei,
So meint' ich die deutſchen Schafe dabei:
Die Landesſchafe, die Landesart!
Und Ihr beginnt ſo thörichte Fahrt!“

Leopold Schefer.

Mittheilungen

aus „*Occident et Orient*,“ von Barrault.

(Fortſetzung von Nro. 129.)

5. Neu-Stambul. — „Wie prachtvoll, wie großartig es ſich auch darſtellt, — was iſt jetzt Conſtantinopel? Der Keim einer noch größeren, noch prächtigeren Stadt, die ſchon aus ihm hervorbricht. Die Stadt Conſtantin's und Mahomed's II. war vor Allem eine militäriſche Poſition, war die Hauptſtadt eines bewaffneten Reichs. Aber von dem Tage an, an welchem die Genueſer der Schwäche der griechiſchen Kaiſer die Erlaubniß abgenöthigt, auf der anderen Seite des Hafens, der Stadt gegenüber, Galata zu coloniſiren, — von dem Tage an, wo die Chriſten mittelſt ihrer Capitulationen ſich vortheilhaft in der Türkei niederlaſſen konnten, trat Conſtantinopel aus ſeinen Mauern heraus; es fing an, ſich auf den europäiſchen Ufern des Bosphorus einzurichten. Die Thätigkeit der fränkiſchen Kaufleute und ihrer griechiſchen, jüdiſchen und armeniſchen Klientel bemächtigte ſich dieſer Stellungen, und bald reichten Galata und Pera, rechts und links, allen jenen, früherhin zerſtreuten Flecken die Hand, die gegenwärtig ſich bis in das Innere des Hafens und bis zu den äußeren Ufern hin ausdehnen. Auf dieſen Küſten, ſowohl von Europa, als von Aſien, erbauten die Sultane ſelbſt für's erſte ihre Luſthäuſer, bis endlich Mahmud abwechſelnd die kaiſerliche Reſidenz in die verſchiedenen Wohnungen, mit denen er ſie geſchmückt, verpflanzte; und gegenwärtig iſt das alte Serail, Louvre der ottomanniſchen Kaiſer, für den Sultan nichts mehr, als ein Abſteigequartier zu Stambul. Mahmud hat das Janitſchariat kaſſirt und mit dieſer Miliz zugleich auch das alte Stambul. Stambul iſt die alte Citadelle, der Waffenplatz die Feſtung; aber die Stadt! Sie läuft jetzt längs des Bosphorus hinab; — ſchon breitet ſie ſich faſt bis nach Terapia und Buyukderé hin aus. Die heilige Stadt, die muſulmänniſche, die bevorrechtete Stadt wird vom Handel und von der Reform verlaſſen; die Comptoirs, die Bazar's, die Paläſte, die Kaſernen werden anderwärts hin verlegt; Stambul iſt in voller Ungnade.

„Beobachtet man dieſe Umgeſtaltung, die in der Hauptſtadt, wie bei ihren Bewohnern vor ſich geht, ſo ergötzt man ſich an dieſem Schauſpiel einer neuen Stadt, die aus den Ringmauern der alten hervorblüht, um ſich über Felder und Hügel hin zu verbreiten.“ (314—315.)

6. Die Zukunft der Ottomannen. — „Es nahen ſich große Ereigniſſe! — Acht Jahrhunderte ſind es, daß eine Nomaden-Raçe aus ihren fernen Steppen heranſtürmte bis vor die Wälle der orientaliſchen Hauptſtädte, ihre Zelte mit Paläſten vertauſchte und die Namen ihrer Khane neben die eines Cyrus, Alexander's und Conſtantin's einſchrieb. Gegenwärtig ſcheint die tartariſche Raçe in Entkräftung zu verſinken, und von allen Seiten her ſich eine Verſchwörung gegen ſie zu bilden. Dahin ſtürmend hatte ſie ihre Dynaſtieen auf die Throne von Samarkand, Ghizné, Ispahan, Bagdad, von Delhi, Pekin, Jeruſalem und Conſtantinopel geworfen; von den Mauern Chinas bis nach Moskau und an die Grenzen von Deutſchland, von Kairo bis an die Meerenge von Gibraltar hatte ſich ihre Macht fortgepflanzt oder ihre Herrſchaft errichtet. Aber China hat ſich gegen die Herrſcher, die es von ihr empfangen, empört; von den Kaiſern von Delhi hat England nur mehr ein Scheinbild übrig gelaſſen; Egypten und Arabien haben ſich, durch die glückliche Verwegenheit Mehemet-Ali's emancipirt, der recht gut weiß, daß ſeine Macht nur unter der Bedingung lebenskräftig iſt, daß der Genius Arabiens ſich in ihm und ſeinen Nachfolgern incarnire; Frankreich hat den Dey von Algier vertrieben; die Dey's von Tunis und Tripoli ſind in's Geheim ſchon bedroht; der Sultan von Conſtantinopel endlich und der Schah von Teheran wanken auf ihren Thronen, und Rußland breitet gegen beide ſeine bewaffneten Arme aus. — „Es gibt nämlich Augenblicke, in denen die glorreichſten Raçen, um einen neuen Fortſchritt zu vollbringen, fremder Einweihung bedürfen. Schon hat das Zelt Orchan's ſich zuſammen zu falten begonnen, und die ottomanniſche Raçe iſt berufen, ihre Stelle unter einem umfänglicheren Zelt einzunehmen.“ (327. 328.)

7. Der Islamismus und die Chriſtenheit. — „Wie jetzt die Sachen ſtehen, dominirt überall die Chriſtenheit über den Islamismus. In Indien überholt (prime) England die mahomedaniſchen Throne. In Perſien üben England und Rußland ihren Einfluß und ſtreiten ſich um dies Land, wie um eine Beute. Was das ottomanniſche Reich betrifft, ſo hat Europa ſich das Recht genommen, in alle ſeine Angelegenheiten ſich zu miſchen und Rußland zieht die Türkei in ihren Machtkreis heran. Der Islamismus hat alle politiſche Übergewalt verloren, und ſind nicht auch alle ſeine Künſte, ſeine Wiſſenſchaft und Induſtrie im Verfall, während es für die Chriſtenheit keinen Stillſtand gegeben?

„Ja, der Orient iſt beſiegt; er erblaßt vor dem Geſtirne Europa's. Aber Europa geſtehe auch die Urſache ſeiner Superiorität! Es geſtehe, daß, bei ſeiner bewaffneten oder friedlichen Berührung mit dem Islamismus, — es ſich einen Theil des Lebens des Orients zu aſſimiliren gewußt.

„Kaum hat Arabien die ſpekulative Philoſophie der Griechen zur Experimental-Wiſſenſchaft gemacht, und ſchon nimmt Europa ſie ihm. Sein Geiſt, von Plato erhoben (exalté), ſtützt ſich auf Ariſtoteles, arbeitet unabläſſig unter dieſen beiden Meiſtern und verdankt dieſer doppelten Bewegung die Stätigkeit ſeiner Fortſchritte. Eine geiſtliche Körperſchaft, die durch das Kreuz gegen die Anordnungen der Kriege beſchützt wird, und kräftigen Intelligenzen keine andere Freiheit läßt, als auf dem Gebiete des Nachdenkens und der Entdeckungen, bringt ſie bald zur Aufblüthe, bewahrt, vermehret alle Kenntniſſe und überhändigt dieſe koſtbare Hinterlage erſt dann der Geſellſchaft, als dieſe ſie nicht mehr verlieren, ſondern nur noch vervollkommnen kann.

„Das Gegentheil davon begab ſich im Orient. Nach einem glänzenden und kühnen Beginn dreht er ſich nur mehr im Kreiſe der Experimente, ohne das Geheimniß zum Aufſteigen in einem höheren Kreis zu finden; er erſchöpft ſich im Ariſtoteles, und überſteigt die Grenzen der beobachteten Thatſachen nur mittelſt einer ungeregelten Schwungkraft.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Roſſini in Frankfurt a. M. — Dieſer Arion ſeines Jahrhunderts, dieſer Omnipotenz eines ganzen Volks, der mit der erſten Note ſeiner erſten Cantate: „il Pianto d'Armonia," auch einen Wendepunkt des retrograden Muſikzuſtandes in Italien bezeichnete, der Mann, der mit einem Federzuge die Empfindungen dreier Nationen vereinigte und ein halbes Welttheil nach ſeiner Pfeife tanzen machte, über deſſen „mi rivedrai, ti rivedro" man die Anweſenheit Napoleon's in Italien faſt vergaß; er, wenn auch von Hunderten mißverſtanden und geſchmäht, doch von Zehntauſenden dagegen auf Händen getragen, der — an laſciven Phantaſien überreiche Schöpfer — nach mehr als 30 italiäniſchen Opern noch einen deutſchen Tell ſchaffen konnte; dieſer wunderbare Proteus kam in ſeinem 44ſten Jahre zum zweitenmale über den Rhein, wenn auch nicht von Neugierde entbrannt, deutſche Kunſt zu prüfen, — aber doch gewiß im Innern entzückt, ſich vom Vaterlande Mozart's und Beethoven's ſo geehrt zu ſehen. Die Orcheſter von Stadt und Städtchen entrichteten ihm jubelnden Zoll, ungeheuchelten Enthuſiasmus, und der Schwall von Vivats ſchwamm in einem Freudenmeer ihm dargebrachter deutſcher Huldigungen. Dafür bezauberte er durch die liebenswürdigſte Perſönlichkeit, durch ſeiner Dankſagungen melodiſches Wort und die Chevalerie ſeines Umgangs. Das Gefühl ſeines Werthes bewahrte ihn überall vor Hochmuth, wie vor untergeordneter Beſcheidenheit, und wer da glaubte, in ihm den Kukuk ſeiner Werke zu finden, der irrte gewaltig, indem er alle Fragen darüber mit wegwerfender Nonchalance ablenkte.

Es haben auch Frankfurt's Bewohner ihn kennen gelernt, in deren Mitte er mehrere Tage ſich wohl fühlte. Welche Hinderniſſe obwalten mochten, daß weder Oper noch Orcheſter Notiz von ihm nahmen, iſt mir unbekannt; — aber von des Meiſters unverſtellter Ueberraſchung von der Kernhaftigkeit deutſcher Nationalgeſänge, den Kehlen unſers vortrefflichen Liederkranzes entſtrömt, und von ſeiner, an die Mitglieder deſſelben gerichteten Aeußerung: „daß er in Italien und auf allen ſeinen Reiſen noch nicht an die Möglichkeit einer ſolchen Kraft und Uebereinſtimmung geglaubt habe," daß es ihm gar nicht in den Kopf wollte, dieſer Zirkel beſtände bloß aus Liebhabern, war ich Zeuge.

Ein reiches Gaſtmahl, dem Ferd. Ries, Felix Mendelſohn und andere Künſtler erſten Ranges beiwohnten, wurde ihm von mehreren Notabeln der Stadt auf der Mainluſt noch am Tage ſeiner Abreiſe gegeben.

⁂ Altphöniziſche Literatur. — In dieſen Tagen erſcheint zu Hannover ein von Grotefend beſorgter Auszug aus der neuaufgefundenen Handſchrift von Philo's Ueberſetzung der Urgeſchichte der Phönizier von Sanchuniathon. Um auf die hohe Wichtigkeit dieſer Entdeckung auch für die ſchöne Literatur aufmerkſam zu machen, genügt es, folgendes aus jenem Auszug hier anzuführen. Aus einem der Lieder, die noch zu Sanchuniathon's Zeit (um 1800 v. Chr.) am Melikertesfeſte geſungen wurden, und worin Melikertes ſeine Geliebte pries, um deren willen ihn ſein häßlicher Bruder Jöreos bekämpfte, führt Grotefend Nachſtehendes an: „den Habicht zwar tödtet der Habicht, und auf den Bergen ſchlägt die fallende Ceder ihre Schweſter zu Boden. Warum aber biſt du begierig nach der Schlacht, warum nach Kampf gegen deinen Bruder? Du kennſt mich als einen Tapfern; dir aber mochte ich nicht in der Schlacht begegnen. Sind wir nicht zwei Gießbäche, o Bruder! die aus derſelben Schlucht hervorbrechen? was ſuchſt du denn Kampf und Streit gegen mich, Jöreos? (böſer Mann!)." Im IV. Buche erfahren wir, daß die kanariſchen Inſeln ſchon im erſten Jahrhundert nach Gründung der Sidoniſchen Hegemonie, (alſo in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts v. Chr.) entdeckt wurden, und daß man ſchon damals Bücher zur Unterhaltung auf die See mitnahm, in welchen ſich auch Abbildungen von Göttern fanden. Der Roman von einem Jüngling ergötzte die Zuhörer ſehr. —

⁂ Neugriechiſche Literatur. — Der nordamerikaniſche Griechenverein in Athen hat in den letzten Jahren folgende neugriechiſche Schriften herausgegeben: im Jahre 1831 „kurzgefaßte Geſchichte des alten Griechenlands für Schulen;" „Ueberſicht der neugriechiſchen Geſchichte ꝛc. und Chreſtomathie — nach Jacob's;" im Jahre 1832: „Geographie für Kinder," „Ueberſicht der Künſte und Wiſſenſchaften, für Schulen ꝛc." und über die beſte Methode, die Anfangsgründe der Grammatik vorzutragen; im Jahre 1833: „Dialogen über die Grammatik."

Außerdem erſchienen ebenfalls in neugriechiſcher Sprache im Jahre 1834: „Blumenleſe aus der griechiſchen Grammatik, von Joſeph," (Smyrna): — „Anfangsgründe der Religion, Ethik, Geographie und Arithmetik;" (ebd.) — „Ueberſicht der Religionswahrheiten," (ebd.); — „Biographie des Karaiskakis ꝛc., von Arſiniadis," (Chalkis); — „der Tod des Karaiskakis Trauerſpiel, von G. Anaragoras Navtis," (Livorno); — im Jahre 1835: „Sammlung von Trauerſpielen und Luſtſpielen, herausgegeben von Themiſtokles M. Eleutheriadis" (Hermopolis), wovon bis jetzt nur das erſte Heft erſchienen, enthält eine treue, aber proſaiſche Ueberſetzung des Ariſtodemo von Monti; — „Anthologie heroiſcher und erotiſcher Lieder" (1 Bändchen, Athen), herausgegeben vom Buchdrucker Koromilas, theils bekannte, theils noch unbekannte Volkslieder und andere Gedichte enthaltend. —

⁂ Hamilton über Ehrenmedaillen. — In der Sitzung der königl. Literatur-Geſellſchaft in London vom 19. v. M. verlas Herr Hamilton eine Abhandlung über Ehrenmedaillen. Aus dem geſchichtlichen Theile derſelben heben wir Folgendes aus:

„Bis auf die Zeiten Alexander des Großen finden ſich auf den griechiſchen Münzen keine andere als mythologiſche Darſtellungen. Von dieſer Zeit an wurde die Verehrung, die früher nur den höheren Weſen gezollt worden, größtentheils auf die irdiſchen Machthaber übertragen, zuerſt auf Alexander und deſſen Nachfolger, demnächſt auf die römiſchen Kaiſer. Man ſah nun auf den Münzen die Abbildungen dieſer Potentaten, ihrer Frauen und Kinder. Mehrere aus dieſer Epoche erhaltene gehören zu den ausgezeichnetſten Werken der Kunſt. So namentlich die großen Tetradrachmen mit den Abbildungen der Seleuciden, der Ptolemäer und der Lyſimacher, ſo wie mehrere Münzen der erſten römiſchen Kaiſer. Obgleich aber aus faſt ſieben Jahrhunderten zahlreiche Medaillen mit Götter-, Heroen- und Herrſcher-Bildern auf uns gekommen, findet ſich doch kaum ein Beiſpiel, daß ein nicht zu dieſen Klaſſen gehöriges Individuum durch eine Medaille verewigt worden wäre. In Griechenland, bemerkte Herr Hamilton, war die Individualität faſt ganz aufgehoben im allgemeinen Intereſſe jeder kleinen Republik, die um ihre Exiſtenz kämpfte und mit ihren Nachbarn in Künſten und Waffenruhm wetteiferte. Auch im republikaniſchen Rom war ſie verloren in die immerwährenden Kämpfe, in welche der Staat mit nahen oder fernen Feinden ſich verflochten fand, und unter den Kaiſern erlag die Individualität gänzlich unter der Alles übergreifenden Gewalt und Willkühr eines einzigen Herrn. Seit aber die Barbaren den Thron der Cäſare umgeſtürzt, ſind Umſtände eingetreten, welche auch den einzelnen Privaten verhältnißmäßig ein größeres Intereſſe und eine größere Wichtigkeit verliehen, als ihnen je zuvor zuerkannt worden; daher auch ſeit jener Zeit die Künſte mehr und mehr in Dienſt derſelben getreten ſind, wofür namentlich die Medaillen-Sammlungen genügende Beweiſe darbieten."

⁂ Die „Société pour le patronage des jeunes libérés" des Seinedepartements hat am 18. d. M. ihre öffentliche Generalverſammlung gehalten. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 150. 1836.

Phönix.

Montag, 27. Juni.

Der Chacham.

Von

Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

Sabbathai's ſchwanenweißer Leib, der auf der immer höher ſteigenden und mächtig bewegten Fluth hin und her wogte, hatte, roth angeſtrahlt vom Blitzesſchein, in ſeiner Erſcheinung etwas Überirdiſches. Seine Blicke flogen begeiſtert, wie die eines Sehers, in das ſchauerlich herrliche Schauſpiel der Natur. Auch er ſah Habarniel den Fürſten des Blitzes mit dem Flammenſchwerte, das den Himmel ſpaltet, im Kampfe mit Gabriel, dem Engel des Feuers, und die Wolkenberge und ſchwarzen Nebelformen, die raſtlos über den Himmel hintrieben und zum wechſelſeitigen Kampfe aufzogen, galten dem hocherregten Jünglinge für die Heerſchaaren der Geiſter unter dem Befehle ihrer mächtigen Fürſten. Baruch's umherirrende Augen trafen vom Ufer aus auf des Freundes geiſterhaft angeſtrahlte Geſtalt, und ſeine erhitzte Phantaſie, geſteigert durch die Einwirkungen eines mehrtägigen Faſtens, des ſchwärmeriſchen Geſprächs mit dem gelehrten hochpoetiſchen Freunde, des kalten Bades zur Mitternacht im ſchauerlichen Meere, des krampfhaften Gebets, das eine leidenſchaftliche Gottestrunkenheit in ihm aufgepeitſcht, und endlich die zur Herbſtzeit ungewöhnliche Erſcheinung des heftigen Gewitters, des Kampfes der beiden Engelfürſten, den er mit heiliger Scheu für Folge des inbrünſtigen Gebets anſehen mußte, dieſe auf ſolche Weiſe bis zum Delirium erhitzte Phantaſie erblickte auch in Sabbathai jetzt ein Weſen höherer Art, das mit den Elementen des Waſſers und Feuers in außerordentlicher Verbindung ſtehe und durch ſeine Willenskraft Gewalt über ſie auszuüben vermöge. Sabbathai's Haupt erſchien Baruch vom Lichtglanz umwoben, und des Letztern Herz erfüllte unbegrenzte Ehrfurcht, und ein fremdes ihn beunruhigendes Etwas trat zwiſchen ihn und den Jugendfreund.

So heftig der Kampf des Wetters geweſen war, ſo ſchnell hatte er ſich ausgetobt. Das Feuer des Himmels lag bald darauf wieder in den Banden der Nacht gefeſſelt, aber ſie ſollten ſich ihres endlichen Siegs nicht lange freuen; denn ein milderes aber, wie der Augenſchein lehrte, anhaltenderes Licht ſtrömte aus den Wolken, die ihre grauenhafte Färbung verloren und, wie von einem Lichthauch überfächelt, klarer und durchſichtiger ſtrahlten, bis ſie zuletzt im Lichtſtrome zerrannen und dem tiefblauen Himmel ſeine urangeſtammte Macht, die Welt umſpannt zu halten, ohne fernern Widerſtand überließen. Aber hinter einer der letzten in eiliger Flucht davon ſegelnden Wolke trat die abnehmende Mondſcheibe in heiterm Glanz hervor, wie ein fröhlicher Herr, den viel Lärm und Gezänk des Geſindes aus ſeiner Mittagsruhe geſtört, und der nun ob der Furcht des ſchwatzhaften Volks lacht, das bei ſeinem Erſcheinen ſcheu durch alle Thüren flieht, und auch keinen Laut mehr hören zu laſſen wagt. Eben hatte noch der wüthende Sturm getobt, und jetzt ſchon lag die Natur in tiefer heiliger Ruhe, kaum daß man am ſtärkeren Wellenſchlag und der Brandung an dem nahen Felſen wahrnahm, daß nicht Alles ein Traum geweſen war. Schimmernde Streiflichter hüpften weit her — muntre Kinder der Mondſtrahlen — über den Meerbuſen, deſſen gegenüber liegende Ufer in dämmernder Ferne verſchwammen; ein duftiger Nebel dehnte weiche flockige Flügel über die Berge aus, und umarmte die Stadt, deren Giebel ſich losrangen und frei dem Gruße des geiſterbleichen Mondſtrahls entgegenſtrebten. Nach dem Sturme feierte die Ruhe ihr Feſt, und wie ſeine Herolde Donner und Blitz geweſen waren, ſo waren die ihrigen Mondſchein und Stille. Der Sturm iſt ein wild aufbrauſender Mann, die Ruhe eine mildbeſänftigende Frau, und wie Herr und Frau, ſo ſind ihre Diener und Mägde.

Von den Strahlen des Mondes, wie von einem Zaubernetz umſponnen, ſchwamm Sabbathai durch die lichtglänzende Fluth nach dem Ufer zurück, wo Baruch ſeiner mit Staunen harrte. Sie wechſelten nur wenig Worte zuſammen, indem ſich Sabbathai ankleidete. Plötzlich fielen Baruch's Augen auf die Spitze der nahen Felſenplatte, und ein Laut der Überraſchung entfuhr unwillkührlich ſeinen Lippen und lenkte Sabbathai's Blicke ebenfalls auf den Gegenſtand dieſer lautgewordenen Gemüthsbewegung. Auf dem äußerſten Rande der Felſenkuppe, wo ſie wie eine ausgeſtreckte Hand über das Meer hinragte, ſtand oder ſchwebte vielmehr ein Weſen in menſchlicher Geſtalt, in deſſen weitfaltigem blendend weißen Gewande des Mondes klarſte Silberſtrahlen ſich zu fangen ſchienen, und ein ſolcher Lichtſchimmer ging davon aus, daß man glauben konnte, das ganze Kleid ſei aus Mondſtrahlen gewoben. Die Geſichtszüge waren nicht deutlich zu erkennen, doch lieh ihnen das phantaſiereiche Auge der ſtaunenden Jünglinge einen himmliſchen Glanz. Die Erſcheinung winkte mit der Hand in das Meer hinaus.

„Sabbathai!“ ſtammelte Baruch kaum hörbar, „es iſt Hadarniel in einer unſerm Auge erträglichen Geſtalt.“

Sabbathai antwortete nicht; ſein Auge glühete, ein leiſes Zittern überflog ſeine Glieder.

„Dein Gebet iſt ganz erhört,“ fuhr Jener fort. „Du biſt mächtig über die Geiſter. Darum gehe nun auch du, mit dem Engel des Herrn zu reden, der dir winkt. Nicht mich meint er, und ich würde vor Furcht ſterben in ſeinem Angeſicht. Du aber biſt mit ihm vertraut; dir gilt ſein Wink.“

„Ja mir gilt ſein Wink!“ ſagte Sabbathai mit dem feierlichen feſten Tone der Überzeugung, und ohne Zaudern ſchritt er am Ufer hin und bog um den Felſen.

Der Platz, den jene ſeltſame Geſtalt eingenommen hatte, mußte ſelbſt einem kältern Beſchauer eine Burgſchaft für ihre übermenſchliche Natur abgeben; denn auf den äußerſten Rand dieſes Felſenkegels konnte ſich kein ſterblicher Fuß wagen, ohne jeden Augenblick den Tod in der aufgähnenden Meertiefe zu finden. Wie vielmehr mußten die begeiſterten Schwarmer von der Überzeugung durchdrungen ſein, jenes Lichtgewand umfließe einen jener Himmelsfürſten, deren Daſein der religiöſe Glaube und die heiligen Urkunden ihres Volks außer allen Zweifel ſetzten!

Mit einem von banger Erwartung, hoher Gottbegeiſterung und Stolz gemiſchten Gefühle trat Sabbathai auf die Felſenplatte, auf der er ſchon ſo oft geſtanden, um zu dem Volke zu reden; und ſah mit ſteigender Verwunderung, wie das Weſen, welches ſein höchſtes Intereſſe erregt hatte, leicht und ſchwebend über den hohen Felſenkamm ſchritt, auf welchem jeder Fußbreit Raum durch Zacken, Riſſe und Kanten verderbenbringend war. Näher und näher kam die Geſtalt; Sabbathai ſah, daß es eine weibliche war. Sie kam langſam an ihn heran und der Jüngling erkannte erſchreckt Baruch's Schweſter, Rahel. Sie aber ſchien ihn nicht zu ſehen und ſtrich dicht an ihm vorüber, ſo daß er nicht ohne Grauſen ihre ſtarren Augenſterne ſehen konnte, denen das Licht des Mondes, nach welchem ſie gerichtet waren und das ſich in ihnen abſpiegelte einen höchſt unheimlichen Ausdruck verlieh. Auch ihr ſchleichender geſpenſterhafter Gang vermehrte das Grauſige dieſes eben ſo unerwarteten als befremdenden Anblickes. Sabbathai ſtand ſprach- und regungslos; er wußte nicht, was er von dieſer Erſcheinung halten ſollte, und er war zweifelhaft, ob er ein lebendes Weſen, oder einen Geiſt, der Rahel's hohe ſchöne Geſtalt angenommen, vor ſich ſähe. Endlich auf der Stelle angekommen, wo Sabbathai zu ſtehen pflegte, wenn er öffentlich lehrte, breitete Rahel die Arme aus, als wolle ſie einen geliebten Gegenſtand umfangen, und Sabbathai hörte tief erſchüttert ſeinen Namen von ihren Lippen beben. Sie ſprach leiſe brünſtige Worte, und den Jüngling, der keine Ahnung von ihrem Zuſtande hatte und ſich aus den Unbegreiflichkeiten nicht herausfinden konnte, zog es mit unwiderſtehlicher Gewalt zu ihr hin, um ſie zu belauſchen. Mit ſchauerlicher Eintönigkeit ſagte Rahel vor ſich hin: „Du wirſt den Tempel bauen, und ſeine Säulen errichten, wie David; du wirſt die heiligen Bäume hineinpflanzen, die goldne und ſilberne Früchte tragen. Schon ſah' ich ſeine Kuppel ſich wölben, und unter ſeinen Grundmauern den Strom des Friedens hervorbrechen. Den Stab ſeh' ich in deiner Hand zum zweitenmale grünen, der einſt in Aron's Hand ſich umlaubte, und wie er in Moſes Hand zur Schlange ward, ſo wird er in der deinigen zum Scepter werden, womit du dein Volk beherrſcheſt, du König der Könige, du Heiland der Welt, lang erſehnter Stern Jakob's, von dem ſchon Bileam geweiſſagt. Ich beuge meine Kniee vor dir, Gebenedeiter, dich lieb' ich, dich verehr' ich, und in mein Herz fiel dein erſter Strahl, glänzender Jacobsſtern!“

Hierauf verſank ſie in ein regungsloſes Brüten. Sabbathai wurde durch die gehörten Worte in den tiefſten Gründen ſeiner Seele aufgeregt, aufgerüttelt, und die Welt war plötzlich vor ihm voll heiliger Wunder geworden. Seine Schülerin ſtand nach Mitternacht auf einem einſamen Felſen, am fernen Meerufer vor ihm, richtete die hohen Verkündigungen ſeiner Meſſiaswürde an ihn, und ſah ihn doch nicht, ja ſie ſchien in Bewegung, Haltung, Sprache mehr der Geiſter- als der Körperwelt anzugehören. Gedanken außerordentlicher Art kreiſten durch ſeinen Kopf; bald glaubte er, die Zeit könne nicht mehr fern ſein, wo ihm die göttliche Kraft und die Macht des Meſſias verliehen würde, und die in dieſer Nacht erlebten Zeichen deuteten auf die baldige Erfüllung ſeiner göttlichen Berufung, bald meinte er, Rahel ſei vielleicht in dieſer Nacht geſtorben, und ihr Geiſt wandele vor ihm, beauftragt von Gott, ihm ſeine heilige Beſtimmung zu offenbaren. Um über den letztern Gedanken jedem Zweifel enthoben zu ſein, trat er dicht an die Schweigende heran und berührte ihre Hand mit der ſeinigen. Er betaſtete ein körperliches Weſen, das zuſammen ſchauderte.

„Rahel!“ flüſterte er faſt unwillkührlich, aber in demſelben Augenblick ſtürzte ſie, wie von einem Blitz getrofſen, zuſammen, und fiel, nicht anders, als wäre ſie eine Todte, auf den harten nur dürftig mit Moos bewachſenen Steinboden nieder. Grauſiger Schrecken brannte durch des Jünglings Mark und Bein. Zitternd beugte er ſich nieder, ein leiſes Wimmern drang aus ihrem ſchönen Munde. Ihre Augen waren geſchloſſen. „Rahel! Rahel!" rief er mit beſtürzter Stimme. Sie ſchüttelte ſich, wie eine Schlaftrunkene. „Rahel!" wiederholte er, und ſie ſchlug die Augen auf, und ſah ihm mit ſtarrer Verwunderung in's Geſicht. Ihr Geiſt ſchien ganz abweſend zu ſein, und es dauerte lange, eh' ſie ſich zu dem ängſtlichen Ausruf: „Wo bin ich! Was iſt mit mir vorgegangen?" ſammeln konnte. Dann ſprang ſie ſchnell auf ihre Füße, warf furchtſame Blicke umher, und als ihr Auge wieder auf Sabbathai traf, ſtarrte aus jedem Zuge ihres bleichen ſchönen Geſichts der verſteinernde Meduſen-Ausdruck unſäglichen Entſetzens. „Gott der Gnade und des Erbarmens!" ſchrie ſie mit den zerriſſenen Tönen höchſter Verzweiflung, indem ſie zitterte und bebte. „Ich bin bezaubert und ein Geiſt ſteht vor mir, der böſe Macht über mich ausübt."

„Ich bin kein böſer Geiſt, kein arger Zauberer," milderte Sabbathai ihre bis zum höchſten Grade angeſpannte Aufgeregtheit mit tröſtender Stimme, „ſondern dein Lehrer, dein Freund Sabbathai Zewi. Faſſe meine Hand vertrauensvoll und ſage mir, wie du hierher kamſt an das öde Meergeſtad zur Nachtzeit?" (Fortſ. f.)

Mittheilungen

aus „*Occident et Orient*," von Barrault.

(Fortſetzung.)

„Der abendländiſche Geiſt ſtrebt, die Urſache von allem zu erkennen; der morgenländiſche hingegen, die Wirkungen zu vervielfältigen; der eine trachtet in eine Idealwelt einzudringen, der andere möchte die ſinnliche Welt erweitern; der eine will wiſſen, der andere ſchaffen. Aber der orientaliſche Genius, der keine andere Regel hat, als ſeine Laune, mißgebäret oder erzeugt nur Ungeheuer. Vergeblich hat Mahomed, um den Götzendienſt zu tödten, alle Verbindung der Menſchheit mit der Natur gebrochen; gegen Mahomed beruft der Orient ſich auf das Anſehen Salomon's, des Weiſen unter den Weiſen, wie die Überlieferungen ſagen. Die Magie bleibt das Erbſtück der Völker Islam's; die Alchymie verſchwindet nur durch das Übermaß von Ignoranz; die Aſtrologie iſt öffentlich anerkannt. Während der Occident, — mit erhabener Selbſtverläugnung der intereſſirten Berückſichtigung des Ganges der Geſtirne entſagend, ſie nur erforſcht, um in der harmoniſchen Zuſammenſtimmung der Sphäre ein neues Bezeugniß der ewigen Weisheit zu entdecken, und im Grunde ihres lärmenden und gemeinen Glanzes den geheimnißvollen Preisgeſang zur Ehre Gottes zu vernehmen, — während deſſen will der Orient, der die Bedürfniſſe und Intereſſen des Menſchen nicht zu vergeſſen vermag, — daß die Himmel ihm die Ereigniſſe der Erde erzählen. Mag immerhin der Occident mit ſeinen Methoden und Syſtemen dem Unendlichen nahen und ſich ſelbſt für wenig zu rechnen lernen, — ein Übermaß von Demuth, welches das Geheimniß ſeiner Macht wird; — der Orient will alle Umwälzungen der Geſtirne auf ſein Endliches zurückführen; er macht ſich zum Mittelpunkt, Alles bewegt ſich um die Erde, Alles für ſie: die Erforſchung der Einflüſſe der Geſtirne und die Theorie des Ptolemäus hängen weſentlich zuſammen. Was endlich die Wiſſenſchaft des Orients noch beſonders zurückhält, iſt der Umſtand, daß der mahomedaniſche Klerus, in das Weltleben verflochten, nothwendig auch alle Wechſel deſſelben erfähret; — die Schulen erheben ſich und ſtürzen mit den Königreichen!

„Der Islamismus hat alle materiellen Künſte begünſtigt, die dem Krieg und dem Prunke dienen; der Occident eignet ſie ſich an. Wenn die Kirche ihnen nur eine unvollſtändige und furchtſame Sanktion ertheilt, ſo werden ſie dagegen von der Welt beſchützt und gehegt. Dieſes, noch nicht harmoniſirte, aber immer erhaltene Gleichgewicht zwiſchen der geiſtlichen und der weltlichen Gewalt macht die eigenthümliche Vitalität der chriſtlichen Geſellſchaft aus. Die Gewaltigen der Erde, und an ihrer Spitze die Frauen, ermuthigen die Gewerbthätigkeit, die ihr Geſchmack und ihre Neigungen erheiſchen, und das Volk ergreift mit Begierde dieſes Mittel, ſeine Freiheit durch den Reichthum zu erwirken. Die Kirche ſelbſt gewährt ihnen ihren Segen; da ſie nicht durch die Könige verdunkelt werden will, zieht ſie der ſchlichten Pracht der Lilie den Purpur und die Seide Salomon's vor.

„Aber der Orient, unter einem Geſetze ſtehend, welches den Krieg heiligt, hat alle deſſen verderbliche Folgen zu tragen. Einfälle von Außen her und der Despotismus des Säbels im Innern erlauben ihm nur einzelne Ähren auf ſeinem eigenen Felde aufzuleſen; nöthigen ihn, ſpärlich zu ſäen, da er ſäen muß zu den Füßen des Räubers ſeiner Garben, — und beſtimmen ihn, ſeine Schätze zu vergraben, wie ein Verbrecher die Beweisſtücke ſeiner That. Die Arbeit iſt entmuthigt, die Reichthümer verbergen ſich; Credit iſt ein Wort, das der Orient gar nicht kennt, und ſeine hinſterbende Induſtrie hat zur einzigen Stütze eine wie ſie hinſterbende Wiſſenſchaft; — die Induſtrie und die Wiſſenſchaft, dieſe beiden Augen des alten Orients, — der neue Orient hat ſich deren beraubt!

„Und die prächtigen Schößlinge der arabiſchen Architektur, — hat die Chriſtenheit nicht einen frommen Raub an ihnen begangen für ihre Kirche, die ſie in gothiſchem Style geſchrieben (écrit)? Sie ſyſtematiſirt nach dem Zeichen ihres Glaubens einen Theil der Elemente, die ſie von einer in ihren Kühnheiten unregelmäßigen Kunſt geliehen; ſie prägt anmuthigen und ſchlanken Formen eine überraſchende Erhabenheit auf, indem ſie dieſelben harmoniſch an ein großartiges und hohes Ganzes knüpft; ſie thut für die arabiſche Architektur, was ſpäter durch Michel-Angelo für die griechiſche und römiſche Baukunſt, ſie erhebt ſie zu ihrer eigenen Höhe. Allerdings kann ſie in dem Abbilde ſie nicht in ihrer urſprünglichen Naivetät erhalten; indem ſie aber dieſer Huri die Taufe gibt, entzieht ſie ihr nicht allen Zauberreiz ihrer Phantaſie; an ihren Zügen kann man noch immer ihren Urſprung erkennen.

„Und die arabiſche Poeſie mit ihren Düften und Gluthen, befeuert ſie nicht den Genius der chriſtlichen

Troubadours; wie die arabiſche Galanterie in Spanien und im Orient auf den Charakter des Ritterthums gewirkt? Aber Europa entwickelt nicht nur mit Superiorität die Kunſt, die es vom Orient empfangen, wie es das der Puppe des Seidenwurmes wunderbare Stoffe zu ziehen verſteht; ungeachtet der geiſtlichen Reprobation, die an den Künſten der Form haftet, treibt es auch die Skulptur und Malerei, die der Islam verbietet, zu raſchen Fortſchritten an. Das iſt eben, weil der Gott der Chriſten, Fleiſch gewordnes Wort, geboren, gelebt, geſtorben und wieder auferſtanden, und ſeine Geſchichte andächtigerweiſe in Bildwerken und Gemälden geſchrieben wird. Überdies, was thut die Kirche? Sie iſt bemüht, das Myſterium Jeſus zu erneuern, indem ſie ſich ſelbſt in die Welt incarnirt. Sie ſtellt Chriſtum dar, nicht am Kreuz oder im Grabe; ſondern lebend und auf dem Throne der Himmel; ſie iſt nicht das gealterte und verfluchte, ſondern das verjüngte und triumphirende Jeruſalem, und ſie umgibt ſich mit allem Glanze der Künſte, die unter ihren friedlichen Flügeln groß werden und ihren Aufſchwung nehmen. Das Parſthum, welches nicht einmal einen Stein empfangen, um ſein Haupt darauf zu betten, macht ſich ein Babylon; das Kalifat, welches von dem Schwerte ein Babylon empfangen, verliert es durch das Schwert. (Schluß f.)

Feuilleton.

⁂ **Beitrag zur Statiſtik und Geſchichte.** — Das Journal de Paris gibt die Zahl der eigentlichen Sclaven in Rußland, (die Leibeigenen und Halbſclaven nicht mitgerechnet) auf ungefähr anderthalb Millionen an, deren jeder, im Durchſchnitt, zu 1000 Rubel verkauft wird. Es bemerkt hierbei, an eine Emanzipation derſelben ſei ſobald nicht zu denken; denn „vom Sclaven, der in der Moskowitiſchen Verfaſſung die nämliche Stelle ausfülle, wie der Neger in Nordamerika, bis zu dem Kaufmann, der reich geworden, aber noch Sclav iſt, habe der Geiſt des leidenden Gehorſams alle Stufen der geſellſchaftlichen Hierarchie ergriffen, und wenn man dieſen Gehorſam antaſten oder modifiziren wollte, würde man dem ſocialen Organismus einen Herzſtoß verſetzen." — Wirklich läßt ſich nur von dieſem Standpunkt aus ein Factum verſtehen, welches in der Geſchichte der Menſchheit zu einzig und bedeutſam iſt, um in den Gedenkblättern des Phönix mit Stillſchweigen übergangen zu werden. Es haben nämlich, — ſo berichten deutſche Blätter, — zwei Mütter im Gouvernement Kiew ihre deſertirten Söhne, die ſich zu ihnen geflüchtet, — der Obrigkeit überliefert, und dafür vom Kaiſer, mittelſt Ordre v. 24. März d. J., ſilberne Medaillen mit dem St. Annen-Ordensbande, um ſelbige auf der Bruſt zu tragen, erhalten. — Daß ſchon früher ein ruſſiſcher Vater ſeinen deſertirten Sohn ausgeliefert und dafür kaiſerlich belohnt worden, iſt bekannt, aber nicht ohne Seitenſtück in der Geſchichte. Das oben angeführte Factum aber iſt unſeres Wiſſens ohne Gleichen und in der That nur aus der ganzen Staatsökonomie zu erklären. —

⁂ Die franzöſiſche Geſellſchaft der allgemeinen Statiſtik zu Paris hat die Lady Morgan zum Ehrenmitglied erwählt und ihr eine ſilberne Ehrenmedaille zugeſandt.

⁂ **Erhöhung der Temperatur durch die Gaslampen.** — W. H. White in London hat beobachtet, daß nachdem die Gaslampen in der Stube 4 oder 5 Stunden gebrannt, die Temperatur volle 3° geſtiegen. —

⁂ **Londoner Journale.** — Mittheilungen des Stempel-Amtes in London zufolge, ſcheinen von den 15 Zeitblättern, die dort erſcheinen, die nachfolgenden die meiſten Leſer zu haben, denn geſtempelt wurden in den erſten 6 Monaten:

I. Von reformiſtiſchen oder Whig-Blättern:		
1. Bell's Weekly Messenger	214,000	Exempl.
2. Courrier	160,000	—
3. Globe	208,000	—
4. Morning advertiser	551,000	—
5. Morning Chronicle (and Evening Chr.)	470,000	—
6. Observer (and Bell's Life in London)	309,712	—
7. Sun	250,000	—
8. True-Sun (and Weekly true-sun)	114,500	—
II. Von Oppoſitions- oder Tory-Blättern:		
1. Age	107,100	Exempl.
2. Morning Herald (and Engl. Chronicle)	697,000	—
3. Morning Post	222,500	—
4. Standard (St. James Chronicle, London packet and London Weekly Journal	378,000	—
5. Times (and Evening Mail)	455,000	—

⁂ **Ein literariſches Curioſum** iſt kürzlich von dem fleißigen und ſehr gelehrten Rev. **Joſeph Mendham** M. A. zu Tage gefördert worden, nämlich ein unterdrücktes Verzeichniß verbotener, d. h. unterdrückter Druckwerke. Es ſind aber nur 125 Abzüge davon gemacht worden, daher auch dieſe bald zum bibliographiſchen Curioſum werden dürften. Der Titel deſſelben iſt: „Index librorum prohibitorum. A Sixto V. papa, confectus et publicatus; at vero a successoribus ejus in sede romana suppressus. (London, James Duncan. 37. Paternoster-row.) —

⁂ Herr **Rich** hat in Kurdiſtan einen Froſch beobachtet, welcher ſich Tag und Nacht auf den Bäumen aufhält und, nach Art der Katzen, Fliegen und andere Inſekten fängt. Dieſes Kriechthier, welches im Ganzen dem gewöhnlichen Froſch gleicht, unterſcheidet ſich indeſſen von ihm durch ſeine glatte Haut, welche die Farbe eines grünen Apfels hat.

⁂ **Geneverſchenken in London.** — Ein engliſcher Statiſtiker hat kürzlich berechnet, wie viele Beſuche die 14 berühmteſten Genever- (Wachholderbranntwein-) Schenken in London im Laufe einer Woche erhalten. Er fand, daß die Zahl der Gäſte ſich auf 269,437 belaufen, wovon 142,453 Männer, 108,593 Frauen und — 18,390 Kinder waren.

⁂ **Gas-Verbrauch in London und Paris.** — Schon ſeit dem Jahr 1823 betrug (nach Sir W. **Congreve's** Berechnung) die geſammte Quantität des Gaſes, welches jährlich zu **London** von den 4 großen, unter Obhut der Regierung ſtehenden Geſellſchaften fabrizirt wurde: 397 Millionen Quadratfuß, welche 61,203 Privat-Lampen und 7,268 öffentliche Reverbers mit Brennſtoff verſehen.

In **Paris** werden noch jetzt von 30,000 Läden, die dort ſich befinden, nur erſt 10,000 und von ungefähr 13,000 zur Erhellung der Straßen nothwendigen Lampen, nur 135 durch Gas erleuchtet.

⁂ **Ueberfahrungen in Paris.** — Während des vor. Jahres wurden in den Straßen von Paris 12 Perſonen durch Ueberfahrung getödtet; 217 verwundet oder nur umgeworfen; 47 Wagen oder Boutiken beſchädigt. Dieſe Unfälle wurden herbeigeführt durch 95 Karren, 36 Privat- und 35 öffentliche Wagen, 33 Stand- 30 Remiſe-Cabriolets, 87 Fiakres und 13 Diligencen. —

⁂ Herr und Madame Fiſcher werden nach noch zweimaligem Auftreten die hieſige Bühne verlaſſen, um ſich in ihre neue Heimath zu begeben. Das Künſtlerpaar hat ſich zum Benefize Robert den Teufel gewählt, in dem ſchon öfters das hieſige Publikum am Geſang und Spiel des Herrn und der Madame Fiſcher — in den Rollen des Bertram und der Alice — ſich erfreute. Kenner und Freunde der Oper werden nicht allein aus Achtung für die Verdienſte der Beneficiaten, ſondern auch um einen gediegenen Kunſtgenuß nicht zu entbehren, die Vorſtellung Robert des Teufel's Montag den 27. Juni nicht verſäumen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 151. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 28. Juni.

Der Chacham.

Von

Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

Bei Nennung ſeines Namens war ſie abermals zuſammengebebt, doch nun blickte ſie ihn mit weniger wildſcheuem Weſen an, und antwortete weinend: „O Sabbathai, ich weiß nicht, wie ich hierher gerathen bin. Ich habe mich in meiner Kammer zu Bette gelegt und bin jetzt vom Rufe deiner Stimme erwacht. Einem furchtbaren Zauber bin ich verfallen, meine Haare ſträuben ſich, das Herz im Leibe zittert mir; ich fürchte der Wahnſinn zerrüttet mir die Seele.“

„Faſſe dich, Rahel. Durch Faſten und Gebet läßt ſich jeder Zauber löſen. Man ſagt, der Engel Ofaniel breche im bleichen Lichte jenes Geſtirnes, deſſen Fürſt er iſt, ſilberne Blüthen von den Bäumen des Paradieſes, wie ſie auch einſt im Tempel Salomons üppig grünten, und beſtreue damit das Haupt ſo mancher Schläfer, und führe ſie dann hinaus in die Lichtwogen des Mondſtrahls. Vielleicht hat dich jener lichtglänzende Engel zu einem ſeiner Lieblinge auserkoren. Weißt du nicht, ob du ſchon mehrmals bei nächtlicher Weile, wenn der Mond am Himmel war, ſchlafbefangen und ohne Bewußtſein umhergewandelt biſt?“

„Ich weiß von nichts,“ verſetzte Rahel in Nachdenken verſunken.

„So geſtatte mir, daß ich dich zu deinem Bruder Baruch führe, der ohnfern von hier am Ufer meiner harrt, und mit mir gebadet hat.“

„Zu Baruch!“ rief das Mädchen von neuem zuſammenſchreckend. „Nein! Nein! ich beſchwöre dich, Sabbathai, zu ihm führe mich nicht. Er würde mich ſchelten, mich verdammen, und ich würde mich ſtets vor ihm ſchämen. Gott hat dich auf wunderbare Weiſe zum Herrn meines Geheimniſſes gemacht, vor deſſen düſterm Abgrund ich ſchaudere. Verſprich mir, Niemand, wer es auch ſein möge, zu entdecken, daß du mich hier gefunden.“

„Ich gelobe es dir!“

„Nun geleite mich nach der Stadt zurück und laß meinen Bruder warten, bis du wiedergekehrt. Ich werde unbemerkt in meines Vaters Haus zu gelangen ſuchen. Der Herr gebe, daß es gelinge! Erfülle meine Bitte, edler Chacham!“

Sabbathai konnte nicht widerſprechen; ſie flehete ſo rührend. Und ohne viel Worte zu wechſeln — denn er dachte jenen nach, die er von ihren Lippen ertönen gehört, bevor ſie zum Bewußtſein gekommen war, gingen ſie ſelbander den minder beſchwerlichen Weg nach dem Hafen zu, und der Mond beſtreuete ihren einſamen Pfad mit ſeinen geheimnißvollen Strahlenblumen.

Sie waren eben um den Hügel gebogen, ſo daß ſie die vom Mondesglanz überſilberten Hafengebäude vor ſich liegen ſahen, da eilten plötzlich von der Höhe herab zwei Männer auf ſie zu, und ſchrieen, ſo bald ſie in die Nähe gekommen waren, übernöthig laut und befehlend: „Halt! Halt! Keinen Schritt weiter! Da iſt ſie, die uns ſeit vier Nächten äfft, und die wir auf Befehl des Reis der türkiſchen Schiffe im Hafen ſuchen. Jetzt wirſt du uns nicht mehr entſchlüpfen.“

Die von gleichem Schrecken wie Erſtaunen befallenen Wandrer erkannten in den beiden jetzt herangekommenen Männern griechiſche Wächter des Hafens, zu einem Corps gehörig, welches in ganz Smyrna von Türken, Chriſten und Juden wegen ſeiner rohen Verworfenheit verabſcheut war.

Mit drohend geſchwungner Waffe ſtanden ſie vor dem beſtürzten Paare und der Eine ließ ſich mit übermüthigem Hohnlachen weiter vernehmen: „Folg' uns ſogleich, Dirne! Der Burſche da mag eilig ſeine Ferſen nach der Stadt tragen, ſonſt wollen wir ihm mit unſern Säbeln den Weg weiſen.“

„Was wollt ihr von mir?“ fragte Rahel, geſammelt von der erſten größten Beſtürzung.

„Wir dürfen weiter nichts wollen, als daß du mit uns gehſt; nachher werden höhere Leute ſchon mehr von dir wollen. Doch das kümmert uns nicht. Wir ſind ſchon froh, daß es unſerm großen Muthe und unſrer erſtaunten Furchtloſigkeit gelungen iſt, dich endlich glücklich aufgefunden zu haben. Du haſt mehre Nächte manchem braven Wächter den Schlaf geraubt. Nun hurtig folg' uns zum Reis der Schiffe!“

„Ich euch den Schlaf geraubt ſeit mehren Nächten!“ rief Rahel. „Ihr irrt, ich habe euch nichts zu Leide gethan. Ich ſelbſt bin bezaubert.“

„Ich werde nicht zugeben, daß ihr dieſe Jungfrau fort führet!“ ſagte Sabbathai entſchloſſen. „Sie gehört meinem Schutze an, und ich werde die Unglückliche nach Hauſe bringen.“

— „Hund von einem Juden!“ polterte der Grieche. „Wir werden dich wahrlich nicht erſt um Erlaubniß fragen, ob wir die Befehle des Reis ausführen ſollen oder nicht. Und wenn es mit dem Befehle auch nicht ſo ſchlimm wäre, ſo würden wir uns von dir wahrlich nicht um den guten Lohn für unſern Fang betrügen laſſen.“

„Schweig doch, Dmitri,“ ſagte der Andere, „vielleicht bezahlt uns der Jude beſſer, wenn wir das Mädchen laufen laſſen, als der Reis, wenn wir ſie ihm bringen. Sag' an, Jude, wie viel willſt du geben, wenn wir dich mit deinem Schätzchen ruhig ziehen laſſen?“

„Nennt das Löſegeld.“

„Funfzig Sultania's!“ rief der Erſtere unverſchämt.

„Gut, ihr ſollt ſie haben.“

„Wohlan, ſo zahle!“

„Ich habe kein Geld bei mir.“

„So wollen wir dir in dein Haus folgen. Aber das Mädchen geben wir nicht eher frei, bis wir bezahlt ſind.“

„O Gott!“ ſeufzte Sabbathai, „ich habe nicht ſo viel Geld im Beſitz, und ſchwerlich auch mein Vater.“

„Willſt du Geſpött mit uns treiben, Jude!“ brüllten die Wächter, und erhoben ihre Schwerter, ihn zu ſchlagen; doch Rahel hielt ihre Arme zurück, rufend: „Bei der Barmherzigkeit des Herrn, legt eure Hand nicht an dieſen Auserwählten Gottes! Ich will euch zu dem Aga folgen, von dem ihr redet, und ihm entdecken, wer ich bin. Wenn er den Namen meines Vaters vernommen hat, wird er mich frei geben.“

„Ich verlaſſe dich nicht Rahel!“ tröſtete ſie Sabbathai. Und die rohen Geſellen ſteckten mit unverkennbarer Scheu ihre Säbel ein, und duldeten es auch, daß der Jüngling mit nach den Hafengebäuden ging.

Kaum waren ſie in eines derſelben getreten, als die Hafenwächter, ermuntert durch das Jubelgeſchrei ihrer beiden ankommenden Kameraden, ſich ſchnell um die Gefangne verſammelten. Ein Haufe gemeiner Geſichter, in denen furchtſames Staunen mit grinſender Schadenfreude abwechſelten.

„Seht ihr den Geiſt, ihr Narren, der euch alle ſo ſehr in Schrecken geſetzt hat!“ rief Dmitri. „Ich ſagte es euch gleich, es iſt ein Geiſt mit Fleiſch und Bein bekleidet, wie wir auch Geiſter ſind, aber eure kindiſche Furcht wollte geſehen haben, daß der Mond durch die Geſtalt hindurch geſchienen habe. Seht her, ob dies ſtattliche Judenmädchen ſo mir nichts, dir nichts einen Mondſtrahl durch ſich hindurch laſſen wird.“

Ein widriges Gelächter erſcholl.

„Führt uns zum Reis!“ herrſchte Sabbathai den beiden Führern zu.

„Er kommt ſchon,“ ſagte ein griechiſcher Matroſe, „wir haben ihm den glücklichen Fang des Geiſtes gemeldet.“ In dieſem Augenblick trat ein hoher ſtolzer Mann herein, deſſen Turban, Kaftan und Juba Reichthum und Anſehen verriethen. Sein faſt hochrothes Geſicht hatte etwas Erſchreckendes; düſter und forſchend glühete ſein ſchwarzes Auge umher, trotzig hing ſein glänzend ſchwarzer Schnurrbart über die aufgeworfnen Lippen. Die Naſe und ſtark markirten Züge des Geſichts verleugneten die türkiſche Herkunft und ſprachen eher für die arabiſche. Die Jugend, ſelbſt die ſpätere hatte dieſen Mann ſchon verlaſſen, und wie ſie ihn gebildet, war ſie gewiß eine vielbewegte geweſen. Es war eine ernſte, faſt finſter drohende Männergeſtalt voll markiger Kraft, und in Müh' und Anſtrengung geſtählt. Der Blitz ſeines Auges traf Rahel ſtolze Erſcheinung, und ein Lächeln der Huldigung, wie ſie der freie Sohn der Wüſte der herzengewinnenden Schönheit eines Weibes darbringt, ſchwebte um ſeinen bärtigen Mund.

„Hier iſt das weiße Geſpenſt, Aga,“ nahm Dmitri das Wort, „das meine heldenmüthigen Kameraden ſchon mehrere Mitternächte in Todesangſt gejagt hat, wenn es in der Nähe des Hafens von Fels zu Fels hüpfte und ſich wunderlich geberdete. Unſre Mühe, mit der wir ihm zeither nachgeſpürt, iſt endlich belohnt. Ich und Girſchi haben es glücklich eingefangen, und noch ein andres dazu, wie ihr ſeht.“

„Die verſprochne Belohnung iſt dir gewiß, Romeos,“ verſetzte der Osmanli verächtlich und wandte ſich dann an Rahel mit den verbindlichen Worten: „Ich begehre nicht in deine Geheimniſſe zu dringen, ſchöne Jungfrau, und was dich alle Mitternächte ſchleierlos heraustreibt aus dem ſichern und bequemen Garten, deſſen ſchönſte Blume du biſt, an das gefährliche und unfreundliche Meer; ich will auch nicht wiſſen, ob du dich mit Fleiß dieſer blendend weißen Kleidung bedient haſt, um den Geſpenſterglauben der Hafenwächter zu deinem Vortheil zu benutzen; ſage mir vielmehr, womit ich dir dienen kann, holde Schöne?“ (F. f.)

Mittheilungen

aus „*Occident et Orient*,“ von Barrault.

(Schluß.)

„Der Islamismus hatte alſo bis auf einen gewiſſen Punkt ein Fortſchreitungsvermögen; aber da er ſich nicht angeeignet, was ihm gebrach, erſchöpfte er ſich und gerieth in Stillſtand. Der Koran hatte weder Rand, noch weiße Blätter, und nichts konnte neben dasjenige geſchrieben werden, was die Hand Gottes in demſelben verzeichnet hatte. Bei den Juden zeugte das Geſetz Moſis das Prophetenthum. Aber nach einem Geſetzgeber, der ſich für den letzten der Propheten ausgab, wer, unter den Seinigen, hätte wohl zu prophezeien gewagt? Aber Jeſus hatte ſeinen Nachfolgern den heiligen Geiſt hinterlaſſen, um ſie zu erleuchten. Daher die Fortſchritte, in welche die Kirche willigte, faſt im Widerſpruch mit der Strenge ihres Dogma's. Der Jeſuitismus war der letzte Ausdruck ihres Accomodationsvermögens, und der Proteſtantismus war von Seiten der Welt nichts anderes, als, daß ſie von der Kirche die Erbſchaft des heiligen Geiſtes wieder zurückforderte. Bei den Chriſten herrſcht der Commentar und der Text biegt ſich unter jeder Erklärung. Aber bei den Mahomedanern herrſcht der Text und der Commentar iſt untergeordnet; der Fanatismus des Buchſtabens tödtet die Schwungkraft des Geiſtes, und die Schulen, die die Erklärung des Geſetzes lehren, beſchränken ſich auf eine Art von Scholaſtik, welche von ihm ausgeht und zu ihm zurückkehrt. Um ſich zu erweitern und zu befruchten hatte alſo der Islamismus weder Proteſtantismus, noch Jeſuitismus; er blieb ſtationär, nachdem er ſeine Grenzen erreicht; und verſchmähend, die Nachbarſchaft Europa's zu benutzen, pferchte er ſich ein in ſeine ſtolze Ignoranz. Wiſſenſchaft, Kunſt, Induſtrie, alles verſank in Entkräftung, und der Krieg, — das einzige Mittel, welches ihm blieb, einige politiſche Vortheile zu bewahren, — als er bei den Chriſten gelehrt und induſtriell geworden, beſtrafte den Islamismus grauſam dafür, daß er auf ihn, ohne Rückſicht auf die Entwicklung der Kultur, gerechnet hatte. Endlich, während die Chriſtenheit durch ihre weit ausgebreiteten Coloniſationen ein erdrückendes Übergewicht erwarb, blieb der Islamismus an dem alten Continent haften. Mahomed hatte ſeine Völker gewiſſermaßen an ihn feſtgekettet, als er ihnen die Pflicht der Wallfahrt nach Mekka auferlegt. Jeſus hingegen gab ſeinen Söhnen die ganze Erde, als er zu ihnen ſagte: „Überall, wo ihr ſein werdet, wenn ihr zu drei ſeid, werde ich mit euch ſein."

„Und dennoch wäre es eine große Ungerechtigkeit, den Fortſchritt nicht anzuerkennen, der bei den mahomedaniſchen Völkern ſelbſt während ihres Verfalles ſtatt gefunden. Dieſer Fortſchritt beſteht in dem Untergange aller militäriſchen Inſtitutionen in Perſien und im ottomanniſchen Reich. Die Feudalherrſchaft iſt entwurzelt, die großen kriegeriſchen Körperſchaften ſind zertrümmert worden. Die beiden Fürſten des Orients endlich haben mit merkwürdig weitſchauendem Blicke eingeſehen, was alles ſie von dem Occident zu lernen hätten, und dieſem nach das ihnen aus Europa Zugebrachte aufgenommen. Der Koran hat ſeine Verſchanzungen überſtiegen geſehen und die chriſtliche Civiliſation iſt auf dem Punkte, den Orient an den Früchten der koſtbaren Keime Theil nehmen zu laſſen, die er ihm entführet hat, um ſie zu pflegen und zu entwickeln.

„Europa iſt jetzt verpflichtet, dem Orient Wiſſenſchaft, Induſtrie und Kunſt zu bringen. Es iſt dies nicht blos ein Geſchenk, das es ihm machen wird, ſondern eine Schuld, die es ihm mit vollen Händen zu entrichten hat. Europa hat Griechenland, der Mutter der Civiliſation, ſeine Neigung zugewandt; aber Europa iſt nicht blos die Tochter von Griechenland, es hat auch die Milch des Orients getrunken.

„Und jenes ſchöne, geſtorbene und ſelbſt in ſeinen erſtarrten Zügen noch reizende Weib, für welches Byron Europa Liebe eingeflößt, — es iſt nicht allein Griechenland; es iſt der ganze Orient.

„Spende immerhin Europa mit vollen Händen ſeine Gaben, es wird nicht dadurch verarmen! Der Himmel und die Erde des Orients haben ſich noch nicht in Inſpirationen erſchöpft. Neue Offenbarungen harren derer, die kommen werden, um zu geben und ſich verwundern werden zu empfangen. Europa hat nicht blos ſich vorzuſehen, den Orient zu ſeinem Ebenbilde zu machen; es muß auch ſtreben, ſich dem Oriente zu ebenbilden. Nur ſo wird ſich die Harmonie des Orients und des Occidents vorbereiten!" — (418—427).

Schlußbemerkung des Überſetzers.

Die Glaubensfeindſchaften ſind im Verlöſchen; der Friede ſchwingt ſeine Palme über die alte und die neue Welt. Die Kreuzfahrten mit Feuer und Schwert haben aufgehört; die Fahne des Propheten flattert nicht mehr im Sturme fanatiſcher Bekehrungskriege. Rom hat eine proteſtantiſche Kapelle in ſeine Ringmauern aufgenommen, Großbritannien ſeine Katholiken emanzipirt. Die drei großen Anwälde der römiſchen, der griechiſchen und der evangeliſchen Glaubensgenoſſenſchaften haben vor aller Welt ſich als Brüder begrüßt, und die Juden ſind in mehr als einem Staate zu freien Bürgern erhoben worden.

Noch mehr! Selbſt der Nachfolger Mahomed's hat vielfach die geheiligſten Satzungen des Korans und des Herkommens überſchritten, um der Bildung der Ungläubigen den Eingang in ſein Reich zu öffnen, und ſein Stellvertreter in Ägypten ruft fränkiſche Krieger und Künſtler herbei und ſendet Jünglinge auf die Hochſchule von Frankreich, um Ägypten aus dem langen Todesſchlummer zu wecken.

Europa wendet ſich theilnehmend nach dem Orient; ſeine Dichter, Chateaubriand, Byron, Göthe, Lamartine, Rückert und viele andere, ſchöpfen neue Begeiſterung im Morgenland; ſeine Gelehrten und Philoſophen befahren eifrig die öſtlichen Fundgruben, und dankbar heften Stambuls und Teherans Beherrſcher die Orden der Sonne und des Mondes auf die Bruſt eines ungläubigen, aber hochverdienten Geſchichtsforſchers.

Unter ſo ſchönen, ſo hoffnungsreichen Auſpizien kann es weder überraſchen, noch viel weniger befremden, daß der Gedanke an eine Vereinigung des Orients und Occidents, den Poſtel ſchon vor drei Jahrhunderten gehegt, *) ſich wieder zu regen begonnen. Bekanntlich haben die Saint-Simoniſten ihn mit Enthuſiasmus aufgegriffen, und ſelbſt, nachdem ihre Geſellſchaft vor bald vier Jahren von Gerichtswegen aufgelöſ't worden, laſſen mehrere ihrer ausgezeichnetſten Mitglieder es ſich angelegen ſein, nach Kräften an

---

*) Siehe u. a. deſſen Schrift „de orbis terrae concordia" (1543) und „Panthenosia" (1544).

den nöthigen Vorbereitungen zu jener Vereinigung mit zu wirken.

Unter dieſen Mitgliedern iſt E. Barrault, der Hauptredner jener Geſellſchaft, unſtreitig der geiſtreichſte. Seine Schrift, aus der wir das allgemein Intereſſanteſte, wenn auch lange nicht alles Bedeutſame und Werthvolle im Vorgehenden mitgetheilt, hat, unſeres Wiſſens, in Frankreich wenig Aufſehen erregt, in Deutſchland iſt ihrer nur flüchtig erwähnt worden. Sollte dies vielleicht daher kommen, daß ihr Verfaſſer, zu keiner der jetzt aufgeſteckten Fahnen haltend, keiner Parthei genügt, jeder irgendwie anſtößig geworden, indem er auf jeder Seite neben der Licht- auch die Nachtſeite enthüllt? Wie dem auch ſei, — uns ſchien es ein Akt literäriſcher Gerechtigkeit, auf eine Arbeit aufmerkſam zu machen, welche, aus einem großartigen Streben hervorgegangen, ebenſo thatſachen- als gedankenreich iſt, und uns den Verfaſſer zugleich als gewiſſenhaften Forſcher und als Poeten, als kenntnißreichen Denker und als kraftvollen Redner zu erkennen gibt.

Bei der Übertragung hat der Unterzeichnete ſich möglichſter Treue befliſſen. F. W. Carové.

Feuilleton.

⁂ (Aus Regensburg.) — Die von S. M. dem König veranſtaltete, von Profeſſor Gärtner geleitete Reſtauration des Domes wird fleißig betrieben. Aller barocke Plunder iſt größtentheils herausgeſchafft worden und befindet ſich einſtweilen im Kreuzgang aufbewahrt. Das Innere des Domes bietet ſchon jetzt, da noch den ganzen Tag über Hammerſchläge drinnen ſchallen, den erfreulichen Anblick, daß alles Einzelne, was neu geſchaffen wird, im Einklang mit dem Charakter der Struktur des Ganzen ſteht, ſo z. B. die an allen Innenwänden der Kirche laufenden Tragſteine (mit den bekannten mittelalterlichen Karyatiden), welche in der Periode des Zopfgeſchmacks größtentheils durch häßliche Altäre oder Grabmonumente verdrängt worden waren. — Wenn man in die links vom Hochaltare gelegene Abſeite des Dom's kommt, wird man von einem in ſeiner Einfachheit rührenden Anblick gefeſſelt. Man ſieht einen Kranz von friſchen Blumen auf eine im Pflaſter eingefugte Steinplatte gelegt, welche die Inſchrift trägt: „Wittmann episcopus.“ Es iſt der Grabſtein des vor einigen Jahren verblichenen Biſchofs von Regensburg, Wittmann, deſſen Andenken von unbekannten Händen jeden Tag auf ſo ſinnige und rührende Weiſe erneuert wird. Man braucht in Regensburg den Namen dieſes ächten Prieſters nur zu nennen, um eine Menge von Zügen aus ſeinem Leben zu hören, welche dieſen Mann als eine in der neueſten Zeit ſeltene Erſcheinung, ja faſt wie einen Prieſter der erſten chriſtlichen Kirche bezeichnen. Seine ungeheuchelte Frömmigkeit war ſo groß, daß er ſtets mit einem eiſernen Stachelgürtel bekleidet ging. Er war ein Vater der Armen im heiligſten Sinne des Wortes. Uneigennützigkeit, Furchtloſigkeit, ſtrenge Wahrheitsliebe, Fürſten gegenüber, zeichneten ihn aus und gaben ſeinem Weſen eine Art von Nimbus. Als er ſein nahes Ende fühlte, wies er alle — bis auf den Krankenwärter — zurück und begehrte, aus ſeinem Bette gebracht zu werden, um auf der bloßen Erde zu ſterben. Sein Monument kommt in die nicht weit vom Grabſtein gelegene Niſche. —

⁂ Zur Statiſtik Oeſtreich's. — Nach den neueſten Unterſuchungen verhält ſich die mittlere Dichtheit der Bevölkerung der geſammten öſterreichiſchen Monarchie zu der von Rußland, wie 173 zu 101, und zu der von Frankreich, wie 178 zu 200. Die jährliche Vermehrung betrug zwiſchen 1819 und 1831 nicht weniger als 201,168 und nicht über 420,901. Die meiſten Männer heirathen zwiſchen 24 und 30, die meiſten Frauen zwiſchen 20 und 24 Jahren. Die Geburten männlichen Geſchlechtes verhalten ſich zu denen weiblichen Geſchlechtes wie 1062 zu 1000. — Von den jährlich geborenen 4,505,749 ſind nur 480,873 außer der Ehe gezeugt. Dagegen liefern zwei Ehen im Durchſchnitt 9 Kinder. — Zwiſchen 1820 — 1833 überſchritten 3636 Perſonen 100 Lebensjahre. — Vor Einführung der Vaccination waren unter 100,000 Todten immer 6000 an den Blattern geſtorben, ſpäter kaum 754. Von den im J. 1836 mit Tod abgegangenen ſind 707 durch Selbſtmord und 3 durch Hinrichtung geſtorben. —

⁂ Pferde- und Wagenrennen in Frankreich. — Erſt vor wenigen Tagen wurde bemerkt, wie die Wettrennluſt ſich von Paris aus in die nächſten Umgebungen ausbreite. Jetzt leſen wir ſchon, daß auch in Limoges viele Pferde „von reinem Blut“ (pur sang) um vier Preiſe von 4000, zweimal 1200 und 2000, um die Wette laufen mußten. In Paris aber beginnen nun auch Wagenrennen, und Graf Maccarthy hat eine bedeutende Wette dadurch gewonnen, daß er mit ſeinem Tilbury von Paris nach Verſailles in 42 Minuten 16 Sekunden gefahren, die Zeit miteingerechnet, die er zu Sevres zum Umſpannen verweilt. —

⁂ Eine Geſellſchaft zur geiſtlichen Fürſorge für die zahlreichen Proteſtanten in Algier hat ſich im v. J. in Toulouſe gebildet, und in Genf ſich ihr bald darauf eine Hülfsgeſellſchaft angeſchloſſen, um in Algier eine Kirche und eine damit verbundene Schule zu ſtiften. — Die letztere zählt nun ſchon über 30 Schüler; der Prediger aber, „als er von dem Heile ſprach, welches aus dem Blut des Heilandes für den reuigen Sünder hervorgehe,“ wurde von ſeinen meiſten Zuhörern verlaſſen.

⁂ Taubſtummen-Unterricht. — In Kurzem wird eine neue Auflage des „Plan d'éducation des sourd-muets“ von Paulmier erſcheinen, welcher 1821 zum erſtenmal aufgelegt worden. Der Verfaſſer iſt Schüler und Mitarbeiter des ehrwürdigen Abbé Sicard, und ſein Werk die Frucht vieljähriger Studien und Erfahrungen. Die vom unſterblichen Abbé de l'Epée geſchaffene, vom Abbé Sicard vervollkommnete Methode wird Herrn Paulmier neue Verbeſſerungen zu verdanken haben. — Die Königin hat auf mehrere Exemplare dieſes Plan's, ſo wie auf die Schrift „le sourd-muet“ und auf „une fête de l'abbé Sicard“ unterzeichnen laſſen. —

⁂ Die Kunſtausſtellung zu Amiens ſollte am 24. d. M. eröffnet werden, und man glaubte, daß ſie eine der glänzendſten ſein werde, die man noch in den Departementen geſehen. Dem Vernehmen nach ſollten die erſten Künſtler von Paris dazu Beiträge ſenden. —

⁂ Wahrſcheinliche Anzahl der Kerbthierarten. — Dr. Imhoff, um annäherungsweiſe die Zahl ſämmtlicher auf der Erde vorhandenen Kerbthierarten zu berechnen, hat das Verhältniß der in Deutſchland vorhandenen Arten von Reptilien (35 bis 40) zu der Geſammtzahl derſelben (an 1500) zu Grund gelegt, um hiernach von den in Deutſchland entdeckten Inſektenarten (an 14,000) die Geſammtzahl der auf der ganzen Erde vorhandenen zu berechnen. Hiernach würde ſich dieſe Zahl auf ungefähr 600,000 herausſtellen. Doch dürften in ſolche Berechnung, um einigermaßen wahrſcheinliche Reſultate zu liefern, wohl noch die Verhältnißzahlen aller übrigen Klaſſen und noch manches Andere hineinzuziehen ſein. —

⁂ In Kurzem erſcheinen in London: „Spaniſche Skizzen“ von Lewis. Dieſes Werk, welches aus 25 der intereſſanteſten Umriſſe beſtehen wird, ſtellt die Sitten und die Trachten des ſpaniſchen Volkes dar.

⁂ Die nächſten Hefte der „Revue des deux mondes“ bringen ein Portrait der berühmten Romanſchreiberin Madame George Sand, gemalt von Delacroix, geſtochen von Calamatta.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 152. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 29. Juni.

Der Chacham.

Von

Ludwig Storch.

(Fortſetzung.)

Einer der Hafenwächter, der zum Dolmetſcher beſtellt war, überſetzte dem Mädchen die Worte des Türken, und durch ſeine Vermittlung wurde die Unterhaltung fortgeführt.

„Großmüthiger Aga,“ entgegnete Rahel, ein Knie vor dem hohen ſtolzen Manne beugend, „Ihr ſeht eine Unglückliche in mir, die von einem böſen Zauber beherrſcht, nicht weiß, was ſie gethan hat, und was ſie von ihren eignen Handlungen denken ſoll; indem ich Euch ſchwöre, daß ich erſt ſeit einer halben Stunde zum Bewußtſein gekommen und mich mit Schrecken am öden Meerſtrande geſehen habe, dieſen jungen Mann in meiner Nahe. Daß ich aber ſchon mehrere Nächte hier geweſen, habe ich erſt durch Euern und den Mund dieſer Leute erfahren.“

Der Osmanli lächelte ungläubig, indem er ſeine beredten Blicke von ihr auf Sabbathai gleiten ließ. „Dem ſei, wie ihm wolle;“ erwiederte er, „dieſe Leute behaupten, du ſeiſt ſchon mehrere Nächte von ihnen bemerkt worden, und es iſt ihnen wegen deiner räthſelhaften Erſcheinung keine geringe Furcht eingekommen. Sie wollen dich von Fels zu Fels hüpfen geſehen haben, wie die Gazelle der Wüſte. Du mußt am beſten wiſſen, an welchem Punkte der Begebenheit die ausſchmückende Übertreibung dieſer Erzählung beginnt. Die muthigſten verfolgten dich, aber du entgingſt ihren Nachſtellungen glücklich. Heute liefen meine Schiffe in dieſem Hafen ein, und ich hörte von nichts, als dem weißen Geſpenſt reden. Du ſchwebteſt auch dieſe Nacht vorüber, wurdeſt bemerkt und mir gezeigt. Da ſetzte ich eine Belohnung darauf, wer dich einfinge. Dieſe beiden Wächter haben ſie verdient. Nenne mir nun dein elterliches Haus, damit ich demſelben unter gutem Schutze die Perle ſeines Glanzes und ſeiner Herrlichkeit wieder zuführe.“

„Geſegnet ſei Eure Großmuth, mächtiger Aga! Wollt Ihr aber das Maß derſelben bis zum Überlaufen voll machen, ſo laßt ein einziges Wort der Gnade noch aus Eurem Munde erblühen, und erlaubt mir, mit dieſem jungen Chacham, der mein Lehrer iſt, nach der Stadt zurück zu kehren.“

Bei der Erwähnung Sabbathai's in ſeiner Eigenſchaft zuckte der Mundwinkel des Schiffsherrn, noch einmal traf den Juden ſein flammender forſchender Blick, dann ſagte er mit verändertem Tone: „Ihr ſeid beide vom Volke der Israeliten?“

„Dein Mund ſagt die Wahrheit, Aga,“ verſetzte Sabbathai. „Ich bin ein Lehrer des unglücklichen Volks, das du nannteſt, und dieſe arme Kranke iſt die Tochter eines Kaufmanns dieſer Stadt, der ſich um ihre Abweſenheit, ſobald ſie bemerkt, ſehr bekümmern wird, da ſie die einzige und ſehr geliebte Tochter iſt.“

„Iſt ſie das?“ fragte der Schiffs-Aga ſchier hämiſch mit einem böſen Blick auf das Mädchen. „Wie aber wagt ſie's, du junges Gefäß jüdiſcher Weisheit, in der Nacht nach dem Meere zu laufen, da doch die Geſetze genug bekannt ſind, nach welchen kein Weib, ſei ſie die Tochter eines Römer's, Armenier's oder Juden, nach Sonnenuntergang ihr Stadtviertel verlaſſen darf?“

„Herr, es ſcheint mir, als ſei ſie eine Nachtwandlerin und Mondſüchtige, die in den hellen Nächten, die der Glaſt des Mondes ſchmückt, unbewußt ihr Lager und Haus verläßt und umherwandelt; daher weiß ſie auch nicht, daß ſie die Furcht und Neugierde der Hafenbewohner gereizt hat.“

„Gut erſonnen,“ verſetzte der Reis. „Doch du wirſt mich dadurch nicht täuſchen, ſchlauer Kihour. Du biſt es, der dieſe Jungfrau zur Übertretung des Geſetzes verführt hat, und du haſt es dir ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ich ſie als Beute betrachte und morgen mit dem erſten Sonnenblick auf meinem Schiffe nach Iſtambul führe. Denn wiſſet, ich bin der Kiaja des Kapudan Paſcha.“

„Herr!“ rief Sabbathai, „wenn du mich für ſtrafwürdig hältſt, ſo lege mir die Buße der Geſetzesverletzung auf; ſei ſie, welche ſie wolle, ich werde mich ihr willig unterziehen. Aber verſchone dies unſchuldige Mädchen; ihr reines Haupt iſt frei von allem Fehl, und ſie iſt ſchon genug zu beklagen, daß eine unſelige Krankheit in ihrem Gehirn brennt, und ſie auf Pfade treibt, die ihr Fuß wachenden Aug's nimmer betreten würde. Sie wäre ja zwiefach von böſem Geſchick geſchlagen, wollteſt du, mächtiger Aga, ſie um Übertretung des Geſetzes ſtrafen, von dem ſie nur im bewußten Zuſtande wiſſen kann. Den Schlafenden und den Todten gilt kein Geſetz, und Rahel war eine arme Schläferin, als ſie die Stadt verließ. Du würdeſt ihrem Vater den Becher ewigen Grams vollſchenken, der ſein Leben bald verzehrte.“

„Und weißt du wohl, elender Sohn einer Hündin, daß mir das eben recht iſt! Ich haſſe euch Juden mehr, als irgend einen Volksſtamm der Ungläubigen. Es reicht ſchon hin, ein Jude zu ſein, um mich zu ſeinem unverſöhnlichen Feinde zu machen. Darum geh' aus meinen Augen, Domuz, oder ich laſſe dich in's Meer werfen.“

„Thu' mit deinem Sklaven, wie du willſt, nur gib dieſe frei; laß ſie nach der Stadt zurückkehren und gib mir dann den Tod!“ rief der Jüngling von ſeinem Gefühl hingeriſſen.

„Nicht alſo, hoher Kiaja,“ fiel ihm Rahel in's Wort. „Ich folge dir willig auf dein Schiff, nur verſchone dieſen Auserwählten des Herrn. Was liegt an mir, und mein Vater wird ſich tröſten. Doch auf dieſem Jünglinge ruhen glänzende Hoffnungen. Sabbathai, du magſt es vielleicht nicht wiſſen, wozu du berufen biſt, aber gib meinen Bitten nach, gehe heim und überlaß mich meinem Schickſal, wozu der Engel meines Lebens mich hierher geführt hat.“

„Weißt du es, wozu ich berufen bin?“ fragte Sabbathai.

„Ich weiß es, hoher Chacham; mir hat es der Engel einer lichten Stunde vertraut. Herr, gehe und laß mich zurück.“

„Ich gehe,“ ſagte der Jüngling in dem über ihn gekommenen Gefühl ſeiner Würde; „doch glaube nicht, weil ich gehe, daß ich dich auch verlaſſe.“ Er eilte davon und ſtürmte den Weg nach der Judenſtadt hinauf, während der Kiaja Rahel's reizende Geſtalt mit verlangenden Blikken muſterte. „Du ſollſt die Blume meines Paradieſes werden; ich will dich Mahomeds goldne Liebesſprüche lehren, und mein Mund ſoll nicht allein durch Worte, ſondern vielmehr noch durch Küſſe dich überzeugen, daß er, der Geber ſolcher ſüßen Geſetze, der alleinige große Prophet iſt. — Doch du wirſt der Ruhe bedürfen, holde Taube; das ſchönſte Gemach im Hauſe ſei für dich, und ich will in dieſer Nacht dich nicht ſtören. Gräme dich nicht um den bleichen Burſchen, den du deinen Lehrer nannteſt. Der kann nicht lieben, wie ich. Hätte er dich geliebt, er wäre wahrlich nicht davon gegangen. Und wozu ſoll er beſtimmt ſein, als den Thalmud zu leſen? Lege dich ſchlafen, weißes Lämmchen!“

So koſete der erſt ſo finſtre Mann freundlich und liebreich und that durch dieſe Wortfülle ſchon kund, daß er kein geborner Türke ſei; doch Rahel blieb ſtumm und ſetzte ſeinen ſüßen Schmeichelreden nichts weiter entgegen, als einen ſtechenden Blick. Da aber noch kein Mann mit ſolchen zärtlichen Worten zu ihr geſprochen hatte, blieben ſie nicht ganz ohne Wirkung auf ihr Herz. Die ſtolze männliche Schöne ließ ſich leicht von ihrer Eitelkeit bereden, es ſei die unwiderſtehliche Kraft ihres Liebreizes, der hier einen ſo glänzenden Sieg davon getragen; und wenn in ihrer Bruſt noch ganz andre Gefühle wohnten, die ſich noch nie in ein hörbares Wort hervorzutreten gewagt hatten, ſo fand ſie deſſen ohngeachtet doch, daß der Kiaja zwar kein blutjunger, aber doch auch kein alter, und dabei ein ſehr ſtattlicher, ja kräftig ſchöner Mann ſei, und ſie beſchloß demnach, ſich in ihr Schickſal zu fügen, möge es auch kommen, wie es wollte; wiſſe ſie doch den geliebten und hochverehrten Sabbathai gerettet. —

Der Jüngling war in der Unſchuld ſeines Herzens auf den Gedanken gekommen, den alten Roſanes in das Geheimniß zu ziehen, weil ihm dieſer als künftiger Schwiegervater zunächſt ſtand, weil er den größten Einfluß unter den Juden Smyrna's hatte, und endlich weil er Curdano's Freund war und Rahel als Tochter zu ſich in's Haus hatte nehmen wollen. Übrigens drängte der Augenblick und wenn etwas für Rahel's Befreiung geſchehen ſollte, mußte raſch gehandelt werden.

Die friedlichen Bewohner des ſtillen Hauſes waren nicht wenig erſchrocken, mehre Stunden nach Mitternacht ein lärmendes Pochen an der Thüre des Hauſes zu hören, und als geöffnet wurde, Sabbathai, verſtört und bleich hereintreten zu ſehen. Aber des alten Roſanes Erſtaunen ſtieg noch höher, als der Chacham in ſein Schlafgemach getreten war, und die auf Rahel bezüglichen Erlebniſſe dieſer Nacht erzählte. Schweigend aber kopfſchüttelnd hörte der Greis zu und eine ſtrenge Mißbilligung drückte ſich in den gefurchten Zügen ſeines Geſichtes aus. Auch er ſchien der Angabe, daß Rahel aller Wahrſcheinlichkeit nach eine Mondſüchtige ſei, durchaus keinen Glauben ſchenken zu wollen und ſie für eine wohlerſonnene Geſchichte zu halten. „Wenn ſie eine Nachtwandlerin wäre, was denn triebe ſie an das Meerufer gerade an die Stelle, wo du allnächtlich deine Andacht zu verrichten und dich zu baden pflegſt! Sollteſt du eine Untreue an meinem geliebten Kinde begehen, Chacham, ſo wäre es beſſer, du entſagteſt jetzt noch ihrer, damit nicht ſpäteres Unglück über mein Haupt komme und es vor Schmerz und Kummer in die Grube drücke. Ich würde einen Betrug von deiner Seite an meiner Taube nicht überleben; ſie iſt die Unſchuld, das reinſte Vertrauen, die innigſte Liebe ſelbſt zu dir. Darum tritt jetzt zurück und hebe die Täuſchung auf, ſo du Rahel mehr liebſt, als Thamar.“

„Nein,“ ſagte Sabbathai ernſt und ſtolz, „jeden Andern würde ich auf dieſe Rede mit Verachtung ſtrafen und keines

Lautes Antwort würdigen; Euch verzeih' ich ſie. Aber wenn ihr Euch überzeugt, daß Sabbathai Zewi in Wort oder That unwahr geweſen, dann werſt mich vor Eure Thüre, wie man das Unreine aus dem Hauſe wirft."

(Schluß folgt.)

Alte Sehnſucht.

Chriſtbaum brennt im blanken Stübchen;
Solchen Schimmer ſah ich nie,
Und die Mutter mit dem Bübchen
Kömmt mir vor, als kennt' ich ſie.

Welche Sehnſucht hat das trock'ne
Aug' mir plötzlich trüb' gemacht?
Welche Flamme das erſchrock'ne
Blut in's ſtille Herz gebracht?

Von dem Fenſter und dem Lichte
Eil' ich in die Winternacht.
Die vergeſſene Geſchichte
Iſt mir plötzlich neu erwacht.

Th. Mügge.

Der Abbé Syeyes.

Abbé Syeyes, am 3. März 1748 geboren, ſeit 1784 Canonikus und General-Vikar zu Chartres, und bald darauf Mitglied der Provinzial-Verſammlung zu Orléans, dann Abgeordneter zur allgemeinen Ständeverſammlung, und ſpäter von drei Departements zum National-Convent erwählt, nach dem Sturze Robespierre's erſt einer der fünf Direktoren, hierauf einer der drei Conſuln der Republik, zur Zeit des Kaiſerreiches in den Grafenſtand und zum Pair von Frankreich erhoben, und erwählt zum Mitglied des Inſtituts, aber unter den Bourbons exilirt, und erſt nach der Julirevolution in die Heimath zurückgekehrt, iſt am 20. d. M., alſo gerade am Jahrestage des verhängnißvollen Eidſchwures im Ballſpielſaale, geſtorben und am 22. ohne kirchliche Feierlichkeit, deren Abhaltung der Erzbiſchof von Paris verweigert hatte, auf dem Kirchhof des père Lachaise beigeſetzt worden. Mignet, der genialſte (wenn auch nicht correkteſte) Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution, war einer der vier Begleiter, die die Ehre hatten, das Leichentuch zu halten; Cauchois-Lemaire, der geiſtreichſte unter den Herausgebern des Conſtitutionnel, feierte am Grabe das Gedächtniß des unſterblichen Mannes.

Den unſterblichen Namen hat Syeyes ſich durch ſeine Abhandlung: Qu'est-ce que le tiers-état? erworben, welche, 1788 zum erſtenmal erſchienen, raſch nach einander mehreremal neu aufgelegt, und in mehr als 30,000 Exemplaren verbreitet, anerkanntermaßen ſehr viel zur Alexandriſchen Löſung des gordiſchen Knotens beigetragen, den das eigenthümliche Geſchick des franzöſiſchen Volkes geſchürzt hatte. Dieſe Abhandlung ſtellte drei Fragen und beantwortete ſie auf eine Weiſe, die der thatkräftigen Mehrheit der Gebildeten das volle Bewußtſein ihrer Stellung, ihrer dringendſten Bedürfniſſe und ihrer Stärke verlieh. Fragen und Antworten hatte Syeyes — ächt franzöſiſch — zu Epigrammen zugeſpitzt, als Antitheſe mit faſt ironiſchem Schlußſatz — folgendergeſtalt an die Spitze der Erörterung geſtellt:

1. „Was iſt der dritte Stand? — Alles."
2. „Was iſt er bis jetzt in der Staatsordnung geweſen? — Nichts."
3. „Was fordert er? — Etwas zu ſein."

Die Quinteſſenz der Abhandlung möchte aber wohl in nachfolgender Stelle enthalten ſein:

„Si l'on ôtoit l'ordre privilégié, la Nation ne seroit pas quelque chose de moins, mais quelque chose de plus. Ainsi, qu'est-ce que le Tiers? *Tout*, mais un tout entravé et opprimé." (p. 10.)

Wohl läßt ſich nun gar manches gegen ein ſo abſolutes „*Tout*" erinnern. Erwägt man aber, daß die beiden bevorrechteten Stände Jahrhunderte lang thatſächlich behauptet, der dritte Stand ſei Nichts (un homme de rien), — erwägt man, daß jene beiden Stände dem König die unentbehrlich gewordene finanzielle Aushülfe verſagt und die von ihm beabſichtigte friedliche Abſchaffung unerträglich und widerſinnig gewordner Bevorrechtungen auf alle Weiſe zu hindern ſtrebten, — erwägt man, daß Adel und Klerus als Stände — in der Folge wirklich den König verlaſſen und gegen die Nation im In- und Auslande conſpirirt haben; dann wird man dem Dahingeſchiedenen den welthiſtoriſchen Ruhm nicht verkürzen wollen, zum erſtenmale klar und bündig dasjenige ausgeſprochen zu haben, was gerade damals den Sachbeſtand ausdrückte, was darum früher oder ſpäter auch zum Bewußtſein kommen mußte, und was gerade in dieſem kritiſchen Moment ſo viel dazu beigetragen, dem dritten Stand zum erſtenmal in Europa den Sieg zu bereiten, der die Wiedergeburt dieſes Welttheiles bedingte.

Aus Nürnberg.

(Mitte Juni.)

Am 3. dieſes Monats feierte Nürnberg das Jubiläum von Grübel's Geburtstag. Ein eigenes Feſt-Comité hatte ſich zu dieſem Zwecke gebildet (die Herren Dr. Campe, Heideloff, Mainberger, Dr. Oſterhauſen, Dr. Roſe und Schnerr). Das Feſt begann an Grübel's Grabe auf dem Johanniskirchhof (wo auch Albrecht Dürer und Peter Viſcher ruhen) mit einer von Grübel's Enkel, dem fürſtlich Fürſtenberg'ſchen Hofmuſikus Juſtus Körnblein componirten Harmoniemuſik. Nach Beendigung derſelben wurden auf dem Grabſtein des unvergeßlichen Nürnberger Volksdichters zwei von den trefflichen Erzgießern Burgſchmidt und Howald*) gelieferte, von der Stadtgemeinde angeordnete Erzplatten befeſtigt, deren obere Nürnbergs Wappen im Eichenkranze, deren untere folgende Inſchrift enthält: „Dem Andenken des biederen Bürgers, Flaſchnermeiſters und Nürnberger Volksdichters Grübel, geboren den 3. Juni 1736, geſtorben den 8. März 1809, gewidmet von ſeiner Vaterſtadt am 3. Juni 1836." — Dann folgte ein Vortrag von Pfarrer Loſch, ein Weihgedicht von Weickert, und eine von Stadtpfarrer Wilder gedichtete und von Köhler componirte Hymne. Den eigentlichen Glanzpunkt des Feſtes bildete am Abend die Beleuchtung des ehemaligen Wohnhauſes

---

*) Beide Künſtler ſind Lehrer an der polytechniſchen Schule in Nürnberg; von Howald iſt ein vortreffliches, im Auslande noch nicht genugſam bekanntes Erzmonument auf dem Johanniskirchhof, welches Herr Kohlbauer geſtiftet. Die Idee des Monuments rührt von Heideloff her, die Ausführung in Bronze iſt wegen Grazie, Zierlichkeit und Delikateſſe meiſterhaft zu nennen und übertrifft vielleicht die Jamnitzer'ſchen Arbeiten. Kein Fremder, der Nürnberg beſucht, ſollte verſäumen, dieß im vorigen Jahre aufgeſtellte Monument zu beſichtigen.

Grübel's (jetzt Wirthſchaft zum Grübel), in welchem ſieben von dem talentvollen Maler **Hartmann** ausgeführte Transparentbilder aufgeſtellt waren und vor welchem ein von **Wilſchel** (Grübel's altem Freunde) gedichteter Abendgeſang gehalten wurde. Die Hartmann'ſchen Bilder (charmant componirt und meiſt trefflich ausgeführt) ſtellten dar: 1) **Grübel**, ſein Steckenpferdchen ſchnitzend, — es iſt ein Pegaſus, — er ſitzt mitten unter ſeinem Handwerksgeräth, neben ihm ſeine Enkelin, die ſeine Uhr hält, zu ſeinen Füßen ſein Hund, hinter ihm der Bock. Der alte Hans Sachs ſieht (gekrönten Hauptes) auf den Volksdichter, über welchem der Genius mit dem friſchen Kranz ſchwebt. 2) Die Steckenpferde (nach Grübel's Gedicht) in vier Tableaux, die im Basreliefſtyl allerliebſt componirt ſind, und das Volksleben, ächt humoriſtiſch, wie Grübel es aufgefaßt, wiederſpiegeln. 3) Das **Recept** (gleichfalls nach Grübel's Gedicht). Der Arzt hatte es dem Bauer, da kein Papier, noch Dinte dageweſen, mit Kreide auf die Thüre geſchrieben. Nun bringt der Bauer das hölzerne Recept auf dem Schiebkarren in die Stadt zur Apotheke. Der dicke wohlthätige Apotheker, der pfiffige Stößer, der ehrliche ſich verwundernde Bauer, der die Hände ausſtreckt (er ruft, das ſieht man aus dem Bild heraus: Na!) — das alles iſt wirklich meiſterhaft gemalt. 4) Der **Bock** (gleichfalls nach Grübel's Gedicht.) Die Diebe wetzen das Meſſer, um den Bock abzuſchlachten; Pfarrer und Küſter wähnen voll Entſetzen, es werde für ſie geſchliffen. Die Scene iſt bei Nacht, auf dem Kirchhof, am Beinhaus. Die doppelte Beleuchtung durch Mondlicht und die Laterne des Küſters iſt ausgezeichnet gelungen. Dieſe Transparentbilder verdienen ſorgfältigſt aufbewahrt zu werden, denn ſie haben ihren abſoluten Werth. — Einige Tage nach dem Feſte waren ſie drei Abende hindurch im ſogenannten blauen Hofe gegen ein unbedeutendes Entrée nochmal aufgeſtellt. — In einigen Wochen wird Nürnberg die Ehrenfeier eines andern Volksdichters begehen, deſſen Andenken allen deutſchen Herzen theuer iſt, die des ehrenwerthen Meiſters **Hans Sachs**. — Die **Lorenzerkirche** wird von innen und von außen völlig reſtaurirt. Das Sakramentshäuschen von Ad. Kraft iſt bereits wieder ganz hergeſtellt. Mit vielen Ornamenten werden einige weſentliche Veränderungen vorgenommen. — Im Theater gaſtiren Dem. **Schebeſt** von Peſt, eine ausgezeichnete Sängerin, welche großen Beifall, aber ein nicht ſehr volles Haus findet, und Herr **Kunſt**. — Bald werden die Arbeiten an der Eiſenbahn von Nürnberg nach Bamberg, welche bereits abgeſteckt iſt, beginnen. Die Perſonen-Frequenz der **Fürther Eiſenbahn** iſt hauptſächlich an Sonntagen ſo ſtark, daß man ſich Plätze im Voraus nehmen muß.

Feuilleton.

⁂ **Verſammlung der Naturforſcher in Jena.** — Dr. **Kieſer** und **Döbereiner**, als Geſchäftsführer der Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte Deutſchlands zu **Jena**, kündigen an, daß dieſe Verſammlung, — die 14te ſeit Stiftung dieſes Vereins, — am 18. September d. J. beginnen werde und daß 4 öffentliche Sitzungen — am 19. 21. 23. und 25. September ſtattfinden ſollen. —

⁂ Dr. **Brouc**, ein franzöſiſcher Arzt, hat vor Kurzem in zwei Bänden ein intereſſantes Werk unter dem Titel: „*Hygiène philosophique des artistes dramatiques*“ erſcheinen laſſen. Wie der berühmte Tiſſot in ſeinem bekannten Werke über „die Geſundheit der Gelehrten“ ſich nur auf die Geſundheitslehre derſelben beſchränkt hat, ſo Brouc auf die der dramatiſchen Künſtler. Außer dem Verdienſt einer gründlichen Unterſuchung über die phyſiſchen und intellectuellen Urſachen, welchen die dramatiſchen Künſtler gewöhnlich unterworfen ſind, hat dieſes auch noch das, ganz moraliſch zu ſein. Denn auf ein ſittliches Leben der dramatiſchen Künſtler ſtützt Dr. Brouc die Erhaltung ihrer Geſundheit, die Entwicklung ihres Talents und die Würde ihrer Kunſt. —

⁂ **Vorſorglicher Aerzte-Verein.** — Die im Jahr 1833 gegründete, ſeit Februar 1834 in volle Thätigkeit getretene „*Association de prévoyance*“ der **Pariſer Aerzte** hat am 5. d. M. unter Vorſitz des Stifters **Orfila** — den Jahresbericht der mit der Geſchäftsführung beauftragten Commiſſion entgegengenommen. Es ging daraus hervor, daß dem Zweck der Stiftung gemäß vielen kränklichen Aerzten, und Wittwen und Kindern von Aerzten Hülfe geleiſtet, ein Capital von mehr als 17,000 Fr. plazirt, und daß die Commiſſion überall ihre Stimme vernehmen laſſen, wo es die Ehre und die Moralität dieſes ſo hochwichtigen Standes erheiſcht hat. —

⁂ Die „*Revue des deux mondes*“ enthält (dem *British and Foreign Review* entlehnt) in der 6ten Lieferung vom 15. Juni einen Aufſatz über das Wahlſyſtem in Frankreich, der mit der größten Unpartheilichkeit abgefaßt iſt. Eine Stelle lautet: „Das Wahlſyſtem, in Frankreich, durch die Revolution von 1830 eingeführt, iſt zwar nicht die ſtrenge Anwendung des Princips und genügt nicht allen Intereſſen; aber, ſo wie es beſteht, auf alle Abſtufungen der politiſchen Leiter gegründet, durch die Nationalgarde, durch die Gemeinde- und Departements-Gerichte, endlich durch den eigentlichen Wahlkörper (Kammer der Deputirten), bildet es das ausgedehnteſte Enſemble von Inſtitutionen, welches je ein freies Volk beſaß.“ —

⁂ Der Graf Radzinsky, ein gründlicher Kenner der Geſchichte der bildenden Kunſt und geſchmackvoller Beurtheiler, arbeitet ſchon geraume Zeit an einem Werke über die neuere deutſche Kunſt. Die Beſtrebungen und Richtungen der Kunſtſchulen zu München und Düſſeldorf, die Hauptwerke der dortigen Künſtler werden darin beſprochen und gewürdigt. Die ſchönſten Bilder, welche aus jenen Schulen hervorgegangen, ſind von Meiſterhand in Umriſſen geſtochen und werden eine Hauptzierde dieſes auf eigene Koſten erſcheinenden Prachtwerks ſein.

⁂ **Chineſiſche Portraitmaler.** — Nicht blos im Reiche des halben Mondes — und dem der Sonne (Perſien), ſondern ſogar in dem unſtabilen **himmliſchen** Reiche, in China, — reißt der **Geiſt der Neuerung** ein, und wenn er auch nur erſt bei Aeußerlichkeiten beginnt, in der Türkey bei der Uniform, in China bei der Malerei, ſo gilt doch auch hier: „*ce n'est que le premier pas, qui coûte*,“ und — *la pente est rapide*. Zu leſen iſt aber in der eben erſchienenen „*History of painting*“ von **Calcott**, daß die Maler des großen Reiches der Mitte anfangen, die europäiſchen Maler nachzuahmen und daß zu Anfang d. J. in *Sommerset-house* ein **chineſiſches** Portrait ausgeſtellt worden, welches die beſuchenden Künſtler für das Werk eines Europäers gehalten haben. —

⁂ **Die Eiſenbahnen in Frankreich und England.** — **Frankreich** hat jetzt 50 Meilen Eiſenbahnen, und wenn die zwei zum vorgelegten Geſetzvorſchlage angenommen werden, kommen noch 17 Meilen hinzu.

England hat aber bereits faſt 100 Meilen **fertige** Eiſenbahnen, die ein Kapital von 72,625,000 Franken gekoſtet und 171½ **in Anfertigung begriffene**, die auf 215,730,000 Franken veranſchlagt ſind; — und noch ſind an 60 Eiſenwege im Vorſchlage, die, nach den, dem Parlament unterbreiteten Akten noch 650 Millionen Franken koſten würden.

⁂ **Sonnenflecken.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 6. d. M. theilte Herr **Colomb Ménard** die Ergebniſſe mehrjähriger Beobachtungen in Betreff der Sonnenflecken mit. Hiernach wären dieſelben im Sommer häufiger als im Winter, und wenn ſie ſich zeigten, ſinke die Temperatur; während die Hitze ſtärker, die Gewitter häufiger ſeien, wenn ſich keine zeigten. — Herr M. glaubt aber nicht, daß ſie der Oberfläche der Sonne anhaften, ſondern vermuthet, daß ſie durch bewegliche Körper erzeugt werden, welche uns das Licht der Sonne interzipiren.

⁂ Mit Nächſtem iſt Michael **Beer's** Briefwechſel mit **Immermann** im Druck zu erwarten. E. v. Schenk beſorgt die Herausgabe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 153. 1836

Phönix.

Donnerſtag, 30. Juni.

Der Chacham.

Von

Ludwig Storch.

(Schluß.)

Dieſe Worte und der Ton, mit welchem ſie geſprochen wurden, beruhigten auf der einen Seite den bekümmerten Greis, auf der andern beſchämten ſie ihn, und mit einem um Verzeihung bittenden Blick reichte er dem finſter gewordnen Jüngling die Hand.

„Es iſt recht von dir,“ ſagte Roſanes nun, „daß du es vorgezogen haſt, lieber mich in Kenntniß des unglücklichen Vorfalls zu ſetzen, als Cardano. Seine Vaterliebe wurde dem tödlichſten Schrecken ausgeſetzt geweſen ſein. Wenn es möglich iſt, ſoll er auch nicht eher davon erfahren, bis das wunderliche Mädchen gerettet iſt. Doch nun ſchnell in den Hafen hinaus! Ich will ein anſehnliches Löſegeld mitnehmen. Mihurmah ſoll uns begleiten; ſie iſt der türkiſchen Sprache ganz mächtig und kann am beſten mit dem übermüthigen Osmanli unterhandeln, dem wir uns allein oder durch einen Dollmetſcher nie recht verſtändlich machen konnten. Auch halte ich es für ſehr zweckdienlich, daß uns ein Beiſitzer unſres Tribunalgerichts begleite, um unſern Vorſtellungen mehr Nachdruck zu geben. Aaron de la Papa iſt von Allem bei den Bekennern des Koran am beſten angeſchrieben, und wenn einer einen günſtigen Erfolg zu bewirken im Stande iſt, ſo iſt er's allein. Ich werde ihn mit mir zu gehen, auffordern. Doch möchte ich nicht, daß Aaron etwas von deinem Antheil an dieſer Sache erführe. Er iſt nicht dein Freund, wie du weißt, und ich möchte den Schein, der ſelbſt in meinen Augen auf dich fiel, nicht in Andern auf dich fallen ſehen. Ich bedarf auch deiner Begleitung nicht. Geh' nur ruhig nach Hauſe und ſei verſichert, daß ich nach beſten Kräften Alles thun werde, was zu Rahel's Befreiung nöthig iſt.“

Sabbathai folgte dem Rathe; doch nicht das Vaterhaus war ſeines Weges Ziel, den Gebirgpfad ſchlug er wieder zur Meerbucht ein. Haſtig ſchritt er über die Höhen; kalt wehete ihm der Morgen aus dem ungeheuern Waſſerkeſſel an. Schon flatterten die erſten lichtgrauen Fahnen des ſiegreich heraufrückenden Tags am Oſthimmel, als er an der Badeſtelle anlangte. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Noch lag Baruch da, wo er ihn verlaſſen hatte, mit dem Geſicht der Erde zugekehrt. Es koſtete Sabbathai Mühe, den Jüngling aus einer tiefen Betäubung aufzurütteln. Seine Glieder waren ſtarr vor Kälte. Für die Länge der Zeit, welche Sabbathai abweſend geweſen war, hatte er kein Maß.

„Nicht du allein biſt des hohen Glücks gewürdigt worden, dein Gebet erfüllt zu ſehen,“ ſprach er entzückt, als er wieder zu ſich gekommen war, „auch mit mir hat Hadarniel geſprochen, auch ich habe ihn geſehen in ſeiner glänzenden Pracht und Herrlichkeit, und um ihn verſammelt die Heerſchaaren der ihm untergebnen Engel. Der mächtige Himmelsfürſt hat mir vertraut, daß du ein Liebling Gottes ſeiſt und einſt noch Wunder und Zeichen thun würdeſt. In dieſer Nacht haſt du mich von der hohen Kraft deiner Worte überzeugt, Sabbathai, und noch wonnetrunken von all dem Geſehnen und Gehörten, küſſe ich den Saum deines Kleides, und begrüße dich als meinen Herrn und Meiſter.“

Schweigend ging Sabbathai neben dem von ſeinen Geſichten Berauſchten. Er konnte ihm die Wahrheit nicht ſagen; es war ausdrücklich Rahel's Wunſch, daß Baruch nichts von ihrer Nachtwandrung erführe. Auch ſchloß ihm noch ein andres ihm ſelbſt unklares Gefühl den Mund.

Es war der Stolz. Baruch ergoß ſich in einen Strom von Reden über die Wunder dieſer Nacht und ehrte Sabbatai's Schweigen, als das Geheimniß des Hohen und Auserwählten.

Der Morgen warf ſchon Roſen mit vollen Händen am Horizonte auf, als ſie von einander ſchieden. —

Unterdeſſen war David Roſanes, Aaron de la Papa — der dem reichſten Manne ſeines Volks in Smyrna die erbetne Begleitung und Hülfe nicht abzuſchlagen gewagt hatte — und Mihurmah nach dem Hafen gewandert. Die Letztere war in lange Schleier gekleidet. Der Kiaja ging noch ſchlaflos durch ſeine Gemächer. Tobend befahl er die Juden hinaus zu werfen, als man ihm anſagte, ſie ließen ihn um eine Unterredung bitten, und erſt als Roſanes einen ſtrotzenden Beutel voll Zechinen geſchickt hatte, beſänftigte ſich ſein Zorn in ſo weit, daß er die Demüthigen eintreten ließ. David verneigte ſich tief, und ſprach in herzlichen ergreifenden Worten zu dem ſchweigenden Beamten, von der Krankheit des gefangnen Mädchens, als einem bekannten Übel, von den Hoffnungen ihres Vaters, der das ihn betroffne Unglück noch nicht einmal kenne, und ließ ſtets durchblicken, daß er als Freund des genannten Vaters gern ein gutes Löſegeld zahlen werde. Mihurmah überſetzte die jüdiſche Landesſprache in das Türkiſche, doch der Kiaja fiel ihr mit dem Bemerken in's Wort, daß er die Sprache des alten Juden vollkommen verſtehe, eine Eigenſchaft, die bei einem gebornen Türken faſt nie vorkommt, und die er vorhin verläugnet hatte.

Sogleich miſchte ſich nun auch Aaron de la Papa mit in das Geſpräch und gab ſich als einen Freund des Kadi von Smyrna und als Vicepräſident des jüdiſchen Gerichtshofs zu erkennen. Beim Tone ſeiner Stimme ſchien der Osmanli aufzuhorchen und ſchritt aus dem Hintergrunde des Zimmers, wo er ſchweigend auf und abgegangen war, hervor auf den Sprechenden zu. Kaum aber hatte er deſſen Züge erkannt, als er in der Mundart der Juden, wie ein Orkan wild und furchtbar ausbrach: „Ha, müſſen meine Augen dich wiederſehen, Elender, Verworfner, Hundeſohn! Einſt als ich vor deiner Rache Vaterhaus, Heimath und Alles fliehen mußte, was mir heilig und theuer war, ſchwor ich dir im Stillen beim Haupte meines Vaters zu, dich abzuwürgen, wo ich dich auch wieder treffen würde. Du läufſt mir in das Meſſer, Bube! Fahr' hin, Verruchter!“ Mit dieſen Worten wollte er über den todtenbleichen zitternden Aaron herſtürzen, doch in demſelben Augenblick warf ſich, Mihurmah, die ſchnell ihre Schleier zurückgeſchlagen hatte, zwiſchen den wüthenden und den todesbangen Mann, mit lauter, entſchloſſner Stimme rufend: „Behadir Anuſcha, bei der Liebe, die du mir einſt gezeigt, als du mich deine Tochter nannteſt und in deinem Hauſe groß zogſt, beſchwöre ich dich, ſchone das Blut dieſes Mannes!“

Dieſe Anrede gab der Gemüthsbewegung des Türken plötzlich eine andre Richtung. Er blieb einen Augenblick ſtutzig, wie gebannt, ſtehen, und ſchaute dem reizenden Mädchen in's Geſicht; dann rief er mit freudebebender Stimme: „Allah ſei geprieſen! Mihurmah, mein Kind, meine geliebte Tochter, biſt du es? Wie biſt du nach Smyrna gekommen? Iſt dieſer — er deutet auf Aaron — jetzt dein Vater?“ und ohne ihre Antwort abzuwarten, ſchloß er ſie in die Arme.

Als er hernach die letztere Frage wiederholte, ſchüttelte ſie anmuthig mit dem kleinen Haupte, und ſagte: „Jener würdige Greis iſt mein liebevoller Vater geworden; ſeiner Güte verdank' ich ein glückliches Loos. Doch auch Aaron de la Papa hat mir viel Gutes erwieſen, und meine erſte Bitte, die ich an dich richte, mein theurer Vater, iſt, Aaron's zu ſchonen.“

„Packe dich fort aus meinen Augen, Wicht!“ donnerte der Osmanli, „und danke dein Leben dieſem lieben Kinde.“

Aaron machte ſich ſo eilig er konnte davon.

„Und willſt du dieſen edlen Greis, dem ich ſo viel verdanke, unerhört davon gehen laſſen?“ fragte Mihurmah weiter mit dem unwiderſtehlichen weichen liebreizenden Ton ihrer Stimme. „Er bittet um die Zurückgabe der einzigen Tochter ſeines beſten Freundes, die in böſer Krankheit gegen das Geſetz frevelte. Ich füge meine Bitten hinzu; denn Rahel iſt meine innige Freundin, und außer ihr beſitzt nur noch ein weibliches Weſen meine Liebe, das iſt Thamar, dieſes Greiſes leibliche Tochter. Wir drei lieben uns, wie Schweſtern, noch inniger und ſtärker, und du wollteſt das Band zerreißen? Nicht doch, mein Vater! Schenke mir Rahel wieder!“

„Der Alte mag ſie nehmen und in ihres Vaters Haus zurückführen, um deiner Bitte willen. Hab' ich dich doch wieder, mein Kind, nach dem ſich oft mein Herz geſehnt, ich bin reich und mächtig geworden, Mihurmah, und brauche dich nun nicht mehr von mir zu thun. Du ſollſt die Erbin meiner Schätze ſein, ſollſt die Frau eines Großen werden; ich will dich glücklich machen, Mihurmah.“

„Erlaube mir, dich daran zu erinnern, daß mein Glaube mir über Alles geht. Zürne mir nicht, mein Vater, aber unter keiner Bedingung würde ich den Glauben meiner Väter verlaſſen, und auf den Koran ſchwören. Mir leuchtet ein hellaufgehender Stern, der aus ſeinen Strahlen diamantene Ketten für mich flechtet, mit denen ich an Moſes uraltes Geſetz gebunden bin.“

„Ich verſtehe dich,“ verſetzte Behadir, „du liebſt einen deiner Glaubensgenoſſen und wirſt von ihm geliebt. Es wäre grauſam, den ſchönſten Traum deines Lebens ſtören zu wollen. Bleibe und ſei glücklich! Wohl mir, ich beſitze Mittel, dich auch hier in Smyrna reich zu machen. So gehe, alter Mann!“ wandte er ſich zu Roſanes. „Mihurmah wird in dein Haus zurückkehren, wie Rahel in das deines Freundes. Ich will keinen Raub an euch begehen. Du aber, Mihurmah, verharre noch einige Stunden bei mir, und erzähle mir deine Schickſale von der Zeit an, wo du als ein armes Kind von mir geriſſen wurdeſt. Auch mich drängt es, dir Aufſchlüſſe über deine Abſtammung und früheſte Kindheit zu geben, die du eben ſo begierig ſein wirſt von mir zu hören.“

Er reichte ihr die Hand, und Roſanes empfahl ſich. Ehe noch Curbano die nächtliche Abweſenheit ſeiner Tochter bemerken konnte, war ſie bereits in ſein Haus zurückgekehrt, und erſt ſpäter erfuhr er durch David's freundliche

Mittheilung einen Theil des Abentheuers, damit er Obacht auf ihre Krankheit habe. –

Reich beſchenkt mit Fülle von Gold und Pretioſen, und von einer Ehrenwache des Kiaja des Kapudan Paſcha begleitet, zog Mihurmah am Morgen in die Stadt ein. Die türkiſchen Kriegsſchiffe lichteten die Anker und ſetzten ihren Lauf im Peloponnes fort, wo Betabir Anuſcha im Namen des Kapudan Paſcha die der Pforte ſchuldigen Steuern eintrieb. Ein Theil davon floß in ſeine Taſche.

Die Päpſte in Avignon.

Von Guido von Meyer.

Das babyloniſche Exil, wie man die Verlegung des päpſtlichen Sitzes nach Avignon und die hundertjährige Reſidenz von neun Päpſten daſelbſt zu nennen pflegt, iſt ein Gegenſtand geſchichtlicher Betrachtung, dem man die Feder eines Johann von Müller wünſchen muß. Die nachfolgende kurze Skizze macht in jeder Hinſicht auf die Nachſicht der Leſer Anſpruch.

Es war eine feine Liſt der Könige von Frankreich, als ſie, durch unwürdige Eingriffe verletzt, Päpſte ihrer Nation ſchufen und zu ihren Hofbiſchöfen herabwürdigten, die der Einflüſterung ihrer Oberherrn gegen das übrige Europa gehorchen mußten. Durch dieſen Zwang oder durch natürliche National-Eitelkeit verleitet, intriguirten dieſe Päpſte beſtändig gegen die hergebrachte Ordnung der Dinge; doch die Anſtrengung der Könige von Frankreich, die Suprematie zu erringen, kämpfte immer erfolgloſer den einmal beſtehenden Geſetzen an, die der Natur, wie den Staaten ihre unüberſchreitbaren Gränzen vorzeichnen. Keiner ſchien zur Stützung jener Anmaßungen geeigneter, als der Erzbiſchof von Bordeaux:

Clemens V. (1305—14), ein Gascogner von Geburt, Bertrand d'Agouſt oder de Got, der 1309 ſeinen Sitz zuerſt zu Carpentras, dann zu Avignon, in neapolitaniſchen Landen aufſchlug. Er war das willige Werkzeug Philipp's zur Vernichtung des Templerordens und konnte ſich der Unterſtützung der vorgehabten Wahl des franzöſiſchen Prinzen zum römiſchen Kaiſer nicht entziehen, wenn er ſie auch heimlich widerrief, endlich, als der ſiegreiche Gegner Heinrich VII. von Luxemburg fiel, erklärte er ſich für den Oberherrn des Kaiſers und für den Reichsverweſer in Italien bei Erledigung des Throns. Nicht lange darauf ſtarb er in der Nähe von Avignon, auf der franzöſiſchen Burg Rochemaure an der Rhone elend und verlaſſen, nach ſeinem Tode ſogar von ſeiner Dienerſchaft beraubt und die Leiche durch Unvorſichtigkeit faſt ein Raub der Flammen. Man brachte ſie nach ſeinem Geburtslande (eccles. b. Mariae de Uzesta, dioec. Vasatensis). — Nach zweijähriger Sedisvacanz ſiegte abermals die franzöſiſche Parthei der Cardinäle und **Johann XXII.** beſtieg den päpſtlichen Thron (1316—34). Er hatte zu Lyon den Italiänern geſchworen, niemals ein Thier zu beſteigen, es ſei denn zur Reiſe nach Rom; daher ging er bald nach ſeiner Erwählung zu Schiff nach Avignon und verließ dieſe Stadt, ſeinen früheren Biſchofsſitz, nicht wieder. Die Zeitgenoſſen ſchildern Jacob de Porta als einen zwar heftigen und etwas inconſequenten, doch gerechtigkeitliebenden und gelehrten Mann von gutem Lebenswandel. Seine widerrechtliche Einmiſchung in die deutſchen Händel zwiſchen den Gegenkaiſern Friedrich und Ludwig, veranlaßten letzteren zu einer neuen Papſtwahl in Rom, worauf Johann Italien auf immer von Deutſchland getrennt erklärte. Er verwickelte ſich in theologiſche Streitigkeiten über den Zuſtand der Seligkeit nach dem Tode und zog ſich durch Verfolgung der Franziskaner den größten Haß zu, indem ſie ihn zum Ketzer und ſogar zum myſtiſchen Antichriſt, den Vorläufer des wirklichen erklärten; die Curie ließ viele dieſes Ordens verbrennen, und einige ſtellten ſich freiwillig als Märtyrer. Als eine ſeltſame Begebenheit jener Zeit iſt auch der Unterſuchung und Execution über den Biſchof Hugo Geraldi zu gedenken, der Referendar des vorigen Papſtes geweſen und als deſſen Mörder durch gereichte Gifttränke, ſowie als Mörder ſeines Nepoten, des Kardinals Jacob de Via, durch den Zauber durchbohrter Wachsbilder überwieſen, dem päpſtlichen Marſchallamt als weltlichem Gericht übergeben, vom päpſtlichen Palaſt an Pferden auf's Feld geſchleift und verbrannt wurde (1317). Unter Johann regte ſich auch die Sekte der Paſtorelli (1320), welche Jeruſalem wieder erobern und alle Juden tödten wollte, die ſich nicht zur Taufe bequemten. Ausſätzige, welche aus Bosheit Brunnen und Bäder vergifteten, wurden vielfach eingefangen, in hartes Gefängniß geſetzt, auch wohl verbrannt. Solche Strafen waren Gebrechen der Zeit, die Johann nicht verſchuldete; Baluz erinnert, daß Petrarch's Urtheil über ihn partheiiſch geweſen, da er Italien und die Italiäner nicht geliebt habe. Sein Leichnam wurde als der erſte in der oben beſchriebenen Schloßkirche beigeſetzt.

Benedict XII. (1334—42), Jacob Fournier, Ciſterzienſer aus der Grafſchaft Toulouſe, war ein weiſer Herr, der nur zu wenig Gewalt beſaß, um ſich mit Kaiſer Ludwig verſöhnen zu können; daher der erſte Kur-Verein zu Rhenſe (1338) die Unabhängigkeit der deutſchen Königswahl feſtſetzte. Die Spaltungen in Italien benutzte er möglichſt zum Vortheil der Kirche; doch ſank dort ihr Anſehen immer mehr durch die kräftige Entwicklung der ſich bildenden kleinen Staaten. Den ſtattlichen päpſtlichen Palaſt zu Avignon fing er mit den feſten Thürmen von Grund auf zu bauen an; ſein Vorfahr hatte ſich mit dem alten Biſchofshauſe begnügt, und den Biſchöfen von Avignon wurde für künftig eine paſſende Wohnung in der Nähe angewieſen. Die Kapelle des Palaſtes vergrößerte er bedeutend. Auch das Kloſter, wo er früher Mönch geweſen, ließ er, wie ſpäter Clemens VI. Casa-Dei, als deren Alumnus mit ſtarken und hohen Mauern umgeben. Hierauf bezieht ſich wohl jene Klage Petrarch's von den ſtolzen Burgen und Zinnen der einſt demüthigen Mönche. Benedict war übrigens ein Feind von Partheilichkeit und Nepotismus, und man erzählt unter andern, daß er eine ſeiner Nichten hohen Perſonen, die um ſie angehalten, mit dem derben lakoniſchen Spruch, einem ſolchen Roß gebühre kein ſo koſtbarer Sattel, verweigert, und ſpäter einem Toulouſer Kaufmann mit mäßiger Ausſtattung zur Frau gegeben. Eitle Pomp- und Ruhmſucht war ihm zuwider. Im geiſtlichen, wie im weltlichen Regimente wahrte er ſein Gewiſſen, war ſparſam für größere Zwecke, und erſchien mild gegen die

Abtrünnigen. Dabei wird er als ein lebensluſtiger Mann beſchrieben, der beſonders den Becher liebte, daher der Spruch aufkam: Wir wollen päpſtlich trinken. Seine Feinde machten auf ihn den Vers:

> Iste fuit Nero, laicis mors, vipera clero,
> Devius a vero, cuppa repleta mero;

aber er war weder ein Nero, noch ein Todtſchläger, noch eine Viper, noch ein Lügner; der Becher lauteren Weins und geſellige Zügelloſigkeit ſcheinen ſeine einzigen Schwächen geweſen zu ſein. Er iſt der zweite Papſt, der in der Kathedrale zur h. Jungfrau beigeſetzt wurde. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

.*. _British Institution._ — Es iſt ein ſehr erfreulicher Beweis des zunehmenden Gemeingeiſtes, daß in London eine Einrichtung zu Stande gekommen und nun ſchon ſeit einigen Jahren Beſtand gehalten, durch welche die Kunſtſchätze, die das Eigenthum einzelner Beglückter geworden, auf eine Zeit lang gewiſſermaßen zum Gemeingut erhoben werden. Auch in dieſem Jahre haben ſehr viele hochgeſtellte und hochbegüterte Gemälde-Eigenthümer Beiträge zu einer öffentlichen Ausſtellung (denn der Eintrittspreis von einem Shilling ſchließt nur die Tagdiebe [die Nobody] aus) geliefert, von denen wir hier nur beiſpielsweiſe einige anführen wollen. Die Familie Gower ſandte u. a. zwei koſtbare Bilder von Murillo, Abraham die Engel empfangend und den verlorenen Sohn; Lord Egerton die 7 Sakramente v. Pouſſin, eine Venus — und die drei Lebensalter von Tizian; Bridgwaterhaus ſandte eine Maria und Kind von Dyck, und Bilder von Potter und Mieris; Georg Bung eine h. Familie von Julio Romano, und ein treffliches Porträt von Parmegiano, von dieſem ſelbſt gemalt; Perkins zwei Claude-Lorrain's, Lady Clarke zwei Rembrandt's, der Herzog von Grafton zwei Porträte von Vandyck, Lord Cowley vier kleine Velasquez u. ſ. w. u. ſ. w.

.*. Reboul. — Alexander Dumas, der unlängſt über ſeinen, dieſem Naturdichter (einem ehrlichen Becker in Nismes,) gemachten Beſuch berichtet, ſcheint denſelben zur Sammlung und Herausgabe ſeiner Gedichte beſtimmt zu haben; denn wir leſen, eben angezeigt: _Poésies de Jean Reboul, précédées d'une préface de M. Alex. Dumas et d'une lettre de M. de Lamartine à_ [illegible]. —

.*. Dramatiſche Darſtellungen bei den alten Aegyptern. — In der Sitzung der königl. Geſellſchaft für Literatur zu London am 18. v. M. wurde eine Denkſchrift von J. Belfour „über das Drama mit Bezug auf die alten Hebräer und Aegyptier“ verleſen, in welcher er zu beweiſen ſuchte, daß man aus den Berichten der Alten über Muſik, Feierzüge, Tänze, Recitationen ꝛc. die bei den religiöſen Feierlichkeiten der Aegypter in Anwendung gekommen, auf eine Art dramatiſcher Darſtellungen bei denſelben ſchließen könne. Beſonders ſtützt er ſeine Behauptung auf die Thatſache, daß die Myſterien von Eleuſis oder Opalia, die Herkuliſchen und Bacchiſchen Ceremonien ihren Urſprung in den ſymboliſchen Gebräuchen der Aegypter gehabt. Beinahe zur Gewißheit aber werde dieſe Vermuthung durch die Entdeckung von komiſchen und tragiſchen Masken auf den ägyptiſchen Denkmalen. Obgleich aber auch die Hebräer vieles Gottesdienſtliche von den Aegyptern hinüber genommen, ſo findet Herr Belford doch die Annahme nicht für zureichend begründet, daß auch bei ihnen ſceniſche Darſtellungen Statt gefunden hätten.

.*. Klerus in Frankreich. — Zu Ende des vorigen Jahres beſtand das geiſtliche Perſonal der katholiſchen Kirche in Frankreich aus 14 Erzbiſchöfen, 66 Biſchöfen, 174 General-Vikaren, 660 Kanonikern, 767 Pfarrern erſter, und 2634 Pfarrern zweiter Claſſe, 26.776 Pfarrverweſern, 6184 Vikarien, und 21 Capitularen zu St. Denis. Die Zahl der Manécanterien und Chöre der Kathedralen, welche auf Koſten des Staates erhalten werden, beläuft ſich auf 16; die der Freitiſche, welche die Regierung den Seminarien bewilligt, auf 3,500. —

.*. Die niederländiſche Geſellſchaft für die ſittliche Verbeſſerung der Gefangenen, die jetzt 3,000 Mitglieder zählt, — hat am 26. v. M. zu Amſterdam ihre 10te Generalverſammlung gehalten. Ihre Fürſorge hat im verfloſſenen Jahre ſich über 3049 Criminell- und Correktionell-Beſchuldigte verbreitet. Von dieſen haben 166 an religiöſem Unterricht theilgenommen, 341 Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen empfangen, und 121 ſich mit Arbeiten beſchäftigt. — Auch 246 Entlaſſene hatten ſich der väterlichen Obwaltung der Geſellſchaft zu erfreuen; 7 haben die ihrer Lage angemeſſenen Subſiſtenzmittel erhalten; nur 5 haben der Erwartung der Geſellſchaft nicht entſprochen. —

.*. Gelehrter Adel. — Früher hielten die Höfe Poeten, jetzt machen auch Fürſten den Dichtern den Hof. Früher wurden die Gelehrten geadelt, jetzt werden die Adeligen gelehrt. Es bildet ſich das ächte Fürſtenthum — und der wahre Adel; das Fürſtenthum des Genie's — von Gottes Gnaden, und der Adel der Erkenntniß — kraft geiſtigen Ringens und Kämpfens. — Fürſt Pückler beſucht die Pariſer Poeten, Prinzen von Würtemberg und von Neuwied machen wiſſenſchaftliche Reiſen nach Nordamerika; — Baron von Hügel beſucht Neuholland und Kaſchmir, um die Naturkunde zu erweitern, und unter Leitung des Herrn von Schreiber's in Wien erſcheinen, wie die Allg. Zeitung berichtet, jetzt „Annalen des Wiener Muſeums“, mit Beiträgen des dortigen reichen und gründlich gebildeten Adels.“

.*. Engliſche Novitäten. — Unter den im Laufe dieſes Monats in London erſchienenen Schriften bemerken wir folgende: Early history of Egypt, by Sam. Sharpe (4.): — Mahon's (Lord) History of England, from the peace of Utrecht to the peace of Aix-la-chapelle, Vol. I. (8.); — Captain Brenton's naval history of great Britain, to the present time (from official documents etc.) Part. I.; — Essays towards the History of painting, by Mrs. Calcott (8.); — Smiths progress of philosophy (12.); — Crabb's german Extract's, 6th edit. (12.); — Faustus: a dramatic mystery from Goethe, by John Anster, Esq. illustr. with notes; — Goethe's Faust, in german, with English notes (18.); — London and all its Miseries (18.); — Carleton's Traits and Stories of the Irish peasantry (18.) Part. VI. —

.*. Einnahme der großbritanniſchen Zölle im Jahr 1834 und 1835. — Der engliſche Globe gibt folgende Ueberſicht der Einnahmen der Douanen in den drei vereinigten Ländern Großbritanniens für die zwei letzt verfloſſenen Jahre:

	Brutto:	Netto:
Vom 5. Jan. 1834 bis 5. Jan. 1835 . .	21,111,366 —	18,494,316 Pf.
„ — 1835 „ „ — 1836 . .	23,160,969 —	20,522,895

Die ſtärkſten Einnahmen fanden ſtatt zu London, Liverpool und Briſtol; aber die zu London verhielt ſich zu der von Liverpool wie 10:3, und zu der von Briſtol wie 10:1. —

.*. Armenzahl in Paris. — Der neueſten Berechnungen zufolge zählt man in Paris 62,539 Arme, die Individuen nicht mit einbegriffen, die von der Munizipalverwaltung Unterſtützung empfangen. — Dieſe Zahl beſteht aus

25,361 Männern, wovon 10,862, und
37,178 Frauen, — 11,430 unverheirathet ſind.

.*. Pariſer Theater. — Auf dem Theater des Palais-royal gab man ein dreiaktiges Vaudeville von Bayard, „den blauen Vogel.“ — Zwei der erſten Künſtler der Oper, Nourrit und Dem. Falcon erhielten der eine zu Brüſſel, die andre zu Bordeaux einen Beifall, an welchen man ſie in Paris ſchon ſeit langer Zeit gewöhnt hat. —

.*. Ludwig Bechſtein's ähnliches Porträt iſt als Lithographie von G. Bach nach einer Zeichnung ad naturam von Dietz erſchienen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nr. 1. Intelligenz-Blatt zum Phönix. 1836.

Die Inſertions-Gebühren betragen für die geſpaltene Zeile aus Petitſchrift oder deren Raum 1 gr. oder 4 kr.

In allen Buchhandlungen iſt gratis zu haben:
Verzeichniß gehaltvoller und intereſſanter Schriften aus dem Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M., welche bis zur Leipziger Jubilate-Meſſe 1836 in Partieen genommen,
zu bedeutend niedrigeren Preiſen
erlaſſen werden.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wiſſenſchaftliche Zeitſchrift für jüdiſche Theologie.

In Verbindung mit einem Vereine jüdiſcher Gelehrten.
Herausgegeben von Dr. A. Geiger, Rabbiner.
Erſten Bandes 1 — 3s Heft und zweiten Bandes 1s Heft.
Preis per Band von 3 Heften Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr.

Inhalt der vier erſten Hefte:

Abhandlungen:

Das Judenthum unſrer Zeit und die Beſtrebungen in ihm. — Die wiſſenſchaftliche Ausbildung des Judenthums in den zwei erſten Jahrhunderten des zweiten Jahrtauſends bis zum Auftreten des Maimonides. Von Dr. Geiger. — Grundlehren des iſraelitiſchen Glaubens. Von Dr. Creizenach. — Der Kampf chriſtlicher Theologen gegen die bürgerliche Gleichſtellung der Juden, namentlich mit Bezug auf A. T. Hartmann. Von Dr. Geiger. — Ueber die ſynagogiſche Zuläſſigkeit und Einrichtung der Confirmation. Von Dr. Herxheimer. — Der Mangel an Glaubensinnigkeit in der jetzigen Judenheit. Bedenken eines Laien. — Heuchelei, die erſte Anforderung an den jungen Rabbiner unſerer Zeit. — Beitrag zur jüdiſchen Geſchichte und Bibliographie. Von Dr. Joſt. — Die Gründung einer jüdiſch-theologiſchen Facultät, ein dringendes Bedürfniß unſerer Zeit. — Beiträge zur Beurtheilung des Talmuds. Von Dr. M. Creizenach. — Beitrag zur Sacherklärung des Talmuds. Von Rapoport.

Recenſionen:

Leben und Wirken des Maimonides, von Peter Beer. Von Dr. Dernburg. — Jüdiſche Geſchichte. 1) Biographien berühmter Rabbinen, von S. L. Rapoport; 2) Allgemeine Geſchichte des iſraelitiſchen Volkes, von Dr. Joſt; 3) die Juden im Mittelalter, von G. B. Depping. Von Dr. Geiger. — Dr. Maier's Antrittsrede. Von Dr. Geiger. — Dr. Auerbach's Antrittsrede. Von X. — Ebn Eſra, Sepher Haſchem, herausgegeben von Dr. Lippmann. Von Dr. Geiger. — Die Apokryphen, von Pleßner. Von Dr. Geiger. — Jüdiſches Schulweſen. 1) Die iſraelitiſche Schule, von Dr. Büdinger; 2) die Nothwendigkeit und die Erforderniſſe der wirkſamen Volksſchule, beſonders der iſraelitiſchen, von Dr. Herxheimer. Von B. H. — Philosophia cabbalistica et Pantheismus, von Dr. Freyſtadt. Von Dr. Geiger. — Die Offenbarung nach dem Lehrbegriffe der Synagoge, von Dr. Steinheim. — Karaiſche Literatur (vier Schriften kar. Verfaſſer enthaltend). Von G.

Sodann 102 Nachrichten aus Deutſchland, England, Frankreich, Rußland, Gallizien, Italien, Afrika, Dänemark, Jamaica, Polen, Holland und der Schweiz ꝛc.

An die deutſchen Künſtler und Kunſtvereine.

Den Sinn für das Schöne in allen Herzen zu wecken, zu pflegen und zu läutern, in dieſem Geiſte auf alles hinzuweiſen, was die deutſche Kunſt erſchafft — — dieſer Zweck ſchwebte dem Herausgeber des Phönix bei der Gründung des Blattes vor. In wiefern er dieſem Ziele binnen der ſeither verronnenen Friſt näher gekommen, liegt zur Entſcheidung vor den Augen der Leſer des Phönix, deren Zahl mit jedem Vierteljahre zunimmt. Solche Theilnahme, welche die Schwierigkeiten, die ſich dem Phönix wie allem Werdenden entgegenſtemmten, überwinden half, verleiht dem jungen Unternehmen für das kommende Jahr die Mittel und das Vertrauen einer weiter verbreiteten und tiefer eingehenden Wirkſamkeit. Da man ſich jetzt überzeugen kann, daß an dem Phönix von allen Seiten kräftige Ausdauer verwendet, daß in dieſen Blättern das Solide und Tüchtige erſtrebt wird, ſo werden die deutſchen Künſtler und Kunſtvereine freundlich eingeladen, den „Phönix“ als jenes Inſtitut zu betrachten, in welchem die Ehre deutſcher Kunſt einen Rednerſtuhl findet. Alle Zuſendungen von artiſtiſchen Novitäten (Kupfer- und Stahlſtichen, Lithographien, Holzſchnitten) zur Beurtheilung im Phönix, ſowie von Berichten über die Intereſſen deutſcher Kunſt, welche aus einzelnen Orten zur Kenntniß des ganzen Volkes gelangen ſollen, beliebe man an den Herausgeber Dr. Eduard Duller (per Adreſſe der Verlagsbuchhandlung von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main) zu richten.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main erſcheint auch im Jahr 1836, und nehmen alle Buchhandlungen und Poſtämter Beſtellungen darauf an:

Phönix,

herausgegeben von Dr. Eduard Duller.
Zweiter Jahrgang 1836. 310 Nummern in kl. Folio mit artiſtiſchen und literariſchen Beilagen.
Preis für das erſte Semeſter (Januar — Juni) Rthlr. 3. fl. 5.

Ein Ueberblick des erſten Jahrganges zeigt zur Genüge, daß es dem Herausgeber Ernſt war, die zerſplitterten Intereſſen der deutſchen Kunſt und Literatur zu concentriren, alles Anti-Nationale abzuwehren, keiner Parthei zu dienen, das Wahre ebenſo treu zu vertheidigen, als das Schöne. — Der Herausgeber wird dieſen Geſinnungen auch für die Folge treu bleiben. Die gebildete Leſewelt hat ſich wohl überzeugt, daß er alles erfüllte, was er beim Beginnen dieſer Zeitſchrift verſprach.

Die geachteten Mitarbeiter am erſten Jahrgange, von denen außer vielen andern hier bloß folgende Namen angeführt werden:

Adrian, Ludwig Bechſtein, H. R. Belani, Berly, Fr. v. Biedenfeld, Carové, C. Förſter, Freiligrath, Franz Fr. v. Gaudy, G. v. Heeringen, Juſtinus Kerner, W. Kilzer, E. Kolloff, Philippine v. Mettingh, Julius Moſen, Nanny, Henriette Ottenheimer, Friedr. Rückert, Emerentius Scävola, Leop. Schefer, J. Schopenhauer, Konrad Schwenck, Ludwig Storch, J. N. Vogl, C. v. Wachsmann, O. L. B. Wolff ꝛc.

werden auch im künftigen Jahre kräftig mitwirken.

Für Frankfurt hat man den Abonnementspreis für ſolche, die dieſe Zeitſchrift direkt durch den Verleger beziehen, auf
Sechs Gulden per Semeſter feſtgeſetzt.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Bilder ohne Rahmen.

Inhalt: Der Verſtoßene. Il carbonaro. Der Kosmopolit. 2 Bände, broſchirt. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr.

Die „Bilder ohne Rahmen“ des talentvollen Verfaſſers „der Wanderjahre“ werden ſich durch die in ihnen niedergelegte Gedankenfülle, wie auch durch ihr poetiſches Gewand dem gebildeten deutſchen Publikum vortheilhaft empfehlen. Die Verlagsbuchhandlung unterläßt es eine Lobrede vorauszugeben zu laſſen, wo die Sache ſelbſt bei einem geiſtigen Publikum ſich Eingang verſchaffen wird.

N. G. Elwert zu Marburg.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neues
franzöſiſch-deutſches und deutſch-franzöſiſches
Wörterbuch,

deſſen franzöſiſche Abtheilung nach dem der franzöſiſchen Akademie, des Mailly und den beſten Quellen, die deutſche nach dem des Adelung, Campe und Heinſius bearbeitet iſt, und das in zwei Bänden ſo viel Hülfsmittel als die aus vier beſtehenden darbietet.

Zum Gebrauch aller Stände, der Erziehungsanſtalten, Gymnaſien, Lyceen u. Univerſitäten beider Nationen.

Enthaltend: die techniſchen Ausdrücke in den Wiſſenſchaften, Künſten und Gewerben; ein alphabetiſches Verzeichniß der Namen der Perſonen, Länder, Städte, Flüſſe und Berge, wenn ſie in der Ueberſetzung verſchieden ſind; die Angabe der richtigen franzöſiſchen Ausſprache, ſobald ſie bei einem Worte zweifelhaft ſein könnte; die Mehrzahl eines deutſchen Nennworts, wenn ſie abweichend iſt; eine Auswahl Beiſpiele mit üblichen Sätzen, um ſowohl mit ihrem eigentlichen als bildlichen Sinne vertraut zu werden; alle geltenden Sprichwörter; grammatiſche Nachweiſungen über die regelmäßigen und unregelmäßigen Conjugationen, ihre Abweichungen und Mangelhaftigkeiten; genaue Regeln über die ſo mißlichen Veränderungen der Participien, und beſtimmte Angabe der richtigen Schreib- und Sprechart vieler franzöſiſcher Zeitwörter, welche man immer falſch ſchreiben und ausſprechen wird, ſo lang als man ſich blos und allein nach ihrer Abſtammung oder ihrem Inhalte richtet.

Von J. Lendroy,

Profeſſor der franzöſiſchen Sprache und Mitarbeiter des großen Schwan'ſchen Wörterbuchs.

Zwei Theile, 100 Bogen im größten Lexikonformat. Rthlr. 3. 20 ggr. fl. 6. 30 kr., in Sarſenet gebunden Rthlr. 4. 8 ggr. fl. 7.

Die Univerſalität des deutſchen Geiſtes, die hohe Stufe der wiſſenſchaftlichen Bildung unſerer Nation, die Fortſchritte der Sprachwiſſenſchaft und Lexikographie ſtellen zunächſt folgende Anforderungen an ein gutes franzöſiſches Wörterbuch:

1. Die Bedeutungen der Wörter müſſen logiſch geordnet ſein. Nur dadurch, daß man die Bedeutungen eines Wortes genau in der Art, wie ſie ſich logiſch und faktiſch, pſychologiſch und hiſtoriſch aus einander entwickelten, an einander reiht, wird eine gründliche Kenntniß der Sprache erzielt; wer — wie dies ſo häufig in den Wörterbüchern geſchieht — die tropiſche Bedeutung eines Wortes voranſtellen kann, legt ſchon dadurch ſeine geiſtige Impotenz, ſeine gänzliche Unfähigkeit zu lexikographiſchen Arbeiten an den Tag.

2. Die Mundart des Tages und der Sprachſchatz, in welchem ſich dieſe bewegt, darf nicht einzige Rückſicht bei der Auswahl des zu gebenden Materials ſein, ſondern — worauf bisher die Wörterbücher durchaus nicht Bezug nahmen — jeder Ausdruck, den vorzügliche Schriftſteller, bis in die früheſten Zeiten hinauf, gebraucht haben, muß erläutert werden. Wer kann, bei der Lektüre des witzigen Rabelais zum Beiſpiel, ſich in unſern bisherigen Wörterbüchern Raths erholen? Und wie hoch ſteben Rabelais und ähnliche Autoren über der vergänglichen Modelektüre unſerer Zeit! Es läßt ſich ſonach mit Recht behaupten, daß der eigentliche Kern-Sprachſchatz des Franzöſiſchen in unſern Wörterbüchern bisher ganz gefehlt hat.

3. Die Ausdrücke, welche durch die neueren und neueſten Erfindungen in allen Zweigen der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe gangbar geworden ſind, müſſen ſorgfältigſt verzeichnet ſein. Es iſt unglaublich, wie ſehr ſich die franzöſiſche Sprache durch die Fortſchritte in der Kriegskunſt, in der Marine, durch die Entdeckungen in der Chemie u. ſ. w. bereichert hat. Welcher unſerer bisherigen Lexikographen hat aber das Journal de Chimie von Gay-Lussac und Arago, Thenards Chemie und ähnliche Werke Behufs ſeiner Arbeit geleſen? Wie kann aber jemand die Kühnheit haben, ein Wörterbuch zu ſchreiben, wenn er die wichtigſten und gangbarſten Zweige neuerer wiſſenſchaftlichen Fortbildung nicht kennt?

4. Ueberhaupt iſt Vollſtändigkeit, die ſich nach allen Seiten und Richtungen des geſelligen, induſtriellen, künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens hin verbreitet, eines der Haupterforderniſſe eines Wörterbuchs. Was ſoll man aber von Wörterbüchern ſagen, welche, wie einige der neueſten, auf den erſten Bogen einige hundert Wörter fehlen laſſen? Iſt dies bei den neueſten der Fall, ſo mag man daraus ſchließen, wie viel die früheren zu wünſchen übrig laſſen.

Wir dürfen behaupten, daß das Lendroy'ſche Werk dieſen vier Hauptanforderungen in jeder Weiſe vollkommen entſpricht, und daß wir, indem wir unſer „Neues Wörterbuch der deutſchen und franzöſiſchen Sprache“ in die Hände des Publikums geben, eine Arbeit liefern, an welche ein ganz anderer Maßſtab zu legen iſt, als an ähnliche Erzeugniſſe unſerer Zeit; daß der Verfaſſer ſeit einer langen Reihe von Jahren die gründlichſten Vorſtudien zu ſeinem Werke machte, und demſelben einen Fleiß weihte, der nur ſeinen ſeltenen Kenntniſſen gleich kommt, und daß ſein Werk, ſowohl was Vollſtändigkeit, Leichtigkeit und Zweckmäßigkeit des Gebrauchs, als höchſt bequemen Druck und Wohlfeilheit des Preiſes betrifft, vor allen übrigen Wörterbüchern ſich auszeichnet und jedem Alter und Stande empfiehlt.

Wörterbuch der deutſchen Sprache

in Beziehung auf Abſtammung und Begriffsbildung.

Von Konrad Schwenck.

48 Bogen in groß Lexikonformat. Rthlr. 2. 16 ggr. fl. 4. 30 kr.

Die deutſche Nation, welche überall, wo es ſich von wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen handelt, Europa als Muſter vorleuchtet und den erſten Rang unter deſſen gebildeten Völkerſchaften unbeſtritten einnimmt, bethätigte ihren Vorzug auch durch die gründlichſten Unterſuchungen über ihre Mutterſprache, und zwar mit einem Eifer, welcher die glücklichſten Reſultate herbeiführte. Welche kaum zu berechnenden und zu überſehenden Fortſchritte in allen Zweigen der deutſchen Sprachkunde, ſeit der fleißige Adelung ſein Wörterbuch der deutſchen Sprache dem Publikum vorlegte! Wie viel wurde namentlich für die Wortforſchung geleiſtet! — Aber das bisher angehäufte Material lag zerſtreut, in nicht immer anſprechender, der Mehrzahl der Nation nicht zuſagender Form, faſt ausſchließlich nur das Eigenthum weniger Gelehrten und Kenner vom Fach. Und doch hatte die gebildete Mehrzahl der Deutſchen die gerechteſten Anſprüche, mit den Reſultaten und Ergebniſſen einer auf die Ausbildung ihrer Sprache ſo lebendig, ſo ausgedehnt einwirkenden Zeit, und eines ſo erfolgreichen Strebens neuerer Sprachforſcher auf eine Weiſe bekannt zu werden, welche, gleich entfernt von trocknem, gelehrten Grübeln und kecker, windiger Hypotheſenſucht, unſern geſammten Sprachſchatz in Beziehung auf Abſtammung und Begriffsbildung vollſtändig einfach kurz und klar darſtellte. Dieſe eben ſo wichtige als ſchwierige Aufgabe löſ't das Wörterbuch der deutſchen Sprache des Herrn Dr. Schwenck, der dem Publikum bereits durch die gründlichſten Forſchungen in dem Gebiete der Etymologie rühmlichſt bekannt iſt. Mit ſicherem Takt hat er ſeine Aufgabe, nicht ſowohl den Fachgelehrten, als dem ganzen gebildeten Deutſchland ein Hand- und Hülfsbuch der deutſchen Sprachbildung vorzulegen, durchgeführt, und auf den zweideutigen Ruhm weitläufiger und gelehrter Ausführungen verzichtet, um durch Kürze, Gedrängtheit und Faßlichkeit bei den größeren Kreiſen des Publikums, welche er im Auge hatte und denen ſeine Forſchungen nur auf dieſem Wege nützlich werden konnten, einen Zweig des Wiſſens zu fördern, der jedem Gebildeten, jedem ächten Vaterlandsfreunde unentbehrlich iſt. — Aus dem Geſagten geht hinreichend hervor, daß wir den Deutſchen hier ein Nationalwerk darbieten, das die gerechteſten Anſprüche an die allgemeinſte Verbreitung hat, jedem Stand, Alter und Geſchlecht weſentlich nützlich iſt und in keiner Handbibliothek gebildeter Deutſchen fehlen darf. — Es iſt auf feinem weißen Velin gedruckt, und der Preis im Verhältniß zu andern ähnlichen Wörterbüchern deshalb ſo äußerſt billig geſtellt, damit der allgemeinſten Verbreitung deſſelben auch von dieſer Seite nichts entgegen ſtehe.

Rheiniſches Taſchenbuch

für das Jahr 1836. Herausgegeb. von Dr. Adrian. Mit 7 Stahlſtichen. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr.

* Inhalt: Kaiſer Siegmunds Hof. Hiſtoriſches Gemälde von W. Blumenhagen. — Sagen aus Irland von Adrian. — Saraſtro. Von E. Duller. — Türkiſches Glück. Genrebild. Von Freiherrn von Biedenfeld.

Die 7 Stahlſtiche ſind theils in England, theils von deutſchen Künſtlern gefertiget, und tragen das Gepräge der höchſten Vollendung.

Duller, E., Phantaſiegemälde für 1836.

Mit einem meiſterhaft ausgeführten engliſchen Stahlſtich. 8. cart. Rthlr. 1. 12 ggr. fl. 2. 42 kr.

Das Erſcheinen dieſer beiden, allgemein ſo ſehr beliebten Taſchenbücher, die ſich zu Weihnachts- und Neujahrs-Geſchenken ganz beſonders eignen, hat ſich dieſes Jahr verzögert; dagegen werden die Freunde derſelben in der artiſtiſchen und literariſchen Ausführung genügende Entſchädigung finden.

Nr. 2. Literariſche Beilage zum Phönix. 1836.

An den Eremiten.

Der Eremit hat ſich ereifert über meine Anzeige von Voß poetiſchen Werken welche in dieſem Blatte ſteht, jedoch gegen meine Gründe keine Gegengründe gegeben, ſondern was leichter iſt, allerlei Redensarten. Er meint, ich habe ja ſelber nicht gedichtet, und ſollte dies erſt thun, ehe ich Voß das Dichtertalent abſpreche. Dieſen trivialen Entſchuldigungsgrund ſchlechter Productionen gegen den Tadel derſelben hört man öfters im Leben, ſollte ihn aber in der Literatur nie hören wegen der Dummheit, welche darin liegt. Wenn ſich einer als Violinſpieler aufwirft und giebt ein Concert, ſo brauche ich nicht zu ſpielen, ſondern der Concertgeber, und er wird, wenn er mir die Ohren mit falſchen Tönen zerreißt, mit Recht von mir getadelt, ohne daß ich auch nur einen Ton auf der Geige ſtreichen kann. Der Tadel kann erſt gegen mich beginnen wenn ich auch zu geigen anfange, ohne es zu verſtehen, früher nicht. Eigentlich muthet mir der Eremit, der den Schalk unter der Kutte hat, zu; laſterhaft zu werden, indem er mich zum Dichten auffordert, denn ſchlechte Gedichte zu machen, iſt laſterhaft, und man ſoll die Leute davon abhalten, nicht aber ermuntern. Doch lieber Eremit, ich will es dir geſtehen, in den Tagen der Jugend war ich auch laſterhaft, ach lieber Eremit, ſehr laſterhaft, denn ich machte entſetzlich viele Gedichte, Grüneberger-Wein, Kehlenkratzer, wie du ihn wünſcheſt, und wahrlich Schwencks poetiſche Werke würden ein breites Oxhoſd Grüneberger geworden ſeyn, wie das Voßiſche Grüneberger Oxhoſd, aber du wirſt dich freuen, denn du biſt gewiß ein guter Chriſt, ich bin tugendhaft geworden, äußerſt tugendhaft, denn erſtlich habe ich alle jene Grüneberger Brut von der Erde vertilgt, und zweitens dichte ich nicht mehr, und bin kein Freund der Gedichte, welche keine ſind, ſo wenig als ich Kartoffelfuſel oder Grüneberger trinke; darum ſpreche ich auch gegen ſchlechte Gedichte, und halte dies für eine Buße meines früheren Laſters. Die Bemerkung Voß Luiſe gelte ſchon lange für ein gutes Gedicht iſt ſehr ſchlagend vom Eremiten beigebracht, wenn ſie gleich auch nicht den Nagel auf den Kopf, ſondern auf die Spitze trifft. Dergleichen beweiſt freilich nicht viel, klingt aber erbaulich, und das iſt ſchon etwas. Freilich kann man ſagen, es wird noch nicht ſo lange an dieſe Vortrefflichkeit geglaubt, als an die Hexen geglaubt worden iſt, und doch hörte man eines Tags auf mit dieſem Glauben, ſollte dies nicht auch mit der Luiſe möglich ſeyn? Denn bei Gott ſind alle Dinge möglich, und bei uns Menſchen viele. Sollte der Eremit einen literariſch gebildeten Mann zum Freund oder Nachbar haben, welcher ſich in eine Discuſſion meiner Gründe, welche ich im entſtehenden Fall erweitern und vermehren kann, einlaſſen mag, ſo halte ich es nicht unter meiner Würde, ihm in wiſſenſchaftlichem Ernſt Rede zu ſtehen, doch mich auf nichtsſagendes Wiſchiwaſchi in allgemeinen Phraſen und etwa gemeine Perſönlichkeiten einzulaſſen, halte ich unter derſelben. Damit lieber Eremit Gott befohlen.

Konrad Schwenck.

An die deutſchen Künſtler und Kunſtvereine.

Den Sinn für das Schöne in allen Herzen zu wecken, zu pflegen und zu läutern, in dieſem Geiſte auf alles hinzuweiſen, was die deutſche Kunſt erſchafft — — dieſer Zweck ſchwebte dem Herausgeber des Phönix bei der Gründung des Blattes vor. In wiefern er dieſem Ziele binnen der ſeither verronnenen Friſt näher gekommen, liegt zur Entſcheidung vor den Augen der Leſer des Phönix, deren Zahl mit jedem Vierteljahre zunimmt. Solche Theilnahme, welche die Schwierigkeiten, die ſich dem Phönix wie allem Werdenden entgegenſtemmten, überwinden half, verleiht dem jungen Unternehmen für das kommende Jahr die Mittel und das Vertrauen einer weiter verbreiteten und tiefer eingehenden Wirkſamkeit. Da man ſich jetzt überzeugen kann, daß an dem Phönix von allen Seiten kräftige Ausdauer verwendet, daß in dieſen Blättern das Solide und Tüchtige erſtrebt wird, ſo werden die deutſchen Künſtler und Kunſtvereine freundlich eingeladen, den „Phönix" als jenes Inſtitut zu betrachten, in welchem die Ehre deutſcher Kunſt einen Rednerſtuhl findet. Alle Zuſendungen von artiſtiſchen Novitäten (Kupfer- und Stahlſtichen, Lithographien, Holzſchnitten) zur Beurtheilung im Phönix, ſowie von Berichten über die Intereſſen deutſcher Kunſt, welche aus einzelnen Orten zur Kenntniß des ganzen Volkes gelangen ſollen, beliebe man an den Herausgeber Dr. Eduard Duller (per Adreſſe der Verlagsbuchhandlung von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main) zu richten.

Literariſche Anzeigen.

Die Inſertions-Gebühren betragen für die geſpaltene Zeile aus Petitſchrift oder deren Raum 1 gr. oder 4 kr.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neues
franzöſiſch-deutſches und deutſch-franzöſiſches
Wörterbuch,
deſſen franzöſiſche Abtheilung nach dem der franzöſiſchen Akademie, des Wailly und den beſten Quellen, die deutſche nach dem des Adelung, Campe und Heinſius bearbeitet iſt, und das in zwei Bänden ſo viel Hülfsmittel als die aus vier beſtehenden darbietet.

Zum Gebrauch aller Stände, der Erziehungsanſtalten, Gymnaſien, Lyceen u. Univerſitäten beider Nationen.

Enthaltend: die techniſchen Ausdrücke in den Wiſſenſchaften, Künſten und Gewerben; ein alphabetiſches Verzeichniß der Namen der Perſonen, Länder, Städte, Flüſſe und Berge, wenn ſie in der Ueberſetzung verſchieden ſind; die Angabe der richtigen franzöſiſchen Ausſprache, ſobald ſie bei einem Worte zweifelhaft ſein könnte; die Mehrzahl eines deutſchen Nennworts, wenn ſie abweichend iſt; eine Auswahl Beiſpiele mit üblichen Sätzen, um ſowohl mit ihrem eigentlichen als bildlichen Sinne vertraut zu werden; alle geltenden Sprichwörter; grammatiſche Nachweiſungen über die regelmäßigen und unregelmäßigen Conjugationen, ihre Abweichungen und Mangelhaftigkeiten; genaue Regeln über die ſo wichtigen Veränderungen der Participien, und beſtimmte Angabe der richtigen Schreib- und Sprechart vieler franzöſiſcher Zeitwörter, welche man immer falſch ſchreiben und ausſprechen wird, ſo lang als man ſich blos und allein nach ihrer Abſtammung oder ihrem Infinitiv richtet.

Von J. Fendrey,
Profeſſor der franzöſiſchen Sprache und Mitarbeiter des großen Schwan'ſchen Wörterbuchs.

Zwei Theile, 100 Bogen im größten Lexikonformat. Rthlr. 3. 20 ggr. fl. 6. 30 kr., in Sarſenet gebunden Rthlr. 4. 8 ggr. fl. 7.

Die Univerſalität des deutſchen Geiſtes, die hohe Stufe der wiſſenſchaftlichen Bildung unſerer Nation, die Fortſchritte der Sprachwiſſenſchaft und Lexikographie ſtellen zunächſt folgende Anforderungen an ein gutes franzöſiſches Wörterbuch:

1. Die Bedeutungen der Wörter müſſen logiſch geordnet ſein. Nur dadurch, daß man die Bedeutungen eines Wortes genau in der Art, wie ſie ſich logiſch und faktiſch, pſychologiſch und hiſtoriſch aus einander entwickelten, an einander reiht, wird eine gründliche Kenntniß der Sprache erzielt; wer — wie dies ſo häufig in den Wörterbüchern geſchieht — die tropiſche Bedeutung eines Wortes vorausſtellen kann, legt ſchon dadurch ſeine geiſtige Impotenz, ſeine gänzliche Unfähigkeit zu lexikographiſchen Arbeiten an den Tag.

2. Die Mundart des Tages und der Sprachſchatz, in welchem ſich dieſe bewegt, darf nicht einzige Rückſicht bei der Auswahl des zu gebenden Materials ſein, ſondern — worauf bisher die Wörterbücher durchaus nicht Bezug nahmen — jeder Ausdruck, den vorzügliche Schriftſteller, bis in die früheſten Zeiten hinauf, gebraucht haben, muß erläutert werden. Wer kann, bei der Lektüre des witzigen Rabelais zum Beiſpiel, ſich in unſern bisherigen Wörterbüchern Raths erholen? Und wie hoch ſtehen Rabelais und ähnliche Autoren über der vergänglichen Modelektüre unſerer Zeit! Es läßt ſich ſonach mit Recht behaupten, daß der eigentliche Kern-Sprachſchatz des Franzöſiſchen in unſern Wörterbüchern bisher ganz gefehlt hat.

3. Die Ausdrücke, welche durch die neueren und neueſten Erfindungen in allen Zweigen der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe gangbar geworden ſind, müſſen ſorgfältigſt verzeichnet ſein. Es iſt unglaublich, wie ſehr ſich die franzöſiſche Sprache durch die Fortſchritte in der Kriegskunſt, in der Marine, durch die Entdeckungen in der Chemie u. ſ. w. bereichert hat. Welcher unſerer bisherigen Lexikographen hat aber das Journal de Chimie von Gay-Lussac und Arago, Thenards Chemie und ähnliche Werke Behufs ſeiner Arbeit geleſen? Wie kann aber jemand die Kühnheit haben, ein Wörterbuch zu ſchreiben, wenn er die wichtigſten und gangbarſten Zweige neuerer wiſſenſchaftlichen Fortbildung nicht kennt?

4. Ueberhaupt iſt Vollſtändigkeit, die ſich nach allen Seiten und Richtungen des geſelligen, induſtriellen, künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens hin verbreitet, eines der Haupterforderniſſe eines Wörterbuchs. Was ſoll man aber von Wörterbüchern ſagen, welche, wie einige der neueſten, auf den erſten Bogen einige hundert Wörter fehlen laſſen? Iſt dies bei den neueſten der Fall, ſo mag man daraus ſchließen, wie viel die früheren zu wünſchen übrig laſſen.

Wir dürfen behaupten, daß das Lendroy'ſche Werk dieſen vier Hauptanforderungen in jeder Weiſe vollkommen entſpricht, und daß wir, indem wir unſer „Neues Wörterbuch der deutſchen und franzöſiſchen Sprache" in die Hände des Publikums geben, eine Arbeit liefern, an welche ein ganz anderer Maßſtab zu legen iſt, als an ähnliche Erzeugniſſe unſerer Zeit; daß der Verfaſſer ſeit einer langen Reihe von Jahren die gründlichſten Vorſtudien zu ſeinem Werke machte, und demſelben einen Fleiß weihte, der nur ſeinen ſeltenen Kenntniſſen gleich kommt, und daß ſein Werk, ſowohl was Vollſtändigkeit, Leichtigkeit und Zweckmäßigkeit des Gebrauchs, als höchſt bequemen Druck und Wohlfeilheit des Preiſes betrifft, vor allen übrigen Wörterbüchern ſich auszeichnet und jedem Alter und Stande empfiehlt.

Wörterbuch der deutſchen Sprache
in Beziehung auf Abſtammung und Begriffsbildung.
Von Konrad Schwenck.

48 Bogen in groß Lexikonformat. Rthlr. 2. 16 ggr. fl. 4. 30 kr.

Die deutſche Nation, welche überall, wo es ſich von wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen handelt, Europa als Muſter vorleuchtet und den erſten Rang unter deſſen gebildeten Völkerſchaften unbeſtritten einnimmt, bethätigte ihren Vorzug auch durch die gründlichſten Unterſuchungen über ihre Mutterſprache, und zwar mit einem Eifer, welcher die glücklichſten Reſultate herbeiführte. Welche kaum zu berechnenden und zu überſehenden Fortſchritte in allen Zweigen der deutſchen Sprachkunde, ſeit der fleißige Adelung ſein Wörterbuch der deutſchen Sprache dem Publikum vorlegte! Wie viel wurde namentlich für die Wortforſchung geleiſtet! — Aber das bisher angehäufte Material lag zerſtreut, in nicht immer anſprechender, der Mehrzahl der Nation nicht zuſagender Form, faſt ausſchließlich nur das Eigenthum weniger Gelehrten und Kenner vom Fach. Und doch hatte die gebildete Mehrzahl der Deutſchen die gerechteſten Anſprüche, mit den Reſultaten und Ergebniſſen einer auf die Ausbildung ihrer Sprache ſo lebendig, ſo ausgedehnt einwirkenden Zeit, und eines ſo erfolgreichen Strebens neuerer Sprachforſcher auf eine Weiſe bekannt zu werden, welche, gleich entfernt von trocknem, gelehrten Grübeln und kecker, windiger Hypotheſenſucht, unſern geſammten Sprachſchatz in Beziehung auf Abſtammung und Begriffsbildung vollſtändig einfach kurz und klar darſtellte. Dieſe eben ſo wichtige als ſchwierige Aufgabe löſ't das Wörterbuch der deutſchen Sprache des Herrn Dr. Schwenck, der dem Publikum bereits durch die gründlichſten Forſchungen in dem Gebiete der Etymologie rühmlichſt bekannt iſt. Mit ſicherem Takt hat er ſeine Aufgabe, nicht ſowohl den Fachgelehrten, als dem ganzen gebildeten Deutſchland ein Hand- und Hülfsbuch der deutſchen Sprachbildung vorzulegen, durchgeführt, und auf den zweideutigen Ruhm weitläufiger und gelehrter Ausführungen verzichtet, um durch Kürze, Gedrängtheit und Faßlichkeit bei den größeren Kreiſen des Publikums, welche er im Auge hatte und denen ſeine Forſchungen nur auf dieſem Wege nützlich werden konnten, einen Zweig des Wiſſens zu fördern, der jedem Gebildeten, jedem ächten Vaterlandsfreunde unentbehrlich iſt. — Aus dem Geſagten geht hinreichend hervor, daß wir den Deutſchen hier ein Nationalwerk darbieten, das die gerechteſten Anſprüche an die allgemeinſte Verbreitung hat, jedem Stand, Alter und Geſchlecht weſentlich nützlich iſt und in keiner Handbibliothek gebildeter Deutſchen fehlen darf. — Es iſt auf feinem weißen Velin gedruckt, und der Preis im Verhältniß zu andern ähnlichen Wörterbüchern deshalb ſo äußerſt billig geſtellt, damit der allgemeinſten Verbreitung deſſelben auch von dieſer Seite nichts entgegen ſtehe.

Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Rienzi,
der letzte Tribun.

Von dem Verfaſſer
des Eugen Aram, der letzten Tage Pompeji's &c.
Aus dem Engliſchen
von
O. von Czarnowski.
8. Geheftet. Drei Bände.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwers Werke.

17r, 18r und 19r Band.
Rthlr. 3.

Der berühmte Verfaſſer behandelt in dieſem ſeinem neueſten hiſtoriſchen Roman einen höchſt intereſſanten Stoff. Der Geſchichte im allgemeinen treu bleibend, entwickelt er den Charakter Rienzi's auf eigenthümliche Weiſe, und ſein Talent, ergreifende und erhabene Situationen herbei zu führen und zu ſchildern, durfte in dieſer Leiſtung noch ausgezeichneter erſcheinen, als in jenen Werken, deren Werth in ganz Europa ſo ſchnell und allgemein Anerkennung fand. Dieſe neueſte, ſo gelungene Schrift Bulwer's darf daher wohl mit Recht den Freunden belehrender und anziehender Lektüre empfohlen werden.

Taſchen-Ausgabe
von

E. L. Bulwers ſämmtlichen Werken.

7s, 8s, 9s und 10s Bändchen.

Auch unter dem Titel:

Rienzi,
der letzte Tribun.

16. Geheftet. Vier Bändchen.
Rthlr. 1.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Bilder ohne Rahmen.

Inhalt: Der Verſtoßene. Il carbonaro. Der Kosmopolit. 2 Bände, broſchirt. Rthlr. 3. fl. 5. 21 kr.

Die „Bilder ohne Rahmen" des talentvollen Verfaſſers „der Wanderjahre" werden ſich durch die in ihnen niedergelegte Gedankenfülle, wie auch durch ihr poetiſches Gewand dem gebildeten deutſchen Publikum vortheilhaft empfehlen. Die Verlagsbuchhandlung unterläßt es eine Lobrede vorausgehen zu laſſen, wo die Sache ſelbſt bei einem geiſtigen Publikum ſich Eingang verſchaffen wird.

N. G. Elwert zu Marburg.

Nr. 4. Literariſche Beilage zum Phönix. 1836.

Bülletin muſikaliſcher Neuigkeiten.

In dem Maße, als der Kreis unſerer Leſer ſich erweitert, ſoll auch unſere Zeitſchrift an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit gewinnen. Zu dieſem Zweck eröffnen wir dieſe neue Rubrik, welche von nun an in unſeren Blättern eine ſtändige iſt. Die bedeutendſten neuen Werke der Tonkunſt ſollen darin zur Kenntniß eines größeren Publikums gelangen. Einſendungen von ſolchen muſikaliſchen Novitäten erbitten wir uns portofrei, oder auf dem Wege des Buchhandels, unter der Adreſſe des Herrn J. D. Sauerländer.

Frankfurt a. M., im März 1836.

Die Redaktion des Phönix.

1) Introduction et polonaise pour le piano-forté avec accompagnement de l'orchestre, par Ferd. Ries. Op. 174. chez Fr. Ph. Dunst. Francfort sur le Mein.

Es gewiß jedem Clavierſpieler erfreulich, wenn Männer wie F. Ries, immer noch fruchtbar iſt den neuern, in ihren Compoſitionen für obiges Inſtrument zum Theil leider ſo ſehr ausgearteten Componiſten das Feld noch nicht räumen. Nichtsſagendes Paſſagen-Weſen vermag wohl zum Erſtaunen hinzureißen, das Gefühl aber, was vorzugsweiſe den Ausſchlag zur Beurtheilung der Compoſition geben ſollte, geht leer aus. — Obige Polonaiſe beurkundet den Meiſter, der frei und ſelbſtſtändig zu ſchreiben vermag, dem nicht die Taſtatur anklebt. Die Compoſition iſt großartig, brillant, und erfordert einen geübten Clavierſpieler insbeſondere, wenn er in den Geiſt deſſelben eindringen, und die wohlberechneten Effecte im Sinne des Componiſten vortragen will. Das Andante als Introduction iſt nicht zu lang, wie man heut zu Tage nicht ſelten breite und langweilige Einleitungen der Art findet. Das Thema deſſelben mit ſeinem hervorſtechendem Rythmus benutzt der Componiſt in der Vereinigung der Soloſtimme mit der Begleitung ſchön und mannigfach, ohne der erſten zu ſchaden. Dem Andante ſchließt ſich, mittelſt einer ſchönen Einleitung durch das Accompagnement, das ſehr gefällige Thema der Polonaiſe an. Der Mittelſatz enthält, nach der guten Einrichtung eines denkenden Componiſten, die größten Schwierigkeiten. Eine zweckmäßige Abwechslung mit ſchönen, mehr ruhigen Geſangſtellen, geben dem Mittelſatze Mannigfaltigkeit und führen zu einem brillanten Schluß. Die Inſtrumentation iſt durchgängig meiſterhaft. Ueberall erſcheint dieſelbe ſelbſtſtändig, und ohne der Soloſtimme nur im mindeſten zu ſchaden, löst ſie vielmehr ihre Aufgabe trefflich, indem ſie da, wo es Noth thut, unterſtützt, und die wohldurchdachten Effecte kräftig hebt. Eine günſtige Aufnahme dieſer Compoſition läßt ſich gewiß erwarten. 12.

2) Concertino pour la flûte op. 100 und Rondo brillant pour deux flûtes, Op. 100. Beide componirt von D. Fürſtenau. Offenbach sur le Mein chez Jean André.

Gute Concerte für die Flöte ſind gewiß nicht im Ueberfluß vorhanden. Es iſt daher ſehr erfreulich, etwas Gehaltvolles zu Geſicht zu bekommen. Das Concertino des bekannten und fleißigen Virtuoſen Fürſtenau zeichnet ſich rühmlich unter dem Wuſte von mittelmäßigen Compoſitionen für dieſes Inſtrument aus, und iſt ganz darauf hingearbeitet, alle Vorzüge eines Virtuoſen hervorzuheben.

Der erſte Satz, Allegro moderato (h moll), voll lieblicher Melodieen, hat einen melancholiſchen Charakter, und iſt nicht zu lang. Der zweite Satz, Adagio cantabile (h dur), drückt ruhige Heiterkeit aus und iſt äußerſt zart gehalten. Der dritte Satz Rondo Allegro (h moll), ſehr brillant, giebt dem Spieler vollauf zu thun und hinlänglich Gelegenheit zur Bravour. Ueber das ſehr anſprechende Thema ſind effectvolle Paſſagen in gebrochenen Accorden angebracht und das ganze ſchließt ſehr raſch in dem verwandten d dur. Die Mühe dieſes Concert einzuſtudiren iſt gewiß belohnend, und, gut ausgeführt, muß es recht angenehme Wirkung hervorbringen.

Das Rondo für zwei Flöten enthält keine großen Schwierigkeiten, nur gebildete Dilettanten wird es angenehm unterhalten. Bei dieſer Gattung Muſik, ſoll ſie dem Kenner Intereſſe einflößen, müſſen alle contrapunctiſchen Künſte losgelaſſen, Terzen in Sexten Gängen ſo viel als möglich vermieden werden, und auf keinen Fall ſich oft wiederholen. Daher die Klage über das Langweilige eines Concerts für zwei Flöten, weil die meiſten Flöten-Virtuoſen wenig von contrapunctiſcher Kunſt verſtehen. Dreßlers vortreffliche Duetten dürften ihnen im zweiſtimmigen Satze zum Muſter dienen.

Literariſche Anzeigen.

Die Inſertions-Gebühren betragen für die geſpaltene Zeile aus Petitſchrift oder deren Raum 1 gr. oder 4 kr.

Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Tante Pontypool.
Roman,
aus dem Engliſchen
von
C. Richard.
8. Drei Bände elegant geheftet, Preis 4 Thlr. fl. 7. 12 kr.

Dieſer ſo eben in London erſchienene, höchſt geiſtreiche und anziehende Roman hat die Engliſche Modewelt in überraſchender Weiſe gefeſſelt; wir dürfen mit Grund annehmen, daß ihm in Deutſchland eine gleich günſtige Aufnahme zu Theil werden wird.

Für Lithographen, Kupferſtecher, Schriftſchneider und Freunde der Kalligraphie.

Ausführliche Subſcriptionsanzeigen
von dem in 6 Heften erſcheinenden wichtigen Werke:
Die Graviermanier oder der Steinſtich,
herausgegeben von W. Dondorf,
à Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr. Heft in Royalquart mit ſechs Steinſtichen und 3 bis 4 Bogen erläuterndem Text,

ſind durch alle Buchhandlungen gratis zu haben, woſelbſt auch Subſcriptionen angenommen werden.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Für Leſe-Bibliotheken und Zirkel.

Lukiano's Werke. Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet von **Joh. Minckwitz.** I. Theil: Der Traum. Der Hahn. Der Menſchenfeind. Die Freundſchaft. Göttergeſpräche. Todtengeſpräche. 8. (32½ B. Velinpap.) geh. 2 Thlr.

Die neueſte Arbeit des, als Ueberſetzer der griechiſchen Tragiker rühmlichſt aufgetretenen Gelehrten, darf in keiner guten Bibliothek fehlen.

Marbach, G. O., über moderne Literatur. In Briefen an eine Dame. I. Sendung. Einleitung. **Menzel.** 8. (9 Bogen Velinp.) geh. 16 Gr.

Die folgenden Sendungen werden die Namen Heine, Börne, Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt, Kühne, Rahel, Bettina ꝛc. tragen. Das ganze wird eine Beſprechung aller Richtungen moderner Literatur nach ihren Tendenzen, vom Standpunkte der durch Göthe begründeten Weltanſchauung, enthalten, und dürfte als ſehr zeitgemäß erſcheinen.

R. Montgomery Martin, die Britiſchen Colonien, nach ihren geſchichtlichen, phyſiſchen, ſtatiſtiſchen, adminiſtrativen, finanziellen, merkantilen und übrigen ſocialen Beziehungen. Aus dem Engliſchen bearbeitet von **Dr. P. Friſch.** Zweite Liefg. **Weſtindien.** gr. 8. (12½ B. Velindruckp.) geh. 1½ Thlr.

Dieſes in ſeiner Art einzige, faſt officielle Werk iſt in Groß-Britannien mit dem entſchiedenſten Beifall aufgenommen worden, wie 44 Beurtheilungen in den engliſchen Zeitſchriften beurkunden. — Die 1. Lieferung, Oſtindien koſtet auch 1½ Thlr. — Die 3. Lieferung, Nordamerika, iſt unter der Preſſe. Wir dürfen auf den Dank der gebildeten Leſewelt rechnen, ihr eine ſo gediegene Lectüre dargeboten zu haben.

Leipzig, im Januar 1836.

J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung.

Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Der Geächtete.

Roman

von

S. C. Hall.

Aus dem Engliſchen

von

C. Richard.

8. Drei Bände, geheftet, Preis 4 Thlr.

Leſer, die ſich an der genußreichen Unterhaltung erfreuten, die ihnen der Bucanier gewährte, werden in dieſem aus derſelben Feder gefloſſenen Romane und bei den Schilderungen aus einem frühern verhängnißvollen Zeitabſchnitte, eine nicht minder anziehende Lektüre finden.

Die Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig erlaubt ſich auf nachſtehende ſchönwiſſenſchaftliche Schriften, die ſoeben in ihrem Verlage erſchienen, aufmerkſam zu machen:

Bührlen (Friedrich Ludwig), der Flüchtling. Lebens- und Sitten-Gemälde aus der neueſten Zeit. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verfaſſer iſt durch ſeine frühern Leiſtungen bereits vortheilhaft bekannt.

Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunſt und Wahrheit begeiſterter Freunde. Mit königl. würtemb. allergnädigſtem Privilegium gegen den Nachdruck. (Zweiter Band.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Der erſte Band dieſer anſprechenden Sammlung erſchien 1831 und koſtet 1 Thlr. 8 Gr.

Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Neue Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Die erſte Sammlung dieſer Gedichte, welche mit ungetheiltem Beifall überall aufgenommen wurde, erſchien im vorigen Jahre (1 Thlr. 12 Gr.)

Koenig (H.), die Bußfahrt. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 16 Gr.

Von dem Verf. erſchien früher in meinem Verlage der bekannte Roman „die hohe Braut“ (2 Thle., 4 Thlr.), und binnen Kurzem haben wir von ihm einen neuen Roman: „Die Waldenſer,“ zu erwarten.

Wieſe (S.), drei Dramen. I. Die Freunde. II. Paulus. III. Bethoven. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Mehr und mehr finden die Leiſtungen des Verf. die verdiente Anerkennung. Im vorigen Jahre erſchienen von ihm ebenfalls „Drei Trauerſpiele“ (1 Thlr. 12 Gr.)

Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt:

Japhet, der den Vater ſucht.

Roman

von

Capitain Marryat.

Aus dem Engliſchen

von

C. Richard.

8. Drei Bände, geheftet, Preis 4 Thlr.

Der Pirat, und die drei Kutter.

Seebilder

von

Capitain Marryat.

Aus dem Engliſchen,

von

C. Richard.

8. Zwei Bände, geheftet, Preis 2 Thlr.

Zwei neue Erſcheinungen, womit der beliebte Verfaſſer ſo eben die Leſewelt beſchenkt hat. Im Japhet finden wir die anziehendſte, ſtets in Spannung erhaltende Schilderung eines höchſt ereignißreichen Lebens auf feſter Erde, während der Verfaſſer in den beiden genannten Seebildern ſich gleichſam wieder in ſein Element zurückverſetzt.

In Commiſſion bei J. G. Müller in Gotha, ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte von Adolph Bube. Zweite Auflage. gr. 8. in eleganten Umſchlag geheftet. **Preis 16 Gr.** ſächſ. oder 1 fl. 12 rhein.

Zur Empfehlung dieſer Gedichtſammlung erinnern wir unter Andern an die früheren Recenſionen derſelben, die in ihnen ein ausgezeichnetes Dichtertalent, Geiſt, Geſchmack und Bildung durch die klaſſiſchen Alten, insbeſondere Sinn für das Ernſte und Würdige, große Gewandtheit in Einkleidung gegebener Stoffe, und eine Behandlung derſelben, angemeſſene Einfachheit und Kraft anerkennen.

Forſt- und Jagdwiſſenſchaft.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erſcheint auch im Jahr 1836 die allgemeine

Forſt- und Jagdzeitung,

herausgegeben vom Forſtmeiſter Behlen. 12 Monathefte mit Lithographien. gr. 4. Rthlr. 4. 16 gr. fl. 8. 24 kr.

* Durch die mit Sachkenntniß geleitete Redaction und die vermehrte Anzahl neuer rühmlichſt bekannter Mitarbeiter, erfreut ſich dieſe Zeitſchrift in neuerer Zeit einer bedeutend vermehrten Theilnahme. Das erſte Heft kann durch alle Buchhandlungen zur Anſicht bezogen werden.

Im vorigen Jahr erſchien:

Lehrbuch der Jagdwiſſenſchaft

in ihrem ganzen Umfange, zum Gebrauche bei öffentlichen Vorleſungen und beim Selbſtſtudium, vom Forſtmeiſter Behlen. gr. 8. Rthlr. 1. 20 gr. fl. 3. 12 kr.

* Dieſes neueſte und nach den ausführlichen kritiſchen Anzeigen beſte Werk in dieſem Fach, iſt bereits in den bedeutenderen Forſt-Lehranſtalten als Compendium eingeführt.

* * *

Nr. 5. Literariſche Beilage zum Phönix. 1836.

Bülletin muſikaliſcher Neuigkeiten.

3) **Grand concert concertant pour piano, violon et violoncelle, avec accompagnement d'orchestre, composé par L. v. Beethoven, oeuvre 56, en partition. Francfort sur le Mein, chez Fr. Ph. Dunst.**

Eine erquickliche Erſcheinung für denkende Muſiker und Dilettanten iſt dieſe vierte Lieferung der Beethoviſchen Concerte in Partitur. Wer ſich mit Beethoviſchen Werken eine Zeitlang aufmerkſam beſchäftigt hat, wird ganz von dem Werthe eines Werkes durchdrungen ſein, welches wie dieſes die erhabenſten Pointen der muſikaliſchen Literatur in ſich vereint. Vorliegendes Concert zeugt unläugbar von der großartigen Originalität dieſes Meiſters, der es darauf angelegt zu haben ſcheint ſich damit ſelbſt eine Aufgabe zu löſen zu geben.

Hier ſollen drei ihrem Weſen nach verſchiedene Inſtrumente glänzend hervortreten, ihren eignen Weg ſelbſtſtändig gehen, und doch wieder im Einklange einer verſöhnenden Harmonie gebracht werden. Beethoven hat dieſe verſchiedenen Elemente mit dem Zauberſtabe ſeines Genius zu einem großen Ganzen vereinigt. Daß die Executanten vollkommen Stoff haben, mit ihrer geiſtigen auch ihre praktiſche Ader erfolgreich zu entwickeln, brauche ich nicht hinzuzufügen. Die einzelnen Schönheiten eines muſikaliſchen Werkes zergliedern zu wollen, halte ich immer für einen Eingriff in das äſthetiſche Gefühl. Man ſpiele, man höre und empfinde. Die ſubtilſte Kritik ſogar vermag ja kaum mehr, als die Außenſeiten des Kunſtwerkes zu berühren. So reich Beethoven ſeine Symphonieen inſtrumentirt, ſo ſorgfältig er jedes Inſtrument, beſonders die Harmonie bedachte, ſo ſehr hat er bei ſeinem Concerte ökonomiſirt. Ganz beſorgt für die Soloſpieler, welche allein die Aufmerkſamkeit des Zuhörers an ſich ziehen ſollen, hält er das Orcheſter einfach, und häufig untergeordnet; und nur ſelten läßt er es an der Zergliederung und Durchführung eines Satzes weſentlich Theil nehmen. Mozart hingegen hat in ſeinen Concerten das Orcheſter ſo weſentlich gehalten, daß man ſagen konnte, es ſeien Symphonieen mit obligatem Clavier.

Unſer Concert iſt in ganz eigner Art behandelt. Es beſteht eigentlich nur aus zwei Hauptſätzen, nemlich aus einem 1ſten Allegro (c dur), in einer Polonaiſe (c dur), welcher ein kleines Adagio (as dur) als Einleitung vorangeht. Das 1ſte Allegro iſt in großartigem Style geſchrieben. Bei den Tutti's gebraucht es das volle Orcheſter, doch beim Eintritt der Soloſtimme ſchweigt jedesmal die ganze Harmonie, und das Quartett benutzt er, nicht in Figuren, ſondern nur als leichte Unterſtützung. Die Lücke, welche durch das Schweigen der Blasinſtrumente entſtehen konnte, weiß Beethoven höchſt originell auszufüllen, indem er die Hörner, Paucken und Trompeten da gebraucht, wo es die Tonart zuläßt.

Der letzte Satz iſt faſt eben ſo gehalten, nur daß die Harmonie (jedoch ohne Rückſicht auf eine techniſche Ausarbeitung oder Durchführung der drei Sätze) etwas mehr hervortritt. Dieſe reizende Polonaiſe iſt allbekannt; wenn auch nicht im Original, doch durch die mehrfachen Uebertragungen, namentlich für das vierhändige Clavierſpiel. Beethoven hat ſich hier als ſcharfer Denker gezeigt. Es wäre ihm ein leichtes geweſen, die Begleitung mit melodiſchen Figuren, dem Hauptſatze entnommen, zu ſchmücken, und es wie jedes andere Tonſtück auszuarbeiten, aber er hatte ſein Augenmerk nur auf die drei Soloſtimmen, die den Zuhörer allein beſchäftigen ſollten. Auf alle Fälle feiert Beethoven in dieſem Concerte einen ſeiner ſchönſten Triumphe.

Die Herausgabe dieſer acht herrlichen Concerte verdient großes Lob. Herr Dunſt hat ſich früher ſchon durch die Herausgabe ſämmtlicher Clavierwerke Beethovens ein beſonderes Verdienſt erworben.

Literariſche Anzeigen.

Die Inſertions-Gebühren betragen für die geſpaltene Zeile aus Petitſchrift oder deren Raum 1 gr. oder 4 kr.

Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Paris und die Pariſer
im Jahre 1835,
von
Frances Trollope,
der Verf. von „Belgien und Weſt-Deutſchland im Jahre 1833,“ „Tremordyn Cliff“ ꝛc.
Aus dem Engliſchen überſetzt
von
O. v. Czarnowski.
In drei Bänden. 8. Elegant geheftet. Rthlr. 3.

Die Verfaſſerin beurtheilt in dieſem Werk mit der ihr eingenthümlichen feinen und ſcharfen Beobachtungsgabe die neueſten Pariſer und Franzöſiſchen Zuſtände, und zieht beſonders intereſſante Vergleichungen zwiſchen den geſelligen Verhältniſſen in Frankreich und in England. Das Salon-Leben in Paris wird ſehr lebendig geſchildert, und das Werk iſt überhaupt als ein ſehr ſchätzenswerther und unterhaltender Beitrag zur National- und Sittenkunde zu empfehlen.

Im Verlage der Plahn'ſchen Buchhandlung (L. Nitze) in Berlin iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

„König und Freiheit.“
Ein Sendſchreiben wider die falſchen Propheten unſerer Zeit. 8. Geh. 26¼ Sgr.

Für Lithographen, Kupferſtecher, Schriftſchneider und Freunde der Kalligraphie.

Ausführliche Subſcriptionsanzeigen
von dem in 6 Heften erſcheinenden wichtigen Werke:
Die Graviermanier oder der Steinſtich,
herausgegeben von **W. Döndorf,**
à Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 xr. Heft in Royalquart mit ſechs Steinſtichen und 3 bis 4 Bogen erläuterndem Text,
ſind durch alle Buchhandlungen gratis zu haben, woſelbſt auch Subſcriptionen angenommen werden.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Museum Senckenbergianum.

Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Main. Band II. Heft 1, mit Tafel I — VI. gr. 4. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Inhalt: Neuer Nachtrag von Beschreibungen und Abbildungen neuer Fische, im Nil entdeckt von Dr. Ed. *Rüppel*. — Ueber Pflanzenausbildungen, von Dr. G. *Fresenius*. — Die Torfgebilde von Enkheim und Dürrheim, in Rücksicht ihrer animalischen Einschlüsse, von H. von *Meyer*. — Beiträge zur Flora von Abyssinien, von Dr. G. *Fresenius*.

Preis des I. Bandes 1s — 3s Heft, mit 18 Tafeln. Rthlr. 4. 16 gr. fl. 8. 10 kr.

Gedichte

von Ludwig Bechſtein. gr. 8. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Ludwig Bechſtein wurde bei ſeinem erſten Auftreten in der literariſchen Welt vom deutſchen Publikum als einer der liebenswürdigſten jüngeren Dichter begrüßt; man fand in ſeinem Todtentanz, in ſeinem Fauſt, in ſeinem Luther Adel der Geſinnung mit Wohllaut des Ausdrucks, Wahrheit der Empfindung mit lieblicher Natürlichkeit der Darſtellung gepaart, und erkannte als Charakteriſtiſches des Dichters einen friſchen Schmelz des Frühlings, der alle ſeine Dichtungen wie eine zarte Laſur überhaucht. Alle dieſe Vorzüge, welche ſeine größeren Dichtungen auszeichnen, finden ſich in weit höherem Grade an ſeinen kleineren Gedichten, welche hier zum erſtenmal geſammelt erſcheinen, ja es läßt ſich vielleicht ſogar behaupten, daß in dem einfachen herzlichen Liede, in der heimiſchen Sage die Eigenthümlichkeit unſeres Dichters ſich in den lebhafteſten Farben zeigt. Die zahlreichen Freunde Bechſteins werden durch dieſe ſorgfältig ausgewählte Sammlung ſeiner Dichtungen gewiß vermehrt werden.

Die Kreolin und der Neger.

Galerien romantiſcher Bildwerke. Von Emerentius Scävola. Erſte Galerie: Der Königsenkel. — Die Kreolin. — Deſſalines. — 3 Theile. 8. Geh. Rthlr. 4. 12 gr. fl. 7. 30 kr.

E. Scävola nimmt unter den neueſten deutſchen Roman-Dichtern einen hohen Rang ein; ſeine unerſchöpfliche Combinationsgabe, ſeine pſychologiſche Virtuoſität, ſeine Kunſt, das Intereſſe des Leſers wie durch magiſche Kraft zu feſſeln und zu leiten, der tiefe Fond ſeiner ernſten Lebensanſichten, das ſociale Element, auf welchem er alle ſeine Romane aufbaut, haben ihn zu einem Lieblingsſchriftſteller der gebildeten Welt gemacht. Sein neueſter Roman ſpielt auf einem Terrain und in einer Epoche, welche einem uns noch nahe liegendes geſchichtliches Intereſſe die Folie eines poetiſchen und politiſchen unterbreiten. Die angeborne Freiheit mit dem Schlagſchatten der Sclaverei, Barbarei und Humanität im Kampf, und über allen die Liebe, wie ein Seraph ſchwebend, bilden das Grundthema; der Schauplatz iſt Domingo und einer der Haupthelden iſt der furchtbare Deſſalines.

Deutſch-franzöſiſch-engliſches phraſeologiſches Handbuch der Handels-Correſpondenz und des Geſchäftsſtyls.

Von F. L. Rhode.

Erſter Band. A — J. Rthlr. 1. 6 gr. fl. 2.

Dieſes Werk umfaßt ſyſtematiſch die ganze Geſchäfts-Correſpondenz über Waaren- und Wechſelgeſchäfte, See- und Papierhandel, Empfehlungs- und Wechſelbriefe, contractliche und ſtrittige Verhandlungen, Waarenartikel und deren Verpackung, Buchführung u. ſ. w., in den drei genannten Sprachen in allen üblichen kaufmänniſchen Phraſen. Man findet darin unter jeder Rubrik eine Sammlung der in Geſchäftsbriefen und Verhandlungen vorkommenden Redensarten zuſammengeſtellt, um ſchnell nachſchlagen zu können, wie man das was man ſagen will, nicht allein auf eine techniſch richtige Weiſe, ſondern auch in mannigfach verſchiedenen Wendungen geben kann.

Der zweite und letzte Theil dieſes für jeden Geſchäftsmann nützlichen und nothwendigen Handbuchs erſcheint binnen Kurzem, und überſteigt auf keinen Fall den Preis des erſten Theils.

Washington Irving's ſämmtliche Werke.

54 — 56s Bändchen. Erzählungen von der Eroberung Spaniens. 12. Geh. Auf Velinpapier 12 gr. 48 kr. Auf ordinair Papier 8 gr. 36 kr.

Wer erinnert ſich nicht mit lebhaftem Vergnügen an W. Irving's klaſſiſches Skizzenbuch von der Alhambra? Ein muſterhafter Pendant zu jenem Buche iſt ſein neueſtes Werk: Erzählungen von der Eroberung Spaniens. Aller Aufwand von Rhetorik würde nicht eine ſolche Wirkung hervorbringen als die an antike Vorbilder erinnernde plaſtiſche Einfachheit, mit welcher W. Irving den an und für ſich ſchon durch das Abentheuerliche der Schickſale, und durch die Tüchtigkeit der hiſtoriſchen Charaktere höchſt intereſſanten Stoff erzählt.

Victor Hugo's ſämmtliche Werke.

1r—8r Band. Subſcriptionspreis per Bd. 9 ggr. 36 kr.

Dieſe Bände enthalten: Biographie und Charakteriſtik Victor Hugo's von Profeſſor Dr. Adrian. — Han von Island; — Lucretia Borgia; — Maria Tudor; — Angelo, Tyrann von Padua; — Marion de Lorme; — der letzte Tag eines Verurtheilten; — Mirabeau; — Voltaire; — Walter Scott; — de la Mennais; — Lord Byron; — Bug Jargal; — Ymbert Galloix; — Dovalle; — Cromwell; — der König amüſirt ſich; — Hernani. — Das Ganze, mit den bis jetzo erſchienenen neueſten Schriften, wird in 14 Bänden in einigen Monaten vollendet ſein.

Wir erwähnen noch, daß wir Victor Hugo's ſämmtliche Werke geben, und ſchon deßhalb mit den in Stuttgart erſcheinenden ausgewählten Schriften in keinerlei Verwechslung gerathen dürfen.

Marienbüchlein.

Geſänge aller Zeiten und Völker zu Ehren der Allerheiligſten Jungfrau. Ein Buch der Andacht und frommen Erhebung. Herausgegeben von Dr. J. B. Rouſſeau. Mit 1 Titelkupfer u. lithographirtem Titel. 33 Bogen. 8. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. In gepreßten Saffiandecken und Goldſchnitt. Rthlr. 1. 12 ggr. fl. 2. 42 kr.

Die Herren Erzbiſchöfe von Köln und Freiburg, ſo wie die Biſchöfe von Paderborn, Münſter, Trier, Fulda, Limburg, Speier, ſo wie die Ordinariate von Mainz, Aachen u. ſ. w., haben dieſes Werk ſorgfältig geprüft und es als eine der intereſſanteſten Erſcheinungen im Gebiete der katholiſchen Literatur beſtens empfohlen.

Höchst wichtiges Werk für Veterinair-Aerzte, Kavallerie-Officiere, Schmiede und jeden Pferde-Besitzer.

Der Bau und die Verrichtungen des *Pferde-Hufes.*

Nebst einer durch Erfahrung bewährt gefundenen

neuen Beschlags-Methode.

Von *Bracy Clark.*

Aus dem Englischen der zweiten Auflage, von F. L. *Rhode*. Zweite vermehrte Auflage, mit 22 lithographirten Tafeln. gr. 4. Geheftet. Rthlr. 2. 9 gr. fl. 4.

Phönix.

Herausgegeben
von
Dr. Eduard Duller.

Zweiter Jahrgang 1836.

Zweites Halbjahr. (1. Juli bis 31. December).

Mit artiſtiſchen und literariſchen Beilagen (Intelligenzblatt 6 — 12).

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Inhalt des Phönix.

(Juli bis December 1836).

Die Zahlen zeigen die Nummer der Stücke an.

Novellen und Sagen.

Adrian, Bilder aus Irland. 212—215. 225—230
Andreasnacht. (Alter Volksglaube). 275—276.
Bahrs, K., der Gotteslaͤugner. 180—194.
Bojar und Fürſt. 285—290.
Belani, Genrebilder aus Südtyrol. 253—256.
Biedenfeld, Fr. v., die Spanierin. 168—176.
Crofton Crooker, Ned Sheehy's Ausrede. 299—301.
Duller, E., Ahasver (Bruchſtück). 259—262.
Der Freiball. 270—272.
G. u. E. v. H., Olivier 228—230.
Künzel, H., die Chriſtnacht. 304.
Die Todtenkapelle der Kapuziner in Palermo. 304—306.
Mettingh, Ph. v., die Marquiſe von Saint-Prie. 196—211.
Oertel, v. die einſamen Gräber. 177—197.
Nauße, J. H., der Hauptmann Don José Buſtamante. 277—281.
Scavola, Emer. v., Duina. 154—167.
Storch, Ludwig, die Meſſiasbraut. 216—222.
Theophraſtus Paracelſus (Sage). 218.
Zwei Kapitel aus der Geneſis der Irokeſen. [illegible]

Poeſie.

I. Lyriſche.

Bechſtein, Ludwig, an Nanny's Becher. 157—158.
Vaterſegen. 307.
Buchner, Karl, Nachruf an Grabbe. 231.
Daumer, Gedichte aus Bettinens Seele. 294.
Dingelſtedt, Franz, Herbſtlieder. 223. 225.
Duller, Eduard, Eine Sendung. 262.
Die Schutzengel. 292.
Freiligrath, F., Landvinette. 166—167.
Meine Stoffe. 174.
Der Mohrenfürſt. 273.
Ueberſetzungen aus Victor Hugo:
1) Napoleon II. 182—187.
2) Hochzeiten und Feſte. 222.
3) Dämmerungsgeſänge. 232. 233. 237. 238.
Gaudy, F. Frh. v., der Brüder Fehde. 161—163.
Neue Lieder. 194—198.
Grün, Anaſtaſ., der Grenzſoldat. 265.
Der Friedhof im Gebirge. 265.
Hub, Ignaz, Sylveſternacht. 310.
Marggraff, H., Liebe und Leben. 216.
Der Todtengräber von Münſingen. 228.
Das Buch des Lebens. 300.
Ottenheimer, H., wie lieb' ich's? 196.
Die Todesſängerin. 206.
Plönnies, Louiſe v. (Alfred), die Gewitternacht auf der Linde. 171—172.
Die Legende vom heiligen Rupert. 295—296.
Rückert, Friedrich, Bruchſtücke. 156. 180. 260.
Ungenannter, die Nacht des Aufſtandes. 307.
Vogl, J. N., die Sendung der Engel. 180.
Wetzel (aus deſſen Nachlaß, mitgetheilt von J. Funck), Flausrock's Poeſie. 284.
Wihl, L., der Dichter. 291.

II. Dramatiſche.

Bauernfeld, Scene aus dem Luſtſpiele: Der literariſche Salon. 213.
Grabbe, Chr. D., drei Bruchſtücke aus der „Herrmannſchlacht.“ 234.
Raimund, Ferd., „Alpenkönig und Menſchenfeind“ (Bruchſtücke). 256 bis 258.

Deutſche Literatur.

Adrian, rheiniſches Taſchenbuch. 238.
Alpenroſen, 305.
Amalie, Prinzeſſin von Sachſen, Originalbeiträge zur deutſchen Schaubühne. 274.
Angely, neueſtes kom. Theater. 224. 298.
Angelſtern, W., das Teſtament. 227.
Azerodt, D., Abenteuer des Odyſſeus. 310.
Baggeſen. 220.
Baudiſſin, Graf, Ben Jonſon und ſeine Schule. 281.
Bauer, L., die Ueberſchwenglichen. 228.
Bechſtein, L., thüringiſcher Sagenſchatz. 168.
Fahrten eines Muſikanten. 310.
Belani, H. E. R., der Geächtete. 227.
Tyrol 1809. 300.
Berthold, Novellen. 281.
Bornſtädt, Pariſer Silhouetten. 188.
Buchner, deutſches Taſchenbuch. 287.
Bulow, Simpliciſſimus. 274.
Chamiſſo's Werke 249.
Deutſchland, maleriſches u. romantiſches. 256.
Elsner, Befreiungskampf Nordamerika's. 157—160.
Robespierre. 164—173.
Formica, Aloiſia. 273.
Förſter, Höfe und Kabinette Europa's. 290—291.
Franck, Dr. G. Ritter v., Taſchenbuch dramatiſcher Originalien. 289.
Friedrich, Chriſtenleben. 304.
Gans, E., Rückblicke auf Perſonen und Zuſtände. 281.
Gaudy, F. Frh. v., Roman von Rollo. 189.
Gaudy, F. Frh. v., Tagebuch eines Schneidergeſellen. 219.
Mein Römerzug. 249.
Erato. 283.
Gehe, E., Demetrius und Gudunow. 219.
Vermiſchte Schriften. 243.
Gelbke, A., Dürers Tod. 251.
Glaßbrenner, Bilder und Träume aus Wien. 249.
Godwie-Caſtle. 299.
Grunewald, Hiſtorje von den Haſenmelkers. 176.
Gutzkow, K., Philoſophie der Geſchichte. 177—181.
Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. 211—213.
Beiträge zur neueſten Literatur. 216.
Hammer-Purgſtall, Duftkörner. 251.
Hauch, Tiberius. 274.
Hegener, Lavater. 268—270.
Hell, Penelope. 241.
Herloßſohn, die Wahnſinnige. 299.
Hermes, Dichtung. 252.
Hoffmann, J. D., Eduard und Julie. 298.
Hormayr, J. Freih. v., Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte. 279.
Hoven, Frühblüthen. 227.
Immergrün, Taſchenbuch. 299.
Immermann, die Epigonen. 241.
Jacht, Gedichte. 310.
Knebel's, literariſcher Nachlaß. 230—231.
König, die Waldenſer. 273.
Kopiſch, Gedichte. 281.
Kottenkamp, Engländer. 243.
Laube, Reiſenovellen. 249.
Franzöſiſche Revolution. 252.
Lax, Abfall der belgiſchen Provinzen. 275.
Le Petit, Sittengallerie. 310.
Lelly, Kavalierperſpektive. 298.
Lewald, A., Drillinge. 226.
Magis Amica Verita's Entdeckungen über Entdeckungen. 291—293.
Marr, Zeit und Stände. 224.
Miltitz, Text zu den Umriſſen von Retzſch zu Romeo und Julie. 221.
Minkwitz, Platen's Briefwechſel. 154.
Morell, Erzählungen u. Phantaſieſtücke. 273.
Moſen, Novellen. 286.
Müchler, Scenen aus dem Leben Friedrich des Großen. 274.
Münch und Bacherer, Taſchenbuch der neueſten Geſchichte. 274.
Mundt, Dioskuren. 226.
Muſenalmanach, deutſcher. 261.
Novellenalmanach. 287.
Nachfolge Chriſti. 304.
Oettinger, faſhionable Dummheiten. 236.
Dramatiſche Deſerts. 298.
Portfolio eines deutſchen Journaliſten. 261.
Rank, dramatiſche Zeitbilder. 251.
Raumer, Beiträge zur neueren Geſchichte. 301—302.

Raumer, Hiſtoriſches Taſchenbuch. 300.
Rebau, Volksnaturgeſchichte. 304.
Rebus, neue Rebus. 214.
Reiſehandbuch für Schweiz, Tyrol ꝛc. 214.
Riedel, Nürnberger Zeitung. 295.
Reien, Kaiſerlichen zu Schweinfurt. 174.
Rückert, F., die Weisheit des Brahmanen. 254.
Scävola, der Kreolin und der Neger. 243.
Schefer, L., kleine Romane. 266.
Schreitlin, Vorleſungen. 295.
Schlegel, Fr. v., philoſophiſche Vorleſungen. 277.
Schleſier, Tochter und Gemahlin eines Miniſters. 233.
Schönhuth, Geſchichte Hohentwiels. 255.
Schultheim, Gedichte. 252.
Schütt, Pſyche. 310.
Schütze, Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft. 258.
Schwab, G., Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen. 282.
Seidl, Bifolien. 184.
Seybold, Zumalacarregui. 224.
Smidt, Seemannsſagen. 286.
Spindler, Tag und Nacht. 219.
Vergißmeinnicht. 261.
Sternberg, Maltheſer. 232.
Zauberſchwert. 252.
Stober, Alſabilder. 168.
Storch, Jakobsſtern. 300.
Licht und Nacht. 300.
Streit, Reiſehandbuch. 214.
Tieck, Evremont. 271.
Tell, Abendſtunden. 243.
Uhland, Sagenforſchungen. 276.
Ungewitter, Skizzen aus Portugal. 197—198.
Univerſalconverſationslexikon. 278.
Urania. 261.
Uechtritz, Babylonier. 224.
Vogl, lyriſche Blätter. 184.
Wagner, Auswahl von Gedichten. 157.
Wachsmann, Erzählungen. 227.
Wenzel, König Wilhelm. 224.
Weitland, das. 286—288.
Wieſe, Friederich. 267—271.
Willkomm, Erich. 174.
Wolff, Novellen. 243.
Wurm, Gedichte. 295.
Zedner, Palmenblüthen. 283.
Zimmermann, das Meer und ſeine Bewohner. 304.

Literariſche Notizen aus Deutſchland.

Alterthumsforſchender Verein, Hennebergiſcher, zu Meiningen. 300.
Anti-Rotteck. 172.
Baggeſen. 220.
Bettina. 244.
Bernſtädt. 175.
Bombaſtiſche Trilogie. 303.
Briefwechſel, bisher unedirter, zwiſchen Voltaire, Friedrich d. Gr. ꝛc. 282.
Büchner, K. 212.
Chamiſſo. 171.
Deutſcher Buchhandel. 185.
Deutſcher Bühnendichter neue Ausſichten. 257.
Denunciation. 238.
Eichendorf. 185.
Cuſtine, v., über Spanien. 176.
Europa, von Lewald. 295.
Goethe's Bekenntniſſe. 293.
Grün. 167.
Gutzkow's Sirenen. 180.
Humbold über malayiſche Sprachen. 172.
Hyper-orientaliſche Hyperbeln im nüchternen Deutſchland. 282.
Iduna, Journal für Humor, Laune und Satyre. 248.
Journals, luſtige Sünden eines deutſchen. 303.
Krauſe's Phyſiologie in Frankreich. 220.
Leipziger Buchhandel. 165.
Leibnitz, wieder aufgefundene Schrift. 295.
Lenau. 167.
Meßkataloge von 1786 und 1836. 302.
Minerva. 296.
Morgenſtern's, Biographie Klinger's. 222.
Mügge, Th. v., die Vendeerin. 297.
Neumann's Lehrſaal des Mittelreichs. 279.
Parcival. 225.
Platen, Graf Aug. v. 231.
Prokeſch, Denkwürdigkeiten v. Oſten. 257.
Preußiſches Geſchichtswerk. 217.
Raimund's ſämmtliche Werke. 260.
Rückert's Koran. 285.
Sanchuniathon, Ultimatum. 284.
Scävola, E. 262.
Schleſier, deutſche Studien. 306.
Recenſent, numerirter. 242.
Rückert, lateiniſch. 304.
Simrock, Rheinſagen. 165.
Söltl. 239.
Streicher, Schiller's Flucht. 248.
Steffen's, H., eigne Memoiren. 230.
Treuebund. 258.
Uhland's Gedichte in's Italiäniſche. 224.
Verfaſſer der transatlantiſchen Romane. 296.
Vater und Sohn in einer Perſon. 260.
Wagenfeld Sanchuniathon. 176.
Wolff, O. L. B., Volkslieder aller Nationen. 302.
Werther's Leiden in Frankreich. 221.
Zeitungen, neue. 294.

Franzöſiſche Literatur.

Abälard, inedita. 164.
Abbé Combalot. 307.
Abbé La Cordère. 172.
Alphonſe, Roman. 234.
Balzac, Licht und Schatten. 306.
Seraphita. 156.
Berger de Xivrey. 179.
Bouſſand und Bellée. 231.
Chateaubriand, engl. Literatur. 185. 248.
Coriſande von Mauleon. 283.
Carové, Rückblicke auf die franzöſiſche Literatur in der erſten Hälfte des Jahres 1836. 259—265.
Ceriſe, über Kinderbewahranſtalten. 231.
Ceriſe's phrenologiſches Werk. 295.
Chevalier's Schrift über Nordamerika. 292.
Code moral. 163.
Mme Louise de Constant. 159.
Delavigne's Don Juan. 224.
Familie zur Zeit Luther's. 154.
De la Foreſt und G. Sand. 216.
Deutſche Philoſophie in Frankreich. 216.
Departemental-Preſſe. 157.
Dodecaton, ou le livre des Douze. 241.
Dulaure. 183.
Frau Dudevant (G. Sand). 175. 182.
Dumas, Mann des Ruhmes. 224.
Durand, Charles, Geſchichte der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes. 275.
Dupaty und Guizot in die franzöſiſche Akademie aufgenommen. 157.
Esmeralda und Affaires de Rome. 286.
Foi et avenir. 263.
Franzöſiſche Literatur. 183—193.
in Konſtantinopel. 223.
Franzöſiſche Preſſe von 1789—1836. 232.
Franzöſiſcher Schwabenſpiegel. 206.
Gozlan, G., neueſter Roman. 234.
Guizot's Belobung von Tiſſot's Muſterſammlung. 284.
Heeren's Handbuch in's Franz. überſetzt. 216.
Hugo. 155.
Buchez und Roux, Histoire parlementaire XXVI. 181.
Janin, Jules, le Chemin de traverse. 171.
Induſtrielle Encyklopädie. 216.
Journaliſtik, juriſtiſche, in Frankreich. 262.
Lamennais, Abbé de, ſämmtliche Schriften. 276.
Lamennais und Buonarotti. 292.
Lamartine. 174.
Mignet. 160. 261.
Merle d'Aubigne's Reformationsgeſchichte. 296.
Minerve nouvelle. 224.
Molière, inedita. 253.
Montalembert's Geſchichte der heil. Eliſabeth. 255.
Montgaillard und Thiers. 181.
Planche, G., portraits littéraires. 175.
Pariſer Journaliſtik. 302.
Pigault-Lebrun. 216.
Philosophie du Budget. 246.
Philoſophiſche Concursaufgaben. 291.
Pradt und Fievée's neueſte Schriften. 306.
Quillet, Abbé Claude. 228.
Reboul, Jean. 174.
Retz, Kardinal von, Memoiren. 251.
Revue du Nord. 294.
Revue du Siècle. 280.
Reynaud, über die Einfälle der Saracenen in Gallien. 157.
Richelieu und Mazarin de la Roche. 184.
Robertſon und Savoye. 284.
Robespierre. 216.
Roland. 283—284.
Romanliteratur, neueſte franzöſiſche. 294—298.
Roſſeau-St.-Hilaire, Geſchichte Spaniens. 295.
Roux-Ferrand's Geſchichte der Fortſchritte der Kultur. 292.
Sainte Beuve. 154. 220.
St. Felix, Jules de, Cleopatra. 175.
Sand, G., neue Ausgabe. 294.
Sedillot, chronologiſches Handbuch. 274.
Serang, Marquis de, franzöſiſche Gefangne in Rußland. 276.
Simonde Sismondi études sur les constitutions des peuples libres. 186.
Simon, G., über England. 347.
Sourches, Marquis de, Denkwürdigkeiten aus den Zeiten Ludwigs XIV. 284.
Soulie's, Frederic, Sathaniel. 295.
Souveſtre, Emil, neueſte Schriften. 281.
Thiers, M. A., Geſchichte der franz. Revolution, deutſch v. Philippi. 160.
Thiers, Geſchichte von Venedig. 276.
Vorleſungen von Magendie, Lerminier und Geruſez. 289.
Wahnſinn der Gazette de France. 187.
Weltzeitung. 298.
Wolff und Schütz. Musée français. 156.
Wörterbuchergeſellſchaft, franzöſiſche. 261.

Engliſche Literatur.

Baco, Franz. 175.
Baco, Roger, opus tertium aufgefunden. 304.
Bray, Anna Eliza. 227. 251.
Bridgewater-Abhandlungen. 291.
Bulwer, H. L., die Herrſchaft der Mittelklaſſen. 263.
Burns, R., der Naturdichter. 165.
Byron's ſämmtliche Werke. 307.
Chararakteriſtik Amerika's von einem Amerikaner. 282.
Cooper, J. Fenim., Ausflüge in d. Schweiz. 256.
Dublin, Revue von. 195.
Engliſche Journaliſtik. 160.
Engliſche Literatur. 210.
Iſraelitiſche Journaliſtik in England. 260.
Locke. 215.
Marryat, Midſhipman Rubig. 273.
Paulding. 292.
Porter, Zunahme der Bevölkerung. 298.
Poſſe „make your wills.“ 165.
Spark, Jared, Leben Waſhington's. 221.
Sedgwick, Miß, amerikaniſche Romane. 303.
Trollope, Frances, Jonathan Jefferſon Whiteland. 174. 250.
Wilſon, L., Benjam. Brail's Seezüge a. d. Engl. von E. Richard. 250.

Literaturen verſchiedener Völker.

Altwalliſiſche Literatur. 296.
Afghaniſcher Dichter. 224.
Altbelgiſche Poeſie. 161.
Bindocci Ant. aus Siena. 281.
Bulgarin, Th., Rußland in geographiſcher, hiſtoriſcher und literariſcher Beziehung. 211.
Converſationslexika. 176.
Deutſch-griechiſche Zeitung in Hellas. 297.
Einziges Incunabel des aragoniſchen Geſetzbuches. 277.
Größter Polyglott. 154.
Griechenlands literariſche Thätigkeit. 219.
Handſchriftenentdeckung in Zürich und Brüſſel. 232.
Index prohibitorum erweitert. 281.
Italiäniſche Journaliſtik. 156. 205.
neuſte, Literatur. 159. 246. 284. 294.
Italiäniſcher, neuer, Roman. 236.
Journaliſtik des friedlichen Oceans. 290.
in Nordamerika. 185.
Konſtantinopolitaniſche Literatur. 284.
Linguiſtik, univerſalhebräiſche. 294.
Magalhaens, J.G., braſilianiſch-portugieſiſcher Lamartine. 289.
Mieroslawski Histoire de la révolution de la Pologne. 186.
Palacky, Franz, Geſchichte von Böhmen. 303.
Partei-Zeitungs-Lügen. 291.
Phönix, cherokeſiſcher neuer. 273.
Philoſophiſche Sprachforſchung in Spanien. 168.
Portfolio im Orient, Wirkung deſſelben. 290.
Portugiſiſche Journaliſtik. 154.
Literatur. 200.
Orientaliſche Literatur in Paris. 250.
Sanskritphilologie, Notabilitäten derſelben. 181.
Schwediſche Journaliſtik. 156.
Ruſſiſches Kunſtblatt. 265.
Rußlands aus- und inländiſche Literatur. 216.
Ruſſiſche neuere Poeſie. 282.
gelehrte und literariſche Geſellſchaften. 182.
Sgricci und Bindocci. 215.
Schiller in Italien. 188.
Terrente Mariano revista general de Economia politica. 278.
Türkiſche Staatszeitung. 219.
Tragbare Univerſal-Biographie. 289.
Urquhart, la Turquie à ses ressources a. d. Engl. in das Franz. 284.
Valdez, Juan Melendez. 221.
Vergleichende Anatomie franzöſiſcher und engliſcher Journale. 263.
Vedante-Philoſophie. 168.
Wright, Miß Frances in Nordamerika. 308.

Bildende Kunſt u. Archäologie.

Achenbach. 241.
Akademie der bildenden Künſte in Dresden. 308.
Altnordiſche Bildwerke. 234.
Altägyptiſches Siſtrum. 197.
Artiſtiſche Phyſiognomie München's. 299—309.
Ausgrabungen. 281.
Begas. 296.
Berliner Kunſtbericht. 227—229.
Kunſtausſtellung. 245.
Belgiſche nationale Kunſt. 255.
Beerſcher Preis. 278.
Böhmiſche Kunſtvereine. 284.
Brandenburger Dom. 277.
Braunſchweiger Kunſtausſtellung. 205. 248.
Brülow, in Rom. 282.
Chineſiſche Lithographie. 277.
Darmſtädter Muſeum. 307.
Denkmedaille für Hahnemann. 160.
Denkmal für die arbeitenden Soldaten in Frankreich. 231.
Dillenberger, Altarblatt. 202.
Dresdener Kunſtausſtellung. 205.
Kunſtbericht. 225—226.
Dietmann. 242.
Dietz. 220.
Dürer, in Paris. 247.
Dürer's Statüe. 294.
Düſſeldorfer Kunſtbericht. 258.
Künſtler. 250.
Kunſtverein. 251.
Chemant. 241.
Engel. 242.
Etruskiſches Grab. 196.
Engliſche Kunſtvereine. 156.
Entdeckung der altrömiſchen Isca in England. 174.
einer griechiſchen Inſchrift. 196.
Faber. 242.
Frankfurter Kunſtbericht. 241—244. 301.
Kunſtausſtellung. 155.
neue Kunſtgegenſtände. 185.
Felſing. 282.
Franzöſiſche Kunſtanſtalten. 175.
Funk. 241. 242.
Gallerie v. Lawrence in London. 188—191.
des Louvre. 284.
Gemäldeexpedition nach Spanien. 306.
Genremaler, deutſche, in Rom. 310.
Grabmal Innocenz VI. 280.
Gruppe, Entwicklung der deutſchen Kunſt. 280.
Hallenſer Kunſtausſtellung. 163.
Italien, nationale Kunſt. 249.
Kaſſeler Kunſtausſtellung. 240—257.
Kaulbach, W. 218.
Kunſtverein in Nürnberg und — Chriſtiania. 173.
Kunſtausſtellungen in Wien, Königsberg, Schleswig u. Hamburg. 164.
Kunſtleben in Frankreichs Provinzialſtädten. 212.
Künſtlerinnen in Frankreich. 184.
Kupferſtichſammlungen. 215.
Kupferſtecher. 269.
Kurheſſiſcher Kunſtverein. 266.
Laſinsky. 241. 242.
Londoner Kunſtausſtellung. 174.
Letronna's neues lithograph. Verfahren. 289.
Leſſing's Huſſitenpredigt, geſtochen. 291.
Leſſing. 244.
Mainzer Kunſtausſtellung. 208.
Madrider Kunſtſchätze. 183.
Mailand, Tribüne. 226.
Marcheſi. 283. 284.
Merimee, archäol. Reiſen. 282.
Morgenſtern. 236.
Meier, Standbild. 238.
Moſaik. 209.
Monument für Schrank. 249.
Montaigne und Montesquieu. 290.
für Leo XII. 283.
München, Schreiben aus. 256. 212.
Münchener Ateliers. 218—223.
Overbeck. 238.
Parlamentseinſchreiten zur Verbreitung der Kunſtkenntniſſe in Großbritannien. 293.
Perrey, über Hieroglyphik. 220.
Paris, Schreiben. 267.
Bauten. 161.
Cartons-Gallerie. 293.
Paſſavant, Kunſtreiſe. 175.
Plaſtik. 217.
Platen's Büſte. 209.
Preußiſche Kunſtakademie. 160.
Prinzeſſin von Orleans. 210.
Raphael, Handzeichnungen in London. 161 bis 162.
Rauch's Atelier. 291.
Rechenpfennige, alte, zu Guttenberg's Gedächtniß. 246.
Rembrandt, Preziosa. 266.
Retzſch, Umriſſe zu Romeo und Julie. 221.
zum 2ten Thl. des Fauſt. 222.
Rotterdamer Gemäldeausſtellung. 198.
Schadow, Altarblatt. 242.
Schiller's Denkmal. 310.
Selous, Zeichnungen zu Sturm. 224.
Shakeſpeare's coloſſale Statue. 224.
Schaller. 223.
Schnorr, J. 222.
Schulz. 223.
Schwanthaler. 219.
Tapete aus dem 11. Jahrh. 295.
Trajan's Tempel ausgegr. 271.
Triumphbogen de l'étoile. 223.
Telegraphie, altrömiſche. 264.
Thorwaldſen's Poniatowsky. 304.
Vernet. 172. 263.
Vereine von Kunſtvereinen. 265.
Weimarer Kunſtbericht. 265—272.
Wellington's Bildſäule. 248.
Whatt's Cabinet der neueren Kunſt. 297—298.
Wien, Schreiben aus. 184. 248. 309.

* * *

Artiſtiſche Beilage zu Nro. 282: Lithographie nach Thorwaldſen's Gutenberg.

Geſchichte u. Biographie.

Aegypter, die alten. 184.
Aelteſtes ruſſiſches Alphabet. 291.
Aelteſte Weisheit. 290.
Altfranzöſiſche Hofnarren. 275.
Belgiſche Geſchichte. 161.
Böttiger, Reliquien (über Seume). 175—190.
Buchdruckerkunſt. 161. 176.
Carové, Marie Roland. 283—284.
Robespierre. 164—173.
Ordalien u. Zweikampf. 193—196.
Congreß, hiſtoriſcher. 237.
Enfantin. 182.
Erfindung der Strümpfe. 164.
von Zerſtörungswerkzeugen. 163.
Früher Verkehr zwiſchen Italien, Polen und Rußland. 178.
Geſchichte des Kriegs zwiſchen Mehemet Ali und der Pforte. 305.
Gomis. 198—199.
Grabbe (Schattenbild). 272.
Grabſchrift Bernhard's des Heiligen. 280.
Hiſtoriſcher Verein im Oberdonaukreis. 155.
Italiäniſche Biographie Platen's. 284.
Italiäniſche Republiken. 212.
Jeanne d'Arc. 225.
Kaltenbäck. 217.
Ludwig V. Grabſchrift. 236.
Mann mit der eiſernen Maske. 221.
Merkwürdige Prophezeihungen. 201.
Merkwürdige Träume. 183.
Meyer, G. v., die Päbſte in Avignon. 155 bis 159.
Melanchthon kein Freimaurer. 295.
Mirabeau. 310.
Moore (Erinnerungen aus England). 197—199.
Oeſterreichiſche Proteſtation gegen königl. Abſolutismus. 291.
Pariſer hiſtoriſcher Congreß. 237.
Prophetiſcher Traum. 195.
Raimund. 236.
Reſtauration Heinrich IV. 229.
Revolutionärer Kalender vor der Revolution. 205.
Rothſchildſche Denkwürdigkeiten. 298.
Rouſſeau's Geburtstag. 161.
Saraceniſche Sclaven im Mittelalter. 241.
Shakeſpeare's Verehelichungsconſens. 273.
Voltaire. 196.
Zimmermann, Araber und Normannen. 190—224.
Zwei Beſuche bei Göthe. 242—244.
Zweikampf, zur Geſchichte deſſelben. 212.

Muſik und Theater.

Abt Vogler und ſeine Schüler C. M. von Weber und Meyerbeer. 298—299.
Ebere, Amand, ſechsjähriger Componiſt. 265.
Eiſenbahnwalzer. 169.
Frankfurt a. M., Schreiben aus. 154. 189. 206—209. 285—287. 307—308.
Frankfurt a. M., Schreiben aus. (Muſik). 178—179.
Frankfurter Theater. 162. 166.
Gutzkow, Joſeph, in Frankfurt a. M. 218.
Haumann, Violiniſt. 291.
Italiens Trauer um die Malibran. 289.
Jüdiſches Schauſpiel. 188.
Lachner's gekrönte heroiſche Symphonie. 273.
Mainzer Singſchule in Paris. 293.
Mendelsſohn Bartholdy (Muſik). 296.
Meyerbeer. 187.
Muſikfeſt zu Braunſchweig. 163.
  triennales in Mancheſter. 241.
Muſikfeſte in Deutſchland. 193.
  in Frankreich. 181.
Ole-Bull, ein Supra-Paganini. 174.
Pariſer Gymnaſium für Militair-Muſik. 292.
  Kirchenmuſik-Reform. 283.
  Theater. 150. 161. 186.
Preisvertheilung im Pariſer Conservatoire de Musique. 290.
Ries, Ferdinand, neue Oper. 282.
Roſſini, Orden erhalten. 167.
  Penſioniſt Karls X. 265.
  komponirt nicht mehr. 298.
Salzburg, Schreiben aus. (Muſik). 213.
Spazier, R. O., deutſche Muſik in Frankreich. 164—168.
Strauß, Walzervirtuos. 263.
Theaterſtücke, beifällig in Frankreich aufgenommen. 278.
Wiener Theater. 168. 223. 297. 309. 328.
Wien, Schreiben aus, Concerte. 297. 309.

Lebens- und Sittenbilder, ethnographiſche Berichte und Notizen.

Académie des inscriptions et belles lettres. 197.
Ägyptiſche Gelehrten-Geſellſchaft zu Cairo. 269.
  Geſellſchaft für Wiſſenſchaft und Literatur. 182.
Anglo-Amerikaniſche Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in China. 296.
Anti-Tabakverein. 181.
Aſſociationen in England und Schottland. 289.
Bauer, Ehrenpreis der goldnen Medaille. 278.
Beiträge zur Culturgeſchichte. 202.
Berliner Verein zur Beförderung des Gartenbaues. 275.
Blätter aus einer Reiſemappe. 169—170.
Bernſtädt, A. v., Montbard und Büffon. 263—267.
Botany-Bay. 195.
Britiſche Geſellſchaft für das Fortſchreiten der Wiſſenſchaft. 202.
Britiſche Geſellſchaft zur Förderung der Wiſſenſchaft. 244.
China, junges. 222. 244.
Chineſiſches, ächt. 281.
Cooper, Lafayette und Louis Philipp. 266 bis 268.
Deutſche Linguiſten in Rußland. 276.
Englands Fortſchritte. 260.
Engländer in Frankreich. 233.
Engliſche Schiffsbauarbeiter. 229.
Europäiſirung der Parſen zu Bombay. 215.
Ethnographiſches Muſeum. 274.
Erinnerungen an Texas. 173—186.
Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hülfswiſſenſchaften. 298.
Franzoſen charakteriſirt durch Franzoſen. 158.
Garten- und Weinbaugeſellſchaften. 281.
Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in China. 160.
Island. 254.
Israelitiſche Vereine zur Beförderung der Handwerke unter den Israeliten. 278.
Israelitiſcher Verein in London zur Förderung der Sittlichkeit der Israeliten. 292.
Italiäniſche Sonntagsſchulen. 284.
Judenkolonie in China. 196.
Judenkolonie, uralte, in Habeſſynien. 264.
Kairo. 178.
Koloniſation der ſibiriſchen Verwieſenen. 274.
Krieger als Wegarbeiter. 175.
Lamennais, F. de, Rom. 306—307.
  Reiſe von Antibes nach Rom. 302.
Londoner botaniſche Geſellſchaft. 290.
  königliche Geſellſchaft. 286.
  Handwerkerverein. 289.
  Seewaſſerreinigungsgeſellſch. 216.
Lyons Seidenfabriken. 195.
Meyer, G. v., Wanderungen durch Avignon. 285—288.
Mittheilungen aus Indien. 224.
Nachdruck u. Antinachdruckgeſellſchaften. 238.
Nachdruckervereine, belgiſche. 260.
Nationalmuſeum und Nationaltheater in Ungarn. 304.
Naturhiſtoriſche Geſellſchaft zu Athen. 176.
Nationalerziehung. 255.
Negerkolonien, freie, in Afrika. 261.
Norwegens Verfaſſung. 271.
Omnibus in Athen, und Gasbeleuchtung in Orient und Occident. 292.
Pariſer Leſekabinet. 288.
  mikroskopiſche Anſtalt. 274.
  polytechniſche Schule. 198.
  Verein deutſcher Verleger, und deutſcher Leſezirkel. 291.
Perſiſche Haremsreform. 264.
Pferderennen in England u. Frankreich. 228.
Pferdezucht und Dreſſur. 162.
Plan zu Gemeindbibliotheken für ganz Frankreich. 291.
Poetiſche Wettkämpfe der Griechen. 190.
Ramjanchi's in Indien. 193.
Reform- und Toryblätter in England. 233.
Saint-Simoniſten in Ägypten. 217.
  in Brüſſel. 227.
  beiderlei Geſchlechts. 264.
Schriftſtellerhonorare in Frankreich und England. 262.
Schwarze Juden. 174.
Serai-Ordnungreform. 347.
Sittlichkeit in Rußland und Frankreich. 222.
Smith's Entdeckungsreiſe in's Innere von Afrika. 306.
Société médicale des embaumémens. 213.
Spanien und Frankreich. 226.
Spaniſcher Adel iſt nicht mehr. 212.
Spaniſcher Charakter. 244.
Spartaniſche Staatsverfaſſung. 174.
Stadtverſchönerungsgeſellſchaften. 265.
Stambul. 161.
Südauſtraliſche Kolonie. 252.
Toledo. 223.
Türken, Armenier, Griechen u. Juden. 221.
Uliah Bibih. 278.
Ungariſches Nationalmuſeum. 198.
Univerſität München. 164.
Unterricht in Frankreich. 207.
Verein zur Beförderung des Gartenbaues. 157.
Vereine zur Beförderung der Sittlichkeit unter den Israeliten. 175.
Verbrecher-Kolonie in Neuholland. 296.
Weibern. 243.
Zigeuner Abſtammung. 286.
  in Rußland und in Spanien. 210.
Zunehmender Handelsverkehr Nordamerika's. 282.

Humanität.

Auerbach's jüdiſche Waiſenanſtalt in Berlin. 203.
Blindenbeſchäftigungsanſtalt. 219.
Banque philanthropique. 308.
Barmherzige Brüder und Schweſtern. 307.
Bettler, Ausrottung derſelben. 284.
Carové, F. W., Taubſtummenerziehungsanſtalt in Frankfurt a. M. 307.
Denkwürdiger Erlaß eines deutſchen Fürſten. 202.
Emanzipation der Israeliten. 160.
Evangeliſches Krankenhaus und evangeliſche Kinderſchule in Rom. 278.
Franzöſiſche Société d'encouragement pour l'industrie nationale. 253.
Frankreichs Geſellſchaft für Elementarunterricht. 289.
Israelitiſche milde Stiftungen in Prag. 234.
Kinderverwahranſtalten. 215.
Kinderbewahranſtalten in Berlin. 282.
Mädchenſchulen in Frankreich. 157.
Mäßigkeitsverein zu Amiens. 197.
Menſchenfreundlichkeit franzöſiſcher Krieger. 216.
Negeremancipation durch Neger. 282.
Oeſterreich, barmherzige Brüder in. 294.
Pariſer Geſellſchaft für das Patronat der jungen Entlaſſenen aus der Penitentiar-Anſtalt. 290.
Pariſer Kranken- und Armenanſtalten. 246.
Pennſylvanien, Erfreuliches daher. 174.
Reſcript, merkwürdiges. 242.
Ridolphi, Marquis von, Armenkinderſchule bei Florenz. 277.
Ruſſiſche Gefängnißgeſellſchaften. 294.
Sachſen, Sonntagsſchulen. 221.
Selbſtemanzipation, annähernde der Juden in Berlin. 229.
Straßburger Verein zur Aufmunterung zur Arbeit. 251.
Taubſtumme in Preußen. 348.
Taubſtummenunterricht in Frankreich. 305.
Taubſtummenanſtalt in Preußen. 262.
Unterricht in Rheinpreußen und in London. 220.
Verein zur Fürſorge für entlaſſene Sträflinge. 243.
Verein zur Abſchaffung d. Zweikampfes. 210.
Wohlthätigkeitsanſtalten in Rom. 205.

Zur Natur-Geſchichte und Lehre.

Athmen der Pflanzen. 289.
Atmoſphäre am Kap. 296.
Azais's Phyſiologie. 290.
Barometerhöhe. 157.
Baum, größter, in Europa. 160.
Biot's Anſicht über die Meteornacht. 301.
Blume des Weines. 253.
Blumenausſtellungen in Belgien. 231.
Croſſe's electromagnetiſche Kryſtalle. 296.
Dinotherium giganteum. 157.
Elektricität. 221.
Elektriſches Licht. 160.
Feuerſpeiender Fels in England. 274.
Foſſile Fußtapfen von Rieſenvögeln. 168.
  Palme. 198.
Foſſiles Wachs und vieräugiger Seewurm. 246.
Freundſchaft zwiſchen Katze und Hündin. 192.
Gewicht u. Größe der Menſchen in den verſchiedenen Lebensaltern. 216.
Giraffe, ſeltene Eigenſchaft derſelben. 296.
Die 162jährige Heath. 161.
Infuſorien im Polirſchiefer. 196.
Inſekten in Terpentin. 263.
Inſekten-Invaſionen. 252.
Kartoffel, die. 218.
  peruvianiſche. 280.
Klapperſchlange. 189.
Kohlenblende in Nordamerika und Steinkohlenverbrauch in England. 263.

Krötenregen. 176.
Lebensmagnetiſmus, engliſches Werk über. 263.
Longävität des Taxus. 261.
Lycoperdon Bovista giganteum. 194.
Magnetiſche Station. 222.
Maikäfer-Oel. 160.
Melloni's Calorique rayonnant. 216.
Menſch und Orangutang. 172.
Metall, neuentdecktes. 159.
Meteornächte, Breslauer Bericht. 290.
Meteornacht in Düſſeldorf und Newhafen.
Meteore, in Frankfurt beobachtet. 277.
Mütterliche Vorſorge eines Kanarienvogels. 160.
Mumie. 195.
Nahrungspflanzen, geographiſche Vertheilung derſelben. 229.
Naturſpiel. 156.
Neuentdeckte foſſile Welt. 172.
Neeff und Witte, Anſichten über die kalten Maitage, als Gegenpol der Novembernächte. 282.
Neuentdeckte Säugthier- und Vögel-Gattungen. 282.
Nordlicht, medicinirendes. 290.
vor Sonnenaufgang. 274.
Novemberſturm. 307.
Platina im Rheinland. 285.
Rieſenkartoffel. 229.
Rieſenkohl. 217.
Rieſenſpinnengewebe. 176.
Schule für reiſende Naturforſcher. 185.
Schwalbentapferkeit. 252.
Seefiſche im ſüßen Waſſer.
Sonnenſtrahlen-Section. 281.
Thilorier's feſte Kohlenſäure. 274.
Unerhörte fruchtloſe Fruchtbarkeit. 278.
Unerhörter Paraſitiſmus. 172.
Urweltliche neue Fiſchſpecies. 221.
Veränderung d. Erdoberfläche durch Ströme. 293.
Vogelkolonie. 196.
Wärmeentwicklung in Pflanzenblüthen. 185.
Wolkenelektricität. 203.
Zunahme der Wärme nach dem Mittelpunkte der Erde. 191.

Aſtronomiſches, Technologiſches, Erfindungen.

Amerikaniſches Oel. 263.
Biela, W. v., über die zweite große Weltkraft. 282.
Bienenzucht, verbeſſerte. 263.
Blair's Säepflug. 241.
Cacciatore's Planetenkandidat. 255. Planet, neuer. 292.
Dampfmaſchiene, tragbare. 223.
Dampfſchiff, nordamerikaniſches koloſſales. 270.
Dampfſchiff mit Gas erleuchtet. 196.
Dampfwagen Hancock's auf gewöhnlicher Landſtraße. 275.
Dampfwagen, erſter, in Rußland. 297.
Dampfwagen, ſegelnder. 282.
Erfindungen von Zerſtörungswerkzeugen. 163.
Erfindungspatente, engliſche. 219.
Friedenſtiftende Kriegsmaſchienen. 278.
Flugverſuche. 169.
Gasluft aus Torf. 217.
Green's Luftballon. 275.
Herſchel über Halley's Kometen. 280.
Hydroſtatiſcher Ballon. 176.
Holzwege. 264.
Karren, ſich ſelbſtbeladender. 221.
Kartoffelzucker. 222.
Knet- und Steinhau-Maſchine. 221.
Künſtliches Bein. 253.
Meyerhofer's Notenpult. 241.
Maſchinen und Dampfſchiffe. 229.
Nagelſchmiedmaſchine. 226.
Neueſte Erfindungen: Dampfpflug, Spinnmaſchine, Torfpapier. 157.
Papier aus faulem Holz. 231.
Papier, ſpiegelndes. 284.
Pferde-Surrogat. 157.
Rohrzuckerfabrikation. 156.
Sauvage's artiſche Erfindung. 155.
Schnellpapierfabrik. 246.
Seetelegraphik von Claude Sala. 190.
Sonnenſyſtem, Neueſtes aus dem. 180.
Sternkonjunktion im Winter 1836—37. 292.
Telegraph, neuer. 209.
Thermometer, Gebrauch deſſelben bei Seefahrten. 265.
Verwahrungsmittel für Schiffe. 187.
Wagen-, Ofen- und Dampfſchlitten. 229.
Wichtige landwirthſchaftliche Entdeckung. 167.
Winduhr von Stromber. 296

Religiöſe und kirchliche Miszellen.

Anglikaniſche Pfründner. 264.
Aberfurcht und Religionsloſigkeit der Kaffern. 196.
Beobachter, der chriſtliche. 298.
Berliner evangeliſche Kirchenzeitung. 232.
Bibelgeſellſchaft von New York. 177.
Bibelvertheilung unter das preußiſche Militär. 211.
Buddhiſmus. 180.
Carové, F. W., religiöſe Tendenz der neueſten Zeit. 274.
Converſionen. 193.
Christianisme illustré. 301.
Chriſtenthum, Geſellſchaften zur Verbreitung des. 297.
Crotty, der Abbé Chaſtel von Irland. 155.
Fanatiſmus in Mexico. 188.
Fellow religion of the universe. 167.
Franzöſiſcher Aberglaube. 277.
Geiſt des Judenthums. 306.
Großherrliche Toleranz. 222.
Glaubensgenoſſenſchaften in Nordamerika. 156.
Herſchel's anglikaniſche Rechtgläubigkeit. 347.
Hérésies pantheistiques. 281.
Jeſuiten in Brüſſel. 216.
Judenthum. 362.
Kirchenzeitung, unpartheiiſche Univerſal-. 269.
Kirchlicher Zuſtand London's. 205.
Katholiſches Kirchenweſen in England. 259.
Kultusfreiheit in Frankreich. 223.
Klöſter in Böhmen. 161.
Neueſtes Dekret der römiſchen Inquiſition. 216.
Neugriechiſche Intoleranz. 348.
Orientaliſche Praoccupationen. 236.
Pantheiſtiſches Trifolium. 274.
Pillot's unitariſche und reformirende franzöſiſche Kirche. 309.
Proteſtantiſche Kirche in Irland. 233.
Proteſtant, mahometaniſcher. 264.
Rabbiniſche Anſicht von den Folgen des Meineids. 247.
Rahel's Religioſität. 278.
Reformirter und lutheriſcher Klerus in Frankreich. 192.
Religiöſe Conflicte. 242.
Rückblick auf den Saint-Simoniſmus. 269—271.
Schenkungen von den Freunden bibliſcher Erziehung in Liverpool. 234.
Schisma unter den Anhängern Swedenborg's. 293.
Stuttgart, Schreiben aus, Myſticiſmus. 297.
Teufelsbeſitzungen. 234.
Unirte Griechen in Lithauen, Wolhynien u. ſ. w. 290.
Unitariſcher Kultus in Frankreich. 264.
Rabbiniſches Anathem gegen Talmud-Ueberſetzer. 273.
Zeitſtimmen. 197. 213. 247.

Statiſtiſche Notizen.

Abonnenten der franzöſiſchen Tagblätter. 219.
Alter der gekrönten Häupter Europa's. 274.
Aktienbanken in England. 265.
Aktiengeſellſchaft für alles Mögliche. 297.
Aktienkompagnie, neue, in London. 218.
Armuth in Irland. 196.
Aſſekuranzen in England. 228.
Aktiengeſellſchaften, neues Luſtſpiel und Pfennigmagazin in Rußland. 291.
Banken in Nordamerika. 155. 226.
Belgien und England, beſchleunigter Verkehr. 221.
Betrieb engliſcher Baumwollenwaaren. 199.
Bevölkerung aus Irland. 205.
Bevölkerung der baskiſchen Provinzen und Navarra's. 174.
Bevölkerung von Neapel. 203.
Bevölkerung der Zuchthäuſer in Frankreich. 177.
Bierkonſumtion in England. 214.
Brabant, Ausbreitung des Elementarunterrichts. 281.
Buchhandel. 162.
Champagner-Produktion und Verbrauch. 180.
Cholera in England (Statiſtik). 191.
Chineſiſcher Handelsverkehr. 265.
Donaurheinkanal. 183.
Dampfbote in Nordamerika. 220.
Dampfböte in Frankreich. 218.
Dampfſchifffahrt im Orient. 279.
Dampfſchiffverbindung zwiſchen England, Oſtindien und Nordamerika. 232.
Dampfſchifffahrt von England nach Oſtindien. 216.
Dampfſchifffahrt in Schweden. 205.
Eiſenbahnen. 231.
in England. 209. 292.
Eiſenbahn für London, Paris und Antwerpen. 223.
von Brüſſel nach Antwerpen. 246.
Ertrag der Eiſenbahn von Brüſſel nach Antwerpen. 139.
Einfuhr in England.
Einträgliches der Mancheſter-Liverpooler Eiſenbahn. 290.
Finanzielle Lage von Europa. 254.
Frankreichs kataſtriſche Statiſtik. 278.
Frequenz des Sundes. 197.
der Reiſenden nach Ungarn. 168.
Griechiſchruſſiſche Bevölkerung. 278.
Großbritaniens Criminalſtatiſtik. 207.
Großbritaniſche Handelsſchifffahrt. 279.
Handelsbilanz zwiſchen Frankreich und der Schweiz. 260.
Handelsverkehr zwiſchen England, Rußland und Türkei. 160.
Lebensdauer, wahrſcheinliche, des Menſchen. 217.
Londoner kirchliche Statiſtik. 266.
Förderung des Reiches Gottes. 347.
Mißbrauch und Nutzen der Statiſtik. 201.
Oeffentliche Rechenſchaftsablage üb. Ankäufe von Bibliotheken und Muſeen. 175.
Pariſer Beleuchtung. 279.
Bevölkerung ſeit Philipp den Schönen. 276.
Fleiſch-Conſumtion. 286.
Sparkaſſe. 285.
Pauperiſmus in den meiſten civiliſirten Staaten Europas im Zunehmen. 263.
Perſonenverkehr zwiſchen Brüſſel und Antwerpen. 234.
Poſtverkehr in Preußen. 179.
Preußiſche Univerſitäten, deren Frequenz. 178.
Reiſenden, vermehrte Anzahl. 157.
Rußland, Criminalſtatiſtik. 281.
Rußlands Fabriken. 262.
Rußland, Realſchulen in. 271.
Ruſſiſche Univerſitäten. 174.

Seidenbau in Frankreich. 246.
Selbſtmorde in Paris. 192.
  in St. Petersburg. 205.
Selbſtmörderzahl im weſtlichen Rußland. 283.
Schmuggelnde Hunde. 303.
Spaniens Statiſtik. 220.
Sparkaſſen in Frankreich. 194.
  in Italien. 251.
  in Paris. 226.
  in Rom. 210.
Spielpacht, aufgehoben in Paris. 159.
Statiſtik Aegyptens. 160.
Staatsökonomiſches Faktum. 168.
Statiſtik der bedeutendſten franzöſiſchen Journale. 309.
  von Frankreich. 348.
Vergleichende Ueberſicht des Handels von Frankreich, Nordamerika und England. 284.
Vermehrte Population des Nieder eindepartements (Paris). 159.
Verminderung der ſchweren Verbrechen in Frankreich. 154.
Weinverbrauch in Großbritannien. 261.
Weinbau in Frankreich. 166.
Wiener Brandſchadenverſicherungsanſtalt. 275.
Verantwortlichkeit der Beamten in Frankreich. 245.
Zunahme der Bevölkerung von Holland. 293.

Vermiſchte Aufſätze.

Chateaubriand's Prophezeiung. 207.
Fiſcher, G. M. H., narragoniſche Schildereien. 271. 273. 290. 305. 307.
Größte bekannte Glocke. 232.
Jack, der beliebte und berühmte Orang-utang. 278.
Jupiter Pluvius in China. 282.
Königlich ſächſiſche Cenſurverordnung. 282.
Lebensalter berühmter Muſiker. 262.
Martin, Darſtellung des Münchener Krankheitscharakters. 271.
Medicinische Doktorwürde von einer Frau verlangt. 291.
Merkwürdige Lebensanſicht. 347.:
Napoleon. 298.
Nordamerikaniſcher Witz. 306.
Neue Art zu recenſiren. 197.
Rhapſodien über öffentliches Leben in Deutſchland. 282.
Rußlands welthiſtoriſche Beſtimmung. 253.
  Ausbreitung, engliſche Flugſchrift darüber. 254.

Chronik der neueſten Vorfallenheiten.

Abbé de l'Epee's Geburtsfeier. 303.
Ausſterben zweier geſchichtlich berühmter Familien in Frankreich. 158.
Beer, M., Bruder des Komponiſten erhält einen Orden. 660.
Berlin, Schreiben aus. 182—188. 204—208. 299—302.
Breslauer öffentliche Vorleſungen. 250.
Carlsruher allgemeine Staatszeitung. 181.
Karlsruhe, Schreiben aus. 237.
China, neueſtes aus. 297.
Carové, F. W., vierzehnte Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte zu Jena. 250 bis 256.
Daub's Tod. 288.
Fauriel, Mitglied der Acad. des inscriptions. 297.
Feßler's Jubiläum. 214.
Florian's Tod. 150.
Feuriger Reſtaurationsverſuch in Conſtantinopel. 199.
Frankl's Auszeichnung in Genua. 250.
Göthe's Geburtstag. 227.
Halevy, Mitglied der Akademie der ſchönen Künſte. 165.
Lamennais Bibliothek. 296.
Heine's Salon. 189.
Indiana. 222.
Juſſieu, geſtorben. 237.
Julitage, ſechſte Jahresfeier der Pariſer. 191—194.
Landolin Ohmacht's Tod 159.
Lewald's Europa und Echo verboten. 295.
Mainz, Schreiben aus. 173.
Madame Malibran. 196. 229.
Malibran geſtorben. 238.
Herr und Mad. Meck. 165.
O'Meara geſtorben. 161.
Paris, Schreiben aus. 215—217.
Pariſer unpoetiſche Preisaufgabe für Poeſie. 276.
Parliamentsſeſſion Großbritanniens. 215.
Peter Barboſſes im 116. Jahre geſtorben. 158.
Polemik und Ordensertheilung. 176.
Preisbewerbung für die beſte Novelle. 160.
Preisvertheilung der franzöſ. Akademie. 204.
  in St. Petersburg. 278.
  der Akademie der Künſte zu Berlin. 295.
Ringelhard. 229. 235.
Rothſchild, v., aus London, geſtorben in Frankfurt a. M. 189.
Rouget de Liſle's Tod. 156.
Secularfeier, 4te, der Typographie. 228.
Schachturnier. 192.
Schulmänner, norddeutſche, dritte Verſammlung des Vereins. 252.
Siameſiſche Zwillinge. 248.
Stiefelwichsfabrikant Day in London. 297.
Vernet, Horace, geſtorben. 236. 295.
Stuttgart, Schreiben aus. 235—239.
Verſchiffung einer Kirche. 196.
Wien, Schreiben aus. 190. 192.
Wiſſenſchaftlicher Congreß in Frankreich 245. 284.
  zu Lüttich. 216.

No 154. 1836.

Phönix.

Freitag, 1. Juli.

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

Schwärzer als die Nacht des Grabes lag vier und zwanzig Stunden lang das Kerkerdunkel auf Yuina's Auge. Tief unter der Oberfläche des aquitaniſchen Meers, deſſen Wogen über den unterſten Schiffsraum hinwegbrauſ'ten, in welchem er auf locker hin und her ſchwankenden Taurollen lag, drang kein menſchlicher Laut zu ſeinem Ohr, als das jammerliche Weinen ſeines Kindes, und keine Hoffnung zu ſeinem Herzen, als daß ein Sturm dieſes Fahrzeug an Klippen werfen und es zerſchmettern, oder daß ein Blitzſtrahl in die Pulverkammer fahren, und es zerreißen konne, und ihn und ſein Kind und all die Ungeheuer, welche ſich auf dieſen ſchwachen Bretterbau gewagt hatten, verſenken moge in die Tiefen unter ſeinen Füßen. Jedes menſchliche Gefühl war verſtummt in ſeiner Seele, und immer entmenſchender ward das Schweigen ſeines Herzens, je gellender die Spottſtimmen ſeiner knabenhaften Träume, ſeines lächerlichen Glaubens an Liebe und Treue aus den nachtenden Fernen ſeiner Vergangenheit zu ihm herüberdrangen. — Dieſe Carlota, für die er geheuchelt und gelogen, geraubt und gemordet, für die er die Ruhe auf Erden und die Seligkeit des Himmels hingegeben hatte; — o, welches gräßliche Weſen mußte der Beherrſcher jenes Himmels ſein, wenn er dieſe Carlota zu ſeiner engelbeſchützten Lieblingin erwählen konnte! Er ſchauderte vor dem Himmel ſolcher Seligen, und das Loos der Verdammten, von jenen ſchrecklichen Auserwählten geſchieden, dünkte ihm ſüß. Sein Blick irrte hinweg aus ſeiner nächſten Vergangenheit in die entfernteſte hinüber, und überall, ſo weit ſein Auge trug, begegnete ihm die heuchleriſche Verderberin, die jetzt aufgehört hatte zu täuſchen, und in erſchreckender Entlarvung vor ihm ſtand. Er ſah ſie, wie ſie ihn antrieb, einem Zugthiere gleich, ihren Wagen mit Windesſchnelle fortzuziehen, bis das Blut ihm aus Mund und Naſe drang und das Leben von ihm wich. Er ſah den Eckel, mit welchem ſie das Auge von dem Anblick ſeiner zerfleiſchten Hand abwandte, die, um ſie zu retten, das glühende Eiſen feſthielt, bis die Flechſen und Sehnen durchgebrannt waren. — Er ſah ſie, wie ſie ihrer Eitelkeit Feſt auf Feſt gab, um ſich an den Zuckungen ſeines verblutenden Herzens zu ergötzen, wie ſie den verächtlichſten jener Buben, wie ſie Numez an ſich lockte, um ihn, ihren einzigen Freund, mit ausgeſuchter Marter zu quälen. — So ſah er ſie in allen Geſtalten, die Hyänennatur ſchon in ihrer Kindesſeele, und dieſe wachſend mit dem Wachsthum ihres Korpers, bis ſie da ſtand in ihrer vollendeten Reife, in ihrer ſcheußlichen Größe. — Und dieſem Weſen hatte Gott, der alliebende Entſender des Erlöſers zur Rettung ſeiner Menſchen, Engel zum Schutze aus ſeinem Himmel geſandt? — und ſeine eigne Beſtimmung auf Erden war nichts, als das Werkzeug dieſer Engel zu ſein, zur Beglückung jener Seligen? — „Und das haſt du geglaubt? O, du wahnſinniger Träumer!“ ſchrie er auf, „Gott müßte ein Scheuſal ſein, ein Gott der Weißen, und ein Gott, wie die Weißen ſein, wenn er zur Erhaltung ſolcher Weſen die Geiſter beſtellen konnte, die reinen Geiſter die ſeinen Thron umſtehen! Böſe, hölliſche Geiſter ſind es geweſen, welchen ich gedient habe auf Koſten meiner Seele. Was konnte denn jener Folterknecht ſeiner ſchwarzen Brüder, was konnte jener Philipp Rondeſ[illegible] anders geworden ſein, und jeder Weiße anders werden, als ein Glied jener hölliſchen Gemeinſchaft!“

Das Blut des Unglücklichen war tobend und ſiedend geworden, während er raſ'te wider alle Heiligthümer ſeines Lebens, und alle Denkmäler, die ſein Herz ſich aufgerichtet hatte auf den leuchtendſten Stellen ſeiner Vergangenheit, niederwälzte, zertrümmerte und beſchmutzte. Er riß ſich die beklemmende Kleidung auf, da glitt unter derſelben etwas Hartes von ſeiner Bruſt auf ſeinen Schooß herab. — Er griff danach; aber er zog die Hand ſchaudernd zurück, denn es war — Agneſens Bild, — es war die metallne Platte, welche in Carlota's Händen zum Mordwerkzeuge geworden und gegen ihn gerichtet geweſen war. — Einen Augenblick lang war es, als wolle ein weicheres Gefühl ſeiner Seele ſich bemächtigen, aber ſchon im nächſten Moment lachte er — faſt hätte er vor ſeinem eigenen Gelächter erſchrecken mögen — fürchterlich auf: „Du alſo der Engel einer, welchen ich gedient habe?“ ſchrie er immer noch lachend. „Nun, wahrlich du gibſt mir einen himmliſchen Lohn! — Doch, was will ich mich beklagen? — Welch ein Loos darf das Werkzeug erwarten, wenn der Werkmeiſter ſelber erniedrigt wird zum willenloſen Steine, der aus der Hand des Undanks nach dem Haupte des Wohlthäters fliegt? — Fahre hin, du willenloſer Engel, auch du biſt weiß! Auch auf deiner Seele brennt das Blut der Schwarzen! Du haſt Jauuk zum Deſſalines gemacht! Du haſt den Brand angeſtiftet, der fünfzehn Jahre lang geraſ't und die Menſchen hunderttauſendweiſe hinweggerafft hat. Gott ſei gelobt! die meiſten waren deines Blutes, waren weiß wie du und dein Kind!“

Er ſchleuderte die Platte mit Kraft hinweg; er hörte ſie anſchlagen an die nahe Bretterwand, zurückprallen, und — ſein eingeſchlummertes Kind in lautes Geſchrei ausbrechen. Eine ungeheure Angſt überfiel ihn und verdrängte alle andern Gedanken aus ſeiner Seele. „Jeſus, mein Kind!“ ſchrie er; „ich hab' es getroffen — gemordet!“

Er ergriff den Kleinen, betrachtete ihn, und fühlte mit Entſetzen Blut an den kleinen Fingern. Sein eignes erſtarrte. — Da ſchimmerte ein Lichtſtrahl durch die Fugen der Brettwände; die Thür des Verſchlages ward aufgeſchloſſen, und der greiſe Kapitän, von zwei Matroſen begleitet, trat mit einer Laterne ein.

„Nun, du Prinz aus dem Hottentottenlande,“ rief der Eintretende höhniſch, „laß dich doch einmal beſchauen, damit ich weiß, was für einen Kauf ich gemacht habe.“

Er fing an ihn zu unterſuchen; Yuina hatte nicht Acht auf ihn. Seine Augen waren angſtvoll auf ſein Kind gerichtet, doch war keine Beſchädigung an demſelben ſichtbar, als an der Hand die Spuren des Biſſes einer Ratte. Wahrſcheinlich hatte das Thier an den Fingern des ſchlafenden Kindes geſchnobert, und zugebiſſen, als es durch die Metallplatte erſchreckt, oder vielleicht getroffen worden war.

„Alle Teufel, was ſeh ich? Kerl deine rechte Hand iſt ja lahm!“ ſchrie der Kapitän, „der Bube hat mich betrogen mit dir! Das ſollſt du mir büßen.“

„Rettet mich! Rettet mich um meines Kindes Willen aus dieſem Rattenloche!“ flehte Yuina, ſich zu den Füßen des Kapitäns windend.

„Ei ſeh doch; dem Prinzen iſt dieſer Pallaſt nicht gut, dies Lager nicht weich genug! Und doch hat ſeine Frau Mutter ſehr weich und bequem auf demſelben Polſter gelegen, bis ſie der Böſe holte, und mich um ihren Kaufpreis brachte! Kennſt mich wohl nicht mehr, Bürſchchen? Glaub dir's gerne; denn nur drei Tage warſt du alt, als du Abſchied nahmſt von mir. Sieh, in dieſer Kammer biſt du geboren, in dieſer Kammer ſtarb deine Mutter, und in dieſer Kammer würden dich die Ratten aufgefreſſen haben, wenn nicht der Narr, der Rondellier ſich deiner erbarmt, und mich der Mühe, dich mit deiner Mutter in's Meer werfen zu laſſen, überhoben hätte.“

„O, hätten ſie mich verzehrt!“ ſchrie Yuina verzweifelnd.

„Nun, dazu iſt's noch nicht zu ſpät,“ verſetzte der Kapitän, „ſieh Bürſchchen, dieſe Ungeziefer ſind die Nachkommenſchaft der nämlichen, welche eine gute Mahlzeit an deiner Mutter Leichnam gehalten haben, und hoffentlich werden die Kinder und Enkel jener Prinzeſſinnenfreſſer von ihren Ahnen das Gelüſt nach Prinzenfleiſch geerbt haben. Du kannſt ja ihren Geſchmack auf die Probe ſtellen; wirf ihnen verſuchsweiſe den Buben dort einmal vor.“

Er deutete auf das Kind, welches angelockt von Agneſens Bilde, das, vom Laternenlicht beſchienen, ihm entgegen funkelte, es aufgehoben hatte und, mit dem buntfarbigen Spielwerk beſchäftigt, all ſeine Schmerzen vergeſſen zu haben ſchien. — Da fuhr Yuina wie ein Raſender auf, ballte die Feſſeln, die ihm von den Handgelenken herabhingen zum Knaul und drang auf den entmenſchten Böſewicht ein, welcher jedoch — die Hand an der Thürklinke — vorſichtig den Rückzug ſich geſichert hatte. Er wich aus; die Thür flog zu und mit dem Klirren des angehängten Vorlegeſchloſſes vermiſchte ſich das Gellen ſeines Hohngelächters.

Die Nagel ſeiner Finger krampfhaft in das Fleiſch ſeiner zuſammengeballten Hände druckend, ſtierte Yuina dem Unmenſchen nach, den es vergnügte, einem Vater zu rathen, ſein Kind den Ratten zum Fraße zu bieten, und einen Sohn zu erinnern, daß er auf derſelben Stelle verzweifle, auf welcher ſeine Mutter ihr Leben verhaucht hatte. Seine Seele glich einem übervollen Gefäße; die innere Gahrung ſtieg, und mit dem dröhnenden Aufſchrei: „O Mutter, Mutter, warum ſtarb ich nicht, als du mich gebarſt!“ warf er ſich nieder auf den Boden.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Briefwechſel zwiſchen Auguſt Grafen von Platen und Johannes Minckwitz. Nebſt einem Anhange von Briefen Platen's an Guſtav Schwab und einem Facſimile Platen's. Leipzig, C. Kummer. 1836.

An Briefwechſeln iſt in der neuern Literatur kein Mangel, ſogar an ſolchen nicht, welche von bedeutenden Männern herrühren. Je großartiger die Lebensverhältniſſe der Briefſteller waren, je wichtiger ihre Stellung und ihr Einfluß in der Zeit auf Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt, deſto mehr potenziren ſich ſolche Sammlungen oft zu Memoiren und werden die beſten Quellen für politiſche- und Literär-Geſchichte der Zeitgenoſſen.

Wir glaubten im vorliegenden Falle, Platen im traulichen brieflichen Umgange mit einem Buſenfreund zu finden,

den freien ungeſchminkten Erguß ſeines Herzens einmal wenigſtens belauſchen und ein treues Charakterbild von ihm entwerfen zu können. Aber von dem keine Spur. — Minckwitz macht die Bekanntſchaft Platen's durch Überſendung eines Gedichtes und geſteht ihm in einem folgenden Briefe, daß er erſt vor Kurzem ſeine Gedichte kennen und wegen der Vollendung der metriſchen Formen als Philologe bewundern gelernt habe. Zugleich verſpricht er, einzelne Oden in's Griechiſche zu überſetzen. Der geſchmeichelte Dichter ermuntert den zwei und zwanzigjährigen Überſetzer mit den Worten: „ſeine Gedichte in eine ſchönere Sprache zu überſetzen, als diejenige ſei, in welcher ſie geſchrieben.“ Welche Verhöhnung der Mutterſprache, welche Autoironie in dem Munde eines deutſchen Dichters! War es Platen wirklich damit ernſt gemeint, ſo bedauern wir, daß er jemals in Verſuchung kam, auch nur eine Zeile zu ſchreiben. Lächerlich iſt aber die arrogante Verſicherung des jungen Überſetzers: „daß er erſt durch die Übertragung der Platen'ſchen Gedichte in's Griechiſche, namentlich in Sachſen, die Aufmerkſamkeit Tauſender auf ihn hingeleitet und zu Freunden des Dichters gemacht habe;“ wie die Bemerkung an einer andern Stelle: „Die Feinde Platen's würden bei einer zu großen Anzahl überſetzter Gedichte ſagen, Platen verfertigte ſeine Gedichte blos zu dem Zweck, daß Minckwitz ſie in's Griechiſche überſetzen könnte.“ Der junge Mann hat eine ſehr beſcheidne Meinung von ſich.

Wir werden Platen immer als einen unſrer erſten Metriker anerkennen müſſen, der durch ſeine Oden unſre Sprache erweitert und bereichert hat. Doch wird Platen nie, ſo wenig wie Klopſtock, ein Dichter der Nation ſein oder werden. Aber den Philologen kann er den beſten Exercitienmeiſter, vortheilhafter wie Apel und Hermann, in der Metrik abgeben. Die mögen durch Platen lernen, wie man die Poeſie der Griechen in's Deutſche übertragen ſoll; wenn ſie nichts Beſſeres zu thun wiſſen, können ſie auch ihre Überſetzungsexercitien an ſeinen Gedichten anſtellen, wie Minckwitz. Wer aber Platen nicht durch das Original lieb gewinnt, der wird ihm durch eine Überſetzung, ſelbſt wenn ſie von Minckwitz wäre, an der Platen übrigens ſtets Ausſtellungen zu machen hatte, noch weniger zufallen.

Aus vielen Außerungen ſtellt ſich Platen's kleinliche Eitelkeit recht ſchlagend heraus. Er läßt ſich durch Minckwitz bewegen, durch Überſendung ſeiner Gedichte ſich den Herren Philologen zu empfehlen, namentlich dem Profeſſor Hermann, der ihn dagegen wieder bekomplimentirt. Platen's Briefe an Guſtav Schwab aus den Jahren 1826 — 32 ehren den letzteren mehr als den erſteren. Sie enthalten meiſtens nichts als Klagen über Buchhändler, Bitten um Correkturen und Reviſionen ſeiner Werke, welche der vortreffliche Schwab ſtets freundlich beſorgte. In einer an Schelling gerichteten Vorrede, welche ſehr pomphaft und geſpreizt einherſtolzirt, häuft der Verfaſſer in jugendlicher Unbeſonnenheit Schmähungen auf mehrere ausgezeichnete Literatoren. Minckwitz iſt noch zu ſchwach, um das Cherubſchwert der Polemik und Apologetik zu führen. Er hat weder Platen's Eigenthümlichkeiten richtig gewürdigt, noch zeigen die Urtheile, namentlich über Rückert, wahre äſthetiſche Bildung. Lächerlich iſt es überhaupt, wenn Leute, die ſich an ausgezeichnete Männer andrängten und deren Clienten waren, nach ihrem Tode plötzlich zu Ehrenrettern und Patronen derſelben ſich aufwerfen wollten, wie Minckwitz. Über Platen hat die Kritik ſchon längſt zu Gericht geſeſſen und das anerkannt, was anzuerkennen war.

Von jenem oben angedeuteten Standpunkt hat dieſer Briefwechſel, der ſich beinahe nur um Äußerlichkeiten dreht und nicht, wie der zwiſchen Göthe und Schiller, einen Blick in das Innerſte der Schreiber geſtattet, keinen Werth. —

Frankfurt a. M. (Muſik.) —

Unſere Opernfluth warf diesmal manche Perle aus. Madame Schodel trat nach einer kurzen Abweſenheit wieder als Veſtalin und als Alaide auf. So groß der Beifall iſt, den ſich dieſe Sängerin mit jeder neuen Gaſtrolle erwirbt, ſo wurden ihre glühendſten Verehrer doch auch wieder hingeriſſen durch Darſtellungen, womit Mad. Fiſcher-Achten — dieſe wahrhafte Eutonia — alle Verhältniſſe durchdringt und ſchlägt. Denn es kann nicht fehlen, daß da immer ſich Intereſſen durchkreuzen, ſobald ein Publikum ſeine Lieblinge wechſeln muß. — Reines gediegenes Gold, aufgelöſ't in den Zauberhauch herzinnigſter Empfindungen, entſtrömten einmal wieder den attiſchen Lippen dieſer Frau. Man ließ uns noch recht bitter fühlen, was wir verlieren ſollen, und unpolitiſch ſie in Parthieen auftreten, worin ſie am allerwenigſten erreicht werden dürfte. Was man alſo ihr nicht anhaben konnte, mußte ihr Gatte büßen, der mit wahrhaft ſtoiſcher Reſignation im Gefühle deſſen, was er ſeiner Repräſentation ſchuldig iſt, die kleinlichen Malicen ſeiner Widerſacher ertrug, und eben dadurch in der vernünftigen Meinung ſich höher ſtellte. Montag den 27. Juni alſo vereinigten beide Gatten ihren Schwanengeſang auf der Frankfurter Bühne. Der Werth eines Beſitzes wird nie ſo fühlbar, als im Augenblick des Verluſtes. Es fiel wie Schuppen von unſern Augen, auch wenn es keine Kränze und Sonette auf ſie herab geregnet hätte, die Erinnerung und Wiederſehen ausſprachen. Mit Seherblicken durchdrangen wir mit einmal den Schleier einer unheilſchweren Periode für die hieſige Oper. Zwiſchen Parthei- und Ökonomie-Intereſſen hin und her gezerrt, wird die reiche Kunſt hier eine gute Zeit lang ein armes Amphibienleben führen. Wie ſich ſo viele verderblich auf unſer Inſtitut einwirkende Elemente glücklich löſen ſollen, mag der Himmel wiſſen. Daß aber der kunſtgebildete Theil des Publikums ſchon lange unter dem Einfluſſe dieſer, aus Chamaleons-Gunſt und blinder Abgötterei oder Verdammniß zuſammengeſetzten Intereſſen leidet, iſt nur allzuwahr, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß einmal einer ſpräche: „Es werde Licht!“

Herr und Mad. Fiſcher werden eine kurze Zeit zu Gaſtſpielen in Wiesbaden benutzen, und dann in einem der benachbarten Schweſterbäder einen Sonnenblick der Unabhängigkeit genießen. Beneidete ich die Braunſchweiger nicht dieſes Bühnenraubs wegen, ich wüßte wohl, was ich anzurathen hätte, ſich denſelben zu ſichern! —

Als Gäſte traten auf der Tenoriſten-Neſtor Haitzinger als Almaviva — dieſer Gaſt bedarf keiner weiteren Schilderung — und Herr Kiel, vom Schweriner Hoftheater, als Max und Johann von Paris. Der junge Mann hat die zur Ausbildung empfehlenswertheſte Grundmittel: Stimme und Figur. Das Studium, dieſer Stimme mehr Regiſtereinheit, ſeiner Paſſage Rundung und dem Worte Deutlichkeit zu geben, Nachdenken über oft zügelloſe Bewegungen, ſind hier, wie auch etwas mehr Wahl des Coſtüms, noch zu empfehlen. Fachgemäß beſchäftigt unter gebildeten Künſtlern, wird Herr Kiel, bei wohl anzuerkennenden Vorzügen, bald keine untergeordnete Rolle unter ihnen ſpielen. Es iſt bei uns kein Beweis des Unwerthes, wenn ſich einem Applaudirenden zwei Ziſcher entgegenſtellen. Dieſe Kriſe aber, deren Einfluß ich ſo eben in flüchtigen Umriſſen berührte, muß vorüber ſein, und jedem Talente wird die Gerechtigkeit des Publikums, wie der **gebildeten** Kritik werden.

Concertgeber hatten wir Gott ſei Dank keinen zu bemitleiden, oder es müßte denn der 8jährige Heinrich Moſſenhauer aus Erfurt ſein, der zwiſchenaktlich den Altvater Bernhard Romberg parodirte. Es war recht abentheuerlich anzuſehen, wie der kleine Menſch an ſein Violoncello hinankletterte, und es eben ſo wenig erreichen konnte, wie ſein Spiel die Idee des Componiſten. Da die Poſſirlichkeit des Anblicks bald den aufwallenden Ärger in mir verdrängte, ſo will ich jeden weitern Ausfall unterdrücken.

Eulenſpiegelſtreiche hatten wir zweierlei. Der erſte iſt von Neſtroy mit Muſik von A. Müller, hier zum erſtenmale und zum Beſten des Penſionsfonds (ſiehe Frankfurter Jahrbücher Nro. 27) bei gefülltem Hauſe gegeben. Die Muſik dürfte volksthümlicher gehalten ſein, um die Grundideen der Intrigue zu charakteriſiren. Es iſt eine Aufgabe für den Darſteller unſers Helden, einen Charakter zu illuminiren, der für unſer Jahrhundert in nur undeutlichen Conturen erſcheinen muß, da die Zeit vorüber iſt, in der ſolche Lectüre noch Anklang fand. Neſtroy ſtellt uns, nichts mehr oder weniger, einen durchtriebenen Pfiffikus im Style aller intriguanten Bedienten des franzöſiſchen Luſtſpiels hin, und ſo fand er in Herrn Meiſinger einen Darſteller, der in dieſem Sinne mit ſeiner Parthie ganz im Reinen war und vielſeitig anſprach. — Aber um einer Figur näher kommen, wie ſie uns jener unbekannte Volksproſaiſt bezeichnet, hatte Herr M. in ſeiner ganzen Identität, in Maske und Coſtüm pikanter, fantaſtiſcher erſcheinen müſſen. Auf jeden Fall hätte **ſein** Till, wenn auch nicht auf Koſten eines hier verzeihlichen Anachronismus gewonnen. Dieſe 4aktige Poſſe lief ganz ergötzlich rund, lebendig, und zwergfellerſchütternd von Stapel.

Den **zweiten** Eulenſpiegelſtreich machte uns Mad. Poſſert, die den Ablauf ihres kaum begonnenen Contrakts durch eine moderne Cadenz über die Grenze abkürzte. Es iſt noch unbekannt, wo dieſe Sängerin ähnliche Contraktverpflichtungen angeknüpft hat.

Feuilleton.

⁂ **Ueber Delavigne's Familie zur Zeit Luther's.** — In einem der beſten franzöſiſchen Tagblätter wird über **Delavigne's** „Famille au temps de Luther" u. a. Folgendes bemerkt: „Herr Delavigne würde ſein Trauerſpiel nicht geſchrieben haben, wenn er ſich ein einzigesmal ernſtlich vorgeſetzt hätte — zu erforſchen, warum Frankreich nicht proteſtantiſch iſt, und beſonders, warum die größere Zahl ſeiner am weiteſten vorgeſchrittenen Geiſter, auf welche die Nachwelt am ſtolzeſten iſt, unmittelbar vom katholiſchen Glauben zur Philoſophie übergegangen, ohne bei dem Proteſtantismus zu verweilen. — Von denen, auf deren Rührung der Dichter ſein Hauptaugenmerk richten mußte, fliehen die Einen den Lichtglanz des Tages, in welchem ihre Augen ſich verirren, und ſcheinen in das Halbdunkel der Baſiliken rückkehren zu wollen; die Anderen folgen unter dem Lichte des Himmels unabläſſig der Feuerſäule, die nie ſtille ſteht, und eilen mit einer oft ſchmerzerfüllten, aber zugleich hoffnungsreichen und zuverſichtlichen Unruhe dem fernen Horizont zu! — Wo will Herr D. ſeine Stelle nehmen? Am Fuße der alten Lehrkanzel oder am Aufweg zum ewigen Hügel?" — — „Iſt denn jetzt der rechte Augenblick, wie vor 300 Jahren, um einen Kreuzzug gegen das alte Rom zu beginnen? . . . Iſt es nicht vielmehr an der Zeit, das Schiff den allgemeinen Ideen und der Auffindung der großen Wahrheiten zuzuwenden, damit nicht bald die blinden Steuerleute des materiellen Intereſſes es an irgend einem Goldfelſen zerſchellen laſſen? — Wenn die **Dichter** nicht begreifen oder dafür halten, daß es noch Zeit ſei mit Vorſicht in den Gemüthern des Volkes den Widerwillen zu modifiziren, vor welchem ſie eine lange Reaktion gegen die Profanationen der Ideen Gottes beſchützen mußte; wenn ſie weder den Beruf, noch den Muth fühlen, die Menſchen wieder den unſterblichen Wünſchen zu gewinnen, die ſelbſt in Mitten der materialiſtiſchen Wüthereien immer auf dem graden Wege der Wahrheit erglänzen, dann iſt das Beſte, was ſie thun können, über dieſe Fragen das Schweigen zu bewahren." —

⁂ **Portugieſiſche Journaliſtik.** — Im vor. Jahre erſchienen in Portugal 25 bis 30 **periodiſche Blätter**, wonach alſo die Zahl derſelben ſich ſeit 1838 um 8 bis 13 vermehrt hat. Die übermeiſten, nämlich 22, wurden in **Liſſabon** herausgegeben, und zwar — 10 **politiſche**, unter denen das Diario do povo (des Volkes), das Diario dos pobres (der Armen), der Nacional und die Reviſta die geleſenſten waren; 6 **litterariſche** und Unterhaltungsblätter, unter denen auch ein Jornal de comedias e variedades; — zwei für **Medizin, Chirurgie** und **Pharmazeutik**; — ein **juriſtiſches**, eines für **Erziehung**, eines für **Artillerie** (!), und ein Jornal de Musica. In **Oporto** erſchienen der Portuense und einige politiſche und merkantiliſche Blätter. —

⁂ **Verminderung der ſchweren Verbrechen in Frankreich.** — In den 4 Jahren von 1826 — 1829 incl. wurden im Durchſchnitt jährlich 1378 Individuen zu den **Galeeren** verurtheilt, wovon 284 auf Lebenszeit, 1094 auf längere oder kürzere Zeit. — In den 4 folgenden Jahren belief ſich die jährliche Durchſchnittszahl ſolcher Verurtheilten auf 1120, wovon 214 der erſten, 906 der anderen Kategorie angehörten. Während daher früher die Zahl der Sträflinge auf den Galeeren einmal bis auf 11,000 geſtiegen, beläuft ſie ſich jetzt nur auf 7,000. Dagegen nimmt die Zahl der **Zuchthäusler** zu, und iſt jetzt auf 17,000 geſtiegen. —

⁂ **Der größte Polyglott.** — Der Sekretair des jetzt lebenden Papſtes, **Signor Mezzofante**, Bibliothekar des Vatikans, kennt 45 Sprachen, Idiome oder Dialekte, und iſt gegenwärtig der größte bekannte Polyglott. —

⁂ Der zweite Theil der Kritiken und litterariſchen Portraits von Sainte-Beuve macht in Paris viel Aufſehen. Seine Kritik iſt eben ſo ſcharf wie wahr, eben ſo künſtleriſch wie billig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 155. 1836.

Phönix.

Samſtag, 2. Juli.

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Er mochte im Falle das Kind unſanft berührt haben; es fing kläglich an zu weinen; er ſchauderte zuſammen; der Gedanke, ſein Kind durch einen einzigen Druck ſeiner Fauſt erlöſen zu können von allen Qualen des Lebens, der Gedanke, daß ſein Kind ihn einſt vorwerfend fragen könnte: „Vater, warum haſt du mich nicht erlöſ't?“ vereiſ'te ſein Blut; da aber hub der Kleine ſein Köpfchen auf, lehnte es an die Vaterbruſt, und nun öffnete das von Menſchenhaß und Lebensverachtung zuſammengezogne Herz des unſeligen Mannes ſich wieder menſchlichen Gefühlen. „Nein, nein, du ſollſt nicht ſterben!“ rief er mit weicherer Stimme. „Komm, ich will das Ungeheuer zwingen, uns Licht und Luft zu gewähren.“

Er raffte ſich auf, und rannte mit voller Gewalt gegen die Thür: ſie wich aus ihren Fugen; dann nahm er ſein Kind, welches das geliebte Bild nicht los ließ, überſchritt die Wandtrümmer und ſtand vor einer ſchmalen, aufwärts führenden Treppe. Ein Dämmerlicht fiel von Oben herab. Er ſtand ſtill; ſeine Augen hingen gefeſſelt an der Schrift, welche auf eine ſeitwärts befindliche Thür mit Kreide — vielleicht von der Hand eines müßigen Schiffjungen während einer Windſtille — gekritzelt war. Er las: „Pulverkammer.“

Es war ihm, als halte ein gewaltiger Geiſt ſeinen Fuß hier gefeſſelt und rede zu ihm: „Einen Funken durch dieſes Schlüſſelloch geſprüht — einen Feuerbrand — eine glühende Kohle an dieſe gefüllte Mine gelegt, und du biſt frei, und dein Kind iſt ein ſeliger Engel — und alle dieſe Weißen fahren zur Hölle!“

Er ſtand und ſtand; — er griff in die Taſche und ſuchte Stahl und Stein und Zündſchwamm, aber die Taſche war leer. — Ein wilder Schmerz durchzuckte ihn. — Da entfiel dem Kinde das Bild; es langte danach, und fing, als es daſſelbe nicht erreichen konnte, ungeduldig an zu weinen. „So willſt du noch ſpielen auf Erden? — willſt noch nicht ſterben?“ rief Yuina. „Wohlan ſo lebe, und Gott ſei dir barmherzig und laſſe dich nicht zum Spielwerk des Lebens werden, wie ich es geworden bin, und behüte dich, einſt deine einzige Hoffnung auf das Auffliegen einer Pulverkammer zu ſetzen.“

Er hub das Bild auf, ſah es an, indem er es dem Kinde reichen wollte, und ein erſchütterndes Beben flog ihm von Glied zu Glied. Ein Paar ganz feine Bluttropfen, vermuthlich von der Hand des Kleinen herabgeträufelt, hingen an den Augenwimpern über dieſen matt gerötheten Wangen, und ein Spalt im Schmelze, wahrſcheinlich durch die Heftigkeit des letzten Wurfes entſtanden, endete in einem Sterne, von unzähligen Splitterchen zuſammengeſetzt, gerade an der Herzgegend der holden Geſtalt. — „Du weinſt?“ ſchrie Yuina. „Du weinſt blutige Thränen über mich? — und ich — ich war es der dir das Herz zerriß, das für mich ſchlug, als kein andres auf Erden ſich bewegte für mich?“ doch wieder verſtopfte ſich der Quell ſeiner Wehmuth, und ein wilder finſterer Geiſt brauſ'te aus den Tiefen ſeiner Seele aufwärts. Er fing an zu lachen, wie die hoffnungsloſe, glaubenarme Verzweiflung lacht. „Thor, unſinniger Thor! iſt denn dies Agneſe? — iſt's nicht ihre Mutter? die entlaufene Spanierin? — war dies Bild nicht ſchon längſt gemalt, ehe Agneſe lebendig wurde auf Erden? — Und dennoch du Wahnſinniger, haſt du dein Herz unverletzlich gewähnt unter dem Schutze dieſes Heiligthums?“ —

Sein Gelächter, faſt dem Schluchzen eines von Thrären halb Erſticken verwandt, ward lauter, da erklang von Oben herab eine fragende Stimme: „Wer lacht denn hier ſo unſinnig?“ und ein verzerrtes Geſicht ward ſichtbar an der Treppenlucke. „Alle Teufel, das iſt ja der Neger!“

Dieſer Aufſchrei rief bald einen Haufen zuſammen; Duina drückte ſein Kind an ſich, und ſchritt die Treppe hinauf.

„Iſt dieſer Kerl denn der Satan ſelber?“ brüllte der Kapitän, welcher jetzt die Matroſen auf die Seite ſtoßend, ſich hindurchdrängte und vor Duina ſtehen blieb. „Die dicken eiſenfeſten Mahagonibohlen hat der elbhändige Neger durchbrochen? — Du Goliath! Wart! Ich will dich unter Augen behalten und dir eine Feſſel anlegen, die du nicht brechen ſollſt und wärſt du der Simſon ſelber! Packt ihn, ſchleppt ihn hinauf, auf das Verdeck, und ſchmiedet mir ihn feſt an den Hauptmaſt.“

Duina widerſetzte ſich nicht; Licht und Luft hatte er gefordert und dieſe Forderung verhieß man ihm zu gewähren. Er ließ ſich die Treppe hinaufzerren, und lag jetzt, mit zentnerſchweren Ketten an den Maſt geſchmiedet auf dem Verdeck, vom Strahle der brennenden Sonne des Südens angeglüht.

Es ward Abend; es ward Nacht; die Sonne ging unter und kräftig dürrend wieder auf und wieder unter und ſo reihten ſich Tage an Tage und Wochen an Wochen; aber kein Tag, keines Tages Stunde verfloß, ohne Duina's bittern aber ohnmächtigen Groll gegen ſeine Henker zu nähren. Kein Matroſe ging ihm vorüber, kein Schiffsjunge wiegte ſich auf dem Tauwerke über ihm, ohne durch Hohn und Spott und durch Mißhandlungen der roheſten Art, den verzweifelnden Vater und ſein verſchmachtendes Kind, unter langſamen Folterqualen zu martern, um dem rauhen Geſicht des greiſen Patrons dann und wann ein beifälliges Lächeln abzuzwingen. Reden hörte ihn Niemand mehr, denn nur ſeinem Ohr war die Stimme verſtändlich, die in ſeinem Innern tobend, ihm mahnte: „Über dieſen Bord hinweg flog die Leiche deiner Mutter; ſchleudre ihren Enkel ihr nach in das tiefe, ewig friedevolle Grab! Rette ihn aus den Klauen dieſer Henker, und bewahre ihn vor den Ketten, die ihm drohen in der Sclaverei! Ende ſein Elend, eh' es beginnt, ehe die Teufel ihn trennen werden von dir!“ — Aber wie befehlend auch die Stimme brüllte, er hatte die Kraft nicht, ihrem Gebote zu gehorchen, und jedesmal, wenn er den Kleinen aufhub, um ihn zum letztenmale zu umarmen, und ihn dann hineinzuſchleudern in den Himmel, der auf dieſen Wellen ſchwamm, dann verſchlangen die Arme ſich ſo feſt um das lächelnde Kind, dann drückt' es ſein Köpfchen ſo zutraulich an die Bruſt, in welcher das Vaterherz blutete, bis die Kraft ihm verblutet war und er machtlos niederſank neben dem todgeweihten kleinen Märtyrer.

Das amerikaniſche Feſtland war nah. Jubelnd begrüßten die Matroſen den erſten Landvogel, der ſich niederließ auf dem Maſte, und ſelbſt der rauhe Patron ward milder. „Es iſt eine hundsföttiſche Raçe, das Volk von Carletown,“ ſprach er, „vor Zeiten, als ich noch Sclaven einführte, da hat man oft mir nachgeredet, daß kein Guineafahrer verhungertere Schwarze an Bord habe, als ich. Ich will die Buben Lügen ſtrafen. Der Neger dort ſoll auf ganze Koſt geſetzt werden von Stund an, und ſchmiert ihm die wunden Stellen an den durchgeſcheuerten Gelenken mit Öl ein. Das Bürſchchen ſoll gut ausſehn, wenn wir landen.“

(Fortſetzung folgt.)

Die Päpſte in Avignon.

(Fortſetzung.)

Clemens VI. (1342—52), Peter Roger, aus der Auvergne, begann ſein weltlich-glänzendes Regiment ſchon mit der Thronbeſteigung. Er pflegte zu ſagen: „Meine Vorfahren verſtanden nicht Päpſte zu ſein,“ und verfiel mit Verſtärkung ſeines luxuriöſen Hofſtaates durch gehäufte Pfründen ſo in Wollüſte und Weichlichkeit, daß er ſich die heftigſten Vorwürfe ſeiner Zeitgenoſſen zuzog, beſonders Petrarch's, wiewohl dieſer ſpäter ſein Freund und Geſandter wurde.[*] Er iſt hauptſächlich durch ſeine Einmiſchung in die deutſche Kaiſerwahl zu Gunſten Karl's IV. bekannt; der Pfaffenkönig mußte jedoch nach Frankreich fliehen, und erſt nach Ludwig's Tode ward demſelben die Krone durch neue Wahl und Krönung (die erſte geſchah zu Bonn) übertragen. Einen Schatten wirft auf ihn die feierliche Losſprechung der ſchönen Königin Johanna von Neapel von der mehr als wahrſcheinlich ihr zur Laſt fallenden Ermordung ihres Gemahls, des Prinzen Andreas von Ungarn. Was der Statthalter Gottes nicht ſchon wollte, übte die Vergeltung der Dinge; Johanna wurde mit den beiden erwählten Männern nicht glücklich, und die Blutrache ihres Vetters Karl, Herzogs von Durazzo, ereilte ſie im Kerker, wo ſie erwürgt ward, wie einſt Andreas durch ihre Diener. — Unter ſeine Regierung fiel die Volksaufwiegelung Rienzi's gegen den römiſchen Adel. Er war ein Wirths- oder Müllersſohn, von großer Rednergabe und Notar von Rom; der Papſt ſelbſt hatte ihn zu dieſer Würde erhoben, als derſelbe bei einer der gewöhnlichen Deputationen der Römer ſeine Geiſtesgaben ſchätzen lernte. Doch übernahm er ſich in ſeiner neuen, vom Pabſt geduldeten Würde als Volkstribun ſo ſehr, daß er im Rauſche des Glücks Papſt, Kaiſer und Reich vor ſeine Schranken lud. Die widrigen Schickſale, die hierauf folgen mußten, machten, daß er völlig den Kopf verlor und zu Kaiſer Karl floh, der ihn dem Papſt nach Avignon auslieferte. Clemens ließ eine Unterſuchung gegen ihn verhängen, ſtarb aber im Lauf derſelben. Das von Johanna von Neapel 1348 erkaufte Comtat nahm ſeine väterliche Sorge in ſchweren Zeitläuften in Anſpruch. Schon bei dem Antritt ſeiner Regierung litt das Land

---

[*] Hiervon weiter unten. — Eine der boshafteſten Invectiven, die Clemens erfuhr, war das hinterliſtigſte Lob jener lateiniſchen Diſtichen ohne Interpunktion, die, jenachdem man das Komma ſetzt, Schmeicheleien oder die ſtärkſten Beleidigungen enthalten. Ich will ſie im Deutſchen zu geben verſuchen; das Original iſt als Stylübung der Schulen bekannt.

Durch Verdienſt nicht durch Trug, durch Tugend nicht durch Beſtechung
Stiegſt du zu dieſem Grad herrlichſter Würde empor.
Armen gibſt du das deine, ja nie verſchloſſen dein Haus iſt,
Gut der Kirche wird hier, nimmer das deine vermehrt.
Sei denn dein Wirken von Dauer, nicht kurze Zeit nur verſtreiche,
Bis dich vom Lebenspfad ruft der allmächtige Gott.

I B. Weimar

durch große Überſchwemmungen, ſo daß man in Avignon mit Kähnen fuhr. Im Jahre 1347 war eine große Hungersnoth, wo Mütter ihre eignen Kinder verzehrten und Krankheiten durch den Genuß ſchädlicher Thiere und Kräuter entſtanden. Dies war der Anfang der großen Sterblichkeit, die 1348 von der fürchterlichen orientaliſchen Peſt entſtand, der auch Laura erlag. Der ſchwarze Tod, aus Boccazens ſchaurigem Gemälde bekannt, äußerte ſich in der Provence in dreitägigem Leiden, Bluterbrechen und Erſticken. Sogar Hunde, Katzen, Hühner, und andere Thiere wurden angeſteckt. Auf Bergen zeigte ſich das Übel heftiger, als in der Tiefe. Aus Entſetzen flohen die nächſten Angehörigen die Erkrankten und viele wurden noch lebend in die großen tiefen Gruben geworfen, die der Papſt auf eigens dazu beſtimmten Kirchhöfen zu machen befahl, während für Ärzte und Pflege nach Möglichkeit geſorgt wurde. Das rohe Volk glaubte, wie noch heute, man habe die Brunnen vergiftet; viele Unſchuldige, auch Juden, wurden deßhalb zerfleiſcht und verbrannt. Die Peſt dauerte drei Jahre, inmittelſt ſchreckten große Erdbeben Italien. — Den Pallaſt zu Avignon baute Clemens völlig aus, vollendete das halbgelaſſene Viereck ſammt Thürmen und ſchloß das Ganze mit hohen Mauern. Von den einzelnen Theilen wird gerühmt: die größere Kapelle, die Audienz, das Conſiſtorium (oben beſchrieben) und die Teraſſendächer, wo man ringsum von einem Theil des Schloſſes zum andern auf Plattformen, die herrlichſte Ausſicht genießend, luſtwandelte. Auch wird ein großer Thurm gerühmt, der nachmals ausgebrannt ſei (vergl. oben). Auch die ſteinerne Brücke, die nun als Ruine daſteht, vollendete Clemens VI. Er ließ bei Lebzeiten ſein Grabmal von geſchickten Leuten zu Villeneuve (du Pape?) für das Kloſter Caſa-Dei in der Auvergne prachtvoll ausarbeiten, indem er dort beigeſetzt ſein wollte. Er ſtarb, demüthig ſeine Sünden bereuend, an einem aufbrechenden Rückengeſchwür. Die Zeitgenoſſen rühmen ihn als friedliebend und gütig; ſeinem milden Namen entſprechend, liebte er den Spruch: „Niemand ſoll von Cäſar unzufrieden weggehen.“ Der Rachſucht war er Feind. Einſt trat er eine Bittſchrift, die ihm ein früherer Gegner, auf ſeine Großmuth ſich verlaſſend, übergeben ließ, mit Füßen; doch mit den Worten: „Weiche, Teufel!“ hob er ſie wieder auf und gewährte die Bitte. Er verbeſſerte die Lage Vieler, die durch des Vorgängers übertriebene Sparſamkeit gelitten hatten. Bei ſeinem üppigen Hofhalt iſt die Ausartung und der Nepotismus an ſeinem Hofe nicht zu verwundern, wo er einen 20jährigen Neffen zum Kardinal machte und im Geiſtlichen, wie im Weltlichen mit Pfründen, Gütern und Geldern höchſt willkührlich ſchaltete. — Sein Leichnam wurde in dem oben erwähnten Kloſter Caſa-Dei in der Auvergne von ſeinen Verwandten feierlich beſtattet.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Literatur.

Victor Hugo's ſämmtliche Werke. IX. und X. Band. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1836.

Dieſe Überſetzung der Geſammtwerke Victor Hugo's ſchreitet ſo fort, daß man nach Beendigung derſelben keine Fabrikarbeit, ſondern durchgängig eine gediegene Überſetzung, die man auch ohne Beihülfe des Originals mit Genugthuung leſen kann, zur Hand hat. Der IX. Band enthält die Oden und die vermiſchten Gedichte Victor Hugo's. Durch ſeine Lyrik erwarb ſich Hugo die erſten Preiſe, die erſten Lorbeeren, ob er gleich erſt durch ſeine Dramen Frankreichs nationellſter und bewundertſter Dichter ward. Mit ſeiner Lyrik begann er auch zuerſt die Feſſeln zu ſprengen, in welche die franzöſiſche Poeſie geſchlagen; an ihr und in ihr können wir alle Phaſen der politiſchen und literariſchen Veränderungen und Weiterbildungen dieſes glänzenden Geiſtes verfolgen. Mit der Muttermilch hatte er einen vendeeïſchen glühenden Royalismus eingeſogen. Schon früh die Majeſtät von Gottes Gnaden verherrlichend, wandte er ſich in reiferen Jahren der Nationalſonne zu, um die alle großen politiſchen und literariſchen Sterne in eine weite Zukunft kreiſen werden. In zwei ſeiner vollendetſten Oden „an die Colonne“ beſang er den Helden, deſſen Aſche er als Nationalheiligthum unter die Vendomesſäule verſetzt haben wollte. Er hat darin A. Chénier und alle anderen Dichter weit überflügelt. In den Vorreden zu den Oden von 1822, 1824 und 1826 weiſ't er jeden Parteinamen zurück, mit dem man ſein Vorkämpfen für die Entfeßlung der früherhin am Prometheusfelſen der Convenienz angeſchmiedeten Poeſie beehren wollte, und ſpricht die großartigſten und wahrſten Anſichten über Dichtkunſt und Dichter aus. Der Schluß der letzten Vorrede iſt zu merkwürdig, daß er nicht angeführt werden ſollte: „Der Dichter ſoll nur ein Muſter haben, die Natur; einen Führer, die Wahrheit. Nicht mit dem, was geſchrieben iſt, ſoll er ſchreiben, ſondern mit ſeiner Seele und mit ſeinem Herzen. Von allen Büchern, welche in den Händen der Menſchen umlaufen, ſollen nur zwei durch ihn ſtudirt werden: Homer und die Bibel, und zwar deßwegen, weil dieſe beiden ehrwürdigen Bücher, die erſten ihrer Zeit und ihrem Werth nach, ſie, die faſt ſo alt ſind wie die Welt, ſelbſt zwei Welten für den Gedanken ſind. Man findet in ihnen gewiſſermaßen die ganze Schöpfung aus ihrem doppelten Geſichtspunkte betrachtet, im Homer durch den Genius des Menſchen, in der Bibel durch den Geiſt Gottes.“ —

Ferdinand Freiligrath hat mit meiſterhafter Gewandtheit das Original nachzubilden gewußt und darum etwas Außerordentliches geleiſtet, weil er, ob er gleich die mannigfaltigen Rhythmen, Metren und Reimverſchlingungen des Originals beinahe beibehielt, nichts von der Fülle und dem Glanz aufgab und verwiſchte, und dem Verſtändniß, ohne Hülfe des Originals, keinen Eintrag that. Schwierigkeiten, die ſelten ein Überſetzer in ſo hohem Grade überwand, wie gerade Freiligrath bei Übertragung der Oden. Die übrigen Klänge der Hugo'ſchen Lyra bis auf die neuſten Chants du crépuscule werden mit gleicher Sorgfalt in dieſer Geſammtausgabe nachfolgen. —

Der X. Band enthält: „Zur Philoſophie und Literatur,“ deutſch von E. Beurmann, und „Claude Gueux,“ deutſch von W. Wagner.

Dieſe Beiträge zur Philoſophie und Literatur eröffnen uns wichtige Perſpektiven in das Perfectibilitätsvermögen des Dichters. Victor Hugo hat ſich nicht in ſeinen jugendlichen

Anſichten verknöchert; nein, als Mann hat er die allgemeinen Intereſſen in ſich aufgenommen, und entwickelt ſich an dem ſocialen Fortſchritt ſeiner Nation mit fort. In dem vorliegenden Buche gibt er ſich ſelbſt Rechenſchaft über ſeine Anſichten und Principien, die ihn bei ſeiner literariſchen und politiſchen Thätigkeit unbewußt leiten, und ſucht mit ſich darüber in's Klare zu kommen. Es ſind eben ſo freimüthige als geiſtreiche Geſtändniſſe, in denen Hugo die Geſchichte der inneren Revolutionen ſeiner politiſchen und literariſchen Meinung bekennt. Wir gewinnen durch ſie einen richtigen Einblick in ſeinen innerſten Bildungsgang, der bei einer ſo ausgezeichneten Individualität von ſo größerem Intereſſe iſt, weil wir darin den Einfluß der Zeitideen auf den Einzelnen ſo deutlich wahrnehmen. — Hugo, ein Sohn ſeiner Zeit und ſeines Volkes, unterliegt wie die Allgemeinheit allen Veränderungen. Aus dem glühendſten Royaliſten wird er ein begeiſterter Freiheitsdichter. Dieſes Buch kann alſo zum Spiegel dienen, in dem das treueſte Charakterbild Hugo's erſcheint. Man findet darin hiſtoriſche Unterſuchungen, Träumereien, Feuilletons, Kritiken; die Raiſonnements über Geſchichte und Geſchichtsſchreibung, über Revolution, Kunſt, Natur und Wiſſenſchaft, Tragödie, Theater u. ſ. w. führen uns die ganze Schärfe und Gewandtheit der Hugo'ſchen Dialectik vor, bieten ein abwechſelndes Diorama ſeiner Anſchauungen, und ſind deßhalb ein Schlüſſel zum Verſtändniß ſeiner Werke. Es zerfällt in zwei Abtheilungen: in das „Tagebuch der Ideen, Meinungen und Lectüre eines jungen Jakobiten im Jahre 1819,“ und in ein „Journal der Ideen und Meinungen eines Revolutionärs von 1830.“ In „Claude Gueux“ führt uns Hugo einen Franzoſen aus niederem Stande vor, ausgeſtattet mit glänzenden Anlagen, die nicht durch eine ſorgfältige Jugenderziehung, ſondern durch die hohe Schule des Lebens ausgebildet waren. Dieſer wird aus Noth zum Dieb und erſt im Kerker durch die Grauſamkeit des Oberaufſehers, der ihm den liebſten Freund, der ſich im Kerker an ihn geſchloſſen, von der Seite reißt, an dieſem Grauſamen ſelbſt durch Todtſchlag zum Verbrecher. Es iſt ein ſchauerliches, aber treues Gemälde des Zuſtandes und der Behandlung der franzöſiſchen Gefangenen, offenbart mit tiefer pſychologiſcher Wahrheit die Stufengänge eines werdenden Mörders, und zeigt als Seitenſtück zu dem „letzten Tag eines Verurtheilten“ die mangelhaften Einrichtungen des franzöſiſchen peinlichen Gerichtsverfahrens.

Die beiden Überſetzer haben ihre Schuldigkeit in vollem Maße gethan. (Schluß f.)

Feuilleton.

*** Der hiſtoriſche Verein im Oberdonaukreis, der ſeit 1830 jährlich „Beiträge für Kunſt und Alterthum im Oberdonaukreis“ herausgibt, beſteht jetzt bereits aus beinahe 1000 Mitgliedern. In ſeinem letzten, unlängſt erſchienenen Jahresberichte wurden viele neuentdeckte Antiquitäten beſchrieben und 60 bildliche Darſtellungen auf 6 Tafeln beigefügt. —

*** Diesjährige Kunſtausſtellung zu Frankfurt a. M. — Der gefälligen Mittheilung des Herrn Secretairs des hieſigen Kunſtvereins verdanken wir die nachfolgenden Angaben:

Zur Ausſtellung ſind gekommen 287 Nummern, davon

79 aus München,
53 aus Düſſeldorf (incl. Berlin),
35 von Frankfurt a. M.,
22 vom Rhein,
26 aus dem Norden von Deutſchland,
15 aus Holland.
Die übrigen aus Privat-Sammlungen.

Dem Gegenſtande nach laſſen ſich dieſe 287 Nummern ſo rubriziren: 90 Landſchaften, 56 Genrebilder, 37 Porträts, 20 bibl. Legenden ꝛc., 16 Architekturen, 11 Marinen, 8 Bataillen und Militair ꝛc., 5 Thierſtücke, 6 hiſtoriſche Darſtellungen, 8 Fruchtſtücke, 2 Interieurs, 20 Zeichnungen, 9 Sculpturen. —

Verkauft wurden 43 Gemälde und 6 Zeichnungen, nämlich

von Privaten von hier für 5100 fl. } 7600 } 12,600 fl.
„ auswärts . . . . . „ 2500 fl. }
vom Kunſtverein . . . . „ . . . . . . 5000 }

Dieſen Angaben fügen wir aus den hannöveriſchen Kunſtblättern noch bei, daß von der vorjährigen Kunſtausſtellung zu Hannover 188 Nummern für mehr als 20, und von der diesjährigen Ausſtellung 167 Nummern für mehr als 32tauſend Gulden verkauft worden ſind. —

*** Dr. Crotty, der Abbé Châtel von Irland. — Kirche und Staat ſind ſo eng in einander verwebt und ſo weſentlich aufeinander bezogen, daß keine Veränderung oder Störung in dem einen vorgehen kann, ohne ſofort eine analoge Störung oder Aenderung in dem anderen hervorzurufen, wenn nicht ſchon urſprünglich die Bewegungen in beiden aus einer gemeinſamen Urſache entſpringen. So verhalten Kirche und Staat ſich auf ähnliche Weiſe zu einander, wie Nerven- und Blutumlaufſyſtem im animaliſchen Organismus. So rief die reformatoriſche Bewegung in der Kirche zu Anfang des XVI. Jahrhunderts eine revolutionaire in der weltlichen Geſellſchaft, ſo die bürgerliche Reformation in England in der Mitte des XVII. Jahrhunderts ein radikal-revolutionaires Stürmen im kirchlichen Gebiete hervor. Aehnliche Erſcheinungen wiederholten ſich zu den Zeiten der Revolution von 89 und der Reſtauration von 1814, und die Julirevolution ſah einerſeits den Saint-Simonismus, andererſeits die reformatoriſchen Unternehmungen des Lamennais und des Abbé Châtel ſich hervorthun. Zu erwarten war ſchon längſt, daß auch in Irland ſich der politiſchen Bewegung eine religiöſe oder kirchliche anſchließen werde. Aber ſie wurde dadurch zurückgehalten, daß alle Kräfte ſich zunächſt auf Erreichung der unentbehrlichſten Bürgerrechte concentrirten. Kaum neigt ſich indeß durch O'Connel's herkuliſche Arbeiten die Schale des rechtlichen Sieges auf ihre Seite, und ſchon erhebt ſich ein Dr. Crotty, und erklärt (unterm 4. d. M.), — wie Châtel in Frankreich, — „ſeine Abſicht ſei nicht, eine neue Religion zu gründen, ſondern die menſchlichen Neuerungen und Zuſätze zu entfernen, und die alte Religion Jeſu Chriſti neu in's Leben zu rufen.“ — Und, dieſer Abſicht Folge gebend, reformirt er das Miſſale, feiert die Meſſe in engliſcher Sprache; aber nicht mehr als Sühnopfer, ſondern, — wie er ſchreibt, — „zum Andenken an Tod und Leiden Jeſu Chriſti und zum Dank für die durch ſein Verdienſt erworbenen Wohlthaten.“ Das Volk zu Birr ſoll höchlich davon erbaut worden ſein. —

*** Banken in Nordamerika. — Nach amtlichen Berichten gab es am 1. Januar v. J. in den vereinigten Staaten Nordamerika's 558 Banken mit 146 Succurſalen, welche zuſammen ein Capital von 231,250,337 Dollar's bildeten. —

*** H. Friedrich Sauvage hat der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris angezeigt, daß er eine Vorrichtung erfunden, mittelſt welcher man eine Statue bis auf ihre kleinſten Détail's ſowohl in gleicher Dimenſion, als im Kleinen reproduziren kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 156. 1836.

Phönix.

Montag, 4. Juli.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

80.

Bewieſen hat ein Freund von Geiſterſeherei,
Daß jeder Dichter auch ein Geiſterſeher ſei.

Für einen Dichter hab' ich mich bisher gehalten,
Und wohl hab' ich geſeh'n auch geiſtige Geſtalten.

Doch Geiſter, was die Herrn mit ihren Geiſtern meinen,
Nie ſah ich einen Geiſt, und will auch nie ſeh'n einen.

Entweder bin ich denn kein Dichter, ſeh' ich ein,
Oder ein Dichter muß kein Geiſterſeher ſein.

81.

Umſonſt ereiferſt du dich gegen etwas heftig,
Das todt für dich, doch für die Welt iſt zauberkräftig.

Ein Wirkliches iſt da, das Wirkungen verkünden,
Nicht laugnen magſt du es, nur ſuchen zu ergründen.

Ob es ein weißer nun, ob ſchwarzer Zauber ſei,
Begreifen mußt du ihn, ſo biſt du zauberfrei.

82.

Alswie der Schieferſtift auf Schiefertafeln geht,
So daß die graue Schrift auf ſchwarzem Grunde ſteht;

Die Tafel und der Stift, ſind ſie nicht gleichentſtammt?
Doch wie iſt ihr Beruf verſchieden und ihr Amt!

Doch wirken beide, wie ſie gleichem Grund entſtammen,
Verſchieden wirkend, auch zu gleichem Werk zuſammen.

Und in der Schrift iſt Stift und Tafel nicht zu ſcheiden;
Das Lamm iſt wie die Trift, und eins iſt Thun und Leiden.

Du trag', ob du der Stift, ob magſt die Tafel ſein,
Das Deine bei zur Schrift, daß ſie ſei ſchön und fein.

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Des Kapitäns Wille geſchah, aber die ſo nah vorausgeſetzte Erreichung des Hafens von Charl-town verzögerte ſich unerwartet, denn eine gänzliche Windſtille trat ein, welche dem erfahrenen Kapitän der Vorläufer eines nahen Sturms zu ſein dünkte; das Schiffsvolk ſuchte ſeine langweilige Muße durch Neckereien auszufüllen, deren Zielſcheibe Yuina war; der rohe Muthwille trieb ſie zu grauſamen Erfindungen, und als an dieſen der Witz der Unmenſchen ſich erſchöpft hatte, ohne dem wehrloſen Gemarterten einen Ausbruch ohnmächtiger Wuth zur Ergötzlichkeit ſeiner Quäler abzuzwingen, da ſchlug der Geübteſte von dieſen vor, den Vaterſchmerz des Unglücklichen zum Gegenſtande der allgemeinen Beluſtigung zu machen.

Dieſer Vorſchlag ward einſtimmig aufgenommen und mit Einbruch der Nacht vollführt.

Die Sonnenglut, durch kein Lüftchen gekühlt, hatte Yuina's Kräfte verzehrt, und die Erſchöpfung ihn in einen Schlaf verſenkt, ähnlich dem Schlummer der Todten; da war es ihm im Traume, als höre er ſein Kind aufſchreien, und noch einmal und wieder; aber jetzt wie aus der Ferne tönte der Wehruf des Kleinen in ſein Ohr. Das Geſchrei dauerte immer kläglicher fort, und löſ'te endlich die Bande des Schläfers; ſein erſter Gedanke war ſein Kind; er richtete ſich auf, und ein gelenkloſer Körper glitt an ſeiner Bruſt in ſeinen Schooß hinab; es war eine Puppe von Stroh zuſammengedreht, mit Leinwand überkleidet, und ein auf den ungeſtalten Kopf fratzenhaft geklecktes Geſicht grinſ'te, von der Mondſcheibe beleuchtet, ihn an. Ein

Grauen, wie vor einem Spuke fiel ihn an, er ſchleuderte den Wechſelbalg weit von ſich hinweg, aber nun ergriff ihn die Angſt um ſeinen Sohn. „Mein Kind! Mein Kind!“ ſchrie er, da antwortete ein Jammergeſchrei ihm aus der Luft; er warf die Augen empor, ſuchte, und ſah hoch — hoch über ſich, unfern des Maſtkorbes, eine kleine menſchenähnliche Geſtalt an den ſchlaffen Tauen gebunden hin und herſchwanken.

„Das Schauſpiel, welches der entmenſchende Muthwille ſich zu bereiten geſonnen hatte, würde vollkommen der Vorſtellung, welche deſſen Erfinder von demſelben gehabt hatten, entſprochen haben, nur fehlte es — bis auf einen — an Zuſchauern; dieſe waren nicht minder als der verzweifelnde Schauſpieler ſelbſt durch die Tageshitze ermattet, und erſchöpft, während des Harrens auf ſein Erwachen, in eben ſo tiefen Schlaf verſunken als er ſelbſt. Nur ein Schiffsjunge in dem Maſtkorbe wachte und ſah aus ſeiner Höhe das Grauen an, mit welchem der Neger die Puppe in das Meer ſchleuderte, den Schmerz, mit welchem er zu ſeinem Kinde hinaufſtarrte, und die Wuth, mit welcher er an ſeiner Kette zerrte. Doch als es ſeiner, durch die ſchreckliche Angſt geſteigerten Kraft gelang, ein, vielleicht von Roſt ſchon zerſtörtes Glied ſeiner Kette zu zerſprengen, als er mit der Leichtigkeit eines auf dem Meere geborenen Knaben aufwärts klomm an den Tauen und ſich dem Maſtkorbe näherte, da verlor der ſchadenfrohe Bewohner deſſelben die Luſt, den rieſenhaften Kettenſprenger abzuwarten. Er kletterte eilig an einem entgegengeſetzten Tau abwärts, verwickelte ſich aber in Verſchlingungen dieſer Leiter, und blieb, an ſeinem Leben verzweifelnd, zwiſchen Himmel und Erde ſchweben. — Aber Yuina ſchien ihn nicht zu bemerken; er hatte ſein Kind erreicht; die Schnüre, an welchen es feſtgebunden war, mit ſeinen Zähnen durchgenagt, und glitt, es umſchlingend, wieder hinab an dem Tau auf das Schiffsverdeck.

Der Kleine lag in Zuckungen vor ihm. „Er ſtirbt! Er ſtirbt!“ röchelte er dumpf. — „Wohl ihm!“ ſetzte er hinzu, niederſinkend neben das bleiche todesnahe Weſen. Aber plötzlich richtete er ſich auf; ein gräßlicher Gedanke ſtand auf ſeinem Geſichte geſchrieben, doch kein menſchliches Auge las dieſe furchtbare Schrift; da deutete er ſie ſelber; und die Todesangſt ſchüttelte den horchenden Schiffsjungen in ſeiner Wiege, als er den Schrecklichen unter ſich reden hörte: „Stirb, aber ſtirb nicht allein! Ich will mit dir ſterben, und alle die Ungeheuer ſollen es, die rings um uns her ſchlafen! Jetzt, Gott, wenn du mir barmherzig biſt, laß mich einen Feuerbrand finden! Eine glühende Kohle nur und dann ſende mich zur Hölle, wenn ich den Weg zur Pulverkammer verfehle!“

Er hub den Knaben auf; eilte mit ihm die Treppe hinab. Sein Weg führte ihn an der Küche vorbei, ein Reſt von Kohlenglut glomm noch auf dem Herde und beleuchtete, als er die Schaufel voll lud, im Aufflackern ein mattes Licht verbreitend, einen ſtarken Bund Schwefelfäden an der Wand. Freudig ergriff er die Brandſtoffe, ſtieg noch eine Treppe abwärts, und jetzt las er die Inſchrift der Thür, die den Tod verſchloß, deſſen Kerker er zu löſen kam.

Keine Lücke in der Thür und in den Wänden der Pulverkammer war zu entdecken, doch das Holz von den Zungen der Schwefelflammen beleckt, mußte ja brennen, er ſchüttete die Schaufel mit den Kohlen dicht an die Thür auf, legte den Schwefel darauf, blies und die blaue Gluth zuckte empor.

Ein lautes Freudengelächter ſchüttelte ſeine Bruſt, an welcher das Kind, ohne erweckt zu werden, lag; doch plötzlich hörte er auf zu lachen. „Nein, nicht ſchlafend ſollen jene Ungeheuer dort oben zur Hölle fahren! Sie ſollen wachend dem Tode in's Angeſicht ſehn! Sie ſollen wiſſen, daß dieſe Minute die letzte ihres Lebens iſt!“ — Und mit dem Donnergeſchrei: „Wacht auf! Wacht auf, ihr Scheuſale! das Schiff brennt! Ich hab' es angezündet! Ich habe Feuer in das Pulver geworfen! In einer Minute fliegt ihr und ich ſammt allen Ratten in allen Löchern dieſes Schiffs in die Luft!“ — So tobend flog er die Treppe hinauf, auf das Verdeck.

Aber die Schläfer waren bereits erweckt; die Todesangſt des Schiffsjungen hatte dieſem Gigantenſtärke gegeben; er hatte ſich losgeriſſen aus den Banden, die ihn hielten, war hinabgeſprungen zu den entſchlafenen Zuſchauern des gräßlichen Spiels, und einen nach dem andern erweckt durch ſein Angſtgeſchrei: „Rettet euch! der Neger hat Feuer in die Pulverkammer geworfen! Wir alle müſſen zum Teufel fahren, wenn wir nicht Zeit haben uns zu flüchten in dem großen Boote!“

Die Schlaftrunkenen wurden ſchnell wach, der Schwefeldunſt, der von unten aufwärts quoll, und Yuina's furchtbare Verkündung, ließen den Entſetzten keinen Zweifel, daß jede verlorne Sekunde das ſchreckliche Grab unter ihren Füßen weiter — unentrinnbar aufreiße. „In's Boot! In's Boot!“ ſchrieen Alle, und ſinnlos vor Angſt ſtürzten ſie ſich hinab in daſſelbe; Mancher — von dem Andern im Augenblicke des Rettungsſprunges ſeitwärts geſtoßen, taumelte, einem Grabe entweichend, in den offnen Schlund des andern.

In dieſem Augenblicke pfiff der Sturmwind, den die Stille der Luft geweiſſagt hatte, durch die Segel, und jetzt ſprang halb entkleidet der Kapitan auf das Verdeck. „Tod und Teufel, was geht hier vor?“ brüllte er den lachenden Neger an, der an dem Maſtbaum lehnend, dem Spiele der Wellen mit dem überfüllten Boote gräßlich lächelnd zuſah.

„Der Tod fährt zum Teufel!“ antwortete Yuina hohnlachend. „Ich habe Feuer in die Pulverkammer gelegt! Der Zeiger deiner Lebensuhr ſteht an ſeiner letzten Sekunde. Willſt du verſuchen, ob einer von uns beiden den Himmel erreicht, ſo bleibe bei mir und warte, bis das Pulver uns hinaufwirft!“

Der Kapitan ſank zitternd auf die Kniee, weinte, betete, fluchte.

„Elender!“ ſagte Yuina, „ich will nicht eines Todes mit dir ſterben! Sieh, hier über Bord iſt meine Mutter als Leiche herabgeſchlagen; ſteige ihr nach, lebendig, und ſtirb mit deinem Gewimmer!“

Ein Stoß von Yuina's Arm, und der Kapitän flog über Bord in die Wellen. Ein Donnerſchlag und das

Geklapper des Tauwerks, welches im jäh erwachten Sturme die Maſten ſchlug, verſchlangen den Angſtruf des Sinkenden. „Gott ſei gelobt! Es iſt ein Weißer! — Und jene," ſchrie Duina, als er jetzt in der Beleuchtung des Blitzlichtes, das mit ſeinen Henkern überladene Boot zum letztenmal auf einem berghohen Wellengipfel ſchwanken und es dann in den Abgrund verſinken ſah. „und jene dort — alle, alle ſind Weiße! Und alle ſind hinabgefahren in die Hölle — durch mich!"

Ein gewaltiger Wellenſtoß, der das alte Schiff aus ſeinen Fugen zu ſprengen ſchien, warf Duina zu Boden. Er preßte ſein Kind feſt an ſich und ſah getroſt dem Tode entgegen, welchen der nächſte Augenblick in ſeinem flammenden Schooße trug. —

Duina's Wange ruhte an der Bruſt ſeines Söhnchens, er fühlte das kleine Herz fieberhaft ſchlagen und zählte die Schläge. — Viermal hatte es jetzt emporgezuckt, ſechsmal — zehnmal jetzt — zwanzigmal, und noch hatte die Flamme das Pulver nicht ergriffen, noch lebte er. — Er richtete ſich auf; es ſchien ihm, als habe der Schwefelgeruch ſich verzogen, und allmählich bemächtigte daſſelbe Gefühl ſich ſeiner, welches den Verurtheilten ergreifen mag, der gebunden unter dem Beile des Schaffots liegt, und vergebens von Minute zu Minute des tödlichen Streiches harrt, welchen die bebende Hand, oder das entmenſchte Herz des Nachrichters erbarmungslos verzögert. Ihm ward unſäglich angſt; ſeine Beſinnung kehrte ihm zurück, und ſeine verübte That ſtand vor ihm in ihrer ganzen grauſenerregenden Furchtbarkeit. „Mörder — Selbſtmörder — Kindesmörder! dreifacher — tauſendfacher Mörder!" brüllte wie eine Gottesſtimme der Donner, der über ihm tobte — riefen die Wellen, die rings um ihn her raſ'ten, ihm in das Ohr, und zermalmt durch die Gewalt dieſer Stimmen taumelte er mit ſchwindenden Sinnen zurück an den Maſtbaum. — Da ſchlug eine Welle über Bord und riß ſein Kind dicht an den ſchäumenden Abgrund hin, und nun rüttelte ein neues Entſetzen, das Furchtbarſte von allen, die ſtarre Lähmung ſeiner Seele und Glieder hinweg. All ſeine gebundenen Kräfte wurden wieder beweglich; er ſprang dem Kinde nach, ergriff es, trug es die Treppe hinab in die Kajüte, deren Bewohner er gemordet hatte, und legte es auf das Bett, welches noch warm war von dem letzten Lebenshauche des unter ſeinen Händen erſtickten Mörders ſeiner Mutter. Der Kleine wand ſich, von Schmerzen gepeinigt, wie es ſchien, da ſchrie Duina: „Gerechter, was zögerſt du mit deiner Rache und deiner Erlöſung? — Vernichte — ſtrafe mich — und rette dieſes ſchuldloſe Weſen!" — Aber das Ohr des Rächers war taub, wie das Ohr des Erlöſers; eine Welle warf das Schiff der andern zu, aber keine zerſchmetterte es; ein Blitzſtrahl nach dem andern zuckte nieder, aber keiner verletzte es, und die in der Tiefe des Waſſers geſtillte [illegible] in Brand geſteckte Mine ſprang nicht. — „So ſoll ich denn leben?" ſprach er dumpf in ſich ſelbſt. „Ich ſoll nicht als der Mörder meines Kindes — nicht als Selbſtmörder — nicht beladen mit allen Flüchen, die das Leben über eine Seele verhängen kann, zu Gott gehn?" — Eine Art freudigen Gefühls erhob ſeine Bruſt; das neue Daſein, mit all ſeinen neuen Gaben, wie ſeiner Rettung, mit der Vertilgung des [illegible], mit dieſem Kinde, begann ihm zu lächeln; doch da überzog den Sonnenblick dieſes Lächelns eine ſchwarze undurchdringliche Wolke in dem Gedanken, wie das unvermeidlich ſchnelle Ende ſeines neu begonnenen Lebens eintreten würde; denn wie lange auch der Auflug des Pulvers ſich verzögern mochte, er mußte dennoch erfolgen, und ſelbſt wenn er die Pulverkammer verfehlt haben ſollte, der Brand mußte dennoch um ſich greifen! Es gab keine Rettung des Erdenlebens mehr.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Literatur.

(Schluß.)

Auswahl von Gedichten der neueren franzöſiſchen Poeſie, von Wilhelm Wagner. Zweite Sammlung. Frankfurt am Main, G. Schmerber. 1836.

Der erſten Sammlung, welche, im vorigen Jahre erſchienen und in Nro. 66 des Phönix 1835 beurtheilt, bei allen Kennern und Freunden des franzöſiſchen Parnaſſes Anerkennung und freundliche Aufnahme fand, folgt hier die zweite. Der mit dem Genius der franzöſiſchen Sprache vertraute Überſetzer traf ſeine Auswahl aus dem Viergeſtirn, welches eben am poetiſchen Himmel Frankreichs culminirt, aus den Dichtern V. Hugo, P. J. Béranger, Caſ. Delavigne und Alph. de Lamartine. Was dieſe Überſetzung auszeichnet, iſt die ungezwungne Leichtigkeit, mit welcher die Sprache, von den zierlichſten Reimbändern eingedämmt, wie ein ſanfter Fluß dahingleitet. Der Überſetzer hatte ſchon durch die Charakteriſtik der einzelnen Dichter, welche ſich in der Vorrede der erſten Sammlung findet, bewieſen, daß er mit dem Genius ſeiner Dichter innigſt vertraut ſei. Und ſo erkennt man auch hier wieder Victor Hugo an ſeiner Fülle, ſeinem Feuer und Glanz, Béranger an der tändelnden Anmuth, Delavigne an ſeiner klaſſiſchen Korrektheit, Lamartine an ſeiner melodiöſen Sprache. Die Originalmetren ſind beinahe alle beibehalten; und wenn auch nicht immer alle Reimverſchlingungen genau beobachtet wurden, ſo geſchah dies aus dem dem Überſetzer wichtigſten Grundſatz, den Inhalt nicht der Form aufzuopfern. Lieder gewinnen erſt ihren Reiz und ihre Bedeutung, wenn ſie geſungen werden. Wegen des Singbaren ſeiner Gedichte iſt Béranger darum vorzüglich mit der nationellſte Dichter der Franzoſen geworden. Es wäre daher für die Acclimatiſation dieſer Lieder gewiß ſehr förderlich geweſen, wenn die Melodieen, wenigſtens theilweiſe mitgetheilt worden wären, um ſo mehr, weil gerade ſich dadurch das Verdienſt dieſer Überſetzung, das Singbare, deſto mehr herausgeſtellt hätte. Die Übertragung verdient in jeder Beziehung, weil gute ſo äußerſt ſelten, um ſo mehr gewürdigt zu werden, damit ſich der Überſetzer dadurch bewogen finden möge, alle ſchönen Blumen unſrer weſtlichen Nachbarn, mit denen wir in literariſcher Beziehung in einer ſo engen freundlichen Berührung ſtehen, fernerhin als emſiger und ſo gut auswählender Gärtner auf deutſchen Boden zu verpflanzen.

Das Buch der Myſtik oder Seraphita und die Verbannten. Aus dem Franzöſiſchen, von F. v. R. Stuttgart, Hallberger'ſche Verlagshandlung. 1836.

Eine ausführliche literariſche Charakteriſtik Balzac's findet ſich in Nro. 182 und folg. dieſer Blätter von d. J., ſowie eine Beurtheilung dieſes Romans. Wir verweiſen dorthin zurück und bemerken, daß dieſe Überſetzung außer dem Verdienſt der Korrektheit und Eleganz, auch noch das beſitzt, daß die Leſer durch die Vorrede des Überſetzers auf den Standpunkt geſtellt werden, von dem ihnen das Buch verſtändlich wird. Das Original enthält drei abgeſonderte Theile: die Verbannten, welche die Myſtik des ſcholaſtiſchen Mittelalters ſchildern ſollen; Seraphita, der perſonificirte Myſticismus in höchſter Potenz, und das innere Leben Ludwig Lambert's, welches die Geſchichte eines über menſchliches Weſen nicht zu ſehr erhabenen Sehers ſchildert. Die Überſetzung theilt vorerſt nur die zwei erſten Abtheilungen mit. —

Musée français. Choix de littérature, tiré des meilleurs auteurs tant anciens que modernes, par *O. L. B. Wolff* et *C. Schütz.* Bielefeld, Velhagen und Klaſing. 1836.

Von dieſem Musée erſcheint wöchentlich einmal eine Nummer. Wir glauben, daß dieſes Unternehmen, welches in ſorgfältiger Auswahl das Gediegenſte der laufenden franzöſiſchen Literatur, Fragmente von Novellen, Erzählungen, Dramen, Memoiren, Reiſebeſchreibungen, Criminalfällen, Briefen, kleinen Gedichten u. ſ. w. mittheilt, einem Bedürfniß in Deutſchland entgegenkommt. Die erſten 11 Nummern enthalten in reichem Wechſel Poetiſches und Proſaiſches von P. de Kock, Victor Hugo, Alf. de Vigny, Sainte-Beuve, Jules Janin und einen Überblick der Entwicklung der franzöſiſchen Literatur. Man kann dieſe Auswahl ohne Bedenken der Jugend in die Hände geben, und auch für die, welchen es für die Lectüre der neueſten franzöſiſchen Werke an Zeit gebricht, wird ſie von großem Intereſſe ſein. —

Feuilleton.

⁂ Engliſche Kunſtvereine. — Der Herausgeber des Athenaeums hatte vor einigen Jahren zur Errichtung von Kunſtvereinen nach dem Muſter der auf dem Continent beſtehenden aufgefordert. Er berichtet nun (unterm 11. d. M.), daß ſich bereits ſolche Geſellſchaften zu Liverpool, Mancheſter und Edinburgh gebildet, und daß in letzterer Stadt mehr als 700 Pfd. St., die im vor. J. zuſammen gebracht, zum Ankauf von Gemälden ſchottiſcher Künſtler verwendet worden. Jetzt iſt, beſonders durch die Bemühungen von Dominick Colnaghi, auch in London ein ſolcher Verein zu Stande gekommen, für welchen ſich ſchon an 300 Gentlemen unterſchrieben. Den Statuten dieſer Geſellſchaft zu Folge ſoll auch ein Reſerve-Fonds gebildet werden, um, unter Leitung des Committee's, zum Ankauf von Werken britiſcher Künſtler verwendet zu werden, die dann irgend einer Kirche oder ſonſtigen öffentlichen Baulichkeit oder Anſtalt zugetheilt und dort aufgeſtellt werden ſollen, „um die öffentliche Bewunderung zu erregen und den Anbau (cultivation) der höheren Kunſt zu fördern." Das Committee ſoll aus 18 Mitgliedern des Vereins, die „nicht Künſtler von Profeſſion ſind," mit Einſchluß dreier Truſtees, in deren Namen die eingehenden Gelder placirt werden, und einem Secretair beſtehen. —

⁂ Italiäniſche Journaliſtik. — Der Mailänder „Bibliografia italiana" von 1836 (Nro. 3) zu Folge, erſcheinen jetzt in Italien 180 politiſche, literariſche und ſonſtige Journale, und zwar: 1) Auf dem Feſtland: u. a. in Neapel 27, Mailand 26, Turin 18, Venedig 11, Rom 9, Trieſt 8, Florenz 7, Genua 5, Modena 4, Piſa 3, Siena 3, Bologna 3, Verona 3, Parma 2, Lucca 2, Perugia 2, Padua 1, Pavia 1, Como 1, Chambery 1, Vicenza 1, Livorno 1; — 2) in Sicilien: in Palermo 13, Meſſina 4, Catania 3; — 3) in Sardinien: in Cagliari 2. —

⁂ Schwediſche Journaliſtik. — Nach Nro. 1 und 2 der Svensk Bibliographie erſcheinen in dieſem Jahr in Schweden 100 Zeitungen und Zeitſchriften, wovon in Stockholm 37, Gothenburg 6, Upſala 5, Chriſtianſtadt 3, Kalmar 4, Lund 4, Norrköping 4, in 6 Städten in jeder 3, in 8 in jeder 2 und in 11 in jeder 1. —

⁂ Glaubensgenoſſenſchaften in Nordamerika. — Den neueſten Zählungen zu Folge befanden ſich jetzt in den vereinigten Staaten Nordamerika's:

Baptiſten	4,300,000.	Methodiſten	3,200,000.
Presbyterianer . .	2,175,000.	Congregationaliſten .	1,400,000.
Röm. Kathol. .	800,000.	Episcopaliſten .	600,000.
Univerſaliſten . .	600,000.	Lutheraner . .	540,000.
Deutſch-Reform.	450,000.	Chriſten	300,000.
Freunde	220,000.	Unitarier	180,000.
Mennoniten . . .	12,000.	Tunker	30,000.
Shakers (Zitterer)	6,000.	Mähriſche Brdr. . .	5,576.
Swedenborger . .	4,000. —		

Hiernach haben ſich die vier Haupt-Kirchenformen, welche in Europa noch die weitlich herrſchenden ſind, auf der Nordhälfte des neuen Welttheiles zu eben ſo bloßen Secten und zwar in die Reihe der ſchwächern herabgeſetzt, wie die zwei Weſt-Aſiatiſchen Religionsgeſtalten, — der Moſaismus — und deſſen Reformation, der Mahomedismus — im eigentlichen Europa auch nur eine untergeordnete Stellung einnehmen. —

⁂ Rohrzuckerfabrikation. — Rodet gibt in der Revue des deux mondes folgende Ueberſicht der geſammten gegenwärtigen Produktion von Zucker aus Rohr, in ſo weit ſie berückſichtigt wird in Bezug auf den allgemeinen Handel von Europa, dem mittelländiſchen Meer und Nordamerika:

Von den britiſchen Pflanzungen, Weſtindien, Guiana und St. Moritz	230	Mill.	Kilogr.
„ Cuba und Porto-Rico . . .	90	—	—
„ den franz. Antillen, Guiana und Bourbon	86	—	—
„ den holländ. Inſeln und Guiana .	38	—	—
„ däniſchen und ſchwediſchen Inſeln .	10	—	—
„ Braſilien	60	—	—
„ Manilla und den Philippinen .	9	—	—
„ Java	20	—	—
„ Bengalen und den zu Einkauf handelnden Ländern	14	—	—
„ China und deſſen Nachbarländern .	16	—	—
„ Luiſiana	40	—	—
	600	Mill.	Kilogr.

⁂ Naturſpiel. — Den Naturforſchern wird es nicht unintereſſant ſein zu erfahren, daß zu Inning im Iſarkreiſe ſich ein fünfjähriger Geißbock befindet, welcher auf der rechten Seite eine Zitze hat, aus der er die Milch zuweilen ſelbſt ausſaugt, wenn man ihn zu melken unterläßt. Dies und daß er zugleich bereits eine große Nachkommenſchaft erzielt hat, wird in der baieriſchen Landbötin durch das Zeugniß mehrerer Gelehrten, u. a. des Ober-Med.-Raths und Profeſſor Ringseis, beſtätigt. —

Hierbei eine Beilage No. 6.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 157. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 5. Juli.

An Nanni's Becher.

Ghaſelen von Ludwig Bechſtein.

1.

Ein liebes Zeichen ſteht auf deinem Becher,
Das meine Lippe küßt, wenn froh dein Zecher
Den ſchimmernden Kryſtall zum Munde führet,
Darin der Wein, der goldne Sorgenbrecher;
Und der Symbole Bilderreihe breitet
Vor meinen Blicken ſich, ein Strahlenfächer.
Und ſo von dir, von Wein und Bild begeiſtert,
Wird dein Erkorner ein gewandter Sprecher.
Du haſt mir *ſchweigend* deine Liebesgabe
Geſandt, als meines Frevels ſtummen Rächer.
Ich Armer bin erſchienen dir, ich fühl' es,
Und deiner zarten Neigung als ein Frecher,
Der weder Wort noch Gruß verdient. — Verzeihe!
Verzeihe mir! Laß Liebe den Beſtecher,
Du ſtrenge Richt'rin, deines Herzens werden,
Nicht zürne länger, Nanni, dem Verbrecher,
Der einen Augenblick an dir ward irre,
Laß länger mich nicht büßen, gleich dem Schächer
Am Marterkreuz! O lächle mir Vergebung,
Auf daß ich froh kann leeren deinen Becher.

2.

Ein Kreuz und eine Blume ſteh'n im Bilde
Zu beiden Seiten eines Kelchs, und milde
Strahlt Sonnenſchein auf Kelch und Kreuz und Blume,
Wie Morgenroth auf thauige Gefilde.
Das Kreuz iſt Schmerz, iſt Leid des Erdenlebens,
Doch frommer Glaube weiht das Kreuz zum Schilde.
Die Blume iſt die Liebe, paradieſiſch
Schmückt Liebe ſelbſt die Wüſtenei, die wilde.
Der Kelch — der Becher iſt's, von dir geſendet,
Dein Blick die Sonne, voller Huld und Milde,
Und Schmerz und Liebe, Troſt und Klarheit findet
Dein Sänger gern in deines Kelches Bilde.

3.

Ein Anker ſteht, das Sinnbild von Hoffnungen,
Ob ſchnell oft Hoffnung, wie ein Ton verklungen,
Doch Palmen ſeh' ich bei dem Anker ſproſſen,
Die ſchönen Zeichen, daß ein Sieg gelungen.
Wo blieb das Schiff, der Anker ſteht verlaſſen!
Hat Wellenwuth der Liebe Schiff bezwungen?
Das Tau zerriß, der Anker blieb im Grunde,
Doch hat er ſich der Tiefe bald entrungen,
Sein Schiff zu ſuchen, iſt er aufgeſtiegen,
Und hat zu Wolken ſich hinaufgeſchwungen,
Und doch in Wolken ſchwebt das Hoffnungszeichen,
Vom Siegesgrün des Palmgezweigs umſchlungen.
Laß immer ſinken jenes Schiffes Maſten,
Das mit der Leidenſchaft Orkan gerungen,
Laß es in Meerestiefen ſtill begraben,
Laß es vergeſſen ſeyn! — Der Huldigungen
Nicht denke mehr, die ſeine Segel ſchwellten,
Nicht an Verſprechung mehr, noch Forderungen.
Im Herzen nur laß uns den Anker ſichern,
Daß der Entſagung Palmen wir errungen.
Zwar wird von dort kein Lohn dafür verheißen,
Doch mehr empfangen wir, als ausbedungen.

4.

Zwei Herzen, die ein Pfeil zuſammenhält,
Sind meins und deins, getrennt und doch geſellt.
Schmerz heißt der Pfeil, der uns das Herz durchbohrt,
Der von entflammter Liebe Bogen ſchnellt.
Als meine Flamme nah an deiner ſchlug,
Schien dir und mir verjüngt die ganze Welt.
Doch welches Glück iſt dauernd? Welcher Kelch
Der Wonne wird hienieden nicht vergällt? —
Des Schickſals Wille hält von dir mich fern,
Und hat erſehnten Luſtreih'n abbeſtellt. —
Einſam wir beide, von einander weit
Stehn wir, von Seufzern nur die Bruſt geſchwellt.
So ſtehen, ſcheinbar eins, und ſcheinbar nah',

Die Doppelſterne hoch am Ätherzelt.
Wer mißt den Raum, der zwiſchen beiden liegt,
Obgleich der Blick ſie für verbunden hält?
Doch klage nicht und weine nicht, mein Lieb,
Dein Dunkel ſei vom Sternenſtrahl erhellt,
Der tröſtend aus dem Himmel in dein Herz
Wie Balſamthau von Hermon's Gipfel fällt.
Wir ſind durch *Schmerz* vereint, da nicht vergönnt,
Daß uns das Glück einander zugeſellt.

(Schluß folgt.)

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Der Sturm tobte fort; die Wanduhr war ihres Perpendikels beraubt worden durch die heftigen Stöße, und ihre Zeiger flogen wie der Puls des Kindes unter Yuina's Hand. Aus dem kleinen Munde brannte heiß der Athemhauch, und Yuina, der aufgehört hatte, die Minuten zu zählen, ergriff die Hängelaterne, welche Trotz ihres Schwankens ſich leuchtend erhielt, und ſpähte umher nach einer Labung für ſein verſchmachtendes Kind. — In dem Gemache fand er nichts; er eilte von Raum zu Raum und ſtand jetzt wie gelähmt vor der Pulverkammer. Er ſank auf die Kniee bei dem Anblick des Wunders, welches ſich hier vor ſeinen Augen begeben hatte, und ſtarrte die Spuren der erſtickten Glut an, welche — als habe die Hand eines mit übermenſchlicher Gewalt ausgerüſteten, allwiſſenden und allgegenwärtigen Weſens hier gewaltet — durch eine dicke Lage feuchter Sägeſpäne überſchüttet war. Er wagte es endlich die wunderbare Erſcheinung genauer zu prüfen, und entdeckt jetzt, daß die vermeintliche Pulverkammer eine Niederlage der feinſten italiäniſchen Weine ſei. Die dünnen, fußloſen Lacrimae-Chriſti-Flaſchen, an Form und Zerbrechlichkeit den Seifenblaſen ähnlich, waren durch weite, mit Sägeſpänen ausgefüllte Räume von einander getrennt, in ungeheuren Körben verpackt; einige dieſer Körbe waren in Brand gerathen, deſſen Umſichgreifen aber die zuſammengepreßte Füllung entlud, welche, durchnäßt durch den Inhalt der zerſpringenden Flaſchen, auf das Feuer gefallen war und gedämpft hatte.

„Ich *ſoll* leben!“ ſchrie Yuina aufſpringend, und die Augen aufhebend und ſuchend, als müße der allmächtige Lebensſpender ſichtbar gegenwärtig ſein. „Mein Kind und ich, wir *ſollen* leben, du weißt es, du Unbegreiflicher! — Und um uns Beiden einen freien Raum zu gewähren auf deiner Erde, darum haben alle die Elenden ſie verlaſſen müſſen, die du, um uns zu retten, mit Blindheit ſchlugſt, und ſie zwangſt, ſich ohne Prüfung hineinzuwerfen in den Todesrachen, den du ihnen öffneteſt! — Was aber — o Gott, was ſoll ich noch auf Erden? — Beglücken? — Wen? — Glücklich werden? — *Nimmermehr!* — *Büßen?* — O!“ — —

Sein Haupt ſank ſchwer an die Wand. Ein furchtbar lichter Augenblick beleuchtete ihm ſein Inneres, und entnervt durch die Schrecken des Anblicks ſeiner ſelbſt, zitterte er unter Schauern, die hoffnungsloſer waren als die Vernichtungsſchauer, unter welchen er noch vor wenig Minuten gelebt hatte.

Wie ein ſein Herz durchſchneidender Stich weckte ihn endlich der Gedanke an ſein Kind. Er griff in einen der Körbe vor ihm, faßte eine Flaſche, und ſchwankte die ſchmalen Stufen hinauf.

Der Kleine lag, wie er ihn verlaſſen hatte, reglos, die Augen halb geöffnet, die Lippe fieberheiß, der bebende Vater beſtrich die trockne Zunge des Kindes mit dem milden Weine; da ſchlug es die Augen auf; es ſog gierig, und ſein Geſichtchen, dem ſchwarzen Vater zugewandt, verzog ſich zu einem dankbar freundlichen Lächeln. — Da ſchoß ein warmer Lebensſtrom durch das fröſtelnde Herz des verirrten Zweiflers an dem Zwecke ſeines Daſeins; er wußte jetzt, *wen* er beglücken, und durch *wen* er glücklich werden ſollte; er hörte den Donner nicht, der über ihm, das Wellengetoſe nicht, das unter ihm raſ'te; er ſah die Blitze nicht, die wie das Feuer eines Weltenbrandes die Nacht zum blendendhellen Tage erleuchteten; er fühlte das Schwanken des Schiffs nicht, welches der Sturm zu zerreißen drohte; er hörte nur das leiſe Athmen ſeines erquickten Kindes, fühlte nur den ſanften Herzſchlag des kleinen Schläfers und ſah nichts als ihn.

Der neue Tag mußte bereits aufgegangen ſein, aber kein Morgenroth hatte ihn verkündet; der Himmel war nächtlich ſchwarz, und ſtürmte und gewitterte. Yuina fand die Taſchenuhr des Kapitäns; ſie zeigte ihm die neunte Morgenſtunde; er verließ jetzt die Kajüte, um eine Labung für ſeinen Kleinen zu bereiten, und fand, als er wiederkehrte, dieſen erwacht. — Nie — ſelbſt in Carlota's Armen nicht — waren dem glücklichen Vater die Stunden ſchneller verrauſcht, als dieſe, die erſten, die er ſorglos mit ſeinem Kinde vertändelte. Mochte der Tod auch dieſe ſchwachen Wände zu durchbrechen drohen, er wußte ſich ſicher vor der kalten Umarmung des Lebensenders; die Hand des allmächtigſten Geiſtes, die das Feuer unter ihm gedämpft und ſeine Verfolger neben ihm in die Fluth geſprengt hatte, war ausgeſtreckt zur Rettung dieſes Kindes, und er war das Werkzeug dieſer allmächtigen Hand. Er mußte — er ſollte leben.

Gegen Abend lichtete ſich der Himmel; der Sturm legte ſich, die Wellen wurden ruhiger, und als Yuina am folgenden Morgen, ſeinen Sohn auf dem Arme, das Verdeck erſtieg, da lagen Himmel und Meer ſo ſanft, ſo mild um ihn her, als ob dieſes Lächeln der eigenthümliche Zug des Antlitzes dieſer ſo leicht erregbaren Elemente ſei. — Die Erinnerung an die Seefahrt von Hayti nach den Teufelsklippen ward ſchmerzlich lebendig in Yuina's Seele; wie ſeltſam ähnlich war ſeiner damaligen Fahrt die gegenwärtige. Wie damals, ſo hatte er auch heute kein Ziel, wie damals, ſo lebte er auch heute für ein einziges Weſen; aber jenes Weſen, für welches er gelebt hatte, ſo weit ſein Denken reichte, und dieſes Weſen, für welches er lebte ſeit wenig Wochen — welch ein Unterſchied zwiſchen beiden! — Dort Carlota, die, den Fuß auf ſeinem Nacken, ihn niedergedrückt hatte, ſeit ſie ihres und ſeines Daſeins ſich bewußt worden war, und, noch nicht zufrieden mit der Tiefe ſeines Sclaventhums, ſich nicht begnügt, ihn zu verſtoßen, nein, die ihn verkauft hatte, um ſeine für ſie dahin gegebene Hand, in die Ketten Fremder zu ſchlagen; und hier ſein Kind! — Sein Kind, welches ihm jede Liebkoſung durch ein dankbares Lächeln vergalt! — Ein tiefes Weh in ſeinem Herzen hinderte ihn, die Vergleichung zwiſchen Sohn und Mutter weiter fortzuſetzen.

Die Sonne fing an zu brennen; Yuina eilte, von den herabgeriſſenen Segelſtücken, die der Sturm vernichtet hatte, ein Schirmdach für ſeinen müden Kleinen zu bereiten, und entdeckte, als er dieſes niedergleiten ließ, die ihm entfallene Metallplatte mit Agneſen's Bilde. Das Kind langte begierig danach, und der alte Aberglaube fing an, ſein herkömmliches Recht in Yuina's Seele zu behaupten. Dieſes Bild, mochte es auch nicht Agneſen, mocht' es deren Mutter vorſtellen, es war mehr als einmal ſein lebenrettendes Schild geweſen, und die Wellen, als ſie hochaufgeworfen, das ganze Verdeck überſchwemmten, hatten es nicht hinweg in die Tiefen ihrer Abgründe, ſondern in dieſe Vertiefung des Bodens geſpült, damit es ihm, vielleicht noch zum ferner ihn ſchützenden Palladium, erhalten werde. Er reichte es ſeinem Sohne, und trug es, als dieſer entſchlummert war, in die Kajüte, und hing es auf, über die Lagerſtatt des Kleinen.

Zurückgekehrt auf das Verdeck, ſetzte er ſich neben das ſchlafende Kind und ſah ſinnend das Schiff treiben. — Wohin trieb es der friſche, kühlende Wind? — Alle Stimmen in ſeiner Seele nannten laut und einſtimmig das Ziel ſeines Wunſches: „O, Gott, dahin führe mich, wo ich einſt glücklich — ſelig war! Nach jener Klippe, nach meinem Gotteshauſe, nach der einzigen Stelle auf Erden, die keine trüben Erinnerungen in meiner Seele weckt — dahin führe mich!“

Der ausgeſprochene Wunſch erwärmte Yuina's Herz, und warf ſeiner faſt erſtorbenen Phantaſie einen Belebungsſtoff zu. Jedes weiße Wölkchen am Horizonte dünkte ihm eine der Felskuppen zu ſein, welche die Gruppe der Teufelsinſeln umragten, und ſchon bangte und ſorgte er, daß ſein Schiff die rechte Klippe verfehlen, und ihn an ein fremdes Geſtade werfen werde; aber ſein Sorgen und Bangen war verſchwendet, denn die vermeintlichen Felsgipfel zerfloſſen in der Luft, und das Schiff trieb — ach, er wußte nicht, wohin. (Fortſ. f.)

Hiſtoriſche Literatur.

Die erſte Form alles Lebens iſt die fortlaufende Entwicklung eines urſprünglichen Keimes, die ſtätige Ausführung beſtimmter Anlagen und Triebe. In dieſer Epoche iſt das Hauptſtreben auf Selbſtbethätigung und Produktion, der Blick iſt auf Gegenwart und Zukunft gerichtet. Hat aber die, zur Offenbarung drängende Idee ſich in die Wirklichkeit überſetzt und ihre volle Geſtaltung gewonnen, dann wendet der Geiſt am Ende ſeines Schöpfungstages ſich zurück auf das Vollbrachte, um das Aufeinanderfolgende im Bewußtſein zu verſammeln und es denkend zu genießen oder richtend ſich darüber zu erheben. Dies iſt die zweite Form des Lebens, die dann wieder der Ausgangspunkt für ein neues Fortſtreben wird, und die man im Gegenſatze zur produktiven, poetiſchen, praktiſchen, — die retroſpektive, ſpekulirende, kritiſche nennen kann. Wer ſeine Biographie ſchreibt, der hat ſeinen irdiſchen Lebenslauf vollendet; Völker, Kirchen, welche Objekt geworden für Philoſophen, Geſchichtſchreiber, Kritiker aus ihrer Mitte, ſind an das Ende einer Entwicklungsperiode gelangt. So beginnt mit Thuzydides und Plato, eigentlich ſchon mit Herodot und Sokrates — für das griechiſche, mit Livius und Cicero für das römiſche Leben, wie mit Joſephus Flavius und Philo der Wendepunkt für das Leben des israelitiſchen Volkes, und die Alexandriniſche Kritik beſchließt den Lebenslauf der alten Welt. Griechen und Römer gehen als Völker unter in der Chriſtenheit, — um als griechiſch- und römiſch-katholiſche Kirchen wieder aufzuerſtehen, und Rom fängt zum zweitenmale an, den goldenen Faden der welthiſtoriſchen Entwicklung fortzuſpinnen. Die jugendlichen nordiſchen Völker werden mit eingewoben in das großartige hierarchiſche Geſpinnſt, welches Europa zu einer einzigen Glaubensgenoſſenſchaft verkettet. — Und wieder ſtrömt das Leben erzeugend, bildend, werkthätig durch Jahrhunderte hin, und die in der alten Welt gereiften Samen, ſo wie — die aus der neuen nordiſchen Welt entſproſſenen friſchen Keime entfalten ſich zu Kirche und Reich, zu Kunſt und Scholaſtik des Mittelalters, welches erſt dann an ſein Ende gekommen, als die geſtalteten Prinzipien ihre nothwendige Grenze gefunden.

Dieſe Grenze war durch die Beſchränktheit der Ideen geſetzt, die in der zweiten großen Weltperiode in Ausführung gebracht werden ſollten. Als daher der ewig ſchöpfungsluſtige Geiſt ſich von allen Seiten durch den Leib beſchränkt, gehemmt, zurückgedrängt fand, den er ſelbſt ſich erzeugt hatte, ging er in ſich, ſammelte ſeine Kräfte, und erhob ſich denkend und richtend über die Vergangenheit, die ihm nun zum Objekt geworden. Er ſchrieb jetzt die Geſchichte, — nicht eines einzigen Volkes, denn über dieſe Geſtalt war er durch das Chriſtenthum hinausgehoben; — ſondern der Kirche und ihrer Vorausſetzung, — der alten Welt. Er philoſophirte über den Gott, zu deſſen Füßen er bisher gebetet, und hielt Gericht über Alles, was er bis dahin produzirt, was ihm bisher gegolten hatte. — Und je weiter die Meinungen und Phantasmen aus einander liefen, je heftiger der Wortſtreit die Parteien ſpannte, um ſo lebhafter wurde das Bedürfniß empfunden, einen feſten Boden zu gewinnen. Die Einen ſuchten ihn in der Natur, die Anderen in der Geſchichte. In beiden Beſtrebungen liegt das Poſitive, daß der einzelne Menſch ſich jenen beiden großen Wirklichkeiten unterordnet, daß er für ſich als maßgebend ein ſolches erkennt, welches unabhängig von ihm zur Exiſtenz gekommen.

Dieſes Intereſſe an allem, was in Zeit und Raum in die Wirklichkeit getreten, dieſes Bedürfniß durch Erkenntniß, Beurtheilung und Sichtung des Vergangenen die Gegenwart zu begreifen und zu genießen, breitet ſich noch immer weiter aus. Jede Wiſſenſchaft, jede Kunſt, jede Gemeinſchaft will ihre Geſchichte haben, und ſelbſt der Roman mußte ſich dazu verſtehen, hiſtoriſch zu werden.

Noch aber iſt der geſchichtliche Stoff durchgängig nur erſt rohes, ungeläutertes Material, und ſo wird er von jeder der feindlichen Parteien zur Begründung oder Bekräftigung und Beſchönigung ihrer Anſprüche benutzt. Da indeß die Geſchichte durchaus gediegen, die Parteien dagegen eben als ſolche, mehr oder minder einſeitig ſind, ſo ſehen wir auch jede derſelben die geſchichtlichen Thatſachen einmal als Rechtstitel gebrauchen, ein andermal wieder ſie als Abnormitäten, als Erzeugniſſe menſchlicher Irrthümer, Leidenſchaften und Schlechtigkeit charakteriſiren. Allerdings haben Vico und Montesquieu einer höheren, wahrhaft humanen Geſchichtsbetrachtung die Bahn geöffnet, und vorzugsweiſe deutſche Forſcher dieſe Bahn mit Bewußtſein und Erfolg betreten. Noch aber ſind es nur erſt einzelne, in den Geiſt des dritten großen Weltalters Eingeweihte, welche — von den Stufen des im Bau begriffenen neuen Tempels herab, die Vergangenheit mit jener reinen Wahrheits- und Menſchheitsliebe überſehen, die allein einem jeglichen ſein Recht — und ſeine Gnade angedeihen läßt. An der Tagesordnung in dem großen Sprechſaal der Zeitblätter und ſonſtigen Lieferanten — iſt hingegen noch jene partheiiſche, mehr oder minder leidenſchaftliche, oberflächliche Weiſe, welche die Thatſachen ihren Abſichten dienen läßt und ſie da verſchweigt oder entſtellt, wo ſie ſich ihren Anſichten nicht fügen wollen. In wie weit auch die hier anzuzeigenden Schriften dieſer letzten Kategorie angehören, wird ſich aus dem Nachfolgenden ergeben. —

1. **Befreiungskampf der nordamerikaniſchen Staaten**, mit den Lebensbeſchreibungen der 4 berühmteſten Männer derſelben: Waſhington, Franklin, Lafayette und Kosciuszko; von **Heinrich Elsner**. (Mit 9 Stahlſtichen.) Stuttgart, J. Scheible's Buchhandlung. 1835. Lief. I. II. III. IV.

Die alte Zeit endigt mit dem Zerfall der römiſchen Weltherrſchaft, die chriſtliche, oder vielmehr katholiſche Weltordnung beginnt mit der Verſelbſtſtändigung des griechiſchen Reiches, mit der Conſtituirung des Frankenlandes zum unabhängigen Königthum. Ebenſo begann das Ende des katholiſchen Mittelalters mit dem Zerfall der päpſtlichen Weltmonarchie — ſeit der Auflehnung der nordiſchen Fürſten und Theologen, und die neue — humane — Weltordnung wurde eröffnet durch die Verſelbſtſtändigung der Niederlande. War die Bildung der einzelnen katholiſchen Feuda'ſtaaten der Anfang einer neuen welthiſtoriſchen Lebens- und Entwicklungsperiode, in welcher die individuellen Völkerſchaften unter geiſtlicher Obwaltung ein großes Gemeinweſen bildeten, ſo iſt die Geſtaltung der neueren Rechtsſtaaten unſtreitig auch der Anfang einer weltgeſchichtlichen Periode; — denn auch ſie ſind im Begriff, unter Obwaltung des Allgemeinen, durch die Publizität ſich bethätigenden Geiſtes, des common sense der gebildeten Nationen — ein großes, ja das größte Gemeinweſen das geiſtige Reich der Humanität zu geſtalten.

Von dieſem Geſichtspunkte aus kann die Abſicht des Herrn Elsner, „alle Kämpfe der Völker für ihre Selbſtſtändigkeit, welche ſeit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ſtatt fanden, zu ſchildern,“ nur beifällig anerkannt werden. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

*** **Der Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den königl. preußiſchen Staaten**, — der jetzt 965 Mitglieder zählt, beging am 19. d. M. die Feier des 14. Jahresfeſtes ſeiner Stiftung in den Räumen des königl. Akademiegebäudes zu Berlin. Nahe an 3000 blühende Gewächſe ſchmückten drei große Säle des oberen Stockwerks. —

*** *Dinotherium giganteum.* — Das Inſtitut berichtet, daß in der Gegend von Eppelsheim in Rheinheſſen in der Tiefe von 20 Fuß ein Kopf dieſes coloſſalſten aller vorſündflichen Thiere gefunden, der faſt vollkommen erhalten, 6 F. auf 3½ F. ſeiner größten Breite mißt und nicht weniger als circa 300 Pfund wiegt. —

*** **Mädchenſchulen in Frankreich.** — Eine Geſellſchaft zu Paris hat einen Preis von 300 Fr. für die Abhandlung ausgeſetzt, in welcher die beſten Mittel angegeben, zur Vervollkommnung und Verallgemeinerung des Mädchen-Unterrichtes in Frankreich. Man weiß nämlich nach der letzten Zählung (des Jahres 1833) daß von 46,017 Schulen die Zahl der Mädchenſchulen nicht über 11,332 hinausgehe. Dieſe haben höchſtens 500,000 Schülerinnen, was kaum ⅙ der weiblichen Bevölkerung von 6 bis 14 Jahren bildet. Ueberhaupt kann man annehmen, — ſo iſt im Temps vom 25. Juni zu leſen, — „daß nicht weniger als 13 bis 14 Millionen Individuen des weiblichen Geſchlechtes in Frankreich aller geiſtigen Bildung ermangeln, mit Ausnahme derjenigen, welche ſie im Schooß ihrer Familie erhalten können.“ —

*** **Neueſte Erfindungen.** — 1) **Dampfpflug.** In der Grafſchaft Lancaſter ſind kürzlich erfolgreiche Verſuche mit einem Dampfpfluge gemacht worden. Gegen 6 Morgen rohen Moorgrunds wurden in wenigen Stunden gepflügt, und Schollen von 18 Zoll Breite und 9 Zoll Dicke vollſtändig und ganz genau umgelegt. —

2) **Spinnmaſchine.** Mechanikus Hofer zu München ſoll eine Maſchine erfunden haben, auf welcher, nachdem der Flachs gehechelt und darauf gelegt iſt, ohne weitere menſchliche Hülfe vielfache Fäden geſponnen werden können. — Da nun durch Dampfpflug und Spinnmaſchine viele Hände müßig werden dürften, ſie ſich dann der Schriftſtellerei zuwenden und das Schreibpapier ſelten machen mögen, ſo begegnet der verborgene Weltökonom dieſem künftigen Mangel durch —

3) **Torfpapier**, deſſen Bereitung in Irland erfunden, im New philosophical Journal beſchrieben, in der France industrielle beſprochen, und dieſer im Temps erwähnt worden.

*** **Barometerhöhe.** — Zahlreichen Beobachtungen Alex. v. Humboldt's zufolge, iſt die mittlere Barometerhöhe in den gemäßigten Zonen höher als in den Aequatorial- und Polar-Gegenden.

*** **Departementalpreſſe.** — In dem Departement du Pas-de-Calais allein erſcheinen jetzt nicht weniger als 16 Journale. —

*** **Vermehrung der Zahl der Reiſenden.** — Im Hafen von Boulogne ſind mit Schiffen im Monat Mai des J.
1835 auf 73 Paketbooten 970 Reiſende abgefahren, 783 angek.
1836 „ 106 —— 2167 — —— 2222 —

*** **Neues Surrogat für Pferde.** — Ein in der Nähe von London wohnender Pächter, Namens Lood, hat eine Wette von 270 Pfd. damit gewonnen, daß er in Zeit von 3 Monaten — Schweine ſo abgerichtet, daß er mit ihnen, wie mit Pferden, in einem Rollwagen nach London gefahren. —

*** Die Aufnahme der Herren Dupaty und Guizot in die franzöſiſche Akademie wird im Monat October ſtattfinden. Alex. Duval wird die Gegenrede halten.

*** In Kurzem erſcheint bei Dondey-Dupré ein ſehr intereſſantes Werk von Reynaud: „Die Einfälle der Saracenen in Gallien,“ worin der lange Kampf des Orients gegen den Occident dargeſtellt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 158. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 6. Juli.

An Nanni's Becher.

Ghaſelen von Ludwig Bechſtein.

(Schluß.)

5.

O wie gern dem ſüßen Sange,
Deiner Liebe Lautenklange
Möcht' ich lauſchen, daß der Himmel
Mich mit ſeinem Glanz umfange.
O wie möcht' ich ſelber rühren
Dieſe Saiten jauchzend, bange,
Und mit dir durch Himmel wallen
Froh im ſeligſten Umfange.
Möchte Blüthen mit dir pflücken,
Wie dereinſt auf unſerm Gange,
Als wir liebeſelig lauſchten
Dort dem Heerdenglockenklange.
Wünſche wieder, dir zu küſſen
Nacken, Mund und Hand und Wange,
Dich in meinen Arm zu ziehen
Stark in meinem Feuerdrange,
Und dich himmelan zu flügeln
Mit erbebendem Geſange.
Doch ich muß dich trauernd meiden
Schwer gezwungen, ewig lange,
Denn du haſt mich nicht geladen,
Daß ich Himmelsglück empfange,
Und du haſt mir nichts verheißen!
Biſt gehalten ſelbſt vom Zwange
Deiner ſtrengen Pflichterfüllung,
Wie umringt von einer Schlange;
Kannſt aus deinem Zauberkreiſe
Treten nicht, wenn ich's verlange;
Kannſt auch mir kein Mittel ſagen,
Wie ich hin zu dir gelange.
Darum laß dies Leid dir künden,
Daß ich geiſtig dich umfange;
Und gefeſſelt ſelbſt und weinend,
Dein gedenkend, an dir hange.

6.

O Freundin, welche Roſen bringt die Zeit?
Und welche Hoffnungen verjüngt die Zeit?
Die mächtigſte Gewalt, das Zaubernetz,
Das unſer Thun und Sein umſchlingt, die Zeit?
Die ew'ge Stundenuhr, ſo raſchen Lauf's!
Von Sturmesflügeln iſt beſchwingt die Zeit,
Daß jede Mauer jeden Luſtpallaſts,
Die wir erbau'n, überſpringt die Zeit.
Was unſer Träumen, unſer Hoffen thürmt,
Das Bollwerk unſers Wahns, bezwingt die Zeit,
Und unſrer Leidenſchaft Titanentrotz
Mit Herkulskräften niederringt die Zeit.
Haſt du vom Kronos nicht geleſen, der
Die eignen Kinder all' verſchlingt, die Zeit?
Die nimmermüde Senſe, die da mäht,
Was grünend auf zum Lichte dringt, die Zeit!
O jede Hoffnung, Freude, jedes Glück
Sinkt, wenn die Todtenglocke klingt, die Zeit.
Und meinſt du, daß dir Stundung gibt, auf daß
Dein angefangnes Werk gelingt, die Zeit?
Dann irreſt du — raſch unſerm Ziele zu,
Eh' wir es denken, all' uns bringt die Zeit.
Darum vergiß dein Leid, doch liebe fort,
Vergeſſen hat ja nicht bedingt die Zeit.
Nanni, dein Becher winkt, voll Lethefluth!
Und ich vergeſſe, wenn er winkt, die Zeit.

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Gegen Abend erhob eine neue Hoffnung ſeine Seele; ein großes Holzſtück, welches langſam heranwogte, verkündete ihm die Nähe des Landes, und dieſes konnte, ſo weit ſeine nautiſche Kunde reichte, kein anderes als das erwünſchte ſein. Aber auch die neue Hoffnung betrog ihn; das Holz war — er erkannte es deutlich — der Kiel eines Schiffes, welches vielleicht derſelbe Sturm, dem er ſeine Befreiung dankte aus den Händen ſeiner Henker, zertrümmert hatte.

Das Felſeneiland war, wie es ſein Tageswunſch geweſen, ſein nächtlicher Traum. Immer und immer wieder ſah er die wohlbekannten grauen Häupter aus dem Meer emporſteigen, fühlte immer von neuem die Angſt, ſeine geliebte Klippe zu verfehlen, landete endlich glücklich, und fand in der ſeligen Vergeßlichkeit des Traums — Carlota. — Sein Auge war naß, als ihn das Morgenroth erweckte. — Er erhob ſich und — vor ihm lag, beſtrahlt von der jungen Sonne, wirklich die Klippenreihe, wie ſie damals vor ihm gelegen hatte, als er verzweifelnd auf die todesnahe Geliebte niederſah.

Das Schiff trieb den Klippen, aber mit ſehr ſchwachem Winde allmählich näher, und nach und nach hörte es auf ſich zu bewegen, denn der Luftzug ward leiſer, als der Athem ſeines Kindes. Er ſtarrte endlich auf die Gruppe der Felſen hin, und erkannte unter ihnen denſelben Kegelfels, an deſſen Fuße ſein Eden blühte, und plötzlich ſah er ganz deutlich eine Rauchſäule aufſteigen aus dem Thale, und eine Art von Segel flattern auf einer Anhöhe. — Das waren Nothzeichen Geſtrandeter; eine entſetzliche Angſt, mit ſeinem Kinde in die Hände der weißen Barbaren zu gerathen, fing an ihn zu foltern, und beſchließend eher zu ſterben, als einem dieſer Ungeheuer zu geſtatten, den Fuß auf ſein Schiff zu ſetzen, durcheilte er die Kajüten, trug alle Schießgewehre, die er fand, auf das Verdeck und ſetzte ſich in wehrhaften Stand. — Da ſah er ein Boot abſtoßen vom Strande, es kam näher; es war überfüllt mit Menſchen; jetzt war es nah' genug, um es erreichen zu können mit einer Kugel; er ergriff eine Flinte, legte an, aber mit einemmale, als griffe eine unſichtbare Macht ihm in den Arm, ließ er das Mordgewehr fallen und ſchrie: „Barmherziger Gott! Es ſind *meines Gleichen*. Es ſind *Neger*!“

Die Ruderer arbeiteten gewaltig in dem Boote; Yuina ſtand, ihnen entgegen ſtarrend, weit hinweg gebeugt mit dem Oberleibe über die Gallerie des Bords, und blickte die ſchwarzen, immer deutlicher ihre Züge entwickelnden Geſichter an. Keines von allen dünkte ihm bekannt, aber es waren ja Verwandte ſeines Blutes, es waren Neger wie er und folglich Freunde und Retter.

„Willkommen Brüder!“ jauchzte er, als das Boot ihm ganz nahe gekommen war, da rief eine laute Stimme aus dem Hintergrunde der Rudernden: „Gott im Himmel, das iſt *Yuina*!“ und Yuina erkannte die Stimme ſeines alten Freundes Pearown.

„Pearown! Pearown!“ ſchrie er, und faſt trieb der Rauſch ſeiner Freude ihn über Bord in die Wogen; da legte das Boot an, und Pearown erklomm nebſt ſeinen Begleitern das Verdeck.

„Du lebſt?“ rief er in den Armen des Wiedergefundenen, „du biſt nicht gefallen von Deſſalines Hand, nicht in den Strom von ihm geſtürzt, wie ganz Hayti ſagt und glaubt? — Und wie kommſt du hierher? Biſt du der Einzige auf dieſem Schiffe?“

„Ich und — mein Sohn, wir ſind die Einzigen, welche Gott erhalten hat,“ antwortete Yuina auf den Kleinen deutend, der ruhig auf ſeiner Matte ſchlummerte.

Pearown ſah das Kind, dann Yuina fragend an. „Mich dünkt, ich ahne einen Theil deiner Schickſale;“ ſprach er, „dieſes Kind — doch zu Erörterungen ſolcher Art eignet die erſte Stunde unſres Wiederſehns ſich nicht. — Alſo außer dir und deinem Kinde iſt Niemand auf dieſem Schiffe? Wo iſt die Mannſchaft?“

„Ich lag als Sclave mit Ketten an den Maſtbaum gefeſſelt,“ antwortete Yuina. „Die Kanibalen, die mich und mein Kind zerfleiſchten, dieſelben, welche meine Mutter in das Grab gepeinigt, und mich den Ratten vorgeworfen hatten, trieben mich zum verzweifelnden Entſchluß, ſie und mich in die Luft zu ſprengen. Ich legte Feuer in die Pulverkammer; das Entſetzen jagte meine Peiniger in das Boot; es ging unter vor meinen Augen, aber — das Feuer fing nicht! Sie waren dahin und ich gerettet!“

Die Neger hatten, während Yuina ſprach, zwei Kreiſe gebildet; der größere horchte ſeinen Worten, der kleinere hatte ſich um einen Kranken verſammelt, welcher mit Mühe auf das Verdeck gebracht worden war, und ächzend am Boden lag. Jetzt faßte Pearown Yuina's Hand und führte ihn zu dem Leidenden, indem er ihm zuflüſterte: „Ich will dir den Menſchen zeigen, in deſſen Stelle ich dich gern geſehen haben würde. Es iſt mein Schwiegerſohn; ein alter Bekannter von dir, der, während wir ſcheiterten, das Unglück hatte ſich ſchwer zu verletzen.“

Yuina blickte den Kranken an, und erkannte — *Joſephinens Vater*, den alten *Champeau*, Kommandanten der Kapſtadt, der ihn bei ſeiner Landung auf Hayti empfangen und zu Deſſalines geführt hatte.

„Unglücklicher, du lebſt, und mein Kind haſt du ermorden laſſen?“ redete Champeau mit vorwurfsſchwerer Stimme den erſtaunten Yuina an. „Ich glaubte euch vereint im Grabe, weil das Leben euch nicht vereinigt hatte; aber ſie iſt geſtorben, und du biſt feig entflohn!“

Yuina vergab dem Vater dieſen ungerechten Vorwurf, und theilte, um ſich zu rechtfertigen, ihm die Geſchichte jener blutigen Nacht, ſo wie den ganzen Zweck ſeiner damaligen Erſcheinung auf Hayti vollſtändig mit.

„Was? Du biſt *Hayti's Retter*?“ ſchrie der nun verſöhnte Champeau, ſich mit funkelnden Augen aufrichtend. „Du biſt der *Rächer* meines Kindes? Du haſt den *Tiger* erſchlagen, der unſer Mark fraß? Du haſt uns frei gemacht und ein glückliches Zeitalter heraufgeführt über unſer Volk? O daß Gott mir das Leben nur ſo lange noch friſten möge, bis ich dich im Triumphe zurückführen kann nach Hayti, und unſern Brüdern dich zeigen kann, dich! ihren Befreier!“

„O Gott im Himmel!“ ſchrie Pearown mit einer, durch Entzücken und Schmerz gleich gedämpften Stimme, faßte Yuina's Hand und zog ihn mit ſich fort in den entfernteſten Winkel des Verdeck's. Hier umſchlang er ihn innig, ſein Geſicht ſchwamm in Thränen, und leiſe flüſternd ſprach er: „O, mein Sohn, warum fand ich dich nicht ſechs Monate früher! Vor ſechs Monaten noch war die Hand meiner Tochter frei, und du — der unnatürlichen Bande entledigt, die dich an jene Weißen knüpften, du wärſt der Gatte meiner Sara, mein Sohn geworden! Jetzt iſt's zu ſpät! — O, warum habe ich der Sage deines Todes geglaubt, eh' ich deinen Leichnam ſah, warum ließ ich durch den Hochmuth mich verführen, mein einziges Kind an dieſen Alten zu binden! — Was wird Sara, die dein Bild noch immer im Herzen trägt, was wird ſie empfinden, wenn ſie dich, ihre erſte, einzige Liebe, ihren Tiefbetrauerten wiederſieht?“

„Sie wird mich nicht wiederſehn, Vater Pearown,“ erwiederte Yuina tief erſchüttert. „Ich begleite euch nicht nach Fairfield. Nehmt ihr mein Schiff und laßt mich hier in dieſem.“ —

„In dieſer Meerwüſte? Du träumſt, Yuina,“ fiel Pearown ihm in die Rede. „Und was ſprichſt du von Fairfield? — ich bin ein Bürger Hayti's. Schon längſt hatte mein Herz mich hingezogen zu meinem brüderlichen Volke; ſchon längſt war ich es müde, meine Brüder noch zum Theil in Ketten zu ſehen, und als deine Einladung, dein Brief mir zu Händen kam, da war es mir, als rede eine Gottesſtimme aus deinem Munde; und als unmittelbar darauf die Nachricht von Deſſalines Ermordung einlief, da hielt mich nichts mehr unter den falſchen Weißen feſt. Ich ſchrieb dir; freilich erwarteteſt du mich, aber die Wege nach Hayti waren noch nicht geebnet genug für einen ſichern Briefwechſel; ich fand Gelegenheit, mein Eigenthum in Neujerſei vortheilhaft zu verkaufen, landete mit meiner Sara in dem Hafen der Kapſtadt, frug nach dir, und die Kunde, du ſeieſt gefallen von Deſſalines Händen, empfing mich. Meine Hoffnungen trug ich mit dir zu Grabe, aber dennoch widerte der Gedanke mich an, zurückzukehren nach Nordamerika, ich blieb und ſiedelte mich an; bald ward ein Schwarm junger Neger aufmerkſam auf meine Tochter, aber ſie wich allen Bewerbungen aus; da focht der Hochmuth mich an; ich wollte ſteigen, glänzen, mitfaſſen den Zügel der Regierung — und Champeau galt viel bei Chriſtoph; ich gab ihm mein Kind und — wurde Mitglied des Staatsraths!“

„Und mein Vater?“ frug Yuina nach einer Pauſe, „lebt er?“

„Er lebt auf ſeinem Landſitze zu Belvedere,“ antwortete Pearown. „Er hat ſeine Ämter niedergelegt, und läßt ſich nie öffentlich ſehen. Die Regierung zählt ihn zu den Unzufriedenen aber Unſchädlichen.“

„Und Sansſouci,“ wer bewohnt es? Hat man Deſſalines Wittwe in deſſen Beſitz gelaſſen?“ frug Yuina.

„Deſſalines Wittwe iſt todt, ihre Töchter ſollen ſich nach Jamaika gewandt haben; ſie ſind verſchollen, und Sansſouci iſt auf Pethion's Vorſchlag einem Buben, der ſich rühmte Hayti von ſeinem Tyrannen befreit zu haben, einem Mulatten, Nunez Aquilagua, als ein Geſchenk zugefallen, welches die Dankbarkeit der Nation ihm gereicht hat. Aber er ſoll den erliſteten Raub wieder herausgeben! Das Volk von Hayti ſoll wiſſen, daß du ſein Erlöſer biſt, und dich ſoll es belohnen!“ (Fortſ. f.)

Die Päpſte in Avignon.

(Fortſetzung.)

Innocenz VI. (1352—62), Stephan Albert, aus der Auvergne, war ein weiſer Fürſt, der des Vorgängers ſorgloſe Verſchwendung durch Einziehung und gewiſſenhafte Vertheilung von Stellen und Pfründen wieder gut machte, deſſen Kaſſen jedoch durch die koſtbaren Siege des nach dem Kirchenſtaat abgeordneten Kardinals Albornoz erſchöpft wurden, während er vergebliche Bannflüche auf die mächtigen raubſüchtigen Nachbarn Roms ſchleuderte. Den armen Rienzi gab er, weil derſelbe nichts gegen die Kirche unternommen hatte, frei, um ſeine Würde wieder zu unternehmen; wenn er nach Andern aus dem Kerker entwich, ſo ließ man ſein Wiederauftreten vielleicht zur Aufreibung der Gegner zu. In Avignon war Rienzi ſo kleinlaut geworden, daß er um die Ehre bat, Johanniter werden zu dürfen. Kurz nach ſeiner Ankunft in Rom, wurde er in einem von den Colonna's, denen er früher ſo großen Schaden zufügte, gegen ihn erregten Aufſtand ermordet. *) — Um dieſe Zeit ſtand in Avignon eine Geſellſchaft auf, Damperica oder Alperuabe genannt, die Nachts umherſchweifte, Einbruch und Raub mit gewaffneter Hand, Schändungen und viele andre Verbrechen beging. Der Papſt übte ſtrenge Gerechtigkeit; viele von ihnen, die ſich für Adlige ausgaben, und es waren wirklich vornehme Einwohner dabei, ließ er in der Stille ertränken, oder ſonſt hinrichten; erſchreckt ergriffen die Übrigen die Flucht, oder bekehrten ſich. — In ſeinem erſten Jahr weiſſagte ein eingeſperrter Dominikaner von dem Antichriſt und von den kommenden Päpſten, von deren Schickſalen Manches eintraf. Unter den fortwährend widerſpenſtigen Franziskanern wurden mehrere zu Carcaſſum und Avignon verbrannt. Innocenz ſetzte ſich übrigens durch ſtrenge Gerechtigkeitsliebe bei dem Volk in Achtung; die Abtrünnige der üppigen Geiſtlichkeit mochte ihn vielleicht darum haſſen und ſchmähen. Ein ihm ſehr werther Kaplan bat fur einen Verwandten um eine Pfründe. „Du haſt deren ſieben gute,“ gab er zur Antwort; „tritt ihm die beſte ab.“ Als er den Kaplan daruber betrübt ſah, fuhr er fort: „Nun haſt du noch ſechſe; dir genügen drei, wähle die beſten, und die andern will ich armen Geiſtlichen geben.“ — Innocenz machte ſich bei unruhigen Zeitläuften um die Stadt verdient. Er iſt der Erbauer der ſchönen Stadtmauern, die er mit ſtarken Thürmen, Wällen und Gräben verſah, von denen nur noch wenige exiſtiren. Den weiteren Ring, den er zog, damit die Stadt ſich ausdehnen könne, machte die Rückkehr der Päpſte nach Rom unnöthig; darum ſieht man noch heute die Gärten bis an die Mauern gehen, womit er der Stadt ein freundlicheres Ausſehen gab. Zum Ausbau der Befeſtigung beſteuerte er die Geiſtlichkeit von Avignon. So ſchied er, von den Hohen gefürchtet, vom Volke geliebt, von den Römern zurückerſehnt, noch mit der Freude, die meiſten Güter der Kirche wieder gewonnen und in guten Händen zu ſehen. Er iſt in Villeneuve du Pape begraben.

---

*) Baluz, Joh. v. Müller, Sismondi und nach letzterem Leo.

Urban V. (1362 — 70). Wilhelm Grimoardi, Benedictiner aus Marſeille, wo er auch ruht. Ein Mann, von heiligem Wandel, gegen Nepotismus und Unmäßigkeit in Lebensgenüſſen eifernd. Wider den Willen der Kardinäle und des Königs von Frankreich zog er 1367 in Rom ein, verbeſſerte dort den Weinberg des Herrn wie die päpſtlichen Vignen und Schlöſſer, brachte Perugia, Viterbo und andre Städte zum Gehorſam zurück, doch der tieferliegenden Gebrechen und Zerwürfniſſe des entarteten Italiens konnte er nicht Meiſter werden und kehrte auf Bitten der Kardinäle nach Avignon zurück, um dort zu ſterben. Man berichtet von Wundern nach ſeinem Tode.

Gregor XI. (1370 — 78), Peter Roger Graf Belleforſt, aus der Auvergne, wurde ſchon in ſeinem 18. Jahre Kardinal, ein einfacher, gütiger, ſanfter und demüthiger Mann, von Allen, ſowohl Geiſtlichen als Weltlichen geliebt. Um dem Beſtürmen ſeiner Verwandten um einträgliche Stellen zu entgehen und auf inſtändiges Bitten der Italiäner reiſ'te er 1377 nach Rom, wo man ihn im Triumph einholte. Dort war er indeſſen weniger glücklich als ſein Vorgänger; die widerſpenſtigen Städte des Kirchenſtaats hatten zu viel Rückhalt an Mailand und Florenz. Die Zeiten trübten ſich durch Rohheit, Falſchheit, Treuloſigkeit und Auflöſung aller Ordnung und Sitte; der heilige Mann ſtarb daher zu Rom in tiefer Bekümmerniß. Das römiſche Volk ertrotzte nun die Wahl eines italiäniſchen Papſtes, **Urban's VI.** (1378 — 89) des Greiſes Donato von Venedig. Von Charakter heftig und hart, ließ er die verdächtigen Kirchenhäupter verhaften, foltern und hinrichten. Doch 12 Tramontaner entwichen nach Fondi und wählten Robert den letzten Sproſſen der Grafen von Genevois als:

Clemens VII. (1378 — 94). Er geht nach Avignon und wird durch Frankreichs Einfluß von Spanien und Portugal, Schottland, Savoyen und Lothringen anerkannt. Gegen ſeine Anhängerin, Johanna von Neapel, reizt Urban ihren Erben Karl von Durazzo auf, der die Blutſchuld mit ihrem Tode tilgt, nachdem ſie den franzöſiſchen Prinzen Ludwig von Anjou adoptirt, den Clemens mit Neapel belehnt, während er die Kriegskoſten mitträgt. Urban zerfällt mit Karl wegen Capua, das er ſich für ſeinen Nepoten bedingt, ſpricht den Bann über ihn, wird in Nocera von ihm belagert und entkommt mitten durch die Feinde mit fünf gefeſſelten Kardinälen glücklich nach Genua, wo er dieſe hinrichten läßt. Er ſtirbt 1389. — Clemens war ein träger Fürſt, doch gütig und ſanft, ein talentvoller Styliſt und trefflicher Sänger der Meſſe. Er verließ Avignon nur auf einige Zeit wegen großen Sterbens, das peſtartig wurde. Sein Leichnam ward in der Kirche zur heiligen Jungfrau als der **dritte** und letzte beigeſetzt. (Schluß f.)

Feuilleton.

⁂ **Rouget-de-Lille.** — Auch **Rouget-de-Lille** iſt zu den Vätern verſammelt worden, nur ſieben Tage, nachdem **Sieyes** *) — zögernd — von dem Schauplatze ſeines Ruhmes abgetreten, und mit ihm auch das Schickſal theilend, daß er ſchon längſt zu den Abgeſchiedenen gezählt worden und nur bei dem Silberblick der großen Woche von 1830 vorüber gehend wieder aufgelebt. Zu Lons-le-Saulnier am 10. Mai 1760 geboren, ſcheint er frühe ſich dem Militairſtand gewidmet zu haben. Bei dem Ausbruche des Kriegs des jungen franzöſiſchen Freiſtaats gegen die wider denſelben verbundenen europäiſchen Mächte (20. April 1792), war R. de-Lille Genieoffizier. Begeiſtert für die Sache der Freiheit, dichtete und componirte er die ſeitdem weltberühmt gewordene **Marſeillaiſe**. Er folgte Tallien zur Weſtarmee, wurde aber zu Quiberon verabſchiedet. — Später ſchrieb er die „Ecole des Mères," die (jedoch ohne Erfolg) 1795 zur Aufführung kam. Er dichtete auch eine „Hymne à l'Espérance" und iſt Verfaſſer einer Schrift, betitelt: „Essai en vers et en prose etc. (an VI)," eines „Chant de guerre" (1800) und der Idylle: „Matinée." —

Unter den Bourbon's lebte er in Armuth und Dunkelheit. Die Juli-Dynaſtie verlieh ihm den Orden der Ehrenlegion und eine Penſion. In ſeiner beſcheidenen Lebensweiſe brachte dies jedoch keine Aenderung hervor. Er ſtarb zu Choiſy-le-Roi bei Paris, am 27. v. M. — Sein Name ſteht ſchon auf dem Triumphbogen des Sternes (de l'Etoile), und der geniale Bildhauer **Bra**, der gerade am Todestage Rouget's ſich zu Choiſy befand, wird auch die Züge ſeines ſterblichen Antlitzes durch eine Büſte verewigen. Die **Marſeillaiſe** aber wird eben ſo wenig jemals aus dem Gedächtniß der Menſchen verſchwinden, als das „God save the King," welches, nach **Clarke's** Unterſuchungen, weder von Carrey, noch von Händel, ſondern vom Organiſten John Bull herrührt, der es 1607 zum erſtenmale vor Jakob I. und deſſen Gemahlin geſpielt haben ſoll. Wie dieſes Friedenslied der tief empfundene, aber bedächtige und feierliche Ausdruck frommer Ehrfurcht und inniger Anhänglichkeit eines edlen Volkes iſt, welches ſich in ſeinem, von Gott ihm verliehenen König geeinigt und verherrlicht weiß, ſo iſt jener Kriegsgeſang dagegen der leidenſchaftlich-begeiſterte und unwiderſtehlich fortreißende Ausbruch einer glühenden, jugendfriſch auflodernden Vaterlandsliebe, die des edelſten Muthes ſich bewußt, für die Freiheit des Volkes — zu ſterben bereit, — aber des Sieges gewiß — ſich jubelnd dem nahenden Feinde entgegenſtürzt! —

⁂ In der Gemeinde von Buzins, im Canton Severac, ſtarb ein alter Tiſchlermeiſter, Namens Peter Barbeſſes, in einem Alter von 116 Jahren. Dieſer Greis war immer geſund und voll jovialer Laune. Einige Monate vor ſeinem Tod erzählte er, es kam ihm ſelbſt wie ein Traum vor, ſehr naiv die Vergnügungen ſeines langen Lebens.

⁂ Das Ausſterben zweier in der Geſchichte Frankreich's berühmter Familien. Auf dem Schloſſe Braſſac (Puy de Dôme) ſtarb der Marquis d'Apchier von Châteauneuf-Randon. Mit ihm erliſcht eine Familie, deren Namen ehemals eine Macht in Auvergne und Gévaudan war. Zu Gent ſtarb am 17. Juni der Graf Diomedes Vandamme. Mit ihm ſtirbt die direkte Nachkommenſchaft des Generallieutenants Vandamme, welcher eine ſo ausgezeichnete Stelle in der Geſchichte der großen Kriege einnimmt, aus.

⁂ Die **Franzoſen** charakteriſirt ein Franzoſe ſelbſt auf folgende Weiſe: „ſeine Landsleute ſeien Franken am Hofe, Römer im Heere, ſonſt aber noch die Gallier Cäſar's." —

---

*) In dem ihm gewidmeten Artikel in Nro. 158 dieſer Blätter, iſt aus Verſehen die Erwählung zum Mitglied des Inſtituts ſtatt in die Zeit nach der Reſtauration in die vor derſelben geſetzt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 159. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 7. Juli.

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Pearown, Freund, mein väterlicher Freund, laß dem angeblichen Befreier Hayti's ſeinen Ruhm und ſeine Belohnung," bat Yuina. „Mich aber laß hier zurück auf dieſer Klippe! Mich hat das Leben zeitig ſtumpf gemacht; ich bin der menſchlichen Geſellſchaft nicht mehr nütze. Nimm du mein Schiff, ſegle zurück nach Hayti und ich bleibe hier nebſt meinem Sohne."

„Du biſt ein ſehr unglücklicher Menſch geworden, armer Yuina," rief Pearown. „Du willſt nicht allein dich, du willſt auch dein Kind unfähig machen, ſeine Beſtimmung zu erfüllen? — Gedenke, daß du einſt wirſt Rechenſchaft geben müſſen von der Verwendung deiner Kräfte und der Kräfte deines Sohnes. Dein Mannesalter beginnt erſt, ſich zu entfalten, und du willſt ruhen, wie ein Greis, der das Seine gethan hat, auf Erden? — Ein Volk, dein Brudervolk ſtreckt ſeine Arme nach dir aus und du willſt an dir ſelber verzweifelnd ihm den Rücken wenden? — Sprich: was haſt du gethan während der dreißig Jahre deines Lebens für die Menſchheit? Nichts — nichts für die Menſchheit haſt du gethan, nichts für das Volk, dem du angehörſt. Ein einzelnes Paar Fremder haſt du herausgehoben aus all den Millionen, und für jenes Paar hätteſt du deine Kräfte ſo aufgerieben, daß dir keine Anſtrengung mehr möglich wäre zu einem ſegensreichen Wirken für dein Volk? — Nein, nicht zwecklos hat die Vorſehung mich an dieſen Strand geworfen und nicht zwecklos hat ſie den Sturm und die Wellen beſtellt, dich hieher zu treiben. Ich will, ich muß dich retten für die Menſchheit; und ſelbſt wider deinen Willen ſollſt du mir folgen nach Hayti!"

Yuina rang ſichtbar gegen eine gewaltige Macht in ſeinem Innern; ſeine Blicke hingen ſehnſüchtig an dem geliebten Eiland, da ergriff ihn Pearown, kehrte ihn halb ſeitwärts und rief: „Nicht dorthin blicke! hierher nach Südweſten wende das Auge! Dort liegt dein Vaterland! Und ſieh, der Wind erhebt ſich und treibt dorthin! Dieſer Wind iſt der Bote Gottes, der dich ruft und dich führen wird! — Halloh Burſche! Macht das Schiff ſegelfertig! Es geht nach Hayti!"

„Wohlan," rief Yuina, „ſo führe mich denn nach Hayti; doch zwei Zugeſtändniſſe beding ich mir aus, erſtens: mein Antheil an Deſſalines Tode bleibt verſchwiegen, und zweitens: hinderſt du mich nicht, die Friſt, deren die Leute zur Ausbeſſerung des Schiffes bedürfen, zu einer Fahrt nach jener Klippe zu benutzen."

„Zugeſtanden," rief Pearown. „Von mir ſoll, weil du es willſt, niemand erfahren, daß du Hayti's Erlöſer biſt, und nach jener Klippe will ich ſelbſt dich begleiten, obgleich ich nicht begreife, welcher Geiſt dich dorthin zieht."

Das Boot wurde bemannt; Yuina nahm ſein Kind auf den Arm, ſtieg hinab, Pearown folgte, und ſechs rüſtige Neger fingen an die Ruder in Bewegung zu ſetzen, während die Zurückbleibenden ſich mit Herſtellung des zerriſſenen Segel- und Tauwerks beſchäftigten.

Yuina ſaß in ſich gekehrt, ohne zu reden und nur halb träumend auf ſeinen alten Freund achtend, der ihm die Veranlaſſung ſeiner Seereiſe und die Geſchichte ſeines Schiffbruchs erzählte. „Es war ein Beiſpiel nöthig," ſagte er, „ein Beiſpiel zur Anknüpfung des Verkehrs mit andern Staaten, und ich gab es; mein Schiff war das erſte, das, mit der Haytiſchen Flagge geſchmückt, einlief in die Delawarebai, und ich verkaufte mit unglaublichem Gewinn, den ich darauf verwandte, Neger loszukaufen aus der Sclaverei, um ſie zu freien Bürgern von Hayti zu machen; aber leider ſind die meiſten derſelben freie Bürger eines andern Landes geworden; denn der Sturm der vor drei Nächten losbrach, warf uns an dieſe hölliſche Klippe; das Schiff barſt; ein Boot, mit Menſchen überfüllt, verſank vor unſern Augen; mit Mühe retteten wir uns in das andere; Champeau ſtürzte beim Hineinſpringen auf ein Mehlfaß, und hat zwei Tage lang zwiſchen Leben und Sterben, wie wir Alle zwiſchen Furcht und Hoffnung, geſchwankt.“

„Der Sinn des Gehörs ſchien von Yuina gewichen, ſein Auge aber hing, als wolle es die Kraft aller andern Sinne in Anſpruch nehmen, an das Thal gefeſſelt, welches ſich vor ihm entwickelte, ſanft aufſteigend an dem Fuße der Felſenpyramide, die, ein ungeheurer Gigant, ihr Haupt in die Wolken emporhub. — Die Bucht, in welcher das Boot jetzt einlief, war dieſelbe, in welcher der Wind einſt ſeine Pinke getrieben hatte. — Dieſe Korallenriffe, zwiſchen welchen das Boot ſich hindurch wand, es waren dieſelben, welche ſeinen Fuß zerſchnitten hatten, als Carlota ihn darüber hinwegtrieb; — dieſe Quelle, es war dieſelbe, an welcher ſie getrunken und ſich gelabt hatte, ohne ſeiner zu gedenken. Alles war, wie er es verlaſſen, und ach, auch ſie, die ihn verlaſſen hatte, auch ſie war ſchon damals geweſen, wie er ſie jetzt erkannte; und was ihm je anders erſchienen an ihr, das hatte die Blindheit, die Leichtgläubigkeit ſeiner Liebe ihr angedichtet.

Er erſtieg den dichtbelaubten Vorſprung des Felſens, der den Eingang in den grottenartigen Gang verbarg, welcher dieſen unermeßlichen Granitblock von einem Ende bis zum andern durchklüftete. Pearown ſah ihn mit dem Kinde verſchwinden in dem Laubdunkel und beſorgt ging er ihm nach. Der Hall des Fußtritts des Pilgers war der Wegweiſer ſeines treuen Hüters, der ihm folgte bis der Felſenſpalt ſich erweiterte, bis die Grotten ſich entwickelten und er den Unglücklichen vor einem altarähnlichen Steinblock niederſinken ſah. — Yuina ſchien zu beten; auf einmal ſprang er auf, denn der Luftzug, der die fenſterartigen Öffnungen der Halle durchſtrich, bewegte ein blaßrothes Seidenband in einem Winkel des Altars. Er ergriff es, hielt es mit ſtarren Händen vor ſein umflortes Auge, kniete dann nieder neben ſeinem Kinde und ſchrie: „Sieh, du Waiſe, dieſes Band hat in der Locke deiner Mutter gezittert, wie die Kette an dieſen wundgeriebenen Armgelenken, die Kette, in welche ſie mich geſchlagen hat. Dir — dir, und ſonſt keinem menſchlichen Weſen will ich es klagen, deinen Kindesohren will ich es vertrauen, was ich deiner Mutter that, und ſie mir! Ich habe Blut vergoſſen für ſie, Menſchenblut — Bruderblut! Ich habe mich in Meere geſtürzt für ſie, ich habe ſie aus der Mitte von Ungeheuern gerettet — und ſie — ſie hat mich verkauft — für Geld verkauft in die Sclaverei der Weißen! Nun weißt du — nein du weißt es nicht, du haſt mich nicht verſtanden! du ſollſt mich auch nicht verſtehn! o Gott, verſteh' ich's doch ſelber nicht!“ (Fortſ. f.)

Die Päpſte in Avignon.

(Schluß.)

Benedict XIII. (1394—1409, ſtirbt im Exil) Peter von Luna, wird zu Avignon gewählt, wo er am Krönungstage nach hergebrachter Sitte, die Avignon nicht wieder ſah, zu Pferde einherzieht. Die beiden Hofſtaate der Päpſte vermehren durch mancherlei Erpreſſungen die Noth und Verwirrung in der Chriſtenheit. Die Bannſprüche Benedict's gegen den 1406 erwählten Gregor XII. (Angelo Corrari) und das Zurückſchleudern des Bannes vermehren nur die Verwirrung und Zerrüttung; ein geſunder Sinn erwacht und die Univerſitäten, beſonders Paris und Wien, beſtehen auf einem allgemeinen Concile, die Päpſte werden von ihren Kardinalen verlaſſen, Benedict, weil von Frankreich nicht mehr gehalten, entweicht nach Spanien, findet dann in Schottland Aufnahme und ſtirbt endlich 1424 zu Paris. Die Kardinäle appelliren an Chriſtum, an ein allgemeines Concil und einen künftigen Papſt. Sie vereinigten ſich zu Livorno und halten 1409 das Concilium zu Piſa. Die beiden Päpſte werden vorgeladen und entſetzt. Gegen ſie, Kaiſer Ruprecht und König Ladislaus von Neapel, (beide für Gregor) wird der Satz Gerſons angenommen, daß die Kirche, vermöge der Einſetzung Chriſti, ſelbſtſtändig ſei, ohne den Papſt. Ein dritter Papſt wird nun in der Perſon Peters Filardi von Creta als Alexander V. gewählt, in deſſen Namen der berüchtigte Balthaſar Coſſa herrſcht und ihm ſchon im nächſten Jahre (1410) als Johann XXIII. zu Bologna, wo jener ſtirbt, in der Regierung nachfolgt. Ladislaus vertreibt ihn aus dem Kirchenſtaat, Kaiſer Sigmund ſetzt mit ihm zu Mantua das Concil in Conſtanz feſt; er geht in ſorgloſer Sicherheit über die Alpen, wird in Conſtanz vom Concil (1414—18 verſammelt) entſetzt und in Deutſchland gefangen gehalten; Benedict aber, der letzte Papſt von Avignon, als Ketzer abgedankt, worauf man zur Wahl Martin's V., Otto Collenna's (1417) ſchritt, der mit dem Glanze ſeines Namens die Reihe der römiſchen Päpſte wieder eröffnet.

Die Concilien von Conſtanz und Baſel waren die letzten Kirchenverſammlungen; von nun an wurden alle Päpſte, außer einem, aus der italiäniſchen Nation gewählt. Sie konnten in dem Streite der Fürſten parteiloſer für das Wohl und Wachsthum der Kirche wirken. Nicht immer gerecht und klug, oft mit ſtarken Zuſätzen menſchlicher Leidenſchaft handelnd, ſchufen ſie doch meiſtens Zuſtände, die für Europa angemeſſener und erträglicher waren, als jene Partei-Intriguen und gezwungenen Entſcheidungen. Darum blieb auch den Päpſten, trotz ihrer geſunkenen Macht, (wie z. B. dem unwürdigen Alexander VI.) noch Anſehen genug, um die ehrenvolle Rolle der Schiedsrichter, die bei Kirchenhäuptern aus fremden Nationen ſich gewiß nicht würde erhalten haben, in europäiſchen Händeln fortwährend zu übernehmen. Deutſchland und Italien waren durch Kaiſer und Papſt im Mittelalter nur darum ſo wichtig, weil in beiden Kreiſen, die den Mittelpunkt Europa's, ja der Welt bildeten, das neutrale Element vorherrſcht; beide Länder zeigen ſich hierin auf eine merkwürdige Art verwandt, und die immer geiſtigere Regeneration dieſer Eigenſchaft iſt es, die — wir wollen es hoffen — auch noch heute unter andern Verhältniſſen wohlthätig auf die heranreifenden Nationen einwirken mag.

Hiſtoriſche Literatur.

Befreiungskampf der nordamerikaniſchen Staaten. Von Heinrich Elsner.

(Fortſetzung.)

Ebenſo iſt im Allgemeinen die Darſtellungsweiſe, der einfache, fließende Styl, die Anordnung des Stoffes in vorliegender Schilderung des nordamerikaniſchen Befreiungskampfes zu loben, und die Verlagsbuchhandlung verdient unſeren Dank für die trefflichen Stahlſtiche von Carl Mayer, die uns das ehrwürdige Antlitz eines Franklin und Washington, und die gleichgelungenen Portraite von Lafayette, Burke u. m. a. zur Anſchauung bringen. Der Geſchichte des Befreiungskampfes ſind 282 Seiten, den dazu gehörigen Urkunden und ſonſtigen Belegen ſind 214 Seiten, der übrige Raum iſt den Biographieen der vier größten Helden jenes Kampfes gewidmet. Nach einer kurzen Einleitung führt Hr. E. uns in das engliſche Unterhaus, in welchem am 7. Februar 1765 die verhängnißvolle Bill, kraft welcher rechtswidrig eine Stempeltaxe in Nordamerika eingeführt werden ſollte, mit 250 Stimmen gegen 50, angenommen wurde, worauf Franklin von London aus an den Sekretär des nordamerikaniſchen Congreſſes ſchrieb: „Die Sonne der Freiheit will untergehen: es iſt nothwendig, daß die Amerikaner die Fackeln des Fleißes und der Sparſamkeit anzünden.“ — „Erwarten Sie,“ antwortete Thompſon, „bald viele andere Fackeln angezündet zu ſehen.“

Wirklich entbrannten die Gemüther „der Söhne der Freiheit“ in gerechtem Zorn über jenen „erſten Verſuch eines vollendeten Syſtems der Tyrannei,“ und aus dem allgemeinen Brand erſtand die geknechtete Colonie als Phönix — zum unſterblichen Verein „der dreizehn vereinigten Staaten,“ und erklärte ſich am 4 Juli 1776 „unter Anrufung des höchſten Richters der ganzen Welt“ für frei und unabhängig, kraft der „vom Schöpfer“ allen Menſchen ertheilten Rechte auf „Leben, Freiheit und Streben nach einem glücklichen Zuſtande.“

Als aber England die Freiheit, auf die es ſelbſt ſo ſtolz iſt, im eigenen Lande mit eigenem und gemiethetem Schwerte in der Wiege vertilgen wollte, da eilten auch edle Söhne der alten Welt, da eilten Lafayette und Kosziuſko den jungen Helden zur Hülfe und errangen dieſen den glorreichen Frieden von Verſailles (v. 20. Jan. 1783), ſich ſelbſt aber unverwelkliche Lorbeern.

Haben wir hiermit angedeutet, was uns an und in der vorliegenden Schrift als lobenswerth erſcheint, ſo dürfen wir die Mängel derſelben um ſo weniger verſchweigen, als der Verfaſſer ſich mit ihr an die Menge, mithin an ſolche wendet, welche den Mängeln nicht aus eigenen Mitteln abzuhelfen vermögen.

Mangelhaft ſcheint uns aber dieſe Darſtellung einestheils hinſichtlich der theilweis unrichtigen und parteiiſchen Auffaſſung der Geſchichte überhaupt, und anderntheils, daß manches Weſentliche in der Geſchichte des Befreiungskampfes ſelbſt übergangen, manches auch unrichtig dargeſtellt iſt. —

Wir werden beides, da eine ausführliche Betrachtung nicht im Zwecke dieſer Blätter liegt, durch einige Anführungen nachzuweiſen verſuchen. —

Von welchem Standpunkte aus Hr. E. die Geſchichte anſieht, iſt gleich aus der Einleitung zu vorliegender Schrift zu entnehmen. Hier behauptet er: „Keine Periode erregt in dem Forſcher innigeren Abſcheu, tieferes Mitleiden, als die Zeit vom 30jährigen Kriege bis zum amerikaniſchen Befreiungskampf. In ſo niedrige Knechtſchaft waren die Völker noch nie gefallen. . . Hier tritt uns die Unterdrückung ſo ſyſtematiſch, berechnet und durchgreifend, auf Leib und Seele ſich erſtreckend, entgegen, daß wir ihre Erſcheinung nicht der Menſchheit als Schuld, ſondern dem Schickſal als Plan zuzuſchreiben geneigt ſind. Denn“ — fährt Hr. Dr. E. unbegreiflicherweiſe fort, — „denn gleichwie aus der finſterſten Nacht der Morgenſtern am hellſten hervorſtrahlt, alſo ſtammt von der tiefſten Erniedrigung die höchſte Erhebung.“ — kraft des — „Geſetzes des Contraſtes.“ Als Urſache der tiefſten Erniedrigung war aber unmittelbar zuvor angegeben, daß „der Geiſt einſeitig die ſterile Richtung unpraktiſchen Wiſſens genommen.“ — Was alſo einmal dem Schickſal, das wird das andremal dem Geiſte der Menſchen ſelbſt zugeſchrieben; was einmal dem Schickſal als Plan (!), das andremal dem Geſetze des Contraſtes! Aber hat denn nicht ſchon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ſeit der engliſchen Revolution der Geiſt eine höchſt fruchtbare Richtung durchaus praktiſchen Wiſſens genommen? Hat nicht ſchon zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts nicht blos in England, ſondern auch in Frankreich, Holland und Deutſchland, ja ſogar in Italien, — wir nennen nur Locke, Bayle, Spinoza, Thomaſius, Vico, Montesquieu, — der Geiſt einen Aufſchwung gewonnen, in Folge deſſen auch das geſammte ſociale Leben ſich durchaus umgeſtalten mußte, und haben nicht, getrieben von dieſem gewaltig zur Verwirklichung der höheren Ideen erregenden Geiſte — die Fürſten ſelbſt ſchon ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts zu reformiren begonnen? Hat nicht ſogar der verſchriene Ludwig XIV. durch Erniedrigung des Feudaladels, durch Erweiterung des Verwaltungsſyſtems und geſetzliche Feſtſtellung des Gerichtsganges thatſächlich Antheil an der großen ſocialen Umwälzung genommen, die nur dadurch eine gedeihliche Umgeſtaltung werden konnte, daß die Kaſten in eine Nation von gleichberechtigten verwandelt wurde? Überſieht man alſo jenes Jahrhundert, welches Hr. E. „ein ſchimpfliches“ nennt, im Ganzen, dann wird man zwar in ihm, wie in dem vorhergehenden und nachfolgenden mit Abſcheu von allem wirklich Abſcheulichen, welches noch zu jeder Zeit zur Erſcheinung gekommen, ſich abwenden, keineswegs aber ſich veranlaßt finden, die neueſte Zeit auf Koſten der Vergangenheit zu erheben. —

So hätten wir auch noch Manches zu erinnern gegen die Art und Weiſe, wie Hr. E. über das ſg. hiſtoriſche Recht (S. 9.), über den Nutzen der Religioſität (S. 11.), über die Republik, als die vollkommenſte Staatsform (S. 14.), über die Nothwendigkeit eines Vertrags zwiſchen

Fürſt und Volk zur Herbeiführung eines friedlichen Rechtszuſtandes (S. 15.) und mehrere andere Punkte ſich ausgeſprochen. Unſere Anzeige würde aber durch ſolche Erörterung zu einer Abhandlung anſchwellen, und den Leſern dieſes Blattes wird zweifelsohne an dem bereits Angeführten genügen. Wir wenden uns daher ſofort zum eigentlich geſchichtlichen Theile.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Landolin Ohmacht, am 6. November 1760 zu Dunningen im Schwarzwaldkreis geboren, als Bildhauer berühmt, iſt am 31. März 1834 geſtorben. Seine erſte künſtleriſche Bildung empfing er vom Bildhauer Melchior in Frankenthal. Erſt 1790 konnte er nach Italien reiſen, wo er 2 Jahre, mehrentheils in Rom, verweilte. Nach Deutſchland zurückgekehrt fertigte er mehrere ſehr gelungene Büſten in Lübeck, Hamburg, Mainz, Frankfurt a. M. u. m. a. Orten, bis er 1801 mit ſeiner Familie nach Straßburg zog, wo er ſich, mit kurzen Unterbrechungen bis an ſeinen Tod aufgehalten. Hier arbeitete er (1804 — 1807) jene treffliche Gruppe: „Das Urtheil des Paris,“ aus, welche im königl. Garten zu München aufgeſtellt; — hier die koloſſalen Büſten v. Hans Holbein (1803) und Erwin v. Steinbach (1810), jetzt im Muſeum des Königs v. Baiern; — ferner einen Neptun, einen reizenden Faun im Jahr 1806 und eine Venus in Marmor (1810 — 1812); dann die Denkmale des Profeſſor Oberlin (1809 — 1810) und des Profeſſor Koch (1814 — 1815) beide in der Thomaskirche zu Straßburg, und die koloſſale Büſte des Präfekt. Lézay-Marneſia im Caſino zu Straßburg. Zu ſeinen vortrefflichſten Werken aber gehört das Chriſtusbild mit zwei weiblichen Figuren in eine Gruppe vereint, in der proteſt. Kirche zu Karlsruhe (1815). —

Unter ſeinen Schülern haben ſich bereits Kirſtein (Sohn), Graß, Ulric (Hofbildhauer des Paſcha von Aegypten) und Merlie durch treffliche Arbeiten ausgezeichnet. —

⁂ Der berühmte franzöſiſche Dichter Florian beſchloß ſeine Tage zu Sceaux-Penthièvre und ſeine irdiſchen Ueberreſte wurden auf dem alten Kirchhof dieſer Gemeinde begraben. Da dieſer Ort Privateigenthum geworden war und ſein Grab ſich an einem dem Publi[illegible] [illegible]nen Platze befand, ſo drückten oft Fremde ihr Be[illegible] aus, ein Monument an den Orten, welche [illegible] [illegible] habe, [illegible] ſeinem Andenken zu finden. Der [illegible] von Sceaux, der nun durch einen Beſchluß [illegible], daß die [illegible] [illegible] heilig aufbewahrt, an einen Ort, welcher der [illegible] gebracht werden und dieſer fortan nur [illegible] haben ſoll. Eine Subſcription [illegible] Errichtung [illegible] Denkmals eröffnet. Der König hat ſogleich eine Summe von 500 Fr. dem Maire für dieſen Zweck zuſchicken laſſen.

⁂ Neueſte italiäniſche Literatur. — Unter den [illegible] erſchienenen italiäniſchen Werken bemerken wir eine Geſchichte Dalmaziens von [illegible] Cattalinich, Mailands von [illegible] Verri, fortgeſetzt v. St. Ticozzi, des Königreichs Neapel [illegible], eine allgemeine Geſchichte von Italien von [illegible]; ferner della legittimità positiva e negativa delle Pene, principalmente della *pena di morte*, von Advokat V. Marcucci (Lugano); dann Lettre inedite di Ugo Foscolo ad Ippolito Pindemonte (herausgegeben von Maffei), — *Il novelliere italiano.* Anno primo. Almanacco p. l'a 1836. (Venedig) und eine neue Ausgabe der Novelle del Caval. Gaetano *Parolini.* (2 vol. Mailand)

⁂ Madame Louiſe de Conſtant, Schweſter des berühmten Publiziſten und Literators Benjamin de C., hat in dieſen Tagen einen Roman, unter dem Titel: „Deux femmes,“ herausgegeben, der durch Reinheit und Eleganz des Styles, durch Natürlichkeit und Einfachheit der Darſtellung, ſo wie durch das gleichmäßig über das Ganze verbreitete Intereſſe ſich dem beliebten Romane anreiht, welchen ihr Bruder vor vielen Jahren unter dem Titel „Adolphe“ erſcheinen ließ.

⁂ Vermehrung der Population des Nieder-Seine-Departements (Paris). — Den eben beendigten amtlichen Ueberſichten zufolge, wurden dort im vorigen Jahre

geboren . 35,554.	5,183 mehr geb. als geſt.	
Es ſtarben 30,371.		

Von den erſtern waren

ehelich geboren	Knaben 12,725	24,781.	
	Mädchen 12,056		
nicht ehelich, aber anerkannt	Knaben 1,475	2,790	10,773.
	Mädchen 1,315		
nicht ehelich u. nicht anerk.	Knaben 4,001	7,983	
	Mädchen 3,982		

⁂ Der Ertrag der Eiſenbahn von Brüſſel nach Antwerpen belief ſich im Mai d. J. auf 107.000 Franken bei einem Zudrang von 102,000 Reiſenden. Würde der Ertrag ſich 3 Jahre hindurch gleich bleiben, ſo fänden die Koſten der Anlage, die (zu 100,000 Fr. für die dortige Lieue) 3,500,000 Fr. betragen, ſich ſchon völlig gedeckt. —

⁂ Neuentdecktes Metall. — Donium iſt der Name, welcher einem kürzlich, in Dr. Thomſon's Laboratorium zu Glasgow, von Thomas Richardſon (einem Schüler Thomſon's) entdeckten Metall gegeben worden. Es findet ſich in einem Geſtein, welches den Namen Davidſonit trägt und im Granit bei Aberdeen (Aberdonia, daher Donium) vorkömmt. Seinen chemiſchen Eigenſchaften nach nähert es ſich dem Aluminium. Die nähere Beſchreibung deſſelben hat Richardſon in den „Records of general science“ (vom vor. Monat) gegeben. — Merkwürdig iſt, daß von den 55 nunmehr ermittelten Grundſtoffen des Erdkörpers 22 in Großbritannien, und von den 43 dieſer Elemente, welche metalliſche Grundlagen (Baſen) genannt werden, 17 von Britten an's Licht gebracht worden ſind. —

⁂ Pariſer Theater. — Während die „Lotterien von Frankfurt,“ aufgeführt auf dem Odeon durch die Schauſpieler des Palais royal zum Benefize von Derval, das Publikum auf Koſten der unglücklichen Actionäre zum Lachen brachten, erwarb ſich Dem. Déjazet, in den Kleidern eines großen Mannes, neuen Ruhm. — Im Theater l'Ambigu-comique wurde ein mediciniſches Drama (!): „die Entdeckung der Quinquina“ von Montigny und Meyer gegeben. Die Verfaſſer haben ein recht artiges Stück aus dem Unglück der Familie eines Apothekers gemacht. Um eine ausführliche Analyſe zu geben, dazu iſt das Stück zu lang und zu verwickelt. Es ſpielt in der Zeit der Eroberung von Peru durch die Spanier. Das Fieber graſſirt in den Reihen der Sieger, während der Zufall den Amerikanern einen heilſamen Baum entdeckt, welcher vom Tode rettet. Aber durch die Liebe einer Peruvianerin zu einem ſpaniſchen Offizier wird die ganze Armee gerettet. Die Quinquina (eigentlich Rinde der Rinde) iſt die Fieberrinde. — Im Theater des Cirque-olympique wird ſoeben ein fünfaktiges Drama mit zehn Tableaux: „Der Verfluchte der Meere“ von Albotze und Chabot de Bouin aufgeführt. Arnoweld, der Held, iſt in der That eine Art Ahasverus, verdammt, auf dem Ocean ſo lange herum zu irren, bis er einen frommen Mund gefunden hat, der für ihn betet. Ein Tag iſt ihm in jedem Jahrhundert gewährt, um auf Erden die mitleidige Seele zu ſuchen, von der ſein ewiges Heil abhängt. Wir ſehen ihn in Peru bei Pizarro und den Kaziken, in den Niederlanden bei Wilhelm von Oranien, in Amerika bei Waſhington. Aber unſerem Jahrhundert iſt die Ehre ihn zu retten aufbewahrt, wie auch das Vergnügen, ihn zu beklatſchen. —

⁂ Auf den Antrag von Larochefaucauld-Liancourt hat die Kammer in der Sitzung vom 17. v. M. beſchloſſen, daß die Verpachtung der Spiele nur bis zum erſten Januar 1836 fort dauern ſoll. Von dieſer Zeit an werden alle öffentlichen Spiele in Paris geſchloſſen ſein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 160. 1836.

Phönix.

Freitag, 8. Juli.

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Sein Geſicht lag mit kaltem Schweiß bedeckt an dem kalten Steine. Pearown zitterte vor Entſetzen und Mitleid, aber er zögerte vorzutreten, und den Verzweifelnden, ſtatt ihn aufzurichten noch tiefer niederzuſchlagen, indem er ihn entdecken ließ, daß ſein gräßliches Geheimniß noch einen andern Hörer, als das Ohr dieſes Kindes gefunden habe, welches harmlos mit dem Bande ſpielte, deſſen Anblick dieſe zermalmenden Erinnerungen in der Bruſt ſeines Vaters erweckt, und ſeine Zunge gelöſ't hatte. — Dieſer erhob ſich endlich, und durchſchritt mit dem Kleinen die andern Gewölbe, aber er ſprach nicht mehr. Jetzt trat er hinaus auf den Freiplatz und ſah zwar die Pinke nicht mehr, aber doch die Trümmer des leichten Gebäudes, welches er von den Beſtandtheilen des Fahrzeugs aufzubauen begonnen hatte. Er blieb ſtehn und ſtarrte die Ruine an, da brach ein erſtickendes Schluchzen die Kraft ſeines Athmens. Hier war es, wo ſie an ſeiner Bruſt liegend ihm zurief: „In dieſem Paradieſe werd' ich ein ſchuldloſes gottgefälliges Leben führen, und ſchuldloſen, gottgefälligen Weſen das Leben geben! An dieſe meine feſte Überzeugung mahne mich, wenn mein Herz ſeiner ſchönen Beſtimmung vergeſſen will!“

„Warum hab' ich ſie nicht gemahnt?“ jammerte Yuina. „Warum habe ich ſie nicht feſtgehalten, als ihr Herz ſie hinzog zu den Feinden ihrer Wohlfahrt? Warum hab' ich ſie nicht gezwungen glücklich zu bleiben durch mich, und mich glücklich — ewig glücklich zu machen? — Es gab eine Zeit, in welcher ſie ein Engel war; warum hab' ich ſie der Herrſchaft ihrer menſchlichen Natur anheimfallen laſſen? Nein, — mein iſt die Schuld meiner verlornen Seligkeit!“

Alle Bitterkeit gegen Carlota war in dieſem Augenblick verſchwunden aus ſeiner Seele. Er riß dem Kinde das Band aus den Händen und küßte es; der Kleine ſtreckte die Ärmchen verlangend nach dem bunten Spielwerk wieder aus und fing an ungeduldig zu weinen. „Weine nicht,“ ſagte Yuina, „dieſes Band ſoll dein mütterliches Erbe ſein. Ich bewahre es dir auf — und es ſoll nicht begraben werden mit mir!“

Der kleine Knabe wollte ſich durch dies Verſprechen nicht beruhigen laſſen; Yuina nahm ihn auf den Arm, warf noch einen — den Abſchiedsblick — umher, und trat, anders geſtimmt, wie er gekommen war, ſeinen Rückweg an. Pearown ſchritt, mit zarter Berückſichtigung der Stimmung des Gebeugten, um ſein Begegnen hier zu vermeiden, ihm leiſe, aber eilig voraus.

Während der Rückfahrt zu dem Schiffe herrſchte ein tiefes Schweigen; ſelbſt die Neger ſchienen die ſchwermüthige Stimmung der beiden Freunde zu ahnen, und flüſterten nur leiſe unter einander. — Die Arbeiten auf dem Schiffe ſelbſt waren ſo weit gediehen, daß, als das Boot bei demſelben anlangte, man im Vertrauen auf Gottes Hülfe gegen Mitternacht die ausgeworfenen Anker zu lichten wagte, Pearown übernahm das Geſchäft des Steuermanns und die Reiſe nach Südweſt begann.

Aus den Trümmern des Haytiſchen Kaiſerreichs, welches auseinander gefallen war, nachdem Yuina's Hand den Gründer deſſelben von dem Throne in das Grab geſtürzt hatte, ragten, aus einer Menge unbedeutender Splitter, zwei ziemlich feſt erhaltene Haupttheile hervor. An der Spitze des einen ſtand Chriſtoph, welchen ſeine Anhänger nicht müde wurden, als den zweiten Titus zu preiſen, und wirklich war es der Mäßigung dieſes Mannes eine Zeitlang gelungen, unter dem Titel eines Hauptes der Regierung, das haytiſche Volk zu einem ziemlich ungetheilten Körper zu verbinden; doch allmählich ſonderte ſich von dieſem ein, durch Deſſalines Fall, locker gewordener Beſtandtheil deſſelben ab; der Mulatte Pethion trat an deſſen Spitze, und die kaum gebändigte Hyder des Bürgerkrieges zerfleiſchte von Neuem das unglückliche Land. — Chriſtoph blieb endlich Sieger, ohne jedoch ſeinen Gegner völlig vernichten zu können, welcher im Beſitz der feſten Stadt Port-au-prince ſein Daſein zu friſten mußte und bald auch ſeinem Beſieger wieder gefährlich ward, der ſehr behutſam ſein Ziel, die unumſchränkte Gewalt, verfolgend, ſich zum Präſidenten Hayti's und zum Generaliſſimus der Land- und Seemacht erklärt hatte.

Außer dieſen beiden Hauptparteien ſtanden dieſer ſowohl, als auch einander ſelbſt, die Franzoſen und die Spanier gegenüber. Das unnatürliche Bündniß derſelben war durch die gewaltige Hand des franzöſiſchen Kaiſers zerriſſen worden, indem dieſer das bourboniſche Königshaus entthront, und die Krone Spaniens auf das Haupt ſeines Bruders Joſeph geſetzt hatte. England, jetzt der Verbündete des ſpaniſchen Volkes wider den dieſem aufgedrungenen Herrſcher, unterſtützte die Vertheidiger der Rechte Ferdinand's des Siebenten auch in Hayti in dem Angriff gegen die kleinen franzöſiſchen Beſatzungen, aber nicht minder offen leiſtete es dem Präſidenten Chriſtoph wider Pethion Beiſtand, und befand ſich dadurch in der ſeltſamen Stellung, gleichzeitig Bundesgenoſſe der Spanier, und ihres Feindes Chriſtoph zu ſein.

Minder bemerkbar erhoben bald hier, bald dort einzelne Negerhaufen ihre Häupter, wechſelsweiſe bald dieſem, bald jenem Theile anhängend, in der Regel jedoch ſelbſtſtändig zu Werke gehend, um die Geſetzloſigkeit, welche in der, von dem Bürgerkriege verheerten Gegend herrſchte, zu Raubzügen zu benutzen. Sie wurden gewöhnlich von allen Parteien als Verräther behandelt.

Dieß war, nach Pearown's Schilderung, der Zuſtand des Landes, zu deſſen Bürgerrecht Yuma ſo unerwartet und ſo unerwünſcht berufen worden war; welcher Partei er angehören ſollte, das war entſchieden, denn Chriſtoph war Neger wie er und Pearown; Pethion hingegen gehörte dem gemiſchten Blute an; Grund genug für den befangenen Schwarzen, den Mulatten einen Verräther zu nennen, und ihn nebſt ſeinem Anhang, als Feind des Vaterlandes zu verfolgen.

Yuma's Seele war zu voll von kraftverzehrenden Gefühlen, um ſeinem Willen ein freies Walten, eine eigne Wahl zu verſtatten. Seine Gedanken waren, während Pearown von der Zukunft begeiſtert redete, ſchwermüthig auf die Vergangenheit gerichtet, und immer laſtender warf ſich das Gewicht der Vorwürfe, welche er ſeiner treuloſen Geliebten gemacht hatte, auf ihn ſelber zurück. In ſeine Bruderarme hatte der ſterbende Vater die Schweſter gelegt; wie hatte er dieſem Vertrauen entſprochen? Was hatte er aus dieſer Schweſter gemacht? Und wie hatte er es wagen dürfen, der Folgen ſeines Verbrechens ahnend, ſie dennoch zu verlaſſen? Welches unnennbare Elend mußte über ſie gekommen, welcher Angſt mußte ſie preisgegeben ſein, als ſie ihren Zuſtand wahrgenommen hatte? Und wie gerechtfertigt war ihr Haß gegen ihn, ihren Verderber, ihr Abfall von ihm, ihre Hinneigung, ihre Dankbarkeit, ihre Liebe für Theophil, der wahrſcheinlich nach ihrer geringen Habe lüſtern, die Gefallene aufgehoben, ihre Schmach durch ſeine Hand und ſeinen Namen bedeckt, und Liebe, Nachſicht, Vergebung erheuchelt, und jetzt ſchon vielleicht die drückende Larve hinweggeworfen hatte, um in Gemeinſchaft mit Greath's laſterhafter Tochter, der betrogenen Gattin zu ſpotten, ja, ſie vielleicht ihrer letzten Mittel zu berauben, und ſie ſchutz- und hülflos zu verlaſſen. Die Diamanten, welche er ihr gerettet hatte, waren ihr ja ſchon geraubt; warum hatte er ſich bemeiſtern laſſen von der Aufwallung ſeines gekränkten Gefühls? Warum hatte er ſich hinwegtreiben laſſen durch die gerechte Härte? — Und wenn er gehen mußte, warum hatte er nicht zuvor geſprochen, und ihr entdeckt, daß George ſich gewaltſam in den Beſitz ihrer Juwelen geſetzt hatte? — War er noch etwas Beſſeres werth, als der Ketten, in welche ſie ihn ſchlagen ließ? — Aber war ſie es denn geweſen, welche ihn verkauft hatte in die Sclaverei? — War ſein Verlocker, ſein Führer auf das Schiff des Nordamerikaners nicht zweifellos das Werkzeug des verruchten George geweſen? „O Jeſus, Jeſus!“ ſchrie er auf, und die Wände bebten, und das Kind fuhr erſchrocken zuſammen. „Was hab' ich gethan, ich Leichtgläubiger, ich Wahnſinniger! Ich habe ihr Geheimniß, ihr gefährlichſtes Geheimniß einem Buben verrathen! Ich habe einem Meuchelmörder, der im Hinterhalte der Unglückſeligen auflauert, den Dolch zugewieſen, der ihr Herz ſicher treffen muß! Nein, ich habe mehr gethan: ich habe dem Folterknechte die Marterbank für ſie bereitet, welcher ſie nur ſterbend entrinnen kann! Und um das Maß meiner Schandthaten voll zu machen, hab' ich ihren Troſt im Unglück, ihr Kind ihr geraubt! O, du barmherziger Gott im Himmel! Was hab' ich gethan?“ (Fortſ. f.)

Hiſtoriſche Literatur.

Befreiungskampf der nordamerikaniſchen Staaten. Von Heinrich Elsner.

(Fortſetzung.)

Hier wäre nun doch wohl zu erwarten geweſen, daß Herr Dr. Elsner ſich zum wenigſten des von ſo vielen Werken dargebotenen Materials bemächtigt, und daſſelbe mit Sorgfalt zuſammengeſtellt hätte. Wir bedauern aber, die Leichtfertigkeit rügen zu müſſen, mit welcher Hr. E. unſerem ehrlichen, vertrauenden deutſchen Volke als Geſchichte dargeboten, was weder durch Genauigkeit der Angaben, noch durch zureichende Vollſtändigkeit auf dieſen Namen Anſpruch zu machen berechtigt iſt.

Gleich das erſte Kapitel beginnt mit zwei groben Schnitzern: Der 1783 zwiſchen England und Frankreich geſchloſſene Frieden, wird der Friede von Verſaille genannt, der doch überall als der von Paris bezeichnet wird, und von der damaligen Staatsſchuld von England heißt es, ſie „war unbezahlbar vermehrt worden,“ während ſie doch im Jahre 1763 erſt 131 Millionen Pfd. St. betrug. — Die Schilderung Nordamerikas und die Geſchichte der Einwanderung und Anpflanzung wird auf einem halben Dutzend Seiten — in jeder Hinſicht ungenügend — abgefertigt. Wiederholt wird von den „ungeheuren Wüſten Amerikas" geſprochen. Mit keinem Worte aber wird der intereſſanten Thatſache erwähnt, daß Penn bei Einrichtung ſeiner Kolonie, vorzüglich von den Grundſätzen ausgehend, welche James Harrington damals in ſeiner Oceana ausgeſprochen, beabſichtigte, einen Staat zu gründen, in welchem ſich nichts von dem finden ſollte, was man in Europa den verderbten Zuſtand der Geſellſchaft nannte. Nach Hrn. E. war das von Penn gegebene „Geſetzbuch" (ſollte heißen: Verfaſſung) in jeder Hinſicht der Lage der Koloniſten „angemeſſen" und „die Kolonie hatte unter dem Einfluß ſeiner weiſen Vorſchriften den glücklichſten Erfolg." Der Geſchichte nach entſtanden aber ſehr bald Streitigkeiten und die Regierungsform wurde ſchon 1682 zum erſten, 1683 zum zweiten, 1696 zum dritten und 1700 auf Penn's Veranlaſſung zum viertenmal geändert. Hr. E. nennt als Koloniſten von Penuſylvanien nur Quäker; die Geſchichte aber berichtet, daß dieſes Land von Anfang an ein Zufluchtsort für alle chriſtliche Sekten geweſen. —

Von Nord- und Süd-Carolina berichtet Hr. E., dieſer Landſtrich „ſei mehreren durch Stand und Geburt hervorragenden Männern übergeben worden, die dem berühmten Locke den Auftrag ertheilt, der neuen Kolonie Regierungsform und Geſetze zu entwerfen." Die Geſchichte aber berichtet, daß die Erbeigenthümer die erſte Einrichtung größtentheils Sir William Berkley, dem Gouverneur von Virginien überließen, ſpäter aber die Umänderung dem Lord Athley übertrugen, der ſich in dieſer Abſicht an Locke gewendet. Daß Georgien 1723, und nicht, wie die Geſchichte ſagt, 1732 — entſtanden, wollen wir nur als einen der Druckfehler anſehen, deren ſich nicht wenige in dieſen Lieferungen finden.

Dieſe in Betreff Penſylvaniens und Carolinas bemerkten Unrichtigkeiten, die auf dem engen Raum einer halben Seite (23) aufgeſchichtet ſind, entheben uns ausführlicherer Nachweiſungen, und wenn wir noch hinzufügen, daß gleich bei Erzählung des Ausbruchs der Unruhen weder der Beſchlüſſe der Generalverſammlung von Maſſachuſetts vom 7. Juni 1765, noch der 13 Beſchlüſſe der Deputirten von 9 Provinzen vom 19. October dieſes Jahres Erwähnung geſchehen, — dann wird man uns keiner ungebührlichen Strenge zeihen, wenn wir dieſe Anzeige mit der Mahnung an Hrn. E. beſchließen, zuvörderſt die Geſchichte gründlich zu ſtudiren, bevor er ſie zu ſchreiben unternimmt. Schon für das zu Wenigen geſprochene unrichtige Wort ſoll der Sprechende am jüngſten Tage zur Verantwortung gezogen werden. Welch ſchweres Gericht dürfte hiernach demjenigen bevorſtehen, der leichtfertig unter Tauſende ſo viele Unrichtigkeiten verbreitet? —

---

2. Geſchichte der franzöſiſchen Revolution von 1789—1814; von F. A. Mignet, nach der 6. Ausgabe von Dr. E. Burckhardt. (2 Bände in 25 Lief.) Band I. in 12 Lief. mit 25 Stahlſtichen. Paris, Gebrüder Didot. Leipzig, J. J. Weber. 1835, 1836.

3. Geſchichte der franzöſiſchen Revolution von M. A. Thiers, deutſch bearbeitet von H. Philippi. (In 30 und einigen Lief., jede Lief. mit einer nach den beſten Meiſtern gezeichneten Szene aus der Revolutionszeit.) Leipzig. 1836. In Commiſſion bei O. Wigand. 4 Lief.

Daß auch dieſe beiden Entrepriſen der großen leſeluſtigen Maſſe zugewendet ſind, iſt nicht zu bezweifeln. Dem kleineren Kreiſe der Gebildeten ſind längſt dieſe Werke in der Urſprache bekannt, und die in Stahl geſtochenen Bilderchen, die dem erſten, und die ganz ausnehmend ſchlechten, — radirten, oder vielmehr gekritzelten Abbildungen, die dem zweiten Werke beigegeben ſind, können nur einem Publikum dargeboten ſein, welches hinſichtlich ſeiner äſthetiſchen Bildung noch zur Kleinkinderſchule gehört. Wir haben uns daher nur darüber auszuſprechen, ob überhaupt dieſe Werke für die Menge geeignet, und ob, falls dies zu bejahen wäre, die Form, in der ſie ihr mitgetheilt werden, zu billigen ſei? —

Daß beide gut geſchrieben, und beſonders das erſte durch ſeine geiſtreiche, überſichtliche Darſtellung zur Unterhaltung, zum ſogenannten Zeitvertreib dienen können, daß auch beide, und namentlich das letztere, viel Belehrendes enthalten, mag ohne Weiteres zugegeben werden. Deſſenungeachtet ſcheint uns keines dieſer beiden Werke zur Verbreitung unter die Maſſe der deutſchen Leſer geeignet. Um eine richtige Anſicht von dem complicirten Ereigniß, welches man die franzöſiſche Revolution nennt, zu gewinnen, muß man die Zuſtände, Verhältniſſe, Begebenheiten und Verwicklungen genau kennen, aus denen es mit jener Nothwendigkeit hervorgegangen, die man die hiſtoriſche zu nennen pflegt. In den vorliegenden Werken iſt aber ſo gut wie gar nichts dargeboten, um zu ſolcher Kenntniß hinzuführen. Die ſehr kurze, ſehr flüchtig gearbeitete Einleitung Mignet's berührt nur die Oberfläche und ſelbſt dieſe nur an einigen Punkten; Hr. Thiers fertigt die ganze Vorgeſchichte auf nicht vollen vier Seiten ab. Und doch iſt der fürchterlich erbitterte Kampf zwiſchen den Nichtadligen und Nichtgeiſtlichen auf der einen, und dem Klerus und dem Adel mit dem Königthum an deſſen Spitze — auf der anderen Seite, den jene Hiſtoriker uns darſtellen, ſchlechthin nur aus jener Vorgeſchichte verſtändlich! Mignet und Thiers haben die Revolution nur vom politiſchen Standpunkt aus angeſehen und dargeſtellt, während ſie doch gerade deßhalb ein ſo bedeutungsvolles, man kann ſagen ungeheures Ereigniß iſt, weil die ganze Nation mit allen Elementen ihres Daſeins und Lebens in den Strudel hineingeriſſen worden. Es war nicht blos ein Kampf zwiſchen Individuen, Kaſten und politiſchen Intereſſen; ſondern auch ein Kampf zwiſchen allen, das Leben beſtimmenden, geiſtigen Mächten, zwiſchen antiker und mittelalterlicher, zwiſchen alter überlieferter und moderner, menſchlicher Bildung. Es war ein Kampf jener welthiſtoriſchen Mächte, welche in Deutſchland die kirchliche, in den Niederlanden und England die ſtaatliche Reformation bewirkt hatten, — gegen die Gewalten, durch welche beide bis dahin in Frankreich theilweis unterdrückt worden waren. Nur durch Hinweiſung auf die weſentlichen Prinzipien, von denen die feindlichen Parteien beherrſcht wurden, gewinnen dieſe ſelbſt ihre wahrhafte Bedeutung, wie anderſeits die eigenthümliche Geſtalt, welche den großen Kampf von allen übrigen Umwälzungen unterſcheidet, dem Ausländer nur durch eine Geneſis des franzöſiſchen National-Charakters erklärt werden kann. —

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

∴ **Preisbewerbung für die beſte Novelle.** — Der Telegraph, öſterreichiſches Converſationsblatt für Kunſt, Literatur u. ſ. w., redigirt von Wenzel Lembert, hat vom erſten Juli bis zum letzten Dezember d. J. eine Preisbewerbung von dreißig Dukaten für die beſte Novelle eröffnet. Die Einſendungen dürfen den Umfang von 2 bis 2½ Druckbogen nicht überſchreiten. Bei Ertheilung des Preiſes, welchen drei ſachkundige Richter zuerkennen, wird der humoriſtiſchen Novelle vor der ernſten, wenn nämlich beide von gleichem Werthe ſind, der Vorzug gegeben werden. Außerdem ſoll jede zur Preisbewerbung eingeſandte, zur Aufnahme geeignete Novelle mit fünf Dukaten honorirt werden. —

∴ **Die Geſellſchaft für Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in China**, die jetzt aus 29 wirklichen, 10 Ehren-, und 12 correſpondirenden Mitgliedern beſteht, hat am 4. Nov. v. J. ihre erſte Jahresſitzung in Canton gehalten. Ihre Einnahme im v. J. betrug 975 ſpan. Thlr. bis jetzt hat ſie 1000 Exemplare des chineſ. Magazins von Gutzlaff abdrucken laſſen und vertheilt. Sie arbeitet aber jetzt an einem Wörterbuch, einer Weltgeſchichte und einer allgemeinen Geographie, die ſie jedoch in Malacca drucken laſſen muß, da der Kaiſer kürzlich unter ſchwerer Strafe verboten, daß chineſ. Bücher von Fremden in Canton gedruckt werden.

∴ **Engliſche Journaliſtik.** — In Glasgow, welches 150,000 Einwohner hat, erſcheinen 10 Zeitungen alle Tage, 4 wiſſenſchaftliche und 4 kirchliche Zeitſchriften; außerdem braucht die Stadt noch über 8000 Exemplare anderwärts erſcheinender Blätter.

∴ **Preußiſche Kunſtakademie und Gewerbſchulen.** — Am 14. v. M. fand zu Berlin die Vertheilung der Prämien und Preiſe an die Schüler der dortigen Kunſtakademie, beſtehenden Gewerbſchulen, die ſich durch vorzügliche Leiſtungen ausgezeichnet hatten, ſtatt. Die Anzahl ſämmtlicher Schüler dieſer Anſtalt innerhalb der preußiſchen Monarchie beträgt jetzt ſchon über 2500.

∴ **Zur Statiſtik Aegyptens.** — Die Herren E. de Cadalvène und de Breuvery geben ein Werk in 4 Bänden unter dem Titel „l'Egypte et la Turquie" heraus, von welchem in dieſen Tagen der erſte Band erſchienen. Es iſt die Frucht 6jährigen Aufenthaltes in der Levante, und verſpricht das beſte und vollſtändigſte Werk über jene Länder zu werden. Wir führen vorläufig nur die neueſten ſtatiſtiſchen Angaben daraus an, wonach Aegypten (vom 24. bis zum 31. Grad nördl. Breite) eine Bevölkerung von 2.213.000 Einwohnern haben ſoll. Dieſe beſtunde aus:

1.600.000	Fellahs oder ackerbauenden Arabern;
406.000	Beduinen oder Nomaden (in 50 Stämmen);
145.000	Kopten oder vermuthlichen Abkömmlingen der alten Aegypter, Griechen und Römer;
15.000	Türken;
5.000	Europäern, und
42.000	Nubiern, Mameluken, Griechen, Syriern, Armeniern, Juden u. ſ. w.

Von dieſer Bevölkerung erhebt der Paſcha eine Armee von 130,960 Mann, wonach auf 17 Einwohner ein Soldat kömmt, während in der Schweiz, in Preußen und Rußland nur einer auf reſp. 50, 60, 73, und in Frankreich im Jahre 1833 nur 1 auf 105 Einwohner kömmt. — Doch iſt auch zu bemerken, daß Mehmet Ali den Umfang des bebauten Erdreichs von 1,186,000 Hektaren auf 2,400,000 erweitert hat. —

∴ **Dankmedaille für Hahnemann.** — Die homöopathiſchen Aerzte Frankreichs haben eine Medaille ſchlagen laſſen, um dem Dr. Hahnemann ihren Dank dafür zu erkennen zu geben, daß er ſich in ihrem Lande häuslich niedergelaſſen. Dieſe Medaille iſt dem berühmten Manne durch eine Deputation Pariſer Homöopathen überreicht, und — wie ſich von ſelbſt verſteht — mit bedeutender Rührung entgegengenommen worden. —

∴ **Mütterliche Vorſorge eines Kanarienvogels.** (Vgl. Phönix Nro. 146) — In der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften wurde am 27. v. M. der Brief eines Herrn Mervaux verleſen, worin derſelbe ſchreibt: „Ich ziehe einen kleinen Kanarienvogel (de l'espèce dite hollandaise) auf, der allein von ſeiner Mutter verpflegt wird, da ſein Vater davon geflogen. Als der Vogel noch federlos, kaum 10 bis 12 Tage alt war, wurde er durch einen Stoß mit ſeinem Neſt gegen die Gitterſtäbe ſeines Käfigs geworfen. Ich hob Neſt und Vogel auf; wie oft ich auch ein paar Tage hindurch verſuchte, dieſen wieder in ſeinem Neſt zu fixiren, warf er ſich nun immer wieder hinaus nach der entgegengeſetzten Seite des Käfigs. Wie groß war meine Ueberraſchung, als ich am 3ten Tage bemerkte, daß die Mutter das Innere des Neſtes zu ihrem Jungen hingeſchleppt, um ihm ein Bett zu bereiten, auf dem ich es wirklich ruhen ſah . . ." Wo anders kömmt aber ein ſolches Ueberraſchtwerden her, als aus einer noch vorherrſchenden beſchränkten Vorſtellung von dem ſg. Inſtinkt, den man an die Stelle der Thierſeele ſetzt, die doch in ihrem Kreiſe eben ſo mit Berückſichtigung der Umſtände wirkt, wie der menſchliche Geiſt in ſeiner höheren Sphäre. —

∴ **Flugverſuche** ſind ſchon viele gemacht worden, bei denen die Mechaniker meiſtens ſich einen Vogel zum Vorbild nahmen; der Wiener Degen wählte dazu die Flügeldecken der Käfer. Ein Naturforſcher und Mechaniker zu Boſton hat jetzt nach Vergleichung der Flugapparate bekannter fliegender Thiere und nach vielfach angeſtellten Verſuchen gefunden, daß die Flughäute der Fledermäuſe ſich am meiſten zur Nachbildung für Menſchenflügel eignen. Die mit einem Apparat aus Pergamenthäuten unternommenen Exercitien geben einige Hoffnung, daß auf dieſem Wege ein erfreuliches Reſultat erzielt werden dürfte. —

∴ **Maikäferöl.** — Die ungeladenen Gäſte, deren gefräßige Menge man bisher als eine Plage angeſehen, werden künftig wohl als ein Segen des Himmels bewillkommt werden. Man hat nämlich entdeckt, daß aus 8 Maaß Maikäfer drei Maaß Oel bereitet werden können, welches beſonders zur Befettung der Räder brauchbar ſein ſoll. Und ſchon hat ſich zu Quedlinburg eine Käfer- oder reſp. Oel-Geſellſchaft gebildet, welche nicht weniger als 19 Millionen jener Kerbthiere hat einſammeln laſſen, um ſie Oel ſchwitzen zu laſſen. —

∴ **Handelsverkehr zwiſchen England, Rußland und der Türkei.** — Dem Portfolio nach betrug der Werth der Waaren, welche

1) von England nach Rußland ausgeführt wurden
im Jahr 1827 . . . . . . 1,496,970 Pfd. St.
„ „ 1834 . . . . . . 1,362,300 „ „
2) von England nach der Türkei:
im Jahr 1827 . . . . . . 531,704 Pfd. St.
„ „ 1834 . . . . . . 1,807,941 „ „

∴ **Der größte Baum in Europa** iſt eine Platane bei Voſtizza in Griechenland, die über 2000 Jahre alt ſein ſoll. Zur Zeit des Befreiungskampfes lagerte nicht ſelten das ganze griechiſche Heer unter dem Schatten dieſes Rieſenbaumes. —

∴ **Ein elektriſches Licht** ſoll von Herrn Lindſay in London erfunden worden ſein, welches an Schönheit alle anderen Lichter übertreffe, und — keiner Luft bedürftig, in einem verſchloſſenen Gefäße entzündet und erhalten werden könne.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 161. 1836.

Phönix.

Samſtag, 9. Juli.

Der Brüder Fehde. *)

Von

Franz Freiherrn von Gaudy.

Geheimnißvollem Rauſchen
Vom alten Zeiten Strom,
Am Ufer ſtill zu lauſchen,
Wo mich vom ew'gen Rom,
Von frommen Pilgerheeren,
Mit rothbekreuzter Bruſt,
Die Wogen plaudernd lehren —
Iſt mir die liebſte Luſt.

Nachjagend den Legenden,
Das wurmdurchfreßne Blatt
Der Chronika zu wenden,
Bekomm' ich nimmer ſatt.
Oft iſt bei'm Waſchen, Sieben,
Von manchem Scheffel Sand,
Ein Körnchen mir geblieben,
Das ich für Gold erkannt.

Daß ich von falſchem Schimmer
Mich nie bethören ließ,
Und wichtig Katzenglimmer
Als goldgehaltig pries —
Das will ich nicht beſtreiten,
Da doch Erfahrung lehrt:
Oft werf' uns ab bei'm Reiten
Das frommſte Steckenpferd;

Oft nehm' es die Kanthare
Durchgängeriſch in's Maul,
Als hörte die Fanfare
Ein Ex-Dragonergaul.

„Das Vorwort nimmt kein Ende!"
Ruft hier der Leſer aus:
„Berg, öffne deine Wände,
Gebäre deine Maus!"

Sei's! — Hört denn meine Sage
Aus eiſenrauher Zeit:
Das waren böſe Tage,
Faſt ſchlimmer noch als heut'.
Zwei Fürſten-Brüder ſtritten
Auf dem Normannenſtrand,
Und kämpften mit dem dritten
Um das ererbte Land.

Das Heer der Bogenſpanner
Führt' über den Kanal
Fürſt Wilhelm, trug den Banner
Des Kriegs in's heim'ſche Thal.
Mit ihm vereint zum Streite
Der Herzog Rikard ſtand,
Und auf der andern Seite
Herr Heinrich ohne Land.

Herr Heinrich, eingeſchloſſen,
Saß auf Mont-Saint-Michel;
Vom Meere rings umfloſſen
Erhob ſich das Kaſtell.
Dort wurzelte die Feſte,
Erbaut auf nackten Stein,
Gleich eines Adlers Neſte,
Am ſchroffen Abhang ein.

Zu Avrenches hielt der König,
Der Herzog weiter links.
Herrn Heinrich grämte wenig
Die Schaar der Feinde rings.
Zur Zeit der Ebbe klommen
Die Reiſigen in's Thal;
Flugs war der Kampf entglommen,
Und Stahl hieb hart auf Stahl;"

---

*) Wilh. Malmesbury. Buch IV. S. 69.

Bis daß der Springfluth Welle
Der Kämpfer Wuth gehemmt,
Und mit des Blickes Schnelle
Die Dünen überſchwemmt,
Bis mit der Springfluth Stunde
Der blut'ge Plan verſank,
Und Leichen und Todtwunde
Das feuchte Grab verſchlang.

Wer dem Geſchoß der Bogen
Trotz bot, des Speeres Wucht,
Wich doch dem Drang der Wogen
Und ſtachelte zur Flucht.
In's Lager floh'n die Britten
Zurück in haſt'gem Lauf,
Und die für Heinrich ſtritten,
Nach Saint-Michel hinauf.

(Fortſetzung folgt.)

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

So zerriß die donnernde Sprache des Gewiſſens täglich, nächtlich, ſtündlich das Herz des Edelſten und Unglücklichſten aller Menſchen. Pearown verfehlte den rechten Weg, ſeine in Nächten verirrte Seele zu lichten Stellen zurückzuführen. Er ſprach von nichts, als den großen Reichthümern, in deren Beſitz der Erwerb dieſes, durch die Hand Gottes ihm zugeworfenen Schiffes ihn geſetzt habe, und von dem Einfluſſe, welcher ſein Reichthum ihm auf Hayti verheiße. Aber Yuina's Herz war unempfänglich für Tröſtungen dieſer Art. Immer unmuthiger wand er ſein Ohr ab von dem Verkünder eines Unglückes, welches keinen Werth für ihn hatte, eines Glückes, welches mit doppelter Schwere auf ihm lag bei dem Gedanken, daß er ſchweigen ſollte, während Carlota darbte. — Dieſe düſtre Vorſtellung war aber der Vorbote eines Sonnenaufgangs für ſein neues Leben; eines Beruhigers ſeines nimmer ſchweigenden Gewiſſens: wie wenn er das Schiff mit deſſen geſammter Ladung verkaufte und Mittel fände, den Erlös ſicher nach Frankreich und in Carlota's Hände zu befördern? — Alle gebundenen Seelenkräfte wickelte dieſer Gedanke los von ihren Banden; Yuina's Beſchluß ſtand feſt. Alles was ihm die Laune des Glücks zugeworfen hatte, in Carlota's Hände niederzulegen, und ſeinen und ſeines Kindes Lebensbedarf ſeinen eignen Kräften abzuzwingen. Er verſchwieg jedoch dieſen Entſchluß ſeinem Freunde Pearown.

Das Reiſeziel der ſchwarzen Seefahrer war nah; ſchon hatten Alle die ſpähenden Augen weſtwärts gewandt, um die gewölkähnliche Kette der vaterländiſchen Kalkſteinfelſen zu entdecken, welche an dieſem Tage ſich erheben mußte aus dem Meere, wie Pearown es berechnet hatte; und Keiner ſah das ungeheure Linienſchiff, welches von Südoſten her mit gewaltiger Eil die Wellen durchſchnitt. Endlich ward Yuina den erſtürmenden Koloß gewahr, welcher jetzt die brittiſche Flagge entfaltete, und durch einen Kanonenſchuß, deſſen Kugel hoch über die Maſten des Nordamerikaners hinwegflog, das Zeichen gab, dem ſeemächtigen Britten Rede zu ſtehen.

Man mußte das Unausweichliche geſchehen laſſen. Ein brittiſcher Offizier kam, die Papiere des Schiffs zu unterſuchen, und erklärte daſſelbe, weil es aus einem franzöſiſchen Hafen komme, für ein feindliches, und folglich für eine gute Priſe.

Vergebens berief Pearown ſich auf ſeine und der Seinigen haytiſche Abkunft; vergebens ſtützte er ſich auf das freundſchaftliche Verhältniß des Präſidenten Chriſtoph zu England; der Nordamerikaner wurde durch brittiſche Seeleute bemannt, und Yuina behielt kaum Zeit ſein Bild zu retten, bevor er mit ſeinen Gefährten auf das engliſche Schiff verſetzt ward.

Wort- und regungslos ſtand der Verfolgte und blickte auf die Ruinen ſeiner Hoffnungen hin. Sein Traum von Carlota's Beglückung, von ihrer Rettung vielleicht aus Noth und Elend, war verflogen wie alle Träume ſeines Lebens. Da ſtand er nun, getrennt von ihr durch Meere, unfähig für ſie zu wirken — ja faſt unfähig für ſie zu beten; kaum erſt gerettet durch ein Wunder aus den Klauen der Weißen, und wieder hineingeſchleudert in die Gewalt dieſer verabſcheuten Menſchenrace. Vergebens bemühte ſich Pearown, ihn mit der Hoffnung zu tröſten, der Gouverneur von Jamaika werde das Schiff und die Waaren frei geben, wenn er erfahre, daß beides das Eigenthum eines Haytiſchen Bürgers ſei; Yuina's Herz erhub ſich zu keiner Hoffnung mehr, und als Pearown, der freilich die geheime Größe des Verluſtes ſeines Freundes nicht ahnte, ihn auf den Wohlſtand ſeines Vaters verwies, als er ihm betheuerte, daß er ſelber, Trotz der erlittenen Einbuße ſeines geſcheiterten Schiffes immer noch ein begüterter Mann bleibe und ihn nie verlaſſen werde; da brach Yuina, außer Faſſung geſetzt durch die Laune des Schickſals, welche ſogar den Troſt ſeines Freundes in Spott für ihn verwandelte, in eine ſo laute Wehklage aus, daß die ganze Bemannung des Schiffes ſich auf das Verdeck verſammelte, um den jammernden Neger zu begaffen.

Den alten Pearown verletzte die Nichtachtung des Unglücks, welche aus dieſen kalten Geſichtern ſprach; er richtete Yuina auf, legte ſein Kind ihm an die Bruſt, und die Sehkraft kehrte zurück in ſein gebrochenes Auge.

„Pfui, welch ein Monſtrum iſt dieſes häßliche Kind!“ — Dieſer Ausruf einer nahen Stimme — es war eine weibliche — öffnete Yuina's Ohr der Außenwelt. — Er blickte empor zu der Schmäherin ſeines Kindes, und Fanny, umſchlungen von einem jungen brittiſchen Offizier ſtand vor ihm.

„Es iſt ein kleiner Mulatte,“ ſagte der Offizier, und wendete ſich fragend an Yuina: „Iſt das dein Kind, Neger?“

Da ſprang Yuina empor; ſeine Augen blitzten, ſeine Hände ballten ſich, und mit einer Donnerſtimme ſchrie er Fanny an: „Mein Kind nennſt du ein Monſtrum? — Du — ſelbſt mißſtaltetes Weſen! Du herzloſe Tochter! Du, die, du entliefſt mit einem Landſtreicher und deinen Vater der Verzweiflung Preis gabſt — wiſſe: dein Vater ſchmachtet in Kerker und Banden! ſchmachtet in den Händen des Böſewichts, der dich entführt hat!“

Eine Todesbläſſe überzog Fanny's Geſicht, doch einen Augenblick ſpäter war es wieder glühend roth, und gezwungen, ſehr laut und ſehr häßlich lachend, zog ſie ihren Begleiter mit ſich fort.

Die Fahrt ging von nun an mit dem günſtigſten Winde und ohne die mindeſte Störung von dannen; Pearown ſtarrte mit ſchmerzlicher Sehnſucht und unter den lauten Klagen ſeiner Unglücksgenoſſen die Küſte des heimathlichen Eilands an, welche ſie rings zu umſchiffen gezwungen wurden, ohne ſie betreten zu dürfen. Yuina, in düſtres Schweigen verſunken, hatte ſich abgeſondert von Allen.

Es ward Nacht. — Ohne zu ſchlummern, ja ſelbſt ohne auf ſein ſchlummerndes Kind zu achten, lag Yuina in einem entlegenen Winkel des Verdecks und ſann über den Unſtern nach, der ihn verfolgte, ſeit er zum Verbrecher an Carlota und wortbrüchig an ihrem Vater geworden war. Seine Verpflichtung, auch in der Ferne nur für ſie zu leben, zu wirken, zu ſterben, ward ihm immer deutlicher, und ihr Recht, die höchſten, ſchwerſten Opfer von ihm zu fordern, leuchtete ihm immer unwiderſprechlicher ein. Hätte er, ſtatt Rondeſſier's Barren zu verſcharren, dieſem, wie er ihm ſchuldig war, einen Wink gegeben von der aufruhrdrohenden Stimmung ſeiner Sklaven, dann würde der gewarnte Mann ſeine Schätze bei Zeiten geborgen haben; dann würde Carlota ihn nie entſandt, dann würde er ſie verlaſſen haben, um den nur halb gelungenen Verſuch zur Rettung ihres elterlichen Erbes zu machen, dann würde ſie noch ſein, und immer, immer ſein Eigenthum geblieben ſein. Er ſelbſt alſo hatte ſein unermeßliches Unglück verſchuldet, und von ihm durfte Carlota mit Recht Erſatz für den Verluſt ihrer Barren fordern. Wie ſollte er ihr dieſen gewähren, wenn ſein Schiff mit deſſen Ladung ihm genommen wurde? — Seine Blicke fielen auf den Schatz ſelbſt, den er in den Kellern von Sansſouci vergraben hatte, und urplötzlich trat die feſte Überzeugung in ſeine Seele, daß Gott ihn nur deshalb zurückſende in dieſe Weltgegend, um ihm Gelegenheit zu geben, Carlota in den Beſitz ihres ganzen unverkürzten Eigenthums zu ſetzen. Ein frohlockender Ruf betäubte die Sorgenſtimme in ſeiner Seele. Er wußte — nicht wie, ſondern daß ihm ſein Werk gelingen werde; — mochte auch Nunez jetzt der Drache ſein, der dieſen Schatz bewachte, er hatte ja einen gewaltigen Hüter deſſelben, den ſchrecklichen Deſſalines gezwungen, ihm ſelbſt den Keller zu öffnen; und vor dieſem Schwächling, dieſem Nunez ſollte er beben?

So frug er ſich gerade, als plötzlich der lange Schatten einer männlichen Geſtalt, den das Mondlicht über ihn hinwegwarf, ihn erſchreckte. Er ſah' ſich um, und der Offizier, welchen er heute in Fanny's Armen geſehen hatte, ſtand hinter ihm.

„Mein Herr, ein paar leiſe Worte, wenn ich bitten darf," ſprach höflich aber mit gepreßter Stimme der Offizier. „Sie kennen die junge Dame, welche heute auf eine befremdende Art von Ihnen beleidigt wurde? — Sie kennen die Verhältniſſe derſelben genau?"

Yuina wandte, ohne zu antworten, ſeinen Kopf ſeitwärts. Der Offizier fuhr mit hörbar bebender Stimme fort:

„Ich bitte Sie, mein Herr, ſein Sie barmherzig gegen mich! Mein ganzes Erdenglück hängt von Ihrer Beantwortung meiner Frage ab! Was wiſſen Sie von Fanny?"

(Fortſetzung folgt.)

Schöne Kunſt.

Zeichnungen von Raphael.

Das Athenäum vom vorigen Monat gibt ein Verzeichniß von Zeichnungen Raphael's, die vor Kurzem in der Lawrence-Gallerie zu London ausgeſtellt waren. Wir hoffen den Freunden des göttlichen Meiſters eine willkommene Gabe zu bieten, wenn wir den betreffenden Artikel jener ſchätzbaren Zeitſchrift in vollſtändiger Überſetzung hier nachfolgen laſſen.

„Mancher wird ſpäterhin noch in der Rückerinnerung ſich freuen, daß er die Lawrence'ſche Sammlung von Zeichnungen jetzt geſehen; denn künftig möchte ſie für England ganz verloren gehen. Unſre National-Gallerie ſoll ſie nun einmal nicht ſchmücken; den Vorſtehern iſt der Preis zu hoch. Für den dritten Theil des Werthes wollte Sir Thomas ſeine Sammlung der Nation nach ſeinem Tode überlaſſen; aber die Vorſteher gehen unvorſichtig zu Werke; ſie laſſen es darauf ankommen, daß ſie ganz oder vereinzelt den Bilderhändlern in die Hände falle; ſie zahlen lieber ſpäter das dreifache, wenn ihre Luſt durch den entſchiedenen Beifall der Kenner angeregt wird, als daß ſie zu rechter Zeit umſichtiger Weiſe einen billigen Vertrag abſchließen ſollten. Mit Recht lacht Montaigne nicht ſo ſehr über der Menſchen Thorheit, als vielmehr über ihre Weisheit. Und dieſe Zeichnungen ſind von Raphael, eine höchſt intereſſante Folge, von denen wir einige der ſchönſten hier dem kunſtliebenden Publikum kurz bezeichnen wollen:

Nro. 1. Des Künſtlers Bildniß, der terra-cotta-Büſte auf der Münchner Glyptothek ſehr ähnlich, die ebenfalls Raphael's Porträt heißt, und, wie wir glauben, aus eben ſo nichtigem Grunde, als dieſe ſchöne Zeichnung. Denn gehört wohl ſolche breite Manier dem Griffel Raphael's an, in dem Alter, welches die Zeichnung angibt? Nro. 4. Die Anbetung der Hirten, ein Muſterbild zum Gemälde im Vatikan, und um ſo preiswürdiger, in ſo fern es weit gewiſſer von Raphael's Hand iſt. Nro. 5. Die vier Krieger, intereſſant wegen der Perugini'ſchen, der jugendlichen, faſt jungfräulichen Anmuth, die das Gemüth des Jünglings Sanzio athmete; zugleich ein ausgezeichnetes Meiſterwerk der zarten Behandlung des Silbergriffels. Nro. 6. Ein Heiliger auf den Knieen, mit hülfeſuchendem, himmelwärtsgehobnem Blick, voll Hingebung und Gottvertrauen. Es könnte St. Stephan, den Geſteinigten darſtellen. Der verſtorbene William Young Ottley ſagt in ſeiner „Zeichenſchule," daß, obgleich dieſes ein Werk des noch ſehr jungen Raphael ſei, er beinah ſolche für eine Arbeit ſpäterer Jahre halten möchte, womit ſie verwechſelt werden könne." Nro. 7. Die Schweſter Raphael's. Wer weiß etwas von der Schweſter Raphael's? Wir ſind nicht einmal im Stande, ſeine eigne Ähnlichkeit zu beglaubigen. Dieſe wundervolle Studienarbeit mit dem Griffel ſcheint vielmehr nach dem Perugini'ſchen Muſter älter zu

Madonnen ausgeführt zu ſein, und in's beſondere der Madonna in dem Gemälde, welches Pietro zugeſchrieben wird, und dem Lord Thomas Greville gehörte. Nro. 12. **Die Jungfrau mit dem Kinde.** Hier gehört Raphael noch ganz der Schule des Perugini, durchaus einfach. Ideelle Schönheit beginnt gleichwohl ſchon hier im Gemüthe des Künſtlers aufzudämmern, das bis dahin im Glanze reiner Natur und frommer Gefühle Befriedigung fand. Nro. 14. **Die Nymphen und Tritonen,** ganz aus der chronologiſchen Folge herausgerückt; da dieſe Zeichnung offenbar einer ſpätern Bildungsperiode des Künſtlers angehört, in der bereits ſein Umriß an Inhalt gewonnen, und die völlige Beherrſchung des Griffels errungen war. Die Zuſammenſtellung iſt ausgezeichnet gefällig und poetiſch. „Nro. 18. **Der Kopf eines Heiligen,** etwas zu viel erdwärts gebeugt, der leidenſchaftlich betende Blick aus derſelben Perugini'ſchen Schule entlehnt, und in dieſer harten Behandlungsweiſe ausgeführt. Nro. 19. Ein ſehr inſtruktives Blatt aus des Künſtlers **Studien.** Nro. 21. **Eine heilige Familie;** von beſonderem Intereſſe, als erſte Idee zu dem berühmten Gemälde von Stafford, ehemals in der Gallerie von Orleans. Nro. 24 und 25 zeigen einige von den unzähligen Proben der bewunderungswürdigen Anſtrengungen, deren ſowohl Raphael, als jedes andere Künſtlergenie erſter Größe, ſich unterzogen im warmen Enthuſiasmus für ihren Gegenſtand; wir, die ſo ſehr auf begeiſternde Eingebungen uns verlaſſen, mögen uns kaum zu den mechaniſchen Hülfsmitteln herablaſſen, welche jenen großen Meiſtern, Michel Angelo, Leonardo und Raphael zur Erſtrebung ihres hohen Zieles nöthig dünkten. Die Folge davon iſt dann freilich, mit ihrem Ruhm verglichen, verdiente Geringſchätzung. Nro. 25 ſtellt die Ausführung der Umriſſe von Nro. 24 dar, nach Leichnamen gezeichnet, um völlige anatomiſche Genauigkeit zu erlangen. Nur ein Schimmer des Geiſtes, der Michel Angelo während einer zwölfjährigen Lehrzeit durch die Zergliederungsſäle geleitete und ihm mit einer geſchwächten Geſundheit zur Unſterblichkeit verhalf! Nro. 26. **Die Trauer um den Erlöſer,** wenig oder gar nicht ähnlich, der „Grablegung“ von Borgheſe, daher im Verzeichniß als Skizze aufgeführt; ſie hätte aber zu einem weit herrlicheren Werke führen können, wegen der großartigen Zuſammenſtellung, die keine Nebenfigur zur Hauptfigur macht, und wegen des tieferergreifenden Ausdrucks. Nichts kann die tiefgefühlte Angſt dieſes Johannes, den vernichteten Schmerz der Mutter ergreifender darſtellen. Die andern Marien ſind vollkommen in Anmuth und Schönheit; durchaus iſt Zeichnung, Schattirung und Helldunkel unübertrefflich, eines der vorzüglichſten Werke verſprechend; nach ſolcher Skizze können wir nur bedauern, daß die Ausführung unterblieb. Nro. 27. Einige wenige Striche, etwa eine Anlage zu einer heiligen Familie, vielleicht die wundervollſte Handzeichnung zu nennen; dem Laien können wir jedoch nicht zumuthen, dieſe zu bewundern.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

. **Belgiſche Geſchichte.** — Kaiſer Joſeph wollte Belgien reformiren. Er griff zuerſt die **Vorrechte** der Geiſtlichkeit, dann die des Adels an. Beide wußten das Volk, zu deſſen Beſten die Reformen bezweckt waren, in's Mitleiden zu ziehen. Als nun der Kaiſer die alte Verfaſſung Brabant's und Hennegau's umwarf, brach eine allgemeine Empörung aus, und bei ſeinem Tode war Belgien eine Republick. — Die Geſchichte dieſes denkwürdigen Ereigniſſes, welchem die coloſſale franzöſiſche, **vom dritten Stand** gegen die Vorrechte des Adels und Klerus unternommene Reformation auf der Ferſe folgte, — iſt klar und unpartheiiſch dargelegt von **Louis Lar** in deſſen kürzlich erſchienenen Schrift: **der Abfall der Belgiſchen Provinzen von Oeſterreich** (Aachen 1836.). Dieſes Werk ſchließt ſich würdig der flandriſchen Staats- und Rechtsgeſchichte bis 1305 von Profeſſor **Warnkönig** und den neueren Geſchichten der Niederlande von **von Kampen** und **Leo** an. —

. **Der Altbelgiſchen Poeſie** widmet Herr Hoffmann von Fallersleben in Breslau eine fruchtbringende Aufmerkſamkeit. Schon 4 Hefte ſind ſeiner „Horae Belgicae“ erſchienen, deren I. Heft eine bis jetzt noch nicht ganz gedruckt geweſene Bearbeitung des nordfranzöſiſchen Romans „Flore et Blanchefleure“ enthält, die in der erſten Hälfte des XIV. Jahrhunderts von Diederic von Aſſenede herrührt und zu dem Schönſten gehören ſoll, was die niederländiſche Poeſie je hervorgebracht habe. — II. Heft gibt ein Gedicht, welches (nach eigenthümlich deutſcher Sage) erzählt, wie Karl der Große durch den Dieb Elegaſt dem Verrath und Morde entging. Auch dies Gedicht iſt wahrſcheinlich aus dem XIV. Jahrhundert aber im XV. umgearbeitet. —

. **Omnibus in Athen und Gasbeleuchtung in Stambul.** — Dem engliſchen Globe nach werden jetzt von London mehrere Omnibuswagen nach Athen für eine dort zu Stand gekommene Unternehmung, und zugleich die zur Gasbeleuchtung nöthigen Apparate nach Conſtantinopel eingeſchifft, wo in Kurzem mehrere Stadtviertel nächtlich mit Gas erleuchtet werden ſollen. —

. **Pariſer Bauten.** — Die **Madelaine** wird jetzt bald vollendet ſein. Schon hat ſie 14 Millionen Franken gekoſtet und noch werden 2 Millionen auf die innere Ausſchmückung verwendet. Dieſe war anfänglich dem geiſtvollen Maler **Delaroche** übertragen; um aber den Neid ſeiner Kunſtgenoſſen zu beſchwichtigen, hat er jenen Auftrag abgelehnt. Die Arbeit wurde nun unter die Herren **Abel, Pujol, Coigner, Schnetz, Steuben, Couder, Buchet, Signol** und **Ziegler** vertheilt. Die herrliche Statuen-Gruppe, welche die Façade des Gebäudes ziert, iſt von **Lemaire**; die vier Marmorgruppen in der großen Kuppel hat **Foyatier** geliefert, die vier Apoſtel in der Kuppel des Chores ſind ein Werk des trefflichen **Pradier.** —

Auf dem Platz Ludwig's XV. (ſpäter — de la Concorde) — ſoll nun eine der beiden von Luxor nach Paris gebrachten Obelisken aufgerichtet werden. Der Transport dieſes Monuments allein hat ſchon mehr als 900.000 Franken gekoſtet und die Nebenausgaben belaufen ſich auf 360.000 Franken! —

. **Klöſter in Böhmen.** — Der kürzlich erſchienenen **Statiſtik** aller Seelſorger Bezirke ꝛc. im Königreich Böhmen (von Johan Wantſch) zu Folge, gibt es in dieſem Lande noch 74 Mönchsklöſter mit einem Perſonal von 1076 Perſonen, aber nur 6 Frauenklöſter.

. **Die 161jährige Joice Heath.** — Die römiſchen Notizie del Giorno berichten aus einem Schreiben von New-York, daß Joice Heath, die Amme Washington's, im Jahr 1674 zu Madagascar geboren, obgleich ſeit 25 Jahren blind und bettlägerig, doch noch geläufig ſpreche und von der Schärfe ihres Gehör's nichts verloren habe.

. Der Doctor O'Meara, den ſein Aufenthalt zu St. Helena bei Napoleon berühmt gemacht hat, iſt zu London geſtorben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^o. 162. 1836.

Phönix.

Montag, 11. Juli.

Der Brüder Fehde.

(Fortſetzung.)

„An meines Felſens Rippe
Bricht Meereswoge ſich.
Trotz biet' ich auf der Klippe
'Ner Welt!“ ſpricht Heinerich.
„Des Pfeils beſchwingte Spitze
Erlahmt vorher im Flug,
Schnellt ſie der Bogenſchütze
Herauf nach meinem Lug.“

„Wie über Wall und Graben
Man ohne Mühe fliegt,
Lernt's Brüder von den Raben,
Dann halt ich mich beſiegt.
Lernt's von des Strandes Krähen,
Vom Käuzchen auf dem Thurm,
In meine Burg zu ſpähen,
Und nehmt ſie dann mit Sturm.“

Heinrich, des Feindes Stürme
Und Liſt verlache dreiſt,
Doch zitt're, wenn die Thürme
Ein Schreckgeſpenſt umkreiſt.
Auf der Harpye Schwingen
Durchflattert es die Luft;
Durch Felswand wird es dringen
Scheut weder Wall noch Kluft.

Vom Blick der Vampyrs-Augen
Sinkt Eiſenarm erſchlafft,
Und ſeine Lippen ſaugen
Das Mark der Männerkraft.
Schon ſenkt es ſein Gefieder
Auf deine Burg hinab.
Steigt das Geſpenſt hernieder,
So wird die Burg dein Grab.

Und forſcheſt du: Wie heißt er
Der Feind der mich bedroht?
Es iſt der Höllengeiſter
Qualreichſter, es iſt Noth.
In Lybiens Wüſteneien
Iſt ſeines Reiches Bann,
Ihm als Trabanten reihen
Sich Durſt, ſich Hunger an.

Die unten dort im Thale
Schlampampen und juchhei'n.
Stets füllen die Pokale
Sich neu mit edlem Wein.
Die Laſt der ſaft'gen Speiſen
Beugt ſchier den Eichentiſch,
Und frohe Sangesweiſen
Erſchallen keck und friſch.

Doch denen auf dem Felſen
Bricht Mangel ſchier das Herz.
Sie ſchau'n mit langen Halſen
Trübſelig niederwärts.
Sie lauſchen, bleich die Wange,
Mit durſtgeſchwollnem Gaum
Der Becher Glockenklange,
Des Weines Perlenſchaum.

Blaß wie Geſpenſter ſchleichen
Der Ritter und der Knapp.
Und wenn die Fluthen weichen,
Klimmt Keiner mehr hinab.
Doch ſeht, die Brücken fallen;
Ein Wappenherold naht
Bei der Trompete Schallen
Auf krummem Felſenpfad.

Zum Herzog Robert ſteigt er
In's Lager matt hinab.
Vor'm Herzog Robert neigt er
Die Straußenfederkapp':

„Im Namen meines Fürſten
Frag' ich, wie du gewillt?
Dein Feind, er muß verdürſten,
Wenn nichts der Bruder gilt."

„„Wie? Hülflos ſoll verſchmachten,
Den meiner Mutter Schooß
Getragen hat? In Schlachten
Kenn' ich den Gegner bloß.
Doch wider ihn als Waffe
Den Durſt gebrauchen? Nein!
Flugs auf den Felſen ſchaffe
Ein Faß vom beſten Wein.""

„„Laßt auf die Veſte rollen
Das größte Faß im Heer.
Die wir als Feinde grollen,
Sind Brüder, das gilt mehr.""
Und wie's der Herr geboten,
Begann den edlen Wein
Knechtſchaar bergan zu ſchroten
Der König brummt' allein.

(Schluß folgt.)

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Yuina betrachtete jetzt den jungen Mann, in deſſen ſchönem milden Geſicht eine ſchwere Bangigkeit ſeines Gemüthes nicht zu verkennen war. „Mein Herr," ſagte er nach einer Pauſe, „entdecken Sie mir zuvor, wo und wie Sie dieſe Dame gefunden haben, und was ſie Ihnen iſt, dann ſollen Sie erfahren, wer ſie iſt."

„Ich fand," — entgegnete der junge Mann, — „Fanny unmittelbar nach der Landung unſrer Armee in Liſſabon, ihrem Vorgeben nach, als die Wittwe eines Briſtoler Kaufmann's, der durch ein Handelsgeſchäft nach Portugal geführt, dort durch das Einrücken des franzöſiſchen Heeres an ſeiner Abreiſe gehindert, und unmittelbar darauf verſtorben ſei. — Sie gewann mein Herz; — mein Oheim, ein General unſers Heers, verſuchte meine Verbindung mit Fanny zu verhindern, indem er behauptete, die gewiſſe Nachricht eingezogen zu haben, daß ſie unter entehrenden Verhältniſſen, als — das Eigenthum eines franzöſiſchen Offiziers in Liſſabon gelebt habe. — Es gelang ihm nicht, meine Liebe und meine Zuverſicht zu der Tugend meiner Geliebten zu erſchüttern; da veranlaßte er meine unverzügliche Entſendung nach Jamaika mit einem eben dahin abgehenden Schiffe; ich mußte dem Befehl Folge leiſten, und von der Bahn der Ehre ſcheiden, in demſelben Augenblicke da ich ſie betreten hatte; aber ich ging nicht allein, Fanny begleitete mich in einer Verkleidung, die ihr Geſchlecht verbarg. Erſt nachdem wir ſehr weit die Küſten hinter uns hatten, muthmaßte man, was meine Begleiterin mir ſei. — Sie legte die Kleidung ihres Geſchlechts wieder an, und ich erklärte ſie jetzt öffentlich für meine Verlobte, ſeit einigen Tagen iſt aber eine ahnende Stimme in meiner Seele laut geworden, eine Stimme, welche mir Zweifel an der Reinheit dieſes Herzens erweckt, und Sie, mein Herr, haben dieſer Stimme Nachdruck gegeben. — Nun wiſſen Sie, warum ich Sie beſchwören muß, mir zu ſagen, ob Fanny der Engel iſt, der Segen über die letzten Tage meines alten Vaters verbreiten wird!"

„Nein, mein Herr!" rief Yuina aufwallend. „Dieſe Fanny, die den ſchrecklichſten Fluch über das Haupt ihres eignen Vaters herabgezogen hat, kann dem Ihrigen keine Segensbringerin ſein! Dieſe Fanny iſt nicht Wittwe, ſie iſt die entlaufene Tochter eines Briſtoler Zollbeamten, und in Liſſabon verlaſſen worden von ihrem Entführer, einem Buben, Theophil Rondeſſier heißt er, der Aufwärter war in dem Gaſthofe ſeines Bruders in dem irländiſchen Flecken Kilmarok."

Der junge Engländer hielt mehrere Minuten lang ſein Antlitz abgewandt von Yuina, dann kehrte er es dieſem wieder zu und frug: „Mein Herr, iſt das, was Sie mir geſagt haben, auch ganz zweifellos wahr? — Können Sie ſich nicht irren? — Wodurch iſt Ihnen Fanny's Geſchichte bekannt geworden?"

Yuina nahm keinen Anſtand, ſeine Warnung durch eine umſtändliche Mittheilung aller ihm bekannten Einzelnheiten der Abentheuer dieſes geſunkenen Mädchens zu vervollſtändigen. Die Nacht zerfloß während dieſes Geſchäfts, und das Morgenroth beſtrahlte die nahe Küſte Jamaika's.

Die Landung wurde bewirkt; ſogleich nach dieſer erfolgte die Ausſchiffung der Schwarzen, ſie wurden dem Gouverneur ohne Verzug vorgeſtellt, welcher, ungeachtet Pearown mit vieler Beredtſamkeit die Sachlage in Betreff des amerikaniſchen Schiffs zu Yuina's Gunſten zu entwickeln ſuchte, dennoch, die Achſeln zuckend, erwiederte: „Meine Herren, dieſes Schiff hat einen blockirten Hafen verlaſſen, hat franzöſiſche Waaren an Bord, und iſt folglich nunmehr brittiſches Eigenthum. Was ſie ſelbſt betrifft, ſo ſteht ihrer Freilaſſung nichts im Wege, ſobald ihre Angabe beſtätigt ſein wird, daß ſie nicht zur Parthei des Generals Pethion gehören. Zufällig iſt ein Bevollmächtigter des Präſidenten Chriſtoph hier anweſend, welchem ich das Urtheil in Betreff ihrer perſönlichen Verhältniſſe anheim ſtellen will."

Er gab Befehl, den Bevollmächtigten der haytiſchen Präſidentſchaft einzuladen; dieſer erſchien, und Yuina erkannte zu ſeinem höchſten Erſtaunen Nunez Aquilagua. Der erſte von den Negern, welcher dieſen in's Auge faßte, war Pearown, der eben ſo befremdet ſchien, dieſen Nunez in der Eigenſchaft eines Bevollmächtigten ſeiner Regierung hier zu finden, als dieſer Geſandte ſelbſt unverkennbar überraſcht durch ſein Zuſammentreffen mit Pearown an dieſem Orte war; doch faßte er ſich ſchnell, begrüßte den Alten freundſchaftlich und gab dem brittiſchen Gouverneur die Erklärung, daß er ſich für den gegenwärtigen Staatsrath Pearown, als einem treuen Bürger der haytiſchen Republik, ſo wie für ſämmtliche Begleiter deſſelben verbürge.

„So ſteht ihrer Abreiſe, meine Herren! dann nichts entgegen, und ich werde dieſelbe zu befördern ſuchen," ſagte der Gouverneur, zu den ſämmtlichen Negern ſich wendend, und gab durch eine flüchtige Verbeugung das Entlaſſungszeichen.

„Mit Nichten alſo!" rief Pearown vortretend; „hiemit iſt die Sache noch nicht abgethan; Maſſer Nunez, ſind

Sie wirklich Abgeſandter des Präſidenten unſe r Republik, ſo fordre ich Sie auf, die beeinträchtigten Rechte eines Bürgers von Hayti zu verfechten. Hier mein Freund Duina —"

Jezt erſt fiel Aquilaqua's Auge auf dieſen; ein: „ha!" entfuhr ihm, doch Pearown faßte den Betroffenen am Arme und zwang ihn ſeine Aufmerkſamkeit auf die unterbrochene Rede zu richten, welche er alſo fortſezte:

„Mein Freund Duina, geheimer Staatsrath im Dienſt unſres und ſeines Vaterlandes, folglich ein Mitverbündeter des Königs von England, hat ein Schiff erobert, welches aus feindlichem Hafen kommt; dieſes Schiff machen ſeine Verbündete ihm ſtreitig, und dagegen leg' ich Proteſt ein, und fordre Sie auf, im Namen unſrer Regierung Einſpruch zu thun wider ein ſolches Verfahren."

„In der That," ſprach Nunez, „das Recht des Eroberers unterliegt hier keinem Zweifel, denn das Schiff, welches einem gemeinſchaftlichen Feind gehörte, iſt für den Verbündeten des Erbeuters deſſelben kein feindliches mehr; es kommt nur darauf an, zu beweiſen, daß der gegenwärtige Beſizer dieſes Schiffs wirklich ein Glied des mit England verbündeten Volkes der Haytier iſt."

„Dafür verbürg' ich mich!" rief Pearown, „und da Sie ſelbſt, Maſter Aquilaqua, Bürgſchaft für mich geleiſtet haben, ſo iſt folglich auch dieſer Zweifel gelöſ't; überdies iſt Ihnen bekannt, daß die Staatsdiener der Kaiſerregierung ohne Ausnahme von der gegenwärtigen in ihren Ämtern und Würden beſtätigt worden ſind." (Schluß f.)

Schöne Kunſt.

(Schluß.)

Nro. 47. Die Peſt; Zartheit der Behandlung und Ausführung, welche der oberflächliche Beſchauer nimmer als das Geheimniß der großartigen Frescobilder im Vatikan enträthſeln wird; dennoch ſind jene alle in dieſem kleinen Blatte der Meiſterhand vor unſern Augen vereint! doch warten wir lieber erſt auf die Zeichnungen von Michel Angelo, und vernehmen, was die Verehrer des gegenwärtig ſo beliebten kecken Strichſtyls gegen ſorgfältige Ausarbeitung einwenden werden! Nro. 51. Der Mord der unſchuldigen Kinder, vorbereitende Skizze, noch nicht drappirte Figuren, und zum Theil eben deßhalb ſcheinbar größere Haſt, Verwirrung und grauenvoller Schreck über die Scene verbreitet. Nro. 50. Eine Venus, nach dem Frescobilde im Farneſiſchen Palaſte; eine prächtige Skizze, und überdies zeigt ſie des Künſtlers Treue in der Nachbildung ſeines Vorbildes, doch keineswegs das einer Venus, etwa die im Pantheon von Caſtraria ausgenommen. Nro. 52. Der Bund des Regenbogens, Noah und ſeine Söhne knieend neben der geſtrandeten Arche; während der väterliche Erlöſer nach dem himmliſchen Zeichen ſeiner Barmherzigkeit hindeutet; vollkommen erhaben; dazu die ſchauerliche Einſamkeit, und die Einfachheit des Ganzen. Mehr poetiſcher Schwung iſt in dieſer Skizze, als in irgend einer andern. Nro. 61. Studien eines weiblichen Kopfs. Alle in Michel Angelo's beliebter Größe, und von etwas mehr als deſſen nicht gewohnter Schönheit; doch der breite ſybilliniſche Buſen faktiſch dem Michel Angelo nachgezeichnet, und nicht beibehalten von ſeinem Nachahmer, als er dieſes Haupt im „Heliodorus" malte. Nro. 67. Eine Melpomene, als Studien zu ſeinem „Parnaſſus," wo indeſſen dieſer Muſe mehr vorwärtsblickendes Antliz von einer wenigere glücklichen Wirkung iſt, als hier die Wendung zur Seite hervorbringt, ganz übereinſtimmend mit dem Ausdruck ihrer Bewegungen. Hoheit und Anmuth ſchmücken dieſe edle Erſcheinung, deren überaus ſchöne Verhältniſſe die Drapperie bald enthüllt, bald verbirgt. Nro. 70. Studien zweier Figuren zur „Schule von Athen;" auch ein prachtvolles Werk des metallnen Griffels. Doch ſo ausgezeichnet die meiſterhafte Ausführung iſt; ſo bleibt doch die unendliche Anmuth in den Stellungen und Bewegungen noch bewunderungswürdiger. Der Bart der abſteigenden Figur hat im Frescogemälde keineswegs an Schönheit gewonnen. Nro. 72 und 74. Studien zu zwei Figuren im „Brand von Borgo," dieſe geben eine höhere Vorſtellung von Raphael's Ideen, als die Frescogemälde ſelbſt, die entweder nie von ihm ſelbſt gemalt wurden, oder vielleicht durch einen Wiederherſteller übermalt worden ſind. Nro. 73. Eine Muſterzeichnung zu einer „heiligen Cäcilia von Bologna," oder vielmehr eine erſte Idee, da im Gemälde ſelbſt mehres geändert iſt. Unter andern können wir einige Proben des geläuterten Geſchmacks des Künſtlers anführen. Die Heilige, welche hier unſer Intereſſe an Cäcilien theilt, iſt auf der Leinwand zu einer minder lebhaften Schönheit erblichen, um die Aufmerkſamkeit weniger zu zerſtreuen; auch lehnt ſich Paulus kräftiger auf das kriegeriſche Schwert, der Chor der Engel iſt zahlreicher, und mehre Muſikinſtrumente liegen zu den Füßen der verzweifelnden Tonkünſtlerin. Nro. 74. Der Kopf des Pferdes im Heliodorus. Herr Ottley bemerkt, „er könne nur mit den ſchönſten Überreſten der alten griechiſchen Kunſt verglichen werden;" welches vielleicht nicht ganz unwahr iſt, wenn blos von regelrechter Vollendung die Rede iſt; dem wir aber widerſprechen, wenn damit zugleich irgend eine Ähnlichkeit im Styl gemeint iſt. Dieſer Kopf gehört nach unſerer Anſicht ganz dem neuern, maleriſchen, etwas abentheuerlichen Styl an, der ſich durchaus von dem klaſſiſchen, ebenmäßigen und reingehaltenen unterſcheidet, wie er zum Beiſpiel in den Marmorgebilden von Elgin vorkommt. Unſere Meinung beſteht demungeachtet mit unſerer größten Bewunderung der vorliegenden Skizze, und wir können der griechiſchen Kunſt nur Bewunderung zuwenden. Nro. 75. Das Bild von Timoteo della Vite, von einer Vorzüglichkeit, die faſt allen Unterſchied zwiſchen Zeichnung und Malerei aufhebt. Es ähnelt dem ſchönen grauen Bildniß von „Caſtiglione" im Louvre. Nro. 77. Die Madonna del Peſce von Spanien, ein Muſterbild leichter, gefälliger Behandlung und Zuſammenſtellung, und iſt ſelbſt die Malerei zu dem Kupferſtich des Marco Antonio, der aber nur ein ſchwacher Wiederſchein von derſelben bleibt, obſchon er von dem geiſtvollſten Grabſtichel, den wir je gekannt, herrührt. Nro. 83, 85, 86, 87, 88, 89. Skizzen zu den Loggien; ganz unſchäzbar, weil die Frescobilder von fremden, wir brauchen kaum hinzuzufügen, weniger wunderwirkenden Händen ausgeführt ſind. Nro. 84. Studien zu

„der Schule von Athen," vollendet in der Zeichnung, obgleich es ſcheint, da einige Theile wiederholt gezeichnet ſind, daß unſer Künſtler ſein Vorbild irrthümlich von zu niederm Standpunkte aus geſehen habe. Nro. 90. Die *ſchäkernden Knaben*; vielleicht für Raphael eine Schäkerei, die uns aber verzweifeln macht. Sie ſind unübertrefflich. Nro. 94. Skizze zum „brennenden Buſch," meiſterhaft ausgeführt; ganz Michel Angelo, wenigſtens in der Haltung des linken Arms der Hauptfigur. Nro. 96 und 97. *Studien* zu „Attila" und zur „Schlacht bei Oſtia," der Frescogemälden im Vatikan; ſehr bemerkenswerth, da ſie viel und öfter wohl überlegt von den Gemälden abweichen. Die Kupferſtiche von Volpato ſind im anſtoßenden Gemache aufgehangen, mit denen der Kenner ſie vergleichen mag. Nro. 99. Der *Kopf eines Apoſtels*, in der „Verklärung," ſehr ſchön. Nro. 100. *Studien zu einem weiblichen Kopf* in demſelben Bilde; von großartigerem Styl und Ausdruck. Verſchiedene andere Handzeichnungen würden gleich ſehr empfohlen werden müſſen, wenn der Raum ſolches geſtattete. Ein prächtig colorirtes Bruchſtück in Waſſerfarbe hängt an der linken Wand über den Handzeichnungen und krönt dieſe wunderherrliche Ausſtellung.

Frankfurt, 6. Juli. (Theater.) —

Das Schauſpiel beſtrebt ſich, einen würdigen Rang auf der hieſigen Bühne zu erobern. Die neue Regie will das Publikum, das ohnehin während der Monate, welche der Sirius beherrſcht, theils in den Bädern verweilt, theils auf die Campagne in die Villen auswandert und gern einmal alle ſtädtiſchen Vergnügungen hinter dem Rukken läßt, durch ein reichhaltiges Repertoire von neuen Luſtſpielen, Vaudevilles und Schauſpielen feſſeln. Was könnte auch wenigſtens die Liebhaber des Schauſpieles und beſonders diejenigen, welche ihre Abendlangeweile ohne große Anſtrengungen tödten wollen, magnetiſcher anziehen? Wenn der Thermometer 30 Grad Hitze zeigt, fließen nur zu viel Thränen, auch ohne daß man der Darſtellung einer Tragödie beiwohnte, und vorſichtig vermeidet man jede Rührung und Erſchütterung, welche ein Trauerſpiel bewirken könnte. Das Converſationsluſtſpiel iſt alsdann ganz an ſeiner Stelle. Das Publikum verfolgt aufmerkſam die gewandte leichte Schürzung eines Luſtſpielknotens, eine fein angeſponnene Intrigue und freut ſich, wenn der viele Lärmen um Nichts mit dem Glück der Liebenden endigt. Dieſe Tendenz der Regie und das neue Repertoire verräth einen ſicheren Takt. Zugleich zeigt ſie, daß es ihr Ernſt iſt, durch ſorgfältiges Einſtudiren und gediegene künſtleriſche Darſtellung das Schauſpiel in ſeine gebührende Würde einzuſetzen. Das, wenn auch manchmal nicht gerade zahlreich verſammelte Publikum hat bewieſen, daß es gerne Verdienſte, die ſich ſo prägnant herausſtellen, mit lautem Beifall anerkannt. —

So wurde geſtern Abend eine Novität: „*Die Vorleſerin*," in zwei Abtheilungen nach Bayard von C. W. Koch aufgeführt. Dieſes Schauſpiel iſt weiter nichts als eine widrige Parodie von Shakespeare's Lear, welche das Herz kalt läßt. Werden wir dort durch das Unglück und die Täuſchung eines greiſen königlichen Vaters vom Schmerz überwältigt, ſo werden wir hier durch das Poltern und Erhitzen eines blinden, vom Spleen geplagten engliſchen Kapitäns Cobridge (Herr **Weidner**), deſſen Urſachen uns zu lange Zeit unbekannt bleiben, wahrhaft gemartert. Durch ſeine Tochter Karoline (Mad. **Meck**), welche ohne ihre Schuld durch ein vermeintliches nächtliches Liebesabentheuer ihren Gatten in einen Zweikampf verwickelt, worin er fiel, und ſie genöthigt wurde, aller Subſiſtenzmittel und väterlichen Unterſtützung beraubt, von der Welt verhöhnt, als Geſellſchafterin ihre freie bürgerliche Stellung aufzugeben, glaubt ſich der alte Mann entehrt, flüchtet nach Schottland, wird miſantropiſch, und ſucht das Andenken an ſeine Tochter, welcher er wie Lear flucht, zu verwiſchen. Karoline wird, da ein ungezogener, unruhiger Neffe (Herr Grahn), der nur auf die reiche Erbſchaft lauert und beim Alten ſtets nur gezwungen ausdauert, 6 Jahre nach dem Vorfall jenes Abentheuers, Vorleſerin beim eignen Vater. Der Offizier, Arthur v. Bury (Herr Hendrichs), welcher wider ſeinen Willen das ganze Unglück der Familie verſchuldet, ſucht den fluchenden Vater, dem ſich die Tochter, als ſie ihm den Fluch Lear's aus Shakespeare vorgeleſen, zu erkennen gibt, durch den Antrag ſeiner Hand zu verſöhnen, was ihm auch gelingt. Das Stück iſt zuſammengeſetzt aus Spleen und einer Leidenſchaft, die einem ein mitleidiges Lächeln abgewinnt. Warum ſolche bürgerliche Miſère, die man im Leben nur zu häufig mit erlebt, auch noch auf die Bühne gebracht? Nur durch das wirklich ausgezeichnete Spiel der Mad. Meck, die ihre Rolle mit ergreifender Wahrheit durchführte und die treue aber abſtoßende Charakterzeichnung Herrn Weidner's wurde das Stück genießbar. Ohne die beiden wäre es gewiß durchgefallen. —

Dagegen iſt die „Baſtille, oder: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt öfters ſelbſt hinein," ein allerliebſtes Originalluſtſpiel von Berger, welches uns die ganze Maſchinerie, die den Hof des jungen Ludwig XIV. in Bewegung ſetzte, auseinanderlegt; es muß bei dem Fleiß für das Koſtüm und bei einer raſchen Darſtellung überall gefallen. Herr **Meck** wußte die Geckenhaftigkeit eines bornirten Ariſtokraten zu einem ergötzlichen Charakterbild zu erheben; Mad. Beneſch trug das ſchöne, die ganze Intrigue enthaltende Volksliedchen von den „drei Käfern" mit allerliebſter Laune vor und man ſah an der Theilnahme des Publikums, wie ſelbſt von der Bühne herab ein Volkslied erfreut.

Herr *Lußberger* ſpielte den trunknen Obergärtner etwas zu plump, es fehlte ihm die Grazie, die der Franzoſe, ſelbſt in ſolchen überirdiſchen Zuſtänden, entwickelt. Die Naivetät der Dem. *Leclere* würde noch reizender ſein, wenn ſie ſich nur das haſtige Abſtoßen der Worte, welches bei allen ihren Darſtellungen auffällt, abgewöhnen könnte. Herr **Meiſinger** ſpielte brav. —

Notizen.

⁂ *Buchhandel.* — Unter den, im Verzeichniß der zur Jubilatemeſſe d. J. anweſenden, aufgeführten 373 *fremden* Buch-, Muſikalien- und Kunſthändlern, befanden ſich: 196 aus der *preußiſchen*, 17 aus der *öſterreichiſchen*, 4 aus der *ruſſiſchen* Monarchie. Aus Italien war nicht eine Firma auf dem Platze, und während die Buchhändler aller Länder in Leipzig Commiſſionaire haben, haben *nur* die italiäniſchen keinen.

⁂ *Zur Pferdezucht und Pferdedreſſur* — beſteht zu Berlin ein Verein, der am 29. v. M. eine Verlooſung veranſtaltet hat, in welcher verlooſ't wurden — Sir Henry, (Miß) Herſilia, Silvertail, Partner und — „der auf der Bahn bei Königsberg zu laufende Sieger." — Schade, daß Ramler nicht mehr lebt, um dieſen künftigen Sieger und den Glücklichen, der ihn gewonnen, ſchon vorläufig pindariſch zu beſingen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 163. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 12. Juli.

Der Brüder Fehde.

(Schluß.)

Der König rümpft' die Naſe
Ob dieſer Tonne Wein —
Er mochte wohl vom Glaſe
Juſt kein Verehrer ſein:
„Ein Stückfaß zu verſchenken
Dem Feind!“ rief er empört:
„Seit menſchlichen Gedenken
Ward ſo was nicht erhört!“

„Herr Bruder!“ ſchrie der König:
„Feldherren wie ihr ſeid,
Gibt es auf Erden wenig,
Das läßt euch ſelbſt der Neid.
Nach jenem Felſenneſte
Schickt ihr ein Faß voll Wein —
Und ſendet noch das Beſte!
Konnt's denn nicht Krätzer ſein?“

„Es mag uns nur gelingen,
Durch bittre Noth in's Joch
Den Trotzkopf dort zu zwingen —
Und ihr, ihr ſpeiſ't ihn noch!“ —
Herr Robert ließ ihn ſchelten
Und brummen ungeſtört,
Wohl wiſſend, daß nur ſelten
Ein König Gründe hört.

Der konnt' es nicht verſchmerzen
Das ſchöne volle Stück;
Schwer lag's ihm auf dem Herzen,
Stets kam er d'rauf zurück.
Bis endlich das Geklage
Dem Bruder ward zu bunt:
„„Was iſt das für 'ne Plage
Um einer Tonne Spund?““

„„Ihr mocht gar weiſe ſprechen,
Herr König, mit Vergunſt,
Hier, wo die Tafeln brechen,
Dozirt ſich's ohne Kunſt.
Doch ſie, für die der Schlucken
Das einz'ge Schlucken iſt,
Die trüb herniedergucken,
Wenn man hier zecht und ißt;““

„„Die uns mit gier'gen Augen
Nachzählen jedes Glas,
Und an den Fingern ſaugen —
Die haben ſchlechten Spaß.
Was hilft uns alles Siegen,
Stirbt unſer Bruder eh'r;
Und iſt der todt, wo kriegen
Wir denn den andern her? —““

Laut jubelnd ward die Tonne
Begrüßt auf dem Kaſtell,
Und neue Lebenswonne
Entſtrömte goldnem Quell.
„So'n Bruder will ich loben!“
Rief Heinrich bei'm Pokal.
„Dein Wohlſein!“ ſcholl's von Oben —
„„Schön Dank!““ erklang's im Thal.

Buina.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

„Meine Herren,“ nahm der Gouverneur das Wort, „eine ſo unbedeutende Angelegenheit wie die gegenwärtige ſoll keinen Augenblick lang der Gegenſtand eines Mißverſtändniſſes zwiſchen der brittiſchen und haytiſchen Regierung ſein. Melden Sie, Herr Bevollmächtigter, Ihrem Oberhaupte, daß ich, um ihm einen Beweis meiner Achtung zu geben, dieſes Schiff zu ſeiner Verfügung ſtelle. Er ſelbſt mag über das Eigenthumsrecht an demſelben entſcheiden.“

Der Gouverneur wiederholte das Entlaſſungszeichen, und die Neger entfernten ſich. Nunez blieb zurück.

In einem Gaſthof angelangt mit ſeinen Gefährten, forderte Yuina, mit Rückſicht auf ſein Kind, wie er vorgab, aber eigentlich um allein mit ſich zu ſein, ein abgeſondertes Zimmer. Er erhielt es, jedoch noch lange Zeit hinderte Pearown ihn ſeinen trüben Gedanken nachzuhängen. Endlich entfernte ſich dieſer, nachdem er vergebens dem trauernden Freunde ſeine Zuverſicht mitzutheilen geſucht hatte, daß ſeine Angelegenheit in keinen beſſern Händen, als in denen der Regierung liegen könne. Yuina hatte Verzicht geleiſtet auf alle Hoffnungen.

Erſt kürzlich hatte Pearown ihn verlaſſen, als ein neuer Beſuch ihn noch weit unangenehmer heimſuchte; es war Nunez, welcher mit einer verdächtigen Freundlichkeit eintrat, und mit einem Geſichte voller Herzlichkeit, und dennoch voller Warnungen, ihm die verrätheriſche Hand bot. Er kam, wie er ſagte, um ſeinem alten Freunde Glück zu einer ſo unverhofften Rückkehr in das Vaterland und zu dem reichen Erwerb zu wünſchen, welchen er ſeinem Muthe verdanke, indem es keinen Zweifel leide, daß ſein erbeutetes Schiff ihm binnen wenig Tagen nach Hayti folgen werde. Die Fracht ſei bereits auf ſeine Veranlaſſung unter amtliches Siegel gelegt worden.

Dieſe Zuvorkommenheit ſeines gefährlichen Feindes ließ Yuina muthmaßen, daß derſelbe einen wichtigen Grund habe, ihn zu ſuchen; vielleicht mochte er wirklich die Überzeugung hegen, daß Chriſtoph ihm ſein erbeutetes Schiff zurückgeben werde; und plötzlich ſtieg ein Gedanke in ſeiner Seele auf, der ſchnell einen vielverſprechenden Entwurf vorbereitete, und ihn veranlaßte, die Annäherung ſeines abgefeimten Geſellſchafters nicht ſchroff zurückzuweiſen. Er beantwortete Nunez's Frage nach den Vorgängen, welche bei ſeiner Rettung ſtattgefunden hatten, ſo wie nach den andern Begebenheiten, welche ſeiner Flucht gefolgt waren, mit aller nur erzwingbaren Freundlichkeit, jedoch weit von der Wahrheit abweichend. Er erzählte, der Alte, welcher Tags vor Deſſalines Ermordung in der Kapſtadt eingelaufen ſei, habe, durch verborgene Gehülfen unterſtützt, ihn mit ſich hinweggeſchleppt nach Portorico, wo er geblieben ſei, bis der Tod des Generalkapitäns Don Eſtrella ihn veranlaßt, nach Europa zu gehn; dort ſei er in die Hände eines ehemaligen Sclavenhändlers gefallen, der auf dem Wege nach Charleton ſein an ihm begangenes Verbrechen durch den Verluſt ſeines Lebens gebüßt, und ſterbend ihn in dem Beſitz ſeines Schiffs gelaſſen habe.

Nunez glaubte, oder that doch wenigſtens ſo, als glaube er die Mährchen, welche ihm Yuina mittheilte. Die Erzählung von dem Gewinn des Schiffes ſchien ihn aber mit Bewunderung zu erfüllen; er ergriff Yuina's Hand und rief: „Freund, vergeſſen Sie, was einſt vorgefallen iſt zwiſchen uns Beiden; vereinigen Sie ſich mit mir! Bis jetzt war mein Rumpf der einzige, der einen Kopf trug in Hayti, künftig wird man zwei Köpfe dort zählen; und bedeckt dieſe ein Hut, ſo ſitzt die ganze Inſel unter ihrer Herrſchaft. — Mir fehlen Kühnheit und — ein ſchwarzes Geſicht; beide Erforderniſſe zur Unumſchränktheit zu gelangelangen, ſind Ihnen eigen. Ihnen gebricht dagegen, was ich habe: die Kunſt unerrathen zu bleiben. — Vereinigen wir unſere Eigenſchaften, und Chriſtoph und Pethion ſollen uns gehorchen.

„Ihre Freimüthigkeit gewinnt mich Ihnen,“ antwortete Yuina. „Eh' aber von einer feſten Verbindung unter uns zu einem beſtimmten Zwecke die Rede iſt, muß ich dieſen Zweck und Ihre Stellung in Hayti genau kennen. Ich verließ Sie, als Sie im Begriff waren, ein Amt im Staate des Kaiſers anzutreten.“

„Ein Amt? — Nun ja; ein geheimes war mir anvertraut worden, und dieſem ſtand ich redlich vor,“ verſetzte Nunez. „Das Ungeheuer Deſſalines war beſtimmt unterzugehen; Hayti's Befreiung war der Zweck meiner Sendung und ich hab' ihn erfüllt. Deſſalines iſt von meiner Hand gefallen, und um mich zu belohnen für meine Großthat, hat die Dankbarkeit der erlöſten Nation mich beſchenkt mit dem Schloſſe Sansſouci. Hier wohnte ich glücklich, zurückgezogen von allen Staatsgeſchäften, und erſt nach der Schlacht bei Saint Marc, welche Pethion zum Flüchtling machte, ließ ich mich erbitten, Chriſtoph mit meinem Rathe beizuſtehn.“

„Sie erwecken, indem Sie Sansſouci nennen, wehmüthige Erinnerungen in mir,“ hub Yuina an. „Sansſouci iſt die Wiege meiner Kindheit; ich habe den Ort unausſprechlich lieb; — ſehn Sie, mein Herr, da drängt ſich ein Einfall mir auf, der den erſten Schritt unſerer Vereinigung vorbereiten könnte; Sie verbürgten mir den Beſitz meines reich befrachteten Schiffs; Sansſouci hat bei weitem geringeren Werth als dieſes, ich biete Ihnen einen Tauſch an; Sie behalten mein Schiff mit ſeiner ganzen Ladung und treten mir Sansſouci ab.“

Das Auge des Mulatten nahm einen unbeſchreiblich ſpähenden Ausdruck an, als er es auf Yuina ruhen ließ. „Der Tauſch wird Schwierigkeiten haben,“ antwortete er. „Ich beſitze Sansſouci als ein Unterpfand der öffentlichen Dankbarkeit; mich bindet alſo die Ehre an den Beſitz deſſelben; auch habe ich den Namen des Ortes angenommen; aber dennoch könnte gerade dieſes Sansſouci uns recht eng vereinigen. — Ich weiß von alten Zeiten her, daß“ —

Jetzt flog die Thür des Zimmers auf, und die Wuth der Megare im Antlitz, ſtürzte Fanny herein. „Elender, abſcheulicher Neger!“ ſchrie ſie, dicht vor Yuina hintretend. „Was haſt du angerichtet! Du haſt mich verläumdet! Du haſt mich beſtohlen um mein Glück, um meine Hoffnungen, aber du ſollſt deine Schwatzhaftigkeit büßen, und ſollt' ich dich verfolgen müſſen mein Leben lang!“

Das Weibergeſchrei lockte Pearown aus dem Nebenzimmer. Fanny, durch ſeinen Eintritt im Erguſſe ihres Zornes unterbrochen, blickte umher, und ſchien jetzt erſt zu bemerken, daß ſie auch an dem anweſenden Mulatten einen Zeugen ihrer ungemeſſenen Drohungen gehabt habe. Sie entfernte ſich ſchnell.

„Wer iſt dieſe engelſchöne Furie?“ frug Nunez, der die auffallende Erſcheinung mit ſprachloſer Verwunderung angeſtaunt hatte, und gleichzeitig frug Pearown: „Sage mir, welchen Namen führt dieſer Satan?"

„Es iſt die Braut eines brittiſchen Offiziers, welcher ſie aufgegeben zu haben ſcheint," antwortete Yuina, ohne auf die Fragen nach näherer Auskunft über ſein Verhältniß zu dieſem Frauenzimmer einzugehn. — Nunez war ſchnell ſehr eilig geworden; er rüſtete ſich zum Abſchiede, und flüſterte, indem er ſchied, Yuina in's Ohr: „Wir verſtändigen uns mit einander, wenn wir uns wiederſehn."

Der brittiſche Gouverneur hatte inzwiſchen Anſtalten getroffen, die Neger nach dem Hafen der Kapſtadt beföꝛdern zu laſſen; die Einſchiffung derſelben ward am folgenden Morgen bewirkt und der kranke Gatte der ſchönen Sara nahm die Depeſchen in Empfang, welche der Gouverneur und Nunez ihm für den Präſidenten einhändigen ließen, der kurz zuvor von der mißglückten Belagerung des Forts Port-au-prince nach Cap François zurückgekehrt war. (Fortſ. f.)

Hiſtoriſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Geſchichten der franzöſiſchen Revolution.

Eine Darlegung dieſer tiefliegenden Urſachen und Elemente der franzöſiſchen Revolution iſt aber um ſo unentbehrlicher, je weiter noch die Organe der Publizität in ihren Urtheilen über dieſes Ereigniß von einander abweichen. Wälzte Barruel alle Schuld auf die Philoſophen, Freimaurer und Illuminaten des vorigen Jahrhunderts, ſo erklärten Andere den Übermuth des Adels und die Zerrüttung der Finanzen für die einzigen Urſachen der Umwälzung. Meinte — noch kürzlich — Herr de Conny die „religiöſe Inſurrektion" zu Anfang des 16. Jahrhunderts ſei die Urheberin alles ſpäteren Unglücks ſeiner Nation, ſo wirft dagegen das Berliner polit. Wochenblatt (ſ. Nro. 24 v. 11. vor. M.) mit Bezug auf Montloſier's Werk de la monarchie française — alle Schuld auf die Könige von Frankreich, auf deren ſchon mit dem 13. Jahrhundert beginnende „unglückliche Verblendung, oder ganz falſche Regierungspolitik," auf ihre „Übergriffe in die lehnsherrlichen Rechte der Baronen," namentlich die verderbliche „Emanzipation der Communen," die demnächſt von den Königen „in offenbaren Empörungen gegen ihre Herrn unterſtützt worden ſeien." Schuld gibt das Wochenblatt der „beharrlichen Leidenſchaft" der Könige, ihre Gewalt „in ihrem egoiſtiſchen Intereſſe" zu erweitern, eine Gewalt, welche „übermüthig und herriſch in Zeiten des Glücks, kriechend und intriguant im widrigen Schickſal geweſen." Hierdurch ſei die Entwicklung des „germaniſchen Prinzips" in Frankreich gebrochen worden, dagegen „das antike römiſche Element und die Eigenthümlichkeit des galliſchen Charakters zu übermäßiger Geltung gekommen." Dieſemnach ſeien alſo „nicht ſowohl falſche und antiſociale Doktrinen, als vielmehr der materielle Stoß (!) der ſeit Jahrhunderten (durch die Könige) politiſch verwirrten Volksmaſſen die Urſache der Revolution geweſen;" — „was aber dergeſtalt in Frankreich ſchon in früheſter Zeit geſchehen, ſtelle ſich ſeit dem verfloſſenen Jahrhunderte beinahe in allen Staaten Europas dar." — Es bedarf zwar nur ſehr weniger Überlegung, um einzuſehen, daß alle ſolche Erklärungsweiſen und ganz beſonders die letztern, indem ſie das Schickſal eines ganzen Volkes von der Schlechtigkeit einzelner Menſchen abhängig machen wollen, eben ſo ſchnöde dem allgemeinen und uralten Glauben an das Walten der Providenz, als dem, in neuerer Zeit ſich mit Macht ausbreitenden Glauben an eine ſtätige Entwicklung und fortſchreitende Entfaltung der Nationalitäten widerſprechen, und daß jedenfalls eine Staatseinrichtung des Fortbeſtehens nicht werth ſei, wenn ſie durch die Willkühr Einzelner von Grund aus umgeſtürzt werden könnte. Aber gerade dieſe Überlegung kann bei der Maſſe nicht vorausgeſetzt werden, da wir ſie ja ſelbſt bei ſolchen nicht vorfinden, bei denen ſie ihrer ſozialen Stellung nach weit füglicher vorauszuſetzen wäre! —

Wir können dieſemnach auf keine Weiſe billigen, daß dem großen Leſepublikum die Geſchichtswerke von Mignet und Thiers ohne alle erklärende und ergänzende Einleitung, — eine hieroglyphiſche Inſchrift ohne Schlüſſel, — dargeboten werden. Wollten wir aber auch hiervon abſehen, ſo müßten wir doch jedenfalls rügen, daß die Hrn. Überſetzer ſich nicht einmal die Mühe genommen, durch beigefügte Anmerkungen ſo manches einzelne zu erläutern, was der Mehrzahl der nicht franzöſiſchen Leſer unverſtändlich ſein muß, und manche Angaben zu berichtigen, von deren Irrigkeit ſie ſich gar leicht überzeugen konnten. So, um nur auf's Gradewohl ein paar Beiſpiele anzuführen, findet ſich bei Mignet (S. 53) und Thiers (S. 51) die Antwort, welche Mirabeau am 23. Juni 89 dem Oberceremonienmeiſter Dreux-Brézé gegeben, noch in der Faſſung, deren Unrichtigkeit von de Brézé's Sohn in der Pairskammer (am 9. März 1833) conſtatirt worden. Ebenſo läßt Mignet noch den Beichtvater Ludwig's XVI. zu demſelben bei Beſteigung des Blutgerüſtes ſagen: „Sohn des heiligen Ludwig's, ſteige empor zum Himmel;" was doch nach dem, von Chateaubriand (aus dem Thermomètre du jour v. 21. Febr. 1793) in ſeinem Oeuvr. compl. mitgetheilten Berichte des Scharfrichters Samſon der Wahrheit nicht gemäß iſt. Thiers läßt, dem Moniteur (v. $^{19}/_{20}$ Juni 89) und auch Mignet zuwider, den Vorſchlag, die Verſammlung der Abgeordneten des 3. Standes assemblée nationale zu benennen, ſtatt von Sieyes von Légrand ausgehen. Wollte man aber dieſe beiden Werke mit der gewiſſenhaft gearbeiteten Revolutionsgeſchichte von Schütz und der reichhaltigen Arbeit von Montgaillard confrontiren, und die bereits erſchienenen 29 Bände der Histoire parlementaire de la rev. franç. von Buchez und Roux dabei zu Rath ziehen, ſo möchten die vorzunehmenden Berichtigungen wohl noch manche Nachlieferung zu den vorliegenden Werken erheiſchen! —

Was die Überſetzung betrifft, ſo hat die des Werkes von Mignet nur den Schein der Treue; bei genauer Vergleichung haben wir ſowohl zahlreiche Ungenauigkeiten der Übertragung als nicht wenige undeutſche Ausdrücke und geſchraubte Wortſtellungen wahrgenommen; wie z. B. gleich auf der erſten Seite: „Les formes de la société du moyen âge existaient encore" überſetzt wird mit: „noch beſtanden die Formen des geſellſchaftlichen Lebens im

Mittelalter," und „gênes des substitutions" mit „Zwang der nachgeſetzten Erbfolge" u. ſ. w. — Papier und Druck aber ſind preiswürdig und beſonders den übrigen Buchhändlern zur Berückſichtigung zu empfehlen. —

Die Übertragung der Geſchichte von Thiers beurkundet allerdings eine genauere Bekanntſchaft mit der franzöſiſchen Sprache und eine größere Gewandtheit im Gebrauch der deutſchen; doch können wir ſie noch keineswegs eine durchaus gelungene nennen. Papier und Druck ſtehen zwar gegen die des zuvor genannten Werkes ein wenig zurück, ſind jedoch auch als ein erfreulicher Beweis bedeutenden Fortſchreitens auf dem typographiſchen Gebiete zu rühmen. —

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

.*. **Die diesjährige Kunſtausſtellung zu Halle** hat dort eine faſt begeiſterte Theilnahme erregt, und ſelbſt von Leipzig zahlreiche Kunſtfreunde herbeigezogen. Berlin, Düſſeldorf, Dresden und München hatten reichlich beigeſteuert; der Katalog zählte gegen 600 Nummern. Dem Berichte eines Halliſchen Kunſtfreundes zu Folge waren unter denſelben als die Ausgezeichneteren anzuſehen — vor Allen — Bendemanns Jeremias, der Raub des Hylas von Sohn, und der Fiſcherknabe von Hübner; bei welcher Gelegenheit der Referent bemerkt: „Wir überzeugten uns hier auf's neue, daß die Düſſeldorfer Schule das Geheimniß beſitzt, die mechaniſchen Schwierigkeiten der Kunſt ſehr bald überwinden zu lernen und aus Lehrlingen Meiſter zu machen, und daß den großen Talenten, die ſich ihr angeſchloſſen haben, nur noch der Ruf des Genius zu würdigen, großartigen Unternehmungen zu wünſchen iſt." — Unter den hiſtoriſchen Bildern wurden noch mit Freuden geſehen Ittenbach's erſte Jünger Chriſti, Jephtha's Tochter von Ehrhardt, eine heil. Familie von Hübner, der Tod des Darius von Herdt in Berlin, Fauſt's Gretchen bei Frau Martha von Otto in Dresden, und der Edelknabe von Wittich.

Treffliche Landſchaften waren eingeſendet von Schirmer, Poſe, Becker, Achenbach, Böcking, und eine Winterlandſchaft von Koekoek in Cleve, — „ein nicht genug zu bewunderndes Meiſterwerk." Zuletzt kam noch eine herrliche Anſicht von Catania in Sizilien von Ahlborn. Unter den Architekturen war der Halberſtädter Dom von Haſenpflug mit großer Meiſterſchaft und Sauberkeit gearbeitet. Zu den Perlen der Ausſtellung zählt der Referent den im Amadis ſtudirenden Don Quixote von Schrödter in Düſſeldorf, den ſchneebedeckten Kloſterkirchhof von Leſſing (beide Eigenthum des Herrn Stadtrath Reimer in Berlin), und Hildebrand's Chorknaben bei der Veſper. —

Unter den zahlreichen Genrebildern der Düſſeldorfer Schule erregten die Arbeiten von Piſtorius, Heine, Haſenclever und Greven, unter den Münchnern die Leiſtungen von Kaltenmoſer, Petzl und Simonſon — das meiſte Intereſſe. Schöneres Vieh aber, als von Haberſchaden, ſoll ſelbſt von den alten Niederländern nicht gemalt worden ſein. — Auch an Marinen, Jagdſzenen, Stilleben, Frucht- und Blumenſtücken waren Werke zur Ausſtellung gekommen, die in jeder Hinſicht vortrefflich genannt werden dürfen; namentlich ſoll „ein Blumenſtück von Nachtmann in München, in Hinſicht auf Wahrheit, ſchöne Zuſammenſtellung, Schmelz der Farben und Delikateſſe des Pinſels zu den größten Meiſterwerken der Blumenmalerei zu rechnen ſein." —

.*. **Kunſtausſtellungen zu Wien, Königsberg, Schleswig und Hamburg.** — Als Gemälde, welche auf Kunſtausſtellungen dieſes Jahres ſich vorzüglich ausgezeichnet haben, führt Schorn's Kunſtblatt folgende an: 1) von der Ausſtellung zu Wien (April): die Thierſtücke von Gauermann und Dannhauſers hiſtoriſche Gemälde; — 2) von der 6. Ausſtellung zu Königsberg (Mitte Februar bis Mitte April) — Sohn's Hylas und deſſen Diana, Klöber's Bachus, Steinbrück's Madonna und die betende Frau von Maes; — 3) von Schleswig — das Möwenſchießen von F. Weſtphal; — 4) von der ſeit Mitte Mai eröffneten Ausſtellung zu Hamburg: der Bärentanz von Kaufmann und mehrere Landſchaften von Faber. —

.*. **Erfindungen von Zerſtörungswerkzeugen.** — Das Erfinden muß eine Art von Schöpferluſt gewähren und ſeinen eigenen Geſetzen folgen, die noch unbekannt ſind, wie die der Geſundheit-überſtrömenden Mineralquellen und der Verderben-ſchleudernden Vulkane. Während man in Europa dem ewigen Frieden entgegenſieht, — erfindet ein Franzoſe, Namens Charon: 1) eine Lanzenſchlagröhre (für die Artilleriſten), die angezündet werden kann, wenn man mit dem Fuße an die Kapſel ſtößt; — 2) Feuerpfeile (für die Schiffe), die, wenn ihre Spitze auf einen widerſtandleiſtenden Körper trifft, ſich an mehreren Stellen entzünden und ganz verbrennen; 3) eine Bombe, die ohne Brandröhre losgeht, ſtets auf die Oeffnung fällt, und erſt durch die hierdurch verurſachte Erſchütterung zerſpringt. —

Ein anderer Franzoſe, Herr Desoignes in Paris, hat ganz kürzlich eine Stockflinte (fusil-canne) erfunden, — deren ſofort ſich Alibeau bei ſeinem ſchändlichen Meuchelverſuch bedient hat. —

.*. **Amerikaniſches Oel.** — Vor ungefähr 10 Jahren, ſo berichtet die „Abeille de la Nouvelle Orléans," wurde bei Burkesville (Kentucky) ein arteſiſcher Brunnen gegraben, um geſalzenes Waſſer zu erhalten. Als man durch Felſen hindurch bis zu einer Tiefe von mehr als 200 Fuß gekommen war, ſprang mit einemmal ein Strahl reinen Bergöl's empor, der ſich 12 Fuß über die Bodenfläche erhob. Zwar verminderte ſich die Stärke des Strahles nach einigen Minuten, der zuerſt wohl 75 Gallonen in einer Minute liefern mochte; doch währte die Ausſtrömung mehrere Tage ununterbrochen fort, und bedeckte den nahen Fluß, in den es ſich ergoß; als aber unwiſſende Wißbegierige eine brennende Fackel hinzubrachten, ſtand plötzlich der ganze Fluß in Flammen. Man füllte nun einige Fäſſer mit dieſem Oele; theils aber verflüchtigte es ſich ſehr ſchnell, theils wurden die Fäſſer durch das Gas, deſſen das Oel eine große Menge enthält, geſprengt. Nur eine kurze Zeit noch kam mit dem gepumpten Salzwaſſer auch einiges Oel herauf; dann aber waren alle Verſuche, deſſen zu gewinnen, vergeblich. Nur ſelten, in den letzten 6 Jahren nur zweimal ſtieg von ſelbſt wieder ein Oelſtrahl empor. Die letzte Ausſtrömung begann am 4. Juli v. J. und währte ungefähr 6 Wochen, während welcher man ungefähr 20 Fäſſer mit jener Flüſſigkeit füllte. Zur Zeit dieſes Aufquellens hört man ein dumpfes Getöſe, ähnlich dem fernen Rollen des Donners. Man will dieſes Bitumen, dem man den Namen amerikaniſches Oel gegeben, ſchon für manche Körperleiden heilſam erprobt haben, und in den Staaten von Kentucky und Ohio hält man ſehr viel darauf. —

.*. **Foſſile Fußtapfen von Rieſenvögeln.** — Unlängſt hat Profeſſor Hitchkock in mehreren Brüchen rothen Sandſteines des Connecticut-Thales Fußſpuren von wenigſtens 7 erloſchenen Vögelarten aufgefunden, die wahrſcheinlich zur Familie der Sumpfvögel gehörten. Einer dieſer Vögel muß zweimal ſo groß geweſen ſein, als ein Strauß; denn ſein Fuß maß 15 Zoll Länge, außer einer 2 Zoll langen Klaue. Die Entfernung der Fußtapfen von einander betrug gewöhnlich 4, manchmal 6 Fuß. Auch findet man Spuren eines anderen Rieſenvogels mit 3 Zehen. Dieſer muß aber außer den 15—16 Zoll langen Zehen hinten an der Ferſe ein Anhängſel von 8—9 Zoll Länge gehabt haben. Die Länge ſeiner Schritte betrug ungefähr 6 F. —

.*. **Code moral.** — Die franzöſiſche Akademie hat am 19. v. M. dem Dr. Montfalcon v. Lyon für ſeinen Code moral des ouvriers einen Preis von 1,500 Franken zuerkannt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 164. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 13. Juli.

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Yuina's unbewegtes Auge verrieth den Sturm nicht, der ſeine Seele erſchütterte, als ſeine Reiſegenoſſen jauchzend das ſchon aufgegebene Vaterland begrüßten. Das drückende Verhältniß, welches zwiſchen ihm und ſeinem rauhen, unter Blutſcenen ergreiſten Vater ſich anzuknüpfen drohte; die bürgerliche Stellung, welcher er ſich nicht verſagen durfte; das Gewirr von Ränken, in welches die Freundlichkeit jenes Nunez ihn zu verwickeln weiſſagte; die Sorge um ſein Schiff; die Sehnſucht nach den Schätzen, welche unter dem Schloſſe Sansſouci ſchlummerten, all dieſe Friedenſtörer vereinigten ſich zu unaufhörlichen Angriffen auf ſeine Ruhe, und der tauſendſtimmige Donner des Willkommrufs, welcher die verunglückten Seefahrer an dem heimathlichen Strande empfing und bald auch ſeinen Namen von Mund zu Mund trug, dünkte ihm dem Getobe einer Horde Wilder ähnlich, indem ſie ſich um das Vorrecht zanken, die erſte Hand an den Leichnam eines gefangenen Feindes zu legen.

Pearown zog ſeinen Freund mit ſich fort in das Haus ſeiner Tochter, welche Yuina erblickend, die Begrüßung ihres Vaters zu erwiedern vergaß, und den, auf einer Tragbahre in das Haus gebrachten Gatten überſah. Dieſer Empfang drückte Yuina ſchwer; unter dem Vorwande der Sehnſucht ſeinen Vater wiederzuſehn, gedachte er ohne Verzug ſich losreißen zu dürfen von einem Verhältniſſe, deſſen Entwickelung zu den Sorgen, die ſein Leben verfinſterten, noch neue, ſeine Zukunft noch hoffnungsloſer verdüſternde hinzuzufügen drohte; aber Pearown entließ ihn nicht; er behauptete, der Präſident, welchem die mitgebrachten Depeſchen bereits zugeſandt worden waren, werde es mißfällig erkennen, wenn er bei der Audienz fehle, welche ihnen Allen wahrſcheinlich nah' bevorſtehe; und Yuina ſah ein, daß es ſeinem Vortheile angemeſſen ſei, Chriſtoph's Wohlwollen für ſich zu gewinnen. Er blieb, und benachrichtigte ſeinen Vater durch einen Boten von ſeiner Nähe.

Wirklich hatte Pearown in ſeiner Vorausſetzung, daß der Präſident Yuina unverzüglich zu ſehen verlangen werde, nicht geirrt; beide Freunde wurden in den Regierungspallaſt berufen. Chriſtoph empfing ſie mit einer Freudigkeit, welche unerkünſtelt ſchien, und hörte ſehr theilnehmend Yuina's Erzählung ſeiner Abentheuer an, welche dieſer, ohne weſentlich von ſeiner Nunez gemachten Mittheilung abzuweichen, vortrug.

Jetzt brachte der Präſident ſelbſt das Geſpräch auf Yuina's Eigenthumsrecht an ſein erbeutetes Schiff, und erkannte ihm daſſelbe ohne das mindeſte Bedenken zu. — „Das Schiff," ſprach er, „gehört Ihnen und ich werde ſogleich den Befehl ertheilen, es zu Ihrer Verfügung zu ſtellen; doch möcht' ich Ihnen rathen die Waaren nicht hier, ſondern in Jamaika verkaufen zu laſſen; dieſe ſtehn dort höher im Werth, und gern will ich die Hand dazu bieten, Ihnen bei dieſem Geſchäfte, durch den Beiſtand ſachkundiger Perſonen, behülflich zu ſein."

Yuina äußerte ſeinen Wunſch, dies Geſchäft ſelbſt zu leiten, aber Chriſtoph erwiederte: „Das iſt nicht möglich; ich kann, ſeit ich Sie gefunden habe, Sie nicht wieder entbehren. Sie nehmen ihre Stelle im Staatsrath wieder ein, und überheben mich der Sorge, zwei wichtige Geſchäftszweige in matten Händen zu wiſſen. Sie übernehmen die Leitung des öffentlichen Unterrichts und das Amt eines Oberrichters von Hayti. Ich wähle *dieſe* Stelle für Sie, weil ich weiß, daß Ihre Gemüthsart ſie zwingt, Menſchenblut zu ſchonen. Folgen Sie mir; ich will ohne Aufſchub Ihnen Ihre Ämter übergeben.“

Dieſes Geſchäft, und die Unterbrechung deſſelben durch die faſt endlos langen Tafelfreuden, welche Chriſtoph liebte, hielten Yuina bis ſpät in die Nacht hinein in dem Pallaſte auf, und jetzt verhinderte Pearown ihn von Neuem, dem Boten nachzueilen, welcher ſeinen Vater auf ſeine Ankunft vorbereitet hatte. Der ehrenvolle Empfang, welcher Yuina zu Theil geworden war, die Würden, mit welchen der Präſident ihn bekleidet, hatten den Schmerz über die Vereitelung der Wünſche des Greiſes ſo lebhaft erneuert, daß er nicht aufhörte, die Voreiligkeit anzuklagen, mit welcher er über die Hand ſeiner Tochter verfügt hatte, und ſchon verkündete die Dämmerung den nahen Morgen, als er endlich begriff, daß ſein Gaſt der Ruhe bedürfe. Yuina verſchmähte dieſe aber, und trat ſeine Reiſe nach Belvedere, dem Landſitze ſeines Vaters an; die Eile ſeines Ritts überholte den läſtigen Boten.

Wie aus einem Todesſchlafe zu einem neuen Leben, erwachte der alte Muchru, als er ſeinen Sohn wieder in ſeinen Armen hielt und ſein erſtes Wort war, zu Yuina's nicht geringem Erſchrecken: „Gott ſei gelobt! Nun hat Hayti ein Haupt fur ſeine Krone!“ Dann ging er zu Fragen, Yuina's plötzliches Verſchwinden betreffend, uber, und dieſer erzählte ihm ebenfalls, daß er, betäubt durch Deſſalines Andringen auf ihn, durch den an ihn abgeſandten Boten des damaligen Generalkapitäns der ſpaniſchen Antillen, fortgeriſſen nach Portorico geſchleppt worden ſei, und, weil er ſeinen Vater todt geglaubt, ſich nach Europa begeben habe. Die Geſchichte ſeiner Rückkehr nach Hayti erzählte er, ſo wie den hier ihm gewordenen Empfang, getreu.

Der alte Neger rang die Hände, und verwünſchte die Laune des Verhängniſſes, welches gerade in dem Augenblick, als die kräftigſte Beſonnenheit vonnöthen war, ihn unter Deſſalines Fauſt niedergeworfen hatte. „Hätt' ich damals aufrecht zu ſtehen vermocht, ſo ſollt' es ſelbſt der Macht der Hölle nicht gelungen ſein, dich mir und dem Throne zu entreißen, der bereitet war für dich! — Jetzt, — mag er auch gleich umgeſtoßen ſein, — wird ein Anderer ſeine Trümmer zuſammenleſen, zuſammenſtückeln, und ſich niederſetzen auf denſelben, wenn wir nicht geſchäftiger ſind als er! Aber wer ſoll uns beiſtehn in unſerm Unternehmen? — Von all meinen Freunden hab' ich mich geſchieden; die Whidas haben ſich vermiſcht mit ihren Urfeinden, und ich — ich ſtehe allein da wie eine Ruine, die Jeder flieht, um den Geſpenſtern nicht zu begegnen, welche umgehn in ihren Räumen. — O, mein Sohn! warum haſt du mich und dich fallen laſſen? — Warum ſtießeſt du Deſſalines nicht nieder, eh' er mich zu Boden ſtreckte? — Doch ſage mir: wie, und durch weſſen Hand fiel denn Deſſalines? — Der Bube, der ſich rühmt, den tödtlichen Streich vollfuhrt zu haben, war ja gar nicht gegenwärtig bei unſerm Kampfe?“

Yuina erwiederte, daß, als er entfernt worden, Deſſalines noch gelebt habe, und frug, ob die Wittwe des Gefallenen oder der Leibarzt, welche beide Zeugen des Kampfes geweſen waren, nichts über den Verlauf deſſelben anzugeben gewußt hätten? Aber Marguerite war, wie Muchru ſpäter erfahren, durch eine Ohnmacht ihrer Sinne beraubt worden, und der Leibarzt hatte für Nunez gezeugt. Yuina begriff, daß der feige Weiße den Drohungen oder den Verheißungen des Mulatten nachgegeben habe, und würde dieſem den empfangenen Lohn für ſeine angemaßte That nicht mißgönnt haben, wenn nicht gerade Sansſouci der Preis geweſen wäre, mit welchem der Tyrannenmord bezahlt worden war. (Fortſ. folgt.)

Die deutſche Muſik in Frankreich.

Von R. O. Spazier.

Nur eine Claſſe der deutſchen Anſiedler von Paris beginnt in die franzöſiſche Geſellſchaft und deren Salons nach und nach einzudringen. Sie folgt dahin der ihr bereits vorausgegangenen deutſchen Kunſt, die täglich mehr ſich ausbreitet und Kopf und Herzen der Pariſer für ſich erobert. Es iſt dies die deutſche Muſik. Eine nicht unbedeutende Anzahl junger deutſcher Muſiker hält ſich ſeit den Darſtellungen der deutſchen Oper hier auf; denn dieſe Vorſtellungen und die dabei wirkſam geweſenen bedeutenden deutſchen Künſtler haben uns in dieſer Beziehung außerordentlich viel in unſern Verhältniſſen zu Frankreich vorwärts gebracht. Die Erfolge, deren ſich dieſe Oper erfreute, und ihre immer ſtärker nachwirkenden Folgen tragen täglich dazu bei, den Franzoſen eine Menge von Vorurtheilen über uns, und uns deren eine Menge über die Franzoſen zu benehmen. Die letzten glaubten, wir hätten keine Kunſtbildung überhaupt, und wir meinten, ſie hätten weder Anlage noch Geſchmack fur wahrhafte, gediegne und ernſte Muſik. Jetzt halten ſie uns für geborne Muſiker; es iſt ernſthafter Streit ſogar ſchon vorhanden, ob wir oder die Italiäner in Anlage und Leiſtung den Vorzug verdienen, und ſelbſt die Journale ſind ſchon gezwungen, dieſer immer gebieteriſch werdenden Meinung Echo und Stimme zu geben. Wer erinnert ſich nicht jenes kürzlich, bei Gelegenheit der erſten Wintervorſtellungen der Italiäner, vom National gegebnen Feuilletons, in dem dieſer eingefleiſchteſte Feind alles Deutſchen in Frankreich, der unſrer Muſik ſelbſt nicht vergeben will, daß wir im Jahre 1815 nach Waterloo marſchirten, mit Ingrimm von einer zahlreichen Teutonenpartei im Pariſer muſikaliſchen Publikum ſpricht? Und wenn er ſich dagegen erhebt, wagt er keinen andern Grund dafür anzugeben, als daß wir niemand weiter, als Mozart, Beethoven und Weber hatten, und daher durchaus kein hinreichendes Repertoire für eine Winterſaiſon aufſtellen könnten. Der gute Mann vergißt dabei, daß die Franzoſen ſogar von unſrer Auffaſſung ihrer eignen Muſik ergriffen ſind; daß ſie uns zugeſtehen, durch unſern Vortrag ſelbſt ihren eignen Arien erſt die rechte dramatiſche Bedeutung zu geben, und mehrmals habe ich behaupten hören, daß die Vorſtellung der weißen Dame durch die deutſche Truppe, durch Haitzinger (beſonders in der Arie: „Quel plaisir d'être soldat“) und durch unſre Chöre dieſer Oper erſt ihr eigentliches Recht habe angedeihen laſſen, daß man ſie darum nie wieder von der Truppe der opera comique hören wolle!

Die reißenden Fortſchritte, welche die Empfänglichkeit und das Verſtändniß deutſcher Muſik in Frankreich gemacht hat, ſeit man dieſelbe den Leuten, vorzüglich ſeit Weber's „Robin du bois," in einer würdigen Weiſe vorführte, beweiſen außerordentlich für die urſprünglichen muſikaliſchen Anlagen, die den Franzoſen ganz abzuſprechen bei uns ſo lange Mode war. Das Volk ſingt eben ſo häufig als das unſre; „une chanson!" iſt eben ſo bei jeder Freude nothwendig, als bei uns ein Lied; — man ſehe nur, wie das Volk in Paris, ſo wie eine neue Romanze auftaucht und aus den Salons in die Straßen zieht, ſechs Wochen lang täglich um die verſchiednen Leierkaſtenmänner, die ſie ihm vortragen, ſich reiht, und ſich nicht ſatt an ihr hören kann. Ja, eine neue Romanze bildet in der Stadt gewiſſermaßen eine neue Epoche. Freilich hört man ſie nie anders als unisono ſingen, und alle Verſuche, einander in der Terz und Quinte zu begleiten, mißglücken. Freilich ſieht man oft die gebildetſten Leute in den Salons nach einem verſtimmten Fortepiano ohne geringſte Störung ihrer Luſt tanzen. Es mangelt ihnen zur Zeit noch an Ohr und Verſtändniß der Harmonie. Aber, tritt man ihnen näher, ſo überzeugt man ſich bald, daß dieſe Erſcheinungen durchaus nicht Mangel an Anlagen, ſondern Mangel an allem ordentlichen muſikaliſchen Unterricht zum Grunde haben. Ich habe überall, wo ich in die franzöſiſche Geſellſchaft bringen konnte, dieſe Erfahrung gemacht, und einen Theil der wohlwollenden Aufnahme, der ich mich dort erfreute, meiner Muſik zu danken gehabt. Ich habe einen Eifer, eine Liebe, eine Empfänglichkeit dafür gefunden, wie ſie nicht größer in Deutſchland ſein konnte, und beſonders meine Achtung für das, was der Franzoſe vorzugsweiſe „être musicien" nennt, und worunter er nicht das Talent der Ausübung, ſondern die theoretiſche Kenntniß, beſonders der Harmonien, Accordenfolge, Auffaſſen einer Partitur, verſteht. Wo er einem ſolchen musicien begegnet, huldigt er ihm völlig, während ihm ein ſogenannter Virtuos, deren es ſo unzählige hier gibt, ziemlich gleichgültig iſt. Er weiß beide ſo fein und genau zu unterſcheiden, daß bei den erſten drei bis vier Accorden mit Ausweichungen, die man auf dem Piano macht, er an den Spieler heran tritt, und mit großer Theilnahme zu ihm ſagt: „J'entends bien, Monsieur, vous êtes musicien." — Oder er ruft auch wohl aus mit einem Seufzer: „Mon dieu, que vous êtes heureux d'être musicien ou de *savoir* la musique! — Ich ſtütze mich hierbei auch nicht allein auf meine Erfahrungen, ſondern z. B. auf die des ſehr gebildeten und talentvollen muſikaliſchen Theoretikers, Herrn Mainzer, deſſen neue Geſangsmethode in mehren Ländern Deutſchlands in den Schulen eingeführt wurde, und dem es von allen deutſchen Muſikern wohl am meiſten gelungen iſt, gewiſſermaßen in muſikaliſche Vertraulichkeit und Herzensergießungen mit der franzöſchen Geſellſchaft zu gerathen. Auch er machte die Erfahrung, daß er mit franzöſiſchen Frauen und Männern ſehr bald deutſche Charakterſtücke mit einer erſtaunenswerthen Präziſion und mit großem Enthuſiasmus aufführen konnte, mit einem Wort, daß die gänzliche Vernachläſſigung des muſikaliſchen Unterrichts der einzige Grund von der Monotonie, der Kahlheit und Sterilität der franzöſiſchen Vocal- wie Inſtrumentalmuſik, und beſonders von dem Mangel an Harmoniekenntniß und Gefühl in derſelben geweſen ſei. (Fortſ. f.)

Hiſtoriſche Literatur.

(Fortſetzung.)

4. Maximilian Robespierre, Diktator von Frankreich. Vollſtändige Geſchichte ſeines Lebens mit Sammlung ſeiner Reden. Nach den beſten Quellen für Leſer aller Stände von Dr. Heinrich Elsner. Mit 6 Stahlſtichen. Stuttgart, J. Scheible's Buchhandlung. 1835. 1. und 2. Lief.

Öffnet man das erſte Heft dieſer Lebensgeſchichte, und ſieht zwei Stahlſtiche, ſo erwartet man, der erſte ſei dem Bildniß Robespierre's gewidmet; ſtatt ſeiner begrüßt uns Herr Heinrich Elsner. Gegenüber auf dem Titelblatt ſtarrt uns im Vordergrund — eine Guillotine entgegen, neben welcher ein offener Sarg; — hinter ihr Kerkermauern, auf denen rechts ein Sansculotte und —?— phil. Egalité, mit einander die dreifarbige Fahne haltend, links Robespierre, den rechten Fuß auf die Lilienkrone ſtützend, in der linken Hand den Freiheitsbaum, in der rechten einen Lorbeerkranz haltend; über dieſen Perſonnagen — in der Luft — eine „der Vernunft" gewidmete Minerva oder Freiheitsſtatue, welcher ein, Herrn Elsner ſehr ähnlicher — Doktor einen Kranz aufſetzt.

Hiermit ſollen wohl Inhalt, Bedeutung und Endzweck dieſer Lebensgeſchichte angedeutet ſein, über welche ſich dann Hr. E. ausführlich in der Vorrede ausſpricht.

„Unſer Zeitalter," heißt es, „leidet an keinem Widerſpruch mehr, als dem Gegenſatz zwiſchen Prinzip und Handlung . . . die conventionelle Bildung und Aufklärung hat dem Jahrhundert das ſchleichende Gift des Indifferentismus mitgetheilt, — welcher Alles, was eine Höhe hat und das Gepräge der Entſchiedenheit an ſich trägt, mit geſchäftiger Verläumdung beſudelt! . . Wenn nun in ſolchen Zeitläuften ein Mann auftritt, der innig durchdrungen von der Wahrheit eines politiſchen Syſtems, — weder ſich ſelbſt noch Andern eine Abweichung zur Rechten oder Linken geſtattet; wenn dieſer Mann durch die Stürme einer vom Übermaß der Laſter erzeugten Revolution an die Spitze einer gährenden, exaltirten Nation emporgetrieben, jetzt die Macht in ſeiner Hand fühlt, mittelſt des, zu äußerſten Maasregeln geneigten Volkes ſeine Grundſätze zu verwirklichen;.... wenn die Mehrzahl des augenblicklich begeiſterten Volkes ſeinen Ideen Beifall zujauchzt; wenn jedoch nach einander die Parteien des Vaterlandsverraths. — der kränkelnden Humanität u. ſ. w. gegen ihn mit blutigen Waffen auftreten, — wenn er dagegen, auf Augenblicke mit der Allmacht welthiſtoriſcher Nemeſis ausgerüſtet, die Blitze der Vernichtung über den Häuptern von Schuldigen und Verirrten ſchwingt; wenn er nicht aus Selbſtſucht, nicht aus Grauſamkeit, ſondern aus Überzeugung von der Nothwendigkeit, Vertilger wird; wenn er als Opfer der Lauterkeit ſeiner Grundſätze fällt — dann freut ſich der gemeine Haufen matter Humanitätskrämer, einen Sündenbock gefunden zu haben, auf den er allen Geifer und Galle ausgießen kann." .. „Der Mann," heißt es dann, „welcher ſo lange dieſen combinirten Schmähungen vieler Parteien in der öffentlichen Meinung unterlag, und den die angeknechtete Bewußtloſigkeit ſeiner Schützlinge, der untern Volksklaſſen, nicht zu retten wußte, iſt — Maxim. Robespierre." — Hr. C. will nun „zu den Quellen hinabſteigen," um dieſen Mann zu vertheidigen, zu retten, obgleich, wie es S. 5 heißt, „R. immer entſchloſſene Vertheidiger unter ſeinen Landsleuten gehabt, — und die Demokraten des jetzigen Frankreichs — in ihm das Vorbild republikaniſcher Tugend und Grundſätze erkennen." Aber „ſeinen unbekehrbarſten Gegner," meint Hr. C., „finde R. in der Gemüthlichkeit der Deutſchen. Hier, — (in Deutſchland) — verſichert uns der Hr. Dr., — ſympathiſiren die zahlreichen Höfe mit den Opfern des 10. Aug., Edelleute mit den emigrirten Ariſtokraten, ein wohlhabender und ängſtlicher Mittelſtand mit den Anhängern Necker's und Lafayette's, die Ariſtokratie der Gebildeten mit den Girondiſten u. ſ. w." Robespierren bleibe Niemand übrig; „denn das Volk — wenn es urtheilt, urtheile nach den Worten ſeiner Lehrer . ." ohnehin ſei R's „unbewegliche Tugend" Nichts, was „Popularität erzeuge." Dennoch verſichert Hr. C., ſeien die „Manen des Opferprieſters der Freiheit — nicht gänzlich verkannt geblieben bei der (deutſchen) Nation, welche ebenfalls unter ruhiger Decke den Vulkan der Begeiſterung berge;" — denn — ſchon in Poſſelt's Annalen (1804. St. IX.) habe er, — Hr. C., „unerwartet einen Glaubensgenoſſen gefunden." — „Wem aber," fügt er hinzu, — „die Republik — als die Vollendung der bürgerlichen Geſellſchaft erſcheine, der wird der Rechtfertigung," (die ſchon jener Glaubensgenoſſe verſucht) — „noch ein Lob beifügen können." Deſſenungeachtet, und obgleich er bis hierhin von unſerem Zeitalter geſprochen, — ſchließt Hr. C. doch mit der Verwahrung: „daß er bei der Lebensbeſchreibung R's keinen politiſchen Zweck habe. Nie ſei ihm eingefallen, den Mann des Schreckens, ſo nützlich und nothwendig er ſeinem Zeitalter ſein mochte, als ein nachzuahmendes Muſter hinzuſtellen; nur der hiſtoriſchen Gerechtigkeit zu dienen, ein dunkles Blatt der Weltgeſchichte aufzuhellen, ſei ſeine Abſicht." — Referent aber muß bekennen, daß, wenn wirklich, wie Hr. C. meint, in Deutſchland die Höfe, der Adel, die Gebildeten und der Mittelſtand mit Parteien in Frankreich aus der Zeit der Revolution ſympathiſirten, die für verwerflich, wenn die Republik für die Vollendung der bürgerlichen Geſellſchaft, und Robespierre für ein „Vorbild republikaniſcher Tugend," das Volk aber für irre geleitet gehalten werden mußte. — Referent geſteht, daß er dann ſich ſelbſt verachten müßte, wenn er bei ſolchen Vorausſetzungen nicht auch die Abſicht hegte, durch Rechtfertigung eines ſolchen Tugendhelden das Volk „für die Ideen deſſelben zu begeiſtern" und damit einem zweiten R. den Weg zu bahnen, der, „um zu erreichen, was er wollte, Feuer in das Gebäude des unnationalen und volksfeindlichen Egoismus werfen, die Wucherpflanze mit der Wurzel ausrotten mußte." (Vorr. S. 6.) Da indeß die Abſichten einem Gebiete angehören, in welches die Kritik nur dann eintreten darf, wenn der zu Beurtheilende durch völlig unzweideutige Äußerungen ſelbſt die Pforte erſchloſſen, — ſo haben wir nach Hrn. C's ausdrücklicher Verwahrung die vorliegende Schrift nur von ihrer theoretiſchen Seite zu beurtheilen, wobei uns aber dadurch eine größere Ausführlichkeit zur Pflicht wird, da eine Rechtfertigung R's unmittelbar auch eine Rechtfertigung des Furchtbarſten aller Grundſätze ſein würde, — des Grundſatzes nämlich, „daß zur Verwirklichung eines von einem Einzelnen oder Wenigen für heilbringend gehaltenen politiſchen Syſtems — ein Einzelner ſich für berufen halten könne, zur Vollſtreckung einer welthiſtoriſchen Nemeſis zu den äußerſten Maßregeln zu greifen, d. h. Alles, was als recht und heilig gilt, unter die Füße zu treten!"

(Fortſetzung folgt.)

Notizen.

*** Inedita von Abälard. — Unſtreitig war Abälard einer der erſten, welcher auf Ariſtoteles geſtützt, das Alp der hierarchiſch-dogmatiſchen Autorität, das Jahrhunderte hindurch auf Europa laſtete, abzuwälzen begann. Er war Begründer des Nominalismus und als Dialektiker weit und breit berühmt. Von den zahlreichen Werken aber, die er über Dialektik geſchrieben, war bis jetzt noch Keines gedruckt. Die Ausgabe ſeiner Schriften, die Franz d'Amboiſe 1616 beſorgt hat, enthielten nur theologiſche Arbeiten. Wir verdanken nun dem unermüdlichen Fleiße Couſin's die Auffindung und Bekanntmachung von drei Handſchriften, welche die angedeutete Lücke in der philoſophiſchen Literatur ausfüllen. Der Juli-Dynaſtie aber, welche die erſten Philoſophen und Hiſtoriker Frankreich's zu den höchſten Stellen berufen, verdanken wir, daß die Dialektik Abälard's, die ſonſt ſchwerlich einen Verleger gefunden haben würde, — von der königl. Buchdruckerey zu Tag gefördert worden iſt, als Beitrag zur Sammlung unedirter auf die franzöſiſche Geſchichte bezüglicher Dokumente, die auf Koſten der Regierung bekannt gemacht werden. Eine eben ſo gelehrte als geiſtreiche Einleitung von 200 Quartſeiten führt den großen Scholaſtiker würdig in die kritiſche Gegenwart ein. —

*** Auf der Univerſität zu München befinden ſich jetzt 49 ordentliche, 8 außerordentliche, 11 Ehren-Profeſſoren (honorarii), 9 Privatdozenten, Summa 77 Lehrer und 1522 Studenten (1456 In- und 66 Ausländer), von denen 374 der allgemeinen Wiſſenſchaften befliſſene (d. h. noch in ihren erſten Studienjahren begriffene), — dann 459 der Jurisprudenz, 277 der Medizin, 193 der Theologie, 118 des Forſt- und Bauweſens und 73 der Pharmazie befliſſene.

*** Erfindung der Strümpfe. — Die Evening Post bemerkt, daß vor 2 Jahrhunderten noch nicht Einer unter 1000 — gewebte Strümpfe getragen, und vor Einem Jahrhundert noch nicht Einer unter 500. Jetzt iſt kaum 1 unter 1000, der keine Strümpfe trägt, und doch konnte William Lea, der Erfinder des Strumpfrahmens, keinen Patron für ſeine Erfindung erhalten; er ſtarb vor Gram.

*** Pariſer Theater. — Der vorige Monat war für das Pariſer Theater der fruchtbarſte in dieſem Jahr; er brachte nicht weniger als 34 Novitäten. Dieſe, von 50 Verfaſſern herrührend, beſtanden in 1 Ballet, 1 Oper, 5 Dramen und 27 Vaudeville's.

*** Am 28. v. M. wurde zu Genf der Geburtstag J. J. Rouſſeau's gefeiert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 165. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 14. Juli.

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Muckru's Blick in die Vergangenheit entdeckte immer mehrere Gegenſtände, welche eine Erörterung herbeiführten. Yuina's einſtmaliges Vorgeben, durch eine geheime Heirath an Pearown's Tochter gebunden zu ſein, machte er ſeinem Sohne nicht zum Vorwurf, da dieſe Lüge ihn von einer Verbindung mit Deſſalines Concubine bewahrt hatte; aber nun hub der Alte an, von der Nothwendigkeit einer Heirath zu ſprechen, welche zur Unterſtützung ſeiner Abſichten beitragen könne, dann ging er zu Chriſtoph's geheimen Plänen über, und warnte Yuina, ſich nicht beſtechen zu laſſen durch dieſen Heuchler. „Er iſt," — fuhr er fort — „grauſam und herrſchſüchtig wie Deſſalines, tritt aber behutſamer auf als dieſer. Er hat dich mit Ehrenſtellen überhäuft, und mit Sorgen und Mühen beladen, aber auf Lohn rechne nicht. Er wird ſcheinbar dich ehren, aber nie dich beſolden; ja, ſelbſt die Summen, welche er aus dem Verkaufe deines Schiffes löſen dürfte, wird er dir vorenthalten; denn er bedarf unermeßlicher Geldmittel, um ſeinen Krieg gegen Pethion fortzuſetzen, und wird dein Eigenthum als ein Darlehn an ſich reißen, an deſſen Erſtattung er jedoch nie denken — doch, du ſollſt nicht bettelhaft auftreten in deinem neuen Verhältniſſe; du ſollſt die Augen von ganz Hayti auf dich ziehen, ſollſt dir Freunde erwerben, um durch deren Hülfe zu wirken, wenn die Zeit zu wirken gekommen ſein wird. Auch will ich nicht müßig ſein! Ich will für dich werben um wehrhafte Arme bei den Männern, und um Herzen für dich bei den Weibern! Ha, wäre Pearown's Tochter noch Gebieterin ihrer Hand; ihr Vater iſt reich und angeſehen; doch es gibt ja der Töchter reicher und angeſehener Väter mehr! — Vertraue mir nur, ich will dich ausrüſten zu unſerm großen Zwecke, und hervortreten will ich aus meiner Zurückgezogenheit, und nach und nach meine alte Stelle wieder einnehmen, um dich unterſtützen zu können zu dem erhabnen Unternehmen, zu welchem Geburt und Talent dich berufen."

Und wirklich ſtattete der alte hochgemuthete Partheiführer ſeinen Sohn mit einer Freigebigkeit aus, welche ihn ſelbſt faſt erſchöpfte, ohne zu ahnen, wie wenig dieſen das Ziel locke, welches ſeinen halb verblindeten Augen gleich einem mit neuer, jugendlicher Strahlkraft aufgegangenen Sterne entgegenblitzte.

Gedrückt durch die Schwere ſeines kindlichen Verhältniſſes, kehrte Yuina zurück zu ſeinem Freunde Pearown; aber hier wartete ſeiner eine andre, nicht minder beunruhigende Entdeckung. Sara war faſt noch ein Kind geweſen, als er ſie vor beinahe ſechs Jahren in Fairfield verließ, und ihre damals ſich entfaltende Neigung für ihn brach, jetzt, ſeit das Grab ihn dem Leben und ihr wiedergab, in offne verzehrende Flammen aus. Yuina eilte, um dem leidenſchaftlichen Weibe zu entweichen, die ihm angewieſene Amtswohnung zu beziehn, übergab ſein Kind der Pflege einer ihm dringend empfohlenen Wärterin, und umfaßte mit Eifer die Pflichten, welche ſeine neuen Wirkungskreiſe ihm auferlegten.

Zwei Tage lang hatten die lauteſten ſeiner Sorgenſtimmen ihm geſchwiegen, da donnerte die nächſte und ſchwerſte ihn wach aus ſeinem kurzen dumpfen Traume von Ruhe; der Kleine fing an zu kränkeln; Yuina ſaß durch die bängſten Befürchtungen gemartert an dem Lager des Kindes und warf verklagende Blicke gen Himmel; da ward leiſe die Thür geöffnet; ein weibliches Gewand rauſchte vor ihm auf und Sara ſtand da.

„Um Gottes willen, Sie hier?“ rief er. „Himmel! Ihr Gemahl! — Wenn man Sie bemerkt hätte!“

„Nicht ein menſchliches Auge hat mich bemerkt,“ erwiederte Sara halblaut. — „Drei Tage hat mein Vater Ihren Beſuch erſehnt, heute erfahren wir, Ihr Kind ſei erkrankt; ihm gebricht die Mutterpflege; ich komme es abzuholen.“

„Nimmermehr!“ rief Yuina beſtürzt, und breitete ſeine Arme um den Kleinen.

„Sie dürfen mir das Kind nicht vorenthalten,“ verſetzte Sara. „Der Kleine wird ſterben unter den Händen ſeiner rohen Wärterin, und Ihr Herz wird ſich verbluten unter dem Vorwurfe, ſelbſt Schuld an dem Tode Ihres Sohnes zu ſein.“

„Nehmen Sie,“ — ſchrie Yuina entgeiſtert — „nehmen Sie mein Kind hin — aber ich fordere es von Ihnen!“

„Es ſoll das Meinige ſein!“ rief Sara, das Kind ſo innig umſchließend, daß ſie Yuinas Umarmung deſſelben faſt theilte. „Beſuchen Sie den Kleinen täglich,“ fuhr ſie fort, indem ſie ihn in ſeine Decke wickelte und an ſich drückte. „Sie ſollen ihn unter meiner Pflege geneſen ſehn.“

Sie verſchwand mit dem Kinde.

Von nun an war Yuinas Aufenthalt zwiſchen dem Dienſtzimmer und Saras Gemache getheilt. Das Zahnchen des Kleinen, deſſen Durchbruch ihn wirklich in Gefahr geſetzt, hatte ſich zwar ſchon ſeit einigen Tagen glücklich durchgearbeitet; aber jedesmal, wenn Yuina es nothwendig fand, ſeiner Freundin die Laſt der Sorge für ſein Kind abzunehmen, vereinigten Vater und Tochter ſich, um ihn zu überzeugen, daß die Entbehrung mütterlicher Wartung die Geſundheit, vielleicht das Leben des Kleinen bedrohe.

So blieb denn das Kind die Feſſel, welche Yuina an Sara knüpfte, doch gab es für ihn noch einen zweiten Grund, ſeine Trennung von dem Kleinen zu verlängern; er hatte es vermieden, ſeinem Vater die geheime Geſchichte ſeiner zerriſſenen Verbindung mit Carlota zu eröffnen; Muchru wußte Nichts von dem Daſein eines Enkels, der, weil das Blut einer Weißen ſeine Wangen röthete, der Gegenſtand des Abſcheu's des alten Negers zu werden nicht vermeiden konnte; und Yuina zitterte, in eine mißhellige Stellung, dem Urheber ſeines Lebens gegenüber, zu gerathen, welcher ſeiner Verheißung treu, jetzt plötzlich aus ſeiner Zurückgezogenheit hervortrat, und durch Vaterſorge und durch Vaterſtolz ſich zu verjüngen ſchien.

Um den Plänen des ſtolzen hochfahrenden Greiſes auszuweichen, begrub Yuina ſich unter der Maſſe ſeiner Arbeiten, und ein großes, aus ſeinen Händen hervorgehendes Werk, das Geſetzbuch des haytiſchen Volks, machte ihn zum Gegenſtand des Stolzes aller Neger. Muchrus Vaterliebe ſteigerte ſich bis zur Vergötterung ſeines gefeierten Sohnes, deſſen Weisheit, Unparteilichkeit und Milde ſeinem geheimen Zwecke ſo herrlich vorarbeitete. Auch Chriſtoph ehrte öffentlich das Verdienſt des großen Geſetzgebers, der nur Eins ſeiner Geſetze mit Blut geſchrieben hatte; es galt den Weißen — den Franzoſen. — Dieſer Strand war ein Tauriſcher für jeden Franzoſen, der ihn betrat.

(Fortſetzung folgt.)

Die deutſche Muſik in Frankreich.

(Fortſetzung.)

Denn, wenn Melodie die Natur von ſelbſt darbietet, ſo iſt Harmonie immer erſt ein Produkt der Bildung, des Studiums und der Kunſt überhaupt, und in ſo fern die letztere der erſtern die mannigfaltigſten Wendungen gibt, produzirt ſie wiederum neue Melodien. Die Franzoſen waren in ihrer Muſik nie arm an Melodien; aber dieſelben waren eintönig, uniform, aus Mangel an Kenntniß und Anwendung der Harmonie und Modulation. So haben alle ihre Romanzen außerordentlich liebliche Grundgedanken, aber der ſchöne Stoff erſcheint unverarbeitet, weil ſie an harmoniſchen Verſchlingungen nur eine einzige, die Ausweichung nach dem Moll der Grundtonart, die faſt in allen ihren Romanzen und Liedern wiederkehrt, kennen, und höchſtens die Ausweichung nach dem Accorde der Quinte hinzufugen. Die Modulation iſt aber eben das Mittel, den mannigfaltigſten Empfindungen den Ausdruck zu geben; man weiß, was der an muſikaliſchen Ideen arme Spohr für Vortheile aus denſelben zu ziehen ſucht. Den Franzoſen geht dieſe Kenntniß ab und darum erſcheint ihre Muſik an Empfindung ſo arm. Darum ſuchten ſie ſich das Intereſſe an derſelben durch den großen Werth, den ſie bei'm Geſange auf den Text, bei der Inſtrumentalmuſik auf das Pikante, Überraſchende legten, zu erhöhen und zu erhalten, und dieſe Werthſchätzung des Textes veranlaßte alle ihre Sänger, den muſikaliſchen Vortrag über die Deklamation des Textes zu vernachläſſigen. Dies ſind die Schwächen der franzöſiſchen Muſik, und wie man ſieht, alle aus der Unkenntniß muſikaliſcher Theorie und ſomit aus Mangel des Unterrichts hervorgehend.

Dieſe Armuth an harmoniſcher Kenntniß iſt ihnen aber nicht angeboren. Eben dies beweiſt vorzüglich ihre immer ſtärker werdende Neigung zur deutſchen Muſik, der italieniſchen gegenüber. Die letztere bietet ihnen mehr Melodie; ſie iſt durch eine der ausgezeichnetſten Truppen repraſentirt; der divino maestro, Roſſini, wacht hier ſelbſt über die Intereſſen ſeiner heimiſchen Kunſt. Der deutſche Text iſt es noch weniger, der ſie anziehen kann, da ſie nicht eine Sylbe davon verſtehen. Sie brauchten es alſo gar nicht erſt zu ſagen, daß es der, durch die Modulation den deutſchen Liedern, Arien und Inſtrumentalwerken gegebne eigenthümliche reiche und ſeelenvolle Gefühlsausdruck iſt, der ſie hier ſo mächtig anſpricht. Sie begreifen nicht, daß dieſe Modulation auf die Melodieen ſelbſt einwirkt, und ſagen daher blos, es ſei die Harmonie allein, die ihnen in der deutſchen Muſik ſo ſehr zum Herzen rede. Ich habe mehrmals durch das Spielen der wenigen Accorde, mit denen Mozart den in einem Tone fortgehenden Geſang der Statue in der Kirchhofsſcene im Don Juan begleiten läßt, und durch welche er dieſem einen in den Quintenaccord zurückfallenden Tone, einen ſo mannigfaltig ergreifenden Ausdruck gibt, eine franzöſiſche Geſellſchaft in die tiefſte Erſchütterung verſetzt. — Sie beneiden den deutſchen Handwerker, der auch hier in Paris jeden Augenblick ſeine vierſtimmig von ihm durchgeführten Lieder ſingt, und verabſcheuen den Geſang der franzöſiſchen, die alle in einem Tone oder in der Octave zuſammen krähen. Der Ruf der Deutſchen in Betreff der Muſik iſt ſo begründet, daß jeder Deutſche für einen „musicien“ gehalten wird. „Vous êtes Allemand, Monsieur, vous devez être musicien!“ Mit dieſen Worten fordert man den erſten beſten Deutſchen zu Spiel oder Geſang auf, und, wenn man vielleicht vor jemand geſpielt oder geſungen, der uns noch nicht kennt, ſo kann man jedem läſtigen Complimente mit den einfachen Worten: „Je suis Allemand, Madame!“ ausweichen. Niemand braucht ſich da mehr zu verwundern, und uns ſpezielle Glückwünſchungen abzuſtatten.

Der Grund von dem Vorwalten der Harmonie und der Modulationen in unſrer und dem Mangel derſelben in der franzöſiſchen Muſik iſt leicht aufzufinden. Er liegt in der bei uns ſtattgefundnen, hier nie verpflegten, Ausbildung des Geſangs, beſonders des Chorgeſangs. Dieſer letztere fehlte auch den Italiänern, und darum walten bei ihnen, wenn auch Melodie und Modulation, doch weniger harmoniſche Elemente vor. Der Chorgeſang bildet ſich nun aber hauptſächlich in den Kirchen wie in dem häuslichen Familienleben. Beide Verhaltniſſe wirkten mächtig zu allen Zeiten in Deutſchland. Unermeßlich iſt, was die Reformation, welche dem Volke in den Kirchen die Stimmen, welche der Prieſter und einige Choriſten allein an ſich geriſſen hatten, wiedergab, zur Ausbildung der harmoniſchen Muſik und der Stimmenführung in Deutſchland beigetragen. Wo Maſſen oft und lange zuſammen ſingen, müſſen bald ihre mannigfaltigen, durch Alter, Geſchlecht und Charakter geſchiednen Theile, ſich in der gemeinſchaftlichen Melodie verſchiedne getrennte und doch ſich einander coordinirende Gange zum Ausdruck eben ihrer, dennoch in ein gemeinſames Ganze zuſammenſchmelzenden Verſchiedenheiten ſuchen. Der vielſtimmige Geſang, der von Menſchenſtimmen dargelegte naturliche Dreiklang, auf dem alle Muſik baſirt, entſteht hier von ſelbſt, das Ohr und den Sinn für Harmonie immer ſchärfer und feiner ausbildend. Ein Gleiches iſt es in dem Familienleben, wo Alter und Geſchlechter noch in größern Contraſten und durch das Familienband noch näher geknüpft neben einander ſtehen. Auch hier iſt das Enſemble-Singen ein nothwendiges ſich fühlbar machendes Bedürfniß. Dieſe beiden Elemente, in keinem Lande der Welt ſo mächtig wirkend, als in Deutſchland, haben denn die hohe Ausbildung für harmoniſchen Geſang und harmoniereiche Melodie in jeder Gattung von Muſik bei uns hervorgebracht. Die harmoniſchen Klänge zogen anregend aus der Kirche wie aus den Stuben in die deutſchen Fluren und fanden beſonders in Gebirg und Wald Echo's und feſte Anhaltpunkte und glitten tönend auf den Nachen der Schiffer die Ströme herab, und begleiteten den einförmigen Takt der Senſen und Sicheln.

Beide Elemente, Religion und Familie, dieſe großen Hebel deutſchen Lebens, wirkten zu keiner Zeit ſonſt in Frankreich; der Chorgeſang blühte hier nie, als etwa im Kriege; in Kriegsliedern walten aber Wortbedeutungen eher vor als Töne, denn ſie verwerfen die weiche Empfindung, die ſich in Harmonien und Modulationen ausſpricht; und Werke ſind verſtändlicher, wenn ſie unisono ſich bewegen. Ihr zweites mit der Muſik in Verbindung ſtehendes Lebenselement war der Tanz, und dieſer greift natürlich eher zu Inſtrumenten und Geſängen. In der Inſtrumentalmuſik aber, wenn ſie nicht, wie in Deutſchland, von der Vokalmuſik ausgeht, dominiren immer einzelne Inſtrumente, und darum weckt und pflegt ſie auch Sinn für Harmonie und Modulation äußerſt wenig. (Fortſ. f.)

Hiſtoriſche Literatur.

Maximilian Robespierre, Diktator von Frankreich. Von H. Elsner.

(Fortſetzung.)

Über das Werk ſelbſt, inſofern es von Herrn E. aus „authentiſchen Quellen gezogen,“ mithin als ein Originalwerk dargeboten wird, haben wir nur ſehr wenig zu bemerken. Schon 1824 hatte der Saint-Simoniſt Laurent unter dem Namen Uranelt de Leuze eine „Réfutation de l'hist. de france“ des Abbé de Montgaillard herausgegeben, in welcher er (v. S. 304—366) den Helden des Herrn E. zu rehabilitiren und ihn als „républicain *sincère* etc.“ darzuſtellen geſucht, wahrſcheinlich, weil ein Mann, der die Reichen, als die ärgſten Feinde des Volkes verfolgt hat, als ein Vorläufer Enfantin's, des Vaters der Menſchheit angeſehen und deßhalb in ein gutes Licht geſtellt werden mußte.

Die Juliwoche des Jahres 1830, indem ſie die Grundlage, auf welche die Reſtauration ihr Staatsgebäude ſtützen zu können vermeint hatte, mit einem Ruck zur Seite ſchob, brachte alle ſeit 89 aufgeworfenen, und durchgängig nur durch die Gewalt der Dinge oder die Willkühr der Machthaber beſeitigten Fragen wieder an die Tagesordnung, wie anderſeits der überraſchende Umſchwung durch alle Claſſen der Geſellſchaft hindurch unmäßige Wünſche und Hoffnungen erweckte. Für die unterſten, ſehr wenig gebildeten und deshalb ſehr abſtrackt denkenden Claſſen formulirten ſich dieſelben natürlicherweiſe wieder zum Schema einer nivellirenden Republik, und Robespierre, der vom Anfang ſeiner politiſchen Wirkſamkeit an dem großen Haufen Unbemittelter — und darum dienſtwilliger — geſchmeichelt, — wurde zum andernmale als ein Volksheiliger aufgeſtellt. Auf dieſe neuauftauchende Jakobiner- und Bergparthei ſpeculirte ſofort ein gewinnſüchtiger Buchhändler, und ließ „Mémoires authentiques de Maximilien de Robespierre“ verfertigen, die den Mann des Schreckens in einen Gegenſtand der Bewunderung verwandeln ſollten. Dieſe Denkwürdigkeiten, welche Herr E. beiläufigen Erwähnungen (S. 38 und 78 ꝛc.) nach zu urtheilen, für ächt zu halten ſcheint, ſind, außer den Memoiren von R's Schweſter, die einzige Schrift, auf welche derſelbe, ohne jedoch ihren wirklichen Titel anzuführen, ſich beruft. Angeſtellter Vergleichung zufolge ſind ſie aber nicht nur die Quellen, aus denen Hr. E. geſchöpft, — ſondern ſogar der Text, den er, meiſtentheils, ohne deſſen zu erwähnen, — oft wörtlich, zuweilen mit unbedeutenden Abänderungen überſetzt hat. —

Wir werden daher die vorliegende Lebensgeſchichte, deren zwei erſte Lief. faſt nur als Überſetzung und Bearbeitung jener untergeſchobenen Memoiren anzuſehen ſind, auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen laſſen, und unſere Kritik auf die Hrn. C. eigenthümlich angehörende Vorrede beſchränken.

Man könnte nun allerdings von vornherein den Verſuch einer Rechtfertigung R's „um ein dunkles Blatt der Weltgeſchichte aufzuhellen" (S. 20), um „die ganze Menſchennatur von einem Schandfleck" zu befreien und „den Glauben an die Tugend" nicht verkürzen zu laſſen, — als ein ſich ſelbſt widerſprechendes Unternehmen bezeichnen, da durch ſolche Aufhellung, wenn ſie möglich wäre, zahlloſe Blätter der Weltgeſchichte, auf denen der Abſcheu ganzer Nationen vor jenem Mann des Schreckens verzeichnet iſt, ſich mit Nacht bedecken würden, und der von einem Einzelnen abgewiſchte Schandfleck ſich über Millionen verbreiten müßte; denn ſchändlich, ja namenlos ſchändlich wäre es, wenn „ein Jahrhundert" wirklich „Alles, was eine Höhe hat — und wäre es die Höhe ausgeübter Tugend und angewandter ſittlicher Grundſätze ſelbſt — mit geſchäftiger Verläumdung beſudelte." Hr. C. will aber ſchlechthin nur „der hiſtoriſchen Gerechtigkeit dienen." — wir wollen deßhalb auch nur die Frage zu beantworten verſuchen, ob geſchichtlich eine Rechtfertigung R's möglich ſei? Unter einer ſolchen Rechtfertigung verſtehen wir aber nicht die Nachweiſung, daß die Äuſerungen und Thaten R's irgend einen zeitlichen Nutzen gebracht. Ein ſolcher an die Willensbeſtimmung eines Menſchen ſich anknüpfender Nutzen entſcheidet nichts über deſſen Moralität. Iſt es doch ſchon von tiefſinnigen Heiden ausgeſprochen worden, daß die allwaltende Gottheit ſelbſt die Verkehrtheiten der Menſchen zum Beſten ihrer Mitmenſchen verwendet. Wehe aber dem Menſchen, der, ſtatt das geſchehene Böſe zu Gutem zu verwenden, mit Bewußtſein das allgemeingültige Rechte und Gute, das Göttliche, allgemein-Menſchliche zerbricht, um etwas, was nur ihm, was nur ausnahmsweiſe Wenigen wünſchenswerth erſcheint, durch ſolches Verbrechen zu erzielen, und — ſo, nach einem treffenden Worte Baco's, eine Geſetztafel an der andern zerſchlägt. Das Gewünſchte, durch Verletzung des Heiligſten erkauft, bleibt eben deßhalb mit dem unauslöſchlichen Makel ſolchen Urſprungs, ſolcher Vermittlung behaftet!

Daß nun R. ſich ſolcher widerrechtlichen Mittel bedient, oder daß er wie Hr. C. ſagt, zu „äußerſten Maasregeln" gegriffen, könnte nur von einem Wahnſinnigen in Abrede geſtellt werden. Eine vollſtändige Rechtfertigung iſt ſonach ſchlechthin unmöglich, und es kann mithin nur von einer ſolchen die Rede ſein, welche ſich auf die Moralität R's im engeren Sinne dieſes Wortes beſchränkt. Hierzu wäre aber das Doppelte zu erweiſen, einmal, daß R. wirklich „von der Wahrheit eines politiſchen Syſtems innig durchdrungen, weder ſich ſelbſt noch Andere eine Abweichung zur Rechten oder Linken geſtattet," — demnächſt, daß „er nicht aus Selbſtſucht, nicht aus Grauſamkeit, ſondern aus Überzeugung von der Nothwendigkeit" gehandelt. Um auf dieſe beiden Fragen zu antworten, wollen auch wir zu „den beſten Quellen" aufſteigen, und werden deßhalb die Worte R's, auf welche wir uns zu berufen haben, eben aus den, jenen Mémoires auth. beigedruckten Aktenſtücken, die Thatſachen aber, an welche wir zu erinnern haben, größtentheils aus der 5ten Ausgabe der Histoire philos. de la révolution franç. von A. Fantin-Desodoard's*), welcher, auch von Rouſſeau begeiſtert, den Ausbruch der Revolution von 89 jubelnd begrüßt, und, bereits mit Ausarbeitung einer Geſchichte von Frankreich beſchäftigt, die Vorgänge in Paris ununterbrochen beobachtet hat, um ein treues Geſchichtsbild derſelben zu entwerfen, mithin jedenfalls zu den glaubwürdigſten Berichterſtattern gehört, wo er ſich gegen die Hauptführer der Revolution erklärt. —

---

*) Die 1ſte Auflage erſchien 1796, die 2te 1796, die 3te 1797, die 4te 1802, die 5te 1807.

(Fortſetzung folgt.)

Notizen.

⁂ **Der Naturdichter R. Burns.** — Unter den trefflichen Ueberſetzungen, die Guſtav Pfizer uns in ſeinen Blättern zur Kunde der Literatur des Auslandes gibt, findet ſich auch folgendes ſchöne, von Fr. Notter trefflich übertragene Lied von Burns:

Ferne des Geliebten.

Lauſchend auf des Meeres Toben,
Das den Liebſten von mir hält,
Blick' ich um ſein Heil nach Oben
Flehend noch zum Herrn der Welt.

Furcht und Hoffnung, ew'ge Wogen,
Eingeſchläfert ſpät zur Ruh,
Geiſter, die um ihn geflogen,
Flüſtert leis von ihm mir zu!

Ihr, die Thränen nie vergoſſen,
Deren Schmerz vor Gott nie lag,
Gramentbunden, wonnumfloſſen
Liebet ihr den heitern Tag.

Milde Nacht, ſteh' mir zur Seite,
Sanfter Schlummer, nahe du,
Bleibet Geiſter, mein Geleite,
Flüſtert leis von ihm mir zu. —

⁂ **Halevy.** — Die Akademie der ſchönen Künſte hat am 2. d. M. in die durch Reicha's Tod erledigte Stelle mit 20 Stimmen gegen 6 Herrn Halevy zu ihrem Mitglied erwählt. —

⁂ **Leipziger Buchhandel 1776 und 1836.** — Als vor 60 Jahren Buchhändler Kummer ſich in Leipzig niederlaſſen wollte, gab der dortige Buchhändler Reich ihm zur Antwort: „Wir ſind ſchon ihrer 12! ... 13, das iſt zu viel! die können nicht beſtehen." — Jetzt gibt es deren hundert und zwölf daſelbſt.

⁂ **G. von Heeringen** iſt auf der Heimreiſe von Liſſabon nach Koburg begriffen. Die Königin Maria da Gloria hat ihn mit dem Chriſtusorden decorirt. — Da er ſtets in der nächſten Umgebung Don Ferdinand's, deſſen Begleiter er war, und der Königin ſich befand, und alle Sehenswürdigkeiten jenes herrlichen Landes, welches ſchon ſeit Jahren ſelbſt von Engländern nur mit Gefahr bereiſ't wurde, in Augenſchein nehmen konnte, ſo dürfen wir ſehr bald die anziehendſten Reiſeſkizzen über Portugal von ihm erwarten.

⁂ Nächſtens erſcheint bei Weber in Bonn ein höchſt intereſſantes Werk: „Rheinſagen aus dem Munde des Volks und deutſcher Dichter. Für Schule, Haus und Wanderſchaft. Von Dr. K. Simrock." —

⁂ Herr und Madame Meck gaſtiren ſo eben in Braunſchweig. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 166. 1838.

Phönix.

Freitag, 15. Juli.

Landrinette.

Von

Ferdinand Freiligrath.

1824.

Noch Knabe war ich, als Trompetenklang
Früh Morgens einſt zu meinen Ohren drang —
Hinaus, hinaus, das ſind Huſaren!
Kommt! Um die Ecke! Dort hat es geſchallt!
Fort auf den Markt! — Da ſah'n wir freilich bald,
Daß die Trompeter keine Krieger waren.

Berittne zwar, phantaſtiſch angethan!
Zuerſt ein Neger mit geſtickter Fahn'!
Darnach ein Mädchen, ſteh'nd auf ſtolzem Pferde!
Sechs, ſieben Jahr' alt! Mit der kleinen Hand
Den Braunen zügelnd! Schimmernd im Gewand
Der Amoretten! Lächelnd von Geberde!

Dann Frau'n und Männer, ſitzend hoch zu Roß!
Weh'n ſeidner Mäntel! Ritterlich Geſchoß!
Horn, Trommel, Federn und Barette!
Und, o, der Renner und Geſchirre Pracht! —
Doch dachten wir bei Tag und auch bei Nacht
Zumeiſt nur an die Amorette. —

Bereiter waren's! Andern Tags erhob
Sich ſchon ihr Zelt, und wälzte ſich ihr Lob
Von Mund zu Munde durch die Straßen.
Was Curtius! Was Verda gar auf Mi!
Was deutſcher Styl! Wir dachten nur an Sie,
Bis endlich wir im Circus ſaßen!

Da ſah'n wir denn, daß wir bisher gekannt
Aus Büchern nur, der Wunder altes Land!
Bei'm Himmel, dieſer Rennbahn Räume
Umfaßten es: Helmzierden, Hermelin,
Speerſchwinger, Türken, ſchwarzer Augen Glüh'n,
Wiehernde Renner und verhängte Zäume!

Und über Allem Sie, die kleine Fee
Des über Nacht erſtandnen Mährchens! — Seh'
Ich ſie nicht heute noch, jetzt fächelnd
Ihr ſchnaubend Thier, jetzt mit holdſel'gem Gruß
Die Bahn durchſprengend, jetzt den kleinen Fuß
Der Kreide bietend, immer lächelnd!

Wir zählten dreizehn, höchſtens vierzehn Jahr';
Die Kleine ſieben! — Bei den Göttern, war
Es zu verwundern, wenn wir gerne
Das Aug' erhoben zu der wilden Brut,
Mit Kennermiene ſagten: „Die wird gut!“
Und ſcheu ſie grüßten aus der Ferne? —

Du Meteor aus unſrer Knabenzeit,
Es war uns wahrlich kein geringes Leid,
Als du nun ſchiedeſt, Landrinette! —
Und, o, der Thränen erſt, als alle Welt
Bald d'rauf erzählte, daß in Bielefeld
Das Hälschen ſie gebrochen hätte!

(Schluß folgt.)

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

(Fortſetzung.)

Nichts ſtörte Yuina jetzt in ſeinem ſchönen Wirken; ſein Vater ſchwieg über ſeine Entwürfe; ſein Kind war geſund; Nunez befand ſich noch immer auf Jamaika, und auch von der Geldangelegenheit des hochgefeierten Rechtspflegers war nicht wieder die Rede geweſen; da ward er zu dem Präſidenten beſchieden, welcher ihm eröffnete, daß ſein Schiff und deſſen Ladung in Jamaika verkauft worden ſei. „Ich darf,“ fuhr Chriſtoph fort, „Ihnen und dem Staate Glück wünſchen; denn die aus dem Verkauf gelöſte

Summe iſt, wie Sie aus dieſen Papieren erſehen werden, bedeutend, ſo bedeutend, daß ich Ihre Vaterlandsliebe in Anſpruch nehmen darf, indem ich Sie auffodere, Ihr Kapital leihweiſe und gegen nicht übertriebene Zinſen auf den Altar unſeres Vaterlandes niederzulegen."

„Herr Präſident, Sie fordern das Unmögliche von mir," erwiederte Yuina. „Ich kann für jetzt dem Staate weder ein Darlehn, noch ein Geſchenk machen."

„Und dennoch werden Sie zu Einem von Beiden ſich entſchließen müſſen," verſetzte Chriſtoph beſtimmt. „Ich will völlig rückhaltslos mit Ihnen reden: Sie ſind der Nachkömmling eines afrikaniſchen Königsgeſchlechts; auf dieſen Umſtand hat Ihr Vater ſchon zu Deſſalines Zeiten den Entwurf gegründet, Sie für Ihren verlorenen afrikaniſchen Thron durch den haytiſchen zu entſchädigen. Ihre Entführung vereitelte dieſen Entwurf; doch kaum erſcheinen Sie zum zweiten Male, als Ihr Vater hervortritt aus ſeiner Einſamkeit, ſich mit verdächtigen Menſchen zu umgeben ſucht, und der Freiheit des Vaterlandes ſchädlich zu werden droht. Ein Thron in Hayti iſt aber ein Unding, welches nothwendig zuſammenſtürzen und ſeine Begründer in ſeinem Schutte begraben muß. Ein ſolches Unglück zu verhüten, muß das Auge der Regierung wachen, und die kurzſichtigen Anſchläger der Mittel zur Vollführung eines ſo gefahrvollen Beginnens berauben. Sie werden jetzt einſehn, warum ich Sie nicht in Beſitz einer Summe ſetzen darf, welche in der Hand Ihres Vaters unheilſchwer gemißbraucht werden dürfte."

„Herr Präſident," verſetzte Yuina, „ich will verſuchen, Sie in Hinſicht Ihrer Befürchtungen, daß ein überreicher Bürger die Freiheit des Vaterlandes gefährden könne, zu beruhigen, indem ich aufhöre haytiſcher Bürger zu ſein. Weiſen Sie mir meine Gelder in Jamaika, in Neuyork — kurz, wo es Ihnen gefällig iſt, an, und ich mache mich anheiſchig, ſofort Hayti zu verlaſſen, und nie wieder zurück zu kehren."

„Einen ſolchen Raub darf ich an unſerm Vaterlande nicht begehn!" rief Chriſtoph, indem er mit Wärme Yuina's Hand ergriff. „Sie dürfen nie von mir ſcheiden; im Gegentheil, laſſen Sie mich Ihre Anſprüche benutzen, Sie auf immer an uns zu feſſeln: nehmen Sie für Ihre Foderung ein Nationalgut an; ich erbiete mich, Ihnen ſofort das ſchöne Schloß Biſquit zu überweiſen, und Ihnen gegen völlige Entſagung Ihrer Forderung, eine Leibrente von einigen Tauſend Pfund zu ſichern. Dieſer Vertrag würde Sie an uns binden, ohne Sie in den Stand zu ſetzen, durch übermächtige Mittel uns gefährlich zu werden."

Yuina ſann eine Weile nach, dann hub er an: „Ich will auf Ihren Antrag, jedoch mit einer kleinen Abänderung deſſelben eingehen. Das Schloß Sansſouci iſt das Eigenthum meines Erziehers geweſen; mir iſt dieſer Ort, in welchem ich eine glückliche Kindheit verlebt habe, unausſprechlich theuer; veranlaſſen Sie Herrn Nunez Aquilaqua, mir Sansſouci abzutreten und entſchädigen Sie ihn angemeſſen für ſeine Verzichtleiſtung. Außer Sansſouci beding' ich mir noch eine Leibrente von zweitauſend Pfund in jährlicher Vorausbezahlung."

„Ich will verſuchen, Herrn Aquilaqua zu bewegen, das Schloß Biſquit für Sansſouci anzunehmen," antwortete der Präſident. „Schlägt er aber meinen Antrag aus, ſo bleibt es bei Biſquit, und zweitauſend Pfund Sterling jährlich bis an Ihren Tod."

Eine jährliche Einnahme von mehr als fünfzigtauſend Franken — war ſie gleich nur ein ſchwacher Erſatz für die verlorenen Barren — ſicherte dennoch Carlota vor den niedrigen Sorgen des Lebens. — Yuina willigte, dies überlegend, in den Vorſchlag, und ſeine Forderung an die Staatskaſſe von zweitauſend Pfund jährlich ward in das Buch der Schulden des Schatzes eingetragen. Er empfing die erſte Friſtzahlung baar.

„Jetzt ſind Sie unſer!" rief Chriſtoph, dem befriedigten Staatsgläubiger die Hand drückend. — „Und ich hoffe, Sie noch mehr an uns — an mich — zu feſſeln," fuhr er vertraulich fort. „Um die Aufhebung der Achtung zu bewirken, welche uns von den meiſten andern Staaten noch immer widerfährt, wird es nöthig ſein, uns ihren Sitten zu nähern, ihre Herkömmlichkeiten uns anzueignen, ja ſelbſt ihre Vorurtheile nicht ganz zurückzuweiſen; die Stiftung eines reich ausgeſtatteten Ordens wird der erſte — die Einführung des Erbadels der zweite Schritt ſein, welcher unſer Volk den europäiſchen Völkern entgegen führt; ein Stern — ein Band — dürften Ihre Bruſt nicht verunzieren, und der Titel eines Grafen von Biſquit oder Sansſouci dürfte melodiſcher als der ſchlichte Name: „Yuina" klingen. — Leben ſie wohl, lieber Graf Biſquit, und bleiben Sie mein Freund!"

Yuina durchſchaute den Heuchler vollkommen, der zwar minder blutdürſtig, aber auch minder talentvoll und dem allgemeinen Wohl nicht weniger gefährlich war, als Deſſalines es geweſen. Dieſe Aneignung der Herkömmlichkeiten und Vorurtheile europäiſcher Staatenverbande, dieſe Stiftung von Orden und Adel mußte dem Thronbau vorangehn; — Muchru hatte recht geſehn! — Aber auch Chriſtoph hatte ein ſcharfes Auge, und Yuina beſchloß Alles anzuwenden, um ſeinen Vater zur Rückkehr in ſeine Abgeſchiedenheit zu veranlaſſen. Ein zweiter Gegenſtand, der ihn beſchäftigte, war die Frage, wie er die erſte Zahlung des ihm ausgeworfenen Jahrgehalts ſicher in Carlota's Hände bringen ſolle? Eine Reiſe nach Jamaika ſchien ihm zu dieſem Zweck unvermeidlich, denn kein Einziger der hieſigen Kaufleute hatte ſich noch zur Theilnahme an dem Welthandel erhoben und noch Keiner gewagt, Verbindungen über ſeinen Geſichtskreis hinaus anzuknüpfen. Auch mahnte die Nothwendigkeit, eine Geldſendung nach dem befeindeten Frankreich geheim zu halten, zur Vorſicht, aber eben dieſe Vorſicht gebot auch, die Reiſe nach Jamaika aufzuſchieben, bis er nicht mehr befürchten dürfe, dort an Nunez einen gefährlichen Spaher zu haben.

Ein nicht minder ſchwieriger Stand erwartete ihn bei dem Verſuche, den alten Muchru zu ſeiner Ruhe zurückzuführen. Er entdeckte dieſem, daß der Präſident von ſeinen Plänen unterrichtet ſei, beſchwur ihn, den Frieden des Vaterlandes nicht zu ſtören, ſein Alter nicht der Verfolgung Preis zu geben, und rief ihm die Abneigung in's Gedächtniß zurück, welche er, ſchon als es Deſſalines Sturz galt, gegen Entwürfe ſolcher Art an den Tag gelegt hatte.

Muchru brach in raſenden Zorn wider ſeinen Sohn aus, der entartet in der Knechtſchaft der Weißen, jedem großen edlen Gefühl abgeſagt hatte, welches das Erbtheil ſeines Stammes geweſen, und ſelbſt dann noch lebendig erhalten worden ſei, als das Whidniſche Königreich ſich auf ein Dorf im Gebirge beſchränkt habe.

Duina ertrug den Zorn ſeines Vaters leichter, als den Anblick der tiefen Beugung deſſelben; der Greis hatte den Gedanken, ſein Volk zu den Füßen ſeines Sohnes zu ſehen, zu leidenſchaftlich wieder aufgefaßt, gehegt und genährt, um ihn, ohne einen Kampf, der ſeine Kräfte aufrieb, aus ſeiner Seele reißen zu können. Er erkrankte ſchwer; ſein hoffnungsloſer Zuſtand machte ihn milder gegen ſeinen Sohn, doch war die Erhebung deſſelben der einzige Gegenſtand, der ihn beſchäftigte in ſeinen Fieberträumen. — Einſt — es war in einer Nacht, welche ſeine letzte zu ſein ſchien — faßte er Duina's Hand, ſah ihn faſt flehend an, und ſprach: „Mein Sohn, wir werden uns trennen; ich muß dich als Knecht zurücklaſſen, weil du nicht König ſein willſt! — Es ſei; — aber wenn du behaupteſt, dein Vaterland werde zuſammenſinken unter der Laſt eines Thrones; wohlan, mein Sohn, ſo verſprich mir denn, daß du dein Volk nicht niedertreten laſſen willſt durch den Fuß dieſes Chriſtoph!“

„Ich verſprech' es, wenn ich es hindern kann,“ antwortete Duina. „Wenn ich —“

„Du mußt können!“ fiel der Alte, mit Anſtrengung ſich aufrichtend, ihm in's Wort. „Du kannſt dein Leben an nichts Größeres ſetzen, es ſei denn — die Krone ſelbſt! — Duina, verſprich — gelobe — ſchwöre mir, daß — wenn du einſt zur Überzeugung gelangen ſollteſt, Hayti bedürfe eines Königs, um glücklich, um ein ungetheiltes und untheilbares Ganzes zu werden; — daß — wenn Aller Augen ſich auf dich richten, Aller Arme ſich nach dir ausſtrecken — daß du dann die Hoffnung Hayti's nicht täuſchen, daß du der König ſeines Volks ſein willſt!“

„Wohlan, mein Vater, ich gelobe und ſchwöre, daß wenn ganz Hayti mich fordert zu ſeinem Könige, ich ſein König ſein will!“ erwiederte Duina die Täuſchung des Sterbenden ſich vergebend, wie das Spiel mit ſeinem Eide, denn mehr war dieſer Schwur nicht. Die Unmöglichkeit, das vielköpfige Ungeheuer, welches die Republik Hayti bildete, zu einem einſinnigen Weſen zu vereinigen, war ihm nie deutlicher geweſen, als in dieſem Augenblick.

Muchru, ſeines Sohnes Hand krampfhaft umfaſſend, war entſchlummert. Lange deutete er in Irrreden die Erſcheinungen ſeiner Träume an; es war eine unabſehbare Reihe von gekrönten Häuptern; alle waren geſchmückt mit den Zügen Duina's; — endlich ſchien ſein Schlaf traumlos zu werden, aber ſtatt in den ewigen überzugehen, bereitete er das ſanfte heitere Erwachen eines Geneſenden vor, der zu ſiegreich aus dem Kampfe mit dem Tode hervorgegangen war, um die Wiederkehr des Feindes zu fürchten.

Das erſte Gefühl, welches der Anblick der Wiederbelebung ſeines Vaters in Duina's Seele erweckte, war ein wahrhaft freudiges; als aber das erſte Wort, mit welchem der Alte ſein neues Leben begrüßte, eine Mahnung an das, geſtern ſeinem Sohne entpreßte Gelübde, und eine kecke, gefahrverachtende Herausforderung des Schickſals enthielt, da geſtand Duina ſich, daß es für ihn, für ſeinen Vater und für ganz Hayti vielleicht erſprießlicher geweſen ſein würde, wenn das Grab mit ſeinem Frieden ſich geöffnet hätte für dieſes wilde, unbeugſame Herz.

(Schluß folgt.)

Hiſtoriſche Literatur.

Maximilian Robespierre, Diktator von Frankreich.

Von H. Elsner.

(Fortſetzung.)

Wir fragen aber zuerſt: „hatte R. ein Syſtem und iſt er weder zur Rechten, noch zur Linken davon abgewichen?“

Im 11. Jahre ſeines Alters in das Collège Louis-le-grand nach Paris geſendet, gab er ſich zwar gleich beim Eintritt für einen jungen Herrn von Rob. aus, — (ein von, welches er auch als Deputirter in der Constituante *) beibehielt, bis die Adelszeichen abgeſchafft wurden) **); — doch zeigte er ſchon 1775 eine große Vorliebe für den altrömiſchen Republikanismus. In den folgenden Jahren aber „verehrte er Rouſſeau faſt abgöttiſch, und ſetzte ſich ihn als Ideal ſeines Lebens vor.“ (Elsn. 83.) Wenige Monate vor Eröffnung der Etats généraux ſchrieb er noch folgendes in einer Denkſchrift für einen gewiſſen Dupond an den König: „Conduire les hommes au bonheur *par la vertu*, et à la vertu par une législation fondée sur les *principes immuables* de la *morale universelle*, — renouer la chaine immortelle qui doit unir l'homme *à Dieu* et à ses semblables — voilà, Sire, la glorieuse entreprise à laquelle le *ciel vous a appelé* …“ „Venez donc, Sire, venez-entouré de ce cortége auguste de *toutes vos vertus*, — former-cette alliance immortelle qui doit *reconcilier la politique humaine avec la morale*, et unir à jamais la *liberté* et le bonheur *des peuples avec celui des rois*.“ Vorzüglich auf den Grund der in dieſer Denkſchrift ausgeſprochenen Prinzipien wurde R. zum Abgeordneten der Provinz Artois erwählt. — Wie rechtfertigte nun R. dieſes Vertrauen? Wie bethätigte er das, wenige Monate zuvor, ausgeſprochene politiſche Glaubensbekenntniß? —

In der Sitzung der Nat.-Verſ. vom 20. Juli 89 nahm R. zum erſtenmal das Wort. Lally-Tollendal hatte, veranlaßt durch einen Volksauflauf in Paſſy, ***) darauf angetragen, die Nat.-Verſ. möge geſetzlich feſtſtellen, daß, „wer künftighin die öffentliche Ordnung ſtören würde, dem Gericht übergeben und nur von dieſem beſtraft werden ſolle.“ R. trat gegen ihn auf mit den Worten: „Il faut aimer la *paix*, mais aussi il faut aimer la *liberté avant tout* … La motion présente une disposition contre ceux qui ont *défendu la liberté*“ u. ſ. w. Er meinte, durch Annahme jenes Antrags würde das Vertrauen erſchüttert! — Hier beginnt alſo ſchon eine Scheidung der Freiheit von dem Recht und der Politik von der Sittlichkeit, die ſich noch craſſer gleich bei dem zweiten Auftreten R's bemerklich macht. Während nämlich in der Sitzung vom 27. in Bezug auf Hrn. v. Caſtelnau „von allen Seiten her die Unverletzlichkeit des Briefgeheimniſſes behauptet wird," meint R. dagegen: „Les *ménagemens* pour les conspirateurs sont une trahison envers *le peuple*." (Monit. Nro. 25.) Von Recht und Sittlichkeit iſt hier ſchon nicht mehr die Rede, ſondern das Volk als der Abgott hingeſtellt, für welchen man alle Schonung gegen deſſen mögliche Feinde zu beſeitigen habe. Hatte aber R. zuerſt dagegen proteſtirt, daß die Aufrührer (aus dem gemeinen Volke) den Gerichten übergeben werden ſollten, ſo ſehen wir ihn bald darauf, als Necker eine Amneſtie für die détenus politiques (vom Adel ꝛc.) in Vorſchlag bringt, dagegen fordern, daß „die der Nation Verdächtigen exemplariſchem Gericht unterworfen würden". . . „Wollt ihr," rief er aus, „das Volk beruhigen, ſo redet zu ihm die Sprache der Gerechtigkeit und der Vernunft. „Es ſei verſichert, daß ſeine Feinde der Rache der Geſetze nicht entgehen, und die Gefühle der Gerechtigkeit werden die des Haſſes verdrängen!" Daß er demnächſt (in der Sitzung vom 24. Auguſt) eine unbedingte Preßfreiheit gefordert, und bemerkt: „Le despotisme seul a imaginé des restrictions," — erwähnen wir nur, weil er ſpäterhin auch in dieſem Punkte in der Praxis ſeiner Theorie ſo wenig treu geblieben.

---

*) Als de Robespierre nennt und unterzeichnet er ſich bei'm Namensaufruf am 20 Juni 1789. S. procès-verbal de l'ass. nat. in der 1791 erſchienenen Samml. in 4.

**) S. Mémoir. authent. I. p. 106.

***) Rob. ſelbſt ſagt: „L'émeute a été occasionnée à Poissy, *sous prétexte d'accaparement*.“

Jene gleißende Maske aber, die er in der Denkſchrift für Dufour vorgehalten, zog er bereits völlig in der Sitzung v. 5. Sept. 89 ab, in welcher das Veto diskutirt wird. Hier ſtellte er zur Bekämpfung deſſelben folgende Prinzipien auf: *tout* homme a, par sa nature, la *faculté* de se gouverner par sa *volonté*; les hommes réunis en corps politique, c. à. d. une nation a *par conséquent* le même *droit*. Cette *faculté de vouloir* commune, *composée* des faculté de vouloir particulières, ou la puissance législative-est *inaliénable*, souveraine, indépendante dans la société entière; — les *lois* ne sont que les actes de cette *volonté générale*. Comme une grande nation ne peut exercer en corps la puiss. législ., elle en confie l'exercice à des représentants *dépositaires de son pouvoir*. . . . Les gouvernements, quels qu'ils soient, sont établis *par* le peuple et pour le peuple; tous ceux qui gouvernent — ne sont *que* les *mandataires* et les délégués du peuple." (Mém. II. S. 199 ff.)

Hier iſt von keiner ewigen, allgemeinen Richtſchnur des Willens mehr die Rede, ſondern jeder Einzelne ſelbſtherrlich, und das Geſetz hat nur Kraft als Wille der Mehrheit. Da aber die Minderheit auch aus einzelnen Souverainen beſteht, ſo ergibt ſich daraus das ſpäter ſo oft von ſolchen Minderheiten geltend gemachte Inſurrektionsrecht,*) und die Entſcheidung verfällt der — phyſiſchen Gewalt. Wäre es aber Rob. mit dieſem Syſteme Ernſt geweſen, ſo hätte er ſich jedenfalls ſtreng an die den Abgeordneten von ihren Committenten mitgegebenen Cahiers des Charges halten müſſen, in welchen die einzelnen Souveraine ihren Stellvertretern beſtimmte Aufträge gegeben, unter denen ſich namentlich auch die einſtimmige Forderung fand, daß das Briefgeheimniß nie verletzt werde und daß die Sanktion des Königs zur Gültigkeit der Geſetze nothwendig ſei ꝛc. Dem Hrn. v. R. bedeutete aber Nation, die er vorliebig le peuple nannte, nichts anderes als die Maſſe derjenigen, die ſich zu Werkzeugen ſeiner Abſichten brauchen ließen oder zum wenigſten brauchbar ſchienen. — Deßhalb ſtimmte er am 5. Sept. 89 gegen ein Martialgeſetz, durch welches der gemeine Haufen gezügelt werden ſollte, — und im Febr. 90 wiederholt gegen ſtrenge Maasregeln wider den aufrühreriſchen Pöbel; deßhalb entſchuldigt er die Schloßverbrenner. („Il n'y a que quelques chateaux brulés etc.) und rühmt die revoltirten Soldaten von Nancy als „gute Patrioten;" deßhalb nimmt er im Mai 90 für die Diſtrikte das Recht zu beliebigem Selbſtverſammeln; und für das Volk das Recht über Krieg und Frieden zu entſcheiden, Biſchöfe und Pfarrer zu wählen in Anſpruch. — (F. f.)

Notizen.

⁂ Theater in Frankfurt. — Den 18. Juli wurden: „Die Königin von ſechzehn Jahren" und „der König von Geſtern" aufgeführt. Das erſte Drama iſt bekannt. Die Rolle der Königin, die ſich zwiſchen dem Stolz einer Fürſtin und der glühenden Liebe eines ſechzehnjährigen Mädchens, als den Klippen der Darſtellung, bis zum Akt der Entſagung hindurchlaviren muß, iſt ein Lieblingsvorwurf, nach dem Vorgange von bedeutenden Schauſpielerinnen wie: Peche, Bauer, Gley. Rettich, für Gaſtſpielerinnen geworden. Das Stück und die Rollen der Königin und des Miniſters gehören zu denen, in welche die Künſtler durch Auffaſſung und Darſtellung hineinlegen müſſen, was der Verfaſſer ſelbſt vergeſſen hat oder zu thun unfähig war. Dem. Schneider vom Stuttgarter Hoftheater ſpielte die Königin. Da in dieſer Rolle die feine Linie zwiſchen wahrer Kunſt und Eingelerntem und Abgeſehenem nicht beſtimmt gezogen werden kann, ſo verſchieben wir unſer Urtheil auf ſpätere Darſtellungen. Hr. Weidner, als Miniſter Rantzau, führte uns in beſtimmten Conturen das Bild eines eiſenharten Schweden aus der Schule Guſtav Adolph's vor; wie denn überhaupt dieſer Künſtler immer von innen ſeine Rollen auffaßt und in ihnen aufgeht. — Die Verlegenheit, die der Offizier F. von Bury öfters ſeiner Rolle gemäß zeigen muß, artete bei Hrn. Grahn in Hölzernheit und Geſpreiztheit aus.

„Der König von Geſtern" ſoll ein Scherz ſein, durch den ſich Hr. St. Schütze wahrſcheinlich in die Gunſt der Herren Jenaer Studenten einſchmeicheln wollte. Er iſt aber weder Scherz noch Ernſt, er iſt nichts als eine Couliſſenreißerei. Der Kontraſt, der durch die Einfachheit des wahren Königs und das burſchikoſe Gebehrden zweier als König und Herzog verkleideten hungrigen Studenten hervorgebracht werden ſoll, bleibt ohne Wirkung. Wie mag aber nur ein Schauſpieler, wie Hr. Danielſohn, ſein Glück an ſolche Rollen heften, in denen höchſtens ein Anfänger oder ein einheimiſcher Künſtler, wie Hr. Meißinger, der ſchon Proben ſeiner ausgezeichneten Komik abgelegt und auch heute am poſſierlichſten ſpielte, vor einem gebildeten Publikum excelliren kann? —

⁂ Weinbau in Frankreich. — Die Weinpflanzungen in Frankreich ſollen 4,865,000 (engl.) Acker einnehmen und ihr jährlicher Ertrag ſich auf 146,360,500 Thlr. belaufen.

---

*) R. ſelbſt machte am 20. Febr. 91 gegen ein Geſetz, welches den Aufforderungen zur Empörung Schranken ſetzen ſollte, geltend, que tout individu est membre du souverain.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 167. 1836

Phönix.

Samſtag, 16. Juli.

Landrinette.

Von

Ferdinand Freiligrath.

II.

1835.

Kennt ihr die Leere, kennt den Ekel ihr? —
Verdroſſen durch die Gaſſen gingen wir;
Das Wort ließ ich die Andern führen.
Bei Gott, es war ein wichtiges Geſpräch:
Sie unterhielten ſich den ganzen Weg
Von Dirnen und von Staatspapieren.

Auf einer Ecke d'rauf ward Halt gemacht.
Es war noch früh. „Was treibt ihr dieſe Nacht?“ —
Gegähne durch die ganze Gruppe.
„Nun denn! Theater, Kaffeehaus, Rondel?“ —
„„Nein, ſeh'n wir lieber noch die Kenebel!
Baptiſte iſt da mit ſeiner Truppe!““ —

So ging es denn zur Bude Loiſſet's; —
Wie ſprudelte, ein übervoll Gefäß,
Vom Schaum des Volks der luſt'ge Kaſten!
Trompetentuſch! Die Pforte thut ſich auf!
Staub, Hufgeſtampf, ein ganzer Reiterhauf!
Entblößte Säbel, weh'nde Quaſten!

Sechs Türken und ſechs Amazonen! — Ha,
Sieh' den Piqueur der Reiter! Jenen da!
Den Schnurrbart mit den prallen Schenkeln!
Das iſt Baptiſte! Sieh', wie den Gaul er hetzt!
Sieh', mit den üpp'gen Reiterinnen jetzt
Beginnt er friſch ein luſtig Plänkeln!

Und wer führt die? Doch nicht die Kenebel? —
„Die,“ ſagt man, „hat ein lüſterner Geſell
Beſchwatzt, daß ſie mit ihm entrinne.
Sei's! Bald von ſelber trifft ſie wieder ein!“ —
Wer aber mag die Amazone ſein? —
„Nun, wer denn anders, als die Hinne?“ —
Was, Hinne? .... Teufel, doch dieſelbe nicht,
Die ...... Und wie Schuppen fiel's mir vom Geſicht!
'S war Minna Hinne! Landrinette!
Zur prächt'gen Roſ' erſchloß die Knoſpe ſich;
Das Kind ward Weib, und einer Venus glich
Heut' jenes Tages Amorette!

O, ſeltſam Treffen nach ſo langer Zeit!
Damals ein Städtchen tief im Lande — heut'
Die Weltſtadt dicht am Meeresſtrande!
Eilf Jahre, Mädchen, ſind ſeitdem entflohn!
Du ſtrahlſt und blühſt — ich aber ſtehe ſchon
An meiner ſpät'ſten Jugend Rande!

Du haſt ſeitdem geritten und geſchwärmt; —
Du Wilde, ſprich, haſt du dich auch gehärmt?
Haſt du gelitten und gejammert?
O ſprich, floh dieſes ſüße Lächeln nie?
Haſt du, wie Mignon, eines Meiſters Kniee,
Stillweinend, niemals denn umklammert? —

Ich? — Einerlei! — Friſch, Mädchen, zieh' dein Schwert!
Vorwärts! Laß ſauſen durch die Bahn dein Pferd!
Laß fliegen ſeines Schaumes Flocken!
Laß weh'n dein Kleid! Laß pochen deine Bruſt!
Halt! So, nun ordne, deines Siegs bewußt,
Dir lächelnd deine ſchwarzen Locken!

Mich aber laß, o ſchöne Reiterin,
Düſter und ernſt, wie ich es meiſtens bin,
Verſchränkten Armes vor dir ſtehen!
Eilf Jahre flohen — dir, mein Kind, wie mir!
Komm', laſſe mich mit trübem Lächeln dir
In dein verzehrend Auge ſehen!

Yuina.

Von

Emerentius Scävola.

(Schluß.)

Yuina verließ ſeinen Vater, um des tröſtenden Anblicks ſeines Kindes froh zu werden; aber auch hier harrte, obwohl in anderer Geſtalt, der Dämon ſeiner, der ſein Leben verfinſterte; der alte Champeau, zwiſchen Leben und Tod eingeklemmt auf ſeinem endloſen Siechlager, mochte die Quelle der Vernachläſſigung, welche er von ſeiner Gattin erfuhr, richtig gedeutet haben, und die Rohheit ſeines Gemüths gab die Schwere ſeines Zorns dem ſchuldloſen Kinde ſeines vermeintlichen Nebenbuhlers zu tragen. Yuina entriß mit blutendem Herzen ſein gemißhandeltes Kind den Händen ſeines Peinigers, und eilte, beargwöhnt von dem Haupte der Regierung — geängſtigt durch Nuchru's Drohungen, jenem Argwohn Grund zu geben — befeindet von ſeinem Gewiſſen — ſorgend um die verlorene Geliebte, und als Störer des ehelichen Friedens eines Greiſes, ſeiner Wohnung zu; — da, als wolle das Verhängniß ſeine volle Sturmkraft wider ihn erſchöpfen, da ſah er im Vorübereilen ein Boot landen; es trug Nunez und Fanny. — Was dieſe gedroht hatte, das hielt Jener ſchweigend verborgen in ſeiner Seele, aber der Blitz, der ſtill in einer unſichtbaren Wolke lauert, iſt gefährlicher, als der Strahl, den der ſchmetternde Donner und der umzogene Himmel verkünden.

Die beiden Ankömmlinge gewahrten Yuina nicht, welcher, um ihrer Begegnung auszuweichen, einen andern Weg einſchlug. Da tobte eine Volksmenge ihm entgegen; in der Mitte derſelben ſah er einen Weißen in militäriſcher Tracht, und das Jubelgeſchrei: „Ein Franzoſe! Ein gefangener Franzoſe! — An den Galgen mit ihm!“ durchſchauerte Yuina's Gebein. Zurückgedrückt durch den Andrang des Volks, ſtand er, an eine Mauer gelehnt, ſtill, um den Zug vorüberſtürmen zu laſſen; da wandte der Fremde ihm das Geſicht zu; er erſchrak heftig, denn die Züge des Jünglingsantlitzes waren dieſelben, vor welchen er täglich ſein Morgen- und Abendgebet verrichtete; es war, als habe dieſer Jüngling dem Künſtler geſeſſen, der das Bild auf der Kupferplatte gemalt hatte, welche über dem Kruzifix neben ſeinem Bette hing.

„Haltet ein!“ ſchrie er, den Führern des jungen Mannes in den Weg tretend. „Dieſer Fremde iſt kein Franzoſe! Seht ihr nicht das ſpaniſche Feldzeichen? Er iſt ein Spanier, und ſein Volk ſteht jetzt auf unſrer Seite, auf Seite der Engländer, unſrer Freunde, und dieſe werden ſeine Auslieferung fordern! Im Namen des Geſetzes, mordet ihn nicht! Übergebt ihn mir, dem Oberrichter von Hayti!“

Der Blutdurſt des Pöbels, geneigt jeden fremden Weißen für einen Franzoſen anzuſehen, war nicht ſo leicht in ſeine Schranken zurückzudrängen. Es gelang Yuina nur dadurch dem Gefangenen das Leben zu retten, daß er die Einkerkerung deſſelben veranlaßte. Jetzt begab er ſich, ſeinen, auf das ganze Geſchlecht der Weißen ausgedehnten Abſcheu vergeſſend, zu dem Kriegsgefangenen, der mit Agneſens unvergeßlichem Blick im Auge, ihn empfing.

„Ich bin,“ — antwortete der Fremde auf Yuina's dringende Frage — „ich bin Kapitän im Dienſt Seiner katholiſchen Majeſtät. Mein Name iſt Don Ramiro de Eſtraella.“

„Eſtraella?“ rief Yuina. „Der Sohn des Generalkapitäns des ſpaniſchen Weſtindiens? Der Sohn des edlen Mannes, welcher vor zwei Jahren auf Cuba eine Beute des — gelben Fiebers ward?“

„Sie reden von meinem Vater,“ verſetzte der junge Spanier; da ſank ihm Yuina zu Füßen, umſchlang ſeine Kniee, und rief unter hervorquellenden Thränen: „Jüngling, deine Sendung verbürgt mir die Gnade des Himmels wieder, die von mir gewichen iſt, ſeit ich — deinen Vater ermordet habe! — Ich — ich trug das gelbe Fieber nach Cuba!“

Des Spaniers Hand war todtenkalt in Yuina's zuſammengepreßter Hand, da hub dieſer mit erſtickter Stimme an: „Sei großmüthig, vernichte mich nicht, bevor ich dich gerettet habe. Hindre mich nicht, an dem Sohne zu vergelten, was ich an dem Vater verbrach. Morgen ſollſt du frei ſein, oder ich will nicht mehr leben!“

Don Eſtraella hub den Mörder ſeines Vaters bewegt auf, er kannte Yuina nicht; er war in Spanien geweſen, während dieſer den Generalkapitan gerettet hatte, und nach ſeiner Entführung aus Sansſouci der Hausgenoſſe deſſelben geweſen war. Yuina entdeckte ihm das zwiſchen ihm und dem edlen Todten beſtandene Verhältniß, und der junge Kapitän belehrte ihn dagegen von dem Unfalle, welcher ihn in die Hände dieſer raſenden Neger geführet hatte.

Die Franzoſen hatten nämlich, nach dem Abfalle Spaniens von der Verbindung mit Frankreich, den kleinen ſpaniſchen Truppentheil entwaffnet, welcher vereint mit ihnen gegen die Neger focht; zu dieſem gehörte der Kapitan Don Eſtraella. Es gelang ihm, ſich aus der Gefangenſchaft zu befreien, und die Küſte ſuchend, um ſich nach Jamaika oder Cuba zu retten, gerieth er in die Gewalt der Neger, welche ihn als einen vermeintlichen Franzoſen hierher geſchleppt hatten.

Yuina überſann den Weg, welcher ihm für die Rettung des jungen Mannes der gewiſſeſte ſchien. Eine Flucht war nicht möglich; der Fall mußte zur Entſcheidung des Präſidenten gebracht werden, aber dieſer war im Begriff, noch im Laufe dieſer Nacht zum Heere abzugehn, welches einige Nachtheile durch einen nächtlichen Angriff Pethion's erlitten hatte; es frug ſich, ob der Reiſefertige noch heute ſeinen Oberrichter empfangen werde.

Yuina flog zu dem Präſidenten, ward vorgelaſſen, und fand — Nunez bei dieſem; — er überwand jedoch ſeine Scheu vor dem hinterliſtigen Mulatten, und entwickelte die Angelegenheit ſeines Schützlings mit der wärmſten Beredtſamkeit, die aber ihre Wirkung auf den Präſidenten völlig zu verfehlen ſchien; denn ſtatt eine genügende Antwort zu geben, wich er ganz von der Sache ab, indem er anhub: „Ich rede eben mit Herrn Aquilaqua von Ihrer Tauſchangelegenheit; er weiſ't aber dieſen Vorſchlag zurück; Sie werden ſich mit Biſquit begnügen müſſen.“

Die überraſchende Widerwärtigkeit dieſer Eröffnung leiteten Yuina's Gedanken ein Paar Minuten lang von der Angelegenheit des Spaniers ab, doch bald kehrte er zurück zu derſelben; da zuckte Chriſtoph die Achſeln; „es wird unmöglich ſein, das Volk zu überzeugen, daß der Gefangene kein Franzoſe, und nicht mit den Waffen in der Hand ergriffen worden iſt,“ ſagte er. „Und ohne dem Pöbel die Überzeugung gegeben zu haben, dürfen wir ihm nicht ſein Opfer zu entziehen wagen.“

„Präſident,“ fiel Nunez ein, „wie wär' es, wenn Sie dieſe Unterſuchung und Entſcheidung dem Oberrichter anheim ſtellen? — Überantworten Sie den Gefangenen ihm! Er mag deſſen Abkunft und die Art ſeiner Gefangennehmung prüfen, ihn freiſprechen, ihn entlaſſen, und das Volk von der Billigkeit ſeines richterlichen Spruches belehren.“

„Wohl, ſo ſei es!“ rief Chriſtoph, und befahl den Gefangenen zur Verfügung des Oberrichters zu ſtellen.

Duina durchſchaute die Abſicht dieſer beiden Männer, ihn bei dem Volke in Mißgunſt zu bringen. Dennoch nahm er den Auftrag dankbar an und entfernte ſich mit dem Vorſatz, auf jede ihm drohende Gefahr den Sohn ſeines Wohlthäters zu retten.

Am folgenden Morgen eröffnete er die Unterſuchung, erkannte die Richtigkeit der Angaben des Gefangenen an, und verfügte die Auslieferung deſſelben an den Gouverneur der brittiſchen Nachbarinſel. — Kaum war ſein Ausſpruch bekannt geworden, als das Toben des Volkes ſich grauſenhaft erhub. Drohungen gegen den Söldling der Weißen und gegen den widerrechtlich losgegebenen Franzoſen wurden laut, und Duina entdeckte zu ſpät, wie groß das Wagniß geweſen, welches er unternommen hatte. Sein richterlicher Spruch ſicherte das Leben des Spaniers nicht, und gefährtete ſein eigenes.

Da drang Nunez in den Saal. — „Folgen Sie mir,“ flüſterte er, „die Gefahr iſt groß.“ Duina zögerte, doch plötzlich rief der junge Mann: „Was ſeh' ich? — Sie ſind hier, Sennor Aquilaqua?“

„Still, verrathen Sie unſre Bekanntſchaft nicht!“ flüſterte dieſer. „Ich weiß einen geheimen Weg, Sie zu retten!“ — Aber plötzlich ſchrie Duina mit lauter Stimme, indem er die verriegelte Thür aufriß: „Hier, ihr freien Bürger von Hayti, hier iſt ein Zeuge für die Gerechtigkeit meiner Entſcheitung! Hier Nunez Aquilaqua, euer Befreier aus Deſſalines Händen, kennt dieſen Freigeſprochnen, und bezeugt, daß er kein Franzoſe, daß er ein Spanier ſei.“ —

Nunez biß ſich auf die Lippen, warf Duina einen Blick zu, hinter deſſen Freundlichkeit die Hölle lauſchte, und ſprach zu dem Pöbel ſich wendend: „Ja, meine Brüder, es iſt, wie der Oberrichter ſagt; ich kenne dieſen Mann, er iſt ein Spanier.“

Das Volk theilte ſich in Hälften; die eine begleitete unter Jubelgeſchrei die Zeugen, die andere Duina nebſt deſſen Freigeſprochenen nach ihren Wohnungen.

„Nun iſt ihres Bleibens nicht länger hier,“ ſprach Duina zu dem Kapitän. „Sie müſſen auf der Stelle fort nach Jamaika und — wenn Sie mir einen Dank abtragen zu müſſen wähnen — dann — gehn Sie nach Frankreich. Hier ſind viertauſend zweihundert Pfund; dieſe letztern nehmen Sie als ein Darlehn von mir; jene Viertauſend aber geben Sie in die Hände einer Madame Carlota Rondellier in Bordeaux.“

„Nach Frankreich? — eher zurück unter die Meſſer dieſes Pöbels!“ rief Don Eſtrada. „Meine höchſte Pflicht auf Erden ruft mich zurück nach Spanien, um zu kämpfen unter Cueſta oder Palafox für Ferdinand den Siebenten! Aber kann ich auch gleich ſelbſt Ihr Bote nicht ſein, ſo kann ich doch der Beſteller Ihrer Sendung werden; ich will das Gold durch ein Handlungshaus in die Hände der Madame Rondellier bringen.“

„Es ſei! Ich baue auf Ihr Wort!“ rief Duina, verdoppelte die für Carlota zurückgelegte Summe durch einen Theil des von Muchru empfangenen Geſchenks, gab die bedeutende Summe dem Spanier nebſt Carlota's genauer Adreſſe und wandte, während ein Schnellſegler ſeinen Geretteten nach Weſten trug, ſein thränenverblindetes Auge nach den Wölkchen hin, die am öſtlichen Horizonte wie ein Schleier hingen, der unzerreißbar von Menſchenhänden, ihn von Carlota ſchied.

Die deutſche Muſik in Frankreich.

(Fortſetzung.)

Aus allen dieſen Gründen finden wir in Frankreich bis jetzt die merkwürdige Erſcheinung, daß alle Muſik, die ſich durch vorwaltendes mechaniſches Geſchick darſtellen und ausüben läßt, in gewiſſen Gattungen der Inſtrumentalmuſik, welche bereits Gegebnes, nicht erſt von ihnen ſelbſt zu Schaffendes, zur Darſtellung bringt, die Franzoſen von jeher die unübertrefflichſten Künſtler waren. Sie hatten ſtets Anlage und Empfänglichkeit für Muſik, aber keine, von innern Seelenzuſtänden und Bedürfniſſen ausgehende, Ausbildung derſelben. Mit den Bogeninſtrumenten z. B., wo Reinheit, Stärke und Sanftheit, Itenſität und Klang des Tons, durch Greifen wie Streichen ſich bis auf eine Linie, auf einen, ſo zu ſagen, mückenartigen Druck ausrechnen und mechaniſch erlernen läßt, leiſten ſie nicht blos durch einzelne Virtuoſen, ſondern in ganzen groſen Maſſen das Wunderbare, das Unbegreifliche oft. Mit den Blasinſtrumenten dagegen iſt es faſt wie mit dem Geſang. Hier iſt wenig Mechaniſches; es iſt der aus der Seele dringende Hauch, der faſt unbegreiflicher Weiſe dieſen Inſtrumenten von ſo einfacher Struktur die gezwungen unſren muſikaliſchen Gedanken folgenden Töne entlockt. Darum zeichnen wir, die Sänger, die Harmoniſten, die musiciens in franzöſiſcher Bedeutung, und in den Blasinſtrumenten aus, während zur Zeit die Franzoſen nichts darin vermögen, und die ſollen in ihren Concerten, ſelbſt in denen des wunderbaren Conſervatoire's, in denen die Blasinſtrumente vorwalten, einen ſtörenden Contraſt zu den Himmelsklangen ihrer Saiteninſtrumente bilden.

Es iſt merkwürdig, doch ganz dieſem Gange der franzöſiſchen Muſikbildung angemeſſen, daß der Sinn für deutſche Muſik, Modulation und Harmonik ſeinen Eingang in Frankreich durch unſre Inſtrumentalmuſik fand, und zwar durch denjenigen Theil derſelben, welcher am meiſten zugleich unſrem Geſang oder dramatiſchen Muſik ſich nähernd, die meiſten harmoniſchen Elemente in ſich aufgenommen hatte. Es ſind die Beethoven'ſchen Symphonieen. Der Meiſter, vielleicht das größte dramatiſch muſikaliſche Genie ſeit Mozart, durch anfängliches Mißverſtändniß des Fidelio und ſpäter durch andre unſelige äußere Umſtände von der dramatiſchen Laufbahn zurückgeworfen, ſuchte ſich in der neu umgeſtalteten, in das Außerordentliche von ihm ausgebildeten, Inſtrumentalmuſik neue Mittel zum Ausſprechen ſeiner dramatiſchen, placirten Ideen ohne Hülfe der Poeſie, der Scenerie des Geſangs, der Sprache. Er verſchmolz gewiſſermaßen Geſang und deſſen harmoniſche Modulation mit der Inſtrumentalmuſik und gab den Inſtrumenten ſelbſt Sprache und Handlung. Während wir in Deutſchland anfangs nicht wußten, was hiemit anzufangen, und unſre Hände und Arme die Biegſamkeit noch nicht hatten, um den Inſtrumenten dieſe Menſchenſtimmen und Menſchenſänge zu entlocken, mußte der Franzoſe ſie mit Seelenjauchzen aufnehmen, weil ihm die Schwierigkeiten bei ſeiner maſſenweiſen Inſtrumentalvirtuoſität leicht beſiegbar waren und die ihm vertrauten Inſtrumente ihm jene Maſſen von Harmonien und Modulationen durch gewohnte Mittel zugetragen wurden. Kein Deutſcher, kein deutſcher Muſiker, der es nicht hörte, hat einen Begriff von dem Vortrage und der Ausführung dieſer Beethoven'ſchen Symphonien von Seiten des hieſigen Conſervatoriums der Muſik. Beethoven ſelbſt hätte ſie zur Zeit, als er ſein Gehör noch hatte, erleben ſollen! Kein deutſches Orcheſter wird ſie je mit dieſen feinen Nüancen, mit dieſem Verſtändniß, mit dieſem, alle Fibern durchzuckenden, Gefühl wiedergeben. Jedes Inſtrument hat eine Seele, und doch verſchmelzen alle ſo in einander, daß bei den größten Stürmen, welche die Saiten durchbrauſen, wie bei jedem leiſeſten Aolshauche, der über ſie hinfährt, bei jedem Jubel der Töne, wie bei jedem namenloſen Schmerze, nur eine einzige Stimme, in tauſend harmoniſchen Lichtſtrahlen ſich brechend, der entzückten, der erſchütterten, der weinenden Menſchenſeele vorüberzugehen ſcheint. Jenes humoriſtiſche Necken, jenes Plaudern der Inſtrumente unter einander, jenes Regentröpfeln, jene Sommerſchwüle, jenes Natur- und Bauerleben in der Paſtoralſymphonie — alles ergreift uns mit einer Illuſion, die uns nur fragen läßt, ob wir wachen oder träumen. Und es ſind nicht blos die Künſtler, die dieſer Darſtellung ſich mit dieſem Vergeſſen ihrer ſelbſt ſich hingeben; das Publikum, ein ſo unendlich zahlreiches, daß man nur mit den größten Bemühungen Billette erhält, folgt ihnen mit athemloſen Schweigen, und ergießt ſich dann wiederum mit einem Donner von Beifalljubel, den man in ſeinem Klange deutlich von dem gewöhnlichen unterſcheiden kann; denn in jeder Hand, die zuſammenſchlägt, iſt eine Seele. — Die Künſtler des Conſervatoire werden auch oft bis zum Abentheuerlichen keck. So befindet ſich unter den ſchwierigſten Compoſitionen Beethoven's ein Quatuor für Bogeninſtrumente, ſo ſchwierig, daß vier bedeutende Künſtler dazu gehören, um ihm volle Gerechtigkeit anzuthun. Ich traute meinen Ohren kaum, als dieſes Quatuor im Conſervatoire mit achtmaliger Beſetzung, als es von zwei und dreißig Künſtlern ausgeführt und ſo ausgeführt wurde, daß ein Strich, ein Hauch von Anfang bis zu Ende obwaltete. Man denke ſich acht Violoncells und acht große Bäſſe zuſammen dieſe feinen Nüancen, und ſo, daß jede acht nur ein einziges Inſtrument zu ſein ſcheinen, ausführen! — Es iſt dieſe wunderſame Darſtellung einer ſo außerordentlichen Muſik, die durchaus eine neue Welt in unſrer Seele hervorbringt und deren Eindruck ſich der keiner andren Kunſtſchöpfung vergleichen läßt — ſie gibt der Phantaſie feſte beſtimmte Bilder und doch ſo nebelhaft und in oſſianiſcher Luftgeſtaltung, den fernſten Spielraum, neue und andre Bilder hineinzuſchieben und ſie zu neuer Geſtaltung zu verkörpern. — Es iſt dieſe Darſtellung — ſag' ich, eine ſo begeiſternde Erſcheinung, daß ſie wohl verdiente, wie die früher ſo bewallfahrtete Oſtermuſik in der Peterskirche zu Rom, von deutſchen Kunſtbegeiſterten aufgeſucht zu werden.

(Schluß folgt.)

Notizen.

⁂ **Meyerbeer.** — Die Muſik der Hugenotten iſt erſchienen. Dieſe Veröffentlichung konnte zu keiner beſſeren Zeit ſtattfinden; doch wird die große Partitur dieſes Werkes vor einem Jahr nicht erſcheinen. Meyerbeer will es ſo; er fürchtet für ſein Werk eine allzuſchnelle Verbreitung, wodurch es in unwürdige und mißbrauchfähige Hände fallen könnte. Meyerbeer hält ſich das Recht vor, eine europäiſche Stadt nach der andern zu wählen, welche wegen des Beſitzes ausgezeichneter Sänger ſeine Muſik verdiene. Es iſt dieß eine ganz unſchuldige Vorſicht und bezeugt zugleich die vernünftige Liebe, welche der Verfaſſer zu ſeinen Schöpfungen hat.

In München werden zuerſt in Deutſchland die Hugenotten zur Aufführung kommen. Meyerbeer wird bald Baden-Baden, wo er ſich von ſeinen großen Arbeiten erholte und ſeine Muße zur Compoſition von Geſängen und Arietten benutzte, verlaſſen.

⁂ **Wichtige landwirthſchaftliche Entdeckung.** — In der Sitzung der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris (v. 6. d. M.) theilte Herr **Edwards** folgende, durch mehrere von ihm und Herrn **Colin** angeſtellte Verſuche beſtätigte, höchſt merkwürdige Thatſache mit: „ein Mitglied der Ackerbaugeſellſchaft von Valenciennes hat im vor. J. um Johanni **Roggen** (seigle) geſät, und am Ende der Jahreszeit (saison) zwei reiche Krautſchnitte (coupes en herbe) gehabt; in dieſem Jahr aber ſind **dieſelben** Pflanzen ſo gedeihlich erwachſen, daß ſchon einen Monat vor der Ernte der Roggen 7 Fuß Höhe hatte.“

⁂ **Fellow** in ſeiner kürzlich bekannt gemachten „Religion of the Universe“ trägt darauf an, das, was er Naturreligion nennt, an die Stelle aller der jetzt beſtehenden, verſchiedenartigen Syſteme zu ſetzen. „Wenige,“ meint das Athenaeum, „mögen wohl durch ſeine Argumente überzeugt werden; aber Alle müſſen die männliche Aufrichtigkeit ſeines Tones und das Wohlwollende ſeiner Abſichten anerkennen.“ —

⁂ Roſſini hat zu Brüſſel von König Leopold eine Dekoration erhalten.

⁂ **N. Lenau** arbeitet an einer epiſchen Trilogie: **Huß, Savonarola, Hutten**; der große Florentiner bildet den Hauptvorwurf dieſer Dichtung.

⁂ Von **A. Grün** iſt bald eine Sammlung ſeiner kleineren lyriſchen Dichtungen zu erwarten.

⁂ **Bauernfeld's** literariſcher Salon, welcher in Wien nur **einmal** aufgeführt werden durfte, weil ſich ein in Wien lebender Humoriſt darin getroffen fühlte, wurde in Berlin mit großem Beifall gegeben und erhält ſich auf dem Repertoire.

№ 168. 1836.

Phönix.

Montag, 18. Juli.

Die Spanierin.

Von F. v. Biedenfeld.

Wo die Königreiche Leon und Eſtramadura ſich berühren, erhebt ſich ein gebirgiger Landſtrich immer höher und wilder, immer ſeltener werden die menſchlichen Wohnungen, immer ausgedehnter die Einöden und Wüſteneien. Aber die einzelnen Wohnplätze der Menſchen, welche der Wanderer in dieſem ſeltſamen Lande trifft, ſind bedeutend genug, um ſeine volle Aufmerkſamkeit zu verdienen.

Salamanca liegt mitten in einer dieſer unfruchtbaren von dem Tormes und Agueda durchſtrömten Ebenen. Von dieſem Salamanca aus zog der tapfere General Moore und bezahlte mit ſeinem Leben die Langſamkeit einer zu nachläſſig geführten Expedition, welche ihn dem nachſtürmenden Marſchall Soult entziehen und in Corunna ein Aſyl ihm gewähren ſollte.

Es würde ſchwer ſein, in ganz Spanien, ſelbſt jene durch die blutigen Kämpfe zwiſchen Mauren und Chriſten ſo berühmte Vega de Granada *) nicht ausgenommen, einen Platz zu finden, welcher durch wichtigere Begebenheiten innerhalb eines ſo kleinen Raums ausgezeichneter wäre. Die Ströme von Blut, die hier vergoſſen wurden, hätten den Boden fruchtbarer machen können, gleich jenen Beden der Vega in Andaluſien, deren köſtliche, ſchattenreiche Wälder dem Blut entſproßten, welches Spanier und Mauren in unüberſehbaren Kämpfen dort vergoſſen. Aber in dieſem Gebirgsſtrich und ſelbſt in ſeinen Ebenen ſcheint vielmehr der Zorn Gottes die Kämpfer noch in ihren Nachkommen beſtrafen zu wollen, und gleich ſchonungslos die Vertheidiger des Kreuzes und ihre Feinde zu züchtigen.

In ganz Spanien gibt es wenige ſo unfruchtbare und traurige Gegenden. Kein Baum erheitert die Ufer des Tormes, entblößt von allen Reizen einer belebten Natur erſcheint jener Landſtrich als eine kahle, ſchauerliche Wüſte. Nur während zwei Monaten im ganzen Jahr gewähren die langen Ebenen des Tormes dem Auge eine Erquickung im bunten Farbenwechſel. Zahlreiche Familien von Haidekräutern öffnen dann die Kelche ihrer wundervollen Blüthen und Tauſende köſtlicher Blumen erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen. Mit Entzücken verweilt das Auge bei dem prachtvollen Anblick des unüberſehbaren Raſenteppichs, auf welchem die ſchönen Genista sphaerocarpa und monosperma,*) Daphne gnidium, Asphodelus ramosus, Fumaria spicata, das reizende Anthiricum amethistinum, Doronicum plantagineum, Bellis silvestris die lieblichſten Gruppen und Sträuße bilden. Zuweilen ſieht man am Rand der einſamen Straße die Atropa mandragora in voller Blüthe, daneben die allerliebſte Iris alata,**) welche ſeltener und ſeltener wird, je mehr man Almeida und Ciudad Rodrigo ſich nähert.

Allein dieſe ganze Pracht und Herrlichkeit dauert nicht länger, als die kurze Blüthenzeit. Bei den erſten Strahlen der brennenden Sonne Spaniens fallen die friſchen Gewänder aller dieſer Pflanzen ſchnell ab und ſtarren als nackte, verwelkte Stengel empor. Dieſer Anblick iſt noch trauriger, als wenn man nur eine nackte mit Felstrümmern bedeckte Ebene ſähe, trauriger ſelbſt, als jene Strandkieſelſtrecken um Escurial.

---

*) Das außerordentlich fruchtbare und zauberiſch reizende Thal um Granada heißt: la Vega de Granada und war gegen 800 Jahre lang der Schauplatz unaufhörlicher Kämpfe zwiſchen Chriſten und Mauren, und der mauriſchen Helden weite [illegible].

*) Die Blüthen der Genista sphaerocarpa und der monosperma erſcheinen ſchon im Februar in üppigſter Fülle, jene ſind gelb, dieſe weiß mit kleinem rothem Kelch.

**) Dieſe ſchöne Blume war geraume Zeit in Europa vernachläſſigt und beinahe vergeſſen. Poiret fand ſie wieder in der Barbarei und gab ihr dieſen Namen.

In der ganzen Umgegend von Salamanca iſt das Land kahl und dürr, kaum für ein nördliches Klima findet man da genug Schatten; man berechne hiernach wie verzehrend die Hitze des Auguſts in dieſer Gegend ſein muß. Hin und wieder findet man am Ufer des Tormes, dieſes mit dem Namen eines Fluſſes prangenden Baches, einige Gruppen von Steineichen oder ein Bosquet des durch ſeine ſaftig grünen Blätter und purpurnen Früchte reizenden Arbutus unedo. Außerdem herrſcht durch die ganze Landſchaft die Einſamkeit und das Schweigen, welche das unheimliche Gefühl bald zur Schwermuth ſteigern.

Vor dem Krieg von 1808 wurde das Schweigen dieſer Einöde zuweilen von Karawanen unterbrochen, welche die Lebensbedürfniſſe in den Provinzen umherführten. Dieſe Karawanen beſtanden aus langen Reihen von Maulthieren und Eſeln, ſie trugen gewöhnlich bockslederne betheerte Schläuche mit Landwein, voran zog gemeſſenen Schrittes das gebildetſte Maulthier mit einem buntfarbigen Federbuſch und einigen ſehr gellenden Glöckchen zum Zeichen des Kommandos auf dem Kopf, welchen es ſtolz hin und her wiegte, damit die Glöckchen tönten. Ein einziger Mann war der Führer eines ſolchen Zuges, hatte oft über fünfzig Maulthiere unter ſeiner Leitung, ſchritt entweder nebenher oder ritt bei ſchlechtem Wetter auf dem vorderſten, Capitana *) genannten Maulthier. Er ſtammte beinahe immer aus dem Königreich Leon oder aus Aſturien, und war kenntlich an ſeiner Montera von ſchwarzem Sammet, an der Jacke ohne Ärmel von rothgelbem Leder und an ſeinem breiten, ſcharf gelben Gürtel mit der mächtigen Kupferſchnalle. Er reiſ'te ſtets bewaffnet. Auf dem Saumſattel ſeines Maulthiers kreuzten ſich zwei Karabiner und dazu trug er eines jener langen zu Terceira fabrizirten Meſſer, welche in der Hand eines Mannes, der damit umzugehen weiß, eine ſo furchtbare Waffe bilden.

Zuweilen wird auch die Stille zwiſchen dem Tormes und den Gebirgen durch das eintönige Geräuſch einer mächtigen Karoſſe unterbrochen, welche einen Prior, einen Guardian oder die Superiorin irgend einer reichen Gemeinde in ihr Kloſter zurückführt, nach dem ſie in dem Geſundbrunnen von Archena oder in einer der Heilquellen der Umgegend von Salamanca ſich erholt und erfriſcht haben.

Ein anderes Getöſe ſtörte das Schweigen dieſer traurigen Flächen, als ich im Jahr 1811 im Königreich Leon mich befand. Damals wüthete der Krieg am wildeſten und unverſöhnlichſten voll gleicher Erbitterung in Angriff und Vertheidigung. Das Blut floß nicht allein, ſondern es floß unter der Hand raſender, erbarmungsloſer Feinde. Alles war in jener Zeit erlaubt, wenn es im Namen der Rache verübt wurde. Wo dies Wort erklang, da lächelte plötzlich jeder Mund, Alles gewann ein anderes Anſehen. Ein furchtbares Beiſpiel dieſer allgemeinen Wuth erlebte ich 1812. Zeuge war ich ſogar des ſchaudervollen Ereigniſſes, und härmte mich viele Jahre in dem Gedanken, zu ohnmächtig geweſen zu ſein, um ſolchen Greuel zu verhindern.

(Fortſetzung folgt.)

Die deutſche Muſik in Frankreich.

(Schluß.)

Dieſe Glorificationen Beethoven's beginnen in der Mitte des Monats Februar, dauern bis Mitte April und verlohnen wohl einen dreimonatlichen Aufenthalt in Paris. Die Herzensfreude, die man dabei empfindet, iſt um ſo größer, als wir hier die erſte Frucht einer innigen Kunſtvereinigung zwiſchen Frankreich und unſerem Vaterlande ſehen. Wahrhaft rührend iſt der Jubel der zahlreich anweſenden Deutſchen bei dieſen Concerten. Wiewohl der Mangel an Mitteln ſie in die oberſte und wohlfeilſte, in einer Art von Niſche befindliche, und von dem eigentlichen glänzenden Publikum getrennte Tribüne verweiſ't, ſind ſie doch dort oben am lauteſten und ihre ſtürmiſch ſich ausſprechende Freude iſt eben ſo groß über die Leiſtung als über den von dem hinreißenden Publikum ausgeſprochnen Triumph deutſcher Kunſt. — Man wagt ſich in den Conſervatoire-Concerten auch ſchon an Aufführungen deutſcher Geſangsſtücke, an Arien, an Chöre von Beethoven und Weber, aus dem Fidelio etwa: „O welche Luſt“ — aus der Euryanthe — „Die Thale dampfen, die Höhen glüh'n“; — aber mit wenig Erfolg; denn noch iſt man nicht ſo weit. Auch die Weber'ſchen Ouvertüren gelingen weniger; Weber benutzte zu viel die Blechinſtrumente, und da die Franzoſen dieſe nicht in der Gewalt haben, ſo verſtehen ſie nicht, dieſelben zu moderiren, und ſchreien, alle übrigen Inſtrumente betäubend, zu ſehr damit. — Die Beethoven'ſchen Symphonien gehen übrigens auch ſchon in die kleinern Concerte über, und das neu für dieſen Winter errichtete Gymnase musical, das man für neun Franken beſuchte, hatte ſie in den Cyklus ſeines Repertoires mit aufgenommen.

Nach der Fortſetzung dieſer Inſtrumentalmuſik erſchien die deutſche Oper, und, wie erwähnt, hat auch dieſe, da ſie ſo glücklich war, die Schröder-Devrient, Haitzinger und vortreffliche Chöre herzuführen, unzerſtörbare Erinnerungen zurückgelaſſen. Eine der Folgen iſt, daß Caſtil Blaze den Don Juan auf das Repertoire der Opéra française bringen konnte, und, wiewohl ſchmählicher Weiſe die Baritonpartie in eine Tenorſtimme für Nourrit umgeſetzt werden mußte, iſt er ſchon in die Salons übergegangen, während 1829 noch der damals beſtehende gelehrte Globe die Partitur nur auf dem Pult des gelehrten Muſikers genießbar erklärte. Jetzt beginnen nun auch ſchon die deutſchen eigentlichen Lieder einzudringen, und es iſt mir ſehr rührend, wenn ich z. B. die ſo ächtdeutſchen Kreuzer'ſchen Compoſitionen von Uhland vortrage, ſo wie Lieder von Reiſſiger, Berger, Weber, der Reichardt, von Spohr ſelbſt. Ihren oft ſo ſchönen Text verſteht Niemand, und doch ſchlägt jede Bruſt dem innigen Gefühl der Melodie und den Übergängen und Accorden der Begleitung. „Une romance“ oder „une chanson allemande“ — iſt unentbehrliche Bedingung

---

*) Alle Maulthiere erhalten in Spanien einen Namen der mit a endet. So wird eines la Colonella, ein anderes la Capitana, ein drittes la Carbonera genannt. Jedes wird ſo lang geprügelt, bis es den ihm beigelegten Namen erkannt und durch Zeichen zu erkennen gibt, daß es ihn verſtehe.

jedes kleinen Programms eines der muſikaliſchen Abende, die ich zu veranlaſſen ſo glücklich geweſen, und zwar neben den ſtolzen Duo's von Roſſini und Bellini, die bis dahin allein dominirten. Auch hörte ich hübſche franzöſiſche Compoſitionen deutſcher Texte, ſo z. B. eine von Mignon's Lied, natürlich mit franzöſiſchem Text, welche mir die bekannten deutſchen in Bezug auf Wiedergebung des fernhaft ſeltſamen Charakters dieſes wunderbaren Weſens zu übertreffen ſchien. Die Endfrage: „connais tu le bien?" iſt beſonders, aus einer Oktave in die andre aufſchlagend, und ſich dort mit im Accompagnement fortgehenden Modulationen haltend, ſehr treffend wiedergegeben. — Oft verlangt man die deutſchen Lieder mit untergelegtem franzöſiſchem Text, und ich bin eben damit beſchäftigt, eine Sammlung derſelben für eine Altſtimme, deren man häufig ſehr rührende bei den franzöſiſchen Frauen, und, wir meinen, bei den gefühlvollſten und geiſtreichſten antrifft, heraus zu geben.

In Folge dieſer zuſammenwirkenden Umſtände iſt es ſchon dahin gekommen, daß man über mehrere unſerer jungen deutſchen Muſiker ziemlich freimüthige Kritiken über ihre Muſik und Opern in franzöſiſchen Journalen gegeben, zweien, Mainzer und Panofka, bereits franzöſiſche Operntexte zur Compoſition anvertraut und dieſelben zur Aufführung in der Opéra comique zu bringen verſprochen hat. Wahrſcheinlich wird ſich die deutſche dramatiſche Muſik in dieſem Theater zuerſt feſtſetzen, und dies iſt um ſo wichtiger, als dort das eigentliche franzöſiſche muſikaliſche Drama ſeinen feſteſten Sitz ſonſt hatte. Daſſelbe hat aber in den Augen des Publikums viel von ſeinem Werthe verloren, und die Opéra comique iſt dadurch ſehr in Verfall gerathen. Dort wurden auch die an der Mittelloſigkeit und Unkunde des franzöſiſchen Unternehmers der geſcheiterten zweiten deutſchen Oper an den Strand geworfnen Chöre auf eine Zeitlang engagirt und durch ſie die reiche Ausbeute abwerfende neuere Darſtellung des „Robin de bois" möglich gemacht. Von den deutſchen Virtuoſen ſind jetzt die Herren Ernſt, ein außerſt trefflicher Violiniſt, die Pianiſten Schunke und Hiller die beliebteſten.

Ich ſehe mit großem Vertrauen und mit großer Hoffnung auf die Reſultate des in unſerer Muſik gewonnenen Anknüpfungspunktes mit der eigentlichen und gebildeten franzöſiſchen Geſellſchaft. Sie kann nach und nach unendlich viel zur Umwandlung des Lebens derſelben beitragen. Sie iſt in ihrer ganzen Weſenheit im Stande, ernſtlich muſikaliſche Theilnahme in dieſen Cirkeln zu erregen, und deren Flatterhaftigkeit, Oberflächlichkeit ſo zu unterbrechen, um nach und nach innigeres Intereſſe der Leute zu einander hervorzurufen. Nichts nähert mehr, als gemeinſame Muſikaufführungen, und bringt, in Folge der nöthigen gemeinſamen Vorbereitungen, nachhaltigeres Beiſammenſein zu Wege. Es wird öfters Sitte, Proben in kleinen Familiencirkeln für Aufführungen in den Salons zu veranſtalten, und damit wäre ſchon ein großer Schritt zur Rückkehr zu einem ausgedehnteren Familienleben geſchehen, deſſen Mangel ſo viele Übel in der franzöſiſchen Geſellſchaft zur Quelle hat. Ja, ich glaube feſt, daß eine Kunſt, die aus Religioſität und aus Familienleben ausgegangen iſt, und überall das Gepräge ihres Urſprungs trägt, nothwendig da, wo ſie Eingang findet, zur Hervorrufung von Religioſität und Familienleben beitragen und als Wirkung hervorrufen müſſe, was ihre Urſache geweſen.

Wenn ich mich daher gegen die überhandnehmende Überſiedlung deutſcher Literatoren und Künſtler warnend erklären zu müſſen für Pflicht halte, ſo glaube ich doch bei denjenigen Muſikern, die im Stande ſind, eine Zeitlang anſtändig hier zu leben, eine Ausnahme machen und ihnen eine angenehme Zukunft verſprechen zu dürfen. Mit Freuden lade ich ſie ein, unſern Phalanx, der es ſich zur Aufgabe macht, die durch unſre Muſik bereits in franzöſiſchen Herzen und Köpfen gemachte Breſche zu erweitern, zu verſtärken.

Deutſche Sagen.

Man wird uns keine Periode in unſerer Literatur aufweiſen, wo die aus dem Glauben und Gemüth des Volks entſprungenen Dichtungen ſo vielſeitiger Pflege, ſo reger Theilnahme ſich freuen konnten. Sollte damit das Streben zuſammenhängen, die wunderbaren Thatſachen der heil. Geſchichte — namentlich des alten und neuen Teſtaments — gleichfalls in den Kreis der Sagen zu ziehen? Kaum. Indeſſen wird die Zeit lehren, wie viel von dem neugewonnenen Stoff unſere Poeſie beleben und zu unſterblichen Kunſtgebilden verbrauchen mag. Steht unſerer Literatur wirklich eine Kriſis bevor, ſo werden Novelle und Sage als die Geſichter des Janus erſcheinen. Alle Beiträge, das Gebiet der Sage näher kennen zu lernen, müſſen wir daher dankbar entgegen nehmen; denn wir ſind noch längſt nicht ſicher, wie tief unſer Volk in dieſen ſeinen Dichtungen gedrungen iſt. Wir können oft an Fluß und Quell, an Baum und Fels vorübergehen, ohne den Ruf des Geiſtes zu hören — einen Ruf, der vielleicht unſere Nachkommen zu mächtigem Lied begeiſtert. —

1. Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringerlandes. Herausgegeben von L. Bechſtein. Zweiter Theil. — (Auch unter dem Titel: Die Sagen aus Thüringens Frühzeit, von Ohrdruf und dem Inſelberge.) Hildburghauſen. 1836. XXI. und 169 S.

Der Verfaſſer, unſern Leſern durch mehrere dichteriſch behandelte Sagen aus ſeiner Heimat lieb geworden, fährt auch in dieſem zweiten Bändchen in ſeiner ſchlichten Proſa fort zu erzählen, woher der Thüringer Urſprung und Name, wie Attila das Land beſuchte, von König Irminfried und andere. Aus der Frühzeit 22 Sagen; von Ohrdruf 26; vom Inſelberg 61. Überall ſetzt uns ſeine gründliche Kenntniß und richtige Auffaſſung in frohes Erſtaunen; wir möchten unter den uns bekannten Thüringern vergebens nach einem ſuchen, der beſſer ſei, den Schatz der heimatlichen Sage zu heben. Bechſtein beruhige ſich nur, die literariſchen Blätter des Berliner Geſellſchafters ſtören uns nicht, wenn wir ſeiner Erzählung mit Begierde lauſchen. In einem nur ſtimmen wir ſeinem von ihm bekämpften Gegner bei: wir möchten bisweilen auch die Sage in der Mundart des Volkes hören; ſie gewinnt dadurch, wie man bei Grimm ſehen kann, oft unwiderſtehlichen Reiz. Sehr erfreulich war uns das S. X gegebene Verſprechen, in dem Schlußbande „Vergleichungen und Nachweiſungen, Quellen der Sagen, die ähnlichen und gleichen, nicht nur in Thüringen, ſondern in ganz Deutſchland und ſelbſt außer Deutſchland" erwarten zu dürfen. Zugleich hoffen wir von dem gemüthlichen Verfaſſer noch mehrere dieſer Stoffe in poetiſchem Gewande zu erhalten und glauben verſichert zu ſein, daß ſeine Gedichte in dieſem Fache noch mehr anſprechen, als ſeine übrigen, beſonders die rein lyriſchen Gaben.

2. Alſa-Bilder. Vaterländiſche Sagen und Geſchichten, mit Anmerkungen von den Brüdern Auguſt und Ad. Stöber. Straßburg. 1836. S. 165.

Wir kannten ſchon einen Theil dieſer dichteriſch bearbeiteten Sagen aus dem Morgenblatt und einigen Taſchenbüchern. Die Brüder Stöber haben darin eben ſo viel Luſt als Geſchick bewieſen; ihre Stoffe ſind „theils aus Chroniken, theils an Ort und Stelle aus Erzählungen des Volkes zuſammengetragen" und die Behandlung ſehr glücklich zu nennen. Mit den vorliegenden (an dreißig) Sagen iſt jedoch keineswegs der Zauberbrunn im muntern Elſaß ausgeſchöpft; vielmehr mag man dieſe kleine Sammlung als Vorgabe zu der größern, vollſtändigen anſehen, womit ſich die Verfaſſer eben beſchäftigen und woven wir uns Erfreuliches verſprechen. In den Anmerkungen S. 96 wird als die Entdeckerin der Sage von der Rieſentochter zu Nideck Mad. Charlotte Engelhardt, geb. Schweighäuſer, genannt, von welcher ſie Grimm erhalten und als von ihm aufgefunden mitgetheilt habe. Letzterer Zuſatz ſcheint mir ein Irrthum; ich glaube nicht, daß man alle mündliche Sagen in Grimm's Sammlung als von ihm oder ſeinem Bruder ſelbſt aufgefunden betrachten muß; es war nur kein Grund, die Auffinder zu nennen. Auch iſt es irrthümlich, daß dieſe Sage in der Straßburger Mundart hier zum erſtenmale gedruckt erſcheine; ſie findet ſich bereits gerade ſo in J. Grimm's deutſcher Mythologie S. 310, obſchon mit wenigen unerheblichen Abweichungen. Vielleicht iſt die genannte Auffinderin ſelbſt die Verfaſſerin dieſer, ſchwerlich aus dem Munde des Volkes ſtammenden Darſtellung.

A. N.

Feuilleton.

∴ Wiener Theater. (Ende Juni.) — Im Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthor iſt zum Schluß des italiäniſchen Abonnements (welches ſich von dem deutſchen durch enorme Preiſe auszeichnete) eine neue Oper: „Enrichetta Baienfeld, ossia: la festa della rosa" von Coppola gegeben worden, worin die Tadolini in der Titelrolle hinreißend ſchön ſang; die Oper ſelbſt iſt ſehr gewöhnlich und flach. Die übrigen Mitglieder wirkten völlig unbedeutend. Ein charmantes neues Ballet von Galzerani: „Der Corſar," findet kein Publikum. — Im Theater in der Joſephſtadt ſang der treffliche Baſſiſt Pöck (von Prag) in einer Reihe von Gaſtrollen. Eine ſeiner ausgezeichnetſten iſt die des Enrico, Marcheſe von [illegible] in Bellini's lieblicher Oper: das Caſtell von Urſino, welche durch Pöck's köſtlichen Geſang ſich in der letzten Zeit bis zur 18ten Darſtellung hinaufſchwang. Es iſt leider ſehr zu befürchten, daß Pöck durch den Enthuſiasmus der leichtbeweglichen Wiener berauſcht, (P. wurde bei der 18ten Darſtellung des Caſtells von Urſino wenigſtens 6mal gerufen) ſein Spiel, welches den gewöhnlichſten Theaterzuſchnitt hat, ganz vernachläſſige. Das wäre ſehr zu bedauern; denn wenn P. mit dem lieblichen Schmelz und mit der ungeheuren Kraft und Ausdauer ſeines Geſanges auch ein freies durchgedachtes Spiel verbände, ſo würde er ohne Zweifel der erſte jetzt lebende deutſche Baſſiſt genannt werden können. Auch der Tenoriſt Demmer (gleichfalls von Prag) gaſtirte öfters im Joſephſtädter Theater mit großem Beifall. — Im Leopoldſtädter Theater ſpielt auf denſelben Brettern, auf denen Janaz Schuſter, Raimund, Korntheuer und die Krones ſtanden, Herr Hausmann, ein recht braver humoriſtiſcher Schauſpieler, welcher ſich im Publikum bereits eingebürgert hat, und dem man den einzigen in Wien allerdings bedeutungsvollen Vorwurf machen kann, daß er im Berliner Accent ſpricht. Wer hätte noch vor 8 Jahren es für möglich gehalten, daß dies lange ſorgſam gepflegte Inſtitut einer Volksbühne ſo gänzlich in Trümmer zerfallen könne? Leider iſt die Volksbühne Wien's faſt nur mehr eine Tradition. Auf dieſem klaſſiſchen Boden Jan. Schuſter's gibt man jetzt heute Angely, morgen Angely, übermorgen Angely, dann vielleicht eine Reliquie aus der alten Zeit, wie den Diamant des Geiſterkönigs, oder abgeſchmackte neuere Imitationen derſelben, wie etwa die Fee Seifenblaſe, geiſtloſe und froſtige Allegorieſpiele, mitunter eine nette Pantomime. Weiß, welcher die Raimund'ſchen Rollen ſpielt, imitirt dieſen genialen, poetiſchen, ſelbſt bei gemeinen Stoffen nobeln Mimen auf eine plumpe und täppiſche Art. Tomaſelli gibt in einzelnen Rollen noch Reminiscenzen an die ſchönen Tage von Aranjuez. — Und doch iſt das Leopoldſtädter Theater trotz ſeiner jetzigen Zwitterhaftigkeit noch immer beſſer als das an der Wien, in welchem Scholz, der unübertrefflich komiſche, der Fürſt aller Lächerlichkeit, — eben allein daſteht. Bei Scholz iſt das Gemeine doch wenigſtens komiſch. Neſtroy dagegen, deſſen Stücke jetzt faſt einzig das Carl'ſche Repertoire füllen, iſt nur komiſch, wenn er gemein ſein kann, — und wenn er ernſthaft ſein will, iſt er trivial. Es gibt nichts Widerlicheres, als ſeinen „Bedienten" im: „Zu ebener Erde ꝛc." Die Trivialität hat durch ihn das Terrain des als Mimen geſtorbenen Staberls förmlich ererbt. Neſtroy's Stücke wechſeln nur mit alten Ritterſtücken. So gab man an einem Sonntag im Jahre 1836: „Wendelin von Höllenſtein, oder die Todtenglocke um Mitternacht," — ſo, zum erſtenmal: Fouqué's „Arnulf der Schwarze oder der Heimathloſe," dergleichen kann in Deutſchland nirgends anders wo mehr als hier geduldet werden. Der Director Carl bekümmert ſich um das Dirigiren nicht mehr, ſondern ſpekulirt jetzt mit Häuſern in Hietzing; die Mitglieder ſeiner Bühne ſind größtentheils entweder Couliſſenreißer von der unterſten Sorte oder Anfänger, und der Zuſchauerraum bietet ſehr häufig den Anblick der thebaiſchen Wüſte im Kleinen. — Im k. k. Hofburgtheater ſind Ferien; die Bühne wurde mit Ziegler's „Parteienwuth" geſchloſſen, die Mitglieder ſeiner Bühne ſind größtentheils auf Reiſen; Deinhardſtein befindet ſich in Iſchl.

∴ Vedanta-Philoſophie. — G. Haughton hatte im aſiatiſchen Journal zwei Artikel der Darſtellung und Entwicklung der indiſchen Metaphyſik gewidmet. Dieſe eben ſo gelehrte als ſcharfſinnige Abhandlung iſt nun beſonders abgedruckt, und unter dem Titel „Exposition of the Vedanta philosophy" in dieſen Tagen ausgegeben worden. —

∴ Frequenz der Reiſenden nach Ungarn. — Von Wien aus wird berichtet, daß Ungarn mit ſeinen Nebenländern nie häufiger von ausgezeichneten Ausländern beſucht worden als in den letzten 10 Jahren. Beſonders viele Naturforſcher folgten der Fama dahin, „wo biedere Gaſtfreundſchaft, ächter Patriotismus und ſtaunenerregende Naturſeltenheiten für die überſtandenen Reiſebeſchwerden entſchädigen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 169. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 19. Juli.

Blätter aus einer Reiſemappe.

(Donaufahrt von Kellheim nach Weltenburg.)

Ich habe dich aufgeſucht in deinen ungeheuren Felſenklauſen, ſchöne Stromfey! In den tiefen Fluthen wurzeln die ſenkrechten Steinwände deiner Einſiedelei, von oben bis unten voll Hieroglyphen, die du in hellen Mondnächten d'raufſchriebſt, jede Sage in Bildern, die ſo ernſt und ſchwermüthig wie du ſelbſt, Donau, trauernde Königin! Jahrtauſende pilgerſt du vom Weſten zum Oſten, zu lauſchen, ob die verheißene Verſöhnung noch nicht beginne, ob der tauſendjährige Krieg der Vergangenheit und der Gegenwart ſeinem Ende noch nicht nahe ſei. In deinem Pallaſt hängen als Trophäen König Cyrils Schwert, und die Kette, womit der Muſelmann dich an die Thore Stambuls feſſeln wollte. Aber du zerbrachſt ſie, keuſche Stromfey! Nicht ewig wirſt du in deinen ungeheuren Felskammern über das Unvermeidliche ſinnen, des aſiatiſchen Despoten Favorite — und Sclavin ſein zu müſſen. Schon graut dein Brautmorgen. Dein froher, freier Bräutigam ſchmückt ſich ſchon zum Hochzeitfeſt mit dem Geſchmeide der Nibelungen, und kündet die frohe Botſchaft dem goldnen Mainz, dem heiligen Köln. — Seid ihr verbunden, du ſchöne traurige Donau und du freier Rhein, dann iſt das Räthſel gelöſt, deſſen Knoten ſchon Karl der Große mit dem kaiſerlichen Schwert zerhauen wollte, worüber der Rothbart noch heute drinnen im Unterberge ſinnt; erwartend, bis die große Schlacht auf dem Walſerfeld geſchlagen werde. Nicht Blut löſt das Räthſel, ſühnt das Menſchengeſchlecht, — die Wahrheit wird's und die Liebe. Das Schiff, das die Waaren des Kaufmanns von der Nordſee in's ſchwarze Meer bringt, es ſetzt ſie in Gedanken um; ein geiſtiger Welthandel bemächtigt ſich — nicht durch Bücher, — durch die Menſchen ſelbſt, der Zollhäuſer, der Quarantainen. So wenig ihr's dem Winde wehren könnt, des Schiffes Segel ſchwellen zu machen, ſo wenig dem Gedanken, der wie die ſchützende Dioskurenflamme über der Maſtſpitze des Kauffahrers ſchwebt. Thöricht, der Humanität eine Schranke vorbauen zu wollen? Ihr könnt ſie aufhalten, — nicht ausſperren, das erſte, was die Völker ſind, iſt: daß ſie Menſchen ſind, das Zeitalter der Revolutionen iſt vorbei, das der Humanität im Anfang. Dahin ſtrebt alles mit Bewußtſein, wie aus Inſtinkt; die Politik, der Handel dienen ihr, ohne es zu wiſſen. — — —

Wir ſtanden in Kelheim, beſahen uns die bereits ausgeſteckte Stätte, wo der Rheinkanal in die Donau münden ſoll, und überließen uns ganz den Freunden, welche uns von Regensburg nach Kelheim gebracht hatten, und die — wir merkten es gleich an ihren treuen klaren Augen — noch etwas im Hintergrunde hielten, was uns Freude machen ſollte. Wir hatten den Tag vorher die Walhalla beſucht. Welch ein Werk! Schon ſtehen des Tempels Wände fertig bis unter das Dach, die ungeheuren äußeren Säulen, die es tragen ſollen, — ringsherum in zahlloſen Hütten liegen die coloſſalen Architrave, die Kapitäle, die Attiken, jedes einzelne Stück mit ſolchem Fleiß und ſolcher Liebe vollendet, daß jedes, grübe man es nach tauſend Jahren als Alterthum aus, gewiß nicht minder bewundert würde, als jetzt die Reliquien helleniſcher Baukunſt. Der großartige Bau hat eine förmliche Colonie von Werkleuten auf den Berg gezogen, die größtentheils oben hauſen, und von deren Zahl man ſich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß jede der bereits ſtehenden ungeheuren äußeren Säulen blos von Steinmetzmeiſtern an Ort und Stelle kannelirt werden muß. Alle dieſe Menſchen von Fleiſch und Bein arbeiten für Steinerne; es handelt ſich darum, eine ganze Nation zu verſteinern. Wir waren von dieſem großartigen Unternehmen höchlichſt begeiſtert; unſre Freunde hatten aber verſprochen, uns eine andre Steinarbeit zu zeigen, welche bereits fertig geworden ſei; und deßhalb brachten ſie uns nach Kelheim.

Der Nachen ſtand bereit, des Schiffers Tochter, eine hübſche, braune Dirne am Ufer, hatte ſich an das Seil geſpannt, um den Kahn ſtromaufwärts zu ziehen. Ein trübſeliger Anblick, der uns anfangs den Genuß etwas verbitterte, welche uns die freundliche Landſchaft gewährte, die etwas vom rheiniſchen Charakter hatte.

Die Ufer wurden, je weiter wir ſtromaufwärts fuhren, deſto intereſſanter; aus dem ſaftigen Grün der Waldungen ſchimmerten hie und da tüchtige Klippenblöcke heraus; faſt jeder hat ſeinen eignen Namen, der ſeiner abentheuerlichen Geſtalt mehr oder minder entſpricht. Der Strom verengte ſich, wir fuhren wie auf immer neugeöffneten, neu rings um uns abgeſchloſſenen Alpenſeen.

Rechts, in bedeutender Höhe zwei ſchroffe einzelne Kuppen, durch einen Bogen vereinigt: „das Nürnberger Thor.“ Die Natur hat darin keine Nürnberger Waare gemacht. Mich wundert's, daß die Sage hier ihren Liebling, den Gottſeibeiuns vergaß, den ſie bei allen großen Bauten als Helfershelfer aufruft. Vielleicht deßhalb nicht, weil der Felsbogen gelang; denn nur von Mißlungenem, Zerſtörtem muß der arme Schelm die Vaterſchaft auf ſich nehmen; er kam in die ſchlimmſten Hände, als er durch die Vermittlung der Sage berühmt zu werden hoffte. Sie gibt ihm auf, Steine aus fernen Ländern durch die Luft zu tragen, und im Augenblicke, als er ſeinen Contrakt erfüllt glaubt, wird er betrogen; kann man ihm's verargen, wenn er vor Ärger die häßlichen Klumpen fallen läßt? Nicht genug, daß er ſchon von vornherein in ſeinen feuerrothen Hoſen als privilegirter Schuft auftreten muß, — nein, die Sage macht ihren Clienten ſogar zum dummen Teufel; er fängt, ſtatt arme Seelen, in der Regel nur unſchuldige Haſen, Hähne, Wölfe. Die Sage hat ſeinen Credit ganz zu Grunde gerichtet und Pater Martin von Cochem hatte große Mühe, ihn wieder zu Ehren zu bringen.

Nicht weit vom Nürnberger Thor zeigt ſich dem ſtromaufwärts Fahrenden gleichfalls rechts das „Klöſterl,“ früher eine Einſiedelei, dann ein Kloſtergarten der Franziskaner, deren Kirchlein halb in die Felſen hineingebaut iſt, — jetzt ein von den Kelheimern ſeiner erprobten Nützlichkeit halber ſehr beſuchter Trinkort. Wenn ich aber von einem Trinkort ſpreche, ſo verſtehe ich darunter, nicht etwa Mineralwaſſer, ſondern Bier. Über dieſem Klöſterl-Bier ſcheint der Schutzgeiſt des Ortes, ſcheinen die Geiſter der früheren Beſitzer einflußreich zu walten. Wer erinnert ſich nicht an den alten Ruhm des Franziskaner-Bieres in München? Das Bier, welches noch heute in der Benediktinerbrauerei zu Weltenburg verfertigt wird, iſt klaſſiſch. Ich hege keinen Zweifel, daß dies altehrwürdige Getränke einen großen Antheil an der Civiliſirung Deutſchlands hatte, daß mithin die Wiſſenſchaft des Bieres allerdings ein Gegenſtand eifrigen Studiums werden konnte; denn es iſt erwieſen, daß, ſo wie jeder ein Barbar iſt, der eine Antipathie gegen bairiſches Bier hat, ein Barbar durch den Genuß deſſelben zum gebildeten Menſchen werden muß. Man kennt die Sage vom Curtius. Ein großartiges Gegenſtück dazu iſt folgende, für dereñ Authenticität mir gebürgt wurde. Es begab ſich in einer Stadt, wo man noch heutzutage Bier trinkt, und zwar viel Bier, daß das Bier in der einzigen Brauerei, welche dort beſtand, in der der Väter Kapuziner durchaus nicht gelingen wollte; der alte Braubruder war nämlich geſtorben und ſein Nachfolger konnte die wiſſenſchaftlich gebildeten Biertrinker eben nicht befriedigen. Das Murren darüber ward ſo groß, daß endlich ein erfahrner Conventual ſich entſchloß, dem ganzen Brauverfahren beizuwohnen. Geſagt, gethan; das Unglück wollte es jedoch, daß er, gerade, als die Maſſe im beſten Sieden war, in die Braupfanne fiel. Niemand vermißte ihn, das Bier war aber durch die Vermiſchung mit ſeiner biererprobten Körperlichkeit ſo vortrefflich gerathen, daß Niemand mehr ein andres trinken wollte, und daß man, als der Hergang bekannt wurde, die Kunde vom Kapuzinerbier als eine Staatsaction in die Chronik ſetzte; — wo? darf ich nicht verrathen. (Schluß folgt.)

Die Spanierin.

Von F. v. Biedenfeld.

(Fortſetzung.)

Mitten in dieſen unfruchtbaren Gegenden liegt eine Stadt, welche gewiß immer von jedem neugierigen Reiſenden beſucht werden wird, ſie heißt Albade-Tormeſe. Hier lebte einſt geraume Zeit die heilige Thereſe, jenes bewunderungswürdig gute und zum Lieben geſchaffene Herz; hier liebte ſie auch mit ſo glühender Leidenſchaft, daß ihre ganze Seele davon erſchüttert in eine Art von Wahnſinn ſich verirrte. Ach, mit dem Anfang der Liebe beginnen ſtets auch die Leiden. Leiden ſind die Grundbedingung jeder Liebe, welches auch der Gegenſtand der Verehrung ſein mag. An der Seite jedes Genuſſes erſcheint ein Schmerz, nicht ſelten ſogar — ſtatt deſſelben.

Dieſer Theil des Königreichs Leon iſt ſehr verſchieden von den benachbarten hier von mir beſchriebenen Gegenden. Keine Blumen mehr, nichts mehr von Wieſen, nicht einmal jene öden, oder jene von den zerſtörenden Wanderungen der la mesta *), dieſes Verderbniſſes von beiden Caſtilien und Eſtramadura. Über dem alten Städtchen Alba am Tormes, welches von Philipp II. einſt zum Herzogthum erhoben und ſeinem berühmten Feldherrn und Henker geſchenkt wurde, verändert ſich die ganze Landſchaft; Hügel beginnen, Berge, Wälder, ſtatt der Gefilde voll blühender und ſüß

---

*) *La mesta* hieß das furchtbare Triftrecht der Ganados trashumantes (der wandernden Schafheerden königlicher Schäfereien), welchen keine Beſtellung, ja in manchen Provinzen keine Befriedung der Grundſtücke Einhalt gebot. Dadurch war der ganze Ackerbau vieler Gegenden und der Wieswachs lediglich der Laune der Schäfereiaufſeher und der einzelnen Schäfer preisgegeben und ihm unmöglich gemacht ſich zu höherer Cultur aufzuſchwingen. Eigene Alcades entegadores (Grenzberichtigungs-Beamte) waren zu Wahrnehmung der königlichen Gerechtſame beſtellt und vermehrten die Zahl derer, welchen der Landwirth geben mußte, wenn er nur halbwegs auskommen wollte. Erſt 1796 unter dem Miniſterium des Friedensfürſten Don Emanuel Godoy erlitten dieſe ſchrecklichen königlichen Gerechtſame einige wohlthätige Modificationen.

duftender Heidekräuter erheben ſich Eichforſte voll ſüßer, ſaftreicher Eicheln. Unfern davon ragt der Hügel von Banos empor, den Marſchal Ney durch ein glänzendes Treffen verewigte. Große Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Gegend, hier wurde die Schlacht von Tamanes geſchlagen, jene Schlacht worin das ſechſte Armeecorps — ich darf es leider nicht verſchweigen — zu bemerken Gelegenheit hatte, daß ſein herrlicher Feldherr es nicht mehr befehligte. Die Belagerung von Ciudad Rodrigo, wohin drei große Feldherren des Kaiſerreichs ihren alten Ruhm trugen, damit England darüber lächle, daß man ſolchen Aufwand von Manneskraft und Mannesruhm an die Eroberung einer Veſte ſetzte, welche ein Kind nicht aufzuhalten vermochte. Das Gefecht von Alba de Tormes, worin der Herzog von Valmy beinahe die ganze vom Herzog von Parco befehligte ſpaniſche Armee zertrümmerte, ſich mit Ruhm bedeckte und ſeinen Reiterſchaaren, welche er näher bei Salamanca in's Treffen führte neuen Glanz erwarb. Dies alles geſchah in einer Gegend. Die Erinnerung an einen Tag des Unglücks muß das Herz jedes wackern Franzoſen noch immer ſchmerzlich erbeben machen. Ein ſolcher war die Schlacht bei Arapeles (Nethymna), die in Wahrheit dem Sieger kaum der Ehre mehr brachte, als dem Geſchlagenen. Auf demſelben Boden wurden wir ſpäter glänzend gerächt und Herzog Wellington entfloh in ſeine feſte Burg, nachdem er ſeine ganze Nachhut vernichtet ſah. Alle dieſe Erinnerungen durchbeben fort und fort die Herzen, und treiben das Blut pochend durch die Adern.

Wehe Jedem, deſſen Seele jene mächtigen Anregungen fremd bleiben, welche Thranen erpreſſen, oder das Lächeln des Triumphes über das Antlitz verbreiten! Wehe ihm! er iſt nur ein entarteter Sohn Frankreichs!

Im Jahr 1811 ſtand noch zwiſchen Alba de Tormes und Medina del Campo*) an den Ufern des Zaparadiel ein Dorf von einigen Häuſern, die wohlgebaut waren, und beſſer erſchienen, als die Mehrzahl der Gebäude von Altkaſtilien und Leon. Damals war die ganze Umgegend reich an Weinwachs, noch waren die Weingärten nicht zerſtört, ihrer Stöcke beraubt, verbrannt; noch war die Furie des Kriegs mit ihrem Giftathem nicht verheerend über jenen Landſtrich hingefahren.

Es war an einem Abend des Septembers 1810. Lange Zeit war dieſer Theil von Spanien, trotz des ewigen Hin- und Herziehens der engliſchen und franzöſiſchen Heere, den todbringenden Blicken jener Marodeurs entgangen, welche von ihren Corps ſich entfernend, furchtbarere Werkzeuge der Zerſtörung und aller Gräuel ſind, als ganze von ihren Feldherren im Zaum gehaltene Heere.

Das obenerwahrte Dorf lag nahe an der Pena de Francia**) genannten Bergkette unfern des Thals von Batuecas, deſſen romantiſche Beſchreibung Frau von Genlis uns geſchenkt hat. Aber in dem Dorf San Pedro erinnerte nichts an das traurige Leben und den düſtern Aufenthalt in dem Thal von Batuecas. Seine Bewohner waren im Gegentheil ſehr regſam, geſchäftig, munter, lebten ein friedlich heitres Leben des Ackerbau's und erwarben ſich damit genug, um das Leben ſich angenehm zu machen.

(Fortſetzung folgt.)

Hiſtoriſche Literatur.

Maximilian Robespierre, Diktator von Frankreich.

Von H. Elsner.

(Fortſetzung.)

Während nun Robespierre bei jeder Gelegenheit allen Franzoſen (Nichtadligen, Nichtgeiſtlichen, Nichtreichen ꝛc.) gleiche Rechte zu vindiziren ſuchte, womit er doch unmittelbar Allen Befähigung zu deren Ausübung zuſchrieb, behauptete er doch ſelbſt in der Sitzung v. 14. Dez. 90: „Il n'est peut-être pas extraordinaire de voir la *raison* du côté de la *minorité.*" Damals ſtellte er aber noch als Grundſatz auf, daß in Criminalſachen vor den Geſchwornen materielle und legale Beweiſe zur Verurtheilung nothwendig wären, mit dem Bemerken: „Il n'y a que le *génie du despotisme* qui puisse imaginer de suppléer aux preuves légales par les seules impressions du juge." Damals (Sitz. v. 19. März 91) vertheidigte er aber auch noch diejenigen, die durch Reden und Schriften das Volk zur Empörung aufregten, und behauptete: „On ne peut exercer de rigueur contre personne pour des discours; on ne peut infliger aucune peine pour des écrits; — des *considérations* particulières ne doivent *jamais* l'emporter sur le *principes* de la *justice* et de la liberté." — Damals ließ er auch noch die Worte vernehmen (16 Mai 91): „En fait de politique, *rien* n'est juste que ce qui est *honnête, rien n'est utile* que ce qui est *juste.*" Damals eiferte er ſogar in einer langen Rede (am 30. Mai 91) gegen die Todesſtrafe, und behauptete bei dieſer Gelegenheit: „Ausi, aux yeux de la *vérité*, et de la justice, ces scènes de mort que (la société) ordonne avec tant d'appareil, ne sont autre chose que de *lâches assassinats* que de *crimes solennels!* .. Il faut que la *loi* présente *toujours* aux peuples le modèle le plus pur de la justice et de la *raison;* (die nach oben angef. Stelle nur auf Seiten der Minorität!) „si au contraire les lois font couler le sang *qu'elles n'ont pas le droit de repandre. . .· L'horreur du crime diminue dès que la loi ne le punit que par un autre crime.*"

Hier ſind wir zum zweitenmale bei einem Wendepunkt in R's angeblicher Überzeugung angelangt. Als er Deputirter werden wollte, pries er die allgemeine Moral und das ewige Recht, und ſchmeichelte nebenbei dem König. Als er ſeinen Zweck erreicht, ſchmeichelte er nur noch dem ſg. Volk, dem er nicht nur die Ariſtokratie, ſondern alle Reiche — als „fléaux du peuple" gehäſſig zu machen ſuchte; doch vertheidigte er noch die Rechtsformen als Schutz gegen die Tyrannei.*) Nach der Flucht des Königs aber (20. Juni 91) will er ſchon die blos Verdächtigen verfolgt wiſſen, und meint: „Pour accuser, il n'est pas besoin qu'il y ait des preuves *ni des indices*" (Mém. II. Seite 100); er proteſtirt gegen die, in der auch von ihm beſchworenen Verfaſſung anerkannte Unverletzlichkeit des Königs, und ſchon am 11. Aug. 91 iſt ihm das ſg. salut du *peuple* (d. h. mit Ausnahme der Reichen, Ariſtokraten u. ſ. w.) und das ganz unbeſtimmte *bonheur* des hommes das höchſte Geſetz! Beim Weggehen aus der letzten Sitzung der Nationalverſammlung vom Pöbel mit Eichenlaub gekrönt und im Triumphe davongetragen, — wird er nun ein entſchiedner Demagog, um nach Beſeitigung ſeiner ihm gefährlichen Mittribunen, zum höchſten Demokraten, zum ſouverainen Mann des Schreckens ſich aufzuſchwingen.

---

*) Medina del Campo war früher eine reiche und ſtarkbevölkerte Stadt, indem es mehr als 30,000 Seelen innerhalb ſeiner Mauern beherbergte. Jetzt hat es kaum 2500 Einwohner, aber dafür 14 Klöſter und 15 Pfarrkirchen! — Dieſe Stadt war, gleich Roſeco, einer der Mittelpunkte des ganzen europäiſchen Handels unter den drei Philippen, jetzt iſt ſie ein armſeliges Neſt.

**) Die Frau Herzogin von Abrantes ſchreibt Pena de Francia (Frankreichs Strafe), andre gleichzeitige Schriftſteller nennen dieſes Gebirg Pena de Francia (Frankreichs Klippe) und leiten dieſe Benennung von einem unglücklichen Treffen der Franzoſen im ſpaniſchen Succeſſionskrieg her.

Zunächſt, ſeiner Natur gemäß, zum öffentlichen Ankläger beim Criminalgericht des Seinedepartements ſich wählen laſſend, conſpirirt er nun im Jakobinerklubb gegen die verfaſſungsmäßige Regierung, und als ſich am 10. Aug. 92 der Sieg des Pöbels in offener Empörung entſchieden, verlangt er an der Spitze der Sektionnairs des Vendômeplatzes, daß die geſetzgebende Verſammlung „den Helden," die beim Angriff des Schloſſes geblieben, ein Denkmal votire, und fordert demnächſt, daß Commiſſarien aus den 48 Sektionen in letzter Inſtanz alle Schuldigen (d. h. alle Nichtrepublikaner), die man ergreifen könne, richte. Von „preuves légales matérielles" iſt ſchon keine Rede mehr. Als er dann unter dem Einfluſſe der Septembermörder mit Marat und Danton zum Deputirten von Paris für den Nationalconvent ernannt worden, vertheidigte er bereits (am 5. Nov. 92) jene gräuelvollen Septembriſeurs. „Que pouvoient les magistrats contre *la volonté* d'un *peuble* indigné qui opposait à leurs discours, son dévoûment à marcher contre les ennemis étrangers et la *longue impunité* des *traitres.*"

Und nicht nur ſeinem erſten — monarchiſch-repräſentativen, ſondern auch ſeinem zweiten (Rouſſeau'ſchen) ſtreng republikaniſchen Syſtem wird er untreu in dem Prozeſſe gegen Ludwig XVI. Hier iſt er über alle geſetzmäßigen Gerichtsformen hinaus, und die anerkannten Rechtsgrundſätze ſind ihm nun mehr „des rubriques consacrés par les préjugés. Le *véritable* jugement d'un roi, c'est le *mouvement* spontané d'un *peuple* (Pöbel) fatigué de la tyrannie, qui brise le sceptre dans le mains du tyran qui l'opprime…" Er erinnert den Convent an die „necessité de *cimenter la liberté* par la punition du tyran," und während er am 1. Aug. 91 das geſammte Volk, d. h. den Souverain befragt wiſſen wollte wegen Reïntegration des Königs, proteſtirt er nun dagegen, den König von den Sektionen des franz. Volkes richten zu laſſen und „den Souverain über irgend einen Theil des Prozeſſes zu befragen." Natürlich; denn: „la vertu fut toujours en minorité sur la terre!!" Auch ſei hier weniger ein gerichtliches Urtheil zu fällen, als „une mésure de salut public à prendre, un acte de *providence nationale* à exercer," und es gelte vor Allem „de frapper de stupeur tous les partisans du roi." Darum fordert der eifrige Gegner der Todesſtrafe, daß der Nationalconvent Ludwig ohne Zögern für ſchuldig und des Todes würdig erkläre." —

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Noch am 19. Juni 91 ſchrieb er an die Wahlverſammlungen: La *vertu* sans talent peut-être moins utile, les talents sans vertu ne peuvent être qu'un fléau. Si une fois dans sa vie un homme s'est montré vil ou *impitoyable*, rejetez-le." Mém. auth. II. 398.

Feuilleton.

∴ Emanzipation der Iſraeliten. — Ein eifriger Vertheidiger der Emanzipation der Iſraeliten in der Frankfurter O.-P.-A.-Zeitung (v. 14. d.) fragt, „woher die ſeltſame Erſcheinung," daß, was in dem einen der beiden heſſiſchen Staaten „ſich unverfänglich, gefahrlos, wohlthätig erweiſet, in dem andern als ſchädlich, gefährlich, unheilbringend betrachtet werde." Auf dieſe Frage kann mit der anderen Frage geantwortet werden: woher es komme, daß derſelbe Gegenſatz ſtatt finde zwiſchen deutſchen und polniſchen, zwiſchen rheiniſchen und bayriſchen Iſraeliten, ja ſogar in Frankfurt ſelbſt zwiſchen Iſraeliten der Schönen-Ausſicht und der Judengaſſe, — nicht ſelten ſogar zwiſchen Mitgliedern ein und derſelben Familie in Beziehung auf die Emanzipation der Iſraeliten von den Rabbinen, von Talmud und von allen blos localen und temporellen moſaiſchen Satzungen? — Wurden aber in Beziehung auf die politiſche Emanzipation der Iſraeliten die deutſchen Staaten zu ihrem Nachtheil mit England verglichen, ſo iſt zu bemerken, daß in England erſt kürzlich die Katholiken emanzipirt, die Diſſenters aber ſelbſt noch jetzt nicht zu den Univerſitäten zugelaſſen werden, überhaupt, daß der Lebensorganismus des engliſchen Volkes und Staates ſehr verſchieden iſt, von dem der deutſchen Staaten, und deßhalb ein ſo ganz ſpecieller Vergleich eben ſo unſtatthaft iſt, als wenn man z. B. den Iſraeliten zu den Zeiten der Maccabäer vorgeworfen, ſie ſeien nicht ſo wiſſenſchaftlich und künſtleriſch gebildet und tolerant geweſen als die ſo nahe wohnenden Griechen. — Wenn endlich als „ſeichte Anſicht" bezeichnet wird, „daß man die Zulaſſung der Iſraeliten zum Staatsbürgerthum nicht als ein natürliches Recht, ſondern als eine Vergünſtigung betrachte," ſo konnte gefragt werden, ob eine Genoſſenſchaft von der anderen als ein Recht fordern könne, was ihre eigenen Religions- und Rechts-Bücher (der Pentateuch iſt zugleich Glaubens- und Geſetz-Buch) keiner anderen Genoſſenſchaft geſtattet? Ob eine Genoſſenſchaft, als ſolche, an ein ſg. natürliches Recht appelliren könne, welche ihre Religion und ihr Recht einzig von übernatürlicher Offenbarung ableitet? Ob endlich, ſelbſt von dem Standpunkte des ſg. natürlichen Rechtes aus — eine Genoſſenſchaft, die ſich ſeit tauſenden von Jahren in natürlicher Abſonderung von allen übrigen Völkern gehalten, als ein Naturrecht anſprechen könne, in den Staatsorganismus der letzteren aufgenommen zu werden? —

Dieſe Fragen nur zur Ablehnung eines abſtrakten theoretiſchen Abſolutismus, der einer Sache leicht ſchaden dürfte, welche nur von dem höheren Standpunkte der Humanität, nicht aber von dem des ſtrengfordernden Rechtes aus — gefördert werden kann.

Zur wahrhaften, lebendigen Einigung führt nur die innigſte Einverſtändigung, zu dieſer nur die gewiſſenhafte Beachtung aller Unterſchiede und aller Urſachen der zu entfernenden Spaltung. —

∴ Die Eiſenbahn-Mode graſſirt jetzt ſogar bei den Walzergeigern. Ein Muſikdirektor Bendl hat Nordbahn-Walzer componirt, und Strauß ſeine allerneueſten Walzer Eiſenbahn-Luſt-Walzer betitelt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 170. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 20. Juli.

Blätter aus einer Reiſemappe.

(Schluß.)

An dem „hohlen Stein“ vorüber (einer Felswand, welche früher überhängig in den Strom ſich hineinſenkte und ſeit Jahren zur Gewinnung des Leinpfades geſprengt iſt) ſieht man ſtromaufwärts fahrend am andern Ufer zwei aus dem Gehölz emporragende einzelne Felſen, im Munde des Volkes „Peter und Paul“ genannt. Die Tradition wird hier ironiſch, ſie hat einem am rechten Ufer aufwärtsgelegenen vorhängigen Fels den Namen der „Lutheriſchen Kanzel“ gegeben. Wer möchte ſich wohl auf die Platte ſtellen und den Steinen vis à vis predigen? Die Zeiten Amphions repriſtiniren ſich nicht; eher iſt anzunehmen, daß die Fiſche, wenn ein neuer Antonius ſie ſalbungsvoll anſpricht, in Schaaren herbeieilen, um ſich in eine Faſtenkuche zu ſtellen. Aber in welche? Die guten Mönche von Weltenburg ſchlafen längſt, und zwar ſo feſt, daß ſie ſelbſt den Schall des Refectorglöckleins nicht mehr hören. Die ſchwimmenden Unterthanen des Kloſters Weltenburg haben übrigens ihre guten Eigenſchaften von ehedem noch nicht verloren; des Schiffers Tochter wußte uns keine geringfügigen Dinge von drei Fiſchzügen zu erzählen, die ſie im vorigen Sommer mit der „Kappen“ an der „hohen Rinne“ gethan.

Die Gegend wird nun immer großartiger. Schroffe einzelne Felſen gipfeln ſich empor, keck und trotzig, als wären ſie früher alle zuſammen eine lebendige Mauer geweſen, die ein Gericht des Himmels auseinandergeriſſen. Zerklüftet, kahl, angetobt vom Groll der Elemente, ſtehn ſie doch, wie verzauberte Wächter vor dem Thor des Pallaſtes ihrer Herrin, der Stromfey. — Da weiſ't uns der Schiffer „unſre liebe Frau.“ Wo? dort links, zwiſchen den Rieſen mitten. Unſre liebe Frau? Nein, das iſt eine Nonne, in ihrem langen Ordensgewand, die gefalteten Hände vor der Bruſt. Ein meiſterliches Bild aus dem Atelier der großen Künſtlerin Natur.

Nicht weit von „unſrer lieben Frau“ ſteht (gleichfalls links) die „ſchwangere Jungfrau.“ Ich forſchte emſig, ob keine Sage von der verſteinerten Jungfrau ſich im Andenken des Volkes erhalten habe. Die guten Leute blicken gleichgültig d'rauf hin und ſchweigen. Aber die Wellen unten flüſtern, verſtohlen, als wagten ſie's nicht, es laut zu verkünden, — ſie ſcheuen den Zorn der keuſchen Stromfey. Hier ſteht das Denkmal. Eine Nixe, die aus den Wellen auftauchend, auf ihren ausgebreiteten goldigen Haaren ſchwamm, — der Schiffer, der hinter den Felſen lag, ſah ſie bei Mondenſchein und fing ſie im Netz. Er gelobte ihr Treue, der ſchöne, falſche Mann; ſie gab ſich ihm hin. Und als er der Nixe die Treue brach und eine Dirne aus dem Dorf zum Weibe nahm, trug ſie ſchon unter'm Herzen das Liebespfand; der Fiſcher jagte ſie fort, des Schiffers Mutter lachte ſie aus, der Pfarrer hat ſie verflucht. Da ging ſie ſchweren Schrittes zur Stromfey zurück und flehte bei der um Erbarmen. Die keuſche Fey aber ſchalt ſie im Groll und verzauberte ſie auf ewige Zeiten zu Stein, mit ſammt ihrem Kind unter'm Herzen. Und als der Fiſcher mit ſeinem jungen Weib vorbei kam und die verzauberte Nixe ſah, — die Wellen ſagten's ihm an, was geſchehen war, und das ſteinerne Antlitz blickte auf ihn mit Gram und Todesſchmerz; da faßt' ihn Verzweiflung, er rannte in die wilden Schluchten hinein, die Stromfey zu ſuchen, wie die Nixe zu erlöſen ſei. Sein Weib wartete Tag und Nacht und ſo drei Tage lang, und ſah mit Grauſen das ſteinerne Geſicht. Der Schiffer aber kam nimmer zurück, und am dritten Tag flogen die Raben aus der Schlucht, und krächzten ſo laut, daß das arme Weib bald wußte, was geſchehen ſei. Sie betete ein Vaterunſer und ging heim, legte ſich hin und ſtarb ſieben Tage darauf. Seither hat Regen und Schnee die ſteinernen Züge verwiſcht, aber das Kind lebt noch im ſteinernen Schooß; der Schiffer hört es oft wimmern.

Am „Rabenloch“ vorbei erblickt man die „drei Brüder,“ drei flache Steine aus den Wellen hervorragen. Da ſind einmal drei Brüder ertrunken, die zwei älteren hatten den jüngſten nicht lieb, und wollten's ihm heimlich anthun. Wie ſie ihn nun in's Waſſer ſtürzten, ſo zog die Strafe Gottes ſie ſelbſt hinab; und wurden alle drei zu Stein. Betet drei Ave Maria für die armen Seelen!

Wir waren jetzt an der „langen Wand.“ Das Herz wird einem beklommen. Kein Pfad zu beiden Seiten; die himmelhohen Marmorwände umdämmen wohl eine Viertelſtunde lang den tiefen Strom; verloren iſt, ohne Rettung, wenn ein Sturm den Kahn an dieſe Klippen wirft. An den Wänden ſind rechts und links gewaltige eiſerne Ringe eingefugt, an denen der Schiffer bei'm Gegentrieb ſich einhakt, um Ruck für Ruck weiter zu kommen. So überhangen an furchtbaren kahlen Blöcken, — nichts als brauſende Fluth, nacktes Geſtein, und ein bißchen Himmel. — — Die Pulſe jagen dir. Hier fühlſt du deine menſchliche Winzigkeit, die Herrſchaft der Natur, gegen die jeder Einſpruch vergebens iſt. Das iſt das Heiligthum der keuſchen Waſſerfey. Wag' es nicht, nach ihrem jungfräulichen Lager zu blinzeln; ſonſt wird ihr Zorn wach und ſie reißt dich hinab und beſtraft dir die Neugier durch ewiges Schweigen. Wie mancher liegt hier unten im kryſtallenen Schrein, beſchloſſen unter'm Zauber der Stromkönigin. Sie aber, die menſchenſcheue, die finſtre, die ewig trauernde, liegt auf ihren feuchten Kiſſen, gehüllt in die ſieben Schleier und kümmert ſich um ihre Opfer nicht.

O, Rhein! Meine Wiege ſtand nicht an deinen Ufern und doch hab' ich ein Heimweh nach dir. Deine Majeſtät iſt eine ächt königliche, freudigen Lebens voll, — um dich ewig neues Schaffen, Geſang, Becherklang. Hier an der Donau brütet düſtre Melancholie ſelbſt beim Mittagsſonnenſchein, kein Vogelſchall, kein Menſchenantlitz, Todesruhe. Erhabner als der Rhein biſt du, Donau, aber unheimlicher; ein bodenloſer Felſenſarg, deſſen Deckel der tiefblaue Himmel.

Auf einer ſchwer zu erklimmenden, etwas abſchüſſigen Felsplatte ſteht ein Bild des Schutzpatrons in Waſſernoth, des heiligen Johann von Nepomuck, der gleichwohl ſein eigenes Votivbild zweimal vor den hochgeſchwollnen Wogen der Donau nicht retten konnte. Alljährlich am Feſttage St. Johannes von Nepomuck klimmt der keckſte Schiffer von Kellheim die Höhe hinan und ſchmückt das Bild mit friſchen Blumen. Wie leuchteten unſerer Fiſcherdirne die klugen Augen, als ſie's erzählte. In dieſem Jahre ſtieg ihr Bruder hinan. Das war ein Feſt! Wär't ihr dabei geweſen!

Etwas ſtromaufwärts gegenüber hebt ſich ein gigantiſcher ſteiler Fels, „die hohe Rinne.“ Ein liebendes, verzweifelndes Weib ſprang einſt von ſeiner Kuppe in die Fluth hinab. Zur andern Seite (ſtromaufwärts rechts) ſtreckt ſich der „Kuchelfelſen,“ eine impoſante Felswand. Man athmet wieder leichter, froh, dem ungeheuren Wellenſarg entronnen zu ſein, zu beiden Seiten wieder Ufer zu ſehen. Das freundliche Kloſter Weltenburg liegt in tiefſter Felseinſamkeit vor uns, mit ſeiner im ſchlechten neuwelſchen Geſchmack gebauten Stiftskirche, und mit ſeinen ſtattlichen Wohngebäuden, deren eine Hälfte (ſammt der Kirche) dem Könige, deren andere einem Brauer (Pächter) gehört, welcher das beſte Bier in ganz Baiern verfertigt (was viel ſagen will!). Weltenburg liegt auf einer von der Krümme der Donau gebildeten hufeiſenförmigen Halbinſel, — eine göttliche Einſiedelei für penſionirte Menſchenfeinde. Die Römer verſchanzten die Diagonale des halbrunden Terrains; dieſe Römerſchanzen ſetzen ſich als Teufelsmauer am jenſeitigen Donauufer fort und erſtrecken ſich (nach örtlichen Angaben) bis an den Rhein. Eine von Alterthumsforſchern vielfach durchwühlte Gegend. In den Schanzen finden ſich Münzen, deren Gepräge nicht mehr deutlich zu erkennen war, Geräthe, u. dgl. Der Pächter zeigte mir eine Bronze mit edlem Roſt, vermuthlich ein Opfermeſſer. Auf dem Berge über der Stiftskirche ſteht eine alte Wallfahrtskapelle, der Tradition und aller Wahrſcheinlichkeit nach, früher ein Orakelſitz, deſſen Schalloch ich beſah. Sanct Rupert weihte den Ort zum chriſtlichen Gottesdienſt ein; über der Orakelkapelle erhebt ſich eine zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaute Mirakelkapelle, welche zwei gute alte Bilder, Salvator Mundi und Maria (auf Holz gemalt, das erſte mit der Jahrzahl 1580 bezeichnet) enthält und während der Einweihung (aus Mangel an Fundamenten) einſtürzte, wobei ſich eine Menge Mirakel ergaben, welche um ſo bewunderungswürdiger ſind, je romanhafter und unglaublicher ſich der Zufall in Wirklichkeitsmachungen oft benimmt.

Ich eilte von dieſen Wundern zu dem Civiliſationsgetränke, welches mich im ehmaligen Kloſterhofe erwartete. Vergib mir's, Rhein, daß ich deinen Reben untreu ward. Vergib mir's, ich trank das letzte Glas auf die baldige Erlöſung der Donau durch dich, auf glückliches Gedeihen eures Bundes. Der treue Roland bei Nonnenwerth im Weſten, der treue Blondel vor ſeines Löwenherz Kerker auf Dürrenſtein im Oſten! — Der berechnende Verſtand lichtet dem Welthandel die Anker; die Vernunft, die Himmelstochter, ſitzt am Steuer und ſteckt die Siegesflagge der Humanität auf!

Die Spanierin.

Von F. v. Biedenfeld.

(Fortſetzung.)

Unter ihnen befand ſich ein junges Paar, deſſen Tugenden unwillkührlich aller Achtung und Liebe in hohem Grad gewonnen hatten. Die erſt zwanzig Jahre alte Frau war die Tochter eines durch das ganze Land wegen ſeiner Tapferkeit gegen die Schwärzerbanden berühmten Mannes. Solche Tapferkeit war von Werth für ein einzelnes Dorf, wie San Pedro, indem vor dem franzöſiſchen Krieg die Schwärzer nicht ſelten frech und ſtark genug waren, ſolche Dörfer anzugreifen und auszuplündern. Thomas Munoz hieß der Tapfre, er war von ungewöhnlicher Körperſtärke und die Energie ſeines Charakters entſprach ſeiner phyſiſchen Kraft. Als der Kriegsruf über ganz Spanien erklang, horchte Munoz, auf welcher Seite wohl die gerechte Sache wäre. Hätte ſein König Unrecht gehabt, ſo wäre Munoz gewiß im Dorf geblieben, und hätte ſich, ohne einer andern Fahne zu folgen, auf deſſen Vertheidigung beſchränkt. Aber, als er die ganze Gehäſſigkeit dieſes unheiligen Kriegs begriff und die ganze Frevelhaftigkeit des fremden Einfalls erkannte, da legte er die Ackerwerkzeuge bei Seite und entſagte jeder bäuerlichen Beſchäftigung.

Er hatte vier Söhne und eine Tochter, das älteſte dieſer fünf Kinder zählte dreiſig, das jüngſte zwanzig Jahre, und dieſes jüngſte hieß Maria de los Dolores.*) Schön war Maria ſchon durch jene Reize, welche ein warmes Herz und eine ſtarke Seele verleihen. Gewöhnlich lag Ruhe auf ihrem Antlitz und jene Bläſſe, welche weder der Lebendigkeit noch der Friſche entbehrt. Ihre Augen waren ſchwarz, glänzend und ſanft. Mit einem Wort, ſie war eine jener Spanierinnen, welche das Herz entzücken, für ewig es feſſeln, das Vaterland und alles was man vor ihnen geliebt hat, vergeſſen machen.**)

Beſſer vielleicht als ihrer Brüder einer begriff Dolores den Vater. Als dieſer an der Spitze einer ſelbſtgewordenen Bauernſchaar auszog, um die erſten Guerillas zu bilden, folgte ſie ihm in die Sierra, trug ihre Flinte und tödtete mit dem Muth und der Kaltblütigkeit des kräftigſten Mannes ihren Feind. Einen mächtigen Zauber übte das Wort Vaterland auf das Herz dieſes Mädchens; einen bewunderungswürdigen Ausdruck gewann ihr Mund, ſo oft ſie es ausſprach, und ihre Augen, ihre ſo reinen und ſanften Blicke, wurden alsdann zu flammenden Blitzen und ſprachen eindringlich die Sprache, welche damals aus jedem ſpaniſchen Mannesherzen ertönte.

Unter ihres Vaters Schaar befand ſich auch ein junger Bewohner von Medina de Campo, er war ſchön und brav und wollte nicht dulden, daß ſein Spanien unterjocht würde. Als Dolores ſeine feurigen Worte gehört und in dem Jüngling einen würdigen Sohn des Vaterlandes erkannt hatte, begann ſie ihn zu lieben; und als der Jüngling von Medina de Campo, entzückt von ihrer Schönheit, bald auch von dem Edelmuth ihrer Seele und allen Eigenſchaften bevorzugter Weſen bezaubert wurde, ſo frug er Dolores, ob ſie ihn zum Mann haben wollte. Dieß ereignete ſich in einer Nacht, als ſie beide um ein Bivouakfeuer gelagert wachten, während alle Andere ſchliefen.

Munoz wachte; aber in einiger Entfernung betrachtete Joaquin Garriga, ſo hieß der Jüngling, geraume Zeit die in reizendſter Lage unbefangen ruhende Dolores. Sie ſaß am Fuß einer Steineiche, ihr Haupt lehnte ſich an den knotigen Stamm und ſchien zuweilen unter der Laſt der Strapatzen umſinken zu wollen, die eigentlich die Kraft eines ſchwachen Weiberkörpers weit überboten. Aber ſobald nur das geringſte Geräuſch irgendwo ſich vernehmen ließ und ihr vom Schlaf halbgeſchloſſenes Auge erreichte, erzitterte plötzlich ihr ganzer Körper, ihre großen ſchwarzen Augen öffneten ſich und durchliefen, ſelbſt in das dichteſte Dunkel des Forſtes eindringend, die ganze Gegend ringsumher. Einmal ſchien das Geräuſch wirkliche Bedeutung zu gewinnen, da war ſie wie ein Blitz empor und hatte die Waffen fertig in der Hand. Alles wurde wieder ſtill, ſie ſetzte ſich wieder unter die Eiche und ihr Geſicht, das im Augenblick vom Muth einer männlichen Seele geſtrahlt hatte, gewann wieder ſeine gewohnte Milde, ohne daß dieſe plötzliche Störung irgend einen ungünſtigen Eindruck auf ſie hervorgebracht hätte. Daran erkannte man gerade, daß dieſer Zuſtand der ſanften Milde ihr natürlicher war.

Joaquin hatte jede dieſer Aufregungen unabläſſig beobachtet. Seit geraumer Zeit liebte der junge Mann die ſchöne Dolores; aber die Reinheit, welche gleich einem Mantel dies Mädchen mitten unter den Männern ſo edel umhüllte, dieſe Reinheit, welche von der ganzen Guerillasſchaar geehrt aber nicht begriffen wurde, erſchien beinahe als eine Scheidewand zwiſchen Dolores und Joaquin. Er zitterte bei dem Gedanken, von ihr abgewieſen zu werden, ſie ſchien nur allein das Vaterland zu lieben! Joaquin fürchtete, und er mußte fürchten; denn er liebte ſie. Furcht iſt die Tochter der Zärtlichkeit, ſagt eine allerliebſte mauriſche Romanze. Schon oft hatte er an Dolores ſchreiben wollen, aber ſtets hatte der Muth dazu ihn wieder verlaſſen.

„Wenn ſie mich abwieſe!“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Jetzt ſehe ich ſie wenigſtens täglich, ich kämpfe für ſie, ich vertheidige ſie! . . . . Gott! wenn ſie mich abwieſe!“

(Fortſetzung folgt.)

Hiſtoriſche Literatur.

Maximilian Robespierre, Diktator von Frankreich.
Von H. Elsner.

(Fortſetzung.)

Wie nun bei dem zahm aufgezogenen Tiger, wenn er nur erſt einmal Blut gekoſtet, die lang verſteckte Natur mit Gewalt hervorbricht, ſo ſehen wir von nun an Robespierre ſeine Hyänennatur ſchenlos entfalten. Am 8. März 93 erklärt er: „Il faut tenir le glaive sans cesse levé sur la tête des conspirateurs, *exterminer* les aristocrates! ..“ und zwei Tage darauf wird auf ſeinen Vorſchlag die Errichtung einer revolutionären Regierung und eines revolutionären Gerichtes dekretirt, d. h. einer Regierung und eines Gerichtes, welche das Recht haben ſollten, tyranniſcher zu regieren und willkührlicher zu richten, als König und Parlament und Patrimonialgerichte jemals gethan! —

Sofort läßt der „aufrichtige tugendhafte Republikaner“ alle ſeine Minen gegen die Girondiſten ſpielen, die er als Contrerevolutionärs dem Pöbel verdächtigt, und, als eine Deputation deren Verjagung aus dem Convent verlangt, unterſtützt er ihren Antrag, und hatte Nichts dagegen einzuwenden, als am 31. Mai 93 die Repräſentanten der ſouverainen Nation durch den niedrigſten Pöbel gezwungen wurden, 22 Mitglieder des Convents aus demſelben auszuſtoßen.

---

*) Maria de los (nicht las) Dolores, wörtlich: Maria der Schmerzen, hier aber ein Familienname, der in Spanien häufig vorkömmt.

**) Unbeſchreiblich iſt, was eigentlich die anziehende Gewalt der Reize einer Spanierin ausmache. Ihr Blick iſt bewunderungswürdig und ſo voll ſchmachtender Wolluſt und inniger Sehnſucht, wie es kein anderer Blick ſein kann. Eine Spanierin iſt unſtreitig die gefährlichſte Nebenbuhlerin einer nordiſchen Frau, weil ſie die ſo verführeriſche hingebende Nachläſſigkeit mit einer Glut des Herzens, welche der Leidenſchaft Dauer verleiht, ſtets natürlich verbindet, ſobald ihr Herz im Spiel iſt.

Von dieſem Zeitpunkte an war R. wirklich — mittelſt des Pöbels — „**Diktator von Frankreich**," wie es Hrn. Elsner ihn zu nennen beliebt; der ſchändliche Fouquier-Tainville aber wurde des Diktators rechter Arm, und der Wohlfahrtsausſchuß mit einer Macht über den Convent ſelbſt bekleidet, welche, — angeblich um die Republik zu erhalten, — dieſe ſelbſt zerſtörte. — So wird in der Sitzung des Convents vom 12. Sept. 93 das fürchterliche Geſetz gegen die **Verdächtigen** (1ſte Claſſe: Adlige und Geiſtliche; 2te boutiquiers, gros commerçans, hommes d'affaires, gros rentiers etc.) dekretirt, und als eine Deputation der section de l'unité anträgt auf baldiges Urtheil (Hinrichtung) der Wittwe Capet und der Girondiſten und auf: „institution d'une armée révolutionnaire, et de 12 tribunaux révolution. *ambulans*, autorisés à juger sur le champ, *sans autres formes* que celles qu'ils jugeront nécessaires à leur propre conviction," — antwortet ihr **Robespierre**, der damals präſidirte: „Ce peuple, qui fait entendre, d'une manière si majestueuse le langage de la *raison* et de la *vérité*, sera libre etc." (Monit. 13. Sept. 93).

Nach dieſem neuen Vernunft-Rechtsſyſtem wird dann auch am 9. October, auf R's Antrag, „um auf den Ruin der engliſchen Kaufleute die Wohlfahrt der franzöſiſchen Republik zu gründen," dekretirt, daß „alle Engländer, Schotten, Iren und Hannoveraner, **des einen und des andern Geſchlecht's** im ganzen Bereich der Republik **ſofort** eingekerkert und ihr Vermögen in Beſchlag genommen werde." (Monit. 20 Vend. an II). Das neue Syſtem ſelbſt aber, welches Rob. im Namen des Wohlfahrts-Ausſchuſſes in der Sitzung v. 5. Niv. II (25. Dez. 93) exponirte, läßt ſich auf folgende Sätze zurückführen: „Le but du gouvernement révol. est de *fonder* la république. La révolution est la guerre de la *liberté* contre ses ennemis. — Le gouvernement révol. ne doit aux ennemis du *peuple* que la *mort*; — il est *juste* et légitime, (parcequ'il) est appuyé sur la *plus sainte* de toutes les lois, le *salut du peuple*; sur le plus irréfragable de tous les titres, la *nécessité*. (Monit. du 7 Niv. II.)

Mit dieſen Grundſätzen waren Leben, Freiheit und Eigenthum aller Bewohner Frankreichs in die Hand des Wohlfahrtsausſchuſſes gegeben; denn von ihm hing es ab, zu beſtimmen, wer zum **Volk** oder zu deſſen Feinden gehöre, worin das **Heil** des Volkes beſtehe, was zur Gründung der Republik als **nothwendig** erſcheine. Da nun dieſer Ausſchuß, an deſſen Spitze R. ſtand, für nothwendig hielt, ſeine Blutrichter in alle Departemente mit **unbeſchränkten Vollmachten** zu ſenden, ſo fällt auch auf ihn, und zumeiſt auf R., die höchſte Schuld aller unter der revolutionären Regierung von deren Seiten verübten Gräuel. Was aber R. unter *peuple*, was er unter den **Feinden** desſelben verſtand, iſt ſchon hinreichend aus dem Geſetz gegen die **Verdächtigen** zu entnehmen, und **Désodoards** verdient vollen Glauben, wenn er (V. 321) berichtet: „Un des affidés de R. écrivait à la commission populaire d'Orange: Vous pouvez tout donner aux *sans-culottes*, tout incarcérer, tout déporter, tout fusiller, tout guillotiner. Un autre se plaignant de l'étrange abus qu'on faisait de ces maximes dans plusieurs départemens, R. lui répondit: „Les *sans-coulottes ne dérobent aucune chose, car tout leur appartient*." — Was endlich R. für **nothwendig** hielt, um **ſeine** Republik zu begründen, darüber geben ſeine **Thaten** und die bei ihm, nach ſeinem Tod gefundenen Papiere hinlänglichen Aufſchluß. Von den letzteren berichtet uns **Déſod.** (V. 200.) „Les pages d'une espèce de catechisme, trouvé chez R., sont remplies de proscriptions contre la probité, les richesses, les talens;" — und (347) „il est impossible de faire entrer dans ce tableau hist. un simple sommaire des écrits qui déposent du projet formé de R., de détruire plus de la moitié de la population de la France. Il faudrait analyser 200 lettres trouvés chez ce grand coupable." — Von ſeinen **Thaten** braucht nur an folgende erinnert zu werden. Als bei einem Gaſtmale, das die Familie **Amarante** ihm gegeben, er nicht, wie gewöhnlich, nüchtern bleibend, einige Geheimniſſe ſeiner Politik ausgeplaudert, und er am folgenden Tage von ſeinen Vertrauten, die ſeine Mitgäſte geweſen, darauf aufmerkſam gemacht wurde, ließ er die **ganze Familie Amarante** nebſt allen übrigen Gäſten vor das Revolutionsgericht ſchleppen, von welchem ſie — ſelb 61 — der Guillotine überliefert wurden! —

Unter dem im vorhergehenden geſchilderten dritten Syſteme, dem des **Schreckens**, bewahrheitete ſich, was R. ſelbſt zwei Jahre früher geſagt: „*L'horreur du crime diminue dès que la loi ne le punit que par un autre crime*, und der **Schrecken**, den er durch zahlloſe Juſtizmorde, durch Fanatiſirung des Pöbels und die ſchändlichſten geheimen Machinationen verbreitet, wandte zuletzt ſein verſteinerndes Antlitz auf den „Mann des Schreckens" ſelbſt zurück. Ueberall ſieht er nur Verſchworene, die den Dolch auf ihn zücken, und als **Cécile Renaut** ſich zu ihm gedrängt, „um einen Tyrannen zu ſehen," werden mit ihr — ihre ganze Familie und 60 — ſchon früher Eingekerkerte (!) als Mitſchuldige einer gegen ihn gerichteten Verſchwörung geſchlachtet. — Am meiſten aber **fürchtete** er diejenigen, die ihn am genaueſten kannten, die ihm in der Diktatur am nächſten ſtanden und am beſten wußten, wie man Aufſtände anzettelt, um ſich gefährlicher Nebenbuhler zu entledigen. Es waren dies diejenigen Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchuſſes, die zur Orleaniſtiſchen Bergpartei gehörten und die jene von R. ſelbſt ſo oft angerufene „*Raison*" — förmlich zur **Gottheit** erhoben.

(Fortſ. folgt.)

Notizen.

⁂ **E. Spindler** hält ſich gegenwärtig in Zürich auf und ſucht in den dortigen Archiven nach Materialien für einen neuen Roman. Er wird 3 bis 4 Monate in der Schweiz verweilen.

⁂ **Saphir** will ſich von der Theaterzeitung losſagen, um ein eigenes Blatt: „**der Humoriſt**" herauszugeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller**. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 171. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 21. Juli.

Die Gewitternacht auf der Linde.

Auf der Welt liegt dumpfe Schwüle,
Schwer auf mir liegt Dach und Haus;
Und ich folge dem Gefühle,
Das mich treibt zur Nacht hinaus!

Niemand hat es ja geſehen,
Daß ich aus dem Bettchen ſtieg;
In den Garten will ich gehen,
Seh'n der Elemente Krieg.

Schwing' mich auf die hohe Linde,
In das Laubwerk dicht hinein,
Sie wird gern dem muth'gen Kinde
Ihren lieben Schutz verleih'n!

Sieh! da fehlt es nicht an Gäſten!
Ganze Scharen Vögelein
Finden in den grünen Äſten
Sich mit bangem Zagen ein.

Nun wir werden uns vertragen,
Fürchtet euch nur nicht vor mir,
Laßt das bange Flügelſchlagen,
Platz iſt für uns Alle hier.

Wie die grauen Wolken jagen,
Bange Lämmer in dem Sturm!
Und es heult der Wind wie Klagen
Um den alten Kloſterthurm.

Furchtlos von dem luft'gen Sitze
Seh' ich in die Wetternacht;
Herrlich flammen helle Blitze
Durch des Äthers düſt're Pracht.

Sieh', es nah'n die Kloſterfrauen
In zerſtreuten Schaaren, bang
Läuten ſie in frommem Grauen
An der Kloſterglocke Strang.

Und durch Sturm und Wetter dringen
Die Choräle durch die Luft,
Wie ſich Tauben angſtvoll ſchwingen,
Wie ein Kind der Mutter ruft.

Ach, wie herrlich ſtrömt der Regen
Um mein grünes Blätterdach!
Welch' ein Rauſchen, welch' ein Segen
Iſt in allen Lüften wach!

Die Choräle ſind verklungen
Und die Nonnen zieh'n nach Haus;
Auch der Sturm hat ausgerungen
Mit dem Heulen und Gebraus!

Neben mir die Vöglein ſchicken
Sich allmählig an zur Ruh',
Ihre kleinen Köpfchen nicken
Und der Flügel deckt ſie zu.

Und auf meinem grünen Throne
Sitz' ich an den Stamm geſchmiegt,
Über mir die ſchlanke Krone
Säuſelnd ſich im Winde wiegt.

Tauſend Silbertropfen zittern
In des Wetterleuchtens Schein,
Gleich den Perlen und den Flittern,
Die wir der Maria weih'n.

An der hohen ſtolzen Linde
Hängt mein Herz und meine Luſt!
Was ich tief für ſie empfinde,
Bin ich mir nicht klar bewußt.

Doch vor meinem innern Leben
Seh' ich oft im wachen Traum
Sich zum Himmel ſtolz erheben
Einen hohen Wunderbaum.

(Schluß folgt.)

Die Spanierin.

Von F. v. Biedenfeld.

(Fortſetzung.)

Aber in dieſer Nacht konnte er dem Zauber, der dies Wachen des Krieges und der Liebe zugleich umfloß, unmöglich widerſtehen. Er bemerkte, daß die Blicke der ſchönen Dolores öfters länger auf ihm verweilten und glaubte einen Ausdruck darin zu finden, welcher die Schläge ſeines Herzens verdoppelte. Als er nun ſah, wie ſie plötzlich aufſprang, zu ihren Waffen eilte und gleich dem muthigſten Krieger der Gefahr entgegen ſah, da ſtieg ſeine Bewunderung. Aber als Dolores nach kurzem Lauſchen wieder auf den feuchten Boden zurückſank, ihr müdes Haupt an den Eichſtamm lehnte, um Ruhe und Schlaf zu ſuchen, als er das holde Weſen in dem ganzen Zauber jungfräulicher Schöne vor ſich ſah, da konnte er ſeine Lippen nicht länger geſchloſſen halten, glühend in reiner Liebe liſpelte er zu dem Mädchen:

„Dolores, erlaubſt du, daß ich bei deinem Vater um dich werbe? Willſt du es wohl?“

Dolores erbebte, öffnete ihre Augen, heftete einen langen Blick auf den Blick des Jünglings, fühlte dann glühende Röthe von der Stirne herab über ihr Antlitz ſich verbreiten, lächelte traurig, reichte Joaquin ſanft ihre Hand und liſpelte: „Ich will es!“

„Ha!“ ſchrie Joaquin auf, rannte ſogleich zu dem Baum, an welchen Munoz ſich lehnte und wollte eben ſeine Werbung ihm vortragen, als Dolores abermals ſeine Hand ergriff und leiſe zu ihm ſprach:

„Höre mich Joaquin, und antworte mir als ein edler Caſtilianer: Verſprichſt du mir, niemals Begnadigung anzunehmen?“

„Ich verſpreche es, ich ſchwöre es bei dir!“

Dolores Braunen zogen ſich düſter zuſammen. „Keinen ſolchen Schwur verlange ich,“ ſprach ſie, „ich will ein Wort des Mannes, ein Schwur im Namen der Liebe kann dem Vaterland keinen Troſt gewähren.“

„Wohlan, ſo ſchwöre ich bei dem Vaterland ſelbſt, bei dieſem Vaterland, das ich anbete, deſſen Fahnen ich mich anſchloß, bevor ich dich, Dolores, kannte!“

Die Stirn des Mädchens heiterte ſich auf, ihr Mund lächelte ihm und ſprach: „Ich glaube dir, aber Eins mußt du mir noch verſprechen, Eins noch erbitte ich von dir: verſprich mir, niemals den Mann, welchen der Deſpot von Europa uns aufdringen will, anzuerkennen, und bis zum Grab für unſern König Ferdinand VII. zu fechten. Willſt du es?“

„Ich ſchwöre es!“ rief Joaquin, „o beſorge nicht, daß du an einen Mann dich knüpfeſt, der, deiner unwürdig, dich nicht begreifen könne! Vaterland und Ehre ſind meine beiden Idole, und du biſt neben dieſen Heiligthümern das dritte, in meinem Herzen!“

Dolores Augen füllten ſich mit Thränen, ſie liebte Joaquin, ſie liebte ihn mit wahrer Liebe! Oft hatte ſie, ohne daß er es bemerkte, den Säbel eines Feindes von ſeinem Haupte abgewendet, in manchem heißen Kampf ihm zum Schild gedient, ohne daran zu denken, daß ſie dadurch ihr eigenes Leben Preis gab. . . .

Kann man denn anders lieben? Welches weibliche Weſen würde nicht für den Gegenſtand ihrer Liebe ihr Blut und ihr Leben mit Freude opfern? Kein Opfer iſt es ihr, nein ein Genuß, ein Glück! In dieſer Selbſtverläugnung der Frauen beruhen gerade ihre heiligſten, ſüßeſten, ſeligſten Empfindungen, ihr Himmel auf Erden. Wie gern entſagten ſie für den Gegenſtand ihrer Liebe allen ihren Neigungen, ihren ſonſtigen Genüſſen, Wünſchen und Freuden; wie gern entfernen ſie Alles, was ihn ſtören, ſchmerzen oder verletzen könnte! Ach, ſelbſt ihr Blut, ihr Leben widmen ſie mit Begeiſterung dem Glücklichen, welchem ſie ganz angehören, welchen ſie lieben! Dann erſt genießen ſie die wahre Seligkeit der Engel! Alles für ihn, nichts für ſich ſelbſt, als die Freude, ihn zu ſehen, die Wonne, ihn zu lieben und ſich von ihm geliebt zu wiſſen! Darüber hinaus iſt alles Andere nur Lüge! Die Frau, welche nicht Sklavin des Mannes iſt, den zu lieben ſie vorgibt, hat ihn nie geliebt!

Dolores empfand bei Anhörung dieſes Bekenntniſſes des edeln Herzens, welches ſie liebte, eine jener freudigen Aufwallungen, jener tiefen herzinnigen Entzückungen, welche ſtets als heilige Erinnerung in jedem wohlgeborenen Herzen haften.

„Ja, Joaquin!“ ſprach ſie auf ſeinen Arm ſich ſtützend, „ja, gehen wir zu meinem Vater!“ Hand in Hand wandelten ſie dahin und fanden Munoz tief verſenkt in ein Meer von Betrachtungen. Fernhin durch die Ebene ſchoſſen ſeine Blicke und zählten die Wachfeuer der feindlichen Schaaren. Das Geräuſch der Tritte der beiden Ankömmlinge erſchreckte ihn, bebend fuhr er auf, und wollte nach den Waffen greifen. Aber er hatte nicht Zeit dazu, ſchon umſchlangen ihn Dolores Arme.

„Vater,“ ſprach ſie, „Joaquin erſcheint mit mir, um dich zu bitten, daß du ihn zum Sohn annehmen möchteſt; willſt du es wohl?“

Und das junge Mädchen hing ſich noch inniger an ſeinen Hals, und preßte ihr Herz an das ſeinige und barg ihr Antlitz an ſeiner Bruſt, damit er die Röthe ihrer Wangen nicht ſähe, welche das Wachfeuer ſo wundervoll beleuchtete.

Munoz lächelte bei ihrer bebenden und doch haſtigen Anrede. Wie willkommen war ihm dieſe Verbindung! Der junge Mann war reich, ſeiner Tochter hatte er eine hübſche Mitgift beſtimmt, beide waren jung und hübſch, ſie liebten ſich! . . . Was konnte ein Vater noch von der Vorſehung verlangen?

Er drückte Joaquin's Hand zum Zeichen der Einwilligung, und umarmte ſeine Tochter, indem er ihr ſagte:

„Sei glücklich, mein theures Kind, ich ſegne dich!“

(Fortſetzung folgt.)

Hiſtoriſche Literatur.

Maximilian Robespierre, Diktator von Frankreich.

Von H. Elsner.

(Fortſetzung.)

Gegen dieſe konnte er nun weder die Nothwendigkeit des Schreckens, noch irgend eine ſeiner bisherigen Kategorien der Verdächtigkeit geltend machen; ebenſowenig konnte er den Pöbel gegen ſie gebrauchen, da ſie gerade deſſen vollſtändige Repräſentanten waren. Er mußte alſo abermals ſein Syſtem wechſeln, und, — da er ſich bereits bis zum Äußerſten der Willkühr und der Gewaltſamkeit verſtiegen hatte, blieb ihm nur die Rückkehr zu früheren Motiven übrig.

Der Übergang zu denſelben machte ſich ſchon in ſeinen Reden gegen Ende 93 bemerklich, in denen er von „Ultra-Revolutionairen" zu ſprechen anfing, und u. a. behauptete: (27 Brum. II.) „La force peut renverser un trône, la *sagesse seule* (früher war es der Schrecken) peut *fonder* la république. Fuyez l'exagération *systématique* des *faux patriotes*. . . Le peuple hait tous les *excès*." Seine sagesse, — nachdem er gegen König, Adel und Reiche, gegen die Monarchiſten, Girondiſten u. ſ. w. den ſyſtematiſch Exagerirten geſpielt hatte, — beſtand nun darin, daß er über ſeine wüſten, aber mächtigen Helfershelfer ſich auf einen einzigen Gipfelpunkt flüchtete,[*] daß er — zum wenigſten theoretiſch — ein erhabenes *Juste-milieu* in Beſitz zu nehmen ſuchte zwiſchen dem „fédéralisme" und der „république une et universelle," zwiſchen dem „fanatique couvert de scapulaires" und dem „fanatique qui prêche l'athéisme." (Rapp. du 5 Niv. II.) So behauptete er nun mit einemmal (am 1. Frim. II.) „L'idée d'un grand *être* (zuvor nannte er es la vérité pure) qui veille sur *l'innocence* opprimée, et qui punit le crime triomphant, est toute *populaire*." Den Convent belehrte er jetzt in ſeinem Bericht v. 5 Niv. II über die Pflichten des Gouvernement révolutionnaire: „Plus son pouvoir est grand, — plus il doit être dirigé par *la bonne foi*. (!) In einer Rede am 7. Praireal (an II) klagte er ſogar im Convent: „Ils ont essayé de dépraver la *morale* publique et d'éteindre les *sentiments généreux* dont se compose l'amour de la liberté et de la patrie, en bannissant de la république le *bon sens*, la *vertu* et la *divinité*."

Vollſtändig iſt aber ſein viertes (theoretiſches) Syſtem in dem Bericht enthalten, den er am 18. Floréal (an II) dem Convent erſtattet, um (gegen die Hebertiſten) die Exiſtenz eines *Etre suprême* dekretiren zu laſſen.[**] Hier machte er, — der Terroriſt, — ſeinen Feinden den Vorwurf, an die Stelle deſſen, was ſie zerſtört, nichts geſetzt zu haben, als: „le chaos, le vuide et la *violence*," und er, — der Unmenſch, — der kein Alter und kein Geſchlecht geſchont, der Hunderttauſende auf dieſen Verdacht hin ſchlachten laſſen, der die Wohlfahrt Frankreichs auf den Ruin Englands gründen wollte, — er rief aus: „nous fêterons *l'humanité*, l'humanité avilie et foulée aux pieds par les ennemis de la république française. Ce sera un beau jour, que celui où nous célébrerons la fête du *genre-humain*!" Am 20. Prairéal (an II) endlich, an welchem er, bei der Feier des höchſten Weſens, im Namen des Convents zum Volke ſprach, ſcheint er völlig zu ſeinem erſten Syſtem zurückgekehrt zu ſein; denn hier verſichert er: „l'être suprême mit à l'ordre du jour pour tous les siècles est pour tous les peuples, la liberté, la *bonne foi* et la *justice*; — il a *créé* les hommes pour s'aider et pour *s'aimer* mutuellement, et pour arriver *au bonheur* par la route de la *vertu*." — Es fehlte zwar, um vollſtändig an die Denkſchrift von 178[illegible] für Dupond zu erinnern, jener König, „environné de ce cortège auguste de toutes les *vertus*," der da „im Angeſicht des Himmels und der Erde den Bund ſchließen ſollte, um die menſchliche Politik mit der Moral zu verſöhnen;" — aber R. ſelbſt ſtand ja in dieſem Augenblick auf dem Gipfel der Staatspyramide, und von ſeinen Tugenden hatte er oft genug geſprochen und ſprechen hören, um ſich als König der Republik träumen zu können. —

Aber ſein Maß war voll. Am 20. Prairéal hatte er ſeine Reden als Oberprieſter des neuen Cultus mit den Worten geſchloſſen: „Etre des êtres . . . la haine de la mauvaise foi et de la tyrannie brûle dans nos coeurs avec *l'amour de la justice* et de *l'humanité*: voilà nos prières; voilà nos sacrifices; voilà le culte que nous t'offrons!" Zwei Tage darauf ſetzte er im Convent jenes infame Geſetz durch, welches Todesſtrafe über alle, durch die vageſten Kategorien bezeichneten „ennemis du peuple" verhängte, als hinreichend zur Verurtheilung „toute espèce de document matériel *ou moral*" erklärte, welches dem Gewiſſen der Geſchworenen als zureichend erſchiene, und da, wo ſolcherlei Beweiſe vorlägen, Zeugenverhör und „défenseurs officieux" ausſchloß, „si ce n'est pour les *patriotes* calomniés!" (ſ. Toulongeon, hist. de France. IV. 354). Kraft dieſes Geſetzes vermehrten ſich die Hinrichtungen in fürchterlichem Maße, und obgleich Rob. ſich vom 23. Prair. an 40 Tage lang ſcheinbar aus dem Wohlfahrtsausſchuß zurückgezogen, war er es doch, der dieſe Juſtizmorde betrieb. (*Toulong*. IV. 369 und Réponse des membr. des deux anc. comit. p. 94.)

Was bedeutete aber ſein Rückzug? Wie paßt er in das Syſtem eines Mannes, der als Oberprieſter der Freiheit ſeine Stelle nicht verlaſſen durfte? War es, weil er merkte, daß er durch ſein Auftreten als Oberprieſter des höchſten Weſens viel von ſeiner Popularität verloren, oder weil gleich nach jenem Feſte Carnot zum erſtenmal im Wohlfahrtsausſchuß ihm drohend widerſtanden, (Toulongeon IV. 352) und eine Spaltung in dieſem Ausſchuſſe ausgebrochen, die R. nicht anders heilen zu können hoffte, als dadurch, daß er eine Conſpiration machinirte, welche alle ſeine Feinde und Nebenbuhler in den Abgrund ſtürzen ſollte? (Désodoards V. 411 f.) Nach Laurent's Réſut. (S. 353) hätte Billaut-Varennes im Wohlfahrtsausſchuß R. vorgeworfen, nach der Alleinherrſchaft zu ſtreben, worauf dieſer erklärt: „puisqu'il en est ainsi, je vous laisserai gouverner à votre aise;“ — und ſofort habe R. ſich zurückgezogen, um erſt im Thermidor zurück zu kehren. Gewiß iſt, daß, in den erſten Tagen des Thermidor (an II) nach Paris zurückgekehrt, er ſich überzeugte, daß er ſelbſt nur durch Vernichtung ſeiner Gegner in den beiden Ausſchüſſen der Wohlfahrt und der Sicherheit dem Verderben zu entgeh n vermöge (ſ. deſſen Rede 8 Therm.). Er klagt nun im Convent: „que des agents impurs prodiguaient des arrestations injustes. On épouvantait les *nobles* et les *prêtres* par des motions concertées.“ Er verſichert dann: „Je crois à la *nécessité* d'appeler surtout la *probité* et tous les *sentiments* généreux aux sécours de la république. Je sens que *partout* où on rencontre un homme de bien, *en quelque lieu qu'il soit assis*, il faut lui tendre la main et le serrer contre son coeur.“ — Er endlich, der am 25. Sept. 92 behauptet hatte: „Au milieu des secousses qui ébranlent les états, il faut envelopper les partisans dans la ruine de leur parti et ne pas s'arrêter à des considérations *soporifiques*, lorsqu'on ne peut risquer que la perte d'une *victime innocente*,“ (Désord. VI. 233), er jammerte jetzt: „quel ami de la patrie peut survivre au moment, où il n'est plus permi de la servir et de défendre *l'innocence opprimée?*“ (Mém. Auth. I. 90). Um nun die Republik, d. h. ſich ſelbſt, vom Untergang zu retten, will er am folgenden Tage die nothwendigen Maasregeln in Vorſchlag bringen. — Aber ſeine Feinde kamen ihm zuvor; ſie klagten ihn an, nach der Alleinherrſchaft zu ſtreben; der Convent ſchüttelte das ihm unerträglich gewordene Joch des Schreckensmannes ab, und dekretirte deſſen Verhaftung. Als aber R., der eben erſt die „autorité suprême de la Convention nationale“ anerkannt hatte, der Haft entſprang, um den Convent zu ſtürmen, wurde er „außer dem Geſetz“ erklärt, und, nachdem ſein Verſuch, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, *) verunglückt war, zum Tode verurtheilt, am 10 Therm. guillotinirt, und, wie Deſodards (VI. 30) berichtet, mit ſeinen Schreckensgenoſſen in die ungeheuren Gruben geworfen, „die auf ſeinen Befehl gegraben worden, um einige tauſend von ihm bezeichnete Schlachtopfer zu verſchlingen.“ — Auf dem Wege zum Fallbeil — hatte ein Weib ſich bis an den Karren gedrängt, auf welchem R. mit fürchterlich entſtelltem Geſichte ſaß, und ihm zugeſchrieen: „Fahr' hinab in die Hölle, beladen mit den Flüchen aller Gattinnen und aller Mütter!“ — Die Kunde von ſeinem Tod wurde in ganz Frankreich mit Jubel und Freudenthränen vernommen! —

---

[*] In ſeiner Rede im Jakobinerklubb am 1. Frim. II. bemerkte er, daß er zu einer Zeit von der Vorſehung geſprochen, lorsque, — le coeur ulcéré — *je cherchais à m'élever au dessus de la tourbe impure des conspirateurs* dont j'étais environné, en invoquant contre eux la *vengeance céleste, au défaut de la foudre populaire*, ſ. *Mém. auth.* I. 110.

[**] Wie Rob. die Hauptgedanken ſeiner erſten (gekrönten) Rede v. J. 1784 aus Montesquieu und Duclos, wie er die ſchönſten Phraſen ſeiner politiſchen Reden aus Rouſſeau geſchöpft, und überhaupt ſich gern mit fremden Federn geſchmückt, ſo nahm er, wie aus der Anmerkung S. 391 der Réfutat. v. Uranelt de Leuze zu erſehen, auch den Hauptgedanken der Rede v. 18 Flor. II. aus den Bemerkungen einiger Mitglieder des Wohlfahrtsausſchuſſes. —

So endete Robespierre, nicht, wie Hr. Dr. Elſner behauptet, „als Opfer der Lauterkeit ſeiner Grundſätze,“ ſondern — als Sträfling der waltenden Nemeſis. Jedem Syſtem, zu dem er ſich zu bekennen ſchien, war er untreu geworden; die Häupter jeder Partei, mittelſt welcher er ſiegte, hatte er dem Untergang gewidmet. Zuletzt verbanden alle von ihm verlaſſene Syſteme, alle von ihm verrathenen Parteien ſich gegen ihn, und er ſtürzte, weil die Einen Alles von ihm zu fürchten, Andere Unerſetzliches an ihm zu rächen hatten, alle ihm mißtrauen, alle ihn verachten mußten! — Es widerfuhr ihm nur ſein Recht. Des Strebens nach Alleinherrſchaft verdächtigt, wurde er nach dem Geiſt ſeiner eigenen Geſetze verurtheilt, und gerade von den Schreckensmännern zum Tode geſchleppt, deren er ſich früher zur Durchführung ſeiner Zwecke bedient hatte. — Daran aber dürfte nach dem Vorhergehenden wohl nicht mehr zu zweifeln ſein, daß R. keineswegs wie Hr. Elſner behauptet, „von der Wahrheit eines politiſchen Syſtems durchdrungen, weder ſich ſelbſt noch Andern eine Abweichung zur Rechten oder Linken geſtattet.“ Darum können wir uns auch kürzer bei Erörterung des anderen Fragpunktes faſſen; denn, wer nicht nur ſeine angeblichen Prinzipien durch die unmenſchlichſten Mittel in Ausführung zu bringen geſucht, ſondern auch ſo oft, bald in der Theorie, bald in der Praxis, mit ſich ſelbſt in die auffallendſten Widerſprüche verfallen, der kann unmöglich für eine große Idee begeiſtert ſein! Wirklich ergibt ſich aus den zuverläſſigſten Berichten, daß R. nicht im Dienſte irgend einer enthuſiasmirenden oder fanatiſirenden Idee geſtanden, ſondern gerade im Gegentheil mit kalter Beſonnenheit ſich der Ideen ſtets zu ſeinen eigenſten Zwecken bedient hat. (Fortſ. folgt.)

Notizen.

.*. Adelbert von Chamiſſo. — Aus dem erſten unlängſt erſchienenen Theile ſeiner Werke erſehen wir, daß Hr. v. Ch. 1781 auf dem Schloſſe Boncourt in der Champagne geboren, 1790 mit ſeinen Eltern ausgewandert, 1796 Edelknabe der Königin von Preußen geworden und 1798 in preußiſche Militairdienſte getreten, daß er 1803 ſeinen Fauſt geſchrieben, ſeit 1804 mit Varnhagen von Enſe drei Jahre nach einander einen Muſenalmanach herausgegeben, 1809 nach Frankreich gereiſ't, wo er „in den Kreis der Frau von Staël gezogen wurde,“ dann von 1810—1811 bei Proſper von Barante verweilt, im Frühjahr der Frau von Stael nach Genf und Coppet gefolgt, und 1812 „Zeuge ihrer Flucht“ geweſen. Im Spätjahr deſſelben Jahres ſei er nach Berlin zurückgekehrt, um ſich dem Studium der Natur zu widmen. Hier habe er im Sommer 1813 „um ſich zu zerſtreuen und die Kinder eines Freundes zu ergötzen, das Mährchen Peter Schlemihl geſchrieben, das in Deutſchland günſtig aufgenommen und in England volksthümlich geworden.“ — Daß dann, im Sommer 1815 „zum Naturforſcher auf die vom ruſſiſchen Admiral von Kruſenſtern zu unternehmende Entdeckungsreiſe in die Südſee und um die Welt ernannt,“ — Hr. v. Chamiſſo die Erde umſegelt, und, im ſtillen Ozean zum König erwählt, den deutſchen Lorbeerkranz der fremden Königskrone vorgezogen, iſt zu bekannt, um deſſen hier ausführlicher zu erwähnen. —

.*. Keſſelring in Hildburghauſen druckt ſo eben K. Barth's Ueberſetzung von „Longhis Kupferſtecherkunſt.“ Dieſelbe wird den erſten Band füllen; der zweite wird ſeine eignen Anſichten und Erfahrungen, beſonders über den Stahlſtich, enthalten. Es wird für dieſe Kunſt eins der intereſſanteſten Werke werden.

---

*) Sein Apologet Uranelt ꝛc. (Laurent) a. a. O. S. 353 ſagt: On *sait* aujourd'hui que Rob. se tira lui-même le coup de pistolet, dont on a voulu faire honneur au baron (früher Gendarme) Méda. Vgl. ebd. S. 318.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 172. 1836.

Phönix.

Freitag, 22. Juli.

Die Gewitternacht auf der Linde.

(Schluß.)

Seine Krone glanzumfloſſen
Hebt ſich in die blaue Luft,
An den grünen Zweigen ſproſſen
Tauſend Blüthen voll von Duft!

Wunderbare Harmonie'en,
Kräftig, voll und ſilberklar,
Gleich beſchwingten Sängern ziehen
Durch die Zweige wunderbar.

Wolken ziehen hin und wieder,
Jahre mit dem Flugelſchlag,
Doch es klingen ſeine Lieder
Herrlich wie am erſten Tag.

Und mein ganzes Sein und Leben
Drängt mich zu dem Zauberbaum,
Ewig muß ich ihn umſchweben
In dem wunderbaren Traum.

Fliege bald auf bunter Schwinge,
Gaukelnd um das Blüthenmeer,
Gleich dem leichten Schmetterlinge
Her und hin und hin und her.

Bald mit federleichtem Tritte,
Als ein fluchtig ſchlankes Reh,
Zieht mich's aus des Waldes Mitte
In des Baumes Wundernäh'!

Ihm zu Füßen muß ich liegen;
An den Stamm ſo glatt und kalt
Muß ich meine Stirne ſchmiegen,
In des Sehnens Allgewalt!

Honig aus den Blüthenſäumen
Trag' ich ihm als Biene zu,
Bald ein Stern aus Himmelsräumen
Strahl' ich Liebe ihm und Ruh;

Schlinge mich als zarte Ranke
Auf an ſeinem Rieſenbau,
Bald als leuchtender Gedanke
Glänz' ich dran als Silberthau.

So in ewig regem Streben
Hängt an ihm mein Kindesblick,
Und ihm eint mein tiefſtes Leben
Unauflöslich das Geſchick.

Aber Zeit iſt's, daß ich gehe,
Denn ſchon röthet ſich der Tag;
Vöglein ſpüren ſeine Nähe,
Werden in den Zweigen wach.

Und des Morgens klarer Helle
Jubeln ſie im Chore zu;
Doch ich ſelbſt in meiner Zelle
Suche nun im Schlummer Ruh!

Leiſe durch des Kloſters Räume
Schleich ich mich, eh' jemand wacht;
Grunes Luftſchloß meiner Träume!
Hohe Linde! — — gute Nacht!

Alfred.

Die Spanierin.

Von J. v. Biedenfeld.

(Fortſetzung.)

II.

Kurze Zeit nach dieſer nächtlichen Verlobung im Walde wurden die Franzoſen von Wellington zurückgeſchlagen. San Pedro war bis dahin durch ſeine Lage von jedem feindlichen Beſuch befreit geblieben, bei der Kunde von dem ſchleunigen Rückzug der verhaßten Feinde fühlte man ſich daſelbſt doppelt ſicher, weil vorauszuſehen war, daß die Franzoſen jetzt mehr als jemals vor den Gefahren der Vereinzelung auf Nebenwegen ſich hüten würden.

Munoz benutzte dieſen Augenblick der Ruhe, um Joaquin und Dolores zu vermählen. Die Hochzeit wurde zu San Pedro gefeiert, unbeſchreiblich war das Jubeln dieſer Weinbauern; denn alle verehrten in Munoz ihren Anführer und in Dolores ihren guten Engel. Den Einen hatte ſie bei einer ſchweren Krankheit ſchweſterlich gewartet, dem Andern die im Kampf erhaltenen Wunden verbunden, einem Dritten in mancher Noth mild beigeſtanden. Als wenn ein ſolches weibliches Weſen unter einer bisher unbekannten Form ſich vervielfältigen ſollte, ſo wurde ſie nun die Beſchützerin derjenigen, welche bis dahin ſie ſelbſt vertheidigt hatten.

Allein nach der Hochzeit änderte Dolores ihre ganze Lebensweiſe, ſie ging nicht mehr in die Sierra, ſie blieb zu Hauſe und pflegte mit größter Sorgfalt eine alte lahme Großmutter, welche ſeit mehreren Monaten das Bett hüten mußte. Bald mehrten ſich die weiblichen Pflichten der guten Dolores, ſie wurde Mutter; ſie umarmte ihren Sohn und eine Thräne fiel auf die Stirne des Neugeborenen!

„Armes Kind,“ ſeufzte die junge Mutter, „möge dich der liebe Gott nicht als Sclave in deinem eigenen Vaterland geboren worden ſein laſſen!“

Bisher hatte Dolores ein ſehr bewegtes Leben geführt, aber mit Ausnahme der Gefangenſchaft ihres Königs und Herrn, welchen ſie als einen von Gott ihrem Volk geſandten Vater verehrte, hatte kein eigentliches Unglück ſie betroffen. Alle Wechſel und Erſchütterungen waren für ſie beinahe eine Art von Glück geweſen; aber der Augenblick nahte jetzt, in welchem die Stunde der Schmerzen mit Todesglocken und ſchauerlichen Klangen ihrem Ohr ertönen ſollte

Das Heer von Maſſena zog ſich, von Wellington gedrängt, wieder nach Spanien zurück. Die Franzoſen ſahen ſich unter der Führung eines Mannes, der ſeiner ſelbſt nicht mehr Herr war, und wurden auf eine ſchauerliche Weiſe von dem Feldherrn hingeopfert, welcher ſo lang den prunkenden Titel eines geliebten Sohnes des Sieges geführt hatte. . . . Beim Einrücken in Spanien zerſtreuten ſich ganze Armeecorps, welche ſeit einem Jahr alle Lebensmittel und die unumgänglichſten Dinge entbehrt hatten, von der Heerſtraße ab nach allen Seiten hin und begingen überall die fürchterlichſten Ausſchweifungen.

Munoz hatte Lanze und Dolch längſt beiſeite geſtellt, um das ruhige Glück eines Familienhauptes zu genießen. Jetzt ſah er ſich plötzlich wieder aus ſeiner ſüßen Ruhe aufgeſchreckt und begriff, daß die Stunde des Friedens für Spanien noch nicht geſchlagen, und Spaniens Erde des Blutes noch nicht genug getrunken habe. Er berief ſeine ganze Schaar und ſeine Söhne, vertraute die Vertheidigung von San Pedro ſeinem Älteſten und Joaquin, umarmte ſeine Tochter, drückte den Enkel an's Herz und zog dann in die Sierra, um dem franzöſiſchen Regiment den Übergang ſtreitig zu machen, welches zur Zerſtörung von San Pedro eilig heranzog. — — —

Einige Tage ſpäter kamen von jener ganzen Schaar etliche und zwanzig Mann in wilder Flucht nach San Pedro zurück. . . .

Sie bildeten den ganzen Reſt von Munoz Schaar. — — Einhundert und dreißig Mann waren in der engen Schlucht gefallen, wo der Unglückliche, aus Mangel an militäriſchen Kenntniſſen in ein Treffen ſie verwickelt hatte. Ach! Was nützt ein tapfres Herz und ein Wille eiſerner als der Wille des Tapferſten, was nützt ein Muth, der, die Zahl der Feinde nicht ermeſſend immer nur vorwärts dringt!

Zuerſt von Allen war Munoz ſterbend hingeſunken! Seine beiden Söhne waren ihm in's Grab gefolgt, — der jüngſte tödtlich verwundet. Dieſer hatte noch gerade Kraft genug übrig behalten, um bis zur Schweſter zu gelangen, den letzten Segen des Vaters ihr zu bringen und ſeinen Befehl an Joaquin, den Reſt der Tapfern gegen den Feind zu führen, vor ſeinen Fehlern ſich zu hüten und das Kampfglück mit aller Klugheit wieder herzuſtellen.

Mit dem letzten Wort war auch ſeine Seele entflohen, es war den Hinterbliebenen, als hätte der Allmächtige ihm gerade ſo viel Kraft noch gelaſſen, damit er ſeine heilige Botſchaft vollziehen, des ſterbenden Vaters Segen ſeinen Kindern überbringen konnte.

Dolores ſtarrte des Bruders blutige Leiche zu ihren Füßen an, weinen konnte ſie noch nicht, ſie war einer jener furchtbaren innern Erſtarrungen verfallen, welche zum Glück niemals lange anhalten, weil ſie bei längerer Dauer unfehlbar tödten würden. . . . . Dieſe blauen und eiſigen Lippen, welche ſo eben für immer ſich geſchloſſen, hatten ihr denn den Tod des Vater's und der Brüder verkündet, ihr eigenes Lebewohl ſterbend gemurmelt! — Der Unglückſeligen brach das Herz. Mit den ſtarren bebenden Händen griff ſie nach dem Kopf, ob ihre glühenden Augen keine Thränen hätten; ſie waren trocken! — „Mein Gott,“ ſtöhnte ſie, „mein guter Gott! laß mich weinen, ſchenke mir eine Thräne, bevor ich ſterben muß!“

Joaquin trat zu ihr mit dem kleinen Manuel, ihrem Sohn, auf dem Arm. — Das Kind war ſchon ein Jahr alt und ſprach zu ſeiner Mutter mit jenen ſüßen Lauten und zärtlichen Namen, welche mit Wonne uns erfüllen, das Innerſte der Seele uns erſchüttern. Der Knabe rief ſeiner Mutter. Beim Klang der jungen, ſüßen Stimme erhob Dolores das ſchwere Haupt und ſtarrte mit brennendem Blick nach dem friſchen, blühenden Antlitz ihres Kindes. Ihr Bruder hatte das Kind unendlich geliebt, dieſe Erinnerung erweckte die zärtlichſten Gefühle in ihrem Herzen und ſogleich floſſen ihre Thränen reichlich und ſie ſchluchzte, daß Joaquin erſchrack. . . . Er gab das Kind in ihre Arme und preßte beide an ſeine Bruſt.

„Ach Dolores,“ ſeufzte er, „jammere nicht ſo grauſam, rufe nicht das Unglück auf uns herab, bedenke, daß noch ſtarke Bande an dieſe Erde dich feſſeln, dein Sohn, dein Mann, dein Bruder und deine Großmutter! Dieſe gute Alte, welche nur noch lebt, um dich zu lieben, welche nur in deiner Liebe noch lebt! Willſt du denn auch ſie verlaſſen?“

„Ach, weh mir! Nein, nein!“ ſchrie die Unglückſelige, deren Seele von ſo gräßlichen Schlägen zerknirſcht war. — „Nein, nein! ich will nicht ſterben! aber ich leide ſchwer, ungeheuer! Gott, o Gott, wie leide ich!!“ —

Deſſelben Abends noch wurde der Leichnam des tapfern Munoz in das Dorf zurückgebracht und zwiſchen ſeinen drei Söhnen begraben. Der überlebende Älteſte und Joaquin führten den Leichenzug, Dolores folgte den Särgen.

Als ſie den Todtengräber noch an den Gräbern des Vaters und der drei Brüder ſchaufeln ſah, ſprach ſie zu ihm mit herzzerreißendem Lächeln:

„Laßt einen Platz daneben für meinen Bruder und für mich!“ und zu Joaquin ſich wendend: „Nicht wahr, mein Bruder?“ —

Stumm antwortete ihr Joaquin mit einem Nicken des Hauptes. Der Unglückliche ſah ein, daß kein anderes Loos ihrer harren könne, als der Tod oder die Schmach der Feigheit — alſo, daß der Tod ihnen nahte.

(Fortſetzung folgt.)

Hiſtoriſche Literatur.

Maximilian Robeſpierre, Diktator von Frankreich.

Von H. Elsner.

(Fortſetzung.)

Selbſt in den „Memoiren R's.“ die Hr. E. für acht hält und bald überſetzt, bald zu R's Gunſten exzerpirt, — ſagt R. von ſich ſelbſt, er habe im Collège „keine andre Freude gehabt, als die, einen Reim zu finden, den er ſuchte, u. dergl. m. und keinen anderen Triumph, als eine Krone,“ die er ſich durch ſeine Arbeiten errungen; „die Geſellſchaft ſeiner Kameraden habe er geflohen, und er ſei deshalb von ihnen des Menſchenhaſſes und der Eiferſucht beſchuldigt worden.“ (I. 183 f.) In dieſen wenigen Zeilen liegt der Schlüſſel für ſeinen Charakter und ſein ganzes ferneres Leben. Ehrgeiz, oder vielmehr die Sucht ſich auszuzeichnen und zu glänzen durch — ſchöne Worte — und über ſeine Genoſſen zu triumphiren, — zu herrſchen, — dies war der Grundtrieb ſeiner Natur. Zu deſſen Befriedigung ſtanden ihm nur geringe Mittel zu Gebot. Dies weckte und nährte die in ſeinem engen Herzen wurzelnde Eiferſucht und den Neid, in Bezug auf welchen ſelbſt ſein Apologet Uranelt (Laurent) folgendes Zugeſtändniß macht: „Man hat auch behauptet, R. habe ein dürres, für Neid empfängliches Herz gehabt: von allen Anklagen, die man auf ihn gehäuft, iſt dies die einzige, die mit einigem Grunde geltend gemacht worden.“ (Réfut. p. 330.) Auch ſtimmen diejenigen, die ihn genau zu beobachten Gelegenheit hatten, mit den Apologeten der Revolution darin überein, daß Neid und Haß ihn beherrſcht, und eben ſo ſehr in ſeinem froſtigen, verſchloſſenen Weſen und ſeiner unſichern, verlegenen Haltung, wie in ſeinen finſtern, abſtoßenden Zügen; ſeiner auf beiden Seiten zuſammengedrückten, faſt immer gerunzelten Stirne, ſeiner fahlen, bleigrauen Geſichtsfarbe, und ſeinem ſtechenden falſchen Blick ſich ausgeſprochen haben. Mignet und Thiers, die man gewiß keiner Parteilichkeit gegen die Revolutionsmänner beſchuldigen kann, weichen hierin von Déſodoards, Toulongeon, und Thibaudeau, die Zeugen der Revolution waren, nicht ab, *) und wenn man die Reden R's durchlieſt, ſo wird man die Anklage jener Männer durch die Wahrnehmung beſtätigt finden, daß R. immer von Neuem und auf alle mögliche Weiſe den Neid des Pöbels gegen die höheren Claſſen der Geſellſchaft und namentlich gegen die Reichen zu erwecken getrachtet. — Sagte doch ſelbſt Danton, der hinlänglich Gelegenheit gehabt, den Charakter R's kennen zu lernen, zu ſeinen Freunden: „que R. était une bête féroce que rien pouvait apprivoiser, qu'il fallait qu'elle fût dévorée, ou qu'on fût dévoré par elle.“ (Désod. V. 350.)

Dieſem, von der Eitelkeit ausgehenden Hauptzuge ſeines Charakters entſpricht dann auch jene Feigheit, die er bei ſo manchen Gelegenheiten — namentlich am 10. Auguſt (92) — gezeigt, und die ſeinen Mitterroriſten ſo wenig verdeckt geblieben, daß der Präſident des Convents am 9. Therm. der Verſammlung zurief: „Der feige Rob. iſt da; man bringt ihn auf einer Bahre; ihr wollt gewiß nicht, daß man ihn herein bringe?“ Auch verſichert Déſodoards (IV. 147.) daß R. in der Schreckenszeit „nie ausging, als umgeben von einem Haufen von Satelliten,“ und (V. 380) daß „R. ängſtlich jede Verantwortlichkeit für die inſurrektionellen Bewegungen vermeidend, ſeine Feigheit und Furchtſamkeit dazu benutzte, ſich bereit zu halten, ſich gegen das Nichtgelungene zu erklären oder das Gelungene ſich anzueignen.“ Selbſt R's Apologet, Laurent, gibt (in ſeiner Réfut. p. 352) deutlich genug zu verſtehen, daß R. keinen Muth gehabt.

Ebenſo entſpricht jenem Charakterzug ſein verſtelltes, heuchleriſches Weſen, welches auf das unzweideutigſte durch die zahlloſen Widerſprüche ſich kund gibt, die zwiſchen ſeinen Worten und ſeinen Thaten ſich aufzeigen laſſen. Wir erinnern beiſpielsweiſe nur daran, daß er noch im Juli 91 in ſeiner Addreſſe an die Franzoſen erklärte: „man habe ihm zwar vorgeworfen, er ſei eines der Häupter einer republikaniſchen Partei; doch habe er nie ein Wort gegen die Exiſtenz noch gegen die Erblichkeit des Königthums geſprochen;“ und am 13. Juli deſſelben Jahres im Jakobinerklubb: „man beſchuldigt mich, ein Republikaner zu ſein; man hat mir zu viel Ehre angethan; ich bin es nicht.“ So bemerkt auch Déſodoards (V. 371), R. habe ſeinem Schulkameraden Camille Desmoulins „niemals mehr Freundlichkeit bezeugt, als am Tage vor deſſen Einkerkerung,“ die auf R's Veranſtaltung ſtattgefunden. — Aus dieſem verſteckten Weſen erklärt ſich dann auch, daß R., von ſeinem erſten Auftreten in der Nationalverſammlung an, ſich jede Schwäche, die er an den bedeutenderen Revolutionsmännern wahrnahm, aufgezeichnet und in der Folge ſich ein ganzes Heer von Spionen gehalten. (Déſodoards IV. 174 ꝛc.)

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ „Anti-Rotteck, ein Gegenſtück zu des Abbé de Lamennais Worten eines Gläubigen, eine Reihe von Fragmenten über des Profeſſors von Rotteck Lehrbuch des Vernunftrechts.“ — iſt der ſehr geſchraubte lange Titel einer kleinen wohlgemeinten Schrift, welche Herr C. Trummer kürzlich zu Hamburg (bei Neſtler und Melle) hat erſcheinen laſſen. Er bekämpft darin hauptſächlich folgende Behauptungen Rotteck's:

„Eine Achtung gebietende Garantie iſt dem Völker- und Menſchenrechte, gegenüber der phyſiſchen Gewalt geblieben: die

---

*) Déſodoards, wo er die Veranlaſſungen zur Kataſtrophe vom 9. Therm. angibt, bemerkt über Rob.: „Son caractère s'assombrissait; son teint se composait de la lividité de l'envieux et de la pâleur du criminel.“ (V. 406.)

öffentliche Meinung, die Tochter der Wiſſenſchaft, groß gezogen und erſtarkt durch die Bücherpreſſe;“ —

„ein despotiſch beherrſchter Staat iſt kein Staat und darf von freien Staaten nicht anerkannt werden;“ —

„die Regierung, welche die Oeffentlichkeit des Criminalverfahrens verweigert, ſetzt ſich in Kriegszuſtand gegen das Volk und macht es rechtlos;“ —

„die Freiſtätte des Hauſes muß in allen Fällen der Polizei unzugänglich ſein;“ —

„das Recht, von Gott und göttlichen Dingen nicht nur zu halten, was ſeine Meinung jedem Einzelnen eingibt, ſondern auch das Recht, ſolche Ueberzeugung laut zu verbreiten, iſt ein unveräußerliches, von der Perſönlichkeit unzertrennbares Recht. Wo von Verbrechern der Gottesläugnung oder der Ketzerei die Rede iſt, da erſcheinen als die eigentlichen Verbrecher nur die Geſetzgeber, die Ankläger und die verurtheilenden Richter.“

Gegen dieſe und mehrere andere Behauptungen des genannten Vernunftrechtslehrers tritt Herr Trummer mit reiflich erwogenen Gründen auf, und es iſt nur das Eine befremdlich, wie er ſein Büchlein als ein — Gegenſtück der Paroles d'un croyant bezeichnen konnte.

⁂ **Abbé Lacordaire** iſt zu Rom angekommen und hat bei dem geſammten Klerus die herzlichſte Aufnahme gefunden. Am 6. d. M. wurde er bei Sr. Heiligkeit, dem regierenden Papſte eingeführt, der, als er den berühmten franzöſiſchen Kanzelredner eintreten ſah, die Arme öffnete und, — wie die Gazette de France berichtet, einen Freuden-Ausruf that (fit une exclamation de joie). Er faßte dann das Haupt des jungen Prieſters in ſeine Hände und ſagte: „er wiſſe, welch' koſtbares Gut die katholiſche Kirche an ihm erworben habe;“ unterhielt ſich mit ihm über ſeine Conferenzen, und gab ihm bei'm Abſchied den Segen mit folgenden Worten: „Ich ſegne dich und bitte Gott, dich in der Vertheidigung zu beſtärken (confirmer), die du unternommen: in der Vertheidigung der katholiſchen Sache.“

⁂ **Horace Vernet.** — Es wird von Paris aus beſtätigt, daß Horace Vernet auf dem Punkte ſteht, Frankreich zu verlaſſen, um einem Rufe nach — Petersburg zu folgen. Die eigentliche Urſache dieſes befremdlichen Entſchluſſes ſoll ſein, daß der König ihm das Commandeur-Kreuz der Ehrenlegion, wonach er ſeit lange geizte, auf eine etwas barſche und peremptoriſche Weiſe abgeſchlagen habe. Der ruſſiſche Czar ſoll ihm dagegen die Anfertigung von vier Gemälden, und für jedes derſelben 2000 Pfd. Sterl. angetragen haben. Wirklich hat Vernet bereits Alles zurückgeſendet, was ihm aus dem Louvre zur Anfertigung einer Reihe von Gemälden für die Gallerie von Verſailles zugewieſen war. —

⁂ **Wilhelm von Humboldt's Werk über die malayiſche Sprachen.** — Eben hat der erſte Band des höchſt wichtigen Werkes „über die Kawi-Sprache auf der Inſel Java,“ von Wilhelm von Humboldt, die Preſſen der Druckerei der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin verlaſſen. In der Vorrede bemerkt der Herausgeber, Herr Alex. von Humboldt: „Wenn mich alle meine Hoffnungen nicht täuſchen, ſo muß das vorliegende Werk, indem es den Ideenkreis ſo mächtig erweitert, und in dem Organismus der Sprache gleichſam das geiſtige Geſchick der Völker deuten lehrt, den Leſer mit einem aufrichtenden, die Menſchheit ehrenden Glauben durchdringen.“ — Das Werk ſelbſt wird, wenn es vollendet vorliegt, eine Ueberſicht über ſämmtliche malayiſche Sprachen gewähren, wie bis jetzt noch Niemand ſie zu bieten vermochte. —

⁂ **Der Menſch und der Orang-Utang, anatomiſch verglichen von Geoffroy de St. Hilaire.** — In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom 4. d. M. theilte Herr Geoffroy de St. Hilaire einige Bemerkungen über den Orang-Utang mit, von denen folgende die erheblichſten:

„Vergleicht man den Orang mit dem Menſchen, ſo wird man von den Aehnlichkeiten zwiſchen beiden betroffen, die überall hervorſpringen; kein Gefäß, kein Nerv, — keine Muſkelfiber, noch irgend ein Element des Knochenſyſtems mehr oder weniger bei einem oder dem andern. Zugleich aber zeigt jedes organiſche Element Modifikationen in der Länge, Dicke u. ſ. w. der Theile. Dieſe beſtehen vorzüglich darin, daß die Vertebral-Axe vergleichsweiſe kürzer, der Kopf voluminöſer und die Halstheile dem Hinterkopf anzugehören ſcheinen. Das Gehirnſyſtem bei dem jungen Orang gleicht ſehr dem des menſchlichen Kindes. Bei fortſchreitendem Alter aber hört der Inhalt des Orang-Schädels zu wachſen auf, während die umgebenden Theile ſich immer vergrößern und die Wände ſich durchaus verdicken. Es bilden ſich ungeheure knochige Erhöhungen, und das Geſicht erhält eine häßliche Geſtalt.“ —

⁂ **Neuentdeckte foſſile Welt.** — In dem eben erſchienenen Monatsbericht über die Verhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin theilt Profeſſor Ehrenberg eine Entdeckung mit, deren Bedeutendſtes in Folgendem beſteht:

Herr Chriſt. Fiſcher (in Pirkenhammer bei Karlsbad) hatte entdeckt, daß die im Torfmoor bei Franzensbad vorkommende, dem Kieſelguhr ähnliche Subſtanz „faſt ausſchließlich aus den Panzern einiger Arten von Navicula (zu den Infuſionsthierchen gehörend) beſtehe.“ Er hielt dieſe Subſtanz für den feuerbeſtändigen Rückſtand des ſtellenweis ausgeglühten Meerbodens. Profeſſor Ehrenberg, dem Herr Fiſcher von ſeiner Entdeckung in Kenntniß geſetzt hatte, fand bei ſorgfältiger mikroſkopiſcher Prüfung jenes Kieſelguhr's auch noch einige Bacillarienformen beigemengt, und dieſe Infuſorienarten mit den noch jetzt im Süßwaſſer bei Berlin vorkommenden übereinſtimmend. — Nun wurden auch Kieſelguhre von Isle de France und San-Fiore aus Toscana mikroſkopiſch unterſucht, und es ergab ſich, daß auch ſie ausſchließlich aus Schaalen mehrerer Gattungen von Bacillarinen (Stabthierchen) und aus ſeltenen Kieſelſpindeln von See- und Süßwaſſer-Schwämmen ohne Bindemittel beſtehen. — Daß die Panzer der noch jetzt vorhandenen Bacillarinen aus Kieſelerde beſtehen, hatte Hr. Kützing ſchon 1834 entdeckt; ſo wie Ehrenberg ſchon vor mehreren Jahren, daß das ſg. Raſenerz aus Bacillarinen zuſammengeſetzt ſei. Jetzt hat Letzterer im Franzensbader Kieſelguhr ſchon 9 verſchiedene Arten von Infuſorien (zu den Gattungen Navicula, Gomphonema und Gaillonella gehörend), im Bergmehl von San-Fiore 18 Arten, (zu Synedra, Navicula, Gomphonema, Cocconema, Cocconeis und Gaillonella gehörend), und im Kieſelguhr von Isle de France 5 Arten (zu Navicula und Bacillaria gehörend) entdeckt. Nur dieſes letztere Geſtein ſcheint überwiegend Salzwaſſerthiere zu enthalten. Die große Mehrzahl der bis jetzt entdeckten foſſilen Infuſorien gehören zu noch lebenden Arten. — Auch der Blätter-Tripel, oder ſg. Polirſchiefer von Bilin in Böhmen beſteht faſt ausſchließlich aus der Art von Infuſorien, welcher der Name Gaillonella distans beigelegt worden. Ein Individuum dieſer Art iſt $^1/_{288}$ Linie groß; mithin befinden ſich in 1 Kubikzoll dieſes Geſteins 41,000 Mill. Thiere. —

Brongniart, der ſich gerade in Berlin befand, hat dieſe wichtige Entdeckung, welche die foſſile Welt um ein ganzes Reich erweitert, ſeinem Sohne Adolph mitgetheilt, der dann der Akademie der Wiſſenſchaften in ihrer Sitzung vom 11. d. M. davon Kunde gegeben. —

⁂ **Unerhörter Paraſitismus.** — Hr. Léon Dufour hat beobachtet, daß die Larve der Oxyptera bicolor (eines Zweiflüglers) in der Abdominalhöhlung der Andrena aterrima (eines Vierflüglers) lebe, und zwar in der Weiſe, daß die erſtere ſich ein Stigma (Luftöffnung) der letzteren ausſchließlich aneignet, welches für ſie die einzige Mündung wird, mittelſt deren die Luft in ihren Athmungsapparat eindringt. Dieſe Beobachtung theilte Hr. D. der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften (am 4. d. M.) in einer Abhandlung mit, welche mit der Bemerkung ſchließt: „dieſe Art und Weiſe von Paraſitismus, wo von zwei Weſen von ſehr verſchiedenartiger Gattung eines auf das andere durch den wichtigſten organiſchen Apparat okulirt (greffé) iſt, bildet in der Wiſſenſchaft eine noch unerhörte Thatſache.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 173. 1836.

Phönix.

Samſtag, 23. Juli.

Erinnerungen an Texas.

(Aus dem noch ungedruckten Tagebuch eines deutſchen Coloniſten, vom Jahre 1834.)

Mitgetheilt von C. L.

In New-York angekommen, bezogen wir eine Wohnung in einem Boardinghouſe, wo man ſich beſſer und wohlfeiler, als in einem Gaſthofe, wo in der Regel an gar keine Bedienung zu denken iſt, zu befinden pflegt.

Dieſe Art zu logiren hat ſehr viel Angenehmes und verdient Nachahmung in Deutſchland. Das Boardinghouſe der Mrs. H. liegt in Brodway, der ſchönſten und lebhafteſten Straße der Stadt; ſie muß, ſo klein das Haus auch iſt, 1800 Dollar jährliche Miethe geben. Meiſt ſind es Wittwen, welche ſich damit befaſſen, und diejenigen, die hübſche Tochter haben, machen gute Geſchäfte; es fehlt ihnen dann nie an Gäſten. Unſere Wirthin, die eine hübſche talentvolle Tochter hat, — ſie ſpricht, außer engliſch, auch ſpaniſch und franzöſiſch, — tanzt, ſingt, ſpielt und kokettirt ſchön; mit einer jungen Verwandtin, von gleichen liebenswurdigen Eigenſchaften, will es, wie ich höre, nicht recht glucken.

Dieſe Häuſer haben meiſt in der untern Etage zwei ſchöne Zimmer, die durch eine Art Thor mit einander ſo verbunden ſind, daß man einen Theil der Wand zurückſchieben kann, und Parlour (Sprachzimmer) genannt werden, nebſt einem großen Eſſaal und einigen kleinen Zimmern; Küche nebſt einigen Zimmern für die Wirthin und Domeſtiken finden ſich unter der Erde. Die Etagen ſind zur Vermiethung eingerichtet, jede mit einem Parlour ohne Küche. Die Zimmer ſind nur klein und ſchlecht möblirt; ein Bett, eine Kommode, Waſchtiſch und drei Stühle iſt alles, was ich habe. In der erſten Etage iſt es etwas beſſer, aber theurer. Früh 7 Uhr wird die Glocke gelautet, zum Zeichen, daß es Zeit ſei aus den Federn zu kriechen, um 8 Uhr aber zum Frühſtuck zu kommen.

Wir verſammeln uns nun, Deutſche, Columbier, Amerikaner, Mexikaner, Franzoſen, Schweden und Schweizer ꝛc. (die erſten beiden frequentiren hauptſächlich dieſes Haus) im Eſſaal, wo die Wirthin praſidirt, und den Kaffee oder Thee, wie man es verlangt, einſchenkt; im übrigen „hilft jeder ſich ſelbſt,“ wie der Engländer ſich ausdrückt; nach dem Frühſtück eilt man ſeinen Geſchäften nach und findet ſich um 3 Uhr, Sonntag aber um 2 Uhr zum Mittageſſen ein, wozu abermals die Glocke ein Zeichen gibt. Die Damen ſitzen dann meiſt zuſammen, wenn nicht eine derſelben einen Anbeter hat, der dann wohl eingeſchmuggelt wird. Fünf Schwarze und Mulatten, denn hier ſind die Dienſtboten in der Regel alle Schwarze oder Farbige — haben die Aufwartung und ſind in ſchmutzige, zerriſſene Röcke gekleidet, woraus ſich der Amerikaner nichts macht, auch ſerviren ſie ohne Rock in weißen Hemdärmeln und Weſte, was auf jeden Fall beſſer ausſieht. Gegen Ende der Tafel entfernen ſich die Damen, wobei die Herren ſich von ihren Sitzen erheben und ehrerbietig Front machen, dann aber rauchen und trinken. Gegen 6 Uhr, wenn die Geſchäfte vorüber ſind, wird das Zeichen zum Thee gegeben und alles verſammelt ſich im Parlour, wo einige wohl ſchon auch den Nachmittag zugebracht haben. Hier wird Thee und Butterbrod gereicht, converſirt, Whiſt und Schach geſpielt, Muſik gemacht und getanzt. Selten fehlt es an Fremden, welche hier ihre Bekannten beſuchen, und Thee und Abendbrod genießen, ohne daß dem Beſuchten etwas dafür angerechnet wird; für's Mittageſſen dagegen wird dieſem für jeden Gaſt ein Dollar angerechnet; nach der Abendtafel verſammelt ſich wieder alles im Parlour. So leben oft kleine

Familien billig und bequem im Boardinghouſe, haben ein Parlour und ein großes Schlafzimmer, mehr brauchen ſie nicht, Licht und Holz wird extra bezahlt. Die Parlours ſind ſchön möblirt und die Fußböden mit brillanten Teppichen belegt; ohne dieſe kann der Amerikaner nicht leben. Die Bedienung iſt ſchlecht, aber immer beſſer, als in den Hotels, wo man eigentlich gar keine hat. In allem ſind wir circa 25 Perſonen bei Tiſch und vier Sprachen treffen zugleich das Ohr.

In dieſem Hauſe machten wir die Bekanntſchaft eines irländiſchen Arztes, welcher durch ſeine Verheirathung mit einer reichen Mexikanerin zu einem bedeutenden Vermögen gelangt, und eben im Begriff war, mit den in New-York angeworbenen Anſiedlern nach Mexiko abzureiſen, um im Innern von Texas eine Kolonie anzulegen, indem ihm ähnliche von der mexikan. Regierung in der Nähe des Riogrande, ein Diſtrikt, vielleicht größer als manches europäiſche Königreich, unter der Bedingung, binnen 6 Jahren 200 Familien dort anzuſiedeln, überlaſſen worden war.

Wir ſchifften uns mit einem aus Deutſchland mitgebrachten jungen Landsmann, welcher ſein Glück ebenfalls in Amerika verſuchen wollte, ein. Außer den Perſonen, welche bei dieſer Expedition betheiligt waren, befanden ſich noch 80 Perſonen und Familien; Nordamerikaner, Engländer, Schottländer, Irländer, Franzoſen und Neger, auch einige deutſche Familien aus dem Fuldaiſchen am Bord, welche theils ſo wie unſere Reiſende auf eigne Rechnung, theils für Rechnung der Compagnie gingen. Die Seereiſe ging glücklich von Statten, und wurde von den Kaperſchiffen, welche zur Schande der ſpaniſchen Regierung noch immer von Kaufleuten zu Havannah ausgerüſtet werden, um in der Gegend der Bahama-Inſeln kleine Schiffe zu berauben, nicht beunruhigt. Im Golf von Mexiko angekommen, hatte das Schiff mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen, weil die Oſtküſte des mexik. Meerbuſens wegen der Sandbänke und Lagunen bekanntlich keinen einzigen guten Hafen hat, ſo daß ſelbſt bei Vera-Cruz die Schiffe in einiger Entfernung vom Hafen vor Anker gehen müſſen. In der Arranzaſſo-Bai wurde die Landung verſucht und mit Gefahr an der Küſte zu ſtranden, nur dadurch ausgeführt, daß das bedeutende Material auf Boote geladen, auf dieſen dem Ufer näher gebracht und endlich an's Land getragen wurde. Nachdem am Ufer ein Lager geſchlagen und in la Bahia, in deſſen Nähe ſich ein kleiner Indianerſtamm aufhielt, Pferde, Ochſen, und Maulthiere gekauft, die Wege in Stand geſetzt, und noch mancher Karren zur Fortſchaffung des mitgebrachten Materials und der Lebensmittel gemiethet worden, wurde Anfangs Januar 1834 die Landreiſe begonnen, die wegen der Lagunen, welche oft mehrere Meilen weit ſich in das Land erſtrecken, höchſt ſchwierig war. Die Koloniſten, welche nun glaubten, das gelobte Land zu erblicken, waren nicht wenig erſtaunt, hier eine ungewöhnliche Kälte zu finden; mehrere Tage lang ging der Weg über Eis, und ſchon hier würden manche den Rückweg angetreten haben, wenn es dazu nicht zu ſpät geweſen. Dieſe Unzufriedenheit mehrte ſich während der Weiterreiſe, zumal bei den Deutſchen, welche glaubten, gegen die andern Nationen ſehr zurückgeſetzt zu werden. Ich, welchem die Aufſicht über dieſe übertragen worden, hatte viel Mühe, das gute Vernehmen wieder herzuſtellen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Spanierin.

Von F. v. Biedenfeld.

(Fortſetzung.)

Das franzöſiſche Regiment, welches die tapfere Schaar des braven Munoz niedergemetzelt hatte, gehörte zu dem achten Armeecorps; ſein Führer hatte durch ſeine namenloſe Härte die Soldaten grauſam gemacht, weil ſie jedes Vorwurfs und jeder Strafe quitt zu ſein verſichert waren, ſobald ſie antworten konnten: „Wir haben die Rebellen geſchlagen!“

Bei dieſem Rückzug bewieſen ſich dieſe Krieger des franzöſiſchen Namens unwürdig und brandmarkten ſich durch eine Menge von Abſcheulichkeiten. Täglich trafen neue Nachrichten bei Joaquin und ſeinem Schwager Pablo ein. Verwundete, Verſtümmelte, Sterbende ſchleppten ſich bis nach San Pedro, ſchrieen um Rache und ſtürzten zu den Füßen ihrer Landsleute verblutend hin. Geſchändete Frauen und Mädchen ſtoben weinend heran und jammerten heulend um Rache.

„Dieſem Anblick kann ich unmöglich länger widerſtehen,“ ſprach endlich Joaquin zu ſeiner Dolores, „ich muß hinaus, dieſen Ungeheuern entgegen! Mich treibt es fort in den Kampf, hier kann ich länger nicht weilen; ich erſticke in dieſer Luft, in jedem Luftzug, der von der Sierra herüberweht, glaube ich die ſeufzende Stimme unſers Vaters und unſrer ſo niederträchtig hingeſchlachteten Brüder zu vernehmen; ſie mahnen mich klagend, daß ich ſie noch nicht gerächt habe!“

Schweigend betrachtete ihn Dolores, ſie konnte nicht ſprechen! — Der Tod macht ſo beſorgt für die Häupter der lieben Überlebenden. Dolores preßte ihr Kind heftig an das Herz, trat näher zu ihrem Mann, ſchlang einen Arm um den Hals ihres Bruders, umfing ſie ſo alle und ſchloß ſie an ihre Bruſt . . . ſie hätte die Theuern in ihrem Herzen bergen mögen!

„Ach,“ ſprach ſie zu Joaquin, „ich habe nicht die Kraft dich zurückzuhalten, aber noch weniger den Muth, dich gehen zu heißen. Aber, mein Freund, hat Gott dich berufen, ſo gehe, wohin er dir befiehlt — heilig iſt unſre Sache, ſie muß ſiegen!“ — Ihre Gedanken entflohen plötzlich zu ihrem Vater und zu ihren Brüdern, welche alle vier Kämpfer für dieſe heilige Sache geweſen, und dennoch beſiegt gefallen waren. . . . Bei dieſer Erinnerung brach ihr Herz, ein Strom von Thränen entrann der Schluchzenden. Aller Muth und alle Kraft ſchienen von der liebenden, zärtlichen, an ihrem Schmerz ſterbenden Mutter gewichen zu ſein. Ach, man kann an ſeinem Schmerz ſterben!“

— Joaquin zog hinaus, aber nicht, ohne zuvor ſeiner Dolores genaue Verhaltungsregeln für jeden möglichen Fall ertheilt zu haben. Dieſe waren ſehr einfach, und leicht verſtändlich, was ſie enthielten, weil ſie ſämmtlich die Sicherheit ihres Sohnes und ihrer alten Großmutter betrafen.

III.

Es war am 15. September Abends eilf Uhr, als Joaquin und Pablo Munoz an der Spitze von zweihundert Wohlbewaffneten und von Rache Begeiſterten ausrückten. Die Kämpfer beſtanden aus der verzweifelten Mannſchaft einiger von den Franzoſen verwüſteten Dörfer. Joaquin kannte das ganze Gebirge vollkommen und beſchloß das redoutenartige Lager der Franzoſen zu umgehen und dieſe ſämmtlich im Schlaf zu erwürgen. Eine ſchwarze, trübſelige Regennacht begünſtigte ein ſolches Unternehmen. Mond und Sterne waren unſichtbar hinter Wolkenmaſſen verborgen.

Dolores wollte den Gatten und Bruder bis an den Fuß des Gebirgs begleiten. Sie verließ für einen Augenblick die Großmutter, nahm ihren kleinen Manuel auf den Arm und ging am Ufer des Zadaradiel hinauf bis an den Fuß des Berges. Der Wind pfiff heftig und peitſchte die knorrigten Äſte der Steineichen, daß ſie ſeufzten und wimmerten. Rings um ſie her erſchloß ſich ein Schauſpiel der Troſtloſigkeit, alles vermehrte die Schmerzen, unter deren Grimm ihr Herz zu verbluten drohte; einzelne heiße Thränen entfielen ihren Augen und benetzten das roſige Geſicht ihres armen Kindes, welches betroffen von ſo ſtummem Schmerz und zu ungewöhnlicher Stunde dem Schlaf entriſſen, bald ſchmerzlich zu weinen begann.

„Hier, Dolores,“ ſprach Joaquin plötzlich, „hier müſſen wir uns trennen, von hier an wird der Weg ſehr beſchwerlich und die Nachtluft taugt nicht für unſern Manuel. Lebewohl, Dolores, morgen ſehen wir uns wieder, lebewohl!“

Er preßte ſein Weib an's Herz, küßte noch einmal ſeinen Sohn, legte Dolores einem mit ihr heimkehrenden Einwohner von San Pedro in den Arm und rannte ſeiner Schaar voraus den ſteilen Pfad hinan, der im dichteſten Gehölz ſich bald verlierend den Berg umſchlang.

„Joaquin!“ rief Dolores mit erſtickter Stimme, „denke an deinen Sohn, denke an mich!“

„Ich denke an beide,“ entgegnete Joaquin von der Höhe herab, „darum eile ich, mein Vaterland zu vertheidigen!“

„Weh mir Unglückſeligen!“ jammerte Dolores, indem ſie zur Erde ſank, „ich bin es, die zu ſolchem Schwur ihn getrieben hat! — — Manuel, mein Sohn, mein Kind!“ Verwirrt vom Schmerz gräßlicher Gefühle, erhob ſie ſich und eilte ſo wilden Schrittes der Heimath zu, daß der Begleiter ihr kaum folgen konnte. Schon nach einer halben Stunde war ſie wieder im Angeſicht des Dorfes; dort blieb ſie ſtehen. Sie ſchien nicht in das Dorf zurückkehren zu wollen, ihre Seele und ihr Leben war dort in den finſtern Wäldern, welche gleich zerſtreuten Stücken eines Trauerſchleiers über den Pena de Francia geworfen waren. Alles ringsumher wurde zur Ahnung, Alles verkündete den Untergang. (Fortſ. folgt.)

Hiſtoriſche Literatur.

Maximilian Robespierre, Diktator von Frankreich.

Von H. Eisner.

(Schluß.)

Fragen wir aber, welches denn das Ziel geweſen, nach welchem R. geſtrebt, auf deſſen Erreichung er alle ſeine Reden und Thaten berechnet, ſo können wir, nach reiflichſter Prüfung der vorliegenden Akten uns nicht anders als dahin ausſprechen, daß, wenn man auch zugeben möchte, R. habe nach ſeinem ſehr beſchränkten Verſtand, der nur zu verneinen und zu zerſtören, aber nichts zu erbauen, zu ſchaffen vermochte, — die Nivellirung der Geſellſchaft und die Einführung einer Republik für möglich und wünſchenswerth gehalten, — er doch dieſe Umgeſtaltung vorzüglich deßhalb betrieben, weil er ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, daß er in dem neuen Staate der Erſte, der Mächtigſte, Geehrteſte ſein werde. *)

„Gewiß iſt,“ ſchreibt Deſodoards (IV. 224), „daß zur Zeit, wo Marat in ſeinem Journal verſicherte, die werdende Republik könne eines höchſten Führers nicht entrathen, Rob. beſchuldigt wurde, nach der Tyrannei zu ſtreben.“ Ausdrücklich erklärte ſchon Rebecqui in der Sitzung vom 25. Sept. 92 „die Partei, welche die Diktatur auf den Trümmern der Republik errichten will, iſt die Partei R's.“ Barbaroux beſtätigte dieſe Behauptung durch die Bemerkung, daß Panis bei Rob. ihm und anderen Marſeillern „Rob. als denjenigen bezeichnet, den man zu jener Würde erheben müſſe.“ Marat geſtand ſogar ein, daß „er vorgeſchlagen, man möge einen verſtändigen Mann an die Spitze des Volkes ſtellen mit dem Namen Volkstribun oder Diktator.“ Louvet wiederholte Rebecqui's Beſchuldigung mit dem Beifügen: „R. habe ſich als ein Gegenſtand der Abgötterei hingeſtellt, und zugegeben, daß man ihn den alleinigen tugendhaften Menſchen der Republik genannt, ja, er ſelbſt habe ſich als ſolchen bezeichnet!“

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die Thatſachen zuſammenſtellen, welche den hier angedeuteten Endzweck als das tiefſte Mobil des Schreckensmannes zu erkennen geben. Nicht blos Tallien, Fréron und Billaut-Varennes, nicht blos ein Fouché und Vadier, **) ſondern auch Larivière und der catoniſche Carnot und viele Andere durchſchauten ſeine herrſchſüchtigen Plane, und der letztere drohte ihm ſogar, ihn zu ermorden, wenn er dieſe Plane auszuführen verſuchen würde (Laurent's Réfut. p. 232). Deſodoards verſichert ſogar (V. 228): „R. habe vorgehabt, die Dauphine zu ehlichen und durch dieſe Verbindung ſich das Aufſteigen zum höchſten Range zu erleichtern.“ — „Es iſt gewiß,“ fügt D. hinzu, „daß R. ſich vermogen, im Tempelthurme der Tochter Ludwig's XVI. eine dahin zielende Erklärung zu machen.“ Von vielem Anderen, was hier anzuführen wäre, und für welches wir namentlich auf Deſod. V. 196. 202. 325 f. ꝛc. verweiſen, wollen wir nur noch daran erinnern, daß St. Juſt, — der durch Fanatismus verblendete eifrigſte Anhänger und Vormann R's, kurz vor dem 9. Therm. in den vereinten Ausſchüſſen erklärt (ſ. Toulongeon IV. 371): „er ſehe kein Mittel, die Republik zu retten, als dadurch, daß man die öffentliche Wohlfahrt einem Diktator anvertraue,“ — eine

---

*) Selbſt Mignet meint: „Il est probable que R. ne séparait point la république de son protectorat, et qu'il croyait les fonder également sur les ruines des autres partis.“ Hist. de la rév. éd. 1824. p. 438.

**) [illegible] bemerkte der letztere am 9. Therm. im Convent: „R. iſt ein Tyrann, der alle Maſſen angenommen, der ſich allen Verſchwörern angeſchloſſen, und ſie demnächſt verlaſſen, um jeden Verdacht von ſich abzuwälzen.“ —

Würde, die er, der damals mit R. und Couthon bereits ein Triumvirat bildete, offenbar R. zugewendet wiſſen wollte, der, wie Laurent (Réfut. p. 340) zugeſteht, „immer von der Nothwendigkeit eines einzigen Willens ſprach.“ —

Wenn nun ſchon die ganze Geſchichte des öffentlichen Lebens R's ſich nur durch eine ihn beherrſchende Ruhm- und Herrſchſucht erklären läßt, ſo wird man um ſo weniger anſtehen können, ſo vielen damit übereinſtimmenden Urtheilen ſeiner Zeit- und Lebensgenoſſen beizupflichten, als auch ſein Privatleben keineswegs ſo makellos daſteht, wie ſeine Apologeten es uns darſtellen möchten. Désodoards, der R. perſönlich gekannt und als ein unpartheiiſcher Beobachter hierin vollkommen glaubwürdig iſt, ſchreibt darüber Folgendes: „Man ſprach von R's Uneigennützigkeit; allerdings zeigte er nicht jenen frechen und cyniſchen Luxus, durch den die Danton, Chabot, Fabre-d'Eglantine ſich bemerklich machten; da er aber kein eigenes Vermögen beſaß, ſo konnte es doch unmöglich blos ſein Gehalt als Conventsmitglied ſein, womit er eine Buchdruckerei gekauft, womit er die Horden von Nichtswürdigen bezahlte, denen er die Bewachung ſeiner Perſon anvertraute, womit er die koſtſpieligen Feſte zu St. Cloud, zu Conflans, zu Issy oder in ſeinem Hauſe am Ende der Champs-Elisées beſtritt. Man ſprach wohl auch von ſeiner Sittſamkeit; aber R. blieb nur unverehlicht, weil die ehliche Keuſchheit ſeinem Hange zu Ausſchweifungen nicht zuſagte; denn jeder weiß,“ — auch Thiers ſtellt dies nicht ganz in Abrede, — „daß er öffentlich mit der Tochter ſeines Wirthes lebte, und daß dieſe Bekanntſchaft ihn nicht abhielt, jede ſeiner Orgien mit einer nächtlichen Ausſchweifung mit öffentlichen Dirnen zu beſchließen.“ —

Dies iſt der Mann, den Hr. Dr. Elsner uns als erhabenen Verwalter „welthiſtoriſcher Nemeſis,“ als „Opfer der Lauterkeit ſeiner Grundſätze,“ wieder zu Ehren bringen möchte, ein Unternehmen, welches nur in dem Verſuche, Nero, den Abſcheu des Menſchengeſchlechts, zu einer poetiſchen Perſon zu erheben, ein Gegenſtück findet! Gegen ſolche Beſtrebungen, die mindeſtens einen ungeheuren Leichtſinn beurkunden, hat aber die Kritik um ſo ſtrenger zu verfahren, als ſich noch in dieſen Tagen auf das Furchtbarſte das Verderbliche ſolcher Apologien erwieſen. Alibaud, über ſein Verhältniß zu ſeinem Freunde Fraiſſe befragt, antwortete wörtlich Folgendes (ſ. Monit. v. 6. Juli dieſes Jahres): „Den Anſichten von Fraiſſe zufolge war das von Robespierre befolgte Syſtem ein Blutſyſtem, das er mißbilligte; ich aber glaubte, es ſei ein Syſtem, welches uns zu einer wahrhaften Republik zurückführen könne.“ — Bei ihm, wie bei Fieschi fand man die Werke Saint-Juſt's, des Mannes, in deſſen Seele das Nivellirungs- und Schreckens-Syſtem Robespierre's — ohne deſſen Neid, Feigheit und Heuchelei — zu Kraft gekommen war! —

Wehe unſerem redlichen, treuen und gütigen Volke, wenn ſeine „Gemüthlichkeit“ durch den frechen Spott eben ſo eitler, als ſeichter Skribler vertilgt, wenn ſein grader, rechtlicher Sinn durch Elsneriſche Tugendideale dahin verrückt werden könnte, daß ihm die ſcheußlichſten Verbrechen durch den gräuelhaften Dünkel gerechtfertigt ſchienen, „ein Menſch dürfe ſich auf Augenblicke mit der Allmacht welthiſtoriſcher Nemeſis ausgerüſtet wähnen.“ —*)

J. W. Carové.

---

*) Man bittet, folgende Verſehen zu corrigiren: Nro. 165, S. 659, Sp. 2, Z. 15 v. o. ſtatt Lenze ſetze man Lenzt. — Nro. 165, S. 660, Sp. 2, Z. 6 v. o. vor welcher ſetze man ſchöpfen. — Nro. 169, S. 676, Sp. 1, Z. 3 v. o. ſtatt accuse ſetze man accuser.

Aus Mainz.

Die ſchöne Ausſicht unſrer lebensluſtigen Bewohner, in dieſem Jahre zwei bedeutungsvolle Feſte zu feiern, iſt dahin! Wegen des einen dieſer Feſte (Säcularfeſt der Erfindung der Buchdruckerkunſt) mochte man ſich leicht tröſten, da die Feier deſſelben ohnehin einen hiſtoriſchen Irrthum vorausgeſetzt hätte, und man eben ſo gut vor zehn oder zwanzig Jahren die Säculariſation hätte begehen können, als im Jahre 1836, aus dem einzigen Grunde, weil im Jahre 1436 von wirklicher Buchdruckerkunſt noch durchaus nichts erfunden war, ſondern, nach den beſten Urkunden, erſt im Jahre 1440. — Nicht ſo leicht aber mochte man ſich über die Vertagung des Enthüllungsfeſtes der Gutenbergs-Statue tröſten, die wirklich überraſchend kam. Man wußte allgemein aus Privat-Briefen, daß der Erzguß der Statue in Crozatiers Werkſtätte zu Paris vortrefflich gelungen, und das Standbild zur Abſendung bereit ſei; man ſah auch an dem Orte, wo die Statue errichtet werden ſoll, bereits ein mächtiges Fundament der Erde entſteigen, und wir dachten: nun endlich einmal wird dem größten Manne der neuern Epoche, dem unſterblichen Gutenberg, die Ehrenſchuld abgetragen! Da kömmt eine Hiobspoſt, und verkündet, die Fabrikdirektion zu Eberbach im Herzogthum Naſſau könne das Piedeſtal bis zur feſtgeſetzten Zeit nicht liefern, wie man hört deßwegen, weil man ſich erſt nach einem zweiten Marmorblock umſehen mußte, da der erſte, zum Piedeſtal zu verwendende, beſchädigt worden ſei. Aber was es auch für ein Grund ſei, die Verzögerung thut uns leid; obwohl wir überzeugt ſind, daß die Schuld nicht auf Rechnung der Gutenbergs-Commiſſion fällt. Man hat nun das Feſt auf den Monat Juni kommenden Jahres feſtgeſetzt, — verſteht ſich, wenn keine neue Hiobspoſt es abermals vertagt! —

Unſre Liedertafel, die für alles Großartige Empfänglichkeit documentirt, um ſo mehr, wenn es in das Gebiet der Tonkunſt einſchlägt, iſt im Augenblick ſchon ſehr beſchäftigt mit dem Muſikfeſte, was ſie im nächſten Monat zum Vortheile des in Bonn für Ludwig von Beethoven zu errichtenden Denkmals geben wird. Es werden dabei nur Beethoven'ſche Muſikſtücke executirt werden; aber die Wahl iſt ſchwer in der reichen Fülle des Schönen, was uns der Unſterbliche hinterlaſſen hat. Geſangs-Direktor Meſſer wird indeſſen zu einer glücklichen Wahl geleitet werden. Uebrigens findet das Unternehmen in unſerer Stadt einen freudigen Anklang! Jeder hat ſchon an Beethoven's Tafel geſchmaus't, ſeine Sinne mit Beethoven'ſchem Nektar berauſcht, ſeine Kräfte mit Beethoven'ſcher Nahrung geſtärkt, warum ſollte nicht jeder ſich ſehnen, dem gaſtfreundlichen Genußſpender Dank zu zollen?! Es iſt wahr, Beethoven lebt ewig, auch ohne dieſes Monument; und ſo lange es ein warmſchlagendes Herz gibt, wird daſſelbe von Beethoven's Werken lebendig angeſprochen werden! Aber es iſt ſchön, daß Deutſchland ſeinen Heroen Monumente ſetzt; eine dankbare Nation iſt auch eine große Nation! Daß in unſerem Decennium Schiller, Gutenberg, Beethoven, vielleicht auch Göthe durch nationale Denkmäler verewigt werden, mag uns mit gerechtem Stolze erfüllen. — Auch die hieſigen preußiſchen Muſik-Corps wollen nächſtens für Beethoven's Monument in der neuen Anlage ein Concert veranſtalten. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 174. 1836.

Phönix.

Montag, 25. Juli.

Meine Stoffe.

Von

Ferdinand Freiligrath.

Ihr ſagt: „Was drückſt du wiederum
Den Turban auf die ſchwarzen Haare?
Was hängſt du wieder ernſt und ſtumm
Im weidnen Korb am Dromedare?

Du haſt ſo manchmal ſchon dein Zelt
In Ammon's Flächen aufgeſchlagen,
Daß es uns länger nicht gefällt,
Dir ſeine Pfähle nachzutragen.

Du wandelſt, wie ein Mann, der träumt!
Sieh', weh'nder Sand füllt deinen Köcher!
Der Taumelmohn des Oſtens ſchäumt
In deines Liedes güldnem Becher!

O, geuß ihn aus! — Dann aber ſpäh'
Und lechz' umher mit regen Sinnen,
Ob keine Bronnen in der Näh',
Daraus du ſchöpfen mögeſt, rinnen!

Sei wach den Stimmen deiner Zeit!
Horch auf in deines Volkes Gränzen!
Die eigne Luſt, das eigne Leid
Woll' uns in deinem Kelch kredenzen!

Laß tönend deiner Zähren Naß
An die metall'ne Wölbung klopfen,
Und über ihr verbluten laß
Dein Herz ſich bis zum letzten Tropfen!

Wovon dein Kelch auch ſchäumt, mit Gier
Woll'n ſeine Gaben wir empfangen!
Mit durſt'gen Lippen wollen wir
An ſeinen blut'gen Rändern hangen!

Nur heute noch den Orient
Vertauſche mit des Abends Landen!
Die Sonne ſticht, die Wüſte brennt!
O, laſſe nicht dein Lied verſanden!“ —

O, könnt' ich folgen eurem Rath!
Doch düſter durch verſengte Halme
Wall' ich der Wüſte dürren Pfad: —
Wächſt in der Wüſte nicht die Palme?

Die Spanierin.

Von F. v. Biedenfeld.

(Fortſetzung.)

Plötzlich hörte Dolores durch die Stille der Nacht den Knall ferner Flintenſchüſſe; ſie lauſcht, ſie horcht, ſie hat recht gehört, ihr wohlgeübtes Ohr erkennt dieſen Ton des Todes, den ſie ſelbſt ſo oft gegen den Feind geſchleudert hatte. Aber niemals war er ſo verhängnißreich, ſo unbeſchreiblich furchtbar ihr erklungen, wie in dieſem Augenblick. Ein gräßlich unbeſtimmtes Etwas trieb ſie fort aus dem Bereich dieſer Töne, ſie verdoppelte ihre Schritte, rannte in das Dorf, in ihr Haus und verſchloß ſich in dem verborgenſten Winkel. Dort begann ſie zu beten, aber nur die Lippen bewegten ſich, ihr Herz konnte zu keinem Gedanken an Gott ſich ſammeln, ach! es hatte ihm nur Vorwürfe für ſo viel Unglück zu machen!

Ihr gegen ihren Willen ſtets aufmerkſam lauſchendes Ohr vernahm plötzlich wieder den dumpfen Ton der Schüſſe, welche vielleicht in dieſem Augenblick den Opfern ihrer Kugeln einen minder gräßlichen Tod bereiteten, als der unglückſeligen Frau, welche vor dem Kruzifix auf den Knieen des Ausgangs harrte. Ach, eine ſolche Lage war gräßlicher als der Tod. — ſie war ein langer, fürchterlicher Todeskampf!

So verging die greulichſte Nacht, welche Dolores in den zwanzig Jahren ihres Daſeins verlebt hatte. Gegen Morgen ſchloſſen ſich ihre thränenmüden Augen, ſie ſchlief ein, hingebeugt über die Wiege ihres Sohnes, ſeine Händchen zwiſchen den ihrigen haltend.

Plötzlich ſchreckt ſie eine ungewöhnliche Bewegung, ein unheimlicher Lärm, ein Durcheinander von ſchreienden, weinenden und heulenden Stimmen auf der Straße aus dem Schlummer auf, ſie ſtürzt an das Fenſter und erſchaut ihr Schickſal mit dem erſten Blick.

In der Hauptſtraße des Dorfs umdrängten weinende Weiber einige Männer von der Schaar des Joaquin und Pablo. Alle waren mit Blut bedeckt, verwundet, mehrere hauchten den letzten Seufzer auf der Schwelle ihrer Wohnung aus, ohne das Gemach, worin ſie geboren waren und ſo gern auch ſterben wollten, erreichen zu können.

„Ach!“ ſprach Dolores zu ſich ſelbſt.

Und auf ihren Stuhl zurückſinkend hatte ſie nicht Kraft genug das Fenſter zu öffnen. Jetzt ſchlug der Name Joaquin's, von einer erſtickten Stimme ausgeſprochen, an ihr Ohr; ſogleich zerriß eine unbekannte Kraft die Feſſeln des Bannes, welchen der Schrecken über ſie verhängt hatte, ſie ſprang empor, mit einem Satz über die Treppe hinab mitten in das Gedränge der Jammernden und Verwundeten, bleicher, ſterbender als ſie Alle.

„Mein Mann!“ rief ſie mit haſtigem dumpfen Laut, „mein Joaquin! Was habt ihr mit ihm gemacht? Mein Bruder, mein Pablo, wo ſind ſie? — Nun! Könnt ihr mir nicht antworten? Sind ſie verwundet, gefangen?“

Und bei jedem Wort hielt ſie inne und heftete ihre großen Augen auf Einen nach dem Andern der ganzen Umgebung.

„Gefangen!“ rief ſie wieder, „denn todt ſind ſie nicht, ſie können nicht todt ſein!! Todt! Todt!!“

Ein gräßlicher Schrei entſtürmte ihrer Bruſt, als ſie zufällig Gabriel, den Lieutenant ihres Joaquin, anblickte, und ſah, wie ſein zur Bruſt hinab ſchmerzlich ſich ſenkendes Haupt mit ſtummer Beredtſamkeit alles erzählte.

„Todt! . . . Beide todt? . . . Todt, ſagt ihr nicht ſo? — Todt, beide todt?“

Gabriel trat ihr näher, um leiſe mit ihr zu reden, aber ſie ſtieß ihn zurück.

„Zurück von mir, du Feiger! Wagen kannſt du in dies Dorf zurückzukehren, welches ſeit zwei Jahren die Meinigen mit ihrem Blut vertheidigten, mit ihrem Leben retteten, und welches ihr heute dem Feind preisgebt, indem ihr euern Führer nicht zu vertheidigen wußtet! Unglückſelige! Fort von mir! Ach Joaquin, mein Joaquin! Warum war ich nicht bei dir! Ich hätte dich vertheidigt, ich!“ —

Und ſie wälzte ſich im Staub und ſtieß einen Schrei gräßlichen Jammers aus und war vernichtet von dem ungeheuern Schmerz. Keine der Frauen, welche gleich ihr den Mann verloren hatte, wagte es, ſolchem Schmerz gegenüber zu weinen.

Endlich erhob ſie ſich. Ein Weib hatte ihren Manuel herbeigebracht. Das holde Weſen umſchlang mit ſeinem Ärmchen das Haupt der Mutter und überhäufte dieſe mit ſüßen unwiderſtehlichen Zärtlichkeiten. Jetzt floſſen ihre Thränen weniger bitter aber reichlicher, ſie gewann Faſſung genug, die Erzählung aller Vorfälle dieſes nächtlichen Gemetzels in der Sierra anzuhören.

Dolores hatte während der zwei Jahre ihres abenteuerlichen Kriegslebens Gelegenheit genug gehabt, den gewöhnlichen Gang ſolcher Kriegstrubel zu beobachten, und bemerkte daher, daß das Dorf ſelbſt noch vor dem Abend in der Gewalt der Franzoſen ſein würde. Dieſe Überzeugung veränderte plötzlich ihr ganzes Weſen, ſie richtete ihre Seele auf und gab jene erhabene Ruhe ihr wieder, welche der Bewunderung ſie würdig machte. Sie befahl mit kurzen kräftigen Worten, daß alle Männer und Frauen das Dorf verlaſſen und ſogleich aufbrechen ſollten. „Folgt mir!“ rief ſie und ſtürmte allen voran auf den Gemeindeplatz, ſtieg dort auf den ſteinernen Unterſatz des großen Kreuzes, überſchaute eines Blickes alle Bewohner und ſprach gebietend:

„Jeder nehme mit ſich, was er von Brot und Lebensmittel fortbringen kann, aber alles Übrige werde hier zuſammen getragen!“

Nach wenigen Augenblicken war ihr Befehl pünktlich vollzogen, große Haufen von Brod und Lebensmittel aller Art waren auf dem Platz aufgethürmt, vorzüglich viele Schläuche aus Bockshäuten voll Landweins. Zu hunderten hatten die Bauern dieſe herbeigeſchleppt und harrten weiterer Befehle.

„Freunde,“ ſprach ſie und mit aller Kraft des Ausdrucks, „ſeid ihr entſchloſſen, den Gavachos,*) welche heute hier eintreffen werden, keinen Biſſen und keinen Schluck zu hinterlaſſen?“

Ein allgemeiner Schrei des Beifalls war die Antwort auf ihren Vorſchlag.

„Wohlan, ſo bezeichnet Alles, was ihr mitnehmen wollt und kann verbrennt alles übrige Brod und die Lebensmittel, werft das Mehl in den Zaparadiel und bohrt mit euern Dolchen Löcher in die Weinſchläuche, damit dieſe Gavachos, dieſe Elenden ſehen, wie ſehr man ſie und ihren Zorn verachtet! Denn göſſen wir unſern Wein in den Zaparadiel, ſo würden ſie uns der Armuth und des Elendes beſchuldigen! Nein, ihr übermüthigen Meuchelmörder, beweiſen muß man, daß man auch trotzt!“

Unter furchtbarem Gebrüll und Rachegeſchrei, rief man die Flüche des Himmels auf das Haupt der Franzoſen herab, jauchzte man Beifall dem Befehl der hehren Dolores. Binnen wenig Minuten loderten die Flammen empor und ſpritzten die Schläuche, von zwanzig Dolchſtichen zugleich verwundet, den Wein nach allen Seiten. In Kohlen verwandelte ſich das Brod, das Korn praſſelte als Funken in alle Lüfte, das Fleiſch qualmte als Opferrauch für Sühne und Rache zum Himmel empor, das Mehl färbte die gelben Waſſer des Zaparadiel für einige Minuten weiß.

Dolores ſchien beim Anblick der gefräßigen Flammen, welche alle Hülfsmittel für den anrückenden Feind ſchnell vernichteten, alle ihre Leiden zu vergeſſen; ein großer Gedanke beſchäftigte ſie. Im Augenblick als Gabriel die letzte Lage von Weinſchläuchen mit dem Dolch durchbohren wollte, fiel ſie ihm in den Arm.

---

*) Gavacho, ein Ausländer, Fremdling; im Mund des Volks ein Schimpfwort des Haſſes und der Verachtung gegen jeden, der nicht ein geborener Spanier iſt, namentlich aber gegen die Franzoſen.

„Halt ein, Gabriel und laß dieſe zwölf Schläuche ſchnell in meine Wohnung tragen, ich werde einen guten Gebrauch davon machen!" (F. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

66) Erich XIV. König von Schweden. Ein dramatiſches Gedicht in drei Theilen, von E. Willkomm. Leipzig. Verlag von C. Berger. 1834. 8, S. X. 262. (1. Theil.)

Der talentvolle Verfaſſer hat ſich Schiller zum Muſter genommen, und erſcheint uns als ein treuer Nachahmer deſſelben. Seine fließende, edle und imponirende Sprache ſieht der Schiller'ſchen ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. Aber ſchon dies beweiſ't, wie wenig Herr Willkomm noch auf ſelbſtſtändigem Wege geht, denn jede eigenthümliche Richtung des ſchaffenden Geiſtes — und nur eine ſolche hat das Recht, auf allgemeine Anerkennung Anſpruch zu machen — ſchafft ſich, obgleich mit weislicher Benutzung des von Meiſtern bereits Gelieferten, ihre eigne Form und Hülle. Wohin wäre Schiller gekommen, wenn er den gewaltigen Genius, der in den Räubern ſeine Flügel entfaltete, in die Formen eines polirten und abgerundeten Claſſikers hätte einzwängen wollen! Er verſchmähte es nicht, den von Anderen aufgehäuften Schatz von Wortbildungen, Tönen und Wendungen in Anſpruch zu nehmen; aber der Geiſt, den er denſelben einhauchte, gab ihnen eine ganz neue und originelle Bedeutung und es entſtand eine Sprache, wie ſie kein Deutſcher vorher vernommen hatte. Was das vorliegende Drama im übrigen betrifft, ſo iſt die Fabel glücklich geſtaltet, der Plan leicht und paſſend angelegt, der Dialog im Ganzen gewandt, doch wenig effektvoll. Die Charaktere dagegen ſind ziemlich allgemein und gewöhnlich gehalten, die Sprache des niedern Volkes und der Naturmenſchen nur halb getroffen. Einzelne wohlgelungene Scenen und da und dort aufblitzende eigenthümliche Ideen, z. B. in der Schilderung von Magnus Blödſinne, ſo wie die Leichtigkeit, mit welcher dem Verfaſſer ſeine Schöpfungen zu gelingen ſcheinen, laſſen uns indeſſen hoffen, er werde dereinſt, wenn er von ſeinem Vorbilde frei ſich entwickeln und mehr die Schätze in ſeinem eignen Geiſte benutzen gelernt hat, mit einem Werke von bleibenderem Gehalte vor dem Richterſtuhle der Kritik wieder erſcheinen.

---

67) Die Kaiſerlichen zu Schweinfurt im Jahr 1549. Von J. C. Roſen. 1. Band. Straßburg, bei Treuttel und Würtz. 1836. XVI. 189 Seiten.

Die meiſten unſrer heutigen Leſer nehmen ein neues Buch, das ihnen der Verleger zuſchickt, nur ſo im Vorbeigehen zur Hand, leſen den Titel, die Dedikation und einige Seiten vom Übrigen und entſcheiden dann, ob das Ganze gut oder ſchlecht ſei, ob ſie es alſo weiter leſen oder zurückſchicken ſollen. Vor ſolchen Leſern möchte der talentvolle Verfaſſer dieſes Büchleins nicht eben zum Beſten beſtehen; denn, um ganz aufrichtig mit ihm zu reden, ſein Prolog, in dem doch offenbar Humor und Witz eine Rolle ſpielen ſollen, hat unſer Zwergfell ganz unerſchüttert gelaſſen, und, anſtatt jenes Lächeln um unſern Mund hervorzurufen, durch das wir einer feinen Satyre noch mehr, als durch das ausgelaſſenſte Lachen, unſere Anerkennung beweiſen, hat uns das Verrenkte und Unbeholfene dieſer Einfälle mit jenem Fröſteln durchſchauert, deſſen ſich der Kritiker niemals erwehren kann, wenn er eine beabſichtigte Wirkung durch Ungeſchicktheit des Urhebers mißlingen ſieht. Man wird hinter dieſer Bemerkung um ſo weniger eine andere Abſicht, als eine gute ſuchen, als wir ſonſt durchaus keinen Anſtand nehmen, den ſchriftſteller'iſchen Beruf des Verfaſſers von ganzem Herzen anzuerkennen. Herr Roſen beſitzt das Talent einer einfachen, kräftigen und hinreißenden Darſtellung. Sein Styl iſt theilweiſe ſehr wohl gelungen, wird ſich aber nur dann zur künſtleriſchen Vollendung abrunden, wenn die Archaismen, die chronikartigen Wortſtellungen und die nicht ſelten vorkommenden Äußerungen affektirter Treuherzigkeit und Biederkeit daraus verſchwunden ſind. Unſere Dichter glauben nun einmal, die Vergangenheit nicht anders darſtellen zu können, als wenn ſie ſich ängſtlich an die darin gewöhnliche Art zu ſprechen und zu ſchreiben anſchließen. Dieſes Vorurtheil hat z. B. Tieck's Genoveva und Octavian zu wahren Zerrbildern gemacht, und viele neue Romane ſind uns durch denſelben Fehler faſt unausſtehlich geworden. Herrn Roſen wird es aber nicht ſchwer fallen, manche Unarten abzulegen, die ihm in dieſer Beziehung noch von ſeinen Vorgängern anhaften. Wir wünſchen und hoffen dies um ſo mehr, da wir ſonſt auch von Seiten der inneren Geſtaltung ſeiner Arbeit manches ſehr Vortheilhafte nachzurühmen haben. Schon der Stoff und die Zeit ſind glücklich gewählt. Die proteſtantiſchen Fürſten haben die Schlacht bei Mühlberg verloren, der Churfürſt und der Landgraf ſitzen im Kerker, die Sache der Lutheraner ſchwebt in der äußerſten Gefahr. Der Kaiſer hat, auf die errungenen Vortheile bauend, zu Augsburg das berüchtigte Interim publicirt, welches den Proteſtanten nichts weiter zugeſteht, als die Prieſterehe, den Kelch, die Abſchaffung einiger Feiertage und einige unbeſtimmte Auffaſſungen katholiſcher Lehrſätze. Es wird an vielen Orten gewaltſam eingeführt, und daſſelbe Schickſal ſteht auch der freien Stadt Schweinfurt bevor, die ſich in den Schutz des heſſiſchen Landgrafen begeben hat. In dieſen Zeitpunkt fällt nun die vorliegende Erzählung, deren Inhalt wir dem Leſer erſt dann mittheilen können, wenn wir auch mit dem zweiten Theile des Werkes bekannt geworden ſind. Bis jetzt tritt die Darſtellung der einzelnen Charaktere, die wir nur in allgemeinen Umriſſen gehalten finden, darin zurück, und unſer Intereſſe wird mehr für die Entwickelung der allgemeinen Angelegenheiten jener Zeit in Anſpruch genommen. Sehr paſſend läßt der Verfaſſer, ſtatt uns mit ſeinen eigenen Worten darüber zu belehren, die nöthigen Aufſchlüſſe meiſtens aus den Äußerungen des Volks, faſt nur beiläufig, hervorgehen.

Feuilleton.

⁂ **Unglaubwürdigkeit der Mrs. Trollope.** — In ihrem „Paris and the Parisians“ hatte Mrs. T. als Thatſache berichtet, die Schweſter des unglücklichen **Leopold Robert** ſei Nonne und ſo fanatiſch, daß ſie mit aller Gewalt ihren Bruder, der ein Proteſtant geweſen, habe bekehren wollen, wodurch dieſer zuletzt den Verſtand verloren und ſein Leben gewaltſam geendet, u. ſ. w. u. ſ. w. Das Athenaeum (v. 25 v. M.) verſichert nun, daß an dieſer ganzen Geſchichte kein wahres Wort ſei, da die ganze Familie Robert's, ſeine Schweſter nicht ausgenommen, proteſtantiſch, überdieß nicht, wie Frau Trollope meine, aus Frankreich, ſondern aus der Schweiz ſtamme. L. Robert habe oft über fürchterliches Kopfweh geklagt, und bei der Section habe ſich gezeigt, daß ſein Gehirn ſo ſehr mit Waſſer unterlaufen war, daß er jedenfalls nur noch kurze Zeit hätte leben können.

⁂ **Entdeckung des altrömiſchen Isca in England.** — Zu Anfang vor. M. ſind zu **Exeter** bei Ausgrabung des weſtlichen Marktes Ueberbleibſel einer römiſchen Stadt aufgefunden worden, welche beweiſen, daß das alte Isca des Ptolemäus (auch im Itiner. des Antonin), auf dieſem Punkte geſtanden. Mehr als 600 Kupfer- und Silbermünzen von Claudius bis Valens, viele rothe Töpfe von ſamiſcher Erde, Grab-Urnen, Opferſchalen u. ſ. w. u. ſ. w. ſind ſchon ausgegraben. Capitän Shortt, ein tüchtiger Antiquar, leitet jetzt die Arbeiten zu ferneren Entdeckungen.

⁂ **Bevölkerung der baskiſchen Provinzen und Navarra's.** — Das United service-Journal gibt in dem Aufſatze: „Einige Tage im Hauptquartier von Don Carlos,“ eine auf ſtatiſtiſche Angaben geſtützte ſtatiſtiſche Ueberſicht, aus welcher wir die intereſſanteſten Angaben hier anführen wollen. Es finden ſich in

		Weltgeiſtl.	Mönche	Nonnen	Adelige	Gebäude	Bevölk.
Baskiſche Provinzen	Biſcayen	300.	340.	400.	54.000.	4.000.	116.000.
	Alava . .	370.	[illegible]	310.	12.000.	5.300.	77.100.
	Guipuzcoa	540.	316.	300.	50.000.	3.000.	110.000.
	Navarra	1100.	1120.	510.	13.000.	10.000.	196.000.
		2301.	[illegible]	1640.	129.000.	21,700.	500,000.

⁂ **Schwarze Juden.** — Vor kurzem ſind in Madras die **Reiſen des Rabbiners David, von Beth Hillel,** erſchienen. In dieſen wird berichtet, daß in der Stadt Cochin 200 durchgängig verarmte Familien von **weißen** Juden wohnen, die aber „zu ſtolz ſind, um zu arbeiten, und lieber ihre Zeit in Müſſiggang und Elend hinbringen.“ In den umliegenden Dörfern, — Aenalata, Schanoth und Malla, — wohnen aber 1500 Familien **ſchwarze,** oder vielmehr ſchwarzbraune Juden, welche durchgängig Handwerker ſind. „Ihre Felder und Gärten laſſen ſie von Hindus bebauen.“ Während die weißen kaum noch leſen und ſchreiben, und das A. T. nur wenig kennen, ſind die ſchwarzen im Allgemeinen unterrichtet, und leſen die h. S. im Hebräiſchen. Die letzteren ſtammen, der Behauptung der weißen zu Folge, — „von Negerſclaven ab, die von ihren Vorfahren gekauft, von einem Reichen bekehrt und in Freiheit geſetzt worden ſeien; — ihrer eigenen Verſicherung nach wären ſie aber „die Nachkommen jener Kinder Juda's, die während der erſten Gefangenſchaft nach Indien gebracht worden, und dort verblieben ſeien.“ —

⁂ „**Die ſpartaniſche Staatsverfaſſung** in ihrer Entwickelung und in ihrem Verfalle, von Dr. C. H. **Lachmann**“ (Breslau 1836.) wird als ein „mit ſeltener Gründlichkeit und Sachkenntniß“ gearbeitetes Werk gerühmt, welches ſich „würdig an die Schriften Manſo's, Böckh's, K. O. Müller's u. a. anreihe.“ Die Einleitung verbreitet ſich über die Anfänge der griechiſchen Geſchichte, worauf die ſpartaniſche Verfaſſung dargeſtellt wird im Vergleiche mit der atheniſchen. Eine Beilage erweiſ't das Richtige der griechiſchen Chronologie bis zur erſten Olympiade. —

⁂ **Jean Reboul.** — Die Dichtungen von Jean Reboul empfehlen ſich durch ſich ſelbſt, unabhängig vom Intereſſe, welches ihr Verfaſſer erregt. Ein unbeſtrittenes Talent hat ſie hervorgebracht. Der Vers iſt überall elegant, correkt, harmoniſch, wohl gemeſſen. Der Verfaſſer kennt alle Geheimniſſe der neuen Schule, er kennt ſie vielleicht nur allzugut. Wir wünſchten ihm weniger Gewandtheit und mehr Originalität. Ich bilde mir ein, daß er mehr gewonnen hätte, wenn er die verſchiedenen Manieren Hugo's und Lamartine's weniger ſtudiert hätte. Er würde alsdann ſelbſtſtändiger geblieben ſein, und das wäre für ihn der größte Vortheil geweſen; denn, man muß es geſtehen, in ſeiner Sammlung lyriſcher Gedichte merkt man durchaus nichts von einem Bäcker aus Nismes. Wir erkennen aus keiner einzigen Stelle den dichtenden Handwerksmann, den Volksdichter, und wir waren doch nur neugierig, den Volksdichter, den dichtenden Bäcker kennen zu lernen. Wir bedauern aufrichtig, daß Reboul nicht den Vortheil, den ihm ſeine Stellung gewährte, benutzt hat. Wäre er bei ſeiner Beſchäftigung geblieben, würde er uns ſeine niedere Lage, den Kampf ſeiner Muſe gegen die Mühen des Lebens geſungen, würde er ſich erhoben und veredelt haben, ſo hätte er vielleicht der Nebenbuhler von Robert Burns und von Hogg werden können. Doch Reboul ſoll bei dem poetiſchen Talent, welches er beſitzt, ſich nicht entmuthigen laſſen. Faſſe er ſich nur von ſeiner Stellung begeiſtern! Singe er nur einzig und allein ſeine eigenen Gemüthsbewegungen, und nicht diejenigen anderer. Wer weiß, ob er nicht auf dieſem Wege der Robert Burns der Franzoſen werden könnte. Das iſt der ſchönſte Ruhm, den man ihm wünſchen kann. —

⁂ **Erfreuliches aus Pennſylvanien.** — Berichten von New-York (v. 8. v. M.) zufolge ſind nicht nur in Pittsburg und Umgegend 600 **Dampfmaſchienen** im Gang, und ſehr viele Dampfboote im Bau begriffen; ſondern ein Herr **Wallack** hat auch einen Preis von 1000 Dollars ausgeſetzt für das beſte — **dramatiſche** Werk, deſſen Gegenſtand jedoch aus der amerikaniſchen Geſchichte genommen ſein muß. — Glück auf! —

⁂ **Ruſſiſche Univerſitäten.** — Dem Berichte des öffentlichen Unterrichts zufolge, den daſſelbe über ſeine **vorjährige** Wirkſamkeit erſtattet, fanden ſich an der Univerſität:

zu	Petersburg	64	Lehrer und Beamte,	und	306	Studirende	
„	Moskau	180	—	„	—	„ 419	—
„	Charkow	86	—	„	—	„ 340	—
„	Kaſan .	60	—	„	—	„ 233	—
„	Dorpat .	65	—	„	—	„ 567	—
„	Kiew . .	61	—	„	—	„ 120	—
		516	—	„	—	„ 1985,	—

Vergleicht man dieſen Bericht mit dem für das vorhergehende Jahr mitgetheilten (in Nro. 96 des Phönix), ſo ergibt ſich, daß im Ganzen genommen die Zahl der Lehrer und Beamten um 3, die Studirenden um 60 ſich **vermindert** hat.

⁂ **Kunſtausſtellungen zu London.** — Die diesjährliche Ausſtellung der **Geſellſchaft der Maler in Waſſerfarben** iſt am 9. d. M. geſchloſſen worden. Die von der **neuen Waſſerfarb-Geſellſchaft** in Exeterhall veranſtaltete Exhibition bleibt offen bis zum 16. d. M.

Die Lawrence Gallery, in welcher im vor. M. eine koſtbare Sammlung von Raphaeliſchen Handzeichnungen ausgeſtellt war, beſchließt in dieſem Monat ihre Exhibitionen mit der 10ten, welche 100 Zeichnungen von Michel-Angelo darbieten wird. —

⁂ **Ole Bull, ein Contra-Paganini.** — Engliſchen Blättern zufolge wird Paganini durch den ausgezeichneten norwegiſchen Violiniſten Ole Bull, der vor kurzem in London aufgetreten, verdunkelt. Im Adagio Sentimentale ſoll er jenen weit übertreffen und überhaupt in dem, was man den Geſang des Inſtruments nennt, ganz einzig daſtehen . . . Alſo ein würdiger Begleiter für den Wiener Pianiſten Thalberg. —

⁂ **Lamartine** reiſ't nach Corſika, um aus den wilden Schluchten und Felſenthälern dieſer Inſel ſich Erinnerungen und Inſpirationen für ein bereits verſprochenes Gedicht zu holen. —

Nº 175. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 26. Juli.

Reliquien.

Mitgetheilt von K. W. Böttiger.

Von der verehrlichen Redaktion des Phönix zu Beiträgen aufgefordert, habe ich mich dazu bereitwillig erklärt, weil ich glaubte, aus der großen ſchriftlichen Verlaſſenſchaft meines Vaters, des am 17. Nov. 1835 verſtorbenen Hofraths Böttiger in Dresden, mit deſſen Biographie ich eben beſchäftigt bin, manches auswählen zu können, was den Leſern des Phönix nicht unwillkommen ſein würde. Unter wenigſtens 20,000 Briefen, die nach und nach durchgegangen werden, nicht um ſie ſämmtlich abdrucken zu laſſen, wie man lächerlich voreilig ausposaunt hat, ſondern um biographiſchen Stoff aus denſelben zu ſammeln, ſind es viele Schreiben und ganze Correſpondenzen, zu denen auch Böttiger's eigene Briefe zum Theil wieder zurückerlangt ſind, welche ein reiches Licht auf Literatur und Leben in Deutſchland ſeit 40 und mehr Jahren werfen. Wenn auch die Mittheilung einiger ſolcher Briefe oder Briefwechſel einmal gewünſcht werden ſollte, ſo wird doch kein Brief eines noch Lebenden — ohne deſſen Einwilligung — darunter ſeine Stelle finden.

Ein reicher Schatz der intereſſanteſten Mittheilungen liegt in Böttiger's handſchriftlichen Aufzeichnungen, die er nach merkwürdigen Unterredungen, Bekanntſchaften, Vorleſungen (z. B. als ihm Göthe ſeinen Hermann und Dorothea auf dieſe Weiſe mittheilte), und auf ſeinen Reiſen gemeiniglich gleich, wo Eindruck und Gedächtniß noch ganz friſch waren, niederſchrieb. Nur das Wenigſte davon iſt gedruckt; zu Einigem auch jetzt noch keine Zeit. Noch dauernde Verhältniſſe, noch lebende Menſchen ſollen nicht geſtört und gekränkt werden; wie ſehr würde dies den Manen des milden, freundlichen Greiſes, den wohl mancher Leſer dieſer Blätter gekannt hat, zuwider ſein!

In einem Briefe von 1827 theilte er mir die Idee mit, ſelbſt unter dem Namen Reliquien Vieles aus ſeinen Sammlungen und Papieren in ein Ganzes zu vereinigen. Aber der an Planen ſo reiche Mann kam auch diesmal nicht an die Ausführung. Während nun ſeine kleinen lateiniſchen Schriften und die wichtigen ſeiner überall zerſtreuten deutſchen Aufſätze von Freundeshand in Dresden zu einem Ganzen vereinigt werden, will ich hier — unbeſchadet der umfaſſenderen (nicht mit einer biographiſchen Skizze in Brockhaus Zeitgenoſſen zu verwechſelnden) Lebensbeſchreibung — mich als Erben jenes Planes betrachten und in einer Reihe zum Theil mit Einleitungen Einzelnes verſehener Nummern als Reliquien auswählen. Die Leſer werden bald entſcheiden, ob Fortſetzungen ihnen wünſchenswerth ſind. Nur bemerke ich, daß hier nicht nach beliebter Art zum Anlocken gerade das Wichtigſte zuerſt gegeben wird. —

Mit Reliquien iſt bekanntlich zu allen Zeiten arger Spuck getrieben worden. Als einer der Univerſitäts-Bibliothekare bin ich ſelbſt Verwahrer mehrer ſolcher Heiligthümer wie z. B. Werg von dem Rocken der heiligen Jungfrau u. ſ. w. *) Aber ſo etwas zeigt man nicht Jedem aus dem profanum vulgus; denn leider gibt es viele Ungläubige. Auch iſt bekanntlich viele Vorſicht nöthig, die will ich denn auch gern bei dieſen Reliquienmittheilungen anwenden; beſonders ſoll das Zuviel verhütet werden. Man weiß, wie viele Backenzähne von einem Heiligen hier und da ver-

---

*) Wenn auch nicht dabei iſt, was in einer ehemaligen ſächſiſchen Kloſterbibliothek gezeigt wurde, wo man den Kopf in ein viereckiges dunkles Loch ſteckte und dabei erfuhr, daß dies ein Kubikfuß von der ägyptiſchen Finſterniß ſei.

gezeigt werden. Sie gehen in die Hunderte. Das Schlimmſte wäre, wenn man in dieſen Reliquien gar zwei linke Beine eines Körpers fände, d. h. etwas, das ſchon, ohne daß es der Mittheiler wüßte, vor Jahren anderswo gedruckt worden wäre; denn auch in Portugal wußte man in dem einen Kloſter nicht, daß ein anderes ſchon das vorgezeigte linke Bein beſäße. Sollte ja etwas Menſchliches der Art unterlaufen, ſo halte man ſich nachſichtsvoll an den Stoff, in welchen die Reliquie gewickelt iſt.

Seume.

(Erſte Nummer.)

Referent erinnert ſich noch des eigenthümlichen Eindrucks, den es Oſtern 1808 in Leipzig, wo er Theologie zu ſtudiren anfing, auf ihn machte, als er in Reichel's Garten an des wackern Göſchen Tafel ſaß und nicht weit von ſich einen leeren Stuhl gewahrte, auf welchen lange nach Anfang des Eſſens ein kleiner, finſtrer, blaſſer, ſchnurrbärtiger Mann ohne zu grüßen und zu ſprechen losſchritt und ihn einnahm. Das warſt du edler Seume, von einem deutſchen Fürſten verkaufter, von den Wilden Nordamerikas geehrter deutſcher Mann, und ich glaubte damals nicht, daß ich dieſem Barquoskopfe aus Shakeſpeare's Macbeth je näher zu ſtehen kommen oder nur ein Wort abgewinnen könne. Und doch war es ſo. Alle Climate und Zonen, die er von der Nähe Grönlands (ſ. ſ. Lebensbeſchreibung) bis zum Ätna durchmeſſen, ſchienen ſein Geſicht aſchgrau gefärbt, durchfurcht und an ſeinem Körper gearbeitet zu haben. Aber es ſchlug ein großes, freies Herz unter dem ſchmuckloſen grauen Überrocke, in einer Zeit, von der wir Jünglinge an Tacitus Worte denken durften: „Juvenes per silentium ad senectutem pervenimus."

Öfters ſind wir ſpäter noch in dem freundlichen Hohnſtädt bei Grimma, Göſchen's Landſitz, zuſammen geweſen, um welches jetzt noch ſo liebe, liebe Schatten bei nächtlicher Weile wandeln ſollen. „Ich will nicht bedauert ſein," ſagte Seume, dem ihn als ſchwer Erkrankten auf ſeiner Stube Beſuchenden. „Wenn ich höre, daß mich die Leute bemitleiden, ſpringe ich dem Fenſter hinaus." Dies war ſeine Rede, dies ſein Sinn. Die Tage der großen Völkerbefreiung hat er nicht erlebt (er ſtarb den 13. Juni 1810), aber er lebt noch in den Herzen wahrer Freiheitsfreunde fort.

Seume's Leben iſt zum Theil von ihm ſelbſt, und wo dieſe Arbeit zeitig abbricht, von ſeinen Freunden ergänzend beſchrieben worden. (S. ſämmtl. Werke. Leipzig, bei Hartknoch. 1827. Bd. 11.) — Hier iſt eine kurze biographiſche Skizze, die Seume für Wielanden, ſeinen Freund aufgeſetzt, und dieſer wieder ſeinem Freunde Böttiger mitgetheilt hat. Es iſt allerdings ſchon bekannt, daß die ruſſiſche Penſionszuſicherung, die ihm ein ſorgenfreies Loos bereitet haben würde, erſt nach ſeinem Tode eintraf; daß ſich alſo auch hier wiederholte, was in einem ſchönen Typus für ähnliches, zu ſpät eintreffendes Glück ein Vers der griechiſchen Anthologie von dem nach Waſſer ſcharrenden, verſchmachtenden Jagdhund Melampus ohngefähr ſo ſagt:

> „Kaum war der Schmachtende todt, ſprudelte labend der Quell."

Wenigen bekannt, glaube ich, iſt, was ich in einem Briefe Seume's an meinen Vater eben leſe: daß er früher zweimal den ruſſiſchen Hofrathstitel mit 2500 Rubel Gehalt ausgeſchlagen habe.

(Fortſetzung folgt.)

Die Spanierin.

Von F. v. Biedenfeld.

(Fortſetzung.)

In demſelben Augenblick trug der von der Sierra herüberwehende Wind ſchneidende Horntöne und zugleich ein Getöſe herüber, welches Trommelwirbeln glich.

„Sie ſind es, ſie kommen!" ſchrie Dolores, und wurde zugleich bleich wie der Tod und ſchnell wieder glühend roth. „Zeit iſt's nun, daß ihr geht, zieht fort, zieht alle fort, eilt, eilt!"

Und Alle riefen einſtimmig: „Was ſoll aus dir denn werden?"

„Konntet ihr auch nur einen Augenblick euch einfallen laſſen, daß ich meine alte Großmutter verlaſſen würde? Aber wie vermöchte ſie uns zu folgen? Tragen müßte man ſie, das würde den Zug aufhalten und euch alle zu Grunde richten. Was werden dieſe Ungeheuer einer alten ſchwachen Frau, einem Kind und mir armen unglückſeligen Geſchöpf thun? Mir bleibt keine Wahl, ich muß den Verſuch machen und mein Loos erwarten. Eilt ihr jetzt fort, Gott und die heilige Jungfrau ſeien mit euch — betet für mich — lebt wohl!"

Näher klangen die Trommelſchläge. Nun gebehrdete ſich Dolores förmlich wie der Befehlhaber des Ortes, ſie ging von Haus zu Haus, trieb zum Aufbruch, bezeichnete alle Gegenſtände, welche mitgenommen werden ſollten. Endlich ſah ſie den letzten der Einwohner dem Dorf den Rücken wenden, und hörte noch einige Zeit den immer ſchwächern Hall der ſchnellen Tritte der Flüchtigen und ſah ſchon in weiter Ferne ihre Lanzenſpitzen im Strahl der Herbſtſonne erglänzen. — Jetzt war alles verſchwunden, das Geräuſch wurde immer ſchwächer und bald hörte ſie nichts mehr als das Rauſchen der Zaparadiel, mit dem näher und näher kommend von Zeit zu Zeit das Getöſe der franzöſiſchen Trommeln ſich vermiſchte.

Sobald Dolores ſich allein ſah, ganz allein, überfiel ſie einer jener ſchrecklichen Eindrücke, welche den Tod bringen können; und Schauder rieſelte durch ihren ganzen Körper; vor eiſiger Kälte ſchien ſie zugleich zu erſtarren und vor Glut zu beben. Eine neue Welt ſchien ſich vor ihren Blicken aufzuthun, eine Welt voll unbekannter Leiden und Schmerzen . . . . ſie verlor alle Beſinnung, ſprechen wollte ſie, aber ſie ſchauderte vor dem Ton der eigenen Stimme zurück, ein furchtbarer Gedanke ſtand vor ihrer Seele.

„Und ich habe nicht gebeichtet!" ſchrie ſie plötzlich in fürchterlicher Angſt.

Sie flog in die Stube der Großmutter, neben welcher das Söhnlein in der Wiege lag. Sie ſelbſt hatte ihn dahin gebracht und die Alte gebeten, daß ſie für alle Drei beten ſollte. Als ſie in die Stube trat, betete die alte Frau ihren Roſenkranz und das Kind ſchlief.

„Meine Mutter!“ ſprach Dolores, indem ſie vor dem Bett niederkniete, „liebe Mutter, wollt ihr wohl meine Beichte anhören?“

Sanft lächelte die Lahme und nickte mit dem Kopf, ſprechen konnte ſie ja nicht. Mit derſelben Andacht, welche ſie in der heiligſten Kathedrale durſchauert hätte, begann Dolores ihre Beichte. Ach! Was konnte das reinſte und heiligſte aller weiblichen Weſen zu beichten haben! Als ſie indeſſen an's Ende dieſer ſeltſamen Scene gelangte, ſchauderte die alte Frau voll Abſcheu zurück, ſammelte ſich aber bald wieder und ſchien mit einem langen, ſtarren, beredten Blick auf die Tochter zu ihren Füßen, ihren Beifall zu erkennen zu geben. Dann legte ſie ihre beiden runzlichten und dürren Hände auf die ſchwarzen Haare der andächtigen Dolores und gab ihr den Segen der Mutter und der heiligen Religion zugleich.

IV.

Dolores lag noch auf den Knieen, als die erſte Compagnie des franzöſiſchen Regiments in das Dorf San Pedro einrückte. An der Spitze dieſer achtzig Mann marſchirten ein Kapitän und ein Lieutenant; beide waren gleichbegierig Lebensmittel zu finden, weil das ganze Regiment ſeit zwei Tagen keine Rationen erhalten hatte.

„Holla,“ ſprach ein Unteroffizier, der ſchon drei oder vier Häuſer durchſucht hatte, „was bedeutet das? Es iſt kein lebendes Weſen im Dorf!“

„Ei,“ erwiederte der Kapitän, „es wird dieſelbe Geſchichte ſein wie zu Calcadas de Oropeza, ſie werden ihr Dorf verlaſſen haben. Um ſo beſſer, ſo bleiben die Lebensmittel für uns allein. Allons, enfans! à la maraude! wie der große Prinz, unſer Feldherr, zu ſagen pflegt.“

Und alle Offiziere lachten. Während deſſen gelangte der Zug auf den Gemeindeplatz. Betroffen fuhren alle zurück beim Anblick der Ströme Weins, welche noch in den Gleiſen und Vertiefungen rieſelten, und der Haufen verkohlten Brodes, welche vor ihnen lagen, als wollten ſie ihnen Hohn ſprechen, wie Dolores es geſagt hatte.

„Dieſe Spanier ſind doch wahre Teufel,“ ſchrieen die Soldaten, „das ſchöne Brod zu verbrennen, den Wein auf die Erde zu gießen!“

Sie hoben die Schläuche auf, aber kein Tropfen mehr darin; aller Wein war entronnen. Sobald die Soldaten ſich überzeugt hatten, daß das Dorf keine Lebensmittel mehr enthalte, bemächtigte ſich ihrer die grimmigſte Wuth; ſie ſtießen die fürchterlichſten Drohungen aus, ſtürzten ſich in die verlaſſenen Häuſer und ſchworen, daß ſie das Dorf in Brand ſtecken wollten. Einem ſolchen reißenden Strom ſich entgegen zu ſtellen, konnte ſogar gefährlich werden, meinten die Offiziere unter ſich. Traurig ſetzten ſie ſich auf dieſelbe ſteinerne Staffel, von wo herab Dolores die Einwohner angeredet hatte und erwarteten den Augenblick, wann die Soldaten ausgeruht haben würden, um nach Medina aufzubrechen und dort Lebensmittel zu ſuchen. Im Augenblick der tiefſten Niedergeſchlagenheit hörten ſie plötzlich ein Freudengeſchrei und anhaltenden Jubel und ſahen einige Soldaten mit mehreren Weinſchläuchen und jenen weißen und compacten ſpaniſchen Broden herbeieilen.

„Mein Kapitän! Mein Kapitän!“ ſchrie ein Korporal, „hier iſt eine Beute, welche mir mehr Freude macht, als jenes Halsband von feinen Perlen, welches ich zu Cairo in Egypten fand! Ich habe den Schatz entdeckt!“

„Nein, ich!“ ſchrie ein Sergant.

„Ihren Rang in Ehren, mein Sergeant, ich bin der Entdecker,“ ſprach ein Soldat, indem er, mit der Hand am Tſchako, ſalutirend hervortrat.

„I, ſo ſchweigt doch,“ rief der Kapitän, „was liegt daran, wer es gefunden hat? Genug, wir haben's. Auf, meine Kinder, friſch an's Werk, weil's denn etwas gibt, ſo eßt und trinkt, wir haben Eile.“

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Adelbert v. Bornſtedt, früher preußiſcher Gardelieutenant, der ſich in die deutſche Leſewelt mit den „Pariſer Silhouetten“ (2 Bände, bei O. Wigand) einführte, kehrt ſo eben von einer Reiſe, die er in Geſellſchaft mit dem franzöſiſchen Kritiker Sainte-Beuve, dem jungen hoffnungsvollen Dramatiker Félicien Mallefille durch Südfrankreich, die Schweiz und Süddeutſchland gemacht hat, nach Paris zurück. Der Eintritt in ſein Vaterland wurde ihm verweigert. Außer einer „Reiſe nach Algier,“ wohin er mit der Fremdenlegion als Offizier gegangen, wird eine Beſchreibung ſeiner letzten Reiſe, worin auch inedita von Lord Byron mitgetheilt werden, bald erſcheinen.

Zugleich nehmen wir Gelegenheit, einen Vorfall, der ſich mit A. v. B. in Paris ereignete, zu berichtigen, da er in einigen Blättern abſichtlich entſtellt erzählt wurde. Armand Carrel, der Redakteur des National, hatte in ſeinem Blatte einen Brief aus Berlin vom 22. Juli 1835, worin die Befürchtung eines Attentats auf des Königs Leben bei'm Julifeſte von einer bedeutenden Perſon ausgeſprochen war, mit Erlaubniß des Empfängers abdrucken laſſen. Als die Pairskammer erfuhr, daß Hr. v. Bornſtedt einen ſolchen Brief erhalten, wurde bei demſelben eine Hausſuchung angeordnet. Die Polizei hatte den fraglichen Brief ſelbſt in Händen, konnte jedoch den deutſchen Inhalt nicht verſtehen; B. erklärte daher, er habe den Brief verbrannt, um den hohen Schreiber nicht zu compromittiren. Das Manuſcript ſeiner Pariſer Silhouetten aber mit den einzelnen franzöſiſchen politiſchen Namen ſchien der Polizei ſtaatsgefährlich. Später erkannte dieſelbe, trotz dem daß ſie einen Agenten, der deutſch zu verſtehen vorgegeben, gewählt hatte, ihren Irrthum. Ihre [illegible] cirkulirte in allen Pariſer Salons. —

*** Franz Baco's „Verſuche moraliſchen, ökonomiſchen und politiſchen Inhalts,“ erſchienen zum erſtenmal im J. 1597, alſo mehrere Jahre vor den größeren Werken, durch welche Baco im Norden der Philoſophie neue Bahnen brach, wie es ſchon vor ihm Teleſius und Bruno im Süden gethan. Baco war erſt 37 Jahre alt, als er (vielleicht veranlaßt durch Montaignes Eſſais) ſeine Verſuche zum erſtenmal herausgab; und doch glaubt man einen Greiſen reden zu hören, ſo durchaus objektiv ſind die hier in ſchlichteſter Weiſe mitgetheilten Betrachtungen und Reflexionen. In der Nationalſprache, frei von aller Schulterminologie, mit klarem Verſtand die wichtigeren Gegenſtände des gemeinmenſchlichen Lebens beſprechend, wie er ſelbſt ſagt: „einkehrend in die Geſchäfte und in die Bruſt des Menſchen,“ gewann er ſehr bald ein großes Publikum. Raſch folgten ſich die Abdrucke und veranlaßten den Verfaſſer, 1612 eine vermehrte Auflage und wohl um dieſe Zeit auch eine lateiniſche Ueberſetzung derſelben zu veranſtalten. Im Vorwort zu einer ſpäteren erweiterten Ausgabe bemerkte er, daß dieſe Verſuche „ſich weiter verbreitet, als alle ſeine übrigen Werke.“ Sie wurden ein europäiſches Buch — und 1654 auch in's Deutſche überſetzt von einem Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft. Wie oft indeß ſie ſeitdem in England wieder abgedruckt wurden, ſo hat doch erſt Herr Dr. **Bruſchius** ſich das Verdienſt erworben, jene erſte höchſt mangelhafte deutſche Ueberſetzung von 1804 durch eine mit gewiſſenhaftem Fleiß und gediegener Sprachkenntniß gearbeitete Uebertragung zu erſetzen, die kürzlich zu Leipzig bei Steinacker im Druck erſchienen. Wie treu und gelungen dieſelbe iſt, mag durch ein gleich aus dem erſten Abſchnitt entnommenes Beiſpiel anſchaulich gemacht werden: „Certainly," ſchreibt hier Baco, „it is heaven upon earth to have a man's mind move in charity, rest in providence, and turn upon the poles of truth." Herr Dr. Br. überſetzt dies ſo: „Wahrlich, es iſt der Himmel auf Erden, wenn ein menſchliches Gemüth in Liebe ſich thätig erweiſet, im Vertrauen auf die Vorſehung Ruhe findet, und ſich um die Angelpunkte der Wahrheit bewegt."

⁎ **Vereine zur Beförderung der Handwerke unter den Iſraeliten.** — Aus dem vor Kurzem erſchienenen zehnten Bericht über den Beſtand und Fortgang des Vereins in Frankfurt a. M. zur Beförderung der Handwerke unter den iſraelitiſchen Glaubensgenoſſen (1834 — 1835) geht hervor, daß der Verein 374 iſraelit. Jünglinge bei der Erlernung von Handwerken unterſtützt hat, und daß von dieſen — 180, alſo ungefähr die Hälfte, aus dem Großherzogth. Heſſen, 61 aus dem Kurfürſtenth. Heſſen, 30 aus Heſſen-Homburg, 49 aus dem Herzogth. Naſſau, 12 aus dem Königr. Baiern und 42 aus Frankf. a. M. gebürtig ſind. — Aehnliche Vereine beſtehen in **Offenbach**, **Darmſtadt**, **Mainz**, **Hamburg**, **München**, in **Weſtphalen** und an vielen andern Orten. —

⁎ **Oeffentliche Rechenſchaftsablage über Ankäufe für Bibliotheken und Muſeen.** — **Vereine** ſind das Alpha, **Verantwortlichkeit** das Omega der neueſten Zeit. Selbſt in Rußland mehren ſich die amtlichen Berichte, in denen über Unterrichtsanſtalten, Handel und Finanzen u. ſ. w. eine Art von Rechenſchaft abgelegt wird. Die preußiſche Regierung geht hierin ihrem nordiſchen Nachbar mit dem beſten Beiſpiele voran. So iſt u. a. kürzlich ein **Catalog** aller im Laufe des v. J. für die **öffentlichen Bibliotheken** gemachten Ankäufe herausgegeben worden, aus welchem wir erſehen, daß die Bibliothek von Berlin im vor. Jahr 3373, die von Bonn 1928, die von Breslau 1390, Greifswalde 244, und Halle 346 Werke acquirirt hat. — So finden wir auch in der preußiſchen Staatszeitung vom 1. 3. und 7. d. M. einen ſehr ausführlichen und mit großer Sachverſtändniß ausgearbeiteten Bericht (von Dr. Waagen) „über die **Erwerbungen** der Gemälde-Gallerie des königl. **Muſeum's** während der letzten zwei Jahre." Hiernach wurden erworben 3 Gemälde aus der Eyckſchen Schule (von Memling), dann einzelne Bilder von Rogier von der Weyde, van Dyck, Ferd. Bol, Backhuyſen, Pedro de Campanna, Francisco Zurbaran, Murillo, Juan Carrenno de Miranda, Bernardin de Conti, und Andr. del Sarto. — Es iſt zu hoffen, daß eine ſolche öffentliche Rechenſchaftgebung von Seiten der **Bibliotheken** und **Muſeen** zur allgemeinen Sitte werde. Der Nutzen derſelben ſpringt in die Augen. —

⁎ **Jules de Saint-Félix** hat einen neuen Roman: „Kleopatra" veröffentlicht. Die Römer des Herrn Saint-Félix tragen keinen Büffelwamms, keine geſtickte Manſchetten und keinen langen Degen vom Hofe Ludwig XIII. Sein Cato iſt nicht galant, ſein Brutus kein Jungfernknecht. Seine Kleopatra hat nie ihren Fuß in das Hôtel von Rambouillet geſetzt. Die Irrthümer dagegen im Einzelnen fehlen nicht, aber das Ganze iſt originell und wahr, der Styl würdig. Man ſieht, daß die jetzigen franzöſiſchen Dichter, welche ihre Stoffe, wie die Dichter des siècle d'or der franzöſiſchen Poeſie, aus der römiſchen und griechiſchen Geſchichte nehmen, ihre Helden nicht mehr in Perücken, Federhut und Degen auftreten laſſen.

⁎. *Portraits littéraires.* — In dieſen Tagen ſind bei Werder in Paris die Portraits littéraires von Guſtave Planche in 2 Bänden erſchienen. Sie bilden einen vollſtändigen Kurſus der mitzeitigen (contemporaine) Literatur.

⁎ **Kunſtanſtalten in Frankreich.** — Es finden ſich jetzt in Frankreich 89 Muſeen, 160 Schulen zur Beförderung der ſchönen Künſte, und 1931 produzirende Künſtler, nämlich 1096 (Oel-) Maler, 150 Bildhauer, 113 Kupferſtecher, 263 Architekten, 309 Maler in Waſſerfarben und Zeichner. In Paris allein gibt es 35 öffentliche Kunſtſchulen, 20 Muſeen, 773 (Oel-) Maler, 106 Bildhauer, 102 Kupferſtecher, 195 Architekten, und 209 Zeichner und Maler in Waſſerfarben, in Allem 1385 Künſtler. Außerdem gibt es in allen bedeutenderen Provinzial-Städten Geſellſchaften zur Förderung der Künſte und Ausſtellungen von Werken lebender Künſtler. Die an Künſtlern und Kunſtbeſtrebungen reichſten Departemente ſind, nach dem der (Nieder-) Seine, die des **Nordens**, der **Gironde**, des **Rhone** und der **Seine und Oiſe**.

⁎ **Kunſtverein in Nürnberg und — Chriſtiania.** — Der zu **Nürnberg** ſchon ſeit 1792 beſtehende, in der Folge durch den 1817 geſtifteten Albrecht-Dürer'ſchen Verein verſtärkte Kunſtverein, zählt jetzt über 250 Mitglieder. Am 24 Juni begeht er die Gedächtnißfeier Dürer's, und am 15. Aug. eröffnet er ſeine größere Kunſtausſtellung.

Auch in **Chriſtiania** (Norwegen) bildet ſich ein Kunſtverein auf Veranſtaltung des Lektors Schweigaard und des Buchhändlers Dahl.

⁎ **Paſſavant's Kunſtreiſe** durch England iſt auch von engl. Kunſtfreunden mit Beifall aufgenommen worden. Eine Dame hat ſich der Ueberſetzung unterzogen, die in dieſen Tagen zu London bei Saunders und Otley erſchienen iſt, leider aber von den gröbſten Verſtößen wimmelt.

⁎ **Krieger als Weg-Arbeiter.** — Im Departement der Loire-Inférieure ſind jetzt wieder 900 Soldaten, — als Freiwillige, — mit Weg-Arbeiten beſchäftigt, und wenn ſich auch herausſtellen ſollte, daß keine Gelderſparniß erzielt wurde, ſo iſt doch der moraliſche Gewinn für die Soldaten wie für den Staat im Ganzen ſo bedeutend, daß man nur wünſchen kann, jenes Beiſpiel allgemein nachgeahmt zu ſehen. Der Krieger adelt die Arbeit und die Arbeit ſittlicht den Krieger. Der Kriegerſtand hebt durch freiwillige Uebernahme einer Taglöhnerarbeit, wie der Handwerker und Ackerbauer durch ſeinen Eintritt in die Schaar der Volksbewaffneten (National-Garden), die ſchroffe Scheidewand auf, die früher beide Stände getrennt, und vom einen blos Kampfrüſtigkeit, vom anderen nur Arbeitsfähigkeit von jenen nur Muth, von dieſen nur Fleiß in Anſpruch nahm. — Geſonderte müſſen die Stände ſein, aber nicht einander entgegengeſetzt; geſondert wie ein Arm von dem anderen, aber zugleich verflochten und vereinigt durch ineinander greifende Beſtimmungen, wie die mannigfaltigen Organe in dem einigen Organismus des Lebens. —

⁎ **Die Revue von Dublin.** — Das erſte Heft dieſer Quartalſchrift, unter deren Mitarbeitern die Namen **O'Connell's** und **Quin's** ſich finden, iſt kürzlich ausgegeben worden. Der erſte Aufſatz iſt eine fromme Betrachtung über die wunderbarherrliche „Oekonomie der Erde;" der 2te eine Apologie der Verwaltung Lord **Mulgrave's**; den Stoff zum 3ten gibt „**Hogarth's** Geſchichte der Muſik von ihrem Urſprung bis auf unſere Tage," den zum 4ten von **Raumer's** Briefe über England und Irland. — O'Connell's Beitrag iſt eine Berichtigung der über **Maria Monk** verbreiteten Gerüchte. Hierauf theilt der Herausgeber, Dr. **Wiſemann** ſeine Bemerkungen mit über die **Orforder** Irrungen, und hebt die Abſurdität hervor, daß die Mitglieder jener Univerſität für ſich und ihre Kirche das Vorrecht der Unfehlbarkeit bei Glaubensentſcheidungen in Anſpruch nehmen, welches ſie ſelbſt früher dem Papſt und der allgemeinen Kirche abgeſprochen haben. — Einige kritiſche Artikel über franzöſiſche Schriften beſchließen das Ganze. —

⁎ **George Sand** (Madame Dudevant) bereitet ſo eben eine vollſtändige Ausgabe ihrer Werke vor, welche in Lieferungen je zu zwei Bänden bald erſcheinen wird."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 176. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 27. Juli.

Die Spanierin.

Von F. v. Biedenfeld.

(Schluß.)

In dieſem Augenblick erſchienen zwei Soldaten und trieben eine Frau mit dem Kind auf dem Arm, in ihrer Mitte, brutal vor den Kapitan. Dolores war es. Sie war ſehr bleich, aber ſie ſchritt feſt einher und ſenkte den Blick zur Erde. Obgleich ihre Kleidung die Tracht gemeiner Leute war, ſtand doch der Kapitän auf und begrüßte ſie durch das zur Gewohnheit gewordene Zeichen.

„Seid Ihr aus dieſem Dorf?“ frug er in höflich mildem Ton; denn er war jung und ſchön war Dolores.

„Ja,“ antwortete die junge Frau.

„Warum iſt es verlaſſen und warum ſeid ihr allein hier?“

„Weil alle Einwohner in die Sierra la Pena de Francia entflohen, blieb ich allein hier mit meinem Kind bei meiner alten, lahmen Großmutter.“

„Warum wurde das Brod verbrannt?“

„Damit ihr bei eurer Ankunft es nicht mehr finden ſolltet. Der Backofen des Spaniers ſoll nicht für den Franzoſen geheizt werden.“

In dieſem Augenblick bohrte einer der Soldaten einen Schlauch an, um von dem Wein zu trinken, ... ein Gedanke fuhr dem Lieutenant durch den Kopf, ein arger Gedanke; er war älter als der Kapitän, was in jenem Heer nicht ſelten ſich fand.

„Warum,“ ſprach er zu Dolores, „iſt nicht auch dieſer Wein gleich dem andern ausgegoſſen worden?“

„Weil ich ihn verbergen zu können hoffte, — aber — euch gegenüber“ — ein Blick des glühenden Haſſes vollendete den Redeſatz.

„Iſt der Wein gut?“

„Ja, gewiß.“

„Wohlan, ſo wirſt du dich nicht weigern, uns mit gutem Beiſpiel voranzugehen.“

„Keineswegs.“

Und ſie ſtreckte die Hand nach dem Kapitän, er füllte den ſilbernen Becher, den er ſtets bei ſich trug, und Dolores leerte ihn kaltblütig und unbefangen in einem Zug.

„Weil der Wein ſo gut iſt, ſo wirſt du wohl auch deinem Kind davon zu trinken geben?“

Ein leichtes Zittern zuckte durch die Hand der Mutter, aber es war ſo ſchwach, daß nur ein geübtes Mutterauge es wahrnehmen konnte. Sie ergriff den Becher, führte ihn an die Lippen des kleinen Engels und gab ihn dann dem Lieutenant zurück.

„Jetzt könnt ihr trinken, meine Kinder,“ ſprach der Kapitän, „laßt mir nur einen Schlauch unberührt.“

Dieſe Worte erklangen Dolores wie himmliſche Muſik, im paradieſiſchen Lichtglanz ſah ſie den Himmel ſich öffnen und die ſeligen Geſtalten ihres Vaters, ihres Joaquin und ihrer Bruder freundlich ihr Beifall zuwinken.

Aber in dieſem Augenblick ſchon empfand das junge und ſchwache Geſchöpf an ihrem Buſen, welches bald eine Leiche in ihren Armen werden ſollte, die erſten ſchmerzvollen Anfälle des ſtarken Giftes in dem Wein; der Arſenik wirkte. Bleich wurde das arme Kind, dann heftig blau, krümmte ſich und fiel in Convulſionen. Einen Moment kämpfte die Mutter gegen dieſen ſchaudervollen Anblick; aber bald erlag das Mutterherz ſolcher Höllenqual und das Wimmern des Kindes raubte ihr alle Beſinnung.

„Verzeih, mein ſüßer Engel!“ ſchrie ſie, ſank auf die Kniee und legte das Kind zu Füßen des großen Kreuzes. „Sei gut, ſei ſtill mein Kind, meine Perle, meine Freude mein Alles! Bald iſt die Mutter wieder bei dir!“

„Unglückliche!“ riefen die Offiziere, „der Wein iſt vergiftet?!“

Dolores erhob ſich von der Erde und ſtand voll erhabener Majeſtät vor den Männern. Sie war doppelt bleich, bleich von den ſchrecklichen Qualen ihrer Seele und bleich von den furchtbaren Wirkungen des Giftes, welche zu wüthen begannen.

„Ja,“ ſprach ſie mit bitterm Lächeln, „ja, dieſer Wein iſt vergiftet, und ich ſelbſt habe das Gift hinein gethan... Verruchte Henker aller der Meinigen! Binnen einem Monat habt ihr meinen Vater, meine vier Brüder und meinen Mann gemordet! — Ja, ihr ſeid vergiftet! — Fluch über euch! Fluch über Frankreich! Fluch rufe ich an meinem Sarg und der Fluch eines Sterbenden wird im Himmel erhört!“

Ein neuer Schrei des Kindes ſchreckte ſie auf, ſie flog zu ihm. Zwei von den Offizieren, welche nichts von dem Wein getrunken hatten, wollten ſie gegen die Wuth der Soldaten ſchützen und ſtellten ſich zwiſchen ſie und den Andrang. Aber die Unglückliche hörte ſie nicht mehr. Ihr kleiner Manuel war ſo eben mit furchbarer Convulſion an ihrem Herzen geſtorben; ſie hielt ihn feſt umklammert mit beiden Armen, er war kalt und bleich wie eine dem Boden gewaltſam entriſſene Blume.

„Barbaren!“ ſchrie ſie noch einmal, „Ungeheuer! Ihr habt mich zu dieſer gräßlichen That gebracht, zur Mörderin meines Kindes mich gemacht! — Aber nein! Nein!“ rief ſie die Hände faltend und gegen den Himmel ſie emporſtreckend, „nein! ich bin nicht ſchuldig! Was hätteſt du hier gethan, arme Waiſe! Sclave wärſt du geweſen, die Kette der Franzoſen hätteſt du getragen! Nein! geſegnet ſei deine Mutter! Fluch über Frankreich!“

Jetzt waren Befehle und Widerſtand der Offiziere vergeblich, die Soldaten ſtürzten ſich über ſie und das ſchon todte Kind. Kaum wurde noch ein Seufzer von ihr gehört; denn dreißig Spitzen drangen zugleich in ihr Herz, mit dem Kind an der Bruſt ſtürzte ſie unter dem Kreuz zuſammen. Außer ſich vor Wuth riſſen die Soldaten die Leiche empor, banden ihr Steine an Arme und Füße und ſchleuderten ſie hinab in den Zaparadiel. Dort ſah man die Leiche einen Augenblick kreiſend ſich drehen, dann von dem Gewicht der Steine hinabgezogen, plötzlich unter den Wellen verſchwinden. Das feuchte Grab ſchloß ſich für ewig über ihr.

Sieben und dreißig franzöſiſche Krieger wurden das ſchauerliche Todtenopfer auf ihrem Grab und die Flammen von San Pedro beleuchteten das Schauſpiel der Trauer.

Erinnerungen an Texas.

(Fortſetzung.)

Nachdem die Karavane S. Antonio di Bexar, Hauptort in der Provinz Texas und Preſidio di Rio Grande, ein zur Sicherung der Einnahme gegen die Einfälle der wilden Indianer beſtimmten Militärpoſten paſſirt hatte, gelangte man unter vielen Schwierigkeiten, Entbehrungen und Verluſten an dem Rio Grande an, paſſirte dieſen mit Lebensgefahr und mit Verluſt einiger Ochſen und kam endlich, nach einer Reiſe von 2½ Meilen, an dem Ort der Beſtimmung an. Hier wurde zuerſt der für die zu erbauende Stadt, welche den Namen Dolores erhalten ſollte, beſtimmte Raum abgeſteckt, in Straßen getheilt und jedem Koloniſten der zu Haus und Garten nöthige Raum, jedem aber ein Lot oder gegen 200 Acres zur Kultur mit Reis, Baumwolle, Mais ꝛc. eigenthümlich angewieſen, wobei jedoch jeder noch ſo viel Land, als er wünſchte, den Acker für 2 Piaſter, erhalten konnte. Es wurden nun Hütten gebaut, ein Commiſſair der mexikan. Regierung traf von S. Jerundo ein, die mexikan. Conſtitution wurde beſchworen, der Grundſtein zur Kirche gelegt, der Magiſtrat, ein Alcalde, 2 Corregidoren und ein Syndico, welches letzere Amt dem Verfaſſer dieſer Blätter zu Theil wurde und welcher als ſolcher das Volk, das freilich nur erſt aus 80 Seelen beſtand, zu vertreten hatte, gewählt. Ein Feſtmahl, zu welchem Wein und mehrere von New-York mitgebrachte Delikateſſen aufgehoben worden waren, vereinigte Mittags die ganze Kolonie. Dieſe Feierlichkeiten wurden Abends mit Tanz, Geſang und Spielen beſchloſſen; die zufällig auf dem Durchgang begriffnen Indianer tanzten den Kriegstanz, die Mexikaner den Fandango. Das Spiel der Indianer war Folgendes:

Sie führten eine Pantomime auf, wobei ſie ſich mit Kohle ſchwarz gemacht, und mit Thierfällen drapirt hatten; die Kerle ſahen halb wie Teufel, halb wie wilde Thiere aus, zuletzt hielten zwei ein Geſpräch in der Indianerſprache, dem eine Rede an die Umſtehenden folgte; es war die Liebeserklärung eines Comanches an eine unſrer Damen; er hatte ſein Volk verlaſſen, um auszuwandern. Weil man uns angreifen würde, ſchilderte er die Grauſamkeiten, die ſeine Landsleute ausüben, und zum Schluß gab er den Rath, uns ſchnell auf die Flucht zu begeben, ſonſt würden wir ſämmtlich ermordet und unſere Stadt verbrannt werden.

Zwei Perſonen wurden dann in den polniſchen Rock geſpannt (die Hände gebunden, dieſe dann über die Kniee gezogen und ein Stock durch die Ellenbogen und Kniekehlen geſteckt) und knapp einander gegenüber auf den Erdboden geſetzt, jeder erhält einen „ſpitzen“ Stock von circa 1 Fuß Länge in die gebundenen Hände, worauf ſie, die Fußſpitzen gegen einander geſtemmt, ſich umzuwerfen ſuchen; ſobald dies dem Einen oder dem Andern gelungen und der Feind außer Möglichkeit geſetzt worden iſt, ſich zu rühren, rutſcht der Andere an deſſen Rücken und ſticht dieſen mit dem Stock, ſo ſchnell er kann, in das, was Heine in ſeinen Reiſebildern die „Legitimität“ nennt. Die gezwungenen Stellungen bringen einen äußerſt komiſchen Anblick hervor und das Gelächter nimmt nicht eher ein Ende, bis ſich einer der Zuſchauer des Geſchlagenen erbarmt und ihn wieder aufrichtet. Dieſer verſucht ſein Heil von Neuem und wird vielleicht abermals beſiegt; Wetten werden verloren und gewonnen, die dann nach jedem mißlungenen Verſuch verdoppelt werden. Ein anderes Spiel beſteht aus Folgendem: Eine Anzahl Perſonen ſetzt ſich eng in einen Kreiſe herum, ſo, daß die Füße zuſammenſtoßen, eine Ereſada wird über dieſe gedeckt, und nun tritt einer der Spieler in die Mitte derſelben, jeder ſtemmt ſeine Füße ſo feſt als möglich an die des Stehenden, der nun, ſich ſteif auf einen der Sitzenden fallen laſſend, wie ein Windmühlenflügel im Kreiſe herum getrieben wird; wer ihn fallen läßt, muß an ſeine Stelle treten. Der Neger Henry gibt jedesmal viel Stoff zum Lachen, er hält ſich viel bei den Mexikanern auf und dient ihnen zur Zielſcheibe ihres Witzes; ſie haben ihn zum Scherz zu ihrem Privat-Alcalde gemacht. Bei aller Trägheit ſeines Körpers, iſt er es doch nicht in Hinſicht ſeines Geiſtes; er iſt der, welcher am meiſten Fortſchritte in der ſpaniſchen Sprache gemacht hat.

Die ſchon längſt und auch bei der Magiſtratswahl geäußerte Unzufriedenheit gegen die Leiter der Kolonie erhielt neue Nahrung. Denn aus den Sicherheitsmaasregeln, welche gegen die Comanchos, le Panis und andere Indianerſtämme getroffen wurden, mußten die Koloniſten wohl wahrnehmen, daß man ſie in ein Land geführt hatte, welches einer völligen Einöde gleiche, und wo ſie für ihre perſönliche Sicherheit ſelbſt ſorgen müßten. Zu dieſen geſellten ſich noch andere ungünſtige Umſtände: Mangel an Waſſer, um die Felder bewäſſern zu können, Mangel an Steinen und Bauholz in der Nähe, welches einige Tagereiſen weit herbeigeſchafft werden mußte; Klapperſchlangen, Scorpione, Tarantel, Stinkthiere ꝛc., drangen in die erbauten Hütten; Hirſche dagegen, Büffel und wilde Truthühner, welche Anfangs den Mangel an andern Lebensmitteln erſetzt hatten, zogen ſich bald weiter zurück: es fehlte an allen, ſelbſt an den nothwendigſten Bedürfniſſen; denn die mit eingeſchifften Lebensmittel, welche nicht allein für die ganze Reiſe, ſondern auch für den erſten Aufenthalt in der Kolonie auslangen ſollten, waren durch Unordnung bei der Austheilung längſt verbraucht, und es mußte daher der Bedarf mehrere Tagereiſen weit von S. Fernando herbeigeſchafft werden. Das Hauptübel aber war, daß die Leiter der Kolonie das Land ſelbſt nicht gekannt hatten, mithin auch mit den Schwierigkeiten der Reiſe unbekannt geweſen, und daher den Bedarf an Lebensmitteln und überhaupt die Koſten nicht genau beurtheilt hatten. Zwar wurde Geld von New-York erwartet, allein dies blieb lange aus; die Compagnie, welche bereits in S. Fernando Lebensmittel auf Credit erhalten, konnte nicht ferner auf dergleichen Hülfe rechnen. Aus Mangel an Regen verdorrten die Pflanzungen und als davon die Rede war, durch Gräben das Waſſer zur Bewäſſerung der Felder herbeizuleiten, ſollte dieſe nothwendige Maasregel nur auf Koſten der Pflanzer ausgeführt werden, ſo wie auch ſelbſt das zu den Umzäunen nöthige Holz nur gegen Bezahlung abgegeben werden ſollte. Ein Hauptgegenſtand, welcher zum Gedeihen der Kolonie vorausgeſetzt wurde, nämlich, daß der Rio Grande für Dampfſchiffe praktikabel ſein werde, um die Producte nach Matamores zum Verkauf bringen zu können — denn zu Lande war dies gar nicht auszuführen — war noch im Zweifel: um ſich darüber Gewißheit zu verſchaffen, machte der Verfaſſer dieſer Blätter eine Reiſe nach S. Fernando, wo er die niederſchlagende Auskunft erhielt, daß der Fluß nur in einem Theil des Jahres und nur bei hohem Waſſerſtand ſchiffbar werde.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Hiſtohrge von den Haſenmelkers un Aſinus-Fraters, vertelt von Georg Grunewalt. Vom neuen (ſollte heißen: Von Neuem) herausgegeben, in's Hochdeutſche überſetzt, auch durch eine Einleitung und Anmerkungen erläutert durch Carolus Nordhuſanus. Sondershauſen, 1835. Druck und Verlag von F. A. Eupel. 60 S. in 8.

Wenn eine vornehme Dame auf den Einfall käme, dieſe Hiſtorie von den Haſenmelkern und den Eſelsfreſſern ſich vorleſen laſſen zu wollen, ſo bekäme ihr Lector ohne Zweifel ſchon auf der erſten Seite Naſenbluten. Der Herausgeber hat das ſelbſt erkannt, indem er manche vorkommende Worte, in der dem plattdeutſchen Original beigeſetzten Übertragung in's Hochdeutſche, theilweiſe in Punkten ſtatt in Buchſtaben gab. Dieſe Unſauberkeit macht ſich ſehr geltend; ſie hindert ſelbſt eine genaue Mittheilung der Fabel des Gedichts, wenn wir nämlich einen gereimten Volkswitz des 17. Jahrhunderts ſo nennen wollen. Deßhalb das Folgende nur andeutungsweiſe.

Die Benennung mit Spitznamen, im Plattdeutſchen Torneitsnamen, machte ſich beſonders im Mittelalter und noch ſpäter bei Menſchen und Orten geltend. Es war da viel kleiner Streit zwiſchen kleinen Städten und kleinen Fürſten, der bisweilen mit derben Waffen focht, aber im Frieden gewöhnlich ſolche Spitznamen auf einander münzte, die denn wieder oft Anlaß zum kleinen Kriege im Kleinen, nämlich zu Raufereien, gaben. So nannte man die Göttinger, Aſinus-Frater; die Dransfelder, Haſenmelker; Dransfeld: in der Pelzmühle; das Bier Haſenmilch. Ein Dransfelder Bürgermeiſter, Georg Grunewalt, ſuchte um's Jahr 1660 die Entſtehungsgeſchichte dieſer Namen poetiſch zu behandeln und benutzte wohl theilweiſe die Volksſage dabei, welche aber keinen auszumittelnden hiſtoriſchen Grund hat, als etwa den, daß die Herzoge von Braunſchweig, denen Dransfeld gehörte, mit dem nahen Göttingen häufig ſtaatsrechtliche Diſſidien hatten, welche nicht ſelten zu blutigen Reibungen und lächerlichen Zwiſchenfallen führten. Ein ſolcher lächerlicher, offenbar in eine höhere Potenz des Lächerlichen noch getriebener Zwiſchenfall war der, welchen unſer „Hiſtohrge“ behandelt. Der Herzog von Braunſchweig hatte Krieg mit den Göttingern. Da er flüchtig wurde, ſtanden ihm die Dransfelder bei. Aus Dankbarkeit verlieh ihnen der Herzog die freie Jagd. Sie wollten nun einen Haſen jagen. Auch ein Müller, Tönjes Bleis, zog zu dieſem Zwecke aus, trotz der Vorſtellungen ſeiner Ehefrau Jütta. Zwei Bauern, die ihm begegneten, hielten ihn für einen „von den willen lüre“ (von den wilden Leuten), da er viel Pelzwerk angethan hatte, und gaben „fri tapper Ferſengelt.“ Tönjes freute ſich deſſen und lief ihnen nach. Als darauf Tönjes unter einem Buſche ſaß, „ein gedehrte (Gethierſe) kam gekropen (gekrochen) gar. Das war grihs (greis) und har (hatte) twei lange Aren (Ohren).“ Tönjes hielt den Eſel für einen großen Haſen, fängt ihn und ruft ſeinen Nachbarn, welche kommen und berathen, was ſie mit dem großen [illegible] [illegible] wollen. Dieſe Parthie iſt die beſte in [illegible] Gedicht. Ein Bauer hält den Eſel für ein Reh. Als die Dransfelder ſo noch jubiliren, erſcheinen die Göttinger und ſchlagen die Dransfelder zurück. Nur Tönjes blieb feſt bei ſeiner Beute ſtehen. Thiele Platzhoſe, ein Göttinger, ging ihn grob an; Tönjes replicirte keineswegs fein, worauf Thiele ihn mit einem Spieß hinterrücks verwundete. Tönjes wünſcht Haſenmilch zur Stärkung; man bringt ihm davon — offenbar vom Eſel. Nun ſchimpfen die Göttinger auf die Dransfelder. Der Dransfelder Müller im Pelzrocke, Tönjes, gibt Anlaß zur Bezeichnung Pelzmühle für Dransfeld, ſein Trank wird als Spitznahme dem Dransfelder Bier beigelegt, und, damit die Göttinger nicht leer ausgehen, wird ihnen die Rolle zugetheilt, die erbeuteten Eſel zu verzehren. Auf dem Rückwege ſchoſſen die Dransfelder noch einen wirklichen Haſen, der zwei Junge hatte, welche ſie auch kriegten, was ſie ſehr freute.

Ein Anhang (S. 70—72), blos plattdeutſch, iſt wahrhaft ultra-derb; er rührt ebenfalls von Grunewalt her; und ein Anhang dieſes Anhangs (S. 73—80) iſt zwar nicht platt-deutſch, aber doch platt, deutſch. Das angehängte lithographirte Kartchen gibt die Umgegend von Göttingen und Dransfeld. Auf dem Umſchlage iſt zu ſehen, wie Tönjes Jütten Lebewohl ſagt und dann den zweien Bauern nachlauft.

Bereichert iſt durch dies Schriftchen unſre Volksliteratur nicht; kaum die Gegend, welche das lithographirte Kärtchen enthält. Auch war es früher ſchon, im „vaterländiſchen Archive," vereinzelt gedruckt, was der pſeudonyme Herausgeber bekennt. Und ſo reducirt ſich Alles zuletzt auf einen Fund, der kein ausgezeichneter und kein neuer iſt, der aber an Ort und Stelle doch wohl ſeinen Fund an Leſern macht.

K. Buchner.

Feuilleton.

⁂ **Erfindung der Buchdruckerkunſt.** — Wetter in ſeiner gründlich gearbeiteten kritiſchen Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt durch Joh. Gutenberg zu Mainz, die kürzlich zu Mainz erſchienen, hat erwieſen, daß „die allgemein angenommene Meinung, Gutenberg habe die Buchdruckerkunſt, (d. h. die Zuſammenſetzung beweglicher Buchſtaben zum Abdrucken) in Straßburg erfunden, nichtig iſt." Er erklärt ſich ferner hinſichtlich des Säcularjahres der Erfindung für 1850, weil erſt 1450 die wirkliche Erfindung gemacht und erſt zwiſchen 1454—1457 verbreitet worden ſei. Er weiſ't nach, daß Alles, was vor 1450 als Buchdruckerei ſich geltend machen will, nur ſchwache, unvollkommene Verſuche waren, Vorläufer der erſt in Mainz entdeckten zur Weltumgeſtaltung dienenden Kunſt. —

⁂ **Die naturhiſtoriſche Geſellſchaft zu Athen** hielt am 1. d. M. öffentliche Sitzung, in welcher die Herren Kab.-Rath Frey, Dr. Röſer, Med.-Rath Wuros und Dr. Roß Vorträge hielten. — Dieſe Geſellſchaft wird in Verbindung mit der mediziniſchen eine Zeitſchrift in griechiſcher Sprache herausgeben. — Außer dem Sotir und der Athina, die beide jetzt zur Oppoſition gehören, erſcheint auch ein „griechiſcher Courier" in griechiſch und franzöſiſcher Sprache, welcher einen halb offiziellen Charakter zu tragen ſcheint. —

⁂ **v. Eckſtein über Spanien.** — In wenig Tagen wird eine neue Schrift des Baron v. Eckſtein erſcheinen, der ſich zur Zeit der Reſtauration durch ſeinen geiſtreichen, wenn auch nicht immer rechtgläubigen „Katholiken" und ſpäter durch einige Aufſätze im „Mémorial cathol." des de Lamennais bekannt gemacht hat. Dieſe Schrift wird den Titel führen: „de l'Espagne: considérations sur son passé, son présent, son avenir." — Von Eckſtein gehört unſtreitig zu denen, die durch gründliches und ausgebreitetes Wiſſen, wie durch Scharfſinn und Erfahrung befähigt ſind, über Spanien ein tüchtiges Werk zu liefern —

⁂ **Wagenfeld's Sanchuniathon.** — Dr. Grotefend, der Wagenfeld's Auszug aus den Geſchichten des Sanchuniathon, die vollſtändig in Portugal aufgefunden ſein ſollen, bevorwortet und in der Hannövriſchen Zeitung angezeigt hatte, erklärt nun in derſelben Zeitung (unter'm 9. d. M.): „daß er ſich durch die bis jetzt eingezogenen Erkundigungen moraliſch überzeugt habe, jener Auszug ſei nur — eine ſehr gelungene Dichtung." —

⁂ **Hydroſtatiſcher Ballon.** — Um die Tiefe des Meeres zu meſſen, hat Herr Grégoire einen hydroſtatiſchen Ballon erfunden. Ein leichter Körper wird an einen ſchweren ſo befeſtigt, daß er ſich von ihm ablöſ't, ſobald dieſer den Boden berührt. Aus dem Gewicht dieſer Körper und aus der Zeit, welche der leichtere braucht, um wieder an die Oberfläche zu ſteigen, ließe ſich die Tiefe beſtimmen, bis zu welcher derſelbe [illegible] abgeſunken. —

⁂ **Converſationslexika.** — Dr. Hein, der erſte und thätigſte Begründer des Brockhaus'ſchen Converſationslexikons, iſt im vor. M. zu München geſtorben. Er hatte noch erlebt, daß nicht nur in Frankreich und England jenes Werk zu ähnlichen Unternehmungen Veranlaſſung gegeben; auch in Rußland iſt bereits im Juni v. J. der erſte Band eines ruſſiſchen Con.-Lexikons erſchienen, welches vom Staatsrath Gretſch redigirt wird, unter deſſen Direktion die einzelnen Fächer von ungefähr 24 beſondern Redaktoren bearbeitet werden. Mitarbeiter werden in der Vorrede über 100 genannt. Das Ganze iſt auf 24 Theile berechnet. Der erſte Theil hat 1140 Artikel auf 587 Seiten. —

⁂ **Rieſenſpinngewebe.** — Schmith und Londe auf ihrer Reiſe von Peru nach Pera in der Nähe von Sarayacu ſahen ein Spinngewebe, welches etwa 25 Fuß hoch und 50 Fuß lang war. Die einzelnen Fäden deſſelben waren ſehr ſtark und die ausgeſogenen Hüllen von Inſekten hingen darin. Die Gewebe ſchienen von einer großen Menge von Spinnen bewohnt zu werden, die bedeutend größer waren, als alle, die von jenen Reiſenden früher geſehen worden. Hiernach müſſen jene Spinnen ſich wohl zum Weben ihres großen Netzes vereinigen, wenn auch jede dabei nur an ihre künftige Beute denkt.

⁂ **Polemik und Ordensertheilung.** — Der allgemeinen Zeitung vom 16. d. M. zufolge, iſt der ehemalige Redakteur des Berliner politiſchen Wochenblattes, der gegenwärtig bei der k. k. Hof- und Staatskanzlei in Wien angeſtellte Herr Jarke, Verfaſſer der in jenem Blatt und auch beſonders abgedruckten Abhandlung gegen die Geſchichte der landſtändiſchen Verfaſſung in Kurheſſen von O.-A.-R. Pfeiffer. Der literariſchen Zeitung von Berlin (vom 11. d. M.) nach, hat der kaiſerl. öſter. Rath Jarke den St. Annen-Orden 2ter Claſſe erhalten. —

⁂ **Krötenregen.** — In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom 11. d. M. wurde ein Bericht des Profeſſor Pontus (von Cahors) verleſen, welcher nicht bezweifeln läßt, daß im Auguſt 1804 als P. von Alby nach Toulouſe gefahren, Nachmittag um 4 Uhr mit einemmal ein dickes Gewölk den bis dahin ganz heitern Himmel bedeckt und Donner ſich laut vernehmen laſſen, das Gewölk aber, etwa 60 Toiſen vom Wagen entfernt, durchgebrochen, und, wie Hr. P. ſich mit vielen Anderen überzeugt, die Erde mehr als eine Viertelſtunde im Geviert mit Kröten überſät habe, deren oft 3 bis 4 Lagen übereinander geſchichtet waren; — die kleinſte Kröte mochte 1, die größte faſt 2 Kubickzoll groß ſein. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 177. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 28. Juli.

Reliquien.

Mitgetheilt von K. W. Böttiger.

(Fortſetzung.)

Wieland ſchreibt alſo (Weimar den 16. Juli 1810) Folgendes, was als Einleitung zu dem folgenden Aufſatze, der vieles minder Bekannte aus Seume's Leben und in ſeiner originellen Weiſe mitgetheilt enthält:

„Vielen Dank, lieber Böttiger, für den mitgetheilten Auszug aus dem Briefe der Frau von der Recke über die letzten Tage unſeres Seume. Ich glaube dieſe Gefälligkeit nicht beſſer erwiedern zu können, als, indem ich Ihnen einen großen Brief (ohne Datum) mittheile, den ich von dieſem Einzigen vor ohngefähr 4—5 Monaten erhielt, und den ſie gewiß, in mehr als einer Hinſicht, höchſt intereſſant finden werden. Brauchte es mehr als dieſe kleine Skizze ſeines Lebenslaufes und Charakters, um ihm mein ganzes Herz auf ewig zu gewinnen? — Vor der Hand, liebſter Freund, bitte ich Sie inſtändigſt, von dieſem Aufſatz keinen andern Gebrauch zu machen, als ihn zu leſen und mir baldmöglichſt zurück zu ſchicken. Was für ein Gebrauch von ihm zu machen ſein könnte und ſollte, darüber wünſche ich gelegentlich Ihre Gedanken zu vernehmen. Ich denke, es habe damit noch Zeit, bis ſich ergeben wird, ob und wie Seume etwa über ſeine ſämmtlichen Papiere disponirt hat. Gewiß findet ſich darunter viel Köſtliches und des Aufbewahrens Würdiges.

„Wie große Urſache er hatte, ſich über die Neckereien einer bösartigen Fortuna, die ihn durch ſein ganzes Leben verfolgte, zu beſchweren, davon iſt wohl der ſtärkſte Beweis, daß mir nur zwei Tage, nachdem ich die traurige Nachricht von ſeinem Tode durch Sie erhielt, eine depêche mit einer (sub sigillo volante an S. zu beſtellenden) äußerſt graciöſen Antwort der K. M. (Kaiſerin Mutter) auf einen in der That etwas ſonderbar ſtyliſirten Brief unſres ſeligen Freundes an ſie, zugleich mit der poſitivſten und reellſten Verſicherung eines Jahrgehalts, der den guten S. für den Reſt ſeines Lebens à son aise geſetzt haben würde, von unſrer Frau Großfürſtin zugeſtellt wurde; eine depêche, die mir, wäre ſie nur drei Tage früher angekommen, unausſprechliche Freude gemacht haben würde, nun aber, da ich wußte, daß ſie auf immer zu ſpät kam, nur meinen Schmerz zu ſchärfen diente. Hätte unſer unter der malignesten Constellation geborner Freund nur wenigſtens dieſen, dem Zartgefühl der Kaiſerin unendliche Ehre machenden Brief vor ſeinem Ende noch leſen können. Aber auch dieſen Troſt (und das wäre er ganz gewiß für ein Herz wie das ſeinige geweſen) gönnte ihm der fatale ſchwarze Genius nicht, der ſich ihm zum Begleiter ſeines Lebens aufgedrungen hatte. — Doch nichts mehr hiervon. — Jede Erinnerung an die grauſame Art, wie mir eine der größten Freuden meines Lebens vernichtet wurde, iſt mir unerträglich. — Was ich Ihnen hier entdeckt habe, bleibt ebenfalls vor der Hand ein Geheimniß zwiſchen Ihnen und mir, aus eben dem Grunde, warum der Brief der K. an S. — da er nun zu nichts mehr helfen konnte, — zugleich mit der Nachricht, daß Ihr protégé nicht mehr unter den Lebenden ſei, bereits nach P (etersburg) zurück geſchickt worden iſt.

„Das Vorhaben, einen Stein von weißem Marmor auf die heilige Ruheſtätte des irdiſchen Reſtes unſers Freundes legen zu laſſen, hat meinen gänzlichen Beifall, und das goldne Scherflein, ſo ich dazu beitragen ſoll, liegt bereits parat. Hoffentlich haben ſie, ex consensu summopere praesumendo, bereits für mich ſubſcribirt, ohne auf meine ausdrückliche Einwilligung zu warten. Unfehlbar werden

Seumes Freunde in Leipzig die benöthigte Summe auf den erſten Wink voll machen.

„Die Gedichte unſers verewigten Freundes, die mir durch ihren innern reinen Goldgehalt und durch ihre charakteriſtiſche Originalität vorhin ſchon ſo lieb waren, ſind mir, da ich ſie als ein köſtliches Vermächtniß an ſeine Freunde betrachte, unſchätzbar, und werden, ſo lang ich noch lebe, nie von meinem Tiſche kommen ꝛc., ꝛc. (Die Fortſetzung dieſes Briefes enthält ein vielleicht ein andersmal mitzutheilendes ſehr merkwürdiges Urtheil über Göthe's Wahlverwandtſchaften.)

„Sie handeln ſich treu und der einſtimmigen Überzeugung gemäß, die die Welt von Ihrem Charakter hat. Mitleiden drückt nieder, aber Theilnahme thut wohl und hilft die Kräfte heben, die noch da ſind. Auf Ihren Rath habe ich gewagt, der Kaiſerin Mutter zu ſchreiben, der ich nicht unbekannt bin. Ich bin nun mit dem Briefe nicht ſehr zufrieden, und doch getraue ich mir nicht einen beſſern zu machen. Es iſt, als ob der Geiſt mit dem Körper zugleich in Unordnung gerathen wäre; alles iſt ſo mürriſch, ſo ſchwer, ſo unbehülflich. Der Aufſatz iſt etwas zu lang; und doch darf er nicht wohl kürzer ſein, da ich doch manches von mir ſelbſt ſagen muß.

„Die Kaiſerin trug mir damals einen herzlichen Gruß an ihre Tochter in Weimar auf. Das Schickſal vereitelte mir viel Angenehmes; alſo auch dieſes. Die Großfürſtin war eben entbunden worden, als ich bei Ihnen ankam; ich konnte nicht warten, und hielt es nicht für ſchicklich, dieſen Gruß durch einen Andern überbringen zu laſſen, da ich ſelbſt kaum nur noch dem Namen nach bekannt war. Es war das letztemal, daß ich Sie bei der Herzogin Mutter ſahe. Dazwiſchen liegt viel, und die Erinnerung tritt wie ein Roſengebüſch aus einer Steppe hervor. Am Tage der Schlacht von Jena kam ich von einer Herbſtpromenade über Dresden nach Berlin von dort zurück. Man hatte mir in Berlin Geld zum Mitnehmen aufgebürdet; der Sicherheit wegen fuhr ich alſo Poſt. In Düben mußte ich auf Pferde warten, und ſaß, voll der ungewiſſen Geſchichte des Tages, unten bei einem Stück Schinken in der Poſtſtube und verlas die Zeit im Lukrez. „Es iſt angeſpannt," rief endlich der Poſtſchreiber, und ich war ſchon über die Muldenbrücke, als ich erſt in meiner Sorgloſigkeit den Poſtillon fragte: „Wem gehörten denn die drei großen Wagen, die im Hofe ſtanden und eine Minute vor mir abfuhren." Die Antwort war: „Es iſt die Großfürſtin von Rußland, die von Weimar kommt und nach Berlin geht." Wieder ein Guignon des Schickſals. Sie hätte damals wohl nicht ungern einige Minuten beſſere Zerſtreuung gehabt, als ihr der Gedanke des Tages gewähren konnte. Dergleichen Neckereien der bösartigen Fortuna hat faſt jeder Tag meines Lebens mehrere, und zuweilen ſehr viele empfindliche: das hat höchſt wahrſcheinlich mit dazu beigetragen, meinen Charakter hart, ſchroff und etwas murrſinnig zu machen. Ich erinnere mich, daß ich Weißen in Leipzig einen ganzen Nachmittag beſtändig nachgelaufen bin, ehe ich ihn traf. Überall wo ich hinkam war er, der Weiſung nach, geweſen; und ich traf ihn endlich ſo ermüdet, wie mich kaum die Syrakuſer Reiſe oder ein Marſch im Felde in den heißeſten Hundstagen gemacht hat.

(Fortſetzung folgt.)

Die einſamen Gräber.

(Aus den Wanderbildern eines Malers.)

Der Frühling war gekommen und hatte ſeine Blumen und Blüthen in das dunkle Grün der Berge am Rhein gewunden. Das breite Rheinthal war ein großer Feſtſaal des lieben Gottes geworden und die Muſikchöre jubelten überall drein. Zuſchauer und Zuhörer waren überall gruppirt; am ſchlechteſten auf dem Dampfboot, wo im Maſchinengeraſſel und Wellengebrauſe das Beſte verloren ging. —

Das iſt ſo recht die Zeit, wo ein junger Maler Studien ſammeln und machen muß, in der großen Bildergalerie mit der herrlichen, blauen Decke, wo das Licht ſo recht eigentlich von Oben kommt!

In meinem Stübchen in Düſſeldorf war mir's zu enge geworden, gleich dem Vöglein zur Lenzzeit im Bauer.

Je weiter die Bruſt, je enger das Haus;
Drum ſchnall' ich mein Ränzel und wandere aus!

„Wohin?" fragte ein Freund. „Doch nicht an die Ahr?"

„Nein, wahrlich nein," rief ich; „denn da habt Ihr bereits Alles ausgebeutet. Da iſt kein ſchönes Plätzchen mehr, das Ihr nicht treulich abconterfeit."

„Aber wohin dann?" —

„An den Rhein, wo die Felſen und die Burgen, die Blüthen und die ſchönen Mädchen ſind!"

„Bravo! Da kannſt du Nachleſe halten!"

„Närrchen, ich weiß Beſcheid; denn wo die Wellen brauſen und der Fels ſtarret; wo die Traube reifet und das Epheu ſich um morſche Bergtrümmer windet, wo auch eine Philiſterſeele poetiſch wird — da, Freund, ſtand meine Wiege; da ſpielte ich meine Knabenſpiele, da malte ich meine erſten Katzenfüße auf's Papier — da liebte ich zum erſtenmale — in Summa — da weiß ich Beſcheid, wie Keiner von euch Allen. Und ſollt' ich euch ſagen, wo die Schule iſt, wo ich meine Studien gemacht, die ihr oft wegen ihrer Originalität, Großartigkeit und Schönheit belobt — dort iſt ſie; aber wahrhaftig nicht im großen Rheinthal, wo die Engländer, die Maler, die Dampfboote und die Muſterreiter ſind — nein — da ſteht kein Baumſtrunk mehr, den ſie nicht abgemalt und keine Ruine — ja, da iſt keine Frau ſicher, daß ſie nicht als rheiniſche Ruine auf's Papier und in die Mappe gebracht wird. Meine Studien mache ich in des Rheines Seitenthälern, die, ſo klein ſie auch ſein mögen, doch unbeſchreiblich reich an den wundervollſten Punkten ſind." —

Einem langgedehnten: „Ah — ſo!" folgte ein Addio und Gottbefohlen!

Und

Fröhlich und wohlgemuth
Wandert das junge Blut
Ueber den Rhein —

und luſtig dem Strome entgegen, der ſeine grünlichen Wellen murmelnd neben ihm hinwälzte, und mit den Nachtigallen ſang er bald ſein Wanderlied um die Wette in den grünen Bergen. Da, wo ſie enger zuſammentraten, verließ ich das weite Thal und durchzog die Seitenthäler rechts und links auf beiden Ufern und fand mehr, als ich gedacht. —

Eins legte mir Feſſeln an. Wo es liegt? Laßt mir das, lieben Leute! Wenn ihr's kennt, ſo wird euch mein Bild ſchnell zurechtweiſen. Kennt ihr's nicht — ſo ſucht ihr's wohl 'mal auf und da will ich euch den Spaß nicht ganz verderben.

Genug — es liegt da, wo im Bette der freie Sohn der Alpen gewaltig murrt, daß es die Felſen wagen, ihm den Weg zu vertreten; und ſich nur geduldig fugt, weil er meint, es ſeien die alten, trauten Gevattersleute, die da oben an ſeiner Wiege ſtanden, als er getauft wurde.

Es liegt da, wo der feurige Wein wächſt, der euch ſo köſtlich mundet und auch mir; wo über dem Städtchen die Ruine dem Zahne der Zeit trotzt, die ſo gierig an unſerm Humor, wie an den alten Mauern nagt; wo ein lebendiges Muttergottesbildchen mir den Labetrank reichte, wenn ich körperlich müde und geiſtig ſo friſch am Abend von meiner Wanderung heimkehrte — ja, wahrhaftig da liegt es, und ich finde es ſeit vier Jahren immer ganz leicht wieder; denn mein Herz iſt der Wegweiſer, und im goldenen Anker liegt es vor Anker, wo das Madonnenbildchen iſt, dem der liebe Gott das Geſichtchen ſo herrlich malte und ein paar Äuglein hinein, die mich immer ſingen machen:

Ihre [illegible]
Wonn[illegible]
Gleiche[illegible]
Veilchen[illegible];
Friſch und ründchen
Iſt ihr Mündchen,
Wie die knospende Ros' im [illegible]

Hohe Felswände der [illegible] [illegible], [illegible] Wieſengründe mit Vergißmein[illegible] [illegible] im [illegible]dunkel am Bache Nachtigallen die [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] das ſchäumenden Bach unter einem [illegible] [illegible] deckt und zu begraben droht, Kaskadellen — wenn auch nicht wie in Tivoli, doch reizend genug, um das Auge zu bezaubern — bald Wald, bald Gebüſch an den Bergwänden — nirgends das unſelige Werk der Menſchenhand mit ſeiner verdammt unmaleriſchen Regelmäßigkeit — das ſind nur ſo einzelne Züge — das ganze Thal zu beſchreiben, würde ſehr ſchwer ſein. Es iſt nur eine Stunde lang und ſteigt allmählich an und endet oben, wie der Menſch im Alter — in die Fläche des höchſt philiſtröſen Ackerlandes der Alltäglichkeit. Da endet ſein Reiz, wie bei allem Ähnlichen.

Ein Kirchdorf aber liegt da oben, deſſen alte, ſchöne Kirche recht ernſt in das Thal hinabſchaut. Sie mahnte mich oft an den Gang des Lebens. Wild, wie das Thal — die Jugend — immer aufwärts öder, kahler — leerer — regelmäßiger — am Ende — die Kirche und ihr Frieden — der Hafen der Ruhe nach ſturmbewegter Lebensfahrt! — — — —!

In Mitten des Thales zog mich ſchon bei der erſten Wanderung eine Felswand an, die mit ihrer Umgebung ſich zu einem der großartigſten Punkte geſtaltet. Eine grandioſe Eiche auf der einen Seite, die doch nur gegen die ſiebzig Fuß hohe Felswand, ein kleines Pflänzchen ſcheint, weil ſie nicht hoch, wohl aber deſto breiter iſt; auf der andern wilde Zacken, recht ſchroff, mit Geſtrüpp durchwachſen. In Mitten der, keineswegs glatten Wand quillt aus einem Riſſe ein reicher Quell und ſtürzt ſich, in Schaum aufgelöſt, herab. Am Saume des Quells Moos vom wundervollſten Grün, Steinbrech mit den ſchönen, weißen Blüthen, büſchelweis ſich vom Grün loshebend. In andern Riſſen theils grüne, theils blühende Sträucher — oben drüber wildes Gebüſch von Weichſel, Haſel und Weißdorn und unten am Fuße eine kleine, ſaftig grüne Matte, wiederum von Gebüſch zu beiden Seiten bekränzt. So lag ſie vor dem trunknen Blick im Golde der Abendſonne. Schnell ſtieg ich etwas höher auf der entgegengeſetzten Seite und zeichnete. (Fortſ. folgt.)

Literatur.

Zur Philoſophie der Geſchichte. Von Karl Gutzkow. Hamburg, Verlag von Hoffmann u. Campe. 1836. 8. XII u. 305 S.

Als die Erde ſich noch für das Centralweſen des Weltall's hielt, welchem die großen und kleinen Geſtirne als Fackeln und Lämpchen dienten, lag die Naturkunde noch in ihrer Wiege. Neben ihr lag die Geſchichte, die erſt nach Jahrtauſenden aus einer Stamm- und Volkschronik zu einer Kirchengeſchichte erwuchs. Wie im Raum die Geſtirne auf die Erde, ſo waren in der Zeit alle übrigen Völker und Glaubensgenoſſenſchaften auf ein einziges Centralvolk, auf eine einzige Gottesgemeinde, als auf den einzigen Weltendzweck bezogen. Aber zwei Jahrtauſende vor Copernikus und Keppler ahndete Pythagoras die Harmonie der Sphären, begrüßte Ariſtoteles die Geſtirne als ewig ſelige Götter. Und ebenwohl nahe an zweitauſend Jahre vor Vico und Herder ahndete Cicero die innige Gemeinſchaft des Menſchengeſchlechts (N. D. II. 62 und Offic. III. 6), und verkündete Antonin das heilige Verbündniß (συνδεσις ἱερα) der uralten, großen Menſchengemeinde (εις ἑαυτον II. 16. VII. 9). Indeß ſind die höchſten Ahndungen der alten Zeit die Grundgedanken der neueren Zeit geworden; in glorreichem Aufgang iſt jetzt eine wiſſenſchaftliche Kunde der Natur und der Geſchichte, und als höchſte Blüthe der geſammten Vergangenheit iſt die Idee einer Philoſophie jener beiden Kunden am Horizonte des menſchlichen Geiſtes aufgeſtiegen. Von der Realiſirung dieſer Idee erwarten die Wächter auf den Zinnen der Zeit jene alldurchdringende Verſöhnung, deren die Völker der alten, wie der neuen Welt in ſo hohem Maaße bedürfen. Unſerer Hochachtung darf ſich darum ein Jeder verſichert halten, der dieſer wahrhaft göttlichen Wiſſenſchaft ſeine beſten Kräfte widmet; unſeres Dankes kann gewiß ſein, wer zur Löſung ſolcher Aufgabe mit treuer Hand auch nur das kleinſte Scherflein beigetragen. Er iſt ein Mitarbeiter an dem menſchheitlichen Tempel der Gottheit, dem einzigen, der würdig wäre, an die Stelle zerfallender Kirchen in der alten und der neuen Welt zu treten; dem einzigen, der dem ebenſo tiefgefühlten als klareingeſehenen Bedürfniſſe der Gegenwart zu entſprechen vermag.

Daß auch Herr Gutzkow, — nachdem er ſein Glück mit Romanen verſucht, und es mit den „politiſchen Charakteren“ theilweiſe gemacht, — ſich der Philoſophie der Geſchichte zugewendet, dürfte deshalb zu ſchönen Hoffnungen für den aufſtrebenden Jüngling berechtigen. Wer ſo frühe ſich das höchſte Ziel vorſteckt, der muß die Kraft in ſich fühlen, es zu erreichen; geſellt ſolchem Streben ſich treuausdaurender Fleiß, dann winkt nicht umſonſt ihm der unverwelkliche Kranz.

Aber die Aufgabe iſt rieſenhaft, und noch lange ſind nicht alle Stoffe und Mittel zu Handen, um das Werk mit einiger Hoffnung bleibenden Erfolges unternehmen zu können. Noch iſt die Wiſſenſchaft der Natur, des Menſchen und ſeiner Sprachen, Werke und Thaten erſt im Werden; noch hat die Kritik in allen Gebieten des Schuttes und der Schalen viel wegzuräumen. Dies mag auch Hrn. G. vorgeſchwebt haben, als er beiläufig (S. 64) den Titel ſeines Schriftchens durch die Verſicherung berichtigte, daß es nur „Vorſtudien“ zur Philoſophie der Geſchichte enthalte. Die Hauptfrage wäre alſo die, in wiefern Hr. G. ſich für berechtigt halten konnte, ſeine Vorſtudien der Publizität zu übergeben? Daß er dadurch ſeinen „beſten Willen, dem Vaterlande nützlich, — wenigſtens erfreulich zu ſein, darthun“ wollte (S. IX), darf billigerweiſe nicht bezweifelt werden. Hiermit wäre aber nur erſt die Abſicht des Verfaſſers gerechtfertigt; die literariſche Berechtigung kann nur durch das Geleiſtete dargethan werden, zu deſſen Beleuchtung wir deshalb ſofort übergehen wollen.

Über das Formelle dieſer Mittheilungen können wir uns um ſo kürzer faſſen, da daſſelbe bei der eminenten Wichtigkeit des Gegenſtandes nur eine ſehr ungeordnete Bedeutung anſpricht. Was den Styl betrifft, ſo iſt das Talent des Verfaſſers und ſein Streben nach Gedrängtheit, Gefälligkeit und durchſichtiger Klarheit nicht zu verkennen. Wenn aber Herr G. dem Verfaſſer der 40 Bücher vom Staate, Herrn Zachariä, den Vorwurf macht, „ſeine Darſtellung ſei ſo monoton, pedantiſch und deutſch“ (222), ſo dürfte dieſer wohl mit gleichem Recht behaupten, die Darſtellung des Herrn G. ſei etwas zu bunt, zu leichtfertig und franzöſiſch. Jedenfalls wird man Herrn G. zuſtimmen müſſen, wenn er ſelbſt (S. IV) klagt: „Das Fatale ſeiner Schreibart ſei ihre Unruhe. Er ſcheine oft das Widerſinnigſte in einander zu miſchen, und fehle doch nur darin, daß er die Übergänge zu ſchwach andeutete.“ —

Ernſtere Rüge möchte der etwas anmaßliche, abſprechende Ton verdienen, in den Herr G. zuweilen verfällt; wie z. B. wenn er (S. 173) zu behaupten ſich vermißt: ſeit dem Tode Schillers ſei „alle moderne Literatur Dilettantismus des Genies und der Dreiſtigkeit,“ oder wenn er (S. II) von einer „unläugbaren Prinzipienanarchie“ in Deutſchland ſpricht, und dann (S. 295) ſeine Schrift „mit ſeinem philoſophiſchen Glaubensbekenntniß zu ſchließen“ verſpricht, — er, der ſeinen Beruf zur Philoſophie noch auf keine Weiſe beurkundet hat! Da indeß Herr G. ſelbſt (S. 161) „die Frühreife des Selbſtbewußtſeins als das moderne Unglück“ bezeichnet, ſo wollen wir dem jungen Manne ſein etwas zu aufgetriebenes Selbſtgefühl nicht zu hoch anrechnen, — um ſo weniger, da er mit Heine das Unglück theilt, durch ſeine Schriften ein Aufſehen erregt zu haben, welches bis jetzt noch mit deren Gediegenheit im umgekehrten Verhältniß geſtanden.

Den Inhalt ſeiner Vorſtudien hat Herr G. in folgender Weiſe vertheilt: in der Einleitung (S. 1 — 64) wird die Literatur der Philoſophie der Geſchichte beſprochen; ihr folgen zehn einzelne kleine Aufſätze, unter nachſtehenden Rubriken: I. über die todten Kräfte (!) der Geſchichte (65 — 88), II. die natürlichen Vorausſetzungen der Geſchichte (89 — 118), III. der abſtrakte und concrete Menſch (119 — 136), IV. Mann und Weib (137 — 152), V. die Leidenſchaft (153 — 180), VI. der Staat (181 — 208), VII. Krieg und Friede (209 — 238), VIII. die Übergangszeiten (239 — 252), IX. die Revolutionen (253 — 276) und X. Gott in der Geſchichte (277 — 305).

Zwei Fragen ſtellen ſich uns hier zur Beantwortung dar: 1. hat Hr. G. ſich hinlänglich mit dem geſchichtlichen Stoffe, hat er ſich vollſtändig mit der vorhandenen Literatur der Philoſophie der Geſchichte bekannt gemacht, um zu einem Urtheil über dieſelbe berechtigt zu ſein? Und 2. Welches iſt das Syſtem, oder zum Wenigſten, welches ſind die Prinzipien, die der Verfaſſer auf den Trümmern der bisherigen Geſchichtsphiloſophie aufpflanzt?

In Beziehung auf die erſten Punkte nimmt zwar Hr. G. unſere Nachſicht durch die Verſicherung in Anſpruch, daß ſeine Schrift „unter Umſtänden verfaßt worden, wo er keine anderen Quellen dazu benutzen konnte, als höchſtens einige an die Wand gekritzelte Verwünſchungen der Langeweile u. dgl. m.“ Dieſe Verwahrung möchte aber in vorliegendem Falle nicht zureichend befunden werden, da kein Grund angegeben iſt, der die Bekanntmachung einer unter ſolchen Umſtänden verfaßten Schrift als nothwendig zu erkennen gäbe. Der immenſen Mehrheit der Leſer wird es höchſt gleichgültig ſein, zu erfahren, was Herr G. gerade in ſo beengter Lage über die Philoſophie der Geſchichte gedacht; ſie darf um ſo eher nur auf das wirklich Geleiſtete ſehen, als Hr. G. ſelbſt bei Beurtheilung fremder Werke ohne alle Rückſicht und Schonung verfährt. Wollen wir aber auch hierin ſeinem Beiſpiele nicht folgen, ſo bleibt doch noch ſehr Vieles, in Beziehung auf jene Punkte zu erinnern, wovon hier nur das Erheblichſte berührt werden ſoll. (Fortſ. folgt.)

Notizen.

⁂ Bevölkerung der Zuchthäuſer in Frankreich. — Die 19 Central-Straf- und Zuchthäuſer in Frankreich waren am 1. Januar d. J. bevölkert mit 18,698 Gefangenen, unter denen 157 condamnés politiques und 97, die noch nicht 16 Jahre erreicht hatten. —

⁂ Die Bibelgeſellſchaft von New-York hat im verfloſſenen Jahre 221,699 Bibeln und N. Teſtamente verbreitet. Von ihrer Gründung an, hat ſie nun 1,189,430 Exemplare d. Schriften drucken und austheilen laſſen. —

⁂ „Le chemin de Traverse“ von Jules Janin iſt ſchon in der dritten und der Roman „Simon“ von George Sand in der zweiten Auflage erſchienen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 178. 1836.

Phönix.

Freitag, 29. Juli.

Die einſamen Gräber.

(Fortſetzung.)

Als ich die Skizze vollendet, ſtieg ich herab und wieder auf der Sonnenſeite hinan, um an das herrliche Fleckchen Erde zu kommen. Da wollte ich ruhen und der Sonne letzten Strahlen wollte ich gute Nacht! ſagen.

Schon hatte ſich der Himmel purpurn gefärbt und einige Wolken zeigten, vom herrlichen Goldſaume bis zum tiefgeſättigten Graublau hinab, die herrlichſten Tinten, als ich oben ankam. Ich drängte mich durch das Gebüſch, das, wie ein Gürtel, das kleine ſaftige Wieſchen einſchloß und ſtand plötzlich — vor zwei Gräbern! —

Der grüne Raſenteppich mit ſeinen weißen Maßliebchen, blauen Veilchen und gelben Schlüſſelblümchen überdeckte ſie, und beide, recht eng vereint, hatten nur ein Kreuz. Der Eindruck, den dieſer Anblick auf mein Gemuth machte, war tief.

Die Einſamkeit, die Schönheit des Orts, die untergehende Sonne, die Nachtigallenlieder und der melancholiſche Klang der Abendglocken droben herab vom Kirchdorfe und unten herauf vom Städtchen am Rheine — das Alles gab mir jene weiche, wehmüthige Stimmung, welche die heiligen Weiheſtunden des Lebens herbeiführt. Sie blieben nicht aus.

Aber hier Gräber? Hier, wo kein geweihter Friedhof iſt? Seltſam! Gewiß ein Paar, das hier den Tod fand? — Oder zwei Sonderlinge? — Oder zwei im Kriege hier Gefallenen? Wer weiß!? — Segne Gott die fromme Hand, die das Kreuz darauf gepflanzt! Es war neu, aber die Gräber waren alt. Ich ging zur alten Eiche, brach Blätter und wand inſtinktartig einen Kranz, den ich auf das Kreuz hing. Eine prophetiſche Stimme in meinem Innern ſagte mir, daß hier eigenthümliche Umſtände obgewaltet.

Die Sonne war ſchon lange hinabgeſunken hinter die Berge gen Weſten. Die Wolken hatten den Goldſaum gegen matten Purpur vertauſcht und ſammelten ſich wetterdrohend; aber die Nachtigallen ſangen fort. Mit einem wehmüthigen Blicke ſchied ich von den beiden Gräbern und wandte mich zum goldenen Anker, wo mein ſchönes Madonnenbildchen mir Aufſchluß geben ſollte über die Gräber da oben, deren Kreuz ich bekränzt.

Ich fand das liebliche Mädchen im Garten, wo der Flieder ſeine Äſte zu einer Laube ſchlang.

Die erſte Frage, nach dem freundlich entgegengenommenen Gruße, war die, wer in den beiden Gräbern da oben den langen Schlaf halte? —

„Das iſt eine traurige Geſchichte,“ ſagte ſie, und ihre ſchönen Züge wurden recht ernſt und traurig. „Wollen Sie ſie hören? — Zwar ich ſelbſt habe ſie nicht erlebt; aber mein Vater hat ſie mir oft erzählt, und jedes Kind hier weiß ſie.“ Und nun erzählte der ſchönſte Mund, die melodiſchſte Stimme dieſe Geſchichte, die ich wiedergebe:

„Als noch die Franzoſen das ſchöne Land beherrſchten und ihre Douane ſich, wie der Strick des Henkers um den Hals ſeines Schlachtopfers, um die Grenzen zog und den Handel und Wohlſtand ſtörte und die Sittlichkeit untergrub,“ begann ſie, „da nährten ſich viele Familien blos vom Schleichhandel; allein nicht blos die Schiffer am Ufer, auch die unternehmenden Landleute des Gebirgs nahmen Antheil am Schmuggel und trotzten ſeinen Gefahren, die bekanntlich, bei den ſehr ſtrengen Maaßregeln, nicht klein waren. Der Gewinn lockte jeden, denn er war groß.

„Damals lebte in dem Dorfe — deſſen Kirchthurm Sie wohl werden geſehen haben, ein junger Menſch von achtzehn Jahren, eine ſanfte, treue Seele, und dabei der beſte und ſchönſte Junge des Dorfs. Konrad hieß er.

„Konrad hatte aber vom Glücke nichts zu rühmen; Niemanden zu beerben und alſo keine andere Ausſicht zu etwas in der Welt zu kommen, als durch eignen Fleiß und Thätigkeit; denn ſparſam war er. Vater und Mutter ruhten unter'm Graſe; Bruder und Schweſter hatte er nicht. So ſtand er allein in der Welt, ohne ein Häuschen, ohne Güter, und doch Allen im Dorfe werth, weil er ſo brav und treu war. Ein Nachbarskind Konrad's hatte ihn aber lieber als Alle. Das Kind war ſechszehn Jahre alt geworden und hatte ihn noch lieber, als da er noch ein Knabe war.

„Marie war das ſchönſte Mädchen des Dorfes. Auch ſie war arm; auch ſie war Waiſe. War's ein Wunder, daß die Herzen, die gleiches Geſchick hatten, ſich unzertrennlich an einander ſchloſſen? Das konnte Niemand in Abrede ſtellen, ſelbſt die neidiſchen Mädchen und Burſche nicht, daß Konrad und Marie das ſchönſte Paar von der Welt waren und auch die tadelloſeſten der Dorfjugend. Marie diente bei einer alten Wittwe, und Konrad arbeitete als Tagelöhner. Was er errungen, das bewahrte Marie in ihrer Truhe und ihren Lohn legte ſie dazu — bis — das geſtanden ſich beide erröthend, das Sümmchen für ein Häuschen hinreichte, das ſie ſich bauen und dann ſich wollten trauen laſſen. —

„Da traf es ſich einſt, daß Konrad hier über Mangel an Verdienſt klagte.

„Dummer Junge,“ rief ihm ein Schiffer zu — „du haſt ja kräftige Schultern, flinke Beine, und ſiehſt mir juſt ſo dumm nicht aus, daß du nicht ſollteſt ſo einen Hund von Douanier hinter's Licht führen können! Warum ſchmuggelſt du nicht und verdienſt dir das Heidengeld, was uns in die Taſchen hüpft?“ —

„Das war ein Funken, der zündete.

„Der Handel war bald geſchloſſen und ſchon an demſelben Abend beſtand Konrad ſeine Probe.

„Freudig und mit ſtrahlenden Augen legte er am andern Morgen das blinkende Fünffrankenſtück in Mariens vor Freude zitternde Hand.

„Sie ſah ihn fragend an.

„Wo ich es verdient?“ fragte er zurück — „ich habe den Schmugglern ein Bündel bis zum Walde getragen,“ ſagte er. „Das iſt der Lohn!“ —

„Marie lächelte; denn an das Strafbare der Handlung, an die Gefahr dachten ſie nicht. Er hatte es ja ehrlich verdient durch Dienſtleiſtung. Weiter dachten die Glücklichen nicht, welche nun eine reiche Quelle entdeckt und ihr Ziel raſch näher rücken ſahen.

„Zwei Jahre ging es ſo fort. Am Tage arbeitete der fleißige Konrad und Abends ging er hierher und half den Schmugglern. So wuchs doppelt ſchnell die Summe und Marie, wie freudig auch ihr Herz pochte, denn einen Hausplatz und Garten hatte Konrad ſchon gekauft, und das Sümmchen zum Häuschen war ſicher bis zum Lenze voll — Marie trauerte doch, denn ihr Verdienſt war ja jetzt weit kleiner, als der Konrad's! —

„So kam der Winter. Der Schnee bedeckte die Gegend und lag im Gebirge ſehr hoch. Der Rhein war zugegangen und das Eis ſtand faſt zu Bergen aufgethürmt und war ſo dick, daß ſelbſt Waaren darüber gingen.

„Die Wachſamkeit der Douane war verdoppelt, aber die Schlauheit der Schmuggler täuſchte ſie doch. Weiß umſchlugen ſie die Waarenbündel; weiße Mützen deckten das Haupt; weiße Stäbe führte die Hand; weiße Hemden zogen ſie über die Kleider; weiße Hoſen reichten bis zum Fuße herab. So eins mit der Farbe der ganzen Umgebung, täuſchten ſie das Auge der ſchlauen Wächter und in Schaaren von zehn bis zwölfen zogen ſie über die Eisdecke, an den Wänden der Gebirge hinauf und hatte einmal die Waare die zweite Douanen-Linie glücklich zurückgelegt, ſo war das gefährliche Spiel gewonnen; allein grade hierin lag die größte Gefahr. Die zweite Linie der Douanen war verſtärkt worden, da die Spuren im Schnee deutlich genug zeigten, was geſchehen war. An jedem Abende wählten die Schmuggler neue Wege und Übergänge über den gefeſſelten Strom. (Schluß folgt.)

Literatur.

Zur Philoſophie der Geſchichte. Von K. Gutzkow.

(Fortſetzung.)

Was zunächſt Herrn Gutzkow's Anſichten von den früheren Geſchichtsanſichten und Arbeiten zur Philoſophie der Geſchichte betrifft, ſo können wir, um nicht eine Abhandlung zu ſchreiben, nur einige Hauptpunkte berühren.

Herr G. behauptet, die Hiſtoriker der Alten hätten „in den Ereigniſſen nur einen pragmatiſchen Zuſammenhang geſehen,“ und „Herodot habe für ſeine Darſtellung keinen andern Maßſtab gekannt, als den der Authentizität.“ (5) Es iſt aber leicht nachzuweiſen, daß ſchon bei dieſem Geſchichtsſchreiber der Glaube an eine herrſchende Gerechtigkeit und an die menſchliche Freiheit zum Durchbruch gekommen, und der Neid und der Zorn und die Rachſucht der alten Götter bereits zum Contraſt geworden für die tagende Vorſehung, Güte und Nachſicht der Gottheit. Bei den Römern aber, wie bei den Israeliten, herrſchte der Glaube vor, daß die Geſchichte nichts anderes ſei, als der Bericht von dem göttlichen Walten, um hier der ewigen Stadt, dort dem auserwählten Volk die Weltherrſchaft zu verleihen. Um dies zu wiſſen, bedarf es keiner Bibliothek. Aber Herr G. gedenkt auch nicht einmal mit einem Worte der von Indien bis Rom, von unvordenklicher bis auf die neuere Zeit, theils herrſchenden, theils doch vielfach zur Sprache gekommenen Geſchichtsanſicht, wonach die ganze Weltzeit von ihrem göttlichen Beginnen ſtufenweiſe hinabſinkt zum Verderben; — und doch findet man deren in Menus Geſetzbuch und Zendaveſta, bei Heſiod und Daniel, bei Cicero und Horaz, und dann unzähligemal das ganze Mittelalter hindurch gedacht! —

Herr G. behauptet, „das Chriſtenthum, als hiſtoriſche Begebenheit, war nur Gegenſtand der Geſchichtsphiloſophie; Methode konnte es erſt durch die Adoption des Judenthums werden“ (S. 8). Wir ſehen davon ab, daß S. 292 behauptet wird: „Das Chriſtenthum ſei kein Syſtem, ſondern nur eine Methode,“ — und bemerken nur hinſichtlich des Erſteren, daß man doch weder Theologie ſtudirt haben muß, noch mehr als einmal die h. Schrift geleſen zu haben braucht, um einzuſehen, daß das Chriſtenthum nicht das Judenthum adopirt hat, ſondern in der Fülle der Zeiten aus dieſem, als deſſen höchſte Blüthe hervorgewachſen, wie denn auch alle neueſten Verſuche, es von ſeinem Stamme abzulöſen, nur aus Unkenntniß der Geſchichte hervorgegangen ſind.

In Bezug auf die Philoſophie und die Hiſtorie bemerkt Herr G. ganz richtig (S. 16), jene habe ſich von der Scholaſtik, dieſe ſich von der Chronik frei machen müſſen, bevor jene auf dieſe angewendet worden; er fügt dann aber hinzu: „Auch hier ſei England mit ſeinem Beiſpiele vorangegangen.“ Dieſer letzteren Behauptung widerſpricht die Geſchichte der Literatur auf das Entſchiedenſte. Machiavelli und Sleidan hatten die Geſchichte von der Chronik, Pomponazius und Teleſius, Montaigne und Charron, und vor Allem der geniale Bruno hatten die Philoſophie von der Scholaſtik befreit, bevor Baco ſie auch in England emanzipirte. Wenn dann Herr G. (S. 19) ganz richtig bemerkt, „die Engländer hätten eine nationale Antipathie gegen univerſalhiſtoriſchen Schematismus, ſie ſuchten nur Eines in der Geſchichte, den Menſchen, — nicht wie die Deutſchen den Gott,“ ſo liegt hierin gerade das Zugeſtändniß, daß den Engländern der Sinn für Philoſophie der Geſchichte gebricht, da dieſe Wiſſenſchaft mit der Ahndung eines Schema's beginnt und nothwendig auf ein immer durchbildeteres, organiſch gegliedertes Schema hinarbeiten muß.

Von den Franzoſen behauptet Herr G., „ſie hätten in der Geſchichte nur den Bürger geſucht“ (19) und „in der Geſchichtſchreibung nur den rein politiſchen Standpunkt eingenommen;“ Boſſuet's Verſuch einer Univerſalgeſchichte im orthodoxen Sinne bilde in dieſer Hinſicht, wie Bayle's Skeptizismus, nur eine „Anomalie“ (20). Daß der letztere an Montaigne und Paſcal ſeine Vormänner, an Voltaire und theilweis an den Enzyklopädiſten ſeine Fortſetzung gehabt, mag hier nur beiläufig bemerkt werden. Wie man aber Boſſuet, der die höchſte Blüthe und der Schluß des katholiſchen Mittelalters in Frankreich geweſen und noch jetzt zu den Claſſikern der Nation gerechnet wird, eine Anomalie nennen kann, iſt um ſo befremdender, da ſowohl Voltaire (in ſeiner philosophie de l'histoire und dem Essai sur les moeurs etc.) als Condorcet (in ſeiner Esquisse d'un tableau historique etc.), welche ächte Repräſentanten ihres Volkes in der Mitte und zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren, weit über den politiſchen Standpunkt hinausgegangen.

Herr G. ſcheint aber entweder ein ſehr kurzes Gedächtniß oder eine äußerſt oberflächliche, oder vielmehr fragmentariſche Kenntniß von der Literatur der Philoſophie der Geſchichte zu haben; denn nachdem er England und Frank- nur beſtreift, geht er ſofort zu Weguelin und Leſſing über, ohne Vico auch nur zu nennen, der doch in dieſer Literatur wie ein Tſchimboraſſo über ſeine engl. und franz. Zeitgenoſſen hinausragt, und Herrn G. zum wenigſten durch franzöſ. Revüen hätte bekannt ſein können. — Es kann nämlich nicht in Abrede geſtellt werden, daß Vico ſowohl thatſächlich als mit klarem Bewußtſein Gründer der wahrhaften Philoſophie der Geſchichte, die er mit Recht „die neue Wiſſenſchaft“ (la scienza nuova) nennt, geworden und in Tiefen eingedrungen iſt, bis in welche nur erſt Fichte und Hegel ihm theilweiſe gefolgt ſind.

Wenn übrigens Herr G. von Montesquieu und Rouſſeau, „um in ſeiner Ausführung eine größere Vollſtändigkeit zu erreichen,“ (23) — an der Hand des Herrn Roſenkranz, — ſofort zu Weguelin und Leſſing übergeht, ſo überſpringt er, von Engländern und Franzoſen zu geſchweigen, auch noch gerade denjenigen, der für die Deutſchen die Bahn zur neuen Wiſſenſchaft gebrochen; denn Iſelin war es, welcher vor Weguelin, Herder und Leſſing die Idee einer ſtätigen Entwickelung der Menſchheit zur Anſchauung zu bringen geſtrebt. Aber Herr G. iſt, leider den Deutſchen nicht gewogen, wie er denn (S. 27) nur aus ihrem politiſchen Unglück ſeit dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg „die Einmiſchung ſo vieler Andacht und Theologie in die deutſche Geſchichtſchreibung“ ableiten zu können meint, als wenn nicht von den älteſten Zeiten her Religioſität ein Hauptcharakterzug der Germanen geweſen, den ihre Poeſie, ihre Geſetzbücher, ihre Chroniken, überhaupt ihre ganze Literatur, ihre Kunſt und ihre Sitten ſtets unverkennbar an der Stirne getragen! Herr G. will jedoch in der Praxis nichts gelten laſſen, was „ſich in der Theorie nicht erweiſen läßt,“ und iſt deßhalb nicht nur Leibnitz, ſondern auch dem „großen Freidenker Leſſing“ und ſelbſt Kant noch ungehalten, weil ſie die Unterſcheidung zugelaſſen „zwiſchen Dingen, die wider, und Dingen, die über die Vernunft ſind“ (28). Wie hoch er daher ſonſt auch Leſſing ſtellt, ſo ſpottet er doch mit großer Selbſtgefälligkeit über deſſen Idee von der göttlichen Welterziehung, (30) und bezeichnet „ſeine Perfektibilität als eine grundloſe Schwärmerei“ (31). Er ſcheint ſogar eine Weile das „Genie eines Herder“ hoch über Leſſing, ja ſogar über das ganze neuere und neueſte Deutſchland zu erheben, weil er „die Leſſing'ſche Methode“ nicht adoptirt, ſondern „in ſeinen Ideen den Menſchen auf ſeine jahrtauſendjährige Wanderſchaft mit dem Abſchiedsgruße geſchickt: „Sorge für dich ſelbſt“ (34), womit die ganze Kultur zu einer Frucht bloß „menſchlicher Geiſteskräfte“ — mit Benutzung „zufälliger Begegniſſe“ werden ſoll. Lieſt man nur das Inhaltsverzeichniß von Herder's Ideen, ſo findet man allerdings für das erſte Kapitel des 15. Buches die Überſchrift: „Humanität iſt der Zweck der Menſchennatur und Gott hat unſerm Geſchlechte mit dieſem Zwecke ſein eignes Schickſal in die Hände gegeben.“ In dem Werke ſelbſt aber finden ſich zahlreiche Stellen, welche den Hauptgedanken jenes Kapitels auf eine Weiſe beſtimmen und beſchränken, welche die Ideen Herder's in eben dem Maaße den Anſichten Leſſing's annähert, als ſie dieſelben von denen entfernt, die Herder nach Hrn. G's Verſicherung hegen ſoll. Von vielen Stellen möge nur folgende aus dem Kap. 5. des B. V. zum Erweiſe dienen: „Manche Schritte und Erfolge in der Geſchichte unſeres Geſchlechtes, heißt es daſelbſt, werden mir ohne höhere Einwirkung unbegreiflich . . . Eine göttliche Haushaltung hat gewiß über dem menſchlichen Geſchlecht von ſeiner Entſtehung an gewaltet, und hat es auf die ihm leichteſte Weiſe zu ſeiner Bahn geführt.“ Allerdings „ſollte der zur Freiheit erſchaffene Menſch kein nachahmender Affe höherer

Weſen ſein; ſondern auch, wo er geleitet wird, im glücklichen Wahne ſtehen, daß er ſelbſt handle." Faſt daſſelbe aber hatte Leſſing wenige Jahre zuvor im §. 4 ſeiner Fragmente über „die Erziehung des Menſchengeſchlechts" behauptet.

Aber ſelbſt das von Hrn. G. unrichtig aufgefaßte Prinzip Herder's, die Humanität, findet nicht Gnade vor unſerem jungen Philoſophen; denn er meint (S. 37), daß „ſich mit ihr das Prinzip mittlerer und neuerer Zeiten, — das Intereſſe nämlich, — nicht zu vertragen ſcheine." Wir laſſen indeß dieſe Behauptung hier auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, um Hrn. G. auf ſeiner eiligen Kritik der Geſchichtsphiloſophie bis zu ſeiner eigenen Philoſophie hin zu begleiten. (Fortſ. folgt.)

Frankfurt a. M. (Muſik.) —

Die Verluſte, die unſere Oper gegenwärtig erleidet, zieht jetzt aus allen Himmelsgegenden Verſucher herbei, dieſelben uns minder fühlbar zu machen. Die Pforten unſers Pantheons öffnen ſich faſt nur ausländiſchen Klängen. — Herr Dettmer aus Caſſel ſang den Herzog in Camilla, den Rocco, den Comthur, den Dandau in Jeſſonda, hat ſehr gefallen, und ſteht nun unbeſtritten in den Reihen unſerer thaliſchen Bürger. H. D. beſitzt exteriore Vorzüge, die vor der Hand den Mangel an künſtleriſcher Bildung decken müſſen; denn wenn ſeine mächtige tiefe ausgebende, aber nicht ſonore Baßſtimme, wenn ſeine telegraphiſchen Bewegungen bei einer allerdings ſchönen Theaterfigur der Menge imponiren, ſo fehlt noch manches, was dem gebildeten Geſchmack auch als ſchön erſcheinen wird. Ich berufe mich auf das Schwanken ſeines Portament, auf oft fehlerhaften Anſatz, auf zu ſcharfe Vocaliſirung, auf die Ungleichheit mancher Melismen, auf falſche Betonung ſchlechter Noten oder weiblicher Endungen, auf den getheilten Blick, welcher Unſicherheit des Memoriums verräth, und endlich auf ſeiner Partieen etwas gar zu bürgerliche Auffaſſung, um mein obiges Urtheil zu rechtfertigen. Den, der Thaliens breiten aber ſchlüpfrigen Pfad einmal betreten hat, reißt ſein Schickſal fort. Er muß, ohne vorhergegangene Vorbildung, ihn zum Tummelplatz aller einmal angenommenen Unarten und dilettantiſchen Sünden machen, und die ganze Bildung, die hier noch nachzuholen übrig bleibt, beruht (und das noch bei ſehr glücklichen Anlagen) lediglich auf Routine in fachgemäßer Beſchäftigung. Herrn Dettmer nicht, aber ſieben gute 8tel unſerer ganzen deutſchen Sängerſchaft trifft der Vorwurf einer mehr oder weniger vernachläſſigten Vorbildung. — Madam Fiſcher-Achten trat nach ihrem Benefize zum letzten Male und zwar als Gaſt in der Camilla auf. Mad. Schodel, die einzige, die bisher einigen Vergleich mit ihr geſtattete, ſang ebenfalls noch den Fidelio, die Anna, die Amalia (Guſtav) und die Roſe (Adlers Horſt), letztere theilweiſe, aber den 3ten Akt durchaus brav. Md. S. reißt, wie ſchon geſagt, hin durch eine charaktergetreue Zeichnung leidenſchaftlicher Affecte; aber ſie läßt auch, wie noch nicht geſagt, dafür gar Vieles und Edles fallen, hat keine lyriſche Ader, und ennuirt manchmal entſetzlich durch unzarte oder allzuhäufig wiederkehrende Plaſtik. Auch dieſe Sängerin hat uns verlaſſen, und, wie es heißt, auf immer. Herr Kiel, nicht genug aufgemuntert, iſt noch am Abend nach der Vorſtellung des Caſſian (ſeinem Benefize), und ohne die letzte Scene mitzumachen, abgereiſ't. Dieſer junge Mann wäre als 2ter Tenoriſt hier ganz an ſeiner Stelle geweſen. — Als Eulenſpiegel iſt Herr Meiſinger einigen Wienern im Phönix gefolgt. Ein ſo ſeltſames als ſeltenes Factum verdient eine eigne Notiz in den Annalen der Dramaturgie. — Als neu in Scene geſetzt erſchien Spohr's Jeſſonda. Guhr iſt vielleicht der fleißigſte Muſikdirektor im ganzen römiſchen Reich. Bei dieſem Opern-Drang und Drängen, dieſen ewig neuen Perſonal-Bildern phantasmagoriſch bald ſichtbar bald verſchwindend, bei einem bald neuen oft Herbſtfliegenmatten-Orcheſter zu jeder alten Oper eine auch zwei Generalproben halten zu müſſen, und doch die Zügel ſo zu handhaben, daß Pegaſus (zwar über Stock und Stein) doch nicht in den Abgrund jagt, iſt eine Aufgabe, die ihm ſobald keiner nachlöſ't. Bei vollkommner Muße, plein pouvoir, einem ſtehenden Perſonal und reichen Mitteln ſeine Opern bequem in Scene ſetzen, iſt keine Kunſt. Darum gehe in Guhr's Schule, wer das Geheimniß, „unter ſolchen Auſpicien nicht zu ſcheitern," lernen will!

Details über das Einzelne dieſer im Ganzen wohlgelungenen Darſtellung zu geben, führte meine Notizen zu weit; alſo nur ſo viel, daß der Dem. Halbreiter zur Titelrolle das belebende Prinzip fehlt, und daß eine ſo wackere Technik dafür nicht Schadenerſatz geben kann. Brav ſang und ſpielte Herr Wiegand den Triſtan, und verdient einer beſonderen Erwähnung. Daß Herr Scharpf in der kleinen Rolle des Lopez den aufmerkſamen Blick auf ſich lenkte, und in mancher guten Beziehung zu Erwartungen berechtigt, darf ich ebenfalls nicht umgehen. Von Schmezer iſt es intolerant, daß er in der letzten Zeit alle Goldminen einer Stimme ſpringen läßt, die, wie jüngſt Jemand berechnete, unter 60 Millionen die ſchönſte ſein ſoll. (Schluß f.)

Notizen.

⁂ **Früherer Verkehr zwiſchen Italien — Polen und Rußland.** — Sebaſtiano Ciampi in der Vorrede zu ſeiner im v. J. erſchienenen *Bibliografia critica* delle antiche reciproche corrispondenze etc. *dell' Italia colla Russia, colla Polonia* ed altre parti settentrionali (Firenze), bemerkt: „Nachdem Rußland die chriſtliche Religion von den Griechen angenommen hatte, empfing es mit der Religion auch Wiſſenſchaft und Künſte, und berief ſeit dem XV. Jahrhunderte Künſtler und Gelehrte aus Italien zu ſich. Polen empfing mit dem lateiniſchen Cultus ſeine Bildung vorzüglich aus Italien. Beide kriegeriſche Nationen, Polen und Ruſſen, wie ſie den Römern gleich, nach militäriſchem Ruhme ſtrebten, empfingen auch, wie ſie, vom Auslande Unterweiſung in Wiſſenſchaft und Kunſt, die nirgends mehr als in Italien blühten. Wie einſt die Römer Griechenland, ſo beſuchten die Polen Italien. Die Univerſitäten Italiens zählten Tauſende von Polen, die daſelbſt ſtudieren oder ſich ausbilden wollten. Es war faſt kein polniſcher Standesherr, der nicht in Padua den Doctorhut genommen hatte." Die „Bibliographie" theilt die urkundlichen Beweiſe jenes lebhaften Verkehrs mit. —

⁂ **Cairo.** — Der Miſſionair Wolf ſchreibt von Cairo, daß ſich mehrere ausgezeichnete Franzoſen und Deutſche dort aufhalten, u. a. Herr Fresnel und Dr. Brunner. Auch Enfantin wohnt noch dort und einige ſeiner Jünger ſind ihrem „Vater" dahin gefolgt. Mehrere Franzoſen nennen Aegypten das Botany-Bay von Frankreich. —

⁂ **Frequenz der preußiſchen Univerſitäten.** — Die Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik geben uns eine detaillirte Ueberſicht der „Frequenz der preuß. Univerſitäten im Winterſemeſter 1835 und 36," aus welcher wir folgende Angaben entnehmen: Beſucht wurden die Vorleſungen auf den Univerſitäten zu

Berlin	von	2048	Studirenden,	5163.
Breslau	"	909	—	
Bonn	"	696	—	
Halle (Wittbg.)	"	687	—	
Königsberg . .	"	406	—	
Greifswalde . .	"	194	—	
und die Akademie zu Münſter . . .	"	217	—	

Von dieſen 5163 waren 849 Ausländer; den Studien nach: 1406 evangeliſche, 307 kathol. Theologen, 1106 Juriſten, 871 Mediziner und 855 (ſg.) Philoſophen; (618 waren nicht immatriculirt). —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 179. 1836.

Phönix.

Samſtag, 30. Juli.

Die einſamen Gräber.

(Schluß.)

„Es war an einem Januarabende des Jahres 1811, als Konrad zu Marien ſchlich und ſie bat, heute um Mitternacht ſich auf dem Kamme des Gebirges zu halten und zu ſpähen, ob nicht Douaniers in der Nähe ſeien. Zu vierzehn würden ſie mit Waaren über den Rhein kommen und ihren Weg durch das Thal nehmen. Ihr Pfad ſei, fuhr er fort, bereits bezeichnet, er führe grade über die Felswand weg. Eine Laterne ſo an einen Baum, den er bezeichnete, geſtellt, daß ſie nur dem von unten Kommenden ſichtbar ſei, ſollte als Warnungszeichen gelten, wenn Gefahr drohe. —

„Marie verſprach mit pochendem Herzen die genaueſte Befolgung alles deſſen, was ſie verabredet, und beſchwor heute zum erſtenmale Konraden, das gefährliche Gewerbe aufzugeben, weil ſie ahne, daß es doch nicht glücklich für ſie enden würde. —

„Konrad ſcherzte über ihre Sorge und verließ ſie heitern Sinnes, dem gefährlichen Abentheuer entgegen zu gehen.

„Der Abend war ſehr dunkel, nur das Leuchten des Schnee's machte es möglich, auf bekannten Wegen zu gehen. Groß aber war die Gefahr auf unbekannten Gebirgspfaden ſich fortzubewegen. Die Luft war dick und nebelig. Kein Stern war ſichtbar am Himmel; denn eine ungeheure Maſſe von Schneegewölke hatte ſich aufgethürmt.

„Langſam ſchlichen am Spinnrocken Marien die Stunden hin. Endlich ſchlug die Thurmuhr die eilfte Stunde und ſie begab ſich mit der beſondern Erlaubniß ihrer Dienſtherrin auf den ſchauerlichen Weg in die ſtockfinſtre Nacht hinaus.

„Vorſichtig ſchlich ſie, die Laterne wohl verhüllt, am Gebirgsrande hin. Alles war ſtill und die Erde ſchien ein großes Grab, über das des Schnee's Leichentuch gebreitet war. Ihr Herz wurde freier, als ſie alles ſicher fand, und nirgends die gefürchteten Douaniers bemerkte.

„Sie ſtand jetzt am Stamme des Baumes, an den ſie die Laterne als Warnungszeichen hängen ſollte, wenn Gefahr drohte.

„Drüben im wilden Geklüfte erhob ein Uhu ſeine ſchauerlich klagende Weiſe. Der Ton wurde vom Echo wiederholt und zitterte lange nach. Ein Todesgrauen überfiel das furchtſame Mädchen. Sie drängte ſich dichter an den Baumſtamm — gleichſam als wollte ſie Schutz bei ihm ſuchen. Einen Moment war es ſtille. Sie horchte in die Nacht hinaus. Alles ſtille! Da zittert des Uhu Schreckenston wieder durch die Nacht und ihre Glieder beben, ihre Zähne ſchlagen zuſammen. — Jetzt trägt die Luft den Ton der Uhr zu ihrem Ohre. Zwölf langſame Schläge! Es iſt Mitternacht. Die Stunde iſt da, wo die Geiſter umgehen, wo die Gräber ſich aufthun und zum Todentanze ſich die Gerippe reihen. — Wieder rufet der Uhu. — Es raſchelt der Wind in den blätterloſen Zweigen des Baumes. — Ihr Haar ſträubt ſich. Ihre Angſt wächſt. Es iſt das erſtemal im Leben, daß ſie um dieſe Stunde allein in einer ſchauerlichen Nacht auf dem Felde iſt. Der Froſt und die Angſt rütteln ſie entſetzlich. Da betet ſie. Ruhiger wird die Seele. — Doch der Uhu ruft wieder, und die kaum gewonnene Ruhe iſt dahin. Ohne zu wiſſen, was ſie thut, verläßt ſie ihren Standpunkt und geht den Schmugglern entgegen. Sie will Schutz bei ihnen ſuchen. Die Angſt beflügelt ihre Schritte. Schon iſt ſie nahe der Felswand. Da fürchtet ſie, dort hinabzuſtürzen. Eine kleine Vertiefung hinter einem Felsſtück bietet Schutz, ſowohl vor dem ſcharf ſich erhebenden Winde, als vor den Gefahren, die wirklich und in der Einbildung drohen.

„Nicht lange hat die Zitternde hier gekauert — ſo hört ſie die Nahenden. Sie vernimmt ihre Tritte, ihre halblauten Warnungsworte, nicht zu nahe an den Rand zu treten. Ihr Herz iſt plötzlich frei von aller Furcht. — Sie weiß, Konrad nahet, und — tritt — hervor! Im Hervortreten ſinkt das, durch das Vorüberſtreifen an Hecken gelockerte Tuch, welches die Laterne verhüllte, herab. — Durch das Licht wird ihre Geſtalt in undeutlichen Umriſſen den Kommenden ſichtbar. —

„Verrath! Verrath!“ ruft der Vorderſte voll Entſetzen und wendet ſich um — der Zug kommt in Verwirrung — jeder will zuerſt fliehen. —

„Umſonſt ruft Marie erſt leiſe, dann laut, dann mit verzweifelnder Kraft — es iſt zu ſpät. —

„Mehrere zugleich und einer über den andern, ſtürzen die Unglücklichen in die fürchterliche Tiefe hinab. — Ein entſetzlicher Ton — dann Todesſtille — dann das Wimmern der Unglücklichen — das allmählig erſtirbt. Marie ſteht ſtarr auf ihrer Stelle. Ihr Blut ſtockt — ihr Herz ſteht ſtille! — Aber plötzlich ergreift ſie die Verzweiflung; denn die fürchterliche Gewißheit tritt ihr in's Bewußtſein.

„Sie eilt zum Rande.

„Konrad! Mein Konrad!“ ruft ſie, — aber der Tod hat keine Antwort mehr. Da ſtürzt ſie ſich verzweifelnd dem Geliebten nach, deſſen Mörderin ſie willenlos geworden war.“ —

Die Erzählerin ſchwieg. Auch mir, ich geſtehe es, ſtockte das Blut und kalter Schauer durchrieſelte mich.

„Und?“ fragte ich nach einer langen Pauſe.

„Nicht ſehr weit entfernt ſtanden, nichts ahnend die Douanier's. Sie hörten das Geſchrei und eilten in die Stadt.

„Schnell begaben ſich Leute mit Fackeln an die Stelle. Welch' ein ſchrecklicher Anblick bot ſich aber hier dem Auge dar! —

„Zwölf Männer und Jünglinge lagen hier zerſchmettert auf ſchaudervolle Weiſe und Marie ebenſo bei ihnen!

„Zwei lebten noch und waren bloß betäubt. Sie kamen davon und aus ihren Erzählungen ſtellte ſich die ſchreckliche Wahrheit heraus.

„Alle wurden von den Ihrigen in das Dorf gebracht und dort beerdiget. — Nur Konrad und Marie, welche am meiſten zerſchmettert waren, begrub man hier.

„Sie haben heute den Kranz an ihr Kreuz gehängt,“ ſchloß ſie. — „Friede ihrer Aſche!“ —

Die liebliche Erzählerin trocknete eine Thräne von ihrem ſchönen Auge, die ſich aus der ſeidenen Wimper hervorſtahl. Auch mir wurde das Auge feucht. —

Noch oft habe ich die Stelle beſucht, und beſuche ſie alljährlich und denke der Unglücklichen mit ſtiller Trauer. Wenn ich komme, finde ich friſche Kränze, und ſo lange ich da bin, ſorge ich dafür und die liebe Hand, die ſie in meiner Abweſenheit windet.

D —

Erinnerungen an Texas.

(Fortſetzung.)

Dieſe Nachricht beſtimmte ihn, die Kolonie zu verlaſſen und, als einige Tage nach ſeiner Zurückkunft ein Trupp Le Panis Indianer mit einer Menge geraubter Pferde in Dolores eintrafen und bewirthet werden mußten, überfiel die Koloniſten eine Furcht vor dergleichen Beſuchen, daß ſie ſämmtlich die Stadt verlaſſen wollten. Die Deutſchen ſchloſſen ſich mir an, und die übrigen zogen es vor, wenigſtens bis S. Fernando zurück zu gehen, weil ſie, nun in geringerer Zahl, nicht im Stande zu ſein glaubten, einem feindlichen Überfall Widerſtand leiſten zu können. Zwar gaben ſich die Leiter der Kolonie alle Mühe, die Koloniſten davon abzuhalten, verſuchten auch, als Zureden und Verſprechungen ohne Erfolg blieben, ihren Zweck durch Schwierigkeiten aller Art zu erreichen; allein die Koloniſten hatten alle Hoffnung zu einem glücklichen Erfolg verloren und blieben ſtandhaft bei ihrem Vorſatz, zurück zu kehren.

Zu Ende Junius brach der Verfaſſer mit den Deutſchen auf und alle übrigen Koloniſten folgten; ſelbſt die Entrepreneurs, welche nicht allein zurück bleiben wollten, ſchloſſen ſich der Karavane an. In S. Fernando wurde zuerſt Halt gemacht; die deutſchen, auch einige andere Koloniſten wurden von den Einwohnern freundlich aufgenommen. Der Verfaſſer aber nahm das Anerbieten des Poſtmeiſters, bei ihm zu logiren, an, und hatte Urſache, mit ſeinem Aufenthalt daſelbſt zufrieden zu ſein. Ein Ballfeſt in S. Fernando war zu originell, als daß man es hier übergehen dürfte.

Der Kapitano Gallan, Kommandeur der Truppen, hatte mich zum Fandango eingeladen; mein Wirth führte mich gegen 8 Uhr, nachdem wir erſt etwas zu Abend gegeſſen, nach deſſen Hauſe; ich hatte Letzterem eine meiner alten Sammtweſten geſchenkt, worin er ſich ſehr glücklich fühlte. Ich ſelbſt war in Stiefeln, weißen Beinkleider, ſeidene Weſte und eine Nanking-Nachtjacke gekleidet, konnte alſo auf den Rang eines erſten Elegant Anſpruch machen. Wir traten zuerſt in eine Vorhalle, aus dieſer in den Saal, ein längliches Viereck, ringsum mit Bänken beſetzt, auf denen ein Theil der Sennoritas Platz genommen, während ſich ein anderer auf dem Erdboden gelagert hatte, und die Bänke als Lehne benutzte. Ich ließ mich dem Wirth vorſtellen, dankte ihm für ſeine Einladung und ſprach ihm mein Vergnügen aus, ſie empfangen zu haben. Dieſe Ceremonie ſchien ihm neu zu ſein und ihn etwas in Verlegenheit zu ſetzen, er verſuchte zu antworten, aber ſein Komplimentirbuch ließ ihn im Stich; ich machte es, wie gewiſſe große Herren in meinem Vaterlande zu thun pflegen, wartete die Antwort nicht ab und ließ ihn ſtehen. Es ward nun einige Stunden in derſelben Form, wie ich ſie früher von Laſſahra aus beſchrieben, getanzt; eine Geige nebſt einer Guitarre machte eine ſehr ſchläfrige Muſik; bald wurde die Hitze unerträglich und erweckte einen brennenden Durſt in mir. Ich ſah mich rings um, konnte aber nirgends Anſtalten entdecken, die darauf hinwieſen, daß man auf unſern Magen Rückſicht nehmen würde; nach und nach wurde mir bange, als eben in meiner höchſten Noth ſich ein Teller ſehen ließ, auf dem vier Gläſer ſtanden; zwar waren dieſe für die Damen beſtimmt, die der Reihe nach daraus tranken; es war Brantwein und Waſſer; doch gab es mir Hoffnung, daß man ſpäter das durſtige männliche Geſchlecht ebenfalls bedenken würde. Ich hatte mich nicht geirrt; nicht lange darauf wurden ſämmtliche Caballeros in ein Nebenzimmer geführt, wo auf einem Tiſche eine Art Liqueur nebſt etwas Backwerk ſervirt war. Die ganze hungrige und durſtige Geſellſchaft ſtellte ſich in einem Halbkreis auf, ohne jedoch über das Dargebotene herzufallen; mehreremal ward das Kommando hierzu gegeben, keiner aber wollte der Leiter ſein. Jeder encouragirte mit Worten und Ellengogen ſeinen Nachbar anzupacken; aber, wurde wirklich einem etwas aus beſcheidener Entfernung vorgeſchoben, ſo machte er eine Volte und ſtellte ſich in der hinterſten Reihe auf. Überdrüſſig, die Qualen des Tantalus noch länger auszuſtehen, brach ich mir zuletzt Bahn, und war eben im Begriff, die Breſche zu erſteigen, als ein anderer Freiwilliger mir dieſen Ruhm nicht gönnend, vorſtürzte und die Feſtung ſtürmte. Nun ward ohne Scheu zugegriffen und mein Wirth, der eine Art maître de plaisir vorſtellte, war bald in einer ſo guten Laune, daß er die Gläſer wie Kieſelſteine auf den Boden warf. Der Tanz ging nach kurzer Zeit wieder an, und um doch auch in Mexiko einmal getanzt zu haben, nahm ich zuletzt die Einladung an, eine Tour des Fandango zu tanzen. Aufgerufen nehme ich meinen Platz ein und finde in meinem vis à vis das häßlichſte Gerippe, das je in einer Walpurgisnacht den Brocken beſucht. Der Tanz läßt volle Freiheit, ſich ſeiner Compagnera zu nähern oder ihr auszuweichen: ich befand mich die ganze Zeit auf der Flucht; und nachdem ich vergeblich auf Ablöſung gehofft, auch meine Zeichen hierzu unbeachtet blieben, ſprang ich endlich gleich einem Solotänzer mit einem Entrechat hinter die Couliſſen; die verlaſſene Schöne kam aber darüber ganz und gar nicht außer Faſſung und purzelte fort, bis ſich ein neuer Compagnero entſchloß, meine Partie fortzuſetzen, und ſie zuletzt keuchend auf ihren Platz ſank. Mit jeder Minute ſtieg die Luſtigkeit der Geſellſchaft, bald war ein neuer Fandango angefangen, aber eben ſo bald durch ein Händeklatſchen Don Locutiano's unterbrochen; es erſchien ruhmlich eine lange Geſtalt, in Schwarz gekleidet, näherte ſich der Dame und hielt an dieſe eine Rede; dieſe Ceremonie ward bei jeder neuen Wechslung der Tänzerin wiederholt. Meine geringe Kenntniß der Sprache ließ mich nur theilweiſe den Sinn verſtehen; meiſtens war es eine Liebeserklärung, und der, welcher ſie hielt, ein Padre (Prieſter); ſo oft er geendigt, ward er, je nach dem er mehr oder weniger gefallen, mit einem Bravo belohnt; ſein College verſuchte ſein Glück nur ein einzigesmal, blieb ſtecken und zog lachend und unter Gelächter ab. Ein dritter verſuchte ſein Heil ebenfalls, aber mit beſſerem Erfolge, als ſein Vorgänger; auch er erhielt ſein Bravo. Seine Worte ſind mir unbekannt geblieben, doch mußten ſie ſehr luſtigen Inhalts ſein, denn mein Wirth rutſchte unter Händeklatſchen auf ſeinen Knieen im ganzen Kreiſe herum.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Zur Philoſophie der Geſchichte. Von K. Gutzkow.

(Fortſetzung.)

Wohl hätte man nun erwarten dürfen, daß Herr Gutzkow unmittelbar nach Herder den großen Philoſophen von Königsberg vor den Richterſtuhl ſeiner Kritik gezogen; denn in demſelben Jahre mit Herders Ideen (1784) erſchien auch Kant's „Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht." Nach Kant wäre denn ebenwohl, zum wenigſten mit einigen Worten — zu erinnern geweſen in Frankreich an Volney's Ruinen (1791), die faſt europäiſchen Namen gewonnen, — an Condorcet's Esquisse (1795), dann in unſerm Deutſchland an Schelling's Conſtruktion der Weltgeſchichte — in mehreren ſeiner Werke, an Jeniſch's univerſalhiſtoriſchen Überblick (1801), an Fichte's großartige „Grundzüge" — (1806), wie an die Beſtrebungen und Leiſtungen ſo mancher geiſtreichen Männer in Frankreich und Deutſchland, die ſich den Arbeiten jener Philoſophen angeſchloſſen haben. — Statt deſſen ſpringt Herr G. ohne Weiteres zu Fr. Schlegel über, der doch zur Entwickelung der Wiſſenſchaft der Geſchichte nichts beigetragen hat, und von ſeinem peſſimiſtiſchen Standpunkt aus nichts beitragen konnte.

Nachdem auf dieſe Weiſe Herr G. die Literatur der Geſchichtsphiloſophie bis auf Hegel — gleichſam mit hüpfender, aber mehr ſpritzender — als ſchreibender Feder abgefertigt, beſchließt er ſeine Überſicht mit einer flüchtigern Charakteriſtik und Kritik der Hegel'ſchen Geſchichtsconſtruktion, wenn man einer Karikirung dieſes Syſtems und einigen mit Perſiflage untermiſchten allgemeinen Bemerkungen jene Namen beilegen will. Es würde zu viel Raum einnehmen, wollten wir auch nur die gedrängteſte Überſicht der Hegel'ſchen Geſchichtsconſtruktion dem Schemen gegenüberſtellen, welches Herr G. uns davon gegeben. Unſere Leſer finden das Letztere auf S. 47 und 48 der vorliegenden Schrift; die allgemeinſten Umriſſe der Anſicht von Hegel u. a., in des letzteren Grundlinien der Philoſophie des Rechts (Berl. 1833), S. 430 bis 440. — In Bezug auf die Kritik dieſer Anſicht werden uns jedoch einige Andeutungen geſtattet ſein. — Auch wir haben gar Manches gegen die Hegel'ſche Geſchichtsconſtruktion einzuwenden, deren Ungenügendes uns großentheils daraus zu entſpringen ſcheint, daß Hegel in ſeinem Syſteme — die Weltgeſchichte zum Schluſſe des innern und äußeren Staatsrechtes — und zur Vorausſetzung der Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft macht, während ſie doch eben ſo weſentlich die Entwicklungsgeſchichte der letzteren als die des Rechts, oder wenn man lieber will, der Staatslehre — in ſich begreift. Wenn aber Herr G. vor Allem gegen Hegel mit dem Vorwurf auftritt: „Er übe gegen die Geſchichte eine Toleranz, welche die Moral in Gefahr bringe," und gleich darauf gegen ihn die Frage richtet: „In Allem Nothwendigkeit ſehen, wo bleibt die Freiheit?" ſo können wir ihm deßhalb nicht zuſtimmen, weil ſie Hegeln eine Anſicht zuſchreiben, die den ausdrücklichſten Beſtimmungen deſſelben geradezu widerſpricht, wovon Herr G. ſich ſchon durch Anſicht der §§. 342 und 343 der zuvor erwähnten Schrift zur Genüge überzeugen kann. Herr G. klagt ferner, „der (Heg.) Schematismus betrüge die Menſchheit um ihre Zierden und die Seele um ihre hohen Entſchlüſſe“ (50). Kann aber die Menſchheit eine größere Zierde haben, als die von Hegel ſtets poſtulirte freie Einſtimmung des Einzelnen in die allgemeine, in die göttliche Weltordnung, und gibt es einen höheren Entſchluß als den, nach Entfernung des Eigendünkels und nach Züchtigung regelloſen Meinens und Beliebens, an der Ausführung eines göttlichen Weltplanes mitzuarbeiten? Auch den Israeliten, auch den Chriſten ſchwebte ein großes Weltſchema für die Zukunft vor, und die Stoiker glaubten an ein Weltverhängniß, ohne daß dieſe oder jene dadurch in ihrem Wollen gelähmt worden wären. „Als das zweite Unglück der conſtruktiven Methode“ bezeichnet Herr G. „die Sackgaſſe“ (50), und meint damit: „Hegel habe ſich verleiten laſſen, ſeine eigenen Verhältniſſe für den unmittelbaren Durchgangspunkt anzuerkennen, und an den Staat, welcher ſeine Verdienſte belohnte, eine ſo entſchiedene Miſſion ausgetheilt, daß man verführt werde, ein ziemlich nahes Ende der Dinge anzunehmen“ (50). Wenn aber Hegel, wie tauſend Andere vor und neben und nach ihm, ſeiner Wirkſamkeit und dem Staat, in dem er zuletzt gewohnt, eine zu große Bedeutung zugeſchrieben, ſo dürfte Herr G. am Wenigſten befugt erſcheinen, ihm dieſe vorzuwerfen, da er ſelbſt von S. 201 bis 204 den preuß. Staat zu einer ewigen „Idee“ erhebt, ihm eine eminente „Miſſion“ und Unzerſtörbarkeit zuerkennt, — ja ſogar, was Voltaire von Gott, — daſſelbe von jenem Lande ſagt: „Man müßte ein Preußen erfinden, wenn es nicht da wäre.“

Müſſen wir nun auch Herrn G. beiſtimmen, wenn er das Wiederaufkommen der humaniſtiſchen Bildung, die Bildung eines römiſch-deutſchen Kaiſerthums und den Islam mit der Hegel'ſchen Conſtruktion des Chriſtenthums nicht wohl vereinbar hält, — wollen wir andererſeits einzelne der Kritik der hiſtoriologiſchen Literatur eingeſtreute Bemerkungen gerne als witzige, wenn auch eben nicht als originelle Gedanken, anerkennen, ſo müſſen wir um ſo mehr die Voreiligkeit bedauren, mit welcher Herr G. ſein Urtheil über einen ſo reichen und wichtigen Zweig der Literatur dem Publikum dargeboten, da wir überzeugt ſind, daß ſeine ferneren Studien ihn ſehr bald bereuen laſſen werden, auf ſo leichtfertige Weiſe ſeine ſo dürftigen Vorſtudien über jenen Gegenſtand zur Sprache gebracht zu haben, wie er ſowohl in dieſer Schrift (S. IX.) als in ſeiner Appellation an das Publikum frühere Irrthümer einzugeſtehen kein Bedenken getragen. — Nur von dem, dem viel gegeben, wird auch viel gefordert, und wenn wir im Nachfolgenden auch die zweite von uns aufgeſtellte Frage ausführlicher beantworten werden, als das vorliegende Schriftchen es ſeiner objektiven Bedeutung nach verdienen mag, ſo hoffen wir dem Verfaſſer deſſelben damit einen beſſeren Dienſt und eine wohlmeinendere Geſinnung zu erweiſen, als diejenigen, deren literariſche Servilität ſich ihn durch Weihrauchwolken gerne verpflichten möchte! — (Fortſ. f.)

Frankfurt a. M. (Muſik.) —

(Schluß.)

Durch den Abgang Herrn Marder's, der in der Partie des Don Juan einen recht ſinnigen Abſchied von uns nahm, erhält unſer Repertoire einen nicht minder empfindlichen Stoß. H. M. hat ſich durch mehrfache Verdienſte um unſere Oper — in dieſen Blättern bereits beſprochen — ſo ſehr die Achtung des Publikums erworben, daß es manchem vorzüglichen Sänger ſchwer fallen wird, in deſſen Fußtapfen ſich zu erhalten. Die Erfahrung wird das lehren.

Ein muſikaliſches Declamatorium der Fräulein Nanette Schüller, das ſich wie ein Wermuthströpfchen in unſerem Freudenbecher der Tonkunſt verlor, gehört zwar zur Geſchichte des Tages, doch waren die muſikal. Elemente in die 18 declamatoriſchen hineingeflickt, ſo unbedeutend, daß mir Apollo ein heilſames Stillſchweigen darüber nicht übel deuten wird. —

In der Norma und Straniera bedrohte die k. k. Hofopernſängerin Mad. Ernſt alles, was wir ſeit Eva weibliches in unſern Opern ſahen, mit Vergeſſenheit. Sie wirft den Fehde-Handſchuh mit einer Art hin, der vor dem Kampfe ſchon den Sieg verheißt. Dieſe Frau theilt das äſthetiſche Gefühl in zwei feindliche Hälften. Wir werden überraſcht durch die Rapidität ihrer ganzen Manier zu ſingen, von ihren Bravourſtrömen, chromatiſchen Allentamento's und ihrem in der Höhe wie Tiefe, gleich vortrefflichen Trillerſchlage, von dem Gleichſchritt des überraſchend deutlichen Wortes, von dem Tone und der wahrhaft klaſſiſchen Declamation des Recitativs. Es iſt ihr in dieſen Beziehungen eine Vollendung der Schule nicht abzuſprechen. Auch ihr Spiel hat charakteriſirende Wahrheit, und bietet Momente, die einer Schröder keine Unehre machen würden. Aber ich bin weit entfernt den allgemeinen Enthuſiasmus zu theilen, der jede ihrer Nummern begleitete. Denn abgeſehen davon, daß ihre Stimme, gewaltig aber nicht edel, in der oft forcirten Höhe ſchneidend iſt, und daß auf einer andern Seite die Natur wieder verſchwendete, vernichten die Schlagſchatten der Uebertreibung wieder viele der Eindrücke, die ſie als Geſangkünſtlerin auf mich machte. Schroffe Action und Mimik, unſchöne Mundbildung bei gewiſſen Vocalen, Applaus erzwingende Schlußcadenzen der Vorderarme, tödtende Medeenblicke ſelbſt bei allzuhäufigen Trillern nicht unterlaſſen, die faſt korybantiſche Leidenſchaft vieler Stellungen, das in die Engetreiben ihrer Mitſpielenden bis zur Seitenloge, und ein illuſionſtörendes Vortreten bis zu den Lampen des Proſceniums ſind Unweiblichkeiten, die nicht leicht durch die Tugenden einer guten Schule gedeckt werden können, beſonders da ihre Reduction in der Macht des Willens liegt. Könnte Mad. Ernſt das Eine ohne das Andere geben, auch unſere Kritik ſtimmte in den unbedingten Jubel der Menge ein. f.

Notizen.

⁂ Herr *Jules Berger de Xivrey* hat ſeine *Traditions tératologiques* (ou récits de l'antiquité et du moyen-âge en occident, sur quelques points de la fable, du merveilleux et de l'histoire naturelle, publiés d'après plusieurs manuscrits inédits, grecs, latins et en vieux français), — die mit Erlaubniß des Königs in der königl. Druckerei gedruckt worden ſind, dem Herrn Alex. von Humboldt gewidmet. —

⁂ J. Gabr. Seidl hat in dieſen Tagen zu Wien Bifolien erſcheinen laſſen, die gewiß in allen für ächte, lebensfriſche Poeſie empfänglichen Gemüthern zu — Trifolien erwachſen werden. —

⁂ Poſtverkehr in Preußen. — Amtlichen Angaben zu Folge betrug die Zahl der bei ſämmtlichen Poſtanſtalten des preußiſchen Staats —

	(1834:)	(1835:)
angekommenen Briefe	31,446,483.	30,493,659,
abgereiſ'ten Perſonen .	530,030.	540,934,
verſendet wurden Gelder in baar u. Staatspapieren für	436,936,089.	368,681,957 Rthlr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 180. 1836.

Phönix.

Montag, 1. Auguſt.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

83.

Ich weiß von Poeſie vier Arten: eine kühne
Thut ihre Wirkung kund im Schaugepräng' der Bühne.

Die andre neidenswerth im Volksmund iſt geſungen,
Die dritte hergeſagt in Schulen von den Jungen.

Gefühlt nur und gedacht iſt eine vierte Art,
Die wirkt im Stillen auch, doch wird es kaum gewahrt.

84.

Dich freuen ſollt' es nur, wie kann es dich verdrießen,
Siehſt du, was in dir ſproßt, zugleich in Andern ſprießen.

Wenn etwas du gedacht, weißt du, wer dir's gebracht?
Ob nicht auch dort erwacht, was in dir iſt entfacht?

Gedanken fliegen in die Luft wie jene Samen,
Die ſpielend Sommerlüft' aus reifen Kapſeln nahmen.

Verſchwiegen fliegen ſie und ſchmiegen ſich am Ort,
Und liegen, bis ſie aufgeſtiegen ſind als Wort.

Soll ich verklagen dich, du mich, es ſei geſtohlen?
Die Winde brachten es, und geh'n, noch mehr zu holen.

85.

Mir einen Anhang hab' ich ſtets verſäumt zu machen,
Ja eine Stärke doch nur wird aus vielen Schwachen.

In meiner Jugend bin ich gern allein gegangen,
Nun ſeh' ich gern an mir geliebte Kinder hangen.

Die hangen an mir nur durch Bande der Natur,
Und geh'n nach eignem Trieb fortan auf eigner Spur.

Doch gerne ſäh' ich nun von Jugend eine Innung
Von mir annehmen und verſtärken die Geſinnung.

In dieſem Sinne grüß' ich einen in der Ferne,
Von dem nicht minder, als von mir er lernt, ich lerne.

Der Gotteslängner.

Novelle von Karl Bahrs.

Frau Margaretha, die Predigerswittwe und ihre Tochter Annchen ſaßen ganz allein bei einer Lampe von blankgeſcheuertem Zinn, im engen Stübchen und ließen die Räder ſchnurren. Der Novemberwind ſchlug heulend an das Fenſter und aus dem nahen Walde tönten allerlei wunderliche Stimmen herüber. Die Wittwe hielt ein mit Spinnen und bat ihre Tochter etwas vorzuleſen aus dem großen Buche mit den ſchönen Geſchichten. Durch angeſtrengtes Zuhören hoffte ſie die Furcht zu verſcheuchen, welche ſie an ſolchen Abenden leicht befiel in dem einſamen Häuschen, dem äußerſten des Dorfs, das von den andern durch einige Gärten und einen kleinen Wieſenfleck getrennt war, und nach dem wilden Gebirge hinausſah. Annchen holte das Buch und wie ſie es aufſchlug, rief ſie: „Sieh, liebe Mutter, hier iſt der Name unſers Dorfs!"

„Schlag die Geſchichte über, Kind," entgegnete raſch die Mutter, „mir iſt heute ſo ſchon ſehr ſchlimm zu Muthe. Horch wie der Sturmwind mit den Fenſtern raſſelt und im Schornſtein brüllt, als wollte er das Haus umwerfen. Iſt's nicht, als führe der, vor dem uns Gott bewahre, mit ſeinem wüthenden Heer durch die Luft? — Ich bitte dich, ſuch' etwas anders auf. Ich wäre des Todes, wenn ich heute noch dieſe Geſchichte hören müßte."

„Warum das, liebe Mutter," ſagte Annchen, „das Leſen wird uns doch keine Gefahr bringen? Und ich bin nun grade auf dieſe Geſchichte für mein Leben begierig. Ich weiß nicht wie es zugeht, daß ich ſie noch nicht gefunden habe. Nicht wahr? Ich darf ſie leſen?"

„Ja wenn du ſo ſprichſt," ſeufzte die Mutter, „ſo werde ich mich wohl darin ergeben müſſen. Nun lies nur geſchwind, damit ein Ende wird und dann ſuch' hurtig etwas Luſtiges, welches jene Gedanken wieder vertreibt."

Annchen hub an: „Nicht weit von W...., im Innerſten des Gebirges, iſt ein jäh in den Boden ſich hinabſenkender Schlund von unabſehbarer Tiefe, der Schlund des Gerichts genannt. Der Weg zu ihm iſt ſo verſteckt in dicht verwachſenem Gebüſch und wilden Ranken, daß ein Fremder ihn nicht leicht findet; auch iſt es gefährlich, ihm nahe zu kommen, denn zwei ſeiner Seiten ſind mit loſem Gerölle bedeckt, welches unter dem Fuß des Wanderers leicht wegrutſcht und ihn mit ſich hinabzieht. Die übrigen Wände des Schlundes werden durch ſenkrechte und ſogar überhangende Felſen gebildet, ſo daß ein in der Gegend nicht recht Bekannter ſeine Nähe nicht eher ahnet, bis er dicht vor dem ſchwarzen ſchwindelerregenden Abgrund ſtehet. Es ſollen auch in der Nähe des Gebirges böſe Geiſter umher ſchwärmen, die den Verirrten durch allerlei täuſchende Bilder ablocken, verwirren und in die Tiefe hinabſtürzen. Von dem Entſtehen dieſes Schlundes hat ſich in den benachbarten Dörfern folgende Sage erhalten. Einſt als hier Alles noch feſter Boden war, wohnte in dem Walde ein Einſiedler, welcher allgemein für einen ſo heiligen Mann gehalten ward, daß man ihm faſt göttliche Ehrerbietung erwies. Er war aber ein Heuchler, und benutzte ſeinen Ruf nur dazu, ſich Schätze zu ſammeln, indem er von Jedem, welcher ihn beſuchte, eine fromme Gabe heiſchte, um dafür ein Kreuzheer zur Befreiung des heiligen Grabes auszurüſten. Auch pflegte er von jungen Frauen und Mädchen zu fordern, was nicht billig iſt, und ihnen dabei zu ſchwören, daß ſie durch ein ſolches dem Prieſter gebrachtes Opfer eine Gott wohlgefällige Handlung ausübten. Als er ſich nun reich genug glaubte, um in einem andern Stande herrlich und in Freuden zu leben, beſchloß er heimlich den Ort zu verlaſſen. Doch fügte es ſich, daß an dem Tage, an welchem er aufbrechen wollte, in der Frühe eine Frau zu ihm kam, ihn um Hülfe für ihr ſterbendes Kind zu bitten. Er erkannte in der von Kummer und Krankheit gebeugten Geſtalt ein Weib, welches früher, als ſie jung und ſchön war, ihm ſeine Wünſche verſagt hatte; und da er in wenig Stunden weit weg zu ſein meinte, verhöhnte er ſie mit bittern Worten als eine, die ſeine Bitten nicht geachtet, und nun ſelbſt wieder bittend zu ihm komme. Das Weib flehete mit gerungenen Händen, jetzt an nichts zu denken, als an die Barmherzigkeit des Gottes, welchen er immer gepredigt habe, und in ſeinem Namen die Hände auf das Kind zu legen. Da ſchrie er, es iſt kein Gott! Das Mährchen habe ich nur benutzt, um von euch Narren und Thoren zu haben, was ich wollte! Glaubt ihr, an was ihr wollt, ich glaube an mein Geld. Als ſie ſolche Worte vernahm, ſchrie das Weib auf in wahnſinnigem Jammer, faßte das Kind bei den Haaren und zerſchmetterte es am Felſen. Da fuhr ein wüthendes Geheul durch die Lüfte, der Himmel glühte wie ein feuriger Ofen, und furchtbare Donnerſchläge ſchienen die Welt zertrümmern zu wollen. Auch tief in der Erde ertönte ein lautes Krachen, ſie barſt von einander, und ſpie Flammen aus und erſtickenden Dampf, welcher die ganze Gegend in eine ſchwarze Nacht einhüllte. Als er ſich verzogen hatte, ward der Pfaff nimmer geſehen. Das Weib, von dem hervorbrechenden Feuer zur Seite geſchleudert, war blind auf beiden Augen; das Kind aber lag am andern Morgen ſanft ſchlafend in einem Roſenbuſch, und nach vierzig Tagen öffneten ſich auch die Augen der Mutter wieder, damit ſie den Herrn preiſe, der ſie nur dräuend gewarnt, aber nicht verlaſſen hatte. Seitdem zeugt der Schlund fort und fort von der Macht der göttlichen Gerichte, und wenn ein Gottesläugner in der Gegend erſcheint, dann wird er durch eine unbezwingliche Unruhe in die Gebirge getrieben, und darin umhergehetzt, bis er ſein Leben in dem Schlunde geendet hat. Und wer auch nur ein einzigesmal einen Zweifel gegen den kleinſten Titel des chriſtlichen Glaubens in ſich geſpürt hat, für den iſt's nicht wohlgethan ſich dem Schlunde auf eine gute Strecke zu nähern. Der Teufel, der dort wohnt, erweckt die böſen Gedanken immer wieder und wieder in ſeinem Geiſte, bis er das entſetzliche Wort ausſpricht und ſeiner Gewalt hingegeben iſt. Die Bewohner der benachbarten Ortſchaften ſcheuen ſich den Hinabgeſtürzten wieder heraus zu ziehen, weil ein ſolches Eingreifen in die Gerichte Gottes den Helfenden oft verderblich geworden. Um keine Gelegenheit zu einem frevelhaften Wagniß zu geben, verläugnet man lieber das Daſein des Schlundes in jener Gegend; daher ihn nur wenig Reiſende geſehen haben." (Fortſ. f.)

Literatur.

Zur Philoſophie der Geſchichte. Von K. Gutzkow.

(Fortſetzung.)

Nachdem Hr. Gutzkow mit dem Sichelwagen ſeiner Kritik alle ihm bekannt gewordenen Eminenzen der bisherigen Geſchichtsphiloſophie niedergemäht hat, will er uns „die neuen Geſichtspunkte angeben, unter welchen er dieſe Philoſophie künftig aufzufaſſen empfehle" (54). Als Bedingung des Fortſchrittes, ja, ſelbſt ſchon als Fortſchritt bezeichnet er zuvor „die Emancipation vom Syſteme." — denn — „keine Idee Spinoza's ſei ſo lebendig, ſo ſchöpferiſch ꝛc., wie eine Idee Leſſing's;" — doch poſtulirt er gleich darauf wieder das Syſtem, aber nur zu dem Zweck, daß „einzelne Köpfe ſich dann gerade ſoweit darin arrondiren, als es nöthig iſt, um einen gewiſſen Zuſammenhang in ſeinen Ideen zu haben; das weitere Band ſei der Charakter, die Laune, der ſubjektive Einfall, kurz alle Tugenden und alle Fehler des Encyklopädismus." Hr. G. hat hierbei dreierlei überſehen; für's Erſte: daß er hiermit eine Apologie Voltaire's geſchrieben, dem er doch gleich darauf ſeine „Invektiven," — d. h. ſeine ſubjektiven Einfälle, — (56) „gegen die Prieſter" zum Vorwurf macht; — für's Zweite: daß zu jeder Zeit, wo wahrhaftes Genie ein geltendes Syſtem durchbrochen, dies geſchehen, nicht weil es Syſtem war, ſondern, weil Thatſachen und Erkenntniſſe, Bedürfniſſe und Ahndungen ſich geſammelt, die keine Stelle in demſelben fanden. Drittens endlich hat Hr. G. überſehen, einerſeits, daß es gerade das göttliche Adelszeichen des menſchlichen Geiſtes iſt, nicht blos einzelne Lichtgedanken zu produziren, ſondern den nothwendigen Zuſammenhang, die weſentliche Ordnung, die ſchöne Harmonie in ſeiner Gedankenwelt zu erforſchen und die entdeckte zu objektiviren, ſie zum allumfaſſenden, alldurchdringenden Syſteme zu geſtalten; andererſeits, daß, wie er ſelbſt (S. 103) bemerkt: „Die Überfülle unſerer Zeit an Ideen dadurch ein Unglück wird, daß ſie nicht geordnet iſt.“

Wenn aber Hr. G. beſcheidentlich „vorzieht, in der Philoſophie lieber ein Virtuoſe, als ein Schüler zu ſein“ (59), ſo hat er nicht bedacht oder vergeſſen, daß der Virtuoſe ſich nicht von den ewigen Geſetzen des Generalbaſſes und des Contrapunktes emanzipirt, ſondern innerhalb derſelben — als deren meiſterhafter Schüler — ſich bewegt — und ſchafft.

Was nun näher die „neuen Geſichtspunkte“ des Hrn. G. betrifft, ſo laſſen ſie ſich auf folgende reduziren: 1. Die Geſchichtsphiloſophen ſollen nicht „bei der Schöpfung, der Erde und der Urwelt verweilen,“ denn die Geſchichte beginne mit der erſten hiſtoriſchen That (58), und „das Objekt der Hiſtoriologie ſei nichts, als der moraliſche Menſch, der Menſch in ſeiner einmal bekommenen Ausſtattung“ (54–60). 2. Man ſoll keine „paränetiſche, fromme und rührende Zwecke in die Geſchichte bringen;“ die Philoſophie der Geſchichte ſoll nicht „ausglätten, richten, verſöhnen wollen;“ denn, wenn dieſelbe ein Ziel habe, ſo ſei es dies, — „das Ähnliche zu verknüpfen, und wenn ſie eine Folge habe, ſo ſei es die, daß wir auf unſrer Hut ſeien;“ (60, 61). 3. „Dieſer Auffaſſung gemäß dürften die Klammern der beliebten Zeiträume nicht länger bleiben;“ denn — „Alles, was uns ſchematiſch vor Augen ſteht, ſei Hinderniß unſeres Verfahrens“ (61). Endlich 4. ſoll „man das Reagens der logiſchen Idee vertauſchen mit dem Reagens des — Zufalls;“ denn, fragt Hr. G., „iſt eine einzige That ihres Zuſammenhanges wegen gethan?“ (63).

Es iſt leicht einzuſehen, daß dieſe angeblichen Geſichtspunkte nur negativer Beſchaffenheit ſind, und daß, von denſelben aus, die Philosophie de l'histoire par feu l'abbé Bazin (d. h. von Voltaire) die im Jahr 1765 erſchienen, dem Ideale des Hrn. G. weit mehr entſpricht, als Leſſing's, Herder's, Kant's, Jeniſch's, Fichte's und Hegel's die Menſchheit adelnden Syſteme. — Der erſte Geſichtspunkt aber iſt falſch, weil alle Geſchichte und ſomit auch alle Philoſophie derſelben mit der genauen Beſtimmung ihres Subjektes und ſeiner weſentlichen Momente beginnen muß, und jede That nur aus den Vorausſetzungen derſelben begriffen werden kann. Er iſt falſch, weil die Geſchichte der Menſchheit und ihre Philoſophie nicht blos den „moraliſchen,“ ſondern — den ganzen Menſchen, alſo auch den mehr oder weniger unwillkührlich wirkenden, bildenden, denkenden, den fühlenden und leidenden u. ſ. w. zum Vorwurf hat. Von einer „einmal bekommenen Ausſtattung“ zu reden, iſt aber höchſt unpaſſend, da jeder Neugeborne auch neu ausgeſtattet wird, und in die Geſchichte des Menſchen fortwährend Kräfte, Mächte und Gewalten einwirken und eingreifen, durch deren Abläugnung die Menſchheit zum unförmlichen Torſo würde. —

Der zweite Geſichtspunkt iſt nur inſofern richtig, als man allerdings in die Geſchichte nichts hineinbringen ſoll; er iſt aber nicht neu, und er iſt unrichtig, inſofern damit das Streben ausgeſchloſſen werden ſollte, die angegebenen Zwecke in der Geſchichte zu finden, was doch ſo ſchwer nicht ſein kann, da Hr. G. ſelbſt (S. 59) zugeſteht: „man werde die göttliche Aſſiſtenz nicht läugnen können.“ Wenn endlich Hr. G. als einziges — und zwar nur hypothetiſches — Ziel der Geſch. der Phil. aufſtellt, „das Ähnliche zu verknüpfen,“ ſo verſichert er ſelbſt uns dagegen an anderer Stelle: „eine Phil. der Geſch. ſei die innere Dialektik der Begebenheiten,“ was doch weit über jenes Ziel hinausgreift. —

Der dritte Geſichtspunkt iſt nur eine Proteſtation gegen jedes vorhandene oder noch mögliche Schema, und macht hiermit gleich von vornherein die Geſchichte zum Chaos, wodurch begreiflich wird, wie Hr. G. (S. 61) die freilich nicht ſehr neue Lehre aufſtellen konnte: „die Geſchichte ſei jener jahrtauſendjährige blutige Kampf zwiſchen Recht und Unrecht, zwiſchen Natur und Geiſt, eine Abwechslung von Sonnenſchein und Ungewitter.“ — Wenn endlich Hr. G. an die Stelle der logiſchen Idee den Zufall geſetzt wiſſen will, ſo iſt dieſer Geſichtspunkt allerdings neu; ob aber nachzuweiſen, daß die Dinge „etwas Anderes hätten werden können, als ſie wurden,“ philoſophiſcher ſei, als das Beſtreben, die geſchichtlichen Ereigniſſe als Entwicklung einer Idee, und wäre ſie auch nur die logiſche, zu erfaſſen und dem, nach Rythmus und Harmonie verlangenden Menſchen zur Anſchauung zu bringen, — darüber kann nur bei Solchen die Frage ſein, die „die Laune, den ſubjektiven Einfall, kurz alle Tugenden und Fehler des Enzyklopädismus“ in die Philoſophie einführen, d. h. die Philoſophie in ein auch nur zufälliges Gerede verwandeln möchten. Allerdings iſt mit der formellen Freiheit, d. h. mit der Willkühr des Menſchen auch die Möglichkeit deſſen, was man Zufall nennen kann, gegeben; aber die Weltordnung im Ganzen wird eben ſo wenig dadurch aufgehoben als die Staatsordnung durch ein Verbrechen; vielmehr bewährt jene wie dieſe ſich gerade dadurch, daß ſie jeden von ihr Abfallenden oder ihr Widerſtrebenden wieder einzulenken nöthigt, überhaupt aber den ſg. Zufall nicht über ſeinen höchſt beſchränkten Spielraum in die ihn umſchließende Sphärenordnung einbrechen läßt. Wohl kann der Menſch, dem Geſetz der Körperſchwere zuwider, ſeine Schritte nach allen Seiten hin beliebig lenken; aber gebunden bleibt er doch an ſeinen Planeten und er muß mit ihm deſſen Sonne umkreiſen, — und wenn er auch irgend eine beliebige Speiſe nur genießt um ihres Wohlgeſchmacks willen, ſo haftet der Speiſe, als ſolcher, doch der höhere Endzweck ein, ſeinen Organismus zum dienſtwilligen Werkzeug ſeines geiſtigen Weſens zu machen. — Verſichert aber nach Allem dieſem Hr. G. zum Schluſſe ſeiner Einleitung: „er glaube an den Gott in der Geſchichte, an die Perfektibilität unſres Geſchlechts und an jene Frage (?) der Humanität“ (64), ſo iſt uns hiermit die Aufgabe geſtellt, zuzuſehen, inwieweit es ihm in den nachfolgenden Abhandlungen gelungen, dieſen Glauben wahrſcheinlich zu machen und ihn mit den bereits beſprochenen Anſichten in Einklang zu bringen. —

Wir haben nun zu dieſem Zwecke jene Aufſätze wiederholt mit aller Aufmerkſamkeit durchleſen, aber hinſichtlich der Prinzipien überall vor Hrn. G. mit ſich ſelbſt, wenn nicht im Kampfe, ſo doch im Widerſpruch gefunden. Wie Fauſt bei Göthe klagt:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt —
Zu den Gefilden hoher Ahnen!“

ſo tönt auch aus dieſem Buche, — vielleicht noch ſeinem Verf. unbewußt, — eine ähnliche Klage uns entgegen, und gerade, daß ſo disparate Elemente ſich hier ſo enge in einander verſchlungen zeigen, läßt uns auf eine baldige Kriſe und — durch ſie — auf einen Sieg des beſſeren Elementes hoffen. Vielleicht gelingt es uns, durch ſtrenge Hinweiſung auf jenen Gegenſatz, den Ausbruch jener heilſamen Kriſe um Einiges zu beſchleunigen! — (Schluß f.)

Feuilleton.

⁂ Neueſtes aus dem Sonnenſyſtem. — Profeſſor Gruithuiſen hat kürzlich einen ausführlichen Bericht über die „neueſten Himmelsbegebenheiten im Sonnenſyſteme“ erſtattet, aus welchem wir das Denkwürdigſte hier zuſammenſtellen wollen.

1) Die aus Beobachtungen geſchöpfte Behauptung Herſchel's (des Vat.), „daß große Veränderungen auf der Sonnenoberfläche von mächtigem Einfluß auf unſere Atmoſphäre ſeien,“ beſtimmt Herr Gr. nach mehr als 30jährigen Beobachtungen näher dahin: „daß neue oder ſchnell regenerirte Sonnenflecken unſerer Atmoſphäre eine erhöhte Wärme mittheilen; — beſonders wenn die feinen Stippen oder Korrugationen viele ſehr helle Stellen und lebhafte Veränderungen auf der ganzen Sonnenſcheibe zeigen.“

2) Was Herr Gr. geahndet, das wurde, von ihm dazu veranlaßt, vom bairiſchen Hofmaler Kloz entdeckt, — nämlich die ungleiche Schattirung der Sonnenſcheibe. Nach Herrn Gr. demnächſt angeſtellten Beobachtungen „ſind die Schattirungsphaſen im höchſten Grade veränderlich; ſehr häufig aber wird in den Regionen des Aequator's der Sonne am meiſten Helligkeit bemerkt, wonach alſo hier eine hellere Aequatorialzone von circa 30 Grad Breite vorkömmt. — In der Regel iſt in der Nähe und weit im Umkreiſe um einen neuen großen Sonnenfleck die Sonnenoberfläche völlig ohne Schattirung, und oft ſo hell leuchtend, daß ſie das Auge durch das Sonnenglas noch blendet.“ Hiermit, meint Herr Gr., ſei die Urſache entdeckt, warum das Erſcheinen von Sonnenflecken von größerer Wärmeentwicklung begleitet ſein ſoll: da die größere Thätigkeit rings um den Fleck einen Ueberſchuß von Licht erzeugt.

3) Zeigt aber die Sonnenſcheibe an den Rändern um und um eine gleiche Schattirung, erſcheint kein großer Flecken, hingegen an den bei den Fleckenzonen eine Menge weit umher zerſtreuter ſchwarzer Punkte, die nur ſehr kleine Fackeln hinterlaſſen, dann iſt mit dieſem Zuſtand immer eine auffallende Erkältung unſerer Atmoſphäre verbunden.

4) Wenn dagegen die Sonne keine beſondere Armuth an Licht, aber auch keinen auffallenden Reichthum zeigt, dann verläuft ſich die Witterung der Jahreszeiten regelmäßiger, als in den Jahren, da es einen großen und ſchnellen Wechſel der Sonnenflecken gibt. —

5) Der berühmte Witterungsforſcher Pilgram hat nachgewieſen, daß [illegible] Jahre, worin Kometen erſchienen, wärmer waren, als andere Jahre ohne Kometen, und Capocci und Biela haben beobachtet, daß die Kometen dann erſt die ſchönſten Schweife zeigen, und nach dem erſteren, und nach Caſſini glänzt das Zodiakallicht dann am lebhafteſten, — wenn ſich große Sonnenflecken finden. —

6) Am Jupiter ſind die vier großen ſchwarzgrauen Streifen bis auf einen in der ſüdlichen Halbkugel verſchwunden, und der eine noch übrige hat eine braune Farbe bekommen. Uebrigens meint Herr Gr. „müſſe der Jupiter etwas von der Sonne haben, weil er, gleich der Sonne, ſchwarze Flecken und weiße Stellen (Fackeln) zeigt, und ſeine Koloſſalität bei der wunderbar geringen Geſammtdichtigkeit ſo viel Aehnlichkeit mit der Sonne darbietet, daß ſogar ſeine Fleckenzone dieſelbe zenographiſche Breite behauptet, wie bei der Sonne. —

7) Auch Saturn zeigt gegenwärtig auf ſeiner nördlichen Halbkugel einen dunkeln Streifen, und es zeigt ſich, daß auch der Wolkenhimmel der Saturnuskugel von ähnlicher Natur iſt, wie jener des Jupiter. —

8) Daß es auch auf dem Monde Wolken gebe, davon glaubt Herr Gr. durch Beobachtung vollkommene Ueberzeugung erhalten zu haben. —

⁂ Buddhismus. — Nach Wilſon's Angaben zählt der Buddhismus jetzt ungefähr 270 Millionen Anhänger. Daß er in Indien entſtanden, ergibt ſich aus den zahlreichen Zeugniſſen, in denen ſich die Exiſtenz deſſelben in jenem Lande, und zwar in einem blühenden Zuſtande vom VI. Jahrhundert vor- bis zum XII. oder XIII. Jahrhundert nach Chriſti verfolgen läßt. Seit dem XVI. Jahrhundert aber iſt er dort als Religionspartei völlig verſchwunden. Remuſat und ſpäter Ampère ſind der Meinung, daß er von den Braminen gewaltſam ausgerottet worden. — Noch finden ſich viele, wenn auch mehr oder minder verſtümmelte Bilder Buddha's in Indien. Der einzig bekannte Tempel deſſelben über dem Boden iſt ein altes zerſtörtes Gebäude in Gaya in Behar; aber Buddhiſtiſche Höhlentempel ſind nicht ſelten, die merkwürdigſten finden ſich zu Salſette, Karli, Ellora u. ſ. w. am Saum der Vindhyagebirge. —

⁂ Das königl. preußiſche Miniſterium des Innern und der Polizei hat nach eingeholtem Gutachten des Obercenſurcollegs in den preußiſchen Staaten den Verkauf und die Verbreitung der im Jahr 1835 in der J. D. Sauerländer'ſchen Buchhandlung erſchienenen „Soiréen von K. Gutzkow“ (2 Bände) ausnahmsweiſe geſtattet. —

⁂ Champagner-Produktion und Verbrauch. — Aus genauen Nachforſchungen an Ort und Stelle ergibt ſich, daß im vor. J. aus dem Departement der Marne, der Heimath des eigentlichen Champagners, 2,700,000 Bouteillen dieſes Weines ausgeführt wurden. In Frankreich ſelbſt werden jährlich im Durchſchnitt 626,000, in England und Oſtindien 487,000, in Deutſchland 179,000, in den vereinigten Staaten Nordamerika's 400,000, in Rußland 280,000 und in Schweden und Dänemark 30,000 Flaſchen verbraucht.

⁂ Klapperſchlange. — Dem Berichte eines Reiſenden in Südkarolina zufolge finden Thiere, welche die Klapperſchlange verſchlingen will, ſchon bevor dieſe ſie ergriffen, den Tod, entweder durch Schrecken oder durch die magiſche Gewalt des Schlangenblickes. Der Reiſende tödtete zwei ſolche Schlangen. Ein Beutelthier, welches eben von der einen verſchlungen werden ſollte, war todt, als der Jäger ſich ihm näherte; ein Kaninchen, welches er von eben ſolcher erlöſ'te, ſtarb wenige Minuten nach ſeiner Befreiung.

⁂ Seefiſche in ſüßem Waſſer. — Die Debats vom 8. d. M. hatten berichtet, ein Amerikaner habe das Mittel entdeckt, Seefiſche längere Zeit in ſüßem Waſſer zu erhalten, und dieſer Verſuch ſei zu Liverpool wiederholt worden. Hierauf ſchreibt Herr Milbert, (peintre naturaliste) dem Herausgeber jenes Blattes (ſ. Deb. vom 12. d. M.), er ſelbſt habe ſchon während ſeines Aufenthaltes in Nordamerika ein ſolches Mittel entdeckt. Er habe nämlich dem Gefäße mit Seewaſſer, in welchem er Anfangs die Fiſche aufbehalten, nach und nach ſtatt des theilweis abgelaſſenen Seewaſſers, ſüßes Waſſer zugegoſſen. Hierdurch ſeien die Fiſche allmählig an dieſes gewöhnt worden, ſo daß ſie zuletzt in reinem Flußwaſſer, ohne Nachtheil für ſie, verſendet werden konnten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 181. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 2. Auguſt.

Der Gotteslängner.

(Fortſetzung.)

Annchen hielt hier inne, und ſprach: „Aber Mutter, wenn der Teufel in jenem Schlunde wohnt, und auf das Verderben der Menſchen lauert, warum ſtellt ſich ihm denn nicht ein tapferer Kämpfer entgegen, wie einſt St. Georg dem Drachen? Wer für eine gute Sache ficht im Namen Gottes, dem müſſen ja die Schaaren der Hölle erliegen.“

Die Mutter lächelte. „Ja,“ ſprach ſie, „man hört's dir gleich an, daß dein Vater als Feldprediger oft Pulver gerochen, und manchmal ſogar die Bibel mit dem Degen vertauſcht hat! Aber, Kind, wie käme denn uns zu, über ſo große Dinge zu urtheilen? „Mein iſt die Rache,“ ſpricht der Herr. Laß uns in Demuth harren, wie er ſeine Gerichte herrlich hinausführt. Er iſt ein ſtarker eifriger Gott, und läßt ſich nicht ſpotten.“

Annchen ſchüttelte den Kopf, und las weiter:

„Noch ſagt eine uralte Prophezeihung von dieſem Schlunde: „Wenn eine unbefleckte Jungfrau aus lauterer Liebe ſich in denſelben zum freiwilligen Opfertode hinabſtürzt, dann iſt der Zorn des Himmels verſöhnt, der Schlund wird ſich ſchließen, eine liebliche an heilbringenden Kräutern reiche Flur wird darüber emporblühen, und Segen wird auf der ganzen Gegend ruhen.“

Das Mädchen ſchlug mit der flachen Hand auf das offene Buch, und rief mit funkelnden Augen: „Wie? Und dazu hat ſich in all den Jahrhunderten noch keine Jungfrau entſchloſſen! Da war es doch anders in der Heidenzeit. Als einſt in Rom ein ſolcher Schlund entſtand, ſtürzte ſich gleich ein edler Jüngling mit Roß und Waffen hinunter, und verſöhnte ſo die Götter! Und uns Chriſten ſollten die Heiden beſchämen?“

„Kind, Kind!“ rief die Mutter am ganzen Leibe zitternd, „du willſt doch nicht — o das unglückliche Buch — o Herr, mein Heiland, was muß ich Alles mit dem Kinde erleben, es bringt mir noch den Tod. Bedenk doch, daß der Schlund nur den von Gott verfluchten Gefahr bringt. Verſuche den Himmel nicht, und denk an deine alte Mutter, die dich mit Schmerzen geboren und dich mit Liebe getragen, ſo oft du ſie auch bis zum Tode erſchreckt haſt.“

Der letzte Grund wirkte auf Annchen, welche von der Mutter mit beiden Armen ſo feſt umſchlungen ward, als gälte es, ſie von dem dicht vor ihren Füßen gähnenden Schlunde zurückzureißen. Sie verſprach herzlich, die Mutter lebenslang nicht zu verlaſſen und etwas zögernder und unwilliger auch, niemals in die Gerichte des Himmels einzugreifen, wobei die Wittwe ſie herzte und küßte und dazwiſchen immer ſeufzend rief: „Ganz der Vater! Ganz genau der Vater!“

In dieſem Augenblick ſchlug eine kräftige Fauſt von draußen an das Fenſterkreuz, daß alle Scheiben klirrten und eine rauhe Baßſtimme rief: „Holla, aufgemacht! Und zwar raſch! Nicht zu lange beſonnen!“

„Da haben wir's!“ rief Frau Margaretha todtenbleich, „ſag' ich's nicht immer? Sobald man nur böſe Gedanken hegt, iſt der Verſucher nicht fern! Geh nicht, Kind, um Gottes willen geh nicht! Laß uns die Fenſterladen ſchließen, und die Thüren verriegeln.“

„Was wird's denn ſein, Mutter?“ ſprach Annchen die Lampe ergreifend, „ein verirrter Reiſender, wir wollen ihn zurechtweiſen.“

Da ſchlug der Mann noch einmal und noch ſtärker ans Fenſter und rief: „In's Teufels Namen, habt ihrs nicht gehört, daß ihr aufmachen ſollt? Meint ihr ich hätte Luſt hier im Regen und Geſtöber umzukommen, weil ihr euch vor Geſpenſtern fürchtet."

„Hörſt du's, Mutter," ſagte Ännchen, „ein Reiſender, der unſre Hülfe ſucht, laß uns geſchwind öffnen. Widerſtand würde ja doch nicht helfen."

„Nein," rief die Mutter, wenn denn einmal geöffnet werden ſoll, ſo laſſe ich dich nicht vorangehn. Eine alte Frau iſt weniger Gefahren ausgeſetzt, als eine ſo ſchmucke Dirne." Mit dieſen Worten nahm ſie die Lampe der Tochter aus der Hand, und ging, innerlich bebend, aber mit feſtem Schritt, die Hausthür zu öffnen. Sobald ſie das Schloß nur ein wenig aufgeklingt hatte, riß ein heulender Sturmwind ihr die Thür aus der Hand, warf ſie weit auf und fegte ein wüſtes Gemiſch von Schnee und Regen in's Haus, vor dem ſie mühſam mit vorgehaltener Hand das wildflackernde Licht der Lampe zu ſchützen ſuchte."

„Guten Abend," rief ihr ein Mann entgegen, der in einen Mantel gehüllt an der Thür ſtand, und ein ſchnaubendes Pferd am Zaum hielt, „geſchwind einen Stall, wohin ich das arme Thier bringe, das keinen Schritt mehr von der Stelle kann."

„Ach lieber Herr," rief Frau Margaretha, „wie können Sie nur verlangen, daß ich, eine arme Predigerwittwe, Sie beherbergen ſoll? Reiten Sie nur durch's Dorf, und dann der Heerſtraße nach; in einer Viertelſtunde werden Sie ein ſchönes Wirthshaus finden, und Stallung für Ihr Pferd ſo gut Sie dieſelbe nur wünſchen."

„Aber Mütterchen," entgegnete der Mann," bis ich durch's Dorf komme, und dann noch eine Viertelſtunde weiter, hat mich und mein Pferd der Teufel geholt. Geſchwind, wo iſt der Stall, ich kann das todtmüde Thier hier nicht unter der Dachtraufe ſtehen laſſen."

„Einen Pferdeſtall habe ich gar nicht," erwiederte raſch Frau Margaretha, „nichts habe ich, was einem Stall ähnlich ſähe, als einen kleinen Schuppen, darin meine Kuh und meine Ziege ſtehn."

„Ei nun," rief der Mann, „hab' ich ſelbſt doch ſchon bei manchem Eſel zu Mittag geſpeiſt, ſo mag auch mein Pferd einmal zwiſchen Kuh und Ziege ſich behelfen! Eine Laterne! Oder wahrhaftig, Mütterchen, ich bringe das Pferd in die Stube."

Erſchrocken holte Frau Margaretha eine Laterne herbei, der Fremde nahm ſie mit einem leichten Dank ihr aus der Hand, und zog das Pferd nach dem Stalle.

Die Wittwe eilte wieder in die Stube, und rief: „Ännchen, ach Ännchen! Was fangen wir an? Gewiß ein Räuber! Ohne mich zu fragen, zieht er ſein Pferd in unſern Stall, mit Gewalt bricht er in's Haus, und was wird er hier erſt anrichten! Wenn wir doch einen Nachbar anrufen könnten! Aber die Häuſer liegen alle zu fern, und bei dem Wetter hört man keines Menſchen Stimme fünf Schritt weit, und auf der Straße läßt ſich nicht einmal ein Hund ſehn. Sieh du nur zu, daß du in Sicherheit kommſt. Birg dich in deine Kammer und bet' ein Vaterunſer! Mir allein wird Gott ſchon weiter helfen."

„Ich dich verlaſſen, Mutter, wenn Gefahr droht," rief Ännchen, „nimmermehr!" — Die Mutter verſuchte noch einmal ihr deutlich zu machen, daß ein hübſches Mädchen von dergleichen Gäſten mehr zu fürchten habe, als eine alte Frau, und bat von neuem, ſie die Gefahr allein beſtehen zu laſſen. So ſprachen ſie über Bleiben und Nichtbleiben, ſo lange hin und her, bis, in dem Augenblick, wo Ännchen Nachthäubchen und Jäckchen ergriffen hatte und in die Kammer neben der Stube ſchlüpfen wollte, der Fremde eintrat. Raſch ging er auf die Entfliehende zu, faßte ſie am Arm, und führte ſie in's Zimmer zurück. —

„Wohin?" rief er. „Seht ihr mich für einen Menſchenfreſſer an? Wahrhaftig, ihr fahrt ſo lange fort euch zu fürchten, bis ihr mir Luſt erweckt, mich furchtbar zu machen.".

Ännchen ſah ihn unerſchrocken an und ſprach: „Wir fürchten uns nicht, mein Herr! Wir haben Niemanden auf der Welt etwas zu Leide gethan, und ſo hoffen wir, daß auch uns Niemand etwas zu Leide thun wird. Sollte uns aber dennoch Jemand beleidigen, ſo lebt ein Gott im Himmel, der die Unſchuld ſchützt und ihre Verletzungen rächt."

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Zur Philoſophie der Geſchichte. Von K. Gutzkow.

(Schluß.)

Beginnen wir mit Gott, ſo leſen wir einmal bei Hrn. G.: „die planetariſche Bewegung ſei — Gottheit, — ſei die produzirte Gottheit ſelbſt" (299); das „göttliche Ideal," das in unſerer Bruſt wohnt, — „ſei Gott ſelbſt, — und um dieſen Typus, dieſen Gott — zu erzeugen, lebten wir," — (301. 302) und „was, (nach dem Tode) aus der Aſche ſteige, ſei ein Gedanke, aber ein lebendiger, concreter Gedanke, der in uns wohnte, Gott;" (305, überhaupt „gingen alle phyſiſchen und moraliſchen Handlungen darauf aus, Gott zu produciren" (298). Dann aber leſen wir wieder: „der planetariſche Umſchwung ſei Anbetung, Religion, Offenbarung" (298); „dieſe Hyperbeln und Parabeln ſeien die myſtiſchen Hieroglyphen, welche den unausſprechlichen Namen der Gottheit ſchreiben" (299); „in Allem, was animaliſch lebt, fehle der göttliche Moment nicht" (309), und die vollendete Statue eines Charakters und eines ſelig beſchloſſenen Lebens ſei nichts, als das in unſerer Bruſt ausgeprägte Ideal der Gottheit" (303). Nehmen wir nun noch hinzu, daß „jede Erſcheinung in den verſchiedenen Reichen der Natur die Rückkehr in Gott ſuche" (299); (was alſo eine Entfernung vorausſetzt), ferner: „daß wir leben, ſei nur, daß wir Gottes Antlitz ſchauen" (303) und „unſere Seligkeit (nachdem wir der Aſche entſtiegen) werde ſein, uns als einen Moment „in Gott zu wiſſen" (305), — ſo glauben wir hiermit hinlänglich das Vorhandenſein jener zwei Anſichten angedeutet zu haben, von denen man die eine die identifizirende, die andere die eigentlich religiöſe nennen könnte. —

Gehen wir dann zum Menſchen über, ſo macht ihn Hr. G. einmal „zur letzten Feierſtunde der faſt verbrauchten Zeugungsfähigkeit der Materie" (93); er meint ferner, „die menſchlichen Fähigkeiten ſind eine Mitgift; aber die Natur hatte den größten Antheil an ihrer Verwendung . . . ſie ſprach ihre Töne dem Menſchen vor, — der ſie nachſchnalzte und nachzwitſcherte" (94); dann: „die Scholle beherrſche den Menſchen" (96) und „unſer Handeln im Strom der Geſchichte ſei faſt immer nur der

Despotiſmus der Umſtände“ (217); „immer aber ſei der Menſch das, wozu ihn ſeine Lage machte“ (83).

Dagegen iſt S. 300 der Menſch „eine Stufe der Gottheit.“ — „ein harmoniſches Geſetz der Tugend und Schönheit wohnt in unſrer Bruſt, bei'm Einen, als Gewiſſen, bei'm Andern als myſtiſche Intuition,“ auch „hat es zu keiner Zeit an den Vorausſetzungen gefehlt, um einen dem Himmel wohlgefälligen Charakter ohne Lücke zu geſtalten“ (301), und der Menſch lebt nur, um den in ihm wohnenden Gott „aus dem ungewiſſen Nebel unſrer Sinnennatur und dem unvollkommenen Bewußtſein eines in die Materie gebannten Geiſtes zu befreien“ (302).

Was aber die Frauen betrifft, ſo gibt es nach S. 148 „Beiſpiele genug, welche die Geſchichtsfähigkeit derſelben beweiſen;“ nach S. 150 hingegen, „kann das Weib als ſolches niemals in der Geſchichte auftreten.“

Wie nun einerſeits Gott einmal mit der Welt identifizirt, das andremal über ſie erhoben wird, wie anderſeits der Menſch einmal von außen zu dem gemacht wird, was er iſt, das andremal er ſelbſt den Gott, der in ihm wohnt, erzeugt und befreit, ſo kann es nicht befremden, wenn wir auch über die Geſchichte der Menſchheit im Ganzen den disparateſten Behauptungen begegnen. Diejenigen, die noch der erſten Gedanken- und theilweis Ungedanken-Formation des Hrn. S. anzugehören ſcheinen, laſſen ſich im Weſentlichen auf folgende reduziren:

Die Geſchichte iſt nur Kampf, nur Abwechſelung, ihre Form „nicht Auf- und Abſteigen, nicht der concentriſche Kreis oder die Spirale, ſondern der epiſche Parallelismus, bald congruirend, bald divergirend“ (53). Kein Plan ſchwebt über der Geſchichte (140), keine Ordnung herrſcht in ihr (294), ohne Leitung ſind die menſchlichen Schickſale (86). Hrn. S. liegt es ſogar daran, „die Ungereimtheit einer ſg. Erziehung des Menſchengeſchlechtes nachzuweiſen“ (123). Auch „ſieht er nicht ein, wie die Geſchichte dazu beſtimmt wäre, die Offenbarung einer ganz beſondern Idee zu ſein“ (143). Denn, „wäre die Erde darum zwiſchen die Ellipſen und Parabeln der übrigen Himmelskörper und der Menſch auf ſie ſelbſt geſchleudert, damit jene Ereigniſſe, welche wir Geſchichte nennen, einen beſtimmten Zweck hätten, und die Ausführung irgend einer göttlichen Idee wären, ſo ſähe dies einer despotiſchen Grille weit ähnlicher, als einer weiſen Fürſorge; der Zweck der Erde iſt kein hiſtoriſch-metaphyſiſcher Geſammtzweck, ſondern der einzelne Menſch, wie er geboren wird und ſtirbt mit dem Bewußtſein, in ſeiner Weiſe das Räthſel des Lebens gelöſ't zu haben“ (146). „Ohne Zweifel,“ heißt es zwar S. 15, „liegen Geſetze in der Geſchichte, aber es ſind Geſetze, die ſie ſich ſelbſt gegeben hat.“ (!) Nach S. 100 „ſcheint es aber, daß immer, wenn ſich die moraliſchen Geſetze der Geſchichte erſchöpft haben, die Natur an ihre Stelle neue gibt . . . Die Natur (aber) kehrt Seiten heraus, welche immer dämoniſcher und geheimnißvoller werden . . . Eine Spiegelfechterei der Hölle, (der animal. Magnetismus) wird die Jakobsleiter der Viſionen und der hereinragenden Geiſterwelten . . .“ Und — „ſind die Nationen nicht wieder in die Macht der Natur gefallen“ (101)? „Dieſe ſchadenfrohe Natur ſpringt unvermuthet über jeden Calcul, und zerſtört den Schematismus der Geſchichte, wenn er vorhanden iſt“ (99); „ſie iſt eben ſo ſehr das Zufällige, wie das Providentielle“ (111). Im Grunde aber iſt es der Zufall, der herrſcht; — denn „die feuerfangende Materie iſt überall; ein zufälliger Funke, der hineinfällt, gibt die Entſcheidung der Jahrhunderte“ (86); „die Zukunft erhält vielleicht durch das Zufälligſte und Leidenſchaftlichſte ihr Gepräge“ (171), und „wenn irgend etwas beweiſt, daß die Geſchichte nur der Triumph der zufälligen That, — ſo iſt es das hiſtoriſche Loos der Weiber“ (130); — wie anderſeits „die ſtatiſtiſchen Tabellen — allen unſern humaniſtiſchen Träumen Hohn ſprechen“ (296). —

Wahrſcheinlich einer zweiten, jedenfalls aber einer anderen Formation ſcheinen uns Äußerungen, wie die nachfolgenden, anzugehören:

„Das göttliche Ideal, welches in unſrer Bruſt ruht, iſt der Urtypus all' unſerer ſublimen Begriffe, und die Ahnung jener göttlichen Bilder und Grundlagen der Ideen, welche von Anbeginn der Dinge im Schooße der Weltſchöpfung ruhen“ (302). „Uns ſelbſt iſt das Leben und die Geſchichte gegeben, — ein Stoff, der zu allen Zeiten vollſtändig genug da war, um die göttliche Beſtimmung des Menſchengeſchlechts auszudrükken“ (300), die, nach S. 64 in nichts anderem, als in „der Perfektibilität“ deſſelben beſtehen kann. „Die Idee einer göttlichen Menſchenerziehung, einer beſtimmten Aufgabe der Geſchichte, verdanken wir der Miſchung jüdiſcher und chriſtlicher Begriffe“ (8). — Wie dann „mit dem Abfalle von dieſer Beſtimmung das Ziel einer allmählichen Wiederkehr in den alten Zuſtand“ (9), ſo iſt doch wohl auch umgekehrt — mit der von Hrn. S. ſtatuirten „Rückkehr in Gott“ ein Abfall oder eine Entfernung von ihm ausgeſprochen.

Daß aber Gott jener „Ordner der Geſchichte“ iſt, den Hr. S. „nicht läugnen zu können“ verſichert (259), erweiſ't ſich aus der anderweitigen Behauptung: „man werde die göttliche Aſſiſtenz (bei dem Willen des Menſchen) nicht läugnen können“ (59), wie denn Hr. S. (S. 175) ſogar von einer „weiſen Fügung Gottes“ ſpricht. —

Die Ordnung der Welt iſt aber ſchlechthin nur eine moraliſche; denn „die Geſchichte hat nur einen Zweck: das iſt das Leben; Leben iſt (aber) kein Genuß, Leben iſt eine Aufgabe. Ob wir durch unſere Thaten etwas bewirken, liegt immer auf einem unſichern Brette. Das Ewige iſt nur dies, ob wir recht thaten und Niemand ſcheuten. Der Zweck der Geſchichte iſt der moraliſche Lebenszweck, die Tugend oder (?) das Laſter“ (148 f.). Doch „ſcheint (auch) jedes Volk unſeres Welttheiles eine eigenthümliche Miſſion, eine beſondere Stellung und Beamtung für die Frage der Geſchichte bekommen zu haben, ſo daß man leicht berechnen kann, welche Metamorphoſe dies oder jenes Problem überſtanden, wenn es aus der Hand eines Volkes in die eines andern übergegangen iſt. Natur und Geſchichte wirkten für dieſe hiſtoriſche Rollenaustheilung ineinander“ (105). Aber „erſt die neue Welt ſtrebt nach dem Ziele der reinen Humanität“ (130); denn nach Hr. S's Meinung, — von deren Unrichtigkeit er ſich jedoch durch Selbſtanſicht von Grotius Werken überzeugen kann, — „warf die Sonne der Humanität“ noch „auf die Stirn dieſes Autors keinen roſigen Abglanz.“ Erſt Kant (meint Hr. S. irrthümlich) „erhob ſich über das Geſchichtliche zum Rechte, das in uns wohnt.“ (Hat Hr. S. denn die Antigone des Sophokles und Plato und Cicero und tauſend Andere bis herab auf Buchanan, Milton und Rouſſeau vergeſſen?) „Kant's Entwurf zum ewigen Frieden iſt ein frommes Frühlingsopfer auf den Altar der Menſchheit und ſelbſt in ſeinen unhaltbaren Nebeln und Wolkenträumen ſteigt es empor zum Wohlgefallen Gottes (218)!" Jedenfalls iſt „der ewige Friede ein Produkt der Vernunft und ein Ziel der Civiliſation," und „ebenſowenig Chimäre, wie Alles, was die Menſchen durch den Gebrauch ihres Verſtandes und Herzens erreichen können" (224). „Wem zu Liebe ließe ſich denn auch der ewige Friede, d. h. die allgemeine Herrſchaft der Vernunft beſtreiten? — Zuletzt, — iſt der ewige Friede keine Thatſache; dann muß er eine Tendenz werden" (235 f.).

Das Weib aber iſt es, welches „die Geſchichte vor der Verwilderung ſchützt;" und „die Liebe wird immer mächtiger ſein, als der Haß" (151). „Iſt nun der Geſchichtszweck das Leben, ſo iſt es durch die Familie, die Erziehung, kurz durch Alles, was dazu dient, dem Menſchen Raum zu geben zur Entfaltung ſeiner natürlichen Anlagen" (hier geht Hr. G. über den blos moral. Zweck hinaus), „Raum zur Prüfung ſeines Herzens, Raum endlich zu Thaten, welche, wenn ſie auch über Haus und Hof nicht hinausgingen, vor Gott doch gleichen Werth haben, wie irgend eine große Handlung von draußen, die der Hiſtoriker aufzeichnet. . . Das Weib iſt (aber) der ewige Widerſpruch gegen die erſchütternden Begebenheiten der Geſchichte. Weſſen Daſein kann (daher) die moraliſche Aufgabe der Schöpfung beſſer bewähren?" — „Ich denke," fügt Hr. G. hinzu, „der Ausgang der Geſchichte wird der der beruhigten Leidenſchaften und der Sieg des weiblichen Prinzips" (d. h. der Liebe) „ſein. Die Geſchichte wird ſich in kleines Detail verlieren, und das Wohlgefallen Gottes wird ebenſo zu jenen unſcheinbaren Thatſachen der Idylle lächeln, wie es zu den geſpreizten und großmänniſchen Verrenkungen der welthiſtoriſchen Kothurntragödie lächelte" (147 f.).

Wie aber „jede Erſcheinung in den verſchiedenen Reihen der Natur die Rückkehr in Gott ſucht," und ſelbſt „in den todten Metallen ein Streben nach vollendeter Form herrſcht" (290 f.), ſo wird auch des Menſchen Seligkeit im künftigen Leben ſein, „ſich als einen Moment in Gott zu wiſſen, und ſeine Auferſtehung die, ſich zu fühlen in all' den Beziehungen, die er ſchon einſt zu ſeiner Seligkeit hatte. Und dies Erwachen — kann eine Auferſtehung des Fleiſches ſein, in dem Sinne, daß wir in einer höhern Sphäre einen friſchen Kreislauf wagen müſſen und zu neuen, hienieden aber unverſtandenen Dingen dereinſt verſammelt werden" (305).

Wir ſchließen hiermit unſere Gegeneinanderſtellungen, in welche wir leicht den größten Theil des vorliegenden Schriftchens hätten hineinziehen können, und hoffen, daß ſie hinreichen werden, ſowohl unſeren Leſern — als Hrn. G. ſelbſt — das Ungenügende der Vorſtudien zu erweiſen, die hier nicht ſowohl als Beitrag zur Philoſophie der Geſchichte, ſondern vielmehr als eine Art Regulativ, als ein neuer Kanon für dieſelbe dargeboten worden. Möge Hr. G. hierdurch zur Einſicht hingeführt werden, daß gute Abſichten, einige flüchtig geſammelte Kenntniſſe, viel natürlicher Witz und ein ausgezeichnetes ſtyliſtiſches Talent noch nicht hinreichen, einen Gegenſtand würdig und erſprießlich zu erörtern, an welchen ſelbſt ein Vico, ein Herder und Hegel — nach vieljährigen gründlichſten Studien nur mit heiliger Scheu ſich gewagt haben. Möge er aber auch bedenken, daß es Namen und Worte gibt, die Niemand ungeſtraft „vergeblich führen" darf, und daß die Verantwortlichkeit des Schriftſtellers mit ſeiner Popularität und mit der „Begriffsverwirrung" wächſt, über deren Vorhandenſein bei dem großen Haufen er ſelbſt kürzlich Klage geführt.* Daß es Hrn. G. gedrängt, dem ſchreckbaren Geſpenſt der Geſchichte, welches Herr Menzel in die Welt geſchickt, etwas Lebendiges, Widerhaltiges entgegenzuſetzen, iſt aus mehreren Stellen des vorliegenden Schriftchens unzweideutig zu entnehmen. Der Unterſchied zwiſchen beiden, gleich oberflächlichen, gleich widerſpruchreichen Produktionen iſt aber kein anderer, als der zwiſchen dem grauenhaften Antlitz eines ſterbenden Greiſen und dem blaßröthlichen Geſichtchen eines nicht lebensfähig geborenen Kindes. Wenn aber die zähe Leidenſchaftlichkeit und der dünkelhafte Eigenſinn, die ſich in den bisherigen Schriften des Hrn. M. kund gegeben, eine literäriſche Wiedergeburt deſſelben nicht ſehr wahrſcheinlich machen, ſo berechtigen dagegen die Eingeſtändniſſe des Hrn. G., ſein bisheriges Hin- und Herſchwanken bei einem entſchiedeneren Talent — und beſonders ſeine Hinneigung zu Kant und deſſen moraliſchen Standpunkte, zu der Hoffnung, daß er aus ſeiner bisherigen Zerſtreuung ſich ſammeln, und in reiferem Alter und durch reife, gediegene Arbeiten die „Vorſtudien" ſeiner Jugend vergeſſen machen werde. —

F. W. Carové.

---

*) Ueber Göthe ꝛc. S. 216 ff.

Notizen.

⁂ Notabilitäten der Sanskrit-Philologie. — Die Gelehrten, welche am meiſten dazu beigetragen haben, den philologiſchen Forſchungen jenen neuen Weg zu eröffnen, welcher von Island bis Ceylon auf einer Stufenleiter von hundert Sprachen zum Sanskrit als deren Urmutter hinführt, ſind: in England Herr Wilſon, durch ſein Wörterbuch und ſeine ſchönen Ueberſetzungen, in Deutſchland Herr Bopp, in Frankreich Eugène Bournouf, der u. a. auch die Identität des Urſprungs des Sanskrit mit dem Zend und dem Pali gezeigt, und Herr F. G. Eichhoff, der kürzlich eine Ueberſicht der Abſtammung der europäiſchen Sprachen aus dem Sanskrit und ein vergleichendes Vocabularium gegeben.

⁂ Montgaillard und Thiers. — Von des Abbé de Montgaillard: Histoire de France, depuis le règne de Louis XVI jusqu'à nos jours, erſcheint jetzt eine neunte und zwar eine Prachtausgabe in 9 Bänden. Die erſte iſt vom Jahr 1825. Die Revolutionsgeſchichte von Thiers aber iſt in allen von den Univerſitäten abhängenden Anſtalten durch eine von Herrn Pelet de la Lozère, Generalſekretär des öffentlichen Unterrichts ausgegangene, geheime Mittheilung verboten worden. In dieſem Rundſchreiben wird die politiſche Ueberſpanntheit einiger jungen Leute dem Leſen jenes Werkes, welches auch ſchon längſt im römiſchen Index ſteht, zugeſchrieben. —

⁂ Muſikfeſte in Frankreich. — Am 13. d. M. haben die Orcheſter von Lille und Valenciennes zu Douai einen muſikaliſchen Wettkampf gefeiert, bei welchem die Geſchworenen lange zweifelhaft waren, wem ſie den Preis zuerkennen ſollten. — Wenige Tage früher hatten die Mitglieder der philharmoniſchen Geſellſchaft, die aus den Haupt-Muſikbanden der Departemente de l'Eure, de l'Orne und d'Eure-et-Loire beſteht, ſich zu Breteuil verſammelt und daſelbſt ein muſikaliſches Feſt begangen, zu welchem nicht weniger als 15,000 Fremde herbeigeſtrömt waren. —

⁂ Der XXVI. Band der *Histoire parlementaire* der franzöſiſchen Revolution von Buchez und Roux, der eben erſchienen, begreift nur den Mai 1793 und ſelbſt dieſen nur bis gegen das Ende hin. —

⁂ Anti-Taback-Verein. — Zu New-York hat ſich, unter dem Vorſitz des Dr. Smith-Boyer, ein Anti-Taback-Verein gebildet, in welchem nur Frauen das Wort führen dürfen.

Nº 182. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 3. Auguſt.

Napoleon der Zweite. *)

(Nach Victor Hugo.)

Von

Ferdinand Freiligrath.

1.

Tauſend achthundert elf! — O Stunde, wo mit Zagen
Zahllos im Staube rings die Nationen lagen,
Und beugeten das Kniee,
Aufblickten um ein Ja zur Wolke, zittern fühlten
Der Staaten älteſte, und dich, o Louvre, hielten
Für einen Sinai!

Gekrümmt, gleichwie ein Roß, das klirren hört die Sporen
Des Reiters, ſprachen ſie: „Ein Großer wird geboren!
Auf einen Erben harrt das ungeheure Reich.
Was dieſem Manne wird die Hand des Ew'gen bringen?
Ihm, deſſen Looſe die der ganzen Welt verſchlingen,
Der mehr als Cäſar iſt, dem Roma ſelbſt nicht gleich?"

Und als ſie redeten, da, mit geborſtnem Schooße,
That auf ſich das Gewölk, und nieder ließ der große
Prädeſtinirte ſich;
Die Völker ſtauneten, und wagten nur zu ſchweigen:
Denn ſieh', Er öffnete, der Welt ein Kind zu zeigen,
Die Arme feierlich.

Und wie ein Ährenfeld erbebt im Hauch des Windes,
O Invalidendom, ſo krümmte dieſes Kindes
Hauch deiner Wölbungen erzitternde Trophä'n;
Und ſein Geſchrei, geſtillt durch einer Amme Singen,
Ließ — Alle ſahen wir's! — Hochauf vor Freude ſpringen
Die eh'rnen Mörſer, die vor deiner Pforte ſtehn!

Und Er! Auf blies der Stolz ihm Naſ' und Stirngeäder;
Auf thaten endlich ſich die Arme, welche Jeder
Bisher gekreuzt nur ſah!
Und ſieh', das Kind, gewiegt in ſeiner ſtarken Rechten,
Von Blitzen überſchwemmt aus ſeines Auges Nächten,
Lag milde ſtrahlend da!

D'rauf, als er nun gezeigt den Erben ſeiner Throne,
Wie jedem alten Volk, ſo jeder alten Krone,
Rief er, die Könige anſchauend feſt und glüh,
Nicht ungleich einem Aar, der eine ſteile Firne
Erflog, aus voller Bruſt und runzellos die Stirne:
— „Mein iſt die Zukunft! Mein iſt ſie!"

2.

„Nein, Keines iſt die Zukunft, Sire!
Die Zukunft iſt des Herrn allein!
Die Stunde ſchlägt, und ſtets iſt ihre
Mahnung: Es muß geſchieden ſein!
Die Zukunft! O Myſter! Hienieden,
Was uns das Schickſal auch beſchieden,
Ruhm, Glück des Krieges, Liebe, Frieden,
Der Kön'ge Kron' und Prunkgemach,
Der Sieg mit rother Flammenſchwinge,
Des Feldherrn blutbeſpritzte Klinge —
Sie ſind für uns ſo flücht'ge Dinge,
Als nur der Vogel auf dem Dach.

Nein, ſtänd' er auch mit Glück und Macht im engſten Bunde,
Dir bricht die kalte Hand kein Menſch auf vor der Stunde!
Wer, der dein Räthſel kennt?
Du ſchweigendes Phantom, das uns zur Seite ſchreitet,
Verſchleiertes Geſpenſt, deß Abſicht Keiner deutet,
Und das man Morgen nennt!

Ja, Morgen! Könnten wir's begreifen!
Aus was wird Morgen denn beſteh'n?
Die Hand des Ew'gen läßt es reifen,
Wir aber müſſen heute ſä'n.
Es lockt die Frucht aus ihrem Keime,
Es zeigt entſchleiert das Geheime,
Es iſt die Deutung unſrer Träume,

---

*) Aus der binnen Kurzem in der J. D. Sauerländer'ſchen Geſammtausgabe der Hugo'ſchen Werke erſcheinenden Ueberſetzung der Dämmerungsgeſänge.

Es iſt Paris nach Babylon.
'S iſt die zerſchmetternde Balliſte.
Es iſt der Schlag nach deiner Büſte,
Es iſt des Thrones nackt Gerüſte: —
Heut' iſt der Sammet auf dem Thron!

Hör', Morgen iſt das Roß, das ſchäumend ſtürzt zuſammen;
'S iſt Moskau's Rieſenbrand, der — ſeine Zungen Flammen! —
„Halt, Imperator!“ ruft;
'S iſt deiner Garde Fall, 's iſt deines Heers Gewinſel!
'S iſt Waterloo! Schau' hin, es iſt die zweite Inſel!
O Gott, es iſt die Gruft!

Wohl kannſt du, daß die Steine klirren,
Beflügeln deines Roſſes Eil'!
Wohl kannſt du mit dem Schwert entwirren
Der Bürgerkriege wüſten Knäu'l!
Wohl, o mein Feldherr, kann dein Degen
Der Themſe Mund in Feſſeln legen,
Wohl kann dein Wink den Sieg bewegen,
Daß er dich anerkennt als Herrn!
Wohl kannſt du Wall und Thor zerſtören,
Gebieten ſelbſt den fernſten Meeren,
Und zum Geſtirne deinen Heeren
Beſtimmen deiner Sporen Stern!

Des Herren iſt die Zeit! Dir hat er nur verliehen
Den Raum! — Steh' da, die Welt! Du kannſt ſie ganz durchziehen,
Bekränzt mit jedem Kranz, den ſie für Kön'ge flicht!
Nimm, o Gewaltiger, Europa Karl dem Großen!
Wer hält dich, Mahomet von Aſia's Thron zu ſtoßen? —
Du kannſt es! Doch dem Herrn nimmſt du ſein Morgen nicht!

(Fortſetzung folgt.)

Der Gotteslängner.

(Fortſetzung.)

Der Fremde hatte den erſten Worten Ännchen's mit Aufmerkſamkeit, und wie es ſchien, mit Wohlgefallen zugehört; bei der letzten Wendung aber, wandte er ihr den Rücken und ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf. Darauf ſchwenkte er das Waſſer aus ſeiner Pelzmütze, hing ſie an einen Nagel, gerade als wäre er zu Haus, warf den triefenden Mantel über einen Stuhl am Ofen, ſchnallte den Säbel ab, und zog aus ſeiner rothen Schärpe zwei Piſtolen die er auf ein Ecktiſchchen legte.

Frau Margaretha beobachtete unterdeß das bärtige Geſicht des Fremden. Sie fand, daß es urſprünglich von edler männlicher Schönheit, und nur von wühlenden Leidenſchaften verſtört war, die ihm einen unheimlichen Ausdruck zurückgelaſſen hatten. Was aber jetzt unter dieſem Geſichte vorging, konnte ſie nicht entziffern, denn es war in den Stürmen des Lebens ſo gehärtet, als ſei es aus Eiſen gegoſſen.

Nach einigen Augenblicken ſtummen Auf- und Abwandelns bat der Fremde die Wittwe in mildem beſcheidenen Tone um einen Becher Wein. Frau Margaretha, über dieſe Veränderung faſt noch mehr erſchreckt, als verwundert, murmelte etwas von einigen Flaſchen alten Weins, die ihr ſeliger Mann hinterlaſſen, und die in vielen Jahren nicht berührt, eigentlich zu einem ganz andern Zweck aufgehoben ſeien, reichte jedoch Ännchen die Kellerſchlüſſel mit dem Auftrage, eine Flaſche heraufzuholen, und gab ihr dabei einen heimlichen Wink, den Wein vor der Stubenthüre abzuſetzen, und ſelbſt nicht wieder herein zu kommen. Ännchen, die ſie nicht verſtanden haben mochte, brachte nach wenigen Augenblicken nebſt einer Flaſche einen mit mancherlei Zierrathen in getriebener Arbeit geſchmiedeten ſilbernen Becher, ein altes Familienſtück, von dem ſich Frau Margaretha bei aller Noth und Armuth nie hatte trennen wollen, und kredenzte dem Fremden. Als dieſer in die hellen Augen des Mädchens, und in den gefüllten Becher hinein ſchaute, erheiterte ein Lächeln ſein Geſicht, und nachdem er ihn auf einen Zug geleert hatte, reichte er der Wittwe die Hand und ſprach mit rührender Weichheit: „Dank Ihnen, Mütterchen, Dank für die köſtliche Gabe. Ich hätte freilich im Wirthshaus mir daſſelbe herbei commandiren können; aber das ſchmeckt nicht, das labt nicht. So ein Trunk von gaſtfreier Hand gereicht im traulichen engen Stubchen, unter guten Menſchen, ah, der thut wohl! So warm und heimlich zu ſitzen im kleinen Familienkreiſe, ſo gut iſt mir's lange nicht geworden — ach, lange, lange nicht!“

Er legte das Geſicht in die Hand und bedeckte die Augen. Nach einigen Minuten erhob er den Kopf mit erheitertem Blick, richtete einige ſcherzhaft ſchmeichelnde Worte an Ännchen, und hub ein munteres Geſpräch an. Als wäre er nach langer Abweſenheit zu den Seinen zurückgekehrt, ſo erzählte er von ſeinen Reiſen, von ſeinen Abenteuern in fremden Ländern, von den Gefahren und Kämpfen, die er zu Waſſer und zu Lande beſtanden. Auch manche edle That berührte er in ſeinen Erzahlungen. Bald hatte er ein Kind vor einem herabſtoßenden Lämmergeier geſchützt, bald einen Tiger erlegt, der in ein Negerdorf eingebrochen war, bald in einer unermeßlichen Wüſte, ſelbſt faſt verſchmachtend, ſeinen letzten Trunk einer mit dem Tode ringenden Araberin gereicht, und ſie führend und tragend ihren Eltern zurückgebracht, oder die Mannſchaft eines zwiſchen den Eisblöcken des Nordmeers eingekeilten Schiffs, auf Boten und Kähnen mit wenigen Getreuen gerettet. Dagegen war auch von manchem Manne die Rede, dem er den Kopf geſpalten, mancher Pflanzung, die er in Brand geſteckt, manchem Schiffe, das er in Grund geſchoſſen, aber er erzählte eins wie das andere, als ob ſich das ſo von ſelbſt verſtände, eilte ſchnell hinweg über die Thaten, welche ihn am meiſten ehrten, und verweilte lieber bei der Schilderung der fremdartigen Natur anderer Welttheile und der dortigen Menſchen und Sitten.

Ännchen hing mit ſtockendem Athem an ſeinem Munde, und das Spinnrad ſtand oft ſtill unter ihren ſonſt ſo fleißigen Händen. Frau Margaretha rückte mit ihrem Stuhle hin und her, bald näher zu ihm hin, bald weiter ab, nach dem wechſelnden Eindruck, den ſeine Erzählungen auf ſie machten. Endlich wagte ſie es, auch einmal nach der Religion eines wilden Völkchens zu fragen, welches er mit beſonderer Vorliebe beſchrieben hatte.

„Was weiß ich's!“ rief er, indem er die Stirn runzelte, und ſein ganzes Geſicht ſich verfinſterte, „um die Narrheiten der Menſchen habe ich mich immer am wenigſten bekümmert.“

„Aber," rief Frau Margaretha zitternd zwar, doch in einem gewiſſen Feuer des Glaubenseifers, „ſo werden Sie doch darauf geachtet haben, wo unſere heilige Religion gepredigt wird. Haben Sie nicht in jenem Ländchen, welches Sie eben rühmten, auch Männer gefunden, die gehorſam den Worten unſers Herrn: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet ſie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes!" ihr Leben der Verbreitung des Chriſtenthums weihten?"

Das Geſicht des Fremden verfinſterte ſich immer mehr. Als Frau Margaretha ihren Spruch geendet hatte, ſah er ſie wild an, und ſprach: „Ich ſelbſt habe mich einmal übertölpeln laſſen, von einem geſcheiterten Schiffe nebſt der übrigen Mannſchaft auch ein paar von ſolchen umherreiſenden Pfaffen aufzunehmen und auf eine Inſel der Südſee abzuſetzen. Aber bald genug habe ich's bereut, daß ich ſie nicht lieber über Bord werfen oder am Maſtbaum aufknüpfen ließ. Kaum waren ſie unter dem fröhlichen Völkchen warm geworden, ſo fürchtete der Bruder die Verfolgungen des Bruders, der Vater die des Sohnes, und ſich abängſtigend über aufgelogene Schreckbilder verloren ſie das Glück, womit die Natur ſie ſo reichlich überſchüttet hatte. Hol der Teufel alle Pfaffen und Euch dazu, weil Ihr mir, da ich eben einmal bei guter Laune bin, gleich wieder meinen Feind auf den Hals hetzt!"

Er ſtand auf, und ging mit ungeſtümen Schritten die Stube auf und ab. Frau Margaretha ſeufzte und erinnerte Ännchen leiſe, daß es wohl Zeit ſei, das Abendbrod zu rüſten. Ännchen ging um etwas anzurichten, und die Frau fühlte ſich in der unheimlichen Gegenwart des Fremden ſo geängſtet, daß ſie dem Himmel dankte, als Ännchen wieder eintrat, und ein kleines Mahl von Kartoffeln in der Schale, Brod, Butter und Käſe auf den Tiſch ſetzte, und noch einen zweiten Becher Wein für den Gaſt hinzufügte.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Berlin.

(Ende Juli.)

Am Gensd'armenmarkte ſteht ein großes pallaſtartiges Haus, in welches von Zeit zu Zeit Schaaren von Menſchen dringen, die Säle füllen, die Korridore, die Treppen; dann ſich hinausdrängen bis zur Thür und zuweilen bis auf die Straße ihre dichte Phalanx ſchieben. — Wenn man dieſen bunten Schwarm betrachtet, glaubt man die Reſte einer Völkerwanderung oder eines Kreuzzuges vor ſich zu ſehen. Frauen, Greiſe, junge Burſche, Dirnen und Matronen in einen angſthaft lauſchenden Haufen geballt und zuſammengepreßt. Der größere Theil davon beſteht aus lumpigem Geſindel, in ſchäbigen Röcken, in ſchmutzigen Schürzen und Hauben; aber es finden ſich auch Andere. Junge Elegants mit goldnen Buſennadeln und Glacéehandſchuhen, Beamte, Geſchäftsmänner mit ſorgenvollen Geſichtern, Neugierige mit lachenden Mienen und ſchöne Damen, die mit geſpannter Aufmerkſamkeit und Anmuth ſich auf die Zehenſpitzen ſtellen, um über die Menge nach den geöffneten Flügelthüren des Saales hinſehen zu können. Ein tiefes Schweigen ruht auf dieſer Verſammlung, ein Flüſtern ein leiſes Murmeln nur läuft von Zeit zu Zeit darüber hin, kein Zank, kein Streit für die Fußtritte und Rippenſtöße, welche man gelegentlich von ſeinen Nachbarn empfängt, nur ein dumpfes Grollen, Murmeln und Seufzen unterdrückten Schmerzes und Zornes; der laute, heftige, lebendige Berliner ſcheint ſeine ganze Natur zu verläugnen und ein Bewohner des Orients geworden zu ſein. Jetzt aber hört man ein lebhaftes Geräuſch im Saale, ein Menſch tritt an die Thür und ſchreit mit Stentorſtimme hinaus: „Nummero 18917 den Hauptgewinn von fünfzigtauſend Thalern!" Nun iſt Alles lebendig. Die Nummer wird hundert und hundertmal wiederholt, und zahlloſe Fragen und Antworten kreuzen ſich. Welcher Kollekteur, welcher Unterkollekteur hat die Nummer, wohin iſt das Loos gekommen, iſt es in Berlin geblieben, wer iſt der Gewinner, iſt es Einer, ſind es Mehrere? In wenigen Augenblicken iſt Alles heraus, was man wiſſen will, die Nachbarn flüſtern es ſich zu, der glückliche Kollekteur ſtürzt hinaus, um die beſeligende Neuigkeit ſogleich an den rechten Mann zu bringen, und Alles fällt in die dumpfe Stille zurück, denn das Glücksrad wird von Neuem in Bewegung geſetzt. — So geht es fort, bis die zweitauſend Gewinne herausgeſchrieen ſind, welche jeden Tag der Ziehung vorkommen, und nicht ſelten hat es ſich getroffen, daß unter den horchenden Zuſchauern ſich der Beſitzer eines Looſes befand, auf welchem ein Hauptgewinn oder gar das große Loos fiel. Ich ſah es einmal ſelbſt und werde es nie vergeſſen. Im dichten Haufen ſtand ich an der Mauer gelehnt und betrachtete die Geſichter um mich her. Furcht, Verlangen, Begier, Angſt, und die ſchmerzhafte Spannung, welche das Spiel auf die Züge der Theilnehmer zu drücken pflegt, in den meiſten Zügen, wenige nur, die mit angenommner oder wahrer Ruhe den Ruf vernehmen. Jetzt wurde ein Fünfhundert-Thaler-Gewinn ausgeſchrieen, und ein tiefer Seufzer an meiner Seite machte mich auf eine Frau aufmerkſam, welche dicht neben mir ſtand. Sie gehörte dem Mittelſtande an, und war weit über die Sonnenlinie des Lebens hinaus. Ein bleiches, kummervolles, abgemagertes Geſicht, die zitternden Hände gefaltet, das grauſchwarze Haar unter der bürgerlichen Haube hervorgedrängt. „Fünfhundert Thaler," flüſterte ſie, „allbarmherziger Gott! Warum kann ich es nicht gewinnen, wir würden ganz glücklich ſein." Du Arme, dachte ich, du rufſt Gott an bei dem Teufelsſpiel, geh' nach Haus und hungre und darbe, hier wird dir nicht geholfen werden. In dem Augenblick entſtand ein großer Lärm im Saal, und die Stimme ſchrie hinaus: „Nummero 8275 den Hauptgewinn von hunderttauſend Thalern!" — Meine Nachbarin taumelte rückwärts in meine Arme und griff mit den Händen in die Luft. „Lieber Herr," ſagte ſie zitternd, „was ſagte er, welche Nummer ſagte er, ſagte er 8275?" Ich verſicherte es ihr. „Barmherziger Gott!" ſchrie ſie außer ſich, „ich hab' es gewonnen," und beſinnungslos ſank ſie zu Boden. Man brachte ſie fort, und ich blickte mich um, ſah den Neid, den Haß, den bittern Hader mit der Vorſehung oder dem Zufall in hundert Augen glänzen. Ein wehmüthiges, ſchmerzhaftes Zucken lief mir durch Kopf und Herz, das Glück, das Wohl und Weh der ganzen Menſchheit lag vor mir gebunden, an dem armſeligen, todten

Melaß, nichts Großes, nichts Edles und Hohes ſchien mir Raum daneben zu haben; ich fühlte mich tief gedemüthigt, herabgewürdigt, erdrückt von dem Gedanken, der den göttlichen Werth des Menſchen vernichtete, und ich bin niemals wieder hingegangen, um das große Loos ziehen zu ſehen. —

Dicht neben dem großen Hazard des Lotto's treiben die Söhne Abrahams einen zweiten. Geſchäftig ſtreifen ſie in dem Haufen umher, und wem es nicht möglich war, ſelbſt einen Loosantheil zu nehmen, der kann hier ein ſolches auf eine halbe Stunde, auf eine Stunde, oder auf zwei, oder auch auf einen ganzen Tag miethen. Je mehr Hauptgewinne noch zu erwarten ſind, und je weniger überhaupt erſt gezogen iſt, um ſo höher iſt der Miethpreis, der von Tage zu Tage ſinkt, und zuletzt ungemein billig wird. Es iſt luſtig zu ſehen, wie die ſchlauen Agenten ihre Looſe an den Mann zu bringen ſuchen, wie ſie die Gimpel locken, die ſchöne Nummer preiſen, und ſich verſchwören und verfluchen, daß ſolche Nummer wie dieſe, gewinnen muß. Aber ach! der Täuſchungen ſind zu viele, und bei dreißigtauſend Gewinnen liegen mindeſtens ſechzigtauſend Nieten; was Wunder alſo, daß die Meiſten traurig und ſeufzend nach Haus wandern und ihr Unglück, wie ſie es nennen, verwünſchen, oder im Taumel von Ausſchweifungen, die Zerrüttung ihrer Verhältniſſe, welche das Lotto nur vermehrte, zu vergeſſen ſuchen.

Man ſagt, der Direktor der Lotterie habe ſich die Mühe gegeben, auf fünf und zwanzig Jahre rückwärts nachzuforſchen, was aus denen geworden, welche mit dem großen Looſe geſegnet wurden, und habe horribile dictu gefunden, daß von Allen nur ſehr Wenige noch im Beſitz des mühlos errungenen Geldes ſich befanden, die bei weitem Meiſten aber in die alte Armuth oder in vermehrtes Elend geſunken waren. — Das wäre freilich ſchlimm, und wenn's wahr iſt, darf man nicht allzuſehr auf den himmliſchen Segen dabei pochen; allein erklären läßt ſich's ſehr wohl. Arme Leute, plötzlich im Beſitz von Tauſenden, die ſie für unermeßlich halten, werden, hundert gegen eins zu wetten, ſehr alberne Streiche machen, betrogen werden, ihr Geld vergeuden, und wiederum arm und im Gefühl der Vergangenheit doppelt elend werden. Ausnahmen gibt's freilich, ich meine im Gefühl des Elends.

Vor zehn oder zwölf Jahren gewann ein Schmiedgeſelle fünf und zwanzig tauſend Thaler. Ein Junggeſelle in den Vierzigen, mit kahlem Kopf, Bullenbeißergeſicht und köſtlich gerötheter Naſe. Franz ſchmiß den Schmiedehammer in die Ecke und fluchte, der Satan ſolle ihn holen, wenn er jetzt nicht wie ein Graf leben wolle. In kurzer Zeit war er vom Zehe bis zur Scheitel elegant, wie ein petit maitre, hielt Equipage, Kutſcher, und Jäger, reiſ'te in's Bad, ſaß im erſten Range der Theater und trug ſein Doppelperſpektiv, wie ein Gentleman. Fünf ſchöne Jahre währte die Herrlichkeit, da war's aus, rein aus und Franz verkaufte nach und nach den Wagen, die Pferde, die Kleinodien, zuletzt die modernen Fracks und die Sporenſtiefeln, er trank nicht mehr Champagner und Burgunder; endlich hörte der Wein ganz auf, und plötzlich erſchien er wieder in Schurzfell und Jacke, hämmerte friſch d'rauf los und befand ſich luſtig und wohlgemuth Abends auf der Bodenkammer. „Ich bereu's niemals," ſagte er zu mir, als ich von ſeinem vorigen Glücke ſprach, „der Teufel hat's Geld geholt, aber ich bin glücklich geweſen, ich weiß, wie's 'nem reichen, vornehmen Mann zu Muthe iſt." — Das iſt ein Philoſoph; aber die ſind ſelten und ſchon Mancher hat ſein Elend in den kühlen, tiefen Fluthen des Stroms zur Ruhe gebracht.

Am meiſten freuen mich die armen Waiſenkinder, von denen jeden Tag zwei aus den Rädern die Nummern und Gewinne ziehen und dafür fünfzig Thaler erhalten. Dies kleine Kapital wird für ſie angelegt, und wenn ſie einſt herangewachſen ſind, ein Handwerk erlernt haben und einen feſten Stand im Leben zu gewinnen denken, erhalten ſie es zur Gründung deſſelben gezahlt. So hat das Schlimme immer ſein Gutes an der Hand. — (Fortſ. folgt.)

Notizen.

∴ **Frau Dudevant (G. Sand).** — Die „Lélia" von G. Sand iſt ganz umgearbeitet, aus zwei Bänden ſind drei geworden. Ein Fragment dieſer Umarbeitung gibt die Revue des deux mondes vom 15. d. M. und begleitet es mit einem, von **Calamatta** gezeichneten und auf Stahl geſtochenen Bild der Verfaſſerin, und dem Facſimile eines Briefes derſelben über den neuen Schluß der Lélia. Die ſchwer überſehbare zweite Hälfte dieſes Briefes lautet wie folgt: — „Les demi-talens sont toujours genés, vagues et mystérieux. Le génie seul est limpide comme l'Ether. Je vous envoye un fragment de la nouvelle conclusion. Vous n'imaginerez pas j'espère, qu'après ces complaisances instinctives pour la poésie Mystique, je vais chercher la *morale* de mon livre dans les institutions de la cour de rome. Vous y verrez seulement qu'au milieu de cette fantaisie d'artiste *qui me pousse au courant*, mes idées tendent a un rassérénement général, à l'amour d'une règle intelligente, et à l'éternel *spiritualisme* sans lequel il n'est pas de poésie." — Lélia iſt das Lieblingswerk der Verfaſſerin, was nicht zu verwundern; denn es iſt die Spiritualiſirung, die Transfiguration ihrer ſelbſt. —

∴ **Enfantin.** — Der Miſſionär Joſeph Wolff ſchreibt unterm 13. April von Suez aus: „Pater Enfantin, der Saint-Simoniſt, lebte während meiner Anweſenheit mit drei Saint-Simoniſtiſchen Weibern zu Kahira. Sie führen ein unfläthiges Leben. Es ſind ledige Dirnen in den Dreißigen, Metzen von Profeſſion. Ich fragte den Conſul, warum er dies Geſindel nicht nach Europa zurückſchicke, erhielt aber zur Antwort: „Frankreich iſt froh, ihrer los zu ſein." — Dieſe, in öffentlichen Blättern mitgetheilte Nachricht erwartet Beſtätigung.

∴ **Gelehrte und literäriſche Geſellſchaften in Rußland** gab es im v. J. außer den kaiſ. Akademieen folgende: in **Petersburg** die pharmazeutiſche und mineralogiſche; — in **Moskau** die Geſellſchaft der Naturforſcher und die für ruſſiſche Geſchichte und Alterthümer; — in **Kaſan** die Geſellſchaft der Freunde der vaterländiſchen Literatur; — in **Riga** die literariſch-praktiſche Bürgerverbindung, die Geſellſchaft für lettiſche Literatur und die Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthümer der Oſtſeeprovinzen; — in **Mitau** die kurländiſche Geſellſchaft der Freunde der Literatur und Kunſt, und die Geſellſchaft „Muſeum und Athenäum;" — endlich in **Arensberg** die eſthländiſche literariſche Geſellſchaft.

∴ **Eine ägyptiſche Geſellſchaft für Wiſſenſchaft und Literatur** iſt unlängſt zu Kahira von einigen dort wohnenden engliſchen und franzöſiſchen Gelehrten geſtiftet worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 183. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 4. Auguſt.

Franzöſiſche Literatur.

George Sand.

Unter den lebenden franzöſiſchen Romandichtern gibt es beſonders einen, welchen ich liebe, obſchon es nicht der einzige iſt, welchen ich bewundere. Ich meine nämlich den Verfaſſer der „Indiana,“ „Valentine,“ „Lelia,“ denen ſich ſpäter „Leone Leoni,“ „Jaques“ und „André“ anſchloſſen; ſechs Werke, welche den Namen „George Sand“ binnen wenigen Jahren auf eine der erſten Stufen in der neuern franzöſiſchen Literatur erhoben. Die weibliche Autorſchaft verlieh dieſen Romanen wo möglich einen noch höheren Reiz. Es ſchien unbegreiflich, wie eine Frau zwiſchen ihrem Kopfe und ihrem Herzen ein ſolches Gleichgewicht, eine ſo völlige Übereinſtimmung hatte zu Wege bringen können, daß ſie im Stande war, ſich ſo in den innerſten Ideenkreis ihres Jahrhunderts zu verſetzen. Es gibt ſo leicht keine Saite des Lebens, welche G. Sand nicht angeſchlagen hätte; ihr Genie wiederholte, wie eine melodiſche Äolsharfe, durchaus alle Töne und Klänge, welche die Atmoſphäre der neuern Zeit erſchütterten, ſelbſt die leiſeſten und undeutlichſten. Mitten unter den Wirren und Zerwürfniſſen der Gegenwart nahm ſie die Feder zur Hand und machte ſich daraus eine Waffe, womit ſie ihrem Blicke eine Bahn nach den höheren Lichtregionen brach, um dem Himmel das göttliche Feuer zu rauben und es auf unſere Erde zu ſchleudern, wo es ſo ganz erloſchen war und noch iſt. In allen Erzeugniſſen ihrer unerſchöpflichen Einbildungskraft offenbart ſich ein ewiger, ungeſtümer Drang nach dem Idealen; aber durch ihre Leidenſchaften hindurch blitzt eine Fülle von Gedanken.

Die Meinungen, Urtheile und Anſichten, denen die in G. Sand's großartigen Dichtungen entwickelten Gefühle, Empfindungen und Leidenſchaften entſprechen, laſſen ſich auf einige Allgemeinheiten und abſolute Wahrheiten zurückführen, welche wir näher zu beleuchten ſuchen wollen. Dieſe Allgemeinheiten und abſoluten Wahrheiten untergraben keineswegs, wie man oft zur Genüge wiederholt hat, die beſtehenden geſellſchaftlichen Zuſtände; die untergeordneten Geſetze des Staats und der politiſchen Verfaſſung haben durchaus nichts davon zu befürchten, und man braucht dagegen keine Specialverordnungen zu erlaſſen. Sie erwecken in uns ganz anders wirkſame Kräfte; ſie ſteigern den Zweifel und die Einwürfe des Gewiſſens; ſie ſetzen den Menſchen in unmittelbare Unterhaltung mit Gott ſelbſt im verborgenſten Schlupfwinkel ſeiner Heiligthümer. Verzweiflung und Liebe, welche ſie zur Folge haben können, werden durch ſie nicht auf die Regierungen, ſondern auf die Natur der Dinge an ſich gerichtet.

Dieſe unſere Überzeugung hoffen wir durch poſitive Beweiſe zu begründen. Aber um der Wahrheit die Ehre zu geben, müſſen wir gleich von vornherein bemerken, daß dieſe Allgemeinheiten und abſoluten Wahrheiten, welche die Romane G. Sand's herausſtellen wollen, dem Verf. keineswegs von dem Cultus der Metaphyſik eingegeben worden ſind. G. Sand erzählt euch ſeine Leiden, ſeine Freuden, ſeine Träumereien; er macht euch in ſeiner beredten Sprache zu Vertrauten ſeiner Lieblingsideen und ſeiner Antipathieen. G. Sand's Talent iſt nicht im Feuer der Dialektik und Abſtraktion, ſondern im Feuer der Lebenserfahrung und Prüfung gehärtet. Die Gedanken, welche G. Sand in uns hervorruft, ſind die einfache Folge von einzelnen betrübenden oder beglückenden Erlebniſſen des Dichters. Ein großer Künſtler öffnet euch ſein Herz; das iſt Alles, was er thut; ihr aber leſet durch ſeine wilden Zerriſſenheiten und kühnen Ausflüge hindurch die Geheimniſſe der Gottheit und die ewigen Geſetze des Weltalls. Das iſt ja gerade die Gabe großer, mit glücklichen Anlagen geborner Seelen, ſubjektiv, individuell und zugleich objektiv, univerſell ſein zu können.

George Sand iſt im eigentlichen Sinne des Worts ein Kind unſeres Jahrhunderts. Als kleines Mädchen wuchs ſie in Reichthum und Überfluß eines großen Hauſes auf; das Blut eines Marſchalls von Sachſen floß in ihren Adern. Wenn dieſes Heldenblut ihr eine ſtürmiſche Jugend bereitet hat, ſo darf uns das nicht Wunder nehmen. Es vererbte jedoch auf ſie weder die Vorurtheile, noch den Hochmuthsteufel; es ließ ihr im Gegentheil völlige Freiheit, ſich für alle Hochgedanken und Großthaten zu begeiſtern, welche dem franzöſiſchen Volke die Bewunderung von ganz Europa zuzogen. Jenes altadlige Blut zeigte keinen Groll gegen das neu hereinbrechende Jahrhundert; es brannte vielmehr für ſeine kühnen Hoffnungen und feurigen Wünſche.

Und doch ging in dieſem Jahrhundert ſo ziemlich Alles drunter und drüber. Die ehemaligen Gewalten waren zurückgeſchoben und ſahen den Stab über ſich gebrochen; der Himmel lag umflort da, ſo weit man ſehen konnte. Da die Strömung der Dinge einmal aus ihren natürlichen Grenzen gerückt war, ſtand die Vergangenheit nicht mehr im Anſehen und die Gegenwart bot noch keinen ſichern Ankerplatz dar. Die von der franzöſiſchen großen Staatsumwälzung zermalmte Ariſtokratie war nach langen Anſtrengungen wohl wieder in den Beſitz der geraubten Macht gelangt, indem ſie mit fremden Armen gegen den Strom anſchwamm; aber ſie zeigte ſich kleinlich, rachſüchtig, beſtechlich, unfrei und unwürdig ihres erhabenen Urſprungs. Da zog England, jener erſte Heerd der Freiheit, welcher durch einen ſonderbaren Contraſt auch das letzte Bollwerk der bevorrechteten Stände und Kaſten ſein wird, die Blicke auf ſich; dort glänzte in den erſten Reihen der Geſellſchaft ein junger Mann, den die Sorge um politiſche Angelegenheiten nicht ganz in Anſpruch nahm. Dieſer ſinkende Lord verachtete das Ober- und Unterhaus und die Nation. Er hatte ſeine Muſeſtunden damit hingebracht, Zorn und bittern Spott in ſich anzuhäufen, welcher ſich von Tage zu Tage in immer heftigeren Ausbrüchen entlud. Seine große Dichterſeele geſellte dieſen erſtaunlichen Bitterkeiten ganze Schätze von Liebe und Zärtlichkeit bei. Da er ein ſo reiches, liebefähiges Herz zeigte, fragte man ihn, warum er ſo bitter haſſe; auf welche Frage er nur mit heiligen Flüchen des Genies antwortete. Jedermann ſah ein, daß dieſer Mann dazu auserleſen war, die mit ihm geborne und in ihm lebende Ariſtokratie noch ein letztesmal zu heiligen und mit Füßen zu treten. England verbannte ihn; er durchreiſ'te Europa, um ihm ſeine Wundenmahle aufzudecken. Wie Prometheus ſchien er die Völker aus ihrem Schlummer aufgerüttelt zu haben, um ihnen darzuthun, gegen die Blitze welcher Tyrannei er ſeine unvergängliche Schutzwehr aufrichtete. (Fortſ. folgt.)

Der Gotteslãugner.

(Fortſetzung.)

Frau Margaretha lud mit demüthiger Freundlichkeit den Fremden ein, Theil zu nehmen; er ſetzte ſich, mit etwas erheiterten Blicken die dürftige häusliche Einrichtung überſchauend. Als aber ſeine Wirthinnen die Hände falteten und Ännchen mit lauter feierlicher Stimme ein Gebet ſprach, ſchlug er wieder ein helles Gelächter auf. Frau Margaretha, bei welcher nun endlich das Gefühl der Kränkung über die Furcht ſiegte, warf ihm, obwohl ſo ſchonend als möglich, ſeinen Mißbrauch der Gaſtfreundſchaft vor. Er antwortete auf dieſen Vorwurf mit der Frage: ob ſie nicht lache, wenn ſie einen erwachſenen Menſchen mit geſunden Augen und allen Sinnen, in einem völlig leeren Zimmer umherlaufen ſähe und Stühle und Tiſche anreden hörte, als ob jemand da wäre.

„Wenn Sie aber nicht glauben, daß Gott uns allenthalben unſichtbar nahe iſt,“ ſprach Ännchen, die bisher nur wenig eingeredet hatte, „und Alles was wir von ihm erflehn, ob laut mit dem Munde oder ſtill im Herzen, vernimmt und wägt, woher kam Ihnen die Kraft ſich in immer neue Todesgefahren zu ſtürzen? Dann könnte ich in Ihnen nicht mehr den Heldenmuth bewundern, ich müßte Mitleid empfinden mit einem Berauſchten, Tollkühnen!“

Der Fremde blickte mit angenehmer Überraſchung und einem Anflug von Rührung auf Ännchen, er ſchwieg mehrere Minuten, nach und nach verdüſterten ſich ſeine Züge von neuem, und er ſprach: „Ich habe noch nicht geſehen, daß ein Verwundeter, dem eine Kanonenkugel den Bauch aufgeriſſen, wenn er um den Tod betete, ſchneller geſtorben wäre, als wenn er geflucht hätte; ich habe noch nicht geſehen, daß irgend wer vom Himmel herabgeſtiegen wäre in die Wüſte, um einen vom Hauch des Samum Niedergeworfenen, dem die Kraft fehlte, eine Quelle oder Pfütze zu ſuchen, mit einem Tropfen Waſſer zu erquicken. Wer ſich ſelbſt hilft, dem iſt geholfen!“

Von da an wurde das Abendbrod unter einem allgemeinen Schweigen verzehrt. Als am Schluß deſſelben Ännchen wieder ein Gebet ſprach, ſtand der Fremde auf und ging einen Marſch pfeifend zur Thür hinaus, um nach ſeinem Pferde zu ſehen. Zurückgekehrt bat er Frau Margaretha, ihm ein Nachtlager anzuweiſen; dieſe nahm die Lampe, ihn zur Kammer zu begleiten, und ging voran, der Fremde aber wendete ſich noch einmal in der Thür um, und ließ einen milden Blick auf Ännchen verweilen. „Schade um das liebe Kind,“ murmelte er in ſich hinein, und damit folgte er der Wirthin.

Frau Margaretha, als ſie ihm zu dem Fremdenſtübchen hinaufgeleuchtet hatte, und zu Ännchen zurückgekehrt war, rief: „Herr, mein Gott! Was müſſen wir da erleben? Ännchen mein Kind, Ännchen meine Tochter, ſag' mir, was denkſt du von dem Menſchen?“

Ännchen ſaß in tiefe Gedanken verſunken am Tiſch, ſie fuhr auf und fragte die Mutter, was ſie geſagt habe; dieſe wiederholte die Frage, da antwortete ſie: „Er ſcheint ein edler Mann zu ſein, aber unglücklich, ſehr unglücklich!“

„Ein edler Mann, der!“ fuhr die Mutter auf, „ich glaube gar, der Satan, der aus jedem ſeiner Worte ſpricht, fängt ſchon an, auch dir den Kopf zu verwirren! Hat er nicht ſelbſt erzählt, wie oft er ſich im Blute gebadet?“

„Das iſt's ja eben,“ ſagte die Tochter, „wiſſen wir denn, an welchen Poſten ihn das Schickſal geſtellt hat? Nur Einzelnes hat er uns aus ſeinem Leben erzählt; ſein Stand, ſeine Verhältniſſe ſind uns noch immer unbekannt. Haſt du nicht ſelbſt geſagt, daß auch mein Vater zuweilen ſtatt der Bibel den Degen zur Hand genommen hat? Und er war doch gewiß ein edler Mann! Und glaub mir, wie rauh dieſer ſich auch ſtelle, ſo hat ihn doch jedes Weh, das er über Andre verhängen mußte, doppelt ſelbſt geſchmerzt. Warum hätte er ſonſt ſo manches Andre gethan?“

„Aber ich bitte dich, Kind,“ rief die Mutter immer heftiger, „haſt du denn nicht hundertfach gehört, daß er ein Spötter, ein Gottesläugner, ein Antichriſt iſt!“

„Freilich,“ ſagte Annchen niedergeſchlagen, „ich möcht's gern läugnen, aber ich kann nicht.“ — Dann auf einmal aufſpringend und mit ſtrahlendem Auge emporſchauend, rief ſie: „Aber, Mutter, wir wollen für ihn beten, recht inbrünſtig für ihn beten! Der Herr hat ja verſprochen, daß er Alles erhören will, was wir in ſeinem Namen bitten! Nicht wahr? Dies iſt ein Gebet in ſeinem Namen, er wird es hören.“

Die Mutter ſah ſie erſchrocken an, ein unwilliges Wort, welches ſie ihr zurufen wollte, erſtarb auf ihren halbgeöffneten Lippen, vielleicht durch die Größe des Erſtaunens, vielleicht durch die ſchnell eintretende Beſorgniß etwas in der Bruſt des Mädchens zu wecken, was, wenn es ja darin war, wenigſtens noch im tiefſten Schlummer der Bewußtloſigkeit lag. Doch wie ihr ernſter und prüfender Blick die Jungfrau ſo vor ſich ſtehen ſah, verklärt in der Begeiſterung des reinen Gottesvertrauens, ſchwand jeder Zug des Argwohns aus ihrem von Liebe und Freude glänzenden Geſichte, ſie umarmte ihr Kind, und indem ſie eine Thräne, die ihr im Auge hing, auf dem weichlockigen Haupte zerdrückte, ſprach ſie: „Ja, du geliebtes Kind, thu' immer, was dein Herz dir gebietet. Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen!“

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen an Texas.

(Fortſetzung.)

Bei Fortſetzung der Rückreiſe ſchloſſen ſich zwei deutſche Familien an; die übrigen Koloniſten blieben theils in S. Fernando, theils zerſtreuten ſie ſich, um auf gut Glück ihr weiteres Fortkommen zu ſuchen; die Leiter der Kolonie aber wollten in S. Fernando vorerſt verweilen.

Der Rückzug nach Matamoros wurde unter großen Beſchwerden fortgeſetzt, denn die Hitze war in dieſen baumloſen Prärien unerträglich, obſchon die Reiſe immer Abends begann und bis früh fortgeſetzt wurde; die Waſſerplätze, welche zu Ruhepunkten benutzt wurden, waren ſelten; ebenſo fehlte es dem Vieh an Futter, weil alles Gras von der brennenden Sonne verſengt war, oftmals hatte das Zugvieh in 24 Stunden kein Futter und das Waſſer mußte oft Stundenlang aufgeſucht werden; die Wagenräder gingen von der großen Dürre auseinander, obſchon ſie an den Waſſerplätzen oft in's Waſſer gelegt wurden. In welcher patriarchaliſchen Gemeinſchaft man hier zu leben pflegt, beweiſe folgende Schilderung:

Gegen zehn Uhr Abends erreichten wir eine Rango auf dem hohen Ufer des Rio Grande gelegen. Sie beſtand aus einem großen Blockhaus und mehreren kleinen Hütten, nebſt einem großen Pferch für die zu melkenden Kühe. Der Rangero oder der Eigenthümer lag mit Frau und allen Knechten und Mägden unter dem vorſpringenden Dach des Hauſes; unſer Geräuſch weckte ſie auf und bald waren wir von Allen neugierig umringt. Wir ſtürzten ſogleich über ihre Waſſerbehälter her; ſo ſandig auch das Waſſer des Rio Grande iſt, hat es doch einen guten Geſchmack, und wir fühlten uns ſehr glücklich, einmal etwas anderes, als das widrige, warme, ſchaumige, oft ſtinkende Waſſer aus den Pfützen zu trinken. Kaum hatten wir unſer Lager aufgeſchlagen, d. h. jeder ſein Fell oder ſeine Decke auf die Erde geworfen, ſo erſchien eine Frau. Dies iſt nun eben nichts Merkwürdiges; aber dieſe Frau war wirklich ſo dick, daß ſie ein Jeder, welcher ſie ſah, bemitleiden mußte; kaum war ſie zwanzig Schritte vom Hauſe zu unſern Wagen gegangen, als ſie auch ſchon den Athem verloren, und kaum vernehmbar die Worte keuchen konnte: „Adonta esta el Capitano?“ *) Als man auf mich wies, traten zwei Dienerinnen, die bisher beſcheiden unſichtbar an der Seite ihrer Herrin gelegen hatten, hervor und überreichten mir 5 bis 6 ſchöne Santillas (Waſſermelonen) und Melonas als Geſchenk der fetten Baucis. Ich nahm ſie dankend an, mir die Erlaubniß erbittend, ſolche unter meine Begleiter vertheilen zu dürfen, indem mein kränklicher Zuſtand mir es verböte, davon zu genießen. Sie erkundigte ſich ſogleich, was mir fehle und als ich ſie davon in Kenntniß geſetzt hatte, reichte ſie mir eine Santilla mit der Behauptung, ich könnte dreiſt davon eſſen; der ſchwache Adam nahm den verführeriſchen Apfel aus den Händen der dicken Eva und aß, ohne daß er üble Folgen davon verſpürt hätte.

Die Karavane kam nun nach Laredo.

Die Stadt Laredo fand ich in einem beſſern Zuſtande, als ich erwartet hatte; die Häuſer ſind größtentheils von Steinen, ſie hat in ihrer Art ein wohlhabendes Äußere. Zu meiner Freude fand ich hier eine Art Gebäck aus Waizen- oder Hafermehl mit einer Zuthat von Zucker; auch erhielt ich etwas Wein aus inländiſchen Trauben bereitet, der einige Ähnlichkeit im Geſchmack mit Malaga hatte. So theuer auch Alles war, ich kaufte davon, in der Hoffnung, meine Geſundheit damit herzuſtellen; auch etwas Reis und Kaffee konnte ich hier erhalten. Mit dieſen meinen Schätzen beladen eilte ich zurück; kaum konnte ich das Ufer erreichen, ſo ſehr hatte mich, trotz mehrmaligen Ausruhens der Gang erſchöpft.

Ich wurde, in Folge der unaufhörlichen Anſtrengungen und des Genuſſes ſchlechten Waſſers, krank, und mußte noch obendrein die traurige Erfahrung machen, mit Undank belohnt zu werden, indem ein junger Landsmann, welchen ich aus Deutſchland mitgenommen hatte, ſich ſchlecht benahm und in der Vorausſetzung, er ſei mir unentbehrlich, mich zu verlaſſen drohte, obſchon er zu ſeinem eignen Fortkommen weder die Mittel hatte, noch die Sprache kannte; alſo in einem ganz fremden Lande vielen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt ſein mußte. Dieſer Menſch aber betrog ſich in

---

*) Wo iſt der Anführer?

ſeiner Erwartung; man überließ ihn ſeinem Schickſal und er hatte ſchon Tags darauf Urſache, ſeinen Entſchluß zu bereuen; zwar wurde ihm ein Karren zur Fortſchaffung ſeiner Effecten gegeben; allein nach zwei Tagen waren ihm die Ochſen, welche er dazu gekauft hatte, geſtohlen worden. Ich verſchaffte ſie ihm wieder, aber ſtatt des Danks verlangte er nun auch noch die Erſtattung der dadurch verurſachten Koſten, welches unverſchämte Verlangen natürlich unberückſichtigt blieb. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

∴ **Dulaure.** — Aus der eben erſchienenen Notice biographique sur M. J. A. Dulaure von Taillandier erſehen wir, daß Dulaure, der am 19. Auguſt v. J. geſtorben, am 3. Dezbr. 1755 zu Clermont-Ferrand geboren war. In den Revolutionsjahren Mitglied erſt des Convents, dann des Rathes der 500, hatte er ſeit 1800 ſich ganz literäriſchen Beſchäftigungen gewidmet. Außer den 33 Werken, die von ihm bereits im Druck erſchienen und einigen noch nicht herausgegebenen, hat er noch viele Abhandlungen und Aufſätze der celtiſchen Akademie und der königl. Geſellſchaft der Alterthumsforſcher, und Beiträge zu mehreren Journalen und Sammlungen geliefert. Seine „Histoire de Paris“ iſt von 1821 bis 1834 fünfmal aufgelegt worden. Unter ſeinen hinterlaſſenen Schriften findet ſich u. a. ein Bericht ſeiner Reiſe nach der Schweiz und die Materialien zu einer Geſchichte der Auvergne. —

∴ **Wahrſcheinlich noch einziges ſtaatsökonomiſches Faktum.** — Der „Spectator“ ſchreibt: „Der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika hat beſchloſſen, den Ueberſchuß von 30 Millionen Dollars, der ſich in der Schatzkammer der Regierung findet, unter die verſchiedenen Staaten nach Verhältniß der von ihnen geleiſteten Beiträge zu vertheilen. „Iſt dies nicht,“ bemerkt der Spectator, „das erſte Beiſpiel in der Geſchichte der Nationen von Steuern, die zu denen zurückkehren, die ſie bezahlt haben? Die finanzielle Wohlfahrt, welche eine ſolche Beſchlußnahme anzeigt, iſt einer wahrhaft repräſentativen Regierungsverfaſſung, einer ſehr betriebſamen Bevölkerung und einem faſt unbeſchränkten Feld der Produktion zu verdanken.“ — Da die hier mitgetheilte Thatſache von den Times beſtätigt wird, ſo liefert ſie allerdings einen ſchönen Beweis für den geſunden Blutumlauf im Staatsorganismus des nordamerikaniſchen Bundes. Wie aber — kein Blut zur Rettung eines von Räubern und Mördern Gefangenen zu vergießen, edler iſt, als ſich ſeines leiblichen Wohlbefindens zu erfreuen, — ſo würde der nordamerik. Congreß auch ein ſchöneres Beiſpiel und einen erfreulichen Beweis geſunderen Rechtsgefühls gegeben haben, wenn er das von England gegebene Beiſpiel nachgeahmt und jenem Ueberſchuß noch ſo viel zugeſchoſſen hätte, als nothwendig wäre, um den Schandfleck der Sclaverei zu tilgen, der noch die Hälfte jenes Rieſenſtaates verunſtaltet, und leicht für ihn zum unheilbar-einfreſſenden Krebs werden dürfte, wenn er nicht bald den Forderungen der Menſchlichkeit genügt, — und, ſtatt freiwillig den Selbſt-Läuterungs-Prozeß zu eröffnen, die Nemeſis nöthigt, das Reinigungsfeuer durch die Fackeln empörter Sclaven entzünden zu laſſen. —

∴ **Wärmeentwicklung in Pflanzenblüthen.** — Herr Göppert in Breslau ſchreibt in Beziehung auf die intereſſante Abhandlung der Herren Vrolik und Vriese, daß er ſchon vor 4 Jahren Beobachtungen über die Wärmeentwicklung in der Blüthe des Arum dracunculus gemacht, im vorigen Herbſt aber, bei ununterbrochener Beobachtung dieſer Pflanze, folgende Reſultate gewonnen: „Auch hier, wie bei der Colocasia odora, zeigte ſich ein allmähliges Steigen und Fallen der Wärme. Das Maximum derſelben, 7 Grad R. über die Temperatur der Atmoſphäre, traf immer in der 17ten Stunde der Wärmeentwicklung ein, welche 30—36 Stunden währte.“ Rückſichtlich des Heerdes derſelben fand Hr. G. ſeine früheren Beobachtungen, die ſich an die der Herren Bory St. Vincent, Hubert und Brongniart anſchließen, auf's Neue beſtätigt, „daß der Hauptſitz der Wärmeentwicklung ſich in den Staubgefäßen befindet und alle übrigen Theile der Blüthe nur von hier aus die Wärme mitgetheilt erhalten. Staubgefäße blieben, ſelbſt abgeſchnitten, länger warm, als andere, ſie an Volumen weit übertreffende Theile der Blüthe.“ —

∴ **Indiſches Schauſpiel.** — In Calcutta beſteht jetzt außer einem Schauſpielhaus, in welchem in engliſcher, auch ein Privattheater, auf welchem in hindoſtaniſcher Sprache geſpielt wird. Das letztere wird von Babu Nobintſchandar Bose in ſeinem eigenen Hauſe geleitet. Die weiblichen Rollen werden auch von hinduiſchen Frauenzimmern geſpielt, und die Muſiker des Orcheſters beſtehen ebenfalls nur aus Hindus, meiſtens Braminen. Bei einer der letzten Vorſtellungen waren über 1000 Zuſchauer, — Hindus, Mahomedaner, Europäer ꝛc. gegenwärtig; das Schauſpiel begann etwas vor Mitternacht und währte bis $6^1/_2$ Uhr Morgens. Bevor man den Vorhang aufzog, wurde ein Gebet an den Allmächtigen abgeſungen, eine hinduiſche Sitte, welche bei allen ſolchen Gelegenheiten beobachtet wird. Auch wird vor jedem Auftritte ein Prolog abgeſungen, in welchem der Inhalt der folgenden Szene auseinander geſetzt iſt. —

∴ **Muſikfeſt zu Braunſchweig.** — Am 7. 8. und 9. d. M. wurde das neunte große Muſikfeſt zu Braunſchweig gefeiert. Den erſten Tag verherrlichte Händels Meſſias, der unter Leitung des Kapellmeiſters Schneider von Deſſau aufgeführt wurde. Am zweiten Tage hörte man die Ouverture zu Omar und Leila von Fesca, ein Concertino für Oboe, componirt und vorgetragen von Ferling aus Braunſchweig, ein Concertino für Flöte componirt und vorgetragen von Heinemeyer aus Braunſchweig und mehrere andere ſchon bekannte Soloſtücke. Am dritten Tage wurden die große Symphonie von Mozart aus G-Moll unter Leitung von Kapellmeiſter Marſchner, ein Crucifixus von Lotti, — Adagio und Rondo von Spohr, — die sinfonia eroica von Beethoven, und eine Oſterkantate von Fr. Schneider gegeben.

∴ **Merkwürdige Träume.** — Robert Macniſch in ſeiner „philosophy of sleep“ (von ihr als „der Schlaf in allen ſeinen Geſtalten“ in's Deutſche übertragen), führt mehrere intereſſante Träume an, von denen der Inhalt einiger der bedeutenderen hier angedeutet werden mag. — Ein junges Frauenzimmer ſieht zu Edinburg im Traume ihren Geliebten, der, in der Bruſt verwundet, ihr ſagt, er ſei in der Schlacht umgekommen. Es ergab ſich in der Folge, daß an demſelben Tag der junge Mann in der Schlacht bei Corunna (in Spanien) geblieben. — Dem Verfaſſer ſelbſt träumte im Auguſt 1821, daß ein an 100 Stunden entfernter naher Verwandter, der bis dahin vollkommen geſund geweſen, plötzlich geſtorben ſei. Drei Tage darnach erhielt er einen Brief, der ihm meldete, am Tage ſeines Traumes ſei jener Verwandte vom Schlag getroffen worden und geſtorben. —

∴ **Donau-Rhein-Kanal.** — Von den 20,000 Aktien für den Kanal, der die Donau mit dem Rhein verbinden ſoll, ſind 7,588 nach England, 1166 nach Oeſtreich, Ungarn und Italien, 1417 nach Frankreich, Holland, Belgien und der Schweiz, 4,876 in Deutſchland und 5,000 an die bairiſche Regierung verkauft. So verbindet ſchon jetzt der Kanal, noch bevor er gebaut iſt, Bewohner von neun Ländern durch ſilberne Bande miteinander. —

In Nro. 179 des Phönix, Seite 716, 1te Spalte, Zeile 24 von oben, leſe man: „Von dem Gleichſchritt des überraſchend deutlichen Wortes mit dem Tone, der u. ſ. w.“ —

№ 184. 1836.

Phönix.

Freitag, 5. Auguſt.

Der Gotteslängner.

(Fortſetzung.)

Ein ſchöner Sommertag hatte Frau Margaretha und ihre Tochter zu einem Spaziergange in's Freie gerufen. Auf der Rückkehr gingen ſie dem Pfarrgarten vorüber, deſſen hintere Pforte an's Feld ſtieß. Seufzend blickte die Wittwe durch die Stäbe, und gedachte der Zeit, wo ſie das Alles ſelbſt noch beſeſſen; da trat freundlich grüßend der neue Pfarrer, ein blondgeſcheitelter junger Mann mit ſanftem Geſicht, aus der Pforte hervor, und bat, einen Augenblick einzutreten. Ännchen ſuchte die Mutter zurückzuhalten; dieſe aber, dem Gruße entgegenknixend, merkte es nicht, und trat ein. Ännchen folgte ängſtlich und verlegen. Der junge Pfarrer führte Mutter und Tochter im Garten umher, und zeigte ihnen, wie er nichts verändert, ſondern jede Laube, jedes Buſchwerk genau in dem Zuſtande erhalten und ſorgfältig gepflegt habe, wie der ſelige Pfarrer ihm Wohnung und Garten zurückgelaſſen. „Ich dachte," fuhr er dann mit leiſer Stimme fort, „daß es Ihnen wohlthun müßte, die alte Heimath unverändert wieder zu finden, wenn ich einſt ſo glücklich ſein ſollte, das Alles mit Ihnen zu theilen."

Ännchen erröthete, zupfte die in einem fort knixende und vor Verlegenheit unverſtändliche Worte ſtammelnde Mutter am Arm, und erinnerte ſie nun noch dringender an ein häusliches Geſchäft, welches gar keinen Aufſchub leide. Der Pfarrer wollte auch an ſie einige Worte richten, aber ſie hatte ſich ihm mit eiliger Ängſtlichkeit empfohlen, und war ſchon auf dem Rückwege, eh die Mutter wußte, was ſie ſagen ſollte; dieſer blieb nichts übrig, als der Tochter zu folgen, und dem Pfarrer das Verſprechen zurückzulaſſen, daß ſie nächſtens auf längere Zeit mit ihrem Ännchen wiederkommen würde.

„Aber, welch ein Betragen, Annchen," ſprach ſie, als ſie dieſelbe eingeholt hatte, „du ſollteſt doch endlich einſehen, daß du deinem Schöpfer nicht genug danken kannſt für den redlichen Antrag eines braven Mannes."

„Gott weiß es," ſprach Annchen, „wie ſehr ich mich ſehne, alle die Spielplätze meiner Kindheit wieder zu bewohnen und dort meines guten Vaters zu gedenken, wo ich an ſeiner Hand wandelte, von ſeinem Munde die erſten Lehren vernahm, und wie gern, wie gern ich auch alle deine Wünſche erfüllte, beſte Mutter! aber dies Mutter, dies iſt ja unmöglich, ganz unmöglich!"

„Iſt nicht der Pfarrer ein rechtſchaffner edler Mann?" fragte die Mutter.

„Das glaub ich von ganzem Herzen," erwiederte die Tochter; „aber, Mutter, iſt es denn genug, das zu glauben, das zu wiſſen, wenn ich einem Manne den Schwur ablegen will, daß er mir mein ganzes Leben hindurch der Theuerſte von allen Geſchaffenen ſein ſoll."

„Das ſind nun ſolche Kindereien," ſprach die Mutter, „welche du bei deinem Verſtande längſt ſollteſt vergeſſen haben. Aber ich weiß es beſſer, der Baron ſteckt dir im Kopf."

Annchen ward blutroth, wendete das Geſicht gegen den Boden, und antwortete nichts.

„Hab ich's getroffen," rief die Mutter, „o daß ich ein ſolches Herzleid an meinem Kinde erleben muß. Ich habe es wohl gemerkt, wie du ſeit dem Abend, wo er uns ſo räuberiſch in's Haus fiel, und nachher von ſeinen Fahrten in fremden Ländern erzählte, die er Gott weiß in welcher Eigenſchaft gemacht haben mag, ſtill und nachdenkend wurdeſt. Aber ich hoffte, das werde ſich ſchon verlieren. Nun muß das Unglück geben, daß er ſich hier vor dem Dorfe im Wirthshauſe eingemiethet, um ſich mit den

Pflanzen und Steinarten des Gebirges zu beſchäftigen, und an kein Weiterreiſen denkt. Und womit hat es unſer armes Haus verſchuldet, daß er, der ſonſt die Menſchen flieht, uns allein mit ſeinen Beſuchen verfolgt? Hat er dir denn etwa ſchon von heirathen geſprochen?“

„Niemals,“ antwortete Ännchen, „er hat mir ſogar noch nicht geſagt, daß er mich liebt, und dennoch weiß ich es, weiß es ſo gewiß ich mein Leben weiß, ich glaube ſogar — —“ Von neuem mit dunkler Purpurglut übergoſſen brach ſie ab.

„Daß er blos um dich zu ſehen zu uns kommt,“ ergänzte die Mutter, „ja vielleicht, daß er nur deinetwegen ſich hier niedergelaſſen hat, das vermuthe ich eben. Ich bitte dich, was ſoll daraus werden? Von heirathen hat er noch nicht geſprochen, ſagſt du ſelbſt, von Liebe auch nicht, ganz natürlich! Denn ſonſt hätte auch das Heirathen müſſen zur Sprache kommen; was kann er nun anders beabſichtigen, als dich zu verführen, und dann, wenn er mir und dir das Herz gebrochen hat, über unſer Elend hohnlachend weiter zu reiſen.“

„Wenn er ſolcher Plane fähig iſt,“ rief Ännchen mit blitzenden Augen und faſt im Tone des Unwillens, „dann wird auch im nächſten Jahr jenes grünende Saatfeld ſtatt nährenden Weizens ein giftiges Korn tragen, welches Krankheit und Tod durch die Welt ſendet.“

„Warum ſollte er nicht,“ rief die Mutter, „er, der jede gute Handlung als Narrheit verlacht, oder ſie bald für Eigennutz, bald für Heuchelei ausgibt?“

„Und der dennoch,“ fiel Ännchen ein, „in jedem Augenblick zu jeder bereit iſt. Wann ging ein Leidender ungetröſtet von ihm? Bei welchem öffentlichen Unglück iſt er nicht der Anordnende, Leitende? Trug er nicht bei dem neulichen Brande mit der ſichtbarſten Lebensgefahr das Kind aus dem unter ihm einſtürzenden Hauſe? Hat er nicht auf eigene Koſten eine Brücke bauen laſſen über den Fluß, als eine alte halb blinde Frau von dem ſchmalen Stege hinabgefallen und ertrunken war? Es iſt wahr, Niemand lobt ihn, Niemand liebt ihn; es iſt wahr, er fügt jeder ſeiner Wohlthaten eine Beleidigung hinzu, und weiſ't vor allem den ihm dargebrachten Dank ſtets mit bitterm Hohne zurück; aber wendet ſich nicht dennoch jeder, der in Noth iſt, an ihn? Sie zittern, wenn ſie zu ihm gehen, aber ſie gehen zu ihm.“

„Das eben zeigt ſeine Verworfenheit,“ ſprach die Mutter, „daß er auch das Gute, wozu die Umſtände ihn zwingen, nicht thun kann, ohne ihm ſo viel Böſes beizumiſchen, daß man kaum weiß, weſſen mehr iſt. Wie ſollte er auch? Ein guter Baum kann nicht faule Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Wie kannſt du Gutes erwarten von einem Herzen, darin der Teufel ſeinen Sitz hat und das über Gott und ewiges Gericht hohnlacht? Wie kann ein Menſch Werke der Liebe an ſeinen Nächſten üben, der über ſie ſpottet, wenn er ſie zum Gotteshauſe gehen und die heiligen Sacramente ehren ſieht?“

(Fortſetzung folgt.)

Reliquien.

Mitgetheilt von K. W. Böttiger.

(Fortſetzung.)

„Klinger'n beurtheile ich jetzt auch nicht mehr ſo ſtrenge, als in der erſten Aufwallung; doch kann ich ſeine Weiſe noch nicht mit der meinigen gänzlich in Übereinſtimmung bringen. Seinetwegen könnte ich dem Anſchein nach umkommen; und ſo wenig auch an meiner Exiſtenz gelegen ſein mag, ſo kann ich darin doch eben weder Freundlichkeit noch Moralität noch Humanität entdecken. Erſt komme ich, dann komme ich wieder, dann komme ich noch einmal; dann wollen wir ſehen, wer kommen wird. Das iſt mir etwas zu viel Ichheit. Da ſage ich Bonadies und ziehe die Fühlhörner ein. Wenn er nur etwas gethan hätte, es hätte glücken mögen oder nicht. Doch ich bin vielleicht zu wenig Weltmann und zu wenig Dichter, um darüber aburtheilen zu können. Ich werde ihm nie etwas ähnliches wieder zumuthen; nie, und ſollte ich vor ſeinen Augen zu Grunde gehen. Er überzeugt mich auch nicht, wenn er nun gelegenheitlich etwas für mich thut. Wer in dem kritiſchen Moment nichts iſt, der iſt nichts. Er mag deſſen ungeachtet ein Mann von großem Werth ſein, und ich habe trotz dieſem allen große Achtung vor ihm: nur iſt er nicht mein Freund in dem höhern beſſern Sinne des Worts, den ich allein gelten laſſe. Von Aufopferung und Heroiſm war gar nicht die Rede. Herrn Dr. Harbauer habe ich einige Briefe und auch einen an Klinger mitgegeben. Ich habe meine Empfindlichkeit nicht geborgen, ohne ihn deßwegen weiter anzuklagen. Es iſt traurig, daß ich ſo oft tief in mein eigenes nicht immer ganz freundliches Ich zurückgeworfen werde, da ich doch trotz meiner harten Schaale ſo viel wahres tiefes Gefühl für höhere Humanität habe. So ſind mir über den Pariſer Äskulap von Dresden aus ſchon durch einen Mann, deſſen Charakter ich hoch achte, Dinge zugekommen, die mich ſehr ſtutzig machen müſſen, und die wohl ſehr mein Auf- und Anſchließen hindern. Vater Wieland iſt eine von den ſchönen, liebenswürdigen, kindlichen Seelen, die man zehnmal täuſcht und die das elftemal mit reinem Vertrauen auf das Göttliche in der Menſchennatur ſich dem guten Schein wieder hingeben. Ich weiß, verehrungswürdiger Freund, daß [illegible] ſehr oft hintergangen hat, und weiß doch nur ſehr wenig. Solche Naturen, die doch noch Glauben halten, ſind himmliſche Juwelen auf Erden. Sie ſind jetzt faſt der einzige dieſer Art, den ich kenne; Zollikofer war Ihnen gleich.

„Sie wünſchen einige Hauptmomente aus meinem Leben zu wiſſen; das wird mir ſchwer werden; denn mein Leben war von Jugend auf ein wahres Farrago libelli und faſt lauter rudis et indigesta moles. Herder, Schiller, Weiße und mehrere Lebende haben oft in mich gedrungen, etwas darüber zu ſchreiben; und Göſchen bot mir zu Ende der guten Zeit 1000 Thlr. in Golde, wenn ich ihm etwas nach meiner Weiſe über meine ſucceſſive Bildung geben wollte. Ich konnte mich nicht entſchließen, auf dieſe Weiſe von meinem Leben zu leben, ſo lange ich noch etwas beſſeres in mir fühlte. In der letzten Periode iſt man zudringlicher geweſen, und der Grund, daß ich doch einem Biographen nicht entgehen würde, der entweder ſchiefer Hyperkritiker oder lobpreiſender Hudler ſein könnte, hat in ſoweit gewirkt, daß ich verſprochen habe, etwas aufzuſchreiben, das man nach meinem Tode brauchen könne. Einige Lagen habe ich auch unter großer Anſtrengung gefertigt, und habe mich ſchon glücklich wieder aus Amerika zurück gebracht. Da das Meiſte meines Lebens tief in meiner Seele lag und trotz meines Herumſchwärmens wenig exoteriſch iſt, ſo wird es mit viel Freimüthigkeit faſt durchaus nur ethiſch-pſychologiſch und nur entfernt philoſophiſch-kosmopolitiſch ſein. In meinem vierzehnten Jahre war ich noch ganz Analphabete, und in meinem ſechszehnten war ich ſchon Student. Der erſte Mißgriff in meiner höhern Erziehung. Meine Erzieher waren ſyſtematiſche Orthodoxiſten, und ich fiel den engliſchen und griechiſchen Philoſophen in die Hände, die mich bald zum Skeptiker machten, der ich auch ſeit der Zeit ſo ziemlich geblieben bin; nur daß ich nie verſucht habe, dieſe troſtloſe eiſerne Lehre in ein Syſtem zu bringen. Der Vernunftglaube hält ſich noch im Heiligthum meiner Seele. Ich ſtudierte Metaphyſik und auch wohl Scholaſtik bis über Kopf und Ohren, ward Magister trotz dem Beſten, geſtand aber den Herren ſehr offenherzig, daß ich ſie wohl verſtehe, aber nicht begreife, daß ich ihre Sätze wohl faſſe, aber ſie wenig nothwendig und folgerecht finde. Aus Mißmuth über den gelehrten Kram verließ ich die Philoſophie, nämlich ihre Syſteme, wie ich das Hebräiſche und den Juſtinianiſchen Kodex verlaſſen hatte. Aus Beſchäftigungstrieb hielt ich mich zu den Griechen, die mir immer noch am beſten zuſagten; und ſelten ging ich auch als Soldat ohne einen alten Begleiter dieſer Art. Ich war, als ich aus Amerika und von den Preußen zurück kam, einige Zeit Padagog von einem jungen Igelſtröm; aber die Frau Mama fand meine Erziehungsmethode zu katoniſch; ich konnte nicht nachgeben und verließ die Stelle. Zum Lehrer habe ich nie viel Talent gehabt, weil ich mit meinem wenig Weisheit bald zu Ende war und nicht gerne in's Blaue greife. Man begriff doch, daß ich es ehrlich und ernſthaft meinte; und der Vater des jungen Menſchen, der noch in Leipzig blieb, lud mich ein, ihm nach Rußland zu folgen. Da mir der akademiſche Schnikſchnak nicht ſehr behagte, war mir das eben recht. Mein Torniſter war bald geſchnallt und ich ſaß im Wagen.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

59) **Bifolien.** Von Johann Gabriel **Seidl.** Wien, Gollinger. 1836.

Der Name Seidl's zählt ſeit einigen Jahren zu den ausgezeichneten ſeines Vaterlandes, — wir würden ſagen: der öſterreichiſchen Dichterſchule, wie man von einer ſchwäbiſchen Schule ſpricht, — wenn das Wort nicht den Begriff eines Conglomerates von Anſchauungen erzeugte; aber hier wie dort, und in Öſterreich vielleicht am ſtrengſten, haben die hervorragenden Geiſter ihre Subjectivitäten vor dem Typiſchwerden bewahrt, und das, was ihnen als gemeinſam zuſteht, iſt, ſozuſagen, faſt nur Teint.

Seidl's Bifolien ſind theils lyriſche, theils epiſche Dichtungen; wir ſtehen nicht an, den erſteren wegen ihres abſoluten Werthes den Vorzug einzuräumen; — die letzteren haben das entſchieden ausgeprägte Merkmal einer ächt vaterländiſchen Geſinnung für ſich, die mit Fleiſch und Blut daſteht und Fleiſch und Blut einſetzt. Das öſterreichiſche Naturell iſt es überdem, was ſich als Seidl's Eigenthümlichkeit herausſtellt, und man darf behaupten, daß wer Seidl's Gedichte recht fühlt, das Weſen des Öſterreichers völlig begriffen hat, dieſe rührende Miſchung von Lebensfreude und Melancholie, dieſe fromme Treue, dieſe Hingebung, dieſen Aufſchwung, dies bange Athemholen mitten im Aufſchwung, dies Schweben zwiſchen Himmel und Erde, dieſe kindliche Freude an der Natur, ja dieſen unwiderſtehlichen Drang zu ihr, dieſen wahrhaften Schmerz, der am Ende doch poetiſcher iſt, als der affectirte, deſſen Grimaſſen mancher rührend finden kann. Bei den ächt öſterreichiſchen Dichternaturen iſt keine Rede von dieſem miſerablen Kokettiren mit Schmerz, — im Gegentheil: ſie drucken die Hand feſt auf's Herz, damit kein neugieriger Gaffer die Ritze in der Bruſt ſehe. Seht Lenau, dieſes tiefſinnig-ſpekulative, an allen Fibern von wahrhaftem Lebensſchmerz zuckende Gemüth; ſeht A. Grün, dieſen blumenbekränzten Laokoon; ſeht Grillparzer, ein Dichterherz, aus deſſen Wunde köſtlicher Weihrauch tropft; ſeht Ferdinand Raimund, der das Reinmenſchliche in's Mährchen hinüberrettet, damit es unter den Kolbenſtößen der Wirklichkeit nicht erliege. Das ſind ſammt und ſonders Öſterreicher, ſind es mit Leib und Seele, und ihr nationaler Teint färbt ihre Werke. — Auch bei Seidl zeigt er ſich in den verſchiedenſten Reflexen; gleich einer Landſchaft bei jagenden Wolkenſchatten, — das Heitre erhält durch die nächſte Sekunde ihre ernſte Folie, ja im Heitern ſteckt das Ernſte als Kern, — die Natur ſteht ihm als Mittlerin zwiſchen Menſchlichkeit und Nothwendigkeit da, — es iſt ein raſtloſes Ringen, ein Wechſel von Thränen und Freude, ſeine Muſe lächelt mit Thränen im Auge, ſie ſpricht durch Blicke. So viel zur Charakteriſtik des liebenswürdigen öſterreichiſchen Dichters. Wir ſetzen als Schlußſtein derſelben folgendes Gedicht aus den Bifolien ein:

Der Glöckchenwalzer.

Lichter flimmern, Saiten klingen,
Losgelaſſen iſt die Luſt,
Walzend wogt es auf und nieder
Aug' in Auge, Bruſt an Bruſt.

Zauberiſche Melodieen
Schmeicheln ſich in's Herz hinein:
Untreu muß es, wider Willen,
Seinem liebſten Grame ſein.

Und die Lüfte ſelbſt ermatten,
Fenſter werden aufgethan,
Und die müden abzulöſen,
Wogen friſche, lüſtern, an.

Und in kühler Fenſterecke
Stand ich, ein Vergeßner, da,
Ernſt genießend, was ich hörte,
Still betrachtend, was ich ſah.

Horch, da tönt ein neuer Walzer,
Klag' und Jubel im Verein,
Und, als ſchmelzende Begleitung,
Tönt ein Glöckchen ſilbern drein.

Er entzückt die frohen Tänzer,
Macht beinah' die Spieler irr,
Wie erfaßt von Zaubertaumel
Wogt das brauſende Gewirr.

Jetzt verſtummten Flöt' und Geige,
Nur das Glöcklein klang noch bang,
Denn es war das — Todtenglöcklein,
Das durch's offne Fenſter klang.

60) Lyriſche Blätter von J. N. Vogl. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 1836.

Die Sympathie der Lyrik mit der Natur, welche W. Alexis zur Emancipation der Vegetabilien erhob, iſt mit ein Charakteriſtiſches der öſterreichiſchen Dichter. Faſt alle ſtehen in den direkteſten Beziehungen zur Natur, aber faſt jeder aus einem andern Grunde. Seidl faßt ſie modern auf, ſie iſt ſeine Geliebte, er bemüht ſich um ſie, wie um ein gutes einfaches Mädchen, das am Stickrahmen ſitzt und ihm heimlich eine Überraſchung bereitet; Seidl kommt in keinem idealiſchen Schäferkleide zu ihr, nein in demſelben Oberrock, in welchem er in Cilly auf dem Katheder ſitzt. Lenau belauſcht und zwingt ſie wie ein Magus, ſie ſelbſt iſt ihm die Velleda, die einen ewigen heiligen Menſchheitsſchmerz in ernſten Runen ſchreibt, in Urwaldswurzeln; er begnügt ſich mit dem Klang der wunderbaren Stimmen nicht; er wühlt ſich durch bis in die Bedeutung des Durcheinanderklangs. Für A. Grün iſt ſie die heitere Romantik der Geſchichte, deren Blicke ein ſtetes Predigen der Zukunft, ihre Stimme eine ermuthigende Prophezeiung, ihr Walten — Segensbürgſchaft für die Enkel. Von allen Dichtern, die in der Gegenwart wurzeln, ſpricht keiner die Hoffnung mit ſolcher Weihe aus wie A. Grün; die Natur iſt ſein Evangelium.

J. N. Vogl, durch ſeine im vorigen Jahre erſchienenen Balladen und Romanzen ehrenvoll bekannt, tritt als Lyriker gleichfalls im innigen Verhältniß zur Natur auf; dies Verhältniß iſt ein entſchieden naives, ſo daß der Poet ſelbſt als integrirender Theil des Ganzen der Natur erſcheint, etwa wie der Jäger mitten im Wald mit Hornklang und Büchſenknall ein ſolcher Theil iſt, wie die Wolke, wie die Lerche. Daher — ein Grundzug der Vogl'ſchen Lyrik: Bewegtheit, Raſtloſigkeit; — daher die unmittelbaren Naturlaute die reinſten Klänge ſeines Gemüths, — daher Schattirung der Reflexion kaum merklich, daher die friſchen ſaftigen Details nicht in jenem Ganzen, ſondern jedes ſchon an und für ſich ein Ganzes. Jene Bewegtheit läßt den Waldpoeten nicht auf Vergleichen raſten; indeß er ſelbſt an den Gegenſtänden vorübereilt, ſcheinen ſie ihm als belebt vorüberzuwandeln und bunte Geſchäfte zu verrichten, deren aller einziger Zweck iſt, zu leben. Raſtet er, wandersmatt, ſo legt er ſich unter ein ſchattiges Laubdach und blickt durch die Maſchen des grünen Netzes über ſeinem Haupte, und ſieht etwa folgenden:

„Lerchenbrauch."

Neigte ſich die Sonne nieder
Mit dem Antlitz, mit dem klaren,
Lös'te mit den roſ'gen Fingern
Ihren Knäu'l von goldnen Haaren.

Und die Haare rollten nieder
Und ſie rollten immer weiter,
Und ſo ward ein jedes Härchen
Bald zur goldnen Himmelsleiter.

Und die muntern Lerchen ſtiegen
An den Leitern auf und nieder,
Holten eilig ſich vom Himmel
All die wunderbaren Lieder.

Von ſolcher Art iſt die Feld- und Wald-Lyrik Vogl's, auf den ſich in der That Göthe's:

„Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet,"

anwenden läßt. Vogl iſt ein Naturdichter in jeder Bedeutung dieſes Wortes.

Feuilleton.

∴ Aus Wien. — Danhauſer's „Praſſer," ein Gemälde, welches auf der letzten Wiener Expoſition großes Aufſehen machte, wird jetzt von Stöber in Kupfer geſtochen, welcher einen wahrhaft koſtbaren Stich nach Krafft's „Zriny" (zum Geſchenk an die Mitglieder des Wiener Kunſtvereines beſtimmt) ſo eben vollendet hat. Danhauſer verrieth durch ſeine erſten Arbeiten großes Talent für Karrikatur und Burleske, die beiden Bildchen aus ſeiner erſten Epoche, welche die k. k. Gallerie im Belvedere von ihm beſitzt, ſind Zeugen dieſer Anlage. Im vorigen Jahre vollendete Danhauſer ſein im Auftrag des als Dichter bekannten Erzbiſchofs von Erlau, L. Pyrker, für die neue Kathedrale in Erlau übernommenes coloſſales Altarblatt: „Die Marter des heiligen Johannes, des Evangeliſten," ein Bild, welchem man zwar manche Vorwürfe, hauptſächlich den der Modernität machen, an dem man aber doch das Streben beachten muß, welches gegen mannigfache Rückſichten anzukämpfen hatte. Kein unbedeutender Prozeß zeigt ſich in zwei neueren Schöpfungen Danhauſer's, in ſeiner (im Belvedere aufgeſtellten) Hagar und in ſeiner (noch unvollendeten) Kreuzigung Chriſti. Bei der erſtgenannten verletzt uns allerdings noch ein auffallendes Hinneigen zu kraſſem Materialismus, der wohl nun und nimmer zum Heile führen kann, und wo er im artiſtiſchen Leben als eine Art von Spiritus familiaris auftritt, auf das Stadium des Verfalls hinweiſ't; — die Figuren Abraham's, der Hagar, der Sarah ſind eher gemeine Naturnachahmungen als freie künſtleriſche Gebilde, die Idee hingegen, welche Danhauſer durch den Knaben Ismael ausgedrückt hat, iſt poetiſch, — freilich vielleicht ſogar mehr poetiſch als maleriſch. In der „Kreuzigung" wendet D. ſich einem höheren Style zu. Sein „Praſſer" iſt eine eigenthümliche Erſcheinung; — wir ſehen hier die bibliſche Parabel modern aufgefaßt und modern dargeſtellt, und müſſen bekennen daß dieſe neue Weiſe des Genre, welche die Brücke vom hiſtoriſchen Styl zur Modernität bildet, Rechtfertigung verdient. Für die k. k. Gallerie im Belvedere wurde Rahl's Compoſition: „Hagen ſteht neben Siegfried's Leiche, deſſen Wunde in der Nähe des Mörders wieder blutet" angekauft. Ein treffliches Bild, ernſt in der Auffaſſung, und ſchön in der Darſtellung, ein unverwerflicher Bürge, daß man das Beſte von dieſem Künſtler hoffen dürfe, der Kraft und Selbſtändigkeit genug hat, ſich vor den Verführungen der Mode, die in Wien ſtärker als irgendwo wirken, auch in der Zukunft zu bewahren. —

∴ Die alten Aegypter und ihre Feinde. — Die Brit. and foreign Review gibt uns nachſtehende Schilderung der alten Aegypter: „Nach den vorhandenen Abbildungen auf den verſchiedenen Denkmälern zu urtheilen, war das alte ägyptiſche Volk kupferfarbig, wie die heutigen Bewohner der Nordküſte Afrika's. Die ägyptiſche Phyſiognomie hatte überhaupt folgenden Charakter: eine ſanfte gebogene Naſe, dicke Lippen, großes Kinn, die äußeren Augenwinkel etwas aufwärts gebogen, große Augenlieder. Das Haar beider Geſchlechter war ſchwarz, rauh und lang, zuweilen auch kraus, aber niemals wollig, wie Negerhaar."

„Unter den Nationen, die als vom großen Seſoſtris bekämpft und überwältigt dargeſtellt werden, erkennt man die Neger, die Baktrianer, die Juden und die tätowirten Hyperboreer. Die Moſchauich, welche die Urväter der Moskoviten geweſen ſein mögen, finden ſich immer neben den Schari oder Skythen" ... Die Puraſata mögen, — ihrem Kopfputz, ihrer rothen Farbe und Bartloſigkeit nach zu urtheilen, — wie Champollion vermuthet — eine indiſche Nation geweſen ſein, von welcher die Ureinwohner Amerika's abſtammen dürften. —

∴ Künſtlerinnen in Frankreich. — Es ſtellt ſich nach den Ausſtellungskatalogen der Werke der jetzigen franzöſiſchen Maler heraus, daß in den Salons des Louvre über 300 Künſtlerinnen ihre Gemälde in den Jahren 1834, 1835 und 1836 aufgeſtellt hatten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 185. 1836.

Phönix.

Samſtag, 6. Auguſt.

Napoleon der Zweite.

(Nach Victor Hugo.)

Von

Ferdinand Freiligrath.

(Fortſetzung.)

3.

O Wechſel! O Gericht! — Als dieſes Mannes Erbe
Die Krone Rom's — ſo nimmt des Bettlers Kind die Scherbe! —
Empfangen hatte nun, ein Spielwerk ihm zu ſein;
Als man dem Volk gezeigt, wie ſeine Stirne brenne;
Als es gewundert ſich, wie man ſo groß ſein könne,
Und doch zu gleicher Zeit ſo klein;

Als Veſten ohne Zahl ſein Vater ihm erſtürmet;
Als er lebendige Schutzmauern aufgethürmet
Um den ſcharlachnen Pfuhl des Neugebornen hin;
Als dieſer Zimmermann, der ſich verſtand auf's Bauen,
Mit rieſ'ger Axt beinah' die Welt zurecht gehauen
Nach ſeinem Traum und ſeinem Sinn;

Als weit geöffnet ſchon die väterlichen Hände,
Daß nie vergeh'nden Glanz er ſeinem Sohne ſpende;
Als Alles Freud' und Heil dem Lachelnden verhieß;
Als, zu begrüßen einſt die Sohlen dieſes Gaſtes,
Die Marmorfüße man des prächtigſten Pallaſtes
Schon jetzo Wurzeln ſchlagen ließ;

Und als, daß keinen Durſt empfinde dieſer Kleine,
Ein guldenes Gefäß, voll von der Hoffnung Weine,
Vor ihn und auch vor dich, o Frankreich, man geſetzt, ...
Eh' ſeine Lippe noch der Schale Rand berührte,
Kam plötzlich ein Koſack, der lachend es entführte,
Und auf die Croupe hob entſetzt!

4.

Ja, kühn flog einſt der Aar, die Wolken zu durchdringen,
Als jählings ihm zerbrach ein Windſtoß beide Schwingen;
Er fiel, dem Wetterſtrahl, der durch die Luft zuckt, gleich.
Damals auf ſeinen Horſt voll Freude ſtürzten Alle;
Raubgierig nahmen ſie, je nach der Kraft der Kralle,
England den alten Aar, den jungen Öſterreich!

Ihr wißt, was das Geſchlecht der Zwerge that dem Rieſen,
Sechs lange Jahr' hindurch, gefeſſelt und verwieſen,
Sah man, fern hinter Afrika,
Den Überwundenen auf ſeiner Inſel trauern;
In ſeinem Käfig ſah man dieſen Großen kauern; —
Die Kniee am Kinne ſaß er da!

O, hätt' er Nichts geliebt! .... Und doch, er that's mit Schmerzen!
Die Löwenherzen ſind die rechten Vaterherzen!
Stets war ſein Denken jener März.*)
Zwei Dinge blieben ihm in ſeiner Wogenwildniß;
Schaut hin! Ein Planiglob und eines Kindes Bildniß,
Sein Genius und auch ſein Herz!

O, Abends, wenn ſein Aug', ſtier, als erblickt' es Geiſter,
Durchirrte das Gemach; wenn ſeine Kerkermeiſter,
Schildwachen, ausgeſtellt, bei Tag und Nacht zu ſpäh'n
Auf ſeines Denkens Flug, nur ſeines Denkens Schatten
Vorübergehen ſah'n auf ſeiner Stirn — was hatten
Sie dieſes fahle Haupt alsdann bewegen ſeh'n?

Nicht immer, Sire, war's das Epos, welches eben
Mit deinem Degen du gerufen in das Leben;
Nicht immer alter Schlachten Luſt;
Nicht war es allezeit Agyptens braune Erde;
Kein Scheik der Wüſte ſtets, und ſeine wilden Pferde,
Die deines biſſen in die Bruſt!

Nicht war es allezeit der Bombe ſchaurig Dröhnen,
Das zwanzig Jahre lang die Feldſchlacht ließ ertönen
Dumpf unter'm Schritt Napoleon's,
Wenn weithin über's Meer der dunkelrothen Fehde
Sein Hauch die Fahnen trieb, die ſchräg geſenkten — jede
Der Maſtbaum ihres Bataillons!

---

*) Der zwanzigſte 1811.

'S war nicht Madrid, und nicht die alte Burg der Czaren;
'S war die Fanfare nicht des plänkelnden Huſaren;
'S war nicht der Bivouak, der auf den Morgen harrt;
'S war nicht ein Tagsbefehl; es waren keine Schanzen,
Noch rothe Lanziers, umſtarrt von ihren Lanzen,
Wie Purpurblumen, die ein Ährenfeld umſtarrt!

O nein, es war ein Kind, wie Lilien und Roſen!
Es war ein blondes Kind — o, könnt' er ihm liebkoſen!
Halboffnen Mundes ſchläft es feſt;
Indeß die Amm' es wiegt, ſorgſam mit treuem Lieben,
Und einen Tropfen Milch, der ihrer Bruſt geblieben,
Auf ſeine Lippen tröpfeln läßt!

Die Ellenbogen dann lehnt' er auf ſeinen Seſſel;
Sein übervolles Herz brach ſchluchzend jede Feſſel:
Laut weint er, Thrän' auf Thräne fällt...... —
O, ſei geſegnet, Kind! Haupt, heute ſchon begraben,
Sein Denken, du allein, abwärts gelenkt zu haben
Von dem verlornen Thron der Welt!

(Schluß folgt.)

Der Gotteslängner.

(Fortſetzung.)

Sie waren bei dieſen Worten in ihr Stübchen getreten, und Annchen warf ſich ſchluchzend der Mutter um den Hals, und rief: „Ach Mutter, ich bin recht unglücklich!“ —

Sobald Frau Margaretha ihre Tochter weinen ſah, ward ihr weich um's Herz, ſie drückte ſie an ſich, liebkos'te ihr und ſprach: „Aber Kind, eh wir nach deinen Empfindungen gegen ihn fragen, muß er ſelbſt ſich erklärt haben, ob er dich liebt!“

„Das wird nie geſchehen,“ ſprach die Tochter leiſe fortweinend, „er glaubt nicht daran, daß ein Mädchen ihn lieben könne, glaubt vielleicht gar nicht, daß es eine Liebe gibt, wie er ſie wünſcht, wie er ihrer bedarf. Aus tauſend ſeiner Äußerungen, die leicht und ſpottend hingeworfen wurden, deren tiefer Schmerz mir aber nicht entging, habe ich das herausgehorcht. Und er ſelbſt iſt zu ſtolz, Liebe zu geſtehn, ſo lange er zweifelt, eben ſo geliebt zu werden, wie er liebt. Ach wenn ich nur für ihn ſterben dürfte, wenn der Himmel mein Leben als Opfer nähme, und ihm dafür den wahren Frieden gäbe, dann wäre ich glücklich.“

„Kind, nicht ſolche Worte!“ rief die Mutter ängſtlich, „verſuch' doch einmal ihm an's Herz zu reden. Es ſteht ja geſchrieben: „So ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, werdet ihr Berge verſetzen!“ Warum ſollte denn nicht durch deinen Mund auch dieſer Saulus zum Paulus werden können!“

Annchen ſchüttelte den Kopf. „Hundertmal hab' ich's verſucht,“ ſprach ſie, „das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand zu leiten, immer brach er mürriſch ab. Das letztemal, als ich dennoch nicht davon abließ, ſagte er in einem tiefſchmerzlichen Tone: „Daß auch Sie nicht aufhören können, mich zu quälen, das hab' ich nicht erwartet, ſo viel ich auch erlebt habe.“ — Seitdem mochte ich nicht wieder davon anfangen.“

„Getroſt, mein Kind,“ ſprach die Mutter, „ermüde nicht! Wir ſollen Gutes wirken und nicht laß werden. Der Segen des Herrn verbirgt ſich nicht immer. Was neun und neunzigmal mißlang, vielleicht gelingt es zum hundertſtenmale.“

Da trat ein Kind in die Stube, und bat die Wittwe zu einer kranken Wöchnerin zu kommen. Frau Margaretha hatte durch lange Erfahrung einige Kenntniſſe geſammelt in der Behandlung der beim Landvolke am meiſten vorkommenden Krankheiten und wußte die dazu nöthigen Arzneien geſchickt zu bereiten. Deßhalb riefen die Bauern ſie zu allen ihren Kranken, um erſt ihr Urtheil zu hören, eh ſie zu einem Arzt ſchickten, und ſie folgte einem ſolchen Rufe ſtets mit liebevoller Bereitwilligkeit, und ſo auch diesmal.

Annchen trat an's Fenſter, und ſah in die ziehenden Wolken, welche wohl auch über alle die Länder hingewandert waren, wo er geweilt hatte, als wollte ſie dieſelben fragen, was ſie dort von ihm erfahren, was er dort erlebt habe, wodurch dieſer ſchreckliche Riß in ſeinem Innern entſtanden ſei. Während ſie noch ſo ſtand und ſann, ging er ſelbſt vorüber, diesmal in anſtändiger bürgerlicher Tracht, doch fern von allem modiſchen Putz — grüßte und fragte: „Sind Sie allein? Darf ich einen Augenblick zu Ihnen eintreten?“

Annchen erröthete bei der erſten Frage, und trat betreten zurück, aber noch eh ſie antworten konnte, ſtand er vor ihr im Stübchen. — „Gutes Kind,“ ſprach er, „mißverſtehn Sie meine Frage nicht. Sie werden bemerkt haben, daß ich ſeit einiger Zeit ſeltener zu Ihnen komme. Der Grund iſt, weil Ihre Mutter nicht aufhören kann, Geſpräche zu wiederholen, die mir verhaßt ſind. Aber es wird mir ſchwer, mich ſo entfernt zu halten. Aus dieſem engen, traulichen Kreiſe und vorzüglich aus Ihrer Gegenwart, theure Anna, wehte mir eine Ruhe, ein Frieden entgegen, wie ich ihn ſeit Jahren nicht kannte, ein Duft aus fernem Mutterlande, ein Ton aus früher fabelhafter Kindheit.“

„Und was gibt Ihnen in unſerm Kreiſe den Frieden,“ ſprach Anna, „wenn es nicht gerade das iſt, was Sie darin zu haſſen glauben? Wir ſind arm und unwiſſend, und können Ihnen nichts bieten, was Sie erfreuen könnte.“

„Das iſt es nicht,“ erwiederte er, „das gewiß nicht! Wohl auch nur ein Traum, wie das Andre, das mag ſein! Aber ein Traum, den man ſo gerne träumt, den ich nicht zergliedern will, eh er von ſelbſt verſchwindet. — Ich ſollte eigentlich Ihren Wahn nicht ſtören,“ fuhr er nach einer Pauſe fort; „denn ich ſehe, wie gern ich mich ſelbſt noch in eine liebliche Täuſchung einwiege; aber bei mir iſt das nichts weiter als ein ſelbſtbewußtes Spiel der Einbildungskraft, das ich wegwerfen kann, ſobald ich will. Betrogen werde ich wahrlich nicht! Und wie ſchmeichelnd auch der Traum ſei, es gibt ſtarke Geiſter, denen die bitterſte Wahrheit dennoch lieber iſt, als der ſüßeſte Wahn, und zu dieſen ſtarken Geiſtern zähle ich Sie. Sagen Sie mir aufrichtig, ob ich geirrt?“

Annchen erbebte, zauderte einen Augenblick, dann aber ſprach ſie mit feſter Stimme: „Ich glaube jede Wahrheit ertragen zu können. Was einmal in der Welt vorhanden iſt, iſt darum nicht mehr vorhanden, wenn ich es weiß, nicht weniger, wenn es unbekannt iſt.“

„So hören Sie denn zuerſt meine Lebensgeſchichte, von welcher ich Ihnen bisher nur Einzelnes erzählte,“ ſprach der Baron. „Sie werden ſehen, daß ich auf Höhen ſtand, wo man ein gut Stück Landes überſieht, während Sie in Thäler und Wälder eingeengt, leicht die Gränze ihres Blickes für die Gränze der Welt halten konnten. — Ich bin geboren auf einem Schloſſe im ſüdlichen Frankreich unweit der Mündung der Rhone. Meine Mutter war eine Deutſche, und gehörte Ihrer Kirche an, durch ſie ward die deutſche Sprache meine zweite Mutterſprache, und vielleicht iſt manches, was hier im Hauſe mir ſo wohlthuend und heimathlich entgegen tritt, ein Nachhall ihrer Erzählungen. Mein Vater ſtammte von einer bedeutenden hugenottiſchen Familie ab, und hing noch immer dem hugenottiſchen Glauben an. So ſagte man wenigſtens in der Gegend, denn er ſelbſt verſchonte mich mit dergleichen Dingen. Da er außerdem den Prieſtern keine ſonderliche Ehrfurcht bewies, und die Bitten um Geſchenke für Kirchenbau und Meſſeleſen gewöhnlich abſchlug, war er ihnen ein Dorn im Auge, und ſie ſchilderten ihn dem umwohnenden Landvolk wie einen Abkömmling des Satans. Der Erfolg war, daß die Leute der Gegend gegen meinen Vater manche Bosheit ausübten, ſeine Kornfelder zerſtörten, ſeine Obſtgärten plünderten, ſeine Gebäude beſchädigten, und ihm ſonſt zu ſchaden ſuchten, wo ſie konnten. Mein Vater, die Quelle dieſes Unfugs wohl kennend, bewies nun erſt recht abſichtlich den Prieſtern und ihren Gebräuchen eine entſchiedene Verachtung, und die Erbitterung ſtieg auf's Höchſte. In der Zeit ereigneten ſich in der Gegend mehrere Unglücksfälle; eine Seuche raffte den Viehſtand der Landleute weg, die Erndte eines großen Landſtrichs ward verheert durch Hagelwetter, Feuersbrünſte äſcherten einige Dörfer ein, und zuletzt kam eine peſtartige Krankheit auch unter die Menſchen. In einer Nacht jener Schreckenszeit ward plötzlich das Schloß meines Vaters überfallen von einem Haufen Vermummter, welche alle von einer raſenden Wuth beſeſſen waren. Aus den Worten, die ſie wildtobend ausſtießen, vernahmen wir, daß ſie von den Prieſtern aufgehetzt waren; dieſe hatten ihnen meinen Vater und ſeine Familie als die Frevler bezeichnet, welche den Zorn Gottes auf die Gegend herabgezogen, und vertilgt werden müßten, um ſeine ſchrecklichen Gerichte abzuwenden. Das Schloß ward in Brand geſteckt, wir Alle aus den Betten geriſſen, mein Vater, meine Mutter, meine Schweſtern vor meinen Augen auf's grauſamſte ermordet und in die Flammen geworfen, und dazwiſchen erſcholl immer: „Zur Ehre Gottes und ſeiner Heiligen! H'nab mit den Ketzern zur Hölle! Heilige Mutter Gottes, nimm gnädig das Opfer an!“ und mehr des Unſinns. Ich allein wurde gerettet. Ein dichtverhüllter Mann entriß mich einem der Mörder, als er mich eben bei den Haaren gepackt hatte, und in einen rothen Kohlenhaufen ſchleudern wollte, und eilte mit mir durch die Nacht davon nach der Küſte, und brachte mich in ein Schiff, welches eben in See ſtechen wollte.“

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Lord Byron iſt nicht allein ein Verzweiflungsdichter; Milton iſt verzweifelter, als er. — Faſt möchte man wähnen, der Fall der Engel ſei für dieſen düſtern Puritanergeiſt kein hinlänglich trauriger Gegenſtand geweſen; er mußte den Sieg des Satans und ſeine unwiderſtehlichen Verſuchungen beſingen. — Byron hat die Poeſie in der Hölle gefunden, ſie darin mit einer tragiſch ernſten und herzzerreißenden Wehmuth gefeiert und geprieſen; aber von Zeit zu Zeit hat er ſie hinausgetragen und bis zu den ätheriſchſten Grenzen des Lichts mit ſich fortgeriſſen. Byron zweifelt an Allem; aber er zweifelt nicht immer; oft iſt er gläubig und voller Gottvertrauen; es begegnet ihm Abends, wenn die Glocken von ferne tönen, zu träumen und zu ſchwärmen, wie Dante zu thun pflegte. Er hat Italien und das Morgenland ſo innig geliebt, daß man behauptet, er hätte ſich am Ende gewiß dem Myſticismus in die Arme geworfen. Gott und Byron ſind ſich einander begegnet; ſie haben ſich bei Namen gerufen und ſich einander gekannt.

Das iſt unſerer Anſicht nach das allgemeinſte, unzweifelhafteſte Kennzeichen, wodurch ſich das Leben unſerer Jahrhunderte bis auf dieſen Tag offenbart und kund gegeben hat. Das gegenwärtige Jahrhundert iſt durchaus zweifelſüchtig und, alles zuſammengenommen, auch religiös; es weint, wie Jeremias; aber es prophezeiet auch wie Daniel. In dem Augenblick, wo der Zweifel den höchſten Hohepunkt erreicht hat, iſt die Hoffnung aufgegangen. Zu welcher Zeit ſah man denn je einen größeren Eifer zu Gottesläſtern, und einen ſo allgemeinen Glauben an die Vorſehung? Die entgegengeſetzteſten Leidenſchaften helfen einander, um den Fortſchritt der Welt zu beſchleunigen. Unſere Flüche und Läſterungen ſind an die Vergangenheit gerichtet; aber wir fühlen bereits die Zukunft ſo ſtark in unſerem Innern ſchlagen und pochen, daß die Hoffnung unſere Herzen zu Gott erhebt.

Das Geſetz des Fortſchritts iſt unerbittlich, unabwendbar. Es weicht nie vom Wege ab; es ſteht nie ſtill. Nichts befriedigt es. Völker und Reiche ſchwinden dahin, Sitten und Gebräuche ändern ſich, Götter und Götzenbilder werden von ihren Thronen geſtürzt. Mit dem Doppelgefühle von Haß und Liebe wird die Menſchheit noch lange ihren unruhigen Gang fortſetzen, noch manche bürgerliche Einrichtungen bei Seite ſchieben und andere dafür an die Stelle ſetzen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, was kommen wird, muß vernünftig ſein; und gewiß wird die Zukunft nicht ausfallen wie die Vergangenheit.

Die Flüche und Verwünſchungen Byron's müſſen in der That nicht hinreichend geweſen ſein, weil noch eine andere Dichterſeele aufgeſtanden iſt, um abermals zu fluchen und zu verwünſchen; es muß noch neue Trümmer denen der Vergangenheit beizugeſellen geben, weil eine andere Stimme ihren Zorn ausgeſchüttet; auch ſollte vielleicht der Mann nicht allein mit den Leiden des ganzen Geſchlechts zu kämpfen haben, weil nach Byron eine Frau es über ſich genommen hat, zu klagen und zu weinen. Es müſſen doch gar viele Übel hienieden zu heilen ſein, weil der Schmerz ſich in unſerer Mitte in ſo beredte Klagen aushaucht.

George Sand hofft und verzweifelt gerade ſoviel, als es dem gegenwärtigen Jahrhundert zukommt. Als zarte, feinfühlende Frau mit leicht erregbaren Nerven hat ſie die traurigen Kulturzuſtände der neuen Zeit lebhaft empfinden müſſen; aber ſie hat zugleich auch mehr Energie, Einbildungskraft und Leidenſchaftlichkeit, als man braucht, um die Glückſeligkeit auf Erden zu erträumen. Wenn ſie um ſich herum nichts wie Elend, Hinderniſſe und Hemmniſſe aller Art angetroffen hat, ſo trägt ſie doch in ihrem Herzen ein ſo edles Gefühl von moraliſcher Gerechtigkeit und abſoluter Schönheit, daß ſie an dem Daſein Gottes nicht zweifeln kann. Ihre Seele iſt, wie die Byron's, getheilt; ſie ſchließt neben den traurigen Erfahrungen und Enttäuſchungen eine Sehnſucht nach dem Idealen in ſich, welche ſie unaufhörlich dem Einigen, Unendlichen wieder zuführet.

Die Lebensgeſchichte G. Sand's wird erſt geſchrieben werden können, wenn ſie vollſtändig iſt. Dann wird ſich Alles aufhellen. Die Wirkungen werden mit ihren Urſachen zum Vorſchein kommen und in dieſer Annäherung ihre wahre Farbe erhalten. Die ſeither über dieſen Autor gemachten Mittheilungen waren entweder halb ſchielend oder abgeſchmackt. Das iſt nun einmal die unabänderliche Langeweile jeder Berühmtheit; die neidiſche Bosheit erhebt in unſern Tagen mehr, als je das Haupt. Es gibt jedoch gewiſſe Dinge, welche man ſagen und hören darf. Große Tugenden erklären ſich oft durch große Schwächen. Ebenſo verhält es ſich mit dem Genie; es braucht vor den Menſchen nichts zu verheimlichen. Wer denkt jetzt noch daran, den Jean Jaques zu tadeln, daß er uns in ſeinen „Bekenntniſſen“ ein Meiſterwerk des Styls und das authentiſchſte Denkmal von dem Leben des achtzehnten Jahrhunderts hinterlaſſen hat?

Die berühmte Verfaſſerin der unter dem Namen George Sand erſcheinenden Romane hat lange die Ufer der Loire bewohnt. Dieſe Landſchaft mit den weiten, fetten Ebenen, wo Himmel, Erde und Waſſer in ſo ſchönem, ruhigem Einklang ſtehen, kehret in den Stylverhältniſſen George Sand's immer wieder. Die ſchwarzen Augen des jungen Mädchens haben ſo oft jene Horizonte ausgemeſſen, daß ihre Seele das Gepräge ihrer langen, ſanft und mannigfaltig geſchlängelten Linien bewahrt hat. Die Loire fließt im Herzen von Frankreich, und ſcheint daſſelbe gleichſam in zwei Theile zu theilen. Auffallend iſt es, daß das Talent von George Sand, wie jener herrliche Strom, zwei Ufer hat, von denen das eine ſich zu den Leidenſchaften des Südens, das andere zu den intellektuellen Genüſſen, worauf die Bewohner des Nordens ſo ſtolz und eiferſüchtig ſind, hinneigt. An den Ufern der Loire endlich, hat George Sand in einer unglücklichen Ehe gelebt; und wenn ſie den Wohlgeruch der Blumen, welche ſie am Strande jener Gewäſſer einathmete, treu aufbewahrt hat, ſo iſt doch auch in ihrem Herzen der ſchmerzliche Stachel zurückgeblieben, welcher ihr damals eingedrückt wurde. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Neue Kunſtgegenſtände in Frankfurt a. M.** — Karl Morgenſtern aus Frankfurt, früher mehrere Jahre in München beſchäftigt, hat ſeinem Vater aus Rom drei Landſchaften (in Oel gemalt) geſendet, welche ausgezeichnet zu nennen und eine neue Epoche in dem Entwicklungsgang dieſes talentvollen Malers datiren. Das erſtere Bild ſtellt die ſogenannte kleine Marine auf der Inſel Capri vor. Im Vordergrund ein tiefgrün-ſchäumender Fluß, worauf Schiffer beſchäftigt ſind, ihre Fahrzeuge bei'm herannahenden Sturm, der im Hintergrunde in ſchwarzen Wolken aufſteigt, zu länden. Auf der linken Seite des Beſchauers die aufſtrebenden Felſengipfel mit den ungeheuren Grotten. Das zweite Bild zeigt die Inſel Capri von einer andern Seite. Eine Bucht dämmt beinahe wie in einem Keſſel das blaue herrliche Meer ein. Auf der rechten Seite gipfeln ſich die Berge wild hinan, auf deren Rücken einzelne Dörfer liegen, welche von der heißen Mittagsſonne beleuchtet ſind. Auf der linken Seite zieht ſich ein Felſenweg herab, der ganz vortrefflich gemalt iſt. Durch die Felſen im Vordergrund wird das Tieferliegen des Meeres recht erſichtlich. Das dritte Bild iſt der berühmte Waſſerfall bei Tivoli, der ſchon ſo oft ein Vorwurf der deutſchen Landſchaftsmaler war. Ueberraſchend iſt die Malerei des Regenbogens, der ſich über den Waſſerfall, von der Morgenſonne um 9 Uhr beſchienen, in ſeinem wundervollen Farbenſchimmer hinzieht wie eine duftige Feenbrücke über den Eingang des Hohlwegs, auf dem man zur Cascade gelangt. —

E. Müller, ein Zögling des Städel'ſchen Inſtituts, der ſchon früher für den Frankfurter Kunſtverein den heiligen Sebaſtian ſtach und im Augenblick mit dem Stich der jungen Wittwe nach Ruſtiger aus Mainz für denſelben Verein beſchäftigt iſt, hat ſoeben den Stich des ſchönen Cartons von Ph. Veit: „die ſieben fetten Jahre,“ welcher ein Eigenthum des Städel'ſchen Inſtituts iſt, für das große Werk des Grafen Radzinsky vollendet. Die Zeichnung iſt correkt und der Stich recht lobenswerth ausgeführt. Eine freundlich lächelnde Mutter ſitzt unter einem ſchattigen Palmbaum; auf ihrem Schooße ruhen zwei Kinder, von denen ſie das eine an ihren Brüſten ſäugt, das andre aber über ſich ſehend mit einer Traube ſpielt, welche ihm ſein älterer Bruder vorhält. Ein anderer Knabe ſchüttet einen Korb voll reifen Obſtes aus, worüber ihn ſein Bruder, der ſeine Hand auf ſeine Schulter legt, tadelt und nach der Mutter ſchaut, von dieſer aber lächelnd, indem ſie auf die Hülle und Fülle der umherliegenden Früchte weiſ't, beruhigt wird. Auf der linken Seite fängt ein Knabe in einer Schale den aus der Kelter träufelnden Moſt auf, ein anderer trägt in einem Korbe die zuſammengeleſenen Früchte auf einen Haufen. Die Allegorie der fetten Jahre iſt meiſterhaft durch dieſe Gruppe von ſieben Figuren, welche von einer Frucht- und Blumenguirlande umwunden iſt, und ein Gegenſtück der magern Jahre von Overbeck, von Karl Barth geſtochen, bildet, dargeſtellt. —

⁂ **Zunahme des deutſchen Buchhandels.** — Nach dem Leipziger Börſenblatt Nro. 20 waren zu Oſtern 1832 in Leipzig anweſend 163 Buchhändler des Auslandes; 1833: 212; — 1834: 237; — 1835: 250; — 1836: 273. —

⁂ **Journaliſtik in Nordamerika.** — Allein im Staate New-York kommen jetzt, ohne die wiſſenſchaftlichen Blätter, Monatsſchriften und Revuen zu rechnen, 253 Journale heraus, wovon 27 alle Tage erſcheinen.

⁂ Auf dem Haymarket-Theater in London wurde eine neue Poſſe: „macke your Will's“ mit vielem Beifall gegeben.

⁂ **Schule für reiſende Naturforſcher.** — Im Saint-Bernard de Comminges an den Pyrenäen iſt jetzt eine unentgeldliche Schule eröffnet worden zur Bildung von Naturaliſtes voyageurs et préparateurs. Die Direktion derſelben iſt dem Herrn **Coquand**, Profeſſor der Naturgeſchichte, anvertraut. —

⁂ Joſeph von **Eichendorf's** geſammelte Gedichte erſcheinen nächſtens in Berlin bei Dunker und Humblot.

⁂ Von der neuen Sammlung der Werke **Chateaubriand's** ſollen ſchon über 100,000 Exemplare verkauft ſein.

⁂ „Erbauliches und Beſchauliches aus dem Morgenland“ von Fr. **Rückert**, erſcheint bei Bethge.

№ 186. 1836.

Phönix.

Montag, 8. Auguſt.

Der Gottesläugner.

(Fortſetzung.)

Der Baron hielt einen Augenblick inne, und blickte Annchen ſcharf an, welche aber in höchſter Spannung zuhörend ohne einen Laut und ohne eine Bewegung da ſaß. Dann ſprach er weiter: „Nach meiner Erinnerung prägten ſich die mir jetzt ſo verhaßten Namen und Worte in jener Nacht zum erſtenmale tief in mein Gedächtniß, und wahrlich nicht mit einem lieblichen Klange. Aber hatte ich ſchon einen glühenden Haß gegen die Prieſter eingeſogen, ſo ſollte ich ſie nun auch verachten lernen. Der Mann, dem ich mein Leben verdankte, war früher Jäger in meines Vaters Dienſten geweſen. Als ein gewandter Burſch, der einen gewiſſen Grad von Bildung beſaß, hatte er ſich bald bei meinen Altern beliebt gemacht, und manche Gunſt von ihnen genoſſen, war aber dann, obgleich es ihm wohlging, plötzlich aus dem Schloſſe und der Gegend verſchwunden. Er war in die Welt gegangen ſein Glück zu verſuchen, in ſchlechte Geſellſchaft gerathen, und endlich mit einem italianiſchen Abentheurer in Verbindung getreten, der ſich nach und nach durch alle Stufen der Spitzbüberei bis zum Corſaren-Kapitän hinaufgeſchwungen hatte. Eben in der Nacht, als der Sturm auf unſer Schloß losbrach, mußte dieſer Seeräuber unter der Flagge eines franzöſiſchen Capers mit einer Brigg und zwei Cuttern an jener Küſte landen. Der Jäger, jetzt als Lieutenant des einen dieſer Schiffe angeſtellt, ſah den Himmel von Flammen geröthet, ſtieg an's Land, und ahnte was vorging, aus den geheimnißvollen Reden derer, welche von der Brandſtätte herkamen oder zu ihr hineilten. In einem noch nicht erloſchenen Gefühl der Anhänglichkeit wollte er uns zu Hülfe eilen, und bat den Kapitän um einen Theil der Mannſchaft. Dies ward ihm abgeſchlagen; indeß konnte er ſich doch nicht halten, er flog allein herbei, um wenigſtens zu ſehen, wie groß das Unglück ſei, und zu helfen, ſo weit die Hülfe eines Einzelnen ausreichte. Aber er kam zu ſpät, nur mich, den man als den Jüngſten am längſten verſchont hatte, konnte er noch den Mördern entreißen. Ob man nachher die Mordbrenner beſtraft hat, weiß ich nicht; wir ſegelten noch in derſelben Nacht ab, und ich habe die Küſte lange nicht und immer nur auf kurze Zeit wieder geſehn. — Ich lernte jetzt das Leben eines Seeräubers kennen. Die Mannſchaft der Schiffe beſtand aus verlaufenem Geſindel aller Nationen, vorzüglich aus Griechen und Italianern. Um aber dieſe Leute ſich bis in den Tod ergeben zu machen, und ihr Gewiſſen zu beruhigen, wenn er Dinge von ihnen verlangte, welche ſelbſt dieſen rohen Menſchen zu ſtark waren, hatte der Kapitän ein Mittel erwählt, welches bei dieſer Claſſe ſelten fehlſchlägt. Er hatte einen rothhaarigen Geiſtlichen am Bord, welcher täglich ſeine Betſtunden halten, und außerdem nach jeder Metzelei die Waffen mit geweihtem Waſſer abwaſchen und den Leuten die Abſolution ertheilen, dann aber wieder Ungehorſam gegen den Kapitän, als die einzige unerläßliche Sünde ausſchreien mußte. Ich ward zu den Dienſten eines Schiffsjungen angehalten, und durfte eben ſo wenig wie einer der übrigen bei einer einzigen der täglichen Betſtunden fehlen. So wuchs ich heran, den glühendſten Haß, die bitterſte Verachtung gegen die Ceremonien, welche ich mitmachen mußte, und gegen die, welche ſie anordneten, im Herzen, Ehrfurcht vor ihnen heuchelnd, und durch dieſe aufgezwungene Lüge zu immer heißerem Grimme geſtachelt; denn die Wahrheit war von jeher das Einzige, was ich von ganzer Seele liebe und verehre. Der Lieutenant, welcher mich hierher gebracht hatte, und ſich auch ferner meiner annahm, unterrichtete mich in den zur Schiffahrt nöthigen Wiſſenſchaften, und da man Fähigkeit und Gewandtheit bei mir entdeckte, zog ich bald die Augen des Kapitäns auf mich. Er übertrug mir manche kleinen Geſchäfte, und übergab mir ſelbſt, als mir kaum der erſte Flaum um's Kinn ſproßte, hin und wieder bei einem Angriff ein Untercommando. Die Mannſchaft der Schiffe wechſelte während dieſer Zeit vielfach. Manche wurden in Gefechten erſchoſſen, manche auf Befehl des Kapitäns aufgeknüpft oder ausgeſetzt, andere verließen ſeinen Dienſt, die man denn alle durch neue Werbungen wieder erſetzte und ſo kam es, daß ich nach Verlauf von zwölf bis vierzehn Jahren nebſt dem Lieutenant ziemlich der Einzige war, welcher ſeit jenem Tage unausgeſetzt auf dem Schiffe geweſen. Hierdurch und durch meine Anſtelligkeit bei manchem Geſchäft, das er mir übertragen, hatte ich das Vertrauen des Kapitäns gewonnen, und er ließ mich mehr um ſeine Perſon ſein. Jetzt ſah ich, wie er ſelbſt ſowohl als der Prieſter, den er im Solde hatte, über die Ceremonien lachten, mit welchen er ſeine Leute bald ſchreckte, bald zu immer wilderem Morden anfeuerte, und es dämmerte nun in mir der erſte Entſchluß zu jenem Schwure, den ich ſpäter mir ſelbſt that, alles Gaukelſpiel für immer wegzuwerfen, und es mit Wort und That zu verfolgen, wo es mir entgegenträte. So ward ich zum Jüngling, der an der Schwelle gereifter Mannheit ſteht, und zu dem nach Befriedigung dürſtenden Haß geſellte ſich ein brennender Ergeiz und das Verlangen ſelbſt zu herrſchen, ſtatt der Sklav eines Betrügers zu ſein. Wohl ſchien es mir mitunter nicht ſchwer, eine Meuterei unter der Mannſchaft zu erregen; ſie liebte im Grunde den Kapitän nicht, weil ſie wußte, daß er ſie nur als Werkzeug ſeines Geizes gebrauchte und verachtete; doch ich glaubte dann wieder meine Hände gebunden durch ein unerbetenes Vertraun, mit welchem er mich je länger je mehr überhäufte, mir alle ſeine Plane, alle ſeine Geheimniſſe mittheilend. Ein Zufall überhob mich bald alles dieſes Wählens und Verwerfens. Wir wurden von einem Handwerksgenoſſen, einem tuneſiſchen Corſaren, angegriffen, der uns überlegen ſchien. Der Kapitän hätte den Kampf gern vermieden, vermochte es aber nicht; er war blutig und lange ſchwankend. Kurz nach einander wurden der Kapitän und der Lieutenant erſchoſſen. In dieſem entſcheidenden Augenblick trat ich an ſeine Stelle; die Mannſchaft, welche meine Entſchloſſenheit und meinen ſcharfen Blick bei geringeren Gelegenheiten ſchon kennen gelernt, gehorchte mir willig in der dringenden Gefahr, und durch ein plötzlich ergriffenes und glücklich ausgeführtes Manöver errang ich den Sieg. In der erſten Freude rief die Mannſchaft mich zum Commandeur aus. Unſre drei Schiffe wurden für unſer gemeinſchaftliches Eigenthum erklärt, mir aber das Commando derſelben ohne Einſchränkung übergeben, und ein verhältnißmäßig größerer Antheil an der Beute zugeſichert. Das erſte Gebot, welches ich jetzt auf meinem neuen Herrſcherthron ausſprach, war, die Betſtunden abzuſchaffen und den heuchleriſchen Prieſter über Bord zu werfen. Man ſtutzte, doch man mochte wohl ſchon lange gefühlt haben, daß das Alles nichts ſei als ein Opiumtrank, mit welchem man ſich vor dem Würgen erhitzte, nach dem Würgen betäubte, und daß man daſſelbe durch guten Arack weit bequemer haben könnte. Es koſtete mich daher keinen großen Aufwand von Beredſamkeit meinen Willen durchzuſetzen." (Fortſ. folgt.)

Erinnerungen an Texas.

(Schluß.)

Der nächſte Weg nach Matamores ging über die Orte Morillos, San Juan, Zejodes und Laredo am Rio Grande, woſelbſt einige Koloniſten eingetroffen waren, welche auf einer Art Fähre den Fluß herabzukommen verſucht und ſolches auch, jedoch unter vielen Gefahren, ausgeführt hatten.

In Revilla, ebenfalls am Rio Grande, hielt ich mich einige Zeit auf, um mir und meinen Begleitern einige Erholung von den überſtandenen Strapatzen zu gönnen und zugleich auf Mittel zu denken, die Reiſe nach Matamores, welche wegen der heißen Jahreszeit auf gänzlich ungebahnten Wegen mit ſchwer beladenen Wagen nicht practicabel ſchien, auf eine weniger beſchwerliche Art fortzuſetzen. Als ich in dieſer Abſicht zum Transport eines Theils meiner Effecten Maulthiere miethen wollte, machte ich die Bekanntſchaft des Ortsgeiſtlichen.

Neugierig, dieſen Mann näher kennen zu lernen, beſuchte ich ihn den nächſten Tag, und dann öfter, wozu mir meine Geſchäfte mit ihm die beſte Veranlaſſung gaben. Er führte mich in ſein Wohnzimmer, wo es ſehr wunderlich ausſah. Auf Reit- und Packſätteln lag der prieſterliche Ornat, Zaum und Scapulier hingen an einem Nagel, hier ein Haufen von Mais, daneben die Rudera einer lateiniſchen Grammatik; der Kantſchuh war über die Bibel gelegt; kurz, die Inſtrumente, ſeine geiſtliche und weltliche Heerde auf der rechten Bahn zu erhalten, waren ſo vermiſcht, daß es unmöglich war zu erkennen, welcher er vorzugsweiſe als Hirte diente. Wir nahmen Platz, ein Trog mit Melonen wurde zwiſchen uns geſetzt und tapfer darauf losgegeſſen; gleich kam ein ganzes Rudel brauner Kinder angelaufen, die alle wie die Orgelpfeifen auf einander folgten, ſie fielen ſogleich über die Melonen her und glichen einem Haufen Ferkel; ihre Gefräßigkeit ſchien ihn doch zuletzt zu beläſtigen, er nahm, als Worte nichts mehr halfen, den Kantſchuh, und trieb die Kinder alle zur Thür' hinaus. Auf meine Frage: ob es alle ſeine Kinder ſeien? antwortete er: ja, hielt dies Kapitel feſt, und beklagte ſich ſehr über das Cölibat. Eine andere Converſation, die ich in Gegenwart meiner Wirthsfamilie und mehrerer andern Einwohner hatte, war mir nicht minder intereſſant. Wahrſcheinlich auf Verlangen der Letztern mußte ich mich einer religiöſen Katechiſation unterwerfen und mein Glaubensbekenntniß ablegen. Er fragte mich zuerſt: ob ich ein Chriſt ſei? das konnte ich, wenn auch nicht in ſeinem Sinn, getroſt mit ja beantworten. Dann, ob ich glaube, Maria ſei die Mutter Gottes? meine Antwort: die Bibel lehre uns ſo, ſchien ihn zu befriedigen. Nun verlangte er zu wiſſen, wieviel Gottheiten ich anbete? dies ſetzte mich etwas in Verlegenheit, doch fiel mir ein, daß er die Dreieinigkeit Gottes meine. Die Antwort, drei: Gott Vater, Sohn und heil'ger Geiſt, ſetzte ihn ſo in Extaſe, daß er, ſich zu den übrigen wendend, mich für einen der beſten Chriſten der Welt proclamirte. Dieſes Examen währte noch einige Zeit fort, ſich mehr und mehr in eine Unterhaltung verwandelnd, worin mir klar wurde, daß er nicht die geringſten Kenntniſſe von den Abweichungen der katholiſchen und proteſtantiſchen Religion hatte. Mit einemmale brach er ab, mich fragend, ob mir die Gottheiten der Griechen und Römer bekannt ſeien?

Hier wendete ſich das Blatt; um das Geſpräch nicht ſinken zu laſſen, mußte ich das Amt des Katecheten übernehmen; ſo zeigte es ſich bald, daß mein hochwürdiger Herr nur drei kannte: Jupiter, und, wie jeder errathen kann, Venus mit ihrem gottloſen Sohn. Das Examen ſchien ihm nicht zu behagen, er übernahm ſeine vorige Rolle wieder, das Geſpräch auf die ſpaniſche Sprache lenkend, als ich hier aber einige Kenntniſſe im Conjugiren und Decliniren verrieth, wandte er ſich abermals zu den Umſtehenden, mich als einen äußerſt gelehrten Menſchen ſchildernd; daß ich ihn aber trotz dieſer Schilderung für äußerſt dumm hielt, behielt ich weislich für mich.

Heute hat er mein Gepäck holen laſſen, er kam ſelbſt, wog es und half daſſelbe auf die Mauleſel packen. Sein Name iſt Don Antonio Penna. Zu ſeinen ſchon aufgezählten Geſchäften gehören noch die ei[illegible] Arztes, und wie ich glaube, auch die eines Erzieh[illegible]

Die Reiſe wurde nun in der [illegible] begonnen, daß die Sachen theils auf einen Wagen, theils auf Maulthiere geladen und die Reiſe, obſchon immer noch auf ſchlechten Wegen bis nach Matamores ohne weitern Verluſt fortgeſetzt wurde.

Die Abreiſe von Matamores nach New-Orleans zog ſich wegen widrigen Windes bedeutend in die Länge; der Reiſende hatte daher Zeit und Muße, ſich eine genaue Kenntniß der Stadt ſowohl, als auch der dortigen Verhältniſſe zu verſchaffen. Matamores, welches Zeitungsnachrichten zufolge, im Herbſt 1835 durch einen Orkan theilweiſe verwüſtet wurde, beſtand vor ohngefähr 20 Jahren aus 20 Fiſcherhütten und zählt jetzt 10000 Einwohner. Dazu hat ohnſtreitig ſeine geſunde Lage beigetragen, während alle übrigen Städte am Mexikaniſchen Meerbuſen ſehr ungeſund ſind, auch blieb die Stadt ziemlich von der Cholera verſchont. Die Einwohner beſtehen zur Hälfte aus Ausländern, Amerikanern, Franzoſen und Engländern, auch einige Deutſche und Italiäner ſind hier. Die Stadt hat grade Straßen und viele ſchöne Gebäude und nimmt jährlich an Umfang zu, ſowie auch die Umgebung aus fruchtbarem Boden beſteht, wie die in der Nähe am Rio Grande liegenden Rangos beweiſen. Anſiedler, welche ſich auf den Gartenbau legen wollten, würden hier ihre Rechnung finden; denn bei der Faulheit der Einwohner ſind alle Gartenfrüchte enorm theuer, was auch mit allen übrigen Lebensmitteln der Fall iſt. So ſteht z. B. der Mais hier ſechsmal höher im Preiſe, als im Arcanſas und das Pfd. Butter wird mit $^3/_4$ Dollar bezahlt. Dagegen iſt im Herbſt das wilde Geflügel, welches ſich an der Küſte und in den Lagunen in zahlloſer Menge einfindet, ſpottwohlfeil. Dies könnte wohl manchen reizen, ſich in der Nähe der Stadt anzuſiedeln, weil er darauf rechnen darf, die auf die Kultur des Bodens verwendete Mühe werde reichliche Früchte tragen; denn ein vortheilhafter Abſatz iſt nicht allein zur Proviantirung der Schiffe, ſondern auch zum Transport nach New-Orleans zu jeder Jahreszeit zu erwarten; man darf aber auch die Hinderniſſe nicht übergehen, welche jeder Anſiedler dort zu erwarten hat.

Hierher iſt zu rechnen die Unſicherheit der Regierung, indem es vielleicht noch ſo lange Zeit dauern möchte, ehe der ganze Mexikaniſche Freiſtaat diejenige ruhige Lage erhält, welche er zu ſeinem Emporkommen bedarf; ſodann iſt nicht zu überſehen, die Rechtsunſicherheit, indem Geſetze nach Gutdünken gegeben, abgeändert und aufgehoben werden. Ferner: die Abneigung und Eiferſucht der Mexikaner gegen alle Fremde, und beſonders gegen fremde Niederlaſſungen. Dies und Intoleranz würden jedem Koloniſationsplan hinderlich ſein. Der Mangel an guten und rüſtigen Arbeitern, und die Unkenntniß des Einfluſſes, welchen das Klima ausübt, ſind Punkte, welche ein Koloniſt vorzüglich zu berückſichtigen haben wird; denn auf die Eingebornen iſt gar nicht zu rechnen, weil ſie zu faul ſind und nur dann arbeiten, wenn ſie die Noth dazu treibt ꝛc.

Da hier ſo viele Nationen leben, ſo ſondern ſie ſich auch von einander ab, und iſt daher an ein geſellſchaftliches Leben nicht zu denken. Die Nordamerikaner ſind die zahlreichſten und üben durch ihr ungeſchliffenes Benehmen keinen guten Einfluß auf die Übrigen aus; alle ſind hierher gekommen, um reich zu werden, und ſehen dem Zeitpunkt mit Sehnſucht entgegen, wo ſie mit ihrem erworbenen Vermögen in ihre Heimath zurück gehen können; denn keinem gefällt es hier.

Eigne Haushaltungen ſind nur bei zwei Amerikanern zu finden; nur ſelten wagen es Fremde, Mexikanerinnen zu ehelichen; es fehlt dieſen an Schönheit und Bildung, auch ſtehen ſie rückſichtlich ihrer Aufführung in keinem ſonderlichen Credit, doch mögen in den untern Klaſſen Verheirathungen vorkommen.

Die Männer arbeiten des Tags über und gehen Abends nach Kaffee- und Billardhäuſern; Billard iſt das einzige Spiel, welches außer Faro und Roulet geſpielt wird.

Ein Ball, welchen die Kaufmannſchaft gab, verſchaffte mir Gelegenheit, die beau monde kennen zu lernen. Das Auffallende für einen Fremden war, die Frauenzimmer eine kleine Cigarre rauchen zu ſehen. Es gehört zum guten Ton, daß die Herrn die ausgegangene Cigarre wieder anzünden, oder die abgebrannten mit friſchen erſetzen. Der Verehrer einer Dame begnügt ſich aber damit nicht, er wehet den Rauch, welchen ſie ausbläſt, mit der Hand gegen ſeinen Mund und zieht ihn an ſich.

Als das nach New Orleans beſtimmte Schiff zum Abgang bereit war, fuhr ich auf einem Dampfboot den Rio Grande hinab bis Rocia del Rio an den Mexikaniſchen Küſten, wo das Schiff, zwar ſegelfertig, mehrere Tage durch widrige Winde abgehalten wurde, in See zu ſtechen. Die Paſſagiere vertrieben ſich die Zeit mit der Jagd, Fiſcherei und Muſchelſuchen an der Küſte. In der Dogana wurde nach baarem Geld, wofür allein Ausfuhrzoll entrichtet werden muß, wenn ſolches 100 Piaſter überſteigt, viſitirt. Nach einer Fahrt von 11 Tagen, welche ſonſt bei gutem Wind und Wetter in 3—4 Tagen zurückgelegt wird, kam das Schiff im Miſſiſippi an, wo es durch ein Dampfboot den Fluß hinauf gezogen wurde, bis es in New-Orleans vor Anker ging.

Literatur.

Pariſer Silhouetten, gezeichnet von **Adelbert von Bornſtedt**. Erſte und zweite Sammlung. Leipzig.
O. Wigand. 1836. 8.

Ad. von Bornſtedt iſt ein ſolcher Schriftſteller, den angebornes Talent, ſorgfältige Erziehung und die Umgebungen dazu bildeten, ohne je die Abſicht zu haben, es zu werden. Er reiſ't nach Paris, erlebt die Revolution mit, geht als Freiwilliger nach Algier, durchwandert England, kehrt nach Paris zurück und wird nach und nach ein liebenswürdiger Franzoſe, aber mit tieferer deutſcher Nachhaltigkeit. Er läuft auf allen Gaſſen umher und ſchaut ſich um; er bleibt an allen Straßenecken ſtehen, [illegible] beobachtet das Volksleben; er beſucht die Caffé's, die Theater, die Morgue, die Atteliers, die

Salons, die Schriftſteller, die Kammern, und trägt, wenn ihn einmal ſchlimmes Wetter auf ſein chambre garni bannt, in eleganter, dabei gemüthlicher Sprache, die ihn Heine gelehrt, ſeine ſcharfen Beobachtungen und tieferen Anſchauungen, ohne den geringſten Zwang, ganz nach Laune, in ſein Skizzenbuch ein. Er iſt überall zu Hauſe, überall gern geſehen; immer wirft er auf die Gegenſtände, die er zeichnet, einen roſigen Morgenſchein oder einen ſchwarzen, oft großen Schlagſchatten. Drum folgen wir dieſem geiſtreichen Cicerone gerne, wo er uns hinführt, ſelbſt zum père la chaise. Hat er auch den erſten Band ohne alle Abſicht geſchrieben, vielleicht nur, um ſein Ennui ſich manchmal zu vertreiben, ſo bemerkt man bei'm zweiten Band, daß er darauf ausgegangen, den in Paris ſich umſehenden gebildeten Deutſchen einen geiſtreichen Guide in die Hände zu ſpielen. Er ſucht im zweiten Band die Lücken zu ergänzen, die er im erſten gelaſſen; daſſelbe wird er in den nachfolgenden Bänden thun. Die meiſten Beſchreibungen über Paris, — ſelbſt das „livre cent et un" nicht ausgenommen, — ſind entweder zu ſtatiſtiſch trocken oder ſie ermangeln der eleganten Darſtellung. So fließend **Lewald's** „Album von Paris" geſchrieben, ſo iſt doch das Sachliche viel zu ſehr vernachläſſigt. Die Silhouetten vereinigen Beides und es iſt darin ſo viel Material unter den Roſen der Sprache verborgen, daß man ſich eine detaillirte Vorſtellung von dieſer Weltſtadt bilden kann. Die Geſinnung, die das Buch ausſpricht, iſt in jeder Beziehung ehrenwerth. Der Autor, hat er auch keine Urſache, mit ſeinem frühern Vaterlande zufrieden zu ſein, ſchleudert doch nirgends eine ungerechte Beſchuldigung auf die Heimath, ſchimpft und rümpft die Naſe nirgends über die anerkannten Vorzüge ſeiner Landsleute, wie's einige Deutſche thun, die in der Welt-Metropolis ihren bleibenden Sitz aufgeſchlagen haben, weiſ't nirgends in der Fremde mit Fingern hin auf die wunden Stellen ſeines Vaterlandes. Das iſt deutſch und ehrenwerth. Aber er iſt auch Kosmopolit im ſchönen Sinne des Worts, ohne deßhalb ſeinen Blick nur in die weiten Fernen ſchweifen zu laſſen und das Nahe zu überſehen. Schwelgt er auch manchmal in dem erhebenden Gefühl, den kleinen Coterien und Reibungen ſeines Vaterlandes entrückt zu ſein, ſo vergißt er über ſeine Weltbürgerlichkeit nie, daß er ein Deutſcher, deſſen Charakteriſtiſches das Gemüth iſt; er legt ſtets in die Wagſchale der Völkereigenthümlichkeiten die Vorzüge ſeiner edlen Nation. — Einige Kapitel kann man wirklich vollendete Genrebilder nennen; der Verfaſſer hat dafür ein beſonders ausgezeichnetes Talent. Man leſe nur: „Hôtel des Invalides," „den geächteten Polen" im zweiten, und „die zwei deutſchen Mädchen" im erſten Band. Sehr belehrend und an Stoff reichhaltig ſind im erſten Band die Kapitel von den Theatern in Paris, von den Journalverhältniſſen, von der Stellung der franzöſiſchen Schriftſteller, die uns die Großartigkeit der Verhältniſſe, der Ehrenbezeugungen und Revenüen der franzöſiſchen Autoren beneiden, die der deutſchen dagegen bemitleiden laſſen.

Die Schilderungen von Paris, welche in der letzten Zeit Raumer, Bechſtein und Wolff geliefert haben, können in keiner Beziehung mit dieſem Buche rivaliſiren. Nur die freilich antiquirte Beſchreibung vom Domherrn Meyer, welche im Jahre 1804 erſchien und einen detaillirten Ueberblick über die Verhältniſſe der vor-kaiſerlichen Zeit gewährt, kann ihm an die Seite geſtellt werden.

Gewinnt es B. über ſich, oft aus dem Strudel und Geräuſch des Pariſer Lebens in die Einſamkeit ſeines Arbeitszimmers zu flüchten, und ſeiner leichten Muſe durch Concentrirung ſeiner Kräfte in ruhiger Faſſung zu huldigen, ſo können wir noch Ausgezeichnetes, namentlich in der Novelle und dem Genrebild, aus ſeiner Feder erwarten, welche um ſo wahrer und lebendiger ſein werden, da der ganze Fond ſeiner Anſchauungen, Anſichten und Stoffe nur aus ſeinen Erlebniſſen beſtehen und hervorgegangen ſind. —

Notizen.

₊ **Für Theaterunternehmer.** — Eine brillante Speculation bietet ſich Theaterunternehmern, die mit den nöthigen Geldmitteln verſehen ſind, in Leipzig dar. Der Pacht des gegenwärtigen Unternehmers iſt nämlich ſo weit abgelaufen, daß er zu bevorſtehendem Michaelis gekündigt werden muß, ſoll er die Direction nicht auf neue ſechs Jahre behalten. Da nun Herr **Ringelhardt**, ſelbſt in den Augen der Billigdenkenden die Anforderungen und Erwartungen einer **Kunſtanſtalt** nicht befriedigt, wie Leipzig ſie beſaß, wie es ſie, ohne den Ruin des Directors zu verlangen, auch beſitzen könnte, ſo darf man von der Einſicht der Behörden wohl erwarten, daß ſie die Kündigung eintreten laſſen, ſobald ſich nur Bewerber finden, von denen man erwarten darf, daß ſie neben richtiger Zahlung des Pachtes mehr für die Kunſt thun.

So viel ſteht feſt, daß eine Bühne, welche bei einem mehrjährigen Durchſchnitt jährlich 66.000 Thaler Einnahme gab, und für die ſeit jener Zeit durch bedeutendes Wachsthum der Stadt, Vermehrung ihrer Einwohnerzahl und Veränderung ihres Verkehrs, noch günſtigere Verhältniſſe eingetreten ſind, einem Privatunternehmer Ausſicht auf einen ſehr anſtändigen Gewinn gibt, ſelbſt wenn er nicht **bloß** auf ſeine **Kaſſe** Rückſicht nimmt.

Es läßt ſich daher kaum bezweifeln, daß ſich viele Bewerber melden werden; doch machen wir Jeden, der die Concurrenz zu vermehren gedenkt, darauf aufmerkſam, daß das Geſuch bei dem hieſigen Stadtrathe ſo bald als möglich, und ſpäteſtens noch vor Michaelis dieſes Jahres, eingereicht werden muß.

₊ **Simonde de Sismondi** hat kürzlich „*Études sur les constitutions des peuples libres*" (bei Treuttel und Würtz in Paris) herausgegeben. In der erſten Abtheilung handelt er von den Gewalten, welche das Volk für ſich behalten kann oder ſoll, in der zweiten von den vom Volk unabhängigen Gewalten, und in der dritten von den Fortſchritten der Völker zur Freiheit. —

₊ Von **Mieroslawski's** „*Histoire de la révolution de Pologne, précédée d'un aperçu rapide sur l'hist. univers., et d'une étude détaillée des moeurs, du caractère et de la servitude du peuple polonais,*" welche in drei Bänden erſcheinen ſoll, ſind jetzt die 6 erſten Lieferungen ausgegeben worden.

₊ **Pariſer Theater.** — In der Opera comique wird ſo eben eine neue Oper: „der Lautenmacher von Wien" gegeben, deſſen Sujet nach einer Erzählung unſeres Hofman's bearbeitet iſt. Die Franzoſen, die Leſer und die Schriftſteller, haben noch nicht ſatt an ſeinem Teufelsſpuck, er iſt bei ihnen noch immer deßhalb hauptſächlich in der Mode, weil ſeine Schriften mit am beſten in's Franzöſiſche überſetzt ſind. Verſtänden die franzöſiſchen Autoren beſſer Deutſch, ſo würden wir mit unſerer Literatur ganz in die Hände dieſer literariſchen Freibeuter fallen, die, man kann es ohne Uebertreibung behaupten, ſo eben Briefe über Briefe nach Deutſchland ſchreiben, worin ſie bekannte Literaten um Stoff für ihre Luſtſpiele, Dramen und Vaudevilles bitten, die dann den Deutſchen in Ueberſetzungen als Originale vorgelegt werden. — Die Pariſer Theater ſind in der letzten Zeit nicht ſehr thätig geweſen. Das Vaudeville-Theater hat wieder in ſeinem Repertoire nach zwei Stücken: Jean und André zurückgegriffen. Die Variétés feiern, während ihr Saal reſtaurirt und decorirt wird, welcher durch das Drama von Kean inaugurirt werden ſoll. Die Porte-Saint-Martin hat mit „der Herzogin von Vaubalière" eine ſehr vortheilhafte Speculation gemacht. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller.** — Verleger: **J. D. Sauerländer.**

Nº 187. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 9. Auguſt.

Napoleon der Zweite.

(Nach Victor Hugo.)

Von

Ferdinand Freiligrath.

(Schluß.)

5.

Ja, Beide ſchon ſind todt! — Herr, ſtark iſt deine Rechte!
Zuerſt ergriffeſt du den Lenker der Gefechte,
Den Starken auf dem Thron;
D'rauf haſt den Knaben du dem Oſſuar gegeben;
Zehn Jahre g'nügten dir, das Leichentuch zu weben
Dem Vater und dem Sohn!

Ruhm, Jugend, Stolz — das Grab weiß alle zu erfaſſen!
Etwas gern möchte wohl der Menſch zurücke laſſen
Bei'm Scheiden aus der Zeit!
Umſonſt! Die Dinge geh'n zurück, von wo ſie kamen;
Den Rauch die Luft, den Staub die Erde — heim den Namen
Nimmt die Vergeſſenheit.

6.

O Revolutionen! — Nimmer,
Der ich der Schiffer Letzter bin,
Ergründ' im Ringen eurer Trümmer
Und Fluthen ich des Ew'gen Sinn.
Euch haßt der Menge blödes Gaffen;
Allein wer kennt des Ew'gen Schaffen?
Wer weiß denn, ob der Tiefe Klaffen
Und ob der Welle dumpf Geſchrei,
Und ob der Trombe ſchrecklich Wehen,
Und ob des Linienſchiffs Vergehen —
Ob alles Dies nicht zum Geſchehen,
O Herr, der Perle nöthig ſei?

Doch laſſet dieſes Sturms Verheerung
Auf Fürſten und auf Völkern ſchwer,
Ein Volk, begriffen in Empörung —
O, welch' ein blind' und lautes Meer!
Poet, was ſoll dein Lied der Menge?
Verſchleuß in deiner Bruſt Geſänge,
Die, unvernommen, das Gedränge
Der Fluth erbarmungslos verſchlingt!
Im Nebel heiſch wird deine Stimme;
Der Wind entführet dich, der ſchlimme,
Du armer Vogel, der im Grimme
Des Sturms auf morſchem Maſte ſingt!

O Nachtorkan, der ewig grollet!
Kein Fleckchen Blau am Himmel mehr!
Wirr in das Bodenloſe rollet
Der Menſchen und der Dinge Heer.
Nichts, was im Wetter nicht zerſchellte!
Was iſt, reißt mit ſich fort die Welle!
Das kahle Haupt, gleichwie das helle;
Den Kaiſer und des Kaiſers Sohn!
Sieh', es erliſcht, es löſ't ſich Alles!
Wer wehrt dem Drang des Wogenſchwalles? —
Ziehend vergißt er, dumpfen Schalles,
Den Leviathan, wie den Halcyon!

Der Gottesläugner.

(Fortſetzung.)

„Schwerer ward es mir, meinen zweiten Zweck zu erreichen. Ich hatte manche Scene zerreißenden Jammers, manches ſchreiende Unrecht mit angeſehn und mit ausführen müſſen. Das ſollte aufhören. Frei wie ein alter Seekönig wollte ich auf dem Meere herrſchen, ohne ein Räuber, ein Mordſüchtiger zu ſein. Ich befahl alle feindlichen, dem Handel, dem Gewerbe oder einer Entdeckungsreiſe gewidmeten Schiffe zu ſchonen, und deſto mehr andre Seeräuber anzugreifen, ihnen ihre Beute, ihre Reichthümer abzunehmen, den Gefangenen, welche ſie mit ſich führten, die Freiheit zu ſchenken, ſie ſelbſt aber nur für ſchweres Löſegeld freizulaſſen. Eben ſo machte ich Jagd auf Sclavenſchiffe. Die Beſitzer derſelben ließ ich an ihren eignen Maſtbäumen aufknüpfen und die Schwarzen führte ich zurück in ihre Heimath, wo ſie mir in grenzenloſer Dankbarkeit alles brachten, was ſie an Gold und Edelſteinen beſaßen, ſo daß auch der Eigennutz, der doch am Ende immer Recht behält, ſeine Rechnung bei dieſer Großmuth fand. So führte ich ein herrliches Leben als Held, Seekönig, Privat- und Handelsmann — denn auch gefahrvolle Beſorgungen für angeſehene Handelshäuſer übernahm ich gegen das Verſprechen eines guten Gewinns — immer ein freier Mann, und wenn ich vom Verdeck herab den weiten Ocean überſchaute, ſchwoll mir das Herz mit ſtolzem Jauchzen, ich wähnte mich den Herrn und Meiſter des Meers, freier als alle Könige, mächtiger in meinem Gebiet als alle Fürſten der Erde — bis ich ein paar Prieſter an Bord nahm!"

Er knirſchte bei dieſen Worten mit den Zähnen, und ſtampfte den Boden. Erſt nach einigen Augenblicken Stillſchweigens fuhr er mit zornig bebender Stimme fort: „Ich glaube ſchon geſagt zu haben, daß ich einmal von einem geſcheiterten Schiffe nebſt der übrigen Mannſchaft auch ein paar Miſſionäre aufnahm, und ſie an den Ort ihrer Beſtimmung führte, weil die Geſchöpfe ſo gar erbärmlich winſelten und ſo kläglich baten. Die Schleicher hatten heimlich die Achſeln darüber gezuckt, daß auf meinem Schiff ſo viel geflucht und gar nicht gebetet wurde; einige von meinen Leuten, die gegen mich erbittert waren, weil ich ſie ſchon öfter hatte züchtigen laſſen, erzählten von der früheren Einrichtung unter dem alten Kapitän, und die Kerle lobten ſie höchlich, indem ſie immer dreiſter gegen meinen Unglauben eiferten. Ich bemerkte das Alles wohl; doch ich kümmerte mich nicht darum, denn ich war der Meinung, daß die den Befehlshaber umgebende Furcht eine Mauer ſei, hinter welcher er jeder Gefahr ſpotten könne, ſetzte die Kerle ab, wie ich ihnen verſprochen hatte, und dachte mit keinem Gedanken mehr an ſie. Aber das Gift wirkte langſam nach. Wir hatten einſt eine mühſame monatelange Fahrt gemacht, und kein Seeräuber, kein Sclavenſchiff war uns aufgeſtoßen, unſre Vorräthe gingen aus, meine Leute wurden unmuthig. Endlich zeigte ſich ein Kauffahrteiſchiff. Man verlangte von mir die Erlaubniß, es anzugreifen, man drang auf Wiederherſtellung der entſündigenden Betſtunden; beides ſchlug ich ab. Da trat ein Unverſchämter, den ich einſt hatte kielholen laſſen, weil er ein armes Negermädchen auf meinem Schiffe gewaltſam gemißbraucht, aus den Matroſen hervor. Er ſchrie, man müſſe ſich gegen mich empören, mich binden, mich, der gar kein Recht zu befehlen habe, ſo behandeln, wie ich oft Andre behandelt, und dann über meinen Sturz einen Lobgeſang anſtimmen. In demſelben Augenblick flog ſein Gehirn, von meiner Kugel zerſchmettert, an den Maſtbaum; aber diesmal hatte die oft gelungene Maßregel, einen plötzlichen Schreck zu verbreiten, eine andre Wirkung wie gewöhnlich, die Erbitterung gegen mich, der ich mich den Begierden dieſer wilden Menſchen ſtets widerſetzte, war zu hoch geſtiegen, der Wahn war erweckt, man entſündige ſich für viele künftige Frevel, wenn man mich umbrächte; man umringte mich, und ich erlag der Übermacht. Mich zu tödten, das wagten ſie doch nicht. Einer erhub wohl ein Piſtol gegen mich, aber als ich ſcharf darauf hinſah, entfiel es ihm, und er floh vor meinem Blick. Indeß banden ſie mich, plünderten das Kauffahrteiſchiff und mißhandelten die Mannſchaft vor meinen Augen mir zum Hohn. Dann, einige Tage darauf, als wir bei einer wüſten Inſel vorüberfuhren, löſ'ten ſie meine Bande und ſetzten mich aus. — Hier hatte ich nun Muße das allgemeine Elend der Welt zu zergliedern. Ich hatte während meiner Fahrten vieler Menſchen Länder und Sitten geſehen, ich hatte, als ich Herr des Schiffes war, oft Zeit gefunden, die Bücher der Weltgeſchichte, die Syſteme eurer Philoſophen und was ihr ſonſt noch Wiſſenſchaft nennt, zu leſen, ich hatte überall nach Wahrheit geforſcht, überall war mir daſſelbe Ergebniß entgegengetreten, das mir ſchon in früher Jugend deutlich genug gepredigt war. Jetzt fragte ich die Natur, und auch da vernahm ich daſſelbe Wort. Die ſtille Pflanze, das bewegliche Thier, ſie ſind ſchuldlos und glücklich, weil ſie die Triebfedern alles Daſeienden, die Selbſtſucht, den Kampf um Erhaltung des eignen Lebens nie läugnen, von nichts Allgemeinem wiſſen, nach nichts Höherem ſtreben, und ganz von der Gegenwart erfüllt, ſich um keine Zukunft kümmern. Nur der Menſch, welcher ſich ſeiner Vernunft, ſeiner kühnen Ideen, ſeiner weitgreifenden Plane rühmt, iſt elend, durch das, worauf er ſtolz iſt. Er lebt in ſeiner grauen Lügenwelt, und glaubt die ihn umgebenden Früchte des grünen friſchen Lebens zu verachten, bis die Natur ihre Rechte geltend macht, und er ſich mit einem deſto thieriſcherem Taumel in den Genuß ſtürzt, er wähnt ſich über die Selbſtſucht zu erheben, und ſinkt nur unter ſie hinab. Dieſe Wahrheiten lehrte mich noch einmal mein einſames Nachdenken, wie ſie mein ganzes Leben mich gelehrt hatte. Nach anderthalb oder zwei Jahren landete ein Schiff an jener Inſel, und nahm mich mit nach Europa. Die Leute, welche mich ausſetzten, hatten eine gute Anzahl koſtbarer Diamanten überſehen, das Geſchenk eines Negerfürſten, welche ich in einem ledernen Gurte auf dem Leibe trug. Durch ſie verſchaffte ich mir bald ein baares Vermögen und durchreiſete nun auch Europa. Doch in der gebildeten Welt erlangte ich keine andre Überzeugung, als die ſich mir unter den Naturvölkern aufgedrängt hatte. Was ich immer haßte und verachtete, erſchien mir hier als ein Lächerliches. Tauſende denken und fühlen hier, ſo wie ich; aber ſie haben den Muth nicht es auszuſprechen, und in feiger Lüge ſich ſelbſt täuſchend, und andre betrügend, leben ſie fort, einen Glauben für ſehr ehrwürdig haltend, der von einer Million ſeiner Bekenner vielleicht neunhundert neun und neunzig tauſend in's Elend geſtürzt oder zu grauſamen Barbaren gemacht, und nur einem Einzigen tröſtend und ſtärkend war. Und was iſt's am Ende um dieſen Troſt! Unbekannt mit ihm hätte er ihn nicht bedurft und hätte vielleicht als Mann kräftig abgewehrt, was er nun wie ein geduldiges Schaf ertrug. Nur eins iſt mir gewiß und immer gewiſſer geworden: Trotz der Selbſtſucht, die unzerſtörbar in Jedem wohnt, könnten doch alle glücklich neben einander leben, wenn nur alle wahr wären, und kraft dieſer Wahrheit nie weiter gingen, als eben die

Selbſtſucht es verlangt. Drum Fluch der Lüge! Sieg der Wahrheit!“

(Fortſetzung folgt.)

Reliquien.

Mitgetheilt von K. W. Böttiger.

(Fortſetzung.)

„In Rußland that man mir einige pädagogiſche vortheilhafte Vorſchläge; ich hatte aber nicht Luſt und las meine Griechen lieber für mich, um ihren Geiſt nicht verrauchen zu laſſen. In Pleskow wollte man mich zum Schullehrer und ſogar zum proteſtantiſchen Prediger machen, da man einige Meinung von meinem Rednertalente gefaßt hatte und Superintendenten mein Griechiſches gelobt hatten. Aber aus Bequemlichkeit und mit meinen Gedanken auf keine Weiſe in Colliſion zu kommen, wählte ich wieder das Militär und ward bald Offizier. Hier erfuhr ich noch gelegentlich, daß ich einſt als gemeiner preußiſcher Soldat wahrſcheinlich genug das Hauptinſtrument geweſen war, die Normalſchule in Rußland einzuführen. Die Auseinanderſetzung wäre hier zu weitläuftig. Gleich beim Eintritt in den Dienſt hatte ich einen drolligen Vorfall, wo man über meine ehrliche Gewiſſenhaftigkeit weidlich lachte. Man brachte mir ein Papier zur Unterſchrift. Ich konnte mit Hülfe eines guten Freundes ſchon ſo viel ruſſiſch leſen, daß ich verſtand, es ſei ein Supplik an die Kaiſerin, und ich wünſche als angeſtellter Gouvernementsregiſtrator in Kiow aus dem Civildienſt zur Armee überzutreten. Notabene, ich war eben angekommen von der Düna, und ſollte doch ſchon zwei Jahre Regierungsregiſtrator in Kiow geweſen ſein, ich deutſcher Gottfried. Ich weigerte mich zu unterſchreiben; man lachte; der General ließ mich rufen. Aber ich bin nicht Regiſtrator in Kiow und habe Kiow in meinem Leben nie anders, als auf der Landkarte geſehen. Man lachte fort und plauderte in mich hinein. „Nun, ich unterſchreibe,“ ſagte ich, „in die Seele Ew. Excellenz“ „Drolliger Menſch,“ ſagte der General, „man will Ihnen einen Vortheil verſchaffen.“ Das konnte ich nun eben nicht begreifen. Ich war Magister noster in Leipzig, hatte geſchrieben in ächtem Latein und diſputirt, de armis veterum aus dem Polybius, Xenophon, Thucydides, Cäſar, Vegez, Frontin und weiß der Himmel noch, aus welchen alten Knaſtern, ſo daß mich ſelbſt die Jenaer Zeitungen, die ich gar nicht las, gelobt hatten, war auch mit Ehren Feldwebel in Amerika geweſen und konnte ſchießen in einer Minute achtmal, und ward nun dort — Sergeant. Alſo um einen ſo qualifizirten Leipziger Magiſter in Rußland zum Sergeanten zu machen, mußte man ein öffentliches Falſum begehen. Ei du heilloſes papiernes Jahrhundert! Der General ließ mich übrigens ſehr wacker arbeiten und hielt mich ſehr freundlich. Ich wohnte bei ihm und aß bei ihm, und hatte durch ihn viel Kredit, ſo daß ſelbſt Stabsoffiziere an den großen Tiſch geſchickt wurden und ich an dem kleinen blieb, weil er auch über Tiſch mir manches zur Ausarbeitung angab. Kurz darauf ward ich als Perekodſchick Fähndrich. Ich verſtand nun ſo viel, daß Perekodſchick translateur heißt. Aber ich kann ja nicht ſo viel Ruſſiſch, um mit Ehren zu translatieren, ſchickt mich in die Front, da will ich bald mit Ehren Linie halten. Man lachte wieder und ſagte, ich ſollte als Translateur nichts zu überſetzen haben und nur deutſch und franzöſiſch ſchreiben, ſo viel die Fingerſpitzen halten wollten. Das geſchah denn auch. Ich habe manche Nacht geſeſſen mit den Generalen Piſtor und Bauer, wenn die andern ſchliefen oder ſich auf den Redouten herumtrieben. Ich mußte arbeiten dem Teufel ein Ohr ab, wie das Sprichwort lautet, hatte kaum Zeit zum Eſſen und nöthigen Schlaf. Dafür wurde mir auf große Empfehlung hier und da einer vorgezogen, der nichts that und nichts thun konnte, nach dem Laufe der Welt, sic vos non vobis. Der General hielt es ſogar einmal für nöthig, ſich bei mir faſt etwas ſchamröthlich zu entſchuldigen. „Mon cher,“ ſagte er, „ich weiß, Sie haben viel ſchwere Arbeit; haben Sie Geduld; man kann in gewiſſen Verhältniſſen nicht immer wie man will: aber ich werde Sie der Monarchin ſelbſt nachdrücklich empfehlen; Sie ſollen belohnt werden.“ Meine Freunde verſicherten mich auch, er habe es gut mit mir vor: er wolle mir gelegenheitlich zum Major verhelfen und ſodann ein Koſakenregiment verſchaffen; da könne ich zeigen, was ich ſei und bald weiter bringen oder nach Verdienſt ſitzen bleiben. Etwas Wahres iſt daran; ich weiß aber, daß man auch mit Verdienſt dort ſitzen bleiben kann. Indeſſen das geſchieht überall. Denken Sie ſich Ihren Xenophont'ſchen Freund als Koſakenchef! Die Sache müßte drollig genug geweſen ſein. Das hatte Arbeit gegeben, die Ehrenleute in Ordnung zu halten. Dazu gehört etwas mehr als das φύσις κερατα ταυροις leidlich gut zu überſetzen. Noch baroker iſt der Gedanke: man wollte mich einſt durch Vermittlung des alten Botanikers Hermann in Straßburg und durch Sieyes Intereſſe zum Anfange der Revolution zum Adjutanten Lafayette's machen. Nun ſind zwar die meiſten Adjutanten dieſes Generals erſchoſſen worden; aber es wäre doch möglich, ich wäre nicht erſchoſſen worden und Barras hätte mich anſtatt Bonaparte bei Toulon auf der Batterie gefunden. Ich zweifle gar nicht, daß ich auch meine Schuldigkeit würde gethan haben, ebenſo wie er. — Man erzählte ſelbſt in Petersburg einige halbwahre Schnurren von meiner Perſonalität. Ich habe nämlich in Warſchau, hieß es, während der Aktion im Feuer geſeſſen und den Homer geleſen. Das wäre denn unbedingt ſehr albern geweſen und bloſer Ferlefanz. Die Sache war, das Gefecht dauerte 17 Stunden, wir wurden vertrieben und vertrieben wieder. Es war abwechſelnd, ernſthaft und langweilig. Auf einem ſolchen Poſten, wo wir in Ruhe ziemlich ſicher ſtanden, ſoviel die Umſtände litten, ſaß ich in einer Mauerniſche, die Grenadiere ſtanden neben mir unter dem Thorwege; blos Rikoſchetſchüſſe konnten uns treffen, die höchſt unſicher ſind; entfernen durft' ich mich nicht; da las ich denn vielleicht ein Viertelſtündchen oder ein halbes Stündchen in meinem Buche, das ich beſtändig bei mir trug. Ein Grieche war es; ob es eben Homer war, weiß ich nicht gewiß: wohl möglich. Einige meiner Kameraden fanden mich ſo. Eine andere Anekdote war aus der darauf folgenden Gefangenſchaft. Ein polniſcher General, Zablozky, der uns in polniſche Dienſte einlud, benahm ſich nicht ſo fein in ſeinen Ausdrücken. Vorzüglich wandte er ſich auch an mich, als einen Nichtruſſen. Ich bemerkte dem General, daß ich die Zumuthung eben nicht ehrenvoll fände und zweifelte, daß man ruſſiſcher Seits den gefangenen polniſchen Offizieren ähnliche Anträge machen würde. Wenn es geſchehe, hätten ſie das Recht, dieſe Anträge in dieſer Lage auch nicht ehrenvoll zu finden. Das verſchnupfte den Sarmaten; er vergaß ſich und drohte und ſchimpfte. Darüber verlor ich die Tramontane der Klugheit und expektorirte heftig gegen die Excellenz. Er ſprach vom Galgen; ſonſt drohte man mit Kartätſchen. Der Galgen ſchreckte mich nicht; ich ſagte im Eifer unaufhaltſam: Sie möchten uns henken auf ihre Gefahr, aber ſchlechte Leute ſchimpften. Der Pole, der übrigens ein wackerer Mann war, überlegte die Sache kalt, und hat mich nachher dafür ſeiner freundſchaftlichen Achtung verſichert.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

∴ Aus Wien. — Der talentvolle Verfaſſer der „Griſeldis,“ — Friedrich Halm (Baron Münch) hat ein Trauerſpiel: „der Adept“ geſchrieben, welches die Griſeldis übertreffen ſoll, und im k. k. Hofburgtheater bald zur Aufführung kommen wird. — Im k. k. Hofoperntheater nächſt dem Kärnthnerthore wurde ein neues Ballet: „die Charlatane“ gegeben, ein ſehr ſchwaches Produkt, worin nur die graziöſe Cerito und der treffliche Caſati brillirten. Man kann ſich einen Begriff von der Albernheit des Süjets machen, wenn man bedenkt, daß die Handlung dieſes dreiaktigen Ballets im zweiten Akt ſchon ganz zu Ende iſt. Warum wendet ſich kein Balletmeiſter an den Zauberſchatz der Poeſie und des Humors? — Faſt alle bedeutenden Schauſpieler Wien's ſind jetzt auf Reiſen. — In den Vorſtadttheatern ſpielten einige Gäſte ohne große Talente und ohne großen Erfolg (ein Herr Würth und ein Herr Bouché an der Wien, eine Dem. Wachmann in der Leopoldſtadt, ein Herr Henkel u. m. a. in der Joſephſtadt). Das Theater in der Joſephſtadt hat noch immer keinen eigentlichen Director. Von Seite der Obrigkeit iſt dem Hauseigenthümer aufgetragen worden, binnen Kurzem einen verantwortlichen Director zu ſtellen. So friſtet es denn ſeine Exiſtenz, das recitirende Schauſpiel iſt in Baden, die Oper wurde den Sommer über durch Pöck's Gaſtſpiele ſoutenirt. — Im Leopoldſtädter Theater fiel eine Novität durch, „Camilla d'argenti, oder der Vetter von Ungefähr,“ von Schickh, ein hiſtoriſch-romantiſches Schauſpiel aus der Zeit der Ghibellinen, in welchem von — Eiſenbahnen (!) und von „Sterz“ (einer Steieriſchen Mehlſpeiſe) geſprochen wird. Ich erwähne dieß Stück nur wie einen Buchſtaben aus dem Wort: Volksbühne! Das iſt denn die jetzige Wiener Volksbühne. Die alten ehrenfeſten Lokalpoeten, die ſie begründeten, ſind verſtummt; von ihren jüngeren Nachfolgern hat v. Ribics ein paar hübſche Sachen geſchrieben: Aſchenbrödel und der Rabe (nach Gozzi). F. X. Told wendet ſich jetzt mehr dem Genre des Theaters an der Wien zu, Reiberſtorfer und Schikh produziren Dinge wie das obengenannte „romantiſch — komiſche Schauſpiel!“ — Neſtroy, der Schreibſelige, behauptet demnach das Terrain faſt ohne Rivalen. Er hat ſich verpflichtet, jährlich 4 Stücke für das Theater an der Wien zu ſchreiben, welche dem Director Carl ſo viel eintragen, daß er die Koſten ſeines Inſtituts — beſſer ſollte man ſagen: ſeiner Bude, — decken kann. Es iſt unverantwortlich wie Carl die Bühne, welcher er ſeinen Reichthum verdankt, ſo verwahrloſen und herabwürdigen kann. Carl fährt in der Regel des Abends von Hitzing (wo er einige Häuſer beſitzt, die man das „Staberldörfel,“ auch „Lumpazidörfel,“ weil der Lumpazivagabundus ihm enorme Einnahmen verſchaffte) nach Wien an die Kaſſe ſeines Theaters, läßt ſich vorlegen, was man etwa am folgenden Abend geben könne und fährt dann wieder zurück nach Hitzing. Und das heißt Dirigiren! Neſtroy's neueſtes Stück, welches ſeit einigen Tagen gegeben wird, heißt: „der Affe und der Bräutigam“ und wurde geſchrieben, damit der Affenſpieler Kleiſchnigg, der ſich als „erſten Mimen von Paris und London“ annonciren läßt, Gaſtrollen geben kann. Es gehört für einen geborenen Menſchen ein großes Stück Reſignation dazu, den Affen eines Affen zu machen, Herr Kleiſchnigg leiſtet in dieſem Genre das Erſtaunlichſte. Die Neſtroy'ſche Gelegenheitspoſſe hat einige drollige Momente, aber allzuviele Plumpheiten, die manchmal ſogar in's Obſcöne ausarten. Raimund wird wohl erſt im Winter wieder auftreten; das Gerücht, daß er in ſeiner paradieſiſchen Einſiedelei (ſeinem Haus „Graſſachhof“ bei Guttenſtein) ein neues Stück geſchrieben habe, iſt leider grundlos.

∴ Wahnſinn der *Gazette de France.* — Bekanntlich hat Herr de Genoude, Hauptherausgeber der Gazette de France eine „Raison du Christianisme“ in 12 Bänden herausgegeben, in welchen Stellen aus den Werken von 176 der berühmteſten Schriftſteller aus den letzten 4 Jahrhunderten (Baco, Rouſſeau, Kant, Fichte u. ſ. w.) zuſammengetragen ſind, um alle chriſtlichen Lehren durch Vernunftgründe zu erweiſen. Die vom Abbé Gerbet redigirte Zeitſchrift: „l'Université catholique“ hat in ihrem letzten Heft eine (von der Gazette de France vom 30. v. M. aufgenommene) Analyſe jenes Werkes gegeben, in welcher zum Vernunftbeweis „für die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens“ u. a. auch angeführt wird: „die Zerſtreuung der Juden, die zur Strafe ihres Gottesmordes (déicide), ſeit 1800 Jahren auf der Erde umherirrten, ohne Oberhaupt, Tempel, Altar und Vaterland und ohne ſich unter die Völker zu miſchen, unter denen ſie leben.“ — Daß ſolche gräuliche Rede geführt wurde in Zeiten der Barbarei, in denen die Urkunden des chriſtlichen Glaubens nur in den Händen ſolcher waren, die ſie zu verbergen ein barbariſches Intereſſe hatten, läßt ſich begreifen. Jetzt aber, wo jeder zu jeder Stunde in dem neuen Teſtament leſen kann, daß die Juden Chriſtum dem Tode überlieferten, weil ſie behaupteten, er „mache ſich ſelbſt zu Gottes Sohn“ (Matth. 27, 43. Joh. 19, 7.) und läſtere Gott (Matth. 26, 65. Mark 2, 7.), und wo jeder die göttlichen Worte leſen kann: „Vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun“ (Luk. 23, 34.) — jetzt kann man nur um den Namen verlegen ſein, den man einer Aeußerung, wie die oben angeführte, beizulegen habe! —

Aber die Gazette läßt ſich hieran nicht genügen. Wie ſie am 30. Juli die Juden zu Gottesmördern geſtempelt, ſo macht ſie am 31. die Deiſten zu — Atheiſten. Wer nämlich, ſo ſchreibt ſie, wie Carrel in ſeiner Todesſtunde, ausruft: „keine Prieſter, keine Kirche,“ — (womit Carrel doch nur die Prieſter und Kirche gemeint, die auch dem edlen Grégoire das Begräbniß verweigert) — der wolle auch keine Religion. Denn — „es gebe drei Religionen auf Erden: das Chriſtenthum, das Judenthum und den Mahomedanismus; und alle drei nähmen eine Offenbarung an.“ Gegen die Einwendung des National aber, „daß man nichts mit den Prieſtern zu thun haben wolle und doch ein ſehr religiöſer Deiſt ſein könne“ (être fort religieusement déiste), meint die Gazette, „dieſe beiden Bezeichnungen vertrügen ſich nicht miteinander; denn wenn man religiös ſei, glaube man an eine Offenbarung, an Kirche und Prieſterthum; wenn man Deiſt ſei, ſei man nicht religiös; denn wer allen Religionen angehört, gehört keiner an u. ſ. w.“ —

∴ Verwahrungsmittel für Schiffe. — Die Erfindung, durch hermetiſch geſchloſſene, mit Luft gefüllte Röhren, welche das Schiff umgeben, dieſes vor dem Unterſinken zu bewahren, ſelbſt wenn es ſich ganz mit Waſſer gefüllt, iſt kürzlich bei mehreren Schiffen im Hafen von Portsmouth in Anwendung gebracht worden. Bis jetzt zählte man allein für Großbritannien im Durchſchnitt 4- bis 5hundert Schiffe, die jährlich dem Meere zur Beute wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 188. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 10. Auguſt.

Der Gotteslängner.

(Fortſetzung.)

„Was Sie auch ſagen mögen,“ ſprach Ännchen nach einer langen Pauſe, „nimmermehr glaube ich, daß Sie tief in Ihrem Innerſten von dem überzeugt ſind, was Ihr Mund ausſpricht. Schon dieſe Begeiſterung für die Wahrheit, für ſie, die Sie ſo ſehr verkennen, beweiſt mir das Gegentheil. Ihr Leben iſt entſetzlich, grauenvoll! Aber zieht ſich nicht durch alle ſeine dunklen Krümmen ein leuchtender Faden hindurch! Beſeelte Sie nicht in allen den blutigen Gräueln eine Sehnſucht nach etwas Höherm, Edleren? Woher dies? Woher nehmen Sie die Kraft zu jenen beſſern Thaten, deren Sie uns gewiß weniger gemeldet, als Sie gethan haben, wenn ſie Ihnen nicht von dem kam, den Sie ſo gern läugnen möchten?“

„Gerade das,“ ſprach der Baron, „beſtärkt mich mehr in meiner Überzeugung, als Alles, was ich von dem Wahn Andrer erduldet. Meinen Sie, daß etwas anders als Selbſtſucht der Urſprung jener Thaten geweſen ſei, die Sie edel nennen? Was iſt der innerſte Kern der Selbſtſucht? — Der Stolz! Dieſer Stolz, der ſich ſelbſt das ſein will, was ihr in dem Gott ſucht, von welchem ihr fabelt. Nur dieſer Stolz und das Verlangen, die Andern, welche ich verachte, mit größerem Recht zu verachten, erzeugte alles das, was Sie rühmlich finden. Glauben Sie mir, die Selbſtſucht beherrſcht Alles, was da iſt, ſonſt wäre es nicht da. Ein Thier verſchlingt das andre, das ſchwächere Thier verſchlingt die hülfloſe Pflanzenwelt und auch die Pflanze ſaugt begierig Alles ein von Luft, Licht und Waſſer, was ſie berührt, und wehrt ſich gegen das, auf ſie eindringende Thier mit Stacheln und Gift, ſo lange ſie vermag, und nur, wenn ſie wehrlos iſt, nennt man ſie unſchädlich oder heilſam.“

„Und dennoch,“ ſprach Anna, „erfreut Alles in der Natur Alles andre, während es nur ſich ſelbſt zu dienen meint. Die Blume, wenn ſie nur athmet, erquickt uns mit jenem Duft; wenn der Vogel zu eigner Luſt im Laube ſpielt, ſo rührt ſein Geſang unſer Herz zu Freude und Wehmuth, und über dem Ganzen ſchwebt, nur gebend nicht empfangend, Luft und Sonnenſchein; der tiefe Himmel und der Glanz der ewigen Sterne, wie der Namenloſe über der Menſchenwelt, welche ja auch mit bewußter Liebe ſich die Hand reicht, wie die Natur unbewußt und kindlich. Oder hätten Sie nie einen Freund, einen Menſchen gehabt, in welchem ſie mehr gelebt hätten, als in ſich ſelbſt, von dem Sie jedes Opfer willig angenommen hätten, weil Sie auch ihm, Alles, ſelbſt jenen Sie beherrſchenden Stolz willig geopfert haben würden?“

„Niemals!“

„Und wenn Sie ihn niemals beſaßen,“ fuhr das Mädchen, von immer höherer Begeiſterung geröthet fort, „haben Sie denn niemals die Sehnſucht nach einer ſo engverſchmolzenen Seele empfunden, welcher Sie inniger angehörten, die Sie treuer umfaſſen würden, als das eigne Selbſt. Eine Sehnſucht, die, wenn auch nicht erfüllt, doch die Möglichkeit der Erfüllung feſt verheißend in ſich trägt, und jenen furchtbaren Wahn zerſtören muß.“

„Niemals,“ erwiederte der Baron, „denn ich wußte ſtets zu gut, was ich ſelbſt zu leiſten im Stande ſei, und war nicht Thor genug von Andern etwas anders zu erwarten.“

„Das iſt furchtbar!“ rief Ännchen, die Hände zuſammenſchlagend, und wandte ſich erbleichend von ihm ab.

Der Baron vernahm ihre Worte nicht, er blickte zu Boden und ſprach langſam vor ſich hin und wie mit ſich ſelbſt: „Ein Ton freilich ſäuſelt über die Erde von Pol zu Pol, wie das Frühlingswehn von einem beſſern Stern. Von dem Munde des erſten Menſchen iſt er erſchollen, und unerſtickt durch die Blutarbeit der Jahrtauſende wird er wohl erſt mit dem Munde, welcher zuletzt auf ihr erblaßt, verſtummen: Liebe! Und dennoch — dennoch iſt auch ſie ein Traum, ein Wahn wie alles Übrige. Der Mann bedarf des Weibes, das Weib bedarf des Mannes, darum ſuchen ſie ſich. Nur im gemeinſchaftlichen Streben können ſie erreichen, was Beide erſehnen, darum ſtreben ſie gemeinſchaftlich, aber ſelbſt mitten in der träumeriſchen Trunkenheit ſucht Eins das Andre zu bezwingen, und die innigſten Umarmungen, was ſind ſie, als ein Kampf um das eigne Daſein, das Jedes aus den Banden des Andern befreien will?“

„Nein bei Gott, nein!“ rief Anna, „es gibt eine Liebe, welche auch den Tod überwindet, und in die Hölle hinabzuſteigen vermöchte, um den Geliebten daraus zu erretten.“

„Und ſollten Sie,“ ſprach der Baron, indem ſeine Stimme bebte, und eine ſanfte Verklärung durch ſeine wilden Züge brach, „ſollteſt du, meine Anna, einer ſolchen Liebe fähig ſein?“

Die Jungfrau erröthete glühend, und ſenkte einen Augenblick das Auge zu Boden. Bald aber erhob ſie es wieder, ſah ihn feſt an, und indem ſie ihm beide Hände reichte, ſprach ſie ein feierliches „Ja!“

„Dann,“ rief er, „ja dann blühte dennoch eine unnennbare, unendliche Seligkeit für mich aus dieſer Erde empor. Aber nein, es iſt ja nicht möglich — es iſt nicht möglich! Anna, mich, mich könnteſt du ſo lieben, mich, den Verworfenen, mich, der hundertmal ſeine Hand nach Freundſchaft, nach Liebe ausgeſtreckt hat, der ſie ſo oft gefunden zu haben glaubte, ſo lange er ſich verbarg, und den Alle flohn und verwünſchten, wenn er ſich zeigte, wie er iſt! Nein, du willſt mich höhnen, du willſt mich mehr noch martern, mich kann kein Weib lieben.“

„Ich, ich liebe dich,“ ſprach Anna, „ich kenne dich jetzt ganz und liebe dich, liebe dich vielleicht mehr noch, als wenn ich dich nicht kennte. Und wenn dich die Welt ausſtieße und der Himmel dich verwerfe, ich will deine Hand faſſen und dich halten, daß du nicht verſinkſt.“

„Dieſe Hand,“ rief er, „dieſe Hand, Mädchen! ſie hat ſich tief in's Blut getaucht, ſie hat wohl auch den Unſchuldigen mit dem Schuldigen getroffen, und trotz meines beſſern Willens mehr des Weh's als des Heils über dieſe Erde verbreitet. Willſt du ſie dennoch faſſen?“

„Ich will ſie dennoch faſſen,“ ſprach das Mädchen, „will ſie rein waſchen mit meinen Thränen, weihen mit meiner Liebe, und will dich an ihr wieder zu Gott führen.“

„O wenn es möglich wäre,“ rief er, die Hände krampfhaft gegen die Bruſt gepreßt, „aber es iſt ja unmöglich — es iſt unmöglich! Anna, an ihn, den du nennſt, habe ich nie geglaubt, habe ihn nie bekannt! Schwerlich! ſchwerlich werde ich, wie du vielleicht hoffſt, auch an deiner Seite anders denken, anders fühlen. Kannſt du mich dennoch lieben? Mich lieben ohne zu fragen, was ich that, was ich glaube!“

„Ich kann es,“ erwiederte das Mädchen, „o glaube mir doch endlich, ich kann es. Dein Herz iſt nicht fern von ihm, und wenn er auch ein Opfer deiner Lippe begehrt, ſo wird er ſie dir ſchon ſelbſt öffnen.“

„Dann, o meine Geliebte, meine Braut, mein Weib!“ rief der Baron, indem er ſie an's Herz drückte, und ein unaufhaltſamer Thränenſtrom ihm aus den Augen ſtürzte. —

(Fortſetzung folgt.)

Gallerie von Lawrence in London.*)

Michael Angelo.

Dieſe unvergleichliche Folge von Kunſtblättern, als herrliches, für ſich beſtehendes Ganzes, erfreut uns mit einem Hundert Handzeichnungen von Michael Angelo, dem anerkannt größten Zeichner der neuern Zeit. Wir ſind nicht hinreichend vorbereitet, um ſagen zu können, daß ſeine überwiegende Vortrefflichkeit aus der eben ausgeſtellten Sammlung ganz von ſelbſt einleuchte, ſofern dieſe zwar werthvolle Reihenfolge uns vielleicht mit nicht geringerm Fleiß, aber doch mit weniger gutem Erfolg angeordnet zu ſein ſcheint, als die Zuſammenſtellung der Raphael'ſchen Meiſterhandzeichnungen im vorigen Monate ausgefallen war. Wiewohl nämlich dieſe verhältnißmäßig weit mehr zweifelhafte und untergeordnete Stücke, dem Kunſtwerth nach, als in der vorigen Ausſtellung, enthalten möchte; ſo zeigt ſie uns doch viele ächt meiſterhafte Zeichnungen, zu welchen weder jene, noch irgend eine andere Sammlung, die des großen Florentiners ausgenommen, etwas Ähnliches aufzuweiſen im Stande iſt. Ohne Zweifel wird die Sammlung von Raphael den meiſten Künſtlern und allen Liebhabern vorzüglicher ſcheinen, weil, um nur eine bekannte Sache anzuführen, Schönheit unſrer Betrachtung weit zugänglicher iſt, als Erhabenheit; wir hingegen ſehen nicht ein, warum dieſe beiden Vorzüge hier nicht nach Verdienſt gewürdigt werden ſollten, oder weßhalb, aus größerer Vorliebe für das Eine oder das Andere, ein vielſeitig gebildetes Gemüth nur das Eine bewundern, und das Andere geringſchätzen ſollte. Es iſt in jeder Beziehung für die ſchöne Kunſt jetzt von dem wichtigſten Einfluß, wo die Nationalentwicklung einer eklektiſchen Schule angehören zu wollen ſcheint, daß der gute Geſchmack, durch vielſeitige, nicht aber ausſchließliche Anregungen bedingt, einer wichtigern und beſſern Vorbildung ſich erfreue; nur ſo kann unſern Kunſtjüngern ein möglicherweiſe recht ausgedehnter Überblick der mannigfaltigſten nachahmungswürdigen Eigenheiten in den verſchiedenſten Meiſtern vor Augen gelegt worden. Kaum möchte es irgend treffliche Werke geben, deren Anſchauung ein Uneingeweiheter mit mehr Vorbereitung und Vorkenntniß ſich hingeben ſollte, als gerade die Zeichnungen von Michael Angelo ſolches erfordern; denn das Erhabene in ihnen vermag, gleich einem Gewitterſturm, durch den mächtigen Ausdruck, ſowohl den ſchwachherzigen Bewunderer einzuſchüchtern, als dem übervermeßnen die Fittige zu verſengen. Deßhalb erlauben wir uns, erſtere zu warnen, von dem hin und wieder Ungewöhnlichen und Übertriebenen, das ihnen in manchen dieſer Darſtellungen auffallen könnte, ſich nicht abſchrecken zu laſſen; und die letztere warnen wir nicht minder, ſich nicht durch blinde abgöttiſche Verehrung in ein „Luſtgefilde der Thoren" verlocken zu laſſen. Wir fügen noch bei, daß es erſprießlich ſei, in dieſen Darſtellungen die künſtleriſchen Trefflichkeiten aufzuſpüren, die dem Künſtler wirklich angehören, nicht aber irgend andere treffliche Vorzüge; ein Grundſatz, welchen ſelbſt manche Kennerſchaft bei dem Beſuche einer ſolchen Ausſtellung weniger beachtet; der Kenner darf nicht mehr Anmuth und Holdſeligkeit und zartempfundnem Ausdruck aus den Händen eines Michael Angelo entgegenſehen, als ergreifende Eigenthümlichkeit und überwältigende Schöpferkraft von denen eines Raphael erwarten wollen; ſondern er muß ſich zufrieden ſtellen laſſen, wenn er hier und da in jedem von beiden Künſtlern einem von den Vorzügen des Andern zugleich begegnen ſollte. Nach dieſen Andeutungen, die wohlverſtanden, nur für den Uneingeweihten nöthig waren, wollen wir jetzt fortfahren, diejenigen Zeichnungen aufzuzählen, welche wir, als ihrer Aufmerkſamkeit vorzüglich würdig, auszeichnen zu müſſen glauben. Nro. 4. **Ein leſender Mann**; dieſe Studienzeichnung zu „König Joram" kommt der Natur viel näher, als wir es in Ottley finden; dieſe Zeichnung iſt mehr idealiſirt in dem jetzt vorfindlichen edlen ausgeführten Gemälde der ſixtiniſchen Halle. Doch offenbart ſich ſogar Michael's Geiſt in ſeiner Unduldſamkeit gegen alles Niedere; denn er theilt faſt jedem Fältchen, jedem Zuge der bettlerhaft vor ihm ſitzenden Geſtalt, einen Schimmer gebietriſcher Hoheit mit. Nro. 6. **Ein Frauenkopf**; geeigneter Ausdruck, vorbildlich breite Manier. Nro. 8. **Zeichnung eines Grabmals**; ein ohne Vergleich mächtig ergreifendes Bild, mit den weitumgreifenden Zügen in den Umriſſen, die uns den Künſtler ſelbſt in der Einbildung, in rieſigen Verhältniſſen vor Augen ſtellen; doch etwas manierirt und phantaſtiſch. Nro. 9. **Ein Cupido**, vollendet mit der Zartheit von Leonardo, der Anmuth von Raphael, und mit der eignen Großartigkeit in der Darſtellung. Nro. 11. **Das Ausruhen**; erhaben gedacht und ausgeführt, ein wenig dem Grotesken ſich nähernd, iſt die Haltung der Jungfrau und des Kindes; Joſeph iſt ein Prachtſtück tiefen Nachſinnens, aber etwas zu unternehmend iſt ſeine Stellung für einen Ausruhenden. Nro. 15 und 75. **Ideale Porträts**, etwas ängſtlicher und härter in der Behandlung des Griffels, als ſonſt dem Michael Angelo eigen; aber die Zuſammenſtellung iſt reizend maleriſch, und der Ausdruck iſt ganz erhaben. Nro. 15 ſoll die Marcheſe Pescara ſein, ſonſt bekannt als Vittoria Colonna, Buonarotti's platoniſche Geliebte und Freundin. Nro. 17 und 41. **Studien**; dieſe, ſo wie Nro. 2 und 50. **Blätter aus Michael Angelo's Taſchenbuche** ſind für die Kenner. Nro. 21. **Ein weibliches Porträt**; noch ein Beiſpiel des Schönen von dieſem Künſtler, überhaupt bei ihm nicht ſo ſelten, als man gewöhnlich vorausſetzt. Das tiefe Gefühl, welches dieſes hier einflößt, findet ſich weit ſeltner bei manchem Andern. Nro. 22, 23, 25, 27, 28. **Kreuzigungen**; intereſſant als Studien; von einigen möchten wir die Ächtheit nicht verbürgen können; in allen iſt ein Styl, den man an Zeuxis getadelt hat; mehr groß, als erhaben. (Schluß f.)

---

*) S. Phönix Nro. 161.

Franzöſiſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Den erſten Theil ihres Lebens verbrachte George Sand in Träumereien, unter zärtlichen Freundinnen und in poetiſchen Muſeſtunden. Darauf glaubte ſie, ſich ganz ohne Furcht und Vorbedacht in die Beſchäftigungen des gewöhnlichen praktiſchen Alltagslebens hineinwagen zu können, wie jede andere Frau an ihrer Stelle gehandelt haben würde. Das war eine ſchreckliche Unbeſonnenheit, deren grauſame Folgen ſich bald in Maſſe einſtellten. Entſchloſſenen, feſten Charakters und von dem geheimen Triebe ihres Genies geleitet, ſtand ſie nicht lange an, mit der Wirklichkeit den Kampf zu wagen; ſie zog es vor, dieſelbe zu brechen, als zu Grunde zu gehen. Von dieſem Augenblicke an, war es für ſie ein nothwendiges Erforderniß, alles ihren eignen Kräften zu verdanken und den Hülfsmitteln, welche das geſellſchaftliche Leben als Erſatz für die auferlegten Laſten bietet, zu entſagen. Indem ihr nun dieſe plötzliche Abſonderung den ganzen Umfang ihres Unglücks offenbarte, bewies ihr dieſelbe aber auch deutlich den ganzen Umfang ihrer Kraft. Gezwungen, die ganze Stufenleiter der Stände durchzumachen, hatte ſie alle Empfindungen und fühlte alle Bedürfniſſe von dem Herzensdrange nach dem Unendlichen, Unermeßlichen bis zum phyſiſchen Hunger vielleicht! Sie verfertigte Tabacksdoſen, um zu leben, nachdem ſie in ihrer Jugend nichts weiter gethan hatte, als Blumen pflücken, um ſich damit zu ſchmücken. Sie empfand ſo jede Unruhe, jede Wonne, jeden Kummer, jede Idee.

Wenn man durch einen freiwilligen Entſchluß oder unfreiwilliges Unglück gewaltſam von andern Menſchen abgeſondert und in eine zweideutige Lage gedrängt wird, ſo ſucht man ſich in der Waagſchale eben ſo ſchwer zu machen, als das ganze Menſchengeſchlecht, welches mit ſeinem vollen Gewicht auf der andern Seite laſtet. Man gräbt und wühlt tief unter ſich; man knüpft zwiſchen ſich und den ewigen Mächten Bande, welche unſerer Einſamkeit Achtung verſchaffen; wenn die Geſellſchaft edle Geiſter aus ihrer Mitte ſtößt, ſo ſind dieſe oft gezwungen, gefährlicher und großartiger zu ſein, als ſie geweſen wären, wenn man ſie mit mehr Schonung behandelt hätte. Rouſſeau drang vielleicht deßhalb nur ſo tief in den innerſten Kreis des Gefühls vom Unendlichen, weil er ſeine für höhere Arbeiten empfängliche Jugend nur zu nichtigen Beſchäftigungen anwenden konnte. George Sand gleicht dem Genfer Philoſophen in vieler Hinſicht. Wenn ihre Erfahrungen und Prüfungen ſie nicht aus der gewöhnlichen Welt hinausgeworfen hätten, würde ſie vielleicht nie ſo tief in ihrem Innern nach den Urſachen ihres Unglücks gegraben haben, welche ſo die Eingebungen ihres Genies geworden ſind.

Hier zeigt ſich nun die ganze dichteriſche Kraft und Fülle ihres herrlichen Talents. Der Dichter, welcher ſeinen Schmerz beſingt, kann in ſeinen Schöpfungen wahr und angenehm ſein; aber er iſt nicht im Stande, tief und auf die Dauer zu ergreifen und zu rühren, wenn er ſich nicht über ſeine eignen Leiden zu ſtellen und dieſe denen der Menſchheit beizugeſellen weiß. Eine Leidenſchaft, wenn ſie dichteriſch ſein ſoll, muß aufgehört haben, eine einzelne, eine geheime zu ſein; ſie muß ſich mit der welthiſtoriſchen Vorſehung in Beziehung und Einklang geſetzt haben, wofern ſie eine wirklich literarhiſtoriſche und ideelle Bedeutung erlangen will. George Sand kennt mehr als irgend ein anderer Schriftſteller ſeines Landes die Fußpfade und Wege, auf denen man von einer beſonderen individuellen Empfindung zu einem allgemeinen Gefühl gelangt; ſie verſteht es, jene Hülle der Perſönlichkeit abzuwerfen, in welcher die gewöhnlichen Geiſter ſich ſo gefangen geben; ſie verſteht es, durch ihre eignen Wunden hindurch ſich Fernſichten auf das ganze Weltall zu eröffnen.

Die Revue des deux mondes hat in den letzten Jahren verſchiedne Briefe von George Sand veröffentlicht, welche den beſten Aufſchluß über die Tendenz und die Verfahrungsweiſe ſeines Talents geben. Dieſe Briefe ſtehen in näherem, innigerem Zuſammenhange mit ſeiner Lebensgeſchichte, als ſeine Romane; ſie deuten an, wie aus der einen die andern entſtanden ſind. Die Briefe werden beſonders hochgeſtellt von denen, welche das Glück haben, den Verfaſſer perſönlich zu kennen. Das Publikum, obſchon es darin eine große Zergliederungs- und Darſtellungsgabe bewundert, hat ſie nicht mit demſelben Intereſſe geleſen, welches auch erſt dann geſchehen kann, wenn es weiß, in welchen ernſten und perſönlichen Beziehungen ſie geſchrieben ſind. Jedoch muß auch ſelbſt der gar nicht mit dieſen literariſchen Vertrautheiten bekannte Leſer leicht begreifen, daß die großen in dieſen Briefen gezeichneten Geſichtszüge wirklichen, lebenden Perſonen angehören. Er kann daraus abnehmen, welch edle, hohe Gedanken George Sand aus den unbedeutendſten Begebenheiten ſchöpft; mit welcher Geiſtestiefe er die alltäglichſten Lebenslagen aushöhlt; und indem er bei dem erſten Aufwallen gegenwärtig iſt, womit der Dichter die Wirklichkeit, welche er morgen kryſtalliſiren will, bekleidet, kann er leicht die Geheimniſſe und die Art und Weiſe ſeiner Schöpfung belauſchen.

Was uns beſonders in dieſen Briefen auffällt, iſt eine immerwährende Bewegung, ein brennender Übergang zu den höchſten Empfindungen, eine unermüdliche heftige Unruhe. George Sand hat ſie ſehr zweckgemäß „Briefe eines Reiſenden" betitelt; denn das Ganze iſt in der That eine Reiſe ohne Ende, ein keuchender Wettlauf durch alle Bilder, Gefühle, Gedanken, Träume und Räume. Das iſt keine ruhige Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe. George Sand iſt allerdings in dem Suchen nach den Altären ſeiner Gottesverehrung begriffen; aber er iſt nicht ſicher, ob er dieſelben finden wird. Er weiß wohl, daß Gott da iſt und geht ihm entgegen; aber er weiß nicht recht, wo er iſt. Deßhalb ritzt er ſich auch den Fuß an jedem Ufer, an jedem Felſen, an jedem Dornſtrauch, und verirrt ſich mitunter in der Wüſte; aber als gewaltige Frau zaubert ſie hier blendende Luftſpiegelungen vor unſern Augen herauf. Begegnet ſie auf ihrem Wege einem verirrten Wanderer, ſo nähert ſie ſich ihm und frägt ihn nach der richtigen Straße. Und wenn ihr Reiſegefährte keine Antwort gibt, regt ſie ihn an, wirft ihm begeiſternde Funken in die Seele und bietet alles auf, ihn größer darzuſtellen und in ein Lichtmeer zu verſenken, deren Strahlenbrechungen ſie ſelbſt erleuchten ſollen. Dann wird ſie überdrüſſig, die Stummen zu fragen, und wenn jene im Begriff ſind, ihre Zunge zu löſen, breitet ſie ihre Schwingen aus und fliegt davon. Sie ſucht die Natur, wie eine der ihrigen ähnliche Seele, deren Geheimniſſe klar vor ihr liegen; gleich jener überläßt ſie ſich dem Ausbruch aller ihrer Kräfte und Stürme und verſammelt unaufhörlich wieder auf ihrer Stirn das düſtere Gewölk, welches der Glanz ihres Genies fortwährend davonjagt.

(Fortſetzung folgt.)

Notizen.

⁂ **Fanatismus in Mexiko.** — Der fanatiſche Haß, den noch bis auf die neueren Zeiten die Geiſtlichen in Spanien ihren Beichtkindern gegen alle Andersgläubige einzuprägen ſuchten, hat ſich dort ſchon theilweis auf den Klerus ſelbſt zurückgewendet. In Mexiko aber, welches ſeine **Bildung**, d. h. ſeinen Fanatismus, von Spanien aus erhalten, ſteht derſelbe noch in furchtbarer Blüthe. Die Revue des deux mondes theilt hierüber im erſten Hefte d. M. die zuverläſſigen Berichte eines Reiſenden mit, welche Schauder und Entſetzen erregen. Von Vielem nur **Ein** Beiſpiel. Noch im Jahr 1833 wiegelte ein Mönch 2 bis 3000 Leperos auf, und führte ſie nach einem Pachthof bei Puebla, wo eine franzöſiſche Familie wohnte, die nie den Einwohnern den mindeſten Grund zur Klage gegeben. Alle Mitglieder der Familie, 9 an der Zahl, wurden ermordet, die Hausfrau, von Stichen durchbohrt, noch lebend, an dem Schweif eines Pferdes davon geſchleift; ſelbſt die Diener des Hauſes, die Mexikaner waren, wurden ermordet, zur Strafe, „weil ſie bei **Juden** gedient hätten."

⁂ **Philoſophiſche Sprachforſchungen in Spanien.** — Es iſt bemerkenswerth, daß, während in Spanien die Parteien ſich um die Elemente und Prinzipien der bürgerlichen Geſellſchaft ſtreiten und an einer neuen Syntaxis für das Staatsleben arbeiten, — ein Gelehrter zu Madrid, **Don José Gomez Hermoſilla**, — philoſophiſche Forſchungen über Sprache und Grammatik anſtellt. Die Reſultate derſelben hat er kürzlich in ſeinen „Principios de gramatica general" bekannt gemacht. Im erſten Buch behandelt er die Worte an ſich, im anderen die Syntax. Die Worte theilt er in 3 Klaſſen, in ſolche, die ein wirklich oder durch die Abſtraktion unſeres Verſtandes exiſtirendes Weſen bedeuten, — in ſolche, die die Bewegungen oder Thätigkeiten dieſer Weſen angeben, und in ſolche, die bloß ein Verhältniß (relacion) anzeigen. —

⁂ **Unglaubliches.** — Ein deutſches belletriſtiſches Blatt gibt unter der Ueberſchrift: „**Wer's glaubt!**" Folgendes: „Der Freimüthige erzählt: Ein indiſcher Nabob verheirathete vor einiger Zeit ſeinen Sohn. Die Hochzeit, welche mit aller orientaliſchen Verſchwendung gefeiert wurde, koſtete über 600,000 Rupien. Den Zug begleiteten 15,000 Mann Reiter und Fußgänger, nebſt einer Volksmaſſe von etwa 200,000 Menſchen, unter welche 10,000 viertel und halbe Rupienſtücke ausgetheilt wurden." — Wir rathen dem Herausgeber jenes Blattes, die nächſte, beſte Beſchreibung von Indien zur Hand zu nehmen, ſo wird er noch viel Unglaubliches von der ungeheuren Prachtliebe der Nabob's finden, womit es jedoch eben ſo gut ſeine Richtigkeit hat, als mit der faſt unglaublichen Unwiſſenheit mancher ſg. Organe der öffentlichen Meinung in Europa.

⁂ **Schiller in Italien.** — **Andrea Maffei**, der bereits die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart, hat nun auch Wilhelm Tell trefflich in's Italiäniſche überſetzt. —

⁂ Eine Yucca gloriosa wird jetzt in den Gärten des Lord Melbourne zu London bewundert, deren Dolde aus 4 bis 500 einzelnen Blüthen beſteht, und mehr als ¾ Ruthe Höhe und eine Ruthe im Umfang hat. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 189. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 11. Auguſt.

Die Sendung der Engel.

Serbiſche Legende von Johann N. Vogl.

Gott der Herr gebot einmal
Dreien ſeiner Engelein:
„Hört, ihr ſchmucken Engelein,
Ihr Woiwoden meines Reich's,
Steigt hinab zur Erdenwelt
Und erbaut drei Geigen euch
Aus gedorrtem Ahornholz.
Wandert hin dann durch die Welt,
Wie durch's Feld die Biene zieht,
Geht von Gottes Fenſter aus,
Wo der Sonne Aufgang iſt,
Prüfet jedes Menſchen Herz,
Nach der Reihe, Burg für Burg,
Ob von mir ein jedes weiß
Und von meiner Herrlichkeit.“

Und die Englein alſogleich
Stiegen auf die Erdenwelt,
Bauten dort die Geigen ſich
Aus gedorrtem Ahornholz,
Und durchwanderten die Welt,
Wie durch's Feld die Biene zieht,
Von dem Fenſter Gottes aus,
Wo der Sonne Aufgang iſt,
Prüften jedes Menſchen Herz,
Nach der Reihe, Burg für Burg;
Aber jedes wußt' von Gott
Und von ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo kamen auch die drei
Vor des reichen Gavan's Burg,
Als es eben Sonntag war.
Einen halben Sommertag
Stunden ſchon die Englein dort,
Füße ſchmerzten ſie vom Steh'n,
Und die weißen Händchen auch,
Wehrend grimmer Hunde Biß,
Als doch endlich Jalenna,
Die des Gavan's ſtolze Frau,
Aus des Schloſſes Pforten trat.

Jungfrau'n ſchritten vor ihr her,
Jungfrau'n gingen hinter ihr,
Auf dem Haupt ihr ſaß ein Pfau,
Der ihr mußte Kühlung weh'n;
Doch das übermüth'ge Weib
Brachte nur ein Stückchen Brot,
So geknetet Freitags ſchon,
Samſtags in den Ofen kam,
Und gebacken Sonntags war.
Dieſes gab den Dreien ſie,
Aber nicht, wie's Gott gefällt,
Stieß es ihnen mit dem Schuh
Von dem rechten Fuße hin.

„Nimm, du ſchlechtes Bettelvolk! —
Welch ein Gott iſt euer Gott,
Der ernähren nicht einmal
Seine eignen Diener kann
Und zu mir ſie ſchicken muß.
Mir im Hauſe wohnt mein Gott,
Seine Macht erſchuf für mich
Dieſe Burgen hier von Blei,
Und von Silber ihr Geräth',
Heerden auch und Gold und Gut.“

Und die Englein zogen fort.

Da erblickten Stephan ſie,
Der des Gavan's treuer Knecht,
Und die Englein flehten: „Hör',
Bruder Stephan, unſer Fleh'n,
Gib uns eine Spend' um Gott!“

Spricht zu ihnen Stephan da:
„Bettler, Brüder, höret mich,
Habe nichts, ſo mir gehört,
Als ein weißes Lämmchen nur,
Das mir gab der Baron, als
Ich zehn Jahr' ihm treu gedient;
Mußt' erbetteln mir die Milch,
Daß ich ſätt'gen konnt' das Thier;
Doch das ſchönſte iſt es jetzt,
Das ihr in der Heerde trefft.
Wär' das Lämmchen nun bei mir,
Schenkte ich's euch alſogleich.“

Doch wie Stephan rückwärts ſchaut,
Sieh', da naht das Lämmchen juſt,
Springt mit Blöcken zu ihm hin,
Seiner freuend ſich, als wär'
Lämmchens Mutter er fürwahr.
Stephan aber nimmt das Lamm,
Küßt' es dreimal auf die Stirn',
Gibt es dann den Englein hin:
„Bettler, Brüder, nehmt das Lamm,
Milde Gabe ſei's für euch,
Und Fürbitte mir bei Gott.“

Und die Englein zogen fort.

Und als nun die Engelein
Kamen vor den Thron des Herrn,
Da erzählten ſie getreu,
Wie's auf Erden ihnen ging;
Sprach zu ihnen da der Herr:
„Hört, ihr ſchmucken Engelein,
Steigt hinab zur Erdenwelt,
Und begebt zu Stephan euch,
Senkt ihm Frohſinn in die Bruſt
Und Genügſamkeit zugleich,
Daß er jetzt ſchon werd' belohnt
Für das Gute, ſo er that.
Dann auch gehet in die Burg
Jenes übermüth'gen Weibs,
Wandelt mir in einen See
Alſogleich der Stolzen Schloß;
Doch ergreift die Böſe ſelbſt,
Knüpft ihr Steine an den Hals,
Teufel knüpft an jeden Stein,
Daß ſie durch die Höll' ſie zieh'n,
Wie durch's tiefe Meer ein Schiff.“

Der Gottesläugner.

(Fortſetzung.)

Während er ſie ſo feſt umſchlungen hielt, trat von den Beiden ungehört, ungeſehn, Frau Margaretha ein, und blieb in äußerſter Beſtürzung an der Thür ſtehn. Nachdem ſie unterwegs noch einmal über die Neigung ihrer Tochter zu dem Baron nachgedacht, und bereut, ihr in einer plötzlichen Aufwallung des Herzens zu viel nachgegeben zu haben, wollte ſie Alles zurücknehmen, und auf eine Heirath mit dem jungen Pfarrer dringen, den ſie im Vorübergehen noch einmal geſprochen hatte.

In dieſer Stimmung trat ſie ein, und fand ihre Tochter in des Barons Armen. Ein ängſtlicher Ausruf drängte ſich endlich aus ihren von Schreck gelähmten Lippen. Ännchen ging auf ſie zu, geſtand Alles, küßte ihr die Hände, und bat um ihren Segen. Die Mutter ſtieß ſie von ſich mit einer Härte, welche ſie ihr noch nie bewieſen hatte, nannte ſie eine Ungerathene, die keinen Segen verdiene, und überhäufte zuletzt den Baron, der in ihr unbeſchütztes Haus räuberiſch eingebrochen ſei, um ſie und ihr unſchuldiges Kind zu verderben, mit einer Fluth von Vorwürfen. Der Baron erklärte, es ſei ihm niemals in den Sinn gekommen, ihr Kind zu verderben, ſie habe freiwillig erklärt, ſein Weib ſein zu wollen, und er ſei feſt entſchloſſen, mit ihr vor den Altar zu treten, ſo ſehr er auch alle dieſe Gebräuche haſſe, weil er wiſſe, daß ſie zu ihrer Beruhigung nothwendig ſeien. Die Mutter in der Heftigkeit der Leidenſchaft vernahm ſeine Worte nicht, wiederholte ihre früheren Vorwürfe, fügte neue hinzu, und endlich, ſich wieder gegen die Tochter wendend, drohte ſie dieſer mit ihrem Fluch, wenn ſie von der Verbindung nicht ablaſſe.

Das Mädchen hatte während des Sturms neben dem Verlobten geſtanden, ſeine Hand gehalten, und ihm wiederholt zugerufen, ſie werde ihm treu bleiben in jedem Schickſal, im Leben und im Tode. Als ſie das Wort Fluch vernahm, floh ſie ſchneebleich zurück, fiel ihrer Mutter zu Füßen, flehte ſie an, nur den Fluch nicht auf ihr Haupt zu laden, und verſprach zu gehorchen.

„Ich wußte es ja, daß dieſe Freude mir nicht blühen werde!“ rief der Baron faſt zuſammenbrechend in tiefſchmerzlichem Tone, „dieſe Seligkeit hingeben wegen eines ſolchen Wahns, es iſt hart! Aber ich wußte es vorher! — Anna, Anna, das war nicht wohlgethan!“

Und mit langſamen kranken Schritten ging er zur Thür hinaus, während Ännchen ohnmächtig im Arm ihrer Mutter zuſammen ſank.

Frau Margaretha hatte eine lange Unterredung mit dem Pfarrer gehabt. Als ſie ſchied, drückte er ihr noch einmal die Hand, und ſprach: „Und wenn es Gottes Wille nicht ſein ſollte, unſerm Plane ſeinen Segen zu geben, dann —“

„Wenn er dadurch nicht zur Erkenntniß der Wahrheit geführt wird,“ ſprach Frau Margaretha, „dann hoffe ich mit Zuverſicht, wird meine Tochter den Willen des Himmels ehren, der ſie ſo wunderbar geprüft hat. Ach, und von meinen Wünſchen brauche ich wohl nicht zu reden.“

„Genug, geehrteſte Frau,“ ſprach der Pfarrer, „noch wollen wir hoffen, daß das zum Guten führen werde, was wir nach reiflicher Überlegung beſchloſſen haben. Suchen Sie nur Ihre Tochter zu gewinnen.“

Frau Margaretha empfahl ſich dem Pfarrer, und ging zu ihrer Tochter zurück. Sie fand dieſe matt und krank in einen Seſſel gelehnt, mit fieberiſch glühenden Augen und Wangen. In der Hand hielt ſie einen offnen Brief, in welchen ſie hineinſtarrte. — „Trägſt du noch immer den unglücklichen Brief bei dir, meine Tochter,“ ſprach die Mutter mit ſanftem Vorwurf; „du wirſt dich ſelbſt aufreiben, und wenn der Himmel dir auch eine Hoffnung wieder zeigen wollte, ſo wird es zu ſpät ſein durch deine eigne Schuld.“

„Hoffnung, Mutter?“ ſprach Ännchen, „wo iſt da noch

Hoffnung! O, lies doch ſelbſt den Brief, da iſt kein Toben, keine Verzweiflung! Dieſer ſtille verſchwiegene Schmerz, dies ruhige Verzichten auf das Heißerſehnte bei einem Manne wie dieſer, läßt keine Hoffnung übrig. Es iſt ein ſicheres Zeichen, daß er untergehen wird, ja daß er ſchon untergegangen iſt!“

„Nun du denkſt es dir denn auch gleich gar zu arg,“ ſprach die Mutter, „laß doch noch einmal ſehn.“ — Sie nahm den Brief und las: „Sie haben eine Hoffnung nicht erfüllt, welche Sie ſelbſt noch einmal in mir erweckten, obgleich die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung mir längſt zur Gewißheit geworden war. Ich klage nicht Sie an, nur mich und meine Schwäche, vor der ich erröthe, die ich ſelbſt Ihnen zu geſtehen mich ſchämen würde, wenn Sie nicht ohne mein Geſtändniß darum wüßten. Bin ich unter den rauheſten Erfahrungen ſo alt geworden, um jetzt noch von einem Glück zu träumen, welches nirgends in der Natur begründet iſt? Dieſe Thorheit iſt vorüber; zum letztenmal iſt jene bebende Wonne, jene Ahnung eines überirdiſchen Seins in meiner Seele aufgeblüht — zum letztenmale, und niemals wieder! Aber wäre die zweite Thorheit geringer, ein mögliches menſchliches Glück, ein Glück, mit welchem Millionen ſich begnügen, zu verſchmähen, weil man einmal von dem Unmöglichen geträumt hat? Ich wenigſtens werde ſie nicht begehn. Sie haben mein Wort, und wenn Sie auch in einem Augenblicke der Leidenſchaft das Ihre zurücknahmen, ſo halte ich mich doch darum für nicht weniger gebunden. Sollte Ihre Mutter, ſollten Sie jemals Ihre Meinung ändern, ſo laſſen Sie uns mit ruhigem Ernſt, mit klarem Bewußtſein fortſetzen, was wir in einem kindiſchen Taumel begonnen, und wir wollen verſuchen, auch ſo glücklich zu ſein, wie tauſend Andere ſich wähnen. Noch einmal biete ich Ihnen jetzt meine Hand. Mein Vermögen iſt nicht unbedeutend, ich bin frei und unabhängig, kann meinen Wohnſitz aufſchlagen, wo ich will und Ihnen eine Stellung im Leben verſchaffen, wie Sie dieſelbe wünſchen. Jetzt, da Sie ſich kennen gelernt, werden Sie auch dieſe Beweggründe nicht überſehn, und ich läugne nicht, daß es einer der wenigen froheren Augenblicke ſein würde, die ich im Leben noch erwarte, wenn ich vernähme, daß auch Sie noch einmal in meine Hand einſchlügen, und geſonnen wären, mit Ernſt und Klugheit an unſerm gemeinſchaftlichen Glücke zu arbeiten, wie ich dazu entſchloſſen bin.“

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

61) Der Roman von Rollo und den Herzogen der Normandie, von Robert Wace, normänniſchem Dichter des zwölften Jahrhunderts. Nach der Ausgabe von Friedrich Pluquet metriſch bearbeitet von Franz Freiherrn Gaudy. Glogau, Druck und Verlag von Karl Flemming. 1835. 354 S. in 8.

Adelbert von Chamiſſo iſt dieſe Übertragung gewidmet.

In dem „Vorwort“ (S. 7—10) bezeichnet der Bearbeiter als den Inhalt des von ihm übertragenen Buches: „Die Einfälle der Normannen in Frankreich, das Leben Rollo's und ſeiner Nachfolger, die Begebenheiten, welche der Eroberung Englands vorangingen, der Zug Wilhelm des Eroberers und die Schickſale ſeiner Söhne.“ Dabei weiſ't er dieſem Roman unter den auf uns gekommenen Denkmalen der normänniſchen oder walloniſch-romaniſchen Sprache (langue d'oil), ſowohl durch ſeine größere Ausdehnung, als durch hiſtoriſche und archäologiſche Wichtigkeit, eine der ausgezeichnetſten Stellen an.

Der Bearbeiter entwickelt die Grundſätze, welche ihn bei ſeiner Übertragung leiteten. Treue zunächſt und gewiß mit vollem Rechte. Ihm kam vorzüglich darauf an, dem deutſchen Leſer den alten, unbefangenen, treuherzigen Erzähler des zwölften Jahrhunderts, einfach und ſchmucklos, wie er ſich gab, wieder vorzuführen. Ja, er webte lieber die mit der Zeit Wace's verbundenen Fehler ſeiner Arbeit ebenfalls ein, ehe er es gewagt hätte, deſſen Naivetät und Natürlichkeit durch eigenmächtiges Modeln zu verwiſchen. Nur da, wo die Handlung ſtockte, namentlich in den Übergängen, und wo Wace ſichtlich in den Kronikenſtyl verfällt, hat der Bearbeiter den Inhalt im Auszuge mit wenigen Worten wiedergegeben. Auf dieſe Weiſe wurden von den 16547 Verſen des Originals 4778 nicht metriſch übertragen.

Der Roman Rollo beſteht aus verſchiedenen Abtheilungen. Die erſte und vierte iſt in achtſilbigen Verſen geſchrieben, die zweite und dritte in Alexandrinen. Der Überarbeiter verhielt ſich ganz zweckgemäß zu dieſer äußeren Form; hinſichtlich deren Inhalts verſichert er, daß er ihn ſo genau als möglich, Zeile für Zeile dem Originale folgend, in ſeiner Überſetzung wiedergegeben habe. Einen Beleg hierzu, ſowie eine Probe der alten Sprache und des Versmaßes der erſten und vierten Abtheilung, gibt nachſtehende Stelle (Vers 64—69).

Wace fährt nämlich, nachdem er von den Monumenten, die ſich Eroberer errichteten, geſprochen, alſo fort:

„Tote rien se torne en déclin,
Tot chiet, tot muert, tot voit à fin:
Hom muert, fer use, fust porrist,
Tur font, mur chiet, rose flaistrit;
Cheval tresbuche, drap viésist:
Tote ovre fet od mainz périst.“

Dieſe ſechs Verszeilen kleidete der Freiherr Gaudy in die nachſtehenden ſechs über:

„Zum Untergang ſich Alles wend't,
Und Alles ſinkt, ſtirbt, geht zu End':
Menſch ſtirbt, Holz fault, Stahl nützt ſich ab,
Roſe verwelkt, Thurm fällt herab,
Mau'r ſtürzt, Pferd ſtrauchelt, Tuch verdirbt:
Was Menſchenhand erſchuf, das ſtirbt.“

Wie kräftig und gedrängt iſt dieſe Überſetzung, viel gedrängter und zugleich bezeichnender und bedeutungsvoller als die Göthe-Inſchrift unter der Bildſäule Blücher's zu Roſtock! —

Wace lebte im zwölften Jahrhundert. Er war auf der Inſel Jerſy geboren und hatte ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet. Sein Rollo trug ihm eine Präbende in dem Dom von Bayeux ein. Die Zeit, worin Wace lebte, erklärt, daß ſeine Werke des feineren Firniſſes entbehren; dafür ſchmücken ſie andere Eigenſchaften: Kraft der Schilderungen, großartige Bilder, treffende Reflexion und eine liebliche Naivetät.

Noch eine Probe! Uhland hat einen ähnlichen Stoff in ſeiner Romanze „Schwäbiſche Kunde“ behandelt. Ganz löblich, daß der ſchwäbiſche Dichter einem ſchwäbiſchen Landsmann vindicirte, was der Normanne Wace, in einem andern Sinne ebenfalls löblich, dem feindlichen Engländer gutſchrieb, und was ſich außerdem ein paarmal, ſeitdem „Stahl, von Männerfauſt geſchwungen,“ durch die Lüfte zuckt, mit Varianten ereignet haben mag. Die Rollo-Scene begab ſich in der Schlacht bei Haſtings.

„So kämpfte herrlich der Normann,
Da ſprengt' ein Engliſcher heran;
Ihm folgten hundert wohlgerüſtet,
Die ſich mit deutſchem Schwert gebrüſtet.
Ein ſchönes nord'ſches Beil er ſchwang,
Ein Fuß war deſſen Eiſen lang;
Bewaffnet reich nach Landesweiſen,
Groß, ſtolz, ſchön von Geſicht zu preiſen.
Recht in der Kämpfer Mitte ſprengt',
Wo die Normannen dicht gedrängt,
Er ſchneller als ein Hirſch hinein;
Durch ihn und durch die hinterdrein
Gejagt, kam Mancher übel an.
So kam er auch auf 'nen Normann,
Der dort zu Roß im Waffenkleide;
Mit ſeines Stahlbeils ſcharfer Schneide
Zielt er auf Gegners Helmesſturz,
Es fiel jedoch ſein Hieb zu kurz;
Vorn an dem Sattelknopfe glitt
Die Streitart ab, die trefflich ſchnitt,
Quer durch hieb ſie den Hals dem Pferde —
Das Eiſen ging bis in die Erde,
So, daß das Roß geſtreckt die Glieder
Und mit dem Reiter ſtürzte nieder,
Doch weiß ich nicht, ſchlug dieſer wieder.
Normannen, die den Hieb geſeh'n,
Sie blieben ſtarr vor Staunen ſteh'n.“ (S. 290.)

Herr v. Gaudy hat umſichtig und fleißig geſammelt, geordnet und gearbeitet und wir wünſchen ihm dafür Lob und Anerkenntniß. — Zweckmäßiger wäre geweſen, die Verſe mit 10, 15, 20 u. ſ. w. am Rande zu nummeriren (wo ſie in die Zehntauſend wachſen, mit Zehnern), als die Nummern blos zu den Überſchriften zu ſetzen.

Karl Buchner.

Frankfurt a. M. (Muſik.) —

Haydn's berühmte Abſchiedsſymphonie wird jetzt vollſtändig auf unſere Bühne gebracht. Ein Licht erlöſcht nach dem andern. Am Ende ſpielt noch der Muſikdirektor ein klägliches Violin-Solo, welches, in Worte übertragen, ohngefähr ſo lauten müßte:

„So verläßt mich denn Alles. So hat Niemand Sinn für die Qualen eines Kapellmeiſters ohne Kapelle. So ſitz' ich abermals auf der Brandſtätte eines Gebäudes, deſſen Pfeiler meine Sorgen, deſſen Steine meine Seufzer waren. Sie bröckelten über mir zuſammen, und ich ſuche nun vergebens nach Materialien zu einem neuen Bau. Die Verzweiflung treibt mich von Ruine zu Ruine, um da noch einige haltbare Überbleibſel zu einem neuen Tempelchen zu finden, das ja — ach! der nächſte Luftzug wieder umwerfen muß. Und doch baut alles dabei unbarmherzig auf mich, als wüchſen mir Sänger auf der flachen Hand, als könnte ich klaſſiſche Opern aus der Erde ſtampfen, oder, wie einſt Caligula, alle Muſiker zurückberufen, die Tiberius aus Rom jagte. Beſſer noch, ſich unter einer Diarchie zweier Sängerinnen ſchmiegen, als ſeinen Commandoſtab in lautloſe, leere Lüfte ſchwingen. Nun weiß ich, was es heißt, an abgeſetzten Gliedern leiden! und wenn ich einſt wieder daran geſunden, und ein Reich zu beherrſchen hätte, wie ich ſchon zweimal die Seligkeit hatte — welche Lorbeern umkränzten meinen Scheitel, die nicht alſobald zu glühenden Kohlen würden? Was blühte mir nach wie vor, als täglicher Undank nach Abends Laſt und Hitze; als die Wonne auf ehrliche deutſche blombirte Kehlen das Fluidum italiäniſcher Paſſagen zu propfen, oder dem Imperativus einer Prima Donna die Autorität opfern, oder Felonieen des Tadels wieder verſöhnen, oder täglich zu erwarten, daß, während eine hinreißt, die andere ausreißt, oder während der eine ſein Publikum einnimmt, ein anderer abnimmt; immer Cröſus an Hoffnungen, immer Irus an Freuden; ſtets mit einem Fuße auf dem Gipfel, mit dem andern am Abgrunde zu ſtehen, und ſo, ein rhodiſcher Coloſſus, alles unter mir kommen und verſchwinden ſehen zu müſſen, ohne ſelbſt ein Eigenthum zu beſitzen, als ein Atomchen Ruhm, mit Lebensgefahr auf dem buntſcheckigten Schlachtfelde des Ehrgeizes erbeutet. — Dieſes einzig übrig gebliebene Lichtlein, ſo zweifelhaft flackernd, ich muß noch Öl auf den Docht gießen, damit ich die Finſterniß recht ſchaue, die mich umgibt u. ſ. w.“ Wer dieſes Solo anders deuten kann, trete auf und ſinge fröhlichere Worte dazu.

Mad. Beneſch ſang in der Prezioſa ihr: „Einſam bin ich, nicht alleine,“ zum letztenmale. Schmezer, der als Georg Braun ſeinen Gefühlen kein Wort des Abſchiedes geben konnte, fand dafür Faſſung in einem eigens von ihm componirten veritabeln Schwanengeſang mit Orcheſter-Begleitung, daſſelbe auszuſingen. Die Idee war wenigſtens neu, wenn auch für die ſchottiſche Uniform und theatraliſche Action nicht ganz paſſend. Die Refrains bildeten Melodieen, in denen der Sänger ſo oft excellirte. Den Kranz, den man ihm zuwarf, kann er nun in Braunſchweig als Adolar aufſetzen. Hier zurückgelaſſen, würde er herrnlos doch bald mit andern verwelken.

„Einſam ſind wir, nicht alleine;“ — denn die Erinnerung an ein ſchätzbares Künſtler-Trifolium wird uns wahrſcheinlich noch einige Zeitlang ſchadlos halten müſſen.

Jeſſonda wurde wiederholt. In der Entführung und im weißen Fräulein ſang Mad. Ernſt. — Die Partie der Conſtanze ſtörte eine Indispoſition; die der Anna gehört zu ihren beſſern. Eine eingelegte Aria von Bellini, italiäniſch vorgetragen, ſtaunten wir billigerweiſe an. Dergleichen ſinnwidrige Privat-Concerte in mitten einer deutſchen Oper gegeben, ſind unter aller Kritik ſtehende Unarten, die man ſich ernſtlich verbitten muß. — Dem Concert des „im Befreiungskriege erblindeten Kriegers Herrn Traugott Dorge,“ am 5. Auguſt, konnte ich nicht beiwohnen. Aber wacker unterſtützt durch die Damen Ernſt, Kratky und Elsner (Forte-Piano), durch die Herrn Binder (den bekannten Tenoriſten), Dettmer, Mehner (Clarinet) und Elsner (Violoncel), ſoll ſich der Flötiſt, wie ich höre, eines reichen Beifalls zu erfreuen gehabt haben. 7.

Notizen.

*** Ernſt Münch's: „allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit,“ welche bis zum Jahre 1835 führt, wird zu gleicher Zeit in's Engliſche, Franzöſiſche, und im Haag in's Holländiſche überſetzt. Auch ſeine Geſchichte des Hauſes Naſſau-Oranien wird in dieſem Augenblick in Leyden in's Franzöſiſche übertragen. —

*** Das Taſchenbuch der neueſten Geſchichte von Dr. Ernſt Münch und Dr. Guſtav Bacherer, wovon der erſte Theil, die Geſchichte des Jahres 1834, in jeder Hinſicht vorzüglich ausgeſtattet, vor Kurzem die Preſſe verließ, ſoll ſolchen Beifall finden, daß man ebenfalls von einer Ueberſetzung in's Holländiſche ſpricht und die Verlagshandlung wahrſcheinlich eine zweite Auflage veranſtalten muß. —

*** In Carlsruhe tritt mit dem 15. Auguſt bei Kammüller eine „allgemeine Staatszeitung“ in's Leben, die nach einem großartigen Plane angelegt iſt. Die ausgezeichnetſten Männer aus allen Fächern der Wiſſenſchaft haben ſich zur Herausgabe derſelben vereinigt. —

*** Der jüngſthin in Frankfurt a. M. verſtorbene Herr von Rothſchild aus London, der die erſte Rolle an der erſten Börſe der Welt ſpielte, ſoll, der reichſte unter ſeinen Brüdern, ein Vermögen von 36 — 40 Millionen hinterlaſſen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 190. 1836.

Phönix.

Freitag, 12. Auguſt.

Araber und Normannen.

Eine hiſtoriſche Parallele

von

Dr. G. Zimmermann.

Dieſe beiden Völker, nach ihrer Verſchiedenheit und dem, worin ſie zuſammenſtimmen, zu vergleichen, mag immer belehrend und anziehend ſein.

Man könnte ſie gleich in geographiſcher und klimatiſcher Hinſicht als ſchroffe Gegenſätze betrachten. Die Araber, worunter ich hier zuförderſt die Bewohner der Halbinſel verſtehe, wohnen im äußerſten Süden, begränzt vom rothen Meer, einem Theil des Oceans, welcher ſeinen Namen von Indien führt, und vom Schilfmeere, welches zwiſchen ihnen und dem heißen Äthiopien liegt. Die Normannen dagegen oder die Skandinavier wohnen im äußerſten Norden, begränzt von Deutſchland, von der Nord- und Oſtſee, von Rußland und dem Eismeer; wobei natürlich Island noch nicht mit einbegriffen iſt. Mit der Vorſtellung von jenen verknüpft ſich ſogleich die von übermäßiger Hitze, mit der Vorſtellung von dieſen die von übermäßiger Kälte. Und wirklich drückt im Flachlande der arabiſchen Halbinſel eine afrikaniſche Hitze; es weht über die Wüſten der Glühwind Samum und unerträglich wäre das Leben, wenn nicht die kühlen Nächte Menſchen, Thiere und Pflanzen erquickten. Freilich auf dem Berg- und Hochlande empfindet man das milde Klima des ſüdlichen Europa, ja in den höchſten Alpengegenden iſt oft übergroße und langdauernde Winterkälte empfindlich.

In einem großen Theile der ſkandinaviſchen Länder herrſcht langer und ſtrengkalter Winter, der zu Zeiten ſelbſt das Queckſilber gefrieren macht, und ſtatt der Sonne, die oft viele Monate verborgen iſt, muß das Nordlicht ſeinen wunderſamen Schein verbreiten. Aber in einigen tieferen Landſtrecken und denen an der See hin erſcheint die ſkandinaviſche Natur ſchon milder, die Winter ſind gemäßigt, und das Klima iſt mehr dem des nördlichen Deutſchlands zu vergleichen. So ſehen wir abermals, wie die Einwirkung von Gebirgen, Waſſer und Luft die urſprüngliche oder geographiſch-klimatiſche Beſchaffenheit ermäßigt und verändert.

Arabien erſchien den Alten als ein ſehr reiches Land, in dieſer Hinſicht oft überſchätzt, da die, durch Zwiſchenhandel über den perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen herübergekommenen, koſtbaren Produkte anderer Länder, namentlich Oſtindiens, ihm ſelber zugerechnet wurden; aber es bleibt doch das Vaterland des Kaffees, des Balſams, des Weihrauchs, der Aloë und anderer Spezereien. Auch das Zuckerrohr wächſt dort, und einheimiſch iſt beſonders im Flachlande, wiewohl von geringerer Schönheit, als ihre Schweſtern in Indien und Syrien, die Königin der Bäume, die Dattelpalme, welche den Bewohnern ihre beliebteſte Nahrung und zugleich Schirm vor der Hitze gewährt, und die gerade auf leichtem, ſandigem oder lehmigem Boden, wo andere Pflanzen verkrüppeln oder vergehen müßten, am beſten gedeiht. In den milderen Strichen wachſen herrlich die Erzeugniſſe des ſüdlichen Europa: Weizen, Trauben, Feigen, Mandeln, Orangen, Zitronen und ähnliche Früchte; auch ſubalpiniſche Gewächſe ſind dort häufig anzutreffen. An Rindern und Schaafen, welche letztere durch ihre Fettſchweiſe ſich auszeichnen, fehlt es nicht; vor allem aber gedeiht das treffliche Roß, der Liebling des Arabers, mit welchem er, wie mit einem Freunde, vertraulich lebt. Durch das arabiſche Roß, deſſen Stammbaum dort ſorgfältiger geführt und deſſen Adel reiner bewahrt wird, als der von manchen europäiſchen Geſchlechtern, ſind bekanntlich die

Pferde aller anderen Länder veredelt worden. Vor allen aber ſcheint die Natur jenen heißen und ſandigen Ländern den Dromedar, d. h. den Läufer, angewieſen zu haben, wiewohl das baktrianiſche Kameel, oder das zweihöckerige Trampelthier, dieſen Namen noch mehr verdient. Ohne das Schiff der Wüſte, wie der Araber ſein ausdauerndes und genügſames Kameel benennt, wäre in jenen Gegenden kein Handel möglich. Schon auf alten römiſchen Münzen erſcheint das Kameel als Symbol Arabiens. — Die ſchönaugigen Gazellen, gejagt vom Jäger, beſungen vom Sänger, durchſchwärmen wie im Flug das Land, und der afrikaniſche Strauß durchſtreift wie ein Nomade die Wüſten, und vertrauet ſeine Eier dem heißen Sande. — Die köſtlichen Perlen werden an Arabiens Küſten gefiſcht. — Gold enthält der Schooß ſeiner Gebirge wenig oder nicht; die lobpreiſenden Nachrichten der Alten vom arabiſchen Golde beruhen entweder auf Täuſchung, oder die Adern ſind verſiegt. Übrigens zeigt ſchon die Eintheilung des Landes in das wüſte, ſteinige und glückliche genugſam an, daß nur in einigen Landſtrichen eine friſche Vegetation gedeiht, und daß es dort der Steine und des Sandes genug gibt. Manche Gegenden werden, wie man berichtet, oft Jahre lang vom Regen nicht erquickt. Durch künſtliche Wäſſerung ſuchen ſie dort zu erſetzen, was die Natur verſagt.

Grüner und friſcher iſt das Angeſicht der Erde in den meiſten Ländern Skandinaviens, weil Waldung, Meere und Binnenſeen Feuchtigkeit die Fülle erzeugen und erhalten, Regen genug fließt und häufiger Nebel, beſonders in den Niederungen, die Erde umgibt, auf welche, den kurzen, heißen Sommer ausgenommen, die Sonne nur mattere oder mildere Strahlen wirft. Überhaupt, je weiter im Norden hinauf, je friſcher, lebhafter, glänzender und dauernder erſcheint das Grün, welches die Ebenen ſchmückt, die Ufer der Seen und Flüſſe umkränzt, das Starre der Gebirge erheitert und ſelbſt noch auf ihren Gipfeln an eine friſche Natur erinnert. (Fortſ. folgt.)

Der Gottesläugner.

(Fortſetzung.)

Die Mutter legte den Brief nieder, und ſprach nach einigem Zaudern: „Hör', Kind, wie mir jetzt die Sache vorkommt, ließe ſich viel gewinnen, wenn du Muth hätteſt. Jetzt eben kann er gewiß dem ihn beherrſchenden Unglauben entriſſen werden, wenn du einen kühnen Schritt, vielleicht ein großes Opfer nicht ſcheuteſt. Du weißt, wer hienieden Alles verloren hat, blickt nach oben. Wie ſehr ſein Herz noch an dir hängt, wie er immer noch auf dich hofft, zeigt ſein Brief. — Aber haſt du auch Muth genug?“

„Muth, Mutter,“ rief Annchen, „wozu? Soll ich ſterben, damit er himmelwärts nach mir blickt, wenn er meiner gedenkt und ſo mit hinaufgezogen wird? — Oder ſoll ich — ja das will ich! Ich will in jenen Schlund ſtürzen, und wenn dann Gott ein Wunder thut, wenn der Schlund ſich ſchließt, und Verſöhnung des Himmels durch die Welt ruft, dann wird auch er glauben! Dann wird er in einem zwar ſchmerzerfüllten doch ſeligen Leben dem Tode entgegen gehn.“

„Halt, mein Kind, halt!“ rief die Mutter, „verſuche den Himmel nicht! Glaubſt du, daß er die thörichte Leidenſchaft, welche dich verblendet, für das Opfer jener lautern Liebe nehmen würde, an welches die Verheißung geknüpft iſt. Ich verlange nichts ſo gefährliches von dir, nicht das Verzichten auf das Endziel deiner Wünſche. Mein Plan, ſo hoff' ich, ſoll nebſt der Seligkeit jener Welt auch noch das Glück dieſer Erde ihm und dir ſchenken. Antworte ihm auf dieſen Brief, ſchreib ihm, du habeſt ihn nie geliebt, nur Mitleid habe dich bewogen, ihm Liebe zu geſtehen, jetzt aber ſeieſt du es deiner Mutter, auch ihm und dir ſelbſt ſchuldig, dein in Übereilung gegebenes Wort zurückzunehmen, du bäteſt ihn, dich mit jeder ferneren Bewerbung, jeder Annäherung zu verſchonen, und um ihm die Erfüllung dieſer Bitte zu erleichtern, ſäheſt du dich genöthigt, ihm jetzt zu geſtehn, wie du längſt einen Andern liebeſt, dem du auch in kurzer Zeit angehören werdeſt. — Dirſe letzten Worte ſind freilich eine kleine verzeihliche Lüge, aber durchaus nöthig um ihm jede Hoffnung abzuſchneiden! Glaube mir, mein Kind, ein Unglaube, wie der ſeine, iſt immer ein frevelnder Stolz, ein ſich groß dünkender Übermuth; jeder Menſch aber hat einen verwundbaren Fleck, etwas, deſſen Verluſt ſeinen Stolz beugt, ſeinen Übermuth zerknickt. Und wenn er dann erfahren hat, daß er nur Staub iſt, dann beugt er ſich vor dem, der mit einem Hauch ihn zerbrechen und wieder aufrichten kann. Gewiß auch er, wenn er ſieht, wie Menſchen ihn verlaſſen, wird den allein Treuen anrufen — und dann, mein Kind, kannſt du ja immer in ſeine Arme zurückkehren, kannſt ihm ſagen, daß Alles nur eine Prüfung geweſen; die dem Schmerze folgende Freude wird das Begonnene vollenden, und dann werde auch ich euch willig meinen Segen geben.“

„Mutter, Mutter,“ ſprach Anna, „dies Beginnen ſcheint mir eine gefährlichere Verſuchung des Himmels zu ſein, als mein Tod!“

„Wollteſt du deiner Mutter nicht folgen, die ſo treu für dich ſorgt und betet, und Alles ſo wohl überlegt?“ ſprach Frau Margaretha. „Weißt du nicht, mein Kind, daß der Himmel nur denen ſeinen Segen verheißen hat, welche Vater und Mutter ehren. Thu' dies, was ich ſorgſam für dich ausgeſonnen, ehre mich damit, und es wird dir wohlgehn, du wirſt lange leben auf Erden. Und willſt du dem Himmel ein Opfer darbringen für die Seele des Mannes, welchen du liebſt, ſo ſei es das höchſte, das reinſte, das Opfer, welches er ſelbſt fordert. Er läßt uns nicht die Wahl, ihm das zu geben, was uns im Augenblick werthlos erſcheint, er fordert das Liebſte. Abraham mußte ſeinen Sohn Iſak opfern, von dir fordert er durch den Mund deiner Mutter ſtatt deines Lebens, welches du vielleicht jetzt gern hingäbeſt, den Glauben dieſes Mannes an deine Liebe, an deine Treue. Nur wer ihm ein ſolches Opfer bringt, dem ſchenkt er Alles wieder.“

So überredete, drohete, ſchmeichelte, verſprach ſie ferner, bis ſie von der in Fieberhitze glühenden, von tauſend Empfindungen hin- und hergeſchleuderten und kaum ihrer ſelbſt noch mächtigen Tochter die Einwilligung in ihren Plan errang. — Doch als Anna ſich zum Schreiben geſetzt hatte, ſchauderte ſie auf einmal zuſammen, warf die eingetauchte Feder weg, und rief: „Ich kann es nicht! Mutter, erzürne dich nicht, ich kann es ja nicht."

(Fortſetzung folgt.)

Reliquien.

Mitgetheilt von K. W. Böttiger.

(Schluß.)

„Einige Zeit vor dem Ausbruch der Revolution war ich Lieutenant bei einem Grenadierregimente, blieb aber bei dem kommandierenden General, wo ich Dienſte als Adjutant und Legationsſekretär that. Als die wichtigſte Periode vorbei war, kamen erſt zwei Franzoſen an, ein Militär und Civiliſt, die mir das Franzöſiſche abnahmen, beide zuſammen arbeiteten alſo die Hälfte von dem, was ich vorher allein gethan hatte; denn das Deutſche blieb mir, und beide kamen noch oft, ſich bei mir in der Sache zu orientiren, die ich natürlich beſſer ab ovo wußte. Der Militär war der jetzige Major und Pagenhofmeiſter in Petersburg, Sion; den Civiliſten habe ich vergeſſen; doch auch er war kein ganz unbekannter Mann; und ich habe ihn ſeitdem einige Mal wieder in Geſchäften gefunden. Meine Hauptarbeit war wohl ein Memoire des Gen. Igelſtröm an den Geſandten Siewers, wie die Dietinen zum Vortheil der Ruſſen einzurichten, zu leiten und zu — beſtechen wären, — ein Meiſterſtück der Kabale, genannt politiſche Klugheit, von der einen, und ein Muſter von Niederträchtigkeit von der andern Seite. Ein Oberſter hatte fünf Tage nicht zur Zufriedenheit des Generals daran gearbeitet: man war genöthigt, es einen zum Redigiren zu geben, ſchloß mich einige Tage ein, und das Brouillon ſogar kam in das Archiv, da ich wegen anderer dringender Arbeiten nicht Zeit hatte, es noch einmal zu kopiren. Niemand als der Geſandte, der General und die Kanzleidirektoren haben etwas davon erfahren. Ich lege den Inhalt nicht gern auf das Papier, obgleich die Sache nunmehr faſt ſo gut als in den 30jährigen Krieg gehört. Sie haben vielleicht meine ſarkaſtiſche Parentation auf den König Poniatowsky geleſen; jeder Strich iſt ein Geſchichtszug, und die Belege gehören meiſtens hierher. Außerdem habe ich manche Note in der Hamburger Zeitung nachher deutſch gefunden, die ich für die Behörde franzöſiſch gearbeitet hatte. Als am Ende die Sachen kritiſcher und kritiſcher wurden, habe ich manche Nacht mit Piſtor über den Landkarten geſeſſen und die Wege ſtudirt. Der General fragte mich oft um meine Meinung, ohne ſie zu würdigen. Beſonders wollte er nicht glauben, daß die Polen ſich ſchlagen würden, als man ſie aufforderte, die Waffen niederzulegen. Man hat es empfunden; denn der Feldzug hat zuſammengenommen 80,000 Menſchen das Leben gekoſtet. Noch mitten im Gefecht fragte er mich einmal: „Mon cher, que deviendrons nous?" „Votre Exc.," lui dis-je, „nous serons tués ou pris." „Mon cher, vous radotéz," ſagte er und ritt weiter. Der Ausgang hat es gezeigt. Er ſelbſt entkam nur mit wenigen durch ein halbes Wunder. Der General hatte einen muſterhaften Muth; aber ſeine Dispoſition war falſch berechnet. Ich hatte ihm die Einwendung vorher gemacht; er hatte mir nie geglaubt. Mir kommt es nicht unwahrſcheinlich vor, daß er nur ein blindes Inſtrument von Subow und Markow war. Man wollte den Polen noch einige Hoffnung laſſen, deßwegen nahm man ihr Zeughaus nicht; ſie ſollten ſchlagen, damit man einen Prätext hätte, zu den letzten Extremitäten zu ſchreiten. Igelſtröm hatte ſeine Vorſchrift von Petersburg gemeſſen, und befolgte ſie ſtrikt. Man glaubte freilich nicht, daß die Kataſtrophe ſo convulſiviſch werden würde. Ich habe darüber mit dem verſtorbenen Prinzen Louis von Preußen einmal viel geſprochen, der den General Igelſtröm bitter tadelte, und er war ſehr überraſcht von der Anſicht. Nur Subow und Markow können darüber endliche Gewißheit geben; ſie werden es aber nicht thun. Igelſtröm iſt nun zu alt und hinfällig, und ſeine Rolle war auf keine Weiſe ſehr ehrenvoll, er mochte Düpe ſein oder nicht. Doch war er nie der Wütherich, zu dem man ihn machte; er war nur ein Mann von der eiſernen Ordonnanz.

Ich wurde, wie oben erwähnt, gefangen, und Suwarow befreite uns durch den fürchterlichen Tag von Prag. Dieſe ganze Periode habe ich in einem kleinen Schriftchen erzählt, „über die Vorfälle in Polen 1794," das auch Eichhorn in ſeiner Geſchichte des Jahrhunderts gehörig gewürdigt hat. Jetzt iſt die Ephemeride längſt vergeſſen. Nachher ſollte ich einen ſchwerverwundeten Freund nach Piſa begleiten, und erhielt Urlaub. In dieſer Periode ſtarb die Kaiſerin Katharina, und der Kaiſer Paul verordnete ſogleich, daß alle Offiziere an einem beſtimmten Tage an ihren Poſten ſein ſollten. Der beſtimmte Tag war ſchon vorbei, als ich die Nachricht davon in Deutſchland erhielt. Meine Mutter wünſchte, ich möchte im Vaterlande bleiben; die Erfahrungsluſt war wieder auf einige Zeit gebüßt; ich hielt alſo um meinen Abſchied an. Man ſchickte mir ein Atteſtat, daß ich aus dem Dienſt geſchloſſen ſei; damit war ich nicht zufrieden, und ſchrieb an den Kaiſer. Der Kaiſer Paul ſchickte mir in ſehr freundlichen Ausdrücken den Abſchied; und ſeitdem lebe ich ſo als militäriſch-literariſches Amphibion hier zu Lande. Meine Reiſe nach Sicilien iſt ziemlich bekannt: weniger die nordiſche unter dem Namen „mein Sommer 1805," weil die Zeitumſtände das freimüthige Buch in ſeinem Umlauf hemmten. Es iſt, wie ich höre, in Petersburg verboten und verpönt, da es verſchiedene Dinge berührt, die die Sonde nicht leiden. Ich wünſche aber, die Großfürſtin läſe es; denn ich will meine Geſinnungen nicht verbergen. Zur Änderung beſtimmt mich nur die Überzeugung vom Gegentheil. Verzeihen Sie die Langweiligkeit dieſer Plauderei; ich verſtand es nicht, mich kürzer zu faſſen. Nun mögen Sie denken, was erſt mein übriges Leben für ein Amalgama werden wird. Ich habe die glückliche oder unglückliche Offenherzigkeit des Lebens von meinem Vater geerbt. Ich erinnere mich eines Auftritts der Art bei dem alten General Igelſtröm. Man ſprach in einem großen Zirkel, in welchem mehrere Excellenzen ſich befanden, vom Glück machen, reich werden u. ſ. w. „Philoſoph, was ſagen Sie dazu," fragte mich der General. „Ew. Excellenz," antwortete ich, „wer im Dienſt und durch den Dienſt reich wird, kann nach meinen Begriffen kein ſtrenger ehrlicher Mann ſein. Der ſtoiſch cyniſche Satz wirkte wie ein Dämpfer, da nach der Meinung einige ſich unter der Rubrik der Reichgewordenen befanden. Der

General ſagte, „wenn nun die Gunſt des Hofes Vortheile gewährt, die in dem Poſten offen ehrlich ſind,“ und führte außerordentliche Belohnungen an. „Dieſe gehören nicht zum Dienſte, ſind ſelten Folgen des Dienſtes. Der Staat beſoldet ſeine Diener, ſoeben anſtändig zum Leben; durch Erſparniß kann vielleicht etwas zurückgelegt werden für Tage der Noth; daraus entſteht kein Reichthum. Alle übrigen Vortheile nach der Strenge dem Staate und nur durch Konnivenz dem Geſchäftsmann; nie dem Staatsdiener, deſſen Seele die Ehre ſein ſoll.“ Man nahm geſchickt eine andre Wendung. „Reitet Sie denn der Teufel, Menſch,“ ſagte der General Bauer beim Herausgehen zu mir, „daß Sie ſolche Dinge ſagen können.“ „Warum, iſt es denn nicht wahr?“ „Ei freilich iſt es wahr, aber wie zum Henker, kann man denn ſo etwas ſagen?“ „Eben weil es wahr iſt; es wurde mir abgefragt.“ „Bei dieſer Weiſe werden Sie Ihr Glück nicht machen.“ „Iſt weiter nicht nöthig; das iſt immer gemacht.“ Dergleichen Auftritte gab es mehrere. „Mon cher,“ ſagte mir einſt der alte General, als ich lange mit ihm geſtritten und geſtritten hatte, daß es mit der Kultur Rußlands nicht eher beträchtlich weiter gedeihen könnte, als bis durchgängig die Perſonalfreiheit eingeführt und geſetzlich geſichert ſei: „Mon cher, wenn ich Sie nach Petersburg ſchicke, ſo ſind Sie in Jahr und Tag Miniſter oder Sie haben Sich um den Kopf geſprochen.“ —

Feuilleton.

*** Aus Wien. — Grillparzer iſt von einer Reiſe nach Paris und London wiedergekehrt. Die Leſewelt hat den Druck ſeiner dramatiſchen Dichtungen „Hero und Leander und der Traum ein Leben“ zu erwarten. — Ludwig Auguſt Fränkl, (der Dichter des Colombo, ein reichbegabter, ſtrebſamer Geiſt) beſchäftigt ſich mit einer größeren epiſchen Dichtung: „Don Juan von Oeſterreich.“ Die Wahl des Stoffes iſt glücklich und für eine epiſche Behandlung ganz geeignet. — Die Zahl der hier erſcheinenden Zeitſchriften hat ſich ſeit einigen Jahren vermehrt. Früher exiſtirten ſeit lange nur die Wiener Zeitſchrift, die Theaterzeitung, der Sammler, der Wanderer, das Archiv, die Wiener (politiſche) Zeitung und der Beobachter. Jetzt findet man außer dieſen noch das öſterreichiſche Morgenblatt (von Oeſterlin), den Zuſchauer (von Ebersberg), den Telegraphen (von Lembert), bald (wahrſcheinlich ſchon von Oktober an) Saphirs Humoriſten. Ueberdem exiſtirt hier eine — Geſundheitszeitung, welche wichtige neue Themata erörtert, wie z. B.: „der Hunger thut weh.“ Es ſcheint, daß die Geſundheitszeitung in direkter Folge dieſes Satzes entſtanden iſt. Die Wiener Zeitſchrift hat unter Witthauers Redaction eine edle und anſtändige Haltung und zählt die geachteſten Namen öſterreichiſcher Schriftſteller unter ihren Mitarbeitern, ihre Theaterartikel beweiſen Sachkenntniß und ſtrenge Rechtſchaffenheit und genießen das öffentliche Vertrauen. Die Redaction des Telegraphen iſt redlich bemüht, ihrem Publikum Gutes zu bringen, ein Beweis dafür iſt der von ihr ausgeſchriebene Preis für die beſte Novelle. Das Weſen der Theaterzeitung iſt bekannt, ſie geht ihren alten Gang fort, freut ſich ihrer viertauſend Abonnenten und correſpondirt mit dem Rhinoceros. Der „Zuſchauer“ von Ebersberg hat 1000 Abonnenten, eine Theilnahme, welche unbegreiflich erſcheint, wenn man den hohen Waſſerſtand des Blattes in Anſchlag bringt. Das öſterreichiſche Morgenblatt hat es erſt bis zur Dämmerung gebracht, in den Köpfen mancher Leute, die daran mitarbeiten, iſt es noch gänzlich Nacht. Wanderer und Sammler wandern von einem Journale zum andern und ſammeln aus allen, was ihnen nachdrucksfähig ſcheint. Seyfried redigirt beide, im Sammler treibt ein ſichrer Wieſt unorthographiſche Poſſen. — Die „öſterreichiſche Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde“ (die Fortſetzung des früher von Hormayr herausgegebenen „Archiv's“) und die „Blätter für Literatur, Kunſt, und Kritik,“ werden von Kaltenbäck in ächt vaterländiſchen Geſinnungen mit Ernſt und Solidität, im Geiſte des ruhigen Fortſchrittes redigirt. Kaltenbäck beſitzt die ausgebreiteſten Kenntniſſe im Fache der öſterreichiſchen Geſchichte und Literatur; von ſeinen „Studien zu einer Literatur- und Kunſtgeſchichte Oeſterreich's,“ deren erſter Band, bis auf Max I. incl. reichend, im nächſten Jahre im Druck erſcheinen wird, läßt ſich eine Menge der intereſſanteſten Aufſchlüſſe über die inneren Zuſtände und das geiſtige Leben Oeſterreich's in früheren Jahrhunderten erwarten. —

*** Die poetiſchen Wettkämpfe der Griechen. — Das Gedächtniß poetiſcher Wettkämpfe reicht bei den Griechen bis in das höchſte Alterthum hinauf. Sie fanden gewöhnlich am Ende der Feſte ſtatt, welche man zu Ehren der Götter und Heroen gab.

Der erſte ſolche Wettſtreit, von welchem eine beſtimmtere Kunde auf uns gekommen, iſt der von Acaſtes bei der Beſtattung ſeines Vaters Pellas, König von Jolcos, veranſtaltete, in welchem Sybilla den Preis erhielt. Ebenſo ſollen bei Beſtattung des Oelicus von Theſſalien und des Amphiadamas von Chalcis, Homer und Heſiod um die Wette geſungen und nach Panis Ausſpruch, Heſiod den Siegerkranz davongetragen haben. Später dichteten auch die Tragöden um die Wette, und ſeit der 66. Olymp, wurden ſolche Kämpfe häufig gehalten, als die Dichter in vier Stücken um den Preis zu kämpfen anfingen, die man unter dem Namen Tetralogie begriff. Die drei erſten Stücke waren Trauerſpiele, das vierte eine Art Comödie, die man Satyren nannte. Die älteſte Tetralogie, die wir beſitzen, iſt der Cyclops des Euripides. Daß Pindar in poetiſchen Kämpfen fünfmal von Corinna von Theben beſiegt worden, bezeuget Suidas, und Pauſanias verſichert, man habe zu ſeiner Zeit (um 170 vor Chriſti) noch das Porträt der Siegerin zu Theben gezeigt, auf welchem ihr Haupt mit einem Band umwunden zum Zeichen des errungenen Sieges.

Von Sophokles iſt es bekannt, daß er als 28jähriger Jüngling über Aeſchylos, der damals 56 Jahr alt war, den Sieg davon getragen, und daß auch die komiſchen Dichter miteinander gekämpft, wird uns durch die Luſtſpiele des Ariſtophanes hinlänglich bezeugt. Doch wurde auch er einmal von Kratinus, den er in den Rittern verſpottet, durch deſſen Pytine (das ausgepichte Weinfaß) beſiegt.

Von Griechenland aus verbreiteten ſich die Wettkämpfe auch in andere Staaten. Dem Griechen aber waren und blieben ſie heilige Feſte. Bei dem Beginnen derſelben wurde (nach Aeſchines de fals. leg.) ein Rathſchluß erlaſſen, welcher alle Feindſeligkeiten unterſagte. Den gewöhnlichen Angaben zufolge haben die Griechen ihre Spiele und Wettkämpfe bis zum Jahre 312 nach Chriſti Geburt, nach Cedrenus bis 330 fortgeſetzt. — Aus dem Spiel wurde nun Ernſt; ſtatt mit fröhlichen Nebenbuhlern um den Lorbeer, mußte nun mit Welt, Teufel und Fleiſch um das ewige Seelenheil gekämpft werden; an die Stelle der lebensluſtigen Volksfeſte treten die der ernſten Vergangenheit, der bedenklichen Zukunft und dem überwältigenden Jenſeits zugewendeteren Feſte der katholiſchen Kirche. —

*** Ein neues telegraphiſches Syſtem, auf der See anwendbar, iſt neulich von Claude Sala erfunden worden. Es iſt wegen ſeiner Einfachheit beſonders bemerkenswerth; denn durch die Benutzung von neun Zeichen kann man alle Wörter ohne Schwierigkeit zuſammenſetzen und vermittelſt zweier Laternen es zur nächtlichen Korreſpondenz gebrauchen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 191. 1836.

Phönix.

Samſtag, 13. Auguſt.

Die ſechste Jahresfeier der Pariſer Julitage.

Trotz der rauhen, unfreundlichen Witterung, welche faſt ununterbrochen während der ganzen letzten Hälfte des Monats Juli anhielt, führten die Diligencen dennoch von verſchiedenen Seiten zahlreiche Fremde in die Hauptſtadt, während die reichen und vornehmen Pariſer ſchaarenweiſe auswanderten, um der gefahrdrohenden Feier der Julitage zu entgehen. Den öffentlichen Ankündigungen nach verſprach das Feſt dies Jahr ſehr glänzend zu werden. In den elyſäiſchen Feldern, am Hôtel-de-Ville, auf dem Pont-neuf und an der Barrière du Trone waren gegen 1000 Arbeiter damit beſchäftigt, Zelte, Marktbuden, Theater, Tanz- und Spielplätze anzuordnen und elegante Mats de Locagne mit dreifarbigen Fahnen aufzurichten. Dieſe verſchiedenen Zubereitungen muſterte 8 Tage lang vorher jeden Abend eine dichtgedrängte Schaar von neugierigen Spaziergängern, welche in Ermanglung einer Unterhaltung und bequemeren Befriedigung ihrer Schauluſt nichts Beſſeres zu thun wußten, da die Theatertemperatur ſelbſt während der kühlen Abende im Juli unerquicklich war und vom Beſuch des Schauſpiels abrieth. Man hatte ſich geſchmeichelt, den Obelisken von Luxor auf der Place de la Revolution und die Juliusſäule auf dem Baſtilleplatze fertig zu ſehen; der Obelisk wird jedoch noch dieſen Monat in ſeinem hölzernen Wetterhauſe am Pont de la Concorde bleiben, bis das Piedeſtal in der Mitte des Platzes vollendet iſt. Was die Arbeiten an der Julicolonne anlangt, ſo gehen dieſelben ſo langſam von Statten, daß wir ſehr daran zweifeln, ob ſie zur zehnten Feier der Julitage beendet ſein werden. Zum Erſatz dafür wollte man dies Jahr den Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile feierlichſt einweihen und den Verſuch einer Illumination mit Gas daran machen. Die Avenue von Neuilly ſollte ihrer ganzen Länge nach mit Lampions erleuchtet werden und zu dem Behuf hatte man zu beiden Seiten mit einem Schiffsſchnabel verzierte Säulen errichtet, deren Höhe 15 Fuß und deren Zahl 582 betrug; auf jeder Seite der Avenue von der Place de la Revolution bis zum Triumphbogen ſind nämlich 291 Bäume gepflanzt. Die fortlaufende Reihe dieſer Säulen war durch hölzerne Guirlanden verbunden, welche zu gleicher Zeit mit illuminirt werden und ſo eine für das Auge anmuthige, wellenförmige Feuerlinie bilden ſollten. Aus dieſen Anordnungen für die öffentlichen Julifeſtlichkeiten ſieht man ſchon zur Genüge, daß ſie wie gewöhnlich nach altem Zuſchnitt geordnet und gemodelt wurden; Illumination, Tanzvergnügen, Theater, Trinkbuden, bunt bewimpelte Maſtbäume und anderer Kirmeßkram ſind ſeit langen Jahren das ewig wiederkehrende Feſtthema und Feſtprogramm geweſen und es kommt den Feſtordnern nur darauf an, bei der Ausführung jedes Jahr einzelne Varianten in den Text zu ſchieben.

Die Feier der Julitage im Allgemeinen zeugte zwar, wie in früheren Jahren, auch diesmal von vielem Pomp, jedoch von wenig Begeiſterung; es war nicht ſowohl die Rückerinnerung an die großen Ereigniſſe von 1830 und die Zufriedenheit des Volkes mit dem jetzigen Zuſtand der Dinge, als vielmehr die unſchuldige Freude, drei Raſt- und Feiertage zu haben, welche man auf den meiſten Geſichtern las. Ueberdies ſucht die Regierung ſelbſt auf alle Weiſe dieſem Jahresfeſte ſeine urſprüngliche Bedeutung und charakteriſtiſche Eigenſchaft zu nehmen, indem es dieſe Epoche benutzt, um Erinnerungen verſchiedener in Folge der politiſchen Wälzungen von 1830 entſtandenen Begebenheiten daran zu knüpfen und ältere unvollendet gebliebene Denkmäler aus dem Kaiſerreich einzuweihen. So wiſſen die Pariſer zuletzt gar nicht mehr, wem eigentlich dieſe Jahresfeier gelten ſoll, ob dem glorreichen Andenken Napoleoniſcher Siege, ob dem Kampfe der großen Woche oder den ſchmerzlichen Zuckungen inneren Bürgerkriegs, welche während der letzten Jahre Frankreich ſo oft erſchüttert und in Trauer verſetzt haben. Die drei allerdings geſchmackvollen Mats de Locagne mit den dreifarbigen Pavillons auf dem Vorſprung des Ponteneuf, die Artillerieſalven am Morgen und Abend des 28. und 29. Juli vor dem Invalidenhôtel und die feierlichen Todtenämter in den einzelnen Pariſer Stadtkirchen, — darauf beſchränkt ſich im Grunde Alles, was die glorreiche Julirevolution für ſich allein während der drei Feiertage in Anſpruch nehmen kann; alle übrigen Ceremonien und Anordnungen gehören ihr nicht mehr allein; ſondern mit andern Begebenheiten gemeinſchaftlich an. Die Feier des erſten Tags iſt nicht bloß den Julihelden, ſondern auch den Kämpfern im Juni 1832 und April 1834 gewidmet; am zweiten Tage hat man auch für die unglücklichen Opfer der Fieschi'ſchen Höllenmaſchine öffentliche Gebete veranſtaltet, und der dritte Tag bezog ſich lediglich auf die Feier des Napoleoniſchen Ruhms.

Am 27. Nachmittags wurden Geld und Lebensmittel unter die Armen in den verſchiedenen Arondiſſements vertheilt, und um 3 Uhr begab ſich der Miniſter des Innern mit dem Seinepräfekten nach dem Pariſer Stadthauſe, um die Heirathsverträge der 16 Paare von Söhnen oder Töchtern der Juli-, Juni- und Aprilkämpfer zu unterzeichnen. In den erſten Jahren nach der Julirevolution wurde ein großer Ball im Stadthausſaale veranſtaltet; ſeit mehreren Jahren aber werden die neuvermählten Paare bloß auf Koſten des Staats mit 3000 Franken ausgeſteuert und mit einigen kurzen Worten vom Seinepräfekten angeredet. Dieſer Tag ging ohne alle äußere Anzeichen eines Feſttags vorüber. (Fortſ. folgt.)

Der Gottesläugner.

(Fortſetzung.)

Die Mutter ſchlug vor, Anna möchte ihr den Brief zu ſchreiben überlaſſen, und zwar im Namen der Tochter, was ja, da der Baron beider Hand noch nicht kenne, völlig gleichgültig ſei. Das Mädchen willigte noch einmal ein, mit einem ſtummen Kopfnicken; die Mutter ſchrieb den Brief, und ſprach dann: „Nun gib Acht, wie ſehr du mir noch einſt dafür danken wirſt, was du jetzt ſo gerne verhindert hätteſt, und wenn es dir zu ſchwer wird, während dieſes Sturmes auf ſein Herz hier in der Nähe zu verweilen, ſo kannſt du ja zu deinem Bruder gehn. Ich werde unterdeß hier Acht haben und dich rufen, ſobald es Zeit iſt.“

Indeß ſcheute ſich Frau Margaretha dennoch, den Brief auf gewöhnlichem Wege an den Baron gelangen zu laſſen; daher kam ihr ein wildausſehender Menſch gelegen, welcher um ein Almoſen bat und nach der Wohnung des Barons fragte, von deſſen Wohlthätigkeit er gehört haben wollte. Sie reichte ihm ein größeres Geſchenk als gewöhnlich den Bettlern zu Theil wird, zeigte ihm den Weg zum Baron und übergab ihm den Brief mit dem Beſcheide, ihn dem Herrn einzuhändigen, und dabei zu ſagen, er komme von Jemand, den er nicht kenne, und der ſchon abgereiſt ſei. — Froh, eine gefürchtete Entſcheidung, nur noch ein wenig weiter hinausgeſchoben zu haben, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Ich werde mich dann ſchon einige Tage im Hauſe verborgen halten, daß mich Niemand ſieht, und das Kind muß mir noch dieſen Abend abreiſen.“

Der Bettler hatte indeß den Baron aufgefunden. Beide ſtutzten, als ſie einander erblickten. Dieſer nahm zuerſt das Wort. „Du hier, Jan,“ rief er, „und du undankbarer, verrätheriſcher Schurke wagſt es vor mir zu erſcheinen?“

„Ich undankbar, verrätheriſch, Kapitän?“ ſagte Jan, „haben Sie vergeſſen, wie ſehr gerade ich und noch ein paar wackere Burſchen der Verrätherei der Andern uns widerſetzten?“

„Hm,“ ſagte hohnlachend der Baron, „ich will's nicht unterſuchen, Schurken ſeid ihr alle, weil ihr Menſchen ſeid; ob nun einer unter euch ein Haarbreit tiefer oder weniger tief in die Schurkerei hineingewatet iſt, gilt gleichviel. Aber, was willſt du hier?“

„Jetzt, da ich Sie ſo unvermuthet finde,“ ſprach Jan, „will ich Ihnen meine Freude über Ihre Rettung bezeugen, und Ihnen erzählen, daß wir Alle jetzt eingeſehn, wie ſehr Sie Recht hatten. Ein Prieſter, den wir wieder an Bord nahmen, hat uns verrathen, da wir ihm nicht das Beſte von der Beute allein überlaſſen wollten. Einmal, als wir an's Land geſtiegen waren, und uns ganz ſicher glaubten, wurden wir plötzlich von Truppen umzingelt, und Alles, was nicht im Gefechte blieb, gefangen genommen. Mir und noch einigen meiner beſten Kameraden iſt es gelungen, zu entfliehn; die andern guten Jungen ſchweben zwiſchen Himmel und Erde, oder rudern die Galeeren. Aber ein erbärmliches Leben haben wir geführt. Es iſt nur ein Glück, daß mich die raſtloſe Reiſeluſt, welche mir nun einmal in den Gliedern ſteckt, und mich zwingt auf dem Lande umherzuſteuern, da es auf dem Meere nicht mehr geht, endlich zu Ihnen geführt hat. O! hätten wir nur den ſchlechteſten von unſern Kuttern wieder, bei allen Teufeln, es würde Niemanden noch einmal gelüſten, ſich Ihnen zu widerſetzen, Kapitän, wenn Sie auch alle Prieſter, die uns in die Hände fielen, langſam am Spieße braten wollten.“

Der Baron reichte ihm einige Geldſtücke, und winkte ihm, ſich zu entfernen. — „Halt!“ ſagte Jan, „beinah' hätte ich's vergeſſen, daß ich noch einen Brief abzugeben habe.“ — Er reichte den Brief hin, der Baron erbrach ihn, las, erblaßte, und als er geendet hatte, taumelte er gegen einen Thürpfoſten, zerknitterte das Papier in der geballten Fauſt, und hob dieſe mit einem kurzen wilden Laut, wie ihn ein geängſtetes Raubthier ausſtößt, gen Himmel. Dann wandte er ſich wieder zu Jan und ſprach: „Du ſagteſt von noch mehreren Kameraden, die entkommen ſeien, wie viel ſind eurer hier in der Gegend?“

„Hier in der Gegend,“ erwiederte Jan, „ſind nur wir beiden, ich und Pietro; aber wir haben ſo unſre Vermuthungen, wo wir mehr der Unſern finden, und übrigens gibt es überall auch unter den ſogenannten ehrlichen Leuten, wie ich ſie jetzt auf meinen Streifereien zu Lande kennen lernte, brave Kerls, bei denen es nur der Ausſicht auf einen ſichern Gewinn bedarf, um ſie zu den Unſern zu machen. Wenn wir nur ein Schiff hätten, das andre würde ſich finden."

„Für ein Schiff werde ich ſorgen," ſprach der Baron, „komm nur mit Pietro dieſen Abend auf den waldbegränzten Wieſenplatz, der am Fuße des Gebirges ſich dem Dorfe zukehrt, damit wir unbelauſcht das übrige verabreden."

„Wir werden kommen, Kapitän," rief Jan, „und dann ein Leben ohne Prieſter!"

„Ohne Prieſter, ohne Gott, ohne anderes Geſetz als die Gränze unſerer Macht," rief der Baron. „Konnte Muhamed mit Anfangs ſo kleinem Anhang durch das Schwert ſeines Mundes und ſeiner Fauſt ſeinen Aberglauben durch die Welt verbreiten, ſollte es denn nicht mir mit einem eben ſo eiſernen Willen gelingen, das Reich der Wahrheit und Vernunft herrſchend zu machen, und die erſehnte Gabe, welche ſie freiwillig anzunehmen ſich ſcheuen, mit Feuer und Schwert ihnen aufdrängen. — Geh, Jan, dieſen Abend am Walde das Weitere!"

„Hurrah!" rief Jan, „und bis wir wieder ein Schiff haben, wollen wir's zu Lande verſuchen," und den Baron ſeemänniſch grüßend entfernte er ſich. (Fortſ. f.)

Gallerie von Lawrence in London.

Michael Angelo.

(Schluß.)

Nro. 32 und 59. Studien zur ehernen Schlange und zu Phaetons Sturz; wir ſtellen dieſe beiden zuſammen, als treffende Proben von dem äußerſten Grade, bis zu welchem Michael Angelo, wie Raphael, Leonardo und andere Meiſter in der genauen Ausführung ihrer Entwürfe fortzuſchreiten pflegten; Nro. 32 beſonders iſt mit einer Zartheit vollendet, die Van der Werf nicht genauer vollführt haben könnte, und dazu in einem großartigen Styl, deſſen nie einem niederländiſchen Künſtler geträumt hat. Manche andere Nummern könnten in gleicher Beziehung angeführt werden, wie Nro. 39. Ein Kopf von Arioſto, weit zärtere und ausdrucksvollere Miniaturzeichnung, als irgend eine von Gerard Dow; Nro. 72. Eine heilige Familie, weit vorzüglicher, als Venuſti's nach demſelben ausgeführten Gemälde; Nro. 88. Die Geldwechsler, wovon die Herren Woodburn ein ſchönes Gemälde, von Venuſti gemalt, beſitzen; dazu die genannten Kreuzigungen, in der ſtufenweiſe geſteigerten Genauigkeit, in der wir den Meiſter in unverdroßnem und unermüdlichem Ausarbeiten bewundern müſſen. Nro. 37. Haman; Studienzeichnung für eines der innern Gemächer der Siſtiniſchen Halle; eine wunderherrliche Nachbildung der Natur, in Zergliederungskunde und Einzelausführung unvergleichlich; nur ein Grieche ging in beiden denſelben langen Weg, und er hat darin die Stärke der neuern Künſtler übertroffen, indem dieſe der Wahrheit getreue Naturſchilderung nirgends ſo innig in der vollendeten Ausführung eines Gemäldes oder einer Bildſäule zu verſchmelzen verſtanden. So iſt zum Beiſpiel der Körper des Laokoon, der wenigſtens eine ſchöne Nachbildung eines griechiſchen Originals iſt, vielleicht die genaueſte Zeichnung in höchſt klaſſiſchem Styl, und doch ſind alle ſeine Einzelheiten ſo im Ganzen einverleibt, daß jede abſtoßende und mißfällige Wirkung im Totaleindruck verſchwindet. Nro. 44. Studien zum Adam; eine überaus erhabene Idealzeichnung; der elende Miethling, der zu dieſem Bilde ſaß, vielleicht ſchlief, iſt hier in Stellung und Ausdruck zu einem der edelſten Geſchöpfe Gottes erhoben, die jemals in menſchlicher Geſtalt einherwandelten. Nie zeigten wohl die Wogen des Meeres eine herrlichere Bewegung, als ſie in den Umriſſen dieſer Wendungen uns lebendig entgegenkommen; nie ſank unter gold- und edelſteingeſchmückter Herrſcherbinde ſo hoheitkündend ein Augenlied in heitern Schlummer, als es hier im eignen Arm ſo reizend ſich ganz verbergen will. Nro. 48. Cleopatra; eine der merkwürdigſten Proben, daß Michael Angelo blos deßhalb das Schöne vernachläſſigte, weil er das Erhabene vorzog. Er war keineswegs unfähig zur Darſtellung des Schönen; aber darin weicht er ab von Raphael's Darſtellung des Schönen, daß er nicht anders konnte, als auch Erhabenheit hineinzulegen. Die Anmuth und natürliche Gewandtheit in dieſer Stellung, die zierliche Anordnung dieſer Flechten und Gewinde, wie des übrigen Schmucks, iſt unübertrefflich; aber durch alles dieſes ragt, gleich der Eiche mitten aus Rankgewächſen, eine vorherrſchende Hoheit des Gedankens empor. Wir bitten beſonders die Bewegung dieſer verſchlungenen Locke zu betrachten, wie ſie gleichſam voll Schwungkraft über den Schultern hinabwallt; es iſt nur ein Büſchel weiblichen Haars, aber es rollt hinunter mit der Schnellkraft der Schlangenwindungen um einen Meduſennacken. Dieſe Art und Weiſe ſelbſt kleinere Züge eines Bildes in den Ausdruck des Erhabenen zu verknüpfen, iſt eben das beſondere Talent Michael Angelo's, es iſt das Geheimniß ſeiner erhabnen Darſtellung, es iſt der Zauberkreis, in den er uns zu bannen weiß. Wir müſſen die „Schlange" als ein unerläßliches Attribut betrachten; ſonſt dürfte ſie uns mit dem Ausdruck in dieſer Cleopatra unerträglich ſcheinen. Nro. 52. Einige zankende Figuren. Battiſta Franco's flüchtige Nachbildung, keineswegs ſo treu, als Richardſon behauptet, gibt eine hinreichende Vorſtellung von der erſtaunlichen Stärke und Kühnheit des Originals. Nro. 53. Fragment des Cartons von Piſa; höchſt intereſſant, ob ächt oder auch nicht. Nro. 57. Studien zu der Geißelung zu San Pietro Montorio, gemalt von del Piombo, wundervoll für ihn; aber unbedeutend im Vergleich mit dieſer Zeichnung, die durch Anmuth, Anordnung und Ausführung ſich ganz vorzüglich auszeichnet. Nro. 63. Jeſajah. Um die Stärke, die Gewalt der Grundzeichnung gebührend zu ſchätzen, braucht man nur den Kupferſtich daneben zu betrachten, welcher beinah' als fac-simile erſcheint. Auf den erhabenen Ausdruck brauchen wir nicht erſt aufmerkſam zu machen. Nro. 66. Frau und Kind, für eine Abtheilung der ſiſtiniſchen Halle; ohne dieſe Zeichnung würde der Werth des Gemäldes nicht verſtanden werden können. Cunego verwechſelte Staub mit der Zierde eines Bartes, und entſtellte ſo dieſe Frau zu einem alten Mann! Nro. 78. Die Jungfrau, das Kind, und der kleine Johannes. Noch eine Probe des Schönen, aber durchgeiſtigt von Erhabenheit. Kein Knäblein Raphael's kann liebenswürdiger und anmuthiger, keins von Corregio zärter und leidender ausſehen, während ihres, in Hoheit und Huld des Ausdrucks, ſo ſehr unter das des Michael Angelo herabſinkt, als ein Kind der Erde unter einen Cherub des Himmels. Die Jungfrau blickt mit einer Holdſeligkeit und einem Hochſinn nieder, der unnachahmlich iſt; und ſelbſt wo ſie reinweiblich ſich beweiſt, zeigt doch ihre Haltung voll hehren Bewußtſeins ſie als die Königin aller jemals gemalten Jungfrauen. Nro. 74. Der Kopf des heiligen Bartholomäus, paſſend bezeichnet als „der Schreckliche;" und wenn wir nur dies eine von allen ſeinen Meiſterwerken beſäßen, ſo würden wir in dieſem einen Bilde ſeine vorzüglichſten Eigenthümlichkeiten beiſammen haben; dieſe Erhabenheit, Eigenthümlichkeit und Rieſenkraft der Zeichnung, ſie müßten uns deutlich ahnen laſſen, welche wundervolle Arbeit ſein Himmelsraum, ſein jüngſtes Gericht einſt geweſen. Nro. 79. Der ſiſtiniſche **Adam**; eins von den zahlreichen Werken, die Michael Angelo unausſprechlich hoch über alle neuern Meiſter in Kenntniß und Fertigkeit erheben. Seine Stärke des Ausdrucks, ſelbſt in den kleinſten Zügen (bemerkt Ottley) hatte durchaus künſtleriſche Abſicht, und prägt ſich ſanft aus in der Freskomalerei. Da er in allen Dingen trefflich und tadellos erſcheint, ſo mag, wer irgend auf Kennerblick ausgeht, durch die Betrachtung ſeiner Arbeiten ſtundenlang ſich hineinfühlen, und dann wird ihm ein Strahl ächter Kunſtweihe in Buonarotti's Bildern aufleuchten. Wir wollen hier blos bemerken, daß das erhobene rechte Knie, in ſeinem etwas angeſtrengten Schwunge, dem Knie des Lazarus im großen Gemälde von del Piombo ziemlich ähnlich iſt, und in dieſer Hinſicht die bekannte Vermuthung über Michael's Antheil an dieſer Arbeit zu rechtfertigen ſcheint. Nro. 83, 85 und 87. **Studien zum Lazarus.** Wenn es noch zweifelhaft bliebe, die Vorzeichnung zu del Piombo's Hauptfigur dem Michael Angelo zuzuſchreiben, ſo würde er hier durchaus gehoben ſein. Nro. 87 iſt dieſe Figur ganz und gar, mit bewunderungswürdig leichter und ſicherer Führung des Griffels ausgeführt. Nro. 80. Ein **Kopf**, mehr ausgearbeitet als letztes, aber mit gleicher Gewandtheit. Das Großartige der Umriſſe in der Gegend der Bruſt, und in dem Wallen des Haars iſt ganz beſonders bemerkenswerth; unter allen Malern war nur einer fähig, dieſen hochfahrenden Teufelsblick böswilligen Übermuths und Rachegelüſts auszudrücken. Nro. 84. **Studien für das jüngſte Gericht.** So wenig iſt davon übrig, daß dies Blatt unſchätzbar bleibt. Es erregt einen ſonderbaren Eindruck; mit welcher Erhabenheit im Styl, mit welcher Stärke des Ausdrucks hier die Idee eines großen Gemäldes in den engen Raum einer Miniaturdarſtellung zuſammengedrängt iſt! Wir können ebenfalls aus dieſen ſchrecklichen Verkürzungen recht uns überzeugen, wie ſehr der Künſtler in Schwierigkeiten ſich gefiel; und wie ſchwer es iſt, originell zu ſein, ohne mitunter zu übertreiben! — Unter dieſen Zeichnungen haben manche, wie Nro. 93 und 62 etwas von der Weiſe Parmegiano's an ſich; andere wieder, wie Nro. 94 und 95. Die beiden Sybillen, etwas von der Pellegrino Tibaldi's. Beſonders hat Nro. 94 gar nichts von Michael Angelo's Meiſterhand an ſich, ſondern mehr von der eines Nachahmers deſſelben; doch beide Zeichnungen geben eine Idee von der gewaltigen Gelenkbiegung und den ſtarkbezeichneten Bewegungen in ſeinen Originalfiguren. Sie alle, nebſt ihren rieſigen Gefährten der ſiſtiniſchen Halle, ſehen in der einfachen Erhabenheit ihrer Grundzeichnungen, nicht wie Gemälde von Menſchenhänden aus, ſondern als habe ſie ein Strahl ausgeführt, der durch den Himmelsraum in geſchmeidigem Farbenſpiel ſich herabgebeugt. Hier, wie bei unſern übrigen Bemerkungen über Lawrence'ſche Sammlungen, müſſen wir die einzelne Anführung mehrerer Zeichnungen übergehen, von denen manche gleiches Lob und gleiche Beachtung verdienen. Der Raum erlaubt uns nur noch Nro. 71, eine ſeltne Skizze in Ölmalerei, und Nro. 30, den großen Carton zu erwähnen, der zwar beſchädigt und verwiſcht, alle Handzeichnungen ſonſt weit unter ſich ſtellen würde, die des eignen Meiſters ausgenommen. Ein Muſterbild von terra cotta, eine **Pieta** vorſtellend, etwas verſtümmelt, iſt ein bemerkenswerthes Miniaturbildchen des großen berühmten Meiſterwerks, das auch in ſeiner Kleinheit vieles von ſeiner Schönheit, Hoheit und Herrlichkeit der Ausführung vorausahnen läßt. Wir können kein gleiches Lob dem Kupferſtich vom jüngſten Gericht zuwenden, welcher zwar nicht die Einzelnheiten zur Unbedeutendheit herunterzieht, und das Erhabene in der Zuſammenſtellung nicht ganz verwiſcht hat; aber dennoch das Excentriſche in's Ungeheure, das Staunenerregende in's Sonderbare, das Schreckliche in's Fratzenhafte verkehrt hat; Übertreibungen, welche billig in der Nachbildung eines ſolchen Meiſterwerks durchaus hätten müſſen vermieden werden. Wir können dieſe Bemerkungen über die Lawrence'ſche Sammlung nicht ſchließen, ohne unſre herzliche Einſtimmung mit den Wünſchen des Publikums auszuſprechen, daß dieſe Handzeichnungen, von Raphael und Michael Angelo wenigſtens, dem bleibenden Dank der engliſchen Nation nicht durch die gefürchtete Nichtbeachtung möchten entzogen werden!

Notizen.

.*. **Richelieu und Mazarin von Delaroche.** — Wenige Werke der neuern Malerei haben ſo allgemeinen Beifall gefunden, als dieſe zwei großartigen Gemälde von Delaroche, welche von Girardet auf Kupfer geſtochen, ſo eben erſchienen ſind. Der Stecher iſt der würdigſte Ueberſetzer des Malers. Das eine Bild zeigt uns den Kardinal Richelieu, der die beiden edlen Schlachtopfer Cinq-Mars und de Thou nach ſich auf dem Rhone am Schlepptau zieht, um ſie auf's Schafot zu führen. Das andere den ſterbenden Kardinal Mazarin bei einer Partie Trictrack mit der Schminke auf ſeinem Leichenantlitz, mit den Zuckungen eines ſüßen Lächelns, vermiſcht mit denen des Todeskampfs. —

.*. **Zur Statiſtik der Cholera in England** — Aus einem von Dr. **Berg** der ſtatiſtiſchen Geſellſchaft zu London über die Cholera erſtatteten Berichte ergibt ſich, daß vom November 1831 bis Dezbr. 1832 in Großbritannien, mit Ausſchluß London's, 69,183 Erkrankungen und 25,649 Todesfälle, und in London vom 9. Februar bis Dezember deſſelben Jahres 11,020 Krankheits- und 5275 Todesfälle ſtattgefunden haben. Hiernach betrug im angegebenen Zeitraum in ganz Großbritanien die Zahl der Erkrankten 80,203, die der daran Geſtorbenen 30,924. —

.*. **Zunehmende Wärme nach dem Mittelpunkt der Erde hin.** — Bei der Barrière des Martyrs zu Paris wird jetzt nach einem arteſiſchen Brunnen gebohrt. Schon iſt man, ohne Erfolg, 300 Meter in die Tiefe gedrungen, und das Unternehmen ſollte aufgegeben werden. Da ſich aber durch Beobachtungen die ſtätige Zunahme der Wärme von Oben nach der Tiefe hin erwieſen hat (wonach ſchon ein Zehntel des Halbmeſſers nach der Mitte hin Alles in Schmelzfluß ſein muß), — ſo läßt **Arago** die Bohrungen fortſetzen, weil er mit Gewißheit einen Aufſtrahl heißen Waſſers zu erhalten hofft. —

.*. **Literariſche Anzeigen.** — Bei H. Hoff iſt eine Ueberſetzung der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution von 1789 bis 1814 von **Mignet**, von A. **Schäfer** erſchienen, die in Hinſicht einer ſorgfältigen Uebertragung wie freundlichen Ausſtattung empfehlenswerth iſt. — Bei J. D. **Sauerländer** erſchien von einer Schulausgabe des Shakſpeare mit deutſchen hiſtoriſchen und grammatiſchen Notizen von **Pierre** verſehen, der VI. Band, der den Julius Cäſar enthält. — L. **Heymann** in Berlin läßt aus ſeinem Verlage eine neue Folge des „Théâtre français, le plus moderne ou choix de pièces de Théâtre exquises, publié par une société de gens-de-lettres" hervorgehen. Von der erſten Folge der erſten Serie liegen vier Bändchen vor, welche ſechs Stücke aus dem neuſten Repertoire der Pariſer Theater, unter andern auch C. Delavigne's einaktige Tragödie: „Une famille au temps de Luther" enthalten. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 192. 1836.

Phönix.

Montag, 15. Auguſt.

Die ſechste Jahresfeier der Pariſer Julitage.

(Fortſetzung.)

Am Donnerſtag Morgen dagegen gab ſich ſchon eine ungewöhnliche Bewegung in der Hauptſtadt kund; ein großer Theil der Nationalgarde fand ſich unter den Waffen ein, um das Andenken der gefallenen Julikämpfer zu feiern. Man ſah die Geiſtlichen in ihrer Amtskleidung über die Straße in die verſchiedenen Stadtkirchen ſich begeben, um ein Todtenamt für die Gebliebenen zu halten; das Volk drängte ſich ſchaarenweiſe in die Gotteshäuſer; beſonders zahlreich waren die jungen Leute aus den mittleren und niederen Ständen; aber nicht alle hatten eine gleich ernſte, andächtige Stimmung mitgebracht; während die Einen ſtill und in ſich gekehrt unter dem weiten Schiff der Kirche ſaßen, zeigten die Andern höchſt unehrerbietige Neugierde und wenig Ehrfurcht vor den Ceremonien des katholiſchen Cultus, indem ſie zum Theil bedeckten Hauptes hinter den Pfeilern in den Gängen auf- und abſpazierten, plauderten, ſchäckerten und mitunter auch wohl lachten, während eben das Todtenamt gefeiert wurde und die Geiſtlichen die feierlichen Töne ihres Geſangs erſchallen ließen. Der Haß gegen das Prieſterthum, aber mit ihm auch die Herrſchaft des Prieſterthums, iſt in Frankreich zu Ende!

Eine deſto allgemeinere Andacht und Trauer nahm man an den zahlreich verſammelten Frauen jedes Alters und jedes Standes wahr; ſie gingen meiſt in Trauer, hatten ſich gottesfürchtig niedergeknieet und beteten mit Inbrunſt und Thränen in den Augen. Schon ſeit 6 Uhr in der Frühe, wo die erſte Meſſe geleſen wurde, waren die Kirchen mit frommen Zuhörern angefüllt; iſt doch die Gottesfurcht ſo nahe mit der Vaterlandsliebe verwandt! Vor dem Tode öffnen ſich Aller Herzen und ſenken ſich Aller Blicke. Wie viele Familien ſind nicht in jenen denkwürdigen drei Tagen von harten Schlägen betroffen worden! Es wäre vielleicht angemeſſener geweſen, die in früheren Jahren beobachtete Sitte beizubehalten. Im Jahre 1830 wurde nämlich auf den Gräbern der Gefallenen ſelbſt das Todtenamt gefeiert; das Volk fand dieſe Feierlichkeit nicht bloß zweckgemäß, ſondern wünſchte ſie auch. Bei großen Wirren und Wehen wirft man ſich gerne einem höchſten Weſen in die Arme und findet bei ihm allein Kraft und Troſt. Das eigentliche Volk verſteht noch am beſten die Sprache der Religion und ihre tröſtenden Verheißungen; den Leiden und Bedürfniſſen näher ſtehend ruft es die himmliſche Macht an und ſtellt ſich unter ihren erhabenen Schutz, wenn die irdiſche Macht es vernachläſſigt. Noch im vorigen Jahre hatte man es dem Volke geſtattet, unter freiem Himmel für die Gefallenen zu beten; ich weiß nicht, aus welchem Beweggrunde es diesmal unterblieben iſt. Die Regierung hat genug zu thun geglaubt, indem ſie Katafalke auf den Gräbern der gebliebenen Julikämpfer hat aufrichten laſſen. Sie hat ſehr Unrecht, ſich alle Jahr immer mehr und mehr von dieſen Nationalfeſten zu entfernen und einzelne ſonſt übliche Ceremonien zu unterdrücken; das Pariſer Volk wird ſich ſchwerlich von der Feier der drei Tage trennen, im Gegentheil ſich noch feſter, inniger an dieſelbe anſchließen, wenn man von oben her Miene macht, ſie zu vernachläſſigen. Der Zudrang zu den Gräbern vor dem Louvre, auf dem Marché des Innocens, auf dem Camp de Mars und in der Rue Froid-Manteau war dies Jahr ſtärker, als ſonſt. Gegen Mittag kam ein Trupp von 1000 bis 1200 Arbeitern durch den Hof des Louvre herbeigezogen, um den Manen ihrer für geſetzliche Freiheit geſtorbenen Brüder den Tribut ihrer Achtung zu zollen. Die meiſten davon waren äußerſt anſtändig gekleidet und der Zug bewegte ſich in großer Ordnung nach dem Trauergerüſte zu, welches von ihnen umringt wurde; darauf trat aus der Menge ein Redner hervor, welcher eine Fahne auf das Grab pflanzte und einige Worte zum Andenken der Gefallenen ſprach, denen man ein geneigtes Ohr lieh. Unterdeß verſchloß man die Gitter des Louvre und eine ſtarke Abtheilung Linien-Militär trat unter dem Periſtyle des Palais in Schlachtordnung auf. Die Arbeiter warfen Kränze und Blumen in Maſſe auf das Grab und begaben ſich ſtill, aber mit bittern Seitenblicken nach dem verſchloſſenen Louvrethor in ihren Stadttheil zurück. Eine Stunde darauf kam das Offizierkorps der 4ten Legion von der Nationalgarde mit dem Maire an der Spitze, um auch offiziellerſeits das heilige Andenken der Todten zu ehren. Hinter dieſem Zuge bemerkte man mehrere Frauen und Mädchen, welche laut ſchluchzten und weinten und Blumen auf die Gräber ſtreuten. Am Eingang verkaufte man Immortellen, womit viele Leute aus dem Volke ſich verſahen, um die meiſten davon den Gebliebenen zu ſpenden und einige wenige in's Knopfloch neben ihre Medaille oder ihr Julikreuz zu ſtecken. Vor drei Jahren waren die Grabfeierlichkeiten noch rührender. Während des ganzen zweiten Tags nämlich ſpielte die Muſik der Nationalgarde Symphonien und von je drei zu drei Stunden wurden die Verblichenen bei Namen aufgerufen, worauf einer ihrer Waffenbrüder, wie bei dem tapfern Latour d'Auvergne, in tiefem, klagendem Tone erwiederte: „Geſtorben für die Freiheit!“

Am Abend des 28. waren dieſe Katafalke erleuchtet und noch eben ſo zahlreich beſucht, als am Tage. Man bemerkte um dieſe heiligen Stätten herum viele Polizeiſerganten; dieſer Brauch ſollte abgeändert werden. Die Regierung ſcheint dadurch dem Volke zu ſagen: ich bin nur dazu da, um zu hüten, um abzuwehren. Leid und Freude dieſer Feſttage ſind ebenſo gut Sache der Regierung als des Volkes; denn die jetzige franzöſiſche Staatsgewalt hat einmal ihre Grundlage in der Julirevolution und in der Feier derſelben.

Die Hauptfeierlichkeit dieſes Tags war die pomphafte Ceremonie, welche im Dom der Invaliden zu Ehren der in Folge des Attentats vom 28. Juli 1835 gebliebenen Opfer Statt fand. Das Volk betete in den Kirchen, die ganze Staatsdienerſchaft trauerte ausſchließlich in den Invaliden. Hier hatten ſich auf höhere Einladung alle großen Staatskörper eingefunden und man ſah dort in buntem Gedränge neben einander die rothen Mäntel der königlichen Richter, die geſtickten Röcke der Pairs und oberſten Beamten, ſowie die grünen Palmen der Akademiker und die Epaulettes des Generalſtabs. Draußen auf der Eſplanade boten die Contremarkenhändler der großen Oper Eintrittsbillette feil; denn ohne ein ſolches hatte Niemand Zutritt, und man mußte es ebenſo theuer zahlen, wie ein Billet für die erſte Vorſtellung der Meyerbeer'ſchen Hugenotten. Das Innere des Doms, welches ganz mit ſchwarzem Tuch ausgeſchlagen war — wozu man, nebenbei bemerkt, 60,000 Ellen gebraucht hat — gewährte einen ernſten, erhebenden Anblick; der Altar war mit vielen hundert Wachskerzen erleuchtet und prachtvoll anzuſehen; im Schiff der Kirche dagegen brannten Öllampen, welche einen widerlichen Qualm verbreiteten. Das Chor ſtrahlte aber gleichwie der Altar in einem glänzenden Feuermeer; denn anſtatt der bronzenen Lampen verbreiteten ſchöne Kronleuchter mit Wachskerzen eine ariſtokratiſche Helle. Hier hatten die höheren Staatsbeamten, die Akademiker, Marſchälle, der Etat-Major von der Pariſer Nationalgarde und die Verwandten von den Gefallenen ihre Plätze. Unter der Altarkuppel im Hintergrunde des Doms erhob ſich das prächtige Trauergerüſt, ein pyramidenförmiger Katafalk, auf's feierlichſte und glänzendſte ausgeſchmückt und mit den Namen und Wappen der erlauchten Opfer verſehen; zahlreiche Wachskerzen erleuchteten den Katafalk, auf deſſen oberſter Spitze grüne Flammen in großen Vaſen brannten. (Fortſ. folgt.)

Der Gottesläugner.

(Fortſetzung.)

Als es zu dämmern begann, ſteckte der Baron, welcher ſich bis dahin eingeſchloſſen, und mancherlei Plane in ſeinem Innern durchgedacht hatte, ſeinen Dolch zu ſich, und ſtieg die Anhöhe hinan, welche den Vorſprung des nahen Waldgebirges bildete. Er ſandte ſeine Blicke nach allen Seiten umher, konnte aber nirgend einen der beiden Erwarteten entdecken. — „Sie werden die Mitte der Nacht abwarten,“ ſprach er zu ſich, „die Ungeduld hat mich zu früh hinausgeriſſen. Bin ich noch ein Knabe, der die Stunde nicht erwarten kann, wo ſeine Kameraden ſich zum Kriegſpielen verſammeln? Und was iſt dies Alles weiter als ein Knabenſpiel? Und ich ſelbſt? Bin ich nicht ein wahnwitziger Thor, noch einmal den Kampf zu wagen mit weſenloſen Geſpenſtern und Schatten, welche immer wieder ganz ſind, wenn das Schwert ſie durchſchnitten, immer wieder gleich nichtig und gleich furchtbar? Was hindert mich mit dem ſtolzen Bewußtſein, für einen Mann genug gethan zu haben, vom Kampfe abzutreten? Was hindert mich zu benutzen, was auch der ſiegloſe Kampf mich lehrte, zu lügen, zu heucheln, wenn denn nur Lüge und Heuchelei vom Glück begünſtigt werden? Warum könnte ich mich nicht auch in dem Strudel der Sinnenluſt betäuben, in welchem ſich Tauſende betäubten? Warum nicht auf einem andern ſichern Wege Befriedigung ſuchen für meine Liebe, für meinen Haß? Wahrlich, wenn ich's recht überlege, ſo möchte ich umkehren. — Aber nein! Bei allen Teufeln nein! Dieſen Triumph ſollen ſie nicht haben! Ich will mich nicht beugen vor dem Wahn, der mich elend machte! Ich will ihn von der Erde vertilgen. Ich fühle es jetzt in jeder Ader glühen, was ein Wille vermag, der ganz will, was ich bisher nur halb wollte! Nur einen Menſchen noch wie ich führe das dem Starken günſtige Glück mir zu, und es iſt entſchieden, der Aberglaube iſt zertrümmert, die Wahrheit frei! Und du vielnamiges Nichts über den Wolken, wenn du mehr biſt als ein Nichts, ſo rüſte dich mit deiner ganzen Macht, ich fordere dich zum Kampfe um mein, um dein Leben.“

Ein dumpfer Donner rollte durch die Wolken, der auf dieſe Aufforderung zu antworten ſchien, und ein gelinder Regen rieſelte wohlthuend herab auf das glühende zu dem ſchwarzen Gewölk erhobene Geſicht des Barons. Er nahm den Hut ab, öffnete ſeine Bruſt und ſog begierig die kühlen Tropfen in alle Poren ein. Bald näherte ſich das Gewitter, der Wind ward ſchneidend, der Regen ſtürzte in wüthenden Güſſen herab, vermiſcht mit dicken Hagelkörnern, welche Geſicht und Hände des Barons blutig ſchlugen. Er mußte Zuflucht ſuchen unter einem Baum, und da die raſtlos in ihm arbeitenden und bei dieſem Aufruhr der Natur noch höher aufjauchzenden Gedanken ihm auf einem Fleck nicht Ruhe ließen, ging er einem in den Wald führenden Fußſteige nach, ſo von immer feſſelnderen Ideen ergriffen, und dieſe im Weiterſchreiten verfolgend, gelangte er vielleicht tiefer in den Wald, als er ſelbſt wußte und wollte. Auf einmal bemerkte er, daß ſein Weg ſich in undurchdringliches Dickicht verlor. Bei dem furchtbaren Wüthen des Wetters hatte er die Richtung verloren, und konnte ſie um ſo weniger wiederfinden, da ſeit etwa einer Viertelſtunde ein betäubender Schwindel auf ſeinem Haupte laſtete. Auf gut Glück brach er ſich jetzt Bahn durch das Dickicht, die Ranken mit ſeinem Dolche zerſchneidend. Nach einiger Zeit lichtete ſich der Weg etwas, und er ſchritt raſcher und mit weniger Mühe vorwärts. Schon glaubte er eine Hellung zu entdecken, die den Ausgang des Waldes verhieß; da war es ihm auf einmal, als ſenke ſich der Boden unter ſeinen Füßen jäher, als er ihn vorhin aufſteigend gefunden, und ein unerklärliches unheimliches Gefühl, wie dumpfer Modergeruch, wehte ihm entgegen. Da ſchlug ein ungeheurer Blitz dicht vor ihm in den Boden, und zerſchmetterte einen der dürren Büſche, welche an dieſer Stelle ſparſam verſtreut allein ſeine Füße umgaben. Unwillkührlich trat er einen Schritt zur Seite, plötzlich wich der Boden unter ſeinen Füßen, er griff nach einem Zweige, aber der locker angewachſene Buſch blieb in ſeinen Händen, ſein Dolch entfiel ihm dabei, und er fuhr mit einer Schicht von Kies und leichtem Gerölle gleitend und unbeſchädigt, nur hie und da etwas geſchunden, hinab in eine ſchwarze Tiefe, mit dem Haupte aufſchlagend auf thieriſches und menſchliches Gebein.

Das Gewitter, zwiſchen die Gebirge eingekeilt, dauerte die ganze Nacht fort, und ſandte ſelbſt noch am folgenden Tage ſeinen Ungeſtüm auf die Felder des Dorfs und dieſes ſelbſt herab. Ein kalter Schlag hatte die Wetterfahne vom Kirchthurm geworfen, ein anderer hatte in der Scheune eines reichen Bauern gezündet, das Feuer war freilich gleich wieder durch den in Strömen niederſtürzenden Regen gelöſcht worden; aber dennoch traten die Leute des Orts zuſammen und fragten ſich, was eine ſo furchtbare Naturerſcheinung zu bedeuten habe, da ſelbſt die älteſten Männer ſich nicht an eine gleiche in dieſer von Gewittern häufig heimgeſuchten Gegend erinnerten. Einige Abergläubiſche riethen die Glocken zu läuten und zu einem Bußgebete ſich in der Kirche zu verſammeln. Jeder glaubte ſeine Gebäude, ſeine Feldfrüchte bedroht, und der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall. Eben da es wieder zu dunkeln begann, und die Schrecken des Wetters von Neuem noch ſichtbarer hervertraten, hallten durch Sturm und Regengebraus und das faſt ununterbrochene Rollen des Donners noch die heulenden Töne der Glocken und mit in den dichtverſchloſſenen Laternen flackernden und qualmenden Lichtſtümpfchen ſchlich die Menge gebückt und zitternd zur Kirche.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Wenn ihre ganze edle Lebensfülle ſich nicht erſchöpft und ermattet, ſo kommt das daher, weil in allen jenen Zerwürfniſſen, die ohne Ende auf einander folgen und denen ſie ganz freien Lauf geſtattet, eine tiefbegründete Einheit vorherrſcht. Das Leben George Sand's fließt vergebens in einer beſtimmten Reihenfolge dahin; ſie bleibt im Grunde ihres Herzens immer dieſelbe. Bei welcher Meinung ſie auch den Schritt anhält, welcher Leidenſchaft ſie ſich auch in die Arme wirft, ſie bleibt doch immer unter der Herrſchaft eines und deſſelben Hauptgedankens. Welche Bahn ſie auch einſchlagen mag, ſie ſtrebt immer nach demſelben Ziele. Nur immer zu, immer zu, edle Frau! deine Reiſe währet ſo lange als dein Leben. Glücklicher Weiſe ſterben wir bald. Bedenke doch immer, wie viel Millionen Jahrhunderte ſich die Sonne noch um ihre Axe drehen muß, ehe ſie im Unendlichen ausruhet. Du wirſt zum Unendlichen vor den Sternen gelangen, deren Loos du ſo oft in deinen ſchlafloſen Nächten beneideſt. Immer vorwärts, vorwärts, nicht blos in Frankreich haſt du Bewunderer, welche ſtaunend deinen Schritten folgen.

Die Einheit, welche in dem Leben George Sand's vorherrſcht, finden wir ganz in ſeinen dichteriſchen Erzeugniſſen wieder. Eine wunderbare Einheit, die man ſeither noch nicht genug hervorgehoben, hält und ſtützt alle jene Romane, welche uns ſo verſchieden ſcheinen. Wir wollen dem Autor daraus kein Verbrechen machen. Man kann es Herrn Balzac mit Recht vorwerfen, daß er uns in ſeinen Werken ewig dieſelben Gimmaſſen malt; aber man kann nicht böſe ſein, wenn George Sand immer daſſelbe Gefühl ergründet und durchgräbt. Iſt doch am Ende das Weltall ſo. In ſeinen Eingeweiden ruht eine verborgene Einheit verſchloſſen und auf ſeiner Oberfläche ſehen wir eine unendliche Mannigfaltigkeit. Der Dichter iſt eine kleine Welt; ich möchte ihn mit einem geſchnittenen Diamant vergleichen, welcher, je nachdem man ihn unter einem ſeiner Winkel betrachtet, verſchiedene Reflexe wirft, aber ſtets daſſelbe Waſſer und denſelben Stein ſehen läßt.

Worin beſteht denn eigentlich das Schauſpiel, welches uns die Romane von George Sand darſtellen? welches iſt der tiefe innerſte und einige Gedanke des Autors? Auf welche Fabel laſſen ſich ſeine Erfindungen zurückfuhren?

Faſt alle Romane George Sand's malen uns eine Frau zwiſchen zwei Männern, welche verſchiedene Rechte auf ſie haben. An die Natur der Dinge an und für ſich, an das, was über den menſchlichen Satzungen ſteht, ſind allein die Gelübde und Verwünſchungen George Sand's gerichtet. Denn von dieſen beiden Männern iſt der eine ſtark, der andere zart, der eine iſt kraftig, der andere ſentimental, feinfühlend. Die Frau geht nun in ſich und hält Rath; ſie iſt unentſchloſſen in der Wahl zwiſchen Kraft und Zartgefühl, zwiſchen dem, was ihr widerſtrebt und dem, was in ihr verwandte Anklänge erweckt. Aber hier tritt die Bitterkeit der Prüfungen von George Sand ein. Der ſtarke Mann iſt noch brutal; der zartfühlende iſt weich, ſchwach. Die Frau war aber unſchlüſſig in der Wahl zwiſchen zwei Tugenden; ſie zögert jetzt in der Wahl zwiſchen zwei Laſtern. Die Kraft hat kein Zartgefühl, das Zartgefühl hat keine Kraft. Die Frau geräth in eine beſtürzte Verwirrung, welche nicht leicht gehoben werden kann; denn das, was ſie wünſcht und begehrt, iſt gerade die Vereinigung jener beiden Tugenden, deren Mängeln ſie nur begegnet; was ſie träumt und erſinnt iſt das, was die griechiſchen Bildhauer träumten und erſannen, als ſie ihre Götterbilder in den reinſten Adern des pariſchen Marmors ausmeiſelten; was ſie ſucht und verfolgt, iſt Heldenſinn und Zartgefühl vereint, eine vollkommene Miſchung von Willenskraft und Empfindſamkeit. Sie findet das Urbild, welches ſie ſich geſchaffen hat, nirgends, und iſt nun der Verzweiflung preisgegeben. Iſt darin etwas gegen die geſellſchaftliche Ordnung, frage ich? Gott allein wird von George Sand gefragt. Man laſſe ihn antworten.

Indiana iſt mit Delmare verheirathet, liebt ihn aber nicht; aber warum liebt ſie ihn nicht? Etwa deshalb, weil er ihr Ehegemahl iſt? Gewiß nicht; ſondern weil Delmare ein Mann des franzöſiſchen Kaiſerreiches iſt, in dem ſich die ganze Dürre der rohen Gewalt und die ganze Starrheit des Materialismus verknöchert hat. Warum liebt Indiana den jüngern Raymond de Ramière? Nicht deshalb, weil er kein Ehemann iſt, ſondern weil er ihr als ein Mann von Geſchmack und eleganten Manieren erſcheint. Aber Raymond iſt aus dieſem Grunde ſchwach. Seine Schändlichkeit hätte Indianen in's Grab gebracht, wenn nicht gerade ein Mann, Ralph, dageweſen wäre, welcher plötzlich hervortritt und alle Eigenſchaften beſitzt, die erforderlich ſind, um Indianen fern vom Geräuſche der Welt ein ſtilles Glück zu bereiten.

In Valentine ſind die Rollen gewechſelt. Raymond iſt Ehegatte geworden und heißt Herr von Lanzac; ſein elegantes Benehmen verräth ſchon etwas mehr, wie bloße Schwäche; es iſt bereits in moraliſche Verderbniß ausgeartet. Herr Delmare iſt Liebhaber geworden und heißt Benedikt. Seine Stärke iſt gegenwärtig für Liebe empfänglich, aber ſie leihet jener Leidenſchaft ſo wilde Ausbrüche, daß es der armen Valentine nie gelingen wird, ſie zu zügeln. Wie man ſiehet, die Charaktere ſind auch in dieſem Romane noch Alles, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe kommen wenig in Betracht.

Lelia ſchätzt den ſtoiſchen Sinn Tremnor's hoch; aber ſie kann ihn nicht lieben. Ihre Anbetung iſt dem Dichter Stenio geweihet, jenem ſchönen anmuthigen Kinde, deſſen Gefühle alle ſo melodiſch ſüß erklingen. Aber dieſe holde Anmuth iſt ungeduldig und zeigt ſich ſtets ſchwach. Lelia und Stenio müſſen zuſammen ſterben.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Aus Wien. — Von übrigen hieſigen literariſchen Novitäten ſind Seidl's „Bifolien,“ Vogl's „lyriſche Blätter,“ und Braunthal's „Phantaſie- und Thierſtücke“ im Gebiete der ſchönen Literatur zu erwähnen. — Von dem Werke des Fürſten Lichnowsky „die Geſchichte des Hauſes Habsburg“ (welches bei Schaumburg auf Pränumeration erſcheint) iſt der erſte Band herausgekommen, welcher ſehr ſtarken Abſatz findet. Ein magiſtratiſcher Beamter Schlager hat „Wiener Skizzen aus dem Mittelalter“ (2 Bände) publicirt, worin ſich manche (aus urkundlichen Quellen geſchöpfte) intereſſante Daten über Sitten, Gebräuche und inneren Stadthaushalt Wien's in früheren Zeiten finden. So z. B. hellt Herr Schlager (wie vor 2 Jahren Tſchiſchka die Baugeſchichte des Stephansdoms entwirrt, die Ehre des Ausbau's des großen Thurms für Meiſter Hans Buchsbaum vindicirt und die alte Sage von Meiſter und Lehrling zerſtört hat), das bisher beſtandene Dunkel über die als Wahrzeichen Wien's bekannte Denkſäule am Wienerberg „die Spinnerin am Kreuz“ auf, und thut aus den Baurechnungen dar, daß dies Denkmal 1452 und 1453 unter Meiſter Buchsbaum's Leitung von der Stadt Wien erbaut wurde, ſo wie daß die wunderbarliche Benennung erſt ſpäteren Urſprungs iſt, wodurch ſich ergibt, daß die bisher darüber im Volk bekannten Sagen apocryphiſch ſind und vielleicht erſt von 60—70 Jahren her datiren.

⁂ Reformirter und lutheriſcher Klerus in Frankreich. — Einer eben bekannt gemachten amtlichen Ueberſicht zufolge gibt es in Frankreich jetzt 90 Conſiſtorialkirchen des reformirten und 31 des lutheriſchen Cultus. Die erſteren verbreiten ſich über 85 Departemente, und bei denſelben ſind 359 Pfarrer und 16 Suffragane in Dienſt. Die lutheriſchen Conſiſtorien gehören 8 Departementen an und 225 Pfarrer gehören in ihren Bereich.

⁂ Schachturnier. — Mit Nächſtem wird ein furchtbarer Krieg ausbrechen zwiſchen einem franzöſiſchen und einem engliſchen König, wobei jedoch ſchwerlich Blut, gewiß aber viel — Wein und Caff. fließen wird. Hr. Deſchapelles hat nämlich die engliſchen Schachfreunde auf eine Schlacht herausgefordert, und dieſe haben ſchon Hrn. Pörical nach Paris geſendet, um die Bedingungen zu verabreden, unter welchen der ſchach- und matt-geſetzte König dem Sieger 25,000 Franken zur Buße zu zahlen haben wird. Bei dem, Hrn. P. zu Ehren gegebenen Gaſtmahl bemerkte man den General Harro, die Hrn. Jouy und de Lacretelle, und den jungen ruſſiſchen Baron Pogogef, den ſtärkſten Schachſpieler in Petersburg. —

⁂ Die Zahl der Selbſtmorde zu Paris im v. J. betrug 229. — Von den 73 Frauen, die ſich ſelbſt getödtet, nahmen 47 ihr Ende durch Kohlendampf, 9 durch Erdroſſlung; nur Eine tödtete ſich mit einer Feuerwaffe; ſchneidende Werkzeuge nahm keine. — Von 156 Männern, die ſich entleibt, tödteten 71 ſich durch Kohlendampf, 32 durch Erdroſſlung, 24 durch Feuerwaffen, 17 durch Ertränken, 7 durch ſchneidende Inſtrumente. — Zu Gift griffen 5 Frauen und 4 Männer. — Zwiſchen 15 und 20 Jahren tödteten ſich 13 Männer und 4 Frauen, zwiſchen 20 und 30 Jahren 33 Männer und 23 Frauen. — Bei den letzteren vermindert ſich die Neigung zum Selbſtmord ſchon ſehr ſeit dem 30ten Jahr; bei den Männern erſt ſeit dem 50ten. —

⁂ Freundſchaft zwiſchen — Katze und Hündin. — Wie die Menſchen anfangen, ihre Volks-, Kirchen- und Raçenfeindſchaften aufzugeben, ſo ſcheint auch bei Hunden und Katzen eine Bildung möglich zu ſein, die ſie über die angeborene Feindſchaft zu einem allgemein-animaliſchen Einverſtändniß hinführen kann. Ein öffentliches Blatt berichtet nämlich, daß zu Emmendorf im Lüneburgiſchen eine Katze und eine Spitzhündin, welche an verſchiedenen Stellen geworfen, ihre Jungen in einen Korb zuſammengetragen, wo es dann geſchehen, daß die Katze die Mutterpflicht der Hündin übernommen, während dieſe die kleinen Katzen ſäugte.

№ 193. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 16. Auguſt.

Der Gottesläugner.

(Fortſetzung.)

Eben wollte die verſammelte Gemeine einen Bußgeſang beginnen, als ein alter Mann in die Mitte trat und dem ihm Zunächſtſtehenden zuflüſterte: „Wißt ihr denn auch Kinder, weßhalb der Zorn Gottes ſo ſchrecklich über uns donnert? — Mein Sohn, der geſtern von mir über Feld geſchickt, und in der Nacht heimkehrend, ſich im Walde verirrte, hat's mir eben erſt unter Zittern und Zähnklappern geſtanden. — Er da, der Gottesläugner,“ — bei dieſen Worten bekreuzte er ſich — „iſt endlich auch hinabgeſtürzt in den Schlund des Gerichts. Dort, aus der furchtbaren Tiefe emporſchreiend, hat er noch gräuliche Läſterungen ausgeſtoßen und mit dem umherliegenden Gebein geklappert, über ſolchen eckelhaften Schluß alles irdiſchen Narrenſpiels, wie er es nannte, ein wildes Gelächter aufſchlagend. Jetzt wird im Himmel über ihn Gericht gehalten, und wohl nicht eher wird dies Wetter enden, bis ſeine Seele zur Hölle gefahren iſt.“

„Gott ſei uns gnädig,“ ſchrie die entſetzte Verſammlung, aber der Arm des Erzählers wurde gefaßt von zwei warmen zitternden Händen, und Ännchen, welche ihrer von fieberhaften Angſt dem Tode nahegebrachten Mutter zur Kirche gefolgt war, rief: „Seine Stimme hat Euer Sohn gehört, alſo er lebt noch, und ihr eilt nicht ihn zu retten?“

„Gott ſoll uns bewahren,“ riefen viele Stimmen durcheinander, „wenn wir ihn der Rache des Himmels entziehen wollten, würde ſie uns ſelbſt treffen, dieſe flammenden Blitze würden unſer Dorf von der Erde hinwegtilgen wie einſt Sodom und Gomorrha.“

„Nun wenn ihr nicht Alle wollt,“ rief Ännchen, die Hand eines alten Bauern ergreifend, „ſo folgt wenigſtens Ihr mir, Euch hat er das Kind aus dem brennenden Hauſe getragen und Ihr,“ einen zweiten berührend, „Euch hat er das zerſchmetterte Bein ſelbſt verbunden und gerettet, als der unwiſſende Feldſcher vom Abnehmen ſprach und ſich weigerte Schienen daran zu legen,“ und ſich weiter an einen dritten wendend, — „Euch hat er, als Ihr verarmt waret, einen Webſtuhl gekauft, und die Leinwand, die in Euren Händen war, abgekauft. Folgt ihr drei mir, wir ſind genug um ihn zu retten.“

Alle wandten ſich unwillig ab, indem ſie äußerten, es ſei ſehr zweifelhaft, ob ſie dieſe Wohlthaten mehr der Gunſt des Teufels oder des Himmels verdankten. Da trat der Pfarrer in die Kirche, um den Leuten ihren Aberglauben und ihr eigenmächtiges Vornehmen einer kirchlichen Handlung zu verweiſen und dann etwas zu ihrer Beruhigung zu ſagen.

Ännchen eilte auf ihn zu, warf ſich ihm zu Füßen und rief: „Sie ließen mich einſt glauben, daß ich Ihnen nicht gleichgültig ſei, zeigen Sie es jetzt. Wenn Sie zu dieſen Leuten reden wollen, ſo rufen Sie ſie auf mit der Kraft, welche Ihr Amt Ihnen geben muß, zur Rettung eines Unglücklichen. Der Mann, welcher dieſem ganzen Dorfe Wohlthaten erzeigte, iſt in den Schlund des Gebirges gefallen, er lebt, ihm droht ein langſamer furchtbarer Tod, bei ſeiner Stimmung ein unſeliger Tod, ein Tod der Verzweiflung, und Niemand will die Hand ausſtrecken, ihm zu helfen. Reden Sie denen zu, welchen er Gutes that, ſchaffen Sie mir nur drei, nur zwei Begleiter, und retten Sie ſo ein Menſchenleben, nein mehr als das, retten Sie eine unſterbliche Seele!“

„Es wird ſchwer halten,“ ſprach der Pfarrer zu ihr geneigt und leiſe, „auch mein Anſehen hat Gränzen. Aber wenn es nun gelänge, würden Sie dann zufrieden damit, ihn erhalten zu ſehn, jeden Gedanken an eine Verbindung mit ihm aufgeben, die immer unſelig ſein würde?"

„O! fragen Sie mich nach keinem dann," rief Ännchen, „er geht unter in Verzweiflung oder wird er gerettet zu einem beſſern Leben, in dieſen beiden Gedanken iſt mir jetzt die Welt begränzt. Was dahinter liegt, wie kann ich das wiſſen? O, zaudern Sie nicht, die Minuten ſind koſtbar, jeder dieſer furchtbaren Donnerſchläge kann ein Felsſtück auf ſein Haupt herabwerfen, und er iſt verloren — ach, vielleicht auf ewig! Ich bitte für eine Seele, für ihr unſterbliches Heil, erbarmen Sie ſich, wie Gott ſich Ihrer erbarme."

Der Küſter drängte ſich an den Pfarrer, und bat im Namen der Gemeine, ſich mit der Jungfer, die nicht recht bei ſich zu ſein ſcheine, nicht einzulaſſen, er verſicherte um keinen Preis in der Welt würde ein Einwohner des Dorfs ſich auf Rettung des Verunglückten einlaſſen und auch er zweifle, fügte er hinzu, ob es gut gethan ſei, daran zu denken. — „Sie ſehen," ſagte der Pfarrer zu Ännchen, „daß ich gegen dieſe Allgewalt der öffentlichen Meinung nichts auszurichten vermöchte, wie gern ich auch wollte! Schöpfen Sie hieraus wenigſtens die Beruhigung, daß kein Unſchuldiger verdirbt; denn Volkes Stimme, Gottes Stimme!"

„Wohlan denn," rief das Mädchen, „ſo iſt es mir allein aufgegeben, und der, welcher dies Gebot an mich ergehen ließ, wird mir auch beiſtehn, es zu erfüllen." Mit dieſen Worten wandte ſie ſich dem Ausgange zu.

Frau Margaretha, die bis jetzt ſtill hinter einem Pfeiler ſtehend den Verlauf aus der Ferne in zitternder Erwartung zugehört, aber immer noch gehofft hatte, daß die Weigerung der Leute und die Worte des Pfarrers ihre Tochter zurückhalten würden, ſtürzte hier mit einem Schrei hervor, warf ihre Arme um Ännchens Nacken, und beſchwur ſie von dem Vorſatz abzulaſſen. Sie bat, ſie drohete, Alles war umſonſt. „Nun wenn nichts dich bewegen kann," rief ſie endlich, „dieſe ſündliche Leidenſchaft von dir zu werfen, welche der Feind Gottes und der Menſchheit ſelbſt in dein Herz gelegt hat, ſo ſage ich mich los von dir, ich werde zu meinem Sohn ziehn und ihm alle meine Liebe ſchenken, dich aber werde ich nie wieder Tochter nennen, und verbiete auch dir, den Namen Mutter je auszuſprechen!"

„So bin ich frei," rief Anna, „und darf getroſter Alles wagen."

„Du gehſt?" rief Frau Margaretha, der Enteilenden nach, „geh nur, du wirſt es bereuen, der Zorn des Herrn wird dich ergreifen und es ſoll mich nicht dauern! Ich habe keine Tochter mehr, dir aber, du Ungerathene, wünſche ich, daß er dich mit hinabziehe in ſein Verderben, jener Verfluchte, dem du deinen Gott und deine Mutter opferſt."

Im Innerſten erbebend vor dieſen Worten und mit weinenden Augen zu dem noch immer tiefſchwarzen Himmel aufblickend, lief Anna zuerſt nach der Wohnung ihrer Mutter, raffte da ſchnell Alles zuſammen, was ſie von Stricken und Seilen finden konnte, und eilte damit in's Gebirge.

(Schluß folgt.)

Die ſechste Jahresfeier der Pariſer Julitage.

(Fortſetzung.)

Das dieſer Ceremonie beiwohnende Publikum war im ganz ſtrengen Trauerkoſtüm; nur in der Mitte der Kirche bemerkte man einige weißliche Damentoiletten, welche zu den melancholiſchen Umgebungen auf eine grelle Weiſe abſtachen. Das Todtenamt ging ohne Störung vorüber; eine kleine Unordnung entſtand gerade in dem Augenblick, als der Erzbiſchof in Begleitung der Geiſtlichkeit erſchien, um die Abſolution zu ertheilen. Man hörte von mehreren Seiten her rufen: „Assis! assis!" weil einige Neugierige ſich auf die Bänke ſtellten, um den Erzbiſchof zu ſehen, welcher dadurch genöthigt wurde, einen Augenblick inne zu halten. Die Zöglinge vom Conſervatoire führten unter Leitung des Herrn Habeneck eine Meſſe von Cherubini aus, welche lauten Beifall fand. Nach Beendigung des Trauergottesdienſtes wurden die Gewölbe, worin die Gebliebenen beigeſetzt ſind und die ebenſo prächtig, als die ganze Kirche, dekorirt waren, dem Publikum geöffnet; die anweſenden Verwandten durften ſich zuerſt hinabbegeben, worauf erſt die übrigen Eingeladenen zugelaſſen wurden. Die ganze Ausſchmückung des Invalidendoms blieb noch mehrere Tage hindurch unverändert; der bekannte Künſtler Herr Granet hat vom Könige den Auftrag erhalten, die Leichenceremonie in einem großen Gemälde darzuſtellen.

Donnernde Artillerieſalven verkündigten den Anbruch des Freitags, 29. Juli. Man hörte zwar nicht wie früher von 6 Uhr Morgens an Appel in allen Straßen ſchlagen, weil die gewöhnliche große Revue der Nationalgarde und eines Theils der Linie abbeſtellt war; aber doch bemerkte man eine ungewöhnliche Menſchenmaſſe in den Straßen, welche alle nach den elyſäiſchen Feldern pilgerten. Hier hatte die Regierung eine kleine hölzerne Stadt erbauen laſſen. In den beiden Nebenalleen nämlich, welche die Avenue begränzen, waren zwei Reihen eleganter Boutiken aufgeſchlagen, welche dreifarbig angeſtrichen und in verſchiedenen Zwiſchenräumen durch kleine griechiſche Säulenhallen von einander getrennt waren. Die meiſten davon hatte man alten abgedankten Soldaten aus den Napoleon'ſchen Heeren unentgeltlich überlaſſen; faſt alle trugen die Inſchrift einer Schlacht aus jener Zeit; denn ich erinnere mich kein auf die Julirevolution bezügliches Emblem geſehen zu haben. Der weite übrige Raum der Champs-Elyſées war mit Zelten, Barraken, Marktbuden, Reſtaurans u. ſ. w. angefüllt. Dazwiſchen hielt heute das Pariſer Volk ſeine Comitien, nicht aber um ſeine Magiſtraten zu erwählen, ſeine Herrn zu verurtheilen, ſeine ſtürmiſchen Tribunen anzuhören und ſeine Conſuln zu ſteinigen. Dieſe Zeiten der Politik unter freiem Himmel und des lärmenden Forums ſind vorbei. Wenn ſich heute Alles, was in Paris an Groß und Klein, an Jung und Alt auf den Beinen war, in den elyſäiſchen Feldern verſammelte, ſo geſchah das weniger um Kriegs- oder Friedensfragen zu erörtern, als um Lebkuchen zu eſſen, Lotterie zu ſpielen und den Hanswurſt Spaß machen zu hören. Zu allen dieſen Vortheilen rechne man noch das ſeltene Glück, daß die Spaziergänger heute nicht, wie ſonſt, die Staubwolken zu verſchlingen brauchten, welche die Pferde der Pariſer Dandys und die Equipagen der Banquiers jeden Tag aufwühlen, wenn ſie im Galopp dem Triumphbogen zueilen. Heute konnte ſich das arme Volk ſo recht nach Luſt und Belieben vergnügen, ohne die Augen von dem Luxus der Ariſtokratie geblendet zu haben.

Muſtern wir ein wenig dieſes Treiben; ich weiß nicht, ob unſer Trommelfell ſtark genug ſein wird, um dieſen betäubenden Lärm von Fluchen, Lachen, Schreien, Trompeten und Singen zu ertragen. Welch eine hölliſche Muſik ſchallt uns da entgegen? Das ſind die Schläge von wenigſtens 6 türkiſchen Trommeln, welche ſich mit dem durchdringenden Geſchmetter der Trompeten und dem erzernen Geklapper der Handſchellen vermählen. Die Tambours ſchlagen unaufhörlich ihre betäubenden Wirbel, die Klarinettbläſer zerreißen unſere Nerven mit ihren ſchrillenden Tönen, die Pickelhäringe und Hanswürſte machen uns mit ihren heiſernen Witzreden erröthen und das Gelächter der entzückten Maſſe bringt uns in Verlegenheit. Wir ſind in einem wahren Schmelzofen von Geſchrei, Lärm und Geſang und in welchen polternden Harmonien das Alles zuſammenſtimmt. Es iſt unmöglich, dieſes Kapernaum zu entziffern. Dort zur Rechten hat eine Seiltänzerfamilie ihre Bühne aufgeſchlagen; es iſt ein peinliches Schauſpiel den armen Kleinen, welche wahrſcheinlich geſtohlen ſind, die Beine ſo verrenken zu ſehen; der Landmann, welcher Hühner und Tauben auf den Markt bringt, geht barmherziger mit dem Federvieh um, als ein Gaukler mit ſeinen Kindern. Zehn Schritte weiter iſt eine Menagerie von Schlangen, Krokodilen, Affen u. ſ. w. Daneben läßt ſich der Colosse du Nord ſehen: Madame N. jeune personne, agée de 15 ans, née natif de Bruxelles, qui pèse 315 livres. Elle pince de la guitarre et s'accompagne. So ſteht wenigſtens über der Eingangsthür geſchrieben. Man brauchte dieſen weiblichen Koloß des Nordens nicht zu beſuchen; denn er war zweimal draußen abgebildet, jedesmal als eine dicke, freche Perſon, amazonenartig geſchürzt, mit hochfliegendem Rocke. — Eine andere Bude von Leinwand verſpricht den Eintretenden gegen die Entrichtung von 3 Sous eine Rieſin zu zeigen, welche Kieſelſteine verſchlingt, die Taxe war nicht angegeben. Was man aber am häufigſten ſah, waren Bretterbuden, mit dreifarbigen Fahnenbündeln geziert, aus deren Mitte ein großes lateiniſches N hervorſah; der Kaiſer und ſeine Siege, Napoleon mit ſeinen Marſchällen und den Halbgöttern ſeiner alten Garde, — davon kann das franzöſ. gemeine Volk nicht genug bekommen. Man höre nur jene Marktſchreier: „Entrez, entrez, Messieurs et Mesdames, vous y verrez l'homme au petit chapeau et à la redingote grise, passant le Saint-Bernard dans la neige et le pont d'Arcole dans le feu; vous y verrez le général en chef de l'armée égyptienne touchant les pestiférés de Jaffa; vous y verrez l'empereur dormant sur une chaise la veille de la Bataille d'Austerlitz, saluant les prisonniers russes etc. etc. Vous y verrez l'empereur prisonnier à Sainte-Hélène, la mort de l'empereur, l'apothéose de l'empereur à l'instar du cirque de Franconi."

(Schluß folgt.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Von der geſetzlichen Täuſchung erlauben Sie mir, mich zu einer ungeſetzlichen zu wenden, zu einer Betrügerin, wie man im gemeinen Leben ſagt, die aber, man muß es ihr zur Ehre nachſagen, keine gewöhnliche Betrügerin war. Vor zwei Jahren ungefähr gab es hier in einer reichen jüdiſchen Familie ein Hausmädchen, die plötzlich zu ihrer Herrſchaft kam und dieſer den Dienſt kündigte, weil ſie eine Reiſe nach Hamburg thun müſſe, wo ſie Vermögen ererbt habe. Die Herrſchaft entließ ſie, und das junge Mädchen machte ſich auf den Weg. Sie war die Tochter eines Beamten, hatte Erziehung erhalten, ſprach franzöſiſch, beſaß Anſtand und obgleich ſie nicht ſchön war, ſo hatte doch ihre ganze Erſcheinung etwas Nobles und Einnehmendes. Emilie Wilken wußte, wie man in der Welt auftreten müſſe, ſie beſaß Ehrgeiz, Erfindung und ſtrebte nach Rang und Stand in der Geſellſchaft. — Als ſie aus Hamburg zurückkehrte, brachte ſie einen Wechſel auf einige tauſend Thaler von einem der erſten Bankierhäuſer auf ein großes Berliner Haus mit, und bat den Chef deſſelben, ihr zu erlauben, dieſe Summe ſtehen zu laſſen, bis ſie dieſelbe bedürfe und nach und nach den Inhalt zu entnehmen. Dem Chef des Hauſes Schickler war eine ſolche Bitte des geringen Betrags halber unangenehm, indeß geſtattete er es, da die junge Dame ſich merken ließ, ſie ſtehe mit dem Chef des Hamburger Hauſes in genauen Verbindungen und werde jährlich für zwölftauſend Thaler Wechſel erhalten. — Nun miethete ſie eine ſchöne Wohnung; erſchien im erſten Range der Theater und bald verbreitete ſich das Gerücht der wunderbaren Unbekannten, die von einem armen Hausmädchen zur reichen Dame erhoben, einen Mohrenprinzen, einen Amerikaner oder einen indiſchen Nabob, je nach den verſchiedenen Lesarten, zum Geliebten habe, der ſie heirathen würde und mit ſeinen Schätzen überſchütte. Ungemein beluſtigend für Viele war es, wenn Emilie Wilken mit ihrer früheren Herrſchaft im Theater zuſammentraf und der Zufall ſie in derſelben Loge zuſammenführte. Die reiche Jüdin zitterte vor Zorn, ſie klemmte ſich wie es ging in die Ecke, um jede Berührung zu vermeiden, ihre bedeutende Fülle ſchwoll auf, wie der Froſch in der Fabel, ſie drohte zu berſten, während die Andere ſie ruhig lächelnd betrachtete und mit ihren Diamanten ſpielte. Denn ſolche edle Steine beſaß und trug ſie, ihre Einkäufe waren bedeutend und ihr ganzes Benehmen zeugte von der Sicherheit ihres Reichthums. Gewöhnlich bezahlte ſie nicht baar, ſondern ſie begnügte ſich, Anweiſungen auf das große Haus Schikler und Compagnie zu geben, und da dieſe ohne Weiteres honorirt wurden, ſo ſtieg ihr Kredit ſchnell in's Unglaubliche. Endlich zog ſie nach Charlottenburg zu ihrer Tante, wie ſie ſagte, um ſich vor Zudringlichkeiten zu ſchützen, und hier lebte ſie nun mit dem Glanze einer reichen Dame, doppelt anziehend durch den Nymbus des Geheimnißvollen, welcher ſie umgab. Sie hielt Equipage, Dienerſchaft, wohnte ſchön; aber Niemand konnte ſich ihrer Freundſchaft, ihrer näheren Bekanntſchaft rühmen, ſo mancherlei Verſuche auch von einigen jungen Herrn gemacht wurden. Man nannte ſie das Räthſel von Charlottenburg, erſtaunte über die Geſchenke, welche ſie Allen machte, die ihr irgend Dienſte leiſteten, und fabelte von ihrem Reichthum und ihrem geheimnißvollen Anbeter, in welchem man ziemlich allgemein endlich den Hamburger Millionär vermuthete, der, wie man ſagte, eben ſo häßlich als reich ſei, und ihr ein Heirathsverſprechen gegeben habe. — Plötzlich aber verbreitete ſich wie ein Donnerſchlag die Neuigkeit, das Charlottenburger Räthſel befinde ſich in ſicherem Gewahrſam und ſei nichts weniger, als eine ſchlaue Betrügerin, die ganz Berlin und unter den Berlinern Manchen ganz ausnehmend angeführt habe. Und ſo war es in der That, der Vorhang rollte jetzt auf, und das Drama entwickelte ſich. — Emilie Wilken hatte durch Zufall ein Loos in der Hamburger Lotterie erhalten und dies einige tauſend Thaler gewonnen. In Hamburg hatte ſie den Gewinn dem reichen Handelshauſe Jäntſch übergeben, und endlich den Chef deſſelben gebeten, ihr Anweiſungen auf Berlin zu geben. Der gefällige Mann that dies und zum Dank wurde er unbewußter Weiſe mit in die Intrigue gezogen, und von der verſchmitzten Wilken zu ihrem Anbeter und heimlichen Gemahl erhoben. Indeß ſchmolz der Gewinn ſchnell, und die Intrigantin mußte auf neue Mittel ſinnen. Sie kannte eine alte leichtgläubige Frau in Charlottenburg, die Vermögen beſaß, und um Alles gern erfahren hätte, wer der reiche Unbekannte ſei und wie es mit der Wilken denn ſo recht eigentlich ſtehe. Dieſe beſuchte ſie öfter, und vertraute ihr endlich unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes und nachdem ſie der Alten einen furchtbaren Eid auf die Bibel abgenommen hatte, daß eine hohe Perſon ſie zärtlich begünſtige. Sie müſſe ſich daher zurückziehn und die Menge fliehen, die ſie neugierig umlagere und es ſei ihr anbefohlen worden, in Charlottenburg künftig zu wohnen. Hierauf folgte der Antrag an die alte Frau, zu ihr zu ziehen und unter ihrem Schutze ſicher zu ſein. Die Alte nahm dies mit Stolz und Freude an, und nun zeigte ihr die Wilken Briefe ihres hohen Beſchützers, worin derſelbe ſie ungemein auszeichnete; bald darauf brachte ſie ein Handſchreiben an die alte Dame, in welchem dieſe ermahnt wurde, ihrer Nichte ſorgſam beizuſtehen, ihr allen Schutz und Hülfe angedeihen zu laſſen und der reichſten Belohnung gewärtig zu ſein. Die Tante ſchwamm in Entzücken, und ſie, die Geizigſte der Geizigen, ward dadurch bewogen, ihre Kaſſe zu öffnen und der jungen Verſchwenderin ein Staatspapier nach dem andern zu übergeben, bis ihr ganzes Vermögen fort und durchgebracht war. Die Befehle hierzu, welche ihr die Wilken von Zeit zu Zeit überreichte, hob ſie ſorgſam auf. Sie begannen jedesmal mit der lächerlichen, ſonderbaren Formel: „Ehrenfeſte, Liebe, Getreue,“ und ungefähr ſo weiter: „Wir haben mit Vergnügen vernommen, wie Ihr Euch um das Wohl Eurer Nichte bemüht, und ſagen Euch unſern aufrichtigen Dank. Gegenwärtig befinden wir uns im Lager bei Kaliſch, welches, da es uns ſehr viele Koſten verurſacht, uns hindert, für Eure Nichte ſo zu ſorgen, wie wir gern möchten. Wir befehlen Euch daher, derſelben tauſend Thaler abermals vorzuſtrecken, und werden Euch im nächſten Jahre nicht allein alle Eure Vorſchüſſe zurückerſtatten, ſondern auch zwanzigtauſend Thaler zuweiſen.“

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

*** **Kunſtſchätze in Madrid.** — Nach Viardot's kürzlich erſchienenen Werke über Spanien beſitzt das Madrider Muſeum von **Raphael**: eine h. Familie; dann das ſg. Spasimo di sicilia, welches den Erlöſer darſtellt, wie er zum Tode gehe und ſein Kreuz trägt, wobei ihm Simon, der Cyrenäer behülflich iſt; — außerdem noch zwei Porträte, von denen eines den Rechtsgelehrten Bartolo de Saſſo-Ferrato darſtellt. — Raphael's Vierge au poisson befindet ſich im königlichen Palaſt, ſeine Vierge à la perle im Escurial. — Von **Tizian** beſitzt das Muſeum vielleicht mehr als die Hälfte ſeiner ſämmtlichen Werke, und ſeine Verehrer können ihn dort in allen ſeinen verſchiedenen Arten und Abſtufungen, von der Nachahmung ſeines Mitſchülers Giorgione an bis zu den letzten Erzeugniſſe ſeines Genius ſtudiren.

Die Reihe der **ſpaniſchen Maler**, deren Werke dort aufgeſtellt ſind, eröffnet Viardot mit **Juan de Juanes** (eigentlich Vicente Juan Macip), geb. 1524, † 1579, der von allen Nachahmungen Raphael's ſeinem Vorbilde gewiß am nächſten gekommen ſei. Ihm läßt er folgen die Maler Zurbaran, Ribalta, Roelas, Carducci, Leonardo, Caſtello, Escalante, den Mönch Magno, Espinoſa, Leonzo, Arias, Cares, Orente, Carenno, Melendez, Blas del Pardo, Pereda, die beiden Coello (von denen der Valenzianer Coello das berühmte Altargemälde im Escurial gemalt hat), ferner den Capitän Toledo, Villavicencio, Pantoja de la Cruz, Navarète den Stummen, Schüler Tizians, José Ribera, (Espagnolet) geb. 1588, † 1656, Pachéco, Meiſter des großen Velaſquez de Silva (geb. zu Sevilla 1599, † 1660), und Mazo, deſſen beſten Zögling; — dann Alonſo Cano, wie Michel Angelo, zugleich Maler, Bildhauer und Architekt, Cespédès, Dichter und Maler, und den göttlichen **Moralès**. Zu den ſchönſten Zierden des Muſeums rechnet er die Viſion Ezechiels über die Wiederauferſtehung des Fleiſches, von **Collantès** (geb. 1599).

*** **Converſionen.** — Unter dem Titel: „My confessions to silvio Pellico“ und „Le mie confessioni etc“ iſt ſo eben in London in beiden Sprachen die Autobiographie **Guido Sorelli's** erſchienen, der darin u. a. auch die Geſchichte ſeiner Annahme des **evangeliſchen** Glaubensbekenntniſſes erzählt. Er beabſichtigt jetzt, in Italien und ſelbſt in Rom als Prediger ſeines neuen Glaubens aufzutreten. Von Grenoble her wird dagegen berichtet, daß ein gewiſſer **Heinrich Schumann** von Magdeburg, durch den Brief des Hrn. **von Haller** und zwei Profeſſoren des großen Seminars zu Grenoble bekehrt, am 25. v. M. vom proteſtantiſchen zum **römiſch katholiſchen** Glauben übergetreten und ſeine geiſtige Selbſtherrlichkeit — in die Hände des dortigen Biſchof's niedergelegt habe. — In dem **Beobachter** endlich, einem Volksblatt aus Würtemberg, leſen wir (in Nro. 171 vom 22. v. M.), daß hier, in Frankfurt ſelbſt, ein geborener **Jude**, der vor etwa 20 Jahren in die **katholiſche** Kirche eingetreten, ſich vor Kurzem in die **proteſtantiſche** Glaubensgenoſſenſchaft hat aufnehmen laſſen, — um endlich mit einer reichen presbyterianiſchen Schottin in den heiligen Eh- und Wehſtand übertreten zu können! —

*** **Muſikfeſte in Deutſchland.** — Am 12. v. M. wurde das Geſangfeſt zu **Konſtanz**, und am 26. deſſ. M. ein ähnliches Feſt zu **Ulm** gefeiert. Dem letzteren wohnten Abtheilungen von Liederkränzen und Geſangvereinen aus vielen würtembergiſchen und bayeriſchen Städten, ſelbſt aus Stuttgard und Augsburg, bei. Gegen 1000 Sänger, die Singknaben nicht mitgerechnet, nahmen daran Theil. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 194. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 17. Auguſt.

Neue Lieder.

Von

Franz Freiherrn von Gaudy.

1.

Das letzte Gedicht.

Ich will auch das verdammte Verſeln laſſen —
Zur Krankheit ward's bei mir, ward zur Manie.
Auf Honorar für Verſe kann man paſſen,
Kaum gratis noch gedruckt wird Poeſie.
Was er an Reimen braucht, macht ſich ein Jeder
Allein — nach fremden trägt kein Menſch Begehr.
Ich ſchwör's: Zum letztenmal tunk' ich die Feder
Hier ein. Noch dies Gedicht, kein anders mehr.

Kein anders mehr! — Einmal und nimmer wieder.
Wer ſähe gern in ſolch 'nem Lumpenblatt
Am Pranger gleichſam ſtehen ſeine Lieder,
Mit Prädikaten „manirirt“ und „matt?“
Ich nicht, bei Gott! — Doch dem, der dies Geſchmiere
Verfaßt, dem Tezett — — o! ich weiß ſchon wer —
Dem tränk' ich's ein. 'Ne einzige Satyre
Auf ihn — noch dies Gedicht kein anders mehr.

Kein anders mehr! — Hier ſchwör' ich's ab. Ja wenn der
Geburtstag morgen meiner Braut nur nicht —
Zur Unzeit guckte ich in den Kalender —
Wünſch' ich nicht Glück in Reimen — ja, ſie bricht.
Nun, Verſe zum Geburtstag, ſtreng genommen,
Sind keine Verſe — Proſa doch wohl eh'r.
So'n Tag kann einmal nur im Jahre kommen —
Da geht's. — Noch dies Gedicht — kein anders mehr.

Kein anders mehr! — Fort, du heilloſer Zettel,
Vom Redakteur des Muſenalmanach!
Ich treib' einmal nicht länger mehr den Bettel
Von Poeſie — ob je mein Wort ich brach?
Was ſchreibt er denn? — „Sie werden mich verpflichten —
Geprieſ'ner Name — Meiſter —“ Bitte ſehr —
Ich kann den Mann doch nicht zu Grunde richten —
Ihm fehlt's. — Noch dies Gedicht — kein anders mehr.

Kein anders mehr! — Wenn von Geſammtausgabe
Buchhändler ſprächen — nein — doch ja — vielleicht —
Man nimmt das Alte, feilt — von Neuem habe
Ich mancherlei im Pult — und, wie mir däucht,
Nicht ſchwächer's juſt. — Freilich müßt' ich vollenden
Das Epos, das romantiſche, vorher —
Dann ging's, daß meine Werk' in ſieben Bänden —
Sei's drum — noch dies Gedicht — kein anders mehr.

Kein anders mehr! — Ich muß das Verſeln laſſen.
Es iſt die höchſte Zeit — ich ſeh' es ein.
Ja, laſſ' dich nur bei einem Haare faſſen
Vom Teufel, und du biſt auf ewig ſein.
Ach! Ruh' iſt nur im Grabe zu gewärt'gen —
Und doch — wer ſetzte mir die Grabſchrift? Wer?
Müßt' ich denn nicht am Ende ſelbſt verfert'gen
Noch ſterbend dies Gedicht — kein anders mehr?

Der Gotteslängner.

(Schluß.)

Blitze beleuchteten ihren Pfad, und eine wunderbare Ahnung leitete ſie richtig auf dem noch nie betretenen Wege zu dem ſchwarzen Schlunde. Auf dem über ihn hinhängenden Felsſtück ſtehend, weit übergeneigt und nur an einem dürren Buſche ſich feſt haltend, blickte ſie angeſtrengt hinab in die dunkle Tiefe, konnte aber nichts entdecken, als ein Abbild ewiger Nacht. „Heinrich,“ rief ſie hinunter, „lebſt du noch?“

„Wer ruft mich,“ fragte eine matte Stimme von unten.

„Ich bin's,“ antwortete ſie, „ich will dich retten.“

„Du kommſt zu ſpät,“ antwortete es von unten, „verlaß mich jetzt nur immerhin, du haſt mich herabgeſtürzt in dieſen Abgrund, jetzt laß mich hier verderben.“

„Nimmermehr,“ rief das Mädchen und warf die zuſammengeknüpften Seile hinunter, „bind' dir dieſe Seile unter den Armen feſt, halt dich an ihnen, und verſuche an einer der ſteilen Wände aufwärts zu klimmen. Ich werde ſie halten, werde dich empor ziehn. Unſerer vereinten Anſtrengung wird es ſchon gelingen.“

„Es iſt unmöglich,“ antwortete er, „meine Hand iſt gequetſcht, mein Fuß verrenkt, auch fühle ich mich matt, krank, dem Tode nah', ich vermag es nicht, das Seil umzuſchürzen, vermag es nicht zu klimmen, geh', verbittre mir nicht den Tod, wie du mir den letzten Reſt meines Lebens verbittert haſt.“

„Barmherziger Gott!“ rief Anna, „und ich, ich hätte dich gemordet, ich dich der Verzweiflung preisgegeben! Heinrich, ich beſchwöre dich bei'm Haupte deiner Mutter, bei allem, was dir jemals theuer war, iſt es ganz unmöglich? Verſuch' es, raffe deine Kräfte zuſammen.“

„Es iſt unmöglich, wahrlich, es iſt unmöglich!“

„Nun denn ſo iſt mein Entſchluß gefaßt,“ rief das Mädchen und eilte an die andere Seite des Schlundes, wo das loſe ſteil abſchüſſige Geröll einen Weg hinunter, aber nicht wieder heraufbot. — „Was willſt du thun?“ rief es aus der Tiefe. „Zu dir kommen,“ antwortete ſie, „mit dir ſterben! Gott wird auch mich lebendig hinuntergelangen laſſen, und du ſollſt nicht ohne Troſt, ohne Liebe ſein in der Todesſtunde.“ Und ſchon hatte ſie den Rand des Trichters betreten, der Boden glitſchte aus unter ihren Füßen, und gleich einem hinabſchwebenden Engel kam ſie gleitend, fliegend, eine Strecke hinabſtürzend, und immer wieder ſich empor richtend unten an, indem die in der Luft zerſtreute elektriſche Materie, leuchtend wie ein Heiligenſchein, um ihr lockiges Haupt ſich legte.

In Frau Margarethens Bruſt war das Muttergefühl zurückgekehrt, ſobald ihr Zorn ausgetobt hatte. Sie ſah das Mädchen fortſtürzen in der wetterſchweren Nacht, und eine ungeheure Angſt ergriff ſie. Sie beſchwor den Pfarrer und einige ihrer anhänglichſten Nachbaren, mit ihr Annen nachzueilen, die Beredſamkeit der Mutterangſt, und die Liebe, welche das Mädchen ſelbſt allgemein im Dorfe genoß, ſiegten diesmal über Furcht und Vorurtheil, und eben als Anna in die Schlucht hinabgeſtiegen war, kamen Frau Margaretha, der Pfarrer und mehrere Bauern bei derſelben an. Entſetzt fuhren ſie zurück, als ſie die Stelle leer ſahen, bald aber vernahm die Mutter Ännchens Stimme aus der Schlucht. Sie rief ſie an mit den ſüßeſten Schmeichelnamen, und da ſie ſich überzeugt hatte, daß ihr Kind geſund und unverſehrt ſei, rief ſie den Leuten zu, ſchnell die vorhandenen Seile zu ergreifen, um ihre Tochter herauszuziehn. Ännchen aber erklärte, ſie werde ſich nicht eher hinausziehen laſſen, eh' ſie den Mann, der vor ihr herabgeſtürzt ſei, gerettet wüßte. Das Vorurtheil der Bauern ſtieß ſich wieder an dieſe Forderung, doch die Mutter flehete, der Pfarrer ſelbſt redete ihnen zu. Dies Alles und am meiſten die Zuneigung der Leute zu dem lieben Kinde, welches alle nur mit der ſchmerzlichſten Bekümmerniß ſo elend hätten umkommen ſehen, überwand endlich den Aberglauben, und man zog den Baron, unter deſſen Armen Ännchen die Seile befeſtigt hatte, zuerſt heraus.

„Nun, meine Tochter, nun geſchwind, mein liebes Kind!“ rief Frau Margaretha.

„Gleich, wertheſte Frau,“ ſprach ein Bauer, „laſſen Sie mich nur erſt die Knoten wieder ein wenig feſter ſchürzen, es hat ſich hier etwas losgezogen. Der Strick könnte ſonſt reißen, und das Kind wieder hinunterſtürzen und zerſchmettert werden, wovor uns Gott gnädig bewahre!“

Während Frau Margaretha ungeduldig zitternd und treibend ſtand, traten die Leute etwas von dem Schlunde abſeit an eine Stelle, wo das Licht des eben dämmernden Tages durch die dünnern Büſche fiel. Endlich waren die Seile wieder feſt zuſammen gebunden, und man wollte zum Werke ſchreiten, da fuhr ein ungeheurer Wetterſtrahl aus dem ſchwarzen Gewölk, und warf das überhängende Felsſtück mit lauten Krachen in den Schlund hinab. Der Berg bebte, Stücke des erſchütterten Erdreichs und große Maſſen des Kiesgerölls rieſelten dem Felsblocke nach, und während das gewaltige Rollen über und unter der Erde immer dumpfer ward, zeigte der allmählich ſich erhellende Tag an der Stelle des jähen Schlundes nur noch eine ſanfte Einſenkung.

Alle waren betäubt zu Boden geſtürzt. Zuerſt erhob ſich der Baron, welcher bis dahin ſtumm und ohne Zeichen des Lebens geſtanden hatte. — „Barmherziger Himmel,“ rief er, „ſo ſoll ich ſie, die ich eben erſt ganz gefunden habe, ſchon wieder verlieren!“ — Da tönte eine helle Stimme Hülfe rufend aus der Tiefe. Der Baron eilte näher, und ſah nun erſt, daß der Felsblock den Schlund nicht ganz geſchloſſen hatte, ſondern daß zwiſchen ihm und dem jenſeitigen Rande, eine wenige Fuß breite Ritze in die Tiefe hinabklaffte. Er blickte hinunter und ſein Blick traf Ännchens Haupt, welche verſuchte, ſich zwiſchen den beiden Felswänden empor zu arbeiten. Auf einigen durch den Sturz gebildeten Tritten ſtieg er in die Ritze, reichte ihr die Hand, hob, trug ſie empor, und als ſie den Fuß frei auf das herabgeſtürzte Felsſtück ſetzte, da ſank es mit ihr ſanft und allmählich einige Fuß tiefer und füllte nun erſt den Schlund völlig.

Das Erſte, was Ännchen hier oben am Lichte des dämmernden Tags erblickte, war ihre Mutter. Sie warf ſich ihr zu Füßen und rief: „Mutter vergib mir, ich konnte ja nicht anders.“

Die Mutter legte ſegnend die Hände auf das Haupt der Tochter und ſprach: „Der Herr hat anders gerichtet, als wir in unſerer Blindheit richten wollten, ſein Name ſei gelobt! Vergib nur du mir, wenn ich von dir verlangte, was Gott dem Menſchenherzen nicht gegeben hat; das hätte ich wiſſen ſollen, denn er, der weiſeſte der Könige ſchreibt ja ſchon: Liebe iſt ſtark wie der Tod und Eifer faſt wie die Hölle; ihre Glut iſt feurig, und eine Flamme des Herrn!“

Stumm im Nachgefühl des eben Erlebten gingen alle einem Fußpfad nach, der auf dem kürzeſten Wege aus dem Walde führte. Der Baron wagte es noch immer nicht wieder Anna zu berühren oder anzureden, welche ihm wie ein übermenſchliches Weſen erſchien. Der Pfarrer bekämpfte ſchweigend einen innern Schmerz, bei den übrigen war das ſchauerliche Staunen über das Vergangene noch zu groß, als daß es hätte Worten Raum laſſen ſollen.

Nach kurzer Zeit traten ſie aus dem Walde, das Gewitter war mit jenem furchtbaren Schlage vorübergezogen, erfriſcht und glänzend lag die grünende Gegend zu ihren Füßen und vor ihnen ſtieg die Morgenſonne aus einer im ſchönſten Purpur erglühenden Wolkenwand empor. Ein alter Fiſcher, welcher die Nacht in großer Angſt durchwacht hatte, trat aus ſeiner Hütte, und da er die Langverhüllte wiederſah, wie ſie ſich in den ſanft ſpielenden goldblinkenden Wellen des Fluſſes zu ſeinen Füßen malte, begrüßte er ſie mit einem Lobgeſange, und von den im Kreiſe umher gereihten Dörfern erſcholl dazu das Frühgeläut des Sonntagsmorgens.

Ein Thränenſtrom ſtürzte aus den Augen des Barons, er blickte auf Annen, welche mit warmer Liebe und weicher Hoffnung ihn anſah, dann ſtürzte er nieder auf die Kniee, preßte die gefalteten Hände gegen die Bruſt, und rief: „Gott, der du mich ſchufſt, Gott, den ich blöder, wahnſinniger Thor aus ſeiner Schöpfung hinwegläugnen wollte, Gott, der du mich ſo überſchwenglich begnadigt haſt, höre meine Reue, höre mein weinendes Dankgebet, höre mein Gelübde: Habe ich bis jetzt mit Worten und Thaten dich verläugnet, ſo ſoll von nun an mein ganzes Leben nur ein Zeugniß ſein von dir, — von dir, o, mein Erbarmer! Und nicht eher will ich meinen befleckten Arm um dieſe reine Himmelslilie ſchlingen, bis ich es mit unzweifelhafter Gewißheit im Herzen fühle, daß du ſelbſt ſie mir gibſt.“

Er ſtand auf, der junge Pfarrer umarmte ihn, barg weinend ſein Geſicht an ſeiner Bruſt und ſprach: „Sein Sie mein Freund!“

Da traten aus einer etwas abſeit liegenden Ecke des Waldes, von Niemanden bemerkt, zwei Männer hervor, welche den Baron in dieſer und der vergangenen Nacht vergebens im Walde geſucht hatten. Sie richteten verwunderte Blicke auf die Gruppe, welche ſie von Ferne bemerkten; endlich ſprach Einer zu dem Andern: „Sieh' einmal, Pietro, da haben die Pfaffen einmal wieder Jemanden erwiſcht, von dem ſich's Niemand hätte träumen laſſen. Wer weiß, was noch aus uns beiden wird?“

„Das iſt wohl wahr, Jan,“ erwiederte der Andre, „allein einſtweilen, bis es ſo weit kommt, wollen wir verſuchen, was wir auf eigene Hand in dem Gewerbe ausrichten können, zu dem wir deſſen Anführung da jetzt ſchwerlich noch gebrauchen könnten.“

Damit gingen ſie in den Wald zurück.

Die ſechste Jahresfeier der Pariſer Julitage.

(Schluß.)

Doch in eben dieſer Allee zur Rechten, nach dem Elyſée-Bourbon zu, haben wir auch Gelegenheit, noch andere friedlichere, harmloſere Volksbeluſtigungen zu ſehen. Ganz eigner Art ſind die beliebten Spiele der Menge. Hier verſucht Einer, einen großen mit Luft angefüllten Gummiball vermittelſt eines Drucks auf eine Feder in die Luft zu ſchleudern, ſo daß er in ein etwa zehn Schritte von da aufgeſtelltes und an einer erhöheten Stange befeſtigtes Faß hineintrifft. Wenn es ihm gelingt, gewinnt er einen Blumenſtrauß; er darf den Ball zweimal für einen Sou werfen. Da iſt das Rad Ixions, welches die Pariſer Griſette gen Himmel hebt und wieder in die Hölle hinabträgt; doch jedesmal ſanft gefächelt vom Luftzuge. Daneben bietet der Ringſtecher ſeine hölzernen Pferde oder Schwäne den Bonnen und Kindern an; während der Marchand de Coco ſeine über Süßholz abgezogene ſchale Brühe ausſchreit: „à la fraiche! qu'est-ce qui veut boire?“ Etwas weiter hat ſich ein anſehnlicher Trupp in einen Kreis zuſammengeſtellt, in deſſen Mitte ein kleines Mädchen mit verbundenen Augen den Eiertanz aufführt. Das arme Kind ſpringt unter den zerbrechlichen Eiern herum, berührt ſie, ohne ſie zu zerſtören und macht allerlei Stellungen und Figuren, während ihr kleiner Bruder, der die Hälfte ſeines Strohbetts in den Haaren hat, mit dem Fiedelbogen auf ſeiner armſeligen Geige ſtreicht und ſeine abgemagerten langen Finger anſtrengt. Die Mutter ſteht dabei und betrachtet die Kinder ohne Mitleiden; ſie hat nur Augen für die wenigen Sous, welche von Zeit zu Zeit aus dem Kreiſe der Umſtehenden in die blecherne Büchſe geworfen werden. Iſt denn der Hunger ein ſo gewaltiger Mann?

Vor der Bude des Polichinell war auch heute eine andächtige Zuhörermenge verſammelt. Die Fabel des franzöſiſchen Polichinell iſt wie in Deutſchland ein ganzes förmliches Gedicht. Darin kommt der Teufel vor, welcher die Juſtiz der Menſchen vorſtellt und mit dem Polichinell allen möglichen Witz treibt, in deſſen Auswahl er ſehr keck und drollig iſt.

Zur Linken der Avenue von Neuilly längs dem Cours de la Reine entwickeln ſich hinter der erſten Reihe dreifarbiger Buden eine Maſſe von ähnlichen Beluſtigungen; Tanzplätze, Reſtaurans, Lebkuchenbäcker, Waffelverkäufer und eine Menge Weiber, welche allerlei Buttergebacknes feil bieten. Näher dem Waſſer zu treiben die Leute noch gewöhnlichere Beſchäftigungen; hie und da ſteht eine Gruppe von Neugierigen, die ſich um irgend ein excentriſches Amüſement herum verſammelt haben. Ein Mann in blauer Blouſe kümmert ſich um all den Feſtlärm nicht und wühlt mit ſeinem Meſſer im Raſen. Iſt's ein Zauberer, der Waſſer ſucht? Nein, es iſt ein leidenſchaftlicher Freund vom Angeln und ſucht Regenwürmer als Lockſpeiſe für die Fiſche. Wenigſtens 100 Flaneurs ſtehen um ihn herum und ſind ganz außer ſich über die Zuckungen und Bewegungen, welche die verſtümmelten und kleingeſchnittenen Regenwürmer machen. — Dicht dabei hat ein Pariſer Gauner ein Brennglas auf einen Stock geſetzt und eine kleine mit zehn Körnern Pulver geladene Schlüſſelbüchſe unter dieſe Linſe gelegt. Die Sonne braucht ½ Stunde, um das Zündpulver anzubrennen, um den Schuß losgehen zu machen. Da ſtehen 60 Flaneurs, welche dieſe halbe Stunde geduldig abwarten. Aber heute finden ſie es langweilig; es gibt ja ſo viel noch zu ſehen, und ſie gehen fort. Kaum ſind ſie 5 Schritte davon, geht die Schlüſſelbüchſe los; ſie kehren wieder um und warten noch 25 Minuten, um den zweiten Schuß zu hören.

Auf dem Carré Marigny hatte man zwei große Theater aufſchlagen laſſen, welche militäriſche Vorſtellungen geben ſollten. Aber in dem Augenblick, wo dieſelben beginnen und das Volk in unabſehbarer Menge herbeigeſtrömt war, wo die Schauluſtigen zu Dutzenden auf den Bäumen ſaßen und der Ruf places à louer, places à louer, überall her ertönte, — ſtörte der Himmel das Feſt, indem er plötzlich Regen ſandte, womit er die beiden erſten Tage verſchont hatte. Die Volksmaſſe ſtiebt nach allen Seiten auseinander; die Orcheſter verſtummen, der Hanswurſt verkriecht ſich in ſein Zelt, die Schauſpieler gehen wieder hinter die Couliſſen und die neugierigen Zuſchauer ſuchen eine ſchützende Unterkunft gegen den Regen, welcher leider faſt den ganzen übrigen Theil des Tages anhielt. Um ſechs Uhr Abends fielen nur noch von Zeit zu Zeit einige Tropfen und das Anfangs rege Leben kehrte etwas zurück; aber es war zu ſpät, um den Kaffeewirthen und Reſtaurants ihren Schaden zu vergüten; denn von jener Stunde an nahmen die Liebhaber vom Feuerwerk bereits ihre Plätze auf der Terraſſe an der Waſſerſeite in den Tuilerien und längs der Quais ein.

Mit einbrechender Dunkelheit geſellte ſich zu dem Regen ein unfreundlicher, rauher Zugwind, welcher die Illumination faſt unmöglich machte. Die Lampions in den Tuilerien wollten nicht brennen und die zwei Drittheile der Guirlanden von dreifarbigem Feuer längs den beiden Seiten der Avenue von Neuilly wurden ſofort vom Winde wieder ausgeblaſen; der obere Theil des Triumphbogens allein ſtrahlte in herrlicher Gasbeleuchtung und dieſes Feuerdiadem war ſeiner würdig und entſchädigte ihn einigermaßen für die fade Einweihungsceremonie, welche am frühen Morgen des 29. in Gegenwart der Miniſter Thiers und Argout ſtatt gefunden hatte. Um ſieben Uhr in der Frühe nämlich war die Leinwand in Gegenwart von einigen hundert Zuſchauern von den Basreliefs heruntergenommen worden und das Volk, welches erſt von 9 Uhr an bis ſo weit hinaufkam, war ganz verwundert, den großen, mit dem Andenken von 20 Kriegs- und Revolutionsjahren belaſteten, ſteinernen Rieſen ſchon von Kopf bis zu Füßen muſtern zu können. Wir wollen ihn ein andermal beſprechen.

Um 8 Uhr 45 Minuten wurde endlich das Feuerwerk abgebrannt; es dauerte wenigſtens 20 Minuten. Mitten im beſten Zuge kam ein ſtarker Regenguß und der Himmel verfinſterte ſich vollends. Nichts deſto weniger blieben die Zuſchauer an ihren Plätzen und man hörte 5 Minuten immerfort: „à bas les parapluie!" ſchreien, worüber es an mehreren Orten zu ſehr unangenehmen Auftritten gekommen iſt. Der Regenguß dauerte ohnehin nicht lange und der ganz umdüſterte Himmel lieh dem Feuerwerk einen nur deſto pittoreskeren Anſtrich. Außer den gewöhnlichen Raketen, Schwärmern, Feuertöpfen, Bouquets u. ſ. w. hatte man diesmal auf dem Pont de la Concorde den Triumphbogen nachahmen laſſen, welcher am Ende ganz in Brillantfeuer ſtrahlte; auf dem Frieſe las man die Inſchrift: aux armées françaises, und auf ſeiner Höhe ſah man einen koloſſalen Adler mit ausgebreiteten Schwingen. Dieſe Beleuchtung bot allerdings den beſten Anblick dar. Ruhig und, wie es ſchien, erbaut, ergoß ſich das Volk in die Straßen der Hauptſtadt, nachdem der letzte Funken des Feuerwerks in der Seine erloſchen und wir zogen mit herein, in tiefes Sinnen über den ſoeben im Brillantfeuer ſtrahlenden Triumphbogen verſunken; denn der Contraſt zu den trivialen Scenen des Tages war zu groß, und ich kann bis auf die heutige Stunde nicht begreifen, wie ein Volk, das ſich ſo auf gewöhnliche Weiſe heutzutage amüſirt, ſo viele ungewöhnliche Thaten hat verrichten können, daß ſie kaum auf einem 152 F. hohen und 80 F. breiten Monumente würdigen Platz genug fänden. C. L.

Notizen.

*** **Die Sparkaſſen in Frankreich.** — Kürzlich hat Hr. **Benjamin Deleſſert** der Generalverſammlung der Direktoren und Verwalter der Sparkaſſen von Paris ſeinen Bericht erſtattet. Hiernach haben die Einlagen ſeit 1831 folgendergeſtalt zugenommen:

1832 betrugen ſie 2,643,121,
1833 8,733,340,
1834 17,230,212,
1835 . . . . . 22,365,494, und

im laufenden Jahre ſind in den 6 erſten Monaten ſchon 15 Millionen deponirt worden; am Ende des v. J. aber waren die Kaſſen 38,065,580 an 65,349 Deponenten ſchuldig. Neue Deponenten waren hinzukommen: 1832 — 8,100, 1833 — 16,091, 1834 — 24,156, und 1835 — 27,365.

Neue Sparkaſſen aber hatten ſich gebildet:

Von 1818 — 1832 nur 17,
im Jahr 1833 allein 9,
„ „ 1834 — 48,
„ „ 1835 — 85,
in den erſten 6 Monaten von 1836 . . 45.

Jetzt zählt man deren überhaupt 204, die durch königl. Ordonnanzen genehmigt ſind; nur in 5 Departementen gibt es deren noch keine; dagegen haben 20 Departemente deren 87. —

Von ſämmtlichen Departementalkaſſen waren am 30. Juni d. J. in den öffentlichen Schatz hinterlegt 37,965,446 Franken, von den Pariſer Sparkaſſen . . . . 45,638,188 —

83,603,634.

*** **Italiäniſche Novitäten.** — Ein „Atlante Dantesco," nämlich ein Atlas zu Dante, iſt im v. J. in Folio zu Neapel erſchienen, welcher 120 radirte Blätter von Flaxmann enthält.

Giamb. **Cecchi** hat zu Parlermo ein heroiſch-komiſches Gedicht, betitelt: „La battaglia de'nomi e de' verbi," — und M. L. **Barillo** zu Neapel „poesie romantiche" herausgegeben.

Von *Pompili Olivieri's* Annali di Roma, welche die Geſchichte Roms von ſeiner Gründung bis auf die gegenwärtige Zeit in 8 Bänden darſtellen ſoll, ſind die erſten Lieferungen bei Salviuci zu Rom ausgegeben worden, und zu Palermo erſcheint ebenfalls in 8 Bänden eine „storia generale della Sicilia" von **Ferrara**.

*** *Bovista giganteum.* — Ein denkwürdiges Beiſpiel der außerordentlichen Schnelligkeit der Entwicklung des pflanzlichen Zellgewebes gibt Bovista giganteum, welches man in einer Nacht die Größe eines Kürbis hat erreichen ſehen. Da, nach Lindley, der Durchmeſſer der Zellen dieſes Gewächſes nicht $^{1}/_{200}$ Zoll überſteigt, ſo befanden ſich in jener Maſſe wenigſtens 47,000 Millionen Zellen, ſo daß in einer Stunde 4000,, in einer Minute mehr als 66 Millionen Zellen gebildet werden mußten. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 195. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 18. Auguſt.

Ueber Ordalien und Zweikampf.

Vorwort.

Dem Abgott, den die Franzoſen *point-d'honneur* nennen, — was man ebenſowohl mit „Ehrenpunkt," als mit „keine Ehre" überſetzen könnte, — werden noch immer zahlreiche Menſchenopfer gebracht, — nicht blos von unſeren raſchen und reizbaren Nachbarn, ſondern ſelbſt auch von unſeren bedächtigen und langmüthigen Deutſchen. Vergeblich haben Päpſte und Kirchenverſammlungen — mit dem Bannfluch, vergeblich Könige und geſetzgebende Körper mit Todesſtrafe oder Feſtung gedroht. Noch behauptet der mittelalterliche Moloch ſeine Altäre neben dem Allerheiligſten Jehovah's, und ſelbſt der Vorkämpfer des nordamerikaniſchen Republikanismus, ſelbſt der ſonſt ſo ſtrenge und uneigennützige Carrel hat jenem durchaus unrepublikaniſchen Götzen geräuchert, — denn eben ſo unrepublikaniſch iſt es, als unchriſtlich, ſich ſelbſt Recht — oder vielmehr Unrecht — zu nehmen, und eine perſönliche Unbill durch Verletzung der allgemeinen Rechtsordnung austilgen zu wollen. Der Chriſt duldet um Gottes und — ſeines Feindes willen; der Republikaner behauptet ſeine Ehre und ſein Recht nur auf allgemeinrechtliche Weiſe, und erträgt, wie Regulus, das Schmerzlichſte, wenn er nicht anders ſich retten kann, als durch Verletzung des gemeinen Weſens.

Aber der Zweikampf iſt nicht nur eine ſchwere Sünde für den Chriſten, eine Verläugnung des höchſten Prinzips für den Republikaner, und eine Empörung gegen jeden auf die Herrſchaft der Geſetze gegründeten Staat; ſondern noch beſonders eine ſchreiende Inconſequenz bei einem Vertreter der ſg. conſtitutionellen Oppoſition. Dieſe hat nämlich keine andere Baſis als den Grundſatz, daß jedes Mitglied des Gemeinweſens, ſelbſt das gekrönte, verantwortlich ſei für jede den engen Kreis der Individualität übergreifende That. Wer aber in einem Zweikampf zugleich das eigene und des Gegners Leben in Gefahr bringt, der eröffnet eben damit die Möglichkeit, daß er, den Gegner tödtend, ſelbſt auch getödtet werde, womit dann jede Verantwortlichkeit von ſeiner Seite unmöglich wird.

Wenn nun dem ungeachtet ſelbſt Männer, wie Carrel, ihren Ehrenpunkt durch Verletzung der allgemeinen Rechtsſphäre behaupten zu müſſen meinen, ſo bedarf es wohl keiner weiteren Rechtfertigung, wenn wir hier einige Betrachtungen über den Zweikampf mittheilen, die, ſchon vor längerer Zeit niedergeſchrieben, leider ſelbſt jetzt noch als zeitgemäß angeſehen werden dürften.

* * *

Uralt und allgemein verbreitet iſt der Glaube, daß höhere Mächte, daß Götter und göttliche Weſen die Lebensverhältniſſe des Menſchen beſtimmten; — uralt und allverbreitet auch der Glaube, daß die Götter jene vorbeſtimmte Zukunft durch Zeichen, durch Träume, Geſichte und Stimmen vorverkünden und hierdurch die Menſchen leiten und vorbereiten wollten.

Uralt iſt dieſemnach der Glaube an vorwiſſende, vorausſagende und mitwaltende Machtweſen.

Ebenwohl aus den älteſten Überlieferungen ragen — als erhabene Glaubenszeugen — die Ordalien hervor — die Gottes-Urtheile und Gottesgerichte, die nur aus der lebendigſten Gefühlsgewißheit hervorgehen konnten, daß die mächtigen und wiſſenden Götter auch die ſchlechthin gerechten ſeien, — die ſchlechthin das Recht wollenden und wirkenden.

Wie tief aber dieſer Glaube an Übermacht, Allwiſſenheit und Gerechtigkeit göttlicher Weſen gewurzeit, iſt daraus zu ernehmen, daß er auf den verſchiedenen Bildungsſtufen immer — wieder von neuem hervortritt, — im Weſen ſtets derſelbe — nur der Geſtalt nach ſich der Zeitbildung gemäß verwandelnd.

Auch die Urkunden des Chriſtenthums ſind ganz durchdrungen von dieſem dreifaltigen Glauben an den Allmächtigen, Allwiſſenden und Allwaltenden. Statt der Geſtirne aber, die nur mehr dienen, wie der Stern der Könige, und die ſich verdunkelnde Sonne, — waltet der Geiſt Gottes in Träumen, Zeichen und Weiſſagungen; ein Gottesurtheil findet Statt bei Erwählung des Matthias durch das Loos, und Gottesgerichte werden vollzogen an Judas, an Ananias und Saphirä, und verkündigt für das jüdiſche Volk — und die ganze Welt.

Sehr frühe aber ließ der Menſch es nicht bei dieſem durchgreifenden Beſtimmtſein und Beſtimmtwerden von Oben und Außenher bewenden. Er ſuchte die Macht eines Geſtirnes durch die eines mächtigeren zu paralyſiren, — und verſuchte frühe, dem vorbeſtimmten Schickſale zu entgehen, den Weiſſagungen auszuweichen. Zuletzt ſogar vermog er ſich, alle Einwirkung und Vorbeſtimmung von Oben her zu läugnen — und ſeine eigenen Wege zu gehen.

Ebenſo zeigt ſich bei den Gottesurtheilen, deren Unbedingtheit offenbar der kindiſchſten, älteſten Zeit angehört, der Übergang zur männlichen Selbſtſtändigkeit in den älteſten — noch religiös gefaßten — eigentlichen Zweikämpfen, in denen der Menſch nach allen ſeinen Kräften zur Thätigkeit berufen war, — und Gott ſich nur die beſondere Kräftigung des Gerechten und die hierdurch zu bewirkende Entſcheidung vorbehielt.

Beſteht aber das Chriſtenthum nach ſeiner älteſten geſchichtlichen Auffaſſung weſentlich darin, daß Gottes Sohn, in ihm alſo Gott ſelbſt Menſch geworden, daß er freiwillig alle bitterſten Leiden übernommen und duldend getragen, und daß der Gläubige durch Nachfolge Chriſti, durch Aneignung ſeines gottmenſchlichen Weſens der himmliſchen Seligkeit mit ihm theilhaft werden kann und ſoll, — dann iſt auch offenbar, daß der Unrechtleidende nicht ſich ſelbſt Recht ſchaffen, nicht für daſſelbe in den Kampf treten kann. Er muß vielmehr ſolches Unrecht als eine von Gott zugelaſſene Gelegenheit betrachten, ſeine Chriſtlichkeit durch ſtandhafte Duldung zu erhärten, und hiermit die ſchadenwollende Abſicht des Unrechtzufügenden für ſich in eine wirklich beſſernde und verklärende Prüfung verwandeln, und ebendamit feurige Kohlen ſammeln auf das Haupt ſeines Gegners. Das Gericht jedoch über den Böswilligen muß er Gott anheim ſtellen, der allein weiß, wie ſtrafbar derſelbe iſt und auf welche Weiſe er zu ſtrafen, zu züchtigen, zu erziehen, zu beſſern iſt.

Wo nun das urſprüngliche Chriſtenthum mit Völkern zuſammentraf, deren Bildung ihm entgegen gereift war, da bewahrte es auch in der Hauptſache ſeinen eigenthümlichen Charakter. Wo hingegen es mit noch ungebrochener Naturkraft zuſammentraf, wo es ſich unter Völker verbreitete, die im ſteten Kampf mit Natur- und Menſchengewalt zur gediegenſten natürlichen Selbſtſtändigkeit erſtarkt waren, — da mußte es ſich zunächſt damit begnügen, die natürliche Rachſucht zu zügeln, und durch Geſtattung des Zweikampfs die unmittelbare Blutrache zu verhindern. (Schluß f.)

Franzöſiſche Literatur.

(Schluß.)

In Jaques iſt ein Abweichen von dem gewöhnlichen Gedanken George Sand's unverkennbar. Hier hat der Künſtler ſein eignes Herz in die gleichgültige und ſtolze Bruſt Sylvia's hineingelegt. Er handelt nicht mehr; er betrachtet. Aber was ſieht er? Fernande, das holdeſte, zarteſte, anmuthigſte weibliche Geſchöpf vermag ſich nicht zu der Seelenhöhe Jaques hinaufzuſchwingen und fällt dem Oktave, einem ganz untergeordneten Liebhaber in die Arme. Jaques aber, der ſo ſtark iſt, beſitzt doch nicht jenen glühenden Enthuſiasmus, welcher Fernanden in ſeinen Strudel mit fortgeriſſen hätte. Weil Leone Leoni dieſe beiden Eigenſchaften bis zu einem gewiſſen Grade vereint, vergißt Julie ſeine anderen unermeßlichen Laſter und folgt ihm, Schande und Elend theilend.

André iſt Raymond de Ramière im 18. Jahre; Joſeph Marteau iſt Herr Delmare vor ſeiner Heirath, zur Zeit ſeiner erſten Liebe. Geneviève iſt eine zweite Indiana; eine unvermeidliche Erinnerung an ſich ſelbſt treibt ſie zum Zarten, zum Anmuthigen hin; aber die Zartheit und Anmuth iſt ſtets unentſchloſſen, feig. Einen Augenblick hat der freie, offene Charakter Marteau's Genevièven tief ergriffen; ſie ahnt aber auch zugleich, welche Rohheit und Gemeinheit hinter dieſer offenen Freimüthigkeit verborgen iſt. Geneviève ſtirbt.

Aber welche Bedeutung hat denn in unſerem beweglichen, voranſchreitenden Jahrhundert das ewige Schwanken George Sand's zwiſchen der Kraft und der Anmuth, zwiſchen dem Starken und Schönen? Was wollen jene beiden Geſtalten, Trenmor und Stenio, bedeuten? Unſerer Meinung nach iſt die Frage dahin zu löſen.

In jenen zwei Geſtalten laſſen ſich füglich zwei Tendenzen und Beſtrebungen der Gegenwart zuſammenfaſſen; ſie ſind im höchſten Grade typiſch und werden trotz aller Angriffe und Kritiken dauern. Und das Buch, worin ſie gezeichnet ſind, wird auch dauern und vielleicht manche Werke überleben, die in ihrer Anlage und Durchführung beſſer erwogen und durchdacht ſind. Und die zukünftigen Geſchlechter werden jenen prachtvollen Styl bewundern, dem das Gefühl für Gott, Natur und Menſchheit eine Energie, Einfachheit, Beredſamkeit und Natürlichkeit verliehen hat, wie ſie ſelten gefunden werden. Nach den weiten Falten dieſer ſchönen Draperie wird die Nachwelt einſt beurtheilen, welcher Athem die Herzen des jetzt lebenden Geſchlechtes anſchwellte.

Trenmor iſt der menſchliche Wille. Der Wille hat die Schmach der Vergangenheit weggewaſchen, den Boden von Trümmern gereinigt und an ihrem Platze den Grundſtein eines beſſeren Lebens und einer neueren Moralität gelegt. Aber der Wille entbehrt ſtets der glühenden Herzensergüſſe, der leidenſchaftlichen Hingebungen, der weiſſagenden Stürme;

er iſt verſchloſſen, ſtoiſch, hat die Augen ſtets auf ſich gerichtet und erhebt ſie nie gen Himmel. Er glaubt nicht, er beobachtet viel, räſonirt mit ſtrenger Logik und handelt zur rechten Zeit. Er iſt bitter, ironiſch, ruhig; er kennt ſeine Macht; er hat ſie gemißbraucht und in ihrem Umfange ermeſſen, darum geht er haushälteriſch mit ihr zu Werke. Er ſetzt ſich an die Stelle aller Autoritäten; er geſtaltet die Welt nach ſeinem Bilde; er ordnet ſie nach ſeiner Weiſe und nach ſeinem Intereſſe. Er glaubt die Macht zu beſitzen, Alles umgeſtalten zu können, weil er Alles begreift und umfaßt, er nimmt nichts, als außer ſeinem Bereiche liegend, an. Wenn er nicht ſtark an den Zufall glaubt, ſo kommt das daher, weil er zu viel Selbſtvertrauen hat. Der menſchliche Wille nimmt ſich heutzutage alles das in ſeinem Namen und auf ſeine Rechnung vor. Ein großer Denker unſeres Volks hat ihn auf dieſe Diktatur angewieſen; Fichte hat ſeine Allgewalt gepredigt. Trenmor ſteht im innigſten Wechſelverhältniß mit dieſer Lehre, welche das erſte Hauptſtück im Katechismus unſerer Zeit ausmacht.

Trenmor iſt ganz Ichmenſch; er iſt Alles in ſich und durch ſich; er iſt vollkommen menſchlich und irdiſch. Stenio dagegen iſt ein Echo aus einer andern Welt, eine auf Windesflügeln aus einer andern Halbkugel uns zugetragene Blume. Stenio räſonirt nicht, er empfindet. Was heißt empfinden? Er iſt Dichter. Was heißt Dichtkunſt? Er hat die Augen immer nach oben hin gerichtet; er träumt in einem fort; er ſcheint unaufhörlich in Erinnerungen zu leben. Er handelt unüberlegt; aber in ſeinem thörichten Treiben offenbart er, ohne daran zu denken, eine erſtaunliche Tiefe. Stenio iſt die menſchliche Senſibilität, die Liebe, ein unwillkührlicher Widerſchein der Harmonien des Weltalls. Stenio fühlt in ſeinem Innern etwas anklingen, was er nicht geſchaffen, begriffen und vorhergeſehen hat; er fühlt ſich hingezogen zu allen Weſen, welche mit ihm auf einer verwandten Stufenleiter ſtehen; er iſt verſchwenderiſch und gießt eine Fülle von Schätzen aus, ohne ſich ſelbſt zu kennen; er verbreitet Entzückung um ſich her, ohne es zu wiſſen. Faſt möchte man ſagen, daß er auf der Welt iſt, nicht um bewundert zu werden, ſondern um die Gedanken des Menſchen auf etwas Höheres, Mächtigeres, Gerechteres und Schöneres, als er ſelbſt iſt, hinzuleiten. Stenio iſt die höhere Eingebung, ein Gottandenken, eine von den ſeraphiſchen Himmelsmelodien abgeriſſene Note. Die Empfindſamkeit iſt eine Offenbarung des Unendlichen. Aber Stenio iſt noch jung, unentſchloſſen, ſchwach wie ein ſchwankes Rohr. Iſt doch auch der neue göttliche Lichtſchimmer, welcher die Zukunft erhellen wird, nur noch ſchwach und unbeſtimmt! Wenn Stenio ſtärker und mit feſten Wurzeln in den Boden des menſchlichen Willens hineingewachſen wäre, würde er Lelia auch tiefer rühren, ſie mit ſich fortreißen und beſiegen. Die Liebe ſinnet heutzutage auf große Eroberungen im Namen Gottes. Die Philoſophie ſelbſt hat ihre zukünftigen Wunder zu ordnen geſucht. Schelling meint, daß die Menſchheit wieder damit anfangen müſſe, ſich in's Unendliche zu verſenken. Nach unſerer Anſicht iſt Stenio die blaſſe, langſam heraufzitternde Morgenröthe einer von unſerm Willen unabhängigen Begeiſterung. Das Jahrhundert ringt unter Schmerzen zwiſchen Trenmor und Stenio, zwiſchen dem Willen und der Begeiſterung, zwiſchen Fichte und Schelling. George Sand hat auf ihrem Wege dieſelben Umſtände und Lagen gefunden und das Gefühl derſelben auf die höchſte Stufe erhoben. Es ſteht heute in Niemandes Gewalt, eine ſichere Wahl zwiſchen beiden Wegen zu treffen; wir können ihretwegen leiden, wir können ſie verfluchen und ſegnen, und wer könnte ſie daran verhindern, ſich in unſeren inneren Ideenkreis einzudrängen?

George Sand ſtellt daher in ihren Romanen nicht blos ein einzelnes Problem, ſondern alle Probleme zuſammen auf. Das Endliche wie das Unendliche ſind unaufhörlich in ihrem Leben, in ihren Ideen und in ihren Büchern gegenübergeſtellt. Es gibt heutiges Tags ſo viele Schriftſteller, welche uns nur von ihrer Studierſtube zu erzählen wiſſen; George Sand hat aber von ſeinem erſten Auftreten an gezeigt, daß er mit ſeinen Blicken das ganze Weltall zu umfaſſen vermöge.

Wie hoch auch die Stelle ſein mag, welche George Sand gegenwärtiz in der franzöſiſchen Literatur einnimmt, wie groß auch die Fülle und der Reichthum ihres Styls ſein mögen, ſo iſt es doch keinem Zweifel unterworfen, daß ſie die Welt noch fernerhin mit neuen Schätzen beſchenken wird. Sie iſt vortrefflich im Detail; ſie gibt jeder ihrer Perſonnagen ein ſo ſprechendes Leben, eine ſo unnachahmliche Wirklichkeit, daß man über dem Leſen Alles um ſich her vergißt. In jedem neuen Erzeugniß ihres herrlichen Talents erſcheint daſſelbe ausgebildeter, hinreißender, auch in der Form vollendeter, ohne an Leben und Friſche zu verlieren. In Indiana iſt die Erzählung raſch, belebt und pittoresk; aber der Styl leidet noch an einigen Unachtſamkeiten und unſtatthaften Phraſen; in Valentine iſt der Ausdruck ſchon reiner, klarer und vollendeter, bis er endlich in Lelia und den folgenden Werken die höchſte Stufe der Energie und Eleganz erreicht.

Die logiſche Reihenfolge, das ideale Aneinanderſchließen, kurz, die geiſtige Zeichnung anlangend, ſind ihre Werke unverkennbar Momente eines und deſſelben Gedankens, deſſen Entwicklung allen feurigen Seelen auferlegt iſt und womit alle diejenigen ringen, welche ſich mit Begeiſterung in menſchliche Angelegenheiten miſchen und ſich nicht der trägen, friedlichen Rolle zweideutiger Zuſchauer begnügen können. Gegen die Meiſterſchaft im Detail iſt nichts zu ſagen; aber es bleibt dem Autor noch übrig, die Zuſammenreihung der Scenen ſtrenger anzuordnen und die Epiſoden mit mehr Nutzen und weniger Freigebigkeit zu Ende zu führen. Nicht ſowohl die Erfindungsgabe mangelt dem Verfaſſer, er erfindet reichlich und im Überfluß; als vielmehr die Auffaſſung, d. h. die Kraft, mit einem Blick die ganze Fabel in ihrem Zuſammenhange zu überſchauen und zu beherrſchen, nicht ſowohl das Geſicht, als die Vorſicht; nicht ſowohl das Können, als das Wollen. E. K.

Feuilleton.

⁂ **Die Ramſanehi's in Indien.** — Das „Asiatic Journal" theilt einen Bericht mit, der über eine Sekte, deren Mitglieder ſich Ramſanehi (Gottesfreunde, Rama-Freunde) nennen, der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen von Capitain Weſtmacott erſtattet worden. Wir entnehmen daraus Folgendes: Ramtſcharan, der Gründer der genannten Sekte, 1719 in Sorâcihaûn geboren, war ein Ramanat-Bairagi, (zu vergleichen theils den Stoikern, theils den Bettelmönchen). Dem Götzendienſt beharrlich entgegenwirkend, und deßhalb von den Bramanen heftig verfolgt, verließ er 1750 ſeine Heimath, und wanderte umher, bis er 1760 ſich zu Schahpura niederließ. Hier legte er den Grund zu einer geläuterten Brâmareligion, dichtete, (wie es heißt) 36,250 Sabdo's oder Hymnen, und ſtarb 1798. Ihm folgte Ramdſchan, einer ſeiner 12 Tſchela's (Schüler oder Jünger), welcher 16,000 Hymnen dichtete und 1809 ſtarb, — dieſem als dritter Prieſterfürſt, Dulha Ram, der 10,000 Sabdo's und an 4000 Sâkî's (Gedichte zum Lob tugendhafter Hindus, Muhamedaner u. a.) ſchrieb. Auf Dulha Ram folgte 1824 Tſchatra-Das (er dichtete nur 1000 Sabdo's und erlaubte nicht, ſie aufzuſchreiben), und nach deſſen 1831 erfolgten Ableben, wurde Narajan-Das die Würde des Mahants (Oberprieſter) ertheilt, der noch jetzt das Oberhaupt der Sekte iſt. —

Dieſe beſteht aus Laien (Girhiſt) — und Prieſtern (Sâdha's-Vollkommene oder Bairâgi's-Leidenſchaftloſe). Die letzteren ſind beſonders verpflichtet, die h. Schriften zu ſtudiren, und nichts Verdienſtliches in ihren eigenen Werken anzuerkennen; Keuſchheit, Demuth und Enthaltſamkeit in Allem zu beobachten, wenig zu ſchlafen und den Körper an Mühſeligkeiten und Beſchwerden zu gewöhnen, Mildthätigkeit und Nachſicht zu üben, überhaupt alle Leidenſchaften zu ertödten, und allen irdiſchen Freuden und Genüſſen zu entſagen. Die am meiſten verabſcheuten Verbrechen ſind: Unenthaltſamkeit und Habſucht. Die Kleidung der Prieſter wird ſehr ſauber gehalten und wenigſtens jeden dritten Tag gewechſelt.

Den Laien iſt zur Hauptpflicht gemacht, Wahrheit zu reden, beſtändig in ihren Neigungen und recht und billig in ihren Handlungen zu ſein. Sie dürfen nicht um ihre Todten trauern, weil dies Mangel in Ergebung in den göttlichen Willen zeigt.

Weder Prieſter noch Laien halten die Hinduiſchen Feſttage; aber ſie beobachten ein ſtrenges Faſten von Sonnen-Untergang bis Sonnen-Aufgang.

Die Geſammtzahl der Prieſter, die im Lande umher zerſtreut wohnen, ſoll nicht 800 überſteigen; — die Zahl der Laien in Schahpura, der eigentlichen Metropolis des neuen Glaubens, beläuft ſich auf ungefähr 300, von denen nur die kleinere Hälfte dem weiblichen Geſchlechte angehört.

Die Glaubenslehre der Ramſanêhi's, die ſie aus den h. Schriften der altbraminiſchen Religion ſchöpften, iſt ſehr einfach. Sie glauben an einen allmächtigen Gott, den ſie als Urheber des Schaffens, Erhaltens und Vernichtens verehren. Dieſes höchſte Weſen nennen ſie Râm. Er iſt ihnen die Quelle alles Guten — und Abwender alles Böſen, und weil ſeine Beſchlüſſe unerforſchlich, iſt Ergebung in dieſelbe ſtrenge Pflicht. Die Seele iſt ein Ausfluß des göttlichen Geiſtes, und ſteigt, nach dem Tode des Leibes, zum Himmel empor.

Die Gottheiten der Hindus werden von den Ramſanêhi's nicht anerkannt und keine Art von Bildern oder Symbolen des Götzendienſtes wird in ihren Tempeln zugelaſſen. Als Weſtmacott den jetztlebenden Prieſterfürſten um ſeine Meinung über den Bilderdienſt fragte, antwortete er in Verſen:

„Wie das Waſchen des Körpers im Ozean dem Baden in allen Flüſſen der Erde gleichkommt, da ſie doch alle in die große Tiefe fließen; —
Wie es genügt, nur die Wurzeln des Baumes allein zu begießen, um Blätter, Blüthen und Früchte in's Leben zu rufen und zu erquicken,
So beſeitigt die Verehrung des allmächtigen Gottes die Nothwendigkeit, ſich an niedere Gottheiten zu wenden.“ —

⁂ **Botany-Bay.** — In einer mit Nächſtem erſcheinenden Geſchichte Botany-Bay's bemerkt der Verfaſſer, Hr. de la Pilorgerie, u. a. der Gründung einer ganz aus Deportirten beſtehenden Kolonie ſtelle ſich eine phyſiſche Unmöglichkeit entgegen. Man rechne nämlich im Allgemeinen auf 100 Verbrecher nur 12 bis 16 Frauen, von denen wohl nur die Hälfte nicht verheirathet, oder noch in heirathsfähigem Alter ſeyen. So komme hier alſo ungefähr auf 12 Männer eine heirathbare Frau. Selbſt in Neu-Süd-Wales, wo den Familien der Verurtheilten Erleichterungen dargeboten ſind, ſich dieſen anzuſchließen, rechne man auf acht Männer nur eine Frau. Unterſtützt von menſchenfreundlichen Vereinen bemühe ſich jetzt die engliſche Regierung, dieſem Uebelſtand dadurch abzuhelfen, daß ſie Agenten anſtelle, welche auf den öffentlichen Plätzen der Manufakturſtädte England's — Mädchen von 15—30, — denen man eine Prämie von 18 Pfd. St. per Kopf darbietet — bereden, ſich in Liverpool einſchiffen zu laſſen, um in Botany — Gattinnen der Deportirten zu werden. — Noch kürzlich iſt ein Transport von 200 ſolchen Ehecandidatinnen abgeſegelt und hat bei ſeiner Ankunft reißenden Abgang gefunden.

⁂ **Lyon's Seidenfabriken.** — Vor ungefähr 300 Jahren ließen zwei Genueſen, Turquet und Nariz, ſich in Lyon nieder und erhielten Erlaubniß, Gold-, Silber- und Seidenſtoff-Fabriken zu errichten. Sie hatten anfangs nur 3 Stühle. Ihr reicher Gewinn lockte zur Nachahmung; nach wenigen Monaten waren ſchon 200 Stühle im Gange, nach wenigen Jahren ſtand Lyon an der Spitze der franzöſiſchen Fabrikſtädte. Jetzt zählt dieſe Stadt 180,000 Einwohner, und unter dieſen 60,000 Seidenarbeiter, von denen die Hälfte ungefähr ſich mit Weben beſchäftigt. Ein Drittel der Arbeiter (Frauen und Kinder mitgerechnet) ſtirbt beinahe vor Hunger, ein Drittel entſchädigt kaum für die Unkoſten, und nur ein Drittel lebe in einigem Wohlſtande. Wenn ein Ouvrier an den 313 Arbeitstagen im Jahre täglich 15 Stunden arbeitet, ſo verdient er 300—400 Franken, wenn er für Rechnung eines Werkmeiſters arbeitet; das Doppelte, wenn der Stuhl ſein Eigenthum iſt. Dies gilt vom ſchlechten Seidenzeug. Die Canuts, welche ſg. façonnirte Stoffe fertigen, können 3 bis 5 Franken des Tags verdienen.

⁂ **Prophetiſcher Traum.** — In der Nacht, die dem unſeligen Streit voranging, der Veranlaſſung zu Carrel's letztem Zweikampf gegeben, träumte dieſem, — wie der Artiſte berichtet, — ein Traum, der am folgenden Tage ſich immer von Neuem ihm vergegenwärtigte, wie ſehr er auch ſeine Gedanken davon abzuwenden ſuchte. Er ſoll ihn ſeinen Freunden mit folgenden Worten erzählt haben: „Ich ſah meine Mutter zu mir eintreten, in Trauer gekleidet und die Augen voller Thränen. Ich eilte zu ihr hin und ſprach entſetzt zu ihr: „Mutter! wen beweineſt du? Etwa meinen Vater?“ — „Nein, mein Freund!“ — „Meinen Bruder?“ — „Nein.“ — „Für wen trägſt du denn Trauer?“ — „Für dich, mein lieber Armand!“ —

⁂ **Mumie.** — Unlängſt hat Hr. Pettegrew im chirurgiſchen Collegium zu London eine ägyptiſche Mumie eröffnet, die zu Theben gefunden worden und, den Hieroglyphen auf dem Deckel zufolge, wahrſcheinlich die eines ägyptiſchen Prieſters war. Aus dem Vortrage, den jener gelehrte Alterthumsforſcher bei dieſer Gelegenheit hielt, entnehmen wir Folgendes:

Die alten Aegypter glaubten, daß man die Seele zum wenigſten 3000 Jahre lang im Körper zurückhalten könne, worauf ſie dann ſofort in die Regionen ewiger Glückſeligkeit eingehen könne; verließ ſie aber vorher einmal den Körper, dann müſſe ſie fortwährend von einem Körper zum anderen irren, nach der Glaubenslehre der Seelenwanderung. Es ſcheint daher, daß man durch die vielen Binden, mit denen der Todte eingewickelt wurde, minder bezweckte, den Körper zu erhalten, als die Seele einzuſchließen, ſo daß ſie durch keine Oeffnung entfliehen könne. Doch würden Gehirn und Eingeweide verbrannt, als zur Erhaltung nicht nothwendig. — An der Stelle der natürlichen Augen findet man häufig Augen von Emaille. Beim Aufwickeln der obenerwähnten Mumie fand man u. a. auf der Bruſt ein Amulett und weiter unten einen Scarabäus, welchen die Aegypter für das erſte Lebendige nach der Sündfluth hielten, und der ihnen ein Bild der Fruchtbarkeit und Wiederauferſtehung war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nr. 196. 1836.

Phönix.

Freitag, 19. Auguſt.

„Wie lieb' ich's."

Wie lieb' ich's oft, in ſtiller Nacht, zu denken:
Die Sterne, ſo ihr Dunkel hellen,
Des Mondes klares Wunderhorn,
Sei'n göttlicher Gedanken Quellen, —
Und tief den Geiſt hinein zu ſenken
In dieſen zauberkräft'gen Born.

Wie lieb' ich's, wenn, nach ſolchem Stärkungsbade,
Erfriſchten Auges ich mich fühle,
Zu wiſſen, daß es Allen winkt,
Und alle Kranken freundlich lade,
Daß allen Herzenswunden Kühle
Und jedem Zagen Muth es blinkt.

Wie mehr noch lieb' ich's, ſüß mir auszumalen,
Daß — ſinkt mir einſt des Lebens Schranke —
Mein freies Herz in ſchön'rer Welt,
Als ein geläuterter Gedanke,
Verbündet dieſen Sternenſtrahlen,
Das ird'ſche Dunkel mit erhellt.

Henriette Ottenheimer.

Die Marquiſe von Saint-Prie.

(Novelle.)

An einem trüben, ſtürmiſchen Februarabend, im Anfang der ſogenannten Selbſtregierung Ludwigs XV., ging der Parlamentsrath Vernouillet in eben ſo trübſeliger Stimmung nach Hauſe, obgleich der Tag für Andere feſtlich geweſen, denn man feierte den Geburtstag des Monarchen, und die Franzoſen waren damals noch ſo eifrige Unterthanen, daß ſie nicht gegen dieſen proteſtirten, wie unter Ludwig Philipp, ſondern daß die Advokaten an dieſem Freudentag Bittſchriften gratis aufſetzten, und die Zahnärzte umſonſt Zähne ausriſſen und Wurmſamen ſpendirten.

Daß bei ſolchen Geſinnungen die gute Stadt Paris freiwillig, auf höchſten Befehl glänzend erleuchtet war, läßt ſich ohnehin vorausſetzen, und daß jeder ſeinen Scharfſinn aufgeboten, den tauſendmal gebrauchten, vergötternden Inſchriften einen Schein von Neuheit zu geben. Nur Vernouillets Haus ſtand dunkel in dem Lichtmeer, und dem üppig gewöhnten, eiteln Mann traten die Thränen in die Augen, als er vor dem Eingang ſtehen blieb, und früherer Feſte gedachte, wie Kränze vom Balkon herabflatterten, und der Prunk ſeiner Erleuchtung die ganze Straße überſtrahlte, während rauſchende Muſik im Innern ertönte, und die vergoldeten Wagen der Höflinge ſich an ſeinem Hof drängten, ja ſogar Pairs von Frankreich dem reichen Parlamentsrath, bei dem man die Leckerbiſſen aller Zonen finden konnte, herablaſſend die Hand drückten, und ſeiner hübſchen Frau Schmeicheleien ſagten. Jetzt ſtand nun dieſer gefeierte Günſtling Fortunens in dem Koth der alten Lutetia, vor dem öden, todſtillen Hauſe, das morgen verkauft werden ſollte, das geſtern die Gläubiger gänzlich ausgeräumt, die nicht einmal das Boudoir der Madame verſchont hatten. Es ſchien ihm noch immer unerklärlich, wie ſein großes Vermögen ſo ſchnell zerronnen ſei, und er verlor ſich in jetzt äußerſt überflüſſigen Nachrechnungen.

Wie er endlich die dunkle Treppe heraufwankte, und ſein Fußtritt in den einſamen Gängen wiederhallte, kam er ſich wie ſein eignes Geſpenſt vor, und nicht viel erfreulicher erſchien ihm Madame Vernouillet, die in wenig Wochen ihren ganzen Embonpoint und ihre bis jetzt wohlerhaltene Fraicheur, mit Reichthum und Anbetern zugleich verloren hatte. Sie ſaß in dumpfem Hinbrüten, und mochte nicht einmal den Kopf umdrehen, da ſie wohl wußte, daß der Kommende niemand anders, als ihr Eheherr ſein werde.

Neben ihr ſtand in Nonnentracht ein holdſeliges, roſzes Mädchen in der erſten, zarten Entfaltung der Jugend, wo die Schönheit kaum aus der Knoſpe bricht, und ſich noch mit dem Zauber der Jungfräulichkeit die liebliche, ſorgloſe Hingebung des Kindes vereint; wo die klaren Himmelsaugen noch in Thränen ſchimmern, nicht ſich trüben, und dem heitern Sinn das ſchmerzlichſte Erdenweh nur ein kurzer Traum ſcheint, den das Morgenroth gewiß verſcheuchen wird. Sie eilte dem Vater entgegen und küßte ſeine Hände. „Wo kommſt du her? Was willſt du Clemence?“ fragte er erſchrocken. — Clemence trat ſchüchtern zurück. „Die gute Abtiſſin iſt geſtorben,“ ſagte ſie endlich; „die Nonnen in Tours wollten mich nicht länger behalten, weil das Koſtgeld ſo lange ausgeblieben.“ — „Du kommſt gerade zur rechten Zeit,“ murmelte Bernouillet bitter, „du willſt mit anſehen, wie Alles über mir zuſammenbricht; ſonſt dachte ich meine Tochter mit ihrem Bräutigam, der wenigſtens ein Graf ſein ſollte, triumphirend aus der Penſion abzuholen, jetzt kannſt du mich auf der Bettelfahrt begleiten, oder mit mir hungern, was willſt du am liebſten — und was ſagen Sie dazu, Madame?“ — Die Gattin erwiederte ohne aufzuſehen: „Sorgen Sie für Ihre Tochter, Herr Bernouillet, das iſt Ihre Pflicht. Wenn ich noch etwas von meinem Eingebrachten rette, ſo kann ich davon kaum die Koſten meiner Garderobe beſtreiten. Dahin hat uns Ihre raſende Verſchwendung gebracht.“

Bernouillet riß ſich die Perücke vom Kopf und ein wahnſinniges Lächeln zuckte über ſein Geſicht. „Ich weiß einen Zufluchtsort, aber wohin mit dir arme Clemence? An den Thüren meiner ehemaligen Gönner, meiner hohen Freunde bin ich ſchimpflich abgewieſen worden, kein Kaufmann erwiedert meinen Gruß, kein Wucherer borgt mir fünf Francs. Soll ich meine Kleider auf dem Trödlermarkt ausbieten? Komm, mein Kind,“ er faßte konvulſiviſch zitternd Clemencens Hand. Seine Reden und Mienen erſchreckten ſie, und ängſtlich wich das arme, junge Weſen zurück, aber heftig riß er ſie mit ſich fort über den Gang die Treppe hinunter auf die Straße voll Menſchen, Lärm und Jubel. „Die Leute pfeifen wie die Mäuſe vor Hunger,“ knirſchte Bernouillet, „der viele Regen und die Finanzpächter machen das Brod theuer, und es wird noch theurer werden, hoffen die Kornwucherer. Haſt du auch Hunger, Clemence?“ — „Ach nein, Vater!“ erwiederte zitternd das Mädchen, „aber laß uns umwenden, wo wollen wir hin in dieſer ſtürmiſchen Nacht?“ — Bernouillet ſchien ihre Worte nicht zu hören; er deutete mit dem Finger auf ein erleuchtetes Portal. „Siehſt du das Wappen funkeln wie die Sonne? — Da wohnt mein Herzensfreund, mein Bruder, wie er mich immer nannte, der Herzog von Lemoiſſe. Die Leute meinten, er ſei der Liebhaber deiner Mutter; ich ſchwur, das ſei Verläumdung; ich hätte mein Leben für ihn gewagt; heute hat er mich fortjagen laſſen wie einen Bettler. Bettler! Ich bin ja auch nichts weiter,“ hier ſchlug er ein gellendes Gelächter auf. — „Ach Vater!“ bat Clemence noch einmal, „laß uns nach Hauſe gehen.“ — „Wo iſt mein Haus?“ verſetzte Bernouillet, „kein Stein gehört mir noch, aber vielleicht verſchaffen mir meine Gönner noch einen Platz im Hôtel de Dieu.“

Indem fuhr raſch ein vergoldetes, offenes Cabriolet vorüber und der Koth ſpritzte Bernouillet über dem Kopf zuſammen. „Das war mein gnädiger Herr, der Graf von Clermont, der ſonſt meine Feſte mit ſeiner Gegenwart beehrte. Er, der könnte mir helfen! Wollen wir zu ihm gehen, Clemence? Monſeigneur hält einen vollſtändigen Harem, und du biſt nicht häßlich — ſoll ich dich hinbringen? Ein Bettler darf ſich auch einen Kuppler nennen laſſen. Aber er iſt wankelmüthig, wenn er dich müde iſt, jagt er dich wieder auf die Straße.“

Clemence weinte bitterlich; den Hohn der Verzweiflung verſtand ſie zwar nicht, aber die gräßliche Furcht, daß ihr Vater wahnſinnig geworden ſei, bemächtigte ſich ihrer, und ſie folgte ihm willenlos, bis ſie auf den Pont-Neuf gekommen, hier blieb Bernouillet ſtehen, und ſchaute ſtarr, ſchweigend in die Fluth, und Clemence fühlte ſeine Hand in Fieberhitze brennen, aber ſie wagte nicht ihn anzureden, indeß ihr Herz pochte, als wolle es die Bruſt zerſprengen. Plötzlich wandte er ſich um, blickte ſie mit wildrollenden Augen an, und ſchrie laut: — „Faſſe Muth! Es iſt nur ein Augenblick! Keine lange Qual, kein jämmerliches Bettlerleben; komm mit mir hinunter!“ —

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Ordalien und Zweikampf.

(Schluß.)

So accommodirte ſich das Chriſtenthum dem nordiſchen Heidenthum, aber durchdrang es nicht. Schon bevor es noch mit demſelben in Berührung gekommen war, hatte die Maſſe der Kirchgläubigen ſich in zwei Stände beſondert, die man füglicher Einweihungsgrade nennen könnte. Die ungeheure Mehrheit blieb auf dem unterſten Grade ſtehen, auf welchem die Eingeweihten den Gott nur unvollſtändig kennen lernten, und ſo auch dem göttlichen Muſterbild nur theilweiſe ſich anzunähern ſtrebten. Über ihnen ſtanden die vollſtändig Eingeweihten, deren Lebensaufgabe war, vollkommene Chriſten, — d. h. ſo weit als möglich, wirkliche *Christi* [*]) zu werden. Sie waren es denn auch, welche das Chriſtenthum verbreiteten, und als Prieſter, als Mittler zwiſchen Gott und den Halbeingeweihten — nothwendig den erſten Stand in der neuen geſellſchaftlichen Ordnung bildeten.

Ihnen gegenüber kamen die irdiſch Gewaltigen zu ſtehen, die im Religiöſen zwar unter ihnen ſtanden, aber als weltliche Machthaber ſich ſelbſtſtändig neben ihnen behaupteten. So geſchah es, daß die Geiſtlichen die Wehrmänner ihren Streit mit dem Schwert ausfechten, die Wehrmänner dagegen von den Geiſtlichen ihr Schwert zum Kampfe einſegnen ließen.

Aber das Chriſtenthum hatte ſich bereits zur Kirche geſtaltet, als es mit dem Heidenthum in Wechſelbeziehung trat. Das Heidenthum hatte ſchon ſeine weltlichen Gemeinweſen gegründet, als die Kirche ſich bei ihm auszubreiten anfing. Und wie die Kirche ſich in vollſtändige und theilweiſe Chriſten (Prieſter und Laien), ſo hatte der Staat ſich in vollſtändig und theilweiſe Selbſtſtändige geſondert. Wie dort die Geiſtlichen über den Laien, ſo ſtanden hier die begüterten, mitregierenden Krieger als Adelige über dem gemeinen Mann, der nur theilweiſe ſelbſtſtändig war.

---

[*]) Bis auf den heutigen Tag fehlt es nicht an Stellen in prieſterlichen Schriften, in denen in der heiligen (römiſchen) Sprache die Prieſter als *Christi* bezeichnet werden.

Wenn nun auch die Kirche ſich dem Staate mehr oder weniger accommodirte und der Staat ſich der Kirche mehr oder weniger unterordnete und fügte; ſo entwickelten ſich doch beide, je nach den verſchiedenen Naturen und Bildungsſtufen der Völker, auf mehr oder minder ſelbſtſtändige Weiſe. — Zur völligen Verſchmelzung und Einigung iſt es ſelbſt zu den Zeiten der höchſten päpſtlichen Macht nirgends gekommen. *) Vielmehr hat die Ausübung und Steigerung dieſer Macht einen immer ſtärkeren Widerſtand hervorgerufen, und der Papſt, der um des kirchlichen Ungehorſams eines Königes willen das ganze Volk deſſelben mit der ſchwerſten Kirchenſtrafe zu belegen wagte, mußte, dem Stuhl Petri entriſſen, als Gefangener die Übermacht des weltlichen Schwertes ſchmerzlichſt erfahren.

Während daher die Kirche den Staat, während das kirchliche Chriſtenthum das heidniſche Staatsweſen abſorbiren zu wollen, und die weltliche Macht ſich zum bloſen Vollſtrecker der kirchen Befehle zu geſchmeidigen ſchien, bereitete ſich im Geheimen ihre völlige Trennung und Entgegenſetzung vor.

Die Kirche hatte durch Beibehaltung einer erſtorbenen Sprache, durch ſtrenge Ausſcheidung ihrer Überlieferung aus dem Leben und richtenden Geiſte — und durch Abtrennung ihres Klerus von dem lebendigen Stamme der Menſchheit, — ſich eine eigene Welt geſtaltet, welche unter den Geſetzen ſtand, die im Naturreich die Cryſtalliſirung, Verholzung und Verknöcherung beherrſchen. Die Selbſtſtändigkeit und Individualität des Einzelnen, die Eigenthümlichkeit der Völker in Sprache und Bedürfniſſen, die unaustilgbaren Forderungen des irdiſchen Lebens und des allgemeinen Menſchengefühles und Menſchengeiſtes trieben als heidniſche Elemente außer- und unterhalb der Kirche ihr Weſen, und nahmen ſich gewaltſam das Recht, das die Kirche ihnen verweigerte, — und, — den Geſetzen — der Selbſterhaltung zufolge, — verweigern mußte.

Hierdurch wurde das heidniſche Weſen, theils vor der kirchlichen Übermacht ſich zu verſtellen, theils gegen ſie anzukämpfen genöthigt, und die offenen Bekämpfer waren eben nicht die gefährlichſten.

Je nachtheiliger aber das heidniſche Weſen ſich geltend zu machen und ſein Prinzip folgerichtig zu entwickeln ſtrebte, um ſo dringender fand die Kirche ſich genöthigt, ſich in ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeit zu erfaſſen, um ſich gegen das feindlich gewordne fremde Element zu behaupten. Was aus Furcht vor bedenklichem Widerſtand und in Hoffnung allmählicher, unvermerkter Bewältigung, — oder auch in Unbedacht geduldet worden, das mußte, als es ſich lebenskräftig entwickelte, unterdrückt oder ausgeſchieden werden. So wurden namentlich ſeit Ende des 11. Jahrhunderts die Zweikämpfe als Gottesgerichte — immer häufiger, immer ſtrenger von der Hierarchie verboten. Zur Durchführung der Verbote aber gebrach es derſelben an Kraft und die einzige Wirkung derſelben war, daß die Zweikämpfe ihre bisherige religiöſe Färbung verloren.

Da die Hierarchie, welche das Organ des h. Geiſtes zu ſein behauptete, die Abhaltung von Gottesgerichten für unſtatthaft, ja ſogar für Verſuchung Gottes erklärte, ſo wurde eben damit bei den Mitgliedern der Kirche der Glaube an das unmittelbare göttliche Walten in menſchlichen Rechtsverhältniſſen geſchwächt. Was übrig blieb, zerfiel nun in zwei Elemente. Auf der einen Seite blieb der Zweikampf — ein naturmenſchliches Mittel der individuellen Selbſtgenugthuung, indem der Einzelne die gerade ihm — als dieſem — von Jene, als einem gleich Individuellen, zugefügte Unbilde einestheils an dem Beleidiger zu rächen, anderntheils ſie dadurch als eine ungebührliche, nichtige zu erweiſen ſuchte, daß er das höchſte naturmenſchliche Gut, — das irdiſche Daſein, — für die Behauptung ſeiner individuellen Unverbrüchlichkeit in die Wagſchale legte.

Auf der anderen Seite wurde das Rechtsweſen von der unmittelbaren Theilnahme der göttlichen Macht unabhängig, und zu einer freien, gottmenſchlichen Disziplin verſelbſtſtändigt. Das Recht wurde als ein in ſich abgeſchloſſenes Gedankenſyſtem dem immanenten gottmenſchlichen Geiſte vindizirt, und zugleich als ein göttliches, über welches der Menſch zur völligen Gewißheit kommen konnte, über das von der Kirche dargebotene, nur auf guten Glauben dahinzunehmenden Religiöſe thatſächlich hinausgehoben.

So ſtehen noch überall, — ſelbſt die vereinigten Freiſtaaten Nordamerika's nicht ausgenommen, — Staat und Kirche ſich mehr oder weniger einander entfremdet, — in den meiſten europäiſchen Staaten ſogar weſentlich einander widerſprechend gegenüber. Überall iſt noch die Ehre des Kirchenmitgliedes völlig verſchieden von der Ehre des weltlichen Gemeinweſens, und bis in die tiefſte Wurzel des Lebens hinab reicht nun das Schisma, welches im Mittelalter zuerſt nur die dreifache Krone des Stellvertreters Gottes ergriffen.

Wie im heidniſchen Alterthume die Helden der kriegführenden Volksſtämme miteinander um die Herrſchaft gekämpft, während die kampfgerüſteten Familienhäupter ringsumher der Entſcheidung harrten; wie im chriſtlichen Alterthume die Väter der Kirche mit den Philoſophen des Alterthums um die geiſtige, wie im Mittelalter Kaiſer und Päpſte miteinander um die zeitliche Weltherrſchaft, wie in der neueren Übergangszeit kirchliche und politiſche Reformatoren mit den alten Gewalthabern gekämpft, — ſo ſtehen jetzt das humane Staatsweſen und die kirchlichen Autoritäten ſich gegenüber, und die Völker zweier Welttheile harren ſehnſuchtsvoll der endlichen Entſcheidung.

F. W. Carové.

---

*) Vergl. u. a. Dante, de Monarchia. II. p. 46. 47 ꝛc.

Feuilleton.

Aberglaube und Religionsloſigkeit der Kaffern. — Andrew Steedman in ſeinen Wanderings and adventures in the interior of Southern Africa (London) entwirft ein ſehr trauriges Bild von den Betſchuanen, einem der Hauptſtämme der Kaffern. Schon Moffat hatte von ihnen berichtet: „die Betſchuanen wiſſen durchaus nichts von einer zukünftigen Welt. Der Geiſt, ſagen ſie, verläßt den Körper und wird dann zu Nichts. In den Grabgeſängen (bei den Leichen der Vornehmen) beweinen ſie den ewigen Verluſt des Hingeſchiedenen, die Folge davon iſt, daß ſie ſich allerlei Sünden dahingeben, und mit derſelben Gleichgültigkeit ihren Spieß in das Herz ihres Nachbars oder ihres Hundes ſtoßen.“ Nach Steedman findet ſich übrigens bei allen Kaffern keine Spur von Gottesverehrung, und im ganzen Lande gibt es weder Tempel, noch Götzenbilder, heilige Haine oder dergl. Daher auch keine Prieſter; wohl aber, wie ſchon Moffat berichtet, „Regenmacher, zu denen das Volk läuft, daß ſie ihnen die Fenſter des Himmels öffnen und dem Regen gebieten ſollen, ihr dürres Land zu tränken.“ Ebenſo werden alle Unfälle, namentlich Krankheiten, als ein Werk der Zauberei angeſehen, und es gibt nun viele Zauberer, die das doppelte Geſchäft haben, die angezauberte Krankheit zu vertreiben und die Perſonen zu entdecken, welche das Uebel herbeigezaubert haben ſollen. Geſtehen die Angeſchuldigten das ihnen ſchuldgegebene Verbrechen nicht ein, ſo werden ſie, wie Steedman (S. 30) beſchreibt, auf das ſchauderhafteſte gequält. — Auch die Angaanis haben, — den Berichten des Kapitain Allen (in Narrative of a Journey to the Zoolu Country in Südafrika. Lond. 1836) zufolge, von Religion keinen Begriff; ebenſo wenig von einer Fortdauer nach dem Tode. Auch wiſſen ſie nichts von böſen Geiſtern. —

Uraltes Etruskiſches Grab. — Bei Cervetri, dem alten Caere, einſt eine der 12 Hauptſtädte der Etrusker, entdeckten die vom Erzprieſter A. Regulini und General Galaſſi angeſtellten Arbeiter ein in Tuffelſen gehauenes, mit großen Steinen verſchloſſenes Grab. Ein langer Gang führte zu zwei pyramidenförmigen, aber verfallenen Grabkammern. In der erſten fand man eine Bahre von Bronze, auf 6 Füßen ruhend, auf welcher das Gerippe eines Mannes lag, von deſſen Bekleidung nichts mehr ſichtbar war, als das zu verſchiedenen Zierrathen verwendete Gold. Die Bruſt bedeckte ein Schmuck in der Art des Bruſtſchildes ägyptiſcher Prieſter, in Filigran; an den Schultern ſind Platten angebracht mit chimäriſchen und anderen Thieren; ferner fanden ſich goldene Armbänder, eine Kette, und auf dem Kopf eine in Form von Blumen gebildete Krone. Ein goldener Schleier bedeckte vom Kopf bis zum Fuß den Leichnam; acht goldene Spangen waren wahrſcheinlich auch an der Kleidung angebracht. — In der Nähe ſtanden aus Silber: 2 flache Schüſſeln, ein Pokal, ein Becher und 2 kleine Vaſen. Auf der einen ſtehe mit etruriſchen Buchſtaben Larthial, auf der andern Milarthial. Umher ſtanden noch 40 häßlich geformte Idole aus gebrannter Erde, und mehrere andere kleinere Gegenſtände. — Da in dieſem Grabe auch nicht eine Vaſe von Terra cotta gefunden wurde, ſo iſt zu vermuthen, daß das Grab einer ſehr frühen Zeit angehört, wo die Vaſen noch nicht im Gebrauch waren. — Jedenfalls hat der Todte eine ſehr hohe, vielleicht königl. Würde bekleidet. — Sämmtliche ausgegrabene Gegenſtände ſind nach Rom gebracht worden. —

Voltaire. — Aus einer „Etude litteraire“ über Voltaire, mit N. (wahrſcheinlich Niſard) unterzeichnet, die ſich in dieſen Tagen in einem franzöſiſchen Journal fand, glauben wir hier folgenden Stellen Raum geben zu dürfen: „Voltaire wurde durch ſeine Zeit verdorben, bevor er ſie verdarb ... Seine Jugend breitete nur die Gifte aus, mit denen er in ſeiner Kindheit genährt worden ... Der Abbé Chateauneuf, der zu jener abſcheulichen Geſellſchaft von Ausſchweiflingen (libertins) und Cyniſten gehörte, die unter der Regentſchaft mit ihren Laſtern prunkte, war der Pathe Voltaire's geweſen. Als Ninon ihn eines Tages nach ſeinem Täufling fragte, erwiederte er: „er iſt zweimal getauft worden; aber man merkt's nicht; denn er iſt noch keine 4 Jahr alt, und weiß ſchon die ganze Moïſade auswendig.“ — In dieſem gottloſen und infamen Gedichte hatte Chateauneuf ſeinen Schüler leſen gelehrt .... Als Voltaire die Schule verlaſſen, führte der Verderber ſeiner Jugend ihn — in eine Geſellſchaft der eleganten Laſter und des ſybaritiſchen Skepticismus ein, — in welcher ſich eine ganze Ariſtokratie von Namen und Schlechtigkeiten fand. Der Prinz von Conti, der Herzog von Vendôme, der Herzog von Sully, die Abbé's von Chaulieu, de la Fare und von Chateauneuf impften Voltaire'n die Regentſchaft ein, der dieſes Gift ſein Leben lang bewahrte. In dieſer Schule des guten Geſchmack's und der Gottloſigkeit lernte er alle Spitzfindigkeiten (raffinements) des Geiſtes und alle Verderbniſſe des Herzens ... Die Lehren, die ſpäter den Klerus und den Adel in einem Meer von Blut den Untergang bereiten ſollten, — Voltaire empfing ſie von den berühmteſten Mitgliedern der Ariſtokratie und von einigen Mitgliedern der Geiſtlichkeit ſelbſt!“ —

Infuſorien im Polirſchiefer. — Hr. Dujardin hat die von Ehrenberg angezeigte Entdeckung von foſſilen Infuſorien (ſ. Phönix Nro. 172.) in der philomathiſchen Geſellſchaft zu Paris (am 16. v. M.) zur Sprache gebracht, und dabei bemerkt, daß die meiſten Tripel der Pariſer Sammlungen ſich unter dem Mikroskop nur aus Kieſelkörnchen zuſammengeſetzt zeigen. Daſſelbe ſei der Fall bei dem Schwimmſtein von St. Ouen und bei einem anderen ſg. Polirſchiefer. Er iſt der Meinung, daß ſowohl der Polirſchiefer von Bilin als der von Santa-Flora ein ſehr ſpäter Zeit angehöriger Sumpf-Niederſchlag ſei. —

Mit Gas erleuchtetes Dampfſchiff. — Auf der Themſe wird jetzt ein Dampfſchiff eingerichtet, welches nach dem Syſtem des Lieutnant's Anglodue mit Gas erleuchtet werden ſoll. Zwei Stunden vor Anbruch der Nacht, wird bei der Dampfmaſchine eine aus zwei Retorten beſtehende Vorrichtung angebracht, welche zur Beleuchtung des Verdecks, der Cajüte, des Maſchinenzimmers und der Zwiſchendecke hinreichen wird.

Entdeckung einer griechiſchen Inſchrift. — Zwiſchen der Mündung des Liman von Tiligul (des alten Ariakes) und dem See Karchal, hat man eine Marmorplatte gefunden, auf welcher ſich eine wohlerhaltene wahrſcheinlich aus dem 3ten Jahrhundert n. Chr. herrührende griechiſche Inſchrift findet, welche der von den Griechen am Pontus-Euxinus zu Ehren des Achilles gefeierten Spiele erwähnt, und die Anſicht des verſtorbenen Archäologen Stempkowsky über die Exiſtenz einer altgriechiſchen Stadt, Namens Odyſſos, am rechten Ufer des Ariakes beſtätigt. —

Judencolonie in China. — Nach Davis trefflichem Werke über China gibt es dort zu Kai-fung-fu eine Colonie von Juden, welche vor mehr als 2000 Jahren dahin gekommen ſein ſoll. Wenn ſie in ihrer Synagoge die Bibel leſen, bedecken ſie das Geſicht mit einem durchſichtigen Schleier, zum Andenken an Moſes, der mit bedecktem Geſicht das Geſetz verkündet. Jeden Sabath leſen ſie ein Stück des A. T., ſo daß ſie im Lauf eines Jahres das ganze Geſetz durchleſen haben.

Verſchiffung einer Kirche. — Der William Hutt wird in dieſen Tagen von London abſegeln, um der engliſchen Colonie auf Süd-Auſtralien — eine Kirche zu überbringen. Es iſt ein ſchönes hölzernes Gebäude, groß genug um 750 Perſonen in ſich aufzunehmen.

Madam Malibran hatte für ſich und ihren Mann für Mitwirkung zu den Feſten in Norwich, Mancheſter, Worceſter und Liverpool 66,000 Franken gefordert. Es wurden ihr 40,000 Franken geboten; ſie wies aber dieſes Anerbieten ab, da ihr von Mailand aus vortheilhaftere Anträge gemacht ſeien. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 197. 1836.

Phönix.

Samſtag, 20. Auguſt.

Erinnerungen aus England.

(Thomas Moore.)

Wir haben ſehr viel gehört von Newſtead-Abbey, und dem Leben, das Lord Byron dort führte, und von Abbotsford, das ſein Entſtehen und ſeinen Ruf Scott verdankt; Niemand hat aber, ſo viel mir bekannt iſt, bis jetzt noch eines kleinen Hüttchens gedacht, das in der Gegend liegt, aus der ich Ihnen jetzt ſchreibe, und mindeſtens eben ſo große Berühmtheit verdient, als Newſtead-Abbey, Abbotsford, oder irgend ein Ort in der Welt, in welchem ein Dichterwerk entſtand, das werth iſt, auf die Nachwelt zu kommen: ich meine das Cottage, in welcher Thomas Moore Lalla Rookh ſchrieb, das Gedicht, das ſeinen Ruhm am weiteſten verbreitet, das die Theilnahme an des Dichters menſchlichen Intereſſen am lebhafteſten hervorgerufen, und durch deſſen Würdigung die Welt bewieſen hat, daß ihr Geſchmack bei weitem nicht ſo verdorben iſt, als ihn zu verſchreien Viele ſich angelegen ſein laſſen. Das cottage iſt ein kleines nettes Häuschen, das bei einer heimlichen, faſt verſteckten Lage, die Ausſicht über einen reizenden Strich Landes gewährt. Ein kleines Zimmerchen, in welchem der Dichter ſeine Bücher aufgeſtellt hatte, haben die Bewohner der Umgegend The Poet's Den getauft, meiner Anſicht nach hätten ſie dieſen Namen der an das Haus ſtoßenden Shrubbery beilegen ſollen; denn es war Moore's Lieblingsaufenthalt, in welchen er ſich zurückzog, wenn er dichten wollte. Es gibt keinen Gefängniß- oder Siechhausgarten in ganz England, der nicht mehr von den Annehmlichkeiten des Landlebens böte, als dieſe Shrubbery, in welchem das Werk gedichtet ward, von welchem der verſtorbene Sir John Malcolm eben ſo treffend als bündig ſagt: „In ihm vereint der Verfaſſer die Wahrhaftigkeit des Geſchichtſchreibers mit dem Genius des Dichters, und den kräftigen, claſſiſchen Geſchmack ſeines Vaterlandes, mit der glühenden Einbildungskraft des Orients.“

„Hier,“ ſagte der gegenwärtige Bewohner der Cottage, als wir den Hauptgang in der shrubbery entlang ſchritten, „hier pflegte Moore, wenn er dichtete, auf und abzugehen; gewöhnlich wählte er den Morgen dazu — faſt jeden Morgen, den das Wetter begünſtigte.“ — In meinem Leben iſt mir nichts Unpoetiſcheres vorgekommen, als dieſer Poetengang: er iſt kaum zwanzig Schritte lang, und ſo ſchmal, daß kaum zwei Perſonen neben einander darauf gehen können; an dem einen Ende begrenzt ihn ein ungeheurer Heuſchober, an dem andern ein vermodertes Gartengeländer, auf beiden Seiten faſſen ihn verbuttete Lorbeerſträuche ein: es iſt als ſei Moore bei der Schöpfung des phantaſiebegabteſten ſeiner Werke abſichtlich darauf bedacht geweſen, alles was fähig iſt die Phantaſie ihrer Nüchternheit zu berauben, von ſich fern zu halten. Auch das „Life of Sheridan, und die bittern Verſe auf Sheridan's Tod, wurden in jenem Cottage geſchrieben. Durch jene Verſe erhielten die vielen bereits vorhandenen Beweiſe von Moore's Rückſichtsloſigkeit in der Feindſchaft einen neuen Zuwachs; ſie enthalten ſo verletzende Ausfälle gegen eine ſo hohe Perſon, daß ſelbſt Perry, der freiſinnige Herausgeber des Morning Chronicle, Anſtand nahm ſie unverändert abdrucken zu laſſen. Er äußerte ſeine Bedenklichkeiten gegen den Dichter, und erhielt zur Antwort: „Sie mögen die Verſe einrücken laſſen oder nicht, wie es Ihnen gefällt; es iſt mir völlig gleichgültig; doch wenn Sie ſie aufnehmen, muß es verbotenus geſchehen.“

Es läßt ſich auf Moore anwenden, was ein engliſcher Schriftſteller von Milton ſagt: „Such is his malignity, that hell grows darker at his frown." *) Wenn Milton die Geißel des Zornes ſchwingt, wird man verſucht zu glauben, er ſelbſt habe ſich zum Bilde ſeines Satan geſeſſen. Nicht minder diaboliſch erſcheint Moore in ſeiner Satire, ſelbſt hinter der Maske der guten Laune; was kann bitterer ſein als die Verſe auf Leigh Hunt und ſein Buch über Lord Byron:

The „Living Dog" and the „Dead Lion."

Neat week will be published (as „Lives," are the rage)
The whole reminiscenses wondrous and strange,
Of a small puppy dog, that lived one in the cage
Of the late noble lion at Exeter Chang.
Though the dog is a dog of the kind they call'end,
'tis a puppy that much to good breeding pretents,
And few dogs have such opportunity had
Of knowing how lions behave — among friends.
How the animal eats, how he moves, how he drinks,
Is all noted down by the Boswell so small;
And 'tis plain, from each sentence, the puppy dog thinks
That the lion was no such great things after all,
Though he roared pretty well — this the puppy allows —
It was all he says, borrow'd — all mond — hand roar;
And he vastly prefers his own little bow — vows
To the loftiest war — note the lion could roar.
Tis indeed as goot fun, as a Cynic could ask,
To see how this cockney — bred setter of rabbits,
Takes gravely the lord of the forest to task,
And judges of lions by puppy — dog habits.
Nay fed as he was (and this makes it a dark case)
With sops every day from the lions own pan,
He lifts up his leg at the noble beasts carcass,
And — does all a dog, so diminutive, can.
However the book's a good book, being rich in
Examples and warnings to lions high — bred.
How they suffer small mongrelly curs in their kitchen
Who'll feed an them living, and fout them when dead. **)

So giftig dieſe Satyre iſt, ſo iſt ſie doch vollkommen wohl verdient; Moore und der Dichter des verlornen Paradieſes haben noch das mit einander gemein, daß ihre Geißel, wie die Qualen Satans, immer nur die Schuldigen trifft.

Moore hat die Gewohnheit, wenn er arbeitet, Handſchuhe mit den Zähnen in ſchmale Streifen zu zerreißen. Von dieſen Streifen wurden mir zu Aſhbourne, in der Familie des Herrn R., ſo viele gezeigt, daß mehrere Paare daraus hätten zuſammengeſetzt werden können; ſie waren ungefähr den achten Theil eines Zolles breit, und einer glich völlig dem andern. Herr R. ſagte mir, ſie ſeien mit dem Life of Sheridan entſtanden, und daß er Sorge tragen werde, ſie als um keinen Preis feile Reliquien in ſeiner Familie zu erhalten.

Aus den „Briefen eines Verſtorbenen" wiſſen wir, von welcher Beſchaffenheit Lady Morgan's Federn ſind, Perlmutter und Gold. Der Stoff iſt allerdings edel genug, und wenn die Form ihm nur halbwege entſpricht, ſo muß es ja unmöglich ſein, ſelbſt im Nebellande, mit einer ſolchen Feder dull zu ſchreiben — der Glanz des Goldes wirkt mächtiger auf den Geiſt, zumal eines Engländers, als der Glanz der Sonne. So ſchön aber auch Lady Morgan's Federn ſein mögen, ſo — ich habe deren keine geſehen — zweiſle ich doch, daß ſie es wagen dürfen ſich mit Moores zu meſſen. Miß Z. zeigte mir eine, aus der „Paradise and the Peri" gefloſſen war, und wahrhaftig, ich fühle mich geneigt zu glauben, der Dichter habe es auf irgend eine Weiſe, vielleicht Fauſt nachahmend, möglich zu machen gewußt ſich eine Feder aus dem Fittige eines Erzengels zu verſchaffen, als allein würdig die Geſchichte eines in Ungnade gefallenen Engels zu ſchreiben, und den Gegenſtand ſeines ewigen Sehnens, den Aufenthalt der Seligen zu ſchildern.

Sicher iſt's, daß das läſtige, den Gang der Ideen ſtörende, mechaniſche Geſchäft des Schreibens, dem Schriftſteller in keinem Lande ſo leicht gemacht wird, wie in England; wie arbeitet ihm da alles in die Hände! welche Federn; wie gleiten ſie, kaum der Führung, nie des Eintunkens bedürftig, über das wunderkoſtbare Papier! Hat der Schriftſteller Ideen, ſo kann er mit Zuverſicht darauf rechnen, daß ihm deren keine abhanden kommen werde; ungehindert fließen ſie durch Arm und Finger aus den Federn auf das Papier: in England iſt das Eigenthum, wie in jeder andern auch in dieſer Rückſicht geſichert. Wie ganz anders verhält es ſich in Deutſchland; da kann der Schriftſteller von keiner Idee ſagen, daß ſie ſein, nämlich als nutzbares Eigenthum, ſein gehöre, bis er ſie gedruckt vor ſich ſieht, und ſelbſt dann kaum. Er ſetzt ſich in der glücklichſten Stimmung von der Welt an den Schreibtiſch, die guten Einfälle balgen ſich in ſeinem Kopfe, wie Gaſſenjungen unter der Schulthüre, wenn jeder gern zuerſt heraus möchte. Er ergreift die Feder, die beſte, die er finden kann, eine Hamburger; um ihr die Dinte zu entpreſſen, muß er drücken, als wäre ſie ein Grabſtichel; die Hand thut ihm weh, als führte er den Spaten; indeſſen läßt er es ſich nicht anfechten; wohl wiſſend, daß man in Deutſchland dem Genie nicht etwas leicht macht, ſchreibt er mit deutſcher Geduld rüſtig weiter; da ſtolpert die mühſelig arbeitende, wie ein Karrengaul auftretende Feder über einen Knopf oder eine Faſer, ſtatt eines witzigen Einfalls, erſcheint ein Klecks auf dem Papier, unmuthig wirft der unglückliche Schriftſteller die Feder zum Teufel, und Laune und Stimmung fliegen ihr nach. (Schluß folgt.)

---

*) Seine Bosheit iſt ſo groß, daß die Hölle noch finſterer wird bei ſeinem Zornblicke

**) Der „Lebendige Hund" und der „Todte Löwe."

Nächſte Woche werden erſcheinen (da man auf „Lebensbeſchreibungen" verſeſſen iſt) die geſammten, wunderſamen und abſonderlichen Erinnerungen eines kleinen Bologneſerhündleins, das einſt im Käfige des verſtorbenen edeln Löwen in Exeter Change lebte.

Obgleich der Hund ein Hund jener Art iſt, die man „biſſig" nennt, ſo iſt's doch ein Hündlein, das große Anſprüche auf gute Lebensart macht, und wenige Hunde haben ſolche Gelegenheit gehabt, dahinter zu kommen, wie Löwen — unter Freunden — ſich betragen.

Wie das Thier ißt, wie es ſich bewegt, wie es trinkt, alles das iſt durch den kleinen Kläffer niedergeſchrieben; und aus jedem Satze geht deutlich hervor, daß das Bologneſerhündlein glaubt, der Löwe ſei, bei Licht beſehen, nicht eben etwas ſo abſonderlich Großes geweſen.

Obgleich er ziemlich gut brüllte — das gibt das Hündlein zu — ſo war's doch, wie es ſagt, lauter geborgtes, lauter aufgewärmtes Gebrull, und es zieht ſein eigenes dünnes Hau, hau dem erhabenſten Kriegsgeſange, den der Löwe zu brüllen vermochte, vor.

Es iſt in der That ein ſo guter Spaß, als ein Cyniker nur immer verlangen kann, zu ſehen, wie ernſthaft dieſer hinter'm Ofen aufgewachſene Kaninchenfänger den Herrn der Wälder zur Rede ſtellt, und Löwen nach den Sitten und Gebräuchen von Bologneſerhunden beurtheilt.

Ja, obgleich er täglich (und das wirft einen ſchwarzen Schatten auf den Fall) mit Biſſen aus des Löwen eigener Schüſſel gefüttert ward, ſo erhebt er doch das Bein gegen des edlen Thieres Leichnam, und — thut, was ein ſo kleines Hündlein zu thun vermag.

Gleichwohl iſt das Buch ein gutes Buch, indem es reich an Beiſpielen und Warnungen für vornehme Löwen iſt, wie ſie kleine Baſtardköter, die von ihnen zehren, ſo lange ſie leben, und ſie verunreinigen, wenn ſie todt ſind, in ihren Küchen leiden können.

Literatur.

Skizzen aus Portugal, während des Bürgerkrieges im Jahre 1834, nebſt Bemerkungen über den gegenwärtigen Zuſtand und die Ausſichten in die Zukunft Portugals, von J. E. Alexander, Kapitän des 42. Königl. ſchottländiſchen Regiments, Obriſtlieutenant in portugieſiſchen Dienſten. Aus dem Engliſchen überſetzt von Dr. F. H. Ungewitter. Mit 2 Abtheilungen. Meiſſen, bei F. W. Gödſche. 1836. X. S. 287 in 8.

Eilf Kapitel des Buches behandeln in ziemlich loſem, d. h. aphoriſtiſchem Zuſammenhange, dasjenige, was der Verfaſſer zur bemerkten Zeit in Portugal geſehen, gehört und bisweilen auch gedacht hat. Portugal ſollte ihm nur eine Art Zwiſchen-Station auf ſeiner Reiſe nach Afrika ſein, er wollte dort Notizen und Empfehlungen ſammeln, und ſo bewahrte er ſich den damals in Portugal mit einander im Streite liegenden Partheien gegenüber die nöthige Unabhängigkeit des Blicks und des Urtheils. Erſterer fiel freilich, wie die Sonne auf Gerechte und Ungerechte ſcheint, auf Wichtiges und auf Allotria, auf omnes res et quasdam alias, auf ein Durcheinander, was durch nichts geſchieden iſt, als durch die Gedankenſtriche im Inhaltsverzeichniſſe der Kapitel, und was durch nichts verbunden iſt, als durch ſeine gemeinſchaftliche Alexandriniſche Abſtammung. Durch das Papier, worauf die Überſetzung gedruckt iſt, iſt es nicht einmal ſehr verbunden, denn das Papier iſt dünn und leicht trennbar. Um vom Urtheile des Verfaſſers zu reden, ſo geht dieſes keineswegs tief; es iſt meiſt von der Oberfläche abgeſchöpft; aber wir wollen ihm damit nichts Übles nachgeſagt haben. Werden doch von den Meiſten die Begebenheiten — ſelbſt die Weltbegebenheiten — nur für eine Suppe gehalten, deren Fettaugen oben ſchwimmen, aber für keine Krebsſuppe, bei der man mit dem Löffel tiefer eingehen muß, um zu dem ſchmackhaften Fleiſche der Scheeren und Schwänzchen zu gelangen. Und — im Ernſte — läßt ſich mit der nächſten Gegenwart viel mehr anfangen, als daß man ſie referire? Geprüft, beurtheilt, in ihre rechte Stellung kann ſie erſt dann vollſtändig gebracht werden, wenn die Ereigniſſe des Tages ihre Conſequenzen gehabt haben, wie ſie ſelbſt Conſequenzen früherer Tage ſind. Mignet's Conſtructionen der franzöſiſchen Revolution waren im Wirbel derſelben undenkbar, erſt unter der Reſtauration, nach Verlauf von 30 bis 40 Jahren, konnte er ſie ſchreiben. Ähnlich Thiers. An Napoleon haben ſie angefangen; aber noch immer fährt man Bauſteine herzu. Ein ſolcher Bauſtein für die portugieſiſchen Zuſtände des Jahres 1834, insbeſondere für Don Pedro, Donna Maria, Don Miguel, den Grafen Saltanha, die engliſchen und belgiſchen Hülfstruppen in portugieſiſchem Solde, u. ſ. w. iſt auch dieſes Werkchen. Wir ſchreiben ihm in dieſer Beziehung wirklichen Werth zu; denn der Verfaſſer iſt offenbar ein wohlwollender, helldenkender, über Manches ganz gut unterrichteter Mann, und wenn auch dieſer Umſtand nicht hinreicht, Allotria zu nobilitiren, welche immer und ewig Allotria bleiben, ſo doch andere Gegenſtände, welche ſoeben von uns erwähnt wurden, und deren wir noch die Rubriktheile: Admiral Sartorius, Admiral Napier, die Schlacht bei Almoſtre u. ſ. w. hinzufügen könnten. Wir haben ſchon einigemal des Wortes Allotria uns bedient. Dergleichen Dinge können artig behandelt, es kann ihnen, wie dem kleinſten und gemeinſten Stückchen Kalkſtein, ein Schliff gegeben werden, aber findet ſich dieſer Schliff — um ein Beiſpiel ſtatt vieler zu erwähnen — bei der Behandlung der Notiz, welche im Kapitel-Summarium mit den Worten angekündigt wurde: „Der Verfaſſer wird auf's Neue von den Flöhen geplagt.“ ? —

Eine Empfindung, die uns im Leben ſo nahe liegt, nämlich die des Wechſels der Dinge, tritt häufig in der Schrift auf und zu. So iſt S. 50 noch vom Kaiſer Don Pedro die Rede, daß er in der Wahl einer zweiten Gemahlin ſehr glücklich geweſen ſei, daß es Zeit ſei, Don Pedro's Tochter, Donna Maria, auf eine paſſende Weiſe zu vermählen. Und nun — noch keine zwei Jahre ſind verfloſſen — da ſchlummert der Kaiſer Don Pedro im Grabe, ſeine Gemahlin trägt den Wittwenflor, der erſte Gemahl ſeiner Tochter, dem Don Pedro ſterbend ſein Schwert geſchickt, ſchlummert ebenfalls im Grabe, und der zweite Gemahl der jungen Königin ſcherzt und ſpielt nach Zeitungsnachrichten mit ihr umher, „als wäre nichts geſchehen.“ — Aber auch auf der andern Seite ſind die wichtigſten handelnden Perſonen abgetreten. Namentlich Don Miguel. Und wer ſpricht in dieſen Augenblicken noch von Napier, Sartorius u. A.? Niemand. Es iſt ihnen in dieſer ſaturniſchen Zeit ergangen, wie den Helden in Cooper's Romanen, die unintereſſant und flach werden, wenn der Sturm aufhört, der über ein Meer fuhr, oder über eine Liebe oder über ein Leben. Sie ſind, wie dieſe, im hiſtoriſchen Penſionsſtande, eſſen und trinken und gelten für den Augenblick, der immer friſche Auſtern aus der eben abgebrochenen Muſchel ſchlürfen will, nicht viel mehr, als ihm die leere Muſchel gilt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Zeitſtimmen. — Jetzt, wo ſich Alles reſumirt, wo alles Reſumirte laut wird, iſt es mehr als je von Intereſſe, dem großen Weltgeſpräch die Worte abzulauſchen, in denen ſich die höchſten Wünſche, Hoffnungen oder Befürchtungen der Zeitgenoſſen kund thun. Wir eröffnen daher unter der obigen Rubrik eine Reihenfolge von Aeußerungen der Hauptorgane der gegenwärtigen Zeit, in denen wir den gealterten Phönix der bisherigen Weltgeſtalt zu vernehmen glauben, der die würzigen Reiſer zu ſeinem Flammengrab zuſammenträgt, wie ein Scheidender prophetiſche Worte baldiger Verjüngung und Verklärung ſtammelt. —

I. Aus Frankreich. (Die Débats und die Gazette.) „Wir leſen,“ heißt es in der „Gazette de France“ vom 23. d. M., wir leſen Nachſtehendes im Journal des Débats: „Der Materialismus hat ſeine Zeit gehabt, wie der Atheismus, deſſen Urſache und Wirkung er iſt. Es regt ſich etwas mehr in den Gemüthern, was beim erſten Augenblick zum

Ausbruch kommen wird. Unſer Jahrhundert hat ein unbeſtimmtes Gefühl von Größe und Zukunft: es träumt überall davon (il le rêve partout), es findet die Wiſſenſchaft zu enge… Die Geſchichte hat es geſagt und wird es noch deutlicher ſagen, was der Glaube Großes auf der Erde enthält, und ſie wird zeigen, daß da, wo er aufgehört, Alles — bei einem Anſchein von Kraft — gelitten. Die Geſchichte wird die Wiſſenſchaft beſtimmen, das Leben, das ſie nicht hat, in ihrer natürlichen Quelle, im Glauben, zu ſuchen. Der Glaube aber wird ſich einer Waffe bedienen, die er auch zu handhaben verſteht, nämlich der poſitiven Wiſſenſchaft. — Wir gehen einer großartigen Einheit entgegen." (nous marchons vers une magnifique unité). — Dieſem fügt nun die Gazette die Bemerkung bei: „Sollte man nicht glauben, man hörte die „Gazette de France" und die „Raison du christianisme" ſprechen?" (Man vgl. die in früheren Nummern d. Phönix angeführten Stellen!) Dann läßt ſie noch eine Stelle der Débats folgen, von welcher wir nur den Schluß geben wollen: „Die Religion, da ſie allein die menſchliche Geſellſchaft gereinigt hat, wird ein Gegenſtand des Zurückwünſchens und der Wißbegierde für unſer Jahrhundert, welches nicht weiß, wem es Gehör geben ſoll. „Iſt ſie todt?" hat man gefragt. Gott, der uns ein ſo großes Bedürfniß der Brüderlichkeit (fraternité) eingepflanzt, der den Gelehrten wünſchen läßt, mit dem Dichter übereinzuſtimmen, den Künſtler, mit dem Staatsmann ſich zu verſtändigen, und den Prieſter, von allen geliebt zu werden, hat Gott einen ſo unermeßlichen Wunſch geſchaffen, um ihn nicht zu befriedigen? wird es einen neuen Katholizismus geben, eine neue Allgemeinheit (universalité), welcher die Civiliſation angehören wird? — Dieß ſind die Fragen, die uns bewegen, — Fragen, die man nicht leichthin aufgibt. Poeſie, Philoſophie, Wiſſenſchaft, jede für ſich allein genommen, ſind faſt gleichgültig, wenn man ſie mit dem weiten Centrum vergleicht, welches ſie künftig einmal vereinigen ſoll." —

So das Hauptorgan des Miniſteriums und, gedankenlos oder heuchleriſch ihm beiſtimmend, das Hauptorgan der älteren Legitimität in Frankreich. —

II. **Aus Deutſchland.** (v. **Ammon** und **Bretſchneider**). In dem, der **allgemeinen Kirchenzeitung** beigefügten **theologiſchen Literaturblatt** vom 25 d. M. bemerkt Hr. Generalſuperintendent **Bretſchneider**, der Herausgeber dieſes Blattes bei Beurtheilung der „Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion v. Dr. Fr. **von Ammon**, u. a. Folgendes: Vortrefflich iſt, was der Verfaſſer gegen die Bibliolatrie des Supernaturalismus ſagt, der den Buchſtaben der Bibel zu Gottes Wort macht. „Wie kommt ihr," (ſagt Hr. v. A.) „zu dieſem gewaltigen Sprunge von der allgemeinen und ewigen Idee deſſen, welcher iſt, war und ſein wird, zu einer Schrift, welche einmal nicht war, und in einer anderen Ordnung der Dinge vielleicht nicht mehr ſein wird? Schreibt denn Gott Bücher, wie Menſchen; ſtehen ſeine Gedanken und Rathſchlüſſe nicht am Himmel, auf den Gipfeln der Berge, in den Tiefen des Abgrundes, in den Herzen der Menſchen; iſt ſein heiliges Wort nicht ein ewiges, alle Jahrhunderte durchlaufendes, alle endliche Geiſter und Gemüther durchdringendes Wort?" — Das aufmerkſame Durchleſen dieſer trefflichen Schrift, fügt dann Hr. G.-Sup. Bretſchneider hinzu, — hat Referenten in einer von ihm ſchon früher dargeſtellten Wahrheit auf's Neue bekräftigt, nämlich, daß die **Theologie** aller Zeiten ganz unvermeidlich abhängig ſei von der **Weltanſchauung**, d. h. von der Summe von Kenntniſſen, die man über den geſtirnten Himmel, den Erdkörper, den Menſchen, die Geſetze der Natur und das körperliche und phyſiſche Leben hat … Eben deßhalb war es auch nicht möglich, daß irgend ein dogmatiſches und philoſophiſches Syſtem unverändert bleiben konnte. — Die Fortbildung einer jeden Theologie und Philoſophie zur **Welt**theologie und **Welt**weisheit iſt damit nothwendig gegeben. — Dieſer Abhängigkeit von der Weltanſchauung unterliegt auch mit Nothwendigkeit jede **Offenbarung** in ſupernaturaliſtiſchem Sinne. Da ſie gegeben wird, um **verſtanden** und in den menſchlichen Geiſt **aufgenommen** zu werden, ſo muß ſie auch in Weltanſchauung des Zeitalters und Volkes, dem ſie gegeben wird, eingehen, nach ihr bemeſſen ſein, weil ſie außerdem geradehin weder verſtanden, noch geglaubt werden würde" …. „Nach der Nothwendigkeit eines geiſtigen **Naturgeſetzes** wird alles, was den chriſtlichen Ideen noch aus der engherzigen Weltanſchauung des Judenthums, des Heidenthums im römiſchen Weltreiche und des Mittelalters anklebt, von ſelbſt abfallen, und ſich, als zeitliches Gewand, von der einfachen und ewigen Wahrheit ablöſen; und je mehr die Anſchauung des menſchlichen Geſchlechts **wahre** Weltanſchauung wird, deſto **unabweislicher** wird das **Bedürfniß einer Weltreligion**; deſto unvermeidlicher geht jede Religion, die ſich dazu nicht bilden läßt, unter; deſto zuverſichtlicher wird man die ewigen im Chriſtenthum liegenden Wahrheiten von ihren zeitlichen Formen ſcheiden und auch die chriſtliche Dogmatik zu einer **Weltdogmatik** machen müſſen, in welcher freilich nicht wenige loci der herkömmlichen ſymboliſchen Dogmatik der chriſtlichen Kirchen gar keinen Platz finden können, oder doch in einem anderen Sinne gefaßt werden müſſen." —

⁂ **Altägyptiſches Siſtrum.** — **James Burton** hat von ſeiner Reiſe in Aegypten das größte und vollſtändigſte bis jetzt bekannte Siſtrum mitgebracht, welches wahrſcheinlich im Umkreiſe des Tempels des weſtlichen Sees zu Theben aufgefunden worden. Skulpturen auf dieſem Tempel nach zu ſchließen, reicht der Gebrauch des Siſtrums bis auf das Zeitalter Thotmes III., alſo bis auf circa 1500 v. Chr. hinauf. Das von Hrn. Burton mitgebrachte Inſtrument iſt 16½ Zoll hoch. Der obere Theil des Geiſſes iſt mit dem Kopfe der Göttin **Hathor** geziert. Jede der beiden auf dem Geſtell des Inſtruments angebrachten Figuren ſtellt eine Flußgottheit dar, welche in jeder Hand ein ähnliches Inſtrument hält. Dieſe und mehrere andere Gegenſtände ſind aber nicht gravirt, ſondern mit einem Stempel eingeſchlagen. —

⁂ **Frequenz des Sund's.** — Vom 1. Januar bis zum 31. Juni d. J. haben 4,083 Schiffe den Sund paſſirt; im v. J. betrug die Zahl derſelben für denſelben Zeitraum nur 3,900. —

⁂ **Die franzöſiſche** *Académie des inscriptions et belles-lettres* hat am 5. d. M. ihre öffentliche Jahresſitzung gehalten, um die von ihr ausgeſetzten Preiſe zu vertheilen. Es macht ihrer Gerechtigkeit und dem deutſchen Fleiße Ehre, daß von den **fünf** Hauptpreiſen **vier** den Abhandlungen **deutſcher** Gelehrten zugetheilt worden.

Dr. **Felix Papencordt** von Berlin erhielt den erſten für die Geſchichte der Niederlaſſung der Vandalen in Afrika und ihrer Verwaltung von Genſerich bis zur Zerſtörung ihres Reiches durch Beliſar u. ſ. w.; der zweite über denſelben Gegenſtand wurde Hrn. **Emanuel Miller** zu Theil. Ueber die Frage: „welches, ſeit dem II. Jahrhundert v. Chr. bis zum Kaiſerreich von Conſtantinopel, der politiſche Zuſtand der griechiſchen Städte am Pontus-Euxinus und Propontis geweſen?" empfing den erſten Preis Hr. **Karl Menn** von Coblenz, Profeſſor zu Düſſeldorf; den zweiten Hr. **Mich. de Loewl**. Den für die numismatiſche Frage ausgeſetzten Preis endlich erhielt Hr. **Streber**, adjungirter Conſervator des Medaillen-Cabinets des Königs von Baiern. —

⁂ **Neue Art zu recenſiren.** — Herr Dr. v. **Keyſerlingk** hat ſich die höchſt undankbare und unendlich langweilige Mühe genommen, auf beinahe vier Quartſeiten des Menzel'ſchen Literaturblattes den Erweis zu führen: „Dr. Strauß und deſſen „das Leben Jeſu" ſei eine **Sage** des 19. Jahrhunderts." — Ein ſolcher Spaß iſt zu albern für einen Franzoſen, und eine ſolche Albernheit zu ſpaßhaft für deutſchen Ernſt. —

⁂ **Der Mäßigkeitsverein zu Amiens** hat am 18. v. M. den von Hrn. **Dutrône**, ihrem Stifter, ausgeſetzten Preis dem Hrn. **Labourt**, Advokat von Doulens ertheilt. Es galt die Beantwortung der Frage: welches die Urſachen und Wirkungen der Trunkſucht und welches die Mittel ſeien, dieſes Laſter auszurotten und ihm vorzubeugen? —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 198. 1836.

Phönix.

Montag, 22. Auguſt.

Neue Lieder.

Von

Franz Freiherrn von Gaudy.

2.

Des Hageſtolzen Geburtstag.

Ein Brief? Von wem? Von meinem Neffen.
'Ne theure Sippſchaft! Was wird's ſein?
Die unfrankirten Schreiben treffen
Poſttag für Poſttag wieder ein.
Der kurze Sinn der langen Klagen
Iſt doch das leid'ge: „Schicke Geld!“
Ich werde 'mal Suſannen fragen,
Was ſie von dem Geſchreibſel hält.

Was tauſend! — Verſe? — Das geſteh' ich —
Wird der Patron noch gar Poet?
Hm! Kurz und lang gereimt. — Was ſeh' ich?
„Geburtstag — Lenze — Kränze — ſpät“ —
„Glück — Augenblick — in fernſten Tagen!“ —
Wo hat der Jung' in aller Welt —
Da will ich doch Suſannen fragen,
Was die von dem Gedichte hält.

'S iſt richtig. Zwei und ſechzig Jahre
Sind's heut' — ich dachte nicht daran.
Doch ſtill davon. Kein Menſch erfahre
Ein Wort. Noch ſieht man mir's nicht an,
Feſt iſt mein Schlaf, geſund der Magen,
Wenn auch das Haar in's Graue fällt —
Ich will doch gleich Suſannen fragen,
Wie alt mich wohl die Alte hält.

Dem Neffen aber zwölf Dukaten —
Weiß Gott, der Schlingel hat Talent —
Dem Sohn der Schweſter, meinem Pathen,
Muß ich doch manchmal ein Präſent —
Zur Poſt will ich den Geldbrief tragen,
So kräht kein Hahn nach jenem Geld —
Doch möcht' ich erſt Suſannen fragen,
Ob ſie's nicht für Verſchwendung hält.

Suſanne iſt ja ſonſt verſtändig —
Nur das Gebrumme meidet man
Wo möglich. Sagt ſie nein, ſo wend' ich
Ein neu Merino-Kleid daran.
Kein Menſch darf mich zu meiſtern wagen —
Frei bin ich, kein Pantoffelheld —
Suſannen will ich auch nur fragen
Pro forma, was ſie davon hält.

Mein Gimpel pfeift mit leiſem Tone:
„God save the king,“ als wünſch' er Glück.
Das alte, treue Thier — ich lohne
Ihm mit dem größten Zuckerſtück.
Und Nachmittags nehm' ich 'nen Wagen —
Vor's Thor — ja — nach dem türk'ſchen Zelt —
Nur will ich erſt Suſannen fragen,
Ob heute ſich das Wetter hält.

José Melcher Gomis.

In unſern Tagen iſt dem Künſtler ſein Platz zwiſchen Überfluß und Elend angewieſen. Während er alle Vortheile des erſtern zu genießen ſcheint, drückt ihn das letztere mit ſeiner ſchrecklichen Wirklichkeit zu Boden. In ſeinem äußern Auftreten reich, in ſeinem Hauſe arm, ſteht ihm jeder Salon offen und iſt ſtets ein Gedeck für ihn an jeder vornehmen Tafel bereit; er wird überall hin eingeladen, immer freundlich aufgenommen, oft geprieſen und beklatſcht, aber überall treten ihm Freude und Wohlleben unangenehm entgegen; denn bei ſich zu Hauſe hat er Noth und Trübſal gelaſſen, welche er bei ſeiner Heimkehr wiederfinden wird.

da der reiche Mäcen wohl den Künſtler mit ſeinem Lobe und ſeinen Einladungen beehrt, ſich aber um ſeine Bedürfniſſe und ſeine Leiden nicht kümmert. Und dieſe Bedürfniſſe vermehrt noch der ſtete Umgang mit den Reichen und Vornehmen; denn der Künſtler, mit den ſchönſten Gaben der Natur ausgeſtattet, liebt auch die Freude, den Genuß und rauſchendes Vergnügen und doch iſt ſein Daſein nach ein- für allemal feſtſtehenden Regeln geordnet, wie das eines Arbeiters, der im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod iſt.

Der Unglücklichſte von Allen iſt ohne Widerrede der Componiſt, unaufhörlich Zufällen und Launen jeder Art preisgegeben. Die Natur ſeiner Kunſt ſelbſt hat mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Um die Begeiſterung ſeiner Seele verſtändlich zu machen, muß er Zeichen zu Hülfe nehmen, welche das Ohr allein begreifen kann; und um dieſe Zeichen zu beleben und ſie allen denen, welche in dieſe Chifferſchrift nicht eingeweihet ſind, zugänglich zu machen, braucht er einen lebendigen Athem, der ſie in Tönen wiedergibt und dieſe vom Ohr zum Herzen leitet. Je größer, je wichtiger, je dramatiſch reicher ſein Werk iſt, deſto zahlreichere Stimmen und ein deſto glänzenderes Orcheſter ſind nöthig, um den todten Chiffern dieſes geheimnißvollen Buches Leben und Fülle zu verleihen.

Jeder Componiſt, ohne Ausnahme, braucht hier Hülfe und Beiſtand. Sobald er ſeine Partitur vollendet hat, iſt ſeine Arbeit gewiſſermaßen erfüllt. Er ſelbſt kann unmöglich über Mittel gebieten, um ſein Werk aufführen zu laſſen; denn dieſe Mittel werden nur durch Privilegien verliehen. Er beſchränkt ſich alſo darauf, ſeine Partitur dem Publikum vorzulegen und dieſes muß denn das Übrige thun; denn es iſt der höchſte und alleinige Richter.

In Paris iſt es für einen Componiſten nicht ſo leicht, als man denkt, vor ſeine natürlichen Richter zu gelangen; der Weg dahin iſt mit Neidern und Intriganten bedeckt, welche das keimende Talent oft in ſeinem Aufblühen erſticken. Der in dieſen Tagen erfolgte Tod eines jungen Künſtlers, deſſen Name bereits einen ſchönen Klang gewonnen hatte, liefert den ſchlagendſten Beleg dazu. Wir wollen den Leſern Einzelnes aus der Lebensgeſchichte dieſes talentvollen Componiſten mittheilen.

Joſé Melcher Gomis war ein Spanier von Geburt und erblickte das Licht der Welt zu Atoniente im Königreich Valencia. Schon in ſeiner früheſten Jugend empfing er eine muſikaliſche Erziehung; gleichwie die berühmteſten deutſchen und italiäniſchen Meiſter ſchöpfte er die Elemente dazu in den Klöſtern und Domkapiteln. In ſeinem ſiebenten Jahre war er Chorknabe bei der Kathedrale zu Valencia, wo der berühmte Martini ebenfalls den erſten Grund zu ſeiner weltbekannten Oper la Cosa rara, gelegt hatte. Später ward Gomis zum Muſik- und Geſanglehrer an demſelben Kolleg ernannt, wo er ſeine Studien vollendet. Der Catalonier Pons war ſein Meiſter. In der Schule dieſes Componiſten, eines durch tiefe Kenntniſſe in allen Zweigen muſikaliſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ausgezeichneten Mannes, fing Gomis an, ſich auszubilden, und obſchon der Meiſter vorzüglich nur die alte Kirchenmuſik kultivirte, ſo ſtudierte doch der Zögling fleißig alle bemerkenswerthen neueren Werke der dramatiſchen Muſik. Er hatte bereits ſein 24. Jahr erreicht, als ſeine Freunde und Gönner in dem jungen Manne das kräftige Talent erkannten, welches ihn auszeichnet. Sie wirkten ihm eine Stelle aus, welche ſeine Anlagen zu entwickeln und zu reifen fähig war. Gomis wurde zum Direktor der Militärmuſik bei der Artillerie von Valencia ernannt, und fing nun an, ſich als Componiſt einen Namen zu machen. Er übertrug die Symphonien, ſo wie das Oratorium und die ſieben Worte von Haydn in Militärmuſik und componirte ſelbſt mehrere Stücke, namentlich Märſche, worin ſich die ganze Friſche und Kraft der Jugend und die ganze Originalität des ſpaniſchen Charakters kund gibt.

Nach Verlauf von zwei thätig und fleißig hingebrachten Jahren reiſete Gomis von Valencia nach Madrid, wo er mehrere Stücke ſpielen ließ, von denen eins, Aldeana betitelt, einen glänzenden Erfolg gehabt hat. Kurze Zeit darauf ward er Muſikdirektor der königlichen und der Nationalgarde. Als im Jahre 1823 die Franzoſen über die Pyrenäen gingen, verließ er ſein Vaterland, um ſich nach Paris zu begeben. Aber von jener Zeit verfolgten den Künſtler Widerwärtigkeiten, Mißgeſchicke und Leiden der mannigfaltigſten Art, welche ihn auch bis an ſein Sterbebett begleitet haben. In Paris gibt ſich Gomis alle mögliche Mühe, einen Operntext zu erlangen; er klopft an alle Thüren, er bittet alle Schriftſteller, allein vergebens. Nach drei Jahren unnützen Rennens und Hoffens verläßt er Paris, um in London ſein Heil zu verſuchen.

Im Jahre 1826 landet Gomis in England mit Empfehlungsbriefen von Roſſini, welche ihn in die muſikaliſche Welt der brittiſchen Hauptſtadt einführen. Er begründete ſich bald eine ſichere Exiſtenz, indem er ſeine Thätigkeit zwiſchen Geſang- und Muſikunterricht und Compoſition verſchiedener Art theilte; er componirte beſonders kleine Lieder und ſpaniſche Nationallieder, wovon auch mehrere in Deutſchland ſehr verbreitet ſind. Er componirte auch unter Andern ein Quartett, l'Inverno (der Winter) betitelt, welches mit außerordentlichem Beifall von der philharmoniſchen Geſellſchaft in London ausgeführt wurde. Außerdem gab er noch eine „Geſangmethode“ heraus, welche zur Genüge beweiſet, wie tief er in die Geheimniſſe dieſer Kunſt eingeweihet iſt. Deßhalb tragen auch ſeine Compoſitionen das charakteriſtiſche Gepräge der Klarheit und des Melodienreizes, welche wir nur bei den Componiſten antreffen, die ſelbſt Sänger ſind. (Schluß f.)

Araber und Normannen.

(Fortſetzung.)

Zwar in den höchſten Gegenden Norwegens und Schwedens und näher dem Eismeere hin iſt keine oder nur kümmerliche Vegetation; isländiſches Moos, einige, aber wohlſchmeckende Beerarten und höchſtens die Zwergbirke ſind noch zu finden; aber die Birke in ihrer größten Schönheit iſt, nächſt der hochgewachſenen Tanne, deren dunkle Färbung ſie mit ihrem lichten zarten Grün erheitert, nicht blos in den milderen Küſtenſtrichen und auf den Inſeln, ſondern auch in den höhern Berggegenden zu ſchauen.

Auch an Linden fehlt es nicht; häufig wächſt die Eſpe und die, ſelbſt durch die Edda verherrlichte, Eſche.

In den tieferen und milderen Gegenden, vor allen im fruchtbaren Dänemark, wächſt Getreide in reicher Fülle und in großer Güte; in vielen, ſelbſt noch Norwegens und Schwedens, viel Obſt, als Aepfel, Birnen, Kirſchen, ſogar Aprikoſen. Manche Gegenden ſind nicht blos romantiſch-wild, zumal ſchwediſche und norwegiſche, ſondern ſelbſt ſchön zu nennen. Ja in der Nähe von Chriſtiania werden Reiſende an Gegenden Italiens erinnert.

Dem ſüdlichen Kameel ſteht das nordiſche Rennthier ſchroff entgegen. Wie jenes nur in der Hitze, ſo gedeihet dieſes nur in kalter Luft, und ſelbſt Stockholms Breiten ſind zu mild noch für das Thier. Mehr noch, als das Kameel dem Orientalen, iſt es dem Polar- und Nordmenſchen in der Finnmark und im Lappland wichtig und theuer. Auch viele Roſſe nährt das ſkandinaviſche Land; manche von ihnen ſind trefflicher Art und werden weit verführt. Schöne Rinderheerden weiden in den grasreichen Ebenen und auf den fetten Marſchländern, und Schafe gedeihen noch in den höheren Regionen, und ſelbſt auf Island: beſonders die mehrhörnige Art. — Wie der afrikaniſche Strauß, deſſen Federn die Turbane orientaliſcher Großen und die Helme und Hüte europäiſcher Ritter und Damen ſchmücken, nur in der heißen Wüſte; ſo gedeiht die Eidergans, deren zarte Dunen zum weichſten elaſtiſchen Pfühle benutzt werden, nur in dem kälteſten Klima. — Die ſchönſten und beſten Falken, die man ehmals zur Beize unentbehrlich hielt, wurden aus Island in andere Länder gebracht. — Ergiebige Fiſch-Ernten gewähren das Meer und die Binnenſeen. — An nützlichen Metallen fehlt es in den Gebirgen nicht. Das ſchwediſche Eiſen iſt in aller Welt berühmt.

Wir haben bis jetzt die Grenzen Arabiens enger genommen; aber arabiſche Stämme, Sprache und Sitte finden wir ſchon vor Alters in Meſopotamien, Syrien und Afrika, und wenn von den Skandinaviern im weiteren Sinne die Rede iſt, dann muß außer den Faroer-Inſeln das ſchon erwähnte, fern liegende Island in Betracht kommen.

Von Natur aus ſind die Araber — die an den Küſten ausgenommen, wo es ſchon vor Alters ſogenannte Fiſcheſſer und Seeräuber gab — mehr an das trockene Land, die Normannen mehr an das Waſſer gewieſen; jene ein continentales Volk, dieſe ein maritimes; aber wie jene aus Landräubern und Landeroberern endlich Korſaren und Seefahrer mit großen Flotten geworden ſind: ſo haben umgekehrt die normänniſchen Korſaren in der Fremde das Waſſer mit dem Land vertauſcht und ſind Landeroberer geworden.

Betrachten wir nun, von welcher Abkunft beide Völker und wie beide phyſiſch und geiſtig organiſirt ſind, ferner, wie beide nach Denkweiſe und Sitte, nach Beſtrebungen und Thaten in früheren Zeiten erſchienen.

Die Araber gehören zu dem ſemitiſchen Stamme, welchen man auch den aramäiſchen nennt; ſie ſind nahe verwandt den Äthiopiern oder Habeſſiniern, aber auch den Hebräern und den Phöniciern. Sie ſelbſt ſind ſtolz darauf, Nachkommen Ismaels, mithin Abrahams, zu heißen, während die Neugriechen ſie und die muhamedaniſchen Türken zu ſchimpfen vermeinen, wenn ſie ſolche Söhne der Hagar oder Hagarener nennen. Die Araber ſind, wie ihre meiſten Stammesgenoſſen, mehr von mittlerer Statur, ſchwärzlich braun, von regelmäßigem, wenn auch nicht ſchönem Gliederbau, mit markirtem Profil. Sie ſind kräftig und ausdauernd, aber auch feurig, aufglühend und heftig, wie die Sonne, und der Wind, der durch ihre Wüſten ſtreicht; aus ihren dunklen, unruhigen Augen blitzt die ſüdliche Glut. Sie ſind ſchnellen Geiſtes und witzig, wie alle ſemitiſchen Orientalen, wie insbeſondere die Juden. Zur griechiſchen Harmonie aller geiſtigen und körperlichen Kräfte konnten ſie von Natur aus nie gelangen; ſelbſt da, als ſie griechiſche Wiſſenſchaft in ſich aufnahmen, wurde dieſe arabiſirt; und das arabiſche Gepräge ward auf die Kunſt gedrückt, welches ſie vom Ausland bekamen. In äſthetiſcher Bildung unterſcheidet ſich der Araber ſelbſt von dem feineren Perſer, noch mehr von dem ſanften Hindu und mithin auch von dem Deutſchen, der mit beiden in näherer Verwandtſchaft ſteht. — Der Wankelmuth der Hebräer, welche, dem Geſetz und den Propheten zuwider, immer nach dem Ausland ſtrebten und fremden Götzen nachhinkten, ſo wie ihr Starrſinn, welchem ſie zuletzt ſelbſt Vaterland und Hauptſtadt zum Opfer brachten, ſind auch in dem Araber erkennbar. Aber das Streben nach Außen äußert ſich bei ihm blos in der Luſt zum nomadiſchen Herumſchweifen, zum Plündern und Erobern, und der Starrſinn veredelte ſich zur Beharrlichkeit im hochherzigen Streben nach Thaten und im Feſthalten an ſeinem Glauben. Von Natur nicht zur Seelenruhe geſchaffen, ward ihm durch Religion, welche Vorherbeſtimmung und Geduld im Unvermeidlichen lehrt, eine gewiſſe Ruhe eingeprägt, die wir an den muſelmänniſchen Orientalen überhaupt bewundern und oft mit Apathie verwechſeln.

Bei den Normannen iſt, trotz allem Anſtreben neuerer ſkandinaviſcher Schriftſteller, namentlich däniſcher, die ſich doch nicht zu ſchämen brauchten, mit uns verwandt zu ſein, die nahe Verwandtſchaft mit den Deutſchen unverkennbar. Außer den germaniſchen Stämmen, die immer weiter gen Norden ſich ausgebreitet, gibt es auch finniſche, die immer mehr zurückgedrängt worden. — Der Normann iſt meiſtens hochſtämmig, wie ſeine Tannen, blond, weißfarbig, blauäugig, zwar langſam in ſeinen Bewegungen, wenn er innerlich ruhig iſt, aber auch friſch, wie ſeine See, und kräftig wie die Luft ſeiner Gebirge. Aber die Kraft der ältern Normannen war nicht die gehaltene, die wir an den älteren Deutſchen, vielleicht übertreibend, bewundern; nicht jene ſittliche Reinheit, welche Tacitus an dieſen rühmt, iſt bei den Normannen ſichtbar. Sie nahmen vom Klima und von dem Elemente, auf welches ſie angewieſen waren, nur zu viel in ihre Natur auf; ſie werden uns als unruhig und wankelhaft, gleich den Wogen, auf welchen ſie herumtrieben, mehr kühn und ungeſtüm, als ruhig tapfer geſchildert. Redlichkeit, Wahrheit und Treue, die den neuern Skandinaviern nicht abzuſprechen, die beſonders bei Schweden und Norwegern ſo kräftig ſich äußern, werden den ältern weniger nachgerühmt. (Fortſ. f.)

Literatur.

Skizzen aus Portugal. — (Schluß.)

Auf S. 52 findet ſich „die conſtitutionelle Hymne.“ (Iſt's die ganze? dann iſt ſie lakoniſcher, als die Marſeillaiſe und die Pariſienne.)

Sie heißt:

Viva, viva, viva
Pedro, viva a Santa Religiao;
Viva Maria Secunda,
Liberal Constituciao.

S. 61 f. geben Notizen über die portugieſiſchen Nonnenklöſter. So heißt es u. A.:

> „Es iſt kaum zu glauben, welche Kaſteiungen, ſelbſt noch heutzutage, in portugieſiſchen Nonnenklöſtern ausgeübt werden. Der Orden von La Trappe z. B. iſt ſo ſtreng, daß den Nonnen nur fünfzehn Stunden — Beichte mit eingerechnet — im Jahre geſtattet iſt, mit einander zu reden. Welchen Nutzen gewährt die herrliche Gabe der Rede dieſen armen Geſchöpfen? Eingeſchloſſen in einem wahrhaften Kerker, wegen keines Vergehens gegen die Staatsgeſellſchaft, können ſie ihre Seelen nicht einmal im gemeinſchaftlichen Abendmahl entlaſten. Die einſamen Ergießungen ihres Kummers vernehmen nur die Wände ihrer Zellen in leiſem Geliſpel. Beſſer, gleich ſterben, als ein ſolches trauriges Daſein friſten, ein ſolches Vegetiren!“ — — —
>
> „In einem Kloſter ſind die Nonnen täglich damit beſchäftigt, Sterbegewänder zu nähen und an ihrem eignen Grabe zu graben, ſo daß der grimmige Schreckensfürſt ihrer Phantaſie ſtets gegenwärtig iſt. Eine Dame erzählte mir, es habe ſich ihr einſt in einem Kloſter eine Nonne genahet und ſie um eine Haarlocke gebeten.
>
> „„Weshalb wünſcht Ihr ſie?“
>
> „„Euer Haar gleicht dem unſeres Schutzheiligen, welches faſt gänzlich ausgefallen und verwittert iſt; erzeigt uns daher die Güte, uns einiges von dem Eurigen zu überlaſſen.“ Der Gedanke, ſein eignes Haar angebetet zu ſehen, war eine ſtarke Verſuchung zum Gebrauch der Scheere. — — —
>
> „Manche glauben, daß heftige Leidenſchaften und Zänkereien in Nonnenklöſtern unbekannt ſind, und daß die Bewohner nichts haben, was ihren innern Frieden ſtören könnte. Dies iſt keineswegs der Fall und Eiferſucht herrſcht hier, wie anderwärts, zwar nicht mit Beziehung auf Geliebte, ſondern auf Blumen, und der Samen der Zwietracht wird in den Kloſtergärten ausgeſäet.“

Der Verfaſſer, der, wo er das Niveau des Gewöhnlichen in Gedanken und Ausdruck nicht verläßt, ganz gut zu hören iſt, wird da erklärt unangenehm, wo er ſeiner ohnedies etwas breiten Erzählung noch den Falſtaff-Bauch des Pathos oder die Barthold-Naſe eines mattſchimmernden Witzes vorſchnallt. So S. 130, wo er von ſeinem Ritte über das Schlachtfeld bei Almoſtre erzählt. „Es war ein ſtiller Abend,“ ſagt er, „und nur der Ruf eines Rebhuhnes war da zu vernehmen, wo noch unlängſt die furchtbaren Kriegsmaſchienen als Todtenglocken dahinſcheidender Seelen gebrüllt und der graue Pulverdampf die verſtümmelten Körper wie mit einem Leichentuch bedeckt hatte.“ Das nenn' ich mir doch Pathos, der in's Zeichen des Unſinns tritt! — Matter Wiz iſt auf S. 103 zu finden, wo von einem ſchottiſchen Sergeanten erzählt wird, der von einem fliegenden Corps überfallen, beraubt und am Schenkel durch einen Stich verwundet wurde, „ſo daß,“ fährt Herr Alexander fort, „auf dieſe Weiſe die Beweglichen ihn zu einem Unbeweglichen machten.“ Fliegendes Corps — beweglich, Verwundeter — unbeweglich — o!

Die erſten eilf Kapitel gehen bis S. 246 und enthalten außer des Verfaſſers Streifzügen durch Portugal auch die Erzählung ſeiner Hinfahrt durch Falmouth und ſeiner Zurückreiſe über Oporto, Breſt und Plymouth. Das zwölfte Kapitel, mit der Äußerung Cannings: „Möge der Himmel der conſtitutionellen Regierung Portugals Gedeihen ſchenken“ als Motto, verbreitet ſich S. 247 — 267 „über den gegenwärtigen (1834) Zuſtand und die künftigen Ausſichten Portugals.“ Dann folgt S. 268 — 279 das „Manifeſt der portugieſiſchen Nation an die Souveraine und Völker Europa's, 1820;“ S. 280 — 284 der Finanzétat Portugals im Jahre 1834, und S. 285 — 287 eine „Nachſchrift“ vom 15. Dec. 1834, welche ſich über das Verhalten der Königin Donna Maria gegen die ausländiſchen Truppen, die in ihrem Solde fochten, (zu einer Vermittelung ſtrebend, aber doch mehr die Königin tadelnd) ausläßt. Hier, wie auch ſonſt häufig, werden leſende Militär's (denn in dieſem ſeinem Gebiete bewegt ſich der Verfaſſer am liebſten und kundigſten) zunächſt ihre Rechnung finden.

Karl Buchner.

Notizen.

*** **Die Gemälde-Ausſtellung zu Rotterdam** iſt am 18. v. M. im Hôtel von Schieland eröffnet worden und ſoll, dem Vernehmen nach, ſehr glänzend ſein. — Von den beiden im Mai geſchloſſenen Gemälde Ausſtellungen zu **Rom** und zu **Lüttich** zählte die erſte nur etwa 300, die letztere an 400 Bilder. —

*** **Foſſile Palme.** — Der Temps vom 19. v. M. berichtet, daß man in den Gruben von **Anzin** in einer Tiefe von 1100 Fuß eine foſſile Palme gefunden. Dieſer Baum ſtand aufrecht und ſeine Wurzeln drangen mehrere Fuß tief in den Boden. Der Stamm hatte ungefähr 36 Zoll im Durchmeſſer. Dem Vernehmen nach wird dieſes merkwürdige Fundſtück dem naturhiſtoriſchen Kabinet nach Paris überſendet.

*** **Die polytechniſche Schule in Paris.** — Zur Aufnahme in die polytechniſche Schule haben ſich in dieſem Jahre nicht weniger als 300 Aſpiranten gemeldet. Man hat es auffallend gefunden, daß man denſelben als Thema zur Compoſition gegeben: la veillée de Brutus avant la bataille de Philippe. —

*** **Armuth in Irland.** — Nach dem Berichte eines Comité zählt Irland 2,385,000 Menſchen, die für ihren Unterhalt nur auf eine ungewiſſe Arbeit oder auf Almoſen angewieſen ſind. Während es in England für 34,250,000 Morgen 1,055,982 Feldarbeiter, gibt es deren für 14,000,000 Morgen in Irland 1,131,715.

*** **Vogel-Colonie.** — Der berühmte Ornitholog **Audubon** iſt nach Nordamerika zurückgekehrt, um noch einige ihm fehlende Exemplare von Vögeln in den ſüdlichen Staaten zu ſuchen behufs der Herausgabe des vierten und letzten Bandes ſeines trefflichen Werkes über die Vögel Nordamerika's. Er nimmt eine große Menge von **Lerchen, Rothkelchen** und anderen in Amerika unbekannten Vögeln England's mit, um ſie in den Wäldern der neuen Welt ſich anſiedeln zu laſſen.

*** **Die Errichtung eines Nationalmuſeums** iſt von dem **ungariſchen** Reichstag angeordnet worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nr. 199. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 23. Auguſt.

Die Marquiſe von Saint-Prie.

(Fortſetzung.)

Schon früher waren mehrere Vorübergehende ſtehen geblieben, und hatten über Vernouillet's verzerrte Mienen geſcherzt, jetzt vergrößerte ſich der Haufen und Clemence ſah angſtvoll nach Rettung umher; denn Vernouillet hatte ſie nun mit einem Arm umſchlungen, während ſie ſich krampfhaft an dem Brückengeländer feſthielt, unvermögend zu ſchreien, oder ſich zu wehren. In dieſem Augenblick nahte ein junger Mann, der langſam, in Gedanken verſunken, ſich durch die Menge Bahn brach. Zufällig fiel ſein Blick auf Vernouillets verſtörtes Geſicht und ſeltſames Beginnen. Er blieb ſtehen, fuhr mit der Hand über die Stirne, und ſagte, wie aus einem Traum erwachend: „Wie kommen Sie hierher, Freund Vernouillet? Was iſt vorgegangen? Sie haben mich heute vergebens geſucht; ich erfuhr es erſt ſpät und eilte zu Ihnen.“ Bei den Tönen der bekannten Stimme brach das Eis, das ſich um des ſchwachen, leidenſchaftlichen Mannes Bruſt gedämmt, er ließ Clemence los, ſtürzte zu des Freundes Füßen und weinte vor Erſchöpfung, Scham und Reue. Der Auftritt war natürlich ergötzlich für die Umſtehenden, aber deſto weniger für den ernſten, jungen Mann, der wohl ungern zum Schauſpiel dienen mochte, und Vernouillet ſchnell aufhob, indem er faſt ſtreng ſagte: „Kommen Sie mit mir; hier iſt kein Ort zu Erklärungen.“ Mühſam erhob ſich Vernouillet und ließ ſich willenlos fortziehen, während Clemence noch von Schrecken durchbebt nur mühſam zu folgen vermochte.

Endlich gewann Vernouillet wieder etwas Faſſung und ergoß ſich nun in einen unendlichen immer daſſelbe wiederholenden Strom von Worten über ſein Elend, die Verlaſſenheit ſeiner Tochter, und die Undankbarkeit ſeiner Bekannten. Eugen von Cimon, ſo hieß der Hülfreiche, reichte jetzt Clemence mit Theilnahme ſeinen andern Arm, deſſen Stütze die Betäubte wohl bedurfte. Cimon leitete ſie über einen Vorhof in ein geräumiges, einfaches Zimmer, mit einer reichen Bücherſammlung erfüllt, das ſtille Aſyl, wo Cimon in den Wiſſenſchaften Troſt ſuchte, wenn das Treiben der großen Welt und peinliche Leidenſchaft den reinen Spiegel ſeines Gemüths trübten. Hier ſuchte er mit Verſprechungen und altem Wein den erſchöpften Vernouillet zu ſtärken. „Man muß nicht an der Menſchheit verzweifeln,“ ſchloß er ſeine Ermahnung, „wenn man ſich auch gezwungen ſieht, Einzelne aufzugeben.“ — Aber Vernouillet ſchüttelte den Kopf und entgegnete endlich: „Mich könnte ich noch allenfalls durch die Welt bringen, ob es gleich ſchwer iſt, auf demſelben Pflaſter in zerriſſenen Schuhen umher zu laufen, wo man ſonſt mit vier Pferden fuhr; aber dies arme Kind — was ſoll aus ihm werden?“ — „Es trifft ſich recht glücklich für Mademoiſelle,“ verſetzte Cimon, „daß gerade eine vortreffliche Stelle offen iſt. Die Vorleſerin meiner Couſine, der Marquiſe von Prie, iſt plötzlich geſtorben, da aber um dieſen ausgezeichneten Platz der Bewerberinnen viele ſein mögen, ſo dürfte Eile nöthig ſein.“ — „Freilich,“ ſagte Vernouillet, „denn die Dame iſt vornehm, mächtig, aber —“ er hielt inne, und eine dunkle Röthe flog über das bleiche Geſicht des jungen, ſchönen Mannes, und er rief mit einer Heftigkeit, die von ſeinem ſonſtigen ruhigen, faſt ein wenig pedantiſchen Ton grell abſtach: „Meine Couſine iſt das edelſte, ſittlichſte Weib! Ein Engel, wie die Natur nur in Augenblicken der Weihe ſchafft, aber welches hochgeſtellte Weſen kann der Verläumdung, den Sarkasmen der Pariſer entgehen, denen nichts heilig iſt; keine Freundſchaft, keine Liebe, keine Religion!“ Vernouillet verwickelte ſich in Entſchuldigungen, und Clemence heftete bewegt ihre Augen auf Elmon; denn für Frauen gibt es nichts Hinreißenderes als die Begeiſterung eines Mannes, auch wenn ſie nicht ſelbſt der Gegenſtand dieſer Aufwallung ſind. Clemence betrachtete mit vermehrtem Intereſſe den Mann, der ihr in jenem ſchrecklichen Moment als Retter erſchienen war. Die edlen Züge, die etwas tiefliegenden Augen und die ſcharfgeſchnittenen Lippen trugen die Spuren tiefen Kummers, und die etwas vorgebogene, nachläſſige Haltung der hohen, ſchlanken Geſtalt, deutete mehr auf den Gelehrten als auf den Weltmann. „Es wäre wohl das Beſte," ſagte er nach kurzem Bedenken, „wenn ich Ihre Tochter gleich zu der Marquiſe brächte, da Sie nicht mit ihr nach Haus zurück wollen — —" — „Ich habe kein Haus mehr," murmelte Verneuillet, — — — „und da meine Junggeſellenwirthſchaft ihr keinen Aufenthalt darbieten darf," bei dieſen Worten erröthete er faſt mädchenhaft, und ſetzte dann beinah herablaſſend hinzu, was Clemence auf ſeltſame Weiſe weh that: „Sie würden Langeweile haben, liebes Kind, bei dieſen Folianten des Mittelalters, bei denen ich gerne die Gegenwart vergeſſe. Mein alter Diener ſoll einen Fiaker beſtellen; denn obgleich meine Finanzen mir wohl eigne Equipage geſtatteten, ſo betrachte ich doch größere Dienerſchaft nur wie größere Laſt." — „Sie ſind ein Philoſoph," entgegnete Vernouillet, „ach hätte ich mich ſo begnügt!" — „Meine Philoſophie iſt ſehr ſchwach," ſeufzte Elmon mit einem wehmüthigen Lächeln, „überhaupt ſind die Weisheitslehren gewöhnlich nur ſtark und überwiegend bei Dingen, die wir ohnehin nicht ſonderlich mögen." Dann ſchellte er ſeinem alten Diener, der den Auftrag ſchnell beſorgte, und bald fuhren alle drei durch die tageshellen Straßen bis zu dem Hotel der Frau von Prie, wo Vernouillet, dem Elmon ſeinen Beſuch und Rath auf morgen verſprach, von Clemence Abſchied nahm.

Das Hotel war mit der höchſten Pracht und Verſchwendung erleuchtet, unzählige Roſenkränze flatterten vom Portal, ſtrahlende Inſchriften, wo Titus und Trajan wie gewöhnlich nur Pigmäen gegen Ludwig XV. blieben, ſtrahlten über den Fenſtern, und tauſendfach angebrachte Spiegel ſchimmerten den goldnen Widerſchein zurück, der ſich wunderbar in bunten Glaslampen zu allen Farben des Regenbogens brach. Auf der Marmortreppe hüpfte eine Zofe den Kommenden entgegen in ſolchem Putz und Flitterglanz, daß die unerfahrene Clemence ihr die tiefſte, ehrerbietigſte Verbeugung machte, worüber die Kleine ſchalkhaft lächelte und dann ausrief: „Endlich Herr von Elmon! Die gnädige Frau läßt Sie wie einen verlorenen Schmuck in allen Straßen von Paris ſuchen. Ich will Ihre Führerin ſein; denn Madame iſt nicht in ihren gewöhnlichen Zimmern, die Hitze und der blendende Schein der Erleuchtung ſind ihr zuwider und ſie iſt, allen Viſiten unſichtbar, in ihr abgelegenſtes Cabinet geflüchtet." (Fortſ. f.)

Joſé Melcher Gomis.

(Schluß.)

Jedoch verlor ſich unter dieſem Treiben in London ſeine Neigung zum Theater keineswegs; er ſuchte in der brittiſchen Hauptſtadt ebenfalls einen Operntext, aber er fand ihn dort eben ſo wenig, als in der franzöſiſchen. Voll ausdauernden Vertrauens und beharrlichen Willens, welche nur dem gediegenen Talente eigen ſind, kehrte er nach Paris zurück und gelangte diesmal wirklich zu ſeinem Ziele. Er erhielt den Auftrag, eine Oper für die Opera-Comique zu componiren und man vertraute ihm zu dem Ende einen Text an, der von der Direktion dieſes Theaters gebilligt war. Er reiſete darauf nach London zurück, um ſeine Muſik- und Geſangſtunden fortzuſetzen, welche ihm die einzigen Mittel ſeines Lebensunterhaltes darboten und nebenher ſchrieb er ſeine Partitur. Kaum aber hatte er dieſelbe eingeſchickt, als man ihn aufforderte, ſich ſogleich nach Paris zu begeben, um den Proben ſeiner Oper beizuwohnen. Bei ſeiner Ankunft entſchuldigte ſich der Direktor der komiſchen Oper, daß die Einladung aus Verſehen gemacht worden ſei und ſein Werk erſt nach mehreren Monaten zur Aufführung kommen könne. Wer die Exiſtenz eines Künſtlers in unſern Tagen kennt, wer aus Erfahrung weiß, daß ſein Abendbrod von dem am Tage verdienten Lohn abhängt, wird ſich die ganze verzweifelte Lage des Componiſten vorſtellen können; dieſes wiederholte Hin- und Herreiſen hatte die wenigen Erſparniſſe des thätigen Gomis erſchöpft; nicht deſto weniger faßte er neuen Muth, kehrte nochmals nach London zurück und ertheilte nach wie vor Geſang- und Muſikunterricht. Was ſeine erſte Partitur anlangt, ſo iſt dieſelbe bei dem bald darauf erfolgten Bankerotte der komiſchen Oper verloren gegangen und hat nie das Tageslicht erblickt.

Endlich bot Roſſini ſeinen ganzen Einfluß auf, um den von Gomis componirten Diable de Seville auf dem Theater Ventadour zur Aufführung zu bringen. Es geſchah, und der Erfolg war glänzend, alle Erwartungen übertreffend. Von nun an glaubte Gomis ſich eine Bahn gebrochen. Der bekannte Herr Veron gab ihm den Auftrag, etwas für die große Oper zu arbeiten. Er componirte eine große dramatiſche Oper: die erſten Proben wurden gehalten, da erhoben ſich mancherlei unvorhergeſehene Hinderniſſe und das Werk wurde nicht geſpielt. Die Triebfedern, welche in Bewegung geſetzt worden, um die Oper des Herrn Gomis nicht zur Aufführung kommen zu laſſen, ſind nie bekannt geworden; allein man kann ſie leicht errathen, wenn man nur einigermaßen das muſikaliſche Treiben in Paris kennt. Hat doch voriges Jahr der bloße Neid hieſiger Componiſten den Freiſchütz von der Bühne gejagt, deſſen Vorſtellungen alle Abende das Haus füllten, aber die Taſchen der Pariſer Componiſten leer ließen. Was will der Theaterdirektor machen, wenn die lebenden Künſtler ihre beliebteſten Stücke vom Repertoire zurückziehen? Er muß nachgeben und die Partitur des Freiſchützen in ſeine Kartons vergraben.

Die prekäre Lage des Herrn Gomis blieb dieſelbe bis zum Jahre 1833, um welche Zeit er den Revenant aufführen ließ. Ein neuer, glänzender Erfolg berechtigte zu neuen Hoffnungen, welche ſich bald darauf in dem Portefaix vollkommen bewährten. Die Ouvertüre dieſes lyriſchen Drama's iſt eine treffliche Arbeit, voll pikanter und origineller Details, und reich an ſchönen, gefälligen Motiven; jedoch vermißt man die Einheit zwiſchen dieſen verſchiedenen Motiven, welche dem Zuhörer einen Begriff vom innern Zuſammenhange des Ganzen geben ſoll. Manche Einzelheiten, namentlich mehrere Balladen und ein Trinklied im dritten Akt, ſind äußerſt anſprechend und ebenſo graziös als originell. Durch das Ganze hört man eine reiche mannigfaltige Harmonie; die Inſtrumentation iſt ebenfalls reich, brillant, abwechſelnd und beſonders klar; wenn man ſie hört, glaubt man die Partitur in der Hand zu haben.

Dieſes Werk verſprach dem Componiſten eine glückliche Zukunft; allein der Kampf gegen die Kabalen und Intriguen der Pariſer Quadrillen- und Contretanz-Schmierer, welche vor einem Manne von Talent und Kenntniſſen zittern, haben ihm ſeinen Triumph ſo ſchwer gemacht, daß ſeine Körperkräfte unter dieſen Qualen ſich langſam aufgezehrt haben. Vor zwei Monaten ſchrieb er noch in dieſem geſchwächten Geſundheitszuſtande eine kleine Oper ohne Chöre für die Opera-Comique, Pack-le-Barbü betitelt, — ein Stück, welches ganz gefällig anzuhören war. Große Freude und Hoffnung erfüllte des Künſtlers Bruſt, als ihm der jetzige Direktor der großen Oper, Herr Düponchel, den Auftrag ertheilte, ein Werk für dieſen Winter zu componiren. Der in den letzten Tagen des Monats Juli erfolgte Tod des Künſtlers hat dieſe Arbeit unvollendet gelaſſen; die Oper ſollte le Compte Julien heißen. Fragmente dazu finden ſich unter den zurückgelaſſenen Papieren des Künſtlers. Schade, daß es das Schickſal nicht vergönnt hat, dieſen letzten Probierſtein an das Talent des Herrn Gomis zu legen.

So haben wir in einfachen Zügen die Geſchichte der Kämpfe und Leiden eines liebenswürdigen, verdienſtlichen Künſtlers erzählt; wir überlaſſen dem Leſer, ſeine eignen philoſophiſchen Betrachtungen darüber anzuſtellen.

Paris am 31. Juli 1836.

Erinnerungen aus England.

(Moore.)

(Schluß.)

Moore's „Love of the Angels" verhält ſich zu „Lalla Rookh," wie Byron's „Heaven and Earth" zu „Child Harold," „The Corsair," oder irgend einer ſeiner beſſern Leiſtungen. Wenn uns der Dichter die Tugenden Nama's vorzählt, können wir uns kaum des Gedankens erwehren, daß der Engländer Begriffe von weiblicher Vollkommenheit ſeit Jahrhunderten faſt keine Veränderung erlitten habe; Nama iſt a patient Christel, eine geduldige Kreuzträgerin, wie die engliſchen Roman- und Schauſpieldichter des ſechzehnten Jahrhunderts ſie ſo häufig ſchildern:

„And when her Seraph's eyes she caught,
And hid her's glowing on his breast,
Ev'n bliss was humbled by the thought —
„„What claim have I to be so blest?""

„Still less could maid, so meek, have nurs'd
Desire of knowledge — that vain thirst,
With which the sex hath all been curs'd:
From luckless Eve to her, who near
The Tabernacle stole to hear
The secrets of the angels — no —
To love as her own seraph lov'd
With Faith, the same through bliss and woe —
Faith that, were ev'n its light remov'd
Could, like the dial, fix'd remain
And wait till it shone out again —
With Patience that, though often bow'd
By the rude storm, can rise anew
And Hope that, ev'n from Evil's cloud,
Sees sunny Good half breaking through:

This deep relying Love, worth more
In heaven than all a cherub's love —
This Faith, more sure than aught beside
Was the sole joy, ambition, pride
Of her fond — the unreasoning scope
Of all its views, above, below —
So true she felt it that to hope,
To trust, is happier than to know. *)

Dieſe Schilderung des Charakters Nama's wird noch auffallender durch das Gemälde, das der Dichter von ihren körperlichen Reizen entwirft:

— — — — — —

He saw, upon the golden sand
Of the sea-shore a maiden stand,
Before whose feet the expiring waves
Flung their last tribute with a sigh —
As in the East, exhausted slaves
Lay down the far brought gift, and die —
And, while her lute hung by her, hush'd,
As if unequal to the tide
Of song, that from her lips still gush'd,
She rais'd like one beatified
Those eyes, whose light seem'd rather given
To be ador'd than to adore —
Such eyes, as may have look'd from heaven,
But ne'er were raised to it before! **)

Moore hat verſchiedene ſeiner Lieder ſelbſt in Muſik geſetzt, und dadurch bewieſen, daß ſeiner Seele ein gutes Theil mehr Harmonie inne wohnt, als den Seelen gar vieler Gentlemen der drei Königreiche; harte, durch Flickwörter ergänzte Verſe ſind bei ihm ſehr ſelten; am häufigſten kommen ſie in „The Loves of the Angels" vor. Seine beſchwingten Liebhaber drücken ſich zuweilen auf eine Weiſe aus, die auf die Vermuthung führt, daß die Götter, die bekanntlich in den ſchönſten Verſen mit einander converſiren, die unter ihnen übliche Sprache vor den Engeln geheim halten: wie Byron in „Heaven and Earth,“ ſo ſündigt Moore in „The Loves of the Angels.“ Nichts deſtoweniger enthält auch dieſes Gedicht Stellen, die Moore's würdig ſind; nicht leicht wohl kann etwas poetiſcher aufgefaßt, und der Auffaſſung würdiger ausgedrückt werden, als der in den folgenden Zeilen vorwaltende Gedanke:

---

*) Und als ſie ihres Seraph's Auge anſichtig ward, und das ihre glühend an ſeiner Bruſt verbarg, fühlte ſelbſt das Gefühl des Beglücktſeins ſich in Demuth bei dem Gedanken — „„Welche Anſprüche habe ich auf dieſes Gefühl des Glücks?""

„Und noch weit weniger würde eine ſo beſcheidene Maid im Stande geweſen ſein Verlangen nach Wiſſen zu nähren — jenen eiteln Durſt deſſen Fluch dem geſammten Geſchlechte zu Theil geworden; von der übelberathenen Eva bis auf ſie, die ſich, um die Geheimniſſe der Engel zu hören, in die Nähe des Tabernakels ſtahl — nein. — Zu lieben wie ihr Seraph liebte, mit in Glück und Weh unveränderter Treue — mit einer Treue, die ſelbſt wenn ihr Licht ihr entzogen würde, gleich der Sonnenuhr, unverändert bleiben, und warten könnte bis es wieder erſcheine — mit Geduld, die, obgleich ſie oft gebeugt wird durch den rauhen Sturm, ſich doch immer von neuem zu erheben vermag; und mit Hoffnung, die, ſelbſt durch des Böſen Wolke das ſonnige Gute zur Hälfte hervorbrechen ſieht."

Dieſe tiefe vertrauende Liebe, die im Himmel mehr werth iſt als alle Liebe eines Cherubs — dieſe Treue, zuverläſſiger als irgend etwas außer ihr, war die einzige Freude, der einzige Ehrgeiz, einzige Stolz ihres liebenden Herzens — das ohne Grübeln gewählte Ziel aller ſeiner Ausſichten jenſeits, hienieden. — So wahr fühlte ſie, daß zu hoffen, zu vertrauen, glücklicher macht als zu wiſſen.

**) Auf dem goldenen Sande des Meeresufers ſah er ein Mädchen ſtehen, zu deſſen Füßen die verſcheidenden Wogen ihren letzten Tribut mit einem Seufzer ſchleuderten — wie im Oſten erſchöpfte Sclaven die weither gebrachte Gabe niederlegen und ſterben. — Und während ihre Laute beſchwichtigt neben ihr hing, als dürfte ſie nicht ſich meſſen mit der Fluth des Geſanges, die ihren Lippen entquoll, erhob ſie gleich einer Verklärten jene Augen, denen das Licht vielmehr verliehen ſchien, um angebetet zu werden, als um anzubeten. — Solche Augen, wie ſie wohl vom Himmel niedergeblickt haben mögen, die zuvor aber zu ihm erhoben wurden.

Oh Love, Religion, Music — all
    That's left of Eden upon earth —
The only blessing, since the fall
    Of our weak souls, that could recall
    A trace of their high glorious birth —
How kindred are the dreams you bring!
    How love though unto earth so prone
Delights to take Religion's wing,
    When time or grief hath stain'd his own!
How near to Love's beguiling brink,
    Too oft, entranc'd Religion lies!
While Music, Music is the link
    They both still hold by to the skies,
The language of their native sphere,
    Which they had else forgotten here.*)

Die „Loves of the Angels,“ noch mehr aber „The Epicurean,“ beweiſen Moore's genaue Bekanntſchaft mit dem Inhalte der Bibel; viele der herzgreifendſten Bemerkungen Alethe's ſind, dem Sinne nach, Stellen aus dem heiligen Buche, von welchem Moore behauptet, es komme ihm kein anderes gleich an poetiſcher Schönheit und Erhabenheit. Dieſe Anſicht mag wohl beigetragen haben zu der Veränderung, die über Moore's Dichterweſen gekommen iſt. Der in ſeinen neueſten Schriften waltende Geiſt kündet ſich als jener an, der Magdalene'n trieb den Umgang mit einem Todtenkopfe der Geſellſchaft ihrer Buhlen vorzuziehen, und wie jene ſchöne Sünderin, nachdem der Geiſt der Buße ſie erfaßt, allen irdiſchen Putz von ſich zu thun beſchloß, ſo ſcheint auch Moore fortan ſich alles äußern Schmuckes entſchlagen zu wollen. Von dieſem Reuegefühle à la Magdalene getrieben, verſuchte Moore bereits zu wiederholtenmalen, gewiſſe leichtfertige, in profaner Jugendſtimmung geſchriebene Gedichte außer Umlauf zu bringen, er erbot ſich: das Recht, ſie drucken zu laſſen von den Verlegern zurück zu erkaufen; bis jetzt ſcheiterte die Ausführung ſeines frommen Vorhabens noch immer an den zu hoch geſpannten Forderungen der weltlich geſinnten Buchhändler.

Wäre es erlaubt, aus der Verminderung ſeiner Vorliebe für die Reize des Styls auf eine Abnahme ſeines Schönheitsſinnes im Allgemeinen zu ſchließen, ſo dürfte eine gewiſſe Klaſſe von Damen, von denen Moore oft ſo unartig war zu verſichern, er könne ſie nicht ausſtehen, jetzt hoffen, mit günſtigern Augen von ihm angeſehen zu werden: er hegte von jeher einen unüberwindlichen Abſcheu gegen häßliche Frauen: ſeiner Anſicht nach vermögen an einem Weibe weder Herzensgüte noch Geiſtesbildung für den Mangel körperlicher Schönheit zu entſchädigen.

Moore legt, gleich ſeiner Landsmännin, Lady Morgan, großen Werth darauf, in der faſhionablen Welt gern geſehen zu ſein. Dieſer Schwäche hat er Byron's Memoiren geopfert: der Freund war todt, und deſſen Freundſchaft ſo ausgebeutet, daß von dem Ruhme, den ſie verliehen, ſelbſt durch Verrath kein Theilchen verwirkt werden konnte; daher gelang es Lady Byron, bei dem Memoirenbewahrer ihren Prozeß gegen den Gatten zu gewinnen; er entſchied ihn nach dem alten Grundſatze: „Die Todten haben immer Unrecht.“ Lady Byron bloßzuſtellen würde fürwahr großen Mangel an Takt verrathen haben; Lady Byron iſt bekannt mit Ladies A, B und ſo fort, bis zum Z, und den Gedanken, nicht mehr zu Lady A, B, oder Z's Soirées eingeladen zu werden, konnte Moore nicht ertragen, er verſcheuchte ihn durch ein Brandopfer aus den Bekenntniſſen eines der intereſſanteſten Menſchen des Jahrhunderts. Wie demüthigend für die Menſchheit iſt die Betrachtung, daß ein Mann wie Moore, als Dichter Byron's naher Geiſtesverwandter, den kleinlichen Intereſſen einer inſipiden Coterie ſo großen Einfluß auf ſeine Handlungsweiſe zugeſtehen kann.

Notizen.

.*. **Feuriger Reſtaurationsverſuch in Conſtantinopel.** — Hr. Walſh, ein engliſcher Geiſtlicher, der während der Revolution, die die Aufhebung der Janitſcharen zur Folge hatte, ſich in Conſtantinopel befand, berichtet in einer kürzlich von ihm herausgegebenen Schrift, daß in kurzer Zeit ſechs verſchiedene Feuer dort 11,000 Häuſer verzehrten; ſo daß, die in Pera zerſtörten mitgerechnet, binnen wenig mehr als einer Woche im Ganzen 21,000 Gebäude ein Raub der Flammen wurden. Aus den angeſtellten Unterſuchungen ergab ſich, daß bei 300 Militärperſonen ſich verſchworen, im Verein mit den albaneſiſchen Rebellen und den Anhängern der Janitſcharen die Stadt zu zerſtören, bei der herrſchenden Verwirrung den Sultan abzuſetzen und die Ordnung der Dinge wieder herzuſtellen.

.*. **Vertrieb engliſcher Baumwollwaren.** — Nach Gaskell in ſeiner kürzlich erſchienenen intereſſanten Schrift: Artisans and Machinery (London 1836) betrug im Jahr 1814 — der *offizielle* Werth der aus England ausgeführten Baumwollenwaaren 17,655,378 Pf. St., der *deklarirte* 20,033,138. Im Jahr 1833 ſtand der *offizielle* Werth auf 46,337,210, der deklarirte nur auf 18,450,000 Pfd. St. —

„Um nun,“ fügt Hr. G. hinzu, „das Sinken im Werthe recht anſchaulich zu machen, kann man ſagen:

im Jahr 1814 wurden 17,655,378 Yards für 20,033,138 Pfd.,
„ „ 1833 — 46,337,210 — — 18,450,000 —

verkauft, ſo daß, obſchon ſich unſere Ausfuhr verdreifacht, der abſolute Ertrag um faſt 2 Millionen Pfd. abgenommen. —

.*. **H. Heine's Salon.** — Wie man hört, wird der dritte Band von Heine's Salon zu Gießen mit Großherzoglich Heſſiſcher Cenſur gedruckt.

---

*) O Liebe, Religion, Muſik — alles, was auf Erden von Eden übrig geblieben iſt — die einzige Segnung ſeit dem Falle unſrer ſchwachen Seelen, die eine Spur ihres hohen, glorreichen Urſprungs hervor zu rufen vermochte — wie ſind die Träume, die ihr bringt, einander ſo verwandt! Wie entzückt es die Liebe, ſo ſehr ſie auch der Erde zugewendet, ſich des Fittigs der Religion zu bedienen, wenn Zeit oder Kummer ihren eigenen ſeiner Reinheit beraubt! Wie nahe an der Liebe bethörenden Abgrunde liegt die Religion nur zu oft in ihrer Verzückung! Und Muſik, Muſik iſt das Kettenglied, durch welches beide ſich an dem Himmel feſt halten; ſie iſt die Sprache ihrer heimathlichen Sphäre, die ſie außerdem vergeſſen haben würden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro. 200. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 24. Auguſt.

Die Marquiſe von Saint-Prie.

(Fortſetzung.)

In dem Boudoir der Marquiſe von Prie brannte nur eine einzige Lampe unter dem verhüllenden Schirm, und dieſe liebliche, von Wohlgerüchen durchduftete Dämmerung kontraſtirte erquickend gegen das übermäßige Licht von Außen. Die engelſchöne Frau ſaß in einem langen, weißen, faltenreichen Gewand, das mit der damaligen Mode eben wenig übereinſtimmte, ohne Kopfputz, nur von dem goldigen Haar, das beinah bis auf den Boden herabſank, wie von einem Mantel umfloſſen, vor einem Klavier, das man freilich in unſern Zeiten erbärmlich genannt hätte, denn es begriff nur etliche Oktaven, und ſang mit ſüßſchmeichelnder, ſchwermüthiger Stimme das alte Lied von Caſagnes:

Roses, en qui je vois paroître
Un éclat si vif et si doux,
Vous mourrez bientot, mais peut être
Je dois mourir plûtôt que vous.
La mort que mon âme redoute
Peut m'arriver en un moment;
Vous mourrez en un jour sans doute,
Et moi peut être en un moment.

Es blieb unentſchieden, ob Frau von Prie die Eintretenden nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte, ſie ſang wenigſtens den Vers zu Ende; denn Elmon athmete kaum bei den weichen, melodiſchen Tönen, die ganz im Gegenſatz des Zeitgeſchmacks, des ſchneidenden Diſcants der Lulliſchen Opern, jenen italiäniſchen Wohllaut hauchten, den ſich Frau von Prie in Turin, wo ihr Gemahl Geſandter geweſen war, angeeignet hatte. Sie wandte ſich dann um, und ein Zug von Wehmuth, der das roſige, himmliſch ſchöne Antlitz umſchattete, verlor ſich in bezaubernder Freundlichkeit. Sie hob die zarten Finger von den ſchwarzen Taſten, und ſtrich reizend wie Albanos Grazien, die Goldlocken von der Stirne. „Willkommen mein erſehnter Freund, wie ungeduldig habe ich Sie erwartet — — —“ ſie hielt inne, die Fremde gewahrend.

Elmon neigte ſich zu ihrem Ohr und berichtete, aus Schonung für Clemence, leiſe ſein Abenteuer. Frau von Prie ſtand auf, reichte der Kleinen die Hand und bezeigte ihren Antheil in gütigen, etwas gezierten Ausdrücken. — „Ach gnädige Frau,“ ſtammelte die arme Clemence, „ich bin eben eine ſehr ſchlechte Vorleſerin; die Frau Äbtiſſin tadelte mich immer.“ — Frau von Prie lächelte. „Ich bin aber geduldiger als manche hochwürdige Frau, das lehret ſich im Weltverkehr und man hat mich beſonders in die Schule genommen. Was war denn das für eine ſtrenge Dame, die dich liebes Kind ſo quälte?“ — „Sie war ſonſt gütig!“ rief Clemence lebhaft, „die hochwürdige Frau Äbtiſſin in dem Kloſter zu Tours.“ — „Sie ſind dort bekannt?“ fragte die Marquiſe, „das trifft ſich gut; morgen reiſen wir dahin; doch werden Sie jetzt der Ruhe bedürfen. Meine Nannette ſoll Ihnen Ihr Zimmer anweiſen. In Ihrem Alter iſt der Schlaf ein Balſam für alle Wunden.“

Als ſie allein geblieben, fragte Elmon, verwundert: „Sie wollen nach Tours reiſen, der langweiligſten Provinzialſtadt, wenigſtens für Sie, deren Element leider der Hof und ſein trügeriſcher Glanz iſt? Oder wär es Ernſt mit den Todesgedanken, die Sie eben abſangen?“ — „Still mein Cato,“ erwiederte ſie heiter und legte die weiche Hand auf ſeinen Mund, — „Sie wiſſen ja, welch ein ſeltſames Weſen ich bin; daß ich oft die Einſamkeit begierig ſuche, und doch wieder nicht ertragen kann. In ſolchen Augenblicken erliſcht aller Glanz des Lebens, eine überwältigende Traurigkeit beſiegt meine Kraft; ich erſcheine mir ſelbſt wie ein düſterer Schatten, des Daſeins Erbärmlichkeit und Zweckloſigkeit drückt mich nieder — aber glücklicherweiſe geht dieſer Zuſtand immer bald vorüber.“ — „O Eugenie!“ rief Elmon, „das iſt die Mahnung des beſſern Geiſtes — Sie ſtehen nicht an Ihrem Platz. Dieſer Circus der Eitelkeit, dies nichtige, ſeelenloſe Treiben entwürdigt Ihren höhern Sinn.“ — „Nein, nein,“ entgegnete die Marquiſe heftig, „ich will keine andere Stellung, ich bedarf der Spannung, der Aufregung, ſeit die Tyrannei meiner Eltern mich in die Arme des aberwitzigen, bejahrten Thoren warf, den ich nur mit Erröthen Gemahl nennen kann. Da ich nicht glücklich durch Liebe werden darf, habe ich mir einen andern Beruf erwählt, den Beruf: für das Glück der Menſchheit zu wirken, und mag man mich eitel, herrſchſüchtig und ehrgeizig ſchelten, dieſes Verkennen ſoll mich nicht hindern, für Frankreichs Heil zu leben.“ — „Ach geliebte Eugenie,“ ſeufzte Elmon, „wenn man Sie nur ehrgeizig nennte, wenn man Ihrer Verbindung mit dem Herzog Miniſter keinen gehäſſigeren Namen gäbe.“ — „Ich verachte die Verläumdungen,“ verſetzte Frau von Prie, „Sie kennen mein Herz, Elmon, und wer der Liebe widerſtehen kann, iſt über jede andere Verſuchung erhaben. Ich bin die Freundin des Miniſters, um Frankreichs Schutzengel zu ſein.“ — „Wie wir noch auf dem Lande lebten,“ ſagte Elmon, in trauriges Sinnen verloren, „als deine entzückende Schönheit noch in der Knoſpe ſchon verrieth, wie herrlich ſie ſich im Strahl der Sonne entfalten würde, als du mich liebteſt ohne es auszuſprechen! O laß dem Armen den ſeligen Glauben, das einzige Gut, das ihm geblieben iſt, — damals ahnete ich nicht, daß die Heilige meiner Träume jemals der Welt in zweideutigem Lichte erſcheinen könnte, daß — du zürnſt Eugenie?“ — Die Marquiſe lächelte ruhig. „Seltſamer Menſch,“, flüſterte ſie und drückte leiſe ſeine Hand, „wenn ich die ängſtliche Sclavin der Meinung, der verjährten Vorurtheile ſein wollte, ſo dürfte ich dich ja auch nicht um mich dulden. Doch wie kommen wir zu längſt abgethanen, überflüſſigen Erörterungen?“

Indem hüpfte der Marquis von Prie, der von Verſailles kam, herein. Der kleine Mann mit dem Affengeſicht erſchien doppelt poſſierlich in der ungeheuren, blonden Allongeperücke, deren ſteifgekräuſelte Locken bis faſt in die Taſchen ſeines goldbrokadnen Rocks fielen. Dieſe Perücke war ſein Stolz, der Gegenſtand ſeiner unermüdlichen Sorgfalt und die Höflinge erzählten mit boshafter Freude von ſeinem unausſprechlichen Jammer, als dies Prachtſtück bei dem coucher des Monarchen zufällig Feuer fing, und der König ganz unbefangen bemerkte: es rieche nach verbranntem Horn!! —

(Fortſ. f.)

Araber und Normannen.

(Fortſetzung.)

Der Araber ferner iſt genügſam und zufrieden mit ſeiner Armuth, mäßig von Natur und durch Sitte; ſchon das Klima führt dazu. Der Fleiſchſpeiſen genießt er weniger; ſchon ein Lamm, oder Böckchen, wie erſt ein Kalb, das aus der Heerde genommen wird, ſind Zierde des Mahls, womit er gaſtfrei, wie einſt Abraham die himmliſchen Fremdlinge vor ſeiner Hütte, noch jetzt bewirthet. Einfaches Gerſtenbrod und Datteln waren die Hauptkoſt ſeiner erſten Khalifen und ſind, nebſt Reis und kühlendem Obſte, noch jetzt des Arabers vorzügliche und gewöhnliche Speiſe; Waſſer das gewöhnliche Getränk. Wein ſcheinen ſie auch vor Muhamed nur wenig genoſſen zu haben. Nüchternheit iſt eine vorzügliche Eigenſchaft jener ſüdlichen Völker.

Der Normann dagegen bedarf ſchon, wie jeder Nordländer, kräftigerer und häufigerer Speiſe, und darum liebte er, gleich dem verwandten Deutſchen, wo er es vermochte, feſtliches Gelag, doch aß er weniger als er trank. Außer dem künſtlichen Gerſtenwein, war Meth der Nektar in den ſkandinaviſchen Trinkhörnern. Die, überhaupt den Germanen vorgeworfene Trunkliebe war beſonders den Norwegern eigen. Häufig befleckte ihre Gelage blutiger Mord. Übrigens läßt ſich jener Hang nicht blos aus dem Klima, wo die natürliche Wärme durch künſtliche erſetzt werden muß, ſondern auch aus dem Götterdienſt und ſeinen Gebräuchen wohl erklären.

Der Araber iſt in der Regel einfach und ſchlicht, was Kleidung und Hausrath anbelangt, wie gleich Muhamed ſelbſt und ſeine erſten Khalifen. Ein Gott! Ein Schwert! und Einen Rock! war ein arabiſches Sprichwort. Aber in den Städten, durch Handel und Beiſpiel gereizt, und mit den Mitteln verſehen, liebten die Araber ſchon früher äußeren Glanz und Bequemlichkeit, und der Luxus ward übermäßig bei den ſpätern Khalifen und den ommayadiſchen Beherrſchern Spaniens. Beſonders liebten ſie prächtige Stoffe und den Glanz von Perlen und Edelſteinen, eine Liebe, welche von den üppigen Perſern auf ſie überging und ſich auch ſpäter bei türkiſchen und mongoliſchen Herrſchern übertrieben äußerte. Wenn ferner der Araber in ſeiner Wüſte ſich mit einfachen Zelten und ſchlechtem Hausrath begnügte, ſo war's ein Vergnügen und ein Stolz der arabiſchen Großen, prächtige Palläſte zu bauen und in herrlichen Gärten ein irdiſches Paradies darzuſtellen. Ja, die Pracht- und Bauliebe nahm faſt in demſelben Grade zu, als die Macht und das Anſehen der Khalifen abnahm.

Auch die Normannen waren früher einfach und ſchlicht in Kleidung und im häuslichen Leben, roh und kunſtlos waren ihre Wohnungen auf dem feſten Lande, und auch ihre Häuſer zur See roh und kunſtlos gezimmert. Schlechte Thierhäute umhüllten ihre kräftigen Glieder; doch liebten ſie, gleich den Germanen, kriegeriſchen Schmuck, beſonders buntbemalte Schilder. Späterhin, durch Beiſpiel anderer Völker, die bequemer und ſchöner lebten, und durch den Gewinn verführt, der ihnen, als Seeräubern und gemietheten Kämpfern, zu Theil ward, ergaben auch ſie ſich einer Art von Üppigkeit und einem bequemen Leben.

Der Araber huldigt der ſinnlichen Liebe, wie alle Orientalen; höhere kennt er in der Regel nicht. Die ſinnliche Gluth in ſeinen Adern, welche ſchon Ammianus Marcellinus an den vormuhamedaniſchen Arabern heraushebt, heiſchte Wechſel des Genuſſes, und der Koran mußte die Vielweiberei erlauben oder beſtätigen, die ſchon früher galt, als ſie noch Heiden und Bekenner des Sabäismus waren. Wo aber jene erlaubt iſt, findet man ſelten die zarte Achtung des Weibes, das dort nur als Mittel erſcheint. Doch gibt es Ausnahmen von würdigen Frauen, die in allgemeiner

Verehrung ſtanden, ſo wie auch nicht zu läugnen iſt, daß beſonders die Araber in Spanien, durch Berührung mit den chriſtlichen Rittern, eine gewiſſe ritterliche Verehrung für das ſchöne Geſchlecht gewannen. —

Aber ein eigenes Ideal von Schönheit haben doch die Araber! — Nicht Ebenmaß der Glieder, nicht reine edle Form, wie der Grieche, ſchätzen ſie an den Frauen; je völliger, je fetter, je mehr ſie dem gerade nicht ſchönen Kameele mit den Negerlippen zu vergleichen ſind: deſto reizender und anziehender erſcheinen ſie ihren Augen. Zwar ein dunkelglühendes Auge preiſen ſie hoch an den Frauen, und die Vergleichung mit den Augen der Gazelle iſt bekannt; aber auch die Färbung der Augenbrauen und Augenlieder, die ſelbſt ſchon bei den Altperſern gewöhnlich war, und mit der weißen und rothen Schminke der Wangen, der blauen Nägel, Schminke oder Hanna und dem Haarſchmuck die ſieben Schminken des Orients ausmachen, gilt ihnen und vielen andern Orientalen für anmuthig und ſchön. Wiewohl ſchon der freiſinnige „Sultan der arabiſchen Lyriker" Motenebbi, vorziehend die einfache und friſche Schönheit der Wüſtenbewohnerinnen, tadelnd von den Städterinnen ſpricht, welche die Augenbrauen künſtlich mit Schwarz färben.

Übrigens ſah Muhamed in dem Genuß holder Frauen und im Rauchwerk ein kräftiges Mittel, den Religionseifer anzufeuern; und wir dürfen uns nicht wundern, daß die Bekenner des Islam mit Fanatismus übermäßigen Hang zur ſinnlichen Liebe verbinden, wenn wir bedenken, daß auch bei chriſtlichen Sekten religiöſe Schwärmerei ſich ſo gern mit Geſchlechtsliebe gattet, was auf den innern Zuſammenhang beider ſo auffallend hinweiſt.

Der Normann, in ſeiner kalten Heimath, von Natur ſchon kälter und ruhiger, war nicht ſo ſinnlich heftig in der Liebe; aber die Achtung gegen das zartere Geſchlecht, die an den älteren Deutſchen ſo gerühmt wird, die aber doch einzelne Stimmen, geſtützt auf nicht verwerfliche Zeugniſſe, z. B. ſelbſt im Nibelungenlied, beſchränken möchten, war bei ihnen nicht oder nur im geringeren Grade zu finden. Wie bei den Arabern, galt auch bei ihnen, wenigſtens bei den Fürſten, Vielweiberei; das Weib war mehr Sklavin und mußte die härteren Geſchäfte verrichten. Frauenraub war nicht ſelten. Beſonders, wo ſie als Korſaren, das Schwert in der Hand, gelandet, raubten ſie unbarmherzig Mädchen und Weiber, und ſchonten ihrer Ehre nicht. Denn der Seeräuber, der oft viel und lang entbehren muß, will die Gegenwart auch flüchtig genießen, nicht trauend der Zukunft, da ſein Handwerk gefahrvoll und unſicher, wie die Woge iſt, auf welcher er es übt. Beſſer war es wohl in der Heimath, als er durch dieſes geworden iſt; und als er durch das angenommene Chriſtenthum, durch den Landbau, der ihn an den Boden feſſelte, und durch das Zuſammenleben mit gebildetern Völkern mehr ſittliche Ruhe und Achtung vor dem Rechte gewann, war er es beſonders mit, der jene nordfranzöſiſche Verehrung für das ſchöne Geſchlecht und überhaupt den ritterlichen Sinn kultiviren half.

(Fortſetzung folgt.)

Die portugieſiſche Literatur

im Jahre 1835.

Es iſt ſo ſchwer, genauen Bericht über das literäriſche Leben auf der pyrenäiſchen Halbinſel zu erhalten, daß man jeden dazu gelieferten Beitrag dankbar anerkennen muß. Aus demſelben Grunde wird es uns wohl auch geſtattet ſein, aus der ſchätzbaren Mittheilung über die portugieſiſche Literatur, den die reichhaltigen Münchner gelehrte Anzeigen (von Nro. 110 bis 114 d. J.) uns darbieten, eine gedrängte Überſicht des Bedeutenderen zu geben. Vorzubemerken iſt, daß die Buchhändler in Portugal in keinem geordneten, regelmäßigen Verkehr mit einander ſtehen, daß mithin das Gerüſte fehlt, auf welchem die Literatur ſich bewegen könnte. Wie nun einestheils der Mangel ſolchen Verkehres nur Folge des mangelnden Lebens, des nicht vorhandenen Bedürfniſſes, ſo wirkt jener Mangel dann auch wieder zurück, und läßt etwa ſich regende Keime nicht zur Entwicklung kommen. Im tiefſten Grunde aber iſt dieſer doppelte Mangel wohl aus dem eigenthümlichen Weltverhängniß abzuleiten, welches ſowohl Portugal als Spanien bisher in die ſtarren und verſteinernden Formen einer abſterbenden Kirchenverfaſſung eingezwängt hat. Dieſe hemmt, wo ſie allein gebietet, jede freie, vorausſetzungsloſe Prüfung, und es iſt nicht (wie die Anzeigen behaupten) erſt ſeit König Joſeph und Pombal, daß die portugieſiſche Literatur ſtationair geworden. Gegenwärtig gibt es dort gar keine eigentliche Gelehrte, welche nur der ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit ſich widmeten, was freilich nur Vermögende könnten, da nur ausnahmsweiſe Honorar gezahlt wird. Ebenſo gibt es dort keine Literaturzeitung oder wiſſenſchaftliche periodiſche Schriften, welche ſchon eine Reihe von Jahren ſich erhalten hätten. Doch iſt jetzt die periodiſche Literatur im Verhältniß zur übrigen nicht unbeträchtlich. Es erſcheinen nämlich in Liſſabon zehn politiſche Blätter, unter denen a revista, Diario do povo (Volks-), Diario dos pobres (Armen-Zeitung) und Nacional die geleſenſten ſind; ſechs literäriſche oder Unterhaltungs-Journale, die theils monatlich, theils wöchentlich ausgegeben werden; zwei mediziniſche, ein juriſtiſches, eines für Muſik, eines für Erziehung und ein eigenes für Artillerie; — außerdem erſcheinen in Oporto der „Portuense" und einige politiſche und merkantiliſche Blätter, ſo wie in den größeren Provinzialſtädten öffentliche Anzeigeblätter. —

Wie man ſich aber in Portugal weit weniger in geſelligen Kreiſen bewegt, als im nördlichen Europa, ſo iſt auch die Literatur nur ſelten ein Gegenſtand des Geſpräches. Zwei gelehrte Geſellſchaften, die 1822 in Liſſabon geſtiftet worden, um Einfluß auf die öffentliche Meinung im Literäriſchen, Sprachlichen und Politiſchen zu gewinnen, gingen ſehr bald wieder ein, da das Publikum keine Theilnahme bezeugte. — Unſer Berichterſtatter meint zwar, „die größte Schuld dieſer Paſſivität trage ohne Zweifel die Einrichtung der einzigen Landesuniverſität in Coimbra, welche „„noch auf demſelben Standpunkt ſtehe, worauf ſie unter Pombal's Miniſterium gelangte."" Bedenkt man aber, daß England von common spirit und Aktivität überſprudelt, während Oxford und Cambridge ſeit

Jahrhunderten ſtationair ſind, und daß in Deutſchland gerade von den Univerſitäten vor drei Jahrhunderten die Reformation, und ſeit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts die Regeneration des nationalen Lebens ausgegangen, dann wird man nicht leicht mehr dem Schreiner, der den Sarg verfertigt, das kalte Schweigen des Todten — oder Starrſüchtigen zuſchreiben wollen, der darin gebettet iſt.

Merkwürdig iſt aber, daß an jenem äußerſten Theile — der größte Theil der Lehrbücher — bereits aus dem Leben und — der Literatur abgeſchiedene Deutſche zu Verfaſſern hat. So bedient ſich die theologiſche Facultät für die Kirchengeſchichte der Institutiones historiae eccles. von Dannenmayer (1788, verbeſſerte Aufl. von Coimbra 1817); Exegeſe und Dogmatik werden nach Gerbert's principia theol. etc. (von 1757), das Kirchenrecht nach Gmeiner's Inst. jur. eccl. (1782) gelehrt; das Naturrecht nach Martini de leg. nat. (1787) und das Civilrecht nach Heineccius (n. Aufl. v. Coimbra 1816). In der Phyſiologie endlich wird Haller, in der Materia medica und Therapie Cullen, in der Chemie Jacquin, in der Chirurgie Plenk, deſſen Instit. chirurg. ſchon 1780 erſchienen, zu Grunde gelegt. Überhaupt aber darf kein Lehrer aus eigener Machtvollkommenheit neuere Lehrbücher einführen. Hinſichtlich der Frequenz der Univerſität macht jetzt ſich eine ſtarke Abnahme bemerklich. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts zählte man 1631 Studirende, und wenn dieſe Zahl in den Jahren 1817 — 19 überſtiegen wurde, ſo iſt ſie dagegen jetzt auf 1000 herabgeſunken, was indeß theilweis der Losreißung Braſiliens von Portugal zuzuſchreiben iſt.

Nicht befremden kann es nach allem dieſem, wenn die literäriſche Produktion des vorigen Jahres ſehr dürftig geweſen, und der Berichterſtatter, dem die Zeitungen von Liſſabon und Oporto zu Gebot geſtanden, in denen die Buchhändler ihre Novitäten anzuzeigen pflegen, in allem nur von 70 neuen Schriften Kunde erhalten hat. Dieſer portugieſiſche Meßkatalog enthält charakteriſtiſch genug folgende Werke, deren Titel wir in wörtlicher Überſetzung hier anführen wollen:

I. Theologiſche Schriften finden ſich nur folgende ſechs angezeigt:

1) Hiſtoriſch-dogmatiſch-kritiſcher Traktat von den Indulgenzen, nach der wahrhaften Lehre der Kirche, von Palmieri ꝛc., überſetzt in's Port. von La Coſta Vidigal.
2) Anbetungen des heiligen Sacraments und Art, die Meſſe zu hören.
3) Handbuch um gut zu beichten.
4) Abhandlung zu Gunſten der Toleranz ꝛc., von J. Joze Varella, Generalvikar des Erzb. von Evora.
5) Gerechte Vertheidigung der Rechte und Gewalt der Souveraine über die Geiſtlichen und ihre Güter, gegen die falſchen Lehrer und Uſurpazionen der röm. Kurie, von einem Diakon der port. Kirche. —
6) Die Worte eines Gläubigen, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Caſtilho. —

II. Zur Jurisprudenz, Verwaltung und Politik gehören 21 Schriften, unter denen wir folgende bemerken:

1) Politiſcher Moralismus Portugals und ſeine radikalen Heilmittel.
2) Die Charte und die Cortes von 1835.
3) Geſchichte des Penitenziarſyſtems von Europa und den ver. Staaten Nordamerikas, a. d. Franz.
4) Bemerkungen über die Salles d'asyle in Paris von 1826 bis 1835, a. d. Franz., begleitet mit einer Vergleichung derſelben mit denen in Liſſabon.

Inwiefern auch die zwei nachfolgenden unter dieſe Rubrik gehören, wohin unſer Berichterſtatter ſie verpflanzt, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen:

„Entdeckte Superſtitionen, erklärte Wahrheiten und Enttäuſchungen für alle Welt;“ —

„Geſchichte von Meninos ꝛc. In dieſem merkwürdigen Werke enthüllen ſich die Betrügereien der Mönche (frades) ꝛc.“ —

III. Medizin, Naturwiſſenſchaften, Landbau, Technik ꝛc. haben einen Zuwachs von 10,

IV. Geographie und Geſchichte von 12 Schriften erhalten. — Von hiſtoriſchen Werken bemerken wir nur:

1) Handbuch der portugieſiſchen Geſchichte vom fernſten Alterthum bis auf unſere Zeit. Mit einem Anhange über den Kampf der Uſurpation mit der Legitimität. Von Tiburcio Antonio Craveiro.
2) Geſchichte von England, a. d. Engl. —

V. Elementarbücher und Sprache: 6 Schriften.

VI. Die ſchönen Wiſſenſchaften lieferten 15 Werke, von denen nur 6 Originalarbeiten zu ſein ſcheinen; nämlich:

1) Indianiſche Briefe.
2) Poetiſche Werke von Antonio Felic. de Caſtilho. 14 Vol.
3) Moral-Maximen, Gedichte und Charaden.
4) Liebesbriefe von zwei Liebenden, oder Emilie und Frontino.
5) Valmor, moraliſche Erzählungen.
6) Osmia, Trauerſpiel. 3te Ausg.

Die übrigen 9 Schriften ſind Überſetzungen des verlorenen Paradieſes von Milton, der Prinzeſſin von Babylon, des Micromegas, und der Geſchichte von Jenni von Voltaire, des Lebens und der Liebe von Heloiſe und Abälard, des Fröſchekriegs von Homer, der Corinna von Frau von Staël, der redenden Thiere (von Monti?) u. ſ. w.

Notizen.

⁂ Journaliſtik des friedlichen Ozeans. — Auf den Sandwich-Inſeln erſchienen bereits zwei Zeitungen in der Landesſprache, nämlich zu Honolulu auf Owaihi ein Blatt, betitelt: „Ke kumu Hawaii“ (der Hawaiiſche Lehrer) und ein anderes auf der Inſel Mawi, betitelt: „Lama“ (Aufklärer) Hawaii. Beide Blätter werden von Miſſionären geſchrieben. —

⁂ Einträglichkeit der Mancheſter-Liverpooler Eiſenbahn. — Aus den am 27. v. M. vorgelegten Rechnungen der Mancheſter-Liverpooler Eiſenbahn hat ſich ergeben, daß in der erſten Hälfte dieſes Jahres die Einnahmen 109,855, — die Ausgaben nur 60,963 Pfd. St. betragen! —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 201. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 25. Auguſt.

Die Marquiſe von Saint-Prie.

(Fortſetzung.)

Der Marquis küßte ſeiner Gemahlin die Hand, und drohte dem Vetter ſcherzhaft mit dem Finger. „Endlich iſt der umherſtreifende Ritter gefunden, ei das iſt mir ein ſchlechter Paladin. — Eugenie, du mußt einem Andern das Glück vergönnen, dein Begleiter zu ſein. Hunderte, was ſage ich, Tauſende beneiden ihn, und ſtreben nach ſolcher Ehre. Der Herzog von Gevres, und —" Hier neigte er ſein runzelichtes, aſchgraues Geſicht auf die Schulter der Marquiſe, und flüſterte: „und der kalte, ſpröde Herzog von Tremoille rühmte heute deine Schönheit mit Begeiſterung, aber mich dauert Niemand, als der treffliche Miniſter, der dich, troz deiner ſtrengen Tugend, unwandelbar anbetet. Der ſcharmante Mann ſagte mir etliche Worte in's Ohr, und ſämmtliche Hofleute bückten ſich vor mir in den Staub." — „Sie wiſſen ja," erwiederte Frau von Prie, „daß der Premierminiſter blos Freundſchaft für mich empfindet, und es zuweilen nicht verſchmäht, meinen treugemeinten Rath zu Frankreichs Wohl anzuhören." — „Ja alles für Frankreichs Wohl!" jubelte der Marquis, und machte einige Pirouetten; „aber wie ſteht's mit meiner Pairie?" — „Davon bei meiner Rückkehr," entſchied Frau von Prie. „Alſo Vetter, wir reiſen morgen, noch in der Dämmerung; denn es iſt ein Staatsgeheimniß." — „Was wollen Sie aber in Tours beginnen?" fragte Elmen. — „Frankreichs künftige Königin begrüßen," entgegnete lachend Frau von Prie, und ihr Gemahl verzog ſein Geſicht mit unbeſchreiblicher Selbſtgenügſamkeit. — „Ja, ja, mein kleines Weibchen geht als Großbotſchafter, und ich habe den Vetter zum Geſandtſchafts-Cavalier ausgewählt. Aber Himmel, was fällt mir ein! Ich bleibe doch immer ein unbeſonnener, junger Springinsfeld, — die alte Marſchallin iſt im Vorzimmer und will dich ſprechen." — „Mein Gott!" rief die Marquiſe, „wie wird ſie über dieſe Vernachläſſigung zürnen." — „Ich wollte, ſie käme nie wieder," ſagte Elmen, „es iſt ſchauderhaft, alte Leute mit allen Leidenſchaften der Jugend zu ſehen." — „Sie iſt die Sybille des Hofs," verſetzte die Marquiſe, „als Freundin freilich nicht ſonderlich treu, aber als Feindin doppelt gefährlich. Dazu kömmt, daß der geliebte Lehrer des Königs, Fleuri, ehemals ihr Verehrer war." — „Nicht doch," rief der Marquis, „das iſt eine Verläumdung der vieille cour, ſie iſt ja zwanzig Jahre älter als Fleuri, der erſt in den ſiebziger blühet; das ſchönſte Alter, um die Miniſterſtelle anzutreten." Der Marquis lachte über ſeinen eignen Witz, und Frau von Prie eilte hinaus, führte unter tauſend Entſchuldigungen die Marſchallin auf den weichgepolſterten Lehnſtuhl, und hüllte, vor ihr niederknieend, die Füße der alten Dame in den wärmenden Fußſack. Es war ein reizendes Bild, die liebliche, junge Schönheit erſchien wie die Urenkelin der Greiſin, denn die Marſchallin von Noailles war eine jener wandelnden Mumien, die man häufig unter den vornehmen Claſſen Frankreichs antraf, die durch unverwüſtliche Lebendigkeit und Munterkeit des Geiſtes, den hinſinkenden Körper aufrecht erhielten, dem Tod ſelbſt Reſpekt einflößten, und mit reifer Erfahrung noch immer ſo leidenſchaftliches Streben nach irdiſchen Gütern verbanden, als wollten ſie noch ein zweites Jahrhundert erleben und beherrſchen. Die Marſchallin galt für die klügſte Frau des Hofes, und ihre ganze Erfindungskraft war dem Emporkommen ihrer Familie gewidmet; denn ſie hatte, zur Plage des Staats, eine Unzahl Töchter und neun Söhne geboren, welche ſie alle in reichen Sinekuren verſorgt ſehen mußte, ehe ſie ruhig zur Grube fahren konnte; aber die Sorge endete natürlich nicht; denn ſpäter nahmen wieder Enkel und Urenkel die Talente der Ahnfrau in Beſchlag, die, während ihre Sprößlinge das Mark des Landes ausſaugten, unaufhörlich über Zurückſetzung klagte, und ach und weh ſchrie, wenn einmal eine Stelle, oder ein Gnadengehalt ihrer Vampyrſippſchaft entging.

„Sie beſchämen mich durch Ihre Güte,“ ſagte Frau von Prie, indem ſie die Knochenhand der Marſchallin in ihren weißen, zarten Händchen erwärmte. „Sie kommen zu mir in dieſer ſpäten Stunde, bei ſolchem rauhen Wetter.“ — „Ihr Billet war mir nicht ganz klar,“ verſetzte die Marſchallin, „und ich ſcheue keine Beſchwerde, um meinen Freunden zu dienen.“ — „Ja, bei Gott!“ murmelte Elmon, „wenn ſie etwas durchſetzen will, trotzt ſie Wind und Wetter.“ — „Ihr Rath ſoll uns leiten,“ ſagte Frau von Prie, „um ſicher an den Klippen vorbeizuſchiffen, die uns bedrohen, bedürfen wir Ihrer überlegenen Geiſteskraft. Nur eins ſteht feſt: der Premierminiſter iſt entſchloſſen, den Schatten einer königlichen Braut, die kindiſche Infantin, nach Spanien zurückzuſchicken.“ — Die Marſchallin nickte beifällig. „Dieſer Gedanke iſt ſeiner Klugheit würdig; jene Heirath wollte mir nie gefallen; es war nur die närriſche Begierde Dubois nach dem Kardinalshut, welche uns mit dieſer Puppe belud.“ — „Dubois war überhaupt eine Geißel Frankreichs,“ bemerkte Elmon. — „Ja ein verruchter Miniſter,“ fügte die Marſchallin hinzu, „er wollte nicht zugeben, daß meine ſechſte Tochter Ehrendame bei der Infantin wurde, und meinem Enkel verweigerte er die Pagenſtelle. Alſo die Infantin wird zurückgeſchickt, — die Königin von Spanien wird freilich wüthen, aber ſie kann nicht viel ausrichten.“ — „Doch fürchtet Monſieur le Duc,“ ſagte Frau von Prie, „Spanien werde uns den Krieg erklären.“ — „Er fürchtet,“ wiederholte die Marſchallin, und ihre noch immer feurigen Augen, das einzige Lebendige in dem verſchrumpften Todtenantlitz, funkelten, „er ſollte es hoffen. Man bemerkt allerlei Zeichen von Unzufriedenheit, die Franzoſen murren, weil die paar Mißjahre das Brod theuer machen, und ſie ſich nicht übermäßig ausſtopfen können. Auch der Adel in der Bretagne klagt über die Steuern; das iſt immer die Art des Volkes, wenn es ihm zu gut geht. Krieg iſt dagegen das beſte Heilmittel, denn man ſchickt die unruhigſten Köpfe zur Armee, die zurückbleibenden Müßiggänger amuſiren ſich mit Nachrichten von Schlachten und Belagerungen, die Familien trauern, richten ihre Blicke in die Ferne, und dadurch wird der Gährungsſtoff abgeleitet. Dazu kommen die Lücken durch die Kanonenkugeln, die manchen Obriſten, der noch lange auf Avancement harren müßte, ſchnell zum General befördern.“ — „Sie achten alſo den Jammer, das Elend des Krieges für nichts, und fürchten Sie keine Gefahr für Frankreich?“ fragte Elmon. Die Marſchallin warf ihm einen wüthenden Blick zu und hob ſich ſtolz empor. — „Frankreich war immer glücklich im Krieg mit Spanien, und der hochſelige König beging nach meiner Meinung einen großen politiſchen Fehler durch ſeine Allianz mit Spanien, deſſen Feindſchaft uns nützlicher iſt.“ — „Sie, gnädige Frau, dürfen ihn darum nicht tadeln,“ verſetzte Elmon bitter, „er handelte in ihrem Sinne, es galt einen Enkel zu verſorgen.“ —

(Fortſ. f.)

Merkwürdige Prophezeihungen.

Aus dem kürzlich erſchienenen „Mémoire sur la faculté de prévision par I. P. F. Deleuze“ (nach deſſen Tod herausgegeben von Mialle) entnehmen wir folgende Angaben:

In dem Dedikationsſchreiben vom 14. März 1547, in welchem Noſtradamus ſein liber mirabilis Heinrich II. gewidmet, kündigt derſelbe an: der chriſtlichen Kirche ſtehe eine Verfolgung bevor, größer als die Afrikaniſche, „et durera ceste cy jusqu'à l'an 1792 que l'on cuidera estre une *renovation de siècle.*“ *) (Bekanntlich begann die Aera der franzöſiſchen Republik am 22. September 1792) (p. 103) Anton Couillard, sieur du pavillon, berichtet in ſeinen 1560 zu Paris gedruckten „Contredits,“ zu ſeiner Zeit ſei eine Prophezeihung in Umlauf geweſen, wonach die planetariſche Welt, Emblem der politiſchen Welt, mit einer ungeheuren Revolution bedroht ſei, die im J. 1789 beginnen würde, und deren Wirkung 25 Jahre ſpäter (alſo 1814) aufgehalten oder aufgehoben werde. — (S. 104.)

Als Clemens XIV. den Jeſuitenorden aufhob, kündigte eine Bäurin, Namens Bernardina Renzi, an, der Papſt werde im nächſtfolgenden September ſterben, aber die Gläubigen würden dem Verſtorbenen nicht, wie gewöhnlich, die Füße küſſen, und ſeine Leiche nicht, wie es herkömmlich war, in der Peterskirche ausgeſtellt werden. Der Papſt, als ihm dieſe Ausſage bekannt geworden, ließ das Mädchen, das übrigens unbeſcholten war, am 12. Mai 1774 gefänglich einziehen. Als die Sbirren zu ihr kamen, ſagte ſie: „Ganganelli kerkert mich ein, aber Braſchi wird mich freilaſſen.“ Ganganelli ſtarb am 22. September 1774, und als er eben verſchieden war, ging Bern. Renzi, die im Kloſter zu Montefiascone eingeſperrt war, zur Superiorin und ſagte ihr: „Sie können Ihren Untergebenen die herkömmlichen Gebete für den h. Vater befehlen; er iſt geſtorben.“ Cardinal Braſchi wurde am 10. Oktober 75 als Pius VI. Papſt — B. Renzi bald darauf der Haft entlaſſen. — (S. 108.)

In den periodiſchen Blättern des Jahres 1778 erſchien ein Gedicht, welches Herrn de Lille, einem Offizier des Regiments Champagne zugeſchrieben wird. Von ſämmtlichen in Erfüllung gegangenen Strophen heben wir nur folgende aus:

De même pas marcheront
Noblesse et roture;
Les français retourneront,
Au droit de nature;
Adieu parlemens et lois,
Adieu ducs, princes et rois, . .
Puis, devenus vertueux,
Par philosophie,
Les français auront des dieux —
A leur fantaisie.
Nous reverrons un ognon,
A Jésus damer le pion. **)
Plus de moines langoureux,
De plaintives nones;
Au lieu d'adresser aux cieux
Matines et nones;
Nous verrons ces malheureux
Danser, abjurant leurs voeux etc. etc. (S. 110 f.)

---

*) Der Schluß iſt hier weggelaſſen, der ſo heißt: „après commencera le peuple romain de se redresser et de chasser quelques obscures tenèbres.“

**) Im Kalender der Republik von 1793 vertritt u. a. auch die Zwiebel die Stelle eines Heiligen.

Dreizehn Jahre vor dem Ausbruch der Revolution machten folgende Worte des Pater Beauregard, die er in der Notredame-Kirche in einer Predigt zur Gemeinde ſprach, großes Aufſehen: „Oui, vos temples, seigneur, seront dépouillés et détruits, vos fêtes abolies, votre nom blasphémé, votre culte proscrit. Mais, qu'entends-je? grand Dieu! que vois-je? Aux saints cantiques que faisaient retentir les voûtes sacrées en votre honneur, succèdent des chants lubriques et profanes! et toi, divinité infame du paganisme, impudique Vénus! tu viens ici même prendre audacieusement la place du Dieu vivant, t'asseoir sur le trône du saint des saints, et recevoir l'encens coupable de tes nouveaux adorateurs." (S. 112.)

Aus Steinbeck's „der Dichter ein Seher" (S. 591) fügen wir noch hinzu, erſt, was Schiller 1794 ausgeſprochen:

„Die franzöſiſche Republik wird eben ſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt; die republikaniſche Verfaſſung wird in eine Art Anarchie übergehen, und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller, kräftiger Mann erſcheinen, er mag kommen, woher er will, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern auch von einem großen Theile Europa's machen wird;" — dann (von S. 592), was in einem Almanach von 1730 ſtehen ſoll (ſ. Allg. Ztg. 1832, Nro. 317, S. 1268):

„Or François, écoutez.
Dans cent ans bien comptez,
Après trois jours de gloire
Vous aurez trois ans de déboire,"

wobei Dr. Steinbeck bemerkt, daß auch der letzte Theil dieſer Weiſſagung in Erfüllung gegangen, indem erſt ſeit 1834 die Unſicherheit in Frankreich aufzuhören und der tiefgeſunkene Wohlſtand ſich wieder zu heben begonnen. —

Zum Schluſſe führen wir aus der, von Heinrich v. Bulow hinterlaſſenen, 1800 zu Philadelphia erſchienenen Schrift: „Nunc permissum est" — folgendes von Grégoire (Hist. des sect. relig. 1828. Vol. V. p. 104 ff.) Beigebrachte an:

„Les *Français* serviront de levain régénérateur. Ils seront les *St. Jean-Baptiste* du second avénement du seigneur, c. à d. du Christianisme. Ils prépareront le chemin sans le savoir. Les autres nations de l'Europe s'imaginent que les Français sont les plus corrompus; et c'est le contraire . . ." Von 1822 bis 1847 aber „werde man anfangen, die neue Kirche öffentlich anzuerkennen." —

C.

Araber und Normannen.

(Fortſetzung.)

Der ſinnlich glühende, ſtarrſinnig ausdauernde Araber war muthig und tapfer von Haus aus, und mußte es noch mehr werden, als ihn das Fieber des Jslams ergriff und ſein ganzes Denken und Wollen erfüllte. Unaufhaltſam ſtürzte er ſich in die heißeſte Kampfwoge, voll des Glaubens, daß er, für den Jslam fallend, ſogleich in's Paradies komme, wo er in ſchattigen Hainen, an kühlen Quellen und in immer neuem Genuß unverwelklicher Hourie's ein wonniges Daſein ewig genießen werde. — So rief vor Emeſa's Mauern ein junger Anverwandter des kampfwüthigen Feldherrn Khaled's aus: „Mir iſt's, als ſähe ich die ſchwarzäugigen Mädchen auf mich ſchauen; wenn nur eine von ihnen auf dieſer Erde erſchiene, Jedermann würde aus Liebe zu ihr freudig ſterben! Ja, ich ſehe eine von ihnen ein Tuch von grüner Seide halten; ſie winken mir und rufen: „Komm' bald hierher! denn wir lieben dich."

Auch dem Normannen winkten ähnliche Belohnungen nach dem Tode. In die öde Behauſung der Hela verſtößt er den Feigen; den Tod auf dem Krankenlager hält er für ſchimpflich; dagegen die Tapfern, d. h. die in der Schlacht Gefallenen, in Walhöll aufgenommen, der Gemeinſchaft Odins und ſeiner Einheriar gewürdigt, an kriegeriſchen Spielen und an Gelagen ſich ergötzen: wo ihnen die Schlachtmädchen oder Walkyrier die kräftigſten Speiſen auftragen und das mit ſchäumendem Meth und Bier gefüllte Trinkhorn reichen.

Nicht ſelten ſteigerte ſich der Muth und die Kampfluſt der Normannen zu jener Wuth, die man die Berſerkerwuth nennt, wo ſie ohne Panzerhemd — denn das bedeutet Serkr — ſich unter die Feinde ſtürzten und unaufhaltſam mordeten und raſ'ten.

Bei ſolcher Geſinnung der Normannen, wie der Araber, läßt ſich leicht vermuthen, daß ſie auch grauſam gegen ihre Feinde waren. Zwar jene rohe Jrokeſen-Grauſamkeit, womit die Normannen ihre Gefangenen marteten, indem ſie ihnen einen doppelten Adler, wie der entſetzliche Ausdruck war, auf den Rücken ſchnitten, iſt bei den Arabern nicht zu finden; ja ſelbſt bei den räuberiſchen Beduinen bewundern wir ſchöne Züge von Großmuth und alter Patriarchenſitte, wo ſelbſt Feinde gaſtfrei behandelt werden. Nur Widerſtand reizt ſie zur Gewaltthat, Unterwerfung bringt Mitleid in ihnen hervor. Aber trotz dieſer Geſinnung der Zeltbewohner, trotz mancher ſchönen Ausſprüche des Korans, trotz der edlen Menſchlichkeit der erſten Khalifen, welche verboten, den Sieg mit Blut der Weiber und Kinder zu beflecken, oder Bäume und Saaten im feindlichen Land zu verwüſten, fehlt es doch nicht an Beiſpielen harten und grauſamen Sinnes gegen Feinde und Überwundene; da ja ſelbſt der, wegen ſeiner Milde mit Unrecht geprieſene, Muhamed mit dem ſeinigen voranging, als er ſiebenhundert arabiſche Juden in einer großen Grube, die ihr Grab werden ſollte, wie Opferthiere abſchlachten ließ. Jm Namen des „Allerbarmers und des Allgerechten" haben auch die Araber viele Unthaten verrichtet, und wohl noch grauſamer gegen ſich ſelbſt gewüthet, ſo die Stifter der abbaſſidiſchen Dynaſtie, welche auf entſetzlichem Verrath und Mord ihre Herrſchaft gründeten.

Jn beiden Völkern mußte ſich übrigens ein Selbſtgefühl und ein Stolz erzeugen, der jeden andern für geringer und für leichte Beute anſah.

Offener Raub war ſchon vor uralten Zeiten und iſt noch jetzt des Beduinen oder Zelt-Arabers rühmliches Geſchäft. Die Weiſſagung des Engels, als er der Hagar und ihrem Sohne in der Wüſte erſchien: „Daß Jsmael ein wilder Menſch ſein und ſeine Hand wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider ihn ſein werde," ging in

Erfüllung. Der Araber nennt Alles ſein, ſo weit ſeine Heerden, ſein edles Roß und die Schiffe der Wüſte reichen, wohin er nur immer mit ſeinem Schwerte gelangen kann. Schon in uralter Zeit drang er nicht blos als friedlicher Kaufmann einzeln und in Karavanen, ſondern auch in raubenden und zerſtörenden Horden über das ſyriſch-arabiſche Flachland und die Landenge von Suez in Aſien und Afrika vorwärts. So ward ſchon das pharaoniſche Ägypten von den ſogenannten Hykſos, einem arabiſchen Stamme, heimgeſucht. — Plinius ſagt: daß die arabiſchen Stämme gleichmäßig dem Raube und dem Handel ergeben ſeien. Die Karavanen durch die Wüſte mußten ſich durch Geld löſen oder wurden geplündert. — Wie einſt der kretiſche Sänger Hybrias ſang: „Mein Reichthum iſt ein großer Speer und ein Schwert und der ſchöne Schild, der den Leib beſchirmt. Damit pflüg' ich, damit erndt' ich und keltere den ſüßen Wein; damit verſchaff' ich mir den Hausherren-Titel. Die ſich nicht erkühnen, den Speer, den ſchönen Schild zu führen, die fallen auf die Kniee vor mir nieder, verehren mich als Herrſcher und nennen den großen König mich:“ auf ähnliche Weiſe ſingt einer der Sterne vom hellſtrahlenden Siebengeſtirn des arabiſchen Dichterhimmels, Amru Ben Kelthum: „Uns Arabern dient die Welt und was auf ihr vorhanden: nur als Sieger ſchlagen wir die Schlacht; kaum ſind unſere Knäblein von der Bruſt entwöhnt, beugen ſchon die Fürſten ſich vor ihnen.“ —

Dieſes ſtolze Selbſtgefühl ward noch erhöht durch den Islam. Sie meinten als auserwähltes Volk Gottes und des Propheten für die herrlichſte Sache zu kämpfen und ſahen alles Land der Ungläubigen, das ſie erreichen konnten, als rechtmäßigen Beſitz der Gläubigen an. Den Islam, Tod oder Tribut! das war das Loſungswort, welches ganze Reiche eroberte. Von nun an war mehr das kriegeriſche Roß, als das friedliche Kameel das wahre Symbol des Arabers.

Auch der Normann nennt alles ſein Eigenthum, wohin er mit den leichten hölzernen Roſſen des Meeres kommt, was er nur immer mit ſeinen ſehnigten Armen, mit ſeinem guten Schwert erreichen und erfaſſen kann. Nicht pflügen mag er, nicht ſäen und erndten. Sein Schwert iſt ihm Hacke, Pflug und Sichel, auf den „Plankenroſſen“ ſchwärmt er in wärmere und fruchtbarere Länder hinüber, in welchen er entweder zu kurzem Raube verweilt oder bleibend und herrſchend ſich feſtſetzt.

Ehe wir aber auf die Thaten und Züge beider Völker kommen, ſei ihr Geſellſchafts- und Staatsleben in der Heimath erwähnt, das freilich durch Zeitumſtände, durch Einwirkung von außen und durch Religion mancherlei Veränderungen erlitten hat; am wenigſten aber bei den Arabern.

(Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Mißbrauch und Nutzen der Statiſtik.** — Herr von Morogues will, wie er im v. M. in der Pairskammer ſagte, aus amtlichen Berichten berechnet haben, daß in den Jahren 1828 und 1829, wenn es eine Million gegeben hätte, die des höheren Unterrichtes genoſſen, 467 davon vor den Criminalgerichten hätten erſcheinen müſſen, 127 wegen Verbrechen gegen Perſonen, 340 wegen Verbrechen gegen Eigenthum; während auf eine Million, die nur den erſten (Primair-) Unterricht erhalten, nur 72 Angeſchuldigte zu rechnen geweſen, (19 wegen der erſten, 53 wegen der zweiten Claſſe von Verbrechen). Da nun ſogar auf eine Million völlig Ununterrichteter nur 349 Angeklagte zu zählen (79 der erſten, 224 der zweiten Claſſe) — ſo folgert Hr. v. Morogues daraus, daß die Regierung die Ertheilung des höheren Unterrichtes beſchränken ſoll. — Erheiſchen nun ſolcherlei Verhältniſſe allerdings die ernſteſte Berückſichtigung, ſo müſſen wir doch das Raiſonnement des Hrn. v. Morogues in jeder Beziehung für mangelhaft halten. Verdienſtlich war es aber, daß er auf das Mißverhältniß aufmerkſam machte, welches ſich zwiſchen dem Bedarf der franzöſiſchen Staatsgeſellſchaft an Juriſten und Aerzten und der jährlichen Produktion von Candidaten für dieſe beiden Funktionen bemerklich macht. Während nämlich bei 30 Millionen Menſchen höchſtens 33000 Aerzte und eben ſo viele Rechtsgelehrte Unterkommen finden könnten, wozu die Facultäten jährlich höchſtens 1/25 jener Anzahl (alſo 1320 Aerzte und eben ſo viel Juriſten) zu liefern hätten, — gehe mehr als das Doppelte, ſelbſt mehr als das Dreifache des Bedarfes aus den Facultäten hervor, von denen dann die Meiſten kein ordentliches Unterkommen finden könnten. Aus dieſen, meint dann Hr. v. Morogues, rekrutiren ſich die aufrühreriſchen Parteihäupter, welche die Geſellſchaft entweder mit der Feder oder mit dem Dolche bedrohten. — Nicht zu läugnen iſt, daß der Staat, ſowohl um ſeiner nur egoiſtiſchen Selbſterhaltung, als noch viel mehr um ſeiner providenziellen Miſſion willen, dafür Sorge tragen ſollte, daß ſolcherlei Mißverhältniſſe ſich nicht erzeugten, zum wenigſten nicht bis zu ſolcher Exorbitanz ſich ſteigerten. Wenn ſchon in allem, was der einzelne Menſch thut, der beſonnene, vernünftigerwägende Geiſt walten und durchſcheinen muß, wie viel mehr muß das Leben und Wirken des Geſammtmenſchen, den wir Staat nennen, vom vorſehenden und verſorgenden Geiſte durchdrungen ſein! Eine andere, aber hier nicht zu erörternde Frage iſt indeß, ob die franzöſiſche Staatsregierung nicht ſelbſt jenen Parteimännern die Waffen in die Hände gibt, mit denen ſie das Staatsgebäude gefährden? —

⁂ **Das älteſte ruſſiſche Alphabet.** — Das Journal des Miniſteriums des öffentlichen Unterrichts für Rußland berichtet, daß der berühmte Orientaliſt Frähn in „Ibn-abi-Yakoub-el-Nédim,“ der im Jahr 987 ſchrieb, eine Stelle gefunden, welche erweiſt, daß die Ruſſen damals ſchon die Schreibkunſt beſaßen. Dieſer arabiſche Schriftſteller hat ſogar ein Muſter der ruſſiſchen Schrift aus dem X. Jahrhundert aufbewahrt, welches er, ſeiner Verſicherung nach, von einem Geſandten erhalten, den einer der Dynaſten des Caucaſus nach Rußland geſendet. Dieſe Schriftzüge gleichen weder dem griechiſchen Alphabet, noch den ſkandinaviſchen Runen. Hiernach ſchiene es, daß der erſte Kulturkeim in Rußland der Niederlaſſung Rurik's und der Waräger vorausgegangen. Jene Entdeckung iſt noch beſonders durch den Umſtand wichtig, daß jene alten ruſſiſchen Buchſtaben die größte Analogie mit den noch unentzifferten Inſchriften haben, die ſich auf einigen Felſen zwiſchen Suez und dem Sinai finden und ſchon im VI. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung dort geſehen worden. Die Analogie dieſer Inſchriften mit anderen in Sibirien entdeckten, war ſchon von Tychſen nachgewieſen. — In Verbindung hiermit könnte vielleicht dasjenige gebracht werden, was in Nro. 184 von den Ruſſen als Feinden der alten Aegypter angedeutet worden. —

⁂ **Bei der Halliſchen Gemälde-Ausſtellung,** deren Catalog 506 Gemälde verzeichnet, machten ſich als Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Schulen bemerklich: die leichte Anmuth in den ſüddeutſchen Kunſtwerken, namentlich in der Münchener Landſchaftsmalerei, der ernſte, kräftige Ton der Düſſeldorfer Schule, und das Effektvolle und die glänzende Ausführung der Berliner Künſtler.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 202. 1836.

Phönix.

Freitag, 26. Auguſt.

Die Marquiſe von Saint-Prie.

(Fortſetzung.)

Frau von Prie winkte ängſtlich ihrem Vetter, aber die Marſchallin antwortete ruhig: „Bei Privatperſonen iſt dieſes Bemühen ehrenwerth, aber gekrönte Häupter müſſen ſich nicht von Familienrückſichten beſtimmen laſſen. Aber, liebſte Marquiſe, wen denken Sie dem König zur Gemahlin zu wählen, denn bei ſeiner großen Jugend wäre es unanſtändig, ihm ſchon eine Maitreſſe zu geben, und man muß ihn doch durch ein weibliches Weſen beherrſchen, wenn ſeines Hofmeiſters Gewalt nicht überwiegend werden ſoll.“ Herr von Prie lachte. — „Was ſollen wir uns vor dem alten Fleuri fürchten?“ — „Alt, alt,“ wiederholte die Marſchallin, „er iſt in ſeinen beſten Jahren, kaum ſiebenzig, er war ein bildſchöner Knabe, wie ich Herrn von Noailles heirathete, er hatte ein blühendes, zartes Geſicht, und viel Verſtand, der jetzt gereift ſein wird.“ Elmon drückte ſein Schnupftuch in den Mund, der Marquis machte eine Grimaſſe, aber Frau von Prie behielt ihre Faſſung. „Laſſen wir Fleuris Anſprüche; aber wenn nun die Infantin ihren Rückzug über die Pyrenäen genommen hat, wen wollen wir an ihre Stelle ſchieben?“ Die Marſchallin zog aus ihrer Taſche den genealogiſchen Kalender heraus, ſetzte die Brille auf, und fing an zu blättern. „Wir haben zwar halb und halb gewählt,“ fuhr die Frau von Prie fort, „doch iſt noch nichts entſchieden. Ihr weiſer Rath kommt nicht zu ſpät, aber Sie können denken, daß der Herzog Miniſter wünſcht ſeine Schweſter, die Prinzeſſin von Vermandois, als Königin zu umarmen.“ — Die Marſchallin klappt den Kalender zu, und fragte mit finſteren Mienen: „Kennen Sie die junge Dame?“ — „Nein,“ erwiederte Frau von Prie, „Sie wiſſen ja, daß die Prinzeſſin in dem Kloſter zu Tours erzogen wird und noch nie bei Hof erſchien; ſie ſoll ſchön, liebenswürdig, beſcheiden und fromm ſein.“ „Setzen Sie noch hinzu: ſtolz und geiſtreich,“ ſagte die Marſchallin trocken, „mit dieſen beiden Eigenſchaften iſt uns wenig gedient. Sie ſind noch unerfahren, mein Kind, nichts iſt wünſchenswerther für uns Hofleute, als Gebieter mit gutem Herzen und hinlänglicher Beſchränktheit; ſind ſie vollends träge und von irgend einer kleinlichen Liebhaberei befangen, ſo bleibt nichts zu wünſchen übrig. Ich weiß nicht, warum Herr von Elmon lacht, ich rede in vollem Ernſt, und habe mich früh gewöhnen müſſen, die Verhältniſſe zu ergründen, Gewicht und Gegengewicht ſorgfältig abzuwiegen; denn eine Mutter, der Gott ſo zahlreiche Nachkommenſchaft anvertraute, muß Tag und Nacht grübeln und darf keine Anſtrengung ſcheuen.“ — „Es iſt Ihnen aber auch trefflich gelungen, ehrwürdige Freundin,“ ſchmeichelte die Marquiſe, „der Biſchof von Langres bemerkte neulich, Sie wären die Mutter der zwölf Stämme von Iſrael, und Ihr Geſchlecht mehre ſich wie der Sand am Meer, überſchüttet mit allen Segnungen des Himmels.“ — Die Marſchallin bekreuzte ſich, ſeufzte aus tiefer Bruſt und ſagte lebhaft: „Ja, manches Werk hat mir der Himmel gelingen laſſen, aber weit mehr, ja unzählige Anſchläge ſind mir mißlungen. Die Erde iſt ein Jammerthal, ihre Güter ſind Koth, aber man kann ſie nicht entbehren. Darüber fällt mir ein: wie lange wollt Ihr den guten Leblanc noch in Ketten und Banden ſitzen laſſen?“ — „Er muß den Kopf verlieren!“ rief Elmon, in heftiger Gereiztheit, „er hat den Staat ſchändlich beſtohlen.“ — „Er war Finanzminiſter und benutzte die Vortheile ſeiner Stellung,“ entgegnete die Marſchallin, „er war ein gefälliger Mann, und wollte auch ſelbſt reich werden, das will Jeder.“ — „Ich weiß nicht, gnädige Frau,“

antwortete Elmon, „ob ich dieſes Urtheil Losſprechung oder Anklage nennen ſoll?“ — „Nennen Sie es, wie es Ihnen beliebt,“ verſetzte die Marſchallin verdrießlich, „aber hören Sie auf, ſich dem Weltlauf entgegen zu ſtemmen, wozu Sie, wie es mir ſcheint, auch Ihre Couſine zuweilen verleiten wollen. Glauben Sie meiner langen Erfahrung, mit dem Geſchwätz von Weltverbeſſerung, von Vaterlandsliebe, von Gerechtigkeit iſt es den Leuten ſo wenig Ernſt, wie einer Kokette mit zärtlichen romantiſchen Gefühlen. Die Unterſtehenden wollen nur an das Ruder und beneiden der Gewaltigen Macht, ungeſtraft ihre Launen zu befriedigen.“ — Elmons Wangen glühten, dann wandte er ſich weg und ſagte: „Wenn die Erfahrung zu ſolchen Reſultaten führt, dann ſollte man Gott um einen frühen Tod anflehen.“ — „Thun Sie das, junger Herr,“ ſcherzte die Marſchallin, „was wollen Sie in der Welt *anfangen*, wenn dieſe Tiraden Ernſt ſind, wie es mir faſt ſcheint.“ — Frau von Prie ſagte vermittelnd: „Wir wollen dem Vetter nicht mehr Sitz und Stimme in unſerm geheimen Rath verſtatten, wenn er ſich ſo widerſpänſtig zeigt.“ Sie legte ihre ſchöne Hand auf ſeine Schulter und flüſterte ihm in's Ohr: „Nur die Liebe iſt uneigennützig und wahr, ſie zaubert grünende Oaſen in die dürre, arabiſche Sandſteppe des Lebens.“ — Elmon verſenkte ſeinen Blick in das feuchte, ſchimmernde Auge der Heißgeliebten, und drückte ſeine Lippen auf ihre Hand in ſeligem Vergeſſen ſeiner Qualen, während die Marſchallin murmelte: „Der doppelte, dreifache Thor!“ und der Marquis bemerkte: „es ſei Zeit, zum Schluß zu kommen; denn ſeine Eugenie werde noch Vorbereitungen zu ihrer Reiſe machen müſſen.“ Die Marſchallin erhob ſich und meinte, nach der Rückkehr der Frau von Prie könne man Alles reiflicher überlegen, und der Marquis nahm den Vetter noch mit in ſein Zimmer, um ihm noch einige diplomatiſche Verhaltungsregeln zu geben.

Die Zofe ſteckte ihr Köpfchen zu der Seitenthüre hinein und ſagte mit ſchlauem Lächeln: „Endlich ſind Sie allein, gnädige Frau, Monſieur Paris wartet ſchon eine Ewigkeit,“ dabei ſchob ſie den Gemeldeten herein, dem die Marquiſe mit offenen Armen entgegen eilte.

Die vier Brüder Paris repräſentirten damals die Geldmacht Frankreichs, die drei ältern Brüder lebten nur für die Geſchäfte, die Spekulationen und Berechnungen; aber dieſer jüngſte Paris Düverney ſpielte zugleich den Hofmann, den ſchönen Geiſt und den Verehrer der Damen, welche gerade Einfluß beſaßen.

Er nahm einen ſchweren Beutel aus der Taſche, öffnete ihn und ließ die funkelnden, neugeprägten Louisd'ors auf die Toilette gleiten. — „O, welche Sphärenmuſik!“ rief Frau von Prie. — „Was iſt alles Gold der Erde gegen einen Blick der göttlichen Eugenie?“ ſagte der Stutzer, nicht abgewieſen. — Frau von Prie erwiederte: „Es war hohe Zeit, daß Sie Wort hielten; aber ich brauche noch viel mehr in den nächſten Wochen; Sie müſſen Rath ſchaffen, lieber Freund! Ich bedarf einen neuen Schmuck zu den Vermählungsfeſten des Königs; mein Juwelier hat mir birnförmige Diamanten zu Ohrringen angeboten, — ich ſterbe, wenn ich ſie nicht bekomme; aber der Barbar fordert 200,000 Livres. Auch ſtehe ich im Handel um das herrliche Schloß Grignan und die Grafſchaft Saint-Vallier mit den herrlichen Wäldern, ſo nahe bei meinem Courbepine, — laſſe ich mir auch nicht entgehen; denn ich muß ſo viel Grundeigenthum haben, daß mein Herr Gemahl Pair und Herzog werden kann, damit er doch etwas iſt.“ — „Das Geld ließe ſich ſchaffen,“ antwortete Düverney, doch etwas betreten über die Menge der Zumuthungen, „wenn es nur gewiß mit der neuen Auflage iſt, ſo könnten wir darauf vorſchießen, ſo ſchwer auch die Rückzahlung werden möchte; denn in manchen Provinzen iſt dem Bauer nichts mehr zu nehmen, der niedere Adel iſt bettelarm und . . .“ — „Auch du, Brutus!“ unterbrach die Marquiſe ſcherzend. „Soll ich einen meiner Wünſche erfüllt ſehen? Der Herzog fürchtete freilich das Geſchrei der Parlamente,“ verſetzte die Marquiſe; „doch wenn ich will, muß er am Ende durchgreifen. *Die Marſchallin ſoll mir im Nothfall helfen, ihm* den Beweis zu führen.“ Düverney ſchüttelte den Kopf. — „wenn es möglich iſt, ſo laſſen Sie doch dieſe Harpye aus dem Spiel, ſie iſt unerſättlich, wenn ſie merkt, daß man ihrer bedarf.“ (Fortſ. f.)

Araber und Normannen.

(Fortſetzung.)

Nach dem Vorbild des ächten Beduinen, wie ihn Ältere und Neuere ſchildern, wollen auch wir eine Schilderung des Arabers, wie er ſchon vormals zu Hauſe gelebt hat, verſuchen. — Unabhängig und frei im Innern und nach Außen: durch die Lage vor fremder Eroberung geſchützt, die entweder, wenn ſie verſucht ward, wie die der Römer unter dem Gallus, verunglückte, oder, wenn ſie gelang, nur kurz und theilweiſe währte, oder nur einen Schatten der Herrſchaft zurückließ, hält ſich der vielſtämmige Araber zu ſeinem Stamme, bringt den Stammfürſten und Häuptlingen, dem Emir oder Scheich, die hergebrachte, mehr freiwillige Gabe, ſonſt unbekümmert um ſie; weidet ſeine Heerden, den Sklaven überlaſſend, das wenige Ackerland zu bauen; jagt kleines Wild, Gazellen und Strauße; röſtet ſich Heuſchrecken, wie Johannes in der Wüſte, oder ſammelt Ambroſia: die Datteln, von welchen ihm jeglicher Monat immer neue bringt. Den Fremden, den Handelskarawanen ſetzt er, wie einem Wilde, nach; er hält es für ehrenvoll und männlich, ſie offen auszuplündern, aber auch für Pflicht, den Hülfloſen wieder gaſtlich zu bewirthen. Denn Freigebigkeit überhaupt hält er nächſt Tapferkeit und Beredſamkeit für die vorzüglichſte Tugend. Nur entartete und verdorbene Menſchen ſtehlen dort heimlich oder morden mit feiger Hand. Darum ſind auch die Araber in Afrika und die Mauern keine ächten Söhne Arabiens mehr. — Nachts, wenn die Kühle kommt, ruht der Sohn der Wüſte bei ſeinem Zelte, vielleicht neben einem Quelle oder Brunnen, unter dem klaren Sternenhimmel, der auch ſein Kompaß iſt, auf den Wanderungen durch die Sandmeere, beim milden Schimmer des Mondes, und ergötzt ſich durch lebhafte[illegible] Geſpräch oder an den Geſängen ſeiner Dichter und dem Vortrag ſeiner Mährchenerzähler, die mit den Schilderungen ſchöner, paradieſiſcher Gegenden, einer phantaſtiſchen Wunderwelt und eines zauberhaft glücklichen Lebens ſeine Wüſten in Paradieſe umſchaffen müſſen.

An Streit und Kampf fehlt es ihm auch zu Hauſe ſelten. Schon Einzelnen gegen Einzelne iſt Selbſtrache und Wiedervergeltung erlaubt; ja gefordert wird ſie, wenn einer ehrliebend erſcheinen will, und ſie halten für Ehrenſache was wir, unſere eigenen Verhältniſſe und Meinungen vergeſſend, oft mitleidig belächeln. Schon die Worte: dein Turban iſt ſchief oder unrein! ſind ſchmachvoll genug, um nur mit Blut gerächt zu werden. Nicht unvernünftiger, bei Gott! als wenn wir, um ein albernes Wort uns ſchlagend, unſer Leben und das Wohl von ganzen Familien auf's Spiel ſetzen. Aber auch ganze Stämme befehden einander und die Feindſchaft wuchert oft Jahrhunderte fort. Darum fehlt es nicht an Kämpfen und Mord, aber auch nicht an ſolchen, die ihn beſingen und verherrlichen. Ungeſtraft von der Obrigkeit, kann der Araber ſeinen Gegner erwürgen; den Bluträcher findet er blos in deſſen Familie. Die Rechtspflege iſt kraftlos, oder eigentlich es iſt gar keine. Das allgemeine Band iſt Ähnlichkeit der Sprache und der Sitten, und die Religion. Manche Tugenden beſitzt der Araber; aber die eine, und im Staate die höchſte, ſcheint ihm faſt zu fehlen: die Gerechtigkeit.

Viele von den hier geſchilderten Zügen finden wir ſchon im herrlichen Hiob, den wir uns ſelbſt ja als Emir, aber unter einem arabiſch-israelitiſchen Stamme, vorſtellen müſſen. Auch manche Schilderungen der Lebens- und Handelsweiſe Jakob's, ſeiner Söhne und Verwandten tragen arabiſches Gepräge. — So wie Arabien ſelbſt, zumal das peträiſche, noch heutiges Tags dieſelbe Geſtalt hat, wie im alten Teſtament: ſo iſt auch der Araber im Innern, d. h. nämlich überall, wo er ächter Beduine iſt, in vielen Stücken derſelbe.

Anders freilich, als der Zeltbewohner, benehmen und benahmen ſich ſchon vormals die mehr geſitteten und üppigen Araber in den Städten, wo Handel getrieben wird, und wo aus dieſem Grunde der Fremde weit freundlicher behandelt und eine ſtrengere und mehr geordnete Rechtspflege und Polizei geübt werden muß. Anders erſchienen die Araber, als Muhamed die feindlichen, getrennten Stämme durch ein bindendes, geiſtiges Element, dem Islam, und durch Eroberungsluſt vereinigte und zu gemeinſchaftlichen Thaten entflammte. Anders wieder auch nach dieſer Zeit erſchienen die noch freien Glaubenskämpfer unter den erſten Khalifen, und anders die ſchon verweichlichten Unterthanen der Abbaſiden, oder die Araber in den Reihen der Sultane in Aſien, Afrika und Spanien.

Aber, wo ſie auch immer hinkamen: allenthalben nahmen ſie gleichſam ihre heimiſche Natur mit ſich; ein Grundcharakter zieht ſich durch alle hin, ſie mögen ſein, wie und wo ſie wollen: im fruchtbaren Thale Jemens, wie im Nilthal oder in Nubien, auf den ſapphirnen Gefilden von Damaskus, wie im ſpaniſchen Granada, worin, ſagt man, ſie ſich niederließen, weil Klima und Gegend jenem paradieſiſchen Landſtriche ſo ähnlich erſchien, in dem Sitz des Friedens, Bagdad, wie in Schiras, dem Roſengarten von Farſiſtan, in Tunis und ganz Al Maghreb, wie in Oſtindien und auf den malayiſchen Inſeln, oder in dem irdiſchen Paradieſe, dem Thale Sogd und ſeiner Hauptſtadt Samarkand.

Wie dem Römer ſein ewiges Roma, oder der Gedanke: ich bin ein römiſcher Bürger! ſtolzes Selbſtgefühl gab: ſo erfüllte den Araber der Gedanke, daß er ein Bekenner des Islam ſei, und alle übrigen Ungläubige oder Götzendiener, deren Leben und Habe ihm von Gottes und Rechts wegen zugehöre.

Auch Skandinavien — die Inſeln ſowohl, als das feſte Land, welches Jütland, das heutige Schweden und Norwegen umfaßt — waren durch ihre Lage, und noch mehr durch die Beſchaffenheit des Bodens und des Klimas, welches weniger anlockte, vor fremden Eroberern geſchützt; vielmehr wurden ſeine Bewohner ſelbſt von der Natur aufgefordert, gegen Weſten und Süden vorzudringen; und es geſchah ſchon in früheſter Zeit, wenn auch ſehr zu bezweifeln iſt, daß jene Völkerſchwärme, die unter dem Namen Cimbern von Deutſchland aus, in Gallien bis nach Italien ſiegend vorgedrungen, eigentlich normänniſcher Abkunft geweſen, und aus der jütiſchen Halbinſel gekommen ſeien.

Wie auf der arabiſchen Halbinſel, war auch in Skandinavien kein größeres Reich zu finden. Nach altgermaniſcher Weiſe lebten ſeine Bewohner in abgeſonderten Volksſtämmen oder Horden patriarchaliſch frei und unabhängig, jede Familie für ſich, mehrere in Gemeinden, dieſe wieder in Gauen oder Fylke vereiniget. Stammhäupter oder Königlein mit ſehr beſchränkter Gewalt, Fylkis-Kanningar genannt, etwa den Scheiks, oder Emirs zu vergleichen, ſtanden an der Spitze der Gauen oder Horden. Nur, wo mehrere von dieſen in Bündniſſe zuſammen getreten waren, erkannten ſie wohl auch einen gemeinſamen Oberkönig an, was der Fall in Schweden geweſen iſt. Außer den Königen oder Königlein, welche zugleich die Tagmänner oder Beſchirmer der Geſetze, die oberſten Richter, die Oberprieſter und die Kriegsanführer zu Waſſer und zu Lande waren, gab es Edle, wozu die Jarle oder Grafen gehörten, und freie Landbauer, Bonden in Norwegen genannt, die zuweilen wieder ihre Lohnträger hatten. Die Sklaven hießen Trällen. Die Fürſten und Helden hatten ihre Comitate. So iſt faſt allenthalben die germaniſche Verfaſſung ſichtbar. Das eigentliche Feudalweſen entwickelte ſich erſt mit dem Chriſtenthum und erſtarkte mit dem Übergewicht der Könige.

Im Orient iſt Stätigkeit, Dauer und Monotonie, was Land, Volk und Sitte betrifft; in den Abendländern herrſcht der Wechſel, die Veränderung, der Fortſchritt. Wie die ſkandinaviſchen Länder ſelbſt in der Folge von Jahrhunderten durch beſſern Anbau und Einpflanzung fremder Gewächſe veredelte Geſtalt bekamen, und ſogar das Klima hier und da gemildert ward: ſo ſind auch ſeine jetzigen Bewohner ſehr verſchieden von ihren Ahnherren, deren heimathliches Leben hier geſchildert werden ſoll.

Daheim, in meerumfloſſenen, buchtenreichen Landen voll Seen und Wälder, war ihre vorzüglichſte Beſchäftigung: Viehzucht, Jagd und Fiſcherei. Reich an Auerochſen und Elenthieren, waren die Wälder; auch an Wölfen, Bären und Luchſen fehlte es nicht, und ſo hatte, wer gefährliche Jagd liebte, Gelegenheit genug dazu. Und was ſie noch ſonſt bedürfen zu bequemerem und ſchönerem Leben, das brachten ſie als Miethſoldaten in fernen Landen, oder noch lieber aus Seeraubzügen zurück, zu welchen ſie haufenweis unter Anführung eines Vikingr oder Seekönigs verbunden, nahe und ferne Küſten und Inſeln als wahre Seegreife umſchwärmten. Der freie, altgermaniſche Sinn, der unbeſchränkten Oberherrn ſich ungern fügt, war in allen Normannen offenbar: in Iſland, wie in Norwegen und Schweden, auf den däniſchen Inſeln wie auf Iſland, er war es auch, was nächſt dem, aus Übervölkerung entſprungenen, Mangel ſie antrieb, jene weit entlegene, unwirthbare Inſel aufzuſuchen, wo ſie ihre Freiheit und Nationalſitte retten könnten, oder um, ein beſſeres Leben zu gewinnen, andere, ſchönere und fruchtbarere Länder feindlich anzufallen, und im Streit nach eigener Freiheit, die Freiheit fremder Völker zu unterdrücken. (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Denkwürdiger Erlaß eines deutſchen Fürſten.** — Wenn der Phönix die erfreulichſten Fortſchritte in ſeine Gedenktafeln verzeichnet, ſo darf er den Erlaß des Fürſten von Schwarzburg-Sondershauſen (vom 23. v. M.) nicht unerwähnt laſſen, worin verordnet wird, daß „künftighin alle obere und niedere Gerichts- und andere Behörden ſo oft, als ſie ſich beſtimmt fühlen, irgend ein Geſuch oder eine Beſchwerde abzuweiſen, ſtets kurz und klar und bündig die Gründe ihres Beſchluſſes auf eine der Faſſungskraft des Betheiligten möglichſt angemeſſene Weiſe beifügen, und ſich dabei, wenn es die Umſtände erlauben, namentlich auf das in Betracht kommende Geſetz beziehen ſollen." —

⁂ **Der neue Planet.** — Den von Cacciatore vor einigen Monaten bemerkten Stern bei 303 der Jungfrau hält auch Olbers jetzt für einen Planeten, iſt jedoch noch ungewiß, ob derſelbe, wie Cacciatore meint, jenſeits des Uranus wandelt, oder ob er ein Aſteroid zwiſchen Mars und Jupiter ſei. — Herr Valz, Correſpondent der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaft zu Nimes, äußert ſich aber in einem Schreiben an dieſelbe dahin „daß er Grund habe zu glauben, der von Hrn. Cacciatore unlängſt bezeichnete Stern ſei ein Planet, der in die Kategorie der kleinen Wandelſterne einzureihen ſei."

⁂ **Die brittiſche Geſellſchaft für das Fortſchreiten der Wiſſenſchaften** (for advancement of sciences), deren Plan mit den jährlich ſich verſammelnden deutſchen Naturforſchern Aehnlichkeit hat, wird ſich am 22. d. M. zu Briſtol verſammeln und ihre Sitzungen bis zu Ende d. M. fortſetzen. — Auch in Belgien, auch in der Schweiz finden ähnliche Verſammlungen ſtatt. — So bauen jetzt Wiſſenſchaften, Künſte, Induſtrie und Wohlthätigkeit ſich Kapelle neben Kapelle auf, — bis an einem frühen Morgen der große Magus ſich von ſeinem Sternenthron erhebt, und, mit den Strahlen ſeines Blickes die Scheidewände der Kapellen löſend, die Vereine alle ſich in einem einzigen prachtvollen Dome mit himmelblauer Kuppel verſammelt ſehen läßt.

⁂ **Orient und Occident.** — Früher ging der Strom der geiſtigen Bildung von Oſten nach Weſten; jetzt fängt er an ſich zurückzuwenden auf ſeinen Urſprung. Früher zogen wilde Eroberer und barbariſche Völker von Aſien herüber nach Europa; jetzt ſendet Europa ſeine militäriſche Lehrer nach Stambul und Aegypten, nach Teheran und Lahore. Als ſolche Zeichen — nicht blos der Zeit — ſondern eines neuen Weltalters — ſehen wir u. A. auch an, daß nun Orientalen ihre eigenen Schriften vom gebildeten Europa her beziehen. So läßt Tauchnitz in Leipzig jetzt einen arabiſchen Koran für die Muhamedaner drucken; eine Breslauer Buchhandlung veranſtaltet eine arabiſche Ausgabe der 1001 Nacht, die im türkiſchen Moniteur angekündigt wird, und in Paris beſorgt man brittiſche Ausgaben morgenländiſcher Dichter, die im Orient nachgedruckt werden. So wird z. B. die arabiſche Ueberſetzung der Fabeln des Pidpai, die Sylveſtre de Sacy vor mehreren Jahren in Paris herausgegeben, jetzt in der Druckerei des Paſcha von Aegypten nachgedruckt.

⁂ **Kinder-Bewahr-Anſtalten (in Berlin).** — Nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in England, Frankreich und Italien breiten die Anſtalten zu Bewahrung kleiner Kinder ſich immer mehr aus. In Berlin beſtehen gegenwärtig deren 16, geſtiftet von Privatvereinen und unterhalten durch die von denſelben in Anſpruch genommene Privat-Wohlthätigkeit, ohne Unterſtützung von Seiten des Staats oder der Gemeinde. Die Koſten, welche eine Anſtalt dieſer Art erfordert, betragen in Berlin ungefähr 400 Rthlr. jährlich. Hr. G-O-R-Rath Streckfuß, der in der preußiſchen Staats-Zeitung vom 7. d. M. über dieſe Anſtalten beherzigenswerthe Anſichten und Vorſchläge mittheilt, fügt denſelben auch noch die Bemerkung bei, daß, um jenes ſchöne Unternehmen zu vervollſtändigen, es höchſt wünſchenswerth ſei, wenn für die Kinder, die nach Vollendung des 6ten Jahres aus den Bewahrungsanſtalten entlaſſen und anderen Schulen übergeben werden, Zufluchtsorte eröffnet werden, in welchen ſie in den Mittagsfeierſtunden, ſo wie nach Beendigung der Nachmittagsſchule und bis zum Feierabend unter Aufſicht arbeiten und ſpielen können. — Nachträglich hierzu macht Hr. Dr. Dieſterweg in dieſem Blatt vom 9. d. M. auf die Art und Weiſe aufmerkſam, auf welche die pädagogiſchen Zwecke der Bewahranſtalten geſichert und erhöht werden möchten. Zugleich erinnert er daran, daß dieſe Anſtalten nur Surrogate ſein ſollen für die Fälle, in welchen die Eltern ſelbſt für die Erziehung ihrer Kinder nicht ſorgen können, da die elterliche Erziehung ſtets den Vorzug verdiene, eine Bemerkung, die jedoch noch manche Einwendung erfahren dürfte. —

⁂ **Dankbarkeit des König's v. Siam.** — Bald wird in Paris weder vom Orang-Utang, noch von der Phoke mehr die Rede ſein; denn der König von Siam hat, aus Dankbarkeit für die dem Doppelt-Siameſen Yang und Eng in Paris bezeugte Freundlichkeit, einen weißen Elephanten abgeſendet, der den Pariſern die Erkenntlichkeit Sr. Maj. beweiſen ſoll. —

⁂ **Maler Dittenberger** von Heidelberg, der ſich ſchon vortheilhaft durch ſeine Fresken ausgezeichnet, hat auf Beſtellung des Fürſten v. Metternich, ein Altarblatt, die Verkündigung Mariä, gemalt, welches jetzt im Palaſt des Fürſten aufgeſtellt und allgemein bewundert wird.

⁂ **Zunehmender Handelsverkehr Nordamerika's.** — Aus dem am 18. Mai dem Congreſſe der vereinigten Staaten Nordamerika's vorgelegten Berichte ergibt ſich, daß in dem Jahre, welches am 30. September 1835 zu Ende ging,

die Einfuhr in die ver. Staaten 149,895,742 Dollars,
die Ausfuhr . . . . . . 121,693,577 —

betrug, wonach die Einfuhr von 1835 die von 1816 um 2,792,742, und die Ausfuhr von 1835 die von 1807 (bis jetzt die Bedeutendſte) um 12,099,302 Dollars überſteigen. —

⁂ **Zunahme der Bevölkerung von Holland.** — Nach amtlichen Berichten beſtand die Bevölkerung von Holland

am 1. Januar 1835 aus 2,474,459 Seelen;
„ 1. — 1836 „ 2,500,765 —

Alſo vermehrten ſie ſich in
einem Jahr um . . . . 26,305 —

⁂ **Beitrag zur Culturgeſchichte.** — Im diesmonatlichen Hefte des Katholiken (herausgegeben von Dr. Weiß) leſen wir S. 196 folgendes Anekdoton: „Vor 60 Jahren — gab in Mainz ein gewiſſer Schulmann, Namens Steigenteſch, ein Leſebuch für die Schuljugend heraus, worin das Wort Natur, jedoch in durchaus tadelloſer Beziehung, mehrmalen vorkam. Es gab eine große Aufregung unter der Bürgerſchaft, das Domcapitel vereinigte ſich mit ihr, und ſogar der als großer Beförderer der Wiſſenſchaft und Aufklärung berühmte nachherige Churfürſt Friedrich Karl, ſtellte ſich an die Spitze. Steigenteſch mußte ſich in der Nacht aus Mainz flüchten, um der Steinigung zu entweichen." —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 203. 1836.

Phönix.

Samſtag, 27. Auguſt.

Anſtalten für Wohlthätigkeit und Primair-Unterricht in Rom.

Morichini, Vicepräſident des apoſtoliſchen Hoſpitiums von Sankt-Michaël zu Rom, hat eine hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Abhandlung unter dem Titel: „Degl' Istituti di pubblica carità e d'Istruzione primaria in Roma" herausgegeben (Rom 1835), worin er eine ausführliche und zugleich geſchichtliche Überſicht gibt von allen gegenwärtig dort beſtehenden Wohlthätigkeits-Anſtalten. Man erſieht daraus, daß einige dieſer Einrichtungen bis in das XII. Jahrhundert hinaufreichen, zu welcher Zeit im übrigen Europa ſich noch nichts Ähnliches zeigte. Die jetzt vorhandenen führen wir, Morichini folgend, unter vier Rubriken auf:

1) Hoſpitäler gibt es nicht weniger jetzt zu Rom als 22. beſtimmt zur Aufnahme von Kranken, Irren und Geneſenden. Acht derſelben ſind vom Staat, 11 von Privaten geſtiftet; zwei vertheilen in den Häuſern, was die Kranken an Arzneien, Nahrungsmitteln oder ſonſt bedürfen; eines beſtattet die Todten anſtändig zur Erde.

Alle dieſe Anſtalten zuſammen können mehr als 40,000 Kranke aufnehmen; überall werden Fremde wie Inländer aufgenommen, und inſofern verdient die römiſche Wohlthätigkeit in Wahrheit eine katholiſche — allgemeine — genannt zu werden.

2) Anſtalten für Findlinge, Waiſen, Wittwen und Altersſchwache. Das erſte Haus, welches in Europa geöffnet wurde, um ſo manche unſchuldige Weſen dem Tod zu entreißen, die gleich nach ihrer Geburt ausgeſetzt werden, war das römiſche, welches Innocenz III. im Jahre 1198 geſtiftet; — zu Paris wurde das erſte von Vincenz von Paula 1638, zu London das erſte im vorigen Jahrhundert gegründet. — Das römiſche, jetzt Pia casa degli Esposti in S. Spirito in Sassia genannt, nimmt jährlich 800 Kinder auf, die es bis zu ihrer Verſorgung ernährt. — Den Waiſen und Altersſchwachen ſind 4 Verſorgungshäuſer geöffnet, in denen 540 Kinder umſonſt aufgenommen werden.

Das bedeutendſte unter dieſen Hoſpicien iſt das apoſtoliſche von St. Michaël, welchem Morichini mit ebenſo viel Eifer als Einſicht vorſteht. Die Waiſenknaben erhalten dort von guten Lehrmeiſtern Unterricht in dem Gewerbe oder der Kunſt, zu welchen ſie die meiſte Anlage zeigen; Religionsunterricht, Leſen, Schreiben, Rechnen wird dabei nicht verſäumt. In derſelben Anſtalt findet ſich auch eine Tuchfabrik; Gobelin-Tapeten werden dort gewirkt, und kürzlich iſt auch eine Schule für angewandte Chemie daſelbſt errichtet worden, — bis jetzt die einzige in Rom. In der Abtheilung für die Mädchen werden 240 weibliche Waiſen zu guten Haushälterinnen erzogen; in der dritten, für Alte, wird für 400 Männer und Frauen geſorgt, die, je nach Kraft und Geſchick, zu mancherlei Dienſtleiſtungen verwendet werden. —

Noch gibt es zu Rom drei Hoſpizien, die füglicher Zufluchtsörter genannt würden. Ungefähr 400 arme Geiſtliche und Wittwen finden hier Wohnung, Bett und ſonſt nothwendige Mobilien.

Endlich zählt man, unter dem Namen Conſervatorien, mehr als 20 Häuſer, in welche arme, der Verführung ausgeſetzte oder bereuende Mädchen und dem Vagabundenleben entriſſene Kinder aufgenommen werden. Wieder andere Aſyle ſind denen beſtimmt, die eine Zuchthausſtrafe ausgeſtanden haben. Sie finden hier Nahrungsmittel, Belehrung und gutes Beiſpiel.

Andere von Mildthätigen geſtiftete Häuſer ſind zur Aufnahme und Verpflegung armer Wittwen beſtimmt, wie la pia casa della Vedova, die Häuſer der Lauretana, der Santa Maria in Traſtevere u. ſ. w.

Kurz, faſt keine Straße iſt, nach Morichini's Verſicherung, wo ſich nicht irgend eine ſolche Wohlthätigkeits-Anſtalt befindet. —

b) Mildthätige Veranſtaltungen für Hausarme. Die den Hausarmen dargebotene Unterſtützungen ſind a. Darleihen, b. Arbeit, c. unentgeldliche Vertheidigung bei Civilprozeſſen, d. Almoſen, Rath u. ſ. w.

In Rom beſteht ſchon ſeit 3 Jahrhunderten ein Pfandhaus, deſſen Satzungen im Jahre 1611 vom Cardinal Borromäus bekannt gemacht worden. Durch die wohlverſtandene Verwaltung Pius VII. und ſeiner Nachfolger iſt es jetzt vermögend genug, um 200,000 Pfänder jährlich anzunehmen und 250,000 Thaler in Umlauf zu ſetzen.

Seit Innocenz XII. und Sixt V. und neuerdings wieder ſeit Leo XII. beſteht auch eine Commiſſion, welche Arme beiderlei Geſchlechtes bei den Nachgrabungen verwendet.

Das von Clemens XI. geſtiftete, nach Fontana's Plan erbaute prächtige Correktionshaus kann hinſichtlich der Vertheilung der Arbeiten und der Aufſicht über die Gefangenen als das älteſte Penitenziar-Gefängniß angeſehen werden.

Unter dem Namen einer Brüderſchaft des heiligen Ivo (eines engliſchen Advokaten, deſſen Leben den Armen gewidmet war) beſteht noch jetzt eine zu gleicher wohlthätigen Wirkſamkeit gebildete Geſellſchaft von Advokaten und Prälaten.

An die Stelle der *regionarie* ſind ſeit 1595 durch die edelmüthigen Anſtrengungen des Spaniers St. Joſeph Calaſanero unentgeldliche Primairſchulen für die armen Kinder getreten. Gegenwärtig beſitzt Rom 55 ſolcher Scuole pie, in denen Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen, Italiäniſchen, Franzöſiſchen und in einigen auch im Lateiniſchen gegeben wird. —

Zwei Abendſchulen ſind dem erſten Unterricht der Handwerker, viele andere dem Religionsunterricht gewidmet.

Im Jahre 1784 war auch eine Taubſtummenanſtalt nach dem Muſter der Anſtalt des Abbé de l'Epée errichtet worden. Gegenwärtig iſt ſie in blühendem Stande.

Nicht zu vergeſſen ſind auch die vielen für Mädchen von barmherzigen Frauen geſtifteten Schulen. —

Im Ganzen finden ſich zu Rom jetzt 372 Primairſchulen, 482 Lehrmeiſter und 14,099 Schüler und Schülerinnen von den erſten bis zu den Jahren, in denen die Adoleſcenz beginnt. —

Die „Bibliothèque universelle" von Genf bemerkt (im erſten Heft d. J.) in Beziehung auf die Schrift des ehrwürdigen Morichini, aus welcher die vorhergehenden Angaben entnommen ſind: „On ne peut nier, que nulle part ailleurs plus qu'à Rome, l'ardente charité, la compassion pour l'infortune, n'ont fondé de plus touchantes et de plus grandes institutions. Là, c'est, avant tout, un devoir religieux satisfait, une obéissance dévouée aux paroles de notre sauveur, qui n'oubliera pas le verre d'eau froide donné en son nom à l'un d'entre ses petits; le but économique et philosophique ne vient qu'après." — So Genf über Rom. Wann aber wird Rom eben ſo human über Genf ſich vernehmen laſſen? — C.

Die Marquiſe von Saint-Prie.

(Fortſetzung.)

Vor Tagesgrauen ſaß ſchon die geheime Geſandtſchaft in dem feſtverſchloſſenen Wagen, und Frau von Prie examinirte Clemence bis in das kleinſte Detail über den Charakter der Prinzeſſin von Vermandois. Clemence rühmte ihre Schönheit, ihr edles Herz, ihre Freimüthigkeit, ihren ſeltenen Verſtand, und Frau von Prie verſank in tiefes Sinnen, bis ſie zur Barriere d'Enfer herauskamen und durch die öde, langweilige Fläche fuhren, die ſich bis Orleans erſtreckt, während Elmon ſeinen Gefährtinnen den ſchneidenden Contraſt zwiſchen den prachtvollen Schlöſſern der Feudalherren und den armſeligen Städtchen und Dörfer bemerklich zu machen ſuchte. Frau von Prie ging in ſeine Anſichten ein, verſicherte, der Miniſter arbeite an gediegenen, weitumfaſſenden Plänen zur gleichmäßigen Vertheilung der Auflagen, zur Verbeſſerung des gedrückten Zuſtandes der Landbauer, und ſprang dann raſch zu Ausrufungen über die wenigen pittoresken Stellen am Wege, wie bei Etampes, wo ein arkadiſches Thälchen mit Pappelgruppen, Rebenhügeln und Buſchwerk, neben einer ſcharfgeſchnittenen, weißen, hochgethürmten Felswand maleriſch überraſcht. „Ach könnte ich hier leben," ſeufzte Frau von Prie, „ungekannt, ungekränkt, fern von neidiſchen Menſchen, von dem Treiben des Ehrgeizes ungeſtört, in ſüßer Befriedigung des Herzens nur dem Geliebten gehörend." Als man nun gar im raſchen Fluge, denn überall warteten Relaispferde, die Lichtgefilde von Blois durchſtrich, da ſteigerte ſich die Sentimentalität der Frau von Prie, bis ſie gänzlich zur liebenden, hingebenden Schäferin wurde, wie ſie freilich Arkadien nie ſah, aber wie ſie in den Romanen der Scuderi mit der Karte des Ländchens Tendre herumſpazieren; aber wie die Thürme von Tours im Mondlicht erglänzten, trat die Wirklichkeit, nebſt den diplomatiſchen Künſten, wieder in ihre Rechte. Sie genoß nur wenige Stunden der Ruhe im abgelegenen Gaſthaus, dann machte ſie eine ſonderbare Toilette. Die altmodiſche, ungeheure Flügelhaube verbarg die Lockenfülle und das holdſelige Antlitz, dem mancherlei Schminken ein altes, verwittertes Anſehn gaben, welches durch Schleier und das aſchgraue Gewand à la Maintenon ſie völlig unkenntlich machte. Sie ließ ſich bei den Nonnen unter dem Namen eines alten Hoffräuleins der Herzogin von Bourgogne durch Clemence einführen, und ergötzte ſich im Vorbeigehen den leichtgläubigen Jungfrauen die ſeltſamſten, unwahrſcheinlichſten Mährchen aus dem Leben des großen Babylons, Paris, aufzubeſten, und zuletzt die Hoffnung zu erregen, daß ſie hier, gegen beträchtliches Koſtgeld, um ein Aſyl für ihr Alter bitten werde, worauf ſie die ganze Schaar ehrerbietig im Kloſter herum, und zuletzt zu der Prinzeſſin von Vermandois führte, der man ſchon früher, nach klatſchhafter Kloſterart, Kunde von der Fremden gebracht hatte. Auch hier erzählte Frau von Prie mit der Unerſchöpflichkeit jener Sultanin in der Tauſend und eine Nacht, Hofgeſchichten und Stadtneuigkeiten; doch beobachtete ſie dabei geſpannt die ſchöne, würdevolle, ernſte Prinzeſſin, der zwar auch dieſe Unterbrechung der täglichen, tödtlichlangweiligen Einförmigkeit nicht unerwünſcht ſchien, die aber doch ihre Neugierde in den Schranken des Anſtandes zu halten wußte.

Die Nonnen beeilten ſich ein Frühſtück aufzutragen, wobei das Geſpräch immer traulicher wurde, und nun begann Frau von Prie den Bruder der Prinzeſſin mit Lobſprüchen zu überſchütten, und weit über den Kardinal Amboiſe, über Richelieu, über alle Miniſter der Vor- und Mitwelt zu erheben. „Ich glaube," verſetzte die Prizeſſin, „daß mein Bruder das Beſte will, aber welch böſer Dämon hemmt die Ausführung, woher der entſetzliche Druck des Landes? Wenn ich mit dieſen guten Nonnen Krankenbeſuche mache, ſo treffe ich in den Hütten der Landleute die grauenvollſte Armuth, und muß mich oft weinend von den Flehenden abwenden, weil mein Taſchengeld zu gering zur Hülfe iſt. Schon oft habe ich meinem Bruder den Jammer dieſer Gegend zu ſchildern verſucht, aber ich muß glauben, daß er meine Briefe entweder nicht lieſ't, oder daß ſeine Umgebungen ihn von ſolchen Betrachtungen ablenken." — „Die Freunde des Herzogs," ſagte Frau von Prie, doch etwas verlegen, „ſind edle Menſchen, die ſich für Frankreichs Wohl aufopfern." — „Ich möchte Ihnen nicht gern widerſprechen," antwortete die Prinzeſſin, „aber woher der abſcheuliche Kornwucher der Brüder Paris; und warum duldet er jene verworfene Frau in ſeiner Nähe?" — „Wen meinen Euer Durchlaucht?" fragte Frau von Prie. — Die Prinzeſſin erglühte in edlem Unwillen. „Die ganze Welt kennt die Unverſchämte!" rief ſie heftig aus, „jene Marquiſe von Prie, die das Mark des Landes ausſaugt, dem Elend Frankreichs Hohn ſpricht, meinen Bruder den Verwünſchungen des Volkes Preis gibt, die ich haſſe und verachte wie die Sünde."

Frau von Prie ſtand auf, biß die Zähne zuſammen, neigte ſich und ſtotterte: „Euer Durchlaucht haben nichts mehr zu befehlen?" Die Prinzeſſin betrachtete ſie befremdet. „Wollen Sie uns ſo bald verlaſſen, die Einſamen ſind dankbar für längeren Beſuch," ſagte ſie dann gütig, aber Frau von Prie rannte aus dem Zimmer und murmelte in faſt wahnſinniger Aufregung: „Nimmermehr ſollſt du Königin von Frankreich werden." Clemence vermochte kaum, ihr zu folgen, die im Gaſthof mit raſender Eil die entſtellenden Hüllen abwarf, und eben ſo ſchnell, ihre Faſſung wieder gewinnend, ſich als das Urbild aller Huld und Güte zeigte. „Sie ſind blaß und erſchrocken, mein liebes Kind," ſagte ſie, umarmte Clemence und hing eine prachtvolle, goldne Kette um ihren Hals, „erwähnen Sie nichts von dem Vorgefallenen gegen meinen Vetter, ſuchen Sie es ſelbſt zu vergeſſen, ſo wie ich denen verzeihe, die mich kränken, verkennen und verläumden." Clemence küßte gerührt die Hand ihrer Gebieterin, die nun die Abreiſe ſchnell betrieb, und auf Simon's Fragen nur raſch und zerſtreut erwiederte: „Es geht Alles erwünſcht, — ich bin vollkommen mit der Prinzeſſin zufrieden; aber nur fort, wir haben keine Zeit zu verlieren."

(Fortſetzung folgt.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Wie unglaublich es auch ſcheinen mag, daß ein vernünftiger Menſch dergleichen glauben könne, ſo glaubte die Alte ſo unverbrüchlich feſt daran, daß ſelbſt, als die Wilken feſtgenommen wurde, ſie den Polizeioffizianten im entflammten Gefühle deſſen, was ſie wußte, zurief, ſie möchten ja zuſehn, was ſie thäten, denn es könne ihnen dafür an Kopf und Kragen gehn, und dieſe waren allerdings anfänglich ein wenig beſtürzt darüber. Die Urſachen ihrer Feſtnehmung waren übrigens keineswegs die Betrügereien gegen die Alte, ſondern ein anderer gegen einen Möbelhändler, dem ſie tauſend Thaler abgeſchwätzt hatte, indem ſie ihm ein verſiegeltes Packet mit Staatspapieren von hohem Werthe dafür zum Unterpfande gab. Als aber die Verfallzeit vorüber war und die Zahlung noch immer nicht erfolgte, ward dem Möbelhändler bange, er trug das Packet zur Polizei, es ward geöffnet und ſtatt Staatspapieren fand man alte Zeitungsblätter.

Der Schreck der alten geprellten Frau, als die ganze Wahrheit ſich offenbarte, war entſetzlich, und in der That hat ihre Leichtgläubigkeit ſie faſt an den Bettelſtab gebracht und ihr Lebensende grauſam verbittert. Die Wilken, von Furcht übermannt, geſtand ſehr ſchnell, behauptete aber, daß ſie durchaus keinen Theilnehmer gehabt, Alles ſelbſt eingeleitet, die Befehle geſchrieben und völlig auf eigene Hand ihre Geſchäfte getrieben habe, obgleich man mit Recht Hülfe vermuthet. Im Gefängniß erkrankte ſie, machte Verſuche zum Selbſtmord und wollte ſich ſogar durch Hunger tödten, als man indeß Vorkehrungen traf, ihr die Zwangjacke anlegte, und moraliſch auf ihr Gewiſſen wirkte, ward ſie ruhiger, und hat vor einigen Tagen das erſte Erkenntniß des Gerichtshofes, welches ſie zu zehnjähriger Zuchthausſtrafe verdammt, mit Ergebung angehört. Man findet hier allerdings dieſen Spruch im Vergleich mit andern und nach unſerer Geſetzgebung, ſtreng, glaubt aber, daß das Oberappellationsgericht denſelben beträchtlich mäßigen werde. Über ihre eigentliche Abſicht bei den Betrügereien hat ſie ſich nicht erklärt, indeß war es wohl die, durch den Glanz, mit welchem ſie ſich umgab, einen reichen Freier anzulocken. Ihr ganzes Verfahren iſt übrigens ein Gemiſch von hoher Verſchmitztheit und Dummheit und für Pſychologen wird es gewiß intereſſant ſein, hier Unterſuchungen anzuſtellen. Der Polizeirath Merker wird in ſeinem Journale wohl, wie über Kaspar Hauſer, die beſten Aufſchlüſſe geben.

Die Söhne des Bürgerkönigs waren in unſeren Mauern, und haben ſich unter den nordiſchen Barbaren ſowohl gefallen, daß ſie einige Tage länger blieben, als ſie wollten. Feſte reihten ſich an Feſte, Bälle und déjeuners dansans wechſelten ab, der ganze Glanz, welcher ein an ſich nicht reiches, von keinem verſchwenderiſchen Hofe und Adel belebtes Land bieten kann, ward entfaltet, und vor allen Dingen Manövre's gemacht und Parade; denn hierin, in Bewaffnung, Ausrüſtung und Evolutionsfähigkeit des Heeres, liegt der größte Stolz Preußens, die Darlegung ſeiner kriegeriſchen Kraft und Schönheit. Wir ſind der Geſtalten unſerer Soldaten, in ihren knappen, anliegenden Kleidern, ihren ſteifen, erwürgenden Halskragen, ihrer, für das Auge wohlthätigen und zugleich ſo zweckmäßigen Tracht und Bewaffnung zu ſehr gewöhnt, um eher den rechten Unterſchied zu erkennen, bis wir ad oculos überzeugt werden, wie ſehr wir anderen Völkern darin voran ſind. Wir haben Öſtreicher, Hanoveraner, Engländer, herzoglich Weimar'ſche Krieger, Deſſauer, Naſſauer, und andere darin hier vergleichen können, und Alle haben uns wenig gefallen; eben ſo wenig hat die franzöſiſche Gnade vor unſeren Augen gefunden, und in der That iſt ſie wenig geſchmackvoll.

Der Andrang des Volks, beſonders der Jugend, war ungemein groß, Schaaren von Neugierigen verſammelten ſich, um die Söhne des Bürgerkönigs zu ſehen, und wenn es auch eine mit franzöſiſchem Leichtſinn erfundene Lüge iſt, daß man, wie der Temps und andere Journale behaupteten, ihnen die Pferde ausgeſpannt und ſie zu ihrer Wohnung gezogen habe, ſo wurden ſie doch mit ſo lautem freudigen Willkommen begrüßt und ihnen ſo lebendiger und allgemeiner Antheil bezeigt, wie dies ſchwerlich hier irgend einem fremden Fürſten jemals geſchehen iſt. Daß dieſe Prinzen jung und ſchön ſind, daß ſie deutſch reden und ſich ungemein freundlich gegen Jedermann zeigten, vermehrte die Zuneigung. Sie hatten ſchnell die gute Meinung der Damen erworben, und wer die beſitzt, dem gehört die Welt.

Was ſonſt hier getrieben und gethan wurde, darüber haben die politiſchen Blätter hundert und aber hundert Nachrichten gegeben, Vermuthungen aufgeſtellt, oder mit ungemeiner Weisheit die Folgen erläutert, unter deren Segen Europa erdrückt werden ſoll. Nun, wir werden ſehen.

Großmüthig, und wie die Engländer ſagen: verdammt großmüthig! ſind dieſe Prinzen auch geweſen, und wenn ſie auf ihrer Reiſe damit fortfahren, wird König Ludwig Philipp neue Wechſel ſchicken müſſen. Die Hunderte und Tauſende der Luisd'or's ſind hier im weiten Kreiſe umhergeflogen, und wer irgend in der Nähe ſtand, konnte die Taſche aufhalten. Für die kgl. Dienerſchaft, welche ihnen beſtellt war, ließen ſie allein 1000 Luisd'or's zurück, für die Stallleute 500 u. ſ. w. Auch in verſchiedenen Atteliers berühmter Künſtler machten ſie bedeutende Beſtellungen; kurz, man iſt mit dieſem Beſuche hier recht zufrieden, ob überall, laſſe ich dahin geſtellt ſein.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Göthe's Bekenntniſſe. — Von dem vielen Denkwürdigen, was uns Eckermann aus Göthe's Munde mitgetheilt, heben wir hier, als höchſt charakteriſtiſch — Folgendes hervor:

„Tieck,“ ſagte G., „iſt ein Talent von hoher Bedeutung und es kann ſeine außerordentlichen Verdienſte Niemand beſſer erkennen als ich ſelber; allein wenn man ihn über ihn ſelbſt erheben und mir gleichſtellen will, ſo iſt man im Irrthum. Ich kann dieſes gerade herausſagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben ſo, wenn ich mich mit Shakſpeare vergleichen wollte, der ſich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Weſen höherer Art iſt, zu dem ich hinaufblicke, und das ich zu verehren habe.“ —

Eben ſo erkannte G. Schiller's „erhabene Natur“ an, und ſagte u. a.: „was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch, und ſo ſollte man auch ſein! — Wir andern dagegen fühlen uns immer bedingt ꝛc.“ … Auf ſein eigenes Leben zurückſehend, bekannte er an Eckermann:

„Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht ſchelten. Allein im Grunde iſt es nichts als Mühe und Arbeit geweſen und ich kann wohl ſagen, daß ich in meinen fünf und ſiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben ſein wollte.“ —

Wir glauben daher auch G. gerne, wenn er Eckermann verſichert: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo v. Medici ſagen, daß alle diejenigen auch für dieſes Leben todt ſind, die kein anderes hoffen.“ —

⁂ *Foi et Avenir* — Zorn und Vergangenheit. — In der Beilage zum diesjährigen Auguſtheft des Katholiken finden wir S. XVIII folgende Nachricht mitgetheilt: „Ein gewiſſer Mazzini hat eine Broſchüre, unter dem Titel: „Foi et Avenir,“ zu Biel herausgegeben. Darin ſpricht er den Zweck (des jungen Europa's) unumwunden dahin aus: „Als politiſche Partei ſind wir gefallen, erheben wir uns wieder als Religionspartei.“ — Das Ganze, — wird hierzu bemerkt, — iſt nichts anders als ein armſeliges Gemengſel von Republikanismus, St. Simonismus, Pantheismus und Induſtrialismus, ohne Beimiſchung der niederträchtigen Wolluſtreligion des „jungen Deutſchlands“ und der dieſer Brut eigenthümlichen Verhöhnung des Chriſtenthums. Dieſe Beſtrebungen, die aus dem gänzlich entwickelten Proteſtantismus hervorgehen, (!) enthüllen immer mehr das religiöſe Chaos, in welches eine von Gott und Chriſto abgefallene Welt verſunken iſt.“ — Hiernach hätten wir einerſeits ein entgottetes Chaos, andererſeits einen entwelteten Gott! —

⁂ Verein zur Fürſorge für entlaſſene Sträflinge ꝛc. im Königreich Sachſen. — Auch in Dresden iſt jetzt unter dem Vorſtande des Prinzen Johann und des Staatsminiſters v. Lindenau ein Verein zu dem Zweck zuſammengetreten, zu verhüten, daß die aus den inländiſchen Straf- und Verſorgungsanſtalten entlaſſenen Perſonen nicht in neue Schuld oder Hülfloſigkeit verfallen. Die Mittel des Vereins werden hauptſächlich durch freiwillige Beiträge der Mitglieder aufgebracht. Dem in Dresden errichteten Centralausſchuß ſchließen ſich Bezirksvereine in den meiſten und ſelbſt kleineren Städten Sachſens an. —

⁂ Neuentdeckte Säugthier- und Vögel-Gattungen. — Hr. Goudot hat auf Madagascar eine Gattung von Säugthieren, die zu den Inſektivoren gehört, und eine neue Vogel-Gattung, aus der Sperling-Familie, entdeckt. Der erſten Gattung iſt von Hrn. Doyère der Name Eupleres Goudotii, der zweiten von Hrn. Iſidore Geoffroy der Name Falculia palliata beigelegt worden. —

⁂ Wolkenelektrizität. — Hr. Peltier hat der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften (in ihrer Sitzung vom 8. d. M.) mitgetheilt, daß ſeinen Beobachtungen zufolge, die mehrſten Wolken im vorigen Sommer elektriſch und zwar poſitiv elektriſch waren; kaum habe er deren 10 bis 12 von denen, die über ſeinen Vorrichtungen hingezogen, bemerkt, welche negativ elektriſch geweſen. Im laufenden Jahre hingegen ſeien die meiſten Wolken neutral, und von den wenigen elektriſchen die größere Zahl negativ elektriſch. — Hr. Arago bemerkt jedoch, daß den Beobachtungen mit einem gewöhnlichen Elektrometer keine zu große Bedeutung beizulegen ſei. —

⁂ Die Bevölkerung von Neapel beſtand —
am 1. Januar 1835 aus . . 354.366 Seelen
„ 1. — 1836 — . . 357,853. —

Im vorigen Jahr gab es dort 14 Individuen, die das Alter von 100 Jahre überſtiegen. Selbſtmorde hatten 31 ſtatt gefunden. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 204. 1836.

Phönix.

Montag, 29. Auguſt.

Die Marquiſe von Saint-Prie.

(Fortſetzung.)

Trotz dieſem Treiben, neigte ſich der Februartag zum Ende, als ſie ungefähr eine Stunde von Tours enfernt waren, und auf der ſchlechtgehaltenen Straße das Vorderrad brach. Der Poſtillon, an ſolche Ereigniſſe gewöhnt, tröſtete Frau von Prie mit der Verſicherung, im ſchlimmſten Fall ſei hier doch ein Unterkommen zu finden; aber vergebens ſah ſie ſich in der einſamen Gegend nach einem Obdach um, während Elmon ihr aus dem Wagen half. Der Burſche deutete aber gelaſſen auf die Felswand am Wege, klopfte dagegen mit dem Peitſchenſtiel, und bald vernahm man Bewegungen und Stimmen im Innern. Männer, Weiber, nackende Kinder ſtürzten in vollem Haufen aus den Felslöchern hervor und gafften die Ausſteigenden an. — „Sieh, Eugenie," ſagte Elmon, „die Erde des ſchönen Frankreichs hat nicht Raum für deſſen Bewohner, ſie müſſen Troglodyten werden, um den Steuern zu entgehen, um nicht für ihr elendes Daſein bezahlen zu müſſen." — „Ich begreife das nicht," erwiederte Eugenie, und eilte, um dem ſtrömenden Regen zu entgehen, in die nächſte Höhle, während die Bergbewohner mit jener Höflichkeit, welche die Franzoſen ſelbſt im erbärmlichſten Zuſtand bezeichnet, ſie bewillkommten und begrüßten, wobei die Weiber ihre ſtruppigen, verwilderten Haare hinter die Ohren ſchoben, die Männer die Hüte abnahmen und eine Art Reverenz machten. Die Stickluft, der beißende Rauch von ein paar naſſen Reißern, die zuweilen aufflammten, betäubten Frau von Prie; ſie ſtolperte über einen Schutt verfaulten Laubes, worauf ein noch lebendes Gerippe der letzten, befreienden Stunde entgegenſeufzte, neben dem ein halbverſchmachteter Knabe an einem ſteinharten, ſogenannten Brod nagte, das bei der damaligen, durch Mißwachs und Wucher veranlaßten Theurung die Nahrung der Armen ausmachte. „Mein Gott!" rief Frau von Prie, „wie können hier — Menſchen leben?" — „Hier müſſen wir wohl leben und ſterben," ſagte eine Frau, der das Elend das Anſehen einer Greiſin gegeben, obgleich ſie ein abgemagertes, bleiches Kind an der Bruſt hielt; „denn im Berg zahlen wir keine Abgaben, und daß wir früher umkommen, das iſt gut für uns, was ſollen wir lange in der Welt? Hier der arme Wurm hat es, hoffe ich, auch bald überſtanden, und wird nicht ſo ſchmählich hungern und frieren, wie ich und mein Mann, der da liegt und ſeinen böſen Fuß mit Stroh verbunden hat." —

Clemence knieete neben dem Kranken nieder, zerriß ihr Taſchentuch und zupfte Scharpie, wie man ſie im Kloſter gelehrt hatte. Elmon theilte Geld aus, wandte ſich voll bitterem Schmerz zu der Marquiſe und ſagte: „Mein Almoſengeben iſt eigentlich nur eine ſelbſtſüchtige Thorheit, um der augenblicklichen Qual los zu werden, denn was helfen ein paar Tropfen in das Faß der Danaiden? Dieſen Unglückſeligen bleibt indeſſen doch meine Gabe, während ſie nur der Raub jener Auspfänder, der Generalpächter würde, wenn ich ſie den nicht minder elenden Dorfbewohnern der Umgegend zutheilen wollte." — „O laß mich hinaus," ächzte Frau von Prie, „ich kann den Anblick nicht ertragen." — „Schildere ihn dem Herzog Premierminiſter," erwiederte Elmon, „wenn man auf neue Steuern ſinnt, wenn kein Genuß den verwöhnten Großen üppig genug ſcheint, wenn man Titel für Sinecuren erfindet, um mehr Müßiggänger im ſogenannten Hof- und Staatsdienſt zu mäſten, die Zeter ſchreien, wenn man ihnen ein paar Livres abzieht, während der Jammer der Millionen verarmter, gedrückter Landleute nicht bis zu den Stufen des

Thrones dringt, auf dem vielleicht ein milder, wohlwollender Regent nicht ahnet, welche Greuel in ſeinem und der Geſetze Namen verübt werden." — „Laß mich!" ſchrie Frau von Prie noch einmal, und ſtürzte hinaus.

Der Regen hatte aufgehört und hinter den zerriſſenen Wolken trat der Mond hervor, und warf ſein ſüßes, beruhigendes Licht über die ſchöne, ſtille Landſchaft, über die aufbrechenden, röthlichweißen Blüthen der fernen Mandelbäume, auf denen die ſilbernen Regentropfen zitterten. Alles war lieblich, und nur der Menſchen Thun warf den ſchneidenden Mißton in die ſelige Harmonie der Natur; denn das iſt auch ein Fluch ſchlechter Regierungen, daß der tägliche Anblick des Elends und der Mißbräuche auch diejenigen beugt und entmuthigt, die von der Laſt des materiellen Bedürfniſſes noch nicht niedergedrückt ſind.

Elmon war der Marquiſe gefolgt, und heftig aufgeregt von jener Schauerſcene, ſtand er lange ſchweigend, ſinnend vor der Erbleichten, bis die Gewalt ihrer entzückenden Schönheit vom Mondlicht verklärt, von der momentanen Bewegung gehoben, den gewohnten Zauber über ſeine Seele übte.

„O laß uns fliehen, Eugenie!" flehte er, „auf dieſem Boden blüht kein Liebesglück! — Du wandelſt auf ſchmalem Rand, an dem grauſigen, bodenloſen Abgrund, — zerreiße deine Ketten, entziehe dich dieſen verworrenen Verhältniſſen, dieſen ſcheinbaren, unnatürlichen Pflichten. Folge mir in die ſtillen Thäler der Schweiz. Die Liebe verſöhnt Alles, ſie iſt das einzige Gut des Lebens.

Voi chi ascoltate in rime sparse il suono
Di quei sospiri, ond'io nudriva il core
In sul mio prime giovenile errore:
Quand'era in parte altre nom da quel chi sono,
Del cario stile, in ch'io piango e ragiono
Fra le vane speranze, e'l van dolore,
Ove sia chi per prova interda amore
Spero trovar, pietà non che perdono!" —

Frau von Prie neigte einen Augenblick, wie von Rührung bezwungen, ihr ſchönes Haupt an ſeine Bruſt, dann erhob ſie ſich in der ganzen Majeſtät ihrer ſtrahlenden Schönheit und ſagte mit tragiſcher Declamation: „Sei großmüthig, geliebter Freund, mißbrauche die Gewalt nicht, welche dir mein Wohlwollen gibt; ich muß der Pflichten gegen meinen Gemahl, gegen den edlen Herzog, gegen mein Vaterland gedenken, und meine ſüßeſten Wünſche, ach! das Glück meines Daſeins, der Tugend opfern."

Clemence hatte die Nachricht bringen wollen, daß es gelungen ſei, das Rad feſt zu binden, aber ihre Schüchternheit hinderte ſie, das lebhafte Geſpräch zu unterbrechen, und ſo hörte ſie Elmon's feurige, ſchmerzliche Klagen, ſah ſeine bleichen Wangen von der Glut der Leidenſchaft geröthet, und ein ſeltſames Gefühl beklemmte den Buſen der Jungfrau in wunderlicher Miſchung von wonniger Ahnung, Sehnſucht und Qual. (Fortſ. f.)

Araber und Normannen.

(Fortſetzung.)

Der tapfere Sinn und das Streben für inviduelle Ehre that ſich auch zu Hauſe und im Frieden kund. Das Schwert herrſchte auch hier. Alle Streitigkeiten, verlangt das Geſetz Frotho's, ſoll das Schwert entſcheiden; beſſer ſei es, ſich ſeines Arms, als ſchmähender Worte zu bedienen. Und ſo war auch ſpäter, als ſie ſchon chriſtlich und geſittet waren, der barbariſche Zweikampf — zu unterſcheiden von dem der Hebräer, Griechen und Römer — bei den Normannen ſehr gewöhnlich.

Auch bei den Skandinaviern war's die Religion, wie bei den Arabern, was eine große ſittliche und ſtaatsbürgerliche Umänderung, großentheils zum Beſſern, hervorgebracht hat.

Schon hatte **Gorm der Alte** die kleinen Fürſten von Jütland unterjocht und veranlaßt, daß manche von dieſen, unzufrieden, auf die See ihre Freiheit retteten und Frankreichs, Englands und Spaniens Küſten als Seekönige heimſuchten. Er ſelbſt hatte ſich ſchon feindlich gegen ſeine Nachbaren gewendet und jene normänniſchen Einfälle in Deutſchland begonnen, die ſo viele Jahre die deutſchen Könige beſchäftigten. Schon hatte auch der tapfere und kluge **Harald**, Schönhaar zubenannt, begierig, die Thaten Gorms des Alten zu thun, durch Unterjochung der norwegiſchen Hordenhäuptlinge, ſich zum König von ganz Norwegen aufgeſchwungen, ja von hier aus ſeine Eroberungszüge bis auf die ſchettländiſchen, hebridiſchen und orkadiſchen Inſeln ausgedehnt; ſchon war durch ſeine Unternehmung bewirkt, daß unzufriedene Norweger Island bevölkerten und anbauten, welches von nun an ein Sitz nicht nur der demokratiſchen Freiheit, ſondern auch der Kultur des ſkandinaviſchen Nordens werden ſollte: als noch immer das Chriſtenthum, welches von angelſächſiſchen und fränkiſchen Apoſteln gepredigt wurde, weder bei den Norwegern, noch bei den Schweden und Dänen recht Wurzel faſſen konnte. — In Schweden wurzelte es zuerſt. Olav, der Schooßkönig, brachte durch die Annahme und Beförderung deſſelben, das, weiſe genug, nicht aufgedrungen wurde, eine große Umwälzung hervor. Jetzt wurde Ackerbau und ſtätige Arbeit beliebter und allgemeiner, die Sitten milder, aus Seeräubern wurden friedliche Seefahrer; ſtatt mit Sklaven zu handeln, die man ſonſt raubte, trat rechtlicher Handel mit Waaren ein. Schon wurden Schulen errichtet, die römiſchen Schriftzüge eingeführt, und ſo viel Grad der Bildung verbreitet, als bei den örtlichen Verhältniſſen und dem Anſtreben des noch im Stillen wirkenden Heidenthums nur immer möglich war. Aber auch die Königsmacht wurde unbeſchränkter, und der Feudal-Adel mit ſeinen Abſtufungen entwickelte ſich, wie in den germaniſchen Landen.

Später faßte das Chriſtenthum bei den Dänen und Norwegern Wurzeln; aber auch hier äußerte es heilſame Folgen: in der Heimath ſelbſt, oder es mochten ihre Seekönige und Fürſten in England und in Neuſtrien als Herrſcher ſich feſtſetzen. Auch hier wurden aus ungeſtümen harten Seemännern ritterliche Helden, gewandt in allen Kämpfen und Kampfübungen, und nach und nach auch voll Hochachtung gegen das ſchönere Geſchlecht. Ja, Manche behaupten, daß Europa den Normannen in Frankreich die Turniere zu verdanken habe.

Leichter war der Kampf und ſchneller der Sieg des Islam über das arabiſche Heidenthum, als der des Chriſtianismus über den Glauben an Odin und ſeine Aſen.

Vor Muhamed war Naturdienſt und Sabäismus, dieſer durch den reinen Sternenhimmel in jenen Gegenden ſo ſehr befördert, vorherrſchend. Jeder Stamm verehrte ſeine Götter; in der Kaaba zu Mekka, dem National-Pantheon, waren ihre Bilder aufgeſtellt. Übrigens wiſſen wir wenig von dieſen Göttern, welchen ſie auch, gleich den ſtammverwandten Phöniziern und Karthagern, oder den Moabitern, den Anbetern des Chemos und Baalphegor, zu Zeiten Menſchenopfer gebracht haben. — Aber ganze Stämme bekannten ſich auch zum Moſaismus oder zum Glauben des Altvaters Abraham, und das Chriſtenthum, beſonders das der verfolgten Neſtorianer, welche ſich um die Bildung des Orients auch in ärztlicher und pharmazeutiſcher Hinſicht ſo verdient gemacht haben, und anderer ſogenannter Ketzer, welche beſonders die Einheit Gottes lehrten und vom orthodoxen Lehrbegriff abwichen, hatte in Arabien bereits große Fortſchritte gemacht: als Muhamed auftrat, um die alte Patriarchen-Religion, wie er vorgab, insbeſondere die Lehre von der Einheit Gottes wieder herzuſtellen. Allbekannt ſind die welthiſtoriſchen Wirkungen des geiſtreichen Schwärmers, der, etwas beſſer, als ihn Voltaire und etwas ſchlechter, als ihn Hammer ſchildert, doch immer ein großer Mann ſcheint, der abſichtlich und mit Selbſtbetrug Millionen betrog und hinriß. Seine Religion iſt ganz für ſinnliche Völker: für den ſtumpfſinnigen Fetiſch-Anbeter am Senegal und Niger, wie für den feinſinnigen Perſer oder den rohkräftigen Türken und Mongolen, für den Finnen ſowohl, als für den Berber, oder den heimtückiſchen Malajen. Denn bei allem Hervorheben und Anpreiſen der Einheit Gottes, „der keine Gehülfen, kein Weib und keine Kinder habe," iſt ſie doch fähig und geneigt, auch den ſeltſamſten und abgeſchmackteſten Aberglauben aufzunehmen und zu nähren. Gleich der Koran iſt reich daran. An guten und böſen Dämonen, an Feen und ähnlichen Weſen, an allerhand wunderbaren Thiergeſchöpfen fehlt es dem Araber nicht. Bezauberung, ſchon durch den bloßen Blick, und allerhand Gegenzauber, Talismane und Amulette ſind an der Tagesordnung. Manches davon war von Juden, Griechen und Perſern herübergekommen; manches ging ſelbſt in den Glauben der chriſtlichen Europäer über.

Mehr, als von den Göttern des heidniſchen Arabiens, wiſſen wir von der Religion der uns verwandten Skandinavier, und zwar durch das Chriſtenthum ſelbſt. Die alten Götter- und Heldenſagen wurden erſt, als dieſes in Skandinavien mächtig wurde, großentheils durch Prieſter geſammelt und geordnet. Wir erkennen in ihr die altgermaniſche. Die ziemlich ausgebildete Mythologie ſteht, wenn auch noch immer in großer Entfernung, doch vor allen andern der griechiſch-römiſchen am nächſten. Sie war auch auf Naturdienſt gegründet, wozu ſich bald vergötterte Helden geſellten. Elemente und Naturerſcheinungen ſind zu Götterweſen perſonificirt; Odin und ſeine wirklichen oder vorgeblichen Nachkommen zu Göttern erhoben.

Die Normannen hatten kein National-Heiligthum; ein beſchränkteres hatten die Schweden, den Tempelhof zu Upſala, die Norweger zu Throndheim und die Dänen zu Lethra. Selbſt Menſchenopfer muſten den Göttern bluten, beſonders dem Thor: Thatſachen, welche man, wie die Menſchenopfer bei den Deutſchen, ſo ausdrücklichen Zeugniſſen gegenüber, nicht wegzuläugnen im Stande iſt. — Jenen Thor, den Gott des Donners, verehrten beſonders die Norweger und Isländer, den Odin mehr die Dänen und die Bewohner Jütlands. (Fortſ. folgt.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Zwei Perſonen fallen mir gleich ein, die mit feurigen Augen, ſchwarzen und blonden Bärten und ſchmachtenden Blicken, gewiß recht unzufrieden geweſen ſind. — Die erſte derſelben iſt Herr Spontini, die andere der Herr Kommiſſionsrath Cerf. Herr Spontini hatte vier Wochen ununterbrochen Proben von ſeiner Oper Alcidor gehalten und dieſe fünf- oder ſechsmal aufgeſchoben, damit den Prinzen dieſer Genuß nicht entgehe; aber die Undankbaren, obgleich friſch angekommen, verſäumten dennoch das Gebotne und erſchienen nicht, und das Theater des Kommiſſionsrathes haben ſie gar nicht beachtet. Der Kommiſſionsrath ſoll deßhalb auch über die Maßen erbittert geweſen ſein, und betheuert haben, weil ſie ihm dieſen Streich geſpielt, wolle er es wieder ſo machen, ſeinen franzöſiſchen Namen Cerf für immer ablegen und wieder zum deutſchen Hirſch greifen. Sie ſehen, wie Bosheit und Neid ewig verſuchen, an dem Lorbeer dieſes verdienſtvollen Mannes zu rütteln, glücklich nur, daß derſelbe, der Überlegenheit ſeines Geiſtes ſich bewußt, dergleichen Albernheiten zu verlachen verſteht.

Was Herrn Spontini betrifft, ſo hat derſelbe trotz des Unfalls, daß die Prinzen nicht erſchienen, dennoch die Ehre gehabt, ein glänzendes und überfülltes Haus zu machen, wie ſeit langer Zeit es nicht der Fall war. Billete zu bekommen, daran war mehrere Tage vorher ſchon nicht mehr zu denken; es war eine Gunſt, ein Glück, welches mit ſchwerem Gelde erkauft werden mußte. Ich habe einen Luisd'or für einen Parquetplatz zahlen ſehen, und drei Thaler für die Erlaubniß, die Ouvertüre zu hören. So lange Berlin ſteht, mag kein ſolcher Andrang zu einer Oper ſtatt gefunden haben, und ſolche Preiſe bezahlt worden ſein.

Allerdings iſt es wahr, daß nach und nach, als man Gewißheit hatte, die Prinzen würden nicht erſcheinen, der erſte Rang ſich aufzulöſen begann, und die Logen leer wurden bis auf Wenige, welche blieben, entweder im Gefühl der Schönheit dieſer Muſik, oder weil ſie muthig auszuharren mit ſtandhafter Seele beſchloſſen hatten. Daß das Parquet dieſem Beiſpiele folgte und beim dritten Akte der Oper das Haus einen traurigen Anblick der Verödung darbot, das beweiſ't nur, daß faſt Alle nicht der Oper ſelbſt, ſondern aus purer Neugier hergelaufen waren und das tiefſinnige Meiſterwerk langweilig nannten, weil ſie es nicht beſſer verſtanden. Ich für mein Theil halte es daher für eine gerechte Strafe, daß ſie alſo getäuſcht wurden.

Was übrigens Kunſt und Wiſſenſchaft betrifft, ſo hat ſich in der letzten Zeit wenig Bemerkungswerthes zugetragen. Unſer Muſeum fährt fort einige alte Bilder anzukaufen, welche jedoch gemeinlich mehr den hiſtoriſchen Werth haben, als ſie der Kunſt Ehre machen; und noch immer gilt die Bemerkung, daß das Gebäude ſchöner ſei, als die Kunſtſchätze darin. Wenn man auch der Kritik die Bitterkeit nehmen und dieſe große Sammlung nur von der hiſtoriſchen Seite als eine ungemein vollſtändige Vereinigung der verſchiedenen Meiſter und Schulen betrachten will, ſo muß man dennoch geſtehen, daß die Bilderkaufe mit großer Übereilung geſchehen, und ſehr viele Werke hier unter Namen zu finden ſind, welche dem Kenner ein Lächeln der Verwunderung abnöthigen. Was aber den künſtleriſchen Werth, im Betracht der Schönheit, anbelangt, ſo bekenne ich frei, daß ich die größere Hälfte nicht mein nennen möchte, wenn ich ſie mit dem Beding erhielte, die Wände meiner Zimmer damit zu behängen. — Einen weit höheren Genuß gewähren die Bildhauerwerke und die Vaſenſammlung. Hier ſind in der That ausgezeichnete Schätze zu finden, welche den Beſchauer verſöhnen können. Doch es iſt ſchon ſo viel Streit und Hader um dies Muſeum geweſen, daß es löblicher iſt, darüber zu ſchweigen, als davon zu ſprechen. In der neuſten Zeit hat Bendemann's ſchönes Bild: Jeſaias auf den Trümmern Jeruſalems einen lebhaften Eindruck gemacht. Der junge Maler, ein reichbegabter Zögling der Düſſeldorfer Schule, ſcheint es ſich vorgenommen zu haben, durch ſeine Kunſt die Geſchichte des unglücklichen Volkes zu verherrlichen. Schon ſein erſtes Werk: die trauernden Juden in Babylon verſchaffte ihm die allgemeinſte Anerkennung.

Ich glaube, daß Bendemann mehrere ſeiner Genoſſen, beſonders Leſſing, weder in poetiſcher Auffaſſung, noch weniger aber in Gruppirung und Kolorit erreicht, dennoch aber iſt er gewiß ſchon jetzt einer ſeiner würdigſten Nebenbuhler, und ob er nicht die erſte Stelle einnimmt, wird die Zeit lehren. Alles iſt hier begierig auf die Kunſtausſtellung zum Herbſt, wo die Werke der verſchiedenen Künſtler neben einander verglichen werden können, und wobei man ſich von dem Eifer, welcher Berlin und Düſſeldorf beſeelt, Ausgezeichnetes mit Recht verſpricht.

Der lebendige Antheil an Kunſt, welcher überall vorwaltet und noch immer ſteigt, iſt ein ſchönes, verſöhnendes Zeichen für jedes Herz, welches trübſinnig über die Zerriſſenheit der Gegenwart ſchlägt. Es iſt ein einſamer Hoffnungsſtrahl, der auf eine graue Zukunft fällt, und die ſchweren Riegel beleuchtet, welche er vielleicht einſt zerſprengt.

Als ein Zeichen ſteigender Theilnahme an Kunſt iſt es zu betrachten, daß eine hieſige Kunſthandlung, Sachſe und Compagnie, ſeit einiger Zeit vorzügliche Werke der neuen franzöſiſchen und brüſſeler Schule kommen läßt, und trotz der hohen Preiſe dieſe ungemein ſchnell verkauft. Wenn man den Werth dieſer, größtentheils Landſchafts- und Genrebilder, auf 80 oder 100 bis 200 Luisd'or's bemerkt findet, ſollte man allerdings an dem raſchen Abſatz zweifeln, und man erſtaunt, daß ſie nach wenigen Tagen oft ſchon ihren Käufer gefunden haben. So iſt alſo dieſe Zeit, wo Geld das große Feldgeſchrei iſt, und Alles über ſteigende Armuth klagt, doch nicht arm genug, um Kunſtwerke herabzudrücken oder unbeachtet zu laſſen. Das iſt erfreulich. (F. f.)

Feuilleton.

⁂ **Preisvertheilung der franzöſiſchen Akademie.** — Die Académie-Française hat am 11. d. M. in feierlicher Sitzung die von ihr ſelbſt und die von der Stiftung Monthyon ausgeſetzten Preiſe vertheilt.

Hr. **Faugère** wurde gekrönt für ſein Gedicht über den „courage civil.“ Hr. Alex. de **Tocqueville** erhielt eine Medaille von 6000 Fr. für ſeine Schrift: „sur la démocratie d'Amérique.“ Preiſe v. 2000 Fr. wurden den Hrn. **Marquet Vaſſelot** für ſeine „Examen historique et critique des diverses théories pénitentiaires,“ und Hrn. Guſtave de **Beaumont** für: „Marie, ou l'Esclavage aux Etats-Unis;“ — Preiſe v. 1500 Hrn. **Poujoulat** für den Roman „la Bedouine,“ Hrn **Monfalcon** für ſeine „Code moral des Ouvriers;“ und Hrn. Emile **Bères** für ein ähnliches Werk zuerkannt. —

Für das nächſte Jahr iſt u. a. die Preisfrage aufgegeben: „quelle a été, au commencement du XVII. siècle, l'influence de la littérature espagnole sur la littérature française? —

Unter den eilf für Edelthaten Gekrönten verdient beſonders der — Seiltänzer Joſ. Nic. **Plège** genannt zu werden, der ſchon mehr als zwanzigmal ſich in die Flammen geſtürzt, um Unglückliche zu erretten. Einmal ſogar, als die aus dem Feuer Geretteten in Gefahr waren, aus Mangel umzukommen, gab Plège, noch ganz von Brandwunden bedeckt, am Abend eine Vorſtellung ſeiner Kunſt, um — den Abgebrannten den Ertrag derſelben zu überlaſſen. —

⁂ **Für und wider den Mythiker Strauß.** — In der (Berliner) evangeliſchen Kirchen-Zeitung v. Profeſſor Dr. **Hengſtenberg** leſen wir in Nro. 65 (v. 13. d. M.) in Betreff des **vielbeſprochenen Lebens Jeſu von Strauß**: „Schon iſt die erſte Ausgabe des Buches vergriffen. Getaufte und ungetaufte Juden haben es bis in die politiſchen Blätter hinab als eins der herrlichſten Erzeugniſſe der neueren Bildung geprieſen… Man hat bei ſg. Gebildeten Exemplare als Andachtsbücher eingebunden geſehen. In Kaſſel ließ man das Buch in Hefte zertheilen, um die ſchnelle Circulation und allgemeine Verbreitung zu befördern. In Hamburg iſt das auf der Börſenhalle ausgelegte Exemplar ſchon ganz zerleſen. In Zürich bringt horribile dictu die Univerſität in corpore dem Verfaſſer des Lebens Jeſu ein Lebehoch, — und ein Profeſſor der Theologie, Schweizer, tritt öffentlich als enthuſiaſtiſcher Lobredner des Buches auf.“ — Die **evangeliſchen Kirchen-Zeitung** meint aber: „der Herr habe ſeine Wurfſchaufel in der Hand und fege ſeine Tenne und ſammele den Waizen in ſeine Scheune, aber die Spreu — verbrenne er mit ewigem Feuer.“ Hr. Dr. **Strauß** iſt ihr, wie dem Hrn. Profeſſor **Eſchenmeyer**, — nichts anderes — als ein zweiter **Judas Iſchariot**, — und ſie ſchließt ihre **evangeliſche** Bemerkungen mit den Worten: „**Wir** ſprechen mit dem h. Apoſtel: „**wer böſe iſt, der ſei immerhin böſe,** und wer unrein iſt, der ſei immerhin unrein.““ — In derſelben Nummer dieſes Blattes findet ſich eine „**Erklärung gegen hierarchiſche** Anmaßungen der Herren Dr. **Ammon, Röhr** und **Bretſchneider**.“ —

⁂ **Roger Baco's** „Opus tertium,“ ein bisher noch nicht bekanntes Werk, iſt von Hrn. **Couſin** aufgefunden worden.

⁂ **Platina in Rheinſand.** — In dem goldhaltigen Rheinſand zu Wörth, bei Landel, im Unter-Elſaß, hat man Spuren von Platina entdeckt. Auch bei Frankenberg an der Eder in Kurheſſen, ſoll deſſen bei dem Golde gefunden worden ſein. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 205. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 30. Auguſt.

Der Gränzſoldat.

Von

Anaſtaſius Grün.

Am Peſtkordon der Gränzſoldat
Mit der Muſkete ſteht;
Jenſeits des Stroms auf blum'gem Pfad
Das Türkenmädchen geht.

Dazwiſchen hin die Donau zieht,
Dem Strom des Todes gleich,
Der Sel'ge und Lebend'ge ſchied,
Und Erd' und Geiſterreich.

Was drüben blüht, was drüben ſtrebt,
Iſt für die Andern hie,
Als wär's verwelkt längſt und verlebt,
Oder geboren nie.

Die Blumen, die dort drüben ſtehn,
Sie ſind ſo fern für ihn,
Als hab' er ſie im Traum geſehn
Im Himmelsgarten blühn.

Die goldnen Früchte, die gedrängt
Der Fruchthain drüben beut,
Für ihn ſind ſie wie aufgehängt
Im Hain der Ewigkeit.

Die Türkenmaid, die dort entlang
Des ſchönen Stroms luſtwallt,
Für ihn wallt ſie der Todten Gang,
Wie eines Geiſt's Geſtalt.

Das Leuchten ihrer Augen quillt
Durch weiße Schleier vor,
Ihm ſind's nur Sterne, ſchimmernd mild
Aus weißem Wolkenflor.

Da faßt der Sehnſucht tiefe Macht
Des jungen Kriegers Herz,
Wie's zieht in ſtiller Vollmondnacht
Den Wandrer ſternenwärts.

Faſt meint' er einen Blick zu thun
In fernes Geiſterland,
Wenn nicht manch andre Bilder nun
Gar irdiſch ihn gemahnt!

Auf raſchem Pferd der Spahi Zahl,
Die dort vorüberbrauſ't,
Daß Staubgewölk' und Säbelſtrahl
Und Hufblitz ſie umſauſ't!

Der Aga, der im Moosdivan
Am Strand die Pfeife raucht,
Die als Muſketenrohr hinan
Des Friedens Salven ſchmaucht!

Da ſtampft die Flinte der Soldat
Zum Grunde unmuthvoll,
Daß aus dem Boden am Geſtad
Ein banges Dröhnen ſcholl!

„O daß ich ſteh' bei rüſt'gem Leib
Hier todt als Gränzepfahl!
Wie ein alt Krankenwärterweib
Vor einem Peſtſpital!

„Die Brücken ſchlagt ihr Pontonier',
Für Wagen und für Roß!
Mit Schiffen her, Tſchaikiſten ihr,
Für Mannſchaft und für Troß!

„Die Schlachten unſrer Väter ſind
Noch auszukämpfen dort;
Ein gutes Chriſtenſchwert gewinnt
Noch Arbeit fort und fort!

„Herr Hauptmann, dort von der Moſchee
Höhnt uns der halbe Mond;
Auf, pflanzt das heil'ge Kreuz zur Höh',
Das droben würd'ger thront!

„Herr Pfaff, in Irrwahns Schleiern ſeht
Manch ſchönes Haupt umflort,
Das ſich zu beugen brünſtig fleht
Zum Born der Taufe dort!“ —

In Wundern ſchwanger geht die Zeit!
Wer hätt' es wohl gedacht,
Daß ſolch ungläub'ge Türkenmaid
So guten Chriſten macht!

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

In der Literatur wird es dagegen immer todter. Berlin wird bald keinen Verlagsbuchhandel mehr treiben, oder ſolche Bücher, wie Müchler's Anekdoten oder Alberti's Komplimentirbuch, werden die einzigen Erſcheinungen ſein. Der Grund liegt zum Theil in der Cenſur, die unbarmherzig ſtreicht oder ganz das Imprimatur verweigert, während dieſelben Schriften, in Leipzig gedruckt, den freien Eingang in Preußen finden. Dadurch werden den Buchhändlern bedeutende Vortheile entzogen. — Herrn von Raumer's Buch über England hat hier, außer bei der Partei, welche er gleichſam repräſentirt, wenig angeſprochen.

In dieſen Briefen über England hat der Verfaſſer mit ſeiner ganzen Breite und ſelbſtvergnüglichen Eitelkeit die Grundſätze aufgekramt, welche man ſchon an ihm kennt. Er gibt allen Partien Recht, und tadelt ſie alle, und hierdurch, indem er ſich mit pythiſchen Weisheitsſprüchen über die Partien zu ſtellen meint, wird er ſelbſt Partei und ſtellt ſich den andern gegenüber, ohne doch die Kraft, den Muth und das Talent zu beſitzen, in einem Parteienkampf das Schwert ſieghaft zu ſchwingen. So hat er denn ſowohl die abſolutiſtiſche Partei des Berliner politiſchen Wochenblatts, wie die ariſtokratiſch-doktrinäre, die der Fürſt Pückler gründete, noch mehr aber die liberale der geſammten Jugend, und ſogar die Bürokratie durch ſeine Bemerkungen beleidigt und erzürnt. Die Angriffe, welche er erfahren hat und noch erfährt, ſind daher auch keineswegs ganz unverdient, und wenn man auch bekennen muß, daß dieſe Briefe, mit vieler Mühe gewiß aus den verſchiedenen Reviews zuſammengetragen ſind, ſo ſind ſie doch ſo geiſtlos und ermüdend, daß eine ungemeine deutſche Geduld nöthig iſt, die dicken Bände durchzuleſen.

Herr Nikolai hat den Verfaſſer des Sendſchreibens einer deutſchen Wanze an einen italiäniſchen Floh ad injuriarum befehdet. Dieſer Verfaſſer iſt ein Herr, der unter zehn verſchiedenen Namen, als Alexander, Albini, Auguſt Ellrich u. ſ. w. ſchriftſtellerte, in Wahrheit aber Meddelhammer heißt und Lehrer der italiäniſchen Sprache iſt. Das Sendſchreiben aber iſt ein völlig flaches, geiſtloſes Produkt, das außer dem pikanten Titel nichts als alberne Trivialitäten enthält, und wenn es Herrn Nicolai nicht darum zu thun wäre, ſeine Gegner mit dem Geſetzbuche todt zu ſchlagen, und ſeine Feinde zu züchtigen, wie es geht, würde er nicht die geringſte Rückſicht darauf zu nehmen brauchen.

Als ein beſonderes Kurioſum kann ich das Erſcheinen einer Schrift erwähnen, die unter dem Titel: „König und Freiheit“ herauskam, und im ächten Tone des Myſticismus mit der gläubigſten Augenverdrehung einen Nonſens predigt, der ſelbſt dem ſtärkſten Magen widerſteht. Nach Einigen ſoll ein Miſſionär, der im Jahre 1830 über die Schranken der Zeit wahnſinnig wurde, und ſich bis jetzt in der Charité befand, das Buch während jener trüben Tage entworfen haben, nach Andern aber wäre der Verfaſſer ein Mann, der ſchon mehrere Traktätlein ſchrieb, und Proſelyten machte, bis das Unweſen zu arg wurde und er ſeinen Abſchied empfing, eine dritte Lesart ſchreibt es dem Redakteur eines Journals zu, deſſen Titel freilich ganz andere Dinge verſpricht, viele aber halten das ganze für die grobe Liſt eines Bösgeſinnten, der in ſeinen ungereimten Übertreibungen die gute Sache lächerlich zu machen ſich beſtrebte. Iſt dies der Fall, ſo muß man leider geſtehen, daß der Plan gelang, denn ſo viel Eckel, Abſcheu und Hohn mag ſelten eine Flugſchrift erregt haben, wie dieſe. Selbſt das Berliner politiſche Wochenblatt vermochte es nicht zu loben.

Was unſere Journalliteratur betrifft, ſo liegt dieſe größtentheils ſo ſehr im Argen, daß man am beſten thut, man erwähnt ſie gar nicht. Allerdings iſt es wahr, daß die Cenſur hier gar zu hemmend iſt, und beſſere Blätter, wie der Geſellſchafter und das Konverſationsblatt, haben ſo ſehr beſchnittne Flügel, daß ſie aller möglichen Anſtrengung bedürfen, um nur mit Ehren zu beſtehen. Das erneute Konverſationsblatt, von Markgraff redigirt, hat ein friſches Leben gezeigt, und, was es kann, redlich geleiſtet; aber es darf nichts Zeitgeſchichtliches, nichts Politiſches u. ſ. w. geben, und im täglichen Kriege mit den wachſenden Unannehmlichkeiten erlahmen die beſten Kräfte. — Der Freimüthige, welcher, von ihm getrennt, jetzt ſein eigenes Daſein hat, friſtet es.

Kümmerlich aber ſteht es mit den übrigen. Berlin und Athen von Rellſtab wird dies Jahr nicht überdauern. Der nervenerſchütternde Humor dieſes Blattes muß in der Länge der Zeit Typhus oder dergleichen erzeugen. Er iſt polizeiwidrig, und ſo achtbar in vielen Beziehungen Rellſtab als unbeſtechlicher Kritiker (eine große Sache für Berlin!) und als Schriftſteller iſt, kann das Journal mit der gegebnen Tendenz doch nicht beſtehen.

Den Schmutz der ſogenannten kleinen Blätter wage ich nicht zu berühren. Was man von ihnen hört, überſteigt den Glauben. Schauſpieler und Schauſpielerinnen plündern, ihnen Ringe von den Fingern ziehn (als Andenken natürlich), ſie herunterreißen, wie dieſe Herrn mit dem techniſchen Terminus es benennen, oder mit den ekelſten Lobhudeleien überſchütten, hängt ganz von den gegebenen oder vielmehr genommenen Umſtänden ab. Es iſt ſehr traurig, daß hierin mit ſo nachſichtiger Milde verfahren wird, und ungeſtraft die achtbarſten Männer mit Injurien überhäuft werden dürfen. Glücklicher Weiſe iſt es freilich dahin gekommen, daß der beſſere Theil des Publikums weder dieſe Blätter lieſt, noch von dergleichen Herabwürdigungen Notiz nimmt, vielmehr wohl grade das Gegentheil glaubt; allein dennoch müßte die Tagesliteratur nicht ſolcher Gemeinheit Preis gegeben werden. Dabei fällt mir eine Bemerkung ein. Es gibt hier einen gewiſſen Herrn Löbel, der ein dergleichen Tagesblatt redigirt. Dieſer Herr ſoll die löbliche Angewohnheit haben, bei Allem, was ihm beachtenswerth ſcheint, ſich einzubilden, es gehöre ihm, und auf dieſe Weiſe ſein Blatt mit Aufſätzen füllen, unter welche er ohne Weiteres ſeinen Namen ſetzt. Ein Mann von ſo glühender Einbildungskraft kann leicht auch auf andere Irrthümer gerathen, und da die Korreſpondenzen des Phönix hier einige Aufmerkſamkeit erregen und man von verſchiedenen Seiten den Verfaſſer zu kennen wünſcht, ſoll Herr Löbel ſich nicht undeutlich merken laſſen, daß er Ihr Korreſpondent ſei. Hat Herr L. dies in der That geſagt, ſo muß ich, trotz meiner Anonymität, behaupten, daß es völlig unwahr iſt, und ich und Herr Löbel zwei durchaus verſchiedene Perſonen ſind, wie ich die Ehre habe mir zu ſchmeicheln, und Sie, mein Verehrter, es jeden Falls beſtätigen können.

Doch genug davon und übergenug, ich komme zum Schluß auf die theatraliſchen Neuigkeiten und deren haben wir jetzt ſehr viele.

An der königſtädtiſchen Bühne geht es wie immer, und außer einer Anzahl neuer, kleiner, größtentheils dem Franzöſiſchen entlehnter Poſſen und Luſtſpiele, unter denen ſich nichts Vorzügliches, aber viel Mittelmäßiges befindet, gab es dort nichts. Die vollſten Häuſer macht dort noch immer Neſtroy's Oben und Unten. Jetzt, wo wir Wollmarkt haben und Tauſende von Fremden hier ſind und Millionen raſch zirculiren, ſind hier die Theater ungewöhnlich gefüllt und Oben und Unten hat ſchon wieder fünfmal hinter einander die Kaſſe übermäßig voll gemacht. — Zur Abwechſelung gibt die Guerraſche Reitergeſellſchaft dann auf dieſer Bühne pantomimiſche Darſtellungen mit Pferden, Hunden, Hirſchen, Zebra's, Eſeln und Menſchen, Miſſolunghi wird geſtürmt, furchtbar geſchoſſen, Ali und Marko Bozzarris fechten wie Raſende zu Fuß und zu Roß, das Haus bebt und die Menge klatſcht. Was will man mehr? Der würdige Kommiſſionsrath ſorgt für die Kunſt mit beſonderem Geſchmack und ſeine Leute verſtehen die Sache.

Einen ſchlimmen Verluſt wird die Oper der Königſtadt durch den Abgang der Mlle. Livie Gerhard erleiden. Dieſe junge, ausgezeichnete Sängerin entſagt ganz der Bühne und verwirft ganz die Gunſt des Jünglings Muſagetes und die Gehaltserhöhungen des beſorgten Kommiſſionsrathes, um proſaiſcher Weiſe einen Zögling Merkurs durch's Leben zu leiten. Sie wird in einigen Tagen zum letztenmale auftreten und dann in Leipzig den jungen und reichen Bankier Frege heirathen. Das iſt boshaft von dieſem Bankier, allein ungemein verzeihlich, denn eine ſo liebenswürdige Erſcheinung, wie Fräulein Gerhard, könnte ſelbſt das Haus Rothſchild bezaubern.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

62) Gedichte von Ch. Wurm. Nürnberg, bei J. L. Schrag. 1836.

Herr Wurm, der ſich, wie uns die lockende Buchhändleranzeige auf dem Umſchlage ſagt, bereits vor zwei Jahren um die Erklärung des weſtöſtlichen Divan's verdient gemacht hat, Herr Wurm, vom Wirbel bis zur Zehe ein Athener und auch dann noch ein Athener, wenn ihn ſeine trunkne Phantaſie durch die Oſtbezirke von Arabien hinreißt (vergl. S. 108), Herr Wurm, ein Mann, der ſo hoch über ſeiner Zeit ſteht, und dem, von der Zinne ſeines Geiſtes aus, die jetzige Generation ſo winzig, ſo albern erſcheint, daß er nur einem Leſer von Verſtand ſein ganzes Büchlein hergeben möchte (S. X), Herr Wurm beſchenkt hier die Welt mit einer Anzahl von mehr als hundert Gedichten, die wir, mit Ausnahme der am Ende beigefügten Sprüche, ſämmtlich durchgeleſen haben. Auf Leſer, die gern Alles in Klaſſen und Schubfächer einrangirt ſehen, iſt hier keine Rückſicht genommen worden, es flattert, wie das überhaupt bei Werken des Genie's zu geſchehen pflegt, Alles wild durcheinander, Sprüche, Lieder, Epigramme, Legenden, Romanzen u. ſ. w. Nur das große Uralgebirge, das Europa von Aſien trennt, bildet auch in Herrn Wurms Gedichten eine Scheidewand. Im erſten Theile iſt er ganz occidental, er ſpricht im Tone eines humoriſtiſchen Schulmeiſters, der den Langbein geleſen hat, über alles Mögliche, was ihm unter die Finger kommt. Nachdem er ſeine Stoffe glücklich durchgeſprochen hat, wird es ihm doch unter unſerem Himmel zu enge, er zieht den pedantiſchen Frack aus, legt ein Moslemingewand an und pilgert nach dem Lande der Palmen und Datteln. Aber auch dort verläßt ihn ſeine Schulmeiſterlaune nicht. Er ſtreut überall mit ſchmunzelndem Behagen ſeine Reflexionen ein. So in der Geſchicht Joſeph's und Suleicha's, die er uns in einer ganz neuen, lockenden Form auftiſcht. Joſeph ſieht ſich von Potiphar's Weibe verläumdet und verrathen, er verſichert ſeinem Herrn, daß man keinen keuſcheren Jüngling finden könne, als ihn, daß er ſich bis dato von jeder Unthat freigehalten habe, und geräth im Feuer ſeiner Vertheidigung auf den galanten Einfall:

> Gedenke: von des Weibes Lippe
> Wird Rechtes nie hervorgebracht.
> Ward ſie doch ſelbſt aus linker Rippe,
> Die Gott dem Mann entzog, gemacht.

Joſeph, der übrigens in Potiphar's Salon noch manche Eroberungen macht, ſteigt durch ſeine Einſicht und durch die Gunſt des Königs immer höher, der langweilige Potiphar gibt „den Geiſt an Gott zurück,“ die ſchöne Suleicha iſt Wittwe, und Joſeph nimmt, zumal da ihn der Engel Gabriel im Traum dazu auffordert, keinen Anſtand, ſie zu heirathen:

> Und glücklich lebten die Gemahle
> Und hatten ſich von Herzen gern,
> Sowie beiſamm' in einer Schale
> Verträglich ſind zwei Mandelkern.

Nach dieſen Proben kann ſich der geneigte Leſer auch einen Begriff von der kräftigen, frei von der Leber weg gehenden Sprache des Verfaſſers machen. Ein Genie thut Alles, nur genirt ſich's nicht. Herr Wurm, der einen geheimen Ingrimm gegen Meinung hegt, und dem es noch jetzt gar nicht recht geheuer iſt, wenn er an den Profeſſenſtock des längſt entſchlafenen Altmeiſters denkt, bricht, wie Klopſtock und Rückert, ganz neue Sprachbahnen. Nach ihm werden die Todten nicht beigeſetzt, ſondern beſtättigt (S. 8), Unſchuldige vom Richter nicht frei, ſondern rechtfertig geſprochen (S. 126). Ganz eigenthümlich ſind ihm manche Conſtructionsarten, z. B. S. 70: Ich bekenne, dieſem Weſen, daß ich ganz zuwider bin. Manchen Wörtern vermag er durch Dehnung einen neuen Reiz zu geben, z. B. S. 46 ſinnirend ſtatt: ſinnend. Mit einem Worte, Herr Wurm iſt kühn, und kühne Leute kommen heute zu Tage am allererſten auf den Parnaß. Darum wird auch ihn Pegaſus unfehlbar zum Ziele des Ruhmes tragen, ſein Pegaſus, auf dem er ſitzt, wie Joſeph (S. 126):

Hoch auf dem ſtolzen Berberroſſe,
Mit Gold und Silber ſchamarirt.

Feuilleton.

*** Preisvertheilung der Akademie der Künſte zu Berlin. — In der am 3. d. M. zu Berlin gehaltenen öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Künſte wurde der Preis der Geſchichtsmalerei — dem Maler Aug. Theod. Kaſelowsky (geb. zu Potsdam 1810) zugeſprochen. Den auf die beſte Compoſition für die Altſtimme geſetzten Ehrenpreis erhielt Hr. Flodoard Auguſt Geyer (geb. zu Berlin 1811).

Die große Kunſt-Ausſtellung im Akademiegebäude wird am 15. September d. J. eröffnet. —

*** Humaniſtiſche Studien. — In einem intereſſanten Artikel „über das Studium der Alten" in den literariſchen Blättern der Börſenhalle (Nro. 1333) treffen wir auf folgende Bemerkung: „ich theile die Geſchichte der humaniſtiſchen Studien in 3 Perioden. Man kann dieſe Perioden — nach ihrem innern Charakter und nach den Nationen bezeichnen, welche ſie vorzüglich repräſentirten. Die Italiäner bilden die erſte, die Holländer die zweite, die Deutſche die dritte Periode. Die italiäniſche Periode war die begeiſterte, die holländiſche die ſcholaſtiſche, die deutſche iſt die wiſſenſchaftliche."

*** Kirchlicher Zuſtand London's. — Der Schul- und Ephoralbote aus Sachſen theilt, aus dem Schreiben eines Geiſtlichen, Namens Noel, an den Biſchof von London, Folgendes über die Bevölkerung der Hauptſtadt Großbritaniens mit: „Ein Drittel derſelben lebe ohne Gott und Hoffnung. Es gibt hier, gering gerechnet, 500,000 Sabbathſchänder, die ſich um Religion nicht kümmern und nur ſuchen, wen ſie verführen" (!!). „10,000 derſelben ſind Spieler, 20,000 Bettler, 30,000 Diebe und Betrüger; 23,000 werden jährlich betrunken gefunden, über 100,000 ſyſtematiſch zügellos. Wenn dieſe Armen nach dem Criminal-Codex des jüngſten Gerichts gerichtet werden ſollen, ſo ſteht es wahrlich übel." — Es mag dahin geſtellt bleiben, ob es nach dieſem Codex mit dem hochbegabten Anglikaniſchen Klerus beſſer ſtehen dürfte; gewiß aber iſt, daß es keine 500,000 Sabbathſchänder in London gibt, da ſeine ganze Bevölkerung nicht viel über das Doppelte dieſer Zahl beträgt. Uebrigens iſt berechnet, daß in den 24 Kirchſpielen dieſer Stadt für 1,137,000 Einwohner nur 69 Kirchen (mit 140 Pfarrern) vorhanden ſind, in denen ſich nur für 101,000 Individuen Raum findet. Es ſollen jetzt 500 Kirchen gebaut werden. —

*** Die Kunſt-Ausſtellung zu Braunſchweig, die ſeit Kurzem eröffnet iſt, vereint bereits mehr als 600 Gemälde von deutſchen, niederländiſchen, franzöſiſchen und italiäniſchen Künſtlern. —

*** Dresdener Kunſt-Ausſtellung. — Die jetzt eröffnete Kunſt-Ausſtellung zu Dresden bietet 433 Nummern. Auch diesmal hat die Landſchaftsmalerei das Meiſte geſpendet. Dahl's norwegiſche Landſchaften und einige andere von Friedrich, Fernley, Grolig, Bürkel, Kummer, Erdorf, Goldſtein und Oehme — ſind jedoch die einzigen, die mit Auszeichnung zu nennen wären. — Von Porträten machen ſich beſonders bemerklich das Bildniß eines Kupferſtechers von Dallern, dann der Prälat des Kloſters Oſſegg, das lebensgroße Bildniß L. Tieck's und einige andere von Vogel. — Unter den hiſtoriſchen Bildern iſt Moſes betend in der Schlacht gegen die Amalekiter von Jäger und Ritter Toggenburg mit der Nonne von Fräulein Seidler das Erheblichſte. Von Genrebildern findet ſich aber außer den charakteriſch wahren, wenn auch mit etwas derbem Humor ausgeführten Bildern von Hantſch nichts Ausgezeichneteres vor. —

Unter den Kupferſtichen verdient unſtreitig der Kindermord nach der in Dresden befindlichen Zeichnung Raphael's — von Steinla die Krone. — Die Plaſtik hat mehreres Treffliche geliefert; namentlich eine Büſte Tieck's von David und mehrere Büſten von Profeſſor Rietſchel und die modellirte Statuette eines Fiſcherkindes von Metz aus Braunſchweig. —

*** Bevölkerung Irland's. — Dem Examiner vom 7. d. M. zufolge hat das Verhältniß der katholiſchen — zur proteſtantiſchen Bevölkerung Irlands ſeit 70 Jahren ſich ſo verändert, daß die letztere von faſt ein Drittel auf ein Zehntel der Population geſunken.

Im J. 1766 zählte man 544,865 Proteſt. und 1,326,960 Kathol.
„ „ 1822 — — 960,000 — — 5,890,000 —
„ „ 1834 — — 857,078 — — 7,191,965. —

*** Tapete aus dem XI. Jahrhundert. — Zu Bayeux befindet ſich noch eine Tapete, welche die Königin Mathilde mit der Nadel geſtickt während des Feldzug's Wilhelm's des Eroberers, ihres Gemahles, in dem Jahr 1066. Sie hat eine Länge von 212 Fuß auf 18 Zoll Höhe und ſtellt die Heldenthaten der Normannen dar. In der Manufaktur der Gobelins wird jetzt eine Copie derſelben für das Muſeum von Verſailles gefertigt. —

*** Revolutionärer Kalender vor der Revolution. — Hr. Genin zu Nancy hat eine neue Auflage (aber nur in 150 Abzügen) des Kalenders von Pierre-Sylvain Maréchal, betitelt: „Almanach des honnetes gens, pour l'an I. de la raison" — veranſtaltet. Dieſer Almanach wurde im J. 1788 zu Paris herausgegeben, aber ſofort auf Ausſpruch des Parlaments verbrannt. Die Monate waren in Dekaden eingetheilt, die überſchüſſigen Tage als „jours complémentaires" bezeichnet. Statt der Heiligen fanden ſich die Namen berühmter Männer. Das Parlament nahm beſonders daran Aergerniß, daß die Namen von Hobbes, Spinoza, Voltaire, Fréret ſich neben denen von Boſſuet, Paſcal, Fénelon und Bourdaloue fanden, Julian neben Trajan, Soliman neben Ludwig IX. und die Kaiſerin Eudoxia neben Ninon de Lenclos.

*** Die Wohlthätigkeits-Anſtalten zu Rom, die ſo reich fundirt ſind, daß ſie jährlich über eine Einnahme von vier Millionen Franken zu verfügen haben, ſollen jetzt noch durch ein Zufluchtshaus für verarmte Handwerker vermehrt werden. —

*** Selbſtmorde in Petersburg. — Nach amtlichen Berichten waren in Petersburg im Jahre 1832 — 314 Männer und 81 Frauen, im J. 1833 — 353 Männer und 216 Frauen eines plötzlichen Todes geſtorben. Die Hauptveranlaſſung waren Schlagflüſſe und Folgen des Trunkes. — Selbſtmorde hatten in den Jahren 1831, 32 und 33 — 104 ſtattgefunden und ſich größtentheils auf Perſonen niederen Standes beſchränkt. —

*** Journaliſtik Italiens. — Die Geſammtzahl der politiſchen, literariſchen und wiſſenſchaftlichen Journale Italiens beträgt jetzt 186. Davon erſchienen 27 in Neapel, 36 zu Mailand, 13 in Turin, 11 zu Venedig, 10 in Sizilien, 9 in Rom, 8 in Trieſt, 7 zu Florenz, 5 zu Genua, 4 zu Modena, 2 in Sardinien. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 206. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 31. Auguſt.

„Todesſängerin.“

„Todesſängerin,
Grillenſängerin,
Advokat für den Sarg und das Grab!“
Solche Titel
Ohne Mittel
Jüngſt mir die glückliche Freundin gab.

Und ich ertrage
Es ohne Klage
Bricht mir die Fröhliche ſo den Stab,
Iſt ihr Grille
Nur, und Pille
Der Ruhgedanke an Tod und Grab.

Ihr iſt die Erde
Das Neidenswerthe,
Wo innig ſie geliebt iſt und liebt,
Und ich faſſ' es
Mühlos, daß es
Höheres ihrer Seele nicht giebt.

Meine Gedanken
Dagegen ranken
Froh ſich am Todesengel hinauf.
Er iſt Brücke
Mir zum Glücke,
Er ſchließt der Heimath Pforte mir auf.

Die Heimath aller
Irdiſchen Waller,
Das zweite, herrliche Vaterhaus.
Da ſpringt ſo helle
Der Liebe Quelle
Und Alle, Alle trinken daraus.

Henriette Ottenheimer.

Die Marquiſe von Saint-Prie.

(Fortſetzung.)

Sehr verſtimmt ſaß Frau von Prie etliche Wochen nachher in ihrem goldſtrahlenden Boudoir, zu deſſen Schmuck aſiatiſcher Luxus aufgeboten war, und berieth ſich mit Paris Düvernoy, ihrem Vertrauten. Sie hatte zwar weislich ihre Abfertigung bei der Prinzeſſin dem Herzog verſchwiegen, die Liebenswürdigkeit derſelben geprieſen, die Pläne des Herzogs gebilligt, und nur ganz geheim durch die Marſchallin und Andere Winke von der Herrſchſucht der Prinzeſſin geben laſſen, und zugleich durch Hinderniſſe aller Art die Sache dem Herzog verleidet. „Der Zuſammenhang iſt ihm freilich nicht klar,“ ſagte ſie, „aber er hat doch eine leiſe Ahnung von meinem Entgegenwirken, er iſt mürriſch, ſpielt den grand seigneur, und zeigt geringeres Vertrauen in meine Einſichten.“ — „So will es mir auch ſcheinen,“ verſetzte Paris, „man warnt die Großen ſo oft vor dem Betrug, daß ihnen zuweilen die lächerliche Neigung ankömmt, dieſem unvermeidlichen Geſchick zu entgehen, dann zerren ſie an der Binde über den Augen, bis man ſie ihnen wieder bequemer anlegt, und darum müſſen wir bei dem durchlauchtigſten Miniſter ein neues Zaubermittel brauchen.“ Er zog ein Papier aus der Taſche. „Lernen Sie gefälligſt dieſe Bannformel auswendig und überlaſſen Sie mir das Weitere.“ — „Mein Himmel!“ ſchmollte Frau von Prie, „welche Zahlenmenge! Welche barbariſche Ausdrücke! Welch Chaos von Berechnungen!“ — „Nur einſtudirt,“ tröſtete Paris, „und Sie ſollen Wunder ſehen.“ — „Ach Paris!“ klagte die ſchöne Frau, „wie ſoll ich meine Gedanken zu einem ſo ſchwierigen Werk ſammeln? Mein Kopf iſt ohnehin verſtört, ich habe wieder ſchreckliches Unglück im Spiel gehabt; die neue Einrichtung meines

Boudoirs hat enormes Geld gekoſtet, und dort das Gemälde von Tilian habe ich mit Gold aufwiegen müſſen, es iſt wieder gänzliche Ebbe in meiner Chatouille.“ Die ſchöne Frau nahm nun das Studium der verwickelten Finanzfrage vor, und lernte eifrig, bis der Herzog Miniſter und die Marſchallin gemeldet wurden.

Der Herzog trat ernſt herein, ſeine Stirn war gefaltet, und ſein ſtarres Auge — er hatte das andere auf der Jagd eingebüßt, weßwegen er auch in den Pariſer Spottliedern unter dem Namen des Einäugigen figurirte — gab ihm in Momenten übler Laune etwas Furchtbares, wozu auch die Erinnerung an ſeine grauſamen, ſchändlichen Jugendthorheiten beitragen mochte. Frau von Prie näherte ſich ihm, mit der Demuth, der kindlichen Hingebung, der zarten, ſorgſamen Liebe eines Engels. Sie neigte die Roſenknoſpen ihrer Lippen auf ſeine Hand, ſie forſchte mit bebenden, melodiſchen Tönen nach dem Grund ſeines Unmuths und eine Thränenperle ſank aus ihren Himmelsaugen auf die feſtgehaltene Hand, die ſie leiſe an ihr pochendes Herz drückte. Der Herzog fühlte ſeinen Mißmuth ſchwinden; er zog die Reizende neben ſich auf das Canapee, und ſpielte mit den feſſelloſen, reichen Locken, während er einige gnädige Worte an die Marſchallin und Paris richtete.

In dieſem ſeltſamen Staatsrath wurden die wichtigſten Fragen der Verwaltung entſchieden, und der Herzog erklärte, mit der Selbſtzufriedenheit beſchränkter Menſchen, daß er nun endlich mit dem ſogenannten Code noir und etlichen andern Verfügungen in Ordnung ſei. „Ich bin recht geplagt geweſen,“ fügte er hinzu, „mit den Beſtimmungen über die ſchwarzen Sclaven in Louiſiana, mit den Juden und den Hugenotten. Man ſchrie um Erleichterung für die Sclaven, aber es iſt nichtsnutziges Geſindel, ſchon in ihrem elenden Afrika an alle Martern gewöhnt — ich habe ſie unter die Mobilien ihrer Eigenthümer begriffen erklärt.*) Bei dem erſten Verſuch zur Flucht darf man ſie brandmarken und ihnen die Ohren abſchneiden.“ — „Von Rechtswegen,“ ſagte die Marſchallin, „denn es ſind blinde Heiden.“ — „Die Juden,“ fuhr der Herzog fort, „ſollen aus der Colonie gejagt werden, wenn ſie ſich nicht augenblicklich taufen laſſen.“ — „Ja wohl,“ billigte Frau von Prie, „dieſe gierigen, häßlichen Wucherer mögen nach Paläſtina wandern.“ — „Was die Hugenotten betrifft,“ fuhr der Herzog fort, „ſo fand ich, daß ſie ſich wieder zu viel Freiheiten nehmen; man muß ihnen den Kappzaum feſter ſchnüren. Künftig ſollen katholiſche Geiſtliche alle Kranken beſuchen, und ernſtlich fragen: ob ſie in ihrer Abtrünnigkeit beharren wollen, in dieſem Fall wird ihnen, wenn ſie geneſen, der Prozeß gemacht und ihr Vermögen zum Vortheil des Fiscus eingezogen.“ — Die Marſchallin bekreuzte ſich. „Das iſt eines frommen Miniſters würdig.“ — Frau von Prie jubelte: „Der Staat bedarf dieſer Confiscationen, denn nirgends wollen die Steuern ausreichen.“ — „Ja wohl, Theuerſte!“ ſeufzte der Herzog, indem er mit ihren unſchätzbaren Diamanten-Armbändern ſpielte, „das iſt der Punkt, der mir allein ſchlafloſe, ſorgenvolle Nächte macht. Der Regent hat ein ungeheures Deficit hinterlaſſen, und es iſt leider unter meiner Verwaltung nicht vermindert worden. Wir erliegen unter einer Schuldenlaſt von 1900 Millionen, die ſich jährlich mehrt, im tiefſten Frieden; der Teufel weiß, wie es zugeht. Jetzt muß nun das Haus der künftigen Königin gebildet, müſſen die Koſten der Heimführung beſtritten werden, die Feſte müſſen der Majeſtät eines Königs von Frankreich würdig ſein, ſonſt beſchimpfen wir uns vor ganz Europa, und zu dem Allen iſt kein Livre vorhanden; Papiergeld nimmt uns, ſeit den läſterlichen Bankgeſchichten, kein Menſch mehr ab, die Generalpächter verweigern jeden Vorſchuß, weil ſie ſeit der letzten Mißernte kaum die laufenden Abgaben eintreiben konnten, und die Parlamente ſchreien, den Bauern ſei nichts mehr abzupreſſen, als das nackte Leben, da der Adel und der Clerus, wie gewöhnlich, nichts geben wollen. Ich weiß, das ſind Übertreibungen, womit man immer die Regierungen beläſtigt, es entſteht nur die Frage: womit man die Bedürfniſſe des Augenblicks befriedigt?“ — „Man muß gerade in mißlichen Lagen der Welt imponiren,“ meinte die Marſchallin, „wenn die Leute glänzende Erleuchtungen ſehen, ſo rufen ſie Vivat, und fragen nicht, ob das Öl in den Lampen dem Bauer von ſeinem Gemüſe genommen iſt, da es ihm ohnehin geſund iſt, wenn er mäßig lebt.“ Jetzt nahm Paris das Wort, und wußte den Herzog mit Zahlen und Berechnungen ſo zu verwirren, daß dieſer die Hände rang und verzweifelnd ausrief: „Ich ſehe keine Hülfe, aus dieſem Labyrinth führt kein Ausweg!“ — „Vielleicht kann eine treue Ariadne Euch den Faden bieten,“ bemerkte Frau von Prie, warf ſich zu den Füßen des Herzogs, umſchlang ſeine Knie, richtete ihre ſtrahlenden Augen voll der ſüßeſten Liebe auf ihn, und begann in dieſer anmuthsvollen Stellung ihre trefflich erlernte Lection herzuſagen. Wenn ſich der holde Rechenmeiſter vielleicht dennoch hie und da verſtieß, ſo war der geblendete Zuhörer wohl unfähig, den Fehler zu bemerken, er wurde faſt zur Bildſäule vor Verwunderung, während Paris die Hände zuſammenſchlagend immer wiederholte: „Sie ſind ein Wunder, gnädige Frau! Der Geiſt des großen Colbert's lebt in Ihnen!“ Nur die Marſchallin machte ungläubige Grimaſſen. Zuletzt zog der Herzog die gewandte Finanzkünſtlerin in ſeine Arme, drückte ſeine Lippen auf ihren Roſenmund, und einſtimmig wurde die neue Vermögensſteuer, die letzten Kräfte des Staats erſchöpfend, beſchloſſen, wobei die Marſchallin eine Erhöhung ihrer Penſion nicht vergaß in Erinnerung zu bringen, und dann wieder das genealogiſche Handbuch aufſchlug. — „Wir müſſen wirklich am Ende unſere Zuflucht zu Ihrem Buch nehmen,“ ſagte lachend Frau von Prie; „da es mit den franzöſiſchen Prinzeſſinnen nicht geht, ſo möchte ich die Portugieſin vorſchlagen.“ — „Nimmermehr!“ rief der Herzog. „Es iſt eine wilde Familie und die Dame ſoll Anfälle von Narrheit haben; auch halten die Portugieſinnen nicht viel auf Anſtand und Schicklichkeit.“

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Eine wörtliche Verfügung des Code noir unter dem Miniſterium des Herzogs von Bourbon 1723.

Araber und Normannen.

(Fortſetzung.)

Noch heut zu Tage erinnert der Aberglaube in den ſkandinaviſchen Landen zunächſt, und auch in denen, wo germaniſche Abkunft und Sprache vorherrſcht, an ihre Götterweſen. Ich erwähne die Elfen und Nixen, die Rieſen und Zwerge, die Geiſter und Kobolde, und wie das wunderſame Völkchen noch ferner heißen mag. Und ſonderbar bei dem erſten Anblick, aber, wenn man weiter und tiefer zurück geht, ganz natürlich: auch manches, was an den Orient ſtark erinnert, enthalten die ſkandinaviſchen Götterſagen; der Name Aſen ſelbſt ſchon ſoll nach Aſien, als dem Stammlande der vergötterten Helden, hindeuten.

Da Religion bei Arabern und Normannen und faſt bei allen Völkern ſo innig mit Dichtkunſt und Sprache überhaupt verwandt iſt: ſo wollen wir auch dieſe in vergleichende Betrachtung ziehen.

Schon vor Muhamed hatten die phantaſiereichen Araber ihre Dichtkunſt, und dieſe war in ſo großem Anſehen, daß Sänger den Stammfürſten und Helden an Ehre gleichgehalten waren, und ein Stamm vor dem andern ſich glücklich pries, wenn ein ausgezeichneter Dichter aus ſeiner Mitte hervortrat. Leider, haben wir nur wenige von jenen „vergoldeten und aufgehangenen“ Gedichten übrig, welchen in den Sänger-Wettkämpfen zu Mekka oder auf den Märkten zu Okhad der Preis war zuerkannt worden. Einer von den ſieben Dichtern iſt ſchon oben erwähnt.

Die arabiſche Sprache, der griechiſchen an Reichthum und Fülle gleichkommend, aber an Schönheit, Anmuth und Wohlklang ihr weit nachſtehend, ward, durch Dichter ſchon ausgebildet, bald durch den Islam und den Koran die herrſchende im Orient, und ihre Trefflichkeit und Allgemeinheit war mit ein Beförderungsmittel des neuen Glaubens, der aller Orten leicht verbreitet und gepredigt werden konnte: gerade, wie das Chriſtenthum der griechiſchen Sprache, welche ſeit Alexander's Umwälzungen in Aſien und den Herrſcher-Dynaſtien ſeiner Feldherren die Univerſal-Sprache in Aſien und Ägypten geworden war, einen Theil ſeiner größern Verbreitung mit verdankt.

Durch den Islam wurde von nun an nicht bloß griechiſche Herrſchaft, ſondern auch griechiſche Sprache und Sitte im Orient und in Afrika verdrängt, und an ihre Stelle trat die Sprache Muhamed's und ſeiner Koraiſchiten, ſo wie die Kultur der unaufhaltſamen Sieger und Beherrſcher. Der Koran ſelbſt, dieſes ſeltſame, durch Zufall und Laune, durch Abſicht und Leidenſchaft zuſammengeknetete Miſchwerk aus Lüge und Wahrheit, aus erhabener Weisheit und abgeſchmacktem Unſinn, iſt, bei vielen nüchternen Stellen, in höchſt poetiſcher Sprache abgefaßt und mußte eben dadurch auf ſinnliche Völker großen Eindruck hervorbringen. Aber die heilig unantaſtbare Bibel und Norm der Muſelmänner war auch Hemmung und Beſchränkung für die Dichtkunſt, welche immer am reinſten und ſchönſten iſt, wenn ſie ſich frei bewegen darf und keine andern Schranken kennt, als das beſſere Gefühl, die Stimme der Natur und die menſchliche Sitte. Der Koran ſchrieb den Geiſtern eine Richtung vor, welche die ſpäteren Dichter verfolgten und nicht ohne Gefahr verlaſſen durften. Die Poeſie, ſonſt aus freier, begeiſterter Bruſt ihre Naturlaute hervorſtrömend, ward großentheils koraniſch und ſchahiſch, das iſt religiös und höfiſch zugleich, und mußte, gleich den, vom Motenebbi getadelten Stadtbewohnerinnen, zu mancherlei Schminke ihre Zuflucht nehmen.

Außer dem Lehr- und Spruchgedicht, das häufig nüchtern iſt und ſelber ungeeignete Gegenſtände behandelt, iſt die Lyrik vorherrſchend. Sie zerfiel hier in die kurze Art welche Gaſele heißt, meiſt erotiſchen Inhalts und den Genuß des Lebens anpreiſend, und in das Zweck- oder Lobgedicht, Kaſſidet, worin immer ein beſtimmter Gegenſtand gelobt wird. Der Held, der Fürſt, der Stamm deſſelben, das Mädchen des Dichters ſind ſtereotypiſch; dazwiſchen wird auch das Lob des Kameels, des Pferdes, des Schwertes, des Speeres und noch anderes beſungen; aber das Lob kehrt immer auf den Helden zurück, mit welchem es ſchließt. Hieraus entſpringt Monotonie, die ſelbſt beim großen Motenebbi, welcher übrigens, ſelber nach der Ehre eines Propheten ſtrebend, von dem Einfluſſe des Korans ſich am meiſten frei erhält, nicht zu verkennen iſt.

Zwar iſt nicht zu läugnen: bei den arabiſchen Dichtern gibt es oft ergreifende und rührende Stellen; an jener Bilderfülle, die wir ja durch das Beiwort orientaliſch ſelbſt bezeichnen, an kühnen Metaphern iſt niemals Mangel; aber die Blitze des Scharfſinns fahren zu ſchnell nach einander, die Bilder ſind oft unnatürlich, der Farbenſchmuck zu reich und zu üppig aufgetragen. Bei ſcheinbarem Reichthum iſt aber oft Armuth an Gedanken und Empfindung und überhaupt ein Mangel des Gemüths bei vorherrſchender Phantaſie: was noch mehr bei den überdies kälteren, erkünſtelten Nachahmungen Neuerer, ſie mögen Gaſelen oder ſonſt noch heißen, von Unbefangenen empfunden wird. Die geſchmackvolle Symmetrie und die einfache Schönheit der griechiſchen, ſo wie die reine, aus den Tiefen der Seele geſchöpfte Begeiſterung und Erhabenheit der hebräiſchen Dichter iſt bei den arabiſchen nicht zu ſuchen. Dieſe paaren oft das Unnatürlichſte und Widerwärtigſte zuſammen, und weniger die Begeiſterung einer freien Seele, als das ängſtliche Streben iſt ſichtbar, durch Künſteleien und Wortſpiele, die überhaupt den Orientalen ſo lieb ſind, zu gefallen und durch ausſchweifendes Lob der oft unbedeutenden Perſonen ihre Gunſt zu gewinnen. Und dann iſt es einem europäiſchen Ohre oft widerwärtig zu vernehmen, wie der nämliche Reim monotoniſch wiederkehrt, ja ſelbſt mit einem und demſelben Reime ein ganzes langes Gedicht hindurch gereimt wird. Dadurch unterſcheiden ſie ſich ſehr von den geſchmackvollern Perſern, die mehr Wechſel des Gleichklanges lieben, z. B. Ferduſi.

Da der Reim zu den Haupteigenſchaften eines arabiſchen Gedichtes gehört, ſo haben Manche, übereilt genug, die Erfindung des Reimes ſelbſt den Arabern zuſchreiben wollen. Allein ſowohl die Aſſonanz, als die Conſonanz iſt früher zu finden: ſo ſelbſt in einzelnen Stellen des alten Teſtaments. Von Griechen und Römern werden Reime weder vermieden, noch geſucht; letzteres etwa, wenn eine komiſche Wirkung hervorzubringen war. Schon im Homer hat man Aſſonanzen gefunden, wenigſtens weiſt ſein Erklärer Euſtathius darauf hin. Am erſten aber tritt er hervor in den geiſtlichen Geſängen mancher Kirchenväter des 3ten und 4ten Jahrhunderts, z. B. beim Ambroſius in ſeinen Hymnen und beim Auguſtin in ſeinem Gedicht gegen die Donatiſten. Sie wollten dadurch ihren Lehren noch größeren Eingang beim Volke verſchaffen, was vorausſetzt, daß der Reim ſchon ziemlich allgemein gebräuchlich war. Wichtig iſt auch das Zeugniß des Kaiſers Julian, der ſelbſt in Deutſchland geweſen. Dieſer ſagt irgendwo: daß die überrheiniſchen Barbaren ſich an dem rauhen Klange gewiſſer Lieder ergötzten, die aus ähnlich klingenden Wörtern beſtänden. Jedoch iſt nicht zu läugnen: daß die künſtlichen Reimgedichte der Araber auf die Poeſien in romaniſchen Landesſprachen, oder die Romanzen der Spanier und Provenzalen, großen Einfluß gehabt haben, in welchen oft bis zu Ende ein voll- und wohlklingender Selbſtlauter wiederholt wird.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Überhaupt aber ſcheinen dieſe Jünger des Hermes jetzt wieder einmal im Zuge, Sängerinnen zu Gefährtinnen ihres Ruhms zu machen. Auch Fräul. Stephan iſt von der königl. Bühne geſchieden, um in einem unbedeutenden, halb polniſchen Orte, Rawitſch genannt, zu ehelichen. Dies iſt jedoch ein Zug der Dankbarkeit und Liebe, denn man erzählt, daß Fräul. Stephan dieſem jungen Manne Erziehung und Belehrung verdanke, als ſie in Breslau einſt vor Jahren eine ganz unbedeutende Choriſtin war. Gewiß aber war es in anderer Rückſicht auch gut für ſie, die Bühne zu verlaſſen, denn ihre ſchöne und volle Stimme war durch die Anſtrengungen, welche die Opern Spontini's erfordern, ſo ſehr erkrankt, daß binnen Kurzem eine gänzliche Unfähigkeit zu erwarten ſtand. Ruhe wird dieſe ſchöne Stimme heilen, und wenn nach Jahr und Tag vielleicht ihr das Einſehen kömmt, daß wenige Abende hinreichend ſind, ihr ein Einkommen zu ſichern, welches ihr Mann in Rawitſch das ganze Jahr vergebens ſich abmüht, kann ſie ſich der Bühne und der Kunſt wiederſchenken. Wie man ſagt, wäre das auch ihre Abſicht und ich wünſche ihr Glück zum Entſchluſſe.

Auf der kgl. Bühne hat die Oper durch die Gaſtſpiele der Fräul. Löwe aus Wien und Fräul. von Faßmann aus München einen ſchönen Aufſchwung gewonnen. Das einſt ſo berühmte Perſonal derſelben, war durch den Zahn der Zeit und andere Umſtände zur tiefen Mittelmäßigkeit geſunken und ſelbſt minder große Talente, als die genannten Gaſtſpielerinnen, hätten bei uns Glück gemacht.

Fräul. Löwe iſt, was den Umfang der Stimme betrifft, keine große Sängerin zu nennen; allein ihre Ausbildung, die Zartheit des Vortrags, die ungemeine Volubilität und die Eleganz ihres Geſanges verdecken ſelbſt die Schwäche und Klangloſigkeit der Töne in den Mittellagen und wirken gemeinſam mit der ganzen großartigen Erſcheinung dieſer Sängerin. Ich wüßte ſie mit keiner zu vergleichen, als mit der Sontag, die eben ſo zart, geſchmackvoll und, wenn ich ſo ſagen ſoll, herzinnig, nur mit noch größerer Sicherheit und Feinheit über an ſich kleine Stimme zu gebrauchen verſtand. Im Johann von Paris und Othello feierte Fräul. Löwe ihre größten Triumphe, und wenn es ihr möglich iſt, in Wien ihre Verbindlichkeiten zu löſen, iſt ſie für uns gewonnen.

Neben dieſer Sängerin erſchien Fräul. von Faßmann, eine jugendlich ſchöne Erſcheinung, eine Sängerin, die kaum ein Jahr die Bühne betreten hat, der aber der günſtigſte Ruf voranging. Fräul. von Faßmann hat ein viel größeres und klangvolleres Tonregiſter als Fräul. Löwe, allein obgleich ſie gewiß eine Künſtlerin zu nennen iſt, ſteht ſie doch in der Zartheit der Nüancirungen, in der Innigkeit des Vortrags und jener höchſten Vollendung der Kunſtform, die in die Seele dringt, zurück. Sie iſt weniger eine Sängerin der Liebe und der zarten Regungen, als des Heroismus und der Leidenſchaft, und daher in großen Opern, die Kraft und Ausdauer verlangen, beſſer angewendet, als Fräul. Löwe, die mehrmals nach dergleichen Partien ohnmächtig wurde. Auch Fräul. v. Faßmann ſoll engagirt ſein; noch vor einigen Tagen als Donna Anna in Don Juan, errang ſie einen großen Triumph, denn ſie wurde nach der großen Arie ſtürmiſch gerufen, was meines Wiſſens hier noch keiner Sängerin geſchehen iſt.

Neben Fräul. v. Faßmann konnten wir an dieſem Abend eine dritte Gaſtſpielerin, als Donna Elvira, bewundern, Fräul. Clara Heinefetter aus Wien; was die Stimme betrifft, in Ton und Umfang, unſtreitig weit erhaben über jenen Beiden, und eine der ſeltenſten Erſcheinungen. Das iſt endlich eine Sängerin für Herrn Spontini, und ſo wahr meine Mutter ein Weib war, er wird ſie ſich nicht nehmen laſſen, denn der Amboßſpektakel im Alcidor, und die fünfzig Trompeten der Olympia müſſen untergehen gegen die Rieſenkraft dieſes Tons. Dietrich von Bern im Kampfe der Niebelungen, oder Ares, als Diomed ihn traf, erhoben ſich nicht mächtiger, als dieſe Clara Heinefetter. Was jedoch die Kunſtfertigkeit betrifft, ſo ſteht dieſe Sängerin dafür um ſo mehr im Schatten gegen Fräul. Löwe und von Faßmann; und vielleicht ſind es grade dieſe ungewöhnlichen Naturgaben, welche ihrer Vervollkommung hemmend in den Weg treten. Fräul. Heinefetter könnte die erſte Sängerin Deutſchlands werden, wenn ſie ihre an ſich vortreffliche Schule bis zur Vollkommenheit ausbilden wollte, und warum ſollte ſie dies bei ſo außerordentlichen Mitteln nicht vermögen?

(Fortſ. f.)

Notizen.

⁂ **Franzöſiſcher Schwabenſpiegel.** — Profeſſor Rheinwald hat auf der Berner Stadtbibliothek ein pergamentenes Manuſcript des ſg. Schwabenſpiegels aufgefunden, welches ſich eben ſo ſehr durch ſein unverkennbares Alter und die Schönheit ſeiner Schriftzüge, wie auch dadurch auszeichnet, daß daſſelbe in franzöſiſcher Sprache geſchrieben iſt.

⁂ **Kurheſſiſcher Kunſtverein.** — Der im vor. J. zu Heſſen-Kaſſel errichtete Kunſtverein für Kurheſſen hat bereits über 900 Aktien (jede zu 3 Rthlr.) ausgegeben, und im vor. J. eine ſehr anziehende Ausſtellung veranſtaltet, auf welcher faſt für 4000 Rthlr. Kunſtwerke verkauft worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 207. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 1. September.

Die Nacht des Aufſtandes.

(10. April 1810.)

Im Thale iſt's nun leer und ſtill,
Die Abendwinde weh'n
Die Schlucht herab, wo an der Mühl'
Dort Feigenbäume ſteh'n.
Die Räder ruh'n, nicht Waſſerſtaub
Blitzt, wölkend ſich, empor;
Verſilbernd der Kaſtanien Laub,
Blickt Mondlicht zag hervor.
Hoch auf beſchneiten Jochen nur
Noch Purpurflammen glüh'n,
Da Dorf und Rebenhöh'n und Flur
Längſt Schatten kühl umzieh'n.
Manch Glöckchen rufet von den Höh'n
Zu Ruhe und Gebet,
Wo hoch im Wald und ungeſeh'n
Ein Kirchlein einſam ſteht.
Vorüber iſt des Tages Pracht,
Des Tages Müh' und Laſt,
„Nun, lieber Meiſter! gute Nacht.“
Die Knechte geh'n zur Raſt.
Der nimmt vom Nagel ſein Gewehr:
„„Zu ſchlafen iſt nicht Zeit;
Zu kämpfen für des Landes Ehr',
Zu ſterben ſeid bereit.
Weib meiner Liebe! bring' uns Wein,
Denn werth iſt dieſe Nacht,
Sie zu durchſchwärmen, ſich zu freu'n,
Da frei Tyrol ſie macht!““
Die Hausfrau hört und eilet fort,
Sie kömmt und bringet Wein;
Die Knechte ſtaunen jenem Wort;
Der Hauswirth ſchenkt rings ein.
D'rauf gibt er jedem ein Gewehr;
Er ſchaut oft himmelan —
„„Nun Freund! auf unſers Landes Ehr'!
Steht auf und ſtoßet an.““
Die Gläſer klirren, da erkracht
Vom Küchelberg ein Schuß —
„Nun geht zu End' des Feindes Macht.
Nun Weib! noch einen Kuß —
Und ihr, o Jungen! eilet euch.
Rings auf den Bergen glüh'n
Die Feuer. Für das deutſche Reich,
Laßt für Tyrol uns zieh'n!
In tiefer, ernſter Mitternacht
Erwacht das Morgenroth
Der Freiheit, weckend uns zur Schlacht,
Zu treuem Heldentod.““
Schon trommelt es, ſchon wird es laut,
Es zieht in lichter Schaar,
Der reißt ſich aus dem Arm der Braut,
Der von der Mutter Bahr'. —
Und, was die ſchaurig ſchöne Nacht
Verborgen dort gebar, — —
Das habe dankbar du in Acht,
Du kaiſerlicher Aar!

Die Taubſtummen-Erziehungs-Anſtalt zu Frankfurt a. M.

Wenn irgend Etwas das Fortſchreiten der Menſchheit, das höhere Wiederaufleben des wahrhaft chriſtlichen Geiſtes in der neueſten Zeit unwiderleglich erweiſ't, ſo iſt es ganz beſonders die fürſorgliche Theilnahme, welche den Bedürftigen, Unglücklichen, Leidenden aller Art zugewendet wird. Die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums hatten ihre Apoſtel, ihre Märtyrer, ihre Diakonen und Diakoniſſinnen. Das Mittelalter hatte einzelne edle Ritter und wohlthätige

Geiſtliche. Aber die ängſtliche Sorge für das eigene Seelenheil und der ſcharf ausſchließende Kirchenglaube hemmten noch den freien Aufſchwung des menſchlichen Gemüthes; wenn ein Gott nach unbegreiflichen Rathſchlüſſen auf ewig zürnt und verdammt, kann im Menſchen kein unbeſchränktes Wohlwollen und Mitleiden erwachen. Seitdem aber Verſchiedengläubige ſich wechſelſeitig dulden und achten und lieben gelernt, ſeit der erhabene Gedanke einer einzigen Menſchheit und der unendlichen Vervollkommnung aller Menſchen — als ſolcher — ſich als die Blüthe der bisherigen Entwicklung erſchloſſen, ſeitdem iſt mit dem reineren Glauben und der ſchöneren Hoffnung auch eine umfaſſendere Liebe erwacht. Wie der Gedanke Gottes menſchlicher, iſt auch das Ideal für den Menſchen göttlicher geworden. So hat die neueſte Zeit auch ihre Apoſtel zur Bekehrung der Heiden, ihre Märtyrer für das göttliche Weſen, ihre Pfleger der Armen und Kranken, wie die erſte chriſtliche Kirche; ſie hat Ritter für Freiheit und Recht und ſtatt der wenigen dem Wohlthun gewidmeten Klöſter des Mittelalters immer zahlreichere Vereine von Geiſtlichen und Laien zur Entfernung und Vermeidung des Elendes unter den Menſchen. Aber ſie hat noch unendlich mehr als dieſes Alles; denn ſie hat den Geiſt wahrhafter Humanität empfangen, ſie hat der ganzen Menſchheit ihr Herz geöffnet und ſinnt nun und arbeitet mit heiligem Eifer an dem Aufbau eines der unendlichen Liebe würdigen Tempels auf Erden. Schon ſeit einem Jahrhundert iſt der Geiſt überall geſchäftig, die Grundſteine zu legen, und ſchon treten hier und dort wunderherrliche Säulen zu Tage. Haben im Mittelalter ſich Hunderttauſende vereinigt zur Befreiung eines Grabes, ſo ſehen jetzt wir Millionen ſich vereinen zur Befreiung lebendig Begrabener, zur Befreiung von Hunderttauſenden aus den Ketten der Sklaverei, der Krankheit, der Armuth, der Unwiſſenheit, und wie bitter auch ein gereizter, geiſtlicher Dünkel die Gegenwart ſchmäht, ſo hat doch noch kein Jahrhundert göttlichere Früchte getragen, als das gegenwärtige.

Unter dieſen Früchten ſind die, durchaus erſt der neueſten Zeit angehörigen Anſtalten zur Erziehung der Taubſtummen unſtreitig zu den herrlichſten zu rechnen. Erwägt man, daß von den 8- bis 9hundert Millionen Menſchen auf Erden mehr als eine halbe Million des Gehöres und in Folge davon auch der Sprache beraubt ſind, bedenkt man, daß der des geeigneten Unterrichtes ermangelnde Taubſtumme zu den unglückſeligſten Geſchöpfen gehört, dann wird man gewiß die Zeit preiſen, in welcher die Bildung des Geiſtes und des Herzens ſo weit gereift war, daß edle Männer aus ihr erwuchſen, die ſich die Erziehung der Taubſtummen zur heiligſten Angelegenheit ihres Lebens machen konnten. Man wird ſich aber noch inniger dieſes Fortſchrittes der Bildung erfreuen, wenn man erwägt, daß dieſe Erziehung zu den ſchwierigſten und anſtrengendſten Arbeiten gehört, deren ein Menſch ſich unterziehen kann, daß mithin, wie ſie die Erlöſung der unglücklichſten Geſchöpfe zum Ziele, ſie die edelmüthigſte Selbſtaufopferung zur ſtäten Vorausſetzung hat. Welch' unerſchöpfliche Geduld, welche wahrhaft chriſtliche Liebe aber derjenige in ſich hegen müſſe, der ſich ſolcher Arbeit unterzieht, davon kann ſich jeder überzeugen, der nur einmal dem Unterrichte der Taubſtummen, davon konnten Alle ſich überzeugen, die den Prüfungen beigewohnt, welche uns zu dieſen Zeilen Veranlaſſung gegeben.

Bekanntlich haben erſt im 17. Jahrhundert einzelne Menſchenfreunde angefangen, auf Mittel zu denken, die Taubſtummen durch Zeichen oder durch artikulirte Töne ſprechen zu lehren! Joachim Paſcha, Camerarius u. m. a. in Deutſchland, Affinati und Lana-Terzi in Italien, Wallis, Holder und Dalgarno in England und Schottland, von Helmont und Konrad Amman in den Niederlanden haben ſich hierdurch unſterbliche Verdienſte erworben. Aber erſt ſeit der Mitte des vor. Jhrdts. ſind zuerſt in Frankreich durch die Abbé's Deschamps und de l'Epée, dann auch in Deutſchland durch Sam. Heinicke förmliche Anſtalten zur Erziehung der Taubſtummen zu Stande gekommen. Erſt ſeit ungefähr zwanzig Jahren haben dieſe Anſtalten ſich raſch zu vermehren begonnen, und bis jetzt iſt unſeres Wiſſens Dänemark der einzige Staat, welcher allen Taubſtummen ohne Unterſchied den geeigneten Unterricht ertheilen läßt. Hier in Frankfurt iſt es Hr. Koſel, der gegen Ende des Jahres 1827 die erſte Erziehungsanſtalt dieſer Art gegründet, und nunmehr, da in Kurzem drei ſeiner Zöglinge den ganzen Curſus vollendet, eine öffentliche Prüfung veranſtaltet hat, um dem Publikum die Methode und die Erfolge ſeines Unterrichtes zur Anſchauung zu bringen. Hiermit war denn auch uns die Gelegenheit geboten, uns von Neuem von der Trefflichkeit dieſer Anſtalt zu überzeugen, die gewiß in jeder Hinſicht zu den zweckmäßigſt eingerichteten gehört.

Eine heitere Wohnung in der Nähe der Stadt mit einem großen Garten beherbergt den Lehrer mit ſeinen Zöglingen, die mit ihm nur eine einzige Familie bilden, daher auch ſeine Anſtalt nicht ſowohl eine Verſorgungs- oder Schul-, als vielmehr eine häusliche Erziehungsanſtalt zu nennen iſt. Wirklich ließ ſich während der Prüfung leicht bemerken, daß Hr. Koſel von ſeinen Zöglingen wie ein zweiter Vater angeſehen wird, und in ihren Geſichtszügen war zu leſen, daß das zweite Leben, das ſie von ihm empfangen, ein heiteres, weil reines und liebreiches und verſtändig geordnetes, ſei. Unterricht in der Sprache, im Rechnen und Schreiben, in Naturkunde, Geſchichte und Religion wechſeln ab mit Anleitung zum Zeichnen und bei Mädchen mit Unterricht in weiblichen Arbeiten, für welche, wie für mehrere andere Unterweiſungsgegenſtände Hr. Koſel eine Lehrerin herangebildet, die ſich dieſer mühevollen Arbeit mit Geſchick und Liebe unterzieht. Auch der älteſte der Zöglinge hat ſich auf ſo erfreuliche Weiſe entwickelt, daß er nöthigen Falls bei dem Unterricht der Anfänger bereits die Stelle eines Lehrers vertreten kann, und aus inniger Theilnahme an dem Schickſale der Taubſtummen ſich der Erziehung derſelben gewidmet. — Für eine gedeihliche Entwicklung des Körpers iſt nicht minder reichliche Vorſorge getroffen, theils durch Beſchäftigungen im Garten, Spaziergänge und Spiele, theils durch gymnaſtiſche Übungen, deren Leitung Hr. Ed. Schwarz, ein Freund des Hrn. Koſel, ſich unterzogen. —

So erwachſen und gedeihen die Kinder in ſchöner Gemeinſchaft, und ſowohl die vorgelegte Arbeiten als die bei der Prüfung erwieſene Fertigkeiten und das heitere, geſunde Ausſehen der Zöglinge haben den erfreulichſten

Erweis gegeben, wie Vieles in ſo wenig Jahren von einem Manne geleiſtet werden kann, der mit der vollſtändigſten Sachkenntniß eine wahrhafte, nachhaltige Begeiſterung für ſeinen Beruf verknüpft. Vorgelegt waren recht ſchöne Schriftproben und Zeichnungen auf Papier und auf Stein, und Handarbeiten mancherlei Art. Von der Trefflichkeit der *Lehrmethode* aber gab ein erſt ſeit drei Jahren aufgenommener, jetzt eilfjähriger Knabe das ſchönſte Zeugniß, indem er durchaus vernehmlich die Parabel von der Taube und der Biene recitirte, die Worte zugleich mit leicht verſtändlichen Zeichen und Geberden begleitend.

Nachdem nun Herr Koſel auf das Befriedigenſte den Erwartungen entſprochen, die man an denjenigen ſtellen darf, der eine ſolche Anſtalt begründet, dürfen wir auch mit Zuverſicht hoffen, daß von Seiten der hieſigen Staatsbehörde und Bürgerſchaft alles geſchehen werde, was zur Förderung, Befeſtigung und Erweiterung dieſes Inſtitutes beitragen kann. Zwar hat die Staatsbehörde bereits ſeit dem Jahr 1829 einen jährlichen Ärarialbeitrag von 1000 fl. bewilligt, wofür die taubſtummen Kinder aus der weniger bemittelten Klaſſe mittelſt einer bedeutend geringeren Penſion aufzunehmen ſind. Zu wünſchen bleibt indeß noch, daß ein ſolcher Dotationsfond conſtituirt werde, mittelſt deſſen einerſeits, wie in Dänemark, alle, auch *völlig vermögenloſe* Kinder in die Anſtalt aufgenommen werden können, und anderſeits der Begründer derſelben in den Stand geſetzt werde, *Hülfslehrer* zu bilden, durch welche der *Fortbeſtand* dieſes trefflichen Inſtitutes ſich für die Folge geſichert finde.

Vertrat in früheren Zeiten die Kirche die Stelle der Vorſehung in Beziehung auf den Staat, und wurde für die Bedürftigen häufig nur von Sterbenden zur Rettung ihrer Seele geſorgt, ſo wird jetzt die Staatsregierung immer deutlicher ſich ihres *providenziellen* Amtes hinſichtlich des geiſtigen und zeitlichen Wohles ihrer Untergebenen bewußt, und ergänzt wird ihre Wirkſamkeit durch die freien *Vereine* der Letzteren. Gewiß aber kann unter allen Bedürftigen keiner gerechtere Anſprüche machen auf die vorſorglichſte Theilnahme aller Mitlebenden, als der Taubſtumme, der nur durch geeignete, nur durch eine beſondere Anſtalt vermittelte Erziehung in die Gemeinſchaft ſeiner Mitmenſchen eingeführt werden kann. Gewiß wird es daher bald als die heiligſte Pflicht eines Gemeinweſens erkannt werden, alle Kräfte aufzubieten, um *jedem* ſolchem Unglücklichen die Wohlthat ſolcher Erziehung zu Theil werden zu laſſen. Der tiefgefühlte Dank der aus öder Einſamkeit und ſchmerzlicher Abgeſchloſſenheit Erlöſten lohnt reichlichſt für jede ihnen dargebrachte Gabe.

F. W. Carové.

Aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Ein anderer Übelſtand bleibt jedoch die äußere Erſcheinung, welche leider für Hauptrollen nicht recht geeignet iſt. Fräul. Heinefetter iſt ſehr klein und von wunderbarer Fülle, auch würden die Züge ihres Geſichts in den gegebnen großen Dimenſionen beſſer für einen Mann paſſen.

Um mit den Sängerinnen abzuſchließen, erwähne ich noch das Auftreten der Fr. Clara Stich, in der beſonders für ſie geſchriebenen Rolle, als Marie in der artigen neuen Operette: Marie, Max und Michel, des talentvollen Blum. Fr. Stich wird zwar niemals eine bedeutende Sängerin werden, allein ihre ſchwache Stimme hat viel Liebliches und zeugt von einer guten Schule. Sie wiſſen, daß hier ſeit längerer Zeit gleichſam ein Kampf zwiſchen den Parteien Stich und Hagen beſteht, der, wenn er auch nicht ſo arg iſt, wie einſt der der Grünen und Blauen in der Rennbahn Konſtantinopels, doch ſeine Freuden und Leiden hat. Dieſem hat Fr. Stich es auch zu danken, daß ſie empfangen und ſtürmiſch applaudirt wurde, für eine Anfängerin gewiß ein Mißbrauch, obgleich ſie durch ihr artiges Spiel und den hübſchen Geſang eine Anerkennung verdiente.

Die kleine Operette hat angeſprochen. Sie iſt dem Inhalt nach ſehr ähnlich dem alten Jery und Bätely; aber mit vieler Lebendigkeit des Dialogs und manchen allerliebſten Liedern ausgeſtattet. Karl Blum verſteht ſo etwas; ſein muſikaliſcher Genius iſt ganz beſonders für Liedercompoſitionen geeignet, und die Operette, in welcher er ſo Vorzügliches geleiſtet (man darf nur an den Schiffscapitain, an Bär und Baſſa und den Spiegel des Tauſendſchön erinnern) hat noch mehr von ihm zu erwarten. In neuerer Zeit iſt er noch bedeutender durch ſeine lebensvollen, von einem friſchen Humor und wohlthuender Wahrheit und Natürlichkeit durchwehten Luſtſpiele bekannt geworden. Karl Blum iſt ein Luſtſpieldichter der Zeit, der ſeinen Stoff der Gegenwart anzupaſſen verſteht, burleske Übertreibungen vermeidet und ſeine Perſonen lebendig aus der lebendigen Welt herausgreift. Er beſitzt feines Gefühl, eine hochgeartete Geſinnung und dichteriſche Glut und Liebe. Wie traurig iſt es, daß ein ſolcher Geiſt, im ewigen Kampfe mit den drückenden, äußern Verhältniſſen, nur mit Anſtrengung und Aufopferung den nöthigen Lebensunterhalt zu erringen vermag. Das iſt auch noch ein's von den mancherlei Übeln, die auf unſerem Vaterlande ruhen. Wir ſind gewöhnt, unſere Dichter in Dachſtuben zu erblicken, bei der nächtlichen Lampe mühſam das trockne Brot zermalmend und auf den eingefallenen Wangen das blaſſe Geſpenſt des Hungers und der Sorge.

Armer Dichter! Nur der Gott in deinem Buſen iſt dein Troſt und Helfer; aber die Welt, welche du erfreuteſt und entzückteſt, denkt nicht daran, daß deine Talente dich berechtigen, auch in der Gegenwart eine würdige Stellung einzunehmen.

Ein deutſcher Dichter kann ſein halbes Leben über ſeine Nation mit den Werken ſeines Geiſtes beglücken, und am Abend ſeiner Tage betteln. Ein Sündenlohn, den man Ehrenſold nennt, reicht kaum hin, ihn zu erhalten. Was ſoll er ſammeln, wenn der Schnee des Alters ſein Haupt bedeckt? Warum gibt es bei uns kein Geſetz, welches den verdienten Mann ſo ſchutzt wie in Frankreich, wo von jeder Aufführung ſeines Stuckes der Dichter eine Tantième erhält? Achtzig oder hundert Thaler ſind das Höchſte, was nur zwei oder drei Bühnen Deutſchlands für ein Stück zahlen, welches den ganzen Abend füllt, damit iſt Alles abgethan, und vergebens würde der arme Dichter um ein kleines Geſchenk bitten, hätte er auch die Bühne bereichert. Ein Schauſpieler gewinnt mit zwei oder drei Gaſtrollen in wenigen Stunden das Doppelte, was der Dichter für immer, wie ein dürftiges Almoſen, empfängt; eine Sängerin, eine Tänzerin wird mit Tauſenden bezahlt, aber der Dichter mag darben und betteln, der Genius geht nach Brot und, ach! wie oft hat er dies auch nicht! — Karl Blum, der gefeierte Luſtſpieldichter, Operndichter, Hofcomponiſt und Regiſſeur, hat 300 Thlr. Gehalt, unbedeutende Tänzerinnen 2000, und man wundert ſich wohl noch, wie ein Dichter, der 300 Thlr., ſage dreihundert Thaler, fixirtes Gehalt hat, ſo unverſchämt ſein kann, um auf mehr Anſprüche zu machen. Die kgl. Bühne ſteht im Begriff zu zeigen, was ihr ein Dichter werth iſt, der durch ſeine Werke ſo oft ihre Kaſſe mit Tauſenden füllte, und die Verpflichtung hat für ſeine 300 Thlr., ihr alle ſeine Schöpfungen zuerſt zu überliefern. Ein ehrenvoller Ruf des Kaiſer Nicolas beſcheidet den Dichter nach Petersburg, wird ſie dem Vaterlande dieſen Mann entfremden? Welche tiefe Schmach für uns, wenn dies geſchähe! Wir hoffen es nicht, aber wenn es wahr iſt, was ich darüber hörte, ſo hat die Intendantur ohne Weiteres ſein Entlaſſungsgeſuch angenommen, und bis jetzt nicht den geringſten Verſuch gemacht, ihn zu erhalten. Karl Blum mag freilich bei Manchem nicht allzugern geſehen ſein. Er iſt ein freimüthiger, freiſinniger Mann, deſſen Blut roth durch die Adern wallt, und deſſen Stücke oft Anſpielungen auf Verkehrtheiten und untergegangne Albernheiten der Zopfperiode enthalten, die dann und wann noch in verſchiedenen Köpfen ſpukt. So mögen wir denn erwarten, was die einſichtsvolle Intendantur beſchließt; allein, faſt könnte man mit Gewißheit behaupten, daß dieſe nicht der Welt und dem Vaterlande ein ſo abſchreckendes Beiſpiel der Nichtachtung eines beliebten Dichters geben wird.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Criminalſtatiſtik Großbritaniens von 1835. — Der Denkſchrift des Esq. Samuel Redgrave zufolge, die von demſelben am 20. d. J. in der ſtatiſtiſchen Geſellſchaft zu London vorgeleſen worden, beläuft die Geſammtzahl derer, welche wegen Vergehen im vor. J. vor den Aſſiſen von England und Wales geſtanden, ſich auf 20,731, wonach, gegen die geſammte Bevölkerung gehalten, ſich ein Verhältniß von 1:631 ergibt. Am ungünſtigſten ſtellt ſich das Verhältniß für Stadt und Grafſchaft Briſtol mit 1:279, und für Middleſex mit 1:395; dagegen für Wales am günſtigſten mit 1:2345. — Von ſämmtlichen Angeklagten wurden 14729 verurtheilt, und zwar 523 zum Tode, 3629 zur Transportation, 9915 zum Gefängniß. — Von den Angeklagten waren 17,275 männlichen und 3456 weiblichen Geſchlechts; 346 zwölf Jahre und darunter alt, 2010 unter 16 und über 12; 6147 über 16 und unter 21 Jahre. — Von ſämmtlichen Angeklagten konnten 7070 weder leſen noch ſchreiben, 4391 nur leſen. — Es wird nun zwar bemerkt, daß die Zahl der Verbrecher ſeit 30 Jahren (mit Ausnahme des Jahres 1833, wo ſie ſich um 4 pCt. vermindert), ſtets zugenommen habe; da wir aber nicht erſehen, ob hierbei auf die Zunahme der Bevölkerung Rückſicht genommen, ſo muß die Bedeutung der letzteren Angabe zunächſt dahin geſtellt bleiben.

⁂ Neueſtes aus China. — Aus dem von der „Revue Britannique“ unlängſt bekannt gemachten (vom 14. April v. J. datirten) Briefe eines Vorſtehers des katholiſchen Seminar's zu Macao, der, in China geboren, aber in Europa erzogen und gebildet worden, entnehmen wir folgende Angaben: „Der gegenwärtige Kaiſer, Tao-huang — gilt für einen guten, weiſen und klugen Regenten, aber unter ſeinen Miniſtern (den Mandarinen erſten Ranges), findet man nur wenig treue Diener Sr. Majeſtät. Man kann ſie nur mit Lebensgefahr bei dem Kaiſer verklagen, weil ſie ſich miteinander verſtehen, um alle Klagen, die gegen ſie gerichtet werden, zu nichte zu machen,“ — was ihnen um ſo leichter, da geſetzlich keine ſolche Beſchwerde beim Kaiſer vorgebracht werden darf, ohne den Angeklagten ſelbſt zuvor davon in Kenntniß geſetzt zu haben. Daher iſt es auch in China jetzt ſprichwörtlich: „Werdet kein Gelehrter, und wenn ihr einer ſeid, verklagt die Mandarinen nicht;“ und — „ein guter Mandarin nimmt ſelten ein gutes Ende.“ — Das Reich iſt in 14 Hauptprovinzen getheilt, die unter 7 Generalgouverneur's (Tsong-tou) ſtehen. Dieſen ſind ungefähr 200 Mandarinen untergeben, unter deren Gerichtsbarkeit ſich wieder über 100,000 Mandarinen dritten Ranges befinden. Die vom vierten Range ſind nicht zu zählen. —

Die Bevölkerung China's kann ohne Uebertreibung auf 300 Millionen Einwohner angegeben werden. Man zählt darunter kaum 200,000 Chriſten. Die Europäer haben ſich durch ihren ſkandalöſen Lebenswandel ſo verächtlich gemacht, daß die Einwohner von Kuang-tong ſie „Fan-kouei“ (barbariſche Teufel) nennen. Die chineſiſchen Chriſten heißen „Kiafan-kouei“ (d. h. falſche barbariſche Teufel). Nur in 5 Provinzen ſind Miſſionaire, — in Allem 12 chineſiſche und 4 franzöſiſche Prieſter; — aber das böſe Beiſpiel der chriſtlichen Kaufleute vereitelt alle Bemühungen derſelben. —

⁂ Barmherzige Brüder und Schweſtern. — In dem Inſtitut der barmherzigen Schweſtern zu Kulm geneſen 1834, von 190 aufgenommenen Kranken 135, und 26 ſtarben, 29 blieben am Schluſſe des Jahres in Behandlung. 1835 wurden 238 aufgenommen, von denen 180 geneſen, und nur 20 ſtarben; als Beſtand blieben 38.

In dem Ordens-Convent der Eliſabetherinnen und barmherzigen Brüder in Schleſien wurden im vor. J. 2894 Kranke in Pflege genommen, von denen 2308 geneſen entlaſſen wurden und nur 156 ſtarben. —

⁂ Prophezeiung Chateaubriand's. — In ſeinem „Verſuch für die engliſche Literatur ꝛc.“ bemerkt Herr von Chateaubriand, charakteriſtiſch für ſich ſelbſt und für unſer Jahrhundert: „In der Zeit, in welcher wir leben, wiegt jedes Luſtrum ein Jahrhundert auf; die Geſellſchaft ſtirbt und erneuert ſich alle zehn Jahre. Dahin iſt jeder lange, allgemein anerkannte Ruhm! Wer jetzt in der Hoffnung ſchreibt, ſich einen Namen zu erwerben, der opfert ſein Leben der thörigſten und leerſten Chimäre. Bonaparte wird die letzte iſolirte Exiſtenz der alten Welt ſein, welche erliſcht. Nichts wird ſich mehr in den nivellirten Geſellſchaften hervorheben, und die Größe des Individuums wird künftig durch die Größe der Gattung erſetzt werden.“ —

⁂ Der Unterricht in Frankreich. — Auch die Aufrichtigkeit macht Fortſchritte, und lange genug haben wir uns „Barbaren des Nordens“ nennen laſſen, um mit Freuden Geſtändniſſe anderer Art entgegen nehmen zu dürfen. Im Temps vom 21. d. M. ſteht ein ſolches, welches mit den Worten beginnt: „*La France* a été de tout temps le plus arriéré des pays sous le rapport de l'enseignement.“ — „Seine berühmte Univerſität“ heißt es dann, „wurde die Verachtung der Welt, als in Folge der Reformation England und Deutſchland ihre Intelligenz an allen Gegenſtänden üben konnten ohne die Cenſur von Rom zu fürchten“ u. ſ. w.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 208. 1836.

Phönix.

Freitag, 2. September.

Abt Vogler und ſeine Schüler Carl M. v. Weber und Meyerbeer.

Man konnte faſt jeden Morgen nach zehn Uhr, ſelbſt bei ſtürmiſchem Wetter, einen kleinen, dicken, etwas ſich vorhängenden Mann in der einfachen ſchwarzen Kleidung eines Abbé's, entweder in das Schloß oder das alte Theater von Darmſtadt eilen ſehen. Gewöhnlich umſchwärmten ihn mehrere junge Männer, mit denen er ſcherzte und lachte. Im Theater leitete er die Proben zu den Morgenconcerten und Theatervorſtellungen; im Schloſſe unterhielt er ſich mit dem Großherzog, der ihn ſeit 1807 als geiſtlichen Geheimenrath und Hofkapellmeiſter an Darmſtadt gefeſſelt hatte, über muſikaliſch-theoretiſche Gegenſtände; ſie ſpielten vierhändig die neuſten Muſikſtücke, rezenſirten Opern oder beriethen ſich über ihre Kapelle. Zu ihnen trat zuweilen die Großherzogin Louiſe und nahm an den Unterhaltungen der Künſtler ſinnigen Antheil. Muſik war, ſeitdem der Fürſt die ruſſiſchen Militärdienſte verlaſſen und die Regierung ſeines Landes angetreten, die Lieblingskunſt, in deren Tiefe und Reinheit er durch eignes Studium und durch Vogler eingedrungen war. Freilich waren damals die Mittel, welche zur Aufführung großer Tonwerke ſich boten, ſehr gering. Ein Orcheſter mußte erſt geſchaffen, ein Theater eingerichtet und eine muſikaliſche Bibliothek gegründet werden. Hierfür wußte Vogler ſchnellen Rath. Die tüchtigſten Muſiker, welche bei dem Militär als Hoboiſten beſchäftigt waren, wurden zu Hofmuſikern erhoben, die muſikaliſchen Thürmer aus der Himmelsnähe auf die Erde verſetzt und aus allen Gegenden Deutſchlands tüchtige Meiſter der einzelnen Inſtrumente herbeigezogen. Vogler verſtand die Einrichtung einer Kapelle ganz vortrefflich; denn er hatte ſchon zu Mannheim und Stockholm ähnliche Inſtitute wie aus Nichts geſchaffen. Noch fehlten aber Sänger und Sängerinnen, durch welche die Chöre der Opern und Meſſen vorgetragen werden konnten. Auch dieſem Mangel ward bald abgeholfen. Der Fürſt verſammelte in einem der größeren Säle ſeines Reſidenzſchloſſes, dem ſogenannten Concertſaal, die ſchönſten Mädchen und Frauen der Stadt und ließ ſie muſikaliſch ausbilden. Männliche Dilettanten ſtellten ſich in Menge ein und Muſik und Geſang wurden für manchen eine Leiter ſeines Emporkommens.

Vogler hatte auf den Wunſch des Großherzogs eine große Orgel nach ſeinem Simplificationsſyſtem erbaut, auf welcher der gewaltige Meiſter die Chöre begleitete. Der Großherzog ſtand gewöhnlich an ſeinem Pult in der Mitte des Saales, gab mit ſeinem Stabe den Takt an und leitete ſo die ganze Aufführung. Am Charfreitag erreichten dieſe geiſtlichen Concerte ihren Glanzpunkt. Alle Mitglieder waren im Concertſaale in Trauerkleidern verſammelt; Vogler entlockte ſeinem Rieſeninſtrumente die tiefſten Klänge des Schmerzes und des Jubels, und zweihundert gebildete edle Stimmen ſangen das Requiem der größten Meiſter. Vollendeteres und Großartigeres konnte man wohl zur damaligen Zeit in Europa nicht hören und noch geht die Sage, daß Vogler'n ſein eignes Spiel und die gleichſam aus einem Munde gehauchten Töne Thränen hervorgebracht hätten, welche er verſtohlen aus den Augen wiſchte.

Wie ergreifend muß ſein Spiel geweſen ſein! Einſt war er auf ſeinen großen Wanderungen auch nach Schwaben gekommen. Er hörte, daß der geniale Schubarth, deſſen Lieder und Volkschronik er bewunderte, ſchon 10 Jahre auf Hohenasberg zur ewigen Unterſuchung verdammt ſei und in dieſem Felſenkerker fern von Geſang und Muſik, deren gründlicher Kenner er war, ſchmachvoll verkomme. Der Kommandant der Feſtung geſtattet Vogler'n nach vielen

Bitten, den angeſchmiedeten Prometheus ſehen und ſprechen zu dürfen. Er gibt ſich für einen armen Muſikus aus, dem es geſtattet ſein möchte, auf einem von ihm erfundenen Inſtrumente, dem Orcheſtrion, einige Proben ſeiner Kunſt dem Richter vortragen zu dürfen. Vogler beginnt zu ſpielen, läßt die Töne zu einem Donner zuſammenhallen und in leiſen Schwingungen verzittern. Man hört donnern, den Sturm heulen, den Regen herabrauſchen. Schubarth kann ſeine Unruhe nicht mehr bemeiſtern, er fällt Vogler'n um den Hals und ſchreit in ungemeſſnem Entzücken: „Entweder biſt du der Teufel oder der Abt Vogler!“ Und von der Stunde an waren die Männer innige Freunde, Schubarth erhielt bald darauf ſeine Freiheit wieder und in würtembergiſchen Dienſten eine Anſtellung als Kapellmeiſter. So wurde auch einſt mit allen muſikaliſchen Mitteln in der Stadtkirche Vogler's große Paſtoralmeſſe einſtudiert. Der Meiſter ſpielte ſelbſt die Orgel und in den Proben ſtand der Großherzog mit vorgebeugtem Haupte, den Taktirſtab in der Hand, auf der der Orgel gegenüberliegenden Kanzel. Die Wirkung ſeiner Zwiſchenſpiele war ſo ergreifend, daß ihm der Großherzog nach Beendigung eines derſelben in der höchſten Aufregung die Worte zurief: „Der Donner und der Teufel! Vogler, machen Sie's nicht ſo arg; es kann mir ja kein Menſch mehr ſingen und ich nicht mehr taktiren!“ —

Ein Kreis ausgezeichneter junger Männer hatte ſich nach und nach um den erſten Tonſetzer und Theoretiker ſeiner Zeit verſammelt. Sie waren aus allen Gegenden Deutſchlands herbeigeeilt, um unter ihm, der ſelbſt ein Schüler des großen Pater Valotti zu Padua geweſen, in die Reinheit und Tiefe der Tonkunſt ſich einweihen zu laſſen. Vogler'n war es vorbehalten, die alte, beinahe ausgeſtorbne Kunſt wieder aufzuwecken, jedem Tonſtück durch die Inſtrumentirung einen eigenthümlichen Charakter zu geben, worin ihm ſein größter Schüler C. M. von Weber kaum ſich näherte. Seine Meſſen und geiſtlichen Tonwerke gießen auf den Zuhörer den heiligen Geiſt aus, eine erhabene religiöſe Begeiſterung weht aus ihnen und eine Fülle des ſchönſten und einfachſten Geſanges, wie er nur aus den alten italiäniſchen Kirchengeſängen ertönt, hallt in den Herzen wieder.

Im Jahre 1810 hatte der Zufall diejenigen jungen Männer zuſammengeführt, welche heutzutage in der muſikaliſchen Welt ſelbſt als Meiſter bewundert werden. Seine vorzüglichſten Schüler waren Gänsbacher, Carl M. von Weber, Gottfried Weber, Meyerbeer, Peter von Winter und Freiherr von Poißl. Vogler bewohnte mit den vier erſtgenannten ein eignes Haus, welches ihm der Großherzog eingeräumt hatte. Da trieb die Künſtlerfamilie eine tolle Wirthſchaft. In den früheſten Morgenſtunden fanden ſich alle Hausgenoſſen in dem Salon ein, wo ſie ſich ſokratiſch über Kompoſition und Geſang unterhielten. Sie trugen da dem Lehrer ihr Neugeſchaffnes vor. Vogler tadelte oder lobte rückhaltslos, indem er ſtets die Gründe dafür angab und auf ſein Syſtem verwies; oder er verbeſſerte eigenhändig und führte viele ſchlagende Beiſpiele aus den alten Meiſtern an. Es war eine wahre muſikaliſche Akademie, in der manchmal ſogar Vogler in begeiſterter Aufregung vor einen Tiſch trat, — rings im Kreiſe ſtanden die Jünger, — über die Reinheit des Satzes, über Fugen und Geſang tiefgedachte Vorträge improviſirte. Seine Schüler horchten in ſtummer Verwunderung; denn es entſtrömten ihm Worte, die man nicht täglich aus ſeinem Munde hören konnte. Wenn die ernſteren Lehrſtunden verfloſſen waren, wurden muſikaliſche Spielereien getrieben, welche aber ſtets zu ernſten Studien hinleiteten. So pflegte Vogler, um die Geiſter zu prüfen, ſeiner Umgebung folgende Aufgabe vorzulegen. Er nahm eine von ſeinen vielen Spieldoſen, ſtellte ſie auf den Flügel und ließ ſie ein Stück abſpielen. Abwechſelnd mußten die Schüler nun zum Spiel der Doſe Variationen extemporiren auf dem Klavier oder Violoncell, auf der Violine oder Flöte. Zumeiſt in dieſer geiſtreichen Kunſt der muſikaliſchen Improviſation erreichte den Meiſter C. M. v. Weber, den er auch ſtets für ſeinen produktivſten Schüler erklärte. Vogler geſtattete nie, vollſtändige Opern unter ſeiner Leitung zu componiren; nur Studien ſollten ſie machen, die gediegenſten Muſikſtücke durcharbeiten und in den Geiſt der Tonwerke eindringen. „Ihr müßt frei und unabhängig dichten,“ ſprach er immer; „euer Genius darf durch keine Leitung geſtört werden. Wenn ihr nur buchſtabiren könnt, das Leſen lernt ihr von ſelbſt!“ So arbeitete C. M. v. Weber einen Klavierauszug der Vogler'ſchen Oper „Samori“ aus, wie auch mehrere Variationen; Meyerbeer dichtete ſeine Cantate: „Gott und Natur,“ wie ſpäter an demſelben Orte, aber unabhängig von Vogler, die Oper „Jephtha;“ Gänsbacher ſchrieb Orgelſtücke. Durch die Analyſe der ausgezeichnetſten Werke wurde gerade die Eigenthümlichkeit zum Bewußtſein eines Jeden gebracht und durch die freilich ſchwerwerdende Verzichtleiſtung eigner größerer Werke die Kenntniß der muſikaliſchen Ideenausführung und die Benutzung der vorhandenen Kunſtmittel, beſonders die Inſtrumentation, vermittelt. (Schluß folgt.)

Die Marquiſe von Saint-Prie.

(Fortſetzung.)

„In Modena ſind drei fromme, ſchöne Prinzeſſinnen,“ meinte die Marſchallin. — „Wo denken Sie hin?“ fiel Frau von Prie ein, „dieſe Schwägerinnen der Orleans! ſie würden unſere Feinde verſtärken, und haben überdies Naſen wie die Prinzeſſin im Feenmährchen. Da möchte ich lieber eine Enkelin des Königs von England vorſchlagen.“ — „Dieſe Ketzerinnen paſſen nicht hierher,“ entgegnete der Herzog, „aber weil ich wußte, daß man in England nicht darauf eingehen würde, habe ich dem alten Georg das Compliment der Anfrage gemacht, und ihn dadurch für mein Miniſterium gewonnen. Seitdem hat die Zaarin ihre Tochter Eliſabeth angeboten.“ — „Um des Himmelswillen!“ rief Frau von Prie, mit Emphaſe, „ihre Geburt iſt zweideutig, ihr Ruf nicht fleckenlos — eine ſolche trunkene, kecke Barbarin auf dem erſten Thron der Chriſtenheit.“ — „Der Vorſchlag gefällt mir auch nicht,“ ſagte der Herzog, „dieſe Ruſſinnen ſind herrſchſüchtig, und voll wilder Leidenſchaften; wir bedürfen ein ſanftes, von uns abhängiges Weſen, das hübſch genug iſt, dem jungen, ſchüchternen König zu gefallen, und weder fremde Unterſtützung noch eigne Geiſteskraft beſitzt.“ — „Euer Durchlaucht haben vollkommen Recht,“ meinte Paris, „und darüber fällt mir mein komiſcher Auftrag ein. Der abgeſetzte König von Polen, Stanislaus, irrt jetzt in der Welt umher, und hält ſich in dieſem Augenblick in Straßburg auf. Er iſt mir Geld ſchuldig, kann aber nicht bezahlen, außer mit ſeiner niedlichen, frommen Tochter, der ich einen wohlhabenden Mann ſuchen ſoll. Es war der erſte Gedanke des Alten, Euer Durchlaucht mit der Hand dieſer Königstochter zu beglücken, aber ich machte ihm begreiflich, daß Sie ihre Freiheit über Alles lieben. Ich verſuche nun mein Glück und Heil bei geringeren Herrn des Hofes; aber Niemand will anbeißen, Ihro königliche Hoheit beſitzen nicht einmal Hemden.“ Frau v. Prie lachte ausgelaſſen. „Die Idee gefällt mir, wir wollen gleich Nätherinnen für die künftige Monarchin in Beſchlag nehmen.“ — „Das Publikum wird aber ſchreien und höhnen,“ entgegnete der Herzog. — „Das gibt ſich bald,“ verſetzte die Marſchallin. „Die Polinnen beſitzen Grazie, ihre Erſcheinung wird alſo dem großen Haufen gefallen; die Pariſer wiſſen blutwenig von auswärtigen Verhältniſſen; man braucht nur auszuſprengen: Stanislaus werde nächſtens ſeinen Thron wieder beſteigen; meine zahlreiche Familie ſoll dies Gerücht in Paris verbreiten, dagegen hoffe ich, daß Euer Durchlaucht meine Töchter, Enkelinnen und Urenkel bei der Wahl der Hofdamen, Pagen u. ſ. w. nicht vergeſſen werden. Die arme Dame reiſ't wohl jetzt ohne alles Gefolge.“ — „So weit ſind wir noch nicht,“ verſetzte der Herzog, „man muß erſt ſicher über ihren Charakter ſein. Niemand iſt in der Regel anmaßender und gebieteriſcher als Leute, die aus ihrem Elend emporkrochen.“ — „Ich ſetze meinen Kopf zum Pfand!“ rief Paris, daß die polniſche Prinzeſſin ein wahres Muſterbild an Sanftmuth, Demuth und Beſcheidenheit iſt, daß ſie einem Engel gleicht, das heißt,“ ſetzte er, die verfinſterte Miene der Frau von Prie bemerkend, hinzu, „nur in geiſtiger Hinſicht, meine ich, denn ſie beſitzt weder Schönheit, noch bezaubernde Talente, aber ſie iſt lieblich genug, einen unerfahrenen Jüngling zu entzücken, den man amüſiren muß, um ihn von unnöthigem Einmiſchen in die Regierungsgeſchäfte fern zu halten.“ — „Darüber bin ich ohne Sorge,“ ſagte der Herzog, „Ludwig XV. iſt ſo blöd, und im Vertrauen geſagt, ſo träg und einfältig, daß er mir faſt vorkömmt, wie die letzten Merovinger.“ — „Ich beuge mich vor dem Major-Domus,“ ſcherzte Frau von Prie. — „Mir ſcheint er nur ſchüchtern,“ ſagte die Marſchallin, „nicht ohne Verſtand, aber ohne Kraft ihn zu brauchen, wie Ludwig XIV., doch wenn von ihm auch nichts zu fürchten iſt, ſo bangt mir doch immer vor Fleury, der mit unſerer Wirthſchaft ſehr unzufrieden iſt.“ — Der Herzog und Paris fingen an zu lachen. „Unſere Freundin ſieht immer Geſpenſter, abſonderlich in Bezug auf jenen alten Popanz, deſſen ſterbende Lebenskraft nur auf die Verfolgung der Janſeniſten gerichtet iſt.“ — „Und der,“ fiel Frau von Prie ein, „eher an die letzte Ölung, als an die Stelle eines Premierminiſters denken muß.“

Die Marſchallin war ſehr beleidigt, ſie nahm mit vieler Gravität die Brille von der Naſe, und ſagte, ſich mühſam bezwingend: „Freilich, alte Leute ſollen nur ſterben, ſich nur eilen, aus dem Weg zu kommen, ſich mit Todesgedanken beſchäftigen und weltlichen Ehren Valet ſagen. Wahrhaftig, es iſt nicht der Mühe werth, ſich Weltklugheit und Erfahrung zu erwerben, wenn man ſo bald von dannen ſoll. Ach! es war ein ſchönes Zeitalter, wie Methuſalem lebte, damals konnte man die Früchte ſeiner Arbeit genießen, und wenn vollends die Schlange nicht in das Paradies gekommen wäre, ſo könnte man ewig hier bleiben.“ — „Wo denken Sie hin, gnädige Frau?“ antwortete Paris, „Wenn der Erzbiſchof von Rheims nicht ſterben müßte, was ſollte dann aus Ihrem Herrn Sohn, dem Coadjutor werden? Und wann ſollte Ihre Frau Schwiegertochter den reichen Vater beerben?“ — „Sie haben nicht Unrecht,“ ſagte die Marſchallin ganz zerknirſcht, „der Himmel fügt alles weiſe.“ — „Laſſen Sie doch die Poſſen, Paris,“ bemerkte der Herzog, „mir gefällt dieſer Plan, weil die Polin ganz ſchutzlos iſt, und man ſie wegſchicken kann, wenn ſie ſich nicht gehörig benimmt.“ — „Alſo morgen reiſe ich nach Straßburg,“ erwiederte Frau von Prie, „und wenn die Dame meinen Beifall hat, überreiche ich der künftigen Herrſcherin auf meinen Knieen, nicht den Apfel des Paris, ſondern etliche battiſtene Hemden; die Geſchichte iſt merkwürdig für künftige Zeiten und ſpaßhaft obendrein.“ So endete der Staatsrath, nur die Marſchallin murmelte vor ſich hin, wie ſie in ihre Sänfte ſtieg: „Der Fleury iſt jünger als ich, und recht rüſtig; ſeine Weigerung, das Wegſchicken der Infantin gut zu heißen, deutet auf den Wunſch, ſich Spaniens Gunſt zu erhalten, und alſo auf verſteckte Pläne. Man kann nicht wiſſen, wie ſich die Dinge drehen; ich will ihm nächſtens eine Viſite machen, er war mir ja immer gewogen, und hat vor 50 oder 55 Jahren ſogar ein Madrigal auf meine Adlernaſe gemacht.“ — (Fortſ. folgt.)

Aus Berlin.

(Schluß.)

Auch von der Prinzeß von Sachſen ſind zwei neue ſehr anſprechende Luſtſpiele: „die Fürſtenbraut“ und „der Landwirth,“ hier erſchienen, die beide in der anziehenden und einfachen, das Herz mehr als den Geiſt anregenden Art gehalten ſind.

Von Bauernfeld, dem dritten deutſchen Luſtſpieldichter von Bedeutung, haben wir hier das ganz in die Zeit greifende „Bürgerlich und romantiſch“ und „der literariſche Salon“ geſehen, von welchen beſonders das erſte mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde. Da es aber mein Amt nicht iſt, eine Kritik darüber zu liefern, und Sie wahrſcheinlich es in Frankfurt eben ſowohl geſehen haben, wird dieſe Anzeige genügen.

Jetzt haben wir Wollmarkt und Pferderennen. Vorgeſtern war der erſte dieſer großen Tage, von welchen ſo Viele den Nutzen noch immer nicht einſehen wollen, und es ein Junkervergnügen zu nennen belieben, von welchem nur einige Pferdehändler und Pferdeliebhaber Vortheil ziehen. Nur wenn Bauernrennen gehalten würden, behaupten dieſe, würde wahrer Nutzen entſtehen; allein noch immer, ſcheint es, will man dieſe nicht einrichten. Der Wollmarkt dagegen iſt ungemein gut ausgefallen. Von den 50,000

Centnern, welche hierher gebracht wurden, iſt wenig mehr unverkauft, und die Preiſe ſind hoch. Es iſt eine wahre Freude, alle die friſchen, rothen Geſtalter vom Lande, die kernigen Schönheiten und die ſtämmigen Landwirthe zu ſehen, wie ſie wandeln, wie ſie ſtaunen, wie ſie kaufen, wie ſie ſich entpuppen und als ſchöne moderne Schmetterlinge umherflattern. Es rollirt in dieſen Wolltagen ein Kapital von fünf Millionen und mehr, und wie billig iſt es, daß die glücklichen Väter, Gatten und Geliebten ihren Erkorenen hübſche Wollpräſente machen, dazu aber finden ſie in den tauſenden der glänzenden Gewölbe Berlins die allerbeſte Gelegenheit.

Zum Schluß muß ich Ihnen noch ein tragiſches Abentheuer auftiſchen. Vier Engländer, die geſtern bei'm Wettrennen waren, fahren nachher in ein freundliches Dörfchen, Schönholz genannt, ein; feiern ein ſolennes Mahl, thun des Guten zu viel, erzürnen ſich, boxen ſich nach Landesſitte, zerſchlagen ſich die leeren Weinflaſchen zum Überfluß auf den benebelten Köpfen und richten ſich ſo jammervoll zu, daß ſie in Blut ſchwimmen. Die hohe Dorfobrigkeit kann endlich den Skandal nicht länger dulden, ſie fährt dazwiſchen, um Ruhe zu ſtiften; allein jetzt in ihrem Privatvergnügen geſtört, kehren die Engländer ſchnell ihren Phalanx gegen die Bauern- und boxen die Schönholzer zuſammen, daß dieſen Hören und Sehen vergeht. Nun erwacht aber der deutſche Zorn, Hans, Michel und Peter greifen zu den Prügeln und decken die vier engliſchen Herren dermaßen zu, daß ſich endlich die deutſche Gutmüthigkeit wieder der Halbtodten erbarmt, ſie in ihre Wagen wirft und in Berlin an das Stadtvoigteigefängniß abliefert, wo ſie denn auch richtig in Empfang genommen und den Wundärzten überliefert wurden. Das iſt das jüngſte Abentheuer Berlins. Und nun leben Sie wohl!

Kunſtausſtellung in Mainz.

(Vom 21. Aug. bis 10. Sept.)

Der Moment für die dießjährige große Kunſtausſtellung unſres Vereins für Literatur und Kunſt war nicht zum Beſten gewählt. Einmal ſind gerade in dieſem Augenblick in mehrern andern Städten Kunſtausſtellungen, aus welchen uns gediegne Werke zugeſagt wurden; und dann ſind namentlich die verſprochenen Düſſeldorfer Gemälde, wegen des Zuſammentreffens hoher Perſonen bei dem bevorſtehenden großen Manöver daſelbſt, uns entzogen worden. Daher iſt zwar die dießjährige Ausſtellung keineswegs der vorjährigen, weder numeriſch noch artiſtiſch, gleichzuſtellen; indeſſen zählt doch auch der dießjährige Catalog mehrere hundert Nummern, und manches treffliche Kunſtproduct ziert die Ausſtellung. Wir heben darunter folgende hervor: Zwei Gemälde von Stieler in München (zwei andre ſollen noch nachfolgen). Das eine iſt Stieler's bekannter Schutzengel. Das andre iſt das Porträt ſeiner Frau, Kniestück in natürlicher Größe; ſie iſt ſitzend dargeſtellt, das Kinn auf die linke Hand geſtützt, indeß der Ellbogen ſich auf das erhöhte, linke Knie ſtemmt. In dieſer Stellung blickt ſie gedankenvoll bei aufgehendem Monde gen Himmel. Daß ſchon völliges Tageslicht die Figur beleuchtet, während man doch hinten den nächtlichen Himmel mit ſeinem Mondviertel ſieht, wäre an dieſem ſonſt ausgezeichneten Porträt zu tadeln. — Von Auguſt von der Embde in Kaſſel ſind zwei vortreffliche Bilder ausgeſtellt. Das eine iſt ein churheſſiſches Bauernmädchen in ſeiner Nationaltracht, welches, auf dem Gipfel einer Anhöhe ſitzend, über einen Liebes-Brief nachdenkt, welchen es im Schooße liegen hat; eine beſondre Grazie weht aus den Zügen dieſes Bauernmädchens, das üppige Leben ſprudelt in dem unübertrefflichen Colorite, die Figur iſt ⅔ natürlicher Größe. Das andre Bild dieſes Meiſters iſt das bekannte Kind vor dem Beckerhauſe, welches einen für den Backofen beſtimmten Zwetſchenkuchen bewacht gegen die Lüſternheit einer unten lauſchenden Katze. Von Weller in Mannheim ſahen wir ein Bild, das den Blick aller Beſchauer nicht nur anzieht, ſondern feſſelt; ein krankes, in den letzten Zügen ſich befindendes Kind liegt in der Wiege, zu deſſen Linken ſitzt der trauernde Vater in ſeinem beſchmutzten Fuhrmannskittel mit einer braunen Mütze auf dem Kopfe, hinter ihm ſteht die betende Großmutter, und rechts vom Kinde ſitzt die verzweifelnde Mutter, den Kopf an die Wiege lehnend. — Ein ſchönes Marineſtück von einem Holländer, Namens Schrotel; das Hauptſchiff iſt mit beſondrem Fleiße gemalt, Luft und Waſſer ſind vortrefflich gehalten, und ſehr täuſchend vereinigt ſich die neblige Atmoſphäre im Horizonte mit dem Meere. — Eine Tyroler Gegend von Haushofer in München. In dem reinſten Aether erhebt ſich hinten zur Linken ein hohes, blaues Gebirg, indeß vorn theils waldige, theils kahle Anhöhen einen in zwei Abtheilungen erſcheinenden, ruhigen See umgeben, in welchem ſich die Ufer und Baumgruppen abſpiegeln, und deſſen Transparenz und Wahrheit im Tone mit wenigem Aufwand einen großen Effect macht. — Von Auguſt Obermann in München ein ſchön gemalter Blumenſtrauß in einem Körbchen, Aurickeln, gefüllte Narciſſen, eine Roſe, Hyacinthen, Tulpen, Iris und Päonia bilden das Ganze. — Zwei mit großem Fleiße gemalte Winterlandſchaften, die eine von Braakmann, einem Holländer, die andre von Bürkel in München. Die erſtere übertrifft die letztere, welche etwas manierirt erſcheint. — Das Innere einer blos durch ein ſchmales farbiges Fenſter im Hintergrunde beleuchteten Kirche von Ackermann in Frankfurt. Ein effectvolles Helldunkel; Architektur und Staffage gut gezeichnet. Außerdem ſind von Ackermann noch drei recht brave Aquarelle vorhanden. — Ein Auswandrer zur See von Hänlein in Mainz, Kniestück, eine ſowohl hinſichtlich der Zeichnung wie des Colorits lobenswerthe Arbeit. — Vom bekannten Thiermaler Simmler in Geiſenheim ein großes Viehſtück mit Landſchaft, und ein kleines Bild, Rheinufer mit Pferden, beide recht vorzüglich gemalt. — Von Profeſſor Oppenheim in Frankfurt, der Opferung Abraham's und Iſaac's. — Eine große Landſchaft von Rabl in Frankfurt, mit reichem Baumſchlage von verſchiedener Gattung, mit einem über Felſenblöcken rieſelndem Waſſer, und Felſenmaſſen mit einer Burg im Hintergrunde. Eins der beſſern Bilder der Ausſtellung, doch etwas mehr Manie als Natur. — Eine Anſicht vom Molo di Gaeta, gemalt von Oth in München; italiäniſcher Naturton. — Ungewöhnlich reich iſt dießmal die Ausſtellung an Porträts, beſonders von Fräulein Roſa Aſchenbach zu Mainz. Die Künſtlerin macht Fortſchritte. — Noch muß auch der große Carton vom Gallerie-Inſpector Götzenberger in Mannheim erwähnt werden, darſtellend die Philoſophie (für die Aula in Bonn). Die vorzüglichſten Repräſentanten der Philoſophie und der ſchönen Künſte ſind hier ſinnreich aneinander gereiht, ſowohl die aus der ältern, wie die aus der neuern Zeit. — Der Saal, worin die Werke der Plaſtik ſich befinden, iſt nicht zum Beſten ausgeſtattet; dagegen ſind eine große Zahl vortrefflicher Lithographien aus der lithographiſchen Anſtalt von Kehr und Nieſſen in Cöln vorhanden.

Notizen.

⁂ Rothſchild'ſche Denkwürdigkeiten. — Der Buchhändler Bentley in London hat angekündigt, daß in Kurzem bei ihm die Memoiren des verſtorbenen Herrn Nathan von Rothſchild, mit deſſen Porträt ausgeſtattet, erſcheinen werden. —

⁂ Miß Frances Wright wurde kürzlich zu Philadelphia öffentlich mißhandelt, weil ſie an einem Sonntag eine Vorleſung gegen die Staatsbank zu halten verſuchte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 209. 1836.

Phönix.

Samſtag, 3. September.

Die Marquiſe von Saint-Prie.

(Fortſetzung.)

Die arme Maria von Polen hatte wirklich den Thron beſtiegen, auf dem ſie ſo verachtet und vernachläſſigt werden, und ſo viele Thränen vergießen ſollte, aber jetzt lächelt ihr noch die kurze Täuſchung, ihr Glück und ihre Hoheit berauſchten ſie, und gern war ſie ein unterwürfiges Werkzeug des Miniſters und der Marquiſe von Prie, die als ihre Ehrendame nun triumphirend dem Hof und dem Reich unumſchränkt gebot, und eben den Kaufcontract über eine neue Herrſchaft las, als der Herzog bleich und verwirrt in ihr Cabinet trat, und faſt zitternd die Bittſchriften der Provinzen auf ihre Toilette warf. „Leſen Sie, Theuerſte!“ ſagte er, „ich glaube, wir dürfen die Sache nicht auf's Äußerſte treiben, wir müſſen die Vermögensſteuer zurücknehmen; der Biſchof von Frejus macht ſo ernſte Mienen, er fängt an, dem König die Vorſtellungen der Stände vorleſen zu laſſen, und ich weiß aus ſicherer Quelle, daß der Knabe geweint hat.“ — Frau von Prie rollte das Heft, welches die Klagen der Bretagne enthielt, auf. „Werfen Sie Sire,“ lautete der Anfang, „einen mitleidigen Blick auf Ihre armen, erſchöpften Provinzen, auf ein treues Volk, das Sie liebt und Ihre Liebe verdient; betrüben Sie es nicht, während es für das Glück Ihres Lebens betet, erſticken Sie nicht in Jammertönen den Jubelruf bei Ihrer Vermählung.“ *)

Dunkelroth erglühten die Wangen der Marquiſe, ſie ſchlug mit der zarten Hand auf den Tiſch, ſchleuderte eine koſtbare Vaſe auf den Boden, und brach dann in ein gellendes Gelächter aus: „Weg mit den elenden, abgedroſchenen Floskeln!“ ſchrie ſie, „wie albern ausgedrückt, welche ſchlechte Schreibart, man glaubt, die ſelige Scudery zu hören, das Zeug ſchmeckt nach dem Bombaſt der Provinz.“ Bei dieſen Worten warf ſie einen Theil der Papiere in das Kaminfeuer. Der Herzog riß ihr mit Mühe noch die Vorſtellung des Clerus aus den Händen, und ſtarrte die furienhaft verzerrte Liebesgöttin an. Sie gewahrte ſein Entſetzen, wie der erſte Wahnſinn des Zorns, daß man ihr zu widerſtreben wage, vorüber war, und ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken, drückte ihr wildpochendes Herz an ſeine Bruſt, brach in Thränen aus und ſtammelte mit girrenden Tönen: „O mein Geliebter! vergib der Reizbarkeit des ſchwachen Weibes, das ſich nicht zu mäßigen weiß, wenn man ſich erfrecht, dir den Gehorſam zu verſagen, deinem Willen zu widerſtreben. Alles habe ich dir geopfert, deine Magd bin ich, und meine darum, die ganze Welt müſſe dir unterthan ſein, in grenzenloſer Hingebung wie ich.“

Toben und Lärm auf der Straße unterbrach die zärtliche Scene. „Brod! Brod!“ ſchrien tauſend Stimmen, „an den Galgen mit dem Kornwucherer, in's Bicetre mit der Anſtifterin, der Buhlerin. Werft die großen Herrn, die unſeres Elends ſpotten, in die Seine, den Vignerot und den Feuillade, der ſich mit hunderttauſend Mann bei Turin ſchlagen ließ.“ Jetzt brüllten furchtbare Baßſtimmen jenes Gaſſenlied:

> La Prie, la chiffonière,
> A dit à Feuillade:
> Prens ta vieille rapière
> Et retourne à Turin,
> Enfuis-t'en de la ville,
> Et de la cour aussi,
> Où tu es trop honni.
>
> Richelieu le grand-père
> Etoit menestrier;

---

*) Siehe Remontrances du Parlement de Bretagne.

Celui ci degenère,
Etant de tout metier;
Financier politique,
Galant, ambassadeur
De la Prie protecteur.

Die Marquiſe wagte einen Blick durch die Scheiben, aber die gräßlichen, wuthentſtellten Geſichter der hungernden Menge ſchreckten ſie wieder zurück und ſie flüchtete ängſtlich in die Arme des Herzogs, dem ſelbſt ſehr übel zu Muthe war. „Wir wollen nach Verſailles fahren,“ ſagte ſie endlich, „wir müſſen einen entſcheidenden Streich wagen, um unſere Autorität zu befeſtigen. Ich habe den alten, heimtückiſchen, immer freundlichen Biſchof Fleury im Verdacht, daß er ſeinen Zögling wider mich einzunehmen und das Volk aufzuhetzen ſucht; er ſoll und muß weichen; nachher mag der König dem Parlament ſeine Reitpeitſche zeigen, wie einſt ſein Urgroßvater!“ — „Im ſchlimmſten Fall,“ bemerkte Frau von Prie, und nahm aus ihrer Chatoulle ein Fläſchchen mit weißlicher Flüſſigkeit, „habe ich von Turin ein Mittelchen mitgebracht, um widerſpenſtige Leute ſchnell zur Ruhe zu bringen, und wer wird ſich wundern, wenn den alten, abgelebten Mann der Schlag rührt.“

Clemence wollte ihrer Gebieterin folgen, aber die Kammerzofe bedeutete ſie barſch und verächtlich, wie man ſie immer in Elmon's Abweſenheit behandelte, die Marquiſe bedürfe ihrer Begleitung nicht. Schweigend ging ſie in das Bibliothekzimmer, das an das Boudoir der Frau von Prie ſtieß, und fand hier Elmon, der zufällig das vorhergehende Geſpräch angehört hatte, ohne anfangs ſeinen Ohren trauen zu wollen, und jetzt empört, im Innerſten zerriſſen, faſt mit der Verzweiflung rang, das Ideal, die Sonne ſeines Lebens, die zauberiſche Heldin ſeiner Träume, in den tiefſten Abgrund des Laſters verſunken zu finden. Clemence nahte ihm, bang vor ſeinen wilden Blicken, ſeiner ſichtlichen Verſtörtheit, und doch wieder angezogen von dem innigſten Mitleid. Sie wagte nicht ihn anzureden, ſie faßte nur leiſe ſeine Hand und küßte ſie, wie ein liebendes Kind den erzürnten oder betrübten Vater zu verſöhnen oder zu tröſten ſtrebt. Auch Elmon's Herz durchdrang ein milderes Gefühl; dies reine, ſchuldloſe Geſchöpf erſchien ihm wie ein himmliſches Weſen, das ihn einer Welt voll Sünde entrücken wolle. Er lehnte ſein Haupt an ihre Bruſt und weinte laut; doch plötzlich richtete er ſich auf, ſeine Augen flammten und er rief, männlich den weichlichen, entwürdigenden Schmerz beſiegend: „Die Furie ſoll wenigſtens ihren ſchwarzen Anſchlag nicht ausführen! Komm', Clemence, du ſollſt den bedrohten, ehrwürdigen Greis warnen, dir wird man glauben, dem frommen, aufrichtigen Kinde, mir, dem Verwandten, dem Freund jenes Weibes traut man nicht.“

Die unerfahrene, leichtgläubige Königin Marie ließ ſich leicht aus Dankbarkeit gegen den Herzog bereden, zum erſten- und letztenmal in ihrem, ſpäter ganz paſſiven Leben, an einer Intrigue Theil zu nehmen. Sie zeigte ſich dem Hof nur wenig Augenblicke, ging dann in ihr Kabinet, wo der Herzog und Frau von Prie ſie erwarteten, und ließ den König rufen, der gewöhnlich ſonſt um dieſe Stunde Fleury zu empfangen pflegte. Sie ſchmeichelte dem jungen, kindiſchen Gemahl, ſpielte auf dem Clavier, trieb allerlei Poſſen, die ihrer ernſtern Natur ſonſt fremd waren, und brachte es unſchwer dahin, daß der bedeutſame Glockenſchlag überhört wurde. Ludwig hatte ſchon in jenem zarten Alter, er war damals 16 Jahr alt, viel Neigung zu geiſtigen Getränken, beſonders, wenn ſchöne Damen ſie ihm kredenzten, und um ihn noch mehr zu zerſtreuen, legte ihm der Herzog den Plan zu neuen Wegen, die zum Behuf der Jagd, den Forſt von Compiegne durchkreuzen ſollten, zur Einſicht vor, denn dergleichen nannte man: mit dem König in Staatsgeſchäften arbeiten. Zuletzt verwickelte man ihn in eine Discuſſion in dem unermeßlichen Feld des Ceremoniels, das Heinrich III. begründet, Ludwig XIV. in allen Zweigen zu einer weitläuftigen Wiſſenſchaft ausgebildet hatte, und woran Ludwig XV. unendliches Intereſſe nahm. Nun hatte ſich vor einigen Tagen ein Kampf der wichtigſten Art entſponnen, worüber der Hof das Lit de justice, die Vermögensſteuer, ſammt dem widerſpenſtigen Parlament und der Hungersnoth vergaß. Die Prinzeſſinnen vom Geblüt hatten nämlich ſeit der Erbauung des Pallaſtes die linke Tribüne der Schloßkapelle beſetzt, während die Rechte zur Seite der Königin von ihren Hofdamen eingenommen wurde. Nun fiel es plötzlich den Prinzeſſinnen ein, dieſen Platz in Anſpruch zu nehmen; die Hofdamen murrten und grollten, daß man ſie von ihrer Gebieterin trenne, wichen aber doch den fürſtlichen Damen; als aber nun jener Hofdamen auch nachdrangen, da erhoben ſie ſich im ſtreitbaren Phalanx, Frau von Prie voll Kampfbegier an der Spitze, und es wäre beinah vor dem Hochaltar zu Thätlichkeiten gekommen. Der Hof theilte ſich in zwei kriegeriſche Parteien; man ſah die alten Marſchälle von Frankreich, die ergrauten Juſtizminiſter, die hochwürdigen Biſchöfe zuſammentreten und höchſt bedenklich über dieſen Fall berathen. Auch jetzt wog man die Rechte und Privilegien der Hofdamen gewiſſenhaft und weitläuftig ab, wie es aber ſpäter wurde, und es dem König endlich einfiel, daß die Stunde, welche er ſonſt mit ſeinem theuern Präceptor zu verplaudern pflegte, längſt verſtrichen ſei, da verlängerte ſich das Geſicht des königlichen Knaben, ob er gleich nicht wußte, daß Fleury dreimal nach ihm gefragt und verächtlich abgewieſen worden war. Er ſah ängſtlich nach der Thüre, die Scherze ſeiner Umgebung konnten ihm nur noch ein halbes, weinerliches Lächeln entlocken, und er ſtotterte endlich: „Es iſt ſpät, Fleury läßt ſich nicht ſehen, ob er krank iſt? Er wird mir doch nicht böſe ſein?“ — „Wie ungalant ſind Euer Majeſtät gegen Ihre ſchöne, liebenswürdige Gemahlin,“ ſagte der Herzog, „Fleury mag warten, mag morgen wiederkommen, ja in 14 Tagen iſt noch immer Zeit, ſeine langweiligen, ſalbungsvollen Reden anzuhören; Euer Majeſtät bedürfen keines Hofmeiſters mehr; Sie ſind mündig, Gatte und Herrſcher,“ das Letzte klang faſt wie Ironie in Bezug auf den ſchwächlichen, unwiſſenden Knaben. — „Ihr Wille iſt jetzt Geſetz,“ bemerkte Frau von Prie; aber Ludwig's Abſcheu vor ihr, die in Fleury's Schilderungen immer als Primadonna aller Phrynen prangte, und der nur heute ihrer zauberiſchen Anmuth momentan gewichen war, erwachte in ſeiner ganzen Stärke. Es wurde ihm noch unheimlicher, er ſprang auf, blickte verwirrt umher, ſchloß eigenhändig, wahrſcheinlich zum erſtenmal in ſeinem Leben, die

Thüre auf und rief mit kläglicher Stimme nach dem erſten Gentilhomme de la chambre, dem Herzog von Mortemar. Dieſer, verdrießlich über das lange Warten, und perſönlicher Feind des Miniſters, trat mit unglückweiſſagender Miene hervor. (Fortſ. folgt.)

Abt Vogler und ſeine Schüler Carl M. v. Weber und Meyerbeer.

(Schluß.)

Nach abgehaltenen Theater- oder Concertproben eilte Vogler gewöhnlich in das Schloß zum Mittageſſen; denn er war ſtändiger Tiſchgenoſſe ſeines fürſtlichen Freundes, an deſſen Tafel die Grazien und Muſen den Präſidentenſtuhl einnahmen und der feine Witz als die beſte Würze geſchätzt wurde. Vogler war, ſo oft er in ſeinem Staatskoſtüme erſchien, ein Gegenſtand des öffentlichen Belächelns. Klein und corpulent von Körper mit etwas vorwärts gebeugtem Haupte, hingen ſeine langen Arme mit den langen Fingern, welche über zwei Octaven in ihrer vollen Ausdehnung umſpannen konnten, beinahe bis zum Boden herab. Als päpſtlicher Erzzeuge, Kämmerer des apoſtoliſchen Pallaſtes und Ritter vom goldnen Sporn beſtand ſeine Kleidung aus kurzen ſchwarzen Hoſen, einem rothen und weißen Strumpfe, ſchwarzen Schuhen und einem goldnen Sporn am rechten Fuß. Vom Kragen ſeines weitſchößigen Frackrocks fiel das Mäntelchen herab, an welchem ein Orden angeheftet war und mit dem der Wind oft ſein loſes Spiel trieb. An einem rothen Band trug er als Großkomthur den Verdienſtorden des heſſiſchen Hauſes und an der linken Seite einen mächtigen Degen. Während nun der joviale Meiſter an der reichen Tafel ſeines fürſtlichen Freundes den Freuden des Mahles und der geſelligen Unterhaltung, den Geiſtern des Champagners und Hochheimers huldigte, ſtürmten die genialen Schüler den wohlgeſpickten Keller und blieſen mancher Flaſche das Lebenslicht aus, bis einer nach dem andern beim Einbruch der Dämmerung ſich nach einem ruhigen Plätzchen zum Niederlegen umſah. Wenn dann der Meiſter ſpät am Abend nach Hauſe zurückkehrte, bemerkte er immer mit Schrecken die Todtenſtille ſeines Hauſes. Er wußte alsdann, daß toller Spuck getrieben worden war. Aber er lachte ſelbſt heimlich, und um nur den guten Ton des Hauſes nicht ganz ausarten zu laſſen, ſprach er oft verweiſend: „Ihr Kinderchen, was habt ihr wieder angeſtellt!" „Papachen, zupft Euch an Eurer eignen Naſe," lallten ſie ihm entgegen, und im Triumph brachten die Wankenden den Wankenden zu Bette.

Der Reichſte unter den jungen Männern war Meyerbeer, der Ärmſte C. M. von Weber; wie aber alle nur ein Geiſt beſeelte, ſo führten ſie auch nur eine Kaſſe und auch in ſpäteren Jahren machte noch der edle Meyerbeer in allen dringlichen Fällen den Banquier ſeiner Freunde. Jeder ging, wenn er ſeine Arbeiten vollendet, ſeinen Lieblingsvergnügungen nach. Meyerbeer ſaß oft Tage lang in den verſchiedenen Luſtgärten und lauſchte dem Geſang der Vögel; C. M. v. Weber liebte es, ſich in einer ſehr renommirten Brandweinſchenke, dem Schloſſe gegenüber, wo beſonders die Landleute aus dem Odenwalde, Oberheſſen und vom Rhein her ihre Einkehr hatten, ſtundenlang herum zu treiben. Denn er liebte das Volksleben, und vor allem den Volksgeſang und das Volkslied; dort war es, wo er die ſchönſten Melodieen für ſeine Lieder und ſpäteren Opern von den Lippen der Sänger ſtahl.

Vogler liebte ſeine Schüler wie Kinder, ſie ihn als Vater. Keinem ſchmeichelte er, er ſagte Jedem unverhohlen ein Urtheil über ſein Talent. So prophezeite er dem Dichter des Freiſchütz und Oberon eine glänzende Zukunft, wie er Meyerbeer verſicherte, er beſitze ein großes Talent, was bei anhaltendem Fleiß Großes leiſten könnte. Er werde ſich auszeichnen durch die originelle Conſtruktion ſeiner Muſik, aber den urkräftigen ſchöpferiſchen Genius werde er nie umarmen.

Am 6. Mai 1814 ſtarb Vogler an einem Schlagfluß unvermuthet. Zwei Prieſter und einige Freunde geleiteten ſeinen Sarg, der mit einer vergoldeten Apolloleyer und einem Lorbeerkranze geſchmückt war, zur Gruft, in der Nähe der Kapelle auf dem alten Kirchhof, wo ihm ſein furſtlicher Freund ein ſchönes Monument von ſchwarzem Marmor mit paſſender Inſchrift errichten ließ. Seine Schüler hatten ſich einige Jahre vorher in alle Welt zerſtreut; nur ihren wachſenden Ruhm trug die Fama zu den Ohren des alternden Meiſters. Einer von ihnen beſuchte vor ſeiner Abreiſe nach London im Januar des Jahres 1826 die Grabſtätte ſeines unvergeßlichen Lehrers. Er ahnte damals noch nicht, daß er fünf Monate ſpäter ſein den Tonen geweihtes Leben aushauchen und in der Moorfieldskapelle zu London feierlich beigeſetzt werden wurde. Gansbacher lebt als geſchätzter Organiſt in Wien; Poißl leitete lange Jahre die Oper zu Munchen, Winter ſtarb daſelbſt mit alterndem Ruhm; Gottfried Weber lebt als einer der vorzüglichſten Theoretiker in Darmſtadt, und Meyerbeer feiert in der Weltmetropolis Welttriumphe, die der vorſchauende Geiſt ſeines Lehrers nicht vorherſah.

Heinrich Künzel.

Frankfurt a. M. (Muſik.) —

Nicht ganz unähnlich dem Wartburger Sängerſtreite iſt, nach Schmezer's Überſiedelung, der Tenoriſten-Kampf auf unſerer Bühne. Jeder iſt gerüſtet, dem Gegner ein Bein zu ſtellen, und denkt den ſchlüpfrigen Kampfplatz zu behaupten. Unſere dramatiſche Hungersnoth iſt plötzlich in Überfluß verwandelt, und ſchon ſeit Wochen ſchwelgen wir wieder in Kunſtgenüſſen, die wie Manna vom Himmel regnen. Steigen, Fallen und Wechſel ſind die Bedingungen der Welt-, folglich auch der Theater-Ordnung. Wo alſo am meiſten geſtiegen, gefallen und gewechſelt wird, herrſcht die meiſte Ordnung. Dieſer Schluß iſt unantaſtbar. Wer beſtritte folglich uns den Superlativ dieſer Theater-Ordnung? — Braunſchweig und Frankfurt überbieten ſich einander im Rübchenſchaben. Jenes hat nur einen Tenoriſten, wir haben deren fünfe gewonnen. Jenes klatſcht ſich ſeine 40,000 Hände wund. Wir klatſchen auch! Herr und Madame Fiſcher machen dort Furore. Madame Ernſt und Herr Dettmer hier. Beati possidentes. Die Vortheile ſind gleich. Wer aber mit größerem Rechte Rübchen ſchaben darf, lehre die Schlichterin alles Reellen, die Zukunft. Nach dieſer Metaſtrophe wieder zur Hauptſache. Herr Irmer aus Aachen trat als Othello und Eleazar auf, und ein vielſeitiges Verlangen ſetzte an jede Parthie eine Repriſe. Hier ſchreitet ein Gigante mit einem Pygmäen. Stimme mit Schule. Stoff mit Geiſt. Jener bringt durch Rieſengeigen und Heerpauken zweier Orcheſter, aber in kein einziges Herz. Des Beifalls und Hervorrufens kein Ende. — Binder von Wien ſang in denſelben Opern den Rodrigo und Leopold. Hier iſt das Verhältniß umgekehrt. Binder iſt als geſchmackvoller Sänger bekannt. — Herr Köhler von Petersburg ſang wie Schmezer in der Parthie des Georg Braun ſein Adio. Er gefiel nicht, obgleich ſeine etwas verwegene Art zu ſingen und zu agiren ihren unwiderſtehlichen Tribut von Oben erhielten. Die Stimme iſt nicht unangenehm, aber die Geſangweiſe aus dem alten Regime. Spiel bühnengewandt, aber chargirt. Exteriör nicht edel. — Herr Dobrowsky von Prag gab den Sever, den Alphonſo und Octavio. Hier erſcheint Alles im verjüngten Maaßſtabe. So Vortrag, Ausſprache, Geſtikulation als Figur. Kein Fünkchen Methode, ſondern Alles gedrängte, eckige, überſprudelnde Manier. Vom goldenen Recitativ ſcheint er keine Ahnung zu haben. Die Stimme, dem Regiſter nach an Haizinger's erinnernd, würde ſchön ſein, wenn ſie nicht zu ſehr an die Kehlbänder anſtreifte. An Kraft, Feuer oder Nüancirung iſt nicht zu denken. — Als Don Juan betrat unſer Marrder nach mehrwöchentlicher Abweſenheit unſere Bühne wieder und war, trotz der fremdartigen Umgebung, nicht weniger heimiſch und elaſtiſch darauf. Hervorgerufen, folgte er einer gewiſſen ſatiriſchen Ader, die oft, beſonders durch ſeine heutige Darſtellung, ſchimmerte, und dankte in in ſehr ſchwülſtigen Tiraden. — Über Madame Ernſt, welche nun die unſere iſt, ändere ich mein in dieſen Blättern früher ausgeſprochenes Urtheil nicht. Sie iſt eine brillante Sängerin in Concertopern, und überraſcht durch treffende und ergreifende Plaſtik, oft aber auch durch unſchöne, unweibliche. Wir gewannen heute wieder mehrſeitig die Überzeugung, daß Mozart's Muſik gar nicht zu verderben ſei. — Am 29. Auguſt endlich trat Cramolini von Wien als Zampa auf. Das Haus war gefüllt, die Neugierde geſpannt; denn es hieß, wir würden einen kunſtgebildeten Sänger zu hören bekommen. Deswegen bedaure ich, mein Urtheil einhalten zu müſſen, da der Sänger gleich Anfangs ſo total heiſer wurde, als wenn er mit Sordinen geſungen hätte. Er ließ ſich entſchuldigen und fand ein discretes Publikum. Wenn man bedenkt, wie ſehr das Gefühl eines ſo zufälligen Unvermögens auf alle Elemente einer erſten Darſtellung einwirken muß, ſo iſt es zu verwundern, daß ein Sänger die Faſſung behalten kann, eine ſolche Parthie nicht gänzlich fallen zu laſſen. Aber der ſchaffende Genius ſitzt nicht bloß in der Kehle, in den Fingern oder Beinen. Wir erkannten deßhalb recht gut, weß Geiſtes Kind unſer Gaſt iſt, und wünſchen ſeiner wie unſer wegen recht baldige Beſſerung.

7.

Feuilleton.

.*. **Moſaik.** — In **Griechenland** wurde die Moſaik nicht bloß in öffentlichen, ſondern auch in Privatgebäuden häufig angebracht. Sie kam ſo ſehr in Gunſt, daß man die prächtigſten Gemälde darſtellen lernte. Nach Plinius wurde zu Sylla's Zeit die ſchöne muſiviſche Arbeit zu Preneſte (Paläſtina) verfertigt, die unter dieſem Namen bekannt iſt; man iſt jetzt ziemlich der Meinung, daß ſie die Ankunft Alexanders in Aegypten dargeſtellt habe. Im Jahr 1763 entdeckte man zu Pompeji mehrere ſchöne Moſaiken, die Dioscorides verfertigt hatte. Auch in **Byzanz** und im Mittelalter beſchäftigte man ſich viel mit ſolchen Arbeiten. Conſtantin der Große ließ die **Sophienkirche** damit ausſchmücken. Später fand man ein Mittel, ein Goldplättchen auf den Glaswürfeln zu befeſtigen, die zur Moſaik gebraucht wurden, und nun ſah man bald Altäre, Kirchthüren, ſogar Kuppeln mit theilweiſe vergoldeten muſiviſchen Werken verziert. Die Fußböden ſtellten die ſchönſten orientaliſchen Teppiche dar. Die älteſten Kirchen **Italiens** enthalten die prächtigſten Moſaiken aus allen Epochen von den älteſten Zeiten des Chriſtenthums an.

Auch in **Frankreich** wurde dieſe Arbeit mit Erfolg betrieben. **Fortunat von Poitiers** ſpricht in ſeinen Gedichten von Moſaiken, die das Leben des h. Hilarius, des h. Martin und des h. Jördel darſtellten, und die Felix, Biſchof von Nantes in ſeiner Peter- und Paulskirche ausführen ließ. Eben ſo rühmt **Grégor von Tours** die Pracht der Altäre in Moſaik, welche die Kirche von Clermont zieren, die gegen Mitte des V. Jahrhunderts gebaut worden. Im XI. Jahrhundert ließ der Abt **Suger** einen Fußboden von Moſaik in der Kirche von **St. Dénis** anbringen, wovon im Jahr 1793 bei Verwüſtung dieſes Gebäudes einige Bruchſtücke aufgehoben worden. Auch rühmt man die ſchönen Moſaiken der Kirche von **Ainay** im Departement des Allier und der Kirche vom h. Irenäus zu **Lyon**. Sehr ſchöne Moſaiken befanden ſich ebenwohl in der Abtei von **St. Rémy** zu Rheims. Die Anwendung der Moſaik hörte mit einemmale auf.

In **Rom** kam im vorigen Jahrhundert dieſe Verzierungsart wieder in Aufnahme, und die **Päpſte** machten bedeutende Ausgaben, um die Muſivmaler aufzumuntern, die nun wirklich bewunderungswürdige Werke hervorbrachten. Sie ließen in der Größe der Originalbilder, die ſchönſten Gemälde von **Raphael** im Vatikan in Moſaik nachbilden und ſie in der Peterskirche aufſtellen, deren reichſte Zierde ſie ſind. In den letzteren Jahren hat man noch eine muſiviſche Copie des berühmten Bildes von **Guercino**, der h. Petronilla, hinzugefügt. Das Grandioſe der Compoſition und die Kraft des Colorits, die herrlich nachgeahmt ſind, bringen die edelſte Wirkung hervor. Nicht leicht kann die die Kunſt es weiter bringen.

Die **franzöſiſche** Regierung, um in dieſem Kunſtzweig mit Rom zu wetteifern, errichtete unter Chaptals Miniſterium eine Moſaiken-Schule von jungen Taubſtummen. Die Leitung dieſer kleinen philantropiſchen Akademie wurde Hrn. **Belloni**, einem römiſchen Künſtler, anvertraut. Sehr bald verfertigten die jungen Leute muſiviſche Arbeiten für den Schmuck der Frauen, die den italiäniſchen Fabrikaten zur Seite geſtellt werden konnten. Bei dem demnächſt erfolgten Dynaſtienwechſel wurde dies Inſtitut aufgehoben, ſpäter jedoch wieder hergeſtellt und ihm der Name einer **königlichen Manufaktur** beigelegt. Wie weit dieſe Anſtalt es unter **Belloni's** Leitung jetzt gebracht hat, gibt u. a. der im Muſeum des Louvre (im Blumenſaal) am Fuße der Melpomene gefertigte Boden zu erkennen. —

.*. **Statuen von Montaigne und Montesquieu** ſollen zu Bordeaux errichtet werden. Der dortige Munizipalrath hat 15,000 Frk. dazu votirt; die noch weiter dazu erforderlichen 130,000 Frk. ſollen durch Subſkriptionen der Einwohner von Bordeaux beigebracht werden. —

.*. **Eiſenbahnen in England.** — Man hat berechnet, daß das engliſche Parlament in ſeiner letzten Sitzung Bill's für Errichtung von nicht weniger als 11,000 engliſche Meilen Eiſenbahnen erlaſſen, die 300,000 Tonnen Eiſen erfordern werden. — Man fährt jetzt mit dem Dampfſchiff von London bis Boulogne für 6, und von Boulogne bis Paris kann man in der Diligence für 14 Franken fahren. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 210. 1836.

Phönix.

Montag, 5. September.

Die Zigeuner in Rußland und in Spanien.

(Brieſliche Mittheilungen.)

Den 23. September 1835.

Ein vorzüglicher Bewegungsgrund meines Beſuchs in Moskau war, mich mit einem beſondern Theil ſeiner Bevölkerung in Berührung zu bringen, welcher nach den erhaltenen Mittheilungen mir das lebhafteſte Intereſſen einflöß'te. Ich ſäumte daher nicht, kurz nach meiner Ankunft Gelegenheit zu ſuchen, meinen Wunſch zu befriedigen; und ich glaube, daß, was ich hierüber mittheilen kann, wird gleicherweiſe die Theilnahme des Chriſten, wie des Philoſophen erregen. Ich meine die Zigeuner oder Zyganen, oder, wie ſie ſich ſelbſt nennen, die Rommany, von denen ſich mehre Tauſende in und um Moskau aufhalten, und ſich auf mancherlei Art zu ernähren ſuchen. Manche Leute, die gewohnt ſind, dieſes Volk als herumziehende Wilde zu betrachten, das der Geſittung unzugänglich und unfähig ſei, die Segnungen eines ruhigen und häuslichen Lebens zu ſchätzen, werden ſicherlich erſtaunen, wenn ſie vernehmen, daß viele von ihnen große und ſchöne Häuſer in Moskau bewohnen, öffentlich in glänzenden Equipagen erſcheinen, und ſich von der gebildeteren Klaſſe der Ruſſen nur durch höhere perſönliche Vorzüge und geiſtige Ausbildung unterſcheiden. Die Urſache dieſer außerordentlichen Erſcheinung in Moskau ſelbſt liegt in dem weiblichen Theil dieſes Volks; ſeit undenklichen Zeiten haben die Zigeunerinnen die Macht ihrer Stimme in ſolchem Grade ausgebildet, daß, mitten in einem Lande, wo die Kunſt des Geſanges zu größerer Vollkommenheit, als in irgend einem Theile der Welt gediehen iſt, demungeachtet die vorzüglichern Zigeunerchöre, nach dem allgemeinen Urtheil des Publikums, in Moskau ihres Gleichen nicht finden und über alle Mitbewerbungen den Sieg davon tragen. Es iſt ein in Rußland überall bekanntes Faktum, daß die berühmte Catalani von der Macht der Stimme einer dieſer Zigeuner-Sängerinnen mit ſo viel Bewunderung erfüllt wurde, die, nachdem ſie ſelbſt vor einer glänzenden Verſammlung in Moskau geſungen, hervortrat und mit reichſtrömender Fülle von Melodie alle Anweſenden entzückte, daß ſie von ihren eignen Schultern einen Shawl von unermeßlichem Werth, den ihr der Papſt geſchenkt, abnahm und, die Sängerin umarmend, ſie bat, ihn anzunehmen, weil, ſagte ſie, er nur der unübertroffenen Sängerin beſtimmt geweſen ſei, und ſie finde ſoeben, ſie ſelbſt ſei es nicht. Die Summen, welche dieſe Künſtlerinnen einnehmen, ſind ſehr beträchtlich, und ſetzen ſie in den Stand, in Üppigkeit jeder Art zu leben und ihre Männer fürſtlich zu unterhalten. Manche von ihnen ſind mit achtbaren Ruſſen verheirathet, und Jeder, der nur einige Zeit lang in dieſem Lande ſich aufhält, kann ſich überzeugen, daß die liebenswürdige, talentvolle und häusliche Gattin des Grafen Alexander T****** eine geborne Zigeunerin iſt und früher die Zierde eines Rommany-Chors in Moskau war, während ſie jetzt eine vorzügliche Zierde des ehelichen Lebens und gebildeten Umgangs iſt. Man darf jedoch nicht wähnen, es gehörten alle Zigeunerinnen zu dieſer hohen, talentvollen und verehrungswürdigen Klaſſe; es gibt unter ihnen viele niedrige, verdorbene Frauenzimmer, die in den Schenken oder in den benachbarten Gärten ſingen, und deren Männer ſich von Roßtäuſcherei und ähnlichem Gewerbe ernähren. Der Hauptzufluchtsort dieſer Klaſſe iſt Marinin Roſez (Marienhain) ungefähr zwei Werſte von Moskau; dorthin fuhr ich alſo, begleitet von einem Lohnbedienten. Als ich ankam, ſchwärmten die Zigeuner aus ihren Zelten und aus der kleinen Schenke mir entgegen und umringten mich. Ich ſtand vom Sitze der Kaleſche auf und redete ſie mit lauter Stimme in der Mundart der engliſchen Zigeuner an, in welcher ich ein wenig bewandert bin. Ein lauter Ausruf von Verwunderung erſchallte mit einemmale, und Bewillkommungen und Begrüßungen in Strömen muſikaliſchen Rommanydialekts beſtürmten mich, worunter das: „Ah kak mi tute karma," (o, wie lieb haben wir dich!) am vernehmlichſten klang. Denn anfänglich hielten ſie mich für einen ihrer Brüder, von denen ſie ſagten, daß ſie die Türkei, China und andere Länder durchzögen, und daß ich über dem großen Pauni (Waſſer) gekommen ſei, ſie zu beſuchen. Ihre Züge glichen genau denen der Zigeuner in England; ſie waren braun und meiſtentheils ſchön geſtaltet, ihre Augen hatten ſtolzen und wilden Ausdruck, ihr Haar war kohlſchwarz und etwas kraus. Ich befragte ſie über Mancherlei, vorzüglich über ihre Religion und ihr urſprüngliches Vaterland. Sie ſagten, daß ſie an Duwel *) glaubten, wie ſonderbarer Weiſe Gott in ihrer Sprache heißt, und ſich vor dem böſen Geiſte, dem Bengel **) fürchteten, daß ihre Vorfahren aus dem Rommanylande gekommen ſeien, aber, wo das Land liege, das wußten ſie nicht. Sie ſangen mehrere Lieder, ſowohl in ruſſiſcher als in rommanyſcher Sprache. Erſtere waren bekanntere neuere Geſänge, wie ſie auf Theatern vorkommen. Letztere waren aber augenſcheinlich ſehr alt; denn ſie hatten ein beſonderes Vers- und Zeitmaß, dem nichts in der ruſſiſchen Versbaukunſt gleich kam, und der Sinn derſelben zeigte eine Eigenthümlichkeit, die durchaus weder europäiſch noch neu genannt werden konnte. Ich beſuchte dieſen Ort mehrmals während meines Aufenthaltes in Moskau, und ſprach mit ihnen über ihren ſündlichen Lebenswandel und von der Erſcheinung und den Leiden des Erlöſers, und bei meinem letzten Abſchied drückte ich die Hoffnung aus, daß ſie in Kurzem das Wort des Lebens in ihrer eignen Sprache erhalten würden, welche ſie weit höher zu ſchätzen und zu achten ſchienen, als die ruſſiſche. Sie hörten mir immer recht aufmerkſam zu, und die ganze Zeit über, die ich bei ihnen zubrachte, fand ich nichts Anſtößiges weder in ihren Worten noch Geberden.

Madrid, den 19. Juli 1836.

Ungefähr um 1 Uhr Nachmittags am 6. Januar (1836) ging ich über die Brücke des Guadiana, eines Grenzfluſſes zwiſchen Portugal und Spanien, und kam nach Badajoz, einer feſten ſpaniſchen Stadt von 8000 Einwohnern. Vor Allem dankte ich Gott, der mich während fünf Tagen meiner Reiſe durch die Wildniſſe von Alentejo geführt, dieſe, am meiſten von Räubern und verwegnen Menſchen heimgeſuchte portugieſiſche Provinz, die ich ohne alle andere menſchliche Begleitung durchzog, außer eines faſt blödſüchtigen Jungen, der nunmehr wieder die Mauleſel zurückführen mußte, welche mich und mein Gepäck getragen hatten. Es war nicht meine Abſicht, lange in Badajoz zu verweilen, und, weil am dritten Tage nach meiner Ankunft ein Wagen nach Madrid abgehen ſollte; ſo nahm ich mir vor, in dieſem mich nach der Hauptſtadt zu begeben.

Am andern Morgen ſtand ich vor der Thür der Wirthshauſes, worin ich abgeſtiegen war; das Wetter war trübe; es ſchien, als würde es bald regnen. Ich dachte nach über den Zuſtand des Landes, das ich eben durchſtreift hatte, und das in blutiger Geſetzloſigkeit und Verwirrung darnieder lag. Plötzlich kamen zwei Männer, in langen Mänteln gehüllt, die enge und faſt verödete Straße herab; ſie wollten eben an mir vorübergehen, und der nächſte von beiden war ganz nach mir zugekehrt. Ich merkte, wem die Züge, die er enthüllte, angehören mußten; ich berührte ſeine Schulter; er blieb ſtehen, und ſein Begleiter mit ihm, ich ſprach ein Wort aus, auf welches, nach einem Ausruf von Verwunderung, in der Art geantwortet wurde, wie ich es erwartete. Dieſe Männer gehören zu der eignen Familie oder Raçe, die ſich durch alle Theile der gebildeten Welt zerſtreut findet, und deren Glieder unter dem Namen Ägypter, Böhmen, Gitanos, Zygany, und mehreren andern Benennungen bekannt ſind, die ſich aber unter einander Romanny nennen, und ebenſo die Sprache, in welcher ſie mit einander reden. Wir begannen in der ſpaniſchen Mundart dieſer Sprache mit einander zu ſprechen, in welcher ich ziemlich bewandert war. Ich erkundigte mich bei meinen zwei neuen Bekannten, ob viele ihres Volkes ſich in Badajoz und der Umgegend befänden; ſie ſagten mir, ihrer neun oder zehn Familien wohnten in der Stadt, und noch andere befanden ſich etwa neun Leguas weiter in Merida. Ich fragte ſie, wovon ſie ſich ernährten, und ſie antworteten mir, ſie und ihre Bruder erwürben ihren Unterhalt durch Pferde- und Maulthiertauſch und dergleichen. Alle aber in Badajoz wären ſehr arm, mit Ausnahme eines Mannes, der außerordentlich mubalballo oder reich ſei, welcher viele Pferde und anderes Vieh beſitze. Sie öffneten einen Augenblick ihre Mäntel, und ich ſah, daß ihre Unterkleider ganz zerlumpt waren.

Sie verließen mich in Eile, und gingen in die Stadt herum, den übrigen kund zu thun, es ſei ein Fremder angekommen, der die Rommanyſprache ſo gut ſpreche, wie ſie ſelbſt; der Augen und Angeſicht habe, wie ein Gitano, und ausſehe, als ob er von ächtem Kratti oder Geblüte ſei. In weniger, als einer halben Stunde war die Straße vor dem Wirthshauſe angefüllt von Männern, Weibern und Kindern Ägyptenlands. Ich ging zu ihnen hinaus, und mein Herz wurde tiefgerührt, als ich mich unter ihnen befand und ſie nach einander überſah; ſo viel Unreinlichkeit, Schmutz und Elend hatte ich noch nie in einer gleichen Anzahl menſchlicher Weſen beiſammen geſehen; das Schlimmſte aber von Allem war der böſe Ausdruck der Geſichter, welcher zeigte, daß ſie mit jeder Art von Verbrechen vertraut ſeien, und es dauerte nicht lange, ſo fand ich, daß ihre Geſichter nicht falſch wider ſie zeugten. Nachdem ſie mich unendlich Vieles gefragt, meine Hände, mein Geſicht, meine Kleider angefühlt hatten, gingen ſie wieder nach Hauſe.

Mein Zuſammentreffen mit dieſem elenden Volk war Urſache, daß ich mich länger in Badajoz aufhielt, als ich Anfangs Willens war. Ich wünſchte mit ihren Verhältniſſen und Sitten bekannter zu werden, und vor allen Dingen wollte ich in Chriſto zu ihnen reden und von ſeinem Wort; denn ich war überzeugt, daß, wenn ich auch bis an's Ende der Welt reiſte, ich Niemanden antreffen würde, der der chriſtlichen Ermahnung ſo ſehr bedürfte, und daher hielt ich mich noch faſt drei Wochen lang in Badajoz auf.

---

*) Vielleicht äthiopiſch dbudhel: der Verborgne, Unerforſchliche; oder verdorben aus thobb-hel: die Kraft des Guten, der gütige Gott. Anm. d. Ueberſ.

**) Vielleicht ben-gil: Sohn der Ausgelaſſenheit, Sohn des Zeitlaufs; oder ben-gilob, Sohn der Verbannung. Anm. d. Ueberſ.

Während dieſer Zeit war ich faſt immerfort mit ihnen zuſammen; und weil ich ihre Sprache redete, ſo ſahen ſie mich als einen der Ihrigen an, und ich fand öfter Gelegenheit, über ihren Charakter wahren Aufſchluß zu erhalten, als es jedem Andern, ſei es Spanier oder Fremden, möglich geweſen wäre, der dieſen Vortheil entbehrt hätte. Das Reſultat meiner Beobachtungen war die feſte Überzeugung, daß die ſpaniſchen Gitanos die niedrigſten, am meiſten herabgewürdigten und am tiefſten in's Elend verſunkenen Menſchen auf der Erde ſind. Die arge Verworfenheit dieſer Verſtoßenen mag vielleicht davon herrühren, daß ſie ihr herumziehendes Leben verlaſſen und ſich in der Stadt niedergelaſſen haben, wo zu den ſchlimmen Zügen ihres urſprünglichen Charakters noch die ſchlimmen und laſterhaften Gewohnheiten der Hefe der Stadt hinzukommen mußten. Ihre Reden ſind voll Verwünſchungen, und in keinem Theile der Welt habe ich ſo häufige, ſo ſchreckliche und ſo außerordentliche Fluchworte gehört, als unter dieſen Leuten.

Religion haben ſie gar keine; ſie beſuchen weder die Meſſe noch die Beichte; noch bedienen ſie ſich jemals der Namen Gottes, Chriſti oder der Jungfrau, als bloß zu Verwünſchungen. Nach dem, was ich von ihnen hörte, hatten ihre Vorfahren einigen Glauben an Seelenwanderung; ſie ſelbſt lachten aber über dieſe Vorſtellung und waren der Meinung, die Seele vergehe, wenn der Leib aufhöre zu athmen; und der Grund, den ſie angaben, war vernünftig genug, ſo fern er die Seelenwanderung betraf: „Wir ſind elend und geplagt genug geweſen in dieſem Leben; warum ſollten wir nochmals leben?“ —

Ich überſetzte einzelne Stellen der heiligen Schrift in ihre Mundart, die ich ihnen häufig vorlas, vorzüglich die Parabeln vom Lazarus und dem verlornen Sohn, und ſagte ihnen, jener ſei ſo elend geweſen, wie ſie ſelbſt, und beide hätten eben ſo viel oder noch mehr gelitten; daß aber die Leiden des erſtern, der immer einer ſeligen Auferſtehung entgegen geſehen habe, in dieſer Welt ſchon entſchädigt worden wären, durch die Hoffnung, einſt in die Geſellſchaft Abraham's und der Propheten aufgenommen zu werden; und daß der letztere, nachdem er ſeine Sünden bereuet, Vergebung erhalten und ſich eben ſo großer Liebe ſeines Vaters erfreuet habe, als jemals dem gerechten Sohne zu Theil geworden ſei. Sie hörten mit Bewunderung zu, aber ach! nicht mit Bewunderung der ewigen Wahrheiten, die ich ihnen mittheilen wollte, ſondern darüber, daß ſie fanden, ihr gebrochnes Kauderwelſch könne geſchrieben und geleſen werden. Die einzigen beifälligen Worte, die ich über die mitgetheilten göttlichen Wahrheiten jemals von ihnen vernahm, und die meiſtens verneinender Art waren, kamen von einem Weibe. „Bruder,“ ſagte ſie, „du ſagſt uns wunderliche Dinge, obſchon du vielleicht nicht lügſt; vor einem Monate hätte ich weit eher an dieſe Geſchichten geglaubt, als daß ich Jemanden ſehen würde, der in der Rommany-Sprache ſchreiben kann.“

Sie beſitzen eine große Anzahl von Liedern oder Geſängen, die ſie zur Begleitung der Guitarre abſingen. Um mich in der Sprache zu üben, ſammelte und ſchrieb ich über hundert dieſer Geſänge auf, in denen Pferdediebſtahl, Blutvergießen und alle die verſchiednen Auftritte des Zigeunerlebens in Spanien vorkommen; doch finden ſich in ihnen hin und wieder zarte und ſchöne Empfindungen, wiewohl ſelten und zerſtreut, wie eine Blume oder ein Strauch wohl hier und da aus den Spalten der ſchroffen, furchtbaren Klippen hervorſprießt, aus denen die ſpaniſchen Berge und Sierren beſtehen.

Folgendes iſt die fabelhafte Sage von der Vertreibung ihrer Väter aus Ägypten: „Und es geſchahe, daß Pharao, der König, zahlreiche Heerſchaaren ſammelte zum Kriege; und nachdem er die ganze Welt unterworfen hatte, ſo forderte er von Gott, daß er vom Himmel niederſteige und ihn bekämpfe; aber der Herr antwortete: „da iſt keiner, der kämpfen wird mit mir!“ und darauf that der Herr einen Berg auf, und er verſchloß darin Pharao, den König, und alle ſeine zahlreichen Heerſchaaren; ſo daß die Ägypter ohne Vertheidiger blieben, und ihre Feinde erhoben ſich und zerſtreuten ſie weit aus ihrem Lande.“

(Aus dem Engl.)

Die Marquiſe von Saint-Prie.

(Fortſetzung.)

„Wo iſt Fleury?“ ſtammelte der König. — „Er war zweimal hier,“ verſetzte Mortemar, „er wartete erſt lange, der fromme, ehrwürdige Biſchof konnte nicht glauben, daß ſein geliebter Zögling ihn vergeblich harren laſſe, endlich kam er zum drittenmal, traurig, niedergeſchlagen und gab mir dieſen Brief an Euer Majeſtät.“ — Ludwig zitterte, wagte kaum das Siegel zu löſen, und brach dann in kindiſches Weinen aus. „Er iſt fort,“ ſchluchzte er, „ich bin allein, ich bin verlaſſen, er iſt nach Iſſy geflüchtet, er kommt nie wieder!“ Ludwig bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Vergebens verſchwendete die Königin ihre Liebkoſungen, vergebens ſuchte der Herzog ihn zu ermuthigen, er ſah, von ſeinem Hofmeiſter verlaſſen, nur Schreckgeſpenſter, nur Verrath und Meuchelmord um ſich her, womit Kinderwärterinnen und Prieſter ihn ſeit der Wiege an, geängſtigt hatten. — „Gehen Sie Mortemar,“ ſagte der Herzog, „ich werde den König ſchon beruhigen.“ — „Meine Stelle,“ erwiederte Mortemar, „gibt mir das Recht zu bleiben, ſo lange es der Monarch erlaubt. Befehlen Sie, Sire, daß Fleury zurückgeholt werden ſoll? Sie allein haben hier zu gebieten.“ — „Ach mein guter Mortemar!“ ächzte Ludwig in Thränen ſchwimmend, und warf ſich in ſeine Arme, „ja bringen Sie ihn zurück, retten Sie mich.“ Und den Herzog von Mortemar wie einen Schild umklammernd, zog er ihn in ſein Schlafzimmer, wo er ſich mit ihm einſchloß, bis der Herzog nach der geheimen Audienz mit Siegerblick die Gallerien durchſchritt, und von anbetenden Höflingen bis an ſeinen Wagen begleitet wurde, während ſich alle von dem Miniſter und der

Frau von Prie zu entfernen ſuchten. „Es gilt das Letzte,“ flüſterte dieſe ihrem betäubten Freund zu, „lebendig ſoll Fleury nicht wieder nach Verſailles zurückgebracht werden, an unſerm Untergang ſoll er ſich nicht weiden, und wenn er todt iſt, fragt ſchon morgen Niemand mehr nach ihm.“ Der Herzog wollte ſie aufhalten, aber ſie ſtürzte fort.

Sehr ernſtlich mochte es Fleury wohl nicht mit ſeiner Flucht gemeint haben, denn er hatte ſich nur in ſein Landhäuschen, in dem nahen Iſſy retirirt, von wo man ihn ſchon einmal während der Regentſchaft im Triumph hatte zurückholen müſſen, aber er traute doch ſeinem Glücksſtern nicht vollkommen, und der ſonſt ſo ruhige, heitere Biſchof ging in der Zelle raſch auf und nieder, blieb zuweilen am Fenſter ſtehen, und hielt das Toben des Novemberſturms, der Schneeflocken gegen die Scheiben trieb, für das Rollen eines nahenden Wagens, dann die Täuſchung gewahrend, lauſchte er wieder, ob ſich nicht Fußtritte auf dem Gang vernehmen ließen, doch alles blieb ſtill und nur ſein vertrauter Diener Barjak, der im Kamin Bruſtthee kochte, ſuchte dem ſchweigſamen Herrn Rede abzugewinnen. Fleury deutete nur, daß Barjak die Lampe anzünden ſollte, dann ſetzte er ſich mit ſcheinbarer Faſſung und blätterte eine Weile in der Kirchengeſchichte, deren unzählige Bände vor ihm aufgethürmt lagen, doch bald der geiſtlichen Lectüre überdrüſſig, griff er nach einer Schrift über die Bewirthſchaftung der Landgüter in der Normandie und murmelte vor ſich hin: „Ja, Ackerbau, Frieden, Sparſamkeit, nur dieſe drei Dinge erhalten den Staat.“ —

Fleury, damals hoch in den Siebenzig, war noch ein ſchöner Greis von würdiger Haltung und feſter Geſundheit, die regelmäßiges Leben und heiterer Sinn erhalten hatten. Das einfache, geiſtliche Gewand und dieſe prunkloſe Zelle ſchienen eher auf einen Einſiedler, als auf den Lehrer und Günſtling des mächtigſten Königs in Europa zu deuten, und Fleury, der doch unläugbar ehrgeizig war, blieb auch in der Folge als Kardinalminiſter dieſer äußern Prunkloſigkeit treu, ja Niemand konnte beſſer über Demuth und Selbſtverläugnung predigen, ſo daß er, wenn Geiſtliche nach hohen Würden ſtrebten, ſie immer verſicherte: Niemand ſei glücklicher, als der ganz Unbedeutende, Unbemerkte.

„Es iſt abſcheuliches Wetter,“ brummte endlich Barjak, „der Sturm wird immer ärger, und man merkt wohl, daß die Stube lange nicht geheizt wurde.“ — Fleury wickelte ſich feſter in ſeinen Überrock und ſagte ängſtlich: „Ich habe das nicht bemerkt, die Gemüthsbewegung hat mir warm gemacht, gib mir den Pelz und den Fußſack — wenn ich nur kein Fieber bekomme; lege mehr Holz an, guter Barjak, und eile, daß der Thee fertig wird.“ — „Das Holz iſt grün,“ verſetzte Barjak, „es will nicht brennen. In Verſailles hatten wir Alles beſſer in Ordnung, und bequemer, — wer konnte auch denken, daß Sie mitten im Winter Ihr Sommerſtübchen aufſuchen würden? Dieſe Veränderung ſchadet Ihnen gewiß.“ — „Meinſt du, Barjak? Es ließ ſich aber nicht ändern, — freilich werde ich bald ſterben, wenn ich von meinem Zögling getrennt bleibe.“ — „Gehen wir denn gar nicht wieder nach Verſailles?“ fragte Barjak, „dort iſt Alles eingerichtet, wie es Ihrer Geſundheit zuträglich iſt, man hört da den Sturm nicht pfeifen, wie hier in dem elenden Neſt, und das liebe Kind, der König, grämt ſich todt, wenn Sie ihn verlaſſen.“ — „Und doch hat er mir heute ſeine Thür und damit ſein Herz verſchloſſen!“ brach Fleury in bitterm Schmerz aus. — „Iſt es weiter nichts,“ tröſtete Barjak, „er wird Kinderpoſſen getrieben, ſich mit den Pagen gejagt haben, und hat Ihre ernſte Miene geſcheut.“ — „Nein, nein,“ verſicherte Fleury, „mein Feind, der Herzog, und die geſchminkte Jeſabel waren bei ihm; ſie haben geſiegt, mich verdrängt, — aber ich will mich nicht ärgern, Ärgerniß iſt mir tödlich, — ich will ganz ruhig, ganz ungeſtört, nur dem Heil meiner Seele leben, und den Tand der Weltehre verachten. Horch, Barjak, hält da nicht ein Wagen? Lauf, lieber Freund, ſieh zu, ſollte man nach mir ſchicken?“ Er ſtand raſch auf, und warf Pelz und Fußſack weg. — Barjak, eben ſo erwartungsvoll, wie ſein Herr, eilte an die Hausthür, kam aber mit höchſt verdrießlichem Geſicht zurück. „Es iſt keine Hofequipage,“ ſagte er, „es iſt ein Fiaker, mit einem vermummten Weibsbild.“ — „Die Dame iſt wahrſcheinlich irre gefahren,“ antwortete Fleury kleinmüthig, und ſetzte ſich wieder zum Leſen, „wer bei Hof in Ungnade fällt, um den bekümmert ſich Niemand mehr.“ (Schluß f.)

Notizen.

⁂ **Merkwürdige Uebereinſtimmung.** — Die Notiz über Bohlen's Geneſis, Robert's Illustrations und Paraven's Kanal, die wir im Feuilleton zu Nro. 34 vom 9. Februar d. J. gegeben, findet ſich mit wenigen — Auslaſſungen — als **Korreſpondenzartikel** in der allgemeinen Kirchen-Zeitung vom 18. Auguſt d. J. und zwar ſogar mit demſelben Druckfehler, da auch hier einmal ſtatt: Juder und Hebräer — Juden und Hebräer ſteht. —

⁂ **Die Prinzeſſin Marie von Orleans** hat unlängſt auch drei gemalte Fenſter von etwa 18 Fuß Höhe nach eigenen Entwürfen vollendet, und der König dieſes Kunſtwerk in der Schloßkapelle zu Fontainebleau aufſtellen laſſen. —

⁂ **Verein zur Abſchaffung des Zweikampfs.** — Ein Lütticher Tagblatt enthielt in dieſen Tagen den Entwurf zu einem **Verein zur Abſchaffung des Zweikampfs.** Die Mitglieder ſollen ſich u. a. auch dazu verpflichten, ſich betreffenden Falls in Ehrenſachen der Entſcheidung eines, aus Mitgliedern der Geſellſchaft beſtehenden Geſchwornengerichtes zu unterwerfen, um mit allen zu Gebot ſtehenden Mitteln zur Ausbreitung der Grundſätze des Vereines mitzuwirken.

⁂ Ein Luſtſpiel von **Eduard Devrient**: „**Die Gunſt des Augenblickes**“ hat im Wiener Hofburgtheater trotz mancher Mängel, welche in der Behandlung eines etwas erbrauchten Stoffes ſichtbar hervortraten, angeſprochen; es verdankte ſeinen Erfolg dem feinen ächtkünſtleriſchen Spiele des Herrn und der Madam **Fichtner** und des Herrn **Herzfeld**.

⁂ **Engliſche Literatur.** — Von **Gally Knight** erſchien bei Murray: „An architectural tour in Normandy; with some remarks on Norman Architecture,“ ein für Geſchichte der altengliſchen Baukunſt intereſſantes Werkchen.

⁂ **Sparkaſſen** werden nun auch in Rom errichtet, nachdem der Papſt ſich von den Vortheilen überzeugt hat, welche ſowohl für die Sittlichkeit als für den Wohlſtand daraus erwachſen.

Hierbei eine Beilage Nº. 7.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 211. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 6. September.

Die Marquiſe von Saint-Prie.

(Schluß.)

Indem hörte man langſame, beſchwerliche Fußtritte, und herein trat eine lange, in viele Mäntel gehüllte Geſtalt, die nach dem Kamin wankte und heftig huſtete. „Mein Gott! gnädige Frau,“ rief Fleury, der die Marſchallin bald erkannte, „Sie wagen Ihre koſtbare Geſundheit in dieſem entſetzlichen Wetter, ſetzen ſich der Nachtluft aus, um Ihren Edelmuth gegen einen Verlaſſenen zu beweiſen. Barjak, präſentire der gnädigen Frau eine Taſſe Thee, er iſt von Altheewurzel, köſtlich gegen Bruſtbeſchwerden.“ — Die Marſchallin huſtete noch immer, und ſank in einen Seſſel, während Barjak ſeinem Herrn zuflüſterte: „Das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn die alte Unke und hier erſtickte.“ — „Das wolle der Himmel verhüten,“ entgegnete Fleury, ebenfalls leiſe, „ich habe einen ſolchen Schauder vor Todten, der Anblick könnte mir ſchaden, und wie würde man in Verſailles über mein Abenteuer lachen.“

Die Marſchallin hatte ſich indeſſen erholt und beruhigte Fleury mit der Verſicherung, daß ſie ſchon zwanzig Jahre dergleichen Anfälle habe, und daß nur jungen Leuten der Huſten gefährlich ſei. „Aber nicht wahr, beſter Freund, ich komme unerwartet?“ fuhr ſie fort, „wie ein Dieb in der Nacht, oder vielmehr wie eine rechtſchaffene Frau, die kein Unrecht leiden kann. Laſſen Sie ſich nicht ſchrecken, lieber Herr Fleury, der König kann nicht ohne Sie leben, außerdem haben Sie viele Freunde am Hof, und der Herzog mit ſeiner Concubine, die uns alle in den Staub treten möchte, ſind frommen Chriſten ein Greuel.“ — „Ach!“ ſeufzte Fleury, „die Gottloſen triumphiren auf Erden, aber ich denke nicht an mich, nur an den König und Frankreichs Noth. Aber Sie, gnädige Frau, ſaßen ja auch im Rath der Weltkinder.“ — „Ich habe Ihnen ſchon geſagt,“ verſetzte die Marſchallin mit eiſerner Stirne, „daß mein Herz ſich empört, wenn ich Ungerechtigkeiten ſehe. Ich bin noch vom alten Hof, rechtſchaffen, offenherzig und fürchte meinen Gott, und geben Sie acht, die Herrlichkeit iſt bald zu Ende, — ich habe ein Vögelchen pfeifen hören. Faſſen Sie Muth, hochwürdiger Herr, erinnern Sie ſich, wie viel Umwälzungen wir erlebt haben, von der Verſtoßung der Monteſpan bis zu dem Sturz der legitimirten Prinzen. Beſinnen Sie ſich noch, werther Freund, wie ich weinte, als Sie Biſchof von Frejus wurden, und uns verlaſſen mußten, obgleich ich im Zweifel blieb, ob die Trennung von mir oder der Abſchied von der kleinen Gräfin Sie betrübte; die arme Seele, ſie iſt nun lange todt.“ — Fleury ſchien dieſe erotiſchen Reminiſcenzen zu überhören und ſagte ernſthaft: „Sie haben ſich alſo mit Frau von Prie entzweit?“ — „Denken Sie ſich die Unverſchämtheit, die Abſcheulichkeit!“ brach die Marſchallin los, „heute kömmt die Nachricht, daß der Biſchof von Arles geſtorben iſt, hundertmal hat ſie mir dieſe Stelle für meinen Enkel Theophile verſprochen, und nun will ſie den Abbé de Villars, einen ihrer Liebhaber, damit begaben. Sollen wir ſolche Mißbräuche im Kirchenregiment dulden? Nicht wahr, es iſt eine Sünde und Schande?“

„Mein Himmel, wir bekommen wieder Beſuch,“ meldete Barjak, „da iſt wieder ein Frauenzimmer, das dringend den gnädigen Herrn zu ſprechen verlangt.“ — „Ich darf nicht geſehen werden,“ rief die Marſchallin, „ich bin inkognito hier, ich habe Gründe dazu und darum einen Miethwagen genommen. Laſſen Sie die Perſon abweiſen.“ — „Sie thut aber jämmerlich,“ entgegnete Barjak, „es gelte des Herrn Leben.“ — „Bringe ſie geſchwind herein,“ entſchied Fleury haſtig. — „Ich finde das ſonderbar,“ ſagte die Marſchallin, „man will Sie wahrſcheinlich nur erſchrecken, vielleicht zu falſchen Maßregeln verleiten, und wo ſoll ich mich verbergen?“ — Barjak öffnete das kleine Schlafkabinet und die Marſchallin huſchte mit der ganzen Lebendigkeit einer alten Franzöſin, der es ordentlich wohlthat, den Schatten ehemaliger Intriguen nachzuſpiegeln, in den engen Verſteck.

Clemence trat hinter Barjak in das Zimmer, aber obgleich ihr Cimon mehreremale wiederholt hatte, was ſie zu ſagen habe, ſo gewann ihre Schüchternheit doch wieder die Oberhand, ſie verlor die Faſſung und ſtockte. „Wer ſchickt Sie hierher? Wer ſind Sie?“ fragte Fleury. — Und Clemence, von dem Gefühl ihrer Verlaſſenheit überwältigt, antwortete mit Thränen: „Eine Unglückliche.“ — „Liebes Kind,“ ſagte der gutmüthige Prälat, „ich bin zwar in dieſem Augenblick ſehr zerſtreut, ſehr beſchäftigt, aber doch ſoll mich Gott behüten, Ihr Zutrauen abzuweiſen, — was wünſchen Sie, was kann ich für Sie thun?“ — „Ach nein,“ ſeufzte Clemence, „von mir iſt gar nicht die Rede, aber das Herz iſt mir ſo ſchwer, ich möchte Euch ehrwürdiger Greis beichten, und dann zu Euern Füßen ſterben.“ — Fleury glaubte eine Verrückte vor ſich zu ſehen und ſuchte ſich loszumachen, denn ſie umfaßte ſeine Kniee, aber er fühlte doch auch Mitleiden gegen das holde, troſtloſe Mädchen. „Faſſen Sie ſich, liebe Kleine,“ ſagte er gütig. „Haben Sie keine Verwandten, keine Verſorger? Wer hat Sie hierher gebracht?“ — „Ich komme nicht um meinetwillen,“ erwiederte Clemence, ſich beſinnend, „der Herzog-Miniſter und Frau von Prie wollen Ihr Verderben, ſelbſt Ihr Leben iſt in Gefahr, ein geheimer Freund räth Ihnen die äußerſte Vorſicht, man will —“ „Es iſt zum Verzweifeln,“ ſtürzte Barjak herein, „die Frau Marquiſe von Prie will aufwarten, ſie folgt mir auf dem Fuße.“ — „Sie tödtet mich, wenn ſie mich hier findet!“ rief Clemence. — Dem guten Biſchof war der Kopf ganz wirblig. „Was wollen alle dieſe Menſchen?“ ſtammelte er, „ich werde das Mährchen des Hofs, wenn die freche, ſpöttiſche Frau das junge Mädchen hier trifft.“

Barjak überlegte nicht lange, ſondern ſtopfte die willenloſe Clemence in den Verſteck der Marſchallin, aber weil er in ſolchen Dingen nicht geübt war, ſo ging es nicht ſchnell genug, um Frau von Prie den Anblick eines verſchwindenden, weißen Gewandes zu entziehen, was ſie mit höniſchem Lächeln bemerkte. „Ich ſtöre Euer Hochwürden doch nicht?“ begann ſie mit der verbindlichſten Freundlichkeit, während Fleury aus Überraſchung ſie mit tiefern Komplimenten empfing, als wohl ſonſt der Fall geweſen ſein durfte. „Ich muß mich über Sie beklagen,“ fuhr Frau von Prie fort und nahm Platz, wie Jemand, der einen langen Aufenthalt beabſichtigt, „Sie zürnen mit mir und ich bin Ihnen doch ſo herzlich gut, und von Natur zu freimüthig, um meine Gefühle zu verbergen, und alſo auch den Wunſch: Ihr Wohlwollen wieder zu erlangen. Sie haben vor einigen Tagen dem Herzog vorgeſchlagen, mich zu entfernen und unter dieſer Bedingung ihm Verſöhnung und Unterſtützung verſprochen.“ — „Man darf mir keinen Vorwurf machen,“ antwortete Fleury etwas verlegen, „wenn ich wünſche, den Einfluß der Damen auf die Regierung zu vermindern, wenn ich Verhältniſſe nicht billigen kann, die meinem Zögling verführeriſche Beiſpiele geben, und meinen Grundſätzen zuwider ſind.“ — „Ich hätte Euer Hochwürden für toleranter gehalten,“ erwiederte Frau von Prie mit einem Blick nach der Kammerthüre, „auch für edel genug, meine Freundſchaft für den Herzog richtiger zu würdigen, und die Verläumdungen zu verachten; doch wir wollen davon abbrechen, denn für mich iſt alles zu Ende; ich habe ſo viel durch Verkennung gelitten, ich bin der niedrigen Bosheit und Schlangenliſt der Höflinge ſo müde, ich habe erſt heute den Verrath der doppelzüngigen Marſchallin erfahren, daß ich blos hierher komme, um Abſchied von Ihnen zu nehmen, und um Ihren Beiſtand für den Herzog zu bitten, da ich gern weichen, gern das Opfer ſein will.“ — „Iſt das Ihr Ernſt, gnädige Frau?“ ſagte Fleury gerührt, „ich lobe, ich bewundere Ihren Beſchluß, Buße und Reue kommt nie zu ſpät.“ — „Ja, ich will weichen,“ wiederholte Frau von Prie, „ich will auf den ſtillen Fluren meines Courbepine den Glanz, die Täuſchungen meines Lebens vergeſſen. Ach! ich bin entſchloſſen und doch iſt mein Herz zerriſſen. Erinnern Sie zuweilen den Herzog an meinen Schmerz in dieſer Stunde.“ Die ſchöne Frau ſchluchzte, barg ihr Geſicht in dem Taſchentuch, und zog aus ihrem Buſen das Fläſchchen hervor, während ſie unter dem Tuch nach der Theekanne, die neben ihr ſtand, ſchielte. Fleury ermahnte ſie indeſſen ſich zu faſſen, und verſicherte, daß er bei ſeiner Verbannung nach Frejus in der Erfüllung ſeiner Pflichten bald Troſt gefunden habe. — Sie unterbrach ihn plötzlich und ſagte ihn ſtarr anſehend. „Was iſt denn das für ein dumpfes Geräuſch in der Kammer?“ Es gelang ihr wirklich, ihn zu verwirren und ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken, da ſie eben den Inhalt des Fläſchchens in die Theekanne gießen wollte, als viele Stimmen auf dem Gange laut wurden, und der Herzog von Mortemar in Fleury's Arme ſtürzte. „Kommen Sie, geliebter Freund!“ rief er, „der König iſt untröſtlich, daß man Sie ohne ſein Wiſſen beleidigt hat. Sie ſollen Frankreichs Geſchick lenken, und der Herzog iſt nach Chantilli exilirt.“ Bei dieſen Worten fuhr Frau von Prie halb wahnſinnig empor, und trank das Fläſchchen aus, das ſie in der zitternden Hand hielt. Das Zimmer füllte ſich mit Menſchen, unter die ſich auch Cimon miſchte, der vergeblich auf Clemence gewartet hatte, die jetzt in dem Tumult unbemerkt mit der Marſchallin hervorſchlich.

Die Glückwünſchenden von Mortemar's Gefolge beachteten Frau von Prie nicht, aber Cimon gewahrte ihr Erbleichen, ihr Umſinken und wollte ihr beiſtehen, aber ſie ſtieß ihn von ſich. „Wenn ich nicht herrſchen ſoll, mag ich auch nicht leben,“ ſchrie ſie mit heiſerer Stimme und ſchon verzerrten ſich ihre Züge durch die Kraft des ſchnell wirkenden Giftes. — Fleury rief tief erſchüttert um Hülfe. Clemence bemühte ſich um ſie, aber die Verzuckungen waren ſo ſchrecklich, daß bald Alle zurückwichen. Nur Cimon blieb, den ſtarren, verzweifelnden Blick auf das heißgeliebte Weſen gerichtet, an welches Jahre der Leidenſchaft ihn gefeſſelt, das ſo hoch begabt, ſo tief geſunken war, und erſt, als mit dem Ende des ſchrecklichen Todeskampfs der Zauber gebrochen war, gelang es Clemencen's Bitten, ihn hinweg zu ziehen. —

„Ich ahne den Zuſammenhang," ſagte Fleury, und legte ſeine Hand auf das Haupt der armen Clemence. „Ich will für dich ſorgen, gutes Kind, und vielleicht gelingt es deiner Sanftmuth und Holdſeligkeit, dieſen jungen Mann zu tröſten, der nichts Wirkliches verloren hat, nur ein Trugbild ſeiner Phantaſie." —

Fleury regierte noch fünfzehn Jahre beinah unumſchränkt, und bewahrte ſeinen Wahlſpruch: er wolle kein hiſtoriſches Miniſterium, das die Völker mit Blut und Thränen erkaufen müßten, er wolle nur Frieden und Sparſamkeit in allen Zweigen der Verwaltung; und wenn auch ſeine Anſichten zuweilen beſchränkt und kleinlich erſchienen, ſo verdankte doch Frankreich der Ausübung dieſes Grundſatzes glückliche Zeiten, und die einzige Erholung, die ihm ſeit den Tagen Sullys zu Theil geworden war.

Ph. von Mettingh.

Literatur.

Über Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Von Karl Gutzkow. Berlin. 1836, Plahn'ſche Buchhandlung.

Herr Gutzkow weiſet in der Vorrede ſeines Buches folgende zwei Geſichtspunkte zur Beurtheilung deſſelben an: „Dieſe Schrift hat einen polemiſchen und einen paränetiſchen Zweck. Sie ſollte einestheils unſeren großen Dichter gegen jene Auffaſſungen vertheidigen, welche in neuerer Zeit aus den verſchiedenartigſten Intereſſen gegen ihn gemacht wurden; anderntheils die ſelbſt unter den produktiven literariſchen Befähigungen der Gegenwart ſchwankenden äſthetiſchen Begriffe regeln und eine gemeinſame Verſtändigung befördern." — Wir werden aus einer gedrängten Analyſe der Gutzkow'ſchen Schrift zu ermitteln ſtreben, ob, und wiefern dieſe den angegebenen Zwecken entſpricht.

Erſtes Kapitel: Der Verfaſſer beginnt, indem er die Tendenz: „für die Kunſtkritik praktiſche Zwecke einzuführen," als eine ziemlich neue Erfindung (d. h. von Cicero her datirend) bekämpft. „Für Deutſchland," fährt er in ſeiner Ideenentwicklung fort, „ſei von jeher die Unterſtützung der Großen Lebensathem der Kunſt geweſen." Der „ſchöne Wechſelverkehr materiell und geiſtig Vermögender hört erſt mit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution auf, — die Literatur zieht ſich immermehr von den geſellſchaftlichen Autoritäten zurück, ja ſogar, als ſie romantiſch wurde, von der Nation." Die Reſtauration, die Periode der Improductivität ſchließt die alte Ära ab, eine Periode, in welcher (nach Herrn Gutzkow) Hoffmann, Tieck, Müllner und Jean Paul blos als „Reſte und Luftſpiegelungen vorangegangener Zeiten" erſcheinen, „wo Tieck wenigſtens ſein Talent retten wollte, Jean Paul die Zinſen ſeines tüchtigen Kapitals, Müllner das letzte Ächzen Schiller's, und wo die Originalität Hoffmann's darin beſtand, Abſude und Tafelabgänge durch pikante Saucen wieder aufzutiſchen." Da eine Vertheidigung und theilweiſe Rechtfertigung der genannten vier Dichter hier am unrechten Orte wäre, ſo folgen wir dem Ideengange Herrn Gutzkow's weiter. „Der Glanz der alten Zeit hatte mit der Kritik geendet, die Hoffnung einer neuen mußte mit der Kritik wieder anfangen; ſie griff einen Namen an, der die klaſſiſche Periode durch ſein Genie und die romantiſche durch ſeinen Ruhm beherrſcht hatte,..... dies war Göthe." Nachdem Herr Gutzkow das Faktum hingeſtellt, führt er nun die verſchiedenen Vorwürfe, welche gegen Göthe als Dichter und Menſch erhoben wurden, der Reihe nach an, Vorwürfe, welche größtentheils ebenſo bekannt als abgeſchmackt ſind und ſich ſo völlig durch ſich ſelbſt widerlegen, daß wir glauben: dieſer polemiſche Theil der Gutzkow'ſchen Schrift würde ſchwerlich vorhanden ſein, wenn es nicht Herr *Wolfgang Menzel* wäre, der jene Anklage erhob. Die Vorwürfe, welche Herr Gutzkow mit nicht geringerem Ernſte bekämpft, als der Held von La Mancha die Windmühlen, ſind folgende: „Daß man Göthe für alle Charaktere ſeiner Poeſie verantwortlich machte, daß man das Menſchliche ſeiner Helden verkannte, indem man ein Entmannendes, Unmännliches darin finden wollte, daß man Gothe der Immoralität bezüchtigte." Die Vertheidigung gegen die drei erſten Anklagen iſt von der Art, wie man ſie von jedem, auch nur halbweg gebildeten Menſchen erwarten kann, und zeichnet ſich nur durch eine wunderliche Arabeske aus, welche (man weiß nicht, weßhalb) zur Demüthigung Schiller's mitten in die Ehrenrettung Göthe's verflochten iſt. Die Vertheidigung gegen den Vorwurf der Immoralität hat den Vertheidiger in einen fatalen Cirkel verleitet. Er unterſcheidet dreierlei Arten („Abſtufungen") von Tugenden, ſolche, „welche für die Kunſt eine beſondere Zurichtung verlangen," — ſolche, „welche für den größeren oder geringeren Werth des Menſchen indifferent ſind, weil ſie ſich nach Alter, Stand und Situationen richten" und ſolche, „die für nichts in der Welt umgangen werden dürfen und die in Gothe's Werken auch nirgends umgangen ſeien." Dieſe letzteren ſind nach Herrn Gutzkow die *Ehre* und der *Stolz*, zu welchen ſich noch ein ſchöner und männlicher Fehler geſelle: die *Reuloſigkeit*. — Wenn Göthe freilich (wie Herr Gutzkow ſagt) „nicht erſchrack, ſobald Andre um ihn über Göthe'ſche Produktionen erſchracken," (welches *Erſchrecken* denn doch nichts anderes als *Reue* wäre!) „ſo *milderte* er als großer Künſtler den *Moment* des Erſchreckens" (wie kann man einen *Moment* mildern?); da nun Herr Guzkow von dem *erwachenden Gewiſſen* Göthe's ſpricht, (woraus deſſen Feinde ein „Raffinement" herausgedeutelt hatten, —) ſo ſcheint es faſt, als ob Herr Gutzkow, als er den Begriff der Reuloſigkeit ſtatuirte, von demſelben im Kreiſe herumgeführt worden ſei; — denn, *indem* das Gewiſſen *erwacht*, *ſpricht* es ja, und eben dieſe *Sprache* iſt — *Reue*. Ein fernerer Vorwurf, gegen welchen Herr Gutzkow ſeinen Clienten in Schutz nimmt, iſt der: „daß die Zeit mit Göthe's Talente wie eine Kokette mit dem freien Wiſſen ihres Anbeters geſpielt, und daß Göthe die Unterwürfigkeit gegen die Launen des Publikums aufgebracht hatte." Da dieſer Vorwurf ſich durch einen Blick auf die Literarhiſtorie von ſelbſt widerlegt, ſo begreift man nicht, weßhalb Hr. G. ſich die Mühe gab, ihn nochmals zu widerlegen.

Um die Phyſiognomie des Göthe'ſchen Genies zu ſkizziren, verſucht Herr Gutzkow eine neue Definition von

Genie und Talent zu geben, bei welcher er in dieſelbe Verwirrung und in dieſelben Widerſprüche geräth, welchen er ſo oft verfällt, als er aus dem Salon gerade auf die Lehrkanzel der Äſthetik zueilt. Da Herr Gutzkow natürliche Anlage beſitzt, ſo muß man bedauern, daß er ſich durch unreife Orakelſprüche ſo häufig lächerlich macht. „Das Talent,“ ſagt Herr Gutzkow, „hat in ſeiner Einheit Vielheit oder Allheit, — das Genie jedoch in ſeiner Einheit nur Mannigfaltigkeit. Das Genie erfindet und wird in ſeiner Thätigkeit abſorbirt.“ (Und doch behauptet Herr Gutzkow drei Seiten früher: „Schiller,“ [den er nur als Talent gelten läßt] ging in den Stoffen, denen er ſich hingab, gänzlich auf, der Stoff verſchlang ihn.“ Freilich geſteht Hr. G. [S. 45], daß Shakspeare, den er als Genie anerkannt, nicht ſtets „erfand, ſondern, wo ihm Mittheilung oder Lektüre eine hübſche Sage zutrug, — ſie für ſein poetiſches Ideal zurechtſchnitt.) — „Talent,“ fährt Hr. G. fort, „iſt Form, Genie Stoff.“ was, in's Deutſche überſetzt, wohl nichts anderes heißt, als: Talent iſt das Vermögen des Formens, Genie iſt die Zeugungskraft ſelbſt. Wenigſtens erhellt dieſe Anſicht aus den ſpäter folgenden Bemerkungen, daß „Göthe's Genie die Phyſiognomie des Talentes hatte.“ Es hebt ſich mithin der Begriff eines Gegenſatzes von Genie und Talent als zweier ſelbſtſtändiger Größen auf, und ſomit fällt auch die ganze Subtilität des Philiſterſtreites von ehegeſtern weg, welchen Hr. Gutzkow in ſeinem Buche wieder aufgenommen.

Einen Grund der Oppoſition gegen Göthe findet Herr Gutzkow darin, daß „in deſſen Bewunderung die Wärme der Einen die Wärme der Anderen erkältete,“ — eine Erklärung, die allerdings ihre Richtigkeit hat.

Den Schluß des erſten Kapitels bildet die Anſicht: „Göthe kann durch das, was er nicht gerade ſelber arbeitet, ſondern nur zuläßt, für die ſich in Deutſchland einleitenden Diskuſſionen dasjenige werden, was Ariſtoteles dem Mittelalter war; denn auch Ariſtoteles wurde für Dinge angewandt, die er nicht gekannt hatte, und diente als Berufung für Philoſopheme, wofür ſich in ſeinen Schriften nur die Prinzipien finden.“ Die ſich in Deutſchland einleitenden Diskuſſionen aber drehen ſich um die Stabilirung des Prinzips der Schönheit zum Cultus der Kunſt, wobei wir gerne die Hoffnung einräumen, daß bei der organiſchen Entwicklung der Literatur ein Cultus der Kunſt ſich feſtſtellen werde, der den Vorhang vom Allerheiligſten eines höheren Menſchheitslebens lüften wird. Daß aber Göthe nur durch das, was er zuläßt, wirke, kann man läppiſchen Wortkram nennen.

Zweites Kapitel. Herr Gutzkow hebt in dieſem Abſchnitt einen Grundzug des Göthe'ſchen Naturells: die Sympathie für Haus und Familie gewandt und elegant hervor, obgleich man ſich durch die Darſtellung Hrn. G.'s noch keineswegs für geneigt erklären kann, „im Häuslichen die genetiſche Grundlage der Göthe'ſchen Dichtungsweiſe zu finden.“ So glücklich Herr G. ſich aber auf dieſem Terrain bewegt, und obgleich er manches Detail in der That trefflich ausmalt, wie z. B. den Charakter der Göthe'ſchen Proſa, — ſo geräth er auch hier wieder in Begriffsverwirrung, ſobald er äſthetiſche Prinzipien aufſtellen will.

„Nichts iſt ſchön, das nicht anregt,“ ſagt Herr Gutzkow (S. 122). „Schönheit iſt ein pſychiſcher Moment, wo Wirkendes und Gewirktes zu einem ſeligen Genuſſe zuſammenfallen, und nichts in unſerem Sein ohne Erſchütterung bleibt; ſelbſt der ſinnliche Theil nicht. Schönheit an und für ſich, als das Dargeſtellte ohne Ausfluß auf unſer Entzücken gedacht, iſt auch nichts Vollendetes in dem Sinne, daß ſie durch etwas Anderes nicht könnte erhöht und geſteigert werden, ſondern ſie iſt der Grundton, in welchen unſere ergriffenen Sinne einfallen müſſen zum harmoniſchen Akkorde. — — —“ Bei dieſer Definition iſt jedoch ein Element des Schönen vergeſſen, das mit dem Begriff der pſychiſchen Einheit im innigſten Rapport ſteht, und ſich als eine ſo direkte und nothwendige Folge derſelben äußert, daß es ſchon aus der empiriſchen Definition nicht ausgeſchloſſen werden kann, — die ethiſche Beruhigung. Das Schöne iſt kein Schönes, wenn es nicht zugleich ein Kalokagathon iſt. —

Doch hören wir weiter, was Herr Gutzkow an ſeine eben angeführte Definition des Schönen auf der nächſten Seite (123) anreiht: „Das Erhabene iſt nicht das Schöne. Das Erhabene iſt das Gefühl der Maſſe, des Gleichgewichtes und eines es tragenden Schwerpunktes. Das Erhabene iſt einfach, das Schöne zuſammengeſetzt. Das Erhabene überwältigt, es produzirt in uns nur Rührung und Ohnmacht, aber das Schöne erhebt, das Schöne iſt Leben, Mittheilung, Aufforderung, es macht den Betrachtenden ſelbſt zum Künſtler.“ Wie Herrn Gutzkow's frühere Definition vom Schönen, ſo hinkt dieſe vom Erhabenen. Für den Menſchen wird nämlich immer gerade der Menſch ſelbſt jener Schwerpunkt ſein müſſen, welcher das Gleichgewicht trägt. Wie das bereits produzirte Schöne (in Natur und Kunſt) erſt in uns ſelbſt reproduzirt werden muß, wenn es uns als Schönes aufgehen und ſich entfalten ſoll, ſo auch das Erhabene; und wie es Menſchen gibt, denen das abſolut Schöne abſolut nicht als Schönes aufgeht, ſo liegt es nur an der Individualität, wenn dieſe ſich nicht ſelbſt als Schwerpunkt ſetzen kann; beſitzt ſie dafür nicht die ethiſche Einheit, ſo iſt es allerdings nicht zu verwundern, wenn man von der Maſſe deprimirt und zermalmt wird. (Schluß folgt.)

Notizen.

*** Herrn Th. Bulgarin's „Rußland in hiſtoriſcher, geographiſcher und literariſcher Beziehung ꝛc., in 8 Theilen, mit Abbildungen der ſlaviſchen Gottheiten, paläographiſchen Tabellen, einer Karte vom alten Rußland und mit ſtatiſtiſchen und Gebirgskarten verſehen“ — iſt jetzt unter der Preſſe und ſchon im nächſten Herbſte werden 4 Theile dieſes intereſſanten Werkes erſcheinen. Gleichzeitig mit der ruſſiſchen Ausgabe wird eine andere in deutſcher Sprache in Riga bei Franzen herauskommen. —

*** Bibelvertheilung unter das preußiſche Militär. — Seit 1821 beſteht eine Bibelgeſellſchaft in Preußen, welche ausſchließlich auf das geiſtliche Wohl der Armee Bedacht nimmt. Sie hat bereits 96,031 Bibeln unter ſie vertheilt. —

№ 212. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 7. September.

Bilder aus Ireland.

Von Adrian.

I. Das Banſhee.

Man hat, ſelbſt in Ireland, keinen durchaus klaren Begriff von dem Weſen der Banſhee's. Manche verwechſeln das Banſhee mit dem Hauskobold, dem Qualgeiſte einer Familie, und ſelbſt der treffliche Crofton Croker konnte der Anſicht huldigen, die Banſhee's ſtünden den Familien, denen ſie angehören, oft feindſelig gegenüber. Andere ſind der Meinung, daß Banſhee und das ſogenannte Kirchhofgeſpenſt ſeien eins und daſſelbe. Auch dieſe Anſicht iſt falſch, wie ſich bald ergeben wird.

Der Hauskobold unterſcheidet ſich von dem Banſhee weſentlich dadurch, daß er ein, wenn auch gutmüthiger und dem Menſchen zugethaner, doch oft tückiſcher oder mindeſtens neckiſcher Geiſt und eher an ein Gebäude oder einen Theil deſſelben, als an eine Familie gebunden iſt.

Das Banſhee dagegen zeigt ſich den Angehörigen einer Familie und, wenn es ſeine Theilnahme an einem bevorſtehenden Todesfalle an den Tag legt, zugleich begleitet es überſiedelnde Familien durch ganz Ireland.

Das Kirchhofgeſpenſt iſt ein von beiden ganz verſchiedener Geiſt. Es hat, wie der Name ſchon ſagt, ſeinen Lieblingsaufenthalt auf dem Kirchhof. Es erſcheint unter den mannigfaltigſten Geſtalten, bald als ein ſtattlicher Jüngling, bald als ein mit allen Reizen geſchmücktes Mädchen. Wie das Banſhee iſt ſein Anblick ſtets unheilverkündend, denn wer es ſieht, hat bald einen Todesfall in ſeiner Familie zu beklagen. Es zeigt ſich vorzüglich bei Leichenbegängniſſen. Unter den Begleitern der Leiche erwählt es ſich ein Opfer, lockt daſſelbe, wenn der Zug ſich entfernt, durch tauſendfache Künſte an ſich und umſtrickt ſeine Sinne durch den ihm eigenthümlichen Zauber, bis es ſich feierlich verbindlich gemacht hat, an einem beſtimmten Tage wieder auf dem Kirchhofe zu erſcheinen. Dieſer Tag iſt ſein Begräbnißtag. Dem jungen Mädchen erſcheint es als einnehmender Jüngling, das Herz der Armen wird durch eine unbegreifliche Gewalt gefeſſelt, der Liebesſchwur wird ausgetauſcht, das Verſprechen, an demſelben Tage des nächſten Mondes wieder auf dem Kirchhof zuſammen zu treffen, erfolgt, und es wird durch einen Kuß beſiegelt, durch welchen der Unglücklichen der Todeskeim mitgetheilt werden kann. Das Mädchen verläßt den Geliebten und den Kirchhof und in dem Augenblicke, wo ſie über die Schwelle des Gottesackers tritt, kehrt ihre Beſinnung zurück. Sie weiß nun, wer der Bräutigam iſt; die Roſen der Wangen verbleichen, der Lebensmuth verſchwindet, Verzweiflung tritt an die Stelle der frühern Heiterkeit und Sorgloſigkeit, und an dem feſtgeſetzten Tage erſcheint ſie als eine Leiche auf dem Kirchhofe. Der Wittwer, der ſeiner verſtorbenen Gattin Grab beſucht, ſieht dieſe plötzlich in dem ganzen Reize der Jugend und Schönheit vor ſich ſtehen — er vergißt, daß die Theure lange im Grabe weilt, Schwur und Liebeskuß verbindet ihn der Truggeſtalt und an dem beſtimmten Tage iſt er eine Beute des Todes. — Es gibt Gegenden in Ireland, wo man dem Glauben huldigt, daß dieſes Geſpenſt ſich auch bei Hochzeiten und öffentlichen Tanzbeluſtigungen zeigt, ſein Opfer ſich erwählt und dann verſchwindet. Bei ſolchen Gelegenheiten ſoll es oft die Erkorne zum raſenden Tanze hinreißen, dem ſtets ein gewiſſer Tod folgt. Eine Menge unter dem Volke ſehr beliebter Lieder bezieht ſich auf dieſen, im Süden von Ireland namentlich, durchaus noch nicht verſchwundenen Glauben.

Das Banſhee iſt ein geiſtiges Weſen, welches ausſchließlich beſtimmt ſcheint, den herannahenden Tod der Glieder

der Familie, welchen es zugegeben iſt, anzuzeigen. In früherer Zeit hatte jede bedeutende Familie ihr Banſhee. Dem Volksglauben zufolge gibt es ſich nicht gerne dem menſchlichen Anblicke preis, ſondern kündigt ſeine Erſcheinung und deren Urſache durch hinreißende melancholiſche Klage kund. Der leiſeſte Ton jedoch, der durch die Abendluft klingt, macht es verſtummen, und entzieht dem Auge ſeinen Anblick. Die, welche es geſehen haben, ſchildern es als ein ſchönes weibliches Weſen, auf altväterliche Weiſe gekleidet, leicht wie der Wind, blaſſen Antlitzes, wehmüthiger Miene. Seine Klage wird von Ohrenzeugen als herzzerreißend geſchildert. Überall macht es die Sage zu einem frühern Sprößlinge der Familie, welcher es nun angehört, oder zu der Geliebten, Freundin oder Dienerin eines Mitglieds des Hauſes, über das es mit zärtlicher Liebe wacht.

Unter den hundert Geſchichten, welche man in dieſer Beziehung noch heute, obgleich der Glaube an dergleichen allmählich in den Hintergrund tritt, in dem ſüdlichen und weſtlichen Irland erzählt, heben wir zur Erläuterung, die von dem Banſhee der O'Connor's heraus.

In der alten Zeit, erzählt man, als es in Irland noch eine Menge Könige und Fürſten gab, hatten die O'Connor's, die Könige vom Connaught, ihren Wohnſitz auf dem Schloſſe Ballintobber, inmitten eines nun verſchwundenen Waldes, welcher ſich faſt über die ganze jetzige Grafſchaft Roſcommon ausdehnte. Krieg und Jagd waren die Lieblingsbeſchäftigungen jener hohen Herrſcher, unter denen man Phaudhereen Grumaught, deutſch Patrik den Mürriſchen, noch heute als eines wegen ſeiner Strenge und Härte gefürchteten Häuptlings gedenkt. Dieſer Phaudhereen Grumaught hatte einen einzigen Sohn, welcher ganz und gar das Gegentheil des wüſten Vaters war — ein hübſcher, liebenswürdiger junger Mann und die Freude aller Jünglinge jenſeits des Shannon und das Entzücken aller Mädchen um den Lough Ree oder den König der Seen, wie die Irländer ein großes vom Shannon gebildetes Waſſerbecken nennen, deſſen glänzender Spiegel eine wahrhaft romantiſche Scenerie zurückwirft — Ruinen alter Schlöſſer, die Mauern ehemaliger Klöſter und Kirchen, waldige Ufervorſprünge, Inſeln mit ſchönen modernen Villen u. ſ. w.

Phelim, ſo hieß der junge Prinz, war eines Tags auf der Jagd, in der Nähe von Ballintobber, und verfolgte einen ſtattlichen Hirſch, mit der ganzen Hitze eines jungen Tollkopfs, der er war. Als das gehetzte Thier an das Ufer der Toemonia (iriſch Touathmena) kam, ſtürzte es ſich in die brauſende Flut und der Prinz ſpornte, der Folgen ungedenk, ſein Pferd dem geängſtigten Hirſche nach. In der Flut wandte ſich plötzlich der Hirſch gegen den Reiter, faßte ihn mit ſeinem ungeheuern Geweih, warf ihn von dem Pferde und überließ den ſchwerverwundeten Prinzen der ſchwarzblauen Flut, die gierig ſo koſtbares Blut trank und die Beute nicht wieder hergeben zu wollen ſchien. Als die Gefahr am größten war, fand ſich das Gefolge des Prinzen ein und rettete ihn. Eher todt als lebendig wurde er in die Hütte eines Fiſchers getragen und brachte hier drei Wochen bewußtlos, eine Beute des heftigſten Fiebers zu.

Der böſe Feind wich endlich, und als Phelim, der Liebling, ſich in dem engen Gemache umſchaute, gewahrte er an ſeinem Lager eine hübſche, roſenwangige Cailinog (junges Mädchen) die an einem Netze ſtrickte und das Strickholz vor Staunen und Freude fallen ließ, als ſie des Prinzen heitere Miene ſah.

„Ach, du meine Seele, er lebt!“ rief ſie und ſchlug die zierlichen Finger in einander.

„Wo bin ich?“ fragte der Prinz erſtaunt.

„Bei Euern Freunden,“ ſagte das Mädchen: „und der Mann, der Euch geſund machen ſoll, wird bald wieder kommen, denn dies iſt ſeine Stunde. Wie wird er ſich ärgern, daß Ihr ohne ihn ſo heiter aus den Augen ſeht und ſo lebensfroh umherſchaut!“

Die roſige Cailinog mußte nun erzählen, wie der Prinz in die Hütte gekommen, und was in den drei Wochen geſchehen war. Das Mädchen erzählte, wie die Unſchuld erzählt. Phelim durchſchaute ihr Herz, denn die jungen Prinzen ſollen in ſolchen Dingen einen ſcharfen Blick haben; er ſah, daß er überſchwenglich geliebt ward. Bald wußte die Cailinog — ſie hieß Nona — daß ihr Gefühl erwiedert ward und die jungen Leute waren ſo glücklich, als der Tag lang war.

Indeſſen mußte der Prinz wieder in das Schloß ſeines mürriſchen Vaters nach Ballintobber, und, was noch ſchlimmer war, ein neuer Krieg brach aus und Phelim mußte ausziehen gegen die Feinde Phaudhereen Grumaught's. Er ging aber, ehe er ſich an die Spitze des Heeres ſtellte, zu der ſtillen Hütte an der Toemonia, und ſagte der holden Nona ein Wörtchen in's Ohr.

Nona erröthete.

„Brauchſt nicht zu erröthen, mein ſüßes Auge, mein Leben, Nona! Einer der Pfaffen aus dem nahen Kloſter iſt mir zu Dienſten und ehe die Sonne auf die andere Seite deiner Hütte ſcheint, biſt du mir auf ewig verbunden.“

Nona mochte ſagen, was ſie wollte — es iſt ſchwer, einem Prinzen entgegen zu ſein, beſonders, wenn er ſo ſchön iſt, wie Phelim und ſo bürgerlich ehrlich, nicht nur mit einem Heirathverſprechen, ſondern ſogleich mit dem Geiſtlichen, der die Trauung verrichten ſoll, anrückt — das ſchöne Pärchen wurde getraut und Nona ſaß wieder in ihrem Hüttchen und ſtrickte Netze, und Phelim, der ſanfte Phelim, mordete, was er konnte, denn es war Krieg. Der Ärmſte wußte nicht, um welchen Preis der Frieden erkauft ward. Der alte, mürriſche König lieh, als der Kampf in voller Hitze war, einem ſchlauen Unterhändler, den ſein Feind, der König von Munſter abgeſchickt, das Ohr und Phelim's Hand ward der Prinzeſſin von Munſter förmlich zugeſagt. Als Phelim aus dem Kriege kam, ließ der alte Herr ihn ſogleich mit den Worten an:

„Du mußt zur Ehe ſchreiten, Phelim, Juwel! Es iſt die höchſte Zeit.“ Phelim war wie vom Donner gerührt.

„Nicht möglich, mein Vater.“

„Nicht möglich?“ rief der Alte, und der Zorn überkam ihn.

„Gewiß nicht, mein Vater! Ich bin mit einer Andern getraut.“

„So?“ ſagte der König und ſein Zorn war wie weggehaucht und um ſeine bartbedeckten Lippen ſpielte ein gutmüthiges Lächeln.

„Erzähle mir doch, Phelim, mein Liebling, wie es mit dieſer Trauung zuſammenhängt.“

Phelim war im Himmel, ſeinen Vater ſo gütig zu ſehen und erzählte lang und breit, wie Verliebte zu thun pflegen, von der Schönheit ſeiner Nona, von ihrer Liebe und Treue und ſo fort, bis zum Geiſtlichen, der ſie getraut hatte, und dem herben Abſchied.

Phelim wurde denſelben Abend auf mannigfache Weiſe gehindert, das Schloß zu verlaſſen und als er mit anbrechendem Tage aus dem hohen düſtern Walde in die freie Szenerie der Ufer der Tormonia trat und die Hütte des geliebten Weibes vor ihm lag, bebte er wild zurück, denn der Geiſtliche, der ihn mit Nona getraut hatte, hing an einem Fichtenbaum, der Fiſcherhütte gegenüber und gab eben ſeinen Geiſt auf. Das Schlimmſte ahnend, ſtürzte Phelim in die Hütte der Geliebten — Nona war verſchwunden, Niemand wußte ihm Nachricht von ihr zu geben. Es war, als hätte die Erde ſie verſchlungen. Phaudhereen Grumaught ſchwur bei ſeinem Barte, er habe die ſchöne Frau ſeines Sohnes nicht geſehen und er ſchwur keinen Meineid.

Phelim war unglücklich. Monate vergingen, ein Jahr war dahin und noch trauerte er um die geliebte Nona. Jetzt rötheten ſich ſeine Wangen wieder — er ging wieder auf die Jagd und hatte wieder ein Auge für die hübſchen Kinder am König der Seen.

Der alte O'Connor glaubte, nun ſei es Zeit, ſeines frühern Heirathsplanes wieder zu gedenken und gegen alle ſeine Erwartungen zeigte Phelim ſich erſt gleichgültig, dann ziemlich gefügig. Bald zog der König von Munſter mit ſeiner ſchönen Tochter und einem ganzen Heere hungriger Hofleute und geputzter Edelfräulein in Ballintobber ein und ganze Stiere und Hämmel wurden an den Bratſpieß geſteckt und der Wein und Wiskey Fäſſerweiſe getrunken. Seit Conary dem Großen hatte man etwas Ähnliches nicht in Irland geſehen. Der Hochzeitstag kam heran. Phelim fühlte ſich unbehaglich, aber er trat feſten Schrittes in die Kapelle des Schloſſes, wo der Biſchof im Ornat am Altar ſtand und die Braut des Bräutigams harrte und der ganze Hof zweier mächtiger Könige im größten Staate verſammelt war.

Der Biſchof hatte eben den Segen über das junge Paar geſprochen und Phelim drückte, der Sitte des Landes gemäß, den erſten Kuß auf die Lippen der Braut, als ein herzzerreißender Schrei in der Kapelle widerhallte und Alles erſchreckt umherblickte. Ein weibliches Weſen drängte ſich an den Altar und ſah den Biſchof an und die Braut, und wandte dann das ſtarre Auge auf Phelim. Ein Strahl der ſchönſten, himmliſchſten Freude übergoß ihr Antlitz, als ſie Phelim erkannte. Es war Nona.

„Mein Phelim! Mein Gatte!“ rief ſie aus tiefem Herzen und lehnte ihr ſchönes Haupt an ſeine Bruſt und ſank dann, ehe Phelim's Arm ſie ſtützen konnte, auf die ſteinernen Stufen des Altars. Sie war todt.

Der Prinz hob ſie auf und küßte ſie und weinte bitterlich über der Leiche der Unglücklichen, die der mürriſche alte König bis auf dieſen Tag in einem Kerker des Schloſſes eingeſperrt hatte, welchen ſie, da Alles zur Kapelle geeilt war und man in dem allgemeinen Freudentaumel der Gefangenen nicht achtete, erſtaunt verließ und zufällig an den Ort kam, wo das theuerſte Gut ihr eben für das ganze Leben entriſſen werden ſollte.

Der Biſchof erklärte die eben vollzogene Handlung für nichtig, der König von Munſter verließ mit ſeiner Tochter und dem Gefolge zur ſelben Stunde das Schloß Ballintobber, und Phelim lebte an dem Ufer des Lough Ree als Einſiedler. Als er mit dem Tode rang, weinte die kleine Nona an dem Fenſter ſeiner Einſiedelei und er erkannte ihre Stimme, lächelte ſelig und verſchied. Ein anderer Zweig der O'Conor's kam an die Regierung und die treue Nona hielt zu der Familie, und immer wenn ein Glied derſelben vom Tode bedroht war, klang ihre ſüße, melancholiſche Stimme an den Fenſtern der Wohnung. —

Gewöhnlich thut das Banſhee ſeine Theilnahme an dem Schickſal eines Angehörigen den Familien durch dieſe klagenden Töne kund. Es weilt unſichtbar für Alle, im Laubwerk vor den Fenſtern, wo der Sterbende liegt, oder läßt ſeine ſüße Wehklage aus einer nahen Baumgruppe herüber klingen. Neugierige haben oft das Haus verlaſſen und alles durchſucht, um des Banſhee's anſichtig zu werden, dies iſt ihnen jedoch nie gelungen. Sobald ſie aus dem Hauſe ſind, hören ſie die Stimme nicht mehr und wenn ſie daſſelbe wieder betreten, klingt ſie ihnen von Neuem entgegen. Einige Begünſtigte berichten jedoch, daß ſie das Banſhee mit dem Schleier über das Haupt geſchlagen, an dem Ufer eines dem Sterbehauſe nahen See's oder Baches ſitzen und bitterlich weinen geſehen haben; wenn ſie ſich ihm aber nähern wollten, war es verſchwunden, als hätte der Wind es weggehaucht.

Die italiäniſchen Republiken.

Als Europa ſich aus der Barbarei zu erheben begann, in welche das Sittenverderbniß der Römer und die Einfälle der nordiſchen Völker es geſtürzt hatten, war Italien das erſte Land, in welchem man die Keime einer neuen Civiliſation aufſproſſen ſah. Die Erinnerungen an eine alte Herrlichkeit, welche man Tugenden, Einſichten und der Freiheit verdankte, ließen erkennen, was die Völker für ſich ſelbſt zu erſtreben hatten. Noch ſtanden hier mehr große Städte, als in irgend einem andern Theile des barbariſchen Europa's, und durchgängig waren ſie ſehr bevölkert. Dieſe ſtädtiſchen Bürger nun verbanden ſich eidlich, einander gegen Gewalt und Unterdrückung zu vertheidigen. Sie bewaffneten und theilten ſich in Miliz Haufen, wählten ſich Anführer, bildeten einen öffentlichen Schatz durch freiwillige Beiträge, und, während ſie nur daran dachten, ſich gegen Räubereien zu ſichern, fanden ſie ſich bereits im Beſitz der Gewalt, der Souverainität und einer republikaniſchen Regierung.

Dieſe Confoderation gemeiner Bürger, welche die italiäniſchen Freiſtaaten des Mittelalters gründete, hat die Geſchicke Europa's, ja die der ganzen Menſchheit verändert.

Mit ihr begann jenes fortſchreitende Zeitalter, in welchem wir gegenwärtig leben.

Von Neuem hatten die Menſchen das Beiſpiel von Regierungen vor Augen, die nur den gemeinen Nutzen, nur die Wohlfahrt und Förderung ihrer Untergebenen bezweckten, die keine Rechte, ſondern nur Pflichten zu haben glaubten, und nicht von ihrem Ruhm, ſondern von dem Gedeihen des ihrer Sorge anvertrauten Staates ſprachen.

Fünf Jahrhunderte waren verfloſſen von dem Sturze des römiſchen Reichs bis zur Entſtehung jener Freiſtaaten. Die barbariſchen Völker hatten ſich fort und fort ihre Beuten durch Schwertesgewalt und Treuloſigkeit einander entriſſen, ohne irgend einer Bürgſchaft für ihre Siege theilhaftig zu werden. Die Dynaſtien waren auf einander gefolgt, ohne etwas zu begründen oder zu verbeſſern. Die italiäniſchen Freiſtaaten ſetzten dieſer anarchiſchen Barbarei eine Schranke; ſie bildeten ſich und erwuchſen eine Zeitlang unter dem Schirme ihrer Munizipal-Garantien. Aber im XII. Jahrhundert befeſtigten ſie ihre Unabhängigkeit durch ihre Siege über Friedrich Barbaroſſa.

Von nun an erfuhr die Welt, daß es Geſetze, daß es Bürgſchaften, daß es eine öffentliche Ordnung geben könne, unter deren Schutz ſich die Menſchen veredeln. Von nun an begannen die Sitten ſich zu beſſern; die menſchliche Vernunft entwickelte ſich, die Bevölkerung nahm zu, die Gewerbthätigkeit, der Handel — breiteten ſich aus, die Reichthümer häuften ſich, die freien Künſte erblühten, und die Menſchen ſahen dem Glück und der Vervollkommnung entgegen, für welche ſie geſchaffen ſind. Die Überlegenheit in den Künſten, in Rührigkeit und geiſtiger Bildung, welche die Italiäner der Freiheit verdankten, brachte ſie mit allen Völkern Europa's in Berührung, weil alle der Erzeugniſſe ihrer Induſtrie bedurften. Sie theilten Allen die erſten Begriffe von den Rechten der Unterthanen und den Pflichten der Regierungen mit; ſie lehrten die Städte der Provence, Catalonien's und Flandern's, ihre Gemeinden zu verfaſſen, und ihr Beiſpiel, das bald im ganzen weſtlichen Europa nachgeahmt wurde, gab hierdurch jenen Anſtoß zur Verbeſſerung aller Staats-Einrichtungen, welche, ſo hoffen wir, nicht ſtille ſtehen wird, bis die ganze Menſchheit aus der Barbarei ſich erhoben. —

Aber Italien war auch das erſte Land, welches Baumeiſter, Bildhauer, Maler, Dichter und Geſchichtſchreiber von Neuem hervorrief und die Regeln und Ausübung aller freien Künſte lehrte. Alle großen Männer, welche dem Meißel und dem Pinſel der einen, den Geſängen und Gedichten der andern Unſterblichkeit verdanken, würden ihrer nicht ohne den Unterricht der Italiäner theilhaft geworden ſein. So wird die Geſchichte ihrer Freiſtaaten verherrlicht durch die Entwickelung aller Talente, aller Tugenden und aller Vorzüge des Geiſtes, die dem menſchlichen Geſchlecht ſeine Würde und ſeinen Adel verliehen. —

(Nach dem Franzöſiſchen.)

München, 1. Septbr. 1836.

Die Reiterſtatüe des Kurfürſten Maximilian (I.) von Thorwaldſen iſt hier angekommen und ausgeſtellt worden; ſie übertrifft alles, was an öffentlichen Monumenten bisher hier geſchaut ward. Der Ausdruck des Helden iſt wunderſchön; er ſieht erwärmt nach links zu und kommandirt mit der Rechten, die Linke hält den Zügel des Pferdes an; er iſt im vollen Harniſch ohne Mantel dargeſtellt, der Harniſch iſt ſehr einfach aber ſchön gehalten. Das Ganze macht eine unglaubliche Wirkung.

Schwanthaler hat 14 Modelle ſeiner Wittelsbacher dem Rathhauſe zum Geſchenke gemacht, in deſſen Saale ſie aufgeſtellt werden ſollen.

Feuilleton.

*** Der ſpaniſche Adel iſt nicht mehr, was er in den Tagen ſeiner Jugend war, und ſeine Granden ſind noch tiefer herabgekommen als der große Haufe ſeiner Barone. Jene, bei ihren Heirathen auf eine kleine Zahl von Familien beſchränkt, ſind — einem unveränderlichen Naturgeſetz zu Folge — zum größten Theil auch phyſiſch verkümmert. Die Natur duldet keine abſolute Iſolirung. Nur aus Kreuzung verſchiedenartiger Geſchlechter entſpringt eine kraftvolle Nachkommenſchaft. Wie weit aber die ſpaniſchen Granden durchgängig zurückgekommen, iſt u. a. aus „Madrid in 1835, by a resident officer," zu erſehen. Der Verfaſſer dieſer intereſſanten Schrift bemerkt zugleich, daß der hohe Adel auch in geiſtiger Beziehung, bei ungeheuren Prätenſionen, ſehr weit hinter der Bildung der gegenwärtigen Zeit zurückgeblieben. Hierzu kommt, daß wenn auch überhaupt unter den ſpaniſchen Edelleuten noch manche Eigner großer Landgüter ſind, doch zum wenigſten neun Zehntel derſelben, theils durch Unkenntniß, theils durch den ungeheuren Aufwand, zu welchem Eitelkeit und Herkommen ſie veranlaſſen, ſich gegenwärtig in äußerſter Geldverlegenheit befinden. Der Aufwand beſteht hauptſächlich in der übertriebenen Anzahl von Hausbedienten, welche die Adligen halten, die noch durch den Gebrauch ſehr geſteigert wird, den Dienern, wenn ſie alt geworden, Penſion und Wohnung in dem eigenen Hauſe anzuweiſen. So, um nur ein Beiſpiel anzuführen, hat oder hatte der Herzog von Medina Celi zweihundert Namen auf dem Verzeichniß ſeiner theils wirklichen, theils penſionirten Hausdienerſchaft. —

*** Kunſtleben in Frankreich's Provinzialſtädten. — Während vor der großen franzöſiſchen Revolution das Leben Frankreich's krankhaft in der Hofſtadt concentrirt war, und noch Diderot bemerkte, es finde ſich in den Provinzen weder ein Maler, noch ein Bildhauer, fängt nun, in Folge der löſenden Kriſe, das ganze Land ein geſunderes, gemeinſameres Leben zu führen an. Als Symptom dieſer erhöhten Thätigkeit kann man anſehen, was in Schorn's Kunſtblatt von Paris aus berichtet wird. Hiernach ſandten ſeit 1830 auch Nicht-Pariſer Künſtler Werke zur Ausſtellung nach der Hauptſtadt, und die Zahl der Einſender, die im Jahre 1831 nur 26, betrug 1833 ſchon 32, dann 1834 — 36, 1835 — 56 und im l. J. 68. Auch ſollen die Provinzial-Ausſtellungen viel Treffliches enthalten, was zunächſt den Schulen in Lille, Rouen, Lyon, Dijon, Nîmes und Toulouſe ſeine Entſtehung verdankt. Solchen Ausſtellungen, mit denen Bilderkauf und Preisvertheilung verbunden iſt, gibt es in Lille, Cambrai, Douai und Valenciennes. Auch die „Sociétés des Amis des arts" in Rheims, Amiens, Straßburg, Havre, Rennes, Orleans, Grenoble, Boulogne, Poitiers, Marſeille u. m. a. ſind nach Kräften thätig. —

*** Karl Buchner rechtfertigt in Nro. 1363 der litterariſchen Blätter der Börſenhalle Guſtav Schwab's Austritt von der Redaction des Muſenalmanachs, durch Anführung der Fakten, welche dieſen dazu aufforderten.

*** Bei Max in Breslau wird ein neuer Roman von Tieck „Eduard" erſcheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 213. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 8. September.

Eine moderne Vorleſung.

(Aus Bauernfeld's „literariſchem Salon.“)

Wir theilen unſern Leſern aus dieſem Luſtſpiel, welches bekanntlich in Wien unter ungünſtigen, in Berlin unter günſtigen Auſpizien zur Darſtellung kam, ein Bruchſtück mit, in welchem der Dichter moderne Esprit-Charlatanerie porträtähnlich ſchlagend parodirt. Die Scene iſt der Salon des Herrn Lampe, eines bornirten bürgerlichen Mäcens, welcher ſeine Tochter einem literariſchen Windbeutel beſtimmt hat.

(Geſellſchaft von Herren und Damen. Emilie, Lampe's Tochter, am Theetiſch. Morgenroth, Schriftſteller, lieſ't vor. Lampe neben ihm, putzt die Lichter, mit Zeichen des Entzückens. Dr. Wendemann, Redakteur. Mannsfeld, in Emilien verliebt.)

Morgenroth (lieſ't:) Nur ein ſchöner Geiſt beſitzt die geiſtige Schönheit. Geſellige Bildung bildet die Geſelligkeit. Witz iſt die Blüthe des Geiſtes und Geiſt iſt die Frucht des Witzes. Ich habe nur Geiſt, wenn der Geiſt mich hat. Der Geiſt wirft einen Schatten — den Körper; aber der Körper wirft häufig Schatten auf den Geiſt. So Mancher gibt den Geiſt auf, d. h. der Geiſt gibt ihn auf, und läßt ihm nur ſeinen Schatten, den Körper. Solche leibliche Geſpenſter beſitzen oft Haus und Hof, Weib und Kind, und ſind ſeelenvergnügt, obwohl ihnen fehlt das Vergnügen einer Seele.

Geſellſchaft. Bravo!

Morgenroth (lieſ't:) Nur ein ſchöner Geiſt dringt mit Geiſt in den Geiſt der ſchönen Wiſſenſchaften. Alle Wiſſenſchaften ſind ſchön. Man kann alle Wiſſenſchaften wiſſen, ohne eine einzige ſtudirt zu haben. Das Wiſſen hindert die Wiſſenſchaft. Zu viele Objekte zerſtreuen das Subjekt. Bei einer Fülle von Erſcheinungen wird es objektiv ſubjektiv, während es doch ſubjektiv objektiv ſein ſollte.

Geſellſchaft (erſtaunt). Ah!

Morgenroth (lieſ't:) Alles Wiſſen iſt Stückwerk, aber die Wiſſenſchaft iſt ein Ganzes. Wer ſeine Individualität zur Totalität erhebt, der beſitzt jede individuelle Wiſſenſchaft in ihrer totalen Naturgeiſtigen Ausdehnung.

Einer aus der Geſellſchaft. Naturgeiſtig! Wie ſchön!

Lampe. St!

Morgenroth (lieſ't:) Wer dem Naturgeiſt zuhorcht, der benöthigt in der Geſchichte keine Fakten, in der Mathematik keine Formeln, in der Phyſik keine Experimente.

Geſellſchaft. Das iſt ſehr bequem.

Morgenroth (lieſ't:) Alle Wiſſenſchaften ſind verwandt. Z. B. Phyſik und Äſthetik. Waſſerſtoff iſt gleich Antikem, Sauerſtoff dem Romantiſchen. Poſitiver magnetiſcher Pol iſt Sentimentalität, negativer — Ironie. Das iſt der allegoriſche und ſymboliſche Einklang alles Wiſſens; in dieſen wenigen Ideen liegt das Geheimniß der geſammten Naturphiloſophie.

Geſellſchaft. Charmant!

Lampe (putzt die Lichter). Göttlich!

Morgenroth (lieſ't:) Verehrte Zuhörer! Ich will Ihnen zum Schluß ein Mährchen erzählen. Fee Schönheit und Zauberer Geiſt lebten einſt als Mann und Frau. Aber ſie vertrugen ſich ſchlecht; ſie ließen ſich ſcheiden. Die holde Schönheit flüchtete zu den Damen, der ſtarke Geiſt zu den Männern. Dort ſtiften ſie glückliche Ehen. Wenn ich nicht irre, befinden ſich jene beiden ätheriſchen Weſen mitten unter uns, und beſchäftigen ſich eben, ein neues Band zu knüpfen.

(Er blickt auf Emilie, die Tochter Lampe's, und den Dr. Wendemann. Die Geſellſchaft gibt ſich Winke.)

Mannsfeld (für ſich). Der Unverſchämte! Mein Blut ſiedet.

Morgenroth (lieſt:) Ich ſehe die Schönheit erröthen. Dieſes Roth iſt die jungfräuliche verſchämte Sonne der Liebe. Aber ich bin eine umgekehrte Memnon-Säule, die nur im Dunkeln ſchwatzt, und beſcheiden verſtummt von den bittenden Strahlen ſchöner Augen. Die Liebe iſt blind, aber ſie iſt auch ſtumm. Erſt das Band der Ehe löſ't das Band der Zunge. Die Liebe iſt ein Räthſel, das der Himmel der Erde aufgibt. Die Poeſie weiß um das Geheimniß. Die Freundſchaft ahnt es. Aber ſie ſchweigen; denn nur Liebe darf die Liebe verrathen.

(Steht auf, verbeugt ſich.)

Literatur.

Über Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Von Karl Gutzkow.

(Schluß.)

Im dritten Kapitel entwirft Herr Gutzkow die Skizze zu einem Kulturgemälde des achtzehnten Jahrhunderts, als deſſen Schlußfigur Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte daſteht. Herr Gutzkow hat das Verhältniß der fortſchreitenden Idee zu den örtlichen und politiſchen Barrikaden, die vor ihr lagen, die Progreſſion ſelbſt, geometriſch aufgefaßt, die Rolle, welche die Literatur vis à vis der Idee ſpielt, die Stellung des Individuums zur Maſſe, der Perſönlichkeit zur Sache, die leiſen Übergänge der Perioden in einander, mit jener ſtyliſtiſchen Gewandtheit dargeſtellt, welche bei ihm ſo häufig in oratoriſche Charlatanerie auswuchert, wenn ſie ihm dienen muß, die Lücken der Ideenverbindung zu verkleiden. Dann geht er über auf Göthe's erſte Entwicklung, berührt die früheſten Eindrücke, denen unbewußte Combinationen des innern Menſchen folgen mußten, — den erſten Triumph durch den Werther, die Erhebung G.'s über den Charakter des Jahrhunderts; „mit dem Grundſatze, daß Dichtung Befreiung der Seele iſt und der Schmerz ſich abkühlt, wenn er hiſtoriſch wird, erhielt ſich Göthe oben auf dem Niveau ſeines Jahrhunderts. Er begann zum erſtenmal gegen ein Vorurtheil zu kämpfen und das Vorurtheil ſeiner Zeit war die fortgeſponnene Empfindung, war jenes Einfache und Partikuläre, das man zur Manie erhob, war jene vergötterte Erinnerung, welche die gottvollere Zukunft niederdrückte (S. 157)." Mittlerweile regt ſich von allen Seiten reicheres Leben, „die Zweige der laufenden Kultur ſchlagen hinter Göthe zuſammen. Schon nehmen mancherlei Tendenzen in Religion und Philoſophie ihren rauſchenden Gang" (S. 167). Göthe entzieht ſich „keiner dieſer Erſcheinungen, hält ſich aber doch außerhalb des Kampfes ſelbſt und ſpricht im Fauſt ſeine *negative* Theilnahme an der Philoſophie am lebhafteſten aus. Fauſt und Mephiſtopheles — zwei wechſelſeitig ſich aufhebende Richtungen, einerſeits der Drang, das Innere der Dinge zu erkennen; andererſeits das drängende Innere der Dinge ſelbſt (S. 168)." „Obgleich den tumultuariſchen Debatten ſeiner Zeit fernſtehend, kann ſich Göthe doch nicht entſchließen, nur die rein äſthetiſchen und künſtleriſchen Gleiſe von Klopſtok, Wieland u. m. A. auszuführen. Es beſchleicht ihn das Gefühl einer Iſolirung, welche auf den Charakter ſeiner Lebensphiloſophie und Dichtung entſcheidend einwirkte. Seine Maxime: ſich in ſich zurück zu ziehen.... Früheres und ſpäteres Leben reißt ſich immer gähnender aus einander. Er fühlt die klaffende Wunde und ſucht Heilung an der Natur (170—172). Nun folgt eine Apologie des Göthe'ſchen Aneignungsprinzips, „welches ihn beſtimmte, nichts *über* oder *neben* ſich, als menſchlich anzuerkennen, was nicht zugleich in ihm wäre (S. 192 ff.)" — eine Apologie, die man nebſt ihren Prämiſſen vortrefflich nennen könnte, wenn die Dialektik darin nicht durchaus ſophiſtiſch wäre und ſich nicht durch eine Vergleichung mit den biographiſchen Daten als unterſchoben erwieſe. — Der Faden des inneren Lebens wird (S. 196) wieder aufgenommen; man ſieht Göthe am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, mit einem herben und inneren Kampf in der Bruſt: „Mit entſetzlicher Anſtrengung hatte Göthe gegen das Unbehagen, das aus der Zeit kam, gekämpft. Er hatte ſich ſelbſt geopfert, um des bittren Schmerzes ledig zu werden, denn jene Lebensphiloſophie, die hier einen ganzen Menſchen revolutionirte, was iſt ſie anders als eine rührende Trennung des Mannes vom Jüngling, der Zukunft von ſüßer Erinnerung, des Kopfes vom Herzen. Göthe empfand dieſe Rührung nicht, weil er ein Charakter war; aber wohl den Schmerz. Seine Berechnungen mißglücken, alles um ihn her zuckt mit Nadelſpitzen auf ſeine Nerven — und ſelbſt das alte Mittel, durch Produktionen ſich zu helfen, ſchlägt fehl. Großkophtha, Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Ausgewanderten, Herrmann und Dorothea ſchleuderte er aus ſeinem Schiffe, um es oben zu erhalten. Aber die Zeitgenoſſen verziehen keine Miene. Neue Waffen: die Natur. Es iſt zu ſpät, die Geſchichte ſchlägt ihn zurück, und ein Geiſt, der ſeinem Jahrhundert vorangeeilt war, muß noch dem letzten Decenium deſſelben erliegen (S. 197—199)."

Im vierten Kapitel ſchildert Herr *Gutzkow* die literariſchen Wirren des 19. Jahrhunderts. Er explizirt ſich über das Verhältniß der Poeſie zur Tendenz, über die Stellung, welche die Philoſophie im organiſchen, geiſtigen Geſammtleben und dem Einzelleben gegenüber einnahm und gegenwärtig einnimmt, und reſümirt endlich das Ziel, welches „ſich der Genius des Jahrhunderts geſteckt zu haben ſcheine, — die *Autonomie des Gedankens in ſpekulativer wie in äſthetiſcher Hinſicht* —" als Göthe's Lebensreſultat in folgenden Sätzen: (S. 223 ff.)

„Befreiung des Gedankens vom Syſtem und den dogmatiſchen Formen.

„Der Irrthum als Chance des Gedankens, wenn er nur die Wahrheit des Individuums und die Schönheit der Form hat.

„Nur diejenige Wahrheit iſt ſchön, welche eine individuelle iſt.

„Die Tendenz iſt lobenswerth, aber ihren Gedanken, blos als den Gedanken der Allgemeinheit, wird entweder die Wahrheit oder die Schönheit mangeln.

„Die Tendenz iſt kein Spiel, ſie muß ſiegen oder beſiegt werden, weil ſie auf Intereſſen beruht, aber in dieſem Jahrhundert entſcheidet ſich erſt die eine Frage, ob die Literatur ſich aus den Intereſſen erheben und eine ſelbſtbezweckte Stellung behaupten kann oder ob ſie fortfahren wird, mit den Intereſſen verwechſelt zu werden und mit einer ferneren Unmöglichkeit ihrer ſelbſt enden wird.

„Übrigens darf, wer mich Gott nicht mit Händen greifen läßt, nicht zürnen, wenn ich meinen Augen mehr traue, wie den ſeinigen.

„Statt angemaßter Wahrheiten gebt beſcheidene Überzeugungen! Beſcheidene Überzeugungen aber ſind ſolche, die keine Verpflichtungen ſind.

„Die Syſteme ſind gut. Aber es ſind ihrer zu viel. Nämlich zu viel auf einmal. Sie ſollen auch alle erhört werden, deßhalb mögen ſie einſtweilen auf das neutrale Gebiet der Schönheit treten, doch warten, bis ſie der Zeitgeiſt rufen wird, und ſich in ihrer vorläufigen Lage den Geſetzen des neutralen Gebietes bequemen.

„Endlich erlaube mir jeder, der mich nicht geſchaffen hat, noch einmal, da meinen Schöpfer zu ſuchen, wo ich ihn finde."

Herr Gutzkow fährt fort, daß Göthe durch dieſe Gedankenverbindungen dem 18ten Jahrhundert angehöre, und weiſ't ferner nach, daß die Tendenz einer ſogenannten Nationalliteratur, mit welcher Göthe ſich nie gemein gemacht, in Deutſchland alle Produktivität entmannt und erſtickt habe. Nun der Übergang zu Göthe's Weltliteratur. Herr Gutzkow zeichnet bereits die Phyſiognomie derſelben und zählt die Vortheile einer ſolchen der Reihe nach auf, und zwar mit ſolcher Sicherheit und Überzeugung, daß man der feinen, glänzend gefirnißten Ironie, mit welcher er eigene und verwetterte Produktivitäten in prophetiſcher Perſpektive zeigt, gerne zulächelt.

„Die Grundſätze der Weltliteratur," ſagt er S. 232, „geben ſich ſogleich zu erkennen, wenn man nur die äußere Phyſiognomie derſelben naher bezeichnet. Zur Weltliteratur gehört alles, das würdig iſt, in die fremden Sprachen überſetzt zu werden, ſomit alle Entdeckungen, welche die Wiſſenſchaften bereichern, alle Phänomene, welche ein neues Geſetz der Kunſt zu erfinden und die Regeln der alten Äſthetik zu zerſtören ſcheinen. Die geringe Ausbeute derartiger Produktionen wurde namentlich Deutſchland von jener Überfluthung des Literaturmarktes befreien, welche den Umſatz, die Theilnahme und die Kritik erſchwert. Mit dem inneren Werthe käme auch die äußere Würde der Literatur. Die Literatur erhöbe ſich von der niedern Stufe, auf welche ſie als ein Bedürfniß herabgeſunken iſt. Sie würde ſich als organiſche Offenbarung des Menſchengeiſtes bethätigen und mit einem Schlage durch ihre eigene naive Unübertrefflichkeit alle jene Fragen beenden, welche ſich auf dem jetzigen Gebiete der Geiſteswelt zu keinem andern Zwecke durchkreuzen, als um die Mittelmäßigkeit zu ordnen, zu planiren und mit falſchen Lorbeeren zu bekränzen."

Eine Vergleichung dieſer Rodamontaden mit der im vorigen Jahre erſchienenen Ankündigung einer „deutſchen Revüe" dürfte nicht unintereſſant ſein.

Man ſieht aus dieſer Wendung, welche die „polemiſch-paränetiſche" Schrift des Herrn Gutzkow macht, nun mit einemmale klar, was der „langen Rede kurzer Zweck" war. Wir ſtehen nicht an, unſre Meinung ohne Umſchweife zu ſagen. Der Göthe des Herrn Gutzkow iſt eine von vielem Firniß überkleiſterte Büſte, allerdings nicht ohne die allgemeine Ähnlichkeit der Phyſiognomie, welche ja längſt zum Typus geworden iſt, — im Inneren dieſer Büſte aber ſitzt Herr Gutzkow ſelbſt und tönt durch die wohlangebrachten Schallröhren ſeine eigenen Tendenzen und Hoffnungen als Göthe'ſche Anſchauungen heraus. Das iſt eine Unaufrichtigkeit, die uns eben ſo jeſuitiſch als geſpenſtig erſcheint; doch wir laſſen uns durch die Schminke auf den Wangen dieſer Leiche nicht täuſchen.

Da der ganze polemiſche Zweck der Schrift ſich durch den einzigen Namen: Menzel erklärt, — (eine wahrhaft unnöthige Strategik!) —; und, da das Paränetiſche außer äſthetiſchen Begriffsverwirrungen bloß eine Hinterpforte für Tendenzen eröffnen ſoll, welche am Hauptthore ein für allemal abgewieſen wurden, ſo könnte man wohl fragen, was an der Schrift eigentlich noch Verdienſtliches übrig bleibe? Wir ſtehen keinen Augenblick an, zu bezeichnen, was uns beachtenswerth ſcheint, nämlich die Anlage des Verfaſſers, kleine Diſtrikte zu überſchauen und mit der Sonde zu unterſuchen. Wenn Herr Gutzkow ſeine Meinung von ſich ſelbſt darauf reduzirt, ſo kann ſein negatives Element, welches als unbeſchränkt dominirend ihn ſelbſt aufreibt, ſchon dadurch, indem es ihn nachgerade lächerlich macht), als Behelf für kleinere Disquiſitionen immerhin noch fruchtbringend wirken; denn es muß in der Literatur, wie bei einem Bau, auch Handlanger geben.

Aus Salzburg.

(Auguſt 1836.)

Der Concertſaal war ſehr gefüllt, als ein Fremder, der erſt vor einer Viertelſtunde in Salzburg angekommen war, eintrat. Er verwunderte ſich ſehr, an einem herrlichen Sommermonat ein ſo zahlreiches Publikum verſammelt zu finden, um einen fremden Virtuoſen zu hören, der zwar, wie es ſich ſpäter auswies, große Anerkennung verdiente, aber noch keinen ſo allgemeinen Ruf beſaß, daß man ſich in Salzburg entſchlieſſen kann, der Kunſt die Natur zu opfern. Der Fremde erkundigte ſich bei einem der Nächſtſtehenden um den Namen des Virtuoſen; es war Herr Pott, Kapellmeiſter und Profeſſor in Oldenburg, ein ſehr wackerer Künſtler, deſſen Violinſpiel die Theilnahme einer zahlreichen Verſammlung rechtfertigte.

Man ſaß ſtill, faſt feierlich da, den Athem an ſich haltend, als wie von der Gegenwart eines mächtigen Genius in frommer Scheu erhalten. Dabei auf allen Geſichtern ein Schimmer, wie von Freude und Stolz; und darin wieder ein Geheimnißvolles, wofür die Phyſiognomik des Reiſenden im Augenblick einen Schlüſſel fand.

Er wandte ſich, unbekannt mit allen Details des Concerts, auf's Neue an ſeinen Nachbar und theilte dieſem die Stimmung mit, die von allen her auf ihn übergegangen war. Der Salzburger — daß der Befragte ein ſolcher war — zeigte ſich aus ſeiner herzlichen Freundlichkeit und Artigkeit gegen den Fremden — gab genügenden Aufſchluß. Die Mitglieder des Muſeums in Salzburg wollen jenem Manne ein Denkmal errichten, zu deſſen Geburtshauſe, Nro. 225, in Salzburg jeder wallfahrt, dem je das Herz im Leibe vor dem memento mori des ſteinernen Gaſtes zitterte. — In Wien kennt man die Stätte des Friedhofs nicht, wo Wolfgang Amadeus ruht.

Herr Pott wirkte für den ſchönen Zweck: Mozart in ſeiner Geburtsſtadt ein Denkmal zu errichten, mit voller Begeiſterung. Es war ein Abend, an welchem die Idee einem ſogar Alpen vergeſſen machen konnte. Für einige Stunden ſo ganz in einen Guß zu gehören mit Menſchen, die man nie geſehen hat und von denen man vielleicht nie im Leben mehr einem einzigen Geſicht begegnen wird; — man läßt ſich's gern gefallen.

Das Concert hatte unter den lebhafteſten Beifallsbezeugungen geendet. Hätte Mozart in irgend einem Winkelchen geſteckt! Der Reiſende blieb noch, den wunderbaren Meiſter lebhaft vor ſich ſehend, als faſt die ganze Verſammlung den Saal ſchon verlaſſen hatte. Er wandte ſich; es war ihm, als müſſe er auf einem klaſſiſchen Boden nach irgend einer Reliquie des Meiſters ſuchen, deſſen Andenken ihm die Seele durchhallte.

Von der letzten Bank im Hintergrunde des Saales hatte ſich eine Frau im hohen Alter erhoben, ſie ſtrebte, die Unbehülflichkeit der Greiſenjahre zu überwinden und vorwärts zu trippeln, aber nicht dem Ausgange, ſondern dem Orcheſter zu. In demſelben Augenblick war der Virtuoſe ihrer gewahr geworden. Sein Auge flammte in ſchöner Begeiſterung, wie das des Bräutigams dem Anblick der Braut entgegen, der gebeugten Greiſin zu. Er ſpringt herab, eilt auf ſie zu. Sie ſtreckt ihm die Hände entgegen, verſucht es, ihn anzureden; umſonſt, die Stimme bricht ihr; ſie kann nicht, als — ihm die Hand drücken; und eine Thräne des Dankes quillt aus ihrem Auge.

Der Reiſende hielt den Athem an ſich. Es überkam ihn wie Andacht. Der Virtuoſe war ſtolz, die Hand der Greiſin in der ſeinigen zu halten, als wäre ſie eine Königin.

Die alte, unſcheinbare Frau mit der Dankesthräne, ohne Worte, war — Mozart's Wittwe.

Feuilleton.

.*. Zeitſtimmen. — III. (Esperance.) Herr Siguier, der im vor. J. durch ſeine geiſtige Schrift „Christ et peuple" die Aufmerkſamkeit des nachdenkenden Publikums auf ſich gezogen, hat nun durch ein zweites Werk, betitelt „Esperance," den Erwartungen entſprochen, zu denen ſein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch uns berechtigt. Wir entnehmen aus dem Vorwort ſeiner zweiten Schrift eine Stelle, welche uns ein ſchönes Zeugniß dafür gibt, daß auch in Frankreich die frühere, vorherrſchend negative Betrachtungsweiſe der Geſchichte der aufſtrebenden Jugend nicht mehr genügt.

„Damit unſer Gewiſſen," heißt es in jenem Vorwort, „mit Sicherheit an jener allgemeinen Harmonie unſerer Anlagen und Kräfte arbeite, bedarf es eines klar ausgeſprochenen, edlen und heiligen Prinzips, welches berechtigt ſei, alle unſere Gedanken, alle unſere Wünſche und Wirkſamkeiten zu regeln und zu beſtimmen. Welches iſt dieſes Prinzip? — Es iſt das Chriſtenthum. — Verfolgen wir ſeine Geſchicke."

„Bei ſeinem Urſprung verſchließt es ſich in den Tempel, als in die ehrwürdigſte und geehrteſte Stätte. Es lebt darin, ganz hingegeben (absorbé) der Frömmigkeit und frei von allem irdiſchen Eigennutz. Seine erſte Sendung iſt die, die Macht des Geiſtes an die Stelle der phyſiſchen Gewalt zu ſetzen. Es hat ſeine ganze Kraft aufzuwenden, ſich ganz in ſich ſelbſt zu ſammeln, um die Vollführung dieſer erſten Sendung zu beginnen."

„Bald aber wird das Chriſtenthum der Aufwieglung bezüchtigt, und es beugt ſeinen Nacken unter dem Beile der Verfolgung; es hat erkannt, daß das Wort nicht ohne Blutvergießen ausgebreitet werden könne."

„Sofort wird das römiſche Reich in allen ſeinen Theilen bewegt. Syrien und Gallien, Germanien und Spanien bedecken ſich mit römiſchen Soldaten, die ſich einander würgen. In dieſer fürchterlichen Anarchie, verurſacht durch den Umſturz aller Religionen, durch die Unſittlichkeit des Reiches und die Wuth der Sekten, dient das Chriſtenthum zum Sammelpunkt für alle Intelligenzen, die noch nicht am Heil der Menſchheit verzweifelt."

„Vom erſten bis in's fünfte Jahrhundert erzeugt es durch die Kirchenväter eine Literatur, die ohne Zweifel das Reinſte, Veredeltſte und dem Fortſchreiten der Völker Förderlichſte enthält, was noch je geſagt worden iſt."

„Bis dahin hat das Chriſtenthum ſich vor Allem den überſinnlichen Intereſſen gewidmet, nunmehr aber ſchon einen zu mächtigen Einfluß auf den Geiſt der Nationen gewonnen, um ihrer praktiſchen Thätigkeit fremd bleiben zu können. Es tritt deßhalb nun als zeitliche Gewalt auf, und miſcht ſeine geheiligte und furchtbare Stimme in den großen Streit (polémique) der Profanen. Die Schätze des Geiſtes waren ihm verliehen; es muß geltend machen, was Gott ihm anvertraut hatte. Und mit einemmale wandelt das römiſche Tribunat ſich in ein kirchliches, welches das Volk gegen die Tyrannei der Kaiſer und Könige beſchützt."

„Das Chriſtenthum, welches ſeit dem VIII. Jahrhundert aus dem Tempel hervorgegangen, unterwirft nun die ſoziale Welt ſeinen Geſetzen. — Spiritualiſt und Märtyrer durch ſeinen Stifter und ſeine erſten Anhänger, war es dogmatiſch und philoſophiſch geworden durch den h. Chryſoſtomus, den h. Auguſtin, den h. Ephraim und ihre Schüler in der griechiſchen, lateiniſchen und ſyriſchen Kirche. König wird es nun durch Stephan III., Tribun durch Hildebrand, Künſtler durch Julius II. und Leo X." —

„Noch hat," meint denn Hr. S., „das Chriſtenthum Nichts von ſeiner Kraft verloren, und die Nationen, wenn ſie in Ehren und Frieden leben wollen, haben Nichts anderes zu thun, als daſſelbe als den letzten und höchſten Herrn ihres Handelns aufzunehmen." —

.*. Die Parlamentsſeſſion Großbritanniens, welche am 4. Februar d. J. eröffnet, am 20. Auguſt geſchloſſen wurde, hat beſonders durch die am 14. Auguſt angenommene Civilregiſterbill, welche unabhängig von der kirchlichen Einſegnung — durch den bürgerlichen Ehevertrag eine ſtaatsgültige Ehe eingehen läßt, einen großen Schritt zur Emanzipation des Staates vom Joche der anglikaniſchen Kirche gethan. Dagegen hat das Oberhaus nicht nur die zur Herſtellung der Rechte der Irländer eingebrachte Geſetzvorſchläge verſtümmelt, ſondern am 19. Auguſt auch die vom Unterhaus angenommene Bill zur Aufhebung der den Juden entgegenſtehenden geſetzlichen Beſchränkungen verworfen. Ebenſo wurden verworfen Fancourt's Antrag, das Prügelſyſtem bei der Armee betreffend (mit 212 Stimmen gegen 95), Rippon's Motion, den Biſchöfen ihre Sitze im Oberhaus zu nehmen (180 gegen 53), Grote's Antrag, die geheime Abſtimmung bei den Parlamentswahlen einzuführen (139 gegen 83), endlich Lord Chando's Motion, die Bedrängniſſe der ackerbauenden Claſſe in Berathung zu ziehen. —

.*. Die „Société médicale des embaumemens" zu Paris bringt zur Anzeige, daß es ihr durch chemiſches Verfahren gelungen, die Einbalſamirung zu ſehr billigem Preiſe anbieten zu können. Für 600 Franken wird jetzt in 24 Stunden die Mumiſirung vollendet, zu welcher man früher 70 Tage gebrauchte. Für Kinder unter 8 Jahren wird nur die Hälfte, für einzelne Theile, wie z. B. für das Herz, Gehirn u. ſ. w. nur ein Geringes gezahlt. Liebhaber haben ſich in portofreien Briefen an die Adminiſtration der Geſellſchaft Rue de seine-saint-Germain, 24 zu melden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 214. 1836.

Phönix.

Freitag, 9. September.

Bilder aus Ireland.

Von Adrian.

II. Drumarory Brä.

„Allmählich bin ich der ewigen Bleichen, die alles Grün der Landſchaft bedecken, müde, guter Pat, und möchte wieder einmal Wieſe, Wald und Aue in ihrem natürlichen Gewande ſehen; ſelbſt eure Moorgründe und Heidehügel ſind mir lieber, als dieſes einförmige Weiß der leinwandbedeckten Flächen.“

„Habt recht, lieber Herr, und für Den ein noch unangenehmerer Anblick, der nur ein härenes Stück Tuch auf dem Leibe trägt.“

Bei dieſen Worten fuhr Pat in ſeinen Buſen und zeigte ſeine Hautbedeckung, deren Farbe nur durch ſeine ſchwarzen Bruſthaare ein wenig gehoben wurde.

„Wir treten aber,“ fuhr er mit iriſcher Sorgloſigkeit und Heiterkeit fort, „ſogleich hinter Randalſtown in den Shane Park und bis Ahoghill ſeht Ihr dann keinen Fetzen Leinwand mehr. Überhaupt werdet Ihr es nicht bereuen, die grade Straße von Antrim nach Coleraine verſchmäht und den Weg über Ahoghill gewählt zu haben.“

„Ihr ſeit hier herum zu Hauſe, Pat?“

„Zu Ballimena, lieber Herr.“

„Ei, Ballimena liegt ja auf der graden Straße und Ihr führt mich recht abſichtlich Euerem Geburtsort aus dem Wege.“

„Hat freilich ſeine Gründe, Herr.“

„Und welche?“

Ich habe Pat nie um eine Antwort verlegen geſehen.

„Seht, lieber Herr, es wohnen einige Leute dort, die mir Geld ſchuldig ſind, und welche mein Anblick erſchrekken könnte.“

Wer das Gegentheil von Pat's Worten glaubt, ſchießt nicht weit an der Wahrheit vorbei. Die Bleichen und das hübſche Randalſtown und der noch hübſchere Park des Lords O'Neil lagen hinter uns und die belebte Gegend gab dem erfahrnen und geſprächigen Führer Veranlaſſung zu ſehr lehrreichen Mittheilungen, die aber mehr als proſaiſch waren.

„Glaubt mir, Pat,“ ſagte ich endlich, der Nachrichten über den Verbrauch von Torf und Steinkohlen und ähnlicher Herrlichkeiten müde, „im Süden eurer Inſel hätte mir ein Führer in dieſen drei Stunden bereits zehn Geſchichten von den „guten Leuten“ und Ähnlichem mitgetheilt. Ihr Nordländer aber ſeid ganz ohne alle Phantaſie; all euer Sinnen ſteht nach ſchnödem Geldgewinn.“

„Herr, die Leute im Süden lügen, daß einem die Haare zu Berg ſtehen. Ihre Geſchichten von Feen und Elfen und ähnlichem Geſindel glaubt hier oben kein Kind mehr.“

„Das iſt's eben. Der Glauben fehlt euch. Die Leute ſind dort ſo arm wie hier, aber unendlich glücklicher; ihre Seen, ihre Berge, ihre Bäche und Quellen bergen reiche Schätze, mächtige Goldklumpen, ungeheure Edelſteine und Jeder hat die Hoffnung, daß heute oder morgen einer der „guten Leute“ ihn für ſein Lebenlang zu dem glücklichſten Menſchen macht.“

Pat war ärgerlich. Er ſchwieg lange. Der Weg führte jetzt ein wenig aufwärts und als ich eben auf der Anhöhe ſtill ſtand, um Athem zu holen, ſagte er: „Ihr mögt Euch nur auf den Stein hier ſetzen, Herr, denn ich werde Euch eine kleine Geſchichte erzählen, die gar nicht nach den Aufſchneidereien der Leute im Süden ſchmeckt, für deren Wahrheit ich aber bürge, da ich gewiſſermaßen ein Augen- und Ohrenzeuge des Vorfalls war. Eine wahre Hexen- und Teufelsgeſchichte, auf Ehre.“

„Laßt hören, Pat. Dieſe Sache dreht ſich gewiß um eine Bleicherin, die einen reichen Herrn mit ihren ſchönen Augen behexte und dann des Mannes Teufel wurde."

„Weit fehlgeſchoſſen, Herr! Die Stelle, wo Ihr ſeht, war ehedem weit berüchtigt und viel verrufen. Wenn Kinder nicht zur Ruhe wollten, durfte man ihnen nur drohen, man werde ſie zum Drumarory Brä, zum Drumarory Dornbuſch bringen, und ſie krochen zu Kreuz. Ich war kein Haſe, aber nicht um alle Schätze der Welt hätte ich mich bei Nachtzeit allein zu dem Drumarory Dornbuſch gewagt, denn es wimmelte hier von Geiſtern, Geſpenſtern, Hexen, und der Teufel ſelbſt ſoll ſich hier zuweilen eine nächtliche Beluſtigung erlaubt haben. Hier ſtand der furchtbare Dornbuſch, der zu einer ganz ungewöhnlichen Höhe emporgewachſen war und an dem der Weg nach Ahoghill vorbeiführte. Als man die Straße erweiterte, wurde er bis auf die Wurzel ausgerottet und ſo iſt nichts mehr davon übrig, als der Name und ſelbſt dieſer ſchreckt noch manchen armen Teufel, der des Nachts hier vorüber muß."

„Gut, und Eure Geſchichte, Pat?"

„Da iſt ſie. Vor zwanzig und ſo viel Jahren lebte zu Randalstown, das wir vor einer halben Stunde verlaſſen — kennt Ihr das Sprichwort, das in ganz Antrim von Randalstown geht?"

„Nein, Pat! Gehört das Sprichwort zu Eurer Geſchichte?"

„Das nicht, lieber Herr, aber meine Geſchichte gehört zu dem Sprüchwort, wie Ihr ſeht. Und zwar heißt es allenfalls ſo:

Brave Burſche ſind, und Mädchen ſchön,
Nirgends wie zu Randalstown zu ſeh'n.

Alſo vor ſo und ſo viel Jahren lebte in dem Marktflecken Randalstown ein Hufſchmied, Namens Jakob Walker. Der Mann war brav, fleißig und ordentlich; er bezahlte ſeine Abgaben, arbeitete für drei in ſeiner Schmiede, und fehlte nie in der Kirche. Aber er hatte einen Fehler —"

„Ach, Pat, ich errathe! Er haßte den Bergthau, den Whiskey, das lieblichſte aller Getränke, das Lebenswaſſer, das der heilige Patricius euch brauen lehrte, und das daher jeder ächte Erinsſohn heiliger hält als alles, was andern Menſchen heilig iſt . . ."

„Ihr habt Recht und Unrecht. Der ehrliche Jakob nahm in der That dann und wann ein Gläschen Bergthau mehr als eben durchaus nothwendig war, um die Hitze ſeiner Kehle zu kühlen; demungeachtet war er einer der erſten Hufſchmiede der Inſel. Eine gute Stunde von Randalstown, auf dem Wege nach Ahoghill, den wir nun gehen, und eine halbe Stunde von hier, wohnte ein anderer Hufſchmied, Pat Donnel genannt. Lebte der ehrliche Pat noch, ſo könnte er ſich, wie mancher Andere, O'Donnel nennen, denn die Donnels ſind alle fürſtlicher Abkunft, wenn ſie auch in den ſchlechteſten Hütten zur Welt kamen, und ihre Vorfahren ſeit Jahrhunderten die Schweine trieben."

„Ihr ſeid dem Adel nicht gewogen, Pat, und ſtreift, nebenher bemerkt, mehr als gut iſt, von Eurer Geſchichte ab."

„Habt Geduld mit Pat, lieber Herr, und gönnt Euern Füßen ein wenig Ruhe. Pat Donnel war dem guten Thomas in allen Beziehungen ſehr ähnlich, ein guter Nachbar, ein geſchickter Hufſchmied, ein frommer Kirchengeher und ein Freund des Bergthau's. Nur darin unterſchied er ſich von Jakob, daß man ihn noch nie Sonntags, wenn er, auf dem Wege zu oder von der Kirche, durch Randalstown kam, angebrannt geſehen hatte. — Ihr werdet das Wort kennen. . ."

„Gewiß, guter Pat, es hat ſeine Wurzel im Brandwein."

„Ganz recht, lieber Herr. So heißt meine Geſchichte weiter: Wenn er ſich hütete, am Sonntag zu tief in das Glas zu ſchauen, ſo fand er ſich an Werktagen leichter mit ſeinem Gewiſſen ab, und wenn er dann in Geſchäften dem Orte zuſprach, konnte man gewiß ſein, daß der baare Zufall ihn mit Jakob Walker zuſammen führte, und daß ſie ein Tröpfchen miteinander tranken und Wörtchen miteinander plauderten. Wenn ſie dort zuweilen weiter gingen, als gut war, ſo hielten ſie ſich hier in den beſten Schranken, denn ihr ganzes Geſpräch drehte ſich um ihr Gewerb und deſſen Verbeſſerungen, und es war rührend anzuhören, wie brüderlich ſie ſich ihre mannichfachen Erfahrungen mittheilten."

(Schluß folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

63) Die neue Medea. Ein Roman von dem Verfaſſer des Scipio Cicala. 3 Bde. Stuttgart, Brodhag. 1836.

Jene veraltete und außer Credit gekommene kritiſche Schule, deren Tendenz der cyniſche Egoismus, deren Form der platte Protokollismus war, jene Schule, welche die Literatur bald wie ein Geſtütte, bald wie eine Fabrik betrachtete und für jeden Geiſt eine Nummer, für jede freie Schöpfung deſſelben eine Rubrik zur Unterbringung in Bereitſchaft hatte, darf in keine geringe Verlegenheit kommen, in welches Gefach ſie dieſen Roman des Herrn Rehfues hineinſchieben ſoll. Für den hiſtoriſchen Genre iſt in demſelben zuviel familiäres Detail vorhanden; für den pſychologiſchen zuviel hiſtoriſcher Hintergrund; dabei noch obendrein das locale Helldunkel der eigentlichen Genrepartheien, die ſich in der neuen Medea ſo überwiegend finden, dieſes eigenthümliche italiäniſche Volksleben mit Spitzbüberei und Bigotterie, mit Geſchwätzigkeit und Leidenſchaftlichkeit; — endlich ein gewiſſer Firniß des Mährchenhaften, Prodigiöſen und Geſpenſtigen. Wie dies alles in Gefach bringen? Die protokollirende Kritik iſt nahe daran, durch einen Stickfluß zu endigen; wenn ihr ſchon das junge Volk ſo viel Verwirrung in die Regiſtratur bringt, daß ſie nicht anders damit fertig wird, als indem ſie neben der Regiſtratur eine Cloake als Sammelplatz eröffnet, — was erſt beginnen, wenn gereifte Männer, wie Rehfues, ihr den Kopf auch noch toll machen?

Das Schlimme bei der Sache iſt, daß dieſe liebenswürdige Kritik eigentlich nie wußte, was ſie wolle, oder vielmehr: daß ſie alles wollte, und ſich ſtets jenen Umſtänden accomodirte, wodurch ſie auf dem Dreifuß erhalten werden konnte; — das Gute bei der Sache beſteht darin, daß man ſie in ihrem Großvaterſtuhl — ſitzen läßt, wie den Tod im Mährchen auf dem Baume. Wer Arme und Beine frei hat, ſchafft rüſtig fort, und es müßte der Teufel im Spiele ſein, wenn der Tod über das Leben triumphiren ſollte.

Doch umfaſſen wir lieber „das Werdende, das ewig wirkt und lebt,“ und „befeſtigen wir, was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt, mit dauernden Gedanken.“

Der neue Roman des Herrn Rehfues hat viele und große Fehler, welche wir ſpäter andeuten wollen; aber er hat einen Vorzug, der ihn über dem kleinen Geſindel hinaus und emporhebt, welches ſich geſchäftig wie Makler in Staatspapieren zwiſchen Kaufer und Verkäufer drängt; dieſer Roman iſt nämlich — ſolid, und geht in's Gewicht, was die leitende poetiſche Idee betrifft, und erringt ſich mit Recht Reſpekt vor dem geſetzten Alter des Verfaſſers, was die Kunſt der Compoſition im Allgemeinen und was viele Combinationen im Einzelnen angeht. Die Idee beſchäftigt ſich, wie man ſchon aus dem Titel entnehmen kann, mit einer urſprünglich edlen, tödtlich verletzten weiblichen Natur, welche das Außerſte verliert und zum Außerſten getrieben wird; daß aber dies Äußerſte nicht als grelle That der blinden thieriſchen Leidenſchaft erſcheint, ſondern faſt wie eine epigrammatiſche That des Schickſals, die in der Cataſtrophe gleichſam nur den Reflex der Freithätigkeit zurückläßt, betrachten wir als Ergebniß eines künſtleriſchen Feinfühlens, deſſen richtiger Takt durch das ganze Gewebe des Romans nachzuweiſen iſt, ſo oft man darin jenem blaſſen Haupte der Laura-Medea begegnet, das uns am Schluſſe wie ein verſteinertes Meduſenantlitz anſtarrt. Und deßhalb kann man ſich denn überhaupt den fataliſtiſchen Teint gefallen laſſen, welcher über die ganze Compoſition gehaucht iſt, und welcher, indem er auf den erſten Anblick fremdartig erſcheint, dem Verfaſſer dazu diente, jene pſychologiſch erforſchten Tiefen des Gemüthes zu verhüllen, deren Darſtellung vielleicht ſchlagenderen Effekt hervorgebracht, aber die rein künſtleriſche Wirkung zerſtört hätte.

Solche Milderungen, ſei es durch Nebenfiguren (wie die „hoffenden Thoren“), ſei es durch Situationen (wie der Gottesdienſt der waldenſiſchen Gemeinde) bilden die bedeutſamen Schönheiten des Romans, welchen man nur die meiſterhaften Localſchilderungen und die Energie an die Seite ſetzen kann, mit welcher einzelne Charaktere mit einfachen Mitteln durchgeführt ſind, wie z. B. der Neger, eine Figur, welche auf der haarſcharfen Gränzlinie zwiſchen Poeſie und Effekt wandelt. Die ganze Kraft des Romans aber concentrirt ſich (freilich auf Koſten des Stoffes und Intereſſes) in den Details, deren gleichen man in der deutſchen Novelliſtik nur wenige findet.

Den flüchtig angedeuteten Vorzügen und Schönheiten dieſes Romans ſtehen Mängel gegenüber, von denen einige der Compoſition, andere der Ausführung zur Laſt fallen. Zu den erſteren rechnen wir hauptſächlich das Mißverhältniß der Ökonomie; denn wir finden eine übermäßige Ausſpannung des Cadre, woraus ſich als nothwendige Folge die Anwendung ſehr vieler ordinärer Mittel ableitet, und ſpäter ein plötzliches Zuſammenbrechen des ganzen Stoffes von der Mitte des dritten Bandes an, von wo an denn auch das Intereſſe völlig erlahmt, ferner die Haſt, mit welcher von dem Augenblicke an, als das Hiſtoriſche ſich der Cataſtrophe zuneigt, das Pſychologiſche, welches früher mit großer Kennerſchaft entwickelt wurde, fallengelaſſen wird, ſo daß ſich bei'm Leſer, deſſen geiſtige Genußorgane ſich in höchſter Aufregung befanden, plötzliche Abſpannung, ja der Eindruck von Leerheit einſtellen muß. Zu den Mängeln der Compoſition rechnen wir ferner: die Paſſivität faſt aller Charaktere, welche zur Folge hat, daß die Handlung nicht als eine fortſchreitende, ſondern fortgeſchobene erſcheint, eine Paſſivität, welche an manchen Orten unausſtehlich iſt; dann den Übelſtand, daß die Details die Maſſen erdrücken, endlich, daß der Nebenperſonen zu viele ſind und daß einer widerlichen Nebenfigur, dem Trunkenbold Renault, zuviel Platz im Vorgrund und eine zu auffallende, ja faſt ausſchließliche Theilnahme an den hiſtoriſchen Intereſſen eingeräumt wird. Für Unvollkommenheiten in der Ausführung halten wir die etwas breite und ſeichte Manier, in welcher ſich locale Figuren zuweilen geben laſſen dürfen, dann die zu häufige Anwendung von Lieblingsphraſen im Munde derſelben, endlich die etwas altfränkiſche Weiſe, womit der Verfaſſer, der doch ſo manche Naturſchilderungen mit wahrer poetiſcher Meiſterſchaft vollendet, das eigentliche Gerüſt des Romans, die Verbindungsbalken (ſo zu ſagen) zur Schau ſtellt.

Der erzählende Styl iſt, wenn auch nicht immer originell, doch ſtets gediegen, der Numerus der Proſa ein ruhig dahinfluthender, — der Humor ein kerniger und ſaftiger, der übrigens zuweilen über die Stränge ſchlägt.

Reiſeliteratur.

Die Reiſemanie, welche ſich in der jetzigen Zeit nicht allein in England, wo nur noch die Fahrt um die Welt eine Reiſe von einiger Bedeutung geſcholten wird, ſondern auch über alle andere Völker, die einigermaßen an der Weltbildung Theil nehmen, wie eine endemiſche Krankheit verbreitet, wirkt auf die Literatur, welche ſich mehr denn je dem Leben der Nationen auch in unſerm Vaterlande anzuſchmiegen ſich beſtrebt, mächtig ein. Reiſehandbücher, beſonders aber Reiſebeſchreibungen von intereſſanten europäiſchen und fremden Ländern, werden ſelbſt von den mannhafteſten Schriftſtellern aller Nationen geboten und auch dieſer Zweig der Literatur iſt ſelbſt in den deutſchen Tagsblättern ſo zur ausſchließlichen Mode geworden, daß man glauben ſollte, ſie machten es ſich zur Aufgabe, dieſe Krankheit allen Ständen einzuimpfen. Ja, es hat ſich ſogar ſeit einigen Jahren in unſerm ernſteren Deutſchland eine eigne Gattung von Schriftſtellern gebildet, welche als literariſche Muſterreiter von einem Ort zum andern vagabundiren, um auf Beſtellung der Buchhändler alle Winkelſchönheiten aufzuſtöbern und Reiſebeſchreibungen und Coreſpondenzen aus den berühmteſten Städten fabrikmäßig zu liefern. Die Symptome dieſer Krankheit zeigten ſich zuerſt in England, von wo Jahr aus Jahr ein eine Menge von Reiſenden, theils durch den Spleen zum Wandern genöthigt, theils um auf dem Continent auf den Trümmern eines großen Vermögens mit Anſtand ein großes Haus auszumachen, theils „das grüne Eiland im Meere“ mit milzſüchtigen alter ſchwarzgalligen Reiſelügen, wie die Lady Trollope zu thun pflegt, zu unterhalten, ſn alle Länder der Welt zerſtreut. Von dort aus verbreitete ſich die Reiſecholera auch in Frankreich und Deutſchland.

Eine zweite Völkerwanderung, aber die der Humanität, des geiſtigen Austauſches, nicht die des Barbariſmus und Vandaliſmus, wird erſt anbrechen, wenn einſt auf den Eiſenbahnen die Dampfkraft einen Vogelflug durch die Welt geſtattet.

Ganze Städte, ganze Völker werden ſich, geiſtig nomadiſirend, auf der Wanderung begegnen und begrüßen; das Jahrhundert wird mit Recht das reiſende, das ſynthetiſche genannt werden. Was auf dem Erdboden getrennt war, wird ſich ſympathetiſch zuſammenfinden. Ohne Zweifel trägt dieſe Literatur viel dazu bei, die Nationen immer mehr mit einander zu befreunden, den Handel und Wandel zu befördern; die Humanität auszubreiten und alle Völker zu einer Familie zu verſchmelzen. So werden die Eiſenbahnen auf den intellectuellen und moraliſchen, politiſchen und induſtriellen Zuſtand Europas einen noch nicht im vollen Umfange geahnten Einfluß gewinnen.

Wie nun dieſe Fernſichten auf der einen Seite den Beobachter entzücken müſſen, ſo kann es auf der andern nicht geläugnet werden, daß dadurch manche moraliſche, wie phyſiſche Übel ſchneller werden verbreitet, eine Haſt und ein Drängen der Menſchheit kommen wird, welche ſich als eine Krankheit in allmählichen Stadien verlaufen muß. Die Reiſewuth wird manche Familien, welche dazu die Mittel nicht beſitzen, an den Bettelſtab bringen und vielleicht werden alsdann die Regierungen ſo weit in die Privatrechte der Unterthanen eingreifen müſſen, daß, wie in Preußen die Badereiſemanie amtlich gerügt ward, durch Geſetze dieſer zweiten Völkerwanderung Einhalt geſchehen muß. Biegen wir indeſſen von dieſer Phantaſie auf zwei Reiſehandbücher ein, welche uns gerade nicht jene Inſpiration eingaben, an die wir nur die Endfäden der mitgetheilten Anſichten knüpfen wollen.

Neues Handbuch für Reiſende in Deutſchland und nach den wichtigſten Städten der Nachbarſtaaten. Nebſt einem Anhang u. ſ. w. Nach einem eignen Plane bearbeitet von Dr. Fr. Wilh. Streit. Nebſt einer Poſtkarte. Heidelberg, Engelmann. 1836.

Dieſes Reiſehandbuch zeichnet ſich durch ſeine außerordentliche Vollſtändigkeit, die Benutzung der neueſten wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel und ſeine Anordnung aus, welche darin beſteht, daß zwölf der bedeutendſten Städte Deutſchlands: Berlin, Braunſchweig, Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Kaſſel, Karlsruhe, Leipzig, München, Stuttgart und Wien, als Centralpunkte angenommen wurden, von welchen aus die Routen durch ganz Deutſchland, die öſtreichiſchen und preußiſchen Staaten, außerhalb derſelben, die Schweiz, Italien bis Mailand und Venedig, Holland, Belgien, das nordweſtliche Frankreich bis Paris, ſo wie bis London, Kopenhagen, Stockholm und über Warſchau bis St. Petersburg laufen. Von den einzelnen Städten aus ſind immer die intereſſanteſten Abſtecher nach den berühmteſten Orten, Bäder u. ſ. w., die abſeits der Hauptſtraße liegen, ausführlich angegeben, ſo daß dieſes Handbuch eine vollſtändige Schweizerreiſe, eine Wandrung durch's Rhein- und Murgthal mittheilt, außerdem eine genaue Beſchreibung der beiden Weltſtädte, Paris und London, die Skizze einer Donaureiſe bis Konſtantinopel, und nur bei Italien den Wunſch übrig läßt, daß Rom und Neapel nicht vergeſſen wären, indem alsdann dieſes allgemeine Reiſehandbuch jedes ſpeziellere beinahe überflüſſig machen würde. Die Wahl der Städte, von denen die Reiſewege auslaufen, ſind ſo zweckmäßig in die genannten Staaten vertheilt, daß jeder Reiſende irgend eine von jenen Städten in ſeiner Nähe findet, die er zum Ausgangspunkt ſeiner Wanderung wählen kann. Ein ſehr vollſtändiges Regiſter, worin alphabetiſch die einzelnen Orte verzeichnet ſtehen, geſtattete dem Verfaſſer das Langweilige, Ermudende und Mangelhafte der alphabetiſchen Ausarbeitung zu vermeiden und durch jenes Regiſter ſeinem Buche auch dieſen Vorzug, ohne jenen Nachtheil, zu gewähren. Bei den einzelnen Städten iſt ein nothwendiger Schematiſmus conſequent eingehalten; zuerſt findet man die Größe, die Volksmenge und die Stadteintheilung verzeichnet, dann folgt die Aufzählung der merkwürdigen Gebäude, Straßen und Plätze der wiſſenſchaftlichen-, Kunſt-, öffentlichen-, wie Privatanſtalten, Fabriken und Manufakturen, des Handels, der Vergnügungsorte und Umgebung, der Gaſthäuſer; den Schluß machen Poſtnotizen, Münz-, Maaß- und Gewichtsweſen, Pläne, topographiſche Werke, Charten, Entfernung von den vorzüglichſten Orten und den hiſtoriſchen Merkwurdigkeiten. Außerdem iſt typographiſche Ausſtattung und der Mangel an Druckfehlern in dem Werke zu loben, welches den eben aufgeführten reichhaltigen Inhalt auf 730 Octavſeiten enthält. Die Poſtkarte taugt nicht viel. Wir können indeſſen dieſes Reiſehandbuch wegen ſeiner Vollſtändigkeit und zweckmäßigen Einrichtung gewiſſenhaft als eins der beſten empfehlen.

Auf das

Vollſtändige Handbuch für Reiſende in der Schweiz, Tyrol, Salzburg, durch Würtemberg und Baiern u. ſ. w. Mit einer Karte. Heidelberg, Engelmann. 1836,

kann das obige Lob in ſofern nicht übergehen, weil es für den kleineren Länderraum, den es beſchreibt, der Vollſtändigkeit und Genauigkeit entbehrt. Einem gewöhnlich Reiſenden wird es übrigens gerade willkommen ſein, und die, welche auch den Geiſt und die Schönheit des Landes kennen lernen wollen, mögen entweder ſelbſt die Augen recht weit öffnen, oder werden zu Lewald's „Tyrol“ ihre Zuflucht nehmen.

Notizen.

⁂ Feßler's Jubiläum. — Am 5. v. M. feierte zu Petersburg, der, durch ſeine Romane und Lebensſchickſale ſehr bekannte Ignatius Feßler das 50jährige Jubiläum der theologiſchen Doktorwürde, welche der, jetzt 80jährige Greis am 5. Auguſt 1786, als damaliger ordentlicher Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und der bibliſchen Exegeſe an der Univerſität zu Lemberg, „ex decreto et auctoritate imperatoris Josephi II.“ erhalten hat.

⁂ Bierconſumtion in England. — Die Malzſteuer allein trägt jährlich 5 Millionen und die Hopfenſteuer 410,000 Pfd. St. ein, und London allein verbraucht jährlich 2 Millionen Faß (zu 36 Gallon.) Bier, wovon ⅛ von einer einzigen Brauerei geliefert wird. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 215. 1836.

Phönix.

Samſtag, 10. September.

Bilder aus Ireland.

Von Adrian.

(Schluß.)

„Einſt waren mehrere Monate vergangen, ohne daß die beiden Freunde ſich geſehen hatten. Jakob hatte ſein Weib verloren und Pat war krank geweſen. Der Herbſt kam. Der Trauernde begann, ſich Troſt einſprechen zu laſſen und der Geneſende brachte ſeinen Mais heim und ſorgte, daß ſeine Kartoffeln vor dem nahenden Winterfroſte in Sicherheit kamen. Als dies in Ordnung war, beſchloß er nach Randalſtown zu gehen, um ſich Eiſen und Kohlen zu kaufen, beſonders aber ſeinen Freund Jakob zu beſuchen und ein Tröpfchen Bergthau mit ihm zu trinken.“

„Es war ein bedeckter, ziemlich unheimlicher Novembernachmittag, als er aufbrach. Er ſagte ſeinen Leuten, ſie möchten unbeſorgt ſein, wenn er etwas ſpät in der Nacht zurückkehren würde und zog ſeines Wegs.“

„Dem guten Pat war ungemein wohl zu Muth. Er fühlte ſich wieder geſund und kräftig. Die friſche, freie, obgleich ein wenig rauhe Luft that ihm wohl, und die Erwartung eines vergnügten Abend ließ ſein Herz froher ſchlagen und mit Luſt ſchaute er auf die ſich ſanft ſenkenden Hügel, zwiſchen denen der Main dahinfloß, und auf die ſchönen Pächterwohnungen, in denen glückliche Unabhängigkeit und Gaſtfreundſchaft wohnten.“ —

— „Pat, Ihr fallt aus Eurer Rolle und aus Eurer Geſchichte.“ —

„Ja, lieber Herr, man fällt aus allen ſeinen Himmeln, wenn man daran denkt, wie alles hier war und wie alles hier jetzt iſt. Aber laſſen wir das. Pat erreichte bald den Flecken, machte ſeine Einkäufe und beſorgte, was zu beſorgen war. Dann ging er leichten Herzens in die Schmiede ſeines Freundes Jakob, ſchüttelte ihm brüderlich die Hand, erzählte was er wußte und ließ ſich von Jakob erzählen, wie es ihm in der letzten Zeit ergangen.“

„Als dies abgemacht war, begaben ſie ſich in den ſchwarzen Stier. Der geſchäftige Wirth führte die wohlbekannten Gäſte in das kleine Parlotur, wo ein prächtiges Torffeuer auf dem Roſt brannte und alles Heiterkeit und Behaglichkeit athmete. Sie nahmen Platz und beſtellten ein halbes Pint Bergthau und plauderten und tranken und tranken und plauderten von dem und jenem, bis die Nachtglocke anſchlug und das dumpfverhallende Geläute ſie erinnerte, daß es neun Uhr ſei. Pat bemerkte jetzt, es ſei Zeit, daß er ſich zum Rückmarſch rüſte, zugleich drückte er den Wunſch aus, er möchte am Drumarory Brä vorüber ſein, wo ſchon ſo viele ſchreckſame Dinge geſehen worden ſeien und von dem man ſich ſo ſchauerliche Geſchichten erzähle.“

„So kamen ſie ganz natürlich auf übernatürliche Dinge, als da ſind Feen, Geiſter und andere luſtige Weſen, zu ſprechen; Jakob behauptete gradezu, es gebe ſolche Dinge nicht, Pat beſtand mit derſelben Zuverſicht darauf, es gebe dergleichen und es fehlte nicht viel, ſo hätten ſich die zwei alten Freunde förmlich entzweit. Jakob lenkte zum Glück noch ein und erbot ſich, da ſeine Gründe den gläubigen Pat nicht überzeugten, ihn bis jenſeits des ſo ſehr gefürchteten Dornenbuſches zu begleiten, wobei er ſich hoch und heilig vermaß, er fürchte weder Fee noch Geiſt, noch einen Abgeſandten des „alten Knaben,“ noch den „alten Knaben“ ſelber (allgemeine Bezeichnung für „den Teufel“). Pat nahm ſeines Freundes Geleit dankbar an und man begab ſich nun an den Schenktiſch draußen, um die Rechnung zu bezahlen. Als dies abgemacht war, warf Pat die Bemerkung hin, es ſei nicht gerathen, in einer ſo kalten Nacht den weiten Weg zu machen, ohne etwas Warmes getrunken zu haben; ein Näpfchen Punſch war das geringſte, was noch einigermaßen der feuchten Luft entgegenarbeiten konnte. Während es verzehrt wurde, kam das vorige Geſpräch wieder in den Gang, und alle, die um das Küchenfeuer verſammelt waren, hörten mit der größten Aufmerkſamkeit zu.“

„Endlich brachen Pat und Jakob auf und der Letztere ſchwur jetzt noch höher als vorher, er mache ſich aus dem Drumarory Brä ſo wenig, als aus jedem andern, gewöhnlichen Dornbuſch. Ihr Geſpräch drehte ſich unterwegs immer noch um die Sagen und Geſchichten, welche in der Gegend von dem Buſche umgingen. Jetzt näherten ſie ſich der gefürchteten Stelle. Kein Windchen wehte. Alles war ſtill, ruhig. Der Dornbuſch ſtarrte in den ſchwachbeleuchteten Himmel empor, als ſtehe er nicht in dem entfernteſten Zuſammenhang mit der Hölle und ihren Gewalten; den beiden Wandreen ward ganz wohl zu Muth; aber keiner ſprach ein Wort.“

„Der Dornbuſch war faſt erreicht. Sie ſchritten ohne Übereilung auf ihn zu; da blitzte plötzlich ein grelles Licht empor und ſchien mit der größten Geſchwindigkeit um den Teufelsbuſch zu tanzen. Pat prallte drei Schritte zurück. Jakob blieb ſtehen und ſagte: „Kommt, Pat, kommt! Wir wollen in Gottes Namen ſehen, was es iſt.“ Jakobs Muth theilte ſich dem Ängſtlichen mit und ſie näherten ſich dem Schreckensbuſche. Da erhob ſich aus deſſen ſchwarzem, ſtarrem Geſträuche eine hohe, weiße Geſtalt, trat auf den Weg und ſtieß einen wilden, gellenden Schrei aus. In demſelben Augenblick hörten ſie auf der andern Seite des Dornbuſches einen noch ſchauerhafteren, geiſterartigen Schrei und nun war es um den Gleichmuth des guten Jakob geſchehen, er hob die Ferſen eben ſo behend wie Pat und beide liefen dem Marktflecken mit einem Eifer zu, als wären dort die Hufe der Pferde eines ganzen Huſarenregiments zu beſchlagen.“

„Einmal wagte Jakob im Laufen einen Blick nach hinten. Ach! da kamen ja Geſpenſt und Licht in Sturmeseile hinter ihnen drein, und jetzt begann erſt das wahre Wettrennen, bis ſie gegenüber von Freehoge ſich nochmals umſchauten und das Licht ſo wie das Geſpenſt in einen dunkeln Hohlweg hinabgleiten und verſchwinden ſahen.“

„Todmüde und von Schweiß triefend, mäßigten ſie nun ihre Eile, begannen aber bald wieder raſcher aufzutreten, denn ein haſtiger Fußtritt ließ ſich hinter ihnen hören, und Pat glaubte bereits, etwas wie ein Geſpenſt auf ſeinem breiten Rücken zu fühlen. Jetzt rief eine Stimme hinter ihnen: „Steht, ſteht, wenn ihr Chriſten oder auch nur Menſchen ſeid. Steht, ich bitt' euch, und wartet auf einen armen Mann, den ein Geſpenſt faſt zu Tod geängſtigt hat.“

„Dieſe Worte waren die lieblichſte Muſik für die beiden Freunde. Sie hielten an und harrten des ängſtlichen Rufers. Wie groß war ihre Freude, als ſie Jamie Irons, den Barbier von Randalstown, erkannten, der bei ſeiner Seele betheuerte, er müſſe ohnmächtig werden oder gar ſterben, wenn er nicht bald zu einem Glaſe Whiskey gelange. Dies wurde ihm zugeſagt; denn der Flecken war erreicht und das Licht in dem ſchwarzen Stier flimmerte freundlich herauf. Sie traten ein, ließen ein Pint Whiskey einſchenken und Jamie Irons den erſten Zug thun. Als ſie ſich gelabt hatten, erzählten ſie den erſtaunten Inſaſſen des Hauſes ihr Abentheuer, und forderten den Barbier auf, ihre Ausſage zu bekräftigen, was dieſer denn auch in vielen Worten und mit rieſenhaften Zuſätzen, ganz nach Bartſchererweiſe, that, und hinzuſetzte, das Geſpenſt oder die weiße Frau mit dem Lichte ſei da, wo der Weg nach Freehoge einbeuge, plötzlich verſchwunden, nachdem er vorher jeden Augenblick geglaubt, den „alten Knaben“ auf ſeinem Rücken zu fühlen.“

„Der Bergthau blieb nicht ohne Wirkung auf die nächtlichen Wanderer, und als Jamie ſich gelabt und gütlich gethan, machte er die Bemerkung, es müſſe Pat eben ſo unangenehm ſein, die Nacht in der Stadt zuzubringen, als allein am Drumarory Brä vorbei nach Hauſe zurückzukehren; da ihrer nun drei ſeien, ſchlage er vor, Pat über den verrufenen Buſch hinaus zu begleiten. Da er die Vorhut zu bilden verſprach, ging man in ſeinen Vorſchlag ein, und brach, nachdem noch ein Glas Whiskey gefüllt und geleert worden, auf. Jamie hielt ſein Verſprechen und war ſtets ſechs bis zehn Schritte voraus.“

„Der geſpenſtiſche Dornenſtrauch zeichnete ſich wieder an dem ſchwach beleuchteten Firmamente ab. Alles war ſtill und ruhig, und man hörte nur den fernen Ruf einer Eule und das Rauſchen des Main, deſſen Wellen ſich an den Felſenufern brachen. Die Wanderer machten nun Halt, bedauerten, daß ſie nicht noch ein Gläschen Bergthau zum guten Abſchied hier mit einander trinken könnten, und nahmen Abſchied, worauf Jakob und der Barbier nach Randalstown zurückkehrten, Pat aber ſeiner Schmiede entgegenging.“

„Der gute Pat war aber dieſe Nacht mit ſeinen Abenteuern noch nicht zu Ende. Er fühlte jetzt, da alle Gefahren glücklich beſeitigt waren, die Wirkung des Bergthaus in verdoppeltem Grade und begann ein wahres Heldenherz in ſeiner Bruſt zu gewahren. Er forderte männiglich auf den Knittel heraus, der ihm auf dem Weg etwas in den Weg zu legen gedächte, und behauptete, nichts auf der Welt zu fürchten, und wenn es der „alte Knabe“ in höchſt eigner Perſon wäre.“

„So ging's fort, bis er die Seymour-Brücke erreichte — ihr könnt ſie dort ſehen, links, wo der Weg ſich in die Niederung ſenkt. Dort ſtand zu jener Zeit ein Schulhaus, das abgebrannt iſt und mit Gotteshülfe dereinſt wieder aufgebaut werden wird. Pat lehnte ſich an die Ecke dieſes Hauſes, um auszuruhen. Zufällig blickte er auf und ſah zu ſeinem größten Erſtaunen, jenſeits der Straße auf einer kleinen Erhöhung, einen Menſchen, der ihn zum Kampfe herausforderte. Pat's Muth war rieſenhaft gewachſen und einem Menſchen, der ihn ſo grob in die Schranken rief, mußte er durchaus zeigen, daß er noch mehr verſtand, als rohes Eiſen weich zu hämmern. So trat er denn auf den Weg hinauf und befahl dem Manne oben, herab zu kommen und vor allem ſein Prahlen und ſein ungeſtümes Handthieren aus dem Spiele zu laſſen, ſonſt würde er ihn bald lehren, es wehmüthig zu bereuen.“

„Der Mann in der Höhe machte ſich natürlich aus dem Schreien und Toben des guten Pat ſo viel, wie gar nichts, ſondern fuhr fort, den erboſ'ten Schmied durch ſein Ausfordern zu höhnen. Jetzt, lieber Herr, lief Pat die Gaſſe über. Er ſchwang ſeinen Knittel dreimal über ſeinem Kopfe, machte einige Bocksſprünge, wie es unſere Leute zu thun pflegen, ehe es bei ihnen an das Kopfeinſchlagen geht und ſtürzte fort, um den Höhnenden anzugreifen.“

„Pat hatte jedoch in ſeiner Hitze vergeſſen, daß jenſeits des Wegs eine alte Sandgrube war, die gewöhnlich voll Waſſer ſtand. Das blitzende Auge in die Höhe gerichtet und das Shilelah ſchwingend, brauſte der ungeſtüme Hitzkopf dahin und lag, ehe er ſich's verſah, bis über die Ohren in der Grube. Der arme Teufel wäre ohne Zweifel ertrunken, wenn der Himmel nicht einen jungen Menſchen des Wegs geſchickt hätte, welcher den Angſt- und Nothſchrei des Fallenden hörte und ihm zu Hülfe eilte.“

„Nachdem Pat auf das Trockne zu ſich gebracht worden, flog ſein erſter Blick wieder in die Höhe, wo der hohnende Geſell immer noch zum Kampfe winkte. Seine erſte Bewegung war, daß er den Knittel, den er im Todeskampfe mit aller Kraft feſt gehalten hatte, wüthend erhob und ſich zum Kampfe aufraffen wollte. Mit der größten Mühe beruhigte ihn der junge Mann, indem er ihm unter gewichtigem Schwur verſicherte, daß, was er für einen mit den Armen fechtenden Mann hielt, ſei nichts anderes, als ein junger Fichtenbaum, deſſen Zweige ſich in der Nachtluft bewegten.“

„Pat ging abgekühlt nach Haus, und faßte den Entſchluß, nie wieder zu Randalstown nach Sonnenuntergang einen Tropfen Whiskey zu trinken oder bis zum Anbruch der Nacht dort zu bleiben — ein Entſchluß, welchem er, zur großen Freude der Seinigen, all ſein Leben treu blieb.“

„Die Geſchichte von dem Geiſte und den zwei Hufſchmieden ging bald zu Randalstown von Mund zu Mund und theilte ſich im Verlauf weniger Tage der ganzen Umgegend mit. Die wenigſten Leute dachten daran, die Sache auch nur im geringſten zu bezweifeln und es gibt ſelbſt heute noch Menſchen genug in der Grafſchaft Antrim, welche einen Schwur darauf ablegen, daß ſich alles ſo zugetragen, wie die Sage es berichtet. Die Wahrheit aber iſt, daß Jamie Irons, der Barbier von Randalstown, das Geſpenſt war. Dieſer Jamie Irons war der loſeſte Vogel, der jemals in der Grafſchaft flügge geworden, und wenn es einen tollen Streich zu ſpielen gab, war er ſtets der erſte, der Hand an das Werk legte. Er pflegte ſein Geſicht ſtets in die ernſteſten Falten zu legen, und wenn man ihn anſah, glaubte man, er werde ſofort anfangen zu predigen und Sprüche der Weisheit hören zu laſſen. Dabei verzogen ſich ſeine Lippen nie und ich habe ihn mein Lebenlang nicht ein einzigesmal lächeln ſehen. Aber der Schein täuſchte gewaltig. Des Burſchen Kopf war voller luſtiger Einfälle und Narrenspoſſen und ſeine ernſten Lippen floſſen von Scherzen über, ſobald er ſie öffnete. Am liebſten ſpielte er denen einen böſen Streich, die er als Prahler und Haſenfüße erkannte. In der Nacht, von der ich euch erzählte, ſaß er in dem ſchwarzen Stier am Küchenfeuer, und als er Jakob Walker prahlen hörte, er fürchte weder Fee noch Geiſt, noch den „alten Knaben“ ſelber, beſchloß er, deſſen Herzhaftigkeit auf eine kleine Probe zu ſtellen. Er verſchaffte ſich ein weißes Betttuch, ein Cunea oder Keenoge, wie wir es heißen.“ —

„Was iſt das, Pat?“

„Eine Torfkohle, die mit Hanf oder Flachs feſt umwickelt wird, ſo daß man ſie lange in der Taſche tragen kann, ohne daß ſie ſich entzündet; bringt man ſie aber an die Luft und öffnet ſie an einem Punkte, ſo entzündet ſie ſich. Damit und mit einem Bündelchen Tannenſpäne, wie es die Fiſcher Nachts brauchen, verſehen, eilte er vor den zwei Schmieden zum Drumarory Brä. Auf dem Wege begegnete er einem Bekannten, welcher ihn bei der Ausführung ſeines Schelmenſtreiches unterſtützte und dieſer Helfershelfer war Niemand anders, als Pat M'Aul, Euer Führer, lieber Herr.“

Aus Paris.

(Anfang Septbr. 1836.)

Seit dem erſten September, von welchem Tage hier die großen Ferien angefangen haben, iſt Paris ungewöhnlich ſtille; einige Stadttheile, wie die Cité und das Quartier Latin, ſind ganz verödet. Das ſämmtliche Gerichtsperſonal, die Studentenſchaft und Schriftſtellerwelt, — Alles iſt in die Provinz, auf's Land geflogen, um friſche Luft, Erholung und neue Kräfte zu ſchöpfen. Das Palais de Juſtice, die öffentlichen Leihbibliotheken, die Sorbonne, die Ecole de Médecine und Rechtsſchule ſind geſchloſſen und ſtehen einſam und verlaſſen da. Ungemein reges Leben herrſcht dagegen im Palais-Royal. Der Andrang von Fremden aus der Provinz und aus allen vier Weltgegenden Europas war in der letzten Zeit ſo ſtark, daß ſich viele hieſige Hôtels in die angenehme Nothwendigkeit verſetzt ſahen, neuangekommene Reiſende abzuweiſen. In den Galerien des Louvre, des Luxembourg, des Marſchalls Soult und des Grafen Somariva, im Artillerie-Muſeum, in den Gobelins, beim neuen Triumphbogen, im Concert Muſard, in den königlichen Gärten, kurz an allen Orten, wo es etwas Sehenswerthes, Merkwürdiges gibt, kann man ſicher darauf rechnen, eine Menge Fremder anzutreffen, unter denen unſere Landsleute gerade nicht die Minderzahl ausmachen. Im Theater des Palais-Royal war nämlich Abends gewiß der dritte Theil der erſten Galerie von Deutſchen beſetzt, welche etwas provinziell herzlich über die neue Charge: le conseil de discipline, lachten, und unter den Spaziergängern, welche vor dem Mittageſſen die hergebrachte Tour am Kafé de la Rotonde machen, ſo wie unter den Rauchern, welche nach eingenommener Mahlzeit vor dem Kafé de Foy unter den Bäumen des Gartens ihren Kaffee trinken, bilden die blonden Überrheiner beinahe die Majorität. Eine Stunde ſpäter trifft man an dieſem Orte die jeune France verſammelt, welche, ſeitdem ſie ſich die Ziegenbärte und die übermäßig langen Haare hat abſchneiden laſſen, für dieſen Aufenthalt eine beſondere Vorliebe gefaßt zu haben ſcheint. Jener mehr als nachläſſig gekleidete Herr dort, welchen man regelmäßig jeden Abend an einem kleinen grünen Tiſche ſitzen und heftig geſticuliren ſieht, iſt der bekannte Kritiker Guſtave Planche; ſein Nebenmann, deſſen ſanfte Mienen eine poetiſche Seele, einen Waldlyriker, à la Werther oder à la Jean Paul verrathen, iſt Saint-Beuve. Nicht gar weit von dieſen beiden bemerken wir um einen andern Tiſch herum Felix Pyat, Verfaſſer des Ange von Dieppe, Léon Gozlan, den geiſtreichen Erzähler der Revue de Paris, Frédéric Soulié, Alphons Karr, Eugène Briſſault, kurz den ganzen literariſchen Phalanx des Corſaire und Charivari. Sie müſſen gut zu Mittag geſpeiſet haben; denn ſie ſind in der heiterſten Laune und ſchlagen eben ein einſtimmiges Gelächter auf; gilt es einem guten Calembourg oder jenem wohlbeleibten Manne mit den unordentlich unter einem breitkrämpigen Hute herabhängenden Haaren, mit den ſchwarzen weiten Beinkleidern ohne Stege und mit den über dem Rücken nachläſſig gekreuzten Armen, welcher in der Allee auf und abgeht und kein anderer iſt, als der fruchtbarſte Romanſchreiber Frankreichs, Honoré von Balzac? Er muß ſich zufällig hieher verirrt haben; denn die großen Berühmtheiten der Literatur leben in dieſer Jahreszeit alle auf dem Lande und kommen erſt im nächſten Monat mit ſo und ſo viel neuen Geiſtesprodukten durch die 55 Pariſer Barrièren herein. Man ſagt, daß dieſe Notabilitäten nicht gefeiert haben; von Victor Hugo verſpricht ſich das franzöſiſche Theater eine Komödie und von Alex. Dumas erwartet man eine Tragödie, Caligula, welche ebenfalls das Repertoire vom Theater Français bereichern ſoll. Der Kean deſſelben Verfaſſers, über den wir nächſtens berichten werden, erhält ſeit einigen Tagen auf dem Theater der Variétés den glänzendſten Succeß.

Die politiſche Tagesliteratur beſchäftigt ſich gegenwärtig faſt ausſchließlich mit Spanien. Herr von Eckſtein hat ſo eben über dieſen Gegenſtand ein intereſſantes Buch herausgegeben, welches Aufſehen erregt und auch verdient. Der geniale Verfaſſer behandelt dieſe Lebensfrage eines hochherzigen Landes und Volkes aus einem höheren hiſtoriſchen Geſichtspunkt und weiß ſeine Gedanken in eine ſo prächtige blühende, beredte Sprache zu kleiden, daß ſein Werk in jeder Hinſicht auffallend von den mageren, engherzigen franzöſiſchen Schriften über dieſe Angelegenheit abſticht. Nicht ohne Befremden ſtößt man auf Stellen, wo Herr von Eckſtein der ſpaniſchen Geiſtlichkeit ſehr derbe Wahrheiten ſagt, und auf das Schlußwort, worin er dem modernen Beſtreben des Clerus den Text lieſet und den Tendenzen Carrels und Lamennais, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Für das projektirte Denkmal des Erſteren ſind bereits 20,000 Franken im Büreau des National allein zuſammen gekommen; über den Ort, wo, und die Art, wie man das Monument errichten will, iſt man noch nicht einig geworden; mit der Ausführung wird ſich der bekannte franzöſiſche Bildhauer P. David befaſſen. Carrel's Freunde bereiten eine Sammlung von ſeinen Streitſchriften, Vertheidigungsreden und eine Geſamtausgabe ſeiner Werke vor. Lamennais lebt gegenwärtig in Paris und beſchäftigt ſich damit, eine Geſchichte ſeiner Anſichten und Meinungen zu ſchreiben. Die Republikaner machen ihm bedeutend den Hof; ſie möchten ihn gerne, wie einer edlen Sudfrucht, den Saft entpreſſen und dann die Schaale bei Seite werfen, was ſchwerlich gelingen dürfte. Er ſteht in ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſen mit Raſpail, einem erklärten Todfeinde der jetzt beſtehenden Preſſe. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Verwahranſtalten für Kinder. — Zu den ſchönſten Zeichen des Anfanges einer neuen, beſſeren Zeit gehört unſtreitig das Aufkommen, die Ausbreitung und Vervollkommnung der Anſtalten zur Behütung und Pflege ſich ſelbſt überlaſſener kleiner Kinder. Es iſt dies in Wahrheit eine zweite Himmelfahrt des göttlichen Kinderfreundes, deren Bezeugniſſe nun zum voraus alle mythiſche oder ſonſtige Verdeutungsverſuche unnöthig machen. Wie ſehr denn auch von eifrigen Zionswächtern Paris als neues Babel anrüchig gemacht wird, ſo fehlt es doch auch dort nicht an ſolchen, die in die Fußtapfen jenes Kinderfreundes eintreten. Eine kürzlich erlaſſene Entſcheidung des königlichen Rathes des öffentlichen Unterrichts hat für jeden der 12 Bezirke von Paris einen Ausſchuß, und für die ganze Stadt eine Centralcommiſſion beſtellt, um die den kleinen Kindern eröffneten Aſyle zu dirigiren. Die Centralcommiſſion beſteht aus dem Seine-Präfekten, drei Mitgliedern des Centralausſchuſſes des Primairunterrichts, einem Schulinſpektor und vier vom Miniſter zu ernennenden Frauen. Der Ausſchuß beſteht aus dem Maire, dem Pfarrer, dem Friedensrichter und drei von dem Präfekt des Seine-Departement zu ernennenden zur Oberaufſicht berufenen Frauen (dames inspectrices). Dieſer Ausſchuß ernennt dann noch eine von ihm zu beſtimmende Zahl von aufſehenden Frauen (dam. surveillantes), die mit berathender Stimme den Sitzungen des Ausſchuſſes beiwohnen können. — Alſo auch hier erneut ſich auf ſchönſte Weiſe das urchriſtliche Amt der Diakoniſſinnen. —

⁂ Oeffentliche Kupferſtichſammlungen. — Die Blätter für literariſche Unterhaltung geben folgende vergleichende Ueberſicht der vornehmſten öffentlichen Kupferſtichſammlungen in Europa:

Paris	mehr als	1,400,000	Kupferſtiche.
München . . .	„ „	300,000	—
Wien	„ „	300,000	—
Dresden . . .	„ „	250,000	—
Britt. Muſeum	„ „	100,000	—
Kopenhagen .	„ „	80,000	—
Amſterdam . .	„ „	70,000	—
Frankfurt a. M.	„ „	30,000	—

⁂ Europäiſirung der Parſen zu Bombay. — Die Guebren oder wie ſie lieber genannt werden, die Parſen, deren Rechtlichkeit und Thätigkeit ſprichwörtlich geworden, — ſind unter allen Orientalen diejenigen, welche ſich am leichteſten an europäiſche Civiliſation gewöhnen und am meiſten von ihr angenommen haben, — was eine weitere Beſtätigung der Urverwandtſchaft parſiſcher und germaniſcher Stämme bieten möchte. Die in Bombay wohnenden Guebren haben Journale und öffentliche Vorleſungen, und in ihren Religionsſtreitigkeiten, — bekanntlich ſind ſie Ormuzdgläubige, — haben ſie an die Univerſität Oxford und an die aſiatiſche Geſellſchaft in Paris appellirt. Sie haben lithographiſche Preſſen, durch welche ſie erfuhren, daß Profeſſor Olshauſen in Kiel und Bournouf in Paris die Zendaveſta (d. h. Schrift der Parſen) herausgaben, veranſtalteten ſie ihrerſeits eine lithographiſche Ausgabe des Vendidad (einer Abtheilung der Zendaveſta) in Bombay. —

⁂ Sgricci und Bindocci. — Nach Sgricci, der am 23. vor. M. zu Florenz geſtorben, iſt nun wohl Bindocci der größte, bekannte Improviſator Italiens. Noch kürzlich hat er auf dem Schloſſe Weilburg, dem Sommeraufenthalt des Erzherzogs Karl von Oeſterreich die ausgezeichnetſten Beweiſe ſeines eminenten Talentes gegeben. Auch iſt ihm erlaubt worden, dem kaiſerlichen Hofe nach Prag zu folgen. —

⁂ Locke war für England, was Voltaire für Frankreich, was Kant für Deutſchland wurde. Es mag darum hier erwähnt werden, daß eine ſchöne von Weſtmacott gearbeitete Marmorſtatue des berühmten Philoſophen unlängſt in der Vorhalle des Univerſitätscollegiums zu London aufgeſtellt worden iſt. —

№ 216. 1836.

Phönix.

Montag, 12. September.

Liebe und Leben.

1.

Was Liebe ſei, ich hab' es ſtets erfaßt:
Vernichtung ohne Tod, Sein ohne Leben,
Ein Sichbefeinden, dann ein Hinſichgeben —
So nenn' ich ſie, den wunderbaren Gaſt.

An einen Ort gebannt, doch ſonder Raſt!
Gleichwie die Zeiger an den Uhren ſchweben
Im engen Kreis, ſo iſt die Liebe eben,
Ein Stillſtehn und ein Gehn in eil'ger Haſt.

Sie weint im Lächeln, iſt im Weinen ſelig,
Wohl wählt ſie nie, doch bleibt ſie immer wählig,
Iſt ſtets dieſelbe und doch immer neu.

Wer iſt hier Herr und Sklav'? In feſtre Banden
Zwei Liebende ſich wechſelsweis umwanden,
Um ſo vielmehr ward eins im andern frei.

2.

Iſt Leben Tod, ſo wird der Tod zum Leben,
Iſt Wiege Sarg, ſo wird der Sarg zur Wiege,
Trug wird oft Wahrheit, Wahrheit oft zur Lüge,
Wer gibt, der nimmt, wer nahm, hat oft gegeben.

Vom Ziele führt zum Ziel erneutes Streben,
Sieg bringt Verluſt, Verluſt ward oft zum Siege,
Der Fried' iſt ruhlos, Ruhe wohnt im Kriege —
Solch einen Gegenſatz, wer will ihn heben?

Was nicht iſt, iſt, was iſt, erſcheint uns nichtig,
Zum neuen Räthſel wird des Räthſels Deutung,
Oft führt Verführung recht und falſch die Leitung.

Das Leben ſpricht: Was ich gebar, vernicht' ich,
So Tod als Sein umfaſſ' ich gleicher Weiſe,
Den Anfang und das Ziel der irren Reiſe.

Herrmann Marggraff.

Die Meſſias-Braut.

Von Ludwig Storch.

Die See lag eingeſponnen in ſchwermüthigen Mondglanz; Oſaniel ſchaukelte ſich träumend auf den Wellen. Herbſtliche Klagelaute, die Seufzer der ſterbenden Natur, ſäuſelten über den leisbewegten Waſſerſpiegel, nicht vernommen vom menſchlichen Ohr, nur empfangen vom ahnungsvollen Gemüthe. Die Bäume hatten ſchon angefangen, ihren zackigen Schmuck abzulegen, die am Ufer vertrauten ihn dem Meere an, welke Leichen der grünen Frühlingsherrlichkeit, dem großen Sarge der Dinge und ihrer Wiege.

Sabbathai ſaß am ſchwarzfelſigen Ufer, dicht am Meerbuſen unter einem breiten Feigenbaum, der erſt den Schatten ſeiner Blätter, dann ſie ſelbſt auf ihn warf; er hatte ſich in ſeinen Mantel gehüllt, denn die Nacht war kühl. Rings um ihn auf Meer und Land lag die ſtarre Einſamkeit, die hehre ſchweigſame Tochter des Morgenlandes, und ſah ihn an mit tauſend ernſten Augen, ihren Zögling, ihren Freund. Und in ſeinem glänzenden Antlitz thronte ihre Schweſter, jene heilige Schwermuth, die der Abendländer auch nicht kennt. Sein Geiſt aber ſchwang ſich auf rauſchenden Engelsflügeln empor, durch deren weißen flockigen Schleier die Morgenrothglut der Begeiſtrung golden hervorſtrahlte, deren ſchneeiges Schwanengefieder die Thräne der Sehnſucht bethaut hatte. Sabbathai dachte erhabene Dinge. Es war eine Quelle in ihm aufgeſprungen mit ſüßen Schmerzen, eine heiße Quelle, ein zweites Herz, das ſtatt des Blutes Lieder ausſtrömte und große Bilder. Es war eine Sonne in ihm aufgegangen, die ihm ſonſt ſchon geleuchtet, ihn erwärmt und Blumen und Früchte getrieben aus dem empfänglichen Boden ſeines Herzens; zwar war ſie zuweilen von Nacht und Wolken umhüllt geweſen, doch ſtets ſiegreich hindurchgeſtrahlt; das war die Sonne der Poeſie. Und auch jetzt ſandte ſie rings nach allen Seiten Strahlen aus; die wurden für Sabbathai zu Leitern, die er mit Kränzen und Blumen ſeines Herzens behing, auf denen ſein Geiſt gedankenſchnell in alle Reiche der Schöpfung ſtieg, um auf den Altären der Liebe und Andacht Brandopfer zu bringen, die lodernde Glut ſeiner Gefühle.

Das Haupt auf die Hand geſtützt, deren Arm auf dem Felſen ruhte, begannen ſeine bebenden Lippen bald ein Lied halb zu ſprechen, halb zu ſingen, wie es ihm eben aus der Seele friſch hervorquoll.

„Hoch ſteht eine Blume am Felſenrand,
Ein brennender Stern in Mittagsglut;
Wohl blicket ſehnſüchtig nach ihr das Land,
Aus ſtrecket das Meer nach ihr die Hand,
Die Erde begehrt ſie, es wünſcht ſie die Fluth.

Du duftende Blume am Felſengrat,
Was blühſt du ſo prächtig am ſonnigen Tag?
Hinauf zu der Höhe führet kein Pfad,
Der einſamen Blume kein Wandrer naht,
Der genießen und pflücken dich mag. —

Und ſteh' ich hier einſam im Tageslicht,
Erſchloſſen allein dem Sonnengruß:
Für den Wandrer der Berge blüh' ich auch nicht,
Der die Blumen mit frevelndem Finger bricht,
Und ſie wegwirft nach flüchtigem Kuß.

Wann aufzieht das blumige Sternenheer,
Und im Kelch ſich mir ſchaukelt des Mondes Strahl,
Dann ſteigen die Schlangen herauf aus dem Meer,
Es kommen die Adler der Felſen her,
Und erfreuen ſich meiner allzumal.

Doch nicht für des Meeres gewundenes Thier,
Nicht für den Lüfte durchſchneidenden Aar,
Steh' ich einſam duftend und blühend dahier:
Der Löwe der Wüſte verlangt nach mir,
Der Löwe Judas mit goldgelbem Haar.

Ich träumte von dir, gewaltiger Leu,
Und erzählte von dir dem rauſchenden Meer;
Nun fragen die Wellen mich täglich auf's Neu:
Wann kommt der König, der lohnend die Treu,
Der Löwe der Wüſte, wann kommt er daher?“

Ein Geräuſch weckte den Sänger aus ſeinen Träumereien; ein Mann ſtand hinter ihm.

„Biſt du's, Jakob ben Eliah?“ fragte Sabbathai.

„Ich bin's,“ verſetzte der Arzt.

„Und was für Nachrichten bringſt du aus der Stadt?“

„Böſe und gute.“

„Laß hören! Die böſen zuerſt.“

„Die Erbitterung gegen dich iſt bei Türken und Juden gleich groß; deine Anhänger dürfen nicht mehr wagen, dich zu vertheidigen; es hat deinetwegen ſchlimme Händel gegeben, blutige Händel, und du biſt wahrlich deines Lebens nicht ſicher, ſobald du dich öffentlich zeigſt. Unter den Juden ſind es zwei Parteien, die dich mit wüthendem Haß verfolgen, die eine iſt die der ſtrenggläubigen Rabbaniten, an deren Spitze Halevi ſteht; ſie iſt die öffentlich wirkende, welche überall Truppen wirbt und in den Häuſern, in den Synagogen, auf den Gaſſen gegen dich ſchreit; die andre wirkt vorſichtig im Geheimen, aber um ſo ſicherer, um ſo gewaltiger gegen dich, ſie predigt nicht, ſie flüſtert nur; ſie donnert dir keinen Bannfluch zu, aber ſie verdirbt dich gewiſſer. Es iſt dies die Partei jener Lichtbündler, deren Stärke und Größe man nicht einmal kennt, die aber in deinen Angelegenheiten Aaron de la Papa anführt. Er hat den Kadi und alle Beamten auf dich aufgehetzt, die vornehmſten Moslemin in der Stadt haben erſt durch ihn Nachricht von dir erlangt, und er verſichert ihnen, du ſtrebeſt nach der Oberherrſchaft Smyrna's und der natoliſchen Küſte, vielleicht noch mehr. Du biſt des Todes, wenn du jenen geheimnißvollen Ring, der ſo viel Lärm angerichtet, nicht von deiner Hand entfernſt, wenn du in der nächſten Zeit wieder etwas von deiner hohen Würde verlauten läßt.“

„Genug davon!“ unterbrach ihn Sabbathai, „und ſchweige nicht länger über jenes, was meinem Herzen noth thut, wonach es verlangt, wie das Wild der Wüſte nach friſchem Waſſer, nach Nachricht aus Jadik de Cardano's Hauſe.“

„Und das iſt das Gute, was ich dir bringe. Jadik hat, auf eindringliches Bitten ſeines Weibes und ſeiner Söhne, Rahel wieder freundlich und väterlich in ſein Haus aufgenommen; aber er hält ihre Ehre verletzt, ihren jungfräulichen Ruf für befleckt durch dich, und er wird dein bitterer Feind ſein und bleiben, ſobald du nicht ernſte Schritte thuſt, Rahel wieder zu Ehren zu bringen.“

(Fortſetzung folgt.)

Ueber eine Vorrede.

Die Herausgabe ſeiner
Beiträge zur Geſchichte der neueſten Litteratur. Stuttgart. 1836. P. Balz'ſche Buchhandlung. 2 Bände in 8.,
hat Gutzkow Veranlaſſung gegeben, weniger in Form einer Vorrede, als mit der Überſchrift: Vorrede, eine heftige und leidenſchaftliche Kritik von Menzel's deutſcher Literatur, zweite Auflage, zu liefern. Dieſe Polemik zwiſchen Menzel und Gutzkow wird langweilig. Sie erinnert an jenen Mann, der viele Anekdoten von losgegangenen Gewehren wußte. Saß er in einer Geſellſchaft, die von andern Dingen ſprach, und konnte er ſeinen reichen Vorrath nicht debitiren, ſo rutſchte er mit ſeinem Stuhle und rief: „Hat es nicht geſchoſſen? Ich meine, es ſei ein Schuß gefallen.“ Niemand hatte etwas gehört, als das Rutſchen des Stuhles; aber es war eine Pauſe im Geſpräch entſtanden, und der Anekdoten-Mann konnte fortfahren: „Nun, da muß ich Ihnen doch von einem losgegangenen Gewehre erzählen.“ So bei Menzel und Gutzkow. Namentlich bei Erſterem. In der zweiten Auflage ſeiner deutſchen Literatur rutſcht er alle Augenblicke mit dem Stuhle. „Haben ſich nicht auch da wieder die junge Literatur, die jeune Allemagne, Gutzkow, Wienbarg und Conſorten geltend gemacht? Ich meine, man ſpüre ſo etwas. Nun, da muß ich ihnen doch von der jungen Literatur, von der jeune Allemagne, von Gutzkow, Wienbarg und Conſorten erzählen.“ Ähnlich der Gedanke Gutzkow's, in einer Vorrede ein Antimenzelianum zu ſchreiben. Zwar könnte dieſer Gedanke ſchonend genannt werden, denn die Vorreden werden oft überſchlagen. Aber Gutzkow's Vorrede zu ſeinen „Beiträgen“ iſt ein Novum in deſſen reaſſumirten alten, kritiſchen Proceſſen, und der Reiz der Neuheit gilt nicht am wenigſten im Felde der Kritik. Dabei hat dieſe Vorrede Grenadiere zu Lettern, während die Lettern der dann folgenden Aufſätze wahrhaft dem ſogenannten Ranzengliede entnommen

ſind, und das dem zweiten Bande vorgeheftete Inhaltsverzeichniß proclamirt laut als Inhalt der Vorrede: „Wolfgang Menzel und deſſen deutſche Literatur. S. I—LXXXII.“

Ich habe vorhin Gutzkow's Vorrede heftig und leidenſchaftlich genannt. Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit haben bisweilen ihre Ehre, ſelbſt in der Literatur, denn der Mann von Kraft und Gefühl wird und muß manches, was er ſieht oder hört, tüchtig berühren, und es wäre lächerlich, von der Äolsharfe, in die der Sturm brauſt, die Töne eines Haberrohrs oder einer Flöte zu verlangen. Aber gut Ding will hier nicht Weile haben. Eine Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit, die Jahre lang nagt und gräbt, iſt keine Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit mehr, oder doch eine, die, als friſcher Jüngling, Intereſſe erregt; ſie hat ſich in Wittwen- und Sterbkaſſen eingekauft, ſie iſt ſchimmeligt geworden. Beſonders gilt aber dieſes, wenn wie hier, von Anfang an, die Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit ſo ſehr zugleich auf perſönlichen Fundamenten beruhten. Das Publikum wendet ſich ab, und höchſtens führt der Literarhiſtoriker unter der Überſchrift: „Bedauernswerthes“ die Chronik eines ſolchen fortgeſetzten, perſönlichen Streits in ſeinen Regiſtern nach.

Gutzkow verſichert zwar, er wolle es in dieſe Vorrede nur mit Menzel, dem ſcheinbar Wiſſenſchaftlichen, haben, und nicht in andern Beziehungen mit ihm anbinden. Aber die Art und Weiſe, wie er dieſe Verſicherung gibt, (S. VII) und daß er ſich ſelbſt bis zu gemeinen Schimpfworten gegen Menzel erniedrigt (S. XXIV. Z. 8 v. u.), zwingt den Leſer, ſich mit Verdruß und mit Ekel von einem ſolchen Verhalten abzuwenden, welches um ſo widerlicher iſt, als es die Prätenſion der Ruhe trägt, und die erſten Zeilen der Vorrede von den „vielen Gereiztheiten“ dieſer Beiträge in ihrer früheren Form auf eine Weiſe ſprechen, wie der Großvater, der ſeinen ſich raufenden Enkeln Lehren der Verträglichkeit vom Ofenſitz her ertheilt, und dabei an einem inneren moraliſchen Katzenjammer über ſeine eigenen „vielen Gereiztheiten,“ da er noch jung war, leidet.

Es iſt gar keine Kunſt, an Menzel Mängel zu finden, denn er hat ſie, bei vielem Achtbaren und Anerkennungswerthen, wirklich in hohem Grade. Inſoferne kann alſo die „Vorrede“ für kein Kunſtwerk gelten. Sie zeigt Anforderungen nach, die nicht befriedigt worden; ſie zeigt die Unrichtigkeit einzelner thatſächlichen Anführungen und Raiſonnements nach. Sie zeigt dieſes Alles nach? Nein, ſie ſucht dieſes nachzuzeigen, und ich würde nicht einen Aufſatz, ſondern eine Duplik auf eine Replik ſchreiben, wenn ich Glied für Glied dieſes Verſuchs in die Hand nehmen und prüfen wollte, ob und in wie weit, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, Gutzkow dabei glücklich geweſen. Und hier hätte ich zugleich nebſt dem Leſer immer auf's Neue mit Gutzkow's Vorausſetzungen, ſeinen oft mehr glänzenden als wahren Phraſen, und dem Zweifel zu thun, was er hauptſächlich als glänzend und was er hauptſächlich als wahr davon gelten laſſen wolle. Ähnlich übel ging es uns mit Menzel's Vorausſetzungen und Phraſen. So beginnt z. B. Menzel ſeine deutſche Literatur mit den Worten: „Die Deutſchen thun nicht viel, aber ſie ſchreiben deſto mehr,“ und bringt dann dieſe Theſe noch in einige ganz artige, unartige Variationen. Das ſcheint denn Gutzkow zu ärgern oder ärgert ihn wirklich. Er ſagt, dieſe Stellen ſeien im Tone eines Mordbrenners geſchrieben. Dann heißt es unter Anderm weiter: „Was ſoll dieſe vague Anklage der deutſchen Vielſchreiberei? Wen trifft ſie? Eine Thatſache. Das ließe ſich hören. Aber ſie ſcheint auf unparteiiſche Leute zu gehen, welche die Thatſache in Schutz nehmen. Wo ſind dieſe? Wer nimmt die Bücherüberſchwemmung in Schutz? Es zieht ſich durch dies Buch ein abgeſchmackter Bücherhaß, den man von allen ſchamloſen Urtheilen der ſpäteren Kapitel in Abrechnung bringen muß u. ſ. w.“ Wirklich, bei ſolchen und ähnlichen Stellen wird die Kritik verlegen. Eine Frage; eine Antwort, die man ſich ſelbſt gibt; prägnant, kurz; bisweilen ein Anlauf, wie ihn Napoleon in ſeiner berühmten Pyramidenproklamation nahm; dazwiſchen ein halb Dutzend Dunkelheiten, ein halb Dutzend Lichter; Sprünge; Lücken; eine Zuverſichtlichkeit, daß es gar nicht anders ſein könne, als ſo und ſo; eine Sprache, welche von der „Durchſchnittsintelligenz,“ häufig nicht verſtanden und deßhalb um ſo mehr von ihr geglaubt wird; Wagheiten, Sichgehenlaſſen, — finden wir auch hier wieder bei manchem Anſprechenden, Gedachten, und ſtellenweiſe — trotz der dick daran herunter träufelnden Lauge — Liebenswürdigen.

In der That, ich wünſchte ſehr, daß Menzel und Gutzkow für einige Jahre Waffenſtillſtand ſchlöſſen; wenn ſie gelobten, vorerſt ihre Namen gar nicht mehr in Mund und Feder zu nehmen. Sie würden dabei gewinnen, und die Literatur würde es nicht weniger thun. Gutzkow könnte unterdeſſen auch ein Buch „über deutſche Literatur“ ſchreiben, und, was Menzel in dem ſeinigen ſchlecht gemacht hat, beſſer machen. Dieſe zwei deutſche Literaturen wären dann eine Art wechſelſeitiger Supplementbände; was die eine nicht hätte, beſäße die andere, und ſie führten dabei ein ſo einträchtiges Leben mit einander, als die ſiameſiſchen Zwillinge führen. Ach, am Ende thun's die zwei Autoren ebenfalls wieder; denn Injurienklagen verjähren ja nach römiſchem Rechte in einem Jahre, und von Voß wurde erzählt, aus bloßer, nicht erwiederter Liebe habe er den Fritz Stolberg gehaßt. Vielleicht ſind Menzel und Gutzkow — auf einen Irrthum hin — ſo eben im nämlichen Stadium, und es bedarf nur eines Windſtoßes von Süd ſtatt von Nord, um ſie einander auf's Neue in die Arme zu jagen.

Karl Buchner.

Feuilleton.

, Induſtrielle Encyklopädie. — Die Menge von Erfindungen, die ſeit mehr als 50 Jahren gemacht worden, hat ſchon längſt von vielen Seiten her den Wunſch veranlaßt, das Vorhandene geſammelt zu ſehen. Dieſem Wunſche hat der Buchhändler Thomine zu entſprechen geſucht durch Herausgabe des nun beendigten „Dictionnaire technologique des arts et métiers,“ welches in 22 Bänden in 8. mit 400 Kupfertafeln, — (370 Frk.) mehr als 2000 Induſtriezweige erörtert. Zugleich iſt ein Auszug davon in 6 Bänden mit 60 Kupfern, — (75 Frk.) unter dem Titel: „Dictionnaire universel des arts et métiers“ ausgegeben worden. —

⁂ **Neueſtes Dekret der römiſchen Inquiſition.** — Unter den Schriften, die durch ein, am 25. v. M. publizirtes Dekret der römiſchen Inquiſition vom 23 Juni d. J. verboten worden, bemerken wir u. a. folgende: 1) *Philosophie des révélations, par A. Chaho;* 2) *La Maçonnerie, considérée comme le résultat des religions Egyptienne, Juive et Chrétienne, par le F. M. R. de S.* — 3) *Examen du Mosaïsme et du Christianisme par M. Reghellini.* 4) *Au-de là du Rhin, par E. Lerminier etc.* Ferner: 5) *parole di un uomo dedicate al credente de la Mennais, de Harro-Harring.* 6) *A escandalosa vida dos Papas.* 7) *storia di Como da M. Monti* (wobei bemerkt: donec corrigatur; quod opus auctor ipse sponte ante judicium laudabiliter ac solemniter reprobavit), und 8) *poesias lyricas de Francisco de Borja Garçao Stockler* (donec corrigatur) etc. —

⁂ **Die Jeſuiten in Brüſſel.** — Am 17. v. M. fand zu Brüſſel eine feierliche Preisvertheilung im Colleg St. Michel Statt, welches unter der Leitung der Geſellſchaft Jeſu ſteht. Der päpſtliche Internunzius, Monſign. Gizzi hatte den Vorſitz; unter den Anweſenden bemerkte man Herrn von Gerlache, erſten Präſident des Caſſationshofes, und die Deputirten von Sécus und Desmet. — Die Zöglinge führten mit großem Geſchick ein — Schauſpiel auf. —

⁂ **Der wiſſenſchaftliche Congreß zu Lüttich,** der am 1. d. M. ſeine Sitzungen eröffnet, hat dieſelben am 15. geſchloſſen. Die meiſten literariſchen und wiſſenſchaftlichen Notabilitäten Belgiens, und viele ausgezeichnete Männer des Auslandes haben intereſſante Fragen aus dem Gebiete der Wiſſenſchaften, der Geſetzgebung und der politiſchen Oekonomie diskutirt. Es wurden der Nutzen der Sparkaſſen, die Quellfrage u. m. a. beſprochen, und es iſt zu hoffen, daß die nächſte, auf den 1. September 37 anberaumte Verſammlung manches hier ausgeſtreute Samenkorn zu ſchöner Blüthe wird entfaltet ſehen.

⁂ **Melloni's** *Calorique rayonnant.* — In einer Schrift von Talbot, „*sur le pouvoir répulsif de la chaleur,*" wird ein leicht anzuſtellender Verſuch angegeben, durch welchen man ſich überzeugen kann, daß wie Melloni es erwieſen, die ſtrahlende Wärme (calorique) durch feſte und flüſſige durchſichtige Körper unmittelbar hindurchgehe. — Erhitzt man einen Eiſenſtab bis zum Glühroth, und berührt damit eine Glasſcheibe, während man die Hand an die entgegenſtehende Seite dieſer Scheibe hält, dann wird man eine lebhafte Empfindung von Wärme haben. Entfernt man dann das Eiſen, ſo hört ſofort die Wärme auf, und man kann mehrmal nacheinander dieſen Verſuch wiederholen. Jedermann weiß aber, daß wenn eine Glasſcheibe erwärmt genug wäre, um der Hand ein Gefühl von Wärme zu geben, ſie einige Zeit lang eine höhere Temperatur behalten müßte; hier aber verſchwindet die Hitze in einem Augenblick. Wir fühlen alſo nicht das erhitzte Glas, ſondern die Wärme (le calorique), die das Glas in freiem, ſtrahlendem Zuſtande durchdrungen.

⁂ **Pigault-Lebrun,** der, am 8. April 1753 zu Calais geboren, zu Celle, bei St. Cloud, am 24. Juli v. J. geſtorben, hat nicht weniger als 80 Bände in 12. herausgegeben. Ein Herr J. N. B. hat jetzt: „*Vie et Aventures de Pigault-Lebrun*" erſcheinen laſſen, worin das bunte Leben dieſes beſonders durch ſeinen Citateur berüchtigten Romanſchreibers beſchrieben wird. —

⁂ **Menſchenfreundlichkeit franzöſiſcher Krieger.** — Den Sapeur's des erſten franzöſiſchen Ingenieur-Regiments war für außerordentliche Arbeiten eine Gratification von 400 Franken zugetheilt worden. Als ihnen nun hinterbracht wurde, daß eine bejahrte Frau ihren einzigen Sohn, der ſie erhielt, verloren, überſandten ſie ſofort der armen Mutter die ihnen ausgezahlte Summe, und eröffneten noch eine Subſkription, um durch fernere Beiträge die Subſiſtenz der Unglücklichen zu ſichern.

⁂ **Deutſche Philoſophie in Frankreich.** — Baron Barchou de Penhoën hat eben eine „*Histoire de la philosophie allemande*" in 2 Bänden herausgegeben, welche mit Leibnitz beginnt und mit Hegel ſchließt. —

⁂ **Robespierre.** — Ein franzöſiſches Tagblatt bemerkt treffend über Robespierre und Danton: „C'est le théâtre qui est élevé, et non l'acteur qui y monte. La cruauté et l'hypocrisie de Robespierre vont à cette situation qui les porte; ce que vous prenez pour une intelligence de haute ambition n'est qu'un instinct de basse jalousie: dans les temps ordinaires, l'avocat aurait diffamé ses rivaux, dans ce temps de révolution il les tue. Robespierre c'est un Sylla moins les victoires, comme Danton a la brutale audace de Marius sans avoir son génie."

⁂ **Delaforeſt und G. Sand.** — Von Delaforeſt's *Cours de littérature dramatique* wird gerühmt, daß er eines der Bücher ſei, in welchen ſich am meiſten Geiſt, feine und ſcharfſinnige Gedanken und kritiſch geſunde Anſichten über die zahlreichen dramatiſchen Produktionen befinde, die in die letzten 15 Jahren erſchienen. — Ueber den neuen Roman von G. Sand, der vor einigen Wochen ausgegeben worden, bemerkt die Revue de Paris: „Simon (dies iſt der Titel des Romans), vereinigt alle ausgezeichnete Eigenſchaften des Talentes von G. S.: Klarheit, Größe, das Pittoreske der Beſchreibungen, und jene kühne und dramatiſche Analyſe der geheimſten Gedanken des menſchlichen Herzens."

⁂ **Das Gewicht und die Größe des Menſchen in den verſchiedenen Lebensaltern.** — Nach Quetelet wiegt durchſchnittlich — bei der Geburt der Knabe 3 Kilogr. 20. — das Mädchen 2 Kilogr. 91. Die Größe des erſteren iſt 500 Millimeter, die des letzteren 490. Im 12. Jahre haben beide Geſchlechter ungefähr das gleiche Gewicht; zwiſchen 16 und 20 Jahren beträgt der Unterſchied circa 6 Kilogr., ſpäter 8–9 Kilogr. Vollſtändig entwickelt wiegen beide ungefähr 20mal mehr als bei ihrer Geburt; ſie ſind aber nur 3½mal größer. Im Alter verlieren Mann und Frau 6 bis 7 Kilogr. an Gewicht und circa 7 Centimeter an Größe. Die Frau wiegt am meiſten im 50., der Mann im 40. Jahre; bei der Frau zeigt ſich der ſtärkſte Hang zu Verbrechen im 30., bei dem Mann im 25. Jahre. Auch das intellektuelle Leben und Geiſteskrankheiten entwickeln ſich bei denſelben am meiſten in dieſem Jahre. Die meiſten dramatiſchen Meiſterwerke ſind aber in den Jahren zwiſchen 45 bis 50 geſchaffen worden. —

⁂ **Engliſche Erfindungspatente.** — Um eine Anſchauung von der geiſtigen Rührigkeit zu geben, welche ſich jetzt auf dem Gebiete der Gewerbſamkeit bemerklich macht, möge hier an das Verzeichniß der Patente erinnert werden, welche in den Monaten Februar, März und April d. J. in England ertheilt worden ſind. Zugeſtanden wurden Patente für Verbeſſerungen 1) an den Wagenfedern, 2) an Tragkörben, 3) an der Wollkamm-Maſchinerie, 4) in der Fabrikation von metallnen Röhren, 5) an der Wollen- Baumwollen- und Seiden-Maſchinerie, 6) an der Maſchinerie für Ein- und Ausladung von Schiffen, 7) an den Schaufel- und Treibrädern, 8) an Schlöſſern und Riegeln, 9) beim Straßenkehren, 10) bei Aufbewahrung von Gewächſen, 11) im Aufheben und Niederlaſſen von Laſten, 12) für einen neuen Dampferzeuger, und ſo noch für 43 Verbeſſerungen der mannigfaltigſten Art.

Mehr als ein Drittheil dieſer Patente kam vom Ausland, der größte Theil davon wahrſcheinlich aus Deutſchland.

⁂ **Neue Auflagen.** — Von Heeren's Handbuch der alten Geſchichte, von Thurot in's Franzöſiſche überſetzt, iſt jetzt zu Paris ſchon in 3ter und Alfred de Vigny's *Servitude et grandeur militaire* in 4ter Auflage erſchienen. —

⁂ **Die Luſtſpiele der Prinzeſſin Amalie von Sachſen** werden demnächſt im Druck erſcheinen. Da mehre derſelben bereits in's Franzöſiſche überſetzt ſind, ſo wäre nicht ohne Grund zu befürchten geweſen, daß unſre handfertige Ueberſetzerſchaft dieſelben am Ende den deutſchen Bühnen als „freie Bearbeitungen nach fremden Stoffen" aufgetiſcht hätte, ein Mißſtand, dem die erlauchte Verfaſſerin vorbeugen wollte.

⁂ **Die Londoner Seewaſſerreinigungs-Geſellſchaft** hat ihre Arbeiten wieder begonnen, bei welchen ſie dem Plan der Herren Weiß und Storbart folgt.

Nº 217. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 13. September.

Die Meſſias-Braut.

(Fortſetzung.)

„Und welche Schritte verlangt er von mir? Ich bin zu allem bereit, was ſich mit meiner eignen Ehre verträgt.“

„Er verlangt nichts; er überläßt es dir ſelbſt, wozu dich dein Edelſinn treibt. Doch ich will dir den geheimen Sinn ſeiner Andeutungen erklären. Ich habe lange mit ihm geſprochen; ich habe ihn erforſcht. Von der Albernheit, die ihm Halevi und Genoſſen beigebracht, als ſeiſt du ein Dämon, ein böswilliger Zauberer, der Rahel mit argen Mitteln verlockt und verführt, haben ihn ſeine Söhne, vorzüglich der treffliche Baruch befreit; er glaubt nicht mehr daran und fühlt Mitleid mit ſeiner armen Tochter. So laß mich nun auch freundlich zu dir reden, Sabbathai. Niemand iſt mehr, iſt inniger von deiner göttlichen Sendung überzeugt, als ich; ja ich geſtehe dir, daß ich mich ſogar für einen Propheten deines Meſſiasthums halte. Aber zum Heil des Göttlichen darf man das Menſchliche nicht verſäumen. Wir bedürfen des Beiſtandes, des Schutzes der Menſchen; der Herr hat uns deßhalb einen hellen Verſtand gegeben; einen erleuchteten Geiſt, daß wir bedenken und berechnen, was uns frommt. Wir müſſen klug ſein, wie Schlangen, wollen wir unſer Ziel nicht verfehlen. Der Herr ſchüttet es uns nicht in den Schooß; wir ſollen darnach ſtreben. — Sieh, Sabbathai, bei deiner Trennung von Roſanes Tochter gabſt du den mächtigen Stab aus der Hand, der dich, gleich dem Stabe, den Moſes und Aaron trugen und der auf David kam, zum Fürſten Iſraels erhoben hätte; es war die Macht des Reichthums, des Einfluſſes auf alle Juden im Orient. Du haſt dies Mittel verſchmäht, du haſt das ſchönſte Weib unberührt von dir gegeben, und biſt dadurch allerdings in den Augen deiner Anhänger um ein Bedeutendes geſtiegen; und fürwahr, wer ſeine Sinne alſo beherrſchen kann, der muß zu den höchſten Dingen erwählt und auserleſen ſein. Doch der Schaden, den dir die Scheidung gebracht, hat ſich auch bedeutend gezeigt. Du biſt ohne mächtige Stütze den Verfolgungen deiner Feinde Preis gegeben. Als Roſanes Schwiegerſohn wagte ſich weder Halevi noch Papa an dich, kaum biſt du geſchieden, ſo erheben ſie wie Schlangenbrut ihre ziſchenden Häupter gegen dich und ſuchen dich zu verderben. Aber noch einmal zeigt ſich dir das Glück günſtig, noch einmal geht die Sonne reicher Hoffnungen und Verheißungen glänzend vor dir auf, und, deinen Anhängern, ein Beweis, wozu der Herr unſer Gott dich auserkoren. Zadik de Curbano iſt nicht viel minder reich als David Roſanes, Za[illegible] hat faſt eben ſo viel Einfluß, ſeine Handelsverbindungen ſind, wenn auch nicht ſo ausgedehnt, doch groß und gewinnbringend, er iſt der Zweite unſeres Volks in Smyrna, und auch ſein Name wird an allen bedeutenden Plätzen und Höfen der Welt mit Achtung genannt. Rahel iſt eine ſtolze Schönheit; ſie gleicht der ſchlanken Gazelle, die auf den Bergen hüpft, ſie gleicht dem prächtigen Pantherthier, das durch die Wüſte ſtreift: Thamar war die ſcheue Taube im Felſenneſt, das weiße Lamm auf der Weide. Rahel iſt kühn, unternehmend, ſie iſt voll deiner Herrlichkeit, ſie glüht für deinen Beruf, ſie liebt dich wie eine wahrhaftige Meſſiasbraut. Was aber eine Verbindung mit Zadik für dich weit wichtiger macht, als die mit Roſanes war, das iſt, daß Zadik's drei Söhne deine wärmſten Anhänger ſind, daß Baruch dein ergebenſter Schüler, der begeiſterte Verkünder deines Ruhms, daß ſelbſt Zadik's Weib, von ihren Kindern gewonnen, dir angehört, und alſo der Vater ſelbſt leicht für dich zu gewinnen iſt, während Thamar's Geſchwiſter dich im Stillen als einen armen Eindringling in ihre reiche Familie haßten, wie an dich glaubten, Thamar dich nur für ihren Gatten, die für den Erretter unſeres Volkes hielt, und Roſanes dich mehr duldete, als liebte. Du mußt um Rahel werben; Rahel muß deine Gattin werden; Rahel iſt für den Meſſias geſchaffen. Damit iſt dein Beruf erfüllt, daß du ein ſtarkes Geſchlecht zeugen ſollſt, das über Israel herrſche bis in die fernſten Zeiten; Rahel wird eine würdige Stammmutter ſein der künftigen Könige Israels. Damit ſtellſt du Zadik zufrieden, und verwandelſt ihn aus einem Feind in einen Freund. Damit krönſt du der liebenden Rahel heißeſte Wünſche. Damit erfüllſt du die ſchönſten Hoffnungen ihrer Brüder und ketteſt ſie mit den heiligſten Banden auf ewig an dich. Damit endlich erlangſt du den feſteſten Schutz und ſchwächſt deine Feinde, zwingſt deine Verfolger zum Schweigen, und erfaſſeſt wieder den alten Stab der Königsmacht, der von Moſes ſtammt, und der mit David's Krone geziert iſt.“

„Du haſt mir aus der Seele geſprochen, Jakob ben Eliah,“ ſagte Sabbathai feierlich. „Es war mein heißeſter Traum, mein glühendſter Wunſch, ſelbſt als ich Thamar's Gatte war, Rahel zu beſitzen. Und war ſie es denn nicht, die mit prophetiſchem Sehermund zuerſt Israels Retter in mir verkündet? War ſie es nicht, die meine ſehnſuchtbangen Nächte als lachendes Ahnungsbild bunt färbte? Von ihr, von ihr hat meiner Jugend geträumt! Sie iſt die ſtolze prächtige Blume des Felſen, die für keinen Wandrer blüht; an ihrer Herrlichkeit laben ſich nur die Adler des Gebirgs und die Ungeheuer des Meers. Beſitzen aber kann ſie nur der Löwe Juda's, der König der Wüſte, und ſie will nur ihm angehören. Sie iſt die rechte und ächte Meſſiasbraut, ſie iſt die von Anbeginn erleſene Mutter des neuen Königsgeſchlechts. Meine Seele glüht, ſie als Weib zu umfaſſen.“

„Wohlan, ſo will ich dich morgenden Tags in Zadik's Haus führen, mit dir um Rahel werben und Zeuge deiner Verlobung ſein! Doch nun höre noch, was ich dir im heiligſten Intereſſe unſerer Sache ſage, nimm dir meinen Rath wohl zu Herzen und befolge ihn um Gotteswillen! — Die Zeit, wo du dich allem Volke als der enthüllen kannſt, der du biſt, iſt noch nicht gekommen. Viel muß erſt im Stillen gewirkt und geſchafft, unſre Feinde irre geleitet werden. Wir haben ihre Aufmerkſamkeit durch unvorſichtige Äußerungen ſchon allzu ſehr erregt, dieſe müſſen wir erſt wieder einſchläfern; ſie dürfen nicht viel mehr an uns denken. Vermeide alſo vor der Hand, öffentlich von deinem Berufe zu ſprechen, laß dich ſelbſt im Kreiſe deiner Schüler nicht viel darüber aus. Man wird dich mit Spionen umgeben. Es würde dein Tod ſein, wenn du dies Gebot der Klugheit überſchritteſt. Verbiete auch deinen Schülern, davon zu ſprechen; wehre ab, wo du kannſt. Die Stunde deiner Enthüllung muß über ſie kommen, wie ein Dieb in der Nacht. Jetzt laß uns zehnfache Schleier werfen über deinen Zweck.“

„Du haſt Recht; ich ſtimme dir bei. Es wäre unklug, uns zu verrathen und unſern Feinden in die Hände zu geben. Laß uns im Stillen wirken. Ich thue den heiligen Ring von mir und verſuche nicht mehr ſeine erprobte Kraft; nur zur rechten Stunde ſoll er mir dienen.“

„Geſegnet ſei dein Wort! In Gaza wie hier wird dir vorgearbeitet; wir weben den Teppich und breiten ihn aus, auf welchem du einhertreten wirſt.“

Und am Ufer hinwandelnd unter Oliven- und Feigenbäumen, kamen ſie nach Burnabat, Sabbathai's heimlichem Aufenthalt.

Zadik de Turbano beſaß einen Garten mit einem ſchönen Kiosk auf dem ſchattenreichen Wege von Smyrna nach Burnabat. Aus dem leichten reizenden Sommerhauſe hatte man eine entzückende Ausſicht auf den öſtlichen Theil des Meerbuſens. Auf dem Altane ſaßen Rahel und die blinde Hannah. Die Finger der Letzteren glitten durch die Saiten der vor ihr ſtehenden Harfe, ihr ſchöner Kopf, deſſen Ausdruck das Ideal reinſter Kindlichkeit war, lehnte am Inſtrumente, gleichſam, als ſei ſie in tiefes Nachdenken verſunken; Rahel ſtickte. Plötzlich verklärte ſich Hannah's Geſicht, ſie hob es empor, als ſtröme ihr von oben Lichtglanz zu; ihre Finger griffen rauſchende feierliche Accorde und ihre Stimme brach jubelnd in die Worte aus:

„Dem Herrn gehört die Erde und was d'rinnen iſt.
Sein iſt der Erdkreis, ſein, was darauf wohnet.
Denn er hat ausgehöhlt der Meere Keſſel,
Und hat mit Waſſern ihren Bauch gefüllt.
Sagt, wer wird gehen auf den Berg des Herrn?
Und wer wird ſteh'n an ſeiner heil'gen Stätte?
Deß Hand von Unſchuld glänzt, der, reines Herzens,
Nicht Luſt zu übler Lehre hat, nicht fälſchlich ſchwört,
Der wird empfangen von dem Herrn den Segen,
Ihm wird Gerechtigkeit vom Gotte ſeines Heils. —
Ha! das iſt das Geſchlecht, das nach ihm fraget,
Dieß, das dein Antlitz ſuchet, Jakobsſtern!
Baut weit die Thore, machet hoch die Thüren
Damit des Ruhmes König zieh' herein!
Und wer dann iſt des Ruhmes König?
Der Herr, der Mächtige, der Starke iſt's,
Der Hochgewaltige im Streite iſt!
Baut weit die Thore, machet hoch die Thüren,
Damit des Ruhmes König zieh' herein!
Und wer denn iſt des Ruhmes König? Er,
Der Herr, der Gottgeſandte, iſt der Ehrenfürſt!“

Rahel hatte ihr mit ſtrahlendem Auge zugehört. „Und wie kommſt du darauf, plötzlich David's alten prophetiſchen Pſalm zu ſingen?“ fragte ſie die Blinde.

„Weil er, von dem dies Lied ſpricht, heute noch einziehen wird in dieſes Haus, wie ich im Geiſte vorgeſchaut,“ verſetzte Hannah.

„O daß du wahr ſprächeſt!“

„Und glaubſt du nicht meinen entzückten Geſichten?“

„Ich zittre vor Wonne, ihnen glauben zu dürfen.“

„Auch Jeruſa hat es geweiſſagt, daß du des Meſſias wahrhaftige Braut ſeiſt.“

„Ja, Hannah!“ rief Rahel überwallend von Gefühl, die Blinde umarmend und ſtürmiſch an das Herz preſſend. „Ich fühl' es, ich weiß es! Es ſteht feſt in mir, wie die Felſen des Urgranits, auf denen der Bau der Welt gegründet iſt: ich bin die dem Meſſias beſtimmte Braut! Und ſieh, dies ausgeſprochene Wort, dieſe Geburt meiner heiligſten Überzeugung, tönt jubelnd in meiner Seele fort und fort. Ich bin die Schale des Öls, womit er geſalbt werden wird zum König der Welt; ich bin die Leuchte, worin die Flammen ſeines reinen Lichtes allen Völkern ſtrahlen wird; ich bin die Wolkenſäule bei Tag und die Feuerſäule bei Nacht, die ihm voranwandeln wird auf ſeinem ſiegreichen Königsgange. Er iſt das prächtige Tempeldach auf dem Berge Gottes, blitzend im Sonnenglanz, bedeckend die ſichtbare Herrlichkeit des Herrn; ich aber bin die Säule, auf die es gegründet iſt, auf der es feſtruht, und an mich werden ſich die Völker lehnen, die da kommen, anzubeten, vom Morgenland und vom Abendland. Und wie ein üppiges Schlingkraut, ringt ſich meine grünende Liebe, meine blühende Verehrung an der Säule empor, um das Dach zu küſſen und zu ſchmücken und die Krone ſeines Ruhmes, die Krone des Lebens, die darauf ruht, ſeine Krone, ſein Königthum zu umſchlingen. Wenn er auszieht in die Welt, ein Schwert Gottes, die Feinde des Herrn zu ſchlagen und den Erdkreis zu erobern, ſo bin ich der Träger des Schwerts, die Scheide, die es begleitet und in der es ruht.“

„Heil! Heil dir, Königin Judas!“ rief die Blinde. „Er kommt, er kommt auf einem Eſel reitend, wie ihn die Propheten verkündigt, die Krone des Meſſias ſtrahlt von ſeinem Haupte. Rahel! Rahel, ich ſegne dich! Das Heil Israel klopft an deine Pforte!“

„Bau't weit die Thore, machet hoch die Thüren,
Damit des Ruhmes König zieh' herein!“

(Fortſetzung folgt.)

Aus Paris.

(Schluß.)

Die Fourieriſten haben in der letzten Zeit auch wieder angefangen, ſich zu regen und Lebenszeichen von ſich zu geben. So eben iſt die 5. Nummer der Phalange unter Viktor Conſidérant's Leitung erſchienen, worin manches Beherzigenswerthe enthalten. Büchez und Roux ſind mit ihrer histoire parlementaire bis zum 27. Bande vorgerückt, welcher die letzten ſtürmiſchen Tage des Nationalconvents umfaßt und darüber die intereſſanteſten Dokumente beibringt. Die Büchez'ſche Schule iſt überhaupt außerordentlich thätig; ihr früheres Organ, l'Européen, iſt von neuem wieder erſtanden und liefert oft ſehr geiſtreich geſchriebene Aufſätze. Büchez ſelbſt hat vor Kurzem ſeine Einleitung zur Philoſophie der Geſchichte zum Druck übergeben, ein theilweiſe in zu abſtrakter, theilweiſe in höchſt poetiſcher Sprache geſchriebenes Werk, das in jeder Hinſicht Beachtung verdient. Als Fortſetzung dazu hat einer ſeiner Schüler einen Verſuch einer allgemeinen Weltgeſchichte in zwei Bänden erſcheinen laſſen, worin aber die Doktrin des Meiſters auf keine ſehr glänzende, ſtichhaltige Weiſe begründet iſt. Dieſe philoſophiſche Sekte, welche dem gereinigten Katholizismus huldigt und das neue ſociale Gebäude durchaus ſtreng auf chriſtlichen Moralprinzipien aufführen will, verdient in ſo fern alle Anerkennung, als ſie einem beſtimmten Ziele nachſtrebt und jedem Materialismus, welcher in Frankreich neuerdings wieder in ſo mannichfachen Manifeſtationen hervortritt, Krieg auf Leben und Tod angekündigt hat. Sie iſt aber auch mit dem Erbübel jeder Sekte behaftet; ihre Anhänger verbreiten durch Wiederholen, Bearbeiten und Anpreiſen jedes Wort ihres Meiſters wie ein tauſendfältiges Echo und haben einen Feldzug gegen die Andersdenkenden eröffnet, wo ſie alles todt ſchlagen, was nicht in den Farben ihrer Partei erſcheint. Deßhalb werden ſie nie allgemeinen Einfluß gewinnen und bleibend einwirken, weil ſie in ihren Doktrinen für die Minderzahl zu ausſchließlich, und für die Mehrzahl zu unverſtändlich ſind. Büchez ſelbſt ſagt, er ſehe wohl ein, daß es ein vergeblich Bemühen ſei, den ſchweren Straußenleib des Volkes zum Fliegen zu bringen; er wolle aber verſuchen, ihm tüchtige Federn in die Flügelknochen zu ſetzen, dann würde der Rumpf ſchon von ſelbſt fliegen und wär' er auch nackt gerupft.

Die Repräſentanten der deutſchen Literatur in Paris richten ſich ebenfalls nach der Landesſitte und verlaſſen für den Sommer gewöhnlich die Hauptſtadt. Börne wohnt in ſtiller Zurückgezogenheit und Einſamkeit in Auteuil, auf der Hälfte des Wegs von Paris nach Saint-Cloud. Die von ihm herausgegebene Balance iſt ſeit mehreren Monaten ſchon nicht mehr erſchienen; ob ſie für den Winter wieder zum Vorſchein kommen wird, darüber verlautet noch nichts Näheres. Der Vater des jungen Deutſchlands, „der deutſche Dichter in Paris,“ Heinrich Heine mit einem Wort, lebt dieſen Sommer in der Nähe von Fontainebleau, wie er ſelbſt einem ſeiner Bekannten verſichert, auf einem Schloß bei einer Gräfin, wie ich aber aus zuverläſſiger Quelle weiß, wohnt er in ländlichen petits appartements mit einer ehemaligen „peripatetiſchen Philoſophie von den Boulevards,“ wie er ſeine jetzige Lebensgefährtin früher ſelbſt bezeichnet hat, in deren Locken er jetzt mit der linken Hand ſpielt, während er mit der Rechten Sonnette niederſchreibt. Eine Abhandlung über deutſche Theologie ſoll hier nächſtens das Licht der Welt erblicken.

In den letzten Tagen drängte ſich unabläſſig eine große Menge von Zuſchauern, vor dem Laden der Kunſthändler Rittner und Goupil, wo die Lithographieen nach den trauernden Juden und nach dem Jeremias von Bendemann ausgehängt waren. Überhaupt findet die deutſche Kunſt immer mehr und mehr Anerkennung in Frankreich; Cornelius hat hier unter den bekannten Malern große Verehrer und unter den jüngeren Künſtlern fanatiſche Bewunderer; ich habe mehr als einen Langbehaarten über ſein Titelblatt zu den Niebelungen in Extaſe gerathen ſehen; er war in Verzweiflung, es ſich nicht kaufen zu können. Overbeck wird von Einzelnen ſehr hoch geſchätzt; die Ingriſten beten ihn an. Bei dieſen Letzteren ſtehen auch noch andere deutſche Künſtler in hohem Anſehen; der Name Führich's in Wien hat hier ſeit ſeinen Handzeichnungen zu Tieck's Genoveſa einen ſchönen Klang, wird aber ſehr unſchön klingend ausgeſprochen. Neureuther's Arabesken gefallen ziemlich allgemein; auch wurde dem Narrenhauſe von Kaulbach beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt. Die Lithographieen, welche in München nach der Boiſſerée'ſchen Sammlung beſorgt werden, finden hier viele Käufer und Liebhaber; weniger erfolgreich ſcheint die Unternehmung von Lithographieen der Dresdener Galerie. Es gibt hier auf dem Boulevard's jetzt Kunſtläden, wo man vor manchen Fenſtern nichts als deutſche Kupferſtiche, Steinabdrücke u. ſ. w. ſiehet; die überrheiniſche Kunſt ſcheint ſich immer mehr und mehr Bahn brechen zu wollen und wird gewiß nicht ohne Einfluß auf die franzöſiſche bleiben, zumal, da ſchon namhafte hieſige Künſtler, wie Ary Schefer, in der letzten Zeit ſelbſt Eugène Delacroix, ſich als ihre innigſten Gönner erklärt haben. —f.

Feuilleton.

⁂ Ueber „die wahrſcheinliche Lebensdauer des Menſchen" — und unter dieſem Titel hat Hr. Profeſſor Dr. J. L. Casper eine gehaltvolle Schrift herausgegeben, aus welcher wir einige Reſultate allgemeineren Belanges hier anführen wollen.

Zunächſt ergibt ſich aus ſeinen Unterſuchungen, daß das Maß der Sterblichkeit in einer Bevölkerung mit dem Maße der allgemeinen Fruchtbarkeit in derſelben überall in geradem Verhältniſſe ſteht (S. 191). Aus den ſtatiſtiſchen Ueberſichten ſtellt ſich u. a. Folgendes heraus; im preußiſchen Staate war nach den Berechnungen für die Jahre 1826 — 1830 das Verhältniß:

1) der Ehen zur Bevölkerung 1 : 120.2,
2) der Geburten . . . . . 1 : 25.9,
3) der Sterbfälle . . . . . 1 : 35.3,
4) der Geburten zu den Ehen 1 : 4.62.

In England kam nach den Tabellen für die J. 1810 — 1820 im Durchſchnitt eine Ehe auf 131,9 Menſchen, 1 Geburt auf 32,9, und 1 Sterbfall auf 53,9. —

In den Niederlanden 1 Ehe auf 131,1 Menſchen, 1 Geburt auf 27.1, und 1 Sterbfall auf 43.6.

In Frankreich 1 Ehe auf 140,2, — 1 Geburt auf 31,4, 1 Sterbfall auf 40,2. —

Die mittlere Lebensdauer aber ſtellt ſich
in Rußland auf nur . . . 21,3 Jahre
in Preußen (1817—32) auf . 29,6 —
in der Schweiz auf . . . 34,6 —
in Frankreich (1817—21) auf 29,4 —
in Belgien auf . . . . . 36,5 —
in England (1813—30) auf . 38,5 —
doch laſſen die engliſchen Verzeichniſſe hinſichtlich der Vollſtändigkeit viel zu wünſchen übrig. —

Durch Chateauneuf's Berechnungen für 1825 wird endlich gezeigt, daß in Frankreich vor 50 Jahren ein Todesfall auf 30,2 Einwohner kam, jetzt nur einer auf 39,9. Aehnliche Reſultate ergeben ſich für London, Wien u. ſ. w.

Noch mag bemerkt werden, daß auf der Longävitätstafel die Theologen oben an ſtehen; dann folgen in abſtehender Linie die Kaufleute, Beamten, Landwirthe und Forſtleute, Militär, Advokaten, Künſtler, Lehrer und endlich die Aerzte. Von 100 geſtorbenen Theologen erreichten 42 das Alter von 70 Jahren, von 100 Aerzten nur 24. —

⁂ Die Saintſimoniſten in Aegypten. — Der öſterreichiſche Beobachter läßt ſich Folgendes aus Alexandrien berichten: „Die mit dem Père Enfantin nach Aegypten gekommenen Saintſimoniſten ſind ſehr zuſammengeſchmolzen. Es waren deren 21, wovon einer des natürlichen Todes und 5 an der Peſt geſtorben ſind; 4 haben den chriſtlichen Glauben öffentlich verläugnet und ſind zum Islam übergetreten, (?) einer iſt verſchwunden und drei haben Aegypten verlaſſen, um ſich nach andern Ländern des Orients zu begeben. Einer dieſer Letzteren hat, ohne ein Wort Arabiſch zu ſprechen, und ohne Türke (!) zu ſein, die Frechheit gehabt, ſich an die Spitze der großen Pilgercaravane des Weſtens zu ſtellen, und ſie nach Mekka zu begleiten (?). Die übrigen ſind bei Straßenarbeiten, in den Spitälern und 2 bei dem öffentlichen Unterricht angeſtellt. — Der Père Enfantin allein iſt ohne Anſtellung . . (?) . . und wird von ſeinen Brüdern — (?) — vorzüglich aber von dem bekannten Renegaten Soliman Paſcha (Selves) unterhalten." Dieſe Nachrichten ſcheinen uns theilweiſe der Beſtätigung zu bedürfen.

⁂ Kaltenbäck. — Der Redakteur der in Wien erſcheinenden „öſterreichiſchen Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde" Herr Kaltenbäck, um ſeiner Kenntniſſe wie um ſeiner durch und durch vaterländiſchen Geſinnung willen ſehr ehrenwerth, beſitzt eine ausgezeichnete Sammlung von Materialien hauptſächlich von Spezialien zur Geſchichte Oeſterreichs, die über 4000 Werke (10,000 Bände) ſtark iſt. Herr Kaltenbäck hat einen Catalogue raisonné darüber verfaßt, und iſt im Werk, auch einen Realcatalog nach einem Syſtem zu fertigen, welches allgemeine Nachahmung verdiente; er wird nach alphabetiſcher Ordnung an jeden hiſtoriſch, ſei's mehr oder minder bekannten Orts- oder Perſonen-Namen die vollſtändige Literatur (fliegende Blätter incl.) knüpfen, ſo daß dem Geſchichtſchreiber das mühſame Werk der Forſchung bedeutend erleichtert wird. Herr Kaltenbäck wird auch Behaim's altes Gedicht von den Wienern (man vergleiche den betreffenden Aufſatz in der öſterreichiſchen Zeitſchrift v. J. 1835) mit gleichzeitigen Melodien ꝛc. herausgeben.

⁂ Plaſtik. — Der talentvolle Bildhauer Scholl (junior) in Darmſtadt hat eine Statue der heiligen Eliſabeth für das neue Palais des Prinzen Karl von Heſſen vollendet; ein ſinniges Angebinde zum Empfang der erlauchten Fürſtenbraut, der Prinzeſſin Eliſabeth von Preußen!

Von einer äußerſt lieblichen Compoſition (en basrelief) des Bildhauers Hirſchhetter in Wien trifft man faſt bei allen dortigen Kunſtfreunden zahlreiche Copien (ſowohl in Gyps, als in Kupferſtich). Sie zeigt „die Flucht in Aegypten," und weicht von der bisher traditionellen Auffaſſung dieſes Stoffes auf eine entſchiedene Weiſe ab, indem die santa famiglia auf einem Schiffe dargeſtellt iſt. Die Ausführung dieſer im ernſten Geiſte gedachten Compoſition iſt ſo graziös, daß ſie eines Overbeck würdig wäre. Der Künſtler ſoll jetzt an einem neuen Basrelief arbeiten.

⁂ Preußiſches Geſchichtswerk. — In der Plahn'ſchen Buchhandlung in Berlin wird auf Subſcription ein Geſchichtswerk erſcheinen, deſſen Herausgeber Herr Rodenbeck eine Anregung von 1788 „daß ein Archiv errichtet werden möchte, worin authentiſche Nachrichten über den großen König (Friedrich den Großen) nieder gelegt werden könnten," wieder aufnimmt; die Schrift wird den Titel führen: Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, Könige von Preußen, und wird Beiträge zur Geſchichte des Privatlebens beider Regenten, zur Geſchichte ihrer Civilverwaltung, zur Kriegsgeſchichte und Militärverfaſſung, theils ungedruckte theils wenig bekannte gedruckte Briefe, Cabinetsordres, Marginalien ꝛc., Anekdoten, Volkslieder jener Zeit u. ſ. w. enthalten, und ſich dadurch als vollſtändiges Repertorium an die Werke von Preuß und F. Förſter anſchließen. Die vaterländiſche Geſinnung, welcher dies Unternehmen ſeinen Urſprung verdankt, und wohl aller Orten in Preußen zur Förderung deſſelben anregen wird, läßt Erfreuliches hoffen.

⁂ Rieſenkohl. — Was erſt nur ein Mondmährchen zu ſein ſchien, wird nun durch zuverläſſige Nachrichten zu einer irdiſchen, wenn auch noch nicht gemeinen Wirklichkeit. Es iſt nämlich aus Neuſeeland eine rieſige Kohlart nach England gebracht worden, von welcher einzelne Stauden von einem engliſchen Agronomen bis zu einer Höhe von 15, bei einem Umfang von 15 — 20 Fuß gebracht worden ſind. Hr. Coke, einer der ausgezeichneten engliſchen Landwirthſchafter, erklärt dieſe Pflanze ihrer außerordentlichen Nutzbarkeit wegen für eines der größten Wunder, welches die Erde je hervorgebracht. Der König und viele Vornehmen und reiche Gutsbeſitzer haben Samen dieſes Rieſenkohls gekauft. —

⁂ Gaslicht aus Torf. — Hr. Merlé, Direktor der Pariſer Gas-Beleuchtungs-Geſellſchaft hat einen Apparat erfunden, vermittelſt deſſen aus Torf ein Leuchtgas gewonnen wird, deſſen Licht an Intenſität das Oel- und Steinkohlen-Gaslicht übertrifft. Der Rückſtand iſt als Brennmaterial ſehr ſchätzbar und ſteht an Heizkraft über den Holzkohlen. 1000 Kubikfuß jenes Gaſes, deren Lichtkraft der von 30 Pfd. Wachskerzen gleichkömmt, koſtet nur ungefähr 12 Sgr. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 218. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 14. September.

Theophraſtus Paracelſus.

(Aus mündlichen Ueberlieferungen.) *)

Als Theophraſtus Paracelſus, der berühmte Wundermann, in Salzburg, wo ſein Haus noch heut zu Tage ſteht, auf dem Todtenbette lag, ſprach er zu ſeinem Famulus: „Was meinſt du, ob ich diesmal wieder aufſtehe? Aber ſag' mir's aufrichtig, denn du weißt, daß ich in allen Stücken entſchloſſen bin und keine Furcht kenne. Alſo werd' ich auch nicht zittern, wenn es einmal ſein muß, denn ich habe von der Welt Reichthümern und Ehren immer dafür gehalten, daß ſie nicht ewig bei einem bleiben können, und was die andern irdiſchen Freuden angeht, ſo hab' ich mir nie 'was daraus gemacht; wie du auch wohl wiſſen wirſt, daß ich nie nach Weibergunſt und dergleichen geſtrebt habe.“

Der Famulus that ſich Gewalt an, um bei dieſen Worten ernſthaft zu bleiben, denn er hatte den Schalk im Nacken und wußte wohl, warum ſein Herr der Frauen Gunſt ſtets aus dem Wege gegangen war; auch ſah er, daß der Wunderdoktor ſich ſelbſt nicht mehr kuriren könne, und dachte ſchon daran, die vielen Tinkturen des Meiſters zu erben, durch deren Verkauf er ſich Zeitlebens ein ſchönes Stück Geld werde erwerben können. Deshalb freute er ſich heimlich auf ſeines Herren Tod, ſtellte ſich aber jetzt vor ihm recht betrübt und gab ihm zur Antwort: „Herr, Ihr ſeht ſo geſund und friſch aus, wie irgend einer, und ſeid dicker als jemals; ich möchte d'rauf ſchwören: Ihr werdet noch lange leben, wofür ich Gott und alle Heiligen ſtündlich anrufe.“

Theophraſtus Paracelſus, der durch ſeine Frage die Würdigkeit des Dieners prüfen gewollt, erkannte gleich die falſche Geſinnung deſſelben, that aber nichts dergleichen, ſondern befahl ihm, eine Phiole vom Geſimſe herab zu holen, worin ein Elixir enthalten ſei, durch welches er das Podagra unfehlbar heilte, dieſe Phiole übergab er dem Famulus, mit dem Auftrage, ſchnurſtracks auf die Brücke zu gehen, dort das Fläſchchen über das Geländer hinaus zu halten und zu zerſchlagen, damit das Elixir in den Fluß rönne, denn es hätte noch eine andre, geheimnißvolle Eigenſchaft, die nicht Jedermann kennen dürfte, weil ſonſt gar leicht großer Schaden dadurch angerichtet werden könnte. Der Famulus gelobte ſeinem Herrn, den Auftrag gewiſſenhaft zu erfüllen und ging hinaus. Als er aber kaum vor der Thüre war, dachte er in ſeiner Untreue: „Das iſt ein rechter Geizhals, der gern möchte, daß ſeine koſtbaren Medikamente, durch die ſich viel gewinnen läßt, keinem andern als ihm Geld und Gut bringen ſollten, deshalb will der Neidhard ſie jetzt lieber vernichtet wiſſen; denn das glaube ich nicht, daß das Elixir noch eine mir unbekannte ſchädliche Eigenſchaft beſitzen mag. Iſt er aber nur erſt todt, ſo kann ich die Leute wohl eben ſo gut kuriren, als er ſelbſt, wenn ich die Tinktur habe, und gewinne eben ſo viel Geld daraus.“ So verſchloß er denn die Phiole in ſeiner Kammer und ging dann nach einer kleinen Weile wieder zu dem Meiſter, um ihn zu belügen, daß der Auftrag richtig vollzogen ſei.

Während der Famulus dieſen falſchen Streich beging, kam der Nachbar des Theophraſtus zu dieſem, um ihn zu beſuchen, und zu tröſten, wofür ſich Theophraſtus auch recht höflich bedankte. Der Nachbar aber war ein noch größerer Schelm als der Famulus; und wiewohl ihm Theophraſt einmal zu Gevatter geſtanden, hatte er (weil er ein Feld-

---

*) Anm. Beide Sagen ſind ächt, und im Druck bis jetzt noch nie mitgetheilt worden. Die Tradition von der Goldtinktur hörte ich zuerſt aus dem Munde des Herrn Kaltenpäk in Wien, ſpäter, nebſt der andern Sage, im Familienkreiſe, als Ammenmährchen.

ſcheer war und voll Eiferſucht gegen ſeinen weit und breit berühmten Collegen,) — von lange her einen gründlichen Haß auf den gelehrten Mann und konnte es kaum erwarten, bis dieſer die Augen zudrücken würde. Er war auch eigentlich nur gekommen, um zu ſehen, wie lange der Gevatter wohl noch machen würde, und um ſich beinebens umzuſehen, wo die Wundertinkturen ſtänden, damit er, ſobald Theophraſtus ein Ende gemacht hätte, gleich unter der Hand ſich davon zueignen könnte, was ihm am koſtbarſten dünke. Theophraſtus aber ſah der Falſchheit ſeines Gevatters auf den Grund und war über die Schlechtigkeit deſſelben nicht wenig erboſt. Doch ſtellte er ſich ganz demüthig und verſöhnlich, wegen der Nähe des Todes, und ſprach zu ihm: „Gevatter, ich weiß wohl, daß ich bald ſterben muß und es thäte mir leid, wenn wir in jener Feindſchaft von einander kämen, in welcher wir die letzte Zeit über neben einander gelebt haben.“ Darauf ſagte der Feldſcheer mit falſcher Freundlichkeit und Theilnahme: „Ei, Gevatter, wo denkt Ihr hin? Erſtens habt Ihr noch ein gutes Stück zu leben, und für's Zweite hab' ich gegen Euch eine aufrichtige Liebe, und ich bitte Euch, mir etwas zu beſtellen, wodurch Ihr Euch davon völlig überzeugen könnt.“ — Theophraſtus bat nun den falſchen Gevatter, dieſer möge ſein Conterfei herüberſchicken und vor dem Bette aufſtellen laſſen, damit er beim Sterben das Geſicht des Mannes vor Augen haben könne, mit welchem er ſo lange in Unfrieden gelebt habe und in Frieden ſterben möchte; doch möge der Nachbar nicht eher wiederkommen, als bis Theophraſtus ihn holen ließe. Das verſprach der Nachbar, ging nach Hauſe, ſchickte ſein Conterfei zu dem gelehrten Doktor und überlegte dann mit ſeinem Weibe in'sgeheim, wie er's anſtellen müſſe, um ſo viel als möglich von dem Nachlaß an ſich zu ziehen.

Indeſſen war der Famulus wieder zu ſeinem Herrn gekommen, und ſagte dieſem, daß er alles treulich gethan habe, was ihm befohlen worden ſei.

„Ich danke dir,“ erwiederte Theophraſtus mit Sanftmuth, — „doch ſage mir, was ſah'ſt du, nachdem du das Gefäß über dem Waſſer zerſchlagen hatteſt?“

„Geſehen? Nichts hab' ich geſehen, lieber Herr!“ antwortete der treuloſe Diener verwundert. Da hob ſich Theophraſtus zürnend von ſeinem Todtenbette auf und rief heftig: „Dann haſt du mich belogen, du Schalk, und haſt die Phiole nicht zertrümmert, geh' augenblicklich hin, und thue, wie ich dir befohlen habe, damit du ein großes Unglück verhüteſt, welches dir ſelbſt begegnen wird, wofern du meinen Auftrag auch zum zweitenmal nicht erfüllſt!“

Der Famulus erſchrack über dieſe Rede ſo ſehr, daß er ſich nicht lang beſann, ſondern ſich mit der geheimnißvollen Phiole auf den Weg nach der Brücke machte.

Der falſche Nachbar hatte einſtweilen ſein Conterfei zu Theophraſtus geſchickt und vor deſſen Augen an der Wand aufhängen laſſen; der Diener, der es gebracht, ging dann wieder aus dem Krankenzimmer; aber nicht aus dem Hauſe, ſondern wartete, dem Auftrage des Feldſcheers zufolge, im Flur, um es dieſem ſogleich zu hinterbringen, ſobald Theophraſtus ſterben würde. Als nun der Kranke wieder allein war, nahm er eine zierliche Bolzbüchſe, die ſtets neben dem Bette ſtand, lud einen Bolz hinein, zielte auf das Bild, und ſchoß es mitten durch. Bald darauf wurde in dem Nachbarshauſe großes Wehklagen gehört, denn in jenem Augenblicke war der Feldſcheer, worin er ſich mit ſeinem Weib noch über ſeines Gevatters Verlaſſenſchaft beſprach, vom Schlage gerührt, todt vom Stuhle zu Boden gefallen.

Der Famulus that auf der Brücke, die über die Salza führt, genau wie ihm ſein Herr befohlen hatte, denn die Angſt hatte ihn plötzlich ganz und gar rechtſchaffen gemacht. Er hielt alſo die gläſerne Phiole über das Geländer hinaus, nahm dann einen Stein und zerſchlug damit das Gefäß, daß das Elixir in den Fluß rann. In demſelben Augenblicke war die ganze Oberfläche deſſelben von Goldſchimmer bedeckt, und der Famulus ſah nun mit Schrecken, welchen Verluſt er gemacht, denn dieſe Tinktur hatte, — (obwohl der gegen das Podagra genau ähnlich, alſo, daß nur der Meiſter ſie unterſcheiden konnte) — die geheime Kraft, alles in **Gold** zu verwandeln. Er raufte ſich nun das Haar und wollte grade in den Fluß ſpringen, als der Goldſchimmer allmählich wieder vom Waſſerſpiegel verſchwand und die Goldkörner in die Tiefe ſanken. Er beſann ſich ſchnell, und rannte nach dem Hauſe des Meiſters, in der Hoffnung, noch eine ſolche Flaſche zu finden.

Als er in das Zimmer trat, merkte es Theophraſtus gleich an dem kreideweißen Geſicht, daß der Diener ſeine Falſchheit gebüßt habe, und fing an zu lachen. „Herr, Herr!“ ſchrie der Famulus … und wollte Auskunft, aber Theophraſtus ließ ihn nicht weiter reden, und ſprach: „Ich habe dir geſagt, es wäre dir ein Unglück, die geheime Kraft der Tinktur zu kennen; ja wohl ein Unglück wär's, wüßte ich ſterbend ſie in der Hand eines Menſchen wie du! …“ Obwohl nun der Schalk entlarvt war, ſo faßte er ſich doch wieder ſchnell und fragte heuchleriſcherweiſe: „Herr, ich bekenne reumüthig meine Unwürdigkeit; aber wer iſt würdig auf Erden? Gewiß Niemand! Darum, wenn Ihr noch mehre ſolcher Phiolen habt, ſo ſagt mir: welche es ſind, lieber Meiſter, damit ich hingehe und ſie vertilge …“ — „Es war die einzige, Narr!“ ſprach Theophraſtus, „man braut ſie nicht in Eimern;“ und fing über die Thorheit der Welt zu lachen an, und lachte in Einem fort, bis ihm der Athem ausging.

Er wurde ſtattlich begraben, wie es ſich für einen in geheimen Wiſſenſchaften ſo tief gelehrten Mann geziemte. Die Salza aber führt ſeit jener Stunde in ihrem Sande — Gold.

Münchener Ateliers.

(Tagebuchblätter.)

August 1836.

— — Mein erſter Gang in München war zu Wilhelm **Kaulbach**, deſſen originelles Talent ſich bereits nach den divergirendſten Richtungen hin ausgeſprochen. Die lieblichen Fresken aus dem Cyclus von **Amor und Pſyche** (im Herzog-Max-Palais) und gegenüber das furchtbare „**Narrenhaus**,“ eine Compoſition, die einem verſtockten Sünder das Haar zu Berge treiben kann, — worin das Weltgericht des Elends geſchrieben iſt.

Ich hatte ſeit lange viel von Kaulbach's neueſter Compoſition „die Geiſterſchlacht" gehört, und zwar ſo einſtimmige Bewunderung darüber, daß ich faſt etwas mißtrauiſch dagegen wurde, und bevor ich den Gang nach Kaulbach's Atelier antrat, nicht umhin konnte, mir von einem Freunde einſtweilen, zur Vorbereitung gleichſam, einen mündlichen Umriß der Compoſition, die dieſer durch oftmaliges Beſchauen geiſtig inne hatte, zu erbitten. Die Sage des Damascius, welche Kaulbach's Phantaſie entzündete, iſt folgende: „Attila und die Römer ſchlugen drei Tage vor Rom, bis beide Heere ſich bis auf den letzten Mann aufgerieben. In der Nacht erhoben ſich die beiden todten Heere vom Wahlplatz, und ſetzten den Kampf fort." Ich bekenne, daß mir, bevor ich das Werk ſah, welches der Künſtler aus dieſem Gedanken gezeitigt hatte, keine geringe Bedenklichkeit aufſtieg, ob die Natur dieſes Stoffes überhaupt eine Behandlung von Seiten der bildenden Kunſt zulaſſe, denn da die Sage, nach der eingetretnen Cataſtrophe eine neue Intrigue anknüpfend, die Löſung dieſes letzteren unerledigt ließ; ſo ſchien mir der Stoff (abgeſehn von dem häßlichen Beiſchmack des Vampyrismus) vor allem ein ſo zu ſagen ſchwebender, faſt romanzenartiger, welcher der Ruhe ſowohl der äußeren Erſcheinung als des Eindrucks entbehre und widerſtrebe. Kurz, ich quälte mich während der etwas langen Wanderung zu dem ſehr weit entlegenen Atelier mit der Beſorgniß, daß der geniale Künſtler bei der Wahl dieſes Stoffes einen Mißgriff gethan habe.

Endlich iſt das Local erreicht; man wird irre, wenn man durch den ſandigen Garten geht, — ob man in der That in's Atelier eines Malers oder in das eines Bildhauers komme. Man befindet ſich denn auch auf dem Terrain eines Bildhauers, des Herrn Leeb, der jetzt mit der Vollendung der coloſſalen Statuen Maſaccio's, Leonardo's da Vinci, Dominichino's und van Eyk's für die Pinakothek und Hadrians für die Fronte der Glyptothek beſchäftigt iſt. Kaulbach arbeitet, da er nirgends ein Local von ſolcher Höhe findet, daß er ſein Bild im Ganzen aufſtellen kann, an ſeiner Geiſterſchlacht in einem Saale des Leeb'ſchen Ateliers. Ich trat ein. Die Compoſition ſtand mir plötzlich dicht vor den Augen. Ich war ſo überwältigt von dem Eindrucke, welcher mich überkam, daß ich an den Künſtler nicht dachte und ihn für's erſte zu begrüßen vergaß. Endlich ſuchte ich ihn auf. Er befand ſich auf einem ziemlich hohen Gerüſt und war an einer der obern Gruppen links eifrig mit Untermalen beſchäftigt, während der treffliche Kupferſtecher Thäter ſich parterre vor dem coloſſalen Bilde befand, von welchem er für das große Werk des Grafen Raczinsky bereits eine getreue und höchſt gediegene Copie mit dem Grabſtichel fertigt. Graf Raczinsky, der ein deutſcher Vaſari zu werden verſpricht und ſein Vorhaben auf eine ſo großartige Weiſe zu realiſiren ſtrebt, wie man bis jetzt nichts ähnliches anführen kann, hat auch das Kaulbach'ſche Gemälde ſelbſt beſtellt.

Im Hintergrunde: das ewige Rom mit ſeinen Mauern, ſeinen Paläſten, ſeinen Kuppeln ausgebreitet. Auf der weiten Ebne vor Rom rings die Ernte des Todes. Der Blutkreislauf der Handlung, welche der Künſtler in jener Compoſition entwickelte, iſt folgender: Vorn die Weiber, rechts (vor dem Beſchauer) hunniſche, links römiſche; gleichſam die Abſtraction der Cataſtrophe, die Todtenklage. Reinſter Adel der Wahrheit; Vergeiſtigung des Todesſchmerzes; deſſen höchſte Potenz dargeſtellt durch ein Aufraffen, das märchenhaft ſcheint, und doch gerade tiefſte Wahrheit iſt. Ich habe bei dieſen Worten hauptſächlich jene unnachahmlich ſchöne weibliche Figur im Auge, welche emporſtrebt, die Hände vor's Antlitz gepreßt, mit ganzem Leib zurückgebogen, wie vom irdiſchen Boden emporgehoben, getragen und in Schwebe gehalten durch den Wahnſinn des Schmerzes; dieſe Stellung iſt ein beſtimmter Abdruck der Empfindung des Fliegens im Traum. Dieſe pſychologiſche Virtuoſität des Genies gibt zu der Handlung, welche nunmehr beginnt, nicht blos gleichſam das Signal, ſondern auch die einzige innere Möglichkeit einer äußeren Erſcheinung, und über dieſer edlen Wahrheit, welche die Baſis des Märchenhaften bildet, vergißt man den Gedanken an die geſpenſtige Entwicklung von Schemen aus cruor.

Von nun an allerſeits ein Aufſtehen der Krieger wie aus Wundfieberſchlaf, hierhin, dorthin; der Inſtinkt jagt ſie, anfangs wie lange Nebelſchweife auseinander. Allmählich ſteigen beſtimmte Geſtalten daraus empor, wachſen je zu einer Colonne; an jeder dieſer beiden Colonnen (davon die eine Römer, die andere Hunnen.) iſt alle Bewegung ein Steigen nach Aufwärts, ein Klettern, dabei von unten nach oben zugleich eine Steigerung der Leidenſchaft, bis endlich die beiden feindlichen Heerſäulen hoch oben über Roma's Zinnen und Kuppeln im Halbkreis zuſammentreffen, der furchtbare Hunnenfürſt, Etzel, Flammen in Augen, die Geißel ſchwingend, von ſeinen Kämpfern getragen auf breitem Schild; — ihm gegenüber der greiſe Römerfeldherr, die Ruhe des Gottvertrauens aus den Blicken leuchtend, ihm nach drängend die Schaaren, Begeiſterung in Allen, — beide Heerführer die Ihrigen zum Kampfe auffordernd, — über den Römern ſtrahlt hoch erhaben das Kreuz.

Dieſe Momente des gegenſeitigen Emporſchwellens, Aneiferns, Aufforderns und Erwartens bilden den Mittelpunkt der Handlung, die Schwebe der Begebenheit, und während das Intereſſe auf ſolche Weiſe dramatiſch angeregt wird, iſt durch die Erſcheinung des Kreuzes das Sittliche der Idee bereits vorbereitet, indem man ein nothwendiges providenzielles Ende und einen Zweck deutlich vorahnt. Ein Moment weiter, und die Heermaſſen ſind ſich jetzt Stirn an Stirn, Bart an Bart. Ein Handgemenge, ein Durchbohren, ein Erwürgen, ein gemeinſames Zuſammenbrechen des Gemetzels, ein gemeinſames Hinabſtürzen der Geſtalten wie im Wirbel. Endliches Erliegen der Materie, darum noch kein Schluß. Der hiſtoriſche Prozeß iſt aus und macht dem weltgeſchichtlichen Platz. Hier ſtellt ſich die Bedeutung des Kreuzes heraus, wenn ich anders den Künſtler recht verſtand; — dadurch eine Rechtfertigung des Stoffes ſelbſt, in welchem das Hiſtoriſche ſymboliſch ausgelegt werden mag.

Die Compoſition wird jeden übermannen; durch einmalige Beſchauung wird Niemand ihrer Herr. Man iſt im Anfang davon beklommen, wie erdrückt. Läßt man ſich aber von ihr nicht auf's erſtemal zurückdrängen, ſo kann man nicht mehr ſobald von ihr fort.

Nur wenige Details ſind zu tadeln; ſolche, durch welche das Mährchenhafte zum Geſpenſtigen, Hexenhaften entſtellt iſt, wie durch den Überreichthum der herausſchweifenden Nebelrotten, — ſo wie einzelne Figuren, die der Blutgeiſt bereits halb durchſichtig gemacht. Die übrigen Einzelnheiten ſind ſo ſtreng pſychologiſch erforſcht, dabei ſo edel gedichtet, wie ſie in einem Werke auftreten müſſen, welches die geheimnißvolle Mitte zwiſchen Malerei und Poeſie hält.

Kaulbach iſt ein außerordentlich geiſtig thätiger Künſtler; noch iſt die Geiſterſchlacht nicht völlig fertig untermalt, ſo ſchafft er zu Hauſe bereits an einer „Löwenjagd" (Carton), Beſitzt dieſer Mann zu allem, was ihm die Natur an glänzenden Gaben verſchwenderiſch zumaß, noch Geſundheit, ſo iſt nicht weniger von ihm zu erwarten, als daß er — uns das Verſtändniß einer modernen Kunſt eröffnet, an welche wir bis jetzt noch gar keinen Maßſtab legen können.

(Fortſetzung folgt.)

Joſeph Guſikow in Frankfurt a. M.

(Am 9. Sept. im Saale des goldnen Roſſes.)

Dieſer Wundermann brach auch hier ein Blatt zu jenem goldnen Lorbeerbette, auf dem er einſtens ruhen wird.

Gleich dem erſten Helden unſerer lebenden Inſtrumentaliſten iſt jetzt Joſeph Guſikow auf ſeinem Holz- und Stroh-Inſtrumente gefeiert. Holz und Stroh! — Gibt es ein beſſeres Requiſit, um eine Welt in Flammen zu ſetzen? Zerbrecht eure Geigen, ihr Paganini und Meſoni! Zerreißt eure Saiten, ihr Thalberg und Chopin! Hört auf zu ſchlagen, all' ihr italiſchen und deutſchen Nachtigallen! Der Schall iſt gleich dem Klang geworden, und das Tonloſe tritt mit euch in die Schranken. Guſikow rollt ſein Inſtrument zuſammen, der Sturm des Enthuſiasmus wehet hinein, und der Scheiterhaufen iſt fertig, der euern langen glänzenden Ruhm zu Aſche brennt. Aber ich will damit nicht Guſikow anklagen. Muß er doch rieſenmäßig wachſen in der Meinung der Adepten, je tiefer ſein unklaſſiſches Inſtrument in derſelben ſinkt. Guſikow prahlt nicht mit Rang und Titel. Er nennt ſich „Virtuoſe auf dem Holz- und Stroh-Inſtrumente," und er hält mehr als er verſpricht. Ich unterſcheide den Virtuoſen von dem Künſtler, und G. darf kühn in die Reihen der letztern treten. Ich kenne dieſes Mannes Biographie nicht, aber ich ſehe ihn, von einem unbeſiegbaren Drange getrieben, umherirren, das Mittel ſuchend, die Ahnungen ſeines Innern zu verſinnlichen. Er kannte noch nicht die wunderbare Wirkung unſerer Inſtrumente, und dennoch war alles Muſik, was ihn umgab. Die Stimme der Thiere, der Geſang der Vögel, das Murmeln der Bäche, das Säuſeln der Lüfte in den Bäumen und im Schilfrohre des Meeres, alles erfüllte ihn mit Sehnſucht, auch Töne zu ſchaffen. So entſtand dem Mittelloſen nach und nach dieſes einfache Mittel, ſeine innere Sprache zu verkünden. Allein der Autodidact blieb nicht unbemerkt. Er trat in die Welt, ſah, hörte, verbeſſerte ſeine Holzſtäbchen, bildete ſich ſeine Tonfolge nach unſerer Scala und entwickelte die Äußerung eines anfangs dunkeln Gefühls zur bewußtvollen Fertigkeit unſerer Kunſtſprache. Aber Gewohnheit, Dankbarkeit und der jedem Menſchen angeborne Trieb nach dem Seltſamen machten ihm ſein Inſtrument unentbehrlich — er trennt ſich nicht mehr von ihm, und ſo verkündet nun Guſikow ſeine Intenſivität fortwährend auf den rohen Stoffen, die ihm einſt ſeiner muſikgeiſtigen Entwickelung erſter Zuſtand geſchaffen.

Und weßhalb ſollte man Guſikow den Namen Künſtler verſagen? — Weil er nicht nach Noten muſizirt, oder die Muſik ſeiner Seele nicht nach contrapunktiſchen Argumenten ſchnitzt? — — Ich will hier einhalten, um mich nicht ſehr tief in die traurige Kunſtgeſchichte unſerer Zeit zu verlieren. Nur frage ich noch: Wer ſteht höher, der, welcher aus volltönenden Stoffen, und im Beſitze aller der überreichen Mittel des herrſchenden Culturſchritts ewig nur Holz und Stroh reproducirt, oder der, welcher auf Holz und Stroh die ganze Poeſie eines wahrhaften Ingeniums zu verkünden vermag? — Und das Letztere thut wahrlich Guſikow. Abgeſehen von der unbegreiflichen Fertigkeit, womit er, vermittelſt zweier einzelner Schlägel auf ein paar Dutzend hölzerner Stäbe und Stäbchen, die auf Strohbändern ruhen, Schwierigkeiten übertändelt, die man oft nicht von zehn geſunden Fingern vollkommener beſiegen hört; — abgeſehen alſo von einer möglichſt ausgebildeten Technik in jedem Genre des Paſſagen- und Trillerweſens, macht er uns durch ſo rapiden als geſchmack- und geiſtvollen Vortrag die Subalternität ſeines Inſtruments völlig vergeſſen, und mich ſollte gar nicht wundern, wenn bald durch ihn ein zweiter Schiller entſtünde, der ſtatt einer „Laura am Clavier" einen „Guſikow am Holz- und Stroh-Inſtrument" beſingen würde. Dazu ſein etwas phantaſtiſches Äußere, die Electricität ſeines ganzen Weſens, während er ſpielt — aber man muß das hören und ſehen zugleich. — Iſt etwas zu beklagen, ſo dürfte es die Richtung ſein, die Guſikow's Virtuoſität in der Wahl von Quodlibets aus Norma, Zampa, Robert und Strauß'ſcher Tänze! genommen. So eine außergewöhnliche Erſcheinung ſollte in Allem außergewöhnlich ſein.

Seinen Variationen von Mayſeder und dem Glöckchen-Concert ſind übrigens ein verſtändiges und ſachgemäßes Arrangement nicht abzuſprechen. Daß ſich der Künſtler eines ausgezeichneten Auditoriums und Beifalls zu erfreuen hatte, ließ ſein Ruf erwarten.

Was endlich die Erfindung dieſes Inſtrumentes betrifft, die ſich der Virtuoſe zuſchreibt, ſo weiß er wohl nicht, daß ſchon Dittersdorf in ſeiner Oper: „die Schweſtern von Prag" ein ganz ähnliches auf die Bühne brachte, unter dem Namen „Gelächter" bekannt; und manchem Frankfurter wird es noch erinnerlich ſein, wie unſern beiden Buffons Lux und Haſſel, beſonders der letztere, durch ganz wacker durchgeführte Variationen in dieſer Oper auf dieſem Inſtrumente manches Da Capo erregten.

Aber eben ſo wenig wie Guſikow kann Dittersdorf der Erfinder dieſes Gelächters geweſen ſein, da ſich ſchon die Chineſen lange vor Chriſti Geburt eines ähnlichen Inſtrumentes bedient haben. Nach Burney's Angabe war es eine Art von Sticcado, aus Holzſtäben von verſchiedener Länge beſtehend, und von metallreichem Klange! Die Stäbe ſeien quer über eine hohle Vaſe in der Form eines Schiffbauches angebracht geweſen, und Burney will dieſes Inſtrument, das keine halben Töne hatte, bei dem Abbé Arnault in Paris als deſſen Eigenthum geſehen haben. Daß unſer Concertgeber eine ähnliche Entdeckung gemacht, dieſelbe vermehrt und nach dem diatoniſchen Klanggeſchlecht neu conſtruirt habe, will und kann ich nicht beſtreiten.

Gollmick.

Notizen.

⁂ Dampfböte in Frankreich. — Mit Ausnahme der Staatsfahrzeuge ſind jetzt in Frankreich 68 Dampfböte im Gebrauch, wovon 46 für den Paſſagiertransport. Im verfloſſenen Jahre wurden mittelſt derſelben 984,062 Perſonen und 22,909 Tonnen Waaren transportirt. —

⁂ Die Kartoffel, die durch ihre Ueberſiedlung nach Europa ſchon Millionen vom Hungertod errettet, iſt nun auch als Erlöſer aus bitterer Noth nach Oſtindien gewandert, wo ſie, von den Engländern eingeführt, einen ſo fruchtbaren Boden gefunden, daß ſie dreimal im Jahre geſteckt und geerndet werden kann. —

⁂ Neue Actien-Compagnien in London ſind im vor. J. 110 geſtiftet worden, worunter 41 Bergbau-Compagnien mit Capital von 2,504,000 Pfd., 66 Eiſenbahn-Compagnien mit 34,100,000 Pfd., 43 verſchiedenen mit 19,511,000 Pfd. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^ro^ 219. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 15. September.

Die Meſſias-Braut.

(Fortſetzung.)

Ein Geräuſch weckte die Mädchen aus ihren Phantaſien. Rahel ſchaute über die Bruſtwehr hinab. Und ſiehe, Sabbathai ritt auf einem Eſel herein, begleitet vom Arzte Billegas, und ehrerbietig empfingen ihn ihr Vater und ihre Brüder an der Pforte, hoben ihn vom Rücken des Thiers und führten ihn zuerſt zur Hausfrau. Rahel preßte die Blinde wildſtürmiſch an die Bruſt und rief: „Heil dir, Seherin! Heil mir, der Glücklichen! Er iſt's, auf einem Eſel reitend, und alle Prophezeiungen werden wahr!“

In dieſem Augenblick trat Sabbathai mit den Übrigen herein.

„Geſegnet ſei die Schwelle, Herr, die du beſchreiteſt! Geſegnet das Haus, das dich beherbergt!“ rief Hannah, und neigte ihr Antlitz zur Erde.

Der Arzt brachte die Werbung in Sabbathai's Namen in herkömmlicher Form vor, und Zadik verlobte ſeine Tochter im Beiſein der Zeugen. Rahel ſank an Sabbathai's Bruſt; ihr Auge hing ſchwärmeriſch an dem ſeinigen; die Bläſſe ihres Geſichts war hoher Glut gewichen. Sie prangte wie die koſtbare Blüthe des Purpurcactus auf den Felſen.

„Stern Jakob's,“ liſpelte ſie ihm zu, „glänzender Stern meines Lebens, laß mich die Nacht ſein, die dunkellockige, in der du wandelſt, in der du leuchteſt, die deinen Glanz nur höher hebt; laß mich die Morgenröthe ſein, die deinen Sonnenaufgang verkündigt; laß mich den Tag ſein, an dem du Segen ausſtrahlſt über die Erde!“

„Und haſt du nicht zuerſt mich verkündigt?“ fragte Sabbathai, ſie küſſend. „Ging von dieſem Mund aus nicht die erſte Kunde, die dir in glanzvollen Jugendträumen geworden, von meiner Herrſchaft künftiger Größe? Heil dir, du würdige Meſſiasbraut!

„Gelobet ſei Gott!“ rief Rahel. „Wer iſt glücklicher als ich, in Israel!?“ —

Nach einigen Tagen wurden eine Menge Juden, Alt und Jung, zur feierlichen Verlobung in Zadik's Hauſe in der Stadt zuſammengebeten. An der Thüre deſſelben wurde jedem Eintretenden ein neuer irdner Topf gereicht, der zur Form der Feier nöthig iſt. Mardochai Zewi, Salome und ihre Kinder waren feierlich eingeholt worden. Man ſahe Sabbathai heute zum erſtenmal wieder geſchmückt.

Baruch verlas den Heirathsbrief. Zadik hatte ſeiner Tochter darin ein großes ſchönes Haus, das ihm gehörte, im freundlichſten Theil der Judenſtadt, nebſt einer glänzend reichen Mitgabe verſchrieben; noch mehr aber als dies ſetzte die Morgengabe alle Anweſenden in Erſtaunen, welche Mardochai Zewi, deſſen große Armuth allgemein bekannt war, im Namen ſeines Sohnes der Braut im Heirathsbrief zuſicherte. Sobald der Brief verleſen war, drängten ſich die Zeugen hinzu, riefen ihr „Maſſal lobh!“ und zerſchmetterten die Töpfe auf dem Boden.

„Mach es beſſer mit ihr, als mit Thamar!“ ermahnte Mardochai ſeinen Sohn.

„Woher habt Ihr die Morgengabe?“ fragte Sabbathai.

„Frage nicht und nimm es als ein Geſchenk des Herrn!“

Doch die Mutter vermochte des geliebten Sohnes Bitten nicht zu widerſtehen, als er ſie heimlich drängte. „Ein unbekannter Bote hat uns heute das Geld in blankem Gold in's Haus gebracht mit der Angabe ſeiner Beſtimmung,“ berichtete ſie, „wir wiſſen nicht, von wem es kommt. Aber gewiß iſt es ein Segen unſres Gottes, damit du der reichen Braut nicht wieder arm gegenüber ſtehen ſollteſt, wie es zu meinem Verdruß bei dem übermüthigen Roſanes der Fall war.“ —

Im Verlauf des Tages forſchte Sabbathai auch an Jeruſa. Sie konnte ihm nichts verſchweigen und beichtete Alles. „Des Vaters Geſchäfte gingen ſehr ſchlecht, ſeit du dich von Thamar getrennt; denn Roſanes wies ſeine Hülfe ab, und bald auch deſſen großer Anhang. Wir wären faſt in Noth gerathen, wenn nicht regelmäßig jede Woche, ſeit du wieder bei uns wohnteſt, bedeutende Geldmittel uns zugekommen wären, wir erfuhren niemals, von wem. Der Rabbi Meier war es, der das Geld meiner Mutter jedesmal brachte, mit der Bitte, dir nie etwas davon zu ſagen. Wir nahmen es dankbar an, als den himmliſchen Segen deines Gebets. Und das iſt auch die reiche Morgengabe, die für dich geſchickt wurde.“ —

Sabbathai's Züge verfinſterten ſich; ſein Auge blickte düſter und thränenſchwer; ein tiefer Seufzer rang ſich aus ſeiner Bruſt los. Er beachtete die Braut nicht, die lockend, reizend, verführeriſch ſchön neben ihm ſtand, und ging hinaus, um zu weinen. Es war eine wahrhaftige Ahnung über ihn gekommen, weſſen Hand ihm die Geſchenke gereicht.

Die Vorbereitungswoche verſtrich den beiden Verlobten auf eine ſehr verſchiedene Weiſe. Zwar waren Sabbathai's Schüler um ihn verſammelt, aber er zog es diesmal vor, dem Gebrauch zu huldigen, und Geſang und Spiel ertönten in den Räumen des neuerworbenen Hauſes, welches Sabbathai bereits bezogen hatte, und in ruhigeren Stunden ſprach er, eingedenk der Warnung Vilega's, kein Wort von ſeinem Meſſiadthum, ſondern ermahnte ſeine Umgebung vielmehr in dunkeln unbeſtimmten Ausdrücken, ſich ruhig zu verhalten und bei Jedermann über ſeine Perſon ein tiefes Schweigen zu beobachten. Dies Verlangen des Meiſters, vorzüglich da es ohne Erklärung blieb, regte die Schüler auf und ließ ſie an einen wichtigen, verſchleierten Hintergrund glauben.

In dieſer Annahme wurde mancher durch das geheimnißvolle Treiben in Zadik de Curbano's Hauſe beſtärkt. Wohl waren hier auch Brautjungfern verſammelt, wohl erſchallten auch hier die Saitenklänge der Harfe und der Laute, untermiſcht vom ſchmerzlich ſüßen Geflüſter der Flöte, wohl ſangen, tanzten und ſpielten reizende, leichtfüßige Mädchen, aber das Alles war nur die bunte phantaſtiſche Hulle einer weit ernſtern und wichtigern Geſchäftigkeit. Rahel ſendete Boten aus und empfing Botſchaften, finſter blickende Männer, worunter ſogar Griechen waren, hatten vorzüglich bei Nacht Zutritt; Rahels Brüder wurden raſtlos umhergetrieben, und machten Reiſen in die Umgegend; Zadik ſelbſt zählte und theilte Geld ab. Dem gleichgültigen Auge konnte dies Alles als Anſtalten zur Hochzeit gelten, die, nach Zadik's Verſicherung, nicht weniger glänzend werden ſollte, als Sabbathai's erſtes Hochzeitfeſt, und wirklich hatte auch Niemand ſonderlich acht auf die Bewegungen, deren Mittelpunkt das jüdiſche Haus war; ein ſcharfer aufmerkſamer Blick hätte lehren können, daß es ſich hier noch um ganz andere Dinge handle, als um Vorbereitungen zu einem Feſte. Rahel, nur ſcheinbar der Luſt und Freude hingegeben, war die Seele des Ganzen; ſie verkehrte heimlich mit dem Vater, der Mutter, den Brüdern und den Fremden; ihr großes ausdrucksvolles Auge ſtrahlte ſtolz im Feuer kühner Unternehmungen, ihr Gang rauſchte majeſtätiſch durch das Haus, ihr Wort hallte befehlend in den Räumen deſſelben wieder. —

Der Hochzeittag erſchien. Rahel duftete noch lieblich von den koſtbaren Bädern, aus welchen ſie Abends vorher geſtiegen; Frauen und Jungfrauen ſammelten ſich zahlreich um ſie her, ihr das Haar zu ſtrählen und zu flechten, ſie anzukleiden und zu ſchmücken, und ihr die üblichen Hochzeitlieder vorzuſingen. Das Zimmer wurde geöffnet, worin der Brautſchmuck aufbewahrt war. Berauſchende Wohlgerüche zogen heraus; die Brautjungfern durften dem Schatze nahen. Ihr Fuß trat in das Prunkzimmer einer orientaliſchen Königin. Sind das die Brautgewänder einer jüdiſchen Kaufmannstochter? Iſt das der Schmuck eines Kindes jenes Volkes, das verſtoßen, unterdrückt, gemißhandelt in allen Landen, nirgend eine feſte Heimat hat, belaſtet von einem göttlichen Fluche? Nein, das ſind die unſchätzbaren Kleider einer Favoritin des Padiſchah zu Stambul! Das iſt der prachtvolle Schmuck einer Königin von Perſien! Oder vielmehr in ſolchen purpurnen und goldnen Hüllen waren die Frauen und Töchter der jüdiſchen Könige auf die Söller ihrer Palläſte getreten, um des Volkes Huldigungen zu empfangen; mit ſolcher Zierrath hatte das ſiegreiche königliche Geſchlecht der Makkabäer ſeine Töchter zur Hochzeit geſchmückt. Die Hände der Brautjungfern vergaßen ſtaunend ihr Amt beim Anlegen der Kleider und es dauerte lange, bis die hohe, ſtolze Geſtalt fertig angelegt, ſich der Bewunderung aller Zuſchauer erfreuete. Und wahrlich, ſie war eine Königin! Voll hoher Majeſtät, ſtolz blickenden Aug's, angeborne Würde in Haltung, Gang, Miene und Wort, in Beſitz entzückender Schönheit, und herablaſſend lächelnd im klaren Bewußtſein aller dieſer Vorzüge, rauſchte ſie durch ihre Gemächer, nahm die Glückwünſche ihrer Verwandten und Geſpielinnen entgegen.

Der Abend nahete; er war nicht freundlich. Winterſtürme brachen aus den Schluchten der Berge hervor, finſtre Wolken trieben über den Himmel. Die Natur zuckte in Todeskämpfen. Der Brautzug ſetzte ſich nach dem Garten in Bewegung; denn dort ſollte, wie es Gebrauch iſt, unter freiem Himmel die Trauung vollzogen werden. Von vier Knaben wurde ein prächtiger Chupeah über der verſchleierten Braut getragen, Cymbeln, Metallbecken und Caſtagnetten erklangen in den Händen der ſie umtanzenden Brautjungfern, deren Mund in lieblichen Geſängen ſie glücklich pries. —

Auch Sabbathai war, auf erhaltene Botſchaft mit ſeinen Gefährten aufgebrochen, um die Braut einzuholen. Er ſchien nicht fröhlich. Der koſtbare Tulbend, der ſeine Stirne beſchattete, der bunte reiche Kaftan, der ſeine Glieder umfloß, ſtachen ſeltſam von dem bleichen, düſtern Geſicht ab, einer wolkenumhüllten Winterlandſchaft, dem heutigen Abende vergleichbar. Er war ſich ſelbſt ein Räthſel. Das luſt- und glückverſprechende Ziel aller ſeiner Wünſche, ſeiner Sehnſucht lag dicht vor ihm, ein Schritt noch, und er hatte es erreicht, und er umfaßte das herrlichſte Weib, nach deſſen Beſitz ihn heiße Wünſche beſchlichen, als er mit Thamar zur Trauung gegangen, das er in ſeinen einſamen Nächten erſehnt, die erſte Verkünderin ſeiner hohen Würde, deren begeiſtertes Seherwort ihm Klarheit gegeben über ſich ſelbſt, von der er ſich geliebt, verehrt, angebetet wußte, ſie harrte ſeiner, die Reizende, in Wonnetrunkenheit; ſie ſollte heute noch ſein Weib werden! Und doch war er nicht froh! Es hing ihm wie mächtige Ahnungsſchleier vor ſeinen innern Augen; er vermochte ſie nicht zu entfernen; und immer und immer drängte ſich ein Bild in ſeine Seele, ein wehmuthbleiches, ſchwermuthlächelndes, thränenreiches Bild, und immer und immer zuckte ein Gedanke durch ſeinen Kopf, ein beängſtigender, trauriger, unſeliger Gedanke: es war Thamar's Bild; es war der Gedanke an ihren Schmerz.

(Fortſetzung folgt.)

Münchener Ateliers.

(Fortſetzung.)

Ludwig Schwanthaler hat gegenwärtig vier Ateliers, eines im Neubau der Reſidenz, eines in der Akademie und zwei in der Lerchenſtraße; — kein Wunder, da bei ihm an ſechzig Statuen beſtellt ſind. Wer möchte ſich nicht dieſer unausgeſetzten Produktivität eines Mannes erfreuen, welcher den reinen Geiſt der altklaſſiſchen Kunſt in tiefſter Seele begriffen hat, dabei alles, was er ſchafft, nicht etwa aus Nachahmung von in allen Zeiten unübertrefflichen Muſtern, ſondern aus demſelben Fond zu Tage fördert, aus welchem die alten Meiſter ſelbſt ſchöpften; darum möchte ich faſt behaupten, daß Schwanthaler, wie nur ſehr wenige Andere, das Alte wahrhaft neu und die griechiſcheſte aller Künſte (sit venia verbo!) deutſch zu machen verſteht. Ich halte es überhaupt für ungemein wichtig, daß, wo von neuer Kunſt die Rede ſein ſoll, gerade die Plaſtik das erſte und letzte Wort haben muß. Eine vollgültige Regelung des Geſchmackes kann nur von ihr ausgehen, und findet in ihr die höchſte Vergeiſtigung richtiger Normen. Eben deßhalb dunkt es mich auch minder gerathen, wenn ein Mann mit Arbeiten ſo ſehr überhäuft iſt, daß er, außer Compoſitionen, faſt nur zu ſorgen hat, wie er die Vollendung aller übrigen Kunſtwerke irgend vertheilen könne. Freilich iſt eine ſolche Vorſchule für jüngere Talente von unberechenbarem Vortheil — in jeder Hinſicht — jedoch nur für kürzere Zeit, denn bei von äußerer Nothwendigkeit gebotenem längerem Arbeiten in fremden Ateliers läuft am Ende nichts Geringeres als — die Selbſtſtändigkeit ſolcher jüngerer Talente Gefahr. Eben ſo wenig läßt ſich in ähnlichen Fällen die Beſorgniß beſeitigen, daß auf der Ausführung des einen oder des andern Werkes die Eile, mit welcher dieſelbe betrieben wird, nicht etwa nachtheiligen Einfluß üben ſollte. Dieſe Bemerkung iſt jedoch nur im Allgemeinen geſprochen, und ich proteſtire feierlich gegen eine etwaige böswillige Anwendung deſſelben auf den als Menſch nicht minder wie als Künſtler liebenswürdigen Schwanthaler, welcher das Vertrauen ſeines Königes im vollen Maße verdient und rechtfertigt.

Die Hauptarbeiten, womit L. Schwanthaler ſich jetzt beſchäftigt, und von denen manche bereits fertig ſind, ſind folgende:

Die acht Kreiſe Bayerns, coloſſale Geſtalten, jede mit einem Emblem oder Produkt, rechts und links ein ſitzender Löwe, für den herrlichen Vorbau des neuen Flügels der königlichen Reſidenz.

Der Giebel für das Kunſt- und Induſtrie-Ausſtellungsgebäude, welches der Glyptothek gegenüber von Ziebland (welchem auch der Bau der neuen Bonifazius-Baſilika, die H. Heß mit Fresken aus dem Leben des h. Bonifazius ſchmücken wird, übertragen iſt) gebaut werden ſoll. In der Mitte: Bavaria, mit Löwen zu beiden Seiten, daran reihen ſich Hiſtorienmaler, Genremaler, Bildhauer (der auf einem lorbeergekränzten Wagen die Büſte des erhabenen Stifters bringt) u. ſ. w. Die Idee dieſer Giebelausſchmückung ſtammt (wie die meiſten Angaben) von S. M. dem König. Die Compoſition iſt von Schwanthaler. (Coloſſal.)

Die Giebelſtatuen für die Walhalla; die Compoſition iſt von Rauch in Berlin, Schwanthaler, der übrigens auch einige weſentliche Änderungen daran gemacht, hat die Ausführung zu beſorgen. In der Mitte: Germania, mit dem Eichenkranz, ſitzend, das von einem Band (zum Zeichen des Friedens) umwundene Schwert im Schooße, eine tiefſinnig gedachte und in wahrhaft unübertrefflicher Formenreinheit ausgeführte Geſtalt, würdig, die deutſchen Unſterblichkeitshallen zu bezeichnen. Zu ihren beiden Seiten die perſonifizirten Länder mit den Feſtungen, Öſtreich mit Mainz, Bayern mit Landau, Preußen mit Cöln, Hannover mit Luxemburg (die Länder je als Krieger, die Feſtungen als weibliche Figuren aufgefaßt), dann vier kleinere Staaten und zum Schluß des Giebelfeldes Rhein und Moſel. *) (Coloſſal.)

Die Modelle zu den von Stieglmayr in Bronce zu gießenden Wittelsbachern für den Neubau der Reſidenz, von denen Churfürſt Max, Friedrich von der Pfalz und Ludwig der Reiche bereits fertig ſind.

Die coloſſalen Kaiſerſtatuen, — fertig (im Modell): Ludwig der Bayer, Rupprecht von der Pfalz und Friedrich II.

Die Coloſſal-Statuen der Maler für die Pinakothek. Schwanthaler ſelbſt hat davon bloß zwei: Raphael und Michel Angelo gearbeitet, die übrigen werden nach ſeinen Entwürfen von Mayer, Leeb, Schaller und Sanguinetti ausgeführt.

Die herrlichen Statuen über dem Portale der Ludwigskirche, Chriſtus, die vier Evangeliſten und die Apoſtel Petrus und Paulus. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Wandelt man mitten unter dieſen Schöpfungen, ſo fühlt man die Bedeutung unſrer Zeit, ſo bleibt, nach der erſten Betäubung, welche ſo vielen großartigen Schlag auf Schlag wirkenden Eindrücken folgt, die Überzeugung, daß es ſich hier um kein Scheinleben, um keine bloße Wiedererweckung klaſſiſcher Formen, ſondern um den Geiſt handelt, der eine ächte, friſche, neue Kunſt belebt, die Keime und Blüthen eines neuen Jahrhunderts. (Fortſ. f.)

---

*) Wir ſetzen dieſe wie die folgenden Angaben her, wie ſie in Schwanthaler's Atelier mitgetheilt wurden, ohne die Details derſelben zu verbürgen oder eine Vollſtändigkeit im Aufzählen anmaßen zu wollen.

Chronik der ſchönen Literatur.

64) **Tag und Nacht.** Erzählungen von C. Spindler. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 1836.

Die Erzählungen, welche hier in zwei Bänden geſammelt erſcheinen, ſind dem Publikum von früher her aus Spindler's „Zeitſpiegel“ und „Vergißmeinnicht,“ worin ſie zum erſtenmal abgedruckt waren, bekannt. Es iſt zu bedauern, daß der Herausgeber alles, was aus ſeiner Feder kam, ohne Sichtung wieder drucken ließ; man ſieht, daß er durch eine ſolche Sorgloſigkeit ſeinem Credit einen ſtarken Stoß verſetzt. So wenig wir nun dies Verfahren gut heißen können, ſo weit entfernt ſind wir anderſeits, in jenes Feldgeſchrei des müßigen Recenſentenpöbels einzuſtimmen, welcher Spindler'n geradezu die Fähigkeit abſpricht, ein kleineres novelliſtiſches Terrain zu beherrſchen. Wir machen z. B. auf die in einem Jahrgang ſeiner „Vergißmeinnicht“ früher abgedruckte Erzählung: „der Liebestrank“ aufmerkſam, auf die charmante „Zigeuneridylle“ (früher mitgetheilt im Zeitſpiegel 1831) auf den „Talismann“ (ebend.) in welchen ſich das Talent Spindler's glänzend manifeſtirt.

65) **Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergeſellen. — Die Lebensüberdrüſſigen.** Zwei Novellen, von Franz Freiherrn **Gaudy.** Leipzig, Weidmann. 1836.

Das Tagebuch eines wandernden Schneidergeſellen iſt weniger eine Burleske, als eine Groteske im Geiſte des Meiſters mit dem Pfropfzieher, des von Luſt und Laune überſprudelnden **Schrötter.** Herr von Gaudy verwandte die Abſchnitzel ſeines „Römerzuges,“ um aus ſolchen (etwa wie man aus Federſchnörkeln und Bibelſprüchen Porträts zuſammenſetzt) Karrikaturen zuſammenzuſtellen, Karrikaturen à la Dantan. Er gibt eine recht derbe locale Berliner Faſtnachtsmummerei in den Kauf, einen geſunden Spaß, der unwiderſtehlich zum Lachen reizt und den hoffentlich Niemand übelnehmen wird. — Die zweite Novellette, die als Ballaſt noch mit in das leichte Fahrzeug geladen wurde, war überflüſſig; ſie iſt eine bloße Anekdote, keine Novellette.

66) **Demetrius und Boris Godunow oder Rußland in den Jahren 1591 — 1606.** Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde von **Eduard Gehe.** 2 Bde. Dresden, Arnold. 1833.

Es kann wohl Wenige geben, denen der Stoff dieſes Romans nicht durch Schiller's Demetrius bekannt und lieb geworden wäre. Eine Vergleichung des Romanes von Gehe mit dem Schiller'ſchen Torſo wird ſich daher leicht Jedermann aufdringen; wir heben das Stofflich-Unterſcheidende hier hervor. Der Roman beginnt früher als die Tragödie, nämlich mit den Intriguen, welche den Tod des wahren Demetrius und die Erhebung Boris Godunow's zur Zaarenwürde zur Folge hatten, ſo daß der erſte Band mit dem Culminationspunkt des Glückes dieſes gewaltigen Helden ſchließt. Erſt im zweiten Bande werden die Intriguen Marina's aufgenommen und die Handlung verfolgt nun raſch ihren Lauf. Bei Schiller ſteht der Pſeudodemetrius in jenem Helldunkel von Liebenswürdigkeit und Schuld, welches ein tragiſches Vehikel iſt, während auf Boris ſtarke Schlagſchatten fallen; im Roman findet das umgekehrte Verhältniß ſtatt, und wir haben allen Grund für die Annahme, daß die Charakterſtipulation im letzteren von hiſtoriſchen Zeugniſſen bedingt und geſtützt wird. Der Charakter der Zaarin-Mutter nähert ſich der Schiller'ſchen Auffaſſungsweiſe. So viel zur Parallele.

Der Roman hat viele und nicht unbedeutende Vorzüge, worunter die ſtrenge Feſthaltung des epiſchen Elements obenan ſteht, jene plaſtiſche Klarheit der Handlung, welche man in ſo vielen neueren Romanen vermißt, und deren Gegenſatz man zuweilen ſogar für ein Charakteriſtiſches des Romans anzuſehen geneigt iſt. Dieſer Klarheit entſpricht eine lobenswerthe Einfachheit in der Ausführung. Es iſt gewiß eine größere Kunſt, ohne Effektpartheen Effekte hervorzubringen, als: die wunderlichſten Effekte zu combiniren. Die Charaktere ſind conſequent durchgeführt; ergreifende Situationen finden ſich mehr als eine; die Schilderung von Sitten und Örtlichkeiten tritt nirgends aus dem ſubordinirten Verhältniß, welches ihr anſteht. Nur ein Verletzendes hätten wir weggewünſcht, die Rolle, welche Marinen zugewieſen iſt.

Notizen.

*** **Abonnentenzahl der franzöſiſchen Tagblätter.** — Dem Journal général de France zu Folge betrug die Zahl der Abonnenten der politiſchen Tagblätter

von Paris:	am 1. Juni d. J.:	am 1. Aug.:
für den Debats	9400,	8300.
„ Gazette de France . .	9000,	8200.
„ Constitutionnel . . .	9300,	8160.
„ Temps	6000,	5500.
„ Journal général de France	3000,	4100.
„ Courrier franç. . . .	6300,	4030.
„ Quotidienne	4400,	3330.
„ National	4300,	3370.
„ Bonsens	3000,	2910.
„ Journal de Paris . . .	2300,	2400.
„ l'Echo français . . .	2100,	1930.
„ Impartial	1300,	1000.
„ Messager	1300,	1730.
„ Moniteur	1900,	1100.
„ Le siècle (v. 1. Juli ſeither)	—	1700.
„ Presse	—	1530.
„ Commerce	—	1400.
„ La paix	1300,	1300.
„ La France	1100,	1230.

Hiernach hätte ſich überhaupt die Zahl der Abonnenten um 6630 vermindert! —

*** **Blindenbeſchäftigungsanſtalt.** — Der König von Baiern hat am 25. v. M., als an ſeinem Geburtstage, 100,000 Gulden aus ſeiner Kabinetskaſſe bewilligt, um der ſchon im Jahr 1826 von ihm begründeten Blindenerziehungsanſtalt eine Blindenbeſchäftigungsanſtalt hinzuzufügen, welche beſtimmt iſt, den Erwerb der Unglücklichen zu ſichern.

*** **Die türkiſche Staatszeitung.** — In einer Sitzung der aſiatiſchen Geſellſchaft zu London iſt verſichert worden, daß die türkiſche Staatszeitung bereits 5000 Exemplare abſetze und mit Begierde in allen Theilen des türkiſchen Reiches geleſen werde. Vielfältig ſeien ſchon Gewaltthätigkeiten türkiſcher Beamten dadurch an's Licht gezogen worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 220. 1836.

Phönix.

Freitag, 16. September.

Die Meſſias-Braut.

(Fortſetzung.)

Der lärmende Zug war nicht mehr weit von ſeinem Ziele, als ihm ein Mann haſtigen Schritts entgegen kam, hineindrang und den Bräutigam zu ſprechen begehrte. Sabbathai erkannte Jakob den Eliah de Villegas an der Stimme. „Folge mir bei Seite; ich habe dir Wichtiges zu ſagen.“ flüſterte der Arzt verſtört und augenſcheinlich in der heftigſten Gemüthsbewegung. Sabbathai trat, von der Störung unangenehm berührt, aus der Reihe ſeiner Begleiter, welche unterdeſſen Halt machten, und verfügte ſich mit dem Arzte hinter ein Tamariskengebüſch.

„Biſt du wahnſinnig,“ redete hier der Letztere auf Jenen ein, „von meinen Bitten und Vorſtellungen, deren Zweckmäßigkeit du doch einſaheſt, gerade das Gegentheil zu thun und mich zu hintergehen! Ich ſchwöre dir zu, daß du verloren biſt, wenn du auf der Ausführung deines tollen Planes beharrſt. Wahrlich, ich ſage dir, wenn die Sonne morgen aufgeht, wird ſie deinen auf dem Thore des Schloſſes aufgeſpieß'ten Kopf beleuchten!“

„Ich muß dir die unbeſonnene und beleidigende Frage zurückgeben,“ verſetzte Sabbathai finſter; „denn wahrlich, deine Reden zeugen von Wahnſinn. Ich verſtehe kein Wort davon. Sage, was willſt du von mir, daß du mich auf meinem Brautgange mit ſo widrigem Gekrächze ſtörſt?“

„Wie? So wäre es nicht wahr, was man mir ſo eben verſichert hat?“

„Und was hat man dir hinterbracht?“

„Du würdeſt dich dieſen Abend noch in der Mitte deiner Schüler und Anhänger für den Meſſias erklären, die Krone Davids auf dein Haupt ſetzen, den Stab Moſis in deine Hand nehmen und das Volk zur Empörung gegen die hohe Pforte aufrufen.“

„Wer dir das geſagt, iſt ſelbſt wahnſinnig!“ rief Sabbathai entrüſtet. „Meine Seele hat keinen Gedanken an ſolches gehabt.“

„Aaron de la Papa ſoll bereits unterrichtet ſein, und jedenfalls ſind Anſtalten zu deinem Untergang getroffen. Ich beſchwöre dich, Sabbathai, bei dem Gott unſerer Erzväter und ſeinen heiligen Engelſchaaren, laß dich nicht von der Hölle blenden, die dich nur in's Verderben lockt!“

„Sei unbeſorgt!“ verſetzte der Chacham lächelnd, „noch iſt meine Stunde nicht gekommen. Geh' ruhig, alter Freund, zu meinen Hochzeitgäſten zurück.“

Der Zug bewegte ſich unter Hörner- und Saitenklang wieder vorwärts, aber Sabbathai langte ſichtbar verſtimmt im Garten an, wo ſchon Alles zur Ceremonie bereit war. Bäume und Büſche, Haus und Gänge erglänzten von tauſend Lichtern, die ſich in Schimmer und Pracht hier ausgeſtellter orientaliſcher Herrlichkeit brachen, und ein tauſendſtimmiges, freudiges: „Baruch habba!“ ſchallte dem Eintretenden entgegen. Rahel nahte ſich dem Verlobten; er erſchrack vor ihrer majeſtätiſchen Schönheit, obgleich ſie tief verſchleiert war. Dreimal wurde ſie von ihrer Mutter um ihn herum im Kreiſe geführt und das Volk warf Korn und Weizen, mit Geld untermiſcht, auf ſie. Die Feierlichkeiten wurden unter dem Zujauchzen der Menge beendigt, und die Eingeſegneten zuerſt von den Glückwünſchen ihrer Eltern, dann der andern Verwandten und endlich der übrigen Gäſte begrüßt. Die Tafel war unterdeſſen im Hauſe der Neuvermählten bereitet und dorthin ſollte der Zug zurückgehen. Vorher wurde erſt Wein, Kuchen und Geld unter die ungeheure Menſchenmaſſe vertheilt, die ſich am ganzen Meeresufer verſammelt hatte, obgleich die Windsbraut das Land fegte und das Meer peitſchte.

Rahel faßte Sabbathai's Hand und zog ihn in den Kioſk.

„Folge mir!“ flüſterte ſie ihm fieberiſch glühend zu, und ihre Stimme zitterte. Sie führte ihn ein Zimmer, das durch einen großen, faltigen Vorhang von einem andern getrennt war. Beide Gemächer glänzten von hellem Kerzenlicht. Kaum waren ſie hier allein, als Rahel vor Sabbathai auf die Knie ſtürzte und ausrief: „Gegrüßet ſeiſt du, Meſſias, König der Juden, Heiland der Welt, von mir zuerſt gegrüßt, die ich dich zuerſt erkannt und verkündet!“

„Was iſt das?“ fragte Sabbathai verwundert. „Was willſt du damit?“

„Die erſte Nacht deiner Herrſchaft iſt hereingebrochen, und mit mir haſt du dir die Krone Juda's erworben. Die Stunde deiner göttlichen Macht hat geſchlagen! Purpur und Krone, Schwert und Scepter liegen für dich bereit, und Tauſende ſtehen hier unten, um dir zu huldigen, und drängen ſich, begierig, die Erſten zu ſein, die ſich deiner Herrſchaft unterwerfen.“

Und den Vorhang zurückreißend, deutete ſie auf eine Trophäe, welche mitten im Zimmer im Kreiſe flackernder Lichter aufgeſtellt war. Auf dem Geſtelle funkelte ein hellblau ſeidener Kaftan, mit Silber und Edelſteinen geſtickt, ein Königsmantel, der prächtigſte Purpur, mit goldenen Blumen und Sternen beſäet, floß faltig zum Boden; eine künſtlich gearbeitete, reiche goldne Krone ruhete auf violetblauem Samtkiſſen, und rechts und links lagen ein goldenes Scepter und ein blankes Schwert mit reichem Griff. Aus einer goldbeſchlagenen kunſtreichen Onyxſchale duftete ein Gemiſch der wohlriechendſten Öle und Salben. Rahel erfaßte dieſe Schale und fuhr in begeiſterter Aufregung fort: „Beuge dein Haupt, Meſſias, daß ich das heilige Öl auf deine Locken gieße, und dich ſalbe zum König der Könige, ich, deine Prophetin, dein Weib, deine Königin! Dann nimm die Krone von meiner Hand auf dein königlich geſalbtes Haupt, nimm den Purpur um deine Schultern, nimm Scepter und Schwert in deine Hände und tritt hinaus auf den Altan, den im Nu tauſend Fackeln erhellen werden. Rufe dem Volke zu: Ich bin der Meſſias, der gottgeſandte Retter Israels! Ich bin der Sohn David's, von dem alle Propheten geweiſſagt haben! Ich bin euer König! Auf, folgt mir! — Und ſie werden dir zujauchzen und dir folgen. Die meiſten ſind bewaffnet und harren deines Wortes. Juden, Armenier und Griechen fallen dir zu, die ſorgloſen Türken werden überfallen, der Kadi erſchlagen und, eh' die Sonne aufgeht, iſt Smyrna dein! Auf Adlers Fittichen ſtürmt dein Ruhm durch Natolien, Syrien, Paläſtina, Ägypten, Griechenland. Alle Juden ſtrömen unter deine Fahnen, alles Land fällt dir zu; unſre Feinde und Unterdrücker fliehen, von Gottes Hand geſchlagen. Dein Zug nach Paläſtina iſt ein Triumphzug. Jeruſalem thut dir, ſeinem Jahrtauſende erſehnten Könige, die Thore auf, und bald ſtrahlt der neue Tempel Gottes von deines Ruhmes Herrlichkeit, und alle Völker ſtrömen herzu, wie prophezeiet iſt, und rufen anbetend im Staube: Heil dir, Meſſias! Heil dir, großer König!“

Sabbathai ſtand wie in den Boden gewurzelt; ſein Auge war mit grauſig finſterem Ernſt ſtarr auf die prächtigen Inſignien der Königswürde gerichtet, ſein Mund ſchmerzlich zuſammengepreßt; ſein Ohr ſchien ihren Worten verſchloſſen zu ſein.

„Du zauderſt, Sabbathai?“ fragte ſie ängſtlich verwundert. „Eile, eile! Der Augenblick iſt koſtbar, laß ihn nicht ungenützt entfliehen!“

Er ſchüttelte ſchweigend das Haupt.

„Wie? — Du willſt nicht? Unerklärlicher, was ficht dich an, in dieſer wichtigen Stunde? Was haſt du vor? Warum nimmſt du nicht Krone und Purpur? So ſprich doch! Beim Gott unſerer Väter, ſo rede doch! Dein entſetzliches Schweigen tödet mich!“

„Thörin!“ ſagte Sabbathai kalt, „was haſt du gethan? Ich bin kein Spielzeug in deiner Hand. Laß ab von deinen Verſuchungen; ſie bereiten mir nur Schmerz, und ich kann ihnen nicht folgen. Ende dies Spiel, und laß uns gehen!“ (Schluß f.)

Araber und Normannen.

(Fortſetzung.)

Die arabiſchen Mährchen waren meiſtens Überlieferungen früherer romantiſcher Volksſagen, welche ſpäter aufgeſchrieben oder umgearbeitet und vermehrt worden ſind. — Die unter dem Namen: „Tauſend und eine Nacht“ berühmten Mährchen ſtammen von den Indiern und Perſern her, deren lebendigen, fröhlichen Geiſt ſie beſonders abſpiegeln; ſie wurden unter abbaſidiſchen Khalifen geſammelt und ihnen, nebſt andern perſiſchen Mährchen, das arabiſche Gepräge aufgedrückt.

Durch die Mährchen wurden nicht nur Thaten und Abentheuer großer Helden, ſondern auch die Wunder der Einbildungskraft, namentlich jene Peri und Neri und alle Zauberweſen des Dſchinniſtan verbreitet. Viel davon ging auch in die romantiſchen Dichtungen des weſtlichen Europa im Mittelalter, zumal der Normannen im nördlichen Frankreich, über.

Auch die Normänner hatten ſchon frühe ihre Poeſie. Sie war auf ihrer Religion oder ihren Götter- und Heldenſagen gegründet, was ſogar in ihre ſpätern hiſtoriſchen Schriften überging. Auch ſie hatten ihre Sänger oder Skalden, die, wie die arabiſchen, in großem Anſehen ſtanden, beſonders an den Höfen der Könige. Sie ſangen die Thaten der Götter und Helden, zogen häufig mit in die Schlacht und waren zuweilen ſelbſt angeſehene Krieger oder Fürſten. Bekannt iſt der ſchauerliche Todesgeſang, welchen, wie berichtet wird, der tapfere Ragnar Lodbrok ſang, als er im finſtern Thurme die tödtlichen Schlangen ſchon an ſeiner Bruſt fühlte. Hiarne, der Däne, ward nach dem Tode des großen Königs und Geſetzgebers Frotho zu ſeinem Nachfolger erwählt, weil er das beſte Gedicht auf ihn verfaßt hatte. Größtentheils kamen die Skalden aus Island; denn dieſe rauhe Inſel war überhaupt in Bezug auf Kultur das Bolhäre der Skandinavier geworden. Daher vorzugsweiſe isländiſche Poeſie für altnordiſche genommen wird.

Mannichfaltigkeit des Inhalts und bunte Darſtellung des Lebens dürfen wir übrigens in den normanniſchen Liedern nicht ſuchen. Ein rauher, abgebrochner, ernſter Ton klingt uns aus ihnen an, abſpiegelnd den rauhen und männlich ernſten Sinn der Skandinavier ſelbſt. Auch der eigentliche Reim iſt dieſen Liedern fremd; dagegen haben ſie den ſogenannten Stabreim oder die Alliteration, den man ſelbſt in altdeutſchen Gedichten vorfindet. Da er beſonders auch in der angelſächſiſchen Poeſie als techniſcher Grundſatz erkannt wird, ſo will man aus dieſen und andern Gründen annehmen, daß die isländiſche Poeſie überhaupt aus der angelſächſiſchen entſprungen oder doch durch ſie ſtark verändert worden ſei. Die meiſtentheils einfach zuſammengeſetzten Lieder ſind vorzüglich in der ſogenannten Elfenweiſe gedichtet, die ſich noch auf der Inſel Island erhalten hat und als Maaß für andere Versmaaße angeſehen wird. — Später, bemerkt man, wurde die Poeſie mehr von chriſtlichen Sängern, namentlich Prieſtern und Mönchen geübt. Hierbei noch dieſe Bemerkung: manche von dieſen nahmen aus den alten Götterſagen und der mythiſchen Phraſeologie gar vieles auf; ſie aber deßwegen für heidniſche Sänger zu halten, wäre eben ſo abgeſchmackt, als wenn man im Sänger „der Götter Griechenlands,“ der aus der griechiſchen Mythologie vielleicht zu viel in ſeine Poeſie eingewebt, einen Anbeter des Zeus und Apollo, oder im Sänger „der Herrmannsſchlacht“ und „Wingolfs“ einen Verehrer Odins finden wollte.

Später zeigen ſich erſt die zuſammengeſetzteren Versmaaße, wo außer dem Stabreime auch ſchon der eigentliche zu vernehmen iſt. Je künſtlich verſchränkter, deſto beſſer erſchienen die Gedichte, und ſo ſind ſie auch in dieſer Beziehung mit den arabiſchen zu vergleichen. — Auch die Skalden liebten kühne Umſchreibungen und Bilder; alle dieſe Metaphern ſind entweder auf Götter- oder Heldengeſchichten oder auf die Natur des Gegenſtandes ſelbſt gegründet, der umſchrieben werden ſoll. So ſind in Skaldſkaparmál 164 Namen des Schwerts angegeben, die größtentheils mythologiſch ſind und an die vielen Namen erinnern, womit die Araber ihr edles Roß bezeichnen.

Neben kurzer, faſt nüchterner Darſtellung finden wir in ſkandinaviſchen Liedern oft orientaliſche Bilderfülle; ſelbſt der orientaliſche Parallelismus iſt hier und da unverkennbar. Dieſe aſiatiſchen Elemente laſſen ſich auf die frühere Heimat der Normannen zurückführen, oder noch beſſer aus dem Einfluß des Chriſtenthums und der Bibel erklären, von welcher ſelbſt Spuren in den ſkandinaviſchen Götterſagen, namentlich in den Kosmogenien, vorkommen.

Wie die Araber und Perſer ſo häufig den Himmel, die Sonne, die Erde umſchreiben: ſo auch die nordiſchen Skalden. Der Himmel heißt ihnen die Bahn oder Heimat der Sonne und Geſtirne, das Gewölbe, die Decke der Erde; die Nacht eine Traumweberin; fahle Pferde ſind die Wolken; die Schiffe Plankenroſſe; geröthete Wege das Morgenroth.

Größtentheils religiöſen und hiſtoriſchen Inhalts ſind die ſkandinaviſchen Lieder, worin auch ſpäter die Thaten ausländiſcher Helden, namentlich der Deutſchen verarbeitet ſind. Manches aus dem Heldenbuch, dem Nibelungenlied u. ſ. w., findet ſich in der Wilkinaſage und anderen ſpäteren ſkandinaviſchen Liedern, freilich ſehr verändert und lokaliſirt, wieder.

Eigentliche Volkspoeſie, d. h. ſolche, die alle Stämme jener vielbekannten Länder durchdrungen hätte, finden wir nicht. Sie war immer mehr die Beſchäftigung und Beluſtigung Einzelner, an den Höfen der Könige und der Jarle. Auch kurze Denkſprüche und Räthſel liebte man, gleich den Arabern und den Orientalen, welche ſchon in früheſter Zeit, wie uns die Sprüche Salomons beweiſen, aus inhaltvollen Sentenzen, gleichſam Blitzen des Scharfſinns und kurzen Reſultaten langer Erfahrung, Belehrung und Vergnügen ſchöpften.

Die Skandinavier ſangen auch luſtige und lächerliche Sagen von ihren Rieſen, Helden und ſelbſt Göttern, was ſchon auf den Verfall des Götterthums und die Verbreitung chriſtlicher Lehren hindeutet; z. B. in Ägyrs Gaſtmahl. Skiner's Reiſe mag entfernt an die Reiſen des arabiſchen Abentheurers, Abu Seid, in den Makamat oder Sitzungen des Harriri erinnern.

Wir kommen nun auf die Mährchen und Rittererzählungen der Normannen.

Auch, als ſie ſchon in Frankreich einen eignen Staat gegründet, haben ſie, den ſüdlichern und weichern Provenzalen gegenüber, ihre rauhe Männlichkeit bewahrend, das bereits im nördlichen Spanien und in Burgund entwickelte Ritterthum mit all' ſeinen Tugenden und Gebrechen weiter ausgebildet. Einem ſo ritterlichen Volke mußte nun die Darſtellung tapferer Thaten und kühner Abentheuer in jeglicher Geſtalt gefallen und ſelbſt ihren erotiſchen Liedern höhern Reiz verleihen. Es traten die Trouverez auf, beſonders im 13. Jahrhundert: manche von ihnen waren ſelbſt Ritter. Man ergötzte ſich innig an den romantiſchen Erzählungen von Familien-Ehre und Helden-Tugend, von Abentheuern, Liebe und Wundern, deren Schauplatz vornehmlich Britannien, wo Arthur und ſeine Tafelrunde, Frankreich ſelbſt, wo Karl der Große und ſeine Paladine hervorglänzen, ſo wie der ferne Orient waren, mit deſſen mancherlei bunten und reizenden Mahrchen und Fabeln ſie durch die Provenzalen und auch, während der Kreuzzüge, durch unmittelbaren Verkehr mit jenen Wunderländern ſelbſt bekannt geworden ſind. Eine bunte Welt voll Leben und Wunder, voll Liebe und Haß, voll ritterlicher Abentheuer, Drachen, Feen, Zauberer, Rieſen und Zwerge iſt nun aufgerollt vor der Phantaſie des Mittelalters, in ſeltſamer Miſchung europäiſcher und orientaliſcher Elemente. Der Einfluß der Araber iſt unverkennbar.

Schon ſehen wir, wie Araber und Normannen zugleich auf die Bildung Europas und wechſelſeitig auf ſich ſelber eingewirkt haben, und nun iſt es Zeit, zu erzählen: wie die aus dem tiefſten Norden hervorgegangenen Helden mit jenen, die aus dem äußerſten Süden hervorgebrochen waren, in mancherlei unmittelbare, großentheils feindliche Berührung gekommen ſind.

Es gehört unter die anziehendſten Schauſpiele in der Geſchichte: wie oft, durch entfernte Meere und Länder getrennt an entgegengeſetzten Enden der Erde, zwei ganz verſchiedenartige Völker ohne alle oder ſehr geringe Kenntniß von einander, in eigenthümlicher Weiſe ſich entwickeln, dann weiter ſich ausbreiten und endlich auf einem gewiſſen Punkt zuſammen treffen. So iſt's mit den Normannen und Arabern der Fall. Erſt mußten dieſe ſich wie ein Lavaſtrom über Aſien und Afrika, und von dort in den europäiſchen Süden und Weſten ergoſſen haben; erſt mußten jene erobernd bis Frankreich, und von Frankreich bis Unteritalien und Sicilien vorgedrungen ſein, ehe dieſes Ereigniß geſchehen konnte. (Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

.*. **Zur Statiſtik von Spanien.** — Ein franzöſiſches Tagblatt theilt einige ſtatiſtiſche Angaben über Spanien mit, von denen wir die bedeutſamſten hier zuſammenſtellen wollen. Die Bevölkerung Spaniens, die 1803 in 10,351,000, aber 1826 in 13,953,000 Einwohnern beſtand, findet ſich dort in anderen Verhältniſſen vertheilt, als in Frankreich. Man zählt dort zwar 230 Städte, im Durchſchnitt von 5000 Seelen; — während aber in Frankreich eine ſolche Stadt auf 16 □ Meilen, iſt in Spanien deren eine nur auf 88 □ Meilen zu rechnen, ſo daß hier fünfmal weniger Städte als dort. Hieraus erklärt ſich, wie bei den politiſchen Kriſen in Spanien der Einfluß der Städte auf das Land wenig bedeutend und von geringer Dauer. Da überdies der Geiſt der Landbewohner ein anderer als der der Städter, ſo wird der liberale Schwung, der von dieſen ausgeht, bei jenen leicht gelähmt. —

Im Jahr 1803 gehörte noch von 50 Einwohnern einer dem geiſtlichen Stande; im Jahr 1826 nur noch einer von 91, indem man auf 14 Million Einwohnern 186,498 Geiſtliche rechnete. In Frankreich hingegen war im Jahr 1829 auf 280 Einwohner nur ein Geiſtlicher zu zählen. Daß nun der Klerus, der in Spanien 2 bis 3mal zahlreicher als in Frankreich, einen großen Einfluß auf die Landbewohner ausübt, iſt auch deßhalb leicht einzuſehen, weil derſelbe außerordentlich reich iſt. Noch 1808 ſchätzte man ſein Vermögen auf 3 Milliarden, d. h. auf 1/6 des geſammten Grund-Capitals Spaniens. Bei den Wahlen auf dem Lande präſidirt aber von Rechtswegen der Pfarrer. —

Zum Adel ſoll 1803 noch von 7 Einwohnern, dagegen 1834 nur mehr von 34 Einer gehört haben, während in Frankreich ſelbſt im Jahr 1789 nur auf 166 Einwohner ein Adliger zu rechnen geweſen. Doch iſt der höhere Adel nicht zahlreich in Spanien; denn es gibt nur etwa Ein Tauſend Herzoge, Marquiſe, Grafen und Barone, und ſeit 1750 nur noch 80 Lehnsgüter (fiefs.) Die meiſten Vorrechte zu Gunſten der adligen Güter haben längſt aufgehört, und ſo erklärt ſich, wie ſeit Anfang der ſpaniſchen Revolution die Häupter der älteſten adligen Familien in den erſten Reihen der liberalen Parthei ſich finden können. Da nun auf den großen Grundbeſitzungen des hohen Adels zahlloſe Dienſtboten (ſie bilden 1/20 der Bevölkerung) ihr Unterkommen, und ebenwohl die Bettler und Vagabunden (die 1/30 der Bevölkerung ausmachen) — Brod finden, ſo erklärt ſich hieraus, warum die Revolution dort nicht gegen den Adel gerichtet iſt. — Uebrigens zählt man hier nur 2 Millionen Grundbeſitzer, alſo 1 auf 7 Einwohner, während in Frankreich das Verhältniß wie 1: 3 iſt. Von jenen 2 Millionen abſorbiren aber 800,000 Adlige und Geiſtliche an 25 Million Hektaren, alſo etwas mehr als 2/3 des bebauten Bodens, und von dem übrigen Drittel kömmt das Meiſte auf eine kleine Zahl reicher Bürgerfamilien. Es fehlt deshalb faſt ganz jene Claſſe von kleinen Gutsbeſitzern, welche in Frankreich eine ſo große Rolle ſpielt und hier eine ſo tüchtige Bürgſchaft für Erhaltung der Ordnung bietet.

.*. **Abbé Claude Quillet** (geb. 1602 geſt. 1661) hatte 1655 zu Leyden unter dem Namen Calvidius Letus ſeine „Callipaedia, seu de pulchrae prolis habendae ratione poema didacticon" herausgegeben, in welcher ſich mehrere bittere Stellen gegen Mazarin befanden. Von dieſem freundlich deßhalb zur Rede geſtellt, ſtrich er dieſe Stellen in einer zweiten Ausgabe (Paris 1656), die er dem Cardinal widmete und dafür mit einer reichen Pfründe beſchenkt wurde. Von dem Gedichte erſchienen demnächſt noch 3 lateiniſche Ausgaben, 3 engliſche, eine holländiſche und drei franzöſiſche Ueberſetzungen. Herr **Ludwig Choulant** hat kürzlich eine neue Ausgabe des lateiniſchen Textes cum integra lectionis varietate veranſtaltet, die bei Voß in Leipzig im Druck erſchienen. —

.*. **Jens Baggeſen**, geboren 1764, kam, ſchon als Däniſcher Dichter rühmlichſt bekannt, im Jahr 1789 nach Deutſchland, wo er ſich Wieland und Klopſtock, ſpäter beſonders Voß freundſchaftlich anſchloß. Voß hatte durch ſeine Luiſe, die zuerſt theilweiſe im deutſchen Merkur, dann vollſtändig in den Jahrgängen des Muſenalmanach's von 1783 und 84 abgedruckt wurde, das idylliſche Epos an die Tagesordnung gebracht. Göthe war 1797 mit Hermann und Dorothea gefolgt; Baggeſen dichtete ſeine **Parthenais** 1802, und erwarb ſich beſonders durch dieſes, jetzt indeß bereits antiquirte Gedicht auch in Deutſchland eine poetiſche Popularität. Nach vielbewegtem Leben ſtarb er 1826 zu Hamburg, auf der Rückreiſe in ſein Vaterland. Seine Söhne Karl und Auguſt Baggeſen haben nunmehr ſeine „**poetiſchen Werke in deutſcher Sprache**" geſammelt und in 5 Bänden bei Brockhaus im Druck erſcheinen laſſen. —

.*. **Der Maler Dietz**, deſſen Schlachtgemälde „Pappenheims Tod" ſich auf der diesjährigen Frankfurter Kunſtausſtellung befand, hat von dem Großherzog von Baden den Auftrag erhalten: **die Entſetzung Wiens** den 12. Herbſtmonat 1683, bei welcher ſich bekanntlich der **Margraf Ludwig von Baden** auszeichnete, zu malen. Ein Gegenſtück zu jenem Schlachtgemälde bildet die „Reiſe Thekla's" mit der Neubrunn und dem Stallmeiſter nach dem Kloſter; eine Compoſition, mit welcher ſich der Künſtler jetzt beſchäftigt.

.*. **Krauſe's Pſychologie in Frankreich.** — Ahrens, ein Jünger **Krauſe's**, hat zu Paris in franzöſiſcher Sprache Vorleſungen über Pſychologie gehalten, die er nun dem Druck übergeben. Hr. **Bouchitté** beſchließt eine Anzeige dieſes Kurſus mit dem Zugeſtändniß: — „Bei dem gegenwärtigen Zuſtand der franzöſiſchen philoſophiſchen Schulen iſt das Werk des Hrn. A. ein wichtiges Erwerbniß, welches im höchſten Grade die Aufmerkſamkeit derer auf ſich zu ziehen verdient, welche ſich dieſes ſchwierigen Studiums unterziehen." —

.*. **Sainte-Beuve.** — Zugleich mit der zweiten Auflage des erſten Bandes ſeiner geiſtreichen „Critiques et portraits littéraires," welcher 1832 herausgekommen, erſcheinen jetzt der 2te und 3te Band derſelben und ein 4ter und letzter Band wird angekündigt. In den beiden eben erſchienenen Bänden werden u. a. Molière, Bayle, Mirabeau, Frau Roland, André Chenier, Frau von Staël und Andrieux charakteriſirt.

.*. Hr. v. **Paravey** hat ſeinen „Essai sur l'origine unique et hiéroglyphique des chiffres et des lettres de tous les peuples," den er 1826 herausgegeben, von neuem in den Handel gegeben.

.*. **Unterricht in Rheinpreußen und in London.** — Der preußiſchen Staatszeitung vom 29. v. M. zufolge beſtanden überhaupt am Schluße von 1835 in der **Rheinprovinz** 3621 Unterrichtsanſtalten mit 4735 Lehrern und 374,366 Schülern. Da die Geſammtzahl der zum Schulbeſuch verpflichteten Kinder 395,445 beträgt, ſo haben 21,079 (alſo ungefähr 5,9 pCt.) die Schule nicht beſucht. — In **London** dagegen, — ſo verſicherte der Lordmayor bei der Jahresfeier der Londoner Induſtrieanſtalt; in London befänden ſich 100,000 Kinder, die gar keinen Unterricht genößen. —

.*. **Dampfböte in Nordamerika.** — In **Pittsburg** traf in dieſem Frühjahr ein Reiſender 23 Dampfböte vor Anker liegen, die auf dem Punkt waren, nach verſchiedenen Häfen abzugehen, und allein zwiſchen Louisville und Pittsburg wurden im v. J. 50 Dampfböte erbaut. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 221. 1836.

Phönix.

Samſtag, 17. September.

Araber und Normannen.

(Fortſetzung.)

Normannen, die einſt ſelbſt als ſogenannte Wäringer die Leibwache der byzantiniſchen Kaiſer bildeten, und früher die Araber waren bemüht, das oſtrömiſche Reich zu erobern oder zu ſchwächen.

Schon hatten die Letzteren Jahrhunderte vorher mit jenem unaufhaltſamen Feuer, welches an die Kampf- und Siegesluſt der republikaniſchen Franzoſen erinnert, alle griechiſchen Beſitzungen in Aſien und Afrika ſich unterworfen; ſchon hatten ſie zweimal mit mächtigen Flotten die Stadt am Boſphorus ſelbſt bedroht. Aber dieſe beidemaligen Verſuche wurden zumal durch Brandſchiffe und das griechiſche Feuer, durch Kälte, Hunger und Seuchen und durch das vereinigte Schwert der Griechen und Bulgaren vereitelt. Ja, nach dem erſten unglücklichen Verſuch ward der ſtolze Beherrſcher der Gläubigen ſelbſt gezwungen, den ſonſt verachteten Griechen einen ſchmählichen Tribut zu entrichten. Glücklicher, als im öſtlichen Europa, wo Myriaden von Muſelmännern umſonſt geopfert wurden, waren ſie im weſtlichen und ſüdlichen. Bald hatten ſie von Afrika aus den größeren Theil der pyrenäiſchen Halbinſel erobert, und ſchon flutheten ſie verderblich über Frankreich her, um und an den ſchönen Ufern der Garonne und Loire ertönten die Kehllaute der arabiſchen Sprache: als Karl der Hammer an der Spitze ſeiner Gallier und Deutſchen, deren große Geſtalt und eiſerne Hand die Muſelmänner beſonders in Schrecken ſetzte, auf ſie losſchlug und ſie mit Schmach bedeckt über die Pyrenäen zurücktrieb. — Von Afrika aus umſchwärmten und ängſtigten ſie auch Italien. Selbſt Rom wurde bedroht. Wie der Biograph des Papſtes Leo IV., Anaſtaſius, berichtet, haben ſie ſogar im Jahr 846 die Vorſtädte in der Nähe des Vatikans und auf dem Weg nach Oſtia geplündert; einen größern Überfall vereitelten aber jener große Papſt, das Schwert der verbundenen Chriſten, Schiffbruch und Hunger. Was übrig blieb, mußte am Galgen für das freche Beginnen büßen oder Sklavenarbeit verrichten.

Aber in Unteritalien und auf Sicilien ſetzten ſich andere Araber feſt, und auf längere Zeit. Zu ihrer ſpäteren Vertreibung trugen die kräftigen Magogs vor allen bei, wie die Normannen von den Arabern genannt werden.

Bereits hatten jene ſchon große Thaten, verhaßte und rühmliche, im Auslande gethan. Die Küſte Englands und Germaniens, die Niederlande und Irland waren von ihnen heimgeſucht, doch größere Einfälle in Deutſchland und Gallien hatte der kräftige Arm Karl's des Großen zurückgehalten, oder beſchränkt: ſo wie er andrerſeits im Süden die arabiſchen Korſaren abhielt. Als aber mit dem Tode deſſelben der Damm gefallen war, ſtürzten die Normannen von Neuem und verderblicher herein. So wurden im Todesjahre Ludwig des Schwachen (840) Deutſchlands und Frankreichs Küſten von dem Seekönig Haſtings ſchrecklich heimgeſucht. Im Jahr 844 landeten Normannen an Andaluſiens Küſten, wo ſie auf die Araber trafen, und drangen ſelbſt bis Liſſabon vor; ſpäter eroberten ſie Luna und Piſa in Italien. Im Jahre 862 wurden normanniſche Abentheuer von zwieſpaltigen Slaven im heutigen Rußland zu Hülfe gerufen und bald darauf ſtifteten die erwählten Knäſen Rurik, Sineus und Truwor am Wolchow- und Newaſtrom drei kleine Staaten, woraus ſpäter unter dem Alleinherrn Rurik, der Staat von Novgorod entſtand. Zwei andere Wäringer, Dir und Oskold, legten den Grundſtein zum Staate Kiew am Dnieper. Dieß waren die Anfänge des großen ruſſiſchen Reiches, welches beſtimmt war, nach vielen Jahrhunderten den Söhnen der Hagar verderblicher zu werden, als irgend ein anderes Volk der Erde. — Ein Jahr vor dem Tode des großen Alfred's, der ſo glücklich war in der Bekämpfung der Dänen, haben unzufriedene Norweger Island beſetzt, wo ſie ihre altgermaniſche Freiheit unter ſelbſtgewählten Lagmännern Jahrhunderte lang bewahrten. Von hier aus entdeckte Erik der Rothe im Jahr 882 Grönland und im Jahr 886 wurde wieder von dieſen Gegenden aus Wieland, vielleicht das heutige Terrá Labrador, gefunden. So haben die Normannen lange vor Colombo's Unternehmung Amerika entdeckt. Kein Volk überhaupt hat ſeit dem Hanno, dem Karthager, bis auf den portugieſiſchen Heinrich den Seefahrer, ſo weite und kühne Fahrten auf der offnen See unternommen, als die Normannen.

Es geſchah im denkwürdigen Jahre 911, daß der, über Harald Schönhaar's Herrſchaft unzufriedene Norweger Rollo oder Rolf, nach ſeiner Taufe Robert und bei ſpäteren, beſonders in nordfranzöſiſchen Erzählungen, Raoul oder Rou genannt, vom franzöſiſchen Könige Neuſtrien als Lehn und Bretagne als Afterlehn mit dem Herzogstitel und der Hand der 14jährigen Königstochter Giſela erhielt. Sehen wir nun, wie von der Normandie aus die Nachkommen ſeiner Normannen auch gegen Süden ſich ausgebreitet haben und mächtig geworden ſind.

Noch ehe der gewaltige Wilhelm aus dem normanniſchen Herzogſtamme jene Eroberung in England vollbrachte, von welcher er den Beinamen trägt, hatten ſchon normänniſche Ritter und Abentheuerer in Unteritalien und auf Sicilien ſich eine Herrſchaft gegründet, woraus das Königreich dies- und jenſeits des Pharus hervorging. Klein waren die Anfänge; Religion, mit kriegeriſchem Sinn gepaart, gab Veranlaſſung dazu.

In den einſt herrlichen Gefilden des ſchönen Großgriechenlands, welches nach und nach die Beute verſchiedener Völker, zuletzt der Longobarden, der Griechen und Araber geworden war, ſuchte der mächtige Kaiſer Otto II. ſeine Herrſchaft zu begründen. Aber die beſtürzten Griechen, um ſich der Deutſchen zu erwehren, riefen ihre Todfeinde, die Araber, aus Afrika und Sicilien zu Hülfe. Der durch anfänglichen Sieg bethörte Kaiſer ward in einen Hinterhalt verlockt und bei Baſentello ſo geſchlagen, daß er kaum noch Leben und Freiheit retten konnte. Einen zweiten Verſuch vereitelte ſein früher Tod. Glücklicher waren die Normannen.

Die Wallfahrten abendländiſcher Chriſten nach dem heiligen Grabe waren immer allgemeiner geworden, und mußten um ſo verdienſtlicher und für tapfere Seelen um ſo anziehender erſcheinen, jemehr ſie mit Wagniſſen und mancherlei Abentheuern verknüpft waren. Darum waren beſonders die chriſtlichen Normänner von Eifer erfüllt, dieſe gefahrvollen Wanderungen anzutreten, zumal aber, als gegen Anfang des 11. Jahrh. die abergläubiſchen Chriſten das Weltende erwarteten, wo denn Tauſende zuvor durch jene Wallfahrt und die Andacht bei dem heiligen Grabe ſich zu entſündigen gedachten, auf daß bei der ungeheuern Kataſtrophe der Weltrichter ein milderes Urtheil über ſie ausſpreche.

Es war im gefürchteten Jahre 1000, daß 50—60 normänniſche Ritter auf ihrer Rückkehr von Paläſtina vor Salerno ankamen, als gerade eine Anzahl arabiſcher Koſaren vor der Stadt gelagert war, um ſie zu plündern oder zu brandſchatzen. Die entnervten Bewohner, welche ſchon daran dachten, ſich ſchmählich los zu kaufen, ſahen mit Bewunderung, wie die normanniſchen Pilger vor dem lombardiſchen Fürſten erſchienen, Waffen und Pferde verlangten, aus den Thoren ſtürzten, über die Araber, welche ſorglos in ihrem Lager ſchwelgten, herfielen und ein fürchterliches Morden begannen. Die ermuthigten Salernitaner eilten ihnen nach; der Boden ward mit den Leichnamen bedeckt; nur Wenige entkamen auf die Schiffe: ihr Lager mit all' den geplünderten Schätzen ward die Beute der Sieger. Reichlich belohnt vom dankbaren Salerno kehrten die tapfern Pilgrime heim; aber ihre Erzählungen und Schilderungen reizten andere ritterliche Normannen, nach dem ſchönen und warmen Lande voll Orangen und anderen herrlichen Früchte zu pilgern, wo auch ihre Kampf- und Habbegierde Beſchäftigung und Stoff genug fände. Der heilige Berg Gargano und deſſen Felſenkirche, wegen des Erzengels Michael und häufiger Wunderwerke berühmt und ſtark beſucht, waren das vorgebliche Ziel ihrer Pilgerfahrt. Bald fand der kriegeriſche Sinn dieſer Abentheuerer, bereit, jedem zu dienen, er ſei Grieche oder longobardiſcher Fürſt, wenn es nur Kampf und Beute galt, ſeine volle Beſchäftigung. Gern ließen ſie ſich vom Herzog zu Salerno, welcher ſich mit Hülfe der tapfern Fremdlinge von der griechiſchen Oberherrſchaft frei zu machen ſuchte, in Sold nehmen. Neue Schaaren aus der Normandie verſtärkten ihre Kraft; glücklich bekämpften ſie die Griechen, und ſo wußten die Fürſten von Salerno, Benevent und Capua nichts Beſſeres zu thun, als ſie gänzlich in ihren Dienſt zu nehmen, zur Belohnung alle Beute verſprechend, welche ſie erkämpfen würden. Nicht lange nachher ward ihnen an der Gränze der lombardiſchen Fürſtengebiete, zwiſchen Capua und Neapel ein Strich Landes angewieſen, und hier gründeten ſie unter dem Grafen Rainolf Averſa ihre erſte Niederlaſſung in Italien.

Kein Rittergeſchlecht zur damaligen Zeit war wohl tapferer und auch glücklicher, und keines mehr gerühmt und verherrlicht im ſpäteren Geſange, als der Graf Tankred von Hauteville und ſeine Heldenſöhne und Enkel.

Von ihren Landsmännern eingeladen, kamen die Söhne Tankred's, Wilhelm, der eiſerne Arm zubenannt, Humfred und Dragan, nach Unteritalien: erwünſcht dem griechiſchen Stadthalter in Apulien, der damals gerade damit umging, die ſo ſchöne und, gleich manchen Frauen, durch ihre Schönheit ſo unglückliche Inſel Sicilien den Arabern zu entreißen, welche dort als Herrſcher ſich feſt geſetzt hatten (842). Seine Aufforderung zur Theilnahme an dem Kampf ward freudig aufgenommen; die Niederlage eines arabiſchen Heeres, deſſen Anführer unter den Streichen des eiſernen Wilhelms ſiel, beurkundete die Tapferkeit und das Glück der Normannen; und ſchon hoffte der griechiſche Exarch, mit ihrer Hülfe ganz Sicilien erobern zu können! Aber ſein Undank erbitterte die Tapfern, die von nun an ſeine heftigſten Feinde wurden; und ſtatt Sicilien zu gewinnen, verlor der oſtrömiſche Hof, durch ſie ſelbſt den letzten Reſt, den er noch in Unteritalien beſaß. Die Normannen, vierhundert, ſagt man, an der Zahl, erobern Apulien; Wilhelm wird von den Siegern zum Grafen des Landes ausgerufen; andere werden mit anderer Beute belohnt.

Die zu Hauſe gebliebenen Brüder Wilhelm's, vor allen der jüngſte, Robert Guiscard der Verſchlagene, dürſteten nach gleicher Kampfehre und gleicher Beute. Sie eilten nach Unteritalien, mit Billigung des deutſchen Kaiſers Heinrich III., der in ihnen das kräftigſte Mittel ſah, die verhaßten Griechen, mit deren Beſitzungen er ſich gern bereichern wollte, ganz aus Italien zu vertreiben.

Er war im Jahr 1047 ſelbſt in Italien geweſen, hatte bei den Benediktinern zu Monte Caſſino ſeine Andacht verrichtet und bei dieſer Gelegenheit den Herzog Rainolf, der ihm die koſtbarſten Geſchenke als Zeichen des Tributs überbracht hatte, mit dem Beſitz der eroberten Länder feierlichſt belehnt.

Aber die Normannen kämpften rückſichtslos nur für ſich; ſie drangen immer weiter, auch die Klöſter und Beſitzungen der Kirche nicht verſchonend, ſo daß der erzürnte Papſt Leo der IX., da ſeine Bannſtrahlen ohne Wirkung geſchleudert wurden, ſelbſt an der Spitze kaiſerlich-deutſcher und italiäniſcher Schaaren im heiligen Kriege gegen ſie zog. Aber die tapfern Deutſchen wurden von den Normannen niedergehauen, die Italiäner, wie eine ſchwache Heerde, auseinander getrieben, der Papſt ſelber gefangen. Seine Freiheit mußte er in einem Vergleich mit dem ſchlauen Guiscard dadurch erkaufen, daß er den Normann mit Apulien und allen noch zu erobernden Ländern belehnte.

Reißend war ſein Glück, und ſchon iſt er, nach Calabriens gänzlicher Beſitznahme, im Begriff, auch Sicilien den Griechen und Arabern zu entreißen. Da belehnt ihn der Papſt Nicolaus der II., dem oft befolgten politiſchen Grundſatz der römiſchen Kurie gemäß: da, wo mit Bannſprüchen oder Gewalt nichts auszurichten, wenigſtens beim Nachgeben und Einräumen den Schein der Ehre und Obermacht zu retten — mit der Herzogswürde und außer Apulien, noch mit Calabrien und Sicilien.

Robert Guiscard's Bruder, Graf Roger, erobert innerhalb zwei Jahren die ganze Inſel; Griechen und Araber — ein ſeltſames Schauſpiel — huldigten, mit Vorbehalt ihrer Religion und Geſetze, den neuen Herrſchern. Guiscard behielt nur Palermo und Meſſina für ſich, den größern Theil ſeinem Bruder überlaſſend.

Noch ſeltſamer aber war einige Jahre ſpäter dieſes Schauſpiel: der Papſt Gregor der VII. war von Römern und Deutſchen in der Engelsburg belagert, und rief in ſeiner Noth den Herzog Guiscard zu Hülfe. Und dieſer kam auch an der Spitze ſeiner Vaſallen: rechtgläubiger Normannen, ſchismatiſcher Griechen und ungläubiger Araber, und befreite den eingeſchloſſenen heiligen Vater: ein hiſtoriſches und politiſches Oxymoron, nur dem ſpätern zu vergleichen, als im Jahr 1799, außer Neapolitanern und Öſtreichern, auch noch Ruſſen und Türken, jetzt befreundet, in Verbindung operirten, um die päpſtlichen Lande von der Herrſchaft der Franzoſen zu befreien. Und wie bei dieſer Gelegenheit, namentlich von den Türken in Ankona und anderwärts, Grauſamkeiten begangen wurden: ſo machten ſich auch damals in Rom Normannen und Araber mancher Ausſchweifungen ſchuldig; beſonders in der Nähe des lateraniſchen Pallaſtes, wobei das Amphitheater des Veſpaſianus, das ſogenannte Coliſeum, durch Brand großen Schaden erlitt.

(Schluß folgt.)

Kunſt.

Neue Umriſſe zu Shakſpeare's dramatiſchen Werken. (Dritte Lieferung.)

(Romeo und Julia in Umriſſen, erfunden und geſtochen von Moritz Retzſch. XIII Blätter. Mit Andeutungen von Karl Borromäus von Miltitz. Deutſch und in engliſcher Ueberſetzung, ſo wie mit den ſceniſchen Stellen des Textes. Herausgegeben von Ernſt Fleiſcher. Leipzig, London, Paris. 1836.)

Die verdienſtvollen Beſtrebungen um Verbreitung der ausländiſchen Literatur durch prachtvolle Ausgaben und Herausgabe artiſtiſcher Darſtellungen, welche mit dem Tode Ernſt Fleiſcher's aufzuhören das Anſehen hatten, ſcheinen durch ſeinen Nachfolger im Geſchäft, Mainoni, fortgeſetzt zu werden. Dieſe dritte Lieferung, Umriſſe zu Romeo und Julia enthaltend, einem Gedichte, bei deſſen Niederſchreibung der heilige Geiſt der Liebe den Dichter inſpirirte und ihm die Feder ſelber führte, ſchließt ſich durch Erfindung, Ausführung und typographiſcher Ausſtattung den zwei früheren an, welchen Scenen aus Hamlet und Macbeth, mit Böttiger's Commentar, gewidmet waren.

Was Shakſpeare's Dichtungen im Verhältniß zur darſtellenden Kunſt betrifft, ſo ſcheint es, als ob dieſer poetiſche Merlin ihr das Geſchäft eben ſo ſchwer mache, als der commentirenden Kritik. Es dünkt uns — in Beziehung auf beide — daß man aus einem Waſſerſturz keinen Springbrunnen machen dürfe. So viel Manierirte Shakſpeare's Panner tragen, — Shakſpeare, die vollſtändigſte Perſonification der Natur, die in tauſend Produktionen ſtets originell bleibt, hat keine Schuld daran. Shakſpeare's Genius hat ſich mit keinem beſtimmten Typus, mit keinem beſtimmten Syſtem gemein gemacht; — gerade dadurch, daß er lauter Phyſiognomien ſchuf, lebt er unverwüſtlich fort; ſeine Philoſophie iſt kein Philoſophem, ſondern jene Weisheit, die aus dem Kind eben ſo gut, wie aus dem Greis, aus dem Tugendhaften eben ſo gut, wie aus dem Verbrecher, als allgemein gültig und nothwendig, als Lebensbedingung und als Nothwehr, — als Sündenfall und als Erlöſung zugleich ſpricht. Michael Angelo hätte ihn bildlich darſtellen können; ſchon Rubens würde ihn karrikirt haben, ſo wie Schiller anderſeits ihn zu raphaeliſiren verſuchte; der ſelige Devrient hat ihn verſtanden und dargeſtellt, ohne ein Maler zu ſein.

Retzſch kann dem Titanen Shakſpeare nicht Stand halten; Shakſpeare erdrückt dieſen Künſtler, deſſen Auffaſſungsgabe ſich oft als löblich, deſſen Darſtellungstalent ſich öfter als unzulänglich erweiſ't. Bei Shakſpeare, und zwar gerade bei deſſen göttlicher Liebestragödie, kommt es überdem nicht darauf an, beſtimmte Scenen durch Kupferſtiche ſo zu verſinnlichen, wie man ſie auf der Bühne von unſern manierirten Schauſpielern zu ſehen gewohnt iſt, ſondern darauf, daß man die Wendepunkte des pſychiſchen Lebens markirt, und die Verbindungsglieder dem Leſer zum Ausfüllen läßt; erſtere aber ſind nicht gerade jene Stellen, die auf der Bühne Effekt machen: das hat nun Retzſch nicht gethan, ſonſt würde er nicht den ungeheuren Sprung von dem Ball (erſtem Begegnen) bis zur Trauung gewagt und die bereits alle Keime der tragiſchen Cataſtrophe enthaltende Balkonſcene nicht überſehen haben, von deren Bedeutſamkeit man ſich durch die Darſtellung einer Caroline Lindner überzeugen kann. Ein ähnlicher Sprung ſchien dem Zeichner von der Scene, in welcher Julie den Schlaftrunk nimmt (Akt 4, Sc. 3), bis zu dem Zweikampf zwiſchen Paris und Romeo (Akt 5, Sc. 3) zuläſſig, indem die das ganze Ende herbeiführende Nachricht und die Scene mit dem Apotheker (Akt 5, Sc. 1) vergeſſen ſind, während die Trauer über den vermeintlichen Tod Juliens das Intereſſe ganz nutzlos in Anſpruch nimmt. Die Hauptmomente des pſychiſchen Lebens, welche der darſtellende Künſtler zu berückſichtigen hat, ſind 1) das Begegnen, 2) die Balkonſcene, 3) die Trennung, 4) der Schlaftrunk, 5) die falſche Nachricht an Romeo, 6) Romeo's Tod, 7) Juliens Erwachen und Ende. Die übrigen Scenen gehören der äußeren Handlung an, ſo alle, welche das Verhältniß der feindlichen Partheien, und die, welche die herrlichen Contraſte durch Mercutio und Lorenzo erörtern und beleuchten. Man ſieht daraus, daß R. ſich von den Gränzen der Malerei und Poeſie keinen klaren Begriff verſchafft, das äußere Leben vom inneren nicht geſondert und die Eintheilung des Stoffes mit ziemlicher Bequemlichkeit vorgenommen hat. Dieſer letzteren entſpricht die Flüchtigkeit der Ausführung, von welcher nichts bemerkt werden kann, als: daß man in derſelben R.'s Manier auf den erſten Blick erkennt.

Der erläuternde Text leidet an einer Schwäche, welche auf den Beſchauer unangenehm wirkt, nämlich an Enthuſiasmus für die zu commentirenden Zeichnungen, iſt übrigens mit großer Einſicht in den Genius der herrlichen Tragödie geſchrieben. Da dieſe Outlines in Deutſchland und England ſehr verbreitet ſind, ſo wäre zu wünſchen, daß der Verleger, welcher in der Ausſtattung das Ehrenvollſte geleiſtet hat, die Compoſitionen künftig herauszugebender Umriſſe zur Fortſetzung der Shakſpeare-Gallerie einem minder in Manier befangenen Zeichner übertrüge.

Feuilleton.

⁂ **Knet-, und Steinbau-Maſchinen.** — James Hunter, Aufſeher in den Leyswill-Steinbrüchen bei Arbroath, hat eine Steinbau-Maſchine erfunden, welche in 30 Minuten mit einem Aufwand von 1 Schill. 7 d. (ungefähr 1 flor. rh.) ſoviel Arbeit verrichtet, als der beſte Steinmetz kaum in 3½ Tagen für einen Lohn von 15 Schill. 9 d. zu Stande bringen könnte. Ueberdies liefert ſie noch viel ſchönere Arbeit, als dieſer. Auch eine Knet-Maſchine iſt von Bäcker Fontaine in Paris erfunden worden, mittelſt welcher ein Mann, ohne ſich zu ermüden in einer Stunde 600 Pfund Teig und zwar viel beſſer kneten kann, als auf die bisherige Weiſe. Es ſcheint hiernach, als ſollte bald ein großes Jubeljahr des Herrn beginnen, in welchem der Menſch alle ſchweren körperlichen Arbeiten an Maſchinen übertragen haben wird, um ein freieres, geiſtigeres Leben zu beginnen? —

⁂ **Werther's Leiden in Frankreich.** — In dieſen Tagen fanden Fiſcher bei Meudon im Schilfe des Fluſſes die Leiche eines Mädchens, welches wenige Stunden zuvor ſeinen Tod in den Fluthen genommen. Man fand bei ihr Werthers Leiden, in's franzöſiſche überſetzt — und ein Album, in welches mehrere melancholiſche Gedichte eingeſchrieben waren, u. a. Chateaubriands Elegie sur la mort d'une jeune fille. Die Leiche ſollte nach der Morgue gebracht werden, als Pariſer Kaufleute, die gerade vorübergingen, eine ihrer Verwandten in ihr erkannten.

⁂ **Wirkungen der Elektrizität.** — Der engliſche Globe ſtellt folgende Wirkungen der Elektrizität in einem Artikel zuſammen: „Platina, das ſchwerſtſchmelzbare Metall wird mittelſt einer elektriſchen Batterie in einem Augenblick geſchmolzen und calcinirt, Waſſer in ſeine Urbeſtandtheile zerlegt und eben ſo ſchnell wieder hergeſtellt; Kreſſe kann in wenig Minuten zum Keimen gebracht werden, (wenn der Same in mit Waſſer aufgelöſ'te oxydirte Salzſäure eingeweicht und in leichte Erde geſäet worden;) Regenwaſſer, das anſcheinlich ganz rein iſt, wird in einer Stunde mit Thierchen bevölkert, und Eier können in wenigen Stunden ausgebrütet werden.“ —

⁂ **Türken, Armenier, Griechen und Juden.** — Major Temple in ſeinen eben erſchienenen „Excursions in the Mediterraneans Greece and Turkey“ giebt folgenden Rath: „Es iſt Jedermann dringend zu empfehlen, daß man ſich im Handel und Wandel wo möglich nur an Türken hält, die leicht an ihren Turbans kenntlich ſind; ſie haben beſſere Waare, ſind außer allem Vergleich ehrlicher und nicht zudringlich. Nach ihnen wende man ſich an die Armenier, und laſſe ſich, wenn man es irgend vermeiden kann, mit Griechen und Juden in keiner Beziehung ein.“

⁂ **Die Sonntagsſchulen im Königreich Sachſen.** — Das Kön. Sächſiſche Miniſterium des Innern hat neuerlich zur Belohnung und Aufmunterung der in den Sonntags-Schulen ſich auszeichnenden Schüler ſilberne und bronzene Medaillen mit der Aufſchrift: „für Fleiß und ſittliches Betragen“ anfertigen und nebſt ſchön verzierten Diplomen an ſolche Schüler austheilen laſſen.

⁂ **Beſchleunigter Verkehr in Belgien und England.** — Auf den Meſſagerien der Mad. Briard von Namur fährt man jetzt von Brüſſel nach Paris, alſo 73 Lieues, in 29 Stunden um 9 Franken, auf den Banquettes und um 18 in dem Coupé. — Hancock's Chauſſee-Dampfwagen zwiſchen London und Paddington legen 9 engliſche Meilen in 1 Stunde und 10 Minuten zurück, wovon der vierte Theil auf das Ein- und Ausſteigen der Paſſagiere ꝛc. kömmt. —

⁂ **Neue urweltliche Fiſch-Species.** — In dem Sandſteinbruch zu Clagdennie, in der Nähe von Edinburg, wurde in einer Tiefe von 30 Fuß der vollkommene Abdruck eines 27 Zoll langen und 13 Zoll breiten Fiſches gefunden. Er ſcheint regelmäßig gepanzert geweſen zu ſein, wie ein Crocodill und gehört zu einer — noch auszumittelnden Species. —

⁂ **Juan Melendez Valdes,** geboren 1754 zu Ribera in Eſtremadura, geſtorben 1817 in Montpellier, iſt der Lieblingsdichter der heutigen Spanier und wird häufig der ſpaniſche Beranger genannt. Herr Felix Adolphi giebt in den Blättern zur Kunde der Literatur des Auslandes Nro. 54 und 55 eine wohlgelungene Ueberſetzung einiger ſehr anmuthigen Romanzen jenes Dichters. —

⁂ **Der Mann mit der eiſernen Maske** war, einer gelehrten Abhandlung des Bibliophile Jakob (Lacroix) in der „Revue de Paris“ (April d. J.) zufolge der General-Intendant Fouquet. —

⁂ **Sich ſelbſtbeladender Karren.** — Ein Bewohner von Orleans hat einen Karren erdacht, der, auf abzuräumendem Terrain in Bewegung geſetzt, binnen etwa 45 Sekunden ſich ſelbſt ohne andere Beihülfe, als die des Fuhrmanns, der ihn leitet, mit Erde beladet. Der Erfinder hat ein Patent darauf genommen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 222. 1836.

Phönix.

Montag, 19. September.

Hochzeiten und Feſte.

(Nach Victor Hugo.)

Von

Ferdinand Freiligrath. *)

Ein wunderbares Feſt, das ſchier die Augen blendet,
Das immer neu beginnt, wenn ſcheinbar es geendet!
Ein magiſches Banket! Es dampft der Speiſen Schwall
In ciſelirtem Gold, in Silber und Kryſtall!
Nur wenig Weiſe, traun, entſprachen ſeinem Rufe,
Doch fehlt ihm kein Geſchlecht und keine Altersſtufe.
Der bart'ge Kriegesmann, der alte Schlachten träumt,
Der Jüngling, deſſen Kinn der erſte Flaum entkeimt,
Das Mädchen und das Kind, der Greis — was lallt und ſtammelt,
Voll Hungers hat es ſich, zu eſſen, hier verſammelt!
Und, ſeh', am ſpäteſten an dieſem Tiſch wird ſatt,
Was keine Zähne mehr, und was noch keine hat!

Helmzier und Reigerbuſch, und flatternde Paniere,
Zum Sprung bereite Leu'n, gekrönte Tigerthiere,
Goldſterne, deren Glut tiefgrünen Sammet hellt,
Die Lilie im Azur, die Bien' im Purpurfeld,
Ringkragen, Sparren auch, daneben Raute, Schilde,
Jedwede Form und Art heraldiſcher Gebilde,
Greif, Adler, Leopard – im ſchimmernden Gemiſch
Umſchwirrt es ſie, und krallt an Decke ſich und Tiſch,
Begrüßt im Teppich ſie, umflattert ihre Gabel,
Und taucht in ihren Kelch vertraulich ſeinen Schnabel,
Wirft ſeidner Fahnen Pracht durch's leuchtende Gemach,
Die, bis zum Eſtrich weh'nd vom hochgewölbten Dach,
Oft ſtreifen ihre Stirn mit ihrer Franzen Golde,
Gleichwie ein Vogel ſtreift im Flug die Blüthendolde!

Rings Leben! Alles Ding ertönt und funkelt hier!
Faſt glaubt man, Licht und Ton begehen ein Turnier!

Der Saal ſchickt himmelan ein laut und feſtlich Toſen,
Und aller Gäſte Haupt umweh'n der Freude Roſen.
Sie haben Throne, d'rauf ihr Stolz ſich ſetzen muß,
Ein Scepter in der Hand, und eine Kett' am Fuß;
Denn Mancher iſt dabei, der gerne fliehen möchte,
Und Herr iſt immer der Gebundenſte der Knechte!

Die Jagden, die Piqueurs, die losgelaßne Koppel,
Die heulend raſ't durch's Feld, trag' Halm es oder Stoppel;
Der Sammet und das Gold; des Zedernbettes Pracht,
Mehr für die Wolluſt, traun, als für die Ruh' gemacht,
Die Schlöſſer, unverſchämt und thöricht aufgebaut,
Auf die das arme Volk mit Zähneknirſchen ſchaut;
Die majeſtät'ſchen Parks mit wald'gen Hügelſpitzen
Und Marmorſtatuen, die weiß im Grünen blitzen,
Wo neben Eich' und Birk' die Zitterpappel ſteht,
Und wo bei Nacht Muſik auf ſtillen Waſſern weht;
Der Jungfrau zücht'ge Scham, o Gott, die leicht gebrochne;
Und die Gerechtigkeit des Richters, die beſtochne;
Der Kleinen Angſt und Scheu; ihr ehrfurchtsvoller Blick;
Und dieſes Würgen dann von der Gewalt'gen Glück;
Der Krieg, und das Geſchütz, gefüllt mit ehr'nen Bällen,
Das ſeinen langen Hals hinabſtreckt von den Wällen;
Der tauſendfußige Polyp, das Regiment;
Die Hauptſtadt, die von fern am Brauſen man erkennt;
Und Alles, ſei es nun Markt- oder Schlachtgetümmel,
Was Rauch- und Staubgewölk aufſteigen läßt zum Himmel;
Das Budget, dieſer Fiſch von wunderbarer Art,
Um den ſich gierig rings das Volk der Angler ſchaart;
Der Gold wie Blut vergießt, traf ihn von den Schaluppen
Ein Wurf; der Münzen trägt, wie andre Fiſche Schuppen: —

---

*) Aus der binnen Kurzem in der J. D. Sauerländer'ſchen Geſammtausgabe der Hugo'ſchen Werke erſcheinenden Ueberſetzung der „Dämmerungsgeſänge.“

Seht, die Gerichte das, die, alle auf einmal,
Auf ihre Tafel ſetzt geſchäft'ger Diener Zahl;
Gerichte, die, bei Tag und Nacht den Ofen ſchürend,
Tief unter ihnen ernſt im Dunkeln laborirend,
Dem königlichen Feſt zu liefern ſich befleißt
Der finſtre Alchymiſt, den man das Schickſal heißt!

Nicht will der Mürriſche, daß ſich die Schüſſeln leeren;
Und dennoch — Jene ſelbſt, die ſtark und viel begehren,
Ermüdet ein Zuviel; und hinter ihnen ſteht,
Daß bei der Speiſen Wahl es den Verwöhnten räth,
Der Alles ſchauende Gefährte, das Gewiſſen,
Deß ernſter Führerſchaft ſie ſich vertrauen müſſen;
O, ſtachen ihm nur nicht in eines Königs Haus,
Der Prinzen Ammen ſchon die hellen Augen aus!

O, daß die Glücklichen und Großen dieſer Erde!
O Leben, dem die Luſt ein ewiger Gefährte!
O wunderbares Feſt! O kerzenheller Saal!
Wie ſüß berauſcht man ſich bei einem ſolchen Mahl!
Wie müſſen euch, entzückt vom Zauber dieſer Stimmen
Und Strahlen, durch den Geiſt prachtvolle Bilder ſchwimmen!
Entflammt von Lied' und Licht, von Lachen und von Wein,
Muß eure Seele nicht ein glüh'nder Wirbel ſein?
Und wie mag euer Blick, den ſolche Sonnen blenden,
Von Dem, was rieſelt, ſich zu Dem, was lodert, wenden!

Doch plötzlich, während noch der mitberauſchte Schenk
Vergeſſenheit kredenzt im perlenden Getränk;
Ja, gerade dann, wenn Saal, und Tafel, und Geſichter,
Wenn Fackeln und Trumeaux, wenn Goldlivreen und Lichter,
Sammt dem verborgenen Orcheſter, wild und kühn,
Wie kaum zuvor, von Glanz, und Luſt, und Tönen ſprühn,
Ach, in dem Augenblick, wo Wahnſinn ſie durchzittert,
Wo toll Gelächter rings das goldne Dach erſchüttert,
Als höhnt' es frech das Volk, das draußen frieren muß,
Betritt die Stiege Wer mit einem ſchweren Fuß,
Kommt plötzlich Wer dazu, pocht Wer an's Haus der Lüſte,
Ein Unerwarteter, daß man wohl warten müßte!

Verſchließt ihm nicht die Thür! Befolget ſein Gebot!
Springt auf, und öffnet ihm! Zuweilen iſt's der Tod,
Zuweilen das Exil, entſtellt von Eiſ' und Kälte,
Mit einem Grabe der, und dies mit einem Zelte;
Schwerfüßig der, doch dies leichtwandelnd und bewegt,
Ein widriges Geſpenſt, das fremde Kleider trägt!

Wohl iſt es fürchterlich! ernſt tritt es in die Hallen,
Läßt ſeinen Schatten auf die bleichen Stirnen fallen,
Räumt in den Gäſten auf, gleichwie der Sturm im Tann,
Wählt einen, oft ſogar den Trunkenſten, alsdann,
Reißt ihn mit dürrer Hand vom Tiſch, an dem er tiſchte,
Und trägt von hinnen ihn, eh' noch den Mund er wiſchte!

Die Meſſias-Braut.

(Schluß.)

„Sabbathai!" rief Rahel wild. „Beim hochgelobten Gott, höre auf meine Worte! Nicht ich bin es mehr, die vor dir liegt im Staube, nein! ein ganzes Volk iſt's, ein unglückliches, getretenes, geſchlagenes, verſtoßenes Volk, überall fremd, wo es hauſt, ſelbſt in ſeinem Vaterlande, ein Volk von elenden Knechten, von Knechten verfluchter Barbaren, die uns verhöhnen, die uns nur „Hunde" nennen, die wir uns einſt ausſchließlich das „Volk Gottes" nannten. Dies gedrangſalte Volk fleht dich an durch mich um ſein verloren gegangenes Nationalgefühl, um ſeine verſchwundene reine Religion, um ſein Vaterland, um ſeine Freiheit. Es erkennt durch mich dich als ſeinen ihm lang verheißenen Erretter; es ſetzt dir die Krone auf, gibt dir das Schwert in die Hand, und ſchwört dir zum Sieg zu folgen; die entſcheidende Stunde iſt da, und du willſt dies jammernde Volk um ſeine Hoffnungen betrügen, willſt das flehende mit eiſiger Kälte von dir ſtoßen, willſt alle Verheißungen zu Schanden machen? Nimmermehr! Sabbathai, wenn du der Meſſias biſt, ſo wirf den Purpur um, ſetze die Krone auf, ergreife das Scepter und tritt hinaus unter den Sternenhimmel, und bezeuge es deinem harrenden Volke und verkünde es ihm laut, daß du es biſt. Dann erfaſſe das Schwert und ſtelle dich an der Juden Spitze, wie jener hoch begeiſterte Judah Makkabi, der gefeierte Jüngling unſeres Volks, der die Syrer ſchlug, ſiegreich in Jeruſalem einzog und dem Herrn die von den Heiden geſtürzten Altäre wieder aufbaute? Biſt du nicht mehr und größer als der Prieſter Matathias Hasmoni, der ſich zuerſt gegen die Tyrannei empörte, und ſeinen Söhnen den Kampf für das Geſetz hinterließ? Auf, auf! Hier iſt das Schwert des Makkabäer's, hier iſt der Stab Moſes, die Krone David's! Schlage die tyranniſchen Moslemin, jage die Ohnmächtigen nach Aſien zurück; denn mit dir ſtreitet Gott! Ziehe nach Jeruſalem, baue das Haus des Herrn wieder auf, und beſteige den Thron der alten Könige, der dir gebührt!"

„Schweige, Verſucherin! Alle deine Worte ſind vergebens. Ich kann, ich werde nicht thun, was du mir räthſt, was du ſo gebieteriſch verlangſt. Niemand kann wiſſen, wann die Frucht reif iſt, denn ich allein. — Komm', die Gäſte erwarten unſer! Verflucht ſei der lockende Prunk, den du mir bereitet!"

Und die Lichter umwerfend und auslöſchend, zog er den Vorhang vor. Die Krone fiel klirrend zu Boden, der Glanz des Purpurs erloſch.

„Ha, feiger Schwächling!" wüthete Rahel, nicht Herrin mehr ihrer Sinne, ihrer Worte, im blutigen Krampf der Verzweiflung. „Du biſt nicht der Meſſias! Thamar hatte Recht!"

Wie von einer Schlange gebiſſen, fuhr Sabbathai zurück; er hatte einen mörderiſchen Dolchſtich in ſeiner Seele empfangen.

„Sagſt du ſo?" ſprach er endlich mit überfließender Bitterkeit. „Nein, du biſt eine Betrügerin, die ich nun erkenne. Deine Abſicht wird mir klar; ich habe dich durchſchaut; du biſt mir verächtlich." Und mit Abſcheu in Wort und Blick, wandte er ſich, um zu gehen; da kehrte ihre Beſinnung zurück, mit ihr die Erkennung ihrer troſtloſen Lage.

Und abermals zu ſeinen Füßen ſtürzend und ſeine Knie umfaſſend, jammerte ſie: „Beim Haupt unſrer Väter! bei allem, was dir heilig, Sabbathai, verlaſſe mich ſo nicht! Ich war wahnſinnig, als ich das Wort ſprach. Ich liebe dich, ich erkenne dich an, Sabbathai!"

„So folge mir!“ verſetzte er froſtig. Wankend an ſeinem Arm trat ſie in den Garten unter die harrenden Gäſte. Verwundert blickten ſie Zadik und deſſen Söhne an, wie mancher Andre. Ungeſtört ordnete ſich der Zug, und langte im Hauſe an. Hier hatte man kaum an das Mahl gedacht; die Beſorger deſſelben hatten andre Dinge erwartet. Rahel wurde ohnmächtig und mußte hinweg getragen werden. Eine allgemeine Verſtimmung bemeiſterte ſich der Gäſte, und viele entfernten ſich, eh das Mahl begonnen hatte. Alle Förmlichkeiten mußten wegfallen; mit bangen Gefühlen ſtand Einer nach dem Andern von der Tafel auf und ſchlich davon. Auch Zadik und ſeine Söhne waren verdrießlich gegangen. Eine Stunde ſpäter war das Hochzeithaus leer, und auch Sabbathai ging ernſt und brütend in der Sturmnacht an das Meerufer hinaus, ſein junges Weib der Pflege, ihrer Dienerinnen überlaſſend.

Erſt nach einigen Stunden kehrte er beruhigt zurück und ſchickte die Dienerinnen ſchlafen. Auch Rahel ſchlief; er betrachtete ſie einen Augenblick; ihre Züge kamen ihm entſtellt vor. Dann verfügte er ſich in ſein Gemach und begann, da ihn der Schlaf floh, zu ſtudiren. Plötzlich ſprang die Thür auf. Rahel trat mit aufgelöſ'tem Haar, im weißen Nachtkleid bleich und in der einen Hand eine Kerze haltend, die nicht brannte, in der andern einen langen Dolch, langſam herein. Ihre Augen waren zwar weit geöffnet, ſtarrten aber glanzlos und unbeweglich, wie das gebrochene Auge eines Todten, vor ſich hin; die Augäpfel waren, ſchauerlich herausgetreten, anzuſehen wie erloſchene Sterne. Sie gaben dem Marmorgeſicht, in welchem nicht die leiſeſte Nervenregung zuckte, einen unbeſchreiblich grauenhaften Ausdruck geſpenſtiſchen Todes, den ihr langſames Fortbewegen noch erhöhete. Sabbathai bebte in ſtillem, lautloſem Entſetzen. Sein Auge ſcheuete vor der geiſterhaften Nachtwandlerin zurück, die Gefühle ſeines Herzens waren beim erſten Blick erſtarrt, den er auf die in ihre alte Krankheit Verfallene geworfen hatte.

„Du haſt mich betrogen,“ ſagte ſie mit hohler ſchauerlicher Grabesſtimme, „du verſprachſt mir mit Blicken, wie Blitze des Meers, und mit Worten, wie die Donner der Berge, mich zur Königin der Erde zu machen! Wollteſt du nicht Felſen auf Felſen thürmen und mir einen Thron davon bauen? Wollteſt du nicht mir aus Sternen eine Krone flechten? Und nun haſt du mich betrogen und hintergangen. Du biſt kein König, kein Fürſt, biſt nicht der Meſſias, der Sohn David's! Der Nebel zerrinnt und ich erkenne dich als einen Betrüger, der mich um meines Lebens Glück und Hoffnungen beſtohlen. Dafür ſollſt du unter meinen Rächerhänden verbluten.“

„Rahel!“ rief Sabbathai, außer ſich. „Rahel, du biſt wahnſinnig! Dein getäuſchter Stolz hat dich zur tollen Furie gemacht.“

Von ſeiner Hand an die Bruſt geſtoßen, taumelte ſie zurück und erwachte am Boden mit einem ſchweren Seufzer aus der Befangenheit ihres widernatürlichen Zuſtandes. Sabbathai war mit geſträubtem Haar aus dem Zimmer entwichen.

Nach vier trüben Wochen, die Sabbathai meiſt außer dem Hauſe zugebracht und während derſelben er einige harte und ſtürmiſche Wortwechſel mit Zadik und deſſen Söhnen, ja mit Rahel ſelbſt gehabt, ließ dieſer ſeinen Schwiegerſohn vor das Rabbinalgericht vorbeſcheiden, aus demſelben Grunde, aus welchem David Rotanes daſſelbe gethan hatte: ihn anzuhalten, daß er der Liebe und Ehe ſüße Pflichten erfülle, oder Rahel den Scheidebrief gebe. Auch ſie, die Reizende, Stolze, die königliche Geſtalt hatte er nicht berührt; ihr Lager war einſam geblieben, wie das Thamar's. Ihre Wange war fahl und eingefallen; von der ſchwindelnden Höhe ihrer ſtolzen Pläne herabgeſtürzt, war ſie zerſchmettert. Sie verzog keine Miene, ihr Auge hatte keine Thräne, ihr Mund keinen Klagelaut, als ihr Sabbathai den Scheidebrief gab. Sie fragte nicht nach ihm, als er das Haus verlaſſen hatte, aber allnächtlich wandelte ſie, wie eine mit geſpenſterhaftem Leben auf Augenblicke erfüllte Leiche in den Räumen dieſes Hauſes und beklagte mit ſchauerlichen Tönen ihr verlornes Königthum, daß ihren Wächtern in der Seele grauſte. Oft auch ſchmückte ſie ſich in ſolchen Nächten mit der Krone, dem Mantel und dem Scepter, die er ſo verächtlich von ſich geſchleudert, und gebot der Erde und dem Meer, dem Mond und den Sternen als Königin, als Auserwählte des Meſſias; zuweilen auch ergriff ſie das Schwert, das man ihr nicht nehmen durfte, und zog damit aus, die Welt für den feigen Meſſias zu erobern, wie ſie ihn nannte, um ſich dann mit ihm in ihre Herrſchaft zu theilen. Meiſt brach ſie aber zuletzt in ein troſtloſes, markerſchütterndes Jammergeſchrei aus, daß ſie in gänzliche Apathie verſenkte, und aus dieſem gelangte ſie erſt ſchwach und abgeſpannt wieder zum freudeloſen Bewußtſein. Stets waren die Glieder ihrer Familie voll Furcht, daß ihr Zuſtand in gänzlichen Wahnſinn übergehen werde.

(Aus dem 4ten Theile von Storch's „Jakobsöhnen.“)

Münchener Ateliers.

(Fortſetzung.)

Profeſſor Julius Schnorr beſchäftigt ſich, einem Auftrage des Königes gemäß, jetzt mit den Compoſitionen zu den drei Sälen im Neubau der Reſidenz, welche mit Fresken aus der deutſchen Kaiſergeſchichte geſchmückt werden ſollen. Karl der Große, Friedrich der Rothbart und Rudolph von Habsburg ſind als die Repräſentanten der alten Herrlichkeit des deutſchen Reiches gewählt worden, die Träger dreier Entwicklungsepochen, die Ahnherren dreier weltgeſchichtlicher Dynaſtieen. — Welcher Künſtler war innerſter Beſtimmung und Richtung zufolge, geeigneter, dieſen Auftrag genügend zu erfüllen, als Schnorr, deſſen Namen zu den Wiedererweckern der deutſchen Kunſt, zu Cornelius, Overbeck und Veit zählt, und der durch ſeine „Nibelungen“ bewieſen hat, was das Weſen einer hiſtoriſchen Kunſt ſei, welche tiefere als blos materiell-politiſche Bedeutung eine ſolche für das Nationalleben habe! So vortrefflich an ſich und ſo völlig in ihrer Art als ganze Richtung abgeſchloſſen die Nibelungen Schnorr's ſind, ſo zeigt ſich doch erſt in den bis jetzt fertigen Cartons zur Kaiſergeſchichte des Meiſters Beſtimmung, für Verherrlichung der Geſchichte durch die bildende Kunſt. Zwei Wege lagen vor ihm, der ſymboliſche, und der faktiſche; der erſtere verleitet in der Ferne leicht zu Standpunkten, von wo aus die Perſpektive undeutlich wird und der Geiſt mit den Linien zugleich verſchwimmt, — der zweite verführt leicht zur bloßen Scenenmalerei, unter deren Begriff man bisher die Geſchichtsmalerei ſubordinirte, von ſolcher flüchtiger und bequemer Art liegen genug Beiſpiele vor, welche faſt unvermeidlich eine völlige Begriffsverwirrung und Effekthaſcherei unter den Künſtlern und eine Geſchichtsverwirrung und Anekdotenbegnügſamkeit bei den Beſchauern hervorbrachten. Schnorr hat bei den Compoſitionen zur Kaiſergeſchichte das Faktiſche mit der Bedeutung verſöhnt, dem erſteren ſein Recht eingeräumt, indem er in deſſen plaſtiſche Lebensfülle friſch hineingriff, dem letzteren, indem er bei der Wahl der Fakten nur auf jene Rückſicht nahm, welche, nebſt dem, daß ſie als ſelbſtſtändig anſchaubar gelten, auch durch in ihnen enthaltene Entwicklungskeime, ganze Epochen mit allen Ideenkreiſen wie in einem Brennpunkt zuſammenfaſſen. Dies in Kürze, ſo viel ich aus dem, was ich fertig ſah, auf des Meiſters Intention ſchließen konnte. Der Saal **Rudolph's von Habsburg** erhält eine große Freske, wozu der Carton vollendet iſt; **die Herſtellung eines Rechtszuſtandes in Deutſchland** durch den eben genannten Kaiſer, veranſchaulicht durch das Gericht, welches Rudolph, im offnen Feld unter'm Eichbaum auf dem Throne ſitzend, über die adeligen Räuber hält, welche wie gemeine Verbrecher gefeſſelt vor ihm ſtehen oder zur peinlichen Beſtrafung abgeführt werden, während man ihre ſtolzen Burgen bricht. Das **Volk**, der langen Landplage erledigt, dankt dem gerechten Fürſten, der „die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit geendigt,“ und

„ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiſerne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.“

Wohl appelliren die Trotzigen an ihre Freibriefe und uralten Bevorzugungen, aber der ſchlichte, gerechte Kaiſer appellirt an das Geſetz, an das Geſetze vollſtreckende Schwert und an das fröhlich entfaltete Banner, das die „Treuga dei“ verkündigt. Zwei kleinere Compoſitionen werden ſich dieſer größeren anſchließen, wovon die eine des Grafen von Habsburg Begegnung mit dem Prieſter nach Schiller's Gedicht darſtellt; der Carton dazu iſt fertig. Der Saal des Barbaroſſa und der des Karol Magnus erhält (jeder) ſechs Compoſitionen, zwei große und vier kleine. Aus dem Cyclus des Barbaroſſa ſah ich den herrlichen Carton: Friedrich I. Einzug in das zerſtörte Mailand, während deſſen Bewohner flüchten. *)

Das Wunderbare in dieſen Schöpfungen **Schnorr's** iſt die Entfaltung einer reichen dramatiſchen Handlung, deren innere Einheit ſich in den reichſten Details vertheilt und doch nichts von jenem Eindruck ihrer ſelbſt verliert, welcher von einem Werk der darſtellenden Kunſt als erſte Lebensfrage verlangt wird. Es iſt in allen Gruppen, wie in allen einzelnen Geſtalten eine friſche, ſtrotzende Geſundheit und eine entſchiedene Charakteriſtik, ohne Aufopferung der Schönheit. So viel ich aus den bis jetzt fertigen Compoſitionen ſchließen kann, darf ich behaupten, daß dieſelben Schnorr's frühere Schöpfungen bei weitem übertreffen, und ich glaube kaum, daß ſie in ganz Deutſchland von andern, der gleichen Richtung (der Geſchichtsdarſtellung) angehörigen übertroffen werden. (Schluß folgt.)

---

*) Das „deutſche Stammbuch“ wird eine Copie der flüchtenden Mailänder bringen.

Feuilleton.

*** **Sittlichkeit in Rußland und Frankreich.** — Das Journal de **St. Petersbourg** führt an, in Frankreich ſeien im Jahr 1833 von einer Bevölkerung von 32,560,223 Seelen — 214,948 angeklagt, 161,300 verurtheilt, in Rußland im Jahr 1834 (bei einer Bevölkerung von ?) nur 132,250 angeklagt, 80,774 verurtheilt worden. — Wenn es aber hieraus auf größere Sittlichkeit in Rußland ſchließen will, ſo könnten Franzoſen allerdings von vornherein gegen ſolche Vergleichung einwenden, daß zwei auf ganz verſchiedenen **Kulturſtufen** ſtehende Völker nicht miteinander zu vergleichen; — dann aber: daß die größere Zahl Anklagen auch größere Wachſamkeit der Polizei beweiſen könne und daß da, wo die **Publizität** keinerlei Garantie habe, die ſtatiſtiſchen Angaben der Behörden nur den Werth von Verſicherungen anſprechen können, wie namentlich in Rußland die vielen Sclaven und Leibeigenen noch als **mundtodt** anzuſehen ſind. —

*** **Großherrliche Toleranz.** — Dem Ruſſiſchen Geſandten in Conſtantinopel, Herrn von Butenieff, iſt im Juni d. J. für ihn und eine bedeutende Anzahl fremder **beiderlei Geſchlechts** die großherrliche Erlaubniß zu Theil geworden, die vornehmſten Moſcheen dieſer Hauptſtadt des Islam beſuchen zu dürfen, — eine Vergünſtigung, deren in ſolchem Maaße bis dahin noch kein Nicht-Mahumedaner ſich zu erfreuen gehabt.

*** **Subſcriptionen.** — Während der **National** Beiträge ſammelt zu einem Denkmal für **Carrel**, und die Gazette de France eine Subſcription eröffnet, damit der Anwald der Legitimität, Herr **Berryer**, — ſich nicht genöthigt finde, ſein Landgut zu verkaufen, macht Graf **d'Orſay** in Engliſchen Blättern bekannt, daß er zum Beſten von **Paul de Kock**, der eben durch die Entſcheidung eines Prozeſſes um ſein ganzes Vermögen gekommen, eine Subſcription in London eröffnet habe. —

*** Profeſſor **Morgenſtern** in Dorpat wird demnächſt eine Biographie **Klinger's** herausgeben.

*** **Indiana**, welches vor 20 Jahren mit einer Bevölkerung von 60,000 Einwohnern in den Verein der Nordamerik. Staaten aufgenommen worden, hat jetzt eine Bevölkerung von 600,000 Seelen. Im Jahr 1816 hatte es nur einen Abgeordneten im Congreß; jetzt hat es deren ſieben. —

*** **Magnetiſche Stationen.** — Durch die Bemühungen Alex. von Humboldt's, Arago's und Kupffer's ſind jetzt von Paris bis China permanente magnetiſche Stationen errichtet, um die wechſelnden Erſcheinungen des Erdmagnetismus zu beobachten. Alex. von Humboldt hat den Herzog von Suſſex als Präſidenten der Kön. Geſellſchaft zu London erſucht, zu veranſtalten, daß ſolche Stationen auch auf verſchiedenen anderen, der Oberherrſchaft Großbritanniens unterworfenen Punkten errichtet werden. —

*** **Kartoffelzucker.** — Der Fabrikant Ludwig in Wien begann im Jahr [illegible] flüſſigen Zucker aus Kartoffelſtärke zu bereiten. Er produzirte aus 700 Pfund Kartoffeln 100 Pfund Syrup; gegenwärtig gewinnt er die gleiche Quantität aus 500 Pfund und fabricirt jährlich 10,000 Centner. —

*** **Franzöſiſche Literatur in Conſtantinopel.** — Der Sultan hat neuerdings die Bibliothek des Serails um 300 franzöſiſche Theaterſtücke, unter denen 200 Vaudeville's, bereichert. —

№ 223. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 20. September.

Herbſtlieder.

Von

Franz Dingelſtedt.

1.

Lenz und Herbſt.

Wer mit friſchem Jugendſinne
  Tändelnd durch das Leben geht,
Von der erſten, ſüßen Minne
  Schmeichleriſchem Wahn umweht:
Der ſoll ſich am Lenz vergnügen
  Und, von üpp'ger Luſt durchſprüht,
Stürmend durch die Himmel fliegen,
  Wenn die erſte Roſe blüht.

Aber wem ein ſpäter Friede
  Sich nach ſchwerem Kampf erſchloß,
O der ſoll das Haupt, das müde,
  Legen in des Herbſtes Schooß.
Weicher tönet dann und milder
  Des verſöhnten Schmerzes Lied,
Wenn der Geiſt die inn'ren Bilder
  Draußen abgeſpiegelt ſieht.

2.

Herbſter Herbſt.

Laß doch die ſchnellen Störche
  Zum warmen Süden ziehn,
Verſtummen laß die Lerche
  In friſchem Saatengrün;

Laß gelbe Blätter fallen,
  Verweht von Sturmeshauch —
Das Herrlichſte von allen,
  Die Liebe, floh ja auch!

3.

Aſtern.

Als des Jahres ſpäte Sterne,
  Wenn Natur zu Grabe geht,
Grüß' ich immer dich ſo gerne,
  Du geliebtes Aſternbeet!

Flehend, mit gebrochnen Blicken,
  Sagen deine Blumen mir:
„Ach! du darfſt uns ja nicht pflücken,
  Denn wir ſind die letzten hier.“

4.

Wunſch.

Sag', wo ſind ſie denn geblieben
  Meine Blumen, groß und klein?
Wer hat Vöglein fortgetrieben
  Aus dem dunkel-kühlen Hain?

Könnt' ich wandern hin gen Süden
  Mit dem Vöglein über's Meer,
Könnt' ich ſchlafen, wie die Blüthen,
  Bis es wieder Sommer wär'!

5.

Altes Gleichniß.

Wie ragt zum blauen Himmel
In dichtem Blattgewimmel
  Des Baumes ſtolzes Haupt;
Und ſchon nach wenig Tagen
Hat ihn der Sturm zerſchlagen,
  Hat ihn der Herbſt entlaubt.

Dann ſtreut er ſeine Blätter,
Ein Spiel für Wind und Wetter,
  Hinab auf's welke Land.
Und trauernd ſtarr'n die Äſte,
Des alten Glanzes Reſte,
  In grauer Wolken Rand.

Wohl greift der Jugend Streben
Gar keck in's hohe Leben
Und wähnt den Himmel nah',
Bis daß ihr ſtolzes Hoffen
Ein jäher Sturm getroffen —
Dann liegt's zerſchmettert da!

Die Kultusfreiheit in Frankreich.

Mit Erlaubniß des Bürgermeiſters von Pecq hatte Herr **Pillot** am 10. Juni dieſes Jahres eine **franzöſiſch-katholiſche** — oder, wie ſie auch genannt wird, eine **unitariſche und reformirende** (unitaire et réformatrice) Kirche eröffnet. Bald darauf ließ der Präfekt des Departements die Erlaubniß zurücknehmen und den neuen Tempel „verſiegeln."

Als alle Schritte, die Siegel wieder aufheben zu laſſen, vergeblich geſchehen, brach Herr Pillot ſie am 31. Juli und eröffnete am 7. Auguſt von Neuem ſeinen Gottesdienſt. Sofort präſentirte ſich ein Inſtruktionsrichter und Herr Pillot wurde angeklagt, Theil genommen zu haben an einer nichtautoriſirten **Aſſociation** von mehr als 20 Perſonen, die Siegel durchbrochen und geſetzwidrig ein Prieſtergewand getragen zu haben. — Die Sache kam am 3. und 9. dieſes Monats vor das Zuchtgericht von Verſailles. Der Gerichtsſaal war gedrängt voll. Der **Staatsprokurator** ſucht dadurch die Anwendbarkeit des Artikel 291 des Strafgeſetzbuches auf den vorliegenden Fall darzuthun, daß er die kirchliche Zuſammenkunft zu einer Aſſociation ſtempelt, und will jenen Artikel mit dem 5. der Charte, welcher Kultusfreiheit verbürgt, dadurch vereinigen, daß er behauptet, dieſe Freiheit ſei nur für die drei damals beſtehenden Kirchen, die katholiſche, die proteſtantiſche und die jüdiſche, proklamirt worden. —

Herr Ferdinand **Barrot** macht dagegen aufmerkſam auf den weſentlichen Unterſchied zwiſchen association und réunion, und behauptet, daß durch die **Beſchränkungen**, welche der Staatsprokurator aufſtelle, die Freiheit nicht nur beſchränkt, ſondern völlig vernichtet werde. Er bemerkt ferner: „Die Kultusfreiheit ſei nur eingeſetzt worden, um es den Sekten überhaupt möglich zu machen, ohne Zerreißung oder Erſchütterung der Staaten ſich zu produziren." . . „Die Reformatoren, fuhr er fort, haben ihren Glauben nicht mehr mit ihrem Blute zu verſiegeln." . . „Die Concurrenz aber, gegen welche man ſich jetzt erhebt, wird nur zur Läuterung dienen. So bewirkte die erſte chriſtliche Kirche durch ihre bloße Gegenwart, daß das Heidenthum ſich reinigte und der Moral zuwandte, was ſelbſt von chriſtlichen Schriftſtellern des III. und IV. Jahrhunderts zugeſtanden worden. Ähnliches geſchah durch Luthers Reformation, durch welche der Katholizismus neue Kraft gewann. Laſſet," ſo ſchloß er, „laſſet die Religionen hervortreten und wachſen; denn wenn ihr ihnen die **Freiheit** gebet, ſo werden ſie euch dafür die **Sittlichkeit** zurückgeben." —

Die begeiſterte Rede des Herrn Barrot ſcheint auf den Gerichtshof keinen Eindruck gemacht zu haben; denn er erklärte die zu Pecq unter Leitung des Herrn Pillot gebildete religiöſe Aſſociation für aufgelöſ't und verurtheilte den Letzteren zu 6 Monaten Gefängniß und zu den Koſten.

Herr Pillot wird appelliren, — und gewiß wird der Audienzſaal des Appellhofes nicht alle diejenigen faſſen, die hinzuſtrömen werden, um den Debatten in dieſer hochwichtigen Sache beizuwohnen.

„Regierung und Politik," ſo ſchrieb kürzlich ein wohlunterrichteter Pariſer Freund dem Referenten, „betrachtet die Religion überhaupt und den Katholizismus insbeſondere faſt ausſchließlich unter dem Geſichtspunkte der Politik; jene als einen Gegner, den man gewinnen oder als ein Werkzeug, das man benutzen muß; dieſe als ein conſequentes Syſtem von Einheit, das äſthetiſch und logiſch Beifall verdient und übrigens auch ſeine praktiſche Brauchbarkeit hat. Das Ideal, das vorſchwebt, ſcheint China zu ſein, Confu-Dſe für die oberen Klaſſen, der Fohi-Dienſt für den Pöbel." — Deßhalb wird der ſchismatiſchen und reformirenden ſg. **franzöſiſchen** Kirche auf alle Weiſe entgegengearbeitet; ob aber der Appellhof dieſer Influenz nachgeben wird, ſteht noch zu bezweifeln. Schon öfter hat die franzöſiſche Juſtiz die franzöſiſche Regierung von einem Abwege zurückgeführt.

Münchener Ateliers.

(Schluß.)

Leopold Schulz, deſſen „Kreuzfahrer in Jeruſalem" auf den Kunſtausſtellungen von München und Wien großen und gerechten Beifall errangen, beſchäftigt ſich jetzt mit einer vom Kloſter St. Florian in Oberöſterreich beſtellten Compoſition; „der Martertod des heiligen Florian," (coloſſales Altarblatt). Der Carton iſt der Vollendung nahe. In der Mitte der Brücke, welche über den tobenden Waldſtrom, die Ens, führt, erblickt man die herrliche Geſtalt des römiſchen Tribuns, welcher den Martertod um ſeiner Überzeugung willen zu dulden im Begriffe iſt, die edelſte Männlichkeit, in Stellung, Ausdruck und Verhältniſſen von ſchönem Ebenmaß verklärt, die Blicke gen Himmel gewendet, wo ſich die Geſtalt, des Erlöſers von zwei Engeln umſchwebt, ihm offenbart. Zur einen Seite Florians die Schergen des Praetors, welche den Tribun halten und eben den Stein über das Geländer zu wälzen bemüht ſind, deſſen Gewicht eine Rettung Florians aus den tobenden Fluten verhindern ſoll; zur andern Seite der Prätor, ein Römer der ſpäteren Zeit, eine Phyſiognomie, die etwa zwiſchen dem Typus eines Nero und dem eines Vitellius die Mitte hält, mit einem Ausdruck von Wolluſt und Grauſamkeit, der pſychologiſche Meiſterſchaft verräth. Einen herrlichen, achtkünſtleriſchen Contraſt hiezu bilden, dem Prätor gegenüber, im Vorgrund die heilige Valeria, von welcher die Legende erzählt, daß ſie die irdiſche Hülle des Tribuns den Fluten entrungen und fromm beſtattet habe, und die kleine Chriſtengemeinde. Schon dieſer verſöhnende und erhebende reinmenſchliche Schluß der Tragödie könnte die höhere Weihe des Künſtlers genügend darthun, wenn ſich dieſe nicht ohnedem durch die großartige Auffaſſung des Stoffes, durch die Vereinfachung der Gruppe, durch die Gelungenheit kund gäbe, mit welcher das Individuell-Charakteriſtiſche als

Allgemein-Schönes dargeſtellt und mit den ſonſtigen traditionellen Anforderungen der Kirche in Einklang gebracht iſt.

Erfreulich iſt's, daß durch ſolche Beſtellungen großer Staffeleigemälde die Ölmalerei, welche in München von der Freskomalerei geraume Zeit hindurch in den Hintergrund gedrängt wurde, wieder zu Ehren kommt; es iſt dabei zu hoffen, daß die Münchner Schule baldigſt auch durch die Vollendung der Farbentechnik ihre Superiorität zu erkennen geben werde, betreffs deren man ſonſt nicht ganz ungegründet gegen ſie erhobene Vorwürfe hören mußte. Wie weit man es übrigens mit letzterer in München jetzt bereits gebracht habe, beweiſ't unwiderleglich das die Fenſter der Au-Kirche (comp. v. Fiſcher, Ornamente v. Ainmüller, Ausführung auf Glas von Röckel und mehren Anderen), welches den Tod Maria darſtellt, und worin, — unbedingt zugeſtanden, — das Höchſte erreicht iſt, was einer Technik zu erreichen je möglich werden kann.*) Auf Vervollkommung des Techniſchen der Ölmalerei wirkt auch der Kunſtverein keineswegs unbedeutend ein, ſchon indem er das Produciren anregt und andererſeits die Empfänglichkeit des Publikums durch den ſteten Wechſel der Anſchauungen warm erhält; freilich muß, wie es die Natur der Sache ſchon mit ſich bringt, bei jenem Inſtitut die Hiſtorienmalerei dem Genre, der Landſchaft und dem Porträt, welche alle faſt prädominirend geworden waren, nachſtehen, obwohl ſich die Genremaler Münchens ihr Renommée im Inland durch die Manie, in der ſie feſtſaßen, und im Ausland durch den Leichtſinn verdarben, welcher ſie verleitet, Bilder, die in München keine Käufer finden, friſchweg in's Ausland zu ſchicken. Da man aber im Ausland neueſter Zeit ſolche Bilder ungekauft nach München zurückſchickte, ſo ſtellt ſich bei dieſen Künſtlern neuerdings ein größerer Ernſt ein. Zumal, da ein Umſchwung und Aufſchwung der Kunſtſtrebungen durch die, wie geſagt, jetzt häufig werdenden Beſtellungen großer, hiſtoriſcher Staffeleibilder erwirkt wird. Daß ſehr viele talentvolle Düſſeldorfer in den letzten Monaten nach München kamen, ſtellt auch die Hoffnung für eine Vereinigung beider Schulen nicht mehr ſo ſehr in die Ferne wie früher, als jede von beiden noch allzu-ſtarr, oft mehr an ihren Angewöhnungen, als Prinzipien hing. Ein genialer Freund meinte, als das Geſpräch auf dies Wechſelverhältniß kam, ganz richtig: „Die Münchner hätten mit der Idee angefangen, alſo müßte die Form doch wohl auch gewiß nachkommen.“ —

— — Einer der talentvollſten Bildhauer Münchens iſt Ludwig Schaller, deſſen Atelier zu beſuchen ich — trotz meines kurzen Aufenthaltes in München — nicht verſäumte. Er iſt ein Neffe des in Wien lebenden Profeſſors Schaller, welcher das A. Hofer'ſche Monument in Insbruck ſchuf. Seine Anlagen entwickelten ſich immer ſelbſtſtändiger in Schwanthaler's Ateliers, in welchen er früher gearbeitet. Er hat die Coloſſalbildſäule H. Holbein's für die Pinakothek nach Schwanthaler's Idee componirt und ausgeführt, und beſchäftigt ſich jetzt mit der Fieſole's, an welcher der Ausdruck tiefer Intuition und milden religiöſen Ernſtes zu dem keken Weſen des ritterlich-leichtſinnigen, friſch in die Welt hineinſchreitenden, herausfordernden Holbein einen Contraſt bildet. Einer ſelbſtſtändigen Idee Schaller's, der im vorigen Jahre eine treffliche Hygiea ausgeſtellt hatte, entſprang ein Cyclus wunderlieblicher Compoſitionen von Sternbildern (Basreliefs) zur Verzierung eines Schlafzimmers beſtimmt. Hesperus, Phosphoros, Parthenos und Berenike ſind davon vollendet, wovon je zwei zu zwei contraſtiren. Parthenos und Berenike — Jungfrau und Mutter; hauptſächlich die erſtere, in ihren Schleiern ſich wiegend, iſt eine höchſt ſinnige und innige Compoſition. Soeben hat Schaller auch eine Statuette Shakspeare's (1 Fuß und ungefähr 11 Zoll hoch) vollendet, welche er in Erz gießen und nach Hannover ſchicken will. Die Auffaſſung iſt, ihrer Ruhe und Unbefangenheit halber, ausgezeichnet gelungen zu nennen. Shakespeare iſt auf dem Souffleurkaſten ſitzend dargeſtellt, wie er eben die Rollen eines neuen Schauſpiels vertheilt; vielleicht ſind es die von Romeo und Julie, der Dichter zeigt wenigſtens ganz den Ausdruck milder Weisheit des „Bruder Lorenzo,“ deſſen Rolle er augenſcheinlich ſich ſelbſt vorbehält. Es wäre zu wünſchen, daß der Künſtler von dieſer Statuette mehre Gypsabgüſſe veranſtalten möchte; die allgemeine Theilnahme würde denſelben nicht fehlen. —

(Wird gelegentlich fortgeſetzt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

67) Die Überſchwänglichen. Komiſcher Roman von Ludwig Bauer. 2 Theile. Stuttgart, Hallberger. 1836.

Endlich iſt unſre Literatur, nachdem ſie Decennien auf einen deutſchen Cervantes wie auf einen Meſſias geharrt, mit einem Romane, der durch ſeine Firma zum „komiſchen“ geſtempelt, beſchenkt worden. Vaterland, Heil dir! deine Dichter werden komiſch. Welchen Maaßſtab ſoll man bei einem Werke, das von Witz und feinen komiſchen Details überſprudelt, anlegen? Hier iſt mehr als Cervantes! Nicht ein Don Quixote von la Mancha tritt uns hier entgegen, nicht ein Sancho Panſa, ſondern zehn Individualitäten dieſer Gattung. Was iſt genialer, als: einer ernſten Sache die komiſche Seite abzugewinnen? Cervantes hatte es leicht, einen Helden zu zeichnen, deſſen Typus in ſeiner grottesken Nation ausgeprägt vorlag. Aber wie ſchwierig iſt's, den Ernſt der Deutſchen zu ſolcher überſchwänglichen Komik zu potenziren, wie hier geſchehen. Alle modernen Zuſtände Deutſchland's ſind in dieſem Roman an den Lebensfaden dreier Studenten angereiht, die ſo charakteriſirt ſind, daß man ein Motiv für dieſelben in keinem Jahrhundert auffinden kann. Man ſchwebt im Zweifel, ob man mehr ihre nichtsſagende Phyſiognomie oder ihren ſchwankenden Gang bewundern ſoll. Das Terrain, auf dem ſie ihre Rollen ſpielen, liegt in einer Gegend, die aus den neueren geographiſchen Handbüchern verſchwunden iſt. Die ſcharfſinnige Dialektik, welche ſich durch die Geſchichtsfabel wie durch Klippen hindurchwindet, ſteht unter einer Sündfluth des heißen Waſſers. Was fehlte, um nicht prima vista aus der Überſchwänglichkeit der überſchwänglichſten Komik einen deutſchen Cervantes herauszufühlen? Alle modernen Zuſtände und Verhältniſſe hat der Dichter ſo komiſch in die Handlung hineingezogen, daß man oft erſt lange ſuchen muß, bis man das Komiſche entdeckt hat.

---

*) Hauptſächlich auch in Beziehung auf Farben als ſolche, und auf die Lichteffekte. Die Aukirche erhält für ihr Presbyterium ſieben Fenſter, die Compoſitionen beziehen ſich, da die Kirche der heil. Maria gewidmet iſt, auf das Leben derſelben, und werden unter Leitung des Prof. H. Heß von Schraudolph, Fiſcher und Ruben gefertigt, von Letzterem iſt die Krönung Maria und die Kreuzigung. Man verſicherte mich, daß jedes dieſer ſieben Fenſter circa 19,000 fl. koſte.

Unter andern verdreht ein Profeſſor der Philoſophie vom Katheder herab, deſſen Hefte nach Hegel riechen, die Köpfe der genialen Jugend. Mit überſchwänglicher Laune wird ein Kommers geſchildert. Die drei Freunde, Wolfram, Schwenkle und Streckfuß ſcheiden nach einem wildverlebten akademiſchen Leben, um unſterbliche Thaten zu verrichten. Jeder zieht ſeine eigne Straße. Streckfuß wird Dichter und Pfarrer, verſucht ſich an dem Konſiſtorium, das ihn beleidigt hat, durch überſchwängliche Komödien zu rächen, und ſtürzt ſich zuletzt in die Arme ſeines Stiefvaters, der ihn in die Myſterien des Brandweinbrennens einweiht. Schwenkle verſucht ſein Heil im Buchhandel, verliert Vermögen und beinahe ſein liebes Leben bei der Prüfung eines von ihm erfundenen neuen Dampfapparats. Nach vielen Irrfahrten kommen endlich beide nach Hohenſar, wo ihr früherer Kollege Wolfram aus einer ererbten Grafſchaft von einer Meile Umfang ein Kaiſerthum gemacht hat. Doktor Zirkeler wird mit ſeiner Gemahlin Judith als Staatsphiloſoph nach Hohenſar berufen, um die Monarchie nach aprioriſchen Prinzipien einzurichten. Zirkeler entweicht endlich mit der Staatskaſſe. Judith wird die Maitreſſe des Kaiſers, Streckfuß Oberhofprediger und Schwenkle Miniſter. Da ruft die Pariſer Julirevolution auch eine Oppoſition im Kaiſerreich hervor, eine Conſtitution wird beſchworen, eine Staatszeitung und ein Oppoſitionsblatt, „die Höllenmaſchine," erſcheinen. Ein Geſchwornengericht entſcheidet zu Gunſten des Volks; wir hören in den Kammern die geiſtreichſten Debatten. Da ſteht das Volk auf, ſtürmt den Palaſt, zündet ihn an und der Kaiſer, der Miniſter müſſen, von ihren Getreuen begleitet, ſich zwiſchen Nacht und Nebel aus dem Staube machen. Sie verſuchen eine Gegenrevolution, fallen aber bei der Ausführung in die Hände der Polizei, von der ſie wie Narren verdientermaßen behandelt werden. Mit dieſem Knalleffekt verpufft der zweibändige Roman.

Wir brauchen wohl nicht auf beſtimmte Verhältniſſe Deutſchlands, auf Fürſtenhöfe und Völker, hinzuweiſen, welche Herr Bauer in ſeinen Überſchwänglichen parodirte. Verdienen die Gährungen unſeres Zeitalters, welche eine neue Welt gebären wollen, auf ſolche Weiſe lächerlich gemacht zu werden? Wahrlich, dies unverzeihliche Buch enthält zu viel Ernſtes, um das Komiſche aufkommen, und zu wenig wahres Komiſche, um uns den Kontraſt, den Ernſt, die Wahrheit empfinden zu laſſen. K.

Feuilleton.

⁂ **Toledo.** — Aus dem zweiten Artikel von „Spanien im Jahr 1835," den **Charles Didier** in der Revue des deux mondes mitgetheilt, erſehen wir, daß der Erzbiſchof von Toledo jährlich eine Million Piaſter (5 Millionen Franken) bezog und jeder Canonikus dieſer Metropole 60,000 Franken jährliches Einkommen hatte. Noch jetzt gehört dieſer Kirche mehr als die Hälfte der Stadt zu eigen. Das Ceremonienkleid der Madonna del Sagrario, welche dort aufgeſtellt, iſt allein mehrere Millionen werth; es iſt ganz mit feinen Perlen geſtickt, von denen einige von außerordentlicher Größe ſind. Es ſoll ein Fabrikat des Himmels — und Geſchenk der Engel ſein. Von außerordentlichem Werth iſt auch das große gothiſche Tabernakel, in welchem die Hoſtie am Frohnleichnamsfeſt aufgeſtellt wird. Es iſt ganz von vergoldetem Silber und wiegt nicht weniger als 796 Mark; das Oſtenſorium iſt von gediegenem Gold und wiegt 57 Mark. **Heinrich Arfé**, berühmter Goldſchmidt des XV. Jahrhunderts iſt Verfertiger dieſes Meiſterwerks, welches hinſichtlich der Großartigkeit ſeiner Compoſition ſelbſt die Arbeiten **Cellini's** übertrifft. Die Basreliefs nicht eingerechnet — finden ſich an dreihundert Figuren an demſelben. „Die ganze Stadt," bemerkt **Didier**, „iſt in ihrer Kathedrale abſorbirt; — aber von 150,000 Einwohnern, die ſie zu den Zeiten ihres Glanzes zählte, bleiben ihr jetzt kaum — 12,000! Für dieſe hat ſie noch 27 Pfarren und vor der Aufhebung der Klöſter hatte ſie deren nicht weniger als 38, wovon 15 für Männer und 23 für Frauen. Toledo iſt ein großes Kloſter und die Kathedrale deſſen Kirche." — „Es iſt die traurigſte, grämlichſte, ungaſtlichſte Stadt von ganz Spanien. Das Lachen ſcheint daraus verbannt, und die Langweile hat ihren Thron dort aufgeſchlagen ... Auch herrſcht dort vielleicht die größte Unwiſſenheit von ganz Spanien und dies will nicht wenig ſagen." —

⁂ **In England wurden eingeführt:** —

	im J. 1834:	1835:
Thee . . .	33,649,000 Pfd.	41,190,000 Pfd.
Tabak . .	21,000,000. —	22,000,000. —
Zucker . .	4,414,000. —	4,406,000. —
Baumwolle	306,600,000. —	333,000,000. —
Schafwolle	40,840,000. —	43,166,000. —
Seide . . .	3,346,000. —	4,151,000. —

⁂ **Eine tragbare Dampfmaſchine** iſt von dem Ingenieur Gough Calford in England erfunden worden, welche vermittelſt eines einfachen Apparates, Laſten aus einem Schiff bis zu dem Giebel eines Hauſes emporhebt. Sie kann auf irgend einen Platz gebracht werden, wo man ihrer Kraft benöthigt iſt. —

⁂ **Eiſenbahn für London, Paris und Antwerpen.** — Zu London iſt ein Plan zu Eiſenbahnen zur Ausführung vorbereitet, mittelſt welcher man von London nach Dover in 3½ Stunden und, nachdem man in 2½ Stunden mit dem Dampfboot von Dover nach Calais übergeſetzt, — in 8 Stunden von Calais über Lille nach Paris fahren wird. Von hier aber kann man nach Antwerpen in 10, alſo von London über Paris nach Antwerpen in 24 Stunden fahren. Das zur Ausführung dieſes Planes nöthige Capital wird auf 4,000,000 Pfd. St. angeſchlagen. —

⁂ **Wiener Theater.** — Im Joſephſtädter Theater in Wien debütirte eine **Tenoriſtin**, Dem. **Zöhrer** als Arthur in Bellini's Straniera. — Im Kärnthnerthor-Theater haben die deutſchen Opernvorſtellungen wieder begonnen; die Matadore ſind Dem. **Löwe**, Herr **Wild** und Herr **Staudigl**, — jüngere Talente ſchließen ſich dieſen ſtrebend an, Herr **Schober**, Dem. **Goldberg**, Dem. **Henkel**, Dem. **Fuchs**, in der Operette die Herren **Ammerlahn** und **Werling**. — Man erwartet auf Veranlaſſung des glücklichen Erfolges, welchen der Affenſpieler **Kliſchnigg** hatte, zwei neue Thierſtücke: „Der Affe und der Froſch" oder „Hudriwudri's Zauberfluch," und ein andres, worin ein Tieger auftreten ſoll!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 224. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 21. September.

Mittheilungen aus Indien.

Ein Engländer, der eine Reihe von Jahren in Indien zugebracht hat, entwarf mir in dieſen Tagen ein Bild jenes Landes, welches in der Hauptſache zwar mit dem anderweitig ſchon bekannten übereinſtimmt, einige einzelne Züge jedoch darbietet, die der Mittheilung nicht unwerth erachtet werden dürften.

I.

Mein Berichterſtatter ſah ſelbſt jenen Feſtzug, auf welchem der Götze Jaganathas jährlich einmal aus dem engliſchen Gebiet in das däniſche gefahren wird, um hier drei Tage bei einer verwandten Göttin zu verweilen. Ein Gebäude, ſo groß, wie ein gewöhnliches, dreiſtöckiges Haus, ruhte auf achtzehn breiten Rädern. Es war rings mit den unzüchtigſten Bildern bemalt. Im unterſten Stock befand ſich der Götze ſelbſt, umgeben von ſeinen Prieſtern, im zweiten eine Schaar von Bajaderen, im dritten eine Menge lärmender Muſikanten. Man brachte drei Elephanten herbei, um ſie mit Seilen, ſo dick, als Schifftaue, an den Wagen zu ſpannen; aber das Volk gab es nicht zu, ſondern zog ſelbſt den Götzen mit ſeinem beweglichen Tempel fort. Auf dieſem Zuge warf jedoch nur ein einziger Hindu ſich unter die Räder. Um die Leiche deſſelben kümmerte ſich Niemand, ſo daß der engliſche Offizier, der dort commandirte, ſich veranlaßt fand, ſie nach zwei Tagen begraben zu laſſen, bevor der Feſtzug auf demſelben Wege zurückkam. —

An den Hugly, eine der Mündungen des heiligen Ganges, wandern noch jetzt zweimal im Jahre viele tauſend Männer und Frauen, und noch wenige Jahre vor der Ankunft des Berichterſtatters opferten bei dieſer Gelegenheit noch viele Eltern ihre Kinder. Sie wateten ſo weit als thunlich in den Fluß und ſchleuderten das zum Opfer beſtimmte Kind den Alligators (den Thieren Yama's, des indiſchen Pluto's) hin, die ſich um dieſe Zeit dort einfanden. Jetzt aber hindern engliſche Schildwachen, die für dieſe Zeit dahin beordert werden, die Erneuerung ſolcher gräulichen Opfer. Doch müſſen ſie es allerdings geſchehen laſſen, daß zuweilen noch Erwachſene ſich ſelbſt jenen heiligen Ungeheuern zum Fraße darbieten.

Das Schauderhafteſte aber, deſſen unſer Reiſender ſich erinnert, war das Sutti, deſſen Zeuge er geweſen. An einem Walde, ungefähr 10 engl. Meilen von Calcutta, ſah er einen wohl fünf Schuh hohen Scheiterhaufen errichtet, der über und über mit Öl und geweihter Butter begoſſen und reichlich mit Weihrauch beſtreut war. Ein großer Zug naht ſich; Cymbeln, Hörner und eine andre Art Trommeln machen eine wilde Muſik, bei welcher Tänzer und Tänzerinnen durch einander toben. Ihnen folgt die Leiche des Mannes, deſſen Wittwe mit ihm verbrannt werden ſoll; — dann dieſe ſelbſt von einer großen Volksmenge umgeben. Die Leiche wird auf den Scheiterhaufen gelegt, die Wittwe nimmt Abſchied von ihren Verwandten und wird, bei dem Lärm der Inſtrumente und dem Geſchrei des Volkes, die Lebende — zum Todten gebettet. Sofort wird der Holzſtoß angezündet und eine Flamme lodert empor! — Aber, ach! ein entſetzlicher Schrei wurde vernommen, und vom Scheiterhaufen ſtürzte wehklagend das arme Weib und ſuchte Rettung in der Flucht. Umſonſt! Braminen fangen die Flüchtige auf, tragen ſie zurück auf den Holzſtoß; Andere ſchneiden in der Nähe ein wohl zwanzig Schuh langes, ſtarkes Rohr ab, biegen es quer über die liegende Unglückliche hin, und während ſie es nun an beiden Enden nieder halten, wird der Scheiterhaufen vollends in Brand geſetzt, und das Getöſe der Cymbeln und Trommeln überraſ't den letzten Schrei der Verzweiflung! — Die Prieſter, ſo wurde ſpäter dem Reiſenden berichtet, waren von den Verwandten des Verſtorbenen reich beſchenkt worden, um die Wittwe zum Feuertod zu bereden, damit ſie ſogleich in den Beſitz der ganzen Hinterlaſſenſchaft des Mannes gelangen möchten! —

II.

Zur Zeit, als Lord Wellesley das engliſche Indien beherrſchte, kamen viele, namentlich anabaptiſtiſche Miſſionäre nach Calcutta. Seine Herrlichkeit ſah ſie als Unruheſtifter an und geſtattete ihnen nicht, ſich dort nieder zu laſſen. Die anabaptiſtiſchen Sendlinge begaben ſich nach Serampur, wo ſie, nach eingeholter Erlaubniß des Königs von Dänemark, ſich ein Collegium bauten, das nicht weniger als 20,000 Pf. St. koſtete. In denſelben hatten ſie eine Papierfabrik, Schriftgießerei, Buchdruckerei u. ſ. w. und von hier aus trieben ſie einen einträglichen Handel. Auch erwies ſich eine Sparkaſſe, die ſie errichteten, als ſehr ergiebig. **Carey** und **Marthman** waren die Hauptvorſteher. Der Letztere, — in England nur Gehülfe eines armen Dorfſchullehrers, — bewirthete 1824 ſeine Gäſte in eitel Silber! Um indeß auch Schüler für ihr Collegium zu bekommen, ſahen die Vorſteher ſich zuletzt genöthigt, denen, die die Anſtalt beſuchen wollten, eine monatliche Gratifikation von 4 Rupien (etwa 2 Bthr. Kron.) zu bieten.

Kurz bevor der Berichterſtatter nach Europa zurückkehrte, kam ihm ein **Magazin** zur Hand, in welchem jene Miſſionäre rühmten, daß ſie ſchon 1,700 Eingeborner bekehrt hätten. Als er jedoch bei einer der erſten Magiſtratsperſonen von Serampur darüber Nachfrage hielt, erfuhr er zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß die Zahl der Bekehrten ſich in Wahrheit nur auf — **ſiebzehn** — belaufe, und zwar ſolche, die, wegen ſchlechter Aufführung aus ihrer Kaſte verſtoßen, ſelbſt von den Mahomedanern, bei denen ſie ſich zuerſt gemeldet, nicht aufgenommen worden waren. Das Colledge, von London aus zur Rechenſchaft über Verwendung der ihm überſendeten Gelder aufgefordert, erklärte, dazu nicht verpflichtet zu ſein, da die Vorſteher ihr eigenes Vermögen dazu geſchoſſen. — Auf dieſe Weiſe emanzipirte ſich dieſe Miſſion. —

Während dieſelbe ſo angelegentlich für ihr zeitliches Wohlergehen ſorgte, arbeitete der edle Bramine **Ram-Mohum-Roy** an der Bekehrung ſeiner Landsleute zu dem einzigen wahrhaftigen Gott. Nachdem er die heiligen Schriften ſeines Volkes, der Tibetaner, Parſen, Mahomedaner, Juden und Chriſten — alle in ihrer Urſprache ſtudirt, ſchloß er ſich den chriſtlichen **Unitariern** an, deren ſich mehrere zu Calcutta befanden. Er ließ daſelbſt dem einigen Gott einen ſchönen Tempel bauen, beſoldete einige unitariſche Geiſtliche, welche dort den Gottesdienſt verrichteten, und verſammelte in ſeiner, dieſem gegenüber liegenden Wohnung, Gläubige der verſchiedenen Religionen, mit denen er die wichtigſten Glaubenslehren diskutirte. Dieſe Erörterungen wurden jedoch allmählich ſo ſtürmiſch, daß Ram-Mohun-Roy darauf verzichten mußte, auf dieſem Wege eine völlige Einigkeit unter den Verſchiedengläubigen herbei zu führen. Von den Braminen gehaßt, von den **nicht-unitariſchen** Chriſten, beſonders von den Anabaptiſten, und — namentlich von Dr. **Marthman** vielfach befehdet, — in keiner der orientaliſchen Überlieferungen ſein Genügen findend, — ſegelte er im November 1830 nach England, — beſuchte 1832 Frankreich, — kehrte Anfang 1833 nach England zurück, wurde aber zu Briſtol in der Blüte der Jahre, — er war um 1780 geboren, — in wenigen Tagen von einer Krankheit dahingerafft. Er ſtarb am 19. Sept. 1833. —

Araber und Normannen.

(Schluß.)

Derſelbe Guiscard war auch ein Schrecken der Griechen, welche er in Dalmatien und Macedonien angriff; ſelbſt Konſtantinopel ängſtigte er; nur der Tod, der auf der joniſchen Inſel Kephalonien ihn überraſchte, zerriß die Pläne des Ehrgeizigen, die nichts weniger, als die Eroberung des oſtrömiſchen Reichs umfaßten.

Seine Beſitzungen in Griechenland erbte ſein Sohn **Boemund**, Fürſt von Tarent: gleich tapfer und noch ehrſüchtiger, als jener. Während des erſten Kreuzzuges, woran außer andern normanniſchen Rittern, auch die Blume der Ritterſchaft, ſein edler Neffe **Tankred** Antheil nahm, ſuchte er, mit Mühe nur vom weiſen Gottfried von Bouillon gemäßigt und zurückgehalten, den Thron der Komnenen zu erſchüttern: darum, wie ſein Vater, ſo verhaßt der berühmten Anna aus dieſem purpurgeborenen Geſchlecht. Durchaus begierig, ein Reich zu erhalten, wo und wie es ſei, läßt er die fanatiſchen Kreuzfahrer zu ſeinen Zwecken kämpfen und arbeiten, und erringt ſich, außer Edeſſa, die einſtige Hauptſtadt Syriens unter den Seleuciden, das in reizender Gegend liegende, vormals ſo ſchöne und üppige **Antiochien**, mit deſſen Einnahme einſt die Araber des Khalifen Omar die Eroberung des ganzen Landes beinahe vollendeten, und das ihnen, in Bezug auf üppige Weichlichkeit, faſt eben ſo verderblich geworden wäre, wie vormals Capua und Campanien dem Hannibal und ſeinen Kriegern.

Und mit Boemund und ſeiner Eroberung wollen wir die Erzählung, und die ganze Abhandlung mit dieſen vergleichenden Bemerkungen ſchließen.

Bei den Arabern in der Periode ihrer erſten Begeiſterung war das Immaterielle, war Glaube und Religion das Höchſte; Beſitzthum, Land und Genuß ſahen ſie als die würdige und gerechte Belohnung ihres Eifers für den Islam an, und ſo ungerecht ihre meiſten Eroberungen waren — eigentlich iſt es jede zu allen Zeiten — wähnten ſie doch in der Fieberhitze des Fanatismus: ſie hätten volles Recht; und wenn Khaled, das Schwert Gottes, grauſam wüthete, däuchte es ihm das edelſte und gottgefälligſte Werk. Den Normannen dagegen war das Erſte: individuelle Freiheit, Beute und Beſitz. Für dieſe Güter kämpften, nach dieſen ſtrebten ſie, unbekümmert: ob immer mit Recht, oder nicht. Die Religion, der ſie früher anhingen, war durchaus eine Religion des Heldenmuths und der Todesverachtung; aber ſie forderte nicht auf, daß ſie mit dem Schwert verbreitet würde. Zwar einzle Fürſten oder Gauen hingen ihr hartnäckig an; aber das beſeelende Prinzip Aller war ſie nie. Auch vertauſchten die Normannen leicht ihre alten Götter mit dem Glauben an den Dreieinigen, an die Maria und die Heiligen, wenn ſie nur dabei gewannen und in ihrer Thatkraft nicht beſchränkt wurden. Noch mehr als Religion galt ihnen, im germaniſchen Geiſte, Perſönlichkeit und Familienehre, für die ſie ſich oft blutig befehdeten, und ſpäter das, auf ſie gegründete, nicht ſelten drückende Feudalſyſtem, welches die Araber nicht kannten. Als ſie Chriſten geworden, ward ihre rohe Tapferkeit gehaltener und geregelter, rechtlicher ihr Beſtreben nach Beſitzthum; jener fromm ritterliche Sinn, wie wir ſahen, ward von ihnen beſonders ausgebildet; aber von Zeit zu Zeit ließen ſie ſich doch durch den Charakter, der ihnen noch von den alten Seeräubern zurückgeblieben, ſogar bei ihren geprieſenſten Unternehmungen, zu großen Ungerechtigkeiten und ſelbſt zu grauſamen Thaten hinreißen.

Die Macht der durch Muhamed und den Islam vereinigten Araber in Aſien ward nach und nach durch die Folgen großer Macht: durch Üppigkeit, Übermuth, Erſchlaffung, innere Zwietracht und Familienhaß zerſplittert, und an die Stelle der einſt gewaltigen Khalifen traten in Aſien auf kürzere Zeit die Mongolen, auf längere die Türken; die nun gleichfalls ihrem unvermeidlichen Schickſal entgegen gehen. Zwar das Innerſte von Arabien blieb noch unverletzt und frei; ſelbſt bis auf den heutigen Tag von Fremden nicht ganz erforſcht; ja von dem Hochlande Jemens aus ſchienen in neuerer Zeit die Wechabis die Kraft und den Ruhm der alten Araber wieder herſtellen zu wollen. Eine Begeiſterung ward ſichtbar, die im Orient ſeit Jahrhunderten nicht mehr bemerkt worden iſt. Aber dieſe Araber ſchwächten die Macht der Osmanli nur zum Beſten eines kühneren Despoten, des Mehemed Ali Paſcha in Ägypten. In dieſem einſt arabiſirten Lande, das in der Folge der Zeit aus der Hand der Khalifen in die der Fatimiden, der Kurden, der Türken und Mameluken übergegangen war, wie in Nubien und im unglücklichen Soriſtan, herrſcht nun jener hartherzige und ſchlaue Barbar, der die gleißende Larve europäiſcher Bildung angelegt hat, größer und beſſer erſcheinend, als er iſt, im Auge der Verblendeten, und von europäiſcher Gewinn- und Habſucht, als Regenten-Muſter laut geprieſen. Die entarteten und zu Sklaven erniedrigten Araber müſſen nun dem großen Landbeſitzer ſeine Äcker bauen, dem großen Monopoliſten ſeine Fabriken beſorgen, dem herrſchſüchtigen Krieger ſeine Schlachten ſchlagen. Aber der Tag iſt nicht ferne, wo ſeine Schöpfungen dahinſinken, wie ſein Ruhm; ſchon iſt er vor dem ruſſiſchen Namen, dem Schrecken des Orients, zurückgewichen, und es kommt wohl die Zeit, wo das Wunderland Ägypten, deſſen kurze Eroberung den Namen Napoleon's mit romantiſchem Schimmer verherrlicht hat, in europäiſche Hände übergehen wird.

Von den andern Staaten der Araber in Afrika, die man gewöhnlich nach dem Raub benennt, der ihr Geſchäft war, und denen zum Schimpf des europäiſchen Namens bis in neuerer Zeit Tribut gezollt wurde, ja deren Korſaren ſelbſt bis an die Mündung der Elbe vordrangen, wo einſt nur ſeeräuberiſche Normannen ſchwärmten: von den Barbaresken iſt ſchon die eine und die wichtigſte in franzöſiſcher Gewalt, und die anderen werden gleichem Schickſale nicht entgehen. Auch wird früher oder ſpäter der Tag kommen, wo ſelbſt Fez, von Nachkommen des Khalifen Ali, und Marokko, von begeiſterten Marabuthen gegründet, in der um ſich greifenden europäiſchen Kultur und Macht untergehen werden.

Die ſkandinaviſchen Reiche dagegen blühen ſeit Jahrhunderten noch fort: von Island aus bis an die Eyder, welche die Grenzen des verwandten Deutſchlands beſpült. Zwar mancherlei, oft traurige, Schickſale haben auch dieſe Länder getroffen, aber ſie griffen nicht an die Lebenswurzel, und die Zeit heilte die Wunden wieder, die ſie ſchlug. Fremde Eroberer vermochten hier nichts, und Schweden trotzte ſelbſt dem glücklichen Helden der neueſten Zeit. — Keine verderblichen Raubſchiffe ſchickt der ſkandinaviſche Norden mehr in ferne Länder, aber friedliche Handelsflotten nach Oſt- und Weſtindien, wo ſelbſt Inſeln ſeinem Scepter gehorchen; und — eine ſchönere Eroberung, als die durch das Schwert! — es ſendet Boten des Evangeliums zu den Heiden und weiſe Männer aus, die Arabiens und Indiens, und überhaupt des Orients Küſten und Länder erforſchen und die Welt mit neuen Schätzen der Natur- und Völkerkunde bereichern.

Chronik der ſchönen Literatur.

68) Neueſtes komiſches Theater, von Louis Angely. Erſter Band. Hamburg 1836. Magazin für Buchhandel, Muſik und Kunſt.

Sechs, franzöſiſchen Originalen entlehnte Luſtſpiele, welche faſt alle mehr oder minder ihre Bühnenwirkſamkeit erprobt haben. Die originellſten davon ſind: „Wohnungen zu vermiethen" (in Frankfurt als Hampelmanniade unter dem Titel: „Herr Hampelmann ſucht ein Logis," zur Darſtellung gekommen) und die Burleske: „Prinz Tutatu," welche ſich durch köſtlichen Unſinn empfiehlt, der, übrigens — Parodie iſt. Auch die übrigen haben (hauptſächlich „der Thurm von Notre-Dame") ächte Luſtſpiel-Elemente, und verdienen, ungeachtet der flüchtigen Behandlung und des Angelysmus jenen Direktionen, welche um kleine Luſtſpiele verlegen ſind, empfohlen zu werden.

69) Don Juan von Öſterreich oder der Beruf. Nach Caſimir Delavigne von Dr. G. N. Bärmann. Hamburg 1836. Magazin für Buchhandel, Muſik und Kunſt.

Über den poetiſchen Gehalt dieſes Drama's wurde bereits in den Nummern 253—261 des Phönix vom vorigen Jahre ausführlich berichtet. Es bleibt demnach hier nur zu bemerken übrig, daß der Überſetzer ſeine Arbeit mit Fleiß und Liebe gefertigt und ſich zugleich den Anforderungen der deutſchen Bühne möglichſt zu accomodiren geſucht.

70) Der Mann des Ruhms oder: Dreißig Jahre aus der Geſchichte Frankreichs. Nach Alexander Dumas von Dr. G. N. Bärmann. Hamburg 1836. Magazin für Buchhandel, Muſik und Kunſt.

Ein Effektſtück, — welches, nebenbei geſagt, außer den Knalleffekten auch einzele wirklich poetiſche Schönheiten und zwar deren mehr als das vorgenannte Drama enthält. Die Figuren des Spions und des Lothringers erringen ſich Aufmerkſamkeit, Labrêche das Lächeln des Beifalls. Napoleon und die übrigen Hauptperſonen ſind mehr oder minder im Töpfer'ſchen Anekdotenſtyl gehalten. Die Bärmann'ſche Bearbeitung wird übrigens, ſo fleißig ſie gefertigt iſt, in Deutſchland ſchwerlich ſo viel Senſation erwecken können, als das Dümas'ſche Original in Paris, da viele Details, welche ein franzöſiſches Publikum elektriſiren, einem Deutſchen faſt ſpurlos verſchwinden müſſen. Dem ernſten deutſchen Leſer aber wird es unangenehm ſein, die Welttragödie als Puppenſpiel behandelt zu finden.

71) **Zeit und Stände.** Nach Scribe's und Rougemont's: „Avant, pendant et après," von H. Marr. Hamburg 1836. Magazin für Buchhandel, Muſik und Kunſt.

Herr Marr iſt ein trefflicher Schauſpieler, aber den Takt eines Überſetzers hat er durch die Wahl dieſes ſeichten und in keiner Weiſe irgend ein Intereſſe erregenden Schauſpiels nicht bewährt; in welchem die Erfindung eben ſo matt iſt, als die Charaktere platt ſind, daß man faſt ein Stück aus Iffland's Verfallzeit vor ſich zu ſehen meint. Mag die deutſche Bühne immerhin bisweilen auch bei dem Ausland anpochen, wenn es ſich darum handelt, Stoffe von allgemein-menſchlicher Bedeutung anzupflanzen; Gewäſch, wie das ebengenannte, ſoll ſie jedoch ein für allemale abweiſen.

72) **Zumala-Carreguy oder der Tod des Helden.** Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von G. F. L. S. Stuttgart und Leipzig 1836. Rieger und Compagnie.

Trotz großer Mißgriffe und Verſtöße, welche eine gänzliche Unkenntniß der erſten Erforderniſſe dramatiſcher Poeſie verräth, ja ſelbſt trotz vieler Ungeſchicklichkeit im Sprachlichen, bekundet dies Trauerſpiel doch ein Talent, welchem ein guter Wille beigeſellt zu ſein ſcheint. Die Anlage erlag eben unter dem Stoff, welcher einen gereiften Poeten verlangt, ſchon die Modernität dieſes Stoffes, welche Partheileidenſchaften zuläßt, ja provocirt, iſt eine Sirene für ein noch nicht entwickeltes Talent. Das Weiche und Schwammartige einer ſolchen verwiſchte alle Phyſiognomien der Figuren bis zur Unkenntlichkeit eines ganz Allgemeinen, und gerade bei dem gegebenen Stoffe handelte es ſich doch um friſche Porträtähnlichkeit.

73) **Die Babylonier in Jeruſalem.** Dramatiſches Gedicht von Fr. v. Uechtritz. Düſſeldorf 1836, Schreiner.

Eine „gebildete Sprache" allein iſt noch lange nicht das, was zum dramatiſchen Dichter ſtempelt. Man verlangt von ſolchen (und er ſelbſt verlangt es ja), daß er durch ſeine Compoſition hinreiße, daß er durch Darſtellung der Leidenſchaft erſchüttere, und durch Verklärung des Reinmenſchlichen, das nach den Stürmen der Leidenſchaft übrig bleibt, erhebe. Man verlangt dies, und noch bei weitem mehr. Doch bei weitem weniger findet ſich in dem dramatiſchen Gedicht des Herrn v. Uechtritz, deſſen Mängel man in dem Worte: „Froſt" zu Genüge zuſammenfaſſen kann. Es lag an dem Dichter, uns das Intereſſe des Stoffes nahe zu legen, — er that nichts dafür, — die Rechtsidee zu wecken, — er ſchob ſie hinter den Vorhang einer fataliſtiſchen Verblendung zurück, — wenigſtens die Charaktere zu beleben, — er produzirte ſie bloß als Schatten. In allen ſeinen Figuren iſt weder materielle, noch poetiſche Wahrheit; nur der Prophet, der den Chorus der Tragödie repräſentirt, iſt lyriſch ſchön, ja trefflich gehalten; alles, was an dem Stücke dramatiſch ſein ſoll, iſt blaß, undeutlich, ſchlaff.

74) **König Wilhelm.** Tragödie in fünf Akten von Heinrich Wenzel. Hannover 1836. Hahn'ſche Hofbuchhandlung.

Ein ſeit Kurzem als Lyriker bekannter Dichter hat eine Tragödie geliefert, welche ſeinen Beruf zur dramatiſchen Poeſie unläugbar darlegt, obwohl man in dieſem Trauerſpiel auf manche Unvollkommenheiten ſtößt, welche man jedoch gern nur als Seitenwege betrachtet, von denen der Dichter noch bei Zeiten zurückkommen wird. Zu ſolchen gehört vorzüglich eine Art von Auffaſſungsweiſe, welche auf einem ernſten Studium des großen Britten in Herrn Wenzel's Geiſt überſiedelt ſein mag, und ſich nicht bloß in der äußeren Form, ſondern auch in der Verſchlingung des Cauſalnexus und in der Zeichnung einzelner Charaktere kund gibt, oft ſogar ſelbſt in der Struktur der dramatiſchen Sprache, in gewiſſen Wendungen der Monologe (woran kein Mangel iſt) und der Dialoge. Ein Hauptfehler der Tragödie iſt ferner deren unverhältnißmäßige Breite. Ein Hauptvorzug derſelben dagegen liegt in der Beſtrebung, das innerſte Menſchliche herauszukehren und allen Komödienprüderien tüchtig Widerpart zu halten. Die Cataſtrophe iſt etwas bequem eingeleitet, — durch ein allgemeines Gemetzel, welches mit geringer Mühe hätte vermieden werden können. Bei alle dem iſt in dem Talent dieſes Dichters ſo viel Liebenswürdiges und ſo viel Ernſt, daß man von ihm mit Beſtimmtheit noch ſehr Erfreuliches erwarten darf.

Notizen.

⁂ Die *Nouvelle Minerve* meint unter den 40.000 Prieſtern, die ſich gegenwärtig in Frankreich befinden, wären nicht 100 im Stande, den Hirtenbrief zu verſtehen, den der Erzbiſchof von Toulouſe gegen die Paroles d'un croyant erlaſſen. —

⁂ **Kunſt.** — Bei Schloß in London erſchienen Zeichnungen zu Shakſpeare's Sturm von einem Engländer Selous; der Commentar iſt wie der zu den Retzſch'ſchen Umriſſen, Engliſch, Deutſch, Franzöſiſch und Italiäniſch.

⁂ **Ueberſetzungen.** — Herr von Raumer überſetzt Jared Spark's „Leben und Schriften Waſhington's." —

Eine Auswahl von Uhland's Gedichten erſcheint in italiäniſcher Ueberſetzung von Abbate Negrelli bei Pirotta in Mailand.

⁂ **Ein afghaniſcher Dichter.** — Von Profeſſor Dorn, welcher am 6. Mai d. J. in der ruſſiſchen Akademie Proben aus dem Diwan des afghaniſchen Dichters Abdurrheman (in der Puſchtu-Sprache) vorgeleſen, iſt eine vollſtändige Ausgabe dieſes Dichters zu erwarten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 225. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 22. September.

Herbſtlieder.

Von

Franz Dingelſtedt.

6.

Wohin?

Wie lagert auf den fernen Hügeln
Die Abendſonne mild und klar,
Wie wiegt ſich auf den freien Flügeln
Der Vögel ſchnelle Wanderſchaar!

Und wenn ich glücklich mit euch flöge,
Ihr Segler dort am Himmelsrand,
Dann wüßt' ich wohl, wohin ich zöge,
Dann zög' ich heim in's Vaterland,

Wo ſeiner Sehnſucht alte Klage
Beruhigt das Gemüth vergißt,
Und wo durch trübe Wintertage
Ein inn'rer Frühling warm entſprießt.

Zu ſpät.

Schwinge dich, du müde Biene,
Suchend durch den Thau;
Fliege, Schmetterling, du armer,
Emſig durch die Au.
Werdet in den leeren Gründen,
Wie ihr ſehnt und ſeht,
Eure Blumen nimmer finden —
's iſt zu ſpät!

Herz, mein Herz, ſo ſtrebſt du immer
Nach dem ſüßen Ziel,
Bitteſt, kämpfeſt, ſchwärmeſt, ſtürmeſt,
Alles nur ein Spiel!
Andre haben's weggenommen,
Was du heiß erfleht;
Als du zögernd angekommen, —
War's zu ſpät!

8.

Reiſende.

Da ziehn mit rauſchendem Gefieder
Im Klange lauter Wanderlieder
Viel ſchnelle Vögel hoch dahin,
Und höher über Thal und Hügel,
Getragen auf des Windes Flügel,
Die lichten Abendwolken fliehn.

Von langgezog'nen, weißen Straßen
Erklingt des Poſthorns lockend Blaſen
Und Wagen rollen rings umher,
Im friſchen Weſt die Segel ſchwellen
Und ſtreichen durch die weißen Wellen
Hinab zu dem erſehnten Meer.

Und kann ich nicht mit euren Zügen
In jene Fernen fliehn und fliegen,
Wie's jugendlichem Sinn gefällt,
So ſtürmen durch verhaßte Schranken
Nur um ſo freier die Gedanken
Hinaus in ihre eigne Welt!

9.

Abendbild.

Röthlich durch des Nebels Hülle
Bricht der Sonne letzter Schein.
Und Natur, die herbſtlich ſtille,
Wiegt in lebensſatter Fülle
Ihre müden Kinder ein.
So nach Glücks und Schmerzes Fülle
Sehnt das Herz ſich matt nach Ruh',
Und in wehmuthsvoller Stille
Lächelt durch der Thränen Hülle
Die Erinnerung ihm zu.

10.

Winters Nähe.

Sieh ihn auf den Wolken ziehen,
Stürmiſch-ſchnell und ſchwarz-geballt.
Hör' ihn ſeufzen in den Eichen,
Raſchelnd durch die Blätter ſchleichen,
Brauſen durch den bangen Wald.

Letzte Blume ſchmückt die Erde,
Letzte Sonne wärmt ſie mild;
An der dürren Rebenlaube
Zittert die vergeſſ'ne Traube
Und die Wellen ſchwellen wild.

Raſch das letzte Lied geſungen,
Eh' das Leben ganz entwich,
Eh' in grauen Dämmerungen
Winter Alles kalt verſchlungen,
Blumen, Lieder, Herbſt und mich.

Bilder aus Ireland.

Von Adrian.

III.

Der Jahrmarkt zu Ballynakill.

In vielen Theilen Irelands iſt der Jahrmarkt auf der nächſten Aue der Mittelpunkt aller Zeitrechnung. Das Kalb iſt „vier Wochen nach dem Jahrmarkt“ zur Welt gekommen; der Knabe wurde „ſechs Wochen nach dem Jahrmarkt“ getauft und die Hochzeit wird „acht Tage vor dem Jahrmarkt“ ſein; wenn uns Gott geſund läßt, beſuchen wir euch „nach dem Jahrmarkt.“ Meine Frau? Gott tröſte ihre reine Seele — ſie ſtarb „fünf Monate und drei Tage nach dem Jahrmarkt.“ — Kein Wunder, wenn ein ſo wichtiger Tag die weite Umgebung der Aue in die mächtigſte Erregung ſetzt, das Herz junger Verliebten höher ſchlagen läßt und die Sorgen armer Mütter um ihre heißköpfigen Söhne doppelt ſchmerzlich ſteigert. „Er wird Any Dence wieder ſehen, die Zigeunerin,“ ſeufzt hier eine eigenſinnige alte Mutter: „und was hilft es mir dann, daß ich ihn das ganze Jahr von ihr ferne gehalten?“ Dort ächzt eine Andere: „die Peſt auf den Jahrmarkt! So wahr Gott lebt, Pat kommt wieder mit zerſchlagenem Schädel nach Haus und liegt mir vier Wochen in der Hütte.“

In einer ſolchen Bedrängniß wegen des herannahenden Jahrmarkts zu Ballynakill finden wir die gute Nelly, Owen's Mutter. Jerry war der hübſcheſte Knabe der ganzen Grafſchaft, der Liebling aller jungen Mädchen, der „Stab und Puls“ aller jungen Burſche ſeiner Farbe, der beſte Tänzer und der hitzigſte Fechter, wenn es zu Schlägen kam. Und leider kam es gewöhnlich zu Schlägen, wenn Jerry mit den Seinigen auf der Wieſe erſchien und „ein Tropfen Whiskey“ und „ein unſauberes Wort von den Andern“ die Köpfe heiß machte.

„Jerry, mein Liebling,“ ſagte Nelly den Tag vor dem Jahrmarkt, „ſetze dich zu mir, und laß mit dir reden.“

Jerry wußte recht wohl, was die Mutter mit ihm reden wollte; darum verzog ſich ſein Geſicht in grämliches Düſter und um ſeinen Mund ſpielte ein unwilliger Zug, den man ſonſt ſelten dort ſah.

„Morgen, Jerry, Juwel —“

„Ich weiß 'Alles, Mutter, und es wird nothwendig ſein, daß ich ſogleich nach dem Mais ſehe, denn —“

„Jerry, höre mich! Du gehſt morgen nicht auf den Jahrmarkt.“

„Ich habe verſprochen, dahin zu gehen.“

„Du wirſt deine Mutter hören —“

„Kann nicht, Mutter, mein theures Leben! Verſprochen iſt verſprochen. Bei Jeſu, ich muß gehen, Mutter.“

Die alte Nelly weinte; aber Jerry blieb bei ſeinem Vorhaben.

„Höre, mein Liebling. Was haſt du auf dem Jahrmarkt zu thun?“

Jerry erröthete. Er war keiner Unwahrheit fähig.

„Mein Geheimniß, Mutter, und mein einziges.“

„Wie lange wirſt du dort bleiben?“

„Eine Stunde, höchſtens zwei.“

„Wenn du Wort halten willſt, ſo trinke nicht.“

„Ein Glas, Mutter, keinen Tropfen mehr.“

„Laß die jungen Leute, die ſtets Streit ſuchen.“

„Verſteht ſich.“

„Miſche dich nicht in die Händel Anderer.“

„Verſteht ſich.“

Mit einem Sprung war Jerry aus der Thüre und bald verhallte das heitere Lied des jungen Burſchen auf dem Felde, während die alte Nelly mit Mühe ihren Thränen gebot und der Arbeit in der Hütte oblag.

Der Morgen kam — ein ſo heiterer Maimorgen, wie die ſmaragdne Inſel ſich deren ſelten erfreut. Die duftigen Wege wimmelten bald von geputzten Menſchen und wer von dem Kirchthurme von Ballynakill ſich umgeſchaut hätte, würde ſich im Mittelpunkte eines weiten Kreiſes geſehen haben, in welchen von hundert Wegen, Pfaden und Pfadchen die Strahlen der bunten Menge ſich zu vereinigen ſtrebten.

Dort zieht eine Gruppe von Frauen, die in lebendigem Geſpräche begriffen ſind, unſere Augen auf ſich. Sie haben alle Strohhüte mit breiten Rändern auf; ſie gehen alle barfuß und tragen ihre Schuhe in den Händen; ihre Röcke ſind ſorgfältig aufgeſchürzt, damit der Staub und dann und wann eine Strecke Moorgrund, über welchen der Pfad führt, dem Feſttagsrock nicht ſchade. Unter den Frauen zeichnet ſich Roſa Neille durch ihre koloſſale Geſtalt, durch ihre wahrhaft maleriſche Tracht, durch ihre lebhafte Geſtikulation und die ſtark markirten, männlich ernſten Züge ihres Geſichtes aus. Ihre Stimme war volltönend, glockenrein und kräftig, der imponirende Ausdruck des Geſichts wurde durch die vom Gehen erhöhte Röthe und das Feuer, mit welchem ſie ſprach, beträchtlich gehoben.

„Bei Jeſus, der ſchönſte Morgen, Katty, den meiner ſeligen Mutter Tochter ſeit Jahren geſehen hat.“

„So ſchön, Roſe, als käm' er grade vom Himmel herab. Und wißt Ihr noch, welch ein ſchrecklicher Tag es war, heute vor einem Jahr? Die Wolken hingen bis auf die Grasſpitzen nieder, der Wind heulte, als wäre „der alte Knabe“ auf einer Luſtfahrt begriffen und die Schneeflocken fielen ſo dick und hart nieder, daß man ſie als Kugeln bei'm Kegeln hätte brauchen können.“

„Beſſer, als wenn es Blut geregnet hätte, Katty, Kleinod, wie es heute geſchehen wird.“

„Jeſus, ich hoffe das nicht. Pat Sullivan und Tim M'Auth, meine zwei Vettern von mütterlicher Seite und M'Carthy More meines Bruders Sohn, trabten ſchon vor einer halben Stunde an uns vorüber und ſind gewiß ſchon auf der Wieſe. Ich hoffe, alles geht ruhig ab, wie es ſich unter guten Chriſten geziemt.“

„Ich ſage Euch, gleich nach der Mittagsſtunde geht der Tumult los, und wer das beſte Shilelah führt, iſt oben an und ich weiß, wer das beſte Shilelah führt.“

„Führten beſſer den Roſenkranz, Roſe, als das Shilelah, die wüſten Raufer. Der alte Knabe hole ſie alle.“

„Alle? Gut, die von der einen Partei mag er alle holen; an denen von der andern will ich aber noch lange meine Freude haben.“

„Ihr haltet es alſo mit den —?“

„Ihr möchtet wiſſen, mit wem ich es halte, Katty?“

„Ihr leſ't den Leuten in der Seele, Roſe! bei Jeſus, Ihr ſeid nicht blos von Fleiſch und Bein, Roſe!“

„Sicher nicht. Hört Katty, und ihr Andern! Die Schweſtertochter des erſten Mannes meiner Tante iſt mit einem Brudersſohn der Tante von Pat Sullivan verheirathet — kann meiner Mutter Tochter für eine andere als die Partei der Sullivans ſein?“

„Bei ſo naher Verwandtſchaft iſt dies nicht anders möglich, Roſe.“

„Wie ſind die Leute ſich nur ſo feind geworden?“ fragte ein Mädchen von Carrig, das luſtig neben Roſe einhertrabte, denn nur Wenige waren im Stande, mit Roſe Schritt zu halten.

„Wie? Iſt das junge Ding aus Connamara?“ verſetzte Roſe, und warf der Dirne einen verächtlichen Blick zu. „Wenn der Sohn deines Großvaters vor vierzig Jahren auf dem Jahrmarkt zu Ballynakill getanzt hat, ſo kann er die erſten Marktſchläge erhalten haben, die es zwiſchen den Sullivans und Authins geſetzt hat.“

„Lange her, Roſe Neille, Süße! Aber bitte, wie begann der Hader der beiden Familien?“

„Wie? Mit Schlägen.“

„Aber weßhalb?“

„Runde Antwort, Kleine, und kurz, wie Maisſtroh. Höre! Ein Huhn pickte Hafer, da, wo es nicht hin gehörte. Folgt daraus, daß man da, wo man nicht hin gehört, nicht picken ſoll, verſtehſt du, junge Dirne? Gut. Ein Bube von den Sullivans ſah den Dieb und ſchlug ihm mit ſeinem Stocke ein wenig auf den Schwanz. Das Huhn, das ohne Zweifel ſchon krank war, ſtarb auf der Stelle. Eine Frau von den Authins, welcher das Huhn gehörte, nahm dem Buben den Stock und prügelte ihn, ſeine Mutter ſah dies, eilte herbei, um ihm zu helfen, und die zwei Weiber boxten ſich. Die Sache ging natürlich nicht ohne einiges Geſchrei ab, die Männer hörten's und kamen mit ihren Knitteln und nahmen Partei für ihre Frauen und von dieſer Zeit ſchreibt ſich der Hader der beiden Familien her.“

„Ein Schimpf und eine Schande für gute Chriſten, um einer ſolchen Lumperei willen ſich vierzig Jahre lang anzufeinden und zu prügeln. Haben die Leute nichts Beſſeres zu thun?“

„Bei dem Kreuze,“ ſagte Roſe, „ſie prügeln ſich nur, wenn ſie nichts Beſſeres zu thun haben, und ſo war's immer auf der heiligen Inſel, ihr Kinder, und ſo wird es bleiben, ſo lange dieſer Edelſtein des Ozeans auf den blauen Waſſern ſchwimmt.“ (Forts. f.)

Kunſtbericht aus Dresden.

(Im Auguſt.)

Ich bin ſeit einigen Tagen in Elb-Athen. — Elb-Athen! — Es muß eine beſchränkt ſelige Zeit geweſen ſein, wo man an ſolchen Vergleichungen ſeine Freude hatte. Dergleichen zu erfinden, war leicht. Man miſchte einen Theil Begeiſterung und einen Theil Selbſtliebe zuſammen, und die Vergleichung war fertig. Über dieſe Periode pedantiſcher Selbſtgenügſamkeit ſind wir jetzt glücklich hinweg. Und doch iſt Dresden hinſichtlich der Kunſt ein wahres Athen gegen das böotiſche Leipziger Land. Hier hab' ich vergebens geſucht, was den Kunſtmenſchen in mir erquicken und beſeligen konnte, während ſich dort der Kunſtgenuß ſo häufte, daß ich verſucht wurde, die nahen Schönheiten der Natur darüber zu vernachläſſigen.

Was die hieſige Bildergallerie für Kunſtſchätze in ſich ſchließt, iſt bekannt, aber es koſtet ſelbſt einem umſichtigen und gewandten Blick Mühe, ſich ſchnell darin zurecht zu finden und den Weizen von der Spreu zu ſondern. In den letzten Jahren iſt allerdings viel geſchehen, um die Überſicht zu erleichtern, aber die rechte Ordnung fehlt, und noch immer muß man die Bilder eines Meiſters in den verſchiedenſten Zimmern zuſammen ſuchen. Vielen Gemälden von nur mittelmäßigem Kunſtwerth hat man die ſchönſten Plätze in den unteren Bilderreihen zugewieſen, während die beſſern, und unter ihnen nicht ſelten wahrhafte Meiſterſtücke, ſo hoch hängen, daß ſie das Auge nicht erreichen kann, oder an Stellen, wohin niemals ein Lichtſtrahl fällt. So hängen einige treffliche Oſtade's an einer völlig im Schatten liegenden Wand zwiſchen zwei Fenſtern, wo man nichts weniger, als etwas Gutes ſuchen würde. Alter, Staub und Feuchtigkeit haben ſehr viele Gemälde verdorben und unſcheinbar gemacht, andere ſind hier und da mit Kalk beſpritzt, in noch anderen bemerkt man ſogar Riſſe und Löcher in der Leinewand, worauf ſie gemalt ſind. So bedürfen ſie faſt durchgängig der Reinigung und Wiederauffriſchung, die man nicht mit Übermalung verwechſeln möge. Nur ſelten bekommen einzelne einen Firniß, und zwar meiſtens nur auf dringendes Anſuchen der Künſtler, denen man die Erlaubniß ertheilt hat, ſie zu copiren oder zu lithographiren, wie dies bei einigen holländiſchen Kleinmeiſter-Bildern, die zu den Perlen der Sammlung gehören, auf Veranlaſſung des bekannten Lithographen Hanfſtängel geſchehen iſt. Dazu kommen die vielen hohen, unförmlichen Gerüſte, die aus einigen Sälen nie verſchwinden, und, da meiſtens nur die Hauptbilder und Prachtſtücke der Sammlung copirt werden, faſt zu keiner Zeit das ungehinderte Anſchaun derſelben geſtatten. Lauter Übelſtände, denen wenigſtens theilweiſe leicht abgeholfen werden könnte, Das Antiken-Kabinet iſt in dieſer Hinſicht beſſer beſtellt. Seine Säle ſind durch den eben ſo geſchickten als kenntnißreichen Architekten Prof. **Semper** mit Wandmalereien nach antiken Muſtern ausgeſchmückt, und gewähren einen heiteren, freundlichen Anblick. Anordnung und Aufſtellung der verſchiedenen Sculpturwerke verrathen Einſicht und Geſchmack und erleichtern die Überſicht ungemein. Nur iſt zu bedauern, daß man auch hier in dem Gefühl für Schicklichkeit und Anſtand ſo weit gegangen iſt, die gewandloſen Körper männlicher Statuen auf altbekannte Weiſe zu verhüllen, wodurch der Eindruck des Geſammtbildes nothwendig geſchwächt wird.

Ich verlaſſe jedoch die Gegenſtände älterer Kunſt, um zu den Erſcheinungen der Gegenwart überzugehen.

Wir treten in den langen Saal der Brühl'ſchen Terraſſe ein, nachdem wir uns vorher eine Einlaßkarte gelöſ't und ein gedrucktes Verzeichniß gekauft haben. Wir befinden uns in den geweihten Räumen der Kunſtausſtellung. Eine Kunſtausſtellung in Dresden! — Wahrlich ich möchte den kennen, deſſen Herz bei dieſen Worten nicht ſtärker ſchlüge. Aber man trete näher! — Gewiß ſpricht man an allen öffentlichen Orten, in den Kafferhäuſern und Reſtaurationen, an den tables d'hôte, auf den Spaziergängen und in den Geſellſchaftsſälen von all' dem Schönen, was dieſe Ausſtellung darbietet? Man irrt ſich. — Die diesjährige Bilderſchau ſcheint bei den Einheimiſchen keinen rechten Anklang zu finden; man befriedigt ſeine Neugierde, bewundert dies oder jenes wohlgetroffene Porträt, und überläßt es dem Fremden, ſich zu erfreuen oder zu betrüben und Betrachtungen über den Zuſtand der Kunſt in einer Stadt anzuſtellen, wo es an Gelegenheit nicht fehlt, im Anſchaun geprieſener Meiſterwerke ſeinen Geſchmack, wie ſeine künſtleriſchen Anlagen auszubilden.

Der Ausſtellungsſaal, nach Norden gelegen und durch Querwände von leichtem, gründetünchtem Fachwerk in mehrere neben einander liegende Räume abgetheilt, gewährt den aufgehängten Bildern das günſtigſte Licht. In den erſten Abtheilungen begegnen uns die verſchiedenen Probearbeiten von den Zöglingen der hieſigen und Leipziger Kunſtakademie, die bei weitem mehr als die Hälfte des 423 Nummern umfaſſenden Verzeichniſſes einnehmen. Die Probearbeiten der unterſten Klaſſe ſind ſämmtlich nach Muſterzeichnungen und Gemälden, die der mittleren nach Gypsmodellen angefertigt, während die Studien der oberſten Klaſſe theils aus Zeichnungen nach der Natur und dem lebenden Modell, theils aus eigenen Compoſitionen in Kreide oder Öl beſtehen. Zu den letztern gehört die von **Rolle** geſchickt componirte und in Öl kräftig und rein ausgeführte Arabeske, die vier Stufen des menſchlichen Alters darſtellend, ſo wie ein Chriſtus am Kreuz von **L. Arnold**, worin ſich ein Streben nach dem Ausdruck innerer Gefühle und eine lobenswerthe Behandlung der Gewänder kund gibt. Die Akt-Darſtellungen ſind vorzüglich ſauber und ſorgfältig ausgeführt. Die von den Zöglingen der Bauſchule herrührenden architektoniſchen Entwürfe beſchränken ſich nicht auf die bloßen Grund-, Auf- und Durchſchnittsriſſe, ſondern führen uns in einer zuſammenhängenden Reihe von Zeichnungen die ganze Entwicklung des Bauwerks von dem erſten Grundriß bis zur vollſtändigen Ausführung und Darſtellung deſſelben in der landſchaftlichen oder ſtädtiſchen Umgebung vor die Augen und gewähren dadurch ein mehr als gewöhnliches Intereſſe. Durch die Betrachtung aller dieſer Studien erhält man Gelegenheit, einen anziehenden Blick in die Art und Weiſe des hier herrſchenden Unterrichts, wie in den Bildungsgang der Zöglinge zu thun, obgleich ſie an ſich wenig geeignet ſind, einen Maßſtab für die künſtleriſchen Anlagen der Letzteren und ihre künftigen Leiſtungen abzugeben. Denn nicht immer ſteht die ſpätere künſtleriſche Ausbildung der Schüler mit der Zweckmäßigkeit des vorbereitenden Unterrichts im entſprechenden Verhältniß. Man copirt hier noch zu viel und ſchadet dadurch gewiß nicht ſelten der freien Entwickelung des Talents und ſeiner Produktionskraft.

Öffentliche Blätter werden nicht verfehlen, das einzelne vorhandene Gute, mit Verſchweigung des Schlechten, in's gehörige Licht zu ſtellen und mit dem blendenden Nimbus geiſtreicher Redensarten zu umkleiden, man wird ſich dadurch täuſchen laſſen und von dem Geſammtwerth der ausgeſtellten Werke und dem Standpunkt der Kunſtentwickelung, den ſie beurkunden, einen falſchen oder mangelhaften Begriff erhalten. (Schluß folgt.)

Notizen.

⁂ **Parcival.** — Nachdem **San-Marte** 1833 einen Proſaauszug aus Wolfram von Eſchenbach's Parcival mit eingemiſchten Proben einer Ueberſetzung, hat er nun eine meiſterhafte Uebertragung des ganzen Gedichtes herausgegeben, welcher, wie Karl **Roſenkranz**, gewiß einer der competenteſten Richter darüber, verſichert, nur die **Nibelungen** von Simrock zur Seite geſtellt werden können. Ueber das Gedicht ſelbſt, welches, wie R. bemerkt, „alle Gegenſätze des Mittelalters in ſich zuſammenknetet,“ äußert derſelbe u. a. Folgendes: „Parcival geht von einer ahnungsreichen Naturpoeſie in die Verſtändigkeit des Weltlebens, von dieſem zur Anſchauung räthſelhafter Myſterien, einer höhern Welt in der Welt, eines wirklichen Jenſeits im Dieſſeits, von da zum Zweifel an Gott, zum Kampf mit dem Zweifel und endlich zur Verſöhnung und Stätigkeit über. Eben dieſe Phänomenologie des Bewußtſeins hat Wolfram mit der tiefſten Anſchauung ergriffen und ſich durch dieſe pſychologiſche Geneſis in der Sphäre der damaligen Romantik die höchſte Stellung errungen. Es iſt bewunderungswürdig, mit welch' tiefem Takte er die jedesmaligen Wendepunkte accentuirt, und in welch' ſchönem Maß er diejenigen Geſtalten behandelt, welche Träger von einſeitigen Richtungen ſind, die ſich in Parcival's Vollleben zur Totalität zuſammenſchließen: die heilig verklärte Sehnſucht der in Liebestreue zerſchmelzenden Sigune, die reizende Orgeluſe, der mönchiſche Trevrizent, der ritterliche Gawan u. ſ. w. In dieſem **Werken** einer Geſtalt, indem ſie mit ſchon fertigen ſich berührt, in dieſer Verdichtung der Welt zu einem Individuum, man möchte ſagen, in dieſem Prozeß einer beſtimmten Menſchwerdung liegt nun, wie wir glauben, das **Weſen des modernen Romans**.“ —

⁂ **Jeanne d'Arc.** — Bei angeſtellten Nachſuchungen zu la St. Chapelle fand man die **Originalſchriften des Prozeſſes der Jungfrau von Orleans**. Am Rand ihres Verhörsprotokolles iſt ihr Porträt gezeichnet, das ohne Zweifel der Greffier in einem müſſigen Augenblick machte und das ſeitdem allen Porträts der Jeanne d'Arc als Muſter diente. (Ausl.)

№ 226. 1836.

Phönix.

Freitag, 23. September.

Bilder aus Irland.

(Fortſetzung.)

Da lag nun die Aue, auf welcher der Markt gehalten wurde, in ihrer ganzen bunten Herrlichkeit; der Zug machte Halt und das Toilettengeſchäft begann. Die Strümpfe und Schuhe wurden angezogen, die Unterröcke und Überkleider aus ihren Banden erlöſ't, die Haare geſtrichen und gelockt, Bruſt- und Umſchlagtücher regelrecht umgehangen und dann wechſelweiſe Muſterung vorgenommen. Als alles in der Ordnung war, betrat man den Schauplatz der Luſt einer halben Grafſchaft und eines ganzen Tages, und miſchte ſich in das bunte Getümmel von Bekannten und Unbekannten.

Hinter einer großen Krämerbude ſtand ein Pärchen — vielleicht das hübſcheſte, das die ſmaragdene Inſel aufzuweiſen hatte. Die Unterhaltung der zwei Liebenden war nicht heiter. Jerry ſchien zu grollen und Mary, die ſchöne Mary weinte heiße Thränen aus ihren Kornblumenaugen.

„Glaube mir doch, Jerry, mein Liebling,“ ſagte ſie mit dem ſeelenvollſten Tone der Liebe.

„Habe ja ſo lange geglaubt, dir allein geglaubt, aber es iſt nun aus — ich weiß, du betrügſt mich, ihr betrügt mich Alle.“

„Willſt du einen Schwur, daß man dich unrecht berichtet hat?“

„Schwüre — Worte — Wind! Es gibt nur einen Ort, wo ich dir noch glauben werde — nur ein Wort, das ich von dir noch hören will und jener iſt der Platz vor dem Altar, dieſes dein Ja an der heiligen Stätte. Die Gelegenheit, dies heimlich zu vollbringen, habe ich dir angegeben und nun deinen Entſchluß!“

„Höre, Jerry Owen, ich thue nichts ohne, noch weniger etwas gegen den Willen meiner Eltern. Dergleichen bringt auch niemals Glück. Noch iſt nicht alle Hoffnung verloren — und wäre ſie's, ſo will ich eher zehn Klafter unter die Erde verſinken, mich eher von ihnen umbringen laſſen, als ein Andrer einen Ring an meine Hand ſteckt. Mein Leben iſt dein, dein mein Herz, meine Treue dein auf ewig.“

Mary entſchlüpfte, denn einige Bekannte Jerry's nahten. Jerry ließ ſich bereden, mit ihnen in ein Zelt zu gehen, um „einen Tropfen Bergthau“ zu koſten. Der Tropfen ſchmeckte gut und ein zweiter folgte. Jerry's Zeit war längſt vorüber, das Gläschen, das er ſich verſprochen hatte, getrunken; das Geſchäft, das ihn vor allem hierher geführt, war abgethan. Dennoch zauderte er noch. Wie ein Zentner Blei hing es an ſeinen Füßen. Er konnte Mary ja noch einmal ſehen, ſprechen, überreden. Ach, er hatte ihr noch ſo viel zu ſagen, der arme Jerry. Vor einer Stunde hatte er ſie hinter der Bude geſehen, und ſchon ſchien es ihm eine Ewigkeit, ſeit er in ihr ſüßes Auge geſchaut.

Ein mächtiger Lärm weckte Jerry aus ſeinem Sinnen und Träumen. Roſe ſtürzte in das Zelt, ihre Augen glühten, dunkler Purpur bedeckte ihre herben Züge, und die ſchwellenden Lippen waren leichenblaß. Die ſchwarzen Haare flogen wild um den braunen Nacken und die halb entblößte Bruſt, die ungeſtüm empor wogte.

„Da iſt er!“ rief ſie faſt athemlos, und fünf bis ſechs junge Männer, die ihr gefolgt waren, umringten Jerry. Aller Augen flammten, jede Hand hielt das Shilelah krampfhaft umklammert.

„Was iſt's, Goldſeelen, Honigherzen? Was wollt ihr, Lieblinge?“

Der eine der jungen Männer wollte ſprechen. Roſe drängte ihn mit einer kräftigen Bewegung des Armes zurück und ſtellte ſich vor Jerry.

„Kann ich vor Zorn ſprechen, Jerry Owen, Liebling? Hat mein Zorn Worte und haben meine Worte Klang und Ton? Werde ich ſagen können, was ich hörte? und wirſt du hören können, was ich ſage?“

Jerry riß ſich los und ein entſetzlicher Fluch brauſte über ſeine ſchwellenden Lippen.

„Willſt du meines Vaters Sohn toll machen, Weib? Meiner Mutter iſt kein Unglück begegnet?“

Roſe ſchüttelte den Kopf und lächelte wild.

„Mary Sulliv —“

Das Wort ſtockte dem jungen Menſchen in dem Munde, als Roſe bei dieſem Namen mit einer mächtigen und plötzlichen Bewegung des Armes nieder fuhr und ihren Zeigefinger auf ſeine Schultern legte.

„Das iſt's!“ rief ſie mit Heftigkeit und ſah den erbleichenden Jerry mit ihren großen Augen durchdringend an.

„Das iſt's!“ wiederholte ſie, „ein Authin wagt es, Mary Sullivan zu beſchimpfen!“

„Zu beſchimpfen? Mary Sullivan? Sage mir das noch einmal, Roſe — nur noch einmal laß mich's hören und die Schädel der Authin's ſollen das Echo deiner Worte abgeben.“

Einer der Begleiter des rieſigen Weibes wollte abermals ſich zum Sprecher aufwerfen, aber Roſe ſchloß ihm durch einen flammenden Blick den Mund.

„Höre, Jerry Owen, du mußt alles wiſſen,“ ſagte ſie und leerte eins der auf dem Tiſche ſtehenden Whiskeygläſer: „Tim Authin und ſein Bruder Pat und ihre Vettern Daniel Nesha und John Maraugh ſtanden vor Gilly Gayway's Zelt und als Mary Sullivan mit einer Freundin die Budengaſſe herab kam, rief Daniel Nesha — ich ſtand nur drei Schritte davon und hörte jedes Wort — den Andern zu, ob er wiſſe, wo Mary Sullivan wohl die ganze Stunde hingebracht habe? worauf Pat Authin verſetzte, er habe ſie hinter einer großen Krämerbude mit einem Bettelbuben von Malday ſchön thun ſehen, worauf die übrigen Burſche ein unermeßliches Gelächter aufſchlugen. Mary Sullivan aber eilte bitterlich weinend und ſchluchzend davon.“

Jerry ſtand einen Augenblick, wie Jemand, der mit einem ſchweren Entſchluß kämpft. Das Verſprechen, das er ſeiner Mutter gegeben, ging wie ein trauernder Schatten an ſeinem Geiſte vorüber, aber jeder Gedanke machte bald dem einzigen, daß er die Schmach der Geliebten zu rächen habe, Raum, und er ließ ſeinen Shilelah um ſeinen Kopf ſauſen und ſprang dreimal wild wie ein angeſchoſſener Eber in die Höhe und rief dann:

„Die Sullivan's hoch! Die Sullivan's für immer! Nieder mit den Authin's!“

„Nieder mit den Authin's!“ hallte die tiefe, klangreiche Stimme der Roſe.

„Nieder mit den Authin's!“ jubelte die Schaar der Burſche, welche theils mit Roſe in das Zelt gekommen, theils von dem Vorfall benachrichtigt, ſich den Freunden während der obigen Scene angeſchloſſen hatten.

Der Zug der jungen Burſche ging die Budenreihe hinab. „Nieder mit den Authin's! Die Sullivan's für immer!“ ſchrie es aus vierzig Kehlen und die Hüte flogen in die Luft und die Shilelahs brauſten pfeifend über den Köpfen und die Kampfluſtigſten ſprangen wie luſtige Böcke in die Höhe.

Die Authin's, die von dem Anrücken des Feindes ſchnell Kunde erhielten, ſammelten ihre Kräfte und boten den Sullivan's die Stirne. Der erſte Anprall war fürchterlich. Die Authin's wurden dreißig Schritte zurückgeworfen, erholten ſich aber raſch von dem Schrecken und ſchlugen um ſo wilder auf ihre Gegner drein. Jerry kannte nur einen Feind in den Reihen der Authin's. Es war Pat Authin. Erſt bei dem neuen Andrang der Gegner ward Jerry ſeiner anſichtig.

„Her, Schurke,“ brüllte er ihm zu, und ſchwang ſeinen Knittel. „Her, Schurke! Her, Ehrendieb und Verläumder! Mit deinem Leben ſollſt du deine Läſterung büßen!“

Jerry's Knittel flog nieder, traf aber den Kopf eines Andern, der ſich zwiſchen die beiden werfen wollte und blutend zur Seite taumelte. Jerry und Pat wurden durch Kämpfenden getrennt, und nach zehn Minuten war der Sieg entſchieden. Die Authin's hatten die Wieſe geräumt und in Erwartung einer günſtigern Gelegenheit zur Rache ſich zerſtreut. (Fortſ. folgt.)

Kunſtbericht aus Dresden.

(Schluß.)

Die vorhandenen hiſtoriſchen Darſtellungen genügen im Ganzen nur mäßigen Forderungen und machen den Wunſch rege, daß man dieſem wichtigſten Zweige der Malerei tüchtigere Studien zuwenden und dabei vor allen Dingen die Anſprüche der Gegenwart berückſichtigen möge. Es iſt auf dieſem Gebiete kein Heil zu erwarten, ſo lange man noch an den altteſtamentlichen Stoffen untrennbar haftet und die an großartigen Ereigniſſen und Thaten unerſchöpflich reiche vaterländiſche Geſchichte und die ſie feiernde Poeſie für nichts achtet. Alles Ankaufen der Bilder von Seiten der Kunſtvereine iſt fruchtlos; und jene Verirrung wird erſt aufhören, wenn wir wieder eine Geſchichte erhalten, uns der Vergangenheit nicht ſchämen und anfangen, die Neigungen und Kräfte der Künſtler zu öffentlichen Zwecken zu verwenden. Bileam und ſeine Eſelin, von Hartmann, Moſis Gebet bei der Amalekiter-Schlacht, von Jäger, Müller's Auszug der Tyroler, und die beiden Geſtalten des Ritters und der Nonne, von dem Fräulein Seidler ſind, ſo verſchieden ſie auch in anderer Beziehung ſein mögen, hinſichtlich des Colorits, nicht ohne Verdienſt. Sie verzichten aber ſämmtlich auf den Anſpruch, hiſtoriſche Compoſitionen zu ſein. Dieſen Namen verdienen vielmehr die von dem Prof. Rietſchel erfundenen und gezeichneten zwölf Entwürfe zu dem Fries in der Aula des neuen Univerſitätsgebäudes zu Leipzig, die die Kulturgeſchichte des Menſchengeſchlechts nach ihren verſchiedenſten Richtungen in lebendig anſchaulichen Zügen darſtellen. Unter den Bildniſſen nimmt das treffliche mit lebendiger Auffaſſung des natürlichen Vorbildes und mit ſchöner Gewandlegung kräftig und klar gemalte Porträt des Prälaten von Oſſeg in Böhmen, von dem Prof. Vogel die erſte, wie überhaupt eine bedeutende Stelle ein.

Das Atelier des zuletzt genannten Künſtlers, von ihm ſelbſt gemalt, ſtellt den Bildhauer David aus Paris dar, wie er eben beſchäftigt iſt, im Beiſein mehrerer Kunſtfreunde, die Büſte L. Tieck's nach dem Leben zu modelliren. Unter den auf dieſem Bilde in ganzer Figur befindlichen und treu nach dem Leben copirten Perſonen bemerkt man außer dem Maler, Tieck und deſſen Tochter Dorothea noch den verſtorbenen Hofrath Böttiger, den Prof. Rietſchel und den Hofrath Carus. Was man auch über dieſes Bild ſagen möge, die aufgeſetzten Lichter ſind zu grell und kalt, mehrere Figuren, namentlich die des Kindes und der jungen Dame, ermangeln der natürlichen Grazie der Bewegung, und einzelne Gewandtheile ſind mit einer Angſtlichkeit behandelt, die bei den ſonſtigen Vorzügen dieſes Bildes hinſichtlich der Malerei ſtörend einwirkt. Unter den von Hanzſch eingelieferten Genrebildern zeichnet ſich ſowohl wegen der trefflichen Motive, als wegen augenfälliger Verdienſte in der Zeichnung und Farbengebung das Innere einer ſächſiſchen Dorfſchule vorzüglich aus. Wir ſehen hier einen alten Schulmeiſter, wie er eben über eine Rotte ungezogener Buben und Mädchen ſtrenges Gericht hält. Außerdem nennen wir noch aus dieſem Kreiſe den kleinen Schornſteinfeger, von Georgi, ein Koſackenbivouak, von Schneider und den italiäniſchen Schiffer, der ſein Mädchen durch Muſik weckt, von dem Prager Maler Pollack in Rom. In den beiden Genrebildern von Moſt erkennt man den Maler der böhmiſchen Schenke nicht wieder.

Verhältnißmäßig iſt in dem genannten Fache das meiſte Gute geleiſtet worden, am reichlichſten ausgeſtattet jedoch iſt das Gebiet der Landſchaftmalerei. Die verſchiedenſten Gegenden des europäiſchen Nordens und Südens haben den Malern zu ihren Bildern geſeſſen; dieſe haben aber meiſtens nur als Proſpecte und Veduten einigen Werth, oder gehören in die Kategorie landſchaftlicher Naturſtudien. Faſt allen fehlt es an jener allgemeinen Harmonie der Licht- und Luftbetonung, in welcher die verſchiedenen Lokaltöne und Tinten allein ihre Löſung und natürliche Verſchmelzung finden können; auch ſcheut man noch die Farben zu ſehr, führt den Pinſel mit zu großer Peinlichkeit und berechnet ſelten den Standpunkt, von dem aus der Beſchauer das Bild zu betrachten habe. Dies kann man ſelbſt von den Dahl'ſchen Landſchaften ſagen, die doch in der That von einer großartigen Anſchauung der norwegiſchen Natur Zeugniß ablegen, aber dennoch weder in der Wärme des Kolorits, noch in der Wahrheit der Luftbetonung, die das natürliche Zurücktreten der Gegenſtände bedingt, allen Anforderungen genügen. Zu den beſſeren Landſchaften gehören außerdem fünf Anſichten ſüditaliäniſcher Gegenden, von Goldſtein, die umfangreiche, durch einzelne Schönheiten ausgezeichnete Darſtellung einer Iſargegend, von Zimmermann, ferner die italiäniſchen Architekturlandſchaften, von Kummer und Werner, ſo wie einige andere von Etzdorf, Öhme und Wagner. Die ſentimentalen Landſchaften Friedrich's ſind außer Cours gekommen und ermüden am Ende durch ihre häufige Wiederkehr und die darin ſich kundgebende Abſichtlichkeit des Gefühlsausdrucks.

Zu den bemerkenswertheſten Gegenſtänden der Ausſtellung gehören einige Kupferſtiche: „St. Georg," nach der meiſterhaften Originalcompoſition Schwanthalers mit bewundernswürdiger Kraft, Reinheit und Beſtimmtheit des Grabſtichels ausgeführt von Amsler, und der bethlehemitiſche Kindermord, nach einer Originalzeichnung Raphael's, von Moritz Steinla.

Unter den vorhandenen Blumen- und Fruchtſtücken macht ſich eine Weintraube, von Starke, bemerklich, die ein ſchönes Talent für dergleichen Darſtellungen an den Tag legt.

Mehrſeitiges Intereſſe erregen die von dem Bildhauer David in Paris in Medaillen-Form angefertigten Relief-Portäts der Herren von Lindenau, Tieck, Rietſchel, Carus, Beranger und Böttiger, vor allen aber die coloſſale Büſte Tiecks, von demſelben Künſtler nach dem Leben modellirt und in Marmor ausgeführt in jener effektvollen, geiſtreichen Manier, die den Schöpfungen dieſes weltberühmten Bildners ihren vorzüglichſten Werth gibt. Auch verdient die kleine Büſte des Dr. Hahnemann, nach einem Modelle David's, von deſſen Schüler A. Straube in Bronze ausgeführt, nicht überſehen zu werden. Die Büſten des verſtorbenen Königs Anton und der Prinzen Maximilian und Johann von Sachſen nach dem Leben modellirt und in Gyps ausgeführt, von Rietſchel, zeigen zwar nicht das geiſtreiche, freie Gepräge der David'ſchen Kunſtmanier, aber ſie entſchädigen dafür hinlänglich durch die einfache, naturgetreue Charakteriſirung der Geſichtsformen und geiſtigen Eigenthümlichkeiten ihrer lebendigen Vorbilder. Die Zöglinge der Kunſtakademie, aus der Abtheilung für plaſtiſche Arbeiten, unter welchen ſich auch Ausländer befinden, haben ebenfalls verſchiedene Proben ihrer künſtleriſchen Ausbildung eingeliefert. Sie beſtehen theils in Akten und Büſten nach der Natur modellirt, theils in Copien nach plaſtiſchen Vorbildern, theils in ſelbſt erfundenen und ſelbſt modellirten Statuen, und tragen die erfreulichſten Spuren von dem Einfluß eines eben ſo zweckmäßigen als gedeihlichen Unterrichts an ſich.

Chronik der ſchönen Literatur.

75) Dioskuren für Wiſſenſchaft und Kunſt. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Th. Mundt. 1r Bd. Berlin, Veit und Comp. 1836.

Nicht bloß aus den in der Widmung an Varnhagen von Enſe deutlich ausgeſprochenen Worten des Herausgebers, ſondern hauptſächlich aus dem Geiſte der mitgetheilten Aufſätze ergibt ſich der löbliche Zweck, durch dieſe Schriften in bunter Reihe, welche ein neues periodiſches Unternehmen einleiten, gemeinſame Beziehungen in der Literatur herzuſtellen, ein Streben, welches um ſo größere Anerkennung verdient, da das Bedürfniß einer Mittelmacht zwiſchen dem Journalismus und der ſchweren Artillerie der Literatur, die der Vorſpann bedarf, fühlbar wird, für's Publikum, damit es von erſterem nicht geſprengt, und von der zweiten nicht niedergefahren werde, für die Schriftſteller, damit ſie ſich nicht vorzeitig einerſeits zerſplittern, anderſeits nicht feſtfahren.

Den Inhalt des erſten Bandes bilden:

Reiſe nach Tivoli, von K. F. v. Strombeck, Bruchſtück aus dem Tagebuche dieſes geiſtreichen Beobachters,' deſſen feine claſſiſche Bildung ſich mit Natur, Kunſt und Volksleben in Italien befreundet hat. — **Convent der fünfhundert Hageſtolzen**, von L. Schefer. Ein lyriſches Faſtnachtsſpiel, voll Sinnigkeit und liebenswürdiger Spitzbüberei; ein rechter Herzensſchwank, im Geiſt des Hans Sachs. Hier und da ſtreifen C. M. v. Weber'ſche Klänge darüber und hindurch. — **Ein Abend bei Göthe**, von H. **König**, bringt einen unerfreulichen Eindruck hervor; es iſt zu viel Scheinleben und Abſicht daran und darin, nirgends rechte Aufrichtigkeit, ein Erhaſchen, Erſchnappen und wechſelſeitiges Foppen; dabei einige Indiscretion. — Sehr intereſſant iſt die Mittheilung einer dialektiſchen Unterhaltung zwiſchen **Diderot** und **d'Alembert**, aus dem Nachlaß des Erſteren, durch K. **Roſenkranz**, nebſt einleitenden Worten über Diderot und den wiſſenſchaftlichen Dialog. — Eine Novelle von Th. **Melas**: „**Das gebrochene Wagenrad**," welche ganz und gar alle Effektbehelfe der neuern Novelliſtik bei Seite wirft, und ſich aus pſychiſch-ethiſchen Motiven ruhig und ſchön entwickelt, iſt als **muſterhaft** hoher Beachtung werth. — Die Briefe W. C. **Meyern's**, des Verfaſſers von Dya-Na-Sore (aus deſſen Nachlaß, 1805—1807), gewähren Blicke in das eigenthümliche Seelenleben eines Mannes, deſſen tiefe Verſtimmung, weniger eine Krankheit, als ein Übermaß von Geſundheit, ein merkwürdiges Phänomen bildet, und eine Menge von Berührungspunkten bildet, an welche ſich die Spekulation unſerer Tage anknüpfen kann. — Die Gedichte von M. **Veit** ſind ungleichen Werthes; das erſte: **das Bild der Fürſtin** (der verewigten Königin Louiſe) wird jedes vaterländiſche Gemüth ergreifen, und auch durch die dem Stoffe angemeſſene Würde der Behandlung (in Canzonenform) äſthetiſch befriedigen. — Eine Novelle von **Herrmann Marggraff**: „Fenſterliebe," empfiehlt ſich durch eine artige Erfindung und lebensfriſche Durchführung als gefälliger Ruhepunkt. — F. A. **Märcker** hat Bruchſtücke aus Adam **Mickiewicz's** „Dziady" überſetzt und in einer Einleitung über deren ebenſo wunderliche als wunderbare Elemente intereſſante Aufſchlüſſe gegeben. Das Ganze iſt großartig angelegt, und die mitgetheilten Fragmente aus dem 3ten Theile ſprechen einen Schmerz aus, den nicht Jeder mitzufühlen und mitzutragen die Kräfte hat. — In den „**Gebirgswandrern**," von **Heinrich Stieglitz**, erfreut uns das männliche Streben des Dichters, ſich aus den Niederungen des Lebens emporzuſchwingen, — gebe Gott, nicht auf die kahle und unfruchtbare Höhe der Reflexion, ſondern zu völliger Palingeneſis! — Die **italiäniſchen Sonnette** von **Karl Meyer** zeichnen ſich durch ungemeine Naturfriſche und edle Form vortheilhaft aus. — **Theodor Mundt** hat einen geiſtreichen Eſſay **über die Sprachverwirrung des deutſchen Geſellſchaftslebens** mitgetheilt, der als Baumaterial zur Regulirung der deutſchen Proſa zu betrachten, keineswegs zu überſehen iſt. — Ein für alle Literaturfreunde ſehr intereſſanter Aufſatz des Herrn Profeſſors E. **Gans**, die Entſtehungsgeſchichte der Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, beſchließt den erſten Band.

---

76) **Drillinge, gefunden im Nachlaſſe eines Trappiſten.** von Dr. **Adolph Lewald**. Freiburg im Breisgau, Waizenegger. 1836.

Der angebliche Trappiſt mag ein Freund von Geiſtesarmuth und Zoten geweſen ſein; weßhalb der Herausgeber die Herausgabe hätte unterlaſſen ſollen. Pfui über ſolche Gemeinheiten, die als Unterhaltungslektüre angeboten werden.

---

77) **Faſhionable Dummheiten.** Humoriſtiſch-ſatyriſche Skizzen aus der Beaumonde, von C. M. **Öttinger**. Hamburg 1836. Magazin für Buchhandel, Muſik und Kunſt.

Wenig Faſhionables, aber viel Dummheit; Karrikaturen, welche ſo übertrieben ſind, daß man für ein Königreich keinen geſunden Witz mehr darin aufſtöbern kann. Warum macht Öttinger ſich par force zum platten Hanswurſt, da er doch Talent genug hat, um ſeinem angebornen Witz den Teint des Humors zu geben? Das iſt zu bedauern.

Notizen.

⁂ **Spanien und Frankreich.** — In einem franzöſiſchen Tagblatt vom 6. d. M. finden wir in zwei Spalten nebeneinander folgende charakteriſtiſche Angaben: „Die **Junte von Granada** hat (unterm 16. v. M.) einen Beſchluß bekannt gemacht," in welchem §. 2. „die Zehnten auf die Hälfte reduzirt und zur Staats-Abgabe erklärt ſind ꝛc.," §. 6. „Alle **Kirchengüter** und Renten für die Staatsbedürfniſſe verwendet werden ſollen ꝛc.," §. 8. „Alle Stol- und ſonſtige Gebühren, die von den Gläubigen zu entrichten waren, abgeſchafft werden, da dieſelben in allen ihren gewöhnlichen geiſtlichen Bedürfniſſen unentgeldlichen Beiſtand empfangen ſollen ꝛc." — Aus dem Ami de la Religion wird dagegen angeführt, daß die **franzöſiſchen** Biſchöfe in ihren Antworten auf das Rundſchreiben des Miniſters in Betreff der kleinen Seminarien darin übereingekommen, 1) „daß nur die Biſchöfe allein über die Fähigkeiten und Sittlichkeit der Vorſteher und Lehrer der kl. Seminarien zu urtheilen haben ꝛc.," kurz, daß dem Staat gar keine Einmiſchung in dieſe Angelegenheit geſtattet werde; — 2) „daß die kl. Seminarien fortfahren ſollen, geſetzlich Legate, Schenkungen annehmen zu dürfen, wie die großen Seminarien und andere geiſtliche oder kirchliche Anſtalten."

⁂ **Banken in Nordamerika** finden ſich gegenwärtig zu

Boſton . .	16	mit	13,900,000	Doll.	Capital.
New-York .	13	—	17,930,000	—	—
Philadelphia	13	—	10,790,600	—	—
Providence .	11	—	4,384,000	—	—
Baltimore .	8	—	8,200,000	—	—
New-Orleans	6	—	12,250,000	—	—
Charlestown	5	—	5,632,000	—	—
Savannah .	3	—	3,043,000	—	—

⁂ **Aſſekuranzen in England.** — Im Jahr 1834 wurden bei ſämmtlichen engliſchen Aſſekuranz-Compagnien für 578 Millionen Pfd. St. Werth verſichert! —

⁂ Die **Sparkaſſe in Paris** hat am 12. und 13. Juni d. J. 3646 Einlagen im Belauf zu 522,006 Frk. erhalten.

⁂ **Eine Nagelſchmied-Maſchine** iſt kürzlich von Simon Färmann, einem Nordamerikaner, erfunden worden, vermittelſt welcher man in einer Minute 40 auf das Vortrefflichſte gearbeitete Nägel verfertigen kann. —

⁂ **Mailand.** — Die Behörde hat die herrliche alte **Tribune** in der Kirche San Ambrogio durch die Herren Gebrüder Gogna und die Herren Carati und Lurati reſtauriren laſſen.

№ 227. 1836.

Phönix.

Samſtag, 24. September.

Bilder aus Ireland.

(Fortſetzung.)

Jerry hatte in der Hitze des Streites einen Schlag über das Ohr erhalten und ſaß noch halb betäubt, des Sieges kaum ſich freuend, in düſterm Brüten an dem Pfoſten eines Zeltes. Roſe kommt zu ihm. Die Freude über den Sieg ihrer Freunde glänzte in ihren Augen. Jerry gab nichts auf die Lobeserhebungen, mit welchen ſie ſeiner gedachte, und hob erſt dann das Haupt, als ſie ſagte, ſie habe Pat Ruthin ganz allein den Weg nach Carrig einſchlagen ſehen.

„Da könnte ich ihn ja unterwegs noch treffen!“ murmelte Jerry vor ſich hin, doch laut genug, daß die Umſtehenden es hören konnten. Ein Strahl von Freude flog über das wilde Geſicht des rieſigen Weibes, als ſie dieſe Worte hörte und mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck folgte ihr ſtechendes Auge den Schritten Jerry's, der ſich durch die lärmende Menge drängte und den Weg einſchlug, der ihn über Carrig nach Hauſe führte.

Jerry's Weg führte an einem Shebeen-Hauſe vorbei und er warf einen Blick in die Stube und trank einen Tropfen „Uisge beatha“ (Lebenswaſſer). Auf ſeine Frage nach Pat, ſagte ihm der Wirth, derſelbe habe mit einem Freunde ein Gläschen getrunken und ſei vor einer Viertelſtunde auf dem Wege nach Carrig weiter gegangen; wenn Jemand einen guten Schritt fuhre, könne er ihn an „dem kleinen See“ einholen. Jerry leerte ſein Glas und zog eilenden Schrittes weiter. Der Wirth ſah dem jungen Menſchen kopfſchüttelnd nach, bis er ſich in dem Schatten der hereinbrechenden Nacht verlor und andere Gäſte ſeine Sorgfalt in Anſpruch nahmen.

Am kommenden Morgen lachte die Sonne ſchon lange durch die wilden Weinranken in Jerry's Kammer und es blieb todtenſtill darin. Jerry war ſonſt mit dem erſten Dämmerlicht an der Arbeit und weckte mit ſeinem muntern Liedchen ſeine Mutter und die nächſten Nachbarn. Die gute Nelly dachte bei ſich, Jerry könnte ſchon auf das Kartoffelfeld hinaus ſein und hob die Klinke und ſchaute in die Kammer. Jerry ſchlief wie Jemand, der geſund iſt und ein gutes Gewiſſen hat.

Nelly griff in die ſtarken ſchwarzen Haare des Schläfers und weckte ihn.

„Eine Schande, Jerry, Liebling! Eine Sünd' und eine Schande, den ſchönen Morgen zu verſchlafen, wenn ſo nöthige Arbeit im Haus und im Felde abzuthun iſt.“

Jerry rieb ſich die Augen und warf der Alten einen jener Blicke zu, denen Mütter ſo ſelten zu widerſtehen vermögen. Zärtlichkeit, Liebe, Reue, Wehmuth, Freude, Verſprechen jeder Art und Gewißheit der Vergebung — alles das lag in dieſem Blicke.

„Gut, gut! Ich verſtehe dich, mein Liebling! Ich leſe die Geſchichte des geſtrigen Tags in deinem Geſicht. Gott ſei Dank, es hat nie gelogen und wird nie lügen.“

„Gewiß nie, gute Mutter, mein Puls und mein Leben.“

„Alſo aus den zwei Stunden —“

„Wurde ein Tag, liebe Mutter, Süße!“

„Und auch noch ein Stündchen Nacht, Jerry Owen!“

„Ihr habt Recht.“

„Und aus dem einen Tröpfchen —“

„Wurden zwei und mehr. Dieſe Tröpfchen hängen manchmal wunderſam aneinander.“

„Gewiß ſchlechte Geſellſchaft —“

„Nein, nein, Mutter, das nicht! die beſte! Lauter Lieblinge, alte Freunde, Goldherzen, wie ſie nur hier zu Land zu finden ſind.“

„Und keine Händel?“

„Unbedeutend — ein ganz kleiner Strauß!“

„Alſo doch! Mein Gott, ſeh nur das Bett! Und deine Hand — nichts als Blut! Jeſu, Jeſu!“

„Bin wahrſcheinlich im Schlafe an mein wundes Ohr gekommen. Iſt aber gar nichts, Mutter, Süße! Ein leichter Streifhieb —“

„Jeſu, mein ſüßer Heiland! Hätte dich das Leben koſten können. Liebling! Ach, ich habe dir es ja geſagt. Ich habe es geahnt! Und dieſen Morgen kam auch die lange Roſe ſchon hier vorbei und fragte, ob du wohlbehalten nach Haus gekommen, worauf ich erwiederte, ziemlich zwei Stunden nach der Nachtglocke hätteſt du dich auf deine Kammer geſchlichen, um die Mutter nicht zu wecken, die eben deines Ausbleibens wegen den Schlaf floh. Die Frage des Weibes fiel mir auf und wäre dein Verſprechen nicht geweſen, ſo hätte ich den Augenblick Schlimmes geahnt.“

„Sei ruhig, gute Mutter, Süße! Alles iſt viel beſſer abgelaufen, als man erwarten konnte.“

Die gute Nelly war leicht zu beruhigen. Hätte ſie geahnt, was die nächſte Zeit ihr bringen, oder vielmehr nehmen würde, ſie wäre minder zufrieden von der Kammer Jerry's nieder geſtiegen, um ihren häuslichen Geſchäften nachzugeben.

Jerry war bald im Gärtchen vor dem Hauſe. Er arbeitete an dieſem und den kommenden Tagen mit ſeiner gewohnten Behendigkeit und dem ihm ſtets eignen frohen Sinne.

Als Jerry acht Tage ſpäter des Abends vom Felde zurückkehrte, fiel ihm die Kälte und Entfremdung auf, mit welcher mehrere ſeiner Bekannten im Dörfchen ſeinen Abendgruß hinnahmen und erwiederten. Er ſchritt betroffen weiter und wandte ſich eben um die Ecke, welche zu der Hütte ſeiner Mutter führte, als zwei Polizeidiener auf ihn zueilten und ihn, als des Mordes beſchuldigt, feſt nahmen.

„Gewiß ein Irrthum, ihr guten Leute,“ ſagte Jerry, von der Raſchheit dieſes Schlags ſichtbar mächtig ergriffen, „ich bin ſchuldlos, bei der Gottheit!“

„Wird ſich zeigen!“ ſagte einer der Polizeidiener und bedeutete Jerry, ihm zu folgen.

Das halbe Dorf war auf den Füßen. Alles ſtrömte den Weg nach Carrig entlang, den Jerry geführt wurde. Die Blicke ſeiner Bekannten muſterten den armen Jungen zweifelhaft; mancher hielt ihn des Mords bereits überführt und wandte den Blick von ihm ab; Andere wußten nicht, was ſie von der Sache halten ſollten und zeigten weder Theilnahme noch Kälte, ein kleiner Theil der Burſche gönnte dem Liebling der ganzen Umgegend die Demüthigung. Nur ein Augenpaar ruhte unterwegs auf dem Unglücklichen mit einer Theilnahme, mit einer Wärme des Gefühls, welche ihm bis in die tiefe Seele wohl that. Es waren die Augen Roſe's, deren koloſſale Geſtalt ſich in der Nähe von Carrig an ihn herandrängte. Sie ſprach nichts, ſie gab keinen Wink mit der Hand, aber in ihrem Auge lag Wort und Gruß und Hoffnung und Vertrauen, und Jerry ſchritt rüſtiger, ja zuverſichtlicher, beruhigter entlang.

Die Umgebungen des „kleinen See's“ waren mit Menſchen bedeckt. An einer Abflachung des klippigen Ufers bildete die Menge einen Kreis um den Coroner, die Geſchwornen bei der Mordſchau und die an dem Morgen dieſes Tages gefundene Leiche Pat Authin's, deſſen Geſicht an dem Felſen zerſchellt und überdies durch die lange Zeit, welche die Leiche in dem Waſſer gelegen, ganz unkenntlich war, in deſſen Wuchs und Kleidung aber alle den ſeit dem Jahrmarktabend vermißten Pat erkannten. Die Zeugen waren bereits verhört. Alle Umſtände, die Worte, die er bei'm Weggehen von dem Jahrmarkt hatte hören laſſen; der Weg, den er eingeſchlagen, die Ausſagen des Wirthes von dem Shebeenhauſe, die Nacht, ſeit welcher man Pat vermißte, der Ort, wo er gefunden worden, der bekannte Parteihaß, die leidenſchaftliche Aufregung Jerry's, das Zerſtörte und Zerſtreute ſeines Weſens bei dem Anblick der Leiche, ſeine Antworten, welche wechſelsweiſe von Verlegenheit, Betäubung, Sorgloſigkeit und ſtolzem Selbſtgefühle zeugten u. ſ. w. vereinigten ſich gegen den armen Jerry. Die Jury ſprach aus, Jerry Owen ſcheine des vorſetzlichen Mordes an Pat Authin ſchuldig zu ſein und der Coroner befahl, Jerry Owen in das Gefängniß abzuführen.

(Schluß folgt.)

Kunſtbericht aus Berlin.

(Auguſt.)

Wir leben jetzt hier am Vorabend großer Ereigniſſe; — befürchten Sie aber nicht, daß ich etwas anderes meine, als unſere nächſte Kunſtausſtellung, die noch im Laufe dieſes Monats eröffnet werden wird. Unſere Kunſtausſtellungen ſpielen eine bedeutende Rolle; ſie ſind epochemachend für unſer öffentliches Leben und unſtreitig der ſchönſte Moment deſſelben. Überdies ſcheint die bevorſtehende, was Zahl und Werth der Kunſtwerke betrifft, allen früheren den Vorrang ablaufen zu wollen; ſie wird aber noch aus anderen Gründen auf ein allgemeineres Intereſſe Anſpruch machen dürfen. Einmal nämlich iſt der neue Anbau des königl. Akademie-Gebäudes ſo weit vollendet, daß ſeine geräumigen Säle und Corridore bereits dieſen Herbſt zur Aufſtellung der Kunſtgegenſtände benutzt werden können; alsdann hat ſich auch den Reihen unſerer wettkämpfenden Künſtler eine an Zahl zwar kleine, aber keineswegeſ verächtliche Nebenbuhlerſchaft in den Perſonen mehrerer der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Maler beigeſellt.

Dem hieſigen Kunſthändler Sachſe gebührt das Verdienſt, dem Kunſtverkehr zwiſchen Berlin und Paris eine größere Ausbreitung und Lebendigkeit gegeben zu haben. Durch ihn erhielten wir Gelegenheit, viele Hunderte von Aquarellen und eine nicht unbeträchtliche Anzahl Original-Ölbilder der namhafteſten Künſtler Frankreichs, deren ſich früher nur vereinzelte hierher verirrt hatten, zu ſehen und das kräftig warme, feurige Kolorit derſelben zu bewundern. Der außerordentliche Beifall, der ihnen von allen Seiten zu Theil ward, munterte den genannten Kunſthändler auf, ſeine Bemühungen nach dieſer Richtung hin immer weiter auszudehnen; und ſo faßte er endlich den Entſchluß, unſere bevorſtehende Ausſtellung dazu zu benutzen, das Inland mit den Beſtrebungen und Arbeiten ausländiſcher Maler in größerem Umfange bekannt zu machen. Die hieſige Akdemie der Künſte ergriff den ihr von demſelben vorgelegten Plan mit lebhafter Freude und erklärte ſich nicht nur bereit, ihr Ausſtellungslokal den fremdländiſchen Malerwerken zu öffnen, ſondern verſprach auch auf die humanſte Weiſe, dem Vermittler nach allen ihren Kräften zur folgereichen Ausführung ſeines Unternehmens auch für die Zukunft behülflich zu ſein, indem die Anſchauung der Vorzüge franzöſiſcher Malertechnik der inländiſchen Kunſtentwickelung nur förderlich ſein könne.

Auf den früheren Ausſtellungen ſahen wir auch bereits einzelne werthvolle Bilder und Sculpturwerke franzöſiſcher Künſtler, welche Mitglieder der hieſigen Akademie ſind. Dieſer Anſpruch fällt jetzt weg; man hat ſich dafür entſchieden, den eingeſendeten franzöſiſchen Gemälden, zum Theil wirklichen Meiſterwerken, ein beſonderes Zimmer einzuräumen. Wenn ich die Hoffnung ausſpreche, daß ſich nun auch die franzöſiſche Akademie zu Paris bewogen fühlen werde, werthvolle Bilder preußiſcher Künſtler in ihrem Salon künftighin, als billigen Entgelt, aufzunehmen, ſo deute ich damit nur kurz die nicht zu berechnenden Folgen an, die ein gegenſeitiger Austauſch dieſer Art für die geſteigerte Entwickelung und Verallgemeinerung des Kunſtſtrebens, ſo wie für die Förderung des Handelsverkehrs auf dieſem Gebiete einſt nothwendig nach ſich ziehen muß. Unſere Kunſtausſtellungen empfangen aber zugleich dadurch eine Bedeutung, die nicht ohne Einfluß auf den innigeren Verband der deutſchen Künſtler und ihrer Beſtrebungen ſein wird. Denn welcher deutſche Künſtler ſollte nicht wünſchen, an den Vortheilen, die daraus erwachſen, Theil zu haben? Der zweijährige, zwiſchen den einzelnen Kunſtausſtellungen liegende Zeitraum wird in einen einjährigen verwandelt werden müſſen, damit die Kunſtwerke ſich nicht zu ſehr häufen. Vielleicht kommt dann auch die Errichtung eines Nationalmuſeums mit mehr Nachdruck und Erfolg, als bisher, wieder zur Sprache.

Wenige der hieſigen Maler verfertigen ihre beſſeren Bilder auf Beſtellung. Geiſtliche, Kirchen- und Altarbilder werden ſelten begehrt; noch ſeltener geſchieht es, daß große hiſtoriſche Compoſitionen im Auftrage fürſtlicher Perſonen ausgeführt werden, wie dies mit Bendemann's „Jeremias“ der Fall war; Kunſtvereine, Kunſthändler und Kunſtfreunde bedürfen nichts anders als Kabinetſtücke von mäßigem Umfange; und ſo finden unſere Maler noch immer keine Gelegenheit, ihre Kunſt im Großen und zur Verherrlichung der vaterländiſchen Geſchichte anzuwenden. So liegt die weltliche Hiſtorien-Malerei bei uns darnieder; es wäre anders, hätten wir ein Nationalmuſeum, unter deſſen Bildern die volksgeſchichtlichen die erſte Stelle einnehmen würden, oder ginge man daran, wenigſtens einen Theil der hieſigen öffentlichen Bauten mit Fresken zu zieren. Aber ſelbſt Schinkel's großartige, geiſtvolle Entwürfe zur Ausſchmückung der herrlichen Vorhalle des königl. Muſeums mit Gemälden dieſer Art ſind zurückgelegt worden, und während in München die Hände der Künſtler für öffentliche Zwecke ſich tüchtig rühren, huldigen unſere Maler vor den Staffeleien ihrer Ateliers ihrer, aus ſich ſelbſt dürftigere Nahrung ſaugenden, Privatbegeiſterung. Daher haben für ſie die Kunſtausſtellungen kaum eine geringere Wichtigkeit, als früher die öffentlichen Kampfſpiele für die Griechen. Aber es fehlen die Kampfrichter und die ruhmbringenden Öl- und Lorbeerkränze. Wir Kritiker ſind doch nur in ihren Augen ein bloßes Surrogat für jene, wie unſer Lob ein bloßes Surrogat für dieſe. Die künftige Ausſtellung und die öffentliche Stimme der Kritik im Auge, arbeiten unſere Künſtler in der ſtillen Umgebung ihrer Werkſtatt; alle ihre Kräfte, ihr innerſtes Herzblut gehen auf in dem Streben, zur Zeit der großen Bilderſchau nicht mit Schanden zu beſtehen. Nun, wir wollen ſehen! Aber wehe dem Künſtler, der nur gelobt ſein will und nicht bedenkt, daß all unſer Wiſſen und Thun Stückwerk iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

78) Der Geächtete. Geſchichtlicher Roman aus dem Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts. Von H. E. R. Belani. 3 Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1836.

Dieſer Roman rangirt zu denen, welche das Ende einer abgelebten Weltepoche und die aus den Krämpfen der Zeit emporkämpfende Geſtaltung eines neuen Völkerlebens abſpiegeln. Die Reformationszeit bildet die Folie eines Gemäldes, in deſſen Vordergrund der Held des Romans mit allen berühmten Figuren der damaligen Zeit, nur Luther und die Reformatoren ausgenommen, ſich bewegt. In dieſem Helden des Romans, dem „Geächteten,“ einem Sohne Karl Bourbons und der Herzogin Louiſe von Savoyen, der in ſeiner Jugend von ſeiner Mutter zu Mindelheim, dem Stammſchloſſe Georg von Frondsbergs in Bayern, zurückgelaſſen worden und als Kind in die Hände der „Strauchritter oder wilden Junker“ gefallen war, detaillirt uns der Verfaſſer gleichſam ſymboliſch die aus der ſtrotzenden Überfülle der Kraft ſich entwickelnde Emancipation jener Zeit und den Übergang zu einem Leben geiſtiger Freiheit und politiſcher Geſittung. Er zeigt mit feinem pſychologiſchem Takte, wie die edleren Keime eines in die Ungezähmtheit jener Zeit verſunknen Gemüthes endlich zum Lichte emporranken müſſen, wie das Edle im Menſchen nicht untergehen, ſondern durch die Liebe eines edlen Weibes geläutert, gerade das Höchſte ausrichten könne. Auf dieſen Seelenläuterungskampf wirft der Verfaſſer mit Recht das ſtärkſte Licht und haucht durch dieſe pſychologiſche Parthie dem Romane die Wärme eines Kunſtwerkes ein, deſſen Leben nicht durch das viele hiſtoriſche Beiwerk erdrückt wird. Die ſtreng hiſtoriſchen Parthieen, die Figuren Frondsberg's, „des Vaters der frommen Landsknechte,“ Ulrich von Hutten's, Franz von Sickingen's, Sebaſtian Schärtlin's, des Königs Franz von Frankreich, Karl von Bourbons, Papſtes Clemens VII., des Ablaßkrämers Tetzel, ſind ein Ergebniß eines gründlichen Studiums der Geſchichten und Chroniken jener Zeit. Wir konnten, trotz geſchärfter Aufmerkſamkeit, keine hiſtoriſche Sünde entdecken. Das wunderliche Leben der Landsknechte, ihr Kriegshandwerk und ihre Kriegsweiſe ſind ſo genau und anſchaulich geſchildert, daß man oft glaubt, einen kräftigen Holzſchnitt aus Melchior Pfinzing's Theuerdank oder der Merian'ſchen Chronik vor ſich zu ſehen. Doch thut dieſes Chronikartige und Holzſchnittmäßige den intereſſanten Schilderungen keinen ſolchen Eintrag, als daß der Verfaſſer öfters die Bemerkung macht: „wie man's heut' zu Tage nicht mehr ſieht, wie's heut' zu Tage nicht mehr Sitte iſt," wodurch der Leſer aus der Illuſion herausgeriſſen wird, in die ihn die lebendige Schilderung gezaubert hatte. Es iſt dies ein Mißſtand und ein Mangel an Objectivität, welche bei hiſtoriſchen Romanen nicht genug gerügt werden können. Die Umriſſe der einzelnen Geſtalten ſind ſehr ſcharf gehalten; jeder einzelnen iſt in dem Gemälde ſeine paſſende Stellung angewieſen. Klingt auch die Sprache manchmal etwas barſch und brummig, ſo iſt ſie doch auch im Derben frei von jeder Affectation, welche oft in hiſtoriſchen Romanen den Leſer anwidert.

Im Ganzen gehört dieſer Roman, als treues Spiegelbild jener merkwürdigen Zeit, zu den intereſſanteren der Gegenwart, und Belani hat durch ihn ſeinen Beruf von Neuem erwieſen, ſich einen ehrenvollen Platz unter den deutſchen hiſtoriſchen Romanſchreibern zu erwerben. K.

59) **Das Teſtament.** Ein Roman von **Wilhelm Angelſtern.** Bielefeld, Velhagen und Klaſing 1836.

Dieſer Roman iſt das erſte Debüt eines jungen Mannes, der bei glücklichen Anlagen zugleich ſo vielen Willen und Ernſt in der Perſpektive zeigt, daß man ihn gerne willkommen heißt: und eben bei einem erſten Debüt muß der Kritik die Nachfrage nach Willen und Ernſt erlaubt ſein, da eine gefällige Außenſeite, eine gewiſſe Abgeſchliffenheit heutzutage mit geringer Anſtrengung gewonnen werden kann, und ſo bloß an und für ſich die Kritik noch nicht zum Empfang auffordern darf. Unſre Novelliſtik braucht tüchtige Arme, nicht etwa zum Dreinſchlagen, ſondern damit der Wagen aus dem Koth gehoben werden könne, in welchen die faulen einäugigen Mähren ihn geſchleppt haben. Unſer Debütant hat nicht bloße tüchtige Arme, ſondern noch dazu ein paar offne Augen, durch die er ſich auf dem Feld, das vor ihm liegt, orientirt hat. Sein Roman kann zwar die volle Bedeutung künſtleriſcher Vollendung noch nicht erfüllen, deſavouirt aber von vorneherein alles bloß Manufacturartige auf das Entſchiedenſte, deßhalb verzeiht man die Anhäufung von Fakten auf der einen, von lyriſchen Breiten auf der andern Seite, ſowie die allzu große Schleppe, welche hinter der Löſung herwedelt, und überſieht die ungleichartige Ausführung der Charaktere, von denen einzelne mit dem feinen Grabſtichel fein und ſauber umriſſen, andre mit dem Grabſcheit ungeſchlacht ausgewicht ſind. Der Takt des Talentes wird, wie zu hoffen ſteht, den Verfaſſer künftig auch vor der nackten Darſtellung des Häßlichen bewahren, welche im vorliegenden Romane manchmal zu plump und grell zwiſchen Partien von entſchiedener Schönheit hervorſticht.

60) **Erzählungen und Novellen von C. v. Wachsmann.** Neue Folge. Erſter Band. Leipzig 1836, C. Focke.

Herrn von Wachsmann's bekanntes und beliebtes Talent fährt ruhig fort, ſich in einem anſtändigen Kreiſe zu bewegen. Was W. auch erfinden mag — ein honetter Menſch wird dabei nie in die Verlegenheit kommen, die Augenlieder zudrucken und ſich von gewiſſen Scenen oder Charakteren abwenden zu müſſen. Herr von Wachsmann verſteht es, intereſſante Scenen mit hübſchen Draperien zu dekoriren; und wenn er Schreckensereigniſſe zur Unterlage ſeiner Erzählungen macht, veredelt er den rohen Stoff. Dieſe Dezenz iſt es, welche ihn fortwährend in der Achtung des Publikums erhält. — Den Inhalt des vorgenannten Bands bilden drei Erzählungen, deren erſte: „**Die Mineurs**" den Leſern des Phönix vom vorigen Jahre her bekannt iſt. Die beiden andern: „**Die Schatzkammer der Ynka's**" und „**die Empörung der Sclaven**" theilen das Verdienſt der erſteren, — ſie zeichnen ſich durch Einfachheit der Erfindung, durch ein ſchönes Wechſelverhältniß zwiſchen Hiſtorie und Fiction, und durch jene gefällige Routine der Darſtellung aus, welche man ſchon lange an W. ſchätzt.

61) **Frühblüthen.** Novellen und Erzählungen von **Fr. v. Hoven.** Glogau 1836, C. Flemming.

Vier Novellen: „**Schickſal und Liebe, der kleine Mann, Liſt und Lohn, mißlungene Pläne;**" ſämmtlich von Intereſſe, das, mit Ausnahme der erſten, nicht von ganz gewöhnlichem Schlage iſt. Das meiſte Talent zeigt der Verfaſſer für kleinere, anekdotenartige Stoffe, wie „**der kleine Mann,**" eine Mittheilung, die aus dem Leben aufgegriffen ſeyn kann. In „**Liſt und Lohn**" geräth er etwas in eine ordinäre bereits verſchoſſene Manier, aus welcher ihm, unverkennbarer Anlage halber, baldiger Rücktritt zu wünſchen iſt.

Notizen.

⁂ **Anna Eliza Bray.** — Veranlaßt durch **Bärmann's** Uebertragung der hiſtoriſchen Romane von Mißreß Anna Eliza Bray (nach der 2. Auflage derſelben), geben die Blätter für literariſche Unterhaltung in Nro. 157 und 158 eine intereſſante Charakteriſtik der ausgezeichneten Werke dieſer Dichterin, aus welcher folgende Notizen hier eine Stelle finden mögen. „Anna Eliza Bray war die Gattin und iſt nun die Wittwe eines Predigers und wohnt in Tevistock. Früh mit **Shakspeare** vertraut, fand ſie in dieſem großen Geiſte die Grundlagen ihrer Bildung, welche **W. Scott** ausbaute. Die Liebe zum Mittelalter erweckte **Chaucer** in ihr; eine zweimalige Reiſe nach dem Continent, Flandern und Südfrankreich, gab den Anlaß zu reichen Notizen, Zeichnungen und Studien über das Mittelalter und erwieſen Miſtr. Bray zuerſt in den „Letters of Normandie and Britany" (1820) als eine große Kennerin der Sitten des franzöſiſchen Mittelalters und ſeiner Geſchichte. Stets wanderte ſie mit Froiſſart und St. Palaye in der Hand, bis ihr Begleiter Stothard die erſte Anregung zum Verſuche eines Romans gab, der dieſe Notizen lebendig machte. So entſtand „De Foix," in dem ſich Gelegenheit fand, ihren Freund Froiſſart perſönlich einzuführen. M. Bray verlor ihren Gatten, und erblindete faſt. Von 1821—23 vermochte ſie weder zu leſen, noch zu ſchreiben. Ihr Auge beſſerte ſich indeß und eine neue Reiſe gab den „Whitehoods" (Weißkappen) ihren Urſprung. Darauf erſchien der **Proteſtant,** die Verfolgungen der Kirche unter Maria von England ſchildernd, dann folgte „Fitz of Fitz-Ford," eine Sage aus Devonſhire, koſtreich und kräftig, hierauf der **Mauren-Talba** oder „Ines de Castro." Ein Roman, „Warleigh," iſt noch nicht erſchienen. Jetzt iſt die edle Dichterin ſo leidend, daß ſie die Reihe ihrer hiſtoriſchen Romane als geſchloſſen anſieht." —

⁂ **Feier von Göthe's Geburtstag.** — In der öffentlichen Sommerverſammlung, welche die **Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde** zu Berlin am 25. v. M. gehalten, „ſuchte der zeitige Ordner, Profeſſor v. d. **Hagen**" (ſo berichtet er ſelbſt), — „in ſeinem Vortrage das Bild des großen Menſchen und Dichters vornehmlich in **patriotiſcher** und **politiſcher** Beziehung aus ſeinen Werken und Worten zu vergegenwärtigen." Dann theilte derſelbe ein ungedrucktes Gedicht Göthe's auf die Berliner „**Freuden Werther's des Mannes**" (1775), und Hr. Dr. **Prem** einen ungedruckten Brief mit, den Göthe im J. 1775 im Namen und Sinne Werther's geſchrieben. —

⁂ **Saint-Simoniſten in Brüſſel.** — Das „Journal de Bruxelles" ſchreibt: „Die Saint-Simoniſten erſcheinen wieder zu Brüſſel, aber unter dem Namen der **Volksfreunde** (Amis du peuple). Ihr Haupt iſt ein gewiſſer **Cats** oder **von Cats.** Sie predigen in einigen Straßen in der Nähe des Hal-Thors Leuten, die ſie gewiß nicht verſtehen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 228. 1836.

Phönix.

Montag, 26. September.

Der Todtengräber zu Münſingen.

Wie iſt's ſo ſtumm und öde
Zu Münſingen der Stadt!
Wie ſtockt da jede Rede!
Wie welkt da Blüth' und Blatt!

Als ob die Pflanze ſelber
Getroffen ſei vom Pfeil
Des Todes! — Gelb und gelber,
Stirbt ſie in haſt'ger Eil'.

Lautlos ſind all' die Schreier,
Die kleinen, in der Luft.
Die Raben nur und Geier
Ziehn kreiſchend um die Gruft.

Und wo ein abgebleichtes
Gebein hervor ſich ſtiehlt,
Ein halb gemodert feuchtes,
Da wird es aufgewühlt.

Krummſchnäbler, wie ſie hacken!
Und mit den Krallen feſt
Die ſichre Beute packen,
Des Fleiſches Überreſt!

So halten ſie verdroſſen
Den kümmerlichen Schmaus! —
Die Laden ſind verſchloſſen!
Ein Grab iſt jedes Haus!

Kein Rauch ſteigt aus den Häuſern,
Kein Lichtlein flackert mehr!
Der Tod liegt da ſo eiſern!
Gruftſtille rings umher!

Ein Greis nur mit der Schippe
Auf dumpfem Moder ſteht;
Ein Hund, ein halb Gerippe,
Knurrt in ſein fromm Gebet.

Er knurrt und legt ſich nieder,
Das Aug' erloſchen faſt;
Er ſtreckt die matten Glieder
So ſteif auf Sand und Baſt.

Und eines Jünglings Leiche
Iſt nebenan zu ſchau'n;
Dem will der Greis, der bleiche,
Die letzte Hütte bau'n.

In's Auge mocht' ihm blitzen
Die Leiche ſo vergilbt;
Da hat er ſich den ſpitzen
Hut auf die Stirn geſtülpt.

„So hab' ich nun begraben
Die ganze Bürgerſchaft!
Dein Grüftlein ſollſt du haben."
Er ſagt's und gräbt mit Kraft.

„Du, der mir beigeſtanden,
Du todter Helfer mein,
Du kamſt nun ſelbſt zu Schanden!"
Er gräbt und betet drein.

„Da ſteh' ich Allerletzter,
Der Todtengräber, noch!
Der wilde Gram, wie hetzt er
Mich an, zu ſchaufeln doch!

„Geſelle mein! Das Hündlein
Laſſ' ich zu dir hinab!
Eh' mir noch kommt mein Stündlein,
Habt ihr ein ehrlich Grab!

„Ein ehrliches Geläute
Soll noch ein Zeichen ſein,
Das in die Ferne deute:
Ganz Münſingen ſchlief ein!"

Die Grabesſchollen hat er
Zum Hügel ſchon gehäuft;
Ein kalter lebensſatter
Schweiß von der Stirn ihm träuft.

Die Peſt, der Tod, die Seuche!
Wie ihm der Fuß ſchon wankt!
Halb lebend, halb ſchon Leiche,
Der Greis zur Kirchthür ſchwankt.

Er ſtützt ſich auf ſein Stöcklein,
Er kommt zur Glockenuhr;
Da tönen hell die Glöcklein
Und klingen durch die Flur.

Hell ſchallt es in die Weite,
Verklingt ſo ſtill und matt —
Das war das Grabgeläute
Für Münſingen die Stadt.

Herrmann Marggraff.

Olivier.

(Novelle.)

Die junge Prinzeſſin Antonie, Nichte des alten Herzogs und die Braut ſeines Sohnes, ſaß an einem ſchönen Abend mit ihrer Hofdame und Freundin Bertha in dem Garten ihres Landhauſes. — Beide waren mit feinen Stickereien beſchäftigt und horchten abwechſelnd dem Getön einer Nachtigall, die ſich über ihnen in dem duftigen Bosquett wiegte, bald dem ſchmetternden Lied eines Kanarienvogels, deſſen ſchöner goldner Käfig dicht vor ihnen auf dem Theetiſch ſtand. „Willſt du wohl ſtill ſein, kleiner Schreihals!“ rief die luſtige Bertha, indem ſie mit dem Zipfel ihres feinen Tuches nach dem Käfig hinſchlug, und der Vogel, ſcheu gemacht, plötzlich ſchwieg, aufbluſterte und durch das ſchlecht verwahrte Thürchen ſeines Kerkers, entflog. — Erſchrocken ſprang Bertha auf, der Vogel war Antonien's kleiner Liebling, und jetzt ſchwang er ſich, die neue, ungewohnte Freiheit verſuchend, hoch in die Lüfte, ließ ſich wieder nieder, und flatterte ſo, etwas ſchwerfällig die Fittige bewegend, von einem Baum, von einem Strauch zum andern. — Vergebens ſtrengten ſich beide Damen an, ihn wieder zu fangen, vergebens ſchlich ſelbſt die Prinzeſſin Antonie ſich dicht hinter ihn, ganz nah, und wollte ihn ſchon faſſen — jedesmal entwiſchte der leichte Flüchtling und trieb ſo eine Zeit lang die loſeſten Neckereien mit ſeinen Gebieterinnen. — Unfern davon, am Eingang des Gartens ſtand ein junger Soldat Schildwach und ſchaute lächelnd das Spiel mit an. — Ihm mochte wohl die Noth der ſchönen jungen Fürſtin zu Herzen gehen, raſch beſonnen, ſpähete er rings umher, ſtellte dann ſein Gewehr von ſich und mit zwei, drei ſichern Sprüngen und Griffen, hatte er den Vogel eingefangen. Er hielt das zwitſchernde Thierchen ſanft in der Hand, nahte ſich dann Antonien und reichte es ihr mit ehrerbietigem unterwürfigem Schweigen. Die Prinzeſſin ſah ihn erröthend an, während ſie den Vogel empfing. Die Kühnheit des jungen Soldaten überraſchte ſie, zugleich aber konnte ſie der Entſchloſſenheit, mit der er ihrer kleinen Verlegenheit abgeholfen, nicht zürnen. — Sie wollte danken, als Bertha ihre Verwirrung bemerkend, raſch das Wort nahm! „Kommen Sie morgen zu uns,“ ſagte ſie zum Soldaten gewendet, „aber jetzt — um Gotteswillen auf Ihren Poſten! — mir iſt, als käme Jemand, als hörte ich Pferde traben!“ dabei blickte ſie ängſtlich an dem Soldaten hinauf, der vor ihnen ſtand, wie ſich ſelbſt vergeſſend und aus großen dunkeln Augen, beide wehmüthig ſprechend, anſah.

Eben ſprengte der Erbprinz um die Ecke der Allée und hielt vor dem Gartenthor. Er ſah mit Verwunderung das leere Schilderhaus mit dem daran gelehnten Gewehr und ſeine Augen fielen auf die ſtumme Gruppe innerhalb der Rotunde. „Mein Gott, Prinz Felix!“ rief Bertha, und der Soldat wandte ſich erſchrocken um, rannte nach ſeinem Poſten und wollte noch eben das Gewehr ergreifen, um es zu präſentiren, als Felix eben vom Pferde ſprang. — „Was iſt das?“ rief er heftig, „du verläßt deinen Poſten, Burſche?“ dabei ſah er ihm näher in's Geſicht und fuhr dann fort: „Du biſt es, Olivier? Ei! Ei! mein Freund, was machſt du? Willſt du ein wenig in Arreſt oder auf Latten?“ — Antonie vernahm dieſe letzten rauhen Worte und eilte herbei. Sie rief dem Prinzen zu, erzählte ihm ſcherzend das ganze kleine Abentheuer und bat zuletzt um Verzeihung für den geringen Fehltritt des Soldaten. Auch Bertha ſah ihm bittend in's Auge. „Was könnten Sie verlangen, ſchöne Antonie und Sie, holde Bertha?“ verſetzte Felix, der ſonſt ungern von alter ſtrenger Ordnung wich, ja, faſt etwas zu viel auf Kleinlichkeiten und hergebrachte Etiquette hielt — „was könnten Sie wünſchen, das ich nicht bereit wäre, zu thun! dennoch hätte ich gern geſehen, wenn Sie diesmal nicht in meinen richterlichen Arm gefallen wären. — Ein Soldat kann nichts übleres thun, als ſeinen Poſten nur auf einen Moment verlaſſen, und Sie wiſſen ſelbſt, wie die Undisciplin täglich mehr einreißt unter dem Militär der Hauptſtadt. Und nun vollends dieſer Olivier — es iſt ja derſelbe junge Menſch, den ich vor einem Monat von meiner Reiſe mitbrachte. — Ein ungezügelter, unbändiger Kopf — dem der Zaum noth thut, — wiewohl oft ſein ſtummes, ſtilles Weſen das beobachtende Auge täuſcht.“ Felix ſchwieg, Antonie hatte ſeinen Worten nur halb zugehört, alle dreie gingen in minutenlangem Schweigen durch einen Laubgang hin, während Felix mit der dünnen Reitgerte, die er noch ſpielend in der Hand hielt, den feinen Sand vor ſich her aufkritzelte. —

Endlich unterbrach Bertha die Stille: „Wie, gnädiger Herr?“ fragte ſie neugierig an dem Prinzen heraufſehend, — „wie, Sie haben den Soldaten von Ihren Reiſen mit hierher gebracht — vielleicht aus einem fremden, fernen Lande, vielleicht gehört er gar zu den Seltenheiten, die Sie wißbegierig ſammelten und jetzt unſern Augen und unſerer Bewunderung darſtellen?“

„Ja, Bertha,“ erwiederte Felix, „ja, Sie haben Recht, und von allen den wunderbaren Natur-Dingen und Erzeugniſſen, die ich oft nicht ohne Mühe an mich gebracht habe, mag dieſer Olivier wohl das ſeltſamſte, unerklärlichſte ſein. Auch koſtet er mich wohl das Meiſte, obgleich die Art, wie ihn das Schickſal mir aufdrang, von beiden Seiten gar nicht die freiwilligſte war. — Für Ihren loſen Spott mit meinen Raritäten wäre es wohl eine verdiente Strafe, wenn ich Ihnen den Hergang der Sache erzähle — ich fürchte nur die Prinzeſſin . . .“

Antonie hatte ſchon mit erhöheter Spannung auf ſeine Worte gehört, ſie vereinigte jetzt ihre Bitten mit denen Bertha's, und im Weitergehen erzählte Felix Folgendes:

„Sie wiſſen, daß ich auf der Rückkehr von Italien und Frankreich, in den Alpen der franzöſiſchen Schweiz unfern des Simplon räuberiſch angefallen ward. Das Gerücht hiervon hat ſich auf mannichfache Art in unſerer Hauptſtadt verbreitet, indeſſen oft entſtellt und widerſinnig genug, ſo daß man nie auf die rechte Wahrheit gekommen iſt. Ich, von einem eignen Gefühle getrieben, habe auch nie dieſe aufzuhellen geſtrebt, und die wenigen Begleiter, die damals mit mir waren, indem ich unter fremden Namen reiſte, äußerten ſich auf meine Veranlaſſung auch nicht weiter über die Sache. — Sie verhielt ſich aber ſo: Wir waren Nachmittags in das Städtchen Aoſta gekommen, wo ich viel von einem Wallfahrtsort hörte, der eine Meile davon höchſt romantiſch liegen ſollte. Ich bekam Luſt, ihn zu ſehen, nahm einen Boten und ritt, nur von ihm und einem Bedienten begleitet, dahin. Unſer Weg führte weit von der Straße ab, mitten in die unwirthbarſten Berge hinein, durch Klüfte und unbewohnte Thäler, bis wir endlich die Felſenklippe St. Laurienne erreichten, wo die Kapelle lag. Befriedigt von der groteſken, ungeheuren Schönheit der Gegend, trat ich den Rückweg an, aber ſchon begann es dunkel zu werden, die Nacht brach herein, und je tiefer wir von den Höhen niederſtiegen, je ſchwärzer wurde es in den engen, finſtern Klüften. Wir ritten noch eine ganze Meile ſchweigend fort, der Weg ging in die Kreuz und Quer, endlich wurde ich ungeduldig. „Wo ſind wir?“ fragte ich den Führer, der vor uns her ſchlich, und es war mir mehr als unangenehm, als er geſtand, „daß er es nicht mehr wiſſe, es ſei zu finſter, wir wären ganz vom Wege abgekommen.“ Zugleich bemächtigte ſich meiner ein Verdacht gegen den Kerl, ich zog den Säbel und trieb ihn vor mich hin, er aber zitterte, daß er kaum fortſchreiten konnte.

„Plötzlich ſchimmerte ein Lichtſtrahl aus ferner Höhe zu uns herüber, es ſchienen zwei Laternen zu ſein, die von einem, zur Seite liegenden Bergabhang zu uns herüberkamen. Ich täuſchte mich nicht, als ſie ganz nahe waren, erkannte ich zwei Männer in lange Mäntel gehüllt. Ihre Geſichter waren durch weitkrempigte Hüte ziemlich verdeckt, und der eine trug außer der Leuchte noch einen langen, dicken Stock in der Hand. — „Wer da?“ fragte eine dumpfe Stimme. Wir erkundigten uns nach der rechten Straße, und der Unbewaffnete antwortete, während der Andere, ſein Begleiter, eine faſt rieſenhaft große Geſtalt, in einen faltigen, weiten Tuchmantel gehüllt, ſchweigend daſtand.

„Wir wollen Sie auf den Weg bringen,“ ſagte jener und ſchritt mit ſeinem Begleiter voran. Mein Bote, der plötzlich wieder luſtig geworden war, hüpfte zwiſchen ihnen und meinem Pferde, indem er bald die Fremden, bald mich freundlich dumm anlächelte. „Ach,“ ſagte er endlich leiſe, „ach das iſt ja Manaſſe. — J, lieber frommer Manaſſe, ſeid Ihr es wirklich, jetzt erſt erkenne ich Euch — und das iſt ja herrlich, daß Ihr es ſeid, jetzt wollen wir ſchon nach Hauſe kommen, der ehrliche Manaſſe iſt unſer Führer!“ —

„So plauderte der Junge noch eine Weile fort, ich hörte nicht viel auf ſeine Worte, ſondern richtete mehr alle meine Sinne auf die beiden Männer, die erſt ſchweigend in einiger Entfernung vor mir hergingen, dann aber anfingen, leiſe mit einander zu reden. Manaſſe flüſterte ſeinem Begleiter in's Ohr, ich hörte ihn mehreremal ſtöhnen und ſeufzen, worauf jener das Haupt ungeduldig ſchüttelte und endlich mit faſt lauter ſonorer Stimme ausrief: „Nein! Nein! Nein!“ Da plötzlich drehte ſich Manaſſe um, hob die Laterne empor, daß ihr Schein auf ſein ganzes weißes, todtenbleiches Antlitz fiel und ſagte: „Du kennſt mich, Zeiſſel?“ — „Ja,“ bebte dieſer, von dem furchtbaren Anblick des Mannes zurückgeſchüchtert; „ja, ich kenne Euch, ehrwürdiger Herr, vortrefflicher Herr Manaſſe; das ganze Gebirge kennt Euch ja, und Alles liebt Euch; aber Ihr ſeht ja ſo finſter aus, ſo entſetzlich!“ —

„Zeiſſel's Stimme verhallte zitternd, der Mann ſah ihn lange an, ſtierte auch mich mit ſeinen dunklen gewaltigen Augen und ging dann mit noch rüſtigern Schritten vorwärts. Abermals hörte ich ihn flüſtern, reden, dann und wann laut aufſeufzen. Antonie, ich muß bekennen, unheimliche Schauer ſchüttelten mich; aber was wollte ich jetzt machen? — ich mußte meinen dunklen Sternen folgen.

„Da hob Manaſſe mit Heftigkeit ſeinen Arm, — ich ſah, wie der andere ihm zu Füßen ſtürzte und mit ſtarken Armen ſeine Kniee umſchlang; aber jener heulte laut auf, daß im entſetzlichen Echo die Berge wiederhallten, riß ſich los, mit Blitzesſchnelle flog er auf mich zu, auf mein Pferd — ſchwang ſeine Keule — ich hörte nur noch die furchtbare Waffe über mir ſauſen, und an der Stirn getroffen, ſtürzte ich ohne Beſinnung vom Pferde.“ (Fortſ. f.)

Kunſtbericht aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Baumeiſter und Bildhauer ſind in jener Beziehung überhaupt beſſer daran. Gebäude und Statuen ſind Werke, die der Öffentlichkeit angehören. Die nach Schinkel's Plan in quadratiſcher Grundform aus gebrannten Ziegeln ohne Übertünchung aufgeführte Bauſchule ſteht vollendet da und trägt in den Verhältniſſen ihrer Formen und ihres Schmuckwerks den Charakter zierlicher Gediegenheit an ſich. Nach einem Entwurfe deſſelben Baukünſtlers iſt am Ende der neuen Louiſen-Straße in der Friedrich-Wilhelms-Stadt ein neues Thor entſtanden, das, gleich dem Potsdamer, aus einem Gitter von Gußeiſen beſteht. Die beiden Nebengebäude, jedes drei Fenſter breit, ſind im altdeutſchen Style aus gebrannten Mauer- und Formſteinen erbaut. Dieſes wohlpräparirte und gut durchgebrannte Baumaterial, ausgezeichnet durch Feſtigkeit, regelmäßige Formung, Glätte und Farbe, wird in ſolcher Vollendung nur hier in der Feilner'ſchen Fabrik angefertigt und eignet ſich in unſerer, an guten natürlichen Bauſteinen armen Gegend vor allem zur Ausführung ſelbſt größerer Gebäude. Schon im zwölften, noch mehr aber in den folgenden Jahrhunderten wurde es in den Marken zum Bau von Kirchen, Klöſtern und Palläſten in derſelben Weiſe, wie an den oben genannten Neubauten und an der hieſigen Werder'ſchen Kirche, verwendet, wie Herr v. Minutoli in dem vor einiger Zeit hierſelbſt erſchienenen erſten Heft ſeiner „mittelalterlichen Baudenkmäler in den brandenburgiſchen Marken“ auf's gründlichſte nachgewieſen hat.

Das meiſte Aufſehen macht das neue Palais des Prinzen Wilhelm, Sohnes Sr. Majeſtät des Königs. Der großartigen Schönheit ſeines Äußern entſpricht die faſt orientaliſche Pracht und geräumige Bequemlichkeit ſeiner inneren Einrichtung, die um ſo auffallender erſcheint, je enger und beſchränkter der Raum der benutzbaren Bauſtelle war. Der Baurath Langhans, Sohn des 1808 verſtorbenen geheimen Kriegsrathes Langhans, des Erbauers unſeres ſchönen Brandenburger Thores, hat den Plan dazu entworfen. Das Hauptgebäude, am Eingang der Linden zwiſchen der Bibliothek und dem Palais der Königin der Niederlande gelegen, beſteht aus einem hohen Parterre und einer Bel-Etage und hängt durch einen Flügel mit einem Gebäude in der Behrenſtraße zuſammen. Die den Linden zugekehrte, im griechiſchen Styl ausgeführte Façade iſt mit einem, zur Auffahrt und Tragung des Balkons beſtimmten, aus vier Sandſteinſäulen beſtehenden Porticus geſchmückt und trägt ein Geſimſe, in deſſen hohem Frieſe abwechſelnd kleinere Statuen und Wappenſchilder aus gebranntem Thone angebracht ſind. Zwei große Adler von Gußeiſen, gleich jenen Sculpturarbeiten von Wichmann modellirt, zieren die beiden Ecken der Sims-Krönung. Im Innern bewundert man vorzüglich die ſchöne, von einer hohen Glaskuppel überwölbte Treppenhalle mit der großen runden Treppe aus ſchleſiſchem Marmor, den prangenden Balkonſaal mit ſeinen in weißem Glanzmarmor prangenden Wänden, vorzüglich aber die, zur Linken deſſelben ſich anſchließende, den ganzen Seitenflügel einnehmende Reihe der eigentlichen Geſellſchaftsſäle, deren fortlaufende Steigerung an Größe, Höhe und Pracht beſonders merkwürdig iſt. Als das Meiſterſtück an dieſem Gebäude* betrachtet man den großen runden Tanzſaal, der 60 Fuß im Durchmeſſer hält, 48 Fuß hoch und mit 20 korinthiſchen Säulen von 15 Fuß Höhe, die eine Gallerie tragen, geſchmückt iſt. Überraſcht wird man, wenn man am Ende dieſes Seitenflügels plötzlich in einen Saal tritt, der zwar nur 32 Fuß Tiefe, von der Eintrittsſchwelle an gerechnet, hat, aber ſich querüber zu einer Länge von 100 Fuß ausdehnt. Dieſes auf den beengteſten Raum zuſammengedrängte Gebäude umſchließt außer dieſen und einer großen Anzahl anderer Gemächer noch zwei Höfe, von denen der eine zu einem kleinen Garten, der andere zum Stallhof beſtimmt iſt. Wodurch es ſeinen beſonderen Werth erhält, iſt der Umſtand, daß nur einheimiſche Materialien und Erzeugniſſe des vaterländiſchen Kunſtfleißes bei der inneren und äußeren Ausführung deſſelben zur Anwendung gekommen ſind.

Von dem Neubau der Akademie nächſtens! Auch hat man jetzt Anſtalt getroffen, um das alte, ſchad- und mangelhafte Univerſitätsgebäude äußerlich und innerlich aufzubeſſern. Der Bibliothek würde ein Gleiches nichts ſchaden, da, wie wir hören, Bücher und Manuſcripte durch den eindringenden Regen ſchon mehrfach gelitten haben.

Die hieſigen Privatbauten mehren ſich von Tage zu Tage; man baut ſchnell und leicht, aber immer geſchmackvoll. Die hohen, ſpitzen Dächer ſchwinden zuſehends und machen flacheren Platz, die dem ſchnellen Umſichgreifen des Feuers weniger günſtig ſind und außer ihren ſchöneren Verhältniſſen noch den Vortheil haben, daß ſie die Anlage eines bequemen Halbgeſchoſſes auf dem Gebäude geſtatten. Die Verbreitung eines edleren Geſchmacks im Bauen verdanken wir vorzüglich den eifrigen und erfolgreichen Bemühungen Schinkel's.

Wie Schinkel groß iſt als Baumeiſter, ſo iſt es Rauch als Bildner. Übrigens ſind die hieſigen Bildhauer faſt eben ſo wenig wie unſere Maler für öffentliche Zwecke des Staats, ſondern mehr für auswärtige Beſtellungen, namentlich aus Rußland und Baiern, beſchäftigt; und doch gibt es hier auf dieſem Gebiete noch ſo viel zu thun. Die Wangen an den Treppen des Schauſpielhauſes wie des Muſeums und die koſtbar geſchliffenen Granitblöcke der neuen Schloßbrücke ſtehen leer und harren bis jetzt vergeblich ihrer Belebung durch angemeſſene Sculpturwerke.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Pferderennen in England und Frankreich. (Vgl. Nro. 135 d. J.) — Seit einigen Jahren, — bemerkt ein franzöſiſches Blatt, — ſind die Pferderennen in Frankreich volksthümlich und in der eleganten Welt Mode geworden. Wenige erwägen aber, welch' vortheilhaften Einfluß dies auf die Pferdezucht haben wird, wie denn namentlich England vorzüglich den Racen ſeinen Reichthum an trefflichen Pferden verdankt. Die Nachrichten von Wettrennen reichen hier bis auf die Zeiten Heinrich's II. (1154 — 1189) hinauf. Auch Eduard III. hatte Rennpferde in ſeinem Geſtüte. Aber erſt unter Heinrich VIII. wurden Wettrennen in mehreren Orten des Königreich's eingeführt, erſt unter Jakob I. (1603 — 1625) beſtimmte Regeln und Epochen für die Rennen zu New-Market, Croydon und Enfield-Chaſe feſtgeſetzt. Carl I. war großer Liebhaber dieſer Spiele, und ſelbſt Cromwell beſchäftigte ſich viel mit Rennpferden; doch weiß man Nichts von Rennen unter ſeiner Herrſchaft. Kurz nach der Reſtauration wurden ſie zu New-Market wieder eingeführt, und Karl II. ſtiftete einen Preis, der in Silberwerk v. 100 Pfd. St. Werth beſtand. Vor dem war eine ſilberne Schelle zugleich Ziel und Preis des Siegers. Von nun an nahmen die Könige von England alle ſehr Bedacht auf Verbeſſerung der Pferde-Raſſen und förderten ein Wettrennen, als kräftiges Mittel hierzu. Neue Preiſe wurden unter Georg II. geſtiftet; die Luſt am Wettrennen verbreitete ſich allgemein in England und wurde unter Georg III. durchaus national. —

Von dieſer Zeit an beginnen auch Pferderennen in Frankreich. Die erſten fanden Statt 1776 in der Ebene von Sablons mit engliſchen Pferden, veranſtaltet von franzöſiſchen Großen (u. a. auch dem Comte d'Artois, nachmaligem Karl X.) die damals von Anglomanie angeſteckt waren. Unter Ludwig XVI. wurde ſolches Rennen öfter, aber nicht regelmäßig wiederholt. Zu den Zeiten der Republik wollte man, um die Alten nachzuahmen, das Wagenrennen einführen. Viele Unglücke, die ſich dabei ereigneten, ließen bald darauf verzichten. Erſt unter Napoleon wurden regelmäßige Pferderennen in Frankreich angeordnet und Preiſe feſtgeſetzt. Auch Ludwig XVIII. und Karl X. begünſtigten ſie; doch haben erſt ſeit 1833 dieſelbe einen neuen, beſonderen Aufſchwung gewonnen vorzüglich durch Bildung einer „Société d'encouragement," ähnlich den Jockey-Clubbs in England. Hieran knüpfte ſich ein „Journal des Haras, des Chasses et des Courses des chevaux," und jetzt iſt der Eifer dafür bereits in die Reihe der nobeln Paſſionen eingetreten. Es finden nun Wettrennen Statt zu Paris (im Frühling und Herbſt), zu Chantilly, Verſailles, Limoges im Mai, zu Aurillac, Tarbes, Saint-Brieuc im Juni, zu Bordeaux, Nancy, Le Pin im Juli, zu Nantes, Angers, und Boulogne ſur mer im Auguſt. —

⁂ Leipzig. — Den glänzendſten Beweis der Zufriedenheit über ſeine Leitung, der je einem Theaterdirector zu Theil geworden ſein kann, hat ſo eben Herr Ringelhard in Leipzig empfangen, indem die angeſehenſten Männer der Stadt an den Rath ein Bittſchreiben richteten, — ihm die Direction nicht länger zu laſſen, ſondern dieſelbe in andre Hände zu legen.

In Nro. 284 iſt in den „Mittheilungen aus Indien" ſtatt Marthmann zu leſen: Marſhman.

Hierzu Beilage Nº. 8.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nr. 8. Beilage zum Phönix. 1836.

Eröffnungsrede

bei der Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte Deutſchlands am 19. September 1836 gehalten vom erſten Geſchäftsführer

Geheimen Hofrath Dr. Kieſer.

Wenn in der früheren Zeit, bei den Indern, Aegyptern, Griechen und Römern die Kunſtanſchauung der Welt das höchſte Erzeugniß des geiſtigen Lebens war, und die Weltideen in den Kunſtprodukten plaſtiſch geſtaltet, in den Tempeln verehrt und als die Welt beherrſchende Götter von den Völkern feierlichſt begrüßt wurden, weil die Wiſſenſchaft und die Erkenntniß der Weltideen noch in der Kunſt, als in ihrer Knospe, verſchloſſen, namenlos und der kommenden Zeit harrend ruhte; — ſo begrüßt die neue Zeit die Weltideen im Geiſte und in der Wahrheit: was die Kunſt im Bilde geſtaltete, erkennt die Wiſſenſchaft in der Idee, und was dort bewußtloſe Offenbarung des Höchſten war, wird jetzt wiſſenſchaftliche Erkenntniß.

Sie, meine Herren, die Männer der Wiſſenſchaft und die Repräſentanten des geiſtigen deutſchen Lebens der neuen Zeit, vereinigen ſich jetzt zum vierzehnten Male, um ſich zu gemeinſchaftlichem Wirken in dem, was Bedürfniß der Zeit iſt, in der Förderung der Wiſſenſchaft, zu kräftigen und zu ſtärken, und mir iſt der ehrenvolle Auftrag geworden, Sie feierlichſt zu begrüßen, und in unſere, der Wiſſenſchaft geweihte Mauern einzuführen.

Zuerſt alſo der herzlichſte Willkommen von Seiten des edlen Fürſtenhauſes, deſſen Ahnherr für die Freiheit des Wiſſens ſein Reich opferte, in deſſen Krone die Pflege der Wiſſenſchaft ſeit Jahrhunderten als ſtrahlendes Juwel glänzt; — von Seiten der Univerſität, welche die verwandten Geiſter freundlichſt empfängt; — von Seiten der Stadt, die Ihre Wahl mit der ſchönen Verpflichtung beehrt hat, Sie gaſtlich aufzunehmen und Zeuge einer zuvor nicht gekannten wiſſenſchaftlichen Panegyris zu ſein; — von Seiten der ſtudirenden Jugend, die das hohe Beiſpiel zu edler Nacheiferung anfeuert. — Dürfte mein perſönlicher Willkommen ſich hier anreihen, ſo könnte er nur zugleich den Dank ausſprechen für die Wahl des Vorſteheramtes, mit welcher Sie ein Menſchenalter des ernſteſten Strebens in der Wiſſenſchaft belohnt haben.

Sollte ich nun ferner Sie einführen in unſere Stadt, Ihres Geiſtes Schritte leiten für die wenigen Tage, die Sie uns ſchenken, ſo müßte ich gedenken der Geiſter, die vor Ihnen hier wandelten, die in unſerm Jena ſich gebildet und in dem Maße wie ſie ſich einen Weltruhm erwarben, auch auf die Wiege ihrer Bildung Ruhm zurückgeſtrahlt haben. — Wohl zählt die Univerſitätsſtadt Jena, unter ihren Schweſtern eine der Kleinſten im Umfange, noch nicht 6000 Seelen; aber da in dem Kalkul der Wiſſenſchaft nicht die Seelen, ſondern die Geiſter zählen, die Wiſſenſchaft nicht die Maſſe, ſondern die Idee wägt, ſo darf ſich Jena rühmen, auf der Wage des geiſtigen Lebens keiner andern Univerſitätsſtadt nachzuſtehen. — Wenn andere Univerſitäten Deutſchlands und des Auslandes, durch Kaiſerliche und Königliche Munificenz begünſtiget, in die Breite ſich ausdehnten, die größten Muſeen vereinigen, die zahlreichſten Bibliotheken aufſtellen konnten; ſo hat Jena von jeher die Beſtimmung gehabt, in die Tiefe, im Innern des geiſtigen Lebens zu wirken; was Andere ſammelten, zu ordnen; das Geſetz zu finden, nach welchem ſich Alles Einzelne zum Ganzen geſtaltet, und hierdurch die Univerſität nicht nur der Kenntniſſe, ſondern der Wiſſenſchaft zu ſein. Jena darf ſich rühmen, daß von ihr der Geiſt ausgegangen, der in der neueren Zeit ſich über die ganze civiliſirte Welt verbreitend, das Chaos des einzelnen empiriſchen Wiſſens zu einem organiſchen Ganzen geſtaltet, und der in der Wiſſenſchaft der Natur den Ausgangs- und Endpunkt alles wahren Wiſſens findet, an welchen fortan ſich jede particulare Wiſſenſchaft anſchließen muß, wenn ſie fürder Wiſſenſchaft bleiben will. Daher ſendet denn auch Jena, die Univerſität der begeiſterten Jugend, das Seminarium der geiſtigen Republik, nach allen Weltgegenden ſeine Söhne aus, die, der Wiſſenſchaft geweiht, die Wiſſenſchaft verbreiten und fördern, und durch das geiſtige Band uns ſtetig verbunden, mit treuer Liebe und ſehnſüchtiger Anhänglichkeit der Pflanzſchule ihrer Bildung gedenken.

Wollte ich hier einzelner Namen gedenken, der Geiſter, die Jena erzeugte, ernährte und vollendete, und die gegentheils Jena verherrlichten, — was unnöthig erſcheint, da in der Geſchichte der Einzelne nur Repräſentant ſeiner Zeit und ſeines Volkes iſt — ſo würden die Namen der gefeiertſten Männer in allen Zweigen der Naturwiſſenſchaft, durch welche die Naturkunde in der neueren Zeit zur wirklichen Wiſſenſchaft geworden iſt, meine Rede ſchmücken. Ich würde jenes, durch ein feindliches Geſchick der Zeit, widerwillig uns entführten Mannes gedenken müſſen, in welchem vor mehr als 40 Jahren der Geiſt der Menſchheit zuerſt jene Stufe der Entwickelung erreichte, auf welcher er, ſich ſeiner ſelbſt bewußt werdend, ſich als den Culminationspunkt des irdiſchen Seins erkannte, und ſein Ich der Außenwelt gegenüber als das einzig wahrhaft Reale aufſtellte; ſo wie des Mannes, der dieſe Trennung des pſychiſchen Lebens am organiſchen Leben der Welt zur Einheit auflöſend, beide in ihrer Totalität auffaßte, und, ein kühner begeiſterter Baumeiſter, die erſten Grundſteine legte, auf welche, oft ſelbſt ihres Meiſters ſich nicht mehr bewußt, die Naturwiſſenſchaft der ganzen folgenden Zeit ihr harmoniſches Gebäude errichtete; ich müßte die Freunde nennen, die in der Bahn der Weltkörper, im unmeßbaren Aether des Himmels, wie in dem gleichfalls unmeßbaren Raume der Infuſorienwelt, in den dunkeln Tiefen des erſtarrten Lebens der Erde, wie in den leuchtenden und belebten Produkten der organiſchen Reiche, in den zerfallenen Reſiduen der gigantiſchen Vorwelt, wie in der ſchmeichelnden Pracht der lebendigen Pflanzen und Thiere, in den Urelementen des Thieres, wie in den krankhaften Metamorphoſen des menſchlichen Leibes die gemeinſamen Geſetze nachwieſen, welche jener Meiſter im Ganzen geahnet hatte: ich müßte des Mannes gedenken, des Stifters dieſer Verſammlung, den meine Augen vergeblich in Ihrem Kreiſe ſuchen, der zuerſt in dem Organismus des menſchlichen Leibes den Mikrokosmus des Weltalls erkannte, die Reiche der Natur und ihre Ordnungen in den Theilen des menſchlichen Körpers nachwies, und ſomit dieſe erklärte und deutete; ich müßte des abgeſchiedenen Geiſtes gedenken, der, ein neuer Archimedes, in unſern Mauern den Lauf ſeines ruhmvollen Lebens begann, in welchem die Aequation des Menſchengeiſtes und der Welt, die Ergründung der Geſetze des die Welt in ſich aufnehmenden Geiſtes, Ziel ſeines raſtloſen Strebens war.

Und wenn die Kunſt nur daſſelbe geſtaltet, was die Wiſſenſchaft erkennt, ſo begegnet uns auch hier, als Zöglinge Jena's und als Jena befreundete Geſtalten, das Schönſte und Höchſte, was Deutſchland, ja die Welt, in der neueren Zeit im Reiche der Poeſie erzeugt hat. Die Namen der Heroen deutſcher Kunſt ſind Jena eben ſo wenig fremd, als die der Heroen deutſcher Wiſſenſchaft, und das die ganze Kunſtwelt erhellende Dioskurengeſtirn der ächten deutſchen Poeſie, in ſchöner Harmonie ſich wechſelſeitig tragend und ergänzend, hatte in Jena den Aufgangs- und Culminationspunkt ſeiner glänzenden Laufbahn.

Dieſer Geiſter im Reiche der Wiſſenſchaft und der Kunſt gedenken Sie, meine verehrteſten Herren, wenn Sie in unſern engen Mauern wandeln, wenn Sie die Geſchichte Jena's überblickend, partielle und momentane Verdunkelungen beobachten, wenn Sie, verwöhnt durch die Pracht und den Reichthum größerer Naturſchätze und Anſtalten, bei uns manche Mängel und Lücken gewahren, und wenn Sie hier wiederum, auch in geſelliger Beziehung, mehr auf ſich ſelbſt beſchränkt werden. Gedenken Sie, daß das, was alle dieſe Männer hier vereinigte, der Geiſt der Wiſſenſchaft, der auch Sie hieher leitete, auch noch jetzt hier waltet, und als Jena umſchwebender Schutzgeiſt, wie er vor Jahren die Brandfackeln der Deſpotie löſchte und die Bannſtrahlen ableitete, ſo auch die Zerſtörung drohenden Stürme der neueren Zeit hat überwinden helfen; und im Namen dieſes Geiſtes, der, Allen unſichtbar, uns Alle durchdringt, ſeien Sie denn noch einmal zur feierlichen Weihe begrüßt.

Da die Sitte es heiſcht, einen beſondern Gegenſtand zum Thema meiner Rede zu machen, ſo iſt mir der nächſte Sie ſelbſt, meine hochgeehrteſten Herren Collegen, und Ihre weltgeſchichtliche Verſammlung zu einer großen ganz Deutſchland umfaſſenden Geſellſchaft, die, ſich alljährlich verjüngend und erneuend, alljährlich nach freier Wahl in verſchiedenen Orten wechſelnd ſich vereinigt. Der denkende Menſch ſpäht gerne den Gründen einer bedeutenden Erſcheinung nach, er ſieht ſich ſelbſt gezwungen, die äußeren Momente derſelben auf deren innere Elemente zurückzuführen, aus welchen ſie, durch innere Nothwendigkeit gedrängt, ſich haben entwickeln müſſen, und dieſes Bedürfniß der Forſchung nach den Grundgeſetzen, tritt um ſo gebietender ein, jemehr dieſe Erſcheinung, Meteor-artig entſtehend, ſchnell an Umfang und Größe, an Stärke und Kraft gewinnt, und je ſchneller ſie ihre Wirkung im Raume ausdehnt. — Wenn nun die Geſchichte bemerkt, daß Ihre Verſammlung vor 15 Jahren von nur 13 Männern begonnen und in Deutſchland damals kaum beachtet, nach Verlauf von noch nicht drei Luſtren an dem letzten Orte Ihrer Vereinigung gegen 500 Mitglieder zählte, und aus allen Gauen nicht nur Deutſchlands, ſondern auch des entfernten Auslandes, vom eiſigen Norden wie vom glühenden Süden, ja ſelbſt über das Weltmeer her, Mitgenoſſen, Theilnehmer und Freunde anzieht; — wenn Ihre Verſammlung, ſelbſt geiſtig fortzeugend, gleiche Verſammlungen in England, Frankreich, in den Niederlanden und in dem transatlantiſchen Amerika hervorruft, die, wie ein geiſtreicher Freund im Auslande ſich ausdrückt, nur fruchtbare Töchter der Mutterverſammlung in Deutſchland ſind; — wenn ſich, wie im Alterthum um die Götterfeſte, ſo jetzt Länder und Städte um die Ehre bewerben, dieſe deutſche Verſammlung in ihrer Mitte zu ſehen, ja wenn die Beherrſcher der größten Reiche Europa's ſie ehrend begrüßen; — ſo muß dieſer in der Weltgeſchichte neuen Erſcheinung etwas zu Grunde liegen, das noch nicht da geweſen, weil ſonſt alle Zeiten dieſe Erſcheinung aufgerufen haben würden. — Nun aber iſt es nicht der leibliche Gewinn, der Sie dem reiſenden Kaufmann gleich zuſammenführt, da Sie ſogar Mühe und Koſten Entbehrung und Aufopferung anwenden, um einige flüchtige Tage hier zu verweilen. Es iſt nicht die eitle Ehre, auf dem Papiere die Züge ihrer Handſchrift abgedruckt zu erblicken, noch die Freude der geſelligen Tiſchgenoſſenſchaft, die auch der heimiſche Heerd Ihnen bieten konnte; es iſt nicht die Sucht, politiſche Ideen oder Träume geltend zu machen und auszuſäen, um dadurch in das rollende Rad der politiſch bewegten Welt einzugreifen; — ſondern es iſt etwas ſo Großes und Herrliches, daß ich es nur mit Schüchternheit und nur vor Ihnen auszuſprechen wage, nämlich das allmählig zum Volksbewußtſein kommende Gefühl der Bedeutung der Naturwiſſenſchaft für das Leben der Zeit, welches als leitender Stern Sie dahin führt, wo der Congreß der Naturwiſſenſchaft ſich jährlich verſammelt. In dieſer Beziehung, zur Erläuterung der großen Frage nach der Bedeutung ihrer gegenwärtigen Vereinigung, die vielleicht Mancher außer unſerem Kreiſe für müßig halten dürfte, deren Löſung aber allein das Räthſel der Erſcheinung Ihrer Zuſammenkunft ſammt deren Folgen und Nachahmungen in andern Ländern löſet, erlauben Sie mir, da Alles ſeine Geſchichte hat, einige geſchichtliche Andeutungen aus der Sphäre der Entwickelung des Weltgeiſtes im Menſchengeſchlechte.

Die Naturwiſſenſchaft, an welcher die Medicin nur inſofern Antheil nimmt, als ſie ſich, von jener geleitet, aus der Empirie früherer Jahrhunderte zur Wiſſenſchaft erhebt, iſt ein Kind der neuen Zeit im Gegenſatze der alten Welt Griechenlands und Rom's. Wenn die frühere Zeit die Natur nur bruchſtückweiſe und nur in einzelnen Erſcheinungen darſtellen konnte, aber noch nicht das Ganze umfaſſen und das Einzelne in ſeiner Beziehung zum Ganzen würdigen konnte (wie die Compendien der Naturkunde bei Griechen und Römern beweiſen); wenn ferner dort, wo die Welt ſich in der Kunſt abſpiegelte, von einer Wiſſenſchaft, als Nachweiſung der allgemeinen Geſetze des Lebens im Beſonderen und Zurückführung der beſonderen Erſcheinung auf das allgemeine Geſetz, alſo der Erklärung der erſteren, ſich nur Spuren vorfinden; ſo beginnt erſt mit dem Ende des Mittelalters, wie in der ganzen geiſtigen Entwickelung des Menſchengeſchlechts alſo auch hier, die neue Aera einer die ganze Natur ſowohl in ihrer Beſonderheit als in ihrer Allheit zu umfaſſen ſtrebenden Erkenntniß — die Baſis der Philoſophie der Natur — welche die Naturgeſetze im Innern der höchſten Geiſteskraft, in der Vernunft, offenbarend und abſpiegelnd, im Gegenſatze der die gleichen Geſetze nur ahnenden und in Kunſtwerken plaſtiſch geſtaltenden Inſtinctanſchauung, ſich als Wiſſenſchaft, im ſtrengeren Sinne des Worts, darſtellt. — Nach dem faſt tauſendjährigen Embryonenſchlaf des geiſtigen Lebens der Menſchheit, welcher als Uebergangsperiode der alten Welt zur neuen, als die beiden Lebensalter der Menſchheit verbindendes Mittelalter erſcheint, entwickelt nun die neugeborne Pſyche des menſchlichen Geiſtes ihre ätheriſchen Schwingen, und keine Erſcheinung der Natur als außer ihrem Kreiſe liegend betrachtend, und in unendliche Räume des Himmels durch die beginnende Aſtronomie ſchauend, wie in unendliche Zeiten mit feſſellos gewordener Sprache durch die Buchdruckerkunſt wirkend, ſtrebt ſie, wie äußere Form und Geſtalt, ſo inneres Maaß und Geſetz der Naturdinge zu erſpähen, und wie ſie höchſtes Produkt der ewig zeugenden Natur iſt, dieſe ſelbſt in ſich aufzunehmen und in der Wiſſenſchaft wiederzugebären. Seit dem 12ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung zum höheren Leben erwacht, bildet der Menſchengeiſt nur in geſetzmäßiger Entwickelung vom Niedern zum Höhern aufſteigend die verſchiedenen Sphären der Naturwiſſenſchaft, zuerſt im anorganiſchen Reiche die Form und Geſtalt erkennend, ja die Kräfte deſſelben einſeitig ſelbſt auf das für die Erkenntniß noch verſchloſſene organiſche Leben übertragend und dieſes aus jenem zu erklären verſuchend; ſodann den organiſchen Leib zum Gegenſtand des Forſchens nehmend und auch hier zuerſt die Mannigfaltigkeit der Form im Reiche der Pflanzen- und Thierwelt, ſpäterhin auch die Beziehung dieſer mannigfaltigen Formen zu einander und deren innere Kräfte gewahrend; endlich auch den menſchlichen Körper und deſſen wunderbaren Bau betrachtend, und als Culminationspunkt des Wiſſens auch ſich ſelbſt und die Geſetze des pſychiſchen Lebens zu erkennen bemüht; — ſo daß, wie der organiſche Leib des Menſchen in ſeiner Fortbildung alle Stufen der Entwickelung des organiſchen Lebens überhaupt durchläuft, auch die Wiſſenſchaft von demſelben, als Produkt der Entwickelung der geiſtigen Erkenntnißkraft des Menſchen, in ihrer Ausbildung eine gleiche Stufenfolge darbietet, während die Kenntniß der äußern Natur in gleichem Maaße, ſowohl in den Tiefen der Erde als in den Höhen des Aethers, in dem unendlich Kleinen, wie in dem unendlich Großen fortſchreitet.

In gleicher Stufenfolge entwickelt ſich nun auch die Wiſſenſchaft im Volksleben, wie es ſich im Staate organiſch geſtaltet, und in ihrer Beziehung zu demſelben. In der alten Welt hatte die Wiſſenſchaft, noch mit der religiöſen Anſchauung des Göttlichen verſchmolzen, keine beſondere Stätte, in welcher ſie, nur ſich angehörend und für ſich ſich entwickelnd, vom Staate als eine beſondere und nothwendige Form des öffentlichen Lebens anerkannt wäre. Erſt in der neuen Welt ſtiftete der Staat die Univerſitäten als *Fortpflanzungsanſtalten* der Wiſſenſchaft, denen erſt mehrere Jahrhunderte ſpäter, im 17ten Jahrhunderte, die Akademieen folgten; als höhere Potenz der erſteren, als *Zeugungsanſtalten* der Wiſſenſchaft, die nicht blos, gleich den Univerſitäten, das Ueberlieferte lehren, ſondern fortzeugend die Wiſſenſchaft ferner auszubilden berufen ſind. Wenn hier, ſowohl in den Univerſitäten, als in den gelehrten Akademieen, die Naturwiſſenſchaften, diejenigen Scienzen, in welchen ſich dies Fortſchreiten der Inſtitute der Wiſſenſchaft vorzüglich offenbarte — wie ja die ſeit der Mitte des 17ten Jahrhunderts aufblühenden derartigen Anſtalten vorzugsweiſe den Naturwiſſenſchaften gewidmet waren, — ſo können wir den Grund dieſer Erſcheinung nur darin finden, daß der Menſchengeiſt der neuen Welt in den Naturwiſſenſchaften die Baſis alles Wiſſens erkannte und verehrte.

Wenn nun in unſrer an neuen Entwickelungen des geiſtigen Lebens ſo überreichen Zeit aus den Univerſitäten und aus den gelehrten Akademieen eine neue Form des geiſtigen Lebens entſteht, welche gleichſam körperlos und nur als freie Bewegung des Geiſtes erſcheint; wenn Univerſitäten und gelehrte Akademieen aller deutſchen Länder, die politiſche Trennung der Völker vergeſſend und die Stammverſchiedenheit nicht achtend, ihre lebenskräftigſten Söhne zu einer alljährlich wiederkehrenden Vereinigung gleichſam aller deutſchen Univerſitäten und Akademieen abſenden, wenn dieſe Geſellſchaft, an keinen Ort bleibend gefeſſelt, durch keinen gelehrten Apparat der Bücher oder Inſtrumente in ihrer Bewegung gehindert, und keinem Staate angehörend keines Staates Befehl annimmt, ſondern eine einzige freie Vereinigung der Geiſter darſtellt, und zu welcher, wie zu den Volksfeſten der Alten, ſo als zu dem geiſtigſten Volksfeſte der neuen Welt, ſelbſt fremde Völker die Repräſentanten ihrer Wiſſenſchaft deputiren; wenn dieſe geiſtigſte Verſammlung ſelbſt von edlen Fürſten begrüßt, beſchützt und gefördert wird: — ſo ſcheint der Schluß nicht zu gewagt, ſie mit den Pflanzſtätten und Pflegeſtätten der Wiſſenſchaft, mit den Univerſitäten und gelehrten Akademieen in Beziehung zu ſetzen, und ſie als die höhere Entwickelung derſelben zu betrachten, durch welche die Wiſſenſchaft und die Matrix derſelben, die Wiſſenſchaft der Natur, ſich von der Scholle, an welche ſie in den ſtabilen Univerſitäten und Akademieen noch gebannt iſt, losmacht, und, als Universitas universitatum, in freier Bewegung nur da einen momentanen, einen Zeitabſchnitt ihrer Geſchichte bezeichnenden Ruhepunkt nimmt, wo der Wiſſenſchaft auch in dieſer Form ein gaſtlicher Aufenthalt geboten wird.

Habe ich es wagen dürfen, in Ihrer Seele, meine verehrteſten Herren Collegen, zu ſprechen, und Gedanken in Worten auszudrücken, die einen Jeden von Ihnen hierher geleitet haben, und wollte ich nun näher entwickeln, in welcher Beziehung die Wiſſenſchaft der Natur zu andern Scienzen ſteht, und wie ſie, da die Natur nur das All des Lebens umfängt, als die Wiſſenſchaft alles Lebens erſcheint, an welcher jede nicht todte oder abſterbende Wiſſenſchaft nothwendig Theil nehmen muß; ſo würde ich theils Ihnen, den Männern der Wiſſenſchaft, nichts Neues vortragen, theils möchte es, ſelbſt jetzt noch, Manchem verwegen erſcheinen, mit jenem Weiſen Großbritanniens, allen einzelnen Künſten und Wiſſenſchaften, ſelbſt denen, die das Recht und die Sitte betreffen, jegliche Kraft und Tiefe abzuſprechen, wenn ſie nicht in der Wiſſenſchaft der Natur wurzeln. Und wenn ich hier die Blüthe deutſcher Wiſſenſchaft um mich vereinigt ſehe, und den Kreis hochverehrter, an unſerer Vereinigung den lebendigſten Antheil nehmender Gäſte betrachte, ſo möchte endlich dieſe ganze Darſtellung überflüſſig erſcheinen, wo Ihre und der befreundeten Zuhörer Gegenwart jede Behauptung des Gegentheils faktiſch widerlegt und beſeitigt.

Welches Volk hat aber die Idee des Lebens und der Wiſſenſchaft früher begriffen, als das *deutſche*? Welches Land iſt die Geburtsſtätte *der* Philoſophie, welche die neuere Zeit forderte, und welche das All der Welt umfaßt, als nur Deutſchland? — In welchem Lande herrſcht der Ernſt der Wiſſenſchaft, der fern von frivoler Mißdeutung wie von Herabwürdigung derſelben zu blos praktiſchen Zwecken, ſie blos um ihrer ſelbſt willen verehrt, gleichwie im deutſchen Lande? — So ſchließe ich denn mit dem Wunſche, daß Deutſchland, wie vor Jahrhunderten im Reiche des Glaubens, ſo auch im Reiche der Wiſſenſchaft dieſe Palme des Lebens ſich bewahrend, ferner allen Völkern vorangehe! Möge unſre Verſammlung, wie ſie auswärtigen Völkern zum wetteifernden Beiſpiele geworden iſt, auch in ihren Wirkungen den Ruf der deutſchen Wiſſenſchaft bewahren; — dann wird die Weltgeſchichte, wenn ſie die Thaten des Geiſtes erzählt, auch unſrer Vereinigung gedenken, als eines Samenkorns, deſſen Früchte noch nach Jahrhunderten ein ſegnendes Andenken der Gegenwart erzeugen.

Literariſche Anzeigen.

Die Inſertions-Gebühren betragen für die geſpaltene Zeile aus Petitſchrift oder deren Raum 1 gr. oder 4 kr.

In meinem Verlage ſind ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Blumen- und Ährenleſe
aus
meinem jüngſten Arbeits-Luſtrum.

Geſammelte Schriften
von
Ludwig Rellſtab.
Zwei Theile. gr. 12. Geh. Thlr. 4. 18 gr.

Inhalt: 1. Die Steinkohlengruben. Erzählung. — Die Räuber im Schwarzwalde. Novelle. — 2. Die Badereiſe. Erzählung. — Die Cholera im Fürſtenthum Scheerau. — Ludwig Devrient. — Wilhelmine Schröder-Devrient.

Wieſe, Siegismund, Friedrich. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Von dem durch ſeine eigenthümlichen Leiſtungen bereits vortheilhaft bekannten Verfaſſer erſchienen bisjetzt „Theodor. Ein Roman.“ 1833, 1 Thlr. 20 gr. „Hermann. Ein Roman.“ 1834, 1 Thlr. 6 gr. „Drei Trauerſpiele.“ 1835, 1 Thlr. 12 gr. „Drei Dramen.“ 1836, 1 Thlr. 6 gr.

Leipzig, im Auguſt 1836.

F. A. Brockhaus.

Für Leſezirkel und Leihbibliotheken.

Im Verlage der Buchhandlung F. E. C. Leuckart in Breslau iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liebe und Berufstreue.

Doppel Novelle aus den Papieren eines jungen Arztes, von H. E. R. Belani. 2 Bände. 8. Rthlr. 1. 15 Sgr.

Der durch ſeine durch Geiſt und Leben erhöhte Romane und Novellen allgemein bekannte und in der Leſewelt beliebte Verfaſſer, liefert mit obigem Werke ſehr intereſſante Lebens- und Seelen-Tableaux, welche gewiß jeden Liebhaber der Novellen-Literatur erfreuen und in jeder modernen Leihbibliothek öffentlich oder privat eine Zierde ſein wird.

Schauſpiele
von
P. Neuſtädt.

1ſter Theil enthält: „**Der Bravo.**“ Schauſpiel in fünf Aufzügen mit einem Vorſpiel: „der **Kampf** der **Gondoliere** in **Venedig**,“ nach Cooper für die Bühne bearbeitet. — „**Süd und Nord.**“ Schauſpiel in drei Aufzügen. Rthlr. 1½.

Früher erſchien in demſelben Verlage: **Ben David**, der **Knabenräuber**, oder der **Chriſt** und der **Jude**. Schauſpiel in fünf Aufzügen. Nach Spindler's Erzählung: der **Jude** für die Bühne bearbeitet von P. Neuſtädt. Rthlr. 1.

So eben iſt erſchienen:

Gaudy, Franz Freiherr, Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergeſellen. — Die Lebensüberdrüſſigen. Zwei Novelletten. 8. Velinpapier, brochirt. Rthlr. 1.

Weidmann'ſche Buchhandlung
in Leipzig.

Bei Duncker und Humblot in Berlin iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. Fenimore Cooper's
Streifereien durch die Schweiz.
2 Theile. Geheftet. Rthlr. 3.

Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Midshipman Ruhig.
Roman
von
Captain Marryat.

Aus dem Engliſchen
von
C. Richard.
8. Geheftet. 3 Thlr.

Roman in der Manier des beliebten „Peter Simpel,“ in welchem der gefeierte und geiſtreiche Verfaſſer ſein ausgezeichnetes Talent für komiſche Darſtellung auf's Neue bewährt. Durch eine beſondere Begünſtigung des Captain Marryat iſt die Verlagshandlung in den Stand geſetzt, dieſe deutſche Bearbeitung gleichzeitig mit dem engliſchen Originale erſcheinen zu laſſen.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. F. Cooper's ſämmtliche Werke.
88ſ — 93ſ Bändchen.

Ausflüge in die Schweiz.
Aus dem Engliſchen überſetzt
von
Dr. C. F. Nietſch.

Zwei Theile. Auf Velinpapier Rthlr. 1. 4 gr. fl. 1. 48 kr. Auf Druckpapier 18 ggr. fl. 1. 12 kr.

* Das Original dieſer neueſten Schrift Cooper's fand in England ſo außerordentlichen Beifall, daß binnen 2 Monaten ſchon eine neue Auflage davon veranſtaltet werden mußte.

Novellen.
Fremd und eigen.
Von
O. L. B. Wolff.
Rthlr. 1. 9 gr. fl. 2. 24 kr. rhein. fl. 2. 4 kr. C. M.

Dieſe Sammlung enthält eine der intereſſanteſten Erzählungen nach Charles Nodier: „Das Fräulein von Marſan,“ in der Form von Memoiren, welche auf den Boden der Geheimgeſchichte der neueren Zeit verlegt ſind. Die Originalerzählungen des Verfaſſers reihen ſich den beſten belletriſtiſchen Leiſtungen an.

Loyola.
Von
Eduard Duller.

Drei Bände. 8. Geh. Rthlr. 4. 21 gr. fl. 8. 24 kr. rhein. fl. 7. 20 kr. C. M.

Es iſt der Stifter des Jeſuitenordens, der in dieſem neueſten Werke Duller's die Aufmerkſamkeit der Leſewelt auf eine Zeit lenkt, welche wichtig in die Intereſſen der neueſten Zeit einwirkt. Dieſe einfache Andeutung dürfte, da überdem der Name des Verfaſſers in der deutſchen Literatur bereits eingebürgert iſt, zur vollgültigen Empfehlung wohl genügen.

Die Kreolin und der Neger.

Galerien romantiſcher Bildwerke. Von Emerentius Scävola. Erſte Galerie in 3 Theilen: Der Königsenkel. — Die Kreolin. — Deſſalines. Zweite Galerie in 3 Theilen: Die Blutsfreunde. — Die Kaperbeute. — Hayti. 6 Bände. 8. Geh. Rthlr. 9. fl. 15. rhein. fl. 13. 30 kr. C. M.

№ 229. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 27. September.

Olivier.

(Fortſetzung.)

Felix ſchwieg eine Weile, düſter vor ſich nieder ſehend. Antonien's und Bertha's Augen hingen in höchſter Spannung an ſeinen Lippen. Erſtere hatte ſeine Hand in ihre beiden gefaßt und preßte ſie bebend an ihr Herz. Der Schlag, der die Stirn des Geliebten getroffen hatte, traf auch ſie, und unwillkührlich ſchrie ſie leiſe auf, als Felix die letzten Worte erzählte. —

„Ich erhielt,“ fuhr er jetzt fort, „ich erhielt nach einer langen Zeit erſt mein völliges Bewußtſein wieder. Das Rütteln der Kaleſche, in der ich mich befand, weckte mich auf, viele Fackeln erhellten die Finſterniß und um mich herum erkannte ich alle meine Reiſebegleiter. Joellet nämlich, und der feige Bediente, der mit mir war, hatten mich im Augenblick der höchſten Gefahr verlaſſen, waren eilig davon gerannt und erfüllten den Wald mit ihrem Geſchrei. Die beiden andern Gefährten in der Stadt, denen ich ſchon zu lange ausgeblieben war, waren mir mit Fackeln entgegen gezogen und durch das Geſchrei auf meine Spur gerathen. — Verwundert blickte ich ſie alle an, der Kopf ſchmerzte mich, es war mir, als hätte ich in einem ſchweren, entſetzlichen Traume gelegen

„Gottlob,“ ſeufzte Aloys, der neben mir ſaß, und in deſſen Armen ich lag — „Gottlob, mein theurer Prinz, daß wir Sie gefunden haben. Sie wären verloren geweſen! — Sehen Sie,“ fuhr er fort, indem er auf einen Menſchen wies, der gefeſſelt mit gebundnen Armen zwiſchen dem Wagen und meinem Reitpferde herging. — „Sehen Sie, das iſt der Verruchte, der ſie morden wollte! Er kniete noch neben Ihnen und war wie außer ſich — er ſah nicht, er hörte nicht in ſeiner gräßlichen Wuth, und ließ ſich ohne vielen Widerſtand zu Boden werfen und feſſeln.“ —

„Ich wandte meine Blicke verachtend von ihm weg und war zu ermattet, um mich den Abend noch weiter um ihn zu kümmern. Als wir in der Stadt angekommen waren, wurde er in meine Wohnung gebracht und vorläufig in einem feſten Gemach des Hauſes eingeſchloſſen. — Ich legte mich zum Schlaf nieder, aber ich fand keine Erquikkung, keine Ruhe — war es Folge der Betäubung am Kopf oder des Schreckens — — ein Heer wüſter wilder Träume umlagerte meine Seele. Ich ſah den entſetzlichen Manaſſe, wie er Joellet und mich anſtierte mit jenen Augen, mit jenem Geſicht, in denen die Verzerrung des Todes lag. Ich hörte ihn aufheulen, als er ſich los wand aus den Armen ſeines Begleiters, der ſeine Kniee umſchlang und dieſer Angſtton der Hölle, der Verzweiflung durchbebte mir Mark und Bein. — — Aber dann vernahm ich auch wieder eine ſüße, ſchöne Stimme. Augen, die vor mir in der Finſterniß ſchwammen, ſahen mich flehend mit unnennbarem Ausdruck an — ſie weinten — große Thränen drangen aus ihren Wimpern hervor, aber indem ſie niederfielen, wurden ſie roth wie Blut, und ſtarrten dunkelglühend in furchtbarer Schönheit zu mir herauf. —

„Ich werde dieſe Nacht nie vergeſſen. Als ich am andern Morgen mit Aloys zu meinem Gefangenen hinabſtieg, ſtand er am Fenſter gelehnt, ſeinen weißen Mantel um ſich geſchlagen. Auf das Geräuſch, das wir verurſachten, drehte er ſich um und wies uns ſein Geſicht. Ich fuhr erſtaunt zurück — das war nicht das freche Antlitz eines Räubers und Mörders — ein Jüngling ſtand vor uns mit der kräftigſten, jugendlichſten Geſtalt, etwas bleichen, aber ſchönen Zügen. —

„Nur mühſam drängte ich meine Verwunderung zurück und ließ ihn etwas ſtreng und hart an. „Wer biſt du?“ fragte ich ihn, „was hat dich zu der abſcheulichen That bewogen?“ — Sichtbar zuckte es bei dieſen Worten durch alle Muskeln des Gefragten, dann hob er die Blicke empor und blickte lange ſchweigend auf mich und Aloys. — „Mein Herr,“ begann er endlich — mit tiefem Ernſt und ſonorer Stimme: — „Nichts von Unterſuchung! Sie wiſſen meinen Namen, ich bin Manaſſe. Ich habe Sie ermorden wollen, drum liefern Sie mich alſo bald dem Blutgericht ab — hier bin ich, ich läugne nicht.“ —

„Dieſer große Trotz, der faſt wie Stolz ausſah, verfehlte ſeine Wirkung nicht, wir ſtanden beide eine Weile ſtumm verlegen, bis endlich Alois das Wort ergriff, den Verbrecher zu verhören fortfuhr, mit Fragen beſtürmte, ohne daß dieſer eine einzige beantwortete. „Wirſt du wohl reden,“ rief er endlich zürnend, „Verſtockter, wirſt du wohl reden, oder ſoll man dir die Zunge löſen?“ — „Das werden Sie nicht,“ fiel ihm der Mörder heftig ein, indem ſein dunkles Auge ſprühte, „bei Gott, das werden Sie nicht, Sie haben die letzte Sylbe von mir gehört — ich rede kein Wort mehr. Darauf verlaſſen Sie ſich. Ich fürchte Keinen, am wenigſten Sie. Wer gethan hat, was ich gethan habe, fürchtet ſich nicht mehr. Ade!“ — Damit machte er eine Bewegung mit der Hand, wandte ſich ab, und wir konnten nichts weiter aus ihm heraus bringen.

„Gern hätte ich mich zerſtreut, ihn zu vergeſſen, aber immerwährend ſtand der junge Verbrecher vor meiner Seele, ich ritt, ich fuhr ſpazieren, aber ſein Bild begleitete mich überall, ich konnte nichts denken als ihn. Noch denſelben Abend begab ich mich allein und heimlich in ſein Gefängniß. Ich redete ihn gütiger an, als vorher, ich bat ihn mit ſanfter Stimme, ſich mir zu vertrauen, nicht ſo hinzutrotzen in ſeiner düſtern Verſtockung — „Manaſſe,“ ſchloß ich, indem ich ſeine Hand faßte, „unglücklicher Manaſſe, ich will dir vergeben, dein Verbrechen ſoll in meinem und meiner Diener Gedächtniß ausgelöſcht ſein! — Ich will dich mit mir in mein Vaterland nehmen, du ſollſt bei mir bleiben, aber ſprich offen mit mir, was riß dich zur Gräuelthat hin, wer war dein Begleiter, der dir zu Füßen ſtürzte, und warum heulteſt du ſo entſetzlich auf? War das die Gier des Raubthiers, das ſich auf ſeine Beute ſtürzen will, war es Höllenſchmerz?“

„Manaſſe ſchlug die trüben Blicke gen Himmel, ein heißer Schmerz zitterte in ſeinen Zügen, und ſeine Hand deckte. „Laſſen Sie mich,“ rief er, „laſſen Sie mich um Gotteswillen, warum quälen Sie mich ſo?“ Dabei hielt er ſich ſchwindelnd an einem Stuhl. „Ich habe Ihnen nichts zu ſagen,“ fuhr er nach einer Pauſe geſammelter fort, „und nichts von Ihnen zu bitten; hoffen Sie nicht, daß ich Sie um Gnade flehe. Handeln Sie nach Ihrem Willen und Denken, ich werde dem meinigen folgen.“ — (F. f.)

Kunſtbericht aus Berlin.

(Schluß.)

Über das dem großen Könige Friedrich II. zu errichtende Denkmal iſt man, nach vieljährigen Schwankungen, bis auf wenige noch vorzunehmende Abänderungen des Probe-Modells, endlich übereingekommen. Man hatte früher die Abſicht, eine über 100 Fuß hohe, der Trajaniſchen ähnliche Säule, mit umlaufenden Reliefs und der Figur einer Victoria auf der abgeplatteten Spitze, auf dem Platze zwiſchen der Univerſität und dem Prinz Wilhelm'ſchen Palais dicht beim Beginn der Linden zu errichten und vor ihr in angemeſſener Entfernung eine Reiterſtatue von mäßiger Größe. Man wollte jedoch die Mühe mit den reliefartigen Verzierungen der Säule, die doch nur bis zu einer gewiſſen Höhe erkennbar geweſen ſein würden, nicht verloren haben und konnte ſich auch über die zweckmäßige Art der Auf- und Zuſammenſtellung dieſer beiden Monumentalwerke nicht vereinigen; deßwegen gab man, obgleich die nöthigen Zeichnungen vollendet und Probe-Modelle bereits angefertigt waren, den früheren Plan auf. Der neue nicht minder großartige Entwurf beſchränkte ſich auf die Errichtung einer koloſſalen Reiterſtatue, die die Zuſtimmung des Königs erhielt, und im Luſtgarten, nahe bei der neuen Schloßbrücke zu ſtehen kommen wird. Wie wir hören, ſoll der König die Entfernung des dreieckigen Hütchens vom Haupte Friedrich's und ein mäßiges Hervortreten der an den vier Ecken des Piedeſtals anzubringenden Reiterſtatuen gewünſcht haben, und es iſt nicht zu läugnen, daß das Profil des geſammten Kunſtwerks, wie die Anſchauung des Probe-Modells lehrt, namentlich durch die letztere Abänderung bedeutend gewinnen würde!

Rauch hat die Modelle zu den ſechs Victorien-Statuen für die Walhalla vollendet. Dieſer Meiſter weiß die Kräfte ſeines ausgezeichneten Schülers Drake, Schöpfers des Juſtus Möſer'ſchen Standbildes, trefflich zu benutzen, und trägt kein Bedenken, dieſem talentvollen jungen Bildhauer, der gegenwärtig auf einer Kunſtreiſe in Italien begriffen iſt, dann und wann nicht blos die Ausführung, ſondern ſogar den Entwurf einzelner ihm ſelbſt übergebener Werke anzuvertrauen, wie dieß in Betreff eines jüngſtvollendeten Modells zu einer Statue Gneiſenau's bekannt iſt. Drake hat eine Reihe kleiner Porträt-Statuen nach dem Leben modellirt, die allen Anforderungen einer geiſtreichen und zugleich naturgetreuen Auffaſſung ihrer Vorbilder entſprechen. Es befinden ſich darunter die Bildniß-Statuen Beethoven's, Schiller's, Schinkel's, Hufeland's, Wach's und der beiden Brüder von Humboldt. Sie ſind nicht auf Beſtellung, ſondern aus freiem Antrieb des Künſtlers entſtanden und legen den Beweis an den Tag, daß es demſelben vorzüglich um die Verherrlichung bürgerlicher Tugenden und Verdienſte zu thun iſt.

Im Gebiet der Kupferſtecherkunſt wird hier wenig oder nichts geleiſtet, mehr und verhältnißmäßig Beſſeres in der Lithographie, und in dieſer Hinſicht ſind es vorzugsweiſe die Kunſthandlungen der Herren Sachſe, Schroder und Lüderitz, die es ſich angelegen ſein laſſen, bekannte Originalgemälde hieſiger Künſtler durch Lithographieen zu verbreiten. Jedoch zeichnen ſich nur wenige darunter durch Reinheit und Beſtimmtheit der Zeichnung wie durch eine geiſtreiche Führung der Nadel aus.

Nun noch einige Worte über die hieſigen königl. Kunſtſammlungen! Dieſe ſind ſeit der Zeit ihrer Vereinigung fortdauernd ein Gegenſtand der beſonderen, auf ihre Ergänzung und Vervollſtändigung gerichteten Sorgfalt der Behörden geweſen. Einer eigenen, für Ankäufe von Kunſtwerken niedergeſetzten Kommiſſion ſind beſtimmte, jährlich zu bewilligende Fonds zu dieſem Zwecke angewieſen, und ſo iſt es möglich geworden, nicht allein einzelne Kunſtwerke von bedeutendem Werthe, ſondern ſelbſt ganze Sammlungen, zumal aus dem Kreiſe der antiken Denkmäler, der Terracotten und Kupferſtiche zu erwerben. Die Kupferſtich-Sammlung, vermehrt durch die an alten Drucken und andern Merkwürdigkeiten reiche Sammlung des Herrn von Nagler, ſteht unter der Aufſicht eines Herrn Schorn, der ſeinem Fache in jeder Beziehung gewachſen ſein ſoll; ſie wird aber erſt nach ihrer Aufſtellung in dem zu dieſem Zweck beſonders eingerichteten Gebäude dem Publikum zugänglich werden. Unſer, auch die berühmte Stoſch'ſche Sammlung umfaſſendes Gemmenkabinet iſt ſeinen Haupttheilen nach durch Tölkens erklärendes Verzeichniß der antiken vertieft geſchnittenen Steine der königl. preuß. Gemmenſammlung allgemeiner bekannt geworden, eine Schrift, in der ein großer Reichthum archäologiſchen Wiſſens in lichtvoller Anordnung niedergelegt iſt. Den wichtigſten Schatz beſitzt das Muſeum in ſeiner, bereits 1629 Nummern umfaſſenden Vaſenſammlung. Das von dem verſtorbenen Levezow darüber herausgegebene Verzeichniß hat unlängſt einen Nachtrag erhalten, in welchem Dr. Ed. Gerhard 49 neu erworbene antike Denkmäler dieſer Art, die meiſtens aus den vielleicht bald geſchloſſenen Gräbern Etruriens herſtammen, mit ſeiner gewohnten Gründlichkeit ausführlicher beſchreibt und erörtert. Dieſer gelehrte Archäolog hat ſich um die Erklärung antiker Bildwerke durch ſeine öffentlichen Vorleſungen bei dem hieſigen Publikum bereits vielfach verdient und dem letztern dadurch ſich faſt unentbehrlich gemacht. Um ſo angenehmer mußten die Kunſtfreunde durch ſeine jünſte Schrift überraſcht werden, die unter dem Titel: „Berlin's antike Bildwerke“ ſo eben bei Reimer hierſelbſt erſchienen iſt und einen vortrefflichen Wegweiſer durch unſere eben ſo reichen als werthvollen Sammlungen alter Kunſtwerke abgeben wird. Daran fehlte es ſchon längſt, namentlich was die hieſigen Sculpturwerke betrifft, deren Erklärung in dem höchſt dürftigen von Fr. Tieck zuſammengeſtellten Verzeichniß völlig vernachläſſigt iſt.

Über die hieſige königl. Gemälde-Sammlung ſind die Anſichten vielfach getheilt. Viele ſprechen ihr keinen, Andere nur einen bedingten Werth zu. Einſeitigkeit und Parteilichkeit miſchen ſich in's Urtheil, und ſelbſt die kraſſeſte Ignoranz und Geſchmackloſigkeit, die an den vielen Heiligen-Bildern Ärgerniß nimmt, läßt ihre Stimme dagegen laut werden. Allerdings iſt viel Mittelmäßiges unter den Bildern aufgenommen, einige große Meiſter ſind entweder gar nicht, oder, gleich einzelnen Schulen, nur unvollſtändig und ungenügend repräſentirt; namentlich iſt die Klaſſe der oberdeutſchen Maler und der holländiſchen Kleinmeiſter höchſt ärmlich bedacht. Dazu kommt, daß man viele Bilder mit unverbürgten Namen willkührlich taufte und ſie nach Umſtänden ſpäterhin auch wieder anders benannte, ohne mehr für ſich zu haben, als eine bloße wahrſcheinliche Vermuthung. Auf dieſe und andere Weiſe iſt dieſe in mehrfacher Beziehung ausgezeichnete Sammlung hier und da in Mißcredit gekommen; ſie verdient aber ein ſolches Schickſal nicht, denn ſie beſitzt eine nicht unbedeutende Anzahl bewundernswürdiger Meiſterwerke, die jeder anderen noch ſo glänzenden Sammlung zur höchſten Zierde gereichen würden. Ihr hauptſächlichſter Werth beruht aber auf ihrer kunſthiſtoriſchen Bedeutſamkeit, indem ſie von den verſchiedenſten Malerſchulen aller Zeitalter mindeſtens einige charakteriſtiſche Proben aufzuweiſen hat; die Schönheit und zweckmäßige Räumlichkeit des Lokals, wie die ſorgfältige Reinigung und Wiederherſtellung der einzelnen Bilder ſind nur äußere, aber nicht zu überſehende Zugaben. Bekommen wir auch nach dem, was wir hier ſehen, nicht immer eine hinlänglich genügende Anſchauung von den Eigenthümlichkeiten einzelner Schulen und Künſtler, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß es hinreichend iſt, um daran das allmähliche Emporringen des Kunſtgeiſtes aus den hemmenden Feſſeln einer unvollkommnen Technik und mangelhaften Geſchmacksbildung ſchrittweiſe zu verfolgen. In dieſer Beziehung haben ſelbſt die allerdürftigſten Anfänge der Kunſtentwickelung für die Forſcher unſchätzbaren Werth. Zu den Prachtſtücken der genannten Sammlung rechnen wir unbedenklich die im Laufe der letzten beiden Jahre erworbenen Gemälde, faſt ohne Ausnahme. Dahin gehört ein, wahrſcheinlich von Joh. Hemling herrührendes, Altarbild mit Flügeln, in deſſen Darſtellungen, einer Geburt und zwiefachen Verkündigung Chriſti an den Kaiſer Auguſtus und die heiligen drei Könige, die ganze Innigkeit und naive Frömmigkeit der altflandriſchen, von den Brüdern van Eyk ausgehenden Schule auf's Lebendigſte ſich abſpiegelt, ferner die erſte Feier des Paſſahfeſtes und der von dem Engel geſpeiſ'te Elias, zwei Bilder, die demſelben Meiſter zugeſchrieben werden. Ein Porträt des Prinzen von Carignan, im Coſtüm eines Großmeiſters von Frankreich mit dem Kommandoſtab, von Antony van Dyck gibt den anſchaulichſten Beweis von der geiſtreichen Auffaſſung und glutwarmen Farbengebung, worin der eigenthümliche Werth und unnachahmbare Zauber dieſes Künſtlers beſteht. Ein anderes, in ganz verſchiedener Weiſe, mit dem ſorgfältigſten und dabei kräftigſten Pinſel gemalte Bildniß eines bärtigen Mannes wurde früher ohne Grund dem Gerhard Dow, ſeit kurzem aber mit gewiß eben ſo wenig Grund dem Ferd. Boll zugeſchrieben; ſo viel liegt am Tage, daß es nur aus der Hand eines der vorzüglichſten niederländiſchen Meiſter hervorgegangen ſein könne. Ein in ſeiner Art nicht minder treffliches Bild iſt eine bewegte See nach heftigem Sturme, von Backhuyſen. Unſchätzbar ſind aber die für die ſpaniſche Malerſchule gemachten Erwerbungen, und um ſo beachtenswerther, je ſeltener Bilder dieſes Kreiſes in den Gallerieen vorkommen. Dahin gehören: der heilige Antonius von Padua mit dem Chriſtuskinde und das herrliche Bildniß eines Kardinals von Murillo, ferner Chriſtus nach der Geißelung, von Franciſco Zurbaran, das Bildniß des zwölfjährigen Königs Karls II. von Spanien, von Juan Carenno de Miranda und eine Maria, welche das Jeſuskind ſäugt, von Pedro de Campanna, vier Bilder, in deren Auffaſſung und Darſtellung ſich der Charakter jener Schule nach ihren weſentlichſten Verſchiedenheiten auf das Beſtimmteſte ausprägt. An künſtleriſchem

Werth und Figurenreichthum ſteht jedoch den ſämmtlichen, ſo eben aufgezählten Bildern, ein neuerworbener Andrea del Sarto voran, deſſen Kunſtweiſe bis dahin auch nicht durch ein einziges Gemälde ſeiner Hand in der hieſigen Sammlung genügend vertreten war. Es iſt eine Maria mit dem Jeſuskinde, die von acht, auf Stufen ſymmetriſch vertheilten und in pyramidaliſch aufſteigender Linie geordneten, heiligen Perſonen umgeben erſcheint.

Gern hätte ich über einige dieſer herrlichen Malerwerke ausführlicher berichtet, aber ich ſehe, der Raum einer Correſpondenz iſt vielleicht ſchon längſt überſchritten, und ſo ſchließe ich, hoffend, mit dem geneigten Leſer auf dem ſo eben verlaſſenen Gebiete recht bald wieder zuſammen zu treffen.

Reſtauration Heinrich's IV.

Herr Frederic Dollé hat eine „Histoire des six restaurations françaises" geſchrieben, um zu erweiſen, daß jedesmal, wenn die franzöſiſche Nation ihren legitimen Herrſcher vertrieben — oder entthronen laſſen, ſie nach kürzerer oder längerer Friſt zur Legitimität zurückgekehrt ſei; woraus denn ein geneigter Leſer entnehmen ſoll, daß eine ſiebente Reſtauration (Heinrichs V.) ſich von ſelbſt verſtehe!! — Das miniſterielle Journal de Paris glaubte, gegen dieſe Geſchichte proteſtiren zu müſſen. Aus der Replik des Herrn Dollé ſcheint nun folgende Stelle der Übertragung werth.

„Was Heinrich IV. betrifft, ſo behauptet das Journal de Paris, er habe keiner Reſtauration bedurft, da ſein Heldenſchwert ſich Schritt vor Schritt ſein Königreich wieder erobert habe." Wenn aber Heinrich IV. ſich ſein Königreich Schritt vor Schritt wieder erobern mußte, ſo beweiſt dies doch, daß die Nation, vorübergehend durch die Aufrührer betrogen, faſt ganz ihm widerſtanden. Und wenn ich mich recht erinnere, ſo fand damals eine weitverbreitete Verſchwörung und eine vollſtändige Uſurpation Statt. Am 5. März 1589 wurde Heinrich auf immer vom franzöſiſchen Throne durch eine Verſammlung ausgeſchloſſen, welche das Land zu repräſentiren behauptete. Am 7. Auguſt wurde ein neuer König aus der Familie Heinrichs an ſeine Stelle erwählt, und am 8. Juni 1591 wurde auf dem Stadthaus von Paris eine Proklamation verkündigt und durch ganz Frankreich verſendet, in welcher die damaligen Conſtituanten dem von ihnen erwählten Könige folgende Bedingungen ſtellten: „Soll der neuerwählte König mit einem guten Rath verſehen werden, und findet man für gut, wie Solches denn ſehr nothwendig iſt, — Staatsgrundgeſetze zu machen, um den Übeln, die wir fühlen, zu begegnen, ſo werden wir ſie von dem neuerwählten König beſchwören laſſen; welche Geſetze mit aller Macht aufrechtzuhalten und zu bewahren er ſchwören und wozu er ſich anheiſchig machen wird — ſowohl für ſich als für ſeine Nachkommen — mit der Gegenverwahrung, daß im Falle einer Übertretung die Unterthanen ihres Treuſchwures entbunden ſein werden." —

„Übrigens hat Heinrich IV. die providenzielle Reſtauration, deren Gegenſtand er war, ſelbſt anerkannt, als er, in den Louvre eintretend, ſagte: „Iſt es denn wirklich wahr, daß ich zu Paris bin! Je mehr ich darüber nachdenke, um ſo mehr nimmt es mich Wunder und ich finde, daß nichts vom Menſchen in allem dieſem iſt. Es iſt eines der außerordentlichſten, ja es iſt eines der größten Werke Gottes!" —

Feuilleton.

*** Engliſche Schiffsbauarbeiter. — In der Sitzung der Londoner ſtatiſtiſchen Geſellſchaft vom 16. Mai machte Hr. Mackenzie darauf aufmerkſam, daß der engliſche Arbeiter im Schiffbau 3mal mehr zu Stande bringe als der oſtindiſche, und 2 bis 3mal mehr als der chineſiſche und zwar bei ganz gleichen Werkzeugen. —

*** Annäherung zur Selbſtemanzipation der Juden in Berlin. — Von den 161 Zöglingen, welche im abgelaufenen Schuljahre die jüdiſche Gemeindeſchule zu Berlin beſucht haben, ſind in d. M. 19 ausgetreten. Von dieſen haben ſich 14 nicht dem Handel, ſondern Künſten und Handwerken gewidmet. Die 5 übrigen ſind zu andern Lehranſtalten abgegangen. Gegenwärtig befinden ſich in den 4 Klaſſen jener Schule 144 Schüler. —

*** Die Möglichkeit einer Univerſalſprache iſt bei der gelehrten Verſammlung in Lüttich, als im Verhältniß zum Weltverkehr durch Eiſenbahnen wieder zur Frage gekommen.

*** Wagen-, Ofen- und Dampfſchlitten. — Der Amerikaner D. M. Williams hat einen Ofen erfunden, welcher auf dem Boden der Chaiſen oder Eiſenbahnwagen angebracht iſt und auf einer Reiſe von 100 Meilen nicht mehr als 3 Cents oder 1 Sgr. zu heizen koſtet. Derſelbe iſt bereits auf der Eiſenbahn von Baltimore nach Waſhington eingeführt. Bei den Chaiſen wird dem Kutſcherſitz ein Theil der Wärme zugeleitet. — Auch einen Dampfſchlitten haben zwei Yankees in Galena nun erfunden, der waſſerdicht und mit Ofen und Fenſtern verſehen iſt. —

*** Ueber Maſchinen und Dampfſchiffe. — Das Journal du Havre erwähnt zweier Thatſachen, welche die Kleinmüthigen beherzigen mögen, die über welthiſtoriſche Entdeckungen und Erfindungen jammern, deren übergreifenden Nutzen ſie nicht gleich einzuſehen vermögen. „England," ſo heißt es in jenem Tagblatt, „verſpürt heute die Wirkung, welche die Freunde der Induſtrie den Zertrümmerern von Werkſtühlen und den Gegnern der Fortſchritte der induſtriellen Künſte prophezeit hatten. In Mancheſter und im ganzen Lancaſhire, wo die Maſchinen, welche die Handarbeiten verrichten ſollen, die größte Ausdehnung gewonnen haben, fehlt es, mitten in einer Bevölkerung, die ſich ſeit dem Frieden verdreifacht hat, an Arbeitern. Die Dampfſchiffe aber, welche der Meinung gewiſſer Oekonomiſten nach die kleine Küſtenſchifffahrt vernichten ſollten, finden heute kaum Matroſen und Heizer genug um das Doppelte des Preiſes, den die ehemaligen Matroſen der Küſtenſchifffahrt erhielten."

*** Madam Malibran. — Die Morning-Post hat aus New-Orleans erfahren, daß Hr. Caldwell ſeinen Agenten ermächtigt habe, der Mad. Malibran für ein einjähriges Engagement bei der italiäniſchen und engliſchen Oper in den vereinigten Staaten 10,000 Pfd. St. zu bieten.

*** Neuer Telegraph. — Hr. Goſſelin hat in Gegenwart des Marſchal Clauſel Proben mit ſeinem, von einem einzigen Mann zu dirigirenden Telegraphen gemacht. Bei Tag werden die Zeichen durch 3 Fahnen, bei Nacht durch 3 Laternen mitgetheilt. —

*** Eine Rieſenkartoffel gehört ſich jetzt zum Kirſenkohl. Prinz Rohan, der ſich mit Veredlung der Kartoffeln beſonders beſchäftigt, ſoll ein Exemplar nach Paris geſchickt haben, woran ſich 20 Perſonen ſatt eſſen können. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 230. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 28. September.

Literatur.

K. L. von Knebel's literariſcher Nachlaß und Briefwechſel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Enſe und Th. Mundt. Bd. I. LXIII. und 264. mit Knebel's Bildniß. Bd. II. 561. Bd. III. 502. 8. Leipzig 1835. 1836.

Meminisse juvabit!

Wenn gegenwärtig, wo auf dem europäiſchen Büchermarkt jährlich gewiß mehr als 12,000 neue Werke erſcheinen, und die Anſchaffungen um ſo ſchwieriger werden, je mehr Intereſſe an den geiſtigen Produktionen aller Zeiten und Völker wir gewinnen, — wenn jetzt uns der literariſche Nachlaß und Briefwechſel eines Mannes in nahe an neunzig Bogen dargeboten wird, und Literatoren, wie Varnhagen von Enſe und Th. Mundt, ſich als Herausgeber nennen, dann dürfte man wohl vorausſetzen, daß das Dargebotene in jeder Beziehung den Forderungen der gebildeten Welt entſpreche. Wir bedauren, geſtehen zu müſſen, daß wir in dem vorliegenden Werk in mehreren Hinſichten unſere Vorannahme nicht völlig gerechtfertigt finden. Knebel war kein produktiver Geiſt. Seine Bedeutſamkeit beſchränkt ſich darauf, daß er mit den bedeutendſten Literatoren ſeiner Zeit in freundſchaftlichem Verkehre geſtanden, daß er von den Gedichten des Proverz und Lukrez eine treffliche deutſche Ueberſetzung geliefert, und daß die Bildung und Tendenz einer Zeit ſich in ihm ſpiegelt, welche als Übergang anzuſehen iſt von einer beſchränkten, vorurtheilvollen Entwicklungsſtufe deutſcher Nation zu freier und ſchöpfreicher Univerſalität. Die Hrn. Herausgeber haben uns in dieſer dreifachen Beziehung theils zu wenig, theils zu viel geboten. Das, dem Nachlaß vorangeſchickte Leben K.'s von Mundt faßt denſelben durchgängig nur als „anempfindende, vermittelnde, geiſtig anſchmiegſame Natur“ auf, und ſelbſt hierbei wird u. a. ſein Verhältniß zu Göthe nur mit ein paar Worten berührt, wie auch unter den Briefen ſich keiner weder von dieſem, noch von Schiller mitgetheilt findet. K.'s Überſetzungen werden nur flüchtig beſprochen, — ſeine religiöſe Individualität und ſein Verhältniß zur Entwicklung des Zeitgeiſtes gar nicht nach Gebühr gewürdigt. Briefwechſel und Nachlaß hingegen enthalten gar Manches ſehr Unbedeutende, was höchſtens nur zu dem negativen Beweis beizutragen geeignet iſt, daß Knebel weder Dichter, noch Philoſoph, noch überhaupt ein genialer Geiſt geweſen, und daß auch die bedeutendſten Männer, wie Herder u. a. gelegentlich — völlig unbedeutende Briefe ſchreiben können. Welchen Antheil Varnhagen an der Herausgabe gehabt, hat uns zu entdecken nicht gelingen wollen. Im Ganzen genommen, vermiſſen wir in der Biographie K.'s die gehörige Verarbeitung der vorhandenen Materialien, und finden die Letzteren nicht hinlänglich geſichtet. Nichts deſtoweniger bleiben die vorliegenden Mittheilungen — wenn auch eine etwas koſtſpielige, ſo doch immerhin eine dankenswerthe Gabe, und wir halten durch die ausgeſprochenen Rügen uns für doppelt verpflichtet, unſere Leſer auf eine litterär-hiſtoriſch mehrfach intereſſante Perſönlichkeit aufmerkſam zu machen, welche uns erſt durch gegenwärtige Schrift vollſtändig zu würdigen die Mittel geboten ſind. — Wir werden daher zuerſt eine Skizze von K.'s Lebensereigniſſen entwerfen, und dann ſeine geſchichtliche Bedeutung anſchaulich zu machen verſuchen.

I.

Karl Ludwig von Knebel, am 30. Nov. 1744 auf dem Schloſſe Wallerſtein im Öttingenſchen, wo ſein Vater als fürſtlicher Kanzler in Dienſten ſtand, geboren, wurde „mit aller ſtrengen und orthodoxen Sorgfalt herangebildet,“ aber von ſeinem „aus Prinzip tyranniſchen Vater“ hart gehalten. Vorzüglich im Lateiniſchen eingeübt, und vertraut gemacht mit den Schriften des alten und neuen Bundes, wurde er zugleich „in allen körperlichen Übungen unterwieſen.“ Von Natur zur Frömmigkeit geneigt,“ gab er gerne bei den ſonntäglichen Hausandachten den Vorleſer ab. Im 14. bis 15. Jahrhundert durch Spalding's Schrift „über die Beſtimmung des Menſchen“ zur Reflexion erregt, fand er ſich demnächſt ganz beſonders zu Young's Nachtgedanken hingezogen. Dieſe und der Frühling von Kleiſt wurden die Lieblingsſchriften des ſinnigen Knaben, und als eine leidenſchaftliche Liebe zu einer nahen Verwandten in ihm erwachte, verſuchte er, dieſer zu Gefallen, Idyllen in Geßner's Manier zu ſchreiben. Aber das Glück lächelte ſeiner erſten Neigung nicht, und nun ſchloß er ſich näher dem frommen Dichter Uz an, der damals als Juſtizſekretär in Ansbach lebte, wo Knebels Eltern ſeit 1737 ihre Wohnung genommen.

Zur Univerſität gereift, wählte er zwar das theologiſche Studium, ließ ſich jedoch durch ſeine Eltern beſtimmen, ſich der Jurisprudenz zu widmen. Er zog im Herbſte 1761 nach Halle, gerieth hier aber in ein „hinſchlenderndes Leben,“ und fortwährende Geldverlegenheit, die ihn beſtimmte, ſchon nach Ablauf des erſten Jahres ſich nach Potsdam zu ſeinem jüngeren Bruder, der Leibpage Friedrich's d. G. war, zu begeben, wo er als Fähndrich in das Regiment des Prinzen von Preußen eintrat. Hier wurde er mit einigen poetiſirenden Offizieren bekannt, die „gewiſſermaßen eine Ramler'ſche Schule bildeten,“ und zugleich, wie es damals unter den jungen Offizieren Mode geworden, „ordentliche Bündniſſe zur gegenſeitigen Aufrechthaltung der Frömmigkeit und Sittlichkeit“ errichtet hatten. Knebel machte ſich nun „ein beſonderes Geſchäft daraus, alle ſg. Freidenker unter ſeinen Kameraden zu bekehren.“ Übrigens „beſchäftigte er ſich, nach wie vor ohne beſtimmteren Plan, mit ſeinen poetiſchen Launen und Entwürfen, je nachdem ihn tägliches Behagen oder Unbehagen dazu hin- oder abzogen.“ Beſonders mit Ramler „gerieth er in eine freundſchaftliche Beziehung,“ auf deſſen Anregung er das im Jahr 1767 geſchriebene Gedicht „die Wolluſt“ dem Göttinger Muſenalmanach beſtimmte. Dies und ein Prolog und Epilog für das Privattheater des Kronprinzen von Preußen — ſind die einzigen literäriſchen Arbeiten, welche uns aus den zehn Jahren aufbehalten, die er als Fähndrich zu Potsdam verlebt. Des einförmigen Waffendienſtes müde, nahm er 1773 ſeinen Abſchied, und reiſ'te, — um Wieland kennen zu lernen, — nach Weimar, vom Kronprinzen an die Herzogin Amalie empfohlen. Hier wurde er im folgenden Jahre Inſtruktor des Prinzen Conſtantin, und reiſ'te dann mit dieſem und dem Erbprinzen Karl Auguſt nach Frankreich. Bei der Durchreiſe durch Frankfurt a. M. war es, wo Knebel dem Erbprinzen den damaligen Dr. Göthe zuerſt vorſtellte, der im Herbſte 1775, bald nachdem die Prinzen wieder nach Weimar zurückgekehrt, auf des Herzogs Einladung zum Beſuche dahin kam. „Wie ein Stern,“ ſchreibt Knebel, „der ſich eine Zeitlang in Wolken und Nebel verborgen hat, ging er auf. Jedermann hing an ihm, ſonderlich die Damen. Er hatte noch die Werther'ſche Montirung an, und Viele kleideten ſich darnach. Er hatte noch von dem Geiſt und den Sitten ſeines Romans an ſich, und dieſes zog an. Sonderlich den jungen Herzog.“ . . . Nicht ganz ein Jahr darnach kam auch Herder nach Weimar, zu deſſen Herbeirufung Göthe Gelegenheit gegeben hatte. Knebel aber brachte nun mit ſeinem Zögling, dem Prinzen Conſtantin, drei Jahre in Tiefurt zu, worauf er, als dieſer auf Reiſen ging, penſionirt wurde. Noch einige Zeit verweilte er in Weimar, reiſ'te dann (1780) nach der Schweiz, beſuchte Lavater, Bodmer, Geßner, Tobler und mehrere andere Schweizer Notabilitäten, hielt ſich, nach ſeiner Rückkehr, 1781 in Jena, 1782 in Ansbach auf, wollte hier in Civildienſte treten, zog aber, als Herzog Karl Auguſt ihm — eben ſo verſtändig als wohlwollend — davon abrieth, wieder nach Weimar, wo er, „meiſt zurückgezogen von der größern Welt, im traulichen Umgang mit Herder und Göthe, in freundſchaftlichem Verhältniß mit Karl Auguſt und in den Abendkreiſen der Herzogin Amalie mehrere ſehr glückliche Jahre verlebte.“ Beſonders zu Herder fühlte er ſich hingezogen, und dieſer war es, von dem er ſich nun beſtimmen ließ, das große philoſophiſche Lehrgedicht des Lukrez zu überſetzen. Göthe'n moraliſirte er. Am vertrauteſten verkehrte er mit dem Herzog Karl Auguſt. Von Zeit zu Zeit vertauſchte er den Aufenthalt in Weimar mit Jena und Ansbach, um mit den dortigen Verwandten einige Monate zu verleben. „In beſonders zärtlichem Verhältniß ſtand er zu ſeiner Schweſter Henriette, mit der er in allen Lagen und Entfernungen des Lebens einen beſtändigen Briefwechſel und ein inniges Vertrauen unterhielt.“ Erſt im Jahr 1798 verehlichte er ſich mit einem Fräulein v. Rudorf, die einige Zeit Kammerſängerin am Wiener Hofe geweſen; einzelne Andeutungen laſſen jedoch vermuthen, daß er hierbei nicht vom Glück begünſtigt worden. In demſelben Jahre erſchien ſeine, nur durch Voß übertroffene Überſetzung des Properz, von welcher er, ſchon früher unter anderen poetiſchen Beiträgen, bereits Proben in den von Wieland, Herder u. a. herausgegebenen Zeitſchriften hatte abdrucken laſſen. — Zu Ilmenau, wohin er gleich nach ſeiner Verehlichung ſeinen Wohnſitz verlegt, blieb er bis 1805, wo er nach Jena zog, um hier im „Paradies,“ — dies war der Name ſeines Gartenhauſes, — ſeine Tage im zahlreichen Kreiſe ſeiner Freunde zu beſchließen. Hier überſetzte er vieles aus Plato, Pindar, Horaz, Apulejus, Oſſian, Machiavelli, Cervantes, Byron und vielen Anderen, was jedoch meiſtentheils ſo wenig ausgearbeitet iſt, daß es für den Abdruck ungeeignet ſchien. Hier ſammelte er ſeine Gedichte, die er 1815 herausgab, und beendigte ſeine Ueberſetzung des Lukrez, die zum erſtenmal 1821 und in zweiter Auflage verbeſſert 1831 erſchien. Im Jahr 1826 gab er ſeine Lebensblüthen und 1829 eine Bearbeitung von Alfieris Saul heraus, welche ſchon früher zu Weimar zur Aufführung gekommen. Fortwährend aber war ſeine Wohnung der Verſammlungsort „der ganzen klaſſiſchen deutſchen Literatur; denn ſtets ſprachen von nah und fern Beſuche ein, um den liebenswürdigen Greis zu ehren.“ Dabei verging kaum ein Tag, an dem er nicht etwas dichtete, überſetzte oder Auszüge aus Geleſenem niederſchrieb, jedoch meiſtentheils ohne anderen

Zweck, als den ſeiner eigenen Befriedigung, ſeines Zeitvertreibs und ſeiner Laune. Auch nahm er bis in ſeine ſpäteſten Lebensjahre hinein regen Antheil an der Zeit, beſonders in politiſcher Hinſicht. Er verſchied am 23. Februar 1834 Vormittags, mit dem verhallenden Glockenſchlage der zehnten Stunde, in ſeinem neunzigſten Jahre. — „Sein Leichenbegängniß war eine erhebende Trauerfeier für die ganze Stadt. . .“ „Das ſchneeweiße Geſicht, deſſen kräftige und klare Züge immer die biederherzigſte und treueſte Geſinnung verrathen hatten, ſchien wie aus carrariſchem Marmor gebildet.“ (Fortſ. f.)

Bilder aus Ireland.

(Schluß.)

Jerry warf noch einen Blick auf die Leiche und auf die Verwandten des Todten, welche dieſelbe unter lautem Wehklagen umgaben, hob ſeine Hand Angeſichts der Jury und der ganzen Menge himmelan, als wolle er Gott zum Zeugen ſeiner Unſchuld an der gräßlichen That, deren man ihn anklagte, aufrufen, und folgte dann den Polizeioffizianten. Das Volk wich vor dem Zuge aus einander und auf keinem Antlitz las Jerry eine Theilnahme an ſeinem Schickſale, bis er Roſe noch einmal anſichtig ward, welche mit einem ausdrucksvollen Blicke, in dem ſich Hoffnung und Zuverſicht ausſprach, einen Strahl der Freude in ſein betäubtes, troſtloſes Herz gleiten ließ. Er ſah, daß ſie den Weg zur Hütte ſeiner Mutter einſchlug, und bittere Thränen entſtrömten ſeinen Augen, als er ſich in der faſt bewußtloſen raſchen Bewegung, welche ihn Roſe's Tritten folgen hieß, durch ſeine Begleitung gehemmt ſah.

Die Tage ſchlichen dem Gefangenen langſam dahin. Zweimal in der Woche durften ſeine Angehörigen auf kurze Zeit zu ihm kommen; die Beſuche der Verwandten konnten aber ſeinen Muth nicht erheben, da ſie alle Hoffnung, Jerry zu retten, aufgegeben hatten.

Eines Morgens öffnete ſich die Kerkerthüre und Roſe's rieſige Formen zeigten ſich auf der Schwelle. Sie ſchob ein verhülltes weibliches Weſen in das Gemach und ſchloß die Thüre hinter derſelben. Jerry lag vor der Beſucherin auf den Knieen.

„Meine Mutter!“ rief er in ſchmerzlichen Tönen: „meine ſüße Mutter! Mein Herz und meine Seele! Gott ſei Dank! Ihr ſeid alſo wieder wohl! — O, wie ich mich freue!“

Die Verhüllte nahm das Tuch von ihrem Haupte. Das wunderſchöne, aber kummerbleiche Antlitz der Geliebten glänzte ihm entgegen.

Er hob die Hände zu ihr empor. Er hatte keine Worte; Thränen ſtrömten aus ſeinen Augen — Thränen der ſchönſten Freude, Thränen des bitterſten Schmerzes.

„Geliebte meines Herzens, Süße! du hier?“

„Wie kann dich dies wundern, Jerry Owen?“

„Ich glaubte nicht, daß du dieſen Ort beſuchen würdeſt!“

„Weil du nicht weißt, wie innig ich dich liebe.“

„Meine unglückliche Lage —“

„Ich halte dich für unſchuldig, Jerry, Liebling.“

„Mein Kleinod, ich bin unſchuldig; aber —“

„Mir genügt das Wort, das du eben geſprochen. Das Gericht wird dich nicht verdammen, und wenn es dich ſchuldig erkennt, ſtirbt deine Mary mit dir.“

Jerry ſprang empor und ſchloß das liebliche Weſen in ſeine Arme. Mary machte ſich ſanft los und begann wieder: „Gott wacht über uns alle, mein ſüßes Leben, meine Seele! Sein Wille geſchehe immerdar. Ich ſehe dich wieder, ehe du ſtirbſt.“

„Ich denke, wir ſind vom Äußerſten noch fern!“

„Was ſpricht für dich vor dem Gericht?“

„Meine Unſchuld.“

„Armer Junge,“ rief Roſe durch die halbgeöffnete Thüre: „ſie werden dich mit deiner Unſchuld hängen. Glaube mir, es muß außer deiner Unſchuld eine Fürſprache für dich kommen, ſonſt biſt du verloren.“ Roſe ſchloß die Thüre wieder.

„Süßer,“ ſagte Mary und neigte ihr Antlitz an ſein Ohr: „vielleicht kann ich dir zur Flucht behülflich ſein!“

„Fliehſt du mit meiner Mutter Sohn, Mary?“

„Nein, nein! Nie — das nie!“ flüſterte Mary ängſtlich.

„Dann laß den Himmel walten! Wie du ſagſt — ſein Wille geſchehe.“

„Hoffe, Jerry Owen, Liebling!“ rief Roſe abermals durch die Thüre und gab Mary ein Zeichen, daß ſie ſich nun mit ihr entfernen ſollte. Mary gehorchte zögernd. Jerry hielt ihre Hand lange in der ſeinigen feſt und heftete ſein Auge in das ihrige. Eine Umarmung — ein flüchtiger Kuß und die Thüre des Gefängniſſes ſchloß ſich hinter Mary und Jerry war wieder allein in den öden Mauern.

Das Gefängniß war von einem Gemüſegarten umgeben, durch den ein Kanal zog. Jerry hörte in den nächſten Tagen zuweilen eine Stimme in dem Garten, welche er für die der treuen Roſe hielt. Er irrte ſich nicht. Sie erſpähte die Mittel, ihm zur Flucht zu verhelfen und in der Nacht des achten Tages, nach dem Beſuche der ſchönen Mary weckte ihn ein Geräuſch von außen; die Stöße eines eiſernen Werkzeuges wurden immer hörbarer, das Bröckeln der ſich ablöſenden Mauerſteine kam immer näher und näher, und bald ward eine Öffnung in der Mauer ſichtbar.

Eine Stimme flüſterte Jerry's Namen durch die Öffnung. Jerry antwortete nicht. Die Stimme wurde lauter und dringender.

„Jerry Owen, Liebling!“ flüſterte es: „Jerry Owen, hörſt du die Stimme deiner Freundin nicht?“

„Ich höre ſie,“ verſetzte Jerry leiſe.

„Dann lege Hand an, die Öffnung zu erweitern, die deiner Mutter Sohn zur Flucht verhelfen ſoll.

„Wird Mary mich begleiten, Roſe, Süße?“

„Nein!“

„Dann danke ich für deine Mühe. Jerry bleibt, was auch kommen mag, ich fliehe nicht ohne Mary.“

„Dein Tod iſt gewiß, Kleinod.“

„In der Fremde ohne Mary leben iſt bittrer als der Tod. Laß mich.“

„Deine Mutter wünſcht, daß du entflieheſt.“

Jerry bebte. Sein Entſchluß wankte. Er fühlte, daß ſeine Mutter es nicht überleben würde, ihren einzigen Sohn als Verbrecher am Galgen zu wiſſen. Aber er konnte ſich nicht von Mary trennen; aber er vertraute auf ſeine Unſchuld.

„Roſe Neille, Liebe,“ ſagte er endlich, „der Himmel wird meiner Mutter Schirm ſein, wenn mir das Schlimmſte begegnet. Aber ich kann nicht fliehen. Ich wäre ewig von Mary geſchieden — und mein Name wäre als der eines Mörders gebrandmarkt, entzöge ich mich dem Gerichte durch die Flucht. Laß mich! Gott iſt gerecht — der Retter der Unſchuld.“

Jerry hörte, wie Roſe die Steine wieder in die Öffnung paßte; er hörte, wie ſie über den Kanal ſprang und die Stille der Nacht umgab ihn wieder. Das Waſſer, das durch die Kanalrinne floß, klang wie fernes, verhülltes Weinen. Jerry entſchlief ſanft und ein ſüßer Traum legte Mary an ſein Herz und ſeine Mutter ſtand ſegnend vor ihnen, und Freudenthränen glänzten in ſeinen Augen. —

Die Gerichtsſitzungen hatten begonnen. Die Stunde war da, in welcher Jerry Owen's Verhör ſeinen Anfang nahm. Der Gerichtsſaal wimmelte von Menſchen, die Freunde des Angeklagten drängten ſich um ihn. Roſe's rieſige Geſtalt ragte unter allen hervor. In ihren Zügen lag eine ruhige Heiterkeit, eine Zuverſicht, daß Jerry gerettet würde. Aber niemand theilte dieſes Gefühl — niemand ahnte die Möglichkeit, Jerry freigeſprochen zu ſehn.

Als Jerry aufgefordert wurde zu ſprechen, rief er mit bebender Stimme:

„Nicht ſchuldig — bei dem lebendigen Gott, nicht ſchuldig, meine lieben Herrn! Ach, der Himmel verhüte, daß ich je eines ſolchen Verbrechens mich anzuklagen hätte!“

Eine Todtenſtille folgte. Jerry's zitternde Stimme ſprach gegen ihn. Das umſtändliche Zeugenverhör ſprach gegen ihn. Richter, Sachwalter, Jury ſchienen einſtimmig der Anſicht, daß das furchtbare „ſchuldig“ erfolgen müſſe.

Das Verhör nahte ſeinem Ende, als in der Nähe der Thüre des Saals ein Lärm entſtand. Man drängte ſich, eine Stimme ward laut. Die Polizei legte ſich in das Mittel und die Ruhe ward für einen Augenblick hergeſtellt. Roſe's Züge verklärten ſich, als ſie die Verwirrung gewahrte. Sie drängte ſich an Jerry heran.

„Rufe Pat Authin auf!“ flüſterte ſie ihm zu.

Jerry ſchaute ihr verwirrt in das Antlitz. Er hatte kaum gehört, was Roſe geſagt; er wußte die Worte nicht zu deuten.

„Rufe Pat Authin bei ſeinem Namen, Liebling!“ flüſterte ſie dringender.

Jerry rief halb unbewußt mit lauter Stimme: „Pat Authin!“

An der Thüre des Saales entſtand jetzt ein Gemurmel, das lauter und lauter wurde. Wie durch einen Zauberſchlag thaten ſich die dichtgedrängten Gruppen [illegible] die Menge ſchien erſchreckt zurückzuweichen [illegible] ſchritt, wie er leibte und lebte, den Schranken zu.

Man ſtarrte den Todtgeglaubten an, — man [illegible], man freute ſich, — einige der verwegenſten Burſche zupften an ſeinem Kleide, [illegible] ſeine Hand, um ſich [illegible] überzeugen, daß „der alte Knabe“ kein böſes Spiel [illegible] treibe, daß Pat Authin wirklich und wahrhaftig vor ihnen ſtehe.

Roſe's Augen ſtrahlten vor Freude. Sie machte ſich mit einer kräftigen Bewegung ihres [illegible] Raum, faßte Pat's Hand und führte ihn zu Jerry.

„Hier verſöhnt euch, Knaben, vor den edlen Herren und vor aller Welt!“ rief ſie, und Pat ergriff Jerry's Hand und drückte ſie kräftig. Jerry erwiederte den biedern Druck.

„Und nun zur Erklärung des Räthſels, Liebling!“ fuhr ſie fort und ſchob Pat vor.

Eine Todesſtille herrſchte in dem weiten Saale.

Der vorſitzende Richter ermunterte Pat, ſich über alles auf den Vorfall Bezügliche unumwunden zu erklären.

„Eure Gnaden,“ begann Pat, „haben von der kleinen Streitigkeit gehört, die zwiſchen meines Nachbars und meines Vaters Sohn auf dem Jahrmarkt zu Ballynakill ſtattfand. Ich hatte, aufrichtig geſprochen, gerade Schläge genug und war überzeugt, daß ich das Empfangene bei jener Gelegenheit nicht zurückgeben könnte. Du gehſt nach Haus, dachte ich, und warteſt auf eine Gelegenheit, die Schuld mit den landesüblichen Zinſen abzutragen. So trabte ich heimwärts und war guter Dinge. Als ich zu der Schenke am Kreuzweg kam, rief mich ein Freund an und ich trat, da ich, wie gewöhnlich vom Durſt gequält war, in das Spebeen-Haus und trank ein Tröpfchen oder zwei. Pat,“ ſagte der Freund, „ich habe auf dich gewartet.“ — „Schön von dir,“ ſagte ich, „und warum haſt du gewartet?“ — „Weil du der rechte Mann biſt, wenn es gilt, ein Menſchenleben zu retten,“ ſagte er. — „Da haſt du recht,“ ſagte ich: „was iſt's? Geradezu geſprochen, Kleinod.“ — „Shamus (Jakob) Cahan,“ ſagte er, „muß in dieſer Nacht, in dieſer Stunde noch flüchten, weil er einem weißen Buben aus dem Kerker half. Pferd und Wagen ſind bereit, aber der Fuhrmann iſt plötzlich erkrankt und der arme Shamus ſetzt auf dich ſeine Hoffnung.“ — „Und warum biſt du der Fuhrmann nicht?“ fragte ich. — „Weil ich verſprochen habe,“ ſagte er, „morgen Abend zu Dungarvan zu ſein und in den nächſten vier Wochen dort ſo viel Geld verdienen kann, daß ich meinem alten Vater eine Kuh und ein Schwein in die Hütte zu liefern im Stande bin.“ — „Geh' mit Gott,“ ſagte ich, „und meines Vaters Sohn wird Shamus in Sicherheit bringen.“ — „Der Wagen iſt keine zwanzig Schritte von hier,“ ſagte er. — „Aber ich muß erſt von den Meinigen Abſchied nehmen.“ — „Pah,“ ſagte er, „nicht möglich, Juwel. Jeder Augenblick iſt koſtbar und dein Weg weit.“ So begleitete er mich zu Shamus und wir trennten uns. Er ging nach Dungarvan, wo er wahrſcheinlich ein Boot an die ſpaniſche Küſte begleitete, und ich führte Shamus — wohin? Das iſt mein Geheimniß, Eure Gnaden. Seit drei Tagen bin ich zurück und war mächtig erſtaunt zu hören, daß Jerry mich umgebracht und in den See geworfen hätte, ohne daß ich das Geringſte davon wußte. Nun, Eure Gnaden, der Todte mag wohl nach Kleidung und Geſtalt einige Ähnlichkeit mit mir gehabt haben, aber ich bin es gewiß und wahrhaftig nicht geweſen. Ich hatte auch ſogleich von meinem vollkommenen Wohlbefinden dem edeln Herrn Nachricht gegeben, wenn ich nicht wegen meiner Reiſe etwas Beſorgniß gehegt hätte. Heute aber kam die lange Roſe Neille in unſre Hütte und ſagte, ſie wiſſe von meiner Rückkehr und ich hätte, bei allem, was ihr lieb und werth hinnieden, bei allem, was ſie hoffen könnte nach dieſem Leben, nicht das geringſte zu furchten. Da ich nun ohnehin entſchloſſen war, mich zu ſtellen, wenn Jerry für ſchuldig erklärt werden ſollte, verſprach ich ihr, zu dieſer Stunde in dem Saale zu erſcheinen, um Jerry zu retten, und habe, glaube ich, Wort gehalten.“

Jerry wurde freigeſprochen und war bald der glückliche Gatte ſeiner Mary. Roſe freute ſich noch viele Jahre des Wohlergehens ihrer Lieblinge und Pat Authin blieb ſein Lebenlang der treue Freund Jerry's, deſſen Schickſal den jungen Leuten der Umgegend bis auf dieſen Tag als ein warnendes Beiſpiel erzählt wird, wie leicht Haß und Hader der Parteien des Schuldloſeſten Glück und Leben gefährden könne.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 231.

1836.

Phönix.

Donnerſtag, 29. September.

Nachruf an Grabbe.

Die Welt war dir nicht blos ein Blüthentraum,
Nein, vollgeſtalteter, vollgeiſt'ger Raum,
Und ſo haſt du der kleiner'n Bretterwelt
Geſtalt und Geiſt in vollem Maas geſellt.

Gern weilteſt du in längſt vergang'ner Zeit,
In deutſchen Reiches alter Herrlichkeit,
Doch auch des Mährchens thörigt-weis Gemiſch
Fand dich an Herz und Sinn gewandt und friſch.

Friedrich der Rothbart kehrte bei dir ein,
Der ſechste Heinrich trank von deinem Wein,
Hiſpanien's Fauſt und Deutſchland's Fauſt, die Zwei
Schlang'ſt du in Eins, wie Nord und Süd der Mai.

So haſt du anſpruchlos gewirkt, gewebt,
Gleich fleiß'gem Weber webend nur gelebt,
Und kam man zu dir, wie's die Neugier thut,
Sprachſt du: „Ich heiße Grabbe, — damit gut."

„Barock" und „ſeltſam" hat man dich genannt,
Selbſt mit „gemein" hat man dich angerannt,
Doch wirſt du leben, wenn die Renner todt, —
Schmilzt nicht der Roſendorn im Roſenroth?

Auf Detmold's Flur grünt noch der Eichenwald,
D'rin einſt des Herrmann Siegesruf erſchallt;
Auf Detmold's Flur, die deiner Jugend ſchien,
Sankſt du gemach in dumpfer Krankheit hin.

Doch ſchuf'ſt du noch in nah'nder Todesnacht
(Du hörteſt drauſen ſie) die Herrmannsſchlacht;
Längſt ſtandeſt du als Dichter ſtark im Feld,
Nun räumteſt du es auch zugleich als Held.

Ein Immortellenkranz von Freundeshand
Wob ſich indeß um deines Sarges Rand,
Der Lorbeer hat tiefgrün auf ihm geruht, —
Schlaf', Sänger, wohl, und träum' von Siegen gut!

Karl Buchner.

Olivier.

(Fortſetzung.)

„Wie ich ihn verließ, Antonie, ich weiß es nicht — erzürnt, erbittert und dennoch im tiefſten Herzen unendliches Mitleid. Fortgeriſſen vom Verhängniß, vom Augenblick, ſo dachte ich bei mir ſelbſt, der Kern vielleicht geſund und edel — dieſen Trotz bricht Strenge und Zeit; — was aber würde ſein Loos ſein, wenn ich ihn auslieferte? Schade wär's um den ſtämmigen, bildſchönen Burſchen! — Ich war beſtimmt. Dem Städtchen, das, durch Jociſſet's Geplauder, Feuer fing, in Aufruhr gerieth und den Mörder verlangte, erzählte ich geſchickt eine Fabel, die es völlig beruhigte, und noch dieſelbe Nacht gab ich Befehl zur Abreiſe. Wir fuhren von dannen, und der Fremde, in ſeinem weißen Mantel, ſchimmerte hoch vom Bocke. Er hatte ſchweigend eingewilligt, mit mir zu gehen, und auf der Reiſe verhielt er ſich ſehr ſtill und ruhig, ohne Theilnahme an irgend etwas außer ihm, nur ergeben in ſein Schickſal und meinen Willen. Man hörte ihn faſt gar nicht ſprechen und oft ging er meilenweit zu Fuß neben dem Wagen her, ohne ſich um uns zu kümmern, nur einmal bat er, ihn nicht mehr Manaſſe, ſondern bei ſeinem wahren Namen Olivier zu nennen. Seitdem ward er etwas freundlicher, aber ſein tiefverſchloſſenes Weſen blieb dennoch. —

„Als ich hier angekommen war, that ich ihn unter mein Regiment, was er ſich ſtumm gefallen ließ; ja, ich bemerkte, wie er ſich faſt mit Wohlgefallen in die Mitte dieſer Menſchenmaſſe, in ihr Treiben und Leben hineinwarf, gleichſam um ſich ſelbſt in ihr zu vergeſſen und zu verlieren. Seitdem iſt er nun hier, ſein Weſen iſt unverändert geblieben. Gegen mich iſt er nie offner geworden, obgleich ich nicht ſelten nach ſeinem Zutrauen geſtrebt, ihn vor dem

Anderen ausgezeichnet habe. Oft redete ich ihn an, aber dann iſt er nichts als Soldat, ſein Mund antwortet nicht und ſein Weſen bleibt ſtumm, ob er gleich die Seele ſeines Auges nicht tödten kann. „Nun Olivier," ſagte ich einmal, als alles fehl ſchlug und ich zufällig an ihm vorbei ging, — „ſagſt du mir denn gar nichts, iſt denn dein Herz ſo rein ausgeſtorben für Liebe und Haß, für jedes menſchliche Fühlen, daß du gleichgültig biſt gegen Alles — Alles?" — Er ſah mich wehmüthig lächelnd an, dann aber ſchulterte er mit Vehemenz ſein Gewehr und — ſchwieg. — „Sage mir," fuhr ich fort, „Olivier, ſage mir nur ein Wort des Vertrauens, der Zuneigung; — ich will keinen Dank, daß ich dir das Leben ſchenkte, — nur ein einziges Zeichen, daß es dich freuet!" — „General," erwiederte er endlich langſam, „hier iſt Ihre Herrſchaft zu Ende. Was wollen Sie? Thue ich denn nicht meine Pflicht wie der Beſte? Sehen Sie doch nur," ſetzte er mit einer Ironie hinzu, die mir durch die Seele drang, „ſehen Sie doch nur, wie geſchickt ich das Gewehr präſentire!" —

„Ungeheuer!" rief ich außer mir. „So tief laſſe ich mich herab und es iſt Alles vergebens! Wohlan! Fahre hin in deinem heilloſen Dünkel, du kümmerſt mich nichts mehr! Jetzt biſt du mir nichts weiter, als gemeiner Soldat; ich ziehe meine Hand von dir ab!" —

„Er hörte mich ſo ruhig an, keine Wolke trübte ſeinen feſten Blick, daß ich vollends außer mir gerieth. — Jedoch bezwang ich mich mit Mühe, verließ ihn ſchnell; aber ſeit dieſer Zeit geht mich Olivier nichts mehr an. Er iſt mir beinahe verhaßt und, außer dem heutigen Fall, bin ich in keine Berührung wieder mit ihm gekommen. Eigen iſt es, daß er die Gemüther ſeiner Cameraden faſt unumſchränkt auf wunderbare Weiſe beherrſcht. Seine Meinung iſt die ihre; was er will, dafür entbrennen ſie Alle; wen er haßt, der iſt verloren in der Liebe der Andern, und ſeine Offiziere fürchten ihn." —

Felix ſchwieg. Antonie und Bertha hatten ihm mit wechſelnden Gefühlen zugehört. Beide waren ſchmerzlich bewegt, kaum vermochten ſie, ihre Thränen zu halten. Antonie ſah angſtvoll fragend an dem Prinzen hinauf, Bertha drückte die ſtürmende Bruſt gewaltſam mit beiden Händen an ſich. „Er iſt unſchuldig!" wollte ſie laut rufen. „Mein Gott, ſehen Sie denn nicht, daß er unſchuldig iſt?!" — Aber man war unterdeſſen in den Pallaſt getreten, und ſie drängte ihre Worte zurück. —

In Antoniens Zimmern wimmelte ein buntes Leben. Ihr ganzer kleiner Hof nebſt einigen Damen aus der Stadt hatte ſich darin zur gewöhnlichen Abendgeſellſchaft verſammelt. Fröhliche Stimmen ſchallten, alles bewegte ſich in munterm Tact, die Fürſtin ſelbſt, Felix's freundliche Mutter, ſaß am Flügel und ſpielte heitere Melodien, während der alte Herzog, ihr Gemahl, der ſich ſonſt ſelten in die Abendzirkel ſeiner Nichte herabließ, mit ehrwürdiger Majeſtät mitten im Saal ſtand und mehrere junge Damen mit gnädiger Galanterie unterhielt. — Alles erhob ſich, als jetzt die Prinzeſſin mit Felix und Bertha hereintrat. Man hatte ſie ſchon lange erwartet, und ſie mußte viele freundliche Vorwürfe hören. — „Es ſcheint," ſagte der Herzog lächelnd, „es ſcheint, Antonie, als habe der ſtille Park da draußen recht viel Schönes, Reizendes für Sie, — wer kann Ihnen das verdenken? — Aber wir wollen ihn umhauen laſſen, wenn er dem alten Oheim öfter das Vergnügen raubt, von ſeiner lieben Nichte empfangen zu werden. — Nicht wahr, Ritter," wandte er ſich dann zu Felix, während Antonie ſeine Hand küßte, „eigentlich ſollte man böſe ſein auf Sie? Wem könnte man der Damen lange Promenade und unſer Harren zuſchreiben, als Ihnen? Ei! Ei! Sie werden viel zu verantworten haben bei dieſen Herrn und Damen." — „Vielleicht," erwiederte Felix, ſich beſcheiden aber ſchelmiſch verneigend, „vielleicht das Meiſte bei Ihnen, mein Vater — doch, wenn ich Ihre Ungnade mir zugezogen hätte, ſo wäre mir noch nicht bange, ich dürfte ja nur Antonie für mich bitten laſſen!" — „Wirklich?" fiel ihm der Herzog in's Wort. „Ei, du verſtehſt dich gut auf deine Sache, mein Sohn! Prinzeſſin Antonie! ich nehme Sie in Arreſt. Kommen Sie an den Spieltiſch — Strafe muß ſein! — Kommen Sie! nur eine Partie alten ehrbaren L'hombre's!" —

Lächelnd folgte Antonie dem Oheim, ſetzte ſich ihm gegenüber und ergriff die Karten. Die Fürſtin indeſſen nahm Felix in Beſchlag, ſie hatte viel mit ihm zu reden, und vorzüglich ſich mit ihm über den Plan eines Feſtes zu berathen, das Antoniens nahen Geburtstag verherrlichen ſollte. Um dieſes ungeſtörter zu können, ergriff ſie die Hand ihres Sohnes und führte ihn ſtill von der Geſellſchaft weg nach einem traulichen, abgelegenen Kabinet. Als ſie ſich naheten, vernahmen ſie aus dem Innern des Gemachs eine leiſe, aber heftige Stimme. Unbemerkt blieben ſie einen Augenblick ſtehen. — „Nein!" ſagte die Stimme, „nein, Aloys, vertheidigen Sie ſich nicht! Der Menſch iſt kein Spielball, er hat heiligere Rechte, als die Fürſten und Großen wähnen! Es iſt fürchterlich, daß Sie das ſo oft vergeſſen! Wie? Können Sie es gut heißen, wenn man den Schein für Wahrheit nimmt, und unbekümmert um die — oft tiefverſchleierte heilige Gottheit nur nach ihm urtheilt und richtet? Können Sie es entſchuldigen, wenn man in gräßlicher Raſchheit nur nach den Eingebungen der Willkühr beſtraft und begnadigt? Und welche Gnade!? — Nein, ich möchte ſolche Gnade nicht, ſie wäre mir ſchlimmer als der Tod!" —

„Aber Fräulein," entgegnete Aloys, „ich verſtehe Sie nicht. Wohin führt denn das Alles? Ich ſehe Sie ſchon den ganzen Abend verwundert an und kenne Sie nicht mehr. Das iſt die heitere Bertha nicht, die uns Alle entzückt und nur Freude und Anmuth um ſich ausſtreuet. — Was haben Sie denn, mein Fräulein?"

„Ach!" fuhr Bertha fort, indem ihre Stimme in leiſem Schluchzen brach. „Ach, wehe dem Armen, den ſein Geſchick in Eure entſetzlichen Hände warf! Langſam in unwürdiger Sklaverei mordet Ihr ein Herz, das vielleicht größer ſchlägt, als Eure Alle! Und das nennt Ihr noch Vergebung — Gnade, das nennt Ihr noch eine That des Himmels!"

Aloys blickte ſie nichtsſagend an. „Bertha ſchwärmt," ſagte er endlich langſam, und ſpielte lächelnd mit der ſilbernen Quaſte ſeines Degens. — „Schwärmen? Ja, ja!" rief ſie, hurtig ſich ermannend, „ja, mein Freund, Sie haben Recht. Vergeſſen Sie gefälligſt, was ich ſprach! Sie wiſſen ja, man hat Stunden, wo einem das wohl ankömmt und übermannt, dann hadert man mit ſich und der ganzen Welt! D'rum kommen Sie; eilen wir recht geſchwind wieder zur Geſellſchaft!" —

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

K. L. von Knebel's literariſcher Nachlaß und Briefwechſel. — (Fortſetzung.)

II.

Dies die Lebensſkizze des Mannes, aus deſſen Nachlaß und Briefwechſel uns eine Auswahl poetiſcher und proſaiſcher Verſuche und Briefe dargeboten ſind, in denen die deutſchen literariſchen Notabilitäten eines halben Jahrhunderts als mit einem Freunde verkehrten.

Erwägt man, daß Knebel die zehn ſchönſten Jugendjahre als preußiſcher Fähndrich, dann einige Jahre als Erzieher und die ganze übrige Lebenszeit ohne beſtimmten Beruf verlebt, muß man zugeſtehen, daß ſeine eigenen literariſchen Produktionen in keiner Hinſicht bedeutend ſind, überhaupt kein originelles Talent verrathen, — ſo läßt ſich das vertrauliche Verhältniß, in welchem er mit ſo hochgeſtellten Männern geſtanden, nur aus ſeiner beſonderen Anſchmiegſamkeit und aus einer perſönlichen Liebenswürdigkeit erklären, welche ihren Zauber auf die verſchiedenartigſten Naturen ausübte.

Wirklich ergibt ſich aus den vorliegenden Mittheilungen, daß ein inniges, treues Wohlwollen den Kern ſeiner Natur bildete, wie er denn alle, die irgendwie in nähere Beziehung zu ihm kamen, durch Gaben der mannigfaltigſten Art zu erfreuen ſuchte. Wie lebhaft er daher auch bis in ſein höchſtes Alter von der Schönheit und Pracht der Natur ergriffen wurde, ſo ſchrieb er doch ſelbſt im Anblicke der majeſtätiſchen Schweizeralpen: „Was iſt alles dieſes Spektakel, dieſer Aufwand der Natur, — gegen den einen Gedanken, — gegen den Gedanken der Liebe, unſers innigen Selbſts, unſeres Seelenverhältniſſes mit uns, mit der Welt, mit den Unſrigen? Und aller Schauder, alle Macht dieſer Rieſenwohnungen, gegen einen Abend der ſtillen Freundſchaft, eine Stunde der Vertraulichkeit! Wie bald ermüdet Alles! Nur was das Herz gibt, ermüdet nie (III. 123)!" So leſen wir noch an einer andern Stelle: „Ja, wir möchten es wohl wagen, zu behaupten: die Liebe gründet und erſchöpft unſere ganze Natur! — Jede Fähigkeit im Menſchen hängt von dem Zufluſſe dieſer begeiſternden Kraft ab... Sie iſt die Vollenderin alles Thuns. Nur in der Liebe erhält ſich Geiſt und Geſtalt, und was von ihrem Weſen übrig bleibt, umſchimmert noch das Alter. Sie wirket in jedem guten und gedeihlichen Geſchäfte des Lebens, ſie unterhält den Denker und Schriftſteller, und blühet in dem Geiſte des Dichters und Künſtlers. Liebe erwecket Reiz, wie Reiz Liebe. Tugend und Tapferkeit erwachet und bewahrt ſich durch dieſelbe in der Bruſt, und jeder Funke des Edlen und Vortrefflichen entzündet ſich aus ihr (III. 142 f.)." So endlich läßt er ſich von einem „der hohen Geiſter des Himmels" ſagen, „was ſich bei Gründung dieſes Erdballs zugetragen," und er ſagte ſo (und der einige Nachhall hallt durch meine Ohren): — „Es ſollte eine Welt erbaut werden, die aus purer Liebe beſtünde. Schon gatteten ſich alle Elemente, die vorher im Streit lagen, zuſammen. Ihr Zwiſt wurde nur ein Liebeszwiſt, der immer neue Geſtalten hervorbrachte. So ward das Ganze gleichſam zuſammen gebacken zu einem Teig, wo nur ſtreitende Liebe und ſuchende Liebe der Keim zu ſteter neuer Entwicklung ſein ſollte. So entſtand eure Welt; und es ward beſchloſſen, daß kein Geſchöpf in ſich allein ein vollkommenes Maß der Glückſeligkeit erfüllen ſollte, ſondern alle in allen, und jedes in dem andern; worin die Maſſen der Glückſeligkeit dieſer Erde zu einem ſchönen Ganzen heranwuchſen, und ein reifendes Gewächs künftig noch zu einem glückſeligeren Stande der Wärme und des Lichts könnte herangebracht werden (III. 193 f.)."

Aus dieſem Kerne ſeines Weſens entwickelten ſich ebenwohl die leitenden Ideen ſeines Lebens, wie dieſelben aus den verſchiedenſten Epochen deſſelben ſich in ſeinem Nachlaſſe angedeutet finden. So ſchrieb er 1786: „Das Daſein der menſchlichen Natur, ja der Erde ſelbſt, iſt wahrſcheinlich nur ein geringer Vergleichungspunkt, der in größere Harmonieen des Alles eingreift (III. 215)." „Wir leben in einem Ganzen... Alle unſere Pflichten gründen ſich auf den gefühlten inneren Zuſammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen zu einer weſentlichen Vollkommenheit... So genießt ſich ſelbſt der beſſere Menſch und ſo wird ſein Selbſtgenuß allgemeines Glück und Vollkommenheit (III. 221)." Dann im Jahr 1793: „Wir fühlen Harmonie, die große Rechtfertigerin und Auflöſerin einzelner Übel." Durch „die Empfindungen hiervon — lernt ſich das Gemüth immer mehr und mehr an das große Ganze anſchließen, — um nur einen Willen mit ihm zu haben, ein Syſtem der Ausführbarkeit zu erkennen, die Reihe und Folge der Dinge, wie ſie möglich ſind (III. 321)." „Die Möglichkeit des Glücks nimmt nur in dem Grade zu, als der Menſch geſchickt gemacht wird, die Verbindungen des Ganzen zu überſehen, die einzelnen Theile deſſelben mit demſelben in Harmonie zu bringen; nichts für zu klein hält, nichts für zu groß (III. 327." Und noch im Jahr 1824 ſchrieb er: „Den höchſten Punkt menſchlichen Wiſſens und menſchlicher Intelligenz, ſo wie geiſtigen Vermögens möchte ich wohl darein ſetzen, wenn ſich der Menſch mit den übrigen Kräften der Natur in vollkommnes Gleichgewicht ſetzen kann.. ." „Die tiefgeordnete Urſache und Verbindung der Dinge, — dies, was in der Natur, und vorzüglich im Geiſte und Leben des Menſchen erſcheint, nennen wir das Göttliche — das Unausſprechliche (III. 429 f.)."

Aus dem vorherrſchenden Wohlwollen, aus dem tiefgefühlten Bedürfniß, ſich mit der ihn umgebenden Welt und dieſe mit ſich zu harmoniſiren, erklärten ſich nun auch Knebel's Thätigkeit und Beſtrebungen in den verſchiedenartigen Lebensverhältniſſen, die er durchwandert. Immer und überall iſt er offen für die Einflüſſe und Einwirkungen von Außen her, die er anzueignen ſucht, um dann wieder das Empfangene ſeinen Umgebungen mitzutheilen. Als Knabe nimmt er die kirchlichen Überlieferungen in ſich auf, und liest es, den Seinigen aus der h. Schrift vorzuleſen.

Als Jüngling poetiſirt er mit der Ramler'ſchen Schule und ſucht die Freidenker zu bekehren. Zu Weimar aber wird er ſelbſt zur Freidenkerei der dortigen Schöngeiſter bekehrt, und aus dem orthodoxen Proteſtanten wird ein Verehrer des großen Ein-und-All's (ἓν καὶ πᾶν III. 431), wird ein Evangeliſt des antiken Naturalismus, ein ſorglicher Pfleger aktualen, harmoniſchen Lebensgenuſſes. Natur wird ihm zur „Grundlage von Allem, was iſt," auf deſſen Spitze „die Blume des Menſchengeiſtes blüht. . . Der Menſch, Haupt, Auge, Verſtand und Sprache der Natur — Schlußſtein des Gewölbes. . ." „Wie im Menſchen, ſchreibt er nun, herrſcht ein Geſetz auch in der Natur — und das Ganze verbindet ſich, in ewiger Wechſelwirkung, zu einem grenzenloſen All, von dem die feinſten Theile auch auf die niedrigſten wirken. . ." „Der Menſch iſt nur ein Schaum, auf dem unendlichen Meere der Zeit durch Zufall entſtanden. Des All's muß er ſich im Geiſte bemächtigen, er muß inne werden, daß daſſelbe nur durch beſtändige Umtauſchung und Verwechslung der Formen und Geſtalten beſteht und beſtehen kann. Dieſe Seifenblaſen auf dem Meere ewiger Zeit — ſie kommen und gehen — ſie gehen und vergehen — das Meer bleibt. . ." „Die Natur (aber) lehrt den Menſchen, daß Glück die Frucht ſeiner Erkenntniſſe ſein müſſe, da ſie zwar Alles zum glücklichen Genuſſe beſtimmt habe, ihm aber ſich vorzüglich die Blüthe davon nur durch Vernunft zubereiten laſſe. (1798 und 1825. III. 233 f. 431 f.)." (Schluß folgt.)

Feuilleton.

.*. **Die vereinigte nordamerikaniſche Miſſionsgeſellſchaft** hatte, ihrer letzten Rechnungsablage zufolge, im Jahr 1820 (im 10. Jahr ihres Beſtandes), 66 Miſſionäre, 1830 bereits 225, und 1834 — 247. Sie unterhält 25 Miſſionen mit 60 Poſten, 95 ordin. Miſſionsprediger, 7 Aerzte, 39 Gehülfen und 150 Gehülfinnen. Ferner hat ſie gegen 1,200 Schulen mit etwa 56,000 Schülern, und 6 Druckereien mit 11 Preſſen, auf welchen 70 Millionen Seiten in 16 Sprachen gedruckt worden ſind. Sechs dieſer Sprachen ſind hier zum erſtenmal in Schrift erſchienen. Kirchen hat ſie 41 gegründet, welche 1960 Bekehrte zählen und ſeit ihrer Erbauung gegen 2300 Bekehrte aufgenommen haben, — ein Erfolg, der — in Vergleich mit den großen Veranſtaltungen dazu — nicht als bedeutend anzuſehen iſt. —

.*. **Somnambulismus in Paris.** — Das „Journal des Débats" v. 11. d. M. enthält folgende merkwürdige Anzeige: „Magnetiſche Behandlung unter Leitung eines Arztes. Frau P. Gavelle, natürliche Somnambule, erwirbt im magnetiſchen Schlafe das Vermögen, alle Krankheiten und die dafür paſſende Behandlung zu erkennen; es genügt hierzu, daß ſie mit den kranken Perſonen oder auch nur mit einer Haarflechte derſelben in Rapport ſei. Sie iſt an jedem Tage, mit Ausnahme des Sonntags, von 1 bis 3 ſichtbar in der Straße St. Denis Nro. 247." —

.*. **Neueſte Schrift über Kinderbewahranſtalten.** — Dr. Ceriſe hat eine Abhandlung über die „Salles d'asyle" herausgegeben, in welcher er dieſe Anſtalten in Beziehung auf ſittliche und phyſiſche Erziehung in Betrachtung zieht. Er empfiehlt beſonders ſolche Uebungen, durch welche am förderlichſten auf das Nervenſyſtem gewirkt wird. Ein verſtändiger Entwurf eines Geſundheits-Reglements beſchließt das empfehlenswerthe Schriftchen. —

.*. **Boulland und Bellée, zwei welthiſtoriſche Novitäten.** — Je weiter die Franzoſen ſich von dem Geſchichtlich-Gegebenen entfernten, um ſo weiter greift ihre Forſchung in daſſelbe zurück. Nachdem ſie mit Vico und Creuzer bekannt geworden, hat beſonders Ballanche (Orphée ꝛc.) die älteſte Welt poetiſch, Buchez (in ſeiner Introduction à la science de l'histoire 1834) ſie philoſophirend zu reconſtruiren geſucht. Ein Freund und Anhänger des letzteren, Hr. Boulland hat nun, in der Form der Darſtellung dem erſteren ſich annähernd, einen *Essai d'histoire Universelle*, ou exposé comparatif des traditions de tous les peuples, depuis les temps primitifs jusqu'à nos jours (Paris, 2 Vol.) herausgegeben, welches eine große Gelehrſamkeit zu Tag legt, aber eben deßhalb in Frankreich wohl kein großes Publikum finden dürfte. — Ein Hr. Bellée aber, Advokat am Pariſer Appellhofe, hat eine Abhandlung „de l'ordre social symbolique, antique et de l'ordre juif et chrétien, ou jugement porté sur l'occident du monde," — bei Delaunay und Dentu erſcheinen laſſen. — Wir werden gelegentlich auf beide zurückkommen. —

.*. **Garten- und Weinbaugeſellſchaften.** — Die ſiebente öffentliche Ausſtellung, welche von der königl. Horticultur-Geſellſchaft zu Paris veranſtaltet wird, wird vom 19. bis zum 25 d. M. in der Orangerie der Tuilerien ſtatt finden. Seit einem Jahre beſteht aber auch eine Société d'oenologie française et étrangère für die Verbeſſerung der Produkte des Weinſtocks und zur Aufmunterung des Weinhandels, welche jeden Monat ein Bulletin von 2 Bogen herausgibt. —

.*. **Denkmal für die arbeitenden Soldaten des 40. franzöſiſchen Linienregiments.** — Dieſe haben nunmehr die ſchöne Straße von Nantes nach Lorouz vollendet. Die Nationalgarde von Nantes hat ihnen zu Embreil ein Denkmal geſetzt, welches in dieſen Tagen eingeweiht worden. Hr. Maurice Duval, Präfekt des Depart., hielt bei dieſer Gelegenheit eine Rede, deren Eingangsworte hier aus dem Ami de la Charte von Nantes in Uebertragung nachfolgen mögen: „Brave Soldaten des 40.! Ihr habt jetzt das hochwichtige Problem der Verwendung der Armee bei den großen öffentlichen Arbeiten gelöſt. Die ſchönen Erfolge, die ihr gewonnen, laſſen keinen Zweifel mehr über dieſe bedeutende Frage. — Ihr habt euch um das Land wohlverdient gemacht; denn euer Beiſpiel wird das Land mit dem fruchtbarſten und mächtigſten Syſtem von National-Kraft und Wohlfahrt beſchenkt haben. — Ihr habt noch mehr gethan: durch eure Mannszucht, euren patriotiſchen Gehorſam habt ihr den voreingenommenſten Gemüthern den Beweis geliefert, daß der franzöſiſche Krieger, wie er furchtbar den Feinden, ebenſo ſeinen Mitbürgern der Beſte der Brüder iſt." —

.*. **Graf Auguſt von Platen.** — Mit Recht wird in Nro. 38 von Buchner's lit. Zeitung als das Eigenthümlichſte und Preiswürdigſte in Platen das Streben bezeichnet, „das Kunſtmäßige in der Poeſie wieder auszubilden, und die Claſſizität der Dichterſprache wieder herzuſtellen, die ihm verloren gegangen ſchien;" — als das Krankhafte deſſelben aber „die Intention, durchaus ein großer Dichter werden zu wollen, und dann die Eitelkeit, ſich bereits dafür zu halten und umher zu blicken, ob ſeine ariſtokratiſchen Anſprüche an ein Dichterprinzipat auch reſpektirt würden."

.*. **Blumenausſtellungen** ſind auch in Belgien dieſen Sommer viele veranſtaltet worden. Zu Genf wurde die Gesneria Houttei für die werthvollſte der neu eingeführten Pflanzen erkannt. Zu Lüttich und Löwen erhielt Phlox Drummondi den erſten Preis. —

.*. **Eiſenbahnen.** — Von Albert's Verzeichniß von 161 Eiſenbahnen, welche theils erbaut, theils im Bau begriffen oder zur Ausführung beſtimmt ſind, iſt ſchon eine 3te Auflage erſchienen.

.*. **Papier aus faulem Holz ꝛc.** — In England wird jetzt aus verfaultem Holz, und in Nordamerika aus Holzſpänen, Stroh, Maisſtengeln und Blättern Packpapier bereitet. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 232. 1836.

Phönix.

Freitag, 30. September.

Grabbe.

(Schattenbild.)

Grabbe iſt todt. Auf dem unanſehnlichen Dettmolder Friedhof hat alſo dieſe raſtlos bewegte Natur endlich Ruhe gefunden, jene Natur, die ſo oft als ihr eigner Widerſpruch, ja als ihre eigne ſcharfe Verneinung erſchien, eine urſprünglich edle, aber nicht ſelten von den Dünſten krankhafter Gelüſte verdunkelte Natur, deren Erſcheinung zuweilen einen wahrhaft unheimlichen Eindruck hervorbrachte, deren Weſen kindlich rührend war. Grabbe war eine Shakspeare'ſche Figur, etwas von Hamlet; er erinnerte aber dabei an Ludwig Devrient's Lorenz Kindlein. Aus dieſer Devrient-Kindlein'ſchen Demuth und Krankhaftigkeit ſchimmerte ſtets das angeborne Königliche durch, nicht blos als Hoheit, ſondern oft auch als Übermuth und meiſtens als Ironie. Ich ſehe dich Grabbe, wie du jetzt auf deinem friſchen Hügel ſitzeſt, und den Leib darunter und die Lebendigen darüber belächelſt. Du ſcheideſt von denen, die an dein Grab kommen, die Freunde aus dem Geſchmeiß aus, das dich wie Brummfliegen genirt, das heute mit erheuchelter Pietät deinen Manen den Hof macht, während es noch geſtern dich mit Koth bewarf, weil du ſtets zwei Tuchbeinkleider über einander trugſt und dich um zwei Uhr Mittags in Stiefeln und Oberrock in's Federbette legteſt, neben welchem das volle Rumglas ſtand. —

Als du deine grüne Dettmolder Auditors-Uniform, auf die du eitler warſt wie auf deine Werke, das einzige Kleidungsſtück, welches ſtets reingebürſtet am Thürnagel hing, in den Koffer packteſt, dachte ich nicht, daß auf ſo lange geſchieden ſollte ſein. Ich hoffte dir damals das Beſte und Schönſte, — nichts geringeres, als daß du ſtatt jener Uniform bald ein neues Leben anziehen würdeſt. Ja wohl zogſt du jetzt ein neues Leben an. Als die Herrmannsſchlacht fertig war, hatteſt du nur noch ein Geſchäft auf Erden, — zu ſterben. Und das wollteſt du im Teutoburger Wald abmachen. Das iſt ſo einfach und herzerſchütternd, daß man darüber weinen könnte, — wie du den unſichren einſt im Duell verwundeten Fuß nach dem Plätzchen hinſchleppſt, wo du geboren wardſt, — um dort zu ſterben! Gewiß haſt du den Ring mit der Locke mitgenommen, Vielverkannter!

Grabbe's Erſcheinung war eine lebendige Anomalie, eine Tragödie, welche der Erdgeiſt und die Pſyche durchkämpften, der erſte mit aller Ungeſchlachtheit der Materie, ſein Schlachtfeld mit tauſenderlei wunderlichen und fabelhaften Schöpfungen anfüllend, die zweite, das Ungeheure oft in Grazie zuſammenfaſſend, das Nothwendige gegen das Überflüſſige und blos Zeitliche vertheidigend. Wenn Grabbe oft die Schönheit dem Charakter zu opfern ſcheint, ſo gibt er in der That noch öfter die eingewindelte Wirklichkeit auf, um nur die nackte Wahrheit zu retten. Das Geheimniß ſeiner Manto war, daß er einzelne Dinge von innen kannte (gleichviel, ob er ſie auch erforſchte, er *kannte* ſie eben!), und in geordneter Geſammtheit betrachtete; kam es an die Darſtellung, ſo brachte dann das Erſte die ſchlagende Wirkung der Ähnlichkeit hervor, während das Zweite allen Geſtalten zugleich auf ihrem Stück feſten Bodens einen Schatten gab, der ſie completirte; und ſo war das Profil ſeiner ſchöpferiſchen Weisheit — die Ironie, die dem Magus etwas Gottähnliches verliehen hätte, wäre ſie nicht allzuoft in Perſiflage, ja in Selbſtperſiflage ausgeartet. So wurde das Belebende dieſes Sauerſtoffs zu einem Verheerenden, das Bindende zu einem Trennenden; der Schöpfer verſtümmelte die eignen Statuen, er war im Unmuth ſeiner Ironie im Stande, einer herrlichen Venus eine Zahnlücke anzumalen, doch freute er ſich am Häßlichen nicht als ſolchem, ſondern weil er ſtets an den Ärger des Pöbels dachte, den er in faſt kindiſchem Niederungsſinn mit dem Volke identificirte, und den er mit einer Art von Wuth verachtete. Wenn er d'ran war, ein Werk für Götter zu ſchaffen, übermannte ihn oft der Erdgeiſt, den Kehricht zum Fenſter hinaus auf die Menge zu ſchütten, die eine Himmelsgabe von ihm erwartete. Der größte Theil ſeines „Hannibal" wuchs während eines faſt täglichen Zuſammenſeins zwiſchen ihm und mir; ich hörte ſtets das Friſchentſtandene und ſagte ihm unumwunden, was ich davon hielt. Und manchmal brachte er die abenteuerlichſten Gedanken zum Vorſchein. Als Hannibal gezwungen wird, Italien zu verlaſſen, wollte G. ihm zwei Zeilen in den Mund legen, und ihn eine Handlung begehen laſſen, die an Ungezogenheit die bekannten Worte des Götz übertroffen hätte. Er war lange davon nicht abzubringen; in dem gedruckten Exemplar fehlt, Gott ſei Dank, die anſtößige Stelle; vielleicht hatte Immermann darauf Einfluß; denn als G. von Frankfurt nach [illegible]dorf reiſ'te, ſtand ihm die nicht zu erwähnende [illegible] noch feſt im Kopfe.

Dieſen Anomalien ſeiner poetiſchen Erſcheinung entſprachen die Widerſprüche in ſeiner äußerlichen. Daß er auf ſeine Uniform faſt eitler war, als auf ſeine Werke, ward früher erwähnt. Er, der ſich über alles Conventionelle ſo friſch und luſtig hinausſetzte, mochte es gleichwohl nicht leiden, wenn man auf ſeiner Addreſſe den Auditeur vergaß, und war ebenſo gewiſſenhaft in Bezug auf Titel ſeiner Freunde. In Betreff des Urtheils über ſeine Dichtungen, war er kindlich beſcheiden — gegen Freunde, (er ſchlug manchmal ſeine Kenntniß der Alten, ſo wie ſeine hiſtoriſche höher im Verdienſt an, als ſeine ſchöpferiſche Kraft) unbeugſam ſtarrköpfig gegen das Urtheil der Menge, die er mit Füßen trat. Man würde dieſe Verachtung in jenen Luſtſpielen ausgedrückt finden, die er längſt vorbereitete und bald ausgeführt haben würde, — hätte nicht Melpomene aus Eiferſucht ihren Liebling lieber ſelbſt als Opfer eingezogen. Die erſte griechiſche Komödie hätte mit aller ihrer Derbheit ſich gewiß in jenen Luſtſpielen Gr's verjüngt; in Frankfurt hatte er mir mehr als einmal den Vorſchlag gemacht, mich dabei mit an's Werk zu halten; es war damals ſein Lieblingsgedanke, ſich ganz auf die Komödie zu werfen. Den Stoffen nach zu ſchließen, die er im Kopfe trug, hätten ſie von der Bühne herab wohl nie öffentlich werden können. Bei ſolchen Unterhaltungen war er leidenſchaftlich bis zur Exaltation, daß einem Fremden angſt und bange werden konnte. Eben ſo leidenſchaftlich war er in einmal gefaßten Vorurtheilen gegen Verhältniſſe und Perſonen; — hinter einem ſolchen Fanatismus hätte Niemand die Weichheit vermuthet, mit welcher er ſich Freunden, die er einmal liebgewonnen, ungetheilt hingab. Um dieſer ſeiner Lauterkeit und Treue in der Freundſchaft willen mußte man ihm ſeinen (vielleicht nur ſcheinbaren) Weiberhaß vergeben, den er ſo oft in Raſerei wüſten Taumels begraben wollte. Werfe Niemand deßhalb einen Stein auf ihn! Das war ein wunder Fleck in ſeiner Seele. Seiner Treue in der Freundſchaft entſprach eine innige Anhänglichkeit an die Familie ſeines Landesfürſten, von welcher er nie ohne Wärme ſprach, und die weniger aus ſeinen politiſchen Grundſätzen (er ergoß ſich oft auf das Bitterſte gegen die liberale Partei und deren Stimmführer), als aus einem aufrichtigen Gemüthe ſtammte. — Gegen ſeine Lebenskraft ſtürmte er, wie gegen einen Todfeind; er machte ſich nichts aus dem Leben; es war ihm wie Luſt; er zündete wie im geſchloßnen Raum Feuer auf Feuer, die Stoffe zu entbinden, freute ſich dabei nur am Anblick der Glut. Den Todeskeim trug er lang in ſich herum, bis auf die heimathliche Erde, wo dieſer — Wurzel faſſend, die Hülſe endlich zerſprengte.

Kein ſchiefer Blick falle auf dein Grab, kein kleinmeiſterliches Bedauern mache dir die Erde ſchwer, Grabbe. Wenige verſtanden die innere Schrift in dir zu leſen. — — viele thaten dir weh; ſelbſt, die du Freunde nannteſt, wußten dich nicht an der geſunden Seite anzufaſſen. Du haſt ihnen die Sache erleichtert, indem du ſtarbſt. Schlaf wohl, Grabbe, und lauſche in deinem Bette des Rauſchens aus dem Teutoburger Wald!

Olivier.

(Fortſetzung.)

In dieſem Augenblick trat die Fürſtin mit Felix herein; Bertha ſchwindelte zurück. — Forſchend ſah ihr die Herzogin in's Geſicht, aber viel zu gütig, um ſich merken zu laſſen, daß ſie ihr Geſpräch gehört habe, ſagte ſie bloß: „So allein, liebe Bertha? Ei, auch Sie, Graf Aloys? Nun wahrhaftig, ein intereſſantes vis-à-vis, das Beiden gefährlich werden könnte! Drum danken Sie es dem Zufall, Bertha, daß wir dazwiſchen kommen und Niemand anders! Aber ungerecht wär' es, wenn ihr euch noch länger der Geſellſchaft entzögt, — ihr wurdet ſchon vermißt." — Bertha ſah in Felix's ſtrengen ſcharfen Blicken, womit er auf ſie herab ſchauete, daß er alles gehört hatte; zitternd ergriff ſie die Hand der gütigen geliebten Fürſtin, und preßte ſie faſt mit Leidenſchaft an ihre Lippen. Dann entfernte ſie ſich an Aloys' Arm und zog ſich bald darauf in ihr Zimmer zurück.

Hier ſaß ſie lange in tiefes Sinnen verloren, unbehaglich von einer Menge ſtreitender Empfindungen umgaukelt, die ſie vergebens nieder zu kämpfen ſuchte. Endlich ergriff ſie die Feder und ſchrieb folgende Zeilen:

„Ich habe heute unter einem Vorwand deine Zimmer früh verlaſſen — vergib mir, Antonie! Die Geſellſchaft war zu luſtig für mich, ich fühlte mich wirklich unwohl, traurig — und Ihr Alle ergötztet Euch ſo, daß es mich unwiderſtehlich heraus trieb. — Du wirſt lachen und verwundert fragen, ob ich es bin, der ein Zirkel fröhlicher Menſchen zu fröhlich ſein kann — lache nicht — darf ich denn nicht auch meine ernſte Stunde haben?

„Ach, was gibt es doch für Menſchen, Antonie — wie kalt, wie leer, wie nichtsbedeutend — da, wo wir Seele wähnen! Ihr wollt, daß ich Graf Aloys liebe — ich werde es nie! Kann ich einen Mann lieben, der mich nicht verſteht; der fragt, ob ich ſchwärme, wenn ich ein ernſtes Wort, ein Wort, das ſich nur einigermaßen über das Alltäglichſte erhebt, zu ihm rede? Nein, glaube mir: Aloys hat keine Seele, noch flacher, wie die meiſten Männer verbirgt er unter einer prunkenden Hülle ein troſtloſes Nichts, eine tiefe, tiefe Leere. Bei deiner Liebe zu mir, Antonie, bringe es dahin, daß man meiner Verbindung mit ihm nicht ferner gedenkt, ich könnte, ich würde mich ihr nie fügen! —

„Du aber, ſchöne Seele, du wirſt den tiefen Blick in und über das Leben beſtändig bewahren und auch noch auf dem Throne wird dir der Menſch mit ſeinen Schickſalen und ſeinen Schmerzen wie ein Bruder nahe ſtehen. —

„Du fragſt, wie ich grade jetzt zu dieſen Lobſprüchen komme! Ach, Antonie, ich habe die Thräne geſehen, die ſich bei Felixen's Erzählung in dein Auge ſtahl. Sie galt Olivier's unglücklichem Schickſal. Es iſt eigentlich nichts Unerhörtes, daß ein Räuber, — ein Mörder von der Rache ereilt wird, und nun die verdiente Schmach über ihn kommt und iſt es noch eine Schmach, als freier Mann gewiſſermaßen die Waffen und Uniform unſers Landes zu tragen? — und doch — — warum erbebt — warum empört ſich denn mein ganzes Herz, wenn ich Olivier's Namen dabei denke?

„Antonie, ein heimliches Entſetzen faßt mich bei der ganzen Sache. Ich könnte an Felixen's Stelle Olivier's Nähe nicht ertragen. Wie konnte er ein ſo räthſelhaftes dunkles Geſchick an ſeine Schritte knüpfen, ſich anmaßen, es führen und geſtalten zu wollen? Sei Olivier, wer er wolle, mir kommt es vor, als habe der Prinz mit allzukühner Hand einen mächtigen Baum aus ſeinem Boden geriſſen und in eine fremde Erde verpflanzt — hier kann er nicht wurzeln — er wird verdorren, oder wanken und ſtürzen und — wer weiß wen — in ſeinem Fall mit hinab ziehen! —

„Antonie, — wenn er unſchuldig — wenn Olivier nicht Manaſſe und Manaſſe nicht Olivier wäre — und er hätte die Schmach des Mörders und die Schande des Verbrechers getragen! — —

„Aber weg mit dieſen kindiſchen Vorſtellungen. Hat man ihn nicht über deinen Geliebten hergeworfen gefunden? Hat er ſich nicht ſelbſt zu dem Entſetzlichen bekannt, und war ſein Trotz nicht die Verſtocktheit des Böſewichts? Er iſt ein Mörder und zwar der niedrigſte, gemeinſte, wie könnte er ſonſt den Anblick ſeines Opfers, dieſe Schmach, dieſes Leben ertragen!

„Du wirſt dieſe Zeilen auf dem Kopfkiſſen deines Bettes finden, ich bringe ſie ſelbſt dahin. Verbrenne ſie ſogleich, nachdem du ſie geleſen haſt.“ — —

Antonie war denſelben Abend zu ermüdet, um ihrer Freundin zu antworten. Doch las ſie den Brief mehremal durch und konnte ſich in ſeinen Inhalt nicht recht finden, es war ſichtlich, Bertha hatte in heftiger Bewegung geſchrieben, und erſt hierdurch ward ihre Aufmerkſamkeit und ihr Intereſſe auf die vorhergehenden Stunden wieder rege gemacht. Sie hatte ſchon ein Papier mit einem anſehnlichen Goldgeſchenk für den Retter ihres Vogels zurecht gelegt, gleich den folgenden Morgen wollte ſie es ihm überſchicken, jetzt nahm ſie das Goldſtück wieder heraus und wog es prüfend und zweifelnd in der Hand. — „Gold,“ dachte ſie, „Gold, das bezahlt ja ſo vieles! aber Olivier? Wird es auch ihn abfinden? Gründen ſich Bertha's Muthmaßungen nur auf Etwas, ſo muß es ſeinen edleren Sinn kränken und ſchmerzen. Betrogen ſind wir, nimmt er es gutwillig, freudig hin. Was wird geſchehen? Ich will die Probe wagen.“

Mit dieſem Entſchluß begab ſich die Prinzeſſin des andern Morgens in Bertha's Zimmer und machte ihr denſelben bekannt. Sie hoffte auf den ganzen Beifall ihrer Freundin, aber dieſe ſchwieg ſinnend ſtill, als ſie geendet hatte. „Sie wollen ihn rufen laſſen,“ begann ſie endlich, „durch einen ihrer Bedienten, hierher in den Pallaſt, daß Alles ihn ſieht, und ſich die Köpfe zerbricht, was Prinzeſſin Antonie mit dem Soldaten Olivier will. — Und wenn man ihn fragt, und er nicht lügen mag, ſo muß er das Gold vorweiſen, das Sie ihm gegeben haben — es vor Tauſenden bekennen, wie er abbezahlt worden iſt. — Nein, das iſt nichts, das thun Sie nicht! Hören Sie mich an, vor einer halben Stunde ging er vor meinen Fenſtern vorüber durch das Gitterthor in den Park, vielleicht begegnet man ihm, redet ihn an, und ſo iſt die Sache ohne Zeugen auf eine zartere Weiſe abgemacht.“ — Dieſer Vorſchlag ward aufgegriffen und nach einigem Zögern begaben ſich Beide in den Garten hinab, wo der heiterſte ſchönſte Morgen blühend über den Gebüſchen und Blumen duftete. —

(Fortſetzung folgt.)

Kunſt.

Umriſſe zu Göthe's Fauſt (2r Thl.). Gezeichnet von Moritz Retzſch. (11 Platten nebſt Andeutungen.) Stuttgart und Augsburg, Cotta 1836.

Wir haben die beſtimmte Vorſtellung, daß ein Künſtler, der es unternimmt, einen von einem Dichter gegebenen Stoff cycliſch zu behandeln, nicht ſeiner eigenen Willkühr huldigen darf, welche ihn etwa die nächſte beſte Situation auffaſſen heißt, ſondern daß er es ſeinem Talente ſchuldig iſt, den ganzen Stoff, den er als Eigenthum des Dichters erhält, vom Standpunkt der maleriſchen Darſtellbarkeit aus anzuſchauen, in ſich aufzunehmen, und als ſeine freie und ſelbſtſtändige Geiſtesſchöpfung wieder zu gebären, welche übrigens inſofern allerdings mit den geiſtigen Anſchauungen des Dichters concordiren mag und muß, als gerade durch letztern manche Stoffe, die anfänglich blos materiell und künſtleriſch gänzlich unbrauchbar dalagen, ſo zu ſagen erſt zu exiſtiren anfangen, wie z. B. gerade die Fauſtſage, welche durch Göthe aus der Lehmgrube des Volksbuchs zu einer menſchheitlich allgemein gültigen Bedeutung, die nun einmal kaum mehr umzuſtoßen iſt, erhoben wurde. Da Retzſch die Göthe'ſche Auffaſſung adoptirte, ſo mußte er auch das organiſche Leben der Göthe'ſchen Dichtung gründlich erforſchen, und, da er nicht Scene für Scene darſtellen konnte, ſo mußte er jene Situationen wählen, welche ſeinen Cyclus als ſelbſtſtändiges lebendiges Kunſtwerk ſanctioniren konnten.*) Eine ſolche Conſtruction des Stoffes als eines durch ſich ſelbſt ſprechenden, iſt ihm bei den Umriſſen zum erſten Theil des Fauſt ziemlich gelungen; bei den Umriſſen zum zweiten Theil der Tragödie dagegen, ſcheint ihm entweder die Luſt dazu verlaſſen zu haben, oder er fühlte die Schwierigkeit, einen mehr nach innen als nach außen zu eingreifenden Stoff ſich zu eigen zu machen, durch deſſen Behandlung ſich Göthe als — Greis kundgegeben, welchem zwar keineswegs große, weltbewegende und weltverſöhnende Ideen fehlten, wohl aber die Jugendkraft, dieſelben in Fleiſch und Blut zu verwandeln. Retzſch hatte, wenn er als Künſtler ſich Genüge leiſten wollte, hier eine ungeheuer ſchwierige Aufgabe; er mußte den zweiten Theil des Göthe'ſchen Fauſt nicht blos veranſchaulichen, ſondern ſogar verdeutlichen. Ja, er mußte nachhelfen, und völlig ausführen, was Göthe'n plaſtiſch darzuſtellen, im hohen Alter nicht mehr möglich geweſen war.

---

*) Man vergleiche, was wir in Nro. 221 über die Umriſſe zu Romeo und Julie angedeutet.

Aber nicht blos iſt dem Künſtler dieſe Bedeutung der Aufgabe entgangen, ſondern er hat auch den zweiten Theil des Fauſt, wie er, von Göthe fertig gemacht, da lag, nicht völlig durchgearbeitet, und demnach ſtatt eines organiſchen Ganzen, nur einzelne Bilderbogen gegeben, welche bedeutungslos und unintereſſant, unnütz und oft häßlich ſind. Wozu z. B. die claſſiſche Walpurgisnacht? Wo findet man auf der Darſtellung dieſer Scene, nur eine Spur von jener claſſiſchen Schönheit, die Niemand ſchärfer aufgefaßt wiſſen wollte, als gerade Göthe; gerade hier im ariſtophaniſchen Gegenſatz zur deutſchen Brockenwirthſchaft? Weßhalb die empörende Scheußlichkeit der Beſtattung Fauſt's durch die Lemuren? Entſchuldige hier Niemand den Künſtler durch das Vorbild H. Holbein's. Holbein hat das Scheuſal noch **dezent** aufgefaßt, wenn man die phyſiſch und moraliſch ekelhaften Zerrbilder von Retzſch dagegenhält! Die Muſik der Dichtung iſt in dieſer Scene großartig; der Zeichner aber hat den alten Fauſt unwürdig mißhandelt, indem er den todten Himmelſtürmer von dieſen niederträchtigen Geſtalten wie ein Aas hin und her zerren läßt. Eben ſo wenig hat er die nicht allzu feine Abſicht Göthe's bei der Entführung der Seele Fauſt's durch die Engel verſtanden, eben ſo wenig den Schluß, da er die „**eine Büßerin**" (Gretchen) vergaß; während er unten in der Tiefe des Theaters den Mephiſto verſinken und ein Teufelchen auf eine ſo hanswurſtige Weiſe, als hätte es ſich den . . . . verbrannt, in die Höhe ſpringen läßt. Das alles iſt unwürdig — Göthe's, und — eines Künſtlers.

Feuilleton.

⁂ **Ein junges — China!?** — Das „Asiatic Journal," und aus ihm das **Magazin für die Literatur des Auslandes** (Nro. 109 unter Rubrik: Politiſche Faktionen in China) berichten aus China, daß es dort einige geheime Verbindungen gebe, deren Zweck die Vernichtung der jetzregierenden Mandſchu-Dynaſtie ſei. Die Mitglieder derſelben nennen ſich untereinander **Brüder**. Wer aufgenommen werde, müſſe erſt den „Gang durch die Brücke," d. h. **zwiſchen Schwerdtſpitzen** hindurch machen, und unter dieſer Schwerdtbrücke vor einem Götzenbild den **Eid der Verſchwiegenheit** leiſten. Der erſte Bruder (der Meiſter vom Stuhl) ſchneidet dann einem Hahn den Kopf ab, als wollte er ſagen: „So mögen Alle untergehen, die das Geheimniß verrathen." Hierauf müſſe der Aufzunehmende eine Summe Geldes in die **gemeinſchaftliche Kaſſe** zahlen. Unter den Zeichen, an denen ſie ſich erkennen, ſei die **Dreizahl** das Bedeutendſte, daher ſie auch die **Triasgeſellſchaft** genannt werden. Ihr Siegel beſtehe in einer **fünfeckigen Fläche**, in welchem gewiſſe Charaktere von myſtiſchem Sinn eingegraben ſeien ꝛc." — Wir aber glauben, daß das junge China zum Sanchuniathon des Hrn. von Wagenfeld und zu den letztentdeckten Tempeln im Monde gehört und höchſtens etwa eine Anſpielung ſein ſoll auf die Umtriebe der orangiſtiſchen Freimaurer in Großbritanien, welche bekanntlich die bisherige Thronfolgeordnung verändern möchten.

⁂ **Handſchriften-Entdeckung in Brüſſel und Aurich.** — Dr. **Coremans** hat im Staatsarchiv zu Brüſſel eine große Menge Briefe und ſonſtige Aktenſtücke entdeckt, welche manchen neuen und hochwichtigen Aufſchluß über die Reformation, den niederländiſchen Befreiungskrieg und andere große Ereigniſſe zu liefern verſprechen. Es finden ſich darunter Briefe Karl's V., König's Ferdinand, Philipp's II., des Kurfürſten Moritz von Sachſen, des Landgrafen Philipp's von Heſſen u. m. a. — Die näheren Angaben bietet das hieſige Konverſationsblatt vom 15. d. M. — Aus Aurich (in Nordfriesland) meldet aber ein anderes Blatt, daß man dort Autographa **Voltaire's** entdeckt habe. Man hält ſie für diejenigen, die — in deſſen Pult und Schrank verſchloſſen waren, welche ſeinem Teſtament zufolge, erſt 50 J. nach ſeinem Tode eröffnet werden ſollten, deßhalb in einem Denkmal zu Ferney verſchloſſen, aber 1819 entwendet worden waren.

⁂ **Die franzöſiſche Preſſe von 1789 bis 1836.** — Die Times vom 27. v. M. geben folgende Ueberſichten über die Thätigkeit der franzöſiſchen Preſſe von 1789 an bis auf den heutigen Tag; — ſie unterſcheiden 6 Epochen:

1) **Die erſte Revolution:** Im J. 1789 boten die Pariſer Journale und ſonſtige periodiſche Schriften 5,010,000 (die Gazette de France und nach ihr der Temps überſetzen dieß mit 30,000!), die Journale der Departements 272,300, und die ausländiſchen 2,556,300 Druckbogen; im Ganzen . . . . 7,838,000 Bogen.

2) **Conſulat.** Die Stempelgebühren, die 1789 einen Sou pr. Bogen betrugen, wurden durch Geſetz vom 1. Therm. J. IV. auf 4 Cent. herabgeſetzt. Es gab nun 1800—1801 an Journalen und ſonſtigen Druckwerken in Paris: 8,650,000 Bogen, in den Depart. 450,000; im Ganzen . . . . 9,100,000 —

3) **Kaiſerreich.** 1812. Paris: 8,836,000 Bogen, Depart. 675,000, — zuſammen . . . 9,725,000 —

4) **Reſtaurat.** 1815. Paris: 10,085,050 Bogen, Depart. 1,103,725; Summa . . . 11,188,775 —

Im J. 1827: Paris 13,827,300 Bogen, Depart. 2,462,375 B.; Summa . . . . . 16,289,675 —

5) **Vermehrung der Stempelgebühren;** von 1828—1830. Das Geſetz vom 18. März 1827 beſtimmte die Gebühren auf 5 Cent. (1 Sou) pr. Bogen von 30 Decimet. höchſtens.

Anfang 1830 füllten die Journale und ſonſtige period. Schriften im Ganzen 29,097,840 Bogen, die übrigen Werke 4,160,760, zuſammen alſo . . . . 33,258,600 —

6) **Von 1831 bis 1834** unter der Herrſchaft des Geſetzes vom 14. Oct. 1830 lieferte die Preſſe überhaupt im Durchſchnitt jährlich 42,331,405 —

Nämlich	Journale ꝛc.:	Andere Werke:
1831	37,485,725 B.	3,289,200 B.
1832	38,085,400 „	3,748,940 „
1833	39,836,475 „	4,507,660 „
1834	36,865,040 „	5,936,080 „

⁂ **Die größte jetzt bekannte Glocke** iſt diejenige, welche auf Befehl der Kaiſerin Anna Joannowna im J. 1733 zu Moskau aus Gold, Silber und Kupfer gegoſſen wurde. Sie hat 21 Fuß Höhe und 23 Fuß im Durchmeſſer. Ihr Gewicht beträgt 480,000 Pfund. Sie iſt vor Kurzem aus einer Tiefe von 30 F., in welcher ſie bisher begraben lag, herausgehoben worden. —

⁂ **Schwalben-Tapferkeit.** — In der Nähe von Girvan in Schottland bemerkte unlängſt ein Landmann mit ſeinen Leuten, wie ein Wieſel mehrere, von den Schwalben in den Sand gebaute Neſter angriff. Kaum war der Angriff geſchehen, als auch ſchon eine Anzahl Schwalben auf den Räuber losſtürzte, ihn am Schweif packte, die Hinterfüße in die Höhe hob, und ihn mit großer Gewandheit den Abhang hinabſtürzte, auf den die Neſter reihenweiſe aufgebaut waren. Das Wieſel wiederholte ſeinen Angriff mehremale, ward jedoch immer auf dieſelbe Weiſe zurückgewieſen, und ließ endlich, ganz erſchöpft, ſeinen Gegnern den Sieg. — (Ausl.)

⁂ Von **Waſhington Irving** erſchien ſo eben ein neuer Roman: „**Aſtoria**," von **Fenimore Cooper** ein neues Werk: „Residence in France." Von beiden hat die deutſche Leſewelt mit Nächſtem Ueberſetzungen zu erwarten, welche in den deutſchen Geſammtausgaben der beiden Amerikaner (bei **J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.**) die neueſten Lieferungen bilden werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller**. — Verleger: **J. D. Sauerländer**.

Nro 233. 1836.

Phönix.

Samſtag, 1. October.

Gedichte von Victor Hugo.

(Dämmerungsgeſänge.)

Ueberſetzt von

Ferdinand Freiligrath.

I.

Geſtern die Sommernacht, die freundlich ihre Schleier
Uns lieh — ſie war dein werth, ſo brannten ihre Feuer!
So lieblich war ihr Hauch, ihr Wehn ſo feierlich!
So plötzlich ließ den Tag, den lauten, ſie vertönen!
So mild beſprengte ſie mit ihres Thaues Thränen
Die Blumen, dich und mich!

Voll Luſt, daß meinem Geiſt der deine ſich vermähle,
Saß ich; — du ſahſt mich an mit deiner ganzen Seele!
Schönheit umwob dein Haupt mit Strahlen lichten Scheins.
Und ohne daß ein Wort verrieth, was du geſonnen,
Senkte der ſüße Traum, den erſt dein Herz begonnen,
Zu end'gen, ſich in mein's!

Und ich erhub den Herrn, daß er mich ſo beglückte;
Daß er die Nacht und dich mit ſo viel Reizen ſchmückte;
Daß er, den nimmer noch mein Mund genugſam pries,
Daß er euch ſchuf, die Nacht und dich, zu meiner Freude,
So voll von Licht, und Duft, und Murmeln — alle beide
So lieblich und ſo ſüß!

O, preiſ' ihn! Wolle fleh'nd dem Staube dich entraffen!
Er iſt's, der dich erſchuf, und der die Welt erſchaffen!
Er, der mein Herz entzückt und ſegnet mein Geſicht!
Er, den in jeglichem Myſter man wiederfindet!
Der deiner Augen Licht auf Erden angezündet,
Wie dort der Sterne Licht!

Gott iſt es, der die Lieb' in alle Dinge legte;
Sie, die von Anbeginn, was war und iſt, bewegte!
Gott iſt es, der da zäumt der Nacht ſchwarzmähnig Roß!
Und Er iſt's, Süße, der, daß ſeine Huld dich kröne
Auf deinen Leib ausgoß, wie einen Kelch, die Schöne;
Der Lieb' in's Herz mir goß!

O, laß dich lieben drum! — Die Liebe iſt das Leben!
Ihr Fliehn nur überraſcht und ſchmerzt uns, wenn mit Beben
Wir unſre Jugend ſeh'n zu Ende neigen ſich.
Nichts, was, wo ſie nicht iſt, beſel'ge, ſtrahle, lohne!
Die Schönheit iſt die Stirn, die Liebe iſt die Krone:
O, laſſe krönen dich!

Was eine Seele füllt, iſt wahrlich nicht, o glaub' es!
Ein wenig Gold und Ruhm, die nicht'ge Handvoll Staubes,
Die ſchweißbedeckt der Stolz im Kampfe ſich erjagt!
Der Ehrgeiz iſt es nicht, der da verſcheucht den Frieden;
Der da den bittern Baſt der Dinge, die hienieden,
Mit trüber Gier benagt;

Nein, ſiehſt du, es bedarf, zu füllen unſ're Seele,
Daß einer andern ſie ſich inniglich vermähle!
Des glüh'nden Kuſſes, der auf Lipp' und Buſen brennt,
Der Worte, die ein Blick in eines andern Feuer
Kann leſen — jedes Lied's bedarf's der ſüßen Leier,
Die man das Herze nennt!

Nichts unter'm Himmel gibt's, was ſein Geſetz nicht hätte
(Wenn ein geheimes auch), und ſeine Ruheſtätte,
Die unſrer Triebe Macht uns ewig ſuchen heißt;
Der Fiſcher hat den Kahn, daß ihn die Hoffnung fahre;
Der Schwan hat ſeinen See, die Felswand ward dem Aare —
Die Liebe ward dem Geiſt!

Olivier.

(Fortſetzung.)

Lange irrten ſie in den ſchön verſchlungenen Gängen umher, mit ſcharfen Augen um ſich ſpähend, ohne daß ſie ein menſchliches Weſen erblickten; jetzt naheten ſie ſich ſpähend der Tiefe des Gartens, der ſich in eine der herrlichſten Wildniſſe endigte, die Natur und Kunſt hervorzaubern konnten. Es war der Begräbnißort von Antoniens Mutter, die einſt, in einer ſtürmiſchen Zeit aus ihrem benachbarten Lande flüchtend, bei ihrem Vetter, dem Herzog Schutz geſucht hatte, und, zu ſchwach, das Unglück zu tragen, hier geſtorben war. Ein Hain von Cypreſſen beſchattete ihr Grab und ſtatt allen Schmucks erhob ſich über ihm eine Kapelle, worin die ſchöne Geſtalt der weinenden Mutter Gottes, von weißem Marmor gebildet, ſtand. — Hier betete Antonie oft in ſtillen Weiheſtunden und manche Thräne floß auf die heilige Erde, die die Reſte der Verklärten deckte, und auch diesmal fühlte ſich ihr Herz angeregt, je mehr ſie ſich näherte. Faſt die Abſicht des Weges vergeſſend, zog ſie Bertha raſcher um die Ecke mit fort, die noch den letzten Anblick des Plätzchens verbarg, als ſie vor ſich in einiger Entfernung eine männliche Geſtalt erblickten, die, ſchwermüthig vorgebeugt, das Haupt und die Arme gegen das Gitter der Kapelle ſtützte. Beide erkannten zugleich Olivier. Er ſtand, in ſich ſelbſt verloren da, ſeine Augen waren düſter und ſchmerzlich auf die Statue gerichtet, große Thränen rollten über ſeine Wangen, und ſein Geſicht und alle ſeine Formen athmeten Wehmuth und Weichheit. Plötzlich ſank er an dem Gitter nieder auf die Kniee, nahm etwas Goldnes aus dem Buſen hervor und drückte die zitternden Lippen in langen Pauſen darauf. Bertha bebte an Antonien's Arm, und flüſterte kaum hörbar: Ihn jetzt zu ſtören! den unglücklichen Betenden in einer ſolchen Stunde, wie ſie ihm wohl ſelten kommen möchte, unzart zu überraſchen, ſahen Beide wie ein ſtrafbares Unternehmen an, und ſchon wollten ſie leiſe zurücktreten, als Olivier's Blick ſie traf. Er ſprang erſchrocken auf, verbarg das Kleinod, das blinkend in ſeiner Hand ſchimmerte, ſchnell in ſeinen Buſen, und trat erröthend den beiden Damen entgegen. Die noch feuchten Augen zu Boden ſchlagend, in edler militäriſcher Haltung, wollte er ſie ſchweigend an ſich vorüber gehen laſſen. Antonie ſammelte ſich und blieb ſtehen. „Ich habe," ſagte ſie, freundlich zu ihm gewandt, „von Ihnen gehört; Ihre Geſchichte mit dem Erbprinzen hat meine Theilnahme erregt; Sie ſind unglücklich, ſchuldig oder nicht, ich wünſchte, Ihnen in etwas zu helfen. Nun," fuhr ſie fort, als ſeine Antwort zögerte, „Sie ſchweigen? Haben Sie nichts zu bitten?" — Olivier ſah ſie lange forſchend an. „Nein," ſagte er endlich, „nein, ich kann von Ew. Hoheit Gnade keinen Gebrauch machen!" — „Alſo ſind die Wünſche Ihres Herzens alle befriedigt?" entgegnete die Prinzeſſin. „Sollte man das glauben? Reden Sie doch offner! Sie haben nichts, wonach Sie ſich ſehnen, und doch ſcheint Ihnen ſo Vieles zu fehlen!" — „Wohl," ſeufzte Olivier, „wohl iſt das wahr! Aber wer dürfte ſich rühmen, glücklich zu ſein, wer trüge nicht den Fluch irgend eines Augenblickes mit ſich durch's Leben, leicht oder ſchwer, — ganz frei athmet ja kein Herz!" — „Und kann denn," fragte Antonie, „kann denn nicht Reue, nicht Religion, kann ihn nicht eine ſanfte Hand vom belaſteten Herzen nehmen?" — „Ich weiß es nicht, Fürſtin," erwiederte Olivier, „aber der Himmel iſt ja barmherzig, er nimmt vielleicht ein reines Herz zum Sühnopfer für ein beflecktes hin! Aber wozu ſoll das führen? Vergeſſen Sie, wer ich bin? — Vergeſſen Sie, daß ein Verbrecher vor Ihnen ſteht, an deſſen Haß und Schmerz ſich noch verklärte Engel weiden? Fürſtin, hinweg! Wenden Sie ihr freundliches, ſchönes Antlitz von mir hinweg, ich darf es nicht ſehen!"

Olivier's Blicke flammten furchtbar auf, die Züge ſeines Geſichtes zuckten, ein Luftzug ſtrich durch ſeine Locken, und hob ſie wild auf, ſeine Rechte fuhr krampfhaft nach dem Herzen, daß Antonie ſich entſetzt von ihm wandte. — Da blickte Bertha ſtrafend aber ſanft an dem Jüngling hinauf, „wilder Menſch," ſagte ſie, „Sie haben ſoeben gebetet und geweint, ich habe Ihre Thränen geſehen und hier auf dieſer Stelle, in dieſer Nähe faßt Sie Ihr Dämon?"

„Hört es wohl," fuhr Olivier fort, „und prägt es Euch tief ein. Ich muß mich vor Euch ſchuldig bekennen, denn ich kann nicht anders, darum wendet Euch von mir; den Troſt, die Wonne Eures Anblicks zeigt dem Glücklichen, der ſie genießen darf, um mich kümmert Euch nicht, und um das Maas voll zu machen: verachtet mich und flieht meine Nähe, wie die eines Mörders!"

„Unglücklicher!" rief die Prinzeſſin, die ſich jetzt wieder ſammelte, „ſo lügt denn die Welt nicht, und Sie ſind wirklich das, wofür man Sie hält? — „Ja," ſtöhnte Olivier, indem ſeine Kniee zitterten und ſein flammendes Auge wie gebrochen zu Boden ſank. „Ja, ich bin es." —

Thränen ſchwammen in ſeinem Auge, ein tiefer Schmerz legte ſich über ſein ſchönes Geſicht. Auch Bertha's Thränen perlten hell über ihre Wangen und Antonie ſah den Jüngling lange fragend an. „Ich will es nicht läugnen," ſagte ſie endlich, freundlich und gütig, „wir kamen abſichtlich hierher, um Ihnen unſere Erkenntlichkeit, noch von geſtern her, zu beweiſen, ich finde mehr, als ich glaubte; Sie ſtellen mich vor einen räthſelhaft verhangenen Schrein, aus deſſen Innern mir viel Glänzendes ſchimmert, meine Hand ſoll den Vorhang nicht heben, der vielleicht ein heiliges Geheimniß verbirgt; aber Sie ſollen mir auch nicht verweigern, Pflichten zu erfüllen, die mein Herz mir auflegt. Nehmen ſie vorerſt dies und ſein ſie verſichert, daß ich mich beim Herzog für Sie verwenden werde." — „Geld," ſagte Olivier, indem er einen Schritt zurücktrat und Antoniens Hand von ſich wies. „O daß ihr Fürſten euch doch ſo leicht mit der Menſchheit abzufinden wähnt! Mit dem Geld, das eure Flüſſe und eure Bergwerke ſtrömen, wollt Ihr zerrißne Herzen heilen! Fürſtin, behalten Sie dieſe Münzen, ich brauche ſie nicht!" — „Stolzer!" erwiederte Antonie, „iſt das die Sprache, die Sie vor der Braut Ihres Herrn führen dürfen? Doch verzeihe ich Ihnen." Bei dieſen Worten öffnete ſie das diamantene Schloß, das eine Schnur koſtbarer Perlen in ihrem Haar feſthielt, überreichte ſie Bertha'n und befahl dieſer, ſie dem Soldaten zu geben. „Werden Sie auch dies verſchmähen?" fragte ſie leiſe. — Da riß Olivier das Kleinod an ſich, ſtürzte zu ihren Füßen nieder und preßte die Kniee der Prinzeſſin mit ſtürmiſcher Gewalt gegen ſeine Bruſt, erhob ſich dann raſch und verlor ſich in die Gebüſche. —

Sonderbar bewegt gingen die Damen nach dem Pallaſt zurück, ſchweigend wandelten ſie neben einander. Keine wagte zu reden, und nur Olivier, dieſer wunderbare unglückliche Jüngling beſchäftigte ihr Denken und Fühlen. Bertha's Herz bebte wonnevoll und ängſtlich unter niegekannter

Glut und Antonie ſelbſt fühlte ſich bewegt von dem eigenthümlichen Eindruck. Zudem erweckte Olivier's Anblick in der Prinzeſſin eine dunkle Erinnerung wieder in's Leben, die bis dahin in ihrem Gedächtniß gänzlich ausgelöſcht war. Es war ein Bild aus ihrer früheren Kindheit, das jetzt wieder auf Augenblicke aus der Fluth hingegangener Jahre heraufzutauchen begann. Olivier's Geſtalt und Züge, dünkte es ihr, habe ſie ſchon einmal irgendwo erblickt, ob in der Wirklichkeit oder nur im Gemälde, wußte ſie nicht, aber es war ihr nicht anders, als müſſe königlicher Schmuck und Pomp ſeine Nähe umgeben. Oft lachte ſie abſichtlich bei dergleichen Träumereien auf, ſchalt ſich eine Schwärmerin und verſuchte ernſtlich, jeden Gedanken an Olivier zu verbannen. Es gelang ihr in Felixens Nähe, denn hier ſchien es ihr Verbrechen, etwas anders zu empfinden als die Gegenwart des Geliebten, aber dennoch verſchwieg ſie ihm den Auftritt im Park; wie hätte ſie ihm geſtehen dürfen, daß ſie jenem unbekannten Fremdling, der ſich nur von der entſetzlichſten Seite kund gethan, ein Kleinod verehrt habe, das groß an Werth, durch ihre Milde noch größer gemacht, und überdies ein Stück von dem geerbten Schmuck ihrer verklärten Mutter war? —

„Ich weiß nicht," ſagte eines Abends Prinz Felix in dem gewöhnlichen Theecirkel der Herzogin, wo eben zufällig die Rede auf Menſchenwerth und Beſtändigkeit des Denkens und Handelns gekommen war, — „ich weiß nicht, liebe Mutter, ob Sie ganz Recht haben, wenn Sie behaupten: der innere Gehalt eines Menſchen ſtehe nicht in Bezug mit der Conſequenz ſeines Handelns, das ſich oft nach den äußeren Empfängniſſen des Lebens modelt und dreht, da eben dieſe äußeren Anregungen oft mächtig genug ſind, wenn nicht das Prinzip unſers Handelns, doch dies ſelbſt zu verändern, unbeſchadet der Reinheit unſeres Wollens und der Kraft unſerer Seele." — „Warum nicht?" erwiederte die gütige, freundliche Fürſtin, „kann denn nicht der innere Einklang der Saiten noch eben ſo rein und unverdorben bleiben, auch wenn ich das Inſtrument zwiſchen zwei verſchiedne Luftöffnungen ſtelle, daß es, von dem Zugwind hart berührt, in disharmoniſchen Klagen wimmert? Wer ſagt mir denn, wenn ich es flattern ſehe, nach den verſchiednen Winden und ſeine Mißtöne fremdartig an mein Ohr ſchlagen, daß dies dieſelbe wohl beſaitete Harfe ſei, die mich in Stunden friedlichen Sonnenſcheins erbaute und entzückte?" —

„Sehr wahr," entgegnete Felix, „dieſes Gleichniß, wie es iſt, und umgekehrt, paßt auf den Menſchen, aber liebe Mutter, Sie brechen ſich ſelbſt den Stab. Geben Sie der Harfe nicht ſchleunig ihre alte Lage wieder, was wird aus ihrem Saitenſpiel? Wird es ſich nicht unheilbar verſtimmen, oder, reißen gar ſeine zarten goldnen Faden, wo bleibt der Werth des Inſtruments? — Nein, ich muß frei bekennen, die Conſequenz eines Menſchen gibt ihm bei mir ſeinen höchſten Werth. Welchen Ton er zuerſt anſchlug, hoch oder tief, ſanft oder rauh, harmoniſch oder in ewigen Mißtönen zitternd — er muß ihn durchführen, wie ſich auch das Leben um ihn geſtalte. — Richten Sie nach dieſem Beiſpiel: Sie haben vielleicht Alle von dem jungen Soldaten Olivier gehört, der durch ſein Schickſal und durch ſein ſeltſames, eigenthümliches Weſen die Aufmerkſamkeit Vieler erregte. Düſter, in ſich ſelbſt verſchloſſen, ſtets in ruhigem Ernſt ſich gleich bleibend, ſah man ſelten ein Lächeln um ſeine Lippen ſchweben, er ſonderte ſich von ſeinen Kameraden ab; verachtete ihre Scherze, und zu dem Allem geſellte ſich eine gewiſſe großartige Rauhheit, die ihm dennoch alle Herzen gewann. Wie oft beleidigte er ſeine Obern, ſelbſt mich, nur durch den äußern Schein dieſes Weſens, das ich für Stolz hielt, aber, weil ich es in ſeiner Natur begründet glaubte, ihm gern verzieh, ja ſogar, ſoll ich es geſtehen, ihn darum werth hielt." — (F. f.)

Hiſtoriſche Literatur.

1) Die Tochter und die Gemahlin eines Miniſters der Revolution, den Begebenheiten und handelnden Perſonen der Revolution gegenüber. — Über die Entſtehung der den Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts vorgeworfenen Wiederſetzung, gegen die in Beziehung auf Staatswesen und Kirche in Europa geltenden Grundſätze. Von Fr. Chr. Schloſſer, geheimen Rath und Profeſſor. Frankfurt a. M., bei Siegmund Schmerber.

Herr Schloſſer gibt ſeit dem Jahre 1830 mit Herrn G. Aug. Bercht ein „Archiv für Geſchichte und Literatur" heraus, von welchem bis jetzt ſechs Bände erſchienen ſind. Mit dem erſten der oben genannten Aufſätze beginnt der erſte Band des Archivs (S. 1 — 79), mit dem zweiten der zweite (S. 1 — 52). Hr. Schloſſer, ſo wie die Verlagshandlung, verdienen Dank, daß ſie jene beiden Aufſätze, mit beſonderem Umſchlage verſehen, noch neben dem Archiv her, in die Welt ſandten, denn Schloſſer's Gedankenreichthum und Wiſſensſchwere kann überall nur eine Wirkung thun, wie ſie in dieſem zerriſſenen, oberflächlichen und leichtſinnig haſchenden Zeitalter zu wünſchen iſt. Erleuchtend und doch zugleich beſchwichtigend, belehrend und doch zugleich anregend, wiſſenſchaftlicher Natur und doch zugleich von der albernen, ſelbſtmörderiſchen Anmaßung, blos von den Gelehrten geleſen und verſtanden zu werden, weit abgewandt, ſtreng und ſelbſt rauh iſt Schloſſer in ſeinem Urtheile, aber dieſer Umſtand ſichert ihm ſeine Unabhängigkeit; ſeine Seele entbehrt des Phlogiſton, welches Rotteck's Schilderungen belebt und den Leſer unwillkührlich zur nämlichen Geſchichtsanſchauung reißt, aber dieſer Umſtand gibt uns eine Bürgſchaft, daß ſich ſein Gefühl nicht leicht beſtechen laſſe; Schloſſer wägt links und rechts, wie ein Richter Anſchuldigungs- und Vertheidigungsgründe wägt, er portirt ſich nach keiner Seite hin, und wenn dabei ein gewiſſes Syſtem der richtigen Mitte herauskommt, deſſen Wirkung weder die linke noch die rechte Seite haben mag, ſo ſollen doch beide Seiten dem Manne Achtung und Verehrung, der ſo rückſichtlos ſich beſtrebt, gerecht zu ſein.

Bei dieſer geſchloſſenen Individualität bliebe ſonach beinahe kein Gegenſtand des Tadels übrig, als etwa die Form. Und wirklich iſt dieſes der Fall. Nehme man den Titel des erſten Aufſatzes. Welche Revolution iſt's, von der da geſprochen wird? Die engliſche? Die ſchwediſche? Die franzöſiſche? Und wenn denn eine Vermuthung für die franzöſiſche ſtreiten ſollte, welcher Miniſter iſt's? Welchen Zeitraum begreift Hr. Schloſſer unter der „Revolution?“ Wenn er, wie Mignet, die Jahre 1789 und 1814 zu ihren Grenzen macht, ließe die Miniſterzahl in die Hundert. Sodann: Muß man nicht nach jenem Titel glauben, die Tochter und die Gemahlin eines Miniſters der Revolution hätte daſſelbe Individuum zu Vater und Gemahl, während der Verlauf lehrt, daß von Frau von Staël, der Tochter des Miniſters Necker, und von Frau Roland, der Gattin des Miniſters Roland, die Rede iſt. Glücklicher Weiſe leidet der Aufſatz ſelbſt nicht an dieſer etwas preziöſen Dunkelheit, welche an die Redensarten der politiſchen Blätter, als da ſind: eine große europäiſche Macht, ein ſehr mächtiger Monarch im Oſten von Europa und dgl., erinnert. Aber dagegen miſcht und webt der Aufſatz, das Thun und die Verhältniſſe der Frau von Staël und das Thun und die Verhältniſſe der Frau Roland, in ihren Analogieen und in ihren noch bedeutenderen Abweichungen, paralleliſirend bunt genug durch einander, und leider begünſtigt etwas ſehr Mechaniſches, der **Druck** dieſes erſten Aufſatzes, noch das Zuſammenfließen, indem er keine Abſätze kennt, als wäre er ein Artikel der allgemeinen Zeitung. Etwas beſſer iſt's in dieſer letzten Beziehung mit dem zweiten Aufſatze, dagegen laborirt deſſen Titel an einer höchſt widerwärtigen ſtyliſtiſchen Geſchraubtheit.

Der erſte Aufſatz geht von dem Punkte aus (S. 2): „Daß das weibliche Geſchlecht von jeher in den franzöſiſchen Staatsangelegenheiten, nicht nur im Stillen, was wohl überall der Fall ſein mag, ſondern ganz öffentlich eine Bedeutung hatte, welche dem Charakter der Nation und ihrer Geſchichte die Form gegeben habe, welche ſelbſt die Revolution nicht hat vertilgen können.“ Dies kurz nachweiſend kommt dann der Aufſatz zur Staël und zur Roland, deren Herkunft, Jugendverhältniſſe, politiſche Laufbahn und Charaktere. Mit Recht ſtellt er die Roland weit über die geiſtige aber frivole, eitle und mehr durch Zufall in eine gewiſſe Oppoſition getriebene Staël. Er läßt den reinen Abſichten der Roland, ſowie ihrem in den ſchwierigſten Lagen glänzend entwickelten Muthe, volle Anerkennung widerfahren; aber er nennt ſie auch dabei „ein Opfer ihrer **Schwärmerei**“ (S. 7). Ähnlich, aber immer ſo hohen Muth und ſo kräftigen Willen anerkennend, auf S. 69.

Im zweiten Aufſatze verfolgte der Hr. Verfaſſer, wie er ſich ausdrückt, „die neue Weisheit und den Witz der Franzoſen, bis zur eigentlichen Quelle.“ Dieſe findet er in dem Kampfe gewiſſer, beſonders engliſcher Schriftſteller gegen alles Beſtehende, und in der Untergrabung der herrſchenden Schulſyſteme durch die franzöſiſchen ausgewanderten Schriftſteller, deren Schriften in den Niederlanden erſchienen. Er will hierüber nur Winke geben. Der Punkt, bis zu dem er, Winke gebend, gelangt, iſt Voltaire's ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit. Von den engliſchen Schriftſtellern jener Art, geht der Hr. Verfaſſer namentlich Shafteſbury, Collins, Toland, Tindal, Wollaſton u. a. durch. Aus der Reihe der Franzoſen, nennt er insbeſondere Bayle. Zuſtände, welche in ihren neueren deutſchen ihre Analogieen finden. (F. f.)

Feuilleton.

⁂ **Dampfſchiffverbindung zwiſchen England, Oſtindien und Nordamerika.** — In einer der Zuſammenkünfte der **britiſchen Geſellſchaft zur Förderung der Wiſſenſchaften**, welche in dieſem Jahre ihre Verſammlungen zu Briſtol hält, — hat Dr. **Lardner** ſich über die Art und Weiſe verbreitet, auf welche eine Verbindung mittels Dampfſchiffen zwiſchen England und Oſtindien und Nordamerika zu Wege gebracht werden könnte. Die Hauptſchwierigkeit beſtehe darin, daß bis jetzt ein Dampfſchiff nicht mehr als 2000 Meilen zurücklegen kann, ohne von Neuem Brennſtoff aufzunehmen. Daher würde die Verbindung mit Oſtindien füglich nur durch Rückkehr zur uralten Verkehrsſtraße durch den Euphrat, — und die mit Nordamerika nur dadurch vermittelt werden können, daß von Irland abgefahren und der Weg über New-Foundland genommen würde. —

⁂ **Die franzöſiſche** *Société d'encouragement pour l'industrie nationale* hat allein für das laufende Jahr 23 Preiſe — zuſammen im Betrag von mehr als 76.000 Franken — ausgeſetzt. Die Totalſumme aller von ihr gegenwärtig ausgeſetzten Preiſe beträgt 172.000 Franken. —

⁂ In der **Berliner evangeliſchen Kirchenzeitung** vom 27. v. M. leſen wir Folgendes: „Als der **Rationalismus am Ende des XVIII. Jahrhunderts** in Deutſchland herrſchte, — wollte man nichts mehr davon wiſſen, daß die Obrigkeit, Gottes Dienerin, — daß **die Könige die Säugammen der Kirche ſein ſollen**“ .... „**Die Muſik** hatte ihre eigentliche Aufgabe, den Herrn der Heerſchaaren zu preiſen, verlaſſen und **ſuchtete einer frivolen Theaterdeklamation.**“

⁂ **Nachdruck- und Anti-Nachdruckgeſellſchaften.** — In Brüſſel wollen ſich jetzt einige Geſellſchaften bilden zum ſyſtematiſchen Nachdrucke aller in Frankreich, England, Deutſchland, Spanien und Italien ausgezeichneten Schriften, und zur ſchönen und wohlfeilen Ausgabe der Klaſſiker genannter Länder. In Paris hingegen iſt eine Geſellſchaft im Entſtehen, welche die Brüſſeler Nachdrucker franzöſiſcher Werke dadurch unfehlbar ruiniren will, daß — **ſie ſelbſt** dieſen Nachdruck veranſtalten wird!! —

⁂ **Reform- und Toryblätter in England.** — Nach einer in dieſen Tagen erſchienenen Statiſtik der Provinzialpreſſe England's haben, von 175 Blättern, die in den verſchiedenen Grafſchaften herausgegeben werden, 100 für die Reform und nur 75 für den Torysmus ſich ausgeſprochen. Von jenen 175 geben 60 in der Woche 1000 und mehr Exemplare aus, und von dieſen 60 ſind 27 liberal und 33 toryſtiſch. Im Ganzen verbreiten die Reformblätter 73,193, die anderen nur 31,606 Blätter. —

⁂ **Der Triumphbogen de l'Etoile zu Paris**, der nunmehr vollendet iſt, hat zu erbauen gekoſtet:

unter dem Kaiſerreich, von 1806—1814 3,200,713 Fr., 56 c.
„ der Reſtauration, „ 1814—1830 3,000,776, „ 60 „
ſeit 1830 . . . . 3,449,623, „ 50 „
Summa 9,651,115, „ 66. „

⁂ **Engländer in Frankreich.** — Die Morning Poſt berechnet die Zahl der in Frankreich **anſäſſigen** Engländer auf 34.000. Schlägt man die jährliche Ausgaben eines jeden derſelben im Durchſchnitt nur auf 1000 Gulden an, ſo verliert England durch ſie jährlich über 34 Millionen. —

⁂ **Die proteſtantiſche Kirche in Irland.** — Treffend bemerkt der „Examiner“ im Hinblick auf die verhungernden Katholiken in Irland über die proteſtantiſche Kirche daſelbſt: „Das iſt der Herren Kirche, nicht die Kirche des Herrn.“ —

⁂ **Künſtliches Bein.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 29. Auguſt legte Hr. **Martin** der Akademie ein künſtliches Bein vor, mit deſſen Hülfe, nach ſeiner Verſicherung, die am untern Theile des Beines Amputirten mit derſelben Leichtigkeit gehen, ſich ſetzen, auf- und abſteigen können, als ob ſie ihre natürlichen Glieder hätten. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 234. 1836.

Phönix.

Montag, 3. October.

Olivier.

(Fortſetzung.)

Hier bemerkte Felix, daß Antonie und Bertha in großer Spannung an ſeinen Lippen hingen; er richtete alſo vorzüglich an ſie ſeine Worte, und fuhr fort:

„Sie beide ſind mit Olivier's näherer Geſchichte bekannt und haben ihn geſehen. — Sagen Sie ſelbſt, lag es in dieſem eiſernen Anſtand, in dieſem unbeugſamen Weſen, daß doch nur eine Spanne Zeit dafür bedürfe, um den herriſchen Geiſt ruhig in ſeine Feſſel zu ſchmiegen, wie den gemeinen? Und doch iſt es ſo. Die Spannkraft nimmt ab mit der Gewöhnung und Unabwendbarkeit des Schickſals, der großartige Accord verſchwimmt in eine tändelnde Variation, und Olivier iſt ein Anderer geworden. So lauten alle Erkundigungen, die ich über ihn einziehe, und eben vor Kurzem habe ich ſelbſt die Beſtätigung gefunden. Ich gehe nähmlich noch ſpät des Abends durch den Park ſpazieren, der Zufall führt mich an dem Hain vorüber, der das Grabmal der Königin beſchattet, eine dunkle Geſtalt wandelt unter den Bäumen, bleibt ſtehen und ſtarrt, wie in Nachſinnen verloren, auf einen Fleck vor ſich hin. Ich nähere mich ihr, und erkenne Olivier.

„Freundlich rede ich ihn an; ſchon in der Erwartung, kurz abgebrochne Antworten, wie gewöhnlich, von ihm zu erhalten, höre ich mit Erſtaunen, wie er ſich geſprächig und weitläufig über die Schönheit und den Zauber des Ortes ergießt, wie er in ſchmelzender Weichheit, ja mit Schwärmerei Gefühle aufdeckt, die ich nimmer in ihm ſuchte. — Er verfehlte ſeine Abſicht bei mir, es ſchmerzte mich, auch dieſen Geiſt von ſeiner Höhe ſteigend, vom Leben überwältigt und umfangen und in die Tiefen weichen Fühlens hinabſteigen zu ſehen. „Ich kenne dich ja gar nicht mehr," fragte ich deshalb etwas kalt, „du biſt nicht mehr derſelbe, wie vor einigen Wochen." —

„Ja, mein Prinz," erwiederte er weich und ſchmelzend, „mir iſt endlich die Sonne aufgegangen; ich habe ſie nur einmal geſehen, ſie leuchtet auch nicht für mich, aber ich halte ihre Strahlen feſt und ſenke ſie heiß und durſtig in mein kaltes Herz." — „Biſt du verliebt?" fragte ich gleichgültig weiter. — „Und wenn ich es wäre," fuhr er heftiger fort, „wenn ich das Entzückende gedacht und gefühlt, und ein Augenblick käme, in deſſen Seligkeit der ungeheure Schmerz aufginge, wie ein erbärmlicher Funke, ein Augenblick, wo ſie mir ſagte: Olivier! geh' hin und ſtirb; ich werde um dich weinen! — Könnten Sie das hindern?"

„Er ſtand vor mir, Flammen im Blicke, Glut und Seele in jeder Muſkel. „Nein," erwiederte ich lächelnd über ſeine Spannung, „nein, das wäre ja grauſam, thue nach deinem Gefallen und Gelüſt, die Schöne ſei dein." — Da ſtürzte der Thörigte vor mir zu Boden, ergriff in bebender Heftigkeit meine Hand und preßte ſie an ſeine glühenden Lippen. — Dann ſprang er auf und ſtürzte durch die Gebüſche davon."

Felix ſchwieg. Er bemerkte nicht, daß, während er erzählte, Bertha und Antonie bleicher und bleicher wurden, bis endlich jene auf ihrem Sitz ſchwankte und der, hinter ihr ſtehende Aloys ein Flacon ergriff und es ihr vorhielt. Jeder eilte der Ohnmächtigen zu Hülfe. Antonie allein verſtand ſie, ſie richtete die kranke Freundin ſanft und gütig auf, und da es ohnedem ſpät und das Geſpräch unterbrochen war, beurlaubte ſie ſich und begleitete ſie auf ihr Zimmer. —

Niemand ahndete, am wenigſten Felix, die Urſach, während Bertha ſelbſt an den Nachwehen jenes Momentes ſchmerzlich litt. Des Prinzen Erzählung klang in ihrem Ohre dumpf, in immerwährendem Echo nach; ſie ſah Olivier. Er liebte, er hatte es ja ſelbſt geſtanden, dem Prinzen geſtanden! — „„Geh' hin, Olivier, geh' hin und ſtirb, ich werde um dich weinen.““ Dieſe Worte waren ſein beſcheidnes und doch ſo großes Idol — Bertha's Thränen floſſen — „o, ich werde um dich weinen,“ ſeufzte ſie ſtill vor ſich nieder. „Stirb, du ſchöner Freund! Es wird noch ein Herz mit dir brechen.“

In Antonien's Innerem war es ruhiger. Ihr Geiſt athmete nach andern Geſetzen, als der der zarten, ſanften Bertha. Das Große, Außergewöhnliche griff auch ſie mit Liebe auf, fühlte ſich von ihm zu eigener Größe gehoben und geſtärkt, aber nie überwältigt. Zu feſt, um von der einmal betretnen Bahn zu weichen, hätte ſie eher ihr Herz gebrochen gewußt, als es einem Gefühl geöffnet, das gegen die Strenge ihrer Pflichten lief. Sie war die Braut eines jungen Fürſten, deſſen Haus einſt dem ihrigen in Noth und politiſcher Bedrängniß die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte. Dankbarkeit und Wohlwollen, der Entſchluß ihrer Eltern und ihrer Völker, alles knüpfte ſie mit gleich ſtarken Banden an Felix, den ſie, wenn nicht mit leidenſchaftlicher Glut, doch innig und mit Ergebenheit liebte. — Dieſes, in und außer ſich feſt Begründete, war ihr eine unumſtößliche Baſis geworden, auf die ſie getroſt ihre Zukunft bauete; es hatte ihr eine Sicherheit im Benehmen, eine gewiſſe edle Ruhe gegeben, die vorzüglich den Geiſt des Mannes anzog und entzückte. — Auch ſie war bei des Prinzen Erzählung bleich geworden; ihr ſcharfes Auge durchſchaute augenblicklich den unglücklichen Olivier, ſie wußte, wen er liebte, und Grauſen erfüllte ſie bei jener Antwort des Prinzen: „Die Schöne ſei dein! ich habe nichts darwider!“ Beinah machte ſie ſich Vorwürfe über ihr Benehmen im Park, jedoch zu ſtolz zur Reue, konnte ſie nie mit Ernſt wünſchen, irgend eine ihrer Handlungen zurück nehmen zu dürfen. —

Unterdeſſen nahte ſich Antonien's Geburtstag. Es war der erſte, den ſie als Braut des Thronfolgers erlebte. Hof und Stadt bereitete ſich zu glänzenden Feſten, große Anſtalten wurden gemacht, Fremde kamen aus fernen Provinzen herbei und in regem Leben und Treiben wimmelte die Reſidenz. — Vorzüglich waren das alte herzogliche Paar und Felix bemüht, die Freude und Überraſchung der jungen Fürſtin zu erhöhen. Prachtvolle Geſchenke, Blumen, Schmuck und Gold, alles, was eines Weibes Herz, das der Welt und ſeinen Freuden offen ſteht, anſprechen kann, ſchimmerte in den Chatouillen des Herzogs ſeiner Beſtimmung entgegen; die Fürſtin ſann über ſinnreiche, ſchöngeordnete Feſte, aber vor Allen hoffte Felix durch die Eigenthümlichkeit und Größe in der Wahl ſeiner Geſchenke den Preis davon zu tragen. — Er kannte Antonien's Sinn für großartige Pracht, deshalb ſtanden in den Ställen ſeines Pallaſtes, acht blendend weiße majeſtätiſche Hirſche zahm gemacht, wohl eingefahren und in purpurnem Geſchirr, vor einen grünen Muſchelwagen geſpannt, deſſen niedere Räder ſich um goldne Axen bewegten und ſo eben der Jagdgöttin ſelbſt zum raſchen Dahinrollen gedient zu haben ſchienen. Er hatte die ſchönen Thiere aus dem Norden kommen laſſen, ſie waren alle unter einander zum Verwechſeln gleich und ließen ſich trotz ihrer Stärke und ihres königlichen Anſehens leicht regieren, ſo daß eine weibliche Hand hinreichend war, den prächtigen Zug zu lenken. Überdies hatte die Prinzeſſin ſchon öfters aus einem leichten Jagdwagen ſelbſt gefahren, es machte ihr Vergnügen und ſo hoffte Felix durch dieſes Geſchenk alle ihre Erwartungen zu übertreffen. —

Antonie erwachte an dem Morgen ihres Geburtsfeſtes ſehr früh, Wehmuth, Erinnerung und Schmerz, kämpfend mit der glücklichen Gegenwart verſcheuchten ihre Ruhe, und trieben ſie, noch ehe es Jemand merkte, in den Garten hinab, um dort auf der Grabſtätte ihrer Mutter das überfüllte Herz in Thränen und Gebet zu ergießen.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

K. L. von Knebel's literariſcher Nachlaß und Briefwechſel. — (Schluß.)

Die Aufgabe für die letztere beſteht dann hauptſächlich darin, „die äußere Welt mit der inneren, nach Maßgabe ihrer Stimmung und Richtung, zur Übereinſtimmung zu bringen, um in uns ein vollkommnes Ganzes zu machen (III. 178).“ „Das Höchſte aber, was der Menſch in ſeinem geiſtigen Leben erlangen kann, iſt ohne Zweifel die Ruhe der Seele,“ die wir erlangen „durch Bändigung unſerer Leidenſchaften, Hoffnungen und Wünſche.“ Erſtes Nothwendigſtes hierzu iſt, „ſich einen wahren Begriff von der Beſtimmung ſeines Lebens zu machen (III. 406 f.).“ Zu welchem Begriff von dieſer Beſtimmung nun Knebel gekommen, darüber ſpricht er ſich aus in einem Aufſatze „von ſich ſelbſt, an ſich ſelbſt“ überſchrieben, in welchem er, „ſeinem achtzigſten Jahre nahe ſtehend,“ „die Summe“ ſeines Lebens überſchaut. Hier leſen wir: „Schau umher, den weiten Umkreis der Dinge. Alles lebt, und lebt ſein Leben für ſich; dir aber iſt es gegeben, ſie in eigner Kraft zuſammen zu faſſen, durch ſie zu leben, und ſie zu genießen. In dir vereinigen ſich die Strahlen vertheilter Lebensgenüſſe, und du biſt dir eigne Welt, in der Welt. . . Der Menſch iſt vergänglich, wie alles Andere. Ein kurzer Zeitraum iſt nur ſeinem Daſein vergönnt. Aber dieſer kurze Zeitraum, wie herrlich iſt er nicht erfüllt, und verſtattet ihm eine Nachfolge von gleich edeln Geſtalten. Sei mir gegrüßt, du liebliche Hinſicht auf Berg, Wald und Thal! Dein Anblick erweckt das Gefühl von etwas Göttlichem in mir. Iſt es nicht ein unnennbares Gefühl, nur einen Augenblick ein Gott zu ſein — und Jahre lang hab' ich ſchon deiner Süßigkeiten genoſſen (III. 421 f.).“

Dieſe Weltanſchauung iſt keine andere als die Epikuräiſche, welche immer und überall zur Vorherrſchaft gelangt, wo das weltliche Gemeinweſen in Auflöſung übergeht, und die religiöſe Überlieferung, oder genauer die traditionelle, poſitive Religion der raiſonnirenden Kritik verfällt. Der Einzelne wird ſich dann Mittelpunkt der Welt; dem Aberglauben ſtellt die Selbſtgewißheit, dem phantaſtiſchen Jenſeits die Gegenwart in ihrer derben Wirklichkeit ſich entgegen, und mit dem Wahne ſchwindet vorübergehend auch der vernunftgemäße Glaube zuſammen. So eröffnen

Empedokles, Demokrit und Ariſtipp dieſes Stadium der Auflöſung in Griechenland, und der eudämoniſtiſche Epikur war ein Zeitgenoſſe des Euhemeros, der in den griechiſchen Göttern nur hiſtoriſche Menſchlichkeiten erkennen wollte. Ebenſo bezeichnen Ennius, des Euhemeros Überſetzer, und Lukrez, der das Gedicht des Empedokles über die Natur nachahmte, den Zerfall der römiſchen Republik und das Erſterben ihrer prieſterſchaftlichen Tradition. Wie nun im Mittelalter die Kirche mit ihrer Hierarchie das höchſte Gemeinweſen, welches in dieſer Beziehung an die Stelle des antiken Volksſtaates getreten, ſo tritt auch mit der Spaltung, mit dem Abſterben derſelben der naturaliſtiſche Eudämonismus wieder hervor, und die allmähliche Ausbreitung des letzteren iſt der fortlaufende Erweis der zunehmenden Auflöſung der erſteren und ihrer poſitiven Überlieferung. Wir erinnern hier zu unſerem Zwecke nur an die Wiederauferſtehung des Lukrez'ſchen Gedichtes, welches in Italien von 1473 bis 1515 viermal, in Frankreich von 1564 bis 1662 dreimal, — in Deutſchland vor 1770 nur einmal, 1583, zu Frankfurt a. M., aber in England von 1695 bis 1717 dreimal, in Holland einmal 1725, dann in Deutſchland wieder 1776 bis 1831 fünfmal und eben ſo oftmal von 1796 bis 1813 in England in der Urſprache gedruckt, und in die Landesſprache zum erſtenmal überſetzt erſchien, in England 1682, in Italien 1717, in Frankreich 1768 und in Deutſchland 1821 von Knebel. Nicht zu überſehen iſt hierbei, daß Knebel die Anregung zu dieſer Überſetzung ſchon in den 80er Jahren von Herder empfangen, der noch 1799 ihm den Wunſch geäußert, er möchte „in ſeiner Weiſe Lukrez, Sänger der uns gegebenen Naturoffenbarung“ werden (II. 279)! Daß aber für die Weltanſchauung des deutſchen Überſetzers ähnliche Zuſtände eingetreten waren, wie diejenigen, unter welchen Empedokles und Lukrez gedichtet, iſt u. a. noch aus zwei Briefen zu erſehen, die er in den Jahren 1802 und 1803 geſchrieben. In dem einen an Caroline von Herder heißt es: „In welch' erbärmlichem Zuſtande iſt denn bei uns die Religion, die ſogar vom gemeinen Mann verachtet wird! Man wird dieſen nächſtens mit Stockſchlägen in die Kirche bringen müſſen“ (II. 376)! In dem anderen an Herder: „Bei der objecten Plattheit der politiſchen Einrichtungen muß das Gefühl von etwas Höherm in dem größten Theile des Menſchengeſchlechts erhalten werden. Wo ein Vaterland iſt, mag meinetwegen dieſes die Religion ſein; aber wo der Menſch den Geiſt von der Erde nicht holen kann, wo ſoll er ihn ſonſt herholen“ (II. 369)?

So iſt es namentlich die Überſetzung des Lukrez, durch welche Knebel ſich eine Stelle in der allgemeinen Kulturgeſchichte erworben, die ihm um ſo weniger abgeſprochen werden kann, als der Epikuräismus in ſeiner ſchönſten, modernen Faſſung ſich auch in ſeinem Leben in eigenthümlicher Vollendung dargeſtellt hat.

Wie aber die Zeit, in der er gelebt, ſelbſt den Übergang bildet von der völligen Auflöſung der mittelalterlichen Weltgeſtalt zu jener neuen Weltverfaſſung, die ſich aus den Lebensprinzipien der Freiheit, der Humanität und der Univerſalreligion organiſch zu entwickeln beginnt, ſo bewährt K. auch darin ſich als ein denkwürdiges Spiegelbild ſeiner Umgebungen, daß der Geiſt dieſer Übergangszeit den bornirten Naturalismus deſſelben nicht ſelten als lichte Ahndung, als Wunſch und Hoffnung, ja ſogar als ſchmerzliche Klage durchbricht.

Er, der in ſeiner antiken Selbſtbeſchränkung und Gemüthsruhe ſich eines göttlichen Seins erfreut, und die Beſtimmung des Lebens als eines auf das irdiſche Daſein beſchränkten Genießens, klar erkannt zu haben glaubte, — er bricht doch in die Klage aus, „ſein Leben ſei bloßes Stückwerk,“ er ſei unzufrieden mit ſich ſelbſt; „der Augenblick ſcheine ihm nicht wichtig genug; er warte auf das Beſſere“ (LV)! Im J. 1812 ſchreibt er ſogar in ſein Tagebuch: „Das Traurigſte meiner Erfahrung iſt, daß ich nun fühle, daß die Menſchheit überhaupt nie zu einem ganz richtigen Geſichtspunkt ihres Daſeins kommen kann, noch kommen darf . . . Unſer Wiſſen beſteht immer im Einzelnen, der Weiſeſte — iſt ſogar genöthigt, ſich über das Leben zu täuſchen“ (LVIII.). Aber nicht nur das Ungenügende des naturaliſtiſch-ſenſualiſtiſchen Eudämonismus kömmt ihm zum Bewußtſein, „weil dieſe Philoſophie auf einen Egoismus hinauslaufe, der nicht in der wahren Beſtimmung des Menſchen liege“ (III. 414), ſondern auch das geiſtig Poſitive leuchtet morgenröthlich in ſeiner Seele auf, welches die weſentliche Grundlage einer höheren Weltanſchauung bildet. So leſen wir zwar in einem Aufſatze vom J. 1788: Der Menſch iſt nur „eine aufſchwellende farbengaukelnde Seifenblaſe, die der allgemeine Wind des Schickſals wieder hinwegtreibt“ (III. 192); in einer anderen Abhandlung von demſelben Jahre aber: „Das Menſchengeſchlecht iſt in der That noch in ſeiner Kindheit;“ aber „die Wahrheit hat Hoffnung, auf der Erde ihr Recht, ihr Licht und ihre Wärme zu erhalten;“ und „wie läge denn im Menſchen dieſer unaufhaltſame Trieb nach Wahrheit, der, wo er einmal richtig gefühlt wird, Leben und Tod beſiegt, ſelbſt wo er wirkungslos verkannt wird, als ein Heiligthum in unſerer Bruſt getragen, unter Schmach, Pein und Verhängniß unſer Leben nährt, wie hinge der mit den übrigen Geſetzen der Natur zuſammen, wenn er nicht irgendwo auf eine allgemeine Wahrheit deutete, auf ein Reich derſelben, das noch unter den Menſchen zu errichten ſteht, und wozu, als zu einem Baume der Glückſeligkeit, die frühertreibenden Sproſſen nur als Hülfsblätter dienen, die „Frucht und den Reichthum des Ganzen vollblühender zu machen“ (III. 203 f.). Und wieder in demſelben Jahr: „Kein Menſch iſt ſo roh erzeugt, daß ſich nicht Gefühle an ihm wahrnehmen laſſen, die keinen Bezug auf irgend ein perſönliches Intereſſe haben“ (217)! Und 1795: „Der freie Gedanke, dieſer göttliche Funke, das: „ich will,“ ſteigt es nicht von Oben herab und zeugt von etwas, das dem Menſchen, getrennt von aller anderen Natur eigen iſt“ (III. 820). Und im Jahr 1825: „Der Menſch hat Gefühle, die über ſein gegenwärtiges Sein hinausreichen“ (III. 434.). —

Während er denn noch 1788, die Worte niederſchreiben konnte: „Wäre der Wahn von einem Gotte dem menſchlichen Geſchlechte nicht ſo bequem, — das Menſchengeſchlecht würde ſich ſchon lange zu reineren Ideen der

Wahrheit haben herausarbeiten müſſen“ (III. 281), ſo verſichert er uns doch ſpäterhin: „Ein Gedanke iſt mir dieſen Morgen (am 5. Mai 1818) beim Aufſtehen gar mächtig durch die Seele gegangen, daß nämlich die Guten faſt immer Urſache finden ſich des Lebens zu erfreuen; es waltet doch ein guter Geiſt über uns“ (III. 380), und 1829: „Man ſage, was man will, — aber ein Geiſt ſchwebt in dieſem Univerſum, der ſich jedem nach ſeiner Art bekannt macht, der ihn erkennen kann oder will“ (440). Noch beſtimmter dann 1830: „Wenn wir Gott in allen ſeinen Werken lieben und bewundern müſſen, ſo iſt es ohne Zweifel nicht minder in dem, was wir die moraliſche Ordnung der Welt nennen möchten … Was die Alten Schickſal nannten (was er ſelbſt nicht ſelten ſo benannt), liegt zum Theil darin verborgen. Es iſt die geheime Gottesregierung, wenn ich ſie ſo benennen darf“ … „Ein Geiſt beherrſcht das Ganze. — Dieſes iſt der wahre ſchaffende Geiſt“ … Ja er findet es ſogar „unbegreiflich, wie denkende Menſchen an dem Daſein eines unendlichen Weſens, das dieſen Weltraum erfüllt, noch zweifeln kann“ (III. 444 f.). Im folgenden Jahre ſchreibt er ſogar: „Gott kann keinen beſtimmten Raum erfüllen; er iſt und umfaßt das Ganze“ (449)! Die letzten Zeilen endlich, die er am letzten Tage des Jahres 1833, wenige Wochen vor ſeinem Tode geſchrieben, bezeugen, daß er mit dem Glauben an ein göttliches Walten im menſchlichen Leben geſchieden. „Die Hand eines beſtimmten Schickſals, — ſchrieb er, — ſo verborgen ſie auch wirken mag, zeigt ſich auch genau, ſie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt ſein; ja, widerſprechende Gründe bewegen ſie oftmals in ihrer Richtung. So verwirrt der Lauf iſt, ſo zeigt ſich doch immer Grund und Richtung durch“ (III. 452).

Indem wir hiermit anzudeuten verſucht haben, wie Knebel in drei Lebensſtadien, — man könnte vielleicht jedem derſelben dreißig Jahre vindiziren, — jedesmal ein treuer Spiegel ſeiner Zeit geweſen, erſt eines zum Moraliſiren ſich hinneigenden Proteſtantismus, dann eines nach vollem Selbſtgenügen trachtenden antiken Naturalismus, zuletzt einer aus Natur und Freiheit wieder erſtehenden religiöſen Tendenz, — hoffen wir, ſowohl die hiſtoriſche Bedeutſamkeit dieſes Mannes als den Hauptwerth der vorliegenden Sammlung bemerklich gemacht zu haben. — Knebel war weder Poet, noch Philoſoph; aber er war eine liebenswürdige Perſönlichkeit, mit offenem Sinne für das Schöne, von Natur ungemein wohlwollend, ſein ganzes Leben hindurch ſtrebend nach Erkenntniß und Verbreitung allvollendender Wahrheit. Für Mittheilung ſeines Nachlaſſes und Briefwechſels verdienen die Herausgeber, für ſchöne Ausſtattung des Mitgetheilten verdient der Verleger unſeren aufrichtigen Dank. —

F. W. Carové.

Feuilleton.

*** **Milde Stiftung der Prager Israeliten.** — Von Prag aus wird gemeldet, daß die dortige israelitiſche Gemeinde die Krönung des Kaiſers durch Errichtung einer Kleinkinderbewahranſtalt für 120 Knaben und 80 Mädchen, und durch einen Gottesdienſt gefeiert, wobei der Chor des israelit. Juliusvereins, unter Direktion des Theaterkapellmeiſters Kraus, und unter Begleitung der Orgel — mitgewirkt. —

*** **Neueſter Roman von Léon Gozlan.** — Unter dem doppelten Titel: „*Influences*“ — und „*Le notaire le Chantilly*“ hat Herr Léon Gozlan einen Roman erſcheinen laſſen, welchem noch drei andere nachfolgen ſollen. Er will in denſelben die Einflüſſe ſchildern, denen, in Abweſenheit der religiöſen Herrſchaft, die Welt ſich unterworfen hat. Wie er dort den Einfluß des Notar's, der jetzt gewiſſermaßen der Beichtvater der Familien und der Bewahrer ihrer Geheimniſſe geworden, dargeſtellt, ſo will er in den nachfolgenden Romanen die Einflüſſe des Arztes, des Advokaten und des Journaliſten zur Anſchauung bringen, und dieſe vier Werke zuſammen ſollen gewiſſermaßen eine „*Histoire de la bourgeoisie*“ bilden. — „Wenn unſere Kräfte,“ — ſagt Hr. Gozlan, — „nicht hinter unſerem Eifer zurückbleiben, dann werden wir zeigen, was aus der, jenen Weiſen überlieferten Geſellſchaft geworden iſt, welche durch die Freiheit des Denkens ſtolz, — aber Sclaven ſind unter den Folterqualen des Bedürfniſſes. Wir werden ſie auf ihrem Schmerzensthrone zeigen, umgeben von den Unterthanen, die die Empörung der Ideen ihnen erworben. Auf dem Standpunkt, auf den wir uns mit dem Laſter ſtellen, werden wir entdecken, daß der Menſch weniger ſchuldig iſt, als die geſellſchaftliche Ordnung, die ihm eine für ſeine Kräfte und für ſeine, ſtets belagerte Tugend erdrückende Rolle aufgeladen!“ —

*** **Altnordiſche Bildwerke.** — Von den ägyptiſchen, griechiſchen und römiſchen Göttergeſchichten haben die Gräber und Tempel Aegyptens, hat das begrabene Herkulanum u. m. a. zahlreiche bildliche Darſtellungen in erhabener Arbeit und in Farben erhalten. Von ähnlichen Darſtellungen der ſkandinaviſchen Götter hat ſich leider nichts anderes erhalten, als die ausführliche Beſchreibung von — wahrſcheinlich — bemalten Schnitzereien, die ſich in der von Finn Magnuſſen bekannt gemachten *Laxdaelasaga* (sive Hist. de reb. gest. Laxdaelensium) befindet. Hiernach waren in dem Hauſe des Königs Olaf Pfau auf Island, der im X. Jahrhundert regierte, Aufzüge an den Wänden dargeſtellt aus den Sagenkreiſen Balder's, Thor's u. a. nordiſcher Götter. —

*** **Teufelsbeſitzungen.** — Nachdem die Theologen ſeit Michaelis bis auf Paulus und Strauß hinab über die neuteſtamentlichen Beſeſſenheiten geſtritten, erhalten wir jetzt mit einemmal von Herrn Dr. Juſtinus Kerner, Oberamtsarzt zu Weinsberg, ganz beſtimmte „Nachricht von dem Vorkommen des Beſeſſenſeins, eines dämoniſch magnetiſchen Leidens, und einer ſchon im Alterthum bekannten Heilungsweiſe durch magiſch-magnetiſches Einwirken.“

*** **Perſonenverkehr zwiſchen Brüſſel und Antwerpen.** — In den letzten 4 Monaten ſind von Brüſſel nach Antwerpen zuſammen 426,000 Perſonen gereiſ't. Da man nun im Durchſchnitt die jährlichen Einkünfte auf eine Million Fr. rechnen kann, und die Koſten nur ein Kapital von 4,500,000 Fr. bilden, ſo bringt jene Eiſenbahn jetzt 22½ pCt. —

*** **Die Schenkungen von den Freunden bibliſcher Erziehung in Liverpool** belaufen ſich auf 10,391 Pf. Die Zahl der Kinder, die in den bereits in Wirkſamkeit getretenen Schulen Unterricht erhalten, überſteigt 1,100. —

*** **Alphonſe Brot**, der ſich bereits durch „Jane Grey“ bekannt gemacht, hat nun einen Roman in zwei Bänden, deſſen Held und Titel — „Karl Sand“ iſt, herausgegeben.

№ 235. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 4. October.

Gedichte von Victor Hugo.

(Dämmerungsgeſänge.)

Ueberſetzt von

Ferdinand Freiligrath.

II.

Neues Lied zu einer alten Weiſe.

Wenn es einen Raſen gibt,
Deſſen Quellen lachen,
Deſſen Schmelz kein Wetter trübt,
Welchen bunt bedachen
Lilien, Geisblatt und Jasmin,
Die zu jeder Jahrszeit blühn,
O, ſo will zum Pfad ich ihn
Deinem Fuße machen!

Wenn es einen Buſen gibt,
Einen kühnen, wachen,
Deſſen Liebe, wenn er liebt,
Kennet kein Erſchwachen;
Wenn er warm und voll Gefühl,
Niemals falſch und niemals kühl,
O, ſo will ich ihn zum Pfühl
Deiner Stirne machen!

Gibt es einen Liebestraum,
Einen ohn' Erwachen,
Den ſich, wie des Baches Schaum
Leiſe wiegt den Nachen,
Gern die Seele wiegen läßt,
Einen Traum, der Gott ein Feſt,
O, ſo will ich ihn zum Neſt
Deinem Herzen machen!

Olivier.

(Fortſetzung.)

Noch lag der Thau auf den Gebüſchen, die Natur lächelte wie ein großes Auge, in dem ſich die Seele der Gottheit ſpiegelt und eben dieſe Ruhe und Größe, dieſer Ernſt und Reichthum, die den empfänglichen Sinn unwiderſtehlich zum Gebet rufen, riſſen auch Antonien's Gemüth fort. — Als ſie ſich dem Hain nahete, hörte ſie etwas in den Gebüſchen rauſchen, und gleich darauf männliche Tritte ſich in der Ferne verlieren. Sie dachte an Olivier. „Mag er doch kommen,“ ſagte ſie in frommer Weichheit vor ſich hin. „Mag doch der Unglückliche kommen; er ſchreckt mich nicht. Ich will heute auch für ihn beten, daß die Nacht, die ihn umſchattet, ſich lichte!“ —

Jetzt ſtand ſie auf der Stelle, wo Olivier damals das Pfand ihrer Theilnahme empfing, ſie fühlte ſich wunderbar überraſcht, ein Kranz von Cypreſſen, mit weißen und rothen Roſen durchflochten, lag friſch gebrochen, am Boden, in ſeiner Rundung ſteckte eine Rolle Papier, mit ſchwarzſeidnem Band umwunden, aus deſſen dunkler Umhüllung ein längſt verwelktes Vergißmeinnicht blickte, und daneben lag, wie in der Eile verloren, ein weißes, ſehr feines Tuch, das noch feucht von vergoßnen Thränen zu ſein ſchien. — „So willſt du mich feiern?“ ſeufzte Antonie, indem ſie lange ſinnend vor dieſen geheimnißvollen Zeichen ſtehen blieb. „So willſt du mich feiern?“ ſprach ſie noch einmal, während ſie den Kranz, das Tuch und die Papierrolle aufhob; aber ihr graute vor der letzteren. Sie ahndete darin den Aufſchluß irgend eines Geheimniſſes. Sie legte deshalb, nachdem ſie lange gebetet, das Papier und das Tuch auf den Sarkophag der Königin nieder. „Hier,“ ſagte ſie, „hier an dieſer ernſten Stelle, mein armer Freund, möge dein Schmerz ſterben und deine Erinnerung ſich läutern. Bei den Todten laſſe ich dein Geheimniß, mag es die Verklärte, die hier ſchlummert, der Gottheit ſagen, und für dich beten." —

Den Kranz aber nahm Antonie mit und hing ihn in ihrem Kabinet über das Bild einer unglücklichen Fürſtin, der ſie verwandt war, und deren Namensfeſt zufällig auf Antonien's Geburtstag fiel. — In den Zeiten ihrer Größe mochte es wohl auch durch glänzende Feſte gefeiert worden ſein, aber ſeit dem ungeheuren Geſchick, in welchem ſie unterging, dachte Niemand mehr der ſchönen Frau, die noch in aller Weichheit und himmliſcher Milde aus dem Porträt heraus in das bewegliche Leben blickte. — Alle Jahre, an dieſem Tage, wenn Antonien's Herz, auf tauſendfache Weiſe angeſprochen, bald der Erinnerung, bald der Gegenwart ſich hingab, feierte ſie auch das Andenken ihrer unglücklichen Baſe. — Heute nun, ſchmückte ſie ihr Bild mit Olivier's Kranz. — Es ſchien, als belebten ſich die ſchönen Züge, und als nickten die gemalten Augen dankbar und liebevoll auf das befreundete Weſen nieder, das ihrer gedachte. —

Da brauſ'te von der Feſtung herüber der losgelaſſ'ne Donner der Kanonen, Antonie ſah, daß ſie von nun an nicht mehr ſich ſelbſt, ſondern dem Tage mit ſeinem Strudel und Feſtgepränge gehörte. Sie ordnete ihren Anzug und überließ ſich bald darauf, da ſie dem Herzen ſeinen Zoll gebracht hatte, ohne Zwang den hergebrachten Sitten und Formen. Mit ungekünſtelter Rührung empfing ſie die Glückwünſche Aller, die ſie in Maſſe umſtürmten, der Herzog und ſeine Gemahlin führten ſie, jener in ſtolzem, dieſe in ſeligem Lächeln durch alle Blumengewinde und Feſton's ihrer duftenden Zimmer, von einem ſchöngeſchmückten, goldſchimmernden Tiſche zum andern. — Antonie folgte ihnen erröthend an Felix' Hand, ſie ſtrahlte in ihrer Demuth mehr als die Brillanten in ihrem braunen Haar und alle die Erzeugniſſe der Pracht, die ſie in reichen Stoffen, Gold und Perlen, umgaben. —

Jetzt nahete man ſich einer hohen ſchmalen Flügelthür, der zu beiden Seiten, in einfach-ſchönen Niſchen, die Muſe der Geſchichte und die der Dichtkunſt, in Marmor gebildet ſtanden. — Es war der Eingang zu einem Kabinet, das bis daher unbenutzt gelegen und jetzt zu einem herrlichen ſtillen Plätzchen der Sammlung und des Nachdenkens, von der gütigen Fürſtin umgeſchaffen worden war. — Dieſem Zweck entſprachen ſeine innere und äußere Umgebung. — Ein gedämpftes Licht fiel durch die grünſeidnen Vorhänge der Fenſter, an deren goldnen Stäben ſich Epheu rankte. Eine Menge der herrlichſten Kupferſtiche, meiſt hiſtoriſch, aus den wichtigſten Epochen der Zeit, bildeten mit ihren Gruppen und Figuren eine ſtille und doch ſo lebendige Welt, deren ſtumme Geiſterſprache einer Äolsharfe Wort und Ton lieh, die, ohne geſehen zu werden, wie aus einem entfernten Himmel, ihre ſüßen Accorde hauchten. — Antonie fühlte ſich auf wunderſame Weiſe bewegt, als ſie in dies Kabinet trat, dieſes ſtumme Leben, das in faſt grauenhafter Fülle und Wahrheit die Wände ſchmückte — es fiel wie eine düſtere Erinnerung auf ihre Bruſt, daß ſie unwillkührlich erbebte. Die unlängſt geendete Revolution des benachbarten Landes, breitete hier noch einmal in köſtlichen Zeichnungen alle ihre Schrecken auf; in vollem, gerundetem Kupferſtich traten die Figuren hervor und es gab ein eignes Gemiſch furchtbar entmenſchter Geſichter, in denen die Wuth des Todes kochte, mit den Zügen einer untergehenden Welt, die noch einmal im hinſterbenden Verbluten die Lichtblicke zu ihren Peinigern aufwarf. „Armes Frankreich!" ſeufzte Antonie, indem ſie das Haupt an die Bruſt der Fürſtin drückte; dieſe küßte liebevoll ihre Stirn, und indem ſie das erbleichte Geſicht ſanft aufrichtete, fielen die Blicke der Prinzeſſin auf Bertha, die in der Tiefe des Kabinets faſt regungslos vor einem der Gemälde ſtand und es mit ſtarren Augen betrachtete.

„Sieh!" flüſterte ſie Antonie zu, als dieſe ſich ihr nahte, wies auf das Bild und neigte ſich mit todten-bleichem Geſicht abwärts. — Antonie ſah hin und auch durch ſie bebte es in leiſen Schauern. Das Bild ſtellte eine Scene dar, wie die Schreckenszeit von Frankreich ſie oft ſah, einen Moment, der in allen ſeinen Zügen feſtgehalten, mit greller Entſetzlichkeit in das wieder ruhig gewordne Leben hinausſah. Man führte hier, ſo ſchien es, ein ſchönes weibliches Weſen zum Tode. Fromm und ergeben, das engelgleiche, reine Geſicht, in dem keine irdiſche Regung mehr athmete, zum Himmel richtend, ſaß die Dame auf einem Karren und hatte die ſchönen Hände gegen die Bruſt gefaltet. Ihr Haar war aufgeflochten, aber trotz des Zwanges floſſen goldne Locken über ihre Schulter; ein weißes einfaches Kleid umhüllte ihre Formen und ein Krucifix hing an einer Schnur von Perlen an ihrem Gürtel. So ſaß ſie in wunderbarer Verklärung, eine Thräne in dem zum Himmel gerichteten Auge, als flehe es um Erbarmen und Mitleid für dies verblendete, unglückliche Volk, das ſie zum Todte ſchleppte. Ein Prieſter ging neben dem Wagen, Soldaten umgaben ihn, und zahllos drängte ſich Kopf an Kopf durch die ganze Perſpektive der Straße bis nach dem größeren Platz, wo man in der Ferne das fürchterliche Gerüſt ſah. Aber vor allem leitete ein Jüngling das Auge des Beſchauers auf ſich. Nur des furchtbaren Contraſtes wegen, der das Bild hob, ſchien ihn der Zeichner geſchaffen zu haben. Er ſaß auf dem Pferde, das den Karren mühſam zog, ein zerrißnes, beflecktes Gewand flatterte um ſeine Hüften, und die Hölle ſelbſt malte ſich in entſetzlichen Zügen auf ſeinem jungen Geſicht. Erſtarrt, wie die eines Todten, ſchienen ſeine Muskeln, ſein Auge ſtierte auf einen Mann, der in einen Mantel gehüllt an der Ecke eines Hauſes lehnte und mit einem entſetzlichen Lächeln dem Blick des Unglücklichen begegnete. — „O Gott!" rief Antonie, „das iſt Adelaide! Adelaide!" wiederholte ſie ſanft und ſchmerzlich, indem ihr Auge auf dem Bilde ruhte und ſich nach und nach mit großen Thränen füllte, warum mußt du mich grade heute an dein ungeheures Schickſal mahnen!" — „Wie?" ſagte Felix, „dieſes Mädchen wäre Adelaide, jene unglückliche Fürſtin, die im Sturm von Frankreich mit unterging, die heute vor 20 Jahren zu Paris — —" „O ſprechen Sie es nicht aus," unterbrach ihn Antonie, „ja, ſie ſtarb; und ich glaube, daß dieſes treue Bild ſie darſtellt in ihren letzten Momenten. — Zwar weiß ich es nicht mit Gewißheit; aber dieſe Geſtalt, dieſe

Züge, ſie rufen die Arme nur zu gewaltſam in mein Gedächtniß zurück, ſie hatte ein beſſeres Loos verdient, das Schickſal riß früh an ihrem jungen Herzen, bis es der Tod brach.“ —

Felix ſtarrte das Bild lange in ſtummer Verwunderung an. „Schön, ſchön!“ rief er endlich begeiſtert, „o wunderſchön! Und dich herrliches Weib mordeten rohe Henkershände! O ihr Verfluchten! Iſt es doch, als ſollte ich ſie ergreifen und forttragen und retten! Wie ihr Auge weint, und die Angſt des Todes um dieſen himmliſchen Mund ſpielt! — Wehe, wehe, ſie ruft mich, ſie tritt in's Leben!“ „Laſſen Sie doch, Felix,“ ſagte Antonie, leiſe ſchaudernd, ergriff ſeine Hand und wollte ihn ſanft wegführen, aber er blickte ſie haſtig und glühend an. — „Ja,“ rief er, „hier ſteht ſie, hier iſt ſie, Antonie, du biſt es ja ſelbſt, es iſt dein Bild! Und es ſieht Niemand dieſe Ähnlichkeit,“ fuhr er fort, „Niemand den ſchrecklichen Einfall des Malers, Antoniens Züge dieſem Phantom zu leihen? Ja es trifft zu bis auf den kleinſten Zug, dieſe Stirn, dieſes Auge!“ — (Fortſ. f.)

Hiſtoriſche Literatur.

(Fortſetzung.)

2) Geſchichte Hohentwiel's, der unbezwungenen Veſte im dreißigjährigen Kriege. Ein Beitrag zur Geſchichte derſelben, aus urkundlichen Quellen dargeſtellt von D. F. H. Schönhuth. Verfaſſer der Ritterburgen des Höhgau's und der Chronik der Reichenau. Mit einer Anſicht (der Veſte Hohentwiel, in Aqua tinta-Manier). Freiburg im Breisgau. 1836. Verlag von Ludwig Waizenegger. 290 S. in 8.

Dieſes Buch enthält eine erſtaunliche Merkwürdigkeit. Während ſonſt nämlich die Inhaltsverzeichniſſe der Bücher das Proſaiſchſte daran ſind, iſt das Inhaltsverzeichniß der obigen Schrift ihr Poetiſchſtes. Ein „Sängergruß an Hohentwiel“ (S. XI. bis XV.), der in einem bekannten Romanzen-Versmaße abgefaßt iſt, deutet kurz die Geſchichte von Hohentwiel in der älteſten Zeit, dann unter den Kammerboten, nachher unter der verwittweten Herzogin Hedewig von Schwaben, weiter unter Herzog Ulrich von Würtemberg, endlich unter den Befehlen des tapfern Wiederhold, und zuletzt, vom franzöſiſchen General Vandamme genommen, an. Auch die Gegenwart findet ihre Erwähnung durch die Verszeilen:

„Alle Pracht iſt jetzt verwehet,
Sank hinab in Schutt und Staub.“

In der Schrift ſelbſt macht ſich ein für ſeinen Gegenſtand eingenommener, aber ziemlich nüchterner Geiſt geltend. Chronikenton, Compilation. Wer indeſſen am Gegenſtande Theil nimmt — und das thun gewiß viele Einwohner Oberſchwabens und manche Reiſende — wird ſelbſt mit Intereſſe das Buch leſen, wie der Liebhaber ſich für den Tauf- und Impfſchein und die erſten Schönſchreibebücher ſeiner Geliebten intereſſirt. Indeſſen iſt wirklich viel mehr als Tauf- und Impfſchein und erſte Schönſchreibebücher die merkwürdige Vertheidigung Hohentwiel's durch den Kommandanten Konrad Wiederhold während des dreißigjährigen Kriegs, nicht weniger als fünfzehn Jahre lang. (Vgl. den Abſchnitt der Schrift, S. 129—177: „Hohentwiel unter Wiederhold“). Zwar lagen während dieſer Zeit nicht beſtändig feindliche Truppen vor dem ſteilen Felſen, auf welchem Hohentwiel erbaut iſt, aber dafür hatte Wiederhold abwechſelnd mit andern Gefahren zu kämpfen, worunter die, welche ſeine bisweiligen Streifzüge nach Städten des Bodenſee's veranlaßten, nicht die geringſten waren.

3) Allgemeine deutſche Biographie, oder Lebensbeſchreibungen der berühmteſten und verdienteſten Deutſchen aller Zeiten. Ein Nationalwerk für alle Stände. Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten, von Dr. Heinrich Döring. Erſter Band. Erſte Lieferung. Heidelberg, Frankfurt und Leipzig. 1836. Bei Engelmann. S. 1—88 in 8.

Ein ſolches Werk läßt ſich auf doppelte Weiſe vollführen. Entweder, indem man die wirklich berühmteſten und verdienteſten Deutſchen auswählt, oder, indem man auch Mittelgut oder weniger als Mittelgut mit dem Prädikate: berühmt und verdient bekleidet, wo dann der Autor Blumen regnen läßt über Kleine und Große und die Sonne des Ruhms ſcheinen läßt über Bedeutende und Unbedeutende.

Die erſte Methode hätte den Vorzug der Großheit und reicher Bedeutſamkeit; ſie wurde durch hervorragende Männer der dazwiſchen liegenden Zeiten verknüpfen, wie die Blitzableiter auf den Dächern es mit dem dazwiſchen kriechenden dünnen Eiſendrathe thun. Als äußere Form könnte ſie nur die chronologiſche gelten laſſen. Dieſe Methode liegt bereits Niemeyer's „deutſchem Plutarch“ (1811), und Jerrer's „Deutſchlands berühmten Männern“ (1825) zu Grunde. Niemeyer nennt erſt Herrmann, dann Alwich, dann Theoderich, dann Wittekind, dann Karl den Großen, dann Rabanus Maurus, dann Heinrich den Vogler u. ſ. w., während Jerrer mit Karl dem Großen beginnt, und dann, nach den ausgezeichneteren fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kaiſern, ſowie Rudolph von Habsburg, Friedrich mit der gebiſſenen Wange, Kaiſer Ludwig von Baiern und Friedrich von Öſtreich, auf Berthold Schwarz, Johannes Huß, Hieronymus von Prag, Reuchlin u. ſ. w. übergeht.

Die zweite Methode iſt weniger großartig und intereſſant. Aber ſie hat den Vorzug der Vollſtändigkeit und ſelbſt der Gerechtigkeit, weil das Berühmtſein etwas Relatives iſt, ſo gut, wie das Hoch und Tief. Jene erſte Methode nennt z. B. bloß große, ausgezeichnete Gelehrte, während die zweite, indem ſie uns zugleich viele kleine vorführt, weit anſchaulicher macht, welche Maſſe Gelehrſamkeit von jeher und zu allen Zeiten im deutſchen Vaterlande verbreitet war. Als äußre Form wird dieſe zweite Methode die lexicaliſche vorziehen. So hat auch Herr Döring in der oben genannten Schrift, welche der zweiten Methode huldigt, gethan.

Mit der vorliegenden erſten Lieferung haben wir erſt ein Acht- und Vierzig-Theil des ganzen Unternehmens erhalten. Doch kommen ſchon 52 Namen darin vor. Die bekannteren ſind: Thomas Abbt; Abraham a Sancta Clara; Adelbert von Bremen; J. C. Adelung; Adolph von Naſſau; Aldini; Albrecht I. von Habsburg; Albrecht, Markgraf von

Brandenburg u. ſ. w. Außerdem 4 Abel, 6 Ackermann, 4 Agricola.

Die Schreibart iſt gedrängt, populär, und die Behandlung zweckmäßig. Wer Auskunft ſucht, wird, iſt er dabei einigermaßen billig, ſie in überreichem Maße finden, und ausführlicher als im Brockhaus'ſchen Converſationslexicon. Die buchhändleriſche Ausſtattung iſt würdig und wir wünſchen dem offenbar mit Liebe und Fleiß unternommenen Werke den beſten Fortgang.

Bis jetzt fanden wir nur eine Lücke, da der alte Dichter von Abſchatz (geb. 1646, geſt. 1699) eine Stelle verdient hätte, und, außer bei Guden, auch im Conv. Lex. genannt iſt. Den Sprachforſcher von Adelung, zwar jetzt in Petersburg, doch zu Stettin geboren, wird Herr Döring in ſeinem, vom obigen getrennten Werke: „Lexicon der jetzt lebenden Schriftſteller und Schriftſtellerinnen Deutſchlands“ nennen wollen?

(Fortſetzung folgt.)

Aus Stuttgart.

(September.)

Seit meiner letzten Mittheilung vom Mai iſt eine ganze Hore vorübergegangen, — was wahrlich nicht wenig ſagen will in unſerer Spanne Menſchenleben — eine Hore, während welcher, wie Sie meinen, ſich hier und in unſerem Würtemberg ſo Manches ereignete und geiſtig geſtaltete.

Und nun zuvor nur kurz unſere ſozialen Zuſtände in der abgelaufenen Periode anlangend, ſo wiſſen Sie bereits, wie es bei uns im Sommer gewöhnlich gehalten wird. Wer irgend Geld hat und nicht vom Geſchäftsjoche zurückgedrängt wird, der macht ſich's bequem, verläßt dieſen brennenden Keſſel, in dem vielleicht zwei Monate über ein unaufhörlicher Scirocco alle Nerven lähmt, und momentan das meiſte geiſtige Leben zertrümmert — und flüchtet nach Wildbad, oder nach dem lieblichen Stephansweiler, auch nach dem Bade Boll u. ſ. w., während manche verheirathete und ledige Schöne in das Bad Niedernau ſich begibt, das, in einem ſchönen Thale bei Rottenburg gelegen, vorzugsweiſe auch das Weiberbad genannt wird, in welches allerdings auch hie und da ein Seladon ſich verirren darf; denn aus jeder Blume, aus jedem, unter ſtillen Tannen lagernden Ruheſitze, allüberall her dämmert Ihnen hier eine Novelle, oder ein ſonſtiges intereſſantes Lebensbild entgegen. Wer Spiel, Tanz und rauſchende Geſellſchaft liebt, der entſchließt ſich wohl auch nach Baden-Baden zu gehen, indeſſen unſere Familien in dem nahen Cannſtatt alles finden, was eine ſchöne Natur und ein in ſich abgeſchloſſenes, faſt möcht' ich ſagen, patriarchaliſches Leben zu bieten vermag. So iſt denn während dieſer Zeit Stuttgart — das ſonſt ſo lebhafte Stuttgart — eine wahre Marienſtadt, wo nur hin und wider ein blondes Mädchenhaupt die einſamen Seufzer in die heißen Lüfte ſendet und die bleichen jungen Leute bedauert, die mit ihren unrealiſirten Ideen durch die ſchlechtgepflaſterten Straßen ſtolpern.

Nun iſt dieſe Periode vorüber und ein naßkalter, wüſter Herbſt iſt an des Scirocco's Stelle getreten. Anſtatt daß jetzt Abends der patriotiſche Stuttgarter in den Fluthen des Neckars friſche Kräfte ſammelt, lauſcht er jetzt im Schauſpielhauſe den Darſtellungen, welche ihm, nachdem er ſie zwei Monate vermiſſen mußte, wieder neue Unterhaltung gewähren. Hier laſſen wir ihn ſitzen, mittlerweile ich Sie in ein Panorama führe, welches nur ſchwach die Zuſtände widerſpiegeln ſoll, die in dem letzten Vierteljahre den Ring unſers intellektuellen Lebens und Treibens füllten. Zuerſt bringe ich Sie in den Saal der Juriſten, wo Sie eine überaus thätige und ehrenwerthe Geſellſchaft finden. Hier ſehen Sie den bekannten P. A. Pfizer, wie er in einem, von Dialektik ſtrotzenden Buche den Landſtänden das angefochtene Recht der Steuerverweigerung vindicirt. Er iſt ſiegreich, und bezwingt großentheils die Gegner, welche anonym und mit geöffnetem Viſir gegen ihn ankämpften. Seine Fachgenoſſen Reyſcher, Mohl, Hofacker und Scheurlen, waren alle auch dieſes Jahr thätig; noch hat ganz vor Kurzem des Letztern Werk über den teutſchen, gemeinen und würtembergiſchen Civilprozeß im erſten Bande die Preſſe verlaſſen, der alle Anſprüche befriedigt, welche man an die Wiſſenſchaft Scheurlen's machen kann. Kanzler von Wächter, den wir nunmehr wieder den unſern nennen, und von dem es neuerdings wieder heißt, daß er zur Präſidentſchaft des Juſtizminiſteriums gelangen werde, hat bereits den trefflichen Entwurf eines neuen Strafgeſetzbuches gefertigt, der in der nächſten Ständekammer zur Berathung kommen wird. Die holländiſch-belgiſchen Angelegenheiten, haben im ſtaatsrechtlichen Gebiete ein Werk des bekannten Profeſſors Michaelis in Tübingen hervorgerufen, welches das Werk des belgiſchen Staatsmanns Nothomb im genannten Betreffe beleuchtet, und zu Gunſten Hollands vervollſtändigt.

Wenn ich Sie von den Juriſten hinweg und in den Saal der Hiſtoriker und Publiziſten führe, ſo finden Sie eine weit lautere und thätigere Geſellſchaft. Münch hat unlängſt zwei Bände „biographiſch-hiſtoriſcher Studien“ vom Stapel laufen laſſen; Menzel iſt an der Ausarbeitung einer dritten Auflage ſeiner deutſchen Geſchichte; der gelehrte Dr. Mebold ſchreibt eine vortreffliche „Geſchichte des 30jährigen Krieges und ſeiner vorzüglichſten Helden ꝛc.,“ wovon bereits einige Hefte erſchienen ſind, und womit die ähnliche Arbeit des Profeſſors Gförer die Concurrenz wohl ſchwerlich beſtehen kann. G. Pfizer hat vor einigen Monaten das „Leben Luther's“ bei Lieſching vollendet, nun beſchäftigt ſich mit einem ähnlichen Werke der gelehrte Spieker. Böttiger's treffliche „deutſche Geſchichte,“ hat in zwei Bänden die Scheible'ſche Preſſen verlaſſen. Magiſter Pfaff (ein Pfarrer), gab eine geſchichtliche Abhandlung über den Urſprung des Hauſes und der Grafen von Würtemberg; ebenſo iſt von dieſem eine Umarbeitung ſeiner „Geſchichte Würtembergs“ zu erwarten. Bei Hallberger erſcheint von einem anonymen Verfaſſer, hinter den man jedoch bereits gekommen iſt, das Werk: „Der Kaiſerſtaat Oeſterreich unter Franz I. und dem Fürſten Metternich.“

Es iſt bemerkenswerth, wie Oeſterreich von uns ſpekulativen Schwaben ausgebeutet wird; athemlos zeigt ſich hierin beſonders der bekannte Groß-Hoffinger, der in dieſem Betreffe ein Machwerk nach dem andern erſcheinen läßt. Wenn es je Beiſpiele gab, durch die man der Welt recht klar zeigen konnte, wie ſich ein profanum vulgus auch an das Würdigſte machen kann, um es in den Staub hinabzuzerren: ſo werden ſie durch dieſe Fabrikate Groß-Hoffinger's in Bezug auf Oeſterreich ſtatuirt. Kaum hat er die „Regierungs-Geſchichte des Kaiſers Joſeph II.“ auf eine erbärmliche Weiſe vollendet, und „Oeſterreich im Jahre 1835“ ihm nachgeſchickt, als er ſchon wieder eine neue Schrift über Oeſterreich: „Erzherzog Karl und der Weltſtreit, von 1792—1815“ angekündigt. Zeugt ſchon die Conſtruction des Titels zum Werk von einer wirklich ſtaunenswerthen Ignoranz in den politiſchen Seiten der neuen Geſchichte, da ſich der Weltſtreit doch wahrlich nie um den übrigens ſo wackern Erzherzog gedreht hat, ſondern dieſer nur einer der Hauptſtreiter Oeſterreichs gegen Napoleon's Zwingherrſchaft war, — ſo müſſen Sie vollends gar das erſte Heft des Buches zur Hand nehmen, um zu finden, was man von ſolch' einem abgeſchmackten, flachen Beginnen erwarten könne.

(Schluß folgt.)

Druckfehler.

In Nro. 230 S. 918 Sp. 1 Z. 7 von oben ſtatt Jahrhundert
Jahr zu leſen.
„ „ 231 S. 924 Sp. 2 Z. 12 v. u. ſtatt Genf l. Gent.

No. 236. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 5. October.

Zur Erinnerung an Ferd. Raimund.

Am ſiebenzehnten September war Raimund's Todtenfeier in der Pfarrkirche der Vorſtadt Leopoldſtadt in Wien. Mozart's Requiem wurde ausgeführt. Ein reich mit Gold geſticktes Bahrtuch deckte den Katafalk, auf welchem eine Leyer mit einem Kranz, in Trauerflor gehüllt, ſtand. Die Kirche war voll von Menſchen, die Herzen waren voll von Liebe. Als das Mozart'ſche Requiem und die kirchliche Todtenfeier zu Ende, alle Kerzen ausgelöſcht waren, ſtimmten die Poſaunen die Melodie des Tiſchlerliedes (aus Raimund's „Verſchwender") an:

> „Und kommt der Tod mit ſtarken Schritten,
> So leg' ich meine Hobel weg . . ."

Dieſe Melodie ging in die des Chores (aus dem „Alpenkönig") über:

> „So leb' denn wohl, du ſtilles Haus" — . . .

Als ſie verhallt war, folgte noch ein Zuſammenklang, dann ging die Menge ſchweigend aus einander. Zwei alte Feinde drückten ſich auf der Schwelle der Kirche die Hände.

Deutſchland hat in Raimund einen Mimen verloren, deſſen Andenken ſich neben dem eines Ludwig Devrient und P. A. Wolf erhalten wird, einen Volksdichter, deſſen dramatiſche Mährchen, vielfältig nachgeahmt und unerreicht, aus der Tiefe eines reichen edlen Gemüthes gequollen, Tauſende hinriſſen und mitten im Vollgenuß überſprudelnden Humors tragiſch erſchütterten; — ich verlor in ihm einen *Freund*, den ich wie einen Bruder geliebt, deſſen treue Hand, die Hand eines Ehrenmannes, ich noch vor zwei Monaten lebenswarm in der meinigen hielt.

Ich möchte dir ein kleines Denkmal ſetzen, eine Votivtafel meiner Liebe. Ich kann's nicht. Ich ſehe dich bei Tag und bei Nacht. Überall ſind deine klaren, treuen, blauen Augen, überall iſt dein ernſtes mildes Geſicht, deine hohe Stirn, von jenen Falten verdüſtert, in denen ſich die unheimliche Melancholie verbarg, von der du ſo oft, ſo viel gelitten. Überall biſt du vor mir, neben mir, in der ganzen Lebhaftigkeit und Plötzlichkeit deines Weſens, das wie in Flammen loderte, die ſo Viele erwärmten und, dich — verzehrten. Ich vermag's nicht, die Votivtafel zu fertigen, das Bild deines ganzen inneren und äußeren Lebens getreulich darauf zu malen; die zitternde Hand kann nichts, als die Worte d'rauf ſchreiben: „Ich hatte dich ſo lieb!"

Ein würdigeres Denkmal, als ich, im Grund der Seele Erſchütterter, ihm ſchon *jetzt* ſetzen könnte, mögen Bruchſtücke aus Raimund's eigner Schöpfung ſtehen, aus dem dramatiſchen Mährchen: „Der Alpenkönig und der Menſchenfeind," welches nicht blos in ganz Deutſchland Volkseigenthum geworden iſt, ſondern auch in England (in einer Übertragung von Bukſtone auf dem Adelphi-Theater *)) ſich zahlreiche Freunde gewonnen hat, und die Richtung ſeines Genius am ſchärfſten ausſpricht.

Zur Einleitung der nun folgenden Bruchſtücke ſetze ich hier folgende Zeilen her, die vor fünf Jahren in der Freude über Raimund's Wiederſehen in München von mir geſchrieben wurden; ſie dienen, den Standpunkt zur Auffaſſung des Mährchens anzuweiſen.

Die Natur übt durch ihre ewige Jugendkraft, durch die innere Wahrheit, welche ihren Erſcheinungen den Stempel des Aechten und Ungefälſchten aufdrückt, einen wunderbaren Zauber über das Menſchenherz aus, ſelbſt wenn es

---

*) Die Rolle des Alpenkönigs gab *Yates*, die des Menſchenfeindes *Mathews*. Mehre von den andern dramatiſchen Mährchen Raimund's fanden in polniſchen und italiäniſchen Ueberſetzungen Anklang und Beifall außerhalb Deutſchlands. Zum erſtenmal wurde das Mährchen: „Der Alpenkönig Menſchenfeind" in Wien aufgeführt, am 10. Oktober 1828.

in toller, verjährter Verblendung ſich von den ewigen Grundpfeilern des Wahren gewendet, ſtatt der Göttin die Wolke umarmt hat, wenn es, ſtatt zum Unendlichen anzuſtreben, das Ich vergöttert, dieſen Götzen als außer ſich beſtehendes, unabhängiges Weſen betrachtet, und durch dieſen Irrwahn eines betrogenen Strebens nach Genuß ſtatt nach Erkenntniß, nahe an die Grenze gekommen iſt, wo das Leben ſelbſt durch die unverhältnißmäßige Überſchätzung ſeines bloß äußeren Werthes in den Augen des irrenden Individuums auch ſeinen inneren zu verlieren droht. An dieſer Grenze muß ſich die ganze Natur, lange in den Grundwurzeln ſiechend, zum Falle neigen. Die Vergötterung des Ich's, die Selbſtſucht äußert ſich als doppeltmordend, einmal indem ſie innig zuſammenhängt mit der Geringſchätzung jedes andern Weſens, wodurch der Haß dagegen begründet wird; zweitens da dieſe Geringſchätzung und dieſer Haß ſich nothwendig wie ein abprallender Pfeil gegen den Schützen ſelbſt zurückwenden muß, weil in der allgemeinen Verachtung aller mit dem eigenen Ich gleichen Weſenheiten auch das eigene Ich ſelber von ſeiner erträumten Höhe herabgeriſſen und gemeinſam in den Staub getreten wird. Darum iſt aller Menſchenhaß zugleich Selbſthaß; wer ſich ſelbſt zu lieben und die Mitmenſchen zu haſſen vorgibt, iſt noch nicht bis zur Reife ſeines Haſſes gelangt; wer mit der Selbſttäuſchung kokettirt, daß er das Geſchlecht haſſe und doch die Einzelnen liebe, liebt eigentlich Alle und ſich ſelbſt auch nicht; er iſt bloß jenen Unglücklichen beizuzählen, welchen durch Feſthaltung einer liebgewonnenen Idee die richtige Harmonie der Geiſteskrafte zerrüttet iſt. Möge nun der Menſchenhaß aus phyſiſchen oder pſychiſchen Gründen ſeinen Urſprung nehmen, d. h. entweder durch eine krankhafte Hinneigung des Organismus zum Fall und zur Auflöſung, oder durch eine gleichfalls ſieche Verdorbenheit des Verſtandes, welchen die Reflexion ſtets auf die äußere Erſcheinung der Unvollkommenheit bezieht, dieſe letzteren hervorhebt und auf dieſe Art die Ironie producirt. — in beiden Fällen bietet die Überzeugung vom Geſunden und Vollkommenen, vom Wahren und Harmoniſchen, von Beſchränkung und Subordinirung des Ich's unter allgemeine Gravitation der moraliſchen Grundkräfte im Leben — eine Überzeugung, welche ſich am klarſten und lebendigſten aus der Anſchau der Natur und durch ihre fortwährende verſöhnende Einwirkung ausſpricht und bethätigt — das heilſamſte Gegengift. Soll der Menſchenhaß zur poetiſchen Darſtellung gebracht werden, ſo muß das Grundelement der Poeſie: die Wahrheit, vor allem feſtgeſtellt werden. Da jedoch aller Haß eine Abirrung von der Wahrheit iſt, und das Unwahre nie zum Schönen umgewandelt werden kann, weil es demſelben contradictoriſch entgegen ſteht, ſo muß vor Allem die Verirrung des Haſſes ſelbſt wieder ironiſch dargeſtellt werden, wobei die Ironie als Mittel erſcheint, um die falſche Erhöhung derſelben zu einem Zweck zu vernichten. Daß hiebei die Ironie durchgehends eine ernſte Abſicht habe, iſt ſchon daraus begreiflich, weil es ihr als Heilmittel erſcheint; anderſeits aber iſt es eben ſo klar, daß dieſe Ironie möglichſt leicht ſich im Gewande des Humors bewegt, inwiefern nämlich dem Kranken ſeine krankhafte Verirrung als beinahe unmöglich und das Unverhältniß ſeiner Beſtrebungen auf eine ganz unerwartete Weite dargeſtellt und vor die Augen gebracht wird, durch welche Bedingung ein Motiv des Komiſchen gegeben iſt. Dieſe Heilart wird zugleich Sühne und Rechtfertigung durch das nothwendige Bewußtwerden der früheren Verirrungen und der jetzigen Klarheit. Dieſes Bekennen enthält ſtets eine Demüthigung, mithin eine Strafe der irrenden Abgötterei. In dieſer Demüthigung aber, deren Widerholung dem menſchlichen Geiſt unerträglich iſt, liegt zugleich ein kräftiges Präſervativ gegen die Widerholung der Irrthümer ſelbſt.

Nun zu dem Mährchen:

Im Schooße ſeiner Familie, reich, unabhängig, glücklicher Gatte und Vater, lebt auf ſeinem Landgute Herr von Rappelkopf, durch nichts unglücklich, als durch ſeinen Wahn, daß ſich die Welt verſchworen habe, ſein Daſein zu vergiften. Dieſes Motiv darf bei der Betrachtung ſeines Charakters durchaus nicht vergeſſen werden; hier herrſcht nicht ein vornehmes Prunken, mit einem ſcheinbar gerechtfertigten, durch Verworfenheit ſeiner Mitmenſchen gleichſam begründeten Haſſe vor. Der Grund liegt natürlicher und haftet zum Theil in einem krankhaften Organismus, einer trüben Hypochondrie, welcher phyſiſche Einfluß zum pſychiſchen Übel wurde, daher auch ſein Zuſtand an die Gränze des Wahnſinns ſtreift. Ohne eine weitläufige Vergleichung ausführen zu wollen, drängt ſich uns hier die durchaus unwahre, nichtige, in ſich ſelbſt zerfallende Darſtellung des Menſchenhaſſes in Meinau auf, eine vollſtändige Ausgeburt jener kränkelnden, in Paſſivität verſunkenen Zeit, in welcher auch das Schlechte, Unwahre, Unſtatthafte gefallen konnte, wenn es mit Weinerlichkeit übertüncht war. Die Bedingungen, an welchen Raimund den Menſchenhaß knüpfte, geſtatten allein eine poetiſche Darſtellung derſelben, welche unſerer Zeit würdig iſt, die ſich durch Anſchauung der Verkehrtheiten zur Verachtung und Verwerfung derſelben emporringt. Durch dieſe Darſtellung wird eine wahre Trias — Furcht, Mitleid, Sühne — realiſirt. Die letztere iſt dadurch begründet, daß jener Wahnſinn in Rappelkopf nur den formellen Menſchen ergriff. Die innere Weſenheit, der Kern, blieb geſund; denn in ihm haftete ein, wenn auch ſchwaches Gefallen an der Natur (Akt 1, Scene 15: „die Natur iſt doch etwas Herrliches,“ obgleich ſich auch hier unmittelbar darauf die bittere Reflexion einſtellt). Doch zu unſerm Vorwurf zurück; — das nächſte Motiv zum Ausbruch ſeines Wahnes bei Eröffnung des Schauſpiels gibt ſeine falſche Meinung und Furcht, daß er durch ſeinen eignen Schwager, Herrn von Silberkern, einen Kaufmann in Venedig, auf den Punkt gebracht ſei, ein Bettler zu werden. Dieſe Furcht iſt indeſſen falſch, denn ſein Schwager reiſ't eben auf Rappelkopf's Landgut, um dieſem jene beträchtliche Summe zu übergeben, welche Rappelkopf einem Handlungshauſe in Venedig anvertraut, und Silberkern noch vor dem Fall des Hauſes erhoben hatte. (Fortſ. f.)

Olivier.

(Fortſetzung.)

„Sie haben Recht,“ ſagte Bertha, die unbemerkt herzugetreten war und ſehr bleich und ruhig dem haſtig erregten Jüngling in's Wort fiel; „nicht allein dies, auch alle die übrigen Geſichter ſind Porträts, und nach einem großen Gemälde treu copirt, das ich ſchon einmal auf unſerer Reiſe in die Schweiz in dem Schloſſe eines franzöſiſchen Baronetts ſah." — „Schon einmal —?" wiederholte Felix gedankenlos, ohne darauf gehört zu haben; ſeine Augen hefteten am Boden und er ſchien nur über einen Gegenſtand zu ſinnen, der ihn völlig ergriffen hatte. — „Ach ja," nahm unterdeſſen mit leiſer Stimme Antonie das Wort, „ach ja, Bertha, es iſt wahr, ich habe das Bild auch geſehen, es hing ja in der Bibliothek des Marquis v. Chevreux. Auch weiß ich ſehr wohl, daß man mir immer geſagt hat, ich ſähe der armen Adelaide ſehr ähnlich. Oft hat mich das ordentlich bange gemacht, denn ſo — Zug für Zug —" „Um Gottes willen," unterbrach ſie hier der Herzog, „verderben Sie ſich den ſchönen Tag nicht mit ſchwärmeriſchen Grillen! Wollen Sie mit der Natur zürnen, liebe Nichte, die ſich gefällt, von Zeit zu Zeit das Schöne zu wiederholen? Im Gegentheil, mich kann das mit ihr ausſöhnen, wenn ſie eine ihrer holdeſten Blumen unmütterlich dem Schickſal hingab, damit ſie von deſſen eiſerner Hand gebrochen werde, — was iſt billiger, als daß ſie ihr Unrecht einſieht und die Pſyche der Gebrochnen noch einmal herruft und in daſſelbe ſchöne Gewand kleidet? Ja, wer weiß — ſind Sie nicht im Sinnen und Denken, in jeder Nüance des Gefühls, Zug für Zug — die arme hingerichtete Adelaide."

„Ja, ich bin's!" erwiederte Antonie tief in ſich ſchaudernd. — „Ach gehn Sie nur," fuhr der Herzog fort, die Bläſſe ihres Geſichtes bemerkend; „ich ſehe ſchon, Sie müſſen heute Alles von der ernſthaften Seite nehmen. Auf! es ſchlägt zwölf; die Geiſter der Toilette vertreiben dergleichen! Und daß Sie den Putz nicht ſchonen, liebe Nichte; Stein an Stein winde ſich in blendendem Kranze durch dieſes Haar; nicht etwa ſo einfach, wie Ihr Sinn es gebietet. Ich muß Sie einmal in Galla ſehen, und dabei bitte ich, den Anzug zu wählen, der über der Lehne Ihres Boudoirs hängen wird."

Des Herzogs Worte tilgten alle fremdartigen, finſtern Eindrücke aus, und gaben zugleich das Zeichen des allgemeinen Aufbruchs. Ein jeder zog ſich in ſeine Gemächer zurück, um bei der Tafel in neuem, köſtlichen Schmuck zu glänzen. Auch Antonie, die Bertha's Arm faßte, begab ſich auf ihre Zimmer. Beide waren ſchweigend neben einander gegangen. Es war Jeder, als wiſſe die Freundin ſchon, was in ihr vorging, und als müßten Worte dieſe ſtille Feier des Innern entweihen. Dennoch blickte die Prinzeſſin oft wie fragend in Bertha's Auge. Das rege Leben, die friſche muthige Beweglichkeit, die noch vor Kurzem darin ſpielte, hatten einem ungewöhnlichen Ernſt, einer tiefen weichen Schwermuth Platz gemacht, in der die ſchöne klare Seele ſchwamm, wie eine lichte Wolke; dazu die ruhige bleiche Geſtalt, der Schmerz und doch die unendliche Freundlichkeit, die in jedem Lächeln lag, alles das erhöhte ihre Schönheit ſehr.

„Aber Bertha," ſagte Antonie, als ſie in ihre Zimmer getreten waren, „aber ſage mir meine Bertha, was dir fehlt? O ich habe dich den ganzen Morgen beobachtet. Komm meine Liebe und erleichtere dein Herz! Vertraue mir, was dich drückt! ich will es von dir nehmen. O ſei nicht traurig, liebes Mädchen, denn wer ſoll denn noch froh ſein und lachen, wenn du weinſt?

„Alſo glaubſt du," erwiederte Bertha ernſt, indem ſie ihre Hand aus der der Prinzeſſin zog, „alſo glaubſt du: ich wäre nur zur Freude, zum leichten Wegflattern über das Leben beſtimmt? Was wollt Ihr von mir? O Ihr thut mir Unrecht! Antonie, glaube mir: indem ihr meinen Frohſinn lobt und die jugendliche Munterkeit, die mir ward, dieſes ſchöne Geſchenk des Himmels, mir zurechnet als mein Verdienſt, fordert ihr mein Schickſal heraus und ich fühle es nahen. So werde ich euer Opfer." Sie ſchwieg, die Prinzeſſin ſah ihr lange in's Auge. — „So muß mich denn heute alles trübe mahnen," ſagte ſie endlich, „und kein frohes Geſicht ſoll ich ſehen! Das iſt eine ſchlimme Bedeutung! Auch du Bertha? Ja," fuhr ſie dann fort, „dieſes Feſt iſt kein Feſt der Freude, es iſt Adelaidens Todestag. Ich fühle es deutlich, ihre Geiſter umwehen mich und das Entſetzliche ſtreckt ſeine kalten Arme aus der todten Vergangenheit herüber und vergiftet die Gegenwart. Iſt mir's doch, als wenn ich's ſähe, als wenn ich's hörte, als wäre ich's ſelber! Dieſen Zulauf, dieſes Drängen des Volkes, das um den Pallaſt wimmelt, es fordert mich. Dieſe Kanonen, dieſer Lärm und dieſes Wirbeln der Trommeln, hörſt du's? es tönt von dem Platz Vendôme und Paris wiederhallt in fürchterlichem Jubel und der Karren raſſelt. . ."

Sie verhüllte das Geſicht und ſank athemlos in einen Stuhl, die Sprache verging ihr. Da nahete ſich Bertha und warf ſich zu ihren Füßen. Sie drückte das Geſicht in der Freundin Schooß und brach in ein heftiges Weinen aus. Es war, als wolle ſie auf einmal den Druck des Herzens in Thränen wegſchwemmen, ihre Bruſt flog und die ſchönen Locken löſ'ten ſich von der Haſtigkeit der Bewegung und floſſen über ihre Schultern hin. „Ja! ja!" ſagte endlich die Prinzeſſin, als ſie ſich geſammelt hatte und ſchon halb als Siegerin über ihre Schwäche kämpfte, „ja, Bertha, es bleibt doch wahr, wir ſind recht nichtige Menſchen! Den Stürmen von außen ſtellen wir oft furchtlos die Bruſt entgegen, aber ſobald in unmerkbarem Reflex die Seele leiſe zittert, ſind wir verloren, die Phantaſie gährt auf in Wahnſinns-Blaſen, jeden Gedanken bis auf das Bewußtſein verſchlingend und wir ſind ohnmächtige Kinder." — Bertha hatte ſich während dem vom Boden erhoben, auch Antonie ſtand auf und trat in ein Fenſter. „Wohl nicht immer!" erwiederte jene. „O glaubſt du nicht, Antonie, daß es tief in unſerer Seele noch heilige Stellen gibt, wo Schmerz und Seligkeit ſchlummernd liegen, wie zwei ſüße Geſchwiſter? Vor ihrem Erwachen iſt das Leben öde, aber wenn, von fremder Hand berührt, ihr Boden zittert, regen ſie ſich mächtig und ihr ſteter Kampf, der die Seele in hohen Schwingungen mit fort reißt, iſt erſt das wahre Leben! Wir fühlen es, wir möchten es laut in die Welt hineinrufen, wie wir uns aufreiben in vergeblichem Ringen und in Wonne und Schmerz vergehen, aber das Einzige, was wir wiedergeben können, der einzige wahre Zeuge unſers Innern ſind — Thränen!"

„Und dieſe Hand," fragte Antonie ſehr ernſt, „dieſe Hand, die die ſchlafenden Geſchwiſter aufweckt —?"

„Weiß ich's?“ entgegnete Bertha haſtig. „Kannſt du ſie nennen, kannſt du ſie denken, die dunkelverhüllte und doch ſo klare?“

Antonie drückte die Stirn gegen das Fenſter und eine heimliche Thräne floß über ihre Wange. Plötzlich drehte ſie ſich raſch um. „Und,“ rief ſie luſtig, „und ich will heute nichts mehr denken und nennen als die Freude. O mein Gott! ich bin ja ſo glücklich! Und du biſt es auch, Bertha, uns fehlt ja nichts, wir ſind jung und ſchön und Bräute. Darum bitte ich dich, meine Liebe, laß uns den finſtern Geiſt verbannen, der uns heute geſpenſtiſch verfolgt! Laß uns nicht um die heiterſten Dinge Nebelſchatten hängen!“

„Sprich,“ fuhr ſie fort, als Bertha ihr ſtill und wehmüthig in's Auge ſah, „ſprich, haſt du denn kein Geſchenk für mich, du Böſe? Siehſt du nicht, wie mich Alles mit Gaben überſchüttet, und du allein kommſt mir mit leerer Hand? Auch nicht eine Blume und keine ſchöne Schleife?“

Die Prinzeſſin ſagte dies mit der höchſten Anmuth und hiermit in ihre ganze Unbefangenheit zurück getreten, nahete ſie ſich Bertha mit faſt muthwilligem Lächeln. Aber dieſe löſ'te langſam die einzige Roſe von ihrer Bruſt, zog ein kleines ſchwarzes Band aus ihrem Buſen hervor und knüpfte es mit zitternden Händen um den Stil der Blume. „Hier!“ ſagte ſie leiſe, zu Antonie gewandt. „O nimm es immer, meine Freundin!“ fuhr ſie fort, als dieſe die ſchon ausgeſtreckte Hand wieder ſinken ließ. „Dieſe Roſe iſt früh gebrochen und an meiner Bruſt welkte ſie langſam dem ſüßen Tode zu, und dieſes Band fand ich auf der Grabſtätte deiner Mutter, auf dem Sarkophage, in dem ihre Aſche ruht.“ Antonie trat zurück, ſie ward wieder bleich und ihre Blicke hefteten ſich forſchend auf Bertha. „Ich verſtehe dich,“ fuhr dieſe fort, „ich leſe die Frage in deinen Augen. Ja, Antonie, ich habe noch mehr gefunden als dieſes Band, — du weißt Alles, das ſehe ich ja, o vergib mir den Raub an der heiligſten Stätte, ich konnte nicht anders, es zog mich mit unwiderſtehlichem Zauber!“ — Antonie zwang ſich gleichgültig zu ſcheinen. „Nun,“ ſagte ſie, „was iſt es denn mehr, kann ich denn nicht ſelbſt das Tuch, den Kranz, das Band dort hingetragen haben, eine kleine Schwärmerei!“ — „Nein! Nein!“ rief Bertha haſtig, ihr zu Füßen ſtürzend. „Nicht du! Ein blutendes Herz brachte dies ſtille Opfer! Antonie! es iſt eine unerklärbare, aber untrügliche Stimme, die mir ſeinen Namen flüſtert. Dieſes Tuch und dieſes vergilbte Papier mit dem ſchwarzen Bande, — es kommt von Olivier! Gott weiß, wie das Schickſal ihn und uns drei, durch alle Klüfte des Lebens getrennte Weſen verſchlingen und verknüpfen will, aber ich fühle deutlich, daß es geſchieht! —“

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Horace Vernet iſt ſeit wenigen Tagen wieder in Paris, obgleich er erſt zwei der Gemälde vollendet hat, die er zu Petersburg malen ſollte. Er wird aber bald wieder dahin zurückkehren, nachdem er in Paris eine Colonie von Malern, Bildhauern und Architekten rekrutirt hat, denen er, Namens des ruſſ. Kaiſers, die glänzendſten Anerbietungen zu machen beauftragt ſein ſoll. Der Czar iſt geſonnen, die Hauptplätze von Petersburg mit den Statüen der großen Männer Rußlands zu ſchmücken und mehrere Denkmäler zu Ehren des ruſſiſchen Heeres zu errichten. Rußland ſelbſt beſitzt aber zur Zeit noch keine namhaften Maler oder Bildhauer. — Vernet verſichert nun zwar in einem Journal, daß er keine Rekrutirungs-Miſſion vom Czar empfangen habe. Da er aber nach Petersburg zurückkehrt und große Gemälde auszuführen hat, wie z. B. die Einnahme von Warſchau, ſo wird ſeine Verſicherung Bezweifler finden, eben wie ſein Volk ihm nicht verzeihen wird, ſich zu ſolchen Zwecken in den Dienſt des Ueberwältigers von Polen begeben zu haben.

⁂ Merle d'Aubigné's Reformationsgeſchichte. — Nachdem die Verhandlungen über die Revolution einigermaßen zu einem Abſchluß gekommen, hat ſich die Aufmerkſamkeit der Reformation zugewendet, die von den Feinden der erſteren ſo oft als die eigentliche Mutter derſelben bezeichnet worden. Mignet, Michelet, Capefigue und mehrere Andere haben das große Ereigniß von verſchiedenen Standpunkten aus beurtheilt — oder auch verurtheilt. Gerade das wichtigſte Moment, das theologiſch-dogmatiſche, war noch nicht zu ſeinem Recht gelangt. Dieſe Lücke ſucht nun Herr Merle d'Aubigné auszufüllen, von deſſen Histoire de la Réformation au 16 siècle jetzt der erſte Band bei Firmin Didot erſchienen. Mit Recht beſtimmt er als das Weſentliche der Reformation die Zerſtörung des Papſtthums und die Reſtauration des Chriſtenthums. — Der erſte Band führt die Geſchichte bis zum 28. November 1518, an welchem Tage der 35jährige Luther vom Papſt an eine allgemeine Kirchenverſammlung appellirt. —

⁂ Orientaliſche Präoccupationen. — „Ein immer lebhafteres Vorgefühl der Intervention des Chriſtenthums zur Wiedergeburt der orientaliſchen Welt,“ ſchreibt ein franzöſiſches Blatt, „iſt ſeit langer Zeit im Morgenland verbreitet. Man leſe nur die Reiſeberichte des Herrn v. Lamartine, den Briefwechſel der Herren Michaud und Poujoulat. Die entlegenſten Gegenden Aſiens ſind nicht frei von ſolchen Präoccupationen. In Mitten der Afghanen und der Usbeken des K.-Reichs Bokhara ſchreibt Alex. Burnes folgende merkwürdige Zeilen: „Ich habe aus ihren Geſprächen erfahren, daß bei den Muſelmännern ein Glaube herrſcht an die Zerſtörung ihrer Religion durch die Chriſten. Chriſtus, ſagen ſie, lebt noch, während Mahomet todt iſt.“ (Die Orientalen meinen nämlich, Judas ſei durch ein Wunder mit der Geſtalt Chriſti bekleidet und ſo von den Juden als der Gottmenſch gekreuzigt worden). „Sie ziehen aber aus jenem Glauben die ſeltſame Schlußfolge: „wann J. Chriſt vom vierten Himmel herabgeſtiegen, dann wird die ganze Welt Muſulman.“ Zu bemerken iſt jedoch, daß Muſulman, oder vielmehr Muslim (deſſen Abwort jenes iſt) zu ſein, nur bedeutet, ſeinen Geiſt den Offenbarungen Gottes unterwerfen; Islam aber bezeichnet die Vollziehung dieſes Aktes.“ —

⁂ Ein neuer italiäniſcher Roman iſt ſo eben in 5 Duodezbändchen unter dem Titel: „l'assedio di Firenze“ (die Belagerung von Florenz) zu Paris erſchienen, und ſchon befindet ſich auch eine franzöſiſche Ueberſetzung davon unter der Preſſe. Die Handlung ſpielt in der Zeit Karl's V., Machiavelli's und Michel Angelo's. Man vermuthet, daß dieſes Werk großes Aufſehen machen wird. —

⁂ Ludwig's V. Grabſchrift. — Ein franzöſ. Blatt theilt die Grabſchrift Ludwig's V., des letzten der rois fainéans, mit, welche ſich in der Liebfrauenkirche zu Compiègne findet. Nachdem darin angegeben, daß Ludwig V. nur 18 Monate regiert und im J. 987 geſtorben, ſchließt ſie mit folgenden Zeilen:

Si moi vivant je n'ai aucun bien fait
Considérez que je n'ai rien meffait (mißthan),
Vous suppliant que cela vous provoque
A prier Dieu qu'ès cieux il me colloque.

No 237. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 6. October.

Gedichte von Victor Hugo.

(Dämmerungsgeſänge.)

Ueberſetzt von

Ferdinand Freiligrath.

III.

O, daß nur ich ganz deine Seele fülle,
Hör' an, ſo möge, während in der Stille
Am See dein Auge mir entgegenſieht;
So möge, während unter dir die Thale
Voll Duftes rauchen — jedes eine Schaale,
Ein Opferbecken, drinnen Weihrauch glüht;

So möge rings, was du erblickſt: die Hügel,
Die Blumenbüſche, des Gewäſſers Spiegel,
Der dichtverwachſne Wald,
Der Pfad zum Dorf, die Fenſter mit dem hellen,
Lebend'gen Blitz; die Schlucht, die, wie von Wellen
Das Meer, von Blättern wallt;

Der Park, das Haus, und auch die Wolk', an deren
Frühſchatten jetzt des Mittags Stunden zehren;
Der lichte Glanz, der um die Ferne ſtrahlt;
Die reiſe Frucht, des Himmels klar Gewölbe,
Das trockne Laubwerk, und der Herbſt, der gelbe,
Den der September bunt ſchon untermalt;

Licht, Luft und Feuer, meiner Liebe Boten;
Dieß Netz von Dingen, deſſen erſter Knoten
Dein Schirm, die Linde hier —
So möge dies, und was du ſonſt auf Erden
Siehſt und im Himmel, eine Stimme werden,
Daß ſie mich nenne dir!

Olivier.

(Fortſetzung.)

Antonie nahm das Tuch, das Bertha ihr zitternd hin hielt. — Es war zart wie ein Hauch, ſeine Zipfel waren koſtbar geſtickt, weiß in weiß, und die Prinzeſſin erkannte ſogleich bei näherer Durchſicht die Wappenbilder ihres Hauſes, und ganz fein, faſt unmerkbar eingenäht — den Namen Adelaide. — Sie erſchrack, alle ihre Faſſung brach zuſammen, ſie ſchlug die ſtrömenden Augen gen Himmel und drückte das Tuch heftig an ihre Bruſt! „O mein Gott,“ rief ſie, „ſo muß mich denn dieſe Unglückliche raſtlos verfolgen, ſo muß ſie denn grade jetzt wie ein dunkles Geſpenſt heraufſteigen, um mich in ein endloſes Labyrinth zu verwirren! Nein, Bertha,“ fuhr ſie dann faſt zürnend fort, „alles iſt Trug und Wahn, was kann Olivier mit meiner Tante gemein haben? Man will uns fürchterlich necken! Felixens Räuber und Mörder hat auch dies Tuch geraubt; — wo, wie und warum, das richte der Allwiſſende, aber ich durchſchaue das abſcheuliche Spiel, das man mit uns treibt.

„So iſt denn,“ entgegnete Bertha ſanft und ruhig, indem ſie ein zuſammengelegtes, vergelbtes Papier aus dem Buſen zog und es der Prinzeſſin überreichte, „ſo iſt denn auch dieſes das geſtohlene Gut eines habſüchtigen Diebes? Das Papier wurde entfaltet, es trug die Spur von tauſend Thränen, und mit kleiner, aber ſchöner, zierlicher Schrift, waren folgende franzöſiſche Worte darauf geſchrieben:

„Tues, barbares! tues la pauvre Adèle! Elle vous pardonne sa mort, victime de tous les tourments de sa courte vie. Hélas! qu'est-ce que le crime que j'aie commis, pour me tourmenter ainsi? Le Dieu suprême, qui sait tout, me trouvera innocente, — et vous de même, mes cruels amis, vous me connoitrez, quand l'avenir eclairera vos yeux éblouis. Manasse, o Manasse, que ce coeur tendre et palpitant vous a aimé! Pourquoi l'avez vous déchiré? Il aurait été la felicité de vos jours —; il deviendra le spectre menaçant de votre memoire! Adieu! Adieu! Soyez plus heureux que vôtre mourante amie ne vous a pu rendre, et que vos derniers moments ne vous soyent plus horribles que ne me seront les miennes.

Adelaide."

Die Prinzeſſin hatte das Blatt geleſen, ſie reichte es ſchweigend ihrer Freundin wieder hin, und ihre Blicke hafteten ſinnend und verwirrt am Boden. „Es ſind ihre Schriftzüge," ſagte ſie endlich, „das Blatt iſt echt, ich habe ſelbſt noch einige geſchriebene Verſe von ihrer Hand. O, Bertha, Bertha, wie entwirren wir dieſes Räthſel?"

Beide erſchöpften ſich noch eine Weile in grundloſen Muthmaßungen, bis die Kammerfrauen Antonien's erſchienen, um ihre Gebieterin zu kleiden und ſo das Geſpräch endeten. Bertha verließ das Gemach, nachdem ihr jene noch zugeflüſtert hatte, ſie werde ſich Licht in dieſer Sache verſchaffen, es möge koſten, was es wolle. Morgen werde ſie den räthſelhaften Soldaten zu ſich beſcheiden laſſen, und ihn bitten, ihr Alles zu enthüllen. So hoffe ſie noch am erſten einen Ausgang zu finden aus dieſem Labyrinth, in dem ſich ihr Geiſt und ihr Gemüth auf ſchmerzhafte Weiſe zu verwirren anfange. —

Die glänzende Tafel, an welcher das Brautpaar zwiſchen dem herzoglichen ſaß, dauerte bis in den Abend hinein; denn der Herzog ſchien ſich gar nicht von ſeiner reizenden Nachbarin trennen zu können, die er mit freudig ſtolzem Wohlgefallen immer wieder von Neuem betrachtete, indem er die Herzogin aufmerkſam machte, wie gut er gewählt habe: das golddurchwirkte, grüne Kleid hebe den ſchönen Wuchs heraus, wie Blätter die Lilie, und das anmuthige Köpfchen komme ihm unter der Brillanten-Glorie ſo rührend ſchön vor, wie eine Roſe, um welche die Sonne ihre Diademe aus Morgenthau webe. Die Herzogin nickte lächelnd und die Freudigkeit der fürſtlichen Perſonen ſpiegelte ſich auf allen Geſichtern. Alle Welt war oder bemühte ſich doch froh und heiter zu ſcheinen, auch Bertha wollte es ſein, es gelang ihr aber nicht. Die Geſundheit des hohen Brautpaares war ſchon lange unter herkömmlichem Kanonendonner ausgebracht und noch immer wurde an kein Aufheben der Tafel gedacht, bis man die Meldung machte, die Wagen, um die Illumination in Augenſchein zu nehmen, ſtänden bereit und dieſe ſei ſchon im vollen Glanz. Das veranlaßte den endlichen Aufbruch. Prinz Felix folgte der Prinzeſſin in's hohe Bogenfenſter und bat lächelnd: „Antonie laſſen Sie mich mit Ihnen fahren! Zeigen Sie ſich heute zum erſtenmal öffentlich als meine Braut, laſſen Sie uns in dem lockenden Lichtmeer da unten eine Brautfahrt halten, wie man ſie nicht alle Tage ſieht, der Jubel des Volks wird uns begleiten!" Antonie willigte freundlich ein und kurz nachher ſchwebte ſie an ſeiner Seite die Treppen hinab und ſtand ſtaunend, nicht wiſſend, ob ſie ihren Augen trauen dürfe, vor einer Equipage, die ihr vorkam wie Zauberwerk aus einem Feenmährchen. Ihr holdeſter Blick dankte dem Prinzen, der ſie, entzückt über die gelungene Überraſchung und über ihr ſichtliches Wohlgefallen daran, in den Muſchelwagen hob, und ſich im freudigſten Triumph an ihrer Seite niederließ, indem er die purpurnen mit Steinen beſetzten Zügel lächelnd in ihre Hände legte. Die ſtolzen Edelhirſche zogen an und ſchritten in angeborner Majeſtät durch die erleuchteten Straßen. Die, in dieſen zauberiſch flimmernden Umgebungen ſchon angeregte Phantaſie fühlte ſich verſucht, den ſeltſamen Zug für eine Lichterſcheinung zu halten oder für das reizende Fuhrwerk einer Göttin der Vorzeit, die einen ſchönen Sterblichen entführe. Erſt herrſchte bewundernde Stille unter der zuſchauenden Menge, dann aber brach der Freudenjubel ſtürmiſch los. Ein brauſendes endloſes Hurrah ſtieg in die Lüfte. Das hohe ſchöne Paar neigte ſich huldvoll nach allen Seiten und nahm dieſe tumultuariſchen Zeichen enthuſiaſtiſcher Theilnahme freundlich auf. — Nicht ſo die Edelhirſche; ſie ſchien es unangenehm zu frappiren, daß man ihnen ſo entgegen jauchzte: ſie hoben, plötzlich zuckend, die ſtolzen Häupter höher, ſprangen ſcheu von einer Seite zur andern, ſetzten dann ein und flogen windesſchnell davon, als müßten ſie ſich, wie vor dem Geräuſch der Jagd, durch die Flucht retten. Der Prinz riß die Zügel aus den bebenden Händen ſeiner Begleiterin, aber die raſenden Thiere waren nicht zu bändigen, und flogen, durch den Verſuch nur noch mehr gereizt, in furchtbarer alles hinter ſich laſſender Schnelligkeit weiter. So viel man im Fluge erkennen konnte, ſank die Prinzeſſin im Wagen zurück, das ſchöne Haupt hinten über. — Das Jubelgeſchrei verſtummte und wandelte ſich im Moment zur Wehklage. Die Menge ſtand entſetzt, aber Niemand rührte ſich, vom Schrecken betäubt. (Fortſ. f.)

Zur Erinnerung an Ferd. Raimund.

(Fortſetzung.)

Der Alpenkönig und der Menſchenfeind.

(Erſter Akt. Scene 4. Alpengegend. Malchen und Lischen ihr Kammermädchen.)

Malchen. Das heißt gelaufen! Wie pfeilſchnell doch die Liebe macht. (Sieht ſich um.) Hier iſt mein theures Thal. Wie herrlich alles blüht; heut glänzt die Sonne doppelt ſchön, als wäre Feſttag an dem Himmel und ſie des Feſtes Königin. Bringt ſie mir doch meinen Auguſt heut zurück. Lischen! Lischen! Wo bleibſt du? Wie ängſtlich ſie ſich umſieht. Was haſt du denn?

Lischen (kommt ganz verwirrt und ſehr geſchwätzig). Aber Sie unglückſeliges Fräulein, wie können Sie ſich in dieſe verrufene, bezauberte Gegend wagen? Heut' jagt der Alpenkönig. Hätt' ich das gewußt, ich wäre zu Hauſe geblieben.

Malchen. Du wollteſt nicht mit mir meinem Auguſt entgegeneilen, der heute von ſeiner Kunſtreiſe aus Italien wiederkehrt? — Hier ſchieden wir vor 3 Jahren mit bedrängtem Herzen. Du weißt, daß mein Vater ſchon damals gegen unſere Liebe war, deshalb oft in den heftigſten Zorn gerieth. Er warf ihm Talentloſigkeit in der Malerkunſt vor. Auguſt bitter gekränkt, beſchloß nach Italien zu reiſen, um ſich nach großen Muſtern zu bilden. Hier ſchwur er mir ewige Treue, hier haben wir uns getrennt, hier gelobten wir uns wieder zu finden. Nach ſeinen Briefen hat er große Fortſchritte in der Kunſt gemacht.

Lieschen. Was Kunſt! Was helfen mir alle Maler von ganz Italien! In dieſen Bergen hauſt der Alpenkönig, und wenn uns der erblickt, ſo ſind wir verloren!

Malchen. Ei, er wird uns nichts Leides thun.

Lieschen. Aber die Schönheit kann's koſten, und der Verluſt der Schönheit geht uns Mädchen an den Hals. Und wie innig iſt die Schönheit mit dem Hals verbunden. Wer umhalſt uns denn, wenn wir nicht mehr ſchön ſind? Wiſſen Sie denn nicht, daß jedes Mädchen, das den Alpenkönig erblickt, in dem Augenblick um 40 Jahre älter wird? Ja, ſeh'n Sie mich nur an, keine Minute wird herabgehandelt; 40 Jahre, — und unſere jetzigen noch dazu, das wird eine ſchöne Rechnung machen! Stellen Sie ſich die Folgen einer ſolchen entſetzlichen Verwandlung vor! Was würde Ihr geliebter Maler dazu ſagen, wenn er in Ihnen ſtatt einer Frühlingslandſchaft — eine ehrwürdige Wintergegend aus der niederländiſchen Schule erblickte? Was würden meine Anbeter dazu ſagen, wenn der Anblick dieſes Ungethüms meine Wangen in Falten legte, wie eine 100jährige Pergamentrolle.

Malchen. Wer hat dir ſolche Märchen aufgebunden? Beinahe könnte ich ſelbſt in Angſt gerathen. Es gibt gar keinen Alpenkönig.

Lieschen. Nun gut, bald werde ich Sie wie meine Großmutter verehren. Folgen Sie mir oder ich laufe allein davon.

Malchen. So bleib nur. Mein Auguſt wird bald hier ſein, die Sonne ſteht ſchon hoch. — Wie der Wind meine Locken verſtört hat! Hilf ſie mir ordnen.

Lieschen. Das fehlt noch!

Malchen. So! (ſetzt ſich auf den Baumſtamm und öffnet ihre Locken, Lieschen hilft). Ich muß mich doch ein wenig putzen, er kommt aus Italien, und die Frauenzimmer ſollen dort ſehr ſchön ſein.

Lieschen. Hm! Ich kenne in der Welt nur . . . ein ſchönes Frauenzimmer. Sie werden mich verſtehen.

Malchen (bezieht es auf ſich). Du biſt zu galant, Mädchen.

Lieschen (bei Seite). Sie glaubt: ich meine *ſie*; wie man nur ſo eitel ſein kann! —

Malchen. So, Lieschen, jetzt ſind die Locken bald geordnet. Du ſiehſt, der Alpenkönig thut uns nichts.

Lieschen. Ach, um's Himmels willen, nennen Sie doch den abſcheulichen Namen nicht (erſchrickt). Es rauſcht etwas im Gebüſche. Er iſt's! er iſt's! — (Ein Auerhahn fliegt aus dem Gebüſch auf, ſie ſchreit). Ach, der Alpenkönig! (läuft fort).

Malchen (nachrufend). Lieschen! Lieschen! Was ſchreiſt du denn? Es iſt ja nur ein Vogel. Die Alberne läuft ſicher nach Hauſe. Lieschen, ſo hör doch! Da hat ſie mir die Locken vollends verdorben. Wenn jetzt Auguſt käme und mich ſo erblickte! (beſinnt ſich.) Aber pfui Malchen! was iſt das für eine Eitelkeit! Auguſt wird dich doch nicht deiner Locken wegen lieben (ärgerlich). Aber warum heißen ſie Locken, wenn ſie nicht beſtimmt wären, die Männer anzulocken? (ſieht in die Scene). Ach, dort eilt jemand den Hügel herauf. Wenn er es wäre!

Scene 5.

(Auguſt im einfachen Reiſeanzug, eine Mappe unter dem Arme. Malchen. Aſtragalus. Der Alpenkönig).

Malchen. Auguſt, lieber Auguſt!

Aſtragalus (blaſend). Heiſa he! da gehts ja luſtig zu im Alpenthale.

Auguſt. Gutes Malchen! Wie glücklich fühl' ich mich, dich wieder zu ſehen. Nichts ſoll uns nun trennen als der Tod.

Malchen. Und mein *Vater*, Auguſt, der iſt faſt fürchterlicher als der Tod.

Auguſt. Sorge nicht, Malchen! Wenn er die Fortſchritte meiner Kunſt erfahren wird, wenn er ſich von der Beſtändigkeit meiner Liebe überzeugt, ſo kann uns ſeine Einwilligung nicht entgehen. Ich will noch heute zu ihm.

Malchen. Ach, das iſt vergebens. Mein Vater ſpricht Niemand außer ſeiner Familie, nur ſelten die Dienerſchaft; er iſt zum Menſchenfeind geworden.

Auguſt. Unmöglich, und du rühmteſt doch oft ſein Herz, ſeine Rechtlichkeit.

Malchen. Er beſitzt beides. Doch du weißt, daß mein Vater, als er noch in der Stadt den ausgebreiteten Buchhandel hatte, um große Summen betrogen wurde. Undank und Niederträchtigkeit brachten ihn zu dem Entſchluß, ſein Geſchäft aufzugeben, die Stadt zu fliehen und ſich auf dieſem ſeinem Landſitz vor der Zudringlichkeit der Menſchen zu verbergen. Hier lieſ't er nun unaufhörlich philoſophiſche Bücher, die ihm den Kopf noch mehr verwirren. Sein Mißtrauen hat keine Gränzen. Er fährt gegen Jeden auf, verlangt die gleichgültigſten Dinge mit einer Art von Wuth. Niemand, ſelbſt die Mutter nicht, kann um ihn weilen, alles flieht und fürchtet ihn, und darum hat er jeden im Verdacht der Untreue. Sein Menſchenhaß ſteigt mit jedem Tage, und wir fürchten für ſein Leben. *Deinen* Namen dürfen wir *gar* nicht ausſprechen; er weiß, daß die Mutter meine Liebe billiget, und haßt ſie darum unverſöhnlich.

Auguſt. O, grauſames Schickſal, warum vernichteſt du all meine glücklichen Träume wieder!. Alſo kann ich dich nie beſitzen, Malchen?

Malchen. Wenn ich nur ein *Mittel* wüßte, dich zu erringen. Ach! Wäre ich frei, wie jener Vogel, der ſich ſo fröhlich in der blauen Luft dort wiegt, ich zöge mit dir durch die ganze Welt. Glückliches, beneidenswerthes Thier, wer kann dir deine Freiheit rauben?

Aſtragalus (ſchießt den Vogel aus der Luft, man ſieht ihn aber nicht fallen).

Malchen (erſchrickt). Ach!

Aſtragalus (immer im rauhen Tone). Des Schützen Blei, weil du die Frage ſtellſt.

Malchen (blickt hinauf). O Auguſt, ſieh!

Auguſt. Wer biſt du, grauer Wandersmann? —

Aſtragalus. Den Alpenkönig nennt man mich.

Malchen. Der Alpenkönig! Wehe mir! (ſinkt ohnmächtig in Auguſt's Arme).

Auguſt. Was iſt dir, Malchen? Hülfe! Hülfe! Steht ihr bei.

Aſtragalus (lachend). Es dürfen wohl ſelbſt Steine ſich erbarmen. Hab' Mitleid, Fels, und öffne ſchnell dein Herz (ſtößt mit dem Kolben des Gewehres auf den Fels; der Fels öffnet ſich, man ſieht einen kleinen Waſſerfall, der über Roſen ſprudelt, an dem zwei Genien lauſchen; ſie fangen mit goldenen Muſcheln Waſſer aus der Quelle und beſprengen Malchen damit). Erwache Thörin, die ſich Flügel wünſcht, und ſo die Erde höhnt.

Auguſt. Sie ſchlägt die Augen auf. Wie iſt dir Malchen?

Malchen. Ach! ich habe den Alpenkönig erblickt, jetzt bin ich gewiß um 40 Jahre älter geworden. Erkennſt du mich noch, Auguſt?

Auguſt. Träumſt du? Was haſt du?

Malchen. Falten habe ich, lieber Auguſt, viele tauſend Falten, ich muß entſetzlich ausſehen, ſieh mich nur nicht an.

Auguſt. Was fällt dir ein! du biſt ſo ſchön, als du immer warſt.

Malchen. Schön wäre ich? Gewiß? Und hätte keine Falten? Nein, eine ſolche Angſt habe ich in meinem Leben noch nicht ausgeſtanden.

Auguſt. Und warum?

Malchen. Nun, Lieschen ſagte mir: ein Mädchen, das den Alpenkönig erblickt, würde um 40 Jahre älter werden.

Aſtragalus (tritt vor). So ſagte ſie?

Malchen. Ach, da iſt er ſchon wieder (verhüllt ſich das Geſicht).

Aſtragalus. Seid ohne Furcht und horcht, was Alpenkönig ſpricht:

Schon zweimal ſah ich eurer Herzen Brand
Wie Morgenroth auf Lilienſchnee erglühen,
Und Thränen, edler Sehnſucht nur verwandt,
Leidkündend über eure Wangen ziehen,
Und weil mich das ſo inniglich erfreut,
Daß ihr ſo ſeltſam treu noch denkt,
Hab' ich euch meine Fürſtengunſt geweiht
Und eure Lieb' mit meinem Schutz beſchenkt. —
(Zu Malchen.)
Ich weiß um deines Vaters Menſchenhaß,
Hab' ihn belauſcht, wenn er den Wald durchrannte
Mit Ebersgrimm, auf Bergesgipfeln ſaß
Und ſeinen Fluch nach allen Winden ſandte.
Doch laßt darum den treuen Muth nicht ſinken,
Erkennen wird mit ſeinem Wahnſinn rechten,
Die Sterne werden bald zur Brautnacht winken,
Und Alpenkönig wird den Kranz dir flechten (ab).

Scene 6.

(Auguſt. Malchen).

Malchen. Haſt du gehört, Auguſt? Iſt's ein Traum? Wir ſollen glücklich werden.

Auguſt. Wir wollen ſeinem Worte glauben, und obwohl ich ſein Daſein für ein Märchen hielt, muß ich es für wahr halten, wenn ich nicht ungerecht gegen meine Sinne handeln will.

Malchen. Komm, wir wollen meiner Mutter alles erzählen. Laß uns vertrauen auf den Alpenkönig, er ſcheint nicht böſe zu ſein, ich habe ihm auch dreiſt in's Auge geblickt, und es hat mir nichts geſchadet, nicht wahr, lieber Auguſt? Ich bin um gar nichts älter geworden?

Auguſt. Mein liebes Malchen, ſeit ich dich wieder ſehe, kaum um eine Stunde.

Malchen. Um eine Stunde nur? (ihm ſanft in's Auge blickend). Nun, eine Stunde kann ich ſchon verſchmerzen; und es war eine glückliche, denn ich habe ſie mit dir verlebt. (Beide Arm in Arm ab.)

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Carlsruhe**, 1. Octbr. — Die ſeit dem fünfzehnten Auguſt d. J. dahier erſcheinende „Allgemeine Staatszeitung" fängt an, die vielen Erwartungen, die ihretwegen rege gemacht wurden, nach und nach auf erfreulichſte Weiſe zu erfüllen. In einer Zeit, wo jährlich ein Dutzend neuer politiſcher Blätter auftauchen, um ſo plötzlich, wie dies geſchehen, wieder unterzugehen, that es Noth, daß ein Verein gelehrter, in mehrfacher Beziehung ausgezeichneter oder verdienter Männer zu einem gemeinſamen Zwecke ſich verbanden, um inmitten dieſer journaliſtiſchen Leere ein Gebäude aufzurichten, zu deſſen Ausführung aus jedem Gebiete der Wiſſenſchaft, der Kritik ꝛc. die Grundſteine herbeigeholt wurden. Schon hat uns die „Allgemeine Staatszeitung" eine Reihe ausgezeichneter, ſowohl ſtaats- und völkerrechtlicher, als ſcientifiſch-kritiſcher Aufſätze geliefert, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit verdienen; und Männer, wie Dr. **Klüber** in München, **Ernſt Münch**, **Mittermaier**, **A. Müller**, **v. Rotteck** u. a., welche hauptſächlich das Blatt leiten, bürgen dafür, daß dieſes Inſtitut auch in der Zukunft ſtets nur Ausgezeichnetes liefern und immer mehr und mehr ſich vervollkommnen werde. Auf der andern Seite erfahren wir auch, daß es in mehr als einer Hinſicht ein offizielles Organ für deutſche Angelegenheiten iſt.

— „**Semilaſſo in Afrika**" hat nun vom 2ten bis zum 5ten Theile die Preſſe verlaſſen und iſt bereits in den Buchhandel gegangen. Der 1ſte Theil, der minder ſpannend iſt als ſeine Nachläufer, wurde noch zurückbehalten, damit er dieſen nicht ihr Schickſal verderbe. Uebrigens iſt das Werk von vielem Intereſſe und auch correcter und fließender geſchrieben, als die erſten Bände des „Semilaſſo."

— Die „Denkwürdigkeiten aus dem Orient," vom Ritter **Prokeſch von Oſten**, woraus die Carlsruher „Allgemeine Staatszeitung" einige intereſſante Proben geliefert hat, erſcheinen, in drei ſtarken Octavbänden, noch dieſes Jahr in der Hallberger'ſchen Verlagshandlung in Stuttgart. —

⁂ **Der zweite hiſtoriſche Congreß**, den das hiſt. Inſtitut zuſammenberufen, hat ſeine Sitzungen am 15. v. M. im Stadthaus zu Paris eröffnet. Die ausführlichen Berichte über die Verhandlungen des vorjährigen Congreſſes ſind eben in zwei Bänden (bei Leclaire, dem Buchhändler der Geſellſchaft, rue Hautefeuille Nro. 140) erſchienen. —

⁂ **Pentateuch auf Leder.** — Der Catholic Herald berichtet, daß jetzt in den vereinigten Staaten Nordamerika's ein ſehr merkwürdiger Pentateuch ſich befindet, welcher in zwei Bände getheilt, deren jeder 2 Fuß breit und 60 Fuß lang iſt. Da er auf eigentliches Leder geſchrieben, ſo ſcheint er noch über die Zeit hinauszureichen, ſeit welcher man ſich des Pergaments bediente. Eine durch die Bonapartiſchen Kriege verarmte jüdiſche Familie mußte die koſtbare Handſchrift in Holland verſetzen, von wo, da ſie nicht ausgelöſ't werden konnte, ſie an einen nordamerikaniſchen Bibliophilen verkauft wurde. —

⁂ **Antoine Laurent de Juſſieu**, einer der größten und berühmteſten Botaniker des vorigen Jahrhunderts, iſt am 18. vor. Mon. zu Paris geſtorben. Er war am 12. April 1748 zu Lyon geboren und ſeit 1773 Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, deren vorletzter Sitzung er noch beigewohnt hatte. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 238. 1836.

Phönix.

Freitag, 7. October.

Gedichte von Victor Hugo.

(Dämmerungsgeſänge.)

Ueberſetzt von

Ferdinand Freiligrath.

IV.

Weil lechzend meine Lipp' an deinem Kelch geſogen,
Weil meine bleiche Stirn in deinen Händen lag;
Weil deines Odems Duft mein Odem eingeſogen,
Weil ich an meiner Bruſt gefühlt der deinen Schlag;

Weil mir's gegeben ward, daß du mich ſagen hörteſt
Die Worte, die das Herz ausſpricht mit heil'gem Fleh'n;
Weil, Aug' in Aug', und Mund auf Mund, du mir gewährteſt,
Froh lächeln dich zu ſeh'n, und weinen dich zu ſeh'n;

Weil auf mein lockig Haupt, das, ach! nur ſelten helle,
Ein Strahl fiel deines Sterns mit wunderbarem Glanz;
Und weil ich fallen ſah in meines Lebens Welle
Ein prangend Roſenblatt aus deiner Tage Kranz;

So kann ich ſagen jetzt: — Vorüber, flücht'ge Jahre!
All' eure Blumen ſchon ſind welk! ich bin ein Mann,
Der nimmer älter wird, der eine wunderbare
Blum' in der Seele trägt, die keiner brechen kann!

Streift euer Flügel auch, doch bricht er nicht, der raſche,
Die Schale, deren Born mir ew'ge Labe beut;
Mehr Glut hat meine Seel', als ihr beſitzt Aſche;
Mehr Liebe hat mein Herz, als ihr Vergeſſenheit!

Olivier.

(Fortſetzung.)

Nur Eine hohe Geſtalt drängte ſich aus dem dichteſten Volkshaufen und ſuchte dem faſt wie Gedanken fliegenden Fuhrwerk in die entlegenern Straßen zu folgen, in die es jetzt einbog. Der Mann ſtürzte pfeilſchnell durch mehrere kleine Seitengaſſen, war ſo glücklich, einen Vorſprung zu gewinnen, und wagte den kühnen Verſuch, die wüthenden Thiere aufzuhalten. Als dieſe aber an ihm vorbei ſtürmten, riß er die Prinzeſſin aus dem niedrigen Wagen und aus dem Arm des Prinzen, der mit der andern Hand immer noch heldenmüthig die halb zerriſſenen Zügel ſo feſt hielt, daß die Finger bluteten, aber dadurch doch wohl das Äußerſte verhütete. Der Retter ſtürzte mit der halb ohnmächtigen Prinzeſſin fort, als wolle er ſie niemals wieder laſſen, und trug ſie wohl über hundert Schritte hin auf einen öden, nur wenig erleuchteten Platz; aber ſie ſammelte ihre Geiſter gewaltſam, und der Name: „Felix! Felix!“ tönte faſt ſchreiend von ihren Lippen. Da ſanken die Arme ihres Retters, wie vom Blitz getroffen, von ihr ab, und er ließ ſie, unter eine Statüen-Gruppe, dumpf ſeufzend nieder; ſie aber fuhr empor, zeigte nach der Ferne, wo die weißen Hirſche ſchimmerten, rang die Hände zu ihm auf und rief: „Sie jagen nach dem Waſſer! dort fließt ja die ....! Felix iſt verloren! verloren in dieſem Zuſtande der Erſchöpfung, wenn du ihn nicht retteſt! — Auf! fort! o höre es, Olivier, ich flehe dich an, ich beſchwöre dich: rette ihn! ich ſage es jetzt: geh hin und ſtirb, ich werde um dich weinen!“ Olivier durchzuckte es wie Fieberſchauer. Dieſe, einſt von ihren Lippen heiß erſehnten Worte wehten ihn jetzt an, wie Glut und Eis; aber er ſah in ihr marmorbleiches Geſicht und auf die rührende, faſt vor ihm hingeſunkene Geſtalt, flüſterte wie phantaſirend in ſich hinein: „Die Schöne iſt ſein! ganz ſein!“ raffte ſich zuſammen, maß mit Adlerblick die weite Entfernung bis zum Prinzen, ſchaute dann um ſich, riß in der, indeſſen nachgedrungenen Menge einen ihm zunächſt haltenden Obriſten mit Rieſenkraft vom Pferde, ſchwang ſich hinauf und jagte den Thieren ſo unbändig nach, als läge ihm nichts daran, ob Roß und Reiter auch zu Grunde gingen. Jeden Moment fürchtete man, beide müßten ſtürzen, um ſich nimmer zu erheben, während lautloſe Stille herrſchte, in der man nur den geflügelten Galopp dieſes einzelnen Pferdes vernahm; aber der gefährliche waghalſige Ritt gelang. Der kühne Reiter ſprengte den raſenden Thieren vor, warf ſich ihnen dann mit voller Gewalt entgegen und — ſie ſtanden wie bezaubert. Der Prinz war gerettet. Man kam herbei, das Volk drang herzu, aber Olivier wandte nach der That augenblicklich das Roß und flog unter dem Zujauchzen der Menge den Weg zurück, bis er bei der Prinzeſſin ankam, die faſt eben ſo bleich, wie die Statüe, an der ſie lehnte, ihm entgegen ſtarrte, obgleich der ihm begleitende Volksjubel Gutes vermuthen ließ. Hier warf er ſich oder ſank vielmehr vom Pferde ihr zu Füßen, flüſterte mit letzter Anſtrengung zu ihr auf: „Ich habe ihn gerettet,“ und wankte halb knieend zurück an eine Bildſäule, während die Farben des Lebens plötzlich von ihm wichen. „Er ſtirbt, er ſtirbt! ſeht, er ſtirbt!“ murmelte die Menge. Prinzeſſin Antonie beugte ſich eben mitleidig nach ihm hin, als dieſe ſich theilte, und Prinz Felix da ſtand. Er ſtarrte die befremdliche Gruppe mit dem Ausdruck unangenehmer Überraſchung einen Augenblick an, ehe Antonie ihn gewahrte; als ſie ihn aber erblickte und eine freudige Bewegung nach ihm hin machte, während ihre Lippen unbewußt flüſterten: „Er ſtirbt, ſtirbt!“ — da raunte er ihr leiſe aber ſtrenge zu: „Um Gotteswillen, keine Scene hier!“ nahm mit Förmlichkeit ihren Arm, riß ſie aber mehr mit ſich fort, als daß er ſie führte, und dankte dem Himmel, als in dieſem Moment einige Wagen des Hofes nahten. Die Stimmen des herzoglichen Paares wurden unter Weinen laut, und Bertha ſtieg weinend aus, die gerettete Freundin zu begrüßen, Prinz Felix, aber hielt den Fragen und Glückwünſchen nicht lange ſtand, ſondern verſchwand gleich wieder unter der Menge. Er eilte an die kaum verlaſſene Stelle zurück, wo er ſeinen Retter vom gaffenden Volk umdrängt, als Folge der übermäßigen Anſtrengung, immer noch bewußtlos hingeſunken fand. Der Prinz betrachtete ihn theilnehmend und befahl, ihm die Montirung aufzumachen. Es geſchah, und zur höchſten Überraſchung des Prinzen kam ein Bild auf ſeiner Bruſt zum Vorſchein, von einer koſtbaren Perlenſchnur in einem weiten Kranz umgeben. Der Prinz beugte ſich einen Augenblick näher und erſtarrte; er erkannte das Bild der Prinzeſſin, erkannte die Perlen, die ſie noch vor Kurzem trug. In dieſem Moment ſchlug Olivier matt die Augen auf, und blickte in das über ihm gebeugte wuthfunkelnde Antlitz des Prinzen, — mechaniſch zuckte ſeine Hand nach den geheimen Schätzen ſeines Buſens; als er ſie fühlte, ſchloß er ſie beruhigt wieder. Der Prinz herrſchte dem neugierigen Volke ein gebieteriſches: „Zurück!“ entgegen, riß ſein Tuch hervor, warf es auf Oliviers Bruſt und entfernte ſich unter dem Zujauchzen des Volks mit ſeinem erſchienenen Gefolge, nachdem ein herzugetretener Wundarzt ihm verſichert hatte, der Halbohnmächtige werde ſogleich völlig zu ſich kommen. Als dies auch wirklich geſchah und Olivier die Augen aufſchlug, ſich langſam aufrichtete und mit verwunderten Blicken umher ſchaute, umſtand ihn immer noch die unermüdliche Menge, durch die ſich jetzt mehrere Unterofficiere geſchäftig drängten, um ihn wegen des Vergehens am Obriſten in Arreſt zu nehmen und in ſtrenge Haft zu bringen. Einen Moment ſtarrte er ſie ungewiß an, dann ſchien die Erinnerung der letzten Vergangenheit ihn zu durchzucken, ſo blendend hell, daß er unwillkührlich die Hand an Stirn und Augen legte. Gleich darauf aber trat er mit einem unausſprechlich wehmüthigen, ja bittern Lächeln in die Mitte derer, die ihn begehrten, und ging mit ihnen fort. Das Volk murrte laut und ſchien nicht übel Luſt zu haben, ihn mit Gewalt zu befreien; aber er winkte abwehrend, ſprach beruhigende Worte, indem er meinte, er werde bald wieder frei ſein, um ihnen für die bewieſene Theilnahme zu danken, und ſo ſchritt er einher, mehr wie Jemand, dem durch ſeine Begleitung eine Ehre als eine Schande widerfährt.

Der Prinz fragte bei ſeiner Rückkehr in's Schloß mit verſtörtem Antlitz lebhaft nach dem Befinden der Prinzeſſin, aber zu ihr ging er nicht. Er ſchloß ſich vielmehr ein und ließ Niemanden vor ſich.

Zu ihrem unausſprechlichen Erſtaunen und Schrecken ſahen Antonie und Bertha bei der Helle der Illumination Olivier mit Wache, gefangen, am Schloſſe vorüber führen, nach dem Militargefängniß; aber beide ſahen ein, daß ſich in ſo ſpäter Stunde nichts mehr für ihren Schützling thun ließ. Sie brachten den übrigen Theil der Nacht ruhelos zu. Beide waren viel zu aufgeregt, um ſchlummern zu können, beſonders Bertha.

Auch Prinz Felix verlebte dunkle Stunden; ihn quälten ſchwarze Zweifel über Antonien, die ſein beſſeres Gefühl, ſein Stolz und der Glaube an den ihren nicht überwinden konnten. Ihr Bild und ihr Halsband — geſchenkt oder geſtohlen mußte es ſein; doch Olivier ſchien ihm zu ſtolz zum Stehlen, ſelbſt wenn er es wagen ſollte, ſein Auge aus dem Staube bis zu ihr zu erheben; — aber ſchön iſt dieſes Auge und auch kühn — und Antonie, die edelſtolze Antonie, intereſſirt ſich ſichtlich für das Schickſal dieſes Niedriggebornen, dieſes gemeinen Soldaten, — er hat ein Kleinod von ihr, das ſie ſehr hoch hielt und, o Gott — ihr Bild! und beides trägt er auf dem Herzen, der Verwegene! So dachte der Prinz unter Ausbrüchen tiefer Leidenſchaftlichkeit und Olivier war vielleicht verloren und mußte es ſein, wenn die Dankbarkeit im Rachegefühl des beleidigten Stolzes unterging.

Am andern Morgen fühlte Bertha ſich ſehr angegriffen, aber ſie hielt ſich, wenn auch mit Anſtrengung, aufrecht, um gleich Alles zu erfahren, was etwa vorgehen möchte. Antonie wollte in Olivier's Angelegenheit nichts unternehmen, bis ſie den Prinzen geſprochen, der ja hierin alles vermochte, und den ſie, nach ihrer Meinung, jeden Augenblick erwarten durfte; aber Stunde auf Stunde verging, und er ließ ſich immer noch nicht bei ihr ſehen. Erſt ſpät, als man es nicht mehr hoffte, ließ er um die Erlaubniß bitten, ſie in ihren Zimmern zu beſuchen. „Endlich!“ ſprach Antonie, bang aufathmend, aber mit edlem Muth dieſer, wie ſie wohl fühlte, wichtigen Zuſammenkunft entgegen ſehend. Der Prinz erſchien ungewöhnlich bleich und ernſt, eine ſtolze, aber erkämpfte, Ruhe lag auf ſeinem ganzen Weſen, doch es ſprach deutlich: „Dieſen Frühling berührte ein Sturm,“ und ſcheu wich man in den Vorzimmern vor ihm zurück. Die Flügelthüren rauſchten hinter ihm zu, die

Prinzeſſin empfing ihn allein, und der Kammerherr Alois und Fräulein Bertha blieben im letzten Vorzimmer zurück. Bertha benutzte ihre alte Gewalt über jenen und ſuchte ihn auszuforſchen, ob er nichts von Olivier und deſſen muthmaßlichem Schickſal wiſſe.

„O ſtill!“ flüſterte er, „erwähnen Sie des Verlorenen nicht in dieſen Räumen! Hören Sie es und erſtarren: er hat einen Obriſten vom Pferde geriſſen — mein Gott, dergleichen iſt noch nie dageweſen — erſchoſſen wird er wenigſtens!“

Und Bertha erſtarrte faſt. „Wird er? Sterben ſoll er?“ flüſterte ſie, „weil er dem Prinzen ſowohl, als der Prinzeſſin das Leben rettete?“

„Deßhalb nun grade nicht,“ berichtigte jener, „aber warum benahm er ſich ſo ungeſchickt, ſo verbrecheriſch dabei? Einen hohen Stabsoffizier vom Pferde zu reißen, verdient den Tod, ihm geſchieht nicht mehr, als Recht. Subordination muß ſein! Warum drängte der unbeſcheidene Burſche ſich ſo hervor? Nun hat er's! Bedenken Sie doch nur, Fräulein Bertha! der gemeine Soldat vergriff ſich am vornehmen Stabsoffizier vor allem Volk. —

„Ja,“ ſagte Bertha, „Tauſende des Volks, unter ihnen der höchſte Adel, die Ritter des Reichs, ſtanden, vom Schrecken gelähmt, thatenlos da — nur der niedrige, aber hochherzige Soldat ſtürzte ſich augenblicklich in die Gefahr und ſoll nun mit ſeinem Leben dafür büßen, daß er es ſo unbeſcheiden wagte.“

Sie wandte ſich unmuthig ab, und jener verſuchte vergebens, ein Geſpräch über andere Gegenſtände anzuknüpfen. Wir aber wollen verſuchen, indeſſen einen Blick in Antoniens inneres Gemach zu werfen. Sie that dem Prinzen einige Schritte entgegen, dieſer aber blieb ſtehen und maß ſie mit einem langen düſtern Blick, der ſich jedoch immer mehr aufhellte und zuletzt die vollkommenſte Zuverſicht ausdrückte. Dann ſprach er mehr für ſich als zu ihr: „Ehe ich hier zweifle, will ich lieber glauben, daß ich träumte, glauben, daß meine Augen logen, obgleich ich ihre Kette und ihr Bild deutlich, ach nur zu deutlich erkannte — und ich habe —“

„Haben Sie dem Armen ſein Eigenthum genommen?“ fragte Antonie nur halb verſtehend.

„Ich nehme nichts, was Antonie ſchon verſchenkte,“ erwiederte er und ſeine Haltung wurde unwillkührlich ſtolzer, „und geſchenkt müſſen Sie es ihm doch haben, wie käme er ſonſt zu dem Halsbande und dem Bilde, das in Brillanten ſtrahlte? Ich wollte vorhin nur ſagen,“ ſetzte er mit gepreßter Stimme leiſer hinzu, „ich habe beides auf Olivier's Bruſt geſehen.“

Antonie erröthete und ſenkte den Blick tief und lange zur Erde, während der Prinz ſie in ſchmerzlichſter Erwartung mit funkelnden Augen zu durchbohren ſuchte. So ſtanden ſie ſich in kurzer Pauſe ſchweigend gegenüber, bis Antonie den reinen Blick zu ihm aufhob und feſt auf ihn richtete; — da warf er ſich überwältigt vor ihr nieder und rief:

„Ja, ich glaube an dich, wie an meine Seligkeit, die ohne dich nichts iſt! Alſo nun kein Wort der Rechtfertigung, blos der Aufklärung, daß ich mir von Anfang an nur holen wollte; denn ich muß mir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ich den finſtern Dämon in meinem Buſen beſiegte, ehe der Zauber dieſer Nähe auf mich wirkte, wenn ich auch mit Schmerz geſtehe, daß ich ihn bekämpfen mußte.“

(Fortſetzung folgt.)

Taſchenbücher.

Der Maßſtab, den die deutſche Taſchenbücherliteratur der Kritik in die Hand drückt, erleichtert der letzteren ihr Geſchäft; denn die erſtere ſinkt von Jahr zu Jahr tiefer. Faſt von allen deutſchen Taſchenbüchern ſieht eines dem andern ähnlich, wie aus dem Geſicht geſchnitten, nur daß das eine ein gröberes, das andere ein feineres Kleid an hat. Die Idee, welcher die Taſchenbücher ihren Urſprung verdanken, nämlich, der Zweck, einen Brennpunkt aller reingeiſtigen Richtungen im Leben der Nation darzuſtellen, hat längſt dem kaufmänniſchen Wetteifer in chalkographiſcher und typographiſcher Ausſtellung einerſeits und einer jahrelangen Angewohnung anderſeits das Feld räumen müſſen, und da auf ſolche Art die culturhiſtoriſche Beziehung der Zeit auf den Geiſt fallen gelaſſen wurde, welche wir in allerneueſter Zeit im Journalismus fruchtbringend aufgenommen ſehen, ſo wird die Kritik, welche dabei auf das Relative modiſch-anmuthiger Erſcheinungen angewieſen iſt, hier weniger mit moraliſchem Ernſt, als mit der geiſtigen Tugend der Urbanität zu Werke gehen müſſen und es gern mit Dank anerkennen, wenn ſie produktive Kräfte, welche im Großen zu wirken gewohnt ſind, hie und da ſich auch zur Solidirung des Modiſchen hingeben ſieht.

1) Taſchenbuch, der Liebe und Freundſchaft gewidmet. 1837. Von Dr. Stephan Schütze. Frankfurt a. M. F. Wilmans.

Seit einer Reihe von Jahren hat dies Taſchenbuch einen großen Kreis von Käufern, welche ſich, wenn ſie es als Geſchenk in den Händen holder Frauen nieder legten, in dem Vertrauen nicht betrogen, daß das Wort namhafter deutſcher Belletriſten „ein gutes Ort“ finden würde; zudem hatte Ramberg, der ſeiner Zeit als der erſte, (weil faſt der einzige) Vignettenzeichner renommirt war, und großen Credit genoß, ſtets eine Reihe närriſcher Bilderchen geliefert, an denen man die wiederkehrende Manier tolerirte, und das Burleske gutmüthig hinzunehmen gewohnt war. Ramberg war in dies Taſchenbuch ſo hinein verwachſen, daß man ihn, als er von den Vignetten des Taſchenbuchs f. Liebe u. Freundſchaft abtrat, wirklich als integrirender Theil vermißte und ſich mit deſſen Surrogaten nicht verſöhnen wollte. Der Geſchmack an dem Taſchenbuch f. L. u. F. kam in's Abnehmen. Es mußte eine förmliche Palingeneſie eintreten. Eine ſolche ſcheinen nun Herausgeber und Verleger wirklich beabſichtigt zu haben, indem ſie Beiträge von Ruckert erwarben, die Verbindungen mit Wachsmann, Storch und Bechſtein fortſetzten, und Zeichnungen von einem talentvollen Düſſeldorfer Maler: Sonderland, beigaben.

Der novelliſtiſch-poetiſche Inhalt überwiegt diesmal noch immer die Zeichnungen. Die Novelle: „Die geheime Sendung“ iſt eine der beſten, welche Hr. v. Wachsmann geſchrieben, und charakteriſirt ſich hauptſächlich durch die Geſchicklichkeit, mit welcher der Verfaſſer ſeinen Stoff dem Publikum für Taſchenbücher anzupaſſen verſtand, er hat ihn mit journaliſtiſchem Takt verarbeitet, und übertrifft, was die Behandlung betrifft, ſeine diesjährigen novelliſtiſchen Collegen. Ludwig Storch hat eine Novelle: „Die Feenlinde“ mitgetheilt, worin, trotz der etwas trivialen Manier, in welche Storch zuweilen verfällt, wieder das enorme Talent zum Vorſchein kommt, das ihm angeboren iſt, und von welchem er die größten Erfolge zu erwarten hätte, wenn er der Mode weniger huldigen wollte. Storch hat wahrlich ſo viel urſprünglich Poetiſches in ſich, daß er manche Bettler an Gedanken gänzlich aus dem Felde ſchlagen könnte, wenn er gegen ſich ſelbſt unerbittlich wäre. Die Blumenhagen'ſche Novelle: „Blöde Liebe und kecke Freundſchaft“ iſt ſehr albern. Solche Mißgriffe, — von vollſtändigen Incapacitäten Beiträge anzunehmen, — ſollte der Herausgeber künftig vermeiden. Unter den poetiſchen Beiträgen ſtehen die

Bruchſtücke **Rückert's** oben an. **Bechſtein** hat eine Legende von **Bonifacius** und „Lieder junger Liebe“ gegeben, **Stephan Schütze** die Bildererklärung und ſechs Gedichte in ſeiner bekannten Weiſe.

Die Zeichnungen von **Sonderland** ſind (wie wir aus allerliebſten Gemälden dieſes Künſtlers ſchließen, welche unſern vollen Beifall haben) gewiß charmant; leider haben die Kupferſtecher manche Entſtellung derſelben auf dem Gewiſſen. Uebrigens betrachten wir es als einen glücklichen Wurf, daß der Verleger bei der Wahl des Zeichners grade an Sonderland gerieth.

8) **Rheiniſches Taſchenbuch.** Von Dr. **Adrian.** Frankfurt a. M. 1837. J. D. Sauerländer.

Das Rheiniſche Taſchenbuch hat ſich in ſeinem Aeußern ſehr zum Vortheil gegen die früheren Jahrgänge verändert. Das Format iſt größer und anſtändiger geworden, und demzufolge hat auch der Druck etwas Nobles gegen früher. Was die Stahlſtiche betrifft, ſo begegnen wir hier ſchönen engliſchen, die uns lieber ſind, als überhudelte und ſchlechte deutſche; die Byron'sgallerie, ſeit drei Jahren fortgeſetzt, bringt dießmal drei weibliche Porträts: Zuleika, Gulnaz und Myrrha, alle drei in aller jener Eleganz, welche die engliſche Manier charakteriſirt und welche wir nicht ſelten auf Koſten der Zeichnung bewundern, jener Eleganz, welche Phyſiognomie und Beiwerk verſchwenderiſch bedenkt, während die wichtigen Verhältniſſe der Hände ꝛc. öfters vernachläſſigt werden. Die drei andern Stahlſtiche, nach Zeichnungen von Richter, Corbauld und Webſter, — „die Morgenlektion, die Neugierde und der Brief“ ſchließen ſich, was die köſtliche Ausführung betrifft, an die drei Porträts aus der Byron'sgallerie an.

Den Inhalt bilden Erzählungen von **Adrian**, **L. Storch**, **Joh. Schopenhauer**, **Heinrich Künzel**, **Mara L....** und zwei Ungenannten, welche faſt alle Richtungen der deutſchen Novelliſtik darſtellen. **Adrian's** „ſeidener Thomas“ ſteht für die ſtreng hiſtoriſche da in intenſivſter Lokalfärbung, in derſelben ſchlichten und kräftigen Weiſe, wie Irving's Erzählungen von der Eroberung Spanien's. — **Storch's** Novelle: „Die Dämone der Vesper,“ vertritt mit glänzendem Erfolg die blühende poetiſche Fiction mit hiſtoriſchem Hintergrunde, welcher die erſtere ſozuſagen plaſtiſch hebt, und der Rundform ſeine Reflexe zukommen läßt. — „Die engliſche Kriminalgeſchichte,“ von **Johanna Schopenhauer** (der bekannte Prozeß John Smith's), repräſentirt die ſeit Meißner noch immer nicht außer Credit gekommene criminaliſtiſche Richtung, — eine Halb-Anonyme die gutmüthige deutſche Familiennovelle (durch die „goldne Hochzeit“), eine andre Ungenannte das Mährchen (durch das treffliche Phantaſieſtück: „der Nachtfalter und das Sonntagskind“), ein dritter Ungenannter das hiſtoriſche Mährchen (in Hal Mehi Cantimire), und Heinrich **Künzel** vervollſtändigt dieſe Rundſchau durch ein intereſſantes anekdotenartiges Memoirenbruchſtück („die Kartenſchlägerin,“ aus den Erinnerungen einer noch **lebenden** Perſon).

Feuilleton.

⁂ **Zur vierten Säcularfeier der Typographie** hat Herr **Pregel** in München eine Schrift herausgegeben, welche als das erſte Denkmal der Stereotypographie zu betrachten iſt, deren Erfindung bisher mehre Namen anſprachen. In der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München ſind Holzſchnitttafeln vom Jahre 1568, wovon der Text aus ſchon damals in Bayern verfertigten bleiernen Stereotypen beſteht. In des Freiherrn v. **Aretin** „Beiträgen zur Geſchichte und Literatur“ befindet ſich (Januarheft 1804, S. 71) ein Aufſatz, der die Anzeige enthält, daß Philipp Apian bei ſeiner Landtafel oder geographiſchen Karte Stereotypen angewendet habe. Die Platten ſowohl als die Stereotypen-Tafeln ſind im königl. Reichsarchive hinterlegt. Dieſes ſind die bekannteſten erſten Verſuche, den ſpätern, zum größeren Gebrauch berechneten Verſuch mit ganzen Buchſeiten oder Columnen aber, machte mit Anhandnahme des geſchickten Xylographen **Thomas Neuer***) in München Herr **Vincenz v. Pallhauſen** im Jahre 1805. Er benutzte die **erſte** Probe **bayeriſcher** Stereotypie dazu, dem geiſtvollen Johannes Guttenberg in einem Gedichte von 16 Quartſeiten ein Denkmal zu ſetzen. Herr **Pregel** hat nun dieſe Stereotypen benutzt, und durch den Wiederabdruck das Factum ſelbſt zur Stereotype gemacht. Die 16 Quartſeiten des im Jahre 1805 ſtereotypirten Gedichtes erſcheinen nun eingerahmt von theils ſymboliſchen, theils aus alten Initialen zuſammengeſtellten Randzeichnungen.

⁂ **Ein neuer Bund der Treue!** — Bei **Dannbach** in Straßburg iſt ſo eben ein Broſchürchen: „**Ideen über die Heiligkeit der Ehe**, aus dem Nachlaſſe eines jüngſt Verblichenen,“ erſchienen, worin alles Ernſtes zur **Gründung eines Bundes der Treue** aufgefordert wird, deſſen Statuten nach dem Muſter des heimlichen Gerichts entworfen ſind; mit einem **Großmeiſter**, einem **Meiſter vom Stuhl**, mit **Schöffen** und **Warnern** ꝛc. Die Pflicht des Bundes wäre: „Vergehen gegen die Gebote der Ehe zu rügen“ (durch Annageln von Drohbriefen an die — **Hausthüren** anrüchiger Gatten!), **die** zu lohnen, welche den chriſtlichen Satzungen gemäß leben, und edle Gattenliebe gebührend zu ehren (wie in Bayern die treuen Dienſtboten).“ Die Wirkſamkeit des Treue-Bundes ſolle ſich auch bis auf's Grab erſtrecken; auf den Gräbern **treuer** Gatten ſollen von demſelben Cypreſſenkränze niedergelegt werden, Diſtelkränze die von ehebrecheriſchen Individuen ſchänden, ꝛc. ꝛc.

⁂ **Eine Denunciation.** — In einer Menge deutſcher Blätter ſteht ſeit einiger Zeit eine ächt zelotiſche Warnung vor der Richtung des deutſchen Romans, „welcher ſich jetzt den unſauberſten Geiſtern auf Gnade und Ungnade ergeben habe; ſelbſt einige geachtete Buchhandlungen ließen ſolche volkverführende Unterhaltungslektüre vom Stapel laufen.“ — Namen der Verfaſſer und der Verleger werden dabei nicht genannt. — Was ſoll dieſe Miſerabilität, die ſich auf keine beſtimmte Angabe einläßt? Zerrt das Schlechte immerhin an Namen herbei, aber tödtet die Empfänglichkeit des Volkes nicht durch eine allgemeine Verdächtigung. Im Namen der Ehre der deutſchen Literatur! wagt's nicht, ſie zu beſudeln, indem ihr die Schmutzflecken auf ihrem Purpur auf ihre edle und jungfräuliche Geſtalt ſelbſt hinaufflügt!

⁂ Das **Schorn**'ſche Kunſtblatt berichtet aus Rom, daß **Overbeck** jetzt mit Vollendung eines großen Bildes für das Städel'ſche Inſtitut in Frankfurt, „der Darſtellung einer Schule der Künſtler,“ beſchäftigt iſt, auf welchem er eine Verſammlung der größten Meiſter der bildenden Kunſt, welche zugleich die verſchiednen Schulen repräſentiren, von den früheren Jahrhunderten bis auf Raphael, in verſchiedenen Gruppen zur Anſchauung bringt. Nach Vollendung dieſer Arbeit werde Overbeck ein Altarbild für den Cölner Dom beginnen.

⁂ Die einſichtsvolle Behörde Leipzig's hat es für zweckmäßig erachtet, dem vielfach verdienten und thätigen Direktor, Herrn **Ringelhard**, die Entrepriſe des Stadttheaters auf eine neue Reihe von Jahren zu überlaſſen. — Dies zur Berichtigung zweier früher im **Phönix** enthaltener, dieſen Gegenſtand betreffender Notizen.

⁂ Das von **J. Drake** verfertigte eherne Standbild **Juſtus Möſer's** in Osnabrück wurde am 12. September feierlich enthüllt.

⁂ Am 23. Sept. ſtarb zu Mancheſter Mad. **Malibran.**

---

*) Der Vater des geſchickten H. **Neuer**, deſſen xylographiſche Leiſtungen mit denen eines Gubitz wetteifern. Von dem jüngeren Neuer ſind u. a. die meiſterhaften Holzſchnitte zu Duller's „**Freund Hain**“ (Stuttgart, Hallberger), nach Zeichnungen von Moritz v. **Schwind.**

Nro 239. 1836.

Phönix.

Samſtag, 8. October.

Vierzehnte Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte zu Jena. *)

Als im Jahr 1822 eine Anzahl deutſcher Naturforſcher und Ärzte am 18. September zu Leipzig zuſammentrat und ſich als Geſellſchaft conſtituirte, die jährlich an demſelben Tage ſich zu verſammeln beſchloß, ſprachen ſie als Hauptzweck der Zuſammenkunft aus: „Daß ſie den Naturforſchern und Ärzten Deutſchland's Gelegenheit bieten ſollte, ſich perſönlich kennen zu lernen.“ Und ſchon iſt der unſcheinbare Keim zu einem herrlichen Baume aufgewachſen, der ſeinen Samen in die gebildeten Nachbarländer ausgeſtreut hat, und deſſen hohe Bedeutſamkeit für die Gegenwart der Geheime-Rath Dr. Kieſer in der bereits mitgetheilten Eröffnungsrede der diesjährigen Verſammlung zu entwikkeln verſucht hat. Noch indeß läßt ſich nur dunkel ahnen, welcher großen Dinge Vorbereitung dieſe Anfänge ſein mögen, zu welchem ſtolzen Tempel die Grundſteine in dieſen freien Gemeinden gelegt ſind! Wäre es aber nicht vielleicht auch bald Zeit, daß die Philoſophen und beſonders die Theologen und — die Kritiker Deutſchland's ſolche Zuſammenkünfte veranſtalteten, „um ſich perſönlich kennen zu lernen,“ und hierdurch vor Allem manchem Hader vorzubeugen, den aufzurechten die Federn den Dienſt verſagen würden, wenn die Schreibenden ſich einander in das Auge geſehen, wenn ſie ſich als verſchieden begabte Arbeiter an einem und demſelben großen Werke erkannt hätten? Im Mittelalter verbanden ſich die friedliebenden Bürger gegen die Raubritter zur Hanſe; wäre nicht auch eine deutſche Hanſe an der Zeit gegen ein die Literatur bedrohendes Fauſtrecht? — Dieſe Fragen und Wünſche für die Zukunft an's Herz unſeren Zeitgenoſſen legend, wenden wir uns zurück zu der Verſammlung, die uns die Veranlaſſung zu derſelben geboten.

Am 17. vorigen Monats eröffnete ſie ihre Sitzungen. Für die Sektionen waren gewählt: für Phyſik Geheimer-Rath **Muncke**, für phyſikal. Chemie Hofrath **Döbereiner**, für Geognoſie, Geographie und Mineralogie **Graf Münſter**, für Pharmacie Geheimer-Rath **Trommsdorf**, für Botanik **Graf von Sternberg**, für Anatomie, Phyſiologie und Zoologie Geheimer-Rath **Lichtenſtein**, für Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe **Freiherr von Türkheim** und für Technologie und Agronomie Profeſſor **Schweizer**. Später wurde noch eine beſondere **entomologiſche** Sektion gebildet, in welcher Dr. **Hammerſchmidt** aus Wien den Vorſitz erhielt. Im Ganzen hatten ſich 353 Mitglieder, *) und außerdem über 150 Fremde eingefunden.

Aus dem von Fromann unter Direktion der Geſchäftsführer herausgegebenen **Tagblatt** derſelben werden wir,

---

*) Man vergleiche die in jeder Beziehung ausgezeichnete Rede des Herrn Geh. Hofraths Dr. **Kieſer**, deren Mittheilung uns durch die Güte des Herrn Verfaſſers und die gefällige Vermittlung eines ſchätzenswerthen Freundes möglich wurde, und welche wir, um ſie bei gehäuftem Material nicht zu lange vorzuenthalten, in der literariſchen Beilage Nro. 6 (zu Nro. 239 des Phönix) dem nachſtehenden Aufſatze vorausſchicken. D. Red.

*) Die Statuten von 1822 hatten feſtgeſetzt, „**jeder** Schriftſteller im naturwiſſenſchaftl. und ärztl. Fache werde als (ſtimmfähiges) Mitglied betrachtet;“ doch werde, wer **nur** eine Inaugural-Diſſertation verfaßt, nicht als Schriftſteller angeſehen. Die Jenaer Geſchäftsführer gaben dieſen Beſtimmungen die Deutung, als Schriftſteller könne nur gelten, wer **ein Buch** geſchrieben. Da dieſe Deutung ſich aber in jeder Beziehung als **unhaltbar** erwies, wurde ſie demnächſt ſtillſchweigend zurückgenommen. —

was von allgemeinerem Belange iſt, zur Überſicht im Nachfolgenden mittheilen.

In der erſten Sitzung hielt Dr. Mädler einen Vortrag „über den Naturbau des Mondes und die von ihm und Dr. Beer herausgegebene Mondkarte,“ wobei dieſe eben vollendete Karte vorgezeigt wurde. Herr M. ſetzte die Verſchiedenheiten in dem Typus der Mondsformationen von denen unſerer Erde auseinander, und machte auf die Anlage der Ringgebirge und die wahrſcheinliche Entſtehung derſelben durch nichtvulkaniſche Gaseruptionen aufmerkſam. Auch hob er die Geſetzmäßigkeit in der Anordnung der größeren und kleineren Kraterreihen hervor und erörterte die Grundloſigkeit der Meinung, welche Waſſerbehälter irgend einer Art auf dem Monde annimmt. —

Profeſſor Göppert aus Breslau theilte die Reſultate ſeiner Verſuche über den Verſteinerungsprozeß mit, indem er durch vorgelegte Präparate bewies, daß es ihm gelungen, vegetabiliſche und thieriſche Körper durch Imprägnation mit Metall-, und andern, vorzüglich kohlenſauren Salzen, und nachherige allmähliche Verbrennung derſelben, in einen den natürlichen Verſteinerungen höchſt ähnlichen Zuſtand zu verſetzen. Hierbei ſtellte er die Meinung auf, daß der größere Reichthum an Kali bei den krautartigen Pflanzen und an Fett bei den höheren Thieren das Nichtvorkommen von Verſteinerungen derſelben bedinge. — Hofrath Oſann verbreitete ſich über das periodiſche Steigen und Fallen der Salzquellen zu Kiſſingen, welches in 24 Stunden 10mal in regelmäßigen Zwiſchenräumen ſich wiederholt. Er leitete daſſelbe von dem von unten wirkenden Druck und dem allmählichen Entweichen der freien Kohlenſäure ab. — In der botan. Sektion ſprach am folgenden Tage Profeſſor Göppert über die Wärme-Entwicklung innerhalb der Blüthenſtaude von Arum Dracunculus, und bemerkte, daß dieſelbe ſich vorzüglich an der Stelle der Staubbeutelträger zeige.

Die zweite allgemeine Sitzung eröffnete ein Vortrag des Dr. Grob über die Nothwendigkeit, die Agronomie und Technologie mit den geſammten Naturwiſſenſchaften innig zu verbinden und über die Organiſation eines landwirthſchaftlichen Inſtituts durch ganz Deutſchland. Zwei Vortrage waren arteſiſchen Brunnen gewidmet; zum Schluſſe las Profeſſor Ehrenberg „über Infuſorien — als Felsmaſſen.“ —

In der am 21. September verſammelten phyſikaliſch-chemiſchen Sektion las u. a. Hofrath Döbereiner eine ihm zugeſendete Notiz vor, betreffend „die von Übertreibung nicht freizuſprechenden Entdeckungen des Herrn Croß über den Einfluß der Elektrizität auf Bildung von Kryſtallen,“ welche der Letztere in der diesjährigen Verſammlung der engliſchen Naturforſcher zu Briſtol zur Sprache gebracht. In der entomol. Sektion ſprach Hofrath Germar über die vorweltlichen Inſekten des Jurakalkſteines und der Braunkohle.

Nach Eröffnung der dritten allgemeinen Sitzung wurde u. a. eine Zuſchrift der „brittiſchen Geſellſchaft zur Förderung der Wiſſenſchaft“ verleſen, worin dieſelbe den nunmehr gedruckten Bericht über ihre im vorigen Jahre zu Dublin gehaltene Verſammlung präſentirt. Nachdem dann Prag zur Zuſammenkunft im nächſten Jahre gewählt worden, hielt Freih. A. v. Humboldt einen Vortrag „über die Verſchiedenartigkeit des Naturgenuſſes und die wiſſenſchaftliche Entwicklung der Weltgeſetze,“ — auf welchen wir zurückkommen werden, wenn der amtliche Bericht über die diesjährige Verſammlung, worin derſelbe mitgetheilt werden ſoll, erſchienen. Von Littrow ſprach u. a. über das Bedürfniß eines allgemeinen gleichmäßigen Maaßes und Gewichtes in Deutſchland. Dr. Röſer begrüßte die Verſammlung im Namen der naturforſchenden Geſellſchaft der joniſchen Inſeln welche faſt alle Ärzte des Orients zu ihren Mitgliedern zählt, — und theilte einige Bemerkungen über die in antiken Sarkophagen gefundenen Knochen mit. Hierauf machte Dr. Schmidt in einer vorgeleſenen Abhandlung es wahrſcheinlich, daß ſich die alten Deutſchen weniger durch Größe, welche 5 Fuß, wie viele neuere Meſſungen beweiſen, wenig überſchritt, als durch Körperſtärke auszeichneten.

Den Schluß machten ein Vortrag von Hfr. Reichenbach: „über die natürlichen Familien des Pflanzenreichs und die Entwickelung der Pflanze überhaupt,“ und einige Bemerkungen des Paſt. Brehm „über das Betragen der männlichen Raubvögel gegen ihr brütendes Weibchen und die Jungen.“ —

In der phyſikaliſchen Sektion war ein Aufſatz des Profeſſors Gensler mitgetheilt worden: „über Anwendung der elektriſchen Kraft auf Maſchinen;“ es ergab ſich, daß der darin beſchriebene elektriſche Apparat von derſelben Art iſt, wie das von Dr. Neeff (von Frankfurt a. M.) erfundene Blitzrad (das Tagblatt nennt es einen Blitzer), und man kam allgemein darin überein, daß letzteres den Vorzug verdiene. In der Abendſitzung derſelben Sektion ſprach Weber über den menſchlichen Gang und Dr. Neeff über ſeinen, die atmoſphäriſche Elektricität meſſenden Multiplicator und über das Weſen der galvaniſchen Zuckung. —

Der 24. September war den Feſten gewidmet, zu welchen die Huld des Großherzogs von Weimar die Verſammlung der Naturforſcher und alle Ehrengäſte derſelben nach Belvedere und Weimar eingeladen hatte. Bei dem am erſteren Orte gehaltenen Feſtmahle geruhte S. k. Hoheit einen Toaſt auszubringen auf das Wohl ſämmtlicher anweſenden Gäſte, „die hier um ſich vereint zu ſehen, Ihm zu inniger Freude gereiche.“

(Schluß folgt.)

Olivier.

(Fortſetzung.)

„Sie ſind noch Felix, und ich bin noch Antonie,“ ſprach dieſe mit anmuthiger Würde, indem ſie ihn aufhob und mit dem ſeeligſten Gefühl an ſeinem Herzen ruhte, an das er ſie ſtürmiſch riß. „Weiter hätte ich Ihnen eigentlich nichts zu ſagen,“ flüſterte ſie, „weil Sie aber ſo feſt an mich glauben, will ich Ihnen die Sache möglichſt aufzuklären ſuchen, ſo weit ich es nehmlich vermag — ja, jede Regung meiner Seele will ich Ihrem Auge offenbaren; denn in dieſer Stunde vertraue ich Ihnen ganz! — So hören Sie es denn — das Ungeheure! ich darf es ſagen: Wäre jener

Olivier, jener im Staube Geborene, von edler Abkunſt und hätte ich ihn früher gekannt —, ich würde ihn vielleicht geliebt haben —, mein Herz neigt ſich dieſem armen unglücklichen aber ungewöhnlichen Menſchen, über den ein finſteres Geheimniß zu ſchweben ſcheint, wohlwollend zu. — Die Kette ſchenkte ich ihm in einem Augenblick der Begeiſterung, als er in ſeinem Stande unerhörter Weiſe für einen geleiſteten Dienſt Geld verſchmähte und — weil ich ihn gern fürſtlich belohnen wollte. Von einem Bilde weiß ich nichts.“

Der Prinz nahm alles gut, ja mit ſichtlicher Bewegung auf; als ſie jedoch den Moment benutzen wollte und für Olivier bat, verfinſterte ſich ſein Antlitz wieder. Da ſie das ſah, erwähnte ſie nur noch das gefundene Papier und gab es ihm. Er kam jedoch nicht dazu, es zu leſen, ſondern ſteckte es ein, weil man eben meldete, der Hof ſei verſammelt, um ſeine Theilnahme zu bezeigen und beide würden erwartet. Der Prinz entfernte ſich eilig und ſagte ihr nur noch, daß er gleich nach der Audienz eine kleine Reiſe in Militairgeſchäften nach . . . antreten und vorher noch einen Augenblick zum Herzog müſſe. Der Abſchied war kurz aber zärtlich, und das gute Vernehmen zwiſchen beiden völlig hergeſtellt.

Antonie wollte ſich ſogleich in den Audienzſaal begeben, aber Bertha hielt ſie mit der Frage auf: „ob Olivier frei ſei?“

„Noch nicht,“ ſagte die Prinzeſſin.

„Nicht! Nicht! O mein Gott,“ rief Bertha, „ſo haſt du den Prinzen nicht für ihn gebeten?“

„Doch, doch! ich habe ihn gebeten, aber — vergebens! die Sache müſſe nach den Militairgeſetzen ihren Lauf haben, hieß es, nach dem Urtheil könne man ja noch alles thun.“

„Welche Gnade!“ rief Bertha in halber Verzweiflung, „ein edles Weſen, das ſich für uns opferte, erſt in den Staub treten zu laſſen, um es nachher großmüthig wieder ein wenig aufzurichten!“

„Schweig!“ zürnte Antonie, „läſtere meinen Felix nicht, ich baue auf ihn — er iſt edel; — ich fühlte es aber wohl, wie er wünſchte, ich möchte dieſe Angelegenheit ihm überlaſſen, und bin entſchloſſen, mich ganz ruhig zu verhalten.“

„Iſt das Ihr letztes Wort, Prinzeſſin?“

„Mein letztes!“ ſagte dieſe feſt, „aber verkenne mich doch nicht,“ ſetzte ſie wehmüthig hinzu, „Bertha, komm doch her und werde nicht ſo bleich — ſiehſt Du denn nicht, daß ich ihm jetzt am beſten diene, wenn ich ſchweige?“

Aber Bertha hörte nicht. „Wehe! ſo verläßt ihn denn Alles! auch ſie! auch ſie!“ ſeufzte ſie in ſich hinein und verſank in tiefes Nachdenken. Dann raffte ſie ſich empor, nahm ſich zuſammen und folgte der Prinzeſſin mit möglichſter Faſſung in den Hofzirkel, in welchem ſich heute die ganze vornehme Welt zu drängen ſchien, um ihre Theilnahme an der geſtrigen Begebenheit und der Rettung des hohen Paares auszuſprechen. Des Retters, des jungen kühnen Soldaten wurde natürlich auch gedacht; als man jedoch die ſich verdüſternden Blicke des Prinzen bemerkte, gedachte man nur noch achſelzuckend, während ironiſches faſt verächtliches Lächeln um des Prinzen Lippen zuckte, ſeines Verbrechens gegen den unglücklichen Obriſten, den die ſchreckliche Alteration über den von ſo niederer Hand erfahrenen Schimpf, auf das Krankenlager geworfen habe, wo er jetzt im fürchterlichſten Fieber raſe und von nichts Anderem phantaſire, als der Füſelirung des Soldaten, nach deſſen Blut er rachedurſtig lechze; er kommandire alle Augenblicke: Feuer auf ihn zu geben und ſehe ihn im Geiſte fallen, was ihm allein noch auf Momente Ruhe gebe.

Auch Bertha ſah ihn fallen und ſank in Ohnmacht. Die ruheloſe Nacht, der innere Aufruhr und dieſes ſchreckliche Bild, verſcheuchten ihre beweglichen Lebensgeiſter. Mit ihrem letzten Blick ſah ſie noch des Prinzen finſtern, ja wie es ſchien, faſt drohenden Geſichtsausdruck, denn ſie hatte unwillkührlich flehend zu ihm aufgeſchaut; und die Sinne vergingen ihr vollends.

Gleich ihr ſuchten die Anweſenden mehr oder weniger, das Schickſal des Soldaten in ſeinen Mienen zu leſen; aber man konnte nichts entdecken, als unerſchütterlichen Ernſt, und ſo zog man ſich ſcheu zurück.

Es war Nacht. Der Mond flimmerte über die Erde, in ihre Wüſten, ihre Paradieſe, und erleuchtete auch matt, ein gefängnißartiges, in hohen Bogen gewölbtes Gemach, in welchem ein Gefangener wachte, der halb ſitzend halb liegend auf einer ſteinernen Bank ruhte, und, das Haupt an die feuchte Mauer gelehnt, in das ungewiſſe Spiel der Schatten ſtarrte. Langſam und leiſe ſchwebte eine weiße Geſtalt daraus hervor, nach ihm hin; aber er erſchrack nicht, ſondern blieb unbeweglich, blickte nach ihr hin und flüſterte nur melancholiſch: „Ha! ein Phantaſiebild früherer Tage! oder — ſendet denn vielleicht der Mond, dieſe geiſterhafte Nachtſonne, auf magiſch flimmernden Strahlen Lichtgeſtalten mitleidig zu mir her? und haben nur die Menſchen mich vergeſſen?“ —

Ein leiſer Seufzer war die beredte Antwort und eine Roſe ſank zu ſeinen Füßen. (Fortſ. f.)

Aus Stuttgart.

(Schluß.)

Von Bedeutung bleiben ſtets die trefflichen Jahrbücher Memminger's für Würtemberg, in deren letztem Hefte der rühmlichſt bekannte Pahl ſeinem Freunde Pfiſter Nekrolog auf eine dankenswerthe Weiſe niedergelegt hat. Kaum waren die letzten Blätter ſeiner ausgezeichneten Geſchichte des deutſchen Volkes, dem er neues Eichenlaub um ſeine ſtolze Stirne wand, vollendet, als auch der ehrwürdige Pfiſter ſeine Augen ſchloß, um in unſerer Literatur eine Lücke zurückzulaſſen, welche ſobald nicht wieder ausgefüllt werden wird. H. Elsner, ein unruhiger Kopf, ſetzt ſeine „Geſchichte Napoleon's“ bei Scheible fort, und bald ſteht das Ende derſelben zu gewärtigen.

Was philoſophiſche und philologiſche Literatur betrifft, ſo iſt in erſterm Betreffe der Leiſtungen des, für die Wiſſenſchaft zu früh verſtorbenen Prof. Heinrich Schmid mit Auszeichnung zu erwähnen, deſſen „Vorleſungen über Philoſophie ꝛc.“ bei Liesching erſchienen ſind. Chr. Walz hat eine Sammlung griechiſcher Redner herausgegeben, von J. Mohl wurde der Confucius bearbeitet und Moſer in Ulm beſorgte eine Ausgabe der Tuscul. quaest. Ciceronis, welche trefflich genannt werden kann. Schwab, Tafel und Oſiander ꝛc. ſetzen bei Metzler die Bibliothek der griechiſchen und römiſchen Claſſiker fort, und es wäre nur zu wünſchen, daß es mit etwas mehr Rührigkeit geſchähe.

Im Fache der Pädagogik machen ſich durch verſchiedene Schriften die Schulmänner Denzel, Preſſel und Klumpp bemerkbar, während auch die Naturwiſſenſchaften in

Pfaff, Jäger, Plieninger u. ſ. w. ihre vortrefflichen Bearbeiter fanden.

Nun aber, da ich Sie von dieſem ruhigen und doch ſo wirkensreichen Stillleben hinweggeführt, zu einer andern Perſpektive des Panoramas, welches Ihnen unſere ſchönwiſſenſchaftliche Literatur des vergangenen Jahres kurz widerſpiegeln ſoll: ſo erſuche ich Sie, vorher Ihr Auge noch beſonders zu waffnen, auf daß die bunten, theils grellen, theils lieblichen, immer aber luſtigen Bilder, die Ihnen hier begegnen, Ihre Sehkraft nicht allzuſehr afficiren. Laſſen Sie uns mit den Poeten beginnen, wie wir die Lyriker vorzugsweiſe nennen wollen. Da begegnet Ihnen von vornherein ein ſchönes, faſt imponirendes Bild, in dem hier ein ſanfter Pinſelſtrich Sie hinreißt zur Wehmuth, während gleich daneben ein tizianiſches Colorit in den mannigfaltigſten Farben-Metamorphoſen all' Ihre Phantaſieen in einen Brennpunkt zuſammendrängt und Sie mit ſich fortreißt in unbekannte, myſteriöſe Welten; ich meine den Frühlings-Almanach von Nicolaus Lenau. Dieſer Almanach iſt für uns jedes Jahr ſtets die ſchönſte Frühlingsgabe. Neben G. Pfizer, der in dieſem Jahre auch in der Lyrik nicht müßig war, erſtanden bei uns wieder einige neue Poeten, die aber zu keinen ſanguiniſchen Hoffnungen berechtigen. Ein Vikar, Hermann Kurz, gab ein Bändchen Gedichte bei Hallberger heraus, worin aber auch nicht eine Piece von poetiſchem Werthe ſich befindet. Ohne auch nur ein Attribut productiven Vollbringens ſind es fade, ſogar des rein Techniſchen ermangelnde Nachahmungen der Uhland'ſchen Muſe, die leider überhaupt das Schickſal hat, unglückliche Nachahmer zu erziehen, wie wenn dadurch die Nemeſis ſich rächen wollte, daß Uhland ſo bald verſtummte. In dem „Jahrbuche ſchwäbiſcher Dichter" ſind W. Zimmermann und einige andere jüngere Dichter thätig, die aber dem erſtern, an Talent ſo reichen Dichter, die Stimme nicht bieten. Juſtinus Kerner ſchrieb dieſes Jahr, anſtatt Gedichte, wieder eine neue Geiſter- und Verhexungsgeſchichte, die gerade in dieſem Momente die Cotta'ſchen Preſſen verlaſſen hat, und bereits wieder anfängt, allenthalben nicht wenig zu ſpuken.

G. Schwab läßt im lyriſchen Gebiete ſeit einiger Zeit nur wenig von ſich hören, dafür gibt er aber bei ſeinem Freunde Liesching „das Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen" heraus, über deſſen erſten Theil ich Ihnen bereits früher Einiges geſchrieben habe.

Adelbert Knapp ſetzt zur Freude der Frommen und zum Vergnügen unſerer zahlreichen Pietiſtengemeinden ſeine „Chriſtoterpe" fort, und wenn auch Manches darin an unſerm Jahrhundert anſtößt, ſo verdienen doch der kindlich reine Sinn, die religiöſe Begeiſterung und die Tiefe des Gemüthes, die in dieſen Dichtungen heimiſch ſind, um ſo mehr alle Anerkennung, als dieſe Eigenſchaften mehr und mehr immer ſeltener werden.

Minder productiv als die lyriſche, war die dramatiſche Fraktion unſerer Literatur. *) Ludwig Bauer, Profeſſor am Catharinen-Inſtitute, edirte bei Hallberger ſeinen dramatiſchen Cyclus: „Alexander der Große," in dem Sie manches Schöne finden werden, wenn Sie auch die eigentliche dramatiſche Schöpfungskraft darin vermiſſen. Bacherer gab bekanntlich ſeine „Eliſabeth Cromwell" in Carlsruhe heraus, und man begreift kaum, daß ſich die Bühnen dieſer Tragödie noch nicht bemächtigt haben, da ſie doch nicht geringen Erfolg auf den Brettern verſpricht, worüber ſich auch alle kritiſchen Blätter einſtimmig geäußert haben.

Die Abtheilung der Romane, Novellen ꝛc. betreffend, ſo iſt Spindler's „Boa Conſtrictor," Mährlen's „Flüchtling," Bauer's „Ueberſchwengliche" zu nennen, woran ſich dann die Schriften Lewald's: „Panoramen," „Gabelmann" ꝛc. anſchließen, welcher letztere aus Mangel an Succeß dieſes Jahr nicht erſchienen iſt. Des Fürſten Pückler „Semilaſſo," der ſich nun durch die Literatur faſt gänzlich müde gelaufen hat, iſt Ihnen bis zum Uebermaße bekannt, und ich ſchweige deshalb von ihm, weil zwar der Semilaſſo, nicht aber der erlauchte Verfaſſer uns Schwaben angehört. Wie Sie wiſſen, hat ſich neuerdings an Gutzkow's „Beiträgen zur neueſten Literatur" Sachſens guter Geſchmack erprobt, indem er die Lappen in ſeinem Territorium verbot.

Aus dem Gebiete der gemiſchten Literatur habe ich Ihnen noch L. Grüneiſen's beide Werke: „Ueber bildliche Darſtellung der Gottheit" und „über das Sittliche der bildenden Kunſt bei den Griechen" zu erwähnen, welche beide als trefflich bezeichnet werden dürfen. —

Dies einſtweilen eine kurze Skizze unſerer literariſchen Zuſtände, ſofern ſie uns Schwaben faſt allein berühren. In meinem Nächſten werde ich ſie ſoviel als möglich vervollſtändigen, und überhaupt das culturhiſtoriſche Gemälde auch nach allen andern Seiten hin getreu ausfüllen.

Schließlich jetzt nur die Notiz von einer literariſchen Gemeinheit, deren Zeugen wir hier ſeit einigen Tagen geweſen ſind. Es kommt Ihnen vielleicht hie und da auch A. Lewald's „Europa" zu Geſicht. In dieſes nun hat ſich, von allen andern Seiten desavouirt, K. Gutzkow geflüchtet. Einer der erſten Schritte, die er hier that, war, daß er gegen die, welche ihn im vorigen Jahre zurechtgewieſen, auf eine Weiſe verfuhr, wie man ſie nur an dieſem Manne gewohnt iſt. Einer der von ihm Angegriffenen iſt Groß-Hoffinger. Dieſer nun, in aller Wuth, antwortet dem in Frankfurt wohnenden Gutzkow in dem hieſigen Lokalblatte: „der Beobachter," der nicht über die Gränze hinauskömmt. Gemeinheit auf Gemeinheit häufen ſich in dieſer Replik, daß man kaum einem Stallknechte ſie vergeben könnte. Gutzkow erfährt dieſe Geſchichte, und nun erfolgt eine Duplik, wie die cyniſche Literatur etwas Aehnliches nicht aufzuweiſen hat. Gemeinplatz an Gemeinplatz wird hier ausgetreten, daß jede Magd bei der Lektüre erröthen muß. Groß-Hoffinger antwortete wieder hierauf, aber wirklich auf eine Art, daß man auch Gutzkow bedauern muß, es mit einem ſolchen Gegner zu thun zu haben. Man kann hier nun nicht begreifen, wie die Cenſur ſolche Sachen paſſiren laſſen kann, die, wie es ſcheint, einſt Zeugniß geben ſollen, wie ſehr ein großer Theil der Literatur unſerer Zeit aller Grazie, aller Scham und Sitte entblößt war! —

Notizen.

⁂ Dr. Soltl, bisher Profeſſor in München, hat nun mit dem 3ten und 4ten Bande ſeine Geſchichte der Teutſchen beendigt. Im XVII. Buch ſtellt der Verf. die Reformation mit ihren Folgen und Wirkungen dar. Im XVIII. und XIX. Buch ſchildert er, — wie Hofrath Pölitz in ſeinem Jahrbuch (Oct. S. 300) bemerkt, — „namentlich die Jeſuiten im Lichte der Geſchichte, das freilich dem repriſtinirten Orden einige Augenſchmerzen verurſachen wird, beſonders wo ſie als Beichtväter und Lehrer auftreten." Hofr. P. wünſcht dem Verf. Glück, daß er das Werk in demſelben Geiſte, in welchem die früheren Bände bearbeitet ſind, beendigt habe, „ohne durch ſeine unerklärbare Dienſtentlaſſung ſich darin irren zu laſſen." —

⁂ Von *Bory de Saint-Vincent's l'homme, essai zoologique sur le genre humain*, erſcheint jetzt im Landes-Induſtrie-Comptoir zu Weimar eine deutſche Bearbeitung nach der kürzlich herausgekommenen dritten Ausgabe jenes Werkes, und kann als Commentar dienen, zu der „Menſchen-, Stamm- und Racen-Carte," — welche von derſelben Buchhandlung ausgegeben worden.

⁂ Ueber die geographiſche Vertheilung der Nahrungspflanzen findet ſich eine ſehr lehrreiche Abhandlung von Alfons de Candolle in den Nummern 1069—1070 von Froriep's Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde (Auguſt d. J.).

⁂ Heinrich Steffens ſcheint ſeine productive Lebensperiode abſchließen zu wollen; wie es heißt, ſchreibt er jetzt ſeine Memoiren. —

---

*) Man vergeſſe nicht, daß wir vorzugsweiſe die Werke der einheimiſchen Autoren nennen wollen, da wir württembergiſche Zuſtände ſkizziren. A. d. Verf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Olivier.

(Fortſetzung.)

Jetzt ſprang er auf, riß die Blume empor, und ſtürzte ſich in der erſten Bewegung der Erſcheinung geſpannt entgegen, indem er rief: „Wer denkt noch meiner, des armen Gefangenen?“

„Ich bin's, Olivier, die Sie ſchon öfters ſahen!’ flüſterte es zurück.

„O ich weiß, ich weiß!“ rief Olivier, „dieſe ſanfte Stimme weckt ſchmerzliche Reminiszenzen — ſo iſt es Wahrheit was ich ſehe! — Was will aber die Hofdame der Prinzeſſin hier?“

„Die iſt nicht gekommen,“ wurde bebend erwiedert, „nur Bertha, die ganz geheim Rettung und Freiheit bringt — hier iſt ein Mantel und Geld. —

„Wozu das?“ fragte er mit ſtarren Blicken.

„Gott!“ rief jene, „weil Sie fliehen müßen, und das gleich! — ehe die Nacht vergeht — und der Tag kommt, der Tag, der Sie verurtheilt — zum Tode vielleicht —“

„So kann ich ſterben und ich will's!“ rief Olivier. „Nie kannte ich des Lebens wahre Herrlichkeit — nur einmal wehte es mich an wie Paradieſeshauch, und tauſend unſichtbare Blüthen ſproßten — doch die ſind ſchon dahin — die Purpurglut an meinem Himmel iſt erloſchen — drum ſoll Sterben mir willkommen ſein!“

„Sie dürfen, ſollen aber nicht!“ ſprach Bertha leiſe.

„So weiß die Prinzeſſin — ein Funke von Mitleid —“ flüſterte Olivier, und ſein Blick flammte dunkel auf.

Bertha ſchüttelte traurig das Haupt.

„Nicht? nicht?“ rief er, „mein Gott, wer ſchickt Sie denn ſonſt? zu mir, dem armen Fremdling, dem im voraus Verurtheilten, der aber willig ſtirbt, und jede Rettung auf Schleifwegen verſchmähend, noch ſtolz in ſein Grab ſinkt?“

„Wer?“ — flüſterte Bertha zagend, und ſenkte tief das Haupt; — bald aber hob ſie es wieder mit unbeſchreiblichem Ausdruck in den Mienen und ſprach begeiſtert: „Wer anders könnte mich ſenden, als die Liebe, die alles wagt — auch das Geſtändniß! Noch einmal Olivier, ich bringe Rettung, Freiheit! aber Sie wollen mehr! So hören Sie — ſo nehmen Sie es denn hin — das erſte, das einzige Geheimniß meines Lebens — der ewige Abſchied folgt ja: ich kann, ich kann dich nicht ſterben laſſen — drum fliehe! — Sie zaudern noch? — Olivier, ſoll ich verloren ſein für meine Liebe? ſoll ich, wenn Sie gräßlich enden, elend vergehen — eine langſame Beute des Grams? —

Sie war reizend; eine Grazie lauſchte aus ihrem weinenden Geſichtchen, und Olivier ſtarrte ſie in höchſter Überraſchung an, als blende ihn der unverhoffte fremde Himmel, der ſich ihm aufthat. „Fräulein!“ rief er, „Sie wären aus eigenem Antrieb gekommen, aus dem Schloß in den Kerker, aus der Sicherheit in die Gefahr — ſo jung und doch ſo muthig! und — Mädchen, du liebeſt mich, mich den armen unglücklichen Soldaten? mich, unter den tauſend glänzenden Geſtalten der Hauptſtadt? — es kann nicht ſein! — und, ich durchſchaue dich! du belügſt mich gütig, um mich aus Mitleid zur Flucht zu bewegen — aber ich bleibe —“

„Gott!“ rief Bertha, „wo nehme ich Worte her, die überzeugen? Erkennſt du an meiner Angſt die Wahrheit nicht? Ach, ich ſehnte mich nach der Blüthenzeit des Lebens, wie das Kind nach dem Chriſtbaum — und nun? — Schrecklich! — Ich liebe — und doch wühlt der Schmerz in meinem Buſen, und meine Seele bangt! Nicht, weil ich fürchtete, meine Liebe müße den gräßlichen Seelentod der Entzauberung ſterben, da ihr Gegenſtand in niederer Sphäre lebt; aber, weil ich keinen Glauben finde, weil ich nicht für ihn leben darf, nicht kann, und — wehe mir! — vielleicht nicht ohne ihn! — Willſt du jetzt noch grauſam ſein, und ſterben? Olivier,“ rief ſie in größter Angſt, und ſank wie eine Lilie, die ſich im Sturme beugt, vor ihm nieder, „Olivier! Ich befehle dir, ich flehe dich an, entfliehe! Geh' nach Frankreich, ſei dort glücklich, wenn du kannſt, — aber denke zuweilen, daß dir in Deutſchland eine Roſe blüht, und — ſtirbt.“

„So laß ſie mich in einen andern Garten pflanzen!“ flüſterte Olivier wie im Traume, und beugte ſich zu ihr nieder, „auch die Loire murmelt ſüße Melodien von Liebe und Freude! Und aus den Trümmern meines Glücks könnte ich dir einen Tempel bauen!“ Aber ſie ſchüttelte den Kopf, und ſah ihn ob dieſer Worte befremdet an. Er gewahrte es, als ſie ſich aber auch abwandte, wie er ſie vom Boden leiſe an ſein Herz ziehen wollte, und ſie ſprach: „Ach, ein Mädchen, das ſeine Liebe irgend einem Manne geſtand, wird ſo leicht verkannt, ſelbſt am Rande des Grabes oder ewigen Abſchieds!“ da trat er ſchnell zurück und ſagte [illegible]:

„Ha, ich vergaß den gemeinen Soldaten! Ihm darf man nicht folgen, ihn nicht umarmen, und wäre es zum einzigen letztenmal! Und doch wähnt dein Herz ihn zu lieben? Armes Mädchen, Mitleid iſt es — nichts weiter!“ Er ſchlug die Augen tief zur Erde, als wolle er nichts mehr ſehen; aber „Olivier, hier bin ich!“ flüſterte ſie, dicht vor ihn hintretend, mit ſchmerzlicher Hingebung; er ſah auf und gewahrte dieſen Ausdruck auch in ihrem Antlitz, das in dieſem Augenblick einem Engel anzugehören ſchien. Da warf er ſich überwältigt vor ihr nieder, und rief:

„Verzeihe, ach verzeihe! — Männer ſind doch immer grauſam!“ Er begnügte ſich jetzt, die Roſe zu küſſen, und ſprang auf. — „Ja,“ rief er entſchloſſen: „ich will fliehen — wenn ich die Prinzeſſin noch einmal ſah.“

„O Gott!“ ſeufzte Bertha, in der Überzeugung, wie ſchwer das halten würde; er aber bat: „Beſchwöre ſie nur um einige Augenblicke; ſage ihr, auch dein Schickſal hänge davon ab — doch nein, o Gott, nein! ich darf es nicht an ein unglückſeliges feſſeln, das die Nemeſis verfolgt — als Buße, als Sühnopfer!“

„Und doch,“ ſagte Bertha, „ſind Sie frei von Schuld — ich fühle es, wie dunkel auch das Schickſal waltet, und geheimnißvolle Schleier um Sie zieht — was, um Gotteswillen hat es zum Beiſpiel für eine Bewandtniß mit dem Papier und Tuch, was Sie am Sarkophag der Königin verloren, und die Prinzeſſin fand?“

(Fortſetzung folgt.)

Die Kunſtausſtellung zu Kaſſel.

(Briefe an eine Dame).

Von Franz Dingelſtedt.

Erſter Brief.

Noch ſind es keine ſechs Monate, daß ich an Ihrer Seite, ſchöne Freundin! durch die Säle der Hannover'ſchen Kunſtausſtellung wanderte. Damals knoſpete das erſte Laub an den Linden der Friedrichsſtraße; jetzt treiben die erſten welken Blätter im Winde umher, der ſie, nämlich die Blätter und uns, ſpielend aus einander geweht. Sie weilen noch inmitten Ihrer ſtolzen, nobilitirten Stadt, ich gehe wieder mit meinem Katalog unter fremden Menſchen und bekannten Bildern umher, und freue mich, wenn meine Augen auf Eines fallen, das wir damals zuſammen bewundert oder belacht haben. Mir iſt's, als müßt' ich Sie aus alter Gewohnheit an meinen Wanderungen Theil nehmen laſſen, ſei's auch nur durch die folgenden Blätter, in denen ſich die bedeutenderen Gemälde der diesjährigen Ausſtellung vor Ihren Blicken reflektiren ſollen. Nur müſſen Sie von Anfang an einen hübſch beſcheidenen Maßſtab ſo an meine Berichte, wie an die Ausſtellung ſelbſt legen. Die weiten, hallenden Räume des alten Königshauſes, wo man bei Ihnen die Bilder-Ärnte aufſpeichert, ſchrumpfen bei uns in bürgerliche, ſchmuckloſe Zimmer zuſammen, die ehedem nicht Fürſten beherbergten, ſondern die Schüler des Ex-Lyceums. Da gibt es keine weiten Fenſterniſchen, woraus das Auge, müde vom Schauen, hinüber ſchweifen konnte auf die mild anſchwellenden Deiſterhügel oder in den mählig blauenden Frühlingshimmel; wir begnügen uns mit engen Stuben, wo man jede Ecke beſtmöglichſt benutzt, und dennoch beſtändig mit dem ungünſtigen Lokal zu ringen hat. Auch die innere Lebendigkeit, den Beſuch des hohen Adels und höherer Militairperſonen werden Sie vermiſſen; das Publikum nimmt hier freilich auch einen lebendigen Antheil am Kunſtverein und ſeiner Ausſtellung, namentlich weil eine Aktie zum bon ton gehört, und das junge Inſtitut von den angeſehenſten Perſonen ſehr begünſtigt wird; allein der Zudrang iſt im Ganzen weit geringer, die Maſſe der Schauenden weit träger und todter, als bei Ihnen.

Noch ungünſtiger iſt die Zeit, in welche man die hieſige Ausſtellung verlegt hat, da dieſelbe mit der Berliner und Düſſeldorfer, glaub' ich, kollidirt; eine Konkurrenz, die unſere gute Stadt nicht verträgt. Daher mag es denn wohl kommen, daß unſer erſtes Verzeichniß mit dem Nachtrage nur 181 Gemälde angibt; Skulpturen fehlen gänzlich. —

So viel Überſichtliches; und nun führ' ich Sie ſogleich an das Werk, welches den ganzen Tag über von Beſuch nicht leer wird, vor dem zarte Nerven in Ohnmacht fallen, wo es immer ſo ſtill hergeht, wie in einer Kirche, dem man ein ganzes Zimmer eingeräumt hat, und das noch immer ausſieht, wie ein Rieſe in einem Schilderhauſe. Ich nenne Ihnen nur einen Namen, um dieſes lange Vorſpiel zu rechtfertigen: — „Jeremias auf Jeruſalem's Trümmern," von **Eduard Bendemann**. Gern ſagte ich Ihnen etwas Neues, und überhaupt Viel über das Bild; allein Compoſition und Zeichnung wird Ihnen längſt aus den zahlloſen, ſprudelnden und ſprühenden Lobſprüchen, Analyſen und ſonſtigen Beurtheilungen dieſes Werkes bekannt ſein. *) — — —

Andre Bilder kommen einem gegen dieſes Bild unwillkührlich vor, wie Nürnberger Spielzeug. Ich kann mir deshalb in Fortſetzung meines Berichtes nicht anders helfen, als, indem ich das Geringſte dicht an's Größte ſtelle und dann vom Kleineren wieder zum Größeren aufſteige. Da bringe ich Ihnen denn einen **Schülerſaal** zuſammen, wie es wenige gibt; Werke, die den unendlichen Vorzug haben, das Publikum witzig zu machen.

Von **Hach**, akademiſchem Zeichnenlehrer in Marburg, eine „Judith" — Figur und Haltung eines preußiſchen Dragoners, Säbel an der Schulter, in der einen Hand das Haupt des Holofernes, im Hintergrund ein Himmel von ſchmutziger Baumwolle und ſtreitende Heere, die wie Ameiſenhaufen ausſehen. **Storck** in München: „Göthe's Fiſcher," mit ſtämmigem Oberkörper und ſchwindſüchtigen Beinen, einer Perrücke von Hobelſpänen; das „Meerweib" iſt nichts weniger als lockend und ſpielt die Harfe. Von demſelben: „Gefangene," welche aus ihrem Kerker geführt werden; zu theatraliſch, an die Scene in Fidelio erinnernd, wie die hieſigen Choriſten ſie aufführen. **Wagner-Dennes** „Landſchaft mit Weiden," richtiger: Farbenknäuel und Himmel im Hintergrund. **Hanſen** aus Amſterdam, „eine alte Frau beim Kaffee," nicht ſtark, ſondern plump gemalt, unnatürlich-natürlich. **Kind** „ein blinder Bettler mit einem Knaben," von einer Dame angeblich, deshalb ſehr ſchön. **Flüggen** in München „eine Kirchgängerin." **Simon** „ein Stillleben" mit unſterblicher Wurſt. **Rohde** in Kaſſel „Hermann und Dorothea," zwei unſchuldige Figuren in Hemdsärmeln, alſo jeden Falls ſehr idylliſch und idealiſirt, endlich als Krone alles Stümperhaften zwei Bilder von **Mutzbauer**, die ſelbſt unter jeder ſcherzenden Kritik ſtehen. —

Ach, meine Theure! des Menſchen Herz iſt böſe von Jugend auf. Da verweil' ich am Ende, vom Reize des Tadelns fortgeriſſen, zu lange in meinem Schülerſaale, und nur der Gedanke, daß Sie ein Mädchen ſind, alſo am Mediſiren Gefallen finden müſſen, kann meine rezenſirende Schwatzhaftigkeit rechtfertigen. Nun will ich Sie aber auch mit einem kühnen Federzug der ſtillen Kühe und leckeren Weintrauben überheben, mit denen Ihnen mein Katalog droht. Es iſt merkwürdig, wie grade die Malerei an ſo todten, unmenſchlichen Stoffen noch Geſchmack finden, und zum Theil ſo hübſches Talent ſich darin vergraben kann, da ſich doch die Poeſie von Schafen und Hirtinnen glücklich emanzipirt hat. Ein Ende iſt von ſo einem Dinge gar nicht abzuſehen. Ach! und mein Auge, mein Herz dürſtet doch nach einem eigentlich hiſtoriſchen Bilde, um nach allen Miſeren der Gegenwart in einer reichen Vergangenheit, von Künſtler-Hauch und Künſtler-Hand belebt, wieder aufzugehen; ich möchte mindeſtens eine That gemalt ſehen, wie keine mehr geſchieht. Aber von Hiſtorien-Malerei, die mir immer wie die höchſte Manifeſtation, die edelſte Erſcheinung jener Kunſt, vorkommt, beſitzen wir gar nichts. Die Bilder, die am nächſten daran ſtreifen, jedoch eigentlich nicht einmal bibliſche, ſind: **Müller's** „Rahel am Brunnen" und „Rebekka am Brunnen," alsdann „Marien's Beſuch bei Eliſabeth," von **Rudel**. Ein bis jetzt noch nicht erſchienenes Bild von **Grimm** (die h. Eliſabeth empfängt die letzte Ölung) und eine frühe, unreife Arbeit von **Öſterley** können nicht gerechnet werden.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Da dieſes Gemälde in Nro. 64 des Phönix von dieſem Jahre bereits ausführlich beſprochen wurde, ſo verweiſen wir unſere Leſer auf jenen früheren Bericht. A. d. Red.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 241. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 11. October.

Immermann's „Epigonen.“

(Familien-Memoiren in 9 Büchern. 3 Theile. Düſſeldorf, Schaub. 1836).

„Es gibt kein Publikum mehr“ — (ſagt Immermann im dritten Bande der Epigonen S. 216), „dieſes Wort ſetzt eine Anzahl empfänglicher Hörer voraus. Wer hört nun noch, und wer will empfangen? Leicht iſt es, hierüber verdrießlich zu werden; ſchwerer, das Phänomen in ſeinem Urſprunge zu begreifen, in ſeinen Folgen mit Gleichmuth zu erdulden. — Und doch entſpringt die ſcheinbare Gefühlloſigkeit der jetzigen Menſchen für Schönes, Geiſtiges nur aus der Überfülle der Geiſter. Jeder iſt von einem unbekannten Etwas überſchattet, welches die Seelen erhebt und gänzlich beſchäftigt; alle haben eine große Aufgabe in ſich zu verarbeiten, keiner iſt müßig. So ſehe ich Zeit und Zeitgenoſſen, entgegenſtehend manchen in den Büchern der Epigonen verlautbaren Stimmen, an. Wie ſollen ſie fähig ſein, zu nehmen; da ſie ſchon mehr haben, als ſie bewältigen können? Die Literatur iſt eine Literatur der Einſamen geworden. Der ſinnende und bildende Geiſt wird von einer ewigen Nothwendigkeit getrieben, ſich zu offenbaren, und zur Vollſtändigkeit dieſer Offenbarung gehört die äußere Erſcheinung. Man ſchreibt daher und läßt drucken nach wie vor, ohne die Ausſicht der Vorgänger zu haben, geleſen zu werden. Anfangs und in der Jugend bereitet dieſes Verhältniß bittre Schmerzen; es iſt ſo traurig, ſich mit einer Welt von Anſchauungen, Gedanken und Empfindungen in der Wüſte zu ſehen; allmählich beruhigt ſich das Gemüth, und endlich kann in der durchgeprüften Seele das Bewußtſein einer glorreichen Dunkelheit entſtehen, welches ſo unzerſtörbar ſchön iſt, daß man es mit nichts vertauſchen möchte. Oder iſt es nicht beſſer, unter Reichen als Wohlhabender zu verſchwinden, denn unter Bettlern mit ſeinem Etwas ſich hervorzuthun?“

Vorſtehendes Bekenntniß, welches Immermann's Geſinnung ehrt, kann hinlängliche Bürgſchaft ablegen, daß dieſer Mann, einer von den wenigen Geſunden und Ächten, die mit gediegenen Gliedmaßen ſich auf einem wankenden Boden behaupten und durch das voreilige Geſchrei des Pöbels ſich nicht irre machen laſſen an ſich ſelbſt, befähigt war, das moderne Leben, wie es in hiſtoriſcher Ganzheit vor uns ausgebreitet liegt, jene ungeheure Größe, die ſo Manchem freie Ausſicht und Aufſicht zu verwehren, und Strebkraft zu erdrücken ſcheint, bis an die Urſprünge zu verfolgen. Auch iſt dies gerade dem Dichter eine würdige Aufgabe, und der Dichter allein beſitzt volle Immunität des Geiſtes dafür. Wenn von der Tribüne herab die Fäden nächſtliegender Nothwendigkeit weiter geſponnen werden, und jeder dabei ſeine Zeit damit ganz auszufüllen hat, daß er nur den kleinen Augenblick recht überſchaue, und feſt anknüpfe, wenn die Wiſſenſchaft, ob ſie auch bereits aus dem Nachweiſen der Weltgeſetze faſt an ein prometheiſch kühnes Nachſchaffen gelangte, ſich denn doch immer noch auch mit dem ſpröden Material beſchäftigen muß, — bei dem Dichter fällt Nachweiſen und Nachſchaffen, fällt Philoſophie und Hiſtorie, fällt Begeiſterung und moraliſches Bewußtſein in eins zuſammen. Wie nur der ein Dichter iſt, in welchem von allem Dieſem nicht Einzelnes in Stücken, ſondern Alles dies zugleich als harmoniſches Ganzes vorhanden iſt (denn dies harmoniſche Ganze iſt ja eben die Poeſie), ſo kann nur der Dichter den Organismus eines ganzen modernen Lebens erkennen, und wieder darſtellen, von welchem nur einzelne Glieder bisher von philoſophiſchen oder hiſtoriſchen, von theologiſchen oder publiciſtiſchen Anatomen zerlegt wurden. Solche haben denn doch bisher je ihr Publikum gefunden. Die Wiſſenſchaften haben ihr Publikum, die Tribünen ihr Volk, die Poeſie hat — das ganze lebende Geſchlecht zu Zuhörerkreiſen. Dieſe Epigonen Immermann's, der Spiegel des Geſchlechts, können jene enge Verſammlung, die nach beſonderer kleinerer Zwecke Darlegung verlangt, ſei's auch bloß der ephemere der Unterhaltung, — getroſt umſchreiten und an das Geſchlecht ſelbſt, an nichts geringeres, appelliren..

Die Epigonen aber ſind — wir ſelbſt (Theil I. S. 236). „Wir tragen an der Laſt, die jeder Erb- und Nachgeborenſchaft anzukleben pflegt." — Ja, wir tragen dieſe Laſt, aber wir müſſen zuſehen, wie wir den todten Roſt der Vergangenheit in eine freie, lebendige Gegenwart verwandeln. Das Arcan iſt einfach, wir erreichen das Ziel nicht, indem wir mit aller Gewalt die Zukunft zu conſtruiren verſuchen (der Weltgeiſt, der Geiſt in jedem Du „merkt die Abſicht" deines Ich's, und „iſt verſtimmt"), — ſondern indem wir zuerſt uns Rechenſchaft geben über jenes Moment, durch welches wir mit der Vergangenheit zuſammenhängen; ferner, indem wir, mitten in Zufälligkeiten hineingeſchleudert, uns von dieſen dadurch loszumachen ſtreben, daß wir eben das Nächſte vor der Hand zum Außerſten machen, und ganz ausarbeiten; endlich, indem wir uns am Leben genug ſein laſſen, es, ſo lange wir's athmen, als Selbſtzweck anſehen; freilich nicht das enge Einzelleben, ſondern das ganze Menſchheitsleben, in dem du ja doch auch mit drinnen ſteckſt. In dieſer letzten Gleichung gehn alle Brüche auf; ſie iſt vollkommen für dich, ſo lang du auf Erden biſt, und indem du ſie zu Stande zu bringen ſuchſt, kommſt du ſchon mit geſunden Sinnen zu dem, was druber liegt. Das waren drei Staffeln. Und drüber liegt das Durchdrungenwerden der Gemüthswelt von dem Erkennen einer Exiſtenz der Gottheit (man vergleiche die Bekenntniſſe des Arztes, Epigonen 3. Thl. S. 303 — 307).

Jene Analyſe aber, in welcher wir das zeitgenöſſiſche Leben zugleich als Miſſion des menſchlichen und als Selbſtzweck angedeutet, kann ein Dichter nur als Syntheſe darſtellen, und als ſolche ſteht ſie uns in Immermann's Epigonen vor Augen. Es iſt demnach darin eine Analyſe des Geſchichtlichen und eine Syntheſe des Ethiſch-Nothwendigen zugleich; und das äſthetiſche Vergnügen an den dramatiſchen Intereſſen, welche durch plaſtiſch-ſchöne Charaktere verwaltet werden, wird zugleich zu einer paränetiſchen Beruhigung für uns, weil uns für alle Fragen, die wir ſelbſt an Gegenwart und Zukunft zu ſtellen haben, ſtatt aller transcendentalen Spekulation, die einfache Auskunft, auf das Lebensganze gewieſen ward, welches am Ende doch in jedem Einzelnen von uns ſteckt; wechſelſeitig ſich durchdringende Kraft und Bewußtſein ſoll uns alle Lücken ergänzen, welche durch vereinzelte Richtungen gelaſſen werden, ohne daß wir jedoch dies falſch zu verſtehen hätten, etwa dahin, daß ein Summarium ſchon genüge und die Vollendung in der Jedem nächſten Sphäre bereits erſtehe. Sondern eben zur Aufgabe wird es, ſich ſtets im Verhältniß zum ganzen Organismus der Menſchheit zu ermeſſen, und darnach im einmal vorbeſtimmten oder gewählten Kreiſe das Höchſte zu erreichen; nur auf ſolche Weiſe wird rechtes Weltbürgerthum gewonnen, werden die Epigonen der Laſten ihrer Erworbenſchaft quitt, und können im Gegenſatz zu den Vätern, welche uns, als in zwei Jahrhunderten zwitterlebend, hinterließen, unſeren künftigen Epigonen die Ausſicht auf ein Verhältniß öffnen, welches die Brüder — ſtatt zu entzweien — für Erreichung der höchſten Intereſſen einträchtig machen wird.

Daß der edle Dichter ſo etwas im Hintergrunde ſah, wird nicht blos klar aus der geiſtigen Wiedergeburt Herrmann's, welchen er gleichſam als den Träger des ganzen ringenden Geſchlechts hingeſtellt, ſondern zeigt ſich ſchon früher aus der mit künſtleriſcher Weisheit angelegten Zertheilung aller ſocialen Radien, welche im Anfange mächtig divergiren, und — das iſt eben die Philoſophie der Poeſie d'ran — am Schluß doch wieder den Kreis darſtellen, deſſen Peripherie hinlänglich genügt, um daraus auf den Begriff eines Centrums zurückzukommen. Da iſt im Anfang der Feudalismus in allen Geſtalten, als hätte er ſich ſelbſt in mehrere Leiber zertheilt, welche ſich ſelbſt bekämpfen und aufreiben, und als deſſen Schatten — jene unſelige Halbheit, jene Geſchiedenheit des Denkens und Wollens, welche Göthe als Auslauf der Lehrjahre Meiſters ſo meiſterhaft charakteriſtiſch dargeſtellt hatte. Im Anfang der Epigonen ſteht jeder Charakter, ſei er von Zufällen noch ſo innig an andere geſchlungen, iſolirt, unklar und ſtrittig da, ſelbſt jene, in welchen der Verſtand die Oberhand hat. Alle werden erſt durch die tragiſchen Entwicklungen ihrer Selbſtherrlichkeit zu einem Organismus verwebt, und gerade die Verſtandesmenſchen, wie der Arzt, am allerweſentlichſten. Durch dieſe Beziehung auf das Gemüth, als auf eine welthiſtoriſche Potenz, welche für eine neue Ära den wärmenden Mutterſchoß bietet, bringt Immermann eine Genugthuung hervor, welche im Wilhelm Meiſter (an den man bei Durchleſung der Epigonen ſich unwillkührlich erinnert) vermißt wird. Man gewahrt hiebei, wie der Dichter, ſelbſt ein Epigone gleich uns allen, ſich auf die Schultern der Vorgänger (und darunter verſtehen wir nicht blos einzelne Poeten, ſondern die Höhe der Anſchauung) geſchwungen und ein erfreuliches Ende der Erziehung des Geſchlechtes abgeſehen, welche im Verlauf Göthe'ſcher Lehr- und Wanderjahre nur durch Par-force-Humanismus und eine in ſchönen Draperien verhüllte Tyrannie für fortſetzungsmöglich gehalten wurde. So iſt denn Immermann's Herrmann als Epigone Wilhelm Meiſters zu betrachten, und der ganze Roman iſt ein Stück Weltgeſchichte, in welcher die phantaſtiſchen Geſtalten gerade um ſo nothwendiger ſind, da ſie Incorporationen der Zeugungs- und Übergangsmyſterien ſind.

Es würde — nach dem Ebengeſagten — wohl ein Pleonasmus ſein, von philoſophiſcher Durchknetung eines hiſtoriſchen Teiges und von pſychologiſchem Scharfblick zu ſprechen, um Immermann's Epigonen den Rang unter den erſten Kunſtwerken neuerer deutſcher Literatur anzuweiſen. Hinzuzufügen iſt hier nur die Erwähnung des Verdienſtes, welches J. ſich auch durch die plaſtiſche Vollendung des Styls um ſeinen Roman — und um — jene zeitgenöſſiſchen deutſchen Poeten erwerben, welche die Form des Romans erwählten, und welche ſich durch Immermann's Beiſpiel wohl zur Nacheiferung anregen laſſen dürften.

Bildende Kunſt.

Frankfurt a. M. October.

Es iſt eine dankenswerthe Einrichtung, daß in den Sälen des hieſigen Städel'ſchen Muſeums die Gemälde aufgeſtellt werden, welche der hieſige Kunſtverein zur Verlooſung ankauft, und diejenigen, welche von Künſtlern zur Beſchauung dargeboten werden. Hierdurch knüpft ſich ein ſchönes Band von einer größeren Kunſtausſtellung zur anderen, und den Kunſtfreunden iſt Gelegenheit gegeben, das Dargebrachte mit Muße zu ſtudiren. So iſt in dem verfloſſenen Monat eine Reihe von Bildern zur Ausſtellung gekommen, über welche zu berichten wir uns durch den reichen Genuß verpflichtet fühlen, den uns mehrere derſelben gewährt haben.

Das Bouquet, welches Achenbach von Düſſeldorf uns dargeboten, entſpricht zwar nicht dem Rufe, den dieſer Künſtler ſich bereits durch ſeine Marinen erworben; doch iſt es lobenswerth, daß dieſes Talent ſich nicht auf eine Spezialität beſchränkt. Ein ſorgfältigeres Studium der Natur und geſchmackvollere Anordnung ſeines Gegenſtandes werden auch in dieſem Kunſtzweig zu verdienſtlichen Leiſtungen hinführen. Unter den Landſchaften, welche von Morgenſtern (Sohn), Chemant, Laſinsky, Funk, Heerdt und Weber eingeſendet worden, verdienen beſonders die der drei erſtgenannten ausgezeichnet zu werden. Die beiden zuerſt und die beiden zuletzt aufgeführten jungen Künſtler ſind geborene Frankfurter. Morgenſtern hat ſeine erſte künſtleriſche Bildung ſeinem als Gemälde-Herſteller hochverdienten und weitberühmten Vater zu danken; ſeine weitere Ausbildung aber der Münchener Schule und den eigenen Studien der tyroler und italiäniſchen Natur. Der letzteren verdanken wir zwei wohlgelungene Anſichten von Capri und eine wirklich meiſterhafte Anſicht von Tivoli. Sowohl dieſe, als jene zeugen von tüchtigem Naturſtudium und ſowohl Anordnung als Ausführung bewahren den denkenden Künſtler. Beſonders das zuletzt erwähnte Bild verdient die rühmlichſte Anerkennung Ein altrömiſcher Tempel iſt zum Mittelpunkt deſſelben genommen. Zwiſchen dieſem und einer anmuthigen Gruppe von Ölbäumen auf der linken Seite des Betrachtenden ſchimmert im ſanften Schein der Morgenſonne der Staubdunſt eines Waſſerfalles; auf der anderen Seite bilden Ruinen und Gebüſche einen wohlgefälligen Übergang in die ferne Ebene. Über das Ganze breitet ſich ein heiterer, milder Frühlingsduft. Wie fleißig dann auch das Einzelne ausgeführt iſt, ſo anſpruchslos ſtimmt doch Alles zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammen, welches einen ebenſo wohlthätigen und befriedenden Eindruck hervorbringt, als eine der ſchönſten Symphonien von Haydn. Möge der hoffnungsvolle Künſtler auf dieſem Wege zur idealiſchen Landſchaft fortwandeln, von deſſen Ziele ihm die, bis jetzt noch unübertroffenen Meiſterwerke Claude Lorrain's entgegenleuchten. Unſtreitig war dieſer als Maler — auf dem naturweltlichen, was Raphael auf dem weltgeſchichtlichen Gebiete. Wie dieſer die höchſten Momente der Geſchichte, ſo faßte jener die der Naturwelt auf; wie Raphael das Göttliche Menſchengeſtalt annehmen ließ, ſo verklärte Claude die Natur zur göttlichen Freundin des Menſchen. Bei großem Reichthum die edelſte Simplizität, bei ſorglicher Berückſichtigung des Einzelnen vollendete Harmonie des Ganzen, bei vorwaltender Erhabenheit des Gedankens ſtets die höchſte Anmuth der Formen, — dies die verwandſchaftlichen Züge in den Werken der beiden göttlichen Meiſter, welche wir von angehenden Malern ebenſo eifrig ſtudirt ſehen möchten, als die Werke Plato's und Homer's von angehenden Philoſophen und Poeten. Bei den Niederländern überwog das Studium der natürlichen Äußerlichkeit; die Italiäner blieben vorliebig einer Gattung zugewandt, die wir die antike nennen möchten, inſofern das Natürliche mehr auf abſtrakte Weiſe aufgefaßt wurde. Eine geraume Zeit begnügte man ſich dann damit, nicht die Natur ſelbſt, ſondern nur die Werke der älteren großen Maler zu ſtudiren und nachzuahmen. Die neueſte Zeit hat ſich nun wieder zur Natur ſelbſt mit begeiſterter Liebe hingewandt; ihre höchſte Aufgabe aber in der Kunſt, wie in allen übrigen Sphären des Wirkens und Schaffens, beſteht in der innigſten Vermählung von Geiſt, Gefühl und Natur. So genügt auch bei landſchaftlichen Darſtellungen nicht mehr ein treues Copiren der unmittelbaren Wirklichkeit, noch ein Verwenden des oberflächlich aufgefaßten landſchaftlichen Stoffes zur Darſtellung irgend eines poetiſchen Gedankens. Vielmehr ſoll die künſtleriſche Idee den Stoff eben ſo vollkommen beherrſchen, wie dieſer völlig naturgemäß aufgefaßt werden muß.

Wie nun hinſichtlich der nordiſchen Natur vorzüglich Leſſing, ſo nähert Morgenſtern in dem zuletzt erwähnten Bilde ſich dem wahrhaften Ideal hinſichtlich der ſüdlichen Natur, und es bleibt uns nur zu wünſchen, daß weniger ihre Werke, als vielmehr ihre Beſtrebungen, zum Muſter dienen mögen. Dieſen Wunſch hier auszuſprechen, finden wir uns dadurch veranlaßt, daß die jetzt ausgeſtellten Landſchaften von Chemant und Heerdt mehr Studien nach Leſſing und Poſe, als nach der Natur zu ſein ſcheinen. Als ſolche ſind ſie zwar allerdings ſchätzbar, — und namentlich die Arbeiten Chemant's, der aus übermächtiger Liebe zur Kunſt erſt vor einigen Jahren einen anderen Lebensberuf aufgegeben, bezeugen ein raſches und erfreuliches Fortſchreiten. Um ſo dringender müſſen wir aber die beiden jungen Künſtler auffordern, einestheils recht unverdroſſen ſich dem Selbſtſtudium der Natur zu widmen und beſonders hierbei die atmoſphäriſchen Erſcheinungen und die damit zuſammenhängenden mannigfaltigen Beleuchtungen zu beachten, die ſelbſt von Leſſing und Poſe noch bei weitem nicht mit der Meiſterhaftigkeit behandelt werden, die wir bei den älteren Niederländern bewundern. (Fortſ. folgt.)

Taſchenbücher.

3) Penelope. Taſchenbuch für das Jahr 1837. Herausgegeben von Th. Hell. Leipzig, Hinrichs.

Den Reigen der Novelliſten eröffnet C. v. Wachsmann mit der Erzählung: „Seine und Kaukaſus;“ den durch glückliche Schilderung fremdartiger Natur und Sitte für's Intereſſe der Leſer gehobenen Stoff bildet ein Liebesverhältniß zwiſchen einem jungen ruſſiſchen Offizier, und der Tochter eines Legationsrathes, zwiſchen welche ein kaukaſiſcher Gebirgsfürſt, Huſſein-Chan, tritt, der in Paris als Kapitän Diomedi die Einwilligung des Vaters erhielt. Baturin, der Geliebte Eudoxitus, entlarvt in Paris die Verdächtigkeit dieſes Diomedi, den er in einem Spielhauſe beobachtet; die Heirath wird rückgängig. Diomedi zieht ſich in ein Bergſchloß am Kaukaſus und rächt ſich durch den Raub Eudoxiens, als dieſe nach dem Tode des Vaters mit der Mutter auf eine Beſitzung nach Tiflis reiſ't. Baturin, den wir jetzt in der Garniſon der kleinen Feſtung Wladikawkas treffen, befreit ſie endlich unter Beihülfe eines alten Koſacken, und der wilde Huſſein Chan findet bei der Verfolgung der Liebenden den Tod. — W. v. Lüdemann hat eine artige Erzählung: „Sultan Gherry" geliefert. Sultan Gherry iſt der einzige, lebende, direkte Erbe Mahmud's II. und ſeines Reiches, wenn dieſer ohne männliche Erben zu ſeinen Vätern heimgeht; ſeine Mutter, eine Chriſtin, hat Gherry zur griechiſchen Kirche bekehrt. Von Liebe zu einer ſchönen Schottin, die er in Zante kennen gelernt, übermannt, reiſ't er nach Edinburg, heißt nun Kitty, und ſtudirt daſelbſt Theologie und Naturkunde. Er findet ſeine Mary wieder, und erhält ihre Hand von dem alten Edwards, ihrem Vater, während einer burlesken Mummerei, einem „Ketzergerichte," vor welches er geſtellt wird, und welchem Walter Scott, gleichfalls in Maske, beiwohnt. Nach der Hochzeit reiſ't er mit Mary nach Sebaſtopol, auf ſeinen Landſitz. — Die Novelle: „Die Löwenbraut" von Iſidor, behandelt Familienintriguen, die ſich um Flora, die vermeintliche Tochter eines italiäniſchen Menageriebeſitzers drehen, welche der Cabale ihrer eignen Schweſter und ihres eignen Vaters, der Liebe ihres Geliebten und der Bosheit ihres Bräutigams als Opfer fällt. — Willibald Alexis hat Reminiſcenzen aus ſeiner Knabenzeit, „das Nonnenkloſter zur heiligen Katharina in Breslau, während der Belagerung 1806" mitgetheilt. Sein Talent präſentirt ſich in ſolchen genreartigen Darſtellungen von Erlebniſſen beſſer, als in größeren Erfindungen. Eine biographiſche Skizze: „Henriette Katharine," Fürſtin von Anhalt († 1708), von Lindner, beſchließt die Reihe der Beiträge in Proſa. — Metriſche haben Sprengel, L. G. Neumann, L. A. Frankl, Th. Hell, W. Kilzer, H. Matthäy, L. Würkert, J. Beckert, J. N. Vogl, Jul. Moſen und E. Ferrand geliefert. Die Vogl'ſche Ballade: „Miloſch Obilitſch" ſtand übrigens bereits in Hormayr's Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte für 1830.

Die Kupfer- und Stahlſtiche bringen: das Porträt der jetzigen Kaiſerin von Oeſterreich und zwei auf den Inhalt des Taſchenbuchs bezügliche Porträts, und „vier ſüdliche Volksſcenen von Lindau, Törmer und Wittmer, bei welchen die Sorgloſigkeit der Kupferſtecher, hauptſächlich Eißner's, die Zeichnungen weſentlich umgeſtaltet und verunſtaltet zu haben ſcheint.

Feuilleton.

⁂ **Das triennale Muſikfeſt zu Mancheſter.** — Nachdem das Feſt am 12. v. M. durch einen Ball eingeleitet, wurde es am 13. in der Collegialkirche durch eine Compoſition von Attwood eröffnet, welche gleichſam als Prolog zu Haydn's Schöpfung dienen mochte, die demnächſt aufgeführt wurde. Da aber die Engländer bei allen ihren Genüſſen Freunde großer Mahlzeiten ſind, ſo wurde der Schöpfung noch ein Salmigondi von Biſhop angehängt, der ſeit zwanzig Jahren das Privilegium hat, Burletta's und dergleichen für die engliſche Oper zu componiren. Dem geiſtlichen Oratorio in der Kirche folgte Nachmittags ein weltliches Concert im Theater, und dieſe muſikaliſchen Doppelmahlzeiten wiederholten ſich in den folgenden Tagen. — Zum Schluſſe, am 16., wurde Morgens Chriſtus am Oelberg von Beethoven gegeben, worauf Braham das von Meyerbeer in den Hugenotten reproduzirte Lied Luther's ſang. — In den Concerten im Theater ernteten den reichlichſten Beifall die Damen Malibran, Caradori und Aſſandri, und die Herren Lablache, Ivanoff, Dragonetti und Nicholſon; von einheimiſchen Künſtlern die Damen Shaw, Knyvett, Biſhop, und die Herren Terrail, Machin und Bennet. Ein Fancy-Ball (d. h. wo Coſtüme, aber ohne Maſken erſcheinen) beſchloß das Feſt. Nicht weniger als 3000 Billets waren für denſelben ausgegeben, und bei dem Souper, welches den Tanz krönte, wurden nicht weniger aufgetragen als 2000 Kalbspaſteten, 1000 Teller mit Sandwiches (Fleiſch-Butterbrod mit Senf), 500 Pfd. Trauben ꝛc. ꝛc.; und nicht weniger getrunken als 6 Tonnen Xeres und Porto, und 60 Tonnen Negus (Weinpunſch). — Nach Abzug der Koſten blieben den Armen von den Kirch- und Theater-Einnahmen an 16,000 Pfund. Leider aber reihte ſich dem glänzenden Feſte ſchon in wenigen Tagen das Begräbniß der erſten Sängerin Europa's an; ſie ſtarb, kaum 28 Jahre alt, ein Opfer der übermäßigen Anſtrengungen, zu denen das Feſt die Veranlaſſung gegeben.

⁂ „*Dodecaton ou le livre des douze*," ſo lautet der Titel eines eben erſchienenen literariſchen Potpourri's, oder, wenn man lieber will, eines Picknicks zwölf contemporairer Talente; denn an die hommes de génie, an die chefs d'école hat der Herausgeber, wie er im Proſpektus ſagt, ſich nicht gewendet, weil er ein Buch für den „ſchönen großen Haufen," oder für die „ſchöne Menge (la belle foule) machen wollte." Den Reigen der „honnêtes gens d'esprit qui savent écrire" eröffnet George Sand mit dem *Dieu inconnu*. Ihm reiht ſich Herr Mérimée an mit einer Biographie des Don Juan, welcher die Novelle *Belphégor* von Loève-Veimars folgt. Den erſten Band beſchließen Rog, eine Erzählung von Léon Gozlan und eine Mittheilung von Emilie Souveſtre. — Im zweiten Bande finden wir erſt ein Proverbe von Alfred de Vigny, dann eine Dichtung von Alex. Dumas und ein kleines Luſtſpiel: „*faire sans dire*," von Alfred de Muſſet. Die kleine Erzählung „*Beata*" trägt zwar keinen großen Namen an der Stirne, ſoll aber ſchon in den erſten 25 Zeilen einen großen Dichter verrathen. Jules Janin aber, kaum an das Ende ſeines „Chemin de traverse" gelangt, hat ſich hier wieder auf einen anderen Weg begeben, um uns ſeine Reiſe nach Brindes zu erzählen. Die beiden Pſeudonymen Stendhal und Dufongeray ſchließen den zweiten Band und — das Dutzend.

⁂ **Sarazeniſche Sklaven im Mittelalter.** — Aus Reynaud's unlängſt erſchienener Schrift: „Invasions des Sarazins en France etc. erſehen wir, daß länger, als man gewöhnlich annimmt, Mahomedaner in chriſtlichen Ländern als Sklaven gehalten wurden. „Arnold, Erzbiſch. v. Narbonne," berichtet Reynaud, „vermachte die ſarazeniſchen Sklaven von ſeinen Gütern dem Biſchof von Beziers im Jahre 1149. Um das Jahr 1250 verordnete Romeo de Villeneuve in ſeinem Teſtament, daß ſeine Sarazenenſklaven, beiderlei Geſchlechtes, verkauft werden ſollten. Zweihundert Jahre ſpäter leſen wir, daß drei mauriſche Sklaven vom König René gekauft worden… Auch exiſtirt ein fulminanter Brief des Papſtes Clemens IV. an den König von Navarra v. J. 1266, worin dieſer Papſt gegen einen Abt des Benediktinerkloſters von Miranda donnert, der einen reichen, ſarazeniſchen Convertiten foltern laſſen, unter Vorgeben, daß ſeine Converſion nicht aufrichtig ſei, und alle Güter deſſelben confiszirt hatte zum Nachtheil ſeiner rechtmäßigen Erben." —

⁂ **Säepflug.** — Henri Blair in den vereinigten Staaten hat eine Maſchine erfunden und kürzlich in Waſhington aufgeſtellt, die er „Corn-planter" nennt. Der Intelligencer beſchreibt ſie als eine ſehr einfache Maſchine, die durch ein Pferd in Bewegung geſetzt wird, und zu derſelben Zeit, in welcher ſie die Furche zieht, in paſſendem Zwiſchenraum und in gehöriger Menge das Getreide ausſäet. Es ſoll dadurch die Arbeit von 8 Mann erſpart werden. —

⁂ **Meyerhofer's Notenpult.** — Ein Wiener Mechaniker, Namens Meyerhofer, hat ein Notenpult erfunden, auf dem die Blätter ſich mittelſt eines leichten Drucks mit dem Fuß umwenden laſſen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 242. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 12. October.

Zwei Beſuche bei Göthe.

I.

Der junge Dichter hatte ſo eben, Begeiſterung ſprühend, den letzten Akt ſeines italiäniſchen Revolutionsdramas geendet. Er ſchleuderte ungeduldig die Feder in die Ecke des Zimmers und legte die letzten Blätter ſeines Gedichts zum vollſtandigen Manuſcripte.

„Hinaus, ſingender Schwan,“ jubelte er, „bade dich im blauen Neckar, trinke den reinen Bergesodem und feire auf der Terraſſe, zu deinen Füßen die herrliche Pfalz, den Triumph, ein Werk aus einem Guſſe geſchaffen zu haben.“

Mit dem, in einem Portefeuille liegenden, ſauber geſchriebnen Manuſcripte eilte er vor's Karlsthor, entkleidete ſich an einer buſchigen Stelle und wiegte bald ſeine ſchöngeformten Glieder in dem kühlen Wogenbette. Neugeſtärkt, erſtieg er rüſtigen Schritts die weſtliche Terraſſe des Schloſſes, ließ ſich eine Flaſche des beſten Rheinweins bringen, und ſchlürfte, verſunken in die Reize der paradieſiſchen Landſchaft, welche die Morgenſonne nach einem warmen Regenſchauer magiſch beleuchtete und in Millionen Thautropfen ſich regenbogenfarbig brach, die köſtliche Blume des Weins. Wollüſtiger dufteten das gelbblühende Labkraut und die karminfarbne Blüthe des wilden Thymian, welche die Bank, auf der er behaglich gelagert war, mit ihrem grünen Netze überwucherten. Mit ſeinen flammenden Blicken verfolgte er die ſilberne Schlange des Neckars, bis zum fernen Mannheim.

„Der Meiſter ſoll leben, der Jubelſenior des deutſchen Parnaſſes!“ fuhr er auf, ohne ſich weiter um ſeine Umgebung zu kümmern, die glücklicherweiſe nur aus einem älteren Manne beſtand, welcher auf einer Bank in ſeiner Nähe ruhte. Denn man würde den Dichter leicht nach ſeinen Geberden für einen aus dem zu ſeinen Füßen liegenden Spital entlaufnen Irren, wenigſtens für einen Schwärmer oder Phantaſten gehalten haben.

„Der Meiſter ſoll leben!“ rief er noch einmal und ſtürzte ſein Glas hinunter, riß ſein Manuſcript aus dem Umſchlag und deklamirte laut vor ſich hin: „Ein Zeugniß meines Geiſtes, was ich hier in meinen Händen halte, meine Welt, mein höchſtes Gut! Wie oft zweifelte ich an meinem dichteriſchen Berufe; wie ſchüchtern kindiſch trat ich der Muſe entgegen, bis ich mich erkühnte und in ihrer glühenden Umarmung, unter ihren Flammenküſſen zum wahren Dichter erwarmte. Meine erſte Studien nur Kinderlallen! Nur für mich hatten ſie Bedeutung. Wie quälte mich der Gedanke bis zur Verzweiflung, ſchon zwanzig Jahre durchlebt und noch kein Werk für die Unſterblichkeit geſchaffen zu haben. Wer kann dieſe Wehen ſchildern, wer ſie nachfühlen!“

Er hielt inne; dann brach er von Neuem aus:

„Aber hier halt' ich die Inſpirationen meiner Muſe, welche mir die Feder führte; o, ich Glücklicher! Mit dieſem einen Werke hab' ich den Wurm aus meinem Leben geriſſen, der ſich ſchon tief hineingebiſſen hatte. Ich bin gerettet. Dieſe Blätter enthalten die Bürgſchaft meiner glänzenden Zukunft. Kühn darf ich jetzt vor den Meiſter hintreten und mit Selbſtbewußtſein ihm zuzurufen: „Siehe, Meiſter, hier iſt einer deiner Junger!“

Der Nachbar, welchen der Jüngling in ſeinem Paroxismus nicht bemerkte, ſprach leiſe, den Kopf ſchüttelnd, vor ſich hin: „Auch einer jener beklagenswerthen Jünglinge, in dem eine Feuerſeele flammt, die nach Thaten lechzt, wie das Wild nach Waſſer; der keinen Spielraum findet, ſie zu verrichten. Er muß die Thatluſt in ſich erſticken, und aus hundert andern Kratern bricht die Lava zerſtörend hervor. Armes Vaterland! Korn zeugeſt du und Wein und Männer; aber der Jugend bieteſt du keine Gelegenheit, ihre Thatkraft zu üben. In welchen Labyrinthen hetzt ſie ſich herum? Nach was wird ſie noch in ihrem Übermuthe, mit dem Fluche der Thatloſigkeit belaſtet, greifen? Trüber werden die Elemente der Zeit, und die Tage ſind nicht mehr fern, wo man die Jugend zur Rechenſchaft ihrer Verirrungen ziehen wird. Wer trägt aber die Schuld?" ſeufzte er. „Das Vaterland krankt, die Zeit krankt und die Menſchen kranken!" —

Der Jüngling war wirklich von der Natur mit reichen Kräften begabt worden, mit einem ahnungsvollen Geiſt, der ſich in die Tiefen der Gedankenwelt mit Begeiſterung hinabſtürzte, mit einem Willen, feſt wie Stahl. Aber wie ein Kampf die ganze Zeit durchzuckte, ſo hatte auch die Sucht nach Originalität die Jugend und beſonders dieſen Jüngling aus dem geſunden Zuſtand herausgeſchnellt. Bei ſeinen Anlagen war es ihm leicht geworden, ſein Fachſtudium, die Jurisprudenz, bald zu beſeitigen. Er hatte ſchon vor mehreren Monaten eine Prüfung zur außerordentlichen Zufriedenheit ſeiner Lehrer beſtanden und durch eine glänzende Disputation ſich den Doktorhut errungen. Aber alle jene Studien hatten ihn doch nur äußerlich berührt; ein geheimer Kummer zehrte, wie der Geier des Prometheus, an ſeinen Jugendkräften und drohte ſie zu vertrocknen. Seine ganze Thatkraft ſtrebte in dem einen glühenden Wunſche zuſammen, ein Dichter zu ſein und als ſolcher von der Nation durch ein geniales Werk anerkannt zu werden. Er hatte nun den Wünſchen ſeiner Eltern Genüge geleiſtet. Mit einem glänzenden Zeugniß ſeiner Fähigkeiten und Kenntniſſe konnte er vor ihr Angeſicht treten; aber noch durch eine größere That wollte er ihnen imponiren. Jetzt war der größte entſcheidende Augenblick in ſeinem Leben gekommen, wo er vor Göthe, (für ihn der verkörperte Genius der Poeſie!) treten konnte mit der Hoffnung, von ihm als Dichter begrüßt zu werden. Mit dieſem höheren Zeugniß, mit der Anerkennung des größten lebenden Dichters wollte er dann zu den harrenden Eltern eilen. Seine aufgeregte Phantaſie malte ihm mit den hellſten Farben ſchon die Scene aus, wie ſie ihm entzückt in die Arme ſtürzen, ſeinen höhern Beruf anerkennend, ihm ſelbſt rathen würden, ſein Brodſtudium von ſich zu ſchleudern und auf Dichtertalent ſeine fernere Exiſtenz zu gründen.

Er war allmählich ſtiller geworden, hatte ſein Manuſcript wieder ſorgfältig zuſammengefaltet, und verarbeitete nun jene Gedanken, welche zu dem Entſchluß reiften, Heidelberg ſchnell zu verlaſſen und mit der Poſt nach Weimar zu eilen, um den größten Wunſch ſeines Lebens, den er jetzt nur noch allein denken konnte, auszuführen. Eine Seligkeit, wie er ſie noch nie empfunden, goß ſich, ihn wonnig durchſchauernd, über ſein ganzes Sein aus. Aus ſeinen Augen zuckte der Strahl der Freude; er hätte die ganze Gegend an ſein Herz drücken mögen, er wäre in dieſem Augenblick fähig geweſen, ſeine bitterſten Feinde zu umarmen.

„Lebe wohl," flüſterte er tief bewegt, „du ſchönes Land, wo ich meine Jugend ſelig verträumte. Ich bin ein Mann geworden; ich bin erwacht. Aber nicht will ich die goldnen Träume von mir abſchütteln; ich will ſie mir hinüberretten in den wachen Zuſtand, ſie als Einſchlag verweben in die Gebilde, die ich zu ſchaffen mich berufen fühle!"

Langſam ſchritt er, jedes einzelne Kaiſerbild, jede Epheuranke betrachtend, als wenn er zum letztenmal dieſe befreundeten Erſcheinungen ſehen dürfte, durch den weiten Schloßhof, über die Altane, durch die gewölbten Hallen hinab zur regſamen freundlichen Stadt. Von den Freunden, die ſtets ſein geiſtiges Übergewicht um ſo williger, weil er ſie es niemals fühlen ließ, anerkannt, nahm er eiligen Abſchied; er hoffte, ihnen entweder bald wieder in der Heimath oder geiſtig zu begegnen. (Schluß f.)

Olivier.

(Fortſetzung.)

„O Schickſal! Fügung!" ſeufzte Olivier, „aber ſtill! Fragen Sie mich nichts! Laſſen Sie ruhen die Geiſter der Vergangenheit — ſie regten ſich ſchon all zu ſehr, und wollten ſich in's Leben drängen. Die Prinzeſſin aber muß ich noch einmal ſehen, ſoll ich fliehen. Der Wunſch iſt ſo verzeihlich oder — — Ja! vielleicht iſt es ſogar beſſer! — Gib mich auf, Engel der Huld, überlaß mich meinen dunkeln Sternen! — Mein Segen, mein unauslöſchliches Dankgefühl für dieſe Stunde wird dich doch begleiten — du malteſt mir den Himmel wieder roſig — dort ſehen wir uns wieder!" —

„Noch einmal hier!" rief Bertha, „ich ſchwöre es, wie unwahrſcheinlich es auch klingt, Sie ſollen die Prinzeſſin ſehen! Jetzt aber muß ich fort, die Zeit der Sicherheit iſt um. — Wiederſehen! Wie reizend iſt dies Abſchiedswort! Noch einmal darf ich's ſagen: Auf Wiederſehen denn!" flüſterte ſie und verſchwand.

In den ſpätern Abendſtunden des anderen Tages lag Bertha zu den Füßen der Prinzeſſin, um ihr das, was ſie bereits wagte, zu geſtehen, und ſie nun auch zum Beſuch bei Olivier zu bewegen, der durchaus nicht fliehen wolle, ehe er ſie geſehen. Heute ſei das Kriegsgericht gehalten, und Olivier zum Erſchießen verurtheilt. Sie wiſſe es durch Alois, der ferner äußerte, es bedürfe nur noch der Unterſchrift des Herzogs, und es könne ſein, daß es morgen in aller Frühe vor ſich gehe; es hieße zwar, der Prinz habe hinterlaſſen, in dieſer Sache vor ſeiner Rückkehr nichts zu thun, doch glaube man ihn peinlicher Momente zu überheben, ja nach ſeinem geheimen Wunſche zu handeln, wenn man ihn nicht abwarte.

„Entſetzlich!" rief Antonie, „ſo denkt Prinz Felix nicht! Ich will morgen früh gleich zum Herzog. — er wird mich hören!"

„Vielleicht auch nicht!" ſtöhnte Bertha, „vielleicht ſoll ein Beiſpiel gegeben werden, und haben wir die abſchlägliche Antwort, dann iſt es zu ſpät, um ſelbſt zu handeln. — o laß uns das Gewiſſe für's Ungewiſſe nehmen, ihn dieſe Nacht befreien!"

Die Prinzeſſin ließ ſich durch Bertha's Bitten und Thränen, die auch ihr Leben von dieſem Gange abhängig darſtellte, endlich bewegen, und mit Zittern und Zagen verließen ſie um Mitternacht auf geheimen Wegen und durch Seitenpförtchen das Schloß, ſchwebten unter Fieberſchauern der Angſt durch die ſtillen langen Straßen, und endlich eben ſo in Olivier's Gefängniß, deſſen Riegel der Talisman des Goldes öffnete. Nach Faſſung ringend, traten ſie wie verſchüchterte Genien des Lebens hier ein. Olivier empfing ſie auch ſo, und tief bewegt von Dankbarkeit. Er nahte der Prinzeſſin ganz anders, als ſonſt. Früher ſtand er ihr gegenüber, glühend, wie die Sonne, jetzt nur noch etwa wie der Mond; aber er war außer ſich über ſo viel Güte, die er auch nicht einmal leiſe gehofft, in der Idee, daß Bertha es doch nicht möglich machen könne, und war bereit zu ſterben, wenn man ihn wirklich verurtheile. Alle drei bedurften einige Zeit, um Worte zu finden, und noch waren erſt wenige gefallen, als die verſchwiegene nächtliche Stille plötzlich befremdlich unterbrochen wurde. Raſche Schritte flogen den Gang herauf, die Thüre ſprang auf, und zum Entſetzen Aller, aber wie vom Blitz gerührt, ſtand — Prinz Felix da, — der erſchrockenen Gruppe gegenüber. Die Prinzeſſin machte eine Bewegung nach ihm hin, aber er ſtürzte auf ſie zu, und rief wüthend: „Ich habe dir vertraut, als wäreſt du ein Engel, und du verräthſt mich doch!“ — „Nein! nein! nein!“ rief Olivier aus tiefſter Bruſt, und warf ſich zwiſchen beide. Der Prinz fuhr von dieſem Klang ſeltſam betroffen zurück, blieb im höchſten Zorn unbeweglich ſtehen, aber er ſchleuderte Blicke, wie Blitze, und in ſeinem Auge ſchien ein unglückkündender Funke zu glühen, der das Ärgſte fürchten ließ. In dieſem verhängnißvollen, ſchrecklichen Moment riß Olivier eine glänzende Brieftaſche aus dem Buſen, trat damit, zwar todtenbleich vor innerer Bewegung, aber raſch zum Prinzen, und ſagte zum höchſten Erſtaunen Aller: „Hier die Löſung alles Räthſelhaften! Nun wird es klar werden, daß ich mir wohl den Wunſch erlauben durfte, die Prinzeſſin um jeden Preis noch einmal wieder zu ſehen — klar, warum des Mitleids Stimme in ihrem edlen Herzen für mich ſprach. Mein Geheimniß war mir heilig, ich hätte es mit in's Grab genommen; ich war zu ſtolz, um mich aus meiner Niedrigkeit emporzudrängen und tauſend Wunden aufzureißen. Ich betrachtete mich willig, einzig als das, wozu der Himmel mich ausſchließlich zu machen ſchien: als Verſöhnungsopfer! Jetzt aber gebietet das Schickſal durch höhere Rückſichten, und ich gehorche.“ Der Eindruck, den dieſe Worte machten, war ungeheuer, die Augen ruhten wie durch Zaubergewalt auf der reichhaltigen Brieftaſche, nur die Bertha's ſchloſſen ſich, als überwältige ſie das Grauen vor dem Inhalt. Es war zu viel für ſie; erſt die eben erlebte ſchreckliche Scene der Überraſchung, und nun die plötzliche Ausſicht, Olivier's geheimnißvolles Schickſal kennen zu lernen. Während Antonie ſich um ſie beſchäftigte, und ſie bald wieder zu ſich kam, erzählte Prinz Felix in abgebrochenen Worten, er habe die Abſicht gehabt, Olivier entfliehen zu laſſen. Mit dieſer angenehmen Nachricht hätte er morgen die Damen überraſchen wollen; deßhalb ſei er gleich nach der Einfahrt in die Stadt aus dem Reiſewagen geſtiegen, habe dieſen voraus geſchickt, und ſei allein hierher gekommen. Er hätte Olivier ſeine Freiheit ſelbſt bringen, ihn wegen des bewußten Bildes und auch wegen Adelaiden's Brief, den er mit größtem Intereſſe unterwegs geleſen, um Auskunft befragen wollen.

(Fortſetzung folgt.)

Bildende Kunſt.

(Fortſetzung.)

Eine kleine, geiſtreich ausgeführte Landſchaft im Frühmorgen von Laſinski erregt den Wunſch, recht bald ein größeres Bild von dieſem Künſtler ausgeſtellt zu ſehen. Weit weniger befriedigten uns zwei Bildchen von Funk aus Herforden, deſſen Mühle im Felsthal auf der letzten hieſigen Ausſtellung ſo reichen und wohlverdienten Beifall geerntet. Jene zwei Landſchäftchen ſind mit Details überladen und die Ferne contraſtirt zu ſehr durch ihre Bläſſe mit dem dunkeln Vordergrund. Sowohl hier als in den Bildern von Ehemant und Heerdt, möchte überdies auf die Staffage weit mehr Sorgfalt zu verwenden ſein. — Ein entſchiedenes Talent für dieſelbe bekunden zwei landſchaftliche Genrebildchen von Dielmann, dem dritten der jungen Frankfurter Maler, die gegenwärtig auf der Düſſeldorfer Akademie ſtudiren. Auf dem einen dieſer Bildchen ſehen wir in ein Thor von Kronenberg, vor welchem auf der einen Seite eine junge Wirthin einem Reiſenden den Becher füllt, auf der anderen eine alte Frau bei ſpielenden Kindern ſitzt. Auch hier indeß erinnert das Landſchaftliche mehr an Leſſing's Weiſe als an eigenes Studium. Origineller und überhaupt gediegener iſt das andere Bild, welches uns einen katholiſchen Geiſtlichen vorführt, der, aus der nahen Kirche kommend, ſich liebreich zu Kindern herablaßt, die ihm entgegengeeilt, um ihm die Hand zu küſſen. Recht kinderfreundlich ſieht er die unſchuldigen Kleinen an, in deren Zügen ſich theils ſchüchterne Ehrfurcht, theils heitere Zutraulichkeit ausſpricht. Läßt ſich gleich an der Zeichnung, namentlich des auf der rechten Seite herzulaufenden Mädchens, Einiges tadeln, ſo iſt übrigens doch Anordnung und Ton des Ganzen lobenswerth, die Färbung geſund und kräftig.

Reichlicher als bei dieſer anſpruchlos anmuthigen Darſtellung fanden ſich die Schauluſtigen vor einem größeren, lebhafteren Bilde von Engel von Düſſeldorf ein, welches allerdings eine ſchon geübtere Hand verräth, während es hinſichtlich der Empfindung und Compoſition hinter jenem zurückſteht. Ein Bauernknabe und ſein nur mit einem Hemdchen bekleidetes Brüderchen haben durch dichtverwachſenes Schilfrohr den Weg zu einem Entenneſt gefunden, und ſofort hat der Knabe ſich einer der kaum ausgebrüteten kleinen Enten bemächtigt, während ſein Brüderchen nur freudig überraſcht zuſieht, wie die übrigen Entchen ſich zu flüchten anfangen, der Mutter entgegen, die auf das Geſchrei ihrer Jungen herbeiſchießt. Die kleinen Enten, das Waſſer, das Schilf, die alten, angeerbten ledernen Beinkleider des Knaben, das Geſichtchen des Kindes, — das Alles iſt recht naturgetreu gezeichnet und gemalt — und man wird gern noch einmal Kind, um ein paar Augenblicke ſich an der Beſtürzung und der Flucht des erſt zart beflaumten Gevögels zu ergötzen. Sehr bald vermißt man aber das pulſirende, individualiſirende Leben in den beiden Figuren und den Ausdruck der Seele in dem Geſichte des Knaben. Auch macht bei dieſem, wie bei vielen anderen Bildern der Düſſeldorfer Schule, ſich die weiße Farbe zu ſehr bemerklich, durch deren Beimiſchung die heller beleuchteten Partien der Carnation in's Licht geſetzt, zugleich aber der erkältenden Schnee-Region angenähert werden. Selbſt das große Altarbild des Direktors der Akademie, zu dem wir uns nun hinwenden, kann in dieſer Beziehung nicht als muſterhaft angeſehen werden. Bevor wir jedoch näher auf dieſe Produktion des hochverdienten Mannes eingehen, haben wir noch des ſehr ähnlichen Porträts des Hrn. v. Zabeck zu erwähnen, in welchem ſeine Gattin von Neuem das ſchöne Talent bewährt hat, von dem ſie auf der letzten hieſigen Kunſtausſtellung ſchon einen erfreulichen Beweis gegeben. Große Ähnlichkeit, Ungezwungenheit der Haltung, Correktheit der Zeichnung, reiche Färbung zeichnen dieſes Bild vortheilhaft aus, und laſſen nur dem Wunſche Raum, daß die Lebensglut der Carnation um einiges gemäßigt ſei. Betreten wir nun den großen Saal, in welchem auf der einen Seite das Altarbild von Direktor Schadow, auf der anderen ein hiſtoriſches Bild von Leſſing aufgeſtellt ſind, von denen das erſtere für die katholiſche Kirche zu Dülmen, das letztere der Kunſtſammlung des Kronprinzen von Preußen beſtimmt iſt; ſo muß uns vor Allem erfreuen, hier von Neuem einen Beweis zu erhalten, welch' reiches und lebendiges Kunſtſtreben in unſerer Zeit erwacht und namentlich auf der Düſſeldorfer Akademie zur Entfaltung gekommen iſt. Können wir dann jenem Altarbild einen nur ſehr bedingten Beifall zollen, ſo kann dies doch auf keine Weiſe die Achtung ſchmälern, die wir Hrn. Schadow als Porträtmaler und beſonders als Direktor einer Akademie zollen, welche ſchon mehr als einen Meiſter unter ihren Schülern zählt. Das Altarbild imponirt gleich bei dem erſten Anblick durch die Einfachheit ſeiner Compoſition und das Plaſtiſche ſeiner lebensgroßen Geſtalten. Maria, am Fuße des Kreuzes ſitzend, ſchaut wehmüthig auf ihren Sohn, deſſen Leichnam in ihrem Schooße ruht. Ein wenig weiter nach dem Hintergrund ſtehen auf beiden Seiten des Kreuzes zwei beflügelte Engel in reichen Meßgewändern, von denen der eine Nägel und Lanze, der andere eine Ruthe und die Dornenkrone in Händen hält. Eine einfache Landſchaft im Hintergrund entſpricht dem hohen Ernſte des dargeſtellten Momentes. Erwägt man nun, daß dieſes Bild beſtimmt iſt, den Hauptaltar einer katholiſchen Kirche zu ſchmücken, dann kann man nicht bezweifeln, daß es einen tiefen Eindruck auf die der Meſſe beiwohnende Gemeinde machen wird. Die Meſſe iſt ſelbſt die geheimnißvolle Wiederholung des bittern Leidens und Sterbens des Gottmenſchen, an welchem hier der Himmel in den Engeln, die Menſchheit durch die jungfräuliche Mutter Theil nehmen, für welches dieſe durch ihr abgehärmtes Antlitz, jene durch Vorhaltung der Leidensinſtrumente die Theilnahme der Gemeinde erwecken wollen. Daß aber die Engel mit dem Meßgewande bekleidet erſcheinen, mag wohl andeuten ſollen, daß der opfernde Prieſter als Mittler zwiſchen den Gläubigen und dem Heiland rein und mitleidend und mitliebend ſein ſoll, wie ein Engel.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Ein numerirter Recenſent.** — In Nro. 233 der diesjährigen „Blätter für literariſche Unterhaltung“ werden G. von Heeringen's (E. Wodomerius) „**Fränkiſche Bilder**“ (4 Thle. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1835) belobend, wie ſie es verdienen, angezeigt; der Recenſent, Nummer 21, beweiſ't jedoch eine charmante Unwiſſenheit in der belletriſtiſchen Literatur. Er ſchreibt: E. Wodomerius ſei **Vorbild** und **Lehrer** einer ganzen Reihe junger Novelliſten, unter denen er nur G. **Döring** und L. **Bechſtein** nennt. G. v. Heeringen trat um 1833 mit einem Jugendprodukt: „Das Trauerſpiel,“ zuerſt auf; um dieſe Zeit war der verſtorbene Döring längſt Liebling eines großen Theiles der Leſewelt, und Bechſtein fing an, ſich durch Zeitſchriften-Beiträge bekannt zu machen. Keinem von beiden fiel es jemals ein, G v. Heeringen nachzuahmen, und Letzterer iſt viel zu beſcheiden, als daß ihm ein ſo vages Lob auf Koſten anderer, mit Achtung genannter Autoren, eines todten und eines lebenden, erbaulich ſein könnte. — Für Nro. 21 ſind die Länder Henneberg und Hennegau ſo gleichbedeutend, wie einem Franzoſen neulich Altenburg und Oldenburg; c'est là tout! Zuletzt ſpricht er über Heeringen's Buch von verblühtem Talent, und ſchließt mit dem Stoßſeufzer, der einem Gemeinplatz ſehr ähnlich ſieht: „Doch wir wiſſen es ja, daß der Geiſt ſo gut ſeine Jugend und ſeine Blüthezeit hat, wie die Natur, und daß im Herbſt die Lieder der Vögel verſtummen.“ Aber das weiß die gute Nummer 21 nicht, daß Herr v. Heeringen noch ein junger, kräftigſtrebender, ſein Talent immer beſſer ausbildender Autor iſt, und das Publikum iſt zu beklagen, daß eine Bornirtheit von der Sorte Nro. 21 an den Laden geſtellt werden darf.

⁂ **Religiöſe Conflikte vom Athos bis zu den Säulen des Herkules.** — Nach öffentlichen Blättern ſind jetzt amerikaniſch-**proteſtantiſche** Miſſionarien im Conflikt mit den griechiſchen Katholiken des neuen Hellas; — in Ungarn breiten ſich die **Calviniſten** ſo ſtark aus, daß katholiſche Biſchöfe und ſonſtige Verfechter der Kirche bedeutende Summen zur Eindämmung dieſer Strömung zuſammenſchießen. In Oeſterreich und Bayern wird hin und her über die Nothwendigkeit und Unmöglichkeit, die **Jeſuiten** wieder einzuführen geredet und geſchrieben. Das übrige Deutſchland hat mit **Muckern** und **Rationaliſten**, mit **Hengſtenberg** und **Strauß** vollauf zu thun. In Frankreich unterdrückt die Julieregierung die Julikirche des Abbé **Châtel**, während in der gebildeten Pariſer Welt die Mode, **kirchgläubig zu ſcheinen**, ſchon wieder im Abkommen iſt. Aus **Spanien** endlich wird berichtet, daß am 7. Sept. d. J. ein Geiſtlicher in der **Madrider Akademie des Kirchenrechts** öffentlich den Satz vertheidigt hat: „Es iſt mit der Heiligkeit, welche der Prieſterſtand erheiſcht, nicht unvereinbar, daß die Geiſtlichen verheirathet ſeien.“ —

⁂ **Merkwürdiges Reſkript.** — Am 29. v. M. waren es gerade 80 Jahre, daß zu Frankfurt a. M. ein fürſtl. primatiſches Reſkript erlaſſen wurde, welches ſo beginnt: „Eminentiſſimus finden ſich bewogen, allen hieſigen Einwohnern, ohne Ausnahme, den Gebrauch der hieſigen **öffentlichen** Spaziergänge zu geſtatten, indem Höchſtſie für billig erachten, Niemanden den Genuß unſchuldiger Vergnügungen zu unterſagen ꝛc.“ —

⁂ **Zur Geſchichte des Zweikampfs.** — Während ſich in Lüttich ein Verein gegen den Zweikampf gebildet, hat Graf von **Chateauvillart** einen „Essai sur le duel“ geſchrieben, in welchem er den Zweikampf zu **reguliriſiren** unternimmt, gleichſam ein Geſetzbuch für denſelben entwirft, um dadurch die Zahl der durch den Duell herbeigeführten Unglücksfälle zu vermindern. Die Revue de Paris meint (in ihrem Heft v. 30. Aug.): „personne n'en est à justifier le duel sous le point de vue moral ou religieux, *tout le monde* l'admet comme une conséquence sociale.“ — (!)

№ 243. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 13. October.

Olivier.

(Fortſetzung).

Olivier deutete ſchweigend auf die Brieftaſche, die der Prinz noch immer in der Hand hielt, jetzt aber, auf die wiederholte Mahnung, unter leiſen Schauern der Damen, öffnete. Sie enthielt einige Documente, Wechſel, Briefe und mehrere in zarter ſchöner Schrift beſchriebene Blätter, die aber viele deutliche Thränenſpuren trugen. „Gott, es iſt Adelaidens Hand,“ flüſterte Antonie, „wenn mich nicht Alles täuſcht,“ und Prinz Felix las mit gepreßter Stimme:

Baſtille 179 . .

Ja, hier an dieſem Schreckensort bin ich, und gehe, um das Geheimniß zu bewahren, aus dieſer vom Blute ſchlüpfrigen Stube zum Schaffot! und noch vor Kurzem wähnte ich mich im Paradieſe, — wehe mir! es blühte über meinem Krater, in den es nun verſank. O wie glücklich war ich! — Meine Geſundheit, die mich herführte, war feſt geworden, aber mein Geſchmack hielt mich hier zurück, und dann — erfahret es, die ihr einſt dieſe Zeilen leſt, die leidenſchaftliche Liebe vermählte mich heimlich mit dem Marquis Manaſſe de . . . . . Die erſte Zeit dieſer Vereinigung faßte einen irdiſchen Himmel in ſich, aber das wilde eiferſüchtige Temperament meines Gemahls überraſchte und berührte mich bald ſchmerzlich. So konnte er es zum Beiſpiel ſonderbarer Weiſe durchaus nicht gut ertragen, wenn ich unſern kleinen Sohn liebkoſte; ich mußte ihn, wie es hier oft geſchieht, und um das Geheimniß zu bewahren, mit ſeiner Pflegerin auf ein Dorf ziehen laſſen; aber bald brachte er mir die Nachricht ſeines Todes. Ich durfte jene nicht ſehen, weil ſie auch an derſelben anſteckenden Krankheit danieder liege, die meinen Liebling hinweg raffte, und die, wie es hieß, im Dorfe herrſche. Das war der erſte wirkliche Schmerz, der mich in der Nähe des geliebten Mannes berührte, welcher mich auf alle Weiſe davon abzuziehen ſuchte. Indeſſen war die Revolution ausgebrochen, die faſt jedes Intereſſe verſchlang, und vor welcher der Marquis durchaus nicht fliehen wollte; ich blieb natürlich ſeinetwegen, immer hoffend, ihn noch zur Flucht zu bewegen. Die Revolution zog einen finſtern Spanier, Marcheſe Puntales nach Paris. Er lernte uns kennen und ſchloß ſich ſehr an meinen Gemahl an, der auch beſondern Geſchmack an ihm fand, und bald ſo unbedingt für ihn eingenommen ward, daß er ihm das Geheimniß unſerer Vermahlung vertraute. Ich, meines Theils, ſtaunte den Mann mit neugieriger Theilnahme an, der jung, reich unabhängig, aus freiem Antriebe, zum Weltſchauſpiel der Revolution kam, um das Gähren und Geſtalten geiſtiger Elemente in der Nähe zu beobachten. Ich fand etwas Großartiges in dieſem Wunſch, aber bald ſtürzte er ſich ſelbſt in das Chaos, nahm Theil an den Schreckensſcenen — und iſt nur großartig im Entſetzlichen.

Er verwickelte den Marquis auch in die Revolution, drängte ſich an mich und verfolgte mich mit ſeiner Liebe; als ich ihn zurückwies, ſchwor er mir den Untergang — und er hat es gehalten.

Er riß meinen Gemahl immer tiefer in die Gräuel der Ereigniſſe, und reizte ſein eiferſüchtiges Gemüth langſam aber deſto ſicherer, und endlich auf das Wüthendſte gegen mich, beſonders da die immer noch nöthige Geheimhaltung unſerer Vermählung ihm ſtets ein Dorn im Auge war. Er fluchte meinem Stolze, wie er es nannte, was doch nur Achtung gegen beſtehende Verhältniſſe war, die ſich mit der Zeit hätten ebnen laſſen; aber er glaubte meinen Vertröſtungen nicht. Ich mußte behutſam, ja ſchonend zu Werke gehen, weil ein Prinz unſeres Hauſes, Prinz

Felix, der jetzt auf Reiſen war, ſich ſchon lange um mich bewarb und von den Meinen begünſtigt wurde. Ganz beſondere Familienverhältniſſe und Rückſichten zwangen mich, mit meiner Erklärung zu zaudern, einige dazu gemachte Einleitungen mißlangen. Manaſſe wußte das und ſchäumte ſchon bei dem Gedanken, daß jener Prinz noch hoffen könne; der bloße Anblick ſeines Bildes reizte ihn ſchon zur Wuth, die Puntales geſchickt nährte.

Zum Unglück kam um dieſe Zeit Prinz Felix aus Italien zurück und wagte ſich incognito nach dem bluttriefenden Paris, um mich zu bewegen, dieſen Schreckensort zu verlaſſen. Er kam, ohne mich vorher zu benachrichtigen, zu mir, konnte gar nicht begreifen, warum ich noch hier verweile, und mahnte dringend zur Flucht, da ich mich hier, wie alle vornehmen Perſonen, in der höchſten Gefahr befinden müſſe. Ich widerſtand natürlich; denn ich liebte meinen Gemahl über alles, deſſen beſſeres Weſen ich noch aus dieſem Strudel zu retten hoffte. Ich ſuchte Ausflüchte, und berief mich auf den Schutz mächtiger Perſonen. Als der Prinz meinen ernſten Widerſtand merkte, ſteigerte ſich ſeine Angſt, und flehend ſank er vor mir nieder, faßte meine Hände und beſchwor mich, ihn zu erhören. Eben beugte ich mich zu ihm nieder und wollte ihm muthig vertrauen, welche heiligen Bande mich hier feſſelten — da flogen die Thüren auf, und Manaſſe und Puntales ſtürzten herein. Einen Augenblick ſtanden ſie wie Bildſäulen, und ſtarrten unſere Gruppe an, die vor lähmender Überraſchung unbeweglich blieb — dann ſtürzten ſie auf uns los. Der Prinz riß mich bei ihrer erſten drohenden Bewegung in ſeine Arme, um mich vor dieſen wilden Männern zu ſchützen, aber ich wand mich gewaltſam los, und ſchrie mit höchſter Anſtrengung: „Fort! Fort! retten Sie ſich Prinz Felix! Ich bin hier ſicher!“ — Manaſſe warf einen ſchrecklichen Blick auf mich, riß ein Piſtol hervor, und drückte es mit wuthzitternder Hand auf den Fliehenden ab — er fehlte. Puntales zog den Dolch und wollte ihm nach; aber ich warf mich ihm entgegen und hielt ihn mit Gewalt umfaßt. Ich fühlte, wie er in meinen Armen nachgebend zuckte, aber er raffte ſich zuſammen, lachte höhnend auf, ſchleuderte mich weg und rief: „Die Schlange ziſcht ganz lieblich! und — höre es, Manaſſe, nicht zum erſten Mal! Was bedarf's jetzt noch der Schonung, wo du mit eigenen Augen ſahſt? Eben verhieß ſie mir wieder ſchöne Stunden, wenn ich ihren Felix laſſe.“ — „Auf's Schaffot mit ihm und ihr!“ knirſchte Manaſſe mühſam hervor — „ihm nach!“ Sie wollten fort, aber er wandte ſich plötzlich, ſtürzte auf mich zu, preßte mich erſt ſo convulſiviſch in ſeine Arme, daß ich gewiß geſchrien hätte, wäre ich nur eines Lautes mächtig geweſen, und ſtieß mich dann noch empörter zurück; ich aber fühlte nichts; mir war, als wäre ich ſchon geſtorben.

Als meine Peiniger nach einigen Stunden, in denen ich ſtreng bewacht wurde, zurückkehrten, erfuhr ich aus ihrer grenzenloſen Wuth, daß Prinz Felix ſich glücklich gerettet, und Paris bereits verlaſſen haben mußte. Dieſe kehrte ſich nun mit doppelter Gewalt gegen mich, beſonders als man die Regung der Freude erkannte, die wohl in meinen ſchreckensſtarren Zügen aufzucken mochte. „Weib! triumphire nicht!“ knirſchte Manaſſe, „iſt der Tod dir ſüß, weil er entkam, ſo erfahre, höre es: Du haſt ein Kind — es lebt noch! Du aber ſtirbſt, ſtirbſt, wenn ſein Lächeln dich entzückte, ſtirbſt, wenn ein Band mehr dich an's Leben feſſelt! Dann fort zum Tode, während dein Geliebter lebt! Sage, Weib, ſage, wird er dir dann noch ſüß erſcheinen? —

(Fortſetzung folgt.)

Zur Erinnerung an Ferd. Raimund.

(Fortſetzung).

Im Anfang des zweiten Aktes finden wir die Familie des Menſchenfeindes in Beſtürzung über deſſen Flucht und voll inniger Theilnahme an deſſen Geſchick. Rappelkopf's Gattin fürchtet für ſein Leben, und will ihn aufſuchen. Der Maler verwünſcht den Alpenkönig, der ihn und die Geliebte als neckender Kobold getäuſcht habe. In demſelben Augenblicke ſieht man im Spiegel des Zimmers den Alpenkönig, der die Beſorgniſſe der Familie zerſtreut, und die Hoffnung Aller wieder belebt. Nach einer allerliebſten humoriſtiſchen Scene zwiſchen Habakuk und dem Kammermädchen, welches ein niedliches Liedchen ſingt:

„Ach wenn ich doch kein Mädchen wär',
Das iſt doch recht fatal,
So ging' ich gleich zum Militär,
Und würde General“ . . . u. ſ. w.

verändert ſich die Scene. Rappelkopf hauſ't im Walde, und hadert, den phantaſtiſchen Gebilden ſeines Menſchenhaſſes ſich gänzlich hingebend, mit Gott und der Welt. Er verjagt einen Stier, der ihn in ſeiner Einſamkeit ſtört, und fordert die Rache des Alpenkönigs heraus, der ihn (Scene 6) zur Rede ſtellt, einen Sohn ſeiner Heerde verfolgt zu haben. Worauf Rappelkopf verſetzt: „Hier iſt mein Territorium, und darauf leide ich weder Vierfüßiges, noch Zweifüßiges. Alſo fort, Vater und Sohn.“

Aſtragalus. Du irrſt, wenn du wähnſt, daß du auf eignem Boden herrſcheſt. Mein iſt das Thal, in dem die Alpe wurzelt. Drum frag' ich dich, wie du es wagſt, ſchamloſe Flüche hier auszuſtoßen, und eine Welt zu ſchmähn, in der du Wurm im dunklen Walde dich verbirgſt, weil du den Strahl des heitern Lebens fürchteſt.

Rappelkopf. Was kümmert's dich? (bei Seite) Der Kerl ſieht aus, als wenn er von Gußeiſen wäre; den laß' ich ſtehn, dem geb' ich gar keine Antwort (will in die Hütte).

Aſtragalus (zielt auf ihn). Halt an! Gib Leben oder Worte.

Rappelk. Was iſt das für eine Art, auf einen Menſchen zu ſchießen?

Aſtrag. Du biſt kein Menſch.

Rappelk. Nun, das iſt das Neueſte, was ich höre.

Aſtrag. Du haſt dich ausgeſchloſſen aus der Menſchen Kreis. Biſt du geſellig, wie der Menſch? Du biſt es nicht. Haſt du Gefühl? Du fühlſt nur Haß. Haſt du Vernunft? Ich finde keine Spur.

Rappelk. Impertinent!

Aſtrag. Drum ſprich, zu welcher Gattung ich dich zählen ſoll, der du des Thieres unbarmherzige Rohheit mit dem milden Anſehn und der Sprache eines Menſchen paarſt.

Rappelk. Nicht übel! Er führt einen logiſchen Beweis, daß ich ein Thier bin.

Aſtrag. Was haſt du zu erwiedern mir?

Rappelk. (b. S.). Ich wollt' ihm ſchon etwas erwiedern, wenn er nur keine Flinte hätte.

Aſtrag. Antwort gib, ob du wohl in mein Jagdrevier gehörſt, und meiner Kugel biſt verwandt? (er legt an).

Rappelk. (für ſich). Soll dem Rechenſchaft geben, und ich möchte ihn lieber maſſakriren. (Laut). Die Flinte weg! Ich bin ein Menſch, und ein beſſerer, als ich hätte ſein ſollen.

Aſtrag. Und warum haſſeſt du die Welt?

Rappelk. Weil ich hab' blinde Kuh mit ihr geſpielt, die Treue hab' erhaſchen wollen, und den Betrug erwiſcht, der mir die Binde von den Augen nahm.

Aſtrag. Dann mußt du auch dem Wald entfliehen, weil er mißgeſtaltete Bäume hegt; die Erde meiden, weil ſie giftige Kräuter zeugt; des Himmels Blau bezweifeln, weil Wolken es verhüllen, wenn du den Theil willſt für das Ganze nehmen.

Rappelk. Was nutzt das Ganze mir, wenn mich ein jeder Theil verfolgt? Ich war in meinem eignen Hauſe des Lebens nicht mehr ſicher.

Aſtrag. Mach's mit dem Mißtrau'n aus, das dich belogen hat.

Rappelk. Mich haßt mein Weib, mich flieht mein Kind, meine Dienſtleute empören ſich. —

Aſtrag. Weil dein Betragen jeden tief erbittert, weil du den Haß verdienſt, den man dir zollt.

Rappelk. Das iſt nicht wahr, ich bin ein Menſch, ſüß wie Zuckerbrod, nur *mir* wird jede Luſt verbittert, und ich trage keine Schuld.

Aſtrag. Die größte, denn du kennſt dich ſelber nicht.

Rappelk. Das iſt nicht wahr, ich bin der Herr von Rappelkopf.

Aſtrag. Das iſt auch Alles, was du von dir weißt; doch daß du ſtörriſch, wild, mißtrauiſch biſt, vom Starrſinn hingetrieben wirſt bis an der niedern Bosheit Gränze, kurz all die üblen Eigenſchaften, die du für Vorzug deines Herzens hältſt, ſie ſind dir unbekannt. Nicht wahr?

Rappelk. Mir iſt nur eins bekannt, daß du ein Lügner biſt, der eine Menge von Fehlern mir andichtet, die ich gar nicht habe.

Aſtrag. Ich führe den Beweis, wenn du dich meiner Macht vertrauſt, und mir gelobſt, daß du dich ändern willſt.

Rappelk. Das hätt' ich lang gethan, wenn ich das gefunden hätte! Ich vertraue mich *keinem* Menſchen an, Betrug iſt das Panier der Welt.

Aſtrag. Glaubſt du, die Welt ſei darum nur erſchaffen, damit du deinen Geifer auf ihr Wappen ſudeln kannſt? Die Menſchheit hinge nur von deinen Launen ab? Dir dürften *Andre* nur, du Andern *nicht* genügen? Biſt du denn wahnſinnig, übermüth'ger Wurm?

Rappelk. Sapperment! Nicht lange per Wurm! das Ding fängt mich zu wurmen an. Ich gebe nicht nach, du bankrottirter Philoſoph. (Der Mond iſt nach und nach aufgegangen). Ich bin zu gut, und du zu ſchlecht, als daß ich länger mit dir rede! Drum fort mit dir; der Mond geht *auf* und du gehſt *ab*. Künftig werd' ich in meiner Hütte mich verſchanzen, und herunter donnern, wenn ſich Jemand erblicken läßt.

Aſtrag. So willſt du nicht die Hand zur Beſſrung bieten?

Rappelk. Ich biete nichts, und wenn mir das Waſſer bis an den Hals geht.

Aſtrag.

Wohlan, ſo laß uns den Verſuch beginnen; —
Weil nicht Vernunft kann dein Gemüth gewinnen,
Soll Geiſtermacht zu deinem Glück dich *zwingen*,
Und mit dem Alpenkönig wirſt du ringen.
Vermeid' dies Haus, ſonſt tritt auf allen Wegen
Vergangenheit dir leichenblaß entgegen,
Und willſt du Elemente Brüder nennen,
So lern' auch ihre Wuth und ihre Schrecken kennen.
Der Blitz ſoll deines Hauſes Dach umarmen,
Dann kann dein Herz an Freundes Bruſt erwarmen;
Weil du die Luft willſt ſtatt der Gattin küſſen,
Soll dich des *Sturmes* Angſtgeheul begrüßen.
Der Boden ſoll dich Halbmenſch nimmer tragen,
Dann magſt du über Erden-Undank klagen,
Und daß du mit den Wellen könneſt ſtreiten,
Will ich die Fluth dir bis zur Kehle leiten.
So ſoll dich Waſſer, Feuer, Luft und Erd' bekriegen,
Dann wähl', ob du dich willſt in meinen Vorſchlag fügen;
Und wirſt du liebend nicht dein Herz zu Menſchheit wenden,
So ſollſt du wildes Thier in Waldesnacht hier enden.

(Raſch ab).

(Fortſetzung folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

82) Die Kreolin und der Neger. Von Emerentius Scävola. Zweite Gallerie. Die Blutsfreunde. Die Kaperbeute. Hayti. 3 Bde. Frankfurt am Main. J. D. Sauerländer. 1836.

An das Urtheil, welches in Nro. 104 des Phönix über die 1ſte Gallerie dieſer romantiſchen Bildwerke ausgeſprochen worden iſt, reihet ſich, als Reſultat unſerer Meinung über die zweite Hälfte des Werkes, die Anſicht, daß dieſe zweite Gallerie auch als ſelbſtſtändiger Roman ſein Publikum finden könne; denn es ſpinnen ſich in dieſer zweiten Hälfte aus den Endpunkten durchlebter Schickſale neue Fäden heraus, welche in ein dichtes dunkles Gewebe zuſammenſchlagen, deſſen Zeichnungen, wenn ſie plötzlich an's Tageslicht gehoben werden, wie aus Blut-Grunde emporzutauchen ſcheinen und in einem blutigen Ocean wieder verſchwimmen; die Charaktere ringen, durch die Jahre erſtarkt, mit laokoontiſcher Anſtrengung gegen einander, es entwickelt ſich eine Energie, die ihnen den Todesſchweiß aus der Stirne drückt, und eine ſolche Conſequenz der menſchlichen Ohnmacht gegen das Schickſal, das hier als herzzerſchneidender Zufall auftritt, daß die pſychologiſche Meiſterſchaft bewundert werden muß, welche aus den Aehnlichkeiten der Erſcheinung die Verſchiedenheit der Motive herausfindet. Das Ungeheure des Maſſenkampfes von Leidenſchaften gegen Leidenſchaften, von Egoismus gegen aufopfernde Liebe, von Selbſtverkennung gegen Treue, von Jammer gegen Gewiſſen und von Verzweiflung gegen unabwendbar Heranrollendes und unvermeidlich Erdrückendes bringt eine Stimmung hervor, welche jener ähnlich iſt, die, nach Leſung von Spindler's Boa Conſtrictor übermannt und zermalmt; und die mährchenhafte Morgenröthe, die über der weiten Waſſerwüſte aufgehend, die Liebenden allen weiteren menſchlichen Nachforſchungen entrückt, ſtellt das Gleichgewicht in der erſchütterten Seele nicht wieder her. Aber der iſt ein Thor, der daraus gleich den Vorwurf der Immoralität ableiten, ihn darauf begründen wollte; denn die innere Züchtigung, die nicht bloß einzelnen Verbrechen, ſondern auch einer der allerfurchtbarſten Jammermütter, der Willensſchwäche folgt, ſteht hier, zwar nicht von der Feder eines Criminaliſten, wohl aber von einer raſtloſen Phantaſie, gleich von vorneher in's Verbrechen hinein geſchrieben.

53) **Die Engländer.** Von Dr. **Franz Kottenkamp.** Mannheim, H. Hof. 1836.

Ein in mehrerer Beziehung treffliches Buch, das den politiſchen, commerciellen und geiſtigen Zuſtand Englands in kräftigen Farben ſchildert. Ganz vorzüglich ſind beſonders diejenigen Darſtellungen, welche die Nationalität, die Eigenthümlichkeit und das Stilleben der Engländer verſinnlichen. Hier erwähnen wir als höchſt charakteriſtiſch das Kapitel V. (Comforts). Das iſt Darſtellung nach dem Leben, und ſetzt eine gleich ſcharfe Beobachtungsgabe als innige Vertrautheit mit der Nation und ihrer Sprache voraus. Für beides bürgt ſchon die ungewöhnliche Kenntniß der engliſchen Literatur, von der der Autor faſt auf jeder Seite die ſprechendſten Beweiſe liefert. Nicht minder vertraut ſcheint er mit den adminiſtrativen und commerciellen Verhältniſſen Englands zu ſein, wovon die zweite Hälfte des Buches faſt ausſchließlich handelt. Dieſe Betrachtungen, auf Vergleichungen von Ehemals und Jetzt gegründet, nehmen einen ſo ernſten, faſt didaktiſchen Charakter an, und ſtechen gar ſehr von der erſten Hälfte, beſonders von dem Eingange des Buches ab, der im humoriſtiſchen Style ein bloßes Sittengemälde zu liefern verſpricht. Wir wünſchten, der Autor hätte jene politiſchen und ſtatiſtiſchen Kapitel einem ernſteren Werke dieſer Art gewidmet, und dafür unter dem Kapitel XII (geiſtiges Leben), die Literatur umfaſſender berührt. Der Styl des Buches iſt gedrungen, kräftig und fließend, der Inhalt durchweg intereſſant und nicht ſelten durch eingeſtreute Anekdoten, Witzfunken und Saillies gewürzt.

54) **Abendſtunden.** Erzählungen und Novellen. Von **Franz Xaver Told.** 4 Bde. Wien, Tendler. 1836.

Siebenzehn Erzählungen, ſämmtlich in jener Art, welche einer gewiſſen Klaſſe des Publikums willkommen iſt, Leſerinnen, welche ſich um nichts weiter bekümmern, als was ſich thatſächlich vor ihren Augen leicht überſehbar abſpinnt, wenn ſie ermüdet ſich an das Nährtiſchchen ſetzen und die Maſchen des Strumpfes, über den ſie hinwegſehen, nicht mehr aufnehmen müſſen. Die Told'ſchen Novellen machen keinen Anſpruch auf die Kunſtwerken zuſtehende Bedeutung, ſie entbehren der ſeltenen Ideen, der Reinheit der Form, der Individualiſirung von Leidenſchaften und Charakteren; die Perſonen Told's ſind leicht gedrechſelt, aber das Gemeinſame ihrer Phyſiognomien hat im Durchſchnitt etwas Drolliges, wie manche Figuren der Vorſtadttheater. Die meiſten von dieſen Novellen würden, in einer lebensluſtigen Geſellſchaft aus dem Stegreif erzählt, gewiß einen guten Eindruck machen. Dieſes geſällig Unterhaltende, das ſich auch im Styl als wieneriſch kund gibt, macht das Verdienſt der genannten Erzählungen aus, deren beſte: Von ſieben die Häßlichſte, ſeither durch Angely's liebliche Dramatiſirung bekannt iſt. Den Vorwurf eines Plagiats aus Cervantes, welchen man Herrn Told neulich im Kometen nachgewieſen, kann derſelbe wohl nicht abwälzen.

55) **Vermiſchte Schriften von Eduard Gehe.** 2 Bde. Bunzlau, Appun. 1836.

Dieſe Schriften enthalten drei dramatiſche Arbeiten, das Schauſpiel: der Malteſer, den Operntext: Jeſſonda und das Luſtſpiel: die Romantiſchen, ferner die Beſchreibung eines Ausfluges nach Salzburg und Kärnthen und eine kleine Zahl von Gedichten. In dem erſten Schauſpiel hat Gehe den hiſtoriſchen Stoff von der Belagerung Malta's unter Lavalette mit großer Gewandtheit dramatiſch organiſirt; das Hiſtoriſche erhält durch zwei eingeführte Fictionen, welche die Knoten ſchürzen, durch die Epiſode des verwegenen und luſtigen Uluczy Aly und die ebenſo impoſante als ächt weibliche Helena, den Reiz des Intereſſes für die Darſtellung. Die tragiſche Sühne durch den Opfertod Helenens entſcheidet für den poetiſchen Werth des Dramas. Der Text zur Jeſſonda iſt durch Spohr's herrliche Compoſition bekannt. Das Luſtſpiel: „die Romantiſchen,“ entwickelt anmuthig eine leichte loſe Intrigue. Der kurze Bericht des Ausfluges nach Salzburg, Kärnthen und dem Gardaſee intereſſirt (ſchon durch die Eigenthümlichkeit dieſer herrlichen Gegenden) ſo ſehr, daß eine größere Ausführlichkeit, hauptſächlich in Bezug auf die **Sagen** Salzburgs und Kärnthens, ſehr wünſchenswerth geweſen wäre. Der Anhang bringt einen Kranz von Gelegenheitsgedichten.

56) **Novellen.** Fremd und eigen. Von O. L. B. **Wolff.** Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1836.

Herzlich freue ich mich, O. L. B **Wolff's** liebenswürdiges Talent, welchem die vaterländiſche Literatur die Kenntniß und allgemeinere Verbreitung ſo mancher fremdländiſcher Schätze verdankt (ich erinnere hier nur an das Theater der Hindus, an die Mythologie der Feen und Elfen u. ſ. w. a.), ein Talent, welches auf verſchiedenen Feldern mit gleichem Fleiße thätig iſt, auch wieder auf dem Gebiete der Novelliſtik zu begrüßen. Die vorliegende Sammlung enthält vier Novellen: **Ruhe im Sturm, Sturm in der Ruhe**, — **die Perlen**, — **drei Kapitel aus dem Leben eines Anatomen** — und **Fräulein von Marſan**. Die erſte feſſelt hauptſächlich durch die Eigenthümlichkeit der Stimmung, in welche eine öde Küſtenlandſchaft, mit wenigen ernſten Geſtalten ſtaffirt, verſetzt; dazu kommt der Reiz zweier mährchenhafter Situationen, welche den Kern der Handlung geheimnißvoll umſpinnen. In dem Genrebild: **die Perlen**, wird eine blutige Cataſtrophe im gewöhnlichen Leben mit effektvoller Gedrängtheit erzählt. — Die Erzählung: „**drei Kapitel aus dem Leben eines Anatomen**,“ deren Stoff einem ſeltenen ſpaniſchen Schriftchen: „las [illegible] de las Viudas“ entlehnt iſt, erinnert an die kunſtreiche Einfachheit alt-italiäniſcher Novellen, und rechtfertigt poetiſche Zwecke durch pſychologiſche Motive. Die Erzählung: **Fräulein von Marſan** (frei nach Charles Nodier) intereſſirt durch das muſterhafte Fragment neuerer Geſchichte, welches durch eine glückliche Fiction ergänzt wird. Die deutſche Bearbeitung bezeugt den Geſchmack, welcher den Ueberſetzer ſchon bei der Wahl des Stoffes geleitet; wie denn überhaupt das Styliſtiſche ſämmtlicher vier Erzählungen ſich durch ruhige und gemeſſene Haltung empfiehlt.

Notizen.

⁂ **Weibern.** — Avignon producirt anerkanntermaßen die ſchönſten Frauen Frankreichs, Lucca die ſchönſten Norditaliens. Das Land Oeſterreich ob der Enns (hauptſächlich bis jetzt Linz) genießt gleichen Ruhmes. In dem Hausruckviertel Oberöſterreichs hat die kleine Ortſchaft **Weibern** den erſten Anſpruch auf ſolche Celebrität, die — wunderlich genug — in ihrem Namen bedeutungsvoll ausgedrückt iſt.

⁂ Die **Siameſiſchen Zwillinge** zeigen jetzt ſich ſelbſt zu New-York.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 244. 1836.

Phönix.

Freitag, 14. October.

Zwei Beſuche bei Göthe.

(Schluß.)

Nach drei Tagen war er an dem Ziel ſeiner Reiſe, in Weimar angekommen. Es war im Herbſt des Jahres 1818. Aber wer ſollte ihn bei Göthe einführen, wie ſollte er vor Göthe hintreten? Sollte er erſt einen Befreundeten des Dichters aufſuchen, ihn für ſich gewinnen, oder dieſe Ceremonie verſchmähend, ebenbürtig dem Dichter entgegentreten und ihm nur ſein Werk als Empfehlung überreichen? Er ſchwankte. Schon hatte ſich Mißmuth bei ihm eingeſchlichen, und durch ſein Inneres zitterte ein leiſes Zagen; doch im Augenblick der Ermannung entſchied er ſich zu Letzterem und beſchloß, den andern Tag um die gewöhnliche Stunde der Einführung die geweihte Dichterſchwelle zu überſchreiten. Hätte er ſeine Abſicht dem Wirthe mitgetheilt, der hätte ihm nicht nur abgerathen, den Geheimerath v. Göthe in ſeinem Hauſe aufzuſuchen, ſondern ihn vielleicht dazu vermocht, wenn es ihm nur um's Sehen zu thun wäre, lieber entweder zwiſchen elf und zwölf Uhr vor Göthe's Haus herumſpazieren und dort den Dichter, der ſich um dieſe Zeit am Fenſter zeigte, oder den Nachmittag gegen drei Uhr in ſeinem Hausgarten ſeiner anſichtig zu werden. Der Geheimerath war in dieſen Stücken ein Mann nach der Uhr, der ſich um ſo lieber dort zeigte, weil er wußte, daß er dadurch den zudringlichen Beſuch mancher Neugierigen von ſich ablehnte. Aber damit hatte ſich der überſchwängliche Jüngling nicht begnügt.

Er wollte ja Göthe nicht allein ſehen, er wollte aus ſeinem Munde den Gruß der Weihe empfangen. Er fürchtete nicht, vor dem Dichter mit dem Zeusantlitz zu zittern. Je mehr ſich indeſſen die beſtimmte Stunde näherte, je unbehaglicher wurde es dem, der den Beſuch abſtatten wollte. Schon der Gedanke, vielleicht abgewieſen zu werden, durchſchütterte ihn. Doch er faßte ſich wieder und ging mit zögernden Schritten dem Hauſe des Dichters zu. Schon auf der Flur wollte er wieder umkehren und ſeinen Plan aufgeben. In ſeiner Unentſchloſſenheit überraſchte ihn ein Diener des Hauſes. Aber wie ſollte er ſich melden laſſen, als Dichter oder als Doktor?

„Melden Sie dem Herrn Geheimenrath von Göthe,“ ſtotterte er außer Faſſung, „ob Doktor F. die Ehre haben könnte, ihm aufzuwarten.“ Der Diener führte ihn in ein freundliches Gemach, wo er ihn zu warten bat. Da ſtand er nun am Ziel ſeiner Wünſche, nach dem er ſchon ſo lange ſich geſehnt; die große Stunde der Entſcheidung war herangerückt, wo er dem Dichterfürſten gegenüber ſtehen ſollte. Je mehr er aber dieſes Momentes gedachte, deſto mehr verwirrten ſich ſeine Gedanken, ſein Blut färbte ſeine Wange höher, ſeine Zunge ward ſo ſchwerfällig, daß er kaum, als er für ſich zu reden verſuchte, ein Wort hervorbringen konnte. In dieſer traurigen Verfaſſung hörte er plötzlich im anſtoßenden Zimmer Tritte ſchallen, ſein Herz pochte hörbar, die Flügelthüre rauſchte auf, und vor ihm ſtand mit ernſter Miene wie ein Götterbild der Dichterfürſt. Er konnte kaum bemerken, daß Göthe ein ſchwarzes Kleid trug, daß eine große Dekoration von ſeiner Bruſt ihm entgegenſchimmerte. Er verbeugte ſich dreimal tief zur Erde.

„Was wünſchen Sie?“ ſprach Göthe, ernſter werdend.

„Ich wünſche, Sie zu ſehen,“ flüſterte der Jüngling erbleichend und in ſich zuſammen bebend.

„Nun, ſo ſehen Sie mich an!“ rief Göthe und ſtand eine Minute lang kalt und ſchweigſam wie eine Statue vor dem Jünglinge da, der ihn mit großen Augen anſtarrte. Göthe wandte ihm dann den Rücken, die Flügelthüre ſchloß ſich wieder.

Er mochte ſchon lange unbeweglich auf einem Flecke geſtanden haben, als ihn der eintretende Diener aus ſeiner Starrſucht weckte und ihn bis zur Hausthür geleitete. Er befriedigte ſtumm aber ſelig vor ſich hinlächelnd die Forderung des Wirthes und beſtieg den Poſtwagen, um in ſeine Heimath zurück zu reiſen.

Seine Eltern und Geſchwiſter umjubelten den Erharrten bei ſeiner Ankunft. Stumm und lächelnd küßte er ein jedes. Aber wie erſchracken ſie über ſein bleiches Geſicht, über die ganze Hinfälligkeit ſeines Weſens. Sein Organismus war zerrüttet, ſein Geiſt zerknickt; nur lächeln konnte er und weinen. Leiſe flüſterte er, wenn man ihn anredete: „Göthe — ein Gott!“ Das war ſeine einzige Antwort. Man brachte ihn zu Bette. Der herbeigerufene Arzt erklärte ſeinen Zuſtand für eine Nervenlähmung. Der andere Morgen fand ihn todt; das Manuſcript preßte er an ſein Herz. Man konnte es kaum ſeinen ſtarren Fingern entwinden. Es ward ſpäter gedruckt. —

II.

Am 16. Mai des Jahres 1829 ſtieg ein Reiſender gegen Abend in der goldnen Sonne zu Weimar ab. Ein Schwabe von Geburt und ein Freund der deutſchen Literatur erkundigte er ſich mit der Gemüthlichkeit ſeiner Ausdrucksweiſe und ſeines Dialektes am Wirthstiſche nach Göthe und den übrigen Notabilitäten Weimars. Er äußerte unter andern auch ſeinen Nachbaren, daß er ſehr begierig wäre, einmal den großen Göthe zu ſehen; wie ſehr er wünſchte, durch eine Originalhandſchrift Göthe's ſeine ausgezeichnete Sammlung von Autographen bereichern zu können. Die Meiſten zuckten die Achſeln, und einer bemerkte ihm, daß der Geheimerath unzugänglicher als je für Fremde ſei, weil er durch eine zeitige Nachgiebigkeit erfahren hätte, wie ſehr ſich dadurch die unverſchämte Zudringlichkeit der Reiſenden ſteigerte. Der Schwabe äußerte lächelnd, daß ihm, in Weimar geweſen zu ſein, ohne Göthe geſehen zu haben, noch ſchlimmer vorkomme, als Rom beſucht, ohne den Pabſt geſehen zu haben; wie er gerade auf ſeinen großen Reiſen die berühmteſten Männer am zugänglichſten und liebenswürdigſten gefunden, und jeder ihm auf ſeine Bitten eine Handſchrift verehrt hätte.

Nachdem der Reiſende am andern Tag ſeine Geſchäfte beendet, nahm er einen Theil ſeiner Sammlung zu ſich und beſchloß bei Göthe wenigſtens einmal einen Verſuch anzuſtellen. Gedacht, gethan.

„Sagen Sie 'mal, Herr Kammerdiener,“ ſprach er in der Hausflur einen vorübereilenden Diener an, der ſich durch den gemüthlichen Dialekt freundlich berührt fand, „kann ich wohl 'mal den Herrn Geheimerath ſprechen?“

„Geht nicht!“ entgegnete der Gefragte.

„Warum nicht?“

„Der Herr Geheimerath nehmen nur nöthige Beſuche an,“ war die Antwort.

„Es wär' mir aber gar zu lieb, wenn ich ihn ſehen könnte; ich würd' ihm auch meine Sammlung von Handſchriften zeigen,“ ſprach er ſchalkhaft, „ich könnte ihm manches von Schiller's Schweſter und von den Dichtern in Schwaben vorerzählen.“

Der Bediente ſchüttelte den Kopf. „Weil es Ihnen denn ſo d'rum zu thun iſt, den Herrn Geheimerath zu ſehen, ſo kommen Sie in mein Zimmer. Der Herr Geheimerath wird jetzt gleich über den Gang kommen; da können Sie ſich ihn hier durch die Glasthüre anſehen.“

Kaum hatte er ihm ſeine Stellung angewieſen, als die Glocke gezogen wurde. „Der Herr Geheimerath ſchellen,“ ſprach er und eilte hinweg. Nach einigen Augenblicken, während der Schwabe ſchon durch die Glasthüre auf den Anblick Göthe's gelauert hatte, kehrte der Diener haſtig zurück, während Jemand ihm nachſtolzte. Er ſchob den Schwaben ſchnell auf den Corridor, der nicht wenig erſtaunt war, plötzlich ſo ganz unerwartet vor den großen Dichter, deſſen Phyſiognomie ihm durch ſo viele Porträts bekannt war, in ſeinem Hauskleide vor ſich zu ſehen. Göthe hatte ihn in ſein Haus treten ſehen und ſein Begehren ſo eben von ſeinem Diener vernommen.

„Der Schwabe ſoll mich nicht ſehen,“ ſprach er freundlich, „ich will den Schwaben ſehen!“

Dieſer entſchuldigte ſich naiv und kurz; Göthe führte ihn in ſein Zimmer, wo er ſich deſſen Handſchriftenſammlung ausbreiten ließ und auf ſein Bitten ſelbſt eine ſaubere Handſchrift, welche einen franzöſiſchen Spruch enthielt, zum Geſchenk überreichte. Göthe fand viel Gefallen an dem naiven Geplauder des Süddeutſchen, der ihm von ſeiner Heimath, von den ſchwabiſchen Dichtern und den Anverwandten Schiller's Manches zu erzählen wußte. Eben ſo freundlich als er empfangen ward, wurde er von Göthe entlaſſen.

Als er Abends ſeinen alten Tiſchnachbaren ſeine glückliche Begegniß mit Göthe erzählte, konnten ſich dieſe nicht genug darüber wundern.

Bildende Kunſt.

(Schluß).

Läßt ſich von dieſem Geſichtspunkte aus die Erfindung des Bildes verſtehen und rechtfertigen, ſo dürfte doch von dem rein künſtleriſchen Standpunkte aus gar Manches dagegen einzuwenden ſein. Vor Allem vermißt man darin die innere Einheit, das lebendige Band, welches die Hauptmomente zu einem untrennbaren Ganzen verknüpft. Die Engel ſtehen in keiner direkten Beziehung zu den beiden Hauptfiguren, denn ſie wollen nur den Betrachter an ein überſtandenes Leiden erinnern. Die Mutter des Heilandes aber iſt ganz in das Anſchauen ihres Sohnes verſenkt, und ſcheint von der Gegenwart der Engel Nichts zu wiſſen. Dieſe endlich, indem ſie zur Gemeinde gewendet ſind, nehmen nicht wahrnehmbar Theil an dem Schmerze der Mutter. Wie nun die Engel, ſo weiſen ſelbſt auch die Beiwerke über das Bild hinaus, da man ſowohl das Kreuz als die Lanze nur Stückweiſe ſieht. — Was die Anordnung und Zeichnung betrifft, ſo ſind die Engel durch die breiten ſchweren Gewänder zu ſchwerfällig geworden, ihre Stellung iſt zu gleichförmig, der zur Rechten des Betrachters ſtehende ſcheint ſogar den Schwerpunkt verlieren zu wollen. Dem Leichnam des Herrn aber muß man eine andere Lage wünſchen, welche die Muskeln des Halſes weniger ſtark hervortreten ließe. Am wenigſten dürfte man ſich hinſichtſich des Ausdrucks befriedigt finden. Den Engeln fehlt in den Zügen ſowohl das Überirdiſche, als das irdiſch Tiefpathetiſche; Maria ſcheint eher leidensmüde, als in Schmerz verloren, und die Züge ihres Sohnes zeigen nicht jene Verklärung, die nach dem Tode die Spuren des Leidens in heilige Befriedigung auflöſt. — Müſſen wir dann hinſichtlich der Ausführung die kräftige Haltung des Ganzen und den Fleiß bei den Details rühmen, ſo vermiſſen wir doch die Verſchmelzung der einzelnen Partien zu einem harmoniſchen Ganzen, das Antlitz der Mutter iſt zu flach, der Leichnam einer trüben Marmorſtatue ähnlich. Meiſterhaft ſind dagegen mehrere Partieen der Gewänder ausgeführt, und die Köpfe der beiden Engel, obgleich einander zu ähnlich, ſind doch gar lieblich anzuſehen.

Können wir dieſemnach bei dem Anblick dieſes Bildes uns nicht einer ungetrübten Freude überlaſſen, ſo finden wir uns auf das Reichlichſte dafür durch ein Meiſterwerk von Leſſing entſchädigt, welcher Herrn Schadow ſeine künſtleriſche Bildung verdankt, und uns die Trefflichkeit der Leitung verbürgt, unter welcher ſein reicher Genius einen ſo hohen Aufſchwung genommen. Unſtreitig gehört das hiſtoriſche Bild, über welches wir nun zu berichten haben, in jeder Beziehung zu den ausgezeichneteren Werken der neueren Kunſt, und der reichliche Beifall, der ihm geworden, beſtätigt von Neuem, daß wahrhafte Kunſtwerke, wie die ſchöne, wie die erhabene Natur, auch ſolche zu freudiger Bewunderung hinreißen können, die noch nicht in die Myſterien des Schönen und Erhabenen eingeweiht worden.

Zum näheren Verſtändniß unſeres Bildes dürften jedoch einige einleitende Worte zweckdienlich ſein.

Schon im elften Jahrhundert hatten ſelbſt hochgeſtellte Geiſtliche über das Sittenverderbniß Klage geführt, welches im katholiſchen Klerus eingeriſſen war. Im folgenden Jahrhundert erneuerten die frommen Waldenſer dieſe Klage, und machten auf den Widerſpruch aufmerkſam, den ſie wahrzunehmen glaubten zwiſchen den Lehren, Geboten und Muſterbildern der apoſtoliſchen, und den Glaubensſatzungen, Verordnungen und Geiſtlichen der mittelalterlichen Kirche. Von den Gewalthabern der letzteren verfolgt, hatten ſich mehrere jener erſten Proteſtanten und Reformatoren nach Deutſchland und Böhmen geflüchtet. Wie aber die Urſache zur Klage, ſo mehrten ſich auch fortwährend die Aufforderungen zu einer kirchlichen Umgeſtaltung, und als Herrſchſucht, Simonie, Geldgeiz und Ausſchweifungen in der Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit überhand genommen, wurde immer allgemeiner das Verlangen nach einer Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern laut. Der erſte gewaltige Anſtoß dazu ging von den neu geſtifteten Univerſitäten aus. Was Wycliffe im XIV. Jahrh. zu Oxford, das wurde zu Anfang des folgenden Jahrh. von Huß auf der Prager Univerſität gelehrt. Die h. Schrift, als die höchſte, einzig heilige Norm des geſammten kirchlichen Weſens, ſollte auch von den Laien in ihrer Mutterſprache geleſen, der Klerus zur apoſtoliſchen Reinheit und Einfalt zurückgeführt werden. Dieſe Lehren fanden lebhaften Beifall ſowohl bei Frommen, als bei denen, welche in der Reformation der Geiſtlichkeit ein Linderungsmittel zeitlichen Druckes und Elendes erkannten. In dieſer Zeit, es war im Jahr 1414, kam ein Waldenſer, Namens Peter von Dresden, der ſeiner Glaubensmeinungen wegen aus Sachſen verjagt worden, nach Prag, und brachte hier zuerſt den frommen Pfarrer Jakob von Miſa, auch Jakobell genannt, auf den Gedanken, die Kirche habe geirrt, als ſie den Laien den Kelch entzogen; denn nach Joh. 6, 53 ſei deſſen Genuß eine Bedingung des ewigen Lebens. Jakobell fand dieſe Anſicht durch die Kirchenväter beſtätigt, ſchlug Theſen darüber an, predigte gegen Entziehung des Kelches, und ſchon waren die Gemüther ſo vorbereitet, daß nach kaum zwei Jahren, aller Bannflüche und Interdikte ungeachtet, faſt in ganz Prag das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten genoſſen wurde. — Aber Huß, der dieſe Herſtellung der älteſten Kirchenobſervanz gebilligt, wurde des kaiſerlichen Geleitsbriefes ungeachtet 1415, und Hieronymus von Prag im folgenden Jahre verbrannt. Die Koſtnitzer Kirchenverſammlung, Papſt, Welt- und Kloſtergeiſtliche, der Kaiſer, der König und manche vom hohen Adel in Böhmen ſuchten mit äußerſter Gewalt die beginnende Reformation zu unterdrücken. Hierdurch wurde der Zorn über die Mißbräuche der Kirche und die Entartung des Klerus bis zum Fanatismus geſteigert, und Tauſende verſammelten ſich auf einem Berge im Bechiner Kreis, den ſie ſpäter den Tabor nannten, und „ließen ſich dort gegen die Simonie, den Geiz, die Üppigkeit und Laſter der Geiſtlichen predigen, zugleich auch die Communion unter beiden Geſtalten reichen;“ — der Kelch aber, deſſen Genuß ſich die Geiſtlichen als Vorrecht angeeignet, wurde als das heilige Zeichen der Rückkehr zur evangeliſchen Freiheit und Gleichheit — gleichſam zum Labarum der neuen Glaubenshelden. Je grauſamer ſie dann verfolgt wurden, um ſo heftiger entbrannte ihr Fanatismus, und es ſtanden (um 1420) Propheten auf, die eine baldige Wiederkunft Chriſti zum Gericht verkündigten, und die neuen Altgläubigen für berufen erklärten, dem göttlichen Rächer durch Ausrottung ſeiner Feinde den Weg zu bereiten. Beſonders Wenzeslaus Coranda war es nun, der die Zerſtörung der Klöſter als ein gottgefälliges Strafwerk betrieb, wobei denn die Fanatiker bald vor dem Angriff, bald unmittelbar nach vollbrachter Verwüſtung das Abendmahl zu empfangen pflegten.

Den letzteren Moment ſcheint Leſſing zur Darſtellung gewählt zu haben. Noch rauchen und glimmen im Hintergrunde die Trümmer großer, wahrſcheinlich klöſterlicher Gebäude, — vielleicht die von Königsſaal, eine Stunde von Prag, — und Bewaffnete zu Pferd und zu Fuß ziehen von dort nach dem waldigen Vordergrunde. Zwiſchen uralten Eichen und entlaubten Buchen tritt hier mit fliegendem Haare, in wilder Begeiſterung ein Prieſter, — vielleicht Coranda, — den Kelch mit geſtreckter Rechten emporhaltend, hervor — in die Mitte der Gläubigen, die um die kleine Anhöhe, auf welcher der Prieſter herankömmt, verſammelt ſind. Wie die Huſſiten die brüderliche Gleichheit der erſten apoſtoliſchen Gemeinden wieder einzuführen trachteten, und ſelbſt den Kindern das Abendmahl reichen zu müſſen glaubten, ſo ſehen wir hier auch alle Stände und Alter vereinigt, von dem reichbekleideten jungen Rittersmann, — etwa Niclaus von Huß oder Huſſinetz, — an, der in Andacht verſunken auf der linken Seite des Geiſtſichen kniet, bis herab zu dem, von tiefer Zerknirſchung gebeugten, bloßarmigen Fleiſcher und einem rohen, kaltgrauſamen Hirten oder Jägersmann, der, an eine alte Eiche gelehnt, gleichgültig in die feierliche Scene hineinſchaut; — ebenſo von dem ehrwürdigen Greiſen, der knieend beide Arme nach dem Kelche ausbreitet, bis zu dem zarten halbknieenden Mägdlein, deſſen Rechte auf dem Nacken eines neben ihr ſtehenden lieblichen Knäbleins ruht. So ſind uns in nicht mehr als neunzehn Figuren alle Stände und Alter, und dieſe wieder in vielen Abſtufungen der Erregung und Theilnahme dargeſtellt. Wenn uns dann bei dem hohen Reichthum dieſer Darſtellung, noch ein Wunſch geſtattet wäre, ſo könnte es nur der ſein, daß namentlich die auf der rechten Seite des Betrachters, meiſtens aufrecht ſtehenden oder knieenden Figuren in Haltung und Ausdruck eine lebhaftere, der ſtürmiſchen Begeiſterung des Prieſters entſprechendere Theilnahme zeigten. Die ganze Scene würde hierdurch allgemein verſtändlicher, da es jetzt noch vielen Betrachtern zweifelhaft geblieben, ob der Prieſter als Prediger oder als Spender des Abendmahles auftritt. Abgeſehen von dieſer Bedenklichkeit iſt nur eine Stimme über die ausgezeichnete Vollendung dieſes Bildes, und Künſtler und Kunſtfreunde bewundern eben ſo einſtimmig die wunderbare Naturwahrheit in allen Details, ſowohl der Figuren als der Landſchaft, wie die zauberiſche Harmonie, die über das Ganze ergoſſen, die einzelnen Partieen zu einem lebendigen Gedichte verſchmilzt. In Allem erkennt man den genialen Meiſter, — in der Reinheit und Anmuth der Zeichnung, in der kräftigen, lebensfriſchen Färbung, in dem ſprechenden Ausdruck der Figuren. Und ſo hat der Künſtler mit eben ſo freier und kühner, als fleißiger und ſorglicher Hand uns ein Werk hingezaubert, auf welches Deutſchland ſtolz ſein kann, für welches wir dem jungen, hoffnungsreichen Meiſter, wie demjenigen zum freudigſten Danke verpflichtet ſind, unter deſſen Leitung jener zum Meiſter gereift.

J. W. Carové.

Feuilleton.

∴ **Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde.** — Aus einem Berliner Correſpondenzbericht der Zeitg. f. d. eleg. Welt entnehmen wir, daß die erſte, [illegible] Exempl. ſtarke Ausgabe von Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde bereits vergriffen, daß davon 3000 Rthlr. für das Denkmal Göthe's erübrigt, welches aber, wie es nach dem von Bettina gefertigten Modell von Thorwaldſen ausgeführt werden ſoll, einen Koſtenaufwand von 13,000 Rthlr. erfordern würde; daß nun Bettina, während ſie mit einer neuen Ausgabe ihrer Briefe beſchäftigt iſt, zugleich in Gemeinſchaft mit Kaufmann und einem jungen Engländer an einer engliſchen Ueberſetzung dieſes Briefwechſels arbeitet. —

∴ **Die brittiſche Geſellſchaft zur Förderung der Wiſſenſchaft**, welche ihre ſechſte Jahresverſammlung zu Briſtol gehalten, hat ihre Sitzungen in den erſten Tagen des v. M. geſchloſſen. Mehr als 1,300 Mitglieder waren gegenwärtig und für das Jahr vom Sept. 1836 bis Sept. 1837 wurden 2,700 Pfd. Sterl. Behufs wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen bewilligt. Aus den Berichten über die Verhandlungen dieſer Geſellſchaft ſoll mit Nächſtem mehreres allgemein Intereſſante mitgetheilt werden.

∴ **Das junge China**, von dem in Nro. [illegible] berichtet wird, und welches wir für eine Anſpielung auf engl. Freihändler hielten, exiſtirt doch wirklich, wovon man ſich durch Dr. Milne's über die Sanhoey, d. h. die „Dreifaltigkeitsgeſellſchaft,“ in Nro. [illegible] des Auslandes d. J. überzeugen kann. In der Vorbemerkung dazu heißt es: „Die Verbindungen, die von der chineſiſchen Regierung am meiſten gefürchtet werden, ſind die geheimen Geſellſchaften, die ſich, unter verſchiedenen myſteriöſen Namen entweder zu religiöſen oder politiſchen Zwecken, oder auch für beide zugleich bilden.“ — Im Jahre [illegible] fand ein brittiſcher Beamter zu Macao eine Schrift folgenden Inhalts:

„Groß war das Volk der Mitte — blühend die himmliſche Dynaſtie;
Tauſend Länder ſandten ihr Tribut — zehntauſend Nationen waren lehenspflichtig.
Aber die Tataren riſſen ſie durch Betrug an ſich — dies grollende Gefühl ließ ſich nicht beſchwichtigen.
Werbt Soldaten, ſchafft Pferde an — entrollt die wehende Standarte;
Hebt Truppen aus, ergreift die Waffen — das Mandſchugeſchlecht laßt uns vertilgen.“

Als der Finder dieſer Schrift ſie dem Mandarin des Diſtriktes überbrachte, bat dieſer ihn, die Sache geheim zu halten, weil er ſonſt ſchon dafür ſtreng beſtraft würde, daß man eine ſolche Schrift in ſeinem Bezirke gefunden. —

∴ **Charakteriſtik der Spanier.** — Ein deutſches Tagblatt charakteriſirt die Spanier in folgender Weiſe: „Fataliſten, obgleich Chriſten, ruhig bei aller Indolenz, träge und unermüdlich, ohne Affektionen, ohne Bedürfniſſe, gleichgültig bei'm Glück wie bei'm Unglück, Feinde jedes höhern Talents oder Charakters, die Fremden verabſcheuend, das Leben verachtend und die Gefahr fliehend, raſch vom Enthuſiasmus zur Abſpannung, vom unbeugſamſten Fanatismus zur ſchmachvollſten Unterwerfung übergehend, intrigant, perfid, voll Verſtellung, undurchdringlich, haß- und rachſüchtig bis zur äußerſten Rohheit. — Dies ſind im Allgemeinen die Spanier, die man höchſtens nur mit den Mauren und Arabern vergleichen kann.“ — Es würde Stoff zu einer intereſſanten Abhandlung abgeben, wenn man dieſe Charakteriſtik mit den Stellen aus Strabo, Cäſar, Plinius u. A. zuſammenſtellte, in welchen der Charakter der alten Iberer geſchildert wird, und wenn dann ähnliche Zuſammenſtellungen in Beziehung auf den Charakter der Alt- und Neu-Gallier, der Alt- und Neu-Germanen daran gereiht würden. Es würde jedenfalls dadurch anſchaulich werden, daß in allem Wechſel gewiſſe Grundzüge des Charakters dieſer Völker ſich unverändert erhalten haben.

Leipziger Theater-Angelegenheit.

In Nro. 115 der „Theater-Chronik,“ Nro. 165 des „Freimüthigen,“ Nro. 196 des „Berliner Figaro,“ ſo wie in einigen andern Blättern las man vor einiger Zeit eine von dem Redakteur der Theater-Chronik, Herrn L. von Alvensleben, ohne Auftrag und Vorwiſſen der hieſigen betreffenden Behörden verfaßte Aufforderung an Theater-Unternehmer, ſich bei dem hieſigen Stadtrathe zur Uebernahme der Leipziger Theaterdirection zu melden.

Da dieſer Aufſatz mehrere auf öffentliche Verunglimpfung meines guten Namens und meiner Theaterleitung berechnete Ausdrücke enthält, ſo iſt Herr von Alvensleben dieſerhalb von mir gerichtlich belangt worden.

Meinen Geſchäftsfreunden diene übrigens zur Nachricht, daß die Direction des hieſigen Theaters fernerhin von mir fortgeführt wird.

Leipzig, im October 1836.

Fried. Seb. Ringelhardt,
Director des Theaters der Stadt Leipzig.

Hierzu Beilage No. 9.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 245. 1836.

Phönix.

Samſtag, 15. October.

Olivier.

(Fortſetzung).

„Süß! gegen dein qualerfülltes Leben!“ jammerte ich.

„Und das durch dich, durch dich!“ rief er. Puntales zog ihn fort, und ich wurde unter leicht zu findendem Vorwand, ſogleich öffentlich angeklagt und in's Gefängniß geſchleppt. Manaſſe erſchien hier zuweilen verwildert, verzweifelnd, halb wahnſinnig, aber nie ohne Puntales.

Als man mir auf ſeinen Befehl das Kind gebracht hatte, den ſchönen holden Knaben, ſchrieb ich an Manaſſe; weniger, um mein Leben zu retten, denn dazu war mein Herz ſchon zu gebrochen, als um meine Unſchuld zu verſichern, wenn auch mit ſchwacher Stimme aus Kerkermauern, damit ſie ihm wenigſtens einſt klar werde, damit aber auch die Nachwelt und ach! die fernen Geliebten, die um mich trauern und an mich glauben werden, ſie vernehmen. Deßhalb ſchreibe ich bei mattem Lampenſchein in meinen letzten Tagen dieſe Blätter — ich ſchreibe auch an die Königin, meine geliebte Schweſter, und empfehle ihr meinen theuren Olivier, für den ich im Leben nichts mehr als Thränen habe. Eine ſichere Perſon, ich nenne ſie hier nicht, weil ſie ſonſt vielleicht ihre Treue mit dem Tode büßen müßte, wird ihn beſorgen; ich lege hier eine Abſchrift davon nieder; auch einige wichtige Papiere über meine Trennung, und Olivier's Taufſchein wird man hier finden, ich nahm in den unruhigen ſtürmiſchen Tagen die wichtigſten Papiere und einige Koſtbarkeiten zuſammen, und trug ſie bei mir.

Andern Tags.

Ach, der Brief an Manaſſe hat für den Augenblick nichts gefruchtet; aber wenn ich nicht mehr bin, wird er für mich reden — jetzt hört er mich nicht, der Unglückſelige, der Verblendete! Jetzt reizt ihn nur jedes Wort, jede bittende Geberde noch mehr gegen mich auf. O, ich warf mich, um ihm und mir das Gräßlichſte zu erſparen, vor ihm nieder, und rang die Hände flehend zu ihm auf; aber er ſchleuderte dieſe Hände, die er ach! ſo tauſendmal an ſeine Lippen drückte, wüthend von ſich und riß mich an den Locken vom Boden auf; dennoch hat er mich einſt geliebt, glühend, wie er mich jetzt haßt! — Und ich? o mein Gott! Ich liebe ihn noch, ſtößt er mich auch unbarmherzig in das frühe blutige Grab! Ich werde ihn nicht verklagen — mein letzter Seufzer hier und mein erſtes Empfinden oder Denken dort — wird für ihn ſein!

An die Königin Amalie.

Am Rande des Grabes flüchte ich noch einmal zu dir — ich ſtrecke an der dunkeln Schwelle die Arme ſehnſuchtsvoll nach dir aus; aber ach, du ſiehſt es nicht! — So höre mich denn, Amalie, erhöre mich, wenn meine Stimme längſt verhallt iſt. Du allein kennſt das Geheimniß meiner Vermählung und wollteſt die Vermittlerin machen — du allein weißt, wie ich ihn geliebt habe, den Undankbaren! O Gott er war ſo herrlich! und ſo bedeutend trat er mir entgegen, daß ich ſtaunend zu ihm aufblickte. In dieſem mächtigen Ausdruck ſah man deutlich: hier wohnt ein Geiſt, hier waltet ein reiches inneres Leben; — o er war hinreißend ſchön, und ich war ſein. Bald aber entſtellten die Furien der Leidenſchaften zuweilen das Engelsantlitz zu einer Satanslarve, die faſt wie das Haupt der Meduſa auf mich wirkte, wenn auch nicht verſteinernd, doch erſtarrend — es war ein Vorgefühl, denn durch ihn ſterbe ich und durch jenen Gräßlichen, wohl ſchon in der Wiege den finſtern Mächten Verfallenen; aber ich verzeihe ihnen mein frühes ſchreckliches Ende, verzeihe den Mördern meines Lebens, meines Glücks! Ein Tropfen Balſam ward mir in dem bittern Kelche — ich erfuhr, daß mein Sohn lebt, (er iſt jetzt noch bei ſeiner Pflegerin Caton Viellier in dem Dorfe R . . . , nicht weit von Paris) deſſen Tod man mir log, weil mein Gemahl unnatürlich eiferſüchtig auf meine Liebe zu dem Kinde war. Vermuthlich ſollte ſein Anblick mir den Tod erſchweren, aber ich ſah mein Kind, meinen Olivier, und war ſelig, ja, ich ſehe ſein Lächeln, wenn mein Auge bricht; jene einzigen Momente reiner Seligkeit heben mich über die Schrecken meines gewaltſamen Todes hinweg, aber wünſchenswerth kann mir das Leben nicht mehr erſcheinen. Seit das lachende, das reizende Paris, dieſer Inbegriff irdiſcher Herrlichkeit zur koloſſalen Mördergrube wurde, in der man auch die Geliebten geopfert — wo wäre da noch Glück und Freude auf der Welt? Ja, ich bin ſelig, ihn geſehen zu haben, ſelig, in dem Gefühl, ein Andenken zu hinterlaſſen, das ich Euch an's Herz lege. Mir ahnt in der ſchweren Stunde — es wird, ja es wird eine Zeit kommen, wo das Schickſal ihn Euch nahe bringt, — dann ſtoßt ihn nicht zurück — ich flehe Euch an aus meiner Gruft in fremder Erde, ich flehe Euch an aus heimathlichen Himmelshöhen: nehmt ihn liebend auf, wer es auch von den Meinen ſei, der mit ihm in Berührung kommt, er iſt mein theures Vermächtniß! Vor Allen empfehle ich ihn dir, Amalie, du biſt Königin, ſorge du für ihn, ich habe dich ſo ſehr geliebt — liebe du meinen Olivier! Nimm ihn ſeinem ſchrecklichen, ach, ſeinem unglücklichen Vater! Doch nein, laß ihn demſelben, aber, kann es ſein, ſo wache über ihn. Mir ſagte es der Geiſt, und dieſe Ahnung weht mich ſüß beruhigend an, wie Friede, er wird ihn — mit dem Leben nicht — das kann nicht ſein — doch mit dem Himmel einſt verſöhnen. Lebe wohl, lebe wohl! Ich fühle mich ſchon ſterben — die dunkle Stunde naht — doch wer darf klagen, da ſchon Königinnen ſtarben — ſo wie ich —

Deine Adelaide.

Nachts.

Weh, mir Wehe! Das war ein ſchwerer bitterer Tropfen in dem Wermuthsbecher, den mir das Schickſal reicht! doch Muth, Muth verlaß mich nicht! bald iſt er geleert, bald heißt es: Adelaide hat gelebt. Morgen um dieſe Zeit! Erlöſt iſt dann ſchon mein gequälter Geiſt — das Herz, das nur noch leiſe, aber bange, ſchlägt, ganz ruhig, — und die Hand, die jetzt im Fieber brennt, und zitternd über dieſe Zeilen fliegt, erkaltet.

Manaſſe und Puntales kamen heute Abend, mir meinen Tod für die Morgenſtunden anzuſagen. Ihr Anſehen war entſetzlich. Manaſſen's Anblick erſchütterte mich mehr als ſeine Worte, die mir den nahen Tod verkündigten. Die ſchwarzen Locken ſtarrten verwildert um ſein noch vor Kurzem ſo ſchönes jugendliches Haupt, das Auge rollte und die edle Geſtalt ſchien zerſtört, — die Leidenſchaften haben die Schönheit entadelt. Schaudernd wandte ich mich ab, und ſah Puntales, der wahre Wonneblicke auf mich, ſein armes Opfer, warf. „Wie," lachte er höhniſch und verächtlich auf, „Manaſſe, edler beleidigter Manaſſe, ich glaube gar, du bebſt ſchwächlich dieſem Weibe gegenüber, und — deine Zähne muſiciren!" Manaſſe biß dieſe mit drohenden Mienen ſo feſt aufeinander, daß ſie knirſchten. „Recht ſo! Manaſſe," höhnte Puntales, „man muß ſich rechtſchaffen zuſammen nehmen! Aber wenn ich wirklich glauben ſoll, mein Freund und Bruder, daß du kein altes Weib biſt, ſo reiteſt du morgen deiner Dame vor, und führſt ihren Phaeton ſelbſt!" Manaſſe zuckte zuſammen, jener aber fuhr fort: „Damit ſie nicht in der letzten Stunde ihres Geliebten denken kann, der fern iſt, ſondern nur deiner, der ihr dicht vor Augen wäre. Ich wette aber doch hundert Flaſchen Champagner, daß du das nicht kannſt; denn du biſt nur ein kaltblütiger Franzoſe, kein edler heißer Spanier, — Ihr verſteht Euch nicht auf gerechte Rache!"

„Doch! doch!" rief Manaſſe dumpf, und zur höchſten Wuth aufgereizt, „ich kann's, ich will's! die Wette gilt! Ha, ich kann noch mehr! Du, Adelaide, Weib, das ich ſo ſehr geliebt, nimm zum Abſchied meinen Schwur, daß meine Rache deinen Felix einſt erreichen wird, und wäre es auch ſpät! Habe ich den Muth dich zu ermorden, ſo habe ich auch noch mehr!" (Fortſ. f.)

Zur Erinnerung an Ferd. Raimund.

(Fortſetzung).

Der Alpenkönig hat ſich entfernt. Rappelkopf will in ſeine Köhlerſtube zurück. Als er die Thüre öffnet, ſitzt die Geſtalt ſeiner verſtorbenen erſten Frau auf der Schwelle. Er retirirt ſich vor ihr, und will durch's Fenſter hinein, da lehnt ſich ſeine zweite Frau heraus; er will zum Dache hinein, da erblickt er ſeine dritte Todte oben, und, um ſeine Qual voll zu machen, ſieht er in der Mondesſcheibe das kummerbleiche Antlitz ſeiner noch lebenden vierten Frau. Er will die Nacht im Freien zubringen. Da empören ſich alle Elemente gegen ihn. Der Sturm ſchüttelt Hütte und Wald; ein Blitz trifft die erſtere, daß ſie in Flammen aufgeht. Ein Wolkenbruch ergießt ſich, die Fluth ſchwillt immer höher und höher, bis ſie Rappelkopf, der ſich auf den Gipfel eines Baumes rettet, an den Mund reicht. Da ſchreit er im Lebensdrang um Hülfe. Der Alpenkönig rudert in einem goldnen Nachen herbei, Rappelkopf gelobt Beſſerung, und der Alpenkönig nimmt ihn auf. Der Nachen verwandelt ſich in zwei goldgehörnte Steinböcke, die einen Wolkenwagen ziehen. Die Sündfluth verſchwindet. Rings hellen ſich die Zauber der Alpenwelt auf, und die grauen Gemsjäger — die Alpengeiſter knallen luſtig Böller und Büchſen los. Der Alpenkönig bringt den Menſchenfeind in ſeinen Eispallaſt. Im dritten Akt erſcheint nun Rappelkopf vor dem Throne des Alpenfürſten.

Aſtragalus. Du biſt die Wette mit mir eingegangen, du wollteſt dein Gemüth in edleres verkehren, wenn du die Fehler deines jetzigen erkennſt.

Rappelkopf. Das hab' ich geſagt im Angeſichte von vier Zeugen: Feuer, Waſſer, Luft und Erde. Gib mir Überzeugung oder — Ruh' in meinem Walde.

Aſtrag. Wohlan! Damit du kannſt in ſolchem Seelenſpiegel ſchauen, ſo will ich deinen Geiſt aus deinem Leib entführen, und ihn in eines Andern Körperhaus verbannen.

Rappelk. Das will ſagen: mein Geiſt wird von einer Bouteille in die andere hinüber gefüllt; das iſt ſchon nichts, dabei kann eine Spitzbüberei geſchehen; bei dieſer Füllung muß ich dabei ſein, ſonſt kann er verrauchen oder verwechſelt werden. Ich traue Niemand mehr.

Aſtrag. Er wird es nicht. Ich ſchwöre es bei des Chimboraſſo's eisgekröntem Haupte. Du wirſt dein Denken, Weſen, Handeln, Fühlen genau in eines Andern Bild erblicken.

Rappelk. Und was geſchieht dann mit mir? Geh' ich ſo ohne Seele herum, bekomme ich wo eine andere zu leihen?

Aſtrag. Du wirſt als Bruder deiner Frau erſcheinen.

Rappelk. Dieſe Verwandtſchaft hätt' ich mir nie träumen laſſen.

Aſtrag. Doch ganz die Kraft der eigenen Geſinnungen behalten.

Rappelk. Das heißt: ich werde ausſehen wie mein Schwager, und denken, was ich will?

Aſtrag. So iſt's. Dadurch kannſt du dich überzeugen, wie gegen dich dein Weib, dein Kind und der von dir gehaßte Maler denken. Damit du aber auch an deinem Ebenbild den höchſten Antheil nimmſt, und dich in ihm genau ergründeſt und betrachteſt, ſo hängt dein künftig Schickſal ganz von dem freien Handeln dieſes Doppelgängers ab. Und was zu deinem Nutzen oder Nachtheil, durch ihn, in deinem Hauſe geſchieht, das wird, wenn er verſchwindet, unveränderlich dir bleiben.

Rappelk. Alſo, wenn er mir mein Haus verkauft, kann ich nachher auf der Straße wohnen? Ach, das iſt eine ſchöne Einquartierung!

Aſtrag. Auch iſt dein Leben ſelbſt an ſeines feſtgebunden, und wenn er es verliert, ſtirbſt du mit ihm, und wirſt durch ihn erkranken auch, wenn ihm ein bös Geſchick Geſundheit raubt.

Rappelk. Zwei Menſchen und nur ein Leben! Jetzt fängt ſogar die Natur zu ökonomiſiren an. Nun gut, ſo laß denn ſehen, was deine Taſchenſpielerei vermag. Der Prozeß iſt eingeleitet. Nun, was geſchieht jetzt? Hab ich noch meinen Geiſt, oder hat ihn ſchon ein Anderer? Bin ich ſchon mein Schwager, oder der Schwager meines Schwagers?

Aſtrag. Es wird dich jeder für den Bruder deines Weib's erkennen, darum hab' ich in deinem Äußern dich geſtaltet ſo wie ihn. Ihr Alpengeiſter, führt ihn fort, und bringt ihn an des Berges Fuß, dort werdet ihr ein leichtberädert Fuhrwerk finden, zwei rüſtige Maulthiere vorgeſpannt, mit Staub bedeckt, als kämen ſie von weiter Reiſe aus dem Land der welſchen Glut. Sie bringen ſchnell ihn vor ſein Schloß, dort werde ſeinem Übermuth Beſchämung, Überzeugung, Strafe.

Rappelk. Nun gut, ſo will ich das Haus der Falſchheit noch einmal betreten. Ich geb' und übergeb' dir meinen Geiſt, von dem ich weiß, daß er ſo wenig Fehler hat, als die Donau Linienſchiffe trägt, als Eicheln auf dem Kirſchbaum wachſen, und blondes Haar in deinem grauen Barte. (Ab mit den Alpengeiſtern).

(Scene 3).

(Aſtragalus. Alpanor).

Aſtrag. Sein Starrſinn iſt es, der mich hoffen läßt, denn hat er ſich erkannt, wird ihn mit gleicher Heftigkeit der Trieb zur Beſſerung erfaſſen, wie ſeine Phantaſie den Wahn des Haſſes umklammert hält. Alpanor, haſt du den Bruder ſeines Weibes zurückgehalten, daß er nicht zu früh von ſeiner Reiſe in des Menſchenfeindes Schloß eintrifft?

Alpanor. Es geſchieht in dieſem Augenblick. Linarius leitet ſeiner Roſſe Zügel, und ſetzt ihn aus in einer Felſengegend, bis du, großer Alpenkönig, die Ankunft ihm erlaubſt.

Aſtrag.

Und ich will ſcheinbar mich in ihn verwandeln,
(verwandelt ſich in Rappelkopf's Geſtalt in deſſen erſten Kleidung).
Und ſo durch Trug zu ſeinem Beſten handeln.
Wie auf der Zinne die metall'ne Spitze
Das Haus bewahret vor der Wuth der Blitze,
Will ich den Haß, den er ſich frech erlaubt,
Herniederleiten auf ſein eig'nes Haupt.
Dort mag die Donnerwolke ſich entleeren,
Und Glut durch Glut hellflammend ſich verzehren,
Bis aus der Aſche wird zum neuen Leben
Die Liebe gleich dem Phönix ſich erheben. (Beide ab).

(Fortſetzung folgt).

Pariſer Theaterſchau.

(September).

Der verfloſſene Monat war gerade nicht ſehr reich an dramatiſchen Neuigkeiten; die Theaterdirektoren wollen wahrſcheinlich das Beſte für den erſten Theil der eigentlichen Winterſaiſon aufſparen, welcher mit dem erſten November beginnt. Das *Gymnase dramatique* geht entſchieden auf die Neige; trotz der vortrefflichen Sujets, welche dies Theater zu ſeiner Verfügung hat, ſind dennoch die beiden neuen Stücke, welche es in Scene brachte, unbarmherzig ausgepfiffen worden. Das erſte war *l'hérétique* (der Ketzer) betitelt und angeblich nach dem deutſchen Drama „die Hederich's Liebe von Braun" bearbeitet. Die Herrn Bayard und Lamberouſſe haben allem Anſchein nach unſere Literatur zum Vorwand ihrer mehr als mittelmäßigen Geiſtesproduction genommen und den ſchwerfälligen Deutſchen ein zweiaktiges Vaudeville mit Couplets aufgebürdet, welches den ſchwerſten Fall gethan hat, der hier ſeit langer Zeit vorgekommen. Ueber den Anſchlagzettel in gothiſchen Lettern, welcher ſchon drei Tage vor der erſten Aufführung an der Kaſſe paradirte, haben ſich die Blätter mit Recht luſtig gemacht. Das zweite Stück hieß: „*la couleur blanche*" oder „Faulheit iſt Sünde," Vaudeville in einem Akt, nach dem Jüdiſchen bearbeitet von den Herrn Melesville und Charles Duveyrier, Verfaſſer des beliebten „Michel Perrin;" ein Geiſteskind, deſſen ſchwache Kräfte kaum zwei Abende ausdauerten.

Auf dem *Ambigu-Comique* ſahen wir zwei neue Vaudevilles und zwei neue Dramen. Inès oder „Bürger und Edelmann," Vaudeville in zwei Akten von Herrn Laurentin; die Scene geht in Spanien vor; das Ganze iſt geiſtreich geſchrieben und würde einen angenehmeren Eindruck zurücklaſſen, wenn es nicht zu ſehr mit Muſik überladen wäre. Vaugelas oder „häusliches Leben eines Gelehrten," Vaudeville in zwei Akten, von Charles Desnoyers und Rimbaut. Der Stoff iſt einer Novelle von Frédéric Soulié entlehnt, welche dieſer Autor in ſeinem „Sommer zu Meudon" bekannt gemacht hat. Es dient als Lückenbüßer; der Beifall iſt ſchwach. — Donna Sylvia, Drama in 3 Akten von den Herrn Dennery und Lafont, fand ebenfalls wenig Anklang und wäre zweifelsohne gegen das Ende hin gefallen, hätte nicht Montigny's energiſches Spiel das Unglück abgewehrt. Ungetheilter Beifall dagegen iſt dem „*Paria de Champvert*" oder dem „Lyoner Arbeiter" zu Theil geworden. Verf. dieſes zweiaktigen, in 8 Tagen geſchriebenen Dramas iſt Herr Charles Desnoyers, welcher demſelben noch einen Epilog, „die Auferſtehung" betitelt, angehängt hat. Der dramatiſche Werth iſt gering; das Intereſſe des Stoffs an und für ſich begründet den Erfolg des Stücks, welches mehrere Wochen hindurch faſt jeden Abend gegeben wird, zum Beſten Düfavel's, wie es heißt.

Im Vaudeville wurde eine kleine Comödie mit Geſang, „arriver à propos" betitelt und von den Herren Etienne Arago und Dübize verfaßt, beifällig aufgenommen. Ein Vaudeville in einem Akt, „Cadet de Gaſcogne," von den Herren Jacques Arago und Léon Buquet fand troz des etwas abgenutzten Stoffes günſtige Zuhörer, welche über einzelne glückliche Einfälle herzlich lachten. Ein anderes Vaudeville in zwei Akten unter dem Titel: „der Bruder Piron" von Herren Arnould und Lockroy iſt eine von den alltäglichen Dummheiten, welche man hundertmal hört und ſiehet, aber worüber man eben doch lachen muß. Einige Witzworte, die Jedermann kennt, luſtige Scenen und das Spiel Lepeintre's des Jüngern haben das Stück durchgebracht, welches, genau beſehen, im Grunde nicht ſo viel Werth iſt, als ein einziger Witz von Piron. Der „verliebte Teufel," eine Komödie mit Geſang in einem Akt, von den Herren Xavier und Maſſon war zu langweilig, um Gnade vor dem ungeduldigen Parterre zu finden. Herr Michel Maſſon hat das Publikum durch ſeine geiſtreichen Erzählungen zu ſehr verwöhnt, als daß es ſeine ſchwachen Komödien mit ſchonender Nachſicht aufnehmen könnte.

Das *Theatre du Palais-Royal* war dieſen vorigen Monat nur darauf bedacht, ſeine von ihrer Triumphreiſe durch die Provinz zurückgekehrte und langerſehnte Königin, Mlle. Dejazet, zu begrüßen, welche dann nach der Reihe ihre Forcerollen durchſpielen mußte. Unter dieſen Umſtänden iſt es kein Wunder, wenn die neue kleine Komödie mit Geſang und Couplets in zwei Akten von Herrn Ancelot kein brillantes Loos gefunden hat. *Le roi malgré lui* hätte einen trefflichen Stoff zu einer Komödie abgegeben; in Vaudeville's Form eingezwängt, iſt er verunglückt. Eine neue Charge, *le rapin* betitelt, in einem Akte mit Couplets von den Gebrüdern Cogniard und Saint-Aguet, iſt mit ſchallendem Applaus bewillkommt worden; Alcide Touſez iſt unübertrefflich in der Darſtellung von Einfaltspinſeln, die andern Leuten ein Bein unterſchlagen; er idealiſirt im Rapin den abgefeimteſten und zu gleicher Zeit einfältigſten deutſchen „Stiefelwichs" unſerer Hochſchulen, ein Subjekt, welches hier nur auf Künſtlerwerkſtätten einheimiſch iſt.

Das *Theatre de la Gaîté* erfreut ſich unter Bernard Léon's Leitung eines raſchen Gedeihens. Der vergangene Monat hat jedoch dem Publikum nur ein Lieblingsgericht gebracht, und zwar erſt gegen das Ende hin. Die beiden erſten vorgeſtellten Schüſſeln wollten nicht recht munden, und „der Schneider und der Dieb," ein dreiaktiges, verworrenes Vaudeville von Dupin hat man durchaus nicht verdauen wollen. Mit aller Körperruhe dagegen hat das verehrliche Publikum „den verlorenen Sohn," von T. Sauvage angehört, — ein ſchmutziges, barockes, lumpiges, hie und da amüſantes Vaudeville in einem Akte. „Die ſchöne Auſternfrau," halb Drama, halb Vaudeville in drei Akten von Herrn Gabriel iſt zuletzt völlig en vogue gekommen; man hätte auch nicht wohl einen populäreren Stoff ausfindig machen können.

Das *Théatre-français* iſt mit der Rückkehr der Mlle. Mars auch wieder zu ſeinem alten klaſſiſchen Repertoire zurückgekehrt; Molière's und Marivaux's Verehrer haben ſeit langer Zeit wieder vergnügte Abende gehabt; das dramatiſche Juſte-Milieu hat aber auch ſeinen Theil an Theaterfreuden reklamirt, und iſt durch das Wiederauftreten der Madame Volnys im Delavigne'ſchen „Don Juan von Oeſtreich zufriedengeſtellt worden. Die Klaſſiker geben eine neue Probe alter Kunſt; die Direktion brachte nämlich im Laufe des letzten Monats eine Tragödie in 5 Akten von H. Delrieu zur Aufführung. Sie war betitelt: „Léonie, oder Frankreich im Jahre 400." Schönthuerei mit Gefühlen und heroiſchen Abreden über Vaterland, Frankreich und Freiheit, zu einer Zeit, wo es weder ein Vaterland, noch ein Frankreich, noch irgend eine Freiheit gab, haben dem Stücke andächtige Zuhörer verſchafft; und da die Romantiker ſich ruhig verhielten, haben die Klaſſiker applaudirt und den Sieg errungen; wahrſcheinlich hat man die Uebereinkunft getroffen, ſich für die Folge jedesmal ſolchen paſſiven Liebesdienſt gegenſeitig zu erweiſen.

Die *Opéra-comique* hat eine neue komiſche Oper in zwei Akten: „Diadeste oder la gageure arabe" in Scene geſetzt, wozu die Herren Saint-Hilaire und Léon die Worte, und J. Godefroi die Muſik geliefert. Der Text iſt ſchleppend, und obſchon die Muſik an vielen Stellen langſam nachhinkt und ſich eben ſo ſehr in die Länge zieht, belebt ſie ſich mehrere Male und wird warm und anſprechend. Mehrere gefällige Arien und das treffliche Spiel der Jenny Colon haben dem Stücke eine gute Aufnahme bereitet.

Feuilleton.

⁂ Der vierte wiſſenſchaftliche Congreß von Frankreich, der in dieſem Jahre zu Blois verſammelt war, hat am 30. v. M. ſeine Sitzungen geſchloſſen. Neunzehn Departements fanden ſich daſelbſt durch 215 Theilnehmer vertreten. Herr Lair von Caen präſidirte der Sektion für Ackerbau, Induſtrie und Handel, in welcher die Fragen über vortheilhafteſte Benutzung der Gemeinäcker und Urbarmachung der Wälder debattirt wurden. — In der Sektion für Oekonomie und Geſetzgebung hatte Herr Jullien von Paris den Vorſitz. Hier wurde verhandelt über das Penitentiarſyſtem, Unterrichtsfreiheit, Aufhebung der Univerſitätstaxe, Verbeſſerung des Schickſals der Findelkinder, Dringlichkeit kräftigen Einſchreitens zur völligen Abſchaffung des Negerhandels, über das Unzureichende der Todesſtrafe zur Verminderung der Verbrechenzahl, Einfluß der Verkehrswege, beſonders der Eiſenbahnen, auf die Civiliſation ꝛc. — Die naturhiſtoriſchen und archäologiſchen Sektionen haben geologiſche und archäologiſche Exkurſionen in Blois und der Umgegend gemacht, unter Leitung des Herrn de la Sauſſaye, Generalſekretärs des Congreſſes. — Die mediziniſche Sektion beſchäftigte ſich mit Hygiene, Phrenologie, Homöopathie u. ſ. w. —

⁂ Verantwortlichkeit der Beamten in Frankreich. — Im Jahre 1834 wurden in Frankreich 139 öffentliche Beamten wegen Amtsvergehen angeklagt; unter denſelben waren 1 Präfekt, 26 Bürgermeiſter (maires) oder Adjunkten, 2 Polizeicommiſſarien, 64 Forſt-, 46 Douanebeamten. Bei 63 wurde die gerichtliche Verfolgung aufgehoben; die übrigen 76 wurden vor die Tribunale geſtellt. Von dieſen wurden 47 entlaſſen oder freigeſprochen, 10 zu Geld-, 9 zu Gefängnißſtrafe, und 1 zu Zwangsarbeit verurtheilt. Zwei ſtarben während der Unterſuchung. Ueber 7 iſt das Urtheil noch nicht gefällt.

⁂ Die diesjährige Berliner Kunſtausſtellung iſt am 18. v. M. eröffnet worden. Die Kunſtgegenſtände füllen zwölf geräumige Gemächer, und ihre Zahl beläuft ſich auf 1655, alſo 150 weniger, als auf der Ausſtellung von 1834; Vieles iſt aber nicht eingegangen. Unter den Gemälden befindet ſich auch eine größere Anzahl Originalgemälde franzöſiſcher Künſtler.

Zur Notiz!

Herr J. D. Anton hat in der Zeitſchrift: „Der Minneſänger" (Nro. [illegible]) dem im Phönix (Nro. [illegible] und [illegible]) enthaltenen Aufſatze: „Abt Vogler und ſeine Schüler C. M. von Weber und Meyerbeer," von Herrn Dr. H. Künzel, eine gehäſſige und unwürdige Deutung unterlegt. Der Verfaſſer würde, wie die Redaktion, es gewiß mit Dank anerkannt haben, wenn beſſer Unterrichtete etwaige Irrthümer in dem erwähnten Aufſatze berichtigt hätten; da aber Herr J. D. Anton aus ſchlecht verhehlter perſönlicher Leidenſchaft ſowohl die Tendenz als die Worte der genannten Skizze verdrehte und entſtellte, ſo prallt der Angriff auf den Angreifenden ſelbſt zurück.

Die Redaktion des Phönix.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 246. 1836.

Phönix.

Montag, 17. October.

Olivier.

(Fortſetzung).

Er ſtürzte fort, und ich ſank zuſammen, jedes Wort traf mich wie Dolche. Jetzt, nach mehreren Stunden habe ich mich nur ſo viel erholt, um dies mühſam ſchreiben zu können. — Ich verzeihe ihm alles, auch dieſe letzten harten Worte. Der Himmel hat ſie nicht gehört, und wird alle meine Zurückgelaſſenen ſchützen, — auch ihn, und vor Allen ihn, den edeln Felix! Er ſoll mir vergeben, was ich je gefehlt — ich büßte ſchwer! — Manaſſe, ach Manaſſe! — Nur wahnſinnige Verzweiflung konnte ihn vermögen, jene gräßliche Wette einzugehen — wer könnte ſie ihm alſo anrechnen? — Ich nicht, und Gott noch viel weniger! Zu ihm gehe ich, und fühle mehr als jemals ſeine Nähe — o wie freue ich mich auf den Himmel! Er ſende ſeine Engel nieder, meinen Olivier zu ſchützen, ihn, den ich im Geiſte ſegne! Lebt wohl, lebt wohl, ihr Geliebten Alle! Du, ſchöne Erde, lebe wohl! Der Augenblick iſt da, der uns zum Lichte führt! — Schon malt hohe Purpurglut am Himmel — meinen letzten Morgen.

Noch einmal — Eure Adelaide.

Während Prinz Felix das mit großer Bewegung vorlas, denn Olivier hatte es ſo gewollt, auch war keine Zeit zu verlieren, hörten die Damen mit unbeſchreiblichen Gefühlen zu, und tiefe Rührung und Stille feierte den Schluß. Die Gemüther waren in höchſter Theilnahme mit Olivier beſchäftigt, die ſie aber noch nicht unbedingt zu äußern wagten, und Prinz Felix bat dieſen nun, zur völligen Aufklärung ſeine Geſchichte zu erzählen. Als man ſich von dem eben Gehörten etwas erholt hatte, hob er folgendermaßen an, während der reizendſte und wechſelndſte Ausdruck in ſeinen Zügen ſpielte:

Meine Kindheit hatte keine Ahnung von dem Sturm, der mich ſo ſehr traf. Caton flüchtete mit mir weit weg zu ihren Verwandten, als ſie auch uns bedroht glaubte; dann ſind wir zurückgekehrt, wie ſie mir ſpäter erzählte, und harmlos wuchs ich bei der guten Caton auf, die mich zärtlich pflegte. Zuweilen kam ein bleicher finſterer Mann, der ſich meinen Vater nannte, mich aber ſo heftig und wild liebkoſ'te, daß ich mich faſt immer vor ihm fürchtete. Er redete zuweilen heimlich, aber lebhaft, ja drohend mit Caton. Dieſe hatte nachher immer etwas Ängſtliches, Scheues aber wehmüthig Zärtliches gegen mich. Einſt faltete ſie nach einem ſolchen Auftritt die Hände auf meinem Haupte, und flüſterte, wie ich mich deutlich entſinne, mit aufwärts gerichtetem Blick: „Daß ich ihn deinetwegen belüge, wird ja kein Unrecht ſein! O du Verklärte, ich halte meinen Schwur, und hüte ſein Schickſal — ſieh freundlich auf uns herab!“ Ich ſah ſie groß an, aber ſie ſtrich mir ſchmeichelnd über's Geſicht, als wolle ſie jedes etwaige Nachdenken hier verwiſchen, und ſagte: „Geh hin und ſpiele.“ Einſt, nach Jahren, die mir unter nothdürftigem Unterricht vergingen, ſpielte ich auch auf unſerm Raſenplatz hinter dem Hauſe, und fing Schmetterlinge, nach denen ich, wenn mich die Ungeduld faßte, blind für alles andere, herumjagte. So raſ'te ich auch um die Bäume, und niedrigen Geſträuche, und hatte ein kleines Mädchen umgerannt, das ich erſt gewahrte, als es zu meinem Erſtaunen vor mir im Graſe lag. Ich dachte ſchon, es würde weinen, aber es lächelte mich an, wie eine Roſe den Schmetterling, als ich mich beſchwichtigend zu ihr neigte, und hielt mir mit liebreizender Geberde ein Sträußchen Orangenblüten in der kleinen Hand entgegen. Als ich mich umſah, gewahrte ich eine fremde vornehme Dame, die bei Caton auf den Stufen des Hauſes ſtand, und uns mit ſichtlicher Theilnahme betrachtete. Sie näherte ſich, ich aber wollte ſchüchtern davon laufen; doch die Kleine faßte meine Hand, rief: „Ich bringe ihn ſchon, Mama!“ Und nun zog ſie mich unwiderſtehlich nach der Dame hin, die mich zu meiner Verwunderung in ihren Armen empfing, an ihr Herz drückte, und dabei heiß und ſchmerzlich weinte, während die Kleine, wie um mich darüber zu tröſten, bald die eine, bald die andere meiner Hände nahm, und mit ihren Händchen die Thränen von meinen Wangen wiſchte, die aus den Augen ihrer Mutter darauf nieder perlten. Endlich faßte ſich dieſe etwas, betrachtete mich aber immer wieder von Neuem, ſprach von unverkennbarer Ähnlichkeit, obgleich dieſe von einer fremden Eigenthümlichkeit überſchattet würde, ſchenkte mir einen Ring, den ſie mich bat, zu ihrem Andenken gut aufzuheben und Niemanden zu zeigen, gab der entzückten Caton viel Geld und ſchied unter Thränen, während das kleine Engelsbildchen mir lächelnd Kußhände zuwarf. —

Einige Tage darauf kam mein Vater und war ſehr böſe auf Caton. „So war meine Sorge nicht vergebens!“ rief er, „Briefe aus Deutſchland habe ich unbeantwortet gelaſſen — ich mag nichts von daher! und du, Abſcheuliche, haſt Verkehr mit den Ausländern, zeigſt mein Einziges auf der Welt hinter meinem Rücken den Fremden, wie ich dich auch warnte — jetzt geſtehe! was haben ſie geſagt, gethan, gewollt?“

„Nichts als Liebes und Gutes!“ betheuerte Caton und zeigte triumphirend die bedeutenden Wechſel, die man ihr zu meiner Erziehung anvertraut habe.

„Damit iſt es aus!“ rief mein Vater, „noch heute nehme ich dir meinen Olivier, ſonſt holen ſie ihn mir noch weg, wie die ſtolze Fremde mir ſelbſt anbieten zu laſſen wagt. — Der Sohn des einſtigen Marquis braucht keine fremde Hülfe, und wäre es eine königliche, um glänzend erzogen zu werden — und das ſoll er nun, jetzt will ich's! Sein Weſen ſoll zum höchſten Reichthum entfaltet, die geringſte Anlage ſchimmernd ausgebildet werden, aber ſie und vollends jener Verhaßte — ſie ſollen ihn nicht ſehen, nicht hören, nicht beſitzen — ich allein!

Er nahm mich mit, wie auch Caton und ich weinten und baten. Ich wurde nach Paris in eins der erſten Inſtitute gebracht, wo ich meinen Vater jetzt öfters ſah, als ſchätzte er ein Gut höher, ſeit man ihm ſeinen Beſitz ſtreitig machen wollte. Zuweilen, aber höchſt ſelten, mußte ich ihn auch für kurze Zeit auf ein Gut begleiten, unweit Paris. Er gehörte zu den wenigen Adligen, die ihre Güter, zum Theil wenigſtens, in der Revolution behalten hatten; aber er wohnte nicht auf Schloß Beliſs, ja, wie es mir ſchien, eigentlich nirgends. Er ſchwärmte ruhelos umher und brachte ſelten eine Nacht im Schloſſe zu, die Leute flüſterten ſchon, er bleibe meiſt im Freien, weil es ihn nicht unter Dach und Fach litte. Oft verſchwand er ganz und auf lange aus der Gegend und brachte ſeine meiſte Zeit in den Alpen der franzöſiſchen Schweiz zu, unfern des Simplon, wo er auch eine Beſitzung hatte: Schloß Montford, und wohin ihn wohl die wilde Natur ziehen mochte. Ich ſah ihn immer finſter und verſchloſſen und niemals, niemals lächeln.

Mein Herz ſehnte ſich ſchon lange nach der freundlichen Caton, aber ich ward unter ſtrenger Aufſicht gehalten und konnte nicht zu ihr, und ſie wußte meinen Aufenthalt nicht. Endlich begünſtigte uns der Zufall. Das ganze Inſtitut machte nach dem beſuchten Dorfe eine Landparthie und als meine Gefährten auf der Wieſe ſpielten, ſtahl ich mich weg. Nie in meinem Leben werde ich die Freude der treuen Seele vergeſſen. Als der erſte Rauſch von beiden Seiten ein wenig nachließ, benutzte ich die kurze Zeit und beſchwor ſie flehendlich, mir zu offenbaren, wer jene fremde Dame und das kleine ſchöne Mädchen, deren Vornamen ich damals blos hörte und nie vergaß, geweſen wären, damit ich ſie einſt in der Welt wieder finden könne, wonach ich mich ſchon jetzt unausſprechlich ſehne, da ich immer ihrer gedenke. Caton nahm mich ſehr ernſt bei der Hand, führte mich in ihre Kammer, die ſie verſchloß, und fragte für's Erſte, ob ich den Ring noch habe, den mir jene Dame ſchenkte? Ich zeigte ihn ihr. „Hier iſt er!“ ſprach Olivier nach kurzer Pauſe, „und hier ſind auch die Blumen, welche mir die Kleine ſchenkte.“

„Das war ich! Sie ſind von mir!“ rief Antonie unwillkührlich danach langend, „und der Ring iſt von meiner Mutter. O jene Scene, wo ſie mich mit zu dem freundlichen Knaben nahm, mit dem ich nachher oft, aber ſtets vergebens zu ſpielen verlangte, ſtand lange von der ganzen damaligen Pariſer Reiſe am lebhafteſten in meiner Erinnerung, und tauchte vorhin wieder deutlich darin auf. Meine arme Mutter, eine unglückliche Königin, war damals auch aus Gram über das gräßliche Ende der Schweſter, leidend, und beſtand darauf, Frankreichs mildere Lüfte aufzuſuchen, obgleich man die dortigen Reminiſcenzen für ſie fürchtete.

„Ja, Sie waren es, und Ihre theure Mutter,“ ſprach Olivier, „deren edel trauerndes Geſicht ich um mich weinen ſah, und nie vergeſſen werde, denn ich fühle es noch — ſie hat mich auch geliebt. Urtheilen Sie nun, denn Caton nannte mir die Königin, was ich empfinden mußte bei Ihrem Anblick, und am Grabmahl der Verewigten, der Einzigen, die meinem Schickſal einſt innige Theilnahme bewies.“

Es entſtand eine feiernde Pauſe. Prinz Felix beſah den Ring, der einen mit Brillanten umgebenen Rubin hatte, in welchem das Wappen der Königin eingegraben war, und machte dann Olivier auf den großen Sprung in ſeiner Erzählung aufmerkſam, indem er bat, ihnen nun ganz und alles zu vertrauen. Olivier ſeufzte: „Wohl iſt noch ein dunkler, ach ſehr dunkler Theil meiner Geſchichte zurück, den ich nur mit tiefem Schmerz herauf beſchwöre — aber es ſei! — Die Kenntniß Ihrer Denkungsweiſe läßt mich jetzt auch fühlen, daß ich's darf — ſonſt wagte ich immer noch mehr, als ich je verantworten könnte.“

(Fortſetzung folgt).

Arabiſches Staatsanleihen.

Der Reiſende, dem wir das in Nro. 296 über Indien Mitgetheilte verdanken, berührte auf ſeiner Rückfahrt auch das gelobte Land aller Kaffee-Brüder und Schweſtern, und verweilte einige Zeit in Mokka, dem weltberühmten Stapelort für die aromatiſchen Bohnen, die mehrere hundert Meilen davon reiſen. Hier lernte er einen wohlhabenden

Parſen, Namens Bimſchi, kennen, der ihm bei einer Taſſe des — nur halbroh gebrannten und dann zerſtampften Mokka's Folgendes erzählte:

„Vor einiger Zeit befand ſich unſer König in großer Geldverlegenheit. Da wurde ich zum Duſſah (dem Gouverneur von Mokka) gerufen. „Kannſt du mir Geld leihen?“ frug er mich. „Nein, mein Herr! ich habe keines,“ erwiederte ich. „Bedenke doch, vergiß nie, daß du volle Sicherheit bei mir haſt!“ — „Es thut mir leid; aber ich habe kein Geld.“ — „Lieber Bimſchi, ich halte dich für einen recht vernünftigen Mann; erwäge darum, was du thuſt, und nöthige mich nicht zu ernſten Maaßregeln.“ — „Ihr thut mir viel Ehre an; aber ich kann nicht dienen.“ — „Nun, ſo kannſt du gehen.“ Sofort rief er einem ſeiner Diener und befahl ihm, mich zu geleiten. Der Diener führte mich über mehrere Gänge; endlich öffnete er eine Thüre. In der Meinung, ſie führe auf die Straße, ſchritt ich vorwärts; aber die Thüre wurde hinter mir geſchloſſen; ich befand mich in einem verſchloſſenen Raume. Zum Nachdenken jedoch über das Geſchehene blieb mir nicht lange Zeit. Ein widriger Dunſt fing ſich zu verbreiten an; ich ſpürte nach; er ſtieg aus den Fugen des Bodens auf. Es war Schwefeldampf. Vergeblich ſuchte ich nach einem Fenſter; immer ſtärker umzog mich der Qualm, bald war ich dem Erſticken nahe. Ich rief um Hülfe. Ein Schalter an der Thüre wurde geöffnet; man fragte mich, ob ich Geld leihen wolle? Auf meine verneinende Antwort, wurde der Schalter wieder zugeſchlagen. Neue Dampfwolken ſtiegen auf; ich ſuchte mich ihrer zu erwehren und dachte durch Beharrlichkeit zu ſiegen. Aber bald benahm der Dunſt mir den Athem, ich konnte nicht mehr rufen; nur ſo viel Kraft blieb mir noch, daß ich heftig am Schalter klopfen konnte. Er wurde abermals geöffnet, und da man ſah, daß ich nicht mehr ſprechen konnte und die Augen mir hervorquollen, ſchloß man die Pforte auf und ſchleppte mich auf den Gang. So wie ich wieder zu Athem gekommen, wurde die alte Frage wiederholt, als ich aber bei meiner Verneinung beharrte, ſchleppte man mich wieder in die Rauchkammer. Ich ſah nun wohl, daß meine Standhaftigkeit nichts fruchte, und um mein Leben zu retten, verſprach ich, Geld zu liefern. Ich wollte mich nun entfernen; es wurde mir jedoch nicht geſtattet. Ich mußte dem Diener eine Anweiſung ausſtellen, durch welche derſelbe ermächtigt wurde, von meinem Geſchäftsführer fünftauſend Thaler in Empfang zu nehmen. Erſt als er dem Duſſah das Geld überbracht, wurde ich entlaſſen. Das Geld ſehe ich nimmermehr wieder!“ —

Die Kunſtausſtellung zu Kaſſel.

(Fortſetzung.)

Müller denkt alle ſeine Bilder ungemein einfach, allein ſehr beſtimmt. Es ſpricht ſich in ihnen ein feſter, ſeines Ziels ſich bewußter, zur Klarheit gediehener Geiſt aus, der nicht in einer einſeitigen Schulmanier verſteinern will, aber auch jedes vage Umhertappen in Geſtalten und Formen, als fehlerhaft abweiſt. Müller weiß ſtets, was er will; darum wiſſen's ſeine Bilder auch. Seine „Rahel am Brunnen“ iſt eine jener ſchmuckloſen idylliſchen Erzählungen aus dem alten Teſtamente, in Farben verkörpert, und doch vergeiſtigt; aus jedem Zuge weht uns eine edle, kindliche Einfalt, ein patriarchaliſcher Sinn an. „Da aber Jakob ſahe Rahel, die Tochter Labans,“ ſagt die Schrift, „küßte er ſie und weinte laut, und ſagte ihr an, daß er ihres Vaters Bruder wäre.“ So haben Sie es im Müller'ſchen Bilde vor ſich. Zur Linken den Brunnen mit einem Theile der Heerde, die der dienſtfertige Vetter eben getränkt hat; ein Schaf, das ſich behaglich an dem ſteinernen Troge reibt, iſt beſonders natürlich gemalt. In der Mitte der in wunderbarem Gleichgewichte ruhenden Compoſition ſteht Rahel, das zarte Geſicht beſchattet von dem Haupte Jakob's, der ſich zum Kuſſe über ſie beugt. Das Geſicht iſt nicht gerade ſchön, namentlich kein orientaliſches; blonde, frei herniederwallende Haare, die Augen von ſeidenen, lyriſch-reichen Wimpern ganz geſchloſſen, die edle Geſtalt zwanglos auf einem Fuße ruhend, den andern leicht emporgehoben, und auf die Zehe geſtützt, als habe die Jungfrau dem Gruße des Mannes entgegen kommen oder ſchüchtern ausweichen wollen. Für jenes ſpricht die eine Hand, die ſich in ſanfter Neigung ihm nähert, während die linke, mit dem Hirtenſtab bewehrte, loſe herabfällt. Von vortrefflicher Wirkung iſt der Schatten, der wie ein Hauch, ein Flor über das beinahe kindliche Antlitz fällt; es ſcheint, als ob ſich Müller in dieſer Eigenheit beſonders gefalle; denn ein ähnliches Geſicht findet ſich auch auf dem andren Bilde. Minder anſprechend, obwohl in Haltung, Gewand ꝛc. mit gleicher Sorgfalt ausgeführt, erſchien mir Jakob's Figur; im Geſichte wollte mir keine rechte Seele ausſtrahlen. Das Weinen der Rührung verſchmilzt mit der Freude des Begrüßens; in der Idee mag das ſehr richtig ſein, dem Bilde aber gibt es etwas Unbeſtimmtes, Verwiſchtes. — Zur rechten wieder einige Schafe, deren eins, das ſpringende, vielleicht etwas unnatürlich iſt; im Hintergrunde ein Hirt mit einem Schaf in den Armen, und ein anderer, der einen neuen Theil der Heerde zum Tränken herbeitreibt. Der Himmel iſt ſehr licht, und ſchwimmt, wie die Gegend, in ſo frohen, hellen Tönen, daß auch dieſes eher an eine Idyllen-, als an ſtrenge Hiſtorien-Malerei mahnt. Im Anfang wollte mich auf dieſem, wie auf allen Gemälden von Müller und ſeinen hieſigen Schülern, das merklich prädominirende Braun faſt verletzen; allein wenn man ſich einigermaßen damit vertraut gemacht hat, iſt es gerade ſehr geeignet, ihnen ein ſehr warmes, gefälliges Anſehen, eine leiſe, gleichmäßige Innigkeit und wohlthuende Glut des Colorits zu geben. —

Der Rahel zunächſt hängt ein von ihr ſehr verſchiedenes Bild, ebenfalls die Arbeit eines hieſigen Künſtlers: „Beſuch der Maria bei Eliſabeth,“ von **Rubel**, ein Werk, das in Aufnahme und Beurtheilung die verſchiedenſten Schickſale hat. Seine Mängel (und deren hat es allerdings bedeutende) ſpringen Jedermann in die Augen, und ſeine Vorzüge bleiben dem Publikum verborgen. Es ſtellt den Moment dar, wo Eliſabeth, aus ihrer Hütte tretend, die gebenedeite Himmelskönigin bewillkommt. Die Figur der Eliſabeth iſt eigentlich unedel, hat zu viel Altes, Ordinäres; mich fragte eine Dame ſogar ſehr naiv: ob ſie einen Mann oder eine Frau vorſtellen ſolle? Dagegen iſt Maria recht warm und weich gehalten, und doch dabei ſehr ernſt, eines jener ſtillen Geſichter, über denen ein fernes Morgenroth dämmert, wie Ahnung oder Sehnſucht, mit hellen, feuchtblauen Augen und blondem Haar; ſie ſteht in würdiger Einfalt, das Haupt etwas geſenkt, vor der Freundin, deren Hand ſie mit der übrigen grüßend umſchließt. Die Linke ruht auf dem geſegneten Leibe. Das ganze Bild drängt ſich zu auffällig in die italiäniſche Schule, namentlich auch in der harten, geſucht groben Behandlung des Hintergrundes. Ein Stück dunkelgrünes Meer, das mich ſehr ſtört, weil man gar nicht abſieht, wie Maria darüber hingekommen ſei, und dick aufgetragene blaue Berge; ſogar der ſchlanke, unordentlich hingeworfene Baum, aus alten Italiänern, findet ſich rechts im Vordergrunde. Alsdann drückt ſich die Compoſition zu ungleichförmig in die rechte Seite des Bildes hervor, da dieſes kleine dünne Reischen das Gleichgewicht zu den beiden ſtarken Figuren halten muß, und dadurch das übrige Bild ſehr leer und breit bleibt. Wer aber die Färbung an und für ſich, in kleinen Parzellen als etwas Materielles, vom Bilde zu ſcheiden, und für ſich zu genießen weiß, dem bietet das Aubel'ſche Stück reichhaltige Gelegenheit. Einen ſogenannten „Eindruck" kann es im Großen auf's Große nicht machen. —

An dem anderen Müller'ſchen Bilde geh' ich für heute vorüber, und führe Sie, meine Freundin! weil Sie eine junge Deutſche ſind, und die Kontraſte lieben, von jenen heiligen Hiſtorien ſofort zu etwas recht Weltlichem, zu vier weltlichen Coſtüme-Bildern, die ich hier willkührlich zuſammenſtellen will. **Maes** aus Rom bringt: „eine Römerin," **Peliſſier** daſelbſt „eine Sorrentinerin im Feſtkleide," **Embde** aus Kaſſel „ein oberheſſiſches Bauernmädchen" und **Nahl** daſelbſt „eine Griechin." Die vier Bilder haben manchen Liebhaber im Publikum gefunden, männliche, wegen der Geſichter, und weibliche, ob der Kleidung, unter den Kennern aber und Künſtlern manchen Feind. Eine äußerſt feine, bewundernswerthe Technik können dieſe freilich namentlich dem Maes nicht ſtreitig machen; allein ſie ärgern ſich über dieſe Koketterie der Kunſt, die nun einmal ein ſolches Mädchengeſicht nicht einfach und ohne Aufwand als Studium hinſtelle, ſondern in detaillirter Sorgfalt aus einem bloßen Porträt ein Bild machen wolle. Dieſes leiſe Kitzeln der Sinne, dieſes Buhlen um den Beifall der Menge, dieſes Schwebeln zwiſchen Idealiſirtem und Natur, dieſes Gemiſch von Körper und Geiſt, das von beiden ausgegangen, auch auf beide wirken wolle, iſt ihnen ein Gräuel. (J. f.)

Feuilleton.

⁂ **Kranken- und Armenanſtalten in Paris.** — Aus einem ausführlichen Berichte über die Kranken- und Armenanſtalten in Paris, den der Temps unlängſt gegeben, erſieht man mit Freuden, wie Vieles zur Verbeſſerung und Erweiterung derſelben geſchieht. Auch heben wir gerne die beiden Angaben daraus hervor, wonach die Zahl der **Armen**, die im Jahre 1832 ſich faſt auf 69,000 belief, Ende des vorigen Jahres auf 62,339 herabgeſunken war, während der Antheil, den die Armen an der Einnahme der Schauſpielhäuſer ꝛc. haben, vom J. 1830 bis Ende 1835 von 400,000 auf 710,000 Franken geſtiegen iſt. —

⁂ **Foſſiles Wachs und vieräugiger Seewurm.** — In der Sitzung der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften vom 26. v. M. präſentirte Herr A. v. Humboldt ihr u. a. eine Moldauer Kerze aus **foſſilem Wachs** (einer mineraliſchen Subſtanz, welcher Herr Glocker den Namen **Ozokerit** beigelegt hat), — und die Beſchreibung eines Seewurm's, der *Amphicora Sabella* Ehrenberg's, welche durch die nur bei ihr vorkommende Duplizität der Organe merkwürdig iſt; ſie hat nämlich vier Augen, von denen zwei am Kopfe und zwei am Schwanze!?

⁂ **Seidenbau in Frankreich.** — Schon gewinnt Frankreich einen großen Theil ſeines **Zuckerbedarfes** auf eigenem Boden, und ſchon hält man für wahrſcheinlich, daß es mit Nächſtem auch ſeinen ganzen Bedarf an **Rohſeide**, für den früher 50 bis 60 Mill. Fr. in's Ausland gingen, auf eigenen Maulbeerbäumen ziehen werde; die bei Paris angelegten Pflanzungen enthalten deren bereits über 400,000. —

⁂ **Eiſenbahn von Brüſſel nach Antwerpen.** — Genauen Berichten zufolge wird der Weg von Brüſſel nach Antwerpen in nicht ganz 1½ Stunde zurückgelegt, ſo daß auf die deutſche Meile wenig über 10 Minuten kommen. Täglich geht der Wagenzug ſechsmal von Brüſſel ab, und im Durchſchnitt bedienen 200 Perſonen an jedem Tage ſich dieſer Gelegenheit.

⁂ Unter den **italiäniſchen Novitäten** bemerken wir Vorleſungen über das Naturrecht (Leggione sul diritto di natura), von Tomaſo **Ambra**, — ein hiſtoriſch-politiſch-literariſches Gemälde der älteſten Zeiten, Nationen und Reiche (2 Vol.), von Guido **Biorci**, — den ſechſten Band der Geſchichte des alten Griechenlands, ſeiner Künſte, Literatur und Philoſophie, vom Grafen Vincenzo **Drago**, — und Betrachtungen über das römiſche Reich von Romulus bis auf das J. 767 n. Chr., von Carlo **Fea**. —

⁂ **Alte Rechenpfennige zu Guttenberg's Gedächtniß.** — Bei Ausführung des neuen Quais, den man bei Straßburg erbaut, ſchaffte man große Maſſen Kies aus dem Fluſſe, und fand in demſelben unter anderen goldenen und ſilbernen Münzen auch kupferne Rechenpfennige, die zur Weihe der Erinnerung an die Erfindung der Buchdruckerkunſt geſchlagen worden. Auf der einen Seite ſieht man Guttenberg, wie er eine Platte zuſammenſetzt, auf der anderen das Alphabet in einer Form. —

⁂ **Dampfſchifffahrt von England nach Oſtindien.** — Die oſtindiſche Compagnie läßt jetzt zwei Dampfſchiffe von dem größten Kaliber mit Maſchinen von 300 Pferdekraft erbauen, die über das Cap der guten Hoffnung nach Indien fahren ſollen. —

⁂ *Philosophie du Budget.* — Häufig wird das vorige Jahrhundert das philoſophiſche genannt; man könnte es eher das abſtrakte nennen. Im neunzehnten hingegen dringt die Philoſophie bis in die äußerſten Winkel der Vorhandenheit, und Herr **Adelſtan du Méril** hat jetzt ſogar in drei dicken Bänden eine „Philosophie — du Budget" geſchrieben. Doch iſt nur der Titel dieſes Buches etwas wunderlich; die Schrift ſelbſt philoſophirt mit Geiſt und Scharfſinn über die Ausgaben, ihre Moralität und ihre Sachdienlichkeit, und gewährt mancherlei ſtatiſtiſche Belehrung.

⁂ **Die jetzige, vierte Braunſchweiger Kunſtausſtellung** zählt nicht weniger als 731 Nummern, unter denen von 578—642 auf Gemälde von holländiſchen, franzöſiſchen und italiäniſchen Künſtlern aufgeführt ſind.

⁂ **Schnell-Papierfabrik.** — In Penig im ſächſ. Erzgebirge iſt kürzlich eine neue Maſchine zur Bereitung von Papier ohne Ende in der Fabrik von Keferſtein und Fliniſch in Thätigkeit geſetzt worden, durch welche binnen 6 Stunden aus abgelegten Kleidungsſtücken ein ſofort brauchbares Druckpapier gefertigt wird. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 247. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 18. October.

Olivier.

(Fortſetzung).

Während Olivier einen Moment in ſchwermüthiges Nachſinnen verſank, das Haupt leiſe neigte, und dunklere Schatten auf ſeiner Stirn und in ſeinen Augen herauf zogen, ſpannte ſich die Aufmerkſamkeit der Anweſenden auf's Höchſte, als er, ſie unausſprechlich wehmüthig anſehend, abermals begann:

Es fand ſich keine Gelegenheit wieder, Caton zu ſprechen; aber die wenigen Worte, welche ſie mir ſagte und die jene Dame ſo hoch im Leben ſtellten, beſchäftigen mich ſehr. Umſonſt ſuchte ich zu ergrübeln, welchen Antheil ſie an meiner Mutter genommen haben könnte, umſonſt ſuchte ich mehr von dieſer zu erfahren; man hatte mir nur geſagt, ſie wäre bald nach meiner Geburt geſtorben. So oft ich es auch ſchon früher wagte, meinen Vater nach ihr zu fragen, ſprühten ſeine Augen Blitze, ſein bleiches Geſicht wurde bleicher, und ein ganzes Gewitter zog darin auf; er wandte ſich mit halben Worten ab, als könne er es nur ſo beſchwören; aber ich ſah wohl ſein convulſiviſches Zucken. Er kam dann lange nicht wieder, aber ich konnte ſein Bild in ſolchen Augenblicken nicht vergeſſen, das mich in ſchmerzlichſter Theilnahme zu ihm zog. Deßhalb warf ich mich einſt nach einer ſolchen Scene, wie er ſich eben abwandte, in ſeine Arme und beſchwor ihn kindlich, mich ſeinen Schmerz theilen zu laſſen, ſtatt ihn ſo ſtarr in ſich zu verſchließen, und mir recht viel von der Mutter und ihrem Tode zu erzählen; — aber er ſtöhnte furchtbar auf und ſank beinah zur Erde, wie ein Baum, den der Blitz getroffen — ich fühlte es wohl; doch er raffte ſich zuſammen und ſeufzte: „Unglücklicher, was verlangſt du von mir?“ und ſtürzte fort. Ich blieb traurig zurück, doch ich fühlte das tiefſte Mitleid mit dem ungeheuren Schmerz meines Vaters, der mich etwas befremdete, obgleich ich die heftige wilde Gemüthsart meines Vaters kannte. So hatte ich denn wieder Nichts von meiner Mutter erfahren, und erfuhr auch Nichts durch andere Leute, die ich mit heißer Sehnſucht nach ihr befragte. Niemand wollte ſie gekannt haben, und ich fing an zu ahnen, daß hier wohl ein Geheimniß zum Grunde liegen müſſe. Das beſchäftigte meine junge Phantaſie oft ſehr, aber gegen meinen Vater berührte ich ſeit jenem Auftritt dieſen Gegenſtand nie mehr.

Als ich heranwuchs, erkannte ich bald den einzigen Weg, auf welchem ich hoffen durfte, vielleicht etwas von meiner Freundin zu erfahren, und warf mich mit wahrer Begierde über alle Zeitungen her. — Ach, wohl fand ich dort einſt ihren Namen, aber als der Gruft verfallen — die Nachricht ihres Todes, die mein junges Herz bis in's Innerſte erſchütterte. So war die einzige freundliche Erſcheinung, die mir Theilnahme zeigte, von der Erde verſchwunden; und dieſer heimliche Schmerz um die Verklärte, das ſtille Nachgrübeln über meine Mutter, wie der Hinblick auf meinen unglücklichen Vater, legte einen Trauerflor um alle Freudenblüthen meiner Jugend und drückte auf mein lebhaftes feuriges Weſen den Stempel der Melancholie. Mit welcher ſchmerzlichen Wehmuth gedachte ich jetzt der kleinen Antonie; ſie war verwaiſt, wie ich, hatte keine Mutter mehr, gleich mir! und wie bange wurde mir, als meine Phantaſie mir das reizende Bildchen der Freude, von Trauerflören umwallt und verdüſtert zeigte, das Engelsköpfchen in einer Thränenglorie! —

Mein Vater ſorgte mit größtem Eifer, ja mit Leidenſchaftlichkeit für meine möglichſte Ausbildung. Er zeigte ſich ſelten, aber immer eingreifend. Ich wurde von einem Inſtitut in das andere gebracht, ergriff alles mit angeborner Begeiſterung und ſtudirte ernſte Wiſſenſchaften und ſchöne

Künſte mit Liebe und Eifer. Mein Vater hat mich oft belobt; ja, warum ſoll ich es nicht ſagen, bewundert und geprieſen, aber nie, nie belohnte mich ein Lächeln, und das ſchmerzte mich ſehr; ſeine ſtarren Züge hatten es verlernt; aber es wäre mein ſchönſter Triumph geweſen, — und ich feierte ihn nicht.

Ich war erwachſen und ſollte eine glänzende Carriere machen. Seit Napoleon den alten Adel wieder in's Daſein rief, erhielt mein Vater auch die verlorenen Güter wieder und nahm für die kurzen Momente, wo er in der Welt auftauchte, ſeine Titel wieder an, um ſie auf mich übergehen zu laſſen. Bei dieſer Gelegenheit ſoll er einen Trauſchein vorgewieſen haben, der ein armes verwandtenloſes Fräulein von altem franzöſiſchem Adel zu ſeiner Gemahlin und meiner Mutter machte. Seine Stimmung hatte ſich, ſo lange ich ihn kannte, in Nichts geändert. Er war immer finſter, leicht gereizt; um ſeinen Mund ſpielte Hohn und wilder leidenſchaftlicher Schmerz, und dieſen Ausdruck trug ſein ganzes Weſen trotz der vorgerückten Jahre. Ich hatte zwar ausſtudirt; aber mein Vater war noch unentſchloſſen, welchen Weg er mich gehen laſſen wollte, den des Diplomaten oder Kriegers. Er ſuchte die Anſprüche ſeiner Familie geltend zu machen, und es ſchmeichelte ihm, daß ich unter der vornehmſten Jugend von Paris nicht unbemerkt geblieben war; aber Nichts ſchien ihm bisher glänzend genug für mich, und ſo nahm er mich, um etwas Paſſendes abzuwarten, wie im Triumph mit in ſeine Wildniß. Vorher, die Zeit meiner erſten Freiheit benutzend, beſuchte ich Caton, deren treue Liebe mich mit Entzücken empfing und mit Segen entließ. Ich beſuchte mit wehmüthiger Freude die Plätze meiner Kinderſpiele und verweilte vor allen feiernd da, wo die Verewigte ſich mit heißen Thränen zu mir neigte und die Stelle für mich heiligte, und wo das liebliche Kind, wie ein Blumengeiſt aus dem Graſe auftauchend, mir die Blüthen ſchenkte. Ich zog ſie und den Ring hervor, und zeigte ſie Caton, indem ich meine Freude äußerte, um endlich groß und ein Mann zu ſein, um meinen Plan ausführen zu können, was gewiß möglichſt bald geſchehen ſolle. Bei'm Abſchied wollte Caton mir die Geldſumme aufdringen, welche ihr die Königin damals gab, aber ich bat ſie, ſolche für ihr Alter aufzuheben. Sie ließ lächelnd ab, doch unterwegs nach Schloß Montfort mit meinem ſchweigſamen Vater, entdeckte ich in meinen Kleidern die Wechſel, auf deren Umſchlage die Worte ſtanden: Zur Reiſe nach Deutſchland. Es rührte mich ſehr, aber ich gelobte ſie ihr treulich aufzuheben. Und hier ſind auch dieſe Zeugen meiner Vergangenheit; denn ich hatte mich von Jugend auf gewöhnt alle wichtigen Sachen, (und ich beſaß deren nicht viele,) ſtets bei mir zu tragen. Caton hatte mir nie Etwas über meine Mutter geſtanden. Sie ſchwieg aus Liebe zu mir, und wohl auch aus Furcht vor meinem Vater.

Als wir im Schloß Montfort ankamen, überraſchte mich die groteske Schönheit ſeiner Lage und überhaupt der dortigen Natur. Ich begriff, daß mein Vater ſich hier noch am wohlſten fühlen mußte; er ſchien beinah etwas leichter zu athmen, doch lebte er in gewohnter Weiſe. Wo er ſich ſehen ließ, wich man ſcheu vor ihm zurück; nur das Landvolk, dem er auf ſeinen wilden einſamen Streifereien begegnete, und welches ihn auch des Nachts im Freien, oft an den ödeſten Stellen traf oder ſah, ſchien an ſeinen Anblick gewöhnt, und ließ ihn ungehindert auf öder Klippe und in einſamen Thälern ſein Weſen treiben, wobei er Niemanden ſchadete, wohl aber bei Gelegenheit Verunglückten beiſtand und Verirrten zu recht half.

(Fortſetzung folgt).

Die Kunſtausſtellung zu Kaſſel.

(Fortſetzung).

Nun bin ich aber ein ſündiger Menſch, und geſtehe — ſelbſt Ihnen gegenüber, meine Freundin! — daß ich manche Sekunde vor der Sorrentinerin geſtanden bin, ihr in die heißen, heimlich lockenden, ſchelmiſch wehrenden Augen ſchauend, und dabei glaubt' ich das Wehen einer heſperiſchen Sommernacht um die heiße Stirne zu fühlen, und ſah ordentlich das ſatte Weinlaub, das im Bilde rauſchend über dem Mädchen herhängt, hin- und wiederſchwanken. Es liegt ein eigner Zauber gerade in dieſem Antlitz, unendlich viel mehr, als in den drei andern Mädchengeſichtern; jenes hat eine Seele, dieſe nur Fleiſch, jenes Züge, dieſe nur Formen. Das Geſicht der Sorrentinerin ſcheint aus einer Miſchung von ſchalkhaftem, beinahe pfiffigen Lächeln zuſammengefloſſen zu ſein, daraus ſchauen die hellbraunen Augen einen verheißend an; und die halbgeöffneten Lippen, namentlich die untere, auf der ein feuchtes, helles Licht ſchwimmt, ſchwellen einem dürſtend und duldend entgegen, und ſo, als würden ſie das Küſſen eher lehren, als lernen wollen. Als ächte Römerin charakteriſirt ſie die kühn geſchweifte Naſe, der etwas große Mund und die plaſtiſche Fülle des Nackens. Vorzüglich iſt im Einzelnen die Behandlung des Sammts und der Goldſtickerei am Leibchen der Schönen, wogegen ihre beiden Hände — die linke, gehoben und hell beleuchtet, mit dem Halsbande ſpielend, die rechte, im Schatten loſe herabfallend — keine Zwillingsſchweſtern ſein dürften. In techniſchen Vorzügen ſtellen einige die Römerin von Maes höher, was mir um ſo unbegreiflicher vorkommt, da ſelbſt meinem nicht ſehr geübten Blicke eine Verzeichnung am Auge und an der Taille des Mädchens gleich auffiel. Ich mag das Geſicht nicht, theils weil es Nichts iſt, wie Geſicht, theils weil mir der Teint zu dunkel, zu geſättigt vorkam. „Das iſt keine Italiänerin, ſondern eine Zigeunerdirne" erklären die Militärs von Range, und dieſe ſind immer als kompetent in Beurtheilung ſolcher Bilder zu betrachten. Auch liegt in dieſen grellen, glühenden Farben ein zu ſichtliches Haſchen nach Effekt und Glanz. Dagegen ſpricht aus vielen Einzelnheiten, z. B. nur das rothe Band in dem dunklen Haar, wieder ganz jener treue, punktiliöſe Fleiß, jene ungemeine Farbentechnik, welche die Werke von Maes faſt durchgängig auszeichnen.

Die zwei einheimiſchen Künſtler, v. d. Embde und E. Nahl, können bei jenen nicht an künſtleriſcher Bedeutung, wohl aber ihren gewählten Stoffen nach, zunächſt in Betracht kommen. Dieſer, noch ſehr jung, hat außer einem vortrefflichen Porträt, auch zwei Pferde geliefert, die ganz gut ſind, einen „Tyroler mit ſeinem Mädchen,“ der wider alles Verdienſt viel Glück machte, und, was hierher gehört, eine „Griechin.“ Dieſes Bild iſt aber, noch in weit höherem Grade, wie die von Maes und Peliſſier, ſinnlich, eigentlich ſinniſch gemalt, und erinnerte mich auf eine unangenehme Weiſe an jene Kupfer zu Claurens vergeſſenem „Vergißmeinnicht,“ wo die ſtereotypen Mädchenfiguren mit Liloſtichchen und Paraga'en ſpielten. —

An dieſe drei Mädchen, Bruſtbilder in Lebensgröße, reihe ich zu einem endlichen Ende meiner erſten Epiſtel, ein verkleinertes, eine ganze Figur, eigentlich ſchon zum Genre gehörig, eines von den unſterblichen oberheſſiſchen Bauernmädchen unſeres Embde. Sie ſteht am Stadtthor, neben ihr auf einem Brückengelander, glaub' ich, ein Nürnberger Reuter, ein Medizinglas und eine aufgegangene Dute mit Roſinen; wahrſcheinlich ihre Markteinkaufe, denn etwas Scheidemünze liegt daneben, und das Mädchen rechnet an den Fingern die Preiſe des Erhandelten und ihren Kaſſenbeſtand nachdenklich ab. Die Idee mag recht nett und niedlich ſein; auch davon will ich abſehen, daß ein Bauernmädchen ſolche Hände nicht hat, und an den Fingern nicht in ſo zierlicher Beugung zu addiren verſteht, daß endlich in dem Geſichte etwas Anderes und viel mehr liegt, als der Idee nach darin liegen ſollte. Allein das kann ich nicht begreifen, wie ſich ein Mann von Geiſt auf die Dauer in einem unveränderlichen Zirkel von Bauernkindern und Bauerndirnen, mit Zwetſchenkuchen, mit zerpflückten Blumen, mit Kränzen, mit Liebesbriefen u. ſ. w. in einem ewigen Einerlei bewegen und genügen kann.

Zweiter Brief.

Ehre dem Ehre gebührt! Mit Portmann aus Amſterdam fangen wir diesmal an. „Zwei Bauernknaben mit einer todten Ente. Die Idee iſt einfach und niederländiſch genug; allein die Behandlung iſt auch ſo ächt niederländiſch, daß man es dreiſt in eine Gallerie alter Meiſter aus jener Schule hängen könnte. Der ältere Knabe ſitzt, die linke Hand läſſig auf das Knie gelegt, auf einem Stuhle; der jüngere Bruder, ein liebes, junges Geſichtchen, aus dem die hellen Augen neugierig, mitleidig, halb lachend herauslugen, ſteht davor und hält die verblichene Ente in der Hand. Zwiſchen beiden Knaben hängt der todte Vogel herab; Gefieder, namentlich das weiche, ſchmutzigweiße unter dem Bauche, köſtlich gemalt. Von den zarten Tönen im Geſichte der beiden Jungen, welches doch nichts weniger als zart iſt, von dem wahren Colorit der Kleider, von der meiſterhaften Behandlung des ſtruppig blonden Haares läßt ſich in Worten gar keine Beſchreibung geben. Das Bild iſt ein Juwel der Ausſtellung, und dem andern, von demſelben Meiſter gelieferten, um Vieles überlegen. Dieſes ſtellt einen Greis auf ſeinem Krankenlager dar, von einem jungen Mädchen gepflegt; der Kopf des Alten iſt ſchön, allein das Geſicht des jungen Mädchens ſo geſucht betrübt, ſo ſüßlich ſorgend, ſo verſüßt, ſagt man bei uns zu Lande, daß es einen unangenehmen Eindruck macht.

Weil ich nun einmal bei Niederländern bin, will ich zwei Bilder von Moncler mit einem Federſtriche auch gleich abthun: „Eine Dame mit einer zürnenden Duegna“ und „Jeſus mit dem Phariſäer.“ Beide zeichnen ſich durch ſchöne Farbe, namentlich im Seidenſtoff der Dame, aus: ſind aber ſonſt ſehr unklar, und zum Theil verfehlt. —

Hiernach ſtelle ich Ihren Blicken ein Siebengeſtirn von Münchner Künſtlern zuſammen, denen wir das Gelungenſte in dieſem Fache verdanken. Zuerſt Marr mit ſeiner „Karretenfahrt,“ ein Bild, das in Himmel, Gegend und Compoſition ſo ächt heiter iſt, daß es als wahrer Repräſentant humoriſtiſcher Genrebilder gelten mag. Vor der Karrete erblicken wir eine ſeltſame Trias, Pferd, Maulthier und Eſel, jene rüſtig anziehend und in tüchtigem Schritte, ſo daß der kleine Grauſchimmel zu einem poſſierlichen Gallopp gezwungen wird. Auf dem Wagen drei italianiſche Figuren, die vielleicht etwas lebendiger und diſtinguirter ſein dürften; der Wagenlenker, eine beſchauliche Pfeife ſchmauchend und dem Mönch zur Linken mehr vertraulich, als ehrfurchtsvoll zugrüßend. Dieſer kommt mit gefalteten Händen und offenem Gebetbuch auf das Geſchirr zu. Im Hintergrunde ſteigt ein Gewitter auf. Der Hauptvorzug iſt die köſtliche Heiterkeit und anſpruchloſe Friſche des Bildchens. — Demnächſt „eine Entenjagd,“ von C. Merck. Zwei Figuren auf einem mäßigen Hügel, deren eine leidenſchaftliche Dilettanten-Wuth und die andre ſtille, profeſſionirte Ruhe bei der Jagd darſtellend. Jene gehört einem Geiſtlichen, durch den Kragen am Halſe kenntlich. Dieſe einem profeſſionirten Forſtmanne, welcher ſeine Pfeife gemüthlich fortſetzend zum ſicheren Schuſſe ſich anſchickt. Ein Hund ſpürt ſeitwärts harrend in das braungrüne Riet hinein. — Von Eckert eine „Überfahrt am Main.“ Die Fähre iſt eben gelandet. Ein Fuhrmann mit zwei Pferden hält ruhig auf der Höhe; der Schimmel iſt namentlich ſchön und lebendig gemalt, nicht ein ausgearbeitetes Thierſtück, ſondern ein lebendiges Abbild eines wohlbeſtallten Kärrner- oder Miethgaules. Daneben ſteht ein zäher Paſſagier, den der kleine Fährmann eben um ein Trinkgeld anzapft; weiter hinten ein Wagen voll duftigen Heu's, welcher die Höhe noch nicht ganz erreicht hat. Den Hintergrund macht eine Anſicht des Fluſſes mit ſeinen nächſten Ufern, zum Theil glücklich durch das Fuder Heu verdeckt, ſonſt aber in dem klaren, friedlichen, ſanft Ausgeſtreckten der Natur jenes Stromgebietes ſehr hübſch nachgebildet. Von demſelben Eckert beſitzen wir eine gleich glücklich gedachte und ausgeführte „Parthie von Hâvre-de-Grâce.“ — Bürckel, der uns von der Hannover'ſchen Ausſtellung noch im beſten Andenken iſt, bringt „eine Oſteria bei Rom,“ voll recht lebendiger, markirter Geſtalten. Namentlich iſt die Gruppe der drei Zecher links vom Beſchauer zu rühmen wegen des trefflichen Ausdrucks in den dunklen, kühn geſchnittenen Römergeſichtern. Im Hintergrunde hält ein Pfäfflein zu Eſel ſeinen Einzug, und läßt ſich ſofort mit einem friſchen Trunke bedienen; rechts in der Ecke ein ſchlafender Pilger mit breitem, muſchelverzierten Hute. Ein Geländer von Weinreben umſchlingt luſtig die offenſtehende gaſtliche Thür, durch die ein tiefblauer, italiſcher Himmel lockend hereinblickt.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

.*. **Rabbiniſche Anſicht von den Folgen des Meineids.** — Zufolge einer Verordnung in Betreff der Beeidigung jüdiſcher Lehrer im Königreich Preußen — muß der Schwörende ſich zur Eidesleiſtung durch Abwaſchung der Hände und durch Anlegung des Gebetmantels und der Gebetſchnur vorbereiten. In der Verwarnung, die ihm ſodann der Rabbiner vorzuleſen hat, kömmt (wie die Allg. Kirch. Zeitung unter'm 2. d. M. berichtet) u. a. folgende Stelle vor: „Bei einem jeden anderen Verbrechen trifft die Strafe blos den Sünder und die Mitſchuldigen, oder die dem Uebel hätten ſteuern können. Bei einem Meineide aber leidet die **ganze Familie** des Verbrechers; ja das **ganze Land**, in welchem er wohnt, empfindet die darauf folgende göttliche Strafe.“ Es iſt auffallend, daß eine Glaubensgenoſſenſchaft, welche als **Recht** anſpricht, in **neueuropäiſche** Staatsgemeinſchaften aufgenommen zu werden, noch an einer ſolemnellen **Formel** feſthält, welche im Orient nur mehr in der **chineſiſchen** Staatsreligion ihres Gleichen finden dürfte, in Europa nur noch an die mittelalterlichen Interdikte des römiſchen Religionsſtaates erinnert. —

.*. **Herſchel's anglikaniſche Rechtgläubigkeit.** — Zur Beobachtung der barometriſchen Oszillationen hat John Herſchel Stationen über die ganze Erde verbreitet. Die von ihm dazu feſtgeſetzten Tage ſind der 21. im März, Juli, September und Dezember, „inſofern,“ — fügt Herſchel als ächt anglikaniſcher Sabbathsverehrer hinzu, — „inſofern dieſe Tage nicht auf einen **Sonntag** treffen, als in welchem Falle der folgende Tag zur Beobachtung zu nehmen.“

.*. **Reformation der Serai-Ordnung.** — Die Morning-post, und — aus ihr übertragen, ein leitender Artikel der hieſigen Ober-Poſt-Amts-Zeitung, — geben einen Bericht aus Conſtantinopel vom 7. v. M., wonach der Sultan am 4. deſſelben M. die vornehmſten **Kadinen** (d. h. **Frauen**, ſo werden die 7 Sultaninnen genannt,) und **Odaliſken** (d. h. **Frauenzimmer**, ſo heißen die vom Sultan ausgezeichneten Sklavinnen) vor ſich rufen ließ, und ihnen eröffnete, wie er ſchon lange mit dem Plane umgehe, den Frauen das Joch barbariſcher Gebräuche abzunehmen; — er beabſichtige, die Reform des Serai's vorzunehmen; für jetzt entbinde er ſie von dem Gehorſam unter den Kislar Agaſi (den Herrn der Mädchen), und erlaube ihnen, Beſuche zu empfangen, Spazierfahrten auf dem Bosporus zu machen, und in der Strenge der Verſchleierung bei der Ueberfahrt vom Sommer- zum Winterpallaſt merklich nachzulaſſen. Wichtigere Vergünſtigungen würden mit Nächſtem folgen. — Der Bericht fügt die Bemerkung hinzu, daß die ſchönen Emanzipirten ſofort Gebrauch von ihrer Freiheit gemacht, und nach Chunkiar Iskeleſſi gefahren ſeien, von wo ſie erſt am ſpäten Abend in das Serai zurückgekehrt.

.*. **Merkwürdige Lebensanſicht.** — In den Frankfurter Jahrbüchern finden wir in Nro. 10 v. 15. vor. M. unter der Ueberſchrift: **Lebensanſichten** u. a. folgenden denkwürdigen Satz: „Ein ſchwülſtiger Styl iſt **allemal** das Zeichen einer unredlichen Geſinnung, **denn** die Wahrheit drückt ſich einfach aus; den Schurken erkennt man aber **allemal** an der geſuchten Gemüthlichkeit, an der **naſſen Kothwärme** (sic) des Styls.“

.*. **Ein Dürer in Paris.** — In der Kirche Saint-Gervais zu Paris befindet ſich ein auf Holz gemaltes Bild von Dürer, welches auf neun Feldern die Leidensgeſchichte des Heilands darſtellt. Das königl. Muſeum ſteht nun in Unterhandlung, um dieſes Bild für die die große National-Galerie zu ertauſchen.

.*. **Zeitſtimmen.** — IV. **Das junge Europa und die** *Gazette de France.* In der Gazette de Fr. vom 8. d. M. iſt Folgendes zu leſen: „In einem Aſſoziationsakte des **jungen Europa's**, den der Bon Sens bekannt macht, finden wir unter der Ueberſchrift: „**Glaubenspunkte**,“ nachſtehende Sätze: „Ein einziger Gott; ein einziger Herr, das Geſetz; ein einziger Dolmetſch (interprète) dieſes Geſetzes, die Menſchheit.“ Wir fragen den Bon Sens, welches iſt dieſes Geſetz? Damit es das Geſetz Gottes ſei, muß es eine Offenbarung geben. Welches iſt dann die wahre? Gibt es keine Offenbarung, dann ſind alle Religionen der Menſchheit gut; diejenigen, welche das **Für** und das **Wider** ſagen, und die, welche Vielgötterei zulaſſen. Erklärt euch; ſonſt könnten eure points de croyance wohl gar point de croyance bedeuten.“ — „Wir leſen noch in demſelben Stück: „Man muß die Menſchheit ſo conſtituiren, daß ſie vorſchreiten kann zur Entdeckung und zur Anwendung des Geſetzes, welches ſie regieren ſoll.“ Dieſes Geſetz Gottes (fährt die Gazette fort) iſt alſo noch nicht entdeckt; es gibt alſo Menſchen auf der Erde, welche die Sendung erhalten haben, die Menſchheit zu conſtituiren, ohne ein Geſetz zu haben, da es erſt entdeckt werden ſoll. Da haben wir viziöſe Kreiſe ohne Ende. Man muß geſtehen, daß die Vernunft ein gar ſchweres Ding iſt für diejenigen, die der Offenbarung des fleiſchgewordenen Wortes nicht unterworfen ſind!“

.*. **G. Simon über England.** — Wie viel auch über England ſchon geſchrieben, ſo findet man doch noch manches Neue in den kürzlich erſchienenen „Observations recueillies en Angleterre en 1835,“ von C. G. **Simon.** So erſehen wir daraus, daß (nach **Stow**) noch im J. 1798 „die ſchönen Frauen von London um keinen Preis in ein Haus eintreten mochten, in welchem man ſich der **Steinkohlen** bediente, noch ein Gericht berühren, welches bei dieſem **gehäſſigen** Brandſtoff zubereitet war.“ — Eliſabeth verbot ſogar, während der Sitzungen des Parlaments Steinkohlen zu brennen, „aus Furcht, die Geſundheit ihrer Ritter aus den Grafſchaften möchte darunter leiden.“ — Auch die **öffentlichen Wagen** konnten ſich nur mit Mühe dort naturaliſiren; denn noch im J. 1635 entſchied der König mit ſeinem Rath in der Sternenkammer, die Fiaker ſeien ein öffentlicher Uebelſtand, „da ſie den Preis des Heu's und Stroh's beträchtlich erhöhten.“ — Die **Landſtraßen** aber waren noch 1746 in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß der Herzog von Sommerſet ſeinen Vaſallen von Petworth (Suſſex) den Befehl ſandte, ihm auf der Straße nach London mit Laternen und Stangen entgegenzukommen, um ihm aus den Moraſtlöchern herauszuhelfen. — Von den **Collegien** berichtet Herr Simon, daß in den meiſten derſelben noch die alte Unſitte, die er **Faggismus** (Faggismo) nennt, herrſche, wonach ältere Studenten ihre jüngeren Mitſchüler in unbeſchränkter Abhängigkeit halten, ſo daß der jüngere, der ſogenannte **Fag**, jenem die Kleider und Schuhe reinigen, im Winter ſogar zuweilen ſich einige Minuten in das eiskalte Bett ſeines Tyrannen legen muß, um daſſelbe zu wärmen. — Uebrigens verſichert Babbage, die Zahl der jungen Leute, die ſich den höheren Wiſſenſchaften widmen, habe ſich ſeit hundert Jahren in England im Verhältniß von 1000 zu 10 vermindert. — Der 2te Band jenes Werkes iſt der Darſtellung der Induſtrie und der allmählich eingeführten Verbeſſerungen in derſelben gewidmet. —

.*. **Förderung des Reiches Gottes in London.** — Bei Anzeige der dritten Ausgabe von **Bapt. Wriothesley Noel's** Schrift: „The state of the Metropolis considered etc.“ (Erwägung des Zuſtandes der Hauptſtadt ꝛc.) bemerkt die **evangeliſche Kirchenzeitung** (vom 14. v. M.): „Die brittiſche Hauptſtadt faßt, neben einer großen Maſſe von Verderben, doch zugleich eine Menge chriſtlicher Anſtalten und ein thätiges Zuſammenwirken von **Chriſten aller Partheien** zur Förderung des Reiches Gottes in ihrer Mitte, **wie es wohl ſelten bis jetzt in der Kirchengeſchichte hervorgetreten iſt** .... Ueberhaupt iſt in England, noch viel mehr aber in Schottland, eine Umgeſtaltung der ganzen inneren Stellung der Kirche im Werke, die eben ſo merkwürdig als erfreulich iſt.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 248. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 19. October.

Olivier.

(Fortſetzung).

Er ſchien es gern zu ſehen, daß ich mich wohnlich und behaglich im Schloſſe einrichtete, ja, mitunter kam es mir ſogar vor, als würde es ihm nicht unlieb ſein, wenn ich es mir, noch ehe die Stürme des Lebens mich berührten, für immer hier gefallen ließe. Es war, als wolle er zuweilen auch verſuchen, ob meine Talente, und der Gedanke, mich in dieſem Winkel der Erde ganz allein zu beſitzen, die Dämone ſeiner Bruſt beſchwören könnten; aber mit neuem tiefem Schmerz ward ich inne, daß ich wenig oder nichts über jene dunkeln Geiſter vermochte, die ſein Daſein umnachteten; ja faſt finſterer und unzugänglicher als je, bittern Hohn über ſich ſelbſt in allen Mienen, floh er in ſeine Berge, und ließ ſich lange nicht ſehen. — — Endlich aber kam er eines Abends bleich und ſchrecklich, wie ich ihn noch nie geſehen. Er ſchien verjüngt in dieſer höchſten Aufregung ſeines ganzen Weſens, ſein Wuchs richtete ſich kräftiger empor, und von ſeiner hohen Stirn war das umnachtende Wolkengebirge ſchweren Kummers verſchwunden; aber ſeine großen an ſich ſo ſchönen Augen funkelten unheimlich. Er ließ mir kaum Zeit, eine Leuchte, Hut und Mantel zu nehmen, und faſt convulſiviſch riß er mich mit ſich fort in's Freie, empor auf die Berge, und machte nicht eher Halt, bis wir auf öder Klippe ſtanden, unter uns ein wildes unerfreuliches Thal, in deſſen Mitte ein dunkler ſtarrer See, ſich ſelbſt gleichſam Langeweile machend, unbeweglich ruhte.

„Hier ſind wir ſicher!“ rief mein Vater, „hier iſt kein Lauſcher als der Vogel in den Lüften, hier ſollſt du erfahren, was die Vergangenheit birgt, und die nächſte Zukunft bringt; du ſollſt es jetzt wiſſen, alles wiſſen; denn dieſe Stunde iſt vielleicht meine letzte, und Heil mir dann! Du ſollſt die dunkle Hieroglyphe meines Lebens möglichſt verſtehen! Kennſt du das Gewitterrauſchen der Leidenſchaften? Nein, du kennſt es nicht! — noch nicht! Aber hüte dich, Olivier, denn du biſt mein Sohn! Doch ſie war deine Mutter — das macht vieles von des Vaters gefährlichem Erbe wieder gut! — Höre es, Olivier, nicht die Jahre bleichten dieſe Haare; — es iſt der Schmerz! Er färbte ſie in einigen Tagen grau, — dieſe Geſtalt, die für ein Jahrhundert erſchaffen ſchien, beugte nicht die Macht der Zeit — es iſt die Schuld! — Und was mich zwanzig Jahre ruhelos umher trieb, es iſt kein Geſpenſt, kein Wahn — es iſt die Verzweiflung, die mich mit Geierkrallen faßte, es iſt die ungelöſchte Rache, es iſt der ungelöſ'te Schwur! — Aber jetzt! jetzt! — Die Gelegenheit rüttelt mich auf aus dem dumpfen Hinbrüten, und ſchon der Entſchluß gießt neues Leben in meine vertrockneten Adern! Die Hoffnung, die Gewißheit der Rache fächelt mir Erquikkung zu!“ —

Was ich empfand, meinen Vater, den finſter verſchloſſenen Mann, dem die Worte jetzt wie geflügelt vom Munde gingen, ſo zu ſehen und zu hören, ich kann es nicht ſchildern; der Eindruck war ungeheuer, und mit Allgewalt riß er in dieſen Momenten mein geiſtiges Weſen an ſich. — Mir war, als hörte ich in ſeiner Rede den Sturm der Leidenſchaften rauſchen, die ſein Leben verwüſteten. — Mein Weſen war in höchſter Spannung, ich verſtand ihn nicht, als er von Rache ſprach; aber mich wehte ein Grauen an, das ſich eiſig um meine Schläfe legte, als er mir mit dumpfer faſt gebrochener Stimme die glänzende Herkunft meiner Mutter und ihr furchtbares Schickſal enthüllte. Entſetzen faßte mich, mein Haar ſträubte empor — ich hätte ihm fluchen mögen und — doch konnte ich nicht. — O erlaſſen Sie mir dieſe Stelle der väterlichen Eröffnung, die mein Kindesherz von allen Sitten ſo zerriß, daß es nur eine tiefe Wunde blieb. - Nur das Nöthigſte möchte ich berühren. Mein Vater riß etwas Glänzendes aus ſeinem Buſen und ſprach: „Nimm, es iſt das Bild der geopferten Adelaide, deiner unglückſeligen Mutter; jener Trauſchein in Paris iſt falſch, ich hatte nie eine andere Gemahlin; und hier, nimm auch dieß, es iſt ihre Brieftaſche mit manchen theuren Andenken, die ſie mir auf jener Höllenfarth mit Seraphslächeln gab; aber ich ſah und hörte nicht — und wenn auch — wenn auch des Mitleids Stimme in mir erwacht wäre — es war zu ſpät! — zu ſpät! — Das wußte ich wohl, auch fiel mein irrender Blick auf Puntales, der in ſeinem Mantel gehüllt an der Ecke eines Hauſes lehnend, mit hohniſchem Lächeln zu mir aufſah — und — ich fuhr zu! — fuhr zu, Olivier, obgleich mir war, als zermalmten die umgehenden Räder des ſchrecklichen Karrens, auf dem ſie wie eine Himmelskönigin ſaß, mein Herz, und als würde in der nächſten Minute die Welt für mich zur Wüſte, in der ich rettungslos verſchmachten müſſe; — aber ich fuhr zu!“

Dieſe Worte ſprach er mit hohler Stimme in höchſter Anſtrengung, und ich brach in ſchneidende Jammertöne aus, die die ſtarren Felſen wiederhallten. Dann fuhr er fort:

„Hier iſt eine Lücke in meinem Daſein, wenigſtens in meiner Erinnerung, unter welcher nur ein ſchwarzer Abgrund, wie die Hölle, nach mir heraufgähnt. — Als ich mich wieder fand, lag ich unter freiem Himmel, und auf öder Klippe. Verwundert richtete ich mich auf — da fiel mein Blick auf den Waſſerſpiegel mir zur Seite, und mein Auge feſſelte Grauen. Ich war's und war's auch nicht; der Jüngling erſchien plötzlich zum Greiſe gewandelt — und doch fühlte ich noch den Vulkan in meinem Buſen, der mit dem erſten Blitz des Bewußtſeins eben wieder Flammen auswarf, die mich zum Leben aufſtachelten, und es zugleich verzehrten. — Puntales, dem Entſetzlichen, war ich noch zu glücklich. Er nahm, ehe er mit Napoleon in den Krieg ging, folgenden ſataniſchen Abſchied von mir:“

„Luſtig! Manaſſe, denn ich will dir nur ſagen, Adelaide, dein ſchönes Weib ſtarb unſchuldig — mir wenigſtens war ſie niemals gewogen — und darum höre es, ja darum mußte ſie ſterben! — Freilich, der ſchöne deutſche Prinz, ihr Vetter, der ſie haben wollte, als du Glücklicher, ſie ſchon hatteſt — frage ihren Staub, den du in die Winde ſtreuſt, was ſie eigentlich für ihn empfand — ich weiß es nicht, glaube aber, daß ſie nur dich Undankbaren liebte; lebe wohl nun, wenn du kannſt — ich hoffe, du wirſt mein gedenken, wirſt fühlen, daß ich dich haſſe und Alles, was auf dieſer Erde lebt, wo ich keinen, keinen glücklich ſehen kann — bin ich's doch auch nicht! — Ich finde es groß, der ganzen Welt Vernichtung geſchworen zu haben, und Kraft und Muth genug zu beſitzen, den Schwur zu erfüllen.“

(Fortſetzung folgt).

Die Kunſtausſtellung zu Kaſſel.

(Fortſetzung).

Weiter, ſchöne Freundin! zu dem Bilde von Lotz. „ein Reiter kehrt nach Hauſe zurück.“ Denken Sie ja nicht an etwas Diaboliſches, Erlkönigliches, Nächtliches in dem Stücke; es will eben Abend werden, die Dämmerung wirft milde Schatten auf die einfache Waldhöhe und durch die Bäume fährt ſchaukelnd ein eben aufwachender Wind. Da reitet ein Mann im Mantel — Sie ſehen ihn aber nur im Revers — langſamen Schrittes ſeiner Heimath, wahrſcheinlich dem in grauer Ferne ſichtbaren Dörflein, wieder zu; am Wege ſteht ein Ziegenhirt und hält ihn mit ſeiner Bitte auf. Oben am Himmel gehen leichte Abendwolken, mit einem letzten ſterbenden Roth gefärbt, und ein Paar Vögel, glückliche Wanderer, ſchwingen ſich flink zum heimiſchen Neſt. Das Einzige, was mir, und vielleicht mit Unrecht, an dem Bilde mißfällt, iſt das Feuerchen, das ſich der Junge am Wege angemacht; es iſt durchaus nicht unzeitig, oder am unrechten Orte, allein aus vielen andern Bildern, wo ſolche Feuerlein nur mit rechtem Fleiße zu Nutz und Frommen irgend einer Beleuchtung angemacht und angebracht waren, habe ich einen dégoût daran bekommen. — Zur Ergänzung füge ich Kaltenmoſer und Simon dieſen fünf Münchnern hinzu. Jener gab ein Mädchen mit ihrem Liebhaber; eine ſtille, ſtrickende, blondhaarig deutſche Dirne, welche mit ſinnenden Augen dem Geplauder ihres Burſchen zuhört — dieſer einen ſchlafenden Bauer, den ein anderer mit einem Strohhalm unter der Naſe kitzelt; ein Bild, das mir ſpeziell durch ſeine Idee gefällt, gegen deſſen Technik ſich aber Vieles einwenden läßt. —

Als Landsleute ſchließen ſich an: Enhuber, Tiſchbein, Altmann und Leitzen. Jener hat in ſeinem Bilde: ein Konſtabler, der auf ſeiner Kanone ſtirbt, — ein glückliches Talent für das Genre bekundet. — Tiſchbein: Abendſcene im bairiſchen Hochlande. Eine Bauerndirne ſitzt am Tiſche, worauf die Lampe ſteht, dieſe muß ihr Geſicht effektvoll beleuchten und auf dieſe Weiſe des Bildes Sonne und Brennpunkt abgeben; eins von jenen Maler-Kunſtſtückchen, die ſelten eines gewiſſen Beifalls entbehren, aber noch ſeltener mehr verdienen. „Das Mädchen vom Schlierſee“ von demſelben iſt durchaus unbedeutend. In dieſelbe Sphäre gehört Altmann mit ſeinen „Räubern in einer Höhle,“ und Leitzen, der in Zeichnung und Technik, vielleicht weit hinter jenen zurückbleibt, aber wegen der niedlichen Idee ſeines Bildes Erwähnung verdient. Eine ſchlafende Schöne mit rothen, verträumten Wangen und entfeſſelter Bruſt; an ihrem Lager ein Amor, der ihr Seifenblaſen aus einer Thonpfeife zuſendet. Drei flattern bereits in dem Schlafgemach umher; beſchaut man ſie näher, ſo zeigt die eine das vorgegaukelte Nebenbild einer Trauung, die andere ein Tête à tête u. ſ. w. Pendant zu den Münchner Genrebildern: Ebers, Friedl, zu ſehr in der Manier von Lorenzo Quaglio, Kretſchmer, (auch im Landſchaftlichen thätig) Tank, Waßmann, Gaſſtädter, Simon, Wyttenbach u. A. Mehrere anweſende Bilder von Heydeck und Schelver waren mir von Hannover aus ſchon bekannt.

Sie ſehen, holde Freundin! die Münchner haben fleißig für uns gearbeitet. Dafür iſt mit ihnen aber auch der Reigen der Genre-Malerei beinahe abgeſchloſſen. Das einzige, im Ganzen recht gute Bild von Geyer in Augsburg ausgenommen: „Trinkgelage Wallenſteiniſcher Soldaten,“ habe ich nur noch drei Namen zu nennen, und zweien derſelben, Ihren Günſtlingen, muß ich ſelbſt auf die Gefahr Ihres Mißfallens einen leiſen Mackel anhängen. **Schröder** aus Braunſchweig, den Sie als Humoriſten in vielen Bildern, und mit Recht, bewundert haben, verdient mit ſeinem hier ausgeſtellten Bilde „das ausgelaufene Faß“ kaum eine Erwähnung. Denken Sie ſich einen gewölbten Keller, in welchen durch ein ſchmales Fenſterlein ein ſehr geſuchtes Licht hereinfällt; darinnen mehrere Fäſſer, und im Vordergrunde eines ohne Zapfen. Vor demſelben ſteht, wie bereit, den fehlenden Hahn umzudrehen und ſein Glas zu füllen, ein Mann im Schlafrock und Nachtmütze, eine Pfeife im Mund und ein leeres Glas in der Hand; an ſeiner Seite kauert ein Junge, der den Zapfen des vollen, dermalen leeren Faſſes, herausgezogen hat und noch in der Hand hält. Die Flüſſigkeit iſt auf dem Boden hingefloſſen; man bemerkt das erſt, wenn man ſehr aufmerkſam iſt, an dem Abſpiegeln der Fäſſer, das Alles liegt in einer Fläche, und iſt grau, eintönig, ohne Luft und Leben gemalt. Entweder mir iſt die wahre Pointe des Stückes entgangen, oder aber Schröder hat ſich durch die glücklichen Erfolge vieler ſeiner Bilder verleiten laſſen, bloß um ein Werk für Ausſtellungen zu haben, dieſes ganz unklare oder ſinnloſe Motiv obenhin zu behandeln. — **Tiſchbein** aus Bückeburg, der Apelles der Schaumburger Bauersleute, malte „den Weinachtsabend einer armen Frau,“ eine recht gute Idee, minder gut behandelt. Auf dem Tiſchchen der nackten Hütte ſteht ein Tannenzweig, mit einem oder zwei dürftigen Lichtchen und Früchtchen aufgeputzt; die arme Verlaſſene kniet davor, und hält das der Herrlichkeit entgegen jubelnde Kind ſtumm in den Armen empor. Es iſt ſo etwas Schönes, Weibliches in dieſer Idee! Allein die Ausführung, namentlich das erhaſchte und erzwungene Licht, welches nur von dem einen Wachsſtengel am Baume ausgeht, und im Beſonderen die ſchreckliche Verſtümmelung, nicht Verkürzung, des unteren Geſichtes bei dem Kinde und ſeine Hände, — Tiſchbein hat das gewiß nicht recht überlegt. Auch iſt das Bild ganz wieder ſo trocken gemalt, wie viele frühere. — Als letztes in der Reihe der Genrebilder ſtehen „die zwei verirrten Kinder,“ von **Louiſe Engelhardt** in Kaſſel hier. Ich bin ungalant genug, einer Dame die letzte Stelle einzuräumen; dafür will ich aber auch ſo galant ſein, und über das Bild ſelbſt kein Wörtchen ſagen. —

Laſſen Sie uns denn der Genre-Malerei Lebewohl ſagen! Ich fühle, daß ich über Einzelnes mehr hätte ſagen ſollen, als ich gethan, und daß meine Epiſtel am Ende nichts wird, als ein durchſchoſſener Katalog der hieſigen Ausſtellung. Indeſſen rechne ich um ſo eher auf Ihre Nachſicht, als ja eben beim Genrebild wenig mehr gegeben iſt, als die Idee. Alle Details der Ausführung zu beſprechen iſt hier ſo unmöglich, wie unnöthig; der Werth beſteht in der Erfindung und Auffaſſung des Stoffes. Zumal drängt mich die Zeit gewaltig, und vor mir liegt noch das weite Feld der Landſchaft, zu dem ich mir durch den Verhau von Architektur und Viehſtücken erſt Bahn brechen muß. Hierüber wollen Sie aber gewiß nur Weniges hören; die Damen pflegen an Pferden keinen Geſchmack und für Bauten keinen — Sinn zu haben. Ergänzen Sie ſich den fatalen Gedankenſtrich lieber nicht!

Die geiſtreiche Eintheilung eines modernen Kunſtberichtes 1) in Pferde, 2) in Kühe, 3) in wilde Thiere und 4) in kleines Vieh will ich denn hier nicht weiter verfolgen. Ohne Syſtem ſei Ihnen geſagt, daß zur lauten Ergötzlichkeit der Bereiter und Nimrode hieſiger Reſidenz einige **Adam**, **Holm**, **Nahl** u. ſ. w. unſere Ausſtellung ſchmükken. Mit **Adam** ſcheints mir nachgerade bergunter zu gehen; der Mann hat jenen dem Künſtler ſo gefährlichen Punkt erreicht, wo in einer zur Natur gewordenen, geläufigen und glatten Technik jedes tiefere Streben und Studium untergeht. Seine Bilder gleißen alle in der nähmlichen Eleganz und Ausführung, allein ſie entfernen ſich zu oft von dem Natürlichen. Stellt uns ein alter Maler ein Thier dar, ſo erſcheint uns das nur wie ein Blick in dieſe Welt, ein Studium; Adam aber liefert förmlich ausgearbeitete Porträts von Pferden, eigentliche Veduten von Roßſtallen, und fordert durch das Anſchauungsvolle eines ſolchen Motiv's die Kritik heraus, auch auf einzelne Mängel zu vigiliren. Fängt man aber damit erſt an, ſo iſt es um den größeren Werth eines ſolchen Bildes gethan. Wir haben drei Bilder von ihm, worunter „der Schimmel im Stalle“ wohl das Gelungenſte ſein mag. Ein junger **Adam**, Benno mit Vornamen, ſcheint in ſeine Fußtapfen treten zu wollen; er lieferte einen Hund, deſſen Kopf beſonders gelobt wird, und einen Auerhahn. **Holm** hat ein großes Bild geſandt: „Ein Paar Hühnerhunde auf der Fährte,“ über deſſen Treue und Genauigkeit die Jäger viel ſtreiten; mir gefällt die Behandlung des Felles und die ſichere Lebendigkeit, womit ſich die Köpfe der Thiere vom Hintergrunde ablöſen. Bedeutender noch iſt deſſelben Künſtlers „Rennthier von Bären zerfleiſcht,“ obwohl die Bären, gegen das Rennthier gehalten, zu groß ſind. Die Phyſiognomien der beiden Bären, der eine in ſtiller Wachſamkeit und mit behaglichem Vorgenuſſe die Krallen in das verendete Thier ſchlagend, der andre in lauerndem Neide mit gehobener Vordertatze davor ſitzend, ſind, wie das Fell, ſehr ſchön und wahr. Ich könnte einen förmlichen Dialog der Meiſter Petze ſchreiben, denn das Bild iſt eine gemalte, lebendige Fabel. Als Pendant zu den Pferden ſei dreier Bilder, von **Verſchuur**, **Nahl** und **Wenderoth**, nur en passant gedacht; eben ſo wie die Thierſtücke von **Habenſchaden**, **Dawalt** und viele Andre keine beſondere Erwähnung finden können. Dagegen iſt ein Bild von **C. Heß** in München „die Heimkehr aus den Alpen“ auch für den Nicht-Ökonomen eine recht intereſſante Erſcheinung. Zum Beſchluß ſei **van Os** aus Harlem genannt, welcher „einen todten Vogel mit Beiwerk“ und ein „Frühſtück“ geliefert hat, jenes Bild in Malerei und Zeichnung ganz vortrefflich, dieſes ſehr wenig natürlich. — (Fortſ. f.)

Literatur.

Verſuch über die engliſche Literatur und Betrachtungen über den Geiſt der Menſchen, der Zeiten und der Revolutionen, von Chateaubriand. In zwei Bänden. Zweiter Band. Stuttgart, Metzler'ſche Buchhandlung. 1836.

Chateaubriand iſt jetzt 67 Jahre alt. Er war in ſeinem Leben Soldat und Diplomat, Dichter und politiſcher Schriftſteller, Geſandter und Staatsminiſter, Privatmann und Reiſender; er hat, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, bald dem und bald jenem politiſchen Syſteme gedient; Phantaſie, Religioſität, Liebe, Lebhaftigkeit, Leidenſchaft, Eitelkeit und noch ein Dutzend anderer Fäden, wie ſie nur durch die mannigfaltige Natur eines Franzoſen erklärlich ſind, ſchlagen in ihm ihre Gewebe. Aber der Mann war und blieb liebenswürdig und intereſſant. Er war keine gemeine Wetterfahne. Die Winde, welche ſie in Bewegung ſetzten, erhoben ſich mehr aus den inneren poetiſchen Kluften ſeiner eigenen Seele, als aus dem Norden des Vortheils, dem Süden der Haſenherzigkeit, und dem Oſten oder Weſten berechnender Ruckſichten.

Chateaubriand lebt ſeit der Julirevolution ſehr eingezogen. Er ſchied aus dem öffentlichen Leben weniger als Karliſt, denn als Henriquinquiſt. Dies ließe ſich erklären. Aber er iſt noch Henriquinquiſt, und doch hat er ſich zugleich in den letzten Jahren erklärt den demokratiſchen Ideen zugewandt. Dies iſt vielleicht weniger erklärlich. Aber doch nur vielleicht. Denn wenn Chateaubriand durch ſeine Geburt und durch die Geſammtheit ſeiner bisherigen Tendenzen als Legitimiſt ſich darſtellt und wenn er dieſes bis an ſein Lebensende bleiben wird, ſo rechnet er es ſich als eine Art ernſthafter Ehre, der Herold des demokratiſchen Prinzips und der Prophet ſeines keimenden Sieges zu ſein.

Perſönlich zeigt ſich Chateaubriand faſt nicht mehr dem Publikum. Nur bei Leichenbegängniſſen iſt dies bisweilen noch der Fall. So bei dem der Eliſe Mercoeur und Armand Carrel's. Die Vergänglichkeit der Dinge, ſowie der Wechſel von Perſonen und Umſtänden ſind ſehr praktiſche Anſichten Chateaubriand's geworden, und er liefert ſich ſelbſt mit ſeinem wechſelvollen Leben gewiſſermaßen als Commentar dazu.

Auch als Schriftſteller wollte ſich Chateaubriand dem Publikum nicht mehr zeigen. Die Hülle über die Werke, welche er noch ſchrieb, ſollte erſt fallen, wenn ſeine eigene gefallen war. Überzeugung oder Eitelkeit laßt ihn indeſſen manchmal von ſeinen zu erwartenden operibus posthumis einiges anticipiren. Das Obige iſt auch etwas der Art. Das Publikum kann nur dankbar dafur ſein.

Mit beſonderer Vorliebe wandte ſich Chateaubriand in dieſem zweiten Bande dem Leben und den Werken des großen Milton zu; (S. 1—106). Dann folgt „die Literatur unter den zwei letzten Stuart" und ſo bis auf die neuere Zeit. Aber Alles ſehr aphoriſtiſch und nach Neigung, da kurz oder dort lang verweilend, je nachdem der Gegenſtand den Verfaſſer mehr oder weniger anzog, d. h. ihm Veranlaſſung gab, über eigene Erlebniſſe oder über Lieblingsanſichten ſich auszuſprechen. Indeſſen bewirkt das gerade viel Anziehendes. Man trifft immer auf eine Fülle von Notizen und Geiſt, aus welcher ſelbſt oft wiederkehrende und nicht ſehr tiefe Ideen, wie neue auftauchen. Die Überſetzung und die typographiſche Ausſtattung ſind ſehr zu loben.

K. B.

Feuilleton.

⁂ Wien, September. — Der geniale L. Schnorr von Karolsfeld hat für eine Seitenkapelle der Stiftskirche des Kloſters Lilienfeld, auf Anſuchen des Abtes Ambros, ein Altarblatt (10 Schuh 9 Zoll Höhe, 5 Schuh 2 Zoll Breite) gemalt: der Knabe Jeſus im Tempel, von Maria und Joſeph wiedergefunden. — Im Kärnthnerthor-Theater gefällt ein neues Ballet von Galzerani: „Die Spanier in Peru," ausnehmend. Unter den Darſtellern zeichneten ſich beſonders Herr Catte durch wildfeurige Energie als Rolla, und Mad. Colombon als Cora durch zarte ätheriſche Grazie aus. — Im Joſephſtädter Theater wurde eine neue Oper von Donizetti: „Der Bürgermeiſter von Saardam," gegeben und beifällig aufgenommen. — Das neue Thierſtück: „Affe und Froſch oder Hudiwudri's Zauberfluch," füllt den Saal des Theaters an der Wien, und erregt einen Succeß, an welchem der Affenſpieler Kliſchnigg den meiſten, der gute Geſchmack aber keinen Antheil hat.

⁂ Statiſtik von Frankreich. — Die Gazette de France vom 29. v. M. ſetzt die ganze Bevölkerung auf 30,669,223 Seelen (13,940,105 männl., 16,029,118 weibl.); die Zahl der Eigenthümer auf 10,696,000, die der jährlichen Heirathen auf 239,467. — Die Bevölkerung vermehrt ſich jährlich um 174,004, wovon aber 33,633 Findelkinder. — Auf 17 Knaben kommen 16 Mädchen; auf 14 Kinder ein uneheliches; — auf 15 Geborene ein Findelkind. — Vor die Aſſiſen kommen jährlich an 7,000 Individuen; Bettler und Vagabunden rechnet man 75,000, Kranke in den Hoſpitälern 155,000; im Ganzen 1,860,000 Bedürftige. —

⁂ Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts hat ein Decret erlaſſen, wonach die Profeſſoren der Erziehungsanſtalten, ehe ſie ihre Vorleſungen nach den Ferien wieder eröffnen, der Heiligengeiſtmeſſe, welche in den Kapellen der Collegien abzuhalten iſt, beizuwohnen haben, und daß ihre Anweſenheit dabei protokollariſch konſtatirt werden ſoll. (Constitutionel).

⁂ Der Biſchof Neophytos von Attika hat alle jene Eltern mit der großen Exkommunikation belegt, welche ihre Kinder forthin in eine der von engliſchen oder amerikaniſchen Miſſionarien geleiteten Schulen ſchicken würden. Eine Ueberſetzung des Artikels in Nro. 296 des Auslandes vom Jahre 1835: „Die engliſchen Miſſionäre in Syra," in der Zeitſchrift: „Die evangeliſche Poſaune," veranlaßte dieſe Verfügung, wodurch von 7298 Elementarſchülern wenigſtens 1000 die Schulen der Miſſionäre verlaſſen haben.

⁂ In der preußiſchen Monarchie fanden ſich bei der Zählung von 1834 10,198 Taubſtumme, worunter 2900 im bildungsfähigen Alter von 5—15 Jahren. Am Schluſſe des J. 1835 waren nach den eingegangenen Berichten der Behörden in der Provinz Sachſen 18, in Weſtphalen 14, in Preußen 5, zuſammen alſo 37 bei öffentlichen Schulen angeſtellte Lehrer, welche 290 Taubſtummen, meiſt mit ſehr gutem Erfolg, Unterricht ertheilten. Man hofft, durch Heranbildung von Lehrern ſehr bald für alle dieſe Unglücklichen Schulen gründen zu können.

⁂ London. — Dem Herzog von Wellington ſoll am Ende der Wellingtonſtraße auf der Londonbrücke eine Bildſäule errichtet werden. — Die von Wyatt gearbeitete Bildſäule Georg III. wurde am 3. Auguſt aufgeſtellt.

⁂ Bei Cotta wird baldigſt ein intereſſanter Beitrag zu Schiller's Biographie: „Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785" erſcheinen, von dem vor einigen Jahren in Wien verſtorbenen Clavierlehrer Streicher, der Schiller'n zu ſeiner Flucht behülflich war.

⁂ Eine ſchönwiſſenſchaftliche Zeitſchrift unter dem (alten) Titel: „Iduna, ein Journal für Humor, Laune und Satyre," ſoll vom 1. d. M. an in Berlin erſcheinen. Als verantwortlicher Redakteur nennt ſich Herr M. J. Klenze.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 249. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 20. October.

Zur Erinnerung an Ferd. Raimund.

(Fortſetzung.)

In der nächſten Scene wird Herr von Silberkorn von ſeinem Poſtillon (dem Alpengeiſt Linarius) auf einen einſamen Feldblock abgeſetzt, die Brücke zu demſelben ſtürzt herab, dem Pferde des Poſtillons wachſen Flügel, der Kobold erhebt ſich, und überläßt den [illegible] ſeinem Ärger und dem Gelächter der [illegible]

Die Scene wechſelt. Rappelkopf kehrt in ſeines Schwagers Geſtalt in ſein Haus zurück.

Sophie (fällt ihm um den Hals). O mein Bruder! mein geliebter Bruder!

(Verweilt an ſeiner Bruſt!)

Rappelkopf (f. ſ.) Entſetzlich! dieſe Natter liegt an meinem Buſen. Sie kennt mich wirklich nicht. Nimm dich zuſammen. (Freundlich). Liebe Schweſter, endlich ſehe ich dich wieder. (Bei Seite). Ich kann ſie nicht anſeh'n. (Wieder freundlich). Wie gehts dir denn, du — — liebe Schweſter, du?

Sophie. Ach Bruder, mir geht es traurig, ſehr traurig.

Rappelk. (b. S.). So? Geſchieht dir recht.

Sophie. Was ſagſt du, lieber Bruder?

Rappelk. Daß ich dich bedaure. Ich weiß Alles, liebe Schweſter, dein Mann iſt ein ſchändlicher Menſch.

Sophie. Das iſt er nicht, lieber Bruder, aber ein unglücklicher Menſch.

Rappelk. (b. S.). Schlange!

Sophie. Wenn du wüßteſt, wie ſehr ich mich nach dir geſehnt habe, um mein Herz vor dir auszuſchütten.

Rappelk. So ſchütt' es aus, liebe Schweſter, ſchütt' es aus.

Sophie. Aber du wirſt ermüdet ſein von der Reiſe.

Rappelk. Nur meine Füße ſind müde, meine Ohren nicht.

Sophie. So ſetze dich, lieber Bruder. (Setzt Stühle zurecht).

Rappelk. Ich danke dir, liebe — — Schweſter. (Setzt ſich). Fatale Situation!

Sophie. Meine Tochter und ihr künftiger Bräutigam werden gleich erſcheinen.

Rappelk. (fährt wild auf). So? (Faßt ſich und ſagt plötzlich mit freundlichem Lächeln). Wird mir eine unendliche Ehre ſein.

Sophie. Du biſt ſo ſonderbar, lieber Bruder, was iſt dir denn?

Rappelk. Verſchiedenes. Die Reiſe, dein Anblick, — — es iſt Alles ſo ergreifend für mich.

Sophie. Ich danke dir. Ach, du biſt ein Bruder, wie man keinen mehr finden wird.

Rappelk. (b. S.). Der Meinung bin ich ſelbſt.

Sophie. Fünf Jahre biſt du abweſend. Die Urſache meines Unglücks wird dir ſchon aus meinen Briefen bekannt ſein.

Rappelk. Ich weiß, du haſſeſt deinen Mann.

Sophie. Was fällt dir ein! Wo gäb' es eine Frau, die ihrem Mann mehr zugethan wäre, als ich dem meinigen?

Rappelk. (b. S.). Wirklich? Was man für Neuigkeiten erfährt!

Sophie. Wäreſt du einmal Zeuge geweſen von der Geduld, mit welcher ich ſeine Launen ertrug, von der Sanftmuth, mit der ich ihn behandelte.

Rappelk. Ja, das hätt' ich ſehen mögen (b. S.). Es iſt zum Durchgehen, wie ſie lügt! — ich bin ſchon völlig blau auf einer Seite.

Sophie. Und alles das hat ſeinen ungerechten Menſchenhaß nur noch vermehrt.

Rappelk. Aber warum haßt er die Menſchen? Er muß doch eine Urſache haben.

Sophie. Weil er ein Narr iſt, der ſie verkennt.

Rappelk. (b. S.). Ich bedanke mich!

Sophie. Und doch lieb' ich ihn ſo zärtlich.

Rappelk. Dieſen Narren? (b. S.). Es iſt zum Teufelholen!

Sophie. Und muß die Angſt erleiden, ihn ſeit geſtern zu vermiſſen.

Rappelk. Wo iſt er denn?

Sophie. In einem Anfall von Wahnſinn, glaubend, der Bediente wolle ihn ermorden, rannt' er wüthend aus dem Hauſe.

Rappelk. Nun, er wird ſchon wieder kommen.

Sophie. Nein, das wird er nicht. Was er beſchließt vollführt er auch.

Rappelk. (b. S.). Sie kennt mich doch. (Laut). Aber wie kam er auf den Gedanken, daß man ihn ermorden will?

Sophie. Auf die unſinnigſte Weiſe von der Welt. Ich befahl meinem einfältigen Bedienten, Cichorien im Garten auszuſtechen, und das Meſſer in ſeiner Hand läßt meinen unglückſeligen Mann glauben, er wolle ihn ermorden.

Rappelk. Cichorien hat er ausſtechen wollen?

Sophie. Ei freilich.

Rappelk. (b. S.). Das iſt nicht möglich, oder ich wäre der dümmſte Menſch, den die Sonne je beſchienen hat. — (Laut). Cichorien hat er ausſtechen wollen?

Sophie. Warum ergreift dich das ſo ſehr?

Rappelk. Weil, mir ſo eben der Kaffee eingefallen — den ich im letzten Gaſthof getrunken habe, der war auch mit Cichorien vergiftet.

Sophie. Was ſoll ich nun beginnen, lieber Bruder?

Rappelk. Laß den Narren laufen.

Sophie. Das kann dein Ernſt nicht ſein. Er iſt mein Mann, und ich werd' ihn nie verlaſſen.

Rappelk. (ſchnell). Iſt das wahr?

Sophie. Gewiß.

Rappelk. (unwillkührlich erfreut bei Seite). Sie iſt doch nicht ſo gar ſchlecht. (Wieder verändert). Aber ſchlecht iſt ſie doch.

Sophie. Ach Bruder (ſinkt an ſeine Bruſt), wenn mein Mann im Stande wäre, ſich ein Leid anzuthun (weinend), ich hätte mir nichts vorzuwerfen; aber ich könnt' es nicht überleben.

Rappelk. (b. S.). Das Weib martert mich. Und ſie weint wirklich. Aber ich glaub' ihr nicht, die Weiber können Alles. (Laut). Beruhige dich nur, liebe Schweſter. — Wer kommt da? (Fortſ. f.)

Olivier.

(Fortſetzung).

„Wenn Blicke tödten könnten, ſo hätte ich ihn ſicher auf der Stelle ermordet; denn mein ganzes Weſen ſehnte ſich nach ſeinem Untergange; die Kugel aber, welche ich ihm nachſandte, fehlte leider, während der hämiſche Spanier mir noch fliehend mit dem Dolche drohte. O ich hätte ſein Leben doch gefunden, wenn mich nicht das einzige Intereſſe meines verarmten Daſeins, die Sorge für dich, Olivier, hier zurückgehalten hätte; aber dieſe verfehlte Rache nagte wie ein Geier an meinem Herzen — doch ich ſchweige von den Tagen der Qual und den noch ſchrecklichern Nächten voll Seelen-Nacht! — Ha! das eine Opfer verfehlte ich, aber das andere iſt mir gewiß, der Zufall führt es mir nach vielen Jahren ſelbſt entgegen, und die lange ſchwüle Nacht meines Lebens ſoll endlich ein Wetterſtrahl kühlen! Prinz Felix ... iſt hier, ich hörte es in Aoſta, er wollte nach St. Laurienne — er iſt hin! — Auf der Rückkehr überfalle ich ihn, den Räuber meines Glücks! Denn ſeinetwegen opferte ich ſie, und nur der letzte Hauch aus ſeinem Munde gibt mir wieder etwas Frieden! — Fort, Olivier, du weißt nun alles — mag es nun kommen, wie es kommt — hinweg! es rauſcht vom Hohlweg wieder!“

Er riß ein paar Terzerole hervor, der Augenblick drängte — ich warf mich vor ihm nieder und beſchwor ihn, von ſeinem Vorſatz abzuſtehen, aber er ſtarrte funkelnden Blickes nach dem raſchelnden Gebüſch, und achtete nicht mehr auf mich; — da fuhr ich in höchſter Angſt empor, hatte mit einem raſchen unvermutheten Griff die Terzerole, und ſchleuderte ſie hinab in den See. Beinah, o ihr Götter, beinah wäre ich ihnen nachgeflogen; ſchon hob ſich die Hand zum Todesſtoße vom hohen Klippenrande, aber ſie zog ſich behend zurück und faßte mich dann feſt an der Bruſt, als wollte ſie ſich überzeugen, daß ich wirklich noch da ſei, ſchüttelte mich gewaltig, und eine hohle Stimme fragte: „Knabe, was machſt du?“ — „Er war es nicht!“ rief er dann ſchon wieder ganz bei ſeinem Gegenſtande, und horchte geſpannt in die Ferne, „und er konnte es ja nicht ſein — viel weiter ſeitwärts führt der Weg von St. Laurienne nieder — dorthin! — die Zeit iſt um!“

Ich athmete auf, ich hoffte auf ein Verfehlen — aber wehe mir! — Eben wurden tief unten im Thale zwei Reiter ſichtbar. Mir ſchwindelte.

„Ha! da ſind ſie!“ rief mein Vater, „ſie müſſen ſich verirrt haben, und das Schickſal führt mir den Verhaßten ſelbſt entgegen! Dank dir Verhängniß!“

Er mochte im Innern über ſeine Waffenloſigkeit verzweifeln, die mir ein Troſt war, obgleich er mir einen furchtbaren Blick zuwarf; aber die grenzenloſe Begierde ſich zu rächen, die ſich in ſeinen Zügen malte, ließ ihn augenblicklich ein Auskunftsmittel finden. Mit rieſiger Kraft knickte er, als wäre es ein Schilfrohr, einen jungen Baum, brach ſeine Krone, die er in den Abgrund warf, und ſtieg ſchwer athmend haſtig abwärts. Schnell entſchloſſen blieb ich ihm zur Seite, denn jetzt ſchienen uns auch die Fremden unglücklicher Weiſe zu gewahren, und uns ſogar entgegen zu kommen. Schweigend und, o Gott! mit welchen Gefühlen, ſchritten wir nieder. Als wir den Fremden ziemlich nahe waren, erkundigte ſich ein tief in den Staubmantel gehüllter Herr nach der rechten Straße, während mein Vater ihn mit unheimlichen Blicken anſtarrte. „Wir wollen Sie auf den Weg bringen,“ erwiederte ich ſchnell und ſchritt voran, während mein Vater mir zur größten

Freude mechaniſch zur Seite blieb. Der kleine Führer, den die Fremden bei ſich hatten, erkannte dieſen jetzt, nannte bald ſcheu, bald zutraulich ſeinen Namen, und plauderte zu den Fremden, ich weiß nicht was; — mir ſchwirrten die Worte ohne Sinn vor den Ohren; denn ich beſchwor meinen Vater, im Gehen leiſe flüſternd, jeden Rachegedanken aufzugeben.

„Es kann nicht ſein!“ murmelte dieſer, „er muß ſterben!“

„O nein, nein, nein!“ rief ich, aber ſchon hob er ſeinen Arm heftig, — da ſtürzte ich ihm noch einmal zu Füßen und umſchlang krampfhaft ſeine Knie; doch er ſtöhnte laut auf, daß die Felſen wiederhallten, riß ſich mit unglaublicher Gewalt von mir los, flog pfeilſchnell auf den Fremden zu, ſchwang ſeine ſchreckliche Waffe und — der Fremde ſank vom Pferde. Als der Mantel von dem Herabſinkenden zurück fiel, ſtürzte jener laut aufheulend entſetzt fort und rief: „Wehe mir! Das Schickſal verhöhnt mich! Er iſt es nicht!“ —

Ich ſah es nicht, ich hörte nur Alles, wie aus weiter Ferne. Ich hatte mich unwillkührlich neben dem Ohnmächtigen niedergeworfen, und wünſchte mit ihm zu ſterben. — Das Übrige wiſſen Sie — ſchloß er leiſe.

„Ja, wir wiſſen es!“ rief der Prinz, und umarmte ihn, „nun iſt alles klar! O mein Gott, wie ſoll ich je wieder gut machen? Warum ließen Sie mich ſo viel Unrecht gegen Sie begehen?“

„O dieſer Augenblick macht alles gut!“ rief Olivier, „aber fragen Sie ſich ſelbſt auf Ihr Gewiſſen, würden Sie meiner fabelhaft klingenden Erzählung damals Glauben geſchenkt haben? Und wenn ich blos einfach geſagt hätte: ich that's nicht, aber ein Anderer — würden Sie den nicht verfolgt, vielleicht gefangen und zu harter Rechenſchaft gezogen haben? Sollte ich dem allen meinen Vater ausſetzen?“ —

„O meine Ahnung!“ flüſterte Bertha in Antoniens Armen, die den Jüngling mit freudeſtrahlenden Blicken, als neuen Verwandten begrüßte und ihm die ſchönen Hände entgegen reichte, als der Prinz ihn ihr als ſolchen zuführte. Sie beklagte, daß die Königin, ihre Mutter, vom Tode zu ſchnell überraſcht wurde, um das Geheimniß zu offenbaren, das ſie wohl deßhalb verſchwieg, um den Marquis nicht der Rache der Familie auszuſetzen. — Je unbefangener Antonie durch das Erfahrene geworden war, je befangener fühlte ſich Bertha. Anfangs ſpiegelte ſich das reinſte Entzücken über Olivier's Unſchuld und edles Weſen in ihren Zügen, — ſie dachte nichts weiter; — als ſie ſich aber bewußt wurde, daß dieſer vornehme junge Mann, der nicht mehr der gemeine flüchtige Soldat war, dem ſie allenfalls, um ſein dunkles Daſein mit einem Sonnenſtrahl zu erhellen, ihre Liebe geſtehen durfte, ihre Gefühle kenne, da ſtand ſie mit tiefgeſenktem Blick vor ihm, und zog ſich ſcheu zurück.

Der Prinz machte Vorſchläge und Pläne für Olivier von der annehmlichſten Art; aber dieſer ſchlug Alles aus und wollte fort zu ſeinem unglücklichen Vater, da er nun mit Ehren gehen könne.

„Wohl bringe ich ſchwere Opfer,“ ſeufzte er, und ſein dunkler Blick ſtreifte ſchwermüthig nach Bertha hin, „aber ich muß; denn er hat Niemand mehr auf der Welt als mich, und mit ſchmerzlicher Bitterkeit gedachte ich oft ſeiner, und ſehnte mich an ſein verödetes Herz — einſt aber kehre ich vielleicht zurück — wenn das Verhängniß es erlaubt — gewiß!“ —

(Schluß f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

87) Mein Römerzug. Federzeichnungen von Franz Freiherrn Gaudy. 3 Theile. Berlin, Enslin'ſche Buchhandlung. 1836.

Wenn ein Dutzend geſchminkter und gekräuſelter Modehänſe um dich ſteht, die trotz Pomade und Lorgnette einen Caricaturismus von Natürlichkeit provociren, ſo daß man es allenfalls hübſch finden ſoll, wenn ſie vor Tabacksſchnupfen endlich zu nieſen anfangen, ſo mußt du es angenehm finden, Jemanden zu begegnen, welcher ſich wie ſeines Gleichen und wie ſonſt ein anſtändiger Mann benimmt, und dem die Schicklichkeit, dieſe humaniſtiſche Gabe des Jahrhunderts, eben zur — Natur geworden iſt. Von einem ſolchen verlangſt du keine klaſſiſche Nacktheit, und doch freuſt du dich, daß er dieſe in Italien ſchön findet; — die meiſten Landsleute aber, die nach Italien reiſen, meinen, ſie müßten an der Gränze den deutſchen Bärenpelz ausziehen, und doch kann keiner ein beſſeres Kleid finden, als ſeine eigne Haut.

Bei Gaudy iſt vom klaſſiſchen Tättowiren nicht die Rede. Er geht in Italien, wie er in Berlin gegangen iſt; er verlangt in Bologna noch keine friſchen Datteln vom Baume, und begnügt ſich in Rom mit dem Rock, den er ſich in Berlin hatte anmeſſen laſſen. Das iſt in der Ordnung. Da er aber aus Deutſchland auch noch ein Herz voll Poeſie und den Kopf voll guter Einfälle nach Italien bringt, fröhlich genießt, was zum Genuß ſich beut, das Unbequeme erträgt und das Lächerliche lächelnd beſchauen kann, ſo ruf' ich dem Heimgekehrten einen herzlichen Willkomm entgegen. Seine Reiſemappe enthält eine Menge Federſkizzen, die geiſtreicher ſind, als ſo viele ausgeführte Guacheblätter, mit denen italiäniſche Reiſende recht wie Commis-voyageurs zu ſolicitiren pflegen. Es iſt Humor und Wahrheit drin, Humor in der Wahrheit, Wahrheit im Humor. Nur einzelne „gemachten“ Gedichte hätte er weglaſſen ſollen, in denen ſo viel Abſicht, ſo viel Pointe, ſo viel zu Errathendes, und ſo wenig Poeſie iſt. Doch was ſchadet's? Ich halte mich, ſtatt an dieſe Sauce, die pikant werden ſollte, lieber an das Fleiſch, das an und für ſich ſchon pikant genug iſt.

Die Reiſe geht von Lago maggiore über Mantua, Bologna, Florenz, durch die Campagna, direkt nach Rom, von dort nach Piſa, Florenz, Ferrara, Verona, und über Venedig zurück. Gaudy verſchafft ſich, wo er hinkommt, zu Anfang weniger einen Geſammteindruck (das iſt Thorheit, zum Thore hin zu gucken und gleich eine Ortskarte von Ideen und Vorurtheilen zu entwerfen!) als er ſich an das hält, was ihm zuerſt in den Weg kommt; das dreht er denn hin und her, legt es ſich über den Schooß, wie der Schneidergeſelle den Jungen mit ſchadhaften Inexpreſſibles, und muſtert nun darum und darin herum. Dabei fallen in die ſüdliche Beleuchtung der Dinge rings um ihn Reflexe von Gefühlen, die unter deutſchen Eichen groß geworden ſind, und am Ende — bekommen wir unſern Landsmann, ſo wohl er ſich auch in Italien befunden, doch ſo lauter wieder, wie wir ihn entließen, in ſeiner ganzen nordiſchen Vollblütigkeit und Strebſamkeit, die er auch unter'm Sirocco des dolce far niente nicht verloren hat, und müſſen ihm für die reiche Ausbeute danken, die er aus Sitte und Kunſt, aus Menſchenleben und Natur uns mitgebracht.

88) **Reiſenovellen** von **Heinrich Laube**. 3ter und 4ter Band. Mannheim, Hoff. 1836.

Erinnerungen von einer Reiſe nach Wien und einem Aufenthalt daſelbſt, von einem Abſtecher nach Ungarn, und von der Rückreiſe durch Mähren, Böhmen, die ſächſiſche Schweiz und Schleſien bilden den Inhalt dieſer beiden Bände. Dieſe Aufſätze ſind ſehr gemiſchten Inhaltes. So lange Laube von Oeſterreich ſpricht, iſt er, wenigſtens für mich, und wohl auch für alle Leſer, welche lieber auf das Plaſtiſche der Dinge friſch losgehen, als ſich mit Bildern aus einer Blendlaterne begnügen, fatal und trübſelig; wie er über den gelb-ſchwarzen Schlagbaum hinaus kommt, und das Herz ihm in freier Regung aufgeht, wird er liebenswürdig. Trübſelig aber iſt er in ſeinen Raiſonnements über Oeſterreich, und über Wien und die Wiener ſpeziell, deßhalb, weil er mitten in den Genuß und Leichtſinn mit der Abſicht, ihn zu **ſuchen**, tritt, und am Ende noch immer alles nach — Eſſen und Trinken mißt. Als ob man in Oeſterreich nichts Vernünftigeres finden könnte, als den Spieß, „der ſich immer am Heerde dreht!“ Weßhalb denn dieſes abſichtlich-unabſichtliche Herauskehren geiſtiger Ueberlegenheit! Weßhalb den Schild gegen die Sonne halten? Dies feine Belächeln, dies Betaſten mit Handſchuhen an den Händen bringt gar zu leicht in den Verdacht von Zweideutigkeit, zumal bei Dingen, wo man ſich derb ausſprechen muß, um der Doppelklemme der Vermuthungen zu entrinnen, daß man ſich — myſtifiziren laſſen konnte, oder — myſtifiziren wollte. Dann gibt es Dinge, die durchaus keinen Esprit vertragen, wie z. B. der Stephansthurm, und noch Etwas, worüber zu ſchweigen eine Sünde iſt, nämlich das geiſtige Leben und den moraliſchen Zuſtand; und wieder Dinge, die, einſeitig aufgefaßt, zu nichtig ſind, als daß man begreifen kann, weßhalb ein Mann von Geiſt ſeinen Styl daran verſchwendet, wie z. B. Griſetten, oder der Wiener Dialekt. Kurz, dieſe Schilderungen Wiens, theilweiſe auch jene Ungarns, haben keinen Charakter; abgeſehen davon, daß ihnen der Ernſt fehlt, der einem Mann, der ein Herz im Leibe hat, grade dem ungeheuren Leichtſinn gegenüber, wie ich meine, wohl an die Bruſt greifen könnte! Wie Laube aber Oeſterreich hinter'm Rücken hat, tritt er in ſeine eigenthümliche Sphäre; dann iſt es auch, als ſchmiegte ſich ſein Talent den Gegenſtänden ſichtbar traulich an, und wüchſe mit ihnen zuſammen; da läßt er auf jedem Fleckchen, das er betreten, ein ſchönes Genrebild, wie eine friſch gepflückte Blume zurück und wirkt mit allen Zaubern der Form, die ſeinem reichen Talente zu Gebote ſtehen; dann iſt es wirklich die Sprache des Herzens, die wir hören, wenn er in Erinnerungen an ſeine Kindheit ſchwelgt, während er das Gemüthsleben in Oeſterreich nicht begriffen hat, ſich auch nicht hineinfinden **konnte**, und alſo auch in ſeinen Schilderungen deſſelben den Kürzeren zog.

89) **Bilder und Träume aus Wien.** 2 Bde. Leipzig. 1836. Fr. Volkmar.

Man muß die Dinge bei'm Namen nennen; eine geſunde Eulenſpiegelei iſt viel werth. Und ſo macht ſich denn, meiner Anſicht nach, Glaßbrenner, dieſer Berliner, wie er leibt und lebt, wie er ißt und trinkt, dieſer Berliner mit „mir“ und „mich“ unter den preußenſcheuen Wienern in ſeiner Art recht artig, wenn auch nur als Perſönlichkeit, und nicht, was ſein Glück im Treffen als Porträtmaler betrifft. Glaßbrenner verläugnet den ätzenden Localwitz ſeiner Vaterſtadt in Wien nicht, aber er wendet ihn nie trauriger an, als wenn er ihn in einen noblen Frack ſteckt, und ihm einen Brutusbart umhängt. Glaßbrenner iſt liebenswürdig, wenn er ſeine originelle Subjectivität in das heterogene Gewimmel wirft, aber er iſt abgeſchmackt, wenn er politiſch oder publiciſtiſch thun will, und die Fahne norddeutſcher Intelligenz, die ihm zu ſchwer iſt, mitten im ſüddeutſchen Menſchenknäul aufſtecken will. Zu dem Drolligen ſeiner Erſcheinung tragen die vielen Bären nicht wenig bei, welche ihm von allen Seiten aufgebunden wurden, und welche ſich zu ſeinem närriſchen Pathos, wie Kalbfleiſch zu Ananas-Eis verhalten.

90) **Adalbert von Chamiſſo's Werke.** Vierter Band. Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung. 1836.

Mit dieſem vierten Bande iſt die Geſammtausgabe von A. v. **Chamiſſo's** Werken geſchloſſen; er enthält die zweite Hälfte der Gedichte (die köſtlichen Sonette und Terzinen, die zwei dramatiſchen Skizzen und die zwei Ueberſetzungen, ferner eine ethiſch-ſymboliſche Viſion: Adelbert's Fabel, und das herrliche Mährchen: **Peter Schlemihl**, welches in der deutſchen Literatur, wie in jeder ausländiſchen, ohne Nebenbuhler daſteht, als eine rechte Weltpoeſie, in ihren einfachen Conturen als ein Gegenſtück der Fauſttragödie, als ein populäres Myſterium. Wenn man aber eine neue Auflage von Chamiſſo's Gedichten erhält, ſo macht die Kritik, welche denſelben längſt einen bleibenden Rang neben den edelſten Geiſteswerken deutſcher Nation angewieſen, der Pietät Platz, welche emſig nur darnach ſucht, ob in der neuen Faſſung auch ja kein Kleinod fehle, oder nicht etwa hier und da Eines dazu gekommen ſei.

Die Weidmann'ſche Buchhandlung verdient für die Herausgabe der Chamiſſo'ſchen Geſammtwerke in mehr als einer Beziehung aufrichtige Anerkennung, erſtens ſchon um der Sache ſelbſt willen, und zweitens für die würdige Form, in welcher ſie jene darbringt; denn die Correktheit des Drucks iſt muſterhaft, Format und Papier ſehr anſtändig, und die artiſtiſchen Beigaben: Chamiſſo's Porträt, der Kadu (zum 2. Theil der Reiſe um die Welt *) und die Radirungen des genialen **Schröder** zum Peter Schlemihl, welche Cruikſhank's Zeichnungen übertreffen, gereichen der Ausgabe zur großen Zierde.

Notizen.

⁂ **Nationale Kunſt in Italien.** — Wir entlehnen der wegen Solidität und Reichhaltigkeit ſehr empfehlenswerthen Witthauer'ſchen Wiener Zeitſchrift folgende Notiz: „Der talentvolle Künſtler **Locanno** hat ſo eben ein Bild vollendet, das den Moment darſtellt, wie **Sforza**, mit ſeinem Heere vor Mailand angekommen, den Soldaten befiehlt, unter die heranſtrömenden Einwohner, welche von einer ſchweren Hungersnoth heimgeſucht waren, Nahrungsmittel auszutheilen. Das Gemälde wird in allen Theilen als meiſterhaft gerühmt; insbeſondere ſollen einzelne Gruppen von erſchütternder Wirkung ſein. Der Künſtler hat neuerdings bewieſen, daß das Talent noch keineswegs in Italien in Verfall gerathen ſei, wie mancher Superkluge zu meinen beliebt.

⁂ Der verſtorbene Vorſteher des botaniſchen Gartens in München, Franz von Paul von **Schrank**, ſoll dort ein Denkmal erhalten, welches der Bildhauer E. **Mayer** verfertigen wird.

Druckfehler.

In Nro. 243, S. 972, Sp. 2. Z. 7. v. o. lies: **liſtigen** ſtatt luſtigen.

---

*) In der Anzeige der erſten drei Bände (Nro. 129 des Phönix) kann eine auf die „Reiſe um die Welt bezügliche Stelle“ zu der Mißdeutung Anlaß geben, als ſei dieſelbe blos Wiederabdruck. Wir bemerken hier nachträglich, daß der erſte Theil dieſes Werkes (Tagebuch) ganz neu und von Chamiſſo erſt im vorigen Jahre vollendet wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 250. 1836.

Phönix.

Freitag, 21. October.

Olivier.

(Schluß).

Als, nach dem endlichen Abſchied von Olivier, Bertha dem fürſtlichen Paar zitternd zur Thür folgte, hielt er ſie zurück, drückte und küßte ihre Hand innig und flüſterte ihr zu: „Auf Wiederſehen Bertha! O wie reizend klingt mir jetzt dies Abſchiedswort! Vergeſſen Sie nur bis dahin den armen Olivier nicht:“ —

Ein ſchüchterner Blick enthielt ihre ganze Antwort.

Am andern Morgen fand man das Gefängniß leer und nirgends eine Spur von dem Entflohenen, obgleich er, wie bei ſolchen Gelegenheiten üblich, nach allen Seiten hin verfolgt wurde. Als man dieſes Vorfalls, als etwas beſonders Räthſelhaftem, auch im Hofzirkel erwähnte, lächelten die Prinzeſſin und ihre Hofdame ſich vergnügt aber heimlich zu. Der kranke Obriſt wüthete bei dieſer Nachricht, mußte ſich aber doch beruhigen und noch dazu ſeinen Abſchied nehmen. Er ging nach Amerika und eine unſichtbare Hand ſuchte ihn dort mit Freude und Glück ſpäter zu überſchütten.

Nach einiger Zeit ſprach Prinz Felix zu ſeiner Braut: „Manaſſe hat ſich gerührt, die franzöſiſche Geſandſchaft zog plötzlich behutſame Erkundigungen bei uns ein nach jenem Jüngling, den wir damals mit aus Frankreich gebracht haben ſollten, und was aus ihm geworden ſei. Ich habe natürlich ganz einfach erwiedern laſſen, er ſei Soldat geworden und als ſolcher deſertirt; — im Stillen aber habe ich ſo machinirt, daß Vater und Sohn ſich bald finden müſſen, wenn auch jener vielleicht ſuchend nach dieſem umherirrt.“

Bertha gewann jetzt wieder mehr Heiterkeit, verſank aber noch öfters in Träumereien. Ihre fürſtliche Freundin betrachtete ſie dann wohl ſinnend, als möchte ſie ihre Zukunft ergründen, erlaubte ſich aber nie einen Scherz.

Nach einem halben Jahr ſollte die Vermählung des hohen Paares gefeiert werden. Der wichtige Tag war da — ſchon ſtand die Prinzeſſin im lieblichſten Brautſchmuck unter der glänzenden Verſammlung im hohen Ahnenſaal zum feierlichen Gange in die Schloßkapelle, — da rauſchten die Flügelthüren auf, und der Bräutigam erſchien, an ſeiner Hand einen Fremden herein führend, der durch dieſe Auszeichnung, aber auch durch das Edle und Schöne in ſeiner bedeutenden Erſcheinung alle Blicke auf ſich zog, und die allgemeine Neugierde ſpannte. Der Prinz brachte ihn grade zu ſeiner Braut und ſtellte ihn ihr als Marquis de .... vor, der eben aus Paris gekommen ſei; ſie empfing ihn ſichtlich mit Überraſchung, aber mit großer Huld. Einen Augenblick begrüßte ſein Auge entzückt die ſilberflimmernde theure Geſtalt, und das reizende Antlitz in der bräutlichen Glorie der Myrthenkrone, unter welcher nur ein großer prächtiger Brillant, wie das Symbol der Reinheit, von ihrer edlen Stirn leuchtete. Ein faſt magiſcher Nimbus ſchien ſie zu umfließen, und mit unverkennbarer Freude in ihrem ganzen Weſen bewillkommte ſie ihn; aber er ſuchte Bertha, die hinter der Prinzeſſin ſtand, und bei ſeinem unvermutheten Anblick beinahe in Ohnmacht geſunken wäre; doch die Freude hielt ſie aufrecht und ſein Blick, der auf ihr ruhte. — Prinz Felix ſtellte auch ihr lächelnd den fremden Marquis vor, den ſie zu aller Erſtaunen mit tiefem Erröthen ſtumm begrüßte. Der Prinz weidete ſich an der freudigen Überraſchung der beiden Damen und flüſterte: „Nun, ſchöne Bertha, habe ich es endlich einmal recht gemacht?“ aber Bertha hatte wieder nichts als eine tiefe Verbeugung. Sie war zu bewegt, um ein Wort zu wagen. —

Der Fremde wurde während der Vermählungsfeſte mit größter Auszeichnung von der ganzen fürſtlichen Familie behandelt und dadurch für Alle zu einem Stern erſter

Größe am Hofe. Man ſtellte tauſend Vermuthungen über ihn auf, aber keine traf die rechte. Nach einigen Tagen rauſchender Vergnügungen begab ſich das junge Paar nach altem Herkommen mit einem Theil des Hauſes auf einen nahen Landſitz. — Der Marquis und Bertha fuhren mit in demſelben Wagen, und dieſe erſte Gelegenheit zu vertrauterer Mittheilung benutzte jener, um nach Antoniens Aufforderung von ſeinen letzten Erfahrungen zu erzählen. Er berichtete mit rührender Freude, daß er ſeinen Vater ſehr verändert gefunden habe. „Olivier,“ ſagte er, „du haſt mich mit dem Schickſal verſöhnt, indem du dich für mich opferteſt, ganz mir hingabſt — ich bin noch unglücklich, und das kann nicht anders ſein — aber die Dämone in mir ſchweigen, mehr kann ich nicht verlangen! — Ich wäre zu dir geeilt, und wäreſt du in Grönland geweſen; nur dahin, wo du weilteſt, konnte, durfte ich nicht kommen! Und wie lange, wie ſchrecklich lange dauerte es, ehe ich mit einiger Gewißheit deinen Aufenthalt erfuhr — dann beauftragte ich unſere Geſandtſchaft, aber es war ſchon zu ſpät — ich erfuhr auf anderm geheimnißvollem Wege, was mir frommte und mich zu dir führte. Ich danke dem Himmel für dies Wiederſehen — es iſt vielleicht das letzte!“ — Der Marquis machte eine kleine Pauſe und fuhr dann fort: „Erlaſſen Sie mir die Scene des Abſchieds, den keine Bitten mir erſparen konnten; denn er war feſt entſchloſſen, in den Krieg zu gehen, und mich glücklich zu wiſſen. — Er erlaubte mir nicht, ihn zu begleiten, weil es mein Inneres empörte, ein edles Volk unterjochen zu helfen; aber er ſchickte mich hierher, wohin mich Alles zog, während er mit Napoleon nach Spanien ging, wozu ihn wahrſcheinlich doch im Geheimen die Hoffnung veranlaßte, mit dem gehaßten Puntales zuſammen zu treffen, der ſich in jenem Reiche zum Miniſter aufſchwang, und ſich durch Grauſamkeit auszeichnete.“

Der Marquis addreſſirte ſich gleich ſo ausſchließend an Bertha, daß die andern Damen es faſt aufgaben, dieſe glänzende Erſcheinung zu feſſeln, wenn auch Alles dazu aufgeboten wurde. Man ſprach Viel von dem mächtigen Zauber erſter Begegnung, der die Neigung wie ein Blitz entzünde, und wollte wiſſen, daß Fräulein Bertha's erſter Anblick den Marquis gleich mit der Magie der Liebe umſponnen habe. Es war nicht zu läugnen, er warb auf die zarteſte Weiſe um ihre Gunſt; aber ſie zog ſich ſchüchterner als je in ſich ſelbſt zurück; denn ſie fürchtete, nur aus Dankbarkeit geliebt zu werden, und es dauerte lange, bis ſie ſich überzeugte, daß ſie es auch um ihrer ſelbſt willen ſei. Der Marquis wußte oft kaum, ob dies dieſelbe Bertha ſei, die ſo muthig zu ihm in den Kerker kam, ihn mit beredter Zunge zur Flucht ermahnte und ihm großmüthig das größte Opfer brachte, indem ſie ihn einen zum Leben ermuthigenden Blick in ihr Herz thun ließ; — ſo ſcheu, ſchweigſam und verſchloſſen war ſie jetzt faſt immer.

Ein älterer Prinz Felix des Hauſes, der ſchon viele Jahre auf weiten Reiſen zubrachte, wurde mit vielem Intereſſe in der fürſtlichen Familie erwartet, obgleich er für die jüngern Mitglieder derſelben eine neue Bekanntſchaft war. Er kam endlich und gewann alle Herzen; aber er ſelbſt ſchien nicht glücklich zu ſein. Eine unverkennbare Melancholie ſprach aus ſeinem ganzen Weſen; ja er ſah noch ſchwermüthig aus, ſelbſt wenn er lächelte, was auch nur ſelten geſchah. Er war eine verblühte, alternde, aber höchſt edle und anziehende Erſcheinung. Mit unausſprechlicher Bewegung ſah er den Marquis, zog ihn in ſeine Nähe, ja nach und nach immer mehr zu ſich, und hätte ihn gern förmlich als Sohn adoptirt; aber der Marquis trug ſchon einen edeln Namen, deſſen Beibehaltung ihm wegen der bedeutenden Beſitzungen in Frankreich wichtig ſein mußte; doch auch er fühlte ſich nirgends wohler, als bei ſeinem väterlichen Freunde, der ihn oft ſtundenlang betrachtete, als ſtudire er ſeine Phyſiognomie. Eine geheime Sympathie ſchien ſie zu vereinen. — Der Marquis lebte ganz wie ein Mitglied der fürſtlichen Familie; nur die Schranken beſtanden, die er ſich ſelbſt zog; er wollte ſeine Verwandtſchaft mit ihr nicht öffentlich anerkannt wiſſen; denn er ſtrebte nicht gerade nach dem höchſten äußern Glanz des Lebens, und der angebetete Name ſeiner unglücklichen Mutter und ihr furchtbares Schickſal ſollten deshalb nicht noch einmal an's Licht geriſſen werden. — Er blieb ſtandhaft bei dieſem Entſchluſſe, ſelbſt, da er ſich ganz verwaiſ't in der Welt fühlen mußte bei der Nachricht von dem Heldentode ſeines Vaters, der unter Napoleon's Augen ehrenvoll fiel, als er ſich, weil er ſeinen Todfeind zu erblicken glaubte, zu weit vor wagte. Dieſe Nachricht erſchütterte ihn tief; aber, als falle eine Laſt von ſeinem Buſen, ſeufzte er: „So ward ihm denn doch endlich Ruhe!“ Die Trauer, welche ſich jetzt ſchwermüthig über ſein ganzes Weſen verbreitete, brachte ihm Bertha näher, als ſein früheres Bemühen, und gewann ihm endlich ein zweites Geſtändniß.

An ihrem Vermählungstage ſchenkte der Marquis ſeiner Braut das Halsband der Prinzeſſin. Sie empfing es mit tiefer Rührung als ihr theuerſtes Kleinod, trug es während der Trauung, und — diesmal bedeuteten die Perlen keine Thränen.

G. v. C. v. H.

Die Kunſtausſtellung zu Kaſſel.

(Fortſetzung).

Mit der Architektur werde ich Sie in einer eben ſo flüchtigen Skizze bekannt machen. Dom. Quaglio hat uns zwei Bergfeſten, ich glaube aus dem Vaterlande, mitgetheilt, die recht genau gezeichnet, feſt gegründet ſein mögen, mich aber wegen einer ſchreienden Trockenheit nicht anſprechen wollen. Zudem habe ich mir von Sachverſtändigen ſagen laſſen, es ſeien beide Bilder nur Lithographieen, mit Ölfarbe ausgemalt. Deßungeachtet kann ich mich immer noch eher mit ſeinen Arbeiten ausſöhnen, als mit denen von Lor. Quaglio, welche, zwiſchen Architektur, Landſchaft und Genre loſe umherſchweifend, ſo ſeltſam beleuchtet und gefärbt ſind, daß ſie einen wie Geſchöpfe einer andren Zone anſchauen. Es iſt, als gehörten ſie nicht zu den andern Bildern, und fühlten ſich auch in deren Gemeinſchaft ſteif, beſchränkt, gedrückt; bald kommen ſie mir wie bleiche Schemen vor, die nur zum Schein die lebendige Farbe in den Zügen tragen; bald wie ſeltſam geſtaltloſe und mißfarbige Weſen, die in den goldenen Rahmen plötzlich eingebannt und verſteinert wären. Ich möchte nicht unter einer ſeiner bairiſchen „See-Gegenden im Abendlichte“

ſchlafen gehen; mir wäre unheimlich in ihrer Nähe. Viel lebendiger und friſcher ſind mehrere Bilder ſeines Landsmannes Ott in München, namentlich das Eine, „Marine bei Meſſina" betitelt, wo das Wehen eines friſchen Windes, wie ein leitender Hauptgedanke über das Bild ſtreift. In ſeinem Hauche ſchütteln ſich die kleinen Bäume, die an den graugelben Mauern emporſtreben; ſogar ihr Schatten iſt in ſchwankender Bewegung, er fährt rauſchend über die Wellen, und ſpielt mit den Gewändern, welche an einem Fenſter des Hauſes aufgehängt ſind. Auch ein Architektur-Bild von Klenze in München iſt im Ganzen recht anſprechend. Dagegen iſt aus den vielbeliebten Kloſterhallen dießmal bei uns gar nichts geworden; zumal wenn ich ſie an die kühlen, einſamen Gänge auf den Bayer'ſchen Gemälden halte, die ich unlängſt in Hannover geſehen. Es haben ſich unter Andern Bernatz in München, Dyk und Drieſel in Fritzlar an ſolchen Stoffen verſucht. Jener iſt ſteif und trocken geblieben; das Dyk'ſche Bild iſt in der Perſpektive entweder falſch oder in der Beleuchtung unklar, auch durch die im Gewölbe gehäuften Figuren, wahrſcheinlich Falſchmünzer, überladen; und Drieſel in hohem Grade unbedeutend. —

Mir fällts wie Steine von der Bruſt, daß ich mich von dieſen Steinmaſſen glücklich losgearbeitet. In meinem nächſten und letzten Briefe führe ich meine liebenswürdige Freundin nun noch über ein großes, vorzugsweiſe angebautes Feld, nämlich in unſere zahlreichen Landſchaften. Sollte mir dabei etwas Menſchliches begegnen, indem ich ein oder das andere bemerkenswerthe Stück vielleicht überſähe, ſo achten Sie das nicht für einen Raub; vor meinen Blicken ſchwimmen die vielen Mondlandſchaften, Baumgruppen und Bergrücken in ein unklares Ganze zuſammen, und es wird mir ſchwer werden, aus bloßer Erinnerung, nur durch Namen und fliegende Notizen geleitet, mich durch jene Maſſe hindurchzufinden. Auch liegt mir daran, dieſe Blätter bald in Ihrer ſchönen Hand zu wiſſen; theils weil meine Berichte ſonſt zu ſehr als moutarde après dîner kommen würden, hauptſächlich aber weil ich ſchriftlich und perſönlich immerdar nach Ihrer Nähe ſtrebe.

Dritter Brief.

Den Niederländern geht es mit ihrer Malerei, wie unſer kleiner, geiſtreicher Freund Detmold bemerkte, wie den Söhnen eines berühmten Vaters; ſie können ſich zu keiner rechten Bedeutung mehr aufſchwingen, weil man an ihre neuen Produktionen ſtets die Namen eines Rembrand, Ruisdael, Rubens als Maßſtab hält. Daß aber in jenem Lande noch immer ein reger Trieb und eine ſtille Emſigkeit im Malerfache vorherrſcht, beweiſt Ihnen, meine Freundin! unſere hieſige Ausſtellung, die von Niederländern ſo zu ſagen überſchwemmt iſt, vielleicht in Folge des guten Abganges, welchen einzelne ihrer Bilder im vorigen Jahre hier fanden. Dießmal haben ſie ſich namentlich in's Landſchaftliche geworfen, und einer ihrer Koryphäen, van Haanen aus Amſterdam, hat das allbewunderte Prachtſtück unſerer Sammlung geliefert, die große, ſchnell verkaufte Winterlandſchaft. Überhaupt iſt's merkwürdig, wie viel Winter wir auf der diesjährigen Ausſtellung haben; faſt bei jedem Schritte waten wir in Schnee. Haanen hat zwei Stücke darin geliefert, Weſtenberg eines, van Hove eines, ten Cate, Dalwig, van der Stock, Staſſelder u. ſ. w. u. ſ. w. Sollte es daher kommen, daß die moderne Kunſt im Allgemeinen ſich mehr dem Detaillirten, Spekulirenden, möcht' ich ſagen, in die Arme wirft, und in einzelnen Momenten durch genaue Ausführung ihren Zweck eher zu erreichen wähnt, als durch große Züge? Vergleichen Sie moderne Muſik, Poeſie und Malerei, und denken Sie daran, daß Carl Seydelmann in ſeiner Mimik einen ähnlichen Weg einſchlägt! Zu ſo detaillirter Arbeit bietet aber der Winter, mein' ich, eine nähere Gelegenheit, eine gewiſſe Nöthigung. Das Eis, der Schnee, die kahlen Baumarme wollen alle minutiös bedacht und ausgeführt werden, während man im friſchen, grünen Sommer mit allgemeineren, kräftigen Hauptzügen weiter kommt.

Eben im Detail beſteht auch die ſogenannte Force des großen Haanen'ſchen Bildes, bei deſſen Beſchreibung ſogar die „Kaſſel'ſche Allgemeine" ſich in ein langzeiliges, verwickeltes Lob ergoſſen hat. Das Bild iſt unſtreitig unter der diesmaligen Gallerie der Landſchaften, dem Style der Behandlung nach, die Krone; und dennoch fehlt demſelben Etwas, was ich Ihnen mit Worten kaum werde bezeichnen können, — jener dichteriſche Hauch, jenes geiſtige Beſeelen der Materie, welches eine Landſchaft aus der Sphäre einer bloßen Natur-Abſchrift in die einer Natur-Dichtung erhebt. Darin ſcheint mir Ezdorf in ſeinem „norwegiſchen Waſſerfall" weit größer und bedeutender zu ſein; überhaupt iſt das ein Vorzug, der deutſcher Innigkeit und Sinnigkeit eigenthümlich bleibt. Ein Holländer malt Ihnen, wie Haanen gethan, jedes Detail einer Gegend beſtimmt, appetitlich aus; Sie ſchwören darauf, es müſſe dieſelbe irgendwo, in jedem Baumſtamme dieſelbe, exiſtiren; der deutſche Landſchaftsmaler, wenn er einer von den rechten iſt, nimmt aus der Natur nur das Baumaterial, woraus er ſeine, ihm eigenthümliche Schöpfung konſtruirt. Darin iſt Crola in München ſo ausgezeichnet, in größerem Felde auch Morgenſtern und der Alte Joſeph Koch in Rom. Wiſſen Sie noch, wie wir im vorigen Frühjahre vor den Crola'ſchen Waldparthieen ſtanden, und wie Sie, lebendig und von reicher Phantaſie, wie immer, ein weniges fortgeriſſen, behaupteten: Sie hörten den Schlag der Finken aus dem grünen Gebüſche und das Wehen der Zweige? Auf dieſe Art muß uns eine Landſchaft anfaſſen, wenn ſie mehr als ein flüchtiges Befriedigen erzeugen ſoll.

(Fortſetzung folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

93) Benjamin Brail's Seezüge. Roman von C. Wilſon. Aus dem Engliſchen von C. Richard. 3 Bde. Aachen. J. A. Mayr. 1836.

Unter den Lieblingen des engliſchen Publikums ſteht der Schotte Wilſon, als Dichter, wie als Proſaiker gleich ausgezeichnet durch Wahrheit, Friſche und ungeſchwächte Lebhaftigkeit der Anſchauung und der Empfindung, durch Verſatilität des Geiſtes, durch Rechtſchaffenheit der Geſinnung und vollkommnes Anpaſſen gerundeter Formen an jene gerundeten geiſtigen Welten, die ſeine Schöpfungen und in ſtrenger Ordnung erhaltenen Beſitzthümer ſind, Vielen voran, deren Namen das deutſche Buchhändlergedächtniß zur Concurrenz in Überſetzungen auffriſchen. — Wilſon's vorgenanntes Werk (The cruise of the Midge), iſt ein Seeroman, die „Mücke" heißt nämlich das Schiff, auf welchem Wilſon, der das Seeleben und die tropiſchen Gegenden aus eigner Erfahrung kennt, einen Schatz von ächter Poeſie und köſtlichem Humor heimbringt. Welcher Unterſchied zwiſchen den Erfindungen des Kapitän Marryat, welcher, ſeit er ſich der Modeherrſchaft bewußt iſt, ſich die Sache ſehr leicht gemacht hat und ſeine Figuren nunmehr ſelbſtgeſchaffnen Typen nachbildet, — und zwiſchen dieſem alten „verflucht Höflich," dieſem originellen „Benjamin Brail," dem unnachahmlichen „Lieutenant Sprawl," dem „Sergeant Quacco" Wilſon's! Marryat variirt jetzt nur ſein mit Peter Simpel und Jacob Ehrlich begonnenes beifällig aufgenommenes Thema; Wilſon dagegen nutzt ſeine Erfindungsgabe nicht ab, was er erfindet, hat den Adel und die Wahrheit der Poeſie. In Brail's Seezügen ſind einzelne Situationen (wie z. B. im 1. Theil das Begegnen „Donavans," der Kampf mit den Sklavenhändlern, abgeſehen vom Intereſſe, welches die ausgezeichnete Naturſchilderung bei letzterem erweckt, auch was Energie und Vollblütigkeit der Darſtellung betrifft, der beſten Meiſter würdig.

Wir halten es für unſre Pflicht, dazu beizutragen, daß das deutſche Publikum, welchem man ohne Wahl, ohne Achtung und ohne Gewiſſen jeden Abhub von fremder Tafel zuträgt, auf Wilſon's geſunde und ächte Koſt immer aufmerkſamer werde.

88) **Jonathan Jefferſon Whiteland, oder Scenen am Miſſiſippi.** Von Frances Trollope. Deutſch von Richard. Aachen, Mayr. 1836. 3 Bde.

Dieſe Miß Trollope wird in jedem neuen Werke unangenehmer, um nicht zu ſagen: unausſtehlicher. Ihre Verdrießlichkeit hat etwas Mumien- oder Altweiberhaftes; aber ihrer Unarten größte iſt die Langweile. Gerechte Strafe für ihre Affektation; denn es iſt zehn gegen Eins zu wetten, daß es weniger angeborne Whimſikalneß als angenommene Prätenſion iſt, wenn ſie die ſchwarze Brille aufſetzt. Vielleicht war es Ärger über ihre gänzliche Poeſieloſigkeit, der ſie zuerſt bewog, dieſe ſchwarze Brille vorzunehmen. Da dies eifrig ausgebildete Talent des Reiſens nicht mehr genug von ſich ſprechen macht, bedient ſich nun die Dame des Romans, um ihren Verdruß hinein zu bannen. Sie bringt auch damit keine Wirkung hervor, denn ſie ſchreibt nicht blos in Proſa, ſondern, ſie iſt durch und durch Proſa, und weil ſie nichts Andres iſt, ſo wird uns auch die eine oder andre vielleicht ganz praktiſche Lebensanſicht, die ſie unter vielen verkehrten und ſelbſtgemachten vorträgt, nicht eindringlich. Miß Trollope gibt ein Beiſpiel, wie bitter ſich die Wahrheit an Denen rächt, die ſie blos zum Spiel der Laune mißbrauchten und verunſtalteten. Wer im Roman — wenn auch nicht gerade den höheren Zweck geiſtigen Wirkens — doch mindeſtens mehr als ein bloßes Abhaspeln von Begebenheiten ſucht, wird ſich von dieſem neuen Buche der Miß Trollope eben ſo mißmuthig abwenden, als der gebildete Zuſchauer von den theatraliſchen Erbärmlichkeiten einer Birch-Pfeifer.

Feuilleton.

⁂ **Oeffentliche Vorleſungen zu Breslau.** — Auf der Univerſität zu Breslau ſind für das nächſte Winterhalbjahr nicht weniger als 64 öffentliche, d. h. unentgeldliche Vorleſungen angekündigt, und 17 eben ſolche Exercitien und Examinatorien. Unter den öffentlichen Vorleſungen bemerken wir beſonders die folgenden: Dr. Geyder lieſt über einige Gedichte des XIII. Jahrhunderts in ſprachlicher und rechtsgeſchichtlicher Beziehung; Thilo über Hegel's Philoſophie; Kutzen über die Kreuzzüge; Wachler über die deutſche Kirchenreformation; Schön gibt eine Ueberſicht der franz. Staatsveränderungen; Stenzel lieſt über Literatur der deutſchen Geſchichte; Neumann erklärt den Propheten Malachias, Habicht den Koran, Stenzler den (ſanskrit.) Nalus; Letzterer gibt überdies eine Geſch. der Sanskritliteratur; Rochowsky und Ambroſch erläutern Ciceroniſche Schriften, Rhode die Sermonen des Horaz; Kannegießer lieſt über Calderon's Werke und Peucker erklärt die (neugriech.) Kriegslieder von Marathonius. Endlich werden noch unentgeldliche Vorleſungen gehalten über ſyriſche, arabiſche, ſanskritiſche, perſiſche, engliſche, italiäniſche und neugriechiſche Grammatik. —

⁂ **Neue Ausſicht für deutſche Bühnendichter.** — August Lewald wird in der Cotta'ſchen Buchhandlung ein „Theater der Deutſchen" (vorläufig 2 Bände) herausgeben; er hat dabei den Zweck, den dramatiſchen Schriftſtellern Deutſchlands ihre Eigenthumsrechte wahren zu helfen. Nur Originalarbeiten ſollen in der genannten Sammlung aufgenommen werden. Cotta honorirt ſie gleich nach dem Druck, und der Herausgeber ſucht überdem in Uebereinkunft zu treten mit den bedeutendſten Direktionen und Intendanzen, daß dieſe jedes aus dem „Theater der Deutſchen" zur Aufführung gebrachte Stück, gleich als ob es Manuſcript wäre, den Verfaſſern honoriren; die Intendanzen der Hoftheater von Wien, München und Berlin haben dies Verſprechen bereits officiell gegeben. Im nächſten Jahre will Lewald zur Ausführung dieſes Unternehmens ſchreiten, welches ſeine „Theaterrevue" completiren wird.

⁂ **Düſſeldorf (Künſtler).** — Köhler beſchäftigt ſich noch immer mit ſeiner vom hieſigen Kunſtverein beſtellten, der Vollendung nahen großen Compoſition: „Mirjam's Siegesgeſang, nachdem die Juden das rothe Meer durchſchritten haben." — Plüddemann arbeitet an einer hiſtoriſchen Compoſition: „Columbus, umgeben von ſeiner Mannſchaft, in demſelben Moment, da ſie das langerſehnte Land erblicken." — E. Bendemann *) hat ein herrliches Bild: „die Erndte," vollendet, und wird jetzt im Auftrag ſeiner Mutter ein großes Freskogemälde ausführen, deſſen Compoſition, die in den „trauernden Juden" begonnene, im „Jeremias" fortgeſetzte Trias abſchließend, die Tochter Zion und die Tochter Babel's zeigen ſoll, die erſte in ihrer ſtillen Anmuth, der Mutter des verheißenen Meſſias, den Engel, über ihr ſchwebend, in ſymboliſchen Zeichen verkündigen; die zweite mitten im Glanz ihrer Ueppigkeit durch die Hand Jehovah's vom Stuhl der Gewalt geſchleudert. Eine würdige, großartige Aufgabe, die ſich der in jeder Hinſicht liebenswürdige Künſtler geſtellt, bei deren Ausführung die Sohnesliebe das reichbegabte Talent begeiſtern und verklären wird.

---

*) In der vorigen Woche befand ſich dieſer Meiſter in Frankfurt a. M., Darmſtadt und Heidelberg. Er reiſ'te über Leipzig und Berlin.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 251. 1836.

Phönix.

Samſtag, 22. October.

Zur Erinnerung an Ferd. Raimund.

(Fortſetzung).

(Scene 7).

(Vorige. Auguſt. Malchen).

Malchen. Iſt es wahr, iſt der Onkel angekommen? (ſieht ihn). Ach liebſter Onkel, mit welcher Sehnſucht haben wir Sie erwartet!

Rappelk. (b. S.). Die iſt falſch, wie ihre Mutter.

Malchen. Auguſt, komm' doch her.

Rappelk. (erſchrickt). Wer?

Auguſt (hervortretend). Beſter Herr Silberkern — (will auf ihn zu).

Rappelk. (fährt zurück). Himmel, wer bringt dies Bild vor meine Augen!

Sophie. Was iſt dir, lieber Bruder?

Malchen. Aber Onkel —

Rappelk. (b. S). Ich muß mich faſſen. (Laut mit Zwang:) Verzeihen Sie mir, mein Herr. Seien Sie mir willkommen.

Auguſt. Erlauben Sie mir, Herr Silberkern — (tritt näher).

Rappelk. (fährt wieder auf). Nein, es iſt nicht möglich! Drei Schritte vom Leib. (b. S.) vergiften könnt' ich den Verführer.

Auguſt. Was ſoll ich davon denken?

Malchen. Onkel!

Sophie. Bruder!

Rappelk. (faßt ſich wieder). Verzeihen Sie, aber Sie haben eine Ähnlichkeit —

Auguſt. Mit wem?

Rappelk. Mit — mit einem — Menſchen. — —

Auguſt. Mit was für einem?

Rappelk. (raſch). Der mich beſtohlen hat.

Sophie. Aber Bruder!

Auguſt (lacht). Herr Silberkern!

Malchen. Ach Onkel, er hat nichts geſtohlen, als mein Herz.

Rappelk. (auffahrend). Das iſt es eben, (faßt ſich) was mich angeht. (Sehr freundlich) Seien Sie nur nicht ſo kindiſch; ich habe nur Spaß gemacht. (Für ſich) Verſtellung ſteh' mir bei! (Laut) Endlich ſind wir alle recht froh bei einander, meine lieben Kinder (lacht boshaft). Das iſt ein freudiger Tag heute. (b. S.) Ich könnte zur Decke hinausfahren.

Sophie. Wir wollen dich jetzt allein laſſen, lieber Bruder, damit du eine Stunde ausruhen kannſt. Du biſt zu angegriffen von der Reiſe. In jenem Zimmer findeſt du ein Ruhebett; unterdeſſen werden wir die Nachforſchungen nach meinem armen Manne verdoppeln; denn es gibt keinen ruhigen Augenblick für mich, ſo lange ich in Ungewißheit über ſein Schickſal leben muß. (Ab).

Auguſt. Ich weiß, lieber Herr Silberkern, daß Sie Alles über Ihren Schwager vermögen.

Rappelk. Da haben Sie recht, wenn ich nichts über ihn vermag, dann richtet Niemand etwas bei ihm aus.

Auguſt. O, dann werden Sie mir Ihren Beiſtand nicht verſagen.

Rappelk. Bewahre, hahaha!

Auguſt. Wenn meines Malchens Vater ſein Haus wieder betritt, und es Ihnen gelingt, ihm mildere Geſinnungen gegen die Welt einzuflößen, ſo vergeſſen Sie auch meiner nicht. Verſichern Sie ihm, daß es keinen jungen Mann auf Erden gäbe, der mit einer ſo unwandelbaren Treue an ſeiner liebenswürdigen Tochter, und mit einer ſo innigen Dankbarkeit an ihrem edlen, aber unglücklichen

Vater hinge, als der von ihm ſo ungerecht verfolgte Auguſt Dorn. (Verbeugt ſich und geht ab).

Rappelk. Das iſt mir unbegreiflich.

Malchen (weinend). Lieber Onkel, wenn Sie meinen Vater ſprechen, was ich gewiß nicht darf; ſo ſagen Sie ihm, daß er ſeine Amalie unendlich gekränkt hat, daß ihn Niemand ſo ſehr liebt, wie ſeine Tochter; aber daß ihr auch gewiß das Herz brechen würde, wenn ſie ihren Auguſt verlieren müßte. (Weint heftig).

Rappelk. (Sein Vatergefühl bricht los, er ſchließt Malchen heftig in ſeine Arme). Du biſt denn doch mein Kind, wenn ich auch jetzt dein Vater nicht bin. (Nimmt ſie am Kopf). Was nützt denn das! Das läßt ſich nicht verläugnen. Ich muß dich küſſen, Malchen!

Malchen. Ach guter Onkel!

Rappelk. Sag' mir, iſt es wahr? Liebſt du deinen Vater?

Malchen. Unendlich, lieber Onkel!

Rappelk. Und du lügſt nicht?

Malchen. Bei Gott nicht!

Rappelk. (freudig überraſcht). Das iſt ſchön von dir, das freut mich. (Legt ihren Kopf an ſeine Bruſt). Sie hat mich lieb. So hab' ich doch eine Seele auf der Welt, die mich liebt. Aber geh' jetzt hinaus, ich bitte dich um Alles in der Welt, geh' hinaus.

Malchen. Sie verſtoßen mich doch nicht, lieber Onkel?

Rappelk. Nein, ich verſtoße dich nicht, ich will dich ſogar noch einmal küſſen; aber geh' hinaus, ſonſt muß ich mich vor mir ſelber ſchämen. Geh' hinaus.

Malchen. So ruhen Sie ſanft, lieber Onkel. (Ab).

(Scene 8).

Rappelk. O Schande, ich bin ein Menſchenfeind, und komme da in eine Küſſerei hinein, die gar kein Ende nimmt. Das war der einzige vergnügte Augenblick, den ich ſeit fünf Jahren erlebt habe. — Aber wie iſt mir denn? Bin ich berauſcht? Das iſt keine Möglichkeit! Wenn das wahr wäre, was die Leute zuſammen reden, ſo wären ſie ja völlige Engel. Das iſt Betrug, dahinter muß etwas ſtecken. Es iſt ein Einverſtändniß, mein Weib iſt eine Schlange. Aber meine Tochter iſt brav, über die laß' ich nichts mehr kommen. Doch dem jungen Menſchen trau' ich nicht, dem haben ſie's einſtudirt; er wär' ohnehin bald ſtecken geblieben. — Ha, da kommt der Habakuk, der große Bandit! Der ſoll mir Licht geben.

Er forſcht nun dieſen und das Kammermädchen aus, zieht Erkundigungen über ſeine Narrheit ein, erfährt den eigentlichen Zuſammenhang; kann ſich aber, obwohl ſein beſſeres Ich ſich zu regen beginnt, doch noch nicht überzeugen, daß er völlig Unrecht gehabt. Da ſtürzt (Scene 18) **Sophie** herein und ruft: Bruder er kommt!

Rappelk. Wer kommt?

Lieschen. Der Herr!

Sophie. Mein Mann.

Rappelk. Ich komme! (ſchlägt ſich begeiſtert an die Bruſt). Endlich einmal! So lang die Welt ſteht, war noch Niemand ſo neugierig auf ſich ſelbſt, als ich.

(Fortſetzung folgt).

Die Kunſtausſtellung zu Kaſſel.

(Fortſetzung).

Van Haanen führt uns in ſeinem großen Bilde an einen allmählich in die Höhe ſteigenden Waldweg, welcher den winterlichen Forſt von zwei Seiten umſchließt. Es ſcheint der erſte Schnee gefallen zu ſein; denn noch lagert er glänzend weiß, von friſchem Sonnenlichte beſtrahlt, auf dem Wege, den abgehauenen Baumſtämmen, und am Fuße der Eichen im Vordergrunde. Links führt ein dicht verſchneiter Seitenpfad tiefer in das Dickicht hinein, und das iſt die eigentlich poetiſche Stelle der großen Landſchaft; dieſe Spur lockt, im Verein mit dem in leichten, flockigen Wolkentönen ſchwimmenden Himmel, zu einer rüſtigen Wanderung in den ſtarren Wald. So zart, ſo duftig dann iſt dieſes Verlaufen unter den nackten Bäumen, dieſe Luft im tieferen Walde dargeſtellt, als wäre ſie ein gefrorenes Mährchen von Ludwig Tieck. Er malt nur grüne verworrene Haine, bevölkert ſie mit Elfen und Geiſtern; aus den Büſchen fliegen plötzlich blendend ſchöne Weibsbilder an uns vorüber — ähnlich gibt's Haanen in ſeinem Werke, nur in einen Winter überſetzt; in dieſer friſchen, kräftig kalten Natur muß uns, wenn wir erſt recht in dem verſchneiten Forſte umhergeſtreift, irgend ein Abentheuer, ein Frühlingszauber begegnen. Rechts vom Hauptwege lichtet ſich das Gehölz, allein dort hinaus wird Luft und Himmel trüber, ſchwerer von heranziehenden Schneewolken; durch die Zweige blickt ein alter Thurm, und im Hintergrunde verſchwimmt Wald und Landſchaft in leicht grauen luftigen Tönen. Das Bild iſt in der Darſtellung jedes Einzelnen, Gehölz, Baumſtämme, Pfade, Schnee, Boden u. ſ. w. vortrefflich, namentlich jene Luft zwiſchen den Bäumen ſehr zart und friſch wiedergegeben; auch die Staffage im Vordergrunde, ein Eſeltreiber in blauem Kittel, der mit einem Begegnenden einen nachbarlichen Zwieſprach pflegt, wegen ihrer großen Natürlichkeit ſehr zu loben. Neben Haanen verſchwinden denn auch die andren Winterlandſchaften beinahe; um ſo mehr, da natürlich in Allen derſelbe Stoff zum Vorſchein kommen muß. Ich würde daher in Verlegenheit ſein, wollten Sie mir auch von den übrigen eine genaue Wiedergabe abfordern. Wir haben deren noch eine kleinere von demſelben Haanen, und eine große, recht verdienſtvolle von **Weſtenberg** in Harlem, die, ehe Haanen erſchienen war, ungemeinen Beifall hatte. Mich dauert in der That das mit großem Eifer gemalte Bild, welches noch dazu vor dem Haanen'ſchen Manches voraus hat, z. B. im Ganzen eine ernſtere, kräftigere Auffaſſung des Winters, und im Einzelnen das jenem gänzlich abgehende Eis am Boden; allein ich kann mich ſelbſt gegen eine Art von Ungerechtigkeit nicht verwahren, die mich von Weſtenberg ſtets zu Haanen fortzieht. Mit deſto leichterem Herzen gehe ich dafür auch an dem übrigen niederländiſchen Winter vorbei; da iſt ten Cate, van der Stock, van Hove und Stiffelaer, die uns mit Winteranſichten aus dem Haag, Hafen im Winter u. dgl. m. beſchenkt haben; ächt holländiſche Bilder; Eine Menge Mynheers mit Schlittſchuhen und Pelzhandſchuhen, zur Seite eingefrorene Häuſer, beſchneite Segel; Buben, die ſich im Schnee balgen, und Dienſtmägde, welche ſich in die Hände puſten. Man kann ſich erkalten, wenn man lange dabei ſteht. Außer ihnen laſſen Sie mich unter den holländiſchen Gäſten unſerer Ausſtellung noch des Eymer in Amſterdam gedenken, der eine Landſchaft aus der Gegend vom Haag geliefert hat. Ich weiß nicht, welche Vorſtellungen ein ſolcher Niederländer von einer Landſchaft hat; ſein Vaterland und ſeine Natur mögen ihn freilich auch nicht ſehr verwöhnen. Aber denken Sie ſich ein Bild, welches ausſieht, wie die Darſtellung der Horizontal-Linie, kein Berg keine Vertiefung, eine troſtloſe Fläche, worauf ſich ein halb Dutzend Windmühlen in gemeſſener Diſtance herumdrehn. Unter den Händen des Landſchaftsmalers geſtaltet ſich freilich auch die kleinſte, beſchränkteſte Natur; allein es muß ein Blick in dieſelbe vorausgegangen ſein. Und das iſt es, was dieſem Bilde fehlt. Es bietet ſich kein Punkt dar, von wo man dieſe Fläche überſchauen könnte ein Tohu Wabohu gähnt uns in Kunſt und Natur, gedruckt und hohl, aus dem Bilde an, deſſen einzige lobenswerthe Seite das Verſchwinden im Hintergrunde, die Verſchlingung von Land und Himmel ſein mag. De Kleck und Abels, vielleicht auch noch ein paar Andere, haben uns Mondlandſchaften oder etwas der Art geliefert; aber ich bekenne, daß ich von denſelben eben nichts Mehr weiß; denn ſo oft ich auch unter den Bildern weilte, haben mir jene nie eine dauernde Aufmerkſamkeit abgewinnen können, und namentlich keinen beſtimmten Eindruck, kein Bild vom Bilde, in mir zurückgelaſſen.

Um ſo freudiger wende ich mich dagegen zu einem Kreiſe vaterländiſcher Schöpfungen, zu den Landſchaftsmalern aus München, die dieſes Fach in Zahl und Werth gleich glücklich kultivirt haben, wie das Genre. Überhaupt verdanken wir — Bendemann, Haanen und Portmann abgerechnet — das Gediegenſte unſerer Ausſtellung den Sendungen aus München, die einen neuen Beweis liefern von dem friſchen Leben der Kunſt, das in München freudig ſeinen Zauber walten läßt. Ich könnte Ihnen, meine Freundin! hier ein neues Siebengeſtirn konſtruiren, wenn ich ein Freund vom Klaſſifiziren und Numeriren wäre; noch beſſer ließe ſich daſſelbe in ein Triumvirat größerer Bedeutung abtheilen, dem ſich hernach die vier andern Namen als minder geltend anreiheten. Jene drei ſind: Eydorf, Seeger und Metzinger, dieſe vier: Leh, Holweg, Fohr und Steingrübel. Und nun zu den Einzelnen!

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

94) Hiſtoriſche Romane der Mrs. Anna Eliza Bray. Nach der 2. Auflage des engliſchen Originals, überſetzt von Dr. G. N. Bärmann. Kiel, Univerſitätsbuchhandlung. 1835. (Enthalten: De Foix, 3 Bde. Die Weißkappen, 3 Bde. Der Proteſtant, 3 Bde. Der Talba von Portugal, 3 Bde.)

Nur in Völkern, bei welchen das Hiſtoriſche noch ein weſentliches Element ſocialer Exiſtenz ausmacht, kann der hiſtoriſche Roman als naturgemäße Blüthe, die aus dem Saft des ganzen Organismus hervortreibt und dieſen im Kleinen darſtellt, als Richtung, von Bedeutung und längerer Dauer als der einer Mode ſein. Dies Verhältniß findet vorzugsweiſe in England und in Deutſchland ſtatt, wobei übrigens nicht zu überſehen iſt, daß grade Britten und Deutſche das ausgebildetſte Talent dafür haben, — durch Plaſtik in Bezug auf's Geſtalten, durch Farbenſinn und Individualiſirung in Bezug auf Porträtähnlichkeiten, durch architektoniſche Kühnheit und durch die Reſultate der ſtrengen Wiſſenſchaft, welche oft anfangs mit Dilettantismus, im Verlauf oft mit Leidenſchaft erfaßt wird, die erzählende Poeſie zu arrondiren. Der große Unbekannte faßte im hiſtoriſchen Roman, als in der objectivſten Form alle Erſcheinungen des Nationallebens zuſammen; die Deutſchen, Spindler voran, erweiterten den Kreis der Nationalhiſtorie in ein Gebiet der Welthiſtorie. Der hiſtoriſche Roman iſt in England mit W. Scott nicht zugleich geſtorben; ein auffallendes Beiſpiel, daß er naturgemäßer Trieb aus dem innerſten Kern des brittiſchen Charakters iſt, gab Bulwer, der bei ſeinem erſten Auftreten ſich durchaus in einer neuen Sphäre zeigen wollte, um ſein Talent auf eine frapante Weiſe geltend zu machen, und doch kehrt er jetzt zum hiſtoriſchen Roman zurück; er windet und dreht ſich, um nicht direkt als Nachahmer Scott's zu gelten, und doch kann er es — trotz aller Sünden gegen die Keuſchheit der Muſe — nicht verbergen. Auch in Deutſchland haben die zahlloſen Fabrikanten, welche hiſtoriſche Romane eigentlich nur ſchreiben, weil man ſie gerne lieſt, — den Geſchmack noch nicht tödten können.

Was nun die hiſtoriſchen Romane der Mrs. Bray betrifft, ſo können wir nicht umhin, dieſe Schriftſtellerin als liebenswürdig zu bezeichnen, liebenswürdig durch die lebhafte Innigkeit, mit welcher ſie ſich dem ernſten Studium von hiſtoriſchen Quellen, Gegenden und Menſchen hingegeben, und liebenswürdig durch die ächt weibliche Gabe, richtige Mitte zu halten zwiſchen der Strenge der Geſchichte und der Tyrannei der Fakten, zwiſchen der Freiheit der Compoſition und der Zügelloſigkeit der Phantaſie, endlich zwiſchen dem Zweck der Belehrung durch Unterhaltung und der prätentiöſen Abſichtdarlegung einer ſolchen Belehrung. Man merkt bei Durchleſung der hiſtoriſchen Romane der Mrs. Bray, daß dieſe W. Scott's Werke kennen gelernt; aber man kann deßhalb noch nicht ſagen, daß ſie letztere ſklaviſch nachgeahmt; Mrs. Bray entbehrt — ohne ihre Schuld — des Zaubers der Unmittelbarkeit, welcher dem großen Unbekannten zu Gebote ſtand, dagegen iſt in allen Verhältniſſen ihrer Stoffe zu den Darſtellungen ſo viel Harmonie, als bei W. Scott, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß ſie auch manchen ſeiner Fehler, und vor allen die Erbſünde brittiſcher Novelliſten, die Breite theilt. Sehr glücklich iſt Mrs. Bray in der Wahl ihrer Stoffe, welche durchaus für ein edles und poetiſches Gemüth Bürgſchaft leiſten, da ſie die Effekte im Schönen ſucht, und ihre hiſtoriſchen Studien hauptſächlich gern zur Schilderung von Charakteren verwendet (wir wählen gefliſſentlich dies Wort im Gegenſatz des handwerksmäßigen Ausdrucks: Figuren); ihr Gaſton, Phöbus im „de Foix,“ ihr Gardiner, Thornton, im „Proteſtanten,“ ihr köſtlicher Simon von Bel in „den Weißkappen“ u. ſ. w. gereichen einem weiblichen Talente zur größten Ehre; denn in der Regel begnügen ſich romanſchreibende Damen, wenn ſie Charaktere ſchildern wollen, damit, daß ſie Steckbriefe ausſtellen, und romanſchreiberiſche Eunuchen haben ſich eine ſolche Schattenhaftigkeit zur Lehre ſein laſſen. Bei Mrs. Bray aber iſt ein Charakter mehr als ein Kleid, als eine Phyſiognomie. Wie nun darin Mrs. Bray ihren pſychologiſchen Takt, ſo beweiſ't ſie in Nebendingen ihre Kenntniſſe von Örtlichkeiten und Sitten England's, Niederland's, Frankreich's und Portugal's. Es iſt dabei als äſthetiſches Schicklichkeitsgefühl anzuerkennen, daß ſie ſolche mit weiſer Mäßigung nur als Mittel anwendet, ganz entgegengeſetzt ſo manchen andern Romanſchriftſtellern, welche ihr bischen Bettelhaftigkeit mit tauſend Flittern haſtig zuſammengeborgter Localbeſchreibungen behangen. Daß ihr der derbe und friſche altengliſche Humor zu Gebote ſteht, der jedoch nie in Unarten degenerirt, dafür ſpricht ſchon ihr ehrlicher Bürgermeiſter Simon van Bet, hinlänglich. Kurz, die Romane der Mrs. Bray gehören zu den beſten, welche Altengland ſeit W. Scott producirte, und das deutſche Publikum wird Herrn Dr. Barmann für ſein Verdienſt um die mit Fleiß und Geſchick eingeleitete Einbürgerung dieſer Britin in unſerm Vaterlande gewiß Dank wiſſen.

95) Dramatiſche Zeitbilder von G. F. Rank. Erſter Band, enthält: „der Emporkömmling oder: Bürger und Ariſtokrat,“ Charaktergemälde in fünf Aufzügen, und: „die Patrizier,“ Schauſpiel in fünf Aufzügen. Leipzig. 1836. Otto Wigand.

Nach allen Seiten hin läßt ſich der Drang des aufſtrebenden Geſchlechtes nachweiſen, die wechſelnden Phaſen der Periode, die wir durchleben, zu objectiviren, und plaſtiſch feſtzuhalten. Die Tribüne muß ihre Macht, ihren Einfluß mit der redenden Kunſt theilen. Der Roman zeugte zuerſt das Vermögen, die bewegenden Ideen in ſich aufzunehmen, um ſie, die er als Nahrung eingeſogen, als zeugende Kraft zu reflectiren. Das iſt eine naturgemäße Erſcheinung, denn der Charakter der Periode, die wir durchlaufen, iſt die ſich durch alle Anſchauungen und Erfahrung durchringende Herrſchaft des Bewußtſeins; die poetiſche Produktivität iſt von dieſem ebenſo durchdrungen, wie die politiſche, wie die wiſſenſchaftliche. Fürchten wir dabei keine nahe liegende Epoche der Nüchternheit, danken wir lieber Gott dafür; denn dies Bewußtſein geht nicht vom Verſtande, ſondern von der Vernunft aus, dies Bewußtſein, mit welchem wir das, was vor unſern Augen geſchehen iſt, freithätig auf's neue durchleben, iſt kein bloßer Erſatz, ſondern ein Fortſchritt.

Was nun der Roman begonnen, wird das Drama ohne Zweifel vollenden; der Roman iſt die Vorſchule einer neuen Literatur, das Drama wird deren Blüthe ſein. Von dieſer Hoffnung iſt nun freilich ein ſtarker Sprung zu den vorgenannten Dramen.

„Zeitbilder“ hat ſie der Verfaſſer genannt, aber es fragt ſich, welche Zeit darin conterfeit iſt. Das Wort: Zeitbild hat eine Art von Monopol für die Bedeutung erhalten, daß es die eben rollende Zeit reflectire. In dieſem Sprachgebrauche hat Hr. Rank die Bezeichnung Zeitbilder für ſeine beiden Schauſpiele unpaſſend gewählt, denn die darin zum Vorſchein kommenden ſchroffen Gegenſätze gehören als integrirende Zuſtände dem Begriff des 19. Jahrhunderts nicht mehr an, obwohl wir zugeben, daß ſolche Gegenſätze noch zuweilen in demſelben ſpuken. Die Urſachen deſſen, was in Deutſchland vom Uebeln iſt, liegen jedoch tiefer; in Deutſchland handelt es ſich nicht mehr um den groben materiellen Kampf zwiſchen Adel und tiers état, (höchſtens noch um die Ausgleichung der kleinen Differenzen), ſondern um die Herrſchaft der Ideen. Doch das wäre Stoff für eine Abhandlung. Drum zurück zu den Dramen, welche auch in andern Beziehungen keinen Anſpruch auf die Ehre der Originalität machen können; denn ſie ſtellen, ſowohl in Beziehung auf den Plan, als auf Charakteriſirung und Dialog faſt nur eine Repriſtination der Iffland'ſchen Manier dar, hauptſächlich das erſtere, — das zweite wird durch dies Verdienſt Döring's (eine intereſſante Novelle deſſelben hat den Stoff geliefert) gehoben. Die beiden Dramen des (pſeudonymen) Hrn. G. F. Rank erſcheinen trotz dem für den Forſcher der deutſchen Literatur, inſofern alſo nicht ganz unbedeutend, da ſie einen Beleg für die zu Anfang ausgeſprochene Bemerkung geben, ohne daß jedoch der plaſtiſirende Drang, dem ſie ihren Urſprung ſchulden, hier zugleich auch ein wahrhaft poetiſcher Trieb wäre, und ohne daß demzufolge der Erfolg dem guten Willen entſprechen konnte.

96) Albrecht Dürer's Tod. Drama in zwei Aufzügen. Von F. A. Geibke. Leipzig. 1836. C. F. Dörffling.

Ein weinerlicher, und alſo ſchon darum ſehr langweiliger Nachzügler der guten alten Zeit, in welcher die Künſtlerdramen alle edlen Seelen entzückten. Gott bewahre uns vor der Wiederaufwärmung dieſer Lapalien von Oehlenſchläger, Houwald, F. Kind ꝛc. Nürnberg ſollte, da ſein ehrlicher alter Dürer in dieſem Drama zu einem Verführer gebrandmarkt, und (was noch ärger iſt) als Schwachmatikus auf dem Todtenbette präſentirt wird, dem Verfaſſer ein Cartel zuſchicken.

Notizen.

⁂ Neue Ausgabe der *Mémoires du Cardinal de Retz.* — Die vierte Lieferung der ſchätzbaren Sammlung von „Mémoiren zur Erläuterung der Geſchichte von Frankreich vom XIII. Jahrhundert bis zu Ende des XVIII.,“ welche von den Herren Michaud und Poujoulat veranſtaltet wird, enthält den erſten Band einer, von Champollion-Figeac, Vater und Sohn, beſorgten neuen Ausgabe der berühmten Denkwürdigkeiten des Cardinals von Retz. Champ. der Sohn weiſ't in einer kritiſchen Abhandlung nach, daß die erſte zu Nancy veranſtaltete Ausgabe, welcher die ſpäteren gefolgt ſind, nur nach einer lückenhaften Abſchrift gedruckt worden. Er berichtet ſodann, wann und durch wen die lückenhaften Originalſtellen ausgeſtrichen; wie die Urhandſchrift in die königl. Bibliothek gelangt und die ausgelaſſenen Stellen in der neuen Ausgabe hergeſtellt worden. Auch werden in den Anmerkungen zu derſelben viele Irrthümer berichtigt, die ſich in der erſten Ausgabe befanden. — Der letzte Band wird eine Ergänzung der Denkwürdigkeiten enthalten, die ganz geſchöpft iſt aus meiſtens eigenhändigen Papieren des Cardinals und aus den Befehlen und Inſtruktionen, welche Ludwig XIV. und ſeine Miniſter gegen den Coadjutor im letzten Abſchnitt ſeines Lebens erlaſſen. — Ein Anhang wird dazu noch einige Briefe des Cardinals und die Rede über die Religion enthalten, die er in der Taſche hatte, als er im Louvre verhaftet wurde. —

⁂ Sparkaſſen in Italien. — Aus den diesjährigen (ſeit 1824 beſtehenden) Annali universali di statistica, die zu Mailand herauskommen, iſt zu erſehen, daß Oeſtreich ſchon ſeit 13 Jahren Sparkaſſen in der Lombardei geſtiftet, die am 31. December v. J. 7,004,040 Lire in Beſtand hatten. Auch in Toscana und in Alexandrien werden jetzt ſolche Kaſſen gegründet.

⁂ Der Düſſeldorfer Kunſtverein läßt nach Deger's wunderherrlicher betender Madonna von Caspar in Berlin einen Stich verfertigen, welcher unter die Mitglieder vertheilt werden ſoll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 252. 1836.

Phönix.

Montag, 24. October.

Die franzöſiſche Revolution
von 1789 bis 1836.

Unter dieſem Titel iſt ſo eben bei Duncker und Humblot in Berlin eine lobenswerthe kleine Schrift erſchienen. Wenn uns Thiers in bequemer, eigener Equipage, bald da und bald dort ſtill haltend, durch das Gebiet der Revolution fährt; wenn Mignet uns in ſeinen Eilwagen nimmt, ſo läßt ſich dieſe Schrift, welche nur 118 Octav-Seiten zählt und nicht weniger als 47 Jahre des thatenvollſten Lebens umfaßt, mit dem noch ſchneller dahin rollenden, durch ſiedenden Dampf getriebenen Wagen vergleichen. Wie im Fluge ziehen die Gegenden, die Menſchen an dir hin. Ein Haus — die conſtituirende Verſammlung hält darin ihre Sitzungen; ein Palaſt — es ſind die Tuilerieen des 10. Auguſt; ein Schaffot — es iſt Danton darauf mit ſeinen Freunden; ein Schlachtfeld — es iſt eines der vielen aus und nach der Schreckenszeit; ein ſchneebedecktes Gebirg — es iſt der Simplon, der ſich unter Bonaparte's Tritt zitternd neigt; — ein Prunkzug, — es iſt der Taufzug des Königs von Rom; — brennende Fackeln — ſie umgeben den Sarg des achtzehnten Ludwig; — eine losgegangene Stockflinte — Alibaud hat ſie geführt. Aber trotz dem, daß die Gegenſtände, die Menſchen ſo ſchnell an dir hinziehen, bewirkt die Schrift, durch löbliche kräftige Ertheilung von Schatten und Licht und durch Hervorheben des Wichtigeren, die Möglichkeit nicht blos eines Geſammtanblicks oder Geſammteindruckes, ſondern auch eines Einzelanblickes und Einzeleindruckes.

Beiſpiele dafür bringt faſt jede Seite des Buch's. Dein Auge ſtieß ſchon einigemal auf den Namen Danton. Danton! Lebt nicht ſchon ein Charakter in dieſen ſechs armen Buchſtaben? Er entwickelt ſich wahrhaft plaſtiſch vor dir, wenn du S. 20 lieſeſt: „Danton, Hauptſchöpfer des zehnten Auguſt, erhält um dieſe Zeit (der Verhaftung des Königs im Temple) den gewaltigſten Einfluß als Haupt der Volkspartei. Er war ein gigantiſcher Revolutionsführer, und man hat ihn mit Recht den Mirabeau des Pöbels genannt; hoch und ſtark gewachſen, von Blattern zerriſſen, afrikaniſchen Antlitzes, mit einer Löwenſtimme begabt, in wilder Luderlichkeit erfahren; energiſchen, furchtloſen Geiſtes, wie jener, hatte er allerdings alle Ähnlichkeit mit Mirabeau; nur daß er in tieferen Kreiſen ſich bewegte und ſeine Natur theils deßhalb, theils von Hauſe aus mehr Gewaltſames hatte. Von ihm datirt der ſogenannte Terrorismus, der ſpäter zu einem völligen Syſteme, dem Schreckensſyſteme, ausgebildet worden iſt; Furcht," ſagte er, „muß allen Feinden der Revolution eingeflößt werden; das allein rettet uns." Und ſo wurden denn, als die Nachricht vom Vordringen der Preußen bis Verdun eintraf, die entſetzlichen Septembertage begonnen, wo der Pöbel Alles verhaftete und hinrichtete, was ihm mißfiel oder verdächtig war. Danton ſelbſt leitete das Gemetzel nicht, er hatte nur die Nothwendigkeit deſſelben dargeſtellt und es einleiten helfen, er rettete im Gegentheile, wen er retten konnte, z. B. Barnave, Lameth, Duport, ſonſt ſeine Gegner, und viele Andere."

Spätere Stellen bezeichnen kurz Danton's Verhalten den Girondiſten gegenüber (S. 33.), die Verſchiedenheiten des Danton'ſchen und des Robespierre'ſchen Syſtems, beruhend auf der geiſtigen und ſittlichen Verſchiedenheit Danton's und Robespierre's ſelbſt (S. 39—41); endlich Danton's Verhaftung und Hinrichtung (S. 41. 42).

Ähnlich, wie hier von Danton, ließen ſich von allen andern ausgezeichneten Individualitäten, welche im Buche erwähnt ſind, z. B. von Mirabeau, Ludwig XVI., Marat, den Girondiſten, Robespierre, St. Juſt, Dumouriez, den Direktoren Buonaparte, Ludwig XVIII., Moſaikſtückchen ihres Lebens und ihres Charakters zuſammentragen. Die Geſchichte der Revolution würde dadurch zu einer Anzahl kleiner Biographieen, wie der Kreis ein Vieleck mit unendlich vielen Seiten iſt. Aber dieſe mögliche Methode ſpricht gerade aus, was wir vorhin ſchon angedeutet haben, nämlich das Stoffreiche und Wohlgegliederte des kleinen Werkes.

Es war nicht die geringſte Schwierigkeit, welche ſein ungenannter Verfaſſer zu beſiegen hatte, die Schrift ohne Anſtoß zum Drucke zu bringen, allen Parteien zu genügen und es ſeiner eigenen Überzeugung zu Danke zu machen. Bei einer ausführlicheren Schrift wäre, jenen dreifältigen Zweck zu erreichen völlig unmöglich geweſen, und ſelbſt bei dieſer kleinen Schrift werden Leute von dem Schlage des neulich in Leipzig erſchienenen Buches: „Anſichten aus der Cavalier-Perſpektive,“ vielleicht meinen, Charlotte Corday hätte auf S. 31 nicht „ein heroiſches Mädchen“ genannt werden ſollen, und es ſei eine Art unſchicklichen Vorwurfs für das engliſche Gouvernement, wenn S. 108 geſagt wird: „Die Engländer ſchickten Napoleon nach St. Helena, wo er ſechs Jahre litt.“ — Es freut uns aufrichtig, daß die Cenſurbehörde in Berlin, indem ſie dieſem Schriftchen das Imprimatur ertheilte, von ganz andern, als den eben angedeuteten Anſichten ausging, und einer warmen aber gehaltenen Überzeugung in warmer aber gehaltener Sprache die Mittheilung von ewig und allgemein denkwürdigen Begebenheiten erlaubte.

Daß dieſe Mittheilungen auch bedeutungs- und ſinnvoll über **allgemeine Zuſtände** ſich äußern, ergeben unter Anderm die Einleitewortе der Rubriken: „Die Schreckenszeit“ (S. 30); „die Reaction“ (S. 53); „das Direktorium“ (S. 59); „das Konſulat“ (S. 77); „Napoleon“ (S. 85), „die Reſtauration“ (S. 101), unter welche nicht unpaßlich die Julirevolution, ihrer ſpäteren Folgen wegen, mit eingereiht iſt. Beſonders die Einleiteworte der Rubrik: „Napoleon“ ſtellen in gedrängter Betrachtung das franzöſiſche Volk der Republik und das franzöſiſche Volk des Kaiſerreichs, ſcharf contraſtirend, und doch auch dann in einer Weiſe dar, welche den Übergang aus einem Contraſte in den andern ſo deutlich malt, wie der Aſtronom den Übergang aus Morgen in Mittag. Dieſe Feinheit der Behandlung, verbunden mit einem beſtimmten Nachzeigen, erinnert an Mignet, und wenn dieſes mit aus einem poſitiven Benutzen des Mignet'ſchen Werks hervorging, ſo ſchadete dieſes nicht dem ſelbſtändigen Werthe des Verfaſſers.

Da und dort, beſonders gegen das Ende hin, iſt der Ausdruck etwas flüchtig gewählt, z. B. S. 109, wo es von Villèle heißt: „Indeſſen war er in Grundſätzen **nicht peinlich**, er fügte ſich;“ und S. 110, wo von dem Falle geſprochen wird, wenn das (franzöſiſche) Miniſterium (unter Polignac's Präſidentſchaft) die Charte **übergehen** ſollte.

Übrigens eine eigene Erſcheinung! Während man im Jahr 1790, am erſten Jahrestage des Baſtilleſturms, in Paris auf die neue Verfaſſung ſchwor, glaubte man damals, die Revolution ſei vorüber. Mignet datirte ſeine Revolutionsgeſchichte bis 1814. Der Verfaſſer obiger Schrift ſetzte das Jahr 1830, weniger, wie es ſcheint, als ihr Ende, denn als ihre vorläufige Marke, weil die Zukunft mit ihren Ereigniſſen dem menſchlichen Blicke noch verſchleiert liegt.

Karl Buchner.

Zur Erinnerung an Ferd. Raimund.

(Fortſetzung).

(Scene 14).

(Vorige. Aſtragalus) (in Rappelkopf's Geſtalt).

Aſtrag. (ruft heftig noch vor der Thüre). Daß Niemand zu mir gelaſſen wird!

Rappelk. Das iſt meine Stimme! Ich höre mich ſchon. (Tritt zurück).

Aſtrag. (tritt ein; wie er Sophie ſieht, fährt er zurück und ruft). Ha! (Will zurück).

Rappelk. Ich bin's, es iſt kein Zweifel.

Sophie (hält ihn zurück) O bleib' doch, lieber Mann. Wir ſind glücklich, daß wir dich wiederſehen.

Aſtrag. (reißt ſich los). Laß mich, entweder gehſt du oder ich.

Sophie (mit Ueberwindung). Nun ſo bleib', ich will gehn. (Geht ſeufzend ab).

Aſtrag. (tritt mit empörter Miene vor, bleibt mit verſchränkten Armen ſtehen und blickt wild umher, ohne Rappelkopf zu bemerken).

Rappelk. (betrachtet ihn vom Fuß bis zum Kopf mit ungeheurem Erſtaunen, und ſpricht dann überzeugt). Ich bin's! aufgelegt bin ich nicht gut, aber das kann nicht anders ſein.

Aſtrag. (zu Lieschen). Was will Sie da?

Lieschen (zitternd). Fragen, ob der Herr nichts befehle.

Rappelk. Eine Angſt hat Alles vor mir, daß es eine Freude iſt.

Aſtrag. Wo iſt das Schreibzeug?

Lieschen. Dort. (Deutet auf den Tiſch).

Aſtrag. Und Federn?

Lieschen (ängſtlich). Die hab' ich nicht.

Rappelk. Hat die Gans keine Federn!

Aſtrag. Hol' Sie welche, hat Sie's gehört? Hinaus mit Ihr. Sie Schlange, Sie Baſilisk, Sie Krokodil, Sie Anakonda!

Rappelk. In der Naturgeſchichte bin ich gut bewandert.

Lieschen. Gleich, Herr, gleich. (Im Abgehen). Der böſe Feind hat ihn zurückgeführt. Ich laſſe mich nicht mehr ſehen. (Ab).

Rappelk. Die läuft weg. Ich weiß nicht, hm, ich gefalle mir recht gut. Ein wenig raſch bin ich, das iſt männlich.

Aſtrag. (entſchloſſen). Ja, ich will mein Teſtament machen.

Rappelk. (für ſich). Teſtament? Nu, wär' nicht übel. Den Entſchluß muß ich gleich unterbrechen. (Laut). Grüß' Sie Gott, lieber Schwager, eben bin ich angekommen.

Aſtrag. Wer iſt das?

Rappelk. Ei, kennen Sie mich nicht?

Aſtrag. (ſtaunt). Was wollen Sie hier? Warum haben Sie nicht geſchrieben? Haben Sie meine Intereſſen mitgebracht? Wie ſteht es mit meinem Vermögen?

Rappelk. (für ſich). Jetzt geht's gut, das möcht' ich ſelbſt gern wiſſen.

Aſtrag. Das Haus in Venedig ſoll ſchlecht ſtehen; iſt es verloren?

Rappelk. (erſchrocken). Verloren? Wäre nicht übel. (b. S.) Mir wird ſelbſt Angſt.

Aſtrag. Ich habe keine Intereſſen erhalten.

Rappelk. Ich auch nicht.

Aſtrag. Sie haben ſie mir doch ſonſt geſchickt. Es ſteckt Betrug dahinter.

Rappelk. So laſſen Sie ſich nur ſagen —

Aſtrag. Ich laſſe mir nichts ſagen, ich kenne die Welt, ſie gehört zum Katzengeſchlechte.

Rappelk. Ich aber —

Aſtrag. (wüthend) Still! (Bleibt in drohender Stellung).

Rappelk. (für ſich). Wenn er nur nicht gar ſo ſchreien möchte, mir thun die Ohren weh!

(Scene 15).

(Vorige. Habakuk mit Federn.)

Habakuk (zitternd). Ew. Gnaden, hier bring' ich die Federn.

Aſtrag. (entſetzt ſich). Ha, dieſer Mörder wagt es, vor meine Augen zu kommen! (Nimmt den Stuhl und vertheid. ſich). Komm' mir nicht zu nahe, Bandit!

Rappelk. Ach, das iſt übertrieben, wer wird ſich denn vor dieſem Eſel fürchten?

Habakuk. Die gnädige Frau läßt fragen, ob ſie noch nicht herüber kommen darf.

Aſtrag. Nein.

Habakuk. Sie weinte aber ſo abſcheulich.

Aſtrag. Krokodilsthränen.

Habakuk. Wenn ſie aber krank wird?

Aſtrag. In's Spital mit ihr.

Rappelk. (b. S.). Das iſt ein kurioſer Humor.

Habakuk. Ach, verzeihen Ew. Gnaden, das iſt zu ſtark. Ich war zwei Jahre in Paris, aber —

Aſtrag. (auffahrend). Wenn er es noch einmal wagt, dieſes unerträgliche Sprichwort in meinem Hauſe ertönen zu laſſen, ſo zahl' ich ihm ſeinen Lohn im Voraus. (Wirft ihm einen Geldbeutel vor die Füße, und trifft damit Rappelk. an das Schienbein).

Rappelk. (zieht den Fuß auf). Sapperment! geben Sie Acht! das ſind harte Thaler.

Aſtrag. Hab' ich Ihnen weh gethan?

Rappelk. Ich glaub', ich hab' ein Loch im Fuß.

Aſtrag. Es geſchieht Ihnen recht. (Zu Habakuk). Wenn er alſo ſein verruchtes Sprichwort noch einmal ſagt, ſo geht er auf der Stelle aus meinem Dienſt. Nehm er auf, hurtig.

Rappelk. Es iſt meine ganze Manier. (Zu Habakuk). Nun, Apporte!

Habakuk. Ew. Gnaden, um dieſen Preis kann ich mich nicht darauf einlaſſen; denn ich habe keinen Stolz als daß ich zwei Jahre in —

Aſtrag. (faßt ihn am Halſe). Ich erdroßle ihn, wenn er noch einen Buchſtaben mehr ſagt.

Habakuk. Zu Hülfe! zu Hülfe!

Rappelk. (ſpringt dazwiſchen). Aber Herr Schwager, das hätt' ich in meinem Leben nicht geglaubt.

Aſtrag. (hält ihn noch immer). Wo warſt du zwei Jahre? warſt du in Paris?

Habakuk (ſchreit ängſtlich). Nein, in Stockerau.

Aſtrag. Alſo geh' hin, wo der Pfeffer wächſt.

(Mit ihm zur Thür hinaus).

Rappelk. Ich finde doch, daß ich etwas Abſtoßendes in meinem Betragen habe; wenn das ſo fortgeht, komm' ich mit mir ſelbſt nicht aus. Ja ſo, mein Geld muß ich wieder einſtecken. Wir haben ja eine Kaſſe. Das iſt bequem, wenn's der eine wegwirft, hebt's der andere auf. Und wenn nur das nicht wäre, daß, was ihm geſchieht, auch mir geſchehen muß. Und wie lang er draußen bleibt; er war ganz erhitzt, wenn er ſich erkältet, ſo kriegen wir beide die Kolik.

Aſtrag. (tritt ein). Weil ich im Walde keine Ruhe vor ihnen habe, ſo ſollen ſie auch vor mir keine haben; denn ſie ſind boshaft, ſie könnten mich vergiften.

(Setzt ſich in einen Stuhl).

Rappelk. Das ſind ja übertriebene Sachen. Wenn er nur etwas mit ſich reden ließe. — Herr Schwager!

Aſtrag. (wendet ihm den Rücken zu). Hinaus, Ungeheuer!

Rappelk. (b. S.) So hab' ich's akurat gemacht. (Laut). Aber warum denn? wir ſind ja die beſten Freunde.

Aſtrag. Ich bin keines Menſchen Freund, und Sie will ich gar nicht anſehen. Ihr Geſicht iſt mir zuwider.

Rappelk. Sie werden mich doch für keinen Betrüger halten?

Aſtrag. Das nicht; aber man erinnert ſich an einen, wenn man Sie anſieht.

Rappelk. Ah, das iſt impertinent! Dieſe Grobheit hätt' ich mir nicht zugetraut. Und doch erinnere ich mich auch ähnlicher Worte.

Aſtrag. (zum Fenſter hinaus). Halt, wer ſchleicht da zur Thüre hinaus? Teufel, das iſt der junge Maler; der war bei meiner Tochter.

Rappelk. Jetzt wird der Teufel los gehen.

Aſtrag. Wart, du entkommſt mir nicht mehr. (Springt zur Thür' hinaus, und ſtößt Rappelk. der ihm im Wege ſteht, auf die Seite).

Rappelk. Ich bin ja ein raſender Menſch! Ich fang' mir ordentlich an, ſelbſt zuwider zu werden. Das hätt' ich in meinem Leben nicht gedacht.

Aſtrag. (von innen ſchreiend). Sie müſſen herein, ich laſſe Sie nicht los.

Rappelk. Hat ihn ſchon beim Kragen.

Aſtrag. (von innen). Herein, ſag' ich!

Rappelk. Wie er ſchreit, und das geht alles auf meine Rechnung. Bis die Geſchichte ein Ende hat, ruinirt er mir noch die ganze Bruſt. (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

17) Der Malteſer. Trauerſpiel in fünf Aufzügen nebſt einem Vorſpiel. Von Dr. E. Grenberg. Braunſchweig. J. H. Meyer. 1836.

Die Malteſer vervielfältigen ſich ſeit einiger Zeit, wie Macbeth's Kronen in der Zauberhöhle. Das eben genannte

Trauerſpiel iſt nach alt-herkömmlicher Weiſe angelegt; die Intrigue datirt aus der Garderobe; ein verbannter Malteſer, Oskar, ſpielt eine dreifache Rolle, thut es mithin dem ehrwürdigen Abällino noch vor. Eine türkiſche Dame, welche wunderlicher Weiſe den böhmiſchen Namen: Libuſſa empfing, thut ſehr ſentimental; ein algieriſcher König desgleichen, auch die übrigen Heiden verläugnen mehr oder minder ihre Brutalität. Theatraliſches Geſchick iſt bei alledem nicht zu verkennen. Sonſt enthält das Stück nur eine Situation voll wahrer Empfindung; daß iſt die, als der entehrte Oskar bei der Nachricht vom Tode des Freundes den Schandpfahl, auf welchem ſein Ritterkreuz hängt, (!) umklammert.

98) **Das Zauberſchwert.** (Ein Gewebe von Harzſagen) Epos in dreizehn Geſängen. Von Dr. K. **Sternberg.** Braunſchweig, J. H. Meyer. 1836.

Eine Menge von mehr oder minder intereſſanten Harzſagen findet man hier zu einem Ganzen verwebt, welches der Verfaſſer mit Unrecht: **Epos** nannte, denn außer dem, daß der Dichter als Erzähler auftritt, finden wir keine Spur von epiſchem Organismus darin. Die Manier erinnert zuweilen an Wieland, wenigſtens, was die Ungebundenheit betrifft; Wieland'ſcher Grazie begegnet man freilich nicht; hier iſt blos Bequemlichkeit, die oft in grauſamſte Nüchternheit ausartet, ſelbſt, wenn der Verfaſſer ſagt:

„Ich wünſche nur, daß ſich die Leſerin nicht ſchäme,
Wenn ich in eine Trinkgeſellſchaft ſie mitnehme."

Die Leſerin mag ſich bedanken.

99) **Dichtungen von Johanne Hermes.** Helmſtädt, Fleckeiſen (in Commiſſion). 1836.

Reiner, weiblicher Sinn ſpricht hier aus wohlgemeſſnen ſanft abrollenden Verſen, welche aber auf Originalität des Ausdrucks keinen Anſpruch machen können.

100) **Gedichte von Hyazinth von Schulheim.** Grätz, Damian und Sorge. 1836.

Hier tritt wieder einmal ein Ritter „vom gebrochnen Herzen" auf, der Uhland und Heine geleſen hat; bald naiv, bald modern thut; aber weder im Naiven, noch im Modernen wahr und alſo erträglich iſt; letzteres um ſo weniger, da ſeine Gedichte, wie aus deren Form zu ſchließen, flügge wurden, bevor ſie Farbenſchmelz und Schwungkraft hatten.

101) **Phantaſie- und Thierſtücke.** Von Ritter von **Braunthal.** Wien, Tendler. 1636.

Dieſe Sammlung enthält manches Schöne, aber eben ſo viel Widerwärtiges. Das letztere kommt vielleicht daher, weil bei H. v. Braunthal das Lyriſche oft mit dem Satyriſchen zuſammenfällt, ſo zwar, daß die Wirkung des Einen die des Andern aufhebt. Wo dagegen jedes der beiden Elemente ſelbſtſtändig auftritt, kann man dem Talent des Hrn. v. Braunthal Anerkennung nicht verſagen. Dieß gilt von den „Federn," von den „Zunftliedern." Das ſchönſte von allen lyriſchen Blättern iſt das ſommerliche Abendlied:

„In den Händen Mond und Sonne,
Schaukelt ſich die Dämmerung ꝛc."

Durch friſche und eigenthümliche Färbung zeichnen ſich die „Serbelder" aus. Gänzlich verfehlt dagegen ſind die Proſen und Fabeln (Thierſtücke).

102) **Duftkörner,** aus perſiſchen Dichtern geſammelt. Von **Hammer-Purgſtall.** Stuttgart, Brodhag. 1836.

Wir betrachten dieſe **perſiſchen** Duftkörner als herrliches Gegenſtück zu dem erſten Bande der Geſchichte der „**osmaniſchen** Poeſie," einem Werke, worin Herr von Hammer einen Schatz von Beleſenheit in allgemein intereſſanten Aufſchlüſſen niedergelegt. Wie die darin enthaltene Blüthenleſe aus zwei tauſend und zweihundert Dichtern (1300 — 1521) nicht blos für den Orientaliſten von Fach Werth hat, ſondern für jeden, der das Schöne in allen Zonen ſucht, ſo ſind wir Deutſche dem Manne, welcher ſein langes Leben darauf verwendete, uns die Fundgruben des Orientes zu öffnen und ſtets neue Schätze daraus zu heben, auch für die Duftkörner perſiſcher Dichter herzlichen Dank ſchuldig. Das Verdienſt des fleißigen Sammlers wird dadurch nicht geſchmälert, daß die Dichter-Weisheit des Oſtens, welche er im deutſchen Weſten einpflanzte, etwas von dem Saft dieſes neuen Bodens eingeſogen, daß er zuweilen auch weſtliche Anſchauungen zur Schale nahm, in welcher er die öſtliche Koſt darbietet; dieſe Schale iſt von feinem getriebenem Golde.

Die Sammlung enthält zuerſt ein einleitendes Gedicht: **Die Eröffnerin** (Fatihet), dieſem folgen ſieben Abtheilungen, **Weihrauchkörner** (Hymnen und Gebete), **Ambrakörner** (Lobgedichte und Wünſche), **Kampferkörner** (Satyren), **Sandelkörner** (Elegieen), **Spikenarden** (das Buch des Raths und der Weisheit), **Moſchuskörner** (das Buch der Schenken), **Roſenperlen** (Buch der Schönheit und der Liebe); die Beſchließerin (Chatimet) bringt zwei Gedichte vom Alter; im Ganzen 125 Gedichte, von denen alle, mit Ausnahme der Beſchließerin, Motiven perſiſcher Dichter frei nachgebildet ſind. Die typographiſche Ausſtattung iſt ſehr zu loben.

Notizen.

.*. **Südauſtraliſche Colonie.** — Vor fünf Jahren iſt der Plan zu einer Colonie in Süd-Auſtralien — zwiſchen Neu-Süd-Wallis und Van Diemens-Land — gefaßt worden. In dieſem Sommer ſind nun 10 Schiffe mit 874 Coloniſten von England abgegangen, um 4500 Stunden davon eine Niederlaſſung zu gründen, deren Beamte von der engl. Regierung ernannt werden, bis die Bevölkerung die Zahl von 50.000 Seelen überſteigen. Bis zum 1. März d. J. waren 60.000 Morgen des neuen Landes, welche 35.000 Pfd. St. ertragen, zu 12 Schill. per Morgen verkauft. Die Coloniſten haben das erſte, (am 18. Juni d. J.) zu London gedruckte Blatt für eine Zeitung mitgenommen, welches South Australian Gazette and Colonial Register heißt. —

.*. **Die dritte Verſammlung des Vereins norddeutſcher Schulmänner** wurde zu Braunſchweig am 29. u. 30. v. M. unter Vorſitz des Hofr. Petri und des Prof. Krüger gehalten. Die Zahl der Anweſenden war faſt eben ſo groß, als im vor. J. in Hamburg. Ein Theil der Geiſtlichkeit von Braunſchweig und aus deſſen Umgegend hat ſich dem Verein angeſchloſſen. Die Verhandlungen bezogen ſich theils auf allgemeine Verhältniſſe der Schulen, Methodik und Didaktik, theils auf die alten Sprachen und die Alterthumswiſſenſchaft überhaupt. Für das nächſte Jahr iſt **Kiel** zum Verſammlungsort gewählt. —

.*. **Invaſionen von Inſekten.** — Der York Courant berichtet, daß in den letzten Tagen des v. M. die Stadt **York** von Myriaden Inſekten, einer kleinen Art von **Fliegen**, heimgeſucht worden. Auch **Bradford** war wenige Tage zuvor von ſolchen geflügelten Heerſchaaren überzogen worden. In **Mons** aber und zu **Frankfurt** a. M. hatte man in den erſten Tagen des Auguſt's auf allen Straßen geflügelte und ungeflügelte Ameiſen bemerkt. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 253. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 25. October.

Genrebilder aus Südtyrol. *)

Von

H. E. R. Belani.

1. Das Panorama von Botzen.

Der gefällige Wirth in dem trefflichen Gaſthauſe zur Kaiſerkrone zu Botzen führte zwei Fremde in eins der öſtlich belegenen Zimmer ſeines weiträumigen Hauſes. Es war ein ſchöner Sommerabend des Jahres 1809. Der Gaſtwirth, ein noch junger und gebildeter Mann, öffnete beide Flügel der Fenſter und ſtellte ſich zur Seite, um, nicht ohne ein patriotiſches Selbſtgefühl, den Eindruck zu beobachten, den die wie feſtlich beleuchtete Abendlandſchaft auf die Eintretenden machen werde.

Sie waren beide in ein Geſpräch vertieft, als ſie dem Wirthe die breite Treppe hinauf gefolgt waren, und dieſes ſetzten ſie noch, mitten im Zimmer ſtehen bleibend, fort, ohne eine Weile die Bewegung des Wirthes zu beachten. Endlich brach der Größere und Jüngere von beiden ab und ſprach: „Alſo dieſes hier iſt eins der öſtlichen Zimmer mit der ſchönen Ausſicht, die uns Lord Foolgrave, ſo dringend empfohlen hat?" —

„— Seine Herrlichkeit hat hier gewohnt," entgegnete der Wirth, er nannte ſie eine der drei ſchönſten Ausſichten der Welt!" —

„One of the three greatest aspects of the world," entgegnete jener etwas affektirt und über ſein feines bleiches Geſicht zuckte ein ironiſches Lächeln. — „Ja, ſo waren ſeine eigenen Worte. Die Geiſtesarmuth der Extaſe engliſcher Travellers kennt keine andere, als dieſe ſtereotype Formel ihrer Bewunderung." —

„Bah!" — rief der Andre, der auf den ernſten Blick, den Militär in Civilkleidung verrieth, „auf Ehre, der Engländer war ein enthuſiaſtiſcher Narr und verliebt in das ſüdliche Tyrol, wie ein Tyroler Bauer; das Volk hier nimmt die Backen ſo voll, als wollte es vom Thurme blaſen, um ſeine verd . . . . Berge zu preiſen."

„Man muß übrigens gerecht ſein, lieber D....t," ſprach der Civiliſt, „es iſt eine originelle Bemerkung, die ich ſchon zu Brixen in mein Reiſetagebuch notirt habe, und die der Welt hoffentlich nicht verloren gehen ſoll: „Das ſüdliche Tyrol iſt eins der ſchönſten Länder der Erde. Man findet hier das idylliſche Element mit dem romantiſchen vereinigt, und über beide die Poeſie der Religion ausgegoſſen." — Ja, ſo war es. — Doch laſſen Sie uns an's Fenſter treten, Lieber — ich werde Ihnen nach dieſem Thema das ganze Panorama demonſtriren."

„Schön — auf Ehre — ſehr hübſch," — ſprach der Militar, und nickte einigemale beifällig mit dem Kopfe. Die wenige Empfänglichkeit, die ihm die Natur für den Eindruck ihrer Schonheiten gegeben haben mochte, war doch wenigſtens rein und unverſchroben; während Jener mit ſeiner abgeſtorbenen Gefühlswelt, als kalter Egoiſt, nur einen gemachten Enthuſiasmus zur Schau trug, wenn er ſich darin gefiel, als ſchöner Geiſt glänzen zu wollen.

Es war nur ein Theil des reichen Panorama's, in deſſen Mitte Botzen liegt, das vor ihren Augen ſich aufrollte; aber in der Beleuchtung der Abendſonne hatte das

---

*) Bruchſtück aus dem im lit. Muſäum zu Leipzig nächſtens erſcheinenden hiſtoriſchen Roman: „Tyrol's Erhebung, Roman und hiſtoriſches Gemälde von H. E. R. Belani, 3 Theile;" auch unter dem Titel: „Tyrol 1809, erſte Abtheilung;" die zweite Abtheilung wird unter dem Titel: „Tyrol's Kampf und Beruhigung" (Hofer's tragiſche Kataſtrophe enthaltend) das große Gemälde des Tyroler Aufſtandes im Jahre 1809 vollenden. Wir machen damit vorläufig auf dieſes umfaſſende Werk aufmerkſam. Der Verfaſſer hat ſchon unter anderen im Verlage dieſer Blätter durch „den Heimathloſen" (3 Thle.), „den Premierminiſter" (4 Thle.), und „den Geächteten (3 Thle.) ſein ausgezeichnetes Talent für lebendige, treu und wahr gehaltene hiſtoriſch-romantiſche Darſtellungen bekundet; ſo daß wir uns von dieſem, der neueſten Zeit nahe liegenden Volksaufſtande, der ſo reich iſt an bedeutenden Charakteren und an poetiſchen Elementen, ein ſehr anziehendes Bild von ihm verſprechen durfen.

Die Red.

gegenüber ſich erhebende Gebirge eine wahrhaft magiſche Wärme des Farbentons angenommen. Ein zarter Duft der weichſten Verſchmelzung von Grau, Violett, Mattgrün und Roſenfarbe war über die Mittel- und Hintergründe der Landſchaft hingehaucht. Man denke ſich Botzen in einem weiten Thalkeſſel liegend, der durch die Etſch nach Süden zu geöffnet iſt. Nach allen anderen Weltgegenden hin iſt es geſchützt durch himmelhohe Gebirge, auf deren halber Höhe, in den tief eingeſchnittenen Thälern, das heiterſte Alpenleben beginnt. Über Botzen hinaus liegt Meran mit ſeinen reizenden Umgebungen, weiter unten nach Süden im wälſchen Tyrol, — an der nach Verona hinziehenden Etſch, das mittelalterliche Trient, das an den Fluch, den 255 Biſchöfe und Prälaten auf dem dortigen großen Concilium gegen alle Ketzer geſchleudert haben, erinnert. — In die Etſch fallen unter Botzen die wilde Eiſack, die an Sterzing und Brixen vorbei vom hohen Brenner ſich herabſtürzt, und unter Meran die noch viel wildere Paſſer — nicht zu gedenken der vielen kleineren Bergwaſſer, die das Gebirge durchſchneiden und nicht ſelten Waſſerfälle und Staubbäche bilden, wie ſie in der Schweiz ſo oft angeſtaunt werden. Gebirgsketten durchziehen den weiten Thalgrund nach allen Richtungen hin. Wie grüne Wellen erheben ſich dort die weichgerundeten Vorberge, mit unabſehbaren, vollſaftigen Rebenpflanzungen geſchmückt. Weiße Winzerhäuschen blinken daraus hervor, gleich Blüthen, die auf einem grünen Teppich ausgeſtreut liegen. Höher hinauf erheben ſich mittelalterliche Erinnerungen uber die Idylle des Winzerlebens; — maleriſche Ritterburgen, auf alles beherrſchenden Höhen, bald noch bewohnt, bald in ſchöne Ruinen zerfallen, alle umgeben mit ihrem poetiſchen Sagenkreiſe, und dort graue Kloſtermauern von hohen Ulmen-, Nuß- und Kaſtanienbäumen, und dunkeln Cypreſſen ſchaurig beſchattet; — hier und dort erblickt der Wanderer eine einſame Waldkapelle; da einen hohen Calvarienberg mit dem Mirakelbilde, ein Ziel des Heils für fromme Wallfahrer; dann wieder eine drohend überhangende Felswand, durch ein koloſſal eingehauenes Crucifix oder durch einen beſcheidnen Bildſchnörkel geſchützt. Über das alles hinaus erheben ſich die Berggelände, die bis in bedeutende Höhe mit Weinpflanzungen bedeckt ſind; weiter hinauf aber Felder, Wieſen, Dörfer und Gehöfte, ſo einladend heiter auf den Höhen getragen, daß die Städter ſich hinaufgezogen fühlen auf die Berge, um, wie ſie es nennen, die Sommerfriſche zu genießen. Daher gibt es denn auch dort in der Höhe Landhäuſer in Menge, die der herrlichen Gegend zur nicht geringen Zier gereichen, da ſie wie die Schlöſſer und Klöſter auf den ſchönſten Punkten der Landſchaft angelegt zu ſein pflegen; und wo nur immer das reiche Gebirge eine Heilquelle ſprudeln läßt, da iſt auch gewiß ein heimlich ſtilles Bad zu finden, das von allem ſtädtiſchen Luxus entfernt, ſeine Heilkraft den Siechen weihet und dem Geſunden die reinſte Heiterkeit des Lebensgenuſſes gewährt.

Wenn unten in der Tiefe des Thalgrundes die nach Italien führende große Römerſtraße an beiden Seiten nach wälſcher Art mit hohen Mauern umgeben iſt, die auch auf den Nebenſtraßen oft die Ausſicht hemmen, ſo ziehen nach allen Seiten hin die heiterſten hellen Saumpfade hinauf in die hochgelegenen Thäler. Dieſe ſind oft ſo glücklich nach Süden hin geöffnet, daß ſie mit ihrer ſüdlichen Pflanzenwelt ein paradieſiſches Stilleben zu gewähren ſcheinen; doch ein heiteres und betriebſames Völkchen weiß ſie in die reichſten Gärten zu verwandeln, (wie das Sarnethal und Jeneſien), oder ,wo die Natur ihre Gaben verſagt (wie im Gordener Thale), da führen die fleißigen Bewohner durch Kunſtſinn, Geſchicklichkeit und Handel die Reichthümer der Welt in ihre verborgenen Thäler, ohne deshalb der alten Sitte untreu zu werden.

Noch höher beginnt dann auf den blaugrünen Almen das einſame Hirtenleben, wo über den Wolken die Sennhütten liegen. Dort weiß der Gemſenjäger oder ein friſcher Bua ſein herzig Dirndl zu finden und zu küſſen; und zur Zeit der Heuerndte tanzen dort die Mahder *) und Madeln nach dem Tone einer Maultrommel, einer Schwögel **) oder Zither; während tief unten der ſchleichende Mönch mit der donnernden Bußpredigt die Luſtigkeit der Winzer und Winzerinnen zur Zeit der Weinleſe ſtört.

Hoch aber über all' das warme und duftige Leben hinaus ragen die ernſten Rieſen, die Ferner; dort im Oſten und Nordweſt ſind es die dunkel violetten Hörner und Zakken des Orteles, Glöckners, der Ötzthaler und Fender Gletſcher; — auch da gegenüber im Weſten und Süden blitzen auf hohen Ferner-Kuppen die Felder von friſchgefallenem Schnee roſenroth, leuchtend im Abendſchein, hoch am Saume des tiefblauen Himmels.

Von einem ſolchen wundervollen Kreisgemälde, das Botzen nach allen Seiten umgibt, enthält das hier geöffnete Bild einen der reizendſten Abſchnitte. — Im Vordergrunde liegt ein Gärtchen,

„— — — — wo die Citrone blüht,
Im dunklen Laub die Goldorange glüht.“

Jenſeits deſſelben rauſcht die Eiſack mit ihrem braunen Berggewäſſer; blühende Kirſchbäume neigen ihre Zweige in die Wellen, und ſchlanke Pappeln und Ulmen geben den ſammtweichen Matten der Uferwieſen die Umrahmung eines maleriſchen Baumſchlags. Weiter hinaus erheben ſich ſanfte Anhöhen, mit Weingeländen bedeckt, heitere Landhäuſer, oder ernſte Burgen und Klöſter. Dazwiſchen blicken aus weiter Ferne die Wellen der Etſch.

Je weiter das Bild ſich aufrollt, deſto maleriſcher werden alle die duftigen Fernen, bis dort im Süden das hohe Mendelgebirge mit ſeinen rothen Porphyrwänden, dort aber gegen Abend das himmelhohe Geröll der weſtlichen Berge, die das Fleimſer Thal und näher das hochgelegene Faſſathal umgeben, die Ausſicht ſchließen.

Da, wo das letztere ſich öffnet, ſchimmern hoch in den Lüften Felſengruppen vom klarſten Roſenroth, deren wunderbare Geſtaltung ein Gemiſch von ſeltſamen Kuppeln, Spießen und Schwertern, Pyramiden und Thürmen zu bilden ſcheint, — ein Anblick, der zugleich das Auge ergötzt und die Seele mit Erſtaunen erfüllt. —

Dieſe hohe Poeſie der Natur ſollte Veranlaſſung werden, das Geſpräch wieder in das Triviale herabzuziehen. So geht es in der Menſchenwelt, — nicht für Alle hat Gott ſeine Dome gebaut! Wer für das Erhabene keine Andacht fühlt, würde ſelbſt in den Himmel ſeine kleine verſchrobene Welt mit hinaufnehmen wollen. (J. f.)

---

*) Mäher. **) Pfeife.

Zur Erinnerung an Ferd. Raimund.

(Fortſetzung).

Nun zerrt Pſeudorappelkopf den Maler herein; es kommt zu Erklärungen, von des Pſeudovaters Seite bis zur Wuth. Der wahre Rappelkopf geräth in Entrüſtung, der falſche ſtürzt fort. Der Maler nimmt von dem wahren Rappelkopf Abſchied, und empfiehlt deſſen Fürſorge und Schutz gegen den Wahnſinnigen das arme Malchen. Er will ſich das Leben nehmen. Da wird der wahre Rappelkopf weich, beruhigt ihn, verſpricht ihm Malchens Hand. Habakuk tritt auf und ſchüttet vor dem vermeintlichen Herrn von Silberkern ſein Herz aus. Was dem Maler ſeine Liebe zu Malchen, das iſt dieſem armen Schelm ſein verbotenes Sprichwort: Ich war zwei Jahre in Paris. Er kann ohne daſſelbe nicht leben, Rappelkopf fühlt Mitleid, und garantirt dem Armen, alle Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen; er dürfe das Bewußte wieder ausſprechen.

Der Pſeudo-Menſchenfeind ſpielt indeſſen die Rolle fort und unterläßt nicht, die Exaltation zu ſteigern. Erhitzt fordert er ein Glas Waſſer, Sophie will ihm Arzenei geben, weil ſie für ihn eine Krankheit fürchtet. Man reicht ihm, da er auf ſeinem Willen beſteht, ein niederſchlagendes Pulver in's Waſſer. Er hält es für Gift, er klagt ſein Weib als Mörderin an. Rappelk. erkennt jetzt endlich mit Entſetzen ſeinen Wahn in ganzer furchtbarer Größe; er hört ſeine eignen Worte. Er fängt an, ſein Ebenbild zu haſſen; dieſe raſtloſe Haſt, dieſe Blindheit ärgert ihn. Der Pſeudo-Menſchenfeind mißhandelt Malchen. Das Vatergefühl treibt Rappelkopf, er nimmt ſich ihrer an, vertheidigt ſie. Der Pſeudo-Menſchenfeind betrachtet dies als Eingriff in die Rechte des Hauſes, als Beleidigung.

Rappelk. Das leid' ich nicht, Donnerkeil und Wolkenbruch! Nun hab' ich's ſatt. Ich muß mich meiner Familie annehmen. Der Menſch ruinirt mir Weib und Kind. Sapperment, Sie ſind kein Menſch, ein Teufel ſind Sie, der mich ſchwärzer darſtellt, als ich wirklich bin.

Aſtrag. Ha, eben recht! Du ſchändlicher Betrüger, gib mir Genugthuung für die Komplotte, die du hinter meinem Rücken ſchmiedeſt. Gib Rechenſchaft (packt ihn an der Bruſt) über mein Vermögen.

Malchen. Sophie.

Onkel!
Zu Hülfe! (Zugleich).
Bruder!

Rappelk. Was? Anpacken? Ha, Entehrung? Satisfaction! Piſtolen her!

(Scene 23.)

Vorige. Dienerſchaft.

Aſtrag. Piſtolen her!

Rappelk. Kanonen her!

Aſtrag. (nimmt Piſtolen von der Wand). Hier ſind ſie ſchon. (Reicht ihm eine).

Sophie. Mann, ich bitte dich um Alles in der Welt.

Aſtrag. Umſonſt!

Malchen. Onkel, ſeien Sie doch vernünftig!

Rappelk. Geh' weg, ich habe keine Zeit dazu.

Aſtrag. Fünf Schritte ſind genug, wir ſchießen zugleich. Zähl drei.

Sophie. Verſöhnt euch doch.

Rappelk. Wir ſind die beſten Freunde jetzt, und reden gar auf du und du. Geh fort, ich muß. (Zählt und zielt). Eins — zwei —

Sophie. (fällt in Ohnmacht). Ach!

Rappelk. Die fällt ſchon um, und ich hab' noch nicht geſchoſſen.

Malchen. Die Mutter ſtirbt.

Aſtrag. Drück' los!

Malchen. Onkel, halten Sie ein! (umſchlingt Rappelk.) oder Sie tödten zwei Menſchen.

Rappelk. (prallt zurück). Was? Himmel jetzt fällt mir was ein! Ich kann mich gar nicht mit ihm duelliren. Wir haben alle zwei nur ein Leben. Wenn ich ihn erſchieße, ſo ſchieß' ich mich ſelber todt. Wenn ich losgedrückt hätte, ſo wär's ſchon aus.

Aſtrag. Warum beſinnſt du dich?

Rappelk. Nu, wenn ſich einer da nicht beſinnen ſoll, ſo geht's recht —

Aſtrag. Nur einer fällt, ich oder du.

Rappelk. Den Teufel auch, wir fallen in Compagnie.

Aſtrag. Gleichviel, es geht auf Leben und Tod. (Zielt).

Rappelk. (ausweichend). Halt, es geht auf Tod und Tod.

Aſtrag. (ihn verfolgend). Warum willſt du dich nicht ſchießen, feiger Wicht?

Sophie (hat ſich indeſſen erholt).

Rappelk. Weil mich meine Schweſter dauert, ich will ſie nicht zur Wittwe machen, und ihr Kind und ihr Schwager und die ganze Freundſchaft. (B. S.). Das iſt eine Schande, ich weiß gar nicht mehr, was ich ſagen ſoll.

Aſtrag. Ich will mein Leben nicht für ſie erhalten, und dir will ich's am wenigſten verdanken; es gilt mir nichts, ich werf ihn weg, den unſchmackhaften Reſt des altgeword'nen Seins, ich brauch' ihn nicht.

Rappelk. Wie der mit meinem Leben herumwirft, und ihn geht's gar nichts an.

Aſtrag. Doch deine Feigheit will ich nicht hier dulden; du packſt dich fort aus meinem Haus, ſonſt werfe ich dich hinaus.

Rappelk. Jetzt wirft er mich gar aus meinem eignen Hauſe. Der Menſch ſpielt Ball mit mir. Und bring' ich ihn recht in Zorn, ſo trifft uns alle zwei der Schlag. Ich weiß gar nicht, was er noch immer will. Ich ſeh's ja ein, ich war ein unvernünftiges Thier, ein Tiger; darum will ich wiſſen, was denn jetzt noch kommt.

(Scene 24.)

(Vorige. Habakuk tritt ſchnell ein, einen Brief in der Hand.)

Habakuk (eintönig). Ein Brief.

Rappelk. Aus Paris, du Dummkopf?

Habakuk. Nein, diesmal iſt er aus Venedig.

Aſtrag. (fährt darauf los). Aus Venedig? Her damit.

Rappelk. Her damit, der intereſſirt mich ſelbſt. (Will hinein ſehen).

Aſtrag. (fährt ihn an). Was wollen Sie?

Rappelk. (erſchrickt). Ja ſo, jetzt darf ich meinen eignen Brief nicht leſen; verdammter Doppelgänger.

Aſtrag. (wird während des Leſens unruhig und bleich, er zittert).

Rappelk. Das muß eine ſchöne Nachricht ſein.

Aſtrag. (läßt zitternd das Blatt fallen, und ſagt mit Entſetzen). Ich bin verloren!

Rappelk. (fängt zu zittern an). So bin ich's auch.

Aſtrag. (ſinkt in einen Stuhl). Mir wird nicht wohl.

Rappelk. Und mir wird übel. (Sinkt in einen gegenüberſtehenden Stuhl).

Aſtrag. Ich geh' zu Grunde!

Rappelk. Ich bin ſchon hin.

Alle. Waſſer! Waſſer! (Die Weiber ſind beſorgt, Lieschen läuft ab).

Aſtrag. (ſteht auf. Waſſer? Ja, ihr erinnert mich daran. (Zu Rappelkopf). Du Verräther biſt an Allem Schuld. (Stürzt ab).

Rappelk. (ſpringt auf). Ja, mein Schwager iſt an Allem Schuld. Wo iſt der Brief? (Lieſt erſtarrt). „Mein Herr, ich melde Ihnen, daß das Handlungshaus, welchem Sie Ihr Vermögen anvertrauten, ge — ge — fallen iſt." Ich liege ſchon da. Ich ſtrecke ſchon alle Vier von mir. (Sinkt zuſammen).

(Scene 25).

(Vorige. Lieschen eilt zitternd herein).

Lieschen. Hülfe! Hülfe! der gnädige Herr iſt fort. Er läuft dem Waſſer zu, er ſtürzt ſich in den Strom.

(Alle erſtaunen).

Sophie. Mein Mann?

Malchen. Der Vater?

Alle. Eilt ihm nach! (Alles ſtürzt ab).

(Scene 26).

Rappelk. (Er kann vor Angſt nicht von der Stelle). Haltet ihn auf, den unglückſeligen Kerl! Was der Menſch mit meinem Leben treibt. Ich komme aus einem Tod in den andern hinein. (Die Kniee brechen ihm). Ich kann nicht fort — er ſpringt hinein! Er iſt ſchon drin, ich fange zu ſchwimmen an. (Schleppt ſich fort). Der Himmel ſteh' mir bei, diesmal ein Menſchenfeind, und in meinem Leben nimmermehr! Verzweiflung gib mir Kraft, ſonſt muß ich untergehn. (Ab).

Wahrend nun der falſche Rappelkopf ſich in's Waſſer ſtürzt, findet ſich der wahre mit einemmale im Tempel der Erkenntniß vor des Alpenkonigs Throne wieder; ſieht ſeinen Schwager, der einſtweilen in Felſeneinſamkeit ausharren mußte; erfährt nun, daß dieſer Rappelkopf's Vermögen vor dem Falle des Hauſes noch glücklich gerettet habe. Der Alpenkonig kränzt Malchen mit Alpenroſen, und Rappelkopf erklart: Kinder, ich bin ein penſionirter Menſchenfeind.

(Schluß folgt.)

Rußland's
welthiſtoriſche Beſtimmung.

Generallieutenant Graf von Bismark, in der unlängſt von ihm erſchienenen Schrift: „Die kaiſerlich ruſſiſche Kriegsmacht im Jahr 1835,“ — bemerkt u. a. Folgendes: „Rußland's Bevölkerung überſteigt jetzt 56 Millionen Menſchen. Seine Einkünfte haben ſich ſeit 1800 mehr als verdreifacht. Die innere Betriebſamkeit, die Kultur des Bodens, — des Handels Aufſchwung, Gewerbe und Wohlſtand machten Rieſenſchritte ... Die polniſche Revolution hat der ruſſiſchen Macht eine beſtimmte Richtung gegeben, ſie geordnet und ihr taktiſches Syſtem vollendet; dieſes taktiſche, tiefdurchdachte Syſtem verbindet die Völkerſchaften des koloſſalen ruſſiſchen Reiches zur Einheit ... Seit 1833 ſtehen immerfort 550,000 Mann zu freier Dispoſition, und immer iſt Rußland im Stande, mit drei bis viermalhunderttauſend auf irgend einem Kriegsſchauplatze zu erſcheinen. Dieſe Operations-Armee hat ihre geſicherte Ergänzung in den Reſervebataillonen ꝛc., welche eine furchtbare Armee des Innern, von 200,000 M. bilden. Die Militair-Kolonien reihen ſich hier an,“ ſo wie die „kaukaſiſche Armee von 80,000 M. Linien-Truppen u. ſ. w. u. ſ. w.“

Vom ruſſiſchen Soldaten aber entwirft Hr. v. B. folgendes Bild: „Ein ſtarker, robuſter Körper von der größten Ausdauer, wenige Bedürfniſſe, Genügſamkeit, ſeltene Gewandtheit und Geſchicklichkeit, ein leichtes, frohes Gemüth, und von Seite ſeines Geiſtes ein ſchneller Blick und eine durch nichts zu erſchütternde Tapferkeit, ſind in der That Eigenſchaften, welche den Ruſſen zum beſten (?) Krieger machen. Rechnet man hierzu eine leichte Auffaſſungsgabe, ſo wie ein entſchiedenes Talent zur Nachahmung und Anwendung des ſchnell und richtig Aufgefaßten, religiöſen Sinn, Liebe zum Vaterlande, Gehorſam gegen Vorgeſetzte, und vor Allem treue Anhänglichkeit und Ehrfurcht für ſeinen Kaiſer; — ſo fehlt dem Bilde eines vollkommenen Soldaten Nichts.“

„Rußland,“ meint Hr. v. B. an einer andern Stelle, „entwickelt ſich wunderbar auf der Bahn ſeiner großen Beſtimmung, hat ſeine Aufgabe in dem Plane der Weltgeſchichte richtig aufgefaßt und wird dieſe Aufgabe löſen. Nicht Unterjochung, ſondern Befreiung von dem böſen Prinzip, das die Völker wie der Alp drückt, und ihnen das Geſetz der Revolution auflegen möchte, welches alle Rechte umſtürzt, iſt dieſe Aufgabe.“

Auf welche Weiſe nun „die Völker“ von dem drückenden Alp befreit werden ſollen, darüber gibt uns Hr. v. B. keine beſtimmtere Aufklärung. Hr. K. Gutzkow in ſeinen Divagationen „zur Philoſophie der Geſchichte“ meint S. 81: „Das theilende Prinzip ſei das herrſchende, das bindende — das befreiende,“ und folgert daraus: „Wär' es möglich, Europa in ein einziges, unter einer Controle ſtehendes ungeheures Khanat verwandelt zu ſehen, ſo müßte der Tag der Freiheit ein allgemeiner ſein, und der Jubelruf am Tajo ſein Echo an der Newa finden.“ Hiernach müßte die fragliche Befreiung vom böſen Prinzip doch wohl durch die Million Bajonette effektuirt werden, deren Statiſtik Hr. v. B. uns gegeben. Auch der zu den neueſten „Staatsphiloſophen“ ſich zählende großherzoglich heſſiſche Rath, Hr. v. Meſeritz meint (im Octoberheft der Jahrbücher von Pölitz): „Europa ſei in ſeinen „moraliſchen Intereſſen“ von der Revolution bedroht, und Rußland zum kräftigſten Horte und Schirm des europäiſchen Civiliſationsprinzips berufen;“ begnügt ſich aber vorläufig damit, dem ſlaviſchen Kaiſerſtaate nur eine „nicht gewaltſame — Hegemonie“ über die übrigen europäiſchen Staaten in Ausſicht zu ſtellen.

Da nicht anzunehmen iſt, daß dieſe in der That neue Staatsphiloſophie Anhänger finde, ſo kann man ſie füglich auf ihrem Unwerth beruhen laſſen. Frankreich hat ſein Revolutionsfieber ſo ziemlich überſtanden, das unnahbare England hat nur ſein Unrecht gegen Irland gut zu machen und auf ſeinem Reform-Wege fortzuſchreiten, um jeder Revolution vorzubeugen; Belgien, Holland und Skandinavien ſind frei und geſund. Unſer edles Deutſchland endlich wird von Niemanden und am wenigſten von ſeinen öſtlichen Nachbarn ſich die Ehre rauben laſſen, der „kräftigſte Hort und Schirm des europäiſchen Civiliſationsprinzips“ zu ſein. Sollte es aber einmal altersſchwach werden und nicht mehr die Kraft in ſich fühlen, ſich frei zur Sonne aufzuſchwingen; dann wird es, wie der Phönix, auch muthig den Verjüngungstod zu ſterben wiſſen, doch niemals ſeine Majeſtät ſo ſehr vergeſſen, um den jüngeren Nachbaradler um Hülfe anzuſprechen.

Notizen.

⁂ Die Blume des Weines. — Herr Pelouze und Herr Liebig zu Gießen haben in dem Wein einen Aether gefunden, den ſie als die Urſache des angenehmen Geruches anſehen, den man die Blume oder das Bouquet nennt, daher ſie dieſe Flüſſigkeit éther oenanthique nennen. Dieſer Aether iſt farblos, von ſüßeſtem Geruch, ſehr leicht, im Waſſer unauflöslich, aber auflöslich im Weingeiſt und im Wein. Die kleinſte Spur deſſelben reiche hin, neuen Weinen den Duft alter Weine zu ertheilen.

⁂ *Inedita* von Molière. — Zu St. Port bei Corbeil hat man eine Reihe eigenhändiger Briefe Molière's aufgefunden, die er in ſeinem letzten Lebensjahre an Jamin, Schatzmeiſter des Königs geſchrieben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 254. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 26. October.

Die Weisheit des Brahmanen.

Ein Lehrgedicht in Bruchſtücken

von

Friedrich Rückert.

(Erſtes Bändchen. Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandl. 1836).

Wenn man dies Büchlein aus der Hülle löſ't, in welcher der Verleger es verſchickt hatte, ſo glänzt Einem Rükkert's Name in ſo zierlich als ſcharf ausgeprägten goldenen Lettern auf dem roſenfarbenen Grunde des Umſchlages entgegen; — eine ſinnige Huldigung, welche der Verleger dem Dichter darbrachte, andeutend: daß die Sprüche, welche der ſchön gedruckte Band enthält, es verdienten, in goldenen Lettern an den Prunkwänden des Fürſtenpallaſtes, wie über der Schwelle zum ſtillen Heiligthum des Bürgers und darin — zu ſtehen; denn ſie reden jene Sprache, die Allen verſtändlich iſt, die Sprache des Geiſtes, der, ein ewig erhaltender, über dem Ocean der Geſchichte ſchwebt; ſie verkündigen das Höchſte, was von menſchlichem Erkennen erreicht werden kann, das Tiefſte, was im menſchlichen Gemüth verſchloſſen liegt; ſie predigen, einfach wie Kinder oder Naturſtimmen, die Geheimniſſe des Himmels und der Erde; und die Weisheit, die, alle von Verſtandes-Theorieen und Doktrinen geſchlagnen Wunden heilend, von ihnen träuft, iſt ein Triumphgeſang der Vernunft, welchen die Liebe anſtimmt. Rückert's Lehrpoeſie ſteht, eine Wunderblume, welche den Duft der Weisheit im Kelch der Schönheit bewahrt, auf der Höhe der Nation, deren edelſte Säfte ihre Wurzeln einſogen, deren vollendetſte Entwicklung ſie darſtellt; Rückert iſt mehr als ein bloßer Charakter in der Zeit, er iſt der Abſchluß einer Epoche und ſpiegelt das Charakteriſtiſche derſelben in reinſter Klarheit.

Dies Charakteriſtiſche aber iſt der allgemein hervorbrechende Drang, die Einheit unſer ſelbſt zu finden, die Bedeutung unſer ſelbſt feſtzuſtellen, und über das Verhältniß des Zeitlichen zum Ewigen, des Einzelnen zum Ganzen endlich zu beruhigen; und dieſes Streben bekundet die Generation nicht ſpekulirend, ſondern handelnd, nicht rechnend, ſondern liebend, nicht verzweifelnd, ſondern hoffnungs- gottesfreudig; daß Wahrheit und Schönheit im Menſchheitlich-Göttlichen Eins werden. Alle Schulen, philoſophiſche und poetiſche, hatten als Vorſchulen dafür gedient; das geſchichtliche Leben der Nation hat ſeine zweite Rotation vollendet, durch welche, je nachdem die immer dünneren Häute und Cocons allmählig abfielen, endlich bald wieder die reine Urgeſtalt zum Vorſchein kommen wird; Idealismus und Realismus, Myſticismus und Satanismus haben das ihrige redlich gethan; nun ſind ſie unbrauchbar und man hebt ſie nur noch als Curioſität auf. Das Religiöſe zerbricht eine nach der andern von den Schlacken der Hierarchie und hebt ſiegreich Bewußtſein und Freiheit, die ſich von nun an im Völkerleben dauernd behaupten. Der geſchichtliche Zweck des nie raſtenden Menſchheitlebens iſt keine letzte Frucht, ſondern ein immer neues Blühen. Daß es aber den edelſten Geiſtern wie Rückert jetzt möglich ward, dieſe Höhe der Anſchauung zu erklimmen, von welcher aus ſich durch die Bedeutung, welche aus jedem Ding, Stoff und Verhältniß herausſchimmert, eine ſittliche Ordnung des Alls, dies ſelbſt mithin als reines Kunſtwerk darſtellt, iſt eben ein Beweis, daß die Generation ſelbſt in eine höhere Sphäre eingetreten iſt; denn iſt es möglich, daß einer den heiligen Graal erkannte und deſſen Anblick — aushielte, ja würdig wäre, ihn zu hüten, deſſen Auge hinter ſich und vor ſich und rings um ſich wirklich nur Nacht, Unordnung und Verweſung fände, Wahnſinn, Blutmeer und Verzweiflung? Nein die Zeit, in welcher Männer wie Rückert wachſen, kann die nicht ſein, welche von Thoren und Schlechten als eine Zeit der Auflöſung und des Verfalls bezeichnet wird. Weſſen Rücken von alten Sünden nicht gebeugt iſt, wer in Himmel, Frühling, Kindesantlitz ſchauen, wer die Arme regen kann, in weſſen Herzen eine allumfaſſende Liebe Platz hat, — fühlt er nicht das Emporſtreben Aller zum Lichte? Kann er nicht in jeder Sekunde belauſchen, wie wieder eine friſche Knoſpe am Baume der Humanität die Hülle geſpalten? Fühlt er ſich nicht werthvoll durchs Bewußtſein als Theil im Ganzen? Wie nach und nach jeder Schleier fällt und das große, erhabene Rundgemälde vor deinen Blicken ſich auseinanderbreitet! Wie die Weisheit die Doktrin, wie die Religion die Hierarchie auszieht, wie Weisheit, Religion und Schönheit durch Liebe zum Einklang werden, — die Farben zum Licht! Zur Erſcheinung aber wird dieſes Weltverſtändniß durch die Weltpoeſie gebracht; und wer kann es abſprechen, daß Rückert's Weisheit eine ſolche iſt? Nur die Tiefe eines deutſchen Gemüthes iſt im Stande, ſie einzufangen, ſie unerſchöpflich liebend auszuſtrömen.

Rückert hat den Standpunkt, von welchem aus ſein Lehrgedicht betrachtet ſein will, in folgenden Worten (S. 3) angewieſen:

„Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu ſeh'n,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu verſteh'n.
Woran er immer nur ſieht ſchimmern einen Glanz,
Wird zum Betkügelchen an ſeinem Roſenkranz."

Vergleicht man mit dieſem beſcheidenen Selbſtbekenntniß das erſte Bändchen des Lehrgedichtes, ſo wie die zahlreichen neuen Bruchſtücke (ſiehe Phönix 1836, Muſenalmanach 1836 ꝛc.); vergleicht man dieſe Eigenthümlichkeit des Dichters: „aus ſich heraustretend alles Individuelle Nächſtliegende im Ring der Anſchauungen zu umſchließen," mit der anderen: „jede Erſcheinung bis in ihren Urſprung zu verfolgen, wo ihr Weſen ſich endlich als Zwilling der verſchiedenſten ausweiſ't," ſo erklärt ſich die tiefere Bedeutung jener Worte, und das Lehrgedicht wird zur großen Harmonie, in welcher alles in Vermögen und Richtungen Zerſtreute zuſammenſtrebt, es wird zum vollendeten Kosmos, der als einer und ganzer ſeine genügende Bedeutung hat, ohne daß dieſe die an und für ſich befriedigenden ſchönen Einzelnheiten aufhebt, — in welchem vielmehr das Bedeutende zugleich das Schöne iſt, ſo wie in ihm anderſeits die Natur, deren Geſetze in der Menſchenbruſt nachgewieſen werden, der Menſch, deſſen Lebensgeſetze in der Natur wiedererſcheinen, als große Kunſtwerke daſtehen und daher in der Kunſt naturgemäß ihre Schlußhälfte finden. Rückert's Lehrgedicht umfaßt alſo Alles, was ſinnlich-wahrnehmbar, geiſtig-erkennbar und vernünftig-erſtrebbar iſt, Alles dies als einen Organismus, deſſen Seele Gott iſt, deſſen Glieder die Fragen über Religion, Natur, Kunſt, Familie, Staat, Wiſſenſchaft, — in metaphyſiſchen, ethiſchen, äſthetiſchen Färbungen. Schon in den erſten 84 Gedichten läßt ſich dieſe centripetale Kraft der Rückert'ſchen Poeſie erkennen, und das Ganze vorahnen, von welchem wir vielleicht erſt ein Drittheil beſitzen.

Es wäre demnach leichtſinnig, den Grundriß des ganzen Gebäudes bis in's Kleinſte nachmeſſen zu wollen, bevor wir dies letztere ſelbſt nicht völlig überſehen können. Bis dahin läßt ſich nur auf die einzelnen poetiſchen Schönheiten hinweiſen, in welchen bald die elegiſche Wirkung vorherrſcht (wie in Nro. 28 und 82 der erſten Abtheilung), bald die religiöſe Begeiſterung (wie Seite 71, 119 [Nro. 28]), die Weisheit bald in epiſch-paraboliſcher Form zum Herzen ſpricht (wie auf S. 77 f., 81 f., 87 f., 91 f., 109 f., 112 f., 117, 118.), bald in geſchichtlich-prophetiſcher (wie S. 118 [Nro. 16], S. 121 [Nro. 29] ꝛc.), bald in einfachen Hausſprüchen, in Lebensregeln, die für Jugend und Volk auszuwählen und in der Menge einzubürgern wären. Auch läßt ſich einſtweilen die Dialektik Rückert's beurtheilen, welcher man anſieht, daß ſie keine erkünſtelte iſt, ſondern aus den Anſchauungen ſelbſt vom Geiſt der Poeſie wie vom Moſisſtab im vollen Urquell hervorgelockt; in tauſend Armen ergießt ſie ſich, ſchwimmende Inſeln voll blühender Vegetation mit melodiſchem Wellenſchlag umkreiſend.

Möge denn der Abſchluß des Ganzen nicht allzulange mehr ausſtehen.

Genrebilder aus Südtyrol.

(Fortſetzung).

2. Der Roſengarten.

Der Civiliſt hatte ſeine geſchraubte Schilderung der Schönheit der vorliegenden Gegend noch nicht halb beendigt, als der Militär ihn mit der Querfrage gegen den ungeduldig trippelnden Wirth unterbrach: „Aber ſagen Sie mir, Beſter, was iſt das Ding da, das Rothe — wie nennt man das — ſind es Gletſcher oder Ferner, wie ſie hier zu Lande heißen?" —

„Nein, Ew. Gnaden!" entgegnete der Wirth verletzt, „es ſind die Dolomiten des Roſengartens."

„Roſengarten?" lächelte der Militär, „ſo etwas macht man Kindern weiß; angenommen, die Roſen eines ſolchen Gartens ſtünden in vollem Flor, würde man es ſo weit ſehen können?"

„Halten zu Gnaden . . . ."

„Lieber D . . . l," bemerkte der Civiliſt, mit einiger Heiterkeit, und einer gewiſſen überlegenen Suffiſance, welche ihm das Bewußtſein einer größeren Beleſenheit gab. — „Dolomiten ſind Felſen, vulcaniſchen Urſprunges, die oft in der kühnſten und wunderbarſten Geſtaltung aus dem Boden herauf geſchoben zu ſein ſcheinen. Sie kommen gewöhnlich glänzend weiß vor, als Produkt der Verkalkung ihrer Oberfläche durch unterirdiſche Feuer; ſind auch wohl etwas röthlich und gewinnen daher leicht im Abendlichte die Roſenfarbe, welche Sie da ſehen. Der Tyroler, der überhaupt ein wenig zu ſehr für ſein Land eingenommen iſt, nennt nun dieſe allerdings merkwürdige geognoſtiſche Erſcheinung in ſeiner poetiſchen Überſchwänglichkeit: „Roſengarten." Da haben Sie den Commentar zu dem Bilde, das übrigens, beiläufig bemerkt, von dem Effekt eines ächten Claude Lorrain im königlichen Muſeum zu München kaum übertroffen wird." —

— „Charmant! — indeß was thue ich mit den Felſen? — Die Felſen Tyrol's können nur unangenehme Erinnerungen von 1805 erwecken. Die Roſen wären erklärt, aber wie kann ein Garten liegen in den Steinklippen da oben?" —

„Ein entzückender Gottesgarten, mein Herr," ſprach der Wirth, „das Thal iſt ſo klein, daß es von der Welt nichts weiß, und die Welt nichts von ihm; aber ſo glücklich nach Süden geöffnet, daß es Orangen, Granatbäume, Feigen und Limonien und Trauben mit pflaumen-großen Beeren trägt."

„Ei der Teufel!" rief der Militär, „a-propos de vin, es ſoll ein ſchofles Gewächs ſein, das hier in der Gegend, wie überhaupt der Tyroler Wein ohne Feuer und Blume iſt, und herbe oder ſauer, wie der famöſe Dreimännerwein, — ha ha ha." —

„Das Gewächs iſt edel," ſprach der Wirth, „aber die Bereitungsart ſo veraltet, daß das Gewächs nur wenig guten und viel ſchlechten Wein erzeugt. Man läßt nämlich den Moſt in der Traube gähren, die auf Gerüſten über der Kufe aufgeſchüttet werden. So träufelt der fertige Wein zuerſt und von ſelbſt aus den Trauben; dieſer iſt von geringer Quantität, aber trefflicher Güte — man nennt dieſe Sorte hier zu Lande: Kretzer — die ſchlechtere Sorte wird dann aus den gegohrenen Trauben gekeltert, und iſt leicht und ſauer oder herbe, doch wird er ſehr geliebt von den Bauern und Herrn."

— „Herr Wirth, von ſolchem Kretzer könnten wir uns entſchließen die Probe zu koſten."

„Aber weiter im Etſchthal hinab veredelt ſich der Wein immer mehr," fuhr der Wirth fort, erfreut, daß die Herrn doch endlich geneigt ſchienen, etwas Lobenswerthes an ſeiner Heimath zu finden. — „Das Mittelgebirge, der Mendel, gibt herrliche Sorten, die wir „Überreſchter" nennen. Beſonders da unten in Kaldern — doch die Blume von allen Tyrolerweinen iſt der köſtliche Traminer — der nur vier Stunden von hier wächſt."

„Ha — Traminer, eine delicate Blume — ich glaubte: es ſei Rheinwein," rief der Offizier, und ſtrich ſich den Schnurbart. „Auf Seele und Ehre, ich habe ihn bei ſeiner Excellenz dem Herrn General von . . . ."

— „Kann man von hier das Geneſiener Thal ſehen?" — fragte der Civiliſt.

„Um Vergebung, das liegt diesſeits der Eiſack, wo ſich das Sarnethal öffnet; alſo nordweſtlich von hier."

— „Man ſagt, daß dort und in Roveredo die ſchönſten Mädchen Tyrol's zu finden ſeien."

„Im Allgemeinen ſind Ew. Gnaden richtig bedient mit dieſer Nachricht; allein dort im Roſengarten blühet ein Mädchenröschen — — —"

— „Nun?" —

„Delicieus!" rief der Wirth, und küßte mit dem Ausdruck des Entzückens auf drei Fingerſpitzen, „ich habe dort eine Sommerfriſche erlebt, meine Herren; ich bin in Roveredo, Tyrol und Italien geweſen; aber eine ſo exquiſite Schönheit habe ich nirgend geſehen." — Der gereiſete Tyroler gibt ſich gern durch Einmiſchung von Fremdwörtern einen Anſtrich von Bildung.

„Das wäre der Teufel," rief der Offizier, „Freund Hoffſtein, eine Excurſion nach dem Roſengarten, dächte ich . . . das wäre ſo etwas für Euch!" „Wäre belohnend ſchon in geognoſtiſcher Hinſicht," ſprach der Andre, mit erkünſtelter Zurückhaltung, „nicht wegen der Dolomiten allein, auch der Mandelſtein ſoll dort in merkwürdiger Bildung vorkommen, daß die halb von der verwitterten Schale entkleideten Kegelchen Mönchsköpfen mit übergezogenen Kaputzen ähnlich ſehen. Eine Gegend heißt davon Ai-Frati — die Brüder — nicht wahr Herr Wirth? Sie werden erſtaunen, einen Fremden über das unbedeutende Land ſo gut unterrichtet zu ſehen."

Der Wirth wurde roth und bleich vor heimlichem Ärger, zuckte die Achſeln, und ſchien die Bemerkung überhören zu wollen.

„Auch," fuhr er fort, „die herrlichſten Fichtenwaldungen in ganz Tyrol enthalten die Berggelände des Faſſathals; vor allen iſt die Jagd dort trefflich und ergiebig; auch Bären und Wölfe wurden dort ſchon geſchoſſen."

„Gute Jagd!" rief der Offizier, „auf Ehre ich bin dabei."

„Und die köſtlichſten großen Gebirgs-Forellen (Trute) werden dort gefangen."

„Teufel — eine Delicateß-Handlung en gros, hat der Himmel dort etablirt — das iſt ganz ſcharmant! — Morgen mit dem Fruhſten reiſen wir ab, nach dem Faſſathale."

„Könnten Sie uns vielleicht eine Adreſſe mitgeben, an das Roſamädchen, guter Freund," ſprach der Civiliſt, vornehm herablaſſend, „ſo möchten wir uns vielleicht veranlaßt ſehen, dieſe Curioſität des Thals auch in Augenſchein zu nehmen."

„Solcher Formen bedarf es nicht in einem Tyroler Thale — wo die Gaſtfreundſchaft zu Hauſe iſt." —

„Gut, dann nur einen Führer, der des Weges kundig . . . ."

„Und wo möglich ein tüchtiger Jäger iſt," ergänzte der Militär.

„Der Zufall iſt dem Wunſch der Herrn günſtig," entgegnete der Wirth. „Eben iſt unten in der großen Gaſtſtube ein junger Paſſeyer Freiſchütz angekommen. . . ."

„Freiſchütz, — was iſt das?" — fragte der Offizier.

„Es ſind die Gemsjäger in den Hochlanden, wenn ſie es auch nicht verſchmähen, in tiefer liegenden Gegenden nach Wölfen, Bären und Auerhähnen auszuziehen. Sie wiſſen in allen Wäldern und in den wildeſten Schluchten Tyrol's Beſcheid, ſind überall gern geſehen, weil ſie auch die Raubthiere tödten, — kühne, verwegene und luſtige Leute, — — ein ſolcher Bube — iſt unten."

„Doch nicht ein Wilddieb?" rief der Civiliſt mit Abſcheu.

„In Tyrol gibt es keinen Wilddieb," entgegnete der Wirth ruhig, „frei, wie ſich ſelbſt, erachtet der Tyroler alles Wild, was ſein Büchſel erreichen kann, als freie, ihm von Gott gegebene Beute!" —

„Das iſt dieſe verdammte Moral," zürnte Hoffſtein, „wir werden ſie aber ſchon belehren, die königlichen Jagd-Mandate, die für Südbaiern — das vormalige Tyrol — ſo gut gelten als für Nordbaiern, zu reſpectiren."

„Ehe wir den Burſchen als Wilddieb auf die Feſtung bringen laſſen," ſprach der Militär, „bedürfen wir ſeines Beiſtandes."

„Schicken Sie ihn einmal herauf," gebot der Andre.

8. Der Paſſeyer-Bub'.

Nicht lange nachher offnete der Wirth, der ſich entfernt hatte, nochmals die Thür. „Ew. Gnaden" — ſprach er — „hier iſt der Bub'. Für ſeine Ehrlichkeit ſteh' ich ein."

Raſch trat der junge Menſch vor — es war ein hochgewachſener Burſch, ſchlank und doch musculös und kraftvoll gebaut. Er war von dreiſter Haltung, raſch und keck in ſeinem Weſen und Reden. Den ſchönen feinen Geſichtszügen von der blühenden Farbe der kräftigſten Geſundheit ſtand das noch ganz weiche ſchwarze Schnurbärtchen vortrefflich. Auf die braunen dunklen Locken war der ſehr ſpitze ſcharfgelbe Hut mit der faſt hängenden Krämpe — wie er im Paſſeyer Thale zum Staate getragen wird, ſchief und unternehmend aufgeſetzt. Die dunkelbraunen großen Augen waren voll Feuer und Leben; auf dem Hut unter'm grünen Bande der Gemsbart und die Adlerfeder bezeichneten den verſuchten Alpenjäger, und dieſe muskulöſen Waden, mit weißen Strümpfen überzogen, ſo wie die ſtarken, mit ſchwarzen, kurzen, gemsledernen Beinkleidern bekleideten Schenkel bezeugten die kräftige und ungeſchwächte Natur des jungen Mannes und ſeine tägliche Gewohnheit im Bergſteigen. Auch er trug den breiten, geſtickten, ledernen Leibgurt über dem rothen Bruſttuch. Seine grüne Jacke war mit rothem Vorſtoß verziert; an den wohlgeformten Füßen trug er die ſo kleidſamen Schnürſtiefelchen. In der Hand hielt er den Tyroler Kugelſtutzen — das Büchſel, wie ſie es nennen.

„Nun, Brüderl," ſprach er vortretend, und reichte dem etwas mehr vorſtehenden Civiliſten die Hand, die dieſer jedoch nur mit zwei Fingern berührte, „da bin i ja! — Wißt epper Eppes *) von mi?" —

„Verdammte Familiarität! — dieſes Volk da!" —

---

*) etwa Etwas.

fragte Hoffſtein laut genug, um von dem Wirth verſtanden zu werden, während der junge Tyroler auf den Offizier, der ſich gegen die Brüſtung des offenen Fenſters gelehnt hatte, zutrat und ihm auch die Hand reichte.

„Gott grüeß di, Brüderl!“ ſprach er ihm zu im jovialſten, traulichſten Ton von der Welt, „biſt a da? — Haſt a wohl ſchon Pulver geroch'n? — Wißt a Jagd'l mach'n? Weißt was, i weiß'n Bär'n im Lager, und verdien gern 'n Stück Geld.“

— „Die Herrn wollen nach dem Roſengartel — und dann zur Jagd im Faſſathale,“ unterbrach ihn der Wirth.

„Sacre! — du alter Schäcker,“ — neckte er dieſen, und zupfte ihn am Ohr, — „haſt d' Herrn da lüſtern g'macht auf das ſchön' Dirnd'l *) vom Roſengartel! — ſo ſo.“ — wendete er ſich lachend zu den Herrn, „wenn ihr der auf der Fährt ſeid; ſo werd't'r ſchlechte Jagd mach'n.“

„Du kennſt das Mädchen?“ fragte Hoffſtein leicht hin.

„Nicht mit Augen g'ſehn, meiner Six; aber ich kenn' Leut', die mit ihr hab'n auf der Kirmeß von Vigo — g'tanzt. Blitz, wer das Madel anſchaut, iſt verliebt, wie'n Ratz; aber noch Keiner hat's g'küßt.“

„Du möchteſt ſie wohl gern küſſen, Burſch?“ fragte D . . . t etwas barſch. —

„Eh ja, mir wird a der Fuchs was pfeif'n! meinſt nit: hübſchere Buab'n als i bin, habens Heil ſchon verſucht?“ —

„Du magſt auch gern hübſche Dirnen leiden?“ fragte Hoffſtein. (Fortſ. f.)

---

*) Statt Dirnel — Mädchen.

Feuilleton.

⁂ Finanzielle Lage von Europa. — Aus einer Arbeit des Hrn. Fröder. Favot, welche der Temps vom 14. d. M. mittheilt, entnehmen wir folgende allgemein intereſſante Angaben:

Die Maſſe der ausgegebenen und eingeſchriebenen Schulden der großen Staaten Europas überſteigt 37 Milliarden Franken. In dem Schuldregiſter finden wir Großbritannien mit 21 Milliarden notirt, Holland und Belgien mit 4, ebenſo Frankreich; Spanien ebenfalls mit 4, (wovon jedoch nur 2 Intereſſ. zahlen.) u. ſ. w.

Das Münzkapital der vornehmſten Staaten wurde noch vor einiger Zeit auf 5 Milliard. angeſchlagen; gegenwärtig iſt das Maximum des baaren Geldes nur 4 Milld., womit der Kurs von 37 Milld. öffentlicher Fonds und 20 Milld. von Bank-Aktien und Scheinen, Kanal-, Eiſenbahn-Aktien u. ſ. w. und alles umlaufende Handelspapier aufrecht zu erhalten ſind. Die furchtbare finanzielle Kriſe von 1825 war durch Entwerthung einer Milliarde herbeigeführt, die von 1816—1825 in England für das ſpan. Amerika angeliehen. Jetzt ſtehen 4½ Milld. in Gefahr durch die ſpan. und portug. Irrungen, — und es könnte dies wohl jene von Napoleon auf St. Helena prophezeite „*Conflagration des crédits publics*“ zur Folge haben. —

⁂ Engliſche Flugſchrift über Rußlands Ausbreitung. — Eine kürzlich bei Murray in London erſchienene Flugſchrift, betitelt: *Progress and present position of Russia in the East* — macht dort viel Aufſehen. Es wird darin angedeutet, wie die meiſten Gebiets-Erweiterungen Rußlands ſeit Peter d. G. feindlich gegen England gerichtet ſeien. Es wird u. a. bemerkt: „Das Landgebiet, welches der Selbſtherrſcher aller Reußen ſeit 1772 erworben, iſt größer an Ausdehnung und Wichtigkeit, als das ganze Reich deſſelben, welches er vorher in Europa beſeſſen. . . Aber auch das Letztere hat ſich in wenig mehr als einem halben Jahrhundert verdoppelt. In 64 Jahren hat es ſeine Grenze 600 engl. Meil. weiter gegen Wien, Berlin, Dresden, München und Paris vorgeſchoben, und ſich 400 M. mehr Conſtantinopel genähert. Es iſt bis auf wenige Meilen gegen Stockholm vorgerückt, von welchem Peter d. G. bei ſeiner Thronbeſteigung noch 300 M. war. Nach Indien hin hat es ſich ungefähr 1000 M. weit vorgeſtreckt und eben ſo weit nach Perſiens Hauptſtadt hin. . . Indeſſen droht die Gazette von Moskau, den nächſten Frieden mit England zu Calcutta zu diktiren. . . u. ſ. w.“

⁂ Island. — X. Marmier iſt von ſeiner wiſſenſchaftlichen Expedition nach Island in ſein Vaterland zurückgekommen, und theilt die Ergebniſſe derſelben, in einer Reihe von Briefen, in der Revue des deux mondes mit. Dem dritten dieſer Briefe (in d. R. d. d. m. vom 15. October) zufolge, welcher ſich über den öffentlichen Unterricht in Island verbreitet, gibt es in Island keine Elementarſchulen; der erſte Unterricht wird patriarchaliſch im Hauſe abgehalten, Waiſen und Kinder ununterrichteter Eltern theilen denſelben in wohlhabenden Familien, der Geiſtliche leitet denſelben und die erſte Prüfung wird am Confirmationstage gehalten.

Die Buchdruckerkunſt wurde 1530 in Island durch den Biſchof Gudbrandr eingeführt, die erſte Druckerei daſelbſt war zu Holum. Gegenwärtig werden in Island nur Schul- und Gebetbücher und einige Poeſieen gedruckt.

Die Bibliothek von Reykiavik wurde 1821 von Profeſſor Rafn aus Copenhagen gegründet, ganz Island hat dazu beigetragen und erhält fortwährend den Fond für deren Ausdehnung, ſie zählt jetzt circa 8000 Bände.

Die literariſche Geſellſchaft Islands datirt vom Jahre 1816, ſie hat zwei Abtheilungen, die von Copenhagen und die von Reykiavik, ihr Zweck iſt: den Geſchmack an der Literatur in Island fortzupflanzen und in der Landesſprache die nützlichſten Bücher drucken zu laſſen; ſie erhält vom däniſchen Gouvernement jährlich 600 Fr. Zuſchuß, gegenwärtig gibt ſie eine Monatſchrift: Sunnar Poſturinn für das Volk heraus, die 1100 Abonnenten hat.

In Beſeſſtadt iſt eine Unterrichtsanſtalt, eine Art von Seminar, wo vom 1. October bis 1. Juni (täglich acht Stunden) Hebräiſch, Griechiſch, Lateiniſch, Däniſch, Geographie, Geſchichte, Arithmetik und Theologie vorgetragen werden; von vier dabei angeſtellten Profeſſoren hat der beſtbezahlte 400 Spezies (2400 Fr.) jährlich; die übrigen 1400 Fr., einer derſelben, Herr Scheving, arbeitet ſeit 30 Jahren an einem isländiſch-lateiniſchen Wörterbuch, ein Andrer, Herr Egilſſen, bereitet gegenwärtig eine neue Ausgabe der Edda von Sturleſon vor, nebſt einer lateiniſchen Ueberſetzung. Die Studienzeit zu Beſeſſtadt dauert 5—6 Jahre; Zöglinge, welche ſich der Medizin und Jurisprudenz widmen, müſſen dann die Copenhagener Univerſität beziehen, dort bewohnen dieſelben ein eigenes von Chriſtian VI. gegründetes Haus, und erhalten bei genügendem Examen eine monatliche Gratification von 30—40 Fr.

⁂ Coloſſale Shakeſpeare-Statue. — Dr. Carpue hat vor wenigen Tagen (am 14. d. M.) der Western-literary-Institution zu London eröffnet, der König und die Königin hätten das Patronat anzunehmen geruht für Errichtung eines von ihm projektirten Denkmals zu Ehren Shakeſpeare's. Zweihundert Fuß über die Fläche der Themſe ſoll, auf einem 60 Fuß hohen Piedeſtal, eine 60 F. hohe Statue des unvergleichlichen Dichters ſich erheben, zu deſſen Haupt eine innere Wendeltreppe empor führen ſoll. Daneben würde ein Haus als *Fac simile* des Geburtshauſes Sh's. gebaut, in welchem ein, jetzt in ärmlichen Umſtänden lebendes Mädchen, das in direkter Linie von des Dichters Schweſter abſtammt, ſein behagliches Unterkommen finden ſoll. Die Koſten ſind auf 20,000 Pfd. angeſchlagen, welche durch Unterſchriften gedeckt werden ſollen, jedoch ſo, daß Niemand mehr als eine Guinee zeichnen dürfe. — Der Vorſchlag wurde erſt mit ſtillem Erſtaunen, dann mit wahrhaft enthuſiaſtiſchem Beifall aufgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 255. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 27. October.

Genrebilder aus Südtyrol.

(Fortſetzung).

Nun ſang der Bub' in der luſtigen Weiſe des Almen- oder Schnadahupferl's des Oberinnthals und ſchnalzte dabei mit der Junge und den Fingern:

„Warum ſollt denn net a Krawat,
Koa Dienerl lieb'n?
Thun's a d' Vögelen in'm Wald,
Daß ſie d' Aſtel bieg'n."

Den Jodler, der den Refrain aller dieſer Lieder bildet und der im Zimmer viel zu ſtark geſchallt haben würde, pfiff er dabei auf anmuthige Weiſe, ſchwang das Hütel und Büchſel, und jeder Nerv und jede Muskel bebte vor innerer Luſt und Freude. Es war ein ganz unwillkührlicher, heiterer Tanz auf der Stelle, der mit lautem Aufjauchzen ſchloß.

„Liebſt du ſchon ein Mädel?" fragte Hoffſtein, den unmerklich das heitere kräftige Weſen des jungen Menſchen anzuziehen ſchien.

„Noch z' Tage," lachte der Tyroler, und die Perlenpracht der weißen Zähne glänzte dabei zwiſchen den friſch rothen Lippen, „lieb' i alle hübſchen Mad'ln; hätt' i aber erſt einmal a Schatz'l, o ſo würd i's lieben allein [illegible] ſo lang' wie i leb'! — Tralla la, jo — i, o — [illegible] — — Weißt', wie d' Gemsjäger ſing'n? —

„Laß hören!"

„Merk' auf:

Die Jäger hab'n fröhlich'n Muth,
Steck'n Gamsbart auf'n Hut,
Tragen frei Pulver und Blei,
Nebenbei lieben's treu."

„Alſo du willſt uns führen, Burſch'!" fragte D....t etwas barſch, indem er die Luſtigkeit des Bub'n unterbrach; „was verlangſt du täglich?" —

„Viel, — je mehr, je beſſer, — mach's nach Belieben, — bin zufrieden mit Allem!" —

„Hör', Donerl," ſprach der Wirth, „nenn' die Herren nicht: du; ſondern: Sie, und nicht: Brüderl', ſondern: Gnaden; du ſiehſt, daß es vornehme Herren ſind."

„Sacre!" — rief der Burſch — „ſind's höher als der Koaſer, zu dem i a du ſag'n würd', oder bilden's ſich ein, mehr zu ſein, als der hochwürdige Biſchof von Brixen; — denn nur d' hochwürdigen Herren, nennt der Tyroler Sie — Der Deichſel! — da ſind's wohl gar — ſakeriſche Boaſoks. *) — Da geh'n Andrer mit — i führ' keine Feind in's Landel." —

„Wir ſind keine Baiern" — ſprach der Civiliſt, nicht ohne Mühe, den Ton einer höchſtgereizten Stimmung zu unterdrücken ſtrebend.

„Ah Pruſſack!" **) — rief der junge Tyroler und deutete lachend und mit komiſcher Bewegung auf die Orden, und den Schnurbart des Offiziers.

4. Baierregiment in Tyrol.

Als er und der Wirth ſich entfernt hatten, ließen die beiden Fremden ihren Unwillen gegen dieſes verdammte Land und die impertinente Bauernkanaille aus. „Und doch," fügte der Civiliſt hinzu, „iſt es nothwendig, daß wir unſer Incognito beibehalten, um die Stimmung und Denkungsart dieſer unruhigen Köpfe kennen zu lernen. Das iſt es aber, was man in München nicht wiſſen und glauben will. Man hat dort das Nivellirungsſyſtem — d. h. alles gleich zu machen, und keinen Provinzialismus zu dulden — und nun kommen aus dem Miniſterium des Innern Reſcripte über Reſcripte, die wir Adminiſtrativbeamte hier nicht ausführen können, ohne die baier'ſche Regierung verhaßt zu machen; denn dieſer ſtarrköpfige Tyrolerbauer dünkt ſich ein König in ſeinem ſchönen großen Freilaſſengut, weil es ſein Eigenthum iſt; hängt an ſeinen Gewohnheiten, Privilegien und Freiheiten mit einem Eigenſinn, der unbegreiflich iſt, und iſt unbedingt abhängig von den Pfaffen. Jede Abſtellung der entſetzlichen Mißbräuche an zahlloſen Heiligenfeſten, an frommen Comödien aus der bibliſchen Geſchichte, an abergläubiſchen, verderblichen Gebräuchen, — als z. B. das Läuten der Glocken bei'm Gewitter, wodurch der Blitz erſt angezogen wird, und ſchon viele Menſchen zu Tode gekommen ſind; — die Aufhebung der Klöſter der Bettelmönche, die Deportation der rebelliſchen Biſchöfe und Pfarrer, das Alles hält das bigotte fanatiſche Volk für eben ſo viel Angriffe auf die Religion. Ja — wahrlich, unſer allergnädigſter König hat Recht: man muß dieſes Volk wider ſeinen Willen glücklich machen; künftige Generationen werden es erkennen. . . .“

---

*) Boaſock iſt der nationelle Beinamen, den die Tyroler den Baiern geben.

**) Preußen.

„Und die Renitenz dieſer Generation,“ fügte der Militär hinzu und ſtrich ſich den dicken Schnurbart — „werden wir ſchon mit einer handvoll gut eingexerzirter Soldaten zur Ordnung zu bringen wiſſen.“

„Nehmen Sie die Sache nicht gar zu leicht,“ entgegnete Hoffſtein. — „Bergvölker haben — ſo lehrt die Geſchichte — eine ungeheure Energie entwickelt in den Kämpfen für ihre Freiheiten. Deshalb aber eben ſollte man das Napoleon'ſche Militärſyſtem mit mehr Kraft und Conſequenz durchführen. Alle die ſogenannten verſöhnenden Maßregeln ſind nur halbe, die man hier für Schwäche nehmen wird, und die daher mehr erbittern, als beruhigen. Freund, — laſſen Sie uns beide wenigſtens tüchtig zuſammen halten!“

„Wollen ſie uns nicht lieben, ſo ſollen ſie uns fürchten — Hölle und Teufel!“ D....t grollte und ſchlug feierlich ein in die ihm dargereichte Rechte des Civiliſten.

„Übrigens brauchen wir darum ſo wenig unſern Privatvortheil, als unſer Vergnügen aus den Augen zu ſetzen,“ fuhr dieſer fort. — „Ich wenigſtens muß geſtehen, daß ich eine ſchwache Seite für die Reize des ſchönen Geſchlechts habe. Wer kann für ſein Temperament? Ich bin noch zu jung und lebensluſtig, um ſchon das Leben eines Trappiſten zu führen. Die drei Mönchsgelübde habe ich ebenfalls nicht abgelegt; ich ſehe alſo nicht ein . . . .“

Er zögerte mit dem weiteren Bekenntniſſe, da ihm bekannt war, daß Freund D....t ganz andere Meinungen hegte.

„Ich meine,“ ſchloß er etwas verlegen, „wir werden uns im Roſengarten nicht übel amüſiren.“

„Traminer kann mein Bedienter mitnehmen, Forellen und Wildpret liefert das Thal. . .“

„Wiſſen Sie was, Freund,“ unterbrach ihn Hoffſtein, „ich gehöre nicht zu den Furchtſamen; aber Vorſicht auf alle Fälle kann nicht ſchaden; beſonders wenn ſich Männer von unſerer Bedeutung in die Mitte dieſer Bauernkanaille wagen. — Ich dächte, ein Vorwand wäre leicht gefunden, um ein Detachement Landjäger . . . .“

„Soll von hier aus in das Faſſathal beordert werden — verlaſſen Sie ſich darauf. — Nun aber zum Frühſtück. Ich bin doch begierig, dieſen Tyroler-Tokaier an der Quelle . . . . — Ach! Traminer!“ unterbrach er ſich, als der Wirth mit verſiegelten grünen Flaſchen eintrat.

8. Reiſebilder.

1.

Die Reiſe am andern Tage würde für jeden Freund der Natur entzückend geweſen ſein. Den Städtern war ſie ſchon durch ihre Länge beſchwerlich. Die Dolomiten des Roſengartens erſchienen, von Botzen aus geſehen, ſo nahe, als könne man ſie in wenigen Stunden erreichen, und nun waren ſo bedeutende Umwege erforderlich, daß ſie auf eine bequeme Weiſe erſt am andern Tage erreicht werden konnten

Mit einem rückkehrenden italiäniſchen Vetturin wurde die Reiſe bis Laris gemacht. Auf der herrlichen Straße, die nach Trient und Verona führt, ging die Fahrt leicht und raſch. Die ſüdliche Luſtigkeit des Vetturin und die drollige Heiterkeit des Tyrolers, die kein vor der Thüre ſtehendes Bauermädchen ungeneckt ließen, gab Stoff genug zum Lachen. Immer höher gegen das Mittelgebirge hinan zog ſich die Straße auf der rechten Seite der Etſch. — Gegenüber erſchienen endlich die durch ihre ausgezeichneten Weine berühmten Orte Kalders und ſpäter Tramin.

Der Obriſt D....t wollte ſich hier kaum halten laſſen und über die Etſch ſetzen, um die herrlichen Weine an der Quelle zu trinken. Jetzt kannte er ſchon die beſten Lagen derſelben, den Seewein von Kaldern (das Caldera der Italiäner) und den Forſter Traminer — die an Feuer und Duft in guten Jahren von keinem Wein in der Welt übertroffen werden ſollten. Allein der Mangel einer Fähre oder Brücke und die Verſicherung, daß in Salurn oder Laris dieſe Weine eben ſo ächt zu haben ſeien, bewog ihn, weiter mit zu fahren.

Hoffſtein hatte ſeine Blicke ebenfalls häufig links gewendet, doch dieſe ſchweiften hoch über Caldera und Tramin hinweg, und ſuchten auf der höchſten Höhe der weſtlich weit über die Weingelände hinaufſteigenden Geröllgewände die Dolomiten des traulich engen Roſengartens. Er war ſo glücklich geweſen, von dem gefälligen Wirth in der Kaiſerkrone eine Doſe zu erwerben, worauf ein Münchener Künſtler die ſchöne Roſengärtlerin im feinſten Miniatüre gemalt hatte. — Seine entzündliche Phantaſie hatte Feuer gefangen. — — —

2.

So ging es fort auf der breiten Straße nach Italien über Salurn, dem letzten deutſchen Orte, und Sanct Michael nach Lovis, 5¼ Poſtſtationen von Botzen, eine von Trient entfernt.

Lovis war das erſte Dorf im wälſchen Tyrol. Ein ſolches „Paeso“ wie die Italiäner ihre Dörfer nennen, hat aber nichts Heiteres und Ländliches, ſondern beſteht in einer langen, ſehr engen Straße, in welcher auf beiden Seiten die verwitterten Mauern von aneinander gereihten ſteinernen Häuſern mit kleinen Fenſteröffnungen ohne Glas ſich ſo hoch erheben, daß jeder freie Luftzug gehindert wird, und nur in den heißeſten Sommertagen der Unrath, welcher aus jedem Hauſe hinausgeworfen wird, aufzutrocknen vermag. Und doch ſieht man hier ſchon, in dieſer ungeſunden, unfreundlichen Gaſſe, wie faſt alle Gewerbe und häuslichen Beſchäftigungen von dunkel gekleideten, oft halb zerlumpten Kerlen, wie im öffentlichen Leben der Italiäner auf der Straße verrichtet werden. So oft der Wagen, der ſich nur langſam im Koth fortbewegte, dort einen Schuhmacher an ſeiner Werkſtatt, da eine Wäſcherin, die Hemden aufhing, hier ein Paar Weiber oder Mädchen, die einander freundliche Dienſte im Reinigen der Haare ganz ungezwungen erwieſen, beſprühte, grollte das Schimpfwort: „Porco Tedesco!“ zwiſchen den Zähnen oder unwillkührlich griff auch wohl die Fauſt zum Meſſer, um den Haß und die Verachtung des italiäniſchen Tyrolers gegen ſeinen deutſchen nett und bunt gekleideten Landsmann auszudrücken.

„Dieſe Banditen,“ — ſprach Hoffſtein zu dem Obriſt — „werden uns nicht gefährlich ſein. In dieſem knechtiſchen Volke lebt der Freiheitsſinn der Alpenbewohner nicht. Sie ſind nicht einmal Pächter ihres Beſitzthums; ſondern die ganze Erndte gehört dem Gutsherrn, und für die Beſtellung der Äcker und Einbringung der Früchte erhalten ſie ein gewiſſes Maaß von Früchten, oder Lohn am Gelde. Der Bauer in Südtyrol iſt nicht dabei intereſſirt, ob das Getraide verhagelt, der Wein mißräth, — er lacht wohl noch über das Mißgeſchick, das ſeinen Herrn betrifft, weil er ihm die Größe ſeiner irdiſchen Glücksgüter nicht gönnt."

„Übrigens finde ich dieſe Bauart der Häuſer und Dörfer in einem Weinlande ſo übel nicht" — fiel der Oberſt ein — „es heimelt mich hier ſo an, wie Kellerluft. Ein Gläschen müßte hier köſtlich ſchmecken. Bleiben wir heute hier und koſten einmal die Gottesgabe dieſes ſchönen Landes, nach allen Sorten und Lagen durch."

„Freilich, für die Gebirgsreiſe iſt es heute ſchon etwas zu ſpät geworden," entgegnete Hoffſtein.

„O," — rief Antoni, — „wer gut z' Fuß iſt, kommt in drei Stunden von hier graden Weges hinauf zum Roſengartel." —

„Das iſt nichts für uns," — entgegnete Hoffſtein — „auf Umwege durch das Flimſer Thal ſoll's uns nicht ankommen, wenn ich nur fahren kann. Sorge für ein Paar ſogenannter Bänd'l, und dann morgen mit dem Frühſten brechen wir auf." (Fortſ. f.)

Die Kunſtausſtellung zu Kaſſel.

(Fortſetzung).

Ezdorf hat in ſeinem „Katarakt Rynkom bei Ahrendal in Norwegen," eine Probe von ſeinem eminenten Talent gegeben. Meinem Gefühle nach gehört, wie ich oben bereits angedeutet, zu der Auffaſſung einer ſolchen Natur ein weit größerer Geiſt, als zu einer Haanen'ſchen Winteridylle. Sie haben auf dem ſehr breiten Bilde gerade die Façade der ungeheuren, herabſtürzenden Waſſermaſſe vor ſich. Ringsum entfaltet ſich die finſtere, grollende, nordiſche Natur in Föhren und Felſen, die ſtumm und ſtarr das Bette des toſenden Stromes umfahen; über dieſem hinaus graut eine nebelhafte Ferne, aus der einzelne Tannen geſpenſtiſch und in unbeſtimmten Umriſſen auftauchen, und hoch oben ziehen ſchwarz geballt, dräuend-dicht, die Wolken des dunklen Pol-Himmels. Der ſchöne Kontraſt zwiſchen dem glänzend gelben, weiß aufſchäumenden Waſſer, in dem ſich hier und da einzelne, ſchwarze Schatten herabziehen, auf dem Treibholz in bäumenden und fortgeriſſenen Scheiten umherſchwankt, und zwiſchen dieſem dick hereinhängenden Wolken-Himmel iſt von ungemeiner Wirkung; man verſtummt vor dem Bilde, als könne man ſein eigen Wort nicht hören im Geräuſche der Fluthen. Das Bild iſt recht eigentlich nordiſch, großartig, überwältigend.

In wie ſchönem Gegenſatz ſteht damit das liebe Gemälde von Seeger: „Partie an der Ammer im baieriſchen Oberlande." Mich hat es in eine milde Heimath mitten in meine Weſerberge verſetzt, wo ich die Natur in ſtillem, häuslichen Reize zuweilen belauſcht, und träumend an ihrem leiſe wogenden Buſen gelegen. Im Vordergrund ein bebuſchter ſanft aufſteigender Hügel, deſſen Fuß in einem ſtillen Gewäſſer ſich ſpiegelnd badet; daran lehnt eine menſchliche Hütte, und im Hintergrunde baut ſich eine Fernſicht von blauen Bergen und behaglich hingeſtreckter Ebene auf. Das Einzige, was mir mißfällt, iſt die ſorgliche Behandlung des nächſten Vordergrundes; die grünen Waſſerlinſen auf dem Fluſſe oder Teiche hätten mit geringerer Genauigkeit ausgeführt ſein ſollen. Im Ganzen aber iſt es ein ungemein anſprechendes, innig empfundenes Bild; man fühlt ſich heimiſch in dieſer anſpruchsloſen Natur, man macht ſie zu der ſeinigen, weil man dieſelbe ſchon geſehen hat, ſei es in Wirklichkeit oder in Kindesträumen. Bei einer ſolchen Darſtellung bedarf's nicht, wie bei vielen andern, einer Unterſchrift, die das Original nachweiſt, um anzuziehen. — Demſelben Bilde ähnlich iſt ein kleines Stück von Ezdorf, Sandhügel mit Waldung, namentlich bedeutend durch die köſtliche Behandlung, die bunte Fülle von Herbſtfarben, in denen Gebüſch und Bäume ſpielen.

Von Metzinger beſitzen wir drei Landſchaften, unter welchen die „Ruinen im Mondſchein" wohl das gelungenſte ſein dürfte; der Zahl nach mehr hat Steingrübel geliefert, iſt aber in der Behandlung ſo preziös und pretenziös geworden, daß ſeine Werke dadurch an Eindruck, und namentlich an einfacher Natürlichkeit, ungemein verloren haben. Unverkennbar iſt in den meiſten ſeiner Landſchaften ein geübtes und glückliches Auge, zum Theil auch große Zartheit und Pinſelfertigkeit in einzelnen Parthieen; dagegen iſt ſeine Staffage gewöhnlich um ſo gezwungener, die Zeichnung der Figuren nicht ſelten durchaus unrichtig. Holweg hat durch ſeine „Baumparthie mit Steg" viele Freunde gewonnen; der Steg über den im Vordergrunde herunter rinnenden Bach iſt recht hübſch, namentlich ſehr an ſeinem Orte; dagegen iſt Gezweig und Blätterwerk ein wenig unnatürlich. Fohr's größeres Bild, „Landſchaft im Morgenlicht," führt ihr Thema im Speziellen recht gut aus. Lotz's „große Landſchaft" tritt durch die beiden kämpfenden Stiere im Vordergrunde, welche die Hauptſache des Bildes auszumachen ſcheinen, aus ihrer Sphäre heraus, und wird faſt Thierſtück; die Gegend iſt ſchön gemalt, namentlich die blauen im Hintergrunde verlaufenden Bergketten, weniger der etwas affektirte, couliſſen-artige Baumſtamm links vom Betrachtenden.

Ich eile, meine liebenswürdige Freundin! um mich nicht zu lange bei den Münchnern aufzuhalten, zu einer Reihe anderer Landſchaften aus verſchiedenen Orten und von verſchiedenen Malern. Hier muß ich denn zuerſt einer bloßen Farbenſkizze erwähnen, wo man ex ungue leonem erkennt; Koch: Landſchaft, „die Hexen erſcheinen dem Macbeth." Ich weiß nicht, ob Sie vielleicht das große Bild ſelbſt bereits geſehen? Auf ſteilem, dünn bewaldeten Hügel lagert eine halb verfallene Burg, von der über Felſenvorſprünge und allmähliche Windungen ein Pfad zur Meeresküſte herabführt. Von dieſer her kommen die drei Hexen, mit fliegenden Haaren und Gewändern, alle drei in einen vom Sturme weit umhergeſchleuderten Mantel eingeſchlagen. Macbeth und Banquo ſind vom Gebirge heruntergeſtiegen, ihre Begleiter kommen ihnen, fern im Walde ſichtbar, nach. Die beiden Roſſe ſträuben ſich, ſelbſt die Reuter ſcheinen vor den drei ſcheußlichen Geſtalten, die ihnen die Arme grüßend entgegen recken, zurückzuſchaudern. Die Wellen der See ſchwellen empört auf, am Himmel jagt ſich, wie eine Windsbraut, ein Heer fantaſtiſcher Geſtalten, Drachen, Schlangen u. ſ. w. die gleich Wolken, vom Winde gepeitſcht, über die grauliche Scene hintreiben. Sie glauben nicht, von welchem Eindruck, ſelbſt in der unausgeführten Skizze, dieſes abenteuerliche Bild iſt, wie dieſe regelloſe, alles Natürliche keck überbietende, im Gräßlichen fruchtbare Kraft über Einem hereinbricht. Namentlich iſt dieſe Auffaſſung der drei Hexen als eines Weſens, ſo im Wallen wie in der Bewegung und im Gewande ſehr glücklich. Es iſt ein köſtliches Bild des Aufruhrs aller Elemente, in dem auch über menſchliche Herzen Nachtgedanken und Sturmwolken hinbrauſen. Buſſe in Rom hat einen Kupferſtich nach dieſem Werke vorgelegt, deſſen ich wegen ſeiner ſcharfen, ausdrucksvollen Kraft beſonders gedenken muß.

Von Lucas in Darmſtadt haben wir mehrere Landſchaften, dem Werthe nach verſchieden. Faſt an allen habe ich ein je ne sais quoi an Farbe, zum Theil auch in der Zeichnung auszuſetzen, ein Gewaſchenes, Durcheinanderhangendes, Buntes — kurz, ein je ne sais quoi; an dem einen, „große Waldparthie mit reicher Staffage“ iſt dieſe mißlungen. Das iſt aber um ſo mehr zu beklagen, als in der Compoſition ſehr ſchätzbare Elemente ſich finden, wie die ganze Mitte des Bildes recht hübſch erfunden und zuſammengeſtellt iſt. Ein ziemlich lichter Wald, durch welchen ein Quell herabrieſelt, im Vordergrunde hohe Bäume und unter dieſen eben jene verunglückte Staffage. Viel beſſer, auch in Staffage, iſt: „Olevano mit dem Zieglerfeſt,“ woran nur der aufqualmende Rauch der Ziegelhütten als ſchmutzig zu tadeln; das beſte ſeiner Bilder ſtellt einen deutſchen Urwald dar, Äſte und Laub eng verflochten, ſo daß nur ein ſpärlicher Himmel und weniges Licht in das Bild fällt. Auf dem Boden ringen, ſchleichen, verwirren ſich Farrenkräuter und Schlingpflanzen, unordentliche Felsſtücke liegen in grünem Moos umher, Buſch und Baum wuchern ohne Kultur und Pflege wild durch einander; rechts im Vordergrunde ein Hirſch, der eben verenden will; die Kniee verſagen dem gehetzten Thier, die ſchlanken Läufe knicken erlahmt zuſammen, das Auge bricht flehend und klagend, die Zunge lechzt nach dem Tode, — alles das iſt ſehr ſchön wiedergegeben; — links im Gebüſch, ventre-à-terre ein Paar von der verfolgenden Meute. Das Bild iſt ſehr düſter gehalten und von großer Wirkung. (Schluß f.)

Feuilleton.

⁂ Ueber Nationalerziehung. — Aus einer Anzeige des Werkes von Dr. Cérise über die Salles d'asyle heben wir die nachfolgenden Bemerkungen hervor. Das Konventsmitglied Michel Lepelletier iſt, unſeres Wiſſens, der Erſte, der in Frankreich daran gedacht, die öffentliche Erziehung auf ihre wahrhaften Grundlagen zu ſtützen. Wenn alle Bürger, meinte er, der Sozietät die Mitwirkung aller ihrer Vermögen ſchuldig ſind; dann hat die Geſellſchaft ihrerſeits auch die Pflicht gegen alle Bürger, über ihrer Wiege zu wachen und die Entwicklung ihrer natürlichen und ſittlichen Kräfte zu ſichern. Dieſemnach hatte er ſich einen National-Erziehungsplan entworfen, gemäß deſſen alle Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre gemeinſchaftlich erzogen werden ſollten; aber der Konvent ging nicht darauf ein. Auch war Lepelletier's Plan unvollſtändig; denn auf die Kinder unter 5 Jahren, für welche die Eltern nicht ſorgen konnten, war kein Bedacht genommen. — Erſt gegen 1826 kamen in Frankreich Einige auf den glücklichen Gedanken, dieſem letzteren Mangel abzuhelfen, indem ſie Bewahranſtalten nach dem Muſter der engliſchen errichteten .... Als Lord Brougham ſich zum Verbreiter von Owen's Lehren machte, bemerkte er beſonders, wie nothwendig es für die Reichen ſei, ſich mit dem Schickſale der Armen zu beſchäftigen, um hiermit den Augenblick zu entfernen, in welchem ſie ſich ſelbſt damit beſchäftigen würden. Auf ähnliche Weiſe äußerte ſich Lambruſchini, der eifrigſte Förderer der Kleinkinderſchulen in der Lombardei. In Frankreich haben ebenwohl die Bewahranſtalten beſonders ſeit 1830 ſich zu vermehren angefangen, da man ſeitdem eingeſehen, daß man auch dem ſg. Volk ſeinen Antheil zukommen laſſen müſſe. Jetzt kann man jene Anſtalten ſchon als ein National-Inſtitut, oder doch als einen Keim deſſelben anſehen.

⁂ Viardot über Spanien. — Viardot, theoretiſch und praktiſch mit den Verhältniſſen und Angelegenheiten vertraut, hat unlängſt in die Revue des deux mondes einen Artikel über Spanien einrücken laſſen, der in Paris großes Aufſehen erregt. Nachfolgende Stellen aus demſelben ſcheinen uns beſonderer Beachtung werth: „Wer nur im Mindeſten mit der Geſchichte von Spanien bekannt iſt, wird als evidente Thatſache zugeſtehen müſſen die Herrſchaft, welche die hiſtoriſchen Erinnerungen in dieſem Lande ausüben, überhaupt die Macht der traditionellen Dinge. Keine ausländiſche Einrichtung faßt in Spaniens Boden Wurzel; ſoll ſie dort zur Blüthe kommen, ſo muß ſie auf irgend einen alten Stamm gepfropft werden ... In der Verfaſſung von 1812, die (ausländiſchen Journaliſten zufolge) den demokratiſchen franzöſiſchen Conſtitutionen von 1791, 1793 und dem J. III. nachgebildet ſein ſoll, findet ſich auch nicht eine einzige Beſtimmung von einiger Erheblichkeit, die nicht aus den alten Geſetzbüchern und Fueros Spaniens geſchöpft wäre. Dies habe ich (bemerkt Hr. V.) in meinen „Etudes sur l'histoire des institutions, de la littérature, du théâtre et des beaux-arts en Espagne“ (p. 81 u. ff.) ausführlich nachgewieſen ... Jener Conſtitutions-Embryo hingegen, den man *statut royal* genannt, war nur ein unglückliches Plagiat aus dem engliſchen Geſetz. Alles in demſelben iſt neu ... — Bei Reviſion des letzteren hätte man einen ganz fremden Ausgangspunkt gehabt; bei Reviſion der Conſtitution von 1812 wird man von einer ganz ſpaniſchen Grundlage ausgehen, und ihr Werk wird ſeine Wurzeln in den älteſten Nationalüberlieferungen haben.“

⁂ Nationale Kunſt in Belgien. — Die „Emancipation“ enthält einen intereſſanten Artikel über den ſeit 1830 erfolgten Umſchwung der bildenden Kunſt in Belgien zum National-Geſchichtlichen. Die neueſte Ausſtellung enthielt folgende Gemälde, deren Stoffe der Geſchichte entlehnt ſind: „die letzten Augenblicke Carl's des erſten“ von Wappers, welcher nun „die Ankunft der flamändiſchen Kreuzfahrer vor Jeruſalem“ malen wird. An dem erſtgenannten Gemälde von Wappers wird die Harmonie des Ganzen, und die große Wahrheit in den einzelnen Figuren, welche von keiner Effekthaſcherei beeinträchtigt wird, ſehr gerühmt. Speziell aus der belgiſchen Geſchichte haben Keyſer, Lens, Mathieu, Braekeleer, Kremer, van Roov, Schäepkens, Paelink, De Fiennes, De Vigne ꝛc. Stoffe entlehnt; und zwar hat Keyſer die „Schlacht von Courtray“ (bekannt unter dem Namen des „Tags der goldnen Sporen“) gemalt, in welcher Robert von Artois den flamändiſchen Bürgern erlag, Lens den „blutigen Aufſtand des Volkes gegen die Adeligen in Löwen“ 1378, — Brakeleer (als Genremaler vortheilhaft bekannt) die „ſpaniſche Furie“ in Antwerpen (4. November 1576), — Mathieu den „Sturz Marien's von Burgund auf der Jagd,“ — Kremer eine Familienſcene im Hauſe des alten Londot, (Egmont's Advokaten) in Brüſſel in dem Moment, als Egmont und Hoorn hingerichtet werden, — Schäepkens den „Tod Evrard's de Serclaes · dem Marktplatz in Brüſſel unter der Regierung Johannes I., de Fiennes den „Gang Egmont's zum Schaffot,“ van Roov die „letzten Augenblicke Egmont's in Broodhuys,“ Devigne den Philipp van Artevelde, als dieſer die ſchmachvollen Bedingniſſe Louis de Male's in Gent verkündigt.

⁂ Cacciatore's Planetcandidat. — In der Sitzung der königl. Akademie der Wiſſenſchaften vom 3. d. M. hat Herr Matthieu ein Schreiben des Herrn Valz verleſen, in welchem derſelbe neue Ergebniſſe hinſichtlich des Sternes des Herrn Cacciatore mittheilt. Die Entfernung deſſelben von der Sonne iſt auf 2,12 zurückgeführt, wonach er einen Umlauf von ungefähr 3 Jahren haben würde, ähnlich dem der kleinen Planeten. —

⁂ Montalembert's Geſchichte der heil. Eliſabeth. — Graf von Montalembert, früher Mitarbeiter des A. de Lamennais am Mémorial cath. und Mitpilger deſſelben nach Rom, hat jetzt in einem ſtarken Octavbande mit Kupfern eine Histoire de Sainte-Elisabeth de Hongrie, duchesse (!) de Thuringue (1207—1231) geliefert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 256. 1836.

Phönix.

Freitag, 28. October.

Genrebilder aus Südtyrol.

(Fortſetzung).

3.

Die Kirche am Ende der Straße, mit dem hohen viereckten flachgedeckten Thurm und die italiäniſche Bauart der Häuſer gab dieſem Dorfe das Anſehen einer in Kriegsnoth zerſtörten Stadt. Das Wirthshaus war ganz nach der dortigen Landesſitte erbauet, indem die Gemächer einen offenen Raum in der Mitte umſchloſſen, auf welchen hin alle Thüren ſich öffnen, dieſer Raum heißt die Sala; er iſt bedeckt von einer Lichthaube, einem auf Pfoſten ruhenden Dache, das trefflich geeignet iſt, Luft und Licht in das Innere des Gebäudes zu laſſen und Schatten in der Sommerhitze zu gewähren, aber auch den Schlagregen und Schnee nicht abhält.

„Hier iſt es gut ſein — hier laßt uns Hütten bauen,“ — rief der Obriſt heiter und während Hoffſtein, mit der Landesſitte bekannt, mit dem Wirth handelte und feilſchte um den Preis des Logis und der Koſt, ließ Jener ſich ein Tiſchchen mit Weinflaſchen in der Sala aufpflanzen, und wurde bald ſo recht ſtill vergnügt, wie ſein immer glänzender und heiterer werdendes Antlitz verrieth. Nachdem Hoffſtein eine kleine Erfriſchung zu ſich genommen hatte, machte er in Antoni's Begleitung einen Spaziergang in's Freie.

Hier öffnete ſich ihm die herrliche Ausſicht auf Trient, das in der fernen Tiefe eines weiten Thalgrundes liegend, wohin die hier ſchon breite Etſch hinabrauſcht, einen freundlichen Eindruck gewährte. Thürme, Terraſſen, Pallaſte und weiße Villen verkünden dort auf den erſten Blick die wohlhabende italiäniſche Stadt; während der Vordergrund dieſes lieblichen Gemäldes durch die entlaubten abgeſtreiften Maulbeerbäume etwas Unfreundliches, Troſtloſes hatte. Ohne Theilnahme blickte Hoffſtein dahin, und hörte nur halb auf die begeiſterten Ausrufungen des jungen Tyrolers, der aber doch am Ende ſeine Fender und Ötzthaler Eisberge noch ſchöner fand. Hoffſtein aber ſah am Brunnen zwei braune italiäniſche Mädchen, leicht und faſt maleriſch nachläſſig gekleidet, wie ſie in Krügen von edler antiker Form Waſſer aus dem Brunnen ſchöpften. Er knüpfte ſogleich ein Geſpräch mit ihnen an, was ſie auch freundlich aufnahmen; doch wie er in den Beweiſen ſeiner Zärtlichkeit etwas zu dreiſt wurde, ſchimpften ſie ihn „Porco Tedesco,“ überſchütteten den Andringenden mit Waſſer, und liefen ſchellend davon.

Da kamen aber drei Männer daher, die in großen Körben die Galetta *) trugen, deren ganz eigenthümlicher, durchdringender Geruch die Luft erfüllte. Es waren braune halbzerlumpte Geſtalten, mit aufgekrämpten Hemdermeln und verwilderten ſchwarzen Bärten, — ſo wild und markig anzuſchauen, ſo trotzig in ihrer Bettelkleidung, mit ihren blauwollenen Mützen, daß man eher geglaubt hatte, Salvator-Roſas Räubergeſtalten vor ſich zu ſehen, als Südtyroler Seidenbauern. Kaum hatten ſie das Geſchrei der Mädchen gehört, als ſie mit einem Corpo di Bacco, und hundert Schimpfwörtern auf ihn losſtürzten. Nur die Entſchloſſenheit und kräftige Geſtalt des jungen Paſſeyer's rettete dieſesmal den verliebten Ritter vor Mißhandlungen.

„Wenn die braunen, verdammten kleinen Hexen nur noch hübſch geweſen wären,“ — grollte er vor ſich hin; — „verdammtes Land, worin die Weiber häßlich ſind wie Camele und beißig wie Hunde.“

4.

Am folgenden Morgen war die Frühmeſſe längſt ausgeläutet, und vor der Kirchthür, wie vor allen Häuſern erhob ſich die ganze Bevölkerung von Laris von den Knieen, in welcher Stellung jeder ſein Ave Maria gemurmelt hatte; da begann wieder das regſte Leben in der langen Straße, und die beiden Fremden beſtiegen vor dem Gaſthauſe jeder ein Bänd'l, — ſo nennt man dort die einſpännigen Bergwagen, die nur zwei Vorderräder haben, und ſtatt der Hinterräder nachſchleifende Bäume, welche das Zurückgehen des Wagens an den ſteilen Bergen unmöglich machen. Dieſe ſeltſamen Wagen waren mit Matratzen von Maisſtroh belegt, woraus der unbequeme Sitz gebildet war. Der Bube aber, der den Wagen lenkte, mehr durch Zuruf, als mit der Leine, lief bald mit nackten Beinen nebenher, bald ſetzte er ſich bald auf die Scheerdeichſel und hielt ſich an dem Schweif des kleinen Pferdes. Antoni, der Paſſeyer Gemſenjäger und der Bediente des Oberſten gingen zu Fuß. Ein Korb mit Wein hing am Wagen des letztern.

---

*) Die im Ofen gedörrten Seidencocons.

Einer noch ganz guten Fahrſtraße folgend, bewegte ſich nun dieſer kleine ſeltſame Reiſezug immer bergan über Grumes, Graum, Carioana nach Cavales *) dem Hauptorte des Fleimſer Thals **) und dann immer höher hinauf nach Pedrozzo. Hier aber, in dieſer wilden Felſengegend, hörte jede gebahnte Straße auf, und unſere Reiſenden mußten die Bändel zurückſchicken, und ſich der Muli, oder Maulthiere bedienen, welche von Säumern getrieben wurden.

Dort öffnet ſich der Eingang in das enge Thal von Travignolo, worin in verſteckter Wildniß der romantiſche, kleine Badeort Paneveggio liegt, welches nur von den Bewohnern der umliegenden Thäler beſucht wird. Hier wurde zu Mittag geraſtet. Köſtliche Weinſorten würzten das Mahl von Bergforellen, und Hoffſtein hatte Gelegenheit, einen Kranken aus dem Val di Faſſa zu ſprechen, der nicht genug Rühmens machen konnte von dem ſchönen Mädchen aus dem Roſengarten. „Heute,“ ſchloß er, „feiern ſie zu Vigo das Feſt ihrer Schutzheiligen — der heiligen Kümmerniß — und Ihr werdet dabei Gelegenheit haben, das ſchöne Roſengärtner Mäd'l zu ſehen.“

Hoffſtein rieb ſich die Hände vor Vergnügen, und drängte zur Abreiſe.

„Was iſt das für eine Heilige,“ fragte er, „die heilige Kummerniß? — Nie habe ich davon gehört.“

„Ach,“ antwortete der ehrliche Faſſathaler, „es iſt das Bild weiblicher Demuth. Sie war einſt die ſchönſte Tänzerin im Thal, und weil unſere hochwürdige Geiſtlichkeit gegen Tanz und ſündliche Weltluſt ſo eifert, ſo zog es ſich das arme Mädchen zu Gemüth, daß es von dieſer Sünde nicht ablaſſen konnte, und bat auf ihren Knieen, daß die heilige Jungfrau Maria ihr die ſündige Schönheit doch abnehmen möge, welche die Mannsbilder ſo anziehe, und ſie zum Tanze und arger Weltluſt verleite. Da erbarmte ſich die heilige Mutter Gottes des ſchönen Mädchens von Vigo und gab ihr einen ſtarken Mannsbart. Nun zog ſie ſich in die Einöde zurück, und lebte noch viele Jahr zwiſchen dem weißen Geſtein der Berge in frommen Übungen, bis endlich Gott der Herr ſich ihrer erbarmte, und die Erde ſich öffnete, die das fromme, bußfertige Mädchen in ihren Schoos aufnahm. Seitdem wird ſie im ganzen Faſſathale als Heilige verehrt unter dem Namen der heiligen Kummerniß. Bei ihrem Umzuge begleitet ſie die heilige Mutter Gottes ſelbſt und ſichtbar vor allen Augen.“

„Credat Iudaeus Appella!“ rief Hoffſtein mit Horaz's Worten, und beſtieg ſein Maulthier. Nun ging es immer weiter und höher hinauf über Forno nach Möna zu dem von hohen Gebirgen eingeſchloſſenen Val di St. Pelegrin, und endlich war das kleine aber höchſt merkwürdige Val di Faſſa erreicht, welches außer dem Hauptorte Vigo nur noch vier kleine Dörfer enthält.

Den Eingang in dieſes Thal bilden auf der einen Seite die himmelhohen blendend weißen Dolomiten-Felſen des Roſengartens und die ſchaurige Höhe des Langkofels; auf der andern der hohe Centurio.

Die Reiſenden begaben ſich nach Vigo.

6. Die Proceſſion.

Eine ganz wunderbare Wirkung macht das fromme Geläute der Meßglöcklein auf dieſer Höhe, in der reinſten Bergluft, die den Schall ſo weit hinträgt, als die Himmel verkündeten die Ehre Gottes. Den Eindruck der feierlichſten Erhabenheit gewährt der Wiederhall ſolcher Klänge, der von den Rieſenſtämmen uralter Fichtenwaldungen am ſteilen Thalgelände oder von den aus dem dunklen Waldgrunde himmelhoch anſteigenden blendend weißen Dolomiten-Felſen zurückgeworfen werden.

Nun hallte von fernher ein ſeltſames feierliches Getön. So wie es ſich näherte, ließ ſich der gedämpfte Schall einer Trommel, begleitet von den ſanften Klängen der lombardiſchen Hirtenflöte, vernehmen. Es war ein ganz eigener, nationeller Tonfall in dieſer höchſt einfachen Muſik, der in den Südtyroler Alpen übliche Schützenmarſch. Bald kam der Zug um die Felſenecke, und konnte weit genug im ſonnenhellen Thale überſehen werden, um zu erkennen, daß es eine geiſtliche Proceſſion war, die von den Schützen des Thals begleitet wurde. Unter vorgetragenen Fahnen, mit aufgezogenen Kugelſtutzen marſchirten die Jäger des Faſſathals voran, die gleich denen des gegenüber auf der andern Seite der Etſch, noch jenſeits Botzen belegenen Sarnthals bei der feſtlichen Gelegenheit ſich in Roth gekleidet hatten. Dieſe lebhaften Farben, und die Tannenbüſchel auf den grünen, ſpitzen Hüten und in der Mündung der Büchſen gab dieſem Feſtzuge der ſchön gewachſenen Männer mit den friſchen, heitern, ſonnenbraunen Geſichtszügen, und den feinen, ſchwarzen Schnurrbärtchen, eine maleriſche Haltung. Nun aber erſchien die Geiſtlichkeit in weißen und rothen Meßgewändern, worauf der Prälat in einem mit Silber geſtickten und Spitzen verzierten Gewande, unter einem ſeidenen Baldachin oder Thronhimmel das Allerheiligſte tragend. Chorknaben, in weißen mit rothen Schleifen verzierten Hemden, umgaben den Würdenträger der Kirche. Zwei Kirchenfahnen, in deren Mitte ein Cruzifix getragen wurde, eröffneten den Zug der jetzt in ihrer ſchwarzen Ordenskleidung, mit weißer Stola folgenden Mönche. Jeder derſelben trug eine brennende Wachskerze. Nun erſchien ein höchſt ſeltſames Bild, das Lachen erregt haben würde, hätte nicht das Ganze den Charakter des frommen, feierlichen Ernſtes getragen. Es war eine faſt lebensgroße Puppe, mit koſtbaren altmodiſchen Stoffen bekleidet, und mit einer wohlgepuderten Haarfriſur, die von einem Strahlenkranze von Goldblech umgeben war. Das etwas verwitterte Geſicht derſelben ſollte ein ſchönes Mädchen vorſtellen; aber durch einen langen ſtarken Mannsbart war es wunderlich entſtellt. Das war das Bildniß der heiligen Kümmerniß, wie es in der Pfarrkirche zu Vigo aufgeſtellt iſt und verehrt wird. Die vier ſchönſten Mädchen des Thals, feſtlich mit Bändern und Knittergold aufgeputzt, trugen die verehrte Kirchenheilige mittelſt einer Art von Tragbahre auf ihren Köpfen.

Nun folgte wieder eine fromme Brüderſchaft; dann erſchien die Mutter Gottes mit dem Jeſuskindlein, von vier ſchönen Buben auf den Schultern getragen. Es iſt unmöglich, etwas Anmuthigeres zu ſehen. Ein Madonenbild von Raphael ſchien Wärme und Leben gewonnen zu haben. Dieſe edle, jungfräuliche Geſtalt, die auf einem antik gedrehten Seſſel ſaß, mit frommer Demuth den ſchönen

---

*) Cavaleſe, der Italiäner, [illegible] F. hoch über dem mittelländiſchen Meere.

**) Val de Fiume, hier haben alle Orte und Gegenden einen deutſchen und italiäniſchen Namen, ſo wie auch oft nur ein Berg oder Thal die Regionen der deutſchen und italiäniſchen Sprache ſcheidet.

Kopf geneigt hatte auf das Jeſuskindlein, das in weiße Windeln gehüllt, auf ihrem Schoße ſchlummerte, ſchien eine wahrhaft himmliſche zu ſein. Sie war durchaus richtig coſtumirt, vom einfach geſcheitelten Haar, mit dem einfachen Heiligenſchein der kleinen Krone der Himmelskönigin, und dem zurückwallenden weißen Schleier, bis zu dem blau und roth maleriſch geordneten Faltenwurf des Mantels und Gewandes. Die Copie einer Madonna della Sedia von Raphael, welche ein junger Maler aus dem Faſſathale, der in Rom ſtudierte, in die Pfarrkirche von Vigo geſchenkt hatte, ſchien dem wahrhaft kunſtſinnigen Geſchmack dieſer Anordnung zum Vorbilde gedient zu haben. — Die ſeidnen Wimpern ihrer ſchönen Augen ſchienen das liebliche Kind zu beſchatten. Ein Hauch der Anmuth und ein höherer Liebreiz war über dieſe bildliche Erſcheinung ausgegoſſen, ſo daß es unmöglich iſt, die Idee einer jungfräulichen Mutter des künftigen Weltheilands wahrer ſinnvoller durch die Kunſt wieder zu geben, als hier durch die reine Natur des ſchönen Mädchens, — das man zu der Darſtellung der heiligen Jungfrau gewählt hatte, — geſchehen war. Kein Auge ſchlug ſie auf gegen die von allen Seiten knieende Menge, und kein Blick verrieth Eitelkeit auf ihre Schönheit oder Stolz über die hohe Ehre, die ihr zu Theil geworden war. Ihre ganze Seele ſchien im demüthigen Gebete verſenkt zu ſein.

(Fortſetzung folgt).

Zur Erinnerung an Ferd. Raimund.

(Schluß).

Raimund hat im Ganzen acht dramatiſche Mährchen geſchrieben, welche ſämmtlich vor dem Wiener Publikum zuerſt Sanction erhielten, und von Wien aus mit größerem oder geringerem Beifall durch ganz Deutſchland wanderten. Im Jahre 1823 begann er als Dichter der Volksbühne mit dem „Barometermacher auf der Zauberinſel,“ worin er die Rolle des Barometermachers („Queckſilber“) darſtellte. Dies „Zauberſpiel“ bildet gewiſſermaßen den Übergang aus der älteren Schule der Zauberpoſſe zur Originalität der ſpäteren Raimund'ſchen Volksſtücke. Der Humor darin iſt mehr oder minder noch der derbe traditionelle, parodirende, wie ihn Raimund als Schauſpieler aus Meisl's, Bäuerle's und Gleich's köſtlich-drolligen Poſſen („das Geſpenſt auf der Baſtei,“ „der luſtige Fritz,“ „Lindane,“ „Aline,“ „der Eheteufel auf Reiſen“ u.ſ.w.) eingeſogen; ſeinen Erſtling ſchätzte Raimund jedoch geringer, als dieſer, um des vielen geſunden Spaßes willen, der darin vorkommt, wirklich verdient. Im „Diamant des Geiſterkönigs“ (zuerſt aufgeführt am 17. December 1824) emancipirte Raimund ſeinen Humor völlig von der alten Weiſe; der Stoff dieſes Zauberſpiels iſt theilweiſe einem arabiſchen Mährchen entlehnt, das eingeflochtene Localkomiſche ſteht an jugendlichem Übermuth, wie an feinen ironiſchen Beziehungen und Wendungen (wie z. B. in dem Charakter des Geiſterkönigs Longimanus, in welchem man ſogar Porträtähnlichkeit finden wollte, in den ironiſchen Scenen im Reiche der Wahrheit), einzig da. So ſprudelnd, ſo ſchlagend, ſo unüberwindlich, ſo völlig frei und bloß um ſeiner ſelbſt willen exiſtirend, finden wir Raimund's Humor in keinem von ſpäteren Mährchen; Raimund ſelbſt ſpielte darin den Bedienten Florian Waſchblau, die Krones (Florian's Geliebte) die Köchin Marianne, Korntheuer den Geiſterkönig. Damals exiſtirte ein Volkstheater in Wien, in vollſter und reinſter Bedeutung des Wortes; jede, auch die kleinſte Rolle war trefflich beſetzt, alle Schauſpieler waren am Abend ſtets nur ein Ganzes, der Maſchiniſt wirkte auf dem beſchränkteſten Raume der Leopoldſtädter Bühne das Unglaubliche. Im „Mädchen aus der Feenwelt, oder der Bauer als Millionär“ (1826) erhob ſich Raimund plötzlich zu einer Höhe des Ernſtes, welche alle ſeine Freunde (und deren waren nicht weniger als das ganze Publikum Wien's), überraſchte, und um ſo mehr überraſchte, weil er den Ernſt in der goldenen Schale des Humors präſentirte. Das allbekannte Duett zwiſchen ihm (als Fortunatus Wurzel) und der Krones (Jugend), ſein Aſchenlied machte Einen herzlich lachen, während man vor Wehmuth weinen wollte, während das Gefühl der Vergänglichkeit Einen eiskalt überkam. Faſt ein Jahr ſpäter erſchien auf dem Theater an der Wien: „Moiſaſur's Zauberfluch,“ worin Carl zuerſt die Rolle des tückiſchen Gluthahn ſpielte, Kunſt den indiſchen Fürſten, Rott (jetzt in Berlin) den Tod, Dem. Zeiner (jetzt im Hofburgtheater) die Prinzeſſin. Raimund hatte hier das Tragiſche faſt vorwalten laſſen. Das Stück erregte Anfangs Oppoſition; vielleicht trug Carl's gemeines, outrirtes Spiel viel dazu bei; denn bei einer ſpäteren Darſtellung (1830), als Raimund den Gluthahn ſelbſt ſpielte, machte das Stück Furore. — Im Jahre 1828 erſchien „die gefeſſelte Phantaſie,“ in welche die Wiener ſich Anfangs eben ſo wenig zu finden wußten, da die Ironie darin einen engeren Raum beherrſchte. Raimund ſpielte darin den Bänkelſänger Nachtigall, deſſen plumpes Weſen einen köſtlichen Gegenſatz bildete zu einem idealen Reich voll Poeten, wo

> „Der Schuſter ſelbſt mit einer Hand
> Nur ſeinen Stiefel ſchafft; und mit der andern hält
> Er hoch die goldne Leyer;“

wo Vipria und Arrogantia, zwei böſe Zauberſchweſtern, Unfrieden ſäen, wo die Königin folgenden Aufruf erläßt:

> „So ford'r ich in die Schranken eure Poeſie;
> Weil ihr nicht kämpfen könnt durch eurer Sehnen Kraft,
> So kämpft um mich mit kräftigen Gedanken!
> Die Phantaſie trag' euch die Fahne vor,
> Vernunft ſteckt auf den Helm, der Witz ſei euer Pfeil,
> Die Verſe ſtellt in dichte Reih'n umher,
> Statt der Trompete laßt den Reim erklingen;
> So rücket vor und kämpfet um den Preis.
> Drei Kronen bietet er zugleich:
> Mein Herz, den Lorbeer und dies Reich;“ —

wo der Hofpoet Diſtichon „nur in Verſen enden ſoll,“ und „in Knittelreimen zu erſticken“ fürchtet, und der Hofnarr Odi verzweiflungsvoll bekennt, „daß er in einem Lobgedicht nie den Preis gewinnen werde, weil er nur zum Schimpfen auf die Welt gekommen ſei.“ Als Raimund zu Hamburg in dieſem Stücke auftrat (1831), fand die Bedeutung dieſes duftigen Mährchens alſogleich Anklang.

Der „Phantaſie“ folgte noch im Herbſt deſſelben Jahres (1828) „der Alpenkönig,“ wofür die Wiener einen beiſpielloſen Enthuſiasmus zeigten, der noch heute nicht erloſchen iſt. — Vierzehn Monate ſpäter wurde das tragikomiſche Zauberſpiel: „die unheilbringende Zauberkrone, oder König ohne Reich, Held ohne Muth, Schönheit ohne Jugend,“ zuerſt dargeſtellt, worin Raimund den Schneider Zitternadel ſpielte. Die mythologiſche Baſis, auf welcher das Tragiſche gebaut war, der Fürſt Hades, die Eumeniden, Kreon, der Herrſcher von Agrigent, die Peſt, das Erdbeben, ſchwächten die Theilnahme des Publikums für die zahlreichen poetiſchen Schönheiten, welche z. B. in der Herbeiführung des Thanatos, in der Verjüngung der Aloe u. ſ. w. entwickelt waren, und „die unheilbringende Zauberkrone“ erhielt (wie früher „Moiſaſur's Zauberfluch“ zwei ſchlechte Parodieen), eine nicht beſſere auf dem Theater an der Wien: „die goldpapierne Zauberkrone,“ worin der köſtliche Scholz ſchlechte Späße vorbrachte. — Nach einem vierjährigen Schweigen erſchien der Volksdichter im Theater in der Joſephſtadt, wo er Gaſtrollen gab (9. Nov. 1833) mit dem „Verſchwender,“ wofür die alte Begeiſterung der Wiener im vollſten Maße ſich kund gab; er hatte in dem Tiſchler Valentin, den er ſelbſt darſtellte, den Grundzug des öſterreichiſchen Charakters, jene rührende Treue, mit ſolcher Virtuoſität entwickelt, während er andererſeits die Liebe der Fee im zarteſten poetiſchen Duft gemalt, daß jede Vorſtellung des Verſchwenders dem Publikum zum Feſte wurde.

Raimund's mimiſches Talent war nicht bloß der Spiegel ſeines poetiſchen, — es war eins mit dieſem. In ſeinem Gemüth war kein Stillſtand, war nichts von jener philiſterhaften Begnüglichkeit an einmal erworbenen Anſchauungen und Ideen, war ein raſtloſes Streben nach dem Höheren und Höchſten des Lebens, das er im Tiefſten der Menſchenbruſt ſuchte, und was er darin fand, ſtellte er in lebendigen Fresken hin, voll ſcharfer Contraſte. Sein idealiſtiſcher Drang war durch ſchöne Realität gedämpft. Was ihm an höherer wiſſenſchaftlicher Bildung abging, erſetzte ſein Genius durch Innigkeit der Erfindung. Wahrheit war in ihm, als Schauſpieler wie als Dichter, das höchſte Geſetz, welches ſeine Schöpfungen belebte.

Wie in der Kunſt, ſo im Leben! Wahrheit und Treue war ſein Odem. Durch alle Verſtimmungen ſeines Organismus leuchtete Treue, wie ein heiliger Stern. Wie ſeine künſtleriſche Erſcheinung durch jenes ſchöne ergreifende Mitleiden erwärmt war, ſo erwärmte dieſe Mittheilſamkeit ſeines Gemüthes jeden, der in den Kreis deſſelben trat. Wie in ſeiner Kunſt aller idealiſtiſche Drang ſich in geſunder Bethätigung auflöſ'te und darin das ſchönſte Ziel fand, ſo begnügte ſich ſeine Perſönlichkeit nicht eher, als bis ſeine milden Empfindungen und Gefühle bethätigt waren. Raimund war gegen Niemand ſtreng und herb, als gegen ſich ſelbſt, im Größten, wie im Kleinſten. Wer ſeine Hand empfing, wußte, daß der Druck dieſer Hand mehr als Gewohnheit, daß er ein Symbol war, welches den ganzen Menſchen ausſprach. — — —

Fare well! — Auf Wiederſeh'n!

Chronik der ſchönen Literatur.

100) Das maleriſche und romantiſche Deutſchland. Erſte Sektion. Die ſächſiſche Schweiz, von A. v. Tromlitz. 1. Lieferung. Leipzig, Georg Wigand.

Ein Verein von Literatur- und Kunſt-Freunden hat ein bedeutendes Kapital daran gewendet, um die Naturſchönheiten des deutſchen Vaterlandes von anerkannten Künſtlern aufnehmen, dieſe Veduten in Stahl ſtechen zu laſſen, denſelben treue Schilderungen des Volkslebens, der Geſchichte und Sage zur Seite zu ſtellen, und auf dieſe Weiſe allen ausländiſchen Bilderwerken ein würdiges vaterländiſches entgegen halten zu können. Wer möchte dieſer ehrenwerthen Abſicht Beifall verſagen? Man muß ſie um ſo mehr anerkennen, da die Ausführung mit Verſtand, Geſchick und Fleiß begonnen wurde. Das ganze Werk wird zehn Sektionen umfaſſen. Die Unternehmer ſenden Landſchaftsmaler von anerkanntem Ruf, wie Richter, Frommel, O. Wagner ꝛc.) in die betreffenden Diſtrikte; engliſche und deutſche Künſtler fertigen die Stahlplatten. Die Schilderungen von Volksleben, Geſchichte und Sage ſind an Tromlitz (für die ſächſiſche Schweiz), Guſtav Schwab (für Schwaben), v. Heeringen (für Franken), Ludwig Bechſtein (für Thüringen), Blumenhagen (für d. Harz), Raupach (für d. Rieſengebirge), Herloßſohn (für Steyermark und Tyrol), Eduard Duller (für d. Donau), C. Simrock (für d. Rhein), und Mohnike und Starkloff (für d. Oſt- und Nordſee) übertragen. Jede Sektion wird 20 bis 24—30 Stahlſtiche und 15—20 Druckbogen erhalten.

Die Darſtellungen aus der „ſächſiſchen Schweiz“ (von Tromlitz) machen den Anfang. Das erſte Heft iſt ſoeben erſchienen, und enthält drei treffliche Stahlſtiche, (der katholiſchen Kirche in Dresden, einer Totalanſicht Dresdens und einer Anſicht von Lohmen, von Carter, Payne und Philibrown nach Zeichnungen von Otto Wagner und R. Roberts), welche die günſtige Vormeinung, die ſich im Publikum durch lebhafte Theilnahme für das verdienſtliche Unternehmen bereits kund gab, vollkommen rechtfertigen. Der Text von Tromlitz ſchildert in einer kurzen Einleitung den erſten Eindruck, welchen die ſchöne Königsſtadt an der Elbe auf den Wanderer macht, gibt einen kurzen Abriß der Geſchichte Dresdens, und geht dann auf die Kunſtſchätze daſelbſt über. Der Druck aus G. Wigand's Verlag verdient in jeder Beziehung Lob.

101) Ausflüge in die Schweiz. Von James Fenimore Cooper. Deutſch, von Dr. C. F. Nietſch. 2 Theile. Frankfurt a. M. 1836. J. D. Sauerländer. (Cooper's ſämmtliche Werke 99—106 Bändchen.)

Wir beſitzen wenige deutſche Reiſebeſchreibungen der Schweiz, welche es an Vollſtändigkeit der Touren, an Lebhaftigkeit der Scenerie und hauptſächlich an Fülle von Anſchauungen und Bemerkungen mit dem vorliegenden Werke des geiſtvollen Amerikaners aufnehmen können, welches durch eine ebenſo ſorgſame und treue, als ſprachſchöne Uebertragung nunmehr in deutſches Eigenthum übergegangen iſt. Cooper's geſunder natürlicher Sinn ſtimmt gut zu der geſunden Natur der Schweiz, ſein transatlantiſcher Mannesſtolz tritt friſch und feſt auf dem Alpenboden einher, ſeiner bekannten ausgezeichneten Beobachtungsgabe verdanken wir eine ſcharfe Beleuchtung der politiſchen, kirchlichen und ſocialen Verhältniſſe des Schweizervolkes in einer Reihe von ernſteren Tableaux, welche durch artige Genrebildchen mit einander zuſammenhängen.

München, 13. Octbr. 1836.

Vorgeſtern, des Morgens um 9 Uhr, wurden die Säle der Pinakothek dem Publikum aufgeſchloſſen. Ich beeile mich, Ihnen mitzutheilen, was Sie vor allem intereſſiren wird, — die Vertheilung der Schulen in die Säle dieſes großartigen und mit königlicher Pracht verzierten Gebäudes.

Am öſtlichen Ende treten Sie in einen Vorſaal, worin ſich die Porträts der ſechs erſten Stifter und Erweiterer der Gemälde-Gallerie befinden. Aus dieſem Vorſaal wenden Sie ſich zu der altdeutſchen Schule, welche auch die früher in Schleisheim aufbewahrte Boiſſerée'ſche Sammlung enthält. Von den altdeutſchen Meiſtern kommen Sie zu den alten Niederländern, welche zwei Säle einnehmen, in der Mitte des ganzen Gebäudes befindet ſich der prachtvolle, dem Rubens gewidmete Saal, mit einem Nebenſaale und zwei Kabinetten. An den Rubens-Saal ſchließen ſich die Säle der ſpaniſchen und der franzöſiſchen Schule, und an dieſe, zwei Säle der italiäniſchen Schulen. Den Perlen der ganzen Gallerie, (der Privatſammlung italiäniſcher Meiſterwerke im Beſitz Sr. Maj. des Königs) iſt ein eigener Saal gewidmet, in welchem eine Madonna mit Jeſus und Johannes von Raphael, und eine Verklärung Marien's von Correggio prangen. Hinter den größeren Sälen läuft eine Reihe von Kabinetten, je zwei hinter einem Hauptſaale, in welchen die kleineren Bilder der betreffenden Schulen aufgeſtellt ſind. Die Beleuchtung der Säle (von oben), iſt den Gemälden überaus günſtig, und bewirkt, daß jedes, an welcher Stelle es auch hänge, ſich den Blicken völlig frei und ganz genießbar darſtellt. — Die Statuen und Fresken der Logen ſind erſt theilweiſe vollendet und bleiben deshalb der Beſchauung des größern Publikums vor der Hand noch entzogen. Nächſtens ein Näheres über dieſen intereſſanten Gegenſtand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 257. 1836.

Phönix.

Samſtag, 29. October.

Genrebilder aus Südtyrol.

(Fortſetzung).

Bei dem Herannahen der Proceſſion waren die Reiſenden von ihren Maulthieren geſtiegen; aber in dem Selbſtgefühl der höheren Bildung, die ſich über jedes Volksvorurtheil erhaben dünkt, hielten ſie es unter ihrer Würde, vor dem geiſtlichen Popanz eines ſolchen Aufzuges nieder zu knieen, obwohl beide Katholiken waren. Nur wie das Allerheiligſte vorübergetragen wurde, nahmen ſie den Hut ab; das ſonderbare Bild der heiligen Kümmerniß aber konnten ſie kaum ohne Lachen betrachten. Der Obriſt murmelte zwar ein Ave Maria, Hoffſtein dagegen ſchien ſich darin zu gefallen, unter dieſem frommen, abergläubiſchen Volke den Freigeiſt zu ſpielen. Ein ironiſches Lächeln auf ſeinen bleichen Lippen und die freien Blicke, womit er die ſchönen Mädchen betrachtete, welche die heilige Kümmerniß trugen, verrieth ſeine mehr als profanen Geſinnungen bei dieſer heiligen Handlung.

Nun aber erſchien die heilige Jungfrau Maria, ſo maleriſch geordnet und unbeweglich, daß Hoffſtein ſie für ein ſchönes Wachsbild hielt.

„Ein treffliches Kunſtwerk — das muß man geſtehen,“ — raunte er dem Obriſten zu, — „an Lieblichkeit übertrifft dieſes Bild die Madonnen Raphaels; nur Andrea del Sarto hat dieſe friſche Anmuth erreicht. Welcher Meiſter hat es pouſſirt?“

„Still — ſie lebt ja,“ — entgegnete D....t — es iſt ja, wie ich eben höre, das ſchöne Mädchen aus dem Roſengarten.“ —

Hoffſtein war ergriffen und durchdrungen, wie nie vorher. Der Anblick dieſer höhern Schönheit der reinſten Weiblichkeit hatte wie ein heiliges Weſen auf ihn gewirkt. Unwillkührlich ſank er wie alle Übrigen auf ſeine Kniee und brachte der Schönheit eine Huldigung, die vielleicht zum erſtenmale in ſeinem Leben mit einem religiöſen Gefühle vermiſcht war.

Antoni, der junge Paſſeyer Bub, war gleich bei'm Anfange der Proceſſion niedergekniet, und hatte ſeinen Hut vor ſich auf den Boden gelegt. Er betete nach frommer Sitte mit gefalteten Händen ſein Ave Maria und wagte kaum aufzublicken, wie die heilige Kümmerniß und dann die heilige Maria an ihm vorüber zogen. Da ſank grade zu ſeinen Füßen eine weiße Roſe nieder, welche dem Blumenſchmuck der heiligen Maria entfallen war. Raſch bog er ſich vor, hob die Blume auf, küßte ſie und ſteckte ſie an ſeinen Hut; dabei hatte er ſeine Augen gehoben und die Blicke des Mädchens, die unwillkührlich der fallenden Roſe folgten, begegneten dem frommen, ſtrahlenden Auge des fremden ſchönen Jünglings, der da tief unten zu ihren Füßen kniete.

Ein einziger Blick unter ſolchen Umſtänden kann für ein ganzes Leben entſcheiden. Hier hatte er entſchieden. Maria erröthete, und ſenkte tiefer die Wimpern; ihr Buſen wogte — ſie hatte kaum Kraft zu athmen; Antoni aber wurde erſt bleich, dann roth. Er ſchlug die Augen nieder — ſprang dann auf, als ſie vorüber war, und ſchloß ſich mit abgenommenem Spitz-Hütel und geſenktem Büchſel dem Zuge der frommen Thalbewohner an, welche die Proceſſion zum nahen Wallfahrtsorte des heiligen Mirakelbildes von der Roſenwand und wieder zurück begleitete.

Hoffſtein begleitete ebenfalls den Zug; aber er hielt ſich ſo nahe als möglich zur Seite der ſchönen Maria. Er bemühte ſich, von ihr bemerkt zu werden, durch jene Koketterie dreiſter Blicke, lauten Sprechens, Fechtens mit der Reitpeitſche u. dgl. m., wodurch nicht ſelten die jungen Roués in Reſidenzen den Schönen aufzufallen ſich beſtreben. Es gelang ihm auch, ihre Blicke auf ſich zu ziehen; aber es war ein Blick des Unwillens, der ihn traf. Längſt war ſchon ſeine erhebende Stimmung vorüber; und mit der Frivolität des Alles leicht nehmenden Weltmanns bildete er Pläne, ſich mit dieſem ſchönen Landmädchen in nähere Beziehung zu ſetzen.

Daß er am Ende reuſſiren würde, ließ ſeine Eitelkeit ihn nicht bezweifeln. Nicht ohne Selbſtgefallen ſtreichelte er ſich bei dieſen Gedanken den ſchönen Backenbart, und zog die Cravatte zurecht, die ſich auf der Reiſe verſchoben hatte.

7. Die Heiligencomödie.

Der Obriſt war der Proceſſion nicht gefolgt. Auf dem nächſten Wege hatte er ſich nach dem Wirthshauſe begeben und dort mit der ihm eigenen Betriebſamkeit, wo es auf Befriedigung ſeiner Tafelgenüſſe ankam, troz des hohen Feſttages die herrlichſten Bergforellen und Südfrüchte aufgetrieben.

Nun ſaßen beide Freunde im Oberſtübchen des Gaſthauſes bei'm leckern Mahle. D....l ließ es ſich wohl ſchmecken, beſonders da es ihm auch nicht an dem köſtlichen Forſter-Traminer fehlte, Hoffſtein dagegen ſpielte mit Meſſer und Gabel auf dem Teller. Was ihn ſo erregt hatte, daß ihm der Appetit vergangen war, konnte er ja doch mit ſeinem epicuräiſchen Freunde nicht beſprechen, weil dieſer andere Neigungen hegte. Die Unterhaltung war daher ziemlich wortarm. Sie betraf theils ihre Dienſtverhältniſſe in Tyrol und einige Beziehungen zu München, theils die Jagd, welche D....l auf den folgenden Tag ſchon zum voraus angeordnet hatte.

Nach Tiſch waren beide ſo ermüdet, daß ſie ſich jeder auf ein Bett warfen und feſt einſchliefen.

Hoffſtein träumte mit ſchwelgender Phantaſie von Maria, mit der er bald tanzend ſich im Wirbel drehte, oder die er dann wieder mit den zärtlichſten Küſſen umarmte. Ein Gelärm in der Unterſtube wurde endlich ſo laut, daß er erwachte. Es war ſchon gegen Abend. Er ſtand auf und rief den Bedienten des Obriſten, der den Caffee brachte. „Was gibt es unten, Johann?“ — fragte er.

„Theater,“ — rief dieſer lachend.

„Das wäre,“ — lächelte Hoffſtein — moquant — „in einem ſolchen Neſte eine Schauſpieler Truppe? — und das Volk lamentirt, wenn es es ein Paar Kreuzer mehr an Steuern wie früher bezahlen ſoll, als wäre es ſchon bettelarm . . . .“

„Halten zu Gnaden,“ — entgegnete der Bediente — „das Volk ſpielt ſelbſt; es iſt eine ſogenannte Heiligencomödie, die losgelaſſen wird — gewiß ein Ding zum Todtlachen.“ —

„Alſo doch — troz aller Verbote?“ — flammte Hoffſtein auf. — „Man ſollte in jedes Dorf einen baieriſchen Polizeiagenten legen; denn die Ortsbehörden ſtecken überall mit den Bauern durch; dieſe geiſtlichen Comödien ſind eine Verſpottung der Religion und geben Veranlaſſung zu den gröbſten Unſittlichkeiten. — Wart! — wir werden einmal im Namen des Königs mit dem Quos ego! dazwiſchen treten.“

„Freund!“ lächelte der Obriſt, „vergeſſen wir unſer Incognito nicht! — haben wir den königlichen Kreisdirektor bis jezt in der Taſche behalten; ſo möchte es wohl rathſamer ſein, dieſe Gelegenheit zu benuzen, einmal unerkannt den Spektakel ſelbſt mit anzuſehen.“

„Ob das Mädchen aus dem Roſenthal mit ſpielen wird?“ fragte Hoffſtein.

„Ei freilich,“ verſicherte Johann, „dieſe hübſche Perſon iſt ja Primadonna, Direktrice, und am Ende die Theaterdichterin zugleich.“

„Und das Stück?“

„Hier iſt der Zettel!“ —

Hoffſtein las: „„Die bewegliche und luſtige Hiſtoria von der heiligen Kümmerniß, ein rührendes Stück, zum Erbauen frommer Seelen, und zum Todtlachen für luſtige Leut' in Reime gebracht, mit eingelegten ergözlichen Scenen aus dem Stegreife. Perſonen: Die heilige Kümmerniß, das heilige Mirakelbild von der Roſenwand, Gott der Vater, die Apoſtel Petrus, Paulus und Markus, ein Gemsjäger, friſche Bua'n und Zuſchauer, die mit einreden, u. ſ. w.“

„Das iſt ſauberes Zeug; doch um es mit deſto mehr Recht und Grund verdammen zu können, wollen wir unerkannt uns unter die Zuſchauer miſchen.“

Unten in der großen Gaſtſtube war eine Art von Theater errichtet. Die Couliſſen hatte Tyroler Kunſtfertigkeit ziemlich natürlich als Dolomitenfelſen gemalt. Im Hintergrunde in einer Niſche derſelben ſtand ein hölzernes Marienbild, vor welchem eine Büßende kniete und betete. Sie war im Proſpekt geſehen, eine ſchöne Tyrolerin in der heitern Kleidung eines der ſüdlichen Thäler Tyrols. Ihr hellgrüner Hut lag neben der Knieenden am Boden. Ein Lämmchen ſchmiegte ſich in ihren Schooß, ein Muſchelkragen und Kreuzſtab bezeichnete die Pilgerin zum Gnadenbilde.

Alles war ſtill. Nun ſprach die Knieende ein Gebet zur heiligen Maria, mit einer weichen, melodiſchen Stimme; ſie klagte ihr, daß ſie einen Jüngling geſehen habe, deſſen Bild ſie unabläſſig verfolge im Wachen und Schlaf, und ſelbſt im Gebet ihr vor Gedanken ſchwebe. Sie bat, die heilige Mutter Gottes möge ihr Herz gegen die Liebe bewahren, damit ſie mit deſto reinerem und frömmeren Sinne zu Gott beten könne. Es lag ſo etwas unbeſchreiblich Rührendes in dem naiven Geſtändniß ihrer Gefühle, dabei eine ſo jungfräuliche Ängſtlichkeit für eine Leidenſchaft, deren Erwachen und Nahen ſie fühlte, ſo etwas Warmes und Inniges in dem bewegten Ton ihrer Stimme; daß man ſich der Überzeugung nicht entziehen konnte, es müſſe ein wahres Gefühl ſein, eine wirklich erwachende Leidenſchaft, gegen welche es auf Erden keine Macht mehr gebe, ſie zu hemmen, und deßhalb wende das fromme, beängſtigte Gemüth ſich zum Himmel.

Bald ſchien das Gebet nicht mehr Raum zu haben für die Macht ihrer Empfindungen. Sie war aufgeſtanden, hatte die gefalteten Hände gegen die Bruſt gedrückt, das Auge nach oben aufgeſchlagen; ein Monolog, der ihr vielleicht erſt von der Gewalt des Augenblicks eingegeben war, würde unter gebildeten Zuhörern für ein Meiſterſtück der Poeſie und Mimik gegolten haben; hier war es der reine Erguß eines kindlichen Sinnes, was auf die ſo erregbaren Gemüther dieſer Zuſchauer ſo einwirkte, daß Viele Thränen vergoſſen.

Nun erſchallte ganz von fernher ein Alpenjodler. Sie blieb ſtehen, wankte und horchte. „Das iſt er!“ jauchzte ſie auf, und eine hohe Röthe überflog ihre Wangen. „Das iſt er,“ wiederholte ſie leiſe, „wohin fliehen, — wohin mich wenden?“ —

Man ſah das Wogen ihres Buſens, fühlte das Klopfen ihres Herzens, das Beben ihrer Nerven, und immer näher erſchallte der Alpenjodler. „Herr!“ rief ſie am Ende mit den Worten des Pſalmiſten, „weiſe mir deinen Weg, daß ich wandle in deiner Wahrheit. Erhalte mein Herz bei dem Einigen, daß ich deinen Namen fürchte!“ — Da wandelten die drei Apoſtel in ihrer faltigen Tracht, ehrwürdig wie alte Kirchenbilder vorüber. St. Petrus hob drohend den Himmelsſchlüſſel. „Jeſus, unſer Heiland,“ rief er mit erhabener Stimme, „ſprach: es werden nicht Alle, die die zu mir ſagen: Herr, Herr, in's Himmelreich kommen; ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“

St. Paulus wandelte vorüber, ſprach mahnend: „Flieh vor der Sünde, wie vor einer Schlange; denn ſo du ihr nahe kommſt, ſo ſticht ſie dich.“

Endlich erſchien der Apoſtel St. Marcus, blieb ſtehen, und ſprach mit erhobener Hand und ſtarker Stimme: „Was ich euch ſage, das ſage ich Allen: wachet!“

„Herr, Herr,“ rief ſie mit ſteigender Seelenangſt, „geh nicht in's Gericht mit deiner Magd; denn vor dir iſt kein Lebendiger gerecht!“ —

Nun war der Alpenſänger näher gekommen, trat jetzt zwiſchen den Felſen hervor und blieb ſtehen, überraſcht — es war Antoni, der junge Paſſeyer Gemsjäger. —

„Mad'l bleib' ſtandhaft!“ riefen Frauenſtimmen aus dem dicht gedrängten Haufen der Zuſchauer. „Hab' Muth, friſcha Bua!“ rief eine Mädchenſtimme. — „Vor Gott iſt Keiner g'recht, wir ſind allz'mal Sünderinnen;“ riefen Andre. — Es war die regſte Theilnahme. Das ganze Spiel war in das Leben verſetzt. Eine ſolche dramatiſche Wirkung zu erreichen, bleibt der Kunſt unmöglich.

„Das iſt der Erfolg des Talents,“ ſprach Hoffſtein zu D....t ....

„Wenn die ausgebildet würde,“ entgegnete dieſer, „auf Ehre, es ſteckt eine Schröder in dem Mädchen.“

„Bei Gott,“ rief der Andere mit einem wahren Theater-Enthuſiasmus, „ich werde mir das Verdienſt um die Mit- und Nachwelt erwerben, dieſes Mädchen für die Bühne ausbilden zu laſſen.“

„Es iſt ganz wie geboren dazu, in ſolchen Sphären zu glänzen,“ entgegnete D....

Indeß hatte der Jäger ſchüchtern und zögernd ſich genahet; man ſah den Kampf in dem Willen des Mädchens; — es wollte fliehen, bog ſich zurück und wieder vor. Da kniete der Alpenjäger und ſprach in ſeiner einfachen treuherzigen Weiſe: „O Mad'l, wie lieb' i dich! — Dein Aug' hat mir's angethan; — i kann nit laſſ'n von dir!“ —

Er hatte ſeinen Arm ausgebreitet, ſchon neigte ſie ſich zu ihm nieder; da rief ein feines Kinderſtimmchen von der Felswand her, worin das Muttergottesbild ſtand: „Fliehe!“

„Das iſt der kleine Jeſus! — Was verſteht ein Kind von der Liebe?“ — rief eine muntere Frauenſtimme aus dem Parterre. —

„Gott Amor — war auch ein Kind!“ — ſprach Maria ſchalkhaft, ihre Rolle unterbrechend, dorthin gewendet, woher die Stimme kam.

„Aber ein Heide — ein Ketzer!“ — ſchallte es zurück, „wend' dich an die Mutter Gott's, — 's iſt ein' alte verſtändige Heilige! — die kann dir rath'n, Mad'l.“

„Fliehe!“ warnte die tiefere Stimme des heiligen Mirakelbildes.

Maria machte Bewegung zu entfliehen; aber Antoni hatte ihre Hand gefaßt, und ſie hatte nicht Kraft, ſie ihm zu entziehen.

„D' Hochzeit, d' Schnadahupferl!“ riefen die Buben unter den Zuſchauern, und nun kam Alles in Bewegung; ein Geiger, ein Pfeifer und ein Baſſiſt, die bisher zwiſchen dem Theater und den Zuſchauern das Orcheſter gebildet hatten, retirirten ſich auf den Schenktiſch in der Ecke. Die Erhöhung der Bühne war in einem Augenblick niedergeriſſen, mit allen Seitencouliſſen, und das Ganze wurde ein Tanzplatz, voll des wildeſten Gedränges und einer ausbrechenden Luſtigkeit, ſo kräftig und national, daß ſelbſt unſere munterſten Bauernhochzeiten nichts Ähnliches gewähren.

Noch waren die Muſikanten nicht fertig mit Stimmen, da zogen die Tänzerpaare ſchon hinter einander her, dicht gereiht, im engſten Raum. Das war an jedem Buben und ſeinem Mädchen ein faſt krampfhaftes Drängen der kräftigſten Luſtigkeit von Innen heraus, die ſich nicht mehr halten laſſen wollte; — das war ein Stampfen, Springen und Drehen auf dem Fleck, ein Knipſen mit den Fingern, ein Aufjauchzen und Schwenken der Hüte, ehe noch der eigentliche Tanz begann.

Gern hätte Hoffſtein ſich unter das Volk gemiſcht und einen Tanz mitgemacht, um dabei an das ſchöne Roſen-Mädchen zu kommen; aber er fühlte ſeine Ohnmacht, das ſo kräftig erwachende Lebenselement dieſer Leute zu theilen, und zum erſten Male beſchlich ihn das Gefühl der Nichtigkeit aller höheren Gaben der Civiliſation, wenn dadurch die reine heitere Naturkraft ausgelöſcht wird. Es trat hinzu die Unbehaglichkeit, worin der Gebildete ſich immer befindet, wo rohe Kräfte walten. War auch hier nichts Gemeines, — indem in jeder Kraftäußerung einer unverdorbenen Natur ſchon etwas Poetiſches liegt, ſo fühlte doch Hoffſtein ſchon innerlich ſich verletzt durch den Mangel an gewohnter Reſpektsbezeugung; ſelbſt durch die Atmoſphäre des gemeinen Mannes, die ihn anwiderte, und durch das Drängen und Stoßen, das in dieſem luſtigen Menſchengewühl nicht ausbleiben konnte. Er würde ſich wie D....t entfernt haben, hätte ihn nicht der Anblick der ſchönen Maria mit einer an Schmerz gränzenden Glut der Liebe und Eiferſucht erfüllt gehabt. Das Mädchen war aber auch wie umgewandelt — jetzt eine wahre Bacchantin im Tanz, indem ſie ſich laut aufjauchzend von Antoni's kräftigen Arm emporſchwenken und umſchwingen ließ. (Schluß f.)

Die Kunſtausſtellung zu Kaſſel.

(Schluß).

Ahlborn malte: „Cefalu an der Nordküſte von Sicilien,“ eine Landſchaft, die mich lebendigſt an eine andre, von demſelben Maler erinnert: Syrakus im Morgenlicht. Beide können im Augenblick blenden und beſtechen durch die große Zierlichkeit in den Details, wie durch das auffallende Colorit, zudem ſind ſie von bedeutendem Formate, dieſes gewiß nicht zu ihrem Gewinn. An der „Cefalu“ iſt die Architektur ſehr zu loben, die Stadt, die ſich an den blauen Berg anlehnt, ſtellt ſich ſehr glücklich dar. Allein die Färbung iſt doch wirklich zu geſucht, und das Ganze bekommt dadurch ein porzellanenes Anſehen. Auch will es mir gar nicht gefallen, daß ich links im Vordergrunde denſelben großen, das ganze Bild überragenden Baum wiederfinde, welcher, irr' ich nicht, bei Syrakus rechts gewachſen war. Abgeſehen davon, daß dergleichen Stützen und Eckenſteher eines Bildes die Aufmerkſamkeit durch Dimenſion und detaillirte Malerei vom Hauptgegenſtande abziehen, geben ſie an und für ſich nicht einmal einen guten Vordergrund ab. In beiden Bildern ſcheint Ahlborn durch dieſen Baumrieſen Meer und Himmel, als zu einförmig und ausgedehnt, ſcheiden, variiren zu wollen, und ich muß geſtehen, daß ich gerade eine unbeſchränkte Fernſicht auf den Ocean und einen Ausblick in den ſüdlichen Himmel ſehr gewünſcht hätte.

Je anſpruchsvoller und prunkender ſich in Ahlborn's Schöpfungen die ſüdliche Natur ankündigte; um ſo ſtiller und traulicher befängt uns ein kleines, hier wenig anerkanntes Bild von Schleich, ganz einfach: „der Abend“ benannt. Kein Sonnen-Untergang und keine heimbrüllenden Heerden, auch kein Mondlicht und keine Schlagſchatten; eine Hütte an der Landſtraße, von dunkelnden Baumgruppen umringt und zum Theil überragt; aus den Fenſtern blickt des Lichts „geſell'ge Flamme,“ während droben am Himmel die Wolken immer dunkler ziehen, der friſche Tagesſchein matt erliſcht und bleiche, räthſelhafte Schatten in Nähe und Ferne fallen. Ich möchte ein Gedicht auf das Bild machen, wenn es nicht ſelbſt ein's wäre.

Damit hätte ich Ihren Augen nun auch das Bedeutendſte aus dem landſchaftlichen Felde vorgeführt, wenn Sie einzelne, keineswegs mißrathene Bilder, (wie Bylard in Amſterdam, Haeſelich in Hamburg u. A.) ausnehmen wollen. Zweierlei laſſen Sie mich noch hinzufügen: daß ich nämlich über die zahlreichen Seeſtücke, bei Morgenbeleuchtung und Mondenſchein, über Häfen und Marinen, dergleichen uns von Hamburg in reicher Anzahl zugekommen, ohne Bemerkungen hingehen muß. Ich habe das Meer, das ewige Meer nie geſehen; wahrſcheinlich, weil ich mich immer ſo lebendig darnach ſehnte, und darum mag ich mir kein Urtheil über dergleichen Stücke anmaßen; wenn ich nicht die Natur im Bilde aufſuchen und wieder finden kann, habe ich für daſſelbe weder Blick noch Sinn. Erlauben Sie mir aber wenigſtens, um mich vor mir ſelbſt keiner Ungerechtigkeit zu zeihen, daß ich Ihnen, trotz Ihres Abſcheu's vor todten Nomenklaturen, in aller Geſchwindigkeit die Künſtler nenne, die ſich in jenen Stoffen bewegt: Grotig, der ſehr fleißig geweſen ſein muß, Sander, Vollmar, Schulz, ſämmtlich in Hamburg — Ott in München, deſſen eines Bild ich eben erwähnt — Dreibholz in Dordrecht — Achenbach u. A.

Und nun iſt mir noch Eins übrig, Ihnen nämlich, der Freundin alles Strebenden, ein paar hieſige Künſtler-Jünglinge zu nennen, die für die jetzige Ausſtellung mit größerem oder geringerem Erfolge, mit mehr Fleiß und mehr Talent, oder mit weniger wirkſam geweſen ſind. Die jungen Männer erfahren hier manche Anregung und finden eine Anerkennung, zum Theil in dem glücklichen Verkauf ihrer Arbeiten, die vielleicht mit deren Verdienſten nicht ganz al pari ſtehen mag. Manchem hat das den Kopf verdorben und verrückt; darum iſt in vielen, hierher gehörigen Bildern, ſchon eine Süffiſance und Selbſtgenügſamkeit ſichtbar, welche mit dem ſichtlich Schülerhaften und Unſicheren in denſelben widrig oder lächerlich contraſtirt. Jene Zöglinge der Kaſſel'ſchen Schule ſind denn: A. Bromeis, dermalen in Rom (Landſchaft aus dem Sabiner-Gebirge) — Gleim, dermalen in München (Gebirgsſchlucht mit einem Waldſtrom; nicht gewöhnliches Talent, aber eine auffällige Unklarheit und Unſicherheit in Behandlung des Lichts) — Dalwich (der mehrere, mit Sinn und Geſchick ausgeführte Landſchaften, in Farbe ein wenig braun, geliefert hat) — Euler (für Architektur, viel Treue und Wahrheit in den Bildern) — C. Arnold (Landſchaftsmaler) — J. Aubery (Heimkehr des jungen Tobias) — Tonnelier, Fink, Tack, Wenderoth, Tellgmann (Thierſtück und Genre) — C. Glinzer (Coſtümbild) Nahl, Rodde, von welchen beiden ich in einem früheren Briefe ſchon einmal geſprochen — endlich Becker und Ickler mit Frucht- Blumen- (und Dornen-) Stücken. —

Um nicht mit Anfängern zu enden, berichte ich Ihnen zuletzt, aber diesmal wirklich zuletzt, über ein früher angekündigtes, endlich ausgeſtelltes, hiſtoriſches Bild des hieſigen Grimm, das Sie doch ſchwerlich ſelbſt kennen lernen werden. „Die heilige Eliſabeth empfängt die letzte Ölung und das heilige Abendmahl." Das fromme, von der Erde und ihrem letzten Schmerz getrübte, vom Himmel bereits verklärte Angeſicht der heiligen Frau ruht, von blonden Haaren umwallt, auf einem weißen Kiſſen; ihr Lager, deſſen Geſtalt und Stand nicht recht deutlich angenommen ſcheinen, verhüllt in ſeinen Leinen die ganze, dem Kopfe nach etwas zu lange Figur, ſo daß nur die auf der Decke gefaltet ruhenden Hände und die ſanft gehobenen Kniee ſichtbar werden, dieſe natürlich durch die Decke hindurch. Das Geſicht iſt unendlich ſchön; frommes Dulden, ergebener Schmerz, religiöſe Erhebung; Glaube, Liebe und Hoffnung, die heiligen drei, verſchwimmen in den leiſe umflorten Zügen; das emporgeſchlagene Auge glänzt hell im Wiederſchein einer überirdiſchen Klarheit, man ſieht, wie auf den Lippen die letzten Seufzer und Gebete beben, wie aus den bleichen Wangen und über die Marmorſtirn ein leiſer Schweiß herausbricht. Vielleicht ſind die Umriſſe etwas zu voll, das Ganze etwas zu jugendlich — Eliſabeth ſtarb freilich in einem Alter von 24 Jahren! An der rechten Seite des Lagers ſteht der Biſchof (unter dem man wohl nicht an Konrad von Marburg zu denken hat) und reicht der Verſcheidenden die Hoſtie; zu Füßen eine Gruppe von Mönchen, meinem Gefühle nach, die herrlichſte des Bildes, drei knieende, bejahrtere, und drei Novizen in aufrechter Stellung; links am Sterbebett zwei Frauen der Eliſabeth knieend, das eine Geſicht namentlich ſchön, in ruhiger, jungfräulicher Hingabe an frommen Schmerz; zu Haupte eine Viſion, auf Wolken geſtellt, leider nicht ſchwebend, weibliche Engel mit grün und rothen Federn, wie es altdeutſche Bilder haben, deren einer zwiſchen beiden Händen, etwas ſpitz und geziert, eine Perlkrone hält; der andere ſingt und ein dritter ſchwingt die Palme. Die Gruppe iſt zu nah, nicht genug zurückgetreten, nicht rieſenmäßig genug. Durch die offene Thür des Gemaches der Blick auf eine Kirche, an der ein Pilger knieet, ganz kleine Figur; in eine Gegend, wo zwei Reiter und ein Mönch des Weges ziehen; und auf einen Hintergrund von Bergen. An den Pfoſten ſtehen klagende Greiſe, Weiber, Kinder u. dgl. m. Etwaige hiſtoriſche Eigenthümlichkeiten dieſes Bildes kann ich Ihnen, leider! nicht mittheilen. Im Allgemeinen laſſen Sie mich aber hinzufügen, daß einzelne Mängel, denen ich nie bei guten Bildern eigentlich nachſpüre oder nachhänge, abgerechnet, dieſes Gemälde in Compoſition und Ausführung eine bedeutende Rolle unter den vaterländiſchen Kunſtwerken einnehmen wird, und namentlich die früheren Arbeiten, die ich vor Grimm geſehen, weit übertrifft. Die Phyſiognomieen und Geſtalten ſind durchweg edel, die der ſechs Mönche ausdrucksvoll ſchön, die Gruppirung gefällig und, bis auf die Viſion, gut dargeſtellt. In der Beleuchtung herrſcht noch einige Unklarheit, weil das Licht von verſchiedenen Seiten fällt, und die Färbung wird noch manche Änderung, hoffentlich zum Beſſeren, erfahren, da das Ganze, wie ich höre, noch nicht vollendet iſt. Ein einzig Mal, und das war das erſte Mal, als ich es ſah, wollte mir's vorkommen, als wäre das Bild für die Sterbeſtunde einer Heiligen nicht ſtill und leer genug; das iſt aber eine rein perſönliche, augenblickliche Empfindung. —

„All is well, that end's well!" rufe ich nunmehr meinen langathmigen Epiſteln nach, und hoffentlich thun Sie, holde Freundin! ein Gleiches. Bendemann iſt wieder verpackt und ſeinem erlauchten Beſitzer, um fünfzehntauſend Bewunderungen reicher, zurückgeſandt worden; viel Gutes iſt verkauft, manches Schlechte vergeſſen; — es wird Herbſt in der Ausſtellung, Herbſt in der Natur, — ein lichter, kahler, kühler Herbſt, wo die Blätter ſeufzend herniederrieſeln und die glücklichen Wandervögel zum fernen Süden ziehen. Ach, meine Liebe! der Herbſt iſt wohl ſchön, und eine eigenthümlich deutſche Jahreszeit, weil er weich iſt und wund, wie wir guten Leute immer bleiben werden. Allein es war doch ſchöner, als der Frühling kam und wir ſelbander unter den Linden der Friedrichsſtraße und in der Hannover'ſchen Kunſtausſtellung luſtwandeln gingen. Ich wollte, die holden Sterne jenes Frühlings ſchienen mir wieder; denn ich bin ſehr ſtill und trübe geworden, ſo ſtill, daß ich Ihnen nicht einmal eine höfliche Abſchiedsrede zurufen mag, ſondern nur ein ſtilles, trübes, herbſtliches Lebewohl!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 258. 1836.

Phönix.

Montag, 31. October.

Genrebilder aus Südtyrol.

(Schluß).

Wenn dieſes Paar tanzte, — ſo brach es ſich Bahn, Alles um ſich her auseinander werfend. Stampfte der Gemsjäger mit dem Fuße, ſo hatte jeder ſich zu hüten, nicht getreten zu werden; und wurde hier und da unter den jungen Burſchen Neid und Unmuth laut, ſo hob er drohend mitten im wilden Tanz die kräftige Fauſt mit dem eiſernen Stoßring und ſtieß den herausfordernden Aufſchrei der Hageler aus, — der beinah klang, wie der Schlachtruf der wilden Indianer, der Kehlton „Hugh!“ — und Keiner wagte es ſich mit dem wilden, luſtigen Fremden zu meſſen, der auch wieder durch die heiterſte Gemüthlichkeit alle Herzen gewonnen hatte.

Wohl eine Stunde lang und länger hatte ohne Raſt und Ruh der Tanz gedauert; Joſeph hatte Maria nicht aus ſeinen Armen gelaſſen, und des Mädchens Blut wallte, — ihr dunkles Auge ſtrahlte von Luſt und Sinnentaumel; die heilige Kümmerniß mit dem Ende der Comödie ſchien ganz vergeſſen zu ſein, und war überhaupt wohl nur der Vorwand geweſen, um vor dem ſtrengen Sittengerichte der Geiſtlichkeit den Tanz entſchuldigen zu können; da zankte heimlich eine fromme Bauersfrau, in Hofſtein's Nähe, mit ihrer vom Tanz erhitzten Tochter, und ſprach am Ende: „Kommt der Pfarrer — Dirnd'l — der wird's dir eintränken — mit der ſündlichen Weltluſt; wirſt's büßen müſſen mit zehn Angelus und zwanzig Paternoſter! — wart nur du ſakerisch Menſch!“ *)

Da wußte Hofſtein auf einmal, wie er den ihm ärgerlichen Tanz beendigen könne, ohne ſein Incognito zu verrathen. Er ließ ſich durch ein Kind zum Pfarrer des Dorfs führen, der am Ende der langen Gaſſe hinter der Kirche wohnte. Hier gab er ſich zu erkennen, und verlangte die ſofortige Einſtellung der unſittlichen Tanzluſtbarkeit.

„Ew. Gnaden!“ rief der greiſe, würdige Pfarrer ganz entrüſtet, „i kenn' ja meine fromme Beichtkinder, der Tanz gehört mit zur geiſtlichen Comödi, — werd' ſchau'n, — wie d' heilige Kümmerniß gar erbaulich zur Erkenntniß ihrer Sünden kommen wird. — Geh' Marthel,“ ſprach er zu ſeiner wohlgenährten Haushälterin, die mit einem fetten Kater auf dem Schooße im Sorgenſtuhle ſaß, „geh', — ſag's dem Meßner, daß er n'unter geh' zur Schenke, und ſag's den Leuten, es ſei nun g'nug, — der Pfarr'r woll's End' ſchau'n!“

Nachdem die träge Martha den kleinen beweglichen Küſter in Trab geſetzt hatte, begann der Pfarrer langſam ſeinen Prieſterrock und Kragen anzulegen, um ſich ſelbſt nach dem Wirthshauſe zu begeben; indem er fortwährend betheuerte, wenn er nur noch ein Paar tanzend betreffe, ſo wolle er es mit dem Kirchenbann belegen, und nicht eher abſolviren, bis es auf Erbſen knieend vor dem Altar Buße gethan habe.

Hofſtein hielt es nicht für gerathen, den aufgeregten, jungen Burſchen als Angeber und Störer ihrer Luſtbarkeit zu erſcheinen, und ſchlich ſich davon, um auf einem Umwege das Gaſthaus unbemerkt und früher als der Pfarrer zu erreichen.

Kaum war der alte wohlbekannte Küſter eingetreten, ſo ſchwieg die Muſik und das wilde Drehen hörte auf. „Was iſt's, — was gibt's?“ riefen die Entfernten, die den kleinen Mann im Gedränge nicht ſehen konnten. Dieſer ſprach nur leiſe mit den Zunächſtſtehenden. Augenblicklich aber lief die Nachricht durch alle Tänzerpaare: „Der Pfarrer kommt! der Pfarrer kommt!“ —

„Das Theaterl aufg'richt't! — Wo ſteht's Theaterl?“ riefen Alle durch einander, und in wenigen Minuten war Alles wieder in der alten Ordnung, denn an hundert Hände hatten mit zugegriffen, und der kleine Küſter hatte ſelbſt mit geholfen, die Bretter der Bühne auf die Böcke zu legen, die Couliſſen aufzurichten und die Lichter dahinter wieder anzuzünden.

---

*) Das iſt in Tyrol, wie in Schwaben — durchaus kein Schimpfwort, ohne alle üble Nebenbedeutung, wie ſchon aus dem originellen Almenhupfel erhellt:

„E' Dirnd'l
Iſt gar a ſchönes Menſch,
Wennſt die kennſt.“

Jeder Zuſchauer hatte ſeinen Platz gefunden, die heilige Kümmerniß ſtand auf der Bühne umgeben von den drei Apoſteln, die mit Strafpredigten auf ſie eindonnerten, und Antonie ſtand zur Seite an einen der papiernen Dolomitenfelſen gelehnt. Nur die heilige Maria, in der Felſenniſche der ſtehen gebliebenen Hinterwand, ſchaute eben ſo langmüthig in dieſe neue Bekehrungsſcene, wie früher in die wilde Tanzluſtbarkeit.

„Recht ſo Sanct Petrus — Bravo — Sanct Paulus und Marcus,“ riefen die noch vom Tanz erhitzten Buben und trockneten ſich mit dem Ärmel die hellen Schweißperlen vom Antlitz. „Kniſt's nur recht ordentlich in's Gewiſſen — nehmt's 's Dirndl recht tüchtig in's Gebet — daß es mit kei anderen Bua getanzt hat, als mit dem Außeren*) den ſackeriſchen Paſſeyer Bua'n!“ —

„Hugh!“ rief dieſer mit dem Haggelerton von der Bühne herunter und ſchüttelte den Stoßring an der Fauſt. —

Maria konnte trotz ihrer Demuth fordernden Rolle der Luſt, jenen Spöttern eine Stachelrede zurückzuwerfen nicht widerſtehen.

Sie trat raſch vor und ſang mit klarer herrlichtönender Stimme und ſpöttelndem Lachen;

„Ja freilich mei Bua'r, daß es bald errath'n,
Geh nur her und laß dir's dazöl'n**),
Weil mich die Bubnar***), die ſakriſche Junds†),
Allerweil für a Narr'n hab'n woll'n.“

Allgemeines Lachen erſchallte und mit einem ſchelmiſchen Kopfnicken trat das Mädchen wieder in ſeine Rolle und jetzt trat der Pfarrer ein.

Alles wich zurück. Alles ſchwieg. Jeder nahm den Hut ab, und, wer ihn erreichen konnte, küßte dem Greiſe die Hand; ſelbſt die Schauſpieler auf der Bühne machten ihm mit einem bäueriſchen Ungeſchick, der gar nicht zu den Rollen paßte, Verbeugungen und Knixe; nur bei Marien war dieſe Huldigung anmuthig, wie jede ihrer Bewegungen; Antoni aber entzog ſich erſchreckend den Blicken des Geiſtlichen, indem er hinter eine der Couliſſen zurücktrat.

Der Geiſtliche ſegnete die Anweſenden mit einer leichten Handbewegung, indem er den Gruß ſprach: „Gelobet ſei Jeſus Chriſtus.“ — „In Ewigkeit Amen!“ — entgegnete die Gemeinde in einem Ton.

„Fahrt fort, meine geliebten Kinder in Chriſto.“ — ſprach jetzt der Pfarrer, „ich freue mich, Euch in ſo frommen Werken zu finden und nicht in der ſündlichen Tanzluſt, die ein Werk des Teufels iſt. Die heilige Kummerniß wird ſich bei der heiligen Maria um Gnade für Eure Sünderſeelen verwenden, weil Ihr das heilige Feſt unſerer allerheiligſten Schutzpatronin ſo würdig und erbaulich feiert; du aber Mad'l aus dem Roſengarten-Thale, biſt noch erhitzt von ſchnöder Wolluſt; du haſt vor Allen Urſach, die heiligſte Mutter Gottes zu bitten, daß ſie dir die ſündliche Schönheit verderbe, die heut' ſchon wieder ſo vieler Männer Blicke auf ſich gezogen hat. O meine Tochter, bei dem Mittler, der für unſere Sünden am heiligen Kreuze geſtorben iſt, bitte und beſchwöre ich dich, mit Thränen in den Augen: thue Buße, Buße, Buße!“ —

Es war einer der feierlichſten Momente in dieſem bewegten Leben, als der Geiſtliche mit dem ſchönen Greiſenkopfe im ſchwarzen Kirchentalar, mit der weißen Stola, mitten und allein im gedrängten Kreiſe der Zuſchauer ſtand, und das Spiel in das Leben herüberziehend, an das ſchöne Roſenner Mädel die rührende väterlich gemeinte Ermahnungsrede hielt.

Maria's Augen füllten ſich mit heißen Thränen einer aufrichtigen Reue; ſie kniete nieder, in einer himmliſch demüthigen Stellung, mehr als halb gegen das heilige Mirakelbild der Mutter Gottes gerichtet, und bat mit dem Flötenton einer wahren Herzensbedrängniß, daß ihr die heilige Jungfrau die leidige Schönheit nehmen möge, um ihre arme Seele aus dieſer Bedrängniß ihrer Tugend im irdiſchen Jammerthale zu retten. Da knieten die drei Apoſtel mit ihren weiten Faltengewändern um ſie her, ſo daß man faſt nichts von der Büßenden ſehen konnte, und murmelten Gebete.

„Stehe auf, meine Tochter!“ ſprach da eine ſanfte Frauenſtimme, die von dem Gnadenbilde herzukommen ſchien „erhebe dich — du biſt erhört. Zeige dich allem Volke in dem himmliſchen Schmucke der Häßlichkeit; — zieh' aus den ſündigen Menſchen; denn du biſt eine Heilige geworden!“

Nun erhob ſich Maria und trat in die Mitte der Bühne, ganz gegen die Zuſchauer gewendet. In der Hand hatte ſie, ſtatt des Pilgerſtabes, einen geweihten Palmzweig; aber ihr ſchönes Antlitz war wunderlich ſeltſam entſtellt durch einen langen braunen Männerbart.

Das ſchöne Mädchenantlitz mit geſenkten Wimpern, mit dieſem Schmuck, hätte unter andern Umſtänden einen gewiß höchſt lächerlichen Anblick gewährt; aber hier verzog ſich kein Mund zum Lächeln. „Siehe das Wunder!“ rief der Geiſtliche, und ſtreckte die Hand aus gegen die Bühne; — „ſei fromm, du Heilige, und ſegne das Volk!“ —

„Wunder — über Wunder!“ murmelte die Menge und ſank auf die Kniee. — „Ave Maria purissima!“ beteten die Apoſtel, indem ſie niederknieten, und die heilige Kümmerniß hob den Palmzweig und ſtreckte ihn ſegnend aus über die Menge, die jetzt, im Gefühl der Reue, alle ihre ſchnöde Weltluſt abzubüßen ſchien.

Mit einem frommen geiſtlichen Geſange, welchen der Küſter angeſtimmt hatte, ſchloß die ſeltſame Feierlichkeit dieſes feſtlichen Tages. — — Hier war Alles Natur und Wahrheit geweſen, — die wildeſte Luſtigkeit, wie die ernſte Frömmigkeit. Das Leben war ihnen ein Spiel, wie das Spiel ein Leben, und für den Übergang zu den entgegengeſetzteſten Gefühlen bedurfte es nur weniger Augenblicke; ſo erregbar und beweglich iſt das Gemüth dieſer kräftigen Naturmenſchen.

Vierzehnte Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte zu Jena.

(Schluß von Nro. [illegible]).

In den Sitzungen, welche von den einzelnen Sektionen in den drei Tagen vor dem Schluße der Verſammlung gehalten, wurde noch gar Manches vorgetragen, präſentirt und diskutirt; die ungemeine Bündigkeit des Berichtes, der uns in dem Tageblatte der Verſammlung erſtattet worden, läßt indeß die Wichtigkeit der Mittheilungen und Verhandlungen nur ahnden, daher wir uns auch auf flüchtige Andeutungen beſchränken müſſen. Wenn aber z. B. in der phyſikaliſchen Sektion Geh. Hofrath Fries ein Schreiben von Kinius vorgelegt, in welchem u. a. die Axendrehung der Sonne geläugnet wird, ſo wünſchten wir allerdings die Thatſachen zu kennen, auf welche ſich dieſe Läugnung ſtützt.

In der phyſikaliſch-chemiſchen Sektion verbreitete Prof. Göppert ſich nochmals über ſein Verfahren zur Hervorbringung künſtlicher Verſteinerungen, wobei er beſonders hervorhob, daß möglichſt concentrirte Salzauflöſungen angewendet, und die Pflanzentheile einen ihrer Größe und Stärke angemeſſenen Zeitraum hindurch dem Einfluſſe derſelben überlaſſen werden müßten. — Amtsphyſikus Dr. Groß ſprach den Wunſch aus, daß tüchtige Chemiker eine möglichſt genaue Analyſe des gemeinen Heidekrauts (Erica vulg.) veranſtalten möchten; da dieſe bis jetzt ſo wenig geachtete Pflanze, nach vorhandenen Erfahrungen, ſich als eines der wichtigſten Heilmittel, namentlich gegen Flechten und eine oft vorkommende Form der Lungenſucht bewähren dürfte.

---

*) Fremden. Die Südtyroler betrachten ihre nördlichen Brüder als Fremde.

) Erzählen. *) Die Buben. †) Verwünſchte Gecken.

In der geognoſtiſch-geographiſch-mineralogiſchen Sektion zeigte Graf Münſter eine Abbildung des kürzlich entdeckten Sivatherium's, eines neuen Geſchlechtes vorweltlicher Wiederkäuer, vor; bemerkte aber hierbei, daß daſſelbe nicht, wie im philosophical Magazine Nro. 55 behauptet wird, das erſte jetzt bekannte Geſchlecht dieſer Klaſſe ſei, da ſchon längſt drei Arten *Palaeotheria* entdeckt worden. Auch legte er noch eine große Zahl neuer Geſchlechter und Arten foſſiler Thiere vor, namentlich von Radiarien, Sepien und Fiſchen aus Eichſtädtiſchem Kalkſchiefer. — Herr Godeffroi machte auf einen Plan aufmerkſam für geognoſtiſche Unterſuchungen, welche auf gemeinſchaftliche Koſten aller Freunde der Geognoſie in ganz Deutſchland anzuſtellen ſeien. — Prof. Zenker ſprach über allmähliche Senkungen im Gebiet der Flözgebirge, nach Beobachtungen von Thürmen und Ortſchaften, die man von beſtimmten Punkten aus früher nicht geſehen, die aber nun immer mehr und mehr hervortreten. — Dr. Cotta las die intereſſanten Mittheilungen des Hrn. St. R. v. Struve über einen Aerolithenhagel vor, der 1824 im Gouv. Orenburg gefallen. — Prof. Göppert theilte ſeine Beobachtungen über die Struktur der Steinkohle mit, woraus hervorzugehen ſcheint, daß die meiſten Steinkohlen aus Dicotyledonenſtämmen entſtanden. —

In der botaniſchen Sektion ſprach u. a. Hofr. Koch über die neueren Leiſtungen des würtembergiſchen botaniſchen Reiſevereins, und Hofr. Reichenbach legte das Pflanzenverzeichniß des in Erfurt beſtehenden Tauſchvereins vor, und ſprach über die Nützlichkeit dieſes Inſtituts. Auch legte er Prof. Roßmäßler's gedrucktes Sendſchreiben an die Verſammlung vor: „über die Nothwendigkeit eines Nomenklator's generum animalium et plantarum, und ſprach über die wünſchenswerthe Ausführung, worauf die Anerkennung der Anweſenden folgte, und dieſelben ſich über die Ausſicht für die Arbeit äußerten. In einer ſpäteren Sitzung erſtattete Hofr. R. noch Bericht über Meyer's Flora Hanoverana, und bemerkte, daß die Fortſetzung dieſes unübertrefflichen Werkes zur Ehre unſeres Vaterlandes ſehr zu wünſchen ſei. —

In der zoologiſch-anatomiſch-phyſiologiſchen Sektion theilte u. a. Prof. Valentin ſeine Verſuche über künſtliche Verdauung, und Prof. Ehrenberg eine Beobachtung des Mechanikus Baumann in Stuttgart über Säftebewegung in den Schuppen der Schmetterlinge mit. In der mediziniſchen Sektion endlich ſprach Baron v. Türkheim „über die Verwandtſchaft des als Vorläufer der Cholera in Öſtreich erſchienenen Typhus abdominalis mit der Febris intermittens und die günſtigen Wirkungen des ſchwefelſauren Chinin's in der erſteren Krankheit.“ — Dr. Lentin theilte die Reſultate ſeiner geglückten Verſuche, das Kuhpockengift durch Übertragung von Kindern auf Kühe zu erneuern; Dr. Häſer aber einige Aufforderungen des geh. Rath Kieſer mit: 1) Wechſelimpfungen bei verſchiedenen Thieren anzuſtellen, und die wahrſcheinliche Identität der Menſchenblattern, der Kuh-, oder Schaafpocken, der Mauke und der Hundeſeuche zu ermitteln; 2) durch Beobachtungen, und wenn möglich, durch Verſuche, zu ermitteln, ob die Viehſeuche, welche auf Menſchen übertragen, die ſchwarze Blatter bildet, nicht vielleicht das Nervenfieber, Peſt und gelbes Fieber compenſire, ſo daß ſie ein gleiches Schutzmittel gegen dieſe Krankheiten abgeben könne, wie die Kuhpocken gegen die Menſchenblattern. — Ein von Prof. Hünefeld eingeſendeter Aufſatz „über die Vermittlung der Gegenſätze und Widerſprüche in der theoretiſchen und praktiſchen Medizin,“ konnte wegen Mangel an Zeit nicht vorgeleſen werden. —

Dies, was uns von den Mittheilungen in den Sektionen von allgemeinerem Belang geſchienen.

In der vierten und letzten allgemeinen Sitzung am 26. v. M. wurde dann noch der Geſellſchaft eröffnet, daß Se. Durchlaucht der Herzog Joſeph zu Sachſen-Altenburg, „von dem Wunſche beſeelt, der Vereinigung deutſcher Naturforſcher und Ärzte zu Jena ein bleibendes dankbares Anerkenntniß zu widmen, die Entſchließung gefaßt, dies durch Stiftung einer naturwiſſenſchaftlichen Prämie (von 40 Thlr.) für Studirende der Univerſität Jena zu bezeichnen,“ welche alle zwei Jahre als Preis einer über naturwiſſenſchaftl. Aufgaben zu liefernden Ausarbeitung ausgeſetzt wird. — Geh. Rath Kieſer gab demnächſt in Bezug auf die Angabe in mehreren Zeitungen, — Prof. „Oken (der Stifter der Verſammlung), ſei nicht der Entdecker der Bedeutung der Schädelknochen.“ — eine Erklärung zu Protokoll, woraus wir entnehmen, daß Hr. Prof. Oken ſeine Entdeckung bereits im J. 1806 Hrn. Kieſer demonſtrirt, und im J. 1807, als er nach Jena berufen wurde, ſein Antrittsprogramm „über die Bedeutung der Schädelknochen“ herausgegeben habe. — Unter den Vorträgen, die noch in dieſer Sitzung gehalten wurden, möchte wohl der des Hrn. A. v. Humboldt „über zwei Beſteigungen des Chimborazo“ (in dem Jahr 1802 und 1831) der intereſſanteſte geweſen ſein. Doch iſt auch des Schreibens des Dr. Fitzinger zu erwähnen, welchem derſelbe über eine zoologiſche Entdeckung des Dr. Natterer berichtet. Sie betrifft ein Thier, welches den vollkommenſten Übergang von den Reptilien zu den Fiſchen darſtellt und in ſeinem habitus ſo ſehr der Familie der Muränen entſpricht, daß es von Dr. Natterer unbedingt für einen Fiſch, von Dr. Fitzinger hingegen für ein Reptil gehalten wird, das zunächſt an Garden's Amphiuma angränzt und welches er Lepidosiren paradoxa nennt. —

Aus den letzten Tageblättern erſehen wir noch, daß in allem 360 Naturforſcher und Ärzte, — und 154 andere Fremde ſich bei dieſer Verſammlung eingefunden, und an den allgemeinen Sitzungen die königl. Hoheiten, die Großherzöge von Sachſen Weimar-Eiſenach und von Oldenburg und der Erbgroßherzog von Sachſen Weimar-Eiſenach, die herzogl. Durchlauchten, die Herzoge von Sachſen-Altenburg, der Prinz Georg von Sachſen-Altenburg und der Prinz Eduard von Sachſen-Weimar-Eiſenach Theil genommen haben. —

Überſehen wir, von dieſer zahlreichen Verſammlung Abſchied nehmend, was uns von ihren neuntägigen Verhandlungen berichtet worden, dann müſſen wir allerdings Diejenigen glücklich preiſen, denen daran Theil zu nehmen vergönnt war. Auch wird gewiß manches treffliche Saamenkorn dort ausgeſtreut worden ſein, welches, im Stillen keimend, in der Folgezeit koſtbare Früchte tragen wird. Ziehen wir aber in Betracht, daß die Verſammlung eine deutſche geweſen, dann finden wir in ihr die ſynthetiſirende, philoſophiſche Tendenz durchaus ungenügend repräſentirt. Wo die Elite der deutſchen Naturforſcher zuſammenſtrömt, da ſollte doch auch die allgemeine Naturwiſſenſchaft, die Philoſophie der Natur, in einer eigenen Sektion ihre Abgeordneten ſammeln. Erſt durch Einordnung in das wiſſenſchaftliche Syſtem der Natur erhalten die Entdeckungen einzelner Thatſachen und Geſetze ihren vollen Werth und ihre wahrhafte Bedeutung. — Nicht minder müſſen wir bedauern, daß man nicht auch in Deutſchland zeitlich genug Bedacht darauf genommen, das Weſentliche der Verhandlungen und Vorträge ſofort durch den Druck der Öffentlichkeit zu überliefern. Wenn jedes der anweſenden 360 Mitglieder auch nur ein paar Thaler zu dieſem Zwecke geſpendet, ſo hätte alsbald durch ausführliche und dennoch ſehr wohlfeile Berichte das deutſche Publikum von gar manchem Intereſſanten in Kenntniß geſetzt werden können, wie ſolches in Beziehung auf die Briſtoler Verſammlung u. a. durch das Athenaeum geſchehen. Wir wollen hoffen, daß die nächſte Verſammlung dafür Sorge tragen wird, durch ein minder dürres Tageblatt auch die abweſenden Freunde der Naturkunde an der Freude Theil nehmen zu laſſen, welche aus der Mittheilung wichtiger Entdeckungen und neuer wiſſenſchaftlicher Anſichten entſpringt. Schließlich möchten wir der künftigen Verſammlung noch zu bedenken geben, ob es nicht mehrfachen Nutzen bringen würde, wenn ſie eine, einigermaßen in der Mitte Deutſchlands gelegene — Stadt erwählt, in welcher alle bei den verſchiedenen Verſammlungen präſentirten Naturalien, in ein Muſeum und ſämmtliche vorgelegte Druckwerke ſo wie die Protokolle der Verhandlungen in die Bibliothek dieſes Muſeums niedergelegt würden. Res parvae concordia crescunt.

F. W. Carové.

Aus Düſſeldorf.

(Kunſt.)

Unſere Ausſtellung hat im Gegenſatze zu jenen in anderen deutſchen Städten das ſchätzenswerthe Eigenthümliche, daß ſie hauptſächlich einen vollſtändigen Ueberblick über die Leiſtungen der hieſigen Kunſtſchule gewährt, und demnach das Intereſſe der Nation dadurch immer lebhaft erhält, daß die Vergleichung der Reſultate der ehrenwerthen Strebungen ausgezeichneter Talente, welche unter der Leitung tüchtiger Meiſter hier rüſtig vorwärts ſchreiten, mit denen anderer Kunſtſchulen, einen untrüglichen Maßſtab für die artiſtiſchen Geſammtverhältniſſe deutſcher Nation darbieten. Auch iſt es ſchätzenswerth, daß man hier ein gewiſſes Gleichgewicht der Richtungen bemerken kann, daß man die hiſtoriſche Malerei nicht vom Genre erdrückt ſieht, oder umgekehrt, ſondern daß die Künſtler jedes Faches, von einem gemeinſamen Prinzip ausgehend, ebenmäßig die Wirkungen derſelben auf die Kunſt ſelbſt darſtellen. Hier folgt nun in gedrängteſter Kürze ein Ueberblick der hauptſächlichſten Werke. *) Ich beginne mit den Landſchaften.

Hier iſt vor Allen unſer trefflicher Leſſing zu erwähnen, welcher zwei köſtliche Natur-Poeſieen (denn ſo muß man ſeine Landſchaften nennen) geliefert hat, von denen die ergreifende See-Elegie den Preis verdient; ich nenne ſie ſo, weil die über dem, einen — wahrſcheinlich vulkaniſchen — See darſtellenden Bilde ſchwebende Melancholie dem völligen Effekt einer grandioſen Elegie hervorbringt. Dieſe Beſtimmtheit der Stimmungen iſt es überhaupt, was Leſſing's Landſchaften die Weihe der Poeſie ertheilt, welche letztere ſich bei ihm überdem ſchon durch die Verklärung der Naturwahrheit auf's tiefergreifendſte darthut. An Leſſing reihen ſich zunächſt Funk, Poſe und Prof. W. Schirmer, der letztere hatte als Reſultate ſeiner (mit Schilbach in Darmſtadt unternommenen) Schweizerreiſe, zwei Bilder aufgeſtellt: „der Bergſturz bei Goldau" und „der Weg über die Alpen," von denen das erſtere am meiſten anſprach; Funk brachte eine „Mühle im Thale" *) und eine „Kloſterruine," in welcher eine melancholiſche Stimmung vorherrſcht, die an manche Bilder Leſſing's erinnert; Poſes Landſchaften zeichnen ſich durch Sinnigkeit und meiſterhafte Ausführung bis in's Kleinſte aus. **) Eine Schweizerlandſchaft von Herrn v. Normann. „Proſpekt im Kanton Schwyz," wird durch das Genreartige ſehr gehoben und belebt, während eine gar liebliche Friedlichkeit alle bunten Einzelnheiten zum ſchönen Ganzen vereint und hebt. Jacoby's Landſchaften haben etwas Decidirtes in Beleuchtung und Formen, und bekunden das friſche Streben eines eigenthümlichen, keineswegs oberflächlichen Talents. Eine „Sommerlandſchaft" von Koekkoek (aus Cleve) konnte die Freunde, welche ſich dieſer Künſtler früher durch eine Winterlandſchaft erworben, nicht zufrieden ſtellen, und zwar aus dem entgegengeſetzten Grunde, aus welchem Scheuren's Bilder nicht anſprachen; denn wenn bei dem Bilde des Erſteren der eintönige Charakter der niederländiſchen Natur mißfiel, ſo konnte ſich bei denen des Letzteren das gebildete Auge mit der in ihnen herrſchenden Unruhe nicht verſöhnen, die durch allzuviele Effektkünſte hervorgebracht wird. Laſinsky's (d. älteren) Landſchaften verdienen dagegen, wegen ihrer harmoniſchen Ausführung, Lob.

Bei den hiſtoriſchen Bildern fange ich wieder mit Leſſing an, deſſen „Huſſitenprediger" Sie ſeither in Frankfurt bewundert haben werden ***) und das große Altarblatt für die katholiſche Kirche in Dülmen v. Direktor Schadow. †) Stilke lieferte zwei Gemälde: „Herzog Ludolph, im Bußgewande vor ſeinem Vater, dem deutſchen Kaiſer Otto, den er um Vergebung anfleht," und die „Flucht der letzten Chriſten aus Paläſtina." Rethel ſtellte den „heiligen Martin" aus, ††) der ſinnige Deger ſeine bekannte „Madonna, vor dem Kinde betend," †††) und eine Zeichnung: „die Himmelfahrt Chriſti," Steinbrück, deſſen „Genovefa" die freudigſte Theilnahme für den talentvollen Künſtler erweckt hatte, eine „lauſchende Thisbe," Lorenz Claſſen, ein vielverſprechendes junges Talent, eine „Verſammlung der erſten Chriſten," Götting, einen „heiligen Martin" (für die Kirche von Treis an der Moſel, auf Beſtellung des hieſigen Kunſtvereins), Ehrhard „die Tochter Jephta's, umgeben von ihren Freundinnen," eine Compoſition voll Gemüth und Leben.

Die hieſigen Genremaler zeichneten ſich faſt durchgehends dadurch rühmlichſt aus, daß ſie für ihre Darſtellungen edle Motive wählten, oder den Humor würdig auffaßten. Den Preis verdienen wohl: Müller (aus Darmſtadt) für ſeinen „Knaben vom Berge," *) Blanc, der Maler der „Kirchgängerin," durch ſein „Goldſchmiedstöchterlein," Becker (aus Worms) durch ſeine „betende Bauernfamilie," v. Oer durch ſeine „Nonnen, welche ein vor der Kloſterpforte ausgeſetztes Kind finden," Sonderland durch ſeine „rheiniſche Fähre," der gemüthvolle Ruſtige durch ſeine lebenſtrotzende und charakteriſtiſche „Einquartierung öſterreichiſcher Soldaten in Tyrol," Teichs durch ſeine „gefangenen und von Mameluken bewachten Griechen," endlich Kretſchmer durch ſeinen „Burghof" und ſein allerliebſtes „Aſchenbrödel;" der talentvolle Graf Stenbock, deſſen frühen Verluſt wir betrauerten, hat eine „Räuberſcene" hinterlaſſen.

Meiſterhafte Porträts waren da von Hübner und Hildebrand; das lebensgroße Porträt einer Dame von dem erſteren, war das vorzüglichſte.

In Marinen bewährte Achenbach ſeinen wohlerworbenen Ruf.

---

*) Da einzelne derſelben in dieſen Blättern ſchon früher, namentlich in den Berichten über die Frankfurter Ausſtellung ꝛc. ausführlich beſprochen worden; ſo laſſen wir die betreffenden Stellen im Text weg und verweiſen auf die früheren Urtheile. A. d. Red.

*) S. Phönix Nro. 136 von dieſem Jahre.

**) Man vergleiche Nro. 141 des Phönix.

***) Man vergl. Nro. 244 des Phönix.

†) Vergl. Nro. 243 des Phönix.

††) Vergl. Nro. 136 des Phönix.

†††) Vergl. Nro. 134 des Phönix.

*) Vergl. Nro. 136 des Phönix.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 259. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 1. November.

Ahasver.

Heinrich hatte ſein Gedicht zu Ende geleſen; die Unterhaltung über den mährchenhaften Stoff derſelben, „Ahasver's Wanderleben“ machte jetzt im jüngern Theile der Geſellſchaft die Runde. Die älteren Herrn und Damen folgten hingegen der Aufforderung zum Spiel, welche von Paulinen's Tante ausging; die Intereſſen des Whiſt entzogen ſie alsbald den äſthetiſchen Fragen.

Der Profeſſor warf einige Worte über die Bedeutung der Ahasver-Sage hin, welche alles Poetiſche daran zerſetzten, indem ſie dem ewigen Wanderer gradezu den Weg vor den Füßen abſchnitten. „Sie machen mir ja den armen Ahasver völlig zum Doktrinär,“ ſprach Heinrich. Eine zufällige Pauſe unterbrach die Unterhaltung; Theodor erröthete, er wähnte, alle Augen wären auf ihn gerichtet; er wollte das Geſpräch wieder aufnehmen; umſonſt! Pauline trat zu ihm. „Sie müſſen durchaus den Anwalt des Armen vorſtellen,“ ſprach ſie lächelnd: — „der Salon ſei denn für einige Augenblicke Gerichtshof, der Herr Profeſſor, der den Juriſten nun einmal nicht verläugnen kann, detaillire ſeine Verneinung; Sie aber, lieber Freund, erhalten hiermit feierlichſt den Auftrag, die Exiſtenz Ahasver's wieder zu Ehren zu bringen; wir andern verſprechen Ihnen, ein aufmerkſames Publikum zu ſein.“

„Erlauben Sie, mein Fräulein,“ erwiederte der Profeſſor raſch, „daß mein verneinendes Prinzip ſich noch vor Eröffnung der Debatten ſchon einführe, denn da ich Ahasver nur als die redende Hülle eines Begriffes gelten laſſe, ſo iſt es durchaus nöthig, daß wir vorerſt darüber in's Reine kommen, ob dieſer Begriff ſelbſt überhaupt noch exiſtirt. Faſſen Sie die Sage von was immer für einer Seite an, ſo werden Sie als Kern derſelben den Fluch des Nichtſterbenkönnens finden, Ahasver ſoll wandern bis an's Ende der Welt. Im Mittelalter war dieſe Vorſtellung eine gültige; ſie entſprang aus der geſchichtlichen Form deſſelben; das Mittelalter ſelbſt, das nichts als eine jahrhundertlange Fortſetzung der Völkerwanderung iſt, war an und für ſich eine Art von Ahasver. Durch das ganze Mittelalter ſchlingt ſich der geheimnißvolle Wanderzug, dies Drängen und Treiben vom Heerde weg; im Anfange iſt Rom; dann, als dieſes keine Exploitirung mehr bietet, das gelobte Land, das Ziel, wohin Alle ſtreben; dann wird's Montſalvatis mit dem heiligen Graal; dann werden dazu die Fabelländer Marco Polo's; endlich iſt's die Atlantis. Mit der Auffindung der Atlantis trocknet das frommkindliche Wähnen: nach außen zu werde man finden, was man eigentlich innerlich zu ſuchen hatte, allmählich ein, die Menſchheit kehrt in ſich zurück, von dem aus Sinnlichkeit und überſinnlichem Drange gemiſchten Trank bleibt der Bodenſatz des Verſtandes zurück. Vergleichen Sie damit die prophetiſchen Poſaunenklänge, welche das Mittelalter durchſchallen, vom „dies irae“ in den Kirchenhallen an, bis zu der ſtets wiederkehrenden Furcht vor einem Ende der Welt, bis zu den Weiſſagungen der Sybillen vom Antichriſt und der Kunde vom tauſendjährigen Reich. — Der Antichriſt hat genug Metempſychoſen durchwandern müſſen; zuerſt iſt er eine Maske Nero's, dann aller heidniſchen Kaiſer Roms, dann rückt er weiter und weiter in die Fabel hinaus, bis nach Chaldäa hinein, endlich wird er mit dem Erbfeind, dem Türken zuſammengeſchmolzen; und zur Zeit der Reformation macht der derbe praktiſche Luther ihn vollends ſo polemiſch verſtändlich und zieht ihn ſo nahe, daß jeder ihn mit Händen greifen kann. Dieſe praktiſche Anwendung iſt der Akt ſeines Todes, und der Antichriſt exiſtirt nicht einmal im Volksbuch mehr, während ſelbſt „der Sybillen Weiſſagungen“ hie und da noch auf einem Jahrmarkt zu finden ſind. Der wandernde Jude iſt mit den ſogenannten Brunnenvergiftungen, den angeblichen Kindermarterungen und — faktiſchen Judenhetzen verſchwunden; ſein letztes Erſcheinen war das vor dem Kruzifix am Gaſteigberg in München. — Nun frage ich Sie aber,“ ſchloß der Profeſſor lächelnd, — „was halten Sie von einer Perſon, welche ſich ſo ſchnurſtracks zuwider handelt und faktiſch früher ſtirbt, als ſie moraliſch ſterben kann, nämlich am jüngſten Tage? Das iſt, da wir wenigſtens den heutigen Abend nicht als die Vigilie des jüngſten Tages annehmen wollen, eine arge Inconſequenz, die man nicht vergeben kann.“

„Damit iſt noch nichts bewieſen,“ entgegnete Pauline, „der arme Mann kann ſich ja eben ſo gut im ſtrengſten Incognito zurückgezogen haben, und verlebt vielleicht jetzt in irgend einem fabelhaften Winkel der Erde ſeine Tage in Ruhe.“ — — —

„Iſt denn aber nicht eben das der Begriff Ahasver's, daß er nie zur Ruhe kommen darf? Sein Leben iſt ja nur ein Wandern,“ verſetzte der Profeſſor.

„Wie unſer Aller Leben,“ bemerkte Heinrich. Der Profeſſor fuhr fort: „Ahasver ſtellt einerſeits die Vermittlung der Individualität und der Gemeinſamkeit dar, anderſeits die Vermittlung des Judenthums zum Chriſtenthum, und beider zur Weltreligion. Das Judenthum hatte durch die Skepſis einen tödtlichen Riß erhalten, aus dieſem Riß fiel das Chriſtenthum heraus; das Chriſtenthum ſeinerſeits bekam gleich zu Anfang einen ſtarken Riß; wir wollen ihn Ahasver nennen. Dieſe wunderliche Geſtalt tritt auf dem Schmerzenswege plötzlich vor den Menſchenſohn, als wollte ſie den alten National-Jehovah an ihm rächen, aber — Ahasver verſteinert vor Entſetzen, als er in dem Dulderantlitz die Phyſiognomie des Gottes der Vater erkennt; ſo ſieht nun der Jude den Gott, deſſen Tempelſchwelle er bewachen gewollt, auf derſelben mit zwei Geſichtern ſtehen, und die ganze Zukunft erſcheint ihm wie eine furchtbare unermeßliche Vergangenheit; daß er aber die Zukunft ſtets als Vergangenheit vor Augen hat, iſt eben ſein Jammer, und das heißt: er kann nicht ſterben. Er hat das Alte überlebt, und kann ſich in kein Neues hineinleben. Er will das Alte nicht aufgeben, obwohl er keine Hoffnung mehr darin ſieht, und das Neue mag er nicht anbetteln, weil es ihm keine zeigt. So iſt er die Saite, die zwiſchen dem Alten und Neuen geſpannt iſt, beide zuſammen hält, und ſo oft der Sturm dazwiſchen fährt, und muß er die Schwingung empfinden und verkünden. In alten Zeiten will ihn der oder jener vor dem Cruzifix knieend geſehen haben; daraus iſt freilich noch nicht auf ſeine Bekehrung zu ſchließen. Seit der Zeit hat man nichts mehr von ihm gehört; die Idee hat ſich weiter entwickelt und arrondirt; wie das Chriſtenthum allem Völkerleben im Mittelalter mehr oder minder die Färbung des Germaniſchen mitgetheilt, ſo hat ſich das Chriſtenthum allmählich zur Weltvernunft erweitert, welche alle blos geſchichtlichen Symbole, die Entwicklungstypen — ſo zu ſagen — zerſetzt, das überſinnliche Geheimniß gegen reinmenſchliche Errungenſchaft umtauſcht, und nur mit ſolcher ihre Abſchnitte bezeichnet. Die Ahasversmythe iſt in der Fauſts-Philoſophie aufgegangen; und gleicherweiſe, wie der Jude im Menſchen, ſo der Menſch in der Menſchheit. Danken wir dem Himmel, daß wir ſo weit ſind; es iſt im Erkennen dieſes Verhältniſſes Aufmunterung genug, ſich als Einzelnen nicht geringzuſchätzen, wir brauchen die Menſchheit nicht weit zu ſuchen, wir finden ſie im Nächſten Beſten, und auch zur Gottheit kommen wir — glaub' ich — ſchneller und ſicherer, wenn wir vorausſetzen, ſie überall anzutreffen.“

„Ein wahres Glück für Sie,“ ſprach Pauline zu dem Profeſſor, als dieſer geendet, „daß ſich niemand von Ahasver's Stamme hier unter uns befindet, denn ein ſolcher würde zweifelsohne eine Controverspredigt gegen Sie halten, um Ihre mythiſirende Verneinung zu bekämpfen.“

„Entſchuldigen Sie wenigſtens meinen Scherz, wenn es einer iſt,“ erwiederte der Profeſſor galant; — „ich gebe die Originalität meiner Deutung gerne Preis. Hat doch ein trauriger Spaßmacher den mythiſirenden Doktor Strauß ſelbſt zu einer mythiſchen Perſon gemacht; warum ſollte ich einer ohnehin ſchon mythiſchen Perſon nicht den Gnadenſtoß geben?

„Sie ſind ein Doctrinär,“ verſetzte Pauline mit jener Grazie, welche ſelbſt ihren Muthwillen und ihre mannigfachen Bizarrerien verſchönte; „doch wir wollen, als Präſidentin des Gerichtshofes, jetzt auch den Anwalt des armen Mannes hören, dem Sie ſeine Exiſtenz beſtritten.“ Und nun wendete ſie ſich zu Theodor, welcher bisher in einem Armſtuhl in der Ecke geſeſſen hatte, und ſeine Verlegenheit kaum bemeiſtern konnte. Er wurde bald roth, bald blaß, und zögerte, dem Aufrufe der Dame Folge zu leiſten, deren Liebreiz ihn gefeſſelt hielt; kurz, er benahm ſich für einen jungen Mann von feiner Weltbildung ſo unerklärlich, daß man zu ſeiner Entſchuldigung nur annehmen konnte, daß er ſich entweder augenblicklich unwohl fühle, oder durch den Gedanken an irgend ein ihn betreffendes wichtiges Ereigniß der Unterhaltung entzogen ſei. Heinrich faßte ihn in's Auge und erröthete flüchtig; er war jetzt innerlich überzeugt, den Grund von ſeines Freundes wunderlichem Weſen in deſſen Herzen geleſen zu haben. Er übernahm es, den Freund der Verlegenheit zu entheben, bat Pauline, als Präſidentin des improviſirten Gerichtshofes, um Übertragung der Anwaltſchaft, nahm jedoch zugleich vorweg allgemeine Nachſicht in Anſpruch, da er für heute denn doch nur als ein Stück von Poeten betrachtet werde.

„Ich muß mit meiner ſeligen Großmutter anfangen,“ begann er, in einem Tone, der etwas von Selbſtironie enthielt, welche aber bald einer ernſteren Stimmung wich; „ſie war eine brave Frau; uns Kindern galt ſie in allen Dingen, wobei Geiſter und geſpenſtige Weſen zu ſchaffen hatten, als vollkommen untrüglich; denn ſie war mit denſelben ſo gut bekannt, daß wir trotz unſrer Liebe doch nicht ſelten eine Art von unheimlichem Reſpect vor ihr hatten. Obwohl wir ihre ſämmtlichen Geſchichten auswendig wußten, ſo quälten wir ſie an langen Winterabenden doch ſo lange, bis ſie dieſelben auf's neue erzählte, und dann horchten wir mit einer Gewiſſenhaftigkeit, die einem franzöſiſchen Journaliſten in der Deputirtenkammer Ehre machen würde. Von allen ihren Geſchichten aber blieb mir aus meiner Kindheit (ich war ſechs Jahre alt, als ſie ſtarb) die vom „ewigen Juden“ der überall hinkomme, um die Leute traurig zu machen, am treueſten im Gedächtniß; dies hing mit folgendem

Ereigniß zuſammen: Regelmäßig am Dienſtag in jeder Woche kam ein alter Schacherjude in unſer älterliches Haus; ſein Geſicht war ſo trübſelig geheimnißvoll für uns Kinder, wie ſein Zwerchſack; wenn der Vater ihn zehn Wochen hintereinander abgewieſen hatte, kam er in der dreizehnten doch wieder, als ob er zum Hauſe gehöre, und fragte immer in einem und demſelben Tone, ob nichts zu handeln ſei; und, gab's Nichts zu handeln, ſo ließ ihm die Mutter doch von uns ein kleines Almoſen zuſtecken, aber es mußte heimlich geſchehen, denn der Vater war in ſolchen Dingen etwas genau. Nun war es gerade an einem Dienſtag, die gute Großmutter ſtand des Morgens nicht auf; — als wir ihr den Kaffee an's Bette brachten, küßte ſie uns, und ſagte: ſie wolle jetzt recht viel für uns beten. Des Nachmittags mußte ſchnell der Doktor herbei; im ganzen Hauſe rannte Alles in Beſtürzung und Verwirrung hin und wieder; wir Kinder bekamen kein Veſperbrod, man hatte was Beſſres zu thun. Die Großmutter lag nämlich in den letzten Zügen. Wir ſaßen voll Beklemmung bei unſerm Halbwiſſen in der Dämmerung vor dem Hauſe; da kam der bekannte Jude ſeinen langſamen Gang daher, und wollte wie gewöhnlich grade in's Haus hinein; zugleich rannte aber die alte Magd, die bei uns diente, zur Thüre heraus; ſie ſollte ſchnell nochmals zur Apotheke und hätte den Juden faſt umgerannt, er hielt ſie auf und fragte wie immer: „Nichts zu handeln, Jungfer?“ — Die Alte ſtieß ihn unwillig bei Seite und rief ärgerlich: „Der ewige Jude!“ — „Ewig der Jude und juſt heute!“ hatte ſie wohl ſagen wollen, und lief weiter. Auf uns Kinder aber, hauptſächlich auf mich, machte das Wort einen fürchterlichen Eindruck. Ich war überzeugt, daß der arme zerlumpte Jude, vor dem ich trotz meines Mitleides doch immer ein heimlich Grauen gehabt hatte, Niemand anders ſei, als Ahasverus, der unſern Heiland geſchlagen, und nun zur Strafe ſeiner Sünden bis zum jüngſten Tage wandern muß und nicht ſterben kann. Ich lief in's Haus, in die Stube, wo die Großmutter lag. Da ſank grade meine Mutter vor ihr nieder und rief in ihrem Jammer: „Sie iſt todt! Sie iſt todt!“ Ich wußte nicht, was das ſei, ſprang auf die Großmutter zu, und ſah, wie ſie die Augen feſt zu hatte. Ich hörte den Jammer, mir ward ſo heiß; wie ich aufſtehn und zur Stube hinaus will, — ſteht der alte Jude auf der Schwelle, und ſpricht wie ehedem: „Nichts zu handeln?“ Ich ſank um, die Mutter ſprang herzu; ich wurde ernſthaft krank, und ſprach im Fieber immer vom ewigen Juden.“

(Fortſetzung folgt).

Rückblick auf die franzöſiſche Literatur

in der erſten Hälfte des Jahres 1836.*)

„Ein doppelter Fortſchritt macht ſich in dieſem Jahre bemerklich; man hat weniger Bücher fabrizirt, — man hat beſſere produzirt. Wir zählen mehr ſolide, belehrende, Nutzen bezweckende Werke, die wenigſtens das Verdienſt haben, viele Ideen in Umlauf zu bringen.“

Die materielle Produktion hat ſich im Vergleich zu denſelben Monaten des v. J. um ein Achtel vermindert; der Journalismus aber iſt noch immer ſehr unternehmend. Faſt jede Woche ſah einige neue Blätter auftauchen, um bald wieder unterzugehen; nur wenige haben Beſtand gewonnen. In den Schulbüchern (enseignement scolastique) iſt keine Veränderung vorgegangen und auch die ſg. Novitäten waren eben ſo zahlreich als im v. J. Noch jetzt rechnet man bei den Romanen mehr als einen Band auf jeden Tag, und ungefähr zwei Bände ſg. Poeſieen auf eine Woche. Die Verminderung hat hauptſächlich bei den erſtern Werken ſtatt gefunden, bei den metaphyſiſchen Wiſſenſchaften, der claſſiſchen Literatur und der Geſchichte. Dagegen iſt werthvolleres in dieſem Bereiche geleiſtet. — Wir gehen zu den einzelnen Fächern über. —

I. Theologie.

Unter den neu ausgegebenen Werken verdient nur die von dem Hrn. Gaume beſorgte Ausgabe des h. Auguſtinus bemerkt zu werden. „Die neuen Produktionen des Klerus beſchränken ſich auf Brüderſchafts-Ordnungen, auf das Programm einiger frommen Übungen und auf 5 bis 6 Streitſchriften, die an den herben Ton und die Zänkereien der alten Sorbonne erinnern. In Allem vielleicht nicht Eine Seite, die der Intelligenz des XIX. Jahrhunderts entſpräche. Überdies hat die Produktion ſich vergleichmäßig um die Hälfte vermindert. Unſre Prieſter haben aus ihren Dogmen kein Sozial-Prinzip zu entwickeln vermocht, welches die höher Gebildeten vereinigen, die Theilnahme des Volkes erwecken könnte. Sie empfehlen nur die Paſſivität, die ſie ſelbſt annullirt. Das Einzige, worauf, wie ſie ſagen, es ankommt, iſt das ewige Seelenheil; und da dieſes zu jeder Zeit an jedem Ort erreicht werden kann, ſo iſt es nicht nöthig, das Medium zu verändern, in welchem man ſeine Prüfungszeit zu beſtehen hat. Für das ſoziale Leiden kennen ſie nur ein Heilmittel: die Reſignation, — und gleichgültig gegen Alles, was um ſie her vorgeht, ſind ſie ohnmächtig, und durch Gewohnheiten, Ideen — und ſelbſt durch ihre Sprache von einer Sozietät geſchieden, die ſie eben ſo wenig verſtehen, wie ſie von ihr nicht verſtanden werden können.“ —

Unter den klerikaliſchen Schriften, welche ſich jeder Reformation des Katholizismus widerſetzen, iſt die „Cenſur von 56 Sätzen aus mehreren Schriften des A. de Lamennais und ſeiner Schüler,“ die der Erzbiſchof von Toulouſe mit päpſtlicher Sanktion und Zuſtimmung der meiſten franz. Biſchöfe bekannt gemacht, unſtreitig eine der merkwürdigſten. Unter den verworfenen Sätzen findet ſich auch die Behauptung: „daß der Katholismus mit allen öffentlichen Freiheiten vereinbar ſei!“ Nicht minder merkwürdig iſt die Défense de l'enseignement catholique v. Boyer, welcher „„die nach der analytiſchen und dialektiſchen Methode des Ariſtoteles exponirte göttliche Wiſſenſchaft““ gegen die Neueren in Schutz nimmt. —

II. Philoſophie.

Von den etwa 20 hierhin gehörigen Schriften bezieht ſich die Hälfte auf die abſtrakte Metaphyſik und auf Theſen praktiſcher Moral. Von den erſteren iſt hier nur der „Cours de Philosophie“ von V. Couſin zu nennen, der mit ſeiner

---

*) Auszug aus der mit A. C. T. unterzeichneten Revue littéraire in der Revue des deux mondes. Die mit „—“ eingefaßten Stellen ſind wörtlich übertragen.

Ermächtigung von A. Garnier herausgegeben worden. „Was ich empfehle,“ ſagt Hr. C. gleich zu Anfang, „das iſt jener erleuchtete Eklektizismus, der, alle Doktrinen richtend, ihnen entleiht, was ſie Gemeinſames und Wahres, und übergeht, was ſie einander Entgegengeſetztes und Falſches haben.“ Bei dieſer Auswahl haben ſich indeß nicht wenige Widerſprüche und noch mehr abſtrakte, unzureichende Beſtimmungen eingeſchlichen, und S. 320 leſen wir ſogar: „Wenn man mich fragt, warum es Pflichten gebe, ſo antworte ich: weil es Pflichten gibt; il n'y a pas de raison à donner de la raison.“ Hr. C. verſprach vor 20 Jahren, die philoſophiſchen Studien in Frankreich zu regeneriren; bis jetzt hat er dieſe Aufgabe noch nicht gelöſ't.

Von den übrigen philoſophiſchen Schriften iſt keine beſonders bemerkenswerth, wenn wir den dritten Band von Ritter's Geſchichte der Philoſophie, der kürzlich in franzöſiſcher Überſetzung erſchienen, nicht hierher rechnen wollen.

III. Staats- und Verwaltungs-Ökonomie.

Werthvoll iſt die Einleitung, welche Hr. Pagès (de l'Ariège) einer Sammlung von Fragmenten von Benjamin Conſtant beigegeben, die unter dem Titel: „Cours de politique constitutionnelle“ erſchienen. — Hr. von Sismondi beſchenkte uns mit ſeinen „Études sur les constitutions des peuples libres,“ in denen er die ſozialen Elemente analyſirt und die Geſetze ihrer Wahlverwandtſchaften und Abſtoßungen zu beſtimmen ſucht.

In den zahlreichen Schriften und Schriftchen über Verwaltungsgegenſtände werden durchgängig ſpezielle Verbeſſerungsvorſchläge gemacht; faſt alle zeugen von „inſtinktiver“ Theilnahme an dem Schickſal der bedürftigen Klaſſen. Die Pflicht der Geſellſchaft, auf Heilung ihrer leidenden Theile Bedacht zu nehmen, ſteht als Prinzip feſt; nur über die Mittel hat man ſich noch nicht vereinigt. Die Einen ſind der Anſicht, daß jeder Bedürftige, als ſolcher, gewiſſermaßen ein Gläubiger des Staates ſei, und von Rechtswegen entweder unmittelbare Hülfleiſtung oder doch Zuſicherung einer produktiven Arbeit anſprechen könne; wofür durch ackerbauende Colonien und — ſtets ihnen geöffnete, induſtrielle Anſtalten geſorgt werden müſſe. Andere ſind des Dafürhaltens, daß die Wirkſamkeit der Regierung in dieſer Beziehung nur eine preventive ſein dürfe, und daß der Staat es der freien Wohlthätigkeit der Einzelnen überlaſſen müſſe, dem vorhandenen Übel abzuhelfen. Dieſer Anſicht iſt Herr Duchâtel in den wieder aufgelegten „Considérations d'économie politique sur la bienfaisance“ und Hr. Naville in ſeinem trefflichen Werk „*De la charité légale.*“ Sie haben nachzuweiſen verſucht, daß die Geſetze, welche den materiellen Bedürftigkeiten ſteuern wollten, beinahe immer ſittliche, weit beklagenswerthere Übelſtände herbeigeführt haben. — Mehrere gelehrte Geſellſchaften haben durch Preisfragen die Forſchung auf dieſen Gegenſtand hingelenkt. Eine Abhandlung von Emile Bères: „Des classes ouvrières et du moyen d'améliorer leur sort,“ — iſt zu Paris und zu Mâcon gekrönt worden. — Eine große Anzahl von Broſchüren beſchäftigt ſich mit den „Salles d'asile,“ dem Primair-Unterricht, den Sparkaſſen, den Mäßigkeitsgeſellſchaften, der Conſtituirung der Induſtrie, und den großen Arbeiten, durch welche viele Arme beſchäftigt werden ſollen. So ſind allein 41 Flugſchriften den Vorſchlägen zur Anlegung von Straßen, Kanälen und Eiſenbahnen, gewidmet. Auch über das Penitentiar-Syſtem iſt eine ſehr lehrreiche Schrift von Karl Lucas unter dem Titel: „De la réforme des prisons,“ ou de la théorie de l'emprisonnement,“ erſchienen. — (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ Orientaliſche Literatur in Paris. — Einem Schreiben zufolge, welches in den Nummern 279 und 280 des Ausland's ausführlich über dieſen intereſſanten Gegenſtand berichtet, hat ſeit dem Tode von Remuſat, Saint-Martin, Chezy und Klaproth der Streit zwiſchen der hiſtoriſchen und poetiſchen Schule der franzöſiſchen Orientaliſten aufgehört. Das Studium der oriental. Literatur iſt populär geworden, hauptſächlich dadurch, daß es jetzt „Mode iſt, alle Wiſſenſchaften hiſtoriſch darzuſtellen, und man keine Vorleſung in der Rechtsſchule, in der Sorbonne, oder dem Collège de France beſuchen könnte, ohne von Menu, Zoroaſter und Confucius zu hören.“ — Daher beſchäftige man ſich von den orient. Gedichten auch nur mit „der Klaſſe derſelben, die hiſtoriſchen Werth hat, und den geiſtigen Zuſtand einer Nation in einer gegebenen Epoche lebhaft vor Augen ſtellt.“ Einen neuen Beweis dieſer hiſtoriſchen Tendenz geben die Sammlung altarabiſcher Dichter, welche ein irländiſcher Orientaliſt, Mac Guckin von Slane, und die Geſchichte und Literatur der Druſen (in 4 Quartbänden), welche Silveſtre de Sacy mit Nächſtem erſcheinen laſſen wird. Der Letztere hat die ganze, aus 45 kleinen Schriften beſtehende Literatur jener Sekte ſich zu verſchaffen gewußt. — Die alte Geſchichte von Perſien hat durch die *Mémoires sur deux inscriptions cunéiformes* von Burnouf einen ungehofften Fortſchritt gemacht, indem dieſer gelehrte Orientaliſt gleichzeitig mit Laſſen zu ähnlichen Reſultaten, wie dieſer, gelangt iſt mittelſt Anwendung der Zendſprache zur Entzifferung der Keilinſchriften von Perſepolis. — Auch der erſte Band der allgemeinen Geſchichte von Tabari, überſetzt von Dubeux, iſt erſchienen. Dieſe Geſchichte, deren Verfaſſer im IX. Jahrhundert gelebt, iſt im Orient überaus geachtet. — Von der ſchon ſeit 8 Jahren angekündigten großen Sammlung orient. Klaſſiker, welche von der engl. Geſellſchaft für orient. Ueberſetzungen herausgegeben wird, iſt nun endlich der erſte Band der Geſchichte der Mongolen, von Raſchideddin, und ein halber Bd. des Buches der Könige von Firduſi gedruckt, und wird mit Nächſtem erſcheinen. Ebenſo Remuſat's hinterlaſſene Ueberſetzung der indiſchen Reiſebeſchreibung der chineſiſchen Buddhiſten. — Von den vielen Werken, deren Herausgabe vorbereitet wird, oder ſchon iſt, nennen wir nur noch die Sanskritchronik von Kaſchemir, und eine Ueberſetzung des Dabiſtan, welche Hauptmann Troyer, und den *Taoteking* von Laotſe, mit Commentar aus dem erſten Jahrhundert n. C., und Ueberſetzung, welche Herr Stanislas Julien herausgeben wird.

⁂ Auszeichnung eines deutſchen Dichters. — Der Sänger des „Cristoforo Colombo,“ Herr Ludwig Auguſt Frankl, hat von der Stadt Genua ein vom 29. Auguſt datirtes Dankſchreiben für die Verherrlichung ihres großen Sohnes erhalten.

⁂ Ausbreitung des katholiſchen Kirchenweſens in England. — Man zählt in England jetzt 449, in Schottland 74 kathol. Kapellen. In London, wo es deren im J. 1796 nur 2 gab, finden ſich deren gegenwärtig 25. Früher hatten die Katholiken in England keine Collegien, ſondern nur zwei Schulen; jetzt haben ſie 9 Collegien und 50 Schulen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Abonnement für 1837.

Phönix.

Herausgegeben von Dr. Eduard Duller.

Ohne jene zweideutige Mittel benutzt zu haben, durch welche man journaliſtiſche Inſtitute ſich öfters zur Bekanntſchaft des größern Publikums drängen ſieht; durch keinen andern Behelf, als durch Tüchtigkeit und Solidität des Wirkens hat ſich der „Phönix“ binnen zwei Jahren in der öffentlichen Meinung eine ehrenvolle Stelle errungen. — Sein Lebensprinzip iſt: die Beſtimmung der Gegenwart darzuſtellen und zu fördern. **Humanität** iſt die bewegende Kraft des neunzehnten Jahrhunderts, welche die Vorurtheile der Parteien ablöſt, die Schranken des Haſſes niederreißt und die Völker einander näher rückt, die ſie endlich zur großen Menſchheitsfamilie vereinigen wird. Dieſer geſchichtlichen Macht des neunzehnten Jahrhunderts: der Humanitat dient der Phönix. Aber er dient ihr nicht durch vage Spekulation, ſondern durch tüchtiges Schaffen und Wirken; und er beginnt dieß damit, daß er das deutſche Vaterland als den Mittelpunkt annimmt, in welchen er alles von Nahe und Ferne her Ueberkommene hereinzieht, welchem er dieß fruchtbringend zu machen ſtrebt in wechſelſeitiger Anerkennung des Werthes, in gemeinſamer Liebe, und im Wetteifer für das Wahre und Schöne. So centraliſirend verſucht er zugleich eine Durchgeiſtigung und eine Durchſittlichung des ſocialen Lebens. Daher das Gleichgewicht, welches die Intereſſen der Unterhaltung und der Belehrung, der Literatur und der Kunſt, des Inlandes und des Auslandes in den Blättern des Phönix behaupten; alle ſtets durch den Charakter und die Beſtimmung der Zeit zu einem ſchönen Ganzen verbunden. In der Darſtellung wird der gebildete Leſer jedes Standes Eifer für Wahrheit und Schönheit bemerkt haben, aber ohne eine Spur von perſönlicher Leidenſchaft. Dieſe Darlegung eines Strebens, welches im Verlauf dieſes Jahres zum öfteſten von verſchiedenen andern Organen der öffentlichen Meinung ſanktionirt wurde, kann zugleich Bürgſchaft für die Zukunft ſein. Zur Beſtätigung des Geſagten folgt hier eine kurze Ueberſicht der Hauptmaſſen, aus welchen der Inhalt des Phönix von Beginn dieſes Jahres bis jetzt (Ende Oktober) beſtand.

Poeſieen lieferten unter Andern: Rückert (65 Bruchſtücke), Leopold Schefer, Anaſtaſius Grün, Nicolaus Lenau, Ferdinand Freiligrath, L. Bechſtein, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Juſtinus Kerner, Eduard Duller, von Gaudy, H. Ottenheimer, O. L. B. Wolff.

Novellen: Julius Moſen (das Ondinenbild), L. Storch (der Chacham und die Meſſiasbraut), Emerentius Scävola drei Novellen, Eduard Duller zwei, E. Willkomm (Verſteigerung eines Zeitflegels), G. von Heeringen, Bahrs u. a. Außerdem brachte der Phönix eine Reihe von unedirten Volksſagen, Mährchen u. ſ. w.

Bildende Kunſt: Faſt alle deutſchen Kunſtausſtellungen (z. B. die Frankfurter, die Hannoverſche, die Düſſeldorfer, die Kaſſeler, die Königsberger, die Dresdener, die Mainzer, die Weimarer u. ſ. w.) wurden gründlich beſprochen; deßgleichen großere Kunſtwerke, wie Bendemann's Jeremias, Veit's Bonifacius, Schadow's Altarblatt, Leſſing's Huſſitenſchlacht, die Schöpfungen Schnorr's, Kaulbach's, und andere Werke der Malerei (z. B. von Retzſch), Architektur, Plaſtik, (Munchener Ateliers). Aus Paris, London, Berlin u. ſ. w. kamen artiſtiſche Berichte.

Hand in Hand mit den Intereſſen der bildenden Kunſt gingen die der Literatur. Den wichtigſten Erſcheinungen derſelben, (wie z. B. Lenau's „Fauſt,“ dem Knebel'ſchen Nachlaß, Ruckert's Gedichten und Lehrgedichte, Raumer's Briefen, Eckermann's Geſprachen, der hiſtoriſchen Literatur, Immermann's Epigonen u. v. a). waren eigene größere Artikel gewidmet. Von Zeit zu Zeiten faßten leitende Artikel die literariſchen Zuſtände im Allgemeinen zuſammen. Daneben wurde mit möglichſter Vollſtändigkeit eine Chronik der ſchönen Literatur (über 100 Nummern ſtark) geführt. Die hervorragenden Notabilitäten fremder Literaturen (wie Balzac, Georg Sand, Lamartine, E. Quinet, Banim, Mrs. Bray, Bulwer, die Hemans, Marryat, Wilſon) fanden beſondere Würdigung. Eine Menge Notizen vervollſtändigte die Ueberſichten.

Geſchichte und Biographie wurden reichlich bedacht. Mehre ausländiſche Journale (worunter ein Griechiſches) überſetzten die: „Wiedergeburt des griechiſchen Volks“ von Carové. Man las eine hiſtoriſche Parallele von Dr. Zimmermann: „Araber und Normannen,“ einen umfaſſenden Aufſatz über „Huß, Hieronymus von Prag und Savonarola“ von E. Duller, einen über die „Päbſte in Avignon,“ von G. v. Meyer, einen über „Peter Schöffer“ u. ſ. w. Biographiſches ſchloß ſich daran aus Böttiger's Nachlaß über Seume; dann in bunter Reihe über Sieyes, Bahrt, Jung-Stilling, Göthe, Lätitia Buonaparte, Abt Vogler, Weber und Meyerbeer, Grabbe, Ferdinand Raimund (aus deſſen „Alpenkönig“ eine Reihe von Bruchſtücken mitgetheilt war), Gomis, Moore u. a.

Muſik und Theater wurden ebenmäßig, wie die bildende Kunſt, cultivirt.

Zur Länder- und Völkerkunde zählten intereſſante Scenen und Genrebilder von Adrian (Bilder aus Irland), E. Gans, Beurmann, Belani, G. von Meyer. Größere Artikel über das geiſtige Leben in Oeſterreich, „Mittheilungen aus Indien,“ Mittheilungen aus Barrault's Orient et Occident, die Zigeuner in Spanien und Rußland, Erinnerungen aus Texas; außer einer Unzahl kleiner Notizen. Die intereſſanteſten Themata der Zeit wurden beſonders beſprochen, wie z. B. in den Aufſätzen „über Heine und Enfantin,“ — „über die Lebensfrage des Jahrhunderts,“ über „Abſchaffung der Todesſtrafe,“ über „Ordalien und Zweikampf,“ „die Kultusfreiheit in Frankreich,“ „die Naturforſcher-Verſammlung in Jena u. ſ. w.“ von F. W. Carové, hiebei waren überdem hauptſächlich alle jene berückſichtigt, in welchen die humaniſtiſche weltverſöhnende Richtung des Jahrhunderts ſich kund gibt.

Das Feuilleton, welches (durchſchnittlich) ein bis zwei Spalten jeder Nummer füllte, faßte in mindeſtens 2000 Notizen jene Erſcheinungen in gedrängter Kürze zuſammen, welche, von allen Weltgegenden her auf eine höhere Entwickelung des geiſtigen und des Gemüthlebens der Menſchheit, ſo wie auf eine innige Vereinigung beider mit den Fortſchritten des ſocialen- und Gewerbe-Lebens hinweiſend, auch künftig als hiſtoriſche Daten ihren Werth behalten werden. Sie ſind ſtatiſtiſchen, naturwiſſenſchaftlichen, technologiſchen, humaniſtiſchen, religiöſen und kirchlichen Inhalts, und ſie gewähren in ihren mannigfachen Details eben ſoviel Stoff zur Unterhaltung, als zum Nachdenken für Jene, die nur der Anregung bedürfen, um ſelbſt handelnd in die allgemeine Thätigkeit des Jahrhunderts einzugreifen.

Dieß zum Ueberblick des friſchen rüſtigen Wirkens unſerer Zeitſchrift im verfloſſenen Jahre. Unter günſtigen Auſpicien beginnt ſie ihren dritten Jahrgang.

Er wird, wie der frühere, 310 Nummern in kl. Folio enthalten, mit artiſtiſchen und literariſchen Beilagen. Der Preis per Semeſter iſt fünf Rthlr., acht Gulden Rhein., ſieben Gulden dreißig Kreuzer Conv. Münze. Alle Buchhandlungen nehmen auf dieſe Zeitſchrift Beſtellungen an, und Probeblätter können ebenfalls durch jede Buchhandlung bezogen werden.

J. D. Sauerländer.

No 260. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 2. November.

Bruchſtücke von Friedrich Rückert.

Wer ſeine Wohnung hat, als Wohner oder Gaſt
In einem koniglich vollendeten Pallaſt,

Der fühlt vom Inbegriff der Werkvollkommenheit
Erhoben ſein Gemüth und ſeinen Buſen weit;

Das Auge ſiehet ſich, wohin der Blick es wendet,
Vom Ebenmaß genügt, und von dem Glanz geblendet.

Um wie viel mehr, wer ſelbſt ſich in der Mitt' empfindet
Von ſolchem Bau, vor dem ein Königsbau verſchwindet;

Von dieſem auch für dich gebauten Bau der Welt,
Den ſeines Meiſters Kunſt in ew'ger Schwebe hält;

Der nur für's Auge ſcheint gemacht zur Luſt und Pracht, —
Für den Gedanken doch undenkbar ausgedacht;

Wo Alles Wechſel iſt, und Alles Stetigkeit,
Behagen gebend und Gefühl der Sicherheit.

Geheimnißvollen Plan entwarf der Meiſter reiflich
Und machte dieſen Plan ſelbſt deinem Geiſt begreiflich;

So weit begreiflich nur, um die Bewunderung
Zu nähren jener Kunſt, die Alles hält im Schwung.

* * *

Zwergmännlein, die ihr ſo vor'm Maulwurfshüglein ſteht,
Daß ihr dahinter nicht die Pyramide ſeht.

Und wenn zur Seite dann ſie eure Blick' erreichen,
Seht ihr von Ferne ſie dem Maulwurfshüglein gleichen.

O ſchmäht den Rieſenbau der Kunſt, des Geiſtes nur
Vor'm Maulwurfshügelein gemüthlicher Natur.

Doch manch Jahrhundert wird die Rieſenbaute ſtehn,
Weil ſolcher Hüglein viel entſtehn noch und vergehn.

* * *

Nicht das Unmögliche dem Streben anzulegen,
Jedoch zum Möglichſten das Streben anzuregen,

Sei die Aufgabe, die ſich die Erziehung ſtecke,
Sei auch, was Poeſie-Philoſophie bezwecke,

Das höchſte Ideal dem Menſchen vorzuhalten,
Und ſeiner Flügel Kraft mit Maaße zu entfalten.

Das, was darniederſchlägt, und das was überflügelt,
Iſt gleich verkehrt; gut iſt, was ſpornt zugleich und zügelt.

* * *

Ich ſah ein ſchönes Bild, nicht wußt' ich, was ihm fehle,
Nun aber weiß ich es, ihm fehlt das Schönſte, Seele.

Warum hat Seel' ihm nicht ſein Meiſter eingehaucht?
Er ſelbſt hat eine nur, die er zum Leben braucht.

Ein rechter Künſtler iſt, wer einen Überfluß
Von Seelen hat, die er in Bilder gießen muß.

Gott iſt der Seelenquell, ein ſelig's Überfließen
Von Seligkeiten, die in Seelen ſich ergießen.

In welche Seel' er dann am vollſten ſich ergoß,
Die iſt's, die über in beſeelte Bilder floß.

Ahasver.

(Fortſetzung).

Heinrich machte eine kleine Pauſe, dann fuhr er fort:

„Von dem Schacherjuden ſah und hörte ich ſeither nichts mehr; wahrſcheinlich hatte mein Vater dem ungelegenen Gaſt in der erſten Aufwallung auf eine ſolche Art den Weg gewieſen, daß er unſer Haus nicht mehr aufzuſuchen Luſt hatte. Aber ſein Bild ſteht mir noch heute, als der Inbegriff der duldenden Schmach und des tiefſten Elends, lebhaft vor den Blicken, und mit dieſem Bilde war mir der Begriff vom ewigen Juden zuſammen gewachſen. Als ich heranwuchs und die Schule beſuchte, ſuchte ich in jedem armen alten Juden die Phyſiognomie meines Ahasver, und fand in jedem wenigſtens Etwas, was mich an dieſen erinnern konnte. Freude genug für mich, ſolche Unglückliche, wenn ſie uns Schulknaben auf der Straße begegneten, gegen die Unbill meiner muthwilligen Kameraden in Schutz zu nehmen; denn das größte Elend der Juden beſtand nach meiner Meinung darin, daß ſie durch jahrelange Schmach für dieſelbe ganz abgeſtumpft waren; meine wohlwollende Geſinnung gegen die Juden verſchaffte mir bei meinen Schulkameraden den Spottnamen des „Judenfreundes“ — — —“

Theodor war aufgeſtanden, und drückte dem Freunde, dem er näher getreten, leiſe die Hand. Der übrige Theil der Geſellſchaft war über die alltägliche Wendung Heinrich's ziemlich verblüfft; man hatte von ihm durchaus erwartet, daß er etwas Geiſtreiches vorbringen würde, und ſah ſich nun durch die Mittheilung jener geringfügigen Reminiscenz unangenehm getäuſcht. Pauline fühlte die laue Stimmung der Geſellſchaft, ließ das Thema fallen, und ſuchte die Converſation auf ein anderes zu leiten. Heinrich bat nochmals um das Wort; die Präſidentin konnte es ihm nicht abſchlagen.

„Entſchuldigen Sie mich,“ begann er nun, weit lebhafter als früher, — „wenn ich Sie mit Unerheblichem unterhalten, oder, wie ich befürchten muß, gelangweilt habe. Was ich erzählte, mag nichts als eine Einleitung geweſen ſein zu der Behauptung, daß Ahasver noch heute lebt! Ich wohne dem Hauſe des Baron Maier, des Millionärs, gegenüber. Nun muß ich vorab bekennen, daß mir dieſer Mann um ſeiner bürgerlichen Stellung willen widerwärtig iſt; denn ich haſſe Nichts auf der Welt mehr, als die vorläufige Schluß-Scene im Schauſpiel des neunzehnten Jahrhunderts, in welcher der Geldſack die Stelle des alten Fatums, oder beſſer, des Damoklesſchwertes übernommen hat; an einem Haare hängt dieſer plumpe Sack unſichtbar in den Souffiten, und ſorglos wandeln unter ihm Geburts- und Geiſtesadel, Freiheit und Humanität, und ahnen es nicht, daß es nur eines Zuglüftchens bedarf, damit der unglückſelige Sack hin- und herſchwanke, das Haar reiße, und der Mammon herabſtürzend Alles unter ihm erſticke und begrabe. Wahrlich, das Judenthum hat keinen ärgeren Feind als dieſe jüdiſche Geldariſtokratie.“

„Was haben Sie aber gegen Baron Maier einzuwenden?“ fragte Pauline. „Er genießt nicht bloß einen unbeſcholtenen Ruf, ſondern, was noch mehr, er faßt das Leben nicht an der metallenen Handhabe an.“

„Vielleicht bin ich ungerecht,“ erwiederte Heinrich; „aber bedenken Sie! der Mann hat eine Million; das iſt ein ſo hoher Haufe Metalls, daß man den Menſchen dahinter nicht ſieht. — Ich muß geſtehen, daß mich, ſeit ich hier in M. bin, ein alter Mann, der in ſeinem Hauſe ein Erbſtück zu ſein ſcheint, eine von jenen Phyſiognomieen, aus denen wir ſo gerne ein ganzes Leben nachweiſend entziffern möchten, mehr anzog, als das Vermögen des Banquiers, bei welchem er Buchhalter iſt. An einem Herbſtabend ſaß ich am Fenſter und bemühte mich, der Dämmerung und dem leichten Nebel die einzelnen Geſtalten abzugewinnen, welche in der öden engen Gaſſe unten wie verloren gingen. Da ſah ich plötzlich meinen Alten aus dem Hinterpförtchen des Maier'ſchen Hauſes kommen. Ich glaubte zu bemerken, daß er, vor demſelben ſtehen bleibend, den Arm dagegen ausſtreckte. Dieſe ſeltſame Stellung erregte meine Aufmerkſamkeit ſo ſehr, daß ich beſchloß, den Alten kennen zu lernen. Ich eilte die Treppe hinab und folgte dem langſam hinwandelnden Alten in einer ſolchen Entfernung, daß ich ſeine Geſtalt eben noch unterſcheiden konnte. Er durchſchnitt mehre große Straßen, bog in kleinere Winkelgaſſen ein und kam endlich in die verrufene Judengaſſe. Hier wurde mir eigen zu Muthe; dieſe alten ſchlechten ſchwarzen hohen Häuſer, welche ſeit einigen Jahren größtentheils unbewohnt daſtehen, machten auf mich den Eindruck, als ſtünde ich im Mittelalter, und beträte dieſe öde enge Gaſſe kurze Zeit nach einer Peſt, die ſie entvölkert hatte. Nur hier und da fuhr, weil meine Tritte auf dem Pflaſter in der Todtenſtille wiederhallten, ein in Haube oder Tuch gehüllter Kopf zu einem Fenſter heraus. Mein Alter hatte ſich auf einen Stein geſetzt, ſchlug die Hände vor den Kopf und ſprach leiſe vor ſich hin: „O Tochter Zion in deiner Schöne!“ Es ſchnitt mir durch die Seele; der Jammer des Orts lachte hinter dem Rücken des Alten nach. Ich trat einige Schritte näher zu ihm. Im Anfang hörte er mein Kommen nicht; als ich aber näher vor ihm ſtand, ſprang er haſtig auf, als wolle er meine Berührung meiden, und rannte weiter. Ich verdoppelte meine Schritte, wie ein Häſcher, und verlor ihn nicht aus den Augen. Er aber floh, wie ein gejagtes Wild, von Straße zu Straße; bald hatte ich ihn faſt erreicht, bald gewann er wieder Vorſprung. In einer breiteren Straße ſah ich beim Schein einer Laterne jetzt erſt, daß er einen Zwerchſack trug. Er blickte hinter ſich, und rannte, als er meiner gewahr wurde, wieder weiter. Bald befanden wir uns auf der Haide vor der Barriere. Ich hörte ihn keuchen; ich fürchtete, er ſei wahnſinnig, denn was wollte der alte Mann in der rauhen Nacht auf der Haide? Ich hörte einen Schall; ſein Zwerchſack war ihm von der Schulter herabgeglitten, gleich darauf ſank er ſelbſt nieder. Ich beugte mich über ihn, denn ich fürchtete, er ſei todt; hauchte ſeine Schläfe, ſeine Augen an, und fühlte an ſeinem Herzen, ob es noch ſchlage. Während ich mich ſo mit ihm beſchäftigte, war der Mond allmählig aus weiß-gelben ſchweren Nebelmaßen hervorgetreten, und ich ſah den ſchneeweißen Scheitel, von dem die Mütze herabgefallen war, in meinem Schooße, und einen ſchneeweißen Bart. Das war nicht der Alte aus Maier's Hauſe, das war eine ganzfremd bärtige Phyſiognomie, ſo verkrümmt von Alter und Elend, daß ich vor Schauder am ganzen Leibe zitterte. Jetzt ſchlug er die Augen auf und ſah mich daraus an mit Blicken, die den Jammer eines ganzen Geſchlechtes über mich ausgoßen. Ich hielt noch immer ſein Haupt in meinem Schooß; da ſprach er leiſe: „Ja ſo! du biſt ein Chriſt.“ Und ſchien etwas beruhigt dabei. Ich konnte es nicht über mich bringen, ihn um den Grund dieſer Worte zu fragen; er verzog ſeine Miene, was wie Lächeln herauskommen ſollte. „Ich dachte, ein Jude liefe hinter mir her. Da konnt' ich endlich nicht mehr weiter. Ich hab' einem den Dalles weggefangen. Hier drin ſteckt er. Wüßten's die Andern, ſie ſteinigten mich.“ — „Ich kenne dich, Alter!“ ſprach ich. — „Du mich?“ verſetzte er, und ſah mich lang an, „mich kennt Keiner mehr, ja freilich! die Meinigen kennen mich am wenigſten. Sie haben mich todt geſagt, mich, der ja eben nicht ſterben kann! Iſt das nicht lächerlich? Derweilen ſterben ſie Glied für Glied; aber ſie geben dabei noch Feſte mit Kerzenglanz, Muſik und Blumenduft; da ſind viele Herrn und Frauen mit Titeln und Schönheit, mit Orden und Schminke. Ich ſitze derweilen an der Schwelle und wehre ihnen den Tod ab, der ſich mitten in das Feſt hineinſchleichen will. Ich, der ſchmutzige, ungekämmte Jude! Oh, ſie ſchämen ſich vor den Bedienten der Chriſten, die ſie zum Feſte eingeladen, daß ich, der ich auf der Schwelle ſitze, einer von den ihrigen bin. Was thun ſie? Sie jagen mich fort. Sie werfen mit Goldſäcken nach mir. Sie würden mich umbringen, wenn ſie's könnten, und freu'n ſich am Leben, damit ſie nur recht lange im alten Elend ſiechen können. Warum nicht? Sie wickeln es in Ordensbänder, wie die Mumien des Pharao. Herr, ich bin alt; du wirſt mich für verrückt halten."

Ich brachte keinen Laut aus der Kehle. Er fuhr fort: „Ich habe die Urgroßväter begraben helfen, meiner Ururenkel Kindeskinder. Ich habe die Ketten heimlich bei Nacht aus den Gräbern geſtohlen, mit denen ihr Chriſten die Särge umſchloßt. Ich habe ſie in die Schmiede gegeben. Es ſind doch immer wieder nur Ketten daraus geworden. Das alles hab' ich ausgehalten. Nun weiß ich's nicht mehr, wie ich's ertrage. So lang ſie in den Ketten wirklich die Ketten geſehen und gefühlt haben, bin ich mit Freuden dabei geweſen, ſie ihnen tragen zu helfen. Jetzt ſchmücken ſie ſich damit und meinen, es ſei eitel Zierrath, und helfen ſelbſt Ketten machen. Das iſt Elend! — —" Er ſchwieg und hob das Haupt, und ſuchte nach Einem.

„Du biſt Ahasver," ſprach ich. Er ſenkte das Haupt, ſo tief, daß ihm die weißen Haare über die Stirne bis zur Bruſt herabfielen. Lange ſchwieg er, dann begann er wieder: „Ich bin noch nicht todt! Und ein Chriſt kennt mich noch! Aber den Meinigen bin ich ein Mährchen. Lebendig ſein zu müſſen, und Allen für todt zu gelten! das iſt ſchlimmer, als lebendig begraben ſein. Aber ſie geben ja Feſte, und laſſen ſich taufen! Was braucht es mich zu kümmern! Mögen Sie rupfen an meinem weißen Bart, mögen ſie mich von ihren Schwellen weiſen; — ich lebe, und ſchreie in den Wahnſinn ihres Jubels die Wahrheit ihrer Schmach hinein!"

(Schluß folgt).

Hiſtoriſche Literatur.

4) Die Höfe und Kabinette Europa's im achtzehnten Jahrhundert. Von Dr. Fr. Förſter, königl. preuß. Hofrathe, des St. Georgen-Ordens Ritter. Zwei Bände: Potsdam, Verlag von Ferdinand Riegel. 1836. (Auch unter dem Titel: Kaiſer Karl VI., ſeine Zeit, ſein Kabinet und ſein Hof).

Herr Dr. Friedrich Förſter, welcher durch ſeine Biographieen Friedrich Wilhelm's des Erſten und Wallenſtein's unter den neueren deutſchen Hiſtorikern ſich einen geachteten Namen erworben hat, erkannte ſelbſt in ſeiner Vorrede zum erſten Bande des oben genannten Werkes an, wie unfruchtbar und unerquicklich es ſei, eine Geſchichte Karl's VI. und ſeines Hofes zu ſchreiben. Er faßte dieſes Anerkenntniß in eine ſehr breite Metapher, deren Ende darauf hinausläuft, daß, da Kapitän Roß fünf lange Jahre hindurch unter Eisbären und Eisbergen Haus gehalten habe, Herr Fr. Förſter ermuthiget worden ſei, unter den Perücken und Haarbeuteln, unter den Beichtvätern und Maitreſſen der Höfe zu Madrid und Verſailles, zu Wien und Turin, kein ſchlimmeres Schickſal zu erwarten.

Dieſe Anſicht mag ihre richtige Seite haben, beſonders für den Geſchichtſchreiber ſelbſt, der unter dem Papierwuſte jener Zeit, ihren geiſttödtenden Förmlichkeiten und ihren gemeinen Zwecken wohl ſelten genug einen erfriſchenden Springquell des regeren Lebens auffand. Aber leider wird nicht die Geſchichte nur durch ſolche Springquellen und von ihnen durchwäſſerte Oaſen gebildet. Vielmehr findet regelmäßig das Entgegengeſetzte ſtatt. Trübe Syrten hat der, welcher ſie ſchreibt, zu durchwandern, aber um ſo größer iſt ſein Ruhm, wenn er die Syrten — nicht zu Oaſen macht, ſondern durch genaue und geiſtreiche Kritik, tiefe Ideen und anziehende Betrachtungen ſeinen Gegenſtand auf eine Stufe hebt, welche ſeiner Arbeit den Werth des Kunſtwerkes verleiht, ohne den Stempel der Wahrheit daran zu verwiſchen. In dieſem Sinne verfuhr Gibbon in ſeiner history of the decline and fall of the roman empire.

Außerdem iſt alles Leben nun einmal intereſſant, ſelbſt das Leben eines Klausners. Um wie viel mehr ein Leben, welches vierzig Jahre hindurch mehr oder minder die Intereſſen unſerer Groß- und Urgroßväter und aller ihrer deutſchen Zeitgenoſſen in ſeine Wirbel zog, wären auch dieſe Wirbel nichts weiter als Sandwirbel geweſen. Dabei hatte damals ſchon die Geſchichte der europäiſchen Kabinette und Staaten eine ſolche Solidarität erlangt, daß es nicht möglich iſt, von Deutſchland zu ſprechen, ohne zugleich der meiſten übrigen Staaten Europa's zu erwähnen. Zwar verknüpfte ſich damals noch dieſe Solidarität einzig durch die Machinationen der Kabinette und insbeſondere durch die in allen Geſtalten auftauchenden Erbfolgeſtreitigkeiten. Die Theilnahme der Völker daran war nur eine paſſive. Demungeachtet blieb der Charakter der Solidarität dabei beſtehen, und wenn ſich dieſem das Hervortreten Eugen's von Savoyen, Marlborough's, Ludwig's XIV., des Markgrafen von Baden-Baden, Seckendorffs und anderer ausgezeichneter Männer jenes Jahrhunderts geſellten, ſo ſcheinen uns die eben angeſtellten Betrachtungen bedeutungsvoller, als das, was der Verfaſſer in nachſtehenden Worten zum Schutze des von ihm gewählten Themas anführte:

„So troſtlos aber auch jenes Zeitalter iſt, wo aus der Familie die Sitte, aus der Kirche der Glaube, aus dem Staate die Freiheit gewichen war, wir dürfen es dennoch nicht aus unſern Geſchichtsbüchern ſtreichen" (wäre außerdem nicht möglich), „wo es mit Schrecken daran mahnt, daß aus ſeinem Schooße die franzöſiſche Revolution geboren wurde. Eine Vorgeſchichte derſelben, wie wir ſie in dem gegenwärtigen Werke uns zur Aufgabe geſtellt haben, wird ihr Hervorgehen aus den verſumpften politiſchen Zuſtänden Europa's als nothwendig, und die Stürme und Unwetter, welche ſie begleiteten, als heilſam erkennen lehren. Mit Treu' und Glauben, mit der Heiligkeit der Verträge und Bündniſſe wurde ein frevelhaftes Spiel getrieben; der Bund, den man heute geſchworen, morgen gebrochen; der Freund, den man geſtern gewählt, heute verrathen; ja, die Täuſchung über die Gefahr, welche man durch ſo böſes Beiſpiel leichtſinnig heraufbeſchwor, ging ſo weit, daß, wie wir dies im Verlauf der Erzählung urkundlich nachgewieſen haben, aus dem kaiſerlichen Kabinette Proclamationen und Declamationen an die franzöſiſche und engliſche Nation erlaſſen worden ſind, welche dieſe Völker vielleicht weit mehr über ihre Rechte und Forderungen aufklärten," (? — England hatte damals ſeine Revolution ſchon gemacht. —) „als es die philoſophiſchen Syſteme der Encyclopädiſten jemals gethan haben." (Erſter Band, S. X.)

Allerdings ſchrecken dieſe Worte ſehr ab von der „guten, alten Zeit," und ihren moraliſchen oder politiſchen Segnungen; aber ſie geben doch auch zugleich darüber Zeugniß, daß jene „gute, alte Zeit" recht intereſſante hiſtoriſche Elemente enthalte, deren Entwickelung aus ihren Urſprüngen ebenſo der Mühe werth iſt, als ihre Darſtellung im Momente. Denn Schlechtigkeiten und Niederträchtigkeiten in der Geſchichte laſſen ſich mit Krebskranken in der Medizin vergleichen, deren Unterſuchung zwar nicht angenehm iſt, aber für die Wiſſenſchaft reichliche Ausbeute gewährt.

Was nun jene Entwickelung des Herrn Förſter über das Intereſſe ſeines Gegenſtandes betrifft, ſo ſcheint es uns ſehr weit hergeholt, eine Zeit, welche zwiſchen 80 und 49 Jahren von dem Beginne der franzöſiſchen Revolution entfernt liegt, und nicht den franzöſiſchen Königs-, ſondern den deutſchen Kaiſerhof, wenn auch nicht allein, doch hauptſächlich, zum Gegenſtande hat, gewiſſermaßen als Mutter jener welterſchütternden Epoche zu bezeichnen, während ſie allenfalls nur als Stiefſchweſter der Großmutter derſelben gelten kann. —

(Schluß folgt).

Israelitiſche Journaliſtik.

In England erſcheint ſeit dem vorigen Jahre eine jüdiſche Zeitſchrift unter dem Titel: „The hebrew Review and Magazine of rabbinical Literature. 8. London (Simpkin and Marshall)." In jeder Woche wird ein Heftchen derſelben ausgegeben. Sie enthält Aufſätze über jüdiſche Rechtswiſſenſchaft, die Sittenlehre nach dem Talmud, den Geiſt der jüdiſchen Religion, Sitten und Gebräuche der Juden und die Philoſophie der Rabbiner, dann Proben talmudiſcher Logik, Mittheilungen aus der Kabbalah, Commentare zur heiligen Schrift, Recenſionen ꝛc. Auch in Straßburg iſt zu Anfang dieſes Jahres eine jüdiſche Zeitſchrift in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, unter dem Titel: „La régénération (die Wiedergeburt)" an's Licht getreten, von welcher monatlich ein Heft von 4 bis 5 Bogen in Quart erſcheint. Zur Herausgabe derſelben hat ſich Herr Simon Bloch mit mehreren anderen israelitiſchen Gelehrten verbunden. Ihr Hauptzweck iſt: die Erziehung und Bildung der israelit. Jugend in Frankreich zu befördern, damit die franzöſiſchen Juden, die ſchon längſt das volle Bürgerrecht beſitzen, nicht hinter ihren deutſchen Brüdern zurückbleiben. „Beſonders wollen ſich auch die Herausgeber bemühen, den menſchenfreundlichen und aufgeklärten Chriſten über Alles, was ihm im Israelitenthume dunkel iſt, zu belehren, — und ihm einen richtigen Begriff von der moſaiſchen Religion zu geben." — Indeſſen bleiben auch die deutſchen Israeliten nicht hinter ihren franzöſiſchen Brüdern zurück. Die „wiſſenſchaftliche Zeitſchrift für jüdiſche Theologie," welche ſeit dem Frühling vorigen Jahres „in Verbindung mit einem Vereine jüdiſcher Gelehrter" von Dr. A. Geiger (Rabb. in Wiesbaden) bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. herausgegeben wurde, hat in ſechs Heften ſchon manches Belehrende und Intereſſante geliefert. Auch der wackere Rieſſer ſetzt ſeinen „Juden" ſeit Ende des vorigen Jahres in ungezwungenen Heften fort, und ſeit dem Frühling dieſes Jahres gibt ein Herr Roſenfeld noch eine israelitiſche Zeitſchrift, unter dem Titel „das Füllhorn" heraus, welche einige brauchbare Aufſätze über das jüdiſche Kirchen- und Schulweſen in Bayern enthalten ſoll. —

Feuilleton.

.*. Nächſtens werden Raimund's ſämmtliche dramatiſche Dichtungen im Druck erſcheinen, und zwar in vier Bänden, deren erſter den „Barometermacher" und „Diamant des Geiſterkönigs," der zweite den „Bauer als Millionär" und „Moiſaſur's Zauberfluch," der dritte „die gefeſſelte Phantaſie" und den „Alpenkönig," der vierte „die unheilbringende Zauberkrone" und den „Verſchwender" enthalten ſoll. Raimund's Erbin, welche die Herausgabe veranlaßt, verdient dafür den herzlichen Dank aller Freunde des Verewigten, und handelt ganz in der Abſicht, welche ihn in den letzten Monaten ſeines Lebens beſchäftigte. — In dem Leopoldſtädter Theater wird dem Verewigten eine würdige Todtenfeier gehalten, von ſeinem langjährigen Freunde Weidmann ſinnig geordnet.

.*. Vater und Sohn in einer Perſon. — Herr Wilhelm von Chezy (in der ſchönen Literatur ſchon früher durch einen Roman: „Wanda Wielopolska" und durch journaliſtiſche Thätigkeit bekannt), der Sohn des vor einigen Jahren in Paris verſtorbenen gelehrten Orientaliſten v. Chezy, hat einen nicht unintereſſanten Roman: „der fahrende Schüler" (Zürich 1835), geſchrieben. In den Blättern für lit. Unterhaltung, Nro. 301, beginnt eine Recenſion dieſes Romans mit folgenden Worten: „Der als Orientaliſt und deutſcher Sprachkenner verdienſtvolle Verfaſſer gibt im Vorliegenden eine auf eigentliche (?) Unterhaltung berechnete Erzählung" u. ſ. w.

.*. Muſifizirendes Nordlicht. — Von allen Seiten hört man nur Feuerlärm — veranlaßt durch das prachtvolle Nordlicht am 18. October. In London ſtrömten Tauſende nach der nordweſtlichen Seite der Stadt, über welcher die Feuerglut am Himmel auf ein Feuermeer auf Erden ſchließen ließ. Und als man mit Spritzen an die nordweſtliche Seite gekommen, ſah man das furchtbare Zeichen über Islington und anderen nahen Orten ſchweben, und ſofort ſandte der Oberſpritzenmeiſter ſeine Löſchmaſchinen nach den verſchiedenen vermuthlich in Feuer ſtehenden Orten ab! — Von allem Lärm aber, der uns zu Ohren gekommen, hat uns keiner aufrichtiger ergötzt, als der, den ein franzöſiſches Blatt uns überbracht. Als nämlich zu Valenciennes, ebenfalls durch das Nordfeuer getäuſcht, Alles in Aufruhr gekommen, und ein Trupp Soldaten zum Aufſuchen des Brandes ausgeſendet worden, wurde der Thurmwächter zur Rede geſtellt, warum er nicht Lärm blaſe? Feierlich gab er zur Antwort: „Il n'y a d'incendie *nulle part sur la terre*, — *tout se passe dans le ciel*, ce qui est au dehors de mes fonctions!" —

.*. Belgiſche Nachdruckvereine. — Die Ankündigung der Begründung von Nachdruckgeſellſchaften (Haumann mit einem Capital von 1,500,000 Fr., Wahlen mit einem von 100,000,000, Meline mit 2,000,000) ſcheint das franzöſiſche Gouvernement endlich zu ernſthaften Maßregeln gegen dieſen das Völkerrecht verletzenden Raub zu veranlaſſen. Man ſagt, daß Herr Molé bei'm König Leopold, ſobald dieſer nach Paris kommt, ernſte Vorſtellungen deßhalb anbringen werde.

.*. Handelsbilanz zwiſchen Frankreich und der Schweiz. — Aus einer vom National (5. d. M.) mitgetheilten Ueberſicht ergibt ſich, daß in den Jahren von 1821 — 1835 die Schweiz jährlich im Durchſchnitt nur für 11,336,645 Franken Werth Waaren nach Frankreich ausgeführt hat, wogegen von Frankreich im Durchſchnitt für 27,363,854 Fr. Waaren in dieſelbe eingeführt worden, ſo daß für 14 Jahre die Einfuhr von Frankreich 383,093,956, die Ausfuhr dahin nur 159,081,030 Fr. beträgt. —

.*. Emerentius Scävola befindet ſich jetzt in Wien, geht in ein paar Tagen von dort nach Italien und wird zwei Jahre auf Reiſen zubringen.

.*. Der Verfaſſer der in Nro. 298 dieſer Blätter beſprochenen trefflichen Schrift über die franzöſiſche Revolution ſoll Heinrich Laube ſein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 261. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 3. November.

Hiſtoriſche Literatur.

Die Höfe und Kabinette Europa's im achtzehnten Jahrhundert. Von Dr. Fr. Förſter.

(Schluß).

Kaiſer Karl's VI. Geſchichte beginnt im erſten Bande mit einer Entwickelung der ſpaniſchen Verhältniſſe. Karl II., aus dem Hauſe Öſtreich, ſaß damals (1700) ſterbend auf dem ſpaniſchen Thron. Er hinterließ für dieſen keinen Erben, und Prätendenten aus Öſtreich, Frankreich und Bayern ſtritten ſich im Voraus um das bald herrnloſe Gut. Öſtreich, durch den deutſchen Kaiſer Leopold I. vertreten, welcher ſeinen zweiten Sohn Karl zum Könige empfahl, hatte das beſte Recht. Aber Frankreich, an deſſen Spitze der damals zwar gealterte, aber immer noch länderſüchtige Ludwig XIV. ſtand, ließ zweckmaßiger intriguiren. Frankreich's Inſtrument, der Kardinal Portocarero, welchen der kranke König Karl II. einſtmals zu ſich kommen ließ, um ſich durch Gebet und Fürbitte zu ſtärken, legte dem Könige, unter dem Vorgeben, daß die Schrift eine milde Stiftung betreffe, ein Teſtament zur Unterzeichnung vor; einige vertraute Zeugen unterſchrieben es ebenfalls; ſonſt erhielt Niemand von dem Hofe, ſelbſt die Königin nicht, auch nur die geringſte Kunde davon. Etwa einen Monat nachher (1. Nov. 1700) ſtarb Karl II. Noch war ſein Leichnam nicht erkaltet, als das Teſtament in Gegenwart der Königin und aller Großen des Reichs, eröffnet wurde. Man denke ſich das Erſtaunen Aller und den Verdruß der öſtreichiſchen Partei, an deren Spitze die Königin ſtand, als, unter der Menge verordneter Meſſen, (drei Tage lang nach dem Abſcheiden des Königs ſollten an allen Altaren ſo viel Meſſen geleſen werden, als möglich, und über dieſe noch hunderttauſend,) ſowie ähnlichen Beſtimmungen, zuletzt dieſe ſich fand, daß der zweite Sohn des Dauphin's von Frankreich, Philipp von Anjou, nach dem Ableben des Teſtamentserrichters, zur Regierungsnachfolge berufen werde!

An dieſes Ereigniß knüpfte ſich ſodann der ſpaniſche Erbfolgekrieg. England, Holland, das deutſche Reich, Portugal und Spanien verbündeten ſich gegen Ludwig's XIV. Enkel, welcher ſchnell vom ſpaniſchen Thron Beſitz genommen hatte. Die Kriegesfackel loderte an dem Rhein, in Italien und in den Niederlanden; ſelbſt in Tyrol. Prinz Eugen und Markgraf Ludwig von Baden glänzten unter den deutſchen Heerführern.

Der Erzherzog Karl ging, nachdem er in Wien zum ſpaniſchen König als Karl III. ausgerufen war, über Holland und England nach ſeinem Reiche. Es iſt intreſſant zu leſen, welche Equipagen und Perſonen der erſt fünfzehnjährige König, der aber von dieſer Eigenſchaft kaum mehr als den Titel hatte, mit ſich führte. „Nicht weniger als 35 Kaleſchen, 17 Chaiſen, 181 Zug- und 26 Reitpferde mit 163 Perſonen bildeten die Begleitung des Königs. Wir finden in der Liſte alle möglichen Chargen für das Lever, die Antichambre und den Beichtſtuhl vollſtändig beſetzt; auf die Wagen der Kammerherrn folgten die der Beichtväter von der Geſellſchaft Jeſu, dann die des Leibarztes, Leibbarbiers, Leibapothekers. Eine Kaleſche mit dem Perückenmacher, Kleiderverwahrer und ihren Gehülfen; ein Kammergüterwagen mit dem Kammerheizer und deſſen Gehülfen; eine Kaleſche mit dem Kellerſchreiber und zwei Jungen mit dem Mundtrunke; eine Kaleſche mit dem Silberwäſcher und ſeinen Jungen; dergleichen, in welcher vier Tafeldecker; ein Feldwagen, in welchem ein Zehrgadenträger mit der Nothdurft für Keller und Lichtkammer; eine Kaleſche mit dem Kuchelſchreiber, Einkaufer und Zehrgade, eine dergleichen, worin deſſen Gehülfe, ein Silberſchreiber und ein Kellerdiener; ein Küchenwagen mit einem Koch, Beidiener und Helfer; ein dergleichen, worin des Mundkochs Gehülfen; ein dergleichen, worin der Kammerherren Tafeldecker, eine Kuchelkaleſche mit zwei Mund- und vier Meiſterköchen; eine dergleichen mit des Beichtvaters Gehülfen und zwei Jungen; dergleichen mit vier Nebenköchen u. ſ. w.“ (1r Bd. S. 24, 25).

Es gelang Karl III. ſich Barcelona's zu bemächtigen; dort erlitt er jedoch Belagerung von ſeinem Mitbewerber Philipp V. Zweimal drang Karl bis Madrid vor; da er keinen Staatswagen hatte, entſchloß er ſich das einemal nicht zum Einzuge, und das anderemal mußte er bald die Stadt wieder räumen. Endlich war er genöthigt, ſich zum zweitenmal in die Mauern von Barcelona zu flüchten. An die eilf Jahre wogte ſo der Kampf zwiſchen den zwei Kronprätendenten durch die Gefilde Spanien's, als Karl im Frühjahr 1711 die unerwartete Nachricht von dem Tode ſeines, unterdeſſen zur Regierung gelangt geweſenen Bruders, Kaiſer Joſeph I. erhielt. Hierdurch veränderte ſich vielfach die bisherige Geſtalt der Dinge. Karl's Verbündete wurden ſchwierig, weil ſie nicht zwei Kronen auf ſeinem einen Haupte verbunden ſehen wollten, und Karl ſelbſt kehrte nach Deutſchland zurück, wo er bald zum römiſchen Kaiſer gewählt und als ſolcher mit der Bezeichnung des ſechsten Karl in Frankfurt a. M. gekrönt ward.

Als weitere Gegenſtände, welche der erſte Band behandelt, erwähnen wir hier nur noch ſummariſch: Den Frieden zu Utrecht und den Vertrag zu Raſtadt, den erneuerten Türkenkrieg, den Frieden bei Paſſarowitz, die Verzichtleiſtung Karl's auf Spanien, beſonders aber die Unterhandlungen wegen der pragmatiſchen Sanction, welcher das ganze dreizehnte Kapitel des erſten Bandes (S. 153 — 172) gewidmet iſt. Dieſe pragmatiſche Sanction ſetzte bekanntlich bei einem Mangel männlicher Erben, die Nachfolger Marien Thereſiens, der Tochter Karl's, als Erbin ſeiner Staaten feſt. Der erſte Band ſchließt mit dem Jahre 1733, in Ausſicht auf die Angelegenheiten Polen's, welche ſich damals, durch den Tod Friedrich Auguſt's II. zu verwickeln begannen.

Gleich die erſten Seiten des zweiten Bandes geben vom Plane einer Theilung Polens vom Jahre 1710 Auskunft. Doch kam dieſer bekanntlich nicht zu Stande, ſondern, in veränderter Geſtalt, erſt zwei Menſchenalter ſpäter. Vorerſt handelte es ſich hier nur um einen neuen König des ganzen Polen. Rußland und Karl waren für den Sohn des geſtorbenen Königs, Auguſt den Dritten, während und zuletzt mit unglücklichem Erfolge, Frankreich und der Primas des Reiches dem Stanislaus Leſcinzki ſich behülflich zeigten. Eine Folge davon waren Kriegserklärungen Frankreich's, Spanien's und Sardinien's wider den Kaiſer, und neue Feldzüge am Rhein und in Italien. Kaum hatte (1735) die Wiener Convention, zum Nachtheile des Kaiſers, dieſe Streitigkeiten beendigt, als Karl an einen Krieg mit den Türken dachte. Das Wiener Cabinet gab in einer officiellen Note an die Generalſtaaten ſehr naive Auskunft über die Motive, von denen es hierbei geleitet wurde ... „ſo würden ſie (die Seemächte) wenigſtens die Billigkeit anerkennen, daß der Kaiſer ſich für den großen Aufwand des Krieges gegen Frankreich, der ihm allein zur Laſt gefallen ſei, und für den Verluſt in dem Friedensſchluſſe von 1735 anderweitig zu entſchädigen ſuche“ (II. S. 51). Aber der Türkenkrieg nahm einen ganz andern Gang, als Karl ſo zuverſichtlich gehofft hatte. Die Türken erzwangen vom Kaiſer im Frieden zu Belgrad (1739) die Abtretung der Wallachei und des öſtreichiſchen Theils von Serbien mit Belgrad. Charakteriſtiſch iſt hierbei der Zug, daß der franzöſiſche Geſandte bei der hohen Pforte, Marquis von Villeneuve, um ſich der Pforte gegenüber ein deſto größeres Anſehen zu geben und zugleich hinter Öſtreich nicht zurück zu ſtehen, den König von Frankreich eigenmächtig zum Kaiſer erhob, und den Friedensſchluß, die Garantie deſſelben und anderer Akten und Urkunden in Vollmacht und Namen „de l'empereur de France“ unterſchrieb.

Etwa ein Jahr nach dieſem Frieden erkrankte der Kaiſer, der die Schmach, mit welcher er ſeine Waffen bedeckt ſah, in tiefſter Seele empfand. Er ſtarb am 19. October 1740 im 56. Jahre ſeines Alters. Die Gemüthsruhe, die ihn im Leben nie verlaſſen, blieb ihm noch in den letzten Stunden. Als die Ärzte ſich an ſeinem Bett über den Sitz ſeiner Krankheit ſtritten, welchen die Einen in den Kopf, die Andern in das Herz, und noch Andere, wegen übermäßig auf der Jagd genoſſener grölter Pilze, in den Magen verlegten, ſagte er gelaſſen: „So wartet es doch halt nur ab, öffnet mich nach meinem Tode und ſeht nach.“ —

Hr. Förſter hat mehr dem erſten, als dem zweiten Titel ſeines Buchs genug gethan; denn die Schilderung von Karl's VI. Zeit iſt in mehr als einer Beziehung leer dabei ausgegangen. Einmal quantitativ. Denn die Zeit eines Menſchen beginnt mit ſeiner Geburt; Hr. Förſter hat uns über Karl, ehe er König oder Kronprätendent Spaniens wurde, nichts mitgetheilt, geſchweige denn von daher über ſeine Zeit. Sodann qualitativ. Was wir nämlich vom Jahre 1700 an über Karl erfahren, iſt nur äußerſt dürftig mit Notizen über ſeine Zeit vergeſellſchaftet. Denn unter Zeit verſtehen wir alle Lebensentwickelung, in ſoweit ſie ein hiſtoriſches Intereſſe darbietet; Lebensentwickelung alſo beſonders im Fache der Literatur. Zwar war dieſes dürftig, aber vorhanden. Zunächſt nur von Dichtern zu reden, welche in ſehr beſtimmten poetiſchen Relationen zu den Perſonen in Hrn. Förſter's Werke ſtanden, erwähnen wir Johann von Beſſer (geb. 1654, geſt. 1729), der, nicht ohne Verdienſt, am Hofe Friedrich's I. von Preußen ſeine poetiſchen Künſte machte; Ulrich von König (geb. 1688, geſt. 1744), am Dresdener Hofe, deſſen Gedicht „Auguſt im Lager“ den ſtarken Auguſt im Kreiſe martialiſchen Pompes feierte; Pietſch (geb. 1690, geſt. 1733), der ein Lobgedicht auf den Prinzen Eugen und deſſen Sieg bei Temeswar verfaßte, was damals den allgemeinſten Beifall erhielt; und endlich den trefflichen Günther (geb. 1695, geſt. 1723). Dieſer ſchrieb ein in mehrere Sprachen überſetztes „Lobgedicht auf den Frieden zwiſchen Öſtreich und der osmaniſchen Pforte im Jahr 1718,“ deſſen poetiſcher Centralpunkt der Prinz Eugen von Savoyen iſt.

Auf ähnliche Weiſe verdient Beanſtandung, daß Hr. Förſter über Karl's Perſönlichkeit, Bildung und Charakter nicht in dem Theile ſeines Werks, welchen die politiſche Geſchichte abhandelt, ſondern in der Nebenkammer deſſelben, betitelt: „der kaiſerliche Hof“ (S. 14), Manches ſagte. Dieſe Rüge bliebe ſelbſt dann gültig, wenn in jener Verweiſung eine ſtillſchweigende Kritik des Charakters Karl's enthalten ſein ſollte.

Übrigens bietet die eben ſo genannte Nebenkammer des Förſter'ſchen Buches: **der kaiſerliche Hof**, viel Intereſſantes und Ergötzliches.

Hr. Förſter ſchreibt verſtändlich, gefällig und in edlerem Sinne populär. Nur ſelten ſtreift ſein Popularſein ans Gemeine; z. B. Bd. 2, S. 69, wo von General Succor geſagt wird, er ſei ein ſolcher **Haſenfuß** geweſen, daß er ꝛc. Hr. Förſter iſt ein fleißiger und ehrlicher Quellenſammler mit einer zeitweiſen Neigung, ſeine Eigenſchaft als **preußiſcher** Patriot kund zu geben, und mit einer gelinden Oppoſition gegen Öſtreich. So z. B. Bd. 1, S. 42, wo der Prinz Eugen in ſeinem ſtrahlenſten Waffenruhme mit Blücher verglichen; Bd. 2, S. 57, wo von den „Wiener Perücken“ (wie es ſcheint, ein Lieblingsſcherz des Hrn. Förſter); Bd. 2, S. 105, wo von Boruſſia's jugendlichem Phönix, und Bd. 2, S. 59 (Abtheilung: der kaiſerliche Hof), wo von einem Schwertſchlage Friedrich's des Großen, geführt auf den zum Skelette abgezehrten deutſchen Reichskörper, geſprochen wird. Doch artet dieſe Neigung nicht in Parteilichkeit aus. Es könnte dieſes auch mit einer tüchtigen Geſinnung, der wir uberall bei'm Verfaſſer begegnen, nicht beſtehen.

Ein höchſt flaches Wortſpiel kommt auf S. 103 des 2ten Bandes vor, wo es gelegentlich Karl's VI. Krankwerdens heißt: . . . . . . „und nach kurzem Siechbett, das für ihn kein Bett des Sieges war, u. ſ. w.“

Ungeachtet dieſer und ähnlicher Ausſtellungen halten wir das vorliegende Werk für ein ſolches, welches den im Eingange erwähnten Ruf ſeines Verfaſſers als geachteten Hiſtorikers, nur beſtätigen kann, und wünſchen aufrichtig dieſem Unternehmen, als einem braven, guten Fortgang.

Die typographiſche Ausſtattung macht dem Verleger Ehre.

Karl Buchner.

Taſchenbücher.

4) **Deutſcher Muſenalmanach für das Jahr 1837.** Herausgegeben von **Adelbert Chamiſſo**. Achter Jahrgang. Mit H. Heine's Bildniß. Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung.

Obgleich H. Heine, deſſen Bildniß in dieſem Taſchenbuche als Titelkupfer erſcheint, die Urſache des literariſchen Schisma's zwiſchen Nord- und Süddeutſchland wurde, ſo ſteht dieſer Jahrgang in Fülle und Wechſel des Inhalts keinem früheren nach. Den Zankapfel hatte Heine dadurch unter die deos majores des ſchwäbiſchen Olymps geſchleudert, daß er in ſeiner romantiſchen Schule einige kleine unbedeutende Plänkeleien nach ſeiner humoriſtiſchen Weiſe gegen die ſchwäbiſche Lyrik und Schule, beſonders gegen Uhland und Schwab, ausgeführt hatte, welche der Letztere, der das Amt eines ehrenwerthen Pflegevaters des ſchwäbiſchen Parnaſſe's verwaltet, nicht verwinden konnte.

Daß ſich Chamiſſo und die Weidmann'ſche Verlagshandlung, die wahrlich am Almanach keine melkende Kuh beſitzt, durch dieſe wirklich etwas pretentiöſe Zurückziehung nicht in dem ſchönen Unternehmen eines allgemeinen deutſchen Muſenalmanachs irre machen ließen, muß von jedem Billigdenkenden als ehrenwerth anerkannt werden. Die Norddeutſchen führen für Beleidigung die einzig ſichere und männliche Waffe. Während ſich das ſüddeutſche Gemüth bei dem leiſeſten Antaſten wie eine Mimoſe gekränkt zuſammen ſchließt, ſchnellt der norddeutſche Esprit gleich einer noli tangere auf, und ſchleudert Bomben des Witzes und Granaten der Satyre gegen den Angreifenden.

Zum Troſt für die poetiſchen Unitariſten ſei indeſſen bemerkt, daß das Schisma für den nächſten Jahrgang aufgehoben iſt.

Von den jüngeren Poeten, die diesmal Gaben beigeſteuert haben, können wir, außer Gaudy und Braunfels keinen einzigen hervorheben. Die Lieder Gaudy's zeichnen ſich bei ſpiegelblanker Form durch eine feine ſarkaſtiſche Auffaſſung und Durchführung bald engbekränzter bald allgemeiner ſocialer Situationen aus. Gaudy beſitzt Witz und eine höhere Laune, die ſich aber nicht bis zum wahren Humor aufſchwingen. In dieſes Genre gehören: ſein „Jung und Alt,“ „Berliner Mai,“ „der Engel wider Willen.“ Aus ſeiner Bearbeitung des polniſchen Gedichtes „Frau Twardowska“ nach Adam Mickiewicz, welche wahrſcheinlich eine polniſche Sage behandelt, lernen wir den polniſchen Mephiſtopheles kennen, der freilich kein allmächtiger Menſchheitsteufel wie der deutſche iſt. Freiherr von **Eichendorf** und **Hoffmann** von Fallersleben ſind in ihrer Liederkunſt ſo manierirt geworden, daß ſie trotz einem Meiſterſänger ihren Bau verfertigen, an dem kein Merker einen Fehler auffinden könnte. Hoffmann hat genug idylliſche Bilderchen auf die poetiſchen Kunſtausſtellungen geliefert; der Bücherſtaub ſeiner gelehrten Unterſuchungen, die ihm größere Ehre machen, hat ſich auf die feinen Fäden ſeiner ſonſt duftigen Waldblüthen, wie ein Mehlthau gelagert. Der ewig friſche **Rückert** beut aus dem unerſchöpflichen Reichthum ſeines Gemüthes wieder hundert Bruchſtücke dar, die über alle metaphyſiſchen, moraliſchen und ſocialen Fragen, bei deren Beantwortung die ſtolze Philoſophie gekünſtelt oder unwahr wird, oder gar verſtummt, mit ihren unmittelbaren Weltpoeſie-Orakeln dem zweifelnden und forſchenden Gemüthe göttliche Aufſchlüſſe und tröſtliche Offenbarungen mittheilt. **Freiligrath** iſt aus ſeiner Manier, die ſchon einige Nachahmer gefunden hat, herausgetreten; hat auch ſeine Kraft deshalb verkannt. **Galler's** Elfenwirthſchaft iſt ein allerliebſtes Mährchenbild. **Reinick's** Lieder, Erzeugniſſe eines ſchönen lyriſchen Naturells, nähern ſich ohne Affektation den innigen und ſinnigen Volksliedern in des Knaben Wunderhorn. Es weht uns aus ihnen ein duftiger Naturalismus an, ſie wiegen ſich gefällig in ſehr muſikaliſchen Sprachformen. Die nordiſche Sage von **Fouqué** „Krieg und Friede“ kann den ſchönſten Gedichten dieſes penſionirten Romantikers zugezählt werden; vielleicht hat der Invalide die Expectanz auf eine neue Anſtellung im Departement der Romantik. **Schefer's** Gedichte ſind aufgeleſene Schnitzel, an denen man den Dichter des Laienbreviers nicht erkennen kann. Der edle **Chamiſſo** hat ſich mit den Gebreſten des Alters vertraut gemacht, um ruhig ſeine Abendfeier abhalten zu können. Sein Schlußſonnet endet:

„Ein Vorhang fällt, ein andrer wallet auf;
Viel gab, deß' Wille ſoll und wird geſchehen;
Ich will zum Dankgeber die Hände falten.“

Wilhelm **Wackernagel's** Gedichte enthalten manchen ſinnigen Gedanken, manchmal tritt die Pointe nicht ſcharf genug hervor, und das Ganze verpufft. Aus **Grün's** Liedern weht uns die friſche Alpenluft an und ſeine freien und ſtolzen Gedanken erheben uns, in andern glüht ſein edler Zorn und ſein Schmerz auf, wie die Sonne, wenn ſie blutig in den freien Ocean hinabtaucht. „Im Weidenbaum“ und in der „heimlichen Liebe“ ſpielt auf's Ergötzlichſte die heitere Schalkhaftigkeit dieſes zugleich ſo liebenswürdigen Dichters. Das Bildniß **H. Heine's**, (deſſen Beiträge ausgeblieben ſind) iſt zwar von J. Felſing recht gut geſtochen, ſieht aber wie ein franzöſiſcher neuromantiſcher Maler aus mit herabfließendem Flachshaar.

5) **Urania.** Taſchenbuch auf das Jahr 1837. Mit 6 Stahlſtichen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Die Gediegenheit, durch welche ſich ſtets die Urania dem deutſchen Publikum zu empfehlen wußte, hat ſich auch diesmal wieder in ſo fern bewährt, als vier deutſche Novellen-Notabilitäten ihren Inhalt geſpendet haben. — **Leopold Schefer** hat aus dem Corpus Byzant. (Ed. Venet. Tom. XX.) eine Sage behandelt, in welcher uns mehrere neue Motive überraſchen. „Die Prinzeninſeln“ führen uns nämlich einen kaiſerlichen Sprößling vor, der, im Kerker erblindet, plötzlich nach dem

Tode des Kaiſers durch das rebellirende Volk auf den Thron erhoben wird. So zart und innig auch Schefer, unübertrefflich in der dramatiſch-genetiſchen Analyſe des menſchlichen Herzens, die Liebe ſeiner Gemahlin, die in Verbindung mit dem ſchlauen Patriarchen von Conſtantinopel und einem jüdiſchen Arzte den Kaiſer täuſcht und ſeine Sehkraft wieder herſtelle, zu ſchildern verſteht, ſo leidet doch die Novelle an vielen lyriſchen Sprüngen und unmotivirten Uebergängen, an etwas allzu Mährchenhaftem, welches uns dem hiſtoriſchen Boden entrückt, und manchmal an einer verſchrobenen Ausdrucksweiſe. Trotz dieſen Mängeln, die vielen Schefer'ſchen Novellen ankleben, mag dieſer Beitrag als der beſte dieſes Jahrgangs gelten. — „Das Schloß Durande," von Joſeph Freiherrn von **Eichendorff**, iſt in deſſen bekannter Novellenmanier geſchrieben. Eichendorff iſt bei ſeiner Beſchränktheit eine poetiſche Natur, die ſich freilich über die Schilderung träumeriſcher Naturſcenen nicht erheben kann. Seine Figuren jagen wie Schattenbilder über die Scene, und entbehren einer charakteriſtiſchen Phyſiognomie. Eichendorff gleicht einem vortrefflichen Landſchafter, in ſo fern er Sonnenauf- und Niedergang, Mondſchein, Waldeinſamkeit, jagende Wolkenbilder, dunkle Nacht, blauen Himmel recht gut zu malen weiß, nur keine Staffage. In allen ſeinen Gemälden (die Dichter und ihre Geſellen u. ſ. w.) waltet eine ſchwärmeriſche Sehnſucht vor, ohne beſtimmte Richtung und Objectivirung, die wunderbar das Herz rührt. Alles läuft durch einander; Vieles iſt unglaublich und dünkt Einem ein ſchimmerndes Mährchen. Seine Naturpoeſie duftet friſch und waldgrün, weshalb wir Eichendorff den letzten Nachklang jener ſchönen Tieck'ſchen Romantik nennen möchten, die in die Gebirge des „Phantaſus" gebannt iſt. — **Emerentius Scävola** ſchildert in ſeinem „Adoptivvater" ein ſoziales Verhältniß, deſſen Darſtellung, ſo trefflich ſie auch ausgeführt iſt, nie in das Gebiet der Kunſt gezogen werden ſollte. Er zeichnet nämlich die nach und nach aufkeimende Liebesglut eines verdorrten alten Hageſtolzen, der, um ſeinen Adoptivſohn glücklich zu machen, deſſen Geliebte heirathet, um ſie hernach als Gattin demſelben zu überlaſſen. Je detaillirter die Scenen ausgemalt ſind, einen deſto widerlicheren Eindruck hinterlaſſen ſie in dem Leſer, und das große Erzählertalent des Verfaſſers vermag ihn nicht zu verwiſchen. E. Scävola ſcheint noch nicht den letzten Grad der Meiſterſchaft in der Schilderung der Abenteuerlichkeiten der ehelichen Verhältniſſe erreicht zu haben; denn in jedem neuen Werke ſucht er ſich darin zu überbieten. Ein Ehephiloſoph könnte zu der ausgeſpitzteſten Theorie über die Ehe die ſchlagendſten Beiſpiele aus Scävola's Werken auswählen. — In dem Plane der „Wunderlichkeiten" von **Tieck**, in denen die bizarrſten Capricen und Marotten ſelbſt wunderlich kreuz und quer durch einander laufen, läßt ſich der feine dialektiſche Geiſt Tieck's, den er an Cervantes herangebildet hat, nicht verkennen. Zur Ehrenrettung ſeiner Muſe wollen wir übrigens der allgemeinen Annahme beipflichten, daß er die Ausarbeitung dieſer Novelle, wie auch die frühere „Kutſchergeſchichte," andern Händen und niedern Geiſtern überlaſſen hat, ohne ſich der Artigkeit entziehen zu können, dieſe Machwerke unter ſeiner Firma erſcheinen zu laſſen.

6) **Vergißmeinnicht.** Taſchenbuch für das Jahr 1837. Herausgegeben von C. **Spindler**. Stuttgart, Hallberger.

Spindler bewährt in den beiden das Taſchenbuch füllenden Erzählungen ſeine meiſterhafte Virtuoſität, angenehm und geiſtreich zu unterhalten. Zur „Prophetin zu Rottenbrunn," einer ſchönen Bauerndirne, welche zuweilen in magnetiſchen Schlaf verfällt, hat ihn ohne Zweifel die in unſern Tagen ſo viel Aufſehen erregende Seherin von Prevorſt angeregt. Spindler hat in dieſer Erzählung das bayeriſche Idiom ſehr treu und effektvoll anzuwenden gewußt. „Der Wechſelbalg," eine Hexengeſchichte aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert, worin der furchtbare Aberglauben jener Zeit in ſeiner ganzen Craßheit handelnd auftritt, iſt ein ſehr anziehendes Gemälde.

Bei der typographiſch-ſchönen Ausſchmückung dieſes Taſchenbuches müſſen wir außer einigen Verzeichnungen, die dem ſonſt trefflichen **Felſing** zu Schulden kommen, den ſchlechten Druck der Kupferſtiche tadeln, durch welchen ſich die Druckereien von Suſemihl und Lange in Darmſtadt nicht empfehlen. Wie denn überhaupt den meiſten diesjährigen Taſchenbüchern die artiſtiſchen Beigaben gerade nicht zur Zierde gereichen. K.

Feuilleton.

⁂ **Der hiſtoriſche Congreß** in Paris hat ſeine Sitzungen geſchloſſen. Hr. v. **Eckſtein** hat in demſelben die Frage der Sprachen verhandelt, Hr. de **Brière** ſich über die Hieroglyphen als rébus — verbreitet. Hr. v. **Rienzi**, hat Hrn. v. Eckſtein in einer glänzenden Stegreifrede über die Literatur und den ſozialen Zuſtand Italiens geantwortet, und die Verhältniſſe zwiſchen den Religionen und der Philoſophie der Hindu und der der Völker des Alterthums beſprochen, endlich auch die Frage der Hieroglyphen und Keilſchriften erörtert. Die Hrn. **Romagnéſi** und **Ferd. Thomas** haben würdig über Bildhauerkunſt geſprochen. Außerdem haben die Hrn. **Gauſſuron-Despréaux**, **Dufey**, **Czynski** und **Danton** die Tribünen mit Auszeichnung betreten. Hr. **Buchez**, der Präſident, hat die Sitzungen mit einer höchſt denkwürdigen Rede beſchloſſen.

⁂ **Longävität des Taxus.** — In der Sektion für Zoologie und Botanik der in dieſem Jahr zu Briſtol verſammelt geweſenen brittiſchen Geſellſchaft zur Förderung der Wiſſenſchaft hat Hr. **Bowman** einen Vortrag über die Langlebigkeit des Taxus (Yew-tree) gehalten. Seinen Beobachtungen und Vergleichungen nach, vergrößert der Durchmeſſer dieſes Baumes in den erſten 120 Jahren ſich jährlich nur um faſt 2 Linien. Achtzehn ſolche Bäume, die 1726 auf dem Kirchhof zu **Gresford** gepflanzt worden, haben durchſchnittlich 20 Zoll im Durchmeſſer. Eben dort ſteht aber auch ein Taxus, der an der Erde 22 Fuß im Umfang hat, und nach de Candolle's Berechnungsweiſe über 1400 Jahre alt ſein muß. Ein anderer auf dem Kirchhof zu **Darley** (Derbyshire) wäre nach Hrn. Bowman's Berechnung ſogar 2006 Jahre alt. Hr. B. vermuthet, daß man vor der Einführung des Chriſtenthums in Britannien dort ebenſo Taxus auf die Gräber gepflanzt, wie anderwärts Cypreſſen u. dgl.

⁂ **Die Geſellſchaft der Aufmunterung zur Arbeit**, welche ſeit 11 Jahren zu Straßburg für die jungen armen Israeliten des Niederrheins beſteht, trägt geſegnete Früchte. Die Regierung hat ihr einen jährlichen Beitrag von 1000 Frank. bewilligt. Auch der zu Frankfurt a. M. für dieſe Stadt und die umgelegenen Orte ſeit mehreren Jahren beſtehende **Verein zur Unterſtützung der Handwerkslehrlinge** erfreut ſich eines ſegenreichen Erfolges.

⁂ **Die Kolonien freier Neger in Afrika.** — Den neueſten Nachrichten zufolge hatte die, von freien amerikaniſchen Negern auf der Goldküſte geſtiftete Kolonie **Liberia** mit dem Negerkönig von Grand Baſſa einen Krieg zu beſtehen, der ſich mit einem Friedensvertrag endigte, durch welchen der Negerkönig Peter Harris nicht nur freien Verkehr der Kolonie mit dem Innern zugibt, ſondern auch **Abſchaffung des Sklavenhandels** in ſeinem eigenen Reiche verſpricht. — Auch die von den Quäkern (von Penſylvanien) nach dem Muſter von Liberia auf derſelben Küſte in **Baſſa Cove** errichtete Negerkolonie, wo ſie Sklaverei, Sklavenhandel und den Gebrauch geiſtiger Getränke verboten, gewinnt erfreulichen Fortgang. — So iſt zu hoffen, daß Afrika allmählich durch ſeine eigenen Söhne in den Lebenskreis der Humanität eingeführt werde. —

⁂ **Die franzöſiſche Wörterbücher-Geſellſchaft.** — Der franzöſ. Miniſter des Innern hat mehrere Aktien der *Société des dictionnaires* genommen, um dieſe literariſche Unternehmung zu fördern, welche ſeit 5 Jahren ſich durch ſehr bedeutende Herausgaben bemerklich gemacht habe.

Nº 262. 1836.

Phönix.

Freitag, 4. November.

Eine Sendung.

„Du weinſt nicht eine einz'ge Thräne,
O Menſch, die mir auf's Herz nicht faßt;
O, wüßteſt du, wie ich mich ſehne,
Mit dir zu theilen deine Welt!
Denn deine Welt, — ſie iſt dein Leiden!
Weil du es trägſt, biſt du mein Sohn.
O, wolle nicht den Gott beneiden,
Der einſam ſitzt auf ſeinem Thron,
Der Ewigkeit mißt als Sekunden,
Sekunden zählt als Ewigkeit,
Der ſtärker iſt, als du gebunden,
Weil nicht ihn binden Raum und Zeit. —
Ich mußte, gab ich dir das Leben,
Dir auch den Willen zu der Kraft,
Ich mußte dir die Freiheit geben,
Die dich mir nah' bringt und — entrafft.
Ich mußte dich aus meinem Weſen
Losreißen, wie vom Stamm den Aſt,
Daß du, der Gottes Theil geweſen,
Ein Ganzes wirſt durch Menſchheits-Laſt.
Damit du kannſt ein Sieger werden,
Muß ich dich ſenden in den Streit;
Ich muß dich feſſeln an die Erden,
Bis deine That dich an mich reiht.
Und ich, — indeß du ſtrebſt und ringeſt,
Indeß du mich nicht ſiehſt noch kennſt,
Indeß dein Einzles du umſchlingeſt,
Stets ferner dich vom Ganzen trennſt, —
Darf nicht die Hand dir helfend reichen,
Der Vater nicht dem eignen Kind!
Muß grämen mich, daß meine Zeichen
Dir deutungsloſe Räthſel ſind.
Ich muß es ſeh'n, wie du nach Wahrheit
Durch tauſend Labyrinthe ſtrebſt,
Und oft vor meiner ſchlichten Klarheit
Zurück, als wär' ſie Irrthum, bebſt.
Ich muß dich menſchlich leiden laſſen,
Daß du als göttlich ganz dich fühlſt,
Wenn einſt du aus zerſtückten Maſſen,
Empor aus wüſten Trümmern wühlſt.
Ich ſeh's und zähl' die Augenblicke
Vom Werden bis zur Wiederkehr.
Wähnſt du, wenn ich dir Leiden ſchicke,
Mir ſelber ſei das Herz nicht ſchwer?
Ach, wie die Mutter nach dem Lieben
Wohl jahrlang hoffend ſchauen kann,
Der, als ein Kind von ihr getrieben,
Einſt wiederkehrt als reifer Mann,
So ſeh' ich hoffend auf dich nieder,
Allein mit meinem Vaterſchmerz,
Ob du mich einſt erkenneſt wieder,
Und — wann du kommſt an's treue Herz?!“

Auf einer Alpenkuppe ſtand er
Und ſchaute thalwärts, tiefbewegt,
Der Menſchheit ganzes Leid empfand er,
Er, deſſen Herz in allen ſchlägt.
Er trug die Laſt der ew'gen Pläne,
Rings lag die Nacht auf Erden dicht, —
Er weinte eine Liebesthräne,
Und rings auf Erden ward es Licht!

„O flieget aus, ihr treuen Boten,
Und hüllt die Erd' in Frühling ganz,
Daß in den Gräbern auch die Todten
Sich ſonnen an der Liebe Glanz.
Und wenn ſie euch, die ſie nicht ſchauen,
Doch fühlen, kommt ihr in ein Haus,
So ſäet Hoffnung und Vertrauen
In allen Herzen reichlich aus.
O überſeht von meinen Kindern
Kein einz'ges irgend, was da lebt;
Ihr dürft nicht leiten, aber lindern,

Der Sünder ſelbſt, der blinde, ſtrebt!
Du aber, du mein ernſter Schnitter,
Dem ich die Kraft des Weinens nahm,
Der mich verkündet durch Gewitter
Und durch der Hinterlaßnen Gram,
Du Zwillingsbruder meines „Werde,“
Du Herold der Unſterblichkeit,
Tod, — wandre ſanft auf meiner Erde
Und meine Treue ſei dein Kleid.
Und, weſſen Schuld iſt abgetragen,
Und, weſſen Kampf der Sieg bekrönt,
Den bring', in Flammen eingeſchlagen,
An's Herz mir, wenn mein Ruf dir tönt.
Von allen Engeln, die ich ſende,
Die gleicher Liebe all' entſtammt,
Vertrau' ich dir die reichſte Spende,
Beſtell ich dir das ſchönſte Amt.
Wen je die Blindheit hat getroffen,
Dem hilf, ein treuer Arzt, zum Licht.
Denn, wenn ſie ſterbend Leben hoffen,
So lieben ſie und ſterben nicht.“

Es ſchweigt der Herr, die Boten fliegen,
Zu ſchaffen treu des Herrn Gebot,
Thränloſen Auges geht an Wiegen
Der Waiſen ſtill vorbei der Tod,
Und als ſie fort, verweht wie Flamme, —
Ihr Fittig iſt der Morgenſtrahl, —
Da ſteigt der Herr vom Felſenkamme
Hernieder in das dunkle Thal.

Eduard Duller.

Ahasver.

(Schluß).

„Nein!“ rief ich, — „du brauchſt nicht zu jammern. Du weißt nicht, was du ſiehſt, Ahasver. Biſt du nie an einem ſtillen Hauſe vorbeigegangen, worin jüdiſche Weiber ihre Kinder ſtillten? Haſt du die Lieder nicht belauſcht, mit denen ſie ihre Sauglinge in Schlaf wiegten? Es war Nichts von dem Klaggeſang des Jeremias d'rin, ſondern ein neuer prophetiſcher Klang von Recht und Freiheit, der ſie durchſchallte. Die Kinder ſind aufgewachſen, und haben das Wiegenlied nicht vergeſſen. Dieſe Kinder ſind jetzt Männer, — dieſe Männer wirſt du bei den Feſten der Reichen nicht finden; ſie ſind zu ſtolz. um den Schein zu genießen und die Lüge wiederzukauen. Geh ſchlafen, Ahasver; dein Fluch iſt geſühnt. Dein alter Leib, den du achtzehn Jahrhunderte hindurch getragen, iſt mürbe geworden, er zerfällt in Staub. Aber der Geiſt deines Volkes erſchuf ſich eine neue Form, und in dieſer beginnſt du ein neues Leben.“

Das Haupt des Alten laſtete immer ſchwerer in meinem Schooße. Meine Hand beruhrte ſeine Stirne, ſie war kalt. Ein Grauſen kam uber mich. Ich verſuchte aufzuſtehen. Da ſank der ganze Leib in Staub zuſammen. Die Ohren gellten mir, als ſchöllen Donner darein, die Augen ſchmerzten mich, als ſtröme Sonnenlicht in ſie. Ich zuckte zuſammen. Zwölf Glockenſchläge! —

„Es war Mitternacht. Ich erwachte. Aus dem Hauſe des Banquiers klang luſtige Tanzmuſik in mein ſtilles Stübchen herüber. In der Ferne hörte ich Wagen über das Pflaſter raſſeln; ſie ſammelten ſich allmählig in der Hauptſtraße vor der Fronte des Pallaſtes, in welchem der Banquier einem durchreiſenden fremden Fürſten zu Ehren einen Ball gab, bei welchem das diplomatiſche Corps und die haute volée ſich eingefunden hatten. — — Und ſomit, meine Herren und Damen, glaube ich denn die Exiſtenz Ahasvers, ſo weit es in meinen Kräften ſtand, bewieſen zu haben; wenigſtens ſchmeichle ich mir, ihn aus der unhaltbaren und auflöſenden Sphäre des Begriffs in die einer lebendigen und belebenden Idee gerettet zu haben.“ —

Pauline entſchied ſich zu Gunſten der letzteren; da ſie aber fühlte, daß das Thema bereits zu lang variirt worden war, ſo ſetzte ſie ſich an den Flügel, gab einige Akkorde an und erſuchte eine von ihren Freundinnen, eine Belliniſche Arie vorzutragen. Und wirklich war die ſüße und einſchmeichelnde Muſik des italiäniſchen Maeſtro erforderlich, um die Geſellſchaft, welche von den Deutungen der Ahasverus-Sage theils gelangweilt, theils verſtimmt war, wieder in einen Guß zuſammenzuſchmelzen.

Es entging Heinrich nicht, daß ſein Freund Theodor den ganzen Abend über ſich peinlich gedrückt fühlte. Mit Aufmerkſamkeit verfolgte er deſſen Benehmen. Theodor fühlte ſich, wie von einer ſchweren Verantwortlichkeit entlaſtet, als die Soirée zu Ende war, welche er, um nicht vollends Eclat zu erregen, nicht früher verlaſſen gewollt hatte. Als die beiden Freunde vor dem Hotel auf der Straße ſich befanden, faßte Theodor leidenſchaftlich Heinrich's Arm und zog ihn ſtürmiſch mit ſich fort.

Als Theodor in ſeiner Wohnung angekommen war, zwang er den Freund auf einen Stuhl nieder, und warf ſich auf's Bette.

„Was iſt dir?“ fragte Heinrich, voll Beſorgniß aufſpringend, er faßte Theodor an, der ſein Haupt abgewendet hatte und verbarg, und leiſe zur Antwort gab: „Willſt du mich noch tiefer demüthigen, als du's ſchon gethan? Willſt du dich an der Schmach eines Menſchen weiden, der elender iſt, als er's ſagen kann?“

„Ich dich gedemuthigt?“ ſprach Heinrich verwundert; „redeſt du im Traum? Hab' ich dir durch irgend Etwas weh' gethan — ſo ſag' mir's, ich ſelbſt weiß es nicht, weiß nur, daß ich dich ſo herzlich liebe, als ein Bruder den Bruder lieben kann. Hab' ich unwiſſentlich ein Wort geſprochen, das dich kränken kann, ſo halte mir's vor, ich will mich rechtfertigen.“ — Keine Antwort! Heinrich ſann und ſann. Endlich wurde ihm der Zuſammenhang klar. Doch wußte er nicht, wie er es anſtellen ſollte, ſich zu rechtfertigen; viel eher hätte er gehofft, daß Alles, was er über das Judenthum geſprochen, den wunden Fleck in Theodor's Seele heilen würde.

Da ſprang Theodor auf, nahm das Licht, und ſtellte ſich vor den Spiegel. „Keinen Schleier über meine Schmach!“ rief er, — „keine falſche Beſchönigung der falſchen Scham mehr! Siehſt du! Ein fremdes Geſicht blickt mich aus dieſem aufrichtigen Glaſe an. Es gibt ein altes Mährchen, daß wer um Mitternacht in den Spiegel ſieht . . . .“

Auf der Domuhr ſchlug es in dieſem Augenblick Mitternacht voll aus. Theodor ſtellte zitternd das Licht hin. So weit hat mich die Scham gebracht, daß ich zum Schamloſen ward! Ich bin nichts mehr, als ein Weſen ohne Kern.“

„Theodor! Theodor!“ Heinrich umfaßte voll wachſender Angſt den Freund mit beiden Armen; Theodor ſuchte ſeinen Blicken auszuweichen. Einige Sekunden ſtanden ſie ſo, ſtumm, beklommen, nebeneinander. Endlich wagte Heinrich das Wort: „Laß mich's ſtatt deiner ausſprechen; ich fühle, was dich drückte, — das Leiden deines Volkes; und — Niemand war da, der das mitfühlte, als ich, und Niemand wußte es vielleicht, daß du ein Jude biſt.“

Theodor lachte feindſelig. Sein Herz ſchlug heftiger. „Ja Niemand wußte es; und ich hatte mir noch dazu drei Monate lang Mühe gegeben, es zu verheimlichen. Iſt das nicht ſtarkmüthig, iſt das nicht ſo männlich, daß ein Mann für mich erröthen muß, weil ich nicht mehr erröthen kann? Iſt es nicht hübſch, iſt es nicht ehrenhaft, ſich ſeines Vaters, ſeiner Mutter, ſeiner Brüder, ſeines Namens, ſeiner Geburt ſelbſt zu ſchämen, Hunderttauſende zu verläugnen, an die man durch Schmach und Knechtſchaft mit heiligen Ketten gebunden iſt? Und weßhalb? Um eines Weiberherzens willen? Ich bin hier ein Fremder; wer ſuchte den Juden in mir? Ich ſah ſie, ich liebte ſie, und ſchämte mich, ihr zu ſagen, daß ich ein Jude bin. Ich kann nicht mehr auf der Straße gehen, ohne die Schande meiner Scham in jedem Auge zu leſen, das mich anblickt. Du haſt dieſen Leib; ſchämſt du dich ſeiner? Du haſt dieſe unſterbliche Seele? Verläugneſt du ſie?“ —

„Beruhige dich, mein Theodor!“ beſchwichtigte Heinrich den aufgeregten Freund, — „ich fühle die Tiefe deines Schmerzes, der dich mir werther macht, als ich dich je zu lieben gewähnt hatte. In dieſem Seelenleid iſt Geſundheit. Aber gib dich nicht gewaltſam ſelbſt auf. Wie du jetzt biſt, — begehe nur nichts Voreiliges; ich beſchwöre dich bei unſerer Freundſchaft. . . .“

„Mein Wort darauf!“ erwiederte Theodor, nachdem er lange ſinnend, ſchweigend vor ſich hin geblickt, mit einer plötzlichen Beſtimmtheit im Tone, welche ſeinen Freund erſchreckte. „Du ſiehſt mich groß an? Ich weiß, du biſt mir von Herzen zugethan, und doch kannſt du, das ſeh' ich aus dieſen Blicken, nicht mehr an mich glauben. Das begreift ſich, Heinrich. Die Scham hat meine Ehre aufgezehrt, und wo keine Ehre, da iſt kein feſter Wille mehr denkbar. Sagt' ich jetzt Etwas, was nach dem letzteren klingt, ſo müßt' ich mir gefallen laſſen, daß du mir in's Geſicht lachſt. Gar erſt ſie! — Pauline! Nur ſo viel Ehre beſitze ich noch, daß ich ihr nicht mehr in die Augen ſehen kann. Der Anblick einer lebendigen Lüge ſoll Pauline nie mehr in Verlegenheit bringen.“ — —

„Keine Übertreibung in der Exaltation!“ unterbrach ihn Heinrich auf's neue, „wie ich die liebenswürdige Pauline zu kennen glaube, ſo wird ein offenes, herzliches Bekenntniß dich ihr gewiß näher bringen, ſie ganz für dich gewinnen.“

„Nie! nie!“ rief Theodor. „Die Lüge iſt jetzt Wahrheit geworden; aber ich kenne endlich die Schmach meiner Charakterloſigkeit und werde ſie nicht noch vergrößern.“

„Wie ſoll ich das verſteh'n? Fühle dir an's Herz, es iſt auf's neue Nichts, als falſche Scham, die dich von dem Schritte abhält, ihr zu bekennen, welcher Religion du angehörſt.“

„Du irrſt!“ verſetzte Theodor leiſe kaum hörbar, indem er ſtarr zu Boden blickte. — „Du erinnerſt dich an meine öftere tagelange Abweſenheit in den letzten zwei Monaten?“ —

„Nun?“ —

„Ich wollte die Scheidewand heimlich niederreißen. Sie iſt gefallen. Eine noch höhere ſteht eiſenfeſt dahinter. — Ich habe mich heimlich — taufen laſſen. Ich habe aus Scham den Juden in mir gemordet, — die Ehre tödtet jetzt den Chriſten.“ —

„Um Gottes willen, was willſt du beginnen?“

„Ich will den alten Ahasver aufſuchen, und ihn am Barte zupfen.“

„Theodor! Theodor! höre nur noch Eins. — Und wenn — — Theodor, ich ſpreche dies mit Bedacht — — wenn Pauline dich liebte; wenn ſie Alles wüßte!“ — — —

„Ich danke dir, Heinrich, du haſt das Siegel auf meinen Entſchluß gedrückt. Denke mein — Lebe wohl!“

Rückblick auf die franzöſiſche Literatur

in der erſten Hälfte des Jahres 1836.

(Fortſetzung).

IV. Philologie.

Als das wiſſenſchaftliche Teſtament Champollion's kann man ſeine „Grammaire égyptienne“ betrachten, deren erſter Band in klein Folio jetzt bei Firmin Didot erſchienen (zwei andere Bände werden folgen). Das erſte Hauptſtück gibt einen Abriß der Geſchichte der Schreibkunſt. Im hieroglyphiſchen Syſteme hat man, nach Ch.'s Verſicherung, bis jetzt nicht mehr als 900 Typen entdeckt. Sie ſpielen bald eine figurative, bald eine ſymboliſche, bald nur eine phonetiſche Rolle; das letztere, wenn das Zeichen den Buchſtaben andeuten ſoll, mit welchem der altägyptiſche (koptiſche) Name des Dinges beginnt, deſſen Darſtellung das Zeichen iſt. Die ägyptiſche Grammatik von Ch. enthält nicht weniger als ſieben- bis achthundert ſolcher phonetiſcher Charaktere, um die dreißig Buchſtaben des koptiſchen Alphabets zu repräſentiren. In der letzten Zeile der Inſchrift von Roſette ſieht Ch. in den 76 Charakteren — ſechs figurative, 25 ſymboliſche und 45 alphabetiſche (oder phonetiſche) Zeichen. — Noch läßt dieſe Entzifferung den Selbſttäuſchungen des Interpreten einen ungemeſſenen Spielraum. Auch behaupten Young's Schüler in England und Hr. Dujardin in Frankreich, daß die von Ch. entzifferten Texte nicht durch die koptiſche Sprache erklärt werden können. Beiläufig kann hier bemerkt werden, daß Salvolini, ein Schüler Ch.'s die Forſchungen ſeines Meiſters fortgeſetzt, und daß der Abbé Peyron in Turin und Hr. Tattem in England mit der Herausgabe koptiſcher Wörterbücher beſchäftigt ſind.

Mit den Keilſchriften von Perſepolis hat Hr. Saint-Martin ſich beſchäftigt. In ſeiner Abhandlung darüber behauptet er, von den 39 Charakteren, die jene Inſchriften enthielten, habe er 25, nämlich 12 Conſonanten und 13 Vokale erkannt. Er verſucht, dieſe Inſchriften durch das Zend zu erklären. — Abbé Delatouche in ſeinen „Etudes hébraiques et Panorama des langues“ — meint „alles Material der Sprachen auf 20 bis 30 Urwurzeln zurückgeführt zu haben.“ Als etymologiſches Syſtem kann es nicht einmal Gegenſtand der Erörterung werden. — Von hohem wiſſenſchaftlichem Werth iſt hingegen das große Werk von Herrn

Eichhoff: „Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde." Er weiſ't darin die urſprüngliche Conformität des Sanſkrit mit den europäiſchen Sprachen (mit Ausnahme des Baskiſchen, Finniſchen und Magyariſchen) nach. In der Einleitung reſumirt er, was bis jetzt mit einiger Wahrſcheinlichkeit über die vorgeſchichtlichen ſucceſſiven Einwanderungen der Iberier, der Thraker und Pelasger, der Celten oder Gaelen, Germanen und Slaven, der Magyaren und Finnen in Europa ermittelt werden konnte.

V. Geſchichte.

Die geſchichtlichen Arbeiten ſtehen fortwährend in Gunſt. Man durchforſcht Alles und die Naturwiſſenſchaften bieten hülfreiche Hand. „Übrigens dürften unter den Erzählern (narrateurs) ſich wohl Leute erkennen laſſen, die noch vor wenigen Jahren Romane geſchrieben, wie ſie unter Diderot philoſophirt und zu Delille's Zeiten Lehrgedichte gemacht hätten."

„Die Geſchichte der Religionen, die ſich gegenwärtig in alle Arten von Schriften mengt, iſt in mehreren Werken beſonders behandelt worden. Der „Code Sacré" (ou exposé comparatif de toutes les religions de la terre. Grand atlas in Folio) von Hrn. **Anot de Maizières** bietet manche intereſſante Zuſammenſtellung, iſt aber zu lückenhaft und zu oberflächlich gearbeitet, um eine Andere, als eine tranſitoriſche Bedeutung anſprechen zu können.

Von einem höheren Standpunkte aus hat Herr **Auguſte Boulland** in einem „Essai d'histoire universelle" (2 Bde. 8.) die Überlieferungen aller Völker von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten mit einander verglichen. Sein Werk zeugt von Gelehrſamkeit, langen und ſchwierigen Forſchungen und trefflichen Abſichten; ſtatt aber die Urterte in einfacher Übertragung ſprechen zu laſſen, hat er ihnen ſeine eigene ſtyliſtiſche Färbung gegeben, und ſie dadurch oft unkenntlich gemacht. Der Hauptzweck, das Geſetz der menſchheitlichen Entwicklung darzulegen, iſt durch die Art der Darſtellung verkümmert worden. — Von Herrn de **Potter's** „Histoire philosophique et critique de l'Eglise," in welcher er — in acht Bänden — die Früchte 20jähriger Arbeit niederlegen will, iſt der erſte Band erſchienen, der bis zum Ende des IV. Jahrhunderts reicht. Seite X des Vorwortes gibt der Verfaſſer als **Motiv** ſeiner Arbeit — „die tiefbegründete Überzeugung an, daß wir die Sozietät, die in Auflöſung begriffen, nur dadurch wieder zur Einigung hinführen können, daß wir die Grundprinzipien der Lehre Jeſu wieder aufnehmen, und wieder uns der Mittel bedienen, welche von den Apoſteln und ihren unmittelbaren Jüngern angewendet worden, nämlich der freien Liebe (charité) und Hingebung — als **Religion** und der brüderlichen Geſellſchaftung der Menſchen, die ſich Alle als **gleichberechtigt** erkennen, als der Grundlage der **ſozialen** Einrichtungen." — Als **Endzweck**, deſſen Verwirklichung herbeizuführen „die wahre Philoſophie berufen ſei," wird dann Seite 197 die Einigung aller Menſchen bezeichnet, „wenn ſie die Rechte des Menſchen anerkennen, an die Gerechtigkeit glauben und ihren Nächſten lieben." Wie nun Herr de **Potter** für jetzt und die Zukunft auf alle übrigen Glaubensunterſchiede keinen Werth legt; ſo behandelt er auch die Dogmen der älteſten Kirche mit Geringſchätzung, und ſpricht nicht ſelten von ihnen als bloßer Spiegelfechterei. Überhaupt „iſt ſein Buch in Wahrheit Nichts als eine Reihe von Diſſertationen und kritiſchen Betrachtungen über die Hauptthatſachen der heiligen Geſchichte. Es ſcheint uns in einem Geiſt der Zweifelſucht und Anſchwärzung geſchrieben, welcher nicht mehr an der Zeit iſt." — „Zu oft auch ſind die Urtheile auf verſtümmelte Thatſachen und auf Beweisſtellen ohne Werth geſtützt." Nützlich kann dieſe Schrift nur durch die darin angehäufte Gelehrſamkeit, populär kann ſie in keiner Beziehung werden. — (J. f.)

Feuilleton.

.·. **Anſtalten für Taubſtumme in Preußen.** — Im Jahre 1824 zählte man im preußiſchen Staate 8000 Taubſtumme, unter dieſen 2300 noch bildungsfähigen Alters, von welchen aber nur 170 in den damals im Lande befindlichen Taubſtummen-Inſtituten unterrichtet und erzogen wurden. Dieſem Mangel abzuhelfen, wurden Taubſtummenſchulen mit Schullehrerſeminarien verbunden, und zur Ausbildung von Lehrern, die den erſteren vorſtehen und den Seminariſten die nöthige Anleitung zum Unterrichte der Taubſtummen geben ſollten, von 1827 an, auf 6 Jahre 3000 Thlr. jährlich bewilligt. Durch dieſe und andere Veranſtaltungen hat die Zahl der taubſtummen Kinder, denen eine **vollſtändige Ausbildung geſichert iſt**, auch abgeſehen von den ſeitdem entſtandenen neuen geſchloſſenen Taubſtummen-Inſtituten, ſich jetzt ſchon mehr als verdoppelt. — Uebrigens fanden bei der Zählung von 1834 ſich in der ganzen Monarchie 10,612 Taubſtumme, und unter dieſen 2930 im bildungsfähigen Alter von 5—15 Jahren. — Daß da, wo noch Tauſenden von Taubſtummen die gehörige Ausbildung nicht geſichert iſt, vorläufig Schullehrern der Unterricht derſelben aufgetragen wird, iſt als theilweiſe Abhülfe jedenfalls erfreulich. Sowohl hinſichtlich der Taubſtummen, als der Lehrer und Erzieher derſelben, iſt jedoch wünſchenswerth, daß für dieſelben überall **eigene** Anſtalten gegründet werden. (Vergl. Nro. 207).

.·. **Schriftſteller-Honorare in Frankreich und England.** — In ähnlichem Verhältniß wie die Staatsſchulden, haben auch die Honorare der hohen Literatoren — **zum wenigſten in Frankreich und England** — ſich geſteigert. Corneille erhielt vor 200 Jahren für den Cid nur 700, Racine für Andromache ſogar nur 100 Franken. Victor Hugo hingegen hat für Notre Dame de Paris mehr als 70,000, Lamartine für Jocelyn 160,000, Chateaubriand für ſeine ſämmtlichen Werke 500,000 Fr. erhalten, u. ſ. w. Während ehedem Milton im Jahre 1667 für ſein verlorenes Paradies ungefähr 5 Pf. St. erhielt, hat Byron bloß für ſeinen Childe Harold 4000 Pfd. erhalten. —

.·. **Lebensalter berühmter Muſiker.** — Der *Monde musical* gibt folgendes Verzeichniß langlebender Muſiker: Geminiani wurde 96 Jahre alt, Alcok 91, Child 90, Burney 88, Corri und Hook 81, Dupuit 85, Parkó und Signora Teſi 84, Byrd, Clementi, Giardini, Neil Grew, W. Shield und Stefani, alle 80; dann Mon 79, Scarlatti und Haſſe 78, Farinelli 77, Guglielmini 77, Hayd'n 76, Händel und Gluck 75, Wanhall und Pleyel 74, Sale, Winter und Croſdil 70, Viotti 69 u. ſ. w. Unter den in der Blüthe ihrer Jahre Dahingeſtorbenen bemerken wir folgende: K. M. v. Weber wurde nur 40 J. alt, Mozart und Herold nur 36, Pergoleſe 33, Bellini 29, Pinto 19. (Bernhard Klein ſtarb im 39. J.) —

.·. **Rußland's Fabriken.** — Rußland, welches am 1. Jan. 1825 nur 381 Fabriken mit 5,704 Arbeitern hatte, hat deren jetzt 3,044, welche 200,672 Arbeiter beſchäftigen.

.·. Von **E. Scävola** iſt ein neuer Roman: „**Die Gottverſucherin**," angekündigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 263. 1836.

Phönix.

Samſtag, 5. November.

Montbard und Buffon.

Unweit Ancy-le Franc liegt links vom Wege ein unbedeutendes graues Landhaus, welches man hier zu Lande „Château" nennt — denn in Frankreich tauft der Provinzialiſt die elendeſten Baracken, wenn ſie nur aus alter Zeit ſtammen, und von irgend einer vornehmen Perſon bewohnt werden, Château. — Das Gemäuer hier gehorte früher dem unter den alten Bourbonen als königlichen Procurator und wegen ſeiner eifrigen Jagd auf die Liberalen bekannten Baron Jacquenot de Pampelune, deſſen Rolle eben ſo raſch ausſpielte, wie die der Bourbonen. Er iſt nun auch geſtorben, wie ſeine Zeit, und ſein Schloß ſogar in andere Hände gerathen. —

Rechts ab vom Wege erblickt man die Trummer des Schloſſes zu Montfort, welches im Mittelalter ein feſter Punkt war, und von ſeinen Grafen, Standarten und Streifzügen nur ein paar alte Steinhaufen als Skelette der Vergangenheit übrig behalten hat. —

Weiterhin auf der Höhe begrüßen wir den Thurm von Montbard,*) Buffon's Beſitzung, woſelbſt dieſer große Naturforſcher geboren und auch begraben wurde, und welches jetzt von der Gemahlin ſeines Neffen bewohnt wird. Wir beſitzen Lebensbeſchreibungen und Notizen in großer Anzahl über Buffon, trockene Daten — Tabellen, Überſetzungen, oder Bearbeitungen aus des großen Mannes Werken, aus Condorcet's „Elogo historique de Mr. de Buffon," aus Vicq d'Azyr's Reden in den franzöſiſchen Akademien, aus Lacepèdes erſtem Theile über die Schlangen, aus Audèr: „Vie privée de Buffon." 1786 in 8., endlich aus Herault de la Sichelles „Visite à Buffon en 1785," welche pikante Schilderung im „Mercure do france" erſchienen, und ſpater mit neuen Zuthaten verſehen, mehrere Bearbeitungen zur Folge hatte. Ich ſelbſt verdanke die hier nachfolgenden Angaben der liebenswürdigen Aufmerkſamkeit des bekannten Gelehrten Gabriel Peignot, Inſpektor der Akademie zu Dijon, welcher mir eine neue Ausgabe des Herault de la Sichelles'ſchen Werks, von J. B Noallat veranſtaltet, verehrte, welche in Deutſchland bis jetzt unbekannt geblieben iſt, und zu welchen ich einige, durch Mitglieder der Buffon'ſchen Familie erhaltene Notizen hinzufüge.

Georg Louis Leclerc, ſpäter Graf von Buffon, wurde am 7. Septbr. in Montbard geboren. Sein Vater, Rath am Parlament zu Dijon, beſtimmte ſeinen Sohn zu derſelben Carriere, aber ſchon in den Knabenjahren offenbarte ſich die Neigung des jungen Leclerc für die Wiſſenſchaften. — Im Collegium von Dijon machte er ſeine erſte Studien, und man zeigt dort dem Fremden noch heutigen Tages das Haus, welches er bewohnte, und welches der Straße Buffon ihren Namen gegeben hat. —

Er zählte ungefähr 19 Jahr, als der Gouverneur des Herzogs von Kingſton, welcher damals Dijon bewohnte, ihm eine Reiſe nach Italien vorſchlug. Von dieſer Reiſe ſchreibt ſich ſeine Neigung für die Naturgeſchichte her. Nach Frankreich zurückgekehrt, begab er ſich nach Angers, um ſeine akademiſchen Studien zu vollenden, bekam Händel mit einem Engländer, ſchlug ſich, verwundete ſeinen Gegner, und begab ſich, gezwungen Angers zu verlaſſen, nach Paris, wo er ſich mit Überſetzungen beſchäftigte.

Sein häufiger Umgang mit Engländern, ſo wie die gründliche Kenntniß ihrer Schriftſteller, hatten den Wunſch in ihm rege gemacht, eine Reiſe nach England zu unternehmen. — Er verweilte daſelbſt jedoch nur drei Monate. — Das ſind die einzigen Reiſen, ſo wie die einzigen bemerkenswerthen Begebenheiten im Jugendalter Buffon's.

---

*) Man ſchreibt auch Montbart. Anm. d. Verf.

Sich mit allem nur möglichen Eifer dem naturhiſtoriſchen Studium widmend, wurde er im 26. Jahre Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften (1733), im Jahre 1739, nach dem Tode ſeines Freundes Dufay, Intentant des Pariſer botaniſchen Gartens (le jardin des plantes, ou le jardin du Roi), welchem Amte er vier Monate im Jahre widmete, und die übrigen acht in ſeinem Landhauſe von Montbard, raſtlos und unermüdet arbeitend, zubrachte.

Nachdem er ſich im Jahre 1752 und nicht 1762, wie die bibliothéque universelle falſch berichtet, mit dem jungen und liebenswürdigen Fräulein von Saint-Belin *) vermählt hatte, wurde er im Jahre 1753 zum Mitgliede der franzöſiſchen Akademie erwählt. Aus ſeiner Ehe entſproß nur ein Sohn, welcher als Obriſt der Kavallerie von dem Revolutions-Tribunal, 17 Tage vor dem berüchtigten 9. November des zweiten Jahrs, wo Robespierre geſtürzt wurde, und nicht des Jahres drei, wie die bibliothéque universelle falſch anführt, zum Tode verurtheilt wurde. Graf von Buffon, der Sohn, der im Jahre 1764 in Montbard geboren wurde, ſtarb alſo auf dem Schaffot den 10. Juli 1794, angeklagt, als Volksfreund in die Luxembourger Verſchwörung verwickelt geweſen zu ſein. — Beim Beginn ſeines Verhörs um ſeinen Namen befragt, erwiederte er: „Citoyen, je me nomme Buffon.“ — Mit ihm ſchloß ſich die Familie des franzöſiſchen Plinius. Die heutigen Beſitzer des Buffon'ſchen Schloſſes ſind Anverwandte, führen aber nicht denſelben Namen. Es ſcheint, als ob der Name Buffon beſtimmt geweſen ſei, allein dem großen Naturforſcher anzugehören, und nicht von Nachkommenpygmäen entweiht zu werden.

Buffon ſtarb den 16. April 1788, und ſeine Überreſte wurden nach Montbard gebracht, wo er auch ſeine unſterblichen Werke geſchrieben hat. —

Cuvier ſagt von ihm:

„Es gibt nur eine Meinung über Buffon als Schriftſteller, in Hinſicht der Hohe des Standpunkts, von wo aus er die Dinge betrachtet; hinſichtlich des ſichern und gelehrten Hanges ſeiner Gedanken, des Pomps und der Majeſtat ſeiner Bilder, der edlen Würde ſeiner Ausdrücke, der ſteten Harmonie ſeines Styls bei großen Gegenſtanden, iſt er vielleicht von Niemanden erreicht worden. Man hat ihm einen gewiſſen Mangel an Biegſamkeit vorgeworfen; und doch iſt es ihm gelungen, Einzelnheiten mit einer bezaubernden Anmuth zu beſchreiben; die moraliſchen Betrachtungen, durch welche er die Einförmigkeit eines mitunter unfruchtbaren Gegenſtandes zu unterbrechen ſucht, zeigen faſt immer von einem tiefen Gefühle; endlich ſind die Gemälde großer Naturſcenen von vollendeter Schönheit und tragen ſämmtlich einen eigenthümlichen und unauslöſchlichen Stempel. Auch ſtieg der Ruf ſeiner Bemühungen ſchnell, allgemein und ohne Widerſprüche; die ausgezeichnetſten Männer aller Nationen brachten dem Verfaſſer ihre Huldigungen, fremde Souveraine überhäuften ihn mit den Beweiſen ihrer Achtung. Bei der franzöſiſchen Regierung ſtand er in höchſter Gunſt, und Ludwig XV. erhob den Landſitz Buffon's zur Grafſchaft; — d'Angevillier, Oberintendant der Bauten, errichtete ihm noch zu ſeinen Lebenszeiten unter Ludwig XVI. eine Bildſäule am Eingange des königlichen Kabinets, wo man folgende Inſchrift las:

MAIESTATI NATURAE PAR INGENIUM.

Und wenn man einige obſkure Kritiker ausnimmt, ſtörte keine Stimme dieſes übereinſtimmende Lob.“

So weit Cuvier. —

Was Herault de la Sichelles über Buffon ſchreibt, iſt um ſo intereſſanter, als er den Weiſen vom Berge im Negligé und ſelbſt im déshabillé beobachten und ſtudiren konnte. *)

(Fortſetzung folgt).

Rückblick auf die franzöſiſche Literatur

in der erſten Hälfte des Jahres 1836.

(Fortſetzung).

Die alte Geſchichte iſt durch einen neuen Band von Niebuhr's Meiſterwerk, deren Überſetzung wir Herrn von Golbéry verdanken, bereichert worden. Napoleon's „Précis des guerres de Cesar“ — zeugt von vollſtändiger Kenntniß der Plane, Hülfsquellen und Abſichten des römiſchen Feldherrn. Nicht zu überſehen ſind auch fünf Abhandlungen über römiſche Geſchichte von Herrn Dureau de la Malle, in dem zuletzt erſchienenen Bande der Denkſchriften der Académie des inscriptions et des belles-lettres. In der erſten wird dargethan, daß die erſte Ringmauer der republikaniſchen Weltſtadt nur 638 Hektaren, und die zweite, von Aurelian erbaute, nur 1396 Hektare umgränzte, welches Letztere nur ½ des Flacheninhaltes von Paris beträgt. Paris aber hat nur 70, Rom hatte 275 öffentliche Plätze; jenes hat nur 50, dieſes hatte 424, meiſtens mit heiligen Baumſtücken umgebene Tempel, Palläſte, Schaubühnen, Spaziergänge; Bäder waren umfänglicher und zahlreicher in Rom als in Paris. Aus dieſen und anderen Daten erweiſ't Herr Dureau de la Malle, daß Rom in ſeiner größten Ausdehnung und mit Inbegriff des Suburbium's nicht über 650,000 Einwohner aller Klaſſen zählen konnte. Dieſes Ergebniß wird durch die übrigen Denkſchriften jenes Gelehrten bekräftigt, die nicht weniger leſenswerth ſind, als die erſte. Wir führen daraus nur das Datum an, daß die römiſche Republik in dem Jahrhunderte, in welchem ſie Hannibal beſiegt und Spanien erobert, nur 750,000 Bürger von 17 bis 60 Jahre zählte (Frankreich hat deren jetzt 9 Millionen), und zu Cäſar's Zeiten, obgleich faſt ganz Italien

---

*) Buffon verheirathete ſich im 63ſten Jahre mit dem ſchönen jungen Fräulein von Saint-Belin, deren Enthuſiasmus für Talente, die Verſchiedenheit der Jahre überſah und ihm bis zu ihrem Tode eine ſtete Bewunderung und eine zärtliche Neigung widmete. Man vergleiche Hahnemann und Demoiſelle d'Hervilly.

*) Herault de la Sichelles, ein junger geiſtreicher Weltmann, Neffe der Herzogin Polignac, war, kaum 25 Jahr alt, ſchon ausgezeichneter Magiſtrat, General-Advokat im Pariſer Parlement. Später Deputirter in der geſetzgebenden Verſammlung, ſo wie im National-Convent, trug er weſentlich zur Ausarbeitung der Verfaſſung von 1793 bei. Seiner revolutionären Grundſätze wegen zum Mitgliede des Comité du salut public (Wohlfahrtsausſchuß) ernannt, ſtarb er als Anhänger Danton's am 5. April 1794, 34 Jahr alt, und ſogar unter dem Beile der Guillotine. —

das Bürgerrecht erhalten, jene Zahl auf 450,000 geſunken, — von denen 320,000 völlig unbemittelt waren. —

Ob die hiſtoriſchen Bilder der großen Maler von Hellas, wie die neueren Fresken, auf die Mauern ſelbſt, oder im Atelier der Künſtler auf Holz gemalt, und dann erſt an dem Orte ihrer Beſtimmung befeſtigt worden? — über dieſe Frage (nachdem die meiſten Alterthumsforſcher mit Winkelmann für die erſte Meinung, Böttiger mit anderen für die letztere geſtimmt) hat Herr Letronne in ſeinen „Lettres d'un antiquaire à un artiste" weitläufig die erſte Anſicht als die richtige zu erweiſen geſucht, Herr Raoul-Rochette die andere in einem großen Quartanten, betitelt „Monumens inédits de la peinture antique," vertheidigt. Herr R.-R. glaubt dargethan zu haben, daß das Malen auf die Mauer nur im Beginn und bei'm Verfall der griechiſchen Kunſt, außerdem nur ausnahmsweiſe ſtattgefunden. Seine ſehr gelehrte Abhandlung dürfte wohl den Sieg davon tragen. —

Die Schrift „De monstris et belluis" aus dem X. Jahrhundert, die Herr Bergier de Xivrey in ſeinen „Traditions tératologiques" mittheilt, iſt nur intereſſant als ein neuer Erweis der tiefen Unwiſſenheit unſerer Väter in der Zoologie.

Unter den zahlreichen der franzöſiſchen Geſchichte gewidmeten Arbeiten, gebührt der erſte Rang der „Histoire de la Gaule méridionale sous les conquérans germains" (4 Bde.) von Fauriel, welche die 2te Abtheilung eines größeren von ihm unternommenen Werkes über die Geſchichte von Südfrankreich bildet. Es ergibt ſich aus deſſen Unterſuchungen, daß der galliſch-römiſche Widerſtand nur im Süden Kraft und Dauer gehabt. Die römiſche Kultur iſt hier ſo mächtig, daß ſie ſich zuletzt die Barbaren ſelbſt aſſimilirt. „Hr. Fauriel ſcheint zu glauben, daß die franzöſiſche Sozietät zur Wiege nicht den Norden gehabt, wo der Arm des Siegers dem katholiſchen Geiſte gehorcht; ſondern den Süden, wo die Keime der römiſchen Bildung (namentlich der Munizipal-Verfaſſung), auf eine Weile unter den Trümmern zerſtreut und zerdrückt, ſich von ſelbſt wieder erhoben vom X. bis zum XIII. Jahrhundert, nach der Abſonderung der ſüdlichen Provinzen von der fränkiſchen Monarchie." Wie dem auch ſei, das Werk des Hrn. F. erweckt einen hohen Begriff von der Gelehrſamkeit und dem Talente des Verfaſſers. Des Stoffes hat er ſich vollſtändig bemächtigt.

Nicht minder ſchätzbar iſt die ebenfalls aus den Quellen geſchöpfte Abhandlung des Hrn. Reinaud über die Einfälle der Sarazenen in das mittägliche Frankreich. In der erſten Periode, die mit dem Jahre 759 ſchließt, war die Abſicht derſelben, nicht nur Frankreich, ſondern ganz Europa dem Islam zu unterwerfen. In der zweiten hingegen, die mit 889 endigt, ſind ſie faſt nur damit beſchäftigt, ſich untereinander zu befehden. Durch Reinaud erfahren wir, daß unter den einfallenden Sarazenen ſich auch Juden und Chriſten befanden, und daß die Araber ſelbſt zum Theil noch ſehr barbariſch waren. So ließ Tarek, um den Einwohnern einer von ihm belagerten Stadt Schrecken einzuflößen, einige derſelben, die er gefangen genommen, tödten, und — nachdem er ſie kochen laſſen, — von ſeinen Kriegern verzehren! —

Zur Ergänzung unſerer Kenntniß des Mittelalters beabſichtigt Hr. Leroux de Lincy, ein „Livre des Légendes," deren Einleitung er bereits bekannt gemacht, alle romantiſchen und religiöſen Traditionen des Mittelalters geſammelt herauszugeben. Ausgezeichnet iſt die einleitende Abhandlung eben ſo ſehr durch die zierliche Klarheit des Styls, als durch geiſtreiche Überblicke und eine faſt immer zuverläſſige Gelehrſamkeit.

Gehen wir zu den bis jetzt noch nicht edirten Dokumenten über, ſo haben wir zuerſt derjenigen zu gedenken, welche Hr. Mignet in Betreff der ſpaniſchen Erbfolge herausgegeben. — Hr. Francisque Michel, der, drei Jahre lang, in Auftrag des Miniſters des öffentlichen Unterrichts, die engliſchen Bibliotheken durchforſcht, um die altfranzöſiſchen Gedichte zu ſammeln, die den franzöſiſchen Sammlungen noch fehlen, — hat vorläufig in einem Bande alle auf Triſtan bezügliche Gedichte herausgegeben und ſie mit Erläuterungen und einem Gloſſar begleitet. Eine zweite Sammlung unter dem Titel: „Chroniques Anglo-Normandes," enthält mehreres Inedirte, was als Anhang zu der trefflichen Geſchichte der Erobrung Englands durch die Normannen von Thiery dienen kann. Der erſte bis jetzt erſchienene Band dieſer Sammlung enthält Auszüge aus der Chronik von Gottfried Gaimar (einem anglo-normanniſchen Trouvère des XII. Jahrhunderts), aus dem anon. Fortſetzer des „Roman de Brut," aus der Chronik von Peter v. Langloff und der „Estoire e la genéalogie de dux qui ont esté en Normandie" von Benoit-de-Sainte-More und das Leben des h. Eduard. Die „Estoire" von Benoit-de-St.-More in 30,000 Verſen wird jetzt vollſtändig in der königlichen Druckerei zu Tag gefördert.

Auch der „Roman de Brut," im Jahr 1155 von Wace, einem normanniſchen Trouvère (dem wir auch den Roman de Rou verdanken) gedichtet, iſt von Hrn. Leroux de Lincy herausgegeben worden. Der Text iſt nach 9 Handſchriften berichtigt, die Varianten ſind ihm beigedruckt, die veralteten Ausdrücke erklärt, hiſtoriſche und geographiſche und literäriſche Anmerkungen hinzugefügt. — Von der *„Société de l'histoire de France"* ſind Briefe des Cardinal Mazarin aus den Jahren 1651 und 1652 bekannt gemacht worden, in denen der Cardinal an Anna von Öſterreich u. a. ſchreibt: „qu'il se meurt pour elle," und qu'il voudroit „lui envoyer son coeur," auch häufig ſeiner „passion" und „ardeur" gedenkt. Ein 2ter Band iſt der erſte einer neuen Ausgabe des *„Grégoire de Tours,"* mit gegenüberſtehender Überſetzung von Hrn. Guadet, die jedoch Manches zu wünſchen läßt, wenn ſie gleich beſſer iſt, als die kürzlich von Sauvigny beſorgte und als die früheren unkritiſchen von 1610 und 1668. — Berühmter ſelbſt als „Grégoire de Tours" waren früher in Frankreich die großen Chroniken der Abtei St. Denis. Durch ihre Herausgabe, für welche viele Handſchriften benutzt worden, hat Hr. Paris ſich unſtreitig ein großes Verdienſt erworben, wenn er auch ihren hiſtoriſchen Werth überſchätzt. Bisher war man mit St. Palaie der Meinung, daß die jetzige Abfaſſung des Textes, die in das XIV. Jahrhundert hinaufreicht, von Guillaume de Nangis herrühre. Hr. Paris macht es in einer einleitenden Abhandlung wahrſcheinlich, daß der anonyme Meneſtrel von Alphons, Grafen v. Poitiers, Bruder des h. Ludwig, der erſte Überſetzer oder Compilator jener Chroniken ſei, deren Urtext nicht mehr vorhanden iſt, und die erſt unter Philipp dem Schönen den Namen „Chroniques de France selon qu'elles sont conservées à St. Dénis" erhalten haben. — (Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ Zunahme des Pauperiſmus in den mehreſten civiliſirten Staaten Europa's. — Aus Naville's ſehr zu empfehlendem, reichhaltigem Werke: „De la charité légale" (2 Vol.) erſehen wir, daß zu Kopenhagen die für die Armen erhobene Steuer ſich in vier Jahren verdoppelt hat. Zu Stockholm, wo man vor hundert Jahren 930 Arme zählte, gibt es deren jetzt an 15000! Zu Berlin hat ſeit 1815 die Ausgabe für die Bedürftigen ſich vervierfacht; und daß auch in anderen deutſchen Staaten noch viel Elend zu finden, wird durch die große Anzahl der Auswanderer wahrſcheinlich; in den ſieben Häfen der V. Staaten von Nordamerika ſind im Jahre 1834 deren 31,000 angekommen. Zu Venedig lebt die eine Hälfte der Stadt von den Unterſtützungen der Anderen. Von hundert Einwohnern mußte Holland im Jahre 1822 neun, jetzt muß es zwölf unterſtützen. In Belgien gehört mehr als ein Sechſtel der Bevölkerung zur Klaſſe der Bedürftigen. Auch in der Schweiz vermehrt ſich die Anzahl derſelben; in einigen Cantonen werden von hundert Einwohnern 25 unterſtützt. Am meiſten jedoch leidet England durch den Pauperiſm. Die Armentaxe abſorbirt jetzt ein Sechſtel des reinen Einkommens der liegenden Güter; per Kopf hat ſie ſeit 1780 ſich verdoppelt, und ungefähr ein Drittel der Nation nimmt die öffentliche Wohlthätigkeit in Anſpruch! — Dieſen Angaben kann man die erfreuliche aus Hrn. v. Villeneuve-Bargemont's „Economie politique chrétienne" geſchöpfte beifügen: daß in Frankreich, wo, nach des berühmten Vauban's Denkſchrift von 1698, unter Ludwig dem Großen — ein Zehntel der Nation „wirklich bettelte," gegenwärtig von einer verdoppelten Bevölkerung nicht mehr ein Zwanzigſtel derſelben zu den Bedürftigen gehört, im Ganzen alſo ungefähr 1,600,000 Individuen, in welcher Zahl jedoch die circa 540,000 Findlinge und die, faſt alle in öffentliche Anſtalten aufgenommenen Gebrechlichen und viele nur theilweiſe unterſtützten Bedürftigen gehören. — Auch ergibt ſich aus amtlichen Berichten, daß in den franzöſ. Fabrikſtädten von 1813 bis auf 1835 die Zahl der Bedürftigen ſich von 103,000 auf 62,539 vermindert hat.

⁂ Vergleichende Anatomie der franzöſiſchen und engliſchen Journale. (Aus einem größeren Aufſatze der Bibl. univ.) — Franzöſiſche Tagblätter erſcheinen in der Schweiz, in Belgien, zu Frankfurt a. M., im Haag, zu Petersburg, Odeſſa, Wien, Conſtantinopel, Smyrna, Alexandrien; aber Paris iſt ihr geiſtiger Mittelpunkt. — Für die engliſchen Blätter, ſie mögen in Dublin oder in London, zu Canton, Sydney oder Calcutta erſcheinen, ſind die Times als Muſterblatt anzuſehen. Anzeigen auf der erſten, oft auch auf der letzten Seite (ſie bringen den Times jährlich 100,000 Pfd. St. ein); überall ſind die engl. Zeitungen Handelsblätter, für Kaufleute geſchrieben. In Frankreich charakteriſirt die politiſchen Blätter die Kritik der Handlungen der Regierung und der Partheien; in England — die Bekanntmachung der Tagsneuigkeiten; denn die Diskuſſion findet anderwärts ihre Stelle, — in den Kammern, den Klubbs und den Meetings. Das engl. Blatt muß jeden Tag das Gemälde der bewohnten Welt entwerfen, ohne die kleinſten Zufälle in der engl. Geſellſchaft zu übergehen. Die franzöſiſche Preſſe wendet ſich an Gefühl und Vernunft; ſie iſt literariſch, philoſophiſch, politiſch, ſozial . . . Die engliſche geht gerade auf die Intereſſen los, die es zugleich anregt und befriedigt. — Seit 1695, wo die Cenſur (der licencing act) aufgehoben worden, kann jeder engliſche Bürger Preſſen haben, drucken und bekannt machen, was er will. Dagegen iſt durch ſtrenge Strafgeſetze der Mißbrauch gezügelt. Während aber in Frankreich gleiche Meinungen, ſo aſſoziiren in England ſich Capitalien zu Gründung eines Journals.

⁂ Auerbach's jüdiſche Waiſenanſtalt zu Berlin. — Aus dem „zweiten Jahresbericht über das jüd. Waiſen-Erziehungs-Inſtitut von Baruch-Auerbach" zu Berlin, welches ſeine Gründung und größtentheils ſein Gedeihen dem eben Genannten verdankt, — erſehen wir, daß dieſe am 7. Mai 1833 geſtiftete Anſtalt, die Anfangs nur vier Knaben aufnehmen konnte, jetzt ſchon deren zehn zur Verpflegung hat, und über ein Kapital von 4330 Thalern verfügen kann. Die Aufſicht über die Waiſen iſt Ehrenmüttern anvertraut. Auch Chriſten haben Beiträge geliefert.

⁂ H. Vernet und Tanneur zu Petersburg. — Horaz Vernet iſt vom ruſſiſchen Kaiſer mit Gunſtbezeugungen überhäuft worden. Als er das Muſeum von Sehenswürdigkeiten, welches der Zcar auf ſeinem Luſtſchloſſe Tsarskoe-ſelo errichtet, durchwandernd, voll Bewunderung vor einer orientaliſchen, von Edelſteinen blitzenden Armatur ſtehen geblieben, ließ Nicolaus, der ihn begleitete, es ihm ſofort als Geſchenk in ſeine Wohnung bringen. Für 300,000 Rubel Gemälde ſind bei ihm beſtellt. — Auch der Mariniſt Tanneur, iſt reich beſchenkt und beauftragt worden, die ruſſiſchen Seehäfen zu malen, wofür ihm 150,000 R. zugeſagt ſind. —

⁂ Verbeſſerung der Bienenzucht. — Der Engländer Nutt hat ein Verfahren bei der Bienenzucht entdeckt, mittelſt deſſen es ihm gelungen, in dem guten Honigjahre 1826 von einem einzigen Stock 150 Pfund (preuß. Gew.) Honig und Wachs zu erhalten. Dieſes Verfahren hat in Großbritannien und zum Theil auch in Deutſchland Aufnahme gefunden, und ſoll von einem bayer'ſchen Bienenhalter, Namens Ebner, noch verbeſſert worden ſein. Die von Nutt vor 3 Jahren herausgegebene Schrift: „Humanity to honey-bees" iſt von Muſſehl in's Deutſche übertragen.

⁂ Juriſtiſche Journaliſtik in Frankreich. — Die Aktien der Gazette des tribunaux, zu 500 Franken gegründet, ſtehen jetzt auf 24,000 und werfen jährlich 3,000 Frk. ab; die des Droit, zu 250 Frk. ausgegeben, gelten jetzt 430 Frk. Mit dieſen Blättern gedenkt ein neues Blatt zu concurriren, welches vom 1. November an, zu 40 Frk. jährlich, unter dem Titel: „La loi" erſcheinen wird. —

⁂ Kohlenblende in Nordamerika, und Steinkohlenverbrauch in England. — Man hat nun in Erfahrung gebracht, daß von der, unter dem Namen Kohlenblende bekannten, in den Küſtenſtaaten Nordamerika's ausgebeuteten, zugleich ſehr wohlfeilen, und ſehr leichten Steinkohle ſo wenig zur Erhaltung des Feuers erfordert wird, — daß die Hauptſchwierigkeit, die ſich bisher einer ſchnellen und regelmäßigen Verbindung durch Dampfſchiffe zwiſchen Amerika und Europa entgegenſtellte, jetzt gehoben iſt. — Bei den Beſitzern der engliſchen Steinkohlengruben hat die Nachfrage nach Steinkohlen ſich zuletzt in einem Jahr belaufen: für häuslichen Verbrauch im Allgemeinen auf 30,804,670 Tons, für Eiſenhochöfen 3,000,000, Manufakturen 4,500,000, Dampfſchiffe 3,000,000, Ausfuhr 615,255.

⁂ Engliſches Werk über Lebensmagnetiſmus. — Kürzlich iſt zu Edinburg ein Werk in zwei Bänden über den Lebensmagnetiſmus erſchienen, welchem der Verfaſſer, Advokat J. C. Colqhoun, den Titel gegeben: „Isis revelata, an inquiry into the origin, progress and present state of animal magnetism." —

⁂ Inſekten im Therpentin. — Häufig finden ſich in dem rohen Therpentin, der von Nordamerika ausgeführt wird, Inſekten. Werden dieſe, wenn der Therpentin ſchmilzt, herausgenommen und in Therpentinöl gereinigt, ſo gewinnen ſie völlig wieder ihren urſprünglichen Glanz.

⁂ Strauß, der Walzervirtuoſe, iſt mit ſeinem 28 Mann ſtarken Orcheſter über Bremen und Hamburg nach London gereiſ't, wo er den Winter über verweilen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 264. 1836.

Phönix.

Montag, 7. November.

Die Chriſtnacht.

Sabbathsſtille, wie ſie nur an den Vorabenden großer Feſttage das Geräuſch der Städte dämpft, und ſich wie der Geiſt Gottes über die unermeßlichen Häuſermaſſen hinlagert, lauſchte auch in dem lieblich erwärmten Gemache, wo die Mutter ihren Säugling in Schlummer wiegte. Der Winter hatte der Erde das weiße Unſchuldskleid umgeworfen, und zarte Flocken wirbelten vom Himmel herab, um ſie in noch wärmere Decken einzuhüllen. Welches Feſt feierte ſie heute? Ihr lieblicher Knabe, den ſie als den Erſtgebornen mit der vollen Inbrunſt einer jungfräulichreinen Mutter liebte, war an dem Weihnachtsabend der Heiland ihres häuslichen Glückes geworden; heute erfüllte ſich gerade ein Jahr, daß ſie ihren Johannes geboren. Was war ihr im Vergleich zu den früheren Weihnachtsabenden der heutige? Der Gedanke, Mutter zu ſein, überwog alle Wonne ihrer glücklichen Jugend. So ſaß ſie in der Dämmerung, in dieſem träumeriſchen Gefühle ſchwelgend, an der Wiege ihres Lieblings. Sie hatte ſeine ſchönen Glieder in blendend weiße Linnen gehüllt, und lullte ihn nun, in ſeine tiefblauen Augen blickend, aus denen der heißgeliebte Vater in lieblicher Verjüngung ihr entgegen lächelte, ein Weihnachtslied leiſe ſingend, ein. Ehe ihr Johannes die Augen geſchloſſen, hatte ſie ſeine kleinen Hände zuſammen gefaltet, und aus ihrer entzückten Seele einen frommen Wunſch für ihn zum Himmel geſandt. Er war unter ihrem Geſang und Gebete lächelnd entſchlummert, und ſorglich hütend wachte ſie noch eine Zeitlang an der Wiege des Engels.

„Mein Johannes,“ dachte ſie, „ſoll mir nicht eher aufwachen, bis die große Glocke die Stunde der Beſcheerung anlautet und die Muſik vom Thurme die Geburt des Heilandes verkündet. Da will ich ihn wecken und ihm ſagen: Horch, mein kleiner Schläfer, die Engel im Himmel ſingen und wiegen das Chriſtkindlein. Dann ſollen ihm die Lichter des Chriſtbaums die Augenlieder öffnen, und wie will ich mich freuen, wenn er die kleinen Arme nach dem Baume und ſeinen flatternden Kerzen ausſtreckt.“

Zärtlichen Auges blickte ſie noch einmal ihren entſchlummerten Knaben an, hauchte einen warmen Kuß, das Siegel ihrer Mutterliebe, auf ſeine Stirne, und breitete dann vorſichtig einen grünſeidnen Schleier um ſein Haupt, damit das Licht ihn im Schlafe nicht ſtöre.“

„Was iſt Weihnachten für ein ſchönes Feſt,“ ſann ſie weiter für ſich fort, indem ſie an die Äſte eines Fichtenbäumchens das ſchön ausgeprägte Zuckerwerk hing, und eine Schnur von vergoldeten und verſilberten Nüſſen als Feſton um die Zweige wand. „Nur ein Vater, nur eine Mutter können ſo recht den überirdiſchen Reiz dieſes Wiegenfeſtes der Menſchheit durchfühlen; denn jeder Vater iſt dann ein Joſeph, jede Mutter eine Maria, jedes Kind dem Hauſe ein heilverkündender heiliger Chriſt.“

Sie hatte eben ihre Arbeit vollendet und überſah noch einmal das Ganze, als die Choralmuſik vom Thurme leiſe, dann immer lauter an ihr Ohr ſchlug und das Geläute der großen Glocke, deren tiefſingender Ton geiſterhaft aus den Schallern des Münſterthurmes hervorſummte, die Stunde anzeigte, wo in jedem Pallaſte, in jeder Hütte die Geburt des Heilandes gefeiert wird, wo die Lichter des Chriſtbaumes angezündet werden und die Chriſtfreuden in den Herzen, wo das Alter ſich verjüngt in der Himmelsſeligkeit der Kinder. Auch ihr Mutterherz ſchlug höher, als ſie den langerſehnten Ton vernahm, der ihren Gatten nach ſeinem Verſprechen in das Haus zurückführen ſollte, welcher hinweggereiſ't war, um ihre Mutter und ihre Schweſter zu ihrer Schwelle zu geleiten. Sie hatte aus ſeinen geheimnißvollen Mienen, die er in den letzten Tagen nicht verbergen konnte, herausgeleſen, daß es auf ſie und ihren Johannes mit einer Überraſchung abgeſehen ſei. Doch auch ſie wollte nicht zurückſtehen und gedachte Allen eine unerwartete Freude zu bereiten. Darum zündete ſie ſchnell die vielen Lichter des Chriſtbaumes an und legte die Geſchenke, welche den Einzelnen beſtimmt waren, in buntem Wechſel auf dem langen Mahagonytiſche auf. Da vernahm ſie plötzlich in dem an ihr Gemach ſich reihenden Sälen ein helles Klingen von Silberglöckchen, und zwei zarte weibliche Stimmen ſangen leiſe unter Begleitung von Harmonikatönen:

„Die Engel aus des Himmels Höhen,
Den heil'gen Chriſt jezt ſuchen gehen;
In jede Hütte gehen ſie ein
Und ſchau'n ſie wo ein Knäblein ſein;
Da fragen ſie die Eltern: Iſt
Das Knäblein da der heil'ge Chriſt?
Und theilen Segen und Gaben aus,
Die ſie gebracht vom Himmelshaus."

Und zur Thüre herein in einem weißen herabfließenden Gewande, an den Schultern das goldne Flügelpaar, ſchwebte ein Engel, und im Hintergrunde des Saales ſtand die ganze Familie verſammelt, ihre Mutter, ihr Gatte, ihre Schweſtern, alle Freundinnen des Hauſes, um ſie an dem Geburtstage ihres geliebten Johannes zu beglückwünſchen und die Gaben des heiligen Chriſtes zu überreichen. Aus einer hölzernen Form ragte eine ſchlanke Weihmuthskiefer bis an das Gewölbe; an ihr hingen die Feſtgaben, durch ihre grünen Zweige ſpielten die Lichter. Der Engel nahete der überraſchten Mutter, eine Lilie in der Hand tragend, neigte ſich zur Erde und ſprach: „Mutter! Wir wünſchen dir Glück zum Gedeihen und Wachsthum deines Knäbleins Johannes!" — Und ihr Gatte eilte zu ihr, umſchlang und küßte ſie. Dann trat er zur Wiege, ſchlug den Schleier vom Haupte ſeines Kindes, hob es auf, küßte es und legte es der überglücklichen Mutter in die Arme. Und der ſüß ſchlummernde Johannes wanderte von einem Arm zum andern im Kreiſe herum und Alle küßten ihn auf ſeinen roſenknoſpenden Mund, die Großmutter, die Schweſtern, die Freundinnen.

Aber Alle hatten einen todten Engel geküßt, deſſen Augen ſich nicht den Lichtern des Chriſtbaums öffneten, die herabgebrannt waren, und zuweilen noch einmal wild aufflackernd eins nach dem andern allmählich erloſchen. Da war der armen Mutter, als ob ein Schwert ihr durch das Herz geſtoßen würde. Ach wie groß und tief war ihr Leiden, ihr Wehe.

Sie fühlte ſich zum erſtenmal zerriſſen und zerſchmettert. Dieſer Schmerz überwog alle Schmerzen ihrer Jugend. Sprechen konnte ſie nicht. Stumm verſchloß ſie ihre Klagen. Der Wechſel der höchſten Wonne und des herbſten Leidens, auf dem ihre Seele wie auf einer unendlichen Leiter plötzlich hinangeſtürmt und wieder hinabgeſtürzt, war zu gewaltig erſchütternd, als daß ſie ihrem ſchmerzlichen Muttergefühle hätte Worte leihen können. Linderung fand ſie nur in den Armen ihres Gatten, in den Thränen, die fort und fort aus ihren Augen träuften. —

Sechs Tage vergingen unter Trauern und Wehklagen. Die Mutter konnte ſich von ihrem Johannes nicht trennen. Die Sylveſternacht brach an. Der Schmerz der Mutter ward größer, ihre Thränen floſſen reichlicher. Mit dem zwölften Glockenſchlage, der das ſterbende Jahr losreißt vom auferſtehenden, hoben die Freunde den mit Roſen bekränzten Sarg auf, worin der verklärte Johannes ſchlummerte und trugen ihn unter dem fahlen Schein der Fackeln hinab in den Garten zum ſtillen Ort, wo immergrünende Fichten und Cypreſſen die Ruheſtätte der Familie umfriedigen. Auch die Mutter ſchwankte, von den Freundinnen geleitet, dem ſtummen Zuge nach, in ſchwarze Schleier verhüllt. Freundeshände ſenkten den Sarg in die tiefe Gruft hinab und die Freundinnen ſtimmten den leiſe zitternden Geſang an:

„Schlaf wohl, ſchlaf wohl, du kleiner Chriſt,
Deß Heimath jezt der Himmel iſt!" —

Die Großmutter aber pflanzte unter dem Geſange oben über dem Gewölbe, das ſich wieder ſchloß, in die Erde die Weihmuthskiefer, die ſie zum Chriſtbaum ihrem Enkel geſchmückt, und auf einem ſchwarzen Kreuzlein ſchimmerten die Worte in Goldſchrift in die dunkle Nacht:

„Einem gottgeſän'ten Traum
Weih' ich dieſen Weihnachtsbaum."

Auch die Pflanzerin ruht ſchon längſt neben dem kleinen Enkel Johannes und die Weihmuthskiefer iſt üppig aufgeſchoſſen, und umſchattet das Gewölbe. Die Mutter Maria und Joſeph, ihren Gemahl, umſchwärmen blühende Knaben und holdſelige Mägdlein. Aber nicht vergeſſen iſt das Chriſtkind Johannes. Denn ſo oft fortan heilige Weihnacht hereindämmert, ziehen ſie hinaus an den ſtillen Ort, wo die Cypreſſen trauern und die Weihmuthskiefer im Winde ihre beſchneiten tiefherabhängenden Zweige wiegt. Dort feiern ſie das Wiegen-, Todten- und Chriſt-Feſt. Da flammen an dem Trauerbaume die Chriſtlichter der Beſcheerung. Die Thräne aber, die dem Auge der Mutter ſich entringt, fällt auf keine brennende Wunde, ſondern als die reinſte Perle des verklärten Mutterſchmerzes auf die Lockenhäupter der an ſie ſich ſchmiegenden Kinder. —

H. K.

Montbard und Buffon.

(Fortſetzung).

„Welch freudiges Herzklopfen ergriff mich," ſagt Herault, „als ich in der Ferne den Thurm von Montbard, die ihn umgebende Teraſſe und die Gärten erblickte. Ich beobachtete die Lage des Orts, den Hügel, auf welchen ſich dieſer Thurm erhebt, die Berge und Abhänge, welche ihn überragen, den Himmel, welcher ihn bedeckt. Meine Augen ſuchten das Schloß. — Ich konnte die Zeit nicht erwarten, um die Wohnung des berühmten Mannes zu ſehen, welchen ich nun bald ſprechen ſollte, — aber wie groß war meine Bewegung, als ich die Stufen der Treppe hinanſtieg und den Salon durchſchritt, welcher mit allen illuminirten Vögeln, welche man in der großen Ausgabe der Naturgeſchichte findet, geſchmückt war. — Ich war nun in der Stube Buffon's, — er trat aus einem Seitenzimmer, — doch ich darf hier einen Umſtand nicht vergeſſen, weil er ſeinen Charakter bezeichnet. —

„Buffon öffnete die Thüre, und obgleich er wußte, daß ein Fremder in ſeinem Zimmer war, wandte er ſich dennoch ſehr ruhig und ſehr langſam um, um ſie zu ſchließen, hernach kam er auf mich zu. — War dies im Geiſte ſeiner Ordnungsliebe, welche alles mit derſelben Pünktlichkeit verrichtet? Oder war es das wenige Entgegenkommen eines

Mannes, der von Huldigungen überſchüttet, ſie eher erwartet, als aufſucht? War es endlich nicht vielmehr die kleine Gewandtheit eines berechnenden Mannes, welcher durch die Begier, die man zeigt, ihn kennen zu lernen, geſchmeichelt, unſere Erwartung dadurch vermehrt, daß er uns, wenn auch nur für einige Minuten den Augenblick verzögert, wo er unſer Verlangen erfüllen ſoll, und ſich um ſo weniger Preis gibt, als wir die lebhafteſte Erwartung hegen, ihn kennen zu lernen? Dieſer kleine Kunſtgriff war bei Herrn von Buffon nicht ganz unwahrſcheinlich.

„Er ging majeſtätiſch auf mich zu, indem er beide Arme öffnete, während ich einige Worte hervorſtotterte, nicht vergeſſend: Herr Graf, hinzuzufügen, weil man mir geſagt hatte, daß er dieſe Art, ihn anzureden, nicht ungern ſehe.

„Buffon hatte ein ſchönes, edles, ruhiges Geſicht. Ungeachtet ſeiner 72 Jahre hätte man ihm nur 60 gegeben, und was das Eigenthümlichſte war, er hatte 16 Nächte, ohne ein Auge zu ſchließen, in den unerhörteſten Schmerzen, welche noch jetzt fortdauerten, zugebracht. Dennoch war er friſch wie ein Kind, und ruhig wie die Geſundheit.

„Man verſicherte mich, ſein Charakter ſei alſo: Sein ganzes Leben hindurch habe er ſich bemüht, der eigenen Empfindung mächtig zu werden, niemals üble Laune, niemals Ungeduld zu zeigen. Sein Bruſtbild von Houdon iſt das ähnlichſte, aber der Bildhauer hat auf dem Marmor die ſchwarzen Augenbraunen nicht wiedergeben können, welche ebenfalls ſehr lebhafte ſchwarze Augen unter den ſchönſten weißen Haaren beſchatteten.

„Als ich ihn ſah, war er, obgleich krank, dennoch friſirt — es iſt eine ſeiner Eigenheiten, und er gibt dies auch zu. Alle Tage läßt er ſich Papilloten anlegen, welche man ihm eher zweimal als einmal mit dem Eiſen brennt; wenigſtens früher, nachdem er ſich des Morgens hatte friſiren laſſen, geſchah dies ebenfalls nach dem Abendeſſen. Er ließ ſich alsdann fünf kleine ſchwebende Locken ordnen, das Haar aber nach hinten zu befeſtigen und bis zur Mitte des Rükkens herabhängen. Dabei trug er einen gelben, mit großen Streifen und blauen Blumen beſäeten Schlafrock. *)

„Seine Unterhaltung hat nichts Ausgezeichnetes, aber wenn man wohl Achtung gibt, ſo bemerkt man, daß er gut ſpricht, mitunter ſogar mit Auswahl, und von Zeit zu Zeit intereſſante Anſichten umſtreut. Einer der Hauptzüge ſeines Charakters iſt die Eitelkeit; ſie iſt bei ihm vollkommen ſichtbar, aber frei und offen. Ein bekannter Reiſender, „Fargot," ſagte deßhalb von ihm: „Voila un homme qui a beaucoup de vanité au service de son orgueil." (Da iſt ein Mann, der viel Eitelkeit in Dienſten ſeines Stolzes hat). —

„Ich ſagte ihm, daß ich ſeine Bücher geleſen," erzählt Herault de la Sichelles, „und vorzüglich: „Les vues de la nature."

„Es ſind Stücke darin von der höchſten Beredſamkeit," erwiederte er ſogleich. Sodann zeigte er mir einen Brief von Madame Necker, wo dieſe Dame von dem Tode des Schriftſtellers Thomas ſpricht, welchen ſie *„l'homme de ce siècle,"* Herrn von Buffon aber: *„l'homme de tous les siècles"* nennt.

„Graf von Buffon, der Sohn, hatte auch ſo eben ſeinem Vater in dem Garten von Montbard neben dem Thurme ein Monument errichtet, mit der Inſchrift:

EXCELSAE TURRI, HUMILIS COLUMNA
PARENTI SUO, FILIUS BUFFON. 1785.
(Dem hohen Thurme die beſcheidene Säule
Seinem Vater, Buffon der Sohn. 1785).

„Buffon's Eitelkeit verletzte jedoch nie. Es war nicht bloßer Stolz, nicht bloß Eitelkeit, ſondern das Gefühl ſeiner ſelbſt. Er kannte ſich, er ließ ſich Gerechtigkeit widerfahren, wie man überhaupt von höhern Organiſationen keine falſche Beſcheidenheit verlangen muß. Buffon ſprach gern und gut von ſich, überdem lobte er ſich nicht blos, er beurtheilte ſich auch. So ſagte er unter andern:

„Alle Tage lerne ich beſſer ſchreiben, meine letzten Bücher ſind bei weitem vollendeter, als meine erſten. Oft laſſe ich mir meine Schriften wieder vorleſen und ich finde darin Gedanken, welche ich jetzt ändern würde, ſo wie wieder Stellen, welche ich nicht beſſer ſchaffen konnte." —

„Seine Gewohnheit, oft das wieder zu überleſen, was er früher geſchrieben und ſeine Arbeiten einige Tage ruhen zu laſſen, ehe er ſie wieder prüfte, ſcheint mir vortrefflich zu ſeyn.

„Er pflegte zuerſt ſeine Gedanken nieder zu ſchreiben, ſodann, wenn ſein Manuſkript zu voll von Korrekturen war, ſolches ſeinem Sekretär zum Abſchreiben zu geben, und dies ſo lange zu wiederholen, bis er zufrieden war. So hat er oftmals geſtanden, ſeine „Epoques de la Nature," welches Werk er ſeit 50 Jahren durchdacht hatte, achtzehnmal geſchrieben zu haben. Dieſe Sorgfalt würde heut zu Tage perückenartig genannt werden; wir ſind flüchtiger, ſelbſtvertraulicher und produktiver geworden.

„Ich werde alle meine Papiere verbrennen," pflegte Buffon auch zu ſagen, „man wird keinen Schnitzel nach meinem Tode finden. Ich habe mich dazu entſchloſſen, weil man ſich ſonſt nicht heraus finden würde; man würde mich ja unter meinen Papieren begraben können."

„Eine Gattung Papiere hatte der alte Buffon jedoch verſchont, es waren nähmlich die Verſe zu ſeinem Lobe. Obgleich dieſe alle meiſt mittelmäßig waren, und er ſelbſt von den franzöſiſchen Verſen behauptete: „Daß es unmöglich ſei, vier Verſe hinter einander zu ſchreiben, ohne das Versmaß, den Ausdruck und die Richtigkeit der Gedanken zu verletzen."

„Sobald man ihn aber in den zugeſandten Verſen „ſchöpferiſches Genie," „erhabener Geiſt" nannte, ſagte er mit Wohlgefallen: „Ei, ei, es ſind Gedanken, es iſt was Gutes darin," und als man ihm eines Abends Verſe von Thomas vorlas, behauptete er mit einer höchſt zierlichen Naivetät: „Ach, das Alles iſt nicht ſo viel werth, wie die Verſe von heute früh."

„Eines Tages," erzählte Buffon, „hatte ich lange gearbeitet, und nach vielem Nachdenken ein ſehr geiſtreiches Syſtem über die Zeugung erfunden — ich ſchlage Ariſtoteles auf, und ſehe da, finde ich nicht alle meine Gedanken in dem unglücklichen Ariſtoteles wieder? Auch par. dieu (mit tout celà ſeine beiden Lieblingsausdrücke), war es juſt das Beſte, was Ariſtoteles geliefert hat. —

---

*) Wer erinnert ſich dabei nicht an Göthe's Beſuch bei Gottſched? Anm. d. Verf.

„Es gibt nur fünf große Geiſter, welche der Mühe werth ſind zu ſtudiren,“ pflegte er auch zu ſagen: „Newton, Bacon, Leibnitz, Montesquieu und ich.“ —

„Was Newton anbetrifft, ſo hat er ein großes Prinzip erfunden; aber er hat ſein ganzes Leben damit hingebracht, es durch Berechnungen zu beweiſen, und hinſichtlich des Styls kann er nicht von Nutzen ſein. Leibnitz ſtelle ich höher, wie Bacon — Leibnitz hat die größten Sachen mit der Spitze ſeines Genies erobert. Bacon's Entdeckungen entſtanden erſt nach langem Nachdenken, jedoch befinden ſich die ſchönſten Lichtfunken des Leibnitz'ſchen Geiſtes nicht in der Sammlung ſeiner Werke, ſondern in den Memoiren der Berliner Akademie. Montesquieu's Geiſt iſt tief, der Styl aber zu ungleich, zu abgeriſſen und ohne Entwicklung. Ich habe ihn viel gekannt, und dieſer Fehler lag in ſeiner Körpergeſtalt. Der Präſident war faſt blind und ſo lebhaft, daß er die meiſte Zeit faſt immer das vergaß, was er diktiren wollte, ſo daß er gezwungen war, ſich in den möglichſt wenigen Raum zuſammen zu preſſen.“

Als Herault de la Sichelles Herrn von Buffon eines Tages ein Stück Proſa vorlas, erklärte er: „das iſt eine Stelle, die ich nicht beſſer ſchreiben würde.“

(Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ **Ein mahomedaniſcher Proteſtant.** — Der Madras Herald berichtet Nachfolgendes aus Triplicane in Oſtindien: „Die mahomedaniſche Gemeinde daſelbſt war im März d. J. zum Freitagsgebet in der Moſchee des Nabob's verſammelt, um die Worte des Koran's auslegen zu hören. Die Abhaltung des Gottesdienſtes hatte man einem wandernden Molla aus Kabul übertragen, deſſen ehrwürdiges Aeußeres ihm den Schein der Heiligkeit gab. Allgemeines Entſetzen aber erregte es, als er ſeinen Text nicht aus dem Koran, ſondern aus einem Auszug aus der Bibel in perſiſcher Sprache entlehnte, und gegen die Verehrung des Propheten eiferte, der Nichts anderes geweſen ſei, als jeder andere Sterbliche. Von allen Seiten ein Schrei des Unwillens, heftige Oppoſition der übrigen Molla's, tauſend Fäuſte ſich ballend zu nachdrücklicher Widerlegung! Durch Nichts jedoch ließ der Redner in ſeinem begeiſterten Vortrag ſich ſtören, bis der Nabob in's Mittel trat und den Reformator in Sicherheit brachte. Im Pallaſt ſoll es nun heftige Controverſen gegeben haben; aber der Molla iſt unerſchütterlich und weigert ſich ſogar, ſeiner Sicherheit halber heimlich zu entfliehen.“

⁂ **Schriften von Haſe und Hermann in's Engliſche überſetzt.** — Auch die Engländer fangen an, einzuſehen, daß ſie noch Vieles von den Deutſchen lernen können. So haben ſie u. a. jetzt auch „das öffentliche und Privatleben der alten Griechen von H. Haſe“ und Hermann's „Handbuch der politiſchen Alterthümer von Griechenland“ überſetzt, und das Athenäum bemerkt bei Anzeige dieſer Ueberſetzungen: „Wir hoffen, daß dieſe beiden Werke von der brittiſchen Jugend fleißig ſtudirt werden. Zu lange haben unſere Schulen die Hülfsmittel, wir möchten faſt ſagen — das Weſentliche der Geſchichte vernachläſſigt. Die Lehrer haben das Gedächtniß der Schüler mit Thatſachen beſchwert, ſtatt den Geiſt mit Prinzipien zu bereichern.“ —

⁂ **Die anglikaniſchen Pfründner.** — Nach Lord Althorp's Berechnung beläuft ſich das Einkommen der Kirche in England für die Biſchöfe auf 1,896,000 fl.; für die Dekane und Kapitel auf 2,532,000 fl., und für die Pfründen-Inhaber auf 36,000,000 fl. Da nun die Geſammtzahl der Pfründen auf 11,500 angegeben wird (das Quarterly Review ſpricht — wohl irrthümlich — nur von 10,530); ſo läßt ſich das mittlere Einkommen jeder Pfründe auf 3120 fl. berechnen. Doch behauptet die Quart. Rev., einige Pfründen hätten nur ein jährliches Einkommen von 12 Pfd. (144 fl.), und 4807 Pfründen (livings) ſeien von der Art, daß kein Geiſtlicher, des ſchlechten Zuſtandes der Pfarrwohnung wegen, darin ſich aufhalten könne; 2806 hätten nicht einmal eine Wohnung. Lord Brougham weiß ſogar von Pfründen, die jährlich nur 5 bis 8 Pfd. abwerfen. — Von der Geſammtzahl der Pfründen (von 11,430) werden 900 vom König, 700 von den Univerſitäten Cambridge und Oxford, 2300 von den Biſchöfen und Kapiteln, 7400 von Laien beſetzt. — Von den Geiſtlichen übrigens wohnen (nach Raumer) nur 4416, wo es ihre Pflicht erheiſcht; 6080 ſind nicht reſidirend, 2100 haben gleichzeitig mehrere Pfründen. —

⁂ **Altrömiſche Telegraphie.** — Bis jetzt galt der franzöſiſche Ingenieur Claude Chappe für den Erfinder des jetzigen Telegraphenſyſtems, wovon er bekanntlich im Jahr 1792 der geſetzgebenden Verſammlung die Anzeige gemacht. Wir leſen nun in einem der intereſſanten Berichte, mit welchen Herr Dr. Nürnberger das Morgenblatt ſchmückt, daß ein Herr Moſer zuerſt auf eine Stelle im 5ten Capitel des dritten Buches von Vegetius de re militari aufmerkſam gemacht, wonach allerdings die Incunabel der Telegraphie bei den Römern zu ſuchen. Es heißt dort nämlich: „Einige hängen auf den Thürmen der Kaſtelle oder Städte Balken auf, durch welche ſie anzeigen, was vorgeht, indem ſie dieſelben bald aufrichten, bald niederlaſſen.“ —

⁂ **„Saint Simoniſten, beiderlei Geſchlechts,“** ſo leſen wir in der Zeitung für die elegante Welt, „hatten ſich ſeit einiger Zeit in der Londoner Beaumont-Street ſich eingeniſtet, und trieben hier ungeſtört ihr Weſen. Da ſie aber die Miethe ſchuldig geblieben und deßhalb ausgepfändet wurden, ſo umlagerte der Pöbel während dieſer gerichtlichen Einſchreitung das Haus, und — lachte und ziſchte und höhnte die Unglücklichen aus.“ —

⁂ **Uralte Judencolonie in Habeſſinien.** — Mit Beziehung auf Bruce und Rüppell wird in der bei J. D. Sauerländer hier erſchienenen wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift für jüdiſche Theologie (I. 261) berichtet, daß in Habeſſinien eine Colonie von Juden exiſtirt (im Lande heißen ſie *Falaschas*, d. i. Exilirte), aus deren Tradition hervorgeht, daß ſie dahin gekommen, als Juda von Nebukadnezar erobert worden, und nicht nur ihre Sitten, Geſetze und heil. Bücher, ſondern auch ihre Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Dieſe Auswanderer wären alſo wohl die einzigen, bei denen das Hebräiſche lebend geblieben.

⁂ **Unitariſcher Kultus in Frankreich.** — Der Ami de la Religion berichtet, daß Hr. Pillot, dem zu Pecq die Gründung ſeines „unitariſchen Gottesdienſtes“ verunglückt war (ſ. Nro. 212), ſeine Kirche nach Montrouge auf der Straße nach Orleans verlegt hat, und daß, wie es ſcheint, die Ortsbehörde ihn begünſtige und die Polizei die Augen ſchließe.

⁂ **Haremsreform in Perſien.** — Die Blätter für literariſche Unterhaltung theilen, jedoch als der Beſtätigung bedürfend, die Nachricht mit, daß der Schach von Perſien ſeinen Harem aufgelöſ't und alle darin befindliche Frauen in Freiheit geſetzt habe.

⁂ **Holzwege.** — Der Verſuch, den man zu New-York gemacht hat, Wege mit Holz zu pflaſtern, iſt zwar als erſter dieſer Art angekündigt, in der That aber der zweite; denn der erſte iſt ſeit 2 Jahren von der Compagnie, welche die Abholzgruben von Teuffel ausbeutet, gemacht und bewährt gefunden worden. Hiernach wird man bald Niemanden mehr ſagen dürfen: „Sie ſind auf dem Holzweg.“

Hierzu Beilage Nº. 10.

Nro 265. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 8. November.

Der Friedhof im Gebirge.

Von

Anaſtaſius Grün.

1.

Friedhof der Alpen, deine Hügel ſchwellen
So friedensgrün am Tannenwald vor mir,
Als ſchlüge ſeine leiſen, grünen Wellen
Der ſtille Ozean des Todes hier.

Nicht haſt, dem Friedhof gleich der Stadt, umzogen
Mit blanken Mauern du den Wolkenſchwall!
Die ſanften Hügel, als empörte Wogen,
Durchbrächen, überfluthend, bald den Wall!

Auf ihnen wogen nicht in fahlem Schimmer
Steinkreuze, Säulen, Katafalke fort,
Und Urnen, Pyramiden, gleichwie Trümmer
Vom Wrack des Lebensſchiffs, geſtrandet dort!

Nein, ſie verſpülen ſanft und frei! — Entſtiegen
Iſt d'raus ein Kreuz allein, kunſtlos und ſchlicht,
Als Leuchtthurm wohl, der, wenn die Sterne ſchweigen,
Auf dieſe dunkle See ausgießt ſein Licht.

Der Vollmond quillt durch dunkle Tannenreiſer
Und mündet ſeinen Lichtquell wellenwärts;
Die Waldeswipfel flüſtern immer leiſer,
Und ſtiller Meeresfahrt gedenkt das Herz.

Du träumſt, dein Haupt verhüllt in Silberſchleiern,
Und ahnſt, o Tannenbaum, wie du als Kahn
Einſt wirſt hinaus, ein Kind des Friedens, ſteuern
Zu dieſem grünen, ſtillen Ozean!

2.

O Tod, du warſt, Ungleiches auszugleichen,
Ein bischen allzu demagogiſch hier!
Ach, keine Inſchrift und kein Liebeszeichen,
Nur leiſes Ahnen nennt die Schläfer mir!

Ein Hirte wohl ruht hier im duft'gen Raſen!
Ich ſeh' ja frei um ſeinen grünen Rain
Die Alpenheerde in den Kräutern graſen;
Und wo die Heerde, muß der Hirte ſein!

Ein Jäger träumt da unter kühler Decke:
Mir ſagt's das Rehlein, weilend hier bei Nacht,
Als ob es ſanft die todte Hand ihm lecke;
Wem wäre ſonſt ſo ſüße Rach' erdacht?

Ein Schnitter ſchlummert dort am fernen Saume;
Ich ſeh' es an der Blumen ſeltnem Tanz,
Als wähle ſeine Hand darin im Traume,
Zu flechten ſie zum heitern Erntekranz! —

Doch will zum Grab des Lieben Liebe wandern,
Auf welches ſtröme ſie den Thränenzoll?
Nun, was verſchlägt's, erquickt er einen Andern,
Zu dem vielleicht noch keine Zähre quoll?

O Trauer, ſuchſt du nur nach *einer* Stelle?
Und iſt das ganze dunkle Meer doch dein!
Dünkt dir ein einzig Sternlein tröſtend helle?
Dein ſoll der ganze Strahlenhimmel ſein!

O Liebe, ſpähſt du nur nach *einem* Halme?
Die ganze Erde fiel dir ja zum Loos!
Verletze ob der Tanne nicht die Palme,
Und ob der Roſe nicht das arme Moos!

Rückblick auf die franzöſiſche Literatur

in der erſten Hälfte des Jahres 1836.

(Schluß).

Die *Literaturgeſchichte* iſt durch Bekanntmachung des doppelten „Inventaire des livres de l'ancienne bibliothèque du Louvre" bereichert worden, welches Gilles Mallet, Bibliotheks-Cuſtos unter Karl V.; in den Jahren 1373 und 1411 verfertigt hat. Dieſe Bücherſammlung beſtand aus acht- bis neunhundert ſorgfältig geſchriebenen und illuminirten Bänden, und in den beiden Katalogen finden ſich im Ganzen 1,226 Werke verzeichnet. Ihr Werth wurde auf 2,322 Livres 4 Sols angeſchlagen. Der Herzog von Bedfort, der ſich als Regent des Königreichs gerirte, eignete ſie ſich für 1,200 Livres an, und ließ ſie nach England bringen. Unter den auf Befehl Karl's V. gefertigten Überſetzungen bemerken wir die „Cité de Dieu" des h. Auguſtin, deren Übertragung 1371 von Raoul de Preſles begonnen; ferner Ovid überſetzt von Philippe de Vitry, die Politik und Ökonomie des Ariſtoteles überſetzt von Nicolas Oresme, einiger Schriften Seneka's, dann Sueton, Valerius Maximus, Boetius, Donat, Marco Polo, den Theſaurus von Brunetto Latini, viele Schriften über Aſtrologie und geheime Wiſſenſchaften, mehrere aus dem Arabiſchen überſetzte medizinische Werke u. ſ. w.

Von Geſchichten fremder Länder iſt vor Allem die des ottomaniſchen Reiches von Hrn. v. Hammer zu erwähnen, von deren Überſetzung der Band III und IV erſchienen. — Viele Schriftſteller beſchäftigen ſich mit der Geſchichte und den Schickſalen Spaniens. „Eine neue Geſchichte dieſes Landes und Portugals von Hrn. Paquis hat die weitſchichtigen Annalen von Mariana, Ferreras und La Clede auf einen mäßigen Umfang reduzirt. Bei Darſtellung der bürgerlichen und kirchlichen Statuten der Weſtgothen iſt man der hiſtoriſchen Schule der deutſchen Rechtsgelehrten gefolgt. In Betreff der Herrſchaft der Araber benutzt man häufig die Orientaliſten, beſonders Lembke." Am lebhafteſten wird aber unſere Neugierde durch die „Histoire du soulèvement, de la guerre et de la révolution d'Espagne" des Hrn. Toreno angeregt, die derſelbe zu Paris in 5 Bänden erſcheinen laſſen. „Welches auch die Schickſale ſein mögen, welche die Zukunft dem ſpaniſchen Volke aufbewahrt, offenbar kann es der reformirenden Bewegung, welche die Völker mit ſich fortreißt, ſich nicht länger mehr entziehen. Die Wiedergeburts-Kriſe, die ihm dieſe unbegrenzte Bahn eröffnet hat, iſt aber unſtreitig der Unabhängigkeitskrieg. Das Jahr 1808 iſt für die Iberiſche Halbinſel eine ihrer entſcheidenden Epochen." Dieſen Moment der Verſchmelzung der verſchiedenen Elemente des jetzigen Spaniens muß man in ſeiner hohen Bedeutung zu würdigen wiſſen. Ob das Werk des Hrn. T. dieſer Aufgabe entſprochen? Wir müſſen es bezweifeln. Demungeachtet iſt ſeine Geſchichte als das Werk eines Spaniers, eines Staatsmannes, eines Augenzeugen, zum Theil ſelbſt als eines derer, die die erſte Rolle geſpielt, von nicht geringer Bedeutung, und trägt überdies das Gepräge gewiſſenhafter Arbeit. Mehrere ſehr intereſſante Thatſachen werden uns zuerſt durch dieſelbe bekannt, wie u. a. daß Joſeph Bonaparte der Regierung zu Cadix durch den Canonikus La Pena antragen ließ, er wolle ſich ganz der Leitung der Cortès überlaſſen, wenn ſie ihn als König anerkennen wollten. Am gelungenſten und belehrendſten iſt die Darſtellung des freiwilligen, allgemeinen Aufſtandes. —

Zum Beſchluſſe dieſer Abtheilung verdient hier noch die Correſpondenz des berühmten Präſidenten Charl. de Broſſes angeführt zu werden, welche Hr. Colomb unter dem Titel: „L'Italie il y a cent ans," herausgegeben. Der gelehrte und geiſtvolle Präſident war im Jahr 1739 nach Italien gereiſ't, um die Materialien zu ſeiner Ergänzung des Salluſt zu ſammeln. Auf dieſer Reiſe ſchrieb er die von Hrn. Colomb in 2 Bänden mitgetheilten Briefe, die eine reiche Schilderung des damaligen Italiens und ſeines Lebens bieten. Von Rom aus beſchreibt er das Conclave, welches gerade gehalten wurde, und verzeichnet alle die Intriguen und Schelmenſtreiche, „die ſich jedesmal erneuern, ſo oft es gilt, der chriſtlichen Welt ein Oberhaupt zu geben." Zu Neapel wohnte er den erſten Ausgrabungen von Herkulanum bei. Er durchforſchte Alles, nur einmal ermüdet ablaſſend, als er zu Venedig bereits 1,200 Bilder von Tintoretto durchmuſtert hatte.

VI. Literatur.

Die Romane, Gedichte und eine Menge capriziöſer Compoſitionen, die nicht leicht zu rubriziren ſind, nehmen, wie Eingangs bemerkt, eine große Stelle im allgemeinen Inventarium ein. Die poetiſchen und romantiſchen Werke, welche eines literariſchen Studiums werth ſind, bilden immer nur Ausnahmen. Die bedeutendſten des vorigen Halbjahres ſind gleich nach ihrem Erſcheinen ſo reichlich beſprochen worden, daß hier nichts mehr zu ſagen iſt über de Lamartine's „Jocelyn," über den epiſchen Verſuch (Napoléon) von Edgar Quinet, und über Alfred de Muſſet's „Confession d'un enfant du siècle." Hierher gehöret auch Janin's „Chemin de traverse."

Hr. Alphonſe Karr hat zwei Bände geſchrieben, die es ihm „Le Chemin le plus court" zu betiteln beliebt. Sie ſind geiſtreich, mannigfaltig, oft graziös — und unterhaltend. Der Verfaſſer verſchmäht die Contraſte der Charaktere, die Hülfsmittel des Geheimnißvollen und Überraſchenden. Seine Manier läßt ſich mit der der flammändiſchen Maler vergleichen. Man verweilt mit Ergötzen bei ihrem Anblick; aber ſie laſſen keinen Eindruck in unſerer Seele zurück. — Sehr zu wünſchen wäre, daß Hr. Karr ſich künftig nicht mehr ſolchen Digreſſionen hingebe, die durch Nichts gerechtfertigt ſind, daß er die paradoxen Behauptungen wegließe, die doch nur zur Ausfüllung dienen, — und Einfälle, die vielleicht nicht von allen Leſern von gutem Geſchmack gebilligt werden, wie z. B., wenn er zwei Seiten weiß läßt, Jedem anheimſtellend, ſie beliebig auszufüllen, oder wenn er eine Seite in zwei Columnen ſpaltet, um gegeneinander zu ſtellen, was zwei ſeiner Perſonnagen denken.

„Settimia" von Mad. Hortenſe Allard iſt ein Roman, der beſonders erwähnt zu werden verdient und der Verfaſſerin unter den Schriftſtellerinnen eine Stelle ſichert, die ihr bisher nur von der Freundſchaft zugeſtanden wurde. Settimia erfüllt großentheils die Erwartungen, zu denen vor ungefähr zehn Jahren „Gertrude", das erſte Werk der Mad. A. uns berechtigt hatte. Auch in ihren ſpäteren Arbeiten, wie z. B. in ihrer Schrift: „La femme et la démocratie," hatte Mad. A. ſich als hochgeſinnte, denkende Schriftſtellerin bewährt. Noch blieb aber hinſichtlich der Ausführung, Farbe, Leichtigkeit und Anmuth — Manches zu wünſchen übrig. Settimia läßt in dieſen Beziehungen nichts vermiſſen. Beſonders meiſterhaft hat ſie den Kampf zwiſchen Ehrgeiz und Liebe in dem Herzen der Heldin ihres Romans geſchildert.

der neben „Rome souterraine," einem Roman, an den jener zuweilen erinnert, eine Stelle einzunehmen verdient. —

Der Name Hyppolite Arnaud, auf den man durch den Roman „Pierre" aufmerkſam geworden, ſoll, wie es heißt, den einer anderen Schriftſtellerin verbergen. Hätte die Verfaſſerin nicht zwei ganze Bände füllen müſſen, ſo würden mehrere Scenen von wahrem und tiefem Gefühl und glühender Ausführung nur zu loben ſein. Im Ganzen genommen iſt es ein glücklicher Erſtling der Muſe, der die Verfaſſerin zu ernſteren Studien und die Leſer zu wohlwollender Beachtung verpflichtet.

„Hr. v. Balzac, der ſich den fruchtbarſten unſerer Romanſchreiber nennen läßt, hat ein Schreibſyſtem erfunden, welches ihm geſtatten wird, jene Bezeichnung ohne viele Mühe zu rechtfertigen. Statt ſich zu bemühen, die Elemente, welche die bekannte Sprache ihm darbietet, ſeinen Gedanken anzupaſſen, ſchmiedet Hr. v. B. ſich Worte oder gebraucht barbariſche und unverſtändliche Ausdrücke, die er, Gott weiß wo, auftreibt. So offenbart uns der Lys dans la vallée bald „*patimens* subis en silence," bald „*blandices* ignorées," bald „des convictions *immarcescibles*." Ein „*parfum de femme*" brillirt in der Seele des Helden, und dieſe Frau ſpricht mit einer „*voix d'or.*" Billig ſollte der Herausgeber ein Wörterbuch beifügen.

Dieſe Fruchtbarkeit erklärt ſich aber ebenwohl durch den dem Neologismus entgegengeſetzten Fehler: die Bläſſe und den Mangel an Charakter. Dieſer Vorwurf trifft nur zu oft den Styl des Bibliophilen Jakob (Lacroix). Dagegen bietet er der Neugierde der Leſer die Hülfsquellen einer pikanten Beleſenheit. Dies wird ſeinem letzten Roman: „Pignerol, histoire du temps de Louis XIV." (in 2 Bden) Dauer verleihen. Der Verfaſſer verſucht darin eine neue Löſung des Räthſels vom Manne mit der eiſernen Maske, der kein Anderer ſein ſoll, als der Oberintendant Fouquet. Hrn. Jakob zufolge hatte Fouquet, ſchaamlos die Staatskaſſe plündernd, um ſeinen galanten Capricen zu fröhnen, die unverſöhnliche Rache des Königs dadurch auf ſich gezogen, daß ſeine Gelüſte ſich bis zur Mlle. de la Vallière verſtiegen. Im Jahr 1661, nach dreijährigem Prozeß, verurtheilt und in den Donjon von Pignerol eingeſperrt, wäre er nach 16jähriger Gefangenſchaft im Entweichungsverſuche ertappt, als geſtorben ausgegeben und in effigie begraben, in der That aber in den eiſernen Sarg geſperrt worden, in welchem er noch 23 Jahre gelebt. —

Wir werden nicht verſuchen, den übrigen Plunder von Romanen und anderen verwandten Produktionen zu verzeichnen. Wäre es möglich, die 200 Bände dieſes Gelichters, die in den letzten Monaten erſchienen, zu claſſifiziren, ſo würde man ſie in unmerklichen Übergängen bis zur unheilbarſten Albernheit, bis zur unverſchämten Nullität herabſteigen ſehen. Wir begnügen uns, auf einige Züge ihrer allgemeinen Phyſiognomie hinzudeuten, welche in dieſer Gattung auf eine neue Tendenz zu ſchließen erlauben.

Wir wenden uns zurück auf die Literatur, wie ſie vor etwa drei Jahren war. Der Roman war damals nichts Geringeres, als das Epos der neueren Zeiten; ſein Rahmen und ſeine Maſchinerie conſtituirten die Form par excellence, und er wich vor keiner der großen hiſtoriſchen oder ſozialen Fragen zurück. Dieſe Aufwallung von Stolz ließ ſich durch ein berauſchendes Glück entſchuldigen. Gegenwärtig etwas weniger gehätſchelt, — verzichtet der Roman nach und nach auf die Prätentionen, die ihn nur zu oft bis zum Lächerlichen hingeführt haben. Er ſucht wieder zu werden, was er ehemals geweſen, eine erholende und leichte Lektüre, ein Schauſpiel am ſtillen Kamin. Noch zu bemerken iſt, daß die Mehrheit der Schriftſteller Mäßigung im Style, Moralität, zuweilen ſogar Rechtgläubigkeit affektirt. Die Klagen über die Zuchtloſigkeit der Geiſter ſind nicht mehr gegründet. Solchen, die in der franzöſiſchen Literatur nur Schlimmes ſehen wollen, ohne das Gute, das ſie bewirkt, in Rechnung zu bringen, können wir die Verſicherung geben, daß das moraliſche Übel zu keiner Zeit geringer war, als in der gegenwärtigen. Es wäre ein Leichtes, die Beweiſe dafür zu häufen. Ohne aber den Kreis der literariſchen Erſcheinungen, den wir durchlaufen haben, zu überſchreiten, führen wir zur Vergleichung ein Werk an, welches, vor fünfzig Jahren geſchrieben, jetzt wieder aufgelegt worden iſt, wir meinen die „Théorie des lois criminelles," von Briſſot de Warville (2 Vol.). Hier lieſ't man im Kapitel über den Ehebruch: „Der Ehebruch exiſtirt nicht in dem Geſetz der Natur. Es iſt vielmehr ſehr natürlich, ſeinen Geſchmack nicht auf eine Frucht zu beſchränken, ſondern alle Blumen zu pflücken, die dem Geruche ſchmeicheln und das Auge bezaubern können." Gewiß wird man in keiner einzigen Schrift des Tages dieſe anakreontiſche Phraſe wiederfinden, die unſeren Vätern in einer ernſten juriſtiſchen Abhandlung leider nicht anſtößig war." —

F. W. Carové.

Aus Weimar.

(October).

(Phyſiognomie des geſelligen Lebens.).

Weimar's geſellige Zuſtände darf man nicht in der Perſpective betrachten, nicht als kalter Beſchauer, als nüchterner, theilnahmloſer Beobachter, wenn man daran reinen und wahren Geſchmack finden will. Gar Mancher dürfte ſonſt einen ziemlich unbefriedigenden Eindruck davon in ſich aufnehmen. Und doch enthält Weimar ſo trefflich ausgebildete Elemente einer genußreichen Geſelligkeit und eines regen, friſchen Lebens, daß es in dieſer Hinſicht keiner anderen Stadt Deutſchland's den Vorrang einzuräumen hat. Aber man muß dies Leben mit genießen, Selbſtthätigkeit dabei entfalten, will man ihm eine anziehende Seite abgewinnen. Weimar beſitzt einen weſentlichen Vorzug vor vielen anderen Städten und namentlich Reſidenzen darin, daß ſeine Mittelklaſſe, quantitativ wie qualitativ, den Kern der Einwohnerſchaft bildet. Eine ehrenwerthe Klaſſe, die immer mehr Geltung, immer mehr Terrain gewinnt, immer bedeutender ſich geſtaltet. In ihr findet nicht nur das geſellige, ſondern auch das wahre geiſtige Leben ſeinen Centralpunkt; ſie bewahrt jene tüchtige, ſolide, vorurtheilsfreie und geſunde Lebensanſchauung, die auf alle Verhältniſſe wohlthätig und beſeelend einwirkt. Zu dieſer Mittelklaſſe gehört aber nicht blos der gebildete Bürger, — und deren beſitzt die hieſige Stadt eine weit bedeutendere Zahl, als man auf den erſten Blick glauben ſollte, — ſondern auch die größte Anzahl der niederen wie höheren Staatsdiener, der Literator ꝛc., kurz, alle diejenigen, die von Rohheit und Überbildung gleich weit entfernt ſind, als von Cliquenweſen, Abſonderungsſyſtemen und Vornehmthuerei. Die letztere Kaſte iſt verhältnißmäßig ſehr klein, ſeitdem man auch hier einzuſehen angefangen hat, daß der kräftige Pulsſchlag nur von warmer, raſcher und friſcher Cirkulation des Bluts bedingt wird. Wie viel hat Weimar auch in dieſer Hinſicht dem verewigten Karl Auguſt, dieſem wahrhaft großen Fürſten, zu danken! Seine Sinnes- Denk- und Handlungsweiſe war die eines eben ſo humanen Vaters, als eines ſcharf- und tiefblickenden, vorurtheilsfreien Beobachters, der das Gute und Preiswürdige leicht heraus zu finden und zu erkennen, Jedem den richtigen Platz anzuweiſen wußte, und durch Wort und That anregte, befeuerte und belohnte. Den ächt liberalen, volksbeglückenden, den Anforderungen und Bedürfniſſen einer fortſchreitenden Zeit huldigenden Inſtitutionen, die er uns hinterlaſſen, verdankt Stadt und Land ein neues Leben, einen früher nie gekannten Aufſchwung. Wie manchen unerquicklichen Nebel ſein ungetrübter, heller Blick zerſtreute; welch' blühendes Daſein ſein alle Verhältniſſe klar überſchauender Geiſt, ſein hochherziger Sinn, ſein vorleuchtendes Beiſpiel ſchuf, wir ſehen die Beweiſe dafür täglich um uns. Er verlieh auch dem jetzigen geſelligen Leben in faſt allen Hauptbeziehungen und Richtungen den eigentlichen Impuls; er iſt auch in dieſer Hinſicht der wahre Schöpfer Weimar's. Ariſtokratiſcher Dünkel hat ſich in ſeine veralteten Kotterien zurückgezogen, denn die Behauptung, er ſei bei uns ganz gewichen, wäre Unwahrheit. Glücklicherweiſe iſt die Zeit Antiquität, wo es ihm gelang, ſein übertünchtes Geſicht für friſches Leben, für Geſundheitsfülle auszugeben. Die Aufgeklärten des Adelſtandes hier haben ſich von ſeinen unhaltbaren Vorurtheilen losgeſagt, die Klügeren unter den ſtarren Anhängern deſſelben geben ſich wenigſtens den Anſchein humaner Geſinnung; die unbedeutende Anzahl der Übrigen aber und die lächerlichen Nachbeter und Nachahmer aus anderen Klaſſen finden keine Beachtung mehr

In geiſtiger Hinſicht ſteht Weimar noch immer bedeutend da. Im Reiche des Geiſtes gilt keine Ariſtokratie im alltäglichen Sinne, und deshalb konnte ſich hier, bei ſonſt glücklichen Conjunkturen, unter der Ägide großherziger Fürſten, ein hohes geiſtiges Leben ohne Hemmniß und Widerſtand entwickeln. Der Nachklang aus der in der Geſchichte der Geiſter ſo einzigen Periode, wie ſie weder für Weimar, noch für die Welt je wiederkehren wird, tönt hier noch fort, obwohl er nur ein — Nachklang iſt. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Vereine von Kunſtvereinen.** — Am 17. v. M. hielten zu Berlin die Vertreter der Kunſtvereine von **Königsberg, Danzig, Stettin, Breslau, Potsdam, Magdeburg, Halle, Halberſtadt** und **Braunſchweig, Münſter,** und des **ſächſiſchen,** des **kurheſſiſchen** und des **Kunſtvereins für die Rheinlande und Weſtphalen,** eine Verſammlung, auf welcher beſchloſſen wurde, daß künftig ein jeder dieſer Kunſtvereine alle zwei Jahre ein bedeutendes größeres Gemälde, entweder durch Beſtellung oder durch Ankauf von der Staffelei, zur gegenſeitigen Mittheilung für die Ausſtellung der zu ſolchem Zwecke verbundenen Vereine [illegible] werden ſolle; ſo daß ein ſolches Kunſtwerk erſt nach beendetem Kreislaufe ſolcher Mittheilungen zur freien Verfügung des Beſitzers geſtellt werde. — Um den Geſchäftsgang für die Angelegenheiten der beiden **Ausſtellungscyklen** (von dieſſeits und jenſeits der Elbe) zu vereinfachen, wählte jeder derſelben einen Hauptgeſchäftsführer, und zwar für 1837 und 1838 Herrn J. A. **Rema** für die öſtlich, und Herrn Rendant. **Ribbeck** für die weſtlich von der Elbe gelegenen Städte. — Es ſcheint, wie die Anregung zu einem **deutſchen** Zollverein von Preußen ausgegangen, ſo ſoll auch ein **deutſcher** Kunſtverein von dort aus veranlaßt werden. —

⁂ **Stadtverſchönerungs-Geſellſchaften.** — In **Culm** und **Graudenz** haben ſich Vereine gebildet, welche die Verſchönerung dieſer Städte und deren Umgegend bezwecken, und in **Marienwerder** wird ein ſolcher Verein vorbereitet. In Culm ſind auch Damen dem Vereine beigetreten, die durch Verloſung von Handarbeiten allein im verfloſſenen Monat die Summe von 100 Thalern beigetragen haben. —

⁂ **Roſſini, Penſioniſt Karl's X.** — Das Bulletin des lois publizirt eine Ueberſicht der Penſionen, welche von der abgeſetzten Dynaſtie auf ihre Civilliſte bewilligt und jetzt liquidirt worden. Auf dieſem Etat iſt auch die Penſion von 6000 Fr. verzeichnet, welche Herrn Joachim Anton **Roſſini,** getauft am 29. Februar 1792 zu Peſaro, — als Compoſiteur Karl's X. und als General-Inſpektor des Geſanges ertheilt worden. —

⁂ **Ein ſechsjähriger Componiſt.** — **Amand Chevé,** auf (der Inſel) Senegal am 17. September 1830 geboren, hat, — jetzt ſechsjährig, — 56 Melodien ſeiner Compoſitionen herausgegeben, welche ſehr anmuthig und voll naiver Rührung ſein ſollen. Sie ſind mit dem Bilde des jungen Compoſiteurs geſchmückt und in ſeiner Wohnung zu Paris rue ferme des Mathurins Nro. 10 zu haben. —

⁂ **Gebrauch des Thermometers bei der Seeſchiffahrt.** — Der öſterreichiſche Schiffskapitän **Akolfi** hat beobachtet, daß das Meer über Sandbänken viel kälter iſt, als in freier Tiefe, und daß dieſe Erkältung mit der Größe der Bänke zunimmt. Da nun auch die Annäherung ſchwimmender Eismaſſen allemal durch beträchtliche Erniedrigung der Waſſertemperatur ſich ankündigt, ſo wird künftig das Thermometer dazu dienen, die Nähe von Sandbänken ꝛc. anzuzeigen, wodurch denn manche Strandung vermieden werden kann. —

⁂ **Aktienbanken in England.** — Dem Berichte des Parliamentsausſchuſſes zufolge haben 30 engl. Aktienbanken eine Darſtellung ihres Zuſtandes gegeben, wovon vor 1832 erſt 11, aber keine derſelben vor 1826 beſtanden. Eilf dieſer Banken, die ſich 1834 bildeten, haben nicht weniger als 117 Zweigbanken und 41 Agentſchaften erzeugt. Das Kapital der 30 Banken beträgt 37,150,000 Pf. St., wovon 6,000,000 eingeſchoſſen.

⁂ **Chineſiſcher Handelsverkehr.** — Nach einer neueſten Ueberſicht des Handelsverkehrs von **China** mit dem Auslande wurden dort im Jahre 1833 eingeführt:

1. **Opium** .... für 11,618,167 Dollars. } 23,476,044 D.
2. Andere Artikel „ 11,858,877 — }

Ausgeführt:

1. **Thee** ..... für 9,133,749 Dollars. } 20,443,270 D.
2. Andere Artikel „ 11,309,521 — }

⁂ **Ein ruſſiſches Kunſtblatt** erſcheint zu Petersburg ſeit dem erſten Auguſt. Es werden monatlich nur 2 einen Bogen ſtarke und mit Zeichnungen verſehene Nummern ausgegeben.

⁂ **Dampfſchiffahrt in Schweden.** — Stockholm hat jetzt ſchon 20 Dampfſchiffe, und in ſieben Tagen wird man von dort nach London fahren. Im nächſten Sommer ſoll auch ein Dampfſchiff nach Torneo abgehen; dies für diejenigen, die einen Tag ohne Nacht ſehen, oder den Lappen einen Beſuch machen wollen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 266. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 9. November.

Lavater.

Beiträge zur näheren Kenntniß und wahren Darſtellung Johann Kaſpar Lavater's. Aus Briefen ſeiner Freunde an ihn und nach perſönlichem Umgange. Von Ulrich Hegner. Leipzig. Weidmann'ſche Buchhandlung. 1836.

Wir erhalten durch dieſe Sammlung von Briefauszügen einen ſehr intereſſanten Beitrag zur Literaturgeſchichte der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und zugleich authentiſche Dokumente zur Entwerfung des Charakterbildes eines Mannes, der, mit den Edelſten ſeiner Zeitgenoſſen vertrauten Umgang pflegend, ſeinem Einfluß und ſeiner Stellung nach ihnen ſelbſt beigezählt werden muß. Briefſammlungen laſſen den ſtrengen Literarhiſtoriker einen ungetrübten Blick in das Seelentriebwerk der betheiligten Perſonen werfen, und gelten ihm in ſo fern, als unmittelbare Urkunden, noch mehr als Memoiren, in denen oft nur die Lichtſeiten dargeſtellt, dagegen die partie honteuse der Zeit und der literariſchen oder politiſchen Charaktere in abſichtlicher Dämmerung gehalten ſind. Unſere Zeit hat die Bedeutung und den abſoluten Werth ſolcher Sammlungen erkannt und benutzt. Gervinus hat den Verſuch gemacht, nach den Briefwechſeln zwiſchen Göthe und Schiller, zwiſchen Merk und ſeinen Freunden, (herausgegeben von K. Wagner) ein hiſtoriſches Charaktergemälde Göthe's zu entwerfen.

Die Männer, aus deren Briefwechſel mit Lavater die vorliegende Sammlung entſtanden iſt, ſind ſämmtlich vom Schauplatz abgetreten und ſchon längſt dem Urtheil der Geſchichte verfallen. Je mehr jetzt in Deutſchland, wo man begonnen hat, die Literaturgeſchichte vom ſtrengen hiſtoriſchen Standpunkt zu bearbeiten, wo freilich die literariſchen Notabilitäten höchſt ſelten in die politiſchen Strömungen und Bewegungen ihrer Zeit gezogen wurden, und ſomit keine public characters, wie gewöhnlich in Frankreich und England im Sinne dieſer Nationen werden konnten, der Mangel an Memoiren fühlbar wird; deſto mehr müſſen wir den Veröffentlichern ſolcher Briefvermächtniſſe zu aufrichtigem Danke uns verpflichtet fühlen. Ulrich Hegner, durch ſeine „Molkenkur" und andre idylliſche Gemälde ehrenvoll in der deutſchen Schriftſtellerrepublik eingekörpert, der mit Lavater wohl zwanzig Jahre bekannt, drei Jahre in ſeinem reinlichen Hauſe wohnte und an ſeinem freundlichen Tiſche ſaß, hatte von demſelben die Erlaubniß erhalten, von Briefen bedeutender Freunde, während ſeiner merkwürdigſten Schriftſtellerbahn, Auszüge deſſen, was ſie ihm über ihn ſelbſt zugeſchrieben hatten, zu machen; da dieſe Äußerungen vergangner Zeiten ſeinen frohen Sinn nicht mehr anfechten, und ſolche Anfälle in Schimpf und Ernſt ſeinem Andenken nicht mehr ſchaden konnten. Hegner bietet alſo nur bedeutungsvolle Auszüge, nicht den ganzen Wuſt ſolcher oft nichtsſagender Zettel und Schnitzel, worin der Briefſteller ſeinem Freunde meldet, daß er vom Rheumatismus oder vom Durchfall geplagt ſei, wie Göthe ſelbſt die Schwachheit hatte, einige in ſeinem Briefwechſel mit Schiller drucken zu laſſen; nur ſolche Auszüge finden ſich hier, welche den Charakter Lavater's unter die Reverbère des Urtheils ſeiner Freunde ſtellen. Er hat in dem zweiten Theile des Buches, wo er ſeinen Stoff in die verſchiedenen Rubriken: Lavater's „Freunde, Freundinnen, Feinde, Glaube, Gemüthsart, Phyſiognomik, Philoſophie, Poeſie" zerſtreute, den Verſuch gemacht, einen der merkwürdigſten Menſchen, die er im langen Leben perſönlich gekannt habe, ſo natürlich darzuſtellen, wie er ihm ſelbſt, ohne Rückſicht auf fremde Urtheile, im wahren und irrenden Wiſſen und Streben erſchienen ſei, und ſich auch an weſentlichem Gehalt in hohem Grade ehrenwerth, bis zum Ende bewährt habe.

Als Briefſteller treten 43 mehr oder minder berühmte Zeitgenoſſen Lavater's auf, von denen: Campe, Füßli, Garve, Gleim, Göthe, Hamann, Herder, Jakobi, Jeruſalem, Jung-Stilling, Klopſtock, Knebel, Lenz, Meiners, Moſes Mendelsſohn, Merk, Reinhold, Schloſſer, Schlözer, die beiden Spalding, die Gebrüder Stolberg, Sulzer, Tiſchbein, Wieland und Zimmermann beſonders berückſichtigt zu werden verdienen.

Lavater zeigte ſich durch drei Geiſteswirkungen oder Äußerungen ſeiner inneren Kraft, durch ſeinen Glauben, durch ſeine Gemüthsart und durch ſeine Geſichtslehre der Welt im eigenthümlichſten Lichte. Beſonders war es der Glaube, den Lavater in ſeinen „Ausſichten in die Ewigkeit," in ſeinen Predigten und übrigen aſcetiſchen Schriften als Inſpirationen eines prophetiſchen Sehers, in einer neuen blendenden und kühnen Dichterſprache, im Rythmus und in Proſa, predigte, welcher alle frommen Seelen electriſirte und die Urſache ſeiner über ganz Deutſchland ſich erſtreckenden Berühmtheit und Verehrung wurde. Lavater glaubte, daß der Menſch in „eine unmittelbare Gemeinſchaft mit der Gottheit treten könne." Zugleich ſtrebte er, ſeinen in poetiſchen Bildern eingekleideten Glauben, der oft an Schwärmerei ſtreifte, nie aber, um ſeine Herrſchaft zu begründen, das Schwert des Fanatismus ergriff, zu einer „Doktrin" erheben, was ihm natürlich mißglücken mußte. Dieſes Streben bot den feindlichen Verſtandesmenſchen manche Blöße, den begeiſterten Prediger lächerlich zu machen; wodurch es den Spöttern gelang, ſeine wärmſten Verehrer abzukühlen. Chriſtus war ſein einziger Gott. „Ohne ihn, geſteht er ſelbſt, wäre er Atheiſt." Dieſe Gottheit Chriſti ſtellte er über die Gottheit des Vaters ſelbſt und ſeine Chriſtusanbetung ſteigerte ſich bei ihm zu einer „Chriſtolatrie." „Ihm erſcheint Chriſtus durchaus als das Haupt der Schöpfung, als der König der Menſchheit." In ſeiner Jugend erſtarkte die ſchmachtende Hoffnung einer unmittelbaren Offenbarung" zur beſtimmteſten Überzeugung, die ſich in ſeinen Schriften und Poeſieen in großer Stärke und faſt vermeßner Kühnheit ausſprach. Eine Zeitlang glaubte er ſogar, daß der Apoſtel Johannes noch auf der Erde wandle und ihn bald beſuchen werde. Er forſchte deßhalb in den Geſichtszügen jedes auf Spaziergängen und kleinen Fußreiſen ihm begegnenden Unbekannten, ob er nicht etwa den leibhaftigen Johannes in ihm entdecken könne. Später aber hatte er zu Zeiten ſo kühle Momente, daß er ſelbſt „vor allzuleichtgläubiger Hingebung und Imagination" warnt und ſelbſt einſt, als von Einwürfen gegen die Offenbarung die Rede war, bemerkte, „er könne noch viel ſtärkere Gegenbeweiſe aufſtellen" und auf ſeinem Todbette ſich äußerte, „er ſei doch ein guter Narr mit dem lieben Gott."

Verkündigung der lieben Botſchaft blieb bis zu ſeinem Tod ſein Lieblingsvergnügen, nicht um Proſelyten für ſich zu machen, ſondern für ſeinen Herrn Seelen zu gewinnen. Er war ein rechter Demagog für unſern Herrgott. Auch ſpielte er gern den Gewiſſensrath, hörte von frommen Seelen, unter denen viele fürſtliche und ariſtokratiſche waren, Beichte, und ertheilte denſelben in Verſen und Proſa, mündlich und ſchriftlich geiſtlichen Troſt. Inzwiſchen blieb er treu in ſeinem Glauben, fröhlich in ſeiner Hoffnung und ſelig in ſeiner Liebe; das ließ er ſich durch keine Täuſchung nehmen, und hieß darum ein Schwärmer. — (Fortſ. f.)

Fenimore Cooper bei Lafayette und Louis Philipp. *)

1.

Wenn ein Mann, der zu ſeiner Zeit die Aufmerkſamkeit zweier Welttheile erregte, ſchon der Natur der Sache nach von Freund und Feind verſchiedentlich beurtheilt und eben deßhalb ſo wohl von Lobrednern, als von Tadlern verkannt werden mußte; ſo ſcheinen einige Bemerkungen, aus ſeinem Privatleben geſammelt, am geeignetſten, uns den wahren Charakter dieſes merkwürdigen Mannes unbefangen und unparteiiſch zu ſchildern; und hier dürfte der keiner politiſchen Partei angehörende Cooper, der überall nur den Menſchen ſuchte und auffand, als vorurtheilsfreier Beurtheiler erſcheinen.

Cooper von frühern Zeiten her mit Lafayette näher bekannt, traf im Winter 1833—34 öfter mit ihm in Paris zuſammen, und eine Veranlaſſung fand ſich in dem Umſtande, daß Lafayette ſich öfter bei einem Committée von Amerikanern einfand, die zur Unterſtützung der bedürftigen verbannten Polen zuſammentrat, und ſich wöchentlich im Hauſe, wo Cooper wohnte, verſammelte. Lafayette hielt damals ſeltner Soireen; aber Cooper beſuchte ihn öfter während ſeiner einſamen Mittagsmahlzeit, wo er, als alter Bekannter, jederzeit freundlich willkommen war. Nur die Abendſtunden verſtatten in Paris, wie in London, wo der Vormittag bis weit in den Nachmittag hinein Geſchäften gewidmet iſt, die nöthige Muße und Laune zu ungeſtörter herzlicher Unterhaltung. Da man nun in Paris um 6 Uhr ſpeiſt; ſo eilte Cooper in der Regel vom eignen Tiſch in der Rue St. Dominique nach der Rue Anjou und fand Lafayette gewöhnlich noch an ſeiner einſamen Tafel. Lafayette hatte nämlich gleich nach ſeiner Entlaſſung vom Oberbefehl der Nationalgarde das Hôtel de l'Etat major verlaſſen und ſeine hübſche beſcheidene Wohnung in letzterer Straße bezogen. Das Haus hat zwar einiges Anſehen, aber die zwar für einen Einzelnen hinreichende Anzahl von Gemächern iſt nichts weniger als viel verſprechend; die Hauptzimmer ſehen nicht einmal in die Straße, liegen gleich an der Treppe, und der Eingang zu letzterer iſt eine eben ſo beſcheidene Hausthüre, als der Eingang zu manchen andern berühmten Männern des Jahrhunderts. Letzteres iſt, wie Cooper meint, in Paris nichts Auffallendes, da man in Paris das wahre Verdienſt eines Mannes auch ohne äußere Schauſtellung zu ſchätzen wiſſe, weil dort nicht, wie an gewiſſen andern Orten, der Geldſack die Summe aller Vor-

---

*) Wir entnehmen dieſe und einige folgende Skizzen aus J. Fenimore Cooper's neueſter Reiſebeſchreibung: „A residence in France with an excursion up the Rhine and a second visit to Switzerland, by Fenim. Cooper, Esq., author of „the pilot," „the spy" etc. Paris, Galignani. 1836. gr. 8. einer Schrift, die, wegen der unbefangenen und eigenthümlichen Auffaſſungsweiſe des Verfaſſers viele intereſſante Seiten darbietet. Eine deutſche Ueberſetzung derſelben wird in Kurzem im Verlage der J. D. Sauerländer'ſchen Buchhandlung in Frankfurt a. M. erſcheinen.

trefflichkeit ausmache. Lafayette's Wohnung beſtand aus einem größern Vorſaal, zwei kleinern Salons und einem kleinern Gemach, worin er gewöhnlich ſaß, las, ſchrieb, aß und ſchlief. An dieſe auf einander folgenden Gemächer ſtießen einige Nebengemächer. Der alte Baſtian, der ſeinen Herrn nach Amerika begleitete, von Geburt ein Deutſcher, ein Laquai und ein Kutſcher waren die einzigen Bedienten, deren er in Paris bedurfte; kein weiblicher Dienſtbote war zu ſehen. Alles hatte zwar das Anſehen einer anſtändigen Haushaltung; Wagen, Pferde, Mobiliar, alles gut aber prunklos; von Livreen war nichts zu ſehen, und nicht einmal der Fußteppiche mochte der einfache Mann ſich bedienen.

So wie Cooper eintrat, pflegte Baſtian dem gewohnten Beſuche freundlich zuzunicken; meiſt unterließ er es, ihn anzumelden, und führte ihn ſogleich in's Eß- und Schlafzimmer Lafayette's. Hier fand ihn Cooper an einem kleinen Tiſche, grade groß genug, daß ein Gedeck und eine einzelne Schüſſel darauf Platz fanden, der alſo keines Tiſchtuches bedurfte, wo eine Serviette hinreichte. Seine einzige Geſellſchaft war ein kleiner weißer Schooßhund. Weil es feſtſtand, daß Cooper grade vom Eſſen komme, ſo fanden keine weiteren höflichen Einleitungen ſtatt, ſondern letzterer nahm gleich ſeinen Sitz an der Ecke des Kamins ein, während der General fortfuhr zu eſſen. Er ſpeiſte einfach, aber gut; ein gebratenes Huhn durfte nicht fehlen, ein- oder zweimal wechſelte die einzelne Schüſſel mit anderen, und eingemachtes Obſt, beſonders aber Datteln, die er beſonders gern aß, beſchloſſen die Mahlzeit. Gewöhnlich gegen das Ende derſelben pflegte Cooper zu kommen, etwa ein halbes Stündchen zu verweilen und ſich der gebildeten und angenehmen Unterhaltung dieſes Mannes zu erfreuen, dem nie eine bittere Bemerkung gegen ſeine Widerſacher entſchlüpfte, der niemals auf die verdächtigen Beweggründe der Handelsweiſe Anderer anſpielte, deſſen Unterredungen immer Ruhe und Ausgleichung alles äußern Mißverſtändniſſes athmeten, und deſſen männlich-heitere Äußerungen nie die Grenzen der Würde und Anmuth überſchritten. (Schluß folgt).

Aus Weimar.

(Fortſetzung).

(Kunſtausſtellung).

Auf das Einzelne übergehend, was aus der jüngſten Zeit für uns von Belang und Intereſſe war, fällt mir zunächſt die diesjährige Kunſtausſtellung in die Augen, die denn auch die Theilnahme und Aufmerkſamkeit in nicht gewöhnlichem Grade gefeſſelt hielt. Immer mehr hebt ſich dies Inſtitut zu allgemeinerer Bedeutung, und wenn wir ſeinen Anfang und Grund ebenfalls jenem großen Fürſten danken, ſo hat ſein Nachfolger, der jetzige Großherzog, ſo wacker und rüſtig darauf fortgebaut, daß es eine wahre Freude iſt, zu ſehen, wie Weimar auch in dieſer Beziehung den Anforderungen einer reg- und ſtrebſamen Zeit immer mehr und immer erfolgreicher nachzukommen ſich beeifert. Die Acquiſition Schorn's aus München als Direktor des hieſigen Zeicheninſtituts iſt eine überaus glückliche, eine recht erſprießliche zu nennen. Anfangs verſprach man ſich hier nicht viel des Bedeutenden von ſeiner Wirkſamkeit, in der Meinung, er werde nach einem Vorgänger, wie Heinrich Meyer, einen ſehr ſchwierigen Stand und eine unlösbare Aufgabe haben. Allerdings iſt Meyer durch Schorn in ſo fern unerreicht und unerſetzt, weil Letzterem die ausübende Künſtlerſchaft und der große Erfahrungsſchatz Meyer's abgeht; allein einen nicht unwürdigen Nachfolger Meyer's haben wir in Schorn ſicherlich, denn in ihm vereinigen ſich tüchtige Kenntniſſe, eine ausgebreitete gelehrte Bildung mit der Jugendfriſche des kräftigen, der alten wie der neuen und neueſten Kunſtwelt innig befreundeten Mannes. Wie viel beſonders auch die Kunſtausſtellung ihm und ſeinen vielverzweigten Verbindungen dankt, hat dieſe letzte wiederholt bewieſen. Daß ſie den, dem innern Gehalt nach, reichſten angehört, die wir hier je gehabt, darüber vereinigen ſich alle Stimmen. Wie gebräuchlich, erſchloß ſie ihre Hallen dem großen Publikum am 3. September, dem Geburtstage ihres erhabenen Begründers, und ließ ſie bis zum 1. Oktober offen, mithin lange genug, um allſeitigen Genuß zu gewähren. Erfreulich war denn auch die allgemeine Theilnahme, das rege Intereſſe, welche ihr das hieſige Publikum und eine große Anzahl Fremder zuwandte. Faſt für jeden Geſchmack bot ſie Nahrung und Befriedigung; Genuß an den Werken der Meiſter, Freude an den Leiſtungen und Proben fortſtrebender talentvoller Schüler des Zeicheninſtituts, für welche letztere die Ausſtellung zum Theil mit beſtimmt iſt. Malerei, Sculptur, Architektur waren mehr oder minder reichlich bedacht. Von den in Deutſchland jetzt blühenden Malerakademien hatten beſonders die Düſſeldorfer, Münchner und Berliner werthvolle Spenden geliefert; aber auch Werke niederländiſcher und franzöſiſcher Meiſter waren nicht ausgeblieben. — Bemerkt muß hier übrigens gleich im Voraus werden, daß der Mangel eines gedruckten Katalogs die Angabe der Nummerzahl unmöglich und die etwaige Lückenhaftigkeit meiner Relation erklärlich macht.

Weniger bedacht als vordem erſchien diesmal das Fach der Hiſtorienmalerei, die ſich jetzt nur von wenigen hervorragenden Talenten unſers Vaterlandes kultivirt findet, während vor einigen Decenien Jeder auf dies Fach ſich mit Begierde warf, mochte er den Beruf dazu, das poetiſche Schaffungsvermögen, in ſich tragen oder nicht. Die fleißige Luiſe Seidler hatte in ihrem Ölgemälde: „Hagar in der Wüſte, den verſchmachtenden Ismael in den Armen haltend, während der Engel ihr die Schaale knieend reicht.“ (ganze Figuren unter Lebensgröße) einen geeigneten und dankbaren Vorwurf gewählt. Die Ausführung iſt, unſers Erachtens, ſinnig und gelungen, mit männlich kräftigem Pinſel, und das Werk gewährt durch einfache Compoſition und edle Behandlung den reinen Kunſteindruck, den der Gegenſtand erheiſcht, wenn er äſthetiſch wirken ſoll. Außer dieſem Gemälde lieferte das Hiſtorienfach wenig von Belang.

Verhältnißmäßig deſto bedeutender waren die Spenden der Genre- und Landſchaftsmalerei. Den Preis in erſterer Sphäre möchten wir dem kleinen Bilde von Piſtorius in Düſſeldorf: „Der alte Politiker“ zuerkennen. Jeder Zug in dieſem ausgezeichneten Werkchen iſt charakteriſtiſch vollendet, die ganze Figur ſo recht aus dem Leben gegriffen, mit überraſchender Wahrheit vor Augen geführt. Jene Selbſtgefälligkeit, Behaglichkeit und Wichtigthuerei, wie wir ſie ſo oft im Leben erblicken, iſt mit ſo viel körnigem, deutſchem Humor dargeſtellt, daß der Eindruck, den dies Bildchen auf den Beſchauer hervorbringt, ein eben ſo heiterer als völlig kunſtſchöner genannt werden muß. Dieſem Werke zunächſt nennen wir: „Den Siavonier und die Einquartirung im Dorfe,“ von Karl Schulz in Berlin, „badende Mädchen“ von Elsholz daſelbſt, „die Wirthſchaftsſcene im bairiſchen Hochlande,“ von Lorenz Quaglio in München, „den Würzburger Schiffsreiter auf der Rückkehr nach Hauſe,“ von Schelver daſelbſt, „die Kavallerie-Retirade,“ von Grolig in Dresden, „die bairiſchen Dragoner, einen Haufen bewaffneter Tyroler an einer Kirche überfallend,“ von Monten in München, „Schlägerei vor einem bairiſchen Wirthshauſe“ (in holländiſcher Manier), und „Porta maggiore,“ von Bürkel daſelbſt, „die ſchlittenfahrenden Kinder,“ von Evers, „den Savoyardenknaben,“ von Volkert, ebenfalls in München, „zwei Mädchen aus dem baieriſchen Hochlande,“ von Heinel in Nürnberg, „Kinder mit Seifenblaſen ſpielend,“ von Jacquard in Paris, wo man nur die Behandlung der Hände vernachläſſigt fand, — als tüchtige und werthvolle zum Theil vorzügliche Stücke, in welchen mehr oder weniger ſich richtige, korrekte Zeichnung, blühendes, friſches Kolorit, charaktervolle Naturtreue und lebendige Gruppirung kund gaben. (Fortſ. f.)

Kunſt.

„*La preziosa*,“ von Rembrandt.

Wenn die Werke irgend eines Malers den Stempel der Genialität unverkennbar an der Stirne tragen, dann ſind es die Gemälde Rembrandt's. Überwältigt von der Macht des Genies griff der ungebildete Knabe zum Reißblei, zur Radirnadel, zum Pinſel, und was eine der ſeltenſten künſtleriſchen Anlagen auch ohne ſtrenge Schule vermag, das haben die Zeichnungen, Radirungen und Gemälde dieſes Niederländers uns zur Anſchauung gebracht. Wie zahlreich ſeine Schöpfungen auch ſind, ſo hat doch eine jede derſelben einen eigenthümlichen Reiz, und wenn eine ſolche aus der Verborgenheit wieder an's Licht tritt, ſo iſt man es den Kunſtfreunden ſchuldig, ihnen Kunde davon zu geben. Dieſer Pflicht entledigen wir uns mit Freuden, indem wir berichten, daß Hr. Noë, einer der kunſtverſtändigſten Gemäldehändler, der ſich gegenwärtig zu Frankfurt a. M. aufhält, zum Beſitz eines der bedeutenderen Gemälde jenes großen Künſtlers gelangt iſt, welches ein altes Mütterchen, — es ſoll das Porträt von Rembrandt's Mutter ſein, — darſtellt, wie es ein liebliches Mädchen zu bereden ſucht, ihr ſeine Hand zu reichen. Die Figuren ſind in Lebensgröße und das Mütterchen halb, das Mädchen bis zu den Knieen ſichtbar. Die Ächtheit des Bildes iſt unverkennbar, und das wundervolle Helldunkel, die Keckheit der Behandlung, die Glut der Farben, und das ſeelenvolle Leben in dem Antlitz, — ja ſelbſt in den Händen des Mütterchens beweiſen, daß der auf dem Bild befindliche Namenszug des Malers mit der beigefügten Jahreszahl 1632 die Wahrheit ſagt, ſelbſt wenn er von anderer Hand erſt angebracht worden wäre. Beſonders ſtaunenswürdig iſt die Kraft und Freiheit des Pinſels, welche ſich in dem Kopfe, und der Ausdruck, der ſich in den Augen, dem Munde und den Händen des Mütterchens kund gibt. Man ſieht, wie es das zurückhaltende Mädchen zu bereden ſucht, ihm ſeine Hand zu reichen, — wohl, um ihm die Wahrheit zu ſagen; denn das reiche Gewand und die Kopfbekleidung des Mütterchens laſſen vermuthen, daß der Künſtler damit eine wahrſagende Zigeunerin darſtellen wollte. Man ſieht, wie der Mund ſich bewegt, um zu ſprechen, während die Augen in den Zügen des Mädchens forſchen, ob die Rede auch den gewünſchten Eindruck mache, und was etwa dem Geſagten noch hinzuzufügen ſei, um die Zurückhaltung zu überwinden, die vielleicht aus der Beſorgniß entſpringt, zarte Geheimniſſe von der Alten ausgeſprochen zu hören.

Je länger man aber bei dieſem Bilde verweilt, um ſo lebhafter wird man von demſelben angezogen, und wer es einmal geſehen, der wird wünſchen müſſen, es öfter, es noch recht oft bewundern zu können. Wir wollen daher auch den Wunſch nicht bergen, daß die Direktion des hieſigen Städel'ſchen Muſeum's ſich beeile, dieſes ſeltene Meiſterwerk für ihre Sammlung zu erſtehen, bevor irgend ein fremdländiſcher Liebhaber ſich deſſelben bemächtige, um es für eine unberechenbare Zeit den deutſchen Kunſtfreunden unzugänglich zu machen. — Rembrandt war erſt 26 Jahre alt, als er dies Bild gemalt; aber vollendeteres, als den Kopf des Mütterchens, hat er auch in ſpäteren Jahren nicht gemalt. —

Feuilleton.

⁂ **Zur kirchlichen Statiſtik von London.** — Aus der (in Nro. 247 angeführten) Schrift: „The state of the Metropolis“ entnehmen wir folgende Angaben: „Die Bevölkerung von London, die 1811 erſt 1,016,014, betrug nach der Volkszählung von 1831 bereits 1,417,941. Aber nur für die City-Bewohner (c. 57,800) iſt hinlänglich für Kirchenſitze geſorgt; für die übrigen gab es deren im Jahre 1815 in den Pfarrkirchen nur 110,000, in den Kapellen 30,000. Seitdem ſind, durch Erbauung von 64 neuen Kirchen, noch 108,000 dazu gekommen. Rechnet man hierzu noch 142,000 Sitze in den 178 Kapellen der Diſſenters, die (von 200 im J. 1827 vorhandenen) als evangeliſch angeſehen werden können; ſo ergibt ſich, daß die Totalſumme aller, die bei jedem evang. Gottesdienſte in der Hauptſtadt Englands anweſend ſein **können**, 390,400 beträgt. — Im Durchſchnitt wohnen aber dem Gottesdienſt der herrſchenden Kirche ſonntäglich nur c. 250,000, dem der Diſſenters 106,000 bei; im Ganzen nimmt alſo nur etwas über **ein** Fünftel der Bevölkerung am evang. Gottesdienſte ſonntäglich Antheil. Rechnet man dazu die ⅔ der kirchenbeſuchenden Familien, welche unabweisliche Abhaltungen haben, ferner 300,000 gelegentliche Kirchengänger, und 75,000 Katholiken und Unitarier; ſo ergibt ſich, daß höchſtens 945,000 Einwohner den chriſtl. Gottesdienſt regel- oder unregelmäßig, über 500,000, die ihn gar nicht beſuchen. — Dies zur theilweiſen Berichtigung und Ergänzung der Angaben im Feuilleton zu Nro. 265. —

⁂ **Abſtammung der Zigeuner.** — Herr v. **Rienzi**, Verfaſſer des großen Werkes über **Ozeanien**, welches die Gebrüder Didot jetzt bekannt machen, hat nachgewieſen, daß die Zigeuner aus dem Lande der Mahratten in Indien entſpringen, wo er die **Tzingar's** gefunden, welches ihr wahrhafter Name iſt. Den Beweis hat er durch Vergleichung der Sprachen der Zigeuner in Europa mit der hindoſtaniſchen geführt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 267.

1836.

Phönix.

Donnerſtag, 10. November.

Lavater.

Beiträge zur näheren Kenntniß und wahren Darſtellung Johann Kaspar Lavater's.

(Fortſetzung).

Die Gemüthsart Lavater's prägte ſich ſchon in ſeiner Phyſiognomie und ſeinem Äußeren entſchieden aus. Auffallend war ſeine Geſichtsbildung, deren richtiges Verhältniß und Ebenmaaß ſelbſt von der vorſpringenden Naſe wenig geſtört wurde. Auch die Feinheit ſeiner äußeren Geſtalt zeichnete ſich vortheilhaft aus. Er war lang und wohlgewachſen, aufrecht, leiſe und leichtſchwebend in Gang und Bewegung, dabei eine unverkennbare geiſtige Haltung, ohne alle Ziererei. Milde und doch lebhaft im Ausdruck war die Miene, und rein blaß ſeine Farbe, daher ihn auch Asmus den Mann mit Mondſtrahl im Geſichte hieß. Das Schönſte aber waren ſeine glänzenden Augen. Überhaupt findet Hegner eine auffallende äußere und innere Ähnlichkeit, welche Lavater mit dem berühmten Fenelon theilte, und die H. an vielen Stellen ſchlagend nachweiſ't. Göthe entwirft uns eine ſehr charakteriſtiſche Zeichnung von Lavater. Er beſchreibt ihn: „heiter und herzlich, anmuthig ohne Gleichen — ein Individuum, einzig ausgezeichnet, wie man es nicht geſehen hat und nicht wieder ſehen wird — tiefe Sanftmuth des Blickes, beſtimmte Lieblichkeit der Lippen — zutraulich, ſchonend, ſegnend, erhebend — man wird jungfräulich an ſeiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Sein Geiſt war durchaus impoſant; — ein vorzügliches Weſen, in ſeiner Nähe konnte man ſich einer entſcheidenden Wirkung nicht erwehren.“ Über ſeine Ausdrucks- und Darſtellungsweiſe bemerkt Hegner Folgendes: „Er hatte allerdings einen großen Reichthum des Ausdrucks und der Wendungen in ſeiner Gewalt; kraftvoller jedoch und treffender im Blitze des Moments, als in ausgeführter Schrift und Rede; mehr Leichtigkeit in Worten, als im logiſchen Zuſammenhang; mehr ſinnlichen natürlichen Anſtand, als gültige Überzeugung. Er überzeugte mehr mit ſeiner reinen Gegenwart, als mit Worten. Der hochdeutſchen Mundart war er nie mächtig und er predigte allenthalben, in Bremen wie in Zürch, im ſchweizeriſchen Kanzeldeutſch.“

Den phyſiſchen Muth ſpricht Hegner Lavater'n ab. „Furchtſam zu Waſſer und zu Lande, zaghaft in äußerlicher Gefahr und ängſtlich vor dem Schmerz, fällt auf ſeine moraliſche Unerſchrockenheit ein deſto glänzenderes Licht, wovon er ſchon in früher Jugend gegen einen ungerechten Landvogt (Grebel) einen Beweis gegeben, und bis an ſein Lebensende, durch die Gefahren der Revolution, des Krieges, der Deportation, durch ſeine Angriffe auf das helvetiſche und franzöſiſche Direktorium, ſelbſt durch die Art ſeines Todes, mit thätiger Kühnheit dargelegt und bewährt hat.“ Lavater ſtarb bekanntlich eines wahren Märtyrertodes im Sinne der alten Kirche. Als im Jahre 1799 Maſſena Zürch geſtürmt, erquickte und tröſtete der edle Lavater die verwundeten Soldaten. Ein franzöſiſcher betrunkner Soldat ſchoß ihm tödtlich in die Seite; er litt noch ein Jahr lang an dieſer Wunde, bis er im Jahr 1801 nach unſäglichen, aber ruhig ertragenen Schmerzen im 60ſten Lebensjahre ſtarb. „Im Ganzen,“ ſo ſchließt Hegner ſeine Schilderung, „zeigt ſich in Lavater unſtreitig eine ſeltene Menſchlichkeit, ein ſittliches Daſein, das edel und gut war, und anhängende Schwächen weit überwog.“

Uns ſcheint Lavater in ſeiner Gemüthsart viel Ähnlichkeit mit J. J. Rouſſeau zu haben. Beide übertrieben zu ihrem nicht geringen Nachtheil ihre allzugroße Offenheit in ihren „Tagbüchern,“ in denen freilich neben vielen Schwächen der edelſte Kern ſich präſentirt. Beide hatten ein hochherziges überfließendes Gemüth, welches an ihrem ſcharfen Verſtande kein hinlängliches Gewicht fand, in deſſen Tiefe leicht der trübe Bodenſatz der Hypochondrie durch äußere Verhältniſſe aufgewühlt wurde.

Die prächtig gedruckten, mit Bildern und einer neuen Doktrin ausgeſtatteten vier Bände ſeiner „phyſiognomiſchen Fragmente," worauf er einen großen Theil ſeines Vermögens und die Mußeſtunden ſeines ganzen Lebens vom 25ſten Jahre an verwandt, machten damals in Deutſchland und der Schweiz eine ſolche Senſation, daß dieſe Fragmente die andern Intereſſen des Tags verſchlangen. Hätte man ſein Wort gleich nur als eine „ureigene Syntheſis ſcharfſinniger Anſchauungen, nicht aber, wie man es that, als eine methodiſch geordnete Wiſſenſchaft hingenommen," ſo würde man ihm ſeinen abſoluten Werth eingeräumt und die vielen gehäſſigen Streitigkeiten, z. B. Lichtenberg's Satyren, an der Wurzel abgeſchnitten haben. Lavater wies ſchon durch den beſcheidenen Titel darauf hin, daß es nur „Beiträge zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe" ſein ſollten. Spricht er darin auch nicht immer ſein Urtheil in beſtimmten Formen logiſch aus, ſo enthält ſein Buch doch einen ſolchen Fond pathognomiſcher Andeutungen über die äußere Geſtalt des Menſchen, wie ſie noch nie ſo reich und klar früherhin an's Licht getreten waren.. Ihm war Phyſiognomie „Sache des Gefühls; ein Geſichtsempfinder war er, wie er ſelbſt ſagt, mehr als ein Geſichtsmeſſer und in dieſem Sinn hatte ihn die Natur auf eine unerreichbare Stufe geſtellt." Welchen genialen Tiefblick zeigen ſeine Darſtellungen von Homer, von Brutus, Hamann, Hermes, Zimmermann und den Chriſtusköpfen? Göthe, der ihm anfänglich mehr Beiſtand leiſtete, als er ſelbſt geſteht, konnte ſich ſpäter, als er gar nicht mehr partheiiſch für Lavater geſinnt war, nicht enthalten zu bekennen: „Alles überwog ſein phyſiognomiſches Genie. Durch den reinen Begriff der Menſchheit, den er in ſich trug, und durch ſeine ſcharfzarte Bemerkungsgabe war er im höchſten Grade geeignet, die Beſonderheiten einzelner Männer zu gewahren, zu kennen, zu unterſcheiden, ja auszuſprechen. Wirklich ging Lavater's Einſicht in die einzelnen Menſchen über alle Begriffe; man erſtaunte, ihn zu hören, wenn man über dieſen oder jenen vertraulich ſprach; ja es war furchtbar in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erſchien, in welche die Natur uns Individuen einzuſchränken beliebt hat."

Wenn auch Lavater kein ſolcher Mittelpunkt einer großen Entwicklungsperiode wie Göthe war; ſo nimmt er doch ohne Zweifel durch ſeine originelle Perſönlichkeit, ſeine Schriften und ſeinen geiſtigen Verkehr mit den angeſehenſten Zeitgenoſſen, ſein Verhältniß zu Deutſchland, für das er das verbindende Glied mit der Schweiz, nach Breitinger und Bodmer, geworden war, eine mächtige Stellung in der Entwicklungsgeſchichte der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein. Außer dieſer Briefſammlung wurde ſein Andenken in der neuern Zeit, durch die Ankündigung der Herausgabe ſeiner geſammelten Schriften erneuert.

(Schluß folgt.)

Montbard und Buffon.

(Schluß).

In Bezug auf mehrere Zeitungsartikel, welche Herault über Buffon abdrucken laſſen wollte, bemerkte der alte Weiſe: „Nicht zwei Artikel auf einmal, man muß die Aufmerkſamkeit des Publikums nicht theilen; wir können ſpäter zu zwei Briefen Stoff finden." —

„Sie haben zwei Namen," ſagte er auch eines Tages zu demſelben, „und man nennt Sie in der Welt bald bei dem einen bald bei dem andern, mitunter alle beide zuſammen, glauben Sie mir, behalten Sie nur einen bei, damit die Fremden ſich nicht irren können." —

Vorzüglich liebte Buffon die Briefe gekrönter Häupter und fürſtlicher Perſonen vorzuzeigen. So hatte ihm der Prinz Heinrich von Preußen, welcher ihn auch in Montbard beſuchte, geſchrieben: „Si j'avais besoin d'un ami, ce serait *lui*, — d'un père, *lui*, d'une intelligence pour m'eclairer, ah, quel autre *que lui!*" — Katharine von Rußland ſchrieb ihm: „Newton hat Einen Schritt gethan, Sie den zweiten." In der That hat Newton das Attractionsgeſetz erfunden, und Buffon das Impulſionsgeſetz bewieſen. „Vous n'avez pas encore vidé votre sac au sujet de l'homme" las man in einem andern Briefe der ruſſiſchen Semiramis. Ein Geiſt, der ſo vielen Werth auf Huldigungen legte, mußte natürlich auch den Styl, gleichſam das Gewand unſerer Gedanken, beſonders im Auge haben. Auch liebte er vorzugsweiſe von den Regeln eines reinen Styls zu ſprechen und behauptete: „der Styl ſei der Menſch ſelbſt; der von Thomas ſei zu ſchwülſtig, zu gezwungen; der von Rouſſeau bei weitem beſſer, aber alle Fehler einer ſchlechten Erziehung durch ſeine Interjectionen, ſeine vorlaufenden Ausrufungen, ſeine immer wiederkehrenden Anreden verrathend.

Die mathematiſchen Studien haben auf die Ordnung der Büffon'ſchen Gedanken und auf die Klarheit ſeiner Schreibart den wohlthätigſten Einfluß ausgeübt. Schon als Knabe konnte er ſich von den Elementen des Euclid nicht trennen, und während ſeine Kameraden ſpielten und ſich vergnügten, ſaß er in einem abgelegenen Winkel, über eine Aufgabe nachſinnend. — Später las er dann die Werke des Marquis l'Hôpital, und ſchon im 20. Jahre hatte er die zweitheilige Größe (le binome) von Newton entdeckt, ohne zu wiſſen, daß ſie von dem engliſchen Mathematiker bereits erfunden worden ſei. Buffon hat dies nie drucken laſſen, aber wenn man ihn um die Urſache dieſes Stillſchweigens fragte, antwortete er: „C'est, que personne n'est obligé de m'en croire." So wie ſich die Pünktlichkeit, die logiſche Folge, die Ordnungsliebe in dem ſorgfältigſt gefeilten Styl offenbart, eben ſo finden wir ihn in ſeinen Lebens-Studien und in ſeiner Kleidungsweiſe.

Schöne Kleidung, ſauberer Haarputz, kurz jede Eleganz liebte er beſonders. Er ſelbſt war ſtets wie ein alter Edelmann gekleidet, und oft tadelte er den modernen Frack ſeines Sohnes, ſtatt deſſen er Herault's de la Sechelles mit Treſſen beſetzten Rock und goldbrokatene Weſte als beſonders wohlanſtändig anpries.

Alle Sonntage ging er in die große Meſſe, wo er ungefähr einen Louisd'or in den Klingelbeutel warf, nach beendigtem Gottesdienſte aber auf dem Platze, umgeben von ſeinen Bauern, und von ſeinem Sohne begleitet, ſpazieren ging. Nie verſäumte er alsdann ſich in altfranzöſiſchem Glanze, mit goldgeſticktem Kleide, zu zeigen; ja ſelbſt an ſeinen Arbeitstiſch mochte er ſich nicht ſetzen, und konnte nicht in Ruhe arbeiten, wenn er nicht ſauber gekleidet und Alles rings um ihn in gehöriger ſyſtematiſcher Ordnung war.

Niemand hat mehr gearbeitet, wie Buffon, und denen, die ſich über ſeine Berühmtheit wunderten, erwiederte er: „J'ai passé cinquante ans à mon bureau." *)—

Des Morgens pflegte er um 5 Uhr aufzuſtehen, ſich anzukleiden, ſich zu friſiren, ſeine Briefe zu diktiren und ſeine laufenden Geſchäfte abzufertigen. Um 6 Uhr begab er ſich in ſein Arbeitskabinet, welches am äußerſten Ende ſeines Gartens gelegen, ihm einen Spaziergang von beinah einer Viertelſtunde verſchaffte. Hier ſchrieb er, oder ſpazirte in den Alleen umher. Niemand durfte während dieſer Zeit ihn ſtören. — Um 9 Uhr brachte man ihm das Frühſtück, aus einem Glaſe Wein und Brod beſtehend; ſodann arbeitete er bis 2 Uhr, wo er zu Tiſche ging und gern lang und luſtig ſpeiſ'te, viel lachte und ſpaßte, und vorzüglich gern zweideutige Reden führte, ſo daß die Frauen oft gezwungen waren das Feld zu räumen.

Nach Tiſch ſchlummerte er eine halbe Stunde, machte einen kleinen Spaziergang, und arbeitete ſodann in ſeinem Kabinet wieder bis 7 Uhr, wo er nach dem gemeinſchaftlichen Salon zurückkehrte, um dort ſich ſeine Werke vorleſen zu laſſen, ſie zu erläutern, zu bewundern, Arbeiten, die man ihm vorlegte, zu corrigiren, und daſſelbe Leben 50 Jahre hindurch eben ſo fortzuführen.

Um 9 Uhr Abends legte er ſich zu Bette, ohne zu Nacht zu ſpeiſen, und in ſeinem 78. Jahre, obgleich von körperlichen Schmerzen geplagt, änderte er nichts in ſeinem thätigen Leben.

Während der 4 Monate ſeines gewöhnlichen Aufenthaltes in Paris blieb er oft während ſeiner Jugend zum Nachteſſen bis 2 Uhr auf, — aber um 5 Uhr Morgens erſchien ſchon ein kleiner Savoyarde vor ſeinem Bette, welcher den Befehl hatte, ihn, ſollte er ſich auch in Zorn ſetzen, mit Gewalt auf den Fußboden zu ziehen.

Es gibt zwei Kabinete, wo Buffon gearbeitet hat, — das eine in dem ſogenannten Thurme zu St. Louis gelegen, welches jetzt nur die vier Wände darbietet, — der Lehnſtuhl, der alte Sekretär, dieſe einzigen Möbel des Gelehrten ſind verſchwunden und man läßt ſelbſt die Fremden nicht mehr in dieſe alten Räume ein.

An der Thüre hingegen lieſ't man Verſe und Sentenzen die Menge, worunter wir folgende auswählen, welche eine natürliche und anmuthige Huldigung bekunden:

Amant heureux de la nature,
Buffon connut tous ses secrets.
Je plaindrais la race future,
S'il eut été par aventure
Au nombre des amants discrets.

Sein Hauptarbeitskabinet aber, deſſen weiter oben erwähnt worden iſt, war ein kleines Häuschen mit ein Paar Doppelthüren, inwendig boiſirt und mit Bildern aus der Naturgeſchichte behangen. Ein Canapée, ein Paar mit ſchwarzem Leder beſetzte Stühle, ein großer Tiſch mit Manuſcripten, ein kleiner neben einem Camin, ein Arbeitsſecretär, darauf eine grauſeidene Mütze, auf dem Lehnſtuhle ein roth und weiß geſtreifter Schlafrock, an der Mauer Newton's Bildniß — dies war das ganze Ameublement. —

Prinz Heinrich nannte dieſes Kabinet die Wiege der Naturgeſchichte. — Jean Jacques Rouſſeau aber kniete vor deſſen Eingange nieder und küßte die Thürſchwelle, weßhalb auch ein jetztlebender Dichter folgendes Diſtichen verfaßte:

Passant prosterne-toi! c'est devant cet asyle
Qu'aux pieds du grand Buffon tomba l'auteur d'Emile.

Wenn ich meinen Leſern zu lange bei dieſer Vergangenheit verweilte, ſo glaube ich wenigſtens, daß die alten Perücken (modernen Styls) unſeren Tagesliteraturhelden und kritiſchen Blitzſchleuderern kein Gegenſtand der Eiferſucht werden können. Nach 50 Jahren wird ſchwerlich ein alsdann lebender Reiſender eben ſo lange bei unſern Herren verweilen, die an Eitelkeit wenigſtens in jeder Hinſicht mit Buffon rivaliſiren können.

A. v. Bornſtädt.

Chronik der ſchönen Literatur.

105) **Friedrich.** Ein Roman von Sigismund Wieſe. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Wieſe iſt eine eigenthümliche Erſcheinung in unſerer Literatur. An dieſem Dichter iſt alles Kampf. Die Tiefe ſeines Gemüthes iſt ausgefüllt von einem edlen Kampf der Spekulation mit dem der Offenbarungen der chriſtlichen Religion um die Löſung der erſten und letzten Fragen des Daſeins. Dieſer Kampf im inneren Leben ſpiegelt ſich größtentheils in der Conſtruction, in der Form der Dichtungen Wieſe's; da rennt die Sprache, wie ein muthiger junger Held im Sturmſchritt, gegen eine Ueberzahl von Gedanken, will ſie wie ein Briareus alle zuſammen umklammern; die ſpröden Gedanken hinwieder halten Stand, und die Sprache gewinnt ſie nicht auf eins gefangen, erobert nur vorerſt dies und jenes Waffenſtück des einen und des andern. Wie der Sprache, ſo geht es Wieſe's ſchöpferiſcher Kraft; ſie übertaumelt zuweilen im beſten Anſatz. Wir lernen Wieſe's das Ganze der Menſchenſeele auffaſſende Intention nur ſelten aus dem Ganzen ſeiner Werke, und dies oft nur aus einzelnen Ruhemomenten kennen. Das ſoll uns jedoch nicht abhalten, dem Weſen und Streben dieſes dichteriſchen Gemüthes beifällig entgegenzukommen, welches auch dann nicht zu verkennen iſt, wenn es ſeiner Aufgabe im Ganzen oder theilweiſe erliegt.

---

*) Während ſeiner Toilette ließ er ſich gern von ſeinem Friſeur und von dem Bedienten das erzählen, was in Montbard und in ſeinem Hauſe vorgefallen war. — Er hatte die Chronique scandaleuse der Umgegend ſehr gern, und Niemand wußte die kleinen ihn umgebenden Geſchichten beſſer, wie er. Das Plaudern über dergleichen Dinge war ihm in dieſer Tagesſtunde ein Bedürfniß, und rührte von ſeiner Neigung zu den kleinen Mädchen- und Frauen-Geſchichten her. Nichts fürchtete er ſo ſehr, als beherrſcht zu werden, weßhalb er ſein Vertrauen einer armen Bäuerin der Umgegend ſchenkte, welche ihn aber zuletzt, — denn ſie blieb über 30 Jahre in ſeinen Dienſten, — doch unter ihre Oberherrſchaft bekam, ihn aufmerkſam pflegte, und ſogar ſeiner Gemahlin oftmals Gelegenheit zur Eiferſucht gab.

Anmk. Einer der Hauptmitarbeiter Buffon's, Jean Louis Marie Daubenton, den 29. Mai 1716 in Montbard geboren, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, wurde von Buffon mit dem anatomiſchen Theile der Naturgeſchichte beauftragt. Man verdankt ihm die gelehrte Klaſſifizirung der Naturprodukte im Pflanzengarten von Paris und mehrere anatomiſche Entdeckungen. Zum Mitglied des Senats ernannt, wurde er von einem Schlagfluß bei der zweiten Sitzung, welcher er am letzten Tage des 18. Jahrhunderts beiwohnte, getroffen und in dem Pflanzengarten begraben.

Das Letztere iſt nun der Fall bei ſeinem neueſten Roman „Friedrich.“ Die abſolute Unmittelbarkeit dieſes Charakters bezeichnen wir wohl am beſten durch die Schilderungen, welche deſſen Genius und deſſen Kakodämon von ihm entwerfen. Der erſte ſpricht: „Des Menſchen Geiſt, den ich vor dir zu vertreten berufen ward, iſt ungeduldig, ſtolz, wider dich. Er läugnet, daß Gott Menſch geworden, daß Jeſus Nazaräus Gott ſei. In dieſem Seher hätte Gott Vollendung verkündiget, aber nicht geleiſtet. Er würde ſie haben leiſten müſſen, wenn er ſelbſt dem Jeſus eingewohnt; dann wäre in ſeiner Perſon die Idee verkörpert, das Wort erfüllt; die Einheit Gottes und der Welt, die Verſöhnung, die Erlöſung wäre durch das Wunder ſeiner Erſcheinung, der erſchienenen Wahrheit vollbracht geweſen. — — Er fußt auf ſeines Geiſtes Freiheit, auf das Urbild einer vollkommenen Welt; heut, jetzt will er die Stunde der Verklärung . . . Da er die Fühlung deines Weſens habe, warum du ihn in Qual gebannt? fragt er . . . . Er betet an in ſeiner ſchwachen Menſchheit . . . .“ Der Dämon hingegen ſchildert Friedrich alſo: „Nicht zum Geſchöpf will ſich der Menſch erniedrigen; die Fülle möcht' er bannen in ſeinem leiblichen Daſein; ſelbſtgenugſam will er in der Vollendung leben; er heiſcht, ſich dem Schein der Schöpfung zu entreißen. Dem Augenblick, der ihn gezeugt, ſpringt er voraus . . . Weil er hoch geſtiegen und erhaben thront, thront er rings umdräut von dem Abgrunde, auf glatten Höhen. Er kann es nicht, er hat die Kraft nicht, den Gott zu halten.“

Der lebenslange Zweikampf zwiſchen Poſitivität und Verneinung beginnt. Friedrich ſteht in wilder Gewitternacht, ſein Auge klammert an dem unheilvollen Himmel; er ruft: „Schlägſt du mit ſcharfen Fittigen mein Haupt, wirfſt Aeſte und Blitze über mich herein: ich biete dir die wehrloſe Bruſt, tödte mich, ich habe genug gelebt! In deinen Donnern, deinem Blitz und Brauſen vernehm' ich dich nicht, nicht deine Wahrheit, noch wohnſt du mir ein und meiner Wallung, du richteſt hin mich ſelbſt, wie die Natur. — — — — Erhabener Geiſt! heilige Wahrheit, Gott in Perſon! Ich bitte nicht, daß du mich ſchmachten läſſeſt, von dir entfremdet, ſtarren, verzweifeln; nicht deine geiſtige Nähe, nur nicht die Sehnſucht erflehe ich; denn ſei es, daß die Kräfte meines Innern leben, oder wie der Tod im Herz wohne, von deinem Daſein bin ich überzeugt; — dies Daſein will ich, wirklichen Verein, das Wunder, dein Leben ſelbſt! Laß dich erreichen dies mein Seelenflehen, daß du erſcheinen mögeſt, mein erhabener Geiſt, und ich von Angeſicht zu Angeſicht dich ſchaue! Zerreiße deinen Himmel, ſpreng' die Erde, gib dich heraus, erſcheine mir, mein Geiſt!“ — Da wallt ein ungeheurer Schatten um ihn, — Satanas; dieſer bietet ihm die Freiheit, aber ſie iſt Vernichtung: Friedrich verachtet, verabſcheut ſie; er erſehnt in ſeiner „eigenen Menſchheit Verherrlichung die Freiheit deſſen, der ihn geſchaffen.“ Er will ſein Daſein beherzt in den Armen faſſen, er braucht vielen Stoff des Daſeins, er verlangt die That, den Ruhm. Satan zeigt ihm die Zukunft, aber zugleich den Genuß. „Dich verſuch ich,“ ruft Friedrich, „wie es ſei, ob ich auch ſcheiterte in meinem Streben.“ Drauf Satan: „Wohlan, das Leben walte! Du verfahre mit deiner Freiheit, wie du magſt und darfſt.“

Dies das Vorſpiel des Muſter's, welches Wieſe — Roman genannt; wir haben uns länger dabei aufgehalten, weil es das ganze innere Leben enthüllt. Das Muſter ſelbſt rollt ſich raſch ab.

Friedrich, reich, unabhängig, ſtrebekräftig, rüſtet drei Schiffe; er will eine Colonie in Amerika gründen. Die Wurzel der Uebel, an welchen Europa krankt, iſt nach ſeiner Anſicht: — „Unglaube im umfaſſenden Sinne des Wortes; dies neueſte Geſchlecht glaube weder kirchlich noch politiſch, daher erſtarre die weltliche Organiſation in todter Geſetzlichkeit und die Freiheit des Geiſtes räche ſich durch ein Spiel unzeitiger Ideen.“ — Mit ihm ziehen ein Journaliſt: **Kilian Frech**, ein Rechtsgelehrter: **Olearius**, ein Kaufmann: **Fugger**, zwei Militärs: **Hagen** und **Jaroczinsky**, ein Geiſtlicher: **Marcellus** u. ſ. w. Die Ueberfahrt geht glücklich von Statten; die Colonie wird gegründet und gedeiht trefflich. Sie organiſirt ſich ſtaatlich, und gewinnt bald Anſehen nach Außen. Friedrich's Autorität hat bei Allem großen Einfluß; allmählich wandelt ſich das Bewußtſein dieſer Autorität in den Stolz herrſchender Ueberlegenheit, der Leben-Bethätigungs-Drang wird Anfangs leiſe, dann immer entſchiedener zur Ariſtokratie, endlich zur Tyrannei. Friedrich hatte nie geliebt. Er ſieht in dem unermeßlichen, aus dem Urwald gehauenen Parke hinter ſeinem Schloſſe zwei Frauen dem Bade entſteigen; die eine iſt Hagen's Gattin. Der Erdgeiſt bewältigt den Gewaltigen. Schon gewinnt das Leben, das ihm ſonſt nur um des Ausfüllens willen nothwendig war, als Gefäß, in das er ſeinen Inhalt ſtrömt, — für ihn nur die engere Bedeutung des **Beſitzes**. Durch ſeine Schuld fällt Hagen im Kampfe gegen die Rothhäute; der Prieſter, der ihn durchſchaut, und ihm den Beſitz der Wittwe wehren will, erleidet Gewalt und wird in den Urwald deportirt; Friedrich nimmt die Wittwe, die ſich liebend ihm hingibt, zum Weibe. Aus Schuld wächſt Schuld, ſchnell, rieſenhaft. Er gibt dem Volke eine Verfaſſung; ſchon iſt er nicht mehr Präſident über Freie; fürſtlicher Pomp bezeichnet ihn ſchon als Herrn. So aus dem ungeheuren Wirkungskreiſe in immer engere Ringe der Leidenſchaft eingefangen, kann er die Unkraft nicht bändigen, und jede Zuckung derſelben iſt naturwidriger, ſchließt ihn enger ein. Das Gemüth ſeiner Gattin, von welcher er zwei Kinder hat, dünkt ihm allmählich klein, ſchlicht, individuell, während „ihre Schweſter in Zügen und Sinn das Gepräge der Unſterblichkeit trage.“ Das liebende Weib wird nun zur Megäre, und wirft Gift in den Pokal der Nebenbuhlerin. Die Gerechtigkeit fordert ihr Opfer; die Schuldige wird in die Urwälder deportirt; doch darf ſie ihre Kinder mitnehmen, dieſe Gnade gewährt ihr der Gatte. Eine Horde von Wilden überfällt ſie; der Knabe entſpringt und kommt flüchtig zu dem verbannten Prieſter; das Mädchen geräth in die Obhut einer häßlichen Alten; die Mutter ſtirbt.

(Schluß folgt).

Paris, 3. November 1836.

Alle Welt beſchäftigt ſich hier mit der Straßburger Don-Quichoterie des Prinzen Louis Napoleon; die Zeitungen haben wieder Nahrung für einige Zeit; die Skorpione am Luxor, der todtgeſchriebene Orang-Outang, Alles iſt vergeſſen, um von dem albernen Aufzuge in Straßburg zu erzählen.

In der Literatur haben wir Ruhe; Chateaubriand's „Essai sur la littérature anglaise“ und Ueberſetzung von Milton findet Gegner; George Sand, die aus Genf wieder hier angelangt iſt, ſchreibt ihre Memoiren; Victor Hugo iſt ſtumm; aber neue Journale tauchen empor, um raſch wieder unterzugehn. Höchſt lächerlich iſt die Anzeige einer neuen politiſchen Zeitung, welche ſich ſehr beſcheiden „le Monde“ titulirt, und von einem ganz unbekannten Literaten, der nie etwas geleiſtet, J. **Piſtor**, dirigirt werden ſoll. Obgleich ein ſehr glänzender Proſpectus dem Publikum Sand in die Augen ſtreuen ſoll, iſt es unmöglich, daß dies Blatt Leſer finde. Bis jetzt iſt es ſogar, trotz ſeiner ausgeſchriebenen 400,000 Fr. Aktien, noch nicht erſchienen. Wie aber angeſehene deutſche Namen ſich haben dazu hergeben können, ihre Mitarbeitung zu verſprechen, ſcheint unglaublich, wenn es nicht auch ein Spekulations-Kunſtgriff iſt.

Der „Figaro“ iſt auch wieder erſchienen; aber ſein alter Humor iſt mit dem alten Barbier geſtorben. Der neue von Alphonſe **Karr** redigirte iſt — 0.

Man ſpricht jedoch davon, daß ein junger bekannter deutſcher Schriftſteller endlich in Paris eine deutſche, nicht politiſche Revue herausgeben werde, wozu die größten literariſchen Namen als Mitarbeiter angeſprochen werden ſollen.

In der Kirche St. **Rochus** bemerkt man mehrere neue Gemälde der Prinzeſſin Marie, Tochter des Königs der Franzoſen, welche nun beſtimmt mit dem Könige von Neapel verlobt iſt, und deren Putz bei den hieſigen Modehändlerinnen beſtellt iſt.

Wir haben auch hier kürzlich die Krone des Königs von Griechenland, eine allerliebſte Arbeit von dem Goldarbeiter **Bacher**, in ſeinem Atelier ausgeſtellt geſehen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 268. 1836.

Phönix.

Freitag, 11. November.

Fenimore Cooper bei Lafayette und Louis Philipp.

(Schluß).

2.

Es war im Jahre 1830, als Cooper'n zufällig die Ehre wiederfuhr, durch Lafayette der königlichen Familie vorgeſtellt zu werden. Wir laſſen ihn ſelbſt reden:

Am Morgen bekam ich ein Billet von dem General Lafayette, worin er mir mittheilte, daß Mr. Mac Lane, der hierher zu Beſuch von London gekommen iſt, vorgeſtellt zu werden wünſche; den Abend ſei Empfang beim Könige, und deßhalb habe er vor, den Miniſter vom engliſchen Hofe einzuführen, da Herr Rives noch nicht ſeine Beglaubigungsſchreiben erhalten, mithin noch nicht öffentlich als ſolcher auftreten könne. Der General drang ſo feſt darauf, daß ich mich der Geſellſchaft anſchließen möchte, um Hrn. Mac Lane gefällig zu ſein, daß ich, obgleich ich kein ſonderlicher Hofmann bin und ein ſolcher Beſuch ganz gegen meine Gewohnheiten anſtieß, doch nicht anders konnte, als nachgeben.

Zur geeigneten Stunde war der General Lafayette gutmüthig genug, mich abzuholen, und wir gingen aus meiner Wohnung zuerſt zu Hrn. Mac Lane. Wir fuhren mit dieſem Herrn zuſammen nach dem Palaisroyal zu, mein ehmaliger Kriegskamerad, Hr. T——, der mit dabei ſein ſollte, ſaß in einem beſondern Wagen.

Der innere Hof des Palaſtes war äußerſt lebendig, und man drängte ſich nach dem Eingange zur großen Treppe. Doch das Erſcheinen Lafayette's öffnete freien Paß, und dies bewies mir, wie ſehr beliebt der General beim Volke ſein mochte. Ich hörte die Worte: „Amerikaner" von Munde zu Munde; alſo wurde er ſogar mit uns identificirt in der öffentlichen Meinung, ſeine Perſon wenigſtens, wofern nicht auch ſeine Anſichten! Einige jüngere Hofbeamten empfingen ihn unten an der Treppe; doch weiß ich nicht, ob ihr Entgegenkommen zufällig oder vorbereitet war; letzteres möchte ich wenigſtens muthmaßen. Wenigſtens empfing man den General überall mit der tiefſten Ehrerbietung und freundlichem Dienſteifer.

Der Vorſaal war ſchon gedrängt voll; da wir aber unſerm Geleitsmann nachtraten, ſo öffnete ſich uns überall der Weg, bis er faſt die Hauptthüre erreicht hatte, wo die ausgezeichnetſten Männer von Frankreich verſammelt waren. Im Gedränge ſah ich manchen Bekannten, und die erſten Minuten verſtrichen im gegenſeitigen Zuwinken des Erkennens. Doch feſſelte bald meine Aufmerkſamkeit ein Geſpräch zwiſchen dem Marſchall Soult und General Lafayette, das mit völliger Bonhommie und Einfachheit geführt ward. Den Anfang hatte ich überhört, aber eben ging es über Beider Beine her, indem Beide behaupteten, ſie taugten nicht recht mehr zum Gehen. — „Dafür ſind Sie aber auch am Beine verwundet worden, mein Herr" bemerkte Lafayette; der Marſchall erwiederte, indem er einen wahrhaften Fechterblick längs ſeinem Beine hinabgleiten ließ: „dies Bein iſt freilich bei Genua etwas übel behandelt worden; aber Sie, General, haben ja auch in Amerika etwas abgekriegt." — „Das iſt gar Nichts." ſagte Lafayette, „das ſind nun ſchon fünfzig Jahre her, und noch dazu geſchah es in einem gerechten Kampfe, — der Fall und der Bruch allein waren an dem Hinken ſchuld." — Grade in dieſem Augenblick öffneten ſich die großen Flügelthüren, und während dieſer quaſi-republikaniſche Hof jetzt uns grade gegenüber ſtand, hinkten die beiden alten Degen voran.

Der König ſtand nahe an der Thüre, in der Generalsuniform der Nationalgarde, ohne irgend ein Ordenszeichen, und in hübſchem dreifarbigem Schmuck. Die Königin, Madame

Adelaide, die Prinzeſſinnen und einige jüngere Kinder ſtanden etwas weiter ab; beide erſtere vorn, die andern hinter ihnen groupirt. Nur noch einige Damen waren gegenwärtig; auch ſah ich während der erſten Zeit des Abends, die Prinzen von Orleans und Nemours noch gar nicht.

Lafayette war einer der Erſteintretenden und näherte ſich ihm deßhalb zuerſt. Der König trat ihm mit vergnügter Miene entgegen, — etwas erkünſtelt, wie mir's ſchien; — aber ſie gaben einander ganz herzlich die Hände. Wir wurden namentlich vorgeſtellt, und die Ehre des Handgebens kam alſo auch an uns, wenn es als eine Ehre gelten kann, da dieſe Gunſtbezeugung wenigſtens der Hälfte der Eintretenden zu Theil wurde. Der Zudrang war ſo groß, daß es faſt unmöglich war, irgend Etwas zu ſagen; es wurde uns Allen, meine ich, die gewöhnliche freundliche Bewillkommung zu Theil, aber auch Nichts darüber.

Bald darauf näherten wir uns der Königin, deren Empfang ſchon abgemeſſener war. Die meiſten Eintretenden begnügten ſich, ihr und ihrer Umgebung von ferne eine Verbeugung zu machen; weil aber die Königin an uns einige Worte richten zu wollen ſchien, ſo traten wir näher, Herr Mac Lane und ich. Zuerſt redete ſie meinen Nebenmann franzöſiſch an, und da er dieſe Sprache nicht verſtand, ſo war ich genöthigt, den Dolmetſcher zu machen. Doch die Königin ſagte ſogleich, ſie verſtehe engliſch, ſprach es aber ziemlich ſchlecht aus und verlangte, er ſolle zu ihr in ſeiner Sprache reden. Madame Adelaide ſchien mit unſerer Sprache vertrauter; doch begreiflich war die Unterredung kurz und der Wiederholung nicht werth.

Die Königin Amalie iſt eine Dame von gefälligem und geiſtvollem Äußern. Sie hat mehr die Züge der bourboniſchen, als der öſterreichiſchen Regentenfamilie. Sie ſchien ängſtlich bemüht, einen guten Eindruck zurücklaſſen zu wollen; in Benehmen und Haltung hat ſie einige Ähnlichkeit mit der Herzogin von St. Leu.*) Sie gilt allgemein für eine treffliche Gattin und Mutter; und in Wahrheit, ohne gerade mich plötzlich in einen Hofmann umzuwandeln, darf ich wohl ſagen, daß ſie dieſes Lob mit Recht zu verdienen ſcheint. Sie iſt ſchmächtig, doch wohlgebildet, und kann nicht anders, als recht hübſch in ihrer Jugend geweſen ſein.

Madame Adelaide hat ein offnes, geiſtvolles, einnehmendes Weſen, wie ich es ſelten geſehen habe. Doch zeigt die Schweſter des Königs wenig Spuren ihrer frühern Schönheit; nur der Reiz des Ausdrucksvollen iſt ihr geblieben; der eigenthümliche Ausdruck ihrer Züge mag ſie früherhin außerordentlich verſchönert haben, denn er verfehlt noch jetzt ſeine Wirkung nicht. Ihr Benehmen war weniger abgemeſſen, als das der Königin, und ſie ſchien auch ihre Züge weit mehr in ihrer Gewalt zu haben.

Die Prinzeſſin Louiſe (Königin von Belgien) und die Prinzeſſin Marie ſind hübſch, und gefallen durch die ſtille beſcheidene Anmuth der Jugend. Erſtere iſt blaß, hat vollkommen bourboniſche Züge und gleicht daher den Profilen auf den franzöſiſchen Goldmünzen; die letztere aber hat mehr italiäniſche, faſt claſſiſche Züge und eine lebhaftere Geſichtsfarbe.

Die ſämmtlichen Damen waren ganz einfach angezogen; kaum konnte man es großen Diner-Anzug nennen; die Königin und Madame Adelaide waren in Soirée-Hüten; die Prinzeſſinnen aber, wie junge Damen hohen Ranges in Frankreich pflegen, ganz ohne Schmuck, und trugen das Haar wie gewöhnlich aufgeſteckt.

Nach dem die Förmlichkeiten des Vorſtellens vorüber waren, beſchäftigte ich mich damit, die Anweſenden zu beobachten. Ein Lever war es, keine Gemäldeſammlung; die Damen fehlten. Die Herren, die nicht grade in Uniform erſchienen, waren in gewöhnlichem Soirée-Anzug, der jetzt auf ſchwarze Röcke und lange Hoſen reducirt worden iſt.

Der Zufall brachte mich in die Nähe eines alten Mannes, der ganz jenes revolutionsmäßige Äußere hatte, das wir aus den Bildniſſen von Buonaparte und ſeinen Generalen ſo gewohnt ſind, die bald nach dem italiäniſchen Feldzuge geſtochen wurden. — Sein Geſicht war faſt ganz in ſeinem Halstuche begraben, das Haar lang und verwildert, die Uniform ſchimmernd aber ſchlechtpaſſend und ſteif. Doch es war ein Marſchalls-Rock und, was mir auffiel, ganz ohne Ordenszeichen. Ich wurde neugierig, wer dieſe Reliquie von 1797 ſein mochte; denn, abgeſehen von ſeinem Rang, den die Uniform verrieth, war er ſo unvergleichlich häßlich, daß er kaum einem Menſchen ähnelte. Es war Marſchall Jourdan, wie ich nachher erfuhr.

Die Betrachtung der verſchiedenen Perſonen, die hier der neuen Dynaſtie ihre Huldigung darbrachten, war ziemlich unterhaltend; mehrere kannte ich perſönlich als durchaus treue Anhänger der vorigen Königsfamilie; Krieger ſah ich, von denen ich überzeugt war, daß ſie früher ſich nicht beſonnen hatten, auf Befehl Karl's des Zehnten, dieſen Ludwig Philipp gleich niederzuſäbeln. Aber die Zeit hatte Alles verändert. Jetzt kamen ſie, um bei dem neuen Herrſcher ſich geltend zu machen; manche nicht abgeneigt, einträgliche und ehrenvolle Stellen anzunehmen; andere, um das Terrain zu prüfen; manche, um ihren Widerwillen zu bemänteln, und Alle kamen, um aus der Wendung der Dinge Vortheile für ſich ſelbſt zu erhaſchen. Es beluſtigte mich innerlich, bisweilen genau unterſcheiden zu können, wer, als zur herrſchenden Partei gehörig, ganz zuverſichtlich ſich benahm, wer zweifelſüchtig dagegen und wer ganz gleichgültig auftrat. Der Letzteren waren nur Wenige. Unter andern bemerkte ich einen Offizier vom Generalſtabe, der ganz das Anſehen hatte, als ſei er durch ein Verſehen zu einer unrechten Hausthüre hereingekommen. Er war nach ſeinem frühern Auftreten und nach ſeinen jetzigen Äußerungen durchaus Bonapartiſt; der Zufall hatte ihn den Bourbons in die Hände geſpielt, und zur Abwechſelung kam er jetzt auch hierher, um zu ſehen, ob das Haus Orleans ihm Etwas bieten könne. Sein Empfang war nicht der freundlichſte, und die ſchwankende und ungewiſſe Haltung des Mannes glich ganz der verlegenen beſtürzten Fronte eines Regiments, welches ganz unerwartet mit einem Kugelregen begrüßt wird.

Nachdem wir uns eine Zeitlang in dem großen Gedränge, das den König am nächſten umgab, unterhalten hatten, näherten wir uns einem weniger glänzenden Kreiſe in einem andern Theile des Saales, wo der Herzog von Orleans zum Vorſchein gekommen war. Er ſprach eben mit Lafayette, der uns ſogleich der Reihe nach vorſtellte. Der Kronprinz iſt ein artiger, ſchöner, junger Mann, mit einem weit mehr öſterreichiſchen Äußern, als irgend ein Glied der königlichen Familie, verſteht ſich, wenn ich mich in Rückſicht der jüngern Brüder nicht irre, deren Züge ſich noch ſehr verändern können. Unſer Empfang war huldvoll; der Thronerbe ſchien Jedem von uns etwas Verbindliches ſagen zu wollen.

---

*) Hortenſie, Gemahlin des ehemaligen Königs Ludwig Napoleon von Holland.

Das Unterhaltende ſollte leider noch kommen. Vom Stehen ermüdet, ſahen wir uns in einer Ecke des Saales nach Stühlen um, und ließen uns im Rücken des dichteſten Gedränges nieder, wo dieſer Verſtoß gegen die Schicklichkeit weniger auffallen konnte. Bald darauf zog ſich der König in ſeine Gemächer zurück, und darauf begannen auch die Anweſenden ſich zu entfernen. Drei Viertel der Geſellſchaft beinahe waren ſchon weg, als ein Aide-de-Camp ſich uns mit der Frage näherte, ob wir nicht die Amerikaner wären, welche durch den General Lafayette vorgeſtellt worden? Als wir dies bejaheten, bat er uns, ihn zu begleiten. Er führte uns zu einer Thüre am andern Ende des Saals, in ein Gemach im großen Style, wo wir den General Lafayette uns erwartend antrafen. Nun ging der Aide-de-Camp durch eine andere Thüre, aus welcher der König gleich darauf heraustrat. Mir kam es vor, als ſei der General mit unſerm erſten Empfang nicht befriedigt geweſen, und als wünſche er deßhalb, daß man noch einmal von vorne anfange. Der König ſah ernſt, wo nicht unwillig, und ich merkte auf den erſten Blick, daß er dieſer wiederholten Aufmerkſamkeit gern überhoben geweſen wäre. Da Herr Mac Lane der Thüre zunächſt ſtand, ſo richtete er einige Worte an ihn in engliſcher Sprache, welche er recht geläufig und ohne fremdartige Betonung redete. Im Ganzen ſagte er Niemanden etwas Ausgezeichnetes, und die wenigen Worte, die er hervorbrachte, waren durchaus allgemein und von weniger Bedeutung. So kam er bis zu T — —, den er fragte: ob er von New York komme; mich, der am weiteſten entfernt ſtand, ſah er ſcharf an, murmelte Einiges, verneigte ſich gegen uns Alle und ging fort. Mir fiel dieſes Benehmen auf, welches Verdruß und Unwillen zeigte, und kurz, das Ganze nahm ein ungeſchicktes und unbehagliches Ende. Eine ſchlimme Vorbedeutung, dachte ich, für den bisherigen Einfluß des Generals.

Während deſſen war der große Saal faſt ganz leer geworden, und wir machten uns ebenfalls auf den Weg, um zu unſern Kutſchen zu gelangen. General Lafayette ging uns voran, und weil er langſam ging und gelegentlich beim Sprechen ſtehen blieb, ſo waren wir faſt die Letzten, welche den Vorſaal verließen. Während wir durch das letzte Vorgemach gingen, blieb der General grade in der Thüre ſtehen, um Jemanden Einiges zu ſagen; und Herr Mac Lane mit Herrn T — —, die ihm zur Seite gingen, vertraten daher faſt ganz den Weg. Um nun noch einigen Durchgang möglich zu machen, blieb ich wenigſtens etwas zurück; daher möchte man glauben, ich gehöre nicht zu der Geſellſchaft. Ein junger Herr vom Hofe, ob ein Aide-de-Camp, ob ein Kammerherr, oder irgend ein anderer Beamter (denn die Titel der republikaniſch-königlichen Hofbeamten ſind mir nicht geläufig) wollte ebenfalls das Vorgemach verlaſſen, ſchien aber, es für unſchicklich zu halten, ſich ganz nahe an Lafayette vorbeizudrängen. So eilig er ſchien, blieb er doch höflich zurück. Ich bemerkte dies, und während Lafayette ein paar Minuten darauf weiter ging, blieb ich doch ſtehen, um das Ende zu erwarten. So wie die Thüre frei war, brauſ'te der junge Mann hinterdrein und machte ſeinen Gefühlen durch den ziemlich lauten Ausruf Bahn: „Adieu l'Amerique!"

Es kann als ſtehende Regel gelten, daß in dem Benehmen der Höflinge die Geſinnung der Herrſcher ſich abſpiegelt. Mir war die dem General Lafayette bewieſene Aufmerkſamkeit durchaus gezwungen und verſtellt erſchienen; ſelbſt das Benehmen des Königs war nichts weniger als natürlich; mehrere kleine Vorfälle im Verlaufe der Abendunterhaltung bei Hofe hatten ebenfalls der Muthmaßung Nahrung gegeben, es werde der frühere große Einfluß Lafayette's demnächſt gänzlich zu Nichts herabſinken. Ich meines Theils hatte hinſichtlich des letzteren keine ſonderliche Erwartungen gleich anfangs von dem republikaniſchen Könige genährt, aber dieſe Selbſtbeobachtung des perſönlichen Verkehrs beider, überzeugte mich bald, daß der General wieder einmal ſich in ſeinem unbefangenen gutem Vertrauen auf ſeine Mitmenſchen durchaus getäuſcht hat.

Während wir die große Treppe hinabſtiegen, theilte ich Herrn Mac Lane das Vorgefallene mit, und bemerkte ihm, die Tage unſeres Freundes ſeien gezählt, und in wenigen Monaten würde wohl, wie ich glaube, der Freundſchaftsbruch zwiſchen Ludwig Philipp und Lafayette entſchieden ſein. Deſſen ungeachtet hatte Alles, was Letzteren betraf, ein ſo freundliches und glattes Anſehen, und man erwies dem General ſo viele äußere Ehrerbietung, daß Herr Mac Lane meine Vorherſagung durchaus nicht gelten laſſen wollte; bis er bei bald darauf wiederholten Beſuch bei Hofe doch Gründe fand, meine Vermuthungen wahrſcheinlich zu finden, als wir nämlich einige Tage darauf ſämmtlich bei Hofe zur Tafel eingeladen waren.

Frankfurt a. M. (Muſik.) —

(Anfangs November).

Das Quartett iſt die feinere Malerei in der Inſtrumentalmuſik, und die ganze Meiſterſchaft des Satzes ſpricht ſich darin in ihren lieblichſten und kühnſten Verhältniſſen am verſtändlichſten und einfachſten aus. Ich möchte es den Kern, den Centralpunkt der geſammten Tonkunſt nennen; denn es reproducirt das lyriſche und dramatiſche Element, aus denen ſie beſteht, hier in geläuterter Reinheit. Was gegen die große Aria das Lied, iſt gegen die Symphonie das Quartett. Lied und Quartett, die ſo lieblichen als bildenden Vorhallen der Tempel, worin die klaſſiſche Oper blüht, und worin der Geſchmack die edelſte Richtung gewinnt.

Es iſt nicht eine Stadt von Bedeutung, die nicht einen, auch mehrere Quartettcirkel nährte; und damit unſer Frankfurt ſich von dieſem ſtillſchweigenden Ammenbündniß nicht ausſchließe, hat es Herr Riefſtahl, einer unſerer erſten Tonkünſtler, übernommen, ein ſtehendes Quartett als würdige Baſis in unſerem ſonſt ſo thätigen Tonleben zu begründen.

Eine Sache, die ſich durch ihren Einfluß auf allgemeine Muſikbildung ſo ſehr von ſelbſt empfiehlt, bedarf nur des Circulairs, um Theilnehmer zu erwecken, und ein ſolches wird noch im Laufe dieſer Woche die näheren Andeutungen geben. —

Die letzte Hoffnung unſerer Oper beruht jetzt auf zwei Tenorſtimmen, deren Beſitzer in dem Dienſte Thaliens und Euterpens noch Fremdlinge ſind. Da wird nun Tag und Nacht gereckt und gezogen, eingegeigt und eingetrichtert, um den neuen Dädalus mit dem Schlag der verhängnißvollen ſechsten Stunde wohlbehalten auf das Golgatha der Kritik zu bringen, aufgeputzt mit der griechiſchen Tunika, oder der orientaliſchen Jacke. Sein aufgezogenes Uhrwerk geht drei Stunden lang, und wenn es glücklich abgelaufen, ſo ziehen wir wieder von vornen auf. Jede neue Parthie iſt auch ein neues Studium, und der Kampf mit der eigenen Unbehülflichkeit währt bis zur letzten Tongeburt. Die Pflege wird zur Marter. So wird eine ſchöne Stimme in ihrer ſchönſten Germination zerſtört, und wenn ſie einer von Oſſian's Helden beſäße. Ich klage nicht den armen Naturaliſten an; aber ich beklage jedes Opfer fremder Intereſſen, das bloß von der Beſtechlichkeit einiger glänzender Mittel, ohne die Möglichkeit einer Elementarbildung, in das Pot à feu der Volksgunſt geworfen wird. Iſt's da ein Wunder, wenn unter ſolchen Umſtänden die Oper in ihrer wahren ehrenwerthen Bedeutung nicht gedeiht? — Wir haben mit einem neuen Perſonal im Monat September folgende Opern und Singſpiele gegeben: Den 1. Barbier v. Sevilla, 4. Robert, 5. Prezioſa, 7. die Falſchmünzer von Auber (neu), 9. die Nachtwandlerin, 11. Guſtav, 13. Falſchmünzer, 14. Launen des Glücks (Neſtroy's Poſſe mit Geſang), 15. Norma, 17. Zampa, 18. Falſchmünzer, 20. Lumpacivagabundus (Herr Remmark aus Grätz den Knieriem mit Beifall), 21. Robert, 23. Guſtav, 25. die Puritaner von Bellini (neu), 27. weißes Fräulein, 28. Launen des Glücks, 30. Natarian's Namenstag von Pillwitz. — Aber das iſt dem Publikum nicht genug. Es verlangt auch noch klaſſiſche Gediegenheit jeder einzelnen Aufführung, — verlangt ſie in dem Anfange eines neugeſchaffenen Zuſtandes, der an Anarchie gränzt. Seine Organe geißeln unaufhörlich auf Ehr- und Künſtlergefühl los, und fordern freudige und beſonnene Reproductionen. Sie tödten das Selbſtvertrauen, den Geiſt, und wollen doch keine Maſchinerie, wollen Begeiſterung. Oppoſition von allen Seiten ſtreift die beſten Blüthen ab von den Darſtellungen unſerer Mimen. Ich habe einmal von einer Mutter geleſen, die ihr Kind immer ſchlug, damit es freundlich ſein ſollte! — Unſere Oper bedarf der Zeit, ſich zu erholen, Zeit zu einer wohlgeordneten Uebereinſtimmung der verſchiedenartigen Kräfte, wo jeder Einzelne an ſeinem rechten Platze ſteht, aber Alle den Vorſchriften einer gemeinſchaftlichen wohlgegründeten Verfaſſung gehorchen können.

Es wäre unbillig, nach dieſen angedeuteten Umriſſen des Totalzuſtandes unſerer Oper Details zu berühren; ſie ſtellen ſich von ſelbſt heraus. — (Schluß f.)

Pariſer Theaterſchau.

(October).

Das *Theatre Français* hat dieſen Monat einen glücklichen Fund gethan. Das neue Stück, Marie oder drei Zeitabſchnitte aus dem Leben einer Frau, von Madame Ancelot, füllt regelmäßig dreimal in der Woche das Haus. Der Gedanke, welcher im Ganzen vorherrſcht, iſt nicht neu, hier jedoch mit einer ſo beredten Wahrheit und in ſo pikanten, brennenden Beziehungen zur Gegenwart vorgetragen, daß dieſer Umſtand allein hinreichend geweſen wäre, eine günſtige Aufnahme von Seiten des Publikums herbei zu führen. Man denke ſich nun dieſe ſtark ausgeſprochene ſociale Tendenz durch einen ſchönen Dialog, durch geiſtreiche Bemerkungen, durch fein eingeleitete Klappſcenen und durch das treffliche Spiel der Mars unterſtützt, und man wird es begreiflich finden, warum ſeit langer Zeit kein dramatiſches Werk ſo allgemeine Theilnahme erregt hat. Dieſer Debüt der Madame Ancelot als dramatiſcher Autor verſpricht erfreuliche Reſultate für's moderne franzöſiſche Theater, zumal da er in eine Epoche fällt, wo der Romanticismus, troß aller Kreuz- und Querſprünge des Genius, ſich auf der Bühne nicht mehr recht halten kann. „Marie" dürfte dem Theater denſelben Impuls geben, welchen „Indiana" auf die Romanliteratur ausübte; beide Werke enthalten gleich trefflich geſchriebene Seiten aus dem Martyrologium der Frauen, deren geſellſchaftliche Stellung in jeder Lage des Lebens Aufopferung bedingt, mögen ſie Mädchen, Gattinnen, oder Mütter ſein. Wie ich eben in franzöſ. Blättern leſe, wird Marie für die Frankfurter Bühne bearbeitet; an einem günſtigen Erfolge iſt nicht zu zweifeln und ich bin feſt überzeugt, daß Dlle. Lindner in der Rolle der Marie noch mehr Thränen hervorrufen wird, als Mlle. Mars, deren feines, geiſtreiches Spiel das Sentimentale und Leidende im Charakter Marien's ein wenig in den Hintergrund treten läßt; — ein Mangel, den eine ſich durch tief eindringende, innige Auffaſſung der Rollen ſo ausgezeichnete Schauſpielerin, wie Dlle. Lindner, nicht zu Schulden kommen laſſen wird.

Dem *Gymnase dramatique* will es immer noch nicht gelingen, ſich das Publikum wieder zum Freunde zu machen. Herr Scribe iſt dieſen Monat zweimal als letzte Reſerve in die Schranken getreten, aber ſammt ſeinen Herrn Kollegen unbarmherzig ausgepfiffen worden. Das erſte neue Vaudeville, von den Herren Scribe und Bayard, war Hugues de Guilfort oder der Mann der Favoritin betitelt, und ſpielt in England unter der Regierung Georg I. Obſchon die Scenerie prächtiger, als gewöhnlich war, fand das Stück keine Gnade und figurirte nur drei- oder viermal auf dem Anſchlagzettel. Ein zweites Vaudeville von Scribe und Camberouſſe, *Avis aux coquettes*, erregte am Schluſſe allgemeines Murren, und während der Aufführung allgemeine Langweile. Ein drittes einaktiges Vaudeville, „die Homöopathie," brachte ſeinen Verfaſſern, den Herrn Fournier und de Beville keine Lorbeeren, ſondern Dornen; denn es fiel glänzend durch. Wenn es ſo fortgeht, wird Herr Poirſon das Theater de Madame aufgeben, oder zu außerordentlichen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen müſſen; fünf oder ſechs neue Vaudevilles ſind nach einander ausgepfiffen worden und nur an den Abenden, wo der Gamin de Paris gegeben wird, iſt auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle einiges Leben; denn dieſes Stück hat einen ungeheuern Succeß gehabt und iſt nicht bloß zur Erbauung der Pariſer Straßenjugend und Populace geſchrieben, wie es der Recenſent in der „Frankfurter Didaskalia," welcher vom Zertreten der Humanitätsblüthen faſelt, zu glauben ſcheint, ſondern erfreut ſich auch des ungetheilten Beifalls der Chauſſée d'Antin, wie die lange Equipagenreihe bezeugt, welche am Ende jeder Darſtellung des Gamin ſich vor dem Theater drängt.

In den *Variétés* zieht das meiſterhafte Spiel Frederic Lemaitre's als „Kean" noch immer zahlreiche Zuſchauer herbei. Die Direktion brachte auch in dieſem Monat zwei neue Vaudevilles ohne ſonderliche Bedeutung. Das erſte hieß „die Vergangenheit," von den Herrn Cormon und Baulé; es lehrt den Ehemännern die Moral, daß ſie keine Modiſtin aus der Rue Vivienne heirathen ſollen, iſt aber ſonſt höchſt immoraliſch und gefiel deshalb nur einem Theile der Zuſchauer. Das andere Vaudeville in einem Akte, „das Schwert meines Vaters" betitelt und von Herrn Desnoyers und d'Avrecourt verfaßt, fand als Sittengemälde aus der Reſtauration eine ſehr kalte Aufnahme.

(Schluß folgt).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^ro 269. 1836.

Phönix.

Samſtag, 12. November.

Rückblick auf den St.-Simonismus.

Louis Reybaud hat in der „Revue des deux Mondes" unter der Überſchrift: *Socialistes modernes*, eine Reihe von Aufſätzen eröffnet, deren erſter uns eine überſichtliche Geſchichte des Saint-Simonismus bietet. Sie iſt in ſechs Abſchnitten getheilt. Der erſte iſt der Biographie und Charakteriſtik **Saint-Simon's** gewidmet. Er enthält wenig Neues. Saint-Simons Beſuch bei Frau von Stael wird folgendermaßen erzählt:

„Bei ſeiner Durchreiſe durch Genf, bat der Philoſoph um die Erlaubniß, zu Coppet ſeine Aufwartung machen zu dürfen. Kaum eingetreten, brach er in die Worte aus: „Madame, Sie ſind die außerordentlichſte Frau auf der Welt, wie ich der außerordentlichſte Mann: wir beide würden ohne Zweifel ein noch weit außerordentlicheres Kind erzielen." Frau von Stael war verſtändig genug, um die Sache gut aufzunehmen. Sie lachte darüber." —

Zu Olinde Rodriguez ſagte Saint-Simon kurz vor ſeinem Ende, nach Reybaud's Bericht: „Der Angriff auf das Religionsſyſtem des Mittelalters hat in der That nur Eins bewieſen: nämlich, daß es nicht mehr in Übereinſtimmung ſteht mit den Fortſchritten der poſitiven Wiſſenſchaften. Aber man hat Unrecht, daraus zu folgern, daß das religiöſe Syſtem ganz verſchwinden müſſe. Es hat nur mit den poſitiven Wiſſenſchaften ſich in Übereinſtimmung zu ſetzen…" „Saint-Simon ſtarb am 19. Mai 1825 in den Armen einiger ſeiner Schüler: **Auguſte Comte's**, ſeines Benjamin's, ſeines auserwählten Rüſtzeugs, der ſpäter den Meiſter verläugnet, und des **Olinde Rodriguez** — der zuletzt ſich auch zurückgezogen." — Den Ausſagen derſelben zufolge waren ihres Meiſters letzte Worte dieſe: „Mein ganzes Leben reſumirt ſich in einen einzigem Gedanken: allen Menſchen die freieſte Entwicklung ihrer Anlagen zu ſichern"… und, nach kurzem Schweigen: „Acht und vierzig Stunden nach Erſcheinen des zweiten Blattes unſerer Zeitſchrift (des **Producteurs**) iſt die Parthei der Arbeiter conſtituirt; die Zukunft gehört uns." Nach dieſen Worten fuhr er mit der Hand nach ſeinem Kopfe — und ſtarb."…

Die **erſte** Epoche, die im zweiten Abſchnitt beſprochen wird, eröffnet und beſchließt die eben erwähnte Zeitſchrift, für welche Rodriguez ſich nun noch Bazard (der Saint-Amand unterzeichnete), Enfantin, Cerclet, Suchez und andere geſellte. Bazard war ein Haupt der Carbonari's, wie durch ein Wunder dem Schwert des Gerichtes entronnen, das ihn wegen Theilnahme an dem Aufſtande zu Colmar und Befort treffen ſollte. — Der Producteur beſchäftigte ſich nur mit der induſtriellen und wiſſenſchaftlichen Entwicklung der Menſchheit nach Saint-Simon's Theorie. Auch **Carrel** nahm an der Redaktion deſſelben Theil.

Die **zweite** Epoche bezeichnet der Unterricht, den die Saint-Simoniſten in der „Rue Taranne" eröffnet, wo beſonders Bazard in zahlreichen Conferenzen den neuen Glauben vollſtändig darzulegen unternahm. Hier ſchloſſen ſich viele Schüler der polytechniſchen Schule der Geſellſchaft an, namentlich Carnot (des berühmten Convents-Mitglieds Sohn), Michel Chevalier (der neuerdings intereſſante Briefe aus Nordamerika geſchrieben), Fournel, Dugied, Barrault (der Verfaſſer von „Occident und Orient"), Charl. Duveyrier, Enfantin und Talabot. Herr Reybaud gibt nun einen Abriß der bekannten Exposition de la doctrine St. Simonienne, den er mit der Bemerkung ſchließt, daß von der Mitte 1830 an „die Schule erſt Familie, dann eine Kirche geworden."

Der **dritten** Epoche weiſ't er die Herausgabe des „Organisateur," die Gründung der St.-Sim. Familie in der „Rue Montigny," die Übernahme des Globe und die öffentlichen Predigten zu. Das Verhältniß der beiden Häupter zu einander bezeichnet er in folgender Weiſe: „Enfantin fand den Gedanken, Bazard formulirte ihn ... Jener war die Perſonifikation der neuen Welt, welche es drängte: anzukommen, zu genießen, zu herrſchen, ſich in einer eingenommenen Veſte einzurichten. Bazard hingegen, Auswege ſuchend, viel kritiſirend, wenig poſitiv lehrend, war das Organ eines tranſitoriſchen Verfahrens, eine Stimme der Ausgleichung zwiſchen der neuen und der alten Ordnung. Enfantin beharrte auf dem Wege der Phantaſie und der Theorie, Bazard auf dem der Logik und der Praxis; jener wußte ſich an das Gefühl zu wenden, dieſer an den Verſtand.“ Ihr beſtimmteſtes Glaubensbekenntniß iſt in der Flugſchrift enthalten, welche ſie unter'm 1. Oktober 1830 an die Deputirtenkammer gerichtet.

Das Weitere, was Hr. R. über dieſe Glanzperiode des St.-Simonismus berichtet, iſt bereits hinlänglich durch die darüber in Deutſchland erſchienenen Schriften bekannt.

Die vierte Epoche läßt Hr. R. mit dem Schisma und den inneren Spaltungen der St.-Sim. Familie beginnen, welche durch die Frage in Betreff der Befreiung der Proletarier und der Freilaſſung der Frauen veranlaßt wurden. Namentlich war es die allgemeine Verſammlung am 19. November 1831, in welcher, „Enfantin feierlich erklärte, daß wenn der St.-Simonismus die Benutzung (exploitation) des Mannes durch den Mann energiſch beſtritten und aus ſeinem Evangelium geſtrichen, man fernerhin nicht mehr die Benutzung des Weibes durch den Mann geſtatten noch dulden könne; das Chriſtenthum habe das Weib emanzipirt, aber es in Unterordnung (subalternité) erhalten; der St.-Simonismus müſſe es frei laſſen und dem Manne gleichſtellen.“ Bekannt iſt, welchen Widerſpruch die weitere Entwicklung ſeiner Anſichten vom Verhältniß der Geſchlechter zu einander gefunden, und welche Folgen dieſe Irrungen und die ſpäteren Finanzoperationen der vermeſſenen Menſchheitbeglücker gehabt, und wie demnächſt die Familie ſich nach Menil-Montant zurückgezogen. Wie ſich hier ihre Anſichten geſtaltet, hat Hr. R. uns aus dem Manuſkript des „*Livre nouveau*“ dargelegt, deſſen Einſicht er der Mittheilung ſeines Freundes Duveyrier und der Mad. Marie Talon, die daſſelbe in Verwahrung hat, verdankt. (Schluß f.)

England's Fortſchritte.

Zwar zweifelt Niemand an dem Fortſchreiten England's, ſo daß es überflüſſig ſcheinen könnte, deſſen zu erwähnen, zumal, da die Übertreibungen der Lobredner Großbritanniens durch in die Augen fallende Kehrſeiten nicht ſelten in Schatten geſtellt werden. Durch Letzteres wird jedoch der wahre Ruhm eines aufſtrebenden, einflußgewaltigenden, nacheiferungerregenden Volkes nirgends verdunkelt, und eben ſo wenig wird die Wahrheit verkannt werden können, daß die Nationen von einander lernen, und daß eben in dem gegenſeitigen Austauſch fördernder Ideen und Erfahrungen die Bürgſchaft für das Vorſchreiten der ganzen Menſchheit weit einleuchtender in's Leben trete, als jemals in der Phantaſie menſchenfreundlicher Philoſophen deſſen Vorbild erträumt worden iſt. Zur genauern Beurtheilung deſſen, worin ein Volk das andere überrage, oder ihm nachſtehe, muß aber eine Vergleichung thatſächlicher Momente die ſichere Grundlage geben, ohne welche alles Raiſonnement in's Bodenloſe ſich verliert. In dieſer Beziehung bieten zwei der neuſten in London erſchienenen Schriften auch dem Auslande manches Wichtige dar.

Dieſe erwähnten Schriften ſind: 1. Die ſieben Alter von England, oder deſſen Fortſchritte in Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft, von den früheſten Perioden bis zur jetzigen Zeit, von Charles Williams. London, Weſtley und Davis; und 2. Die Fortſchritte der Nation in ihren verſchiednen ſocialen und ökonomiſchen Verhältniſſen, vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts bis zur jetzigen Zeit, von G. R. Porter, Esq. London, Charles Knight.

Beide Schriften haben, in Hinſicht des Thatſächlichen, einen relativen Werth; letztere, wenn gleich einen kürzern Zeitraum umfaſſend, iſt von deſto wichtigerm praktiſchem Inhalte, und berührt nicht nur, ſondern dringt tiefer in ein, Wenigen noch zugängliches, Gebiet ein; ſo daß die Bekanntſchaft mit dieſem Werke das Studium des erſteren deſto nutzbarer macht, während es ſonſt vielleicht nicht in dem Grade, als es ſolches verdient, von uns Ausländern geſucht und geleſen werden dürfte.

Die Erforſchung der Urſachen, die Großbritannien ſeine dermalige Stellung unter den übrigen Nationen anweiſen; die Nachſpürung des allmählichen Wachsthums von England's Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt; die Unterſuchung der ſtufenweiſen Entwicklung ſeiner ſich täglich vervielfältigenden und verbeſſernden Hülfsquellen, und die Betrachtung ihres Einfluſſes auf Volksbildung und Volkswohlſtand überhaupt iſt jedenfalls von umfaſſendem und tiefer eingreifendem Intereſſe. So wichtig die Unterſuchung dieſes Gegenſtandes iſt, ſo groß ſind die Schwierigkeiten derſelben; nur äußerſt ſelten verweilt der Geſchichtſchreiber bei den nähern Umſtänden, welche die Geiſtesfortſchritte der Völker in den hauptſächlichen Momenten ihrer allmählichen Entwicklung genauer bezeichnen; weit ſeltner noch zeichnet er die Begebenheiten aus, in welchen der geheime Quell des Gedankens verborgen liegt, die ſeine Entſtehung, wie ſeine Fortbildung bedingen. Wenn auch die Geſchichtſchreiber anderer Staaten dieſelbe Lücke bemerklich machen; ſo trifft doch die engliſche Geſchichte der Vorwurf in's Beſondere, daß in ihr die Streiflichter der Dichtung und Überlieferung den ruhigen Forſchern die richtige Sonderung des Thatbeſtandes von hinzugekommenen Ausſchmückungen erſchweren. So haben Shakeſpeare und Scott und Beider zahlreiche Nachfolger und Nachahmer die früheren Jahrhunderte des engliſchen Volkslebens mit unzähligen ſchönen Erdichtungen bevölkert, welche die verzauberten Blicke von der nüchternen Forſchung nach wirklichen Begebenheiten abziehen; die Schriftſteller ſcheuen die kalten und ernſten Unterſuchungen, und die Leſer finden die trocknen Berechnungen und ſteifen Figuren langweilig. Gegen ſolche widerſtrebende Elemente hat Herr Williams freilich keinen leichten Kampf zu beſtehen; ſein Werk iſt trefflich angelegt, aber zu arm an Einzelnheiten; dem herrſchenden Geſchmack ſich fügend, hebt er Allgemeineres zu ſehr hervor, und erſchwert dadurch der genauern Forſchung die Erkenntniß der faktiſchen Grundlage ſeiner Behauptungen. Demungeachtet hat Hr. W. eine ſchätzbare Arbeit geliefert, die, eben ihrer Form wegen, auch denen willkommen ſein wird, die tiefereindringende Unterſuchungen verſchmähen, oder dazu nicht die nöthige Zeit haben.

Von ganz anderer Art iſt das Werk des Herrn Porter, vielleicht das am meiſten ernſt und ſtatiſtiſch durchgeführte Werk, das ſeit längerer Zeit einem gemiſchten, nicht blos ſachverſtändigen Publikum dargeboten, und für Jedermann verſtändlich bearbeitet worden iſt. Wir glauben, durch die Aufzählung einiger merkwürdigen Notizen auf die Wichtigkeit dieſer Arbeit aufmerkſam machen zu müſſen.

Die zunehmende Bevölkerung kann zwar nicht durchaus als ein Beweis des Fortſchreitens gelten, ſofern in volkreichen Gegenden die höchſte Bildung neben der tiefſten Entwürdigung, der größte Überfluß neben der äußerſten Noth ſich in ſchroffen Gegenſätzen zur Schau ſtellt; allein dieſe und ähnliche ſcheinbare Einwürfe verſchwinden vor der überzeugenden Macht der täglichen Erfahrung, daß geiſtige Ausbildung und äußere Wohlfahrt eben durch den Wechſelaustauſch von Ideen und Kräften gewonnen wird, der nur in volkreichen Gegenden möglich werden kann. Sofern nun die Bevölkerungszunahme nicht blos den vermehrten Wohlſtand, ſondern auch die fortſchreitende Bildung bezeichnet, wollen wir einige Zahlenangaben des Herrn Porter betrachten.

Herr Williams gibt die Zunahme der Bevölkerung in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu 176 auf 1000, in der zweiten Hälfte zu 521 auf 1000 Seelen an. Von 1770 bis 1800 ſtieg die Bevölkerung von England und Wales im Durchſchnitt um 271 auf 1000 Einwohner, von 1800 bis Ende 1830 aber von 536 auf 1000 Seelen, wie aus ſeinen ſorgfältig berechneten Tabellen hervorgeht. Weil aber die Zunahme der Volkszahl auf mehre Urſachen begründet ſein kann, deren Nichtkenntniß zu falſchen Folgerungen führen würde, ſo bleibt der Verfaſſer bei ſolchen Angaben nicht ſtehen. Denn, es kann z. B. die Zahl der Geburten unverhältnißmäßig zunehmen, welches mit dem äußerſten Elend und mit unbekümmertem Leichtſinn gar leicht zuſammentreffen mag; oder die Todesfälle können ſich verhältnißmäßig vermindern, worin ſchon weit eher ein Beweis von Fortſchreiten und Verbeſſerung des geſelligen Zuſtandes zu finden iſt. Die Tabellen des Verfaſſers zeigen nun eine verhältnißmäßige Abnahme der Zahl der Geburten, wie der Todesfälle, welche demnach ein auffallend günſtiges Reſultat gewähren. Nämlich von 1800 bis Ende 1810 zählt er 1 Gebornen unter 31½, 1 Geſtorbnen unter 53¼; von 1810 bis Ende 1820 aber 1 Gebornen unter 31¼, 1 Geſtorbnen unter 60½, und von 1820 bis Ende 1830, nur 1 Gebornen unter 34¼ und 1 Geſtorbnen unter 58½. — Erwägt man dabei, daß die Verminderung der Sterblichkeit in demjenigen Lebensalter, wo die geiſtig-leibliche Entwicklung zu den befriedigendſten Hoffnungen berechnet, nämlich vor dem 20ſten Jahre, grade dem Staate am vortheilhafteſten, wie der Menſchheit am förderlichſten ſein müſſe; ſo zeigt wieder die Vergleichung in den Tabellen des Herrn Verfaſſers, wornach im Jahr 1780 unter 76¼, im Jahr 1800 unter 96¼, im Jahr 1820 unter 121¼, im Jahr 1830 nur unter 137 Perſonen unter 20 Jahren ein Todesfall ſich ereignete, eine ſolche bedeutende fortſchreitende Verminderung der Sterblichkeit in dieſem wichtigen Lebensalter, daß das Reſultat rückſichtlich des fortſchreitenden leiblichen und bürgerlichen Wohlſeins nicht anders als günſtig für England und Wales ausfallen muß.

Wir wollen zu den Berechnungen, die den Zuſtand der Gewerbthätigkeit bezeichnen, übergehen. Anfangs 1811 beſchäftigten ſich unter 1000 Seelen in Großbritanien 352 mit Landwirthſchaft, 444 mit Handel und Gewerbe, 204 mit andern Beſchäftigungen; Anfangs 1831 aber beſchäftigte der Landbau 282, Handel und Gewerbe 420, andere Beſchäftigung 298 unter 1000 Seelen. Hieraus geht hervor, daß jetzt vier Familien hinreichen, um durch den Landbau denſelben Lebensbedarf zu erzielen, wozu vor 20 Jahren fünf Familien nöthig waren. Dieſe Thatſache iſt von der äußerſten Wichtigkeit. Die Verbeſſerung in der Landwirthſchaft läßt demnach hoffen, daß ihre Fortſchritte die Zahl der dem Landbau ſich widmenden Einwohner vermindern könne, ohne eine Verminderung in der Produktion der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe befürchten zu laſſen. Zugleich geht daraus hervor, daß die Zahl derer, welche ſich dem Handel und den Gewerben widmen, ſteigen könne, ohne dem Landbau zum Nachtheil zu gereichen, und in der Vermehrung der Gewerb- und Handeltreibenden Klaſſe der menſchlichen Geſellſchaft liegt doch ohne Zweifel die ſicherſte Bürgſchaft für das unaufhaltſame Fortſchreiten in der Ausbildung aller geiſtigen und leiblichen Fähigkeiten. Was nun den Landbau betrifft, ſo geht der Verfaſſer in manches Einzelne ein, erwähnt der Zunahme der Einhegungsſcheine (enclosure-bills) als Beweiſe für den vermehrten Wohlſtand des Landmannes; der verminderten Durchſchnittspreiſe der Produkte im Vergleich mit andern Waarenpreiſen, woraus die geſteigerte Produktion, bei vermehrter Concurrenz und erleichteter Communication hervorgeht. Dieſe allgemeinern Berechnungen controllirt Herr Williams wieder mit den verglichenen Pachterträgen in den verſchiednen Grafſchaften in verſchiednen Perioden; woraus ein lebendiges Bild des wechſelnden Steigens und Fallens der Landwirthſchaft in verſchiedenen Gegenden hervorgehet, deſſen allgemeineres Reſultat wiederum das Fortſchreiten dieſes Zweiges glänzend beurkundet.

Der Verfaſſer geht nun in einzelne Überſichten der induſtriellen Thätigkeit ein; ſo verbreitet er ſich über die Wollen-, Baumwollen- und Seidenmanufacturen, und faßt alles zuſammen, was die neuerlichen amtlichen parlamentariſchen und commiſſionellen Nachforſchungen darüber irgend haben zuſammen tragen können. Einiges ſei uns erlaubt von den Eiſenarbeiten zu erwähnen. Nach dem Verfaſſer nämlich betrug die Seelenzahl Birmingham's Anfangs 1801 nur 73670, Anfangs 1811 ſchon 85755, Anfangs 1821 dagegen 106722, und Anfangs 1831 endlich 146986; die Bevölkerung dieſer Eiſen-Gewerbſtadt hat ſich demnach ſeit 30 Jahren faſt verdoppelt. Auf jedes Hundert Häuſer Anfangs 1821 kam bis Anfangs 1831 eine Vermehrung von 38 Häuſern hinzu, von denen die Mehrzahl in der letzten Zeit dieſes Jahrzehnts erbaut wurden. Die Preiſe der Eiſenwaaren ſind bei mehren Artikeln um 40, bei andern um 60 bis 85 pCt. innerhalb 10 Jahren heruntergegangen. Hieraus erhellt das Fortſchreiten der Kunſtfertigkeit in dieſem einzigen Zweige ohne Zweifel, da die größere Zahl der Arbeiter bei den ſo unbedeutenden Preiſen doch hinreichende Menge Eiſenwaaren zu liefern im Stande iſt, um beſtehen zu können und überdieß den großen Unternehmern einen beträchtlichen Gewinn zu ſichern. Außerordentlich iſt in dieſer Beziehung der allmählig zunehmende Verbrauch von Material; ſelbſt die Ausfuhr unverarbeiteten Eiſens aus England iſt geſtiegen; dieſe betrug 1806 nur 4194 Tonnen Stabeiſen, 2349 T. Roheiſen und 1694 T. Gußeiſen, und ſteigt ſucceſſive bis 1834 zu 70869 T. Stabeiſen, 21788 T. Roheiſen und 13870 T. Gußeiſen.

Doch der Raum geſtattet nicht, tiefer in's Einzelne einzugehen, und wir erwähnen blos noch einer eignen Art von Induſtrie, wodurch ſelbſt unbemittelten Handwerkern die Vortheile der Dampfmaſchinerie nicht verloren gehen. Mehre Unternehmer errichten weitläuftige Gebäude, in welchen geräumige Säle eingerichtet und viele Dampfmaſchinen von unterſchiedlicher Pferdekraft in Bewegung geſetzt werden können, die man beliebig, mittelſt leichter Vorrichtungen, mit allerlei Maſchinen der verſchiedenen Gewerbe verbinden und letztre dadurch in Gang bringen kann. Hat nun irgend ein Handwerker eine anſehnliche Beſtellung von in beſtimmter Zeit zu liefernden Waaren erhalten; ſo kann er, auch ohne eignes Kapital zu dem größern Unternehmen zu beſitzen, ſich für eine beliebige Zeit einen ſolchen Saal mit der erforderlichen Dampfmaſchine miethen, und, ſo bald er richtig die Miethe dafür bezahlt, kann er alſo, ſo lange er es wünſcht, die Vortheile des Dampfmaſchinenweſens für ſich benutzen, ohne nöthig zu haben, ſich in ungeheure Unkoſten zu ſetzen. Durch dieſe Einrichtung wird die Dampfwirkung zu einem höchſt wohlthätigen Agens der menſchlichen Geſellſchaft, die alſo nicht mehr, wie man ſie beſchuldigt hat, blos dazu abzweckt, die außerordentlich Reichen noch reicher zu machen, während der fleißige Arme zu Grunde gehe.

Frankfurt a. M. (Muſik.) —

(Schluß).

Außer dem Tell gab es im Monat October nur aufgewärmte Gerichte. — Den 21. begannen die Muſeen. Dieſe Anſtalt iſt ein Wall, hinter welchen man ſich gerne flüchtet, wenn der verworrene Krieg von Außen das feine Ohr betäubt, getroffen, geſchlagen hat. Es begrüßten uns am Eingange alte traute Freunde: Beethoven's C-Moll-Symphonie und Mendelsſohn's Sommernachtstraum-Ouverture. Ein ſolcher gaſtlich deutſcher Gruß erquickt und macht gleich heimiſch. — Als Novität ſang Herr Klein aus Peſth Othello's erſte Arie. Der junge Mann wird auch als Othello, wie ich höre, ſeinen erſten größeren dramatiſchen Flug über unſere Bretter wagen. Es ſind bedeutende Mittel da. Das Weitere möge das Weitere ausweiſen. — Herr Zimmermann, königl. preuß. Kammermuſikus, geigte eine Phantaſie (?) von Lafond. Nicht ausgezeichnet, aber brav; nicht originell, aber glücklich in der Nachahmung ſeines Vorbildes; reiner Ton, kräftiger Bogenſtrich. Verunglückt nie in der Paſſage; aber mehr wohlgeſchulter Mechanismus, als Gefühlsausdruck und Schwung. Herr Z. gab am 28. ein Concert im Saale des goldenen Roſſes; gefiel, legte aber wahrſcheinlich auf die Koſten zu. Sein Auditorium beſtand größtentheils aus Liebhabern dieſes Inſtrumentes. Statt Dem. Haldreiter trat Madame Dettmer auf, und ſang die Romanze des Pagen aus Figaro (B-dur), und das Schmachtduett derſelben Oper (A-Moll) mit ihrem Gatten. Ich wohnte dem Concerte nicht bei; aber Sachverſtändige lobten Stimme und Manier, und glauben Mad. D. für die Oper geeignet, beſonders da ſie ſchön iſt, und gut muſikaliſch ſein ſoll.

Ueber J. Guſikow's Spiel auf ſeinem Holz- und Stroh-Inſtrumente hat man ſich bereits in dieſen Blättern ausgeſprochen. — G. producirte ſein in der That recht ſeltenes Talent noch mehrmals in Entreacts, von Hagelſchlägen des Beifalls unterbrochen. Seit Paganini und Strauß vernahm ich keinen ähnlichen, und das Haus war zum Erdrücken voll. Ich erſtaunte über die Vereinigung enormer Fertigkeit mit Geſchmack und einer Art von idealiſcher Begeiſterung auf dieſem form- und tonloſen Inſtrumente; — aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, dieſen Wundermann mehr als zweimal zu bewundern.

Den 14. Oct. gab der Kirchenverein unter Leitung des hieſigen geſchickten Organiſten Kellner die zweite öffentliche Aufführung ſeit ſeiner Exiſtenz. Producirt wurden geiſtliche Cantaten und Hymnen von Rink und Speier, Männerquartetten von C. Kreutzer, der Frühling aus Hayd'ns Jahrszeiten, und Geſänge von Spohr und Gollmick. Dieſes Vereines löbliche Tendenz iſt im Phönix ſchon berührt worden. Es ſteht viel Gutes davon zu erwarten, ſo lange ſie ſich in ihren feſtgeſetzten Schranken hält, und die jungen Kräfte nicht an Oratorien riskirt. Mehr Mäßigung und Discretion in der Vereinigung dieſer lebensfrohen Stimmen wäre noch beſonders zu wünſchen. Die heutige Aufführung war, nach einem billig angelegten Maaßſtabe, im Ganzen eine gelungene. Beſonders zeichnete ſich unter den Sopraniſten Dem. Arnold, eine junge Dilettantin, aus, deren ſchöner glockenhafter und ſchmelzender Ton ſchon an und für ſich zum Herzen ſpricht, und das Gepräge an ſich trägt, daß ſeine Beſitzerin nicht mehr lange die Zierde dieſer Geſellſchaft bleiben wird. T.

Feuilleton.

*** Unpartheiiſche Univerſal-Kirchenzeitung für das israelitiſche, römiſche und germaniſche Deutſchland. — Dr. Hönninghauſen (früher Proteſtant, jetzt Katholik) beabſichtigt, ein auf Aktien gegründetes Centralblatt unter dem Titel: „Unpartheiiſche Univerſal-Kirchenzeitung für die Geiſtlichkeit und die gebildete Weltklaſſe des proteſtant., kathol. und israelit. Deutſchland's" bei einem hieſigen Buchhändler mit Anfang des nächſten Jahres in das Leben treten zu laſſen. Es ſoll täglich im Format der Pariſer Journale — und zwar in jeder Hinſicht dreiſpaltig — erſcheinen, denn in drei Columnen ſollen die drei oben genannten Glaubensmeinungen ſich — — — neben und — der Natur der Sache nach — mitunter wohl auch wider einander ausſprechen. — Dem ausgearbeiteten Plan zufolge hätten ſchon 130 nahmhafte Mitarbeiter ſich zum Aufbau dieſes Rieſenwerkes vereinigt, bei welchem die Arbeiter glücklicherweiſe ſchon gleich beim Anfange verſchiedene Sprachen ſprechen, ſo daß jetzt keine Verwirrung, ſondern etwa eine Uniformirung derſelben oder — im ſchlimmſten Falle — nun gar Nichts zu gewärtigen ſtünde. — Unter den Mitarbeitern werden auch Biſchöfe, Superintenden und Rabbiner genannt!!!

*** Eine ſehr intereſſante Abhandlung über die jetzt lebenden Kupferſtecher, nebſt einer Kritik ihrer Werke, findet ſich in F. Kugler's „Muſeum, Blätter für bildende Kunſt" in Nro. 29, 1836, vom Kupferſtecher, Prof. Felſing in Darmſtadt. Er entſcheidet bei dem Aufwurf der Frage über die Benutzung des Materials — des Kupfers oder des Stahls — mit hervorſpringenden Gründen zu Gunſten des erſteren, und weiſ't den Stahl beſonders deswegen zurück, weil er der ächten künſtleriſchen Behandlung zu viele Schwierigkeiten entgegenſetze.

*** „Die Entwicklung der neueren deutſchen Kunſt," von Gruppe, in welcher er den geſchichtlichen Gang der neueren deutſchen Malerei und Skulptur andeutet, leidet an großer Einſeitigkeit, indem er über die Schule zu München zu wenig, und über die Berliner zu viel ſagt. Der Aufſatz, der ſonſt manches Schöne enthält, findet ſich in K. Büchner's deutſchem Taſchenbuch für 1837.

*** Der König von Bayern hat dem Bildhauer Woltreck aus Deſſau, dermalen in München, den Auftrag ertheilt, die coloſſale Büſte des Dichters Platen für die Walhalla in carrariſchem Marmor auszuführen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 270. 1836.

Phönix.

Montag, 14. November.

Der Freiball.

Der junge Fürſt hatte ſeine Volljährigkeit, die ſeit dreizehn Jahren beſtandene Regentſchaft ihr Ende erreicht. Der junge Fürſt freute ſich über den blühenden Zuſtand des Landes, über die alle Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaft gleichmäßig nivellirende materielle Wohlfahrt, deren Erweis ihm der Chef der Regentſchaft in zahlloſen Tabellen vorgelegt, welche er alle mit anhaltendem Eifer durchleſen, geprüft und verglichen hatte. Dieſen Berichten entſprach die Ordnung, welche der junge Fürſt beim Antritt der Staatsgeſchäfte in den Finanzen, ſo wie die Kriegsmacht, welche er in den Kaſernen vorfand, entſprachen zahlreiche Artikel in auswärtigen politiſchen Blättern, welche ſich über die treffliche Verwaltung der Regentſchaft verbreiteten, ſo wie Deputationen, welche aus der Hauptſtadt und den Kreisorten an das Haupt der Regentſchaft, den Polizeiminiſter, ergingen, um dieſem den Dank des Volkes auszudrücken. Es konnte nicht fehlen, daß der lebensfreudige junge Fürſt den Eindruck, welchen ſo viele erfreuliche Nachrichten, von denen bei Hofe eine die andere drängte, auf ſein harmloſes Gemüth hervorbrachte, zu erwiedern bemüht war. Ein Feſt bei Hofe folgte auf das andre, und der Fürſt war bedacht, ſie auch zu einem Gemeingut des ganzen Volkes zu machen. Er verwendete zu dieſem Zwecke ſeine Civilliſte auf das Freigebigſte; keine Feſttafel wurde gehalten, ohne daß in den unteren Räumen des Schloſſes zugleich Freitafeln für die Bürgerſchaft gedeckt waren. Die Repräſentanten derſelben erhielten werthvolle Andenken der fürſtlichen Huld, das Opernhaus war an gewiſſen Tagen dem Publikum unentgeltlich geöffnet. Ein Frei-Maskenball ſchloß den Reigen der Feſtlichkeiten, nach deren Beendigung der junge Fürſt, freudetrunken über das Glück ſeiner Unterthanen, dem Chef der Regentſchaft, dem Polizeiminiſter, über deſſen Verwaltung überall das Beſte verlautete, die Regierung wieder übertragen, und eine Reiſe an einen andern Hof unternehmen wollte, um die Wünſche des Landes zu krönen und demſelben eine Mutter — heimzubringen.

Der Ballſaal war gedrängt voll, die anſtoßenden Salons und die umgebenden Corridors, ſämmtlich feſtlich erleuchtet, wimmelten von fröhlichen Menſchen. An den Büffets klangen Toaſts auf das Wohl des geliebten Fürſten, welcher im Maskenkleide dem Feſte beizuwohnen beabſichtigt hatte. Niemand ſollte ihn erkennen; nur der Kammerdiener, der die Maskenkleidung beſorgt hatte, wußte ihn zu unterſcheiden; er hatte für die Bewahrung des Incognitos ſeines Gebieters zu haften. Indeſſen, man weiß, was man von Kammerdienerverſchwiegenheit zu halten hat; ja, dieſer hielt es ſogar gewiſſermaßen für ſeine Pflicht, das Maskengeheimniß mehreren Perſonen vom höchſten Adel im Vertrauen mitzutheilen. Dieſe machten es ſich nunmehr zur Aufgabe, die Perſon des Fürſten zu umgeben.

An einem der Büffets ſaß ein Bettler, im vollſtändigſten Koſtüm, den Bettelſack nicht ausgenommen. Eine ſchwarze Maske bedeckte das Geſicht, eine Mütze den Scheitel, die Haltung der Maske war gekrümmt, hinfällig. Er blickte ſo lüſtern und unverwandt nach den Erfriſchungen, die in ſilbernen Geſchirren daſtanden, daß mehrere Masken, die ihn zunächſt umgaben, ſich nicht enthalten konnten, halblaut zu bemerken: „Vortrefflich, göttlich! Wie glücklich abgelauſcht.“ Der Bettler ſah ſich erſtaunt um, die Nächſtſtehenden fuhren ehrerbietig zurück, gaben etwas Raum, drängten ſich dann wieder vor an's Büffet, und präſentirten dem ſitzenden Bettler Speiſen und Getränke. Dieſer blickte ſie, wie zweifelnd, einige Augenblicke an; und — ſchob die Speiſen in ſeinen Bettelſack. Dieſer Umſtand erhöhete das Entzücken der Hofleute; „wie fein, gewandt ſich Seine Durchlaucht aus der Affaire zu ziehen verſtehen!“ Jetzt näherte ſich ein Paſcha ehrfurchtsvoll dem Bettler und flüſterte ihm in's Ohr: „Ew. Durchlaucht ſind doch wahrlich jeder Kunſt Meiſter!“ — Der Bettler zuckte, ſichtlich erſchreckt, zuſammen. Der Miniſter beſann ſich raſch ſeines Vergehens gegen Maskendiskretion und ſuchte einzulenken: „Was kannſt du zu betteln haben, guter Freund? Du biſt wahrhaftig dein eigner Widerſpruch. Doch iſt es dankenswerth, daß du, da unſres Fürſten Herz und Hand ſogar den Begriff eines Bettlers in unſrem Lande zu nichte machte, die traurige Erſcheinung einer längſt entſchwundenen Zeit als einen Contraſt zum Feſte bringſt, welcher die Freude, die hier herrſcht, wie ein dunkler Hintergrund, nur um ſo heller hervorhebt. Solche Armuth, wie du ſie hier wahrheittäuſchend zur Schau trägſt, iſt bei uns ein Mährchen geworden; um ſo willkommener ſei denn die Reliquie.“

Der Bettler ſeufzte. — „Ich muß bewundern,“ fuhr der Miniſter fort, „wie trefflich du deine Rolle ſpielſt, um ſo mehr bewundern, da du wohl ſchwerlich noch die Armuth wirklich belauſcht haben wirſt; das iſt ächt dichteriſches Vermögen!“

Der Bettler wurde unruhig auf ſeinem Stuhle, er ſtand auf und wollte ſich von dem zudringlichen Paſcha entfernen. „Darf der Paſcha dich auf deinen Wanderungen begleiten?“ fragte die Maske; — „laß uns die Rollen des großen Chalifen Harun Al Raſchid und ſeines treuen Weſirs ſpielen, mein edler Bettler. Sei du der Chalif und der Paſcha dein Weſir!“

Der Bettler lehnte die Begleitung ſchweigend ab und blickte in ſteigender Unruhe rings um ſich. „Suchſt du deines Gleichen?“ ſprach der Paſcha, ſich vor ihm neigend, „wahrlich in keiner Bedeutung wirſt du weder hier noch im Lande einen Zweiten finden, der es wagen könnte, deine Rolle zu ſpielen.“ Und wie zur Bekräftigung des Geſagten gleichfalls ſich im Kreiſe umſehend, wendete er ſich und dicht vor ihm ſtand ein — zweiter Bettler, an Größe und Haltung dem erſten völlig gleich. Der Paſcha wurde verwirrt und wußte nicht, an welchen er ſich jetzt wenden ſollte. Seine Blicke ſuchten nach dem Kammerdiener des Fürſten, zu ſeinem Unglück konnte er ſich aber, ſo viel er ſann, nicht mehr erinnern, welche Maske dieſer gewählt habe. Die beiden Bettler näherten ſich einander frappirt; die Umſtehenden wußten im Augenblick nicht, woran ſie ſeien, bis zu ihrem nicht geringen Erſtaunen der eine von den beiden Bettlern den andern mit Zeichen größter Vertraulichkeit, welche der andre zu erwiedern ſchien, in den Arm nahm, worauf beide den Saal verließen und ſich in ein nahes Kabinet begaben. Der Paſcha war noch immer wie vom Donner gerührt, die Freunde löſten ihm aber bald das Räthſel auf die einfachſte Weiſe von der Welt, daß der Fürſt wahrſcheinlich den Scherz mit irgend einer vertrauten Perſon, etwa eben dem Kammerdiener, verabredet. Der Paſcha hatte dagegen natürlich nichts einzuwenden, gab ſich jedoch noch nicht zufrieden; trotz allem Reſpekt vor der Perſon des Fürſten ärgerte es ihn, daß er einem luſtigen Einfall deſſelben zur Zielſcheibe gedient, er, der ſich, durch Jahre voll Erfahrung dazu berechtigt, für untrüglich zu halten gewohnt war, daß er — darüber war wohl kein Zweifel mehr — am Ende gar an den leidigen Kammerdiener ſeine Schmeichelei voll Eigenlobes verſchwendet hatte. Mürriſch wendete ſich der alte Herr von ſeiner Umgebung ab, welche der Maskenfreiheit gegen ihn freien Zügel ließ; und ſetzte ſich in eine Ecke, um über den verdrießlichen Vorfall ſeinen Grillen nachzuhängen. Das Bettlerkleid des Doppelgängers war ziemlich ſchlechter, — natürlich! begreiflich! Der Fürſt mußte doch etwas voraus haben! (Schluß f.)

Lavater.

Beiträge zur näheren Kenntniß und wahren Darſtellung Johann Kaspar Lavater's.

(Schluß).

Wir ſchließen mit einigen Bemerkungen über ſeine correſpondirenden Freunde und einigen Auszügen aus der vorliegenden Briefſammlung.

Reinhold und **Jakobi**, von denen beſonders der Letztere manches treffende Urtheil über Lavater fällt, fanden ſelbſt als ſtrenge Philoſophen in der Myſtik und den eigenthümlichen Anſchauungen Lavater's manches Treffliche.

Unter ſeinen Schweizerfreunden zeichnen ſich beſonders der berühmte Arzt **Zimmermann** und der Maler **Füßli** aus, deſſen urſprünglicher derber Humor oft in den Briefen in die ſtürmende Rohheit eines Kraftgenies ausartet. Füßli's Briefe ſind intereſſanter in Bezug auf ſeine eigne Perſönlichkeit, als in Bezug auf Lavater, deſſen übertriebnen Wunderglauben er bei jeder Gelegenheit durch Spott abzukühlen ſuchte. Über ſeine Ode an Gott ſchreibt ihm dieſer: „Die Ode an Gott iſt über mein Lob. Mit dieſem Ocean der Anſtaunung verglichen iſt Klopſtock's Ode ein Kothbach.“

Zimmermann's Briefe wimmeln von Enthuſiasmen und gereizten Empfindlichkeiten.

Wieland hing mit „großer Wortwärme“ an Lavater'n, ſo lange er in Weimar in Achtung ſtand. **Herder** hielt mit ſeinen Herzensergießungen an ſich, um für keinen Lavaterianer gehalten zu werden, für welchen man ihn hier und da ausgab. **Moſes Mendelſohn**, den Lavater zum Chriſtenthum überzuführen ſich alle Mühe gab, antwortete ihm: „So weit ich in Abſicht auf die Glaubenswahrheiten von Ihnen entfernt bin, und ſo unmöglich es ſcheint, daß wir in Religionsſachen jemals einſtimmen werden, ſo hat dieſe Disharmonie gleichwohl nicht den geringſten Einfluß auf meine Geſinnungen, und ich verehre nichts deſto weniger Ihre vortrefflichen Talente und Ihr noch vortrefflicheres Herz. Sie ſind ein chriſtlicher Prediger, ich ein jüdiſcher Buchhalter. Was thut dies! Wir ſind beide Menſchen.“ **Klopſtock**, welchen Lavater bei ſeinem Aufenthalte in Hamburg beſuchen wollte, lehnte dieſe Ehre deswegen, weil er ſich von Lavater durch einige öffentliche Urtheile gekränkt fühlte, durch einen Brief in ſehr gereiztem Tone ab, nahm aber den Beſuch ſpäter an. Es hieß in dem Briefe unter anderem: „Sie ſehen, daß eine Zuſammenkunft mit Ihnen nicht zu den Aufheiterungen meines Alters gehören würde. Wir denken über ſehr ernſthafte Dinge allzu verſchieden; wovon ſollten wir reden? Das Beſte iſt, daß wir uns nicht ſehen.“

Merk legt über die Stellung Wieland's zu Göthe und

Herder folgendes merkwürdiges Geſtändniß ab: „Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Göthe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er iſt ein ſo bacchantiſcher guter Junge, daß er mir höchſt heilig iſt. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Burſche gemacht, das iſt wieder nichts nütze.“ **Göthe** hatte ſich von Anbeginn ſeiner Bekanntſchaft mit Lavater'n auf einen Fuß geſetzt, daß er, ſeine Perſönlichkeit und Grillen reſpektirend, daſſelbe auch von ihm verlangte. Sie waren einen ſtillſchweigenden Pakt des gegenſeitigen Ertragens eingegangen, durch deſſen Befolgung ſich beide nie zu nahe traten. Aus den Briefen, welche Göthe an Lavater ſchrieb, erſehen wir, daß bei allem dem, daß Göthe zuweilen einen derben übermüthigen Ton anſchlug und in ſeine Sturm- und Drangperiode zurück zu fallen ſchien, doch ſchon ſeine Objectivität durchblickte, welche Lavater'n am beſten zu würdigen verſtand. So ſchrieb er ihm: „Dein Durſt nach Chriſto hat mich gejammert. Du biſt übler daran, als wir Heiden; uns erſcheinen doch in der Noth unſre Götter.“ An einer andern Stelle erinnert er ihn an jenen Vertrag: „Eins werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unſre Partikularreligionen ungehudelt laſſen. — — Ich denke auch [illegible] der Wahrheit zu ſein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher.“

Manchmal transſpirirte Göthe außergewöhnlich ſtark: „Nun noch ein herzlich Wort der Sehnſucht an dich und der Hoffnung; ſie wird alle Tage ſtärker. Laß uns an einander bleiben, einander mehr werden; denn neue Freunde und Lieben mach' ich mir nicht. Adieu, Guter; meine Seele iſt immer bei dir.“

Dagegen ſchreibt **Knebel** über Göthe: „Er iſt ſelbſt ein wunderbares Gemiſch, oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant; doch prävalirt der erſte.“ Und **Hartmann** ſchreibt Lavater'n über Göthe: „Dein Göthe erſcheint in allen ſeinen Briefen als ein Menſch, der dich zum Spaß hat, und Alles um ſich her verachtet.“

Über Göthe's Verhältniß zu Lavater'n und ſein ſpäteres, kaltes, unwürdiges Benehmen gegen ſeinen frühern Freund, laſſen wir uns ſchließlich von Hegner noch Folgendes erzählen: „Die congenialiſche Brüderlichkeit, worin Göthe in ſeiner hamletiſchen Jugend mit Lavater'n ſtand, war außerordentlich, wie aus ſeinen Briefen erſichtlich iſt; jedoch bei allen gemüthlichen Vereinigungspunkten waren ſie in Meinungen verſchieden und mußten aus einander gehen. Das iſt begreiflich; aber, daß Göthe in ſpäterer Zeit, als aus dem gemüthlichen Hamlet ein ſteifer Polonius geworden, den alten Bruder verfolgte, ja zuweilen mit Füßen trat, iſt eine faſt ſchauerliche Veränderung. Als Göthe 1797 mehrere Tage in Zürich war, machte er Beſuche bei Antiſtes Heß, dem Chorherrn Rahn und Hottinger, Frau Schultheß, Dr. Lavater, Profeſſor Fäſi, Zeitungsſchreiber Bürkli und Andern. Lavater'n ſelbſt aber, den alten Herzensfreund, ignorirte er gänzlich; wandelte ſogar auf dem Petersplatz, wo dieſer wohnte, hin und her, ohne in ſein Haus, wo ihm einſt ſo wohl war, einzutreten, und als Lavater ihn im Gaſthof aufſuchte, nicht antraf, und ſeinen Namen an die Stubenthüre ſchrieb, blieb er gleich unbeweglich.“

H. Künzel.

Aus Weimar.

(Fortſetzung).

(Kunſtausſtellung).

Zwei recht fleißig ausgeführte Kopieen von **J. Schulze** aus Karlsruhe: „Madonna mit dem Kinde,“ nach Murillo und „der Heirathsantrag auf Helgoland,“ verdienten ebenfalls die Anerkennung, die ihnen das Publikum zollte. **Adam** und **Lotze** in München, **Schulz** in Berlin und **Backhuizen** im Haag hatten anſprechende Thierſtücke geliefert. Von Julie **Gräfin Egloffſtein** zierte ein meiſterliches Bild: „Gretchen, (aus Fauſt,) ſich die Haare flechtend,“ halbe Figur in Lebensgröße, die Ausſtellung. Der Ausdruck des Kindlichen, Jungfräulichen in dieſen lieblichen und anmuthigen Zügen, die Weichheit und Zartheit der Tinten, verliehen dem Ganzen einen ungewöhnlichen Werth, den Werth der veredelten höchſten Naturwahrheit. Ein talentvoller Zögling der Düſſeldorfer Schule, **Marterſteig** aus Weimar, hatte in dem „Knieſtücke eines jungen Mädchens,“ dann in ſeinem „leſenden Mädchen,“ einem „alten bärtigen Kopfe,“ einem „ſchlafenden Kinde“ und einem „Edelknaben“ wackere Proben eines nicht gewöhnlichen, ſtrebenden und fortſchreitenden Talents geliefert, welches bei gründlichem Naturſtudium, wie ſolches die gedachte Schule vorzugsweiſe bietet, des Erfreulichen viel zu leiſten verſpricht. — Daß diesmal im Ganzen wenig Porträts vorhanden waren, gereicht uns zur Freude. **Krüger's** in Berlin „Bruſtbild des Kaiſers Nikolaus von Rußland“ und das „Bildniß der Großherzogin Maria Pawlowna von Weimar“ (ganze Figur unter Lebensgröße), von **Remde**, haben Anſpruch auf geiſtreiche Behandlung und verdienen daher vorzugsweiſe Erwähnung.

Unter den Landſchaften ſteht, nach der allgemeinen Stimme, **Preller's** (Lehrer am hieſigen Zeicheninſtitute) „**Wartburg** im frühern Zuſtande,“ mit der Scene, wie Landgraf Friedrich mit der gebiſſenen Wange einen Ausfall auf die Eiſenacher macht, um ſein neugeborenes Kind nach Reinhardsbrunn zur Taufe zu bringen (für den neuen Konſeilſaal im großherzoglichen Schloſſe beſtimmt), oben an. Die Skizze dieſes Gemäldes ſahen wir in voriger Ausſtellung aufgeſtellt und konnten nach dem Entwurfe Schönes erwarten. Preller hat in der Ausführung alle Erwartungen übertroffen. „Ein Bild des Mittelalters iſt dies Werk“ — urtheilt ein Kenner ſo treffend als geiſtreich — „nicht blos weil es den hohen Felſenſitz in ſeinem früheren Zuſtande und an ſeinem Fuß eine Begebenheit des vierzehnten Jahrhunderts vor Augen bringt; ſondern weil in der ganzen Landſchaft, in den Bergen, dem Walde, den Eichen und Buchen, welche der Wind ſchüttelt, der kräftige und ernſte Geiſt der Vorzeit ſich ausſpricht. Ein Regen iſt vorübergezogen, der letzte Strahl der Sonne beleuchtet die Burg und den Weg. Bewundernswürdig iſt die Treue, womit der Künſtler die Natur in einem bewegten Moment abgeſchrieben, und die Kühnheit, womit er zugleich aus dem Vorhandenen ein poetiſches Bild geſtaltet hat. Weder in Wahrheit und Bewegung des Baumſchlags, noch in Kraft und Richtigkeit der Färbung, noch in edlem Styl der Anordnung möchte dieſe Landſchaft irgend einem ähnlichen Werke von Zeitgenoſſen nachzuſetzen ſein, ja in erſterer Beziehung wohl den meiſten voranſtehen. Ohnehin gibt es jetzt wenige Maler, welche die landſchaftiſche Natur poetiſch aufzufaſſen wiſſen und mit charakteriſtiſcher Wahrheit das Gefühl eines edeln Styls verbinden." — Dies Werk wird den hieſigen Sammlungen zur bleibenden Zierde gereichen. Preller iſt einer der erſten Landſchaftsmaler und verſpricht, (er iſt noch jung), das Höchſte zu erreichen, was der Künſtler erreichen kann. — Wir erfahren übrigens, daß ſechs ſolcher Landſchaften, wie die Wartburg (zu 5 Fuß Breite und 5½ Fuß Höhe), ſämmtlich Anſichten aus dem Weimariſchen Lande, mit Erinnerungen an Denkwürdigkeiten ſeiner älteren, mittleren und neueren Geſchichte, den oben erwähnten Saal zieren ſollen; außerdem ſechs kleinere in die Breite gehende von 4 auf 3 Fuß, blos Anſichten ſchöner Gegenden des Großherzogthums enthaltend. Zu der letzteren Reihe hat der Maler **Kaiſer** (ebenfalls Lehrer am Zeichneninſtitute) bereits früher die Anſicht des alten Schloſſes Dornburg an der Saale geliefert, und für die heurige Ausſtellung Kloſter Mildenfurth im Neuſtädtiſchen Kreiſe, eine liebliche, ſanfte Landſchaft, welche den gemüthlichen Charakter einladender Ruhe trägt.

(Schluß folgt).

Pariſer Theaterſchau.

(Schluß).

Das *Vaudeville* gab dieſen Monat ein Vaudeville in drei Akten von drei Verfaſſern: **Dupüty**, **Rougemont** und **Autier**. Der Titel lautet: „**Peter der Rothe**," und das Stück ſpielt vor, während und nach der franzöſiſchen Revolution. Lafont's ausgezeichnetes Spiel in den drei Rollen eines dummen Bauers, eines aufgeblaſenen Gecken unter dem franzöſiſchen Direktorium und eines Grafen während der Reſtauration erregte lautes Beifallklatſchen, welches vielleicht nur deshalb ſo ſtürmiſch war, weil zu Anfang des dritten Akts das Gerücht, es ſei Feuer auf dem Theater ausgebrochen, allgemeinen Schrecken hervorrief, der ganz unbegründet war, da, wie Herr Lafont erklärte, der Brandgeruch von einer Pfanne herrühre, worin man Weingeiſt angezündet habe, um Kaminfeuer darzuſtellen.

Das *Palais-Royal* iſt unerſchöpflich in neuen, grotesken Chargen-Erfindungen. „Vallée des Fleurs," Vaudeville in einem Akt von **Gabriel**, parodirt das Ballet der großen Oper, „**das Donauweibchen**," auf eine lachenerregende Weiſe. Alcide Touſez als Page, mit Federbarett und enganliegenden Hoſen iſt die unübertrefflichſte Karikatur aller Cherubins. In einem andern kleinen Vaudeville, „**Theodore** oder heureux quand même" betitelt, von **Bayard** und **Deslandes**, ſpielt Achard ausgezeichnet. Dieſes kleine Theater macht die beſten Geſchäfte.

Auf der *Porte Saint-Martin* wurde ein neues Drama in 5 Akten von einem jungen Autor zur Aufführung gebracht. Es war Anfangs „der Kaufmann ſeiner Ehre" betitelt, woran die Cenſur Anſtoß nahm, hieß darauf: „Jaffier, der Seeräuber," und figurirt jetzt als „François Jaffier" auf dem Anſchlagzettel. Das Stück hat Herrn **Lafont** zum Verfaſſer, deſſen Mitarbeiter Herr **Gaillardet**, der angebliche erſte Autor des Tour de Nesles, geweſen ſein ſoll. Der Stoff iſt einer Novelle von Balzac, „Feragus" betitelt, entlehnt, und der Inhalt reich, nur allzu reich an dramatiſchen Scenen, deren ewiger Knalleffekt zuletzt ermüdet. Uebrigens hat das Drama, trotz der mehr als modeſten Scenerie und dem lauen Spiel der Akteurs, doch verdienten Beifall gefunden.

Im *Ambigu comique* iſt endlich der ſchon lange angekündigte „**Nebukadnezar**," Drama in 4 Aufzügen, von **Anicet** und **Francis**, gegeben worden. Die eigentlichen Autoren des Stücks ſind aber die Herren Theatermaler **Filaſtre** und **Combre**, welche durch die Pracht der Dekorationen den Beifall der Zuſchauer errungen haben. Außer einer herrlichen Scenerie, welche über 40,000 Franken gekoſtet haben ſoll, iſt das Stück wenig verdienſtlich. Der bibliſche Stoff und die ſchönen Couliſſen ſind jedoch zwei Elemente, welche dem Direktor ſeine Auslagen und noch einen beträchtlichen Gewinnſt einzubringen verſprechen.

In den *Folies dramatiques*, welches ich ſeit dem Abgange Robert Macaire's zum erſten Male wieder beſuchte, ſah ich in dieſem Monat ein ganz hübſches Melodram von **Valery** und **Montigny**. Es war „**der Waiſenknabe und die barmherzige Schweſter**" betitelt, und in einem einfachen, oft rührenden Style geſchrieben; ganz im Gegenſatz mit Nebukadnezar, der von aufgedunſenen, prätentiöſen, oft lächerlichen und ſtets langweiligen Phraſen wimmelt. Die Schauſpieler zeigten während der Aufführung ein löbliches Beſtreben, die Verfaſſer durch ein gutes Spiel verſtändlich zu machen, und wurden daher lebhaft beklatſcht.

Die *Gaîté* lebt noch immer von der „**ſchönen Auſternfrau**," woran das Boulevard-Publikum ſich nicht ſatt ſehen kann. Auch hat man ein neues Vaudeville gegeben: „Barilli." Die Intrigue des Stücks drehet ſich um ein Abenteuer, welches dem berühmten Sänger dieſes Namens unter dem Kaiſerreich begegnet iſt, und dem Verfaſſer, Herrn **Guſtav Vaës**, einem Belgier, Stoff zu einem amuſanten Vaudeville gegeben hat.

Die **komiſche Oper** hat zwei neue Opern im Laufe dieſes letzten Monats gegeben. Die erſte heißt: „**Das böſe Auge**," wozu die Herren **Scribe** und **Lemoine** den Text, und Mlle. **Louiſe Puget** die Muſik geliefert. Der Stoff iſt einem alten Volksglauben, daß viele Menſchen durch ihren Blick behexen könnten, entlehnt; die Scene geht in Spanien vor. Mad. Damoreau-Cinti ſingt und ſpielt meiſterhaft, und das Publikum war ſehr erbaut. Die zweite Oper ſpielt unter der Regierung Ludwig XVI., und führt den Titel: „**Der Poſtillon von Longjumeau**," komiſche Oper in 3 Akten, gedichtet von **Leuven** und **Brunswic**, componirt von **Adam**. Auch ſie gefiel.

Die dramatiſche Thätigkeit hat ſich in dieſem Monat, im Verhältniß zu dem vorigen, belebter gezeigt. Der Ertrag beſtehet in 3 neuen Opern, einer Comödie, 5 Dramen und Melodramen und 20 Vaudeville's, woran 38 Autoren mitgearbeitet haben. Die Vaudeville's und Melodramen der kleineren Boulevard-Theater, ſo wie des Pantheon- und Luxembourg-Theaters habe ich abſichtlich dieſem Berichte nicht beigefügt, weil ſie im Allgemeinen bedeutungslos ſind und ſpurlos vorübergehen. — Nachträglich bemerke ich noch, daß die *Porte Saint-Antoine* ein phantaſtiſches Vaudeville in einem Akt in Scene geſetzt hat, unter dem Titel: „**Das Donauweibchen**," von den Herren **Saint-Yves** und **Beyrat**. Dies war die erſte Parodie des Ballets der großen Oper, welches alle Theater der Hauptſtadt ſich aneignen zu wollen ſcheinen; denn ſchon haben die Variétés eine gleichfalls darauf bezügliche Charge angekündigt. Das Donauweibchen der Porte Saint-Antoine iſt übrigens hübſch in Scene geſetzt und ganz witzig geſchrieben, fand daher einſtimmigen Beifall.

Paris, am 3. November 1836. E. K.

Notizen.

⁂ **Zunahme der literariſchen Thätigkeit in Griechenland.** — Im vorigen Jahre waren in Griechenland nur 6, — ſeit dem 1. Jan. d. J. ſind bereits 56 größere und kleinere Werke erſchienen, und während im v. J. nur 4 Zeitungen beſtanden, iſt ihre Zahl in Athen bereits auf 12 angewachſen. Ueberſetzt erſchienen der Theophilus und das Naturrecht von **Gros**, und angekündigt ſind die Ueberſetzungen von **Schlegel's** Geſchichte der Literatur, von **Mackeldey** und von mehreren franzöſiſchen Werken.

⁂ **Koloſſales Dampfſchiff in N.-Amerika.** — Zu **Buffalo** in N.-Amerika wird jetzt ein Dampfſchiff von 700 Tonnen gebaut, welches, 190 Fuß lang und 29 breit, Maſchinen von 190 Pferdekraft haben wird. —

№ 271. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 15. November.

Narragoniſche Schildereien.

Von G. M. H. Fiſcher.

I. Kritikerow.

Nicht weit von der Hauptſtadt Narrageniens iſt das Grab des Kritikerow. Urſprünglich ſoll er anders geheißen haben; da aber der treffliche Mann ſein ganzes Leben hindurch als Kritiker thätig war, ſo überzog nach und nach dieſe Eigenſchaft ſeinen Namen, wie der Fluß Paktolus die in ihn gelegten Gegenſtände nach und nach mit Gold überzieht, und nur aus der Schlußſylbe von Kritikerow's neuem Namen ließ ſich noch auf den alten Namen und auf entfernte öſtliche Abſtammung ſchließen.

Schade, daß unſere Vorfahren nur von den Pyramiden, von dem Denkmale des Mauſolus und von den Gräbern einiger römiſcher Kaiſer und Könige gewußt haben. Kritikerow's Grab überſtrahlt ſie alle. Nicht ſowohl durch ſeine Pracht, als durch die Würdigkeit und Unübertrefflichkeit ſeines Inhabers.

Du kannſt den Weg dahin nicht verfehlen. Jedes Kind, was du auf der Heerſtraße anrufſt, ſagt ihn dir. Und ſo gelangſt du in ein liebliches Thal, von rieſelnden Bächen durchſchlängelt. Die Nachtigall lockt ihrer treuen Gefährtin und zugleich dir; die italiäniſche Pappel, flüſternd im Winde, neigt ſich zur benachbarten dunkelſchattenden Kaſtanie, und zugleich nach dir. Aber dein Auge ſucht Kritikerow's Grab. Thörichter! Wie kann in ſo gewöhnlicher, das Gemüth nur anſprechender Umgebung ein Kritikerow ruhen? Verlaß' das Thal! Dringe zum Felſen, der jäh und zackigt über dem Thale aufſteigt, wohin kein Vogel ſich verirrt, als der kreiſende Kondor, wenn er ſeine höchſten Flüge wagt, und wohin kaum durch die magere Flechte eine Kunde irdiſcher Vegetation gelangte. So hoch wie jener Fels ſtand Kritikerow im Verhältniſſe zu ſeiner Zeit. Dort ruht Kritikerow.

Man müßte lügen, wenn man behaupten wollte, Kritikerow ſei ein *kenntnißreicher* Kritiker geweſen. *Reich* iſt immer etwas Relatives, alſo auch *kenntnißreich*. Die Scala des menſchlichen Wiſſens hat Null als ihren *unterſten* Punkt, aber einen *oberſten* hat ſie gar nicht. Niemals wird man *Alles* wiſſen, und Fauſt's Famulus, der nach dem Alles-Wiſſen gierig die Hände ſtreckte, ſchrieb hiermit nur ſeinen geiſtigen Fähigkeiten ein Armuthszeugniß. Wenn man alſo nicht *Alles* wiſſen kann, und wenn ſelbſt *ein höchſt möglicher Grad des Wiſſens* ſich *nicht* denken läßt, ſo genügt zuletzt ſogar nur ein geringes Steigen des menſchlichen Wiſſens über Null, z. B. etwas Leſen und Schreiben, und einiges Auswendiglernen, was man Religion nennt. In dieſen Beziehungen war wirklich auch Kritikerow recht gut qualifizirt. Er las und ſchrieb ſogar flüchtig, und hatte insbeſondere eine treffliche Kenntniß der Sylbenabtheilung und der Interpunktionszeichen. Dieſe letztere wußte er denn auch wieder — ſo zu ſagen — als kritiſche Handhaben zu benutzen. Er ſetzte z. B., wenn er dies oder jenes Wort, dieſen oder jenen Ausdruck nicht verſtand, hinter denſelben, eingeklammert, ein Fragezeichen und ein Ausrufungszeichen. Das Fragezeichen bedeutete: „Was ſoll das heißen?“ und das Ausrufungszeichen, damit Niemand die Schuld der Unverſtändlichkeit im Kritikerow ſuchen ſollte, ſetzte ſchnell hinzu: „O welcher Eſel iſt dieſer Autor!“ Doppelte oder dreifache Frage- und Ausrufungszeichen verſtärkten das, und wenn die Welt noch einiges Dankbarkeitsgefühl hegt; ſo wird ſie dieſe treffliche, erſt von Kritikerow recht wirkſam gemachte Methode ſo gewiß die Kritikerow'ſche Methode nennen, als ſie die weit unwichtigere Methode des wechſelſeitigen Unterrichts mit den Namen ihrer Urheber Bell und Lancaſter belegt hat.

Kritikerow war ein großer Mann; er *fand* in ſich die

Fähigkeit, Alles zu beurtheilen, und er beurtheilte Alles. Die Welt gab ihm durchaus dabei Recht, ſie las ihn, ſie bewunderte ihn. Wer kann aber, ohne Rebell zu ſein, gegen die Neigungen einer Welt ſich auflehnen? Alle Sprachen lagen um Kritikerow herum, wie die Farbenmuſcheln um ein malendes Kind herum liegen. Kritikerow fuhr tüchtig mit dem Pinſel in die Sprachen, und, wer um ihn ſtand, rief: „Ei, hübſch engliſch!“ „Ei, ſchön ſpaniſch!“ — oder, wenn er über Wiſſenſchaft, über Kunſt und dergleichen abſprach, — „Ei, welcher Alterthumskenner!“ „Ach, welcher Geſchichtsforſcher!“ „O, welcher Philoſoph!“ „Ei, ach und o, welcher Theolog, Juriſt und Mediciner!“ — ganz ähnlich, wie dem Kinde mit den Farbenmuſcheln, wenn es davon auf's Papier ſchmiert, von den andern Kindern zugerufen wird: „Ei, wie ſchön gelb, grün oder roth!“

Nun laßt ſich zwar nicht läugnen, daß Kritikerow, indem er ſo über Alles aburtheilte und abſprach, einige Geiſter in ſeinem Solde gehabt habe. Aber ich bitte ſehr, daß du hierbei an keine Juſtinus Kerner'ſchen Geiſter denken mögeſt. Nein, dazu war Kritikerow viel zu fromm. Die Bibel nannte er die „heilige Schrift,“ und in die Kirche ging er nur deßhalb nicht, weil er kein Geiſtlicher war und ſich alſo nicht ſelber hören konnte. Auch fürchtete er, während der abzuleſenden Liturgie kritiſche Anwandlungen zu bekommen, was ſeiner Frommigkeit nur Abtrag gethan hätte, und gegen welche Möglichkeit alſo ſeine Frömmigkeit eifrige Einſprache einlegte. Kritikerow verdiente ſonach den Heiligenſchein, und — wie bei allen großen Männern ſcheinbare Widerſprüche ſich harmoniſch auflöſen, — grade aus den Gründen, aus welchen ein blödes Auge ihm denſelben abſprach.

Doch ich komme auf Kritikerow's Geiſter zurück. Es waren dies ſchöne Geiſter, die ihm kritiſiren halfen, die ihm ihre Arbeiten, als von ihm kommend, überließen, und für die er dagegen — o edler Kritikerow! — alles Riſico übernahm.

Wenn Manche dem Kritikerow den Vorwurf machten, er bringe, wo er ſichtlich ſelbſt gearbeitet habe, immer dieſelben Ideen wieder, und wenn gar einer ſeiner verdammlichen Gegner behauptete, im Ganzen ſtünden dem Kritikerow nur drei und eine halbe Idee zu Gebote, die er fortwährend auf die Weiden der von ihm redigirten, mitbearbeiteten und mitbecorreſpondenzten Blätter treibe, ſo war dieſes, abgeſehen davon, daß es gar keine halbe Idee gibt, und alſo jeden Falls dieſer Theil jener Behauptung eine abſcheuliche Lüge enthielte, eben ſo abſurd als gemein. Ich verliere kein Wort darüber, als ein Wort des Dankes an den großen Kritikerow ſelbſt, der mich lehrte, über unwiderlegliche und dabei odioſe Dinge eben ſo möglichſt ſchnell wegzugehn, als über Dinge, welche mir nicht klar ſeien. Doch, ich berühre noch einen Vorwurf, den man dem trefflichen Kritikerow in Bezug auf ſeine Kenntniße machte. Er hängt gewiſſermaßen mit dem vorigen zuſammen und iſt eben ſo unbegründet. Dieſer Vorwurf lautete dahin: Kritikerow decimire die Schriften, die er anzeige; er ſpiele Blindekuh mit ihnen. Und wirklich nahm Kritikerow gerne ein Wort aus dem Titel oder einen Umſtand aus dem Buche heraus, worauf er dann über jenes Wort, oder über dieſen Umſtand ſeine Recenſionen machte. Z. B. der Titel eines Buchs hieß: „Maleriſche und romantiſche Reiſe durch einen Theil des Schwarzwaldes und der Schweiz.“ Hier war das zehnte Wort des Titels das wichtige Bindewort: und. Wenn nun (um den Ausdruck jener Spötter zu gebrauchen) Kritikerow dieſen Titel decimirte, wenn er nichts über das Maleriſche, nichts über das Romantiſche, nichts über den Schwarzwald, nichts über die Schweiz in der Kritik ſagte, wenn er vom Styl, von der Tendenz des Verfaſſers ſchwieg, aber eine ſchöne, wenn gleich ſchon etlichemal da geweſene Abhandlung über das Wörtchen „und“ gab, und zuletzt noch ſagte: „Übrigens iſt das Buch ſchlecht,“ ſo konnte man ihm nur dafür danken. Denn gute Lehren verpflichten überall zur Anerkennung; gute Lehren kann man nie genug hören; und wer weiß denn, ob das Buch nicht wirklich ſchlecht war? —

Es war anfänglich mein Plan, noch über eine Ausſtellung mich zu verbreiten, nämlich über die, daß Kritikerow kein redlicher Kritiker geweſen ſei, und, da ich allerdings das Vorhandenſein einer großen oder ſelbſt nur einer größeren Maſſe Redlichkeit nicht bei ihm behaupten konnte, etwas ausführlicher auseinander zu ſetzen: daß alle Menſchen fehlerhafte und ſündige Geſchöpfe ſeien; daß der geiſtig Große und Kühne nicht mit dem gemeinen moraliſchen Maasſtabe gemeſſen werden dürfe; daß das, was man bei Kritikerow bisweilen als Unredlichkeit verdammte, nichts weiter geweſen ſei, als ein höchſt potenzirter, trefflicher, kritiſcher Inſtinkt, der den Büchern ſchon bei den Namen ihrer Verfaſſer oder ihrer Verleger anmerkte, ob ſie was taugten, ohne ſie deßhalb leſen oder auch nur das Federmeſſer am Aufſchlitzen derſelben verderben zu müſſen; daß endlich Kritikerow's politiſche Antipathieen, welche ſich auch beſtändig in ſeine Kritiken miſchten, nur auf dem reinſten, klarſten, ganzeſten Sein Kritikerow's ruhten, und er z. B. mit Recht das lateiniſch-deutſche Lexicon eines Demokraten (wenn es Andere auch als trefflich prieſen und es wirklich vielleicht trefflich war), erbärmlich nannte, weil Alles, was von Demokraten kommt, nur erbärmlich ſein kann, — ach! dieſes und noch vieles Andere wollte ich auseinander ſetzen; aber die Einwendungen von Kritikerow's Gegnern, welche ich im Vorſtehenden — allerdings ſie ſo gleich ſiegreich widerlegend — aufzeichnete, damit alle Welt erfahre, es gebe auch in Narragonien Undankbare, haben mich erhitzt und verſtimmt. Ich klimme den Felſen empor zum Grabe Kritikerow's!

Eben komme ich von da wieder zurück. Und was hab' ich erleben müſſen? Ich las thränend ſeinen Namen, der auf der Urne ſteht. Kritikerow's Feinde haben den Steinmetzen beſtochen. Der Name iſt abgetheilt:

Kritiker-
O W.

O die Schändlichen!

Rückblick auf den St.-Simonismus.

(Schluß).

„Die ganze Metaphyſik des St.-Simonismus,“ bemerkt Hr. R., „ſein Katechismus und ſeine Geneſis — finden ſich in dieſem Livre nouveau, dem Résumé mehrerer Conferenzen der St.-S. Familie, an deſſen Abfaſſung Enfantin den größten Antheil gehabt.“ „In einer neuen Form,“ fährt

R. fort, „thut ſich hier jene Tendenz der St.-S. Doktrin, den Geiſt und das Fleiſch zu pacifiziren und Eines durch das Andere zu heiligen, kund. Der Krieg zwiſchen den beiden Prinzipien findet nicht nur in der Politik und der Moral, ſondern auch in der Wiſſenſchaft ſtatt, und dieſe muß pacifizirt werden, wie die Politik. „Sie wird es," behauptet das neue Buch, „weil die Männer der Liebe, die ein gleiches Gefühl haben für Theorie und Praxis, für Wiſſenſchaft und Induſtrie, für Wirklichkeit und Schein, einen lebendigen Glauben einprägen werden der ſtets fortſchreitenden Harmonie zwiſchen Geiſt und Fleiſch, Zeit und Raum, Zahl und Ausdehnung, Formel und Form, Gedanken und That, Einheit und Vielheit, Identität und Differenz, Beobachtung und Experiment, Vergangenheit und Zukunft, Auctorität und Freiheit, Ich und Nicht-Ich, Mann und Weib, Menſchheit und Welt. . ." „Gott," — ſo heißt es in dem neuen Buche, „den die revolutionairen Mathematiker vergeblich aus ihrem Sanktuarium verjagt, und der dennoch immer, entweder unverhüllt oder verborgen, unter dem Namen des Unendlichen, oder unter dem trügeriſchen Schleier der Begrenzungen (limites), darin verblieben, Gott wird herrlicher als jemals darin zum Vorſchein kommen, um alle Conceptionen zu beleben. Dann wird das höchſte, das infiniteſimale Wort ſich in der Kunſt in Reden und Symbole entfalten; der Gelehrte wird es in Formeln, der Induſtrielle wird es in begrenzte Formen übertragen; als Wort der Poeſie und der Liebe — wird es ſich durch Muſik und Architektur offenbaren; als göttlicher Begeiſterer wird es die Algorythmie und die Äſthetik, als Wort des Prieſters wird es die Wiſſenſchaft und die Induſtrie, das Dogma und den Kultus erzeugen."

Die von R. aus dem neuen Buche mitgetheilte Geneſis iſt zu neblicht und gehaltlos, um hier irgendwie berückſichtigt zu werden. Über das ganze Werk gibt R. folgendes Urtheil ab: „Im Gegenſatz zu Bazard's Hauptwerke, der Expoſition, welches durch viele Punkte mit unſerer profanen Intelligenz und Wiſſenſchaft in Berührung blieb, — iſt das neue Buch die Algebra der Religion, ihre Demonſtration in Formeln, die für den, der ſie aufſtellt, ſtrenge; für den, der ſie diskutiren möchte, unverſtändlich ſind. Niemals war die Metaphyſik auf ſolche Weiſe mit der Differential-Rechnung verwickelt, niemals die Religion mit ſolcher Prätention auf Binomität erſchienen. Und — was das wunderlichſte iſt, wenn man auch Alles von dieſer Arbeit, Größen und Ausdrücke, annähme, ſo würde man doch zu keiner in Ernſt anwendbaren Löſung gelangen. Als Newton den Gang der Welten fand, leitete er doch aſtronomiſche Folgerungen, materielle Thatſachen, Naturgeſetze daraus ab, welche die Menge verſtehen konnte. Hier im Gegentheil führt die Erklärung der Menſchheit durch die Zahlenwiſſenſchaft zu ſo idealen Formeln, daß hundert parallelle Formeln ſich daneben aufſtellen ließen, ohne daß man den Vorzug der einen vor den anderen weder erörtern, noch beweiſen könnte." —

In die fünfte und letzte Epoche ſtellt Hr. R. den bekannten, im Februar 1832 gegen die Häupter des Simonismus bei den Aſſiſen anhängig gemachten Prozeß und die darauf erfolgte Zerſtreuung der „Familie." In Beziehung auf die letztere bemerkt er Folgendes: „Die Einkerkerung Enfantin's war das Signal der Zerſtreuung der Familie Die Einen kehrten in die Welt zurück, mit der Abſicht, eine ſtille und unwahrnehmliche Propagande fortzuſetzen; die Anderen widmeten ſich oſtenſibler ihren evangeliſchen Arbeiten und ſchifften, neue Argonauten, ſich ein zur Aufſuchung der Femme-Messie. Nach ſeiner Befreiung folgte Enfantin dieſem Theile der Familie. Nachdem ihm das große Unternehmen der Eindämmung des Nil's mißglückt; hat er nun Ägypten verlaſſen, um ſich nach Judäa zu begeben, denſelben Weg verfolgend, den das Volk der Hebräer genommen. Zwiſchen ihm und ſeinen Jüngern in Frankreich dauert die Communion der Glaubensmeinungen mittelſt brieflichen Austauſches fort. Die hierarchiſche Thätigkeit iſt durch die Entfernungen nicht unterbrochen."

„Gegenwärtig hat der St.-Simonismus noch nicht auf die Eroberung der Welt verzichtet. Nur arbeitet er nicht mehr in offener Empörung, ſondern unter der Erde darauf hin. Aber auch hierbei iſt er wieder in Täuſchung befangen, . . ." was dann weiter ausgeführt wird. Daß er übrigens im Grunde nur ein Amalgam älterer Elemente, und überall, wo man von der Oberfläche in ſein Inneres dringt, das Plagiat erkennen läßt, deutet R. hinſichtlich der Hauptmomente an, und ſchließt mit der Bemerkung, „der Hauptnutzen des St. Simonismus möchte wohl darin beſtehen, daß eine Menge von Fragen, die vorher geſchlummert, ſchon durch die Thatſache ſeines Erſcheinens lebhaft angeregt und ſo laut zur Sprache gebracht worden, daß die allgemeine Neugierde von ihnen Beſitz genommen, und ſie nun dem Geiſte der Analyſe überliefert ſeien, der früher oder ſpäter durch eine Übergangsarbeit ſie zur Erörterung bringen werde." — In der Einleitung hatte Hr. R. ſich folgendergeſtalt hierüber geäußert: „Die Theorieen des neuen Glaubens, man wird es zuzugeſtehen müſſen, ſind auf eine der Reform der modernen Sozietäten förderliche Weiſe ausgeſprochen worden; denn, wenn dieſe Theorieen auch nichts unmittelbar Anwendbares enthielten, ſo werden ſie zum Wenigſten — und dies iſt ein großes Reſultat — das Eigenthum und die Erbſchaft aus ihrem Schlummer aufgerüttelt haben, — zwei Mächte, die bis auf den heutigen Tag nicht angegriffen worden ſind. Künftighin, ſtatt nach Erweiterung ihrer Weſpenrechte (droits de frelons) über die verſchiedenen Elemente der menſchlichen Thätigkeit zu trachten, werden jene beiden Despoten des Reichthums ohne Zweifel ſich mit der Arbeit zu verbinden und zu verſchmelzen ſuchen, die wahrſcheinlich der Angelpunkt der künftigen Sozialiſation ſein wird." —

Chronik der ſchönen Literatur.

105. Friedrich. Ein Roman von Sigism. Wieſe. — (Schluß).

Der Geiſtliche erzieht Friedrich's Sohn zur Weisheit und Tugend und zur einſtigen Rache der Freiheit an der Tyrannei. — Friedrich führt indeſſen mit Geiſt und Muth, aber ſtolz und ſelbſtiſch die Herrſchaft. Sein Weſen hat einen Riß bekommen. Im Volke fängt es an zu gähren; er denkt, es durch das Schauſpiel des Pompes zu betäuben, durch Krieg ihm Zerſtreuung zu geben. Auf einer Jagd findet er ſeine Tochter und nimmt ſie mit ſich. Der Himmel regt ſich in ihm. Die göttliche Liebe des Kindes zeitigt die Sühne des gefallenen titaniſchen Charakters. Die Kataſtrophe wird nun beſchleunigt. Die Unzufriedenen der Colonie ſammein ſich um Friedrich's Sohn. Der Herrſcher beginnt den Krieg nach Außen. Die Empörung bricht los, als Friedrich's Heeresmacht mit ungeheuren Verluſten wiederkehrt. Der Aufruhr dringt bis in die Zimmer des Schloſſes; Herſilie, Friedrich's Tochter, wird im allgemeinen Gemetzel getödtet. Der Vater rafft die Leiche auf und eilt mit ihr in den Urwald. Die Colonie huldigt ſeinem Sohne, welcher eine von Religion durchdrungene Herrſchaft einſetzen wird. Im Urwald, tritt Satanas vor den Verzweifelnden und ruft ihn an: „Dein Ende iſt vorhanden! Verſuche dich und ſei frei!“ — Friedrich erwiedert: „Lügner von Anfang: Mein Herz iſt verblutet, zerrüttet iſt mein Geiſt, ich bin zerſtört.“ Drauf Satan: „Sei wahr, bekenne die Zerſtörung, höre auf zu ſein.“ Da will Friedrich antworten, ſtirbt aber. Die Seele trotzt: „Elendes Nichts, einem Geiſte meines Gleichen biſt du zu gering.“ Friedrich liegt hingeſtreckt vor dem Throne der Majeſtät Gottes und betet ſtumm an.

Man wird aus dieſem Abriß unſere Geſammtbeurtheilung des Dichters gerechtfertigt finden; und ſchon in dieſer durchgepan'ten Skizze die Unvollkommenheiten der Compoſition genugſam erkennen. Wieſe hat die Unmittelbarkeit des Fühlens und des Denkens, welche ihn charakteriſirt, die Fülle ſeiner auf Poſitives zuſchreitenden Spekulation nicht in Einklang zu bringen verſtanden mit der Plaſtik des Kunſtwerks. Seine ganze Dichtung hindurch fühlt man, trotz zahlreicher, wahrhaft poetiſcher Schönheiten, den Froſt, der aus den Perſonificationen (denn ſeine Perſonen ſind ſolche geblieben) herausſchlägt und die Lebenswärme der Empfänglichkeit in uns tödtet. Wir beklagen es, daß Wieſe's herrliches Talent in dieſem tiefgedachten Roman, in welchem er von den höchſten Spitzen der Erſcheinungen bis in den letzten Wurzelfaſern der Seelenzuſtände hinabſtieg, keinen Sieg errang; aber wir freuen uns dabei wenigſtens ſeines rüſtigen Kampfes.

106) **Evremont.** Ein Roman, herausgegeben von **Ludwig Tieck.** 4 Thle. Breslau, Joſeph Max und Comp. 1836.

Wir theilen ohne Zweifel das Schickſal Vieler, wenn wir bekennen, daß wir uns durch das Titelblatt dieſes Romans — wenigſtens für einige Augenblicke — täuſchen ließen; das Wort: „herausgegeben“ verführte uns zu der Annahme, Ludwig Tieck ſei der Verfaſſer des Buches; Grund genug für die geſpannteſte Erwartung, was ein Veteran deutſcher Novelliſtik in einem ſo umfangreichen Werke gewollt und erreicht habe. Jemand, der nicht allzugewiſſenhaft, und Vorreden zu überſchlagen gewohnt iſt, würde ſich übrigens nach Leſung des Buches noch in dem Irrthum über den Verfaſſer befinden; denn Anlage und Styl dieſes Romanes haben viel Gemeinſames mit Tieck's ſpäterer Manier; dieſelbe Ruhe, die nur zu oft zur Bequemlichkeit wird; dieſelbe Ausführlichkeit, die ſich nur zu oft zu Breitem verflacht; dieſelbe allzugroße Vorliebe für den Dialog und das Beſprechen von Gegenſtänden, die außerhalb des Romanes liegen, eine Vorliebe, die nicht ſelten in Geſchwätzigkeit ausartet, wie bei Tieck. Indeſſen belehrt uns Tieck in der Vorrede, daß dieſer Roman die letzte Arbeit ſeiner Schweſter, verehelichten Frau von Knorring, ſei, und ſeine von Pietät diktirten einleitenden Worte, welche im Allgemeinen die Vorzüge des von ihm herausgegebenen Werkes charakteriſiren, mag denn der Leſer gern unterſchreiben. Der Einfluß des Bruders auf die Manier der Schweſter iſt, wie wir zu Anfang ſchon bemerkten, unverkennbar. Eine Familiengeſchichte, welche durch den Hintergrund einer bewegten Epoche neueſter Zeit gehoben wird, bildet den Stoff; die Fäden laufen ſchön geordnet neben einander. Das Intereſſe ſtürmt nicht gleich von Anfange her gewaltſam auf den Leſer ein, ſondern ſpinnt ſich ruhig aus der Handlung ſelbſt allmählich hervor, und wird mehr durch Charaktere, als durch Begebniſſe rege gehalten. Erſtere ſind ſauber bis in's Kleinſte ausgemalt; im Ganzen läßt ſich die weibliche Hand nicht verkennen. —

Feuilleton.

⁂ **Norwegens Verfaſſung.** — Samuel Laing in ſeinem gehaltvollen *Journal of a residence in Norway during the years 1834, 1835 and 1836* (Lond. Longman & Co.) bemerkt u. a. Folgendes über die gegenwärtige norwegiſche Verfaſſung: „Wohl ſchwerlich bietet die Geſchichte der Menſchheit noch ein anderes Beiſpiel einer freien Verfaſſung, die nicht in Mitten von Trümmern und Umwälzungen aufgerichtet, nicht mit Blut verkittet, ſondern aus dem Studirzimmer des Philoſophen ruhig in das Leben eingeführt, und ohne alle Veränderung allen Endzwecken einer guten Regierung ſo entſprechend gefunden worden. Der Grund dieſer anſcheinlichen Sonderbarkeit liegt darin, daß alle weſentlichen Elemente der Freiheit bereits im Lande vorhanden waren. . . Im ganzen Zuſtande des Volkes, des Eigenthums, der bürgerlichen und religiöſen Einrichtungen war Nichts, was ſich nicht für eine freie Verfaſſung eignete, in welcher die geſetzgebende Gewalt dem Volke angehörte. Alles war ſchon in alten Zeiten vom Volke ausgegangen, und da keine beſondere Klaſſe des Gemeinweſens vererblich mit Vorrechten, mit der Gewalt, oder ausſchließlich mit Eigenthum bekleidet, ſo waren jene Einrichtungen im Laufe der Zeit unverletzt geblieben. Die neue Verfaſſung war nur der Ueberbau auf ein Gebäude, deſſen Fundamente acht Jahrhunderte früher von den Vorfahren der jetzigen Generation gelegt, und auf welche die Grundmauern von ihnen aufgeführt worden waren.“

Gegenwärtig kann jeder geborene Norweger, der ein liegendes Gut von 150 Thlr. Werth hat und 25 J. alt iſt, an den Urwahlen Theil nehmen, und wenn er 30 J. alt und nicht Staats- oder Hofbeamter iſt, gewählt werden. Hundert Urwähler wählen einen Wahlmann, und die Wahlmänner jedes Diſtrikts die beſtimmte Zahl Abgeordneter zum Storthing, der dann aus ſich ſelbſt ein Viertel ſeiner Mitglieder auswählt, die als Lagthing das Oberhaus ausmachen zu den übrigen Storthingsmitgliedern, welche das Unterhaus bilden. —

⁂ **Dr. Xaver Martin's „Darſtellung des herrſchenden Krankheitscharakters in München“** giebt uns auf einer (bei G. Franz) ſauber gedruckten Tafel die leicht mit einander zu vergleichenden Ueberſichten des monatlichen Wechſels in den Etatsjahren 1827 u. 28, und 1830 u. 31, — 1833 u. 34: 1) in der Regenmenge, 2) der Barometer-, 3) der Thermometer-Höhe, und 4) der Anzahl der Krankheitsfälle, welche im Münchner Krankenhauſe (bei 14,300 Kranken) vorgekommen ſind. Durch verſchieden gefärbte fortlaufende Linien ſind die ſieben Hauptcharaktere der Krankheiten angedeutet, bei welchen 1827 u. 28 ein abſteigendes Verhältniß ſtattfand von der entzündlichen zur rheumatiſchen, catarrhaliſchen, biliöſen, nervöſen, gaſtriſchen und pituitöſen Form, während von 1830 bis 1834 die gaſtriſchen Krankheiten ſich furchtbar vermehrt, und die Stufenleiter von dieſer Form herabſtieg zur endzündlichen, catarrhaliſchen, rheumatiſchen, nervöſen, biliöſen und pituitöſen. — Sollten ſolche Darſtellungen wiederholt oder fortgeſetzt werden, ſo wäre nur zu wünſchen, daß die Eintheilung nicht nach Etatsjahren, die mit October beginnen, ſondern nach Sonnenjahren gemacht würde. —

⁂ **Entdeckung eines Tempels zu Ehren Trajan's zu Rom.** — Das Diario berichtet, daß bei den Ausgrabungen zur Erbauung eines neuen Hauſes bei dem Pallaſte Valentini und dem Forum des Trajan's, Ruinen eines prachtvollen Tempels entdeckt worden ſind, den Kaiſer Hadrian zu Ehren Trajan's erbaut. Sie beſtehen aus Bruchſtücken der Treppe und ungeheuren, granitnen Säulen des Periſtyl's. Dieſe letzteren haben nicht weniger, als 8½ Palmen im Durchmeſſer. —

⁂ **Errichtung von Realſchulen in ganz Rußland.** — Der ruſſiſche Czar hat befohlen, daß bei allen Univerſitäten, Gymnaſien und Kreisſchulen des Reiches „Realſchulen“ oder Klaſſen errichtet werden ſollen, in welchen Landwirthſchaft, Handelswiſſenſchaft ꝛc. gelehrt werden ſollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 272. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 16. November.

Der Freiball.

(Schluß).

„Ich will das ſchöne Recht der Maſkenfreiheit nicht zerſtören," ſprach der Fürſt, als er ſich mit der Bettlermaſke allein befand, und das Cabinet verſchloſſen hatte; — „die getreue Naturnachahmung, durch welche Ihr Coſtüm das meinige überbietet, reizt mich zu einer Neugierde, die Sie, wenn ſie ſich der letzten Rede des Paſcha, mit dem Sie ſprachen, beſinnen, begreiflich finden werden. Doch damit Sie meinen Wunſch nicht für unbillig halten, will ich mich ſelbſt zuerſt demaſkiren." Und nun nahm er die Maſke ab. „Ich wette," fuhr er dann fort, „mein Kammerdiener hat mein Incognito ausgeplaudert; wie dem auch ſei, ich verſichere Sie, daß ich in den luſtigen Einfall gerne eingehe. — — Nun?" Der Andere zögerte noch immer die Maſke abzulegen, ſeine Bruſt hob ſich mächtig, er zitterte am ganzen Leibe. Endlich ſchien er ſich zu beſinnen und zu ſammeln. „Wohlan, mein gnädiger Fürſt," begann er, — „ich habe Ihre Verzeihung im Voraus; Sie werden ſie nicht zurückziehen, wenn Sie ſtatt eines leichten Scherzes die ſchwere traurige Wahrheit erkennen." — „Was ſoll das?" unterbrach ihn der Fürſt; — „zur Sache! Ich glaube: Jedermann weiß, wie herzlich ich's meine."

Der Andre nahm die Larve ab. Ein bleiches, von Hunger und Kummer verzerrtes Geſicht blickte den Fürſten an, deſſen Herz von Mitleid überſtrömte; er fragte raſch, — ſeine Seele klang aus den Worten. — „Wer ſind Sie? Sind Sie ein Unglücklicher?"

„Ich bin, was mein Maſkenanzug ſpricht," verſetzte der Andre, — „bin ein Bettler; Sie hielten die Wahrheit für luſtige Lüge." Der Arme wankte; der Fürſt bemerkte es, und rückte ihm ſchnell einen Stuhl zurecht. Der Bettler ſammelte ſich allmählich; das Bewußtſein, einem Fürſten gegenüber zu ſtehen, deſſen Herz nur in dem Glück Aller Befriedigung ſuchte, die Abſicht, dieſem edlen Charakter nichts vorzuenthalten, durchdrang ihn ſtärkend wie Arzenei. „Ich wurde vorhin von dem Manne, den Ew. Durchlaucht bei mir ſahen" — (der Fürſt lächelte) „für Ihre Perſon gehalten, ſomit erfuhren ſie aus jenes Mannes Munde, daß es in Ihrem Lande keine Armuth gibt. Jener Mann ſagte es mir. — — —"

„Und der muß es allerdings wiſſen, denn er iſt der Polizeiminiſter," unterbrach ihn der Fürſt.

Der Bettler fuhr ruhig und gefaßt fort: „Dieſe Hülle, welche hier für ein Maſkenkleid galt, ſpricht anders, mein gnädiger Fürſt. Ich habe ſeit zwei Tagen nichts gegeſſen; was liegt an mir? Weib und Kind haben nichts gegeſſen; und mein Weib iſt — blind, und mein Kind iſt — krank. Ich ſträubte mich lang wider den Gedanken, betteln zu müſſen. Was hilft es! Ich hörte heute von dem Freiball; mein Entſchluß war gefaßt. Ich ging hierher, ich plünderte das Buffet. Sie fragen, wie ich zur Larve komme? — — — Ach, mein Fürſt, das iſt eine Reliquie... Hier iſt ſie, — ein gutes altes Stück! Ich hatte damals nicht gedacht, daß ſie mir nach Jahren gerade ſo dienen ſollte! Eine ſchwarze Maſke; — betrachten ſie Ew. Durchlaucht!" — — Er ſank erſchöpft auf den Stuhl. „Was klag' ich?" ſprach er, matt, leiſe, — „ich bin doch frei! Werde frei ſterben! Alles ein Traum!"

Als der Bettler ſich wieder etwas erholt hatte, begann er auf's neue: „Ew. Durchlaucht haben Ihren Regierungsantritt mit einem Akt der Gnade bezeichnet; — Sie gaben jene Gefangenen frei, welche die Verſchiedenheit ihrer politiſchen Meinungen von denen der Regierung durch dreizehnjähriges Gefängniß büßten; — nun, ſie waren zu fünfundzwanzigjährigem verurtheilt geweſen. O mein Fürſt, davon kann nur ſprechen, wer mit dabei geweſen. Ich war's. Wenden Sie ſich deßhalb von meinem blaſſen Geſichte nicht ab. Ich war vor vierzehn Jahren einer der wohlhabendſten Bürger dieſer Stadt, in welcher ich jetzt als Bettler, — als Maſke ohne Larve — herumgehe, — — ſeit vierzehn Tagen. Sie waren ſehr jung, mein gnädiger Fürſt, als Ihr Herr Vater ſtarb; Sie ſahen nichts, als den Vater; — mancher von uns Andern wunſchte Manches anders, Bürger, Beamte, Advokaten. Die Vormundſchaft, unter welcher Sie ſtanden, fühlten wir Andern. Wir verſammelten uns, — wir ſprachen über Dies und Jenes, wir ſprachen vielleicht mehr, als wir ſprechen ſollten, wir mochten es vielleicht nicht klar wiſſen, doch dunkel fühlen, daß es nicht unſeres Amtes war, wir ſcheuten uns, die eignen Geſichter zu zeigen; wir nahmen Maſken davor, dieſe hier iſt ein Erbſtück aus jener Zeit. Ich fand ſie heute zu Hauſe in einem Winkel wieder. Wir büßten, was wir zu bußen hatten. Es iſt mehr als einer daran geſtorben. Ich nicht, mein Fürſt! Und ich hatte Weib und Kind! An die beiden dacht' ich — dreizehn Jahre lang. — Sie waren brotlos geworden, aber ſie bettelten nicht. Als das Biſchen Vermögen alle war, arbeiteten ſie für die Leute bei Tage, bei Nacht weinte mein Weib. Davon iſt ſie blind geworden. Mein Mädel mußte jetzt für zwei arbeiten; davon iſt ſie krank geworden. Nun kam vor ein Paar Wochen die Begnadigung. Freiheit! Freiheit! O mein Fürſt, Freiheit! das heißt: Luft, Himmel, Menſchen, Weib und Kind, Gott, Alles, was heilig iſt. — — — Und doch ging ich nicht vor Abend aus dem Gefangniß; — glauben's Ew. Durchlaucht? Ich ſchamte mich! Auf funf und zwanzig Jahre verurtheilt! Das heißt entehrt! Des Abends ſchlich ich heim. Ich rufe mein Weib. Es ſpringt auf, mir entgegen, da fällt es — — ich wußte nicht warum. — Warum? Sie iſt blind! Und mein Kind! das ſie ſtützen, leiten ſoll, — — auf dem Krankenbett. Und doch weint' ich, und doch dankt' ich Gott, und wir drei hoben die Hände, arme Leute, ein Todter dabei, nämlich ein bürgerlich Todter, und beteten für Sie. — Am andern Abend — bei Tage ging ich nicht aus, ich weiß, warum — fragt' ich um Arbeit von Haus zu Haus. Die Leute, gute Freunde von ehedem, entſetzten ſich jetzt vor mir; ſie können nichts fur das biſchen Mangel an friſcher Luft. So trägt man die Spuren von Etwas, was man nicht hat, auf dem Geſicht. Was anfangen? Die Wahl blieb zwiſchen Stehlen und Betteln. Zum zweiten hatte ich wenigſtens das Coſtüm. Ein guter Geiſt gab mir's heute ein. Hier bin ich . . . . Sehen Sie, was in meinem Sack iſt, mein gnädiger Fürſt, — — Sie können mir's bezeugen: ich habe es weder geſtohlen noch erbettelt; — ich weiß, es iſt von Herzen gegeben, alſo nahm ich's, und dachte des Gebers und der Zwei, die daheim ſind; und Gott wird des Gebers auch denken . . . .“

Der junge Fürſt ſchämte ſich ſeiner Thränen nicht; er weinte ſie aus, indem er den Bettler an der Hand faßte; als ſie getrocknet waren, ſprach er zu dieſem: „Wir ſind heute Doppelgänger geworden; laſſen Sie uns die Rolle noch eine kurze Weile behaupten, bis wir beide ſie für immer ablegen. Vor Allem aber müſſen wir zu Hauſe nachſehen. Weib und Kind werden Sie erwarten . . . .“

„Wie? Ew. Durchlaucht wollten . . .?“ ſtammelte der Bettler. . .“

„Ihr Gaſt heute Abend ſein,“ unterbrach ihn der Fürſt; — „wir ſind ja Doppelgänger. Und ich ſollte denken, es gäbe nur einen Bettler hier!“

Der Bettler lächelte lange ſtill vor ſich hin. — — — Endlich ſprach er: „Hätte ich ſeit zwölf Tagen nicht gerade bei Bettlern — Herzen gefunden, die mit mir theilten, ſo lebten jetzt drei Menſchen weniger, mein gnädiger Fürſt.“

Der Fürſt horchte dieſen Worten, ſann, trieb endlich zum Aufbruch, und wußte den Augenblick abzuwarten, wann er unbemerkt mit dem Bettler das Cabinet und die feſtlichen Räume verlaſſen konnte. Als beide dieſe hinter ſich hatten, verdoppelten ſie die Schritte nach des Bettlers armſeligem Hauſe zu. Die Blinde fragte, als ſie zwei Männer kommen hörte, ängſtlich, wen ihr Mann mitbringe; der erwiederte: „Einen Engel.“ Und nun faltete die Blinde die Hände und blieb ſtill ſitzen, als müſſe ihr der Engel auch das Augenlicht wiedergeben. Der Fürſt und der Bettler aber ſprachen, nachdem die Hungernden geſättigt waren, noch leiſe mit einander, dann gingen ſie beide wieder fort.

* * *

Der alte Polizeiminiſter, der ſchon dem Vater des jungen Fürſten lange Zeit gedient, war ein Ehrenmann, unermüdlich in Erfüllung ſeiner Pflichten, aber unerbittlich gegen Alles, was ſich als Neuerung kund gab, ſeine Strenge dagegen überſchritt das Maß; der junge Fürſt kannte ihn, und vertraute ſeiner Rechtlichkeit, wenn er auch ſeine Strenge nicht billigen konnte. Die Befreiung der Gefangenen war auf des Fürſten eigenen Antrieb geſchehen, ſogar gegen die Vorſtellung des alten Miniſters, welcher darin Gefahr witterte. Übrigens war dieſe Geſinnung ein wahres Unglück für den Miniſter; denn er hatte vor Sorgen bei Tag und Nacht keine Ruhe, er argwohnte überall Gefahr für ſich und ſeinen Herrn.

Die längere Abweſenheit der beiden myſterioſen Bettler vom Maſkenballe fing an, ſein Mißtrauen zu erwecken; und dies ward durch die Erinnerung an die geſchehene Vertraulichkeit keineswegs beſchwichtigt, denn er kannte des jungen Fürſten weiches Herz und furchtete, dieſer habe ſich vielleicht täuſchen laſſen; er wußte ſich freilich nicht die Spur eines Grundes anzugeben.

Indeſſen ertheilte er als alter Geſchäftsmann ſeinen Beamten Inſtructionen, damit dieſe, ſobald ſie der beiden Bettler wieder anſichtig würden, ein ſcharfes Augenmerk auf dieſelben richten, und, wenn ſie den Fürſten an deſſen jugendlich raſchen Bewegungen erkannt hätten, deſſen Doppelgänger abſeite zu bringen und zur Demaſkirung anzuhalten ſuchen ſollten. In ſolcher Abſicht trippelte er ängſtlich den Saal auf und nieder, ſpähete hierhin und dorthin, ob ſich noch kein Bettler zeige, fragte bald dieſen bald jenen darum, und erſchöpfte ſich eben ſo ſehr in Vermuthungen als in Ärgerlichkeiten über ſeine Eitelkeit, daß er, aus übelangewandter Pietät, dem Auge des Fürſten die in der Reſidenz vorhandenen Bettler bisher zu entziehen und denſelben inſofern zu täuſchen verſucht hatte, als habe dieſe Klaſſe der Bevölkerung während ſeiner Regentſchaft im Lande völlig aufgehört zu exiſtiren. Indeß verging eine Stunde nach der andern; es war bald Mitternacht, und noch hatte er keinen Schlüſſel zu dem Räthſel.

Endlich wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch ein wunderliches Schauſpiel in Anſpruch genommen. Ein Bettler trat nämlich in den Saal, und alle Subalternbeamte ſtanden auf dem Sprunge, ſich Gewißheit über die Verſchiedenheit ſeiner Perſon von der des Fürſten zu verſchaffen, — als unverſehens zwei andere dem erſten Bettler faſt auf dem Fuße folgten, dieſen dreien eine Menge anderer, alle mit Bettelſacken auf den Schultern und mit Masken vor den Geſichtern. Man glaubte zu träumen, als man endlich deren wenigſtens dreißig im Saale ſah; alle Nachforſchung ward vergebens. Der Polizeiminiſter riß ſich voll Verzweiflung die Larve ab, trocknete ſich den Angſtſchweiß von der Stirne, rannte hin und wieder, von einem Bettler zum andern und hielt ſich endlich den Kopf mit beiden Händen, damit er ihm nicht zerſpringe. Die behaupteten ihrerſeits ein unverbrüchliches Stillſchweigen über alle an ſie gerichteten Fragen. Der alte Staatsmann gab ſein Vorhaben auf, flüchtete in eine Ecke und ließ das Haupt ſinken. Da fühlte er plötzlich einen leiſen Schlag auf ſeine Schulter, ſah empor, gewahrte einen Bettler neben ſich, hielt ihn für den Fürſten und verbeugte ſich, — als er mit einemmale auch zur andern Seite ſich berührt fühlte, wieder einen Bettler erkannte, und nun gegen dieſen das gleiche Benehmen anwendete.

Da verkündigte ein Tuſch des vollen Orcheſters die Mitternachtsſtunde, den Zeitpunkt, in welchem man ſich allgemein demaskirte. In demſelben Augenblicke umgab ihn die ganze Schaar der Bettler, alle Larven fielen, und an ſeiner Seite ſtand der junge Fürſt, alle Bettlermasken jetzt als wirkliche Bettler, und der ihm freundlich in's Auge blickte und ihm, während er den andern einen Wink gab, ſich zu entfernen, in's Ohr flüſterte: „Sie haben heute mich ausgekundſchaftet, ich — Sie. Keine Entſchuldigung; ich kenne Sie! Aber was frommt es, ſich zu täuſchen? — Warum nur ſelbſt glücklich ſein wollen, nicht auch andere glücklich machen? Das Beſte wäre freilich, wir brächten's mit Gotteshülfe dahin, daß überhaupt Niemand zu betteln brauchte, und wir wollen uns wenigſtens glücklich preiſen, wenn der Unglücklichen Zahl von Jahr zu Jahr zuſammenſchmilzt. Ich habe deren ſo viel zuſammengebracht, als man in ein paar Stunden der Nacht finden kann. Daß ich ſie alle fand, verdank' ich — dieſem Kleide; es ſoll mir von nun an heilig ſein." —

Der Fürſt nahm die Maske wieder vor, denn er bemerkte, daß man aufmerkſam wurde und ſich naherte. Raſchen Schrittes verließ er den Saal.

Die Bettler thaten ſich indeſſen an einer eigenen Tafel gütlich, welche der freundliche Fürſt, der ſie mit ſeinem Doppelgänger aufgeſucht und hergebracht, in der Eile für ſie hatte herrichten laſſen, der Arme aber, der dreizehn Jahre lang auch des Bettlers Gut: Luſt und — Herzen entbehrt hatte, ſaß einſtweilen daheim bei Weib und Kind und hob den Becher voll alten Rheinweins, und eine Thräne fiel hinein.

Nicht lange dauerte es, daß der Fürſt in ſeiner einfachen Uniform, den Hut unterm Arme, wieder auf dem Balle erſchien. Sein Adjutant ging hinter ihm mit Schreibtafel und Bleiſtift. Der Fürſt machte in den Reihen der höchſten Ariſtokratie die Runde und legte eine Subſcription vor, zur Gründung eines Inſtituts für gänzlich unbemittelte und verwahrloſte Kinder und eines anderen, zur Unterſtützung und bürgerlichen Rehabilitirung entlaſſener Gefangener. Er ging von einer Dame zur andern, und bat galant, ihre Namen einzeichnen laſſen zu dürfen. An der Spitze der Liſte aber ſtand ſein Name vor einer ſo beträchtlichen Summe, daß Niemand einen allzugroßen Abſtand der Spende wagen konnte. — — — —

Am andern Morgen empfing des Fürſten Doppelgänger, der Bettler, die Einladung, ſich zu dieſem zu begeben. Eine Chaiſe ſtand vor dem Hauſe. Die ganze Nachbarſchaft lag an den Fenſtern. Als er im Schloſſe ankam, drückte ihm der Fürſt die Hand, führte ihn an ein Fenſter und wies ihm ein Haus auf dem Marktplatze. Der arme Mann wußte nicht, was er ſagen ſollte; ſondern blickte in ſeiner Verlegenheit unverwandt darauf hin, da ſah er vor demſelben einen fürſtlichen Wagen halten, ein Bedienter ſprang ab, offnete den Schlag und hob zwei Frauenzimmer heraus, deren eines er langſam in das Haus führte. — „Folgen Sie ihnen," ſprach der junge Fürſt; — „es ſind meine Gaſte von geſtern Nacht. Bald beſuche ich Sie in Ihrem neuen Geſchäft."

Da ſank der Glückliche ohnmächtig zu den Füßen des Monarchen.

Aus Weimar.

(Schluß).

(Neher's Cartons. — Kunſtausſtellung. — Medaillen. — Monument.)

Die um den Konſeilſaal liegenden Zimmer des neuen Schloßflügels — erfahren wir weiter — ſollen dem Andenken der großen Dichter Weimars gewidmet ſein; eine gewölbte Gallerie neben jenem Saal iſt für Göthe, ein großes Zimmer neben der Bibliothek der Frau Großherzogin für Schiller, andere Räume ſind für Wieland und Herder beſtimmt. Zur Ausſchmückung des Schiller'ſchen Zimmers, mit welchem der Anfang gemacht wird, iſt Bernhard Neher aus Munchen hierher gerufen, deſſen im Karton hier öffentlich ausgeſtellt geweſenes Frescogemälde: „Kaiſers Ludwig des Baiern Einzug in München," die allgemeinſte Aufmerkſamkeit erweckt hat und einen hohen Begriff von des Künſtlers reicher Phantaſie, ſeiner Virtuoſität in Wahl, Auffaſſung und Ausführung bedeutſamer Momente, ſeines tiefen Natur- und Kunſtſtudiums und der Sicherheit, Leichtigkeit und Kraft ſeines Griffels gegeben hat. „Die Art, wie Neher die Anordnung des Schiller'ſchen Zimmers aufgefaßt, die Sorgfalt, womit er die erſten Entwürfe dazu aufgefuhrt hat, beſtätigen die Erwartung, er werde etwas Treffliches vollbringen," — bemerkt der oben erwähnte Kunſtkenner. „Auf der farbigen Skizze der Hauptwand, ſieht man die Anordnung der ganzen Malerei. Sieben Wandfelder, welche das Zimmer bietet, ſind zur Aufnahme von ſieben Bildern von 5 Fuß Höhe und 3 bis 5 Fuß Breite beſtimmt. Um den Geiſt des Dichters ſo vollſtändig als möglich zu bezeichnen, iſt für jedes derſelben ein Drama gewählt, ſo daß Fiesko, Don Karlos, Wallenſtein, die Braut von Meſſina, die Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell, jedes durch eine Hauptſcene und zwei in kleineren Figuren darüber angebrachte Nebenſcenen repräſentirt ſind. Letzteren ähnlich, werden

Gegenſtände aus den Balladen über den Thüren und Fenſtern angebracht. In der Mitte über dem Kamin ſteht in einer runden Niſche des Dichters Marmorbüſte, darunter ein Vers von ihm, der ihn und ſeine Werke bezeichnet, und oben darüber eine allegoriſche Compoſition aus dem Gedichte: die Huldigung der Künſte. Ein unten herumlaufendes Band und aufſteigende Pfeiler, werden mit Arabesken in Bezug auf die lyriſchen Gedichte verziert.“ — Die Kartons zu den kleineren Scenen aus Fiesko und Don Karlos, darſtellend: „Die Flucht des alten Doria“ nach Gianettino's Tod und die Scene, wo Fiesko an der Leiche ſeiner Gattin ſich von den Soldaten Treue ſchwören läßt; ferner: Die Scene, wo Don Karlos im Garten vor der Königin knieet, und dann die im 4ten Akt, wo König Philipp nach Poſa's Ermordung in Begleitung des Beichtvaters und Herzogs Alba zum Sohne tritt. — ſind ſchon vollendet und waren, nebſt zwei farbigen Zeichnungen aus dem Gang nach dem Eiſenhammer und Ritter Toggenburg, der öffentlichen Beſchauung ausgeſtellt. — Wir können uns nach den gegebenen Proben von dieſem großartigen und würdigen Unternehmen, mit Recht etwas Außerordentliches verſprechen. Es wird eben ſo dem Künſtler zum dauernden Ruhme gereichen, als der hochherzigen Fürſtin, die ſo erhabene Ideen gefaßt hat und in's Leben rufen läßt, unſerer Stadt aber zur neuen, bleibenden Zierde.

Auf die Landſchaften zurückkehrend, welche außer den beiden oben genannten, die Ausſtellung brachte, nennen wir als hervorſtechend: „Anſicht von Santa Lucia in Neapel,“ von „Biſi in Mailand,“ eine reizende Compoſition mit italiſcher Farbenpracht, belebt durch eine wogende Volksmenge als Staffage. Das ruhige, im Meer ſich abſpiegelnde Mondlicht, und die Beleuchtung der einzelnen Buden, in welchen Verkäufer der ſchauluſtigen Maſſe ihre Waaren marktſchreieriſch feil bieten und anpreiſen, bilden einen ſchönen Kontraſt, den der Künſtler mit einfachen Mitteln hervorzubringen gewußt hat. — Die Landkirche, von Scheuren in Düſſeldorf, eine Winterlandſchaft von großer Einfachheit, aber geiſtreich in der Behandlung und von eigenthümlicher, ernſter Wirkung. — Kobell (in Rotterdam) hat in ſeiner Landſchaft mit Kühen, ebenfalls mit geringen Mitteln ſchöne Effekte erzielt; die Ruhe der Natur ſpricht aus dem idylliſchen Bilde wohlthuend und einladend heraus. — Baade's (in Dresden) „Seeküſte von Norwegen mit dem Berge Skotzen,“ von der Sonne um Mitternacht beleuchtet, und beſonders Fohr's (in München) „Anſicht des Königſees bei Berchtesgaden,“ gewährten durch die eigenthümliche Schattirung und Färbung, Ahlborn's (in Berlin) Morgenlandſchaft durch den darüber ausgegoſſenen Charakter der Gemüthlichkeit, Intereſſe und Genuß. — Die Seeſtücke von Achenbach, Grolig in Dresden (Schiffsgruppe auf der Rhede in Kopenhagen bei ruhigem Meere; Abend auf der Elbe bei Hamburg; Partie auf der Elbe bei Glückſtadt), van den Blyk in Amſterdam (Hafen von Amſterdam), Dreibholz in Dortrecht (das von Schiffen belebte Meer bei grauem und bewölktem Himmel), ſo wie der Seeſturm und die Brandung von Gudin in Paris, und Iſabey's von Paris „Schmuggler am Meeresufer“ feſſelten durch ihre effektvolle und zum Theil großartige und kühne Behandlung ſtets eine beträchtliche Anzahl Beſchauer. Nur wollte man in der Art der beiden letztgenannten Meiſter, bei aller Originalität, etwas Manierirtes entdecken. — Nicht minder erregten die Aufmerkſamkeit: ein allegoriſches Gemälde vom Hofrath Carus in Dresden, „Göthe's Sarkophag in einſamer Felſengegend,“ auf welchem die Harfe ſteht, neben ihr zwei knieende Engel, vom Mondlicht beleuchtet, und vier Bleiſtiftzeichnungen vom Profeſſor Rietſchel in Dresden, Entwürfe zu den allegoriſchen Figuren für das Denkmal König Anton's von Sachſen: Milde, Frömmigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit.

Aus dem Bereiche der Plaſtik ragten hervor: des genialen Bildhauers David (in Paris) Bildniß Tieck's, ganze Figur in verkleinertem Maaßſtabe (Gypsabdruck), durch ſprechende Treue und Ähnlichkeit in Blick und Körperhaltung; Hahnemann's Büſte in Gyps und Bronze, verkleinerte Kopie nach der koloſſalen Büſte David's, von deſſen Schüler Adolph Straube aus Weimar, und ein Hochrelief eigener Erfindung des letzteren: Diogenes, ſeinen Becher wegwerfend; ingleichen zwei höchſt kunſtreich und bis in's kleinſte Detail ſauber gearbeitete Medaillen von Angelika Facius hier; die eine zum Andenken der 14ten Verſammlung der Naturforſcher in Jena, vom Senate denſelben gewidmet, die andere auf die Jubelfeier des Rektors Wilhelmi in Roßleben. Die erſtere enthält auf dem Avers die allegoriſche Gruppe: Iſis, Cybele und Hygiaea, Symbole der Natur und Heilkraft, auf dem von vier Löwen, Symbolen der Stärke, gezogenen Triumphwagen nahen ſich dem Feſte; die geflügelten Dioskuren, Sinnbilder der Urkräfte des Lebens, leiten, mit Fackeln in den Händen, die Löwen. Der Revers faßt die Inſchrift: Junctas arte Deas Panegyri decima quarta consalutavit Universitas Literarum Jenensis MDCCCXXXVI. Die Zeichnung iſt von Neher. — Die andere Medaille zeigt auf dem Avers das Bild des Jubilars, auf der Rückſeite einen ſitzenden Greis, einem Jünglinge weiſe Lehren ertheilend. Umſchrift: Non scholae sed vitae; Revers: Pietas disciplinorum. Die XVII. Maji MDCCCXXXVI. — Erwähnen wir endlich noch eines großen, der Frau Großherzogin gewidmeten Reliefs in Lindenholz, geſchnitzt von Hoſe in Eiſenach: „Die geflügelte Göttin des Überfluſſes,“ — ſo haben wir ein Stück genannt, an deſſen kunſtvoller, zarter, feiner und höchſt anmuthiger Ausführung Kenner wie Laien ſich ergötzten.

Eine Verlooſung mehrer der werthvollſten unter den oben genannten Gemälden hat, wie verlautet, guten Fortgang und thätige Theilnahme gefunden; die Landſchaften von Kobell und Fohr ſind bereits in den Beſitz der Großherzogin übergegangen.

Von der Ausführung des Monuments für Bernhard den Großen, welches beſtimmt iſt, einen der öffentlichen Plätze unſerer Stadt zu ſchmücken, vernimmt man noch nichts Näheres. Wie verlautet, beabſichtigt der deßhalb niedergeſetzte Commité, dies Denkmal in Form eines Obelisken aus Sandſtein zu 40 Fuß Höhe, mit mehren, Stirn und Würfel des Obelisken zierenden, Inſchriften und Basreliefs, herzuſtellen; dagegen ſollen Kunſtverſtändige, bei der nicht bedeutenden Summe der jetzt disponibeln Gelder, die Form eines mit kriegeriſchen Emblemen und einer einfachen Inſchrift verſehenen eiſernen Brunnens, andere wieder die Aufſtellung einer ehernen Büſte des Helden in der Hauptkirche Weimars, wo er begraben liegt, vorgeſchlagen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 273. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 17. November.

Der Mohrenfürſt.

Von

Ferdinand Freiligrath.

I.

Sein Heer durchwogte das Palmenthal;
Er wand um die Locken den Purpurſhawl,
Er hing um die Schultern die Löwenhaut;
Kriegeriſch klirrte der Becken Laut.

Wie Termiten wogte der wilde Schwarm.
Den goldumreiften, den ſchwarzen Arm
Schlang er um die Geliebte feſt:
„Schmücke dich, Mädchen, zum Siegesfeſt!

Sieh', glänzende Perlen bring' ich dir dar!
Sie flicht durch dein krauſes, ſchwarzes Haar!
Wo Perſia's Meerfluth Korallen umziſcht,
Da haben ſie triefende Taucher gefiſcht.

Sieh', Federn vom Strauß! laß ſie dich ſchmücken!
Weiß auf dein Antlitz, das dunkle, nicken!
Schmücke das Zelt! bereite das Mahl!
Fülle, bekränze den Siegespokal!"

Aus dem ſchimmernden, weißen Zelte hervor
Tritt der ſchlachtgerüſtete, fürſtliche Mohr;
So tritt aus ſchimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinſterte, dunkle hervor.

Da grüßt ihn jubelnd der Seinen Ruf,
Da grüßt ihn ſtampfend der Roſſe Huf.
Ihm rollt der Neger treues Blut,
Und des Nigers räthſelhafte Fluth.

„So führ' uns zum Siege! ſo führ' uns zur Schlacht!"
Sie ſtritten vom Morgen bis tief in die Nacht.
Des Elephanten gehöhlter Zahn *)
Feuerte ſchmetternd die Kämpfer an.

Es fleucht der Leu, es fliehn die Schlangen
Vor dem Raſſeln der Trommel, mit Schädeln behangen.
Hoch weht die Fahne, verkündend Tod;
Das Gelb der Wüſte färbt ſich roth. —

So tobt der Kampf im Palmenthal!
Sie aber bereitet daheim das Mahl;
Sie füllt den Becher mit Palmenſaft,
Umwindet mit Blumen der Zeltſtäbe Schaft.

Mit Perlen, die Perſia's Fluth gebar,
Durchflicht ſie das krauſe ſchwarze Haar,
Schmückt die Stirne mit wallenden Federn, und
Den Hals und die Arme mit Muſcheln bunt.

Sie ſetzt ſich vor des Geliebten Zelt;
Sie lauſcht, wie fernher das Kriegshorn gellt.
Der Mittag brennt, und die Sonne ſticht,
Die Kränze welken; ſie achtet's nicht!

Die Sonne ſinkt, und der Abend ſiegt,
Der Nachtthau rauſcht, und der Glühwurm fliegt;
Aus dem lauen Strom blickt das Krokodill,
Als ob es der Kühle genießen will.

Es regt ſich der Leu und brüllt nach Raub,
Elephantenrudel durchrauſchen das Laub;
Die Giraffe ſucht des Lagers Ruh';
Augen und Blumen ſchließen ſich zu.

Ihr Buſen wallt voll Angſt empor.
Da naht ein flüchtiger, blutender Mohr.
„Verloren die Hoffnung! Verloren die Schlacht!
Dein Buhle gefangen, gen Weſten gebracht!

An's Meer! den blanken Menſchen verkauft!" —
Da ſtürzt ſie zur Erde; das Haar zerrauft,
Die Perlen zerdrückt ſie mit zitternder Hand,
Birgt die glühende Wange im glühenden Sand.

---

*) Die Trompete der Neger.

2.

Auf der Meſſe, da zieht es, da ſtürmt es hinan
Zum Cirkus, zum glatten, geebneten Plan.
Es ſchmettern Trompeten, das Becken klingt,
Dumpf wirbelt die Trommel, Bajazzo ſpringt.

Herbei, herbei! — das tobt und drängt;
Die Reiter fliegen; die Bahn durchſprengt
Der Türkenrapp' und der Brittenfuchs;
Die Weiber zeigen den üppigen Wuchs.

Und an der Reitbahn verſchleiertem Thor
Steht ernſt ein krausgelockter Mohr;
Die türkiſche Trommel ſchlägt er laut,
Auf der Trommel liegt eine Löwenhaut.

Er ſieht nicht der Reiter zierlichen Schwung,
Er ſieht nicht der Roſſe gewagten Sprung,
Mit ſtarrem, trocknem Auge ſchaut
Der Mohr auf die zottige Löwenhaut.

Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger,
Und daß er geſchwungen im Kampfe das Schwert,
Und daß er nimmer zum Lager gekehrt;

Und daß Sie Blumen für ihn gepflückt,
Und daß Sie das Haar mit Perlen geſchmückt —
Sein Auge ward naß, mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es raſſelnd zerſprang.

Narragoniſche Schildereien.

Von G. M. H. Fiſcher.

II. Devotiſſimus.

Wenn man bedenkt, daß Devotiſſimus in einer der geachteteſten narragoniſchen Zeitſchriften den Beweis geliefert, daß ein Hofrath ein Menſch ſei, ſo wird man nicht lange darüber in Zweifel ſein, daß die Kühnheit dieſes Mannes erſtaunenswürdig iſt. Sie iſt um ſo ſchätzbarer, da Devotiſſimus ſelbſt ein Hofrath iſt.

Die Verdienſte dieſes ausgezeichneten Mannes ſind vielfach; ſein größtes aber hat er ſich um Aufklärung und Bürgerglück durch die Herausgabe ſeines „Narragoniſchen Noth- und Hülfsbüchleins" erworben, welches er auf eigne Koſten drucken und unentgeltlich vertheilen ließ. Dieſer Beweis von Uneigennützigkeit hätte Narragonien beinahe von Buchhändlern entvölkert, indem zwölf dieſer Herren aus Entſetzen über das Unternehmen des Devotiſſimus, alle auf einen Satz in's Waſſer ſprangen, und die übrigen aus Rührung weinerlich wurden, will ſagen: ſich dem Wein ergaben. Das erwähnte „Noth- und Hülfsbüchlein" iſt eine wahre Schule des Lebens, ein untrüglicher Katechismus der Höflichkeit, ein Spiegel der Zucht, ein Talismann der Ordnung und eine Art von Codex, welchem bis jetzt nur noch die Sanktion mangelt, die aber gewiß nicht mehr lange ausbleiben wird, da es alle narragoniſchen Zuſtände auf's Bündigſte zuſammen faßt. Da dies Meiſterwerk des Devotiſſimuſiſtiſchen Geiſtes außerhalb Narragonien's Gränzen zu wenig bekannt, und die Auflage ſelbſt vergriffen iſt, ſo kann man ſich nicht enthalten, aus einem wunderbarer Weiſe wohlerhaltenen Exemplare, folgende Auszüge daraus mitzutheilen:

Von den Narragoniern überhaupt und den Menſchen insbeſondere. — Das Erſte und Letzte was man unter den Sternen ſein kann, iſt, daß man als Narragonier geboren iſt. Der Narragonier ſteht ſo hoch über den ſogenannten Menſchen, welche durch ihren ſprichwörtlichen geſunden Menſchenverſtand zu ihrem eigenen Spotte geworden ſind, daß ein Narragonier den andern blos ausnahmsweiſe in dringenden Fällen als Menſchen belangen kann. Merke hierbei, mein liebes narragoniſches Kind, daß Gott dir die Zunge nicht zum Tadel, ſondern zum Loben anerſchaffen; das Haupt dir nicht zum Gebrauch des Hutes gegeben, ſonſt wäre ein Hut darauf angewachſen, und daß dein Hals deßwegen von Hauſe aus beweglich iſt, damit du ihn biegen und krümmen kannſt.

Von der Erziehung. — Da es gewiß ſcheint, daß, wenn Narragoniens Jugend zu Menſchen erzogen werden ſollte, ſie nicht in Narragonien zur Welt gekommen wäre, ſo muß die Erziehung dahin ſtreben, Alles abzuwehren, was die jungen Narragonier zu Menſchen machen könnte. Deßhalb ſind lebendige Profeſſoren durchaus unzuläſſig. In den Schulen befinden ſich ſtatt deren Dampfmaſchienen, welche in jeder Klaſſenabtheilung eine angemeſſene Zahl von Haſelſtöcken in Bewegung ſetzen, die mit den Gliedmaßen der Schuljugend correſpondiren. Da der Eſel ein ſehr ſchätzenswerthes Geſchöpf iſt, welches nicht bloß ſeinen Rücken zur Mühle, ſondern auch ſeine Haut auf den Markt der Gelehrſamkeit bringt; ſo werden in den zwölf Hauptſchulen des Reiches Narragonien, zwölf Haupteſel auf Staatskoſten unterhalten, welche die Lehren der Dampfhaſelſtöcke durch ihren Elementarvortrag unterſtützen und dafür zu haften haben, daß die Kinder bei Zeiten Ja! ſprechen lernen. Auf der Hochſchule für angehende Friſeurs vertreten Kakadus die Stelle der Haupteſel. — Hat die zum Sprechen beſtimmte Jugend eine hinreichende Fertigkeit im Ja ſagen erreicht, ſo wird ſie zum Staatsexamen zugelaſſen. — Jener Theil der Jugend, welcher ſich nicht öffentlichen Dienſten widmet, hat einen Curſus von Leſen, Schreiben, Rechnen und Loben durchzumachen; Söhne von Wucherern und Redakteuren politiſcher Blätter ſind davon befreit, weil man vorausſetzt, daß ſie zu Hauſe genügenden Privatunterricht erhalten und durch gutes Beiſpiel gedeihen. Angehende Oberkellner und Apotheker müſſen doppelte Buchhaltung ſtudiren.

Von Ständen und Höflichkeit. — Alle Narragonier theilen ſich in zwei Klaſſen, in Herren von und Herren ohne. Wenn ein Herr von einem Herrn ohne begegnet, nimmt der erſtere die Poſition eines Fragezeichens an, während der letztere ſich in der Poſition eines Gedankenſtriches zur Erde wirft. Höflichkeit iſt die erſte Tugend und das höchſte Geſetz in Narragonien; auch Hunde ſtehen unter demſelben. Wenn ein Narragonier gemüßigt iſt, einem andern eine Ohrfeige zu ertheilen, ſo umarmt er zuvor ſeinen Gegner, und nach geſchehener Berührung bedeckt er den Platz mit ſeinem Sacktuche. Der Empfänger hat ſich bei Todesſtrafe dafür zu bedanken. Duelle werden im erſten Falle mit Promotion beſtraft, im zweiten mit Verbannung aus Narragonien.

Vom Luxus. — Kein Gevatterſchmaus darf über 1000 Gulden narragoniſcher Währung koſten, Herrn von's haben zum täglichen Gebrauch 20 Gedecke, Herren ohne's nach Belieben. Nachgemachter Champagner darf — der öffentlichen Sittlichkeit und des Ärgerniſſes halber — nicht fabricirt werden. Ächten macht die Verwaltungsbehörde des narragoniſchen Volkes ſelbſt. Bäcker, welche bei dem Verkauf gemeinen Schwarzbrotes ertappt werden, fallen in die Strafe öffentlicher Beſchämung und werden, in eine Paſtete gebacken, auf offenen Markt getragen. Wer eine gebratene Taube ohne darnach zu ſchnappen oder zu greifen an ſich vorbei fliegen läßt, verfällt in Strafe, wegen der Vernachläſſigung der Pflicht der Selbſterhaltung und wegen Nichtachtung des öffentlichen Wohlſtandes. Am Schluſſe jedes Jahres werden von Seiten des Gouvernements in jeder Familie Conſumtionstabellen aufgenommen; wer das Maximum von Conſumtion ausweiſen kann, erhält ein Prämie und einen geheimen Separatorden. Wer das Minimum ausweiſ't, wird ſo lange unter polizeiliche Aufſicht geſtellt, bis er ſich arrondirt hat. Narragonier, welche in Folge der Selbſtpflege zum Gehen unfähig werden, erhalten Frei-Equipagen zu ihrer Dispoſition.

Vom Kriegsweſen. — Jeder Narragonier, der ſeine Eßvolljährigkeit ausgewieſen, hat ſeinen Mann zu ſtellen. Pulver und Blei iſt nicht eingeführt, weil unvorſichtige Menſchen leicht Unglück dadurch anrichten könnten. Jeder Narragoneſe führt Tranchirmeſſer und Gabel als Angriffswaffen. Hunde gehen der Wohlanſtändigkeit halber mit Servietten.

Vom Ober-Lob-Collegium. — Obwohl alle Narragonier, ſchon durch Naturell und Erziehung durchaus nichts von jener abſcheulichen Ungezogenheit beſitzen, welche außerhalb Narragonien's Grenzen herrſcht; ſo beſteht doch zur ewigen Aufrechthaltung altherkömmlicher löblichen Sitte ein eignes Ober-Lob-Collegium als oberſte Verwaltungsbehörde. Sie wird in allen Bittſchriften „hochlöblich“ titulirt, und hat dafür zu ſorgen, daß wenn ſich irgend ein Tadel, gedruckter, geſchriebener oder geſprochener, aus dem Auslande durch Narragonien's Schlagbäume durchſchleichen, und die edle Gemüthsart des narragoniſchen Volkes vergiften dürfte, der gedruckte und geſchriebene — auf offnem Markte in einem großen Weihrauchbecken verbrannt, der geſprochene vergeſſen gemacht werde. Die Mitglieder des Ober-Lob-Collegs haben dem Volke mit gutem Beiſpiel voranzugehen und ſich zu dem Ende ſelbſt, jeder ſein Ich ſowohl, als ſeine löbliche Collegen bei jeder Gelegenheit zu loben. Sie haben ferner darauf zu ſehen, daß jeder Handelsmann ſeine Artikel, auch wenn ſie nichts taugen, in öffentlichen Blättern auf die unzweideutigſte Weiſe anempfehle. Kein Kaufmann darf öffentlich ankündigen, daß er Reſte, um aufzuräumen, verkaufe, oder Häringe vom vorigen Jahr, oder daß er alte Auflagen von Büchern herabſetze, um neue bald veranſtalten zu können; es müſſen die erſteren ſtets als die neueſte Pariſer Mode, die zweiten als noch zappelnd und die dritten als neue Auflagen angekündigt werden. In der Zukunft ſoll überhaupt von keinem Buche noch eine erſte, ſondern gleich wenigſtens die zweite Auflage erſcheinen. Das löbliche Oberlobcollegium, hat auch über die Narragoniſche Sprache zu wachen, zu dieſem Zwecke beſteht eine eigene Section von Euphemiſten, welche ihr Salair in Eau de cologne erhalten. Eine andere Sektion bilden die politiſchen Journaliſten, welche auch in naturalibus ausbezahlt werden, indem man ihnen wöchentlich einmal Speckſeiten zuwirft.

Von den Unterlobhudlern. — Unter ihrer Aufſicht ſteht das Narragoniſche Nationaltheater; jeder fremde Künſtler (Seiltänzer, Bärenführer, Virtuoſe ꝛc.) hat ihnen eine Familien-Freikarte und ein Drittel der Bruttoeinnahme zuzuſtellen, wofür er eine gedruckte Anweiſung auf die Unſterblichkeit erhält, nebſt dem Rechte, daß Jeder daran glauben müſſe. — Thieriſche Künſtler erhalten Sonette. — —

Von der Demuthsbrüderſchaft. — Obwohl Narragoniens edle Bewohner, die außerhalb der Grenze wohnenden Menſchen an Geiſtesgaben bei weitem übertreffen, ſo beſitzen ſie doch ſo viel Edelmuth, daß ſie dieſe jenes Übergewicht nicht fühlen laſſen. Leider ſündigen die Ausländer, welche die Vortheile einer Narragoniſchen Erziehung entbehren mußten, nicht ſelten um ſo dreiſter auf die Großmuth Narragoniens, indem ſie dies Land mit ihrem bitterſten Spott verfolgen. Doch kommt es zuweilen vor, daß eben die größten Spötter, erſt, wenn ſie ſich in ungerechten Schmähungen Narragoniens erſchöpft haben, unſer Land bereiſen, um es kennen zu lernen. Solchen Leuten gefällt es dann bei uns meiſt ſehr gut, und ſie wünſchen ſich hier einzubürgern. Da ſie nun aber, als ausgelernte Schmäher, gar zu leicht Narragoniens alte Sitten vergiften könnten, ſo hat das Narragoniſche Volk in ſeiner Weisheit und Milde eine eigene Anſtalt für ſolche Sinnesänderer angeordnet; es iſt eine Art von Kloſter, welches mit einem geheimen Fonds dotirt iſt, woraus die zu Bekehrenden ihren Lebensunterhalt bekommen; ſie befinden ſich dort wie in Abrahams Schooße und werden zuverläßig aus Spöttern die gediegenſten Lobredner Narragoniſcher Zuſtände. — So vergilt Narragonien Böſes mit Gutem. — — — —

Doch man würde ohne Zweifel den Leſer ermüden, wollte man aus dieſem Werke des Devotiſſimus noch fernere Auszüge mittheilen. Nur das dürfte hier nicht übergangen werden, daß für ihn noch bei Lebzeiten vom Oberlobcollegium ein Ehrenmonument votirt worden iſt, deſſen (landesübliches) Material, Biscuit, ſeinem Charakter entſpricht. Es wird den verdienten Mann, in der Poſition des Fragezeichens vorſtellen, wie er devot entblößten Hauptes eben ſein Glaubensbekenntniß ſymboliſch verkündet, indem er — den Mantel nach dem Winde hängt, wodurch dem narragoniſchen Künſtler die herrlichſten Motive für Draperieſtudien gegeben ſind. Die Basreliefs des Sockels werden Narragoniens berühmteſte Achſelträger und Speichellecker vorſtellen.

Chronik der ſchönen Literatur.

107) **Midſchipman Ruhig.** Roman von Captain Marryat. 3 Bände. Deutſch von **C. Richard.** Aachen und Leipzig, Mayer. 1836.

Dieſer Midſchipman Ruhig oder „Jack Gleichheit“ thut ſein Möglichſtes, um uns über die Monotonie zu tröſten, welche in Marryat's Romanen nun einmal unvermeidlich iſt; die unſterblichen Flotten-Lieutenants und Midſchipmen könnten einen ehrlichen Mann in der That zur Verzweiflung bringen. „Jack Gleichheit“ aber iſt ein drolliger Burſche von dem Augenblicke, wo er aus der Ruthenmethode in die Stockerziehung gebracht wird, bis zu dem Momente, wo er zum Parlamentsmitglied erwählt wird. Der Roman, eine Ausnahme von der Regel der ſpäteren Marryat'ſchen Seewindſchlitten, welcher von ſpaßhaften Situationen und guten Einfällen ſtrotzt, iſt humoriſtiſch-pädagogiſcher Natur, und als Mittel gegen die Hypochondrie zu empfehlen.

108) Aloiſia. Nach den Papieren eines Staatsgefangenen. Von Formica. Bunzlau, Appun. 1836.

Dieſer Roman iſt ein Produkt aus Impotenz und Raffinement: der Zweck ſeines Daſeins iſt wohl kein edlerer, als der von hundert ſeines Gleichen, nämlich den Geſchmack von Lakaien, Kammermädchen und Ladendienern kitzeln zu können. O Männer Deutſchlands! Ein ſehr überflüſſiger Incest, um deſſen willen man ſich von allen Seiten moraliſch abzappelt; eine geheime Geſellſchaft: „die Schnitter“ (eine Miſchung von Carbonari's und Roſenkreuzern), eine nichtsnutzige Buhlerin, ein verkappter Jeſuit ..... Hier hat man die Ingredienzen, aus welchen dieſe ekle Brühe gebraut iſt.

109) Erzählungen und Phantaſieſtücke. Von Dr. Morvell. 2 Bände. Stuttgart, Julius Weiſe. 1836.

Gott vergeb' es dem, der Herrn Dr. Vollmer aufforderte, eine „Mythologie“ zu ſchreiben! Zur Buße ſollte dieſer etwaige Veranlaſſer Herrn Dr. Morvell's „Erzählungen und Phantaſieſtücke“ leſen. Im Ernſt: Herr Dr. Morvell iſt noch mehr zu bedauern, als das Publikum, welches die Mythologie des Herrn Dr. Vollmer kaufte. Die Erzählungen und Phantaſieſtücke des Herrn Dr. Morvell enthalten nämlich einen ſolchen Reichthum an Geiſtesarmuth, daß man, wenn man ſie lieſ't, keine andere Wirkung davon verſpürt, als daß man wieder über den ganzen belletriſtiſchen Trödelmarkt erröthen muß. Zwei „hiſtoriſche“ Novellen (Feodoſia und — die Armeſündergloke zu Breslau [nach Wilhelm Müller's Glockenguß in Breslau]), ſo recht im Livreeſchnitt, eine blutrünſtige Criminalgeſchichte, im Styl jener Beſchreibungen von Mordthaten, wie man ſie auf Jahrmärkten aborgeln hört; eine langweilige Geſchichte aus Wien, und zwei humoriſtiſch ſein ſollende Arabesken, in deren einer die Verrücktheit, in der andern aber die Fadaiſe prävalirt, bilden den Inhalt der Sammlung.

110) Die Waldenſer. Ein Roman von H. König. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Der Verfaſſer der „hohen Braut“ pflegt ſeinen wohlerworbenen Ruf ſeit einiger Zeit ſehr leichtfertig. Dieſer ſein neueſter Roman behandelt jene troſtloſe Epoche der deutſchen Geſchichte, in welcher der transalpiniſche Alp die edlen Hohenſtaufen erdrückte. Ueberall ſchweres Irrſal und Unheil; Pfaffenkönig und Ketzermeiſter (Heinrich Raspe und Konrad von Marburg) durchmetzgern das Land. Die Handlung des Romans ſpielt im Fuldaiſchen, wo waldenſiſche Gemeinden dem fanatiſchen Konrad von Marburg zum Opfer fallen, bis dieſer ſelbſt endlich dem Schwerte Mangold's von Dernbach (die Geſchichte nennt den Grafen von Sayn als Mörder) erliegt. Die Compoſition ermangelt keineswegs zahlreicher ſchöner Einzelnheiten; im Ganzen aber iſt ſie ſchleppend, entbehrt hinreißendes Intereſſe und wird ſehr oft monoton, und noch häufiger ordinär. Die Form zeugt (obwohl ungleichen Werthes) im Allgemeinen von Gewandtheit.

Feuilleton.

.*. **Rabbiniſches Anathem gegen Talmud-Ueberſetzer.** — Ein gewiſſer Dr. Pinner beabſichtigte den Talmud in's Deutſche zu übertragen. Er glaubte, bei dem Rabbiner Sopher in Preßburg die Erlaubniß einholen zu müſſen. Dieſer, erwägend, daß das ſehr abnehmende Talmudſtudium dadurch wieder gehoben werden könnte, gab ſeine Zuſtimmung. Als er aber auf die möglichen Nachtheile ſolcher Veröffentlichung aufmerkſam gemacht worden, ließ er ein Schreiben (v. 22. Jan. v. J.) drucken, aus welchem Folgendes wörtlich ausgezogen: „Mit Gott!.. höret mich, meine Lehrer, Große der Zeit, Gelehrte des Geſchlechtes und ſeine Forſcher, die da harren der Gnade Gottes und erwarten ſeine Verherrlichung! Auch ihr übrigen Brüder, Söhne Iſrael's, ihr Zerſtreuten, die ihr harret, wieder geſammelt zu werden.“ Er bemerkt dann, daß die Ueberſetzung des Talmuds — „durchaus religionswidrig ſei; deshalb ſeien ſeine früheren Worte irrig, und er entziehe ſeiner Approbation alle Gültigkeit.“ Er führt weiterhin die Gründe dieſes Beſchluſſes an, und erklärt feierlich: „Ich verbiete es daher ausdrücklich, meine Approbation für dieſe Talmudüberſetzung abzudrucken; wer dagegen handelt, den wird die Schlange beißen. (Pred. 10, 8.) Zum Schluß heißt es: „Herr Dr. Pinner ſehe nun, daß alle Rabbinen Iſrael's von allen Orten her ſich gegen ſein Unternehmen auflehnen... Sollte er es (aber) nicht aufgeben, ſo wäre er wohl würdig, daß man, falls die Regierungen es erlaubten, den härteſten Bann über ihn ausſpräche; da jedoch dies nicht erlaubt ſei, ſo wiſſe er wenigſtens, daß die Sünde um ſeine Ferſe gewunden ſei, und Gott ihn in's Gericht bringen werde...“

.*. **Gekrönte heroiſche Symphonie von Lachner.** — In Folge der Preisaufgabe der Unternehmer der geiſtlichen Concerte zu Wien für die beſte ihnen zu überſendende Symphonie waren 57 eingegangen. Den Preis von 50 Dukaten gewann eine Symphonia heroica in C-Moll vom bayeriſchen Hofkapellmeiſter Franz Lachner. — In Frankfurt a. M., wo dieſe Symphonie am 4. dieſes Monats unter Guhr's trefflicher Leitung zur Aufführung gekommen, wurde ſie vom Publikum mit ſehr ſpärlichem Beifall aufgenommen. Man fand ſie zu gelehrt und viel zu lang. Wirklich hatte ſie eine volle Stunde verzehrt. Neues bot ſie wenig; an das Geniale ſtreifte ſie nur ſelten. Ein in Frankfurt wohnender Componiſt meinte, „eine impoſante Stelle abgerechnet — ſei das Uebrige nur Schulmeiſterei.“ Andere urtheilten glimpflicher, und vielleicht auch gerechter. Gewiß iſt, daß ſie nicht hinreißt, und daß für nicht in den Contrapunkt Eingeweihte ein heroiſcher Muth dazu gehört, dieſer heroiſchen Symphonie mehrere Mal bis zu Ende zuzuhören. —

.*. **Ein neuer Phönix.** — Der Phönix hat einen Namensgenoſſen gewonnen, den er ſchon deßhalb freudig und freundlich begrüßt, weil er in ihm ein bedeutſames Zeichen fortſchreitender Civiliſation in der neuen Welt erkennt. Seit Kurzem gibt nämlich ein Cherokeſe für ſeine Stammesgenoſſen ein Zeitblatt unter dem Titel: „Cherokeſiſcher Phönix“ heraus, welches theils in der Landes-, theils in engliſcher Sprache geſchrieben wird. Da man zu verſtehen gab, der Herausgeber habe weiße Gehülfen, widerſprach er in ſeinem Blatte durch folgende Erklärung: „Kein Weißer nimmt Theil an der Leitung dieſes Journals; Niemand, weder ein Weißer, noch ein Rother, hat, außer dem oſtenſiblen Herausgeber, ſeit dem Beginne des Phönix auch nur eine halbe Spalte der Artikel geſchrieben, die unter dem Namen des Herausgebers erſchienen ſind.“ —

.*. **Shakeſpeare's Verehelichungs-Erlaubnißſchein.** — Kürzlich iſt in dem Archiv des Conſiſtorialgerichtes zu Worceſter Shakeſpeare's Marriage license (die kirchliche Erlaubniß, ſich zu verehelichen) dd. 28. Nov. 1582, aufgefunden worden. Shakeſpeare war damals erſt 18 J. alt; ſeine Erwählte hieß Anna Hathaway, und war die Tochter eines, wie die Times ſagen, substantial yeoman, d. h. eines wohlhabenden Hinterſaſſen, aus der Nachbarſchaft von Stratford. Die Verehelichung muß in der Diözeſe von Worceſter Statt gefunden haben; die Pfarre aber iſt nicht zu ermitteln, da die dortigen Bücher erſt mit 1600 beginnen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 274. 1836.

Phönix.

Freitag, 18. November.

Religiöſe Tendenz der neueſten Zeit.

Eine Skizze.

Das unterſcheidet die Zeitalter, daß eine Tendenz hervortritt, die allmählig durch alle Lebenskreiſe hindurch zittert und gleichſam der *Spiritus rector* der Bewegung wird. Der ſchöpferiſche, geſtaltende Geiſt iſt zugleich der ſcharfe, ſchneidende, ausſchließende; denn alles Lebendige iſt individuell. So geht das Ausſcheiden und Beſondern fort, bis ſo viele Einzelne, jeder mit der Prätenſion der Allgemeinheit, ſich gegenüber ſtehen, daß ſie der Albernheit ihres Wahnens inne werden.

In früheren Zeiten geſtalteten ſich Naturvölker, — dann Offenbarungskirchen, — jene alle Anderen als Barbaren, dieſe alle Anderen als Gottloſe ꝛc. ausſchließend. Das vielfach geläſterte XVIII. Jahrhundert hat einen neuen Ton angegeben.

Die Völker, als große Individuen, berührten ſich noch im XVII. Jahrhundert (ſeit Richelieu) faſt nur durch die geheimen Kabinette der Fürſten; die verſchiedenen chriſtlichen Kirchen wurden durch die Hirten vertreten, und ihr Haß gegeneinander genährt.

Aber die Kreuzzüge, die Univerſitäten, der Handel, die Reformation, die Erbfolg- und Eroberungskriege, die ſchönen Künſte, die Wiſſenſchaften — hatten die Menſchen einander immer näher gebracht, und immer tiefer ſie das Bedürfniß eines allgemeinſamen Bandes empfinden laſſen.

So ſind ſich ſeit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts immer weiter greifende Verſuche gefolgt, die Menſchen mit einander zu verbinden. Wohl zu unterſcheiden ſind aber ſolche Unionsverſuche im Anfange der Kirchenbildung von denen zu Ende des beſonderen Kirchenlebens.

Der anfängliche Verſuch, das Urchriſtenthum mit dem reinen Judenthum zu verbinden, führte zunächſt zur Verſteinerung des letzteren.

Zwiſchen Beide ſchob ſich der Mahomedismus. Mit der ökumeniſchen Synode zu Florenz (1436), wo die römiſch katholiſche Hierarchie die Griechen abſorbiren wollte, — fing auch Rom an, völlig zu verſteinern, und als die Reformation hervortrat, ſank das Syſtem des Katholizismus, wie anderthalb Jahrtauſend früher der Moſaismus — in das Reich der welthiſtoriſchen — Schatten.

Immer weiter ging nun Alles auseinander. Die concentriſche Bewegung begann erſt leitende Tendenz zu werden im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Molanus, — de Lokkum, — Claude, — Boſſuet, — bezeichnen das Ende der abſorbirenden Tendenz. Mehr aber als alle klerikaliſche Theologen — wirkten hochgebildete Laien, wie Bayle († 1706), Thomaſius († 1728), Locke († 1704), Leibniz († 1716) und Montesquieu († 1754) zur Eröffnung eines neuen Zeitalters. Wir würden auch Vico nennen; aber er war ſeiner Zeit zu weit vorangeeilt, und blieb von derſelben faſt gänzlich unbeachtet.

Jene Männer ſtimmten die Geiſter für die großen Zeiten, die da kommen ſollten.

Während nun Frankreich die Kronen Europas zuſammenbog, um ſie in eine Krone zu verſchlingen, — bemächtigte England ſich des Handels der Welt, und bog die ſaugenden Wurzeln zuſammen.

Die Idee des Gemeinmenſchlichen wurde jetzt eine Macht, welche in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts zur Herrſchaft ſtrebte.

Und es war nicht ein Abſtrakt-Katholiſches, ſondern ein wirklich, Gediegen-Allgemeines, welches die Beſonderheiten in ſich hegte. Nordamerika wurde frei Kraft des allgemeinen Rechtes der Beſonderheit. Und Kraft dieſes Allgemeinen erfaſſen ſich jetzt die Völker, als Nationen der einen menſchlichen Univerſität. Wie aber zuerſt das Recht derſelben ſich geltend gemacht, ſo will jetzt auch das Recht als Pflicht, als ein Moment der allgemeinen Religion zur Anerkennung kommen. —

In der erſten Freude des Wiederſehens nach langer, langer Trennung, waren die Confeſſionen ſich einander tiefgerührt in die Arme geſunken. Aber die lange Trennung hatte Unterſchiede befeſtigt, die nach dem erſten Willkommen ſich bemerklich machten — und nun erſt nach und nach ausgeglichen werden müſſen. Und kaum fingen ſich einzelne Parteien einander zu verſtändigen an, ſo drängten ſich ſchon wieder neuankommende Brüder hinzu, und wollten auch Theil nehmen am großen Wiedervereinigungsfeſte. Und die Völker harren in freudig bebender Erwartung, bis das Wort laut wird, bei deſſen Klang auch noch der entfernteſte Bruder ſich auf den Weg macht zum Hauſe des Vaters der Menſchen.

J. W. Carové.

Hiſtoriſche Literatur.

5) Scenen aus dem Leben Friedrich's des Großen und ſeines Bruders des Prinzen Friedrich von Preußen, von Karl Müchler. Mit dem Bildniſſe des Prinzen Heinrich. Berlin, Jeſch. 1836.

Die Kritik, auch die hartherzigſte, wird unwillkührlich vom Gefühle der Rührung beſchlichen, wenn Schriftſteller, wie Karl Müchler, die auch nie in ihrem langen Leben einen Flug in die höheren Geiſtesregionen verſuchten, noch in ihren alten Tagen, wo der leiſeſte Windhauch den Puder ihrer Haarbeutel und Perücken abſtäubt, ihre alten patriotiſchen Gefühle künſtlich aufwärmen. Von ſolchen Anekdotenmännlein, die ſich wenig mehr darum bekümmern, wie es heut zu Tage in der Welt ausſieht, deren Ideen-Aſſociationen immer von dem alten Fritz oder dem guten Joſeph aus- und wieder zurücklaufen, wendet ſich auch die ernſte Kritik ab, um den guten Alten nicht ungezogen in das Geſicht zu lachen. Denn eine ſolche Pietät wird nur bei uns Deutſchen gefunden und iſt in der That rührend. Der gute Kriegsrath Müchler in Berlin gibt in dieſen „Scenen" einige recht artige Anekdoten vom alten Fritz und ſeinem Bruder Heinrich zum Beſten, die man vor etlichen zwanzig Jahren mit Begierde verſchlungen hätte, die aber heut zu Tage ſelbſt den Preußen, für die Friedrich der Große eine höhere geſchichtliche Bedeutung gewonnen, höchſtens ein freundliches Lächeln ablocken können. Solche Anekdoten tragen mehr dazu bei, die abgeſchloſſene Charakteriſtik eines ſolchen hiſtoriſchen Königs zu verſentimentaliſiren als zu objectiviren. Über die Ächtheit der Erzählungen kann auch nicht der leiſeſte Zweifel erhoben werden, da der Kriegsrath während ſeiner langen Dienſtzeit Muße genug hatte, den unſchuldigen Stoff aus den beſtäubten Akten des Kriegsdirektoriums für die Nachwelt zu retten. Spotten wir nicht des Schwanengeſanges eines beinahe achtzigjährigen preußiſchen Staatsdieners, deſſen Leben unter Friedrich's glorreicher Regierung begann, der es mit der Verherrlichung ſeines großen Fritz am liebſten aushaucht. —

6) Taſchenbuch der neueſten Geſchichte. Herausgegeben von Dr. Ernſt Münch und Dr. Guſtav Bacherer. Geſchichte des Jahres 1834. Erſter Theil. Mit 10 Porträts. Karlsruhe, Müller'ſche Hofbuchhandlung. 1836.

Man verlangt mit Recht von einem Taſchenbuche der neueſten Geſchichte, wenn es ſeinen Zweck erfüllen ſoll, nicht etwa, daß es den ſtrengſten Pragmatismus darſtelle, — denn wie wäre dies möglich, da die wichtigſten Aktenſtücke nur der höheren Diplomatie, dem Geſchichtsforſcher aber erſt in ſpäteren Zeiten, oft vergilbt, in Archiven zugänglich werden, — ſondern man fordert, daß der Beſchauer an dem Faden der Ariadne auf mäßige Höhe geleitet werde, von welcher er die einzelnen Ereigniſſe entwirrt und in Gruppen gegliedert, mit einem Blick überſchauen kann. Wir verlangen vor allem einen authentiſchen diplomatiſch-treuen Bericht deſſen, was ſich ereignet hat und bemerkenswerth in dem Entwicklungsleben der Gegenwart iſt. Strenger Pragmatismus wäre alſo hier ganz unmöglich, weil wir ſelbſt noch im Strom der Ereigniſſe ſchwimmen, deſſen Quellen und Mündungen oft erſt von unſern Nachkommen entdeckt werden. Solche Taſchenbücher ſind daher für den Freund der geſchichtlichen Gegenwart ein erwünſchtes Geſchenk, wenn ſie die eben angedeutete Eigenſchaft beſitzen, alſo die Höhenpunkte ſind, welche paſſende Überſichten gewähren über das geſchichtliche Panorama; wir wollen keine Fernſichten, nur eine richtige Vogelperſpective.

Das vorliegende Taſchenbuch bietet dieſe Überſichten in reichem Maaße; nur ſucht ſich hier und da ein Urtheil und ein politiſches Räſonnement geltend zu machen, welches die hiſtoriſche Wahrheit zurechtzurücken ſcheint. Dieſer Vorwurf trifft insbeſondere den V. Abſchnitt, welcher die Geſchichte der Niederlande (Belgien und Holland) behandelt. Hier ſchnellt das Gewicht auf Seiten Holland's das Zünglein der Wage zu ſehr aus ſeiner ſenkrechten Richtung. Mag auch einer der Herausgeber mit der belgiſchen Revolution unzufrieden zu ſein alle Urſache haben, ſo hätt' er doch nicht ſeine Galle in das hiſtoriſche Urtheil einfließen laſſen ſollen. Folgende Bemerkung, ſo gut ſie auch im Intereſſe der betheiligten Mächte gemeint und wie wahr ſie auch ſein mag, ſoll der Geſchichtſchreiber der Gegenwart nie entſchlüpfen laſſen, will er nicht mit Recht den Verdacht auf ſich laden, für das fraglige Intereſſe gewonnen zu ſein, und ſich in das nachtheilige Licht ſtellen, als habe er einen faux pas gemacht, und aus Unvorſichtigkeit oder Indiscretion in ſeine Spielkarten blicken laſſen. „Die drei Mächte (Öſtreich, Preußen, Rußland)," heißt es, „hatten überdieß eine Art Mental-Reſervation, welche der politiſche Blödſinn der belgiſchen Staatsmänner und Patrioten noch immer nicht errathen hatte; man akkreditirte Geſandte bei dem Könige von Belgien; dieſer wird in der Idee genommen, und der König Wilhelm fortwährend als ſolcher betrachtet. Leopold galt bloß als der zeitige Depoſitär der aus dem revolutionären Schlamme wieder aufgehobenen Krone, und ward als *alter ego* bis zum Wiederauftreten des rechtmäßigen Souverains betrachtet." Dieſe Stelle ſieht einem gehäſſigen Pamphlet ähnlicher, als einem treuen hiſtoriſchen Berichte, und es ließen ſich daraus allerlei üble Conſequenzen ziehen. —

Folgende Stellen werden unſere Rüge noch mehr rechtfertigen: „Man zehrte hierbei (in Belgien) durchaus von dem Nachlaſſe ſeiner Regierung (des Königs Wilhelm), hütete ſich jedoch wohl, während man das Verdienſt davon ruhmredig in theuer bezahlten und auch ſo noch mühſam genug gewonnenen Korreſpondenzartikeln vor dem Auslande ſich aneignete, die Quelle zu nennen, woraus man geſchöpft hatte“ (S. 378). „An manchen Orten, wo die Abgeſandten Leopolds allzueilfertig ſich eingefunden, erlitten ſie noch ſchmerzhaftere Demüthigung. Man behandelte ſein Volk wie einen ungezogenen Jungen, der mit einem Nachruf von vielfach verübten ſchlechten Streichen in eine Geſellſchaft ſich drängt, wo er nicht hingehört, und welchen hinauszuwerfen oder einzulaſſen, gleich viele Bedenklichkeiten ſich einſtellen.“

Dies ſind die Schlagſchatten des Buchs, die wir zu ſeiner beſſeren Empfehlung gern hinweg wünſchten. Denn die Geſchichte der übrigen Länder, Englands und Frankreichs, Spaniens und Portugals ſind, wie ſich's gebührt, nicht allein mit Ausführlichkeit, ſondern auch mit Unpartheilichkeit erzählt. Die Changen und Ablöſungen der verſchiedenen Miniſterien in den beiden erſteren Ländern, der Fall und das Wiedererheben der Doktrinäre, das dreitägige unglückliche Baſſanominiſterium, der Sturz des Grey'ſchen, des Melbourne'ſchen und des Peel-Wellington'ſchen Miniſteriums ſind genügend berückſichtigt, wie auch die Geſetze wider die Emeuten und Aſſociationen, die Aprilaufſtände in Lyon und Paris, der Tod des Generals Lafayette, „des ſichtbaren Oberhauptes der legalen Oppoſition,“ der mit ſichtbarem Verdruß über die „beſte der Republiken“ ſtarb.

Die zehn Lithographieen, welche die Porträts vom König von Würtemberg, Voyer d'Argenſon, Lamartine, Armand Carrel (ein wahrer Republikaner-Typus), Berryer, Zumalacarreguy, Don Carlos, Palmerſton, Melbourne, Spencer darſtellen, ſind für das kleine Format ſehr hübſch ausgeführt.

Chronik der ſchönen Literatur.

111) Die Abenteuer des Simpliciſſimus. Ein Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, herausgegeben von Eduard v. Bülow. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Ein ſehr verdienſtvolles Unternehmen, dieſe köſtliche Schilderung alter deutſcher Zuſtände aus dem Staube der Vergeſſenheit zu ziehen, und dem deutſchen Publikum, welches ſo vielen Romanſtickſtoff einſaugen muß, dieſen derben Sauerſtoff neu zu präpariren. Der Simpliciſſimus iſt ein Roué jener wilden und verwildernden Zeit des dreißigjährigen Krieges und durchläuft in wunderlicher Equipe faſt alle damaligen Verhältniſſe. Der Styl des Buchs, welches man, wie der Herausgeber mit vollem Rechte bemerkt, als deutſche Denkwürdigkeiten anſehen kann, und welches als ſolche auch vom geſchichtlichen Standpunkte Bedeutung hat, iſt kernig und markig genug, und paßt als Kleid dem Leib wie angegoſſen. Herr v. Bülow verdient für die mit großer Gewandtheit vollendete Herausgabe dieſes alten deutſchen Romans von E. Greifenſohn aufrichtigen Dank.

112) Original-Beiträge zur deutſchen Schaubühne. 1ſter Band. Dresden und Leipzig, Arnold. 1836.

Iſt es nicht eine eigenthümliche Erſcheinung, daß eine deutſche Prinzeſſin auf die verwaiſ'te Bühne tritt, und ſittlich anmuthige Geſtalten auf dieſer vorführt, während wir Männer uns in's Parterre ſetzen und verdrießlich die Hände in den Schooß legen? Die Originalität dieſer Erſcheinung muß uns dafür entſchädigen, daß wir in den Schöpfungen der erlauchten Verfaſſerin poetiſche Originalität vermiſſen; der Beifall, welchen die Darſtellung ihrer Schauſpiele begleitete, wird bei der ſtrengen Kritik, welche auf das Unmittelbare ausgeht und ſich nur vor Genialität beugt, kein Echo finden; denn reiner, edler Sinn, moraliſcher Ernſt, Rundung der Form, ſo ſchätzenswerth ſie ſind, machen Alle zuſammen doch nicht — Poeſie aus.

113) Alexander der Große. Charaktergemälde in drei Abtheilungen. Von Ludwig Bauer. Stuttgart, Hallberger. 1836.

Herr Bauer hat ſeinen Curtius geleſen; das iſt aber auch alles Verdienſt, welches ihm diesmal gebührt. Der Stoff hat ihn trunken gemacht, und in dieſer Trunkenheit dünkte er ſich ſtark genug, einen Rieſen zu bändigen. Das Drama erinnert an ein Erwachen im Katzenjammer.

Wie traurig, ſich viele Mühe zu geben, um die Poeſie der Geſchichte, dies grandioſe Epos, genannt: „Alexander“ in platten handwerksmäßigen Proſaismus auszufaſern! Dieſe Mühe merkt man in jeder Zeile, ſie haſcht nach Effekten, und will doch das Gepräge claſſiſcher Ruhe nicht aufgeben; ſo kann man ſich denn nicht wundern, wenn ſie endlich mit Trivialitäten niederkommt, die nach dem Hapyer a Spada riechen, wie z. B. die Scene mit dem geharniſchten Mann. — Die Sprache iſt nicht dramatiſch, ſondern komödiantiſch.

114) Tiberius, der dritte Cäſar. Eine Tragödie in fünf Handlungen, von J. C. Hauch. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Der Hauptvorzug dieſes dramatiſchen Werkes iſt die ſcharfe Charakteriſtik, welche durch Tiefe und Plaſtik zu gleicher Zeit überraſcht. Tiberius, Caligula, Sejan, ſind pſychologiſche Gelungenheiten; Cordus, Gallus und Germanikus waren leichter auszuführen, ſtehen aber den erſtgenannten keineswegs nach. Hauptſächlich aber iſt's Tiber's Seelenleben, was den Leſer immer auf's neue anzieht, dieſe ſternloſe Nacht, dies Labyrinth von Perfidie, in welchem der Erbauer ſelbſt endlich den Faden verliert und zu Grunde gehen muß; dabei wird (was wir als poetiſch anerkennen müſſen) nicht verabſäumt, das Mitleid für den Unſeligen anzuſpannen, deſſen Perverſität allein unſern Abſcheu wecken würde. In Tiber iſt zugleich das ganze römiſche Leben ausgedrückt, in der Tyrannei die Verworfenheit der Geſellſchaft. Nur zweierlei fehlt, damit dieſe Tragödie die Weihe der Vollendung hätte; erſtens hat der Dichter verabſäumt, die Fabel in jener Concinnität des äußeren Intereſſes zuſammen zu faſſen, ohne welche das innere ſeine Wirkung nothwendig einbüßen muß, und zweitens fehlt das moraliſch-äſthetiſche Gleichgewicht; die Erhebung ſteht (obwohl ſie vorhanden iſt) in keinem Verhältniß zum Niederdruck; ſelbſt der Epilogus, der den Tod des großen Pan verkündigt und die Geſtaltung einer neuen Welt, d. h. das Licht aus Aſien, wirkt eher vernichtend als emporrichtend. Die Sprache iſt kurz ab, gedrungen, ſchlagkräftig, dramatiſch.

Feuilleton.

⁂ Thilorier's feſte Kohlenſäure. — Wir haben aus der Sitzung der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 3. October nachträglich zu berichten, daß Herr Thilorier Kohlenſäure in feſtem, ſchneeigtem Zuſtande überſendet, die man bis dahin nur in Gasform rein darzuſtellen vermocht hat. Bringt man die Kugel eines Thermometers in die Mitte einer Maſſe ſolcher feſten Kohlenſäure, dann fällt der Thermometer in 3 Minuten auf 90° unter den Gefrierpunkt; Queckſilber in dieſe Maſſe gebracht, friert in wenigen Sekunden, und bleibt in dieſem Zuſtande, ſo lange noch etwas von der feſten Kohlenſäure übrig iſt; Aether bildet darin eine halbflüſſige Maſſe, wie ſchmelzender Schnee; Alkohol wird glänzendes, halbdurchſichtiges Eis. Nimmt man ein Stück feſte Kohlenſäure in die Hand, ſo verflüchtigt es ſich ſehr bald. Viermal ausdehnbarer als die Luft, iſt ſie tauſendmal zuſammendrückbarer als Waſſerdunſt. Lächerlich aber, wenn es nicht betrübend wäre, iſt die Gedankenloſigkeit, mit welcher eine ganze Reihe von franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Journalen und Zeitungen ſich in großgedruckten Worten darüber verwundert, daß man nun ein Stück Luft mit Händen greifen könne! Bekanntlich beſteht die Luft aus faſt $^{79}/_{100}$ Maas Stickſtoff und $^{21}/_{100}$ Sauerſtoff; Kohlenſäure findet ſich darin abwechſelnd nur von 0,0007 bis 0,0004; über der Oſtſee bei Dobberan ſoll ſie, nach Gmelin, faſt ganz fehlen. Auch iſt das kohlenſaure Gas, in reiner Geſtalt eingeathmet, tödtlich, und ſein ſpezifiſches Gewicht um die Hälfte größer, als das der Luft. Die Verflüchtigung des härteſten Körpers der Erde, — des Diamantes, — zu kohlenſaurem Gas bei'm Verbrennen in der Luft — iſt übrigens zum Wenigſten ein ebenſo großes Wunder, als die Verhärtung des kohlenſauren Gaſes zu einer ſchneeigten Maſſe. —

⁂ Ethnographiſches Muſeum. — Vor ungefähr zwanzig Jahren brachte Hr. Jomard zuerſt zu Paris in Vorſchlag, ein Reiſe-, oder ethnographiſches Muſeum zu gründen. Auf ſeinen im J. 1830 wiederholten Antrag wurde durch Ordonnanz v. 30. März deſſ. J. bei der Bibliothek eine geographiſche Sammlung angeordnet, die aus zwei Abtheilungen beſtehen ſollte, eine für Karten, Pläne ꝛc., die andere für Gegenſtände, die zur Kenntniß der Gebräuche, Kunſtfertigkeiten ꝛc. der fremden Völker dienen ſollten. Die Ordonnanz wurde aber nur in Beziehung auf die erſte Abtheilung ausgeführt. So war bis jetzt Paris ohne ethnographiſches Muſeum, obgleich Göttingen, Berlin, Weimar, London, Petersburg ꝛc. ſolche beſaßen. Nun hat Hr. Roux de Rochelle der geographiſchen Geſellſchaft den Vorſchlag gemacht, auch ein geographiſches Muſeum zu bilden, wozu er durch das koſtbare Geſchenk von mexikaniſchen Alterthümern veranlaßt worden, das Hr. Juan Galindo jener Geſellſchaft dargebracht. — Hätten wir den Plan zu einem ſolchen Muſeum zu entwerfen, ſo würden wir mit plaſtiſcher Darſtellung der Raſſen beginnen durch Nachbildung des Körpers, durch Masken und Bekleidung; dann zu den ſpezielleren Differenzen und zu Nachbildungen der Wohnungen, Tempel, Götzen ꝛc. im verjüngten Maaßſtabe übergehen; zuletzt durch ausgezeichnete Landſchaftsmaler die eigenthümlichſten Anſichten von fremden Ländern, Meeren — und atmoſphäriſchen Erſcheinungen aufnehmen laſſen. —

⁂ Pantheiſtiſches Trifolium. — Die evangeliſche Kirchenzeitung (v. 19. Okt.) glaubt aus der zerſtreuten Maſſe von „literariſchen Produkten des Pantheismus“ drei hervorheben zu müſſen, welche ſie betrachten zu dürfen meint „als zuſammenhängende Leiſtungen, oder als ein bedeutſames Trifolium des pantheiſtiſchen Geiſtes. Nicht nur eine entſchiedene Geiſtesverwandtſchaft, ſondern auch die höchſt wahrſcheinliche Grundlage perſönlicher Wechſelwirkung der Verf. bilden, der Meinung des evang. Journaliſten nach, dieſen Zuſammenhang.“ Dieſes Dreiblatt beſteht aus J. J. Petrick's, weiland Superintendenten ꝛc. und fürſtl. Pückler-Muskau'ſchen Hofpredigers nachgelaſſene Schriften (3 Bde. Stuttgart 1834), — L. Schefer's Laienbrevier — und — Semilaſſo's Weltgang. In dem erſten Werke glaubt die evang. Kirchenzeitung „eine pantheiſtiſche Dogmatik, in dem zweiten eine panth. Poeſie, und in dem dritten eine panth. Praktik vor ſich zu haben.“ — Dieſe Propoſition ſoll in einer Reihe von Nummern ausgeführt werden. — Solche Erörterungen, — wenn ſie ſcharf analyſiren und treu referiren, ſind immer ſchätzens- und dankenswerth, da ſie theils Unbewußtes zum Bewußtſein bringen, theils Bewußtes ſich zu rechtfertigen nöthigen, und — blos Gewußtes zur Gewiſſensſache erheben. — Ebenſo verderblich als verächtlich ſind dagegen derlei öffentliche Anklägereien, wenn, wie unlängſt noch im Menzel'ſchen Literaturblatte, — ganz verſchiedenartige Tendenzen miteinander vermengt, und, um ſolches Mengſel bei dem Publikum einzuſchmuggeln, Ausdrücke verdreht, Darſtellungen verfälſcht und Gedanken und Abſichten geradezu unterſchoben werden. Dadurch wird das Vertrauen in der Literatur untergraben, und der öffentliche Frieden gebrochen, der die Bedingung des ſtetigen Fortſchreitens iſt.

⁂ Coloniſation der nach Sibirien Verwieſenen. — Dem Zeugniß des Herrn v. Stepanow, früheren Civilgouverneurs von Jeniſeisk zufolge würden in jedem Jahre durchſchnittlich 12,000 Menſchen beider Geſchlechter aus dem europäiſchen in das ſibiriſche Rußland gebracht. Doch ſollen allein in dem Gouv. Jeniſeisk von einer Bevölkerung von 191,467 Köpfen — gegen 25,000 — hinübergeſendete Verbrecher ſein. Gegenwärtig ſollen 5,955 Verwieſene in 22 neuanzulegenden Dorfſchaften jenes Gouvernements koloniſirt werden. —

⁂ Alter der gekrönten Häupter Europa's. — Der regierende König von Schweden iſt jetzt der Senior der gekrönten Häupter Europa's, denn er hat das 72ſte Jahr erreicht. *Der Papſt iſt erſt 71 alt, ebenſo der König von England;* der König von Preußen 66, ebenſo der König von Dänemark; der König von Holland 64, von Frankreich 63, von Würtemberg 55; der Sultan 51, der König von Bayern 50, von Belgien 46, der Kaiſer von Oeſterreich 43, von Rußland 40, der König von Sardinien 38, von Neapel 26, von Griechenland 21, die Königin von Portugal 17, die von Spanien 6. —

⁂ Ein Nordlicht vor Sonnenaufgang. — Der Herald ſchreibt, daß am 28. October, Morgens gegen fünf Uhr, wieder ein Nordlicht geſehen worden, welches bis faſt ſechs gewährt. Es ſtieg vom öſtlichen Horizont empor und breitete einen tiefpurpurnen Glanz weit nach Weſten, und beinahe bis zum Zenith aus. Als der Tag allmählich anbrach, ſchwanden die reichen Farben alle in graues Morgenlicht. —

⁂ Feuerſpeiender Fels in England. — Am 19. Oct. ſah man eine ungeheure Feuermaſſe aus dem (Kreide-) Felſen (cliff) zu Holworth, nahe bei Weymouth, hervorbrechen, begleitet von einer gewaltigen Rauchwolke. Das Feuer war ausgebreitet und lebhaft; die Dampfwolke, die ſich über den Felſen hinwälzte, zog die Aufmerkſamkeit mehrerer Spaziergänger auf ſich. Man erfuhr, daß die außerordentlich hohe Fluth am Tage zuvor und die nächſt folgenden Fluthen mit unwiderſtehlicher Gewalt wider den unteren Theil des Felſens geſchlagen, hierdurch ein großes Stück der Oberfläche abgelöſt und die dahinter liegenden entzündlichen Stoffe blos gelegt habe, was dann jenen Ausbruch zur Folge gehabt. (Galign. Meſſ. 23. Oct.)

⁂ Mikrokosmiſche Anſtalt in Paris. — Ein *Salon littéraire et musical*, unternommen von einer Commandit- und Aktiengeſellſchaft (angeblich) mit einem Kapital von 200,000 Frk., wird in wenigen Wochen auf der berühmten Chauſſée d'Antin zu Paris eröffnet werden. „Dieſer Salon,“ heißt es in der Ankündigung, „iſt zugleich ein Cirkel, dargeboten zur Verſammlung der eleganten Geſellſchaft, ein Leſezimmer, wo Zeitblätter aller Art und in allen Sprachen, ſo wie die bedeutendſten Schriften des Tags zu finden, eine Bibliothek, welche eine vollſtändige Sammlung der älteren und neueren Claſſiker enthält, ein Athenäum für verſchiedene Reihen von Vorleſungen, ein Muſeum für Ausſtellung von Kunſtſachen und Merkwürdigkeiten, ein großes Amphitheater für Concerte und Bälle, ein Garten- und ein Kafé-Reſtaurant. — Der einmalige Beſuch koſtet 30 Sols; das monatliche Abonnement 25 Francs.

⁂ Chronologiſches Handbuch. — Von dem trefflichen „Manuel de Chronologie universelle“ hat Herr Sédillot, Profeſſor der Geſchichte am Collége de St. Louis, jetzt eine neue Ausgabe beſorgt. Sie kann denen aushelfen, welchen das große Werk: „l'Art de vérifier les dates“ nicht zu Gebote ſteht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 275. 1836.

Phönix.

Samſtag, 19. November.

Andreas-Nacht.

(Alter Volksglaube).

Die beiden Mädchen ſaßen an ihren Spinnrocken, Marianne, ein Abbild der Häßlichkeit, — die böſen Blattern hatten ihr früher ſchönes Geſicht bis zur Unkenntlichkeit entſtellt —, Gertraut, ein wahrer Engel an Schönheit; Marianne weinte, Gertraut lachte in einem fort; wer hätte die Beiden für Milchſchweſtern gehalten? Das Feuer brannte luſtig in dem hohen altväteriſchen Kamine des Saales; Mariannens Vater, der Pfleger, der in dem öden Herrſchaftsgebäude wohnte, war fern, bei dem Grafen, drei Tagreiſen weit; die Mutter hatte Marianne ſchon frühe verloren, Gertraut war ihre einzige Geſellſchaft; aber die Schönheit der Milchſchweſter drückte die arme Häßliche ſchwerer, als die Geſellſchaft ihr in der Einſamkeit wohl thun konnte. Gertraut war muthwillig, leichtſinnig, und verſtand den Schmerz der häßlich Gewordenen nicht.

„Ich begreif' es nicht, wie du dich nur ſo ohne Ende grämen kannſt!“ ſprach ſie, während Marianne, ſtarr vor ſich hin auf den getäfelten Boden ſehend, das Rädchen zu drehen vergaß. „Der Hauptmann kann doch wahrhaftig nichts dafür, daß er dich nach deiner Krankheit nicht wieder erkannte; wär' ich ſo lang in der Fremde geweſen, wie er, und heute wieder gekommen, und ſähe dich da ſitzen und ſpinnen, ich würde dich auch nicht erkennen. Ach, die böſen Blattern!“ — —

„Und du haſt mich doch während der ganzen Krankheit gepflegt und ſie — doch nicht geerbt,“ murmelte Marianne vor ſich hin und ſenkte den Kopf; — „deine Schutzpatronin hat dich bewahrt; daß ſie deine Schönheit noch lange erhalten möge, Marianne! Heute biſt du zwanzig alt geworden. Bete zu deiner Schutzpatronin, daß dir deine Wohlgeſtalt ſo lange bleibe, bis du einen Mann haſt. Die böſen Blattern! Das böſe Warten!“

„Gott behüte!“ fiel ihr Gertraut erſchrocken in's Wort; „beruf' mir nichts Schlimmes.“

„Ich?“ ſprach Marianne. — „Was fällt dir ein; aber das Warten iſt eine hübſche Spanne Zeit, und es kann dir dazwiſchen gehen, wie mir.“ — —

„So bleib ich ledig, wie du!“ rief Gertraut und zwang ſich zum Lachen, es war ihr aber nichts weniger als luſtig zu Muth. — „Ich habe ja noch nicht einmal einen Liebſten!“ ſprach ſie dazu; — — „aber beſſer, von Anbeginn keinen gehabt, als, einen gehabt und dann — —“

Marianne ſchwieg lang, dann hob ſie den Blick und ſah die Milchſchweſter feſt an. „Das iſt nicht wahr,“ ſprach ſie leiſe; „ich weiß, du möchteſt längſt einen haben.“ — —

„Ich bin ja arm,“ unterbrach ſie Gertraut. —

„Aber ſchön, o wie ſchön! Nein, das, was du geſagt, iſt's nicht. Du möchteſt längſt einen Liebſten haben, und könnteſt auch einen haben, aber du haſt keinen Muth; das weiß ich beſſer.“

Gertraut war in ihrer Eitelkeit gekränkt. — „Bin ich nicht bei dir geblieben, während du die Blattern hatteſt?“

„Geh', das iſt ein Zufall — — — oder ein Wunder. Nun warum biſt du ſchön und haſt noch keinen Liebſten?“

Gertraut ſchwieg; plötzlich brach ſie los: „Ich mag keinen!“ —

„Nein! das iſt nicht der Grund! Sei aufrichtiger. Ich mein' es ja gut mit dir, beſſer mit dir, als du mit mir. Du biſt arm, — du haſt's ja ſelbſt geſagt; aber was liegt daran? Was ſich finden ſoll, kommt doch zuſammen über kurz oder lang. Du ſollteſt einen hübſchen Jungen haben, Marianne, denn du biſt ſchön, o wie ſchön! — Nur, daß du's nicht weißt, wann einer kommt, — und das Warten thut mir weh für dich.“

„Ja, das Warten!“ wiederholte Gertraut ſeufzend, beſchämt; „ach, ich habe dir vielleicht oft weh gethan, Marianne; aber gelt, du vergiltſt mirs nicht? Gewiß, du biſt gut.“

„Ja!“ ſprach Marianne, drehte den Faden, horchte auf die Uhr, welche eben die neunte Abendſtunde ausſchlug, und begann dann wieder, während ſie auf den Faden ſah und emſig weiter ſpann. „Heut' iſt ja Andreasnacht. — Der Faden, ſieh', iſt fein und prächtig; und juſt abgerollt. — Ich will ſchlafen geh'n. Gute Nacht, Gertraut. Sieh' doch zu, ob die Thore verſchloſſen ſind, und daß das Geſinde heute Nacht keine heimlichen Dinge treibt. Die Mägde ſind gar zu vorwitzig. Der Vater mag's nicht leiden, daß ſie in den heiligen Nächten die Zukunft erforſchen ....“

„Ja ſo!“ ſprach Gertraut, wie aus Träumen auffahrend; „Andreasnacht!“

„Freilich,“ erwiederte Marianne, in ſich hinein lachend, „und heute Nacht erfährt jedes Mädchen, das genug Courage hat, wen es in Jahr und Tag zum Manne haben wird. Nun, was redeſt du denn mit der Luft, Gertraut? Beſinneſt du dich denn nicht mehr darauf, wie oft uns unſre Amme davon erzählte? Der Vater hat ſie wahrhaftig nur deßhalb aus dem Hauſe gejagt, weil ſie gar zu viel wußte. — Nun, gute Nacht! Ich freilich kann heut' um Mitternacht ruhig fortſchlafen, zu mir kommt keiner mehr. — Nun gute Nacht zum letzten Mal, Gertraut, und vergiß nicht, um was ich dich gebeten habe.“

Sie ſtand auf, zündete ſich ein Licht an und ging langſam aus dem Saale. Gertraut dachte ſo viel über das, was ſie gehört, daß ſie das Weggehen gar nicht beachtet hatte. „Ich keinen Muth?“ ſprach ſie und ſah plötzlich auf; da war die Milchſchweſter verſchwunden. Ihre Hand zitterte, — aber nicht vor Angſt. „Sie beneidet mich, weil ich ſchön bin,“ dachte ſie, „ſie höhnt mich aus, weil ich arm bin. — Ich will's wiſſen! Ich will's ſeh'n.“

Leichtſinnig entſchloſſen ſprang ſie vom Stuhle auf, nahm das Licht und eilte zu dem Geſinde, um nachzuſehen. In der Küche war Kohlenfeuer, die Mägde unterhielten es ſorglich. — „Die wollen Blei gießen!“ dachte Gertraut, und befahl ihnen, ſchlafen zu gehen. Sie trieb ſie in die Kammer und ſperrte das Schloß.

„Ich will's wiſſen! Ich muß es ſeh'n!“ ſprach's immer lauter in ihr. „Sie ſoll mich nicht immer verſpotten! Bin ich nicht ſchön? Iſt ſie nicht häßlich?“

Das Herz ſchlug ihr ſo laut, daß ſie die Hand auf's Mieder preßte, gleich als wollte ſie das laute Pochen zum Schweigen bringen. Das Blut jagte ihr heiß durch alle Pulſe. Der Athem ſtockte ihr faſt, als ſie durch die Gänge des Herrſchaftsgebäudes die Runde machte, um zu ſehen, ob alles zur Ruhe gegangen ſei. Auch an Mariannens Zimmer kam ſie, zog die Schuhe am Ende des Ganges aus, trat ſo leiſe als möglich heran und blickte durch das Schlüſſelloch. Das Licht brannte noch. Marianne entkleidete ſich. Jetzt löſchte ſie das Licht. Alles war ſtill und ruhig. Gertraut hörte die Athemzüge der Schlafenden. Da ſchlich ſie weiter, in ihr Kämmerlein zurück, und immer wieder rief's ihr im Herzen: „Ich will's wiſſen; ich muß es ſeh'n!“

Sie beſann ſich immer deutlicher jedes Wortes der Amme, die ihr und Mariannen ſo oft von den heimlichen Künſten in der Andreasnacht erzählt hatte, wie junge Mädchen es anſtellen müßten, um die Geſtalt des künftigen Liebſten zu ſehen; wie man Blei gießt, oder in den Criſtall ſchaut, oder — den Tiſch für zwei deckt, worauf dann der künftige Liebſte kommt und etwas zurückläßt, was ihm immer verborgen bleiben muß. Ein Grauen kam ihr an, als ſie plötzlich dem Spiegel gegenüber ſtand und ihr Bild drinnen ſah, aber die Eitelkeit bekam die Oberhand. „Ich bin ſchön! Ich will es ſehen!“ Sie hatte Muth, — weil Marianne ihn ihr abgeſtritten.

Sie deckte den Tiſch für zwei, mit neuem weißen Linnen; nichts fehlte, als das Salz und die Gabeln. Dann warf ſie ſich auf's Bette und ſchloß die Augen. Sie ſchlief nicht, ſie lauſchte — eine Stunde um die andre heran. So oft die Thurmuhr zum Schlag ausholte, war ihr, als müſſe ihr der Athem ausgehen. So eine Stunde nach der andren. — Drei Viertel auf Zwölf vorbei; Mitternacht im Anzug. Sie drückte ſich in die Kiſſen. Horch! Klang, wie von Roſſeshufen! Was klappert ſo hell durch die Nacht? Das Herz will die Bruſt ſprengen. Sie ſpringt vom Bette. Sie hat wieder Muth wie ein Mann; eilt zum Tiſche, zum Fenſter, ſchließt es auf, da tönt Mitternacht vom Thurme. Alles ſtill, wie im Grabe, die Stille wirft ſie zu Boden; ſie liegt mit dem Antlitz zur Erde.

Da klirrt das Fenſter. Geräuſch wie von einem Kommenden. Sie rafft ſich auf, lauſcht auf's Neue. Ein Schatten zeigt ſich am Vorhang. Ein Dolch fällt dicht vor ihre Füße hin. Sie langt darnach, faßt ihn, verbirgt ihn. — — —

* * *

Ein Jahr ſpäter war Gertraut das glückliche Weib des Grafen. Er hielt ſie wie ſeinen Augapfel; wer ſeine Liebe und Treue ſah, wie er immer um ſie war, als wäre er ihr Schatten, der meinte für ſich im Stillen: ſie müſſe es ihm angethan haben. Marianne ſchlich, ſeitdem die Milchſchweſter ihre Herrſchaft geworden war, ſtumm und für Alles theilnahmslos im Schloſſe herum; ihr Vater, der Pfleger, war vor Herzleid geſtorben; nun war ſie die Dienerin ihrer glücklichen Milchſchweſter geworden, verrichtete das Amt einer Beſchließerin im Schloſſe, und ſchaltete ſtreng, von allen gefürchtet, mit dem Geſinde. Nur mit dem Schreiber ſprach ſie hie und da zuweilen ein Wort unter vier Augen. Der Schreiber aber war heimlich in die Frau ſeines Herrn verliebt. Marianne wußt' es. (Schluß folgt.)

Hiſtoriſche Literatur.

1) Der Abfall der belgiſchen Provinzen von Öſtreich. Von L. Lax. Aachen, Mayer. 1836.

Herr Lax tritt, nachdem er ſich auf dem Felde der Belletriſtik als Schilderer moderner Zuſtände mit eigenthümlichem Humor vortheilhaft bewegt hat, in die Propyläen des Tempels der Klio ein. Sein Erſtlingswerk, welches er beſcheiden auf den Altar dieſer ernſten Muſe niederlegt, „der Abfall der belgiſchen Provinzen von Öſtreich,“ gewöhnlich la révolution brabançonne genannt, zeugt von politiſchem Scharfblick und hiſtoriſcher Auffaſſungsgabe.

Will man über den moraliſchen und politiſchen Unterſchied der ſüdlichen und nördlichen Provinzen der Niederlande (Belgien's und Holland's) zur Klarheit kommen, ſo muß man bis zur Geneſis jener Völker hinaufſteigen. Während in den nördlichen Provinzen, wo die Bataver und Frieſen die dem Meere abgerungenen Niederungen bewohnten, dieſe deutſchen Urſtämme ihre Reinheit, deßhalb auch ihre Urſprache, die niederdeutſche oder plattdeutſche, unvermiſcht bewahrten, und auf dieſe Weiſe bis auf die Gegenwart die eine Seite des deutſchen Charakters, Ruhe und Gediegenheit, abſpiegeln; hatten ſich ſchon frühe mit den Kelten, den Bewohnern der ſüdlichen Provinzen, außer deutſchen Emigranten, beſonders die Gallier amalgamirt, wodurch der urſprüngliche Charakter der ſüdlichen Bewohner, da das Galliſche nach und nach immer mehr überwog, ſich trübte, ſich enger an's Franzöſiſche anſchloß, und auf dieſe Weiſe wahlverwandtſchaftlich in den neueren Zeiten mit ihm verſchmolz. Darum ſtarb in den ſüdlichen Provinzen die Urſprache aus, und die franzöſiſche wurde zur Nationalſprache erhoben; darum weiſ't ſich im ſtrengen Gegenſatz zum edlern Phlegma der Nordniederländer der belgiſche Charakter als ein rein franzöſiſcher aus, feurig und lebhaft, ohne Nachhaltigkeit, vielverſprechend ohne Feſtigkeit, bigott ohne fromme Demuth. Dieſer durch die Entſtehungsgeſchichte dieſer Völker nur zu erklärende Unterſchied, der im Laufe der Zeiten in Sprachen, Sitten, Denkungsart, und ſelbſt in kirchlicher und religiöſer Beziehung divergirend auseinander lief, war die Urſache der ſtetigen inneren politiſchen Entzweiungen. Obgleich das Schickſal zwei entgegengeſetzte Charakterpole auf den engſten Raum zuſammengewürfelt hatte, ſo mißlang es doch ſtets der Politik, den Incidenzpunkt ihrer Polarität aufzufinden, und es mußten daher ſtets alle Amalgamirungsverſuche mißglücken. So gleichmäßig auch in den nördlichen und ſüdlichen Provinzen alle Elemente einer decidirten Nationalität im Keime vorbereitet lagen; ſo war es doch nur den nördlichen Provinzen vergönnt, durch die Concentration ihrer Kräfte unter dem Zeichen der verbundenen Pfeile ihre Nationalität zu erringen; während der belgiſche Charakter noch unſtät hin- und herſchwankte und erſt in neueſter Zeit unter günſtigen Auſpicien ſeiner lange verkümmerten Entwicklung entgegenzureifen ſcheint. Aus der Geſchichte dieſer beiden Völker ſpringt frappant die Gefährlichkeit dieſes Wagniſſes hervor, zwei grundverſchiedene Völker unter einen Hut zu bringen. Der Volksgeiſt ſprengt immer früher oder ſpäter die Reife, in welche die Diplomatie und Politik Völkerverſchiedenheit zu binden ſuchen.

Die Niederlande waren von jeher durch ihre Lage der claſſiſche Boden für Revolutionen und große Völkerſchlachten; das Terrain, wohin die Gegner den Kriegsſchauplatz verlegten. Wir erinnern an die rheiniſchen Kriege unter Claudius Civilis, an die Kämpfe unter der Herrſchaft der Burgunder, an den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten, an den Abfall der belgiſchen Provinzen von Öſtreich, an die vielen Schlachten, welche während der franzöſiſchen Herrſchaft bis zum Jahre 15 hier mit ſo gewaltigen Streitmaſſen geliefert wurden, und zuletzt an die jüngſte Revolution, durch welche der Jahrhunderte lang niedergehaltene Volksgeiſt der Belgier aus dem Banne durch die Zauberformeln Frankreich's erlöſ't ward, wodurch zugleich die Zündſtoffe, welche ſtets unter der Kruſte ſcheinbarer Ruhe fortgeglommen hatten, für immer erſtickt wurden.

Der Abfall der belgiſchen Provinzen von Öſtreich unter Joſeph dem Zweiten iſt in zweifacher Richtung von welthiſtoriſchem Intereſſe, einmal an und für ſich ſelbſt betrachtet, zugleich als faktiſches Vorſpiel der franzöſiſchen Revolution, welche dieſen wichtigen Aufſtand der Belgier in den Schatten ſtellte; dann aber auch wegen der vielen Punkte, welche der Abfall mit der neuſten Umwälzung zur Vergleichung darbietet. Beide Aufſtände entſtanden durch beinahe gleiche Urſachen, entwickelten ſich in ihrem Verlaufe außerordentlich ähnlich, und endigten verſchieden durch ungleiche Einflüſſe. Herr Lax hat durch dieſen geſchichtlichen Verſuch wirklich eine Lücke in der hiſtoriſchen Literatur ausgefüllt. Bietet auch dieſer „Abfall“ nicht die romantiſchen Partieen wie der Abfall der vereinigten Niederlande von Spanien, welche Schiller in ſo blühender Diktion mehr als äſthetiſcher Geſchichtsſchreiber, denn als ſtrenger Geſchichtsforſcher darſtellte, ſo ſteigert ſich doch das Intereſſe durch den *guten Kaiſer Joſeph II.*, deſſen großes Herz durch jenen Aufſtand ſeiner Unterthanen, deren Zuſtände er leider nicht hiſtoriſch reformirend, ſondern philoſophiſch-abſtrakt revolutionirend verändern wollte, gebrochen wurde. Wir beſitzen über jenen merkwürdigen Abfall noch kein hiſtoriſches Werk; darum war es ſehr verdienſtlich von Herrn Lax, dem alle Dokumente zugänglich waren, wenigſtens eine ausführlichere Skizze dieſes Abfalls zu entwerfen. Denn höher ſchlägt ſein Buch der Verfaſſer ſelbſt nicht an; der Styl fließt leicht, und wenn auch die Darſtellung keine ſtreng hiſtoriſche genannt werden kann, ſo iſt doch das hiſtoriſche Material, welches jetzt erſt durch den belgiſchen Archivar Gachard, durch die Unterſtützung des belgiſchen Miniſteriums, theils ſchon edirt worden, theils noch geſammelt wird, mit Gründlichkeit verarbeitet. Das Buch zerfällt in fünfzehn Kapitel; man vermißt ungern ein Verzeichniß derſelben, worin der Inhalt zum ſchnelleren Überblick angezeigt wäre. Leider verſagt uns der Raum, welcher der Kritik in dieſen Blättern angewieſen, auch den kürzeſten Auszug dieſes Werks und wir finden uns darauf beſchränkt, die Freunde der Geſchichte zum Leſen dieſes geiſtreich geſchriebenen Buches einzuladen. —

Feuilleton.

⁂ Green's Luftballon kam am 8. Novbr. in Weilburg an. Herr Green ſtellte denſelben in der dortigen Reitbahn auf, und erläuterte dem Publikum deſſen Conſtruction.

Der Ballon, aus rothem und gelben, mit einer von Herrn Green eigens erfundenen Maſſe überzogenem Taffet, von 8160 Quadratfuß Flächengehalt, faßt 85,000 Cubikfuß Gas. Der Längendurchmeſſer beträgt 60, der Breitendurchmeſſer 51, der ganze Umfang 160 Fuß; der Abſtand von der oben auf dem Balle angebrachten Klappe bis zu dem Boden der Gondel iſt 90 Fuß. Der Ballon wird von einem Netze umgeben, an welchem ein aus Holz und Sohlleder gefertigter Ring hängt. An dieſen Ring iſt die aus Weide und Rohr geflochtene, mit rothem Baumwollendamaſt überzogene, Gondel vermittelſt geflochtener Seile befeſtigt.

In der Mitte der Gondel befindet ſich eine Winde, an welcher der von einem zum Theil aus Gummi elaſticum beſtehenden, und dadurch viel dehn- und haltbareren, 1000 Fuß langem, Seile gehaltene 3zähnige Anker herabgelaſſen wird. Der Ball wird, was vor den Verſuchen des Hrn. Green noch nicht geſchehen war, mit Kohlenwaſſerſtoffgas gefüllt — ein Koſtenaufwand von 1,200 Gulden. Die oben auf dem Balle angebrachte Klappe kann durch eine Schnur von der Gondel aus geöffnet werden, um Gas ausſtrömen zu laſſen, wenn die Luftſchiffer ſich ſenken wollen. Zu dem Ballaſte, der nach dem Bedürfniſſe des Steigens vermindert wird, gehören auch einige kupferne, mit Waſſer gefüllte, Cylinder, die mit Ventilen verſehen ſind, durch welche ſie, wenn ſie beim Bedürfniſſe des Steigens vorher geleert werden mußten, im Meere ſich wieder füllen können. Durch einen Compaß können nämlich die Schiffer genau wahrnehmen, ob ſie im Fallen oder im Steigen begriffen ſind.

Ueber der Gondel hängt eine Lampe von ſehr dickem, außergewöhnlich elaſtiſchem, Glaſe, die eine ſolche Einrichtung hat, daß das durch Fiſchthran genährte Licht nicht wohl erlöſchen kann. Unverſchloſſenes Feuer darf nicht unterhalten werden, weil leicht der ganze Luftball ſich daran entzünden könnte, wie dies dem erſten Luftſchiffer Pilatre de Rozier und ſeinem Reiſegefährten Romain im Jahre 1785 widerfuhr, die aus der Höhe herabſtürzten und zerſchmetterten. Wollen daher die Luftreiſenden ſich ihre Speiſen und Getränke erwärmen, ſo müſſen ſie dies in Gefäßen thun, die von ungelöſchtem und mit Waſſer befeuchtetem Kalk umgeben ſind. — Noch iſt zu bemerken, daß nach einer ebenfalls neuen Erfindung des Hrn. Green der Luftballon bis zu ſeiner gänzlichen Füllung vor der Abfahrt durch einen Aufhängehaken gehalten wird, der zugleich aber auch dazu dient, vermittelſt eines Druckes frei gemacht, das ſchnelle Aufſteigen des Schiffes zu bewirken.

Der Ballon, das Netz, das Schiff, der Anker, das Kabeltau, der große Ring, das Langſeil (1000 Fuß lang) wiegen

zuſammen	1205	Pfund
der Ballaſt wiegt	1874	„
die Proviſion ꝛc.	400	„
die 3 Paſſagiere	450	„
Summa	3929	Pfund.

Dieſer Ballon iſt der größte bisher gefertigte und gewährt durch die ſo bedeutende Menge Gas und die von ihr tragbare große Maſſe Ballaſtes, den wichtigen Vortheil, daß die Schiffer, durch öftere Verminderung des Einen oder Andern, ſich nach Willkühr öfter, und in höherem Grade als bisher, heben oder ſenken, und alſo mit größerer Freiheit ſolche Luftſchichten wählen können, in denen ein ihrer beabſichtigten Richtung angemeſſener Luftzug herrſcht.

Dieſes Luftſchiff, welches 15,000 Gulden koſtet und nun die ſechſte Reiſe gemacht hat, trug jetzt 3 Perſonen, kann aber, wie angeſtellte Verſuche bewieſen haben, 18 ja 20 Perſonen aufnehmen.

Der Beſitzer und Verfertiger deſſelben, Hr. Mechanikus Green aus London, hat mit Einſchluß der letzten Fahrt 226 Luftreiſen und ſo überhaupt einen Weg von 7458 Meilen in der Luft zurückgelegt.

Wie man nun die Schönheit, Dauerhaftigkeit und Zweckmäßigkeit des Ganzen wie des Einzelnen an und in dieſem Luftſchiffe nicht genug bewundern kann, ſo wird man auch durch die Vortrefflichkeit der vorhandenen Rettungsmittel, zu denen mit Luft gefüllte Schwimmkiſſen und viele andere gehören, nicht wenig überraſcht. — Die beiden an der Gondel aufgeſteckten Fahnen ſind mit theils patriotiſchen, theils rein wiſſenſchaftlichen und kunſtgeſchichtlichen Emblemen ſinnreich verziert. — Unter andern hält im Bilde der einen Fahne eine allegoriſche Perſon, über den Wolken ſchwebend eine Rolle mit folgender Inſchrift:

Mortalibus Alae non sunt datae.
Vicerunt homines Arduum illud.
Hominibus nihil est difficile —

Gedanken, denen ein Jeder bei dem Gelingen dieſes Unternehmens gern beiſtimmt.

Mit dieſem Luftballon fuhren die Hrn. Green, Holland und Mason Montags den 7. Nov. Nachmittags 2 Uhr von London ab, blieben zwei Stunden über London ſchweben, kamen hierauf gegen 5 Uhr nach Dover, paſſirten den etwa 5 Meilen breiten Canal in 10 Minuten — denſelben Weg von Dover nach Calais hatte der Luftſchiffer Blanchard im Jahre 1785 in 1½ Stunden zurückgelegt — fuhren über die Niederlande nach Deutſchland, und ließen ſich Dienſtag Morgens um 7½ Uhr an der Lochmühle zwiſchen Dillhauſen und Niedershauſen im herzogl. Amte Weilburg nieder. Dabei hatten ſie ſich in einer mittleren Höhe von 10,000 Fuß — ungefähr ¾ Stunden — gehalten. Dieſes Luftſchiff hat demnach bis jetzt die ſchnellſte und größte Reiſe — circa 200 Stunden, in gerader Linie gerechnet, binnen 17½ Stunden — gemacht.

⁂ Herr Charles Durand, der ſich ſchon ſeit mehreren Jahren durch geiſtreiche Vorträge über franzöſiſche Literatur und durch nicht minder geniale Improviſationen im hieſigen Muſeum rühmlichſt ausgezeichnet hat, kündigt für dieſen Winter Vorträge über „die Geſchichte der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes“ an, die gewiß wieder ein eben ſo gewähltes als zahlreiches Publikum finden werden, als die früher gehaltenen. —

⁂ Hancock's Dampfwagen auf gewöhnlicher Landſtraße. — Walter Hancock iſt am 21. v. M. mit ſeinem Dampfwagen „Automaton“ von London nach Epping und wieder zurück gefahren. Auf dieſer ſehr hügeligen Straße hat er durchſchnittlich 11½ engl. Meilen in der Stunde zurückgelegt. Er hat hiermit den Beweis geliefert, daß auch auf gewöhnlichen Landſtraßen die Dampfwagen mit Erfolg gebraucht werden können. —

⁂ Altfranzöſiſche Hofnarren und Hofnärrinnen. — Der IX. und X. Band der Archives curieuses de l'histoire de France depuis Louis XI. jusqu'à Louis XVIII., die kürzlich erſchienen, enthalten 35 Artikel, von denen mehrere ein großes Intereſſe darbieten. Der erſte derſelben iſt eine Schrift des berühmten Henri Eſtienne, betitelt: Discours merveilleux de la vie, actions et déportements de la feue reine Catherine de Médicis. In einer Ausgabenrechnung derſelben kömmt u. a. der Poſten vor: „A Girard du Luc, charretier, la somme de 24 livres pour avoir conduit par pays à la suite de la Royne, la chariotte de la *folle* de ladicte dame et de sa gouvernante, ensemble leurs besognes.“ So kömmt auch in den anderweitig mitgetheilten Auszügen einer Ausgaben-Rechnung von Heinrich III. folgende Stelle vor: pour 7 aunes de taffetas noir pour faire accoustrement à Chicot, bouffon du Roy, 10 Liv.

⁂ Die Wiener Brandſchadenverſicherungsanſtalt. — Die zu Wien ſeit 1825 beſtehende privil. wechſelſeitige Brandſchadenverſicherungsanſtalt hat kürzlich eine Ueberſicht ihres Beſtandes bekannt gemacht. Hiernach iſt ſeit 1825 die Zahl der Theilnehmer von 31,841 auf mehr als 60,000, — und die der verſicherten Gebäude von 15,906 auf mehr als 150,000, — der Einlagswerth der verſicherten Gebäude von 17,872,675 auf beiläufig 40 Millionen, andererſeits die Zahl der Feuersbrünſte von 49 auf mehr als 1000, die der entſchädigten Theilnehmer von 306 auf beiläufig 6000, der abgebrannten Gebäude von 394 auf beinahe 14,000 und der Betrag der Vergütung von 77,436 fl. auf etwa 2 Millionen geſtiegen.

⁂ Der Verein zur Beförderung des Gartenbaues zu Berlin hat am 23. v. M. ſeine 132ſte Verſammlung gehalten, worin unter anderen die Algieriſche Kartoffel, wegen ihres beſonderen Wohlgeſchmacks und ihrer großen Ergiebigkeit, (ſie hat zu Ückermünde den 38-, zu Berlin den 30fachen Ertrag geliefert), — und die Kerbelrübe (Chaerophyllum bulbosum) als zartes Gemüſe wiederholt empfohlen wurden. Auch wurde eine Ankündigung des Mr. Brown (Wholesale Perfumer, 46. Cheapside in London) verleſen über den nur von ihm zu beziehenden Samen des ſg. immergrünen Waterloo-Kaiſer-Kuhkohl's, von welchem eine Staude hinreichen ſoll, zwei Kühe auf einen Tag damit zu füttern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 276. 1836.

Phönix.

Montag, 21. November.

Andreas-Nacht.

(Schluß).

Während Gertraut im Wochenbette lag, hatte Marianne die Geſchäfte des Hauſes zu beſorgen und den Gevatterſchmaus zuzurüſten. Sie räumte in allen Schränken und Kiſten, hier Linnen, dort Silberzeug aufzukramen. So war ſie auch an eine Kiſte gekommen, die in der Rumpelkammer ſtand, in einem Winkelchen, das ſeit Jahr und Tag unbeachtet und undurchſtöbert geblieben war. Marianne hob den Deckel auf und griff hinein; es war Linnenzeug, unordentlich hineingeworfen, drinnen, ſie hob und zupfte; da ſtach ſie etwas in die Hand. Sie zuckte zuſammen, und dachte, es hätte ſie eine Schlange gebiſſen. Aber es bewegte ſich nichts in der Kiſte; ſie griff alſo behutſam auf's neue hinein und faßte einen Dolch heraus. Das war aber der Dolch, den der Graf in der Andreasnacht auf eine ihm unbegreifliche Weiſe verloren hatte und der vor Gertraut's Füße gefallen war. Gertraut hatte ihn ſammt dem Tiſchzeug in die Kiſte geworfen, und dieſe wohlverborgen, damit ihr Eheherr, der Graf, nichts davon ſehen könne; denn wenn der Liebſte das wiederſieht, was er in der Andreasnacht durch Zauber verloren, ſo gibts ein böſes Ende. Marianne nahm verwundert das Mordwerkzeug, umwickelte es mit Tüchern und brachte es in ihre Kammer. Dabei murmelte ſie in einem fort: „Ich hab's doch gedacht, und lange geſucht, ich wußt' es!“ Und lächelte dabei in ſich hinein, und murmelte wieder: „Es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt einmal an die Sonnen. Was hat ſie von ihrer Schönheit? Ich wußt' es! Ich wußt' es! — Schönheit vergeht, Häßlichkeit beſteht! Schönheit kann vergeh'n über Nacht!“

Der Schreiber des Grafen ging wie verrückt im Schloſſe herum; denn er liebte die Frau ſeines Herrn heftig, und ſo oft er ihr ſeine Huldigung brachte, ſo oft wies ſie ihn mit Verachtung zurück, wie ein tugendhaftes Weib ſoll. Nun war ſeine Liebe ganz und gar in Haß verkehrt, und in einen um ſo heißeren, da er ſah, wie die Liebe des Grafen von Tag zu Tag ſich vermehrte, und wie er Alles that, um ſeine Gemahlin an Ehren und Geſchenken über alle adeligen Frauen zu erheben. So ging denn der Schreiber bei Tag und Nacht mit dem Gedanken herum, wie er der ſtolzen Frau das bitterſte Herzeleid anthun und ſie mit dem Grafen entzweien könnte. Doch wie er den Grafen kannte, den er früher einige Jahre auf Reiſen begleitet hatte, ſo mußte er an dem Gelingen ſeines Wunſches wieder gänzlich verzweifeln; denn der Graf, früher jähzornig bis zur Raſerei, war ſeit ſeiner Verheirathung völlig umgewandelt. Und von Marianne, auf deren finſtres, unheimliches, ſtilles Weſen er einige Zeit lang ſeine Hoffnung gebaut, war ſeit dem Wochenbett der Gräfin auch nichts Rechtes mehr zu erwarten.

Marianne ſaß in ihrem Kämmerlein und betrachtete bei'm Lampenſchein den Dolch, den ſie gefunden, von allen Seiten. Es war eine merkwürdige, fremdartige Arbeit, eine ächte Damascener Klinge, der Griff ausgeſchweift, mit Elfenbein köſtlich verziert; es war ein Erbſtück in der Familie des Grafen, deſſen Ahnherr ihn der Sage nach aus einem Kreuzzuge heimgebracht hatte. „Ein ſchöner Dolch!“ ſprach Marianne leiſe vor ſich hin, — „müßte ihr gut ſtehn.“ — — — Plötzlich, als würde der Stahl glühend, warf ſie ihn ſchreiend weg. — — — —

„Ein ſchöner Dolch!“ ſprach der Schreiber, der hinter ihr ſtand und ihn aufgehoben hatte. „Wie kommt Ihr dazu, Fräulein Marianne?“ — Er betrachtete ihn genauer, während ſie entſetzt ſich umwandte. Sie ſchrie auf, und faßte nach ſeiner Hand. — „Wirf ihn weg! Wirf in weg!“ — — —

Der Schreiber hielt ihn hoch empor und erkannte ihn jetzt. „Wie kommt Ihr dazu, im Namen aller Heiligen?“ fragte er ſie wieder. „Ihr müßt mir's ſagen!“ — Er fing, wie in Raſerei, hellaut zu lachen an. — . . . In der Ferne aber weinte und wimmerte das neugeborne Kind ſo laut, daß der Schall bis in Mariannen's Kämmerlein drang.

Marianne horchte auf und ſank auf die Kniee. „Sie hat mich gehöhnt, — erniedrigt. Ihre Schönheit iſt mir ein immer neues Sterben. — — . . . Und ſie hat ein Kind! . . .“

Der Schreiber drang in ſie: „Marianne, Ihr ſollt mir's geſtehen, von wem Ihr den Dolch habt. Er iſt meines Herrn, des Grafen; der verlor ihn in der Andreasnacht . . .

Marianne umfing ſeine Kniee; an ihre Bruſt klopfte der Tod. Ihre Blicke ſuchten nach oben. Es war ihr, als ſähe ſie ein nacktes unſchuldiges Kind vor ſich, und die Spitze des Dolches auf deſſen Herz geſetzt. Sie ſank ohnmächtig rücklings nieder.

Der Schreiber neigte ſich zu ihr herab, und ſetzte ihr die Spitze auf die Bruſt. „Sag' mir, wie du zu dem Dolche des Grafen kommſt. Ich wittre etwas, und bei'm Zorne Gottes: ich werd' es von dir erfahren. — — —“

Da kam ihr die Beſinnung wieder. Sie richtete ſich auf, und ihr häßliches Geſicht war wie verklärt, ihre Augen leuchteten wie Sterne aus den dunklen Höhlen heraus. „Ja, ich will Euch's geſtehen,“ ſprach ſie leiſe, und faßte vertraulich ſeine Hand; „obwohl ich's nicht ſollte, denn ich weiß, Ihr liebt die Gräfin, und Ihr wißt, ich haſſe ſie; denn ſie iſt ſchön, ich häßlich, und ſie hat mich gehöhnt.“

„Ich haſſe ſie zehntauſendfach heißer als du,“ erwiederte der Schreiber.

„So laßt uns zuſammen ſie verderben,“ begann Marianne wieder. — „Ein Vertrauen iſt des andern werth. So ſagt mir zuerſt, was wollt Ihr mit dem Dolche anfangen? Dann will ich Euch ſagen, was ich davon weiß.“

„Es iſt gewiß,“ verſetzte der Schreiber, „daß der Dolch dem Grafen durch Liebeszauber in der Andreasnacht vom Leibe geraubt ward. Er verſchwand plötzlich ſo unbegreiflich, daß der Graf und ich uns eine Woche lang die Köpfe zerbrachen. Nun er ſich gefunden, bring' ich ihn dem Grafen und bringe ſeine Gedanken auf die Andreasnacht. Sie hat ihn mir, — ſag' ich, — als Liebespfand heimlich geſchenkt . . .“

„Den Dolch?“ Sie faßte des Schreibers Hand und entwand ihm koſend das Mordwerkzeug.

„Er ſoll's glauben; ſo wahr ich lebe!“

„Wird er's auch glauben?“ fragte Marianne und ſah' den Schreiber forſchend an.

„Er wird's ſchon!“ rief der Schreiber, wild lachend, ſeiner Sache gewiß. — „So ein Anblick ſchneidet den Zauber entzwei.“

„Aber was ſucht Ihr ſo emſig an mir, Jungfer?“

„Den Fleck, wo Ihr mich hört und verſteht,“ verſetzte Marianne; „ſo wißt, ich habe den Grafen gebannt und mir fiel der Dolch zu; ich laß' ihn nicht!“

„Gib' in der Hölle Namen!“ ſchrie der Schreiber.

„Nun, da haſt du ihn!“ erwiederte Marianne und ſtieß ihm mit beiden Händen den Dolch in's Herz. Er taumelte und fiel. Sie riß den Dolch aus der Wunde, umklammerte ihn, und ſank betend auf die Kniee. „Herr! Herr! Ich habe lange gehaßt; aber ſie hat ein Kind; ich bin unnütz auf Erden; vergib!“

Der falſche Schreiber röchelte noch und verſchied. Da erhob ſie ſich vom Boden; ſie ſtand wie ein Engel des Gerichts zu ſeinen Häupten. „Noch Eins iſt übrig!“ ſprach ſie: „Herr, ich danke dir, daß du mich endlich erleuchtet. Meine Nacht war die Häßlichkeit; endlich, endlich fällt ſtatt eines Strahles der Schönheit ein Strahl der Liebe hinein. Das Werk der Nacht aber — ich hab' es ja verſchuldet — geh' unter in Nacht.“

Und nun ſchritt ſie ſchweigend hinaus in die Nacht, den blutigen Dolch feſt an's Herz gedrückt tragend. Nicht weit von dem Herrſchaftsgebäude war ein tiefes Moor; dem ſchritt ſie zu. —

„Der Dolch ſoll Niemanden mehr ſchrecken!“ ſprach ſie; — „Herr vergib mir, — du nahmſt mir die Schönheit: ich wandelte in Haß; du nahmſt mir die Liebe, ich wandelte in Häßlichkeit; die Stimme des Kindes gibt mich mir wieder. Vater im Himmel, ſei mir gnädig und barmherzig!“

Und, den Dolch feſt an ſich drückend, ſprang ſie in das Moor. Der Dolch und ihre Leiche wurden nie mehr gefunden.

Die Taufe wurde ſtill vollzogen, der Gevatterſchmaus unterblieb. Weder der Graf noch ſeine Frau ahnten den Zuſammenhang. Das Kind, das unbewußt ſeiner Mutter das Leben gerettet, wuchs zu ihrer Freude heran, der lebendig-himmliſche Liebeszauber, der zwei Herzen bis an's Lebensende innig umſchlungen hielt.

Literatur.

Ludwig Uhland und Guſtav Schwab.

1) Sagenforſchungen von Ludwig Uhland. I. Der Mythus von Thor. Nach nordiſchen Quellen. Stuttgart, Cotta. 1836.

Was ein wahrer Dichter, wie **Uhland**, berührt, verwandelt ſich in lautres Gold. Während er ſeine rein dichteriſche Laufbahn, vom deutſchen Volk allgemein durch die zehnte Auflage ſeiner Gedichte gewürdigt, mit Selbſtbewußtſein freiwillig abgeſchloſſen zu haben ſcheint, während er ehrenfeſt und unerſchütterlich ein treubewahrter Kämpfer für die Freiheit und Wohlfahrt ſeines Schwabens mit dem Schwerte deutſcher Rede und männlicher Überzeugung in den erſten Reihen focht, ob er gleich nicht ſo geſchickt dieſe Waffe zu führen verſteht, wie man es von einem Dichter erwarten ſollte, und der Unabhängkeit ſeiner bürgerlichen Stellung das ſchöne Lehramt der deutſchen Sprache und Literatur aufopferte, wandelt er zur Genugthuung ſeines Dichtergeiſtes den blumenreichen Geſtaden der nordiſchen Sagen und Mythenſtröme entlang, und klimmt auf die Firnen und Gletſcher Norwegens und Schwedens empor zum Borne, woraus die Sagen und Mythen unſers Vaterlandes in cryſtallner Reinheit ſtrömen. In dieſer dreifachen Richtung, als Dichter, Volksrepräſentant und Mitgründer einer deutſchen Philologie, wird man dieſen herrlichen Mann immer auffaſſen müſſen, wenn man ein Geſammtbild deſſen, was er für unſer Vaterland iſt und bleiben wird, entwerfen will. In der Sagenforſchung eröffnet ſich für Uhland's dichteriſche Anſchauung ein unermeßliches Feld. Seine Harfe ſcheint er ruhen laſſen zu wollen, nach dem er all das Hohe und Herrliche, was eigenthümlich in ihm gelegen, getränkt vom Quell der Sage und genährt mit der Minnedichtung, mit weiſer Ökonomie und vollendeter Claſſicität, dichteriſch produktiv verarbeitet hat.

Uhland erſcheint uns als die objectivirte Volkspoeſie Süddeutſchlands. Wie ſich die Sagen wieder in reinen Umriſſen, lyriſch gefärbt, in ſeinen Dichtungen ſpiegeln, ſo variirt ſein Lied, als treue Reſonanz, die zwar beſchränkten, aber deſto innigeren und tieferen Grundweiſen ſeines Volkes. Uhland hat ſich daher faktiſch ausgeſungen. Jene dichteriſche Erhebung und Verklärung der ſüddeutſchen Volkspoeſie iſt durch ihn vollendet, und ſomit auch ſeine von ihm ſelbſt geſtellte Aufgabe und von ſeinem Naturell ihm angewieſene produktive Laufbahn abgeſchloſſen. Aber ſo klar und gediegen ſein Dichtermund tönte, eben ſo transparent erſcheint auch ſeine Proſa. Uhland hat vor allen bis jetzt vor ihm aufgetretenen Sagenforſchern den eigenthümlichen Vorzug, daß er nicht allein bei der etymologiſchen Forſchung und Erklärung der Mythen verweilt, ſondern den letzten Schritt thut, und, von ſeinem Dichtergemüthe geleitet, in die Tiefe des vom dichteriſch ſchaffenden Volksgeiſte hervorgebrachten Mythus eindringt. Hier iſt zugleich der Anknüpfungspunkt zwiſchen Uhland's Poeſie und ſeinen wiſſenſchaftlichen Forſchungen, die, ſtets das Material nur als Erzſtufen betrachtend, das gediegene Gold der Dichtung herausläutern.

In der poetiſchen Auffaſſung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände bewährt auch Uhland eine unübertroffene Meiſterſchaft, welche die rieſenhaften Forſchungen eines Jakob Grimm (deutſche Grammatik, Mythologie, Rechtsalterthümer), freikünſtleriſch zu benutzen verſtand.

Den Weg, welchen er auf ſeinen Forſchungen wandelt, charakteriſirt er in der Vorrede ſehr beſtimmt und deutlich. Nachdem er die Wichtigkeit der etymologiſchen Forſchung, als der ſtreng wiſſenſchaftlichen Seite mythologiſcher Studien, anerkannt, weiſ't er auch auf die Nothwendigkeit eines Fortgangs, auf die Bedeutſamkeit der poetiſchen Auffaſſung, als des integrirenden Theils dieſer Wiſſenſchaft, hin. „Die Mythen,“ ſagt er, „können nur mit poetiſchem Auge richtig erfaßt werden; dieſem aber werden ſie ſich bei näherem Anblick immer voller und lebendiger geſtalten. Jede Deutung dagegen, die in der Einbildungskraft keinen Anhalt findet, die den Bildern einen Sinn unterlegt, durch welchen ihr anſchaulicher Zuſammenhang aufgehoben würde, muß eine unrichtige ſein, weil für ſie in der Natur des dichteriſchen Hervorbringens überall keine Möglichkeit gegeben iſt. Erſt im Verein mit der poetiſchen Anſchauung wird nun auch die etymologiſche Forſchung ihre rechte Wirkſamkeit üben, beide werden ſich wechſelsweiſe prüfen, beſtätigen und ergänzen.“ Über die Entſtehung der Mythen überhaupt ſpricht er ſich ſo aus: „Der Drang des menſchlichen Geiſtes, ſich mittelſt der ihm eingeborenen Vermögen der Außenwelt zu bemächtigen, iſt in philoſophiſchen Zeitaltern vorzugsweiſe durch die Reflexion, in poetiſchen durch die Einbildungskraft thätig. Wie die Natur ſelbſt ihre Spiegel hat, im Waſſer und in der Luft; ſo will auch die Dichterſeele von den äußeren Dingen ein Gegenbild innerlich hervorbringen, und dieſe Aneignung ſchon für ſich iſt geiſtiger Genuß, der ſich auch andern Betrachtern des Bildes mittheilt. . . . Das Innere des Menſchen ſtrahlt aber nicht zurück, ohne es mit ſeinem eigenen Leben, ſeinem Sinnen und Empfinden getränkt und damit mehr oder weniger umgeſchaffen zu haben. So tauchen aus dem Borne der Phantaſie die Kräfte und Erſcheinungen der unperſönlichen Natur als Perſonen und Thaten in menſchlicher Weiſe wieder auf. Die nordiſche Mythologie zeigt dieſen Hergang in allen Graden der Belebung und Geſtaltung, und wer ſie in ihrem eignen Sinne würdigen will, muß dieſer Wiedergeburt im Bilde, als ſolcher ſchon, ihre ſelbſtſtändige Geltung einräumen.“ — Uhland glaubt, daß nur durch die innige Verſchmelzung der etymologiſchen Forſchung und der poetiſchen Anſchauung ein glückliches Reſultat für die Mythendeutung ſich herausſtellen könne, und wir theilen mit ihm völlig die Überzeugung, daß auf dieſem Wege einzig und allein die deutſche Mythologie, deren Quellen die nordiſchen Dichtungen ſind, zu einem wiſſenſchaftlich genügenden Abſchluß gelangen kann.

Uhland hegt die nordiſchen Mythen in zwei große Gebiete ein: die Mythen, welche in der Natur verkehren und dem Verſtändniß offner vorliegen, und diejenigen, welche ſich auf die innere Welt beziehen. Das Geiſtesleben repräſentirt der Mythus von Odin, das Naturleben der von Thor. Sonach glaubt er durch die ſtrenge Auseinanderhaltung dieſer Gebiete einen erheblichen Schritt zur richtigen Auffaſſung des Ganzen gethan zu haben. Und mit dem Mythus von Thor beginnt er deswegen, weil die ſtoffartigen und greifbaren Sagen leichter zu deuten ſind, als die körperloſen, überſinnlichen. Er zeigt nun im Verlaufe des Werks Thor in ſeinen mannigfaltigſten Erſcheinungen, die ſich in einer langen durch Götter- und Heldenſage fortlaufenden Mythenreihe dargelegt haben. Die Quellen, die er benutzt hat, ſind die beiden Edda's, die ältere oder Sämunds Edda und die jüngere oder Snorris Edda, die isländiſchen Sagas, welchen in der neueſten Zeit der franzöſiſche Literat X. Marmier in ihrem Vaterlande nachgeſpürt hat, und die Geſchichtswerke von Saxo und Snorre. Die Weſenheit Thor's faßt Uhland in nachfolgender Stelle, nachdem er alle ſeine Beziehungen analytiſch zergliedert, ſynthetiſch auf. Wir theilen ſie als eine Probe der goldnen Proſa Uhland's mit, und ſprechen ſchließlich den Wunſch aus, daß der Mythus von Odin, zum immer evidenteren Ausbau der Wiſſenſchaft einer deutſchen Philologie, dem von Thor recht bald nachfolgen möge, damit ein Werk vollendet werde, welches mit neuen Lorbeeren das Haupt des dichteriſchen Forſchers ſchmückt.

„Thor,“ ſo ſchließt Uhland den Mythus von demſelben, „iſt der Sohn Odin's, mit Jörd erzeugt; er ſtellt, wie gleich Anfangs bemerkt wurde, die Beziehung des göttlichen Geiſtes zur Erde dar, und verfällt damit der in Odin, dem gemeinſamen Aſenvater, ruhenden Einheit des nordiſchen Götterkreiſes. So wenig aber das Weſen Thor's mit ſeiner Eigenſchaft als Herr des Donners erſchöpft iſt, ſo annehmbar iſt doch, daß von dieſer ſinnlichen Erſcheinung der Thorsglaube ausging, von ihr aus ſich mehr und mehr erweiterte und vertiefte. Der Donner in ſeiner Erhabenheit.

das Gewitter mit ſeinen Schreckniſſen und Segnungen verkündigte das Daſein eines Gottes, und der niederſchießende Blitz zündete ihm ſein Opferfeuer an. Wie alsdann auch der Begriff von dieſem Gotte ſich ausgedehnter und inhaltreicher entwickelte, ſo blieb doch ſtets der Donnerhammer ſein äußeres Wahrzeichen, und jeder einzelne Geſang des großen Thorshymnus ſchließt mit dem Kehrreim, wie der flammende Keil auf das Haupt der Jetuna herabfährt. . . . Er iſt der menſchenfreundlichſte, volksthümlichſte, leutſeligſte der Aſen, der „geliebte Freund“ ſeiner Verehrer. Mit ſeinem Namen war pathenartig ein großer Theil der perſönlichen Eigennamen in Norwegen und Island zuſammengeſetzt. Er begünſtigt in der Politik des alten Nordens das demokratiſche Element und von den zwei abweichenden Entwicklungen des germaniſchen Geſellſchaftslebens die ſeßhafte Volksgemeinde und das Alod gegenüber der Gefolgſchaft und dem Lehnsweſen. Während Odin in den königlichen Heldengeſchlechtern waltet, während er die Jarle hat, verkehrt Thor mit allem Volke und verſchmäht auch die Thrale nicht. Während Odin's Erſcheinung ſtets einen finſteren grauenhaften Hintergrund durchblicken läßt, haben die Sagen von Thor, ſelbſt in den Liedern höheren Styls, eine Beigabe argloſen Scherzes. Seinem herablaſſenden Weſen kommt auch die ganze Vertraulichkeit des Volkes entgegen; wie er mit dieſem das Feld beſtellt, dient er ihm auch zur guten Unterhaltung, und wenn es bei munterer Laune iſt, zupft es ihn gelegentlich am rothen Barte. Dieſes ſchadet aber der Liebe nicht; man iſt ihm nur um ſo herzlicher zugethan. Noch in der Zeit der Bekehrung zum Chriſtenthum zeigen ſich die Spuren dieſer Anhänglichkeit; der Isländer Halgi glaubt an Chriſtum und benennt ſeinen Hof nach ihm, ruft aber doch zu allen wichtigeren Unternehmungen Thor's Beiſtand an; Andern, die ſich von den alten Göttern abwenden, erſcheint Thor im Traume mit Vorwurf und Drohung, oder mit der beweglichen Bitte, ſein Bild aus dem nicht mehr ſichern Gotteshaus in die Tiefe des Waldes zu verſetzen; noch heutzutage geht in Dänemark das Sprichwort vom erſten Frühlingsmonat, Thor mit ſeinem langen Barte locke die Kinder in den Wald heraus. Jenes trauliche Verhältniß hat auch unläugbar ſein Erhabenes; derſelbe Thor, der den Menſchen ſo nahe tritt, iſt der Bändiger aller tobenden Elemente, dem mit dem ſchwellenden Strome auch die Aſenſtärke himmelhoch anwächſt, und ein Volk zeigt rüſtigen Sinn, das in der Donnerhülle die Nähe ſeines Freundes erkennt.“ —

Feuilleton.

*** **Deutſche Linguiſten in Rußland.** — In Beziehung auf die Recherches sur les racines des idiomes slavons, comparées avec celles des langues étrangères des Admiral **Schiſchkow** bemerkt Hr. **Pott** in den Berliner Jahrbüchern (Nro. 44): Außer etwa England — liege keinem Lande Europa's die Aufforderung zu linguiſtiſchen Studien ſo nahe, als dem ruſſiſchen. „Es war,“ heißt es weiter, „die gewaltige (Deutſchland entſproſſene Katharina II., welche, kaum jener Aufforderung lebhaft bewußt geworden, — ſogleich — derſelben zu genügen ſtrebte, und — durch die Vocabularia comparativa, welche gleichſam unter ihren Augen, ja nach ihrem Plane, das erſte von **Pallas** und **J. Bacmeiſter**, das 2te von **Th. Jankiewitſch** und **Miriewo**, angefertigt wurden, — unter die Linguiſten einen Brand warf, an dem ſchon viele derſelben ihr Lichtlein anzündeten, ohne daß er heute erloſchen wäre. An jene Werke lehnen ſich ähnliche von **Chriſtian Gottl. v. Arndt**, **Jul. v. Klaproth**, **Friedrich v. Adelung**, Deutſchen, die eine Zeit lang in Rußland zubrachten (Adelung lebt noch dort), von **Adrian Balbi**, deſſen Sprachatlas dem Kaiſer Alexander gewidmet iſt, endlich auch das oben erwähnte von Schiſchkow, mehr oder minder an.“ —

*** **Unpoetiſche Preisaufgabe für Poeſie in Paris.** — Die Nachwelt wird es kaum glauben, wenn ſie in den Zeitblättern einmal lieſt, daß die franzöſiſche **Akademie** am 11. Aug. des Jahres 1836 als Preisaufgabe für die **Poeſie** aufgeſtellt hat — „**der Triumphbogen**,“ der am Ende der Elyſäiſchen Felder aufgerichtet iſt. Auffallend wird es aber auch ſcheinen, daß eine, im J. 1831 eröffnete Bewerbung um den Preis von 10,000 Fr. „für das beſte **Trauer- oder auch Luſtſpiel** in 5 Akten und in Verſen, von einem Franzoſen gedichtet, aufgeführt, gedruckt und bekannt gemacht in Frankreich, welches moraliſch wäre und mit Beifall aufgenommen worden,“ — in dieſem Jahre bis zum 1. Jan. 1839 hinausgeſetzt werden mußte. —

*** **Geſammtausgabe der Schriften des ehemal. Abbé de Lamennais.** — Herr F. de Lamennais, — den Abbé hat er zum Wenigſten in der Buchhändleranzeige abgelegt, — gibt jetzt ſeine vollſtändigen Werke in 12 Bänden heraus, von denen einer die bis jetzt noch nicht edirte Schrift, betitelt: *Affaires de Rome* — enthalten wird. Doch ſind dieſe römiſchen Händel auch beſonders für 7 Fr. 50 Cent. in Paris, und für 9 Fr. in den Departements zu haben.

*** **Die franzöſ. Gefangenen in Rußland vom Marquis de Sérang.** — Die von Herrn de Puybusque in dieſen Tagen bekannt gemachte Schrift, welche den doppelten Titel führt: „Les prisonniers français en Russie,“ und Mémoires et souvenirs de M. le marquis de Sérang“ — ſoll überaus reich ſein an merkwürdigen Thatſachen, würzigen Anekdoten, anziehenden Berichten, Porträts und Sittenſchilderungen.“

*** **Zunahme der Bevölkerung von Paris ſeit Philipp des Schönen Zeit.** — „Die Bevölkerung von Paris wurde,“ ſo ſchreibt die Gazette de France vom 30. v. M., „unter Philipp dem Schönen auf 50,000, unter Ludwig IX. auf 150,000 angeſchlagen. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts ſtieg ſie auf 200 bis 220 Tauſende. Die Religionskriege verminderten ſie; doch fing ſie unter Heinrich IV. wieder an zuzunehmen. Unter Ludwig XV. überſtieg ſie ſchon 500,000, und unter Ludwig XVI. hatte Paris 600,000 Einwohner. Im Jahre 1806 war die Zahl auf 576,000 herabgeſunken; ſeitdem ſtieg ſie raſch bis 1817 auf 713,966, — 1827 auf 890,431. Im J. 1831 auf 774,338, und 1836 ſogar auf 770,286 herabgeſunken, ſoll die Zahl der Bevölkerung bis auf jetzt ſich faſt zu **einer Million** erhoben haben.

*** **Aus- und inländiſche Literatur in Rußland.** — Dem Berichte zufolge, den das ruſſiſche Cenſur-Comité erſtattet hat, wurden im Jahre 1834 ungefähr 300,000 Bände von Schriften in **fremdländiſchen** Sprachen nach Rußland eingeführt, alſo beinahe 29,000 mehr, als im vorhergehenden Jahre. Im ruſſ. Kaiſerſtaate ſelbſt erſchienen in demſelben Jahre 728 Originalwerke und 116 Ueberſetzungen, in Allem: 844 Schriften und 43 Zeitblätter. —

*** **Zu erwartende Geſchichte von Venedig, von Thiers.** — Der Exminiſter **Thiers** arbeitet, dem Vernehmen nach, an einer **Geſchichte von Venedig**, welches er das England des Mittelalters nennt. Wie es heißt, vertieft er ſich beſonders in die Verfaſſung des „Rathes der Zehne,“ und wird zu erweiſen ſuchen, daß ohne eine kräftige Concentrirung der politiſchen Gewalten nichts Großes noch Dauerhaftes zu Stande zu bringen ſei. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 277. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 22. November.

Literatur.

Friedrich Schlegel's philoſophiſche Vorleſungen aus den Jahren 1804 bis 1806. Nebſt Fragmenten vorzüglich philoſophiſch-theologiſchen Inhalts. Aus dem Nachlaſſe des Verewigten herausgegeben von C. J. H. Windiſchmann. B. I. SS. 512. B. II. Abth. I. SS. 256. Bonn bei Eduard Weber. 1836. 8.

Friedrich Schlegel hat für die Literaturgeſchichte ſich eine doppelte Bedeutſamkeit erworben. In ſeinen früheren Jahren war er ein rühriges Mitglied jener theils revolutionären, theils conſtituirenden Verſammlungen deutſcher Literatoren, die von Jena, Weimar, Dresden und Berlin aus — dem neunzehnten Jahrhunderte ſeine erſte Richtung gegeben. So verdient er beſonders als Verfaſſer der „Griechen und Römer,“ als Mitherausgeber des Athenäum's und der Europa, und in gewiſſer Beziehung auch als Dichter der Lucinde mit Auszeichnung genannt zu werden. Aber ſein Geiſt war den Äquinoktialſturmen nicht gewachſen, die er ſelbſt in dem Frühlinge des neuen Säkulums zu erwecken beigetragen. Schon im zweiten Luſtrum dieſes Jahrhunderts flüchtete er ſich in die düſtern Gewölbe der mittelalterlichen Kirche, und von nun an waren ſeine literäriſchen Beſtrebungen theilweiſe dem ſubjektiven Zwecke gewidmet, ſeinen Rückſchritt zu juſtifiziren und ſeine früher oder ſpäter gewonnenen Einſichten und Überzeugungen mit der Weltanſicht ſeiner Kirche — ſo gut es eben gehen wollte — in Übereinſtimmung zu bringen. Auch hierdurch hat er, freilich unabſichtlich, ſich zwiefache, nicht unbedeutende Verdienſte geſammelt. Einerſeits nämlich trug er zur richtigeren poetiſchen Würdigung des Katholizismus bei; andererſeits ſchwärzte er unter ſeinem katholiſchen Mantel gar Manches bei ſeinen neuen Glaubensgenoſſen ein, was ſie aus anderen Händen wohl ſchwerlich angenommen haben würden. Eben deßhalb haben jedoch ſeine zahlreichen Schriften aus dieſer zweiten Periode nur einen zweideutigen, tranſitoriſchen Werth, und nur die Abhandlung „über Sprache und Weisheit der Inder“ (v. J. 1808) dürfte noch Leſer finden, wenn die übrigen ſchon längſt antiquirt ſein werden.

An philoſophiſchem Talent aber hat es ihm zu jeder Zeit gemangelt, und wenn ſeine Converſion und die ſogenannten philoſophiſchen Vorleſungen, die er in den Jahren 1827—30 herausgegeben, noch einen Zweifel darüber gelaſſen hätten, ſo würden doch die beiden nachgelaſſenen Werke, deren Herausgabe ſich Herr Profeſſor Windiſchmann unterzogen, denſelben völlig beſeitigen. —

Dieſe Vorleſungen, in den erſten Jahren des Jahrhunderts gehalten, bieten uns (B. I. S. 1 — 233) eine Propädeutik und Logik, und demnächſt in zwölf Büchern „die Entwicklung der Philoſophie.“ Es liegt außer dem Zwecke dieſes Blattes, eine ausführliche Analyſe und Kritik ſolcher Schriften zu liefern. Denjenigen aber, die ſich für den Gegenſtand oder den Verfaſſer derſelben intereſſiren, ſind wir es ſchuldig, ihnen zum Wenigſten anzudeuten, was ihnen hier als Philoſophie dargeboten wird. Um ihnen dies anſchaulich zu machen, wählen wir einige Stellen aus der „Entwicklung der Philoſophie,“ in denen Hr. v. Schlegel, das Höchſte beſprechend, zugleich ſich über alle früheren Philoſophen zu erheben gemeint. —

„Thun wir einen Rückblick,“ heißt es (II. 61), „auf das ganze bisherige Bemühen der Philoſophie, ein haltbares Syſtem des menſchlichen Geiſtes zu conſtruiren, ſo finden wir, daß ſie wirklich alle Verſuche erſchöpft hat, das Bewußtſein aus intellectuellen Thätigkeiten herzuleiten, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Es bleibt alſo nur (?) der entgegengeſetzte Verſuch übrig, die Ableitung aus dem, dem Wiſſen entgegenſtehenden Wollen; dies aber, nicht in dem Sinne zu verſtehen, als eine Fähigkeit nach Zwecken zu handeln, nicht als Begehrungsvermögen, als Inbegriff aller Triebe und Strebungen; ſondern als Streben, welches allen in beſtimmter Richtung beſchränkten Thätigkeiten der Ichheit entgegengeſetzt iſt“ . . . „Nur eine Thätigkeit, die gar keinen Zweck hat, und doch Thätigkeit iſt, die unbeſchränkt und unendlich iſt, und doch der Form nach beſtimmt ſein könnte, kurz, eine ſolche, die man eine ſpielende Thätigkeit nennt, kann die erſte und höchſte im Bewußtſein ſein. Ein ſolches Streben bezeichnen wir den reinen Willen; dieſer iſt — ein durchaus unbeſchränktes Streben ohne allen Zweck und Geſetz, und zwar immer mit Bewußtſein.“ Unter dieſem reinen Willen will Hr. v. S. aber nicht die Willkühr, welche „aus Beſchränktheit“ ſich über die Geſetze wegſetzt, verſtanden wiſſen; ſondern — „die Liebe,“ welche „unſtreitig ein Verlangen, Sehnen, Wollen zeige, wobei weder auf Geſetze noch Zwecke (!) Rückſicht genommen werde, die aber ganz frei ſei von jener Beſchränktheit der Willkühr.“ — „Wir ſetzen alſo,“ — ſchließt Hr. v. S. (S. 65). — „wir ſetzen alſo den Anfang des Bewußtſeins in die Liebe, und gerade hierdurch wird es uns möglich werden, die größten Schwierigkeiten und Widerſprüche zu löſen, die bisher die vortrefflichſten Idealiſten und Intellectual-Philoſophen übrig ließen.“ — „deren weſentlicher Irrthum,“ Hrn. v. S.'s Verſicherung nach, „darin liegt, daß ſie das praktiſche und theoretiſche Vermögen des Menſchen trennen.“ —

Ehe wir den Prieſterkönig des bisherigen Philoſophen-Pöbels, — der freilich, wie ſein coloſſaler Zeitgenoſſe — die eiſerne Krone, ſo die oberprieſterliche Binde mit eigner Hand ſich um die Schläfe gewunden, — ehe wir ihn noch weiter auf ſeinem Triumphzuge begleiten, — bemerken wir nur, daß er ſelbſt — Eingangs der eben angeführten Stelle das praktiſche und theoretiſche Vermögen getrennt, indem er dem Wiſſen das Wollen entgegenſtellt, und ſogar das Letztere dann nochmals ſpaltet in ein unbeſtimmtes Streben, welches entgegengeſetzt ſei „allen“ beſtimmten „Thätigkeiten der Ichheit.“ Dieſes Streben wird dann abermals als ſogenannter reiner Wille getrennt von Zweck und Geſetz. — Nun hatte zwar Hr. v. S. verſprochen, das Bewußtſein aus dem Wollen abzuleiten; — aber ſchon hat er ſein Verſprechen vergeſſen, denn gleich darauf iſt ihm der reine Wille — „ein Streben — mit Bewußtſein.“ Gleich darauf wechſelt der philoſophiſche Chamäleon wieder die Farbe, und das Streben wird ihm zur Liebe, welche nicht bloß Wollen zeigt, ſondern auch Verlangen und Sehnen, und er ſetzt nun in ſeiner Machtvollkommenheit „in die Liebe den Anfang des Bewußtſeins.“

Kaum indeß hatte er Wollen dem Streben, dann Streben dem reinen Willen mit Bewußtſein, dieſen reinen Willen der Liebe, Liebe dem Verlangen, Sehnen, Wollen gleich, und in dieſe Liebe den Anfang des Bewußtſeins geſetzt; ſo fährt er folgendergeſtalt fort:

„Daß Sehnſucht eine Art Liebe ſei, wird Jeder zugeben, und zwar kann Liebe in dieſer Geſtalt ſtatt haben bei einem ganz einſamen einzigen Weſen, ohne daß es dazu eines zweiten bedürfte; denn in der Sehnſucht liegt gar keine Beziehung auf ein anderes, ſchon bekanntes, gegebenes Weſen; daher iſt eben ſie die Quelle des Bewußtſeins, der Anfang der Welt“ (65—66).

So iſt alſo mit einemmal eine Art Liebe, nämlich die Sehnſucht, — zum Anfang, nicht bloß des Bewußtſeins, ſondern der — Welt geworden. Unmittelbar darauf heißt es jedoch wieder: „Aber die Liebe“ (ob das Sehnen, oder welche Art ſonſt, oder die ganze Liebe, iſt nicht geſagt) „iſt nicht allein der Anfang des Bewußtſeins, ſie iſt noch mehr. Daß in einem liebevollen Weſen, inſofern es allein iſt (!), die Selbſtliebe, und ſonach auch das in ſich Zurückgehen erfolgen würde, braucht hier nicht erwähnt zu werden. Iſt das Denken“ (wo dieſe Thätigkeit herkommt und ob es auch eine Art Liebe ſei, iſt nicht geſagt), — „iſt das Denken, und überhaupt die allgemeine Thätigkeit des Ich's eine in ſich zurückgehende, ſo kann das auch im Großen und Ganzen gelten, und es folgt alſo, daß, wenn Liebe“ (oder war es nur die Art derſelben, welche Sehnſucht heißt), „der Anfang der Welt und des Bewußtſeins iſt, ſie auch das Ende und das Höchſte, das Ideal und das Maximum des Bewußtſeins ſein muß.“ Hiermit meint dann Hr. von S. „die Hauptpunkte verzeichnet zu haben, welche der Betrachtung der werdenden Ichheit, der Welt und — der Natur zum Grunde liegen müſſen“ (66). —

Hiernach iſt alſo eine geſetz-, zweck- und gegenſtandloſe Art von Liebe, welche Sehnſucht heißt, und zwar das Sehnen eines einzigen Weſens, welches ſich ſelbſt liebt und denkend in ſich zurückgeht, — Anfang, Ideal, Maximum und Ende des Bewußtſeins — und der Welt — und der Natur!

Wir würden es für verſchwendete Zeit halten, dieſes Thohu-Wabohu unſeres Fürſten der Philoſophen noch näher zu beleuchten; wir begnügen uns damit, durch Anführung noch einiger anderer Stellen die völlige Ohnmacht des prätentiöſen Mannes im Philoſophiren — anſchaulich zu machen.

Oben hatte er als „die erſte und höchſte Thätigkeit im Bewußtſein“ — den „reinen d. h. geſetz- und zweckloſen Willen“ bezeichnet, den er einerſeits dem Wiſſen, — anderſeits der Willkühr entgegeſetzt, demnächſt ihn als Liebe und näher als Sehnſucht beſtimmt. — Seite 73 f. aber leſen wir: „In der Liebe vereinigt ſich Alles; ſie iſt als Trieb und Grundgefühl zugleich das umfaſſendſte (sic) aller Triebe und Gefühle, ſowohl der Sehnſucht, als der unterſten thieriſchen Gefühle, ſie iſt, ſo wie der Anfang, woraus Alles“ (alſo doch auch Wiſſen und Willkühr) — „entſpringt, ſo auch die Auflöſung, worin alles wieder zurückkehrt.“ — Hier ſpringt es in die Augen, daß Hr. v. S. damals noch nicht in jenes Kirchengebäude eingetreten war, über deſſen einziger engen Pforte im Innern als Warnungszeichen für den Wanderluſtigen die Worte Dante's ſtehen:

„Per me si va nel' eterno dolore;
Per me si va tra la perduta gente!“

Gewiß aber iſt Dasjenige, woraus Alles entſpringt, „worin Alles zurückkehrt,“ zugleich das Erſte und Höchſte, und wenn dieſes Höchſte, dieſe Liebe — Gott genannt wird, dann iſt auch das Höchſte im Menſchen wohl nichts anderes als die Liebe. Hr. von Schlegel aber in ſeiner „Entwicklung der Philoſophie“ (Bd. II. S. 88) antwortet auf die Frage: „was das Höchſte, das Eigenthümlichſte, das Erſte im menſchlichen Bewußtſein iſt?“ — dieſes Höchſte ſei — „das Gewiſſen,“ — nämlich „das Vermögen, worin alle Verhältniſſe des menſchlichen zum göttlichen Bewußtſein vorkommen; — eine Fühlbarkeit, eine Empfindlichkeit der Verhältniſſe zwiſchen Menſch und Gott...“ Er fügt dann S. 80 die erläuternde Bemerkung hinzu: „Das Gewiſſen iſt die Vermittlerin, der Schlußſtein alles Bewußtſeins, — das Centrum alles Wiſſens und die Grundlage aller Gewißheit, — die Bedingung und das Criterium der Liebe im Menſchen; — es begleitet im Menſchen immer die Liebe, es iſt ein ſicheres Kennzeichen ihrer Wahrhaftigkeit und Gewißheit. Und ſo iſt dann offenbar in jeder Rückſicht die Gewiſſenhaftigkeit das Höchſte im menſchlichen Bewußtſein.“ — Wie alſo unſerem Philoſophen erſt das bloße Wollen zur allumfaſſenden Liebe aufgeſchwollen, ſo iſt ihm nun unter der Hand das Gewiſſen zur abſtrakten Gewiſſenhaftigkeit zuſammengeſchrumpft. Aber auch dieſe Gewißheit haftet nicht bei Hrn. v. S.; denn S. 121 leſen wir: „Weil die Geſetze und Gegenſätze abgeleitet und bedingt ſind, ſo ſind ſie immer nur vorübergehend, nur Übergänge und Mittel zum Zweck. Der Anfang und das Ende müſſen immer Freiheit und Einheit ſein. Anfang und Ende müſſen Auflöſung, Verſchmelzung aller Geſetze und Gegenſätze ſein. Kein Geſetz iſt ſchlechthin nothwendig, überhaupt aber kann Nichts nothwendig ſein, als die Freiheit; Freiheit iſt das Erſte und Höchſte, Nothwendigkeit das Untergeordnete. Die Freiheit iſt nothwendig, weil ſie nun einmal wirklich iſt; alles, was nicht frei, iſt nicht wirklich; was aber nicht wirklich iſt, iſt auch nicht nothwendig; alſo iſt nichts nothwendig als die Freiheit.“ Worin aber dieſe Freiheit beſtehe, erfahren wir gleich darauf S. 122, wo „feſtgeſetzt“ wird, „daß der erſte Ring aller Geſetze in einer abſoluten göttlichen Willkühr zu ſuchen ſei, inſofern ſie (sic) diejenige Form der Freiheit iſt, welche hier die Nothwendigkeit am kürzeſten abſchneidet. Die Welt iſt kein Syſtem, ſondern eine Geſchichte, aus der nachher freilich Geſetze folgen können.“

Hiermit ſind wir bei dem Ende dieſer Deduktion und zugleich auch wieder bei dem Anfange derſelben, dem unbeſtimmten Wollen, welches dem Wiſſen entgegenſteht, angelangt, und es läßt aus dem Gedankentaumel, der zwiſchen Anfang und Ende bemerklich, und aus der abſoluten Willkühr, welche die Welt zu einer ſyſtemloſen Geſchichte macht, — es läßt ſich aus dieſer völligen Haltungsloſigkeit pſychologiſch erklären, wie Hr. v. S., um doch irgend einen Haltpunkt zu gewinnen, nicht lange nach Abhaltung ſeiner Vorleſungen zu einer Kirche übergetreten, welche ebenwohl die Welt mit einemmal aus einem willkührlichen Schöpfungsbeſchluß hervorgehen, ſie von einer beliebig erwählenden und verſtockenden, beſeligenden und verdammenden Macht beherrſchen, und ihre Geſchichte mit einer allerdings ſyſtemwidrigen Zerſpaltung in Himmel und Hölle beſchließen läßt. — Schwer erklärbar dagegen finden wir es, wie Hr. Profeſſor Windiſchmann, deſſen mannigfaltige Verdienſte wir gerne anerkennen, ſich entſchließen konnte, ein ſo unphilophiſches Hin- und — Herreden der Vergeſſenheit zu entreißen, da doch Hr. v. Schlegel ſelbſt es derſelben gewidmet zu haben ſcheint, indem er es nicht in ſeine ſämmtlichen Werke aufzunehmen für rathſam gehalten. — F. W. Carové.

Der Hauptmann Don Joſé Buſtamante.

Im Gebirgswald einer baskiſchen Provinz hatte, ausruhend vom Jagdgange, der Hauptmann Don Joſé Buſtamante ſich auf den entwurzelten Schaft einer Zirbelkiefer geſetzt. Er hielt ſein Kinn unvorſichtiger, als einem Jäger geziemt, auf die Mündung der Büchſe geſtützt, und ſtarrte mit trübem Blick in den Herbſtmorgen hinein, mit jener glanz- und ausdrucksloſen Leerheit, in welche das äußere Auge verſinkt, wenn es die Sehkraft abgegeben hat an das Auge der Erinnerung. Die Bilder ſeines Lebens gingen daran vorüber, die Fahnen und Wimpel ſeiner Hoffnungen ſchwarz verhangen, die klingenden Märſche übergedämpft in jene Klagetöne, welche eine Leiche zur Gruft geleiten. Eine Vergangenheit voll Täuſchungen, eine Gegenwart voll Schmerzen, eine Zukunft ohne Hoffnungen und — ohne Zukunft, das war ſein Leben.

Eine Wunderſage aus uralter Zeit, die Sage von der Freiheit, hatte ſchon den Knaben in die Welt hinausgelockt, ihn entriſſen den Armen ſeiner ſüßen Mutter.

Er ſtand bei Oſtrolenka. Da brachten ſchneidige Männer der göttlichen Jungfrau eine Serenade mit Kanonendonner und Huſſaruf. Aber die Züchtige verbarg ihr Antlitz, weil unter den muſizirenden Freiern viele Wüſtlinge waren, manche bloße Herren unter — Männern.

Buſtamante ſtand auf den Zinnen der Schweiz. Ihm war erzählt, da oben wachſe noch ein Alpenröslein der Freiheit. Pfaffenröslein und Vogt- und Junkerröslein fand er wohl; aber kein Röslein der Freiheit.

Er ſtand im Geräuſche der Debatten von Waſhington, er ſtand auch im Schweigen der Urwälder einer neuen Welt. Wollüſtig küſſende Freiheitstöne hatte der Sohn des Oſten nach Weſten getragen; er fand aber nicht die Göttin — ihn umſtrickten die Arme einer Syrene.

Da ertönten in dem ſonnigen Vaterlande wieder der Ruf des Guerillaführers, die Kanonen Mina's. Die Echo der Berge jauchzten einander den Gruß des alten Bekannten zu. Buſtamante betrat auf's neue die ſchwankenden Bretter, um noch einmal für die Freiheit den Degen zu ziehen. Lächerlicher Trug! Es gefiel einer Königin, die Sache ihrer Intereſſen mit dem Namen der Freiheit zu taufen, und hier wie ſonſt zeigte ſich der Zauber der Namen.

Buſtamante zog ſich früh zurück aus dieſen Metzeleien, aus den Wirren zweier Parteien, die eben Lug und Trug und Grauſamkeit zu Bundesgenoſſen genommen hatten. Er wohnte noch in derſelben Hütte, aus welcher er vor drei Monaten ſeine Entlaſſung an den Oberſt geſchickt hatte; doch jetzt hauſeten ſtatt der Chriſtinos die Carliſten in dieſem Reviere der waldigen Berge. Buſtamante ließ ſich nicht verjagen durch die Gefahr, arkebuſirt zu werden; ja, er meinte, das ſalze und kitzele ihn noch ein Weniges. Mit dieſem Leben glaubte er ja abgeſchloſſen zu haben — er, der glutgeäugte Spanier, deſſen jungfräuliches Herz noch von keinem Weibe berührt war!

Das Gebüſch rauſchte, die kleinen Äſtchen auf dem Boden knackten, und ſie erweckten den Einſamen aus ſeinen Schmerzen. Drei Männer, wilde, dunkelfarbige Geſtalten, trugen einen Schwerverwundeten auf einer Bahre aus Zweigen auf wenig betretenem Pfade vorüber. Die gut bewaffneten Basken waren dem Hauptmann ſchon ſo nahe, daß die geringſte Bewegung ihn ihren ſtreifenden Augen verrathen hätte. Der Inſtinkt der Klugheit, wenn man eine in Gefahren erworbene Geiſtesgegenwart ſo nennen darf, weil ſie ſelbſtſtändig aus ſich zu handeln ſcheint, ohne beſondere Anſtrengung ihres Beſitzers, ſchien den Hauptmann plötzlich in eine Statue verwandelt zu haben. An dieſer Regungsloſigkeit, ſo wie an den unſcheinbaren Farben ſeiner Kleidung, die in die Tinten des grauen Herbſtwaldes zerfloſſen, gingen die Basken ohne Entdeckung vorüber.

Dem Mann auf der Bahre war ein Bein zerſchoſſen. Vermuthlich war's ein frommer Bauer, der Heerd und Weib verlaſſen hatte, um dem Aufruf der Mönche für Religion und König zu folgen. So wie er, waren Tauſende verſtümmelt von den Wahlplätzen getragen worden. Wem hatten ſie ihr Blut geopfert? Etwa dem Kampf um Principien? O nein, ſondern der Frage, ob die Nichte oder der Ohm den rothen Rock tragen ſollte. Wird Europa einen dritten Krieg um Principien erleben? Ich weiß es nicht; aber ich vermuthe, daß die Götter der Erde nie wieder einen Privatkampf beginnen dürfen, ohne daß der Nimbus vorbereitet ſei, es handle ſich um Principien.

Wer möchte beſtreiten, daß maſſenweiſe gerechnet, die moraliſche Kraft der Carliſten eine viel ſtärkere ſei, als die der Chriſtinos, obgleich man wieder nicht verkennen darf, daß die Führer der erſten, und die Mönche, das Ferment der Maſſen, noch um Vieles nichtswürdiger ſind, als die Leiter und Stützen der conſtitutionellen Partei. — Doch auch unter den Maſſen der Chriſtinos ſchlägt manches ehrenwerthe Herz. Unter den fremden Kämpfern, die ſich durch Gefahren zur Gefahr herangekämpft haben, ſind viele Abenteuerer; aber auch Andere ſind gekommen, um ihr Leben auf den Altar der Freiheit zu legen, nicht um den Altar zu beſtehlen! Glücklich, denen eine mitleidige Kugel das Herz traf! Aber die, welche zerquetſchte Glieder und getäuſchte Hoffnungen in ihr Vaterland heim bringen, hinkende Schmerzen ihrer Eltern und Brüder, verſpottet vom Troß der fetten Realiſten — Buſtamante gedachte dieſer Unglücklichen; denn ſein Freund war unter ihnen. Buſtamante preßte die Stirne wider die Fauſt: „Elend," rief er, „iſt der Menſch; elend ohne Maß und Ende!"

Der Spanier war aus der höhern Region der Pinien in die thalwärts laufenden Wälder von Laubholz gelangt. Der Spätherbſt hatte das Meiſte des grünen Schmuckes abgeſtreift; und das Gerippe des Waldes umgitterte den Jäger mit den grauen Skeletten aus Schaft und Aſt. Nur einzelne Bäume waren noch in rothe und gelbe Blätter gekleidet. (Fortſ. folgt).

Feuilleton.

⁂ **In Frankfurt a. M. vom 12. auf den 13. Nov. beobachtete Meteore.** — In der Nacht vom 12. auf den 13. d. M. wurde von Mitgliedern des hieſigen phyſikaliſchen Vereins der öſtliche Theil des Himmels beobachtet. Von 11 Uhr bis Mitternacht wurden neun Sternſchnuppen bemerkt; von Mitternacht bis 1 neunzehn, in der folgenden Stunde fünfzehn, von 2 bis 3 einunddreißig, von 3 bis 4 neunundzwanzig, von 4 bis 4½ zweiundzwanzig, und von 5 bis 6 dreißig. Von 4½ bis 5 war die Beobachtung, leider! unterbrochen worden. In dem Fallen der Sternſchnuppen traten mitunter Pauſen von 6 bis zu 13 Minuten ein; dann folgten aber meiſtens ſchnell nach einander mehrere Meteore. — Beſonders wichtig iſt, daß auch hier die von Enke und Olmſted feſtgeſtellte Beobachtung ſich beſtätigt fand, wonach die Meteore nahe von der Stelle des Himmels ausgehen, wo der Stern Geba (das Gamma im Löwen) ſteht. — Auch in der Nacht vom 13. auf den 14. wurden noch viele Sternſchnuppen bemerkt. —

⁂ In **Brandenburg** wurde kürzlich der reſtaurirte Dom in Gegenwart aller Domherren feierlich eingeweiht. Es iſt dieſes das einzige proteſtantiſche Domkapitel in der ganzen preußiſchen Monarchie, während alle übrigen ſchon im J. 1810 aufgehoben und ihre Güter den Staatsdomänen einverleibt wurden. Das Domkapitel zu Brandenburg entging, trotz ſeines großen Reichthums, bis jetzt glücklich ſeiner Vernichtung, und ſteht noch in ungeſchwächter Kraft als eine Erinnerung aus alten Zeiten da. Seine Revenüen ſollen ſo groß ſein, daß jeder Domherr zweitauſend, und der Probſt zehntauſend Thaler jährlich bezieht.

⁂ Der Marquis **Ridolphi** hat in Meleto, ſeinem Landſitze bei Florenz, eine Armenſchule eröffnet, worin er ſelbſt armen Kindern zugleich mit ſeinen Kindern Unterricht ertheilt. Der Zweck dieſer Schule iſt, redliche Leute und gute Landwirthe zu bilden. Dieſen Zweck ſicher zu erreichen, hat der Marquis die Anſtalt mit großer Freigebigkeit ausgeſtattet. Er beabſichtigt, die Knaben, welche nach dieſem Zwecke viele Jahre in der Anſtalt bleiben müſſen, in der erſten Hälfte bloß mit den Elementarkenntniſſen und den bei dem Landbau nothwendigen Handgriffen vertraut zu machen; in der zweiten aber in der Rechnungsführung und in der Betrachtung landwirthſchaftlicher Verhältniſſe zu üben.

⁂ **Franzöſiſcher Aberglaube.** — Man ſpricht viel von dem **Unglauben** der Franzoſen. Wollte man die Runde machen, — wir gehen die Wette ein, — es würden ſich im Durchſchnitt in ganz Frankreich auf fünf Ungläubige gewiß 95 Abergläubige finden laſſen. Noch unlängſt hat ein gewiſſer Buſquant zu Broil im Marnedepartement fünf Conſcribirte, — jeden allein, — zu überreden gewußt, daß wenn Jeder ihm eine gewiſſe Summe Geldes, ½ Pfd. Jungfernwachs u. ſ. w. gebe, und an beſtimmten Tagen eine gewiſſe Zahl von Vaterunſern, Avemaria's und Gloria Patris zu Ehren des h. Geiſtes bete, — Jeder eine der höchſten Nummern, nämlich 60, ziehen werde. — Da aber bei der Ziehung überhaupt nur 75 Nummern zu ziehen waren, ſo iſt die Sache zum Prozeß gekommen und Herr Buſquant als Escroc verurtheilt worden. —

⁂ **Chineſiſche Lithographie.** — Die Lithographie, womit in China die Buchdruckerkunſt begonnen hat, ſoll dort ſchon im Jahre 950 n. C. aufgekommen ſein. — In **Europa** aber ſoll Hr. Baron und Staatsrath von **Schilling-Canſtatt** in Petersburg zum erſtenmal vor 20 Jahren ſich ebenfalls der Lithographie bedient haben, um zwei chineſiſche Werkchen zu drucken. Ihm folgten **St. Julien** und **Levaſſeur** in Paris, **Moriſon** und **Davies** in London, und in dieſen Tagen **Naumann** in München. —

⁂ **Einzige Incunabel des aragoniſchen Geſetzbuches.** — Der Gazette des Tribunaux zufolge exiſtirt in ganz Spanien nur noch **ein** Exemplar des im Jahre 1462 zum erſtenmal gedruckten aragoniſchen Geſetzbuches. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^o 278. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 23. November.

Der Hauptmann Don José Buſtamante.

(Fortſetzung.)

Der ſchwarze Spanier ſprach düſter in ſich hinein: „Und ſo fällt Blatt um Blatt, und Leben um Leben. Die wirthſchaftliche Mutter Natur ſpeichert die Leichname alle ein, und kocht daraus nahrhafte Süppchen für ihre Würmer. An der Bruſt, in welcher die Liebe wohnte, nagt blindes Gewürm; der Schädel, einſt die Stätte großer Gedanken, iſt gefüllt mit Moder. Warum, Unbegreiflicher, knüpfteſt du an den unſterblichen Geiſt die Erdſcholle des Körpers, warum kerkerteſt du den Aar mit ſeiner Liebe und fliegenden Sehnſucht in den Käficht aus Fleiſch? Oder weht kein unſterblicher Geiſt durch das Atomengehäuſe des Leibes? Blaſet der Tod alle Flammen aus? Iſt dort oben im Himmel, an dem die Sterne auf- und niederſteigen, kein —“

„Halt!“ donnerte ein rauher Baß den Wanderer an, und ein vorgeſtreckter Arm zerriß den Faden der ſchlimmen Fragen. Dieſer Arm konnte dadurch imponiren, daß er in ein geſpanntes Piſtol auslief. Der Rauber forderte blos die Börſe des Hauptmanns, ohne die ſonſt gebräuchliche Alternative hinzuzufügen.

Über das Geſicht des Hauptmanns flog ein ſeltſames Lächeln. Wenn die Pole des innern Menſchen umgekehrt ſind, ſo iſt's auch der Rapport der Außenwelt zu ihnen. Es mochte dem Bedrohten lächerlich dünken, daß man durch Anſpielung auf ſeinen Tod Zugeſtändniſſe entlocken wolle. Vielleicht auch war dies Lächeln das Aufblitzen einer muntern Laune. Es gibt ja unter den Kriegern und Reiſenden ſolche tief melancholiſche Geſellen, die erſt im Feuer der Gefahren aufthauen zur Laune und Gemüthlichkeit. — Buſtamante nahm den Schein, als ſuche er das Verlangte. Aber mit blitzſchneller Überraſchung ſchlug er dem Fremden das kurze Schießgewehr aus der Hand, daß es weit weg in das Gebüſch flog. Einige Sekunden ſtanden beide Männer unthätig, jeder den andern bewachend. Das breite Geſicht des Wegelagerers maß den Hauptmann mit einer Miene, in welcher ſich Entſchiedenheit ſeines Vorſatzes ſeltſam mit ſchaamrothem Weſen miſchte. Er geberdete ſich trotz ſeiner fünfzig Jahre als Anfänger in ſeinem ſchlimmen Handwerk, aber als feſt Entſchloſſener, nicht ohne Geld aus dem erſten Abenteuer zu gehen.

„Mach' dich fort, Burſche!“ ſagte endlich der Hauptmann, und hob ſeine Büchſe einen Fuß hoch von der Erde. „Du haſt dich unverſchämt in meinen Weg geſtellt, und eh' ich höflich um dich herum ſchleiche, ſpazier' ich über deinen Körper.“

Obgleich er noch einmal drohend an das Gewehr ſchlug, ſo ſah er doch ſehr wohl, daß er ſeinem Angreifer zu nahe ſtand, um mit Vortheil Gebrauch vom langen Schießgewehr machen zu können. Überdies hatte der Fremde ſich ſchon etwas unzenartig zum Sprung zuſammengezogen, und ſein Auge ſchien ſich bewußt, daß es den rechten Moment nicht verfehlen werde. Buſtamante ließ das Gewehr wieder zur Erde gleiten, ja, er lehnte es an den Baumſchaft neben ſich, und verſchränkte leicht die geballten Arme, ohne jedoch den Blick von ſeinem Angreifer zu wenden. Dieſer hätte vor Schaam ſein Auge niedergeſchlagen, wenn das nicht zu gefährlich geweſen wäre. Er ſagte daher zu ſeiner Entſchuldigung in gebrochenem Spaniſch, Gott möge ſeine Seele verdammen, wenn er je ein Highwayman geweſen, oder ſelbſt nur ein Pirat. „Aber diesmal,“ fügte er hinzu, „gebietet es der Dienſt; die Börſe mußt du mir laſſen oder die Hirnbowle.“

Jetzt glitt ein zweites Lächeln über das Geſicht des

Hauptmannes. Er kannte und liebte die Britten — und die Redeſcherben aus Spaniſch und Engliſch verriethen das Inſelvaterland des Fremden; vor allen aber liebte Buſtamante den brittiſchen Seemann — und die plumpen und balancirenden Bewegungen ließen im Angreifer leicht den Bewohner der Meere erkennen. So ein ſchwer wiegender Seemann gleicht dem afrikaniſchen Nashorn in der Plumpheit und ſcheinbaren Unbehülfligkeit der Glieder; aber wer beide im Kampf geſehen hat, der weiß, daß dieſe Glieder der zuckenden Behendigkeit des Blitzes fähig ſind.

Der Räuber hatte die Ärmel aufgeſtreift, und walzte mit ſeinen Armen nach Boxerweiſe die Luft. Der Spanier, der den Rock abgeworfen, legte ſich gleichfalls aus.

„Gott erhalte Euer Leben!“ ſagte der Britte. „Ich ſeh', Ihr ſeid ein Gentleman!

„Wohlan denn!“ rief der Spanier, „die Waffen ſind nun gleich, und die Kampfpreiſe ſind es nicht minder, es geht Bowle um Bowle.“

„Was den Gegenſtand der Wette anlangt,“ ſagte der Seemann mit gewiſſenhaftem Bedenken, „ſo kann ich leider Eurer Börſe keine entgegenſtellen.“

„Nebenſache,“ lachte der Hauptmann, und ſchlug auf ſeine leere Taſche. „Wenn Ihr keinen gekrümmten Farthing beſitzt, ſo iſt's um ſo beſſer; denn ich führe keinen kupfernen Maravedi.“

„O wehe!“ ſeufzte der Räuber, „ſo iſt, wenn ich ſiege, der armen Lady nichts gewonnen, und das Fechten kann auch bleiben.

„Falls wir nicht,“ verſetzte parodirend der Spanier, „da wir einmal in spirits ſind, einen Gang pour la maitresse machen wollen.

„Ja Sir!“ ſagte der Britte, und boxte los. Der Spanier, obgleich ſeine Arme die furchtbare Grazie von Leopardenpfoten entwickelten, war ſtark im Nachtheil, weil er die Schule nicht kannte. Deßhalb ſprang er, vom Schmerz der empfangenen Püffe aufgeſtachelt, mit einem raſchen Satz auf ſeinen Feind, umſchlang ihn, und rang ihn zu Boden.

„Sir!“ keuchte der Britte, „es ſetzt wenig Ehre voraus, daß Ihr geentert!“

„Schweig', Räuber!“ fiel der Spanier ein, und ſtellte ſeinen Dolch auf die Bruſt des Überwundenen. Er ſchien einen Augenblick vergeſſen zu haben, daß er mit dem Feinde ſchon auf gutem Fuß geſtanden; in der Hitze des Kampfes hatte, ihm unbewußt, die ſanft behaarte Raubthiertatze ihre Krallen herausgeſtreckt. Das wiederfährt wohl dem Spanier, nie aber dem Britten.

„Habt Barmherzigkeit!“ flehte der ehrliche Strauchdieb. „Um Gotteswillen, habt Erbarmen mit der ärmſten, ſchönſten Lady!“

Dieſe aus bärtigem Munde vorgetragene Bitte brachte den Sieger wieder zu ſich ſelber. Er betrachtete das grob gemeißelte Sandſteingeſicht des Überwundenen, und ſagte nicht ohne Lächeln:

„Ihr eine ärmſte ſchönſte Lady?“

„Ich freilich nicht ſo ganz,“ liſpelte der Räuber. „Ich bin nur ihr Steuermann und nichts als ein ehrlicher Waſſertreter.“ (Fortſ. folgt).

Ulia-Bibih.

Als in Indien im Jahre 1817, — ſo erzählt uns ein Deutſcher, der ſich damals dort aufgehalten, — die Cholera, nach längerem anſcheinlichem Verſchwinden, — wieder heftig zu Noddia, nahe am Ausfluſſe des Ganges, zum Ausbruch gekommen, bemächtigte ſich Aller ein gewaltiges Entſetzen. Da hieß es mit einemmal, zu Haura, ganz nahe bei Calcutta, ſei eine Heilige, deren Fürſprache vor jener furchtbaren Krankheit bewahre. Zahlreiche Boten wanderten nach allen Seiten hin, um zu bezeugen, daß alle, die der Heiligen Opfer dargebracht, von der Seuche verſchont geblieben ſeien. Die frohe Botſchaft ſchien ſehr Vielen glaubhaft, und bald ſtrömten von allen Seiten Opferer nach Haura. Hier war ein kleiner Tempel errichtet, in welchem ein Weib aus der Braminenkaſte, mit Namen Ulia-Bibih, auf einem Ruhekiſſen ſaß, ſtets anſcheinlich im Gebete begriffen, umgeben von jungen Braminen, die ihr dienten und die Opfer der Hülfeſuchenden in Empfang nahmen. Nach Vermögen ſpendeten dieſe eine oder mehrere Rupien und kehrten dann beruhigt in ihre Heimath. Auf dieſe Weiſe von aller Furcht befreit, waren ſie eben deßhalb auch für die Krankheit weit weniger empfänglich, und ſo erklärt es ſich leicht, wie der Ruf der Heiligen ſich bald außerordentlich vermehren mußte. Tauſende ſtrömten hinzu, und immer reichlicher regnete das Gold in den Schooß der wunderthätigen Braminen.

Herr Elliot aber, der engliſche Polizeipräſident zu Calcutta, ſah in ſeinem Dienſteifer hier nur eine Beutelſchneiderei und als der Zulauf täglich wuchs, glaubte er gegen die heilige Steuereinnehmerin amtlich einſchreiten zu müſſen. Er beorderte einige ſeiner indiſchen Polizeidiener, die angebliche Wunderthäterin vor ſein Gericht zu laden, und ſie ſofort dahin zu geleiten. Aber die Diener glaubten ſelbſt an Ulia-Bibih, — und unterſtanden ſich kaum, ihr melden zu laſſen: „Herr Elliot wünſche mit ihr zu ſprechen, und erſuche ſie, ſich gefälligſt zu ihm zu bemühen.“ Als ſie demungeachtet ſchnöde von der Heiligen abgefertigt wurden, wagten ſie weder, Gewalt zu brauchen, noch an demſelben Tage ſich ihrem Herrn zu zeigen. Am folgenden Tage hart von ihm angelaſſen, geſtanden ſie, befürchtet zu haben, die Wunderthäterin werde ſie tödten durch die Macht ihres Gebetes, wenn ſie Hand an ſie zu legen ſich verwögen. Herr Elliot ließ ſich hierdurch nicht abſchrecken, ſondern befahl nun einigen engliſchen Sergeanten, unverzüglich die Braminin herbeizuführen.

Viele der Indier, die unter ihm arbeiteten oder eben zugegen waren, dachten nun nicht anders, als daß entweder jene Polizeidiener oder Herr Elliot plötzlichen Todes verſterben würden, und harrten ängſtlich des Ausganges dieſer Geſchichte.

Die Heilige kam, begleitet von den weißen Teufeln,*) ſo nennen hartgläubige Indier häufig die Europäer, — und auf das Höchſte ſtieg bei den gegenwärtigen Indiern die Erwartung der wunderbaren Dinge, die da kommen ſollten.

Aber Hr. Elliot fuhr die Rupienſammlerin barſch an, und ſtellte ſie zur Rede über ihr unerlaubtes Unternehmen.

---

*) Satta Bud'n.

Siehe! da ſank die Heilige vor dem geſtrengen Herrn auf die Kniee, und — geſtehend, daß ſie nur durch Armuth zu ſolchem Beginnen ſich habe bewegen laſſen, wobei eine große Zahl Braminen ihr behülflich geweſen, — bat ſie, doch gnädig mit ihr zu verfahren. Nun ließ zwar der Polizeipräſident ſich einigermaßen durch ihr Flehen erweichen; um jedoch ihren Landsleuten vollen Beweis ihrer Ohnmacht zu geben, ließ er die arme Ulia-Bidih auf drei Tage in das Gefängniß abführen.

Hiermit hatte die Wundergeſchichte ihr Ende gefunden; aber von nun an wurde die fürchterliche Krankheit von dem Volke Ulia Berm, und von den reiner ſprechenden Indiern Ulia-ka-beram *) genannt. — C.

---

*) Ka beram bedeutet „die Krankheit."

Literatur.

Deutſches Univerſal-Converſationslexicon oder vollſtändiges Wörterbuch der für Kunſt und Wiſſenſchaft, Gewerbe, Umgang und Lectüre aus allen fremden, lebenden und todten Sprachen entlehnten und gebräuchlichen Ausdrücke, Bezeichnungen und Redensarten. Für alle Stände des deutſchen Volks als Supplement zu allen exiſtirenden Ausgaben von Encyclopädien und Converſationslexicis. Leipzig, 1836. Verlag der Belgiſchen Buchhandlung. (Heft 1—3).

Drei Lieferungen dieſes ausgezeichneten braven Werkes, jede zu fünf Bogen, liegen bereits vor uns, und geben uns das vollſte Recht, ihm das ſo eben erwähnte rühmende Prädicat zu ertheilen.

Bisher erwieſen die Heyſe'ſchen Fremd- und Handwörterbücher dem ſtets mehr und mehr ſich geltend machenden Bedürfniſſe, über tauſende von Ausdrücken und Bezeichnungen Erläuterung einzuziehen, ſich hinreichend gefällig; aber der Markt des Wiſſenswürdigen wird jeden Tag größer; aus allen Ländern empfängt er ſeine Waaren, und ſo war es an der Zeit, nach einem umfaſſender angelegten Plane das umfaſſender gewordene Bedürfniß zu befriedigen.

Der Plan des deutſchen Univerſal-Converſationslexicons nimmt mehr in Ausſicht, als insbeſondere das Heyſe'ſche allgemeine Fremdwörterbuch. Der Käufer des erſteren ſoll in ihm nicht nur einen Dollmetſcher für Ausdrücke haben, welche urſprünglich fremden Sprachen angehören; ſondern zugleich einen kundigen Führer durch eine Maſſe deutſcher Ausdrücke, deren Bedeutung nicht auf flachſter Hand liegt; ſowie durch die Gebiete der Geſchichte, der Pflanzenkunde, der Mineralogie u. ſ. w. u. ſ. w. Dabei hat das neue Werk mit Recht zugleich mehr Bedacht auf die Bedürfniſſe der Gelehrten genommen. Dieſe Verhältniſſe müſſen bei einer Vergleichung des Inhalts der erwähnten beiden Werke wohl in Anſchlag gebracht werden. Dennoch bleibt bei dem neuen Werke, verglichen mit dem älteren, ein ungeheures Plus zurück.

Der Beleg für dieſe Behauptung ergibt ſich aus dem Nachſtehenden.

Heyſe's Wörterbuch, ſplendid gedruckt, braucht nur 67 Seiten, um bis zu dem Worte „Armogan" zu gelangen; während die Schrift, welche wir hier anzeigen, bei weit größerer Ökonomie des Drucks und mit zwei Spalten auf jeder Seite, 240 Seiten dazu nöthig hat.

Gehen wir etwas mehr in's Einzelne; ſo finden wir z. B. über die Bedeutung des Buchſtabens A im Lateiniſchen auf Münzen, in der Muſik, in der Mathematik, in der Kabbala, auf Inſchriften u. ſ. w., im neuen Werke nicht weniger, als über eine Spalte der mannichfaltigſten Notizen, während das Heyſe'ſche in Bezug hierauf nur einige dürftige Angaben bringt. Unter Anthr— des neuen Werkes finden ſich 67 Ausdrücke, welche mit dieſer Sylbe beginnen; das Heyſe'ſche hat deren nur 30. Parallelen mit ähnlichen Reſultaten ließen ſich noch hunderte anführen.

Faſſen wir das in's Auge, wo das Heyſe'ſche Wörterbuch, bei ſeinem enger gezogenen Plane, kein Rival ſein kann, ſo erſtaunt man auch da über den wahrhaft überfluthenden Reichthum des neuen Werkes. So erhalten wir z. B. unter dem Worte Aal zugleich 30 Worte, von welchen das Wort Aal einen Theil ausmacht, jedesmal mit der betreffenden kurzen Erklarung; einer Maſſe anderer Belege für unſere Behauptung nicht zu gedenken.

Der Preis des Buches (36 xr für die Lieferung) iſt, bei zugleich wackerer Ausſtattung an Druck und Papier, und, da der Umfang bereits genau im Voraus erwogen ſcheint, nur billig zu nennen, und wir ſind der Meinung, daß die Verlagshandlung nicht würdiger debütiren konnte, als mit dieſem ihrem erſten Verlagswerke. Auch zweifeln wir gar nicht, daß, bei'm ſteigenden Bekanntwerden der inneren und äußeren Vorzüge dieſes neuen Lexicons, deſſen Debit jenem Debüt entſpreche. B.

Feuilleton.

⁂ **Vereine zur Beförderung der Handwerke unter den Israeliten.** — Der zu **Münſter** beſtehende Verein für die Provinz Weſtphalen zur Bildung von Elementarlehrern und Beförderung von Handwerken und Künſten unter den Juden hat ſeinen 9. Jahresbericht ausgegeben. Wir ſehen daraus, daß ſeit dem Beſtehen deſſelben 18 Lehrer gebildet worden und angemeſſene Anſtellung gefunden, und daß, durch die ſeit Abſtattung des letzten Berichtes hinzugekommenen neuen 30 Lehrlinge für Handwerke, die Zahl der auf alleinige Koſten des Vereins beförderten Zöglinge auf 150 geſtiegen, von denen manche Meiſter, andere Geſellen, 41 noch in der Lehre ſind. Die Einnahme durch Subſkriptionen in den drei Regierungsbezirken Münſter, Arensberg und Minden, beträgt 2201 Thlr. — Auch der zu **Darmſtadt** im Auguſt 1832 geſtiftete, im April 1833 von der Regierung genehmigte **Verein zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Israeliten** beſteht fort in wohlthätiger Wirkſamkeit und mit jährlicher reichlicher Unterſtützung von Seiten des Landesfürſten. — Zu **Frankfurt** a. M. hat ſchon vor zehn Jahren ſich ein **Verein zur Beförderung der Handwerke unter den israelit. Glaubensgenoſſen** gebildet. Die im 9. Jahresberichte deſſelben auf 334 angegebene Geſammtzahl der Unterſtützten iſt nach dem diesjährigen 10. Berichte auf 374 angewachſen und am 1. Sept. d. J. befanden ſich 71 derſelben als Lehrlinge bei ihren Meiſtern. Beiläufig mag hier erwähnt werden, daß der ebendort ſeit einigen Jahren beſtehende **Verein zur Holzvertheilung** an israel. Arme in den zwei Jahren 1834 und 1835 ungefähr 364 Gilbert Holz an Bedürftige vertheilt hat. — Von **Schwerin** endlich erfahren wir, daß ſich auch dort ein Verein gebildet, welcher die Beförderung der Handwerke unter den israel. Glaubensgenoſſen in Meklenburg bezweckt, und daß der Großherzog demſelben mehrere bedeutende Vergünſtigungen zugeſtanden hat.

⁂ **Friedenſtiftende Kriegsmaſchinen.** — Herr Steubel, ein geborner Schweizer, hat eine **Kanone** erfunden, welche achtmal in der Minute ſchießt, ohne ſonderlich warm zu werden. Am 20. Oct. hat ſie zu London ihren Probeſchuß befriedigend beſtanden. Mit Nächſtem ſoll auch noch eine **Kartätſchen-Batterie** probirt werden, welche viermal in der Minute ſchießt, und bei 2400 Fuß Diſtanz zu ſpielen anfangen kann; bei 1200 Fuß ſind alle Kugeln — mithin 100 in der Minute — **Treffer**, und dringen noch 1½ Zoll tief in feſtes Holz. Da beide Maſchinen, auf gewöhnlichen Laffetten ruhend, bei gleichen Koſtenpreiſen der gewöhnlichen Kanonen, einen neun- bis zehnmal größeren Effekt hervorbringen, „ſo dürfte,“ — bemerkt ein Londoner Correſpondent, — „ſich leicht von ihrem Gebrauche eine neue Aera in der Kriegskunſt datiren. — nämlich — die der Abſchaffung der Kriege,“ da die Soldaten gegen ſolche Maſchinen — gar nicht mehr in die Schlacht gehen würden. —

⁂ **Preisvertheilung zu Petersburg.** — Die **kaiſ. ökonomiſche Geſellſchaft zu St. Petersburg** hatte Preiſe ausgeſetzt für Angabe der **Mittel zur Verhütung der großen Sterblichkeit im Kindesalter.** Keiner der eingegangenen 84 Bewerbungsſchriften wurde der höchſte Preis zuerkannt; doch erhielt Prof. Dr. **Lichtenſtädt** zu Petersburg für ſeine Schrift 1000 Rub. und die Medaille von 50 Ducat. und Dr. W. **Rau** zu Gießen und Dr. **Frobeen** zu Dorpat, jeder 750 Rub. und dieſelbe Medaille. Außerdem wurden noch zwei kleinere Preiſe ausgetheilt. —

⁂ **Evangeliſches Krankenhaus und evangel. Kinderſchule zu Rom.** — Die **evangel.** Gemeinde zu Rom hat auf dem **Capitol** ein **Krankenhaus** und eine **Kinderſchule** gegründet. Zu den erſteren ſind r. a. aus der Stadt Frankfurt a. M. 1000 fl., und eben ſo viel vom König von Preußen beigetragen worden. Jeder in Rom ſich aufhaltende Fremde evangel. Confeſſion wird darin Aufnahme finden können. Die Kinderſchule ſoll am 1. Jan. 1837 eröffnet werden. Möchten doch die Römer des evangeliſchen Wortes gedenken: „Werdet wie die Kinder, wenn ihr in das Himmelreich eingehen wollet.“ —

⁂ **Ertheilung des Beer'ſchen Preiſes für jüdiſche Maler.** — Den vom verſtorbenen **Michael Beer** für jüdiſche Maler zu einer Reiſe nach Italien ausgeſetzten, alle drei Jahre zu vertheilenden Preis von 500 Thlr. jährlicher Unterſtützung, hat in dieſem Jahre **Julius Moſer**, ein Schüler Henſel's, gewonnen. —

⁂ **Beifällig aufgenommene franzöſiſche Theaterſtücke.** — Der Beifall, den *Pierre-le-rouge* im Vaudeville findet, nimmt mit jedem Abend zu, und dem fantaſtiſchen Drama: „*Fille du Diable,*“ von Jules Seveſte und Emile Vanderburgk, iſt im Theater Montmartre die glänzendſte Aufnahme zu Theil geworden. —

⁂ **Weſtindiſches Werk über Staatsökonomie.** — Havannah, das uns bisher nur ſeine aromatiſche Nicotiana geſendet, erſcheint nun mit einemmal auf dem Büchermarkte der alten Welt mit einer **Revista general de la Economia politica.** (1836.) In den drei erſten jetzt erſchienenen Bänden liefert der Verfaſſer, Hr. **Mariano Torrente**, einen vollſtändigen Curſus der theoretiſchen Staatswiſſenſchaft; — drei folgende Theile ſind der praktiſchen Staatswiſſenſchaft gewidmet.

⁂ **Kataſtriſche Statiſtik Frankreich's.** — Nach den *Documens statistiques*, welche Hr. **Duchâtel** (als Handelsminiſter) herausgegeben, betrug der ganze Flächenraum Frankreich's (zufolge der kataſtriſchen Ausmeſſungen) 52,760,279 Quadrat-Hektaren; davon waren 49,363,609 beſteuerbar. Die Zahl der beſteuerbaren Gebäude betrug 6,767,433, die der beſteuerten Parzellen (am 1. Sept. 1834) 123,360,368, die der **Eigenthümer** 10,396,632. —

⁂ **Erſte vollſtändige Ausgabe von Vico's Werken.** — Die *Annali universali di statistica etc.*, welche **Lampado** herausgibt, enthalten in den Heften des zweiten Quartals d. J. einen intereſſanten Artikel des Hrn. **Sacchi** über **Vico's** Werke, die nun zum **erſtenmal** vollſtändig mit Ueberſetzung und Commentar von **Predari** erſcheinen. —

⁂ **Den Ehrenpreis der goldenen Medaille für die beſte Abhandlung: „über den Einfluß des Gefühls des Schönen auf die ſittliche Vervollkommnung des Menſchen,“** den die Societät für Wiſſenſchaften zu Utrecht im Sommer v. J. geſtellt hatte, erhielt Hr. **Bauer**, Prof. am Gymnaſium zu Mainz. —

⁂ **Rahel's Religioſität.** — Karl Roſenkranz in einer Anzeige des kürzlich erſchienenen Schriftchens „**über Rahel's Religioſität,**“ — macht (in Nro. 75 der Berliner Jahrb. f. wiſſ. Krit.) mit Recht darauf aufmerkſam, daß R's. Religioſität „in doppelter Hinſicht, in **praktiſcher** und in **theoretiſcher** betrachtet werden müſſe.“ Als „allgemeinen Charakter“ derſelben bezeichnet er „**rückſichtsloſe Ergebenheit** in Gottes Willen, die **ihr** Muth auch für die herbſte Schmerzen verlieh, und eine **ehrfurchtsvolle Vertrautheit** mit ihm, welche nach Außen hin ſich bei manchen Veranlaſſungen theils als paradoxe Ausgelaſſenheit, als ein keckes Poſtuliren, theils als ein prophetiſches Hinblicken in die Zukunft äußerte.“ Hinſichtlich des **Theoretiſchen** wird hingedeutet auf die verſchiedenen Lebensepochen Rahel's, in denen erſt **Leſſing** und **Göthe**, — ſpäter **Schleiermacher** und **Fichte**, — zuletzt **Angelus Sileſius** und **St. Martin** ihre Führer waren. — Am einfachſten findet Roſenkranz das Glaubensbekenntniß R's. ausgeſprochen in der inhaltſchweren Stelle ihres Nachlaſſes Bd. III. S. 65, — welche die Gewißheit der Unſterblichkeit und des Daſeins „**Eines Geiſtes**“ ausſpricht, „**eines abſoluten Geiſtes, der Alles zugleich erſchaut.**“ —

⁂ **Unerhörte fruchtloſe Fruchtbarkeit.** — Das neueſte Blatt des Moniteur ottoman enthält die Anzeige, daß in dem Bezirk von Serke in Anatolien, die Frau eines Türken, Namens Manol, eine Tochter — und unmittelbar darauf noch **achtzehn** todte Kinder von verſchiedener Geſtalt, ungefähr von der Größe eines Foetus von 3 Monaten, geboren hat. —

⁂ **Bewegung der griechiſch-ruſſiſchen Bevölkerung.** — Nach den von der heil. Synode in Rußland bekannt gemachten Tabellen über die Bewegung der, zur herrſchenden **griechiſch-ruſſiſchen** Religion gehörigen Bevölkerung, war im Jahre 1834 die Zahl der Geburten 1,308,678, der Todesfälle 1,292,995, — der Heirathen 362,330. Das 100ſte Jahr erreichten 948, und von dieſen hatten 108 noch das 115te J. überlebt.

⁂ **Jack, der berühmte und beliebte Orang-Outang des** Jardin des plantes, iſt ſeit dem Herannahen der kälteren Jahreszeit, von einer akuten Pleureſie befallen worden, und obgleich er mit der größten Sorgfalt von fünf der ausgezeichnetſten Aerzte behandelt wird, ſo iſt doch zu befürchten, daß dieſer menſchlichſte aller bisher bekannt gewordenen — vierhändigen Affen gar bald den Weg alles Fleiſches — und zwar den ſehr kurzen aller nach Europa gebrachten Orang-Outang's gehen werde. — Alle Aderläſſe, Blutigel und Schröpfköpfe haben dem armen Jack bis jetzt nichts gefruchtet.

Druckfehler. — Seite 1079, Spalte 1, Z. 4 v. o. lies: **bonhommiſcher** ſtatt bacchantiſcher. — Ebendaſelbſt Z. 17 v. u. lies: **Jugend** ſtatt **Tugend**.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 279. 1836

Phönix.

Donnerſtag, 24. November.

Der Hauptmann Don Joſé Buſtamante.

(Fortſetzung).

„Verdammt ehrlich!“ brummte der Spanier.

„Ich beweiſ' es Euch!“ rief der Andere, „wenn Ihr mich frei laſſen wollt. Ich führ' Euch ſelbſt zur ärmſten Lady, die tauſend Schritte von hier im Walde ſitzt, umlauert von ſpürenden Mönchen. Ich denke, Ihr ſeid ein tapferer Spaniard, und duldet nicht, daß die Wölfe das weiße Lamm zerreißen.“

„Spürende Mönche? Bewaffnete Pfaffen?“ ſprach der Hauptmann langſam, und über ſein Geſicht zog ſich fürchterlich die Larve des Todhaſſes. — Bis dahin hatte er die Kehle ſeines Gefangenen ſo feſt gepackt, daß ſie ſich des Falſett's bedienen mußte. Jetzt lockerte er die Fauſt etwas auf, und gab den alten Baß wieder frei.

„Geſell!“ ſagte er, „du verſtehſt es, die Saite zu treffen, die anſchlägt. Aber was bürgt mir, daß du mich nicht unter Mordgenoſſen führeſt?“

„Mein ehrlich Seemannswort,“ erwiederte der Andere raſch und freudig.

Buſtamante ſchüttelte zweifelnd das Haupt. Seit er die Gefahr, die ſich ihm in den Weg geſtellt, zu Boden geworfen, war er wieder der verſchloſſene argwöhnende Unglückliche.

„So knebelt mich,“ ſchlug der Seemann vor, „ich gebe Euch haltſam Tauwerk.“ Er haſpelte eine Menge ſchwacher Stricke aus der Taſche, und der Spanier ging ein auf den Vorſchlag. Während der Arbeit ſah der geduldig ſtillhaltende Räuber mit Verachtung auf die Hände ſeines Schließers. Als das Werk beendet war, befreite er durch eine geringe Muskelbewegung ſich von den Banden, und verlachte den Hauptmann aus breitgezogenem Munde. Dann erbot er ſich, einen fliegenden Unterricht im Knebeln zu ertheilen. Allein der Spanier ließ es gut ſein, und befahl dem Engländer, vorauszugehen. Als dieſer ſein Piſtol aufheben wollte, kam ihm der Hauptmann zuvor. Er fand es ungeladen.

„Nein,“ ſagte der Seemann, „meuchelmorden möcht' ich Niemand; ſelbſt nicht um meiner Lady willen; aber wenn's ihr frommt, die ganze Welt zu Krüppeln boxen, das thät' ich mit Freuden!“

Den Spanier gewann dieſe rohe Äußerung einer warmen Anhänglichkeit gleich ſehr für den Beſitzer, wie für den Gegenſtand derſelben. Er fühlte ein unruhiges Verlangen nach dem Anblick des letzteren, und trieb den Wegweiſer zu größerer Eile.

Sie waren einige tauſend Schritte abwärts des Weges in das Dickicht eingedrungen, als der Spanier von einer Beſtie ergriffen und feſtgehalten wurde. Auf ſeinen Schultern lagen die Tatzen des Thieres, und das Gebiß deſſelben nahm ein Maul voll Rock und Weſte — als Unterpfand in Beſchlag. Buſtamante, eine Verrätherei des Fremden argwöhnend, zuckte nach dem Dolche; doch beruhigte ihn das gutmüthige Lachen ſeines Führers. — Das Thier — es war eine Dogge von löwenartiger Geſtalt und Farbe — hielt ſeine Beute ſicher gefaßt, ohne zu verletzen.

Sonderbar! heute traten dem Spanier ſolche Geſtalten die er liebte, drohend in den Weg!

„Gelber, wie biſt du ſo ſchön?“ ſagte er, und ſtreichelte das ſeidene Kopfhaar. Unter den Liebkoſungen knurrte das Thier, und blickte in das Geſicht ſeines Gefangenen. Der Spanier, der das Herzen fortſetzte, bracht' es dahin, daß das Vierbein mit dem Wedel die Luft zu ſtreichen begann, als könn' es geigen. Die beiden Geſchöpfe gefielen einander ſo ſehr, daß Admiral — ſo hieß das gelbe — die Zähne loswickelte, um der liebkoſenden Hand einen langen Zungenſtrich überzudecken. Gleich aber ſaß das Gebiß wieder pflichtmäßig auf ſeinem Poſten, und die klugen Augen forſchten nach den Befehlen des Herrn, der ihn, auf Buſtamante's Geheiß, jetzt abrief. Da kein eiſernes Moralgeſetz ferner ſeinem Herzen Zwang auflegte, überließ das Thier ſich ganz ſeiner Neigung, und herzte die Hände des freundlichen Fremden mit ſeiner Zunge, und geſtand ihm ſeine Liebe mit einer Stimme, die vor Schmerz winſelte, daß ihr keine Sprache gegeben ſei.

„Wir ſind zur Stelle,“ ſagte der Seemann. „Weilet hier, bis ich zur Lady geh' und Euch melde, damit ſie nicht erſchrecke.“

Er bog eine Öffnung in's Gebüſch, und verſchwand durch dieſelbe. — Buſtamante hörte eilige Bachwellen flüſtern, und ſein Durſt zog ihn zu der Gegend, woher die Töne kamen. Plötzlich, nahe vor ihm, knackte der Hahn eines Gewehrs. Buſtamante fiel geräuſchlos zur Erde. Durch das Geſtripp der Büſche erblickte er eine Jünglingsgeſtalt, die in der Linken einen Kranz von Epheu hielt, den ſie ſo eben gewunden, während ihre Rechte ein Piſtol in die Richtung ſtreckte, in welcher er gekommen war. Es war des Seemannes ärmſte und ſchönſte Lady in Knabenkleidern. Aus ihrem Antlitz leuchteten zwei kühne Jünglingsaugen; doch war es bleich, ſehr bleich geworden bei'm Nahen der Männerſchritte. Der Spanier trat, zum Zeichen des Friedens und der Unterwerfung, mit mauriſch gekreuzten Armen und geſenktem Haupte aus dem Gebüſch. Admiral, hin und wiederlaufend, küßte wechſelsweiſe die Hände des ſchönen Paares und ſchien den Zeremonienmeiſter zu machen, der die Fremden einander vorſtellte. Als die Jungfrau die Fußtritte gehört, glaubte ſie, ihr Todesengel nahe mit gleißendem Pfaffengeſicht — ſie erglühte bei'm Anblick des ſchönen Jägers, deſſen beredte Augen ſich demüthig zu ihren Dienern erboten.

Wenn ihr das ſchönſte Paar beiſammen ſehen wollt, ſo ſtellt neben einen Spanier oder Italiäner oder Mauren, überhaupt neben einen Mann aus den Ländern der braunen Oliven, ein engliſches Mädchen. Den Hauch der Poeſie, welcher den blauäugigen Brittinnen ſo oft fehlt, die Poeſie ſelber werden des Mauren Glutaugen ihr geben.

Lady Eliſe war ſchon vor ihrer Begegnung mit Don Joſé ein Dichtermädchen, ich meine eines jener Weſen, welche, Töchter des Dichters und ſeiner Muſe, nur ſelten draußen verkörpert erſcheinen, die aus dem Engellande ſtammen, aber ſelten aus England. — Eliſe ſenkte den bewaffneten Arm und das Auge, und hob unbewußt in ſüßer Verwirrung den Epheukranz. Um des Spaniers Stirne, der niederkniete, ſchlang ſie den Kranz.

„Nein,“ ſagte das Mädchen, leiſe zu ſich, „nein, ſo decken die Blätter die Stirnnarbe,“ und bog den grünen Reif zur Seite.

„Seht doch!“ ſagte der Steuermann hinzutretend, „da ſuch' ich meine Lady, um ihr zu ſagen, daß ich einen guten Lootſen aufgenommen, der uns in's Fahrwaſſer bringen wird, und der Pilot iſt ſchon da. Madame, dieſer Jägersmann wird die Schliche der Gebirge kennen, und uns ſicher an's Meer geleiten.“

„Das erlaubt Ihre Pflicht nicht,“ wandte die Lady ſich an Buſtamante. „Gewiß, Sie fechten gegen Don Carlos.“

„Ich habe gefochten,“ antwortete der Spanier, mit ſchmerzlichem Nachdruck auf die Vergangenheit.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte das Mädchen, „Sie haben gefochten, und doch ſind Sie weder Verwundeter noch Gefangener.“

„Vor zwei Minuten nicht; jetzt bin ich beides,“ erwiederte Don Joſé mit alberner Galanterie. Er mußte etwas antworten, und doch durft er der Fremden nicht ſagen, daß Spanien braver Dienſte nicht würdig ſei.

Das Geſicht des Mädchens färbte ſich roth, während ſie mit geſenkten Augen ſagte:

„Wenn ich Sie verſtehe, muß ich — Sie verachten.“

„O Gott im Himmel, nein!“ bat Don Joſé. „Ihnen muß ich nun ſagen, daß ich aufgehört zu fechten, weil ſich's hier nicht um die Freiheit handelt, ſondern um einen Herrenwechſel.“

„Meine Ahnung!“ ſeufzte ſie, „die Sie aber rechtfertigt. — Eine Frage beengt mir die Bruſt,“ — dieſe ſchwellende Bruſt, deren Formen durch das feine Linnen nicht verdeckt waren, da das grobe Wams ſich geöffnet, dieſe weiche ſchwellende Bruſt hatte dem Spanier das Mädchen verrathen.

„Kannten Sie den Engländer Edward Faulconbridge?“

„Er war mein Nebenmann in zwei Gefechten,“ erwiederte Buſtamante. „Braver als er, hat ſich kein Spanier geſchlagen.“

„So iſt er gefallen?“

„Er lebt; aber er hat, wie ich, den Degen weggelegt, und iſt auf dem Wege nach England.“

„O wie dank' ich Ihnen dieſe Nachricht! Edward iſt mein Bruder. Der ſtolze Menſch wollte ſein freies Land und Volk, dem er angeboren, ſich hier verdienen. Er nimmt keine Gnadengeſchenke vom blinden Geſchick.“

„Und Sie?“

„Ich konnte das Leben nicht ohne ihn ertragen; ich beſiegte die Schüchternheit des Weibes.“ —

„Des Weibes?“ fragte Don Joſé mit angenommenem Erſtaunen. — Sie hatte in des Spaniers Bewegung ganz vergeſſen, daß ſie ein Knabe ſein wolle! Ja, in der Mannestracht, am wilden Gebirgsbach war ſie mehr ein Mädchen, als je zuvor im Caſchemirſhawl und mit gekreuzten Schuhbändern, wenn in Coventgarden oder im Hydepark die Dandys ihr ſchwuren, daß ſie die Schönſte ſei.

Don Joſé hatte die arme Lady mit der Frage aus zwei Worten in rechte Verlegenheit gebracht. Wie die Schaam auf ihrer Stirn erblühte, und ſie, den ſiebenfachen Schleier einer Sultanin ſich wünſchend, den Kopf neigte, da fielen mitleidige Locken über ihr Antlitz, wie Geſpielinnen vor die Freundin tretend, um ſie einem allzukecken Männerauge zu entziehen. Der braune glänzende Farbenton des Haares, der gerade ſo weit an das Roth grenzt, als die höchſte Schönheit erlaubt und fordert, gehört zu den eigenthümlichen Reizen der Inſulanerinnen und der Lady Eliſe.

„Milady!“ ſagte Don Joſé, „ich kann nur rathen, eine Bühne zu verlaſſen, die Ihnen eine Rolle aufgedrängt hat, welche durchzuführen Sie ſo wenig geeignet ſind, als Ihr Diener. Dieſer ehrenwerthe Seemann ſprach bei unſerer erſten Bekanntſchaft von ſeiner landlady ſtatt vom landlord.“

„O fort aus dieſem ſchrecklichen Lande!“ rief das geängſtete Mädchen.

„Wenn die Basken nichts dawider haben,“ flocht trocken der Steuermann ein. Doch ſetzte er tröſtend hinzu: „Mit dieſes Spaniers Hülfe werden wir ja den Strand erreichen, und da ſind wir geborgen. Madame, der Herr da beſitzt ein Paar ſchnelle Arme; Gott möge mich heilen, wenn der Gentleman mir einige Rippen zerbrochen hat, wie ich vermuthe.“

Lady Eliſe ſah ihren Diener fragend an.

„Schweigt!“ rief Buſtamante, als ſein neuer Freund ſich räuſperte, um zu berichten.

„Nur gemach, Sir Jähzorn!“ ſagte der Steuermann. „Ich lob' es, daß Ihr's verbietet. Aber ich ſelbſt wäre weniger werth, als die trockenſte Landratze, wenn ich ſchwiege — außer unter einer Bedingung. Wenn Ihr noch einmal fechten wollt, ſoll's Niemand erfahren. Aber nicht geentert! Hier ſteh' ich, Sir!“

„Schäme dich, James!“ verwies die Lady.

„So erzähl' ich!“ ſagte mürriſch der Seemann, der ſich in der Hoffnung getäuſcht ſah, ſeine Scharte auszuwetzen. Er erzählte. Als er geendet, ſagte das Mädchen! „O wie groß iſt mein Unglück, daß es die redlichſte Seele zum Verbrechen verleitet hat.“

„Kein Verbrechen, Goddamn! Es iſt das Beſte, was ich je gethan,“ erwiederte trotzig der Geſcholtene.

Der Spanier zerriß den Faden des läſtigen Geſprächs, indem er ſich der Lady zum Wegweiſer an die Meeresküſte erbot. Seine Dienſte wurden angenommen, und nun geſtand James, daß er von einer Bande des Gebirges überfallen, nichts habe retten können, als das Leben ſeiner Lady. Beide hätten keinen Penny im Vermögen, um eine Brotſchnitte zu erhandeln.

Die Reiſe zum Meere, die nur auf den entlegenſten und krummſten Pfaden unternommen werden konnte, drohte mit Gefahren aller Art. Um ſo erwünſchter dem Spanier; ſo durfte er hoffen, ſich als Ritter der Liebe die goldenen Sporen zu verdienen. (Fortſ. folgt.)

Hiſtoriſche Literatur.

8) Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte, von Joſeph Freiherrn von Hormayr. 26ſter Jahrgang der geſammten und 8ter der neuen Folge. 1837. Leipzig, G. Reimer.

Das wohlgetroffene Porträt des Freiherrn v. Hammer-Purgſtall ſchmückt den Titel dieſes neueſten hiſtoriſchen Taſchenbuches des Freiherrn v. Hormayr. Wie dieſe beiden ausgezeichneten Gelehrten ſeit neun und dreißig Jahren einander durch Freundſchaftsbande angehören, ſo ſtehn ſie auch in literariſcher Beziehung durch ein Charakteriſtiſches vergemeinſamt neben einander, dadurch, daß jedem von Beiden die Wiſſenſchaft mit dem Leben zuſammengewachſen iſt, daß Beide in vorgerückten Jahren noch mit jugendlicher Rüſtigkeit wirken; Beide haben die Quellen aufgegraben, an welchen ſich jetzt hundert Andre ohne Anſtrengung erlaben; wie der Eine die Fundgruben des Orients aufgeſchloſſen, deren Schätze in das deutſche Geſammtleben bereits als neue Bildungselemente eintraten, ſo hat der Andre der deutſchen (hauptſächlich der ſüddeutſchen Geſchichte) keinen geringeren Dienſt geleiſtet, als daß er ſie aus den hundertjährigen Gefängniſſen der Archive erlöſ'te; und es iſt nichts als Schuldigkeit, ſtets auf dies Verdienſt wieder zurückzukommen, namentlich in einer Zeit, in der ſich ſo Mancher einen Geſchichtsſchreiber nennt, während er blos fremde Mühe ſich zu Nutzen macht und es nicht der Mühe werth findet, der Männer zu erwähnen, ohne welche ſeine Plagiate — nicht vorhanden ſein könnten. Von vielen Seiten her iſt Freiherr von Hormayr angefochten, von andern her verläugnet, von wieder andern her — ignorirt worden. Wenige haben ſein Andenken mit ſolcher Pietät verfochten, wie ſein langjähriger Freund, Hammer-Purgſtall, ein Mann, der allen Parteien eben ſo ſehr durch das Gewicht ſeines Wiſſens, als durch das ſeiner edlen und gediegnen Geſinnung imponirt, ein Mann, der ſich mitten in einem allgemeinen Wanken eine unabhängige Stellung durch nichts Anderes geſichert hat, als durch Etwas, was man heutzutage ſo oft im Munde und ſo ſelten im ganzen Menſchen führt, — durch Charakter. Wenn Herr von Hormayr in Öſtreich vielfach verläſtert, ſeinem Freunde in dem diesjährigen hiſtoriſchen Taſchenbuch einen kleinen biographiſchen Denkſtein ſetzt, ſo iſt das eine Handlung, die wir achten und anerkennen müſſen. Wie das Porträt, welches dem Taſchenbuche voranſteht, die Züge des im Oſten, wie im Weſten gleichgeehrten Mannes treu wiedergibt, ſo ſchildert die biographiſche Skizze den Charakter in gedrängter Kürze vortrefflich. Wir ſparen es diesmal, einzelne Daten daraus anzuführen, da wir nächſtens in einem von mehreren Artikeln über geiſtiges Leben in Öſtreich Gelegenheit nehmen wollen, über Herrn von Hammer ausführlicher zu ſprechen.

Der Inhalt des diesjährigen Hormayr'ſchen Taſchenbuches läßt ſich wie die früheren in mehrere Rubriken bringen: 1) Alte Volkslieder; 2) Sagen, Legenden, Zeichen und Wunder; 3) Sittenzüge; 4) Städteweſen; 5) urkundliche und Detailbeiträge und 6) größere pragmatiſche Darſtellungen. Die Rubrik der „Burgen“ (wenn man nicht einzelnes, auf Hohenſchwangau Bezügliches hierher zählen will) und die der „Ahnentafeln“ fehlen diesmal. Nächſt der biographiſchen Skizze über den Freiherrn von Hammer-Purgſtall nimmt die Darſtellung der „Schlachtbank von Eperies“ den erſten Rang unter den diesjährigen Mittheilungen ein, allen Ungarn unvergeſſen „als der Schlußſtein des unaufhörlich gegen ihre Verfaſſung und althergebrachte Freiheit durch Liſt und Gewalt geführten Krieges. Kaiſer Leopold I. gebot auf den 17. October 1687 einen Reichstag nach Presburg; dort ſollte Ungarn zum Erbreiche nach dem Erſtgeburtsrecht erklärt werden, zuerſt in Habsburgs jüngerer deutſcher Linie, den Nachkommen Ferdinand's I., alsdann auch in dem (Ungarn durchaus fremden und nicht mit dem geringſten Scheinrecht ausgerüſteten) älteren ſpaniſchen Zweige Carl's V. Erſt nach dem Ausſterben beider Linien würde das alte Wahlrecht der Nation wieder aufleben.“ — „Bald ſtand zu Wien der Entſchluß feſt, durch ein fortgeſetztes Syſtem des Schreckens jeden Widerſpruch nieder zu ſchlagen. Ungarn wimmelte bald von Angebern, und freudig erbot ſich auch ein Henker- und Folterknecht in dem Neapelitaner Caraffa, dem commandirenden General in Oberungarn; eine Menge Jeſuiten wurden dieſem beigegeben. Eine Verſchwörung wurde künſtlich erzeugt, um die Freunde Tököly's in's Verderben zu bringen. Caraffa, dem, wie er ſelbſt ſagte, „Ungarns Reichsverfaſſung, Gerichtsordnung und Geſetz eben ſo viel werth ſeien, als ein faules Ei!“ — drängte zum Abſchluß; bald hatte er ein durchaus geſetzwidriges Blutgericht conſtituirt, größtentheils aus Katholiken und — Convertiten gegen Proteſtanten, aus Leuten, die der ungariſchen Rechte und Verhältniſſe unkundig waren, und aus den zwei Hauptdenunzianten. Die unerhörteſten Foltern wurden als rechtliche Beweiſe angewandt, um die Opfer der Privatrache zu züchtigen. Wir unterlaſſen es, hier die Scheußlichkeiten der gräßlichen Schlachtbank aufzuzählen, deren empörendſte die Perfidie war. Caraffa erntete zum Lohn — das goldne Vließ, den Abſcheu aller Redlichen und — einen ekelhaften Tod in der Verzweiflung eines Iſchariotḥ, gerade im ſechſten Jahre nach der Eröffnung der Schlachtbank von Eperies.

Von Volksliedern bringt das diesjährige Taſchenbuch: „Ein newes liede von zweyen Feltſchlachten, ſo Hertzog Heinrich der Junger zu Brunſchwig und Luneburgk mit Hulff des Churfürſten zu Sachſen Hertzog Moritzen pp. hochlobl. gedechtniſſe, Marggrafen Albrechten von Brandenburg vor Seuershauſen eyne, die andere vor Stettenburg abgewunnen im Jare 1553,

„Wer ſtreiten und wil ſtürmen
Der ziehe den Furſten von Brunſchwigk zu,
Denn ſie fechten allezeit mit ehren,
Sie haben beſtritten Erd, Landt und Leude
Dazu vhil manchen Herren
Ja Herren u. ſ. w.“

und das „Vaterunſer der Kölniſchen Bauern im Schreckensjahre 1704:“

„Wo nur der Franzmann kehret ein,
So grüßt er uns mit falſchem Schein: ꝛc.“

Sehr intereſſante Details werden geboten zur Geſchichte „der Türkeneinbrüche in Öſterreich,“ an welche ſich ſehr viele zum Theil noch heute im Munde des Volkes lebende Sagen knüpfen, wie z. B. das Wunder am Sonntagsberg, die von Merkenſtein (S. 35), die von Hitzing (hüts eng, hütet euch) u. ſ. w.

In die Rubrik: Sitten und Gebräuche, Luxus und Feſte, Handel und Charakterzüge der Vorzeit, ſind 20 verſchiedene kleine Artikel einrangirt, unter denen die Beſchreibung der Fahrt der Zollern (der Markgrafen Johann und Albrecht) von Nürnberg aus zum heiligen Grabe (1431), als höchſt intereſſant beſonders hervorzuheben iſt, und demnächſt die Schlacht der Mägde bei Hörter (1554), ferner die alljährlichen Rebellionsabbitten der Bauern der Herrſchaft St. Peter in der Au in Unteröſtreich, ſo wie der Bericht der Anna Wolfing von Schwabach, über den ſchwediſchen Feldzug im Hochſommer 1632, endlich die reiche Auswahl ungariſcher Sittenzüge (Ungarica).

Die Geſchichte des öſterreichiſchen Städteweſens iſt durch eine Reihe von Urkunden (die Stadt Wels in Öſterreich betreffend) bereichert.

Aus Anlaß von Tyroler Grabſchriften und Denkmalen wird unter andern auch ein intereſſanter Bericht über die Callianerſchlacht (10. Aug. 1487, gegen die Venetianer) mitgetheilt.

Die Rubrik: Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder enthält diesmal 22 Nummern, worunter zwei mähriſche und mehrere bereits durch die Gebrüder Grimm mitgetheilte.

Romanzen und hiſtoriſch-epiſche Dichtungen lieferten: Joh. N. Vogl (die Sage vom Unterberg bei Salzburg und die vom Wiener Stephansdom), C. W. Vogt (Conrad von Schwaben) und Eduard Duller (die Fortſetzung ſeines Cyclus über Hohenſchwangen, diesmal: Herzog Luitpold und den Cyclus Heinrich's des Löwen).

Der Herausgeber beleuchtet in einem Aufſatz: Gemiſch-Geſchmack, mehrere indirekte Angriffe, und beſchließt endlich ſein diesjähriges Taſchenbuch mit der Fortſetzung des Direktoriums über die vorzüglichſten von ihm entdeckten und herausgegebenen Urkunden und Quellen (1130—1202).

Feuilleton.

⁂ Neumann's Lehrſaal des Mittelreiches. — Das am Anfange der Geſchichte und am Ende der neuen Welt liegende China wird uns bald kein unbekanntes Land mehr ſein. Während das reichhaltige Werk von Davies in's Franzöſiſche überſetzt wird, hat der verdiente Orientaliſt C. Fr. Neumann den „Lehrſaal des Mittelreiches“ aus dem Chineſiſchen ſelbſt überſetzt und mit Erläuterungen bei Barth in Leipzig erſcheinen laſſen. Dieſes Werk enthält „die Enzyklopädie der chineſiſchen Jugend und das Buch des ewigen Geiſtes und der ewigen Materie.“ Dieſe Enzyklopädie iſt das erſte Schulbuch; das andere Buch ſtellt die metaphyſiſchen Anſichten der zweiten Hauptreligion des chineſ. Volkes dar, nämlich der Religion der Pao-ſſe, oder ſogenannten Anhänger der Vernunft. — Dieſem Werke wird nächſtens der Tſu-tſchu folgen, die älteſte Chronik der chineſ. Literatur.

⁂ Dampfſchiffahrt im Orient. — Den (franzöſiſchen) Journalen zufolge, die zu Conſtantinopel und Smyrna erſcheinen, wird jetzt auf Befehl des Sultans eine Dampfſchiffahrt organiſirt für das ſchwarze Meer, den Bosphorus und das mittelländiſche Meer. Jetzt ſchon verſehen zwei Dampfbote regelmäßig den Dienſt zwiſchen Conſtantinopel und Smyrna, während noch ein engl. Dampfboot, der Crescent, von Conſtantinopel nach Trebiſonde, dem großen Stapelplatz des perſiſchen Handels, fährt. Indeſſen bereiſ't Colonel Chesney den Euphrat, um zu unterſuchen, ob ſich eine Dampfſchiffahrt dort einrichten laſſe; und die India Gazette berichtet, daß ein Herr Waghorn eine Anſtalt zu Suez und zu Alexandrien begründen will, um die Verbindung zwiſchen Europa und Oſtindien zu activiren, wozu Vieles die Eiſenbahn beitragen werde, welche bereits zwiſchen Cairo und Suez auf Koſten Mehemet Ali's unter Leitung des engl. Genieoffiziers Galloway-Bey begonnen ſei.

⁂ Großbritanniſche Handelsſchiffahrt. — Großbritannien hat jetzt

	Kauffartheiſchiffe.	Tonnen.		Bemannt.	
in England ſelbſt:	24,280	2,555,685	mit	166,563	Leuten.
In den Kolonien:	3,579	214,878	„	15,080	—
Im Ganzen:	27,859	2,770,563	„	181,643	—

⁂ Pariſer Beleuchtung. — Am 1. Januar d. J. hatte Paris 5339 Laternen mit 12,643 Lichtern. Für jedes derſelben werden für jede Stunde 1[illegible] Centimes gezahlt, wonach die Beleuchtung jährlich an 700,000 Franken zu ſtehen kömmt. — Man ſagt, dieſe ſchlechte Beleuchtung ſoll durch Gaslichter erſetzt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 280. 1836.

Phönix.

Freitag, 25. November.

Narragoniſche Schildereien.

Von G. M. H. Fiſcher.

III. Anxius.

Durch die Sprache und durch den Meißel iſt ſchon dem liebenswürdigen Alter gehuldigt worden, in welchem der Knabe zum Jüngling und das Mädchen zur Jungfrau wird. Dreierlei bildet das Weſen dieſes Alters: die Schönheit, die ſich ſelbſt noch nicht kennt, die Kraft, die ſich ihrer kaum erſt bewußt wird, und die Schüchternheit, welche ohne Angriffe Siege erringt. Im Olymp waren Ganymed und Hebe die Repräſentanten dieſer Periode, welche ſelbſt Götter als die göttlichſte erkannten. Antinous, der Liebling Hadrian's, vertritt ſie im hohen Rathe der antiken Bildſaulen. Mehr oder minder huldigten ihr die neueren Dichter. J. B. Platen.

Es bleibt ewig bedauernswerth, daß Platen nur einem hübſchen, wahrſcheinlich albernen, römiſchen Knaben ſeine huldigenden Sonette zuwandte. Hätte er den trefflichen Bürger Narragonien's Anxius gekannt, ſo würde ihm möglich geweſen ſein, bei demſelben Gegenſtande zu verbleiben und nur mit der Perſon eine für die Trefflichkeit ſeines Kunſtwerkes ſelbſt ſehr bedeutungsvolle Veränderung vorzunehmen. Dieſer Anxius — doch er iſt es werth, daß ich ſeinetwegen einen neuen Abſatz beginne!

Anxius war aus edler Familie entſproſſen. Er hatte ſchon längſt ſeine Knaben- und Jünglings- und ſelbſt ſeine Mannesjahre zurückgelegt, und konnte alſo in ſo ferne nicht wohl mehr neben Hebe, Ganymed und Antinous rangirt werden. Eben ſo war es höchſt unwahrſcheinlich, daß er jemals, ſelbſt nicht in der bezeichneten Lebensperiode, ſchön geweſen. Vielmehr erzählten alte Leute, ſeine Schulgenoſſen, er habe ſchon im dreizehnten Jahre, in Folge einer Krankheit, alle Haare verloren, ſo daß er ſeit jener Zeit eine Perücke tragen mußte; deßgleichen war er verwachſen, hatte nur ein Auge, dagegen ſehr viel Naſe, und von ſeinem Munde behaupteten Spötter, daß er ſich zu des Anxius Ohrläppchen verhielte, wie der erſte Meridian zu den beiden Polen.

Zu jenem Mangel der Schönheit hatte ſich bei Anxius wohl in allen Zeiten ſeines Lebens auch der Mangel an Kraft, keimender oder bereits vorhandener, geſellt. Denn Anxius — das gaben ſelbſt ſeine Freunde zu — war von jeher ein ſehr unkraftiges Männchen. Es blieb alſo nur das dritte Glied jener Trias der Liebenswürdigkeit fur ihn möglicher Weiſe übrig. Namlich die Schuchternheit, welche ohne Angriffe Siege erringt. Dieſe hatte aber auch Anxius im hohen Grade. Man konnte ſagen, daß er ſie dreifach habe, und ſo erſetzte ſie vollſtändig in ihrem vermehrten Vorhandenſein die zwei andern mangelnden Glieder.

Anxius hatte ſich ſchon als Knabe durch eine herzgewinnende Schüchternheit ausgezeichnet. Wenn ein Nachbar ſeine Eltern beſuchte, verſteckte er ſich im Alkoven; wenn ihn einer ſeiner Mitſchüler etwas ſtarr anſah, bekam er Nervenzufalle, und ein halbwüchſiger Metzgershund, der ihn, als er einſtmals mit ſeiner Mutter ſpazieren ging, etwas ungebärdig angebellt hatte, ſetzte hierdurch ſelbſt des kleinen Anxius Leben in Gefahr. Es konnte nicht anders kommen, als daß dieſe treffliche Eigenthümlichkeit des Anxius'ſchen Weſens und Seins ihm die allgemeinſte Liebe in Narragonien errangen. Wirklich dachte man auch ziemlich bald daran, dem jungen Manne einen ſeiner Eigenthümlichkeit angemeſſenen Wirkungskreis zu verſchaffen. Eine Fähnrichsſtelle im erſten narragoniſchen Jägerregimente war vacant. Wo war Schüchternheit, welche ohne Angriffe Siege erringt, mehr an ihrem Platze? Denn Siege wollten nun die Narragonier gar gerne erringen. Sie waren, ungeachtet ihres ſonſt ſehr friedfertigen Naturels, dazu gezwungen, weil ein benachbarter Volksſtamm ihnen ſo eben den Krieg erklärt hatte. Und keine wohlfeileren, keine angenehmeren Siege gibt es doch, als ſolche, wobei kein Angriff nöthig war. Der junge Anxius zeichnete ſich ſehr aus. Beſonders war er der Abgott ſeiner Untergebenen. Da er gleich Jakob I. von Großbritannien kein entblößtes Schwert ſehen konnte, ohne zu zittern, ſo erlaubte er ſeiner Compagnie — Anxius war nämlich ſeiner bewieſenen ausgezeichneten Schüchternheit wegen ſehr ſchnell zum Hauptmann avancirt — wenn ſie auf die Wache zog, oder bei kleinen Manoeuvern, ihre Waffen zu Hauſe zu laſſen, wogegen er, durch die von ihm ſelbſt erfundene und höchſt glücklich angewandte Fiction einer ſogenannten unſichtbaren oder Luftwaffe, ſie doch in Allem unterrichtete, was für Schutz und Trutz des theueren Vaterlandes Narragonien heilſam ſein konnte.

Leider veranlaßte eine heftige Krankheit den edlen Anxius, noch vor dem Ausbruche des Krieges mit dem feindlich geſinnten Nachbarſtamme, ſeinen Abſchied nehmen zu müſſen. Er erhielt ihn mit einem eigenhändigen Dankſchreiben des oberſten narragoniſchen Tribuns und mit eigens für ihn erfundenen Ehrenzeichen.

Anxius ging nun in's Civilfach über. Seine treffliche Gabe der Schüchternheit hatte auch hier für die von ihm beſorgten Geſchäfte die trefflichſten Folgen. Was ihm ein Oberer befahl, that er ohne Murren, wenn es auch gegen ſeine Überzeugung anſtieß, und um was ihn ein Untergebener bat, that er ebenfalls, wenn nur dieſer die Vorſicht bei'm Kundgeben ſeines Wunſches beobachtete, mit dem Fuße etwas ſtark aufzutreten oder mit dem Zahnſtocher zu ſpielen. Denn heftiger Lärm und ſpitzige Inſtrumente ſetzten des Anxius Seele in ſo ſchüchterne, man möchte faſt ſagen, ängſtliche Bewegung, als die applicirte Volta'ſche Säule die Schenkelmuskeln eines todten Froſches.

Leider war indeſſen auch im Civilfache die menſchenfreundliche Wirkſamkeit des Anxius nicht von langer Dauer. Ernſt Wagner erzählt von einem Autor, der ein von ihm verfaßtes Buch einem Herrn von Miſtfink mit dem Zuſatze: S. V. dedicirt hatte. Anxius war jener Autor nicht, denn Anxius war viel zu edel-ſchüchtern, um mit Kritikern anzubinden, und Kritikerow, der damals noch lebte, konnte ſelbſt einem weniger Schüchternen genug Angſt einflößen. Aber Anxius hatte ſeiner Dienſtſtellung nach jenen kurioſen Zuſatz: S. V. nicht geſtatten ſollen. Auch war dieſer weniger von ihm geſtattet, als überſehen worden, und Jedermann entſchuldigte den Anxius, während der Autor mit ſeiner geſuchten Behauptung, das S. V. habe keineswegs salva venia, ſondern Seite V. heißen ſollen, (wo wirklich auch die Dedication an Herrn von Miſtfink abgedruckt war), die ſchärfſte Mißbilligung des ganzen narragoniſchen Publikums fand. Zwar war der edle Anxius, von dieſem unglücklichen Momente an, noch ſchüchterner in Bezug auf dieſe Amtsverrichtungen, als bisher. So zog er namentlich bei Sonetten jedesmal vor- und rückwärts die erſten Buchſtaben derſelben verſuchsweiſe in ein Wort zuſammen, und da es ſich einmal fand, daß ſo das Wort Ktplzſkpgrlz heraus kam — der Name des erſten Tribunen eines befreundeten Nachbarvolkes —, ſo bewies ſich dieſe Verfahrungsweiſe um ſo praktiſch-wichtiger, als in jenem Sonette, der Dichter ſeiner Geliebten Vorwürfe wegen ihrer Hartherzigkeit gemacht hatte. Denn jener Tribun Ktplzſkpgrlz ſtand wirklich im Rufe der Hartherzigkeit, und da ſein Volk ſehr kriegeriſcher Natur war, ſo hätte leicht eben ſo gut — ohne jenes ſinnvolle Abzählen — ein Krieg aus einem verwegen ausgedachten Sonette entſtehen können, als, unter Königin Anna die Abdankung Marlborough's und ein unglücklicher Feldzug aus ein paar ſeidenen Handſchuhen.

Indeſſen wurmte doch jene erſt erwähnte Begebenheit mit dem S. V. in Anxius edelſchüchterner Seele nach, und ſelbſt die im erwähnten Sonette glücklich aufgedeckte Buchſtaben-Connexität konnte ihn nur darauf aufmerkſam machen, wie er auf einem Lavaboden wandle.

Anxius dankte ab und lebte von da an unabhängig ſeinen Blumen, die ihn nicht erſchreckten, und der Anlage einer Mineralſammlung, in welcher aber kein Stein ſo groß ſein durfte, daß, wäre er auf des Anxius Fuß gefallen, auch nur das kleinſte blaue Mal hätte entſtehen können.

Nur ſelten empfing Anxius ſeine Freunde. Wenn es aber geſchah, drückte er ſich über ihre und über die Verhältniſſe ſeines Vaterlandes immer mit der edelherzigſten Schüchternheit aus. Er pflegte dann z. B. zu ſagen: „Es dürfte der Fall vielleicht ſein, daß Sie heute etwas übel ausſehen;“ oder: „Unſer Vaterland, wenn, und inſofern, was ich aber gar nicht bezweifle, ſein gegenwärtiger Tribun etwaige Klippen im Strome der Zufälligkeiten vermeiden möchte, wird ſtets groß und glücklich ſein.“ Alle ſeine Äußerungen waren mit: Wenn, vorausgeſetzt, nisi fallor (Anxius verſtand auch Latein), unmaßgeblich, unzielſetzlich, mit Erlaubniß, wenn ich wagen darf, wenn Sie erlauben u. ſ. w., durchflochten, und da er einmal nicht ausweichen konnte, einen höchſt unverſchämten Bettler „zudringlich“ zu nennen, ſagte er: „Wir ſcheinen zudringlich.“ —

Der Hauptmann Don Joſé Buſtamante.

(Fortſetzung).

Im hohen Herbſt, im rauhen Bergland, war das Blümlein Liebe duftig und farbenprächtig aus den Herzen der beiden Flüchtlinge aufgeſchoſſen. Zwar ſprach Don Joſé das Engliſche nur wenig, und Lady Eliſe noch weniger das Spaniſche; aber das Menſchliche ſprachen Beider Augen ſchön und fließend. Selbſt wenn der Spanier das Engliſche ſo ſchnell geredet hätte, wie ein Agitator, oder noch ſchneller wie ein Londoner Auctionator, würde er keine Worte gefunden haben, um der Geliebten ſeine Liebe zu entdecken. Dem Flüchtlinge durch zwei Welten, dem Manne, der nirgends heimiſch war, wenn nicht auf Schlachtfeldern und Landſtraßen, gebrach es gänzlich an einem Muth, den der parfümirte Bewohner der Salons bis zum Heroismus beſitzt. So zaghaft war jener, daß er glaubte, ſeine zweite Liebe werde ſo unglücklich enden, wie die erſte, in der er warb um die Freiheit. — Wenn die beiden Menſchen am Meere von einander ſcheiden, jedes in tiefer Bruſt den Pfeil der Schmerzen und Wonnen, und doch ohne Zeichen oder Laut der Liebe — nun ſo iſt's nicht das erſte Paar, das ſtumm im Herzen verblutet.

Die Sonne des ſechſten Reiſetages war untergegangen, und der Himmel roth erglüht, in der Erinnerung an die verlorne Geliebte; in ihrem Anblicke hatte er kalt und farblos dageſtanden, wie ein ſtummer Menſch vor allzuheißer Liebe.

Die Flüchtlinge lenkten ihre Saumthiere zu einem kleinen Waldhäuschen, in welchem ſie Nachtherberge zu finden hofften, die letzte in Spanien; denn zehn Minuten weiter, rollte das Meer ſeine Donner an die Wurzel der Felſen.

„Tage der Entbehrungen und Drangſale nennt Ihr dieſe? — Es ſind die glücklichſten aus den vielen, die ich überſtanden.“

Mit ſo kühnem Liebeswort wandte Buſtamante ſich — nicht an die Lady, ſondern ſo leiſe an den Steuermann, daß ſie keine Sylbe verſtand. Der Seefahrer auch nicht; er warf fragende Blicke auf den Spanier, und da er denſelben erglühen ſah, nahm er an, dieſer habe etwa zu viel Wein getrunken.

Man unterhandelte mit dem häßlichen Wirth um die Herberge. Er verweigerte ſie, und ließ etwas von verdächtigen Menſchen fallen, die bei'm Pater Paſtor zur Beichte gebracht werden müßten, von der Gefahr, der er ſich ausſetze, wenn er vielleicht Feinden des Königs ſein Haus öffne, von ſeiner Armuth und vielen Kindern; er fragte, was er im glücklichſten Fall davon hätte?

Don Joſé erwiederte ihm: „Dies glatte Maulthier.“

„Well!“ ſagte James, „gebt ihm das Thier! Ihr könnt ja im Nothfall mit der Lady auf einem ſitzen, und es hat doch nicht mehr zu tragen, als das Meinige.“

Der Mann wollte Geld. Mit ſolchem konnten die Flüchtlinge nicht aufwarten; denn ſchon am Morgen war die Reiſekaſſe geſprengt worden, und die Männer hatten zu Mittag im Walde ein Schaaf abgethan und geröſtet, weil das keine Rechnung ſchreibe, wenn ſie ſich vom Seinigen ſatt gegeſſen.

Der Waldbewohner ließ ſich endlich erbitten, daß er einen Flügel des Hauſes, d. h. die erbärmliche Kammer links vom Eingang an die Reiſenden abtrat. Dieſe richteten ſich nach dem maßigſten Abendmahl ungeſäumt zum Schlafen ein; ſie hatten einen langen Marſch gemacht. Während die Lady im Kammerlein zur Ruhe ging, lagerten ihre zwei Beſchützer mit Dolch und Piſtolen draußen neben der Schwelle. Der dritte — Admiral — bewachte ſeine ſchöne Herrin drinnen; ihm war vergönnt, ſich zu den Füßen ihres Lagers auszuſtrecken.

Bald waren die Lichter der Waldhütte ausgelöſcht, und ſogleich ſchlürfte der Seemann in langen ſchnarchenden Zügen einen erquickenden Schlaf. Aber der Spanier fand keine Ruhe; die Flamme in ſeiner Bruſt verſcheuchte den dunklen Nachtgott. Auch die Pläne hielten ihn wach, wie morgen die ſtreifenden Patrouillen am Strande zu täuſchen, oder zu beſtechen wären. Für den ſchlimmſten Fall trug er einen Pfandbrief von 3000 Realen auf ſeinen Schultern; karliſtiſcher Seits war — eine beſondere Auszeichnung — ſein Kopf ſo hoch abgeſchätzt worden. Ihn erquickte der Gedanke, daß er mit dieſem zehnten Theil ſeines unbedeutenden Selbſt vielleicht die Rettung der ganzen Lady erkaufen könne. Aber nicht minder als die Furcht, daß das Entkommen ſeiner Schützlingin gefährdet ſei, quälte ihn die Sorge, daß ſie ihm morgen entnommen ſei. Wenn er ehrlich ſein wollte, mußte er bekennen, daß er noch über Nacht ein rechtes Abenteuer wünſchte, in dem er der Engländerin ſeine Liebe bethätigen könne, da er's nicht vermochte, ſie ihr zu ſagen. — Unter dieſen Gedanken war Mitternacht herauf gekommen, und der Mond über die Berge geſtiegen.

Er ſteckte ſein gelbes Geſicht in das Fenſter der Kammer, in welcher die Engländerin, um zu ſchlafen, auf dem Moosbette lag. Die harte Armuth des Lagers hielt den Schlaf nicht fern; aber das gute theilnehmende Herz des Madchens that es, das darauf ſann, wie es die Treue des Spaniers belohnen könnte. Er blieb arm und unglücklich zurück im Lande der Gefahren; fur die kleine Habe, die er zu ihrer Rettung aufgewendet, hätte ſie ihm gerne ihr reiches Erbe gegeben, wenn warme Hingebung mit kaltem Golde zu bezahlen wäre. Außerdem war dieſe Belohnung nicht räthlich, weil das Erbtheil nicht zur Hand war. Am liebſten — im einſamen Nachtkämmerlein durfte ſie das leiſe denken — ſchenkte ſie dem liebſten Manne ſich ſelber, wenn ſie nur wüßte, daß ihm das Angebinde willkommen ſei. — Die Ermüdung lag ſchwer auf ihren Gliedern; ſie ſank in jenen unerquicklichen Traumzuſtand, der ſich aus den Schwingungen überreizter Nerven geſtaltet. Träumend ſah ſie alle Gegenſtande um ſich her, und mehr als da waren; raſche Wolkenſchatten ſegelten an ihnen vorüber, auch die entblätterte Kaſtanie vor dem Hauſe klopfte mit dürren Fingern an das Fenſter — daran ſchlichen Menſchengeſtalten, welche ſie ſehr erſchreckt hätten, wenn ſie nicht gewußt, daß es die Gebilde ihrer wachen Träume ſeien.

Zur ſelbigen Zeit hörte Buſtamante ziſchelndes Flüſtern von Menſchenſtimmen. Er argwöhnte, daß es ſein Wirth ſei, der mit den Seinigen Schlimmes beſpreche. Drum erhob er ſich geräuſchlos und ſchaute durch die kleine runde Öffnung der Thüre, die, wie gewöhnlich in dieſen Gegenden, mit einer beweglichen hölzernen Scheibe bedeckt war. Das Zimmer hatte an den zwei Wanden Fenſter, durch welche der Mond es genugſam erleuchtete. Nur liegende Geſtalten, ausgeſtreckt in den Formen des Schlafes bedeckten den Boden, und es war nichts zu hören, als langſame Athemzüge. Buſtamante legte ſich beruhigt wieder an die Schwelle der Kammer, in welcher ſein Leben ruhte. — Der Wald war es wohl geweſen, deſſen Bäume im Herbſtwinde rauſchten.

(Schluß folgt).

Die Aſſociationen in England und Schottland.

Unſtreitig iſt Großbritannien unter allen Staaten, die Vereinten von Nordamerika nicht ausgeſchloſſen, derjenige, in welchem der individuellen Freiheit der weiteſte Spielraum geſichert ward. Es iſt daher auch vom höchſten Intereſſe zu beobachten, auf welche Weiſe dieſe Freiheit benutzt wird. Die Vereinigung zu Geſellſchaften der mannigfaltigſten Art iſt in dieſer Beziehung die wichtigſte und beachtenswertheſte Erſcheinung. Wir erlauben uns deshalb aus den Bemerkungen über die Aſſociationen in England, welche ein Londoner Correſpondent der allgem. Zeitung kürzlich in der auß. Beil. v. 17. u. 19. d. M. mitgetheilt, das Erheblichſte hier zuſammen zu ſtellen.

Im Allgemeinen iſt der Aſſociationsgeiſt noch immer im Wachſen, und die Zunahme der verſchiedenartigen gelehrten Geſellſchaften und ihrer Thätigkeiten allgemein erfreulich; doch reduziren in manchen Fällen die effektiven Mitglieder ſich auf weniger als ein Dutzend; die übrigen Hunderte beſchränken ſich faſt auf Entrichtung ihres jährlichen Beitrages von einigen Pfunden, ſtolz darauf, ihren Namen die Anfangsbuchſtaben der Titel der Geſellſchaften nachſetzen zu dürfen.

Von den religiöſen Vereinen, zu denen die Bibelgeſellſchaften, die Societät „zur Verbreitung chriſtlicher Erkenntniß,“ und die ſogenannten inländiſchen Miſſionsgeſellſchaften zu rechnen, dienen namentlich die beiden letzteren durch ihre oft ſehr fanatiſchen Umtriebe gegen die Katholiken zu nichts weniger, als zur Beförderung des inneren Friedens. Die ſehr zahlreichen und mannigfachen, eigentlich wohlthätigen Geſellſchaften hingegen verdienen nicht blos geduldet, ſondern auch geachtet und gefördert zu werden. Sie finden ſich hier häufiger, als in irgend einem anderen Lande, und übernehmen in vielen Beziehungen die Leiſtungen, denen früher ſich die Klöſter unterzogen. So gibt es z. B. über ganz England Privatvereine, von denen ſg. Dispensarien (Krankenhäuſer) unterhalten, Aerzte beſoldet und für Heilung und Pflege armer Kranker geſorgt wird. Andere ſtiften und erhalten Anſtalten für Taubſtumme, unbemittelte Blinde und ähnliche Unglückliche. Wieder andere bezwecken Verminderung der Laſter und eröffnen namentlich Aſyle für reuige Hetären.

„Alle dieſe Vereine,“ bemerkt der Berichterſtatter, „haben ihre Mitglieder beinahe ausſchließlich unter den höhern und mittlern Ständen.“

Unter den arbeitenden Klaſſen aber gibt es ſehr viele Geſellſchaften, deren Mitglieder ſich wechſelſeitig mittelſt wöchentlicher Beiträge und nach Maßgabe derſelbe gegen mancherlei Nothfälle ſichern.

Am meiſten haben ſich in den letzten zehn Jahren die Compagnien vermehrt, welche nach und nach faſt für alle möglichen Art commerzieller und induſtrieller Unternehmungen ſich gebildet. Gegenwärtig wird faſt keine Spekulation von einigem Belang anders als auf Aktien betrieben. Auf Aktien werden Eiſenbahnen angelegt, Kanäle gegraben, Brücken, Häuſer, Kirchen gebaut, Städte mit Gaslicht, Trinkwaſſer — und Kloaken verſehen; Muſéen, ſelbſt Univerſitäten (London) angelegt, Häuſer und Mobilien, Geld und Leben verſichert! Auf Aktien ſteigt Green's Ballon in die Luft, ſegelt und dampft man über alle Meere, und faſt alle Lebensnahrung und Nothdurft wird irgendwie durch dieſelbe vermittelt. Die Totalſumme der hierfür aufgewendeten Nationalbeiträge überſteigt wahrſcheinlich die Maſſe alles in Europa vorhandenen geprägten Geldes. Eben damit iſt aber auch dem Schwindelgeiſte Thor und Thüre geöffnet. Dennoch ſind die Vortheile, die für England aus den Aktienverbindungen erwachſen, überwiegend; namentlich wird ein bedeutender Theil faſt aller Stände für Erhaltung der Ruhe und Ordnung intereſſirt, und hiermit die Gefährlichkeit mancher politiſcher Aſſociationen um Vieles vermindert.

Von dieſen letzteren ſind die ſogenannten conſervativen, im Ganzen genommen, die unbedeutendſten, „ſeitdem ſie mehr um Namen und Perſonen, als um Sachen und Prinzipien ſtreiten, und ſich in ſtetem Widerſpruch mit ſich ſelbſt und ihren Grundſätzen befinden. Die conſequenten Conſervativen fangen an, ſelten zu werden, und machen den expedienten Platz.“ Wohl gibt es noch conſervative Handwerker, und meiſtens gehören dieſelben zu der ehrenfeſteſten Klaſſe. „Aber eben ſo gewiß iſt es auch, daß die große Mehrzahl der eigentlichen arbeitenden Klaſſe dem Radikalismus verfallen iſt,“ wogegen die Tories ihre Stärke noch bei den Ackerbauern, und beſonders in den höheren Regionen finden. Eigentliche Whigvereine ſind unter den niedern Klaſſen ſelten. Am thätigſten in Errichtung politiſcher Aſſociationen ſind jedenfalls die Radikalen geweſen, und als ſie eine Zeitlang mit den Whigs verbrüdert, haben ſie demnächſt zahlreiche Rekruten aus dem Whiglager mitgenommen. Abgeſehen von Irland, ſind es beſonders die größeren Städte Englands und Schottlands, in denen ſich eine Menge von radikalen und halbradikalen Verbindungen zu verſchiedenartigen politiſchen Endzwecken gebildet hat.“ Dieſe liefern denn auch den reichlichſten Beitrag, wenn nicht an Geld, ſo doch an Mitgliedern, zu den Committeen „für Unterſtützung fremder Flüchtlinge,“ und es gibt ſolcher Committée's in London gerade ſo viel, als verunglückte Revolutionen in Europa. Es genügt, im Namen der Freiheit conſpirirt oder complottirt zu haben, um die Theilnahme dieſer Ausſchüſſe anſprechen zu dürfen. —

Zuletzt iſt noch einer Klaſſe von Aſſociationen zu erwähnen, die zwar völlig geſetzwidrig ſind, aber bereits „großen Einfluß auf die induſtriellen Verhältniſſe an ſich geriſſen haben.“ Es ſind dies die ſogenannten Arbeitervereine, die ſich bei ſämmtlichen Induſtrie-Unternehmungen organiſirt haben, um den Meiſtern, Fabrikanten, Minenbeſitzern ꝛc. Geſetze vorzuſchreiben, und jeden nicht zu ihnen gehörigen Arbeiter zu hindern, auf Bedingungen einzugehen, die nicht von ihnen gutgeheißen ſind.“ Sie nennen ſich Unioniſten, und „bilden überall die Mehrzahl. Alle Mitglieder haben wöchentlich Steuer zu entrichten, deren Ertrag in einer Bank oder Sparkaſſe niedergelegt wird, um im Falle eines Streites mit den Meiſtern dieſen beharrlichen und nachdrücklichen Widerſtand leiſten zu können.“

„Auf ähnliche Weiſe verſehen ſich auch die Fiaker und Andere, die in ihrem Gewerbe häufig gegen die Geſetze verſtoßen, mit Fonds, um furchtlos ſündigen zu können, und bilden ſo den Uebergang zu den Bettler- und Diebs-Aſſociationen, die namentlich in London eben ſo geheime Republiken gebildet, wie die Steinkohlenarbeiter, die den blühenden Boden Englands unterwühlen, große unterirdiſche Städte ergraben und bevölkern.

So hat uns der Berichterſtatter

„Mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle“

geführet, und wir müſſen es nun dem Scharfſinn unſerer Leſer überlaſſen, den Weg zu erſpähen, der aus der Unterwelt wieder empor führt zur licht- und lebenſpendenden Sonne, aus dem Reiche der Finſterniß, in welchem ſich Verbrecher verbünden, zu dem Reiche der Wahrheit und Liebe, welches die wiſſenſchaftlichen und wohlthätigen Vereine zu begründen und auszubreiten ſtreben. —

Notizen.

⁂ Die *Revue du XIX. siècle*, deren Mitarbeiter der Vicomte de Genoude, Herr Laurentie, der Vicomte Sulcan, der Chevalier Artaud u. m. a. ſind, ſoll mehr Abonnenten haben, als jede andere Revue. Beiträge zu derſelben liefern die Herren Grenier de Caſſagnac, Jules Janin, Roger de Beaufoir, Jules de St. Félix und Victor Hugo. Auch unter den Geiſtlichen ſoll dieſe von der Gazette de France empfohlene Zeitſchrift viele Leſer gefunden haben. —

⁂ Grabſchrift für Bernhard den Heiligen. — Ein franzöſiſches Tageblatt in einem Artikel über Clairvaux, wo der h. Bernhard am 20. Auguſt 1153, in Mitten von beinahe 700 Mönchen, geſtorben, theilt folgende Grabſchrift mit, die dem letzten katholiſchen Kirchenvater von Philipp de Bonne Eſpérance geſetzt wurde:

Clarae sunt valles, sed claris vallibus abbas
Clarior his clarum nomen in orbe dedit,
Clarus avis, clarus meritis et clarus honore,
Claruit ingenio, religione magis.
Mors est clara, cinis clarus, clarumque sepulcrum,
Clarior exultat spiritus ante Deum. —

№ 281. 1836.

Phönix.

Samſtag, 26. November.

Der Hauptmann Don Joſé Buſtamante.

(Schluß).

Schon glitten die Wellen des Schlafes heran und netzten ſeine Glieder; er ſank in die Fluth der Lethe. Da weckte ihn ein Ton grimmiger verbiſſener Wuth. Wär' er im Kämmerlein geweſen, ſo hätte er geſehen, wie Admiral aufſprang in die Mitte des Zimmers, allda feſtwurzelte, und mit niedergebogenem und anſchwellendem Halſe, mit vorgerecktem Kopf aus grün leuchtenden Augen zum Fenſter ſtarrte. Er hätte geſehen, wie die ſchwarzen und langen Maulwampen der Dogge ſich aufſchürzten, um den weißen Fangzähnen Raum zu geben. Er hätte geſehen, wie Eliſens Geſtalt ſich auf dem Lager aufrichtete, und wie ihr Auge und das Piſtol in ihrer Hand auf denſelben Gegenſtand zielte, auf welchen die Dogge grüne Baſiliskenblicke ſchoß.

„Aufgewacht! du altes Kriegsſchiff!“ rief Buſtamante dem Seefahrer zu. „Aufgewacht!“ donnerte in der Kammer die Stimme eines Feuergewehrs. Der Fall eines ſchweren Körpers dröhnte dumpf durch's Haus. — Buſtamante riß an der Thüre, die ſo verhangnißvolle Dinge von ihm ſchied; aber ſie war feſt verſchloſſen; er ſprang wie ein Raſender zur Hausthüre; aber ſie wich den Anſtrengungen ſeiner Glieder um keine Linie.

Grabesſtille lag wieder auf der einſamen Waldhütte. Horch! jetzt ein Geräuſch, als ob ein menſchlicher Körper über den Eſtrich geſchleppt würde. — Keines aus der Familie des Hauſes ſchien erwacht zu ſein, ſelbſt die Kinder nicht; oder waren dergleichen nächtliche Störungen nichts Seltenes in einer Höhle des Mordes?

Der Spanier warf ſeine Blicke mit dem Ausdruck namenloſer Angſt umher, ſuchend nach einem Werkzeuge zum gewaltſamen Aufbrechen der Kammer. Durch das zerlöcherte Dach ſchickte der Mond nur ein ſparliches Licht in die Hausflur; doch reichte es hin, um den Spanier zu überzeugen, daß kein Geräth zur Hand ſei, welches ſeinem Vorhaben entſpreche. Alles, was er innerhalb der vier ſchwarzen nackten Wände erblickte, war die koloſſale Geſtalt des Seefahrers, der ſo eben erweckt, ſich die Augen, wie Sehegläſer putzte, um zu ſchauen, was Ungewöhnliches vorgehe. Derſelbe hatte noch nicht Zeit gehabt, ſich zu entſinnen, wo er ſich befand; er glaubte ſich am Bord ſeines Schiffes. Denn es waren ſeit dem Schuß im Zimmer bis jetzt erſt wenige Sekunden verſtrichen — ſo langſam hinkt die Erzählung hinter haſtigen Begebenheiten. — Jetzt unterbrach ein Achzen aus der Kammer die Stille; den bangen Ton eines Sterbenden begleitete ein anderer, der klang wie die Befriedigung halbſatten Todhaſſes. In Verzweiflung ſtürzte Buſtamante ſich auf den Steuermann, und mit der Kraftäußerung eines Stieres ſchleuderte er den Koloß wieder die Kammerthüre, daß ſie zertrümmert in's Innere des Zimmers fiel. Der Seefahrer polterte fluchend ihr nach zur Erde, und über beide ſetzte der Spanier mit der Behendigkeit eines Tiegers. Er ſenkte den gezückten Dolch in ſeiner Hand; ein raſcher Blick hatte ihm geſagt, daß ſchon Alles gethan ſei.

Auf dem Eſtrich lag ein langer Menſchenkörper, Admiral's lewenhaftes Gebiß war in die Gurgel deſſelben geſchnappt. Die ergrimmte Dogge hob wiederholt den Obertheil des bewältigten Körpers zu einer Höhe von mehren Fußen über die Erde, um ſodann den Schädel deſſelben wider den Fußboden zu ſtampfen. Bei'm Aufheben ſchlotterten die Arme des Körpers rückwärts, und bewieſen, daß ſie einem Leichnam angehörten.

Auf dem Geſims des offenen Fenſters ritt ein anderer Mann. Er war mit dem Kopf wider den Fenſterbalken geſunken, und verharrte in dieſer gezierten Stellung. War dem Menſchen bei ſeinem Eintritte durch's Fenſter plötzlich ein überraſchender Gedanke gekommen, welchem nachzuhängen er nicht unterlaſſen konnte? Oder hatten ihn Skrupel über ſein Vorhaben erfaßt, und prüfte er ſich jetzt recht ernſtlich, ob es mit ſeinem Gewiſſen ſtimme? Nein — die Piſtolenkugel der Engländerin hatte ihm die Bruſt und das Leben entzweigeſchoſſen, und was da auf dem Fenſter ritt, war bloß der Nachlaß des Hingeſchiedenen.

James befahl der Dogge, ihr Schlachtopfer fahren zu laſſen; allein das Thier, ſonſt ſo gehorſam, wie ein guter Ehemann, ließ nicht nach im kannibaliſchen Stampfen und Stemmen. Es hatte ſich feſt verbiſſen, und jetzt ſtieg mit jedem Augenblick ſeine Wuth, indem es glauben mochte, der tückiſche Leichnam halte ihm das Maul gefangen. Als der Steuermann mit dem Heft ſeines Schiffsmeſſers den Hund losgebrochen, warf dieſer ſchnuppernd die Naſe aufwärts, und ſchlich, langſam einen Fuß vor den andern ſetzend, zur dunkelſten Ecke des Zimmers. Das längliche Gemach hatte nur am einen Ende nach der Hausflur zu ein Fenſter; den entlegenern Theil konnte der Mond nur ſpärlich erhellen; in dieſem Augenblicke war auch das Licht verhangen durch eine dichte Wolke, und ſomit der Theil der Kammer, von dem wir reden, faſt in gänzliches Dunkel gehüllet. Ein Geräuſch, als ob ein Körper ſich dicht an die Wand dränge, wurde von dort gehört; und der Spanier glaubte in einer Höhe von fünf Fuß das Feuer zweier drohenden Augen zu ſehen. Er hetzte die Dogge auf den unheimlichen Gaſt. Ähnlich einem hölliſchen Geiſt, ſtand plötzlich die Geſtalt deſſelben im ſchwefelrothen Licht und Dampf. Er hatte ein Piſtol auf die Angreifer gefeuert. Während ein raſcher Tod ſeine Raubgenoſſen ereilte, und während der plumpe Seefahrer mit der Thür in's Haus fiel, hatte der Bandit ſich in die Ecke gedrückt, um hinter den Couliſſen des Dunkels den weitern Verlauf der Nachtſcene abzuwarten.

Admiral ſchleppte den bartigen Räuber in das hellere Licht der Bühne, und James haſpelte Tauwerk hervor, und ſchnürte es ihm mit einer Anſtrengung um Hände und Füße, als ob es gelte, ein Segel ſtraff zu ziehen. Dann knickte er ihn nieder in einen alten Lehnſtuhl aus Kaſtanienholz, in welchem die bejahrte Großmutter des Hauſes ihre letzten Jahre und Gebete zugebracht.

„Ich ſollte meinen, ich ſehe dich heute nicht zum erſtenmal?“ ſprach James in fragendem Ton zum Angefeſſelten. Der Räuber ſchwieg, und der Seemann beugte jetzt ſein Geſicht über den Reiter im Fenſter, die Züge des Todten durchforſchend.

„Ha!“ rief er aus, „du hier, ehrwürdiger Pater?“ Er erkannte im Leichnam den geweſenen Mönch, der ſchon früher verſucht hatte, ſich der Engländerin zu bemächtigen. Alſo nicht den politiſchen Flüchtlingen galt der nächtliche Anfall, auch nicht deren etwaigen Börſen, ſondern den Mädchenreizen. — Der Herr des Waldhauſes war ſchuldlos am Einbruch; er hatte noch jetzt keine Kunde vom Vorgefallenen, da er auswärts auf einer Geſchäftsreiſe ſich befand, als wirklicher geheimer Rath eines Collegiums zur Aufhebung des Unterſchiedes unter den Glücksgütern der Menſchen.

Don Joſé, der die Lady um ihre Befehle gebeten, ging jetzt mit James, die Thiere vorzuführen, da die Engländerin trotz aller Gegenvorſtellungen auf ſchleunigem Aufbruch beſtand. Sie ſagte, ſie habe ſtarke Kräfte, und die feſte Haltung, mit der ſie aus dem Hauſe trat, gab ihrer Verſicherung Glauben.

„Heiliger Gott!“ rief ſie, „was iſt mit Euch, Don Joſé? Ihr ſeht bleich, wie eine Federblume, und Eure Glieder zittern!“

„Nichts von Bedeutung,“ antwortete der Spanier. „Des Räubers Kugel ſtreifte nur leicht meinen Arm. Die Angſt um Euer Leben hat mich gebleicht, nicht das Bischen verlorenen Bluts.“

Während die Lady das Tuch von ihrem Halſe riß, und ihm die Wunde verband, ſchlich der Steuermann ergrimmt in's Haus.

„Halt!“ rief Buſtamante, der ſeine Abſicht errieth, „halt ein! du haſt nichts mit ihm zu rechten, und ich verbiete dir jede Gewaltthat an dem Elenden.“

Der Seefahrer ſchwur, er ſelber thue ihm nichts Leides; er überlaſſe es der Frau des Hauſes. Drinnen zerriß er einen Sonntagsputz derſelben, um das Haupt des Räubers damit zu ſchmücken; und hoffte mit Zuverſicht, daß die Megäre dem eitlen Böſewicht nun das andere Auge auskratzen werde.

* * *

Der Abend ſenkte ſich auf Wald und Meer. Auf felſigem Vorſprung ſtand das Liebespaar, und ſchaute in die dunkelfarbige Ewigkeit aus fluthenden Waſſern. Die Sonne war ſchon ſo tief hinabgeſtiegen, daß rings der Waldſaum der Küſte ſeine Schatten weit in die Brandung hinein ſenkte. Nur den nackten Fels, auf dem die Flüchtlinge ſtanden, beſchienen noch die Strahlen der Sonne.

Früher als ſeinen Mitreiſenden hatte dem Meerfahrer der Ruf ſeiner wilden Geliebten das Ohr getroffen. Sobald er mit Gewißheit das ferne dumpfe Rollen und Toben als Seeſprache erkannt, hatte er in ſtillem Jubel eine doppelte Portion Taback in ſeinen Haifiſchrachen geworfen, und mit ernſthaften Mienen dem neben ihm gehenden Admiral einen kindiſchen Freudenſchlag verſetzt. Angelangt am Strande, hatte er mit ſpähendem Möwenblick einige Meilen ſeewärts ſeinen geliebten Waſſerrenner gefunden, und bald hatte ein Schuß und eine wehende Flagge aus ſeiner Hand ein Boot über Bord des Schiffes herabgezogen, das jetzt ſüdwärts vom Felſenſprung einer Uferſtelle zuruderte, wo die ſchwächere Brandung das Landen erlaubte.

„So wären wir denn gerettet,“ hatte er geſprochen, „ohne daß wir ſonderliche Gefahren beſtanden, und auf der ganzen Reiſe iſt nichts von Gewalt vorgefallen, ausgenommen ein Schaaf und zwei Pfaffen, die wir todt gemacht.“

Der Seefahrer ſtand ſchon am Landungsplatz und winkte von drüben dem Liebespaar, welches nichts von der Lebhaftigkeit ſeiner Zunge und Hände vernahm.

In dem Spanier ward es ſtill und traurig, und er blickte ergeben auf das Boot, als ſende der Tod ihm ſeinen Vorläufer, den ſchwarzen Beichtiger, der ihn zum Sterben vorbereiten wolle. Auch in der Bruſt des geretteten Mädchens ſchwoll kein freudiger Dank, nur eine bangende Sehnſucht. Sie ſtand im Glanze der Abendſonne, wie eine Göttin der Schönheit, und die tobenden Waſſer legten ſich zu ihren Füßen, wie Raubthiere, niedergeſtreckt vor bewältigendem Zauber. Der armen Lady ſchienen die Wellen, wie Hände ihres böſen Genius, die ſich ausſtreckten nach ihr, um ſie abzupflücken von Glück und Liebe.

Das Boot war gelandet; der Seefahrer verkündete es mit einem Schuß.

Don Joſé trat vor das Mädchen, den zerſchoſſenen Arm in der Binde aus ihrem Halstuche, und heftete einen letzten langen Blick auf ihr Antlitz, um es tief und ewig abzudrücken in ſeine Erinnerung.

Die Bruſt des Mädchens hob ſich höher.

„Hier ſollen wir ſcheiden,“ ſagte die Zitternde, „und ich habe nichts, womit ich Eure Liebe — Eure Großmuth vergelten kann.“

Admiral hatte ſich zur Seite des Spaniers, nach Hundeart auf ſein Hintertheil, wie auf einen Seſſel niedergelaſſen, und ſah bald ſeine Herrin an, bald ſeinen lieben ſpaniſchen Freund, fragend, mit wem er gehen ſolle bei der Scheidung. Don Joſé ſank neben dem Helden auf ein Knie; er ſah bleich, — ſein Herz blutete ja, und ein zuckender Pulsſchlag hatte auch die Armwunde wieder geöffnet, daß das Tuch ſich mit friſchem Roth anfärbte.

Eliſe neigte den Kopf, und vom Neigen floß der volle Schmerz und die volle Liebe über aus ihren Augen. Sie deutete auf Admiral. „Nehmt meinen liebſten und treuſten Freund als den Eurigen, zur Erinnerung an eine Unglückliche.“

Der Hund legte ernſthaft traurig ſeine Pfoten in die zum Abſchied dargereichte Mädchenhand, und auch der Spanier ſtreckte ſeine unverſehrte Linke ihr entgegen. Als ſie ergriffen und gedrückt wurde mit zuckender Liebe, ſagte er bittend:

„Ach Milady! Möchte dir gefallen, ſtatt den treuen Freund wegzugeben, den zweiten und treueſten anzunehmen!“

Elend wäre der Menſch? Elend ohne Maaß und Ziel?

O ſeht dort am Meeresſtrande, eingefaßt in den Rahmen aus Abendſonnengold, weiche Mädchenlocken herabfließen auf die Männerſtirne, ſeht die weißen ſchimmernden Mädchenformen ſich ſchmiegen um Antlitz und Geſtalt des Mauren!

Seht es und glaubt, den Neid der Götter!

J. H. Rauße.

Chronik der ſchönen Literatur.

115) Ben Jonſon und ſeine Schule, dargeſtellt in einer Auswahl von Luſtſpielen und Tragödien, überſetzt und erläutert durch Wolf, Grafen von Baudiſſin. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Graf Baudiſſin hat durch die Herausgabe dieſes Werkes eine intereſſante und wichtige Ergänzung zu Tieck's „Vorſchule Shakespeare's“ geliefert, einen höchſt dankenswerthen Beitrag zur Geſchichte der dramatiſchen Kunſt. Die ausgewählten Stücke, welche er mit erläuternden Anmerkungen begleitete, ſind von Ben Jonſon, Maſſinger und Fletcher, welche er ſehr paſſend charakteriſirt, indem er ſagt, Leſſing hätte den erſten, der ſich durch harten, gedrängten und compakten Styl auszeichnet, Schiller den zweiten, bei dem die redneriſche Kraft vorwaltet, Tieck den dritten, der ſich in einfacher, leichter Eleganz bewegt, überſetzen ſollen. Ben Jonſon iſt breit, derb, maſſig; Maſſinger pathetiſch, eingreifend; Fletcher, gewandt und kühn; alle drei ſind originell, und — wie der Herausgeber bemerkt — „zwar minder ſchön und vollkommen als Shakespeare, doch immer noch Rieſen gegen die ſpäteren Dramatiker.“ Von Ben Jonſon ſind zwei Luſtſpiele: „Der Alchemiſt“ und „der dumme Teufel“ mitgetheilt, von Fletcher zwei: „Der ſpaniſche Pfarrer,“ und „der ältere Bruder,“ von Maſſinger zwei Trauerſpiele: „Die unſelige Mitgift“ und „der Herzog von Mailand“ und zwei Luſtſpiele: „Eine neue Weiſe, alte Schulden zu bezahlen“ und „die Bürgersfrau als Dame.“ Alle dieſe acht Stücke ſind muſterhaft überſetzt; wir erkennen den Geiſt des Originals in jedem treulich wieder, während viele Derbheiten, die in der Zeit, als jene Stücke geſchrieben und — dargeſtellt wurden, nicht verletzten, unbeſchadet der Treue — glücklich vermieden oder gemildert wurden. Eine ſehr dankenswerthe Beigabe iſt die chronologiſche Ueberſicht der Geſchichte der engliſchen Bühne von ihrer erſten Entſtehung (unter Heinrich dem II., um 1100) bis zu den Zeiten Cromwell's. (1640 ſtarb Maſſinger, 1642 hob das Parliament alle öffentlichen dramatiſchen Vorſtellungen auf, eine zweite, weit ſtrengere Verordnung folgte 1648, der zufolge jeder Schauſpieler mit dem Staupbeſen bedroht, und jeder Zuſchauer zu 5 Schilling Strafe verurtheilt wurde).

Es würde gewiß der Mühe verlohnen, wenn ein deutſcher Schauſpieldirektor plötzlich Luſt und — Muth bekäme, eines jener alten Stücke (vorausgeſetzt, daß kein Dr. Töpfer ſie auf die Drehſcheibe nähme) wieder vor die Lampen zu bringen, wozu ſich Maſſinger's Trauerſpiel: „Die unſelige Mitgift“ wohl vor allen eignen dürfte. Jedenfalls wäre ein ſolches Vorhaben beſſer, als jene ſchaamloſe wilde Jagd nach den Pariſer Vaudevilles. —

116) Gedichte von Auguſt Kopiſch. Berlin, Duncker und Humblot. 1836.

Willkommen im deutſchen Dichterwalde! — Der Dichter, dem wir dieſen Gruß zurufen, hat vor manchen Andern das voraus, daß ſeine Lieder nicht blos recitirt, ſondern auch geſungen werden können: ſo viel Eurythmie und Melodie iſt in dieſen friſch-fröhlichen Weiſen, deren manche an Deſaugier's und Beranger's Chanſons erinnern, nur mit dem Unterſchiede, daß die unſeres deutſchen Chanſonnier's eben ſo ächt deutſch ſind, als die der beiden Franzoſen franzöſiſch. Dieſe liebenswürdige „Fidelität“ (wir wiſſen kein beſſres Wort dafür) die den Philiſter zur Thüre hinaus jagt, ohne daß er eine Miene verziehen kann, ja, daß er ſogar noch ſein Käppchen ziehen muß; dieſe Fidelität iſt ſo ächt deutſch, als wir ſie ſeit Göthe's Generalbeichte und W. Müller's Kat, ect, entbehren mußten. Dem Himmel ſei Dank, daß in unſrer Poeſie dieß Element wieder zum Vorſchein komme, lauter und originell, ohne Schwefelnachgeſchmack und ohne Strohlager, ſo wie unſer Herrgott es wachſen ließ. Die Trinklieder von Kopiſch, worunter wir die Hiſtorie von Noah, den Greis aus Nro. IV, das Regenwetter, den Samſon, die ſchweren Zeiten, das Soldatenlied, die Verſchanzung, die Perlen im Champagner, den Coeur-König hervorheben, gehören der Volkspoeſie im höheren Sinne des Wortes an. Minder originell bewegt ſich der Dichter in der erotiſchen Weiſe, welche gegen ſeine lebenſprudelnden Rundgeſänge etwas gewäſſert erſcheint. Im Epiſchen dagegen iſt er wieder ganz unmittelbar, friſch von der Leber weg, ſo daß man ſeine Romanzen von Spukgeiſtern und Kobolden den beſten ächten Volksliedern getroſt an die Seite ſetzen kann. Kurz, die Originalität dieſes Dichters iſt — die Volksthümlichkeit, und wir können nicht blos ihm, ſondern auch dem Publikum dazu Glück wünſchen; denn es iſt ein Zeichen, daß es mit der Literatur eines Volkes noch lange nicht zur Neige geht, wenn die Volksweiſe wieder flüſſig gemacht wird. Dies nebenbei zum Naſenſtüber für jene armſeligen Stubenhocker, die unſerer deutſchen Poeſie ſchon ein Requiem aeternam anſtimmen wollen. Wer hübſche rothwangige Kinder um ſich hat, hat ein Recht, ſolchen geiſtigen Caſtraten in's Geſicht zu ſchlagen.

117) Novellen und Erzählungen von Franz Berthold; eingeführt von Ludwig Tieck. Bunzlau. 1836. Appun.

Wenn Herr Berthold ein Oeſterreicher wäre, ſo würde er Herrn Hofrath Tieck gewiß nicht gebeten haben, ihn „einzuführen;“ denn dieß Wort bedeutet in Oeſterreich ſo viel als: polizeilich abfangen. Wer aber mag ſeine Kinder Jemandem übergeben, um ſie von dieſem polizeilich einbringen zu laſſen?

Herr Berthold hatte es in der That nicht nöthig, den alten Tieck als Captatio benevolentiae vor ſich zu ſchieben, denn Herr Berthold beſitzt genug Talent, um ſich ſelbſt zu präſentiren; und dies Talent, welches ſich in den vorliegenden Novellen auf das unzweideutigſte ausſpricht, wird ohne Zweifel noch mehr anerkannt werden, wenn es ſich von den Feſſeln der veralteten ſteifen Tieck'ſchen Manier befreit haben wird. Ueberhaupt iſt es etwas Beklemmendes, einen jungen Autor zu ſehen, der ſeine friſche Kraft gleich vom Anfang in fremde Stiefeln zwängt, um nur potent vor der Welt zu erſcheinen. Die Welt findet ſich am Ende auch mit dem ungezogenſten Talente zurecht, und beide, Welt und Talent, vergeſſen allgemach die Ungezogenheit, und accommodiren ſich einander, wenn überhaupt nur ein Talent vorhanden iſt, wie z. B. im vorliegenden Falle bei Herrn Berthold. Unter ſeinen Novellen iſt die Sammlung von Spukgeſchichten: „Die Geſellſchaft auf dem Lande" das Beſte, „das Schloß zum finſtern Stern" eine der matteſten, „der Ziegenhirt" leidet an Disharmonie der Compoſition, und „der Haß der Liebe," troz zahlreicher einzelner Schönheiten, an mancherlei trivialen kleinen Motiven, welche man aber gern vergißt, indem man ſich des geſunden poetiſchen Sinnes erfreut, der das Ganze durchhaucht. Unſere Ausſtellungen ſollen ſomit das Geſammturtheil über dieſen reichbegabten Jüngling nicht verkümmern, der nur abzuſtreifen, nicht anzunehmen hat, um die Gunſt des Publikums zu erlangen.

---

118) **Portfolio eines deutſchen Journaliſten.** 1. Thl. Darmſtadt, Leske. 1836.

Tagebuch eines Reiſenden, welcher Deutſchland, das Elſaß und die Schweiz durchſtreift; Menſchen, Gegenſtände und Zuſtände mit friſchen Blicken betrachtet, und ſeine mitunter treffenden Bemerkungen ſo ungenirt, als er ſie niedergeſchrieben, der Oeffentlichkeit preisgibt. Flüchtigkeit iſt die Signatur des Ganzen; daher es nicht fehlen kann, daß Einzelnes als einſeitig erſcheint. Auch der Styl trägt dieſen Charakter.

---

119) **Rückblicke auf Perſonen und Zuſtände.** Von **Eduard Gans.** Berlin, Veit u. Comp. 1836.

Hier tritt ein ernſter, bedächtiger Beobachter auf, ausgerüſtet mit dem Vermögen, das Fernerliegende ſtets in die Anſchauung des Nächſten hereinzuziehen und das Ephemere bis in einen beſtimmten Kreis zu erweitern, in welchem deſſen Bedeutung nothwendig zum Vorſchein kommen muß. Es ſind zum Theil Memoirenbruchſtücke, welche uns der geiſtreiche Berliner Profeſſor vorlegt, zum Theil auch Genrebilder, zum Theil zeitgeſchichtliche Reflexe; in allen läßt ſich eine zuſammenziehende Kraft nicht verkennen, welche alle einzelnen Erſcheinungen auf die Höhe der Geſchichte emporbringt. Großes Intereſſe gewähren überdem die mancherlei Perſönlichkeiten, welche Herr **Gans** mit wenigen Strichen vortrefflich porträtirt. Die Form iſt ein Muſter von pragmatiſcher Glätte.

Feuilleton.

⁂ **Erweiterung des päpſtlichen Bücherverzeichniſſes** (vulgo *Index* genannt). — Unterm 23. September ſind folgende Schriften durch Dekret der Inquiſition verboten worden: 1) die von Ferd. **Ranalli** in's Italiäniſche überſetzten **Briefe Petrarka's**; 2) des ſel. Abbé **Condillac's** Cours d'étude; 3) Instruzzione etc. (geheime Inſtruktionen der **Geſellſchaft Jeſu**, mit wichtigen Beilagen; 4) die aus dem Engl. in's Ital. von Thomas **Macrie** überſetzte Geſchichte des Fortſchrittes und der Ausrottung der **Reformation** in Italien im XVI. Jahrhundert; 5) und 6) de **Lamartine's** *Souvenirs* etc. pendant un voyage en Orient, — und Jocelyn; 7) Victor **Conſidérant's** Destinée sociale; 8) Auguſt **Siguier's** Christ et peuple; 9) Les nouvelles transactions sociales, religieuses et scientifiques par *Virtomnius*; 10) Parole de providence par Mlle. *Clarisse Vigoureux*; endlich 11—13) **Heine's** Reiſebilder und deſſen Schriften de la France, de l'Allemagne.

⁂ **Geſetze der Sonnenſtrahlen.** — Nachdem Herr **Melloni** Verſuche bekannt gemacht, welche erweiſen, daß die Sonnenſtrahlen, durch gewiſſe Medien durchſcheinend, alle wärmende Kraft verlieren, ohne ihre leuchtende Eigenſchaft einzubüßen, hat Mad. **Sommerville** in England entdeckt, daß unter andern auch grünes Glas nicht nur die wärmende, ſondern auch die chemiſchen Kraftäußerungen der Sonnenſtrahlen intercipirt. **Arrago** hat in der letzten Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris (vom 24. vor. M.) ſich über dieſe letztere Entdeckung verbreitet.

⁂ **Ausbreitung des Elementar-Unterrichts in Brabant.** — Ein belgiſches Blatt gibt folgende Notiz über die Fortſchritte im öffentlichen Elementar-Unterricht in der Provinz Brabant:

	in den Städten:		in d. Dorfgemeinden:	
	Schulen	Schüler	Schulen	Schüler
Im J. 1829 gab es	133 mit	9,100.	386 mit	21,346.
„ „ 1833	157 „	13,361.	473 „	36,130.
„ „ 1836	201 „	16,313.	541 „	46,290.

Hiernach beſteht der Unterſchied zwiſchen 1829, als man die Fortſchritte ſo hoch geprieſen, und 1836 darin, daß jetzt 263 Schulen mit 30,856 Schülern mehr in Brabant ſind, als damals, ſo daß jetzt 1 auf 9 die Schulen beſuchen, damals nur 1 auf 17. —

⁂ **Weinverbrauch in Großbritannien.** — Im vorigen Jahre wurden 9,039,351 Gallonen Wein in das vereinigte Königreich Großbritannien eingeführt; nämlich:

Portwein	4,300,000 Gall.
(wovon jedoch im Inl. nur 2,760,044 G. conſumirt wurden).	
Madeira	194,925 „
Franzöſiſche Weine	370,446 „
Andere	4,194,300 „

⁂ *Hérésies panthéistiques.* — In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom 7. d. Mon. überreichte Herr **Geoffroy Saint-Hilaire** eine von ihm unter dem Titel: „*Hérésies panthéistiques*" herausgegebene Schrift. —

⁂ **Kunſtausſtellungen für 1837.** — Die fünfte von dem Kunſtverein für das Königreich **Hannover** veranſtaltete Kunſtausſtellung wird am 24. Februar 1837 eröffnet werden. Einzuſendende Kunſtwerke müſſen an den Conſervator des Kunſtvereins, Herrn **Schrader**, adreſſirt werden und ſpäteſtens bis zum 1. Februar in Hannover eintreffen.

Die **ſechſte Hamburger** Kunſtausſtellung wird im Frühjahre 1837 eröffnet werden. Kunſtwerke müſſen an die **Commeter'ſche** Kunſthandlung adreſſirt werden und bis Mitte März eintreffen. —

⁂ **Antonio Bindocci** aus Siena iſt gegenwärtig in Berlin, und wird in dieſen Tagen eine *Academia di poesia estemporanea* veranſtalten, in welcher es Jedem freigeſtellt ſein wird, das Thema für die Stegreifrede des Dichters zu beſtimmen. Bindocci, wie Corinna, kleidet einen Theil ſeiner Improviſationen in Geſänge ein, die er mit Muſik begleitet.

⁂ **Emil Souveſtre**, der Verfaſſer des mit großem Beifall aufgenommenen Buches: „*Les derniers Bretons,*" hat einen neuen Sittenroman: „*Riche et Pauvre,*" herausgegeben. —

⁂ **Archäologiſches.** — In der Nähe des unweit Pau gelegenen Dorfes Margeaix hat man ſchön erhaltene Ueberreſte eines römiſchen Tempels ausgegraben, worunter drei Statuen des Amor und ein ausgezeichnet ſchöner Najadenkopf.

⁂ **Etwas ächt Chineſiſches.** — Der Kaiſer von China hat in ſeinem ganzen Reiche — die Dampfſchifffahrt verboten. —

Nro 282. 1836.

Phönix.

Montag, 28. November.

Rhapſodien über öffentliches Leben in Deutſchland.

(Arabeskenrahmen um Thorwaldſen's „Gutenberg“).

(Hierzu eine artiſtiſche Beilage).

Dem Schooße des goldenen Mainz entſprang ein eherner Sohn. Der raſtloſe Wanderer, der ſo oft kein Obdach gefunden, unter dem er ſein Haupt zur Ruhe legen konnte, ſteht jetzt kühn und frei am deutſchen Rhein, und ſein Dach iſt der deutſche Himmel, er ſteht da als eherner Wächter deutſcher Geiſtesfreiheit, das ewige Buch der Wahrheit als guten Schild im Arme haltend, die unentreißbaren ſicheren Waffen: die Typen in der Hand, jene Waffen, vor denen ſchon Welteroberer auf ihren Siegeswagen, inmitten ihrer eiſernen Colonnen gezittert haben, jene Waffen, vor denen nichts ſchützt, als das Recht und die Wahrheit, die ſie ſchüzzen ſollen. Wohl können ſie in des Buben Hand zum Werkzeug des Meuchelmordes werden, — aber wer, der reines Herzens iſt, möchte ſie deßhalb anklagen; wer möchte die Hoſtie, das Brot des Lebens, anklagen, weil ſie einſt, von Meuchelmördern vergiftet, ein fürſtliches Leben tilgte? Jenem ehernen Mann am Rhein und ſeinen geweihten Waffen dankt das deutſche Volk ſeine Erlöſung fort und fort, eine Erlöſung, die ſich ſtets wieder verjüngt, es dankt ihm den letzten Schutz aller Schwachen und den treueſten Rath aller Fürſten: die Wahrheit, es dankt ihm Abwehr der Gewalt, Vernichtung der Ranke, Entlarvung der Verräther, Anklage der Denunzianten, Belehrung der Kinder, Troſt der Greiſe, Hoffnung für Verzweifelnde, Ehre für Ehrenwerthe, und die Förderung ſeiner weltverſöhnenden Miſſion.

Die Statüe P. Schöffer's und das Schöffersfeſt zu Gernsheim gaben uns im Jänner und im Juni dieſes Jahres Anlaß zu hiſtoriſchen Reflexen; die Gutenbergſtatüe, von Deutſchlands größtem lebenden Meiſter, von Albrecht Thorwaldſen, in eben jener Siebenhügelſtadt entworfen, von welcher aus das Wort, das Gutenberg befreite, ſo lang in Feſſeln gehalten wurde, von dem größten Erzgießer Frankreich's, Crozatier, in eben jenem Paris im Guß vollendet, welches den Brennpunkt eines großartigen öffentlichen Lebens darſtellt, — die Gutenbergsſtatüe gibt uns heute Gelegenheit, den Gründen einer Erſcheinung nachzugehen, welche im deutſchen Lande Alles magiſch ergreift; es iſt dies das Trachten: deutſcher Männer Gedächtniß durch Marmor und Erz zu verewigen. Dieſe Erſcheinung bezeichnet nichts geringeres, als den endlichen Beginn eines öffentlichen Lebens in Deutſchland, denn ſie geht von dem Volke aus, und verdunkelt durch ihren Glanz zahlreiche andere Symptome des Werdens und Geſtaltens eines öffentlichen Lebens. Wie flog vor einigen Jahren die Kunde: „eine Walhalla ſei gegründet, eine Gedächtnißhalle aller großen Deutſchen,“ durch alle Gauen des Vaterlandes! Jetzt ſchallt es im ganzen Vaterlande von Meißel-Schlägen; das Volk wetteifert mit Königen um die Verherrlichung ſeiner Männer. Berlin hat ſeine Feldherrn, München ſeinen Vater Max, Wien ſeinen Joſeph; — das Volk ſtellt ſeine Möſer, ſeine Beethoven, ſeine Schiller entgegen. Dem Standbild eines deutſchen Mannes wird der Marktplatz, auf welchem ſonſt der eiſerne Roland oder die verſtümmelte Gerechtigkeit ſtand, — zur Pnyx; und die Bürger, welche früher gleichgültig und philiſterhaft an der waſſerſpeienden Themis vorbeigingen; — fühlen, wenn ſie an ihrem Möſer oder Gutenberg, an ihrem Schiller oder Schöffer vorbei wandeln, etwas vom Blut und Herzſchlag dieſer Männer in ſich; die Geſchichte iſt ihnen keine todte Vergangenheit mehr, ſondern eine fortwirkende Gegenwart, aus der ſie eine Zukunft voll Thaten und Ehren zu machen haben. So kommt ein Volk allgemach zu Sitz und Stimme in ſeinen eigenen Angelegenheiten; es braucht nicht mehr bei Experten zu fragen, was ſchön und groß iſt, und es begnügt ſich nicht, darüber müßig zu urtheilen, ſondern es erſtarkt zum Bewußtſein der Kraft, zur großen und ſchönen That. Die Plaſtik, aller bildenden Künſte ſelbſtſtändigſte und höchſte Blüthe, iſt des öffentlichen Lebens Brennpunkt; denn ihre Werke werden durch keine Gallerieſtunde, durch keine Kratzeiſen und Thürhüter, durch keine raiſonnirenden Kataloge und goldnen Rahmen der ſteten Wirkſamkeit entzogen; geiſtig und materiell völlig in ſich abgeſchloſſen, und zugleich durch de Wechſel des Tageslichts ſozuſagen belebt, fordert ſie gleichſam zu gleicher Plaſtik, zu gleicher Verſöhnung der Form mit der Idee, zu gleicher Gediegenheit auf, die ſich bei jeder Beleuchtung gleich bleibe, daß jeder Charakter, auf wie engem Raume er auch feſtſtehe, es nicht zu ſcheuen habe, ein öffentlicher zu ſein oder zu werden.

Wenn wir den Einfluß der bildenden Kunſt auf das öffentliche Leben betrachten, dürfen wir eine andere Erſcheinung desſelben nicht übergehen, welche gleichfalls die allmähliche Ausbreitung und Reife des Schönheitsſinnes dokumentirt, und in äſthetiſcher Beziehung eine Art von Lebensſaftskreislauf darſtellt; wir meinen das Wirken der deutſchen Kunſtvereine, welche, indem ſie das Bedürfniß befriedigen, das Bedürfniß zugleich von Friſchem erzeugen. Es iſt im höchſten Grade beachtenswerth, bis zu welcher Bedeutſamkeit ſich die deutſchen Kunſtvereine bereits entwickelt haben; am lauteſten ſpricht dafür der thätige Einfluß des Düſſeldorfer Vereins auf die Öffentlichkeit und Einbürgerung der Kunſt, und nicht minder vernehmlich bekunden ſie die allmählich zuſammenwachſenden Vereinsringe; wir haben über beide Phänomene ſeiner Zeit in dieſen Blättern treulich Alles aufgezeichnet, was ſich erfreulich und hoffnungsreich geſtaltete; ſo zu wiederholtenmalen über das Wirken des hochachtbaren rheiniſch-weſtphäliſchen Kunſtvereines, und erſt neulich (in Nro. 265) über die in Berlin am 17. vorigen Monats ſtattgefundene Sitzung des Vereins von nord-, mittel- und weſtdeutſchen Kunſtvereinen, in welcher die Ausſtellungscyclen regulirt wurden. Hier können wir die erfreuliche Nachricht beifügen, daß jetzt ein ähnlicher Ring von Kunſtvereinen zwiſchen Straßburg, Carlsruhe, Mannheim, Mainz und Darmſtadt im Werden iſt. Vergeſſen wir dabei das Centrum des ſüd-oſtdeutſchen Kunſtlebens, München, nicht! Vergleichen wir, was dort durch fürſtliche Anregung und aus freiem Trieb geſchieht, mit dieſem jugendlichfriſchen ſüdweſtdeutſchen, mit dem norddeutſchen Treiben! Welche Rührigkeit des Strebens, welches freudige Bewußtſein der Individualität, welcher kräftige Geiſt der Corporation! Wie Alles immer näher zu einem Geſammtleben der Nation aneinander rückt! Wer möchte läugnen, daß der deutſche Zollverein nach langer Zeit wieder das erſte Beiſpiel eines Wirkens in Maſſen gegeben; die Blicke der Nation nach innen, auf ihr eigenes Mark, auf alle ihre ſchlummernden Kräfte gerichtet hat?

Wie von der einen Seite die Kunſtvereine, die Stadtverſchönerungsgeſellſchaften, ſo greifen von der andern Seite her die Gewerbvereine mächtig in die Förderung eines öffentlichen Lebens in Deutſchland ein. Wer iſt im Stande, die volle Ausdehnung dieſer Inſtitute ſchon jetzt zu bemeſſen? Ehre den deutſchen Regierungen und bürgerlichen Corporationen, welche letzteren auch auf dieſem Felde um die Ehre des Wirkens wetteifern. Die Maſſe des Wiſſens iſt in das Volk eingedrungen, dringt täglich immer tiefer ein, der Buchhandel ſetzt ſeine Exiſtenz daran, der Erziehung unter die Arme zu greifen, der deutſche Gelehrte kennt etwas Höheres, als wie ehedem den Ruhm des todten Wiſſens, des knickeriſchen Behaltens gewonnener Schätze; er emancipirt ſich von der Pedanterie, die ihm ſo lange anklebte, und wird aus dem Stubenſitzer ein Mann des Volkes, das er erziehen hilft, während die Erziehung der Jugend — wenigſtens für die ſogenannten Facultätsſtudien — leider größtentheils noch in der alten Zwangsjacke keucht. Frei und fröhlich tritt der Bürger aus ſeiner Werkſtätte auf den Markt, er iſt nicht mehr der abhängige Sclave einer Zunft; er begnügt ſich nicht mit den Klatſchereien ſeines Städtchens und ſeiner Wirthstafel; er geht ſeinen eignen Gang, erfindet, bildet aus, wirft ſeine individuelle Errungenſchaft in die Maſſe fremder, ſieht ſeine eignen Waaren auf dem Markt; die raſtloſe Bewegung ſeiner Maſchinen wird von leitenden Gedanken getrieben. Wahrlich, das iſt eine Zeit, in welcher kein Gedanke verloren geht, in welcher der Menſch etwas gilt, in welcher die Eigenthümlichkeiten des deutſchen Geiſtes allmählich alle aus deſſen verſchütteten Tiefen lebendig zu Tage kommen; von einem höheren Geſichtspunkt aus laſſen ſie ſich bereits als organiſche Geſammtheit überblicken. Es iſt eine ächte Verjüngung der Nation im Geiſt und in der Wahrheit, in der Kraft und in der That, die den Anfang einer neuen Epoche bezeichnet, über welcher ſich der Friedensbogen der Humanität, ſchirmend und verheißend, wölbt.

Darum hat Deutſchland jene lichtſcheuen Repriſtinationen nicht zu ſcheuen, die als Nachſchößlinge einer traurig verlebten zum Theil allernächſten Vergangenheit, ſich hie und da vordrangen; es hat ſie nicht zu ſcheuen, nur — auszurotten; denn überſieht man ſie, ſo wachſen ſie heran und ſaugen wenigſtens an einzelnen Orten den Wurzeln die beſte Kraft weg. Heute kriechen ſie noch unbemerkt am Boden, morgen ſtrecken ſie ſich ſchon frech empor. Nicht in den Formen, durch das Gift ſind ſie gleich, das ſie in ſich tragen, dadurch ſtehen ſie im wechſelſeitigen Rapport. Muckerthum und Jeſuitismus, Zunftzwang und Erziehungszwang ergänzen ſich. Es iſt nicht genug, die Ranken abzuſchneiden, die hie und da geniren; die Wurzel muß man ausreißen; man muß die bekannten Brücken über Herrnhut nicht mit Schlagbäumen verſperren, ſondern abtragen. Der deutſche Geiſt iſt mündig, und verlangt Geſetze, wie ſie der Mann, nicht Vormundſchaft, wie das Kind ſie haben muß. Denunziation macht ſich heute, da jeder ſeine Augen offen hat, überall in Deutſchland verächtlich, in der Literatur, wie im Leben; die großſprecheriſche Arroganz geiſtiger Deſpoten kann man heute verlachen.

Gutenberg's Waffe iſt eine heilige; ſie wendet ſich, nicht bloß leiblich, ſondern geiſtig tödtend auf den zurück, der ſie zur Unterjochung der Geiſtes-Freiheit mißbraucht.

Literatur.

Ludwig Uhland und Guſtav Schwab.

2) Buch der ſchönſten Geſchichten und Sagen, für Jung und Alt wiedererzählt von Guſtav Schwab. Zwei Theile. Stuttgart, Liesching. 1836 und 1837.

Schwab's Poeſie iſt aus der Uhland'ſchen hervorgefloſſen, wie ein Arm, der ſich ausſcheidet, mit eignem Behagen in grüne Auen ſich Bahn bricht und je nach dem Boden, durch den er ſich ſchlängelt, eine vom Hauptſtrom verſchiedene Färbung annimmt. Schwab's Poeſie iſt keine unmittelbare, und ſeine Muſe hat auch nur nach einer Seite hin der Uhlandiſchen nachgeſtrebt, indem ſie ſich ein großes Verdienſt durch die fleißige und treue Bearbeitung der Sagen, beſonders der ſchwäbiſchen, erwarb, worin Schwab eine von allen Seiten anerkannte Meiſterſchaft erreichte. Dagegen iſt ſeine Lyrik, worin er mehr auf ſeinen eignen poetiſchen Fonds angewieſen war, nicht ſo reich und ausgezeichnet wie ſeine Sagenpoeſie und nur da hat ſie ſich als kräftig erwieſen, wo ſie ſich der Gefühlselemente des Familien- und Freundeslebens bemächtigen konnte. Schwab fand, wie alle ſchwäbiſchen Dichter mehr oder minder, an Uhland einen inneren und äußeren Halt- und Stützpunkt, ohne den keine ſchwäbiſche Schule hätte entſtehen können, ohne den wir alle duftigen Blüthen der ſüddeutſchen Poeſie entbehren würden. Schwab paarte, von Anbeginn ſeines öffentlichen Auftretens, mit ſeinen poetiſchen Beſtrebungen auch die Pflichten eines praktiſchen Schulmannes, und in dieſer Beziehung hat er ein Muſter aufgeſtellt, welches von Andern, die ſich in gleichen Verhältniſſen befinden, nachgeahmt zu werden verdiente.

Durch ſeine Stellung, die ohne Zweifel ſeine rein produktive Laufbahn beſchränkte, ward er ein Vermittler der Wiſſenſchaft und Kunſt für die heranreifende Jugend, ein geſchmackvoller Überſetzer, ein Pädagog, der, aller Schulpedanterie los und ledig, nach allen Seiten hin thätig war. So gehört er jenem Triumvirate der Überſetzer der griechiſchen und römiſchen Dichter und Proſaiſten an, unter deren Redaktion die Schätze der Alten zum erſtenmal in geſchmackvollen Überſetzungen vollſtändig ein deutſches Eigenthum werden; er beſorgt das poetiſche Richteramt am Morgenblatt — wo er freilich, beinahe ausſchließlich, nur ſeinen jungen ſchwäbiſchen poetiſchen Clienten ein gütiger kritiſcher Patron iſt — und am deutſchen Muſenalmanach; er hat die Verfaſſungs- und Vaterlandsgedichte ſeines Meiſters in horaziſche Metra übertragen und bietet nun, außer ſeiner früheren geſchmackvollen Auswahl deutſcher Gedichte, auch die ſchönſten Geſchichten und Sagen, auf eine Weiſe den Volksbüchern nacherzählt, wodurch ſie wieder allgemeineren Eingang bei uns gewinnen können. Die paſſendſte Bearbeitung der Sagen iſt immer die, welche, treu und einfach dem Faden der alten Volksbücher folgend, ohne den Geiſt derſelben zu verwiſchen, dieſelben in genießbarer Form wiedergibt. Schwab hat es mit vielem Glück gethan. Selbſt da, wo er wie ein Fortunatus, deſſen Bearbeitung wir mit einer alten Ausgabe von 1551 verglichen haben, ein Motiv hinweg ließ oder eine allzu derbe Ausdrucksweiſe beſchnitt und milderte, iſt es nicht zum Schaden der Geſchichte ausgefallen. Es wäre zu wünſchen, daß Schwab außer den 14 mitgetheilten Sagen: dem gehörnten Siegfried, der ſchönen Magelone, dem armen Heinrich, der Hirlanda, Genovefa, dem Schloß in der Höhle Xa Xa, Griſeldis, Robert dem Teufel, den Schildbürgern, dem Kaiſer Octavianus, den vier Heymonskindern, der ſchönen Meluſina, dem Herzog Ernſt, dem Fortunat und ſeinen Söhnen, auch noch andere Volksbücher, wie die Geſchichte vom Fauſt, dem ewigen Juden und andern Sagen, wie ſie in Feierabend's Buch der Liebe geſammelt ſind, wie die ſchöne Hiſtorie vom edlen Ritter Galmy, vom Herrn Triſtant, von Camillo und Emilie, von Florio und Biancafiora, von Theagene und Chariclea, von Gabriotto und Reinhart, vom Ritter vom Thurn, vom Ritter Pontus, vom Herzog Herpin, vom Herrn Wigoleis vom Rade, und Auflöſungen alter Gedichte in Proſa bearbeiten und ſo den ganzen Sagenſchatz, worin die ſchönſte Volksdichtung mit Religion und Tugend im Bunde ſteht, nicht allein der Jugend, ſondern auch jedem Gebildeten wieder in ihrer Einfachheit zugänglich machte, der jetzt in ſchlechten „Ausgaben gedruckt in dieſem Jahr,“ ſelbſt für das Volk vergraben liegt.

H. K.

Feuilleton.

⁂ Königl. ſächſiſche Cenſurverordnung. — Im Königreich Sachſen iſt in dieſen Tagen eine Verordnung in Bezug auf Cenſur und Preßpolizei erſchienen, welche als ein erfreulicher Fortſchritt auch von Literaturblättern zu begrüßen iſt. Von den neueingerichteten Cenſurbehörden iſt nämlich für die Lokal- und Central-Cenſoren, — als die erſte Inſtanz, — eine zweite in den mit den Kreisdirektionen verbundenen Cenſur-Collegien beſtellt; eine dritte bildet das Miniſterium des Innern. In der beigefügten Inſtruktion für die Cenſoren wird dieſen unter andern im §. 1 eingeſchärft, daß, wo in einer Schrift den Staats- und Bundespflichten nicht zu nahe getreten wird, die freie Entwicklung „des wiſſenſchaftlichen und öffentlichen Lebens nicht beſchränkt werden darf, und ſelbſt darin, daß der Cenſor eine Aeußerung für irrig und ungereimt erklärt, kein Grund liege zur Verweigerung der Druck-Erlaubniß.“

⁂ Neuere ruſſiſche Poeſie. — In den Blättern zur Kunde der Literatur des Auslandes gibt Hr. Tietz uns (in Nro. 71) die Ueberſetzung einiger neueren ruſſiſchen Dichtungen. Der ſchwarze Shawl, von Puſchkin, ſcheint uns charakteriſtiſch genug, um zu verſuchen, die Hauptzüge dieſes Gedichtes hier mit deſſen eigenen Worten zu entwerfen:

„Jung und leichtgläubig —
— Gab einer Griechin ich liebend mich hin —
— Wand — den Shawl um ihr reizendes Haupt.“

Da verräth ihm bei'm Mahle ein Jude, ſeine Geliebte ſei ihm untreu. Er ſtürmt nächtlich zu ihrem Hauſe, —

„Ein Fremder umarmt mein Leben, mein Glück!“
— Sein Haupt rollt zu Boden, von Küſſen umkränzt.
Mein Fuß tritt den Leichnam — mein Buſen war kalt,“

und auch die Griechin fällt, ein Opfer ſeiner Rache,

„Dem Haupte der Leiche entriß ich den Shawl,
Und wiſchte mit ihm dann das Blut von dem Stahl.
Mein Sklav' hat die Leichen zur Donau gebracht,
Da ruhen ſie beide im Dunkel der Nacht.“ —

⁂ Bisher unedirter Briefwechſel zwiſchen Voltaire, Friedrich dem Großen ꝛc. — Herr Th. Foiſſet hat kürzlich nach autographiſchen Briefen eine „Correspondance inédite de Voltaire avec Frédéric II., le président de Brosses et autres personnages,“ zum Druck befördert und mit Anmerkungen begleitet. Die Briefe an den König von Preußen gehören in die Zeit von Voltaire's Entgnadigung, hinſichtlich welcher Mehreres vorkömmt, was die Meinung, die man ſich über die Urſachen derſelben gebildet, bedeutend modifiziren dürfte. Auch bieten ſie neue Details über die, auf des großen Friedrich's Befehl zu Frankfurt a. M. effektuirte Gefangennehmung jenes Hofphiloſophen. Die Briefe an Broſſes bereichern die Zeit von 1758 bis 1776 und enthüllen die kleinlichen Zwiſtigkeiten, welche dieſe beiden Männer allmählich völlig einander entfremdet haben. Man findet in dieſen Mittheilungen alle die Vorzüge wieder, welche die Schriften Voltaire's charakteriſiren; aber auch jene Selbſtſucht, eitle Empfindlichkeit, Neigung zur Schmeichelei und eiferſüchtige Zornmüthigkeit, die man ſchon aus ſeinen anderen Werken und Briefen kennt. —

. **Jupiter pluvius — in China.** — Die Pekinger Zeitung vom Dezbr. v. J. enthielt folgendes Edikt: „Die winterliche Jahreszeit iſt herangekommen, und dennoch iſt der Schnee bis jetzt ausgeblieben. Dieſer Umſtand macht uns große Sorge. Wir befehlen demgemäß, daß man einige Prieſter von der Sekte Tao nach unſerm hocherhabenen Palaſte beordere, damit ſie in demſelben einen Altar errichten und mit aufrichtigem, inbrünſtigem Herzen beten. Wir, der Kaiſer, werden in eigener Perſon vor den Altar treten und Weihrauch opfern ꝛc." In einer, wenige Tage darauf erſchienenen, kaiſerlichen Erklärung heißt es: „Am 11. d. M. haben wir — geopfert, und den hohen Himmel — um Erbarmen angefleht. Noch waren wir nicht mit Beten fertig, als Schnee und Regen in reichem Maße herabfiel.... Man ſchaffe ſofort den Altar weg, und laſſe die Taoſſé dem Himmel Dank-Hymnen ſingen.... Ehret dieſen unſeren Beſchluß mit Furcht und Zittern."

So ſteht der chineſiſche Kaiſer in religiöſer Beziehung alſo noch ungefähr auf demſelben Punkt, wo ſchon vor mehr als zwei Jahrtauſenden die Römer bei anhaltender Dürre dem Himmelvater (Jupiter pluvius) durch Tuſker ein waſſerentlockendes Opfer (aquilicium) darbringen ließen!

. **Dr. Neeff und Prof. Wilde über die kalten Maitage als Gegenpol der Novembernächte.** — Hr. Prof. Wilde in Hannover macht, der preuß. Staatszeitung v. 13. d. M. zufolge, auf ein intereſſantes Moment zur Erklärung der drei Meteornächte v. 11—13. d. M. aufmerkſam. „Man will nämlich, heißt es daſelbſt, in dieſen Nächten bemerkt haben, daß alle Feuerkugeln aus dem Punkte herzukommen ſchienen, auf welchen die Bewegung der Erde gerichtet war. Nun ſind dieſem Punkte der Erdbahn gegenüber, nämlich am 11.—13. Mai die bekannten drei Tage Mamertus, Pancratius und Servatius. Möglich alſo, daß beide meteorologiſche Erſcheinungen dieſelbe planetariſche Urſache haben." — Aber ſchon am 5. d. M. hatte Hr. Dr. Neeff im phyſikaliſchen Verein zu Frankfurt a. M. auf den 13. und 14. Mai als „Oppoſitionspunkte des Phänomens der November-Nächte aufmerkſam gemacht, und in der Ob.-Poſt-A.-Ztg. v. 13. d. M. war dieſe Bemerkung von einem anderen Mitgliede jenes Vereins zur öffentlichen Kunde gebracht worden. — Zu erinnern iſt jedoch, daß Hr. Dr. N. nur von zwei kalten Tagen ſpricht, und Hr. Prof. W. unrichtig den H. Mamertus zum erkältenden Heiligen macht. Der Volksregel nach ſind der 12., 13. und 14. Mai (Pancratius, Servatius und Bonifacius) die gefährlichen Tage.

. **Proſper Mérimée** hat ſeine „archäologiſche Reiſe durch das weſtliche Frankreich" veröffentlicht (eine Fortſetzung ſeiner Reiſe durch die ſüdlichen Provinzen Frankreichs), welche viele höchſt intereſſante Seiten darbietet.

. **Emanzipation der Neger durch Neger.** — Nachrichten aus Jamaika zufolge, waren in den 18 Monaten ſeit Abſchaffung der Sklaverei 34,000 Pf. St. von den Negern zuſammengebracht worden, um 1000 der Ihrigen von der ſg. Lehrlingſchaft loszukaufen.

. **Ferdinand Ries** hat ſeine neue Oper: „Der Abend auf dem Libanon" dem Drury-Lane-Theater in London übergeben und wird die ſechs erſten Vorſtellungen ſelbſt leiten.

(J. f. d. e. W.)

. **Charakteriſtik Amerika's von einem Amerikaner.** — Fenimore Cooper in ſeiner kürzlich erſchienenen Schrift: *A residence in France* — ſagt von ſeinem Vaterland: „Amerika iſt ein Land, wo das Eingeſtändniß irgend eines ziemlich ſchmuzigen und gemeinen Motiv's faſt unerläßlich ſcheint, wenn man nur ſicher leben will.... Ich glaube, es läßt ſich — kein anderes Volk finden, die ganz ungebildeten und die völlig entarteten ausgenommen, das ſich ſo leicht herumkriegen und durch Schmeicheleien bethören ließe, als die große Maſſe unſeres eignen. In Amerika ſympathiſirt Jeder mit dem, der das Geldſchneiden verſteht; denn dieß iſt das allgemeine Gewerbe und berührt eine Seite, die ihre Schwingungen durch die ganze Republik fortſetzt; nur Wenige aber wiſſen die Freuden desjenigen zu würdigen, der ſein Geld mit Geſchmack, Eleganz und Vernunft anzuwenden verſteht... Prunkſucht und Pracht auf Koſten der Behaglichkeit und Angemeſſenheit ſind bei uns ein vorherrſchendes Uebel... Wenn es die Verehrung des Schöpfers gilt, ſcheint ein Jeder ſich gern — in eine Nußſchale verkriechen zu wollen; aber wenn es ſich um Eſſen und Trinken handelt, iſt das Zelt Pari Banu's nicht groß genug... Weit, gewaltig weit ſind die gebildeten Klaſſen Amerika's in ihren Anſichten noch hinter dem Wohlſtand des Landes zurück... Ich kenne kein Land, das innerhalb der letzten 5 Jahre in Anſichten ſo ſehr zurückgeſchritten iſt, als das unſrige. —

. **Hyper-orientaliſche Hyperbeln im nüchternen Deutſchland.** — Ein Hr. H. J. Mannſtein berichtet in der Allg. muſikal. Zeitung vom 2. d. M. über Fräulein Henr. Carl in Dresden: „Die Erſcheinung dieſer Künſtlerin iſt ſo außerordentlich, ſo rieſengroß, daß man mit Recht ſagen kann: „die Carl iſt ein Ereigniß" ... Sie hat viel geſungen; — bewunderungswürdig war ſie überall, aber in der großen Arie der Donna Anna ſtieg die Sonne ihres Geſanges in erſchreckender Herrlichkeit auf ... Der Vortrag dieſer Arie war eine große That in Tönen!" ...

Ein Seitenſtück hierzu liefert die Anzeige des „General-Lexikons" — oder „vollſtändigen Wörterbuches alles menſchlichen Wiſſens" — von Strahlheim, — in der Allg. Zeitung vom 10. d. M., worin Hr. Geh.-Reg.-Rath Dr. und Profeſſor Schmitthenner zum Beweiſe der „Großartigkeit" dieſes Buches anführt, daß „es in mehr als einer halben Million Artikel Alles umfaßt, was auf unſerem Erdballe zur Kenntniß der Menſchen gekommen iſt." —

Wann wird einmal Apollo wieder die Muſen zum muſikaliſchen Reigen verſammeln, daß ſie nicht mehr, vereinzelt, die eine hierhin, die andere dorthin irrend, — den Mänaden immer ähnlicher werden, die auf ſehr unmuſikaliſche Weiſe ihre ſehr unphiloſophiſchen Gedanken laut werden laſſen! —

. Der ruſſiſche Maler **Brülow** in Rom, deſſen coloſſales Bild: „die Zerſtörung Pompeji's," **Bulwer** auf die Idee brachte, die „letzten Tage Pompeji's" zu ſchreiben, hat im Auftrag des Kaiſers von Rußland ein anderes coloſſales Bild: „die Eroberung Warſchau's," vollendet, eben ſo ausgezeichnet an Kunſtwerth, als das erſtgenannte.

. **Segelnder Dampfwagen.** — Man hat neuerdings den Verſuch gemacht, den Wind für die Eiſenbahnen zu benutzen. Man befeſtigte einen Maſt mit Segeln auf einem Wagen, der zuerſt langſam, dann aber mit einer Schnelligkeit von 10 engliſchen Meilen in der Stunde fortgezogen wurde. Man hing noch 5 Kohlenwagen an, und auch hierbei zeigte ſich der günſtigſte Erfolg. —

. Der geniale Kupferſtecher, Profeſſor J. **Felſing** in Darmſtadt, beſchäftigt ſich mit dem Stich einer heiligen Familie (Madonna, Chriſtus, Johannes und Eliſabeth), nach einem in ächt Raphaeliſchem Geiſte meiſterhaft vollendeten größeren Oelgemälde **Overbeck's**.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 283. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 29. November.

Marie Roland.

(Eigenhändige Briefe der Madame Roland an Bancal-des-Iſſarts, Conventsmitglied. Herausgegeben von Madame Henriette Bancal-des-Iſſarts, und mit einer Einleitung begleitet von Sainte-Beuve. Aus dem Franzöſiſchen von Dr. Paul Friſch. Leipzig. 1836. Allgemeine Niederländiſche Buchhandlung. Hochhauſen und Fournes).

Es iſt bekannt, welchen bedeutenden Einfluß die Frauen auf das ſoziale Leben überhaupt und namentlich auch auf die politiſchen Verhältniſſe in Frankreich ausgeübt haben. Der Jungfrau von Orleans, welcher die franzöſiſche Monarchie ihre Rettung verdankte, nicht zu gedenken, hat ſich jener Einfluß beſonders ſeit Franz I. immer bemerklicher gemacht. Nur vorübergehend und nur theilweiſe in Beziehung auf die Staatsverwaltung durch das energiſche Einſchreiten eines Sully, Richelieu, Mazarin beſchränkt, und unter Heinrich III. und in der erſten Zeit Ludwig's XIV. minder hervortretend, iſt er erſt ſeit dem Ausbruch der Revolution durch die Gewalt der Dinge mehr und mehr zurückgedrängt worden. Wie dann Napoleon keine andere Macht neben der ſeinigen duldete, ſo hat, ſeit der Conſtituirung der öffentlichen Meinung durch die Charte, und am meiſten durch die zunehmende Complikation und allgemeine Verkettung der europäiſchen Sozialverhältniſſe, mit der Bedeutſamkeit einzelner Perſönlichkeiten auch der Einfluß ausgezeichneter Frauen ſich ſtätig vermindert. Dennoch iſt nicht zu verkennen, daß in den erſten Revolutionsjahren auf der einen Seite die Königin, auf der anderen Frau Roland und Charlotte Corday, wie ſpäterhin Frau v. Fontenai (geb. Cabarrus, ſpäter Tallien's Frau), Frau von Beauharnais (demnächſt Gemahlin Bonaparte's) und die Herzogin von Angoulême geſchichtliche Rollen geſpielt. Eben ſo iſt in der Literatur Frau von Staël und neuerdings Madame Dudevant (G. Sand), wie in geſellſchaftlicher Hinſicht Madame Recamier nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben.

Als Charakter aber gehört Marie Roland zu den Sternen erſter Größe und überſtrahlt durch das Feuer der reinſten Begeiſterung, durch die Gediegenheit ihres ganzen Weſens und ihre gleichmäßig edle Haltung bis zum Tod auf dem Blutgerüſte nicht nur die Frauen, ſondern auch die Männer, die ſich in der Revolutionszeit ausgezeichnet haben. Darum verdienen diejenigen unſeren Dank, die uns Gelegenheit bieten, jenes ſeltene Weſen noch näher kennen zu lernen, als bisher durch Berichte der Zeitgenoſſen und durch die Denkwürdigkeiten vergönnt war, die von unſerer Heldin im Gefängniß in ſtäter Gewärtigung gewaltſamen Todes niedergeſchrieben werden. Auch iſt zu hoffen, daß Herr von Montrol, der im Beſitze des, noch größtentheils unedirten Briefwechſels von Frau Roland mit Briſſot iſt, der Bitte um deſſen Bekanntmachung, Gehör geben wird, welche St.-Beuve in der Einleitung zur vorliegenden Sammlung an denſelben gerichtet. —

Dieſe leztere,, im vorigen Jahre (ſ. Nro. 287 des Phönix) zum erſtenmale von der älteſten Tochter des ausgezeichneten Mannes herausgegeben, an den die meiſten hier mitgetheilten Briefe gerichtet waren, erſcheinen begleitet (III. — XIV.) von einigen, leider nur zu flüchtigen und unvollſtändigen biographiſchen Nachrichten „über Bancal-des-Iſſarts“ mitgetheilt von der Herausgeberin, — und (S. 1 — 50) von einer Charakteriſtik der Briefſtellerin und ihrer Schriften von St.-Beuve.

Auch dieſe Arbeit des eben genannten geiſtreichen und ſchreibgewandten Literators iſt dankbar hinzunehmen, obgleich ſie in jeder Beziehung noch Manches zu wünſchen übrig läßt, und eine gewiſſe Eilfertigkeit bei deren Abfaſſung nicht zu verkennen iſt. Chriſtoph Schloſſer in ſeiner Gegeneinanderſtellung der Frau Roland und der Frau von Staël (im Archiv für Geſch. und Lit. I. 1 — 79) hat in Beziehung auf die erſtere ſchon Gediegeneres geleiſtet, wenn gleich er gegen die letztere von parteilicher Gereiztheit nicht frei zu ſprechen iſt. Dennoch iſt, beſonders nach Erſcheinung des vorliegenden Briefwechſels, auch die Schloſſer'ſche Charakteriſtik noch mancher Ergänzung bedürftig.

Um nun unſeren Leſern eine Andeutung deſſen zu geben, was die vorliegende Schrift darbietet, wird uns geſtattet ſein, einige Augenblicke bei der Perſönlichkeit der beiden Briefwechſelnden zu verweilen. —

* * *

Marie (Manon) Johanna Roland, im Jahr 1754 geboren,[*] war die Tochter eines achtbaren Kupferſtechers, Namens Phlipon, der zu Paris auf dem Quai des Lunettes ein ſtilles, bürgerliches Leben führte. Die in ihrer Kindheit von einer trefflichen Mutter genährten religiöſen Gefühle ſteigerten ſich in der Folge (1765) durch den Aufenthalt in einer klöſterlichen Penſionsanſtalt, und das Leſen vieler geiſtlichen Schriften, namentlich Fénélon's, des heil. Auguſtinus und Franziskus von Sales zur ſanften Schwärmerei. Schon frühe (in ihrem 8ten Jahre) waren es aber Plutarch's Lebensbeſchreibungen, welche in ihr jene Begeiſterung für Geſinnungen, Thaten und Verfaſſungen des Alterthums erweckten, die auch dann nicht erloſch, als ſie, verflochten in die höchſten Staatsangelegenheiten ihres Vaterlandes, ſich mehr und mehr von der Unmöglichkeit überzeugte, ihre ſozialen Ideale von einer in rechtlicher Hinſicht dürftig gebildeten, in ſittlicher Beziehung durch und durch erkrankten Generation verwirklicht zu ſehen. — Indeſſen hatte ſie ſich nach und nach auch mit den Hauptwerken der philoſophiſchen, politiſchen und geſchichtlichen Literatur ihres Volkes befreundet, und mehrfach Gelegenheit gefunden, ſich von der völligen Verſchrobenheit des damaligen ſozialen Lebens zu überzeugen. So läßt ſich leicht begreifen, daß, als ihr nun auch Rouſſeau's Schriften bekannt wurden, ſie, wie ſie ſelbſt ſchreibt, „den Dollmetſch ihrer Gefühle" in ihm erkannte und liebte. —

Schon früher durch die Lehre von ewiger Verdammniß über die kirchlichen Dogmen in Zweifel gerathen, fand ſie in der Profession de foi d'un vicaire savoyard ein verklärtes Evangelium, und eine „bürgerſinnige Moral" (Briefe S. 141), während ſie im Contrat-social die politiſchen Ideale des Alterthums in zeitgemäßer Verjüngung wieder zu erkennen glaubte. „Unter Blumen und Büchern" in ungetrübter Reinheit und ſtillem Glück zur blühenden Jungfrau herangereift, wurde ſie der Gegenſtand zahlreicher Huldigungen und Bewerbungen. Wenn ſie aber dem ernſten, katoniſch ſtrengen — und bedeutend älteren Roland de la Platière (geb. 1732), der ſie in mehrjährigem Umgange liebgewonnen, und ihr durch ihre Jugendfreundin Sophie Cannet bekannt geworden, den Vorzug gegeben, ſo haben, wie ſie ſelbſt geſtand[*], nur Hochachtung und Strebensverwandſchaft ſie zu dieſem Entſchluſſe bewogen. Bis dahin hatte ſie keinen Trefflicheren kennen gelernt. — Sie hielt ſich für ihn beſtimmt, und hoffte, den „tugendhaften Philoſophen" glücklich zu machen. Edelmuth, Freundſchaft, Pflichtgefühl vereinigten ſich bei ihr, um ihn nie empfinden zu laſſen, was ihr glühendes Herz ſpäter vermißte; ſie wurde und blieb bis zur letzten Stunde ihm Alles, was ein treues, ſich ganz hingebendes Weib ihm nur immer ſein konnte: zärtliche Gattin, ſorgliche Mutter ihres Kindes, innigſte Freundin, unverdroſſene Haushälterin, unermüdliche Gehülfin bei allen Arbeiten und Rathgeberin in allen Angelegenheiten des Lebens. Ehelich vereinigt ſeit Anfang 1780, war das edle Paar, nach faſt vierjährigem Aufenthalte zu Amiens, als Roland Inſpektor des Handels und der Manufakturen in der Lyoner Generalität wurde, nach Villefranche, bei Lyon, auf Roland's Familiengut, Clos la Platière, gezogen. Hier lebten ſie, ſoweit es Roland's Berufsgeſchäfte geſtatteten, ländlichen und literariſchen Beſchäftigungen gewidmet, als die, von Klerus, Adel und Parlamenten gleich eifrig geforderte Ständeverſammlung, im Jahr 1789 zu Paris eröffnet wurde. Marie Roland ſchreibt ſelbſt über dieſen Zeitpunkt: „Die Revolution brach aus und entflammte uns (ſie und ihren Mann). Als Freunde der Menſchheit und Anbeter der Freiheit glaubten wir, ſie komme, das Geſchlecht zu regeneriren und das ſchmähliche Elend jener elenden Menſchenklaſſe zu tilgen, welches uns ſo oft gerührt hatte: wir nahmen ſie mit Entzücken auf…"[**] „Unſere Liebe war der öffentlichen Sache zugewandt,[***] ſie bemächtigte ſich aller unſerer Gedanken, ſie unterwarf ſich alle unſere Entwürfe, wir gaben uns ganz der Leidenſchaft, ihr zu dienen, hin." —

Sehr bald „brachte nun," ſo berichtet St.-Beuve (S. 10), — „die in Folge der Revolution eingetretene allgemeine Bewegung, welche ſich aller patriotiſchen Herzen bemächtigt hatte, auch Frau Roland mit verſchiedenen zu Paris thätig eingreifenden Perſonen in Briefwechſel," zunächſt mit Lanthenas und Briſſot (welcher ſchon früher mit ihrem Manne eine Correſpondenz angeknüpft hatte), und — durch des Erſteren Vermittlung — ſeit Juni 1790 auch mit Bancal-des-Iſſarts. —

Dieſer, im Jahr 1750, alſo nur wenige Jahre vor Manon Phlipon, — geboren, hatte die Rechte ſtudirt, und war demnächſt Parlamentsadvokat, ſpäter Notar in Paris geworden. „Seine entſchiedene Vorliebe für die Wiſſenſchaften," und der Wunſch und die Erkenntniß der Pflicht, nach Kräften für das allgemeine Beſte thätig zu ſein, beſtimmten ihn kurz nach dem Ausbruche der Revolution, ſeine Notarſtelle niederzulegen. Seine Tochter theilt Eingangs der vorliegenden Schrift einen Aufſatz ihres Vaters mit, in welchem er ſeinem Gewiſſen Rechenſchaft von jenem Schritte ablegt, und der mit folgender ſchönen Strophe ſchließt:

„Wohlthun und Redlichkeit als höchſtes Glück betrachtend,
Weiht' ich dem Dienſt der Menſchheit meine Tage:
Gern mag der Himmel ihren Lauf beſchließen,
Wenn ich für And're nicht mehr wirken kann."

---

[*] Barrière's Notice etc. p. XVI vor d. Mémoir. de Mad. Roland, gibt 1756 für das Geburtsjahr; die Mémoiren ſelbſt I. 21 die obige Zahl.

[*] S. Mémoir. éd. 1821. I. 214 und den vorliegenden Briefwechſel S. 173 f.

[**] Mémoir. I. 222.

[***] „Amoureux de la chose publique." Ebd. 224.

Mit dieſem edeln Manne, von deſſen Wirkſamkeit Roland und ſeine Frau ſich für die Sache der Freiheit viel verſprachen, eröffnete letztere im Juni 1790, eine bis zum 14. October 1792 fortgeſetzte Correſpondenz, die uns in der vorliegenden Schrift mitgetheilt werden, und in jeder Beziehung als eine ſchätzbare Gabe mit lebhaftem Danke aufgenommen zu werden verdient. Sie vervollſtändigt das Bild, welches wir uns von der eben ſo heldenmüthigen als liebenswürdigen Briefſtellerin entworfen, und „bereichert unſere bereits gewonnene Kenntniß dieſes tiefen und einfachen Gemüths.“ Sie liefert eine Menge intereſſanter Thatſachen zur Geſchichte der Revolution überhaupt, und beſonders der Stadt Lyon, — während der beiden erſten Jahre derſelben, und ſchließt erſt mit „dem doppelten Rufe heroiſcher Beſorgniß bei Annäherung der Preußen und dem Schrei des Entſetzens und der Verwünſchung — bei den Metzeleien in den erſten Septembertagen des Jahres 1792.“

Ein reiches inneres und äußeres Leben entfaltet ſich uns in dieſen Briefen, und wenn uns auch jene antik-moderne, ihrem Gegenſtande nach ſehr abſtrakte politiſche Schwärmerei, die darin vorherrſcht, bereits ſehr ferne liegt, ſo flößt uns doch die Gediegenheit, Energie, Reinheit und Erhabenheit des **Charakters**, der uns hier vorgeführt wird, wie er ſich in den mannigfaltigſten Verhältniſſen und Situationen bewährt, die lebhafteſte Theilnahme ein.

Wir ſehen **Marie Roland** bald am Schreibtiſch ihres **Mannes**, ſeine Strenge mildernd, ſeinen reflektirenden Verſtand durch ihre Begeiſterung beflügelnd, bald an ſeinem Krankenbett ihn pflegend, immer aber beſtrebt, ihm jeden Augenblick ſeines Lebens durch liebreiche Sorgfalt zu verſchönen. Wir ſehen ſie mütterlich beſorgt für die Erziehung ihrer **Tochter**, und bald emſig mit der Landwirthſchaft beſchäftigt, bald vorſorglich der **armen** Landbewohner ſich annehmend. Dabei in freien Augenblicken bald in Homer oder Taſſo und Thompſon, bald auf einſamen Spaziergängen in der ewigſchönen **Natur** neue Kraft, friſchen Muth ſich ſchöpfend für den Ernſt des Lebens. Dann wieder in Briefen an ihre **Freunde** — dieſe aufmunternd zu edeln Thaten, ſie kräftig tröſtend bei herben Verluſten, mit edler Offenheit und Einfalt ihnen mittheilend ihre Hoffnungen, Wünſche und Befürchtungen, ihre Anſichten über das öffentliche Leben, und ihre und ihres Mannes Schritte und Bemühungen, um der Freiheit und der Gerechtigkeit den Sieg zu verſchaffen über die Intriguen, Machinationen und Gewaltthätigkeiten, die ihrem hellen Blicke bei keiner der verſchiedenen Parteien verborgen blieben, die ihr rechtſchaffenes Gemüth bei Allen mit gleicher Strenge, mit gleicher Entrüſtung ſtraft.

Aber wir ſehen ſie nicht nur mit immer gleicher Selbſtvergeſſung ſich hingeben an die ſittlichen Mächte der Familie, des Staates, der Menſchheit, mit immer gleichem Muthe bekämpfend, was die Wiedergeburt ihres Volkes hemmen zu wollen ſchien; — auch mit ſich ſelbſt, mit ihrem Herzen ſehen wir ſie kämpfen — und ſiegen. Der wenige Jahre ältere Bancal hatte ſie im September 1790 in Clos la Platière beſucht, und die gleiche Begeiſterung für das öffentliche Wohl, für die Sache der Menſchheit, — ihre verwandten Herzen unvermerkt einander ſo nahe gebracht, daß, wenn Marie Roland noch über ihre Hand hätte verfügen können, ſie dem jugendlichen Freunde ſie wohl nicht verſagt haben würde. Wenn ſie aber, heiliger Pflichten eingedenk, den **Hoffnungen** keinen Raum gab, die ſich ihr nicht verhehlt zu haben ſcheinen (S. 115), ſo geben doch mehrere ſpätere Briefe (S. 134, 152, 174, 310) nicht undeutlich zu erkennen, daß ſie die Neigung ihres Herzens zwar jederzeit ihrer Pflicht unterzuordnen, nicht aber ſie auszutilgen vermocht hat. So erſcheint ſie uns zugleich **ehrwürdig** durch die Selbſtbeherrſchung, die uns die ſittliche Kraft ihres Willens, und **liebenswürdig** durch die zarte Neigung, die uns die Empfänglichkeit ihres Herzens bezeugt. —

Ebenſo, wenn wir die Einſicht, den Muth und den Eifer bewundern, womit ſie an den öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen, müſſen wir doch immer von Neuem auch der ächten Weiblichkeit huldigen, deren Schranken ſie zu keiner Zeit übertreten, — wie ſie deren ebenwohl ſich ſtets klar bewußt geblieben iſt (ſ. u. a. S. 136, 190, 203).

(Schluß folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

190) **Die Herrſchaft der Mittelklaſſen.** Von H. L. Bulwer. (**Frankreich** in ſocialer, literariſcher und politiſcher Beziehung. **2te Abtheilung**). 2 Bde. Aachen, Leipzig und Brüſſel, bei J. A. Mayer. 1836.

Dieſe zweite Abtheilung des Bulwer'ſchen Werkes über Frankreich verbreitet ſich über die wichtigſten Fragen des ſocialen, literariſchen und politiſchen Lebens in Frankreich mit ſolcher Ausführlichkeit und enthält einen ſolchen Reichthum der intereſſanteſten Bemerkungen, daß wir ſie als eine der beſten Schriften empfehlen können, welche zur Gewinnung einer Totalanſicht über das organiſche Leben in jenem Lande beitragen. Eine eigene Färbung erhalten Bulwer's Darſtellungen durch die Reflexe, welche er aus analogen Verhältniſſen ſeines Vaterlandes auf die franzöſiſchen einfallen läßt, ſo z. B. in Bezug auf die Charakteriſtik der öffentlichen Blätter. Der erſte Band verbreitet ſich im Allgemeinen über die „leichte Literatur“ (Roman und Drama), und zwar mit genetiſchen Hinweiſungen und allgemeinen Betrachtungen, über die franzöſiſchen Zeitungen (wobei vortreffliche Charakteriſtiken, z. B. A. **Carrel's**, eingeflochten ſind), dann über die religiöſen Zuſtände Frankreichs, welche wieder zuerſt hiſtoriſch nachgewieſen werden; hier finden die Contraſte von Proteſtantismus und Katholizismus, von Landgeiſtlichkeit und Jeſuitismus, vom clergé assermenté (der von 1789 datirt) und vom clergé ultramontain ihren Platz, zwiſchen welchen der gallikaniſche die Mitte hält; — über St. Simoniſten und Fourieriſten werden treffende Bemerkungen mitgetheilt. Im zweiten Bande beſpricht das 4te Buch das wichtige Thema der Vertheilung des Eigenthums mit großem Scharfſinn, das 5te die ſociellen Zuſtände im ſtrengeren Sinne des Worts, die Geſelligkeit in ihren verſchiedenen Branchen; hier treten in ſcharfen Nüancirungen die jeune France mit ihren bitter einſchneidenden Thorheiten, die Mittelklaſſe mit ihren zahlreichen Radien, die Ariſtokratie auf und einander gegenüber. In Beziehung auf die arbeitenden Klaſſen wird dargethan, daß ihr Zuſtand ſich gegen früher vortheilhafter herausſtelle: die Lebensdauer habe ſeit den 1780 gemachten Berechnungen um 7 Jahre zugenommen, dann werden die Förderungsmittel zur Erleichterung der niedern Klaſſen: Sparkaſſen und Hülfsgeſellſchaften ſtatiſtiſch detaillirt. Eine Tabelle gibt eine Ueberſicht der Armen in Paris (ſ. J. 1832) wonach das Verhältniß der Armen zur Einwohnerzahl in jenem Jahr, wie 1 zu 11,165 war. Eine andre Tabelle, welche täglichen Lohn, Zahl der Arbeitsſtunden, Betrag der Subſiſtenzmittel, Geburtsgegenden, Zahl der zu einer Hülfsaſſociation gehörigen Individuen, **beſondern Charakter** jeder Profeſſion darſtellt, bietet ein eben ſo großes Intereſſe für den Freund der Humanität, wie für den Staatsmann und für den Pſychologen. Wir heben folgendes Reſümé aus: „Was haben wir in Frankreich beobachtet? Eine populäre Literatur, die keine privilegirten Kritiker anerkennt; eine wohlfeile Preſſe, die ſich an alle Klaſſen von Leſern wendet, eine Einrichtung der Kirche, die alle religiöſen Sekten zuläßt, ſeltſame Philoſophieen, die auf die Aſſociation aller Capacitäten begründet ſind, eine allgemeine Theilung der Grundſtücke, eine obere Klaſſe, deren Anſprüche als lächerlich betrachtet werden, eine Mittelklaſſe, welche große politiſche Autorität beſitzt, eine faſt unabhängige arbeitende Klaſſe, die eine Vermehrung von Reichthum und Macht verlangt;“ — kurz: — völlige Gleichheit de jure und möglichſte de facto. Im ſechſten Buche wird das Syſtem der Regierung beleuchtet, werden die verſchiedenen Miniſterien, die Militärverwaltung und die Deputirtenkammer erforſcht. In den letzten Kapiteln gibt Bulwer eine Ueberſicht des ganzen Werkes. Folgende Aſſertionen ſtellen ſich dabei heraus: 1) Das moderne Frankreich iſt das Reſultat ſeiner früheren Geſchichte und neuer Inſtitutionen. 2) die franzöſiſche Regierung iſt eine Regierung des Widerſtandes. Einen Hauptmangel erkennt B. in — der beſchränkten Repräſentation, und er hält dafür, daß die Monarchie der Mittelklaſſe, wenn ſie fortbeſteht, das noch vollkommener ausbilden werde, was die Geſetzgebung lange Zeit für unausführbar hielt, nämlich: eine Conſtitution ohne privilegirte Klaſſen, in welcher dennoch der Monarch keine Null und der Bürger kein Sklave iſt.

Man ſieht aus dieſer ſehr gedrängten Ueberſicht, daß das organiſche Leben der franzöſiſchen Geſellſchaft ſich auf einer bei weitem höheren Entwicklungsſtufe befindet, als manche kritiſche Herren in Deutſchland es zugeben wollen. Menſchen, welche ihren allmählich zuſammenſchrumpfenden Credit dadurch wieder aufzufriſchen ſuchen, daß ſie unaufhörlich auf Frankreichs ſociale, literariſche und artiſtiſche Zuſtände losbellen.

So heilig uns die Selbſtſtändigkeit des deutſchen Vaterlandes ſein muß, für ſo thöricht halten wir das Bemühen, die Ehre des Vaterlandes durch ungerechte Schmähung anderer Länder in ein grelleres Licht zu ſetzen. Verdächtigungen im Vaterlande, zweckloſer, plumper Fanatismus gegen alle Entwicklungen außerhalb der deutſchen Gränzen, das ſind die letzten Zuckungen ſo mancher Zionswächter, um den verlorenen Popanz ihrer Autorität wieder herzuſtellen.

181) **Kleine Romane von Leopold Schefer.** 3 Thle. Bunzlau. Appun. 1836.

Zwei Bände dieſer geſammelten kleinen Romane und Novellen liegen vor uns (enthaltend: „**Die Geſchiedene,**“ „**unglückliche Liebe**“ und „**das vergiftete Teſtament,**“ welche ſämmtlich den beſten Leiſtungen Schefer's zugezählt werden müſſen. Sie tragen das ſchärfſte Gepräge ſeiner bekannten Eigenthümlichkeit, die man ſchon deshalb nicht: **Manier** nennen kann, weil alles, was uns daran fremdartig erſcheint, nicht ärmliche Künſtelei iſt, ſondern Ueberſtrömung eines Gemüthes, welches ſeiner inneren Fülle zufolge das Eine im Mannigfaltigen ſucht, das Licht in Farben auffängt, das Naturgeſetz in ſeinen tauſenderlei Erſcheinungen, für welches das Einzelne nicht blos als Formprobe des Ganzen, ſondern eben als ſelbſtſtändiges Einzelnes vollen Werth hat. Wohl iſt alſo L. **Schefer**, wie ihn die evangeliſche Kirchenzeitung rubricirte, ein Pantheiſt, aber wahrhaftig ein chriſtlich-poetiſcher, ſo gut wie jene katholiſchen Cinquecentiſten des künſtleriſchen Italiens. Wir haben uns jene heilig-ſinnlichen Madonnen gefallen laſſen; wir können auch über Schefer's lyriſche Dogmen, die aus tauſend Kelchen duften, unſere ethiſch-äſthetiſchen Gewiſſen beſchwichtigen.

182) **Corisande von Mauleon,** oder Bearn im 16ten Jahrhundert. Aus dem Franzöſiſchen von **F. Riedel.** 2 Thle. Potsdam. 1836. Ferd. Riegel.

Wir müſſen dieſem hiſtoriſchen Sittengemälde vor vielen neueren Romanen ähnlicher Art unbedingt den Vorzug einräumen, da es außer dem gewöhnlichen Intereſſe der Unterhaltung auch ein inſtructives darbietet, und eine Reihe von Genrebildern enthält, an deren Vollendung viele Kenntniß und Liebe verwendet ſind. Eigenthümlich iſt der Roman dadurch, daß er weniger epiſche als ſceniſche Elemente hat, daß die Fabel durch Reihenfolgen von Bildern gehalten und fortgeſponnen wird, welche ſich **an** einander anknüpfen. Die Ueberſetzung iſt eben ſo ſorgfältig und geſchmackvoll, als die Ausſtattung.

183) **Palmenblüthen,** von Dr. H. G. **Zehner.** Hersfeld, F. Schuſter. 1836.

Neun und zwanzig Parabeln in orientaliſcher Kleidertracht; aus allen athmet reines, ſittliches Gefühl, freundliche Lebensweisheit und Poeſie. Zehner's reiches Talent, welches früher in allerlei Abnormitäten ausſchweifte, hat hier auf die rechte Straße eingelenkt; wir wünſchen zwar (in ſeinem eigenen Intereſſe) nicht, daß dieſe neue Weiſe ihm zur Manier werde; aber wir hoffen, daß, da er begonnen, ſie zu zügeln, ſeine Muſe auch in der eigentlichen Novelle fortan Erfreulicheres, als früher leiſten werde.

184) **Erato.** Von Franz Freiherrn **Gaudy.** Neue Ausgabe. Berlin, Heymann. 1836.

Leichte, loſe, poetiſche Tändeleien, größtentheils in Heine's Manier. Gaudy iſt Heine's glücklichſter Nachahmer; wir bedauern dies, da er zu viel originelles Talent beſitzt, als daß er nöthig hätte, in fremde Fußtapfen zu treten. Die vorliegende Sammlung enthält eine Menge trefflicher poetiſcher Gedanken; aber an den meiſten Gedichten verletzt die Vernachläſſigung der Form. Bei Heine iſt das Nonchalance, bei ſeinen Nachahmern häufig Abſicht. Um eine ganz moderne Poeſie darzuſtellen, bedarf es des Sprachverderbniſſes nicht; Zuſtände werden durch die Umgangsſprache wohl ausgedrückt, aber nicht repräſentirt; die Umgangsſprache wechſelt nach Moden, der Dichter aber ſoll, wenn er auch ein moderner iſt, keine Mode kennen. Dieſer Sprachunfug iſt es, den man an Heine nachahmte, der größtentheils daran Schuld war, daß man von einer Heine'ſchen Schule ſprach. Gaudy beweiſt übrigens von Tag zu Tag mehr, (und auch in der Erato finden ſich treffliche Beweiſe, wie z. B. die Elegien), daß er auf ſeinen eignen Knochen ſtehen kann. Er hat etwas von der Gabe eines Beranger an ſich. Seine bald erſcheinenden neuen Lieder werden es beweiſen.

Notizen.

⁂ **Zahl der Selbſtmörder im weſtlichen Rußland.** — Das „Portfolio“ gibt in einer ſeiner neueſten Nummern eine moraliſche Statiſtik der weſtlichen Provinzen des ruſſiſchen Reiches, welche ungefähr 10 Millionen Einwohner haben. Dieſer Ueberſicht zufolge gab es im J. 1831 - 1832 auf 10,[illegible],851 Individuen 1,065 ermittelte, 300 zweifelhafte Selbſtmorde und 493 andere Ermordungen. Es kamen alſo auf 16,000 Einwohner **ein Selbſtmord**, und auf 30,000 **ein Todſchlag**. Dem Geſchlechte nach verhielt ſich die Zahl der männlichen zu der der weiblichen Selbſtmörder wie 4½ zu 1. Am merkwürdigſten iſt das Verhältniß in Bezug auf die Standesunterſchiede. Es gehören nämlich von den Selbſtmördern

906 zur Klaſſe der Bauern oder Leibeigenen; alſo 1 auf 16,757⅓
190 „ — „ Kaufleute; . . . . — 1 „ 20,833⅓
113 „ — „ Soldaten; . . . . — 1 „ 3,000
36 „ — „ Adligen; . . . . — 1 „ 11,111
8 „ — „ Geiſtlichen; . . . . — 1 „ 25,000.

⁂ **Das marmorne Monument Leo's XII.** (für die Peterskirche) von **Fabris**, einem Schüler **Canova's**, naht ſeiner Vollendung. Leo iſt ſtehend, die Rechte zum Segnen des Volkes erhoben, vorgeſtellt (166 Palmen hoch); vier Biſchöfe umgeben den Thron; über dem Bogen zeigt ſich ſein Wappen, der Adler, zu beiden Seiten Religion und Gerechtigkeit (Basrelief). — **Fabris** arbeitet auch das Monument **Taſſo's** (welches gleichfalls bereits bald vollendet iſt).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 284. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 30. November.

Aus Wetzel's Nachlaſſe.

Flausrock's Poeſie.

Auf! und luſtig klingt und klingt!
Brüder, laßt uns leben!
Seht, wie er ſo golden blinkt,
Geiſt kerndeutſcher Reben!
Nie auf unſern deutſchen Tiſch
Komm' ausländiſches Gemiſch!
Wir ſind Herrmanns Söhne!

Chor. Nie auf unſern deutſchen Tiſch u. ſ. w.

Luther war doch auch kein Thor,
Stark, wie deutſche Trauben!
Er ging uns im Trinken vor,
Wie im wahren Glauben:
„Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang,
Bleibt ein Narr ſein Lebenlang!"
Wir ſind keine Narren!

Chor. „Wer nicht liebt Wein" u. ſ. w.

Fort, wer ſich mit Wiſſen bläht,
Wie der Froſch der Fabel,
Selbſt in Gottes Majeſtät
Steckt den dummen Schnabel!
Glaubt mir, die Philoſophei
Iſt doch eitel Träumerei!
Fort mit ihr zum Henker!

Chor. Ja, ja die Philoſophei u. ſ. w.

Sankt Copernicus und, wie
All' die Himmelsſtürmer
Heißen auf es, us und i,
Schmauſ'ten doch die Würmer!
Ob ſich unſer Erdball dreht,
Oder mäuschenſtille ſteht? —
Mir ſcheint er zu drehen!

Chor. Ob ſich unſer Erdball dreht u. ſ. w.

Fort, wer Glaubensmeuterei
Zettl'n will und murken!
Kirche ſind wir, nicht Partei!
Fort, du Schurk zu Schurken!
Biſt du Menſch, ſo biſt du Chriſt!
Lutheraner und Papiſt,
Trinkt aus einem Glaſe!

Chor. Biſt du Menſch u. ſ. w.

Und ſo ſitzt man traulich hier,
Wackrer Wirth ſammt Gäſten!
Hinter'm Ofen, glaubt es mir,
Sitzt ſich's doch am beſten!
Narren, die nach Welſchland geh'n,
Dort das alte Zeug zu ſeh'n,
Und vor'm Dolch zu zittern.

Chor. Narren, die nach Welſchland u. ſ. w.

Wirft uns Jemand Plumpheit vor,
Marſch mit ihm in's Kloſter!
Da gehört er hin, der Thor!
Fort an's Paternoſter!
O wie ſind wir ſo geſcheide!
Herrlich aufgeklärte Zeit!
Weg mit Pfaff und Mönchen!

Chor. O wie ſind wir u. ſ. w.

Eulen, ſonnenſcheu und dumm,
Laßt im Finſtern ſchaffen!
Wir ſind Menſchen, eben d'rum
Sind wir keine Affen!
Komm' ein neuer Hildebrand,
Unſer Bischen Hausverſtand
Soll uns Niemand rauben.

Chor. Komm' ein neuer u. ſ. w.

Marie Roland.

(Schluß).

Nach allem dieſem ſtimmen wir in jeder Beziehung dem geiſtreichen Verfaſſer der Charakteriſtik, welche die vorliegenden Briefe einleitet, bei, wenn er, zum Schluſſe derſelben bemerkt: „Madame Roland gebührt ein durchaus eigenthümliches Lob, das ſich ſelten große und ruhmreiche Geiſter zu erwerben wußten, daß nämlich, je tiefer man in das Innere ihres Lebens und in die geheimen Falten ihrer brieflichen Mittheilungen eindringt, das Ganze um ſo *einfacher* ſich darſtellt; ſtets dieſelbe Sprache, dieſelben rückhaltsloſen Gedanken; nirgends eine Falte, keine Verwirrung der Leidenſchaften oder der Wünſche, keine widerſtrebende Tendenzen . . . Allenthalben *vollkommene Offenheit* und *Klarheit*, nirgends ein Fleck, über den man einen Schleier werfen müßte. Man darf ſo weit, als man will, in das Innere ihres Kryſtallhauſes, das durchſichtig iſt, wie jener Römer verlangt hatte, hineinblicken; *überall beleuchtet der Glanz der Unſchuld und das Licht der Vernunft die vollkommenſte Ordnung.*“ (S. 48 49).

Was aber dieſer „ſchönen und kühnen Geſtalt, die zugleich erhaben und anmuthig, verſtändig und heiter lächelnd ſich zeigt“ (S. 7), die Krone aufgeſetzt, war, daß ſie ſtets gleich weit entfernt blieb von ungebührlichem Stolz, wie von falſcher Beſcheidenheit und Demuth. Sie handelte ſtets, wie ihr Genius, wie ein reinerhaltenes *Gefühl* in Übereinſtimmung mit hochgebildetem *Geiſt* ihr gebot; ſie that, was ſie ihrer edlen Natur nach nicht laſſen konnte, was ſie thun mußte, um ihrem *Selbſt* zu genügen, welches in dem Wahren, Guten und Schönen lebte, als den Elementen, deren es zu ſeinem Daſein bedurfte. Auf das Treffendſte ſprach ſie ſelbſt ſich hierüber in ihren Memoiren aus, wo ſie einmal bemerkte: „Ich dürſte nach Glück; ich knüpfe es an das Gute, das ich thue, und bedarf ſelbſt nicht des Ruhmes,“ und an einer anderen Stelle: „Ohne daß ich ſuche, mich zu zeigen, laſſe ich mich erkennen, weil es meiner unwürdig wäre, mich zu verbergen.“ Was noch mehr iſt, als ſie, unter der Schreckensherrſchaft des ehrſüchtig-neidiſchen Robespierre eingekerkert, ſich dem Tode auf dem Blutgerüſte beſtimmt wußte, und um ihr Vermögen ihrer Tochter zu erhalten, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen beſchloſſen hatte, gab ſie dieſen Beſchluß nur deßhalb auf, weil ſie von einem Freunde daran erinnert wurde, daß ſie die Pflicht habe, ihren Zeitgenoſſen ein großes Beiſpiel zu hinterlaſſen. So verdiente ſie, von der Nachwelt anerkannt und ausgezeichnet zu werden, als „die erſte und ſchönſte Geſtalt“ unter den Edelſten ihrer Zeit, als „der Genius in ſeiner Kraft, Reinheit und Anmuth,“ als „eine hehre, in der ganzen Glorie des Märtyrerthum's ſtrahlende Muſe.“ (S. 6).

Überſehen wir nun zum Schluſſe noch einmal den uns in vorliegender Schrift dargebotenen Briefwechſel, dann fühlen wir uns auf das Schmerzlichſte ergriffen von dem wahrhaft *tragiſchen* Geſchick jener edlen Märtyrin der Begeiſterung für rechtliche Freiheit.

In der *erſten*, größeren Hälfte der brieflichen Mittheilungen, die abwechſelnd von Villefranche und Lyon aus datirt ſind, und den acht Monaten zwiſchen Juni 1790 und März 1791 angehören (S. 51—182), — herrſcht der *Glaube* an die Tugend der ſ. g. Patrioten und eben damit die *Hoffnung* auf den baldigen Sieg der guten Sache noch vor. Erſt in einem Briefe vom 30. Dezember 1790 klagt ſie, „daß die Nationalverſammlung von Tag zu Tag ſchlechter wird und mehr verweichlicht“ (156), und in einem zweiten vom 24. Januar 1791: daß „die perpetuellen Comité's in der Nationalverſammlung ſämmtlich die feilen Spielzeuge der Intrigue, oder die laſterhaften Agenten der Beſtechung geworden“ (169). In der zweiten Abtheilung der Briefe aber, die mit kurzer Unterbrechung (v. S. 304—313) von Paris aus datirt ſind, herrſcht der *Schmerz* über das Verderbniß der Revolutionsmänner und die *Beſorgniß* vor, daß erſt die kommenden Geſchlechter die Früchte des großen Aufſchwungs ernten werden, den die Nation bei dem Ausbruche der Revolution genommen. So klagt ſie gleich in ihren erſten Briefen von Paris aus, wohin ſie im Februar 1791 ihren Mann begleitet, der von Lyons an die Nationalverſammlung deputirt worden, — daß „dieſe Verſammlung ſchwach und immer mehr der Corruption ſich annähere; daß die Patrioten ohne Einheit,“ daß „die Maſſe, je mehr ſie ſich ſelbſt überlaſſen, um ſo verderbter und ſchlechter wird;“ daß „die Geſetzgeber im Allgemeinen nichts weiter, als die mittelmäßigen oder verderbten Menſchen des alten Regime's ſind.“ (S. 184—186).

Dieſe Klagen werden in jedem Briefe herber,*) und wenn ſie auch Anfangs noch einige Hoffnung auf die *Jakobiner* ſetzt, die, wie Robespierre, zum wenigſten Energie und Unbeſtechlichkeit zeigten, ſo wird ſie doch auch bald über dieſe enttäuſcht. Schon am 25. Juni 1791 ſchreibt ſie: „Ich bin der Jakobiner überdrüſſig, wie ich es der Nationalverſammlung war; man muß dieſe Menſchen nur *verachten* lernen, wenn man ſie genauer beobachtet“ (252); und wenige Wochen ſpäter (im Juli): „ich müßte Ihnen ein Langes und Breites ſchreiben, wenn ich Ihnen eine detaillirte Schilderung von der Verzweiflung, der *Feigheit* und der Verwirrung der Jakobiner, wovon ich geſtern Zeuge war, geben wollte“ (285, vergleiche 290). In dieſer Stimmung ſchrieb ſie wenige Tage darauf (21. Juli) an *Bancal*, der ſich damals in der Auvergne aufhielt: „Ich weiß nicht, ob Ihre Berge der *Freiheit* eine ſichere Zufluchtsſtätte darbieten, wo ſie ſich ſo lange bergen könne, bis ſie an einem glorreicheren Tage daraus hervorgeht; ich wünſche es für das Wohl Frankreich's und *erwarte Nichts mehr* von dieſer verderbten Hauptſtadt, wo die Glut gemeiner Leidenſchaften den herrlichſten Samen verzehrt und vernichtet“ (292). Sie ſehnt ſich nun zurück in ihre ländliche Einſamkeit (293), und als ſie demnächſt *Danton*, der früher ihr Freund geweſen und *Robespierre*, den ſie früher achten zu müſſen geglaubt, als die Anſtifter der gräuelvollen September-Metzeleien anklagen muß, da ruft ſie, mit brechendem Herzen ihrem fernen Freunde zu: „Sie kennen meine Begeiſterung für die Revolution; nun denn, *ich ſchäme mich derſelben!* ſie iſt durch Verbrechen beſchmutzt und hat eine abſcheuliche Geſtalt angenommen“ (318)!

Wie feind ſie aber dieſen Verbrechen war, wie feind ſtets jeder Gewaltthat, wie jeder Intrigue; ſo unerſchütterlich treu iſt ſie bis zu ihrem letzten Athemzuge der auf Tugend und Edelmuth gegründeten Freiheit geblieben. So ſchrieb ſie am 17. Juli 1791 an Bancal: „Ich fühle mich von einem ſtummen Schauer umringt, das Herz befeſtigt ſich in einer feierlichen traurigen Ruhe, bereit, eher Alles zu opfern, als die Vertheidigung der Prinzipien aufzugeben; unbekannt jedoch mit dem Augenblicke, wann dieſe werden obſiegen können und von keinem anderen Entſchluſſe beſeelt, als ein großes Beiſpiel aufzuſtellen“ (278).

---

*) Vergl. S. 193, 207, 220, 223 f., 235, 243, 249, 256, 259, 271, 297, 300.

Und ſie iſt dieſem Entſchluſſe treu geblieben!

„Ihr achtet mich würdig,“ ſagte ſie zu ihren Richtern, „das Loos der großen Männer *) zu theilen, die ihr gemeuchelt habt; ich werde ſtreben, mit eben dem Muthe das Blutgerüſte zu beſteigen, den jene auf demſelben gezeigt haben.“ — Und als ſie auf dem Platze angelangt war, auf dem die Guillotine aufgerichtet ſtand, neigte ſie ſich vor der Statüe der Freiheit, und ſprach die denkwürdigen Worte:

„O liberté! que de crimes on commet en ton nom!“ — oder, nach anderen Berichten:

„Ah, liberté! comme on t'a jouée!“ —

Riouffe, der ſich kurz vor ihrer Hinrichtung mit ihr in der Conciergerie befand, ſchreibt von ihr (in ſ. Mémoires d'un détenu) u. a. Folgendes, was wir, fürchtend, den Sinn nicht überall vollkommen wiedergeben zu können, in der Urſprache hier anführen: „Le sang des vingt-deux fumait encore, lorsque Madame Roland arriva à la Conciergerie. Bien éclairée sur le sort qui l'attendait, *sa tranquillité n'en était point alterée*… Elle avait l'âme républicaine dans un corps pétri de grâces et façonné par une certaine politesse de cour; — quelque chose de plus, que ce qui se trouve ordinairement dans les yeux des femmes, se peignait dans ses grands yeux noirs, pleins d'expression et de douceur; elle me parlait souvent à la grille, avec la liberté et le courage d'un grand homme.“

Wir aber beſchließen unſere nur zu flüchtigen Andeutungen mit den Worten Lemontey's, eines der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Geſchichtsſchreiber, der unſere Heldin perſönlich gekannt und ſie zu würdigen Gelegenheit gehabt.

„*Tout était d'accord,*“ bemerkt der große Hiſtoriker, „*et rien n'était joué dans cette femme célèbre; ce ne fut pas seulement le caractère le plus fort, mais encore le plus vrai de notre révolution; l'histoire ne la dédaignera pas, et d'autres nations nous l'envieront.*“ —

* * *

Über den Styl der vorliegenden Briefſammlung können wir uns füglich einer ausführlicheren Kritik entſchlagen, da die Briefe überhaupt nicht als literäriſche Erzeugniſſe, ſondern als biographiſche und hiſtoriſche Aktenſtücke zu betrachten ſind. Wir erlauben uns daher nur die Bemerkung, daß die bei weitem größere Hälfte dieſer Briefe noch an die Bildungszeit der Briefſtellerin erinnert, in welcher man ſich gerne in ſtattlichen Phraſen und abſtrakten, pathetiſchen Sentenzen erging. Die ſpäter geſchriebenen Memoiren und hiſtoriſchen Notizen über die Revolution verrathen zugleich eine größere Schreibfertigkeit und das raſchpulſirende Leben, in deſſen Strudel die Verfaſſerin hineingeriſſen worden. Die Überſetzung iſt, im Ganzen genommen, wie ſchon aus den mitgetheilten Stellen erſichtlich, ziemlich gut gerathen, wenn auch hier und dort einige Fehler und Schwerfälligkeiten ſich eingeſchlichen haben, wie z. B. S. 19, 38, 95, 149, 160, 256 ꝛc., und es auffallen darf, S. 293 und 294 zweimal ſtatt: Danton — d'Anton gedruckt zu ſehen. Das Papier iſt gut, und der Druck ſauber und correkt, wenn auch etwas größere Lettern zu wünſchen wären.

Feuilleton.

*** Vergleichende Ueberſicht des Handels von Frankreich, Nordamerika und England. Den Berichten der franzöſiſchen Zollverwaltung zufolge betrug der Werth

I. der Einfuhr in Frankreich:

1. im Jahre 1834		720,104,336 Fr.
2. — — 1835:		
a. von zur Induſtrie nothwendigen Stoffen	466,090,997	760,726,696 „
b. von Conſummations-Gegenſtänden . . .	294,635,699	
Zunahme im J. 1835:		40,622,360 „

II. der Ausfuhr:

1. im Jahre 1834		714,705,038 Fr.
2. — — 1835:		
a. Naturprodukte . . .	280,849,647	834,422,218 „
b. Fabrikate	553,572,571	
Zunahme im J. 1835:		119,717,180 „

Den amtlichen Berichten des Handels und der Schifffahrt von Nordamerika nach wurden in dem am 30. Septbr. 1835 geendeten Jahre

eingeführt für		149,895,742 Doll.
ausgeführt:		
1. an Erzeugniſſen der V. Staaten . . .	101,189,082	121,693,577 —
2. an ausländ. Produkten	20,504,495	

Im Vergleich mit dem vorhergehenden Jahre wurden im J. 1835 für 119 Mill. Fr. mehr eingeführt, und für 100 Mill. Fr. mehr an Landesprodukten eingeführt.

Einen erwünſchten Beitrag zu den beiden vorſtehenden Ueberſichten liefert uns die Gazette de France vom 11. d. M., aus welcher wir die folgenden Angaben ſchöpfen:

Die Ausfuhr betrug im J. 1825:		1835:	alſo Zunahme von
1. von Frankreich	543,800,000.	577,400,000.	33,600,000.
2. „ England .	972,500,000.	1,184,200,000.	211,700,000.
3. „ d. V.St.N.A.	356,800,000.	539,100,000.	182,300,000.

*** Sonntagsſchulen in Italien. — Karl Borromäus, Erzbiſchof von Mailand (deſſen Andenken allen Menſchenfreunden heilig geblieben ſein würde, auch wenn Rom ihn nicht heilig geſprochen hätte) ſtiftete die erſte Sonntagsſchule im Jahre 1564, um den unbemittelten Claſſen, die die Wochentage zum Erwerb der Lebensnothdurft verwenden müſſen, Gelegenheit zum Lernen zu bieten. Der Nutzen dieſer Anſtalt wurde ſo lebhaft empfunden, daß das Beiſpiel, welches die Kathedrale von Mailand gegeben, bald nachgeahmt wurde. Zwar hat Borromäus in der Folgezeit ſeines Gleichen noch nicht in Italien gefunden, und das Aufklärungsſtreben iſt durchgängig dem Bemühen, die Reformation und ſpäter die Revolution abzuhalten oder zu unterdrücken, gewichen. Doch beſtehen noch jetzt Sonntagsſchulen zu Mailand, Florenz, Rom und Neapel.

*** Die kaiſerliche Bibliothek in Petersburg, welche 396,153 gedruckte Bände und 16,944 Manuſcripte enthält, iſt jetzt dem öffentlichen Gebrauche geöffnet worden.

---

*) Der Girondiſten.

.*. **Wiſſenſchafts- und Kunſtvereine in Böhmen.** — Die böhmiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften hat kürzlich die 50jährige Gedächtnißfeier ihrer Stiftung unter Vorſitz des St.- und Conf.-Miniſters Grafen Kolowrat begangen. Bei dieſer Gelegenheit las u. a. der böhm. Hiſtoriograph Fr. Palacky über die älteſte Epoche der ſchönen Kunſt in Böhmen. Auch die Geſellſchaft patriotiſcher Kunſtfreunde in Prag iſt fortwährend zur Förderung der bildenden Künſte thätig, und der Verein der Kunſtfreunde für Kirchenmuſik in Böhmen hat für das nächſte Jahr abermals zwei Preiſe für Compoſitionen von Paſtoralmeſſen ausgeſetzt.

.*. *La Turquie et ses ressources*, ein kürzlich in England erſchienenes, und bereits in das Franzöſiſche überſetztes Werk des Hrn. Urquhart, engl. Geſandtſchaftsſekretärs in Conſtantinopel, enthält über die Regierung der Türkei, über ihre Städteverwaltung, Finanzen, Handel u. ſ. w. die intereſſanteſten und bis jetzt ſehr mangelhaft bekannten Nachweiſungen. Hr. Urquhart zeigt uns den ganzen Mechanismus des ottomanniſchen Reiches, und welche Hülfe man daraus ſchöpfen könnte gegen die immer weiter — gewaltig um ſich greifende Ambition von Rußland. —

.*. **Robertſon und Savoye.** — Wie Robertſon für den Unterricht im Engliſchen zu Paris Epoche gemacht, — er ſoll ſchon mehr als 10,000 Zöglinge gebildet haben, — ſo ſcheint jetzt Savoye, der größtentheils die Robertſon'ſche Methode befolgt, — für den Unterricht im Deutſchen an die Tagesordnung gekommen zu ſein. Sein *Cours de langue allemande*, den er kürzlich in 2 Bden herausgegeben, erfreut ſich eines allgemeinen Beifalls. —

.*. **Italiäniſche Novitäten.** — Unter den in jüngſter Zeit in Italien erſchienenen Druckſchriften möchten wohl die folgenden hier nahmhaft zu machen ſein: 1. Die berichtigte Philoſophie (la philos. rettificata) des Marcheſe Muti-Buffi (Vol. I. Firenze), — 2. Die Erneuerung der Philoſ. in Italien (il rinovamento de la philos. in It.) von Rosmini Serbati (Fasc. II. Milano), — 3. Ein neuer Verſuch über den Urſprung der Ideen (nuovo saggio sull'orig. delle idee) von demſelben, (Vol. I. puntata 2a. Mil.), — 4. Von der Philoſophie des Geiſtes (della filos. della mente) von Alf. Teſta (Piacenza), — 5. Die Lyriker des XVI. Jahrh. mit Anm. (Lirici ital. del sec. XVI. Venezia), — 6. Heeren's Handbuch der alten Geſchichte, aus der franzöſ. Ueberſetzung von Baron in's Italiäniſche übertragen von D. Crivelli. —

.*. **Der wiſſenſchaftliche Congreß von Frankreich** hat den Bericht von ſeiner dritten, in dieſem Jahre zu Douai im September gehaltenen Verſammlung unter dem Titel: Congrès scientifique de France in 44 Bogen zu Douai dem Druck übergeben.

.*. **Die Gemälde-Gallerie des Louvre** iſt von 1830 bis 1836 mit 120 Bildern bereichert worden. Ihre franzöſiſche Schule zählt jetzt 373, die italiäniſche 483, die flamändiſch-deutſch-holländiſche 542 Nummern. —

.*. **Piſtor's Monde.** — Piſtor, der Hauptredner des Hambacher Feſtes, der ſich jetzt zu Paris aufhält, iſt im Begriff, ein politiſches Journal „*le Monde*" im Vereine mit franzöſiſchen und deutſchen Literaten herauszugeben.

.*. **Criminalſtatiſtik von Rußland für 1835.** — Dem vom ruſſiſchen Miniſter des Innern veröffentlichten Jahresberichte entnehmen wir folgende Angaben: Die Zahl der im Jahre 1835 in Rußland bekannt gewordenen Mordthaten belief ſich auf 1149, alſo 132 weniger, als 1834; die der Straßenräubereien im vor. J. 142, alſo 69 weniger, als 1834; die der Selbſtmorde hingegen betrug 1636, mithin 165 mehr, als im vorhergehenden Jahre.

.*. **Kunſt.** — Der Bildhauer **Marcheſi** hat den Entwurf zu dem Denkmale, welches der **Malibran** in Mailand noch vor Ende des Carnevals 1839 errichtet werden ſoll, vollendet.

.*. In **Florenz** iſt eine kurze Biographie **Platen's** von dem Neapolitaner **Romieri** erſchienen.

.*. **Conſtantinopolitaniſche Literatur.** — Der **ottomanniſche Moniteur** kündigt an, folgende Werke ſeien neulich aus den kaiſerlichen Druckereien hervorgegangen: „1. Abhandlung von Djemal-Effendi, einem Manne von Verdienſt, Prof. an der Univerſität von Conſtantinopel. 1 Vol. 8. Die bei der Beſchneidung üblichen Ceremonien, die religiöſen Dogmen, die Pflichten der Väter gegen die Kinder ſind der Gegenſtand dieſes in jeder Hinſicht belehrenden, für alle Klaſſen paſſenden Buches. Damit es Allen zugänglich, iſt der Preis deſſelben auf nur 3 Piaſt. feſtgeſtellt worden. 2. Ueberſetzung eines phyſiologiſchen Werkes des berühmten Chomel, franz. Arztes, von Osman-Effendi, einem der erſten Angeſtellten an der kaiſerlichen Arzneiſchule, Sohn des Prof. Abdurrahim-Effendi, eines der erſten Ulemas von Conſtantinopel ꝛc. 3. Analytiſche Tabelle des Takwim-Wakaih (der türk. Ztg.) von Nro. 111 — 133, alſo von einem Jahrgang ꝛc." Dieſes Blatt beginnt jetzt den 6ten Jahrlauf.

.*. **Guizot's Belobung von Tiſſot's franzöſiſcher Muſterſammlung.** — Von Herrn P. **Tiſſot**, Prof. am Collège de France und Mitglied der franzöſiſchen Akademie, ſind Leçons et modèles de littérature française ancienne et moderne in 2 Bänden erſchienen, deren erſter die Proſaiſten, deren zweiter die Dichter umfaßt. Herr **Guizot**, Miniſter des öffentl. Unterrichts, ſchreibt über dieſes Werk in einem Briefe an deſſen Herausgeber: „Ihre Arbeit, welche bezweckt, von Jahrhundert zu Jahrhundert den Gang und die Fortſchritte der Sprache und der Literatur kennen zu lehren, ſcheint mir nützlich und gut angelegt. Einen neuen Werth erhält es durch die zahlreichen Vergleichungen, für welche es die Muſter darbietet, durch die kritiſchen Bemerkungen, mit denen es bereichert, und durch die Zuſammenſtellungen, die gemacht werden zwiſchen den angeführten Schriftſtellern und der Geſchichte der verſchiedenen Epochen, in denen jene geblüht." —

.*. **Denkwürdigkeiten des Marquis de Sourches aus den Zeiten Ludwig's XIV.** Wenn man ſehen will, wie das Hofleben unter Ludwig XIV. ſich in einem ächten, beſchränkten, vorurtheilsvollen, mitunter ignoranten Hofmanne geſpiegelt, dem empfehlen wir die *Mémoires secrets et inédits de la cour de France sur la fin du règne de Louis XIV., par M. le marquis de Sourches*, die Hr. **Bernier** kürzlich zum erſtenmal aus der Handſchrift des XVII. Jhrdts. herausgegeben. Sie ſind eine Art von Zeitung, welche zwei Jahre hindurch Tag für Tag mit ängſtlicher Sorgfalt alle Vorfälle und Vorgänge am Hofe referiren.

.*. **Wilh. v. Biela**, Entdecker des nach ihm genannten Kometen, hat kürzlich zu Prag eine intereſſante, aſtronomiſche Schrift herausgegeben — unter dem Titel: „**Die zweite große Weltkraft**, nebſt Ideen über einige Geheimniſſe der phyſ. Aſtronomie." — Die populäre Darſtellung des Gegenſtandes macht dieſe Schrift auch den Nichtaſtronomen zugänglich.

.*. **Ultimatum über Sanchuniathon.** — Der Sekretär der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Liſſabon, Hr. v. Maceda, erklärt in einem Schreiben an den Marquis Fortia-d'Urban welches der Moniteur mittheilt, die angeblich aufgefundene alte Ueberſetzung des Sanchuniathon ſei eine Myſtifikation, da es in Oporto, wo die Handſchrift in Santa Maria de Marenhos aufgefunden ſein ſollte, gar kein ſolches Kloſter gebe. —

.*. **Ausrottung der Bettelei.** — Der Temps vom 6ten d. M. ſchließt einen gehaltvollen Artikel über **Ausrottung der Bettelei** mit der Bemerkung: „Die Gründung von Aſylen für invalide Arme, und von Zufluchts- und Arbeitshäuſern für arbeitsfähige Bedürftige ſcheint ein wirkſames Mittel zur Erreichung jenes Zweckes zu ſein." —

.*. **Spiegelndes — Papier.** — Ein Chemiker von Boſton hat eine Art Spiegelpapier erfunden, welches die Gegenſtände verkleinernd reflektirt, aber die Striche des Bleiſtiftes annimmt, ſo daß die Umriſſe des Porträts, der Landſchaft ꝛc. ohne anderweitige Beihülfe darauf nachgezeichnet werden können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 285. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 1. December.

Bojar und Fürſt.

Novelle von Karl Bahrs.

Über eine weite, mit kurzem Graſe bedeckte Steppe, ſpornte der Bojar Fedor Iwanowitſch ſein kleines, munteres Pferd dem ſcharfen Abendwinde und dem dunklen Gewölk entgegen, welches ſich in grauen, einförmigen Streifen auf die den Rand des Horizonts berührende Erdrundung gelagert hatte. Er zog den Mantel dichter um ſich, und verſenkte ſich in Erinnerungen an ſeine früheſten Jugendtage. In wilden Gelagen waren ihm dieſe, in Streifereien gegen die Tartaren und Kriegszügen gegen die Polen ſeine ſpäteren Jahre entfloh'n, und jetzt ſtand er auf der Höhe des männlichen Alters, und ihm war, als fehle ihm, er wußte nicht was. Er war einer der reichſten Bojaren des Landes, von ſeinem Herrn, dem Fürſten von Roſtow, welchen er einſt auf der Jagd das Leben gerettet, geehrt und mit faſt brüderlicher Freundſchaft behandelt, vom Zaar Iwan IV. ſelbſt mit Auszeichnung genannt, von ſeinen Leibeigenen geliebt, denn er war ein milder Herr — das Alles bedachte er, und dennoch konnte er ſich über nichts recht freuen. Bei langerem Sinnen fiel ihm ein, daß ſeine gute Mutter todt ſei, und er meinte, es ſei doch anders geweſen, wie er als Bübchen an ihren Knieen hinaufkletterte, und ihr die Honigſcheiben raubte, welche ſie neckend ihm entzog. Doch ſchon fünfzehn Jahre breitete der Winter jährlich ſeine weiße Schneedecke über ihr Grab, und ſeit den fünfzehn Jahren hatte er nie mehr ſo lebhaft an ſie gedacht, als eben heute. Seinen Vater hatte er kaum gekannt, und ſein Hausweſen führte jetzt eine alternde Schweſter, welche bei jeder nur irgend möglichen Gelegenheit ſehr zankte. Dabei ſeufzete er, und dachte, daß er ſich gern jeden Tag zwiſchen ſchwirrenden Säbeln und pfeifenden Kugeln umhertummeln wolle, wenn er dann nur am Abende Friede im Hauſe habe; und da fiel ihm ein, wie jetzt ſo manche ſeiner Jugendgeſpielen Weib und Kind hätten, und wie er noch immer allein ſtehe, und zum erſtenmale wunderte ſich der Bojar darüber, und zum erſtenmale deuchte es ihm, als müſſe es doch recht von Herzen wohlthun, wenn ſo eine alte, rauhe, mit Schwielen und Narben bedeckte Kriegerhand von einem weichen, weißen Frauenhändchen gedrückt würde, und ein zweiter tieferer Seufzer erſcholl ſo laut, daß er ſelbſt darüber ſtutzte und ſich verwundert umſah, ob nicht der Nachtmahr, oder ſonſt ein böſes Weſen über die Steppe ſchwärme, welches, dieſen fremden Tropfen in ſein Blut geträufelt.

Er gewahrte aber nichts, als in der Ferne, von der Dämmerung ſchon halb verhüllt, einen einſamen Dornbuſch, und mit einemmale ſchien es ihm, als würden alle jene ihm ſo fremden Empfindungen von dem Buſch zu ihm herüber gehaucht, und mit einer Bewegung, von der er ſelbſt nicht recht wußte, ob ſie Freude oder Erſchrecken ſei, bemerkte er, daß ſein Weg auf den Buſch zugehe. Er griff nach Säbel und Piſtolen, und da er Alles in Ordnung fand, trieb er ſein Pferd an, und wiederholte ſich im Gedanken alle Abenteuer, welche der ſtarke Rachdai und andere ruſſiſche Helden mit Geiſtern und Zauberern beſtanden, bis er endlich den Muth in ſich fühlte, der ganzen Hölle zu trotzen.

So kann er dem immer ſich vergrößernden Buſche näher. Schon ſah er ſich ihm faſt gegenüber, und hörte ihn mit ſeinen dürren Zweigen, welche eben die letzten Blätter in die Lüfte ſtreuten, recht kläglich ächzen. Der Bojar, welcher wohl zehn wüthenden Türken und zwanzig Tartaren, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken, entgegen geritten wäre, aber mit Geiſtern nicht gerne etwas zu ſchaffen hatte, fühlte ein leiſes Fröſteln durch alle Glieder rinnen, als er dies ſeltſame Geſtöhn vernahm, wobei auch ſein

Pferd ſcheu nach dem Buſche blickte, zur Seite ſprang und nicht vorüber wollte. Er drückte ihm die Sporen heftig in die Seite, zog aber, ohne es zu wiſſen, zugleich den Zügel ſo gewaltig an, daß der Braune mächtig arbeitend ſich emporbäumte, ohne vom Flecke zu kommen. Zugleich gewahrte Fedor eine kleine, graue Geſtalt, welche zuſammen gekauert hinter dem Buſche lag und jetzt ſich halb erhob, kleine Arme nach ihm ausſtreckte und mit einer Stimme, die nicht die mindeſte Ähnlichkeit mit der Stimme des Nachtmahrs hatte, rief: „Haltet an, lieber Herr, um Jeſu Willen haltet an.“

Der Bojar, von Neuem ſtutzend, hielt nun ernſtlich das Pferd an, zog ſeinen Dolch und die Spitze gegen die eigne Bruſt, den Kreuzgriff gegen die Geſtalt gerichtet, ſprach er: „Im Namen Gottes und St. Wladamirs, wer biſt du, und was begehrſt du von mir?“

„O, nur ein Stückchen Brod, nur einen Schluck Wein, ich muß ja verhungern,“ wimmerte die Geſtalt in langſamen, fremdartigen aber doch ſehr verſtändlichen Tönen.

„Tritt näher, liebes Kind, fürchte dich nicht,“ ſagte Fedor, welcher nun mit unbeſchreiblicher Freude ein menſchliches Weſen erkannt hatte; und furchtſam und noch ganz zuſammengebückt näherte ſich dem Pferde ein kleines, kaum erwachſenes Mädchen in ganz zerriſſenen Kleidern gehüllt, und oberwärts bedeckt von einem groben Mantel von grauer Leinwand.

Als der Bojar die Kleine ſo frierend und bebend bei ſeinem Pferde ſtehen ſah, neigte er ſich zu ihr herab, und wollte eben in dem ſanfteſten Ton, der ihm zu Gebote ſtand, wieder nach ihrem Begehre fragen, als ein plötzlicher Schneeſturm die Wolken zerriß, und der Vollmond mit Sonnenklarheit hervortrat und das flehende Geſicht des Mädchens erhellte. Fedor fuhr zurück, wie vom Donner gerührt, und rief die Hände faltend: „Heiliger Wladimir, ſteh' uns bei, ein Engel!“

„Ach nur ein kleines Stück Brod, nur einen einzigen Schluck Wein, um der heiligen Jungfrau Willen,‘ rief das Mädchen wieder, „und wenn Ihr Euch noch mehr erbarmen wollt, ſo gebt mir ſo viel Geld, daß ich bis Moskau gelangen und dort in ein Kloſter geh'n kann.“

„Wer biſt du?“ rief Fedor, „kommſt du vom Himmel geſandt, mir meinen Tod zu verkünden? Willſt du die Welt wegen ihrer Sünden ſtrafen? Oder willſt du das Reich des ewigen Friedens beginnen?“

„Ach nein, nein doch,“ rief das Mädchen, „Ihr hört's ja, wer ich bin. Ich bin ein armes Mädchen — ach ich war auch wohl einmal reich — aber nun bin ich arm, und muß hier umkommen, wenn Ihr Euch meiner nicht erbarmt. Ach erbarmt Euch doch, fragt nicht mehr. Mich hungert, mich durſtet, mich friert.“

„Willſt du mit mir geh'n,“ fragte der Bojar, „ich habe zu Haus weite warme Gemächer, und weiche Decken und viel Leute. Willſt du mit mir geh'n?“

„Das Alles habt Ihr,“ rief das Mädchen, „und ich ſoll mit Euch geh'n, ſoll Theil an den Allen haben, ſoll nicht mehr hungern, nicht mehr durſten, nicht mehr frieren, und doch frei ſeyn, thun, was ich will, und in kein Kloſter geh'n, und auch nicht ſo ſchwer arbeiten — ſeht, arbeiten kann ich auch nicht — das Alles wollt Ihr mir geben? Und deßhalb ſoll ich mit Euch geh'n?“

„Ja, du herziges Kind,“ ſagte Fedor, „ſag' nur, ob du willſt? O, um der heiligen Anna Willen, ſage: Ja.“

„Ja doch, ja!“ rief das Mädchen in die Hände klatſchend, indem die Freude ihre blaſſen Wangen hell röthete, „o, nur geſchwind, geſchwind, daß wir hinkommen!“

„So komm, ſteig zu mir auf's Pferd,“ erwiederte Fedor, den Fuß vorſtreckend, „nein ich werde abſteigen, du magſt allein reiten, ich will dir meinen Mantel unterbreiten, und das Pferd führen.“

„Nicht doch!“ ſprach das Mädchen, „bleibt nur ſitzen. Wie mögt Ihr nur denken, ich könnte allein reiten, und ich will mich an Euch wärmen, Ihr ſeht ja wohl, wie mich friert.“

Der Bojar ſtreckte nun wieder den Fuß vor, und hielt ſeine Hand hin. „Hier, tritt auf meinen Fuß,“ ſagte er, „ich will dich dann zu mir herauf heben,“ und mit ſeinen eiſernen Fingern faßte er das weiche Händchen des ſich aufſchwingenden Mädchens, ſo gewaltig, daß dieſes laut auf ſchrie.“

„Pfui,“ rief ſie die Hand ſchüttelnd, „das iſt recht häßlich! Solche derbe Manieren müßt Ihr ablegen, wenn Ihr mit mir umgeh'n wollt; ich bin dergleichen nicht gewohnt. Und nun ſchlagt nur den Mantel recht warm um mich, und haltet mich feſt, ich will an Eurer Bruſt ein wenig ſchlafen. Hunger und Durſt ſind mir vor Freude vergangen. Auch kann ich mir denken, daß Ihr hier auf dem Pferde nichts Gutes habt.“

„Doch, mein liebes Kind, doch!“ rief fröhlich der Bojar, „ich führe immer etwas Gutes bei mir. Hier nimm, iß, trink! das wird dir wie Feuer durch die Adern rollen. Ja, Fedor Iwanovitſch thut nichts Schlechtes in ſeine Flaſche.“ Und ſchon hatte er ihr ein Stück grobes Brot in den Mund geſteckt, welches ſie mit unwilligem Murmeln zwar, aber doch begierig mit den Perlenzähnchen zermalmte. Jetzt reichte er ihr auch, ſie zuvor ſauber abputzend, ſeine Branntweinflaſche, ſie that einen herzhaften Zug daraus, ſpie aber Alles ſchnell wieder aus, und ſprudelnd und ſich den Mund wiſchend ſchalt ſie den Bojaren über das abſcheuliche Getränk, indem ſie dagegen den Wein von Chios pries.

„Chios,“ ſagte Fedor, „kommſt du von Chios?“

„Nicht ſo ganz,“ antwortete ſie, „da Ihr aber Alles wiſſen wollt, ſo hört denn in einemmale. Mein Vater war ein Kaufmann in Stambul. — Ihr habt ſicher ſchon gehört von dem reichen Demetrios Polydakrys. — Nicht? — deſto ſchlimmer für Euch! Dann habt Ihr ſicher noch weniger vernommen von ſeiner ſchönen Tochter Irene — das bin ich nämlich. — Seht, dieſer mein Vater hatte oft Geſchäfte nach dem Norden hin, ich weiß nicht, ob mit Euerem Zaar ſelbſt, oder mit wem ſonſt. Einmal nun liefen ſehr wichtige Briefe an ihn ein, und er ſagte, er könne das Geſchäft nicht durch Boten beſorgen laſſen, ſondern müſſe ſelbſt nach Moskau reiſen. Und wie er abreiſen wollte, ſah er mich bedenklich an, und meinte, mir könnten zu Hauſe ganz beſondere Gefahren drohn — ich wüßte noch nicht, welche. — Eine Mutter hatte ich auch ſchon lange nicht mehr, und ſo nahm er mich mit auf die Reiſe. Ei nun! Anfangs gefiel mir's recht gut, obgleich es hier in Eurem Rußland recht häßlich iſt. Da aber wurde mein Vater von einem ruſſiſchen Fürſten betrogen und beraubt, und ſeine Diener verließen ihn auch, weil er ganz arm geworden war. Da waren wir beiden allein und hatten nichts zu leben, als was wir uns erbettelten. Aber mein armer Vater, der ſelbſt Hunger und Durſt litt, um nur mich die Noth nicht fühlen zu laſſen, ward krank und ſtarb, und da mußte ich allein im Lande umher irren, wo ich nicht Weg nicht Steg wußte. Ach, es war eine rechte Noth, und ich habe zuweilen in zwei Tagen keinen Biſſen gegeſſen. Auch wäre ich gewiß dieſe Nacht noch vor Hunger, Froſt und Mattigkeit umgekommen, wenn die heilige Jungfrau mir nicht Euch geſchickt, und Ihr mir nicht verſprochen hättet, mich zu aller Freude und Herrlichkeit zu führen, wie Ihr ſie zu Hauſe habt, und wie ich ſie ehedeſſen auch gehabt habe. Und nun Batuſchka, ſei ſtill und frag nicht mehr. Dies iſt ohnehin faſt Alles, was ich weiß, und du ſiehſt wohl, daß ich müde zum Sterben bin und ſchlafen muß." (Fortſ. folgt).

Wanderungen durch Avignon.

Von Guido von Meyer.

I. Rundgemälde.

Unweit des Volksplatzes von Avignon, der den Tag über in der Sonnenhitze leer bleibt, erhebt ſich die päpſtliche Burg auf einem Kalkfelſen von mäßiger Höhe und Breite. Derſelbe war in alter Zeit ſchon Biſchofsſitz; nach den Päpſten wurde das Schloß Reſidenz ihres Statthalters, jetzt iſt es — sic transit gloria — eine Kaſerne. Nur auf der Morgenſeite ragen die freien Felsparthieen, ſonſt unmittelbar die eigenthümlichen Quadratmaſſen über die Stadt hervor. — In den koloſſalen Mauern nach der Flußſeite, wo man aufſteigt, ſind hohe gothiſche Niſchen, nach Art unſerer langen Kirchenfenſter, die, wie ſie; mehrere Etagen enthalten, wie aus zwei oder drei Fenſterchen über einander erhellt. Wenn es ehemals nicht ähnliche lange Fenſter waren, was im Süden unwahrſcheinlich iſt, ſo ſehen wir darin einen Reſt alter Mauerbefeſtigung durch ſtärkere Einfaſſung der Ecken, während die Niſche die eigentliche Dicke der Mauer iſt.

An dem einfachen gothiſchen Portal des Schloßthors vorüber führen zwei breite Treppen zum oben angedeuteten kahlen Vorſprunge des grauen Felſens, auf dem nur ein Telegraphenhäuschen, dicht am Abſturz, errichtet iſt. Rechts davon gehen wieder Stufen nach dem Hintergrunde der höchſten Spitze; ſie beſteht aus einem Poſtamente mit einem durchbrochenen eiſernen Kreuz, das einfach die Würde des Orts bezeichnet. Hinter ihm, den Fels etwas hinab, liegt ein kleiner Kirchhof, mit wenigen Leichenſteinen von Vornehmen, ein ſchlichter, länglich viereckiger Mauereinſchluß.

An dem Kreuze nun hat man zum Überblick der Gegend den freieſten Standpunkt außerhalb des Schloſſes, deſſen Zinnen jedoch nicht gezeigt werden und ſich wohl zu keinen Spaziergängen mehr eignen — ein überraſchend reiches Rundgemälde, das einer Aufnahme durch Maler werth wäre. Stadt und Fluß, die fruchtbare Gegend, die breit gelagerte Veſte gegenüber, im Rücken das Schloß und ringsum kühne und reizende Gebirgshöhen, vereinigen ein Panorama ſeltener Art. Die päpſtliche Burg liegt der Rhone ziemlich nahe, daher nicht ganz im Mittelpunkte der Stadt, deren hellgelbe, zum Theil brüchige Ziegeldächer und enge Straßen ein etwas einſames, durch Ruinen ſogar melancholiſches Labyrinth abgeben. Die Rhone wendet ſich in einem ſchönen weiten Bogen zum langen (von oben verdeckten) Quai, gegen deſſen Ende die alte päpſtliche Steinbrücke erſcheint, die drüben zerriſſen und dadurch längſt unbrauchbar geworden iſt. Jenſeits über einer Reihe ärmlicher Wohnungen, in die das Städtchen Villeneuve zuſammengeſchmolzen iſt, erhebt ſich auf mäßiger Höhe das verſchobene Viereck der mehr und mehr verfallenden Veſte St. André, einſt die Zwingburg Frankreichs. Ein weiter Umkreis von maleriſchen Gebirgshöhen faßt eine der lachendſten und fruchtbarſten Landſchaften der Provence ein, deren dunkles, beſonders nach der Seite von Vaucluſe unter'm Mont Ventoux hin, ſich weit verbreitendes Grün einen großen Reichthum an Ölbaumen verräth, dazwiſchen Rebenpflanzungen und in der Ebene Grapp- und Getreidebau in unüberſehbaren Strecken. Die Natur des dürren Kalkbodens wird durch gelegentliche Überſchwemmungen und künſtliche Bewäſſerung aus den beiden goldwerthen Strömen, der kryſtallhellen Sorgue und der gelblichen Dürance, welche letztere hie und da in der Landſchaft durchblickt, unglaublich verbeſſert.

Was wir nun mit trunknen Blicken überſchauten, war einſt das ſchöne Comtat Venaiſſin, eine Perle in der Königskrone des Arelats. Die unglückſelige Johanna von Neapel verlor es, von Noth gedrängt, auf der Flucht von Neapel, wie ſie als reizende Clientin hier oben vor Clemens VI. erſchien, dem natürlich die Erwerbung einer Herrſchaft, wo die Päpſte einmal ihren Sitz aufgeſchlagen hatten, höchſt wichtig war. Dieſer Verkauf geſchah im Jahre 1348. Johanna ſchritt mit den anſehnlichen Geldern zur Wiedereroberung ihres Königreichs, allein der Segen des Himmels blieb aus. Es iſt hier zu bemerken, daß der deutſche Kaiſer, als Lehnsherr des Arelats, kein Recht hatte, die Veräußerung zu genehmigen, weil das Comtat einen weſentlichen Beſtandtheil des Königreichs ausmachte, demungeachtet verblieb das Comtat ohne erheblichen Widerſpruch und Anfechtung als außeritaliſches Dominium den Päpſte bis zur franzöſiſchen Revolution. Auf dieſem Felſen nun, dem wenig Segnungen entſproſſen, reſidirte nach den Päpſten ein Legat, ihr Statthalter, bis zur Vertreibung durch die wüthenden Republikaner; er war zugleich als Erzbiſchof über die drei Diöceſen geſetzt, woraus das Comtat beſtand — dem Stuhl zu Rom eine koſtſpielige Fremdherrſchaft, die er nur der Ehre wegen bis zu der bezeichneten Epoche aufrecht hielt. Seit den Gräueln der Revolution zerfiel das Schloß und jenſeits die Trutzveſte St. André, die ihre Bedeutung verlor und wo jetzt nur ein armes Fiſcher- und Taglöhnervolk ſeinen dürftigen Unterhalt findet. Sie iſt ohne Merkwürdigkeiten und wird daher von Fremden nicht beſucht.

Wir trafen auf der freien Platte des Felſen einen jungen Geiſtlichen, der ſich mit liebenswürdiger Gefälligkeit zum Cicerone hergab. Ein ächter Provençale, lebhaft, warm, gutmüthig, offenes braunes Auge, wohlwollende Züge und einfache, gewinnende Freundlichkeit, nahm uns ſeine Erſcheinung in gleichem Maße für Land und Bewohner, wie für die Ehrwürdigkeit des Ortes ein. Widerſtehe dem ſchnellvertrauten Weſen der Provençalen, wer kann; wir deuteten den warmen belehrenden Ton, womit er meinen jungen Freund wiederholt: jeune homme, anredete, und mich zuerſt traulich bei der Hand, dann in wärmerer Rede um den Leib faßte, ſo gut als es immer gemeint war, und den Nordländern entſchlüpfte nicht das leiſeſte Lächeln. Erklärte er uns doch ſogleich in den Gegenſätzen am üppigen päbſtlichen Hofe den ſanguiniſch-phlegmatiſchen Provencalen, der ſich mit Vertrauen und Offenheit dem ſchlauen intriguirenden Italiäner hingibt. Seine artige Erzählung von Petrarch, dem in redlicher Offenheit und verachtender Freimüthigkeit mehr das Gepräge des Landes tragenden, boñiſchen Domherrn, wurde von unſerer Seite durch Bemerkungen unterbrochen, die ihn das Geſtändniß thun ließen, wir ſchienen von dem berühmten Manne mehr zu wiſſen, als er ſelbſt hier am Orte ſeines Wirkens und ſeiner Leiden. Ich empfahl ihm auf's Beſte die Sammlung der intereſſanten lateiniſchen Briefe, von denen die Leſer weiter unten einige Auszüge erhalten.

(Fortſ. folgt).

Frankfurt a. M. (Muſik.) —

(26. November).

Das Muſeum führte uns am 2. November **Lachner's** Preisſymphonie (C-Moll) vor. *) Wo eine Inſtanz von Kunſtrichtern wie Eybler, Weigl, Gänsbacher, Seyfried, Umlauf, Kreutzer, Gyrowetz einem Werke unter 57 eingeſandten das Palmarium zuerkannte, und folglich das große Urtheil ſchon beſtimmte, ehe noch der erſte Ton davon ferne Millionen Ohren erreichte, — würde man den einzelnen Ausdruck eines natürlichen Gefühl, wie den der gelehrten Peridole für gleich unzugänglich erachten, ſobald das Eine oder das Andere ſich einer ſolchen Majorität zu widerſetzen erkühnte! Aber dieſe Symphonie reizt mich nicht, ſie öfter zu hören, um im Stande zu ſein, ſie faſſen, ſie verſtehen zu lernen. Leibnitz, Wolke, Wilkins, Sicard und Kolmar wünſchten eine allgemeine Sprache, eine Sprache für alle Völker, eine Paſiphraſie. Aber — ſprachen ſie nicht Haydn, Mozart, Beethoven, Spohr, Ries, Kalliwoda, Onslow, Romberg u. a. in ihren Symphonieen? Geben dieſe nicht großartige oder liebliche aber klare Bilder der Natur und der Menſchenwelt in Tönen dramatiſch oder lyriſch geknüpft und entwickelt? — Man muß ſich vor Allem mit dem gehabten Eindrucke, die ein Tonwerk auf unſer Gemüth macht, zurecht finden können. Es muß eine Grund-Idee da ſein, die ihr magiſches Band um alle Zuhörer ſchlingt; eine Hauptempfindung, die ſich allen Gemüthern mittheilt und ſie durchdringt. Sie muß, gleich den innern Kräften eines geſunden Stammes, alle Äſte und Zweige in die Höhe treiben, und Blatt, Blüthe und Frucht, Gruppe und Farben bedingen. Von dem Lachner'ſchen Tondrama tritt uns bloß der erſte Satz, und der nur theilweiſe, vor das geiſtige Ohr. **Hier** hat der Componiſt eine Viſion gehabt. Heroen-Kraft ſchreitet ſiegreich aus dem Kampfe mit gewaltigen Mächten. Hier geben die einzelnen Perioden, die ſich logiſch an einander reihen, wirklich Rechenſchaft von einer Willensmeinung. Dieſer erſte Satz, mit der vielverſprechenden, vortrefflich gearbeiteten und effektvollen Einleitung, iſt ein Epos rund für ſich, und hat ſicherlich das Urtheil der Herren Kampfrichter beſtimmt. Die folgenden drei Sätze, — mögen ſie noch ſo kunſt- und regelrecht durchgeführt, und auf dem Linienmeere der Partitur entzückend anzuſchauen ſein, — man hört ihnen zu ſehr das **Gemachte** an, und die Überwältigung der Formen. Es iſt zu viel Pathos darin und **geſuchte** Originalität, zu viel melodieenloſer Schwulſt — für ſchöpferiſche Phantaſie gegeben — zu viel ermüdende Längen, zu viel Anſtrengung und Hervorleuchten des Wahnes, durch Bizarrerieen ſein Ideal, Beethoven, zu erreichen, um als ein Werk der Selbſtſtändigkeit und als geniale Kraft gelten zu können. Das Beiwort, „passionata," ſcheint mir gänzlich verfehlt, da der vorherrſchende Charakterzug dieſer Symphonie mehr lyriſcher Natur iſt. Sie wurde von unſerm Orcheſter mit Eifer und Sicherheit executirt; aber mit jenem Gefühle angehört, mit dem man eine Sache anſtaunt, die man nicht verſteht, und die Dauer derſelben durch den Oftblick nach dem unerbittlichen Zeiger abkürzen möchte. —

Das zweite Muſeum am 18. November gab Beethoven's A-Symphonie — gehört — oft gehört, auswendig gelernt und nie genug. Da ſteckt's. Dem. **Kratky** ſang die große Aria (E-dur) „Egli parte" (Cosi fan tutte); eine alte ehrenwerthe Novität, ehrenwerth vorgetragen. Ein vortrefflich componirtes Clarinet-Concertino von Mollik wurde von einem hieſigen Orcheſter-Mitgliede, Herrn **Mehner**, mit ſchönem Ton und techniſcher Fertigkeit geblaſen, und vorzüglich zur Erbauung Aller, die ſich auf eine gute Compoſition verſtehen. — Herr **Linker**, vom Mecklenburg-Schweriniſchen Hoftheater, — ein Bruder unſeres thätigen Opernregiſſeurs — ließ „in dieſen heiligen Hallen" ſeine tiefe ſchöne Baßſtimme bewundern, und riß (in dieſen heiligen Hallen eine ſeltene Erſcheinung) zu einem zweifachen vehementen Applaus hin. — — Auch gab im Laufe dieſes Monats der hieſige Inſtrumental-Muſik-Verein unter **Aloys Schmitt's** Leitung ſeine erſte Aufführung. A. **André's** Eröffnungs-Symphonie — ein Pendant zu Haydn's Abſchiedsſymphonie — war die Neuigkeit des Abends. Dieſe Symphonie gehört zu den genialen ſelbſtſtändigen und dabei auf Wirkung wohlberechneten Werken, die gleich Anfangs Intereſſe erwecken und den Wunſch erregen, ſie noch öfter zu hören. Die Aufführung trug alle Zeichen lebendiger Vorbereitungen und wurde von dem gegenwärtigen Componiſten als eines ſeiner wohlgerathenſten Kinder anerkannt. — Außer einer Baßarie von **Haydn**, einer Violin-Polonaiſe von **Maiſeder** und der patriarchaliſchen B-dur-Symphonie von Haydn, ſpielten zwei Schüler Schmitt's Mozart's vortreffliches Doppel-Clavier-Concert (es dur) auf zwei Wiener Patentflügeln. Die Cadenzen dazu, von Ferdinand **Hiller**, bilden an und für ſich ein kleines Concert, ſind aber zur glücklichen Stunde und mit hörbarer Begeiſterung gearbeitet. Die beiden jungen Virtuoſen machten ihrem Meiſter Ehre.

(Schluß folgt).

---

*) Für das Concert-Spirituel in Wien geſchrieben, und am 11. Januar dieſes Jahres daſelbſt zum erſtenmale aufgeführt.

Notizen.

⁂ **Kunſt.** — Der Bildhauer **Marcheſi** hat eine coloſſale Statüe des Königs **Karl Emmanuel** vollendet, welche in **Novara** aufgeſtellt werden ſoll.

⁂ Von **Rückert** erwartet man mit Nächſtem eine poetiſche Ueberſetzung des Koran.

⁂ Die **Einnahme** der **Pariſer Sparkaſſe** im **October** d. J. betrug nicht weniger als 2,290,653 Fr., welche von 17,671 Deponenten, (von denen 2,468 neu hinzugekommen) eingezahlt worden. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 286. 1836.

Phönix.

Freitag, 2. December.

Wanderungen durch Avignon.

(Fortſetzung).

Indem wir auf Laura kamen, zeigte er uns gegenüber, ſüdlich in mäßiger Höhe der Landſchaft, eine Gruppe heller Gebäude, die, mit einer kleinen Thurmruine darüber und einem Streifen der Durance davor, ſich aus dem dunkeln Grün der Ölbäume maleriſch hervorhob; es war der Stammort der gefeierten Noves, lateiniſch, Castrum de Novis. Da wir uns erinnerten, daß Laura, wie Julia, doch unter ſehr verſchiedenen Umſtänden, in einem Franziskaner-Kloſter beigeſetzt wurde, ſo war dieſe Örtlichkeit unſere nächſte Frage. Links, in der Richtung des Mont Ventoux, erhebt ſich noch in der Stadt, nahe am Ende, ein verfallender hoher Glockenthurm, die einzige ſoweit ſichtbare Ruine des Kloſters. Wir beſchloſſen, die merkwürdige Lokalität zunächſt zu beſuchen, und verließen nun erſt den unerträglich ſonnigen Fels, um das alte Schloß zu beſehen.

Thümmel macht bei dieſem freien Kalkfelſen eine ſatyriſche Anmerkung, indem er die nordiſche Biſe, die man in Marſeille Miſtral nennt, von Alters her, als franzöſiſche Hofluft hier herrſchen läßt; unſer Cicerone ſpendete uns in der drückenden Schwüle ein anderes Ortsſprüchlein:

Avenio — ventosa,	Avignon — windig,
Sine vento venenosa,	Ohne Wind giftig,
Post ventum jocosa.	Nach dem Wind erquicklich.

Die heftigen Frühjahrswinde reinigen die Luft, die durch ſtagnirende Gewäſſer bei ſteigender Sonnenkraft unerträglich würde; die drückende Hitze, die wir fanden, wird nur ſelten durch Gewitter abgekühlt. Die Biſe beläſtigte uns nicht mehr; Gewitter hatten wir noch genug zu beſtehen.

II. Die Kathedrale.

Wir traten nun zum Portale, der für eine päpſtliche Kathedrale ſchwer zu erkennenden Schloßkirche, die der heiligen Jungfrau geweiht iſt, und im Mittelalter hundert Jahre lang das Haupt der Kirchen der Welt an der Stelle des Laterans war. Noch bis auf dieſen Tag gehen alle Proceſſionen der Stadt von ihr aus. Das Portal iſt, wie die Kirche ſelbſt, im Rundbogenſtyl erbaut und aus Reſten gutgearbeiteter römiſchen Säulen zuſammengeſetzt. Die kleine Vorhalle nämlich zieren zwei größere korinthiſche Säulen, und die Thüre zwei kleinere gewundene von hellerem Geſteine. Das äußere Giebelfeld enthält ein ſchönes altes Frescogemälde, bis auf die Färbung noch trefflich erhalten; auf blauem Grunde das Bild Chriſti, ſchlank, von ernſtem Ausdruck, in der Hand eine Weltkugel haltend; auf jeder Seite ſchweben drei Engel zu ihm hin, die von ſo lieblichem Ausdruck ſind, daß ich nicht anſtehe, dieſe Freske für das Werk des berühmten Simon von Siena, des beſten Schülers von Giotto und eines Freundes von Petrarch und Laura, zu halten. Das Gemälde der Thürfelder iſt von ſteiferem Ausdrucke und verblichener, ohne Zweifel älter; es könnte wohl eine Arbeit Giottino's, des ausgezeichneten Neffen Giotto's ſein. Es ſtellt die Madonna nach dem alten byzantiniſchen Typus mit langer ſchmaler Naſe und großgewölbten Augenbrauen dar; das Kind iſt von idealerer Auffaſſung; zwei zu beiden Seiten ſchwebende Engel, nicht ſo ſchön und graziös, wie die äußeren ſechs, faſſen die Zipfel der gewirkten Decke, worauf das Kind ſitzt; der eine hält es anmuthig unter'm Arm; ein geiſtlicher Würdenträger iſt als Donatar vor der Gruppe knieend abgebildet; wahrſcheinlich ſoll es einen der Päpſte vorſtellen, entweder Johann XXII., der früher Biſchof von Avignon war, oder Benedikt II., als Erweiterer und Verſchönerer der Burg bekannt. Das äußere Bild könnte dann wohl von dem kunſtliebenden Clemens VI. geſtiftet ſein. Beide erſtere ſind, wie wir gleich ſahen, innen beigeſetzt; dann nur noch Clemens VII. —

Namen oder Schrift habe ich an beiden merkwürdigen Frescobildern nicht entdecken können; eine Abbildung von berufener Hand, bevor ſie mehr verbleichen, würde verdienſtlich ſein.

Der gütige junge Paſtor oder Domherr führte uns auch in's Innere, das von einer Kuppel mit Fenſtern mäßig erhellt wird, in der wieder auf blauem Grunde verblichene Wandbilder al fresco oder vielmehr aufgemalt zu ſehen ſind, anſcheinend neuer und von minderem Werth. Sie ſtellen Gottvater dar, von Halbfiguren und Engelsköpfen umgeben. Das Schiff hat zwei kleine Seitenkapellen, einander gegenüber in der Mitte, die ſich als kleine längliche Anbäue von außen präſentiren. Diejenige vom Hochaltare rechts iſt die wichtigere; ſie enthält, nach den Zerſtörungen der Revolution neu aufgerichtet, zwei Grabmähler von Päpſten, mit liegenden lebensgroßen Statuen; das eine, von grauem Marmor, an einer der kurzen Wände aufgeſtellt, ſoll Johann XXII. ſein, es iſt ein wohlerhaltenes Geſicht mit römiſchem Profil und regelmäßigen kräftigen Zügen — das weiß marmorne an der Längenwand, wird für Benedict XII. ausgegeben; die Geſtalt iſt von kleiner Statur, das Geſicht von ſanftem einnehmendem Ausdrucke, die Naſe länglich und nicht ſtark gebogen, Auge und Mund von feinem Schnitt, das Kinn mild gewölbt. Ich möchte, bis durch Münzen oder ſonſt näherer Beweis geführt wird, eine Verwechslung annehmen, indem Johann XXII. von kleiner Statur war, und die zuletzt beſchriebene Phyſiognomie zu ſeinem aſcetiſchen Charakter mehr paßt, für jenen aber, als das weltlichere und ſtarrere Haupt der Kirche, die entſchiedneren Geſichtszüge ſprechen möchten.

In der gegenüberſtehenden Kapelle befinden ſich neuere Bildhauerwerke von geringem Werth mit wahrſcheinlichen Antiken vermiſcht, die hier am Ende gar Heilige vorſtellen ſollen. Die Architektur der hohen Rundbogen und vierecigen Pilaſter iſt ohne alle Ornamente; die leeren Wände haben einen gelben Anſtrich erhalten.

Sicher iſt dieſe kleine biſchöfliche Kirche von den Päpſten nicht erbaut, vielmehr von ihnen, wie man bei Baluz findet, nur durch die eben genannten kleinen Anbaue vergrößert und mit Fresken und ſchönen Altären ausgeſchmückt worden. Von erſteren ſahen wir noch ſchwache Spuren in der Wölbung des Eingangs. Der Verſicherung unſeres Geiſtlichen zufolge ſind in den kaum ſichtbaren Reſten auf beiden Seiten, über den Weihkeſſeln, die Porträts von Petrarch ſowohl, als von Laura angebracht. Auf der einen Seite iſt jedoch kaum eine Zeichnung mehr zu erkennen; auf der andern ſtehen nach der Ecke des Taufbeckens noch undeutliche Figuren von Donataren, ein Mann, eine Frau und einige Kinder, die vor einer Jordantaufe knien. Dieſes könnte Laura de Noves mit ihrer Familie ſein; ihr Gemahl, Ritter de Sade, war einer der angeſehenſten Einwohner von Avignon, wie wir nachher hören werden.

III. Das päpſtliche Schloß.

Wir gehen nun zum Schloſſe ſelbſt über.

Kurz vor Antritt der Reiſe wurde ich durch einen Zeitungsartikel auf einige andere alte Fresken aufmerkſam gemacht, die ſich grade in dem Theile des Schloſſes befinden ſollten, den man in eine Infanterie-Kaſerne umgewandelt habe. Wir wurden wegen der Erlaubniß, ſie zu ſehen, in der Hitze hinunter in die Stadt, vom Rathhauſe zu einer militäriſchen Behörde nach der andern verwieſen, und endlich zeigte es ſich, daß wir im Schloſſe ſelbſt nur die wachthabenden Offiziere darum anzuſprechen hatten. Der Concierge führte uns durch alle merkwürdigen Räume und Gemächer der halb verfallenen, halb bis zur Unkenntlichkeit umgewandelten Burg. Durch den Eingang, der ſchöne gothiſche Zinnen und einen einfachen Altan hat, kommt man in den kleinen Schloß- oder jetzigen Kaſernenhof. Wir gingen hinten in ein größeres Gebäude, zur Linken ſtiegen wir auf breiten Treppen drei Stockwerke hinan, zu alten Zimmern und Kapellen, die zwar umgebaut, doch noch an den tiefen Fenſtern, dicken Säulen und hohen Kreuzgewölben kenntlich ſind; ſonderbar contraſtiren mit der verblichenen geiſtlichen Pracht die neuen militäriſchen Embleme an Säulen und Wänden.

„Hier," erzählte der phlegmatiſche dicke Concierge mit gelaſſener Miene, „ſtand die berüchtigte Salle brulée. Ein Neffe Johann's XXII. trieb ſeine Zügelloſigkeiten ſo weit, daß ſelbſt Töchter edler Familien von ihm und ſeinen Genoſſen nicht verſchont blieben. Die beleidigten Familien ſannen auf Rache; der Adel der Gegend wurde der jungen Lüſtlinge habhaft, und man hing den Nepoten und alle ſeine Schandgenoſſen, der Verſündigung entſprechend, an den empfindlichſten Theilen des Leibes auf, bis ſie ſtarben. Der Papſt, wüthend hierüber, verſtellte ſich und ließ erſt einige Zeit verſtreichen; dann lud er alle Geſchlechter, deren Söhne an der Rache Theil genommen hatten, zu einem glänzenden Bankett ein. Das Feſt war im beſten Gange; da wurde der heilige Vater, wie zufällig, durch die Ankunft einer wichtigen Perſon oder Botſchaft abgerufen, und es entfernten ſich raſch auch alle Diener, die Thüren wurden verrammelt und der Saal in Brand geſteckt; Alle kamen hier elend um's Leben — daher," ſchloß der Concierge gelaſſen die grauenhafte Erzählung, „heißt dieſer Ort bis auf den heutigen Tag die Salle brulée." — (Fortſ. folgt).

„Das Weſtland."

Unter dieſem Titel wurde neulich von der Joſeph Engelmann'ſchen Verlagsbuchhandlung in Heidelberg, eine „nordamerikaniſche Zeitſchrift für Deutſchland" angekündigt. Des erſten Bandes erſtes Heft liegt bereits vor uns.

Jedes Unternehmen, welches den wichtigſten Theil der der neuen Welt — neu in Bezug auf Entdeckung, Ideen und Sitten — uns näher zu rücken beabſichtigt, verdient die Aufmerkſamkeit, und, wenn es mit ſolcher Haltung und Umſicht, wie das vorliegende, auftritt, den Dank der Leſewelt.

Nordamerika iſt uns kein fremdes Land mehr. Wir haben nicht nur in der Schule gelernt und leſen noch täglich davon, wie Engländer, Franzoſen, Deutſche und Holländer, bald als religiöſe Sektirer, bald als Spekulanten, und ſelbſt bisweilen als ausgeſtoßene Verbrecher, Theile jenes ungeheuern Landes nach und nach coloniſirt haben; wie, auf den kaum urbar gemachten Flächen, erſt die Engländer mit den Franzoſen, und dann die mündig gewordenen Amerikaner mit dem Mutterlande in Streit geriethen; wie endlich, nach ſiedenjährigem Kampfe, die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkannt wurde, und, ſeit dieſer Zeit, ihr Anſehen, ihre Macht, ihre Bevölkerung und die Ausdehnung des ihnen unterworfenen Gebiets auf's Erſtaunlichſte zunahmen; ſondern wir haben auch Haß und Verehrung um den Werth Nordamerikas, ſeiner Inſtitutionen und Sitten einen Kampf führen ſehen, welcher noch in dieſem Augenblicke fortdauert. Die Freunde Nordamerikas rühmen ſeine Preßfreiheit, ſeine Volkswahlen, ſeine geringen Abgaben; die Gegner Nordamerikas tadeln ſeine Preßfreiheit, ſeine Volkswahlen, und, was die ſüdlichen Provinzen der vereinten Staaten betrifft, ſeine Sklaven. Der Streit iſt alſo zu zwei Dritteln, und ſo weit man wirklich ſtreitet, ein Principienſtreit; denn auch die Freunde Nordamerikas ſind gegen das von ihm geduldete Syſtem der Sklaverei, und ſeine Feinde ſelbſt können nicht leugnen, daß der geringe Betrag der Abgaben in Nordamerika, als ein Vorzug dieſes Landes erſcheine.

Nordamerika iſt uns kein fremdes Land mehr. Seit länger als vierzig Jahren greift Europa mit ſeinen intereſſanteſten Perſonen und Beziehungen nach Nordamerika hinein, und dieſes ſteht nicht an, ſeine Gegengaben zu reichen. Der gute und unglückliche König Ludwig XVI. ſchickte Truppen und Generäle dem aufkeimenden Freiſtaate; Lafayette und Cosciusko kämpften unter ſeinen Fahnen, und die Napoleoniden, nachdem ihre europäiſchen Throne zuſammengefallen waren, ſuchten dort zum Theil Landedelſitze und Vergeſſenheit. Die Nordamerikaner benutzen unſere Literatur und unſere Erfindungen. Sie dagegen ließen ihr Staatsſyſtem bisweilen, wie den Geiſt bei Philippi, unter die ſtreitenden politiſchen Parteien des alten Europa treten. Briſſot unter den Girondiſten und Lafayette im letzten Jahrzehnte, waren die Repräſentanten jenes nordamerikaniſchen Staatenſyſtems in Frankreich, und Armand Carrel's National ſein Hauptbanner. Auch friedlichere Emiſſäre fehlten nicht; der liebenswürdige Franklin und die Schriſen Waſhington Irving's und Cooper's.

Beſonders aber verband und ſchlang weithin ſeine Fäden über das Meer: das große Kapital der Auswanderungen. Die Jahre ſeit 1832 hatten ſich als eifrige Werber für Nordamerika in Deutſchland erwieſen. Und alle die Gewordenen, die dem vaterländiſchen Boden vielleicht auf ewig Lebewohl geſagt haben, waren, inſoweit wir ſie kannten und liebten, und ſelbſt, inſoweit wir ſie nicht kannten und liebten, aber als abgetrennte große Maſſen unſerer Nation, auch eben ſo viele lebendige Anziehungspunkte für die Aufmerkſamkeit der Zurückgebliebenen geworden. Sie waren Anker geworden, eingeſenkt in den fernen Strand, aber bekränzt mit den Roſen und dem Immergrün einer unvergänglichen Liebe. Wenn Nordamerika vorher mehr objektiv unſere Aufmerkſamkeit gereizt hatte, ſo war nun das ſubjektive Gefühl für die Auswanderer, und für die von ihnen in der neuen Heimath geleerten Freuden- und Leidensbecher, jenen Reiz feſtigend, noch hinzugetreten. Die Prairieen Cooper's, die Häuslichkeiten Waſhington Irving's, blühten und reiheten ſich nunmehr um beſtimmte bekannte Perſonen. Daſſelbe galt von den nordamerikaniſchen Verfaſſungsgeſetzen, deren genauerer Inhalt durch gelungene Überſetzungen ſchon vor mehreren Jahren zu uns gelangt war. Wir dachten: „Nun, werden ſie Duden und Brauns recht geben, oder den ariſtokratiſchen engliſchen Damen Trollope und Kemble?" und, wann wir ſo dachten und ſannen, dann knüpfte ſich wohl der Wunſch an, es möge eine neue Zeitſchrift, in der Art, wie des Dr. Röding „Columbus, amerikaniſche Miscellen," war, zu Stande kommen, als geiſtiges Schnellſchiff, als literariſche Fregatte zwiſchen Deutſchland und dem grünen Geſtade New-Yorks oder den blüthenreicheren ſüdlichen Staaten.

Wir nehmen es als ein günſtiges Zeichen, daß um dieſelbe Zeit, als des trefflichen Anaſtaſius Grün „Cincinnatus," in der zweiten Auflage des „Schutt" (S. 86—146), Baltimore, und Waſhington's „Mahl," und den „Urwaldswüſten und Savannen" poetiſch zujauchzte, der Plan des „Weſtlandes" in's Leben trat, und ſo vom roſenhellen Finger der Poeſie die Wirklichkeit geweiht wurde. —

Drei Männer, Dr. A. v. Könige, Capitän C. Neyfeld und Dr. G. Engelmann, ſämmtlich in St. Louis, ſind die Herausgeber der Zeitſchrift: „Das Weſtland." Sie wollen Aufſchlüſſe und Belehrungen hierüber geben; ſichere, unparteiiſche, wahre. Sie wollen ſich von rein wiſſenſchaftlicher oder gelehrter Darſtellung eben ſo entfernt halten, als von einem bloßen trockenen Zuſammentragen etwaiger Denkwürdigkeiten. Sie wollen die Charakterzüge und Grundformen der Länder und Staaten des Weſtlandes und deren regen Entwickelungsgang darſtellen, ſo daß jeder Gebildete die Urſachen und Verhältniſſe, welche auf die Geſtaltung und Bildung des Ganzen wie des Einzelnen Einfluß hatten und noch darauf einwirken, deutlich erkenne und auffaſſe. Sie wollen jedes vorlaute Aburtheilen über in- oder ausländiſche politiſche Verhältniſſe und Ereigniſſe ferne laſſen.

Wir haben vorhin bemerkt, daß Nordamerika uns kein fremdes Land mehr ſei. Aber gerade darin liegt zugleich das Bedürfniß entwickelt, was uns bereits nicht mehr fremd iſt, ſelbſt in ſeinem Detail noch genauer kennen zu lernen.

(Schluß folgt).

Die königliche Geſellſchaft in London.

Zwar hat auch ihre Pariſer Schweſter in ihren jungen Jahren manche Albernheit zu Tage gefördert, wie z. B. als ſie zu Preisaufgaben für eine Rede einmal das Ave Maria, gratia plena, ein andersmal die Frage ſtellte: „welche von den Tugenden Ludwig's XIV. die eminenteſte ſei?" Aber die Londoner Dame ſcheint bis auf den heutigen Tag noch nicht ihre Kinderſchuhe ganz ausgetreten zu haben. John Hill konnte ſchon 1751 einen ganzen Quartanten mit den Kindereien jener Sozietät anfüllen, und obgleich Babbage und James South in neueſter Zeit verſucht haben, ſie zur Bildung der Akademieen des Continents zu erheben, ſo hat ſich doch jetzt Dr. Granville veranlaßt gefunden, das Werk des John Hill bis auf die Jetztzeit fortzuſetzen. Merkwürdig bleibt aber, im erſteren zu leſen, wie zur Zeit der engliſchen Reſtauration in der königlichen Akademie ſympathetiſche Pulver nach ihren Wirkungen unterſucht wurden; wie man fragte, ob die Diamanten wie die Trüffeln in der Erde wachſen, ob es Auſtern von 300 Pfd. gebe, ob zu Goa die Hörner in der Erde Wurzel ſchlagen? Man ſprach viel von Getreideregen, der in England gefallen ſein ſollte; man verſuchte, ob Karpfen außer dem Waſſer am Leben zu erhalten, und ob die Kröten in der Erde des h. Patrik das Leben verlieren? u. ſ. w. u. ſ. w. — Abgeſehen von dieſen Allotrien hat die Londoner Dame gut geſtrickt und gekocht; d. h. manches Nützliche für Induſtrie u. dgl. gefördert. —

Gegenwärtig beſteht die akademiſche Geſellſchaft aus ungefähr 600 Mitgliedern, von denen jedoch viele keine andere Beiträge liefern, als — klingende.

Nach Herrn Granville's Statiſtik, für welche er die 45 Bde der Akademie-Denkwürdigkeiten zu Grunde gelegt, haben 63 Lords produzirt — 0; 57 Marine-Offiziers in Summa 7 Artikel; von 39 Land-Offizieren waren 36 unthätig, doch haben die 4 thätigen 29 Memoiren und Notizen geliefert. Der anglikaniſche Klerus hat die meiſten Stellen, aber nicht viel mehr geliefert, als die Lords. Dagegen haben 21 Chirurgen nicht weniger als 137 Arbeiten zugeſchoſſen, freilich Sir Home allein 109. Endlich haben die 139 ſeit 5 Jahren aufgenommenen Mitglieder in Allem nur 19 Abhandlungen beigetragen. — Herr Granville berührt noch manchen wunden Fleck; aber wir können ihn hier nicht weiter begleiten und bemerken nur noch, daß unter den Ausgaben der Akademie auch 100 Pfd. St. figuriren für Rafraichiſſement, Roſenwaſſer und Kaut anniſerne bei dem Gaſtmahl der Sozietät, und ein beſtimmter Betrag für — einen dreieckigen Hut, als Ehrenzeichen des Präſidenten. —

Chronik der ſchönen Literatur.

135) Seemanns-Sagen und Schiffer-Mährchen. Mitgetheilt von Heinrich Smidt. Berlin, Jeſch. 1836. Zweites Bändchen.

So ſchauerlich das Meer, wenn es im Aufruhr iſt, ſo lieblich und lockend, wenn die Sonne oder der Mond und die Sterne ſich in ſeinem grünen, ruhigen Spiegel beſchauen; ſo ſchauerlich und lieblich klingen auch die Sagen und Mährchen, die wie Geiſter auf den Waſſern dahinſchweben, um die Wogen aufzuwühlen oder zu glätten. Die hier mitgetheilten Sagen, acht an der Zahl: das Seegeſpenſt, der Geiſterlootſe, die Roſe von Seeland, der Knurrhahn, vom windmachenden Finnen, der Schiffbrüchige, das Todtenſchiff, die frommen Schläfer, haben an den Küſtenländern des atlantiſchen Oceans und der benachbarten Meere ihre Heimath, wo ſie der Erzähler, ein tüchtiger Seemann, vertraut mit den Myſterien der Waſſerwelt, wie Muſcheln an dem Meeresſtrande auflas. Solche Sagen und Mährchen ſind wirklich etwas Neues für uns, und das Neue iſt hier anziehend und ausgezeichnet. Herr Smidt könnte, da er mit der ganzen Technik der Nautik vertraut iſt, wenn er dieſe Bahn in unſerer Literatur weiter verfolgte, ein deutſcher Eugen Sue werden. Die Geiſter und Gewalten der Waſſerwelt nehmen den gläubigen und frommen Seemann in ihren allmächtigen Schutz, den Frevler hüllen ſie in ihre düſteren Nebelſchleier und ziehen ihn ſtrafend hinab in die dunkle Tiefe. Eine lebhafte abenteuerliche Phantaſie iſt in allen Sagen thätig, woran man erkennen kann, daß ſie nicht erfunden, ſondern daß ſie aus dem Munde alter Seeleute dem Sammler überliefert ſind, der ſie mit Einfachheit und großer Gewandtheit nacherzählt. Die meiſten nehmen einen tragiſchen dunklen Ausgang und ſind aus den Schreckniſſen des Elements, welches ihre Scene iſt, hervorgeſtoßen. Dieſe Waſſerromantik iſt eine ächte; oft fühlt man ſelbſt bei'm Leſen den Schauer einer eiſigen Todtenhand, welche über die lebensfriſche Haut dahingleitet.

136) Novellen. Von Julius Moſen. Erſter Band. Leipzig, literariſches Muſeum. 1837.

Julius Moſen iſt einer unſerer achtbarſten Dichter. Sein Talent behauptet ſich in ſtiller, ſchöner, plaſtiſcher Ruhe; ſeine Novellen haben die Transparenz und Glätte des Marmors, durch die Adern gleitet warmes ſittliches Leben. Mit geringen Mitteln vollbringt Moſen's Muſe, leiſe auftretend, als fürchte ſie, durch ihren Himmelsglanz zu blenden, das Schönſte, Beſte. Welche patriarchaliſche rührende Einfachheit herrſcht in der kleinen Novelle: Jſmael, — welcher eigenthümliche Schmelz zieht ſich über die ſchöne exotiſche Helena Vallisneria! Moſen verſteht es, aus ſeinen mitten in unſern geſelligen Kreis verſetzten Novellen den poetiſchen Duft des Mährchens hervorzuzaubern.

Feuilleton.

∴ „*Esmeralda*“ und „*Affaires de Rome.*“ — Unter die Pariſer Kritiker ſind zwei Zankäpfel gefallen, um welche ſie ſich, wenn auch nicht, weder in den Haaren, noch in den Degen, — ſo doch in den Federn liegen. Der eine heißt Esmeralda, der andere Affaires de Rome. — Der erſte iſt eine Oper in vier Akten, aus Notre-Dame de Paris von Victor Hugo ſelbſt in herrliche Verſe und von Fräulein Luiſe Bertin (der Nichte des Redakteurs der Débats) in gefällige Muſik geſetzt. — Der andere iſt ein Bericht des Herrn Lamennais über ſeine Pilgerfahrt nach Rom im Jahre 1832, worin er von ſeiner ehemaligen Perſon und dem Pabſte, wie ein Lebender von längſt Abgeſchiedenen, oder auch wie ein Auferſtandener von noch Lebenden ſpricht. —

Gegen Beide hat zuerſt die Gazette de France in's Horn geſtoßen; gegen Esmeralda im Feuilleton vom 18. d. M.; gegen Lamennais am folgenden Tage mit einer Etude littéraire von N(iſard).

Aber für Esmeralda iſt gegen die Gazette Herr J(ules) J(anin) im Feuilleton der Débats mit Stich- und Schußgewehren in die Schranken getreten, und eine dreimalige gute Aufnahme der neuen Oper gewährt allerdings ein ſehr günſtiges Vorurtheil.

Zu Gunſten des Verfaſſers der Affaires de Rome hat Sainte-Beuve ſich im erſten Novemberhefte der Revue des deux Mondes vernehmen laſſen, und Sainte-Beuve iſt ein gar billiger Mann. —

∴ Pariſer Beobachtungen der Meteornächte. — Herr Arago berichtet in der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 14. d. M., daß in der Nacht vom 12 auf den 13. d. M. von den Aſtronomen-Gehülfen 170 Sternſchnuppen auf dem Obſervatorium geſehen worden ſind. Von dieſen 170 Meteoren zogen 53 durch den Löwen, 73 hatten eine Richtung, deren Verlängerungslinie dieſe Geſtirnung berührt haben würde, 40 konnten nicht beſtimmt werden, 5 ſchienen andere Richtungen zu haben.

∴ Fleiſch-Conſumtion in Paris. — Aus amtlichen Berichten geht hervor, daß von den 500 Schlächtern in Paris jeder im Durchſchnitt eine Kundſchaft von 60 Häuſern und 1600 Einwohnern habe. Da nun jedes Haus jährlich für 333⅓ Fr. Fleiſch (per Kopf Fr. 62½) bedarf, ſo nehmen die Schlächter im Ganzen 52,133,840 Fr. ein, wovon ihnen, nach Abzug von 42,584,000 Fr. Ankauf, 5,347,600 Abgaben, und 177,600 ſonſtigen Koſten, — 4,024,640 Fr. Gewinn übrig bleibt. —

∴ Seltene Eigenſchaft der Girafe. — Die Times erwähnen einer Eigenſchaft der Girafe, welche bei keinem anderen Vierfüßler, und auch von dem eben genannten noch von keinem Schriftſteller bemerkt worden ſei, die nämlich, daß dieſes Thier nicht den mindeſten vernehmlichen Laut von ſich gebe — weder aus Furcht, noch aus Luſt, Begierde, Hunger, Schmerz oder ſonſtigen Empfindungen. Dies wäre nun freilich noch genauer zu conſtatiren. —

Frankfurter Kunſtverein.

Die Direktion des Kunſt-Vereins benachrichtigt hierdurch deſſen geehrte Mitglieder, daß zu der am eilften December ſtatt findenden Verlooſung 24 Oelgemälde, 2 Gypsmodelle und 1 Marmorbüſte angekauft und 31 Kupferſtiche und Lithographieen von auswärtigen Vereinen eingetauſcht und im Lokale des Vereins täglich von 10 bis 1 Uhr, außer Sonntags, zu ſehen ſind, woſelbſt auch Aktien zu 5 fl. 24 kr. bei dem Aufſeher ausgegeben werden.

Am Tage der Verlooſung wird die Wahl von drei neuen Direktoren ſtatt finden. —

Frankfurt, den 28. November 1836.

Die Direktion des Frankfurter Kunſtvereins.

Am Schluſſe des Artikels über Marie Roland in Nro. 284 iſt aus Verſehen der Name des Verfaſſers, F. W. Carové, weggeblieben. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 287. 1836.

Phönix.

Samſtag, 3. December.

Bojar und Fürſt.

(Fortſetzung).

Hiermit neigte ſie das Köpfchen an ſeine Bruſt und ſchlief getroſt ein. Der Bojar hüllte ſie in ſeinen Mantel, ſo feſt er konnte, und trabte fröhlich fort über die Steppe. Wie er das warme, pulſirende Leben ſo dicht an ſeinem Herzen fühlte, und dabei des geſpenſtigen Schreckens dachte, welchen er hinter dem Buſch erwartet, wo er ſie gefunden, füllte eine nie geahnte warme befriedigte Ruhe ſeine noch vor Kurzem ſo ſchmerzlich bewegte Bruſt. Die Nacht wurde dunkler, das Schneegeſtöber dichter, und ſchwärzliche Schatten, nächtlichen Geiſtern ähnlich, flogen, durch das wechſelnde Spiel des Mondes und der Wolken geſchaffen, von Zeit zu Zeit über die Steppe. Zugleich fielen dem Bojaren, als würden ſie ihm zugeflüſtert, alle Schreckensgeſchichten ein, die ſeine Wärterin und ſein alter Reitknecht ihm jemals erzählt. Aber keine Spur von Grauen wandelte ihn an. Eine feſte Zuverſicht der Unmöglichkeit des Unglücks, wie wir ſie bei ſeeligen von allem irdiſchen Leid befreiten Geiſtern uns denken, hatte ſein ganzes Weſen erfüllt, und mit einem Gefühl, als ſei er von ſolchen umſchwebt, ritt er dem immer wilder heulenden Sturm und Geſtöber entgegen, während bedeckt von ſeinem ſchützenden Mantel und ſorglichen Armen, die Athemzüge des jungen Lebens ſanft ſäuſelnd den tiefen geſunden Schlaf verkündeten.

So war er wohl mehre Stunden fortgetrabt, ohne weder Buſch noch Baum, geſchweige denn eine Spur menſchlicher Wohnungen zu entdecken, als es ſich wieder unter ſeinem Mantel zu regen begann, und Irene mit kläglicher Stimme anhub: „Aber erreichen wir denn noch nicht bald Euer Haus oder eine Herberge? Es ſchläft ſich doch hier ſchlecht auf dem alten Pferde, deſſen Tritt mir immer in's Herz ſtößt; und der Froſt macht mich wieder erſtarren."

Fedor hauchte unter den Mantel, zog ſie dichter an ſeine Bruſt, und verſicherte: ſeine Heimath zu erreichen, ſei leider vor Morgen Abend unmöglich, und ob ſie früher eine Herberge finden würden, wiſſe er auch nicht. Auf dieſer Reiſe, die er im Auftrage ſeines Herrn und Fürſten gemacht, ſei es ihm zum erſtenmal in ſeinem Leben begegnet, daß er ſich verirrt habe, weil er, ſeit er ſie getroffen, nur an ſie gedacht, und deßhalb nicht genug auf den Weg geachtet habe.

Das Mädchen in ſeinem Arme wandte ſich bei dieſer Erklärung ſo viel als möglich von ihm ab, ſchalt dabei mit kindiſchem Murren ſeine Unachtſamkeit, und fuhr dann leiſe fort, zu ächzen und zu weinen. Dem Bojaren lief es ſiedend heiß über den Rücken; er ließ ſeine ſcharfen Augen nach allen Seiten umherſchweifen, als wolle er die Nacht mit leuchtenden Pfeilen durchbohren, ſprengte bald hier, bald da einige Schritte vom Wege ab, nach jeder kleinen Erhöhung ſpähend, und ſeufzete dann ſelbſt tief auf, wenn er ſich immer wieder getäuſcht ſah. Endlich deutete er in die Ferne und rief bebend vor Freude:

„Da — da iſt das nicht — —"

„Was denn?" fragte Irene und ſtreckte das Köpfchen aus dem Mantel hervor, und, ihre griechiſchen Falkenaugen ſeinem Luchsblick geſellend, rief ſie: „Ja bei der heiligen Mutter Gottes, das iſt" — „eine Hütte," fiel ihr Fedor in's Wort, „in einer Viertelſtunde ſind wir da."

„Ach, Batuſchka, du biſt doch gut," ſprach ſie jetzt freundlich zitternd, „nun will ich dich auch recht lieb haben. Mach nur geſchwind, daß wir in's Trockene kommen." Und dabei klopfte ſie ihm mit dem Händchen ziemlich derb die rauhen bärtigen Wangen, ſo daß dem Bojaren in ſeligem Gelächter über die ſcherzenden Ohrfeigen die Thränen in den Bart liefen. Er ſpornte ſein Thier, daß es wie ein Vogel die Luft durchſchnitt, und eh' Irene auch nur ein einzigesmal wieder geſeufzet hatte, ſtand es ſchnaubend vor der Thür einer Bretterhütte.

Sie traten ein in die Hütte, welche ſie offen, leer und dunkel fanden. Fedor erklärte, daß wahrſcheinlich, die Bewohner vor den in der Steppe ſtreifenden Räuberhorden geflohen ſeien, daß er aber dennoch ſchon Alles zu ihrer Bequemlichkeit Nöthige finden und bereiten werde, und ſtillte damit die eben wieder ausbrechenden Klagen Irenens.

Tappend hatte er auf dem Heerde Feuerzeug entdeckt, und zündete mit deſſen Hülfe eine daneben ſtehende Lampe an. Bei ihrem Scheine ſah er, daß Irene, ganz in ihren groben Mantel gehüllt, ſich in eine Ecke gekauert hatte. Sie winkte ihm zurück, als er ſich ihr nähern wollte, um ſein Auge von Neuem an ihrem Geſichte zu weiden, und rief ihm zu, er möge ſchleunig für weitere Erquickungen ſorgen, es hungere ſie wieder ſehr.

Ängſtlich ſuchte er umher und ſchloß dabei aus den wenigen Geräthen, die eben erſt aus der Hand gelegt zu ſein ſchienen, daß die Hütte ganz neulich erſt von den Bewohnern verlaſſen ſei. Beraubt ſchien ſie ihm noch nicht zu ſein, jedoch entdeckte er auch nichts darin, was zu rauben ſich der Mühe verlohnt hatte, wie wohl ziemlich Alles, was er in einem einſam gelegenen Bauernhauſe ſeines Landes zu finden gewohnt war, nur nichts Eßbares. So ſorgſam er auch umher blickte, konnte er doch nicht ein Stückchen Pöckelfleiſch oder gedörrten Fiſch im Rauchfange, nicht eine Handvoll Hafermehl zu Brei oder ein wenig Sauerkraut, in einer der umherſtehenden hölzernen Schüſſeln entdecken.

In der Angſt und um doch irgend für Irene beſchäftigt zu ſein, griff er einen an der Wand liegenden Haufen Heu und Moos, um ihr daraus ein Lager aufzuſchütten, als plötzlich hinter dem Haufen ein plätſchernder Ton erſcholl. Er ſprang darauf zu, und fand in einem wohlzugedeckten mit Waſſer angefüllten Eimer einen noch lebenden Fiſch.

„Luſtig, Ireniaka!“ rief er, ihn hervorziehend, „hier haben wir zu Eſſen. Der Bauer hat uns ſein Abendbrot zurückgelaſſen.“ Schnell zog er ſein Meſſer hervor, ſchlachtete den Fiſch, nahm ihn aus und that ihn in eine Pfanne, um ihn zu röſten. Vergebens aber ſah er ſich nach Holz um; doch das verurſachte ihm nur kurzes Bedenken, er zog ſeinen Säbel, zerſchlug damit die an der Wand der Hütte herumlaufende Bank, ſpaltete die Stücke in feine Splitter und ſchürte Feuer an.

Bald war der Fiſch braun geröſtet, und Fedor ſchüttete ihn in einen irdenen Napf, häufte dann ein vom Lager genommenes Bündel Heu und Moos als Sitz vor dem Heerde auf, und lud Irene ein, heranzukommen und zu eſſen.

„Ich ſoll doch wohl nicht,“ ſagte ſie, „hier, wo es hell iſt, aufſteh'n, und in dieſer Kleidung mich dir zeigen! Ach, meine Kleider! Hätte ich doch meine Kleider!“

Der Bojar ſchlug in die Hände, daß die Hütte ſchütterte, und ohne ein Wort zu ſagen, ſprang er aus der Thür, nahm den Mantelſack von ſeinem Pferde und trat damit wieder ein. „Da haben mir die Befehle meiner Schweſter doch einmal Gutes gethan,“ rief er. „Mußte ich ihr nicht von dem Markte zu Smolensk Putz und fremde Kleider mitbringen, weil ſie durchaus dadurch jung werden will. Habe ich nicht deßhalb die Bude eines Armeniers ganz leer gekauft? Nun weiß ich, für wen ich's that! Mag ſie nun ſchelten vom erſten Januar bis zum letzten December! Was kümmert's mich! Ich bin mein Lebtage ſchon viel geſcholten worden, und habe nichts davon gehabt, und jetzt ſeh' ich dafür, wie meine Ireniaka erſt aus dieſem Geſchmeide hervorglänzt. Was frage ich dann nach allen ſcharfen Zungen und ſcharfen Nägeln!“

Bei dieſen Worten hatte er den Mantelſack ſchon geöffnet, und ein reiches purpurrothes Seidengewand nebſt Goldgürtel und Perlenſchmuck über den ſorgfältig abgeſtäubten Reſt der Bank gebreitet. Irene ſtreckte neugierig den Kopf vor, und rief: „Ach wie ſchön! Und darin ſoll ich mich kleiden! Ach, Batuſchka, wie gut du biſt! Wie lieb ich dich habe! Aber nun geh' auch hinaus! Bitte, bitte, geh' hinaus, daß ich mich ankleiden kann! Komm aber ja nicht eher wieder, als bis ich dich rufe. Hörſt du, nicht eher!“

„Gewiß nicht,“ ſagte Fedor, ſetzte den geröſteten Fiſch wieder auf die Kohlen und ging.

Er trat zu ſeinem Pferde, welches mit dem Hufe die dünne Schneedecke weggeſcharrt hatte, und das kurze Gras darunter ausrupfte, lehnte ſich mit den Ellenbogen auf deſſen Hals, und blickte, den Kopf in die Hand geſtützt, zum Himmel empor, wo das vom Winde zertheilte Gewölk nur noch in langen, dünnen Streifen hinflatterte, und die hellfunkelnden Sterne ſehen ließ. Todtenſtille war über die Steppe ausgebreitet, nur aus weiter Ferne tönte zuweilen in kurzen abgebrochenen Lauten das Geſchrei eines nächtlichen Raubvogels, oder das Bellen eines ſchwarzen Fuchſes herüber. Der Bojar konnte ſich's nicht erklären, daß ihm dieſe heimiſchen vertrauten Töne auf einmal ſo wild und thieriſch vorkamen, und daß die goldnen Sterne, welche ihm ſonſt nie etwas Anderes als Wegweiſer in dunkler Nacht geweſen, jetzt ſeinen Blick ſo mächtig emporzogen. Er umſchlang den Kopf ſeines Pferdes, den es liebkoſend an ſeiner Schulter rieb, und drückte ſein Geſicht dagegen. „Ach, du gutes, treues Thier, was iſt denn mit einemmale mit uns geworden,“ ſagte er dabei, „haben wir nicht Alles vergeſſen, was uns ſonſt erfreuend oder betrübend war? Und ſind nicht neue Wünſche bei uns eingekehrt, die ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen? — Ja, wenn dies holde Kind meine Tochter, mein Schweſterchen wäre! Wenn es — —“

In der Hütte erhob ſich mit einemmale Irenens Stimme, welche ein griechiſches Lied ſang, und der Bojar verſtummte, bis in's innerſte Mark erbebend. Andächtig, mit gefalteten Händen hörte er den hellen Frühlingstönen zu und meinte faſt die Worte zu verſteh'n, während durch die wüſten Erinnerungen ſeines Lebens ein immer höheres Bewußtſein zu brechen ſchien.

(Fortſetzung folgt.)

Frankfurt a. M. (Muſik.) —
(Schluß.)

Mit Liebhabervereinen iſt es ſonſt eine ziemlich zweideutige Sache. Sie ſind gewöhnlich ſo ſehr mit Künſtlern ex profeſſo durchſpickt, daß man den Originalbraten faſt nicht davon unterſcheiden kann. Hier nicht ſo. Ich gewahrte außer dem Dirigenten nicht einen einzigen Künſtler. Dennoch iſt die Geſellſchaft von einem ſchaffenden Geiſte beſeelt, und ſtraft durch die ſtrenge Zucht ſo vieler verſchiedenartiger Kräfte, den mehr als kindiſchen Geifer einer engliſchen Zeitung Lügen, worin A. Schmitt in Bezug dieſer Concerte ein ſchlechter Director genannt wird. Das heißt weniger weit ausgeholt, als weit hingeſandt. In wie fern aber in aller Welt ſoll dieſes Inſerat eine Nation intereſſiren, die ein paar hundert Meilen von einer harmloſen Geſellſchaft entfernt iſt, die faſt wöchentlich das Gegentheil beweiſ't. — Auch hatten wir hier ein großes Muſikfeſt. Mozart's Figaro wurde gegeben, und Sonntag den 20ſten wiederholt. Es iſt einem, als wenn man nach Jahre langen Irrfahrten wieder die geliebte Heimath betritt, und ſein getäuſchtes, leergelaſſenes Herz dort wieder anfüllt mit Liebe und das trockne Auge mit Freudenthränen. Ich glaubte Seufzer ſeltener Wonne aus dem Orcheſter herauf zu vernehmen. Wie unſere Sänger ſangen und ſpielten, oder wie ſie angezogen waren, hab' ich vergeſſen. Ich ſchwelgte nur im Garten der wundervollen Tonblumen, wie ſie aus den einfach conſtruirten Inſtrumenten emporwuchſen. Wenn auch Mad. Ernſt als Suſanne, Dem. Kratky als Cherubin, Dem. Haldreiter als Gräfin; wenn Dettmer als Figaro und Wiegand als Almaviva nicht ganz die Phantaſie des unſterblichſten aller geſtorbenen Componiſten erriethen — — es ſchadet dieſer Muſik nichts. Es liegt zu viel Fonds darin. Sie würde auch nicht beſſer, und wenn ihre Sänger alle aus dem Pariſer Conſervatoir wären.

Aber der goldgelockte Sohn der Latona that noch mehr für ſeine Jünger. Er ſandte uns die Sabina Heinefetter; und damit dieſer, mein unwillkührlich begonnener Ton mich nicht, wie Green, über meine Sphäre trage, ſo öffne ich dem Enthuſiasmus ein paar Ventile, und ſchwebe doch lieber nicht allzuhoch über dem Irdiſchen einher. Das iſt nun einmal eine Sängerin, die ihren Vortheil verſteht. Sie iſt weder eitel, noch ſchwach genug, unvernünftigen Forderungen nachzugeben. Sie ſingt nie über ihre Kräfte, und nur das, was ihr zuſagt. Ihr Organ iſt für die italiäniſche Manier gebaut, davon zeugt ſchon der reine ital. Timbre ihrer goldenen Stimme. Spontini, Weber, à Quart Marſchner, etwas Meyerbeer und alle Nachbeter dieſer Schreibart wären ihr zu Würgengeln geworden. Darum unterſchreibt ſie auch keinen Panisbrief an einer Bühne, wo ein feſtſtehendes Repertoir der Feſſeln zu viele bietet, um von einem aufbrauſenden Temperament im Gefühl der Devotion geduldet zu werden. Dieſes Prinzip ſchützt ſie auch vor geiſtiger Veraltung oder Verflachung und drückt ihrem Ruf den Stempel lebenslänglicher Unſterblichkeit auf. Sie durchſchwärmt meteoriſch alle muſikaliſchen Staaten, bereichert Anſicht und Erfahrung, friſcht ihre Phantaſie auf, und wird nie in Einſeitigkeit verroſten. Wo ſie Lorbeeren und Geld erwirbt, iſt ihr Vaterland. Noch klingt ſie nach in unſerm Ohr, und ſchon fliegt ſie dem Mutterlande dieſer Klänge zu. Sie gab hier vier Rollen: den Romeo, die Amina, Norma und zu Guhr's Beneſice die Desdemona. Nichts über ihre Leiſtungen im Einzelnen. Ich lieferte nur überflüſſige Commentare zu Beurtheilungen, die ſie, von Gründen unterſtützt und ohne das beliebte Vergötterungsſyſtem loben. — Zu bedauern iſt nur, daß ihre Stimmlage ſich immer mehr zur Tiefe neigen wird, welches häufige Transpoſitionen erfordert. Ich glaube nicht ſtark an die Charakteriſtik jeder einzelnen Tonart, und bin überzeugt, daß im Ganzen die Wahl der Tonart in der Oper häufig von einer verwandten Folge, und von der Berechnung des Stimmenumfangs der Sänger, namentlich der Enſembles und Chöre abhängt. Aber der Effekt verliert doch ſeinen ſchönſten Reiz, ſobald Parthieen, für den hohen Sopran geſchrieben, ſich in den tieferen Regiſtern bewegen müſſen, wie überhaupt — die Erfahrung rechtfertigt dieſe kühn ſcheinende Behauptung — jede Altſtimme mehr oder weniger des natürlichen Zaubermittels für das Ohr entbehrt, und mit ihren Schwingungen das Herz berührt.

Mag dieſes, verbunden mit der Andeutung, daß ſich unſer Gaſt zuweilen einer gewiſſen Nonchalance überläßt, die ihren Melismen hin und wieder den rhytmiſchen Accent raubt, oder ihrem Portament das Durchgreifende, und daß ihre Coloratur namentlich aus der Tiefe in die Höhe — nebſt einer unſchönen Kinnbewegung — zuweilen dem Flattern eines Atlasbandes im Winde gleicht, mag das zu den lichtgebenden Schatten gehören; mag ſogar die Blüthenzeit des impoſantern aber mehr mechaniſchen Concertgeſanges größtentheils bei ihr vorüber ſein; deſto verdienſtvoller, wenn die Intellectualität dafür ſich eigne Bahn bricht, und ſie zu den wenig berufenen erhebt, die im ächt hochtragiſchen Genre, ſobald Leidenſchaft darin vorherrſcht, ihr Patent gelöſ't haben. Was den antiken dramatiſchen Geſang und die plaſtiſche Darſtellung betrifft, wird ſich S. Heinefetter immer oben erhalten. Aber ſie ſingt und ſpielt mehr mit dem Geiſte, wie mit der Seele, deshalb ergreift ſie auch mehr, wie ſie rührt. Sobald ſie die Bühne betritt, unterwirft ſie ſich ihren Mitſpielenden unbedingt, und man mag von ihr lernen, wie man Pauſen durch Mitintereſſe an der Handlung ausfüllt.

Herr Irmer (wie es heißt, plötzlich engagirt) ſang den Mohren, Herr Dams aus Caſſel den Rodrigo. Aber der unzweideutige Beifall des ſtützenbrechenden Hauſes galt nur der Sängerin. Wie oft ſie in dieſen vier Parthieen gerufen wurde, hab' ich nicht gezählt. 7.

Taſchenbücher.

7) Rheiniſches Odeon. Herausgegeben von J. Hub, Ferdinand Freiligrath und A. Schnezler. 1r Jahrgang. Coblenz, Hölſcher. 1836.

Nicht weniger als ſechs und vierzig Poeten haben zu dieſem rheiniſchen Muſenalmanach beigeſteuert, welcher einfach und ſchmucklos zwiſchen ſeinen in Goldſchnitt ſchimmernden Nachbarn dem Hafen enteilt, und ſein Glück auf hoher See verſucht. Wir finden unter jenen ſechs und vierzig viele mehr oder minder bekannte Namen, wie Bechſtein, Braunfels, Freiligrath, Geib, Künzel, Nänny, Reinick, A. W. Schlegel, Schnezler, Smets, Stieglitz, die beiden Stöber, Wihl; größtentheils entſprechen die ausgeſtellten Erzeugniſſe dem Rufe, welchen die genannten Lyriker ſich erwarben; aber auch unter dem Nachwuchs findet ſich manches kräftige und friſche Talent. Man ſieht, die deutſche Lyrik liegt noch nicht in den letzten Zügen; man betrachte nur dieſe Landsmannſchaften: den norddeutſchen Frühlingsalmanach, welcher die jüngeren Dichter Berlins repräſentirt; den Lenau'ſchen Frühlingsalmanach, welcher die Elite der ſchwäbiſchen und der öſterreichiſchen Schule darſtellt; dieſes Odeon, in welchem hauptſächlich die Poeten vom Rheine auftreten, und den Schwab-Chamiſſo'ſchen Muſenalmanach, der die Condottieri aller Sängerſchulen umfaßt! Um aber wieder auf das rhein. Odeon zurück zu kommen, ſo muß man nur bedauern, daß bei der Wahl diesmal zu weitherzig zu Werke gegangen wurde; die Herausgeber werden für den nächſten Jahrgang wahrſcheinlich ſo manches Unreife ausſchließen, ſo wie manches Ueberreife, ja Faule (wie meinen A. W. v. Schlegel).

8) **Deutſches Taſchenbuch.** Herausgegeben von Dr. K. Büchner. Berlin, Duncker und Humblot. 1837.

Herr Dr. K. Büchner hat als Herausgeber der literariſchen Zeitung große und anerkannte Verdienſte; dieſes Journal iſt als vollſtändigſte und zweckmäßigſte Chronik der Bewegung in der deutſchen Literatur für jeden unentbehrlich, der ſich einen Ueberblick alles deſſen verſchaffen will, was die geiſtigen Intereſſen der Gegenwart berührt. Es iſt ſehr dankenswerth, daß Herr Dr. K. Büchner die dem Almanachsweſen zu Grunde liegende Idee von einer ähnlichen Seite aufgefaßt, zu einer alljährlichen Ueberſicht des status quo der deutſchen Literatur und Kunſt, ohne das Intereſſe der Unterhaltung, welches in Rückſicht auf das Publikum von dem Begriff eines Taſchenbuchs ſich nun einmal nicht trennen läßt, aufzuopfern. Nach einer, den Standpunkt des neuen Unternehmens feſtſtellenden Einleitung begegnen wir dem, was Auffaſſung und Darſtellung betrifft, meiſterhaften Porträt einer der intereſſanteren lebenden deutſchen Notabilitäten, des Fürſten Pückler, von Th. Mundt. Zwei Aufſätze von F. O. Gruppe und H. Marggraff zeigen ſich dann als Tableaux des actuellen Zuſtandes deutſcher Kunſt und Literatur. Bei dem erſteren iſt die hiſtoriſche Deduktion und Alles, was über die Düſſeldorfer Schule geſagt wird, ſehr beachtenswerth; leider hat der Verfaſſer die Münchner Schule, überhaupt die ſüdoſtdeutſchen Richtungen (z. B. Oeſtreich) überſehen; das leztere Tableau verbreitet ſich mit Sachkenntniß, Energie und Navidität, wenn auch etwas rhapſodiſch über die gegenwärtige deutſche Literatur. Die Unterhaltung iſt mit zwei ſehr lobenswerthen Novellen von Kopiſch und W. Alexis, ſowie mit trefflichen Gedichten von Chamiſſo, Stieglitz, Ferrand u. ſ. w. bedacht.

9) **Neuer Almanach für 1836, 1837 und 1838!!!**

(Novellenalmanach für 1837. Leipzig, Schreck). — Schon im verfloſſenen Jahre erſchien für 1836 ein ähnliches Machwerk. Ich ſage Machwerk, meine aber damit nicht den Inhalt der Erzählungen, ſondern die Art, wie dieſer Almanach entſtand.

Im Jahre 1831 erſchien bei Carl Brüggemann in Halberſtadt (Leipzig, bei Wigand) „Almanach der Novellen und Sagen, herausgegeben von Alex. Bronikowski,“ in vier Bändchen. — Später nun ſoll Schreck in Leipzig entweder einen Theil, oder den ganzen Verlag des C. Brüggemann, an ſich gekauft haben (ich weiß es nicht recht ſicher; doch das thut hier weiter nichts zur Sache); — genug, eben dieſer Almanach der Novellen und Sagen ward ſein Eigenthum. Hierauf bauend, erſchien im Jahre 1836 der erſte Jahrgang unſeres beſagten Novellenalmanachs, welcher folgende zwei Erzählungen enthielt:

1) Der Urſprung des Lotto, von Alex. Bronikowski, 160 Seiten, (das frühere erſte Bändchen der Sagen und Novellen von Alex. Bronikowski, 160 Seiten).
2) Der alte Conſeur, von Wilh. Marſano, 164 Seiten, (das frühere dritte Bändchen derſelben Sammlung, 164 S.)

Beiden Erzählungen, welche ihre Abſtammung noch deutlich an der Pagina zeigten, indem jede derſelben mit neuer Paginirung bezeichnet war, gerade wie die Bändchen oben erwähnter Sammlung, gab der neue Verleger nur ein anderes Titelblatt, und verkaufte beide Erzählungen als Neuigkeiten, obgleich beide ſchon fünf Jahre alt waren. — Dies Antiquargeſchäft ſcheint ziemlich gute Früchte getragen zu haben; denn für das Jahr 1837 erſchien bei demſelben Verleger der zweite Jahrgang des Novellenalmanach's, auf ähnliche Art ausgeſtattet, aber das Antiquariat nur noch etwas weiter getrieben.

Der Inhalt dieſes zweiten Jahrgangs nun iſt folgender:

1) Sieben Sylveſter-Abende, von Bronikowski, 154 Seiten, (das frühere zweite Bändchen der Novellen und Sagen von Alex. Bronikowski, 154 Seiten).
2) Der alte Conſeur, von Wilh. Marſano, 164 Seiten, (früher abgedruckt: a. im dritten Bändchen derſelben Sammlung, b. im erſten Jahrgange (1836) dieſes Almanach's, deſſen zweite Erzählung es wiederum bildet).

Zufolge dieſer Chronologie gedenke ich ohne Furcht den Freunden dieſes Novellenalmanach's den Inhalt des Jahrganges 1838 anzeigen zu können, welcher wohl ſicher folgender ſein wird:

1) Schickſale des Harald Hardrada, von W. Adolphi, 155 S., (das frühere vierte Bändchen der Bronikowski'ſchen Sammlung, 155 S.)
2) Der alte Conſeur, von Wilh. Marſano, (früher abgedruckt im dritten Bändchen der Bronikowski'ſchen Sammlung, und im erſten und zweiten Jahrgange dieſes Novellenalmanach's).

Somit wäre denn die Collection dieſes Almanach's geſchloſſen, wenn der Herr Verleger nicht für gut finden ſollte, dieſelben Erzählungen nochmals in anderer Folge und Ordnung erſcheinen zu laſſen, und auf dieſe Art eine neue Folge des Novellenalmanach's zu begründen.

Watt's Cabinet der neuern Kunſt.

Der Refrain eines alten Liedes: „Wintermond ſchön, wie der Mai,“ paßt auf die heurigen Londoner Ausſtellungen. Die Werke des Grabſtichels drängen einander wetteifernd in Zartheit und Pracht. Nur eine der glänzendſten Sammlungen mag diesmal zu einem ſchnellen Ueberblick genügen; wirklich enthält Watt's Cabinet der neueren Kunſt die herrlichſte Folge von Zeichnungen und Kupferſtichen, die man ſeither geſehen. Zwar haben einige Künſtler die Einfachheit der Natur etwas überſehen und ſich etwas überladener Ausſchmückung ergeben, wobei bisweilen die Stärke und das Bezeichnende der Darſtellung verloren ging. Doch um nicht, wie Jener, die Venus zu tadeln, „weil ihre Pantoffeln zu arg klappten,“ ſo wollen wir lieber bloß anmerken, was uns am beſten gefallen hat.

Zuerſt nennen wir ein maleriſch verziertes Titelblatt von Roberts und Willmore: eine Gruppe doriſcher Säulentrümmer von Bäumen überſchattet. — Sodann einer von Howard's poetiſchen Träumen „die Geburt der Venus,“ das ſchönſte ſeiner Gemälde, das jemals in Kupferſtich erſchien; wärmere Lebensgluth, ohne jene Geziertheit, die nur in einzelnen Fällen paßt, ihn aber oft den fühlbaren Grenzen edlen reinen Geſchmacks entführt; der Stich Portbury's iſt prachtvoll aufgefaßt. — Ferner die „Anbetung der Weiſen“ von Stothard; die Zwillingsengelein über ihnen, eine herrliche Probe ſeines Talents, weit gefälliger als ſeine „Erato mit den Amoretten,“ die einigermaßen geziert erſcheint, was übrigens Stothard ſelten widerfährt. — Weiterhin „das Morgenbad,“ von Collins, trefflich in ſeiner Art und herrlich aufgefaßt von Outrim. Gleicherweiſe hat Stocks dem Gemälde Wood's nach einer Skizze von Edmondſtone allen Fleiß gewidmet: „die Bauern von Subiaco,“ ein knieend Mädchen, die mit der Hand über den Augen nach dem ſchlummernden Brüderlein ſpähet. — Martin's „Titus vor Jeruſalem“ gehört zu den ausgezeichnetſten Werken, eine glanzvolle Darſtellung; Thürme über Thürmen emporragend, Bogengänge hinter Bogengängen ſich ausdehnend, und den Tempel, den einzigen der Welt, mitten inne; aus der Ferne die Zacken und Klüfte des Thales Joſaphat; im Vordergrunde die Tauſende des Belagerungsheeres. Wundervoll, alles dieſes füllt nur eine Spanne Raum, und wahrhaft kunſtvoll und ſinnig ausgeführt vom Grabſtichel Starling's. — Bei Newton's „Penſeroſa“ können wir kaum verweilen; da zieht uns „der Einzug in London von Johann von Frankreich mit Eduard dem ſchwarzen Prinzen“ mächtig an. Der Stich iſt von A. Fox nach F. P. Stephanoff. In dieſer zahlloſen Zuſammenſtellung ſind ſämmtliche Köpfe ausgezeichnet und der Eindruck ähnelt dem eines Gemäldes, dem die Farben mangeln, der Ausdruck iſt durchaus treu und die Ausführung mit ſeltener Kunſtfertigkeit gelungen. —

(Schluß folgt.)

Nº 288.

1836.

Phönix.

Montag, 5. December.

Bojar und Fürſt.

(Fortſetzung).

Lange, viel länger als Irene ſeiner Meinung nach zum Ankleiden brauchen konnte, hatte er ſo vor der Hütte geharrt und noch immer erſcholl nicht der verſprochene Ruf. Endlich pochte er leiſe an die Thüre und flüſterte: „Ireniaka biſt du bald fertig?“

„Freilich bin ich längſt fertig,“ antwortete ſie von Innen. „Komm nur herein.“

„Und du haſt mich nicht gerufen?“ ſagte er.

„Ei, das habe ich vergeſſen,“ antwortete ſie, „ich dachte, du würdeſt ſchon kommen. So komm doch nun.“

Er trat ein, und Irene vor dem Heerde ſitzend, ſchob eben den letzten Biſſen Fiſch in den Mund, hielt ihm die leere Schüſſel entgegen, rief lachend: „Angeführt!“ und ſprang auf ihn zu, in das rauſchende Seidengewand und die koſtbaren Geſchmeide gehüllt, das braune reiche Haar mit Perlen und Juwelen durchflochten, und noch köſtlichern Juwelenglanz aus den dunklen, lang bewimperten Augen verſtreuend.

„Sieh, Batuſchka!“ rief ſie, „das bin ich. Kennſt du mich noch wohl?“

„Heiliger Wladimir,“ rief er, „das ſeid Ihr? O Gott, wie ſchön, wie unausſprechlich ſchön ſeid Ihr erſt jetzt.“

Und wie geblendet taumelte er zurück, und, völlig einem Kinde gleich, welches etwas heiß Erſehntes nicht anzugreifen wagt, bedeckte er ſeine Augen mit der Hand. Irene machte ſie lachend und ſchäkernd los, und nun ſtand er in ihrem Anblick verloren, unverwandt ſie anſtarrend, als wollte er ihre Geſtalt einſaugen. Nie waren ihm unter den ſlaviſchen Geſichtern ſeiner Heimath dieſe reinen, menſchlichen, wie Frühlingsſonne und friſches Quellwaſſer, Leben ſchaffenden Züge vorgekommen, und wie vor einer Verwandlung des Waſſers in Wein, oder einem ähnlichen Wunder ſtand er vor ihr. „O Ireniaka,“ hub er endlich an, „ſeid Ihr's denn wirklich? Und ſeid Ihr ein menſchliches Weſen mit Fleiſch und Blut, wie ich und Alle? Und ſeid Ihr dieſelbe, die ich eben arm und darbend fand und mit mir nahm? Meinte ich doch damals, ein halberſchloſſenes Knöspchen, ein halbes Kind in Euch zu ſeh'n, und nun ſeid Ihr eine Jungfrau, wie — wie —“

„Ei freilich,“ antwortete Irene, „ich hätte auch nicht gedacht, daß Ihr da, als ich bei Euch betteln mußte, gleich gewußt hättet, wie groß ich ſchon bin; ich hätte mich ja ſchämen müſſen. D'rum machte ich mich auch ſo klein und ſprach ſo dünn und kinderhaft, als es nur geh'n wollte. Damals hättet Ihr's auch wohl nicht geglaubt, was ich Euch nun ſchon ſagen kann: Mein Vater meinte, wenn der Sultan nur einmal Kunde von mir bekäme, ſo nehme er mich gewiß auf in ſeinen Harem.“

„Ihr, Irene, Ihr in den Harem des Sultans! Ihr in einem Harem!“ rief der Bojar.

„Und warum nicht,“ ſagte ſie, „könnte ich mir ein beſſeres Leben wünſchen? Schöne Kleider und Putz und Spiele und Gaben und Wohlgerüche und Naſchwerk, ſo viel ich nur begehre, und, wenn ich winke, zehn Sclavinnen bereit! Und keine Arbeit! Denkt nur: keine Hand brauche ich auszuſtrecken! Wenn es mir einfällt, laß ich mir die Speiſen in den Mund ſtecken von meinen Sclavinnen.“

„Aber wenn nun“ — erwiederte er ſtockend — „wenn nun“ — und immer wieder hielt er inne und drehte wie ein verlegener Knabe ſeine Pelzmütze zwiſchen den Händen. „Aber,“ fuhr er mit einer andern Wendung fort, „da habt Ihr keine Freiheit, ſeid eingeſchloſſen, wie ein Vogel im Käfig, und könnt nicht Gottes freie Luft und Sonne anſchau'n, wie's Euch beliebt, und wie der Wind friſch und luſtig über die Haide fahren."

„Freilich," erwiederte ſie ſeufzend, „das iſt auch eben recht traurig, daß man nicht Alles bei einander haben kann!"

„Aber, wenn Ihr das nun könnet," rief der Bojar „liebſte Irene, wenn nun ein braver Mann, der Euch das Alles auch verſchaffen könnte und oben drein Euch die Freiheit ließe, Euch — — die Hand — böte?"

Irene maß ihn mit einem halb erſtaunten, halb ſpöttiſchem Blicke von Kopf bis zu Fuß, und ſagte dann in ſchnippiſchen Ton: „Und der brave Mann möchtet wohl Ihr ſein?"

Es wäre gewiß ein ſeltſamer Anblick geweſen, den rauhen Bojaren in ſeinem groben, ſchmutzigen Kriegerkleide, vom ledernen Gurt zuſammengehalten, mit den breiten ſtarkknochigen Gliedern, mit dem bärtigen braunen, von Narben zerſetztem Geſicht, welches keinen einzigen ſchönen, in ſicherer Klarheit geformten Zug, aber in allen den rohen, zerdrückten Umriſſen die zu immer höherem Bewußtſein herandämmernde treue Seele zeigte, bei dieſer Muſterung gegenuber zu ſeh'n der leichten, ätheriſchen blendend geſchmückten Geſtalt, welche den unendlichen Reichthum ihrer Schönheit, ſorglos wie ein Verſchwender um ſich her ſpielen ließ, ohne auch nur einmal daran zu denken, den ſich verzehrenden Glanz aus der Tiefe des Gemüths wieder anzufriſchen. Erröthend, zitternd wie ein Schulknabe vor dem nach einem wilden Streich forſchenden Lehrer, ſtand er vor der ihn lange ſchweigend Betrachtenden, und ſchlug den Blick der kleinen grünlichen Augen zu Boden, erhob ihn dann aber wieder zu ihr andächtig, gläubig und ſein Urtheil erwartend, wie er oft in ſeiner Kapelle zur heiligen Mutter emporgeſchaut. Endlich brach Irene in ein lautes Gelächter aus, klatſchte in die Hände, drehte ſich um und rief: „Hahaha. Ihr wäret mir ein ſchöner Ehemann! Hahaha! Wie Ihr da ſteht! Wie die Pagode auf meinem Putztiſch! Hahaha!"

Fedor wiſchte ſich eine Thrane aus dem Auge, und ſprach mit gebrochener Stimme: „Laßt es doch gut ſein; ich weiß ja wohl, daß Ihr mich nicht lieb haben konnt; ich ſagt' es nur ſo, weil es die Rede eben gab; aber ſo wehe ſolltet Ihr mir doch nicht thun; verlachen ſolltet Ihr mich nicht, Ireniaka."

Da wandte ſich Irene wieder zu ihm mit plötzlich ganz verandertem ſeltſam befremdeten Geſicht. Verwundert, erſchrokken und etwas weinerlich ſah ſie ihn mehre Augenblicke ſchweigend an; dann ſprach ſie, ſich ihm nährend und ſeine Hand ſtreichelnd: „Was iſt Euch denn, Batuſchka? Weh hatt' ich Euch gethan? Ich habe Euch ja nicht verlacht; ich lachte nur, weil Ihr ſo gar poſſirlich ausſahet. Und was Ihr da vorhin ſaget von Heirathen, ei nun, davon läßt ſich ja ſprechen. Dieſen Abend geſchieht es ja doch nicht mehr, und: Nein, habe ich ja noch nicht geſagt."

„Himmel Ihr wolltet," rief der Bojar, aber Irene unterbrach ihn: „Still jetzt, ſtill, Batuſchka, ich bin müde und will ſchlafen, bereitet mir ein Lager und dann laßt mich allein in der Hütte."

Fedor hatte ihr Lager noch einmal aufgeſchüttet, dann ihren leinenen Mantel darüber gebreitet, um ihre Kleider gegen die Faſern des Heues und Mooſes zu ſchützen, und zuletzt noch ſeinen Mantel als Decke ihr hingelegt, und ging nun, die Nacht vor der Hütte zuzubringen. Sein Pferd hatte ſich, ermüdet von den Anſtrengungen des Tags, niedergelegt, und auch er legte ſich, dicht an den warmen Bauch des Thiers geſchmiegt, den Kopf auf ſeinen Bug gelehnt, auf den harten Boden, zog ſein langes, weites Kleid dicht um die Füße, und verſuchte zu ſchlafen unter dem Himmel, der bald lichten Sternenglanz, bald eine Handvoll Schneeflocken auf ihn herabwarf, je nachdem Wind und Wolken wechſelten.

(Fortſetzung folgt.)

„Das Weſtland."

(Schluß).

Wir unterlaſſen die Anführung der zehn Rubriken, unter welche, nach dem Plane der Zeitſchrift, die Aufſätze derſelben (hauptſächlich Original-Aufſätze, aber auch entſprechende Mittheilungen aus den amerikaniſchen Journalen), zu bringen ſein werden, theils, weil dieſe Rubriken nur Anwendungen des Grundſatzes und ſchon durch Inſerate bekannt ſind, theils, weil es bei ſolchen Unternehmungen weniger darauf ankommt, was wir bringen, als was wir brachten. Mehr reizt uns der Inhalt des wirlich vorliegenden erſten Heftes.

Die Einleitung (S. 1—11) gibt bereits manches ſelbſtſtändig Intereſſante. Wir heben einige Stellen heraus, als Zeugniß des Tons und der Unparteilichkeit der Zeitſchrift:

„Für Kunſt herrſcht im Allgemeinen kein Sinn, und von den Wiſſenſchaften werden nur die geachtet und vielfach betrieben, und ſelbſt zu höherer Ausbildung gefördert, welche man die praktiſchen nennt; die eigentlich wiſſenſchaftliche Seite laßt man aber auch da meiſt nebenbei liegen. Eben dieſe Verſtandesentwicklung und das Zurückſtehen des Gefühls bedingen auch das geſellige Leben, was namentlich für uns Deutſche nicht ſehr anſprechend iſt; ſie begründen die eigenthümliche Ausbildung der Staatsverhältniſſe, wo alles Gefühlsweſen beſeitigt iſt, und das Ganze ſich bloß aus den für jeden Einzelnen möglichſt vortheilhaften gegenſeitigen Verhältniſſen geſtaltet hat, und mit Veränderung dieſer Intereſſen ſich ſelbſt ändert" (S. 7).

Nachdem alsdann über die kirchlichen Verhältniſſen Nordamerika's, in ihrer oft bizarren Religioſität und in ihrem oft eben ſo bizarren Gegenſatze, ſich gründend auf vorzugsweiſe Verſtandesthätigkeit, andeutend geſprochen worden iſt, geht die Einleitung auf das deutſche Element und wie ſich daſſelbe zu verſchiedenen Zeiten in Nordamerika geltend gemacht hat, über. Hinſichtlich der ſeit 3 bis 4 Jahren Eingewanderten ſagt ſie:

„Viele von ihnen freilich haben, durch übel verſtandenen Patriotismus und Nationalgefühl verleitet, unter der Mehrzahl der Deutſch-Amerikaner ein Beſtreben hervorgerufen, als Deutſche zwiſchen den Amerikanern fortbeſtehen zu wollen, ja, einen eigenen deutſchen Staat zu gründen. Wie ſolche Ideen in Deutſchland gefaßt werden mochten, iſt begreiflich; wie ſie aber hier Wurzel ſchlagen mochten, konnen wir kaum erklären. Die Meiſten von denen, welche jetzt dieſe Richtung haben, werden von ihrem Irrthume zurückkommen, und mit einem großen Theile ihrer Stammgenoſſen einſehen, daß deutſches Nationalleben, einmal ſeinem eigenthümlichen Boden entriſſen, viel ſchöner und beſſer im Anglo-Amerikaniſchen untergeht, um in ihm als ein verjüngendes und veredelndes Prinzip zu wirken und fortzubeſtehen“ (S. 9).

S. 10 heißt es: „Einſtweilen liefert Nordamerika ein Beiſpiel, wie und unter welchen Bedingungen eine gewiſſe bürgerliche und völlig politiſche Gleichheit allerdings mit der Ordnung vereinbar iſt, und daß damit eine allgemeine politiſche Bildung bis auf einen gewiſſen Grad verbreitet ſein kann. Amerika wird und muß Europa Wichtigeres und Höheres zurückſenden, als Baumwolle und Taback.“

Der zweite Aufſatz: „Die heißen Quellen in Arkanſas“ (S. 12 — 28) gibt höchſt anziehende und maleriſche Schilderungen eines amerikaniſchen Badelebens, in einem reizenden Thale und bei gegenwärtig noch äußerſt mangelhafter und ſelbſt ärmlicher Einrichtung der ganzen Anſtalt. In jenem Thale, von den rothen Menſchen „das Thal des Friedens“ genannt, macht ſich bereits die ganze Eigenthumlichkeit des nordamerikaniſchen Südens hinſichtlich der Vegetation geltend. Über dreißig bedeutendere Quellen entſpringen da; die heißeſten mit einer Temperatur von 50 — 52° R.; viele ſind kühler, und eine faſt ganz kalte iſt zwiſchen ihnen. Ihre Eigenſchaften haben viel Ähnlichkeit mit denen der Bäder zu Gaſtein, Leuk, Pfeffers u. ſ. w. Man gebraucht ſie gegen Rheumatismen aller Art, chroniſche Hautkrankheiten, Unterleibsleiden u. ſ. w. Die Patienten brauchen das Waſſer nach Gutdünken. Einen Badearzt gibt es nicht. Doch hält ſich, außer den Ärzten, die als Patienten kommen, den Sommer hindurch ein Arzt hier auf. In einem Kaufladen, der zugleich das Poſtbüreau enthalt, findet man auch einige der gebräuchlichſten Arzneien. In der letztvergangenen Badezeit waren einmal etwa 150 Badegäſte zuſammen da.“

Die „kurze topographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung des Miſſiſſippithales“ (S. 29 — 50) gibt vielfache Notizen über Gebirg, Boden, Mineralien jener Gegend und die in den Miſſiſſippi einmündenden Flüſſe, z. B. den Ouisconſin-Fluß, des Moines-Fluß, Illinois-Fluß, Miſſouri, Ohio, von den Franzoſen „la belle rivière“ genannt, u. ſ. w.

„Das Klima der Miſſiſſippigegenden, insbeſondere der Gegend von St. Louis“ (S. 50 — 61). Hier werden die falſchen Vorſtellungen Mancher von der allzugroßen Milde des Winters dieſer Gegend berichtigt. Die Temperatur der Luft wechſelt ſehr. St. Louis liegt 10 Breitengrade ſüdlicher als Straßburg oder Baden-Baden, und doch macht ſich der ebenerwähnte Umſtand in Beziehung auf Hitze und Kälte oft auf recht unleidliche Weiſe geltend.

Die Anzeige zweier Schriften von Nordamerikanern uber Texas (S. 61 — 83) gibt Gelegenheit, Vieles in Bezug auf dieſe, neuerdings durch ihre Streitigkeiten mit Mexico ſo bekannt gewordene Provinz, ſowie auf die fraglichen Streitigkeiten ſelbſt, zu ſagen.

Höchſt wichtig iſt der Aufſatz: „Die Zeitungen in den vereinigten Staaten; mit beſonderer Berückſichtigung der in deutſcher Sprache erſcheinenden Blätter“ (S. 83 — 91), beſonders in ſeinem noch bevorſtehenden Verlaufe, da der Beginn ſich zunächſt über die Art und Vielfältigkeit der amerikaniſchen Blätter im Allgemeinen verbreitet.

Eine „Skizze einer Reiſe im nördlichen Illinois“ (S. 91 — 97), ſowie die kritiſche Anzeige von fünf über Nordamerika erſchienenen neueren Schriften halten auch noch viel Intereſſantes.

Nach allem Dieſem iſt der Unternehmung bei gefälliger äußerer Ausſtattung und verhältnißmäßig billigem Preiſe die kräftigſte Unterſtützung des deutſchen Publikums zu wünſchen.

Karl Buchner.

Die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hülfswiſſenſchaften zu Frankfurt a. M.

Am 13. vorigen Monats hat die zu Frankfurt a. M. ſeit zwanzig Jahren beſtehende, hochverdiente „Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hülfswiſſenſchaften“ die jährliche Vertheilung der Preiſe an die Schüler ihrer Sonntags- und Gewerbsſchule, die durch Fleiß und Sittlichkeit, und an Dienſtboten, die durch langjahrige, treue Dienſte und ſonſtiges gutes Betragen ſich ausgezeichnet haben, vorgenommen. Nachdem Herr Pfarrer Schrader, als derzeitiger Direktor des Inſtituts zu Beförderung der Sittlichkeit und des Wohlverhaltens unter der dienenden Klaſſe, die Bedeutung der Preisvertheilung für dieſe Klaſſe auseinandergeſetzt, erſtattete Hr. Dr. Wöhler, als Präſident der Geſellſchaft, Bericht über die bisherige Wirkſamkeit derſelben. Wir entnehmen daraus folgende Angaben:

Die Sonntagsſchule, die älteſte von der Geſellſchaft begrundete Anſtalt, hat bereits 3998 Schuler in ihre Aufnahme-Regiſter bezeichnet, und von zweien derſelben iſt Kunde gekommen, daß ſie in ihrer fernen Heimat an der Spitze einer von ihnen errichteten ähnlichen Anſtalt ſtehen. Aufgenommen wird jeder Geſell oder in der Lehre Stehende, ohne Unterſchied von Nation oder Religion. Unterricht ertheilt wird im Zeichnen, Schön- und Rechtſchreiben und im Rechnen. Dieſer Schule wurde eine zweite, beſonders fur Gewerbtreibende, angereiht, worin an jedem Wochenabend Mathematik und Architektur- und freies Handzeichnen gelehrt wird. Der Schulvorſtand der Geſellſchaft beabſichtigt nun noch eine Unterrichtsanſtalt für Blinde und einen Leſeverein für die Sonntagsſchüler und fur alle junge Gewerbtreibende, die daran Theil nehmen wollen, zu errichten. —

Das nächſte Augenmerk der Geſellſchaft war auf Erzielung und Förderung der Sparſamkeit gerichtet. Die Aktiva der von ihr geſtifteten Sparkaſſe belaufen ſich jetzt ſchon auf nahe an 800,000 fl. wovon ungefähr $^{3}/_{4}$ in kleineren Einlagen beſtehen. Die ſpäterhin noch begründete, „hauptſächlich für reine Frankfurter Sitte, Gebrauch und Gewohnheit berechnete“ Erſparungsanſtalt zählt jetzt 700 Einleger und ihr Aktienkapital belauft ſich auf etwas über 50,000 fl. —

Das vierte Inſtitut der Geſellſchaft iſt der Kultur des Garten- und Feldbaues gewidmet, und die im nächſten Frühjahre zu veranſtaltende Pflanzen- und Früchte-Ausſtellung wird neue Beweiſe von der Wirkſamkeit dieſer Einrichtung liefern. Ebenſo iſt der Gewerbverein, — die funfte von der Geſellſchaft begründete Anſtalt, — mit einer jährlichen Ausſtellung von Erzeugniſſen hieſiger gewerbtreibender Bürger verbunden.

Indeſſen hat die Geſellſchaft auch auf Beförderung der

Sittlichkeit und des Wohlverhaltens unter der dienenden Klaſſe Bedacht genommen; doch mußte die ſeit Kurzem hierzu getroffene Einrichtung, „womit die Geſellſchaft ihren nützlich wirkenden Kreis auch auf ihre Mitbürgerinnen ausdehnen zu können glaubt,“ — ſich zunächſt darauf beſchränken, „als treu bewährte alte Diener und Dienerinnen mit öffentlichen Auszeichnungen zu ehren.“ — Zum Schluſſe wird noch von Hrn. Dr. Wöhler erwähnt, daß die Geſellſchaft auch für Faſſung, Einrichtung und Ausſchmückung der unter dem Namen Grindbrunnen bekannten Heilquelle Sorge getragen, daß ſie gegenwärtig aus 340 Mitgliedern beſtehe, von denen ſeit dem vorigjährigen Feſte 56 neu hinzugetreten. — und daß ſie auch der Theilnahme ihrer Mitbürger manche Unterſtützungen verdanke, und mit vielen auswärtigen Vereinen für ähnliche Zwecke in förderlicher Verbindung ſtehe.

Nach Erſtattung des Berichtes wurden die feſtgeſetzten Preiſe an die Schüler der oben erwähnten Anſtalten und an 27 beſonders ausgezeichnete Dienſtboten vertheilt; ſie beſtanden für die erſteren in Denkmünzen, Diplomen und Büchern, für die letzteren in Denkmünzen, Ehrenzeugniſſen, öffentlicher Belobung und in Geldbeträgen, deren Quantum durch den Betrag der hierzu eingegangenen Beiträge beſtimmt worden. —

Watt's Cabinet der neuern Kunſt.

(Schluß).

„Diana unter ihren Nymphen ſchlummernd,“ ebenfalls von Stothard; J. Chalon's „zerſtörter Brunnen,“ Dämmerungsſcene in den reichgeſchmückten Gärten eines Palazzo, ſchön geſtochen von R. Wallis, mag jetzt folgen, ſo wie Weſtall's „Liebesgötter, den Eber, der den Adonis getödtet, vor Venus ſchleppend,“ weniger in ſeiner gewohnten Manier, aber deſto gefälliger. Doch ſchnell wenden wir uns zu Bentley's „Innen-Anſicht von Venedig,“ herrlich nachgeſtochen von Hinchcliffe; zu Howard's „Sabrina in der Nereushalle,“ geſtochen von Presbury (ein noch nie vernommener Name), und zu Engelhard's „Santoccini“ zwei italiäniſche Knaben nach Edmondſtone's Skizze. — Dagegen erſcheint ſtörend Wright von Derby's „todter Krieger,“ gar zu gewöhnlich, um in einer ſo ausgezeichneten Sammlung eine Stelle zu finden. — Dann folgt „Cleopatra bei Aktium,“ von G. Jones, geſtochen von E. Smith, und die Sammlung beſchließt herrlich die Skizze einer ſchönen üppigen Geſtalt in ſüdlicher Tracht, ein ſehr zarter, nach Zeichner angelegter, Stich von Hollis.

Nach dieſen ausgezeichneten Kunſtwerken wollen wir nur noch beiläufig einiger anderer erwähnen, die, wenn auch weniger vorzüglich, doch ihren Werth haben. Dahin gehört Egan's großes nach Prout geſtochenes Bild: „die Kathedrale von Chartres,“ dem nur die Farben zu einem Gemälde fehlen; doch würde irgend eine andere architektoniſche Darſtellung deſſelben Künſtlers dieſe Sammlung würdiger zieren; ſodann der Kupferſtich von Lewis nach dem Gemälde Fraſer's: „Robinſon Cruſoe, ſeinem Diener Freitag die Bibel vorleſend.“ Das Gemälde hatte unſere Bewunderung erregt, obſchon es weit hinter der romantiſchen oder vielmehr wirklichen Darſtellung Defoe's zurückbleibt; der Stich iſt vorzüglich gelungen. Daneben dürfen wir E. Hancock's „Landjunker und Zigeunerinnen“ nennen, von Quilley geſtochen, eine ſehr intereſſante Zuſammenſtellung.

Nunmehr werden wir aus dem wirklichen Leben plötzlich in's außerweltliche durch Parris's „Ariel“ verſetzt, wundervoll geſtochen von J. Bacon. Es iſt eine weibliche, zartgliedrige, leicht umhüllte Figur mit einem ſchönen Angeſicht, reichen fliegenden Locken, einem Zauberſtäbchen und ein paar Flügelchen, entzückend und bezaubernd ſchön; aber doch kein Ariel Shakeſpeare's.

Farrier's Steindruck nach ſeinem eignen Gemälde: „die überraſchten Fouragirer,“ iſt ein treffliches Facſimile einer von ſeinen unglücklichen Kindergruppen; ſo gern wir öfters Darſtellungen von dieſem Künſtler ſehen, wünſchten wir, er zeige uns nicht immer denſelben Kopf auf denſelben Schultern.

Auch zwei Porträts dürfen erwähnt werden: „der abgeſchiedne Herzog von Gordon,“ von Lucas geſtochen nach Sanders, und „Lord Teignmouth,“ nach Richmond von Lupton geſtochen; ſo wie „Dr. Hufeland,“ nach einem Gemälde Gauci's von Hullmandel lithographirt.

Ferner finden wir hier mancherlei Erinnerungen an die arme Malibran; zuerſt in traveſtirter Weiſe, als ernſte und verdrießliche „Fidalma,“ die ihr: Vergogna, vergogna! ausſtößt, um die zankenden Nichten zum Schweigen zu bringen; in der zweiten Skizze erſcheint ſie in einer Parterre-Loge während eines Ballets, nachdem ſie jene burleske Rolle geſpielt, halb ſchlau, halb träumend, in beiden voller Leben und Geiſt. Herr Wehnert gibt uns auch in der erſten Nummer ſeiner Reminiscenzen von der Malibran eine Reihe Umriſſe aus Fidelio, mit einer ſchönen, wenn auch nicht völligen Aehnlichkeit dargeſtellt.

Karl Daub,

Doctor und Profeſſor der Theologie zu Heidelberg.

Am 22ſten des vorigen Monats ſtarb zu Heidelberg im 72ſten Jahre Profeſſor Daub, auf ſeinem Lehrſtuhle vom Schlage gerührt. Wenige Monden zuvor hatte er den Wunſch geäußert, einſt ſein Ende auf jener Stelle zu finden. Die Univerſität verliert an ihm einen der würdigſten, der fleißigſten Lehrer; das Vaterland einen ſeiner edelſten und unermüdlichſten Forſcher. Er ſtrebte raſtlos nach dem Höchſten des menſchlichen Geiſtes, nach Vereinigung des Wiſſens mit dem Glauben, der Philoſophie mit der Offenbarung. Er ſtrebte nach dem Höchſten, auf deutſche Weiſe ſeines Denkens Wurzeln immer tiefer hinabſenkend, — immer weiter ſie ausbreitend in die Gründe des Daſeins, ohne jedoch den Rückweg zu finden zum vereinenden Lichte, ohne die von abwärts eingeſaugte Nahrung bis zu einfältig-ſchöner Blüthe verklären zu können … Aber des Menſchen Adel iſt ſein Streben, — der Gottheit Gabe das Gelingen. —

Notizen.

⁂ Die Welt-Zeitung. — Der in Nro. 286 angezeigte „*Monde*“ erklärt in ſeinem Proſpektus: „Der Moment ſcheine gekommen, die zerſtreuten ſocialen Kräfte zu vereinigen; dieß ſei die Aufgabe, die er, der *Monde*, ſich geſetzt habe … Sein Problem werde ſein: einen aufgeklärten Kosmopolitismus an die Stelle des ausſchließlichen Nationalismus zu ſetzen, — durch die Analyſe und Vergleichung der Inſtitutionen der einzelnen Völker zu einer großen Syntheſe zu gelangen, — die Harmonie zwiſchen den Nationen durch die gerechte Beſchränkung der Rechte einer jeden zu erhalten“ u. ſ. w. Als Mitarbeiter werden genannt, die Hrn. Michelet, Lerminier, Fauriel, Didier, Raoul-Rochette, Mittermaier, Welcker, Klenze, Gans, Rotteck, Bowring u. v. A.

⁂ Das empfehlenswertheſte Leſecabinet in Paris für Deutſche ſoll der Salon Montpenſier (Palais-royal Nro. 230) ſein. Man trifft dort mehr deutſche Blätter, als in irgend einem anderen; nämlich: fünf politiſche und vier literariſche. Die letzteren ſind: das Morgenblatt, die Zeitung für die eleg. Welt, die Abendzeitung und die Leipz. Blätter für literariſche Unterhaltung. —

⁂ Die Peruvianiſche Kartoffel hat ſich zu Vallendar bei Coblenz in dem Garten des Pfarrers Nußbaum in dieſem Jahre ſo ergiebig gezeigt, daß 30 Loth derſelben einen Ertrag von 174 Pfund geliefert. Sie haben 185fach getragen. —

Hierzu Beilage N°. 11.

№ 289. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 6. December.

Bojar und Fürſt.

(Fortſetzung).

Lange hielten die in ihm arbeitenden Gedanken ſeine Augen offen und in die kalte Bläue über ihm emporgerichtet, und kaum war er gegen Morgen etwas eingeſchlummert und weiß zugedeckt von den fallenden Schneeflocken, als Irenens liebliche Stimme ihn in die Hütte rief. Sie ſtreckte ihm die Hand entgegen von dem Lager, auf welchem ſie noch dicht verhüllt ſaß, und ſagte: „Höre, Batuſchka, ich habe mir's überlegt, und ich denke, das Beſte wird doch wohl ſein, daß ich dich heirathe. Du biſt zwar verzweifelt häßlich; aber du ſcheinſt mir ein gutes Väterchen zu ſein, und was ſoll ich machen? Daß ich allein hier in Rußland lebe, als Mädchen, und noch dazu ohne Geld, das geht doch nicht; und allein nach Hauſe finden kann ich armes Kind auch nicht. Und wenn ich auch hinkäme, ſo würde es doch wohl nicht anders kommen, als daß der Sultan mich in ſeinen Harem nähme, und am Ende würde man das eingeſperrte Leben doch auch müde werden, und ich denke, du wirſt ſchon Alles thun, was ich haben will, und herbeiſchaffen, was ich verlange. Nicht wahr?"

Sprach- und regungslos hatte Jeder dieſe Rede des Mädchens angehört, und auch jetzt noch, als ſie ihn fragend anſah, kam kein Laut über ſeine Lippen. „Wie?" ſagte ſie, „willſt du mich nun doch nicht heirathen?" Da ſtürzte er neben ihren Lager nieder, barg das Geſicht in deſſen Decke und rief: „Irene, meine Ireniaka iſt es denn möglich! Und o, heiliger Wladimir! kann ich denn das überleben?"

Als er das Geſicht wieder erhob, ſchien es wunderbar verändert. Eine eigenthümliche Schönheit und Verklärung ſchien durch die verzerrten, ſclaviſchen Züge hindurchbrechen zu wollen, wie Mondesglanz durch ſchwarzes Gewölk, immer wieder zurückgedrängt durch die Gewalt der irdiſchen Maſſe, dem erſten, unbefangenen Blick deutlich erſcheinend, dem ſuchenden, Rechenſchaft fordernden ſtets wieder entſchwindend.

Irene zupfte ihn am Bart und fragte, was ihm denn begegnet ſei, daß er ſich ſo gebehrde. Das müſſe er nicht thun, müſſe überhaupt nun artig ſein, dürfe ſie nicht mehr ſo hart anfaſſen, wie damals, als er ſie auf's Pferd gehoben, und nicht ſo heftig umſchlingen, wie eben jetzt; auch dürfe er keine Zwiebeln mehr eſſen, keinen Brantwein mehr trinken und überhaupt nichts thun, was ihr nicht angenehm ſei. Mit freudenfunkelnden Augen verſprach er ihr Alles, zertrümmerte ſogar ſeine Brantweinflaſche zu ihren Füßen und fragte dann, ob er ſie nun zu dem Sitze ſeiner Väter führen dürfe.

„Freilich," ſagte ſie, „aber da muß ich ein Pferd haben; geſtern in der Dunkelheit, in den Bettlerkleidern ging's wohl, daß ich, in deinen Armen, mit auf deinem Pferde ritt; heute aber, geſchmückt als deine Braut, am hellen Tage, wo wir doch hoffentlich wieder zu Menſchen kommen werden, wie würde das ausſehen? Sorge mir für ein Pferd."

„Aber, Ireniaka," fragte er, „ſagteſt du nicht geſtern, du könnteſt nicht allein reiten?"

„Ich konnte und wollte es auch geſtern nicht," rief ſie, „du haſt ja gehört, daß ich müde war und ſchlafen mußte; dazu mußteſt du mich halten, heute werde ich es ſchon können."

Er trat vor die Hütte, und ſie folgte ihm, in ſeinen Mantel gewickelt, ſchauernd vor der kalten Morgenluft. Aber, wo hier in der unermeßlichen Einöde ein Pferd hernehmen? Bekümmert blickte er rings umher. „Doch halt," rief er, „iſt das nicht ein Reiter? Richtig, ein Bauer zu Pferde nähert ſich uns."

Der Bauer wollte grüßend vorüberreiten, aber der Bojar rief ihn an, und vernahm auf die Frage: wohin und woher? daß er aus einem ſechs Werſt entfernten Dorfe komme, und noch heute bis an das andere Ende der Steppe reiten müſſe, um den dort wohnenden Wunderthäter zu ſeiner kranken Tochter zu holen. Ferner erzählte er, daß ſeit einigen Tagen der ſchwarze Gleb in der Steppe ſtreife, und daß der Bewohner der Hütte, welcher von Ferne ſeine Pfeife gehört, dieſe deßhalb ſchleunig verlaſſen und mit ſeinem Weibe in's Dorf gekommen ſei. Dann kreuzte er die Arme über die Bruſt und fragte: „Befiehlt mein Herr noch weiter etwas, oder darf ich reiten?“

„Das nicht,“ ſagte der Bojar, „ſteig ab, ich gebrauche dein Pferd für meine Ireniaka.“

Der Bauer erblaßte, ſchon zog er den Fuß aus dem Bügel um abzuſteigen, doch unter ſichtlichen inneren Kämpfen hielt er noch einmal inne und ſprach in demüthigem Tone. „Aber mein Herr — meine kranke Tochter — ſie wird ſterben.“

„Hund von einem Bauer,“ rief der Bojar, „willſt du Widerrede haben, wenn dein Herr gebietet. Und ſchnell hatte er den Kantſchu vom Halſe ſeines Pferdes los gelöſ't und bedeckte den demüthigen gebückten Rücken des Bauern mit grimmigen Hieben, die dieſer ohne einen Laut erduldete. Dann ſagte er wieder in ziemlich milden Tone: „Steig ab,“ und der Bauer ſtieg ab, küßte das Kleid des Bojaren und ſchickte ſich an, ſeinen Weg zu Fuß fortzuſetzen.

Fedor hob Irene, welche bei der Mißhandlung des Bauern ihr Geſicht ängſtlich wimmernd abgewandt hatte, jetzt aber wieder neugierig nach ihm herüber blickte, auf das erprügelte Pferd, beſtieg das Seine und wollte eben weiter reiſen; doch noch einmal rief der Bauer ihn an: „Iſt mein Herr auch wohl bewaffnet,“ ſagte er. „Wie ich Euch ſagte, der ſchwarze Gleb ſtreift in der Steppe und macht vorzüglich Jagd auf ſchöne Frauen, welche er in einer Höhle birgt und an den Fürſten von Twer verkauft, wenn er ſie nicht ſelbſt behalten will. „Mein Herr verzeiht der Kühnheit ſeines Knechtes.“

„Seid ohne Sorgen,“ rief der Bojar, „ich werde ihn ſchon grüßen.“ — „Der arme Teufel!“ murmelte er dann in den Bart, „wenn ſeine Tochter ſtürbe, während wir auf ſeinem Pferde davon reiten, das ſollte mir doch leid ſein.“ — „Da, du Hund,“ rief er laut ſich zum Bauern wendend und ihm einige Goldſtücke zuwerfend, „haſt du Bezahlung für dein Pferd, und nun lauf', was du kannſt, und wenn du müde wirſt, denk an die Gefahr deiner Tochter.“

Der Bauer hob die Goldſtücke auf, küßte ſie, ſteckte ſie ein, wünſchte dem Bojaren den Schutz aller Heiligen und eilte mit ſchnellen Schritten nach der einen Seite, während der Bojar nach der andern ritt, Irenens Pferd ſorglich am Zügel führend.

In einem niedrigen, von kleinen Fenſtern nur ſparſam erhellten, aber mit geſchmackloſer Pracht überladenem Zimmer, lag Fedor Ivanowitſch auf einem Ruhebette, mit bunten Decken, welche von Goldtreſſen und dichter Perlenſtickerei faſt wie Bretter ſtarrten, und trotz des beſtändigem Zurechtzupfens ſeiner Schweſter Martha ſich ſtandhaft weigerten, den Körper anſchmiegend zu umhüllen. Dieſe ſaß neben ſeinem Lager auf den dicken Polſtern eines hohen unbequemen Seſſels, die Füße kaum an den Boden bringend, und horchte aufmerkſam auf die Athemzüge des Schlummernden.

Er erwachte und erhob und wog den mit einer Binde umwickelten Arm, wie zur Prüfung. „Habt Ihr die Briefe, die ich zurückgebracht, an den Fürſten geſandt?“ fragte er.

„Ei ja Bruder, wir werden doch,“ antwortete Martha, „beunruhige dich nicht, frage nicht, ſchlaf wieder ein und laß mich ſorgen.“

Aber Fedor richtete ſich noch höher empor, und fragte im Zimmer umherblickend: „Wo iſt Irene?“

„Schöne Geſchichte das!“ rief Martha, „immer Irene deine erſte Frage. Damals als der ſchwarze Gleb Euch überfiel, und du deinen Arm vorſtreckteſt ſie zu ſchützen, und von ſeinem Hiebe getroffen zu Boden ſankſt, damals fragteſt du auch nach Irenen, aber das Kind hielt ſich ſchreiend die Augen zu, und wollte dich nicht einmal verbinden. Und wäre nicht eine Schaar Bauern hinzugekommen, ſo hätteſt du müſſen elendiglich umkommen, und ſie wäre ſeine Beute geworden, und das wäre Euch Beiden eben recht geweſen. Nicht einmal dich zu verbinden!“

„Sie kann ja kein Blut ſehen,“ ſagte der Bojar mit ſanfter Stimme, „hätteſt du ſie nur geſehen, wie ſie ſich die Augen zuhielt und ſo kläglich rief: „Nein, nein, ich kann's ja nicht ſehen,“ du könnteſt ihr nicht böſe ſein. Und was thut es am Ende! Habe ich mich doch ſelbſt verbunden, ſo gut es gehen wollte, und bin auch ſo nach Hauſe gelangt.“

„Was es thut,“ ſchrie Martha, „daß du das unnütze, hergelaufene Ding, die nicht einmal eine Hand ausſtrecken will, dich zu verbinden, daß du das deiner Schweſter vorziehſt, die Tag und Nacht bei dir wacht, daß du ihr alle die prachtvollen Kleider ſchenkſt und mir — daß Gott erbarme! daß du — —“ (Fortſ. folgt).

Wanderungen durch Avignon.

(Fortſetzung).

Uns überlief ein Schauder; der Vorgang war uns völlig unbekannt geblieben, doch paßte er ziemlich zu den alten Schilderungen von dem fränkiſchen Babylon. Ich habe nun zu Hauſe den ganzen Baluz (Leben der Päpſte von Avignon) durchgeleſen und nicht das Mindeſte von einer ſolchen Unthat gefunden. Endlich kam mir Gaufridi's Geſchichte der Provence zu Geſicht, und darin kommt denn vom Jahre 1413 Folgendes vor: Es ereignete ſich ein bedeutender Brand in dem Schloſſe zu Avignon; der große Saal des Conſiſtoriums, ſowie die Quartiere der Küchen und Kellerei (sommeillerie) wurden in Aſche gelegt, ſo große Sorgfalt auch Marc, ein Neffe des Papſtes Johann XXII., anwandte, der dazumal über die Stadt geſetzt war. Einige in der Chronologie wenig unterrichtete Leute ſetzen dieſen Brand in die Zeit Benedict's XIII. und ſchreiben ihn einer Bosheit dieſes Papſtes zu. Schon auf der Flucht begriffen, habe er die Angeſehenſten der Stadt auf's Schloß geladen und ſie bei ſeinem Entweichen durch obigen Brand abſichtlich umkommen laſſen. Allein die dieſes berichten, bedachten nicht, daß die Flucht Benedict's ganzer zehn Jahre früher fällt. Gaufridi's Angaben beruhen auf dem Tagebuch eines Einwohners von Avignon, worin beide Ereigniſſe genau eingetragen ſtehen; Papon's Geſchichte der Provence erwähnt des Brandes nicht. Wir ſehen hier wieder an einem ſchlagenden

Beiſpiele, wie hiſtoriſche Unrichtigkeiten und Verwechslungen ſich im Laufe der Zeit und im Munde des Volks in's Abenteuerliche und Ungeheuere ausſpinnen. Vielleicht hat irgend ein franzöſiſcher Novelliſt jene angebliche Grauſamkeit zu einem Roman à la Borgia erfunden, oder entſtand ſie vielleicht allmählich erſt in dem Hirne des guten Concierge, der ſie den Reiſenden mit der Zuverſicht eines Hiſtorikers erzählt. Das Entweichen Benedict's, welches zeigt, wie auch in Avignon, wie zu Rom, Adel und Volk den Päpſten gelegentlich feindlich gegenüberſtanden, — war vielmehr von ſcurrilen Ereigniſſen begleitet. Hart belagert, dankte er Gott, in einer Vermummung aus der Burg zu entkommen, ſchlief die Nacht bei einem Barbier in Avignon und machte ſich ganz früh aus dem Staube. Als nun die Ortſchaften des Comitats bei ſeiner Durchreiſe ſich für ihn erklärten, ſchickten die Avignoner in der Angſt eine Geſandtſchaft an ihn ab und flehten um Verzeihung, die er ihnen, wiewohl er ein jähzorniger und unzuverläſſiger Herr war, der gewonnenen Freiheit froh, gern gewährte. Er war der letzte Papſt, der zu Avignon reſidirte.

Dieſer beſchriebene Flügel des päpſtlichen Palaſtes beſaß zwei Kapellen über einander, in die man aus den Prunkgemächern trat, gleich wie zu Rom im Vatikan die ſixtiniſche und andere Kapellen beſtehen, in denen der Papſt noch heute bei großen Feſttagen Hochamt hält. Sie wurden daher durch die beſten Künſtler jener Zeit geſchmückt und verherrlicht. Der hohe ſpitzwinkliche Plafond der beiden Kapellen hat herrliche alte Frescobilder, welche der Meiſterhand Giotto's, dieſes Schöpfers der Natur in der Malerei, zugetraut werden dürften, wenn er überhaupt jemals hier war; ſonſt rühren ſie vermuthlich von Giottino her. Leider ſind ſie ſehr verblichen, der blaue Grund und die Verzierungen ſind zwar noch ziemlich lebhaft, die Figuren dagegen haben bedeutend gelitten; hier und da hebt ſich eine liebliche oder ernſte weibliche Geſtalt, eine ausdrucksvolle männliche Figur aus den verblichenen Umgebungen, als ſcheue die Hand der Verweſung einen Liebling des Genius zu berühren; allein ſie verſtärken nur das Verlangen nach Sinn und Bedeutung der einzelnen Handlungen und des ohne Beihülfe ſchwerlich zu entziffernden Ganzen. Es exiſtirt außer dieſen Reſten noch ein in Fresco gemaltes Stück einer gothiſchen Decke in einem vorderen Flügel, nach Angabe des Concierge der Kapelle, wo die Juden zur Bekehrung hineingetrieben wurden, drei gegen einander laufende blaue Felder, geziert mit kleinen Geſtalten von Patriarchen und Propheten, alle einzeln ſtehend, und die Namen mit lateiniſchen Uncialen übergeſchrieben. Nicht allein der blaue, mit goldnen Sternen geſchmückte Grund, ſondern auch die Geſichter und Gewänder ſind vollkommen erhalten und der ausdrucksvolle Ernſt der Züge beurkundet, trotz aller Steifheit, die Meiſterhand. Aus Baluz geht hervor, daß es der Saal des Conſiſtoriums war, doch gibt der betreffende Chroniſt den Maler nicht näher an. Clemens VI. ließ den von dem Vorgänger leer als Tabula raſa hinterlaſſenen gewölbten Saal prächtig ausſchmücken und mit Inſchriften verſehen. „Er erwog," ſagt der Chroniſt, „daß dieſer Ort, als Sitz der Gerechtigkeit, auch mit paſſenden Emblemen verziert ſein müſſe, darum ließ er die Majeſtät Gottes auf dem höchſten Thron abbilden, und ringsum Bildniſſe von Heiligen, ſowohl Männern als Weibern, auch von anderen Perſonen aus dem alten und neuen Teſtamente malen, die ſich durch Urtheil, Recht, Gerechtigkeit und Milde, oder durch Zeugniß der Wahrheit hervorgethan; unter jede dieſer Geſtalten oder auf Papierrollen, die ſie trugen, ließ er mit großen Buchſtaben Sprüche und Schriften von ihnen angeben und mit rothen Lettern die Bücher und Kapitel bezeichnen. Dieſes Alles ſollte die Betrachtenden erheben und anfeuern, von ſo erhabenen Beiſpielen nicht abzuweichen, ſie ſich vielmehr überall zum Muſter zu nehmen." — Gegenwärtig iſt auch dieſer Saal in zwei Stockwerke mit Caſernenräumen abgetheilt; hat man nun in dem oberen den Vortheil, die Gemälde ganz nahe der gerippten Decke zu betrachten, ſo ſind ſie hierdurch der Zerſtörung doch mehr ausgeſetzt. (Fortſ. folgt).

Taſchenbücher.

10) Immergrün. Wien, Haas'ſche Buchhandlung. 1837. Mit ſieben Kupferſtichen.

Geſchmackvolles Aeußere und ſieben treffliche Stiche (ſämmtlich nach Gemälden in der k. k. Gallerie des Belvedere in Wien), worunter wir als den beſten ein köſtliches Thierſtück nach Weenix vorheben, empfehlen dieſe Jahresgabe. In Bezug auf den novelliſtiſchen und poetiſchen Inhalt wäre ſtrengere Auswahl ſehr dienlich geweſen. Denn der unvermeidliche Tromlitz (der mit Blumenhagen zu den Coryphäen der Ledernen zählt) ſteht an der Spitze der Novelliſten mit dem, weiß Gott, wie oft ſchon verarbeiteten Thema: Max in Brügge. Hinter Tromlitz aber kommt gleich J. Laun mit einem Rührſtoff, der gänzlich antiquirt iſt. Das blutige Nachtſtück Tſchabuſchniggs erfriſcht, trotz verletzender Mängel in der Form, nach jenen Breimaſſen. Vogl's „Scharfrichter" iſt ſeines ſchönen Talentes nicht würdig. Unter den Gedichten ſind die Saphir's kokett und unausſtehlich; dagegen finden wir anſprechende von Vogl und Tſchabuſchnigg.

11) Taſchenbuch dramatiſcher Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Erſter Jahrg. Mit 5 Kpfrn. Leipzig, Brockhaus. 1837.

Wieder ein Verſuch, dem undeutſchen Unweſen der Ueberſetzungsfabriken zu ſteuern. Alle patriotiſchen Predigten an die Schauſpieldirektionen helfen nichts, ſo lange die letzteren nicht von den Maſſen deutſcher Produktivität gefangen genommen werden; deßhalb begrüßen wir dies Taſchenbuch eben ſo freudig, als Lewald's Projekt eines „deutſchen Theaters." Freilich iſt das erſtere nur noch ein Verſuch; aber es iſt ein ehrenwerther. Enthielte es lauter ſolche Luſtſpiele, wie Bauernfeld's „Muſikus von Augsburg," eine ächt deutſche Komödie, ſo dürfte man bereits den erſten Jahrgang dieſes Taſchenbuchs als völlig gelungen bezeichnen. Leider wird aber der gute Eindruck, den Bauernfeld's Muſikus hervorbringt, durch langweilige Rührſtücke, wie Liebenau's „Milton's Muſe" und Pannaſch's „Chriſtnacht," ſehr verwäſſert. In letzterem Schauſpiel kommt folgende Stelle vor:

„— — — Früh Morgens Thee, zu Mittag 'ne ſchwache Suppe, leichten Brei; — zur Jauſe *) nur wenig Koch **), und Abends wieder Thee."

Die beiden Luſtſpiele von Dr. Franck: „Autorqualen" und „der Herr im Hauſe" entſchädigen die Leſer für die Nichtpoeſie der Herren Liebenau und Pannaſch; hauptſächlich iſt, trotz vieler Reminiſcenzen in der Behandlung, das artige kleine Luſtſpiel: Autorqualen, empfehlenswerth; das zweite: der Herr im

---

*) Oeſterreich. Provinzialismus, ſtatt: Veſperbrod.

**) Oeſt. Provinz., ſtatt: Brei.

Hauſe, behandelt ein abgedroſchenes Motiv in gefälliger Weiſe. Möchte Bauernfeld, deſſen Talent ſich mit Recht auf dem deutſchen Repertoire Bahn gebrochen, doch jenen Weg rüſtiger verfolgen, den er (vor 8 Jahren, ſo alt iſt der Muſikus bereits, wenn wir nicht irren) in dieſem Luſtſpiele betrat: hier iſt das eigentliche Feld für ſein reiches Talent. Sein zum Sprechen ähnliches Porträt ſchmückt den Titel. Die übrigen vier Kupferſtiche wollen nicht viel bedeuten.

Feuilleton.

⁂ Die Geſellſchaft für den Elementar-Unterricht in Frankreich hat während der Reſtauration den wechſelſeitigen Unterricht eingeführt, da er das wohlfeilſte Mittel bot, in ſchneller Zeit der noch ſo weitverbreiteten Unwiſſenheit zu begegnen. Da aber dieſe Lehrweiſe die Entwicklung der Selbſtſtändigkeit fördert, ſo arbeiteten Frayſſinous und Corbière, die Vertreter der alten kirchlichen und dynaſtiſchen Notorietäten, jener Geſellſchaft eifrig entgegen. Als in der Folge die Julirevolution die Gefahr ſyſtematiſcher Verdummung und Verknechtung für Frankreich beſeitigt zu haben ſchien, vielmehr die neue Regierung ſich des Unterrichtsweſens mit beſonderem Eifer annahm, ſchien auch die Geſellſchaft für den Elementar-Unterricht die frühere Bedeutung zu verlieren. Indeſſen hat die doktrinäre Verwaltung ſich allmählich wieder dem alten Klerus angeſchloſſen, und hierdurch auch der Geſellſchaft theilweiſe ihre Bedeutung zurückgegeben. Nun hat Couſin, nach Bereiſung der holländiſchen Schulen, in der Akademie der politiſchen und moraliſchen Wiſſenſchaften erklärt, die Methode des wechſelſeitigen Unterrichts ſei ſowohl in Holland als in Deutſchland allgemein verachtet, und es dünke ihm, daß nur noch ein falſcher Liberalismus ſie in Frankreich anpreiſen könne. Sofort hat am 18. v. M. jene Geſellſchaft ſich unter Dupin's Vorſitz verſammelt, und das Schreiben des deputirten Jouvencel angehört, in welchem derſelbe die Behauptungen Couſin's ausführlich zu widerlegen ſuchte. Der Präſident charakteriſirte hierauf die Reaktion, die ſich jetzt von allen Seiten hervorthut, und forderte die Geſellſchaft auf, alle ihre Kräfte zu vereinigen, um derſelben in Betreff des Unterrichtes Widerſtand zu leiſten. —

⁂ Londoner Handwerker-Verein. — Der Temps vom 17. v. M. theilt aus dem engl. Conſtitutionel ein Schreiben der Aſſociation der Handwerker von London an die handwerktreibenden Klaſſen in Belgien mit, welches in vielfacher Beziehung bedeutend iſt. Es beginnt mit der Anrede: „Kameraden — Erzeuger des Reichthums!" und ſpricht als Hauptgrundſatz aus, daß, da „die Regierungen, für den Nutzen Aller eingeſetzt ſind, Alle ein gleiches Recht auf die öffentlichen Aemter haben, und da die Geſetze," wie es heißt, „für das Wohlergehen Aller gegeben werden, auch Jeder eine Stimme dabei haben und an deren Feſtſtellung Theil nehmen müſſe." Zum Schluſſe werden die belgiſchen Arbeiter aufgefordert, den intelligenten und einflußreichen Theil derſelben zu vereinen und die wahren Prinzipien unter die arbeitenden Klaſſen zu verbreiten. —

⁂ Vorleſungen von Magendie, Lerminier und Géruſez. — Drei Profeſſoren der Literatur-Fakultät zu Paris haben in dieſen Tagen ihre Vorleſungen des vorigen Lehrkurſus herausgegeben. Herr Magendie beſchenkt uns mit ſeinen *Leçons sur les phénomènes physiques de la vie*; Hr. Lerminier macht ſeinen *Cours d'histoire des législation comparées* bekannt, worin er diesmal das zwiſchenvölkerliche Recht (*droit international*) während den 193 Jahren von Auguſtus bis zum Tode des Commodus verhandelt; Hr. Géruſez theilt uns ſeinen *Cours d'éloquence française* mit, den er im letzten Sommer gehalten.

⁂ Ein braſilianiſch-portugieſiſcher Lamartine. — Hr. J. G. de Magalhaens, der bei der braſilianiſchen Legation in Paris angeſtellt war, aber mit Nächſtem in ſein transatlantiſches Vaterland zurückkehren wird, hat kürzlich eine Sammlung lyriſcher Gedichte, unter dem Titel: „*Suspiros poeticos e saudades*" herausgegeben, welche, was die Form betrifft, das Lieblichſte und Zarteſte ſein ſollen, was die portugieſiſche Literatur ſeit Bocage hervorgebracht. Dem Gehalt und Gemüthe nach — wären ſie mit Lamartine's Harmonien verwandt.

Der National vom 19. erinnert in Bezug auf dieſes Schreiben an die früheren Zeiten der religiöſen Reformation, in denen auch die höheren Intereſſen die engen Schranken der Nationalitäten überſprungen, und Proteſtanten aller Länder ſich einander durch Rath und That hülfreiche Hand geleiſtet haben.

⁂ Aegyptiſche Gelehrtengeſellſchaft zu Cairo. — In Cairo hat ſich im vorigen Sommer unter dem Namen der ägyptiſchen Geſellſchaft ein gelehrter Verein organiſirt, deſſen Stifter, Alfred Waine, Doktor der Medizin, ſich in Aegypten niedergelaſſen hat, um ſeine Studien der koptiſchen Sprache und der Hieroglyphen zu verfolgen. Die Mitglieder der Geſellſchaft ſind Engländer, einige Deutſche und Franzoſen und ein Türke. Sie haben ein Haus gemiethet zum Verſammlungsort für ihre Sitzungen und für Fremde. —

⁂ Italiens Trauer um die Malibran. — Ein Correſpondent des Morgenblattes ſchreibt von Florenz aus u. A.: „Es iſt unglaublich, wie tief und allgemein in Italien der Tod der Malibran betrauert wird. Man weiß zu gut, was an ihr verloren wurde. Sie vereinigte in ſich zu einem künſtleriſchen Ganzen die Stimmfertigkeit der Sontag, die ſeelenvolle Klarheit der Milder, das muſikaliſche Genie der Schechner, die hochtragiſche Größe der Paſta, ohne einer von dieſen Sängerinnen in dem gleich zu ſtehen, was ſie, jede nach ihrer Individualität, vorzüglich herausgebildet hatten."

⁂ Herſchel's Mittheilungen über Halley's Komet. — Herſchel ſchreibt vom Cap an Arago, dieſer Komet habe nach ſeinem Durchgange durch das Perihelium ein ganz verändertes Anſehen gehabt. „Er hatte lange Zeit hindurch keinen Schweif. Die paraboliſche Umhüllung ſeines Kopfes bildete ſich unter unſeren Augen mit einer ſo erſtaunenswürdigen Schnelligkeit, daß ſein ſichtbarer Umfang (der ſehr deutlich gerandet war) in 24 Stunden (vom Morgen des 26. Juni an) ſich mehr als verdoppelte."

⁂ Letronne's Lithographie durch *Contre-épreuves*. — Herr Letronne hat der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris in ihrer Sitzung vom 14. v. M. Lithographien präſentiren laſſen, die er durch Gegenabdrücke (Contre-épreuves) erhalten. Sein Geheimniß beſteht darin, daß er einen Kupferſtich, wie er noch feucht aus der Preſſe kommt, ſofort auf einen dazu vorbereiteten Stein abdruckt, welcher Abdruck dann zu zahlreichen Steindrücken gebraucht werden kann. Ein von ihm auf dieſe Weiſe erhaltener Steindruck, der 1800ſte des Abzugs, war durchaus reinlich, und gab auch die feinſten Striche des Kupferſtich-Originals wieder. —

⁂ Tragbare Univerſal-Biographie — von 1780 bis 1836. — Unter dem etwas faſt Unmögliches verſprechenden Titel: „*Biographie universelle et portative des contemporains et des hommes célèbres de tous les pays, depuis 1780 jusqu'à ce jour*" haben die Herren Rabbe, Vieilh de Boisjolin und Sainte-Beuve ein Werk in 5 Bänden geliefert, in welchem man für 40 Franken nicht weniger als 25,000 Biographien erhält. —

⁂ Das Athmen der Pflanzen. — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 7. v. M. theilte Hr. Dutrochet ſeine Verſuche über das Athmen der Pflanzen mit, woraus ſich ergibt, daß die Vegetabilien rückſichtlich der Aneignung des Sauerſtoffs ſich nicht von den Thieren unterſcheiden, in dieſer Beziehung jedoch am meiſten den Inſekten ſich nähern. —

⁂ Das Grabmal des Papſtes Innocenz VI. in der Karthauſe von Villeneuve ſoll reſtaurirt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 290. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 7. December.

Die Geſellſchaft für das Patronat der jungen Entlaſſenen aus der Penitentiar-Anſtalt zu Paris.

Schon hat ſelbſt die Berliner evangeliſche Kirchenzeitung das erfreuliche Geſtändniß abgelegt (ſ. Phönix Nro. 247), daß in London — neben einer großen Maſſe von Verderben auch eine Menge chriſtlicher Anſtalten, ein Zuſammenwirken von Chriſten aller Parteien zu guten Zwecken dort hervortrete, wie bis jetzt noch ſelten in der Geſchichte. Wir glauben, daß wenn Alles zuſammengeſtellt würde, was gegenwärtig in Paris, das man in mehreren Hinſichten die Hauptſtadt des Continents nennen dürfte, — was in dieſer von Vielen verſchrieenen Stadt, von Vereinen und von Einzelnen zur Förderung der Sittlichkeit, der Bildung und des Wohlſtandes, wie zur Verhinderung, Entfernung oder Linderung jedes Übels und Unglücks geſchieht, — auch über dieſes andere angebliche Babel die Meinung mancher Journaliſten bedeutend verändern würde. Sehr wünſchenswerth wäre deßhalb, daß der *Almanac philanthropique* (ou tableau des sociétés et institutions de bienfaisance, d'éducation et d'utilité publique de la ville de Paris), den Herr Caſſin im Jahr 1827 herausgegeben, fortgeſetzt würde. Dieſes nach dem Muſter des *London Charity-Almanach* bearbeitete Jahrbuch berichtete damals über 164 in Paris beſtehende wohlthätige Vereine, an denen mehr als 17,000 Einwohner Theil nahmen.

Bis nun jene gewünſchte Fortſetzung erſcheint, müſſen wir uns, wie bisher, darauf beſchränken, von den einzelnen bedeutenderen dahin gehörigen Thatſachen, ſo wie ſie uns zur Kenntniß kommen, im Einzelnen, — je nach deren Erheblichkeit, — mehr oder minder ausführlichen Bericht zu erſtatten.

Zu den erfreulichſten ſolcher Thatſachen dürfen wir den gedeihlichen Fortgang rechnen, den die im Auguſt 1833 zu Paris gegründete Société pour le patronage des jeunes libérés du département de la Seine bis jetzt gewonnen. Der uns von verehrter Hand zugekommene Bericht, der in der allgemeinen Verſammlung dieſer Geſellſchaft am 12. Juni dieſes Jahres über die bisherige Wirkſamkeit derſelben erſtattet worden, ſetzt uns in den Stand, unſern Leſern genaue Angaben über dieſelbe mitzutheilen. —

„Es war im Jahr 1830,“ heißt es in dem erwähnten Berichte, „wo die Adminiſtration, betroffen von der Demoraliſation, welcher die jungen Angeklagten oder Verurtheilten in den verſchiedenen Pariſer Gefängniſſen ausgeſetzt waren, — auf den Gedanken kam, ſie in einem beſonderen Hauſe zu vereinigen, um ſie einer regenerirenden Disziplin zu unterwerfen. Jüngſt wurden ſie deßhalb nach St. Pélagie, ſpäter in das Gefängniß des Madelonettes gebracht, welches von nun an den Charakter einer Penitentiar-Anſtalt erhielt.“ — Die guten Wirkungen dieſer Veranſtaltung machten ſich bald bemerklich. Zunächſt wurde für die Beſchäftigung der Gefangenen geſorgt, im Jahr 1832 aber auch eine Elementarſchule für dieſelben errichtet, in welcher jeder täglich 1½ Stunden Unterricht erhielt. Dieſer Fürſorge haben ſich alle, vom 8. bis zum 16. Jahre, entweder den Gerichten verfallenen, ſowie alle die verlaſſenen Kinder, welche die Verwaltungsbehörde um ein Aſyl bitten, ſich zu erfreuen. Am 1. Januar 1835 befanden ſich in dieſer Anſtalt 385 junge Leute; im Laufe deſſelben Jahres kamen noch 443 hinzu. Entlaſſen wurden in demſelben Jahre 464, es blieben mithin am 1. Januar 1836 deren noch 364. Hierzu kamen in den 5 erſten Monaten dieſes Jahres noch 164, entlaſſen wurden 138; ſo daß am 31. Mai dieſes Jahres ſich noch 390 in der Anſtalt befanden.

Indeſſen war edeln Menſchenfreunden nicht unbemerkt geblieben, daß die Fürſorge des Penitentiarhauſes nicht ausreiche, um die höchſten Endzwecke deſſelben zu erreichen. Sie traten daher zuſammen und bildeten die oben genannte Geſellſchaft, deren Statuten am 15. November 1833 von der Regierung genehmigt wurden. Als Zweck derſelben ſpricht der erſte Artikel dieſer Statuten aus: „Die jungen aus dem (Pariſer) Penitentiarhaus Entlaſſenen vor den Gefahren des Rückfalls zu bewahren und ſie der Gewöhnung an ein ſittliches und arbeitſames Leben zurückzugeben.“ Zu dieſem Zwecke bemüht ſich die Geſellſchaft, die jungen Leute in die Lehre (en apprentissage) zu geben; ſie ſetzt ſie unter das Patronat der Mitglieder der Geſellſchaft, und theilt Preiſe und aufmunternde Belohnungen aus“ (A. 2. 23.). Dieſe Geſellſchaft beſteht aus Patronen, Unterzeichnern und Donataren. Der Würde des Patronats wird jeder Großjährige — (männl. oder weibl. Geſchlechts) — theilhaft, der darum einkömmt, für einen jährlichen Beitrag von mindeſtens 25 Franken auf drei Jahre unterſchreibt und ſich anheiſchig macht, für dieſe Zeit „die mit dem Patronat verknüpften Pflichten ſo gut zu erfüllen, wie ein geſetzlicher Vormund es in Beziehung auf ſeinen Mündel zu thun verpflichtet iſt.“ Unterzeichner wird Jeder durch jeden beliebigen Beitrag. In die Klaſſe der Donatare endlich kann Jeder aufgenommen werden, der während drei Jahren jährlich mindeſtens 100 Fr. beizutragen verſpricht. Das Büreau der Geſellſchaft wird vor den verſammelten Patronen und Donataren, der Verwaltungsrath von denſelben aber auf den Grund einer vom Büreau vorgeſchlagenen dreifachen Liſte gewählt u. ſ. w. Unter denen, welche die Statuten unterzeichnet haben, bemerken wir die gefeierten Namen eines de Gérando (der Vater), Ch. Lucas, Alex. Delaborde, Bérenger (Deput.) und Taillardier.

Alle drei Monate verſammeln ſich die Patrone, um den Bericht anzuhören über jeden der ihrer Fürſorge anvertrauten jungen Leute. Der Lebenslauf und die Aufführung eines jeden der Letzteren wird in einem beſonderen Buche verzeichnet.

Seit der Stiftung der Geſellſchaft hat dieſelbe 269 junge Entlaſſene in Aufſicht genommen. Von dieſen waren 138 wegen Landſtreicherei (vagabondage) 114 wegen Diebſtahl, 17 wegen Bettelei verhaftet worden. Aber 114 der Verhafteten waren durch ſchlechte Aufführung oder Elend ihrer Eltern oder durch Mißhandlungen von Seiten der Letzteren in's Unglück gerathen; 51 hatten frühe ihre Eltern verloren; 32 ſind natürliche Kinder, von 25 anderen endlich lebten die Eltern entweder von einander getrennt oder im Concubinat.

Schon konnten aber 51 ihren Familien wiedergegeben werden, wenn gleich die Patrone für ſie Sorge zu tragen fortfuhren; ſechs wurden in der Armee untergebracht, ſechs andere in Hoſpitäler aufgenommen; alle übrigen, alſo 206, lernen jetzt nützliche Profeſſionen.

Vergleicht man nun das Schickſal der vom Auguſt 1831 bis zum 1. Juli 1833 aus dem Penitentiarhaus Entlaſſenen 217 jungen Leute, mit dem jener 269 unter Patronat ſtehenden Entlaſſenen, dann erweiſt ſich auf das Erfreulichſte die heilſame Wirkſamkeit der Geſellſchaft. Von jenen 217 wurden bis zum 1. Januar 1835 allein in Paris — 99 von Neuem verhaftet, meiſtens verurtheilt, und zwar 19 zweimal, 18 dreimal, 7 viermal, 4 fünfmal, einer ſieben- und einer ſogar achtmal! Schon hiernach (die etwa an anderen Orten Verurtheilten nicht mitgerechnet) waren alſo von 100 Entlaſſenen 46 rückfällig geworden! Von den 269 unter Patronat ſtehenden hingegen ſind im Laufe der drei Jahre des Beſtandes der Geſellſchaft nur 51 von Neuem verurtheilt worden, alſo nur 19 von 100, ſtatt 60 bis 70, wie im erſten Fall, ſtatt 33 von 100, wie in den Central-Häuſern, und ſtatt 51 von 100, wie in den übrigen Gefängniſſen des Königreiches. Von den 218 Nicht-Rückfälligen zeichnen ſich aber 58 in jeder Beziehung durch tugendhaftes Leben aus. 121, ohne gerade ſich auszuzeichnen, ſind brave und fleißige Arbeiter; die übrigen 33 haben zum Wenigſten keine eigentlich ſtrafbare Handlung begangen. —

Von der anderen Seite findet die Geſellſchaft auch immer lebhaftere Theilnahme, und es wären gar manche wackere Profeſſioniſten namhaft zu machen, welche ſich der ihnen anvertrauten Entlaſſenen wahrhaft väterlich annehmen. Vom 31. Mai 1834 bis zum 1. Juni 1836 hat die königl. Familie mit 900 Franken, haben einzelne Verwaltungen 13,000 Fr., die Collekte der Geſchwornen des Seinedepart. hat 3564 Fr., 19 andere Donatare 1750 Fr., 104 Patrone 2605 Fr. und 79 Unterzeichner an 900 Fr. beigetragen.

Beiläufig mag noch bemerkt werden, daß unter den Beitragenden verhältnißmäßig die Advokaten und demnächſt die übrigen Gerichtsbeamten die Zahlreichſten ſind; Geiſtliche finden ſich — unter den Patronen nur ein Abbé, unter den Unterzeichnern nur ein kathol. Vikar und ein proteſt. Pfarrer, unter den Donataren keiner, ſelbſt nicht einmal Herr von Quelen, gegenwärtig Erzbiſchof der Hauptſtadt des Reiches. —

Von dem 1831 zu Stuttgart geſtiftetem Vereine zur Fürſorge für entlaſſene Sträflinge iſt in Nro. 139 des Phönix Kunde gegeben worden; wir dürfen hoffen, mit Nächſtem über einen ähnlichen Verein berichten zu können, zu deſſen Gründung jetzt in Karlsruhe Veranſtaltungen getroffen werden. —

Bojar und Fürſt.

(Fortſetzung).

Der Bojar richtete ſich auf und rief mit blitzenden Augen: „Bei Nachdais Mordkeule, ſtill, Schweſter! Du weißt, ich habe dir von jeher allen Willen gethan; aber noch ein Wort gegen Irene, ſo — —“ und mit der linken geſunden Hand, griff er nach dem neben dem Bette liegenden Dolch. „Wo iſt ſie?“ fragte er dann wieder mit ſanfterer Stimme.

Martha, welche einige Schritte vom Bette weggerückt war, antwortete furchtſam, doch ſpitzig: „Sie beluſtigt ſich auf dem Hofe, die Mägde über ein ausgeſpanntes Seil ſpringen zu laſſen, und will ſich todt lachen, wenn eine es verſieht und auf die Naſe fällt. Solche Spiele, ſagt ſie, hätten ihre Vorfahren in grauer Heidenzeit geſpielt.“

„Ach, wenn ſie doch einmal zu mir hereinkommen wollte!“ ſagte er mit ſehnſüchtigem Tone.

„Hm,“ ſchmollte Martha, „wir werden ja ſeh'n, ob es ihr beliebt!“ Sie ſchellte und gab dem eintretenden Diener den Auftrag, Irene zu rufen. Dieſe kam auch ſogleich in's Zimmer gehüpft und rief: „Willſt du mich ſeh'n, mein armer kranker Fedor? Nicht wahr, das bedeutet, daß du nun bald wieder geſund wirſt?“ damit ſetzte ſie ſich ohne Umſtände auf ſein Bett, und die Hände zu beiden Seiten ſeines Kopfes auf die Kiſſen geſtützt, ſah ſie ihm lächelnd in's Geſicht.

„Ach, Irene,“ erwiederte der Bojar mit verklärten Zügen, „wenn du mir ſo nahe biſt, müßte ich wohl geſund werden, wenn ich auch im Sterben läge. Lege deine Hand auf meinen zerhauenen Arm, das wird mehr helfen, als alle Salben und Pflaſter.“

Irene that, wie ihr geboten, und Fedor rief nach wenigen Augenblicken: „O welcher milde Hauch, welches ſanfte kühlende Wellenſpiel ergießt ſich von deiner Hand in die brennende Wunde. Thu' das oft, wunderbares Mädchen, dann wird gewiß mein Arm bald geſund und auch nicht ſteif oder gar lahm werden, und ich kann dich mit beiden Armen an's Herz drücken.“

„Ich muß ja wohl,“ erwiederte Irene, „einen lahmen Arm darfſt du freilich nicht bekommen, du haſt ſo nicht viel zu verlieren an Schönheit. Jetzt aber laß mich hinaus geh'n und ſpielen, die Wände ſind hier ſo eng, als wollten ſie alles Leben erdrücken.“

Sie hüpfte hinaus, und der Bojar ſchlief wieder ein. Am Abend wiederholte ſie ihren Beſuch und ihr Handauflegen, und ſo an jedem der folgenden Tage einigemal, wobei Fedor mit ſo wunderbarer Schnelligkeit genas, daß nach Verlauf einiger Wochen die tiefe Wunde faſt vernarbt, und der Arm bis auf eine übrig gebliebene Steifigkeit des Ellenbogengelenks wieder zu Allem brauchbar war.

Jetzt bat Fedor Irenen täglich, nun bald ihr beglückendes Verſprechen zu erfüllen, und ihm zum Altar zu folgen. Sie hatte eben nichts dagegen, verzögerte aber durch allerlei kindiſche, neckende Einwendungen die Vermahlung von einem Tage zum andern. Martha hatte Anfangs ſich gewaltig gegen dieſe Heirath aufgelehnt. Hierbei lernte ſie aber ihren Bruder von einer ganz neuen Seite kennen. Sie war gewohnt, ihn durch ihre Worte zu lenken, wie ſie wollte, und ſtaunte über die Feſtigkeit in dieſem Punkte, noch mehr aber über die Tigerwuth, in die er gerieth, wenn etwas Tadelndes gegen Irene geſagt wurde, da er ſonſt ſtets gutmüthig, vorzüglich aber ſeit des Madchens Anweſenheit im Hauſe ſanft war wie ein Lamm. Deßhalb gab ſie es auf, ihn von der Heirath abzubringen, zog ſich aber in die Einſamkeit zurück, in allen ihren Empfindungen geſtört durch die Herrſchaft des jungen Madchens, welches Alles ändern, Alles auf eine andere Stelle rücken wollte in dem alten Hauſe, worin ſeit vielen Jahren ein Tag dem andern ſo völlig geglichen hatte, wie ein Regentropfen dem andern.

Endlich erklärte ſie dem Bruder, daß ſie nicht wünſche, ihre alten Tage als gehorſame Dienerin einer naſeweiſen jungen Frau zuzubringen, ſondern in ein Kloſter gehen werde. Fedor an den Umgang der Schweſter gewöhnt, und in der Meinung, daß ſie doch zu Vieles im Kloſter entbehren werde, bat ſie herzlich, bei ihm zu bleiben und ihr Leben da zu beſchließen, wo ſie es begonnen. Als ſie merkte, daß er weich ward, kam ſie von Neuem, zögernd und ängſtlich zwar, aber doch ſehr beſtimmt auf ihr beſtändiges Verlangen, die Entfernung Irenens, und erklärte, daß ſie unter dieſer Bedingung, aber nur unter dieſer Bedingung bleiben werde; und dadurch wurde die Unterhandlung mit einem Kernfluche Fedor's für immer abgebrochen. Er zahlte ihr nun, ohne noch ein Wort zu verlieren, aus, was ſie nach der Erbeinrichtung ſeiner Familie von ſeinen Gütern zu fodern hatte, und zum Eintritt in's Kloſter bedurfte, und die Geſchwiſter ſchieden in ſchweigendem grollendem Unwillen, welcher nur im letzten Augenblick, als die Schlitten und das Geleit, die Martha in's Kloſter bringen ſollten, ſchon vorgeführt waren, in einen Ausbruch der alten gewohnten Zärtlichkeit überging, und mit einer langen Umarmung und tauſend Segenswünſchen von beiden Seiten endeten.

Von der ſcheidenden Schweſter fiel Fedor's Blick auf Irene, welche neben ihm ſtand und die neugierigen blitzenden Blicke dem Zuge nachſandte, und er ſprach: „Nun, meine Ireniaka, habe ich Niemanden mehr, als dich, nun aber zögere nicht länger. Nicht wahr? Morgen?“

„Wie?“ ſagte Irene, „hier in dieſer alten, engen dumpfen Räuberhöhle von einem Hauſe ſollte ich wohnen, als die Frau des reichen Bojaren Fedor Ivanovitſch? — Nein, Bojar, das geht nicht. Das muß erſt Alles hier anders werden, dieſe Decken höher, dieſe Fenſter größer, dieſe Zimmer weiter, dieſe Wände, dieſe Seſſel mit ſchönerer Stickerei verziert. Hier herum muß ein Bogengang laufen, hier müſſen ſchlanke Säulen ſteh'n, kurz man muß erſt einigermaßen anſeh'n können, wer darin wohnt. Ruf nur deine Leute herbei, ich will's ihnen ſchon ſagen, wie ſie's machen ſollen.“

Der Bojar ſah ſie kopfſchüttelnd an, rief aber ſeine Leute und befahl ihnen, mit Vorzeigung des Kantſchus, genau auf Irenens Anordnungen zu achten. Keiner von den Herbeſchiedenen hatte je einen Handſchlag der Arbeiten, welche jetzt vollſtandig von ihnen verlangt wurden, gethan oder geſeh'n; aber mit ſlaviſcher Gelehrigkeit hingen ſie an Irenens Munde und Bewegungen, welche ihnen Alles auf's genaueſte beſchrieb, und dabei mit einem kleinen Stabe Figuren in den Sand oder in die Luft zeichnete, und nach kurzer Zeit fingen ſie an, Werke zu Stande zu bringen, die ſie früher nicht einmal dem Namen nach kannten. Die Mägde löſ'ten die Decken von Stühlen und Ruhebetten, und ſchmückten ſie mit neuen ſchönern Stickereien, die Knechte fällten Holz, und zimmerten Stühle und Tiſche von gefälligeren Formen; andere behaueten Steine, und machten daraus Säulen, welche ſie im Hofe als Colonnade aufſtellten, oder ſchoben die niedrigen Decken der Zimmer in die Höhe, noch einige Balken oder ein Stück Mauer ihnen unterlegend. Irene war bei allen dieſen Arbeiten fortwährend gegenwärtig, wie ein Irrlicht, bald hier, bald dahin hüpfend, und mit ihren Worten und Zeichen Alles leitend, wie ein Zauberer ein Heer von Automaten. Und wo dieſer Zauber ja nicht mehr ausreichte, half ein anderer nach, der Kantſchu des Bojaren. Wer eine Arbeit, die ihm Irene übertragen, nicht genau zu ihrer Billigung vollendete, weil er ſie noch nie geſeh'n, ward geprügelt und mußte ſie zum zweiten Mal machen; gelang ſie zum zweiten Mal noch nicht, ſo ward er wieder geprügelt und mußte ſie zum dritten Mal machen, und ſo fort, bis Irene ihren Beifall ausſprach. Und ſo ward durch die vereinte Wirkung des Kantſchu's, ruſſiſcher, inſtinktartiger Fähigkeit, Beſchreibungen aufzufaſſen, und mechaniſche Arbeiten darnach zu bilden, und griechiſcher Lebendigkeit der innern Anſchauungen und Klarheit in Darſtellung des Angeſchauten, aus des Bojaren Schloß ein ſeltſames Gemiſch von joniſchem Luſthauſe und moskowitiſchem Winterſitz.

Selbſt den Winter hindurch hatte die Arbeit nicht ruhen dürfen, und als krachend das Eis der Wolga brach und der ruſſiſche heiße Frühling, wie mit einem Zauberhauche das dunkle ſaftige Grün und die weiße Blüthenpracht der Bäume, aus der Erde hervorblies, ſtand das Haus ſchon ſo verwandelt da, als wolle eben eine ſchöne auslandiſche Fee in dieſen Sitz, den ſie ſich in neckiſcher Laune zum Sommerpallaſt gewählt, einzieh'n. (Fortſ, folgt).

Feuilleton.

⁂ **Die unirten Griechen in Litthauen, Wolhynien** ꝛc. — Die Gazette de France vom 16. Nov. theilt über das Verhalten der ruſſiſchen Kaiſerin Katharina II. gegen die unirten Griechen, die ſich in Litthauen, Wolhynien, Podolien und der Ukraine befanden, u. a. Folgendes mit: „Katharina ſandte in die Dörfer ruſſiſche Geiſtliche und Biſchöfe, von Soldaten begleitet. Man verſprach den Bauern, daß ſie frohn- und ſteuerfrei ſein ſollten, wenn ſie ſich mit der ruſſiſchen Kirche vereinigen wollten. Konnte man ſie nicht durch Verſprechungen gewinnen, dann nahm man ſeine Zuflucht zur Baſtonade, zur Einkerkerung. Auf dieſe Weiſe machte man Proſelyten. Die Biſchöfe des griechiſchen Ritus gaben nicht nach, obgleich man ihre Güter confiszirte. Auch die geiſtlichen Gemeinſchaften leiſteten Widerſtand. . .‟ „Unter Alexander I. ſcheint der unirt-griechiſche Klerus nicht beunruhigt worden zu ſein. . .‟ Die Gazette gibt dann die Weiſe an, auf welche man gegenwärtig der ruſſiſchen Kirche das Uebergewicht in Polen zu verſchaffen ſucht. Sie führt u. a. aus dem „Univers religieux‟ das Schreiben von 54 litthauiſchen Pfarrern der unirten griechiſchen Kirche (v. 8. Sept. 1834) an ihren Biſchof Joſ. Siemazko an, worin ſie u. a. klagen, daß „das für ihre Kirchen zu Moskau im J. 1831 gedruckte Miſſale in einem Hauptpunkte, ihres Glaubensbekenntniſſes, nämlich in Betreff des Ausgehens des heil. Geiſtes, und in anderen Zuſätzen und Abänderungen‟ von dem ſeit länger als hundert Jahren bei ihnen rezipirten Miſſale abweiche, — gegen welche Neuerung ſie die Vermittlung ihres Biſchofes anſprechen. —

⁂ **Breslauer Bericht über die periodiſchen Meteornächte.** — Die preußiſche Staatszeitung v. 19. v. M. theilt aus „den Breslauer Zeitungen‟ einen Bericht mit, deſſen Weſentliches in Folgendem beſteht: In der Nacht vom 11. zum 12. v. M. von 9½ Abends bis gegen 4 Uhr Morgens konnten von 40 Sternſchnuppen die Anfangs- und Endpunkte verzeichnet werden. Vom 12. zum 13. geſtattete die Trübe der Atmoſphäre keine Beobachtung. — In der Nacht v. 13. bis 14. hellte ſich der Himmel erſt um 3 Uhr Morg. auf. „Nach allen Richtungen durchkreuzten Lichtmeteore das Firmament. Von 3 bis 6, alſo in drei Stunden, konnten wenigſtens von 146 beiläufig Ort und ſcheinbarer Lauf beſtimmt werden. Davon waren 4 heller und größer als Venus, 13 dem Jupiter vergleichbar, 30 wie Fixſterne erſter Größe. — Vom 14. bis 15. zeigten ſich die Meteore auch zahlreicher, als ſonſt wohl gewöhnlich; aber nicht zu vergleichen mit denen der vorhergegangenen Nacht. Von 7½ Abends bis gegen 5½ Morgens wurden 143 verzeichnet, worunter nur 2 wie Venus, 5 wie Jupiter und 8 wie Fixſterne erſter Größe. —

⁂ **Aelteſte Weisheit.** — Dr. G. H. v. Schubert in ſeiner kürzlich herausgegebenen Geſchichte der Natur meint zwar (Abſchnitt I.) „die Weisheit der älteſten Zeit ſei eine Weisheit der Tempel geweſen; ein überliefertes Gut, das einſt (? vor der älteſten Zeit) von einem beſonderen, hierzu angewieſenen Stande verwahrt und verwaltet worden.‟ Doch fügt er gleich darauf die treffende Bemerkung hinzu: „Wie wir in der Geſchichte der Einzelnen, mit Empfindung begabten Lebendigen bemerken, daß durch die anfängliche Hinbewegung des Bedürfniſſes nach der ihm nöthigen Sättigung das bewirkt werde, was wir Inſtinkt nennen; ſo iſt auch die erſte Hinbewegung des erkennenden Menſchengeiſtes nach einem ſeiner Natur verwandten Erkennbaren aus einem angeborenen Triebe hervorgegangen, der verſchieden von dem iſt, was wir Wille nennen. Jener inwohnende Inſtinkt oder Trieb des Geiſtes hat dem, in ſchneller, obwohl immer ſtufenweiſer Entfaltung, die Grundfäden alles eigentlichen Wiſſens gewonnen: des Wiſſens von einem allgemeinen Urſprung alles Seins und Werdens der einzelnen Dinge und von einem Geſetz des Bewegens dieſer Einzelnen hin nach dem Mittelpunkte alles Seins.‟ —

⁂ **Wirkung des Portfolio — im Orient.** — Das neueſte Heft des Portfolio (Nro. 33 v. 4. Nov. d. J.) liefert in ſeinem 41ten Artikel, überſchrieben: „Wirkung des Portfolio auf die Bevölkerung in der Türkei, in Circaſſien und Georgien,‟ ein Schreiben aus Conſtantinopel vom 20. Sept. d. J., worin gemeldet wird: „Der Eindruck dieſer Sammlung im Oriente ſei groß; in Conſtantinopel liefen geſchriebene türkiſche Ueberſetzungen derſelben um; ein Heft ſei auch in's Georgiſche überſetzt und nach Tiflis geſchickt worden.‟ Dieß iſt wohl die erſte europäiſche Zeitſchrift, welche unmittelbar auf das orientaliſche Leben einwirkt. —

⁂ **Phyſiologie von Azais.** — Herr Azais, ſchon bekannt durch eine große Zahl philoſophiſcher Schriften, hat dieſelbe in dieſen Tagen noch vermehrt durch eine *Physiologie du bien et du mal, de la vie et de la mort, du passé, du présent, de l'avenir.* (1 Bd. 5 Fr.) —

⁂ **Preisvertheilung im *Conservatoire de musique* zu Paris.** — Am 20. vor. M. fand im Conservatoire de musique zu Paris die jährliche Preisvertheilung ſtatt. Herr v. Gasparin, der Miniſter des Innern, hielt bei dieſer Gelegenheit eine Rede, in welcher er u. a. den Mangel an ſchönen Stimmen beklagte und die Urſache deſſelben in der Seltenheit der muſikaliſchen Gymnaſien — und für Italien in der Unterdrückung der Kapellen zu finden glaubte. Man freute ſich, von ihm zu vernehmen, daß mit Nächſtem wieder eine muſikaliſche Kapelle errichtet werde. Indeſſen möchte der Mangel an guten Stimmen wohl noch andere, tiefer liegende Gründe haben, als den Mangel an muſikaliſchen Inſtituten. — Die 2 erſten Compoſitionspreiſe erhielten Xav. Boiſſelot von Montpellier und Bezozzi von Verſailles. —

⁂ **Die botaniſche Geſellſchaft zu London** hat am 17. d. M. eine Sitzung gehalten, worin lebhaft der Wunſch ausgeſprochen worden, daß auch die Hauptſtadt Großbritanniens einen ihrer würdigen botaniſchen Garten erhalten möge. Herr Irving bemerkte, daß ſich 1,500 Pflanzenarten im Königreich finden, unter denen alle in Schweden und Lappland, ferner ungefähr ¾ der (2,000) in Deutſchland, ⅓ der (4,000) in Frankreich wachſenden ſich befinden. —

Druckfehler in Nro. 289. — Spalte 1, Zeile 2 von unten lies ſlaviſchen ſtatt ſclaviſchen, und Sp. 7 im Feuilleton Z. 9 l. Autoritäten ſt. Notorietäten. Auch gehört der auf Sp. 8, Z. 8 bis 13 verirrte Satz: der National . . . geleiſtet haben an das Ende der Sp. 7 befindlichen Notiz: Londoner Handwerker-Verein, nach den Worten zu verbreiten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 291. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 8. December.

Der Dichter.

An

Friedrich Rückert.

Wem nicht im Herzen lauſchet
Des Weltengeiſtes Ohr,
Dem wird es nicht berauſchet,
Säng' auch ein Engelchor;

Dem mögen Vögel ſingen,
Dem mögen Blumen blüh'n,
Dem mögen Quellen ſpringen,
Sein Herz wird nicht erglüh'n.

Der Dichter nur kann ahnen
Die Weltenmelodie,
Und kann die Andern mahnen,
Doch fühlen ſie es nie.

Und kann die Andern ſpinnen
In goldne Netze ein;
Doch werden ſie darinnen
Es halten nur für Schein.

Er ſchmückt mit Gold die Sterne,
Und wirkt der Wolken Kleid;
Er zaubert nah das Ferne
Und zaubert Nahes weit.

Er ſieht aus Schneeesflocken
Die Blumen auferſtehn,
Und kann die grünen Locken
Im Reif der Baume ſehn.

Er rauſchet in die Saiten,
Bis ſich der Frühling ſchmückt,
Und mit den Herrlichkeiten
Die ganze Welt entzückt.

So iſt im Weltgetriebe
Der Dichter hochgeſtellt;
Er hegt und trägt nur Liebe,
Wohin ſein Auge fallt.

Es bleichen Gold und Seide —
Des Konigs Ruhm und Glanz —
Vor ſeinem ſchlichten Kleide
Und ſeinem Lorbeerkranz.

Ludwig Wihl.

Entdeckungen über die Entdeckungen unſerer neueſten Philoſophen.

Ein Panorama in fünfthalb Acten, mit einem Nachſpiel, von Magis Amica Veritas. Bremen, bei Geisler. 46 S. in 8.

Die lauteſten, man muß wohl ſagen, die ſchreiendſten unter den Philoſophen von Profeſſion ſeit Kant haben ſich vor dem Publikum als Univerſitätslehrer und als Schriftſteller ſo betragen, daß endlich daraus ein allgemeines Mißtrauen, laue Gleichgültigkeit, ja Widerwille gegen die Philoſophie ſelbſt entſtehen mußte. Wie geduldig iſt Deutſchland! So oft von 1790 an der auf die Lehrkanzel einer außerordentlichen Profeſſur kaum aufgeſchwungene Candidat oder Magiſter Philoſophiä das Sprachrohr tüchtig anſetzte, um ſich als den neuen Meſſias der Allwiſſenſchaft (der Philoſophie ohne Beinamen) anzukündigen wagte, ſo lauſchte, horchte, wartete, harrte die geſammte wißbegierige Leſewelt, wie das Außerordentliche des Außerordentlichen endlich erklingen und mit einem Schlagwort über die uralten Räthſel, nämlich die vom Zuſammenhängen Gottes mit der Welt und des ſelbſtbewußtwerdenden Geiſtes mit der bewußtloſen Materie, den letzten Ausſpruch einmal für immer ausſprechen würde.

Klug genug verſetzten ſich dieſe Außerordentlichen alſogleich zum Voraus in das unermeßliche ewige Vacuum, in welches jede Phantaſie, ſo viel ſie will und vermag, hineindichten kann, in das Abſolute, wo Urgrund und Ungrund, Sein und Nichtſein Einerlei iſt, je nachdem der Hokuspokusſpieler die Hand umdreht.

Kaum fand der Eine in ſich ſelbſt das abſolute Ich, ſo ſtahl ihm der Andere dieſe allesenthaltende Sylbe noch bei'm Ausbrüten vom Neſte weg und gackerte bald ſo, wie wenn ſein Gehirn die Eierſchale der Weltſeele geworden wäre, die alle Augenblicke durchbrechen möchte. Aber es brach nichts los, ſeit 40 Jahren bis auf dieſen Tag, als von Zeit zu Zeit wiederholte Zuſicherungen, daß der Stein der Weiſen nirgends, als bei ihm, dem Zauberer, liege, und daß, wer dies nicht glaubt, ein Dummkopf iſt all ſein Lebenlang. Denn mit Schimpfwörtern alle Mitphiloſophen niederzuſchlagen, war titaniſch, die Bäume aber mit den Wurzeln aufwärts, überhaupt Alles, was auf den Füßen ſtand, auf den Kopf zu ſtellen, und von allem Herkömmlichen ſtracks das Gegentheil zu behaupten, dies war das ganze Arcanum der ſpekulativen Erfindungskunſt, der neuen Herkuleſſe würdig.

Bisweilen allerdings kam durch dieſes Revolutionsmanoeuvre auch ein langunterdrückter Gedankenkeim mehr an's Tageslicht; aber er durfte nur wie eigene Erfindung erſcheinen. Denn „verflucht ſei, wer vor uns erfunden hat, es ſei Spinoza, Leibnitz oder Kant; und Niederträchtigeres gibt es nichts, als wenn man dem ſpekulativen Kraftgenius Erfahrungsſtudien und mathematiſche Phyſik zumuthen wollte, worin die Außerordentlichen ein ſchlechtes Examen gemacht haben würden.“ Mit ihren wortreichen und ſachleeren Papieren ſpeculirten ſie, ſo lang die deutſche Leichtgläubigkeit Credit gab, glücklicher, als in den ſpaniſchen Staatspapieren Mendizabal's.

Nichts wurde aus der ganzen Idealnaturphiloſophie, beſonders von der lieben akademiſchen Jugend, leichter begriffen. „Jeder von Ihnen, meine Herren, hat alle Wiſſenſchaft in ſich ſelbſt; wohlverſtanden, daß ſie nur durch Ruf — für den güldenen Ehrenſold hervorgelockt werden kann.“ Muß nicht am Ende doch Alles aus dem Bewußtſein kommen? Es muß alſo auch Alles zum voraus darin wie eingeſchachtelt liegen. Wer keck hineinträgt, kann jede Staatstheorie und ſelbſt jede Kirchentheologie, wenigſtens präfigurirt, urbildlich daraus hervorholen. Wenn alles fehlt, ſo muß die protegierte Orthodoxie doch, nebſt dem abſolutiſtiſchen Naturrecht, ſchon antediluvianiſch darin gelegen haben. Daher gibt es jetzt ſchon, dort ein nur heidniſches, hier ein chriſtliches Bewußtſein; wer weiß, ob nicht einſt ein türkiſches, ein ruſſiſches. Wer will, beruft ſich auf ſein pantheiſtiſches Bewußtſein; und wer darf über ihn urtheilen, wenn er Prädeſtination, Trinität und Erbſünde darin findet, und, obgleich ganz andere Begriffe, doch die altklingenden Syſtemsworte aus dieſem dunkeln Schacht zur Empfehlung ſeiner Alleinphiloſophie zu Tage fördert.

Wahr iſt's; die liebe Jugend hat jetzt meiſt nur ein bis in ihr Gymnaſialleben oder, wenn's hoch kommt, bis zum Jahre 14 bis 15 dieſes Freiheitſeculums zurückreichendes Bewußtſein, und daß man im nächſtvorigen Jahrhunderte durch Eintracht zwiſchen Wiſſenſchaft und Regierungskunſt Vieles jetzt aus den Händen verlorene ſchon wacker in's Leben gebracht hatte, davon hört man nur noch wie von einer aufklärriſchen Mythe.

Zu allem Unglück entwickelte Zeit und Zufall, oder die bekanntlich zur Nothwendigkeit werdende Freiheit, aus der Hauptſchule ſelbſt das Skandal einer Seitenſpaltung. Die herrnhuteriſche Atheismusjagd, die kluge Vorſicht der gewitzigten Univerſitätskuratoren, welche ſich die Außerordentlichen und oft allzu Unordentlichen nicht als ordentliche Profeſſoren fixiren oder aufbürden wollten, und zuletzt die den alten Kamaſchendienſt zertrümmernde Überraſchungsſchlacht auf den Jenaer Höhen, zerſtreute aus dem ſich ſelbſterhaltenden Muſenſitze die romantiſchen und die naturphiloſophiſchen Spekulanten, um nahrungsreichere Gegenden zu ſuchen. Die Weltſeele entfaltete ſich als Reformerin der Medicin und bald, da die Praxis im Julius-Hoſpitale ſie allzuungefällig widerlegte, in die höhere Potenz einer aprioriſchen Kunſtkennerin, die vor aller Anſchauung infallibel geworden war.

Indeß nährte der Pylades, den bisher Squenz nur wie eines der wappenſchützenden Seitenthiere zum Loslaſſen gegen Fichte, Reinhold, Jakobi, Bardili u. a. brauchbar gehalten hatte, nicht nur ſein eigenes liebliches Phänomenon von der ſoliden Hausmannskoſt des fränkiſchen Merkurs, ſondern fand ſogar, daß die ganze Phänomenologie von der nichtphantaſierenden Philoſophie in ihren Vorhof, oder, weil ſie alles Wiſſens Königin iſt, aus ihrer Antichambre heraus verwieſen werden müſſe. Er fand nämlich recht gut, daß das Philoſophieren ſelbſt nur mit Begriffen und Ideen ſich zu beſchäftigen habe, alſo auch nur dort beginne, zu dem unreinen, räthſelhaften Getümmel der ſubjectiviſch-objectiven Vorſtellungen, aber ſich nicht ohne vielerlei Gefahr und Noth herablaſſe. Vergeblich erſchien alſo mit einemmal alle das immer fruchtlos gebliebene, naturidealiſche Bemühen, eben jene Vorſtellungswelt mit der Geiſteswelt in Zuſammenhang zu bringen. Was half es, beide, wie man ſagte, zu verſöhnen oder trotz aller Entzweiung kurzweg für Abſolut-Eines zu erklären? Somit war durch die Phänomenologie und realideale Logik, wenn die Leute dieſe Entwirrung allmählich verſtehen lernten, Alles, was die Weltſeele indeß durch Indifferentiiren und Identificiren ſchöpferiſch bearbeitet, und durch den endloſen Umtauſch von Objectſubject und Subjectobject zur Schau und zum Kauf ausgeſtellt hatte, gänzlich überflüſſig. Durch den unerwünſchten Freundesdienſt der bambergiſchen Phänomenologie verſchwand das endlos wiederholte ſubjective Objectiviren, worin die ganze philoſophiſche Weisheit beſtehen ſollte, als eine leicht zu beantwortende bloße Vorfrage, über welche man ſeit Kant mit feſtem Fuße hatte wegſchreiten ſollen, um in Begriffen und Ideen erſt ſo eigentlich das Philoſophieren zu beginnen. (Schluß f.)

Wanderungen durch Avignon.

(Fortſetzung).

Die berüchtigte Glacière war die nächſte der Ruinen, die wir nun beſichtigten. Man denke ſich parallel mit dem

Eingang, der gegen die Rhone Front macht, nach Süden einige dachloſe viereckige Thürme und dicke Mauern, zum Theil geſprengt, mit tiefen Precipicen außen und innen. Der Thurm der Glacière zeichnet ſich ſchon von weitem durch ſeine weiße Farbe aus. Der Concierge führte uns im Innern auf eine geſchloſſene Wölbung, wo gegen die Mitte ein längliches Loch in eine ſchaurige dunkle Tiefe geht. War nun dieſes der Eiskeller der Päpſte, oder befand er ſich neben dem Thurm, und brauchte man dieſen nur zu dergleichen Executionen, kurz, der Concierge erzählte wiederum ſehr ernſthaft, doch gelaſſen, während ſein Schlüſſelbund eine Art Kettenmuſik hervorbrachte: hier über ihrem Eiskeller hatten die Päpſte vornehmen Perſonen, deren Execution ſie nicht an's Tageslicht bringen wollten, die Köpfe abſchlagen und in die Tiefe werfen laſſen; der unkenntliche Rumpf ſei ſorglos den Henkern zur Beerdigung überlaſſen worden. Bleibe dieſes dahingeſtellt, obgleich bei den Hiſtorikern nichts davon zu finden iſt. In der franzöſiſchen Revolution dagegen, dies iſt aktenmäßig, wurde die Glacière ein Ort der ſchauderhafteſten Verbrechen. Jourdan mit dem Beinamen Coupe-tête war kaum mit ſeinen „braves brigands" zu Avignon angekommen, daß der päpſtliche Legat eiligſt verließ, als ſich am 16. October 1791 in der nun gänzlich verſchwundenen Kirche der Franziskaner ein Auflauf bildete. Leſcuyer, ein Mitglied der proviſoriſchen Verwaltung, das die Collegen ſich zum Opfer erſahen, wurde angeklagt, eine abhanden gekommene Kiſte mit Prezioſen unterſchlagen zu haben. Er will ſich vertheidigen, kann aber vor dem Tumult und dem Geſchrei wüthender Weiber nicht zu Worte kommen. Man reißt ihn endlich vom Stuhl und ſchlägt ihn mit Seſſeln und Stuhlbeinen todt. Dieſer Mord wird das Signal zu den ſchrecklichſten Unordnungen. Sogleich läuten die Brigands die Sturmglocke und ſchließen die Thore der Stadt; eine Menge ausgezeichneter Perſonen und Familien werden verhaftet und auf's Schloß geſchleppt; noch in derſelben Nacht bluten ſechzig Unglückliche jedes Alters, von den Säbelhieben und Eiſenzangen der entmenſchten Böſewichter verſtümmelt; ſo gequält und zerriſſen, werden die halbentſeelten Schlachtopfer durch's Loch 100 Fuß tief in den finſtern Thurm geworfen und am folgenden Tage nur mit Kalk und Steinen bedeckt. Mainville, der Sohn eines reichen Kaufmanns zu Avignon, Tournac und Düprat der alteſte wurden von der öffentlichen Stimme verklagt; er hatte den Vorſitz bei den ſchauderhaften Metzeleien geführt; der Richter Raphel hatte die Namen jener Unglücklichen verzeichnet, ſummariſche Verhöre vorgenommen und das Todesurtheil geſprochen; ein Apotheker eilte, unter die Henker einen berauſchenden Trank zu vertheilen, der ſie noch blutdürſtiger machte. Von den Unmenſchen zeichneten ſich Jourdan und der junge Leskuier, kaum 15 Jahre alt, am meiſten aus. Die Meuchelmörder ließen den Boden des Thurmes dielen und hofften dadurch alle Spuren der Gräuel zu verwiſchen; allein einige Gefangene entkamen und klagten ſie an. Verhaftungen folgten, doch nicht lange darauf erſchien die allgemeine Amneſtie. Mainville, der ſich ſogleich in Paris ſelbſt vertheidigte, fand ſpäter erſt den verdienten Lohn; durch eine reine Zufälligkeit, und keineswegs wegen der in Avignon ausgeübten Verbrechen, beſtieg er unter ſo vielen Opfern der Revolution die Guillotine; noch unter ihrem Meſſer trällerte er die Siegeshymne der Marſeillaiſe!

Aus dieſem Schauderorte, den ein geeignetes Dunkel umhüllt, führt eine Thür über Steintrümmer zu der nur noch in roher Bekleidung von Mauern und Spitzgewölben ſtehenden Salle des Perinquiseurs. Eine Thür, den Eintretenden gegenüber, zeigt den Eingang, den, nach Angabe des Concierge, die Angeklagten aus dem fernen Gefängniſſe die verſchiedenen nun offenliegenden oder zerſtörten Treppen und Gänge herauf nehmen mußten. — hier iſt Alles düſter, grau, ſchweigſam; der Blick hinaus in die Tiefe der Ruinen und Gräben zwiſchen Schloß, Stadt und Landſchaft, macht Schwindel. Wir traten in's Innere zurück. Unterm blauen Himmel, vom Tageslicht etwas erhellt, öffnet ſich eine geſprengte ovale Kuppel in einen ſchaurigen ſonſt vermauerten Abgrund, der kein Tageslicht zuließ. „Hier," ſagte der Concierge, „verhallte das Jammergeſchrei der Gequälten. — Sie ſehen in dieſem Verſchluß die Folterkammer der Inquiſition; unten werden Sie noch eine Art Kamin erkennen; es war die Eſſe, wo die Eiſen geglüht wurden, mit denen man die Ketzer zwickte."

Wir kletterten nun über brüchige Mauerreſte, die Feigengeſträuch umwuchert, auf dem Rücken einer der Kerkerwände zu einem geſchichtlich berühmten Verließ, das als eine offene geſprengte Tiefe ſich zu den Füßen des Wanderers aufthut. Hier unten ſaß, nach der Verſicherung des Führers, der römiſche Tribun Rienzi, der einſt Petrarch ſo tief rührte, als er, von Soldaten geführt, bleich und niedergeſchlagen durch den Schloßhof in ſein Gefängniß wanderte, nach dem allzu kurzen Traume von der erneuerten Größe Roms. Dieſe Scene wirkte ſo mächtig auf ihn, daß er den merkwürdigen anonymen Brief ſchrieb, der von Gluth und Begeiſterung für die alte Herrſcherin der Welt ausſtrömt. Es wird die Leſer wohl nicht langweilen, den Inhalt dieſes lateiniſchen Briefes in einer abgekürzten Überſetzung zu erhalten.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

*** **Bildung eines Vereines deutſcher Verleger und eines deutſchen Leſezirkels in Paris.** — Im Buchhändler-Börſenblatte vom 25. November proponirt Herr Schmidt, Profeſſor der Mathematik in Paris, die Gründung eines Vereins deutſcher Verleger und eines deutſchen Leſezirkels in Paris; der Verein würde, wenn ſich bis Januar 1837 250 deutſche Verleger bereit erklären, in der bezeichneten Zeit in's Leben treten. In dieſem Falle macht ſich Hr. Schmidt verbindlich, zur Garantie die Summe von 10,000 Frk. bei einem dortigen Notar zu deponiren; die dem Verein beitretenden deutſchen Verleger hätten von ihren neueſten Verlagsartikeln ein Gratisexemplar an den Commiſſionär des Herrn Schmidt in Leipzig zu ſenden; und die für Paris anzukaufenden Bücher (gegen gleich baare Zahlung) mit einem Rabatt von 33⅓ % und einem Freiexemplar, bei 10 verkauften, abzulaſſen; in dieſen Kreis werden auch journaliſtiſche Publikationen gezogen; die gratis eingeſandten Exemplare werden in dem zu errichtenden Leſezirkel zu allgemeiner Bekanntwerdung des Pariſer Publikums ſo lange aufgelegt, als der Verleger Mitglied des Vereines iſt. Nachdruck iſt jedoch von allen dieſen Beſtimmungen ausgeſchloſſen. — Es wäre im Intereſſe der deutſchen Schriftſteller und rechtlichen Buchhändler ſehr zu wünſchen, daß das projectirte Unternehmen zu Stande käme.

⁂ Aktiengeſellſchaften, neues Luſtſpiel und Pfennigmagazin in Rußland. — Aus einem ausführlichen Correſpondenzberichte von Petersburg an die Redaktion der Blätter für literariſche Unterhaltung erſehen wir u. A., daß „in neueſter Zeit die Aktiengeſellſchaften für die verſchiedenartigen ſocialen Lebensverhältniſſe auch in Rußland ſich ſchrecklich vermehren. Auch dort greift unter den vermögenden Ständen die Manie immer mehr um ſich, bei den ſehr beſchränkten Prozenten, die die Regierung gewährt, bei dem gänzlich zerſtörten Privatcredit, gelockt von den täuſchenden Hoffnungen großen Gewinnes, in dieſen Aktienetabliſſements die baaren Fonds anzulegen.“ — Wir erfahren ferner, daß „ein neues ruſſiſches Originalluſtſpiel in 5 Aufzügen: der Revident, (von Hrn. Gogel, einem jungen ruſſiſchen Literaten) ſeit einigen Wochen erſt auf die Bühne gebracht, die Durchgeißelung der Beamtenkaſte für ihre, ſich dort leider noch ſehr bei den Behörden im Schwunge erhaltende Beſtechlichkeit (sic) zur Tendenz habend, — ſich des ungetheilten Beifalls des Petersburger Publikums erfreut. Dreimal in jeder Woche zur Vorſtellung gebracht, ſind die weiten Räume des Alexandra-Theaters doch jedesmal gedrängt voll. . . Dem Verfaſſer gebührt unſer inniger Dank dafür, — bemerkt der Hr. Berichterſtatter, — daß Hr. Gogel ein Gebrechen unſeres Juſtizweſens, welches daſſelbe noch durchgängig beherrſcht, die Beſtechungs- und Erkaufungsſucht der Beamten (sic), — auf die Scene gebracht hat.“

Vom ruſſiſchen Converſationslexikon iſt jetzt der 5. Band ausgegeben worden, der jedoch den Buchſtaben B. noch nicht erſchöpft. — Seit der Mitte des vor. Jahres erſcheinen auch Pfennigmagazine in Rußland (2 zu Moskau), und das ruſſiſche Publikum fängt an, ihnen eine immer geneigtere Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

⁂ Bridgewater's-Abhandlungen. — Bekanntlich hat der Herzog von Bridgewater bei ſeinem im Jahre 1829 erfolgten Tod 200,000 Franken ausgeſetzt, welche unter die Verfaſſer der Werke vertheilt werden ſollten, in denen die Verhältniſſe zwiſchen den Werken der Schöpfung und der Macht und Güte des Schöpfers auf das Beſte anſchaulich gemacht würden. Der Präſident der königl. Geſellſchaft von London, deſſen Urtheil der Erblaſſer die Sache anheimgeſtellt, beauftragte acht Gelehrte, Werke in dieſem Sinne zu ſchreiben. So entſtanden die Schriften: 1) von Th. Chalmers, über die Verhältniſſe der äußerlichen Dinge zur ſittlichen und geiſtigen Beſchaffenheit des Menſchen; 2) von J. Kidd, über die Verhältniſſe der Außenwelt zur phyſiſchen Beſchaffenheit des Menſchen; 3) von W. Whewell, über Aſtronomie und allgemeine Phyſik; 4) von Ch. Bell, über die Hand, ihren Mechanismus ꝛc.; 5) von P. M. Roget, über die thieriſche und pflanzliche Phyſiologie; 6) von W. Kirby, über die Geſchichte, die Sitten u. Inſtinkte der Thiere; 7) von W. Prout, über die Chemie, Meteorologie und die Funktionen der Verdauung. — Dieſe Werke ſind unter dem allgemeinen Namen „*Bridgewater's treatises*“ in Umlauf gekommen. Die achte in dieſer Sammlung noch fehlende Schrift iſt nun auch erſchienen; es iſt Buckland's Geologie und Mineralogie, die ſich vortheilhaft dadurch bemerklich macht, daß auch die neueſten Entdeckungen, wie z. B. die des Dinotheriums ꝛc., darin zur Sprache gebracht ſind.

⁂ Philoſophiſche Concurs-Aufgaben. — Der königl. Rath des öffentlichen Unterrichts in Frankreich hat zur Bewerbung um ſechs Stellen von Aggrégés de Philosophie für 1837, Plato's Republik und die Metaphyſik des Ariſtoteles als Gegenſtände einzureichender Ausarbeitungen bezeichnet, und die Hauptpunkte angegeben, welche hierbei zu berückſichtigen ſind. Auffallend hierbei iſt nur die eingeflochtene Bemerkung, daß „das 12te Buch jener Metaphyſik die Theodicee des Ariſtoteles enthalte.“ Wir wollen glauben, daß dies nur ein Druckfehler iſt, und daß in der Urſchrift ſtatt Theodicee — Theologie zu leſen. Wenn übrigens die Aufſtellung jener Themata den königl. Unterrichtsrath ehrt, ſo liefert ſie zugleich auch den erfreulichen Beweis, daß das Studium der Philoſophie bei der franzöſiſchen Jugend bedeutend in Aufnahme gekommen, da ihr ſonſt ſo ſchwere Aufgaben nicht geſtellt werden könnten.

⁂ Partei-Zeitungs-Lügen. — Was von Worten, ſelbſt von gegebenen, in der literariſchen und politiſchen Welt zu halten ſei, iſt, leider! nur ſchon zu bekannt. Aber die Worte, ſelbſt die einfachſten, unſchuldigſten, ſind ihrer Natur nach ſchon etwas zweideutig. Die harten, ſtrengen, jungfräulichen Zahlen hingegen ſollten doch wohl unangetaſtet bleiben, wenn überhaupt noch die Menſchen ſich verſtehen und verſtändigen wollen. Wie arg indeß auch die ehrlich-geſichtigen Ziffern mißbraucht werden, davon gibt u. a. die Gazeta von Madrid ein trauriges Beiſpiel. Es iſt ihr nämlich nachgerechnet worden, daß ſie bis zum 8. October d. J. 314,488 Karliſten auf dem Schlachtfelde bleiben, und 66,333 gefangen nehmen läßt; dabei wurden 307 Schlachten geſchlagen, von denen 279 die völlige Niederlage der Karliſten zur Folge gehabt. Erobert wurden 43,221 Flinten!

⁂ Der Violiniſt Haumann aus Paris hat kürzlich in Berlin zwei Concerte gegeben. Die dortige Staatszeitung (vom 27. Nov.) ſagt von demſelben: „Herr Haumann iſt der Erſte, der von den Kennern und ausübenden Künſtlern, was das gediegene Spiel und die Redlichkeit des Vortrags betrifft, ſogar über Paganini geſtellt wird. Ein Beifall, wie er ſonſt kaum der beliebteſten Sängerin zu Theil wird, folgte nach jedem einzelnen Stücke, und zuletzt ſteigerte ſich der Enthuſiasmus bis zu dem vielfach wiederholten Rufe: „Hier bleiben!“

⁂ In Beziehung auf mediciniſche Doctorwürde in Frankreich iſt daſelbſt eine neue Frage vorgekommen. Eine gebildete Frau, welche bereits als Geburtshelferin angeſtellt war, hatte ſich, um ihre mediciniſchen Studien zu vervollſtändigen, zuerſt bei der Ecole de médecine zu Paris, und dann bei der Ecole de médecine zu Montpellier gemeldet, um dann über den Beſuch der Vorleſungen die gehörigen Zeugniſſe zu erlangen, und die nöthigen Prüfungen zu beſtehen, und um endlich die Erlaubniß zur mediciniſchen Praxis und ſelbſt die Doctorwürde zu erlangen. Beide Fakultäten haben abſchlägige Entſcheidung gegeben, wegen Neuheit des Falles. Zufolge dieſer doppelten Zurückweiſung hat die Candidatin, indem ſie ſich auf die Univerſitätsſtatuten beruft, welche keine entgegentretende Vorſchrift enthalten, an den Miniſter des öffentlichen Unterrichts appellirt.

⁂ Plan zu Gemeindebibliotheken für ganz Frankreich. — Dem Vernehmen nach beabſichtigt der Miniſter des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, zu veranlaſſen, daß nicht nur jede Stadt, ſondern überhaupt jede Gemeinde eine kleine Bibliothek zu eigen erhalte, welche aus den Elementarbüchern für alle Gewerbthätigkeiten und Künſte, ſo wie aus den beſten Moral- und Religionsſchriften beſtehen ſoll. Die Koſten dazu ſind auf zehn- bis zwölfmal hunderttauſend Franken angeſchlagen, und ohne Zweifel werden die Kammern die erforderlichen Fonds gewähren.

⁂ Oeſterreichiſche Proteſtation gegen königlichen Abſolutismus. — Aus Friedr. Forſter's aus den Quellen geſchöpftem Werke: „Die Höfe und die Kabinette Europa's im XVII. Jahrh.“ erſehen wir, daß das Wiener Kabinet im Jahre 1709 dem König Ludwig XIV. von Frankreich Vorwürfe wegen ſeines Abſolutismus gemacht. Es ſuchte ihm darzuthun, daß die franzöſ. Reichsſtände wieder hergeſtellt werden müßten, damit der König in Zukunft keinen Krieg ohne ſie unternehmen, keine Steuern ohne ihre Zuſtimmung erheben könne u. ſ. w.

⁂ Kunſt. — In Rauch's Atelier, welches dem Publikum jetzt geöffnet iſt, ſieht man das Thon-Modell des Monumentes, welches die Stadt Nürnberg ihrem Albrecht Dürer durch Rauch errichten läßt.

⁂ Von dem Kupferſtecher Eichens iſt eine Platte nach Leſſing's Huſſitenpredigt zu erwarten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 292. 1836.

Phönix.

Freitag, 9. December.

Die Schutzengel.*)

Wie ſtill iſt's in der armen Leute Haus!
Nun bläſ't der Wind das einz'ge Lichtchen aus,
Das ohnehin trübſelig g'nug gebrannt.
Wer hält dabei ein Weihnachtsfeſt gekannt?
Und doch iſt's ein's, wenn auch am kahlen Heerd
Nur Jammer hier ſich ſelbſt zu Chriſt beſcheert.
Der Hütte nackte Wände ſeh'n hinein
Auf Noth und Lieb', und bergen, wie ein Schrein,
Wie ein getreuer Sarg, vor'm Neugierblick
Der Außenwelt, der Ältern Mißgeſchick.
Die Dunkelheit hat's redlich auch gemeint,
Indeß der Vater krankt, die Mutter weint.
Die Kinder friert's. Kein Köhlchen glimmt, kein Reis
Iſt in der Kammer, — — an den Fenſtern Eis!
Gott half ſchon Manchem über Nacht aus Noth; —
Vielleicht beſcheert er über Nacht hier — Brot!
Die Gläub'ger nahmen grad' das Letzte heut',
Die Decken ſelbſt; — nur Stroh liegt noch zerſtreut.
Der Vater ſucht's im Dunklen, legt's zu Hauf,
Und bettet ſorglich dann die Kinder d'rauf: —
„Der heil'ge Chriſt behüte eure Ruh'!
Schlaft, unſre Herzen decken warm euch zu.“ —
Die Mutter ſchlingt um beide treu den Arm,
Des Vaters Odem hält die Schläfer warm;
So wird die lange, bange Nacht durchwacht,
Bis daß der Tag anklopft in heitrer Pracht.

* * *

Und als die Sonne mild durch's Fenſter grüßt,
Und freundlich beider Kinder Stirnen küßt,
Da ſpricht zu ſeinem Weib' der arme Mann:
„Die Sonne macht's in Treu', ſo gut ſie's kann;
Vertritt bei unſern Kleinen Mutterſtell',
Und tränkt die Durſtigen aus ihrem Quell,
Und ſpeiſ't die Hungernden mit ihrem Licht,
Und wärmt im Schlafe ſie, und weckt ſie nicht;
D'rum, — denk' ich, — laß uns beide ſuchen geh'n,
Ob wir das Mitleid auch bei Menſchen ſeh'n.
Was meinſt du, daß wir's finden, wann und wo?
's iſt heut ja Chriſttag; da iſt Jeder froh!
So lang' wird ihnen Sonne — Mutter ſein. —
Komm! hilf mir krankem Mann empor vom Stein.“

Und ſorglich hebt das Weib ihn auf vom harten Bett';
Die Kinder ſchlummern fort auf ihrer Lagerſtatt',
Dem Bißchen Stroh, durchwärmt vom Älternleib.
Dann führt den kranken Mann hinaus das treue Weib.

* * *

Sie ſchritten auf dem Waldweg immerzu;
Sie hatten beide keine Raſt noch Ruh',
Bis endlich ſie durch eine Lichtung ſah'n
Die Stadt, ach, noch ſo fern! — Zwei Fremde nah'n.
Jetzt an der Ältern Seite ſind ſie, beid'
Mit Augen ohne Licht, doch feucht von Leid,
In falt'gen Kleidern, wie ein Prieſter trägt,
Da rings der Sturm blies, — beide unbewegt,
Barhauptig beide, und gelockumwallt,
Wie Greiſe ernſt, wie Jungfrau'n von Geſtalt.
Die armen Ältern ſtanden vor den Zwei'n,
Und blickten, ſtaunend, wer die Fremden ſei'n;
Und ſprachen's, ſchamgepreßt, nur leiſe aus:
„Zwei Kinder frieren, hungern uns zu Haus.“ —
Darauf die Zwei: „Wir helfen wahrlich gern;
Doch, zu gewähren, ſteht nur bei dem Herrn!
Wollt ihr zu ihm, wir leiten, führen euch
Vor ſeinen Stuhl, und an ſein — Herz ſogleich.“

---

*) Vorgetragen am 8. Decbr. in der erſten, zur Feier der Heimführung Ihrer königl. Hoheit der Prinzeſſin Eliſabeth von Preußen durch Se. Hoheit den Prinzen Carl von Heſſen und bei Rhein, veranſtalteten Abendunterhaltung des Vereins für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt in Darmſtadt.

Die Ältern nun beſannen ſich nicht lang
Und traten gläubig an den harten Gang;
Ein Jeder von den Fremden nahm bedacht
Je ein's zur Hand, bis ſie zur Stell' gebracht.

* * *

Und als ſie kamen in des Herren Haus,
Da ſtreckte Er die Arme liebend aus.
Und als ſie ſanken vor des Ew'gen Thron,
Sprach Er: „Ich weiß, um was ihr bittet, ſchon.
Wenn Liebe bittet, gibt ja Liebe gern.
Ihr kamt wahrhaftig an den — rechten Herrn!
So ſeid willkommen hier und reich bedacht,
Die ihr das Herz zum warmen Pfühl gemacht.“

Nun hob er auf ſie, ſchloß ſie an ſein Herz;
Göttlich durchrann ſie jetzt ihr Erdenſchmerz;
Der Kinder dachten ſie und — ſah'n ſie jetzt
Fortſchlummernd beide, warm und unverletzt;
Sie ſahen in der Schläfer Träum' hinein,
Sah'n von ſich ſelber d'rin den Wiederſchein,
Sah'n ob den Kindern ſchützend jene zwei,
Die ſie hierhergeführt in Gottes Mai;
Und bebend blickten ſie zum Herrn hinan,
Der aber ſprach: „Hab' ich's zu Dank gethan?
Fällt doch vom Haupt kein Haar, ſo ich nicht zähle!
Zuckt doch kein Schmerz in eines Menſchen Seele,
Den ich nicht fühle! Seht, ſie ſchlafen ſüß,
Und haben, d'rin ihr ſeid, — das Paradies!
Ja, euren Augen, treue Eltern, trau't!
Denn jene Engel, die ihr jetzo ſchau't, —
Die Todesengel, die hierher euch brachten, —
Schutzengel ſind's für ſie, getreue Wachten,
Unſichtbar werden ſie zu euren Kindern ſteh'n,
So lang ſie pilgernd auf der Erde geh'n, —
Und, ſind ſie müde einſt, und ruhten gerne aus, —
Schutzengel bringen ſie, — wie euch — in's Vaterhaus!“

Eduard Duller.

Bojar und Fürſt.

(Fortſetzung).

Kopfſchüttelnd und trüben Blicks, ging eines Tages der Bojar umher in dem gelichteten Schloſſe, woraus ihm die Schutzgeiſter ſeines Hauſes, die aus den Sagen ſeiner Kindheit hervordämmernden Bilder, alle an jeden Stein, an jeden Winkel geknüpften Jugenderinnerungen verſchwunden ſchienen, und ſeufzend erkannte er, daß mit dieſer Veränderung eine tiefe Kluft zwiſchen ihm und ſeiner Vergangenheit geriſſen ſei, daß er nur noch ſehnſüchtig zu ihr hinüber blicken, nicht mehr aber traulich in ihr wohnen könne. Einem neuen Leben wandte ſich ſein Schritt entgegen; das fühlte er mit dem ſüßſchauerlichen Gemiſch von Wehmuth, Freude, Furcht und Hoffnung, womit das Kind zuerſt das väterliche Haus verläßt, um andern ungewiſſen, doch vielleicht reicheren, beglückenderen Verhältniſſen entgegen zu geh'n.

Da hüpfte Irene auf ihn zu, und von allen jenen Empfindungen blieb nichts zurück, als die Freude des Neugeborenſeins, welche, vielleicht nur durch ihr Übermaß ſich wie eine tiefe, ſüße Wehmuth in ſeinen Augen malte.

Irene hing ſich an ſeinen Arm und rief: „Komm, Fedorchen, wir wollen jetzt auch einmal ſeh'n, wie ſchön ſich das Alles aus der Ferne ausnimmt.“

Und ſo führte ſie ihn einen kleinen grünen Hügel zwiſchen zwei Kornfeldern, aus denen der Schlag der Wachtel hervortönte, hinan.

„Iſt das nun nicht ſchön, wie ich's immer ſagte!“ rief ſie, auf das Schloß hinabblickend, welches zwei leichte Colonaden ihnen entgegen warf.

„Unausſprechlich ſchön!“ antwortete der Bojar, welcher nichts von dem Schloſſe gewahrte, und nur in den Anblick von Irenens freudeſtrahlendem Geſichte verſunken war.

„Aber es muß noch viel ſchöner werden,“ ſagte ſie, „nächſtens wollen wir Künſtler aus Stambul kommen laſſen, die ſollen Alles ſo machen, wie es in den ſchönſten Palläſten Griechenlands iſt.“

„Alles, Alles, was du willſt!“

„So iſt's recht,“ fuhr ſie fort, „aber dann will ich mich auch nicht mehr mit Eurer häßlichen ruſſiſchen Sprache abgurgeln, die ich freilich lernen mußte, wenn ich nicht verhungern wollte, um den Leuten recht beweglich zureden zu können. Du mußt mit mir in den Lauten meiner Heimath ſchwatzen. — Sag' einmal: Glückü Teknon.“

Der Bojar zog den breiten Mund in eine ſo ſanft gerundete Spitze als möglich, und ſeine tiefe gurgelnde Stimme zu den ſüßenſten Tönen zwingend, liſpelte er ihr nach: „Glückü Teknon!“

„Pfui, wie abſcheulich!“ rief Irene, „das klingt ja, als wär's geſcholten.“ Und dabei zauſte ſie ihn am Ohr. „Nun ſag' einmal,“ fuhr ſie fort, „Zoi mu, ſas agapo!“

„Zoi mu, ſas agapo!“ wiederholte der Bojar und ſuchte in Irenens Auge zu leſen, ob er's diesmal recht gemacht. Dieſe aber war ſeitwärts in's Kornfeld geſprungen und ſich bückend rief ſie: „Ein Lerchenneſt! Ein Lerchenneſt!“

„Halt, meine Ireniaka,“ ſprach der Bojar ihr nacheilend, „nimm ſie nicht aus, die kleinen Vöglein, nimm ſie nicht aus!“

Mit dem ernſten ſeltſam befremdeten Blick, den er ſchon an ihr kannte, ſah ſie ihn an, hob indeß das Neſt, welches ſie ſchon in der Hand hielt, auf, und fragte: „Was willſt du?“

„Bitten wollte ich dich,“ ſprach er, „die armen Thiere nicht auszunehmen. Sieh', wie ſie die kleinen Schnäbel aufſperren, und mit den nackten Gliedern zappeln. Und wie mögen die Alten ſich ängſtigen!“

Irenes verwunderter Blick war noch immer ſtumm in ſein Geſicht gerichtet, und er fuhr fort: „Ja, Ireniaka, wundre dich nicht! Vor dieſem waren mir ſolche Gedanken auch wohl ſchwerlich eingefallen, und hätte ſie ein Anderer ausgeſprochen, ſo hätte ich darüber gelacht. Seit ich aber dich ſo im Elende geſeh'n, jammert mich jedes darbende Geſchöpf. O Gott, die ganze Welt möchte ich glücklich wiſſen!“

„Da!“ ſagte Irene, das Neſt wieder hinſetzend. Aber die kleinen Vögel waren durch die ängſtlichen Bewegungen mit den kaumbefiederten Flügeln herausgeflattert, und krochen nun hülflos zwiſchen den Halmen umher, und die Alten umkreiſ'ten mit kläglichem Geſchrei die Häupter der Beiden.

„Komm,“ ſagte Irene, „ich kann das nicht anſeh'n. Ach ja, darben und betteln iſt ein großes Elend. Was mag nur der jetzt treiben, der mich da hinein geſtürzt? Ich glaube, es war der Fürſt von Twer.“

„Von Twer?“ rief der Bojar, „von Twer? der durch ſeine häufigen Verbindungen mit den Räubern bekannte Twer? Komm, ſieh, hier kannſt du ſeine Burg erblicken.“ Damit führte er ſie den Hügel vollends hinan, hob ſie auf einen da liegenden verwitterten, das Grab eines Helden bezeichnenden Stein, und deutete in die Ferne. In bläulichen Duft gehüllt, gewahrte ſie nur eben erkennbar einen ſchwarzen Punkt.

„Das iſt alſo das Schloß des Fürſten von Twer, der meinen Vater ſo ſchändlich beraubt hat,“ hub ſie an. „Ich habe es dir wohl noch nicht einmal ganz genau erzählt. Mein Vater war mit allen ſeinen Koſtbarkeiten, wie es der Fürſt ſelbſt verlangt, in ſein Schloß hinaufgeſtiegen, damit dieſer ſich wähle, was er kaufen wollte. Der Fürſt bot ſo ſchlechten Preis, daß mein Vater ſeine Waaren wieder zuſammen nahm und gehen wollte; da ſchäumte der Fürſt wie ein Eber, ließ ihn grimmig ſchlagen, und nahm ihm mit Gewalt Alles, was er bei ſich hatte, ſein ganzes Vermögen. Und denk dir, mein Vater hatte auch meine Ringe und meinen Schmuck bei ſich, um ſie beſſer zu bewahren, die nahm er ihm auch — und zuletzt ließ er ihn mit Hunden forthetzen, ſo daß mein Vater blutend, zerſchlagen und bettelarm wieder ankam in dem Dorfe, wo er mich zurückgelaſſen. Von da an mußten wir uns durch's Land betteln. Ach, es war eine traurige Zeit! Recht zu bekommen, hier im fremden Lande, ohne Geld und ohne Bekannte, daran war wohl nicht zu denken, und als nun gar mein Vater, noch krankend an den Wunden, die des Fürſten Knechte ihm geſchlagen, ſeine Hunde ihm geriſſen, Hunger, Kummer und Froſt nicht mehr ertragen konnte und ſtarb, da ging das Elend für mich erſt recht an. Ich irrte umher, ich weiß ſelbſt nicht, wo; doch muß ich mich wohl im Kreiſe gedreht haben, denn ich glaubte weit, weit von dem fürchterlichen Schloſſe entfernt zu ſein, und nun bin ich ſo nahe dabei. — Iſt das nicht recht traurig?“

Der Bojar drückte ihre Hand und ſchwur, ſo weit ſeine Kräfte reichten, ihr Vergütung für alle ihre Leiden zu bieten. „Ich glaube dir's, mein guter, lieber Fedor,“ ſagte ſie; „aber ſoll denn der Böſewicht nicht beſtraft werden, eh' wir Hochzeit halten? — Und da das Schloß, das ich weit weg glaubte, hier ganz in der Nähe iſt, will ich auch meinen Schmuck zur Hochzeit wieder haben. Nimm dein Schwert dring' in ſein Schloß — oder, noch beſſer, geh' nach Moskau zum Czar, erzähle ihm Alles, verlange meinen Schmuck zurück, verlange Recht, verlange Strafe, und am Tage, wo er den Tod erleidet, wollen wir Hochzeit halten.“

„Ireniaka,“ ſagte Fedor zaudernd, „er iſt Fürſt, ich nur Bojar, und dies iſt Rußland, und in Rußland — — —“

„Wird doch Recht Recht ſein!“ fiel ihm Irene heftig ein. „Nicht einmal Türken habt ihr hier, und du wollteſt mir nicht Recht verſchaffen? Gut! mach', was du willſt; aber wiſſe auch, eh' ich nicht mein Recht und meinen Schmuck habe, und der Böſewicht ſeine Strafe, wirſt du nie meine Hand erhalten, wirſt du nie mich auch nur mit einer Fingerſpitze wieder berühren.“

Mit dieſen Worten eilte ſie, ihm den Rücken zuwendend, voran; Fedor ging ihr nach, und verſuchte, es ihr deutlich zu machen, was man in Rußland Recht nenne; allein vergebens. Keinem ſeiner Worte lieh ſie ein Ohr, bis er endlich in halber Verzweiflung ſchwur, er werde den Czar aufſuchen und ihr Recht verſchaffen, oder nimmer heimkehren. Da wandte ſie ſich wieder ſchäkernd und liebkoſend zu ihm, ließ ſich das Verſprechen wiederholen, und beide kehrten, von ihrem bevorſtehenden Hochzeittage ſchwatzend, nach Hauſe zurück.

Am andern Morgen früh ſtand der Bojar vor ſeinem geſattelten Pferde, warf einen langen trüben Blick nach der Gegend von Moskau und rief ſeine Bauern zu ſich. „Hört, Kinder,“ ſagte er; „gerade jetzt, da ich weiß, was Glück, was Leben iſt, da ich auch euch gern glücklich machen möchte, muß ich von euch ſcheiden, und weiß nicht, ob ich und wann ich wiederkommen werde; aber betrübt euch nicht. Wenn ihr mich nicht wiederſeht, ſo gehorcht eurer Herrin, meiner Ireniaka treu, wie ihr mir gehorchtet. Und hier habt ihr Geld, macht euch einen guten Tag. In zwei Monaten ſollte meine Hochzeit ſein. Bin ich alsdann nicht wieder zurück, ſo trinkt ihre Geſundheit, und betet für meine Seele, und Gott verhüte, daß — — doch ſtill, Alter,“ unterbrach er ſich ſelbſt, „was geht das dieſe an. Aber das ſage ich euch, wer nur den geringſten Wink meiner Irene nicht beachtet, oder ihr ein Haar krümmen läßt, der wird bei meiner Rückkehr zu Tode geknutet.“

Alle fielen ihm zu Fuße, küßten ſeine Kleider, ſchwuren Treue und Gehorſam gegen Irene bis in den Tod und trauerten über die Abreiſe des Herrn, den ſie zwar ſtets gütig, noch nie aber ſo milde, wie heute, geſehen hatten.

Noch einmal ging er hinein, Irene aus ihrem Morgenſchlafe wecken zu laſſen und von ihr Abſchied zu nehmen und kehrte dann mit noch mehr umwölktem Auge zurück, ſchwang ſich auf ſein Pferd und trabte zu nach Moskau hin. Unterwegs begegnete ihm nichts Erzählenswerthes; aber als er nach manchem mühevoll zurückgelegten Tage die tauſend mit Zacken, Kreuzen und Ketten geſchmückten Kuppeln der Hauptſtadt im hellen Sonnenſcheine ſich entgegen funkeln ſah, erbebte er, und fragte ſich ſelbſt: „Aber, was beginnen? Wende ich mich an das Gericht der Goſpodare, oder ſuche ich den Kanzler auf? Das möchte wenig helfen; denn habe ich nicht eben von Reiſenden vernommen, daß der Fürſt von Twer grade anweſend in Moskau iſt. Das Beſte iſt, ich gehe zum Czar ſelbſt. Ivan wird ſich meiner noch erinnern, und ſollten ihm die Räubereien und Unthaten des Twerers nicht auch ſchon zu Ohren gekommen ſein? Gewiß! Ja, wenn der Himmel mir gnädig iſt, ſo geht's auf dieſe Weiſe, und, wenn er mir armen unwürdigen Manne nicht gnädig iſt, ſo iſt er es ſeinem Engel, meiner Ireniaka. Ja, ihretwegen wird Alles gelingen, darauf hoffe ich.“

Er wandte ſich nach der Gegend um, wo er ſie zurückgelaſſen, und ſog ein von da herüberwehendes Lüftchen ſo begierig ein, als trüge es noch aus ſo weiter Ferne eine Spur ihres Hauchs zu ihm her, und erfriſcht und ermuthigt ritt er in die Thore Moskau's ein und zum Kreml.

Am Fuße deſſelben übergab er ſein Pferd einem vorübergehenden Soldaten, ſtieg die breiten Stufen hinan, nannte den Wachen ſeinen Namen und ward ohne Verzögerung vorgelaſſen.

In einem Zimmer, deſſen Wände mit dicker Vergoldung und blauen und rothen Heiligenbildern überzogen waren, lag Czar Iwan IV. auf einem mit Bärenfellen bedeckten Seſſel, in ein weites dunkelfarbiges, ziemlich ſchmutziges Kleid von grobem Tuch gehüllt, auf dem Kopfe eine eben ſo ſchmutzige Pelzmütze, umwunden von einer reichen Perlenſchnur und geſchmückt mit einem türkiſchen Federbuſch, welchen eine dicke Agraffe der größten und reinſten Diamanten feſthielt. Vor ihm ſtand ein weißer hölzerner Tiſch, und darauf ein großer Schinken und eine eben ſo große Flaſche Brantwein, welchen beiden er tüchtig zuſprach, und dabei zum Zeitvertreib mit den Abſätzen der rothen, vergoldeten Stiefel an der Lehne ſeines Ruhebettes den Takt eines ruſſiſchen Volksliedes klapperte. (Fortſ. folgt).

Feuilleton.

*** **Israelitiſcher Verein zur Förderung der Sittlichkeit der Israeliten in London.** — Der **Standard** berichtet, daß Frau Rothſchild in London einen Verein von reichen Israeliten geſtiftet, um der unter der geringeren Klaſſe der Juden eingeriſſenen Unſittlichkeit entgegen zu wirken. Zu dieſem Endzwecke empfangen arme Mitglieder dieſer Glaubensgenoſſenſchaft, welche ſich verehlichen wollen, bedeutende Unterſtützung; den in wilder Ehe Lebenden wird eine Friſt von 4 Monaten geſetzt, und wenn ſie nach Ablauf derſelben ſich nicht verehlicht haben, ſollen ſie aus der jüdiſchen Gemeinde ausgeſtoßen, und demnächſt nicht nach dem Ritus ihrer Religion beerdigt werden.

*** **Frankreichs Handel mit dem Auslande im Jahre 1835.** — Amtlichen Angaben zufolge betrug im Jahre 1835 der Werth der Waaren, welche Frankreichs ſpeziellen Handel ausmachten mit:

	Ausfuhr	Einfuhr	im Ganzen
Den V. St. Nordamerika's	145 Mill. Fr.	73 Mill.	217 Mill.
Den franz. Colonien (faſt) .	50 „ „	59 „	109 „
Belgien	35 „ „	60 „	95 „
Sardinien	27 „ „	67 „	94 „
England	59 „ „	32 „	91 „
Spanien	40 „ „	26 „	66 „
Deutſchland	33 „ „	26 „	59 „
Schweiz	33 „ „	14 „	47 „
Türkei	11 „ „	16 „	27 „
Rußland	9 „ „	17 „	27 „

*** **Von den amerikaniſchen Romanen James Paulding's** wird eine, von einem **anerkannt** tüchtigen Ueberſetzer beſorgte **deutſche** wohlfeile **Taſchenausgabe** bei J. D. **Sauerländer** in Frankfurt a. M. erſcheinen.

*** Herr **Wilh. Beer** von Berlin, Bruder des berühmten Componiſten gleichen Namens, hat von dem Könige von Dänemark den Dannebrog-Orden erhalten, zur Anerkennung ſeiner verdienſtlichen aſtronomiſchen Arbeiten. — Der König von Preußen hat Hrn. Beer die Erlaubniß gewährt, jenen Orden zu tragen. —

*** **Gymnaſium für Militärmuſik in Paris.** — Seit einiger Zeit beſteht zu Paris auch ein Gymnase musical militaire, welches beſtimmt iſt, gute Muſiker für die Regimenter zu bilden. Die Leitung dieſes Gymnaſiums iſt Hrn. Friedr. **Berr**, Profeſſor am Conſervatorium und erſtem Klarinettiſten des Königs, anvertraut, deſſen — für das Militär arrangirte Muſikſtücke nicht nur in Preußen und Rußland, ſondern, wie der ottomaniſche Moniteur meldet, auch in der Türkei den lebhafteſten Beifall gefunden. Die Zahl der Zöglinge iſt jetzt 91, von denen 3 aus dem Genie, 24 aus der leichten und 67 aus der Linien-Infanterie genommen ſind. —

*** **Stern-Conjunktionen im Winter von 1836 auf 1837.** — Ein Correſpondent der Times macht darauf aufmerkſam, daß in dieſen Tagen Mars und Jupiter, dann Saturn und Merkur, — und Venus und Juno ihre Conjunktionen feiern, — welcher dreifachen Feier man beiwohnen kann, wenn man eine Stunde vor Sonnenaufgang das Auge gegen Himmel wendet. Auch wird Mars den ganzen Winter hindurch dem alten Himmelsfürſten den Hof machen: am 1. Dec. nur 5 Grad ſüdlich, am 20. März ſogar nur 2 Grad nördlich von ihm entfernt ſein.

*** **Roux-Ferrand's Geſchichte der Fortſchritte der Kultur.** — Kürzlich iſt der dritte Band der *Histoire des progrès de la civilisation* von Roux-Ferrand erſchienen. Er begreift die drei Jahrhunderte zwiſchen Karl d. Gr. bis auf Philipp I. Das Werk zeugt von großer Beleſenheit und umfaßt zugleich die Geſchichte der Philoſophie, der Literatur, der Künſte und Gewerbe, der bürgerlichen und peinlichen Geſetze und der politiſchen Inſtitutionen, die Schilderung der öffentlichen und häuslichen Sitten, der öffentlichen Luſtbarkeiten und des Innern des Familienlebens. —

*** **M. Chevalier's Schrift über Nordamerika.** — Herr Michel Chevalier, nachdem er ſeine Studien in der polytechniſchen Schule vollendet, wurde eines der thätigſten Mitglieder der Saint-Simoniſtiſchen Familie und demnächſt auch Herausgeber ihres Tageblattes, des Globe. Nach Auflöſung dieſer Geſellſchaft begab er ſich nach Nordamerika, welches er mehrere Jahre hindurch nach allen Richtungen hin durchſtreifte und durchforſchte. Beſonders auf Induſtrie und Handel hatte er ſein Augenmerk gerichtet, da er zu ermitteln ſuchte, woher der ausnehmende Wohlſtand jenes Landes entſpringe und inwiefern Frankreich davon Nutzen zu ziehen vermöchte.

Die reichhaltigen Ergebniſſe ſeiner Studien und Beobachtungen hat er nun in zwei ſtarken Bänden unter dem Titel: *Lettres sur l'Amérique du Nord* bekannt gemacht und ſeinem Werke intereſſante Tabellen und eine colorirte Karte beigegeben. Es kann als Ergänzung des Meiſterwerkes von **Tocqueville** angeſehen werden, und dürfte wohl eine nicht geringere Celebrität als dieſes letztere erlangen.

*** **Lamennais und Buonarotti.** — In einem Artikel, überſchrieben: „**die franzöſiſche Oppoſitionspreſſe**" (von einem Pariſer Correſpondenten) in Nro. 67 bis 69 der Frankfurter Börſen-Zeitung, — welcher, neben einigen Unrichtigkeiten über Buchez, Fourier u. ſ. w., mehrere intereſſante Angaben enthält, — wird u. a. bemerkt, daß Lamennais eine Art von Mittelpunkt für mehrere Parteien bilde. „Man macht ihm den Hof," heißt es daſelbſt, „die Republikaner des National und des Bon Sens haben ihn für ſich zu gewinnen oder zu exploitiren geſucht; Buchez hat ihm Weihrauch geſtreut und **Victor Conſidérant** (welcher in der Phalange, die heftweiſe alle 8 Tage erſcheint, die Lehre Fourier's vorträgt) — prophezeiet, daß eine neue Aera mit Lamennais beginnen werde (?). Einer vertrauten Mittheilung nach will derſelbe ein Journal begründen, worin er den Samen der Zukunft unter die Maſſen ausſtreuen will." — Als Idol jener Republikaner, „welche aus den aufgelöſ'ten Menſchenrechtlern ſich in die geheim noch fortbeſtehenden Verbindungen gerettet haben" ſollen, — wird „der alte **Buonarotti**" bezeichnet, „der ewige Verſchwörer und Verſchworene," Verfaſſer einer Schrift „**über die Verſchwörung von Baboeuf**," in welcher „der Katechismus dieſer Sekte niedergelegt ſei. „Dieſer Alte," wird bemerkt, „iſt mit der Julirevolution aus Brüſſel wieder nach Paris zurück, und von dem ganzen Treiben der Parteien daſelbſt immer auf's Genaueſte unterrichtet; Wenige ſehen ihn; — beim Aprilprozeſſe ſtand ſein Name auf der Liſte der Vertheidiger, trotz aller Nachforſchungen gelingt es der Polizei nicht, ſeiner habhaft zu werden. Alle, die ihn näher kennen, erweiſen ihm eine Art von Verehrung."

*** **Eiſenbahnen in England.** — Es ſind bereits 105 Geſuche an das Parliament um Conzeſſion zu Anlegung neuer Eiſenbahnen für die nächſte Sitzung angelangt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 293. 1836.

Phönix.

Samſtag, 10. December.

Entdeckungen über die Entdeckungen unſerer neueſten Philoſophen.

(Schluß).

Wie kläglich die Weltſeele ſich gebärdete, wüthend und bitter unter Zuhörern, weltklug ſchweigend vor dem Publikum, iſt bekannt. — Der Schildträger war zum Rivalen geworden, der Unbehülfliche überflügelte den Vielgewandten. Wie derb jener dreinſchlage, hatte er zuvor als Vertheidiger gezeigt. Gefährlich war es, ihn zum Entdecken der wohlbekannten faulen Stellen zu reizen; weit gefährlicher, als bei dem großmüthig vergeltenden Fichte. Nur zu murmeln wagte die Klugheit, daß der Phänomenolog, der ontologiſche Logiker, der encyklopädiſche Ideolog nur der Räuber und der Mißdeuter ihrer Ideen ſei. Die Klugheit duldet, was ſie nicht ändern kann.

In der That hatte ſie weniger zu befürchten, als das Gewiſſen ihr drohen mochte. Eine neue und die richtigere Bahn hatte unſtreitig der weit kenntnißreichere Begriffsphiloſoph betreten. Er unternahm es, ſeine Methode auf eine Menge von Materialien anzuwenden, welche die Weltſeele, weil ſie darüber zu walten nicht verſtand, vornehm umging, wie, als wenn es unter ihrer Würde wäre, das Philoſophiren durch Anwendbarkeit als unentbehrlich zu zeigen. Dagegen zerſtreute ſich leider der akademiſch thätige Begriffsphiloſoph durch ſo viele das Gebiet der Philoſophie umfaſſende Vorleſungen, ehe er ſich ſelbſt und Andere des neuen Weges, den er ahnete, kundig genug zu machen wußte. Die Theorie der Gültigkeit von Begriffen und Ideen erſt nur an ſich durchzuarbeiten, iſt die richtig angedeutete, aber eines neuen Ariſtoteles bedürfende Aufgabe. Das nur, weil die Lehrſtunde drängte, vorauseilende Begriffsentwickeln war mehr ein Verwirren loſer, zerſchnittener, abgeriſſener Fäden, ſeine Dialektik nicht ein Durchſprechen klargemachter Prämiſſen bis zur unläugbaren Folgerung der Reſultate. Überhaupt war dem Entdecker dieſer Methode mehr ein Ahnungsvermögen des Wißbaren, als ein beſtimmtes Anſchauen der Begriffe gegeben, noch weniger aber die Verdeutlichungskunſt, die durch Redſeligkeit nicht erſetzt wird. Mag die bändereiche Reliquienſammlung ſeiner Vorleſungen bis in die Gymnaſial-Bibliotheken herab eine eigene Bibliothek ausmachen; ſie werden ein dunkeles Wort bleiben am dunkeln Orte. Mögen ſie nur nicht in Muſter wiederkehrender geſchmackwidriger Scholaſtik ausarten.

Schneller als durch alle dieſe Fehler wurde die glücklichere Weltſeele durch die Cholera des furchtbaren Rivalen entledigt. Jetzt iſt der Überlebende mit einemmale wieder aufgelebt und zum Worte gekommen. Er krähet, wie der eine Hahn im Korbe. Der lebende Schakal gilt doch mehr, als der todte Löwe. Wer, als die Überlebenden machen die Geſchichte? Jetzt alſo iſt auch dieſe begonnene Umfaſſung der ganzen Philoſophie nichts, als eine Epiſode, nichts als ein Schatten von dem Lichte, das die Weltſeele allein in ſich ſchließt und vielleicht, wenn ſie zu ſchnell in das ewige Abſolute zurückſtrömt, der undankbaren nicht unbedingt anbetenden Mitwelt für immer unwiederbringlich entzieht.

„Jener, wenn er getreu geblieben wäre, hätte etwa,“ ſagt der neue Leibnitz, „zu ſeinem Wolf gelangt, zum Vertheidiger und Commentator auserkoren werden können.“ Jetzt da der Wolf den Fuchs zu verſchlingen drohte, iſt er mit all ſeinem redlichen Bemühen, wie alle die Philoſophen neuerer Zeit, nur wegzuſpotten, weil der Überlebende ſich noch als den Alleinwiſſenden rühmen und den unermüdlich gläubigen Anſtaunern die endliche und allerletzte Philoſophie verſprechen kann.

Weil aber all dieſer unphiloſophiſche Egoismus des

Kant'ſchen Schweifs von Philoſophen durch ihre Perſönlichkeiten gegen einander und durch die ſich ſelbſt zerſtörende Sucht nach Alleingültigkeit faſt das ganze Publikum von Achtung und Vertrauen gegen die Philoſophie ſelbſt abzuziehen droht, ſo trennt obengenannte Entdeckungsſchrift das Individuelle ſtreng von der Sache, das Herabwürdigende der Alleinwiſſer von der unzerſtörbaren Würdigkeit der Wiſſenſchaft. Das Göttlichſte erſcheint unter Menſchlichkeiten. Was bei Kant durch ein lebenlanges, vielſeitiges Beſtreben gereift war, das wollten die Außerordentlichen im Flug erhaſcht, durch einzelne Genie-Einfälle überboten haben. In allen ſeinen Vorgängern wollte Jeder kaum noch Vorbereiter erkennen, er allein, als Vollender ſich anbeten laſſen. Ja, wie auf dem Hühnerhofe, zerrte Einer dem Andern den erbeuteten Gedankenkeim aus dem biſſigen Schnabel. Wie es mit jener geprieſenen Originalität ſteht, wie überhaupt der Charakter auf die Wiſſenſchaftlichkeit oft den zerrüttendſten Einfluß habe, wie Phantaſterei an die Stelle des Philoſophirens trete, wenn man nur noch durch das Abenteuerlichſte und Anmaßlichſte Aufſehen zu machen oder im Andenken ſich zu erhalten hofft, wie das Rennen in's Abſolute ſich immer verlorner vom Centrum der menſchlichen Ichheit entfernt und bis in's Leere verlaufen muß, darüber gibt der Verfaſſer der Entdeckungen, welcher Vieles nahe beobachtet zu haben ſcheint, Beiträge zur Geſchichte der Großphiloſophen, die zur Rückkehr in's beſonnene, in's verſtändige und verſtändliche Philoſophiren warnend auffordern können, und die unter der ſchnell wechſelnden Ebbe und Fluth der Flugſchriften nicht verloren gehen dürfen. Von **Hegel** iſt S. 26, 27 ſogar ein an Paradoxien reiches Anekdoten aufbewahrt, das die Editoren der opera omnia übergingen; zugleich aber iſt auch das Interdict, welches er 1800 gegen das Daſein der dennoch ungefragt damals erſcheinenden vier kleinen Planeten von der Kathedra ausſprach, S. 23 bis 25 mathematiſch beleuchtet. Aber Mathematik? Was ſoll dieſe ernſte Wahrheitsnorm für die improviſirten, deutſchen Philoſophieen?

Bojar und Fürſt.

(Fortſetzung).

Der Bojar warf ſich zur Erde, den Boden mit der Stirn berührend, und erhob dann wieder ſein Angeſicht ehrfurchtsvoll gegen den Czar.

„Ich ſollte dich kennen," ſagte dieſer kauend, „biſt du nicht? — ja richtig du biſt der Fedor Iwanowitſch, der einmal einen dicht über meinem Haupte ſchwebenden Polenſäbel auffing, und dabei eine tüchtige Schmarre wegbekam. Da nimm, iß. Du biſt mir willkommen." Damit ſchnitt er ein großes Stück Schinken ab, und ſteckte es dem ſich nähernden Bojaren ſelbſt in den Mund. Dann reichte er ihm ein bis zum Überfließen vollgeſchenktes Glas Brantwein. Langſam führte Fedor, welcher, ſeit Irene in ſeinem Hauſe war, keinen Brantwein gekoſtet hatte, es zum Munde, mit weitoffenen Nüſtern den Duft deſſelben einſaugend, der ihm aus dem Paradieſe zu kommen ſchien. Dann hob er es mit leuchtenden Blicken noch einmal hoch empor, wünſchte ſeinem gnädigſten Herrn und Czar Heil und langes Leben, ſtülpte es um, und der Inhalt war verſchwunden.

„Gut gemacht!" lachte der Czar, „nun ſag' mir eben ſo raſch, weßhalb du mich aufſuchſt."

Fedor begann jetzt mit einigem Herzklopfen ſeine Geſchichte zu erzählen. — „Wie? Was?" rief der Czar, „beraubt, beſtohlen iſt das liebe Kind, welches du, mein wackerer Fedor Iwanowitſch, dir zur Braut erwählt? Das ſoll auf's ſtrengſte beſtraft werden. Wer iſt denn der Schurke?"

„Wie ich Euch ſagte, großmächtigſter Czar," antwortete Fedor, „der Fürſt von Twer."

Der Czar runzelte die Stirn. „Von Twer," ſagte er, „von Twer! Das kann nicht ſein, die Dirne hat gelogen. Laß ſie peitſchen. Der Fürſt von Twer iſt mein wackerſter Diener. Ha, eine ſolche Dirne ſollte wohl behaupten, daß die Kleinodien und Goldbarren, die türkiſchen Decken und Tücher und die ſchönen Sclavinnen von Kaſan, welche der Fürſt mir zuweilen als Zeichen ſeiner Huldigung darbringt, auch geraubt wären. — Geh', thu, wie ich dir ſagte, laß die Dirne peitſchen."

„Mein gnädigſter Czar — —," ſtammelte Fedor.

„Wie? Du willſt nicht geh'n," rief der Czar, ihn mit grimmigen Blicken anſehend, „willſt, daß ich's unterſuche? Wohlan, dein Wille ſoll dir werden; aber wiſſe, wenn du gelogen, ſo ſtirbſt du ſtatt ſeiner. Wähle! Noch will ich dir gnädig ſein, weil du mein Leben geſchützt, wähle, willſt du geh'n und die Dirne ſtrafen, oder willſt du meine Unterſuchung?"

Der Bojar neigte ſein Haupt nachdenkend in die Hand, während ſein kummervoller Blick auf dem Boden ruhte. Wahl zwiſchen zwei Todesarten, nichts weiter lag in ſeinen ſinnenden Zügen. Endlich erhob er das Geſicht, blickte den Czar feſt an und ſprach: „Unterſucht, mein gnädigſter Czar."

Der Czar, ohne ihm noch einen Blick zu ſchenken, ſchellte, gab dem eintretenden Diener Befehl, den Fürſten von Twer herzubeſcheiden, und achtete nicht weiter auf den Bojaren, welcher in Erwartung deſſelben regungslos wie eine Bildſäule ſtand, und in deſſen Geſicht man nichts hätte leſen können, als den feſten Vorſatz, Alles zu ertragen, was auch erfolge.

Nach kurzer Zeit erſchien ein großer, breitſchultriger, wild ausſehender Mann mit prächtigem, mit vielen Schnüren beſetzten Pelze, warf ſich vor dem Czar nieder, und ſtreifte dann aufſtehend den Bojaren mit einem höhniſch fragenden Blicke, in welchem zugleich ein grimmiger Triumph lag, wandte ihm den Rücken und erwartete die Befehle des Czaren.

„Nun Fedor," ſprach dieſer, „jetzt trag deine Klage vor."

Fedor wiederholte, was er geſagt, und der Czar fragte darauf den Fürſten: „Was habt Ihr darauf zu erwiedern?"

„Daß die Dirne oder dieſer Hund von Bojar lügt," erwiederte dieſer. „Wahr iſt's, daß ich mit einem Kaufmann aus Stambul gehandelt habe, daß ich ihm einen Theil ſeiner Sachen abgekauft; — dies mein gnädigſter Herr und Czar, that ich nur, weil ich dies Kleinod in keinen andern Händen wiſſen wollte, als in denen, deren es allein würdig iſt;" — damit bot er dem Czar einen koſtbaren Diamant, dann fuhr er fort: „Wahr iſt's, daß ich den Kaufmann endlich, weil er wie Pech ſich an meine Sohlen heftete und mit Drängen und Quälen, mehr zu kaufen, nicht aufhörte, mit Hunden vom Hofe hetzen ließ; aber genommen habe ich ihm nichts, und ſeine Dirne habe ich nicht geſeh'n.“

Der Czar runzelte die Stirn, und ging einige Male mit untergeſchlagenen Armen auf und nieder, dann blieb er vor Fedor ſteh'n, ſah dieſen mit tiefherabgezogenen Braunen lange finſter an, und ſprach: „Was ſagſt du nun?“

„Huldreichſter Czar,“ ſprach Fedor, „ich bürge mit meinem Leben für die Wahrheit deſſen, was mir Irene geſagt.“

„Hund von Bojaren,“ rief der Czar, ihm in's Geſicht ſchlagend, „das Geſchwätz einer Dirne gegen das Wort eines Fürſten und deines Czaren! Gut, dein Wille ſoll dir werden. — Ernte den Lohn deiner frechen Verläumdung.“ — Er ſchellte. Ein wachhabender Offizier erſchien, und der Czar ſprach zu ihm: „Nimm den Bojaren da, führ' ihn in's Gefängniß, gib ihm einen Beichtiger und laß' ihn morgen hinrichten.“

Am andern Morgen öffnete ſich die Thür des Gefängniſſes, und Fedor Iwanowitſch trat heraus, um zum Tode zu geh'n; er mußte auf dem von Wachen umgebenen Platze vor demſelben einige Minuten harren, weil man noch andere Verbrecher mitnehmen wollte. Mit ſtarrem, verſtimmtem, faſt ſchmerzloſem Geſichte ſtand er da, den Blick fortwährend in die Wolken gerichtet, welche ſeiner Heimath und Irenen zuzogen. Wie im Traume ſchien es ihm dabei, als hörte er mehrere Male ſeinen Namen rufen, doch er achtete nicht darauf, wandte keinen Blick dahin, hatte es vielleicht ſchon wieder vergeſſen, eh der Ton verhallte. Da zupfte ihn eine Hand am Ohr und er ſah, nun endlich aufblickend, einen jungen ſchlanken Mann von ſlaviſcher Schönheit vor ſich ſteh'n. Sein allerdings etwas zuſammengedrücktes Geſicht zeigte die Farbe blühender Schönheit, ſein breiter aufgeworfener Mund rubinrothe Lippen und jetzt, da er lachte, eine Reihe von blendend weißen Zähnen, ſein Bart ſchien noch im Werden zu ſein, und umgab dieſen Mund erſt als krauſer Schnurr- und Knebelbart, und aus ſeinen nicht großen Augen blitzte in ſo lebhaftem Glanze eine ſchalkhafte Freundlichkeit, daß ihr ſchönes Blau wohl ſelbſt einem andern als einem ruſſiſchen Auge eine erfreuliche Erſcheinung geweſen wäre.

„Muß man denn den Alten erſt bei'm Ohr faſſen, eh er hört?“ ſprach der Jüngling. „Zum Henker, Fedor Iwanowitſch, was thuſt du hier unter Verbrechern? Was blickſt du ſo ſtarr in die Wolken, wie ein Wetterprophet, daß ich dich drei Mal rufen muß, eh du hörſt?“

„O, mein Geliebter,“ ſagte Fedor, der in dem Anredenden den Fürſten von Roſtow erkannt hatte, „ich gehe zum Tode.“

„Weßhalb?“ rief der Andre, „was haſt du gethan?“ Fedor erzählte jetzt ſeine Geſchichte, und der Fürſt zerbiß ſich bei ihrer Anhörung faſt die Lippen. „Hm,“ ſagte er dann, „meint der Twerer, daß er mir einen der beſten Bojaren meines Gebiets durch ſeine Heimtücke verderben will, den braven Fedor, der mich als Knaben zuerſt auf die Jagd geführt, mich gelehrt hat, den Bären zu erlegen, und einſt, als ich ſchon unter den Tatzen eines wüthenden Thiers niedergeſtürzt war, ſich mit Gefahr ſeines Lebens zwiſchen mich und den Bären warf, und ihm den Dolch in die Gurgel bohrte?! Er verſuche es nur, mit mir zu ſtreiten. Hat er dem Czar ſtets von ſeinen Räubereien Geſchenke gemacht, ſo habe auch ich ihm Dienſte und vielleicht wichtigere Dienſte erwieſen, und weiß, wie ich mit ihm ſtehe. Wünſche dir Glück, Fedor, daß ich grade zufällig in Moskau gegenwärtig war, und hier eben vorbeigehe; ich verſpreche dir die Freiheit.“ — „Du da!“ wandte er ſich dann an den Oberſten der Wache, „bei deinem Leben befehle ich dir mit der Abführung dieſer Leute noch zu zaudern, bis ich zurückkehre. Ich bin der Fürſt von Roſtow.“ — Und ſchnell verlor er ſich in das umſtehende Menſchengewühl, den Bojaren in bebender Erwartung zurücklaſſend.

Nach einigen Stunden kam er zurück. Seine Stirn war gerunzelt, ſein Blick finſter und ſchien nichts Gutes zu weiſſagen. Indeß befahl er der Wache, die Bande Fedor's zu löſen, einen Befehl vom Czar vorzeigend, faßte ihn dann am Arm, zog ihn mit ſich fort und ſtand mit ihm in einer einſamen Gaſſe, eh' er ein Wort zu ihm geſprochen hatte.

„Frei biſt du jetzt,“ redete er ihn an, „aber dem Schurken iſt es doch gelungen, dir einen Streich zu verſetzen. Dein Vermögen iſt verfallen, halb der Krone, halb dem Twerer. Nur mit Mühe iſt es mir gelungen, eins deiner Dörfer, das ſchlechteſte, Bradno am Weſterwalde für dich wieder zu erbetteln. Aber ſei unbekümmert, du ſollſt gerächt werden. Seit meiner Kindheit, da wir zuſammen am Hofe des Czar's Edelknaben waren, herrſcht, wie du weißt, bittre Feindſchaft zwiſchen mir und dem Twerer. Vor wenigen Wochen loderte mein Groll von Neuem zu den wüthendſten Flammen auf. Einer meiner Bauern kam zu mir und klagte weinend, daß die Steppenräuber Nachts in ſein Haus gefallen und ſeine beiden Töchter entführt hätten. Ich kannte die Dirnen; ſie waren ſchön, ich hatte ſie meinem Leibjäger und meinem Läufer verſprochen; ich ließ mir die genauen Umſtände erzählen, und wette darauf, daß der Streich nur im Auftrage des Twerer geſchehen iſt. Da ſchwur ich bei'm heiligen Wladimir, ihn mit gleicher Münze zu bezahlen. Haſt du auf deiner Reiſe nichts vom ſchwarzen Gleb vernommen?“

„Er ſoll die Steppe unſicher machen,“ antwortete Fedor, „ungefähr eine Tagereiſe von meinem Dorfe traf ich ein einzelnes leerſtehendes Haus, deſſen Bewohner aus Furcht vor ihm geflohen waren.“

„Gut,“ ſagte der Fürſt, „ſuch' ihm auf deiner Rückreiſe zu begegnen; zeig ihm dieſen Ring, und ſchick' ihn zu mir. — Doch halt,“ fuhr er lachend fort; „du ſiehſt mir ſo trübſelig aus; du möchteſt gewiß gern ſchnell zurück zu deiner ſchönen Braut. Mags denn d'rum ſein; ich werde Nikolai ſchicken. Und grüße ſie von mir, und ſag' ihr, was von ihren Kleinoden und ſonſtigen Gütern noch in des Twerers Händen wäre, das ſolle ſie wieder haben, und Erſatz für das Verlorene obendrein. Ich werde mit dem verwegenen Gleb und ſeiner Bande ſein Schloß überfallen, zerſtören und plündern, und finde ich ihn ſelbſt, ſo ſoll er mir nicht mit dem Leben davon kommen. Die Rache iſt für mich, die Beute ſoll, wie ich geſagt, deiner ſchönen Braut ihren Verluſt erſetzen und ihren Kummer verſüßen. Dein Vermögen aber, armer Schelm, kann ich dir nicht wieder verſchaffen. Tröſte dich darüber! und nun eile, laß deine Griechin nicht länger vergeblich nach dir ausblicken."

(Fortſetzung folgt.)

Kunſt.

Carton-Gallerie in Paris. — Das Pariſer Muſeum iſt eines der reichſten an Cartons und ſonſtigen Handzeichnungen großer Meiſter. Die kühnen, kräftigen Federumriſſe Michel Angelo's, anmuthige Zeichnungen von Raphael's Meiſterhand, die ſehr ausgeführten Studien von Paul Veroneſe, die nachläſſigen Andeutungen Pouſſin's, und viele tauſend andere finden ſich hier geſammelt, — bis jetzt nur Wenigen zugänglich. Nun erfahren wir durch franzöſiſche Blätter, daß Herr Fontaine und die Adminiſtration des Muſeums jetzt im Louvre ſo viele Salons, als es berühmte Schulen gibt, haben einrichten laſſen, in welchen nun möglichſt viele jener Schätze dem Publikum zum Genuſſe dargeboten werden ſollen; die größeren Cartons zu oberſt, die kleineren in der Mitte, die feinſt ausgeführten und ſeltenſten in Mahagonirahmen zu unterſt; außerdem noch in Schränken ꝛc., was nicht an den Wänden eine Stelle finden konnte. — Zu den Juwelen dieſer Sammlung rechnet man namentlich: eine der Zeichnungen, welche Laurenz Ghiberti demnächſt in Bronze auf den Thüren des Baptiſteriums von Florenz ausgeführt; eine von Leonardo da Vinci ſelbſt gefertigte Zeichnung ſeines Abendmahls; vierzehn Zeichnungen von Raphael und zehn von Correggio; ferner mehrere Cartons von Julio Romano, die einen Brand, eine Stürmung, einen Triumph darſtellen; die Schüler von Emaus, von Rembrandt; die Löwenjagd, von Rubens, und 5 Zeichnungen von demſelben, und das Porträt der Brinvilliers, von Lebrun.

Man ſieht der Eröffnung dieſer neuen Gallerie mit Nächſtem entgegen.

Einſchreiten des Parliaments zur Verbreitung von Kunſtkenntniß in Großbritannien. — Die vielen Engländer, die den Continent bereiſen, ſcheinen bei ihrer Rückkehr in die Heimath Vergleichungen angeſtellt zu haben, die zum wenigſten hinſichtlich der Kunſt nicht zu Gunſten ihres Vaterlandes ausgefallen ſind. Das Parliament, in welchem gerade die Reiſefähigen direkt oder indirekt zum amtlichen Worte kommen, hat ſich nämlich während ſeiner letzten Seſſion veranlaßt gefunden, einen Ausſchuß zu ernennen, welcher „ſich mit einer Prüfung der zweckmäßigſten Mittel zur Verbreitung von Kenntniſſen der Kunſt und namentlich der Elemente des Zeichnens" beſchäftigen ſoll. In dem Berichte, den derſelbe demnächſt erſtattet, wird dann bemerkt: „Nichts (?) gibt dem Auslande einen größeren Vortheil über Großbritannien, als ſeine zahlreichen Kunſt-Gallerien, die dem Volke ohne Bezahlung offen ſtehen. Die größeren Städte Frankreichs und Deutſchland's ſind im Allgemeinen mit ſolchen Inſtituten geziert; wir können uns kaum eines einzigen rühmen.... Sollte der Vorſchlag des Comité Beifall finden und hiernach die Errichtung öffentlicher Galerien für das Volk ſo viel als möglich begünſtigt werden, ſo könnten Abgüſſe der beſten Skulpturwerke von der Hauptſtadt ſehr leicht nach den verſchiedenen Provinzialſtädten geſandt werden. In Paris werden ſolche Abgüſſe — ungemein wohlfeil hergeſtellt" ꝛc. —

Feuilleton.

⁂ **Von der Veränderung der Oberfläche der Erde durch die Wirkung der Ströme** hat Herr W. P. Lord, Arzt zu Guzerate, im Dienſte der engl.-oſtindiſchen Compagnie, der Royal asiatic Society in einem am 10. Juni vorgeleſenen Schreiben, merkwürdige Thatſachen mitgetheilt. Schon ſeit einigen Jahren hatte der obere Theil des Golf von Cambay (in Hindoſtan) an Tiefe abgenommen; jetzt geht aber die Abnahme ſo ſchnell vor ſich, daß der Beobachter faſt ein Augenzeuge iſt, wie, in Erläuterung von Lyell's Theorie das feſte Land entſteht. Vormals konnten Handelsſchiffe an den Mauern der Stadt ihre Ladung löſchen. Zu der Zeit, wo Dr. Lord ſpricht, war das nächſte Schiff, im Hafen liegend, wenigſtens 4 Meilen entfernt und lag tief im Schlamme verſunken und ohne Hoffnung, vor den höchſten Springfluten (springtides) wieder flott zu werden. Die Urſache dieſer Verminderung der Vertiefung des Hafens, war die unermeßliche Quantität Schlamm und Erde, welche durch den Fluß Mhye herabgeführt wird, welcher nach einem Laufe von faſt 100 Meilen durch ein ganz von Alluvien gebildetes Land, den trüben Inhalt ſeiner Gewäſſer in der Nähe von Cambay nach Oſten zu abſetzt, wodurch der Cambay ſehr leidet.

⁂ **Reform der Kirchenmuſik in Paris.** — Seit einiger Zeit hat der Organiſt von St. Euſtache den Verſuch gemacht, bei den großen Feierlichkeiten die theatraliſche Muſik in der Kirche durch einfache, kirchliche Compoſitionen deutſcher und italiäniſcher Meiſter zu erſetzen. Seine Reform findet Beifall und veranlaßt den Muſikhändler Beauvais, die von jenem Organiſten aufgeführten Stücke in einem Repertoire de musique religieuse zu ſammeln und herauszugeben. Die 10 erſten, jetzt erſchienenen Hefte enthalten Stücke von Gluck, Mozart, Beethoven, Rink, Romberg, Cariſſimi, Novello u. v. A. Sie ſind für eine oder mehrere Stimmen arrangirt mit Begleitung der Orgel oder des Claviers.

⁂ **Schisma unter den Anhängern Swedenborgs.** — Von deutſchen Anhängern des ſchwediſchen Apokalyptikers haben bis jetzt ſich Hr. Dr. Tafel und Hr. Adjunkt L. Hofacker als die rührigſten in der theologiſchen Literatur erwieſen; in Frankreich ſind Hr. Oegger, ehemaliger Generalvikar, und der kürzlich verſtorbene Richer als die eifrigſten Bearbeiter der Swed. Lehre anzuſehen. Jetzt wiederholt aber Hr. Dr. Tafel in den Blättern für literariſche Unterhaltung (v. 30. v. M.) die ſchon früher abgegebene Erklärung: „daß ſolche Schriften, wie die des Hrn H(ofacker) von allen Mitgliedern der neuen (d. h. Swedenb.) Kirche gemißbilligt werden," und überdies Hr. O(egger) ſelbſt in (zwei ſeiner neueſten) Schriften ſich geradezu in Oppoſition ſetze gegen die partisans de la nouvelle Eglise, welche ſeine abweichenden Anſichten nicht annehmen." — Wir glauben, daß Hr. Tafel in Verlegenheit geſetzt werden könnte, wenn die Hrn. Hofacker und Oegger ihn aufforderten, den Erweis jener Mißbilligung aller ſg. Swedenborgianer zu liefern.

⁂ **Mainzer's Singſchule in Paris.** — Schon ſeit längerer Zeit beſteht zu Paris ein Verein von Menſchenfreunden, welcher ſich die polytechniſche Geſellſchaft nennt und ſich zum Ziel geſetzt hat, unentgeldlich unter die arbeitenden Klaſſen Unterricht zu verbreiten. Dieſen beſchränkte man natürlich zunächſt auf das Unentbehrlichſte. Als indeß Hr. Mainzer vor ungefähr einem halben Jahre der Geſellſchaft erklärte: — „er wolle ihr und ihrer Nation zeigen, daß die Franzoſen nicht darum ſchlecht ſingen, weil ſie es nicht lernen können, ſondern, weil man ſie es nicht lehre;" er ſei daher bereit, ihren Schülern unentgeldlichen Unterricht im Geſang zu geben, — da nahm die Geſellſchaft das Anerbieten freudig an. Obgleich nun Hr. Mainzer in jeder der drei von ihm gebildeten Abtheilungen der Zöglinge wöchentlich nur eine Stunde Unterricht geben konnte, ſo haben doch nach nur zwanzig Stunden ſeine Schüler in öffentlicher Prüfung bereits Außerordentliches geleiſtet und ihrem Lehrer Dank und Bewunderung aller Zuhörer verdient. Hr. Mainzer iſt ungefähr 34 Jahr alt, aus Trier gebürtig, und in der Darmſtädter Tonſchule gebildet, aus welcher auch Meyerbeer und Weber hervorgegangen ſind.

⁂ **Roſſini** ſoll (ſo berichtet die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung) auf wiederholtes Drängen um ein neues Werk, geäußert haben, er habe nun 60,000 Fr. Renten und werde keine Oper mehr componiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 294. 1836.

Phönix.

Montag, 12. December.

Bruchſtücke

aus:

„Die Hermannſchlacht“

von

Ch. D. Grabbe.*)

Der große Hünenring am Teut, heut zu Tage Grotenburg, umgürtet von bemooſten Quadern. Armin's Wohnung in ihm. Offene Hausthür. Mittag.

Thusnelda. Die Völker! Eſſenszeit!

(Das Geſinde kömmt und ſetzt ſich. Sie gleichfalls).

Großmagd. Die Suppe!

Thusnelda (koſtet davon). Nicht ſonderlich, und die Portionen ſpärlich. Mein Geſinde ſoll tüchtig arbeiten, aber auch tüchtig eſſen, merk's dir!

Haushofmeiſter. Beginnen wir! (Er nimmt andächtig ſeine Bärenfellmütze ab). Schweinejunge, bete! Geſchwind, uns hungert!

Thusnelda (lächelnd). Warum betet ſtets der Jüngſte?

Ein Knecht. Er ſündigt noch nicht ſo viel, als wir.

(Der Schweinejunge plappert ein Gebet; man hört und ſchaut auf die dampfenden Speiſen).

Schweinejunge. Fertig. (Er ißt).

Die Übrigen (eſſend). Wodan gelobt!

Thusnelda. Daß dich! Das Löffelraſſeln! Mir ſpringt das Herz, als hätt's Fittige. Es ſchmeckt ihnen.

Ein Knecht (kömmt). Der Römerfeldherr!

Thusnelda (winkt; in Gedanken:) Armin, bei unſrer Liebe, biſt du Römling? Vergaßeſt du den Buchenwald und den durch ſeine grünen Blätter mit unzähligen Silbertropfen blinkenden Morgen, an welchem wir uns zum erſtenmal ſahen?

Der Knecht. Fürſtin!

Thusnelda. Ich beſinne mich. Laß den Fremdling ein! (Knecht ab).

Varus (kommt). Gegrüßt!

Thusnelda. Setze dich!

Varus. Unter dem Geſinde?

Thusnelda (ſtolz). Sitz' ich nicht auch darunter? Es ehrt mich, ich ehre es. So gleichen Herren und Diener ſich aus.

Varus (ſetzt ſich). Ländlich, ſittlich.

Thusnelda. Nimmſt du mit unſerer Fleiſchſuppe, unſerm Gemüſe, Schinken und Eber vorlieb?

Varus (eſſend). Der Eber ſchmeckt gut, nur ranzig.

Thusnelda. Wir mögen ihn nicht anders.

Varus. De gustibus non disputandum.

Thusnelda (zum Geſinde). Satt?

Geſinde. Ja.

Thusnelda. Lügt mir nicht!

Geſinde. Wahrhaftig, wir ſind ſatt.

Thusnelda. Geht! Ihr drei Mägde bleibt und räumt den Tiſch. (Das Geſinde ab, außer den drei Mägden).

Varus. Hohe Frau, wie leicht, dich an Roms Weiſe und Bildung zu gewöhnen. Gar Livia, die Kaiſergemahlin, ſehnt ſich nach dir.

Thusnelda. Sie ſoll mir hier willkommen ſein. (Varus beißt ſich die Lippe. Thusnelda zu einer Magd). Was zerbrichſt du? Wer einmal zerbricht, zerbricht immer. Aus dem Hauſe!

Varus. Du biſt hart.

---

*) Wir verdanken die Mittheilung dieſer Bruchſtücke aus Grabbe's nachgelaſſenem und noch ungedrucktem Werke der Güte des Herrn Dr. J. Hub, welcher mit Grabbe, dem er genau befreundet geweſen, während dieſer an der Hermannſchlacht dichtete, in Düſſeldorf zuſammenlebte.

Die Red.

Thusnelda. Muß ich das nicht ſein, ſoll ich Ordnung halten? Da gucken auch die Pferde hungrig und durſtig aus ihren Verſchlägen. Knechte, für's Vieh geſorgt! (Zu Varus). Proconſul verzeihe! Deutſche müſſen auf's Geringſte achten, um ein Mäßiges zu bewahren. In eurem Welſchland iſt's geſegneter unter dem Duft der Oliven. Wo Armin?

Varus. Er ſpürt aus und kömmt bald zurück; (aufſtehend). Fürſtin, wirſt plötzlich finſter?

Thusnelda. Ich wüßte nicht —

Varus. Biſt du römiſch geſinnt?

Thusnelda. Wer zweifelt daran?

Varus. Du lügſt nicht. Rein, wie ein Stern, glanzt aus deinen Augen deine Seele. Verzeihe mir den augenblicklichen Verdacht!

Thusnelda. Leicht und gern.

Varus. Auf Wiederſehen!

Thusnelda (hat ihn begleitet und kommt zurück). Mein Benehmen gegen ihn: Lug und Trug! Ich ſchäme mich vor mir! Was kann ich bei Armin's Entfernung aber anders thun, ich ſchwaches Weib? Meine Berge mit den hohen, waldigen Rücken wollen ſie zertreten! Ich leid's nicht, und gibt mein Mann die Schande zu, werd' ich der Kämpfer, ich!

Erſter Tag. Das römiſche Heer und die deutſchen Hülfsvölker in Marſch.

Varus. Seit vorgeſtern tüchtig weiter gekommen! Was blitzt da?

Armin. Die Weſer.

Varus. Schon frei von Eis? Das löſ't ſich ſchnell bei euren Strömen! Jüngſt war ſie noch eingefroren.

Armin. Schiffen wir über. Es löſ't ſich in dieſen Gegenden Manches, grad, wenn's am feſteſten verknüpft iſt. Die ungeſtüme nordiſche Witterung iſt Urſach'. (Das Heer ſchifft über. Armin bei Seite). Ich könnte ihn bemitleiden, galt's nicht mein Vaterland.

Ein Vexillar (ſteigt aus einem Boot). Die Weſer ſetzt uns an einem ſaubern Platz ab! (Gebirg und Wüſtenei, ſo weit man ſieht).

Zweiter Vexillar. Frag' Armin. Er gilt bei dem Proconſul mehr, als ein Senat.

Varus. Überall niedergebrannte, von den Einwohnern verlaſſene Häuſer!

Armin. Vermuthlich ſind die armen Leute bei unſerm Anrücken davon gelaufen, und vergaßen die Kohlen zu löſchen, auf welchen ſie ihre Haferbrode röſten.

Varus. Rechts und links Geſindel auf den Höhen?

Armin. Flüchtlinge.

Varus. In Waffen?

Armin. Das Beſte ſcheint ihnen die Waffe, und ſie retteten, was ihnen das Beſte dünkte.

Varus. Auch deine Hülfstruppen weichen zu ihnen!

Armin. Die wollen das Gepäck fortjagen.

Varus. Ohne meinen Befehl?

Armin. Der Deutſche thut's Gute gern ohne Anfragen.

Varus. Ich will aber angefragt ſein, oder ihre Köpfe fallen blutroth, wie im Herbſt die Blätter eurer Eichen! Ruf und bring' jene Abziehenden zurück und ich verzeihe der Keckheit. Sonſt, unter meiner Fauſt, fällt unter andern die deinige auch!

Armin. Großer Herr! — Meinen Renner! (Er ſetzt ſich zu Pferd, läßt die Zügel ſchießen und ruft zurück). Das Verzeihen iſt an uns, und hüte du die eignen Hände! (Er ſprengt rechts hin auf die Berge). Breitſchultrige Enkel der hintergangenen, betrogenen, hingemetzelten Cimbern, Ambronen und Teutonen, ſchlaft ihr? Erſtarrte ihr Todesblut in euren Adern? Rüttelte mein Ahn Teutobuch aus Luſt an den Ketten, an denen ſie ihn einſt ſchleppten in die Länderfreſſende Stadt?

Ein Cherusker. Von unſern Großaltern ſpricht er.

Armin. Schämt euch vor meinem Pferde, es ſchäumt und bäumt gegen den Feind mehr, als ihr.

Ein alter Cherusker. Drücke dem Gaul nicht ſo arg die Sporen in den Leib.

Armin. Ich beugte mein Haupt nicht vor dem ſternglänzendſten Winterhimmel, wollt' er mein Joch ſein.

Deutſche. Wirſt wieder unſer!

Armin. War es immer und bekleidete mich nur mit Unterwürfigkeit, euch zur guten Stunde zu erlöſen.

Der alte Cherusker. Auf *den* kann man ſich verlaſſen. Ich bin nicht dumm, doch jahrelang hätte ich ſo nicht täuſchen können.

Armin. Zu Boden die Stahlſchuppen! (Er reißt ſich die Römerrüſtung ab und zertritt ſie). So zerſtiebe das giftträufelnde Palladium. — Meinen Hermelinmantel! (Der Mantel wird ihm angelegt). Ha, einmal wieder wohl in Landestracht!

Die Menge. Prächtig!

Armin. Schau't anderwärts hin, als auf mich! Da unten ſtecken ſie in der Thalenge, die ihnen drei Tagmärſche koſtet, eh' ſie im Süden nach ihrer Heimath ſich hinauswinden — hinter ihnen rollt die Weſer und die Harzer drängen über den Fluß nach, ein unvorſichtig hervorgelockter, gewaltiger Bienenſchwarm; zahlloſe Wildbäche durchzüngeln den fernern feindlichen Pfad und uns gegenüber (ſeht, die Speere blitzen auf über den Berghöhen!) ſammeln ſich die von mir gerufenen Stammverwandten aus Oſten.

Ingomar. Du haſt's klug betrieben, Neffe! Der verſchlagenſte Gauner macht's nicht beſſer.

Armin. Gauner? —

Ingomar. Es fiel mir aus dem Munde.

Armin. Betrog das Römervolk nicht auch uns?

Ingomar. Das iſt wahr, indeß ....

Armin. Indeß! Mein Volk wäre bei dem „Indeß“ untergegangen!

Lager des Varus.

Das Feldherrnzelt.

Ein Schreiber. Unterzeichne gefälligſt dieſe Acte, ich bin verantwortlich.

Varus. Bleib' mir mit der Klexerei vom Hals!

Schreiber. Proconſul —

Varus. Werft ihn hinaus!

Cäcina (kommt). Du wirſt hart.

Varus. Das Unglück macht es. Armin verrieth mich.

Cäcina. Seit den caudiniſchen Päſſen kein ähnliches Ereigniß.

Varus. Aus dieſem Thal, ſchnell möglichſt! Rechts ab über die Dörenſchlucht, und durch die Ebene hinter ihr nach unſerer Feſte Aliſo! Vorauf mit deiner Legion!

Cäcina. Neunzehnte, die Manipelhände bergauf!

Varus. Achtzehnte, ſchließ dich an! Zwanzigſte, dränge nach!

Cäcina. Schritt!

Neueſte franzöſiſche Roman-Literatur.

Seit den letzten zwanzig Jahren hat der Roman in Frankreich, wie in andern Ländern, ſo zahlreiche, weſentliche Umgeſtaltungen erlitten, daß man im Grunde einen neuen Collektiv-Namen erfinden müßte, worunter man alle jene Werke begreifen könnte, deren Inhalt ſich über Fragen der Moral und Philoſophie verbreitet, auch Theater, bildende Künſte, Reiſen, Zeitereigniſſe, kurz Alles beſpricht, was die Geiſter unſeres Jahrhunderts bewegt, die beiden Beſtandtheile aber, welche früher die Grundelemente dieſes literariſchen Genre ausmachten, nämlich Intrigue und Leidenſchaft, wenig und immer oberflächlich berückſichtigt. In der guten, alten klaſſiſchen Zeit der franzöſiſchen Literatur konnte man mit der Eintheilung der Bücher leicht fertig werden. Oratoriſche Verſuche über oder vielmehr gegen die Verderbniß des Jahrhunderts wurden ſchlechtweg „Reden“ (sermons) oder Gedanken (pensées) betitelt, je nachdem der Verfaſſer den kleinen kurzen Abbémantel oder den langen ſchwarzen Frack des Weltweiſen trug. Sittenbilder, welche die Schwächen der Menſchen kritiſirten, hießen Comödien, weil ſie gewöhnlich in dramatiſche Form gekleidet waren. Dieſe beiden Literaturgattungen bildeten den einzigen Kreis, worin ſich das Studium des menſchlichen Charakters bewegte. In zwei eben ſo verſchiedenen Geſtaltungen offenbarte ſich das Studium des menſchlichen Herzens; nämlich in der Tragödie mit poetiſcher Färbung und Entwickelung, und im Romane mit ſchlichter proſaiſcher Erzählung. Die anſchmiegende, leichte Natur des Romans verſprach allein eine lange Dauer. Aber ſchon zu der Zeit, wo man ihn als eine fortlaufende, einfache, unter tauſend Hinderniſſen und Schickſalsſtücken immer auf das Ziel zueilende Liebesgeſchichte betrachten kann, tritt er uns nicht mehr in der erſten urſprünglichen Geſtalt entgegen; der komiſche Roman, Gilblas und der hinkende Teufel können ſchon für erzählte Comödien gelten; ſelbſt der ſo wenig komplizirte Roman Manon Leſcaut hat bereits ſchon von der primitiven Einfachheit verloren; denn die Analyſen des menſchlichen Herzens und des menſchlichen Charakters werden darin ſchon zuſammengewürfelt; ſeitdem man aber der Anſicht iſt, die Künſte ſeien nichts, als eine treue Nachahmung und Copie des Wirklichen, hat man ſchnellere Fortſchritte gemacht und nach Beſeitigung aller Schranken ſich in eine völlige Anarchie geſtürzt. Da es einmal in der Welt komiſche Lebenslagen genug zu bemerken, böſen Willen und ſchlechte Abſichten genug zu bekämpfen, Liebeshändel genug anzuſpinnen und tragiſche Abenteuer genug zu beweinen gibt, ſo hat man Alles in der Wirklichkeit Vorhandene genommen und in wilder Verwirrung dem modernen Roman einverleibt. Derſelbe umfaßt gegenwärtig alle Tendenzen der Zeit und durchſtöbert die innerſten Falten des blutenden Weltenherzens; er iſt das Vehikel von ſchönen Hoffnungen, verrückten Träumen, wahren und eingebildeten Qualen geworden. Der Kopf wird einem wüſte und ſchwer, wenn man eine gewiſſe Anzahl von Erzeugniſſen moderner Roman-Fabrikanten geleſen hat; die metaphyſiſchen Diſſertationen dieſer Herren ſind noch unverſtändlicher, als die Hegel'ſche Logik; ihre in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Helden winden und krümmen ſich unter der Laſt von Genie, welche ihnen der Schöpfer auferlegt hat, daß es ein Jammer anzuſehen iſt; ſie lachen, weinen, heulen und ſtöhnen zu gleicher Zeit, wie eine Schaar zuſammengekoppelter Verbrecher; ſie gefallen ſich in wahnſinnigen Faſeleien, ſchamloſen Reden und Paradoxieen, die gottlob mehr albern, als gefährlich ſind, obſchon ſie die ewigen Geſetze, welche von Anfang an die Welt regieren, verhöhnen und verſpotten.

Dieſe peinlichen Betrachtungen drängten ſich mir unwillkührlich auf, nachdem ich 7 oder 8 verſchiedene neuere franzöſiſche Romane geleſen, womit ich die Leſer ſogleich bekannt machen will. Was habe ich darin gefunden? Geiſt, Gemüth und Talent in einigen, ſchlechten Geſchmack in anderen; in allen aber eine Verſchiedenheit der Meinungen und Anſichten, welche Einen wirklich erſchreckt. Unter jenen ſieben Romanen ſind hiſtoriſche, philoſophiſche und politiſche; und jeder Autor von dieſen Büchern hat eine nur ihm eigenthümliche Art, das Leben, die Geſchichte, Philoſophie und Moral zu beurtheilen. Welchen Schluß man aus dieſem Umſtande ziehen will, überlaſſe ich dem Leſer und ſchreite ſofort zur Würdigung der einzelnen Werke.

Wir beginnen, wie billig, mit dem beachtenswertheſten, nämlich mit der „Dornenkrone.“ von Michel Maſſon. 2 Bde. 8. Dieſer Autor iſt einer der beliebteſten franzöſiſchen Erzähler; ſeine früheren Werke ſind meiſt in's Deutſche übertragen. Sein Ruf, als Romanſchreiber ſteht feſt begründet, und ſelbſt die ſcheelſüchtige Kritik wird ihm den einmal gewonnenen Boden nicht wieder ſtreitig machen können, wie es hier zu Lande ſo manchem augenblicklich gefeierten Schriftſteller begegnet. Michel Maſſon verdankt ſeine Popularität weniger der Kritik, als ſeinem eigenen Talente, welches ſich auf die ganze Anlage eines Werks und auf die ſchöne Ausſchmückung der geringſten Einzelnheiten erſtreckt. Er hat faſt in allen Klaſſen der Geſellſchaft freundliche Leſer gefunden und wird es auch noch ferner; denn ſein Geiſt iſt noch kräftig, geſund und friſch. Sein ebengenanntes Werk iſt keins von den zufällig entſtandenen und in die Welt hinausgeſchickten Büchern, welche den Leſer in's Blaue mit fortziehen, ohne ihn einem beſtimmten Ziele entgegenzuführen; aus allen Theilen des Romans tritt uns ein Gedanke entgegen, deſſen Umfang wir erſt vollkommen begreifen, wenn wir die letzte Seite geleſen. Drei Hauptperſonnagen dieſer zwei Bände ſtarken Erzählungen nehmen faſt allein das Intereſſe in Anſpruch, welches fortwährend rege erhalten wird. Dieſe drei Hauptfiguren ſind der engliſche Dichter Richard Savage, durch den hohen poetiſchen Schwung ſeiner Gedanken, wie durch die Unordnung ſeiner Lebensweiſe bekannt. Als Gegenſatz zu Richard, deſſen ganzes Übergewicht und Verdienſt in der Aufregung und Überſpanntheit ſeines Kopfes beſteht, zeigt uns der Verfaſſer den David Sauveur, einen braven, naiven, einfachen Arbeiter, welcher alle ſeine Eingebungen aus dem Borne ſeines Herzens ſchöpft, und zwiſchen jene Beiden hat er ein junges Mädchen geſtellt, unſchuldig und brav, wie David, ihr Verlobter, aber überſpannt, wie der Dichter, welche von dem Geiſte des Einen verblendet, von der Güte des andern gerührt wird, und nicht eher zur Erkenntniß ihrer ſelbſt gelangt, bis der Rauſch ihrer Jugendträume vorüber iſt.

(Fortſetzung folgt).

Gedichte aus Bettina's Seele.

Herr Doktor Karl Riedel, der durch ſeine „Polemiſchen Erörterungen auf dem Gebiete der Kunſt und Literatur,“ — über welche wir mit Nächſtem berichten werden, in dem Fache der hoheren, objektiven Kritik eine würdige Stellung genommen, hat mit Anfange des vorigen Monats ein Tagblatt, — die Nürnberger Zeitung — herauszugeben angefangen. Dem größeren der Politik gewidmeten und trefflich redigirten Theile ſchließen ſich geiſtreiche literäriſche Artikel und intereſſante Kunſtnotizen an. Allwöchentlich wird ein Beiblatt — der Feierabend — beigegeben, welches poetiſche, kritiſche und ſonſtige belletriſtiſche Mittheilungen enthalt. Es freut uns, mit des Herrn Herausgebers Erlaubniß, aus dieſem Beiblatt einige Proben von Gedichten hier mittheilen zu konnen, welche der geniale G. Fr. Daumer (in Nürnberg) ſchon vor längerer Zeit, — noch ehe ihm die verwandten ſchönen Dichtungen von Frau von Plönies zu Geſicht gekommen, — aus Bettinens Schriften geſchöpft, nur ſehr weniges ändernd, um, was ohne förmliches Metrum in wahrhaft poetiſcher Begeiſterung niedergeſchrieben, nun in vollendet künſtleriſcher Geſtaltung darzuſtellen. Die beigeſchriebenen Zahlen geben Band und Seite der Schriften Bettinens an, wo dieſe Gedichte in ihrer urſprünglichen Geſtalt zu finden.

(III. 98).

Mich und die Welt umkleidet dein Glanz, dein Licht iſt Traumlicht
Höherer Welt, wir athmen in ihrem Luftkreis,
Und es umfängt heimathlich
Duft der Erinnerung uns.

Ja, es erhebt, es trägt uns empor, es ſchwebet unſer
Schwankendes Loos auf ſpiegelnden Aetherfluthen —
Auf zu der ewigen Götter
Alles umfaſſendem Arm.

Und mir ward, daß ich deinem Geſang ohn' Ende träumend
Lauſcherin ſei, geſungen an meiner Wiege,
Bis zu dem letzten der Tage
Welcher mein Auge beſtrahlt.

(I. 125).

All' mein Denken, Sehnen, Wollen,
Durch die Liebe mir erſchloſſen,
Gleichet ſich den armen Blumen,
Die da auf dem Felde ſproſſen.

Unbewußt die gold'nen Augen
Oeffnen ſie auf grünem Grunde,
Lachen dann zum blauen Himmel
Eine helle Lebensſtunde.

Und dann blicken tauſend Sterne,
Die des Mondes Pracht umtanzen,
Und in Nacht und Schlummer ſinken
Zitternd die beſchränkten Pflanzen.

Alſo ſtehſt, mein hoher Meiſter,
Ueber mir als Mond im Glanze,
Hochverherrlicht und umſchlungen
Von Begeiſtrungsſternentanze.

Und was ſich in mir entfaltet,
Ferne von den Herrlichkeiten,
Liegt als Blume, thränend, bebend,
Tief in Thalesdunkelheiten.

All' mein Muth und Geiſterheben
Sinkt, o Herr, vor dir zu Ende,
Und mein ganzes Weſen ſchlummert
Unter deinem Firmamente.

Bronze-Statue Dürer's.

In Dürer's Hauſe zu Nürnberg, wo eine permanente Ausſtellung von neueren Kunſtwerken ſtattfindet, iſt jetzt auch der große Meiſter ſelbſt zu ſehen, wie er, von Profeſſor Schwanthaler in München für die Pinakothek beſtimmt und zunächſt im Kleinen modellirt, von Stieglmaier in Bronze gegoſſen worden. „In würdiger Haltung,“ bemerkt die Nürnberger Zeitung, „wie es das Bild des Heros ſeiner Kunſt heiſcht, ſteht hier Dürer vor uns; das reiche Haar läßt die edle Stirne frei, und fällt in reichen Locken auf die Schultern; Ernſt und Milde bezeichnen den Ausdruck des Geſichtes, — ein ſtattlicher Pelzrock umhüllt die ſchön geformte Geſtalt. In der Rechten hält er eine Rolle, die etwas aufgerollt, das Monogramm „des großen Meiſters“ ſehen läßt; die Linke, herabhängend, faßt die Handſchuhe, glücklich bezeichnend, daß der große Künſtler auch den äußeren Anſtand des Mannes achtete. Das Selbſtgefühl des Künſtlers, — ohne allen coquettirenden oder diktatoriſchen Beigeſchmack, — tritt uns übermächtig entgegen . . .“ Das Werk „iſt des Ruhmes Schwanthaler's würdig.“ —

Feuilleton.

⁂ Die barmherzigen Brüder in Oeſterreich. — In Wiener Blättern wird bemerkt, daß der Orden der barmherzigen Brüder in den verſchiedenen Ländern der öſterreichiſchen Monarchie 29 Krankenhäuſer verſorgt, in denen er im Laufe der letzten 6 Jahre bis Ende Oct. 1835 über 110,000 Kranken, ſowohl aus dem In- als dem Auslande, aufgenommen und verpflegt hat, worunter ſich auch viele Nichtkatholiken und Iſraeliten befanden. Auf 11 bis 12 Kranke kam nur ein Sterbfall.

⁂ Ruſſiſche Gefängnißgeſellſchaften. — In Zarskoje-Selo und in Tobolsk haben ſich nach den Beiſpielen von Petersburg Gefängnißgeſellſchaften gebildet, deren Zweck es iſt, das Loos der Gefangenen, beſonders zahlungsunfähiger Schuldner, zu mildern.

⁂ Univerſal-hebräiſche Linguiſtik. — Ein Abbé Latouche kündigt zu Paris einen Lehrkurſus de linguistique hebreo-universelle an. Die Vorleſungen ſollten am 22. v. M. beginnen, die erſte unentgeldlich ſein.

⁂ Neue Zeitungen für 1837. — Bei Fort in Leipzig erſcheint vom 1. Januar 1837 eine „Univerſalzeitung für gebildete Stände,“ in wöchentlichen Lieferungen, herausgegeben von dem bekannten Novelliſten Julius Krebs; — und in der Metzler'ſchen Buchhandlung in Stuttgart eine Zeitſchrift für literariſche Unterhaltung und Kritik: „der Spiegel“ (in wöchentlichen 2 Nummern).

Die *Revue du Nord*, deren Publikation einige Zeitlang ſuſpendirt war, erſcheint jetzt wieder, jährlich in 4 Bänden, jeder 160—200 Seiten ſtark, in 8.

⁂ Vom 10. December an erſcheint bei Pougin und V. Magen in Paris eine neue Geſammtausgabe der Werke von George Sand, mit dem Porträt der Verfaſſerin von Calamatta (im Stahlſtich), in vorläufig 16 Bänden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 295. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 13. December.

Die Legende vom heiligen Rupert.

Von

Louiſe von Plönnies.*)

Nah bei Bingen's Felſenufer,
Wo der Rhein im Wirbel ſauſ't
Und im wilden Wellentanze
Nach der Tiefe donnernd brauſ't,
Lebte an der Mutter Seite
Einſt ein Knabe hold und mild,
Rupert, der an Reiz und Güte
War der Mutter Ebenbild.
Zu dem Fürſtenthron geboren,
Eines ſtolzen Herzogs Sohn,
Der im Streite früh gefallen
Um die oft bedrohte Kron',
Reizte dieſen ſanften Knaben
Nie ihr Glanz mit Perl' und Stein,
Und der Freudenthränen Schimmer
Schien ihm herrlicher zu ſein.
Armen Kindern, die er frierend,
Weinend auf der Straße fand,
Gab er nach des Heilands Lehre
Oft das eigene Gewand.
Brachte ſie zu ſeiner Mutter
In das herzogliche Schloß,
Flehte in des Mitleids Tönen,
Während ſeine Thräne floß:
„Mutter, dies ſind Eure Kinder,
Nehmt Euch liebend ihrer an,
Was ihr thut an dieſer einem,
Brüder, habt ihr mir gethan.
Dies iſt Jeſu Chriſti Lehre!
Theure Mutter, zürne nicht,
Daß, wie Chriſtus es geboten,
Rupert Brod den Armen bricht!“
Und die Fürſtin drückte liebend
Ihren Knaben an das Herz
Und in heil'ger Ahnung blickte
Fromm ihr Auge himmelwärts.
So dem innern Drange folgend
Und des Heilands mildem Wort,
War als zarter Knabe Rupert
Schon der Armen Troſt und Hort.
Wie ein kleiner Engel ſchwebte
Rettend er von Haus zu Haus,
Um zu theilen Armen, Kranken
Seine milden Gaben aus.
Eines Abends kehrt' er ſelig,
Einen Himmel in der Bruſt,
Von den frommen Wanderungen
Zu der Mutter heim mit Luſt.
Sinnend ging er an dem Strande,
Vor dem ſchönen klaren Rhein,
Und ihm war, als wiege murmelnd
Ihn die Fluth in Schlummer ein.
Hin an eines Hügels Seite
Legte Rupert ſich zur Ruh,
Und des Schlummers Genius drückte
Leiſe ihm die Augen zu.
In den Schlaf des Kindes ſenkte
Sich ein himmliſches Geſicht,
Wie der ſtille Waſſerſpiegel
Wiederſtrahlt der Sterne Licht.
Eine tiefe Stille herrſchte
In der Schöpfung weitem Raum,
Hell und glänzend ſchien die Sonne,
Wie es nimmer ſonſt im Traum.

---

*) Vorgetragen am 2. Decbr. in der erſten, zur Feier der Heimführung Ihrer königl. Hoheit der Prinzeſſin Eliſabeth von Preußen durch Se. Hoheit den Prinzen Carl von Heſſen und bei Rhein, veranſtalteten Abendunterhaltung des Vereins für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt in Darmſtadt.

Ihre Strahlen tanzten flimmernd
Auf dem wunderſchönen Rhein,
Der, im höchſten Glanze ſchimmernd,
Schien ein Strom voll Edelſtein'.
An dem Ufer ſah er ſtehen
Einen Greis ſo hoch und mild,
Mit dem ſchönſten Angeſichte
Ein erhaben heilig Bild.
Viele muntre Knaben ſprangen
Fröhlich in den hellen Rhein,
Und der Greis wuſch in den Fluthen
Alle Knaben weiß und rein.
Aus dem Waſſer ſtiegen Alle
Schöner, blühender hervor,
Sieh', da hob ſich aus den Fluthen
Eine Wunderau' empor.
Würz'ge Kräuter, tauſend Blumen
Prangten d'rauf in ſüßem Duft,
Hauchten ihre Wohlgerüche
In die reinſte Maienluft.
Hohe, ſtolze Baume ſtrebten
Aus dem bluhenden Geſträuch,
Weiß' und rothe Bluthe ſchmückte
Sie mit goldner Frucht zugleich.
In der Baume Bluthenkrone
Aus der Zweige gruner Nacht
Flogen Vogel auf und nieder
In der Farben hochſter Pracht.
Und wie neben Bluthen ſchwellte
Goldne Frucht im Blatterdrang,
Bei den Vogeln ſich geſellte
Farbenpracht zu Himmelsklang.
Und der Greis rief alle Knaben
Auf der Inſel Wunderſtrand
Und bekleidete ſie alle
Mit dem reinſten Schneegewand.
Darauf wies er auf der Bluthen,
Auf der Früchte Überfluß,
Weihte ſie den muntern Knaben
Zum entzückenden Genuß.

(Schluß folgt).

Bojar und Fürſt.

(Fortſetzung).

Fedor ſprach ſeinen innigſten Dank gegen den Fürſten aus, nahm dann ein Pferd, welches dieſer ihm in Ermanglung des ſeinen, von dem er nie wieder etwas gehort hatte, geben ließ, und trabte nach ſeiner Heimath zu, mit wehmüthig frohem Gefühl, welches von Tage zu Tage, ſo wie er ihr naher kam, immer mehr an Heiterkeit verlor.

Nachſinnend, aber immer zu keinem Entſchluß gelangend, auf welche Weiſe er Irenen den Erfolg ſeiner Reiſe mittheilen ſollte, ritt er in ſein Hofthor ein. Das Erſte, was er erblickte, und was ihm alle andere Gedanken vergeſſen machte, war ſie, die mit Freudengeſchrei auf ihn zuhüpfte. Er breitete ihr die Arme entgegen, hob ſie zu ſich empor, ſetzte ſie vor ſich auf den Hals des Pferdes und erinnerte ſie daran, wie er ſo ſie zuerſt hierher geführt.

„Ja," ſagte ſie, „das war eine ſchlimme Zeit; nun iſt's doch viel beſſer, da war ich arm und nun bin ich reich. Nicht wahr? Mein Fedor hat Alles bei'm Czar ausgerichtet; ich bekomme meine Kleinodien, meine Schätze wieder, der Fürſt von Twer wird beſtraft, und dann halten wir Hochzeit."

Der Bojar ſeufzete, ſetzte ſie auf den Boden, ſtieg ſelbſt ab, übergab ſein Pferd einem Diener und ſprach: „Ireniaka, ich muß dir etwas ſagen" — —

„Doch nicht, daß Alles, was ich verlor, verloren iſt und bleibt?" rief ſie heftig, indem ſie ihn befremdet anſah.

„Das nicht, aber" — ſtöhnte er, „doch laß uns hinein gehen."

Irene folgte ihm, ohne einen Laut hören zu laſſen, bis in's Zimmer, wo er ſich auf einen Seſſel warf, ſich über die Stirne wiſchte und, ſtatt zu reden, ſchwieg.

„Nun, was aber?" rief ſie jetzt, „wie ſtehen die Sachen? Jetzt will ich Alles wiſſen, und zwar ſchnell und genau. Was aber?"

„Aber," erwiederte er, „ich habe deinetwegen alle Güter verloren, nichts bleibt uns, als das Dorf Bradno; dies Haus müſſen wir noch heute verlaſſen."

„Aber meine Sachen? Meine Kleider, mein Geld, meine Kleinodien?"

„Der Fürſt von Twer läugnete Alles," fuhr Fedor fort, „und der Czar wollte mich zum Tode ſchicken, und ich würde niemals wieder in deine ſtrahlenden Augen geblickt haben, wenn nicht mein Herr und Gebieter, der Fürſt von Roſtow, mich durch ſein Fürwort befreit hatte."

„Aber meine Güter," rief ſie wieder, „meine Güter, hörſt du, meine!"

„Deine, Ireniaka, ſind noch nicht ſo gewiß verloren." Er erzählte ihr nun, was der Fürſt von Roſtow ihm verſprochen.

„So?" ſagte ſie, am Schluſſe der Erzählung mit langem Blicke ihn meſſend. „Und du haſt alſo gar nichts mehr als das ſchlechte Dorf?"

„Nein."

„Und dennoch denkſt du, mich zu heirathen," ſagte Irene. „Was iſt auf das Wort des Furſten von Roſtow zu geben, der ſelbſt mit Raubern Bekanntſchaft hat. Es kann gelingen, es kann mißlingen; und, wenn es gelingt, ſo kann er ſich anders beſinnen und die Kleinodien ſelbſt behalten; dann habe ich nichts, und du haſt nichts, und ich armes Kind ſoll wohl Brod und Zwiebeln mit dir eſſen, und zu meinem Vergnugen zuſehen, wenn du deine Bauern prugelſt?"

„Ach, Irene," ſagte Fedor, „könnte ich nur dich glücklich machen! Wie gerne wollte ich mir das Blut tropfenweiſe abzapfen laſſen! Ich kann ja nicht dafur, daß dies ſo ausgefallen iſt. Du ſelbſt haſt es ja gewollt."

„Freilich habe ich," erwiederte ſie in gezogenem Tone, „aber nun es ſo ausgefallen iſt — —"

„Fühlſt du, daß du bei mir nicht glücklich ſein kannſt, da ich dir nun nicht Putz, nicht Spielwerk verſchaffen kann, ſo viel du haben möchteſt," ſagte der Bojar, ſie unterbrechend, in weichen bebenden Tönen. „Ach Irene, ein blutiges Lager, auf ſpitzen Steinen in einſamem dunkelm Kerker zwiſchen Schlangen und Molchen, und täglich ein Blick, ein liebendes Wort von dir, es wäre ein Paradies! Und du — — aber ſtill! Was beklage ich mich denn? Wie konnte ich denn erwarten, daß du Lichtkind der Sonne und der Schönheit, die wie ein überirdiſcher, verklärter Geiſt über dieſe Erde ſchwebt, mich lieben könnteſt, mich, deſſen narbiges verwittertes Geſicht, deſſen von langer harter Kriegsarbeit gekrümmte und ſchwielige Glieder, deſſen verdumpfter Geiſt dir Widerwillen einflößen muß. Meine Gegenwart ſoll dich nicht mehr quälen. — O Gott, ich kann es ja auch nicht ertragen, dich anzuſehen, ohne die Arme nach dir auszubreiten. — Ich will ſcheiden auf immer. Nichts mehr auf der Welt kann mir frommen, als ein Grab im Kriegsgetümmel, oder eine Kloſterzelle. Nimm Alles, was ich noch habe, nimm dies Käſtchen mit Juwelen, das Erbſtück meiner Großmutter, und lebe allein ſo glücklich, wie du kannſt — — bis — —“ Die Stimme verſagte ihm; aber gewaltſam ſich ermannend ſetzte er in erſtickten, kaum hörbaren Tönen hinzu, „bis du einen Mann findeſt, den du mehr lieben kannſt, als mich. Und nun, Ireniaka, ſüße, geliebte Ireniaka, lebe wohl, und zum Abſchiede noch einen einzigen Kuß.“

Anfangs mit ihrem gewöhnlichem, befremdetem Blicke, nach und nach erblaſſend, dann zitternd und mit feuchtem Auge, hatte Irene dieſe Rede angehört; jetzt, als er den Mund zum Abſchiedskuß ihr entgegen neigte, fiel ſie mit einer an ihr ganz unbekannten Heftigkeit ihm um den Hals, und rief weinend und ihn wiederholt küſſend: „Nein! Nein! Nicht weggehen! Du mußt bleiben; ohne dich mag ich, kann ich nun auch nicht leben!“

Krampfhaft bebte Fedor zuſammen, krampfhaft umſchlang er ſie, und ſtürzte auf die Kniee, ſie mit niederziehend auf den den Boden bedeckenden Teppich. „Barmherziger Vater im Himmel,“ rief er, „ſo iſt es Wahrheit, ich bin nicht wahnſinnig, wahr, wahr, wie dein Erbarmen iſt es, Irene, meine Irene liebt mich jetzt wirklich! Du konnteſt mich wirklich lieben, Irene?“

„Ja doch, du närriſcher Menſch,“ ſagte Irene wieder hellauflächlend aus den halbgetrockneten Augen, „jetzt liebe ich dich wirklich und wahrhaftig. Und gib Acht, unſere Güter erlangen wir Beide auch wieder. Dann wollen wir recht glücklich zuſammen leben, und alle unſere Umgebungen ſchön machen laſſen, ſo ſchön wie ſie nur in Griechenland zu finden ſind.“

Der Bojar hörte nichts von ihren Worten, als die Verſicherung ihrer Liebe. Lautſchluchzend hatte er ſein Geſicht in ihren Schooß verborgen, indem ſein Arm ſie faſt bewußtlos umſchlungen hielt, und ſtets enger und glühender an ſich preßte.

„Geh',“ rief Irene ängſtlich und mit ſchwacher Hand ihn von ſich druckend, „geh', du machſt mir bange. Geh', ſage ich, laß mich allein. Bald wird ja der Segen des Prieſters uns verbinden, — dann — aber jetzt geh'.“

Und gehorſam wie ein Kind erhob ſich der Bojar, ſetzte ſie ſanft nieder auf einen Seſſel, und entfernte ſich ehrerbietig.

Der Fürſt von Roſtow hielt, umgeben von den treueſten ſeiner Knechte, auf einem grünem von Bäumen umgebenen Platze, ohngefähr drei bis vier Werſte von ſeinem Schloſſe, und muſterte die Schaar, welche der ſchwarze Gleb hatte zu ihm ſtoßen laſſen, häßliche, wilde und kräftige Geſtalten auf zottigen Pferden; voran Gleb, welcher bald nackt, nur mit einem um Schultern und Hüften geſchürzten Bärenfelle bekleidet, auf einem kleinen Pferde ohne Sattel und Steigbügel hing. Seine Glieder ſtarrten ſo ſchwarz und haarig aus dem Bärenfelle hervor, daß man in einiger Entfernung kaum die bekleideten Stellen von den unbekleideten hätte unterſcheiden können. Wild und unſtät wie die Blicke eines Raubthiers, flogen ſeine grell olivengrünen Augen, von einer Seite zur andern, während ſeine wie eine Habichtsklaue geſpannte Hand ſich ſtets zum Zugreifen bereit, in der Nähe des Säbels und der beiden großen Piſtolen hielt, die an ſeinem ledernen Gurte hingen.

„Alſo du willſt unter meinem Befehl den Fürſten von Twer in ſeiner Burg überfallen?“ ſprach Alexander von Roſtow, ihn ſcharf anblickend.

„Den Herrgott im Himmel, den Satan in der Hölle, Alles, wofür Ihr mich bezahlt!“ rief Gleb.

„Aber,“ fuhr Alexander fort, „ich weiß, du haſt dem Twerer auch ſchon in ſolchen Fällen gedient.“

„Wenn er mich bezahlte, freilich,“ erwiederte Gleb; „diesmal bezahlt Ihr mich, und ich diene Euch.“

„Und beſchwert es dein Gewiſſen nicht,“ ſagte der Fürſt, „ſo deine Herren zu wechſeln?“

„Hoho!“ ſchrie der Schwarze, „Gewiſſen gegen Geld! Wo habt Ihr ein ſolches Rechnen gelernt! Seht, Roſtow, hättet Ihr am Montage mich nicht zu Euch beſchieden, ſo wäre ich am Dienſtage zum Twerer geritten, und hätte ihm meine Dienſte gegen Euch angeboten; denn ich weiß, er iſt erboſt auf Euch, weil Ihr ihm ein Opfer ſeiner Rache aus den Zähnen geriſſen habt. Es wäre eine blutige Metzelei geworden, und ich hätte meine Freude daran gehabt; aber er iſt zu knickerig, bezahlt ſchlecht; darum iſt es ſo beſſer; denn ich hoffe, mein gnädiger Herr wird großmüthig ſein.“

„Aber wenn du mich verräthſt, Schurke, da du ſo leicht von einem Herrn zum andern dich wenden kannſt!“ — rief der Fürſt, die Hand an ſeiner Piſtole.

„Seid unbeſorgt,“ erwiederte Gleb, „heute habt Ihr mich bezahlt, heute bin ich Euer treuer Knecht. Nun, eilt, laßt uns aufbrechen, mein Rappe ſcharrt den Boden, und die Zähne meiner Leute ſchlagen vor Begierde nach Blut an einander. Gebt uns zu morden, zu zerfleiſchen, zu ſengen, zu zerſtören! Für und gegen wen, gilt uns gleich; doch treu, wie ein Bullenbeißer ſeinem Herrn, ſind wir Jedem, der uns bezahlt, ſo lange er uns bezahlt.“

(Schluß folgt).

Literatur.

Religion, Natur und Kunſt, vorzüglich in ihrer Verbindung. Eine Reihe öffentlicher Vorleſungen, gehalten von **P. Scheitlin**, Prof. St. Gallen. 1836. Druck und Verlag von Wartmann und Scheitlin. 239 SS. 8.

Die hier dem Druck übergebenen Vorleſungen wurden, wie das Vorwort berichtet, „vom Verfaſſer in Winterabenden vom Jahre 1833 auf 1834 öffentlich, vor einem in jeder Beziehung gemiſchten Publikum, einzig aus Neigung zu ſeinem (?) Thema gegeben,“ und — in Folge von Aufforderungen dazu — durch den Druck veröffentlicht. Die Kritik derſelben hat der Herr Verfaſſer ſelbſt geliefert, indem er noch ferner im Vorworte bemerkt: „der Titel lautete eigentlich: „über Religion, Natur und Kunſt." Aber typographiſcher Schönheit wegen (!) ließ die Offizin das „über" weg. Verfaſſer wollte nur einige Gedanken über alle drei Themata und deren Einigung mittheilen, ſchlechterdings aber kein Syſtem geben . . . Daher das Abrupte, Fragmentariſche, aber auch der Ton der Darſtellung. Der Verfaſſer wollte ſeine Überzeugungen rückſichtslos ausſprechen; — weckt er damit Gedanken und Empfindungen vorzüglich für ſeinen einen Gedanken: Einheit der Religion, Natur und Kunſt; ſo iſt er befriedigt. Daß er in die Tiefe ſeines Themas nicht heruntertauchen konnte, vielmehr nur auf der Oberfläche ſchwimmen mußte, weiß er wohl; er beruhigt ſich indeß damit, daß „das Publikum bisher ſeine literäriſchen Arbeiten mit Nachſicht aufgenommen."

Auch für das vorliegende Schriftchen glauben wir dem Herrn Verfaſſer Nachſicht zuſichern zu dürfen. Allerdings hat derſelbe, wie er noch zum Schluſſe (S. 238) bemerkt: „zu rhapſodiſch gearbeitet, — manchen Zuſammenhang zerriſſen, Manches aufzunehmen vergeſſen und ſich oft wiederholt;" allerdings ermangeln (was der Herr Verfaſſer an ſeinem Werkchen zu rügen vergeſſen) ſeine Gedankenbeſtimmungen jeglichen wiſſenſchaftlichen Werthes, und gegen ſeine Anſichten ließe auch häufig gar Manches ſich einwenden; das Ganze aber beurkundet ein lebhaftes Intereſſe für die höchſten Angelegenheiten des Menſchen, regen Sinn für das Heilige, Gute, Schöne und Wahre, Begeiſterung für Verbreitung der Humanität, und — bei ſehr mannigfaltigen, wir möchten ſagen, encyklopädiſtiſchen Kenntniſſen — und entſchiedenem Talente für leichtfaßliche, unterhaltende, gedankenanregende Darſtellung, — eine rühmliche Beſcheidenheit und Offenherzigkeit, welche noch liebenswürdiger wäre, wenn der Verfaſſer ſich einer gewiſſen ſchweizeriſchen Derbheit und ſeiner apodiktiſchen Sprachweiſe entſchlagen hätte.

Nach einer einleitenden Vorleſung verbreitet der Herr Verfaſſer in der zweiten ſich über Religion (S. 23 bis 62), in der dritten über Natur (S. 63 bis 100), in der vierten über Kunſt (S. 101 bis 147), in der fünften und ſechsten über die „geſchichtlich gegebene Verbindung zwiſchen Religion, Natur und Kunſt" (S. 148 bis 267), um dann in der ſiebenten mit einer Nutzanwendung zu ſchließen. Wir aber ſchließen mit dem Wunſche, daß die Vorſchläge des Herrn Verfaſſers beherzigt werden mögen, und daß derſelbe durch freundliche Aufnahme ſeiner wohlgemeinten und originellen Vorleſungen ſich veranlaßt finden werde, ſein Verſprechen zu erfüllen, auch über Moral, Recht und Geſchichte ähnliche Vorträge — jedoch mit etwas größerer Sorgfalt auszuarbeiten und demnächſt auch dem Druck zu übergeben.

C.

Feuilleton.

⁂ **Anton Karl Horaz Vernet.** — Am 17. vor. M. ſtarb zu Paris Antoine-Charles-Horace Vernet. Bei ſeiner Beerdigung, welcher ſehr viele Trauernde beiwohnten, feierte Herr **Garnier**, Mitglied der Akademie der ſchönen Künſte, das Gedächtniß des Verſtorbenen. Wir führen aus ſeiner Grabrede hier nur die Hauptmomente an.

„**Claude Joſeph Vernet**, der Vater des Dahingeſchiedenen, zu Avignon am 14. Auguſt 1714 geboren, nachdem er ſich in Italien durch zahlreiche Meiſterwerke wohlverdienten Ruhm erworben, wurde von Ludwig XV. nach Frankreich berufen, um die größeren Seehäfen dieſes Landes zu malen. Schon 1753 von der königl. Malerakademie zu ihrem Mitgliede erwählt, bereicherte er auch ſein Vaterland mit unvergleichlichen Werken. Er ſtarb (1789) in ſeinem 75ſten Jahre. — Sein Sohn, den der Tod vor wenigen Tagen dahingerafft, war am 14. Aug. 1758 geboren. Frühe entfaltete ſich ſein Künſtlertalent in der Schule ſeines Vaters. Er widmete ſich mit Vorliebe der Geſchichtsmalerei. Schon mit dem 16. Jahre wurde ihm der zweite Preis zu Theil; aber 1782 errang er ſich den erſten, und zugleich die Vergünſtigung, als Penſionair nach Rom zu gehen. Sechs Jahre ſpäter erwarb ihm ſein **Triumph des Paulus Aemilius** einen Sitz in der königl. Malerakademie. Seine Hauptwerke jedoch ſind die folgenden: Die große von Buonaparte gehaltene Revue in den Tuilerien, zu welcher Iſabey die Porträte gefertigt; dann die Schlachten von Rivoli, Marengo und Toloſa, der Einzug in Mailand, die Schlacht von Wagram und der Morgen der Schlacht von Auſterlitz. Für dieſes letztere Bild empfing Vernet das Kreuz der Ehrenlegion aus den Händen des Kaiſers im Louvre. Auch mehrere treffliche Porträte von Napoleon, dem Herzoge von Berry u. a. verdanken wir ihm. Am 8. Juni 1810 war er Mitglied der Akademie der ſchönen Künſte, im J. 1816 Ritter des königl. Ordens des h. Michaels geworden. Sein einziger, ſeiner würdiger Schüler iſt — ſein Sohn, **Horaz Vernet**, den er nach Rom begleitete, als derſelbe zum Direktor der dortigen franzöſ. Akademie ernannt worden. Erſt ſeit etwas mehr als einem Jahre von dort zurückgekehrt, — noch vor wenigen Tagen mit dem Offizierskreuz der Ehrenlegion dekorirt, — entſchlief er nach kurzer Erkrankung."

Eine ſchöne Parallele zu dieſer Künſtlerfamilie bietet die Familie **Morgenſtern** zu Frankfurt a. M., deren Name zuerſt durch die Meiſterwerke des Architekturmalers Johann Lucas Morgenſtern berühmt geworden. Sein noch lebender Sohn iſt der im ganzen künſtleriſchen Europa rühmlich bekannte Herſteller beſchädigter Gemälde, und ſein, jetzt in Italien ſich aufhaltender Enkel bereits ein ausgezeichneter Landſchaftsmaler, über deſſen neueſte treffliche Leiſtungen unlängſt in dem Phönix Bericht erſtattet worden.

⁂ **Melanchthon kein Freimaurer.** — In der am 15. October zu Halle gehaltenen Sitzung des thüringiſch-ſächſiſchen Vereins fur Erforſchung der vaterländiſchen Alterthümer, hat Hr. Dr. **Förſtemann** in einem Vortrage die Behauptung zu widerlegen verſucht, **Melanchthon ſei ein Freimaurer geweſen**, eine Behauptung, welcher Hr. Dr. Bretſchneider im Corpus reformatorum bereits eine weitläufige Unterſuchung gewidmet.

⁂ „Sathaniel" iſt der Titel eines eben erſchienenen Romans und der Heldin deſſelben. **Frédéric Soulié**, der ſich ſchon einen bedeutenden Namen unter den Romanendichtern Frankreichs erworben durch ſeinen „Conseiller d'état" und ſpäter durch den „Vicomte de Beziers," ſoll in „Sathaniel" ſich ſelbſt übertroffen haben.

⁂ **Wieder aufgefundene Schrift von Leibnitz.** — Die bisher für verloren gehaltene Diſſertation und erſte Druckſchrift des großen Leibnitz: „de principio individui," iſt vor Kurzem zu Hannover wieder aufgefunden worden, und wird daſelbſt mit Nächſtem in Druck erſcheinen.

⁂ Bei **Levrault** iſt der erſte Band einer **Geſchichte Spaniens** von **Roſſeau-St. Hilaire** erſchienen (die gothiſche Epoche enthaltend).

⁂ Von Dr. **Ceriſe** erſchien ein für Philoſophen und Phyſiologen ſehr intereſſantes Buch: „Exposé et examen critique du système phrénologique."

⁂ Dem Vernehmen nach iſt **Lewald's** „Europa" nun auch unter dem Titel: „das Echo" in Preußen verboten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 296. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 14. December.

Die Legende vom heiligen Rupert.

(Schluß).

Von dem Anblick hingeriſſen,
Rupert ſprach zum hohen Greis:
„Laß mich mit den andern Knaben
Auf der Inſel ſel'gem Kreis.“
Sprach der Greis zu ihm: „Auf Erden,
Rupert, iſt dein Bleiben nicht,
Früh wirſt du erhoben werden
Zu der Heimath höh'rem Licht.
Reich an Freuden iſt der Erde
Wundervolles Blüthenland
Für ein Herz, das friedlich wallet
In der Unſchuld Schneegewand.
Aber höh're Wonnen ſtrahlen
In des Himmels gold'nem Licht,
Und dein reiner Blick wird ſchauen
Der Verklärten Angeſicht.
Was mit himmliſchem Erbarmen
Deinen Brüdern du gewährt,
Wird in Jeſu Chriſti Armen
Dir zum reinſten Lohn verklärt.
Denn es bauten fromme Thaten
Eine Brücke dir hinauf,
Und der Liebe goldne Saaten
Gehen dort dir herrlich auf.“
Und als Rupert aufwärts blickte,
Da erhob ſich wunderbar
Aus der Inſel Blüthenbäumen
Eine Brücke hell und klar.
Durch der Lüfte blaue Wogen
Bis zum fernen Himmelsſtrand
War der ſchönſte Regenbogen
Hoch und glänzend ausgeſpannt.
Viele heil'ge Engel ſchwebten
Aus des Himmels ſel'gen Höh'n,
Hin und her mit lichten Schwingen
Auf der Brücke, wunderſchön.
Hoch, von Glanzgewölk umgeben,
In dem hellſten Strahlenſchein
Saß der heil'ge Chriſtusknabe,
Und Johannes, fromm und rein,
Kniete vor dem heil'gen Kinde,
Das in ſüßer Unſchuld Luſt
Sanft ein weißes Lämmchen drückte
An die himmelreine Bruſt.
Da zwei kleine Engel ſchwebten
Hin zu ihm mit dem Gewand,
Welches einem armen Knaben
Jüngſtens ſchenkte Rupert's Hand.
Chriſtus von den Engeln beiden
Ließ in das Gewand ſich kleiden.
„Rupert hat mir dies gegeben,“
(Sprach er zu der Engelſchaar)
„Darum will ich ihn erheben
Und ihn kleiden himmliſch klar;
Denn ich ſag' euch: was auf Erden
Ihr an meinen Brüdern thut,
Wird euch hier vergolten werden
Mit des Himmels höchſtem Gut.“
Von der reinſten Wonne trunken
Schlug des kleinen Rupert Bruſt.
Doch da war der Traum verſchwunden
Und des Himmels Glanz und Luſt.
Als er ſehnend vor ſich ſchaute,
Jener Knabe vor ihm ſtand,
Dem er jüngſt in frommer Milde
Gab das eigene Gewand.
Und des Traumes ſeel'ge Deutung
Trug er ſtill in ſeiner Bruſt,
Welche Sehnſucht heiß verzehrte
Nach des Himmels Glanz und Luſt.
Dieſer Erde Reiz und Freuden

Schienen ihm ſo kalt und bleich;
Seine fromme Seele ſtrebte
Heimwärts nach dem Himmelreich.
Seine ganze reiche Habe
Gab er Dürftigen zum Theil;
Wallte nach dem heil'gen Grabe,
D'raus erbluht der Menſchheit Heil;
Weihte dann der Krankenpflege
Seine letzte Lebenskraft,
Bis der Tod den Geiſt erlöſ'te
Aus der Hülle enger Haft.
Auf dem Grabe Rupert's glänzte
Manche Thräne hell und rein,
Und die Frömmigkeit umſtrahlet
Rupert's Haupt mit heil'gem Schein,

Bojar und Fürſt.

(Schluß).

Schweigend, wie eine ſtille, verderbenſchwangere Wetterwolke, zog nun der ſchwarze Zug in unbegreiflicher Schnelligkeit über die Ebene. Mehrere Werſte waren ſchon zurückgelegt, und noch war kein Wort wieder gewechſelt, kein Laut, kein Athemzug erſchollen, und ſelbſt der Huf der Pferde ſchien nur ganz leiſe, ohne ſein Aufſchlagen hören zu laſſen, über den dürren Boden hinzugleiten. Da erſcholl Geläute ſeitwärts des Weges, und Fürſt Alexander, den Blick erhebend, erkannte das Dorf Bradno, den jetzigen Wohnſitz Fedor Iwanowitſch's. Länger hinblickend entdeckte ſein ſcharfes Auge einen Zug, der ſich nach der Kapelle hin zu bewegen ſchien. „Ah, mein wackerer Bojar wird ſich trauen laſſen mit ſeiner ſchönen Gemahlin!“ rief er, „Glück zu, braver Fedor, ich will dir den Brautſchatz holen!“

Gleb ſah ſich finſter nach ihm um, und der Zug zog wieder ſchweigend weiter. Schon hatte er das Dorf wohl eine Werſte im Rücken, ſchon trug der Wind die Töne des Geläuts nur noch ganz ſchwach zu den Ohren des Fürſten herüber, da rief dieſer auf einmal: „Halt!“

Gleb hielt ſein Pferd an, und ſagte ingrimmig, doch mit dumpfer, leiſer Stimme: „Was wollt Ihr noch? Wollen wir uns, ſo nahe dem Ziele, durch Zaudern und Plaudern noch verrathen?“

„Weißt du auch,“ fragte der Fürſt, „die ſicherſten Zugänge zum Schloſſe des Twerer, ſeine Schlupfwinkel, ſeine Hausgelegenheit, kurz Alles, was man wiſſen muß, wenn man den Feind auf ſeinem eigenen Gebiet überfallen und ſiegreich mit ihm fechten will?“

„Davon weiß ich nichts,“ antwortete Gleb, „wir werden's ja ſehen, wenn wir da ſind. Der Twerer ließ mich nie ſeinem Schloſſe nahe kommen, und verhandelte, wenn er mich brauchte, ſtets auf freiem Felde mit mir!“

„Und dennoch wagſt du Schurke und Dummkopf dich mir in einem Unternehmen gegen ihn anzubieten,“ rief der Fürſt wüthend; „was hindert mich, daß ich dir eine Kugel durch den Kopf jage? Weißt du nicht, wie ſchlau der Twerer in Befeſtigung ſeiner Schlöſſer ſein ſoll? Und daß Niemand wagen kann, ſie anzugreifen, der nicht ihr Inneres kennt? Iſt Jemand unter deinen Leuten, der im Schloſſe des Twerers war?“

„Nein!“ erwiederte Gleb mit der kälteſten Gemüthsruhe, und ein allgemeines Kopfſchütteln beſtätigte dies: Nein.

Der Fürſt wollte wüthend auf ihn zu rennen. Auf einmal rief er, ſich beſinnend: „Ach was mir einfällt! Die Braut meines Fedors wird es wiſſen. Ihr Vater war auf dem Schloſſe, vielleicht hat er ſie mitgenommen. Sie ſoll mir die Zugänge beſchreiben.“

Gleb lachte. „Herr,“ ſagte er, „glaubt Ihr denn, ein ſchlauer Grieche werde eine ſchöne Dirne mit zum Schloſſe des Twerer nehmen?“

„Einerlei,“ erwiederte der Fürſt, „ſo hat der Vater ihr doch wohl davon erzählt. Genug ich will die Werſte zurückreiten, und ſie fragen. Ich will nun auch meinem braven Fedor Glück zur Hochzeit wünſchen, und ſeine Braut ſehen. Ihr bergt Euch ſo lange in dies Gebüſch, bis ich zurückkehre, Euch zu rufen.

Mit dieſen Worten ritt er auf das Dorf zu. Er fand Alle noch in der Kapelle, band ſein Pferd an ihrem Thore an und trat ein, die Trauung mit anzuſehen.

Eben wollten Fedor Iwanowitſch und ſeine ſchön geſchmückte Braut vor dem bereits mit aufgeſchlagenem Buche am Altar ſtehenden Popen niederknieen, als der Fürſt mit einigem Geräuſche ſich durch die Menge der Zeugen und Zuſchauer arbeitete, und alle Geſichter, auch die des Brautpaares ſich nach ihm umwandten.

Er warf einen Blick auf die Braut, und trat dann mit einem halberſtickten Ausruf zurück.

„Iſt die Trauung ſchon vollzogen?“ fragte er raſch.

„Ja,“ rief der Pope, der Fürſt erblaßte; aber die Braut rief: „Wie? Was ſagt Ihr? Die Trauung wäre ſchon vollzogen? Nein, das iſt ſie nicht, und daran iſt Niemand Schuld als Ihr, weil Ihr zuerſt das rechte Buch vergeſſen hattet, und einen Diener zurückſchicken mußtet, es zu holen, der ſo lange damit ausblieb. Sonſt wäre ſie freilich ſchon längſt vollzogen; nun aber nicht.“

„Dem Himmel ſei Preis und Dank,“ rief der Fürſt, „Bojar,“ wandte er ſich dann zu Fedor, „dieſe Perle iſt eines Fürſten werth; laß mir deine Braut, und ſuche dir eine andere.“

Fedor warf ſich vor dem Fürſten zur Erde, berührte den Boden mit der Stirn, wo Irenens Fuß geruht hatte; drückte ſie feſt und lange auf den kalten Stein, erhob dann das plötzlich eingefallene, aſchfahle Geſicht, ſah den Fürſten und Irenen mit trockenen Augen an, ſtand auf, nahm ihre Hand und legte ſie in die des Fürſten.

„Mein wackrer, mein treuer Bojar!“ rief der Fürſt und wollte ſeinen Arm um Irenens Nacken ſchlingen. Dieſe entwand ſich ihm erröthend und ſuchte mit den Augen den Bojaren, welcher einen Pfeiler umklammert hielt.

Zu ihm hüpfte ſie, von den entzückten Blicken des Fürſten begleitet, und flüſterte, ihm auf die Schulter klopfend: „Siehſt du, Batuſchka, nun haſt du deinen Wunſch erreicht, mich glücklich zu wiſſen; nun werde ich eine Fürſtin, herrſche über Leute und Land und auch über dich.“

Schnell aber wurden ihre Blicke wieder zu dem Fürſten hingezogen; denn einer von Glebs Gefolge drängte ſich durch die Menge und an ſeine Seite, ihm zuflüſternd: „Eilt, Herr, damit wir nicht verrathen werden. Wir haben einen Bauer aufgefangen, der das Schloß des Twerers genau kennt."

„Nichts mehr von Rache," rief der Fürſt, „jetzt kenne ich nur Liebe, Freude und Verſöhnung. Nehmt dies Geld und zerſtreut euch."

Der Räuber hob die Börſe auf, die der Fürſt ihm zugeworfen, ſah ihn mit großen Augen an, lachte in ſich hinein, wog noch einmal das Geld und ging, ohne von der Menge, die ihn für einen Boten halten mochte, eben beachtet zu ſein.

Da wandte ſich der Fürſt zum Popen: „Jetzt, Prieſter, ſetze deine Trauung fort, nur mit dem Unterſchiede, daß ich der Bräutigam bin. Aber, wo iſt mein treuer Fedor, er muß Zeuge ſein des Glücks, welches er mir geſchenkt."

Aber Fedor war nicht mehr in der Kapelle finden. Still und unbemerkt hatte er ſich fortgeſchlichen, und während der Fürſt ſich mit Irenen trauen ließ, ſie dann auf ſein Schloß führte und die jauchzenden Honigwochen der Ehe feierte, durchzog er auf einen Stab geſtützt das Land, Beiträge für einen frommen Zweck erbettelnd.

Jeder gab dem leichenähnlichen, zitternden Alten, der mit ſo wenigen Worten, aber ſo rührender Stimme flehte, reichliche Geſchenke. Nach einem Jahre kam er mit großen Reichthümern zurück, verkaufte nun noch ſeine letzte Beſitzung, und baute an deren Stelle ein Karthäuſer Kloſter.

Wohl drei Jahre waren ſeitdem verfloſſen. Da ritt der Fürſt von Roſtow mit ſeiner ſchönen Gemahlin aus zum feſtlichen Jagen. In hellgrünem, goldgeſchnürtem Reitkleide wiegte ſich die zierliche Geſtalt auf einem ſchneeweißen Renner, welchen er eigends für ſie aus den ſüdlichen Provinzen hatte kommen laſſen, und ſchäkerte mit dem Falken, den ſie auf der Hand trug; und der Fürſt wandte auch nicht einen Pulsſchlag lang eins der von Liebe und Freude ſtrahlenden Augen von ihr ab. Ihr Weg führte dem neu erbauten Kloſter vorüber, und Irene erhob ſich neugierig im Sattel, über die Mauer des Gottesackers blickend. Da gewahrte ſie einen der Mönche, welcher eben an ſeinem Grabe grub.

„Sieh' doch, mein Alexander," ſagte ſie; „kennſt du nicht jenen bleichen verfallenen Mann, der dem Tode ſo gleicht, daß alle ſeine Bewegungen nur Lüge des Lebens, faſt das Treiben eines Geſpenſtes ſcheinen? Mir iſt als ſollte ich ihn kennen; aber Grauen weht mir entgegen von ſeinem Anblicke."

„Es iſt," ſagte der Fürſt ſinnend, — „ja, es iſt Fedor Ivanewitſch."

„Himmel," rief Irene. „der arme Fedor! Ruf' ihn, mein Geliebter, ruf' ihn heran an die Mauer, damit wir noch einmal für unſer Glück ihm danken."

„Fedor!" rief der Fürſt. „mein treuer, mein lieber Fedor, komm, laß noch einmal dir danken für das unausſprechliche Glück, welches ich aus deiner Hand empfangen."

Fedor, jetzt Vater Andrea, erhob langſam den Blick von ſeinem Grabe, und heftete ihn lange und forſchend auf die Gegend, von wo er gerufen ward. Auch Irene rief ihm noch einmal zu mit Schmeicheltönen. Ihre Stimme erweckte ihn; zuſammenſchauernd ſchien er die Anweſenden zu erkennen; zwei heiße Thränen, vielleicht die letzten ſeines Lebens, rannen über ſeine tief gefurchten Wangen, er trat an die Mauer, kreuzte die Arme über der Bruſt, verneigte ſich demüthig und ſprach: „Memento mori!" Nie mehr iſt ein anderer Laut über ſeine Lippen gekommen.

Die anglo-amerikaniſche Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in China.

Die Metaphyſik der chineſiſchen Weiſen beſteht durchgängig in einem vagen Raiſonniren über ein Abſolutes, welches in zwei Urkräfte, die männliche und die weibliche, ſich ſpaltet, durch deren harmoniſche Verbindung alle Dinge und Weſen hienieden entſtanden und in unendlichen Zeiträumen ſich fortflanzen. Die Phyſiker theilen die Naturgegenſtände nach äußeren Merkmalen oder gar nach dem zufälligen Gebrauch, der von ihnen gemacht wird, in gewiſſe Klaſſen und Ordnungen, ohne den inneren Bau oder die Geſetze ſeiner Veränderungen zu beachten.

Ohne Sinn für Spekulation an ſich, haben die Chineſen es dagegen ſehr weit gebracht in allen praktiſchen und techniſchen Fertigkeiten, in allem formalen, moraliſchen und geſchichtlichen Wiſſen, und es herrſcht dafür ein reger Sinn bei den Beamten, wie bei der übrigen Bevölkerung.

Die allgemeine Grundlage bleibt aber das Uralt-Herkömmliche, das Eigenvolkliche und die aus dieſer Vorneigung weſentlich hervorgehende Abneigung vor allem Fremden, beſonders wenn dadurch das Altbeſtehende bedroht würde. Hieraus erklärt ſich, woher die (am 29. November 1834) von mehreren Engländern und Amerikanern in Canton auf des deutſchen Miſſionärs Gutzlaff Vorſchlag gegründete Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in China — bis jetzt ſo wenig Theilnahme gefunden.

Es iſt nämlich Thatſache, daß die Endabſicht jener Geſellſchaft darauf ausgeht, einen freien Handel (international intercourse) mit China zu erzwingen, nöthigenfalls durch Aufwieglung der Bevölkerung gegen die Staatsregierung in Peking. Thatſache iſt es, daß Gutzlaff und Lindſay, den Geſetzen des Mittelreiches zuwider, in vielen Hafen gelandet, um Anhänger für ihre Geſellſchaft zu werben, und daß Mitglieder dieſes Vereins Staatsbeamte mißhandelt, ungeſetzlichen Handel getrieben, und Bücher einer ausländiſchen Religion in Maſſe unter das gemeinſte Volk verbreitet haben. Thatſache iſt endlich, daß mehrere jener Mitglieder zu jenen niederträchtigen Händlern gehören, welche jährlich für 5 Millionen Pfd. Sterling Opium gegen die wiederholten Verbote der Staatsregierung einſchmuggeln, und dadurch die körperliche und geiſtige Geſundheit vieler Millionen untergraben. —

Allerdings heißt es in dem Vorworte zu den erſten Berichten der Geſellſchaft, die aus Canton nach Europa gekommen: „Wir wollen durch einen freundlichen Austauſch der Gedanken, der Wiſſenſchaften und Kenntniſſe einen feſten Grund legen zu einem wechſelſeitigen nationalen Verkehr," und „dreihundert und ſechzig Millionen unſerer Nebenmenſchen, durch eine beſchränkte Staatsregierung, die durch Unwiſſenheit aufrecht erhalten wird (upheld by ignorance), ferngehalten von allen Nationen der Erde, erheiſchen unſere Aufmerkſamkeit und die aller Menſchenfreunde." Aber Herr Gutzlaff gibt an einer anderen Stelle deutlich genug zu verſtehen, was der Geſellſchaft Zweck und was ihr nur Mittel iſt. „Unſere Verbindung mit China," ſagt derſelbe, „gewann ſeit Kurzem ſehr an Ausdehnung; ſie wird unter den Auſpizien eines freien Handels ſich künftig noch mehr erweitern und alle an dem Meere liegenden Provinzen umfaſſen. Die blühenden Gegenden um den Jang-tſe-kiang bieten für alle merkantiliſchen Unternehmungen eine herrliche Ausſicht dar, und auch zur Ausbreitung der Wahrheit wird ſich ein herrliches Feld eröffnen.“ Es durfte hiernach nicht Wunder nehmen, wenn die Chineſen, falls ſie von dieſen Spekulationen Kunde erhalten, ſich nicht bewogen finden möchten, die Beziehungen: „rothhaarige Teufel“ für Engländer, „Teufel der Blumenflagge“ für Amerikaner und „mährchenerzählende Teufel“ für Miſſionäre für's Erſte noch außer Gebrauch zu ſetzen. Zwar beabſichtigt die Geſellſchaft, durch eine allgemeine Geſchichte, eine Geographie und eine Weltkarte die Bewohner des himmliſchen Reiches über ihre Weltſtellung aufzuklären; dieſe Werke will ſie aber den Verordnungen des Mittelreiches zuwider entweder in Canton ſelbſt oder auf der nahe dabei vor Anker liegenden Opiumflotte drucken und den Staatsgeſetzen zuwider austheilen laſſen. Es kann jedoch einer Geſellſchaft von Privaten keineswegs die Befugniß zuerkannt werden, zu angeblich guten Zwecken ſich des anerkannt widerrechtlichen Mittels der Friedensſtörung eines geſetzlich geordneten Gemeinweſens zu bedienen. Durch Ergreifung ſolcher Mittel ſtellen jene Miſſionäre ſich den früheren Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu gleich, welche, um angeblich die Chineſen zu Bürgern des wahrhaften Himmelreiches zu machen, wiſſentlich die Wahrheit verletzt haben, welche zu verbreiten, ſie ſich den frommen Anſchein gegeben. Aber die Nemeſis iſt nicht ausgeblieben und ſie wird auch unfehlbar jene akatholiſchen Jeſuiten ereilen. —

Feuilleton.

⁂ Altwalliſiſche Litteratur. — Hr. James Logan ſchreibt an den Herausgeber des Athenäums Folgendes: „Die Walliſer (Welsh) ſind berühmter wegen ihrer Liebe zur Litteratur, als die anderen Abkömmlinge der celtiſchen Raſſe, und ihre Pflege der Sprache iſt ſtaunenswürdig. Die hiſtoriſchen, genealogiſchen, medizinischen und bardiſchen Arbeiten der Cimbern (Cymry) ſind vielleicht von größerem Umfange, als die aller anderen Abtheilungen zuſammen, und die Thatſache, daß 15 bis 16 periodiſche Cymraeg's ſich in Wales erhalten, beweiſt, daß das Volk einen großen Eifer für das Leſen beſitzt. Es iſt ſehr zu bedauern, daß ſo viele Handſchriften nach und nach zu Grunde gegangen; doch haben ſich noch viele, ſehr merkwürdige und werthvolle Sammlungen erhalten. Der verſtorbene, ſehr patriotiſche Owen (Myfyr) zu London hatte eine höchſt intereſſante Sammlung von alten Handſchriften und von Abſchriften Anderer gebildet. Dieſe, nebſt einigen anderen von Herrn Roberts (Llanrheidol) gekaufte, ſind nun mit der Bibliothek der königl. Cymmrodorion-Geſellſchaft (in Freemaſon's Tavern) vereinigt. Auch in der walliſiſchen Schule in der Gray's Inn Lane befindet ſich eine äußerſt merkwürdige Sammlung von Manuſkripten, beſonders von alter Muſik, und noch mehrere Privaten der Hauptſtadt ſind in Beſitz von Werken der Barden, von alten Geſchlechtsregiſtern ꝛc. Auch gab das vor einigen Jahren erſchienene Cambrian Quaterly Magazine Cataloge und Notizen über mehrere ähnliche Sammlungen. Gleicherweiſe hat die Cymmrodorion-Geſellſchaft ein ausführliches, beſchreibendes Verzeichniß aller auf Wallis bezüglichen Urkunden gefertigt, die auf dem brittiſchen Muſeum aufbewahrt werden, und auf einige Tauſende, wovon mehrere von hohem Alterthum ſind, ſich belaufen. Die Geſellſchaft beabſichtet, das Verzeichniß, welches auch Proben aus den Handſchriften enthält, mit Nächſtem dem Drucke zu übergeben. Dieſelbe Geſellſchaft hat bereits die Gedichte des Lewis Glyn Cothi dem Hrn. Jones (Tegid) zu Oxford zur Herausgabe derſelben übergeben, und in Kurzem werden dieſe intereſſanten Dichtungen bereits im Druck erſcheinen. — Sehr zu wünſchen wäre, daß das Beiſpiel der cimbriſchen Geſellſchaft von den hochländiſchen und iriſchen Vereinen nachgeahmt würde! —

⁂ Die Bibliothek des Herrn de Lamennais. — Die Buchhändler Daubrée und Cailleux zu Paris kündigen an, daß ſie die Bibliothek des Herrn de Lamennais gekauft, und daß mit der öffentlichen Verſteigerung derſelben am 2. Januar 1837 der Anfang gemacht werden ſoll. Dem Vernehmen nach beſtand dieſe Bibliothek ſchon vor 10 Jahren in 42,000 Bänden, und ſowohl zum Ankaufe derſelben, als zu ſeinen ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Unternehmungen, ſoll Herr de Lamennais ſein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen verwendet haben; — dagegen ſoll er auch mehr als zwanzig Sprachen verſtehen, und eine außerordentliche Gelehrſamkeit beſitzen.

⁂ Das October- und das November-Heft der von Dr. Fr. Bran in Jena herausgegebenen „Minerva“ enthalten einen in mannichfachen Beziehungen ſehr intereſſanten Aufſatz, aus ungedruckten Papieren des Herrn v. Gentz, zur geheimen Geſchichte des Anfangs des Krieges von 1806; derſelbe iſt aus Nro. XCIII. der amerikaniſchen Zeitſchrift: „United Service Journal“ übertragen, und es käme nun allerdings in Frage, wie dies weſtländiſche Journal den Beſitz dieſer Papiere erlangte. Die Authenticität dahingeſtellt ſein laſſend, können wir nicht umhin, auf den fraglichen Aufſatz aufmerkſam zu machen. Wir freuen uns, dadurch Gelegenheit zu finden, unſere Leſer auf die „Minerva,“ welche ſich durch Fülle des Materials, durch Gediegenheit und Schnelligkeit der Mittheilungen empfiehlt, zu verweiſen.

⁂ Croſſe. — Froriep's Notizen liefern in Nro. 1091 (Oct. d. J.) einen intereſſanten Bericht von Richard Phillips über die großartigen magnetiſch-elektriſchen Veranſtaltungen des Hrn. Andrew Croſſe in Broomfield (bei Bridgewater), um Kryſtalle zu produziren, deren Erzeugung bisher noch zu den Kronprärogativen der Natur gehört hat.

⁂ Von der Atmoſphäre am Vorgebirge der guten Hoffnung ſchreibt Herſchel, daß Obriſt Bell von 42 aufeinander folgenden Tagen ſich nur dreimal in der Erwartung getäuſcht fand, die Venus mit bloßen Augen im Sonnenſchein am Himmel auffinden zu können.

⁂ Ueber die Verbrecher-Colonie in Neu-Holland erſchien ein ſehr intereſſantes Buch: „Histoire de Botany-Bay, ou: Examen des effets de la déportation considerée comme peine et comme moyen de colonisation, von Hr. de la Pilorgerie.

⁂ Eine Winduhr. — Ein engliſcher Mechaniker, Stromber, hat eine Uhr erfunden, bei welcher die Luft zur Bewegung des ziemlich einfachen Räderwerkes angewendet wird.

⁂ Der Verfaſſer der transatlantiſchen Romane: „Virey, Lebensbilder aus beiden Hemiſphären ꝛc.,“ ſoll Carl Follen ſein.

⁂ Robert der Teufel, eine parodirende Zauberpoſſe von Neſtroy, wurde in Berlin am 17. v. M. aufgeführt.

⁂ Das auf der Berliner Kunſtausſtellung mit Beifall gekrönte Gemälde von Prof. Begaß „Die Lurlei,“ wird von Caspar in Kupfer geſtochen.

⁂ Am 7. v. M. ließ Dr. Mendelsſohn-Bartholdi in der Leipziger Stadtkirche Händel's „Iſrael in Aegypten“ aufführen. Dem. Henr. Carl wirkte mit.

☞ Einſendungen von unverlangten
Manuſcripten
an die Redaction des Phönix
beliebe man auch im kommenden Jahre, wie bisher, durch Buchhändlergelegenheit (in Leipzig durch Herrn Köhler) an die J. D. Sauerländer'ſche Buchhandlung in Frankfurt a. M. zu befördern.
Dr. E. Duller.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 297. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 15. December.

Neueſte franzöſiſche Roman-Literatur.

(Fortſetzung.)

Die rührende und zugleich einfache Fabel, in welche der Verfaſſer ſeine Compoſition eingerahmt hat, weitläufig und ſpeziell zu verfolgen, würde zu weit führen. Jene drei Charaktere ſind trefflich gezeichnet. Jane iſt eine vernünftige, reizende Mädchengeſtalt; die ſorgloſe Güte, das rückſichtsloſe Hingeben David's ſind meiſterhaft geſchildert, und dem Richard Savage hat der Autor ein ſchönes, kühnes Relief gegeben. So iſt der wahre Dichter in unſerer Wirklichkeit; ſein Gehirn brennt, ſein Herz iſt eiſig kalt; er ſteht entweder über oder unter der Menſchheit. Seelen von ähnlichem Schlage fühlen ſich beengt im irdiſchen Raume; kühne Entwürfe, Unruhe, fieberhafte Bewegung, — darin gefallen ſie ſich allein; jedes friedliche Gefühl wird von ihnen verabſcheut; und doch iſt ja das friedliche Leben, das innere Stillleben der Seele die wahre Quelle jedes Glücks und jeder Wonne. Die Krone des Dichters iſt eine Dornenkrone, wenn er dem Stolze und Übermuthe allein ſeine Freuden und Rührungen abfordert.

Der Styl dieſer Erzählung iſt, wie in den andern Geiſteserzeugniſſen des Verfaſſers, er hat eine ſtarke Färbung und wirkt ergreifend auf den Leſer. Der Dialog iſt lebhaft und gedrängt; die Briefe welche er mit in das Ganze verwebt hat, bieten einen beſonderen Reiz dar. Auch bemerkt man keine gekünſtelten Schnörkel, keine Längen, welche die Aufmerkſamkeit von dem eben behandelten Gegenſtande ablenken und nur ſchaden. Kurz, Michel Maſſon zeigt in dieſem Buche auf's Neue, daß er zu den wenigen gewiſſenhaften Schriftſtellern ſeines Landes gehört, welche die Charlatanerie gewiſſer Phraſenmacher und Esprithelden verſchmähen, und für die der Styl nichts anders iſt, als das durchſichtige Gewand der Ideen, während jene unter einer glänzenden Form die Armuth ihres Geiſtes verbergen.

Mit wahrem Vergnügen habe ich einen Band Erzählungen von Madame Auguſtin Thierry geleſen; er führt den Titel: „Sitten- und Charakter-Gemalde aus dem 18. und 19. Jahrhundert.“ Die Verfaſſerin, die Gemahlin des berühmten franzöſiſchen Geſchichtsſchreibers, der durch ſein vieljähriges, anhaltendes Studium erblindet iſt, — hat hier aus wenigen Fäden und einfachen Farben einen ſchönen, reichen und koſtbaren Teppich zu weben verſtanden. Die Erzählungen der Madame Thierry machen ſich durch edle Einfachheit der Darſtellung, wie durch Reinheit und Keuſchheit des Styls bemerkbar; die Charakterzeichnung iſt ebenfalls in ſcharfe und korrekte Umriſſe eingeſchloſſen. Die Reden und Handlungen der auftretenden Perſonen haben eine ſolche Durchſichtigkeit, daß wir die geringſten Bewegungen ihres Herzens wahrnehmen; beſonders in der erſten Erzählung, „die drei Schweſtern“ betitelt. Die Verfaſſerin nimmt ihre Zuflucht nicht zu jenem müßigen Zierrath, zu jenen blendenden Farben, welche ſo oft nur dazu dienen, das Häßliche, Garſtige an einem Kunſtwerke zu verhüllen. Wir begegnen auch nicht jenen ſentimentalen Ergüſſen der Seele, jener erheuchelten Seelenpein, welche die Geduld des nachſichtigſten und gutmüthigſten Leſers ermüden. Die Leidenſchaften ſprechen ſich unumwunden aus, ohne Umſchweife und Redensarten, welche oft das geübteſte Auge täuſchen, ſondern zeigen ſich in offen daliegenden und unzweideutigen Symptomen. Die zweite Erzählung: „Der Sohn eines Millionärs“ vergegenwärtigt uns die ruhigen Gefühle, die ſtillen Freuden und die gemäßigten Schmerzen einer ſchönen weiblichen Seele. Am Schluſſe ſind noch einige Fragmente aus einem größeren hiſtoriſchen Romane: „Philipp von Morvelle,“ angehängt, den die Verfaſſerin ſpäter herauszugeben beabſichtigt. Die Auszüge enthalten drei Charaktergemälde aus dem vorigen Jahrhundert, unter denen wir den: „Salon der Madame Necker“ beſonders hervorheben. Das Urtheil über berühmte Perſonen der erſten franzöſiſchen Revolutionsepoche iſt klar und unbefangen. Die „Sitten- und Charakter-Gemälde“ der Madame Thierry wird kein deutſcher Leſer bereuend aus den Händen legen.

Sehr neugierig war ich auf die Lektüre des folgenden Romans, welcher „Karl Sand“ betitelt und von Herrn Alphonſe Brot geſchrieben iſt. Der Verfaſſer muß ein junger Mann ſein; denn dieſes Werk iſt ſo reich an überſprudelnder Kraft, daß die Entwicklung des Gedankens dadurch gehemmt und unterdrückt wird, gleich wie bei einem kräftigen, geſunden Menſchen das Blut heftig nach dem Kopfe und Herzen andrängt, wenn der allzuſtarke und raſche Umlauf deſſelben die regelmäßige Bahn verläßt. — Drei Gefühle ſind es beſonders, welche in einer edlen Seele keimen, alle drei ſind ſchön, erhaben und reich an Ergebniſſen, nämlich die Vaterlandsliebe, die Sohnesliebe und die Liebe zu einem Mädchen. Alle drei führen zu edlen Thaten und bewundernswürdiger Aufopferung, wie zu den ſchrecklichſten, ſchwärzeſten Verbrechen. In den Wirkungen dieſer Gefühle, wenn ſie zur Leidenſchaft geworden ſind, hat der Verfaſſer des vorliegenden Buchs ſeine Eingebungen geſucht. Georg Müllner, Frank Sperling und Carl Sand ſind drei deutſche Studenten, welche Gleichheit der Geſinnung und des Herzens zu einem Bruderkleeblatt macht; ſie beten das Vaterland Herrmann's an; das Wort „Freiheit“ erhöhet den Pulsſchlag ihres Bluts, und bei'm Worte „Zwingherrſchaft“ ballen ſich krampfhaft ihre kraftigen Fäuſte. Alle drei lieben und achten ihre Eltern, und ihre Herzen ſind den ſanften Regungen der erſten Liebe nicht verſchloſſen geblieben. Außerdem aber tragen ſie den Tod der Feinde der Freiheit ihres Vaterlandes im Herzen, und das Herz liegt ihnen nicht bloß auf der Zunge; ſie ſchwören — und damit beginnt die Handlung — gleich den drei Männern des Rütli, Deutſchland von dem Gedankenvogte Kotzebue befreien zu wollen; ſie loſen, wer die That vollbringen ſoll; das Loos trifft den Georg Müllner; dieſem aber ſteht Kindesliebe höher, als Aufopferung für die Freiheit ſeines Vaterlandes, und da er den Mord eines Vaters zu rächen hat, ſprechen ihn ſeine beiden Freunde von der Verpflichtung los. Unter dieſen beſtimmt das Loos den Frank Sperling, der Kotzebue niederſtoßen ſoll; aber ſeine früher wahnſinnig gewordene Geliebte wird wieder geſund, und er zu weichmüthig für die Vollſtreckung eines Bluturtheils. Da entbindet ihn Karl Sand ſeines Schwurs und erſticht Kotzebue zu „Mannsheim,“ wie der Verfaſſer ſchreibt. — Man ſiehet, die Anlage des Drama's iſt ganz romantiſch; hier und da ſind einzelne ſchreckliche und zugleich rührende Epiſoden eingeflochten, wie die Schilderung eines deutſchen Burſchenhauſes; im Übrigen iſt der Lokalcharakter wenig beachtet; das deutſche Studentenleben hat der Verfaſſer ganz durch franzöſiſche Brillen beurtheilt, von dem damaligen Treiben in Jena wird nur oberflächlich geſprochen, Sand's Verhaltniß zu Follen iſt nicht erwähnt, u. ſ. w. Die Gefangnißſcene zu Mannheim, wo alle drei Freunde wieder zuſammen kommen, iſt höchſt dramatiſch behandelt. Der Styl des Buchs iſt im Ganzen ſehr gehackt und ſtörrig, welches den Geiſt beleidigt, wie das Fahren über einen Knüppeldamm dem Körper zuſetzt.

(Schluß folgt).

Aus Stuttgart.

(December).

Es war an einem der letzten ſchönen Tage des verfloſſenen Auguſt's — erſchrecken Sie nicht über den ſothanen Anfang meines heutigen Correſpondenzartikels — als ich den Schwanenkiel und die Dinte bei Seite warf, den Zimmerſtaub aus den heißen Augen wuſch, und in des Tages erſter Frühe den geſchnürten Ranzen auf den Rücken nahm, um mindeſtens für einen Zeitraum von hundert Stunden aus dieſem brennenden, ſtaubigen Bergkäfige, genannt Stuttgart, herauszutreten, und für den kommenden Winter friſche Gottesluſt, auf unſern kühlen Schwarzwaldshöhen, auf dieſen geliebten Bergen, einzuathmen. Ich hatte beſchloſſen, der Alp einen Beſuch zu machen, und Angeſichts ihrer zerſtörten Ritterburgen, den Geiſt in eine ſchönere poetiſche Zeit zurückzuwenden, um dem Miſère der Gegenwart, wenigſtens für Augenblicke, zu entfliehen. Den ziemlich langweiligen Weg von hier nach dem alten ſchmutzigen Tübingen, hatte ich per Poſtwagen zurückgelegt, und ehe noch die Mittagsſonne über dieſe beiſpiellos häßliche ſchwäbiſche Muſenſtadt herabgeſunken war, hatt' ich ſie auch ſchon wieder hinter mir, indem ich, ein rüſtiger Wanderer, bereits erſtarkt durch die wohlthätige Veränderung der Luft an Seele und Leib, der nur zwei Stunden entfernten alten Reichsſtadt Reutlingen entgegenſchritt, deſſen berüchtigte Feuereimer meinem erwachenden Muthwillen ſchon aus der Ferne vom Rathhauſe entgegenſahen. Die erſten Worte ſogar, welche dieſer Muthwille mir auf die Zunge gab, als ich bei meinem Eintritte in das altersgraue Reutlingen einer blühendſchönen, jungen Reichsſtädterin begegnete, waren die Frage, ob dies die Stadt ſei, in welcher der hochweiſe Rath vor hundert Jahren, in Folge eines großen Brandunglückes beſchloſſen habe, künftig jedesmal acht Tage vor einem Brande die Spritzen zu probiren? Die ſchöne Schwäbin wurde glühend roth, und ſah mich mit einem Auge voll unausſprechlicher Verachtung an, womit ſie mich für meinen unangemeſſenen Spott unfehlbar züchtigen wollte. Mir aber that das letztere um ſo mehr Leid, als ich auf die Frage nach der Wohnung eines wackern Mannes, an den ich den Brief eines gemeinſamen Freundes abzugeben hatte, die Mittheilung erhalten mußte, daß die gereizte Schöne Niemand anders ſei, als die Schweſter des geſuchten Mannes ſelbſt. Eine jener Spiegelfechtereien der Zunge, die uns raffinirten Großſtädtern ſo wenig Mühe koſten, reichte nun hin, die Zornesſchaam, die ich auf die Wange des Mädchens gerufen, alsbald auszulöſchen, und die tadelloſe, weibliche Einwohnerſchaft Reutlingen's gerieth in nicht geringen Aufruhr, als ſie das bildſchöne „Rieckele,“ an der Seite eines wandernden Fortunatus durch die Straßen hinhüpfen ſah. Leider hatte mir mein Reiſeplan ſo enge Grenzen vorgeſchrieben, daß es mir kaum eine Stunde vergönnt war, die Geſellſchaft des ſchönen Mädchens, deren Reize durch ihre anmuthige, naive Unterhaltung nur noch erhöht wurden, zu genießen; indem ich das Entgegenkommen ihres liebenswürdigen Bruders, mich mit dem intenſiven Leben ſeiner Mitbürger auf die geeignete Weiſe bekannt zu machen, mit

Freuden aufnahm, und ihm ſo zu dem Beſuche eines Mannes folgte, der ſowohl wegen des Rufes der Frömmigkeit, in dem er ſtand, als wegen ſeiner großen weltlichen Güter, die jenem Rufe ſo recht zu ſtatten kamen, unter ſeinen Mitbürgern eines großen Anſehens genoß, und es noch genießet. Dieſer Mann aber, über den die Fama ſchon manches Seltſame zu meinen Ohren gebracht hatte, war nichts Geringeres, als ein Pietiſt par force, der Repräſentant des ganzen Pietiſtenclubbs weiland der Reichsſtadt. Wer nun das fur die Culturgeſchichte unſerer Tage ſo höchſt bemerkenswerthe Pietiſtenweſen unſeres Landes kennt, der mag ſich die Neugierde denken, die ich gegenüber dem beſagten Häuptlinge der Reutlinger Frömmler empfand. Ich und mein Begleiter trafen den Mann in ſeinem Arbeitszimmer an, welches durch ſeine cyniſche Einfachheit, ja aſcetiſche Armſeligkeit Alles hinter ſich zurückließ, was ich noch über dieſen Punkt in alten Mönchsfolianten geleſen hatte. Ein runder, halbverfaulter Tiſch, der kaum noch einige Spuren ehemaliger Anmuth an ſich trug, ein Stuhl von demſelben Caliber, auf einem Wandſchrank ein Glas Waſſer, und daneben die Evangelien Jakob Böhme's und Swedenborgs waren Alles, was ich mit dem ſchärfſten Auge entdecken konnte. Der Mann ſelbſt ſah ſehr ſonderbar aus. Sein graues Auge ſenkte ſich immer in einer Art heuchleriſcher Scheu zu Boden, wie wenn es Nichts gebe im ganzen Menſchenleben, das eines freien Aufblicks zum Himmel würdig wäre; ſeine Haare waren ſorgſam zurückgekämmt, ſo daß ſeine bleichgelbe Stirne die ganze Wäſſerigkeit eines Gehirnes kund gab, das auch noch nie einen ſelbſtſtändigen Gedanken gedacht zu haben ſchien. Gleichwohl hatte ich noch vor einer halben Stunde von meinem aufgeklärten Begleiter erfahren, daß der Mann, der jetzt, ein Candidat des Himmels, mit ſeiner nichtsſagenden Lammesmiene vor uns ſtand, einſt ein wilder Junge geweſen ſei, deſſen Leben ihm mehr als einen Grund zu ſeiner gegenwärtigen Buße gegeben hatte; und nichts deſtoweniger war ſein bloßer Name jetzt ein Signal, das unter den Bewohnern der ganzen herrlichen Alp, als ein Aufruf zur Gottſeligkeit, zur Verfolgung des heilloſen Antichriſten, der in allen Geſtalten den Frommen, Gottgeweiheten ſich entgegendränge, zu gelten pflegte. Die Zeit, während welcher ich mich mit dem Pietiſtenchef unterhielt, war kurz; doch voller Ausbeute für einen Zweck, der mir die hauptſächlichſten Motive zum Beſuche der Alp gegeben hatte, nämlich, die höchſt ſeltſamen Convulſionen der religiöſen Verrücktheit, des Pietiſten- und Sectirerweſens unſeres Würtemberg, das ſonſt im Rufe ſo großer Aufklärung ſteht, mit eigenem Geiſte zu ſchauen. Und ich hab' es in jener kurzen Zeit auch gethan, und mit Reſultaten, daß der Genuß, den mir eine ſo herrliche Natur zu bereiten geeignet geweſen wäre, faſt gänzlich paralyſirt wurde. Ich kam faſt in keine Ortſchaft der ganzen Alp, wo ich nicht hätte erfahren müſſen, daß wöchentlich wenigſtens einigemal fromme Conventikel daſelbſt gehalten würden, um ſich für das Ende des nahe bevorſtehenden tauſendjährigen Reiches vorzubereiten; und profane Zungen ließen dabei an Ort und Stelle mir gegenüber Etwas von jenen Myſterien verlauten, die zwiſchen den beiderſeitigen Geſchlechtern in dieſen frommen Zuſammenkünften gelüftet werden ſollen. Blühendſchöne Mädchen, die kaum aus der jungfräulichen Knoſpe herausgetreten waren, wurden mir als eifrige Theilnehmerinnen der Conventikel gezeigt; und als ich die Rundreiſe über die Alp vollendet hatte, erfüllte mich jene Stimmung, die jeden gefühlvollen Reiſenden ergreifen mußte, der aus dem Dunſtkreiſe eines Automatenvolkes wieder an das friſche, klare Licht des vernünftigen Lebens getreten wäre.

Ich habe Ihnen für heute dieſe Mittheilung gemacht, um Ihre Leſer auf die Hauptmerkmale eines Gebrechens hinzuweiſen, welches nun ſchon ſeit geraumer Zeit an dem ſonſt geſunden Stamme unſeres ſocialen Zuſtandes, unſerer geiſtigen Cultur, gleich einem giftigen Krebſe nagt; und um meine Skizze in angemeſſener Weiſe zu vollenden, erſtatte ich Ihnen ſchließlich Bericht, über ein überaus bemerkenswerthes Ereigniß, welches am geſtrigen Tage (6. Dec.), die hieſige Reſidenz in einen allgemeinen Aufruhr verſetzt hat, unſere Hauptſtadt, die, wie Sie wiſſen, den ſo bedauernswerthen, nun immer mehr um ſich greifenden Erſcheinungen des Sectirerweſens auf dem Lande, unter den Fittigen eines in ſeinem Dienſte ergrauten Stadtpfarrers, das erſte Vorſpiel gegeben hat. Stuttgart erhielt nämlich geſtern in der Frühe einen plötzlichen Zuwachs von Lebendigkeit, wie ſie ſeit längerer Zeit nicht mehr wahrgenommen worden, indem alles, was Füße hatte, als gelte es die Rettung der Unſterblichkeit, in die Friedrichsſtraße ſturzte, um einen jungen Backergeſellen anzuſtaunen, der ſeit ſechs Uhr in der Fruhe an der Ecke dieſer Straße unbeweglich ſtand, wie die Nadoweſſiſche Todtenklage den aus Liebesharm geſtorbenen Krieger beſchreibt. Die Einen glaubten ihn vom Starrkrampf, die Andern von Epilepſie, die Dritten von den Präliminarien zu völliger Geiſtesverrücktheit, die Vierten von einer fixen Idee befallen; während die, welche den Nagel auf den Kopf trafen, in ihm ein mit dem Geiſte in Kerner's letzter Schrift in genauem Rapporte ſtehendes Individuum erkannten, welches ſo eben die letzte Abtheilung des Moniteurs von Weinsberg verſchlungen hatte, und darüber Rückſprache mit dem geheimnißvollen Obern nahm. Die hohe Polizei, verbündet mit den Ärzten, verſuchte vergebens, den Charakter, den Grund und die Abhülfe des Übels aufzufinden, deſſen Opfer ununterbrochen flehentlich bat, ihn ſich ſelbſt zu überlaſſen. „Ich bin an dieſe Stelle feſtgebannt!“ rief der unglückliche Geſelle, „und ich kann ſie nicht eher verlaſſen, bis mein guter Geiſt mich wieder von dem Beſitzthum des Teufels, der in mich hineingefahren, erlöſet hat.“ — So dauerte das Scandalum vor den Augen einer ungeheueren Menſchenmenge faſt vier Stunden hindurch, bis die Polizei endlich mit Gewalt den jungen Beſeſſenen zur Heilung in das Hauptſpital fortſchaffen ließ. Alle Vernünftigen ſind überzeugt, daß dieſes Ereigniß nichts Anderes, als die Folge einer Lectüre der Kerner'ſchen Spuckgeſchichten iſt, die in den Köpfen unſerer Landsleute ſchon ſo mannigfaltiges Unglück angeſtiftet haben; weßhalb die verehrlichen Abonnenten auf die Blätter von Prevorſt, ſowie auf die letzten Kerner'ſchen Geiſter- und Hexen-Romane ſich auf ein Extraheft voll der ſcharfſinnigſten Beobachtungen, Deutungen und Hypotheſen über dieſen neuen ſeltſamen Vorfall gefaßt machen.

Es iſt doch recht ſehr zu bedauern, daß der ſo liebenswürdige Dichter Kerner, ein in allen Dingen ſo überaus humaner Mann, trotz mancher bittern Erfahrung, ſeinen Teufelsſpuck, der uns ſolche häßliche Erſcheinungen, wie die geſtrige, liefert, noch immer nicht laſſen kann! —

Aus Wien.

(26. Novbr.)

Theater. — Im Hofburgtheater kam am 12. d. M. Friedr. Halm's Trauerſpiel: „der Adept“ zur Aufführung. Von dem Verfaſſer der „Griſeldis“ ließ ſich nichts anderes als Ausgezeichnetes erwarten; mit ſolcher Erwartung drängte ſich denn das Publikum durch das enge Pförtlein unſeres Hofburgtheaters, in ein Haus, welchem an dieſem Abende ein doppelt ſo großer

Raum zu wünſchen geweſen wäre. Die Grundidee der neuen dramatiſchen Dichtung Halm's iſt: Der Fluch des Goldes, das mit tauſend kalten Armen tödtend in das warm pulſirende Leben hineingreift, der tragiſche Revers der Midasfabel. Sie ſehen, lieber Freund, daß dieſe Auffaſſung ziemlich mit jener congruirt, welche Sie Ihrem phantaſtiſchen Gedichte: der Goldmann (das, ich weiß nicht mehr, in welchen Nummern des vorigjährigen Phönix ſtand) zu Grunde legten. Der Adept ſucht das Gold, um den Vampyr: Welt zu ſättigen; er findet es, und die dämoniſche Deſpotie des Metallkönigs bändigt ihn, zerrt ihn tiefer und tiefer und häuft' über ſeinem Haupte Schuld auf Schuld, die er verantworten muß, bis endlich ein Mord, bis der Tod ſeiner Kinder, ſeines Weibes auf ſeiner Seele laſten, bis ihm, nachdem ihm der eigentliche Stein der Weiſen, das große magnale magnum, das Weltgeſetz der Beſchränkung, klar geworden, kein andres Mittel mehr übrig bleibt, um ſich von den Schlacken zu reinigen, als der letzte Akt der Befreiung, ein Dolchſtoß, geführt gegen ſein eigenes Herz. Die Sprache, in welcher der Verfaſſer ſeine (wie man ſieht, aus modernen Weltanſchauungen entſprungene) Tragödie durchgeführt, iſt wahrhaft melodiös. Die Darſtellung war meiſterhaft gediegen. Unſer Löwe ſpielte die Titelrolle, K. Laroche, Fichtner, Lucas, — die Damen Rettich, Fournier und Peche waren in den übrigen mehr oder minder bedeutenden Partien beſchäftigt. Die ſceniſche Ausſtattung konnte man fürſtlich nennen. Nach dem 3. Akte wurde der Dichter gerufen.

Im Hofburgtheater nächſt dem Kärnthnerthore gaſtirten Fräul. v. Faßmann (fortwährend mit Beifall) und Mad. Pollert (vom Petersburger Hoftheater), welche zuerſt im „Freiſchütz“ als Agathe auftrat und dann als Camilla in „Zampa“ weniger anſprechen konnte.

Im Theater an der Wien wurde das affenliebende Publikum durch eine neue Kliſchnigiade: „Der Menſch als Affe, oder der Affe als Menſch“ tüchtig geäfft. Hoffentlich trug die Albernheit dieſer „Gelegenheitspoſſe“ dazu bei, dem Geſchmack an Affendarſtellungen den Todesſtoß zu geben. (In Nro. 290 unſerer Theaterzeitung nennt ein Herr Luvora, der, ſeit Saphir ſich von dem genannten Journal zurückgezogen, deſſen humoriſtiſche Sprünge nachahmt, dieſen Affendarſteller — den Beethoven der Gymnaſtik! Was ſagen Sie zu einer ſolchen Kühnheit des Humors? — Eine andere Novität war: „Der Aſtrolog und ſein Knecht,“ melodramatiſches Volksſchauſpiel in 3 Akten, von K. Stegmayer; eine dramatiſche Verballhornung von V. Hugo's „Notre-Dame.“ Herr Stegmayer hat aus Paris — Wittenberg, aus der Kirche Notre-Dame die Univerſität, aus dem Prieſter Frollo — einen Aſtrologen, aus dem Kapitän Phöbus einen Wunibald von Hockek gemacht ꝛc. Kunſt ſpielte den Quaſimodo. Es wurde viel vorgerufen! —

Im Theater in der Joſephſtadt wurde Auber's „Leſtocq“ zum Benefice des Herrn Mellinger zum erſtenmale dargeſtellt, ohne ſonderlichen Effekt zu machen, obgleich ſich das Perſonale dieſer Bühne alle Mühe gab. Nächſtens wird hier Halévy's „Blitz“ zur Darſtellung kommen.

Das Theater in der Leopoldſtadt bringt jetzt größtentheils Repriſen; eine Novität war die einaktige Poſſe: „Die Luftſchiffer,“ zum Vortheil des Kapellmeiſters Ridezky, welche ihrer gründlichen Abgeſchmacktheit halber total durchfiel. Im Laufe des Jänners wird Raimund's „Verſchwender“ zur Darſtellung kommen, worin Weiß den Valentin ſpielen ſoll.

Concerte. — Unter den Concerten nennen wir zuerſt das des ausgezeichneten Violinvirtuoſen Ghys, welchem ein wohlverdienter, glänzender Erfolg zu Theil wurde; zunächſt das des Guitarriſten Franz Stoll, welcher in ganz Deutſchland dafür bekannt iſt, mit welcher Meiſterſchaft er die durch die Conſtruction ſeines Inſtruments bedingten Schwierigkeiten zu beſiegen und auf einem verhältnißmäßig ſehr umfangsarmen Felde das Größte zu entwickeln verſteht. — Einen wahrhaft ſtürmiſchen Enthuſiasmus erregte das Concert Sigismund Thalberg's, welchem der Ruf der glänzendſten Anerkennung, die er in Paris und London geerntet, in unſere Kaiſerſtadt voranflog.

Feuilleton.

⁂ Geſellſchaften zur Verbreitung des Chriſtenthums. — Vom 25. April bis zum 6. Juni d. J. haben in London nicht weniger als 44 Jahresfeiern von Geſellſchaften ſtattgefunden, welche ſich die Verbreitung des Chriſtenthums zum Endzweck ihrer Beſtrebungen geſetzt haben. Vergleicht man die Zuſtände der chriſtlichen Völker mit denen der übrigen Erdbewohner, ſo kann man ſich nur freuen, daß ſo viele Tauſende zuſammenwirken, um Millionen weit entfernter Mitmenſchen mit einer Religion bekannt zu machen, die ſolche Früchte trägt. Die Beiſteuern ſämmtlicher zu dem angegebenen Zwecke in England beſtehenden Geſellſchaften belaufen ſich wenigſtens auf 7 Millionen Gulden. Nimmt man hierzu noch ungefähr 5 Millionen, welche zu gleichem Zwecke vom übrigen Europa und von Amerika beigetragen werden, ſo ergibt ſich uns eine Summe von circa 12 Millionen, welche allein von evangeliſch-chriſtlichen Vereinen zur Humaniſirung nicht-chriſtlicher Völker jährlich verwendet wird. Wir werden demnächſt über die Beiträge der bedeutendſten großbritanniſchen Geſellſchaften dieſer Art, und über die Hauptreſultate, die dadurch erzielt worden, berichten.

⁂ Aktiengeſellſchaften für alles Mögliche. — Es regnet jetzt faſt Aktiengeſellſchaften, wie Sternſchnuppen in der makrokosmiſchen Meteornacht. Nicht nur um die Spaziergänger in den elyſäiſchen Feldern mit Regenſchirmen zu verſehen, iſt eine Sozietät auf 240,000 Franken Kapital angekündigt; nicht nur eine Société de *candelabres affiches* bildet ſich jetzt mit einem Kapitel von 180,000 Fr.; — auch für die Herausgabe von Jahrbüchern (annuaires) für alle Welt iſt eine Geſellſchaft angekündigt, die 800 Aktien, jede von 250 Fr. ausgeben will, um den Verkauf zu ſichern: 1. eines annuaire général du *commerce, de l'industrie et de l'agriculture* de France et des principales villes du monde, 2. eines annuaire général *judiciaire*, législatif et administratif de France, — endlich 3. eines annuaire universel *diplomatique* de France et de cours étrangères.

⁂ Deutſch-griechiſche Zeitung in Hellas. — Aus Griechenland wird berichtet, daß zwiſchen Athen und dem Piräus ſich eine Omnibusverbindung etablirt hat, und daß dort jetzt eine neue Zeitung in deutſcher und griechiſcher Sprache erſcheint, welche ſich Elpis (Hoffnung) nennt, und, vorzüglich für Deutſchland beſtimmt, uns über das dortige Treiben und Hoffen der Deutſchen unterrichten will.

⁂ Herr Fauriel iſt an die Stelle des verſtorbenen Petit Radel zum Mitglied der Académie des inscriptions et belles-lettres mit 18 Stimmen von 30 erwählt worden. Von den übrigen 12 hatten Hr. Champollion und Hr. Depping jeder 4, Hr. Lebas 3, Hr. Paris 1.

⁂ Erſte Dampfwagenfahrt in Rußland. — Am 10. v. M. wurden auf der Eiſenbahn von Petersburg nach Zarskoje-Selo und Pawlowsk die erſten Dampfwagenfahrten vorgenommen. ... Nachdem die Lokomotive genugſam erprobt worden, wurde ſie um 12 Uhr Mittags durch den griechiſchen Geiſtlichen von Zarskoje-Selo zu ihrem Dienſte religiös eingeweiht...

⁂ Der Stiefelwichsfabrikant Day in London hat bei ſeinem kürzlich erfolgten Hinſcheiden ſeiner Frau 2000, und ſeiner Tochter 4000 Pfd. St. jährliche Einkünfte, und ſeinen Neffen und Nichten 500,000 Pfd. hinterlaſſen.

⁂ Th. Mügge hat einen neuen Roman: „Die Vendéerin,“ vollendet, welcher bei Duncker und Humblot in Berlin erſcheinen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 298.
1836.

Phönix.

Freitag, 16. December.

Wanderungen durch Avignon.

(Schluß).

Zuerſt greift Petrarch eine bei'm Clerus in Anſehen ſtehende Prophezeihung Virgil's an:

Wohnt Aeneas Geſchlecht um den unbeweglichen Fels noch
Vom Capitol, wird die Herrſchaft der römiſche Vater behalten.
Dieſem ſeh' ich kein Maaß in dem Raum, kein Maaß in den Zeiten;
Herrſchaft ohn' Ende verleih' ich —

„Wie kann,“ ſchreibt Petrarch, indem er auf einen Ausſpruch des h. Auguſtin zurückweiſ't, „Herrſchaft ohn' Ende von einem ſündigen ſterblichen Menſchen verliehen werden, der mit der Prophetengabe eher behaftet, als geziert erſcheint. Wer ſich nun auch deſſen vermaß (denn nur der allmächtige Gott kann Herrſchaft verleihen, da von ihm alle Herrſchaft im Himmel und auf Erden ausgeht), wo iſt nun dieſe Herrſchaft,“ fragt Auguſtin, „im Himmel oder auf Erden? Und ſei ſie nun auf Erden,“ ſpricht er, „ſei ſie auch im Himmel, Himmel und Erde werden vergehen, die Gott doch ſelbſt erſchaffen hat, geſchweige was Romulus erbaute.“ Dieſe Anmerkung macht Auguſtin zum Virgil. Und es iſt wohl klar, daß die Herrlichkeit aller Reiche, und Alles, was je unſern Augen berühmt und glorreich vorkam, wenn auch nicht früher, doch dann ſicher ſtürzen wird, wenn Himmel und Erde bewegt werden. Nun legt aber Virgil ſchlauerweiſe die Worte dem Jupiter in den Mund, das trügeriſche Orakel eines Lügen-Gottes; anderwärts, wo Virgil die Wahrheit ſagen will, verſchweigt der Poet ſelbſt ſie durchaus nicht, wie z. B. in der Stelle: „denn die römiſchen Dinge und Reiche werden verſchwinden.“ Wer erkennt nicht deutlich den großen Widerſpruch; doch hier redet Virgil, dort Jupiter, hier ein weiſer Sterblicher, dort ein falſcher Gott. In eben dieſem Sinne klagt Auguſtin den Virgil an und entſchuldigt ihn wieder. Alles in der Welt altert und vergeht, und es iſt davon nirgend eine Ausnahme. Die unſtete Fortuna dreht ihr Rad in beſtändigem Umſchwung, und wälzt von Volk zu Volk die wandelbare Herrſchaft. Sie macht, wie ſie es will, aus Sklaven Könige, aus Königen Sklaven, ſie wird auch über die Stadt Rom wie über den römiſchen Weltkreis ihre unentrinnbare Macht verhängen: Und vornämlich an euch, treffliche Männer, hat ſie lange und in bejammernswerthen Weiſen, unter dem Trauern ſo Vieler und unter Keines völliger Abhülfe, ihre Gewalt gezeigt und thut es noch in der Gegenwart. Ich weiß es und trauere; mehr, als ihr es glauben könnt, bin ich entrüſtet; aber ich ſehe nicht, was ich weiter thun kann ..... Ob die Herrſchaft Roms zu Rom ſelbſt ſein ſoll? Freilich, wo nun Wälder ſtarren, können einmal königliche Dächer emporſteigen, und wo heute Gemächer von rothem Golde ſtrahlen, können einſt hungrige Heerden weiden und in den Kammern der Könige unſtete Schäfer der Ruhe pflegen, — die Glücksgöttin könnte ja in ihrem Walten, wie ſie mit andern Städten that, auch mit der Königin der Städte verfahren, ſie könnte ſie in noch größeren Ruin verſtricken, als ſie es bereits an einem großen Theile gethan hat. Doch das konnte ſie nie bewirken, daß des römiſchen Reiches Herrſchaft anderswo war, als zu Rom ſelbſt; denn ſowie ſie anderswo begönne, hörte ſie ja auf römiſch zu ſein ... Wie bereitwillig nun auch ich, der ich dieſes ſchreibe, für dieſe Wahrheit ſtürbe, wenn es dem Gemeinweſen zum Wohle gereichte, ſchweige ich doch jetzt und nenne mich nicht mit Namen; die Schreibart mag hinreichen und die Verſicherung, daß es ein römiſcher Bürger iſt, der ſo redet. Wenn aber an ſicherem Orte, vor gerechtem Richter und nicht vor dem Richterſtuhle der Feinde die Sache verhandelt wird, dann hoffe ich, von der Wahrheit erleuchtet und den Mund oder Griffel von Gott bewegt, Dinge zu ſagen, wodurch es klarer euchtet, als der Sonne Licht, daß die römiſche Herrſchaft, wie lange ſie auch von den Kränkungen des wechſelnden Glückes zerſchlagen und unterdrückt erſchien, und wie mannichfach auch Spanier, Afrikaner, Griechen, Gallier und Deutſche ſie an ſich geriſſen, demungeachtet noch immer, ſo klein ſie auch iſt, nur zu Rom und nirgends anderswo exiſtirt, und daß es ſo bleiben werde, wenn auch von der großen Stadt nichts mehr, als der nackte Fels des Capitols übrig bliebe; denn auch damals, als wir noch nicht mit Fremdlingen gemiſcht waren, herrſchten die römiſchen Cäſaren ſo gewaltig, und nicht unter den Fremden, ſondern um die capitoliniſche Burg und bei dem römiſchen Volke war alles Recht der Herrſchaft, ſo wahr es iſt, daß der böslichen Beſitzer Gewalt niemals verjahren kann!... Daher ermahne ich euch, ihr Erlauchten, und flehe euch an, daß ihr euern gefangenen Mitbürger in der außerſten Noth nicht verlaſſet, vielmehr zeigt, daß er der Eurige iſt. — Darf der in Rom ſich Vergehende anderwärts, als in Rom und von Römern gerichtet werden? — Dieſen Verdienſtvollen aber, wer vermöchte es, ihn zu richten?! — Darum, ſo lange ihr noch könnt, ſichert euern Mitbürger vor Schmach, ihr, die ihr die Griechen von den Macedoniern, die Sicilier von den Karthagern, die Campaner von der Samniter und die Toskaner von der Gallier Joch und Schmach nicht ohne eigne große Gefahr befreit habt. Eure Mittel freilich ſind erſchöpft, aber niemals waren die Seelen der Römer größer denn damals, als bei noch herrſchender Armuth der Tugendreiche allein glanzte. Eure Macht iſt zwar ſchwer bedroht, ich verkenne es nicht; doch, glaubet mir, wenn nur noch ein Tropfen des alten Blutes übrig iſt, ſo iſt eure Hoheit wahrlich nicht gering, eure Größe wahrlich nicht mittelmäßig. Waget Etwas, ich beſchwöre euch bei dem Andenken an Roms Majeſtat, bei der Aſche und dem Ruhme der Vorfahren, bei dem Namen der Herrſchaft, bei der Barmherzigkeit Jeſu Chriſti, der den Nächſten zu lieben und dem Bedrangten zu Hülfe zu eilen befiehlt. Wagt Etwas, ich flehe euch an, wenn ihr Etwas ſein wollt; nichts iſt eines Römers unwürdiger, als Furcht. — Schaue auf, mein Volk! vor dir, du unbezwinglichſtes, du Bändiger des Erdkreiſes, wird, noch zwar iſt es heimlich und nur unter Wenigen, eine große Sache ausgerichtet werden; richtet eure Seelen dahin, ich flehe, ich beſchwöre euch, ihr erlauchten Männer, denn es iſt eure Sache, die man verhandelt!“

Von den Schauern der Vergangenheit erfüllt, traten wir in den Hof der Caſerne zurück. Hier ſind alle Spuren des Mittelalters, bis auf einige Thür- und Thorpfoſten, verſchwunden. Gleich neben der Treppe, die wir verließen, inks an der Ecke iſt eine zugemauerte Thüre zu ſehen, die der Führer für die Thüre der Schweizerwache erklärte. Das Arſenal, das er rechts vom Eingange ſetzt, iſt jetzt in Küchenäume verwandelt. Ich möchte aber die päpſtlichen Kuchen nd die Someillerie gerade auf dieſe Seite ſetzen; denn ier, über oder anſtoßend an das ſogenannte alte Arſenal t gerade der ſchöne Saal des Conſiſtoriums geweſen, der n Jahr 1418 mit genannten unteren Räumen abbrannte. as Stück Decke, das ich oben beſchrieb, möchte aus den lammen gerettet, vielleicht auch, weil es ſo ganz friſch iſt, it möglichſter Schonung der alten Zeichnung, übermalt ſein.

Über die ehemalige Eintheilung der Schloßräume ſcheint ſich leider wenig mehr ausmitteln zu laſſen. Die franzöſiſche Revolution hat hier wild gewirthſchaftet, die Caſerne aber, die ehrwürdigen Reſte, die zufällig noch blieben, bis zur Unkenntlichkeit über- und unterbaut.

Artiſtiſche Phyſiognomie München's.

Während häufig andere große Städte durch ihre Erweiterungen und Verſchönerungen nur ihre alte Phyſiognomie gegen die modernen Accidenzien in deſto grellerem Lichte zeigen, ſcheint München ſeinen alterthümlichen Charakter, der außerdem wenig hervorſtehend war, ganz zu verlieren. Es liegt dieß in der Natur der Sache. München hat zu keiner Zeit eine bedeutende, hiſtoriſche Wichtigkeit gehabt. Auch an Handel, Induſtrie und Gewerbe ſtand es, und ſteht noch auf einem ſehr niedern Standpunkte. Dieſen wichtigen Einfluß auf charakteriſtiſche Ausbildung hat es entbehrt. Daß es, wenn auch nur zu Zeiten, die Reſidenz ſeiner Landesherren war, hat es allein vor gänzlicher Unbedeutendheit bewahrt. Unter der Regierung des verſtorbenen Königs trat es zuerſt in die Reihe der größern Reſidenzſtädte. Dieſer Monarch ließ es es ſich angelegen ſein, der Stadt durch Erbauung einiger wichtiger Gebaude einige Würde zu verleihen. Durch ſeinen Sohn und Nachfolger aber, den Konig Ludwig, iſt München, in dem kurzen Zeitraume von zehn Jahren, zu einem Glanz emporgeblüht, deſſen Widerſchein die entfernteſten Regionen der civiliſirten Welt in Erſtaunen ſetzt. München lebt in dem Munde eines Jeden, der, um nicht gegen die Mode des Zeitgeiſtes zu verſtoßen, und um nicht für einen Böotier gehalten zu werden, wenigſtens affektirt, für die bildenden Künſte begeiſtert zu ſein. Wie alle frommen Gläubiger des Korans einmal in ihrem Leben nach Mecca wandeln müſſen, um am Grabe des Propheten zu beten, ſo wird hinfort kein ſchöner Geiſt ſein Haupt ruhig niederlegen, ohne München geſehen zu haben.

Dem nicht Eingeweiheten mögte es vor einigen Jahren gedünkt haben (wie ſich denn auch genug Stimmen in dieſem Sinne erhoben haben), daß die Vergrößerungen Münchens, nach einem zu ausgedehnten, unausführbaren Maaßſtabe angelegt ſeien. Man verglich dieſes Projekt mit einem Bilde, das ſtellenweiſe ausgeführt und ſtellenweiſe offen geblieben ſei, und niemals vollendet werden würde. Wie ſehr man darin geirrt habe, liegt jetzt klar am Tage. Es iſt wahr, daß noch bedeutend gebaut werden dürfte, wenn alle Lücken ausgefüllt ſein ſollen. Man darf übrigens hieran nicht zweifeln, um ſo weniger, da eine neue Erſcheinung der Zeit (wenigſtens auf deutſchem Boden), die allgemeine Anlegung von Eiſenbahnen, den Fortſchritten zur Vollendung einen neuen belebenden Impuls geben werden. Es iſt nicht anzunehmen, daß dieſe Eiſenbahnen in der Berechnung des großen Baumeiſters, des Königs, lagen; ſie werden jedoch glücklicherweiſe ſeine tiefberechneten Pläne zu deſto baldigerer Reife bringen. Wir glauben mit Fug und Recht behaupten zu können, daß München, wie es jetzt iſt, und wie es nach 10 oder 15 Jahren ſein wird, nach einem wohl berechneten Plane angelegt iſt. Der König, darauf bauend, daß die Fortſchritte der Cultur auf den Fittigen des Zeitgeiſtes immer ſchneller fortgetragen werden, hat ſeine Reſidenz zu einem Brennpunkte machen wollen, worin alle Strahlen des menſchlichen Geiſtes concentriren. Er ſammelte, ohne hier ſeiner Sorgfalt und Pflege für die Wiſſenſchaften zu gedenken, Kunſtſchätze auf Kunſtſchätze, und um der Welt einen Begriff zu geben, wie er ſie würdigt, und welche Achtung ſie verdienen, baut er die herrlichſten Tempel, um ſie zuſammenzuſtellen, und ſie dem Anblicke des entzückten Beſchauers in einer ſtaunenerregenden Umgebung darzubieten. Die Glyptothek und die Pinakothek, von dem Geheimen-Rathe von Klenze, die Tempel und Palläſte, in ihrer herrlichen Geſtaltung und Ausſtattung für ſich ſelbſt die höchſte Bewunderung in Anſpruch nehmend, ſind noch unendlich bedeutender durch die unermeßlichen Kunſtſchätze, welche ſie in ihrem Innern verſchließen, Schätze, welche das höchſte Wirken des menſchlichen Geiſtes von Jahrtauſenden her bis auf unſere Zeiten bekunden.

Zum Theil ſind dieſe Gebäude, wovon wir ſpäterhin einzeln reden werden, noch im Entſtehen. In ihrer widerlichen Umgebung von Planken und Baugerüſten ſind ſie nicht geeignet, dem Beſchauer einen Begriff von dem, was ſie nach ihrer Vollendung ſein werden, beizubringen.

Die Erbauung der Univerſität, des geiſtlichen Seminars, des Blindeninſtituts und der Bibliothek (letztere beide ſind von außen vollendet), der Ludwigskirche, und des Damenſtifts, alle projektirt von dem Profeſſor Gärtner, werden hinreichend ſein, die Bauſpekulanten ſo zu animiren, daß an dieſem Ende der Stadt, wo noch die meiſten Baulücken ſind, dieſe bald verſchwinden werden. Dieſe Gebäude eröffnen vom Thor aus, das in einem entſprechenden impoſanten Style demnächſt aufgeführt werden ſoll, die neue Ludwigsſtraße in einer Länge von 4000 baieriſchen Fuß, und einer Breite von 100 Fuß. Wir hoffen dereinſt in Erfüllung gehen zu ſehen, was man jetzt für ziemlich ausgemacht hält, daß am Ende der Ludwigsſtraße, zwiſchen dem Bazar und Odeon, ihrem Namenspatron ein koloſſales Monument errichtet werde. Dieſes Monument muß für den in's Thor Eintretenden die befriedigendſte pointe de vue bilden.

Die Baſilika St. Bonifacii, mit ihrer Hauptfaçade in der Karlsſtraße, dann ein Gebäude für die Ausſtellung von Induſtrie-Gegenſtänden, mit ſeiner Hauptfaçade an der Brienner-ſtraße, grade der Glyptothek gegenüber, ebenfalls mit einer Säulenhalle geſchmückt, jedoch in korinthiſchem Style, welches mit der Baſilika noch ein Benediktinerkloſter in ihre Mitte nimmt (alle drei nach dem Entwurfe des Bauinſpektors Zierland), werden dieſem Theile der Stadt zur außerordentlichen Zierde dienen, und eine bedeutende Raumfläche einnehmen. Da wir auf alle dieſe Gebäude noch einzeln kommen, ſo übergehen wir noch andere, die ebenfalls durch ihren Zweck dazu dienen werden, die Abſicht ihres großen Erbauers zu erfüllen, nämlich Anknüpfungspunkte zu bilden, woran ſich die Privatbauten anreihen, weiter ſchreiten und ſo das Ganze vollenden ſollen.

Wir haben vorher die Eiſenbahnen angeführt, und bemerkt, daß ſie ſehr dazu beitragen würden, die Ausbauung der noch nicht vollendeten Straßen zu beſchleunigen. Der Grund iſt ſehr einleuchtend. Erweiterte Erwerbsquellen ſteigern die Bevölkerung einer Stadt, und je größer die Bevölkerung, deſto größer das Bedürfniß nach Wohnungen. Für München iſt die Frequenz der Fremden eine Haupterwerbsquelle. Wenn jetzt ſchon der Zudrang von Fremden ungeheuer iſt, wo noch wenig von dem vollendet iſt, was es dem Fremden dereinſt bieten kann, wo das Reiſen noch ſehr langſam geht und ſehr koſtſpielig iſt; um wie viel ungeheurer muß das Zuſtrömen ſein, wenn die jetzt nur erſt im Werden begriffenen Kunſtwerke vollendet ſein werden, und die Eiſenbahnen das Reiſen von den entfernteſten Punkten mit kaum glaublicher Schnelligkeit befördern! Und wer kann ſagen, wo dies Kunſttreiben endigen wird? Mit König Ludwig wird es nicht endigen. Der Kronprinz beweiſ't eine nicht minder erfreuliche, als gedeihliche Neigung für die Kunſt. Alle Blätter haben von ſeinem Schloſſe Hohenſchwangau geredet. Auf die dortigen Kunſtſchöpfungen kommen wir zu ihrer Zeit.

Zu unſerer oben angeführten Bemerkung, daß München ein ganz neues Anſehen bekommen werde und zum Theil ſchon bekommen habe, fügen wir noch hinzu, daß man ſehr damit beſchäftigt iſt, die Häuſer der alten Stadt ſo viel als möglich zu moderniſiren, wozu ſich ſchon ihre äußere Bauart ſehr eignet. Außerdem werden viele alte Häuſer abgebrochen, an deren Stelle neue, verſteht ſich, im neueſten Geſchmack erbaut werden. Ferner hat München wenig öffentliche Gebäude, die einen dominirenden Eindruck der Alterthümlichkeit machen. Die meiſten Kirchen ſind von außen unſcheinbar, und nur durch ihre innere Ausſchmückung bemerkenswerth. Ausnahme hiervon macht die Metropolitankirche Unſerer lieben Frauen. Aber auch dieſe verſchafft ſich nur außerhalb der Stadt durch ihre Alles überragenden Kuppelthürme Achtung. In der Stadt ſelbſt iſt ſie ſo zwiſchen unanſehnlichen Gebäuden eingeklemmt, daß man riskirt, rücklings nieder zu fallen, wenn man nach ihren Spitzen ſehen will.

Zum Schluß über dieſen Gegenſtand bemerken wir noch, daß die oft ausgeſprochene Anſicht, die großen Gebäude, Pinakothek, Glyptothek, Bibliothek ꝛc. wären wegen der größern Wirkung beſſer auf dem andern Ufer der Iſar, dem ſogenannten Gaſteigberg angebracht, in ſofern wahr iſt, daß ſich ſolche Gebäude auf freiem erhöhten Standpunkte beſſer ausnehmen. Es iſt aber überflüſſig zu bemerken, daß ſie nicht allein ihrer außeren Wirkung wegen da ſind, ſondern hauptſächlich wegen ihres Zwecks, die Anſchauung ihrer Schätze dem Publikum zu erleichtern. Wären ſie denn nicht auf dem Gaſteigberge von der Stadt getrennt? Und wie ſollte das, wie die Zerſtörung ſelbſt ausſehende und den Einſturz drohende rechte Ufer der Iſar für dieſen Zweck hergerichtet werden? —

Nachdem wir nunmehr München als das Terrain des Gartens, in welchem dieſes große Kunſttreiben florirt, betrachtet haben, wollen wir zur beſſeren Verſtändigung noch einige andere Punkte berühren, und zwar zuvörderſt das Verhältniß des Königs zur Kunſt und zu den Künſtlern. Wir haben ſchon oben geſagt, daß erſt ſeit der Thronbeſteigung des jetzigen König Ludwigs die bildende Kunſt den Aufſchwung gewonnen hat, der ſie jetzt mit raſchem Schritte dem Culminationspunkte nahe bringt. Hier iſt nun zuvörderſt als wichtig aufzufaſſen, daß der König nicht allein enthuſiasmirter Freund, ſondern auch Kenner der Kunſt in jeder Beziehung iſt. (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

187) Eduard und Julie, oder Sieg der Erkenntniß. Ein lyriſch-philoſophiſcher Roman, von J. D. Hoffmann. 2 Thle. Altenburg, Exped. des Eremiten. 1836.

Herr J. D. Hoffmann hat Fortſetzungen von Göthe's Fauſt und Taſſo herausgegeben, welche wenigſtens beweiſen, daß er in den Geiſt des Dichters einzugehen verſtanden hat. Der vorliegende Roman weicht ziemlich von allen, jetzt im Schwange gehenden Romanformen ab; in dem die Form der Erzählung nur gewählt iſt, um innerliche Entwicklungen zur Anſchauung zu bringen. Für das große Publikum, welches nach Begebenheiten ſchnappt, iſt dieſer Roman demnach nicht, es wird ihn als langweilig bei Seite legen; eine kleine Zahl von Gebildeten aber wird ſich an dem Gedankenreichthum, der ſich darin ausbreitet, an den feinen pſychologiſchen Wendungen, an der edlen Geſinnung gewiß erfreuen, an welcher der Ausdruck mit Kryſtallform anſchließt.

128) Cavalierperſpektive. Handbuch für angehende Verſchwender. Von Chevalier de Lelis. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Montaignes Ausſpruch: „Mon métier et mon art c'est vivre“ ſteht an der Spitze dieſes Buches, welches aus Gloſſen über dies Thema beſteht und die Philoſophie des Genuſſes in geiſtreichen Paraphraſen predigt. Man kann dem feinen, gewandten Esprit, welcher zu ſeiner Kirche den paſſendſten Ort, den Salon, gewählt hat, und ſeine heiteren Anſchauungen aus einer Laterna magica auf den Wänden zeigt, nicht gram werden, obwohl jene Paraphraſen, wenn man ihnen zu Leibe rückt, zu nichte werden; ſeine Ironie weiß zu leben und leben zu laſſen, ſo zwar, daß man es nicht zu bereuen hat, wenn man für einige Augenblicke das dröhnende Aufſtampfen der Maſſen, — einen Klang, der uns unſere jezeitige Erſchlaffung vorwirft, vergißt. Da der Werth dieſes ganzen Buches, der Natur der Sache nach, faſt ausſchließlich in der Form liegt, ſo glauben wir zu deſſen Lobe genug zu ſagen, wenn wir anerkennen, daß dieſe Form wie Champagnerſchaum ſchmeckt.

129) Dramatiſche Deſſerts für das Jahr 1837. Herausgegeben von E. M. Oettinger. Hamburg, Magazin für Buchhandel, Muſik und Kunſt.

Angely, Colmar, Herrmann, Schmelka, Töpfer und Oettinger haben an dieſem Ragout gekocht, welches meiſt franzöſiſche Ingredienzien enthält; nur Schmelka hatte den wunderlichen Einfall, Göthe's „Liſt, Liebe und Rache“ in Proſa aufzulöſen. Im übrigen läßt ſich über das Ganze nichts Erhebliches ſagen; die einzelnen Comödien der Sammlung gehören in jene zahlreiche Maſſe, von welcher ſich die deutſchen Repertoirs, hauptſächlich — gewiſſe Hof- und National- (d. h. Stadt-) Theater nähren; Schwindſüchtige können bekanntlich reine Bergesluft nicht vertragen, ſondern halten ſich behaglicher in eingeſchloſſenen Thälern auf, wo kein friſcher Luftzug einen Riß in ihre gewohnte dumpfe Atmoſphäre machen kann.

130) Neueſtes komiſches Theater v. L. Angely. 4ter Band. Hamburg. 1836. Magazin für Buchhandel, Muſik und Kunſt.

Angely iſt todt; ſieben Mädchen halten in Uniform an ſeinem Grabe Wache, daß der Intendant J. G., ehemals beim B........er Theater angeſtellt, die Honorar-Quittungen Angely's oder ſeiner Wittwe nicht mehr verfälſchen könne. Friede ſei mit Angely's Aſche; von Todten ſoll man nur Gutes ſprechen. Was nützt das Tadeln? Sie können nicht mehr darauf hören, ſich nicht mehr verantworten, nichts mehr beſſer machen. Angely hatte, trotz aller ſeiner Flüchtigkeit und mitten im Nimbus von Gemeinheit, doch einen gewiſſen Takt bei Bearbeitungen, hauptſächlich bei ſolchen, aus dem Franzöſiſchen. Dieſer iſt denn auch in den drei kleinen Luſtſpielen, die den 3. Theil ſeines komiſchen Theaters ausmachen, nicht zu verkennen. Manchmal artete ſein Negligée bekanntlich in Unanſtändigkeiten aus; Leſer und Zuſchauer haben indeſſen bei den vorliegenden Luſtſpielen letztere nicht zu befürchten.

Feuilleton.

⁂ Der chriſtliche Beobachter. — Zu den ſeit einiger Zeit hier erſcheinenden zwei proteſtantiſchen und zwei katholiſchen Zeitſchriften iſt ſeit Anfang des laufenden Halbjahres „der chriſtliche Beobachter“ hinzugekommen. Vorläufig erſcheint davon alle 14 Tage ein halber Bogen in klein Folio. Zur Herausgabe deſſelben haben ſich verbunden die Herren Appia, Zimmer und Bonnet, ſämmtlich Pfarrer hierſelbſt, Pfarrer Richter von Braunheim und Dr. Glöckler, cand. theol. Ueberdies läßt ein in Nro. 2 enthaltener Artikel noch Herrn Friedr. v. Meyer als Mitarbeiter erkennen. Die Herausgeber wollen, dem Vorworte zufolge, „nicht als Theologen, ſondern als Chriſten, nicht als Kämpfer für dieſe oder jene von der Wiſſenſchaft bedingte, in einer Einzelkirche beſonders ausgeprägte Bekenntnißformel, ſondern als Diener der Geſammtkirche, als Kämpfer für die ewigen Grundwahrheiten des Chriſtenthums — ihr Amt als Beobachter alles deſſen antreten, was Bezug habe auf das Reich Gottes, als die, durch den göttlichen Geiſt vermittelſt des geoffenbarten Wortes in der Menſchheit hervorgerufene neue Schöpfung .....“ „Zweck ihres Wirkens ſei: mitzuwirken, daß dieſes Reiches Herrlichkeit in unſerer Zeit klarer erkannt und allgemeiner erſtrebt werden möge.“ Für die wohlgemeinte Abſicht bei dieſem Unternehmen bürgen die Namen der Herausgeber; ob indeß von einem bloß gläubigen, die Arbeit der Wiſſenſchaft und die Bedenklichkeiten der Nichtgläubigen unberückſichtigt laſſenden Standpunkte auch der Noth der Gegenwart begegnet werden könne, iſt eine Frage, über welche der Zukunft die Entſcheidung überlaſſen bleiben mag.

⁂ Zunahme der Bevölkerung und Veränderung des Verhältniſſes der Stände zu einander in Großbritannien. — G. R. Porter, der an der Spitze des ſtatiſtiſchen Departements im engliſchen Handelsbüreau ſteht, hat kürzlich in Druck gegeben: The progress of the nation in its various social and economical relations. Hiernach betrug die Zunahme der Bevölkerung Großbritanniens in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts circa 965,300 oder 17%, — in der zweiten Hälfte aber 3,147,194 oder 52$^{9}/_{10}$ Procent; — ferner betrug dieſe Zunahme in den drei letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts circa 1,930,380 oder 27$^{1}/_{10}$ — dagegen in den drei erſten Dezennien des laufenden Jahrhunderts 5,624,287 oder 51% Procent.

Hinſichtlich des Verhältniſſes der Stände zu einander hat folgende ſehr bedeutende Veränderung ſtattgefunden. Es kamen auf je 1000 Perſonen in Großbritannien

	im J. 1811:	im J. 1831:
für den Landbau	352.	282.
„ Handel und Manufakturen .	444.	420.
„ andere Beſchäftigungen . . .	204.	298.

So haben ſich alſo in kurzer Zeit die conſtitutiven Elemente des Staatsorganismus ſehr bedeutend verändert, und es dürfte dieſem nach nicht Wunder nehmen, wenn auch die Formen der Verfaſſung in Kurzem eine Veränderung erlitten.

⁂ Napoleon. — Das Journal du Loiret gab kürzlich folgendes Anagramm zum Beſten. Der Name Napoleon beſteht aus folgenden Elementen:

2	On,
5	Eon,
4	Léon,
3	Oléon,
7	Poléon,
6	Apoléon,
1	Napoléon.

Ueberſetzt man dieſe Worte von Nro. 2 an in der durch Ziffern bezeichneten Ordnung aus dem Griechiſchen, ſo ergebe ſich folgender Satz: Napoléon, le lion des peuples, allait détruisant les cités.

⁂ Buchdruckerkunſt. — In den Blättern der Börſenhalle weiſ't Guſtav Eſch nach, daß die Buchdruckerkunſt 1438 erfunden worden, daß alſo die vierte Säcularfeier weder 1836, noch 1840, ſondern 1838 zu begehen ſei. (N. Z.)

⁂ Die Meteornacht in Düſſeldorf und Newhafen. — Herr Euſtobis ſah daſelbſt in der Nacht vom 12. auf den 13. Novbr. 1833 von Morgens 4 bis 7 Uhr 267 Sternſchnuppen, unter denen 40—50 erſter Größe; — Prof. Olmſtedt zu Newhafen in Nordamerika vom 12. bis zum 13. Novbr. 1833 in einer einzigen Viertelſtunde des Morgens 700.

⁂ Zu Meyerbeer's neuer Oper wird A. Dümas den Text ſchreiben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 299. 1836.

Phönix.

Samſtag, 17. December.

Ned Sheehy's Ausrede.

Von Crofton Croker.

Ned Sheehy war in den Dienſten Richard Gumbleton's von Mountdally, in dem nördlichen Theile der Grafſchaft Cork, und einen beſſeren Diener gab es nicht in dieſer ganzen ehrſamen Grafſchaft, vom Kap Clear bis zu den Kilworth Bergen; denn Niemand, ſelbſt ſein ſchlimmſter Feind nicht, konnte ihm etwas anderes zur Laſt legen, als daß er dem Trinken, Müſſiggehen, Lügen und ſaumſeligen Schlendern, ziemlich ergeben ſei. Und in der That, ſchickte man Ned Morgens um neun Uhr fünfzig Schritte vom Hauſe, ſo konnte man von Glück ſagen, wenn er zur Mittageſſenszeit zurück kam. Wenn eine Schenke am Wege, oder auch ein wenig außer dem Wege war, mußte er einkehren, und da er alle Welt kannte und alle Welt ihn gerne hatte, iſt es nicht zu verwundern, wenn er ſo viel zu erzählen und zu hören hatte, daß ſeine Stunden immer kürzer waren, als die anderer Leute.

Kam er aber nach Hauſe, ſo fehlte es ihm nie an einer Ausrede; ja, es tanzten ihm zu dieſem Zwecke ſtets fünfhundert ganz fertig auf der Zungenſpitze. Wahrlich, Ned konnte einen Heiligen in Zorn bringen; aber dann war er wieder ein ſo gutmüthiger Burſche, und ſo geſchäftig und brauchbar in dem Hauſe, daß ſein Herr es nicht über ſich gewinnen konnte, ſich von ihm zu trennen.

In den großen Häuſern Irelands — denn Richard Gumbleton von Mountdally hatte ein gutes, aber kein großes Haus, er war ein bloßer Land-Gentleman, obgleich der frühere Ober-Sheriff der Grafſchaft ſein weitläuſiger Verwandter geweſen, und konnte nicht über ein Heer Diener befehlen, wie der Lordlieutenant im Schloſſe zu Dublin — in den großen Häuſern, ſage ich, kann man für jegliche Sache einen Diener haben, — zu Mountdally aber mußte Ned dem Herrn und der Frau des Hauſes zu Handen ſein, oder Ned war, wie der Rath Curran, den einſt auf dem Wege zu den Clonmel Aſſiſen hier zu Mittag aß, ſich auswirkte, Miniſter des Innern und des Äußern.

Kurz, Ned Sheehy war ein guter Kellermeiſter, und zwar ein ſehr guter, und in der Eigenſchaft als Stallknecht ſuchte er ſeines Gleichen; er konnte ein Pferd ſtriegeln und reiten und beſchlagen und alles mit ihm machen, nur zum Sprechen konnte er es nicht bringen. Eine Meute Hunde wußte er in der beſten Ordnung zu halten, und ihnen zu Pferde zu folgen, wie der kühnſte Mann in der Grafſchaft. Er ſetzte bei Reenascrena über einen Graben, wo ein engliſcher Kapitän ſein Pferd anhielt und ſagte: „Das geht nicht.“ Und ritt damals Brian Born Herrn Gumbleton's Kaſtanienbraunen, und die Leute heißen den Platz noch heute: „Ned Sheehy's Sprung.“

Er war demnach nicht leicht zu entbehren; aber er erhielt manches Scheltwort; und obgleich ſein Herr des Abends oft ſagte: „Ich jage Ned fort!“ ſo vergaß er am Morgen ſtets ſeines Wortes. Dieſe Drohungen änderten Ned auch durchaus nicht; im Gegentheil, er änderte ſich wie ſchlechte Fiſche bei heißem Wetter.

Eines kalten Novembernachmittages, gegen drei Uhr, ließ Herr Gumbleton ihn rufen.

„Ned,“ ſagte er zu ihm, „bringe Moderaroo zum ſcharzen Falvey, dem Pferdedoktor, und laß nach den Knieen des Thieres ſehen; denn Pfarrer Jenkinſon, der es geſtern nach Haus geritten, hat ihm ſchlecht mitgeſpielt. Ich war ein Thor, ihm die Stute zu geben, denn er kann nicht reiten, beſonders wenn er mit der dritten Flaſche fertig geworden. In einer Stunde ſpäteſtens aber mußt du zurückgekehrt ſein, um den Tiſch zu decken, und dies und jenes zu thun, da Sir Auguſtus O'Toole heute bei uns zu Mittag iſt, wie du weißt. Alſo um's Leben nicht geſäumt!"

„Thu' ich das je, Herr?" ſagte Ned. „Gut, ſo was ſoll mir Niemand nachſagen. In einer Minute bin ich wieder hier."

Er ſetzte ſich auf Moderaroo und eilte davon.

Es wurde vier, fünf, ſechs Uhr. — Sir Auguſtus und Lady O'Toole kamen, und die vier Fräulein O'Toole, und Mr. O'Toole, und Mr. Edward O'Toole, und Mr. James O'Toole, — mehr O'Toole's waren eben nicht zu Haus; — aber kein Ned Sheehy ließ ſich ſehen, um den Tiſch zu decken und dies und jenes zu thun, und das Eſſen aufzutragen.

Ich brauche nicht zu bemerken, daß Herr und Frau Richard Gumbleton vor Zorn außer ſich waren; es half aber alles nichts. Sie machten jedoch aus der Noth eine Tugend, nur war es eine Schmach, den langen Jam, den Stallbuben, und Bill, den Ausläufer, aufwarten zu ſehen, ohne daß Jemand die Aufſicht über ſie führte, während ein wirklicher Baronet und ſeine Lady zu Tiſch waren. Eine gute Flaſche Claret macht aber vieles gut, und man ſah dieſe Nacht mehr als eine auf den Tiſch kommen und verſchwinden. Ich will jedoch nicht verfehlen, daß Herr Gumbleton ſehr ärgerlich zu Bett ging, und noch ärgerlicher aufſtand.

Man ſagte ihm, Ned habe ſich die ganze Nacht nicht blicken laſſen. Im größten Zorne kleidete er ſich alſo an, und nahm ſeine Reitpeitſche zur Hand.

„All' unſere Geduld mit dem Schurken hilft uns nichts," ſagte er zur Frau Gumbleton; „ich will hinaus und nach ihm ſehen, und wenn ich ihn finde, ihm die Seele aus ſeinem Vagabunden-Leib heraus klopfen. Das will ich bei — —"

„Fluche nicht, lieber Dick," ſagte Frau Gumbleton, welche ſich ſtets als eine milde Frau erwies, da ſie die Tochter des Haudegens Tom Crofts war, welcher ein Paar Herren, ſeine guten Freunde, in der Kühle des Abends, nach dem Pferderennen zu Mellow, einen nach dem andern erſchoſſen hatte. — „Fluche nicht, lieber Dick," ſagte ſie; „thue mir aber den Gefallen, mein Theuerer, und ſchleife ihm das Fleiſch von ſeinen Knochen ab, denn er verdient es reichlich. Ich habe mich geſtern wahrhaftig vor Lady O'Toole geſchämt; das habe ich, auf Ehre."

Herr Gumbleton eilte fort. Er hatte nicht weit zu gehen; denn kaum hundert Schritte von dem Hauſe fand er Ned unter einer Hecke feſt eingeſchlafen und Moderaroo, das arme Thier, ſtand über ihm und zitterte an allen Gliedern.

Das laute Schnarchen Ned's, der mit ſeinem Kopf auf einem Steine ſo ſanft und bequem lag, als wenn es ein Flaumenkiſſen oder ein Hopfenſack wäre, ließ ſchließen, daß er die Nacht nicht viel geſchlafen; auch fehlte es nicht an Anzeigen, daß er irgend ein gefährliches Abentheuer zu beſtehen gehabt. Es ſchien, als wenn Ned nicht in ganz regelrechter Weiſe von dem Pferde herabgekommen wäre; denn einer ſeiner Schuhe hing noch in dem Steigbügel, und ſein Hut, der einen kleinen Abhang nieder gerollt war, hatte ſich in einem kleinen Sumpfe gar weich gebettet. Herr Gumbleton bemühte ſich jedoch nicht ſehr, auf alle dieſe Umſtände ein genaues Augenmerk zu richten, ſondern verſcheuchte mit einem tüchtigen Peitſchenhiebe den Schlaf aus Ned Sheehy's Augen.

(Fortſetzung folgt).

Neueſte franzöſiſche Roman-Literatur.

(Schluß).

Wenn „Karl Sand" den Leſer zu lebhaft aufgeregt und ermüdet hat, ſo rathe ich ihm folgendes Werkchen: „*La Madone de Montheron*," von Alphons Baudot zur Hand zu nehmen; das iſt ein kleiner, niedlicher Roman mit einfachen dramatiſchen Situationen, ein Roman, wie deren Madame Desbordes-Walmore ſchreibt, durch und durch nach Moſchus duftend und mit allerlei wohlriechenden Eſſenzen angefüllt, welche die Nähe der Salons und der vornehmen Welt verkünden. Der Verfaſſer hat offenbar den Vorwurf vermeiden wollen, daß ſein Buch von zu üppiger Lebensfülle, von zu kühnen Reden und Handlungen überfließe; denn es enthält recht eigentlich nichts als veraltete und verkümmerte Typen und banalgewordene Situationen. Ich will eine kurze Analyſe folgen laſſen, und erkläre denjenigen für einen Ignoranten im Romanfache, der nicht nach dem erſten Vorderſatze ſofort die nachfolgenden räth und ſogar den Schluß vorausſagt: Ein junges Mädchen von niedriger Herkunft, aber von himmliſcher Schönheit heirathet einen alten Mann, der reich und Graf iſt. Was geſchieht? Der Herr Gemahl hat einen Neffen, mit allen möglichen Geiſtes- und Korper-Anlagen ausgerüſtet. Die Gräfin fängt natürlich damit an, dieſen Neffen unausſtehlich zu finden, welches dieſer erwiedert. Was folgt nun? Daß ſich Beide bald in einander bis über die Ohren verlieben, und daß der alte Graf eiferſüchtig iſt auf Jedermann, nur nicht auf ſeinen Neffen. Da duellirt ſich der junge Mann mit einem Herzoge, der ſich unterſteht, ſeine Tante zu lieben und verwundet ſeinen Gegner. Dadurch wird es unvermeidlich, daß die tugendhafte Gräfin ihren Edgar bittet, ſie zu verlaſſen. Er macht eine kleine Tour und die junge Frau ziehet ſich auf ein einſames altes Schloß zurück. Der Graf iſt namlich immerfort abweſend. Einige Zeit darauf kommt Edgar auf dem alten Schloſſe an, indem er vorgibt, ſeinem Oheim einen Beſuch abſtatten zu wollen; und da findet er ſeine Geliebte, welche ihm ihr Herz ausſchüttet und die glühendſte Liebeserklärung macht. Beide werden von dem Herzoge belauſcht; Edgar bemerkt die Nähe ſeines Nebenbuhlers, ſtürzt ihm nach, ſchlagt ſich mit ihm und wird tödlich verwundet. Von der Zeit an nagt der Gram um den geliebten Jüngling an Iſauren's Herzen und ſie nimmt ihn mit in's Grab. Mit Ausnahme des originellen und pikanten Umſtandes, wie die Liebenden überraſcht werden, knüpft ſich Alles mit bewundernswerther Ordnung eins an das andere; jedes Ereigniß iſt gleichſam ein Schlußſtein; man darf an demſelben nicht rütteln, ſonſt ſtürzt das ganze Gebäude zuſammen. Übrigens aus dem Umſtande, daß dieſer Roman gerade nicht ſehr verſchieden iſt von vielen andern, folgt auch, daß er nicht ſchlechter iſt, als viele andere.

Die „Todtenkaravane," von Ernſt Fouinet iſt dagegen ein orientaliſcher Roman, welcher ein ſeltenes eigenthümliches Gepräge trägt. Der Hauptheld deſſelben iſt ein junger Perſer, welcher ſeine Verbrechen abbüßen will und ſich zu dem Ende die Pflicht auferlegt, Führer jener Todtenkaravane zu ſein, welche in Perſien einen jährlichen Umzug hält, um die Leichname zu ſammeln und ſie auf dem heiligen Friedhofe von Kerbela zu beſtatten. Die tauſend wunderbaren Abenteuer, welche dem jungen Habid begegnen, die ſeltſamen Geſchichten, welche man ihm erzählt, und zum Schluß ſein ſchreckliches Ende noch 16jährigem Herumziehen, halten den Leſer in ſteter Spannung und ſprechen für eine lebhafte Einbildungskraft des Verfaſſers, welcher außerdem auch ein gewiſſenhaftes Studium des Orients kundgibt.

Ich geſtehe; nicht ohne Schüchternheit nahm ich folgenden Roman von Maurice Alſoy zur Hand; der Titel: „Unter der Kutte“ erſchreckte mich. Kutte erinnert an's Kloſter, und bei'm Worte Kloſter iſt mir's immer, als ſähe ich in langer feierlicher Schaar alle verſchiedenen weißen und ſchwarzen, beſchuheten und unbeſchuheten Mönchsorden vorbeipaſſiren; die Bernhardiner drängen die Benediktiner, dieſe die Franziskaner, dieſe die Dominikaner, und in friedlicher Stille folgen hintendrein die mähriſchen Brüder und Trappiſten. Dabei gedenke ich dann jener furchtbaren, geheimnißvollen Macht, welche alle dieſe Orden ſo lange auf Erden ausgeübt haben und zum Theil noch ausüben; ich gedenke jener tauſend und aber tauſend Kloſtergeheimniſſe und Kloſterzellen, in denen ſo kräftige Geiſter gebrochen, ſo ſtechende Schmerzen beſänftigt, und ſo edle und ſo garſtige Leidenſchaften vergraben worden! Der Verfaſſer beruhigte mich jedoch bald, er zeigt dem Leſer nur einige von den ſchönen Seiten des Kloſterlebens, welche ihm Stoff geben zu einem intereſſanten und originellen Roman. Wir wollen jene Reihe von Gemälden, in denen er das ruhige und feierliche Daſein der Karthäuſermönche malt, nicht näher analyſiren; rathen aber jedem Freunde von genauen Details über das franzöſiſche Mönchsleben, das Buch des Herrn Alſoy zu leſen; man wird darin eine große Beobachtungsgabe und einzelne anziehende Lebensbeſchreibungen finden.

Nur mit Mühe haben wir es über uns gewonnen, den religiöſen oder metaphyſiſchen Roman von Herrn Siguier zu Ende zu leſen; mehr als einmal geriethen wir in ſtarke Verſuchung „die Hoffnung“ — ſo lautet der Titel des Buchs — aufzugeben. Auch hier, wie in ſeinem „Christ et Peuple“ ſetzt der Verfaſſer ſeine philoſophiſchen Weltanſichten und Theorieen auseinander, welche er in eine dramatiſche Form einkleidet. Er rollt vor uns ein ganz ſymboliſches, myſteriöſes Drama auf, deſſen handelnde Perſonen nichts als Mythen und alte Volksſagen ſind, und deſſen Hauptheld Galfrank die perſonnifizirte Darſtellung des ſtets fortſchreitenden, geoffenbarten Gedankens iſt. Galfrank iſt reich, er unterſtützt die Armuth; Galfrank iſt mächtig und er wendet ſeine Macht dazu an, räuberiſches Geſindel zu vertilgen. — Galfrank hat Traumgeſichte, er verkehrt mit den Himmliſchen und verachtet die auf Erden wandelnden Menſchen, welche dem Pfuhl der Verderbniſſe und Laſter entgegenſtürzen; aber ſeine Verachtung iſt nicht Apathie und Menſchenhaß; denn er glaubt an die Wiedergeburt und Verjüngung des Geſchlechts, und dieſes Ziel verfolgt er mit ganzer Seele. Er will, daß überall Gerechtigkeit geübt werde, und trotzt nun allen Gefahren, welche ſich ihm entgegenthürmen. Er tödtet einen Prinzen, der ein unſchuldiges Mädchen verführt; er ſtellt den Lobhudler eines beſtechlichen Richters an den Pranger; er thut der empörten Volkswuth Einhalt und entreißt ihr die Opfer. Gerechtigkeit ſchreit der Romanheld auf jeder Seite des Buchs; ſie will der Verfaſſer zum Haupthebel der ſocialen Wiedergeburt machen. — Als Eingebung eine philantropiſchen Eifers verdient das Buch des Herrn Siguier Anerkennung; überall blicken redliche Abſichten, ernſte Ideen durch; das literariſche Verdienſt des Werkes iſt jedoch ſchwach, und der Verfaſſer raſonnirt oft in's Nebelhafte hinein.

Zuletzt erwähnen wir noch „der hiſtoriſchen Romane aus dem Languedoc,“ von Frédéric Soulié. Der Verfaſſer, einer der thätigſten Mitarbeiter an der „Revue de Paris“ und einer der fruchtbarſten neuern Romanſchreiber, ſpricht in der Vorrede zu dieſem Buche einen weiten, umfaſſenden Plan aus; er fordert nämlich dazu auf, ſeine Methode, welche er auf Languedoc angewandt hat, auf alle übrigen Provinzen Frankreichs auszudehnen, und der Gegenwart die einzelnen Völkerſchaften und barbariſchen Stämme zu zergliedern, welche durch tauſend Übergangsſtufen hindurch ſich endlich in ein einiges Volk verſchmolzen und allmählich ihre hervorſtechenden, charakteriſtiſchen Züge verloren haben. So würde eine Art Landeschronik geſchaffen werden, worin die jetzt lebenden Franzoſen alle alten Sagen, Traditionen, Gebräuche, Sitten, Vorurtheile und Geſetze ihrer Vorfahren treu abgeſpiegelt fänden. Herr Frédéric Soulié hat in dieſem Sinne die Geſchichte der Provinz Languedoc ſtudirt; er lehrt uns zuerſt die alten Celten kennen, mit ihren druidiſchen Gebräuchen, welche den Stempel eines ſo geheimnißvollen und ſchrecklichen Ernſtes tragen, und deren Daſein nur noch einige zurückgebliebene Opferſteine bezeugen. Darauf entwirft er die Gemälde von den alten Galliern, Franken, Römern, zeigt die Verſchiedenheit ihrer Verdienſte und Charaktere und wie ſie ſich nach und nach in einander vereinigt, als Chriſten. Der Ausgangs- und Endpunkt, welchen der Verfaſſer gewählt hat, iſt allerdings richtig, aber die Ausführung iſt mangelhaft. Überhaupt iſt der hiſtoriſche Roman ein viel zu enger Rahmen, um Volksbiographieen zu faſſen; denn der Hauptübelſtand deſſelben bleibt eben, daß die zwei ihn bildenden Elemente ſich gegenſeitig ſchaden und hemmen. Der Styl des Herrn Soulié hat etwas Prätentiöſes und oft Geſpreiztes, welches wenig zu dem Ernſte des behandelten Gegenſtandes paßt; auch vermiſſen wir die ſonſt gute Beobachtungsgabe, welche die übrigen Schriften des Verfaſſers charakteriſiret.

Damit beſchließen wir die erſte Reihe unſerer diesmaligen Bücherſchau und behalten uns vor, den Leſern das nächſtemal die übrigen Neuigkeiten der franzöſiſchen Roman-Literatur mitzutheilen, wohin namentlich „der Notar von Chantilly“ des Herrn Léon Gozlan und „das Buch der Zwölfe“ gehören.

E. K.

Aus Berlin.

Unſer Sommer, mit ſeiner Öde, ſeinem Staube und ſeinen trüben Regentagen, die in der märkiſchen Ebene einen unerträglich langweiligen Charakter haben, iſt endlich vorüber, und alle die vielen Zugvögel, welche gen Süden und Weſten zogen und den alten Spruch: in balneis salus, aufrecht zu halten ſtrebten, ohne daß ihnen ein Finger ſchmerzte, ſind zurückgekehrt. Wohl ihnen, den Glücklichen, die leichtere Lebensluſt ſich aus der Fremde holten, und mit Entzücken zurück und vorwärts denken. Bei uns in Berlin hielt indeß das Leben ſeinen Karrengaulſchritt, Tag um Tag, und jeder machte ſein ſchiefes Geſicht. Ich kann Ihnen alſo wenig von jener Zeit mittheilen; Alles iſt ſo ſtill und friedlich, ſo ruhig und ländlich, ſo bequem und vornehm und angenehm, daß eine unerhörte Impertinenz dazu nöthig wäre, etwas Beſonderes heraus zu finden.

Die Ausſichten für junge Leute ſind jetzt ziemlich feſt verſchloſſen. Ärzte haben wir überflüſſig; auch an Predigern haben wir keinen Mangel, Schulamtscandidaten mit Gottes Segen um Afrika und Auſtralien zu erziehen; jede Stelle bei uns iſt, nach einem Berichte des Miniſters, ſechsmal zu beſetzen, und vor dem Studium der Jurisprudenz haben die Amtsblätter der Regierung öffentlich gewarnt, und Eltern und Vormünder aufgefordert, ihre Befohlenen davon abzuhalten, weil dieſe nur in dem Falle, daß ſie mit außerordentlichen Geiſtesanlagen hinreichendes Vermögen beſitzen, um viele Jahre ſich zu erhalten, hoffen dürfen, angeſtellt zu werden. Welche Ausſichten! — Der verſtorbene gelehrte Profeſſor Rudolfi ſagte einmal vor Jahren, als ich bei ihm vergleichende Anatomie hörte, recht väterlich: „Meine Herren, wer von ihnen kein Vermögen hat, der thut am beſten, er geht nach Hauſe, und wird ein ehrlicher Schuſter oder Schneider. Wer heutzutage ſtudiren will, muß durchaus Geld haben, ſonſt gränzt es an ein Wunder, wenn etwas Rechtes aus ihm wird. Quälen Sie ſich nicht unnützer Weiſe mit dem gelehrten Zeuge ab, glauben Sie mir, die Zeit iſt da, wo der gelehrte Stand den Vermögenden überlaſſen werden muß, und es wird noch beſſer kommen.“ Er hatte wohl Recht, der alte, dicke Herr, der ſo gern Kraftbrühen und Puddings aß, und ſo köſtlich grob war. Jetzt iſt er todt; aber er hatte einen ſcharfen Blick, ſowohl für Eingeweidewürmer, als für die Zeit.

Durch dieſen Überfluß an Gelehrſamkeit ſind nun dem Bürgerſtande der größtentheils einen Segen an Kindern und mäßige Glücksgüter beſitzt, die höheren Wirkungskreiſe ziemlich verſchloſſen, und bald werden die Univerſitäten zuſammenſchmelzen, denn ſchon in dieſem Jahre zählt man über vierhundert Studirende weniger. Ohne Zweifel wirkt die Reaktion der Lernenden auf die Lehrenden, und man kann nicht läugnen, ein heimliches Grauen überläuft uns, wenn wir im Univerſitätsverzeichniß die lange Reihe der ordentlichen und außerordenlichen Profeſſoren ſammt dem endloſen Schweif von Privatdocenten erblicken. Ewige Gerechtigkeit! iſt Hunger das Loos des Schönen auf der Erde? Es iſt noch nicht lange her, daß ein Profeſſor und Docent unſerer Univerſität die jammervolle Bitte erließ, ihn doch mit Arbeiten zu beſchäftigen. Es iſt ein Philoſoph, ein Schüler Kant's, ein eifriger Gegner Hegel's, ein verworrener Kopf, den die Spanier jetzt ganz ruinirt haben; allein wie weit muß es gekommen ſein, daß ein Mann, der zwanzig Jahre an der Univerſität lehrte, um ein Stück Brod bitten muß! Die Welt beſteht und wird immer beſtehen; allein das Wie iſt eine andere Frage. — Es gibt an unſerer und an allen Univerſitäten Lehrer, die zehn Jahre und länger ganz ohne Beſoldung dociren, die meiſten der außerordentlichen Profeſſoren haben nichts; glücklich diejenigen, welche hundert oder zweihundert Thaler bekommen, und hat nun der alte Rudolfi nicht Recht, daß nur der vermögenden Klaſſe der Gelehrtenſtand zufallen kann, und daß dies künftig ganz ausſchließlich ſo ſein muß? Ein ähnliches Verhältniß exiſtirt ſchon jetzt an den Gymnaſien. Manche der Univerſitätsprofeſſoren ſind zugleich Lehrer an jenen, um Brod zu gewinnen, und junge Oberlehrer nehmen Stellen an Unterſchulen an. Leute, die claſſiſche Bildung empfingen, lehren Buchſtabiren, und bald werden ſelbſt ſolche Ämter nur an vorzüglich Befähigte ertheilt werden können. — Preußen, ſeiner Natur nach ganz aus Eroberungen entſtanden, und ohne alle Arondirung, der Nachbar Frankreichs, Rußlands, muß ein Militärſtaat ſein, und wenn es nicht zwei- oder dreimal hunderttauſend Mann auf den Beinen hat, ſo verdankt es dies nur dem Inſtitute der Landwehr, welches noch immer das Vorbild aller anderen Staaten iſt. Freilich verſchlingt trotz deſſen das Militärbudjet mehr als die halben Einkünfte des Reichs; dies aber liegt zum Theil in den Verhältniſſen, in den Unterhaltungskoſten der vielen Feſtungen, in den ausgedehnten militäriſchen Anſtalten und in den hohen Beſoldungen der oberen Offiziere; denn ein Kapitän hat weit mehr, als ein Regierungsrath, ein Major ſo viel, als ein Präſident, und ein General ſo viel, als ein Miniſter; allein der Militärſtand iſt der Zuſammenfluß des Adels und, ſeiner Natur nach, der Erſte in einem Reiche, wie das unſere; es iſt daher auch billig, daß er am Beſten bezahlt werde. (Fortſ. folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

131) Die Wahnſinnige. Roman aus den Mittheilungen eines Kloſterbruders. Von C. Herloßſohn. 2 Thle. (Geſammelte Schriften 4r und 5r Band). Leipzig, literariſches Muſeum. 1837.

„Der Herausgeber fühlt es,“ ſagt Herloßſohn in der Nachſchrift, „daß dieſe Fragmente, ſtreng genommen, auf den Titel eines Romans nicht Anſpruch machen können. Er ſchilderte meiſt nach Thatſachen, und mußte aus Rückſichten auf noch Lebende hier weglaſſen und dort ergänzen. Wenige Beigaben ausgenommen, iſt nur die Darſtellung ſein Werk.“

Die Darſtellung nun iſt an dieſem pſychologiſchen Gemälde im Ganzen als gelungen zu bezeichnen, wenn gleich der erſte Theil durch Schilderungen auf Koſten der Intrigue etwas zu ſehr in die Breite gezogen, und der zweite dagegen auf Koſten der Form zu rhapſodiſch gehalten iſt. Für dieſe Inconvenienzen der Oekonomie entſchädigen indeſſen zahlreiche Schönheiten des Styls, und der trefflich gezeichnete Charakter des Juden Bunzlauer, welcher von H. erfunden zu ſein ſcheint, und ihm Ehre macht. Der Pfaffenunfug, der ſich durch die Handlung ſchlingt, hat eine ſo ächt moderne Färbung, daß wir die eingeführten Erb- und anderen Schleichereien für thatſächlich halten müſſen, wohl eingedenk ähnlicher Beiſpiele, die wir zum Theile ſelbſt erlebten.

132) Godwie Caſtle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. 3 Thle. Breslau, Joſeph Max und Comp. 1836.

Wenn man ſich zu Anfang der Leſung dieſes Romans allmählich an die der älteren Schule angehörige Breite der Darſtellung gewöhnt hat, ſo wird man ſich in dieſen Roman mit Intereſſe und Vergnügen hineinleſen, und ſich in der Ruhe der Darſtellung behaglich fühlen, welche, als Breite, uns im Anfange unruhig machte und unſer Intereſſe zerſplitterte. Die Handlung rollt im breiten Bette dahin; die Charaktere ſind mit der größten Sorgfalt bis in's Kleinſte ausgemalt; der Styl entbehrt zwar der Energie, aber keineswegs der Prägnanz; er bildet keine an und für ſich ſchönen Draperien, aber er läßt, wie ein naſſes Gewand, die Formen des Organismus genau durchblicken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 300. 1836.

Phönix.

Montag, 19. December.

Ned Sheehy's Ausrede.

(Fortſetzung.)

„Ned!“ donnerte die Stimme des erzürnten Herrn, und ein halbes Dutzend Hiebe begleiteten das Wort. „Ned?“ rief er, „auf, du Schurke!“

Ned brüllte wacker, und kein Wunder, — die Hand des Herrn Gumbleton war keine der leichteſten, und zwiſchen Schlaf und Wachen ſchrie er:

„O Herr! nicht böſe, Herr! — nicht böſe! — greift Euch nicht ſo an, — ich halte ja ſtill, wie ein Lamm, 'r Gnaden.“

„Mich angreifen, du Landſtreicher?“ ſagte Herr Gumbleton; — „was willſt du damit ſagen? Ich will dich angreifen, Burſche! Wo warſt du die ganze Nacht? — Moderaroo wird darauf geben, du Schurke! Den Augenblick aus meinem Hauſe, aus meinem Dienſte, Trunkenbold! Und danke Gott, daß ich dich ſo laufen laſſe.“

„Gott ſei Dank, Herr, theuerer Herr,“ ſagte Ned, der jetzt vollkommen wach geworden war, — „ja, das ſeid Ihr ja ſelbſt. Es war in der ganzen Grafſchaft nie ein Herr, der an einem armen Menſchen ſo viel Gutes gethan hat, als 'r Gnaden an mir, und der Himmel lohne Euch reichlich dafür. Ja, laßt nur die Peitſche noch einmal auf mir tanzen, damit ich recht fühle, daß Ihr es ſeid, theuerer Herr; — der Whiskey ſoll Gift für mich ſein.“

„Er wird dein Gift ſein, du nichtsnutziger Bube,“ ſagte Herr Gumbleton.

„Gut, dann mag Whiskey mein Gift ſein,“ ſagte Ned, „wenn ich nicht, — Gott ſei meiner Seele gnädig — in dem ſchwärzeſten Unglücke ſaß und von ihm verfolgt wurde, wohin ich auch meinen Fuß wenden mochte. Vielleicht wißt Ihr noch, theuerer Herr, daß Ihr mich geſtern Abend mit Moderaroo zu Herrn Falvey geſchickt habt; — die Sache iſt keinem Zweifel unterworfen, und ich denke nicht daran, es abzuläugnen; warum ſollte ich es auch in Abrede ſtellen? ich habe Gründe genug, mich alles deſſen zu erinnern, was mir begegnet iſt.“

„Ned, Burſche, ich will keine von deinen Ausreden hören! Bringe die Stute in den Stall und dich aus meinen Augen, denn ich ſchwöre bei —“

„Bitt' um Verzeihung, wenn ich 'r Gnaden unterbreche,“ ſagte Ned ſehr ernſt, „nur keinen Schwur — das iſt nicht gut. Ich habe nur einmal geſchworen, nemlich Jahr und Tag gar nicht zu trinken, und habe hernach zwölf Monat und einen Tag die bittere Reue gehabt. Ach, wenn 'r Gnaden mich nur anhören wollten! Ich will die Stute ſogleich in den Stall bringen, und wenn Ihr mir dieſes einzige Mal nicht vergebt, ſo will ich Glück und Gnade auf immer entſagen.“

„Ich kenne dich, Ned,“ ſagte Herr Gumbleton, „dein Glück war immer groß, aber Gnade hatteſt du nie zu verlieren. Aber ich habe nichts mehr mit dir zu reden, Burſche. Bringe Moderaroo in den Stall.“

Ned gehorchte, und ſein Herr folgte in den Stall, um das arme Thier verſorgt zu ſehen. Er wiederholte hier ſeinen Befehl, daß Ned das Haus räumen ſollte, und Ned Sheehy begann ſeine Ausrede. Ich will nicht behaupten, daß ſie nicht unterbrochen werden; da aber Unterbrechungen und Erläuterungen einer Geſchichte nicht nachhelfen, wollen wir Ned ſeinen Weg gehen laſſen.

„Kein Wunder,“ ſagte er, „wenn 'r Gnaden ein wenig böſe ſind, — große Geſellſchaft in dem Hauſe, und kein regelmäßiger Diener zur Aufwartung da, als der lange Tom und der ſchmutzige Bill. Ich kann 'r Gnaden nicht tadeln, die Sache ſo ſchief genommen zu haben. Wenn Ihr aber Alles gehört habt, werdet Ihr ſehen, daß kein armer Menſch ſo mehr zu bedauern war, als ich in der letzten Nacht. Ein Mac Coul hat ſein Lebtag nicht mehr durchgemacht, als ich, obgleich er ein großer Rieſe war und ich nur ein Menſch.

„Ich war kaum eine halbe Meile vom Hauſe, als es, wie 'r Gnaden deutlich bemerkt haben müſſen, urplötzlich furchtbar dunkel wurde, grade als wenn die Sonne unverſehens von dem ſchönen klaren blauen Himmel herabgepurzelt wäre. Es war nicht ſo ſpät, denn es konnte höchſtens vier Uhr ſein, aber Alles war ſchwarz, wie 'r Gnaden Hut. Gut, mir lag wenig daran, denn ich wußte, daß ich den Weg kannte, wie ich den Weg zu meinem Munde kenne. So ließ ich die Stute ein wenig ausgreifen. Als ich aber um die Ecke von Terence Leahy's Feld bog, — 'r Gnaden kennen die Stelle gewiß ſehr gut, — es war grade da, wo der Fuchs geſchoſſen wurde, als Ihr eine ganze Armee von hundert und fünfzig Herren, vielleicht mehr noch, und alle ſehr tüchtige Reiter, hinter Euch ließet. — —“

Herr Gumbleton lächelte.

„Grade hier hörte ich mit dem Winde den leiſen Ruf „„der guten Leute.““ Ich zitterte doch ein wenig. „„Ihr ſeid heute früh an der Arbeit, meine kleinen Bürſchchen!““ ſagte ich zu mir ſelbſt und dachte, da es dunkel war und ich mir aus ihrer Geſellſchaft nichts machte, es ſei am gerathenſten, ihnen aus dem Wege zu gehen. Ich bog alſo links ein, den kleinen Umweg um die Dornenhecken nicht ſcheuend. Aber jetzt hörte ich es deutlicher und deutlicher hinter mir, und es rief:

„Ned, Ned! Bei meiner Mütze ſo roth!
Du biſt ſo gut, Ned, als einer, der todt!“

„Jetzt helfen nur ein Paar blanke Sporen!“ ſagte ich und jagte quer feldein. Bald hörte ich einen Bach, der in der Dunkelheit brüllte. „Was iſt das für ein Bach?“ ſagte ich zu mir — denn es war Niemand da, den ich hätte fragen können, — „kenne ich doch jeden Schuh Landes hier herum, und es war nie ein Bach in dieſer Richtung.“ Ich hielt an, um mich umzuſehen; ich hätte mir dieſe Mühe aber erſparen können, denn ich konnte meine Hand nicht ſehen, ſo dunkel war's. Ich wußte nicht, was ich anfangen ſollte, dachte aber bei mir, es müßte doch ein ſeltſamer Bach oder Fluß ſein, wenn Niemand am Ufer wohnen ſollte. Ich ſchrie alſo ſo laut, als ich nur konnte: „Mord! Mord! — Diebe, Feuer!“ nnd was man ſonſt in ähnlichen Gelegenheiten zu rufen pflegt; allein kein Ton war zu hören, ausgenommen meine eigene Stimme, die gleich einer Meute von hundert Hunden in in vollem Bellen über und unter mir, rechts und links widerhallte. Da dies nichts half, ſtieg ich ab und tappte mich, von dem Gebrülle des Waſſers geführt, den Bach entlang, mit einer Vorſicht vorſchreitend, als ging ich auf Eiern, und die arme Moderaroo, die am ganzen Leibe zitterte und bebte, am Zügel führend.

„Gut, Herr, das Herz ſank mir tiefer und tiefer, und ich gab mich ſchon verloren, als ich plötzlich den Schimmer eines Lichtes entdeckte. „Wohl möglich,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, — „daß du, mein gutes Bürſchchen, nur ein ſchäbiges Irrlicht biſt, das mich und die gute Moderaroo an der Naſe herumführen will.“ Ich ſah' aber das Licht recht an und überzeugte mich bald, daß es für ein flackeriges Irrlicht viel zu ſtetig und ernſt war. „Ich will's verſuchen,“ dachte ich, und ſchlug den Weg ein, den es herüber glänzte. Ich eilte wie ein Dieb, fiel zwei oder dreimal in den Bach bis zum Gürtel, wie Ihr deutlich ſehen könnt, wenn Ihr mich nur anſchauen wollt, und war endlich dem Scheine ſo nahe, daß ich gewiß ward, er käme aus einer Art Haus oder Hütte an der Straße. Friſch ging es d'rauf los, und ich klopfte dreimal aus Leibeskräften. (Schluß f.)

Artiſtiſche Phyſiognomie München's.

(Fortſetzung).

Als König Ludwig den Thron beſtieg, ſetzte er die Ausführung jener großartigen Bauten fort, die er mit der Glyptothek begonnen hatte, und deren Namen hier in unſerer Mittheilung zum Theil ſchon vorgekommen ſind. Um ſie ihrer Größe und ihrem Zwecke gemäß würdig auszuſchmücken, mußten Malerei und Plaſtik das Gediegenſte liefern. Dazu war nöthig, daß Genie und Talent herbeigezogen wurden, um ihre Kräfte zu verſuchen. Ein großer Meiſter, Cornelius, war das Vorbild für viele ſelbſtſtändige Geiſter, welche an ihm erſtarkten. Über Cornelius breitete ein erhabener Genius ſeine ſtarken Schwingen aus, und führte den Griffel ſeiner gewaltigen Hand, wenn er die plaſtiſchen Figuren der ſüdlichen Mythologie und die Heldengeſtalten der nordiſchen Sagenwelt zeichnete. Aus ſeiner Schule gingen Männer hervor, die nur inſofern ſeine Schüler genannt werden können, als ſie durch den Anblick und das Studium ſeiner Schöpfungen von dem wahren Weſen der poetiſchen Wahrheit der Kunſt ſchneller einen Begriff bekamen, als ſie außerdem durch eignes Erforſchen erhalten haben würden. Wer ſeine Richtung vermöge innern Anklangs einer verwandten Seele erfaßt und verſtanden hatte, für den war ſie nur Veranlaſſung zu ſelbſtſtändigem Treiben. Hier half kein Studium und Nachäffen von Formen und Farben, kein ängſtliches Forſchen nach einer Manier der Compoſition, wo nur die abſolute Wahrheit der poetiſchen Idee galt. Auch zeigte ſich bald, welche von den vielen Berufenen die wenigen Auserwählten waren. Cornelius, obwohl in der Kunſt allſeitig produktiv, iſt doch vorzugsweiſe für das Erhabene, Gewaltige geſchaffen. Er hatte den Geiſt Heſiods heraufbeſchworen, der ihm die Mythen ſeiner Theogonie einflüſterte und ſie in ſeelenvoller Weiſe umkörpern lehrte. Homer ſang ſeinem lauſchenden empfänglichen Ohre von ſeinen Göttern und Heroen, und die bedeutungsvollſten Momente der Iliade ſehen wir in coexiſtirenden Gruppen. Auch trat er keck in das ſchaurige Dunkel der deutſchen Eichenwälder, die Helden der Nibelungen umſtanden ihn, er ließ ſich einweihen in die Myſterien der chriſtlichen Symbolik und trat vor zu den Tiefen der Apokalypſe und bebte nicht zurück. Vor ſeinem Geiſte ſaß da Chriſtus, der Weltrichter, der die Todten erweckt und in das Buch des ewigen Lebens oder ewigen Todes niederſchreibt; — doch hiervon zu einer andern Zeit. Dieſer Mann, der mit einem das unbegränzte Feld der Poeſie umfaſſenden Geiſt eine erhabene Phantaſie und glückliche techniſche rein ausgebildete Gewandtheit beſitzt, hat den Aftergötzen der Perückenzeit mit flammendem Schwerte aus dem Paradieſe der Kunſt vertrieben, der hoffentlich, wie der erbſündige Menſch, auch nie wieder davon Beſitz nehmen wird.

Neben Cornelius haben wir noch viele berühmte Namen, welche demnächſt auch genannt werden ſollen. Jetzt kehren wir zum Schirmherrn aller dieſer Ausgezeichneten zurück. Bei öffenlichen Arbeiten, welche auf Befehl des Königs gemacht werden, zeigt dieſer den Künſtlern bloß die Regionen, in welchen ſie Stoff ſammeln können. Die Wahl dieſes Stoffes bleibt Letzteren völlig frei. So hat Schnorr die Nibelungen, Kaulbach die Herrmannsſchlacht von Klopſtock, dann verſchiedene Dichtungen von Göthe angewieſen bekommen, und jeder hat ſich aus dieſen Dichtungen die paſſenden Momente für maleriſche Darſtellung ſelbſt aufgeſucht und gewählt. Auf ähnliche Weiſe ſind alle übrigen Künſtler verfahren. Wir wiſſen nicht, ob der König bei der Wahl der Dichter und der Dichtungen derſelben andere zu Rathe gezogen, oder bloß ſeinem eignen Gutdünken gefolgt iſt; wir vermuthen aber das Letzte ohne einige Ausnahme, da er in dieſer Hinſicht ſich ein ſelbſtſtändiges Kriterium zutraut und mit Recht zutrauen darf. Wenige Männer ſind in dem weiten Gebiete der Dichtkunſt einheimiſcher, als der König von Baiern; wenige haben gleich ihm die innige Verwandtſchaft der Poeſie und der bildenden Kunſt in ihren feinſten Beziehungen erfaßt. Vor ihm enthüllten die Sphinxe der Vorwelt ihre Räthſel, und eine andere Ariadne reichte ihm den Leitfaden in den künſtlichen Labyrinthen unzähliger dichteriſcher Idealiſirungen, welche der bildende Geiſt ſpäterer Zeiten perſonifizirte, und welche von Händen ſinniger Künſtler umkörpert wurden. Wir beſitzen von ihnen nur noch ſpärliche Überreſte, welche in ihrer Zerſtümmelung, mit welcher ſie die Zeit oder der Vandalismus heimgeſucht hat, uns eine hohe Meinung von jenen Meiſterwerken beibringen, welche nur noch in den Schilderungen einzelner Schriftſteller leben. Mit der Zerſtörung von Korinth wurde in Griechenland die Fackel der bildenden Kunſt ausgelöſcht. In der ſpäteren Kaiſer-Zeit finden wir ihr minder helleres Licht auf italiſchem Boden. Dann begann eine unheilvolle und düſtere Zeit, bis aufgeklärte Oberhäupter der Kirche unter ihrem Krummſtabe die ſcheuen Muſen ſammelten und ihnen neuen Muth einflößten. Große Meiſter dieſer Zeiten haben viele Denkmäler ihres fruchtbaren Genius hinterlaſſen. Unter ihnen wurde der König von Baiern einheimiſch. Als Kronprinz verlebte er viele Tage unter ihnen, und den König ſah alle Jahr auf einige Zeit der klaſſiſch geweihte Boden Italiens. Dort und hier iſt der König mit der neuern Kunſtepoche herangereift. Dieſe Verhältniſſe im Verein mit einer königlichen Magnanimität ſind den Koryphäen der Kunſt Bürge, daß ſie ſelbſtſtändig wirken und ſchaffen können, und nicht von kleinlichen Launen und kränklicher Erfindungseiferſucht gequält werden. Eine ſolche Lage der Sache hat ebenfalls die Mittelmäßigkeit längſt zurück gewieſen, welche ſonſt gewöhnlich auf einem günſtigen Boden mit herkömmlicher Gedeihlichkeit jeden guten Samen überwächſt.

Wir glauben hier Einiges über die Richtung der Kunſtbeſtrebungen von dieſen Zeiten im Allgemeinen aufführen zu müſſen und kommen dann in dieſer Beziehung auf München zurück. Wir finden hier zu bemerken nöthig, daß, wenn wir anführen, wie die Richtung der Kunſt im Allgemeinen und in ſpeziellen Feldern, als in der Antike, Romantik ꝛc. beſchaffen ſein müſſe, wir dieſe Anſichten aus den Kunſtwerken hieſiger Künſtler geſchöpft haben, und verwahren uns gegen etwaige Vorwürfe, es ſeien dieſe Anſichten bloß aus unſerer Subjektivität hervorgegangen.

Faſt zu allen Zeiten, wenn die Kunſt Blütheperioden hatte, wurden deren Keime durch günſtige Conjunkturen geweckt. Langer Friede, vorhergegangener Waffenruhm der Fürſten und Völker, ein hoher Standpunkt intellektueller Bildung, frommer Aberglaube und Religieſität, Opulenz und Wohlſtand, hauptſächlich Geſchmack und Begeiſterung eines einzelnen Erhabenen waren die erquickenden Oaſen, in welchen dieſe Keime behaglich emportrieben. Um dieſes Bild weiter fortzuführen, individuelle geognoſtiſche Beſchaffenheit dieſer Wüſteninſeln zeigte ſich auch an ihren Gewächſen. Die ewige Schöne der antiken Kunſt gedieh in dem klaſſiſchen Boden einer höchſt poetiſchen Mythologie. Die Einbildungskraft der Alten konnte ihre Götter und Heroen nicht höher ausſtatten, als durch die vollendetſte menſchliche Form, aber ihr dramatiſches Erſcheinen mußte den höchſten Schimmer von der Poeſie entlehnen, und von unübertrefflicher Wirkung für die bildende Kunſt ließen ſie die Göttlichkeit ihrer Ideale durch die Folie menſchlicher Schwachheit deſto ſchimmernder hervortreten. Wie unerquicklich für die Kunſt wäre die bloße Majeſtät des weltenerſchütternden Zeus, ohne ſeine Schwachheiten mit den Töchtern der Erde, was Diana ohne Endymion, was Athene ohne ihre Lüſternheit nach dem verhängnißvollen Apfel, und was Aurora ohne ihren grauen Tithon. Dieſe Seite der alten Mythologie wird ſie ewig für die bildende Kunſt jung und anziehend erhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Zwei Kapitel aus der Geneſis der Irokeſen.*)

1. Die Erſchaffung des Weibes.

Old Soul, ein Tſchipeweyan, der in ſeinen jungen Tagen ein berühmter Krieger geweſen, erzählte uns, was in ſeinem Stamme in Betreff der Schöpfung ſich als Überlieferung erhalten. Es war dies im Weſentlichen Folgendes: Der Indier wollte ſich nicht herausnehmen, eine Meinung darüber zu äußern, auf welche Weiſe der Menſch zuerſt in die Welt gekommen ſei; ſondern begann damit, daß er bemerkte, „der Menſch ſei zum erſtenmal in's Daſein getreten während der Sommermonate, in welchen die Beeren in Überfluß vorhanden, die allein ihm zur Nahrung gedient. Als aber der Winter hereinbrach," fuhr Old Soul fort, „wurde der Schnee ihm ſo hinderlich, daß er in ſeiner Noth auf den Gedanken kam, ſich Schneeſchuhe zu machen. Nach einiger Zeit waren die birkenen Formen fertig; da er ſie aber nicht zuſammenfädeln konnte, — denn das iſt Frauen-Arbeit, — ſo blieben ſie unvollendet in ſeiner Hütte liegen. Dieſemnach wurde ſeine Arbeit immer mühſeliger, und mit jedem Tage die Erwerbung der Lebensmittel ungewiſſer. Eines Tages, als er zu ſeiner Hütte zurückkehrte, kam ihm ein Geräuſch zu ſeinen Ohren, gleich, als ob Jemand an den Schneeſchuhen arbeitete, und als er näher hinzutrat, flog ein Rebhuhn aus der Öffnung am Giebel der Hütte, worauf er jedoch damals nicht weiter achtete.

Am folgenden Tage machte er einen neuen Ausflug, um zu jagen, und als er ausgeblieben, bis es beinahe dunkel geworden, fiel es ihm bei ſeiner Rückkehr gewaltig auf, als er dicke Rauchwolken aus ſeiner Hütte aufſteigen ſah. Er eilte zu ihr hin, und ſah abermals ein Rebhuhn daraus fortfliegen; und als er eintrat, fand er ſeine Schneeſchuhe mehr als halb fertig gefädelt und ſorgfältig neben ein Feuer geſtellt, welches in der Mitte der Hütte emporloderte. Er muthmaßte nun, daß das Rebhuhn dies Alles bewerkſtelligt habe, obgleich er nicht errathen konnte, auf welche Weiſe es geſchehen, und ſo beſchloß er, ſich deſſelben zu bemächtigen, wenn es nur irgend möglich wäre. In dieſer Abſicht bedeckte er ſorgfältig die obere Öffnung ſeiner Hütte, als er nach einigen Tagen wieder auf die Jagd gehen mußte, und der Gedanke ſtieg in ihm auf, daß, wenn er früher als gewöhnlich zurückkehre, es ihm vielleicht gelingen werde, das Rebhuhn zu überraſchen und zu fangen.

---

*) Aus den kürzlich erſchienenen Narrative of a Journey to the shores of the arctic Ocean in 1833—4—5, under the command of Captain Back, R. N. von Richard King, M. R. C. S. etc. Chirurg und Naturforſcher bei der Expedition. 2 Voll.)

Mit groſser Behutſamkeit ſchlich er daher bei ſeiner Rückkehr an die Hütte heran, und ſo gelang es ihm, dem Rebhuhn die Flucht abzuſchneiden. Er trat ein, und, ſiehe! mit einemmale verwandelte das Vöglein ſich in ein junges Weib, — und — gar bald wurde die Welt dann bevölkert.“

II. Die Verwirrung der Sprachen.

„Mehrere Generationen nach der Schöpfung gab es nur eine einzige Sprache; aber ein unglücklicher Zufall ſtörte dieſes ſchöne Einverſtändniß. Mehrere Kinder kamen zuſammen, und als ſie alle Spiele, die ſie kannten, erſchöpft hatten, wußten ſie nicht, wie ſie ſich noch ferner kurzweilen ſollten. Da ſie ſchon öfter die Freude geſehen und an ihr Theil genommen, die ihre Ältern hatten, wenn ſie die auf der Jagd gefangenen Thiere getödtet und vertheilt, ſo kamen ſie überein, dies in ihrem Spiel nachzuahmen. Sofort wurde einer der Knaben ebenſo aufgeknüpft, wie man die Rennthiere aufzuknüpfen pflegte, wenn ſie in einer Schlinge gefangen worden, und als er zu athmen aufgehört, zerſchnitt man ihn in mehrere Stücke. Jeder der Spielgenoſſen lief nun mit ſeinem Antheil zu der Hütte ſeiner Eltern, und erzählte, welch' luſtiges Spiel ſie geſpielt. Die entſetzliche Geſchichte erſchreckte aber dermaßen die Eltern, daß ſie nicht nur auf das Äußerſte in Verwirrung geriethen, ſondern auch unfähig wurden, ſich noch ferner einander zu verſtehen. Die Folge hiervon war, daß ſie ſofort auswanderten in weit von einander entlegene Gegenden.“

Chronik der ſchönen Literatur.

133) **Tyrol 1809.** In zwei hiſtoriſch-romantiſchen Gemälden, von H. E. R. Belani. 1ſte Abtheilung: Der Aufſtand in Tyrol. Roman in 3 Bänden. Leipzig, literariſches Muſeum. 1836.

Der Titel dieſes neuen Werkes von Belani bezeichnet hinlänglich die hiſtoriſche Baſis, auf welcher der Verfaſſer diesmal nur wenige Fictionen weiter aufgebaut hat. Die Thatſachen in Tyrol von 1809 ſind groß, weniger um der Idee, welche die Tyroler damals inſpirirte, als um jener willen, welche welthiſtoriſch über ihnen ſchwebte, eine Luftſpiegelung der Sempacher und Murtener Schlachten; deſſenungeachtet wurde aus den groſsen Effekten nachgerade durch kleine Motive von außen her eine ächte Tragödie; das Tragiſche aber iſt, daß ein Volk ſich opfert, weil es aufgegeben iſt. Tyrol's ergreifend rührendes Geſchick wurde erſt von dem Moment an tragiſch, als die Anregung zur Inſurrection aufgehört und der freiwilligen Todesweihe Platz gemacht hatte. Von da an war die Naivetät zur Größe geworden. Belani hat, wie es ſcheint, den Cauſalnexus etwas zurück (nämlich voran) datirt, um größere poetiſche Effekte hervorzubringen. Er ſtellt ſcharfe Contraſte auf zwiſchen der derben kräftigen Alpennatur und der Demoraliſation der fremden Beamten und Soldaten, und entwickelt aus dieſen Conflicten den Ausbruch des Aufſtandes, ohne übrigens die Anregung von Wien ganz zu übergehen; es iſt ſehr beachtenswerth, wie wirkſam er die letztere gerade dadurch, daß er ſie nur wie Schatten vorüberhuſchen läßt, in die Oekonomie ſeines Plans zu verweben wußte. Die Darſtellung iſt im höchſten Grade draſtiſch, zuweilen dramatiſch, überall energiſch und rapid; nur fallen zwiſchen die groſsen Intereſſen an ungeeigneten Orten zu viele unwichtige kleinere verbindende Rettungsſcenen, welche durch Wiederholung ganz monoton werden. Ein anderer Uebelſtand iſt der, daß die Tyroler ſammt und ſonders im Dialekt (und noch dazu denſelben unrichtig) ſprechen; Belani hätte dies Vehikel, ſeinen Schilderungen lokale Färbung zu verleihen, vermeiden ſollen, weil die Naivetät gemacht und alſo widrig erſcheint, und er hätte es als überflüſſig vermeiden können, weil gerade die Lokalſchilderungen ihm ohnehin ſehr gelangen. Im Ganzen beweiſ't das Werk die friſche Produktionskraft des Verfaſſers mehr, als irgend eines ſeiner früheren. Wunderlich aber iſt das Verſehen, daß das Motto zum 3ten Band (aus Rückert's geharniſchten Sonnetten) zweimal Schiller'n zugeſchrieben iſt.

134) **Der Jakobsſtern.** Meiſtade von Ludwig Storch. 1ſter und 2ter Thl. (3ter reſt.). Frankfurt a. M. 1836. J. D. Sauerländer.

Storch's achtenswerthes Talent betritt mit dieſem Roman eine neue Bahn. Hat man ihm früher vorgeworfen, daß die Fülle ſchöpferiſcher Kraft, welche ihm innewohnt, hier und da in allzu üppige Schößlinge ausgetrieben, daß ſein Trotz gegen Herkömmliches in Uebermuth ausgeartet, daß ſeine Originalität ſich manchmal im Ungeheuerlichen, Gräulichen, Krampfhaften gefallen habe, — in dieſem neuen Werke hat er alle Mittel, welche ihm durch natürliche Anlage und mehrjährige Routine zu Gebote ſtehen, angewandt, um ein ſchönes Ganzes hervorzubringen, welches das Intereſſe des groſsen Leſerkreiſes, den er um ſich verſammelt, durch die Größe der Ereigniſſe, und, was mehr bedeuten will, durch die reizende Entwickelung der Charaktere, in welchen am Ende doch die Ereigniſſe von Anfang her liegen müſſen, zu der Höhe reingeſchichtlicher und politiſcher Anſchauungen und ſittlicher Genugthuung führt. Zu dem Intereſſe an den Ereigniſſen geſellt ſich noch das der Lokalität; und, wie man ſich aus ſeinem Werke leicht überzeugt, Storch hat gründliche Studien gemacht, um beide zuerſt in ſich ſelbſt plaſtiſch zu machen; noch mehr, er hat die Reſultate ſeiner Studien nicht als Pflanzen in einem Herbarium zur Darſtellung gebracht, ſondern als friſche Blüthen, die er aus dem Samen erzogen, als Blüthen, an denen noch der erſte Schmelz, der volle Duft uns entzückt. Kurz, ein würdiger Stoff iſt in einer würdigen Form lebendig geworden, und wir ſehen mit Freuden, wie alle Elemente, die in einer reichbegabten Bruſt oft wild und chaotiſch durch einander tobten, ſich geklärt und harmoniſch geordnet haben.

Notizen.

*** Der Hennebergiſche alterthumsforſchende Verein zu Meiningen beging am 14. Nov. das vierte Jahresfeſt ſeiner Stiftung. Der Gründer und Direktor deſſelben, Bibliothekar Bechſtein, trug eine Abhandlung über den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen vor, welche den 3ten Band ſeines Thüringiſchen Sagenſchatzes eröffnen ſoll; Oberhofprediger und Conſiſtorialrath Emmerich las ſeine Geſchichte der Burg Landsberg bei Meiningen, und Pfarrvikar Müller ſprach über die muthmaßliche, religiös-feſtliche Entſtehung der in Mitteldeutſchland üblichen Vogelſchießen. Der Verein hat durch ſeine Herausgabe der fortgeſetzten Chronik der Stadt Meiningen, und das erſte und zweite Heft ſeiner „Beiträge zur Geſchichte deutſchen Alterthums,“ wie durch Nachgrabungen und Sammlungen ſeinen Eifer und ſeine nützliche Wirkſamkeit während der kurzen Zeit ſeines Beſtehens, und ohne alle Unterſtützung aus Staatsmitteln hinlänglich bewieſen.

*** Mignet. — Unter den Candidaten für die durch Raynouard's Tod erledigte Stelle in der franzöſiſchen Akademie dürfte Hr. Mignet in jeder Beziehung den Vorzug verdienen. Man ſieht mit Nächſtem ſeinem Werk über die Reformation und das XVI. Jahrh. entgegen.

№ 301. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 20. December.

Hiſtoriſche Literatur.

9) Beiträge zur neueren Geſchichte aus dem britiſchen Muſeum und Reichsarchive, von Friedrich von Raumer. Erſter Theil. Die Königinnen Eliſabeth und Maria Stuart. Zweiter Theil. König Friedrich II. und ſeine Zeit. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1836.

Ziemlich unbegreiflicher Weiſe iſt der erſte Theil dieſes Werks in Briefe getheilt. Wenn Briefe eine Form für Alles wären, ſo möchten ſie auch eine ſolche für die Mittheilung von neu aufgefundenen hiſtoriſchen Notizen ſein; aber Briefe ſind keine Form für Alles. Eben ſo wenig werden Briefe dadurch zu Briefen, daß in einem Aufſatze bisweilen „mein geliebter Freund“ vorkommt. Auch ſcheint der Herr Verfaſſer dieſe Ungehörigkeit ſelbſt eingeſehen zu haben, indem er bei Abfaſſung des zweiten Theiles ſeines Werkes die Brief-Eintheilung verließ und ſtatt ihrer eine Eintheilung in Abſchnitte wählte. So zählt alſo der erſte Theil auf 630 Seiten 73 Briefe und der zweite Theil auf 613 Seiten 41 Abſchnitte, welchen letzteren noch ein Anhang beigefügt iſt.

Über die Veranlaſſung des Werkes gibt der Beginn jedes Theiles Auskunft. Herr von Raumer war in London. Seine Vorliebe für bis dahin unbekannte Quellen und die dringende Aufforderung des Herrn Leman, Vorſtehers des britiſchen Reichsarchiv's, beſiegten ſeine Bedenklichkeit, anmaſſend und vorlaut mit anderen Engländern, welche über die Geſchichte Eliſabeth's und Maria's neue und ſorgfältige Unterſuchungen begannen, in die Schranken zu treten. Hinſichtlich der Geſchichte Friedrichs II. ſcheint er gleich vom Beginne an entſchiedener geweſen zu ſein. England war ihm der Punkt des Archimedes für die Regierungsgeſchichte dieſes ſeines vaterländiſchen Helden, nachdem andere Punkte auf dem Feſtlande unter ſeinen Füßen keinen Halt gezeigt hatten. Man erinnert ſich, daß ſchon Johannes von Müller in ähnlichen feſtländiſchen Bemühungen ſcheiterte.

Herr von Raumer ſpecifizirt nicht weniger, als 292 Folianten voll geſandtſchaftlicher Berichte, welche ihm das Material zum zweiten Theile lieferten. Schon ſehr viel; und dabei hatte Herr von Raumer Zuſicherungen ähnlicher Begünſtigung aus Paris empfangen. Aus dieſen Thatſachen ergibt ſich Zweierlei: eine Fülle, von der man nicht recht einſieht, wie eine Sommerarbeit ſie bewältigen konnte, und doch auch wieder eine relative Lückenhaftigkeit, für welche vielleicht in Paris die Füllſteine liegen. In Bezug hierauf und noch mehr vielleicht in Bezug auf jenen, der Heimath abgehenden Punkt des Archimedes, ſagt denn auch Herr von Raumer: „Unter dieſen Verhältniſſen konnte ich kein vielſeitiges, kritiſch vergleichendes Werk über die Zeit Friedrich's II. zu Stande bringen.“ Dieſes Geſtändniß iſt ſehr begründet. Es tönt in der Überzeugung des Leſers wieder, der viele Fäden hier geſammelt ſieht, hübſche, feine und beſonders zugleich für den Geſchmack der gewöhnlichen Leſewelt wohl zweckmäßig geſchlungene und appretirte Fäden; aber doch meiſt nur Fäden, wie ſie an den äußerſten Enden des kunſtvoll gerundeten Spinnengewebes ziehen und den dort placirten engliſchen Legationen durch die Finger laufen konnten. Ich verkenne nicht den relativen Werth des Geſchichtsmaterials, was aus geſandtſchaftlichen Mittheilungen hervorgeht, aber ich zähle zugleich dieſen Werth zu den untergeordneten; etwa zum Werthe der Seide, die aus dem gröberen Theile der Cocons gewonnen wird, oder zum Werthe der dritt-gepreßten Olivenkerne. Die Gründe dafür, ſelbſt da, wo ein Mirabeau beobachtet, liegen nahe. Ähnlich iſt's auch im erſten Theile des Werks, obgleich da die Fäden mannigfaltiger und mehr von der Mitten her ſich ſchlingen. Ich gehe nun zum ſpecielleren Inhalte der beiden Theile über.

Die Königinnen Eliſabeth und Maria, wenn er auch ſonſt nichts von ihnen gehört hätte, kennt Jedermann aus Schiller, und — ſonderbar! — dieſes ſchmale unbedeutende Brett der Betrachtung iſt doch die eigentliche Bühne, auf welcher der Zweck des erſten Theils ſeine Hauptgänge und Sprünge macht. Zunächſt berichtigt ſollen die theilweiſe irrigen Meinungen von Schiller's Leſern werden; die Hiſtorie ſelbſt mit ihren furchtbaren Ereigniſſen, Leidenſchaften und Lehren, mit ihren ſündhaften Königinnen und deren gehorſamen oder rebelliſchen Dienern, gruppirt ſich nur darum, wie die ſchneebedeckten Fluren des Ätna-Hauptes um ein hübſch-flammendes Feuerwerk ſich gruppiren, welches, noch in der Orangen-Region, zu Ehren des Santo Publico abgebrannt wird, des Santo Publiko, der, ein moderner Heiliger, ſeinen Schiller las und der vielleicht zu deſſen Maria Stuart ſich Herrn von Raumer's „Beiträge zur neueren Geſchichte“ anſchafft. Ich ſehe ein, daß in dieſen Worten ein Tadel liegt, aber der Tadel wird gerechtfertigt durch die Beziehung der Thatſache, worauf er ſich ſtützt. Dieſe Thatſache iſt in hundert Ausſtrahlungen zerſtreut, deren Kern der 67. Brief (S. 578 bis 582) enthält. Herr von Raumer will nicht rügen, daß Schiller Marien in zu glänzendes Licht geſtellt habe, wohl aber, daß er Eliſabeth, Burghley und Leiceſter zu gering behandelte. Geſchichtlich wahr ſei in Schiller's Tragödie nur der äußerlichſte Umriß der großen Thatſachen ꝛc. Alles das ſcheint mir ſehr richtig; ebenſo läßt ſich nicht verkennen, daß Herrn von Raumer's Schrift ſehr dankenswerthe Aufklärungen in dieſer Hinſicht liefere. Aber, daß ſie es in dieſer Hinſicht thut, entzieht ihrem Inhalte Manches von dem ihm urſprünglich beiwohnenden Gigantiſchen, obgleich deſſen doch noch bei'm füllereichen Stoffe hinlänglich viel übrig bleibt.

Die Mittheilungen über Eliſabeth beginnen mit einigen Briefen derſelben aus ziemlich früher Zeit, und Maria's Ankunft in Schottland, nachdem ſie ſchon ihr bekanntes Liebes-Abſchiedslied an's theure Frankreich geſungen, fällt zuſammen mit ihrem erſten Auftreten im Buche. Von dieſen Punkten an entwickeln ſich die Verhältniſſe weiter, mit beſonderm Bezuge auf Maria. Ihre fröhliche Lebensweiſe, ihr Verhältniß zu Eliſabeth, ihre Verheirathungen mit Darnley und ſpäter mit Bothwell, nachdem zwiſchen beide Ereigniſſe die Ermordung Riccio's und der gewaltſame Tod Darnley's gefallen, der Aufſtand der ſchottiſchen Lord's, Maria's Gefangenſchaft in Schottland, dann in England, zuletzt, nach mancherlei Verhandlungen, Zwiſchenfällen und vereitelten Verſchwörungen gegen Eliſabeth, die Hinrichtung Maria's füllen den Raum bis zu S. 536, worauf denn Eliſabeth, bisher mehr in der Behandlung die zweite Rolle, obgleich nicht die zweite Perſon, noch eine Zeitlang die Aufmerkſamkeit der Leſer beſchäftigt, und, wie Maria, mit ihren letzten Stunden an ihm vorübergeht. Um dieſe Hauptperſonen ziehet ſich dann wieder eine Maſſe Nebenperſonen und Nebenbegebenheiten, welche der Herr Verfaſſer nicht ſelten mit ſeinen eigenen Betrachtungen unterbricht, und dann regelmäßig recht achtbares, brauchbares Metall (dieſer Boden iſt ſchon zu durchſucht, um noch mehr, als Goldkörner zu enthalten) zu Tage fördert.

(Schluß folgt).

Ned Sheehy's Ausrede.

(Schluß).

„Mache dem Ned Sheehy die Thüre auf!“ ſagte eine Stimme drinnen.

Da ich das Haus nie geſehen hatte, und die Inſaſſen mich doch nicht kennen konnten, ehe ich ein Wort geſagt, die heiſere, dumpfe Stimme auch grade klang, als käme ſie aus dem Grabe, ſo wurde mir ganz ſonderbar zu Muth, und ich hielt es für das Beſte, vorerſt zu ſchweigen. Dieſelbe Stimme ließ ſich jetzt wieder hören:

„Warum machſt du dem Ned Sheehy nicht auf?“

Auf der Zunge dieſes Menſchen, dachte ich, ſcheint mein Name ſo geläufig zu ſein, wie Butter am Kamin. Ich ſchwankte zwiſchen Bleiben und Gehen, da ging die Thüre auf und ein Menſch trat heraus, der ein Licht in der Hand und ein Geſicht hatte, weiß wie ein Leintuch.

„Ei Ned Sheehy,“ ſagte er, „wie vornehm biſt du geworden, daß du nicht hereinkommen und einen Freund beſuchen willſt, bei dem dein Weg vorüber führt.“

„Hört, Mann,“ ſagte ich und blickte ihn an, obgleich ſein Geſicht hinreichte, jeden andern braven Burſchen, als mich, zu Boden zu ſchmettern, — „hört, Mann, darf ich wohl ſo frei ſein und fragen, ob Ihr nicht Jack Myers ſeid, der vor ſieben Jahren um Martini auf der Furth von Aſh-nafuriſh ertrank?“

„Wenn auch, Ned; hat ein Mann nicht das Recht zu ertrinken, und ſeine Hütte jeden Tag in der Woche, wenn es ihm beliebt, zu beſuchen?“

„Ich läugne das nicht, Herr Myers, wenn Ihr mir es ſelbſt ſagt.“

„Gut, jetzt nichts mehr davon, Ned. Wir waren alte Freunde, Ned; ſo tretet herein und nehmt ein Glas Whiskey, und wärmt Euch am Kamin. Niemand ſoll Euch etwas zu Leide thun.“

Nun, 'r Gnaden, war es viel, mit einem Manne, der vor ſieben Jahren ertrunken war, an ſeiner Thüre ein Gläschen zu leeren, — aber dem Glaſe war ſchwer zu widerſtehen, denn die Nacht war bitter kalt. So band ich Moderaroo an die Thürklinke — ich liebe das Thier ja, wie ich mein Leben liebe — und trat mit Jack Myers ein.

Er war höflich, ich kann es nicht anders ſagen, — er ſtellte mir einen Stuhl an das Feuer und hieß mich Platz nehmen, und mir's bequem machen. Aber ſein Geſicht war weiß, wie der Schnee, auf den Bergen, und ſeine Augen waren, wie die eines Eismannes, ohne Leben und Glanz.

Als ich eben das Glas an den Mund führen wollte, ſprach eine Stimme — es war dieſelbe, die die Thüre aufmachen hieß — aus einem Schranke, der links neben dem Kamin ſtand:

„Wißt Ihr, Ned Sheehy, nichts Neues?“

„Auch nicht das geringſte!“ ſagte ich höflich, denn ich antwortete, eh' ich trank; die Wahrheit zu ſagen, 'r Gnaden, ich war vor Angſt ſo außer mir, daß ich nicht wußte, was ich that.

„Wißt ihr nichts Neues,“ ſagte die Stimme wieder, „von Mountbaſſy Gumbletonmore, oder der Mühle, oder von Molly Twantum, die neulich heirathete?“

„Nein, Herr,“ ſagte ich, „keine Sylbe.“

„Was wollt Ihr dann aber hier, Ned?“ ſagte die Stimme. Ich wußte nichts zu antworten; denn was man auch ſagen mag, ich gebe mich mit unwahren Ausreden nie ab, und wollte nicht geſtehen, daß das Glas und das Feuer mich in die Hütte geführt hatten.

„Werft den Schurken hinaus!“ rief die Stimme, und Jack Myers ergriff ein Stöckchen, ſo dick wie mein Arm und wollte ſich auf mich werfen. Ich hatte aber gar keine Luſt, das Gewicht dieſes Stockes zu fühlen, ſondern ließ das volle Glas — ein volles Glas, 'r Gnaden — fallen, und rannte in die Dunkelheit hinaus und lief, wenigſtens zwanzig Meilen, bis ich in einem dichten Walde war.

„Gott ſei mir gnädig!“ ſagte ich zu mir, „Ned, du biſt in einer fürchterlichen Lage, und die arme Moderaroo haſt du zurückgelaſſen!“ Des Wort war noch nicht aus meinem Munde, als ich das kläglichſte Ullagrane von der Welt hörte; und bald ſah ich vier Männer mit einem ſchwarzen Sarge auf mich zu kommen. „Da ſteig' ich am beſten auf einen Baum!“ dachte ich, „denn man ſagt, es bringe kein Glück, einer Leiche zu begegnen, und dies iſt eine Unglücksnacht für mich, wenn es je eine gab.“

Ich konnte nicht umhin zu ſtaunen, wie eine Leiche in dieſer nächtigen Stunde in den einſamen Wald komme. Die Mitternachtsſtunde war nahe. Mein Staunen half aber zu nichts, denn die Leute kamen zu dem Baume, auf dem ich ſaß, und ſtellten die Leiche nieder und fingen an, ein hübſches Feuer unter mir anzumachen. Jetzt werde ich lebendig gebraten, und das wird mein Ende ſein, dachte ich. Ich war zu geängſtigt, um mich zu regen oder die die Leute zu bitten, ihr Feuer unter einem andern Baume anzumachen, was ihnen gleichgültig ſein konne. Alsbald offneten ſie den Sarg, und zogen einen ſo hubſch ausſehenden Mann heraus, wie man ihn nur am hellen Tage ſehen kann.

„Wo iſt der Bratſpieß?“ ſagte der Eine.

„Hier!“ verſetzte der Andere und reichte ihn, und ſie ſteckten den Mann daran und fingen an, ihn am Feuer zu drehen. „Die Burſche eſſen ihn ohne Zweifel,“ dachte ich, „wie die Hannidale, von denen Pater Quintan in ſeiner letzten Predigt ſprach.“

„Wer dreht den Bratſpieß, während wir andern Zuthaten holen?“ fragte der Eine, und er ſah recht aus wie ein feiſter, gefräßiger Schurke, der er war.

„Wer anders als Ned Sheehy?“ antwortete der Andere.

„Wäreſt du im Feuer!“ dachte ich. „Wer ſagt dir, daß ich hier oben ſo leicht zur Hand bin?“

„Komm herab, Ned Sheehy, und drehe den Bratſpieß,“ ſagte der Erſte.

Als ich zauderte, nahm er einen Brand aus dem Feuer, und drohte, ihn nach mir zu werfen.

„Ich komme ſo eben, Herr,“ ſagte ich, denn man muß ſtets aus der Noth eine Tugend machen. So kam ich herab, und ſie ließen mich inmitten des weiten Waldes den Bratſpieß drehen und gingen davon.

„Senge mich nicht, Ned Sheehy, du Lump!“ ſagte der Mann am Bratſpieße.

„Mein Gott, Herr, und ſeid Ihr denn nicht todt, Herr,“ ſagte ich, „und wurden 'r Gnaden nicht aus dem Sarge genommen?“

„Nein!“ verſetzte er.

„Aber wie könnt Ihr es läugnen — ich ſah ja alles vom Baume mit an?“

„Nein, ſage ich!“ erwiederte er kurz und ſchnippiſch.

Ich ſchwieg dann, bis er mir zurief, ich ſollte ihn langſam drehen, ſonſt würd' es mir ſchlecht ergehen.

„Iſt's ſo recht?“ fragte ich, indem ich ſo langſam drehte, als es möglich war.

„Zu langſam!“ rief er, und ich drehte raſcher.

„Zu raſch!“ ſchrie er. Da ich ſah, daß ich's dem Manne nicht nach Willen machen konnte, wurde ich ärgerlich und ſagte ihm, er möge ſich ſelber drehen, der mürriſche Brummbär, wenn ich es ihm nicht recht mache.

Ich lief alſo davon, und hüpfend folgte er; Bratſpieß und alles mir nach. „Mord! Feuer! Diebe!“ rief ich, und ſah meine letzte Stunde gekommen, als ich mich plötzlich, zu meinem größten Staunen, an der Thüre der Hütte an der Straße ſah, wo ich Jack Myers gefunden hatte. Maderaroo ſtand noch, wo ich ſie gelaſſen hatte.

„Mache dem Ned Sheehy die Thüre auf!“ ſagte die bekannte Stimme und augenblicklich flog die Thüre auf. Ich ſtürzte hinein, ohne mich lange zu beſinnen; denn ich hielt es für beſſer, von Jack Myers geſchlagen zu werden, der doch mein Freund war, als mich wie eine Martinsgans von einem Manne ſpießen zu laſſen, von dem und von deſſen Familie ich nicht ein Sylbchen wußte.

„Weißt du nichts Neues?“ fragte die Stimme aus dem Schranke wieder.

„Ja, Herr,“ ſagte ich, „und viel!“ So erzählte ich, was mir in dem dichten Walde begegnet war, wie ich den Baum hinaufgeſtiegen und wieder heruntergekommen, und wie ich den Bratſpieß gedreht und den Herrn geröſtet hatte, und wie ich's ihm nicht zu Willen machen können, ich mochte ſchnell oder langſam drehen, und wie ich davon gelaufen und von dem Herrn, dem Bratſpieße und allem verfolgt wurde.

„Hätteſt du mir dies vorher erzählt, ſo hätte ich dich nicht in die bittere Nachtkälte hinaus gejagt,“ ſagte die Stimme.

„Und wie wäre dies möglich geweſen,“ verſetzte ich, „da es ſich noch nicht zugetragen?“

„Thut nichts,“ lautete die Antwort, „du kannſt jetzt auf einem Heubündel in der Ecke, ſchlafen bis es Tag wird, und wenn ich dein Freund nicht ware, ſo lebteſt du nicht mehr.“

„So legte ich mich nieder und träumte und träumte die ganze Nacht, und als Ihr, mein ſehr theuerer Herr, mit jenen ſegenreichen Hieben mich wecktet, glaubte ich, der Bratſpießmann habe mich gefaßt, und konnte kaum meinen Augen trauen, als ich mich vor 'r Gnaden Antlitz und die gute Moderaroo heil und wohl an meiner Seite ſah. Wie ich aber daher gekommen, iſt mehr als ich zu ſagen weiß, wenn nicht Jack Myers oder einer von den guten Leuten die Hand im Spiele gehabt hat.

„Alles nur der Traum eines Betrunkenen, du Tagdieb,“

ſagte Herr Gumbleton, „haſt du dich nicht ſchon fünfzigmal ſo herauszureden geſucht?“

„War immer die lauterſte Wahrheit, Herr!“ verſetzte Ned, ohne zu erröthen. „Wie dem aber auch ſei, wenn es 'r Gnaden Meinung iſt, daß es vom Trinken komme, ſo will ich lieber bis zu der Welt Ende nicht mehr trinken, als einen ſo guten Herrn verlieren, und wenn Ihr mir jetzt verzeiht, und es noch einmal verſucht —“

„Gut,“ ſagte Herr Gumbleton, „diesmal kannſt du wieder in das Haus gehen. Läßt du nicht vom Trinken, ſo ſchreibe dir die Folge ſelbſt zu; vor allem aber laß' mich nichts mehr von den guten Leuten hören, denn ich glaube an dergleichen nicht, obgleich ich das Daſein Böſer nicht begreife.“

Bei dieſen Worten wandte ſich Herr Gumbleton, und Ned's Züge nahmen ihren gewöhnlichen Ausdruck wieder an.

„Wahrlich, ich möchte nichts von den guten Leuten ſagen, was der Herr da geſagt hat,“ rief Peggy, die Magd, die alles mit angehört, und ein Auge auf Ned hatte: „Die guten Leute werden ihn den Unterſchied auf ſeine Koſten kennen lehren.“

Und Peggy hatte nicht Unrecht, denn vierzehn Tage darauf verloren zwei von Herrn Gumbleton's Kühen, die beſten Milcher in dem Kirchſprengel, die Milch, und die Woche war noch nicht vorüber, als Moderaroo todt auf dem Steinpflaſter lag.

Frankfurt a. M., 12. Decbr.

Am eilften d. M. hielt der hieſige **Kunſtverein** die Verlooſung der von ihm angekauften Kunſtgegenſtände unter ſeine Mitglieder ab. Die ſchöne, in dieſen Blättern bereits früher gewürdigte Landſchaft von **Funk** in Düſſeldorf kam an Herrn Conditor Lepper in Frankfurt a. M., **Rethel's** „heil. Martin“ an Herrn Dr. Ponfick ebendaſelbſt; Freiherr v. Brints-Berberich gewann ein Seeſtück von **Vollmer**; der Maler Wittich in Düſſeldorf „das Mädchen mit dem Zwetſchenkuchen“ von **Embde**; Leſſing ebendort eine Simmeler'ſche Rheinlandſchaft; Herr K. A. Meyer in Frankfurt das köſtliche Bild von **Ruſtige**: „die Verlaſſene,“ Herr Gräffenteich (auch in Frankfurt) eine italiäniſche Landſchaft von **Lucas** in Darmſtadt, u. ſ. w. Unter den zur Verlooſung von fremden Kunſtvereinen eingetauſchten Blättern befanden ſich zwei Lithographien nach italiäniſchen Genrebildern von **Weller**, Abdrucke des Stichs nach **Kaulbach's** „Egmont und Clärchen“ ꝛc.; ferner wurden zwei Abgüſſe des „Jägers“ von Prof. **Zwerger** in Frankfurt verlooſ't, von denen der Fürſt **Metternich** einen gewann, und eine ſehr lobenswerthe kleine Marmorbüſte **Raphael's** von Eduard **Wendelſtädt** in Frankfurt. Unter den neu aufgeſtellten Gemälden erwähnen wir zwei treffliche Porträts von dem in dieſem Fache bereits als ausgezeichnet anerkannten Herrn J. **Binder** in Frankfurt a. M. (Lehrer am Städel'ſchen Inſtitute); ferner: „Odyſſeus, auf der Inſel der Kalypſo am Meeresſtrande ſitzend, und der Heimath gedenkend,“ von Karl **Müller** aus Stuttgart (dermalen in Paris), einem Schüler von **Ingres**; dies Bild, verſtändig angelegt, von fleißigen Studien zeugend, angenehm colorirt und beſonders lobenswerth rückſichtlich der Zeichnung, berechtigt zu den ſchönſten Hoffnungen für den jungen Maler. Von **Ihlée** aus Kaſſel (dermalen in Düſſeldorf) findet ſich ein „Abſchied des jungen Tobias vom blinden Vater,“ ein Oelgemälde, welches großes Lob verdient; die Compoſition iſt nicht aus bloßen Modellakten, ſondern ächt aus der Tiefe eines reinen und edlen Gemüthes geſchöpft, und von künſtleriſcher Bedeutung und Bedeutſamkeit.

Das hieſige **Theater** verdient in neuerer Zeit aus dem Grunde höhere Beachtung, als früher, weil wir das Schauſpiel, welches ſonſt im Mißverhältniß zur Oper ziemlich auf Null reduzirt war, nun wieder mit Thätigkeit und Umſicht cultivirt ſehen. Das Repertoire iſt, außer den Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, welche als Mörtel zwiſchen Bauſteinen für jede Bühne nun einmal unvermeidlich ſind, in kurzer Zeit durch mehrere Originalſtücke bereichert worden, für deren zweckmäßige Beſetzung und Einſtudirung redlich Sorge getragen wurde. Wir führen zum Belege die Aufführungen von **Berger's** „Baſilike,“ **Bauernfeld's** „Bürgerlich und Romantiſch,“ dem „Oheim“ von der Prinzeſſin **Amalie** von Sachſen, und F. **Halm's** „Griſeldis“ an, welche zum erſtenmale zum Benefice der Dem. **Lindner** gegeben wurde, deren Talent ſich in der Darſtellung der Titelrolle auf's Neue glänzend entfaltete. Eine gute Acquiſition hat die hieſige Bühne durch das Engagement einer ſehr begabten jungen Schauſpielerin, Dem. **Müller**, gemacht, welche das Fach, in welchem früher Mad. **Beneſch** beſchäftigt war, bekleidet, und von welcher, wenn ſie ihre natürlichen Anlagen durch eifriges Studium eines unvergleichlichen Vorbildes, der Dem. **Lindner**, immer ſchöner ausbildet, das Beſte zu erwarten iſt, da ſie ohnehin an Verſtand und Gefühl ihre Vorgängerin (Mad. Beneſch) übertrifft.

Die hieſige **Gewerbe-Ausſtellung** iſt nun ſeit einigen Tagen geſchloſſen. Die Theilnahme des Publikums dafür hat ſich ausnehmend geſteigert; in den letzten Tagen ſtieg die Anzahl der zur Verlooſung genommenen Aktien über 1800. Man muß es der in dieſen Blättern ſchon öfter erwähnten Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte zu Ehre und Dank nachſagen, daß ſie bei dieſer von ihr veranſtalteten Gewerbausſtellung mit Umſicht und Geſchmack zu Werke ging.

Feuilleton.

⁂ **Biot's Anſichten über die Meteornacht.** — In der Sitzung der franzöſiſchen Akademie vom 5. d. M. theilte Hr. Biot ſeine Anſichten über die vielbeſprochene Meteornacht vom 12. auf den 13. Nov. mit. Folgendes ſind die Hauptmomente der von ihm vorgeleſenen Abhandlung: Dominik Caſſini war es, der im Jahre 1683 den Sternnebel entdeckte, in deſſen Mittelpunkt die Sonne ſich befindet. Dieſer ungeheure Nebel, welcher über den Jahreskreis Merkur's und ſelbſt des Venus hinausreicht, hat nicht immer eine regelmäßige Geſtalt. Er iſt linſenförmig und kann einer doppelten Lanzenſpitze verglichen werden, oder zwei mit ihren Grundlagen ſich berührenden Pyramiden. Präſentirt er dem Beobachter ſeine ſchmale Seite, welche ihn faſt dem Ring des Saturn ähnlich macht, dann nennt man ihn **Zodiakal-Licht**. — Er beſteht aber wahrſcheinlich aus Myriaden kleiner Körper, kleiner Wanderſterne, die die Sonne umkreiſen. Wenn nun die Erde in der angegebenen Zeit ſich demſelben nähert, dann modifizirt ſie durch ihre Anziehungskraft die Kreisbewegungen jener kleinen Sterne und zieht ſie in ihre Atmosphäre herab, in welcher ſie ſich entzünden, und das beobachtete Phänomen erzeugen. Venus und Merkur auf ihrer Bahn durchſchneiden jenen Sternennebel zweimal. Zum Schluſſe verwahrt ſich jedoch Hr. Biot dagegen, daß man dieſe letzteren Andeutungen für etwas Anderes dahinnehme, als für Vermuthungen. Herr Arago wird in der nächſten Sitzung einige Einwendungen dagegen mittheilen.

⁂ *Le Christianisme illustré.* — Dies iſt der Titel einer Zeitſchrift, welche der Buchhändler Ch. Goſſelin herausgeben will, wenn 250 Aktien, jede zu 200 Fr., untergebracht ſind. Dann wird monatlich ein Heft von 4 Bogen in 4to, mit 4 Stahlſtichen (nach dem Verfahren von Achille Collas gearbeitet) erſcheinen, „in welchem das Chriſtenthum nach ſeiner Poetik und Hiſtorie gepredigt werden ſoll.“ —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 302. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 21. December.

F. de Lamennais.

(Bekanntlich hatten manche kirchgläubige Katholiken an den begeiſterten Reden, welche das vom Abbé de Lamennais herausgegebene Mémorial catholique zu Gunſten der Gewiſſens-, Kultus- und Preßfreiheit, ſo wie der National-Souveränität gehalten, ein heftiges Aergerniß genommen, und den Abbé und ſeine Mitarbeiter der Heterodoxie angeklagt, ja ſelbſt ſie bei dem Papſte verdächtigt. Um ſich von dieſem Verdachte zu reinigen, jedenfalls nicht ungehört verdammt zu werden, waren dann Herr de Lamennais mit zweien ſeiner vertrauteſten Mitarbeiter, dem Abbé Lacordaire und dem Grafen Montalembert, nach Rom gepilgert. Sowohl dieſe Pilgerfahrt, als wie ſich ſeine Angelegenheit zu Rom geſtaltet, beſchreibt Herr de Lam. in der kürzlich unter dem Titel: „*Affaires de Rome*" herausgegebenen Schrift. Dieſes Werk jenes vielgeprieſenen und vielgeſchmähten Mannes enthält mehrere ſehr geiſtreiche Darſtellungen und Ausführungen, durch deren Mittheilung wir den Dank unſerer Leſer zu verdienen hoffen. Wir beginnen mit der —)

Reiſe von Antibes nach Rom.

„Von Antibes nach Genua beſtreift die Landſtraße faſt immer das Meer, in welches die reizenden Ufer ihre mannigfaltigen Krümmungen einſchneiden, wie unſer flüchtiges Leben ſeine gebrechlichen Umriſſe in die unermeßliche, ewige Dauer einzeichnet. Nicht mit Worten zu beſchreiben iſt die bezaubernde Schönheit dieſer Geſtade, die immer umſpielt werden von dem linden Hauche des Frühlings. Auf der einen Seite die zugleich bewegliche und einförmige Ebene, auf welcher hier und dort einige weiße Segel erſcheinen, die ſie nach verſchiedenen Richtungen hin durchkreuzen. Auf der entgegenſtehenden Seite die Gebirge, welche von fruchtbaren Thälern oder tiefen Schluchten durchſchnitten werden, — die unerſchöpflichen Schätze einer bald erhabenen, bald anmuthigen Natur, welche ſich der Seele bemächtigt, die ſtürmiſchen Gedanken, die bitteren Erinnerungen, die beunruhigenden Ahnungen in ihr befriedet, und ſie allmählig in die unbeſtimmte Betrachtung einlullt von Etwas — ich weiß es nicht zu nennen — unerfaßlich, wie der flüchtige Ton, geheimnißvoll, wie das Weltall und unendlich, wie deſſen Schöpfer!

So mächtig aber ſind die erſten Eindrücke, daß ſelbſt von dieſem lachenden und prachtvollen Schaubildern keines für mich denjenigen gleich kam, die ſich mir in meiner Kindheit dargeboten hatten; jene ſtarren und nackten Ufer meines alten Armorika's, ſeine Stürme, ſeine von grünlichen Wogen gepeitſchten Granitfelſen, ſeine von weißem Schaume bedeckten Klippen, ſein weitgeſtreckter öder Strand, an welchem das Ohr Nichts vernimmt, als das dumpfe Brauſen der Wogen, das ſchneidende Geſchrei der Möwe, die unter den Nebelwolken kreiſet, und die traurige und ſanfte Stimme der Meerſchwalbe!

Zu Cocoletto, zwiſchen Nizza und Genua, zeigt man das ſeit Kurzem wieder hergeſtellte Haus, wo Chriſtoph Columbus zur Welt gekommen. Die pomphafte Inſchrift, die, in Marmor gegraben, über der Thüre eingemauert iſt, ſagt weit weniger, als der bloße Name dieſes Mannes, der, nachdem er Ferdinand und Iſabellen eine neue Welt geſchenkt, von ihrer königlichen Dankbarkeit Ketten zum Lohne, und zur Wohnung einen Kerker empfangen!

Wer die Natur liebt und Gefühl hat für ihre Schönheiten, wird, wenn er Italien geſehen, es wiederzuſehen wünſchen. Und wie viele andere Reize locken noch nach dieſem verführeriſchen Lande! Überall irgend ein Denkmal der Kunſt, überall irgend eine ruhmvolle und anziehende Erinnerung. Aber überall auch in dieſen ſchlimmen Tagen irgend ein ſchmerzliches Schauſpiel, ein kränkendes Brandmal der Sclaverei. Das öffentliche Elend, welches ſich unter tauſenderlei ſcheußlichen Geſtalten darſtellt, bildet faſt überall einen herben Gegenſatz zu dem urſprünglichen Reichthume des Bodens. Wozu mehr arbeiten, als die gebieteriſche und ſtrenge Nothdurft erheiſcht, wenn Keinem die Frucht ſeiner Arbeit geſichert iſt? Trägheit, Apathie, Niedergeſchlagenheit, Unwiſſenheit, Sorgloſigkeit, — das iſt es, was zuerſt in die Augen fällt. Dieſes Volk, welches unter dem Stock des Fremden, oder im Schatten des väterlichen Rabenſteins der ſg. nationalen Regierungen zur Welt kömmt, lebt und ſtirbt, — da es kein Vaterland hat, als in der Vergangenheit, oder in einer Zukunft, die immer vor ihm flieht, — macht ſich ein ſolches aus dem Himmel, der Luft, dem Genuſſe der Gegenwart — und aus dem Schlafe ein eben ſolches, ähnlich dem letzten, dem des Grabes!

Wir ſprechen hier von den ungebildeten Maſſen; denn außerhalb derſelben gibt es eine ſtets zunehmende Anzahl aufgeklärter und edler Menſchen, deren Seele die Unterdrückung nicht zu brechen vermocht hat, und die eine glühende Liebe für ihr Land in dem mühevollen Streben aufrecht hält, demſelben ein beſſeres Loos zu bereiten.

Alle Zeitalter finden ſich hier verſammelt und drängen, aufeinander geſchichtet, ſich auf dieſem Trümmerlande. Die Hetruskiſche Zeit, von welcher merkwürdige Denkmäler übrig ſind, knupft die älteſte Epoche der erſten bekannten Bewohner Italiens an die des Romulus. Dann auf den Trümmern, welche die barbariſchen Beſieger des Reiches aufgehäuft haben, kommen wieder andere Trümmer zum Vorſchein. Hier halb verborgen unter Dorngeſtrüppe und verwelkten Kräutern — das Gerippe irgend eines Dorfes, einem Todten ähnlich, den ſeine Gefährten auf ihrer Flucht nicht völlig beerdigen konnten; — dort auf der Spitze eines Felſens, in Mitten jener ſtrengen Landſchaften der Apeninnen, ein zuſammenſtürzender Thurm, breite Mauerwände mit Epheu umrankt, ehemals der Wohnſitz irgend eines Lehensherrn, wo jetzt, gegen Abend, der Nachtrabe ſein trauriges Geſchrei ertönen laßt!

Anderwärts, — zu Lucca, Piſa, Florenz. Siena, in allen Städten, die von volksthümlichen Gemeinweſen belebt wurden, rufen die Spuren einer anderen gefallenen Größe die Zeit in das Gedächtniß zurück, in welcher allein frei in Mitten der allgemeinen Knechtſchaft, und reich und mächtig durch die Freiheit, ſie die erloſchene Fackel der Künſte, der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit, wieder angezündet haben.

Als Denkmünzen ſpäterer Jahrhunderte ſieht man prächtige Pallaſte, verlaſſen, verödet, beſonders in der Nähe von Rom, von Jahr zu Jahr immer wahrnehmlicher verfallen, durch ihre ſchlanken, allem Wind und Regen offenſtehenden Fenſter noch die Spuren einer Pracht ſehen laſſend, an welche Nichts in unſeren unbedeutenden neueren Bauten erinnert, und eines großartigen und feinen Luxus, deſſen Wunder von den verſchiedenen Künſten um die Wette erzeugt worden waren. Die Natur, die niemals altert, bemächtigt ſich nach und nach dieſer prachtvollen Villen, die ſtolz ſind wie der Menſch, aber auch gebrechlich wie er. Wir haben Tauben niſten ſehen auf den Karnießen eines Saales, den Raphael gemalt hatte; wir ſahen wildes Geisblatt ſeine Wurzeln einſchlagen in die Spalten geriſſenen Marmors, und Flechten ihn bedecken mit ihren breiten grünen und weißlichen Platten.

Selbſt die Religion, deren vergangene Herrlichkeiten mit Erſtaunen erfüllen, ſcheint während zehn Jahrhunderten nur gearbeitet zu haben, um ſich ein weites Grab zu erbauen! Zwölf bis fünfzehn Franziskaner durchirren gegenwärtig die ungeheure Einöde jenes Kloſters von Aſſiſi, welches einſt mit ſechstauſend Mönchen bevölkert war! Nicht weit davon, bei einem Kloſter deſſelben Ordens, erhob ſich die Kirche Santa Maria degli Angeli, die unter ihren hohen Wölbungen eine noch ältere Kapelle barg, berühmt durch ein Geſicht, welches, wie man ſagt, der heilige Franziskus dort gehabt. Wir verweilten dort einige Augenblicke, um unſer Gebet in dieſem berühmten Heiligthume zu verrichten. Drei Wochen ſpäter verwandelte ein Erdbeben es in einen Haufen von Trümmern! Etwas Verhängnißvolles, ich weiß nicht was, verfolgt den Wanderer in jenem ſchönen Lande.

An dem Rande des Weges in Umbrien ſieht man die Überbleibſel eines uralten Tempels des Clitumnus. Es war eine jener geweihten Stätten, wo ſich der Italiſche Bund verſammelte, bevor Rom alle anderen Freiheiten in ſeiner eigenen Freiheit erſtickt hatte. Gerade dort begegneten wir, von Sbirren des Papſtes geleitet, einem Haufen armer Elender, die je zwei aneinander gekettet waren. Das Ausſehen mehrerer verrieth eher Leiden als Verbrechen. Alle umdrängten uns, die Hände ausſtreckend und mit jammervoller Stimme um einige bajocchi per carita*) flehend. Wir hatten vor Augen die Nachkömmlinge der Herrn der Welt!“ —

---

*) Pfennige aus Erbarmen.

Aus Berlin.

(Fortſetzung).

Die neuen Staatseinrichtungen haben nun dem Beamtenweſen eine ſehr bedeutende Umwälzung dadurch beigebracht, daß die ſämmtlichen Subalternbeamten künftig nur aus ausgedienten Unteroffizieren und Soldaten beſtehen ſollen. Man hat dieſe Maßregel hart genannt, da das Grundgeſetz des Staates Jedem gleiche Rechte und Anſprüche zur Erlangung aller Staatsſtellen verheißt; allein der Staat hat gewiß doch zuvorderſt für diejenigen zu ſorgen, welche ihm eine Reihe von Jahren gedient haben; und was ſoll er mit denen machen, welchen er nach treuen Dienſten im Militär Anſtellung im Civil verheißen? So lange man noch alle Granzen bewachte, waren die Schaaren dieſer Gränzwächter die beſten Ableiter; da aber ſeit dem Zollverbande dieſelben zum größten Theil überflüſſig geworden ſind, traten Verlegenheiten ein, welche kaum durch die angegebne Beſchlagnahme aller untern Stellen gehoben werden konnen. Entgegengeſetzte Meinungen aber äußern ſich über die Folge dieſer Beſchlüſſe folgendermaßen: Jetzt werde auch in Preußen die Blüthe der Nation, welche bisher faſt ausſchließlich zur Beamtenwelt überging und darin nach und nach verſauerte, ſich in die Maſſe werfen müſſen und dieſe veredeln helfen. Wie viele ausgezeichnete Köpfe gingen unter in dem Beſtreben nach einem ſogenannten „gewiſſen Brode,“ und opferten alle ihre geiſtigen Fähigkeiten, um eine ſichere Einnahme zu haben, um dem Schlendrian einer vorgeſchriebenen Thätigkeit amtlich-beſtimmter, mechaniſcher Arbeitsſtunden und Arbeiten nachzuhängen. Jetzt ſind dieſe Thore verſchloſſen, und wer in der Welt weiter will, muß den Geiſt anſtrengen, muß erfinden, ſchaffen, thätig ſein. Bildung und Aufklärung werden ſich vermehren, der Verſtand wird ſich ſchärfen, die Unabhängigkeit erweckt den Freimuth, keine ängſtlichen Rückſchten werden das vernünftige Nachdenken ſcheu mehr in das Innere des Herzens niederdrängen, mit einem Worte: ein breiter Strom des Zeit- und Weltgeiſtes wird bald durch die Adern der Nation rinnen.

Die Kirchen der beliebteſten Prediger bieten einen auffallenden Anblick. Treten Sie hinein in die weiten Hallen zu St. Nicolai, wo ſoeben ein gefeierter Kanzelredner die fromme Gemeinde erbaut. So weit Ihr Auge reicht, ſehen Sie faſt nur farbige und weiße flatternde Gewänder, Hüte und Hauben, ringelnde Locken, zarte Händchen neben abgemagerten oder derben Fäuſten, ſchmachtende Augen neben recht zankſüchtigen und hausdrachenartigen, Alles aber in andächtiger Zerknirſchung, und nur in den Gängen, wo das männliche Perſonal ſich anhäuft, bemerkt man auch leichtfertige Blicke und Geſichter. Hier iſt beſonders der mittlere Bürgerſtand zu finden, die Schlachter und Backer, die Brauer und Brennerfrauen ſammt ihren Sippen, aber auch in dieſen Ständen muſſen die Damen den größten Theil der Gottſeeligkeit übernehmen.

Ein feineres Publikum findet ſich in der Domkirche zuſammen, wenn das Intelligenzblatt vom Sonnabend anzeigen ſollte, daß Herr Hofprediger Strauß oder Hofprediger Theremin die Kanzel betreten werden. Ihre Confirmanden gehören größtentheils dem höheren Bürgerſtande und dem Adel an, und auch hier erblicken Sie mindeſtens neunzehn Theile Damen im höchſten Staate, aber andächtig bis zum Extrem. Beide Prediger wirken auf das Gefühl und alſo — auf die Thränendrüſen.

Als Friedrich Schleiermacher noch lebte, machte der kleine Mann mit dem weißen, wallenden Haare und den rollenden, ſchwarzen Augen, dieſen Gefühlspredigern den Sieg ſtreitig, denn die Dreifaltigkeitskirche war niemals groß genug, die Schaaren ſeiner Zuhörer zu faſſen. Hier allein beſtand auch der größere Theil der Andächtigen aus Männern, und man kann ſagen, es war die feinſte und gebildetſte Zuhörerſchaft weit und breit. Gelehrte und Künſtler, hohe Beamte und einige hohe Offiziere fanden ſich hier zuſammen, und ſeltſamer Weiſe — Juden, denn es gehörte zum guten Ton, Schleiermacher zu hören, wenn man ihn auch nicht verſtand, oder unerträglich ſich langweilte. Jedes äſthetiſche Frauenzimmer, die Theil an ſchöngeiſtigen Thee's und Kränzchen nahm, zur Singakademie gehorte, und über Hegel und Humboldt ſprach, würde vor Schaam verſunken ſein, wenn ſie auf die Frage, ob ſie Schleiermacher höre, mit einem Nein hätte antworten ſollen. Schleiermacher's philoſophiſche Explicationen über die Göttlichkeit der Welt, über das menſchliche Herz, Sein und Beſtimmung und die Allgemeinheit ſeiner Moral, trugen in Negation und ſcharfſinniger Unterſcheidung die ganzen Kantiſchen Vernunftsbegriffe und Kathegorien; ſie hätten eben ſo wohl in Pecking als zu Berlin gehalten werden können. Jetzt iſt er todt, der alte Kantianer, und Marheineke, der gelehrte Schüler Hegel's, welcher an ſeine Stelle gerückt iſt, und nach den Lehren des Meiſters Predigten hält, die von tiefſinniger Philoſophie und Gelehrſamkeit zeugen, iſt zu ſtarr in Form und zu trocken in Gehalt, um den Kreis Schleiermacher's um ſich zu ziehen. Vielleicht wird er einmal Mode, oder der Himmel ſchenkt ihm die ſiegreiche Dialectik ſeines Vorgängers, die ſo unwiderſtehlich anziehend war.

Eine ganz andere Phyſiognomie tragen die frommen Gemeinden, in welchen die „rechten“ Gläubigen verſammelt ſind. Es ſind größtentheils wiederum Frauen, ſie gehören theils den niederen Klaſſen an, theils den höheren Ständen. Der eine Theil iſt fromm, weil die Leiden des Lebens ſchwer auf ihm laſten, und die müde Seele Erquickung findet, ſich einen Himmel malen zu laſſen, welcher die irdiſchen Güter verachtet. Dieſe ſind ihnen ja ſo ſpärlich zugemeſſen, jede Stunde hat ihre Kümmerniſſe; ſie haben ihr ganzes Leben über vergeblich gehofft, ihr ganzes Leben über mit anklagenden Schmerzen auf ihre glücklicheren Mitmenſchen geſchaut, die im Schooße des Reichthums alle Freuden dieſer Erde leicht genoſſen, bis endlich eine dumpfe Verachtung, ein finſterer Haß ihre Seele erfüllten, und ein Prediger ihrem gebeugten, verſtoßenen Gemüth wohl thut, der die Sünden des Reichthums und der Eitelkeit, des Genuſſes und der Weltliebe verdammt, und die ewigen Freuden des Paradieſes denen verheißt, die dieſe falſchen Götzen verachten. Ihr demüthiges Verlangen nach den unſterblichen Freuden paart ſich mit dem Entzucken, endlich Gerechtigkeit, endlich Genugthuung zu finden, und in ihre heißen Thranen miſcht ſich ein brennender Haß gegen die Weltkinder, entſprungen aus den traurigen Verhängniſſen dieſer Erde, die Alle uns [illegible] dem Menſchennamen gleiche, naturliche Rechte und Anſprüche gaben und doch in ſo unnaturliche Gegenſätze theilten.

Der andere Theil beſteht aus Frauen und Mannern, die im Genuſſe des Lebens erſchlafften, die mancherlei Thorheiten und ein langes Sündenregiſter zu bereuen haben, wenn ſie rückwärts ſchauen. So lange ſie jung waren, lachten ſie über die dummen Streiche und erinnerten ſich ihrer kaum; aber das Alter iſt ein furchtbarer Prediger, es redet mit der donnernden Stimme der Reue, es reißt aus den tiefſten Falten des Herzens jeden Zug der Vergangenheit, es malt die Sünde mit den Flammen der Verdammniß, und zeigt drohend auf den Sarg und auf das ſchreckliche Jenſeits; da kömmt denn das Zähneklappern und die Beſſerung, und die reuigen Bekehrten ſitzen ſchaudernd auf dem Armeſünderbänkchen, und ihre bange Seele ergötzt ſich an den Qualen; es iſt die Wolluſt, ſich gerettet zu wiſſen, und ſie verabſcheuen die Welt, der ſie zuſchreiben, was ihr Leichtſinn, ihre Herz- und Gewiſſenloſigkeit beginnen.

Ein dritter Theil endlich beſteht aus Heuchlern, und es bleibt dahin geſtellt, wie viel man hierzu von den beiden erſten rechnen will, endlich aus Dummkopfen und Schwärmern, und dieſe letzten Klaſſen ſind ſo gar klein nicht. Die entdeckte Muckerei und die ſchleſiſchen Geſchichten haben freilich dem Sektirerweſen mancherlei Schaden zugefugt, und ziemlich ſtrenge Geſetze hervorgerufen; allein zerſtört haben ſie es noch nicht, denn einmal hat es zu machtige Gonner und Stützen, zum andern aber iſt es, wie die Geſchichte lehrt, keinem Geſetze überhaupt möglich es zu vernichten. Nur Zeit iſt der mächtige Todtengräber, und wenn dieſer einige Generationen glücklich eingeſcharrt und die Erde grün gemacht hat, unter welcher ſie vermodern, wird wenigſtens dieſe Art von Fanatismus ziemlich erloſchen ſein. Konventikel werden noch immer gehalten, und der von der Polizei verfolgte Glauben rettet ſich auf Hausboden und Taubenſchlage. Sie ſehen, es iſt wie in den Zeiten der Stuarts, nur gibt es bei uns keine Oberſten oder Oberrichter Jefferſon, welche feſtlich die Scheiterhaufen errichten. Neulich erwiſchten die Agenten der Gewalt ein recht artiges Häuflein der Erwählten, welche dürſtend nach dem Borne des Lebens, auf einem erſchrecklich hohen Hausboden ſich vereinigt hatten, um ihren gottgeſandten, Habakuck anzuhoren, der, vom heiligen Geiſte getrieben die Polizei ſogar verachtete. Der Prophet ward aus der Stadt vertrieben und ſchüttelte am Schaafgraben den Staub von ſeinem Kleide, die Glaubigen aber erhielten ſehr ungläubige Warnungen; in Strafe nahm man ſie jedoch — nicht, um Ärgerniß zu vermeiden.

Was die Gelehrſamkeit der männlichen Jugend anbelangt, ſo hatte dieſe beinahe durch die bekannte Schrift des Dr. Lohringſer einen gewaltigen Stoß bekommen, indeß hat ſich glücklicher Weiſe das Ungewitter noch einmal zerſtreut; denn man hat bündig bewieſen, daß gar ſelten der Eine oder der Andere ſich ſchwindſüchtig oder todt ſtudirt habe, und wenn man den Unterricht verringere, auch die Examinations-Forderungen ermäßigt werden müßten, und das geht nicht an.

Indeß hat dieſer Kampf noch einen anderen erweckt, der ſich mehr in die Zeit ſchlägt, nämlich eine Umgeſtaltung der Univerſitäten. Der altpoetiſche Zug, welcher um das Studentenleben ſich ſchlingt und akademiſche Freiheit genannt wird, dieſer ganze ſeltſame von Jahrhunderten verbürgte und verhärtete, romantiſch ideale Zuſtand deutſcher Studenten, mit ihren Hiebern und Kanonen, ihren Pikeſchen und Bundespfeifen, ihren Kommerſen und Fuchsbetzen, ihren Bierherzogthümern und Liedern und tauſend ſeltſamen Redensarten iſt ein Stein des Anſtoßes geworden, ſeit dieſe jungen Muſenſöhne einſt in den heiligen Krieg zogen und von dieſer Zeit an ein Recht zu haben glaubten, in Staatsangelegenheiten mitzuſprechen, ſtatt in die Collegia zu gehen und etwas Tüchtiges zu lernen!

Seit Jahren aber bemüht man ſich, zeitgemäße Umgeſtaltungen durch Einſtellung alter ſogenannter Mißbräuche vorzunehmen, allein noch immer hat man die Art nicht an die Wurzel gelegt und die Ungebundenheit des Studentenlebens, die Freiheit etwas zu lernen oder es bleiben zu laſſen, die Selbſtſtändigkeit, mit welcher der Jüngling ſelbſt ſein Schickſal leitet und ſich entweder zum nützlichen, kenntnißreichen Manne oder zum luderlichen und verlornen Sohne machen kann, iſt noch nicht angerührt worden.

Hiergegen trat nun zuerſt der Hofprediger Franz Theremin auf und wollte eine ſtrenge Aufſicht, jährliche Examina und examinatoriſchen Unterricht in Fragen und Antworten haben. Die freien Vorträge der Profeſſoren, dieſe geiſtigen Anregungen zu umfaſſenden Selbſtſtudien ſollten aufhören, und dagegen die examinatoriſche Form überall gelten. Es war wenigſtens gut gemeint, allein hierzu gehört eine ganz neue Art von Profeſſoren, und endlich, da dies [illegible] Alles in Öſtreich ſchon lange geſchieht, könnte man fragen: Welche Vortheile hat bis jetzt dieſer Staat dadurch errungen? Iſt die Gelehrſamkeit dort überwiegend geworden, hat er große und bedeutende Männer mehr [illegible]? Mit aller Achtung muß man dies auf's Beſtimmteſte verneinen, denn wenn man den Geiſt zuſammendrängt, kommt vielleicht mehr Mittelmäßigkeit heraus, aber in der freien Entwicklung bilden ſich neben einzelnen Ausſchweifungen auch die herrlichſten und großartigſten Geſtaltungen.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

Das Judenthum. — Herr Dr. Abraham Geiger, Rabbiner in Wiesbaden, läßt ſich darüber im 3ten Hefte des erſten Bandes der wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift für jüdiſche Theologie (S. 170) folgendergeſtalt vernehmen: „Das Judenthum iſt mit Schmerzen empfangen, mit ängſtlichen Wehen geboren, in Sorgen und Kummer gepflegt, im beharrlichſten Kampfe groß, in ſeiner Manneskraft zerknickt und auf's Krankenbett geworfen worden, hat in dieſem ſiechen Zuſtande mit dem mühevollſten Ringen ſein Daſein bewahret, und noch immerfort ringet und ſtrebet es, und welcher Seher kann das Ende dieſes beharrlichen Strebens verkünden?“

Die deutſchen Meßkataloge von 1786 und 1836 ſind zu folgender Gegeneinanderſtellung benutzt worden. Es erſchienen Schriften:

Im Fache der	Im J. 1786:	Im J. 1836:
Philoſophie	79.	29.
Theologie	199.	212.
Predigten und Andachtsbücher	124.	202.
Gedichte	190.	216.
Philologie	76.	300.*
Jurisprudenz	126.	160.
Staatsökonomie	55.	127.
Naturwiſſenſchaften	133.	157.
Phyſiologie und Medizin	136.	234.
Geographie	117.	117.
Mathematik	47.	74.
Kriegskunſt	44.	72.
Pädagogik	64.	297.*
Unterrichtsweſen	21.	170.*
Handels- und Gewerbs-Wiſſ.	61.	159.*
Literatur und ſchöne Künſte	307.	502.*
Miscellaneen	229.	202.
	2065.	3421.

Hiernach hat ſich merkwürdiger Weiſe die Produktion nur im philoſophiſchen Fache um mehr als die Hälfte vermindert; in der Geographie iſt ſie ſich gerade gleich geblieben; in der eigentlichen Theologie, in der Geſchichte, den Naturwiſſenſchaften, der Jurisprudenz, den Miszellaneen hat ſie ſich unbedeutend vermehrt; dagegen hat ſie bedeutend zugenommen bei den Erbauungsſchriften, Staatsökonomie, den Handels- und Gewerbswiſſenſchaften, am auffallendſten bei dem Erziehungs- und Unterrichtsweſen, der Philologie und der Literatur, und den ſchönen Künſten.

Herr Prof. O. L. B. Wolff wird bei J. D. Sauerländer in Frankfurt, eine Sammlung der vorzüglichſten Volkslieder aller Nationen herausgeben, deren meiſte er zum erſtenmal in's Deutſche übertragen hat. Da Hr. Prof. Wolff ſeit einer Reihe von Jahren mit Vorliebe dem Studium der Volkspoeſie ſeine Kräfte gewidmet hat, und da ihn bei der Wahl der einzelnen Volkslieder zuvörderſt der poetiſche Werth, die nationale Eigenthümlichkeit und die hiſtoriſche Bedeutſamkeit derſelben geleitet haben, ſo iſt von dieſem ſchönen Unternehmen das Erfreulichſte zu erwarten.

Pariſer Journaliſtik. — Emile de Girardin hat ſich für ſein Journal des connaissances utiles, eine Monatſchrift, die nur 4 Franken koſtet, mehr als 40,000 Abnehmer zu verſchaffen gewußt. Außer dieſer Zeitſchrift hat er im Laufe dieſes Jahres auch ein politiſches Tageblatt, „la presse,“ gegründet, und dadurch, daß er ſich mit der Hälfte des gewöhnlichen Abonnements von 80 Fr. begnügt, den Kreis der Zeitungsleſer bedeutend zu erweitern angefangen. In den erſten drei Monaten hatte er ſchon 5000 Abonnenten. Sein Beiſpiel hat nun bereits noch einige andere Journale in's Daſein gerufen, von denen „le Siècle“ und „la Loi“ auch nur 40, „le Journal général“ 48, und „le monde“ 61 Fr. koſten.

Zur Berichtigung.

Bei einer Revue der October-Nummern des Phönix in der Abendzeitung findet ſich die irrige Angabe, daß Raimund's „Alpenkönig,“ woraus wir eine Reihe von Bruchſtücken mitgetheilt, längſt im Druck erſchienen ſei. Dem iſt nicht ſo. Von allen Stücken Raimund's iſt bis jetzt noch keines gedruckt.

Die Redaction des Phönix.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 303. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 22. December.

Hiſtoriſche Literatur.

Beiträge zur neueren Geſchichte aus dem britiſchen Muſeum und Reichsarchive, von Friedrich von Raumer. — (Schluß).

Der zweite Theil beginnt mit Anführungen über die letzte Krankheit von Friedrich des Zweiten Vater. Friedrich benahm ſich, dieſem Ereigniſſe gegenüber, edel, und ſchon ſeine erſten Äußerungen als Regent ſind in gleichem Sinne geprägt. Aber ſchnell nehmen eine Maſſe äußerer, meiſt widerwärtiger Begebenheiten ſeine Denk- und Thatkraft in Beſchlag. Faſt alle Staaten Europa's ſpielen dabei eine Rolle, beſonders Rußland und Öſtreich. In Rußland iſt die Scenerie belebter: Tod, Mord und Verbannung führen die dortigen Reigen um den Winterpallaſt, nach Schlüſſelburg und in die Eisgefilde des fernen Sibiriens, während in Öſtreich Maria Thereſia, auch unter Gefahren, doch befriedet mit Familie und Unterthanen, anſprechende Kreiſe eines nicht eminenten, aber doch löblichen und achtbaren Wirkens zieht.

Mit dem Tode des deutſchen Kaiſers Karl's VI. hatten Friedrich's II. Pläne ihre rechte Lebens- und Keimkraft gefunden, obgleich er darüber an Voltaire ſchrieb: „Cette mort dérange toutes mes idées pacifiques." Er hatte in dieſer Hinſicht einige Ähnlichkeit mit jenem artigen Straßburger Mädchen, welches, nach langem Abjagen endlich erwiſcht, luſtig ausrief: „Ich hab' welle gefange ſyn." Es war ihm lieb, daß ihn das Schlachten-Schickſal endlich ergriff; er hatte es gewünſcht und erwartet.

Ich übergehe hier Specielleres, weil der dafür mir geſteckte Raum nicht ausreicht. Die Geſchichtsſchreiber jener Zeiten, und zwar nicht bloß die Geſchichtſchreiber Preußens, werden vielfachen Anlaß haben, nach genauer kritiſcher Prüfung, in ihren Werken davon einen ſehr nützlichen Gebrauch zu machen. Nur einen Punkt hebe ich hier noch hervor, der mehr dogmatiſchen, als faktiſchen Inhalts iſt; es iſt das Raiſonnement des Herrn von Raumer über den von Friedrich II. im Jahre 1761, während das Elend des Krieges über ihn und ſeine Länder zuſammenſchlug, gehegten Gedanken an Selbſtmord. Zugleich gelte dieſe Mittheilung als Probe von des Herrn von Raumer Auffaſſungsweiſe ſeines Königs und — einer äußerſt kitzlichen Frage, die auch bei Napoleon vorkommt, obgleich letzterer der Ausführung praktiſch näher rückte, als Friedrich II., deſſen Glücksſtern ſich durch den bald darauf erfolgten Tod der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland wieder hob.

Herr von Raumer ſagt (II. S. 480—491:)

„Friedrich fühlte die ganze Schwierigkeit, ja das faſt Verzweifelte ſeiner Lage, gedachte ernſtlich des Todes, und ſchrieb am erſten December 1761 eine Rede Kaiſer Ottos nach der Schlacht bei Bedriacum und am achten December eine Rede Cato's vor ſeinem Tode*). — Wir ſind berechtigt anzunehmen, daß, wenn er den Tod auf dem Schlachtfelde nicht gefunden hätte, er äußerſten Falls entſchloſſen war, ihn ſich ſelbſt zu geben.

„Es iſt nicht nöthig, die unläugbaren Gründe des Chriſtenthums wider den Selbſtmord hervorzuheben und anzuempfehlen. Diejenigen aber, welche die Schande eines unwürdigen Lebens mit großer Gemüthsruhe ertragen, dürften ſich in dieſer Beziehung keineswegs als gute Chriſten darſtellen. Ja auch diejenigen, welche den Faden ihres inhalts- und bedeutungsloſen Lebens in Ewigkeit fortſpinnen möchten, haben kein Recht, hier ein Verdammungsurtheil auszuſprechen; denn ſie begreifen nicht, wovon eigentlich die Rede iſt, und meſſen weſentlich Verſchiedenes mit demſelben Maaße. Duo cum faciunt idem, non est idem. Wenn ein Spieler, ein Bankerottirer, der ſeinen ſchwelgeriſchen, nichtsnutzigen Lebenswandel fortzuſetzen außer Stande iſt, in widerwärtiger Verzweiflung ſeinem Leben ein Ende macht, ſteht denn der auf derſelben Stelle, wie Otto, Cato und Friedrich II.?

---

*) Oeuvres posthumes. VIII. 26-36.

„Des Königs Aufgabe war zu Ende, ſobald er nicht mehr ein König, und nicht mehr ein großer König ſein konnte. Für ſeine Perſönlichkeit war ein Leben in Unehren eine vollſtändige Unmöglichkeit. Liegt in dieſer Behauptung, daß ſeine Lebensrichtung nicht vollkommen mit der chriſtlichen Betrachtungs- und Handlungsweiſe zuſammenfiel, ſo mögen Heilige deßhalb über ihn zu Gerichte ſitzen und ihn verurtheilen, nicht aber alte Weiber beiderlei Geſchlechts. Wäre es der Wille Gottes geweſen, daß Preußen auf ein kleines Kurfürſtenthum ohne Geiſt und Kraft hätte herabgebracht werden ſollen, ſo war Friedrich nicht der Mann, das ewige Einerlei der engen Bewegung zu leiten; ein Anderer nur konnte dieſe Aufgabe löſen. Deßhalb legt er Cato die Worte in den Mund:

„Le sage avec mépris voit la mort sans la craindre.
Louez mon action, gardez vous de me plaindre.
Quand on voit sa patrie et ses amis périr,
Un lache y peut survivre, un héros doit mourir!"

„Doch in den Büchern des Schickſals war es anders beſchloſſen. Der edle König, der ſein ganzes Leben ſeinem Volke widmete, der es ihm opfern wollte, ſollte nicht unbelohnt von dem Schauplatze ſeiner Thätigkeit abtreten; ſondern diejenige ward endlich abgerufen, welche nur zu lange nicht nur ein unwürdiges Leben für ihre Perſon geführt, ſondern auch ihr Volk unverſtändig beherrſcht, und Preußen thörichterweiſe bekriegt hatte. Den 29. Decbr. 1761 ſtarb die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland."

In dieſem Raiſonnement iſt eine etwas kurioſe Miſchung von Paganismus und Chriſtenthum, und es gewährt das Gefühl, wie der Anblick Eines, der mit ungeheuer ausgeſpreizten Beinen eine kleine Leiter hinanſteigt. Überhaupt iſt dieſes Gefühl nichts Seltenes für den Leſer von Herrn von Raumer's Werken, in denen, bei vielem Anerkennenswerthen, die richtige Mitte bisweilen über ſich ſelbſt hinaus zu ſteigen ſucht, und ſich dann begreiflicher Weiſe überſchlägt.

Der erſte Theil bringt auch eine ziemlich unbedeutende Abbildung der Maria Stuart, einen Beitrag (wenn ſie wirklich ſo aus ſah, als ſie 16 Jahre zählte), zur Lehre oder vielmehr zur Leere von den ſchönen Königinnen.

Druck und Papier ſind recht gut. B.

Artiſtiſche Phyſiognomie München's.

(Fortſetzung).

Als bloße Vehikel einer poſitiven Religion, war ſie ſelbſt den Alten abgeſchmackt. Die ſpätere chriſtliche Kunſt, wie man ſie nannte, faßte Wurzel in dem fruchtbaren Boden der Legenden und jener Zuthaten zur chriſtlichen Religion, welche die menſchliche Ungenügſamkeit oder auch menſchliche Suffiſance zu den Lehren ihres göttlichen Stifters that. Sie fand reichliche Nahrung in dem Geiſte jener Zeiten. Daher faſt die ausſchließliche Richtung auf chriſtliche Kunſt in der italianiſchen Schule, und zum Theil in der niederländiſchen und franzöſiſchen, welche letzteren beiden aber ſtarke Färbungen von ihrem Nationalkarakter annahmen; daher die franzöſiſche Hiſtorienmalerei (im eigentlichen Sinne des Worts) und der niederländiſche Genre. Dann trat eine gänzliche Verirrung des Geſchmacks ein, welche Epoche man nach ihren Aggregaten die Zopf- oder Perrückenzeit nennt. Einzelne Beſſergegeiſtete waren nicht im Stande ihr eine andre Richtung zu geben. Die Eitelkeit der Höfe wünſchte ſich zwar den Schein des Maecenats zu geben, aber ſie that überall Mißgriffe in der Wahl ihrer Schützlinge, welche leider zuweilen Macht hatten, als Direktoren der leidigen Schulen und Akademien, das Genie niederzuhalten. Warme Kunſtfreunde, wie Leſſing und Winkelmann, wirkten zwar viel Gutes, konnten aber, ſelbſt nicht ausübende Künſtler, leichter tadeln als beſſer machen. Die Kunſt will in Werken nicht in Worten gelehrt ſein, ſo viel als ſich lehren läßt. Karſtens, der in Fernow einen würdigen Biographen gefunden hat, würde bei längerem Leben eine beſſere Bahn gebrochen haben; aber er kämpfte gegen den Drang der Verhältniſſe und einen ſiechen Körper, und ſeine hinterlaſſenen Werke, obwohl großartig in der Idee und Compoſition, waren nicht mit der äußerlichen impoſanten Wichtigkeit ausgeſtattet, um bei dem Publikum Eindruck zu machen, und eine eindringliche Wirkung hervorzubringen. In Frankreich fühlte der Maler David wohl, daß es mit der Kunſt einen böſen Weg genommen hatte, er ſchlug auch ſelbſt einen unendlich beſſeren ein, aber der rechte war es noch lange nicht. Er war zu ſehr Conventsmitglied und Carmagnole, um ein ächter Künſtler ſein zu können. Seine Bilder aus der Kaiſerzeit haben geſchichtlichen Werth, und das iſt Alles, was ſich von ihnen ſagen läßt. Oſſian und Beliſar von Gerard wären werth dem Maler derſelben zu einer Hegemonie in ſeinem Vaterlande zu verhelfen, wo ſie wahrlich ſo ſehr Noth thut. Canova verlor ſeine ſchönſte Zeit mit Arbeiten für gelegentliche Beſtellungen; auch konnte er ſich nicht aufſchwingen in die Höhe jener Kunſtſphären, in welchen der geläuterte Geiſt Thorwaldſen's ſich bewegte, Thorwaldſen's, der alle ſeine Aufgaben hinſichtlich poetiſcher Auffaſſung ſowohl als auch der vollendeſten Form mit ächter künſtleriſcher Weihe löſ'te. Er war für die Plaſtik, was Cornelius für die Malerei. Es fällt uns nicht ein, hier nach dem beliebten Gebrauch Parallelen zu ziehen. Es iſt dies hier und überall ein ſchlimmer Gebrauch, und dient nur dazu, ſtatt in die unendlichen verſchiedenen Modulationen großer Charaktere einzudringen, dieſelben in eine gehäßige Einſeitigkeit und Conformität zu zwängen. Wie die poetiſche Wahrheit der Kunſt eine abſolute iſt, die Gebilde der Letzteren aber in's Unendliche gehen können, ohne die Erſtere zu verläugnen, eben ſo wenig ſind ächte Künſtlercharaktere einer ſtereotypen Claſſifikation unterwerfen. Daher finden wir jene preiswürdigen Orginalitäten nicht minder in dem Gebiete der bildenden Künſte, als in allen übrigen Zweigen des menſchlichen Wiſſens. Sie ſind ſelten, wie die Demanten, ſpiegeln aber wie dieſe, gehörig geſchliffen, das Univerſum in ſchimmernden Farben.

Ohne hier bei Analogieen zu verweilen, wie, außer in der bildenden Kunſt, auch in allen übrigen Richtungen des menſchlichen Strebens, eminente Geiſter ihr Gepräge auf ganze Jahrhunderte drückten, nähern wir uns dem Standpunkte, von welchem wir die Richtung des jetzigen Kunſtſtrebens in München überſehen können. Wir faſſen hier hauptſächlich jene Seite der Kunſt in's Auge, welche man noch allgemein die hiſtoriſche nennt, beſſer aber mit dem Namen der poetiſchen bezeichnete. Wir wollen ſie dann, nach ihren ſpeziellen Richtungen, der antiken, romantiſchen, chriſtlichen und allegoriſchen, verfolgen. Dann kommen wir zum rein Faktiſchgeſchichtlichen, dann zum Genre, ferner zur Landſchaftsmalerei, welche durch den hohen Grad techniſcher Vollendung und genialer Auffaſſung wahre poetiſche Weihe erhalten hat. Während wir nun bemüht geweſen ſind, darzuthun, wie der ächte Künſtler zu Werke gehen müſſe, haben wir ſagen wollen, daß die Münchener Künſtler ſo verfahren, und auf dieſe Weiſe unbedingt jetzt und immerdar Anerkennung finden werden.

Bildende Kunſt im höchſten Sinne des Worts geht ſtets mit der Poeſie Hand in Hand. Da ſich aber in der bildenden Kunſt die Motive der Darſtellung nicht wie in der Poeſie, durch ununterbrochene Übergänge von Handlung zu Handlung wiedergeben laſſen, ſondern nur in einzelnen Momenten, worin die Idee eines poetiſchen Motivs gleichſam concentrirt iſt; ſo iſt es die Aufgabe des Künſtlers, bei der Wahl ſeiner Motive ſolche Momente zu erfaſſen, welche gleichſam die Pointe aller vorhergehenden und nachkommenden Momente bilden, welche bei dem denkenden und fühlenden Beſchauer den Eindruck eines poetiſchen Ganzen erwecken. Zu dieſer poetiſch richtigen innern Auffaſſung muß zu gleicher Zeit eine entſprechende äußere kommen, ſo daß zwiſchen der Idee und ihrer bildlichen Darſtellung vollkommene Harmonie herrſcht. Alles Fremdartige, alles poetiſch Unwahre, ferner techniſche Mangelhaftigkeit ſei vermieden. Aber doch muß der Gedanke dermaßen vorherrſchend, vortrefflich dargeſtellt ſein, daß man nur dann erſt auch von der Vortrefflichkeit der techniſchen Behandlung Notiz nimmt, wenn die Seele des Beſchauers von dem Eindruck, den erſt der Gedanke gemacht, ſich gleichſam erholt hat. Der Beſchauer ſoll wähnen, er ſähe die Handlung wirklich vor ſich gehen und in diejenige Stimmung verſetzt ſein, welche die Wirklichkeit in ihm erregt hätte. Das iſt der Triumph des Künſtlers, das der beſte Beweis für den Werth ſeines Kunſtwerks. Wie erlangt er dies? Alle Theile des Kunſtwerks ſollen zur Hauptidee zurückführen und nie davon ablenken. Bewegung und Ausdruck ſeien dramatiſch höchſt edel, leidenſchaftlich ohne theatraliſche Übertreibung, Zeichnung der Form äußerſt korrekt und idealiſch ſchön. Beiwerke und Umgebung dem Charakter und der Zeit angemeſſen, und die Handlung ſei ohne Verletzung der Compoſition im Raume möglichſt zuſammengedrängt. Farbe bringt zwar Mannigfaltigkeit und Ausſtattung in ein Bild, iſt aber im Vergleich gegen die übrigen Anforderungen Nebenſache. Auch iſt durchaus keine conſequente Naturwahrheit derſelben bedungen, vorausgeſetzt, daß gegen poetiſche Wahrheit, d. h. wohlthätige Wirkung und feſtgeſetzte Harmonie nicht verſtoßen wird.

Wir ſehen, daß allen dieſen Anforderungen die Münchner Künſtler in hohem Grade nachkommen, und nicht weniger finden wir es in den Werken ſolcher, welche im Auslande nach dieſen Prinzipien ſchaffen. In ihren Compoſitionen herrſcht hohe Reinheit und Würde. Alle dramatiſchen Figurendar in erſcheinen auf edlen einfachen Kothurnen, in ſtetem Einverſtändniß mit dem Takt des feinen Kenners, der nie verletzt wird durch Gemeinheit oder Gewöhnlichkeit, Affektation noch Plumpheit. Die Charaktere ſind nach erhabenem Styl ſcharf und entſchieden gezeichnet, ohne ängſtliche Porträtzeichnung. Effekthaſcherei wird als unwürdig eines ächten Künſtlers ſorgfältig vermieden, und nur überall nach poetiſcher Wahrheit getrachtet, worin allein der ganze Sinn der Kunſt liegt. Die allegoriſchen Figuren ſind von ergreifender Bezeichnung, wo ſie ernſte Bedeutungen perſonifiziren. Wir werden ſpäter Gelegenheit haben, das hier Geſagte in zahlreichen Exemplifikationen erweiſen zu können, und wir berufen uns auf das Urtheil eines jeden Unparteiiſchen und Sachverſtändigen, wie höchſt ſchwierig es iſt, in bloſen Abſtraktionen und *mit wenigen Worten*, das ächte Weſen der Kunſt deutlich zu machen. Es iſt hier mit den trivialen Redensarten nicht abgethan, und wenn man auch der Sache auf eine negative Weiſe, nämlich durch Anführen vorgekommener Verirrungen näher kommen kann, ſo iſt dieſer Weg doch durchaus unzulänglich. (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

135) *Licht und Nacht.* Novellen und Erzählungen von *Ludwig Storch.* 2 Bde. Wismar und Leipzig, H. Schmidt und v. Coſſel's Rathsbuchhandlung. 1836.

Leider läßt ſich über dieſe geſammelten Erzählungen im Ganzen nicht daſſelbe günſtige Urtheil fällen, wie über den Jacobsſtern deſſelben Verfaſſers; doch iſt es nicht zu überſehen, daß ſie ſammt und ſonders aus einer frühern Epoche deſſelben ſtammen; ſie tragen faſt alle noch das Gepräge der viel um ſich ſchlagenden Unbändigkeit, welche nichts darnach fragt, was Brauch und Sitte iſt; obgleich ſich in den meiſten das eminente Erzählertalent Storch's in der Anlage erkennen läßt, wie z. B. in der erſten: *Soldatenliebe*, welche ein ächt novelliſtiſches Gepräge im beſten Sinne des Wortes hat, wenn auch hier und da eigentliche Luſtſpielſituationen vorkommen.

136) *Licht und Schatten.* Pariſer Bilder in drei Erzählungen von *Balzac.* Aus dem Franzöſiſchen von Dr *E. Brinkmeier.* Braunſchweig, Hormeyer. 1836.

Herr Dr. Brinkmeier hat bei der Auswahl der vorliegenden drei Novellen aus dem unerſchöpflichen Fond Balzac's einen feingebildeten Geſchmack bewieſen, indem er nicht blos das Intereſſe, ſondern auch die Individualität eines *deutſchen* Publikums im Auge hatte. Durch alle drei ſind uns Blicke in das innerſte Leben in Paris eröffnet, ja, wir wähnen, wenn wir dieſelben leſen, mitten in mancher kleinen alten Winkelſtraße der großen prächtig gefirnißten Metropole leiſen Schrittes hinzuwandeln. Für die Aufnahme der dritten Erzählung: *der Wucherer*, welche ein eigenthümliches pſychologiſches Phänomen auf die geiſtreichſte Weiſe darſtellt, ſind wir Herrn Brinkmeier beſonders verpflichtet; — wie nicht minder im Allgemeinen für die ſorgfältige und elegante Uebertragung.

137) *Amerikaniſche Romane der Miß Sedgwick*, aus dem Engliſchen, bevorwortet von *L. Rellſtab.* 1) *Hope Leslie oder: ſonſtige Zeiten in Maſſachuſetts.* 2 Bde. 2) *Die Familie Linwood oder: es ſind nun 60 Jahre in Amerika.* 2 Thle. Leipzig. 1836. Fr. Köhler

Die Romane der Miß Sedgwick haben nicht nur in dem Vaterlande der Verfaſſerin, in Amerika, ſondern auch in England, (wo ſie nachgedruckt wurden und mehrere Auflagen erlebten) bekannt und beliebt; und mit vollem Recht, wenn ſie auch nicht, wie manche Werke der neueſten Schule, durch überraſchende Rapidität der äußeren Handlung hinreißen, daß der Leſer nicht zu Athem kommt und wie ein Schwimmer in Lebensgefahr ſich müde arbeitet, um nur das Rettungsufer der Cataſtrophe zu erreichen; ſo gewähren ſie dafür das Vergnügen, welches wir empfinden, wenn wir die in einem von Bergen und Urwäldern dicht umhegten, einſamen See, deſſen dunkelblaue Fluthen wie ein Spiegel ſich ausbreiten, die Glieder behaglich dehnen, und an dem würzigen Duft der jungfräulichen Wälder, die uns umgeben, wie an den weichen elaſtiſchen Wellen uns erfriſchen, die uns leicht und gefällig tragen. Miß Sedgwick hat folgende Romane geſchrieben: *New-England-Tale*, *Redwood*, *Hope Leslie*, *die Familie Linwood*, *Clarence* und *le Boſſu*, von denen uns hier *Hope Leslie* und die Familie

Linwood in geſchmackvollen deutſchen Ueberſetzungen geboten werden. In Beiden finden wir reizende Schilderungen des amerikaniſchen Lebens von ehedem, und zwar in Hope Leslie aus der erſten Zeit der Puritaner-Einwanderungen in Maſſachuſetts, in der Familie Linwood, aus der Zeit des welthiſtoriſch gewordenen Befreiungskampfes, deſſen Helden Washington und Lafayette uns vorgeführt werden. In Beiden finden wir liebliche Schilderungen edler Weiblichkeit, wie das indianiſche Mädchen Malawiska, Hope Leslie u. ſ. w. Geſtalten, welche in ſittlicher Schönheit prangen und deren Zauber die grellen Contraſte vermitteln, die in dem einen Werke durch Sitten der Rothhäute, in dem andern durch die Schlachtendonner des Freiheitskampfes nothwendig entſtehen mußten. Wenn Miß Sedgwick demnach an Energie dem Verfaſſer des letzten Mohikaners weichen muß, ſo gereicht ihr das weniger zum Vorwurf, als zur Ehre, da ſie eine Dame iſt.

Luſtige Sünden eines deutſchen Journals.

Welchen unwiſſenden, geiſtloſen Geiſtern die Ueberſetzungen in Zeitſchriften oft anvertraut ſind, mögen folgende aus einem viel geleſenen deutſchen Journale (welches wir aus Schonung hier nicht näher bezeichnen wollen) entnommene ergötzliche Ueberſetzungsſünden belegen:

Nous apprenons par une lettre de Rome — wir lernen aus einem Briefe aus Rom, daß der Papſt ſehr wahrſcheinlich die portugieſiſche Regierung, wegen Aufhebung der Klöſter, mit dem Bannfluche belegen wird. (Globe).

Des nouvelles du côté de Cologne — Neuigkeiten von der Seite von Köln.

Dans la province de Galles — in der Provinz Galles (Wales in England.

Gelegentlich der Tumulte in der polytechniſchen Schule zu Paris überſetzt daſſelbe Zeitungsblatt:

Quand le doyen parut — als der Dechant erſchien.

Ferner:

Le prince Talleyrand, le doyen de la diplomatie — der Prinz Talleyrand, der Dechant der Diplomatie.

Unſere Regierung hat mit Preußen die Uebereinkunft erneuert, wodurch ſie ſich des Rechts der Aubaine (le droit d'Aubaine), des Heimfallrechts, begeben.

Les iles de Hyères — die Hiereninſeln (Hieriſchen Inſeln).

Les états unis — die Vereinſtaaten (vereinigten Staaten).

Quinze Jours — fünfzehn Tage.

(Dieſe drei letzteren Schnitzer werden mit ſtrenger Conſequenz von Seiten der Redaction durchgeführt, und ſind in jedem Blatte noch zu finden).

Charles le hardi — Karl der Verwegene (Kühne).

Plusieurs ecclesiastiques reguliers ont été assassinés à l'emeute de Madrid — mehrere regelmäßige Geiſtliche ſind u. ſ. w.

Le maréchal Soult est parti pour la côte d'or (Departement) — der Marſchall Soult iſt nach der Goldküſte (Guinea?)

Le comte de N. a repris la carrière militaire, il a été nommé maréchal de Camp sous les ordres du maréchal de Clauzel — der Graf N. hat die militäriſche Laufbahn wieder ergriffen, er iſt als Feldmarſchall unter die Befehle des Marſchall Clauzel geſtellt worden.

D'assez fortes sommes ont été envoyées à Orleans par des messageries royales — bedeutende Geldſendungen nach Orleans haben durch königliche Botſchaften (Poſtwagen) ſtatt gehabt.

Cojre (in Graubündten, ſtatt Chur in Graubündten).

The true Sun — der treue Sohn, ſtatt der wahre Sun (engl. Zeitung).

Combat singulier — ſonderbarer Kampf (Duell).

Mort judiciaire — gerichtlicher Mord (Juſtizmord).

La reine Christine ne pourra quitter le domaine (Gebiet) de l'Espagne — die Königin Chriſtine kann die ſpaniſchen Domänen nicht verlaſſen.

La garde nationale a formée la haie — die Nationalgarde hat die Hecke gebildet (Spalier).

Earl Durham — Karl Durham.

Bei Gelegenheit des Attentats Fieſchi's:

Une machine composée de quantité de canons — eine Maſchine, von vielen Kanonenläufen zuſammengeſetzt.

Ebendaſelbſt:

Officier de paix — Friedensoffizier (Polizeibeamter).

Quand le commandant fit battre la générale — als der Commandant die Generalin (ſtatt Generalmarſch) ſchlagen ließ.

Ferner:

Les bons espagnols sont à 46 — die guten Spanier ſtehen zu 46.

Le gros major — der dicke Major (ſtatt der Obriſtlieutenant).

Le mont de piété — der Mitleidsberg (ſtatt das Leihhaus).

Ein in Deutſchland lebender franzöſiſcher Journaliſt überſetzte im J....... de F......... eine faktiſche Regierung durch un gouvernement factice (ſtatt gouvernement de fait); ſodann in einem Artikel aus Schweden, welchem zufolge der Kirchenwein (zum Gebrauche des heil. Abendmahls) ſteuerfrei bleiben ſollte, Kirchenwein durch: vin de cerises.

Feuilleton.

.*. **Bombaſtiſche Trilogie.** — Als ein Seitenſtück zu der bombaſtiſchen Ankündigung einer Univerſalkirchenzeitung, durch welche Hr. Dr. Jul. V(incenz von Paula) Höninghaus die geſammte kirchliche und theologiſche Journaliſtik überflüſſig zu machen verſpricht, verdient „der Welthorizont" hier angeführt zu werden, — eine „Univerſalzeitung für gebildete Stände, deren Tendenz alle Hauptrichtungen, Beſtrebungen und Erſcheinungen der Zeit in allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Wiſſenſchaft, Literatur, Kunſt, des Handels, der Gewerbe und der Mode umfaßt," — und „ein hinreichender Inbegriff der geſammten (alſo ſelbſt dann auch der kirchlichen, ſowohl der partikularen, als der univerſalen) Journaliſtik iſt." — Um aber das Maß dieſes marktſchreieriſchen Unfugs voll zu machen, kündigt Hr. Dr. Pierer ein „Univerſal-Lexikon alles Wiſſens" an, und benimmt uns hiermit vollends das Recht, unſeren Nachbarn ihre überſpannten und überſchwänglichen Ankündigungen zum Vorwurf zu machen.

.*. **Franz Palacky's Geſchichte von Böhmen.** — Fr. Palacky, ſchon längſt durch kleinere hiſtoriſche Abhandlungen in der Zeitſchrift des böhmiſchen Muſeums zu großen Hoffnungen berechtigend, hat nun die erſte Abtheilung des erſten Bandes ſeiner Geſchichte von Böhmen in Druck erſcheinen laſſen. Größtentheils nach Urkunden und Handſchriften gearbeitet, wird dieſes Werk in der geſchichtlichen Literatur eine ſchon längſt bemerkte Lücke füllen.

.*. **Geburtsfeier des Abbé de l'Epée.** — Am 4ten d. M. wurde zum drittenmale der Geburtstag des Abbé de l'Epée zu Paris gefeiert. Den Vorſitz hatte Herr Berthier, ein taubſtummer Lehrer, der kürzlich eine intereſſante Histoire et Statistique de l'Education des Sourds-Muets (chez l'auteur, rue Tarane N. 7) herausgegeben.

.*. **Schmuggelnde Hunde.** — Amtlichen Berichten zufolge werden zwiſchen 5 bis 600,000 Hunde zum Einſchwärzen von Waaren nach Frankreich gebraucht, und nur einer von 80 bis 1000 derſelben wird von den Mauthnern gefangen. Jeder trägt 5 bis 6 Pfd. Ungefähr 400,000 Hunde, welche Tabak einſchmuggeln, verurſachen dem Staatsſchatz einen Schaden von 5 bis 6 Millionen Franken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 304. 1836.

Phönix.

Freitag, 23. December.

Die Todtenkapelle der Kapuziner zu Palermo.

(Genrebild, aus dem Tagebuche eines Künſtlers.)

Ich und fünf andere Freunde, unter denen ſich der Architekt Karl Th. aus dem Würtembergiſchen befand, wanderten von Rom durch die Pontiniſchen Sümpfe nach Neapel hinab, um dieſe Königin der Städte im Frühlingsglanze zum erſtenmale zu bewundern. Wir hatten uns bald mit den Herrlichkeiten der Stadt befreundet und beſtiegen, nachdem wir uns ganz dem Entzücken des dolce far niente in die Arme geworfen, das Dampfſchiff, das uns im Fluge durch das toskaniſche Meer an den lipariſchen Inſeln vorbei nach Palermo trug.

Beinahe jeder Abend lockte uns, ehe die Sonne hinter den Gebirgen niederging, in das Kloſter der Kapuziner, von welchem man, da es auf einer erhabenen Stelle erbaut iſt, eine der entzückendſten Ausſichten auf das veilchenblaue Meer, die lipariſchen Inſeln und am fernen Horizonte, bei heiterem Wetter, mit dem Fernrohre ſogar auf Neapel und den rauchenden Veſuv genießt. So ſaßen wir auch eines Abends auf der Terraſſe jenes Kloſters beiſammen und geſtanden uns ein, daß das Wort des Italiäners „Neapel ſehen und dann ſterben“ keins der übermüthigſten Sprüchwörter dieſer Nation ſei. Auf die Patres ſchien die Lieblichkeit der Natur einen ſehr günſtigen Einfluß ausgeübt zu haben. Sie waren bei ihrem frommen Anſtande durchaus nicht den heiteren Genüſſen und Freuden des Lebens abhold. Vorzüglich liebten ſie eine gute Küche, und in ihrem Keller lag manches Faß des köſtlichen Lacrymae-Chriſti-Weins aufgeſtapelt, welchen ſie den beſuchenden Fremden ſehr gaſtfreundlich gegen eine geringe Summe zum Labetrunk darboten. Wir hatten uns bald durch unſere häufigen Beſuche und unſere glänzenden Almoſen in die Gunſt der Patres eingeſchmeichelt, und vorzüglich geſellte ſich immer der Pater Lorenzo, ein durchtriebener Schalk, zu unſern Gelagen. Da die Sonne noch hoch am Himmel ſtand, ſo regte ſich in uns die Neugierde, einmal die Merkwürdigkeiten und Reliquien des Kloſters in Augenſchein zu nehmen. „Meine Herrn Maler,“ ſprach Lorenzo, denn dafür hielt er uns, weil wir ſchon öfter einzelne Anſichten der Stadt von der Teraſſe aus aufgenommen hatten, „die Merkwürdigkeiten unſers Kloſters beſtehen aus drei ſeltenen Stücken; das erſte iſt unſer großer Weinkeller, der Ihnen ſchon einzelne Pröbchen geſpendet hat und den Sie ſelbſt nicht unter die geringſten Wunder der Welt zu zählen ſcheinen. Sie ſind vielleicht neugierig zu wiſſen, warum wir grade ſo glücklich ſind, dieſe ausgezeichnete Weinſorte vom Veſuv in unſerm Keller zu lagern. „Sehen ſie,“ fuhr er ſchmunzelnd fort, „der Erbauer dieſes Kloſters pflanzte die edelſten Weinreben auf den Veſuv hinauf und weil dieſe kurz nach ihrer Einſenkung noch Augen bekamen, welche durch die Wärme des Bodens augenblicklich Thränen vergoſſen, ſo taufte er dieſen köſtlichen Wein mit dem allerheiligſten Namen lacrymae Christi. Von der Zeit an blieb der jährliche Wachsthum ein Eigenthum des Kloſters. Die zweite Merkwürdigkeit iſt ein ächtes Stück ägyptiſcher Finſterniß,“ ſtotterte er lachend, „ich will es Ihnen nachher zeigen. Aber das Merkwürdigſte von Allem ſind die großen Katakomben, welche unterirdiſch durch das ganze Kloſter hindurch ziehen, und worin alle Leiber der verſtorbenen Brüder in Reih' und Glied aufgeſtellt ſind. Sobald ein Bruder geſtorben, erhält er gleich ſeinen Platz in dieſer unterirdiſchen Kapelle angewieſen. Ehe wir aber hinabſteigen, laſſen ſie uns noch vorher einen kräftigen Trunk auf das Wohl aller Verſtorbenen und auf unſer eigenes thun.“

Er ſtürzte einen Becher in einem Zug aus. „Ich will indeſſen die Fackeln anzünden laſſen, und, wenn Alles bereit iſt, Sie rufen.“ Es dauerte nicht lange, ſo ſtiegen wir auf 100 Stufen, von mehreren Fackelträgern begleitet, in jene unterirdiſchen Gewölbe hinab. Pater Lorenzo ließ die Flügelthüren öffnen, aus denen uns eine kalte, übelriechende Zugluft entgegenwehte. „Trocknen Sie zuerſt den Schweiß ab,“ ſprach der Pater, „ſonſt gefrieren Ihnen die Tropfen auf der Stirne.“ Er zog ſeine Kapuze über den Kopf und wickelte ſich feſter in ſeine Kutte ein. Im Gewölbe war noch Alles dunkel, und wir konnten troz dem, daß die Fackelträger vor uns auf einer Stelle ſtanden, noch nichts unterſcheiden, bis nach und nach die Lichter auf den Kronleuchtern, welche aus menſchlichen Gebeinen verfertigt, von 10 zu 10 Schritten von dem Gewölbe herabhingen, angezündet wurden und helles Tageslicht verbreiteten; wir ſtiegen noch einige Stufen hinab und ſtanden mitten in einer ungeheuren Verſammlung von Gerippen. Ein geheimer Schauder durchrieſelte uns Alle. „Wenn einmal die Poſaune des Weltgerichts erdröhnt,“ ſcherzte der Pater, „werden meine verſtorbenen Brüder nicht lange ihre Knöchlein zuſammen zu leſen brauchen.“ Die Katakomben bildeten zwei ungeheure Gänge, die ſich durchkreuzten und in natürlichen Höhlen weithin unter der Erde fortliefen. An einzelnen Stellen erhoben ſich Pfeiler, um das Gewölbe zu tragen; an andern bildeten Tropfſteinſäulen natürliche Pilaſter. Eine Niſche reihte ſich an den Wänden an die andere, und in jeder derſelben blinkte ein weißgebleichtes, vollſtändiges Gerippe hervor, von denen manche die Hände ausreckten, um Lichter darin zu tragen. Von hundert zu hundert Schritt erhoben ſich an beiden Seiten vor den Niſchen Piedeſtale, worauf die Priore und die ausgezeichneteren Patres des Kloſters, an eiſernen Stangen befeſtigt, aufrecht ſtanden. Ein furchtbarer Anblick; wohin das Auge ſah, und ſoweit es ſich in die Tiefe der Gänge verlor, leuchtete menſchliches Gebein hervor, ſtierten die eingefallenen Augenhöhlen entgegen, grinzten einen die nackten Zahnreihen an. Wirklich getrauten wir uns im Anfange nicht, unſeren Marſch weiter fortzuſetzen; wir verweilten Alle auf einem Fleck, wie in den Boden gewurzelt. Lorenzo lachte laut auf. „Sehen Sie, meine Herren Maler,“ ſprach er, „dieſe Prunkgemächer des Todes ſind die dritte Merkwürdigkeit des Kloſters, und die vorherige Dunkelheit, ehe die Lichter angezündet wurden, das Stück ägyptiſcher Finſterniß, welches ich Ihnen zu zeigen verſprach. Die Furcht ſoll dieſe Flaſche ächten Thränenweins aus Ihren Gliedern treiben. Die Todten ſollen leben!“ „Die Todten,“ murmelten wir, und in demſelben Augenblick durchfuhr ein Windſtoß alle Gerippe. Die Zähne der Todten klapperten und ihre Köpfe nickten, gleich als wollten ſie für unſeren Toaſt ſich bedenken. Die Lichter, die bis in die Halfte ſchon herabgebrannt waren, flackerten wild auf. Raſcher ſchritten wir nun durch die langen Gänge nach dem Hintergrunde des Hauptganges, von welchem ein heller Glanz uns entgegenſtrömte. Dort war ein Altar aus Knochen und Schädeln erbaut, über dem an langen Armknochen ein Todtenkopf hing, in welchem die heilige Lampe brannte. „Dieſer Altar,“ ſprach der Mönch, „iſt aus den Knochen und Schädeln der heiliggeſprochenen Paters errichtet, und der Kopf, in dem das heilige Licht flimmert, gehört dem Erbauer dieſes Kloſters, den der Papſt Leo ſeiner Frömmigkeit wegen einſt heilig ſprach. Laſſen Sie ſich hier auf dieſen Schädelbänken, die ſich im Kreiſe um den Altar reihen, nieder und hören ſie in dieſer Kapelle der Todten eine kleine Ermahnung aus meinem Munde mit Andacht an:“

„Vergänglich iſt alles Irdiſche, hinfällig aber vor Allem und ein Erbe der Erde, der Leib. Darum ſorget bei Zeiten, durch Almoſen und Geſchenke die ewige Seligkeit zu gewinnen, die ſüßer ſchmeckt, als das Waſſer der Tiber, wenn auch Lacrymae-Chriſtiwein und die ſieben Hügel als Zuckerhüte darin aufgelöſ't wären. D'rum thut Buße und bekehret euch; für eure Sünden trinke ich für euch alle dieſen Wein!“ Er ſetzte die Flaſche an und trank ſie aus.

So benimmt Zeit und Gewohnheit dem Gräßlichen ſeine Schrecken. Wie der Todtengräber, ein luſtiges Lied ſummend, den Stein lospickelt, um eine Grube zu graben, ſo ging dieſer Mönch fröhlich und wohlgemuth an dieſen lebendigen Memento mori's vorbei, ohne die Nähe des Todes zu fühlen.

Die Lichter erloſchen und wir ſtiegen eben die Stufen wieder zur Tageshelle hinan, frei aufathmend und des Lebens uns freuend, als das Glöcklein zur Vesper von dem Kloſterthurme erklang und die Patres zum Gebete einlud. Wir weideten uns, während in dem nahen Chor der Kirche mit den erſten Tönen der Orgel ein Ora pro nobis, von herrlichen Stimmen geſungen, uns entgegen tönte, und uns unwillkührlich zur Andacht ſtimmte, an dem Anblick der niedergehenden Sonne, die auf den fernen blauen Gebirgen ihr dunkles Roth ausgoß, welches mit der Bläue des Himmels zuſammenſchmelzend, zu einem wunderbar ſchönen Violett ſich färbte. „Nun Wein herbei, Lorenzo!“ riefen wir dem Pater entgegen, der die Stiege heraufkeuchte, „Wein vom allerbeſten!“ Bald kreiſ'te in der Runde das Kelchglas, in dem der edelſte Wein perlte. „Laßt die Todten drunten ruhen, dem Leben hier oben ein Hoch!“ (Schluß f.)

Artiſtiſche Phyſiognomie München's.

(Fortſetzung).

In der Poeſie, namentlich in der epiſchen und in der dramatiſchen, haben uns große Dichter nicht nur faſt alle Nüancen poetiſcher Charaktere kennen gelehrt, ſondern uns auch gezeigt, was poetiſch bildſamer Stoff ſei und wie er behandelt werden müſſe. Auf analoge Weiſe werden uns die Münchner Künſtler mit der Zeit einen Maaßſtab in die Hände geben, womit wir den Werth vorhandener und künftiger Kunſtwerke werden abmeſſen können; zu gleicher Zeit werden ſie uns auch belehren, auf welche Art artiſtiſche Sujets müſſen aufgefaßt und dargeſtellt werden, und was Stoff für künſtleriſche Behandlung iſt oder nicht. Wir wollen zunächſt ſehen, inwiefern dies Anwendung findet hinſichtlich ihrer Behandlung antiker Sujets. Das genaue Studium der Antike, ſowohl in Hinſicht der Form, als der Bewegung nach eigenthümlichen dramaturgiſchen Regeln (in Zuſtänden der Ruhe oder der Leidenſchaftlichkeit), und das Eindringen in den Geiſt antiker Poeſie hat ſie fähig gemacht, uns das Alterthum in Sinn und Form ganz genau wiederzugeben. Auf dieſem Felde der Kunſt möchten ſie wohl bis jezt ſich am meiſten verſucht haben, und darin am meiſten zu Hauſe ſein. Aus ihren großartigen meiſterhaften Schöpfungen haucht uns der Odem jener Zeiten an, in welchen der menſchliche Geiſt in beneidenswerther Unwiſſenheit über die Unendlichkeit des Univerſums bloß von ſeiner ſehr nahen beſeligenden Verbindung mit den höchſten Weſen träumte, kurz ohne nur die gränzenloſe Armuth menſchlicher Erkenntniß zu ahnen, mit einer glücklichen Phantaſie, Himmel, Erde und Unterwelt als das All der Schöpfung betrachtete. Die eigenthümlichen charakteriſtiſchen Typen dieſer Kunſtwerke ſind zu auffallend, als daß ſelbſt der Unwiſſendſte darin ein willkührliches Machwerk individueller Phantaſie argwöhnen ſollte. So und nicht anders haben die Alten gedacht, gedichtet und gebildet, ſo traten ſie in Schauſpielen auf, ſo feierten ſie ihre Spiele, ſo kämpften ſie, und nicht anders zechten, liebten und trauerten ſie. Das ſind ihre Götter, ihre Heroen, ihre Ungeheuer und Wunder, ihre Waffen und Pferde; ſo ſchritten ſie einher, ſo bewegten ſie ſich, ſo geſtikulirten ſie. Der Adel ihrer Seele prägte dieſe Hoheit auf ihre Stirn, und die gewaltige Kraft ihres Geiſtes, und das Bewußtſein ihrer phyſiſchen Stärke drückte dies Siegel der Leidenſchaftlichkeit auf ihre Züge. Körperliche Vorzüge, Schönheit, Kraft und Gewandtheit machten ihren Ruhm aus; darum werden ſie vorgeſtellt, wie ſie kämpfen, wie ſie Roſſe bändigen, Speere werfen und ringen, wie ſie auf Wagen nach Zielen jagen und wilde Thiere und Ungeheuer bekämpfen, wie ſie ſchöne Weiber rauben und befreien; doch die ergreifendſte Wirkung machen ſie in tragiſchen Momenten, wo ſie, trotz dem unabwendbaren Fatum dennoch kämpfen. Götter zeichnen ſie uns, wie ſie Menſchen, und Menſchen, wie ſie Götter wurden. Wie die Alten Berge, Bäche, Bäume, Haine, Meere belebt und bewohnt ſein ließen, ſo beleben die Münchner Künſtler ihre Gebilde mit Oreaden, Dryaden, Najaden, Faunen, Meergöttern u. ſ. w. Nirgends iſt ihnen die Natur todt. Selbſt jede Tugend und jedes Laſter iſt ihnen eine Gottheit, welche ſie auf paſſende Weiſe perſonifiziren, und durch welche ſie plaſtiſche Klarheit in ihre Bilder bringen. Kurz, man ſieht, daß ihr Studium ſich nicht bloß auf die Form der wenigen plaſtiſchen Fragmente beſchränkte, ſondern daß ſie vertraut mit allen klaſſiſchen Dichtern, daß ſie nicht unbewandert in den Geſchichtſchreibern des Alterthums ſind, daß ſie eifrige Archäologen und zum Theil auch Sprachkundige ſind.

In eben dem Maaße, in welchem, wie wir gezeigt haben, die Künſtler Münchens die Antike erfaßt haben, und im ächten Sinn und Geiſte derſelben die ſich ihnen aus ihr darbietenden Stoffe behandeln, bewegen ſie ſich auch frei und gelenkig in dem Gebiete der Romantik. Da dieſe Sphäre der bildenden Kunſt erſt in der neueren Zeit ihre Aera begonnen hat, ſo haben ſie dafür noch keine Muſterwerke aus der Malerei und Plaſtik vorgefunden. Hier galt es wieder ein tüchtiges Durchdringen der Geſchichte, welches allein zur richtigen Erkenntniß des Weſens der Romantik führen kann. Während die antike Poeſie und Kunſt größtentheils auf Mythologie baſirt iſt, hat ſich die Romantik unter den Trennungswehen des Chriſtenthums und des Paganismus aus dem Schooße jener Zeiten entwunden, welche auf die Völkerwanderung und dem Verfalle des römiſchen Reichs folgten. Obwohl die glanzvolle Lichtſeite der chriſtlichen Religion gegen die Phaſe des heidniſchen Polytheismus abſtach, wie Tag gegen Nacht, ſo hatte ſie doch im Anfange nur das Herz erwärmt und den Verſtand unerleuchtet gelaſſen. In ſolchen Zuſtänden iſt der Menſch deſto begehrlicher nach Wundern, und da ihm die überlieferten chriſtlichen nicht genügten, Poeſie ohne Wunder aber durchaus unſchmackhaft für ihn war, ſo mußte der Dichter die Schwingen ſeiner Phantaſie auf andere Regionen hinlenken; denn der Olymp und Orkus waren verpönt. — Die Wirren der Völkerwanderung hatten auf geraume Zeit alle Nationalität verwiſcht. Ununterbrochene Kriege hatten mannhafte Tapferkeit zur einzigen geſchätzten Tugend erhoben. Nach einiger ſpäter eingetretenen Milderung der Sitte ward Verehrung und Schutz der Frauen die größte Zierde zu dieſer Tugend, der hülfloſe Zuſtand dieſer armen Geſchöpfe in jenen verwilderten Zeiten mogte zu erbarmungswürdig ſein, als daß er nicht tiefen Eindruck auf nicht ganz entartete Gemüther gemacht hätte. Aus dieſer Vereinigung von Tapferkeit und Frauenverehrung ſprang der esprit de Chevalerie, der Glanzpunkt der Romantik. Ihn fanden die Dichter unter Sarazenen, Caledoniern, Osmannen und Skandinaviern, kurz unter allen kriegeriſchen Völkern, und machten ihn zum Gegenſtand feuriger Geſänge. Zu dieſen charakteriſtiſchen Merkmalen des Romantismus kommt noch ein anderes nicht minder beachtenswerthes, welches man in der ganzen Antike vergebens ſuchen möchte; nämlich der Kampf für den den Glauben, für die Religion. Auch dieſe Seite iſt für die bildende Kunſt von der größten Wichtigkeit. Dieſe charakteriſtiſchen innern Eigenſchaften der Romantik ſind unſeren Künſtlern nicht minder deutlich geworden, als ihre entſchiedene äußere Eigenthümlichkeit. Trachten, Waffen, Gebräuche, Spiele, Feierlichkeiten ſind durchaus originell, und verſchieden von denen des Alterthums. Eben ſo iſt das dramatiſche Erſcheinen romantiſcher Figuren eigenthümlicher Art, und zeigt ſich in Bewegungen, Geſtikulation, in der Leidenſchaft und in der Ruhe ganz anders, als in antiken Figuren. Es herrſcht in der Romantik mehr Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit, vor allem eine bezeichnende Heiterkeit der Handlung. Der Menſch ſteht nicht unter dem Einfluſſe eines niederdrückenden Fatalismus, er hat nur einen Gott, und viele Heiligen beiderlei Geſchlechts, die alle für ihn ſind, wenn er deren Schutz und Fürſprache durch eifriges Gebeth anfleht, über deren Wohlwollen er verſichert ſein darf, wenn er wandelt den frommen Weg eines Gläubigen. Zwar iſt er umgeben von Zauberern, Feen, Kobolden u. ſ. w. von theils gutem, theils böſem Willen, aber gegen letztere hilft ein feuriges Gebeth, allenfalls das Zeichen des Kreuzes, ſo wie überhaupt gegen alle Noth und Trübſal, welche, mit Ergebung getragen, Anweiſung auf himmliſche Kronen und Palmen ertheilen. Selbſt zwiſchen dem armen Sünder, und dem ſtrafenden Gerichte ſteht der allverſöhnende Heiland, und die ewige Barmherzigkeit Gottes. Und ſo malt in der Romantik der Dichter alle Zuſtände, welche er in den Nimbus ſchimmernder Heiterkeit taucht. Wie der Dichter, ſo macht es der Künſtler. Und gewiß iſt die Romantik ein blumenbeſäetes ewigblühendes Gefilde, aus deſſen Unerſchöpflichkeit ſich die bildende Kunſt unverwelkliche Kränze winden kann. (Schluß f.)

Weihnachtsgeſchenke.

Am Weihnachtsabend ſind wir Deutſche am meiſten deutſch. Dann müſſen Verſtand und Phantaſie ſich bequemen, dem Gemüth zu dienen, und die Familie wird zu deſſen plaſtiſcher Erſcheinung. Billig, daß man auf ſolche literariſche Erſcheinungen aufmerkſam macht, in welchen nicht bloße müßige Unterhaltung geboten wird, ſondern aus welchen entweder das Gemüth wärmend herausleuchtet, oder welche wie z. B. Volksſchriften, dem Gemüth ihren Urſprung danken, das den Einzelbeſitz von Kenntniſſen in eine geiſtige Gütergemeinſamkeit umſchmelzt. Liebe und — Licht ſind, dünkt uns, die bedeutſamſten Chriſtbeſcherungen.

Wir erwähnen zu ſolchem Zwecke zuförderſt als trefflichen Hausſchatz eine elegante deutſche Ausgabe des köſtlichen alten Büchleins von Thomas a Kempis, die Nachfolge Chriſti, welches mit 4 Stahlſtichen und mit paſſenden Anwendungen und Betrachtungen der ausgezeichnetſten evangeliſchen Theologen geſchmückt, bei Weber in Leipzig in vier Lieferungen erſcheint; ein ächtes Chriſtgeſchenk! Freundlich ſchließt ſich an dieſe empfehlenswerthe Ausgabe eines Buches, welches nicht jünger iſt, als die Erfindung der Buchdruckerkunſt, eine andere religiöſe Spende: das Chriſtenleben (erſter Band. Ueber die wichtigſten Erſcheinungen im Seelenleben für Gebildete des weiblichen Geſchlechts) von Dr. Gerh. Friederich. (Stuttgart und Tübingen bei Cotta. 1836). Glaube, Liebe und Hoffnung bilden hier den Dreiklang, deſſen edel und geſchmackvoll durchgeführten Variationen das Gemüth ebenſo anregen, als ſie äſthetiſchen Anforderungen entſprechen, milde, harmoniſche Accorde aus der weltverſöhnenden und herzbefriedigenden Muſik des Chriſtenthums. Um bezugs der Darſtellung von einem Bruchſtück auf alle ſchließen zu laſſen, verweiſen wir auf den Abſchnitt: Liebe in ihrer veredelten Geſtalt. (S. 235). Den Titel ſchmückt ein trefflicher Stahlſtich nach Guercino (Ecce homo!). — An dieſe religiöſen Spenden, welche wir dem deutſchen Gemüth empfehlen, reihen ſich als Weihnachtsgeſchenke zwei bei Julius Weiſe in Stuttgart erſchienene Schriften für's Volk, Volksnaturgeſchichte von H. Rebau, und das Meer, ſeine Bewohner und Wunder, von W. F. A. Zimmermann, beide ausführlich, gründlich, faßlich, mit hübſchen Bilderbeigaben, daß ein deutſcher Hausvater ſie getroſt unter dem Weihnachtsbaume niederlegen und verſichert ſein darf, ſeinen Lieben dadurch ein nützliches Geſchenk zu machen. Wir bemerken hierbei, daß beide Schriften nicht blos für den Unterricht von Kindern, ſondern für den Gebrauch des Volkes berechnet ſind, welches, dem Himmel ſei Dank, ſich jetzt in Deutſchland immer rüſtiger nach oben zu regt, mit dem Scheitel nach dem Licht, mit dem Herzen nach der Wahrheit, mit den Händen nach Thaten zu. So ſei jeder willkommen, der ſeine Individualität in die Wagſchale wirft, damit die geiſtige Potenz des Ganzen in's Gleichgewicht komme. Soll man ſich darüber nicht freuen, wenn man den langſamen, aber ſichern Prozeß der Durchgeiſtigung eines edlen, herrlichen Volkes, in deſſen einzelnen Phaſen und Symptomen belauſcht, wie ein Theil nach dem andern ſich abrundet, vervollkommnet? Das ſind Hoffnungen, hell, wie die Lichter auf dem Chriſtbaum; und, wem es im Herzen hell iſt, der gebe ſein Licht dazu!

Ein lateiniſcher Rückert.

Daß Rückert ein ächt deutſcher Poet ſei, daran hat wohl noch Niemand gezweifelt; daß ſich aber ſeine Poeſie in der Toga eben ſo liebenswürdig ausnehme, wie als deutſches Mädchen, wird aus nachſtehenden, dem Herrn Dr. Lersch in Bonn geglückten Uebertragungen kleiner duftiger Liedchen aus Rückert's Liebesfrühling erſichtlich ſein, welche in der Sprache Tibull's von ihrem eigenthümlichen deutſchen Schmelze nichts einbüßten:

Cara, nunquam ebrii
Nunquam temulenti
Concessere animi
Invicem contenti.
Nulla fera agilis
Venenum inflatio,
Mitis est, nec fragilis
Mentis inflammatio.
Quale carmen sobrium
Talis amor totus,
Nullum nam vocabulum
Scripsi unquam potus.

(Liebſte, nein, nicht luſtberauſcht,
Sondern ruhig nüchtern,
Hat ſich Herz um Herz getauſcht,
Innig ſtark und ſchüchtern.
Keine wilde ſchwärmende
Sinnenübermeiſterung,
Eine milde, wärmende,
Haltende Begeiſterung.
Wie mein Dichten von Natur,
Liebſte, ſo mein Lieben,
Niemals trunken hab' ich nur
Auch ein Wort geſchrieben.)

Nuper, quum in hymenaeum
Fausta in [illegible]
Tuo calice
Tam sonore tetigisti,
Meum, optime, fregisti;
Dic: quo omine?
Audi, dulcis, ut est factum:
Unum vidimus confractum
Salvo altero.
Coeli numen nunc sequamur,
Ambo postea utamur
Uno poculo.

(Neulich bei'm Verlobungsfeſte,
Liebſter, als auf's Allerbeſte
Du mit deinem Glas
Gegen meines angeklungen,
Iſt das meinige geſprungen;
Was bedeutet das?

Hör', o Liebſte! wie ich's meine:
Nur zerſprungen iſt das eine,
Ganz iſt ein's noch hier.
Folgen wir des Himmels Winken;
Zwei aus einem Glaſe trinken
Sollen künftig wir.)

Der Raum unſerer Blätter geſtattet uns nicht, noch mehre dieſer allerliebſten Ueberſetzungen, welche an Originalität dem altbekannten „Mihi est propositum" an die Seite geſtellt werden können, mitzutheilen.

Feuilleton.

⁂ Poniatowsky's Statüe von Thorwaldſen. — Galignani's „Messenger" vom 3. d. M. gibt folgenden Auszug aus einem Briefe von Warſchau (dd. 21. v. M.): „Kurz nach dem Tode des tapfern Joſeph Poniatowsky vereinigte ſich ganz Polen zu einer Subſcription, um demſelben ein ſeiner würdiges Denkmal zu errichten. Sehr bald waren 600,000 pol. Gulden unterzeichnet, und eine coloſſale equeſtre Statüe wurde von Thorwaldſen gefertigt, der eben ſeine Arbeit vollendet hatte, als die Revolution vom November 1830 ausbrach. Kaiſer Alexander hatte früher eingewilligt, daß die Statüe auf einem der großen Plätze Warſchau's aufgeſtellt werde. Sein Nachfolger aber hat kürzlich befohlen, daß dieſes Meiſterwerk, welches in Erz gegoſſen iſt, nach der Feſtung Modlin gebracht werde, wahrſcheinlich um in den Schmelzhütten verbraucht zu werden. Das Gewicht der Statüe war ſo bedeutend, daß ſie erſt in Stücke geſchlagen werden mußte, bevor ſie weggeführt werden konnte . . ."

⁂ Nationalmuſeum und Nationaltheater in Ungarn. — Der 37ſte Artikel der Beſchlüſſe des ungariſchen Reichstages bewilligt eine halbe Million Gulden zur Ausführung eines neuen Gebäudes auf dem Grund und Boden eines Nationalmuſeums, welches ſowohl hinſichtlich der Bildung der Nation, als wegen der Sammlung und Erhaltung ausgezeichneter Monumente jeder Art alle Beachtung verdient. Schon ſind ſeit dem Reichstage von 1827 viele bedeutende Beiträge, ſowohl für das Muſeum, als für die ungariſche Militärakademie eingegangen. — Der 41. Artikel jener Beſchlüſſe verfügt, daß mittelſt patriotiſcher Beiträge auf dem, vom Reichspalatin hierzu angewieſenen Grund und Boden ein Nationaltheater erbaut werden ſoll, indem die wohlthätigen Wirkungen eines gut geordneten Theaters auf Entwicklung der Nationalität, Ausbildung der Sprache, Verfeinerung der Sitten u. ſ. w. nicht verkannt werden können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 305. 1836.

Phönix.

Samſtag, 24. December.

Narragoniſche Schildereien.

Von G. M. H. Fiſcher.

IV. Ein Menſchen-Arzt.

Auch nach Narragonien war die Kunde von jener berühmten Bittſchrift gedrungen, welche ſo begann: „Da ich Vieh (-) Arzt werden will,“ und ſeit dieſer Zeit hatte man für nöthig befunden, zur Unterſcheidung von den Vieh-Ärzten mit oder ohne Bindungszeichen, das ſchöne und ſinnvolle Prädicat eines Menſchen-Arztes einzuführen.

Cholerinus war ein Menſchen-Arzt. Er hatte ſeine medicíniſche Carrière als Stoßer und Auslaufer einer in Mißcredit gekommenen Apotheke begonnen, und als dieſe auf erklärte Weiſe in die Sphäre der Spezereiladen übergegangen war, durch kluge, wenn auch geheime, und ſo vielleicht unerlaubte Aneignung der bis dahin nicht eingelöſ'ten Rezepte, jenes reiche und praktiſche Wiſſen ſich angeeignet, welches ihm den Ruf des erſten Menſchen-Arztes ſeiner Zeit erwarb.

Doch nicht ſo ſchnell war dieſe höchſte Höhe, dieſe ſteilſte Steile eines vieljährigen Sammelns, Prüfens, Forſchens, Beobachtens und in's Aſchgraue ſich verlierenden Nachdenkens erreicht. Cholerinus hatte nun einmal ſein Schickſal jener Ex-Apotheke, nunmehrigem Spezereiladen, angefügt. Er beſorgte alſo regelmäßig das Ladenkehren, das Gewürzſtoßen, das Linſen- und Bohnenleſen (der Spezereikram hatte in ſeinem Streben nach möglichſter Univerſalität auch einen kleinen Mehlhandel mit ſich in Verbindung gebracht), ſo wie das Auswiegen weniger werthvoller Gegenſtände, während insbeſondere das Abgeben von Kaffee und Zucker, ſo wie von Muskatnuß, zu den Reſervatrechten ſeines Principalen und nachherigen Schwiegervaters gehörte. Doch die ſchönſten Blumen ſeines damaligen Daſeins pflückte Cholerinus im Keller. Da ſtand er und ſchöpfte Öl, zum Hinaustragen in den Laden, oder füllte Wein auf, oder componirte, nach einem theilweiſe von ihm ſelbſt erfundenen Recepte, den koſtbarſten Weineſſig. Es war ſchön anzuſehen, wie dann die Flamme des vor ihm ſtehenden Öllichtes um ſeine belebten Züge ſpielte, und eine Ahnung über ihn kam von demjenigen, was er einſt noch erſtreben und erreichen ſollte.

Um dieſe Zeit fing nämlich Cholerinus an, jene entführten ärztlichen Recepte, aus ihrem Küchenlatein, durch Beihülfe des berühmten Kirſch'ſchen Lexicons, welches er als Thekenpapier für ein Geringes erſtanden hatte, in die Wirklichkeit — wenn ich ſo ſagen darf — zu überſetzen. Zwar mangelten ihm manche Beſtandtheile in der Ex-Apotheke, aber dafür gewährte ſie ihm als Surrogat andere, die in ihrer Wirkung ungefähr äqual waren. So nahm er ſtatt Nießwurz Schnupftabak, ſtatt asa foetida (bekanntlich der harzige Saft einer Wurzel) Vogelleim, u. ſ. w. O welche Freude für ihn, wenn ein Dutzend Arzneigläſer voll gefüllt da ſtand, und Cholerinus ſich ſagen konnte, daß er ihr Schöpfer geweſen. Doch nur kurze Zeit dauerte dieſe Freude, oder vielmehr, des Cholerinus Geiſt war zu groß, zu umfaſſend, um ſich nur mit einer Praxis zu befaſſen, welche wenig mehr als Theorie war. Er verſchaffte ſich alſo ein zweites Wörterbuch, worin die Wirkungen der einzelnen Arzneimittel verzeichnet waren. In dieſem ſtudirte er ganze Nächte hindurch, bis er ausgekundſchaftet hatte, welche Wirkungen von ſeinen Recepten und den darnach verfertigten Medicamenten er ſich verſprechen könne. Endlich lagen die Reſultate vor ihm, und es kam nur noch darauf an, Perſonen zu haben, welche erſtens: krank wären, und zweitens: die Medicamente einnähmen. Denn daß ſie davon geſund würden, daran zweifelte Niemand weniger, als Cholerinus. Aber leider war des Cholerinus Principal durchaus geſund. Ebenſo deſſen Tochter, des Cholerinus nachherige Gattin. Die Haushälterin hatte zwar einen Leibesſchaden, nämlich einen Buckel, und die Magd laborirte zeitweiſe an böſen Launen. Aber Cholerinus hatte damals ſchon die Erfahrung gemacht, daß die Launen böſer Weiber, oder vielmehr die böſen Launen der Weiber regelmäßig incurabel ſeien, und er verzichtete alſo auf die Kur der Magd. Den Buckel der Haushälterin wollte er erſt dann in Behandlung nehmen, wenn er mehr Kenntniße in der Chirurgie — ſeine Beſtrebungen waren bis dahin rein medicinische geweſen — erlangt hätte. Damit nun Cholerinus — denn das wollte er nun einmal — ſeinen Principal und deſſen Tochter geſund machen könne, mußte er ſie, geſtalter Dinge, vorerſt krank machen. Das that er denn auch mit vieler Vorſicht. Im Thee, im Kaffee, in der Suppe, oder wo nur irgend ein Anlaß ſich gab, brachte er ihnen Subſtanzen bei, welche Üblichkeiten, Schwindel, Kopfweh, Speichelfluß, Bruſtbeſchwerden und dgl. hervorbrachten. Des Cholerinus Herz litt allerdings unſäglich, wenn er das Alles mit anſehen mußte. Aber wie konnte er ſich anders einen Ruf verſchaffen, als indem er ſo verfuhr, den Leidenden nach ſeinem Befinden fragte, ihm den Puls fühlte, ſich die Zunge von ihm zeigen ließ, und ihn dann, durch die geeigneten Gegenmittel, auf's Glorreichſte curirte? Cholerinus erweiterte bald dieſe Maximen, oder vielmehr nur ihre Anwendung. Die Hausknechte, die Mägde, die Kinder, die in den Laden kamen, um Stiefelwichſe, oder Schwefelhölzer, oder Kreide (lauter Dinge, welche in das Referat des Cholerinus gehörten), zu holen, beſchenkte er mit Pfeffernüßen oder dergleichen, in welche er ſeine, zwar vorerſt krank machenden, aber doch zugleich den Weg zur herrlichſten Geſundheit bahnenden Subſtanzen geſteckt hatte. Sie aßen, wurden krank, und, da ſie Cholerinus bei ihrem nächſten Wiederkommen um ihr blaſſes Ausſehen, ihr Zittern, oder ihren verbundenen Kopf fragte, alsbald von ihm in Kur genommen und glücklich hergeſtellt. So verbreitete ſich des Cholerinus Ruf, bis nach und nach wirkliche Kranke kamen, d. h. ſolche, die er nicht vorher krank gemacht hatte, und die er dann auch regelmäßig in kurzer Zeit der Geſundheit und ihren Geſchaften zurück gab.

So die Lehrjahre und beginnenden Meiſterjahre des Cholerinus. Von dem Sonnenball der letzteren heben wir nur noch, der beliebten Kürze wegen, einen einzigen Strahl aus.

Cholerinus, obgleich zu den höchſten medicinischen Ehrenſtufen Narrageniens gelangt, dabei einer trefflichen Praxis und des allgemeinſten Zutrauens ſich erfreuend, hätte gar nicht mehr zu ſtudiren nöthig gehabt. Aber doch that er's und ſo erfuhr er auch, daß es eine neue Heilmethode gebe, welche man die Homöopathie heiße. Cholerinus konnte nun zweierlei thun: entweder die Homöopathie befehden, folglich ſie todt machen, oder ſie ebenfalls exerciren. Er wählte das Letztere, weil das Todtmachen noch nicht ganz gewiß war, und es Niemanden verdrießlicher als Cholerinus hätte ſein können, von einem homöopathiſchen Geltſchnabel ſich um die Gelegenheit gebracht zu ſehen, recht viele geſund und ſich reich zu machen.

Aber Cholerinus merkte bald, daß, abgeſehen von einem ganz verſchiedenartigen Princip, welches dem *praktiſchen* Arzte durchaus gleichgültig hätte ſein können, die Homöopathie von der alten Heillehre ſich noch in ganz andern Dingen unterſcheide. Die alte Heillehre machte die Apotheker *reich* und die neue Heillehre machte ſie *überflüſſig*. Die alte Heillehre zog mit allem Ober- und Untergewehr, Kanonen, Bomben und Granaten gegen den Feind in's Feld, erlegte ihn bisweilen, verwüſtete aber dabei die umliegenden Felder und Gärten, während die neue Heillehre nur kleine Pfeile gegen den Feind anlegte, und bisweilen wohl daneben ſchoß, aber doch ſelbſt in dieſem ſchlimmeren Falle die umliegenden Felder und Gärten nicht gefährdete. Ach, in dieſer Erfahrung lag etwas unnennbar Trübes! Denn viele Menſchen ſind nun einmal Liebhaber der türkiſchen Muſik, auch in der Medicin, und ſie würden lieber die Muſik ganz abdanken, als ſie entkräftet ſehen. Dann läge aber nicht länger allein der Apotheker, als verſtorbener vornehmer Oſtindier, auf dem Scheiterhaufen, ſondern der Arzt, ſeine Wittwe, müßte noch halblebendig, bon gré mal gré, mit hinauf.

Um dieſem auszuweichen, exercirte zwar Cholerinus zugleich die Homöopathie, aber ſo, daß er ſie verhaßt oder lächerlich machte.

Er hatte in ſeinem Hauſe zwei neben einander liegende Zimmer für ſeinen medicinischen Dienſt beſtimmt. Außerhalb war an der Thüre des einen zu leſen: „Eintritt für diejenigen, welche nach der alten Heilmethode ihre Geſundheit unzweifelhaft wieder erlangen wollen.“ An der Thüre des andern dagegen ſtand: „Eintritt für diejenigen, welche in ſo bedenklicher Geſundheitslage ſind, daß ſie die in ihren Wirkungen höchſt zweifelhafte neue Heilmethode an ſich erprobt zu haben wünſchen.“ Innerhalb dieſer Zimmer nahm nun Cholerinus mit ſeinem Schreibepult grade den Raum ein, welche ſich über der, zwiſchen beiden befindlichen Schwelle und deren nächſten Angrenzungen befand. Sein rechtes Auge blickte nach der homöopathiſchen, ſein linkes nach der allöopathiſchen Thüre. Gewöhnlich öffnete ſich, in Folge ihrer verheißenden Aufſchrift, nur die letztere; wenn aber einmal die homöopathiſche Thüre leiſe knarrend ſich aufthat, dann kamen gewiß Leute herein, denen das baldige Sterben mit leſerlichen Zügen an der Stirne geſchrieben ſtand. Indeſſen ließ ſich dadurch Cholerinus nicht abhalten, ihnen homöopathiſche Pülverchen oder Tropfen zu geben, bedauernd, daß ſie nicht früher zu ihm gekommen wären; ſein College X ſei zwar ein ſehr geſchickter Arzt, aber kein praktiſcher, kein rationeller, u. d. gl. In der allöopathiſchen Stube waren dagegen des Cholerinus Worte durchaus aufmunternd und verheißend. „Nun, nehmen Sie nur dieſes Recept gleich mit zum Apotheker — mein würdiger Schwiegervater wohnt ja ganz nahe — und Sie ſollen ſehen, wie es Ihnen bekommt. Dieſe Pillen, dieſe Pulver, dieſe Thee's, dieſe Mixturen, dieſe Gurgelungen, dieſe Pflaſter, dieſe Aufſchläge, ſie werden Ihnen, Geheimer Oberhofrath, dir, hübſches Mädchen, Ihm, braver Johann, Ihr, Dame vom Lande, gewiß gut bekommen.“

Im homöopathiſchen Zimmer lag ein Buch, ſchwarz eingebunden; es hieß das Todtenbuch. Hier wurden Alle die eingeſchrieben, welche, homöopathiſch behandelt, geſtorben waren; während ein ſogenanntes Lebensbuch im allöopathiſchen Zimmer die Namen derjenigen enthielt, welche, an der Hand des hippokratiſchen und nicht des Hahnemanniſchen Aſculap, ihre Geſundheit wieder erlangt hatten. Aus dieſen Büchern gab denn Cholerinus Auszüge in's narragoniſche Wochenblatt, und wenn das Publikum ſie las, rief es laut aus: „Da ſieht man doch, daß an der Homöopathie nichts iſt; es lebe die alte Methode; es lebe der treffliche Praktiker Cholerinus.“

Aus Berlin.

(Fortſetzung).

Weit mehr Aufſehen als jene erſte Broſchüre machte die Schrift des Seminardirectors Dr. Dieſterweg über denſelben Gegenſtand. Es war ein Gemiſch breitgetretener, kleinlicher und unausführbarer Vorſchläge, die Studenten Sitte und Ordnung zu lehren, ſie keuſch und züchtig zu erhalten, zur Gottes- und Menſchenfurcht zu bewegen und ſie ſtreng zur Schule anzuhalten. Ein wahrhaft ſpießbürgerlicher, engherziger Schulmeiſterpedantismus ſpricht ſich in den ſeltſamen Forderungen des Seminardirectors aus und ſo lobenswerth auch Herr Dieſterweg ſeinem Amte vorſtehen ſoll, ſo zeigt es ſich doch klar, daß er ſo wenig den Geiſt der Zeit, als der nothwendigen Univerſitätsreformen zu faſſen vermag. Am meiſten hat mich der Grund gekitzelt, weshalb denn künftig die Dinte geliefert und breite Tiſche zum Schreiben ſtatt der ſchmalen Pulte gegeben werden ſollen. Sie werden ihn nicht errathen. Weil nämlich die jungen Leute ſich mit den ſchändlichen Dintenſtechern die Hoſen beſchmutzen und ihren Eltern Koſten machen, an den ſchmalen Pulten aber ſich die Ellenbogen abſcheuern. Kann es eine größere Schulmeiſterei geben? Man ſollte glauben, Herr Dieſterweg habe ſich einen Scherz machen wollen; aber es iſt Ernſt, bitterer Ernſt.

Von allen Gegnern, welche gegen den Dr. Dieſterweg fein und ſtark aufgetreten ſind, und ihrer ſind nicht Wenige, hat den Preis der Grobheit der Profeſſor Leo in Halle davongetragen. Hilf Himmel! man ſollte glauben, dieſer Mann der Geſchichte habe die Grobheit des ganzen heiligen römiſchen Reichs von den Zeiten Karls des Großen bis auf dieſen Tag aus allen Chroniken zuſammengeſucht, um ſie ſeinem Gegner vor den Kopf zu werfen. Herr Dieſterweg wird mit einer Wegwerfung, mit einer Anmaßung und mit Redensarten behandelt, wie er wahrſcheinlich noch keinem ſeiner Seminariſten begegnet iſt, und obgleich ich den rüden, burſchikoſen Ton des Herrn Profeſſors in Halle weder loben noch vertreten will, ſo muß man doch bekennen, daß, abgeſehen von der ungemeſſenen Form, derſelbe in den Hauptſachen vollkommen Recht hat, und den examinatoriſchen Unterricht, wie die Umwandlung der Univerſitäten und Schulen, wo die pädagogiſchen Grundſätze von Strenge und Aufſicht herrſchen, mit triftigen Gründen verwirft.

Herr Dieſterweg hat jedoch auch Freunde gefunden, und in dieſen Tagen iſt der alte Jahn ſogar für ihn in die Schranken getreten. Hier zeigt ſich für Herrn Leo unerwartet, hinſichtlich der Grobheit, ein völlig ebenbürtiger Gegner, und ich bin in der That höchſt neugierig, wer den Sieg davon tragen wird. Billiger Weiſe ſollten Preisrichter ernannt werden. Jahn hat in dieſen Tagen ein Sendſchreiben herausgeben, welches zuerſt unter dem Titel: „Tachteln, ausgetheilt an den Profeſſor Leo,“ erſcheinen ſollte, und jammerſchade iſt's, daß ein ſo köſtlicher Titel von der Cenſur nicht acceptirt worden iſt. Jetzt iſt das Büchlein beſcheidener mit der Aufſchrift: „Löwenwagen (ſo heißen in Hamburg eine Art Beſen) für den Dr. Leo“ an's Licht treten, aber ſein Inhalt iſt gewiß ein leſenswerther, und wer Jahn's Schreiben kennt, muß ſich aufrichtig freuen. In keiner menſchlichen Geſtalt auf der heutigen Erde repräſentirt ſich das moderniſirte Mittelalter des Jahres 1813, jene Deutſchthümelei mit Ziegenbart und Löwenmähne, mit koketter Sprachreinigung, bigotter Gläubigkeit und fanatiſchem Fremdenhaß, ſo ausdrucksvoll und ſtarr, wie in dem alten Demagogen von Weißenburg, der noch immer nicht der ſchönen Zeiten entrathen kann, wo Deutſchlands Jugend in bloßen Hälſen, weißen Krägen und kurzen, ſchwarzen Röcken umherzog. Er trägt ſie noch, die geliebte deutſche Tracht, und wenn er nach Leipzig kömmt, den Knotenſtock aus Ziegenhain in der Germanenfauſt, kann man ihn ſehen, wie er mit verſchränkten Armen am Markte ſteht und ſpöttiſche Blicke auf die verweichlichte Generation der Muſenzöglinge wirft.

In die Eintönigkeit des Berliner Lebens brachte die Hochzeit der Prinzeſſin Eliſabeth, Nichte Sr. Majeſtät, mit dem Prinzen Karl von Heſſen einige Abwechſelung.

Auch diesmal haben Se. Majeſtät dem Lande, unter Vorbehalt der Rechte, die ſogenannte Prinzeſſinſteuer erlaſſen, nach welcher jeder Einwohner des Staates den Brautpfennig zu entrichten hat, und haben den Mahlſchatz, hundert tauſend Thaler Gold, aus der Privatchatulle gegeben. Hiervon ſollen eigentlich vierzigtauſend Thaler als Koſten der Ausſtattung und Vermählung abgehen; wie man hört, hat der König jedoch ausnahmsweiſe auch dieſe getragen.

Bei Gelegenheit dieſer Vermählung wurde nicht, wie ſonſt, eine Feſtoper, ſondern ein großes pantomimiſches Ballet: Undine, nach dem Fouqué'ſchen Mährchen von dem Solotänzer Paul Taglioni bearbeitet, aufgeführt. Die Pracht der Verwandlungen, der Dekorationen, der Gewänder und aller Einrichtungen übertraf in der That Alles, was bis jetzt unſere Bühne geleiſtet hat. Die Koſten haben 18,000 Thaler betragen, ſelbſt Paris hat nach dem Urtheile aller Sachkenner nichts ſo Glänzendes aufzuweiſen. Herr Paul Taglioni hat in der ſceniſchen Einrichtung viel Geſchmack bewieſen, die Enſemble-Tänze ſind voller Zartheit und Grazie; langweilige Solohüpfereien gibt es faſt gar nicht darin; die Pantomime, vereint mit dem Reiz der Verwandlungen, bilden das Hauptſächliche. Unglücklicher Weiſe aber ſind die meiſten unſerer Tänzer und Tänzerinnen keine Meiſter in der Kunſt, ihre Gefühle durch Mienenſpiel, durch Augen und Arme auszudrücken, wenigſtens nicht auf der Bühne; ihre Geſten ſind ganz tanz- und ſchulgerecht, aber ſie empfinden wo möglich gar nichts dabei, und die hohe Kunſt, welche beſonders in Italien in den großen tragiſchen Pantomimen ſich zeigt, wird bei uns nicht geahnet. Daher kam es, daß theils hierdurch, theils aber auch, weil das große Publikum die Geſten überhaupt nicht verſteht, und ſein Geſchmack dafür nicht gebildet iſt, das Ballet im Allgemeinen nicht gefiel. Man bewunderte die Pracht, man war entzückt über einzelne reizende Gruppen, aber die Anhänger des Ballets, Verehrer der Pirouetten von neunzig Graden, waren bitterböſe, daß ſo wenig für ſie gethan ſei. Um ſo zufriedener zeigte ſich der Hof, und Se. Majeſtät haben vor einigen Tagen reiche Geſchenke nicht allein an den Balletmeiſter und den Componiſten, ſondern auch an alle Mitſpielenden vertheilen laſſen. Tragiſches iſt nichts dabei, als daß ein unglücklicher Arbeiter das Kreuz gebrochen hat (gleichſam als Pentameron zum königſtädtiſchen Theater, wo vor einiger Zeit drei Maſchiniſten daſſelbe Schickſal hatten), und daß einem alten Herrn von Rang und Orden, der in Berlin eine ſtehende Figur bildet, der freie Beſuch der Theater, welchen er als Nachlaß ſeiner verſtorbenen Gattin, einer Schauſpielerin beſitzt, auf ſechs Wochen verboten wurde, weil er ſich unterfangen hatte, von der Undine öffentlich zu ſagen: es ſei ein ſchlechtes Machwerk.

Literariſches haben wir wenig Neues gehabt, ich müßte denn die Gedichte des Herrn Einzelmann, eines ruinirten Kaffetiers erwähnen, die derſelbe in müßigen und betäubten Stunden, deren er überflüſſig beſaß, fabrizirte. Dieſer Mann hat, trotz der übergroßen Natürlichkeit ſeiner Verſe, Talent; er iſt ein Naturdichter, ſei er ſo mittelmäßig er wolle, und die Berliner ſollten billigerweiſe, ſtatt zu lachen, ſich des armen Mannes annehmen, und die Lieder unter der Bedingung kaufen, daß er niemals wieder ein Poet würde.

(Schluß folgt.)

№ 306. 1836.

Phönix.

Dienſtag, 27. December.

Rom.

(Von F. de Lamennais *).

Man hat geſagt, Rom ſei das Vaterland für ſolche, die keines haben. Wir können es nicht einſehen, wie dieſe Stadt für irgend wen ein Vaterland ſein könne im gewöhnlichen Sinne dieſes Wortes. Nicht, als ob ſie nicht etwas ungemein Anziehendes habe, obgleich man es zuerſt nur wenig, oder auch gar nicht bemerkt. Was man in den erſten Tagen empfindet, iſt eben nur eine Art von tiefer Langweile, und von unbeſtimmter und drückender Traurigkeit. Bei jedem Schritt und Tritte ſtößt der Fuß auf Ruinen und regt die jetzt durcheinander gemengte Aſche auf von Menſchen aller Raſſen und aller Länder, die dreißig Jahrhunderte hindurch, als Sieger oder Beſiegte, als Herren oder Sclaven — dieſe Stätte der Größe und der Verwüſtung bewohnt haben. Man erkennt noch in dieſem Trümmerhaufen die Spuren der verſchiedenen Völker und Zeitalter, und aus dieſem Allem ſteigt — ich weiß nicht was für ein Grabesduft auf, welcher die Seele beruhigt und ſie einſchläfert, und einwieget in die Träume des letzten Schlafes. Man kann dahin kommen, um dort zu ſterben, aber nicht, um dort zu leben; denn von Leben — iſt kaum ein Schatten in dieſer Stadt zu finden. Keine Bewegung — als nur das verborgene Treiben einer Menge kleinlicher Intereſſen, die im Dunkel umher kriechen und einander durchkreuzen, wie Würmer im Innern eines Grabes. Staatsgewalt und Volk ſcheinen nur Geſpenſter der Vergangenheit zu ſein. Die Königin der Städte, in Mitten einer Wüſte thronend, iſt zur Stadt des Todes geworden; er herrſcht dort in ſeiner ganzen furchtbaren Macht und Majeſtät.

Was iſt übrigens gegenwärtig die Bevölkerung dieſer entfernten Stadt? Eine kleine Zahl wirklich römiſcher Familien vegetirt hier unbemerkt. Alle großen Namen des Mittelalters, die Colonna's, die Orſini's, die Savelli's, ſind entweder erloſchen oder nahe am Erlöſchen. Der prinzliche und herzogliche Adel gehört dem Lande weder durch die Art ſeiner Einſetzung, noch durch geleiſtete Dienſte, noch durch ſeinen Urſprung an. Es war mehrere Jahrhunderte hindurch ein ſtehender Gebrauch, daß jeder Papſt ſeine Neffen und Vettern erhob und bereicherte, und ſehr oft waren Confiskationen, Spoliationen und Raubthümer die Grundlagen jener Häuſer, die jetzt beinahe alle verfallen. Dem Übermaaße des Prunkes iſt, wie man ſagt, das Übermaaß des Gegentheiles gefolgt. Zurückgezogen in jene weitſchichtigen und ſchweigſamen Paläſte, in welche Niemand Eingang findet, hat dieſe Klaſſe, die auf gleiche Weiſe von ihren Erinnerungen, wie von ihren Beſorgniſſen für die Zukunft ſchmerzlichſt berühret wird, — ſich eine Einſamkeit in der Einſamkeit gebildet. Ein natürlicher Inſtinkt, der allen Geſchöpfen gemein iſt, treibt ſie, ſich zu iſoliren, wenn ihr Ende ſich nahet.

Abenteurer aus allen Nationen und jeden Standes, Mönche aus allen Ländern, Geiſtliche, die aus allen Welttheilen herbeikommen in Hoffnung, befördert zu werden, oder auch nur, um ihren Lebensunterhalt hier zu ſuchen, bilden den übrigen Theil der Bevölkerung. Ohne irgend ein Band, ohne Einheit, iſt ihr Daſein nur ein Geſchehenlaſſen. Der politiſchen Rechte, deren Name ihr ſogar unbekannt iſt, beraubt, hat ſie weder mittelbar, noch unmittelbar Theil an der Regierung und der Verwaltung. Jeder hat nur ſich zum Zweck, mithin außerhalb der Religion entweder materiellen Gewinn, oder gegenwärtige Luſt im Auge. Ruhe, Nichtsthun, Schlaf, von Zeit zu Zeit durch Schauſpiele, welche die Sinne erregen, ununterbrochen, — darin beſteht das Glück, wie jene

---

*) Affaires de Rome.

Taſchenbücher

18) Alpenroſen, ein Taſchenbuch für das Jahr 1837. Herausgegeben von A. E. Fröhlich, H. W. Wackernagel und K. R. Hagenbach. Aarau, bei J. J. Chriſten.

Es gibt zwar noch Schweizer, die ſich darüber ungehalten zeigen, wenn man ihnen die Ehre zuerkennt, zur edlen deutſchen Nation zu gehören. Sie meinen, ſie ſeien eben Schweizer und keine Deutſche, gerade wie man zuweilen noch von einer baieriſchen Nation ſprechen hört, oder wie wenn Neapolitaner behaupten, keine Italiäner zu ſein. Wir aber erkennen die Schweizer als unſere Brüder, und bewahren ihnen unſere Liebe. Auch ſie ſind Sprößlinge aus dem uralten Völkerſtamme der deutſchen Eiche; daſſelbe Blut rollt in ihren Adern, dieſelbe Sprache tönt aus ihrem Munde, und ihre Werke und Thaten entſproſſen aus deutſchem Gemüthe. Haben ſie auch ſeit Jahrhunderten die Blüthe ihrer Jugend in fremde Dienſte geſendet, ſo haben ſie doch treu gedient. Wir erkennen ſie darum nicht minder als unſere Brüder, und flechten gerne ihre „Alpenrösli" in den herbſtlichen Blüthenkranz, den wir für das ſtrahlende Haupt der deutſchen Muſe weben. Vereinigt fanden ſich die Dichter beider Länder ſchon vor Jahrhunderten in der reichen Liederſammlung des ehrwürdigen Maneſſe von Zürich, und wenn auch Hr. Hagenbach in dem einleitenden Gedichte zu den Alpenroſen ſagt:

So wit hät's Schwizerländli goht,
So wit me dütſchi Sproch verſtoht,
So wit iſch's Alperoſefeld
Mit ſiner chline Dichterwelt, —

ſo nehmen wir dieſe Beſchränkung doch nur für eine poetiſche Licenz; denn auch nicht im Schwizerländli Geborene haben zu den hier dargebotenen Blumen ihr Rösli beigetragen. Auch finden Schiller und Göthe ebenſo ein lautes, freudiges Echo in den Schweizer-Gebirgen, wie Hebel, der naivſte aller Alpenſänger, ein wahrhaft deutſcher Dichter iſt — und eine unvergängliche Kinderfreude deutſcher Nation.

Zählen wir nun ebenwohl die Alpenroſen unbedenklich zu den deutſchen Taſchenbüchern, ſo ſind wir darum doch nicht gemeint, jene, wir möchten ſagen, provinzielle Eigenthümlichkeit zu verkennen, durch welche die meiſten Beiträge ſich als Kinder jenes deutſchen Hochlandes beurkunden. Durchweg reflektirt ſich in ihnen jene reiche, gewaltige Natur, welche bald durch die Erhabenheit ihrer Berge den Menſchen zur Gottheit emporrückt, bald durch die ſtille Anmuth ihrer heimlichen Thäler die Freude an ihrem zierlichen Gebilde weckt. So iſt zugleich aufſtrebende Religioſität und heiteres Genügen im engen Lebenskreiſe die höhere Signatur der geiſtigen Produktionen, die das deutſch-helvetiſche Taſchenbuch uns darbeut. Als die Schattenſeite ſeiner Eigenthümlichkeit möchten wir eine gewiſſe Derbheit und Unbehülflichkeit bezeichnen, die hier und dort auch in einzelnen ländlichen Ausdrücken zum Vorſchein kommt, deren Härte uns an die ſchroffen Felſen erinnert, die ſich dem Wanderer dort unerſteiglich entgegenthürmen. Dieſe Schattenſeite tritt beſonders in den proſaiſchen Beiträgen hervor, die wir überhaupt nur mit den rauhen Zweigen vergleichen möchten, an denen die poetiſchen Beiträge wie Blumen und Blätter flattern.

Unter dieſen aber glauben wir die muſikaliſchen Sonette des leider kürzlich verſtorbenen Fr. Theod. Fröhlich, einige Gedichte des norddeutſchen Wackernagel, beſonders deſſen Epigramme, dann einige Naturbilder und Epigramme von K. R. Hagenbach, und die Kampfrichter von Dan. Krauß, als die anmuthigſten unter jenen Blüthen auszeichnen zu dürfen. Aus den zuerſt genannten Sonetten erlauben wir uns, hier das an einen lieben, in der Blüthe ſeines Lebens und Schaffens dahingeſchiedenen Freund, Bernhard Klein, — zu feierndem Gedächtniß an ihn anzuführen.

Bernhard Klein.

„Die Zeit hat deine Wege nicht verſtanden,
Du ernſter Mann, tiefſinnig, rein und ſtille!
Der du des Guten harreſt aller Fülle,
Mit Weisheit ſegneteſt, die um dich ſtanden.
Doch werden einſt, die neidiſch dich mißkannten,
Reumüthig ſich erbau'n an deiner Stille;
Hell wird dein Stern am Himmel ſonder Hülle
Erglänzen und dein Nam' in allen Landen.
Und deine letzten Worte, theurer Meiſter,
An deſſen Mund ich liebend oft gehangen,
Sind meiner Seele unvergeßlich blieben.
Erkennen werden einſt verwandte Geiſter
Auch deine Kunſt, und reines Weſen lieben,
Wenn du nicht huldigſt eitler Welt Verlangen."

Daß aber auch der Bruder dieſes muſikaliſchen Dichters, A. E. Fröhlich, der Muſe in das begeiſternde Auge geſchaut, dafür mag das Naturbild: Kreuz und Blüthenbaum Zeugniß geben.

Von Wackernagel's und Hagenbach's Epigrammen erlauben wir uns als Proben anzuführen; von dem Erſtgenannten:

Wir Alle.

Bei den Alten, wer da war betrübt,
Der hielt ein Gläslein unter,
Und weint' es voll, und ſetzt' es ſtill
Zu den Todten in's Grab hinunter.

Bei den Neuen, wer da iſt betrübt,
Daß ihm zerſpringt das Herze,
Der nimmt ein Päcklein Löſchpapier,
Und weint's voll Druckerſchwärze.

Und von Hagenbach:

Eiſenbahnen.

Mit rauhem Eiſen ſchufen ſich die Ahnen
Durch rauhe Feinde Bahn,
Wir legen glatte Eiſenbahnen
Für glatte Freunde an.

Zum Schluſſe müſſen wir noch der „neuen Semele," eines größeren Gedichtes in 60 ſechszeiligen Strophen gedenken, in welchem Hr. Xaver Schnyder die Mythe von Jupiter und Semele in eine Liebesgeſchichte zwiſchen Helios und der Roſe verwandelt, — wahrſcheinlich um in dieſem Bilde jenes einzige Verhältniß eines unendlich liebenden Kindes zum Helios des deutſchen Parnaſſes zu charakteriſiren. Sehen wir von dieſem Bezuge, der uns nicht paſſend ſcheint, ab, — (denn noch glühet die Roſe, während ihr Helios, ſtatt in voller Glut ihr zu erſcheinen, vielmehr ſich in herbſtliches Gewölk einverhüllt,) — ſo können wir uns nur freuen, den als Tonkünſtler geſchätzten Verfaſſer auch der Poeſie ſeine Huldigungen darbringen zu ſehen. Die Sprache iſt durchgängig gewählt, die Verſifikation leicht und gefällig, und Naivetät und Humor reichen ſich anmuthig die Hände. Um ſo mehr müſſen wir bedauern, daß Herr Schnyder ſich nicht veranlaßt gefunden, die erſte Strophe und die vier letzten wegzulaſſen. In jener verſprach er, im Gedichte zu zeigen:

„Frauenwünſche thun nie gut;"

in der Schlußſtrophe bekennt er, daß, glücklich vermählt, er ſich vorgenommen:

„Alle die Wünſche ganz genau
Zu erfüllen ſeiner Frau."

Wir hoffen, in dem Roſengarten des kommenden Jahres wieder unſerem poetiſchen Tonkünſtler zu begegnen und ſeines ſchönen Talentes uns dann ohne Vorbehalt erfreuen zu können. E.

Notizen.

⁂ Geſchichte des Krieges von Mehemet-Ali gegen die Pforte. — Die Herren D. Cadalvène und E. Barrault, die beide ſchon durch intereſſante Werke zu literariſchem Anſehen gekommen, haben jetzt eine Histoire de la guerre de Méhémet-Ali contre la sublime Porte en Syrie et en Asie-Mineure, de 1831 à 1833 herausgegeben, deren wichtigſte Momente die Verf. theils den Mittheilungen der Offiziere Ibrahim's, theils ihrem längeren Aufenthalt in jenen Ländern verdanken.

⁂ Taubſtummenunterricht in Frankreich. — Auf Befehl des Miniſters des Innern ſammelt man jetzt in allen Departements Frankreich's die ſtatiſtiſchen Angaben in Betreff der Taubſtummen, um die Verwaltung in den Stand zu ſetzen, demnächſt den Grund zu einem Erziehungsſyſteme für alle dieſe Unglücklichen legen zu können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Menſchen ſich es denken, in denen jedoch noch ein Keim höherer und kräftigerer Gefühle ſchlummert. Kein öffentliches Leben; — mithin nichts, was zu einer edlen Thätigkeit aufriefe, nichts Soziales; die beſtehende Herrſchaft drängt von allen Seiten in das niedrige Privatintereſſe zurück. Gewiſſermaßen zum Spott auf das alte Rom — handhabt ein ſogenannter Senator auf dem Kapitole, ich weiß nicht was für eine Gerichtsbarkeit erſter Inſtanz, und über dem Pallaſte des Gouverneurs, welche Stelle immer einem Prälaten ertheilt wird, lieſ't man das berühmte Monogramm: S. P. Q. R., *) deſſen richtigſte Überſetzung noch immer die eines Franzoſen iſt: „Si peu que rien." Rom bewahrte lange Etwas von ſeinem alten Geiſt und von ſeinen Inſtitutionen, wie dieſelben durch die allgemeinen Sitten des Mittelalters modifizirt wurden. Dies war ein Hinderniß für die Befeſtigung der zeitlichen Herrſchaft der Päpſte. Bis in's XVI. Jahrhundert hatten ſie gegen die Macht der hohen Barone und gegen das, was von den Munizipalfreiheiten übrig war, zu kampfen. In jener Epoche fand eine Umwälzung in der Geſellſchaft ſtatt. Die unbeſchränkten Monarchien entſtanden, und dieſer Umſtand verlieh den Päpſten Sieg; ſie blieben allein Herren. Sixtus V., durch Syſtem und von Natur Deſpot, um den volksthümlichen und lehensherrlichen Oppoſitionen ein Ende zu machen, centraliſirte vollends die Gewalt in die Hände der Geiſtlichkeit. Der Papſt und unter ihm das heilige Collegium und die Prälatur, ausſchließlich mit der politiſchen, adminiſtrativen und gerichtlichen Gewalt bekleidet, bilden den eigentlichen Staat; alles Übrige zahlt und gehorcht. So werden alſo die Römer von Fremden regiert, verwaltet und gerichtet; denn, abgeſehen vom Papſte, gehören die Cardinale und die Prälaten Rom nur durch den Zufall der Begebniſſe an, die ſie aus dem übrigen Italien und aus ganz Europa dahin geführt haben.

Iſt das ein Volk? Iſt das ein Vaterland?

Deſſenungeachtet, wir wiederholen es, bleibt dieſe ſonderbare Stadt, — zu verſchiedenen Zeiten Mittelpunkt der ungeheuerſten politiſchen und moraliſchen Verderbniß, — ſie bleibt dennoch ungemein anziehend, etwa wie das Geſicht einer verſchwundenen Welt. Rieſenhafte Bauten, die den Tarquiniern zugeſchrieben wurden, bis zu dem Pallaſt Braſchi, — kurz jedes Jahrhundert hat ſeinen Stempel dieſem durch ſeine Trümmer erhöhten Boden aufgeprägt, der einem weitſchichtigen Kirchhof zu vergleichen, auf welchem eine lange Reihe von Geſchlechtern ſchlummert! Jedes derſelben liegt da unter ſeinem mehr oder weniger verſtümmelten Grabſtein; und der Wanderer, der ſich niederbeugt, um die Inſchrift zu leſen, — wenn er nur unförmliche Züge, nur halb ausgelöſchte Charaktere findet, — pilgert ſchwermuthsvoll weiter; denn er hat geſehen, was der Menſch iſt und ſein Geſchick! Während ſeines raſch dahinſchwindenden Daſeins beeilt er ſich, an den Ufern der Zeit prachtvolle Gebäude aufzuführen, die, ſo glaubt er, ſein Gedächtniß verewigen werden; aber die Zeit in ihrem Lauf unterwühlt ſie nach und nach und reißt ſie hinab in ihre abgründlichen Tiefen. —

Die religiöſen Erinnerungen, die zu Rom in Überfluß vorhanden, die frommen Überlieferungen, welche ſo zahlreiche chriſtliche Denkmäler uns wieder in's Gedächtniß rufen, machen ohne Zweifel einen lebhaften Eindruck auf gläubige Seelen. Wie auch ſollten ſie nicht tief gerührt werden in Mitten der Katakomben, — zugleich Peterskirche und Vatikan jener glorreichen Zeit, — in welcher die chriſtlichen Prieſter (pontifes de J. C.), — denen die Gebeine der Blutzeugen zum Altar, und unterirdiſche Gewölbe zum Pallaſte dienten, — bei dem Schimmer einer dürftigen Lampe tief in der Nacht die heiligen Myſterien feierten, und — nach dem erkräftigenden Gebete — zu den Gläubigen ſprachen: „Ihr wollt die Welt wiedergebären; wohlan, ſo wiſſet zu leiden und zu ſterben!" —

In der Stadt und rings umher trifft man überall auf Gegenſtände, die geeignet ſind, dieſelben Gefühle zu erwecken, welche der Anblick der ſchweigſamen und dunkeln Crypten hervorruft, und wo das verfolgte Chriſtenthum ſeine erſten Wurzeln ſchlug. Der Zauber Roms entſpringt jedoch aus einem allgemeineren Grunde, da er auf gleiche Weiſe diejenigen ergreift, die niemals Glauben hegten, als ſolche, die ihn verloren haben. Uns ſcheint er nämlich der zu ſein, der alles dasjenige auf den Menſchen übt, was ihm lebhaft ſeine Größe und ſeine Gebrechlichkeit, ſeine Macht und ſeine Armſeligkeit zur Anſchauung bringt. In jenen Trümmern, die ſich über Trümmern häufen, webt eine wunderbare Poeſie der Vergangenheit, und in ihrem Contraſte mit einer reichen und kraftvollen Natur iſt Etwas, was uns zum Unvergänglichen emporhebt, und unter der ſterblichen Hülle, welcher unſer wahrhaftes Weſen ſich entwindet, uns ſanft einwiegt im Schooße einer unbeſtimmten Unendlichkeit, und — als hätten wir ſchon das Grab durchwandert, uns mit dem unerſchöpflichen Leben durchdringt, welches Gott in das Weltall ausgegoſſen hat! . . . (Schluß f.)

Die Todtenkapelle der Kapuziner zu Palermo.

(Schluß).

Ohnehin aufgeregt durch den Anblick der Katakomben, trieb der ſchnelle Trunk des Weins das Blut in die Köpfe. Wir waren ſo recht zu einem übermüthigen Abenteuer aufgelegt, und bald führte uns ein Geſpräch über die Furcht zu einem kecken Wagniß. „Was Furcht," ſprach einer unſerer Freunde, ein Schwabe, „nichts Furcht! Wenn ihr's haben wollt, bleib' ich die ganze Nacht mutterſeelenallein da unten bei den Heiligen." „Was gilt die Wette?" riefen wir Andern erhitzt und uns ſchüttelnd entgegen. „Was die Wette gilt? Zwölf Thränen Chriſti." „Topp eingeſchlagen! Wir zahlen zwölf Flaſchen, wenn du das Abenteuer ausführſt." Der Pater hüpfte in poſſirlichen Sprüngen um uns herum, und rieb ſich vor Freude über die Wette die Hände. „Aber woran erkennen wir, daß du bis zum Altar durch den langen Kreuzgang gegangen biſt?" „Dafür weiß ich einen guten Rath," ſprach Lorenzo, „das überlaſſen Sie mir, meine Herren Maler, ich will für ein Kennzeichen ſorgen!"

Wir waren bald des Handels einig; der Schwabe wurde in eine Zelle geführt, um ſich noch eine Stunde zu dem

---

*) Senatus populusque romanus.

Gang in die Todtenkammer vorzubereiten. Wir andern blieben auf der Terraſſe und ſteckten die Köpfe zuſammen, denn jemehr uns die kalte Nachtluft die heißen Köpfe abkühlte, deſto mehr bereuten wir die geſchloſſene Wette; denn wir beſorgten, daß unſern Schwaben doch die Furcht in den Katakomben anwandeln und vielleicht gar tödten konnte. Der Pater riß uns aus unſern Gewiſſensſcrupeln, indem er uns nicht genug von der Furchtloſigkeit unſeres Freundes erzählen konnte, den er ſelbſt zu bewundern anfing.

„Der fürchtet ſich wahrlich nicht; das iſt ein Mann, dem der Gottſeibeiuns ſelbſt keinen Schrecken einjagen würde. Er brennt vor Begierde, hinabzuſteigen und den Todten einen nächtlichen Beſuch abzuſtatten.“ Unterdeſſen hatte die Kühle des Abends und der freundliche Vollmond die übrigen Mönche aus ihren Zellen auf die Terraſſe gelockt; ſie luſtwandelten Arm in Arm, und auch ſie ſchien unſer Abenteuer zu vergnügen. Lorenzo purzelte öfters aus Geſchäftigkeit beinahe über ſeine eignen Füße. Wer weiß, was er hoffte? Ein ſchönes Trinkgeld aus unſerer Taſche oder die Gebühren für ein Grab und für das Läuten der Todtenglöcklein. — Die Glocken von den Thürmen der Stadt ſchlugen eben 10, die feſtgeſetzte Stunde der unterirdiſchen Wanderung war angebrochen. Wir begleiteten unſern ſcherzenden Freund mit laut klopfenden Herzen bis zu den Flügelthüren der Katakomben hinab. Lorenzo hatte neue Lichter, welche die ganze Nacht aushalten konnten, auf die unzähligen Leuchter ſtecken und ſie alle anzünden laſſen. Fackeln, Feuerzeug, Wein und Makaroni lagen in großem Vorrath am Eingange zur Verfügung unſeres Freundes. Lorenzo hatte die ſchauerlichſten Gerippe auf den Poſtamenten mit großen weißen Lacken verhängt, und außerdem hatte der Schalk einen Mehlbrei gekocht und ihn in einem Gefäße eingeſchloſſen, um deſſen Hitze zu erhalten; denn er hatte ſich ausbedungen, das Zeichen zu beſtimmen, durch welches man erfahren konnte, ob unſer Freund bis zum Altare gegangen wäre. „Die da unten haben lange keinen Brei gekoſtet,“ ſprach er lachend, „da ſie heute Nacht einen ſo ſeltenen Beſuch erhalten, ſo ſollen ſie einmal wieder ihr Lieblingsgericht genießen. Ihr ſollt jedem der Skelette,“ wandte er ſich an unſern Freund, „die auf den Piedeſtalen ſtehen, den bedeckten, wie unbedeckten, einen Löffel voll heißen Brei an den Mund werfen. Sind Sie mit dieſem Erkennungszeichen zufrieden, meine Herren Maler?“ Wir verſtummten. „Ich bin's ſchon zufrieden,“ ſagte lachend der Schwabe, „ich will eine große Portion austheilen. Sie ſollen ſatt haben!“ Wir reichten ihm furchtſam die Hand, um vielleicht auf immer von ihm Abſchied zu nehmen. Aus den Augen einiger Freunde ſchlich ſich verſtohlen eine Thräne in die langen Bärte. „Geruhſame Nacht, Herr Ritter ohne Furcht,“ rief Lorenzo. „Wir werden uns morgen zum Frühſtück die zwölf Flaſchen munden!“ Unſer Freund ergriff das große Gefäß des dampfenden Brei's mit der einen Hand, in die andere nahm er einen gewaltigen Löffel. Er tauchte ihn in die ſiedende Fluth und führte ihn zum Munde. „Ich muß doch verſuchen, wie er ſchmeckt,“ ſprach er vor ſich hin, indem er ſich nicht weiter um uns kümmerte. „Potz Wetter, wie werden ſich die da unten die Mäuler verbrennen.“

Wir wollten nun ſchnell zum Eingang zurückeilen; Lorenzo hielt uns aber an und zog uns in eine große Niſche zurück, aus der wir das ganze tragikomiſche Schauſpiel unbemerkt mit anſehen konnten. Unſer Freund hatte ſchon einige Löffel voll dampfenden Brei's, ein ſchwäbiſches Volkslied ſingend, mit gewaltigem Wurf an die Zähne der klappernden Gerippe geſchleudert, als er ſich eben einer mit einem großen weißen Leintuch verhüllten Statue näherte. „Jetzt aufgepaßt,“ flüſterte uns Lorenzo zu. Der wandernde Mundkoch blieb etwas verblüfft, wie es ſchien, vor dem verhüllten Gerippe ſtehen und wir konnten deutlich ſehen, wie es langſam hin und her ſchwankte. Aber plötzlich tauchte er ſeinen großen Löffel bis zum heißen Grunde ſeines Topfes und warf mit voller Kraft die dampfende Ladung an die Stelle, wo ſich der Mund befinden mußte. Ein ſchreckliches Geſchrei brach ſich donnerähnlich an den Wänden. „Blaſ' du, wenn dir's zu heiß iſt,“ ſprach der Schwabe gelaſſen, indem er ſich anſchickte, ruhig weiter zu gehen, als die ganze ſchwere, verhüllte Maſſe jammernd zu ſeinen Füßen auf den Boden ſtürzte. Lorenzo eilte herbei, wir folgten in großer Aufregung nach. „Ach meine Lippen, meine Lippen!“ wimmerte es aus den weißen Linnen hervor und zwei feiſte Arme bemühten ſich, aus der Verhüllung ſich loszuwinden. Es war einer der feiſteſten Mönche, welchen der ſchalkhafte Lorenzo, um unſern Freund recht in's Bockshorn zu jagen, auf das Piedeſtal anſtatt des Gerippes gehoben hatte. Jubelnd umarmten wir unſern Freund, als ob er uns neu geſchenkt ſei, jubelnd trugen wir ihn mit Blitzesſchnelle die hundert Stufen auf die Terraſſe empor, wo die noch verſammelten Mönche mit Freudengeſchrei unſern Freund begrüßten. Lorenzo mit ſeinem Schlachtopfer, das er mit dem ganzen Aufwand ſeiner Beredtſamkeit zu beſchwichtigen ſuchte, aber ſeine Klagen nicht verſtummen machen konnte, hinkte, ſeinen Schmeerbauch vor Lachen haltend, Topf und Löffel tragend, hinten nach. „Zwei Reliquien!“ rief er den lachenden Confraters zu, indem er Topf und Löffel empor hob, „beſitzt unſer Kloſter von heute an mehr! Die Furchtſamen der ganzen Welt werden zu ihnen wallfahrten, und bei dem Anblicke derſelben gewiß von ihrer ſchrecklichen Krankheit geheilt werden.“

Von Neuem kreiſ'te das volle Kelchglas, in welchem der edelſte Thränenwein in Perlen aufſtieg. „Dem Deutſchen ohne Furcht!“ riefen wir. „Bei dem iſt nichts zu blaſen,“ ſagte trocken unſer Freund, und trank das volle Glas auf die Geſundheit der lachenden Kapuziner aus. —

H. Künzel.

Feuilleton.

.*. **Erſter Brief des Abbé Combalot an Herrn de Lamennais.** — Abbé Combalot, der zu Lyon die Adventpredigten hält, hat an Herrn de Lamennais ein Schreiben in Druck gegeben unter dem Titel: „Première lettre de M. l'abbé Combalot à M. de Lamennais en réponse à son livre contre Rome, intitulé: affaires de Rome.“ Er erklärt Eingangs deſſelben, daß, als alter Freund des Hrn. de L., er doch jetzt keine Schonung mehr für ihn haben könne, da auch er ſchonungslos gegen Rom ſich geäußert. Zur Charakteriſtik Beider mögen folgende zwei Stellen dienen: „Es ſind nahe an fünf Jahre her, daß Ihre Freunde und ich, — daß wir in Ihrer Seele wie das Geräuſch eines Sturmes vernommen. Ihre Gedanken, welche die göttliche Autorität der Kirche ſchon nicht mehr in Schranken hielt, kamen und gingen wie raſende Wogen, und der Luftzug des Irrthums trieb ſie gegen die Klippe, an welcher Sie geſcheitert, und in den Abgrund, in den Sie hinabgeſtiegen ſind . . .“ „Ihre Seele, ihren eigenen Trieben hingegeben, iſt von Spottluſt durchdrungen (pétrie de sarcasme); Voltaire würde Sie um dieſe Gabe beneidet haben. Niemals vergeſſen Sie eine Beleidigung oder auch nur einen Widerſpruch; nie habe ich einen gleich tyranniſchen und mithin der Satyre furchtbareren Geiſt gekannt, als den Ihrigen. Niemals werde ich vergeſſen, wie ich eines Tages zu La Chenaie (dem ländlichen Wohnorte des Hrn. de Lam.) zu Ihnen gekommen, als Sie eben jene ſo ſchneidendſcharfe Stelle gegen den Abbé Feutrier (damals Biſchof und Miniſter) geſchrieben, wie Sie da, nachdem Sie mir dieſelbe vorgeleſen, einer ausſchweifenden Freude ſich hingegeben, die ſich durch ein unauslöſchliches Gelächter kund that, welches etwas Krampfhaftes und Infernaliſches hatte. Ich konnte kaum von meinem Erſtaunen zurückkommen, und meine blinde Anhänglichkeit an Sie zerquälte ſich lange, um eine Entſchuldigung zu ſuchen für einen ſo ärgerlichen Mangel an menſchlichem Erbarmen!“ —

⁂ **Statiſtik der bedeutendſten franzöſiſchen Journale.** — Nach **Bulwer's** „Frankreich in ſocialer, litterariſcher und politiſcher Beziehung haben

	in Paris	in den Depart.	
der Conſtitutionnel	3300.	9300	Abonnenten.
die Débats	4000.	6900	—
die Gazette de France . . .	6000.	6700	—
der Temps	1200.	4000	—
der Courrier français . . .	1600.	3500	—
die Quotidienne	1000.	3100	—
der National	2700.	2700	—
das Journal de Paris . . .	900.	1000	—
der Moniteur	500.	800	—
der Meſſager	700.	400	—

⁂ **Nordamerikaniſcher Witz.** — Ein **Philadelphiſches Zeitblatt** ſchreibt, wie die Times berichten, Folgendes: „Dr **Jackſon** zu Boſton in den V. St. hat kürzlich das Trinkwaſſer dieſer Stadt chemiſch unterſucht. Es ergab ſich ihm aus der Analyſe, daß die Einwohner jährlich Kalkerde genug mittrinken, um eine Marmorſäule von 60 Fuß Höhe und 2 Fuß im Durchmeſſer daraus verfertigen zu können. Die dortigen Schauſpieler behaupten, es brauche viel Zeit, um bei den Boſtonern Gehör zu finden. Wer kann ſich darüber wundern, wenn, nach Dr. Jackſon's Theorie, ſie eine bloße Maſſe von eitel kaltgefühlloſem Marmor bilden? Ohne Baltimore zu nahe treten zu wollen, — müßte man nicht künftighin Boſton die monumentale Stadt nennen?“

⁂ **Smith's Entdeckungsreiſe in's Innere von Afrika.** — Dr. **Andreas Smith**, von der **Geſellſchaft** des „**Kap der guten Hoffnung**“ in das innere Afrika geſendet, iſt am 12. Auguſt 1834 von Graaf Reinet mit ſeiner aus 50 Perſonen, 150 Laſtthieren und 20 Wagen beſtehenden Expedition ausgezogen, und zu Anfang dieſes Jahres dahin zurückgekehrt, nachdem er eine Breite von 23° 16′ durchreiſt. Er wurde mit Gliedern von 27 verſchiedenen Stämmen bekannt, und erhielt Kunde von 16 anderen. Die zurückgebrachte Ausbeute beſteht in 120 Häuten von theils noch unbekannten, theils ſeltenen Vierfüßlern, 3379 Bälgen von neuentdeckten oder ſeltenen Vögeln, drei Fäſſern mit Schlangen und Eidexen, einer Kiſte mit Inſekten u. ſ. w. Er überzeugte ſich, daß die Hottentottenraſſe ausgedehnter ſei, als man bisher glaubte.

⁂ **Expedition nach Spanien zum Gemäldekauf.** — Die franzöſ. Regierung hat die Herren **Taylor** und **Dauzats** nach Spanien geſendet, um für ihre Rechnung Gemälde der ſpaniſchen Schule anzukaufen. Bereits ſind mehrere Kiſten mit Kunſtſchätzen zu Paris angelangt. Durch die Aufhebung ſo vieler Klöſter ſind ſehr viele Bilder aus uraltem Verſtecke hervorgekommen, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß auch die deutſchen Gallerien dieſe nie wiederkehrende Gelegenheit nicht ungenutzt vorüber gehen ließen, ſondern ebenſowohl Expeditionen ausrüſten möchten, um aus jener großen Conflagration möglichſt Vieles nach Deutſchland zu retten.

⁂ **Neueſte Schriften von de Pradt und Fiévée.** — Herr **de Pradt**, den man eben ſowohl einen großen, mit geiſtreichem Weine gefüllten **Krug** nennen könnte, wie man Herrn Prof. Krug den deutſchen de Pradt genannt, hat ſeine 101 Gelegenheitsſchriften durch eine kürzlich von ihm herausgegebene Abhandlung über die **orientaliſche Frage** vermehrt. — Wahrhaft **bereichert** wird aber die Staats- und geſchichtliche Literatur durch die eben erſchienene „Correspondance et relations pendant onze années (von 1802—1813) avec Bonaparte, prémier consul et empereur, par J. Fiévée.“ Dieſe Schrift ſoll ein ganz neues Licht auf den perſönlichen Charakter und die Regierungspolitik Napoleon's werfen. Alles, was Religion, Politik, Verwaltung, Menſchen und Thatſachen dieſer Epoche betrifft, ſoll mit jener Unparteilichkeit und dem Geiſte beurtheilt ſein, welche den früheren Schriften des Hrn. F. ſo viele Leſer und — Freunde gewonnen. Auch jene ſarkaſtiſche Schärfe ſoll ſich darin wiederfinden, welche den Abbé Frayſſinous zu der Bemerkung veranlaßte: „On peut dire de M. Fiévée, comme de Fénélon, qu'il a de l'esprit à *faire trembler*.“

⁂ „**Geiſt des Judenthums**“ — iſt der Titel einer, aus dem Engliſchen des „d'Israeli,“ in's Deutſche übertragenen, kürzlich zu Stuttgart erſchienenen Schrift, deren Inhalt im Weſentlichen ſich ſo angeben läßt: „Die Verehrung des moſaiſchen Geſetzes als eines göttlichen, unabänderlichen, die ſtrenge Beobachtung des Sabbaths, des Ceremonialgeſetzes, des Speiſenverbotes bewirkten eine traurige und gehäſſige Abgeſchloſſenheit. Die Juden wurden immer verhaßter, weil ſie als erwähltes Volk Gottes — ſtolz auf andere Völker blickten, und ihr Geſetz über Alles erhoben. In allen Ländern verſchieden, ſind ſie doch kenntlich an ihrem Nationalcharakter. Die ſociale Reform hängt von ihnen ſelbſt ab; ſie müſſen mit den übrigen Völkern verſchmelzen.“

⁂ ***Banque philanthropique.*** — Dieſe, ſeit drei Jahren zu Paris beſtehende Bank, hat ihren wohlmeinenden Abſichten nun noch einige neue Wirkungskreiſe geſchaffen. Sie bildet jetzt **fünf** Kaſſen. Die **Vorſichtskaſſe** (caisse de prévision) begreift eine Maſſe von Geldern, die zum Vortheil der Familien vertheilt werden, deren verſicherte Söhne dem Kriegsdienſt verfallen. Die **Brautgabkaſſe** (caisse dotale) will den jungen Leuten beider Geſchlechter eine Heirathsgabe verſichern. Die **Ueberlebungskaſſe** (caisse de survie) bietet eine Kapitalienmaſſe, die nach 10 oder 20 Jahren „allen Ueberlebenden“ zu gut kommen ſoll. Die Kaſſe der **lebenslänglichen Penſionen** verpflichtet ſich, den Unterzeichnern jährlich eine Rente von 20, — 50, — 100, und 250 pCt. von der bei der Geburt gezahlten Summe zu zahlen, je nachdem die Rente 30, 40, 50 oder 60 Jahre bezogen werden ſoll. In der **Anlegungskaſſe** (caisse de placemens) werden alle 6 Monate die Intereſſen nach dem Stande der Renten kapitaliſirt und die Einlagen mit Zinſen auf Begehren zurückgezahlt.

⁂ **Ueber Guſtav Schleſiers deutſche Studien** wird (in der **Nürnberger Zeitung** v. 10. d. M.) von Berlin aus u. a. Folgendes geſchrieben: „So ſehr man es dem Verfaſſer zum Verdienſt anrechnet, daß er Preußen für Deutſchlands inneren und nationalen Mittelpunkt, und für den Repräſentanten eines inneren deutſchen Staatslebens ausgibt, ſo ſehr hat er bei Mehreren aus der höheren Beamtenwelt dadurch Mißfallen erregt, daß er bei aller preußiſchen Geſinnung und Anhänglichkeit an die Idee Preußens das Stadium der Beamten-Hierarchie, der Kabinetsbefehle, der Dampfſchifffahrtspolizei und der Cenſurcollegien, der Hausvogtei und der Begnadigung, als nicht anzupreiſende Seiten des politiſchen und intellektuellen Preußenthums hervorgehoben hat, worüber er in der Fortſetzung ſeiner Studien ſich näher ausſprechen zu wollen ſcheint.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 307. 1836.

Phönix.

Mittwoch, 28. December.

Vaterſegen.

Es ſprach mein alter Oheim
Zu mir vor ſeinem Sterben:
„Noch will ich ein Geheimniß,
Mein Sohn, auf dich vererben.“

„Du haſt bisher auf Schulen,
Wie deine Lehrer klagen,
Dich nicht mit Ernſt befliſſen
Der alt' und neuen Sprachen.“

„Gelernt haſt du ſehr wenig,
Gering iſt dein Begreifen;
Du liebſt nur, durch die Fluren
Müſſig und träumend ſchweifen.“

„Ich will dich ſelbſt nun lehren,
Was hoch mein Sein beglückte,
Was meinen Drang befriedigt,
Was meinen Geiſt entzückte.“

„Du ſollſt der Vögel Sprache
Durch mich verſtehen lernen,
Sollſt wiſſen, was ſie ſingen,
Die Nahen, wie die Fernen.“

Er ſprach's, und hob ſich mühſam
Von ſeinem Krankenlager,
Und hob die reinen Hände,
Ach, abgezehrt und hager.

Und mühte ſich, ſie leiſe
Auf meine Stirn zu legen,
Und ſprach was, unvernehmbar,
Doch klang's, wie Vaterſegen.

Da ward mein Ohr geöffnet,
Natur, für deine Weihe;
Da ward mein Sein erhoben,
Vater, durch deine Treue!

Ich ſegne dich im Grabe,
So wie du mich geſegnet;
Dein denk' ich, wenn im Walde
Ein Vogel mir begegnet.

Dein denk' ich, wenn zum Herzen
Sein einfach Lied mir dringet;
Durch dich lernt' ich verſtehen,
Was er nur ſpricht und ſinget.

Ludwig Bechſtein.

Rom.

(Schluß).

Der bewohnteſte Theil von Rom nimmt bei der Tiber den Raum des alten Marsfeldes ein. Von kleinen unregelmäßigen und ſchmutzigen Straßen durchſchnitten, bietet dieſer Theil der Stadt im Allgemeinen einen Anſchein von Armuth und einen traurigen Anblick dar, ungeachtet der zahlreichen Gebäude, die auf dieſer beſchränkten Fläche zuſammengedrängt ſind. Man ſieht hier die neuere Zeit, — wie ſie war, bevor noch eine mittlere Klaſſe, die jetzt in der Hälfte von Europa vorherrſcht, zwiſchen dem Volk und der Ariſtokratie ihre Stellung genommen. Nur die Religion minderte, ohne ſie zu tilgen, die Entfernung, welche jene beiden Extreme der Geſellſchaft voneinander abſendert, und beſonders das Mönchthum hatte in dieſer Beziehung einen Einfluß, den zu verkennen ungerecht wäre.

Die Kirchen, hinſichtlich der Kunſt gegen die Paläſte zurückſtehend, gehören einer Epoche des Verfalles der chriſtlichen Baukunſt an. Nach dem damaligen Geſchmack in's Griechiſche traveſtirt, iſt das Chriſtenthum hier des Prachtgewandes entkleidet, mit welchem die Künſtler in den Jahrhunderten des Glaubens es geſchmückt hatten. Nichts, was
]

an die alte Kathedrale erinnert mit ihren ſymboliſchen Formen, ihren endlos aufſteigenden Gewölben, ihren Thurmſpitzen, die zum Himmel ſich aufſchwingen, wie glühender Sehnſucht Gebete, mit ihren mannigfaltigen und bedeutungsvollen Zierrathen, ihren geheimnißreichen Beleuchtungen und ihrem fernher tönenden Wiederhalle. Statt deſſen Allem — ziemlich ſchwerfällige Dome, zuweilen mit bewunderungswürdigen Fresken verziert, andere Meiſterwerke des Pinſels, und ein großer Reichthum ſeltener Marmorarbeiten; aber ein völliger Mangel deſſen, was die Seele ergreift, was ſie rührt und ſie in eine höhere Welt mit ſich fortreißt. —

Das alte Rom, gegenwärtig faſt gänzlich verödet wegen der übertriebenen Furcht, welche die aria cattiva den Römern einflößt, umfaßt beinahe den ganzen Raum, den die ſieben Hügel einnehmen. Nur der Citorio gehört zur neueren Stadt. Eine ſchwache Bevölkerung, die auf dieſem weiten Umfange zerſtreut iſt, bildet hier und dort, wie kleine Städte oder ſogar Dörfer, die durch angebautes Land voneinander geſondert ſind, einige Villen und prachtvolle Ruinen, wie namentlich die Thermen des Diokletian, die des Titus, das Colliſeum, der Bogen des Septimius Severus, die Trajansſäule und andere zahlreiche Bruchſtücke der Herrlichkeiten des Königsvolkes und der Cäſaren, die es entthront haben. — Später warf der chriſtliche Genius auf dieſen Boden Denkmäler verſchiedener Art: beſcheidene Kapellen und unermeßliche Baſiliken, unter denen die Peterskirche ſich majeſtätiſch auf dem Grunde eines Platzes erhebt, der, — wenn man Alles zuſammennimmt, vielleicht der ſchönſte in ganz Europa iſt; endlich Klöſter, denen ihre Einſamkeit, die Ruhe und Stille, die ſie, wie mit einer milden Atmosphäre umgeben, — einen wunderbarlich melancholiſchen und ſüßen Reiz verleiht. Die meiſten derſelben haben nur wenige Bewohner; einige, völlig verlaſſen, verfallen wegen Mangel an Obſorge, und werden ſelbſt bald nur noch Ruinen ſein.

Alſo auch hier ein Anblick der Hinfälligkeit und Bilder der Zerſtörung; aber auch hier, in dieſer von ſo vielen Erinnerungen bevölkerten Einſamkeit, unerſchöpfliche Quellen inhaltſchwerer Gedanken und tiefer Rührungen!

Unter einem Himmel, bald prangend in tiefem Azur, bald von rothen, heißen Dünſten umzogen, und am äußerſten Horizonte begrenzt von unausſprechlich großartigen und anmuthigen Linien, — entdeckt man bei jedem Schritte irgend eine jener bezaubernden Fernſichten, die kein Pinſel vollkommen darzuſtellen vermag. Denken Sie ſich eine unermeßliche, ungleiche Ebene, einem Meere ähnlich, deſſen Wogen, in tauſend Richtungen ſich erhebend, plötzlich verſteinert worden wären, — ſo haben Sie ein Bild von der römiſchen Campagna. Überbleibſel von Waſſerleitungen, Trümmer von Gräbern zeigen ſich hier und dort. Die Tiber durchſchlängelt ſie, gelb und ſchmal, und meiſtens kann man ihren Lauf zwiſchen den nackten Ufern verfolgen, wie man die Spuren einer Schlange erräth, die durch das Gras dahin ſchlüpft. Weiter hinaus — ausgenommen auf dem Wege nach Oſtia, — erheben ſich Berge, hinter denen ſich andere Berge von ſeltſam mannigfaltigen Formen hinziehen, ſich öffnen, ſich ſchließen, ſich wieder öffnen, als wollten ſie den Blick nach jenen bezaubernden Landſchaften des alten Latium's verlocken, welches nach Süden hin das Meer begrenzt, das zugleich die Küſten Afrika's und die von Toskana beſpült — vastum mare et spatiosum manibus. —

Der Orient hat andere Schönheiten und andere Erinnerungen: durch ſeine Lehren, ſeine Philoſophie, ſeine Künſte, Geſetze, Sitten und ſeine ganze Kultur bildet er eine eigene Welt, voll Größe und Geheimniß. Aber für uns, Männer des Abendlandes, gibt es keinen Ort, der uns gewaltiger ergreift, als Rom, der eine gleich eindringliche Sprache zu uns ſpricht. Unſere ganze Vergangenheit iſt hier in ihrem Trauerpompe verſammelt, und erſcheint hier ganz allein. Die Zeit ſcheint geſchloſſen auf dieſem Boden, wo die Seelen, wallend, wie die langen Kräuter auf den Kirchhöfen, nur klagende und erſterbende Töne vernehmen laſſen. Vom Gipfel dieſer Trümmer betrachtet den Horizont; — kein Zeichen, welches den Aufgang der Zukunft verkündigt!

Narragoniſche Schildereien.

Von G. M. H. Fiſcher.

V. Der juriſtiſche Reformer.

Publius, ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter Narragoniens, iſt ſoeben im Begriffe, eine Schrift herauszugeben, worin er die Vorzüge der gegenwärtigen narragoniſchen Gerichtsverfaſſung kräftig gegen alle Neuerungen vertheidigt, und zugleich die Mittel angibt, wie jene vorzügliche, gegenwärtige, narragoniſche Gerichtsverfaſſung befeſtiget, oder, wie man in Narragonien ſagt: conſolidirt werden möge.

Nachſtehend folgt ein Auszug aus dieſer Schrift, welcher, nebenbei geſagt, dem Herausgeber bedeutenden Aufwand an Porto und Honorar verurſacht hat. Aber die „narragoniſchen Schildereien“ wären unvollſtändig geweſen, wenn er nicht durch einen gebornen und eingebürgerten Narragonier dieſes ſo höchſt wichtige Thema vor'm Publikum hätte erörtern laſſen wollen.

Publius ſchrieb:

„Männer von Narragonien!

„Ich habe nie an eurem ächten und unverfälſchten narragoniſchen Gemüthe gezweifelt. Bleibt der Sitte der Väter getreu. Will das Küchlein klüger ſein, als die Henne? Verſchließt eure Ohren vor denen, die da in Schaafspelzen herumgehen. Ihr habt ja Ohren, mit denen ſich etwas machen läßt. Wenn ſie mit ihrer Zunge euch Schmeichelreden zukommen laſſen, ſo laſſet ihnen eure Zunge zukommen ohne Schmeichelreden. Ihr habt ja, ſo gut wie Andere, euern Gothe geleſen, und wißt, was der feine Mann ſeinen Berlichingen ſo grobe Dinge dem Fenſter hinaus ſagen läßt. O, ihr ſeid noch mehr dazu genöthigt, als jener Berlichingen. Dem wollten ſie nur an Leib und Leben, aber euch wollen ſie an euer Recht. Recht! Recht! Capirt ihr nicht, was das iſt, ihr Narren, wollt ich ſagen: ihr Narragonier? Schlägt euer Herz nicht hoch bei dem Worte „Recht?“ Überzieht nicht Glut eure Wange, ebenfalls bei dem Worte „Recht?“ Ja, ja! Zwar bleibt eure Wange ſo kaſigt, als die Wange des Caſſius, des Fürſten Pückler und des verſtorbenen Wilhelm Waiblinger zuſammengenommen (bekanntlich drei ſehr blaſſe Perſonen), aber ich habe nicht umſonſt, neben dem Privatrechte und dem Prozeß, auch mit Politik mich beſchäftigt, und ich weiß daher, daß es bisweilen nothwendig iſt, etwas zu ſehen, wo nichts iſt, und nichts zu ſehen, wo etwas iſt. Alſo ihr wurdet roth bei dem Worte Recht. Nun will ich euch aber auch ſagen, was das Recht iſt, damit ihr wißt, warum ihr roth werdet. Das Recht iſt ein Allerlei, ein mixtum et compositum, eine Mengwurſt, der wahre Überall und Nirgends, die ſich ſelbſt verneinende Gewißheit und die ſich ſelbſt erzeugende Ungewißheit. Und dieſes Recht will man euch nehmen!

Männer von Narragonien! Ihr wißt, wie euer Narragonien eingetheilt iſt. Es beſteht aus zwei Städten, ſechs Dörfern und beliebig viel Weilern und Mühlen. Nun ward von euern Vätern euch dieſe Rechtsverfaſſung überliefert, daß in jeder der Städte, und in jedem der ſechs Dörfer, und in jedem der zwei beliebig vielen Weiler und Mühlen ein beſonderes Recht gilt. Z. B., wenn ein Ehegatte kinderlos ſtirbt, ſo erbt, je nach dem Orte Narragoniens, wo die Ehe eingegangen worden iſt, der hinterlaſſene Ehegatte das ganze Vermögen, oder die Hälfte, oder ein Viertel, oder ein Achtel, oder ein Sechszehntheil, Siebenzehntel, Achzehntel, und ſofort bis Hundert. Dabei wird wieder genau unterſchieden zwiſchen beweglichem und unbeweglichem Vermögen, für welche in den einzelnen Stadt-, Dorf-, Weiler- und Mühlentheilen Narragoniens je beſondere Beſtimmungen gelten, wobei auf die ſcharfſinnigſte Weiſe ausgerechnet iſt, daß an dem Orte, wo der hinterbliebene Ehegatte alles Mobiliare erbt, ihm nur der hundertſte Theil des Immobiliare zufällt, und umgekehrt da, wo ihm das ganze Immobiliare zu Theil wird, er nur den hundertſten Theil des Mobiliares bekommt. In dieſe Beſtimmungen kommen dann wieder Modificationen, je nachdem das Vermögen des Verſtorbenen errungenſchaftliches oder eingebrachtes Vermögen war, u. ſ. w.

Ich ſetze euch, Männer von Narragonien, dieſes nicht weiter auseinander, weil ihr es doch nicht verſteht, und es genug iſt, wenn eure Anwalte und Richter es verſtehen, obgleich, ehrlich geſtanden, ſelbſt für einen Rechtsgelehrten, ein Jahrhundert nöthig ſein würde, in all jenem Irr- und Wirrſale, wie man ſagt, ein nur einigermaßen leuchtendes Licht anzuzünden. Aber dieſes Irr- und Wirrſal iſt ein unvergleichliches und ſehr ſinnreiches Erbſtück eurer Väter; ihr könnt, wie an alten Kreuzern, an den einzelnen Stadt-, Dorf-, Weiler- und Mühlenrechten Narragoniens herausſtudiren, wie dieſer Staat vor hundert und hundert Jahren in ſeinen einzelnen Theilen lebte, webte, verkehrte, prozeſſirte und ſich divertirte. Denn welch ein erhabeneres Divertiſſement kann es geben, als, um poetiſch, und deßwegen euch vielleicht unverſtändlich mich auszudrücken, auf der Brücke des Gedächtniſſes zum Tempel der Gelehrſamkeit zu gelangen, und dort der Vermählung des Scharfſinnes mit der Eleganz gewiſſermaßen als Brautjungfer beizuwohnen? Männer von Narragonien, ihr waret die Brautjungfer, und es konnte nur als eure verdammte Schuldigkeit erſcheinen, daß ihr uns, den Juriſten, das vergoldete Ehrenkränzlein dabei aufſetztet.

Alberne oder bösartige Menſchen wollen euch euer Recht, wie es bisher war, rauben, und euch ein in allen Theilen Narragoniens gleichmäßig geltendes Recht verſchaffen. Als ob nicht Mannigfaltigkeit das Geſetz der Natur wäre, hiſtoriſche Erinnerungen nichts wögen, und nicht der kleingroße oder vielmehr der groß-kleine Satz: Divide et impera eine der heilſamſten Maximen in der großen Staatsküche Narragoniens wäre! Divide et impera! Es lebe der Florentiner Macchiavell! Schreit Vivat, ihr Eſel!“ — — (Pauſe in der Schrift des Publius, damit während derſelben die Narragonier Vivat ſchreien können).

Männer von Narragonien! Ihr habt von jenem Könige gehört, der ſeinen Anhängern nicht royaliſtiſch genug war. So ſcheint mir unſer hiſtoriſches Recht noch nicht genug hiſtoriſch. Wir müßten es damit machen, wie jene heutigen Römer, welche die von ihnen fabricirten Antiken (Büſten und Münzen) mit Erde beſchmieren und in Erde vergraben. Jede Straße Narragoniens habe ihr beſonderes Recht, jeder Garten, jedes Haus! O, was iſt da noch zu thun! Denkt euch einen Codex vico Xaverino oder einen Codex domus Y-ensis und dgl. in unſerer Stadt, denkt euch dieſe Mannigfaltigkeit der Codexe in ganz Narragonien tauſendfach wiederholt! — Ihr ſtaunt? — Aber ihr bezweifelt doch nicht! — Ich verbitte mir das Bezweifeln!

Übelgeſinnte Neuerer preiſen euch die Wohlthaten der Öffentlichkeit im Gerichtsverfahren an. Wie, wollt ihr eure Proceſſe, eure Verbrechen und ſelbſt nur eure gewöhnlichſten Polizeivergehen an die große Glocke gehängt haben? Soll eure Nachbarin, euer Knecht, ſelbſt bisweilen eure Frau und Kind, — ſollen ſie dahinter kommen können? Soll das Publikum euer Verhalten, das Verhalten eurer Advocaten und Richter controlliren können? Schreibt nicht auch euer Arzt ein lateiniſches Recept, und der Apotheker kramt in ſeinen Büchſen herum, die Arznei iſt fertig, ihr nehmt ſie ein — geſchah das alles öffentlich? Könnt ihr nicht eben ſo ſelig ſterben, als ob es öffentlich geſchehen wäre? Auch die Jurisprudenz iſt ſo ein Medikament. Viel Wiſſen macht Kopfweh. Und wenn gar durch ſolche Öffentlichkeit ſtaatsgefährliche Grundſätze in Umlauf kämen! Wenn die Neugier, die Eitelkeit, das Klatſchen, das Verſäumen der Arbeit und das Mißtrauen in die Behörden ſich vollſaugten an jener Öffentlichkeit, wie die Blutegel ſich am entzündeten Körpertheile vollſaugen! Hat man da ſo geſchwind Salz bei der Hand, was man mit Erfolg auf ſie ſtreut? — Ach, ihr Männer von Narragonien! Glaubt mir, es iſt ſehr heilſam, wenn ein proceßführender Theil nie ſeinen Gegner, wenn der urtheilſprechende Richter niemals den Angeklagten ſieht, wenn die Zeugen niemals den Angeklagten ſehen. Ihr erinnert euch der Beſtimmung des Alterthums, daß die Richter im Dunkeln ſitzen und richten mußten, um ihr Mitleid und andere unjuriſtiſche Eigenſchaften dieſer Art nicht rege werden zu laſſen. Da iſt doch am Geſcheidteſten: die Richter ziehen nicht blos den Mantel der Nacht, ſondern tüchtige Mauern und wohlgefugte Thüren zwiſchen ſich und die Betheiligten. Dann geht Alles gut, leicht, bequem und zur rechten Ehre der Themis ab, welche nicht umſonſt mit verbundenen Augen dargeſtellt wird.

Ebenſo verwerflich iſt, was man euch zu Gunſten der ſogenannten Jury ſagt. Denn Jury iſt ein franzöſiſches Wort, und ihr ſeid wackere, ehrliche, biderbe Franzoſenhaſſer. Außerdem — was ſoll denn eine Jury? Ihre Mitglieder ſollen entſcheiden, ob und welches Verbrechen begangen worden iſt? Und wer ſind denn dieſe Mitglieder? „Gevatter Schneider und Handſchuhmacher.“ Woher ſchöpfen ſie ihre Überzeugung, ob und welches Verbrechen begangen worden ſei? Aus den perſönlichen Ausſagen des Angeſchuldigten, den perſönlichen Ausſagen der Zeugen und ſonſtigen vor ihren Augen und Ohren ſich entwickelnden Beweismitteln. Dann ſagen ſie Ja oder Nein, und der rechtsgelehrte Richter ſpielt nur die zweite Rolle, indem er das Geſetzbuch aufſchlägt, und die Norm auf die Thatſache anwendet. Kann aber nicht noch weit beſſer der Richter, der rechtsgelehrte Richter, Thatſache und Norm in ſeine Behandlung ziehen? Iſt es paſſend — um mich nochmals eines trefflichen, medicinischen Gleichniſſes zu bedienen — daß der Apotheker erſt die Arznei macht und dann der Arzt das Recept dazu ſchreibt? Geſtatte man doch den juriſtiſchen Ärzten das Selbſtdispenſiren! Wozu die Controlle durch's

Publikum? (ich habe mich ſchon darüber gelegentlich der Öffentlichkeitsfrage geäußert). Wozu die wunderliche Annahme, daß 12 einfache Staatsbürger namentlich in manchen Proceſſen eine größere Garantie der Unabhängigkeit gewährten, als 12, oder mehr oder weniger, vom Staate angeſtellte und beſoldete Richter? Wozu dieſe Schnelligkeit des Ausgangs? Wozu dieſes völlige Abgethanſein nach dem gefällten Verdikt (ſo nennt jene barbariſche Jurisprudenz den Ausſpruch der Jury)? Wozu — doch, ihr ſeid ſchon überzeugt. Ihr ſeid kluge, verſtändige Leute, ihr Narragonier, ihr wollt nun und nimmer etwas von der Jury wiſſen. Dabei ſeid ihr auch beſcheidene Leute. Ihr: Mitglieder einer Jury? Bedenkt doch, daß, nach den Naturgeſchichtſchreibern, der Menſch ein animal, alſo wenig mehr als eine bestia iſt. Wenn euch nun als Jury-Männer etwas Beſtialiſches ankäme! Nein, bleibt zu Hauſe, flickt an den Hoſen eurer Kunden, aber nicht am Gebäude des Rechts; pflügt eure oder eurer Nachbarn Äcker, aber pflügt nicht in der See des Staats, die Wellen könnten euch ſonſt über die Köpfe ſchlagen.

Ihr ſeid für die groſe Idee einer Reform in der Jurisprudenz gewonnen, aber einer Reform im Sinn des hiſtoriſchen oder hiſtoriſcheren Rechts. Ich ſei euer Führer!

Frankfurt a. M. (Muſik.) —
(20. December).

Der hieſige Cäcilien-Verein begann den vielfach geſchlungenen Reigen, den die Winterſaiſon hier führt, mit dem Oratorium „Saul,“ von Händel, oder, mit Scarlatti zu reden, von dem Sachſen oder dem Teufel. Daß trotz Schelble's proviſoriſcher Abweſenheit (er erwartet in ſeiner Vaterſtadt Hüfingen bei Donaueſchingen ſeine Geneſung) die Luſt und Liebe zu dieſer durch ihn in's Leben gerufenen patriarchaliſchen Muſik unter deſſen Mitgliedern nicht erloſchen iſt, bezeugte die heutige ſehr gelungene Aufführung unter Hiller's (unſeres wackern jungen Mitbürgers) ſachverſtändiger Leitung. Er bewies darin, daß die Pariſer Luft ſeinen deutſchen Muſikſinn nicht verdorben hat; aber da er ſich in ſeinem eignen Vaterlande nur als Gaſt befindet, ſo iſt nicht abzuſehen, wer von den hieſigen Künſtlern (ſollte Schelble nicht mehr an's Ruder kommen) ihn erſetzen wird. Felix Mendelsſohn, der unmittelbar nach des Stifters Abreiſe aus Achtung für Tendenz und Theilhaber auf kurze Zeit die Leitung übernahm, iſt anderwärts gebunden. Hiller hat nicht Luſt, hier ſeine kräftigſten Jahre zu verſauern, — und dieſe chriſtlichen Epopöen (wie ſie Herder nennt) dürften ſchwerlich die ausſchließliche Attractionskraft beſitzen, ihn für immer zu feſſeln. Ries treibt ſich wieder in aller Welt herum (bald lieſ't man von ihm aus Paris, bald aus London), und wird, wie man behauptet, ſich nach der Direction des Aachner Muſikfeſtes, dort niederlaſſen, um dem dortigen Muſiktreiben eine beſſere Religion zu lehren. Aloys Schmitt ſteckt bis über beide Ohren in den Geſchäften ſeines Inſtrumental-Muſik-Vereins, und zwei Herren dienen kann man nicht. Guhr hat mit ſeiner kranken Oper vollauf zu thun, und thut einen Nothſchuß um den andern. — Es blieben nur noch zwei Männer übrig, die Kopf und Herz beſäßen und die ſichere Hand dazu: Schnyder von Wartenſee und A. André (in Offenbach). Aber nach dem Laufe der Dinge ſteht zu beſorgen, daß man das Naheliegende über das Fernere vergeſſe, oder daß ſich das Inſtitut ganz auflöſe, obgleich es jetzt in ſeiner vollſten Blüthenzeit ſteht. Nun, die Folge wird's lehren.

Ruſſiſche Nationalgeſänge (im Coſtüme), von der Familie Matweitſch, haben zwiſchen-aktlich nicht ſehr angeſprochen. Das Haus war leer, — ich ſelbſt half zu der Leere beitragen, — und man zweifelt an der Ächtheit der Nationalität dieſer Geſänge.

Das Muſeum (am 2. December) gab Molique's Symphonie aus D-dur (er ſchrieb bis jetzt nur dieſe eine), und es iſt nur eine günſtige Stimme darüber. Sie weichet ganz ab von dem Schwulſte der heutigen ſogenannten romantiſchen Schule, iſt einfach, verſtändlich, bleibt nicht zwiſchen dem Trommelfell und dem Herzen ſtecken, wie manche ihrer gepreiswürdigten Schweſtern, iſt melodiös, klar, fließend, und voller pikanter, aber ungeſuchter Modulationen. Den Contrapunkt hat Molique ſo erfaßt, daß ſeine Partitur zugleich als Ausſtellung für das theoretiſche Auge gelten könnte. Hayd'n ſcheint ſein Vorbild im Styl, Mozart und Beethoven in der Form zu ſein; das hört man aber auch! Die Execution mit einer Probe war vortrefflich. — Madame Linker (vom Hoftheater zu Schwerin) trug die große Aria der Elvira aus dem Opferfeſte vor, Note für Note, wie ſie ſteht. Das iſt für unſere transponirte Zeit ein ſeltenes Factum! — Dem. Katinka Heinefetter, eine jüngere Schweſter der Gefeierten, ſang Spohr's „unvermeidliche Roſe.“ Sie iſt noch reine Anfängerin, hat aber das verwandte Familien-Metall in der Kehle, und berechtigt zu tüchtigen Hoffnungen. — Duett und Terzett aus „Sargines“ (Mad. Linker, Fräulein Kratky und Herr Linker) bildeten beifällig aufgenommene Zwiſchenſätze und Schluß. — Rieſſtahl ſpielte Variationen von Beriot mit Geſchmack und Energie. (Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ Das Muſeum in Darmſtadt. — Se. Hoheit der Erbgroßherzog Ludwig von Heſſen und bei Rhein, deſſen in beſcheidener Stille kräftigem Wirken man ſchon manche erfreuliche Anordnung verdankt, wie z. B. die Lichtung der herrlichen Waldwege in der Umgebung Darmſtadt's, läßt jetzt die mannigfachen Schätze mit Umſicht und Sachkenntniß ordnen, welche ſich in dem Muſeum befinden, und früher lange Zeit wie brach gelegen hatten.

⁂ Von Byron's ſämmtlichen Werken, herausgegeben von Adrian, werden bei J. D. Sauerländer zwei elegante und verhältnißmäßig billige Ausgaben in 12 Bänden mit ſechsundzwanzig Stahlſtichen erſcheinen.

⁂ Novemberſturm. — Zu ſeinem Sternregen erhält der November jetzt noch einen kosmiſchen Winterſturm. Der Précurseur d'Anvers bemerkt, daß die ſieben heftigſten Stürme, deren die Geſchichte gedenkt, in jenem Monate ſtattgefunden haben. Der Sturm vom 26. Nov. 1282 vereinigte den See Flevo mit dem Meere und bildete den Zuiderſee; der zweite am 19. Nov. 1421 verſchlang 72 Dörfer und mehr als 100,000 Menſchen; der am 5. Nov. 1530 zerſtörte Holland's Deiche; der vierte am 22. Nov. 1686 verdarb abermals dieſe Deiche und begrub 25 und mehr als 10,000 Menſchen; der Sturm am 11. Nov. 1775 richtete wieder großen Schaden in den Niederlanden an, und der vorletzte am 6. Nov. 1800 verbreitete ſeine Verwüſtungen über den ganzen Continent.

Nro 308. 1836.

Phönix.

Donnerſtag, 29. December.

Hiſtoriſche Literatur.

10) Hiſtoriſches Taſchenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Sotzmann, Zinkeiſen, herausgegeben von Friedrich von Raumer. Achter Jahrgang. Mit dem Bildniſſe Ludwig's XIV. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1837.

An äußerem Intereſſe vergleicht ſich die Folge der Aufſätze, welche der achte Jahrgang des hiſtoriſchen Taſchenbuchs enthält, nicht ſowohl einem Freudenzuge, wobei die Vornehmſten nachgehen, ſondern einem Trauerzuge, wobei ſie in erſter Reihe ſchreiten.

F. W. Barthold hat im „Ausgang des Joan'ſchen Zweiges der Romanow und ihrer Freunde“ (S. 1 bis 163) die erſchütternden Begebenheiten beſchrieben, die wie ein Sturm, vom 28. October 1740 bis in die Regierung der zweiten Katharina hinein, und hauptſächlich bis zum 5. Juli 1764, dem Todestage des unglücklichen Joan (Iwan), um die höchſten Häuſer Rußland's wirbelten, und Groß- wie Größtwürdenträger in deren Schütte begruben. Dabei iſt der Schreiber eben ſo diskret, als beſtimmt, die göttliche Bedeutung der Geſchichte eben ſo ehrend, als ihr nahe tretend und ſie verſtändig entwickelnd.

„Müſſen wir vom allgemein menſchlichen Standpunkte aus uns der Größe und unläugbar fortſchreitenden Bildung Rußland's freuen, abgeſehen von der Beſorgniß des Weſteuropäers, ſo würden wir auch verſöhnt auf die Wege blicken, auf welchen das Gewaltige mündig ward.“ Mit dieſen und anderen Worten leitet Herr Barthold die Erzählung jener Begebenheiten ein, in welchen die drei Revolutionen, welche die Großfürſtin Anna, als Regentin (1740), die Großfürſtin Eliſabeth, als Kaiſerin (1742) und die Kaiſerin Katharina II., als regierende Kaiſerin (1762) zur höchſten Gewalt in Rußland führten, die Hauptanhaltpunkte bilden. Darum kreiſen dann die Schickſale der Geſtürzten und der neu Erhobenen, wie feurige Sonnen, oder wie blaſſe welke Monde, bis jene Sonnen auch nicht ſelten zu Monden wieder herunter ſinken. Am Erſchütterndſten iſt das Schickſal jenes vorhin erwähnten Iwan, des letzten männlichen Descendenten Peters des Großen, welcher, als zweijähriges Kind vom Throne geſtürzt, durch die Politik dreier auf einander folgender Kabinette im Gefängniſſe gehalten, nach 22jähriger Haft einer Intrique unterlag, welcher das rechte Beiwort zu geben, der menſchliche Sprachſchatz ſich weigert (S. 148 bis 156).

„So war,“ ſchließt dieſer Aufſatz, „der unbemerkte Ausgang des älteren Zweiges der Romanow, deſſen Schickſal nicht ſo hochtragiſch, als der Stuarts, nicht ſo verſchuldet, als der Bourbons, aus vielen Gründen dennoch verdient, jenen, durch Dichter und Geſchichtſchreiber verewigten „Königstragödien“ an die Seite geſtellt zu werden. Im Leben der Staaten wiederholt ſich die Wahrheit: daß das Schlaffe, Tugend- und Laſterloſe, wenn auch, wie hier, unter dem Schutze dienſtbarer Tapferkeit und dienſtbaren Talentes, dem Stärkern zuletzt immer zur Beute fallen müſſen.“ —

„Über Burgenbau und Burgeneinrichtung in Deutſchland vom 11. bis zum 14. Jahrhundert“ (S. 165 bis 245) führt aus dem Gebiete halb-orientaliſchen Serail- und Satrapenweſens in die ſchlichten Hallen unſerer deutſchen Altvordern. Es iſt dabei zunächſt zwiſchen Hofburgen und Burgſtallen unterſchieden. Gelegentlich der erſten handelt der Verfaſſer, Herr Leo, den Zwinger, die Brücke, die Porte, den Palas, das Vor[illegible] u. ſ. w. ab. Belegſtellen liefern ihm dabei beſonders die Gedichte Parzival und Willehalm.

Eine intereſſante Zugabe iſt „das Leben auf den Burgen, ſoweit es ſich an die Einrichtung der Burg, als eines Gebäudes knüpft“ (S. 217 bis 245).

„Verſailles, hiſtoriſche Rückblicke von J. W. Zinkeiſen“ (S. 246 bis 446) geben erſt den Totaleindruck von Verſailles, wie es jetzt noch, eine gewaltige Leiche, zwiſchen ſeinem Park ſich breitet; leiten dann durch ſeine wichtigeren Gemächer, und behandeln zuletzt in einzelnen größeren Abſchnitten die Geſchichte von Verſailles von ſeiner Entſtehung an, die im Dunkeln liegt, bis auf die neueſte Zeit. Die glänzende Regierung Ludwigs XIV. iſt auch die glänzendſte Epoche von Verſailles, ſeiner Reſidenz. Herr Zinkeiſen prüft beſonders fleißig die Frage: Welche Summen den eben genannten König die Anlage des Schloſſes und des Parkes zu Verſailles gekoſtet haben mögen? Er glaubt ſie urkundlich auf 90 Millionen Livres anſchlagen zu können, welcher Betrag dem heutigen Geldwerthe des Doppelten entſpräche, und verwirft Volney's vier Milliarden.

Der Aufſatz: „Älteſte Geſchichte der Xylographie und der Druckkunſt uberhaupt, beſonders in ihrer Anwendung auf den Bilddruck“ (S. 447 bis 500), liefert wichtige Materialien zu dem bezeichneten Gegenſtande.

Herr von Raumer war diesmal nur Herausgeber, nicht Mitarbeiter an ſeinem Taſchenbuch; doch ſtand er dem erſten Aufſatze deſſelben in bedeutenden Abſchnitten des zweiten Theils ſeiner faſt gleichzeitig erſchienenen „Beiträge zur neueren Geſchichte“ nahe. B.

Aus Berlin.

(Schluß).

Weit mehr Aufſehen haben die in Leipzig erſchienenen: „Anſichten aus der Cavalier-Perſpective“ hier gemacht; beſonders, als man erfuhr, daß es ächte und unächte gebe. Die letzten, welche den erſten zuvorkamen, und bald verboten wurden, geben Anlaß zu den ſonderbarſten Myſtificationen; denn während eine Partei ſich über die Grundſätze empörte, welche darin niedergelegt ſind, und laut eifernd einen hohen Staatsbeamten als den Verfaſſer bezeichnete, während Andere ſich freuten, daß die Ehre und Hoheit des Adels ſo ſchön vertheidigt werde, hielt eine dritte Partei das Ganze für eine bittre Satyre. Welche Anſicht die richtige iſt, bleibt aber in der That ſehr zweifelhaft, wenn in der That der Hofrath Neugebauer in Frankfurt der Verfaſſer ſein ſollte, denn es läßt ſich nimmermehr annehmen, daß ein kgl. Hofrath ſo offenen Spott ausgießen ſollte?!

Die ächten Cavalierperſpectiven von dem Barone Werſt haben bei weitem nicht das Intereſſe erregt, als jene; obgleich dieſer Herr Baron, der die Breslauer Zeitung eigenthümlich beſitzt, und darauf ſchwört, daß es das erſte Journal der Welt ſei, ein geiſtvoller und gewandter Mann ſein ſoll, der ſein eigenes ziemlich abenteuerliches Leben ſchildert.

An Journalen, die wie Meteore auftauchen und verſchwinden, haben wir wiederum zwei erſcheinen ſehen. Eine Iduna, welche jedoch faſt nirgends zu finden iſt, und einen Neuigkeitsboten, der ſich eben ſo ſelten macht. Der letzte wird von dem ehemaligen Kriegsrath Müchler redigirt, und man muß den Muth und die Rüſtigkeit eines ſiebenzigjährigen Herrn bewundern, der unverſtanden von der jetzigen Welt, und ohne daß er dieſelbe verſteht, ſich in ein ſo unruhiges und ſtreitvolles Leben wirft. Die ſchönen Tage ſind längſt vorüber, wo langweilige Spiele müßiger Stunden Beifall finden konnten; aber Hunger erhält die Welt, ſagt Schiller, bis die Philoſophie einſt es thun wird.

Für unſere Literatur und deren höheren Aufſchwung iſt nichts nachtheiliger, als die vielen Überſetzungen. Am meiſten im Zuge ſind die engliſchen Seeromane, die in zehn verſchiedenen Ausgaben erſcheinen, und da die Verleger kein Honorar, ſondern nur geringe Überſetzungskoſten zahlen, auch billig genug ſind. Einzelne Buchhandlungen in Deutſchland ſcheinen ſich dabei mehr und mehr einem ſolchen Verlag zuzuwenden, wie z. B. Herr Vieweg in Braunſchweig, aus deſſen Offizin binnen wenigen Jahren eine große Zahl engliſcher Romane, nur, man muß es geſtehen, mit Geſchmack gewählt, vortrefflich ausgeſtattet und billig, eine Hauptbedingung unſerer Zeit, hervorgegangen ſind. Offenbar macht endlich auch in Deutſchland die typographiſche Ausſtattung Fortſchritte, und wenn wir uns auch nicht mit den Franzoſen und Engländern vergleichen können, ſo iſt doch in den letzten Jahren ungemein viel geſchehen, und hierin, glaube ich, ſteht die Vieweg'ſche Druckerei“ als Muſter allen übrigen voran, und übertrifft ſelbſt Brockhaus. Leider kann ich von Berlin hierin nichts Ausgezeichnetes nennen, allein das Beſtreben iſt da, obgleich einzelne Buchhändler, wie z. B. Herr Reimer, noch immer nicht das Bedürfniß zu erkennen ſcheinen, und das graueſte Druckpapier nach wie vor verbrauchen.

Unſere Gemäldegallerie iſt am 24. Nov. und gewiß immer noch zu früh geſchloſſen worden. In der letzten Zeit kamen noch manche ſchöne Sachen, beſonders der Düſſeldorfer Schule, unter welchen Leſſing's Huſſitenpredigt den höchſten Ruhm verdient. Was die Directoren der Ausſtellung bewogen haben mag, dies herrliche Werk in das ungünſtigſte Licht zu hängen und dort auch hängen zu laſſen, iſt ſchwer zu begreifen. Es war eine Verkümmerung des Genuſſes, die eine laute Anklage erweckte und verdient. Die Düſſeldorfer Schule hat mit dieſem Bilde einen großen Fortſchritt gemacht. Aus den unbeſtimmten lyriſch-romantiſchen Momenten, welche ſie größtentheils bis jetzt bewegten, iſt ſie ächt hiſtoriſch geworden, und gewiß wird Leſſing's Beiſpiel andere große Künſtler dieſer Schule bewegen, ſeinen Fortſchritten zu folgen. Bei Damen hat Leſſing's Bild größtentheils nicht den tiefen Eindruck hervorgebracht, wie Hildebrand's Söhne Eduard's; wo das Herz durch das Sentimental-Schauerliche, das Auge durch die blendende Pracht der Färbung gefeſſelt wird; aber wie geiſtig tiefer und größer iſt Leſſing's Bild, wie charakteriſtiſch und ergreifend iſt jede Geſtalt, wie durchdacht iſt Alles, und wie ſchön und vollendet iſt die Ausfuhrung. Etwas, was man gewöhnlich an Leſſing's Bildern vermißt.

Das Bild gehört dem Kronprinzen, und der Maler hat dafür ſechszehnhundert Thaler erhalten. Eine geringe Summe für ein Werk, das nach Jahrhunderten noch bewundert werden muß. Aber unſere Maler verſtehen überhaupt noch nicht, ſich ihren Genius bezahlen zu laſſen. So ſind hier die Söhne Eduard's fur neunhundert Thaler verkauft werden. Ein reicher Engländer bot dem Beſitzer, dem Grafen Spiegel vom Deſenberg, ſogleich zweitauſend Pfund, glücklicherweiſe iſt jedoch der edle Graf ein eben ſo großer Kunſtfreund, als reicher Mann, und ſo wurde das ausgezeichnete deutſche Werk von dem Schickſale gerettet, in irgend einem verſteckten Landſitze Alt-Englands zu vermodern.

Wie erfreulich iſt der Eifer, mit welchem immer mehr das künſtleriſche Element in das Volk bringt. Die großen Säle der Akademie ſind niemals leer von Zuſchauern geworden, und der lebendige, ſtetswachſende Antheil an der Kunſt wird auf alle unſere Zuſtände bald ſeine Wirkungen äußern.

Hunderte von jungen Leuten, die ſonſt ganz andere Berufszweige wählten, werden in den Sälen der Kunſt entflammt vom Genius der Schönheit, und wenden ſich ihm zu; die Achtung wächſt, und die Kraft und Freiheit der Nation findet neue Quellen und Stützen in dem kühn aufſtrebenden Geiſte der neuen Kunſt und der ſteigenden Intelligenz.

Was das Theater betrifft, ſo liegt die Oper jetzt mehr als je im Argen; und Sommer und Herbſt ſind hingegangen, ohne auch nur einen Kunſtgenuß zu bieten. Seit die drei Sängerinnen Löwe, Faßmann und Clara Heineſetter uns verließen, hatte keine neue ausgezeichnete Gaſtſpielerin uns beſucht. Jetzt heißt es endlich, Mlle. Löwe werde bald kommen, und dieſe Nachricht wirft einen Troſt in die Seelen der Theaterfreunde; denn Madam Seidler ſo wenig, als die junge Anfängerin Clara Stich, können einigermaßen genügen, und Mlle. Grünbaum ſteht zu einſam.

Herr Spontini hat es dahin gebracht, daß der Kritiker Ludwig Rellſtab, ſein heftiger und freilich zuweilen maßloſer Gegner, ſechs Wochen lang in die Gefängniſſe der Hausvoigtei geſperrt wurde, allein den größten Schaden hat jener, denn Rellſtab's eindringliche und immer wiederholte Warnungen, haben es endlich dahin gebracht, daß keine Sängerin mehr Spontini's Opern ſingen will, und alle ſich contractlich davor ſichern. Dies hat auch Fräulein Löwe nach dem Beiſpiele des Fräul. Grünbaum gethan, und Spontini's Werke können nicht mehr hier gegeben werden. Man kann nicht läugnen, daß die ungeheure Anſtrengung der Stimme in allen Opern Spontini's den meiſten Sängerinnen über lang oder kurz höchſt nachtheilig werden muß; Rellſtab aber geht in ſeiner einſeitigen Anſicht und ſeiner Animoſitat gegen Spontini doch zu weit, wenn er gradezu behauptet, dieſe Opern müßten das Grab aller Sängerinnen ſein. Überhaupt iſt die Art, wie derſelbe gegen allen italiäniſchen Geſang und Alles, was nicht Mozartiſch iſt, eifert, oft gradezu lächerlich, und mindeſtens iſt auf eine ſo befangene Kritik weniger zu geben, als es hier geſchieht. Von dieſer Einſeitigkeit gibt er am beſten Kunde im Betreff der jungen Clara Stich, die er ungemein heraushebt, und emphatiſcher Weiſe von ihr ſagt, es ſei von der Gottheit zu viel verlangt, wenn ſie einem Weſen, welches mit ſo viel Anmuth und Talent von den Grazien beſchenkt ſei, auch noch eine ſchöne Stimme verleihen wollte. Einen ſo argen Nonſens, und ſo viel ſchmachtende Sentimentalitat hätte ich in dem alten, dicken bebrillten Rellſtab freilich nicht vermuthet. Nach dem Urtheile aller Unbefangenen iſt Fräulein Clara Stich für die Oper nie zu gebrauchen, denn ſie hat allerdings, wie Rellſtab ſagt, keine Stimme. In einem Singſpiele, wie z. B. Mary, Max und Michel, leichte Arien nach beliebten Melodien zu ſingen, dazu iſt ſie allein brauchbar, und auch ſelbſt hier nur, inſofern ihre perſönlichen Vorzüge und vielleicht ihr naives Spiel ſich geltend machen können.

Man fangt übrigens an, immer mehr einzuſehen, daß man ſich in den Talenten der Geſchwiſter Stich getäuſcht habe. Beide ſind mehr als Copieen der Mutter, wahre Maſchinen, denen jedes Wort, jede Bewegung eingelernt iſt, und welche ſich als gehorſame Automaten zeigen. Betrachtet man gegen beide die originelle Erſcheinung des Fräuleins von Hagen, ſo zeigt ſich dieſe Wahrheit im hellſten Lichte. Die geniale Auffaſſung dieſer Künſtlerin, das Leben und der Humor, welche ſie ihren Geſtaltungen zu geben weiß, verdunkelt ganz das erborgte Licht der beiden Anfängerinnen. Es iſt betrübt, daß man dieſe mit ſo einſeitigem Beifall überſchüttet hat, und ich fürchte faſt, dies wird ſich noch ſpäter rächen und ſie nie zur wahren Erkenntniß ihrer ſelbſt bringen.

Neues hat es auch nicht viel auf unſerer Bühnenwelt gegeben. Ein Luſtſpiel: „Der Zögling," von der Prinzeſſin von Sachſen, hat nur theilweis angeſprochen.

Es iſt übrigens doch ſonderbar, daß wir Norddeutſche ſo ſelten mit dem Geſchmacke unſerer ſüdlichen Landsleute übereinſtimmen können.

Vor einiger Zeit hat auch der würdige Veteran Beſchort ſein Jubiläum gefeiert. Öffentlich, auf der Bühne des Schauſpielhauſes, ward ihm von allen Mitgliedern des Theaters eine feierliche Anerkennung bereitet, und die Zuſchauer überſchütteten den alten, tiefgerührten Mann mit Beifall. Er hat ſeinen vollen Gehalt als Penſion behalten, und da es nicht üblich iſt, daß Schauſpieler Orden empfangen, ſo iſt er mit der großen Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft belohnt worden. Ein Benefiz, in welchem er Scenen aus den Stücken, in welchen er vorzüglichen Beifall errungen, darſtellte, brachte ihm ein hübſches Sümmchen ein, und ſomit iſt er ein glücklicher Jubilar.

Über die Königsſtadt und die neue Oper dort ſchreibe ich Ihnen wohl nächſtens Etwas. Auf dem Königſtädtiſchen Theater gaſtirt jetzt Herr Marrder aus Frankfurt mit recht vielem Beifall, und das Neueſte, was ich ihnen berichten kann, iſt, daß die berühmte Hunde- und Affen-Comödie des Herrn Schreiber bei uns eingetroffen iſt und ungemeinen Zulauf von Alt und Jung hat. Es ſind ausgezeichnete Künſtler dabei, und Mancher kann dort lernen.

Frankfurt a. M. (Muſik.) —

(Schluß).

Das Muſeum vom 16. December gab Mozart's C-dur-Symphonie. Welches Werk! Welche Größe und Unſchuld! Vor ihm erlöſchen doch alle Sterne des 19ten Jahrhunderts. Selbſt die Beethoven'ſchen Symphonien verlieren von ihrem Glanze. Sie iſt eine Königin, der reinſten Tugenden voll, und ihr ganzes Geſchlecht beugt ſich vor ihr. — Gluck's Ouvertüre der Iphigenia ſprach das Ite, und mit den beſten Eindrücken verließen wir den Saal. — Flöten-Variationen von Ferd. Keßler dürfen kühn in dieſem Bunde das Dritte ſein. — Ein Flöten-Concert und von einem Unbekannten? und Mozart und Gluck? Doch iſt es ſo. Keßler iſt ein deutſcher Componiſt und unſer Landsmann. Was man von ihm kennt, iſt gediegen und originell. Dieſe Variationen ſind nach dem Ausſpruch der Kenner klaſſiſch; inſofern man nicht die fixe Idee hat, nur die alte Muſik verdiene dieſen Namen! man darf ſie als Seitenſtück zu Beethoven's Violin-Concerten betrachten. Wenn Ferd. Keßler in ſeines Patrons Fußtapfen tritt, ſo folgt er ihnen in beſcheidener Ferne. Aber ein Funke ſeines Geiſtes glimmt ſicher in ihm. Hier ſind neue Gedanken, hier ſind Erfindungen mit tiefer Gelehrſamkeit gepaart; wer Modeputz ſucht, verlaſſe den Saal vor Beginn der erſten Note. Ehre dem Muſeum, welches das verborgene Gute an's Licht fördert, und dem Virtuoſen (Herrn Mohr, Mitglied des Orcheſters) der ihm ſeine Zunge lieh. Aber weßhalb führte man das ganze Werk nicht auf? denn ein Opus im ſtrengen Sinn darf dieſe Compoſition genannt werden. Weshalb ſtrich man die den Variationen vorangehende, angekündigte und zweimal probirte Phantaſie? Man glaubt mit Unrecht, das Publikum des Muſeums durch gute Muſik zu langweilen. — Weshalb ignorirte man ſogar des Componiſten Namen? Ich nehme mir die Freiheit hiermit, dieſes letzte, kränkende Verſehen wieder gut zu machen. Herr Guhr ſorge für Reparatur des erſten. Die Compoſition wurde, wie der Vortrag, mit allen Zeichen der Überraſchung und des Beifalls aufgenommen.

Im Schauſpielhauſe ſpielte Molique ſein 4tes Concert D-Moll und Variationen von ſeiner Compoſition. Das heißt componiren. Da müſſen die Linienſyſteme jubeln im Gefühle ihres Werthes, wenn M. die Feder anſetzt. Das iſt ein Violin-Concert im ächten Sinne des Wortes. Meinen rechten Handſchuh dem, der ein beſſeres nachweiſen kann, meinen linken dazu, wer ein ähnliches ſchreibt. Das Rondo nun vollends — das iſt ſo lieblich und mild, das lächelt unter Thränen — und hat ſo ganz eigne athembenehmende Rückführungen in's Thema, und iſt doch auch dabei ſo harmoniſch voll — gar nicht ſo durchſichtig wie Legionen ſeiner Bruder — daß man ſich gar nicht ſatt hören kann. Dabei ſein Geigenſpiel! Man glaubt zuweilen, er trotze, daß der Mechanismus nicht mehr Schwierigkeiten bietet; er ſpielt ohne alle ſichtbare Anſtrengung und greift nie falſch. Ein hieſiges Blatt ſagt ſtatt aller Lobeserhebungen über Molique: „Er iſt ein vollkommener Künſtler," und es hätte vollkommen recht, wenn Molique's Spiel nicht zuweilen kalt ließe!!

Im Saale des goldnen Roſſes hörte ich von einem hieſigen Vereine, der nicht genannt ſein will, aber ſchon lange beſteht: A. Romberg's „Lied von der Glocke," und „Idomeneus" von Mozart. Es iſt eine Geſellſchaft von Dilettanten und findet in ihren Übungen ihren Himmel. Meine Kritik ſoll ihn durch keine Wolke verfinſtern!

Am 9. Dec. gab Riefſtahl ſeine erſte Soirée musicale im Marmorſaale des ruſſiſchen Hofes. Das 1ſte Quartett von Beethoven (A-dur) und Onslow's (C-Moll) bildeten Anfang und Schluß. Im Laufe dieſer Blätter hat man ſich ſchon empfehlend über die Tendenz dieſes Quartettzirkels ausgeſprochen, und ich füge noch hinzu, daß die Ausführung nach Maßſtab der Kräfte gelungen genannt werden konnte. Ich ſage: nach Maßſtab der Kräfte; denn unbedingtes Lob wäre mehr als Tadel. Drei der hieſigen Orcheſtermitglieder, die Herren Haupt, Wagner und Elsner, ſind als tüchtige Geiger bekannt, und es ſteht zu erwarten, daß hier was Tüchtiges zu Stande kommen werde. Aber eben das zu Stande kommen erfordert eine beſtändige Übung in Beobachtung der Nüancen, und in der Harmonie des Lichts und des Schattens. Ein Quartett iſt eine ſich durchkreuzende vierfache Ehe, in der man ſich vor der Hochzeit kennen lernen muß, indem nach derſelben leicht die Flitterwochen wegfallen. Dieſes beſtändige Beiſammenſein, dieſe unausgeſetzte Übung, vorzüglich aber dieſe geiſtige Flitterwochenzeit ſchaffte den Gebrüdern Müller ihre Celebrität. Aber der Anfang mußte gemacht werden, und es ſteht zu hoffen, daß unſer Publikum ſich durch dieſen glücklichen Anfang animirt fühlen werde, den Fortgang deſſelben gedeihlich zu hegen. Die Zwiſchenzeit fullten Geſänge am Clavier aus. Herr Guhr, ein immer thätiger Unterſtützer bei ſolchen Gelegenheiten, begleitete. — Fräulein Kratky und Hr. Wiegand ſangen Lieder von Schubert, Lachner, Genaſt und Riefſtahl. Nicht ohne guten Grund hofft man vielſeitig, hier den Ort zu finden, wo die die André'ſchen vortrefflichen Lieder einmal in's Leben gerufen werden. Wir ſind gewohnt, von Riefſtahl das Seltnere zu fordern! Ein Divertimento für die Flöte blies Hr. Leed fertig und präzis.

An Opern-Novitäten hörten wir am 8. Dec. „das eherne Pferd," von Auber. Unſere Künſtler gaben ſich alle Mühe, aber „wo Nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren," ſagt ein gutes Sprichwort. Dieſe Oper iſt überall entweder durchgefallen, oder lau aufgenommen worden, und am Ende liegen geblieben — trotz des Pompes, womit einige Städte ahnungsvoll dieſen muſikaliſchen Irus behängten. Bei uns, wo gewöhnlich der Pomp die ſchlechteſte Rolle ſpielt, müſſen die Rollen ſelbſt vor Bankerott ſchützen. Und doch ſcheint ſich die Oper noch einige Zeit halten zu wollen. Das macht der Oper Ehre! — T.

Feuilleton.

⁂ Akademie der bildenden Künſte in Dresden. — Der König von Sachſen hat die Statuten für die Organiſation dieſer Akademie genehmigt. Zunächſt iſt nun ein akademiſcher Rath eingeſetzt, welcher, unter Leitung des zum Curator der Akademie ernannten Staatsminiſters von Lindenau, aus den Profeſſoren der Akademie (Hartmann, Matthäi, Vogel, Rietſchel und Semper), dem Oberinſpektor der Gallerie der Statüen (Haſe), dem Kunſtfreunde von Quandt und dem Kupferſtecher Steinla beſteht. Unter Mitwirkung des Generaldirektors der Kunſtakademien bildet dieſer Rath die verwaltende Behörde für die Akademie und die begutachtende Behörde über Gegenſtände der Kunſt überhaupt; ſo daß er auf Anlangen der Landesbehörden, und auf das Geſuch von Privatperſonen über Kunſtangelegenheiten ſein Gutachten abzugeben, und Subjekte zu Zeichnenlehrern an öffentlichen Anſtalten vorzuſchlagen oder auch zu prüfen hat.

⁂ Lord Wellington auf den Knieen vor Frau von Stael und vor Frau Recamier. — „Unwiſſend wo und von woher" (nach Ernſt Münch's Sprachweiſe), kömmt uns ein Zeitblatt zu Geſicht, in welchem erzählt wird, daß Wellington, als er zum erſtenmal den Salon der Frau v. Stael beſuchte, von ihr gefragt worden, „ob es wahr ſei, daß der Lord Kanzler während der Parlamentsſitzung knieend mit dem Könige ſpreche?" — „Allerdings." — „Wie macht er es denn?" — „Er ſpricht knieend." — „Aber wie?" — „Nun ſo." „Und der gefeierte Held," heißt es weiter, „knieete vor der berühmten Frau nieder. „Das müſſen Alle ſehen," ſprach die Stolze, und alle Anweſenden klatſchten Beifall, während Wellington ruhig auf den Knieen liegen blieb, bis ihm Frau v. Stael die Hand zum Aufſtehen reichte.

Aber der „gefeierte Held," dies müſſen wir jenem Zeitblatte bemerken, — ließ nicht leicht ſich zu ſolcher Kniebeugung nöthigen; denn aus freien Stücken brachte er den Frauen, „die im Rufe des Geiſtes, des Ranges oder der Schönheit ſtanden," derlei Huldigungen dar. „Sobald er einer Frau mit einer von dieſen drei Eigenſchaften vorgeſtellt wurde, — ſchreibt die Herzogin v. Abrantes, —*) ſo verliebte er ſich in ſie... Er wußte, daß Mad. Recamier (in welche er ſchon 1814 ſich verliebt hatte) durch Napoleon verfolgt worden war, und es ſchien ihm ganz natürlich, daß deſſen Sieger belohnt werde. Er hatte darauf ſo ſehr gerechnet, daß er 1815, als er nach Paris kam, ſogleich zu Mad. Recamier eilte, ſich ihr zu Füßen warf, und mit pathetiſcher Stimme rief: „Ich habe ihn beſiegt!" Mad. Rec. hatte zuerſt viele Luſt, zu lachen, aber dann wurde ſie verletzt dadurch, daß man glauben konnte, die Franzöſin beſiegt zu haben, erwerbe Anſprüche auf ihre Gunſt. Sie war daher ſtrenge, — und Lord Wellington lag auf den Knieen in einer Stellung, die ihm viel Aehnlichkeit mit dem Ritter von der traurigen Geſtalt gab, dem er, im Vorbeigehen ſei es geſagt, ohnehin ſchon ſehr gleicht." So die Frau Herzogin.

---

*) In ihren Memoiren über d. Reſtauration, deutſch v. Alvensleben. B. III. Cap. 11.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 309. 1836.

Phönix.

Freitag, 30. December.

Das Buch des Lebens.

Von

Herrmann Marggraff.

Im Traume ward ich in ein weites endlos
Gemach geführt, wo, wie vom ew'gen Sterben
Erfaßt, ein mattes Licht der Ampeln dampfte,
Wo Duft von Fäulniß, Würmerfraß und Moder,
Faſt ſichtbar, fühlbar ward, wo in den Schränken
Alt Pergament, beſtäubtes, angefreſſenes
Schichtweis geordnet lag, und reihenweis,
Noch wohlerhalten, Lederbänd' in reicher
Anzahl, nach Klaſſen ſorgſam eingetheilt.
Gar eine ſeltne Bücherſammlung war's,
Nur Manuſcript, geſchrieben von der Hand
Des Weltenſchöpfers ſelbſt, ein jegliches
Enthaltend eines Menſchenſeins Beſchreibung.
Und vor mir aufgeſchlagen ſah ich liegen
Ein ſtarkes Buch, darin mein eignes Leben
Verzeichnet ſtand; viel leere Blätter faßt' es
Und wenig Worte, hier und da zerſtreut.
Heut wurdeſt du empfangen! — war der Text
Des erſten Blattes — und wußteſt nicht darum!
Heut wurdeſt du geboren! — ſtand nach dreißig
Mal neun ſchriftleeren Blättern angezeigt —
Und wußteſt nicht darum! — Du ſogeſt heut
An deiner Mutter Bruſt, ſo hieß es ferner —
Und wußteſt nicht darum! Einförmig ging
Der Text ſo weiter fort. — Du ſpielteſt heut —
Du lachteſt, zankteſt und betrübteſt dich —
Und thateſt nichts! — Das war der ganze Inhalt,
Durch tauſend Seiten, wie zum bittern Spott
Langweilig wiederholt, und troſtlos miſchten
Sich unbeſchriebene, leere Blätter ein.
Und haſtiger ſchlug ich die Blätter um,
Und zitterte, und las und las: Du lernteſt —
Und thateſt nichts! — Du ſpielteſt, liebteſt, träumteſt,
Und thateſt nichts! — Du dichteteſt, begehrteſt,
Und thateſt nichts! — Und immer wieder las ich,
Auf jedem Blatt: Du thateſt nichts! — Und als ich
Zum Schluß des Buches kam, da las ich wieder:
Du thateſt nichts — dein Thun war Null — es bleibt
Von deinem Sein auch nicht ein Bruchtheil übrig!

Da fiel ich nieder auf mein Angeſicht.
O Herr des Lebens! rief ich, — iſt mein Thun
Vor deinem Angeſichte nichts — warum hab' ich
Gelebt? Warum ward ich geſchaffen wider
Mein Wiſſen und Begehr? Warum bin ich
Ein Schatten nur, indeß die Brüder rings
Als Weſen ſich und weſentlich geſtalten?

Und als ich aufſtand, ſah ich ausgebreitet
Das letzte Blatt von einem jeden Buch,
Und jedem war der Endſpruch beigegeben:
Du thateſt nichts — dein Thun war Null — es bleibt
Von deinem Sein auch nicht ein Bruchtheil übrig.

Und durch die weiten Räume ging ein Windſtoß,
Ein Wirbelwind; es rauſchte rings umher
Von tauſend ſtreifenden Nachteulenflügeln,
Und tobte durch die Bücher, ſie zerblätternd,
Daß rings der Staub der Pergament' und Rollen
Und der Papiere ſich zur Decke hob,
Und das Skelett, der Deckel jedes Buchs,
Allein noch übrig blieb. So gilt vor Gott,
Der Schöpfungskraft, der allgemeinen Weltthat,
Das Thun der Schatten, die wir Menſchen nennen.

Und als ich aufgewacht, ſchlug ich verzweifelt
An meine Bruſt, und ſprach des Schöpfers Wort:
Du thateſt nichts — dein Thun war Null — es bleibt
Von deinem Sein auch nicht ein Bruchtheil übrig!

Artiſtiſche Phyſiognomie München's.

(Schluß).

Wir kommen jetzt zur chriſtlichen Kunſt, ſo benannt von ihrer Beziehung zu unſerer Religion. Es iſt allgemein bekannt, daß das Chriſtenthum jetziger Zeiten, wenig Ähnlichkeit hat mit dem vergangener Jahrhunderte. Es iſt unſere Abſicht und Aufgabe nicht, hier die Urſache dieſer Abweichung pragmatiſch darzuthun, ſondern nur zu zeigen, inwiefern ſie Einfluß auf die Kunſt ausgeübt hat. Um kurz zu ſein: das Chriſtenthum voriger Zeit war größtentheils auf freiwilligen Glauben begründet, und nur für wenige Köpfe Gegenſtand der Grübelei. Es war hauptſachlich außeres Chriſtenthum, blinder Glauben und Hängen an Dogmen und Formen; Beobachtung des vorgeſchriebenen Ritus war Bedürfniß, wie Licht und Luft. Nachdenken über Pflichten, welche die bloße Moral vorſchreibt, und ihnen nachzukommen, war nicht die Sache der großen, ungebildeten Menge, zu welcher, mit Ausnahme einiger Wenigen, alle Stände gehörten. Bei ſo wenig Erleuchtung des Geiſtes, bei einer ſolchen Armuth des Herzens mußte die Kunſt ſtarke ſinnliche Schattirung haben, wenn ſie eine religiöſe Wirkung haben ſollte. Mit der allmählichen vorſchreitenden Aufklärung gewann ebenfalls dieſe Richtung der Kunſt an Würde und Reinheit; indeß waren Männer, wie der göttliche Raphael und der gewaltige Michel Angelo ihren Zeiten weit vorangeeilt und ſuchen noch bis auf den heutigen Tag ihres Gleichen. — Im Allgemeinen kommt heutiges Tages die chriſtliche Kunſt nicht viel mehr in Anwendung, weil die Welt ſich geandert, weil nicht viele Kirchen, und Klöſter faſt gar nicht mehr gebaut werden, in welchen dieſe Bilder am häufigſten Aufnahme fanden. In Privatwohnungen trifft man ebenfalls wenig neue chriſtliche Bilder, da überhaupt und überall alte in Überfluß vorhanden ſind. Bei dem hohen Standpunkte ſittlicher und geiſtiger Bildung einzelner Individuen, denen zu gefallen und zu genügen die Künſtler mehr trachten, als der Menge, haben die Letzteren hin und wieder das Bedürfniß gefühlt, für die chriſtliche Kunſt einen gewiſſen Reliefſtyl in Anwendung zu bringen, bei welchem außer dem Motive der Handlung von allem Übrigen abſtrahirt, und ſtatt der Raumlichkeit einer Umgebung bloß ein einfarbiger, zuweilen ein Goldgrund gewählt iſt. Wir ſehen darin eine tiefe bedeutungsvolle Würdigung des Allerheiligſten, wenn ſelbſt die Kunſt beſcheiden genug iſt, ſich keine poſitiven Verſinnlichungen religiöſer Fakten nach der Zeit und der Ortlichkeit anmaßen zu wollen. Dies wird indeſſen bloß von den wenigen höher Begabten und Gebildeten gefühlt, welche in der Intuition geheiligter religiöſer Weſen mit ſolcher Scheu zu Werke gehen, wie die Juden, nach altteſtamentariſcher Überlieferung, welche eine Benennung Gottes, wir glauben, Jehovah, nicht ausſprechen durften. Doch die weniger gewiſſenhafte, und darum nicht zu tadelnde Mehrzahl, will in der chriſtlichen Kunſt nicht minder, wie in jeder andern eine entſchiedene dramatiſche Behandlung, mit ſachgemaßer Beibehaltung geſchichtlicher Überlieferung von Ort und Zeit. — Von der Allerheiligen-Kapelle, deren wundervolle Bilder von H. Heß ſind, werden wir Stoff genug haben zu reden, eben ſo von der Ludwigskirche, worin Cornelius das große Altarbild, das jüngſte Gericht, jetzt malt. Wir bemerken noch, daß Heß auch die Bilder in der Baſilika malen wird.

Wir haben jetzt noch die Allegorie zu betrachten. Sie iſt, noch Gedanke, gleichſam das lyriſche Eigenthum des Künſtlers, und zeigt ſeine poetiſche Subjektivität im ſchönſten Lichte, als That, in genügender Ausführung, zeugt ſie von nicht gemeiner Objektivität. Sie ſoll abſtrakte Ideen perſonifiziren, und zu ihrer Hülfe ſtehen ihr Embleme und Symbole zu Gebote; ſie ſoll Gefühle verſinnbildlichen, und durch tranſitive Wirkung Stimmungen erwecken, welche man als Baſis mannigfaltiger Eindrücke, welche Kunſtſchöpfungen hervorbringen, beabſichtigt. Sie begleitet häufig ganze Reihen von Bilder, als Commentar; oder ſie iſt die bildliche Paraphraſe künſtleriſcher Motive einer beſtimmten Handlung, wie wir ſie die Scenen aus Egmont, Fauſt und Iphigenia in Tauris, von Kaulbach gemalt, in der königl. Reſidenz, begleiten ſehen. Unter vielen Meiſtern darin zeichnet ſich beſonders Schwanthaler aus.

Die eigentliche geſchichtliche Bildnerei, welche authentiſche geſchichtliche Fakta darſtellt und nur durch artiſtiſche Behandlung mit dichteriſcher Ausſchmückung ausſtattet, hat in München viele Aufforderung gehabt. Hierher gehört auch die Schlachtenmalerei. Wir haben darin die ausgezeichnetſten Meiſter, vor allen einen Peter Heß, welcher dieſer Art Malerei zum größten Ruhme verholfen hat. Wir verſparen uns das Nähere hierüber, wenn wir an die ſpeziellen Produktionen dieſer Malerei kommen.

Ferner iſt München ein ſehr gedeihlicher Boden für die Genremalerei. Die Technik naht ſich darin einer hohen Vollendung, beſonders in der Farbengebung, durch deren geiſtreiche Behandlung jeder Künſtler mit Beobachtung höherer Kunſtnormen in Farbe und Compoſition, faſt die möglichſt erreichbare Naturwahrheit in ihre Bilder bringen. Auch fangen ſie jetzt an, ihre Motive mehr nach höhern Lebensanſichten zu wählen, und treten immer mehr aus dem Kreiſe kaleidoskopiſcher Ingredienzien, in den ſie gleichſam gebannt ſchienen. Sehr viele neuere Compoſitionen des höhern Genre nähern ſich ſo ſehr der Hiſtorie, daß man ſie unter eine neue Rubrik des hiſtoriſchen Genre bringen kann.

Blumen-, Thier- und Stillebenbilder kommen hier ſelten zum Vorſchein.

Wir haben jetzt noch ein herrliches Feld der Malerei vor uns, deſſen Bebauung einen ſehr wichtigen Theil der hieſigen Kunſtthätigkeit in Anſpruch nimmt, nämlich die Landſchaftmalerei. Es wäre höchſt überflüſſig, ihr hier erſt einen Rang unter den poetiſchen Sphären der Kunſt vindiziren zu wollen, nachdem alle Welt ihr denſelben längſt eingeräumt hat, und nachdem einer unſerer gefeiertſten Dichter ihr denſelben durch eine klaſſiſche Abhandlung mit dem Gewichte einer gediegenen Sprache gemacht hat. Wäre aber wirklich dieſer Punkt bisher noch ein Gegenſtand des Zweifels geweſen, dieſen Zweifel würde jeder gelöſ't halten, der die Leiſtungen unſerer hieſigen Landſchaftsmaler zu Geſicht bekäme. Wie die Schönheiten der ewigen Natur nie ihre Wirkungen auf ein empfängliches Gemüth verfehlen, eben ſo wenig können es dieſe ſchönen Bilder, welche aus ihrem reinen Abglanz entnommen ſind. Die Wirklichkeit iſt überall nur theilweiſe ſchön, und aus den ihr entnommenen ſchönen Theilen macht der Künſtler ein ideales Ganze. Deßwegen wählt der Künſtler ſelten genaue Porträts von Gegenden zu ſeinem Vorwurf, obwohl es in der Natur genug Landſchaften gibt, welche keine Phantaſie verſchönern kann. Der Künſtler liebt mehr ein freies Schaffen, und zeigt ſich dann genial, wenn er ſeine aus der Natur gewählte Materialien auf eine gefällige Weiſe zuſammenſetzen und daraus ein ſchönes Bild machen kann. Dies nennt er componiren, und iſt er einigermaßen ſeinem Fache gewachſen, ſo macht er ganze Compoſitionen ſammt allen ihren Theilen aus ſeiner Idee. Hierin ſind unſere Künſtler unübertrefflich. Sie mögen Gebirge oder Ebenen oder hügeliges Land zeichnen, alle Linien ihrer Landſchaften haben einen unſäglichen Reiz und ſchwer zu beſchreibenden Zauber.

Der Conflux der talentvollſten Köpfe, die Blüthe der produktivſten Geiſter, welche von allen Seiten hierher ſtrömen, hat in der Landſchaftsmalerei eine nie geſehene Virtuoſität hervorgebracht. Durch wechſelſeitigen Ideentauſch, durch Anſchauen, Vergleichen und Studium größerer individuellen Fertigkeit, in dieſem oder jenem Theile der Kunſt, haben unſere Landſchaftsmaler ſich untereinander zur höchſten techniſchen Vollkommenheit ausgebildet. Wahrheit in allen Theilen der Zeichnung, Wahrheit der Lokaltöne, und deren Modulation durch die Beleuchtung oder Reflexe, in den Luften, im Waſſer, im Boden, in der Vegetation u. ſ. w. vor allen jene unendlich ſchwierige Wahrheit in der Luftperſpektive, wonach die Gegenſtände ſich, wie in der Natur, trennen, von einander losgehen, nach einem artiſtiſchen Terminus, und in Harmonie mit der Linienperſpektive in richtiger Entfernung erſcheinen; Tiefe und Leichtigkeit des Äthers, Durchſichtigkeit des Waſſers, der Bäume, Klarheit des Ganzen, welche wir in der Natur ſehen, als Wirkung uberall vorhandener Luftreflexe, mit einem Worte, uberall Wahrheit, iſt das unverrückte Augenmerk hieſiger Landſchaftsmaler. Nicht wenige unter ihnen haben einen ſcharfen Sinn, die Natur in ihren Feierſtunden zu belauſchen, und welche Jahr- oder Tageszeit ſie wählen, ſie wiſſen ihre Züge unverkennbar darzuſtellen, und mit einem ausgeſuchten Farbenzauber vortheilhafter Beleuchtung zu verſchönern. Zu allen dieſen Vorzügen kommt noch für den Kunſtfreund der erfreuliche Umſtand, daß in den ausgezeichneten Produktionen hieſiger Landſchaftsmaler die größte Mannigfaltigkeit herrſcht, da faſt jeder Künſtler, wiewohl der eine mehr als der andere, ſich bemüht, ſeinen Pinſel an den verſchiedenartigſten Vorwürfen zu verſuchen. Es liegt uns hier ein reichhaltiges Repertoir vor, und wir können den Wunſch nicht verhehlen, daß uns bei unſern Mittheilungen Raum genug vergönnt ſei, den Namen und die Werke eines jeden Künſtlers würdig genug anzuführen.

Auch bei der Landſchaftsmalerei hat der König ſeine alle Zweige der Kunſt umfaſſende Liebe nicht verläugnet. In den Arkaden des Bazars lacht und grollt der italiäniſche Himmel in vielen landſchaftlichen Bildern uns entgegen, welche der berühmte Rottmann nach dem Auftrage des Monarchen an Ort und Stelle aufgenommen, und hier al Fresco mit meiſterhaftem Pinſel und ſeelenvoller Auffaſſung gemalt hat. In ähnlicher Abſicht iſt Rottmann nach Griechenland geſandt worden, und von ſeiner dort gewonnenen herrlichen Ausbeute wird vielleicht ſpäterhin Sprache genommen werden.

Über Architektur in München haben wir im Eingange ſchon Einiges geſagt, und verſparen das Nähere bis zu den Berichten über die einzelnen Bauten.

Zum Schluß dieſer allgemeinen Bemerkung finde hier noch Einiges über den Einfluß des hieſigen und auswärtiger Kunſtvereine auf die Kunſt Raum. Während der hieſige Kunſtverein ein ſtrenges Schiedsgericht über die zum Ankauf angebotenen Bilder ergehen läßt, richtet er ſich in der Wahl ſeiner Ankäufe ſehr nach dem Geſchmacke der Mitglieder, welche vorzügliche Genreſtücke und vortreffliche Landſchaften, welche überall leicht und oft wieder mit Nutzen verkauft werden, mittelmäßigen Hiſtorienbildern vorziehen. Man muß in der That geſtehen, daß wenige gute Hiſtorienbilder zur Ausſtellung kommen oder angekauft werden; diejenigen aber, welche angekauft werden, ſind unbeſtreitbar gut, in der Regel Sujets aus der Romantik oder wirkliche geſchichtliche Facta, welche dem Geſchmacke des Publikums am meiſten zuſagen. Unſere erſten Hiſtorienmaler haben für Bauten oder an ſonſtigen größern Aufgaben die Hände vollauf zu thun, und es bleibt ihnen keine Zeit, für den hieſigen oder für auswärtige Kunſtvereine Arbeiten zu liefern, oder ſie finden keinen Geſchmack mehr an kleinern Arbeiten. —

Plaſtiſche Arbeiten, gewöhnlich in Gyps, ſtehen auch nicht in Gunſt, und es mußte ſchon ein ganz beſonderes, zufällig dem Geſchmacke des Gewinners behagendes Stück ſein, wenn er ſich nicht ärgern ſollte, daß er dafür kein Bild gewonnen hätte. Dies iſt die Wahrheit, und da das Beſtehen des Vereins von den Mitgliedern abhängt, ſo thut der Ausſchuß wohl, ſich deren Zufriedenheit zu verſichern, da man der Unvollkommenheit aller menſchlichen Dinge am Beſten thut, unter zweien Übeln das kleinſte zu wählen. Jedoch wird höchſt wahrſcheinlich der Kunſtverein in der Folge, wenn das Publikum erſt mit der Hiſtorienmalerei beſſer vertraut iſt, auch hierin, ſo weit es ſein Wirkungskreis zuläßt, das Talent ermuntern.

Auswärtige Kunſtvereine nehmen zwar mit Vorliebe Münchener Bilder auf, haben aber längſt aufgehört, Alles ohne Auswahl anzukaufen. Auch ſind ſie für hiſtoriſche Bilder zugänglicher; ſogar hat der Verein zu Hannover alle hieſigen renomirten Hiſtorienmaler um Einſendungen von Bildern erſucht. Ob man darauf reflektirt hat, wiſſen wir nicht, vermuthen aber, daß Münchens hiſtoriſche Bilder im Auslande, wo man die Richtung des hieſigen Kunſtſtrebens noch nicht zu würdigen weiß, nicht gleich Anklang finden. Landſchaften und Genre gehen in großer Zahl nach auswärtigen Vereinen, da bei der großen Anzahl der Künſtler und ihrer ungemeinen Produktivität, der hieſige Verein bei weitem nicht alles ankaufen kann, und die Privatliebhaberei ſchon ziemlich befriedigt iſt.

Während nun die Vereine für das Talent eine große Aufmunterung ſind, da die Künſtler ohne Anforderungen, den Mühlen ohne Waſſer zu vergleichen ſind; während ſie durch gewiſſenhafte Auswahl ein Sporn für den Ehrgeiz und ein Schrecken für die Mittelmäßigkeit und den Unfleiß ſind, kann man ihr Wirken nicht anders, als ein für die Kunſt wohlthätiges und gedeihliches nennen. Das Genie, dem ſie zu enge Schranken ſtellen möchten, weiß ſich ohnedies Bahn zu brechen, beſonders in jetziger Zeit, wo ihm ſich nicht die Felſenwände des Unverſtandes und des verdorbenen Geſchmacks entgegenthürmen.

Was nun endlich Privatbeſtellungen betrifft, ſo halten wir ſie nicht für wichtig genug, daß ſie überhaupt guten oder ſchlimmen Einfluß über das Ganze ausüben. Ein ächtes Künſtlergemüth wird ſich auch nicht durch den Mammon blenden laſſen und gegen ſeine Beſſere Überzeugung ſchaffen.

Zur leichteren Überſicht für die Leſer beabſichtigen wir unſere Referate unter permanenten Rubriken ohne Rückſicht auf Ausführung, auf Öl-Fresko, Glasmalerei, Enkauſtik oder Cartonzeichnung mitzutheilen, unter Hiſtorienmalerei, wohin wir das Antike, Romantiſche, Chriſtliche, Allegoriſche, das Faktiſch-Geſchichtliche, und die Schlachtenmalerei rechnen; ferner unter der Rubrik: Genre, Landſchaft, Architektur, Plaſtik das Betreffende, ſowie in der Kupferſtecherkunſt und Lithographie. Wir werden bei unſeren Referaten darauf bedacht ſein, die Anſichten der Künſtler über ihre Werke hauptſächlich zu berückſichtigen, indem wir erwägen, daß die Künſtler über ſich und ihre Schöpfungen am beſten ſelbſt Rechenſchaft geben können; damit wir nicht in das Verfahren ſolcher Referenten verfallen, die ein Kunſtwerk ſo behandeln, als wenn das, was ihnen darin gefällt, von dem Künſtler auf ihr Geheiß gemacht, und das, was ihnen darin mißfällt, von ihm, trotz ihrem Verbote, gemacht ſei.

Pillot's unitariſche und reformirende franzöſiſche Kirche.

Die Sache des Herrn Pillot, über welche wir in Nro. 225 berichtet hatten, iſt am 30 v. M. vor dem Pariſer Appellhofe zur Verhandlung gekommen. Es galt in der Hauptſache die Frage, wie der Artikel 5. der Charte zu verſtehen ſei, welcher jedem Franzoſen geſtattet, ſeine Religion frei zu üben. Ohne auf die Details der Verhandlungen, die in den franzöſiſchen Blättern zu finden, näher einzugehen, begnügen wir, uns aus der Rede, welche Herr Ferdinand Barrot, als Anwalt des Angeklagten an die Richter gehalten, folgende Schlußbemerkungen hier anzuführen:

„Nehmen ſie ſich in Acht, meine Herren, Überlieferungen zu ermuntern, die man ſeit längerer Zeit unter uns auszubreiten ſucht. Es iſt uns leicht darzuthun, daß die Herrſchaft der Freiheit dem Katholizismus (?) günſtiger geweſen, als die der Bevorrechtung. Wir berufen uns auf die Fortſchritte des religiöſen Geiſtes, die ſich ſeit 1830 bemerklich machen. Ja, meine Herren, die Voltairiſchen Überlieferungen des Liberalismus ſind gegenwärtig aufgegeben, verleugnet. Nützliche und ſoziale Wahrheiten gewinnen Raum (se font jour); die Aera des Unglaubens iſt zu Ende; man ſucht den großen Endzweck des Jahrhunderts an die Wahrheiten der chriſtlichen Glaubenslehre wieder anzuknüpfen; man möchte faſt ſagen, die Welt habe ſich zu Gott hin auf den Weg gemacht (que le monde s'est mis en marche vers dieu).“

„Warum dies Alles? Weil der Katholizismus wieder in das Gemeingebiet zurückgetreten. Würde er morgen wieder ein Werkzeug der Gewaltherrſchaft, ſo würden Sie alle progreſſiven und religiöſen Menſchen zur Vertheidigung der Freiheit zurückeilen und ſie von Neuem jenen Kultus bekämpfen ſehen, der gerne Menſchwerden möchte, nicht um die Welt zu erlöſen, ſondern um ſie zu beherrſchen.“ —

„Laſſen Sie darum jene neue Religionen gewähren, die da aufkommen. Dienten ſie auch nur dazu, einige verirrte Gewiſſen wieder zu ſammeln, einige Gewohnheiten zu beſſern, die zu ſchlimm ſind, als daß der Prieſter bis zu ihnen hin dringen könnte, — ſo würden jene neuen Religionen ſchon einen hinreichend großen Dienſt geleiſtet haben. Ich vertheidige alſo nicht ein Prinzip der Anarchie, ſondern vielmehr ein Prinzip der Ordnung.“ —

Am 3. d. M. beſtätigte der Appellhof das gegen Pillot erlaſſene Strafurtheil erſter Inſtanz. Hinſichtlich des Thatſächlichen habe ſich nämlich ergeben: „daß Pillot, ſich qualifizirend, als ministre chrétien, directeur de l'église française unitaire et réformatrice im laufenden Jahre aus Spekulation zu Pecq einen angeblichen Tempel eröffnet, in welchem er ohne Ermächtigung der Regierung eine Aſſociation von mehr als 20 Perſonen gebildet und geleitet, welche zum Zwecke hatte, zuſammen zu kommen, um ſich damit, was Pillot den culte chrétien primitif nannte, zu beſchäftigen, ein Verein, deſſen Mitglieder ſich an beſtimmten Tagen verſammelten, von Herrn Pillot Brüder genannt wurden, und demſelben Geldbeiträge lieferten.“

Hinſichtlich des rechtlichen Momentes erklärt der Appellhof:

1) „Die Charte könne nicht hindern, daß die Art. 291 und 292 des Code penal und die Art. 1 und 2 des Geſetzes vom 10. April 1834 auf Pillot angewendet wurden;“ denn „der Geſetzgeber würde 1832 bei Reviſion des Strafgeſetzbuches und 1834 durch das Geſetz vom 10. April jene Art. 291 und 292 nicht beibehalten und beſtätigt haben, wenn ſie der Charte widerſprächen.“

2) „Der Art. 5 der Charte, welcher beſtimmt, „„daß Jeder ſeine Religion mit gleicher Freiheit bekennt und für ſeinen Kultus gleichen Schutz erhält,““ vereinige ſich vollkommen mit den Erheiſchniſſen der geſellſchaftlichen Ordnung, welche im Intereſſe der allgemeinen Ruhe und ſelbſt in dem der freien Ausübung der verſchiedenen Religionen, die Aſſociationen, die ſich mit religiöſen Gegenſtänden beſchäftigen wollen, der Ermächtigung der Regierung untergeordnet haben.“ Endlich

3) „daß, wenn ſeit Bekanntmachung der Charte, die organiſchen Geſetze der anerkannten Kulte in Kraft geblieben (?), die Verſammlungen und Aſſociationen zur gemeinſchaftlichen Ausübung nicht anerkannter Kulte nicht des Vorrechtes genießen können, von jeder Regel und von den Vorſchriften der allgemeinen Geſetzgebung befreit zu ſein.“ —

Wie man nun auch über die angebliche Geldſpekulation des Herrn Pillot urtheilen mag, ſo wird man doch zugeſtehen müſſen, daß der Ausſpruch des Appellhofes dem Art. 5 der Charte jegliche Bedeutung entzieht, da er die Freiheit der Religionsübung völlig von beliebiger Ermächtigung von Seiten der Staatsregierung abhängig erklärt. Gegen die Willkühr der Letzteren iſt hiernach hinſichtlich der Religionsfreiheit noch kein verfaſſungsmäßiges Schutzmittel vorhanden.

C.

Wien, 6. December.

Theater. — Im k. k. Hofburgtheater wurden am 29. Novbr. zwei neue Stücke von Bauernfeld: „Die Kunſtjünger“ (Schauſpiel in einem Akte) und „das Tagebuch“ (Luſtſpiel in zwei Akten) gegeben; welches Letztere allgemeinen und großen Beifall gefunden.

Im Theater an der Wien wurde eine neue Lokalpoſſe von F. Hopp: „Die Bekanntſchaft im Paradiesgarten, die Entführung aus dem Himmel, und die Verlobung im Elyſium,“ mit Beifall gegeben, und ſie erhält ſich auf dem Repertoire. Neſtroy ſchreibt eine neue Poſſe, welche zum erſtenmale zu ſeinem Benefize dargeſtellt werden ſoll.

Im Theater in der Leopoldſtadt gefiel eine neue Pantomime: „Pierot als Wittwer.“

Im Joſephſtadt-Theater fiel eine Zauberpoſſe: „Der Verſchwender und der Oekonom“ durch.

Kunſt zum neuen Jahre. — Schon ſeit einigen Jahren hatte bei uns in Wien und nach dem Vorgange der Reſidenz auch in den Provinzen die läſtige Sitte des Neujahrwünſchens einer ächt humanen Einrichtung Platz gemacht; eigene Enthebungskarten nahmen ihren Beſitzern die Laſt ab, vom Neujahrstage und eine Woche vorher mit Gratulationen die Zeit zu vertrödeln; man kaufte ſich durch ſolche los, und den Ertrag erhielten die Armen. Das niederöſtreichiſche Landes-Regierungspräſidium hat nun verordnet, daß künftig die Enthebungskarten durch artiſtiſche Erinnerungsblätter aus der öſterreichiſchen Geſchichte erſetzt werden ſollen; Prof. Blaſ. Höfel erhielt den Auftrag. Für 1837 iſt ein Blatt, Leopold den Heiligen, den öſterreichiſchen Landespatron, darſtellend, gewählt; die Compoſition iſt von Steinle. Das Blatt koſtet 30 Kr. CM., der Ertrag wird den Pfarreien unſerer Reſidenz zur Vertheilung an die Armen zugewieſen.

Concerte. — Am 4. Dec. gab Hr. Vieuxtemps im Saale des Muſikvereins ſein erſtes Concert. Den beſten Beweis von der Gediegenheit und dem Tüchtigen ſeines Spiels gibt wohl der Umſtand, daß in einer Zeit, wo S. Thalberg das hieſige Publikum entzückt, auch er die lebhafteſte Theilnahme erregt. Die Geſellſchaftsconcerte des Muſikvereins haben am 27. Nov. begonnen. Ungemein gefiel bei dem erſten die Compoſition eines Vokalchors: „Gott im Frühling,“ von Worziſchek.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 310. 1836.

Phönix.

Samſtag, 31. December.

Sylveſternacht.

Hoch auf ſteiler Felſenkuppe, mit den alterbleichen Locken,
Ruht die Zeit; die letzten Fäden ſpinnt das Jahr vom letzten Rocken.

Aufgerollt ſind die Minuten; jetzt die letzte der Sekunden; —
Zwölfe ſchlägt's — ohnmächtig nieder ſtürzt das Jahr mit ſeinen Stunden.

Unten gähnt des Abgrund's Rachen. Seine ſchwarzen, ſtillen Wogen
Bergen tief in ihrem Schooße, was der Gegenwart entflogen.
Drinnen ruht auf dunkeln Schichten die Vergangenheit begraben.
Ruht darinnen, was wir hatten; mahnet dunkel, was wir haben!

Ignaz Hub.

Mirabeau.

Am 5. Mai 1789 nimmt Mirabeau, Abgeordneter des dritten Standes, ſeinen Sitz in der Verſammlung, welche ſich zuerſt eine nationale nennen wird, indem ſie die franzöſiſche Revolution dekretirt. Am 2. April 1791 iſt Mirabeau nicht mehr unter den Lebenden. Nicht volle zwei Jahre, in denen er noch überdies kränkelte, haben ihm genügt, ſeine ungeheure politiſche Laufbahn zu durchmeſſen, und ſich in die Reihe der ausgezeichneteſten Staatsmänner und Redner aufzuſchwingen. Er hat nur flüchtig die Weltbühne betreten, und doch will es ſcheinen, als hätte er die ganze Revolution hindurch gelebt. Man ſieht ihn immer auf jenem Seſſel, der in der „Constituante" leer geblieben und den ein Lorbeerzweig ihm bewahrt. Seine Stimme tönet noch auf den Bänken der Législative, und im Convent hört man, wie er aufſteht und das Wort begehrt. Man möchte faſt ſagen, die Revolution lebe in ihm, wie er in ihr, und man könne beide nicht von einander trennen!

Was machen wir aber gemeinhin aus Mirabeau? Den kühnſten Zerſtörer des alten Regime's, den furchtbarſten Repräſentanten der Freiheit, den Redner, der die Tribüne am höchſten über den Thron, das Volk über den König erhoben; kurz, die größte revolutionäre Macht der damaligen Zeit. Es ſind dies aber eben ſolche Gemeinplätze und Übertreibungen in Beziehung auf ſein politiſches Leben, wie diejenigen, mit denen man ſein Privatleben entſtellt. Man muß die Rolle Mirabeau's in der Revolution richtiger auffaſſen, ſeine Abſicht und ſein Handeln beſſer würdigen. Immer wird ihm Genie und Ruhm genug bleiben, wie ſich auch die Wahrheit herausſtelle. Zuerſt wollen wir einige Thatſachen in Erinnerung bringen.

Der dritte Stand, abgeſondert von den zwei bevorrechteten Ständen, die ſich mit ihm zu vereinigen weigern und ſtolz auf der Getrenntheit beharren, dieſer dritte Stand, der nur die Verſammlung der Gemeinen bildet, ſchreitet am 16. und 17. Juli 89 über Adel und Klerus hinaus, und proklamirt ſich allein als Nationalverſammlung. Dieſer nothwendige Verwegenheitsſtreich, weit entfernt von Mirabeau ausgegangen zu ſein, wurde von demſelben als eine Uſurpation von Gewalten und als Vorſpiel „fürchterlicher Anarchie" bekämpft, in welcher man „nicht einmal die abſcheuliche Ehre des Bürgerkrieges" haben werde! Er ſchreibt: „man habe das Königreich à trente et quarante geſpielt." Er erſcheint nicht in der Verſammlung in der berühmten Nacht vom 4. Auguſt, in welcher die Feudalrechte abgeſchafft wurden. Er war nicht da, um in Mitten des Gelächters und des Geſtampfes des Enthuſiasmus wetteifernd jene „Überbleibſel der Barbarei" zu zertrümmern, jene gehäſſigen oder grotesken Überbleibſel, jenes „verfallene Gemäuer der Feudalität," wie er ſelbſt ſie eines Tages genannt. Er war nicht da, um auf „dem Altare des Vaterlandes" nach dem Beiſpiele der d'Aiguillon, des Montmorency und der Noailles das feudale Beſitzthum der Riquetti niederzulegen; aber in ſeinem Journale greift er indirekt den Courrier de provence an, und beklagt in einem an den Amtmann (bailli) gerichteten Schreiben die Leichtfertigkeit und die Übereilungen (précipitations) jener ſchönen volksthümlichen Nacht. Dann mißbilligt er noch durch ſeine Abweſenheit jene andere Nacht vom 19. Juni 90, in welcher alle Adelsurkunden zerriſſen werden, ja er trotzt ihr ſogar am folgenden Tage, indem er die Felder ſeines Wagens friſch bewappnen läßt.

Die Revolution eilt ihm voraus, und man möchte faſt ſagen, er biete alle Kräfte auf, um ſie rückgängig zu machen. Er hatte ſich der Souverainität des dritten Standes, d. h. des Volkes — widerſetzt; er widerſetzt ſich auch der Erklärung der Menſchenrechte; er behauptet, ſie ſei vorzeitig, gefährlich, und fordert ihre Vertagung. An den beklagenswerthen Tagen des 5. und 6. Oct. 89 iſt Er es, welcher den wüthenden Volkshaufen, der ſich nach Verſailles gewälzt und in den Saal der Abgeordneten eingedrängt, — Schweigen gebietet und ihn zur Ordnung ruft. In demſelben Monat iſt es ſein Vorſchlag, auf den das Martialgeſetz dekretirt wird. Bei jener unſterblichen Verfaſſung von 91 endlich, welches iſt ſeine Rolle, welches ſein Antheil? Die Vertheidigung des monarchiſchen Prinzips, die Erhebung der königlichen Prärogative, die tiefe Scheidung des geſetzgebenden von der vollziehenden Gewalt; und der Widerſtand gegen die Eingriffe der Verſammlung in die Verwaltung. Er iſt es nämlich, der hartnäckig auf der Forderung beharrt, daß dem Könige ein ſogar unbeſchränktes Veto zugeſtanden werde; — aber er erhält nur das ſuspenſive. Er fordert für den König — und zwar mit Erfolg — das Recht Frieden zu ſchließen und Krieg zu erklären, — trotz dem, daß Barnave die Verſammlung theilt und vom Volke im Triumphe nach Hauſe begleitet wird, trotz der „großen Verrätherei des Grafen von Mirabeau," die in den Straßen ausgerufen wird, trotz des „geſchmolzenen Goldes, des brennenden Nektar's, den man in ſeinen Viperrachen eintröpfeln wird, um auf immer den Durſt zu löſchen, der ihn verzehrt," — trotz des Baumes, der ſchon mit Kreide gezeichnet iſt, um zum Galgen für ihn zu dienen! —

Kurz, ſein verwerfendes Stillſchweigen oder der Donner ſeines Wortes fallt auf alle großen revolutionairen Maaßregeln, auf alle von der „Constituante" beabſichtigten Staatsſtreiche. Er theilt nicht den philoſophiſchen (oder vielmehr ſophiſtiſchen) Argwohn und Haß der Verſammlung gegen die Religion. In der Überſchrift der Geſetze und Ordonnanzen hatte er die Beibehaltung der Formel: „König von Gottes Gnaden" bewirkt. Als ſich der heftige Kampf über die „bürgerliche Conſtitution des Klerus" entſpann, hielt er ſich Anfangs noch beiſeite, und wenn er nach jener unklugen „Prinzipien-Darlegung," die den Klerus zwiſchen ein politiſches Interdikt und den Eidſchwur ſtellte, den Rednerſtuhl beſtieg, ſo geſchah es, um die Gemüther durch ermahnende und ernſte Worte zu beruhigen, und um die Kirche der Conſtitution zu gewinnen und ſie mit dem Staat zu verſöhnen. Noch mehr: er ſcheint ſich ſogar ſich zum Anwald der Auswanderung aufzuwerfen. Seit lange hatte er die vorgebliche Nothwendigkeit der Päſſe beſtritten; nun fordert er Rechenſchaft wegen Verhaftung der Tanten des Königs, und erhält für ſie die Erlaubniß zu reiſen und das Königreich zu verlaſſen; endlich, am 28. Februar 91, einen Monat vor ſeinem Tode, erſchöpft er ſich in Anſtrengungen, um die Verwerfung des erſten gegen die Emigranten in Vorſchlag gebrachten Geſetzes zu erwirken, und er ſchließt ſeinen letzten parlamentariſchen Triumph mit jenem vielbeſprochenen Ausruf! „Wenn Ihr ein Geſetz gegen die Emigranten erlaßt, ſo ſchwöre ich, ihm nie zu gehorchen."

So hatte er ſich alſo nothwendig von der ganzen demokratiſchen und radikalen Fraktion der Verſammlung getrennt; er hatte mit Lafayette gebrochen, er hatte die Feindſchaften und Angriffe der Barnave, Duport, Lameth, Péthion, — der „dreißig Stimmen," — angenommen; er fand ſie wieder — und noch zahlreicher und ſtärker — in den Sitzungen der „Geſellſchaft der Verfaſſungsfreunde," die demnächſt der Klubb der Jakobiner wurde; aber weit entfernt, dort ſeinen Ton herabzuſtimmen, — nahm er Robespierre das Wort.

Überdies ſagte er laut genug, was er unter der Revolution verſtehe. Zu zwei verſchiedenen Malen legte er auf der Tribüne ſein Glaubensbekenntniß ab: „Unſer Eid der Treue gegen den verfaſſungsmäßigen König ſteht in der Verfaſſung. Ich behaupte, daß es höchſt beleidigend iſt, unſre Ehrfurcht vor dieſem Eide in Zweifel zu ziehen. Dies iſt meine völlig unzweideutige Erklärung, für welche ich mit der ganzen Welt in nachdrücklicher Behauptung derſelben wetteifern werde, feſt entſchloſſen, jede Art von Aufwiegler zu bekämpfen, die die Prinzipien der Monarchie bedrohen möchten. . ."

Seine ganze Anſicht aber ſpricht er in ſeinem vertraulichen Briefwechſel *) aus. Hier klagt er ohne Rückhalt über die verderblichen Tendenzen und die revolutionären Abirrungen der National-Verſammlung, die er nicht nach ſeinem Gutdünken leiten kann.

So ſchreibt er an Maurillon: „Die Monarchie iſt mehr in Gefahr, weil man nicht regiert, als weil man conſpirirt; wenn kein Steuermann ſich zeigt, dann iſt es wahrſcheinlich, daß das Schiff ſtranden wird" . . . „Ich ſage nicht, daß die Verſammlung nicht etwas ſtrenge gegen mich ſei; wenn Sie aber wüßten, wie mannigfach die Regierung und alle Partei-Embryonen ſie gegen mich bearbeitet haben! Und demungeachtet können ſie nicht hindern, daß bei Gelegenheit dieſe widerſpenſtige, tumultuariſche, vor Allem oſtraziſtiſche Verſammlung nicht in meine Hand zurückkehrt!" . . . „Wir haben hier (in der Verſammlung) eine Menge Leute, die nur Unruhen ſtiften wollen . . . . Es galt, eine wahrhaft monarchiſche Parthei zu bilden, ſie zu leiten, ihr den Sieg zu verſchaffen, und das war nichts Leichtes" . . . „Der Major Domus (maire du palais, — ſo nennt er Lafayette), der recht gut weiß, daß er mit mir abrechnen muß, legt mir alle möglichen Fallſtricke. Das Miniſterium, eben ſo perfid, als feige, — kann es nicht über ſich bringen, mir die Dienſte zu verzeihen, die ich geleiſtet . . . Der Thron hat weder Einſicht (conception), noch Bewegung, noch Willen. Das Volk, ignorant und anarchiſirt, iſt ein Spielball für alle politiſchen Taſchenſpieler . . . Fürwahr! man kann nicht leicht in einem mit mehr Fußangeln (chausse-trappes) beſäeten Wege gehen. Aber ich werde doch auf ihm vorſchreiten . . . Doch, wenn ich ſage: „ich werde vorſchreiten (j'avancerai), ſo will dies nicht heißen, daß ich entſchloſſen ſei, ſtationair zu bleiben, wie ich es bin, ſo lange die Nationalverſammlung ein verwaltender Körper iſt, ſtatt ſein Geſchäft als conſtituirender

---

*) Sowohl dieſer, als viele andere Urkunden von höchſtem Intereſſe ſind jetzt dem Publikum zugänglich geworden durch die von Lucas von Montigny herausgegebenen *Mémoires de Mirabeau, écrits par lui-même, par son père, son oncle et son fils adoptif.* 8 Voll. 8. Paris 1834 – 1836

Körper zu vollenden. So richtet ſie ſich und uns zu Grunde" ...

Man ſieht, Mirabeau iſt weder Demokrat, noch Republikaner, noch Girondiſt, noch vom Berge; er iſt ein conſtitutioneller Royaliſt, wie Frankreich es damals war, ſelbſt nach den Äußerungen von Camille Deſmoulins und Marat. Der erſte in ſeinem „Fragment de l'histoire secrète de la révolution" ſagt: „Am 12. Juli 89 waren wir zu Paris vielleicht keine zehn Republikaner!" Und Marat ſchrieb noch zu Anfang 91 in Nro. 375 des „Ami du peuple:" „Ich weiß nicht, ob die Contrerevolutionairs uns nöthigen werden, die Form der Regierung zu verändern; das weiß ich aber, daß die ſehr beſchränkte Monarchie für die jetzige Zeit die paſſendſte iſt, wegen der (herrſchenden) Sittenverderbniß und Niederträchtigkeit."

Eben dies war Mirabeau's fixe Idee, und ihr gemäß ſprach und handelte er; denn, was wollte er anders, als „die Revolution und den Thron, das Volk und den König coaliſiren;" die nationalen Freiheiten begründen, und die vollziehende Gewalt neu beleben." Er bemüht ſich, die Nationalverſammlung mit der Monarchie, dieſe mit der Verfaſſung zu verbinden. Zwiſchen der Nationalverſammlung, die ſich zur völligen Revolution fortreißen laßt, und dem Hof, der bis zum Deſpotismus zuruckzuſchreiten ſtrebt, bietet er ſich als Schiedsrichter oder Vermittler an, oder ſtellt ſich als ein unüberwindliches Hinderniß den Leidenſchaften der Einen und des Andern hin.

Dreimal im Laufe des Jahres 1790, — im Mai durch ſeine vertraulichen Mittheilungen an Malouet, nach dem 14. Juli durch die Zwiſchenkunft des Grafen von Lamarck, nach den Tagen des 5. und 6. Octobers durch ſein „Mémoir à Monsieur," — ſucht er den Hof und den König an ſich zu ziehen, um ſie von der Gegenrevolution abzuwenden, und zugleich kämpft er in der Nationalverſammlung, um die Verfaſſung möglichſt zu monarchiſiren. Er war Miniſter und Herr der Bewegung, wenn der Hof nicht zu lange gezögert, wenn die Nationalverſammlung ihm nicht das Miniſterium durch ihr Dekret vom 7. November entriſſen hatte, welches, gegen ihn gerichtet, von ihm vergeblich bekämpft wurde. Im Jahr 1790 ſchloß er ſeinen definitiven Vertrag mit dem König und der Königin; — „der einzige Menſch, den der König bei ſich hatte," — macht er ſich zu deſſen geheimen Rath, zum heimlichen Agenten der Krone. Aber er kann es nicht verhindern, daß die Verfaſſung von 91 Stück vor Stück die Monarchie vernichte, ſo daß Camille Deſmoulins mit Recht ſagen konnte: „Man hat Frankreich den Namen Monarchie gelaſſen, um nicht die Duckmäuſer, Idioten, Kriecher und Gewohnheitsthiere abzuſchrekken; aber, mit Ausnahme von vier oder fünf widerſprechenden Dekreten, hat man mit den übrigen uns als Republik conſtituirt." — Als er nun die Revolution nicht zu meiſtern vermochte, conſpirirte er gegen dieſelbe; da er die Verfaſſung nicht monarchiſch machen konnte, ſinnt er auf eine „Gegenverfaſſung" (Contre-Constitution), wie Lafayette es nannte; er entwirft die Plane zu derſelben, und ſetzt ſie ausführlich auseinander in einer großen, früher nicht edirten Denkſchrift, die an die Königin gerichtet war, — ein merkwürdiges Dokument, welches man ganz leſen muß. Indeſſen ließ er nicht ab, auch am lichten Tage für den Thron zu kämpfen, ſeine letzten Rede- und Lebenskräfte verbrauchend, — um nun bald „die Todestrauer der Monarchie in ſeinem Herzen mit hinüber zu nehmen."

Dies war die politiſche Rolle Mirabeau's, der den Einen nicht revolutionair genug, den Andern zu wenig monarchiſch war. Von beiden Seiten klagt man ihn der Ehrſucht und der Verkäuflichkeit, politiſcher Ränke und Immoralität, und bald der Demagogie, bald der Gegenrevolution an; man beſchuldigt ihn, zugleich für den König und für den Herzog von Orleans zu conſpiriren, die Regierungsgewalt zu vertheidigen und die Anarchie hervorzurufen. Was bedeutet dieſer Haß der beiden entgegengeſetzten Partheien, dieſe ſich ſelbſt widerſprechende Anklage Anderes, als daß Mirabeau ſich weder der Revolution noch dem alten Regime ganz hingeben wollte? Er wünſchte ſich die Gewalt, deren er ſich würdig fühlte; er hatte Ehrgeiz, dies läßt ſich nicht beſtreiten; aber es iſt dies die Fatalität des Genie's, und die Welt käme außerdem nicht von der Stelle. Ja, er hat auch Geld angenommen (man muß es bedauren), aber nicht von beiden Partheien; er hatte weder ſein Gewiſſen, noch ſeine Ideen veräußert. Er ließ ſich ſeine Dienſte bezahlen, aber nur vom Konigthume, welches er immer geachtet und beſchützt hatte, und er verkaufte ihm nicht die Freiheit fur eine Million baar, Bezahlung aller Schulden und 6000 Franken monatlich; denn für die ihm vom Intendanten Laporte ausgezahlten Summen überſandte er dem König am 10. Mai 90 folgende Worte als Quittung: „Ich verpflichte mich, mit meinem ganzen Einfluß den wahrhaften Intereſſen des Konigs zu dienen, und damit dieſe Verſicherung nicht zu unbeſtimmt erſcheinen möge, erkläre ich, daß ich eine Gegenrevolution für eben ſo gefährlich und verbrecheriſch, als ich in Frankreich die Hoffnung oder das Vorhaben für chimäriſch halte, irgend eine Regierungsform einzuführen, ohne ein Oberhaupt, welches mit hinlänglicher Macht bekleidet iſt, um die ganze öffentliche Gewalt auf die Ausführung des Geſetzes zu verwenden ... Ich bin eben ſo gründlich einer Gegenrevolution, als den Exceſſen abgeneigt, zu denen die Revolution, den Händen ungeſchickter und verruchter Leute anvertraut, die Völker hingeführt hat. Man muß nie mein Benehmen theilweiſe, noch nach einer Thatſache oder einer Rede beurtheilen ... Man kann nur nach dem Ganzen urtheilen, und nur durch dieſes einwirken: es iſt nicht möglich, den Staat Tag vor Tag zu retten." —

Das iſt der ganze Mirabeau. Er hatte genug von dem alten Régime gelitten, um das Recht zu haben, es zu haſſen und ſeinen Sturz zu beſchleunigen. Er war lange genug einbaſtillirt, um mit Luſt gegen die Baſtille den Donner ſeiner Stimme mit den Kanonen der Vorſtädte zu vereinigen. Er hatte in den langwierigen Prufungen ſeiner Jugend die Freiheit, die Vernunft und die legitime Sache und die Intereſſen der Menſchheit lieben gelernt. Er hatte ſo viel Zorn, ſo viele Überzeugungen zu ergießen; — er bedurfte einer Revolution, er war eigens für ſie geſchaffen. Auch ſehe man, wie er ſich ihrer bemächtigt, ſobald ſie ſich zeigt; wie er ſie vorwärts drängt und alle Hinderniſſe vor ihr wegräumt! Welche beredten Gewaltſamkeiten! Wie hoch ſtellt er das Volk; welch' prächtige Diktatur übt er aus! Wie viel revolutionaire Keckheit zugleich und Majeſtät! Von dieſer Seite vor allem imponirt, und ſcheint er uns groß. Für ihn aber iſt es ein Mittel. Bricht auch der Demokrat, der feurige Neuerer zuweilen bei ihm hervor, — ſo iſt doch von ſeiner Seite eben ſo viel Berechnung und Abſicht darin, als Inſtinkt und Temperament; — er will dem Hofe Furcht einflößen, und der öffentlichen Meinung ein Unterpfand geben. — Läßt er die Revolution fortſtürmen, — ſo hält er doch mit einer Hand die Zügel, die er mit der anderen ſchießen läßt. Immer beherrſcht er ſeine Kraft. —

Daß es ihm mehr als einmal gelungen, einander ausſchließende Prinzipien zu vermitteln, begründet ſeinen Ruhm als Redner und Staatsmann und beweiſ't die Macht ſeines Geiſtes. Aber ſein dauernder, ſein wahrhafter Ruhm, ſein Genie, ſein Name, ſeine unſterbliche Popularität iſt, daß er das wohltönendſte Organ, das kraftvollſte Werkzeug jener Revolution geweſen, die ihm zweimal die Ehre des Pantheon's zuerkannt hat. —

(Nach dem Franzöſiſchen).

Chronik der ſchönen Literatur.

138) **Fahrten eines Muſikanten,** herausgegeben von **Ludwig Bechſtein.** 3 Theile. (1ſter Theil: der Student. 3ter Theil: der Philhellene). Schleuſingen 1837. Conrad Glaſer.

Aus dem intereſſanten Material eines wechſelreichen, in alle Hoffnungen und Wirren der Zeit vom Befreiungskriege an mit rühriger Thatkraft verflochtenen Lebens hat Ludwig Bechſtein mit gewandter und ſicherer Hand Denkniſſe geſtaltet, welche durch einfache Schönheit der Darſtellung zu einem Kunſtwerke geworden und (rückſichtlich eben der letzteren) den übrigen neueren Schriften Bechſtein's vorzuziehen ſind. Was den ſtofflichen Werth dieſer Memoiren (deren Held noch lebt) betrifft, ſo laſſen ſich dieſelben als eine Gallerie von wahrheitstreuen Zeitbildern betrachten, aus welchen man mit gutem Fug eine deutſche Sittengeſchichte der letzten drei Dezennien abſtrahiren kann; das deutſche Studentenleben zur Zeit des Befreiungskrieges mit allen ſeinen Roſen und Neſſeln, mit ſeinen großen Gedanken und ſeinen barocken Unarten, mit ſeiner ſchönen Freiheit und ſeiner tollen Zügelloſigkeit, mit ſeinen Landsmannſchaften und ſeiner Burſchenſchaft, mit ſeinem Wartburgfeſt und ſeinem Bierherzogthum, ſteht in friſchen Farben lebendig vor unſeren Blicken; Alles, was ein deutſches Herz erfreuen, betrüben, eiſig durchrieſeln kann, wird bis in die kleinſten Falten hinein ſichtbar. — An dieſe Bilder des Studentenlebens reihen ſich erſchütternde Darſtellungen aus den Schickſalen jener Unglücklichen, welche als gemeine Soldaten im franzöſiſchen Solde die Legion **Hohenlohe** bildeten. Ein bitterer Humor des Schickſals: deutſche Franzoſenhaſſer unter franzöſiſcher Disciplin! Endlich wird der Held dieſer Denkniſſe frei und ſegelt als Philhellene nach Griechenland. Jede Scene des Kampfs, des Stilllebens auf dieſem claſſiſchen Boden iſt höchſt intereſſant: Felder mit Trümmern beſäet, jagende Roſſe, Muth, Wuth und Verzweiflung, — gläubiges Dulden, weſtliche Entartung, — Größe und Perfidie, alles geordnet in maleriſchen Gruppen, impoſant, überwältigend.

139) **Sittengallerie der Nationen.** Das Buch der Völker in Bildern und Vignetten, von Dr. **Le Petit.** Mannheim, Hoff. 1836.

Kauft! Kauft! Kauft! — Für eine halbe Krone ſollt ihr „die Geſammtgeſchichte der Welt, die Chronik des Menſchengeſchlechts" erhalten, „wie ſie ſich vom grauen Alterthume her bis auf die heutige Stunde in Natur und Kunſt durch Tradition und Tagesliteratur, in ihren phyſiſchen, moraliſchen und ſtatiſtiſchen Verhältniſſen in unermüdlichem Wechſel unabänderlich geſtaltet haben." Kommt herbei, ihr armen Schelme, die ihr bisher nicht mehr als gar nichts gewußt, und ſeht den Mann, „der die Natur in ihrem geheimen Walten betrachtet, der die Kunſt an ihrem Putztiſche (!) belauſcht, der die Völker bei der Metamorphoſe, in ihren geiſtigen Entwicklungsperioden, in ihren Wanderungen, Revolutionen und Irrfahrten, in ihrem gegenſeitig friedlichen oder feindſeligen, ſtaatsbürgerlichen, kommerziellen, religiöſen oder literariſchen Verkehre überraſcht."

„„Allons, Bajazzo!"

„Herr Patron?"

„„Mach' ein Buch!""

„Hier iſt's! Die Sittengallerie der Nationen. Das Buch der Völker."

Genrebildchen, Anekdoten, ſtatiſtiſche Miszellen, aus Reiſebeſchreibungen und Journalen zuſammengeſtoppelt; auf jedes einzelne Packet eine pikante Etikette, z. B. „Indiens Weisheit," „China's Thorheit," „Japan's Eiferſucht," Siberiens Völkerſchmach," „Kleinaſiens Mondbeleuchtung," „Centralamerika's Centrum und Peripherie" und dergl. geklebt, — Reflexionen voll Tiefe, die wie Albernheit, und voll Kühnheit, die wie Unverſchämtheit ausſieht, als Würze dazwiſchen geſtreut, damit die Motten nicht d'ran kommen! So macht man ein Buch. Die Charlatane ſind allmählich von unſern Jahrmärkten verſchwunden; allmählich ſuchen ſie jetzt auf dem literariſchen Markt ſich einzuſchmuggeln. Pfui!

140) **Pſyche.** Epiſches Gedicht in drei Geſängen. Von **Ado Schütt.** Mannheim, H. Hoff. 1836.

Das liebliche, duftige Mährchen des Apulejus finden wir hier als Epos aufgefaßt und mit Grazie behandelt. Der Dichter entfaltet bei Löſung dieſer gefährlichen Aufgabe ein glückliches Talent, welches ihn manche Klippen umſchiffen lehrte, an denen ein minder Begabter geſcheitert wäre; ſeine Auffaſſung behielt in der claſſiſchen Draperie ächt romantiſches Fleiſch und Blut, und es dünkt uns, daß er hierin der Mythe völlig ihr Recht wiederfahren ließ, denn dieſe bildet den Uebergang vom Claſſiſchen zum Romantiſchen. Die Form erinnert zuweilen (hauptſächlich in den lyriſchen Intermezzi) an Schiller'ſche Muſter; im Ganzen verdient ſie aufrichtiges Lob wegen der Leichtigkeit des Ausdrucks, der wohlgeordneten Bilderfülle, des melodiöſen Rythmus und der freien Glätte, welche ſie charakteriſiren.

141) **Die Abenteuer des Odyſſeus.** Nach Homer für die Jugend bearbeitet, von Fr. **Atzerodt.** Leipzig, Weber. 1836.

Ein glücklicher Einfall; aber eine verunglückte Ausführung! Die Abenteuer des Odyſſeus, im ſchlichten Tone der „Kinder- und Hausmährchen" für die Jugend wieder zu erzählen, würde allerdings ſehr verdienſtlich ſein; in der Manier des Campe'ſchen Robinſon vorgetragen aber machen ſie den Eindruck der Abgeſchmacktheit.

142) **Gedichte von K. Jacht.** Berlin, Bade. 1836.

Die Beſcheidenheit des Verfaſſers in der Zueignung und die Harmloſigkeit dieſer Dichtungen entwaffnen die Kritik ihrer Strenge. Die Ideen des Verfaſſers nehmen keinen höheren Flug, aber ſie kriechen auch nicht am Boden; eine edle ſittliche Geſinnung erhält ſie **über** demſelben. Die Form, in welcher ſie auftreten, empfiehlt ſich durch wohlgefügige Verſifikation.

Notizen.

⁂ **Das Modell zu Schiller's Denkmal** iſt nun ſchon ſeit einigen Monaten vollendet und in Thorwaldſens Werkſtätte ausgeſtellt. Der Kopf iſt nach Dannecker's Büſte. „Der Ausdruck," ſo wird in Schorn's Kunſtblatt berichtet, „den Thorwaldſen in das Geſicht gelegt, iſt, wie **er** nachdenkend irgend einen großen Gedanken erfaſſen möchte, um ihn in poetiſcher Einkleidung der Welt zu übergeben."

⁂ **Genremalerei in Rom.** — Von Rom aus werden als dort ſich aufhaltende tüchtige Künſtler im Fache der Genremalerei genannt vor Allem **Kirner** aus Baden, dann **Riedel** aus Bayern, **C. Mayer** aus Holſtein, **Lindau** aus Dresden und **Pollack** aus Prag.

In Nro. [illegible], Seite [illegible], Sp. 2, Zeile 14 von oben, ſtatt **Gedichte,** lies: Geſchichte. — In Nro. [illegible], S. [illegible], Sp. 1, Z. 21 v. u. lies: Dr. L. **Lerſch,** ſtatt Lerch.

Hierzu Beilage Nº. 12.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller.** — Verleger: **J. D. Sauerländer.**

Nr. 7. Beilage zum Phönix. 1836.

Die Inſertions-Gebühren betragen für die geſpaltene Zeile aus Petitſchrift oder deren Raum 1 gr. oder 4 kr.

Intereſſante Lectüre.

So eben erſchien bei K. F. Köhler in Leipzig und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Genre- und Fresco-Skizzen
aus
Berlin und Athen.
Von
Ludwig Rellſtab.

Nro. 1. Die Johannismappe, enthält: Die Eiſenbahnen, eine europäiſche Nothwendigkeit. — Wollmarkt und Wettrennen in Athen. — Theater. — Athenienſiſcher Streuſand. — 8. Velinpapier, broſchirt 8 gr. 36 kr.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Verfaſſungen
der
vereinigten Staaten Nordamerika's.
Aus dem Engliſchen überſetzt von
G. H. Engelhard.

2 Theile. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. Rhein. fl. 2. C. M.

In Mittermaier's und Zachariä's kritiſcher Zeitſchrift für Rechtswiſſenſchaft ꝛc. 8. Band 2. Heft, wird dieſe Ausgabe wie folgt empfohlen:

„Der Ueberſetzer hat die großen Schwierigkeiten, mit welchen ſeine Arbeit verbunden war, meiſt glücklich überwunden, ſo daß ſeine Ueberſetzung allen denen empfohlen zu werden verdient, welche ſich, der engliſchen Sprache nicht mächtig, oder das Original nicht zur Hand habend, mit den Verfaſſungsurkunden der Vereinigten Staaten bekannt machen wollen."

Damen-Lectüre.

So eben erſchien bei K. F. Köhler in Leipzig und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Familie Linwood
von
Miß Sedgwick.
Aus dem Engliſchen mit Einleitung von
L. Rellſtab.

2 Theile. Velinpap. brochirt. Rthlr. 3.

Miß Sedgwick, die in ihrem Vaterlande Nord-Amerika, Cooper und Irving zur Seite geſtellt wird, im lebensvoller Auffaſſung der Gegenſtände, übertrifft dieſe in zarter Auffaſſung und Entwickelung weiblicher Charaktere. Ihre Werke, die in ihrem Vaterlande mit Auszeichnung aufgenommen wurden, werden durch eine der gebildetſten deutſchen Frauen in's Deutſche übertragen, und wird binnen kurzem obigem Werke, die Fortſetzung ihrer Erzählungen mit Hope Leslie folgen.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Soireen. Von K. Gutzkow.

2 Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr. rhein. fl. 4. 30 kr. C. M.

Inhalt: Vorwort. — Sommerreiſe durch Oeſterreich. — Der Sadducaer von Amſterdam. Novelle. — Kanarienvogels Liebe und Leid. — Ueber den Wolken. — Naturgeſchichte der deutſchen Kameele. — J. M. Schottky, Profeſſor.

Das Königl. preußiſche Miniſterium des Innern und der Polizei hat, nach eingeholtem Gutachten des Obercenſur-Collegs, den Verkauf obigen Werkes in den preußiſchen Staaten geſtattet.

Wohlfeile Ausgabe.

Um den vielfach ausgeſprochenen Wünſchen zu entſprechen haben wir von:

William Hogarth's
ſämmtlichen Kunſtwerken,
74 Blatt in groß Folio,

eine Ausgabe veranſtaltet, welche wir complet in einem Bande, ganz ſchön ausgeſtattet zu dem beiſpiellos billigen Preiſe von nur 6 Thalern verkaufen, um dieſes claſſiſche Werk auch Unbemittelteren zugängig zu machen; für die frühere Ausgabe in 12 Lieferungen hingegen wird der Preis von 18 Rthlr. beibehalten.

Leipzig im Juli 1836.

A. Poenicke & Sohn.

Für Leſezirkel und Leihbibliotheken.

Bei K. F. Köhler in Leipzig ſo wie in allen Buchhandlungen ſind nachſtehende Werke L. Rellſtab's zu haben:

Rellſtab, L., Sagen und romantiſche Erzählungen. 3 Theile. Rthlr. 3. 12 gr.

1ſter Theil enthält: Waldhulde oder der Wolfsbrunnen; — Elsbethe, eine Sage vom Ilſenſtein; — Theodor, eine muſicaliſche Skizze; — Kaiſer Maximilian.

2ter Theil enthält: Jaromir; — das Hochzeitsfeſt, eine italiäniſche Sage; — Marie und Franzesko.

3ter Theil enthält: der Goldſchmied von Augsburg; — Julius, eine muſicaliſche Novelle; — Edmund, eine muſicaliſche Skizze.

Rellſtab, L., Algier und Paris. 3 Theile. Rthlr. 4. 12 gr.

1ſter Band: die Aventüre; — 2ter und 3ter Band: die Juliustage. 2 Theile. Rthlr. 3.

Rellſtab, L., Gedichte. 1ſter Band. 8. Rthlr. 1. 4 gr.

Scott, W., das Leben und die Schriften der berühmteſten, vorzüglich engliſchen Romandichter; überſetzt und mit einem Anhange verſehen von L. Rellſtab. 3 Bände. 8. Rthlr. 2. 12 gr.

Inhalt: Fielding, Smollet, Leſage, Johnſtone, Sterne, Goldſmith, Johnſon, Mackenzie, Walpole, Clara Reeve, Richardſon, Cervantes Saavedra (v. Smollet). Anhang zu Goldſmith's Leben: Swift, Bage, Cumberland, (Anna Radcliffe.)

Bei J. A. Mayer in Aachen iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Jonathan Jefferſon Whitlaw,
oder
Scenen am Miſſiſſippi.

Roman
von
Frances Trolloppe,
Verfaſſer von „Paris und die Pariſer," „Belgien und Weſt-Deutſchland," „Tremordyn Cliff" ꝛc. ꝛc.

Aus dem Engliſchen
von
C. Richard.

Drei Bände. 8. Geheftet. Rthlr. 3. 15 Sgr.

Ein Roman, der durch die Schilderung amerikaniſcher Verhältniſſe, dort üblicher Landes-Sitten und durch die geſchickte Verſchlingung der Faden, eine ſehr anziehende Unterhaltung gewährt.

In Appun's Buchhandlung in Bunzlau iſt ſo eben erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gehe, Eduard, die Malteſer, Drama in 5 Akten, oder deſſen vermiſchte Schriften 1ſter Theil (der bereits unter der Preſſe befindliche 2te Theil enthält: **Jeſſonda**, große Oper; die **Romantiſchen**, Luſtſpiel; **Ausflug nach Salzburg**; **Gedichte**.) à 18 Sgr.

Keller, C., Nikolaus, Herzog von Oppeln. Hiſtoriſcher Roman. 2 Theile, à 22 ggr.

Bei J. E. Dittmar in Sangerhauſen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Chriſtliches Predigtbuch
auf
alle Sonn- und Feſttage des Jahres,
für
Familien und Kirchen,
von
M. Gottlob Euſebius Fiſcher,
Pfarrer und Superintendenten in Sangerhauſen.

I. Band in 2 Heften, gr. 8. Geheftet. 21 Bogen. Rthlr. 1⅓. fl. 2. 24 kr. rhein. fl. 2. C. M.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wörterbuch
der
deutſchen Sprache
in
Beziehung auf Abſtammung und Begriffsbildung.
Von D. Konrad Schwenck,

Zweite verbeſſerte Ausgabe. Ein Band in groß Lexiconformat zu 8 Lieferungen. Jede Lieferung koſtet 8 ggr., 10 Sgr., 36 kr. rhein., 30 kr. C. M.

Die deutſche Nation, welche überall, wo es ſich von wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen handelt, Europa als Muſter vorleuchtet und den erſten Rang unter deſſen gebildeten Völkerſchaften unbeſtritten einnimmt, bethätigte ihren Vorzug auch durch die gründlichſten Unterſuchungen über ihre Mutterſprache, und zwar mit einem Eifer, welcher die glücklichſten Reſultate herbeiführte. Welche kaum zu berechnenden und zu überſehenden Fortſchritte in allen Zweigen der deutſchen Sprachkunde, ſeit der fleißige Adelung ſein Wörterbuch der deutſchen Sprache dem Publikum vorlegte! Wie viel wurde namentlich für die Wortforſchung geleiſtet! — Aber das bisher angehäufte Material lag zerſtreut, in nicht immer anſprechender, der Mehrzahl der Nation nicht zuſagender Form, faſt ausſchließlich nur das Eigenthum weniger Gelehrten und Kenner vom Fach. Und doch hatte die gebildete Mehrzahl der Deutſchen die gerechteſten Anſprüche, mit den Reſultaten und Ergebniſſen einer auf die Ausbildung ihrer Sprache ſo lebendig, ſo ausgedehnt einwirkenden Zeit, und eines ſo erfolgreichen Strebens neuerer Sprachforſcher auf eine Weiſe bekannt zu werden, welche, gleich entfernt von trocknem, gelehrten Grübeln und kecker, windiger Hypotheſenſucht, unſern geſammten Sprachſchatz in Beziehung auf Abſtammung und Begriffsbildung vollſtändig, einfach, kurz und klar darſtellte. Dieſe eben ſo wichtige als ſchwierige Aufgabe löſ't das Wörterbuch der deutſchen Sprache des Herrn Dr. Schwenck, der dem Publikum bereits durch die gründlichſten Forſchungen in dem Gebiete der Etymologie rühmlichſt bekannt iſt. Mit ſicherem Takt hat er ſeine Aufgabe, nicht ſowohl den Fachgelehrten, als dem ganzen gebildeten Deutſchland ein Hand- und Hülfsbuch der deutſchen Sprachbildung vorzulegen, durchgeführt, und auf den zweideutigen Ruhm weitläuftiger und gelehrter Ausführungen verzichtet, um durch Kürze, Gedrängtheit und Faßlichkeit bei den größeren Kreiſen des Publikums, welche er im Auge hatte und denen ſeine Forſchungen nur auf dieſem Wege nützlich werden konnten, einen Zweig des Wiſſens zu fördern, der jedem Gebildeten, jedem ächten Vaterlandsfreunde unentbehrlich iſt. — Aus dem Geſagten geht hinreichend hervor, daß wir den Deutſchen ein Nationalwerk darbieten, das die gerechteſten Anſprüche an die allgemeinſte Verbreitung hat, jedem Stand, Alter und Geſchlecht weſentlich nützlich iſt und in keiner Handbibliothek gebildeter Deutſchen fehlen darf. — Der raſche Abſatz der erſten Ausgabe, liefert den deutlichſten Beweis, daß das treffliche Werk die ihm gebührende Anerkennung gefunden hat. — Nicht nur in Deutſchland, ſondern auch im Auslande, namentlich in England, hat es eine günſtige Aufnahme gefunden.

Das New monthly Magazine liefert in ſeinem Januarhefte dieſes Jahres eine kritiſche Beurtheilung dieſes Buches und ſagt darin unter Anderem:

Wir glauben, es iſt dies der erſte Verſuch, der gemacht wurde, den Gegenſtand in einer populären Darſtellungsweiſe zu behandeln, die jedoch zu gleicher Zeit gründlich genug iſt, die Forſchungen des Schülers zu befriedigen; denn die Wörterbücher von Adelung und Andern ſind nicht nur viel zu unbequem zum leichten Nachſchlagen, ſondern beſchränken ſich auch, in ihrem etymologiſchen Theile, einzig und allein darauf, die Wörter auf ihre betreffenden Wurzeln zurückzuführen. Obgleich Schwenck's Werk hauptſächlich für Deutſche geſchrieben iſt, ſo dürfte es dennoch, unſrer Meinung nach, nicht allein von dem engliſchen Studirenden, ſondern auch von dem Studirenden einer jeden anderen Nation mit großem Vortheile benutzt werden können. —

Am Schluſſe dieſer Recenſion heißt es: Wir glauben genug geſagt zu haben, um dieſes Werk den engliſchen Studirenden zur Beachtung zu empfehlen, und ſind überzeugt, daß es dazu beitragen wird, ihn anzuſpornen zur Verfolgung ſeiner etymologiſchen Forſchungen, deren Werth, in Betracht, daß ſie über die Geſchichte und Gebräuche und Sitten der Nationen des Alterthums Licht verbreiten, vielleicht noch nicht genug gewürdigt worden iſt.

In den Blättern für literariſche Unterhaltung. Jahrgang 1834. Nº. 311 findet ſich ebenfalls eine günſtige Beurtheilung; es heißt darin:

Der Verfaſſer des vorliegenden Buches hat ſich bemüht, die Ergebniſſe deutſcher Wortforſcher, an deren Spitze Jacob Grimm ſteht, in der Kürze und ſo allgemein faßlich, als der Gegenſtand es zuläßt, anzugeben. Auf dieſe Art iſt der Grund zu einem deutſchen Wörterbuche gelegt, welches ſich von den früheren weſentlich dadurch unterſcheidet und ſich zum brauchbaren Schul- und Handgebrauch dadurch vorzüglich eignet, daß auch die gangbaren Fremdwörter mitaufgenommen und zur Erleichterung ungelehrter Leſer die etwa vorkommenden griechiſchen Wörter mit lateiniſchen Buchſtaben neben der griechiſchen Schrift gedruckt ſind.

Herr Schwenck hat ſich in mehreren Schriften als einen thätigen und kenntnißreichen Arbeiter auf dem Felde griechiſcher und lateiniſcher Etymologie gezeigt und dadurch ſeine Befähigung, in ſolchen Angelegenheiten ſeine Stimme mitabzugeben, hinlänglich dargethan. Der Verfaſſer hat eine ſehr große Anzahl von Wörtern auf ihre Wurzeln zurückgeführt und aus der Vergleichung der Althochdeutſchen, Gothiſchen, Angelſächſiſchen mit der ſchwediſchen, niederländiſchen ꝛc. franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Sprache Reſultate gewonnen, die viele Leſer in Erſtaunen ſetzen werden.

Der Schluß lautet: Indem Referent hiermit ſeinen Bericht über dies nützliche, äußerſt ſchön ausgeſtattete Buch ſchließt, wünſcht er, daß daſſelbe in recht viele Hände kommen möge, damit eine gründliche Kenntniß der Mutterſprache durch daſſelbe beſtmöglichſt befördert werde.

Wir laſſen dieſe zweite Ausgabe in Lieferungen erſcheinen, damit die Anſchaffung erleichtert, und es auch dem Unbemittelten zugänglich gemacht werde. Jeden Monat erſcheint eine Lieferung und koſtet 8 ggr., 10 Sgr., 36 kr. rhein., 30 kr. C. M. — Die 1ſte und 2te Lieferung ſind bereits erſchienen.

Der Courier von Simbirsk.
Novelle
von
Guſtav von Heeringen.
8. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Der reichbegabte Verfaſſer entwirft in dieſer Novelle ein Gemälde des ruſſiſchen Volks-, Hof- und Cabinetslebens aus der Zeit einer Frau, an deren Namen ſich ſtets das lebhafteſte Intereſſe knüpfen wird, der Kaiſerin Katharina. Intrigue und Liebe ringen um den Preis, doch die letztere ſiegt; dieſe verſöhnende Tendenz wird den intereſſanten Combinationen der Novelle gewiß viele Freunde verſchaffen.

Nr. 9. Beilage zu Nr. 244 des Phönix. 1836.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wörterbuch der deutſchen Sprache

in Beziehung auf Abſtammung und Begriffsbildung. Von Konrad Schwenck. Zweite verbeſſerte Ausgabe. Ein Band in groß Lexiconformat zu 8 Lieferungen. Jede Lieferung koſtet 8 ggr., 10 Sgr., 36 kr. rhein., 30 kr. C. M.

Wir laſſen dieſe zweite Ausgabe in Lieferungen erſcheinen, damit die Anſchaffung erleichtert, und es auch dem Unbemittelten zugänglich gemacht werde. Jeden Monat erſcheint eine Lieferung und koſtet 8 ggr., 10 Sgr., 36 kr. rhein., 30 kr. C. M. — Die 1ſte bis 4te Lieferung ſind bereits erſchienen, und die folgenden werden noch in dieſem Jahr ausgegeben.

Deuſch-franzöſiſch-engliſches

phraſeologiſches Handbuch

der Handels-Correſpondenz und des Geſchäftsſtyls. Von F. L. Rhode. 2 Bände. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein. fl. 3. C. M.

Dieſes Werk umfaßt ſyſtematiſch die ganze Geſchäfts-Correſpondenz über Waaren- und Wechſelgeſchäfte, See- und Papierhandel, Empfehlungs- und Wechſelbriefe, contractliche und ſtreitige Verhandlungen, Waarenartikel und deren Verpackung, Buchführung u. ſ. w., in den drei genannten Sprachen in allen üblichen kaufmänniſchen Phraſen. Man findet darin unter jeder Rubrik eine Sammlung der in Geſchäftsbriefen und Verhandlungen vorkommenden Redensarten zuſammengeſtellt, um ſchnell nachſchlagen zu können, wie man das was man ſagen will, nicht allein auf eine techniſch richtige Weiſe, ſondern auch in mannichfach verſchiedenen Wendungen geben kann.

Neues franzöſiſch-deutſches und deutſch-franzöſiſches

Wörterbuch,

deſſen franzöſiſche Abtheilung nach dem der franzöſiſchen Akademie, des Wailly und den beſten Quellen, die deutſche nach dem des Adelung, Campe und Heinſius bearbeitet iſt, und das in zwei Bänden ſo viel Hülfsmittel, als die aus vier beſtehenden darbietet.

Zum Gebrauch aller Stände, der Erziehungsanſtalten, Gymnaſien, Lyceen und Univerſitäten beider Nationen.

Enthaltend: die techniſchen Ausdrücke in den Wiſſenſchaften, Künſten und Gewerben; ein alphabetiſches Verzeichniß der Namen der Perſonen, Länder, Städte, Flüſſe und Berge, wenn ſie in der Ueberſetzung verſchieden ſind; die Angabe der richtigen franzöſiſchen Ausſprache, ſobald ſie bei einem Worte zweifelhaft ſeyn konnte; die Mehrzahl eines deutſchen Nennworts, wenn ſie abweichend iſt; eine Auswahl Beiſpiele mit üblichen Sätzen, um ſowohl mit ihrem eigentlichen als bildlichen Sinne vertraut zu werden; alle geltenden Sprichwörter; grammatiſche Nachweiſungen über die regelmäßigen und unregelmäßigen Conjugationen, ihre Abweichungen und Mangelhaftigkeiten, genaue Regeln über die ſo mißlichen Veränderungen der Participien, und beſtimmte Angabe der richtigen Schreib- und Sprechart vieler franzöſiſcher Zeitwörter, welche man immer falſch ſchreiben und ausſprechen wird, ſo lange als man ſich blos und allein nach ihrer Abſtammung oder ihrem Infinitiv richtet.

Von J. Lendroy, Profeſſor der franz. Sprache und Mitarbeiter des großen Schwan'ſchen Wörterbuchs. Zwei Theile in größtem Lexiconformat. Rthlr. 3. 20 ggr., Rthlr. 3. 25 Sgr., fl. 6. 30 kr. rhein., fl. 5. 45 kr. C. M., Cartonirt in Sarſnet Rthlr. 4. 4 Sgr., fl. 7 rhein. fl. 6. 10 kr. C. M.

Wir haben Taſchenwörterbücher der franzöſiſchen Sprache, welche entweder die weſentlichſten und alltäglichſten Ausdrücke unerklärt, oft ganz unberückſichtigt laſſen, oder ganz beſonders dazu eingerichtet ſcheinen, die beſten Augen auf alle Lebenszeit zu Grunde zu richten.

Wir haben Handwörterbücher der franzöſiſchen Sprache, deren Verfaſſer es vor allem an gehöriger Sachkenntniß fehlt. Mühſelig hinken dieſe Arbeiten hinter dem raſchen Fluge der Wiſſenſchaften, namentlich der ſogenannten praktiſchen her, und laſſen faſt in jeder Zeile gewahren, daß ihr Werk nicht zur Förderung der Wiſſenſchaft geſchrieben wurde.

Wir haben endlich dickleibige, vielbändige, vollſtändige Wörterbücher der franzöſiſchen Sprache, in welchen ſich angeblich viel mehr findet, als in ein Wörterbuch gehört; in welchen aller Unrath, den die deutſchen und franzöſiſchen Wörterbücherfabrikanten ſeit einem Jahrhundert aufgeſtapelt haben, in der ſchönſten Unordnung übereinander liegt und modert; in welchen man Alles findet, nur das nicht, was man eben ſucht; oder wo man viele Blätter mühſam durchlaufen muß, ehe man ſich in einem ſolchen Augiasſtalle zurecht findet, und die auch nicht im entfernteſten von dem Streben zeugen, dem Geiſt der Zeit, den reißenden Fortſchritten der Wiſſenſchaften und den nach den Nuancen des geſelligen Lebenscharakters ſich ſtets neu geſtaltenden und ausdehnenden Sprachſchätzen zu folgen und ſich anzuſchmiegen.

Der Tadel, der hiermit über unſere franzöſiſchen Wörterbücher ausgeſprochen wird, iſt hart; aber er iſt leider gerecht, und das Lendroy'ſche Wörterbuch, welches wir hiedurch in die Hände des deutſchen Publikums geben, iſt der ſchlagendſte Beweis, den wir für unſere Behauptung liefern können.

Die Univerſalität des deutſchen Geiſtes, die hohe Stufe der wiſſenſchaftlichen Bildung unſerer Nation, die Fortſchritte der Sprachwiſſenſchaft und Lexikographie ſtellen nicht geringe Anforderungen an ein gutes franzöſiſches Wörterbuch, denen das Lendroy'ſche Werk in jeder Weiſe vollkommen entſpricht.

Es wird hier eine Arbeit geliefert, an welche ein ganz anderer Maßſtab zu legen iſt, als an ähnliche Erzeugniſſe unſerer Zeit; der Verfaſſer machte ſeit einer langen Reihe von Jahren die gründlichſten Vorſtudien zu ſeinem Werke und weihte demſelben einen Fleiß, der nur ſeinen ſeltenen Kenntniſſen gleich kommt; ſo daß ſein Werk, ſowohl was Vollſtändigkeit, Leichtigkeit und Zweckmäßigkeit des Gebrauchs, als höchſt bequemen Druck und Wohlfeilheit des Preiſes betrifft, vor allen übrigen Wörterbüchern ſich auszeichnet und jedem Stande und Alter empfiehlt.

Elemente d. analytiſchen Geometrie,

oder Anwendung der Algebra auf die Geometrie, für Anfänger und zum Selbſtunterricht. Von J. H. Müller. Mit 8 Steintafeln. gr. 8. Rthlr. 2. 15 gr. fl. 4. 30 kr. rhein. fl. 3. 56 kr. C. M.

Es iſt anerkannt, wie wichtig die Kenntniß der analytiſchen Geometrie für das Studium der Mechanik, der Optik, der mathematiſchen Geographie, der Aſtronomie und der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften überhaupt ſei. Faſt überall, wenn bei dieſen Wiſſenſchaften etwas mehr als die bloße Oberfläche berührt werden ſoll, muß die analytiſche Geometrie helfend an die Hand geben. Die angezeigte Schrift enthält die Grundlehren der analytiſchen Geometrie ausführlich, und ſo dargeſtellt, daß dieſelben jeder Freund der Mathematik, der mit der Elementar-Geometrie, der ebenen Trigonometrie und der niedern Algebra vertraut iſt, ohne weitere Nachhülfe wird ſtudiren können. Die darin vorkommenden Anwendungen auf mathematiſche Geographie dürften nicht ungeeignet ſeyn, um Anfängern das Intereſſe am Studium der analytiſchen Geometrie zu erhöhen.

Anweiſung zum Schachſpielen.

Von Georg Walker. Mitglied des Schachklubbs in London. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Schiereck. Zweiter Theil. Die Spieleröffnungen des Capitain Evans, das Gambit des Muzio, Endſpiele, eigenthümliche Stellungen und ausgewählte Aufgaben mit ihren Auflöſungen enthaltend. 8. Geh. 15 gr. fl. 1. rhein. 56 kr. C. M.

° Der erſte Theil hiervon, die vorzüglichſten Spieleröffnungen und Endſpiele, nebſt einigen eigenthümlichen Stellungen, und funfzig ausgewählte Aufgaben enthaltend, erſchien 1835 und koſtet 21 gr. fl. 1. 30 kr. rhein. fl. 1. 20 kr. C. M.

Mittheilungen üb. d. Freimaurerei.

Von Fr. Heldmann. 8. Geh. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 3. rhein. fl. 2. 40 kr. C. M.

Der Verfaſſer dieſes Werkes iſt vorzüglich durch ſeine „drei älteſten Urkunden" als ein gediegener in den Geiſt der Maurerei eingedrungener Schriftſteller der maureriſchen und literariſchen Welt bekannt. Sein Streben war ſtets dahin gerichtet, die Maurerei hiſtoriſch zu ergründen, um der freien Speculation über deren Principien, Symbole u. ſ. w. eine poſitive Baſis zu gewähren. In dieſen neuen Mittheilungen tritt der Verfaſſer ebenfalls allen Verſuchen entgegen, welche der Maurerei fremde, politiſche, ſociale und religiöſe Zwecke unterlegen wollen. Seine weiteren Forſchungen über dieſe wichtigen Gegenſtände — theils aus Abhandlungen, theils aus Reden beſtehend — hat er in dieſem Werke, ohne die disciplina arcani nur im Geringſten zu profaniren, geſammelt. Unter andern Beiträgen finden ſich auch zwei gediegene Aufſätze vom geiſtesklaren Zſchokke.

Stunden der Weihe u. des Troſtes.

Ein Erbauungs- und Communionbuch für gereifte Chriſten. Von Dr. und Pfarrer K. M. Kirchner. 8. Geh. 18 gr. fl. 1. 12 kr. rhein. fl. 1. 8 kr. C. M.

Der Verfaſſer hält — wie er in der Vorrede ausſpricht — in unſeren Tagen kein Beſtreben für überflüſſig, das darauf ausgeht, die Gemüther für das Höhere zu ſtimmen, zum Ernſte anzuregen und aus den Kämpfen und Gährungen, wie aus der Erſchlaffung und Erſtorbenheit der Zeit auf das Eine hinzuleiten, das Noth thut. — Die wichtigſten Angelegenheiten und Verhältniſſe des Lebens ſind demnach in dieſer Erbauungsſchrift beſprochen, und mit beſonderer Rückſichtsnahme auf die eigenthümlichen Zeiterſcheinungen im religiöſen und ſittlichen Leben, geht des Verfaſſers Abſicht dahin, Geiſt und Gemüth demjenigen zu gewinnen, was allein für jede Lage des Lebens ungemeſſene Kraft, bezaubernden Reiz und Tröſtungen der Ewigkeit enthält.

Museum Senckenbergianum.

Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Main. Band II. Heft. 1, mit Tafel I — VI. gr. 4. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein. fl. 3. C. M.

Inhalt: Neuer Nachtrag von Beschreibungen und Abbildungen neuer Fische, im Nil entdeckt von Dr. Ed. *Rüppel*. — Ueber Pflanzenausbildungen, von Dr. G. *Fresenius*. — Die Torfgebilde von Enkheim und Dürrheim, in Rücksicht ihrer animalischen Einschlüsse, von H. *von Meyer*. — Beiträge zur Flora von Abyssinien, von Dr. G. *Fresenius*.

Preis des I. Bandes 1s — 3s Heft, mit 18 Tafeln. Rthlr. 4. 16 gr. fl. 8. 10 kr. rhein. fl. 7. C. M.

Marienbüchlein.

Geſänge aller Zeiten und Völker zu Ehren der Allerheiligſten Jungfrau. Ein Buch der Andacht und frommen Erhebung. Herausgegeben von Dr. J. B. Rouſſeau. Mit 1 Kupfer und lithograph. Titel. 33 Bogen. 8. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. rhein. fl. 1. 30 kr. C. M. In gepreßten Saffiandecken u. Goldſchnitt. Rthlr. 1. 12 ggr. fl. 2. 42 kr. rh. fl. 2. 15 kr. C. M.

Die Herren Erzbiſchöfe von Köln und Freiburg, ſo wie die Biſchöfe von Paderborn, Münſter, Trier, Fulda, Limburg, Speier, ſo wie die Ordinariate von Mainz, Aachen u. ſ. w. haben dieſes Werk ſorgfältig geprüft und es als eine der intereſſanteſten Erſcheinungen im Gebiete der katholiſchen Litteratur beſtens empfohlen.

Der Bau und die Verrichtungen des

Pferde-Hufes,

Nebst einer durch Erfahrung bewährt gefundenen

neuen Beschlags-Methode.

Von *Bracy Clark*. Aus dem Englischen der zweiten Auflage, von F. L. *Rhode*. Zweite vermehrte Auflage, mit 22 lithographirten Tafeln. gr. 4. Geheftet. Rthlr. 2. 9 gr. fl. 4 rhein. fl. 3. 34 kr. C. M.

Forſt und Jagdzeitung 1836.

Herausgegeben vom Forſtmeiſter Behlen. 12 Monatshefte mit Lithographien. gr. 4. Rthlr. 4. 16 gr. fl. 8. 24 kr. rhein. fl. 7. C. M.

* Durch die mit Sachkenntniß geleitete Redaction und die vermehrte Anzahl neuer rühmlichſt bekannter Mitarbeiter, erfreut ſich dieſe Zeitſchrift in neuerer Zeit einer bedeutend vermehrten Theilnahme. Das erſte Heft kann durch alle Buchhandlungen zur Anſicht bezogen werden.

* Dieſelbe erſcheint auch im nächſten Jahr.

Mythologiſche Skizzen.

Von K. Schwenck. 8. Geh. 21 ggr. fl. 1. 30 kr. rhein. fl. 1. 20 kr. C. M.

Der Boden u. d. atmoſphäriſche Luft

in allſeitigen, gasförmigen und dynamiſchen Einwirkungen auf Ernähren und Gedeihen der Pflanzen, mit Bezug auf Land- und Forſtwirthſchaft. Von Profeſſor Dr. Reuter. gr. 8. 1836. Rthlr. 1. 8 ggr. fl. 2. 15 kr. rhein. fl. 2. C. M.

* Wir verweiſen auf die ausführlichen Kritiken dieſes höchſt empfehlungswerthen Buches, die in der „Forſt- und Jagdzeitung von Behlen und in den „Oekonomiſchen Neuigkeiten 1836 von André erſchienen ſind.

Shakspeare's Plays,

accurately printed from the Text of Mr. Steevens's last edition, with historical and grammatical explanatory notes in german. By J. M. *Pierre.* Vol. VI. Containing: Julius Cæsar. 12. broch. 9 ggr. 36 kr. rhein. 34 kr. C. M.

Schönwiſſenſchaftliche Werke.

Gedichte

von Ludwig Bechſtein. gr. 8. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein. fl. 3. C. M.

Der Geächtete.

Geſchichtlicher Roman aus dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. Von H. C. R. Belani. 3 Theile. 8. Rthlr. 4. fl. 7. rhein. fl. 6. C. M.

J. F. Cooper's ſämmtliche Werke. 886 — 936 Bändchen.

Ausflüge in die Schweiz.

Aus dem Engliſchen überſetzt von Dr. C. F. Nietſch. Zwei Theile. Auf Velinpap. Rthlr. 1. 4 gr. fl. 1. 48 kr. rhein. fl. 1. 45 kr. C. M. Auf Druckpap. 18 ggr. fl. 1. 12 kr. rhein. fl. 1. 8 kr. C. M.

* Das Original dieſer neueſten Schrift Cooper's fand in England ſo außerordentlichen Beifall, daß binnen 2 Monaten ſchon eine neue Auflage davon veranſtaltet werden mußte.

Loyola.

Von Eduard Duller. Drei Bände. 8. Geh. Rthlr. 4. 21 gr. fl. 8. 24 kr. rhein. fl. 7. 20 kr. C. M.

Soireen.

Von K. Gutzkow. 2 Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr. rhein. fl. 4. 30 kr. C. M.

Inhalt: Vorwort. — Sommerreiſe durch Oeſterreich. — Der Sadducäer von Amſterdam. Novelle. — Kanarienvogels Liebe und Leid. — Ueber den Wolken. — Naturgeſchichte der deutſchen Kameele. — J. M. Schottky, Profeſſor.

Das Königl. preußiſche Miniſterium des Innern und der Polizei hat, nach eingeholtem Gutachten des Obercenſur-Collegs, den Verkauf obigen Werkes in den preußiſchen Staaten geſtattet.

Der Courier von Simbirsk.

Novelle von Guſtav von Heeringen. 8. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein. fl. 3. C. M.

Victor Hugo's ſämmtliche Werke.

Deutſch von Adrian, Beurmann, G. Büchner, E. Duller, H. Fournier, F. Freiligrath, J. Kottenkamp, Ph. H. Külb, H. Laube, A. Lewald, W. Wagner, O. L. B. Wolff und Andern. Mit dem Bildniß des Verfaſſers. 15 Bände. Geh. Rthlr. 5. 15 ggr. fl. 9. rhein. fl. 8. 30 kr. C. M.

Inhalt: Biographie und Charakteriſtik Victor Hugo's von Adrian; — Han von Island; — Lucretia Borgia; — Maria Tudor; — Angelo, Tyrann von Padua; — Marion de Lorme; — der letzte Tag eines Verurtheilten; — Mirabeau; — Voltaire; — Walter Scott; — de la Mennais; — Lord Byron; — Bug Jargal; — Ymbert Galloix; — Dovalle; — Cromwell; — der König amüſirt ſich; — Hernani; — Oden und vermiſchte Gedichte; — zur Literatur und Philoſophie; — Claude Gueux; — Notre-Dame von Paris; — Herbſtblätter; — Dämmerungsgeſänge; — Orientalen und Balladen.

Der 11te und 12te Band werden im October dieſes Jahres verſendet und der 13te noch in dieſem Jahr, womit die bis jetzt erſchienenen Werke Victor Hugo's vollſtändig in dieſer Ausgabe geliefert ſind; — deshalb ſchon darf derſelbe mit den in Stuttgart erſcheinenden ausgewählten Schriften in keinerlei Verwickelung gerathen.

W. Irving's ſämmtliche Werke.

54 — 566 Bändchen. Erzählungen von der Eroberung Spaniens. 12. Geh. Auf Velinpap. 12 gr. 48 kr. rhein. 45 kr. C. M. Auf ord. Pap. 8 gr. 36 kr. rhein. 30 kr. C. M.

Das ſchwarze Geſpenſt.

Taſchenbuch für Satire, Ironie und Perſiflage ohne Goldſchnitt. Von C. M. Oettinger. 2 Theile. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. rhein. fl. 1. 30 kr. C. M.

Rheiniſches Taſchenbuch für 1837.

Herausgegeben von Adrian. Mit 6 ausgezeichnet ſchönen engliſchen Stahlſtichen. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr. rhein. fl. 3. C. M. In elegantem Einbande mit reich vergoldeten Saffiandecken. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr. rhein. fl. 4. 30 kr. C. M.

Die Kreolin und der Neger.

Galerien romantiſcher Bildwerke. Von C. Scävola. Erſte Galerie in 3 Theilen: Der Königsenkel. — Die Kreolin. — Deſſalines. Zweite Galerie in 3 Theilen: Die Blutsfreunde. — Die Kaperbeute. — Hayti. 6. Bände. 8. Geh. Rthlr. 9. fl. 15. rhein. fl. 13. 30 kr. C. M.

Der Jakobsſtern.

Meſſiade von L. Storch. 1ſter und 2ter Theil. 8. Geh. Rthlr. 3. 6 gr. fl. 5. 45 kr. rhein. fl. 4. 52 kr. C. M.

Novellen.

Fremd und eigen. Von O. L. B. Wolff. Rthlr. 1. 9 gr. fl. 2. 24 kr. rhein. fl. 2. 4 kr. C. M.

Phönix,

herausgegeben von Dr. Eduard Duller. Zweiter Jahrgang 1836. 310 Nummern in kl. Folio, mit artiſtiſchen und literariſchen Beilagen. Preis per Semeſter Rthlr. 5. fl. 8. rhein. fl. 7. 30 kr. C. M.

* Dieſe Zeitſchrift erſcheint auch im nächſten Jahr, und können Probeblätter durch jede Buchhandlung bezogen werden.

⁂

Dieſe von allen Freunden der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur nach Verdienſt geſchätzten Namen der berühmter Verfaſſer vorbenannter Werke bürgen für die Gediegenheit des Inhalts, wie für die Vollendung der Form der hier angezeigten Schriften, und machen jede beſondere Empfehlung überflüſſig.

Jugend- und Erbauungsſchriften zu Weihnachtsgeſchenken.

Dittmar, Dr. H., Waizenkörner, geſtreut in junge Herzen. Mit Kupfern und Vignetten. Geb. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Friederich, Dr. theol. G., Heliodor; des Jünglings Lehrjahre. Mit 1 Kupfer. Geb. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

— — Serena. Die Jungfrau bei und nach ihrem Eintritte in die Welt. Ein Erbauungsbuch für religiös-gebildete Jungfrauen. 2 Theile, mit 2 Kupfern. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Auf Velinpapier, cartonirt. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein. fl. 3. C. M.

Daſſelbe auf Druckpapier, geheftet. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr. rhein. fl. 2. 15 kr. C. M.

Friedleben, Dr. Th., populäre Experimental-Phyſik für angehende Mathematiker, Dilettanten und die Jugend. 3 Theile, mit 16 Steintafeln. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein. fl. 3. C. M.

Gersbach, J., Wandervöglein oder Sammlung von Reiſeliedern, nebſt einem Anhange von Morgen- und Abendliedern. In vierſtimmigen Tonweiſen. Zweite verbeſſerte Auflage. 16 gr. fl. 1. 12 kr. rh. fl. 1. C. M.

Hufnagel, Dr. G., das Leben Jeſu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben. 2 Theile, mit 2 Kupfern. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein. fl. 3. C. M.

Irving, W., Geſchichte des Lebens und der Reiſen des Chriſtoph Columbus. Zweite, beſonders für die Jugend beſtimmte Ausgabe mit 4 Kupfern und 2 Karten. 4 Bände, in folgenden Ausgaben:

a) auf Velinpap., carton. Rthlr. 3. 16 gr. fl. 5. 48 kr. rhein. fl. 5. 30 kr. C. M.
b) „ weißem Druckpap. Geh. Rthlr. 2. 12 gr. fl. 4. rh. fl. 3. 45 kr. C. M.
c) „ ord. Druckp. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 3. rh. fl. 2. 30 kr. C. M.

Lautir-, Buchſtabir- und Leſeſpiel für Kinder. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. In einem eleganten Käſtchen. 12 gr. 48 kr. rhein. 45 kr. C. M.

Luſtfeld, der Kinder, oder erſte belehrende Mittheilungen der Mutter an ihre Kleinen. Zugleich als erſtes unterhaltendes Leſebuch für Kinder. Von dem Verfaſſer von „der Knaben Luſtwald“ ꝛc. Mit Kupfern und Vignetten. Geb. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. rh. fl. 1. 30 kr. C. M.

Luſtwandlungen auf der Morgen-Aue des Lebens, zur Erheiterung und Belehrung der weiblichen Jugend. Vom Verfaſſer von „der Mädchen Luſtgarten“ ꝛc. Zweite Ausgabe. 2 Theile, mit Kupfern und Vignetten. Geb. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rh. fl. 3. C. M.

Rudolphi, J. J., Schneeglöckchen, Mährchenkranz für Kinder. Zweite, mit 4 fein colorirten Kupfern verm. Aufl. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. rh. fl. 1. 30 kr. C. M.

Serrius, Dr. A., Elpab, Weiheſtunden d. Andacht u. d. Gebets. Mit 1 Kpfr. 12 gr. 48 kr. rh. 45 kr. C. M.

J. D. Sauerländer.

Nr. 10. Beilage zu Nr. 264 des Phönix. 1836.

Die Inſertions-Gebühren betragen für die geſpaltene Zeile aus Petitſchrift oder deren Raum 1 gr. oder 4 kr.

Bei Duncker und Humblot in Berlin iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. Fenimore Cooper's

Streifereien durch die Schweiz.

2 Theile. Geheftet. Rthlr. 3.

In Appun's Buchhandlung in Bunzlau iſt ſo eben erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aloiſia. Roman, nach den Papieren eines Staatsgefangenen, von **Formica.** 21 Bogen. Rthlr. 1. 6 ggr.

Gehe, Ed., vermiſchte Schriften. 2r Theil enthält: **Jeſſonda**, Oper in 3 Akten. — **Die Romantiſchen**, Luſtſpiel. — **Mein Ausflug in Salzburg und Kärnthen.** — **Gedichte.** 10 Bog. 8. 18 ggr.

Der erſte Theil dieſer vermiſchten Schriften erſchien bereits Oſtermeſſe, und enthält: Die Malteſer, Drama in 5 Akten.

Novellen und Erzählungen von **Franz Berthold**, eingeführt durch **Ludwig Tieck.** 38 Bogen. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Schefer, Leopold, kleine Romane. 14 bis 16 Bändchen, enthalten: I. Theil. **Die Geſchiedene.** II. Theil. **Das vergiftete Teſtament.** — **Unglückliche Liebe.** III. Thl. **Ein Weihnachtsfeſt in Rom. Die Pflegetochter.** Rthlr. 3. Einzeln der Band Rthlr. 1. 6 gr.

Schneider, Dr. Robert, Leitfaden für die Elementar-Erdkunde, oder die Erdkunde in ihren Grundbegriffen, und in ihren Beziehungen zur Natur- und Menſchenkunde. 9 Bogen. gr. 8. 10 ggr.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutſches Taſchenbuch

auf das Jahr 1837.

Herausgegeben von Karl Büchner.

Mit dem Portrait des Fürſten Pückler und 8 Kupfern. geb. 2 Thlr.

Inhalt: Fürſt Pückler. Ein Lebensbild von Th. Mundt. — Ueber die Entwickelung der neuern deutſchen Kunſt. Von O. F. Gruppe. — Phyſiognomie der deutſchen Literatur in den Jahren 1835 und 1836. Von H. Marggraff. — Herr von Sacken. Novelle von Willibald Alexis. — Der Träumer. Novelle von Auguſt Kopiſch. — Gedichte von Adelb. v. Chamiſſo, Joſ. v. Eichendorff, C. Ferrand, Franz Frhrn. Gaudy, Em. Geibel, L. Rellſtab, H. Stieglitz.

Für Leſezirkel und Leihbibliotheken.

Bei Julius Weiſe in Stuttgart ſind ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen und Phantaſieſtücke.

Von

Dr. Morvell.

Zwei Bände.

8. Geheftet. fl. 3. 36 kr. Rthlr. 2.

Inhalt: Des Knaben Schreibebuch. — Die ſchöne Wienerin. — Die Armenſünderglocke zu Breslau, hiſtoriſche Novelle. — Die Künſtler-Reiſe. — Wunderſame Begebenheiten und Abentheuer Veith Viereck's, eines wandernden Farbenreibers. — Feodoſia oder ſchreckliche Folgen eines leichtſinnigen Schrittes, hiſtoriſche Novelle.

Furchtlos und treu.

Hiſtoriſcher Roman

aus den

Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Von

Dr. Morvell.

Drei Bände.

8. Geheftet. fl. 6. Rthlr. 3. 10 gr.

Neues Taſchenbuch.

So eben iſt in der Carl Haas'ſchen Buchhandlung in Wien erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Immergrün.

Taſchenbuch für das Jahr 1837.

Mit Beiträgen von A. von Tromlitz, Friedr. Laun, Ad. Ritter von Tſchabuſchnigg, Franz Dingelſtedt, Joh. Nepomuk Vogl, M. G. Saphir ꝛc. Mit 7 prachtvollen Kupferſtichen und geſtochenem Titel. 16. Auf ſchönem weißen Maſchinen-Velinpapier elegant gedruckt. Gewöhnliche Ausgabe in fein gepreßtem Pariſerband mit Goldſchnitt und Etui. Rthlr. 2. 20 gr. fl. 4. C. M. Prachtausgabe mit erſten Kupferabdrücken, elegant gebunden in Seide mit vergoldeten Decken. Rthlr. 4. fl. 6. C. M.

Daſſelbe enthält: König Maximilian in Brügge, hiſtoriſche Erzählung von A. von Tromlitz. — Bewußtloſe Liebe, Novelle von Friedr. Laun. — Das Forſthaus, Novelle von Ad. Ritter von Tſchabuſchnigg. — Der Scharfrichter und ſeine Tochter, Nachtſtück von Joh. Nep. Vogl. — Künſtler-Liebe, Novelle von Franz Dingelſtedt. — Unglückliche Liebesanträge eines armen Poeten, oder Krankheitsumſtände eines Hageſtolzen von M. G. Saphir.

Wir enthalten uns aller weitern Empfehlung, da ſich daſſelbe ſowohl durch elegante, geſchmackvolle Ausſtattung, als auch Inhalt von ſelbſt empfiehlt, und heben nur eine Stelle der in der Theaterzeitung No. 191 abgedruckten Rezenſion hervor, worin es unter anderm heißt: „Das Endreſultat iſt, daß dieſer Almanach „Immergrün" eine ſehr freundliche, gefällige und inhaltsvolle Spende iſt, die man mit gutem Gewiſſen anempfehlen kann, und die bei der herrlichen Ausſtattung von Seiten der Verlagshandlung gewiß auch jeder Dame von Geſchmack ein höchſt willkommenes und angenehmes Geſchenk ſein wird.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Verfaſſungen

der

vereinigten Staaten Nordamerika's.

Aus dem Engliſchen überſetzt von

G. H. Engelhard.

2 Theile. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. Rhein. fl. 3. C. M.

In Mittermaier's und Zachariä's kritiſcher Zeitſchrift für Rechtswiſſenſchaft ꝛc. 8. Band 2. Heft, wird dieſe Ausgabe wie folgt empfohlen:

„Der Ueberſetzer hat die großen Schwierigkeiten, mit welchen ſeine Arbeit verbunden war, meiſt glücklich überwunden, ſo daß ſeine Ueberſetzung allen denen empfohlen zu werden verdient, welche ſich, der engliſchen Sprache nicht mächtig, oder das Original nicht zur Hand habend, mit den Verfaſſungsurkunden der Vereinigten Staaten bekannt machen wollen."

Für Freunde der engliſchen Sprache u. Literatur.

The British Museum.

A choise selection from the works of the most celebrated english authors both ancient and modern. The editors: O. L. B. *Wolf* and C. *Schütz*, L. L. D. D.

Die günſtige Aufnahme, welche unſer **Musée français** aller Orten gefunden hat, veranlaßt uns, unter obigem Titel nun auch eine engliſche Zeitſchrift der Art erſcheinen zu laſſen. Dieſelbe wird nach äußerer Form, wie hinſichtlich ihrer Tendenz ſich ganz dem **Musée français** anſchließen. Ihr Hauptaugenmerk wird ſein, dem Freunde der engliſchen Sprache eine Lektüre zugänglich zu machen, die ihn mit dem Beſten der Literatur älterer und neuerer Zeit, hauptſächlich der letztern, bekannt macht und erhält, ohne grade zu viel von ſeiner Mußezeit in Anſpruch zu nehmen, die dem beſchäftigten Kaufmann, Gelehrten ꝛc. meiſtens nur ſparſam zugemeſſen iſt.

Für die, welche noch im Erlernen der engliſchen Sprache begriffen ſind, ſoll das **BRITISH MUSEUM** eine Quelle des mannigfaltigſten und intereſſanteſten Leſeſtoffs ſein.

Es erſcheint dieſe Zeitſchrift in wöchentlichen Lieferungen, Format und äußere Ausſtattung wie bei dem **Musée français**. Den Inhalt bilden gleichermaßen wie dort: Novellen, Dramen, Reiſebeſchreibungen, Memoiren, Gedichte ꝛc. überhaupt Alles, was ſich als gediegen und allgemein intereſſant auszeichnet. Auf Politik und Religion Bezügliches bleibt ausgeſchloſſen.

Eine hiſtoriſche Ueberſicht der Entſtehung und Fortſchreitung der engliſchen Literatur bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe leitet das Ganze ein. Außerdem werden noch alle Autoren, wenn ſie dem Leſer zum erſtenmale vorgeführt werden, durch eine biographiſche und kritiſche Skizze eingeleitet, damit er im Stande ſei, den Standpunkt, welchen die einzelnen Schriftſteller in ihrer Literatur einnehmen, richtig zu würdigen. Schwierige Ausdrücke, z. B. veraltete und techniſche, ſollen, wo ſie vorkommen, kürzlich erklärt werden.

Das **BRITISH MUSEUM** wird, um ſeinen Zweck in wenigen Worten nochmals anzudeuten, darnach ſtreben, als eine kleine klaſſiſche Bibliothek gelten zu können.

Der Preis iſt, um dieſe Zeitſchrift auch dem Unbemittelten zugänglich zu machen, und in Hoffnung einer zahlreichen Theilnahme, auf

☞ **vierteljährlich 20 Sgr. — 1 fl. 12 kr. rhein.**

feſtgeſetzt, wofür es in allen Buchhandlungen Deutſchlands und der angränzenden Länder, ſo wie durch alle Poſtämter zu beziehen iſt.

Die erſten Nummern ſind bereits an die Buchhandlungen verſandt und dort einzuſehen.

Bielefeld, im Oktober 1836.

Velhagen & Klaſing.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schönwiſſenſchaftliche Werke.

Gedichte

von Ludwig Bechſtein. gr. 8. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein. fl. 3. C. M.

Der Geächtete.

Geſchichtlicher Roman aus dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. Von H. C. R. Belani. 3 Theile. 8. Rthlr. 4. fl. 7. rhein. fl. 6. C. M.

Loyola.

Von Eduard Duller. Drei Bände. 8. Geh. Rthlr. 4. 21 gr. fl. 8. 24 kr. rhein. fl. 7. 20 kr. C. M.

Soireen.

Von K. Gutzkow. 2 Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr. rhein. fl. 4. 30 kr. C. M.

Inhalt: Vorwort. — Sommerreiſe durch Oeſterreich. — Der Sadducäer von Amſterdam. Novelle. — Kanarienvogels Liebe und Leid. — Ueber den Wolken. — Naturgeſchichte der deutſchen Kameele. — J. M. Schottky, Profeſſor.

Der Courier von Simbirsk.

Novelle von Guſtav von Heeringen. 8. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein. fl. 3. C. M.

W. Irving's ſämmtliche Werke.

51—56s Bändchen. Erzählungen von der Eroberung Spaniens. 12. Geh. Auf Velinpap. 12 gr. 48 kr. rhein. 45 kr. C. M. Auf ord. Pap. 8. gr. 36 kr. rhein. 30 kr. C. M.

Rheiniſches Taſchenbuch für 1837.

Herausgegeben von Adrian. Mit 6 ausgezeichnet ſchönen engliſchen Stahlſtichen. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr. rhein. fl. 3. C. M. In elegantem Einbande mit reich vergoldeten Saffiandecken. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr. rhein. fl. 4. 30 kr. C. M.

Victor Hugo's ſämmtliche Werke.

Deutſch von Adrian, Beurmann, G. Büchner, E. Duller, H. Fournier, F. Freiligrath, F. Kottenkamp, Ph. H. Külb, H. Laube, A. Lewald, W. Wagner, O. L. B. Wolff und Andern. Mit dem Bildniß des Verfaſſers. 15 Bände. Geh. Rthlr. 5. 15 ggr. fl. 9. rhein. fl. 8. 30 kr. C. M.

Inhalt: Biographie und Charakteriſtik Victor Hugo's von Adrian; — Han von Island; — Lucretia Borgia; — Maria Tudor; — Angelo, Tyrann von Padua; — Marion de Lorme; — der letzte Tag eines Verurtheilten; — Mirabeau; — Voltaire; — Walter Scott; — de la Mennais; — Lord Byron; — Bug Jargal; — Ymbert Galloir; — Dovalle; — Cromwell; — der König amüſirt ſich; — Hernani; — Oden und vermiſchte Gedichte; — zur Literatur und Philoſophie; — Claude Gueux; — Notre-Dame von Paris; — Herbſtblätter; — Dämmerungsgeſänge; — Orientalen und Balladen.

Der 11te und 13te Band werden im November dieſes Jahres verſendet und der 15te noch in dieſem Jahr, womit die bis jetzt erſchienenen Werke Victor Hugo's vollſtändig in dieſer Ausgabe geliefert ſind; — deshalb ſchon darf dieſelbe mit den in Stuttgart erſcheinenden ausgewählten Schriften in keinerlei Verwechſelung gerathen.

Das ſchwarze Geſpenſt.

Taſchenbuch für Satire, Ironie und Perſiflage ohne Goldſchnitt. Von C. M. Oettinger. 2 Theile. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. rhein. fl. 1. 30 kr. C. M.

Die Kreolin und der Neger.

Galerien romantiſcher Bildwerke. Von C. Scävola. Erſte Galerie in 3 Theilen: Der Königsenkel. — Die Kreolin. — Dessalines. Zweite Galerie in 3 Theilen: Die Blutsfreunde. — Die Kaperbeute. — Hayti. 6. Bände. 8. Geh. Rthlr. 9. fl. 15. rhein. fl. 13. 30 kr. C. M.

Der Jakobsſtern.

Meſſiade von L. Storch. 1ſter und 2ter Theil. 8. Geh. Rthlr. 3. 6 gr. fl. 5. 45 kr. rhein. fl. 4. 52 kr. C. M.

Novellen.

Fremd und eigen. Von O. L. B. Wolff. Rthlr. 1. 9 gr. fl. 2. 24 kr. rhein. fl. 2. 4 kr. C. M.

* * *

Dieſe von allen Freunden der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur nach Verdienſt geſchätzten Namen der berühmten Verfaſſer vorbenannter Werke bürgen für die Gediegenheit des Inhalts, wie für die Vollendung der Form der hier angezeigten Schriften, und machen jede beſondere Empfehlung überflüſſig.

Jugend- und Erbauungsſchriften zu Weihnachtsgeſchenken.

Dittmar, Dr. H., Waizenkörner, geſtreut in junge Herzen. Mit Kupfern und Vignetten. Geb. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. rhein. fl. 1. 30 kr. C. M.

Friederich, Dr. theol. G., Heliodor; des Jünglings Lehrjahre. Mit 1 Kupfer. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

— — **Serena. Die Jungfrau bei und nach** ihrem Eintritte in die Welt. Ein Erbauungsbuch für religiös gebildete Jungfrauen. 2 Theile, mit 2 Kupfern. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Auf Velinpapier, cartonirt. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein. fl. 3. C. M.

Daſſelbe auf Druckpapier, geheftet. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr. rhein. fl. 2. 15 kr. C. M.

Luſtfeld, der Kinder, oder erſte belehrende Mittheilungen der Mütter an ihre Kleinen. Zugleich als erſtes unterhaltendes Leſebuch für Kinder. Von dem Verfaſſer von „der Knaben Luſtwald“ ꝛc. Mit Kupfern und Vignetten. Geb. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. rh. fl. 1. 30 kr. C. M.

Nr. 11. Beilage zu Nr. 288 des Phönix. 1836.

Die Inſertions-Gebühren betragen für die geſpaltene Zeile aus Petitſchrift oder deren Raum 1 gr. oder 4 kr.

Weihnachtsbücher,

welche ſich durch höchſte Eleganz, gediegenen Inhalt und billigſte Preiſe empfehlen.

Das Meer,

ſeine Bewohner und ſeine Wunder.

Von

W. F. A. Zimmermann.

Zwei Bände mit herrlichem Stahlſtich und 13, zum Theil ausgemalten Tafeln.

Preis fl. 4. 48 kr. — Rthlr. 2. 16 gr.

Wer zählt die Wunder, die das Meer in ſeinem Schoße birgt! Eine Zuſammenſtellung alles deſſen, was in und auf dem Waſſer lebt und webt, neben einer Schilderung aller Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten dieſes großen und ſo furchtbaren Elements, ſo wie der Schrecken und Genüſſe des Seelebens, iſt gewiß eine der intereſſanteſten Aufgaben, die ſich der Verfaſſer, der dies Alles aus eigner Erfahrung kennt, ſtellen konnte, um einen nützlichen Beitrag zur Bereicherung des Wiſſens der reiferen Jugend zu liefern. — Die äußere Ausſtattung des Buches genügt gewiß den ſtrengſten Anforderungen.

Volksnaturgeſchichte

oder

gemeinfaßliche Beſchreibung der merkwürdigſten, nützlichſten und ſchädlichſten Thiere, Pflanzen und Mineralien.

Nach den beſten Quellen und Hülfsmitteln

bearbeitet von

Heinrich Rebau,

Verfaſſer der in mehreren Auflagen verbreiteten Naturgeſchichte für die deutſche Jugend und vieler anderer Schul- und Jugendſchriften.

Erſte Hälfte. Mit 16 Steintafeln und geſtochenem Titel.

Preis fl. 3. 36 kr. — Rthlr. 2.

Allbekanntes über den hohen Werth der Naturgeſchichte als Wiſſenſchaft zu wiederholen, wäre überflüſſig, ſo wie die Wahl des Titels ſich von ſelbſt rechtfertigt, wenn man den vielfältigen Einfluß derſelben auf Menſchenbildung überhaupt und bürgerliche Gewerbe insbeſondere in's Auge faßt. Daß nun hier wirklich eine „Volksnaturgeſchichte“ geliefert wird, dafür bürgt der rühmlich bekannte Name des Verfaſſers.

Das ganze Werk beſteht aus 50 Bogen und wird in 2 Hälften von je 25 Bogen in Lexiconformat, auf Velinpapier gedruckt, ausgegeben. Die erſte Hälfte, mit 16 Tafeln illuminirter Abbildungen, iſt in allen ſoliden Buchhandlungen vorräthig, die zweite, mit circa 30 Tafeln, deren Kolorirung blos die Herausgabe des Ganzen verſpätet hat, erſcheint Anfangs nächſten Jahres. Der gediegene Inhalt, Papier und Druck, Stich und Illumination der Tafeln, ſo wie der außerordentlich billige Preis berechtigen zu der Behauptung, daß dieſe Volksnaturgeſchichte:

das ſchönſte und zugleich verhältnißmäßig billigſte Weihnachtsbuch

genannt zu werden verdient!

Stuttgart, im December 1836.

Julius Weiſe.

So eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Buch der Küſſe

von

Ernſt Willkomm.

2te Ausgabe mit Stahlſtich nach Moritz Retzun von Enzingmüller. Geb. 20 gr.

Carl Berger's Verlagsbuchh. in **Leipzig.**

Unter der Preſſe befinden ſich, und werden demnächſt im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main in wohlfeiler Taſchenausgabe erſcheinen:

James Paulding's amerikaniſche Romane.

Erſter und zweiter Theil.

(Wohlauf, nach Weſten!)

Der Name Paulding gehört in Amerika zu den gefeierten, und mit Recht nennt man ihn den Lieblingsſchriftſteller der Bewohner der neuen Welt. Seine Schöpfungen ſind original und national zugleich. Mit Vorliebe ſchildert er das Leben der Hinderwäldler, die Gefahren und Schrecken der Wildniſſe, der Wälder und Ströme, die Einſamkeit der neuen Anſiedler, ihre Kämpfe mit Rothhäuten, Tiegern und Wölfen; die großartige Natur ſeines Vaterlandes, das Anmuthvolle und Erhabene der Scenerien der neuen Welt u. ſ. w. Seine Charaktere ſind ſtets anziehend und ſo manichfaltig als das Leben ſie beut. Die Darſtellung iſt raſch bewegt, dramatiſch, und feſſelt ſtets die Aufmerkſamkeit des Leſers. Beachtenswerth iſt die moraliſche Tendenz, welche jedem ſeiner Romane zum Grunde liegt und um deren willen man ſeine Werke der Jugend mit Nutzen in die Hand gibt. Der ſittliche Adel der Grundſätze unſeres Verfaſſers hat viel zu dem großen Beifall beigetragen, welchen er ſelbſt bei dem ernſt-ſtrengen Anglo-Amerikaner fand.

Wir geben die Romane Pauldings in einer geſchmackvollen und treuen Bearbeitung nach der ganz neuen, zu New-York erſcheinenden Original-Geſammtausgabe. Die beiden erſten Theile ſind unter der Preſſe und erſcheinen demnächſt; die übrigen werden raſch folgen.

Bei C. Bühler in Magdeburg iſt ſo eben erſchienen:

Myrthenblüthen.

Ein Cyklus von Liebesnovellen

von

Fr. W. v. Schönfeld.

12. Geh. 1¼ Rthlr.

Hannoverſche Kunſtblätter für 1837.

Die während der beiden letzten Kunſtausſtellungen hieſelbſt erſchienenen Kunſtblätter haben nach vielen Seiten hin gerechte Anerkennung gefunden. Da jedoch die Redaction derſelben, durch äußere Umſtände veranlaßt, dieſes Unternehmen nicht weiter verfolgen wird; ſo glauben wir den Wünſchen des kunſtliebenden Publikums durch die Anzeige entgegen zu kommen, daß wir während der Dauer der nächſtjährigen Kunſtausſtellung hieſelbſt unſerer „Poſaune“ ein Kunſtblatt beizugeben beabſichtigen, welches wöchentlich zweimal erſcheint, alſo 8 — 9 Nummern umfaſſen wird. Freundliche und ſchätzbare Zuſicherungen werden uns in den Stand ſetzen, dieſem Kunſtblatte ein allgemein anſprechendes und der Würde des Gegenſtandes angemeſſenes Intereſſe zu geben.

Beiträge zum Kunſtblatte werden den Umſtänden nach ſehr anſtändig honorirt.

Hannover, im November 1836.

Die Redaction der Poſaune.

Mit Obigen verbinden wir zugleich die Anzeige des mit dem 1. Januar 1837 beginnenden ſechſten Jahrganges der Zeitſchrift

Die Poſaune,

redigirt von

Georg Harrys,

von welcher, wie früher, wöchentlich 3 Nummern in gr. 4., excl. der Beilagen, auf feinem Druckpapier erſcheinen. Der Preis für den Jahrgang bleibt 4 Rthlr. 16 ggr. Cour.

Wer zugleich die Kunſtblätter hält, die jedoch nur auf ausdrückliche Beſtellung mitgeliefert werden, zahlt für dieſe 12 ggr. Cour., während der Preis für die Kunſtblätter allein auf 18 ggr. feſtgeſtellt iſt.

Alle ſoliden Buchhandlungen und reſp. Poſtämter nehmen Beſtellungen an.

Leipzig im November 1836.

Literariſches Muſeum.

Bei K. F. Köhler in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sedgwick, Miß, Novellen und Erzählungen. Aus dem Engliſchen überſetzt mit Vorwort von L. Rellſtab. 1r und 2r Band. **Hope Leslie.** 2 Theile. Velinpapier, broch. mit einem Stahlſtich. fl. 2. 12 kr. 3r und 4r Band. **Die Familie Linwood.** 2 Theile. Velinpapier, broch. fl. 3.

Dieſe in Amerika mit außerordentlichen Beifall aufgenommenen Erzählungen, werden auch in Deutſchland, durch treffliche Characterſchilderungen und Darſtellungen ſich auszeichnend, geltend machen und ſind vorzugsweiſe Damen als beſte Lectüre zu empfehlen.

Folgende ausgezeichnete Weihnachtsſchriften ſind im Verlage von Carl Heymann in Berlin erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die (16) Hauptſtädte der Welt. Sittenſchilderung und Beſchreibung. Mit 2 Anſichten von Liſſabon und Neapel in Stahlſtichen. 4. Geb. 1⅓ Rthlr.

Kelch und Harfe. Religiöſe Gedichte von D. L. Langner. 3te Auflage. 8. In elegantem Umſchlag. Geb. 280 Seiten! ½ Rthlr.

Hauswirthſchaftliches Tagebuch für Damen auf alle Tage im Jahre. 4. Carton. ½ Rthlr.

Deutſchlands Vorzeit. 2 Bände mit 6 Stahlſtichen. gr. 8. Sauber gebunden. 2⅔ Rthlr.

Théâtre français moderne. Nouvelle Suite. 12 Livraisons. Rthlr. 2.

Familienbibel

für wahrhaft Gebildete reifern Alters ohne Unterſchied des Glaubens und Geſchlechts.

Ein Buch zur Beförderung ächter Religioſität, herausgegeben von **Dr. F. Reiche.**

gr. 8. Elegant in Congreve-Umſchlag gebunden 1⅓ Rthlr.

Wirklich ein Buch für Geiſt, Herz und Gemüth!

Der Führer auf dem Lebenswege.

Ein Geſchenk für jedes Alter und Geſchlecht, ein Führer für die Jugend, ein Angebinde für Liebende, ein Spiegel für den Glücklichen und ein Troſt für den Leidenden. Herausgegeben von Dr. **Reiche.** Auf feinem Velinpapier gedruckt und hübſch cartonirt. Rthlr. 1.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung iſt erſchienen:

Licht und Nacht.

Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Storch.

2 Bände in 8. Velinpapier. Broch. Rthlr. 3.

Leihbibliotheken und Leſezirkel machen wir auf dieſe neueſten Novellen des beliebten Verfaſſers ganz beſonders aufmerkſam. In allen Buchhandlungen Deutſchlands ſind Exemplare zu haben.

Wismar, October 1836.

H. Schmidt & v. Coſſel's Rathsbuchh.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Schaller, Dr. Jul., in Halle,

die Philoſophie unſerer Zeit.

Zur Apologie und Erläuterung des Hegelſchen Syſtems. gr. 8. (23 Bog. Geb.) Leipzig, **Hinrichs,** 1⅛ Thlr.

Inhalt: Tendenz; äußere Entwickelung der Ph.; die Schule; die Polemik; Phänomenologie und Logik; Freiheit und Nothwendigkeit; die Perſönlichkeit Gottes; Kritik und Erläuterung der Lehren von Schelling, Krug, J. H. Fichte, Braniß, Weiße, Stahl, Fiſcher; Hinrichs Geneſis; Fichte's Ontologie.

Der Verfaſſer hat gerade die Punkte zur nähern Betrachtung gewählt, an welche ſich das philoſophiſche Intereſſe jetzt vorzugsweiſe anſchließt. Die Hegelſche Philoſophie iſt ſo weit von einer vermeinten, das Chriſtenthum auflöſenden Tendenz entfernt, daß ſie vielmehr die Zweifel gegen daſſelbe zu widerlegen weiß, und die ſtarre Unmittelbarkeit des Glaubens zur friſchen Lebendigkeit anfacht.

Zu einer eben ſo angenehmen als lehrreichen Lektüre empfiehlt ſich:

Rom im Jahrhunderte des Auguſtus

oder Reiſe eines Galliers nach Rom zur Zeit von Auguſtus Regierung und während eines Theils der Regierung Tiber's. Nach dem Franzöſiſchen des **M. L. Charles Dezobry** bearbeitet von **Th. Hell.** In 4 Bändchen. 1ſtes Bändchen mit 1 Plane. Leipzig, **Hinrichs,** Geh. 1 Thlr.

Wir lernen aus dieſem, dem Anacharſis an die Seite geſetztem Werke, das Leben der Römer trefflich kennen; und die Vergleichung der damaligen mit unſern jetzigen Zuſtänden muß jedem Leſer großes Intereſſe gewähren. Die Uebertragung iſt mit Fleiß und Liebe gearbeitet und wird raſch fortgeſetzt.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Praktiſcher Univerſal-Rathgeber

für den Bürger und Landmann.

Magazin ökonomiſch-techniſcher Erfahrungen, enthaltend: Präparate der praktiſchen Fabricken-, Haushaltungs-, Geſundheits- und Gewerbskunde; Gegenſtände der Kunſt, des Luxus und des Handels. Früher herausgegeben von **C. A. Wild,** und aufs Neue gänzlich umgearbeitet von **H. A. Friedrich. Fünfte, durchaus umgearbeitete, verbeſſerte und mit 300 neuen geprüften Recepten vermehrte Auflage.** Mit 2 Steintafeln und 2 lithographirten Tabellen. 1832. Geh. 2 Theile. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. rhein. fl. 1. 30 kr. C. M.

☞ Man kann ſich von der Reichhaltigkeit, Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieſes in jeder Hinſicht höchſt empfehlenswerthen Buches leicht überzeugen, wenn man das, einem jedem Theile vorgedruckte Inhaltsverzeichniß, ſo wie das alphabetiſche Sachregiſter über beide Theile einer nähern Durchſicht widmet.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. F. Cooper's ſämmtliche Werke.

88s — 93s Bändchen.

Ausflüge in die Schweiz.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Dr. C. F. Nietſch.

Zwei Theile. Auf Velinpapier Rthlr. 1. 4 gr. fl. 1. 48 kr. Auf Druckpapier 18 ggr. fl. 1. 12 kr.

* Das Original dieſer neueſten Schrift Cooper's fand in England ſo außerordentlichen Beifall, daß binnen 2 Monaten ſchon eine neue Auflage davon veranſtaltet werden mußte.

Leipziger Theater-Angelegenheit.

Herr Friedrich Sebaſtian Ringelhardt erklärt in dieſen, und wahrſcheinlich auch noch in mehreren andern Blättern, daß er mich verklagt habe. Wen es intereſſirt, der erfahre hierauf, daß mir von einer Klage des Herrn Ringelhardt nichts bekannt iſt; auch bin ich überzeugt, daß ſich auf jene Annonce gar keine Klage ſtützen läßt.

Leipzig, den 31. October 1836.

L. v. Alvensleben,
Red. d. Theaterchronik.

Nr. 12. Beilage zu Nr. 310 des Phönix. 1836.

Die Inſertions-Gebühren betragen für die geſpaltene Zeile aus Petitſchrift oder deren Raum 1 gr. oder 4 kr.

Abonnement für 1837.

Im Verlage des Unterzeichneten erſcheinen folgende Zeitſchriften:

Phönix,

herausgegeben von Dr. Eduard Duller.

Dritter Jahrgang. Preis per Semeſter Rthlr. 5. fl. 8. rhein. fl. 7. 30 kr. C. M.

Die öffentliche Meinung hat dem Phönix unter den deutſchen Zeitſchriften einen Rang angewieſen, den er durch den reinen und keuſchen Adel ſeines Strebens und durch die ohne Nebenbuhler daſtehende Reichhaltigkeit ſeines Inhalts, ſowie durch die geiſtigen Thatkräfte, die ſich um ihn gereiht haben, wie Rückert, Lenau, A. Grün, Freiligrath, L. Schefer, Carové, Paulus, J. Moſen, Adrian, Gaudy, Bechſtein, Duller, E. Rüppel, Grabbe, Fr. Halm, Storch, Wolff, J. Kerner, von Heeringen, A. von Bernſtädt, Böttiger, G. von Meyer, E. Gans, E. Förſter, Schwenck, Gräfin Hahn-Hahn, K. Buchner, Künzel, Belani, Funck, Rauſe, und viele Andere.

Humanität, (die bewegenden Ideen des Jahrhunderts), iſt des Phönix Lebensprincip, **Wahrheit** und **Schönheit** ſein Ziel, **Partheiloſigkeit** und **Ehre** ſeine Deviſe, die **Achtung aller Edlen** im Vaterlande und im Auslande ſein Lohn.

Die erſten Nummern des neuen Jahrgangs enthalten unter Andern: ein neues Fragment aus Grabbe's Hermannsſchlacht; Berichte über ſämmtliche vollendete Loggien in der Pinakothek in München; Bechſtein über den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen; Scenen aus F. Halm's Griſeldis; Poeſieen von F. Rückert, F. Freiligrath, und A.; kritiſche Artikel und ein ebenſo reiches **Feuilleton,** als das im vorigen Jahr.

☞ Vom 2ten Semeſter 1836 ſind vollſtändige Exemplare nicht mehr zu haben; wir erſuchen um ſchleunige Einſendung der Beſtellungen auf den neuen Jahrgang, damit die Ausführung derſelben in vollſtändigen Exemplaren möglich iſt.

Forſt- und Jagdzeitung 1837.

Herausgegeben vom Forſtmeiſter Behlen. 12 Monathefte mit Lithographien. gr. 4. Rthlr. 4. 16 gr. fl. 8. 24 kr. rhein. fl. 7. C. M.

* Durch die mit Sachkenntniß geleitete Redaction und die vermehrte Anzahl neuer rühmlichſt bekannter Mitarbeiter, erfreut ſich dieſe Zeitſchrift in neuerer Zeit einer bedeutend vermehrten Theilnahme. Das erſte Heft kann durch alle Buchhandlungen zur Anſicht bezogen werden.

J. D. Sauerländer.

An Journalleſer.

Der Freimüthige.

Ein Unterhaltungsblatt für gebildete Leſer.

Redigirt

von

A. G. Gentzel

beginnt mit dem nächſten Jahre ſeinen 34ſten Jahrgang. Die lebhafte Theilnahme, welche dies Journal ſeit ſeiner Trennung vom Konverſationsblatt gefunden, giebt den Beweis, daß es in der jetzigen Geſtalt allen Anforderungen genügt.

Der Freimüthige erſcheint auch für das nächſte Jahr in gleicher Form wöchentlich 5 mal, und liefert wie bisher:

1) Erzählungen und Geſchichten aus dem Leben.

2) Beiträge zur Kenntniß der Sitten und alles Menſchlichen, was dem Interreſſe des Leſers nahe liegt.

3) Revüe der bedeutendſten Werke, welche erſchienen, der Berliner Bühnen in ihren Leiſtungen und anderen Lokalitäten.

4) Unter der Benennung „Lichter und Schatten“ eine kurze ſcharfe Kontrolle deſſen, was aus unſerer Bildungsgeſchichte als ſchlecht oder gut ſich hervorhebt.

5) Wöchentlich eine Ueberſicht der in- und auswärtigen Neuigkeiten.

Sein Zweck iſt die Unterhaltung des Leſers; und auch das Belehrende wird in dieſer Form geboten. Er will populär ſein, ohne der Tiefe zu entbehren und Scherz und Ernſt in allen Geſtalten benutzen. In ſeinem Charakter liegt eine für die Journaliſtik nöthige Ergänzung der anderen Blätter, welche ſonſt ſeine Tendenz im Allgemeinen theilen: er ſetzt ihrem literäriſchen räſonnirenden Geiſte das reelle Leben entgegen.

Der Preis des Jahrgangs von 260 Nummern nebſt Extra-Beilagen iſt 8 Thaler Pr. Courant, wofür derſelbe durch alle Buchhandlungen und Poſtämter zu beziehen iſt.

Auch werden Probeblätter des Freimüthigen auf Verlangen durch dieſelben gratis ausgegeben.

Berlin, im November 1836.

Plahn'ſche Buchhandlung.
(B. Nitze.)

Fenimore Cooper's

Aufenthalt in Paris und Ausflüge an den Rhein und in die Schweiz,

(ſämmtliche Werke. 94s — 99s Bändchen),

ſowie der neue Roman:

Aſtoria von Washington Irving

(ſämmtliche Werke. 57s — 65s Bändchen),

erſcheinen demnächſt in den bekannten wohlfeilen Taſchenausgaben im Verlage von

J. D. Sauerländer.

Lord Byron's ſämmtliche Werke,

herausgegeben von Adrian; 12 Theile,

erſcheinen im Verlage des Unterzeichneten in zwei Ausgaben,

mit 26 engliſchen Stahlſtichen.

Die Ausgabe auf Velinpapier, in engl. Cartonband mit Goldtitel, koſtet Rthlr. 12. fl. 21. rhein. fl. 18. C. M; auf Druckpapier und in Congreve-Umſchlag geheftet Rthlr. 9. fl. 15. 45 kr. rhein. fl. 13. 30 kr. C. M. Dieſelbe wird noch vor Oſtern nächſten Jahres vollendet.

J. D. Sauerländer.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. F. Cooper's ſämmtliche Werke.

88s — 93s Bändchen.

Ausflüge in die Schweiz.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Dr. C. F. Nietſch.

Zwei Theile. Auf Velinpapier Rthlr. 1. 4 gr. fl. 1. 48 kr. rhein. fl. 1. 45 kr. C. M. Auf Druckpapier 18 ggr. fl. 1. 12 kr. rhein. fl. 1. 8 kr. C. M.

* Das Original dieſer neueſten Schrift Cooper's fand in England ſo außerordentlichen Beifall, daß binnen 2 Monaten ſchon eine neue Auflage davon veranſtaltet werden mußte.

Neues Werk von Eduard Duller.

In meinem Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Loyola.

Hiſtoriſcher Roman
von
Eduard Duller.

3 Bände. Rthlr. 4. 21 gr. fl. 8. 24 kr. rh. fl. 7. 30 kr. C. M.

Es iſt der Stifter des Jeſuitenordens, der heiliggeſprochene Ignazius von Loyola, welchen Duller mit größter Kühnheit und Meiſterſchaft in dieſem ſeinem neueſten hiſtoriſchen Romane ſchildert; letzterer bietet zugleich ein anſchauliches Gemälde des weltbeherrſchenden Ordens ſelbſt, der heutzutage wieder ebenſo geſchäftig iſt als vor dreihundert Jahren. Schon haben ſich eine Menge der geachteſten deutſchen Zeitſchriften auf eine Art über dieſes neue Geiſtesprodukt Dullers, welches in ſeinem „dichteriſchen Leben und Wirken Epoche macht,“ ausgeſprochen, daß ihm, was Gedankentiefe, Erfindungsfülle, ſittlichen Adel der Geſinnung und Begeiſterung für Wahrheit und Humanität betrifft, unter den jetzt lebenden deutſchen Novelliſten der erſte Rang angewieſen bleibt. „Duller hat in neueſter Zeit das Größte geliefert“ (heißt es in einem weitläuftigen ſehr günſtigen Artikel über Loyola in Nro. 211 und 212 der Zeitung für die elegante Welt) „was ſeit Jahren im Fach des hiſtoriſchen Romanes geboten worden iſt.“ Gleich günſtige Urtheile haben bereits auch die literariſchen und kritiſchen Blätter der Hamburger Börſenhalle (in Nro. 1289 und 1290), das von H. Marggraf redigirte „Berliner Converſationsblatt“ (in Nro. 146), der Freimüthige von Genzel (in Nro. 223), L. Büchner „literariſche Zeitung“, das Literaturblatt Nro. 89 zur Abendzeitung, das Literaturblatt zum Kometen (Nro. 44), ausgeſprochen.

Alle dieſe öffentlichen Stimmen vereinigen ſich, die Großartigkeit der Erfindung, die Originalität der Ideen, und die ſhakſpear'ſche Kraft des Styls anzuerkennen, welche von dem der gewöhnlichen Romane ganz abweicht.

J. D. Sauerländer.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Praktiſcher Univerſal-Rathgeber für den Bürger und Landmann.

Magazin ökonomiſch-techniſcher Erfahrungen, enthaltend: Präparate der praktiſchen Fabricken-, Haushaltungs-, Geſundheits- und Gewerbskunde; Gegenſtände der Kunſt, des Luxus und des Handels. Früher herausgegeben von **C. A. Wild**, und aufs Neue gänzlich umgearbeitet von **H. A. Friedrich. Fünfte, durchaus umgearbeitete, verbeſſerte und mit 300 neuen geprüften Recepten vermehrte Auflage.** Mit 2 Steintafeln und 2 lithographirten Tabellen. 1832. Geh. 2 Theile. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. rhein. fl. 1. 30 kr. C. M.

☞ Man kann ſich von der Reichhaltigkeit, Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieſes in jeder Hinſicht höchſt empfehlenswerthen Buches leicht überzeugen, wenn man das, einem jedem Theile vorgedruckte Inhaltsverzeichniß, einer nähern Durchſicht widmet.

Daſſelbe enthält über 1000 Recepte und iſt in folgende Hauptabſchnitte eingetheilt: I. Blumen- und Bienenzucht, Feld- und Gartenbau; Mittel gegen Raub- und Nagethiere, Unkraut u. ſ. w.; — Bewahrungs- und Schutzmittel gegen alle Arten von ſchädlichen Einflüßen auf Gegenſtände der Oekonomie; — Aufbewahrungsmittel, Putzmittel, Kunſt- und Fleckenwäſcherei, Bleichmittel, Beſchläge. II. Unterſuchungen und Prüfungen der Aechtheit und Güte von Nahrungsmitteln, Handelsartikeln und Fabrikaten. III. Gegenſtände der Haushaltung und Landwirthſchaft; — Zubereitung von Nahrungsmitteln; — Einmachen der Früchte, warmen Getränke, Zucker- und Backwerke, Geleen, Muße, Gefrornes, Syrope ꝛc. ꝛc. — Bereitung von Liqueren, Eſſenzen, Tincturen und abgezogenen Waſſern; — wohlriechende Waſſer, Parfümes, Rauchwerk, feine Seife, Pomade, Oehle, Schminke ꝛc. Chocoladebereitung. — IV. Phyſikaliſche Unterhaltungen. V. Bereitung geiſtiger Flüſſigkeiten, Weine, Fruchtweine; — Eſſigbereitung; — Farberei von wollenen, baumwollenen, ſeidenen und leinenen Zeugen; — Bereitung von Malerfarben; — Lederfärberei; — Verfertigung von Beitzen; Metallcompoſitionen, Bleiſtiften, Reißfedern; Firniſſe, Lake und Polituren aller Art; — Siegellake; — Wichſe, Wachſe und Bahnwachſe; — Mörteln, Kitten und Löthungen; Gyps; Tinten aller Art und Tintenpulver. — VI. Nicht ungewöhnlichen Krankheits-Zufallen durch innerliche und äußerliche Mittel zu begegnen; — Mittel in außerordentlichen, das Leben oder der Geſundheit bedrohenden Zufällen. VII. Gegenſtände aus dem Gebiete der Viehzucht und Thierheilkunde. Von den Pferden, dem Rindvieh und andern Hausthieren.

☞ Die zwei ſtarken Bände, aus 1790 Seiten und 4 Lithographieen beſtehend, ſind durch alle Buchhandlungen um den beiſpiellos wohlfeilen Preis von nur Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. rhein. fl. 1. 30 kr. C. M. zu beziehen.

Unter der Preſſe befinden ſich, und werden demnächſt im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main in wohlfeiler Taſchenausgabe erſcheinen:

James Paulding's amerikaniſche Romane.

Erſter und zweiter Theil.
(Wohlauf, nach Weſten!)

Der Name Paulding gehört in Amerika zu den gefeierten, und mit Recht nennt man ihn den Lieblingsſchriftſteller der Bewohner der neuen Welt. Seine Schöpfungen ſind original und national zugleich. Mit Vorliebe ſchildert er das Leben der Hinderwäldler, die Gefahren und Schrecken der Wildniſſe, der Wälder und Ströme, die Einſamkeit der neuen Anſiedler, ihre Kämpfe mit Rothhäuten, Tiegern und Wölfen; die großartige Natur ſeines Vaterlandes, das Anmuthvolle und Erhabene der Scenerien der neuen Welt u. ſ. w. Seine Charaktere ſind ſtets anziehend und ſo manichfaltig als das Leben ſie beut. Die Darſtellung iſt raſch bewegt, dramatiſch, und feſſelt ſtets die Aufmerkſamkeit des Leſers. Beachtenswerth iſt die moraliſche Tendenz, welche jedem ſeiner Romane zum Grunde liegt und um deren willen man ſeine Werke der Jugend mit Nutzen in die Hand gibt. Der ſittliche Adel der Grundſätze unſeres Verfaſſers hat viel zu dem großen Beifall beigetragen, welchen er ſelbſt bei dem ernſt-ſtrengen Anglo-Amerikaner fand.

Wir geben die Romane Pauldings in einer geſchmackvollen und treuen Bearbeitung nach der ganz neuen, zu Neu-York erſcheinenden Original-Geſammtausgabe. Die beiden erſten Theile ſind unter der Preſſe und erſcheinen demnächſt; die übrigen werden raſch folgen.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Verfaſſungen der vereinigten Staaten Nordamerika's.

Aus dem Engliſchen überſetzt von
G. H. Engelhard.

2 Theile. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. Rhein. fl. 2. C. M.

In Mittermaier's und Zachariä's kritiſcher Zeitſchrift für Rechtswiſſenſchaft ꝛc. 8. Band 2. Heft, wird dieſe Ausgabe wie folgt empfohlen:

„Der Ueberſetzer hat die großen Schwierigkeiten, mit welchen ſeine Arbeit verbunden war, meiſt glücklich überwunden, ſo daß ſeine Ueberſetzung allen denen empfohlen zu werden verdient, welche ſich, der engliſchen Sprache nicht mächtig, oder das Original nicht zur Hand habend, mit den Verfaſſungurkunden der Vereinigten Staaten bekannt machen wollen.“

Phönix.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Dritter Jahrgang 1837.

Erſtes Halbjahr. (1. Januar bis 30. Juni).

Mit vier literariſchen Beilagen (Intelligenzblatt 1 – 4).

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Inhalt des Phönix.

(Januar bis Juni 1837).

Die Zahlen zeigen die Nummer der Stücke an.

Novellen und Sagen.

- Arabiſche Lebensbilder. 20. 58.
- Bacherer, G., der Todtengräber von Gürau. 104—107. 109. 111. 113—116.
- Bechſtein, Ludwig, ein thüringiſches Volksmährchen. 51—53.
- Burmeiſter-Lyſer, Bellini. Novelle. 95—97.
- — Tartini. Novelle. 71—76.
- — Gluck in Paris. 146. 148. 150—152.
- Duller, die Quelle der Verjüngung. Novelle. 5. 7. 10. 11. 13.
- Metting, Ph. v., die Prieſterherrſchaft im Jahre 1786. Novelle. 64. 66—70.
- Ottenheimer, Henriette, Bruder und Schweſter. Novelle. 27—30. 34. 36—38.
- Rauſſe, amerikaniſche Reiſeſcenen. 86. 88. 90. 93.
- Smidt, Heinrich, das Erbſchiff. 121. 123—128. 130. 133. 134. 138—141.
- Weichſelbaumer, die Dame im dunkelblauen Schleier. 23. 24. 25.
- Willkomm, Ernſt, der prophetiſche Mund. Novelle. 40. 42—50.

Lyrik.

- Bechſtein, Ludwig, ein Wiederſehen. 28.
- — An Nanny. 45.
- — Ein Dichtertraum, an Friedrich Rückert. 140. 141.
- Freiligrath, Ferdinand, Bannerſpruch. 1.
- — Das beſſere Land. 63.
- — Drei Strophen. 74.
- — Zwei Feldherrngräber. 82.
- Gaudy, F. Frh. v., Rococco. 39.
- — Romanzen. 125.
- Grün, Anaſtaſius, das Alpenglühen. 103.
- — Vogelgeſang im Winter. 82.
- Hahn-Hahn, Ida Gräfin von, Sehnſucht. 44.
- Marggraff, Rudolph, Sonnete. 131.
- Moſengeil, Friedrich, Lebensweisheit. 47.
- Ottenheimer, H., das arme Herz. 61.
- — Verſtändniß. 61.
- — Vertraute Stimmen. 150.
- Plönnies, Louiſe von, die Lilie. 25.
- — Die Fahrt nach Griechenland. 65.
- Rückert, Friedrich, neue Bruchſtücke. 3. 4. 19. 38. 48.
- — Neues zum Erbaulichen und Beſchaulichen aus dem Morgenlande:
  - Adam und Eva. 59.
  - Kabil und Habil. 60.
  - Idris. 62.
  - Og, der Rieſe. 66.
  - Abraham in Aegypten. 67.
  - Joſeph im Kerker. 83.
  - Das ſchönſte Geſchenk für die Schönen. 96.
  - Die Gründe der Schriftgelehrten. 97.
  - Juſuf und Suleicha. 98.
  - Der Stab Moſis. 99.
  - Weisheit und Schönheit. 100.
  - Der Garten von Irem. 101.
- Wetzel, J. G., aus dem Nachlaſſe deſſelben, mitgetheilt v. J. Funk. 55. 144.
- Wolff, O. L. B., Volkslieder aus der Halle der Völker. 17. 84. 129.

Dramatiſche Poeſie.

- Fiſcher, Alex., 'Mas Aniello. 145.
- Grabbe, Bruchſtück aus der „Hermannsſchlacht." 1.
- Halm, Friedrich, Bruchſtück aus „Griſeldis." 6.
- — Scene aus „Camoëns." 102.

Literatur und Kritik.

- Abrantes. 27. 28.
- Agueſſeaux. 109.
- Adelung. 61.
- Allemagne (revue). 16.
- Alvensleben, L. v., die Sünde des Vorurtheils. 55.
- Ammonius Sakkas. 135.
- Andrea's Chriſtenburg. 109.
- Arlincourt. 128.
- Armeniſche Literatur. 82.
- Athenienſiſche Literatur. 2. 104.
- Artaud. 139.
- Azaïs. 79.
- Aſchbach, Geſchichte Spanien's. 131.
- Bacherer, G. und E. Münch, Taſchenbuch der neueſten Geſchichte. 29.
- Back, Reiſe. 76.
- Barante. 112.
- Bayle (Stendhal). 100.
- Bechſtein, Ludwig, Sagenſchatz und Sagenkreis des Thüringerlandes. 91. 127.
- — Ueber den ethiſchen Werth der Volksſagen. 2—5.
- Berggriechen. 20.
- Berndt, Prof., die doppelförmigen Zeitwörter der deutſchen Sprache. 132.
- Berry, Memoiren. 46.
- Bidrai, Fabeln. 142.
- Börne. 16.
- Bouilly. 118.
- Brentano, Clemens, deſſen Viſionen in's Franzöſiſche überſetzt. 28.
- Buchhandel, deutſcher, deſſen Organ. 18.
- Buchez. 131.
- Büſſel, Aloys, des Kaiſers Schatten. 56.
- Bulgarin. 131.
- Bulwer. 32. 123.
- Byron. 49. 71.
- Cabuchet. 102.
- Capefigue, Ludwig XIV. 69.
- Carliſle. 127.
- Ceriſe, Phrenologie. 58.
- Chevin-Düpontay. 99.
- Chezy, Wilh. von, die Martinsvögel. 112.
- Chineſiſche Literatur. 136.
- Cicconi. 124.
- Cid. 112.
- Clemens, A., Beiträge verſchiedenen Inhalts u. ſ. w. 142.
- Cooper. 124.
- Cormenin. 107.
- Couſin. 38.
- Cruſe de Leſſer. 68.
- Cuvier. 22.
- Deutſche Bibliothek der geſammten Nationalliteratur. 106.
- — und franzöſiſche israelitiſche Zeitſchrift. 67.
- — Klaſſiker in Pariſer Ausgaben. 19.
- — Literatur in Italien. 101.
- — Mäßigkeitsjournal. 135.
- — Vierteljahrsſchrift. 116.
- Deutſchland und die Deutſchen, Skizzen über. 37.
- — das romantiſche und maleriſche. 37. 56.
- Dietz. 150.
- Dodekaton. 124.
- Döring, Dr. Her., Göthe's Briefe in den Jahren 1808 bis 1832. 10.
- Dürand, alte Architektur. 92.
- Eichendorf's geſammelte Schriften. 52.
- Eichhof's Geſchichte der deutſchen Literatur im Mittelalter. 92.
- Eichthal, deux mondes. 90.
- Encyclopedie du droit. 90.
- — neue. 83.
- Engliſche Journaliſtik. 49.
- — Literatur in Deutſchland. 53.
- — Novitäten. 58. 135.
- Fevre. 131.
- Florenz. 55.
- Foe-Kue-Ki. 51.
- Fonfrede. 82.
- Franzöſiſches Urtheil über deutſche Dichter. 40.
- Franzöſiſche Dichterinnen. 17.
- — Journaliſtik. 54.
- — Novitäten. 133.
- Funk, J., Bettina. 45.
- — Erinnerungen aus meinem Leben. 45.
- Geoffroy de Saint-Hilaire. 107.
- Gervinus über den Göthe'ſchen Briefwechſel. 50.
- Geſellſchafter. 23.
- Gigoux, Gilblas. 69.
- Girardin. 9.
- Glaßbrenner's Taſchenbuch. 112.
- Goldſchmid's deutſche Volksblumen. 64.
- Göthe's Briefe. 10.
- — Briefwechſel mit einem Kinde. 67.
- — Fauſt, Prachtausgabe. 92.
- Graff, althochdeutſcher Sprachſchatz. 144.
- Gregoire. 126.
- — Preisfrage. 132.
- Griepenkerl. 45.

Groſe, Eduard, Geſchichte der neueſten Ereigniſſe in Spanien. 25.
Großmann, König Max. 142.
Guhrauer, über Leibnitzens Diſſertation: de principio individui. 52.
Gutkert. 105.
Haas, Staatsbürgerthum der Juden. 98—100. 114—115. 117—119.
Hallam's Geſchichte der Literatur in Europa. 47.
Hammer-Purgſtall. 122.
Haller. 144.
Haupt, Luther, dram. Trilogie. 24.
Helena, Taſchenbuch für 1837. 22.
Heller's Romane. 124.
Hoffmann. 60. 94.
Hoch, deutſcher Salomo. 150.
Hugo. 43.
Hügel, K. Frh. v., Kaſchmir und das Reich der Siek. 127.
Humbold. 99.
Jakoby's Klage eines Juden 16.
Janin. 127.
Indiſche Literatur. 32.
Jochmann. 142.
Joſt, Dr., über Jakoby's Judenthum. 91.
— Geſchichte der Juden in's Franzöſiſche überſetzt. 56.
Irving, W. 125.
Israelitiſche Zeitſchrift. 87.
Italiäniſche Literatur. 32. 60. 69. 148.
Kant. 4. 6.
Kemble. 47.
Kopiſch, Auguſt, Agrumi. 2. 127.
Künzel. 82.
Lafontaine. 36.
Lamartine. 8.
Lamennais. 51
Laube, das Glück, Novelle. 125.
Lax, Weſtliche Blätter, 58.
Leibnitz. 52.
Leipziger Schnellpoſt. 1. 6.
Leon. 128.
Lepeintre. 67.
Lindner, Archiv für Natur, Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben. 44.
Lingard. 37.
Link's Urwelt, in's Franzöſiſche. 100.
Livius. 70.
Literariſches Eigenthumsrecht. 135.
Literariſche Kreuzfahrt. 31—38.
Ludecus, Eduard, Reiſe durch Mexico. 76.
Macan. 57.
Mac Culloch. 32.
Macbeth in's Holländiſche. 51.
Maiſtre. 84.
Maimonides. 29.
Mai, collectio vaticana 151.
Maltitz, A. v., geſammelte Gedichte. 100.
Marbach, G. O., über moderne Literatur. 20. 22. 23.
Marheinecke. 57.
Marivaux. 123.
Menzel. 1.
Michel Francisque. 100.
Minerva. 42.
Mitternachtszeitung. 80.
Molière. 48.
Merier. 124.
Moſen, Julius v., Wendelin und Helena. 118.
Mügge, Th., die Vendeerin. 82.
Müller, W., des Bettlers Gabe. 55.
Münch, Erinnerungen, Lebensbilder und Studien. 9. 11.
Münch und Bacherer, Taſchenbuch der neueſten Geſchichte. 29.
Mundt, Theod., Dioskuren für Wiſſenſchaft und Kunſt. 132.
— über die Kunſt d. deutſchen Proſa. 56.
Muratori, über den rechten Gebrauch der Vernunft. 133.
Nachfolge Chriſti. 118.
Neapolitaniſche Zeitſchrift. 148.
Nettement. 39.
Neuholländiſche Literatur. 127.
Niebuhr's röm. Geſchichte in's Franz. 49.
Nieritz, der Abenteurer wider Willen. 125.
Nodier. 124.
Nodnagel, Diutiſka. 37.
Norddeutſcher Frühlingsalmanach. 127.
Nordiſche Blüthen. 124.
Oberlin, Viſionär. 74—78.
Oerſtedt. 16.
Osmaniſche Hiſtorie. 58.
Oſt und Weſt. 58.
Paris, G. M. 134.
Pariſer Novitäten. 78. 101.
Paulding. 124.
Panthéon littéraire. 125.
Palaczky, Franz, Geſchichte der Böhmen. 81.
Pauleur. 91.
Perodil. 72.
Perrhebos. 128.
Pfiſter's Geſchichte Deutſchlands ins Franzöſiſche. 68.
Pfitzer's Byron. 61.
Pflanz, Verſuch über das religiöſe und kirchliche Leben in Frankreich 57. 59.
Philippon, de la Madelaine. 61.
Philippſon, allgemeine Zeitung des Judenthums. 110. 112.
Philoſophie der Literatur. 1.
Phrenologiſcher Roman. 119.
Preisluſtſpiel. 58.
Portal, couleurs symboliques. 149.
Pſeudobulwer. 128.
Puſchkin. 105.
Pückler-Muskau. 79.
Ramond, de la Sagra. 47.
Raupach, die Hohenſtaufen. 11.
Raſpail. 32.
Rauſſe, J. H., Reiſeſcenen aus zwei Welten. 24.
Redares. 69.
Reumont, Rheinlandsſagen. 53.
Revue africaine. 4.
— française et etrangère. 110. 138.
Reybaud. 32.
Rheinweinlied. 8.
Riedel. 20—23.
Ritter, über die Topes. 135.
Roland, la chanson de. 110.
Roos, Richard, Agrionien. 45.
— Muſiviſche Bilder, aus deſſen Nachlaß. 45.
Rückert. 17.
Ruſſiſche Literatur. 32. 132.
Ruſſiſches. 22. 101.
Samaichari. 67.
Sanchuniaton. 107.
Sand. 38.
Sandwichinſeln. 54. 129.
Sanskrit. 3.
Sänger am Rhein. 41.
Scävola, Andronika. 21.
Schefer. 80. 115.
Schelley. 147—148.
Schelling, G. R. v., Vorleſungen. 92.
Schlegel, Friedrich. 21.
Schleſier, deutſche Studien. 40.
Schmidt, Trieriſche Alterthümer. 44.
Schönfeld, Myrtenblüthen. 112.
Schramm, Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie. 4. 5.
Scott, W. 43.
Scribe. 67.
Schriftſtelleriſche Thätigkeit. 43.
Schottlands periodiſche Preſſe. 81.
Seddeler's Geſchichte d. Kriegskunſt. 124.
Sheridan. 130.
Simrock, C., Rheinſagen. 82. 150.
Sismondi. 33.
Slavoniſches Evangelium. 101.
Smidt, 24. 115.
Sorelli. 55.
Souveſtre. 54.
Spindler's Hans Waldmann. 56.
— König von Zion. 149.
Stendhal (Bayle). 109.
Stolle. 78.
Straſzewsky. 68.
Straube. 130.
Strauß. 13.
Streicher über Schiller. 54. 56.
Strombeck. 26.
Stückrad, Stimmen der Minorität. 46.
Tabari's Weltchronik. 64.
Tagebuch eines Ungarn in Großbritannien. 94.
Talmud. 100.
Theaterzeitung (Wiener). 18.
Thore. 102.
Thürnagel's Theorie der Schauſpielkunſt. 40.
Tiedemann. 36.
Tomaſi. 6.
Ternaux. 67.
Ungariſche Nationalliteratur. 106.
Ungarelli. 149.
Ure. 104.
Uſtralow. 135.
Venetianiſches Wochenblatt. 102.
Vogl, J. N. 72.
Waagen. 128.
Wagner, poetiſche Geſchichte der Deutſchen. 37.
Wenzel, Gedichte. 45.
Wetzel. 102.
White, Ch., 131.
Wilde. 105.
Wilkins. 90.
Willkomm. 66.
Wolff, L., Almanach für Freunde der Schauſpielkunſt. 44.
Wolff, O. L. B. 17.
Wolf, Ph., die Fabeln von Bidpai. 142.
Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie. 128.
Wordsworth. 60.
Wright. 69.
Xylander, Sprachgeſchlecht der Titanen. 62. 111.
Zimmermann, das Kaiſerthum Oeſterreich. 101.

Bildende Kunſt, Archäologie.

Aeginetiſche Bildwerke. 5.
Aegyptiſche Papyrusrollen. 27.
Aegyptiſches Muſeum. 49.
Allerheiligenkapelle in München. 42.
Aphrodite, Eros und Pan. 134.
Architektur, gothiſche. 93.
Athens Pinakothek. 72.
Balbek. 51.
Ballenberger. 147.
Barth's Ueberſetzung und Bearbeitung v. Longhi's Kupferſtecherkunſt. 129.
Bedotti, über Gemäldeausſtellung. 136.
Begas. 141. 142.
Begas, Heinrich IV. zu Canoſſa. 142. 143.
Belgiſche Maler. 48.
Berlin, Kunſtausſtellung von 1836. 7. 9. 10. 12. 13.
— von 1786 und 1836. 12.
— Preisausſetzung für Bildhauer. 60.
Boulanger und Roqueplan. 138.
Breslau. 126.
Britiſches Muſeum. 60. 61. 65. 148.
Brüſſeler Kunſtausſtellung. 56.
Carlsruhe, Schreiben daher. 65.
Carlſtein, reſtaurirt. 45.
Chalkoxylographie. 125.
Cöllner Dom. 51. 64.
Cornelius, jüngſtes Gericht in der Ludwigskirche zu München. 72. 73.
Correggio, neu aufgefundener. 127.
Cupper's Statuen. 123.
Danzig. 126.
Danziger Kunſtausſtellung. 125.
Darmſtädter Muſeum.
Darmſtadt, Schreiben daher (Monument). 65. 116.
Deeger's Maria. 118.
Deutſche Kunſtwerke von Berlin nach Paris. [illegible]
Dresden, Schreiben daher. 77.

Eberſtadt, antike Münzen. 128.
Eckhel, Medaille. 117.
England, deſſen kirchliche Baukunſt. 33.
Engliſcher Kunſtverein. 131.
Engliſche neue Kupferſtiche. 61. 72.
— Nationalgallerie. 125.
Etruriſche Inſchrift. 126.
Fallerone, altrömiſche Theater. 136.
Florentiner Verein zur Errichtung vaterländiſcher Denkmäler. 136.
Frankfurter und Nürnberger Kunſtvereine. 16.
Girard's Masterpiece. 84.
— letzte Worte über die Kunſt. 84.
Göthe's Büſte. 62.
— Denkmal. 68.
Gregorianiſches Muſeum. 60.
Guizot's Porträt. 148.
Hamburger Kunſtausſtellung. 125.
— Kunſtverein u. 6te Ausſtellung. 108.
Hannover'ſche Kunſtausſtellung. 78. 97. 99. 100. 101. 103. 105.
Hannover'ſche Kunſtblätter 1837. 122.
Hannover'ſcher Kunſtverein. 93.
Heinrich IV., König der Deutſchen, als Büßender zu Canoſſa, von Begas. 141. 142.
Heß's Gemälde. 80.
Heßemer Ornamente. 66.
Hildebrandt's Söhne Eduard's. 115.
Holbeiniſche Bilder und Handzeichnungen in Baſel. 28.
Huſſens Standbild zu Konſtanz. 58.
Karthago, Nachgrabungen. 102.
Königsberger Gemäldeausſtellung. 126.
Kopenhagener Kunſtakademie-Ausſtellung. 105.
— Thorwaldſen's Muſeum. 48.
Leipzig, Muſeum. 98.
Leſſing's (Malers) Porträt. 88.
Leſſing's Denkmal. 128.
Liſſaboner Cortespalaſt. 53.
Liverpool, neuer Concertſaal. 67.
Loggien in der Pinakothek zu München. 1. 2. 14. 15. 17. 18. 19. 21.
London, Kunſtausſtellung. 58.
— Zeichnenſchule. 48.
Mailand, Kunſtausſtellung. 138.
Malerei der Alten. 148.
Meiningener Kunſtverein. 17.
Merkel, Miniaturen in Aſchaffenburg. 44.
Moliere's Denkmal. 7.
Monument für Kaiſer Franz in Wien. 76.
Mozart's Denkmal. 58. 60.
München, Bonifacius Baſilica. 72.
— neuer Feſtſaalbau und hiſt. Standbilder von Julius Schnorr. 91—93.
— Kunſtverein. 56. 90.
— Plaſtik daſelbſt und Schwanthaler. 136. 137. 138.
— Schreiben daher. 85.
Murillo. 149.
Napoleon's Monument in Ajaccio. 130.
Nationalarchiv für Malerei. 147.
Nauplia, Denkmal. 84.
Neapel, Kunſtausſtellung. 90.
Neuholländiſche Kunſtliebhaberei. 53.
Nord- und ſüddeutſche Kunſtvereine. 16.
Nürnberg, Kunſtvereine. 16.
Padua, entdeckte Gemälde. 101.
Paris, Akademie der ſchönen Künſte. 68.
— Gemäldeverſteigerung. 91.
— Kunſtausſtellungen. 89.
— Salon 1837. 67.
Petersburger Kunſtausſtellung. 63.
— Kunſtlotterie. 53.
Pompeji. 31.
Portugieſiſche Akademie der ſchönen Künſte. 45.
— Kloſterbibliotheken u. Gemälde. 48.
Poſener Kunſtverein. 123.
Raczynsky's Kunſtgeſchichte. 46.
— (Ueberſetzt). 150.
Raphael's Transfiguration in Moſaik. 133.
Rembrandt. 149.
Reinick, Robert, Düſſeldorfer Künſtleralbum. 51.
Retz, des Kardinals, Denkmal. 86.
Rheiniſcher Kunſtverein. 53. 108. 109. 112.
Römiſcher Kunſtverein. 149.
Roms Akademie von San Luca. 127.
— Kunſtausſtellung. 90. 91.
Ruſſiſche Kunſtausſtellung zu Petersburg. 17.
Sächſiſcher Kunſtverein. 72.
Scandinaviſche Gewölbe. 137.
Schiller's Statue. 131.
Schirmer's, Wilhelm, Abendruhe im Herbſte. 112.
Schreck's Medaille. 18.
Schulz. 85. 135.
Schwanthaler. 136 137. 138.
Seſoſtris Bild. 74.
Sigallon's Copie von Buonarotti's jüngſtem Gericht. 135.
Spaniſche Gemälde. 105.
Speck, von, Gallerie. 84.
Stange. 147.
Statüen des Herodot u. des Antinous. 1.
Steiner's inscriptiones. 91.
Steindruck in Farben. 135.
Stettin. 126.
Stuttgarter Muſeum. 71.
Talma's Denkmal. 129.
Thöming, däniſcher Seemaler. 127.
Thorwaldſen, neue Basreliefs. 68.
— Muſeum. 128.
— ſämmtliche Werke. 132.
Tonnere, Grab einer Königin in. 27.
Uibelheck. 45.
Venedig, koloſſales Moſaikgemälde. 102.
Verſailles, Muſeum daſelbſt. 103. 131. 151. 152.
Wellington's Statüe. 149.
Zimmermann, Albert, Landſchaftmaler in München. 131.
Zwengauer. 147.

Geſchichte und Biographie.

Alexandrow, Fräul. v., Memoiren. 127.
Amerikaniſche Fluthſagen. 30.
— uralte Stadt. 108.
Anna Boleyn. 25.
Böttiger, K. W., Reliquien (Lafontaine). 139. 142.
Boſſuet, neuentdeckte Autographe. 101.
Buonaparte. 32.
Burke, Fox und Pitt. 67.
Comte, Charles. 140.
Eliſabeth von England, Ueberſetzung des Boethius. 144.
Devrient, Ludwig. 15. 16. 18. 19. 21—24. 26.
Dijon, hiſtoriſche Profile in. 87—121.
Dudevant. 119. 120.
Ehrendenkmale u. Ruhmestafeln. 54. 56.
Englands erſte Lotterie. 50.
— große Siegel. 60.
Eon, Chevalier d'. 2.
Erinnerungen, lebendige und tödtende aus der alten u. neuen Zeit. 32.
Fontainebleau. 146.
Franzöſiſche Archives curieuses de l'histoire de France. 49.
— dritten Standes älteſte Urkunden. 88.
— eilf Revolutionen. 31.
Franzöſiſcher Rückzug aus Rußland. 25.
Göthe's Abſtammung. 56.
Guſtavſon und Lafayette. 66.
Haller. 52.
Haushaltungsrechnung eines deutſchen Kaiſers im 18. Jahrh. 4.
Hochdeutſche Eidesformel a. d. 9. Jahrh. 91.
Hoffmann, E. T. W. 79—82. 84. 85.
Iffland, Aug. Wilh. 104. 106. 110. 113. 114. 117. 118.
Israel's zehn nicht zurückgek. Stämme. 60.
Karl's des Zehnten Jagdbuch. 53.
Komet vom Jahre 48 n. Chr. 104.
Korſika's Geſchichte. 81.
Lafayette's Urtheil über Ludwig den Achtzehnten und Karl den Zehnten. 30.
Liszt. 51.
Lotterie, erſte in England. 50.
Mendelſohn und Teller. 143.
Muhamed, vier neue Biographieen. 127.
Napoleon und Giacominetta. 6.
— deſſen wahrſcheinlich einziger Calembourg. 32.
Niebuhr, Lebensnachrichten üb. denſ. 130.
Pelgrave, die alten Inventarien der kgl. großbrit. Schatzkammer. 49.
Peter's des Großen Abſichten auf Konſtantinopel. 49.
Revolution vor der Revolution. 46.
Robespierre. 1.
Scott's, Walter, Beſuch bei J. Cooper. 40.
— aus deſſen Leben. 80. 81. 83.
Shakſpeare's Haus. 40.
Stanhope, Lady, Beſuch bei derſ. 77. 78.
Taback, Geſchichte deſſelben. 86.
Talma's Statüe. 129.
Theodoſianiſcher Codex. 150.
Thorwaldſen's Biographie. 75.
Vandalen, Geſchichte derſelben. 72.
Veit Weber. 55.
Voigt. 52.
Wetzel. 112.

Muſik und Theater.

I. Muſik.

Afrika, deutſche Opern daſelbſt. 144.
Belke, Baßpoſauniſt. 60.
Birmingham, Muſikfeſt. 58.
Coſta's neue Oper, Malekh Adhel. 48.
Feſca. 85.
Frankfurt a. M., Schreiben daher. 31. 33. 94. 95.
Gollmick's praktiſche Geſangſchule. 114.
Haager hiſtoriſch-muſikal. Abende. 144.
Heidelberger Muſikfeſt. 101.
Leipzig, Schreiben daher. 90—92.
Londoner Nationaloper. 137.
Mainz. 35.
Mercadante's neue Oper. 122.
Mozart's-Feier in Darmſtadt. 60.
— Figaro. 103.
Müſard. 150.
Paſta, Mad., in Venedig. 121.
Paris, Charfreitagsconcert. 63.
— Congreß, muſikaliſcher. 109.
— Mildthätigkeitsconcerte. 110.
Prager Concert zur Errichtung eines Denkmals für Mozart. 90.
Poſen, Muſikfeſt. 144.
Ries, Ferdinand. 17.
Ruſſiſche Nationaloper. 8.
Spohr's Fauſt. 92.
Stradella, neue Oper. 68.
Strauß in Nordamerika. 128.
Thalberg, Pianiſt. 92.
Wien, berühmter rabb. Sänger. 87.
Wild nach Rußland. 69.
Zingarelli. 138.

II. Theater.

Adam's, Adolph, Opern. 144.
Claqueurs. 39. 41.
Fenice, la, Theater in Venedig. 2.
Florenz. 32. 33.
Holtei. 118.
Hugenotten und Robert der Teufel. 78.
Londoner Theater. 103. 106. 137.
Meyerbeer's Hugenotten. 72. 112.
Moliere's Tartüffe. 131.
Neſtroy's Poſſe. 131.
Paris Schreiben daher. 34. 35. 70. 71.
— Theatermanie daſelbſt. 106.
Pariſer dramatiſche Novitäten. 51. 128.
— Theaterſchau. 9. 41. 50. 63. 95. 96. 97. 119. 120.
Petersburger ruſſ. Theater. 141.

Robert der Teufel und die Hugenotten. 79.
Ruſſiſche Nationaloper. 8.
Schebeſt. 29.
Schröder-Devrient und Taglioni. 136.
Wiener Hofburgtheater. 21.
— italiäniſche Oper. 90.
— Theater. 23. 45. 122.
Wien, Schreiben daher. 70.

Soziale Zuſtände. Ethnographiſche Berichte u. Notizen. Humanität.

Aegyptiſche Geſellſchaft zu Kairo. 93.
— Tabletten. 44.
Alexandriens Franzöſirung. 84.
— franzöſiſches Theater. 111.
Algier, barmh. Schweſtern. 70.
— jüd. Begräbnißgebräuche. 98.
Araber und Franzoſen. 144.
Armuth und Politik. 127.
Aſiatiſche Geſellſchaft. 148.
Aſylgeſellſchaft in Kopenhagen. 149.
Athen u. Stambul, Kulturfortſchritte. 106.
Auswanderungen nach Amerika. 149.
Aylesburg, Agrikulturverein. 9.
Baiern, Homöopathie. 67.
Belgiſcher, franzöſiſcher und nordamerikaniſcher Nachdruck. 46.
— Handwerker-Radikalismus. 30.
— induſtrielle Geſellſchaften. 123.
— Schein-Ehen. 51.
— Univerſitäten. 60.
Berlin, Armuthzunahme. 125.
— Geſetz wider den Nachdruck. 77.
— Hufeland'ſche Stiftung. 29.
— Jagdvergnügen. 21.
— neue weibliche Erwerbſchule. 98.
— Univerſität. 32.
Berner Hochſchule, Freiſinnigkeit der Direction. 108.
Breslau, barmh. Schweſtern. 104.
Brüſſeler Nachdrucker. 146.
Buchhandel, ob den Juden zu geſtatten? 112.
Camaldulenſerkloſter, das, bei Rom. 73.
Chaine des forçats, in Frankreich abgeſchafft. 100.
China. 3. 4.
— geheimes neues. 109.
— Heilkunde daſelbſt. 70.
Chineſiſche Tabletten. 88.
Chineſiſcher Conſervatismus. 66.
Civiliſationen. 136.
Däniſche Criminaliſtik. 131.
Deutſche Geſellſch. zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe. 101.
— Mäßigkeitsvereine. 21.
— Studirende. 105.
Eheloſigkeit, zunehmende, Haupturſachen derſelben. 132.
Emanzipation des Geiſtes. 66.
Engländer, die, und die Franzoſen. 140.
Englands Beantragung eines Gewerbinſtituts. 14.
— individuelle und polit. Freiheit. 85.
Engliſche Auswanderer. 112.
— Kunſtvereine. 144.
Engliſcher Liberalismus. 84.
— Nothball. 121.
Europa's Kosmopolitismus. 25.
Fontainebleau. 146.
Frankfurt a. M., Blindenanſtalt. 112.
— Frequenz des Gymnaſiums. 127.
Frankreichs Ackerbaugeſellſchaft. 125.
Franzöſiſche Akademieen und politiſche Zerwürfniſſe. 62.
— belgiſche und nordamerik. Nachdrücke. 46.
— Bücherproduction. 27.
— Ehrenlegion. 48.
— Geſellſchaft zur Verbreitung frommer kathol. Bücher. 141.
— graduirte Israeliten. 37.
— Kolonien, Freilaſſung d. Neger. 68.
— Parteijournaliſtik. 23.
Franzöſ. Publiciſten, deren Meinungsverſchiedenheit. 81.
— Preisſchriften über Sittenverbeſſerung der Dienſtboten. 106.
— Schenkungen an Wohlthätigkeitsanſtalten. 39.
— kleine Seminarien. 60.
— Soldaten, deren Sparſamkeit. 2.
— — als Gehülfen bei Fabrikanten. 14.
Franzöſiſcher Buchhandel. 24.
Franzöſiſches neues Staatsrecht. 56.
Frauenverkauf in London. 2.
— verein in Dresden. 152.
Freie Frauen. 94.
Gartenbaugeſellſchaften. 134.
Gedankenverkehr, beſchleunigter. 46.
Genf, Charakteriſtik. 57. 59. 60. 61. 62.
Genfer Penitentiarium. 123—137.
— Salonwelt. 54. 55.
Gefängnißreform für Frankreich. 146.
Geographiſche Geſellſch. in Paris. 148.
Glasgow. 19.
Griechiſche Univerſität. 65.
Großbritanniens Pairſchaft, Neuheit und Majorität derſelben. 57.
— Schulen u. Univerſitäten. 77—79. 83. 85. 86. 89.
Gymnaſtik, Reſtauration derſelben. 69.
Hamburgs u. Bremens Welthandel. 87.
Himalaya, dortige Verlobungsoperationen. 127.
Javaniſcher Prinz, Lehrling der Buchdruckerkunſt in Amſterdam. 105.
Indianerhäuptling, merkwürdige Aeußerung eines ſolchen. 108.
Journale, ſchnelle Mittheilung durch ſolche. 37.
Irländiſche Erhaltungsfreunde. 47.
— Tabletten. 103.
Island. 7.
Israeliten laſſen chriſtl. Kirchen bauen. 65.
Jüdiſche Vereine zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Juden. 140. 141.
Iſtambul und Athen, deren Kulturfortſchritte. 106.
Kairo, Vorleſungen über Hariri. 87.
— ägyptiſche Geſellſchaft daſ. 92.
Kaſchmir. 128.
Konſtantinopolitaniſcher franzöſiſcher Lehrkurſus u. Gelehrtenverein. 130.
Landbauſchule in Frankreich. 146.
Leipziger Juden. 122.
Londoner Induſtrien. 141. 143. 144. 149.
— neue Univerſität. 9.
Luftſchifffahrtsgeſellſchaft. 55.
Lyoner Elend. 102.
Mac Culloch über Großbritannien. 83.
Mäßigkeitsvereine, Geſchichte derſ. 112.
Meyerbeer. 143.
Moſes-Mendelsſohns-Verein in Dresden. 124.
Nantes, Gewerbausſtellung. 131.
Neger in Weſtindien, deren Fortſchritte. 77.
Niagarafälle vom Krämergeiſt bewältigt. 40.
Nordamerikaniſche Vereinſtaaten. 29.
— Barbarei. 55. 144.
— Nachdruck. 66.
— belgiſche und franz. Nachdrücke. 46.
— Preſſe. 131.
— ſchnelle Reiſen. 105.
— Univerſitäten und Schulen. 32.
— Urſprachen und Urſprung. 183.
Nordamerikaniſcher König. 56.
Nordamerikaniſches koloſſales Handelsgeſchäft. 8.
Norwegen's Bevölkerung und deren Eigenthümlichkeit. 77.
Oeſtreich, barmherzige Brüder. 69.
— Lebensverſicherungsanſtalt auf Actien. 9.
Oeſterreichiſcher Lloyd in Trieſt. 23.
Oſtindien, die menſchenfreſſenden Koukis. 100.
Paris, Akademie der Ackerbau-, Fabrik- und Handelsinduſtrie. 111.
Paris, Commiſſion wider den Nachdruck. 49. 56.
— Faſtenbeluſtigungen. 67.
— Feierlichkeiten, koſtſpielige, zu Napoleon's Zeiten. 60.
— Findelhaus. 8.
— Geographiſche Geſellſchaft. 101.
— Geſellſchaft der chriſtl. Moral. 124.
— Geſellſchaft für den Elementarunterricht. 136.
— Induſtrie im Aufblühen ſeit der Revolution. 51.
— Journaliſtik, politiſche. 106.
— Literar- und Sittengeſchichte, Denkblatt zu derſelben. 64.
— Luſtbarkeiten für die Lyoner Armen. 128.
— philanthropiſche Geſellſchaften. 122.
— Philippstag. 115—117.
— Schreiben daher. 34. 35. 70. 71.
— Sociales daher. 67.
— Société d'encouragement pour l'industrie nationale. 133.
Pariſer öffentliche Spielhäuſer. 14. 15.
— Theatermanie. 105.
— Wohlthätigkeit, kunſtliebende. 88.
— Wohlthätigkeitsfeſte. 91.
Pennſylvanien, Verbot geheimer Geſellſchaften. 39.
Pera, Arzneiſchule daſelbſt. 102.
Perſiſche Studenten. 134.
Petersburger kaiſerliche Akademie. 49.
Politik und Armuth. 127.
Polniſche, ſog. Unterrichtsmethode. 12.
Portugal, Sklavenhandel aufgehoben. 12.
Portugieſen. 136.
Portugieſiſche Spottnamen. 39.
Poſener Bezirksſchulen. 68.
Preußen's Schulreformen. 127.
— Souveränität des Geſetzes. 121.
Quäkerſtadt, luxuriöſe. 62.
Rothſchild und Rußland. 134.
Rouen's Kinderbewahranſtalt. 109.
Rouſſeau, J. J. 53.
Rouſſel, angeblicher Zauberer. 123.
Ruſſiſche Bartverordnung. 127.
— Forſchungsreiſe nach Lappland und Novaja Semlja. 142.
— Gasgeſellſchaft. 104.
— Rechtspflege. 92.
— Univerſitäten. 5.
— Wohlthätigkeitsanſtalten. 26.
— Zunahme. 8.
Sachſen, Gymnaſtik. 72. 93.
— Ständebeſchluß über körperliche Züchtigung. 108.
Saint-Simonismus. 77.
Shakeſpeare in — Petersburg. 55.
Schweizerbilder, Zſchokke. 29. 30. 32. 33. 36.
Schriftſtelleremancipation. 98.
Schulſparkaſſe. 135.
Sklavenverſchiffung gehemmt. 17.
Sondershauſen, Turnanſtalt. 108.
Soziale Phyſik. 151.
Spaniſches Judengeſetz. 109.
Spaniſche periodiſche Preſſe. 36.
Spaniſcher rechtskräftiger Profeſſor des conſtitutionellen Rechts. 12.
Spaniſchen Miniſters merkwürdige Aeußerung. 108.
Spaniſche vier inſurgirte Provinzen. 8.
Sparſamkeit franzöſiſcher Krieger. 2.
Spitalfields, dortige Noth der Arbeiter. 104.
Staatswirthſchaftliche neue Aera. 8.
Sultaniſche Bartverordnung. 55.
Thugs in Oſtindien ausgerottet. 105.
Todesſtrafenverminderung, in deren Folge Verminderung von Verbrechen. 91.
Todesſtrafen. 108.
Ungarn, geiſtiges Leben. 69.
— Humaniora 53.
— Pönitentiarſyſtem. 68.
Ungariſche Sprache zur Geſetzesſprache erhoben. 45.
— Verfaſſung. 43.
— handſchriftliche Zeitung. 21. 127.
Upſala's Univerſität. 20.

Vereinſtaaten Nordamerika's. 29.
— Preſſe daſelbſt. 131.
Völkerrechtliche Beſtimmungen über Verlagsrecht. 107.
Warſchauer Bibliothek zu St. Petersburg. 22.
Wiener Akademie der Wiſſenſchaften. 69.
— Dürftigkeit daſelbſt in Zunahme. 28.
— Schreiben. 70.
Zeitbedürfniß. 49.
Zeitſtimmen. 12. 36. 45. 54. 78. 137.

Gewerbfleiß. Statiſtik.

Bairiſche Sparkaſſen. 132.
Belgiſche Eiſenbahnen. 26. 109.
Berliner Univerſität. 82.
Bern, Blinde, Taubſtummen u. Irren. 9.
Bevölkerung der Erde. 23. 52.
— Verdopplungszeit derſelben. 26.
Böhmen, Gewerbverein. 1.
— Kinderbewahranſtalten. 111.
Boulogner Reiſeverkehr. 26.
Braunſchweig, Taubſtummen daſelbſt. 93.
Bremen und Hamburgs Welthandel. 87.
Briefwechſel und Poſteinkünfte in Zunahme. 26.
Buchhändler, deren Anzahl, jetzige und vor 97 Jahren. 104.
Buchhandel, engliſcher. 2.
Burgundiſcher Kanal. 66.
Criminalſtatiſtik. 3.
Dampfſchifffahrt auf dem Euphrat. 61.
— auf dem Ocean. 79.
Darmſtädter Induſtrie-Ausſtellung. 90.
Deutſchlands dampfſchifffahrtliche Verbindung mit der Levante. 88.
Deutſche Zeitblätter, deren Statiſtik. 53.
Dresdener Dampfboote. 128.
Eiſenbahnen und deren Actionäre im Verhältniß zum Staate. 72.
— projektirte. 126.
Engliſche Baumwollenmanufakturen. 125.
— Fahrzeuge durch Schiffbruch verunglückt. 20. 121.
— projektirte Eiſenbahnen. 49
Engliſcher Eiſenbahnenverkehr. 102.
Engliſche Eiſenbahnvereine. 77.
Engliſches Dampfmaſchinenweſen. 25.
Englands, Frankreichs und Nordamerikas Ausfuhr. 125.
Englands, Frankreichs und Nordamerikas Papiergeld- und Baargeldverhältniſſe. 125.
Englands und Nordamerikas Kanäle. 132.
— und Walliſer Kohlenlager. 138.
— verminderte Zahl von Hinrichtungen. 110.
— Tabacksverbrauch. 74.
— Verkehr mit Oſtindien. 60.
— Bücher und Kupferſtiche. 51.
Europas Armenſtatiſtik. 26.
— Univerſitäten. 126.
Flachs, neuſeeländiſcher. 146.
Franzöſiſch-belgiſche neue Eiſenbahnen. 109.
Franzöſiſche Bagno's. 122.
— Bevölkerung. 29.
— deren Zunahme. 138.
— Bodenſtatiſtik. 1.
— Communalſtatiſtik. 49.
Frankreichs, Englands und Nordamerikas Ausfuhr. 125.
Frankreichs, Englands und Nordamerikas Papiergeld- und Baargeldverhältniſſe. 125.
— indirekte Steuern. 42.
— Landſtraßen vermehrt und verbeſſert. 55.
— männliche und weibliche Geburten. 55.
— neue Eiſenbahnen. 128.
— Runkelrübenzuckerbereitung. 92.
— Seidenwürmerzucht. 93.
— Sparkaſſen. 57. 107.
— und Großbritanniens zunehmende Bevölkerung. 101.
Frankreichs und Londons bewegliche Bevölkerung. 17.
— Vitalität. 16.
— Zuckerkonſumtion. 59.
Franzöſiſche Geiſtlichkeit, deren Statiſtik. 105.
— neue Geſetze v. 1789 bis 1837. 69.
Geburten und Sterbfälle, deren Verhältniß. 39.
Großbritanniens Bevölkerung. 81. 101.
— jährlicher Bodenertrag. 82.
— Criminalſtatiſtik. 134.
Großbritanniſche Journaliſtik. 139.
— Diebſtähle. 139.
Handelsfreiheit. 108.
Handelsmarinen, größte, deren Tonnengehalt. 112.
Irlands Brantweinkonſumtion. 49.
Israeliten in Rußland. 144.
Leipziger Meßkatalog. 25.
Liverpools Bevölkerung. 69.
— Perſonenverkehr auf den Eiſenbahnen. 51.
— Schulweſen. 14.
Londoner Journalſtatiſtik. 142.
Londons Bevölkerung. 32.
— Mangel an Schulen. 48.
— Perſonenverkehr. 53.
— Steinkohlenverbrauch. 24.
— und Frankreichs Bewegung der Population. 17.
Mailand, Eiſenbahn nach Venedig. 85.
— Künſtlerſtatiſtik. 12.
Marſeiller Dampfſchifffahrt. 105. 127.
Neapels Eiſenbahnen. 109.
New-York, Paris und Philadelphia, Discontogeſchäfte daſelbſt. 125.
New-Yorks Schulanſtalten. 71.
Nieſchnei Nowogorod, Jahrmarkt daſ. 81.
Nordamerikaniſche Banken. 68.
— Dampfſchiffe. 128.
— franzöſiſche und engliſche Ausfuhr. 125.
— Handel nach Sumatra. 81.
— und engliſche Handelskanäle. 132.
Nordamerikaniſcher überſtrömender Reichthum. 55.
Nordamerikas, Englands und Frankreichs Papiergeld- und Baargeldverhältniſſe. 125.
Norwegens Lankaſterſchulen. 86.
Nürnberger Actiengeſellſchaft zur Veredlung der Tabackskultur. 135.
Opiumeinfuhr in China. 148.
Oſtindiſche Theepflanzungen. 66.
Paris, Bevölkerung. 46.
— Findelhaus. 8.
— Induſtrie im Aufblühen ſeit der Revolution. 51.
— Nothſtand der arbeitenden Klaſſen. 127.
— Philadelphia und New-York, Diskontogeſchäfte. 125.
— Politik und Armuth. 127.
— Statiſtiſches. 54.
— Theatereinnahme im Januar. 69.
Petersburger Aus- und Einfuhrzölle. 51.
— Bevölkerung. 48.
— deren Zunahme. 125.
Poſtertrag u. Briefwechſel in Zunahme. 26.
Preußen, Abgaben der Unterthanen an den Papſt. 136.
— Aerzte- und Chirurgenzahl. 34.
— Statiſtik der Mucker. 49.
— Lebensdauer, mittlere. 127.
Ruſſiſche Creditbanken. 29
— gegenwärtige commerzielle Stellung. 26.
— Literatur-Statiſtik derſelben. 82.
— Mortalität. 68.
— Werber. 146.
Rußland, Schulenſtatiſtik. 144.
— Völkerſtatiſtik. 140.
Schwedens bibliographiſche Statiſtik. 17.
— Statiſtik der Ehen u. Geburten. 25.
Spaniens Kloſtergeiſtliche, deren Zahl. 81.
Venedig, Eiſenbahn von da nach Mailand. 85.
Verbrechenverminderung als Folge der Verminderung von Todesſtrafen. 91.
Warſchau's Bevölkerung. 129.
Wien, Fremdenſtatiſtik. 127.
Zeitungen-Anſtalten auf der Erde. 130.
Zinsfuß, legitimer in England. 2.
Zuckerverbrauch. 135.

Naturgeſchichte. Naturlehre. Mechanik. Aſtronomie.

Aloe, blühende. 69.
Atmoſphäriſcher Einfluß auf Traubenqualität. 81.
Auber's Entdeckung bei einer Sonnenfinſterniß. 1.
Bayonne, dortige merkwürdige Himmelserſcheinung. 122.
Bierhefe, mikroskop. 151.
Bretagne, untermeeriſcher Wald an der Küſte entdeckt. 139.
Brombeergerbſtoff Patterſon's. 100.
Comte's Vorleſungen über Aſtronomie. 69.
Croß, Chemiker, über Inſektenerzeugung durch Elektricität. 41.
Cüvier's Regne animal. 22.
Dinotherium. 92.
Dinte, foſſile. 72.
Dütrochet, über das Aufſteigen des Saftes in den Pflanzen. 93.
Dufau über Blindgeborne. 30.
Ehrenberg, Bergmehl-Infuſorien. 8.
— und Göppert, foſſile Pflanzen. 46.
Elektricität, animaliſche. 68.
— eines Kindes. 90.
Elektriſcher Funke aus einem Zitteral. 87.
Erdkunde. 121.
— Magnetismus. 48.
Faraday über die Inſekten des Croß. 146.
Flourens über die foſſilen Thiere. 126.
Franzöſiſche neue foſſile Thiere. 132.
Frühling, winterlicher, des Jahrs 1835. 125.
Infuſorienbrot. 90.
Kind, blind- und taubgebornes. 112.
Kraft, Wachsthum derſelben bei Menſchen und Pflanzen. 135.
Libanon, Cedern daſelbſt. 51.
Magnetnadel, Schwanken derſelben. 101.
Meereswogen, deren Höhe. 33.
Meteorologiſches. 132.
Meteorſteine. 95.
Nordlicht. 39.
Phyſiologiſches. 108.
Planeten, unſeres, neue Ordnung. 67
Quelle, periodiſche. 24.
Schildkröte, foſſile, im Siebengebirg. 134.
Sirius. 140.
Sivatherium. 37.
Sonnenflecken im März. 146.
Spinnenneſt. 145.
Sternſchnuppennächte. 60.
Straßburger Meteorologie. 135.
Temperaturmeſſungen, tiefſte. 107.
— mittlere im Mai. 148.
Toroden, foſſiles. 134.
Vegetation in Arſenikauflöſung. 61.
Verſteinerte Menſchen. 114.
Veſuv. 146.
Weintrauben, Witterungseinfluß auf die Vegetation derſelben. 81.
Zahlen der Pflanzen- und Thierarten. 16.

Erfindungen und Entdeckungen.

Aalhäute zu undurchdringlicher Bekleidung. 132.
Anatomiſche Präparate, deren Nachbildung. 93.
Apparat zur Bereitung von Sauerwaſſer. 149.
Bewegkraft, äußerſt wohlfeile. 19.
Blanqui's Holzſchnitzmaſchine. 121.

Blitzableiter für Schiffe. 130.
Boydell's Fortbewegungsmaſchine. 144.
Chalkoxylographie. 125.
Dampfbootverkehr. 146.
Dampflinienſchiff. 52.
Dampfluftſchiff. 32.
Dampfluftſchifffahrt. 96.
Dampfwägen für gewöhnl. Chauſſeen. 150.
Daubeny's Erfindung, Meerwaſſer aus beträchtlicher Tiefe beliebig zu ſchöpfen. 132.
Eiſenbahn, bewegliche. 110.
— von Greenwich. 148.
Ektypographie für Blinde. 96.
Elektromagnetiſches Lokomotiv. 152.
Engliſche Feuerleitern. 128.
Fallſchirme für Bomben u. Raketen. 101.
Faraday über Croſſe's Entdeckungen. 70.
Flatbuſch, Zatrisky von, elektromagnetiſche Maſchine. 48.
Gannal's Mumiſirungsmittel. 126.
Gasbeizung. 57.
Gas, tragbares. 48.
Gasreinigung. 144.
Gaudin's Nachtſonne in Paris. 105.
Green's großer Luftballon. 77.
Hancocks Chauſſeedampfwagen. 130.
Harzgas. 125.
Heathcock's Dampfpflug. 49.
Hofmann's Kürbiszucker. 110.
Hunter's Steinmetzmaſchine. 139.
Hydrogenoxygengas-Mikroſkop. 68.
Inſektenaufbewahrung. 81.
Leder, waſſerdichtes. 131.
Linien-Dampfſchiff. 53.
Morriſon's Ohrenbrille. 100.
Müller's portative Spiritus-Gaslampen. 108.
Nähemaſchine. 68.
Oettel's bewegliche Eiſenbahn. 110.
Opitzen's Buchdruckerſchnellpreſſe. 128.
Papierbogen, meilenlanger. 127.
Papin, d. Erfinder d. Dampfmaſchine. 87.
Paris, Briefpoſten-Omnibus. 66.
— Kothſchirme. 129.
Patterſon's Brombeer-Gerbſtoff. 100.
Pelletier's wichtige phyſikaliſche Entdeckung. 60.
Pferde, Vorrichtung, deren Ausreißen zu verhüten. 85.
Pflug, unterwühlender. 141.
Pyrometer, akuſtiſcher. 61.
Queckſilberſchnellbote. 136.
Rapp's, Heinrich, Entdeckung einer den Dampf erſetzenden wohlfeilen, bewegenden Kraft. 89.
Royer's, Kopier- und Verjüngungsmaſchine. 126.
Runkelrübenzuckerfabrikationsrevolution. 134.
Santi Linari's elektromagnet. Nadel. 90.
Schützenbach's neues Verfahren zur Bereitung des Runkelrübenzuckers. 101.
Steindruck in Farben. 135.
Tag- und Nacht-Telegraphen. 8.
Temperaturmeſſungen, tiefſte. 107.
Thermometriſche Uhr. 148.
Welttheil, ſechster. 148.
Windmeſſer. 5.

Religiöſe und kirchliche Miscellen.

Abſchwörungen und Widertaufen. 132.
Belgiſche Bollandiſten. 132.
Bergiſche Bibelgeſellſchaft. 125.
Bibelverbreitung. 74.
Bibliſche Rechtfertigung der Sklaverei. 49.
Buckland's naturwiſſenſchaftliche Exegeſe der Geneſis. 60.
Carliſle, Richard, Bekehrung. 58.
Chriſtliche Kirchen erbaut v. Israeliten. 56.
— Miſſionsgeſellſchaften. 49.
Conflict zwiſchen dem Erzbiſchof von Cöln und dem königl. preuß. Unterrichtsminiſterium. 90.
Dublins praktiſche Kloſtergeiſtlichkeit. 85.
Englands Beſteurung indiſcher Pilger aufgehoben. 72.
— Bibelgeſellſchaften, deren Einkommen. 147.
— Sonntagsfeier. 136.
Eſkimo, Himmel eines bekehrten. 32.
Europäiſcher und neugranadiſcher Katholicismus. 145.
Frankreichs evangeliſche Miſſionsgeſellſchaften. 70.
Franzöſiſche Geiſtlichkeit reichbegütert. 81.
— Synagoge. 122.
— Reformirte, deren Journaliſtik. 98.
Friedrich Wilhelm I. über Kirchenvereinigung. 36.
Frömmigkeit, politiſche, des Beherrſchers der Gläubigen in neueſter Zeit. 61.
Grab, h., den Chriſten wieder gegeben. 102.
Hebräiſch-Anglikaniſches. 153.
Jeruſalem's Moſchee El-Sakrah. 122.
Jeſuiten. 12. 13.
Intoleranz, römiſch- und griechiſch-katholiſche. 1.
Journaliſtik, altkatholiſche. 131.
— religiöſe. 30.
Israelitiſche Kultusfreiheit verhandelt in Sachſen. 60.
Jüdiſche neue Zeitſchrift. 110. 112.
Jüdiſcher Kultus, gereinigter, in Prag. 140.
Karaiten zu Troki. 19.
Koranauslegung laut Befehl des Sultan's. 39.
Methodiſten, primitive. 144.
Moſe, drei, große Propheten. 51.
Ohioſtaat, Zerfall des Kirchenglaubens. 26.
Otaheiti, chriſtliche Gemeinde daſelbſt. 85.
Oeuvre de Saint-Regis. 60.
Paris, Catechiſationen, biſchöfliche. 80.
— Conferenzen über religiöſe Grundwahrheiten. 55.
— römiſch- und franzöſiſch-katholiſche Faſtenconferenz. 56.
— Controverspredigten. 30.
— Geſellſchaft der chriſtlichen Moral. 124.
— Gottesläugner im Theater. 122.
— Journal: der Katholizismus. 100.
Rom, Bücherverbot. 52.
— Index. 127.
— Propaganda. 104.
Sachſen-Weimar, Reform des jüdiſchen Kultus. 78.
Sächſiſche Verhandlungen über die Kultusfreiheit der Iſraeliten. 60.
Südfranzöſiſcher Faſtenprediger. 107.
Toleranz in der alten und neuen Welt. 92.
Toleranz und Intoleranz. 3.
Traktatengeſellſchaft, franzöſ. 150.
Union der ſächſiſchen Geiſtlichkeit. 42.
Weltbekehrung durch römiſch-katholiſche Metaphyſik. 145.
Wiſemann's Vorleſungen zu Rom über die Verbindung zwiſchen Wiſſenſchaft u. Offenbarung. 57. 88.
Zeitſtimmen. 12. 36. 45. 54. 78. 137. 149.

Tagesneuigkeiten.

Amerikaniſche uralte Stadt entdeckt. 106.
Amſterdam, Ankunft eines javaniſchen Fürſten als Buchdruckerlehrling. 105.
Anonymitäten und Pſeudonymitäten. 3.
Balzac. 48.
Bandettini, Tereſa. 119.
Belgiſcher Renner. 47.
Berlin. 41. 43. 85. 87. 149.
Blanco und Walter, Promotion und Abſetzung. 32.
Böhmiſcher Methuſalem. 143.
Brüſſeler Muſikaliennachdruck. 60.
Cholera, Epilog. 40.
Couſin's philoſophiſche Preisfrage. 88.
Darmſtadt. 65. 69. 94. 98.
Davidſon, des afrikaniſchen Reiſenden, Tod. 83.
Delaunay, Alphonſe, dekorirt von der Societe des naufrages. 41.
Delavigne, Caſimir, Director d. Theatre français. 50.
Dingelſtedt, Franz. 116.
Dorfzeitungwig. 137.
Düdevant und Lamennais. 130.
Engliſcher Nothball. 121.
Fälſcher aller Arten. 2.
Ferney, Runkelrübenzuckerſiederei. 60.
Fortlage, Dr. 122.
Frankfurt a. M., Blumenausſtellung u. Jahresfeier der naturforſchen. Geſellſchaft. 116. 118.
Franzöſiſche Begrüßung einer deutſchen Prinzeſſin. 148.
Frauenduell. 127.
Genter Blumenausſtellung. 46. 92.
Guizot's Aufnahme in die franzöſiſche Akademie. 7. 8. 10.
Hofacker's Swedenborgiana. 58.
Holländiſche Eiſenbahnen. 152.
Hurdman, Mrs. 144.
Jeruſalem, Erdbeben. 122. 145.
Improviſatori in zwei Sprachen. 77.
Juſtemilieu. 56.
Kaſan, Lehrſtuhl fürs Chineſiſche. 149.
Kaulbach und Küſtner befördert. 81.
Lamartine, Selbſtvertheidigung. 77.
— Ehrenſäbel. 131.
Lançon, Improviſatore. 58.
Leipzig. 46—48. 107. 121—123.
Melloni's Rückkehr. 35.
Menſen, E., Schnellläufer. 62.
Mignet. 16.
Monde, le. 148.
Müller, Niklas. 131.
Mundt. 86.
O'Connel, Meiſter vom Stuhl. 102.
Oeſterreich, Homöopathie. 56.
Ordens-Erhebung. 66.
Pariſer Improviſatoren. 49.
Pere Enfantin's Rückkehr. 35.
Peſchier in Genf nach Tübingen berufen. 87.
Plato's Geburtstag gefeiert in Athen. 142.
Pückler Muskau in Aegypten. 103.
Raimund. 7.
Raumer, Fr. v., Mitglied der Turiner Akademie. 152.
Rauſchkur. 144.
Redaktionsverſehen, merkwürdiges. 13.
Reif von Neufchatel decorirt. 60.
Reiſende, berühmte. 127.
Reiſe, wiſſenſchaftliche. 82.
Roſſi und Damiron, Akademiker. 2.
Roſſini componirt wieder. 9.
Royer Collard und Fonfrede. 82.
Rückert. 144.
Schachparthie, briefliche. 16.
Schenk, Muſiker. 18.
Schillersfeſt in Bauerbach. 129.
Sgricci, Tomaſo, Improviſatore. 14.
Shakespeare's Haus. 40.
Stephansthurm in Wien. 58. 64.
Symboliſche Vermählung. 145.
Taglioni und Wild. 66.
Terzich Luca, Wunderknabe. 125.
Thorwaldſen. 18. 46. 72. 75. 77.
— deſſen Reiſe. 72. 77. 106.
— deſſen Vermächtniß. 136.
Verſailles. 151. 152.
Wackernagel erhält das Baſeler Bürgerrecht. 51.
Welttheil, ſechster. 148.
Zauberer beſtraft. 86.

№ 1. 1837.

Phönix.

Montag, 2. Januar.

Bannerſpruch.

An

Eduard Duller.

Das Horn erſcholl, der Renner ſcharrte:
So laß uns denn zu Felde zieh'n!
Auf's Neue ſchwing' ich die Standarte,
Die deine Farben läßt erglüh'n!
Und nenne Keiner mich verwegen,
Wer ſo vor deiner Schaar mich ſchaut:
Es wird ja ſtets dem jüngſten Degen
Des Banners Obhut anvertraut!

Ich laſſe meinen Ruf erklingen,
Gewappnet, Duller, wie ich bin!
Ein Reich ja gilt es zu erringen
Der Menſchheit, unſ'rer Königin!
Ein Reich, um welches ſie noch heute
Von Thränen und von Blute trieft;
Doch deſſen Throne nach dem Streite
Ein inn'res Ahnen ihr verbrieft!

Ein Reich, von dem ich oft geſtammelt,
Und es geſehen auch im Traum.
Die Völker hatten ſich verſammelt
Um einen einz'gen Lebensbaum.
Da war kein Schelten und kein Toben
Und keiner eitlen Rede Brunſt;
Ich ſah' ein Band, das war gewoben
Aus Glaube, Freiheit, Wiſſen, Kunſt.

Sie brachten Alle, was ſie hatten,
Voll Eintracht *einem* Weihaltar;
Wie Brüder ſah' ich auf den Matten
Gelagert dieſe große Schaar.
Und wie die Taube über Lämmern
Sich wiegt in Lüften, alſo ſchier
Sah' milde durch der Zeiten Dämmern
Die Lieb', ich ſchweben über ihr.

Das iſt das Reich, nach dem wir ſtreben;
Und iſt auch *unſer* Häuflein ſchwach;
Wir haben Kämpfer vor und neben,
Und immer neue wachſen nach!

Die ganze Menſchheit *eine* Heerde —
O, nur gerungen und geglaubt!
Es frommt ihr jede Handbreit Erde,
Die der Gemeinheit wir geraubt!

Im Kampfe nur erblüh'n uns Kränze!
D'rum laß uns ſein, wie der Kroat,
Der auf Illyriens Kriegergrenze
Dem Boden anvertraut die Saat;
Der, als ein Kriegesmann gerüſtet,
Den Waizen in die Furche ſtreut,
Und, wenn ſein Schwert den Türken lüſtet,
Schlagfertig daſteht allezeit!

Der, wenn er kehrt von ſeinen Zügen,
Beherzt und freudig, wie er ſchied,
Des Ackerlandes Schooß entſtiegen,
Des jüngſten Lenzes Ausſaat ſieht;
Der friedlich jetzt, ſein Korn zu mähen,
Die Senſe ſtatt des Säbels ſchwingt,
Und zwiſchen Ernten, Kämpfen, Säen,
Sein Leben ruhelos verbringt!

Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen unſ're Saat!
Es iſt kein Traum, was ich geſprochen,
Und jener Völkermorgen naht!
Ich ſeh' ihn leuchten durch die Jahre;
Ich glaube feſt an ſeine Pracht;
Entbrennen wird der wunderbare,
Und nimmer kehren wird die Nacht!

Wir aber reiten ihm entgegen;
Wohl iſt er werth noch manchen Strauß.
Wirf aus die Körner, zieh' den Degen;
Ich breite froh das Banner aus!
Mit feſten Händen will ich's halten;
Es muß und wird im Kampf beſteh'n;
Die *Hoffnung* rauſcht in ſeinen Falten,
Und Hoffnung läßt nicht untergeh'n!

F. Freiligrath.

Im Palatium.

(Aus Grabbe's nachgelaſſenem, ungedrucktem Werke: „Die Hermannſchlacht").

Rom.

Palatium. Saal. Abend. Es brennen Kerzen. Auguſtus ſchläft. Livia und Tiberius.

Tiberius (ſieht auf den Schlafenden). Jenes ſchickſalmüde Haupt! Wachen wir an ſeiner Seite!

Livia. Und das Volk ſagt, ich hätte ihn deinethalb vergiftet! Was hätte ich für Nutzen dabei gehabt?

Tiberius. Alſo dachteſt du doch an Nutzen?

Livia. Ei was! Du, ſein Erbe, wirſt ein ſtrengerer Herrſcher ſein, als er.

(Auguſtus erwacht).

Tiberius. Vater!

Livia. Gemahl! Biſt ſo matt!

Auguſtus. Mir iſt vielleicht zu wohl. Überall meine Waffen, und bei ihnen die Siege. Klatſcht in die Hände! denn ich habe meine Rolle gut geſpielt, und bald iſt ſie aus. (Waffengeklirr der Prätorianer draußen). Was?

Tiberius. Die Prätorianer in Bewegung?

Auguſtus. Dieſe Deutſchen halten ſonſt gute Mannszucht und ſtören mich im Sterben?

Tiberius. Da der erſte ihrer Hauptleute. Darf er herein?

Auguſtus. Ja.

Der Oberanführer der Prätorianer. Verzeihung, Kaiſer! Wir waren zu laut, freuten uns zu ſehr; denn unſere Landsleute ſchlugen in Cheruska's Waldung dein Heer! Wir indeß ſind dir treu; bleiben's auch; denn, leider! ſchwuren wir dir.

Auguſtus. Und bei euch gelten noch Eide?

Der Oberanf. d. Prät. Ja, und die Ente koſtet bei uns ſechszehn Silberlinge.

Auguſtus. Wohin zog Varus ſich zurück?

Der Oberanf. d. Prät. Als all' ſeine Truppen fielen —

Auguſtus. Die drei ausgeſuchteſten Legionen?

Der Oberanf. d. Prät. — ſtürzt' er ihnen nach in ſein Schwert.

Auguſtus. Varus, meine Legionen wieder!

Livia. Gemahl, erhole dich! Die paar Legionen —!

Auguſtus. Der Feind lernte zum erſtenmale ſiegen, und wird heranſchwellen über Rhätiens und Helvetiens Gebirge, trunken von Römerblut. — Es naht eine neue Zeit, und unſer Treiben taugt nicht mehr. — Siebenhundert Jahre ſtand Rom, als wir unter des Cäcilius Metellus und Papirius Carbo Conſulate das erſtemal hörten, daß die Cimbrer gegen uns in Waffen ſeien. Von dieſer Zeit an bis jetzt überwinden wir an Deutſchland; — doch kein Volk, weder Scythe noch Parther, iſt ſo ſtark, wie der freie Germane. — Conſul Carbo und Caſſius Scaurus, Aurelius und Servilius Cäpio und Marcus Manlius bezeugen es mit ihren Leichen!

Tiberius. Laß die ſchrecklichen Träume!

Auguſtus. Tiberius, dir wird ein ſchweres Loos — eine ungebändigte Welt. Sei hart! — Ich wollt' es ſein, nur durft' ich's — noch nicht.

Tiberius. Ich werd' es ſein.

Auguſtus. Und achte auf das Kind, welches — zu Bethlehem geboren iſt. Herodes — ſchreibt mir, er hätte alles — Mögliche gethan, es — wegzuſchaffen; allein — drei Könige ſind gekommen, und haben — ſeinen Stern — geſeh'n, leuchtend über — einer Krippe — und verſchwunden — ſind ſie. Wenn dieſes — Kind — nur — nicht — — —

Tiberius. Mutter, er ſtirbt! Drück' ihm die Augen zu!

Livia. Du befiehlſt, und er iſt todt.

Die kunſtgeſchichtlichen Loggien in der Pinakothek zu München.

Nachdem die reichen Schätze älterer Malereien, die bisher in der Gallerie im Hofgarten, in Schleißheim und mehren Städten Bayerns aufbewahrt geweſen — nach vorhergegangener Sichtung des weniger Bedeutenden — in die neuerbaute Pinakothek aufgenommen worden, iſt dieſes Gebäude dem Publikum geöffnet. Theilnahme und freudige Bewunderung ſowohl der Kunſtſchätze, unter denen manche bisher verborgen gebliebene, als der Aufſtellung und des Lokals, an welchem letzteren vornehmlich die überaus glückliche Beleuchtung von oben in den ſieben Hauptſälen zu rühmen iſt, ſind allgemein, und man erkennt, wie viel, in Vergleich mit allen ähnlichen Anſtalten, hier zum Vortheil einer ruhigen gewinnvollen Betrachtung der Gemälde geſchehen iſt. Neue große Säle nahmen die größern, drei und zwanzig Kabinette die kleineren Bilder auf; Schulen und Zeiten hat man bei der Vertheilung in die verſchiedenen Räume genau berückſichtigt, und ſoviel wie möglich auf Gleichartigkeit der Gegenſtände gehalten. So ſchmücken den erſten Saal lauter altdeutſche Gemälde religiöſen Inhalts (mit 2 bis 3 Ausnahmen). Auch die dazu gehörigen Kabinette ſtimmen damit überein, indem in ihnen vornehmlich jene herrlichen Werke aufgeſtellt ſind, die die ehemalige Boiſſeréeſche Sammlung ausmachten. Der zweite Saal enthält die ſpätern deutſchen Meiſter, der dritte die Niederländer der Periode von Van Dyk, Rembrandt u. ſ. w. Der vierte Saal, der ſich durch Größe und Pracht vor allen auszeichnet und mit dem anſtoßenden größern Kabinet eine Art Tribüne bildet, iſt mit den Gemälden von Peter Paul Rubens geſchmückt, deren die Sammlung neunzig zählt. Der fünfte Saal bildet gewiſſermaßen die Fortſetzung vom dritten, und enthält weitere Niederländer der ſpäteren Zeit. Im ſechſten Saale nun folgen die Franzoſen und Spanier, unter letzteren die herrlichen Bilder von Murillo; im ſiebenten, achten und neunten die Italiäner. — Von allen iſt es vorzugsweiſe der neunte Saal und die nächſtgelegenen Kabinette, die durch die zur Sammlung neu hinzugekommenen werthvollen Gemälde feſſeln. Hier iſt die in England gekaufte heilige Familie Raphaels, vorzüglich durch das den Engeln in der Sixtiniſchen Madonna verwandte Chriſtkind ausgezeichnet; hier das himmliſche Bild der das heilige Kind küſſenden Madonna aus dem Palaſte Tempi in Florenz, ebenfalls von Raphael; hier ein unvergleichliches Bild von Pietro Perugino, der heilige Bernhard, wie ihm die Madonna erſcheint, gewiß eines der ernſteſten und lebendigſten Werke dieſes Meiſters; hier iſt eine Madonna in Wolken, von Heiligen umgeben, von Correggio, ein gleicher Gegenſtand von Raphael's Schüler Innocenzo da Imola, werthvolle Gemälde von Fra Filippo Filippino, Ghirlandajo u. ſ. w., auch einige ſchätzbare Tafeln älterer Meiſter, als des Giotto, Spinello Aretino, Taddeo Bartoli, Fieſole u. ſ. w. ſämmtlich Werke, durch welche viele der bisherigen Lücken in der Sammlung ausgefüllt worden ſind. — Freude und Belehrung werden den Freunden der Kunſt in höherem Grade geboten, und würden in reichlicher Maſſe genoſſen werden, wenn nicht die neuen Einrichtungen der Betrachtung manche läſtige Feſſel anlegten, wohin vor allen die Verordnung gehört, daß man nur in Abtheilungen von höchſtens zwölf Perſonen durch die Säle geführt wird. Das Aufſuchen und Studiren eines einzelnen Gemäldes iſt unter dieſen Umſtänden ſo wenig möglich, als bisher Ausſicht zum Kopieren gegeben iſt. Doch läßt ſich da, bei der hohen Einſicht des königlichen Gründers des Gebäudes, auf Abänderung hoffen.

Der Korridor, der längs der Vorderſeite des Gebäudes vor den Sälen hinläuft, beſtimmt zum Ergehen der Betrachtenden, iſt, nach dem Vorbild ähnlicher Gänge im Vatikane, mit Freſken geſchmückt, deren Inhalt die Geſchichte der wiedererwachten Kunſt im Mittelalter ausmacht. Die höchſt geiſtreichen Entwürfe dazu ſind von Cornelius (die Ausführung von Zimmermann, Gaſſen, Hiltensperger, Schimon u. a.). In Erwartung einer günſtigen Aufnahme, theilen wir unſern Leſern folgende in den Plan des Ganzen eingehende Erläuterung derſelben mit.

Erſte Loggia.

Der Bund der Kirche mit den Künſten.

Die Kunſt, inſofern ſie dem öffentlichen Leben und der Geſchichte angehört, ſehen wir von ihren unbeholfenen Anfängen an bis zu ihrer Vollendung in der innigſten Verbindung mit der Religion; ſie baut die Brücke aus dem Reiche des Sichtbaren in's Unſichtbare; ſie hebt den Menſchen aus dem täglichen Leben in's ewige. So iſt die Religion, und in Bezug auf neuere Kunſt, die chriſtliche Religion (oder ihre Verwirklichung auf Erden: die Kirche), der organiſche Mittelpunkt, der der ganzen folgenden Entwicklung Leben und Beſtand gibt. Billig fängt eine bildliche Darſtellung der Entwicklung der neuern Kunſt mit ihr an. Wir ſehen ſie dargeſtellt, mit Kreuz und Dornenkrone, erleuchtet vom heiligen Geiſt, und um ſie herum knieend vier allegoriſche weibliche Geſtalten: zu ihrer Rechten Baukunſt und Bildhauerei, zu ihrer Linken Malerei und Muſik. Ihre Hand legt ſie, wie zur beſondern Auszeichnung, auf die Malerei, die durch ſie, wie die Bildhauerei durch die griechiſche Religion, zur höchſten Vollendung geführt worden iſt.

Ein Kranz von Engelsköpfen umgibt dieſes Bild. Weiter unten, zwiſchen Arabesken und Genieen mit Friedenspalmen, iſt in vier Bildern der obige Gedanke noch etwas weiter ausgeführt. König David mit der Harfe repräſentirt als Sänger der Pſalmen die religiöſe Lyrik, die erſte religiöſe Kunſtregung in der Geſchichte der Kirche. Ihm folgt Salomo, der erſte, der dem Namen des Herrn ein Haus baut zu Jeruſalem, und ſomit die kirchliche Architektur begründet; ſodann der Evangeliſt Lukas (welchen eine weit verbreitete Legende zum Maler, und ſomit zum Patron der chriſtlichen Malerei macht), wie er das Bildniß Maria's und des Chriſtkindes nach einer Erſcheinung fertigt; endlich nach einer ähnlichen Legende Cäcilia, der die Erfindung der Orgel zugeſchrieben wird, als Vertreterin kirchlicher Muſik. In den Bogenwinkeln ſind die vier evangeliſchen Zeichen im Relief angebracht.

Dieſe Loggia hat zwei Lunetten. Wir betrachten zuerſt die über dem Eingange: Der Genius der Menſchheit trägt die Kunſt zu den unſterblichen Göttern des Olympos. Vierzehn Jahrhunderte lang hatte die chriſtliche Kunſt (mit zeitlichen und örtlichen Unterbrechungen) ſich bemüht, den ihr angemeſſenen Inhalt zu gewinnen, ohne dabei mehr, als nur ganz ſchwach und vorübergehend von Erinnerungen alter Zeit berührt zu werden. Inzwiſchen hatte der Geiſt der Menſchheit ſich immer weitere Kreiſe gezogen, und wie man angefangen, die Weisheit eines Plato und Ariſtoteles zu würdigen; ſo gelangte auch die chriſtliche Kunſt dahin, die Formen, in welchen die heidniſche (griechiſche und römiſche) ſich ausgeſprochen, als ewiggültige anzuerkennen, mit deren Hülfe auch ſie den lebendigſten Ausdruck ihres Weſens gewann. Dieſen Gedanken finden wir hier bildlich ausgeſprochen: Der Genius des Lebens oder der Geſchichte der Menſchheit, trägt die Kunſt, die der Flamme in ſeiner Opferſchale Nahrung gibt, zum Olympe, wo ſie von Jupiter, Apollo, Minerva und Veſta, den Repräſentanten von Macht, Schönheit, Weisheit und Reinheit, empfangen wird. Das Flügelroß Pegaſus, in welchem wir den Schwung der Phantaſie zu erkennen haben, wird von den Grazien, das heißt, von der Anmuth geſchmückt und gezügelt; eine Darſtellung, durch welche zugleich die Grenze der nachfolgenden geſchichtlichen Bilder aus dem Leben der Künſtler angedeutet wird, die nicht in die Zeit reichen, in welcher die Pflege der Grazien verſchwunden iſt.

Die zweite Lunette iſt als ein geſchichtliches Document aus der Gegenwart zu betrachten, das uns und die Zukunft an die bewegende Kraft erinnert, der wir die gegenwärtigen, wie ſo viele Schöpfungen der neueſten deutſchen Kunſt zu verdanken haben. Wir ſehen den königlichen Gründer des Gebäudes, geführt von ſeinem Genius, unter den Geiſtern der Dichter und Künſtler der Vor- und Nachwelt.

Zu ſeiner Rechten ſteht, die Lyra in der Hand, der blinde Homer, neben ihm Virgil. Im Vorgrund, am Boden ſitzend, auf die Worte ſeiner Beatrice, wie auf himmliſche Eingebung hörend, Dante, dahinter Bocaccio, und endlich Petrarka ganz im Hintergrunde. Auch Sappho, Laura und andere Frauen ſieht man auf dem Raſen des Hains gelagert. Auf der entgegengeſetzten Seite ſteht Raphael, nach dem Himmel den Blick gewandt; Leonardo und Buonarotti ſitzen vor ihm am Boden; die Bildniſſe lebender Künſtler ſind die des Baumeiſters der Pinakothek, von Klenze, des Gründers gegenwärtiger Freſken, Cornelius, und des Malers, der ſie ausgeführt, Zimmermann.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Das Probeblatt der von Dr. Riedel herausgegebenen neuen Nürnberger Zeitung, von welcher wir bereits in Nro. 294 dieſ. Blätter im v. J. ſprachen, enthält einen ſcharfen Artikel über Menzel's kritiſches Richteramt. Gerechte Anklagen erheben ſich jetzt von allen Seiten gegen Menzel's Treiben. Spindler hat unlängſt eine Proteſtation gegen den „Recenſentenunfug" Menzel's erlaſſen, welcher bei Inhaltsanzeige des Romans „Der Conſtrictor" in den Plan deſſelben nichts geringeres, als einen Inceſt hinein fingirte; ſo hat ſchon früher (im Oct. v. J.) Carové ſchlagend nachgewieſen, „daß Menzel in ſeinem Literaturblatte über eine Schrift von ihm aburtheilte, ohne ſie auch nur geleſen zu haben." „Gabler in Berlin hat in einer lateiniſchen Schrift über das Verhältniß des Hegelianismus zum Chriſtenthum es auch der Mühe werth gehalten, Menzel's boshafte, mit gröbſter Unkunde hingeworfne Ausfälle gegen Hegel zurückzuweiſen." Wer Menzel's früheres Verhältniß zu dem, von ihm mit einer wahren Monomanie fortwährend verunglimpften Zſchokke kennt, wird längſt wiſſen, wie es mit dem Aushängeſchilde der Pietät ſteht, hinter welchem Menzel ſeine Pfeile hervorſchießt. Wer endlich wuchernde Parteiſucht, Arroganz und Unwiſſenheit im innigen Dreibunde ſehen und wiſſen will, wie ſich Menzel gegen die Ehre einer Nation und gegen ſeine eigene Conſequenz verſündigte, der leſe die neue Ausgabe des Menzel'ſchen Buches über deutſche Literatur. Dadurch hat Menzel ſeiner Auctorität den Todesſtoß gegeben. Die Zeit iſt vorbei, wo Menzel den deutſchen Schriftſteller wie einen Hund treten durfte. Seit dem Augenblicke, als das Berliner politiſche Wochenblatt ihm zulächelte, rächt ſich die deutſche Geiſtesfreiheit an einem Manne, der ſie im thörichten Wahne zum Schemel ſeiner Füße machen wollte.

⁂ Römiſch- und griechiſch-katholiſche Intoleranz. — Das Journal de Francfort vom 14. v. M. berichtet, daß — perſönlichen Mittheilungen aus Paris zufolge — ein Ruſſe, der am 6. Nov. dort eine Meſſe für ſeinen Kaiſer leſen laſſen wollte, keinen Prieſter finden konnte, der ſein Opfer annahm. Man antwortete ihm: „Nous ne prions pas pour un schismatique." — In einem deutſchen Blatte wird dagegen aus Syrien geſchrieben: Der Theil der Kirche zum h. Grabe in Jeruſalem, in welchem ſeit unvordenklicher Zeit die Armenier ihren Gottesdienſt nach eigenem Rituale hielten, bedurfte einer Reparatur. Ein Ferman geſtattete ihnen, die Herſtellung auf ihre Koſten vornehmen zu laſſen. Aber der griechiſche Patriarch, der dieſe Kirche als ſein Eigenthum anſieht, an welchem die Armenier und röm. Katholiken keinen Antheil haben, proteſtirte gegen den Ferman, und wandte ſich an Hrn. Boutenieff, den ruſſiſchen Geſandten zu Conſtantinopel. Auf deſſen Vorſtellungen wurde der Ferman zurückgenommen und ſomit jede der beiden anderen Confeſſionen ihres uralten Rechtes beraubt.

⁂ Napoleon's früheſte Schriften ſind, nach William Hazlitt's Angaben in ſeiner Geſchichte Nap.'s, folgende: Noch als Artillerie-Offizier löſ'te er die Preisaufgabe der Akademie zu Lyon: „Welche Geſinnungen am meiſten gepflegt zu werden verdienen?" Talleyrand ſuchte ſpäterhin ſich das Manuſcript zu verſchaffen, und überreichte es dem Kaiſer, in dem Wahne, ihn angenehm zu überraſchen; — dieſer warf es in's Feuer. — Eine kurze Geſchichte von Corſika, die Nap. ebenfalls in jener Zeit geſchrieben, und die, wie jene Abhandlung den glühendſten Republikanismus athmete, iſt ebenwohl ungedruckt geblieben; „ein Sendſchreiben" aber „an den Deputirten von Corſika, Matteo Buttafoco," iſt im Jahr 1790 (bei Joly zu Dole) im Druck erſchienen. Ebenſo „das Abendeſſen von Beaucaire," ein Geſpräch, worin Nap. den Bewohnern von Marſeille, die ſich 1793 gegen die revolutionaire Regierung aufgelehnt hatten, über ihre Unbeſonnenheit und ihre geringen Mittel die Augen zu öffnen ſuchte. —

⁂ Bodenſtatiſtik Frankreichs. — Galignani's „Messenger" vom 9. v. M. gibt folgende intereſſante Ueberſicht. Die Oberfläche Frankreichs, vom Kataſter auf nahe an 53 Mill. Hektare angeſchlagen, vertheilt ſich in nachſtehender Weiſe:

Pflügbares Land	22,870,000.
Berge, Straßen und Flüſſe	6,355,000.
Wald	6,522,000.
Heiden	3,525,000.
Wieſen	3,488,000.
Wüſtes Land	3,841,000.
Weinberge	1,977,000.
Beſonders bearbeitetes Land	750,000.
Gemüſegärten	420,000.
Kaſtanienpflanzungen	406,000.
Seen	213,000.
Schlöſſer, Landſitze ꝛc.	213,000.
Sümpfe	186,000.
Hopfengärten	60,000.
Weidenpflanzungen	53,000.
Oelbaumgärten	43,000.
Park's und Baumſchulen	30,000.
Bergwerke und Steinbrüche	20,000.
Kanäle	9,000.
Torfgründe	7,000.

⁂ Philoſophie der Literatur. — In dieſen Tagen hat Herr Abbé Graf von Robiano zu Paris ein Werk erſcheinen laſſen, welchem er den wohl noch unerhörten Titel gegeben: „Philosophie théorique et pratique de la littérature."

⁂ Auber's Entdeckungen bei einer Sonnenfinſterniß. — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 12. v. M. wurde ein Schreiben des Herrn Ramon de la Sagra verleſen, welcher meldete, am 15. Mai v. J. ſei von Herrn Auber, Profeſſor der Botanik der Havanna, und gleichzeitig von mehreren Anderen mit Fernröhren Bewaffneten (Morgens um 7½ Uhr), bei Beobachtung der Sonnenfinſterniß, wahrgenommen worden, wie mehrere ſehr kleine, helle (lumineux) Körper, von verſchiedenem Durchmeſſer, die aus dem verfinſterten Theile der Sonne (alſo aus dem Monde) hervorzukommen ſchienen, mit außerordentlicher Geſchwindigkeit ſich nach Oſten bewegten, und bald ſich im Raume verloren, und, wie andere große Körper, ſich von Norden nach Süden bewegten. Ihr Lauf war wahrnehmbar geradlinigt.

⁂ Neuentdeckte Statüen des Herodot und des Antinous. — Unter den Alterthümern, welche der franzöſiſche Conſul in Alexandrien, Herr Mimaut, nach Toulon mitgebracht hat, befindet ſich eine überlebensgroße Statüe Herodot's aus pariſchem Marmor, in den Ruinen des Paniums in Alexandrien gefunden; eine Bronzeſtatue des Antinous und die genealogiſche und chronologiſche Tafel von Abydos, 1818 von Bankes entdeckt, von Champollion erklärt, und, nächſt dem Steine von Roſette, als das intereſſanteſte und koſtbarſte Denkmal anzuſehen, welches aus den Trümmern des alten Aegyptens hervorgezogen worden.

⁂ Von Robespierre ſagt Lucian Buonaparte in ſeinen Memoiren u. a. Folgendes: „Die erſte Hälfte des Jahres 1793 ſah die Jakobiner ihre Wuth verdoppeln, und Robespierre, der Grauſamſte, der Heuchleriſchſte, der Feigſte von Allen erhielt eine unbeſchränkte Gewalt."

⁂ Die Generaldirektion des Vereines zur Ermunterung des Gewerbsgeiſtes in Böhmen hat Schritte gethan, um einen direkten Handelsverkehr mit Trapezunt in's Werk zu ſetzen.

⁂ Die Leipziger Schnellpoſt erſchien von Neujahr an nicht mehr; ſtatt ihrer kündigten die Herren Wuttig und Ed. Meißner eine „Eilpoſt, neue Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode" an.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 2. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 3. Januar.

Ueber den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen. *)

Von Ludwig Bechſtein.

Jeder Freund der Poeſie, der in ihr mehr, als eine oberflächliche Befriedigung geiſtiger Sinnenreize erblickt, und gern von den flachen Ufern ihrer oft breiten Ströme den heimlichen Quellen zueilt und zuflüchtet, die aus Felsgeklüft und Waldesnacht murmelnd hervorbrechen, wird zugeben, daß die Sage eine der urſprünglichſten und reinſten dieſer Quellen ſei. Aus dem Dunkel, wie aus dem Morgenroth der Völkergeſchichte klingt ihr früher Memnonton, ihr heiliges Rauſchen. Wer die Sage nicht achten wollte, würde verdienen, ein Verräther der Poeſie zu heißen, und wer es, mit dem Eis der Selbſtſucht umpanzert, unternimmt, ein Streben, das mit dem Wunderſtab der Liebe und zugleich mit der Wünſchelruthe wiſſenſchaftlicher Forſchung dieſe Gebiete durchwandert, zu verhöhnen und als nicht zeitgemäß hinzuſtellen, erſcheint ſelbſt allzuverächtlich, als daß es ehrenvoll wäre, ihm bekämpfend zu begegnen. Mag die Welt doch immerhin in ihren praktiſchen Richtungen erfreulich weiter ſchreiten, mögen Technologie und Induſtrie ſich für die Rieſenſchritte ihrer Fortbildung aller fördernden Flügel großartiger Erfindungen bedienen; die Poeſie wird ſicher nicht verſuchen, mit ihrer ſchwachen Hand hemmend in die Räder des Entwicklungsganges der Zeit eingreifen zu wollen, und muß Beſchuldigungen ſolcher Art als abſurde von ſich weiſen.

Es wird kaum einer Hindeutung auf das klaſſiſche Alterthum bedürfen, um daran zu erinnern, daß zur Zeit der damals möglichen höchſten Kulturblüthe keineswegs die Poeſie verdrängt oder verachtet, vielmehr geehrt und geiſtig gehoben war, oder daß ſie die Entwicklung des Völkerlebens hätte aufhalten wollen, vielmehr ging und hielt ſie damals, geht und hält ſie auch heute noch mit der Kultur und Sittenverfeinerung gleichen Schritt. Bei Hellenen und Römern entblühete eine erſtaunliche Sagenfülle dem Baume des Mythos. Von den, zum Theil dem Oſten entklungenen Götter-, Dämonen- und Heroenſagen dieſer Nationen drangen und klangen viele zu den entfernteſten Völkern, und manche dieſer Sagen findet noch heute in einzelnen Traditionen, die im Munde des deutſchen Volkes leben, ein leiſes dunkelerinnerndes Echo. Daher aber, weil die Sage ein unſterbliches Leben im Volke ſelbſt fort lebt, und den ewigen Poeſiefrühling als eine ſeiner melodiſchen Nachtigallen verſchönern hilft, findet ſie auch zu allen Zeiten willige und erfreute Hörer und Freunde, von denen wohl mancher ſehr ernſt bethätigte, daß er ſeiner Neigung für die Klänge der Sagenharfe unbeſchadet, regen Antheil an den Intereſſen der Gegenwart nimmt, und retrograde Bewegungen und ſtagnirende Prinzipien haßt und verabſcheut.

Daß die Sagenpoeſie einer Vertheidigung gegen liebloſe und gehäſſige Geſinnung, wie ſolche ſich wohl in einzelnen Stimmen ausſpricht und ausſprechen könnte, nicht bedarf, geht gerade in unſern Tagen aus einer Menge höchſt erfreulicher gleichzeitiger Beſtrebungen im deutſchen Vaterlande hervor, welche von einer Seite theils vom rein wiſſenſchaftlichen und ſtrengen Standpunkt aus, Licht und Helle in das Dunkel früher Überlieferungen zu tragen, theils die noch vorhandenen allmählich oder immer mehr verſchwindenden und in Unzugänglichkeit ſich ſchüchtern bergenden ächten Sagenblüthen aus dem Volksmunde zu ſammeln bemüht ſind, von der andern Seite hingegen mit großer Liebe willkommen geheißen, freudig aufgenommen und anerkannt werden.

---

*) Vorgeleſen bei der vierten Jahresfeſt-Feier des Hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins zu Meiningen.

Eben ſo wenig als einer Vertheidigung der Sage, bedarf es eines Panegyrikus derſelben. Sie iſt einem ſinnigen und beſcheidnen Mädchen gleich, das ſich nicht auffallend bemerkbar macht, das ſich nicht aufdringt, ſondern in verſchämter Zurückgezogenheit blüht, und des erkorenen Freundes harrt, dem es es mit zärtlichen unſchuldvollen Geflüſter und ſüßen Küſſen ſeine Treue lohnt und ihn ewig an ſich feſſelt. Die Sage und die ihr verſchwiſterte nach dieſer Richtung hin ſich nothwendig objectiv geſtaltende Poeſie bietet in ihrer großen Mannigfaltigkeit, ihrer tauſendfachen Geſtaltung und in ihrer oft wunderbaren und überraſchenden Erſcheinung ebenſowohl ein unüberſehbares Feld für die Forſchung, als auch eine reiche Fülle von äſthetiſchem Genuß für Geiſt und Gemüth denen dar, die beides für ſie mitzubringen haben.

Wenn es nun unbeſtritten bleiben muß, daß die Volksſage neben andern erfreuenden Erſcheinungen im Gebiete der Äſthetik, eine Quelle des *Schönen* iſt, die den natürlichen und unverdorbenen Sinn anſpricht, den Geſchmack befriedigt, ein reines Wohlgefallen zu erregen im Stande iſt, und daher ein allgemeines und übereinſtimmendes Kriterium zuläßt, ſo dürfte außerdem, daß ſie nach den verſchiedenen Modificationen ihres einzelnen Auftretens und Vorkommens im Stande iſt zu erfreuen, zu beluſtigen, zu erheben und zu rächen, noch viel mehr aufgefunden werden, das zu ihren Gunſten redet, ſie auf einen höhern Standpunkt, als den bisher ihr eingeräumten ſtellt, und die tiefern und innigern Beſchäftigungen mit ihrem Weſen nicht nur rechtfertigt, wenn ſie der Rechtfertigung überhaupt bedürften, ſondern auch empfiehlt, und als würdig, achtungs- und nachahmungswerth hinſtellt.

Meine eignen Forſchungen in dem Gebiete der *deutſchen* Volksſage, die ich eifrig fortſetze, haben mich ſchon jetzt zu der Überzeugung gelangen laſſen, daß den meiſten derſelben ein wahrer *ethiſcher Werth* innewohnt, daß ſie, wie ſie unbewußt aus dem Volke hervorgehen und ausblühen, auch eben ſo unbewußt dieſem zur gedeihlichen Frucht werden, und daß in ihnen eine *Sittenlehre* für das Volk enthalten iſt, welche nicht minder wirkſam und einflußreich ſein möchte, als auf die Völker des Orients das Mährchen und die Parabel.

Darüber die Beweiſe zu führen, iſt der eigentliche Zweck dieſer Abhandlung.

Bevor ich aber, zum Einzelnen mich wendend, zeige, wie die Sage das Volk nicht nur erfreut, erheitert, erhebt und nährt, ſondern ihm auch eine Lehrerin, eine Warnerin, eine Tröſterin iſt, durch die Macht des Beiſpiels, und forterbend mit ſeiner traditionellen Spruch- und Gleichniß-Weisheit Hand in Hand geht, muß ich mich erſt noch einmal zum Allgemeinen wenden, um ein richtiges Verſtändniß zu bewirken.

Vor Allem dürfte für Manche eine Feſthaltung des Begriffes: *Sage* und eine Gliederung deſſelben erforderlich ſein, um den Ausdruck *Volksſage* entſchieden zu beſtimmen und zu begrenzen.

Sage iſt die unverbürgte Kunde von etwas Geſchehenem, auch von etwas in dauernder Erſcheinung Währendem, auch bisweilen von Etwas, das noch kommen ſoll.

Dadurch, daß ſie eine *unverbürgte* Kunde des Geſchehenen iſt, unterſcheidet ſich die Sage von der *Geſchichte*, wenn auch bisweilen, ja oft, die Sage Geſchichte erzählt, und die Geſchichte Sagen in ihr Gebiet zieht. Sehr treffend drücken ſich hierüber die Brüder Grimm aus (deutſche Sagen Thl. 2. XV): Der Unterſchied zwiſchen Geſchichte, Sage und Mährchen, gehört nun offenbar zu den erlaubten und nicht zu verſäumenden; dennoch gibt es Punkte, wo nicht zu beſtimmen iſt, welches von dreien vorliege, wie z. B. Frau Holle in den Sagen und Mährchen auftritt, oder ſich ein ſagenhafter Umſtand auch einmal geſchichtlich zugetragen haben kann.

Dadurch, daß die Sage unverbürgte, haltloſe Ereigniſſe der Vergangenheit, als noch dauernd oder wirkſam verkündet, wird ſie theilweis zum *Mährchen* und zur *Fabel*.

Dadurch, daß ſie unverbürgte Ereigniſſe als noch kommend voraus ſagt, wird ſie *Prophezeidung*.

Daraus erhellt die Größe und der Umfang des Gebietes der Sage.

Um nun eine Abmarkung dieſes großen Gebietes zu bewerkſtelligen, muß nothwendig vorbemerkt werden, daß ſchroffe Sonderung unmöglich iſt, und nicht feſtgehalten werden kann, weil immer ein Gebiet das andere an vielen Theilen zugleich berührt, weil zwiſchen allen eine zarte und innige Verwandtſchaft ſtatt findet, und weil es oft ganz unmöglich iſt, einem Sagenindividuum, als geiſtigem Weſen, Rang und Stellung in dem mechaniſchen Nothbehelf eines dürftigen Syſtems anzuweiſen. Demnach läßt ſich die Sage in vier große Hauptglieder ſondern:

I. *Götterſage.*
II. *Heldenſage.*
III. *Geſchichtsſage.*
IV. *Volksſage.*

(Forts. f.)

Die kunſtgeſchichtlichen Loggien in der Pinakothek zu München.

(Fortſetzung).

Zweite Loggia.

In der Mitte *die Muſe der Geſchichte*, umgeben mit den Zeichen von Krieg und Frieden, Waffen und Palmen, und den Fuß ſetzend in's Rad der Zeit, das ſie gleichſam ſtillzuſtehen zwingt.

Gleich das erſte Bild zeigt uns, daß die Rückkehr der Kunſt zu den olympiſchen Göttern keine vorübergehende war, daß der Bund mit ihnen als ein dauernder zu betrachten iſt. Klio bildet für die Darſtellungen dieſer Loggia den Mittelpunkt; ſie hält eine Tafel auf ihrem Schooß und ſchreibt; was ſie aber ſchreibt, das ſagen uns die folgenden Bilder.

Unter allen Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung zeichnet ſich das zwölfte durch die Fülle geiſtiger Kräfte aus, aus deren gährender Bewegung ſich in der Folge der Geiſt der Menſchheit viel- aber herrlich geſtaltet emporhob. Die Noth der Chriſten im Morgenlande hatte das Abendland zur Abhülfe in Bewegung geſetzt. Der Gedanke, daß die Stellen, auf denen der Gott der Chriſtenheit einſt ſichtbar und wirklich gewandelt, noch gegenwärtig auf der Erde ſeien, war bis dahin noch nicht lebendig in's Bewußtſein getreten und gab demſelben eine neue Richtung. Menſchen und Völker geriethen in eine Bewegung, deren Urſache im Gegenſatze gegen die dunkle der Völkerwanderung, eine klar ausgeſprochene, religiöſe war. Die Kreuzzüge mußten, wie auf alle Geiſtesthätigkeiten, ſo vorzüglich auf die Kunſt einen entſcheidenden Einfluß ausüben und wie ſie in Italien innerlich die Fähigkeit, äußerlich die Mittel zur Entwicklung der Kunſt brachten, ſind hier die denſelben entnommenen Bilder, denen der eigentlichen Kunſtgeſchichte vorangeſchickt. Auf der einen Seite ſehen wir Bernhard von Clairvaux, der, nach dem Verluſte von Edeſſa, im Jahre 1142, und aufgefordert von Papſt Eugen III. das Kreuz predigt, und Kaiſer Konrad III. von Deutſchland und Ludwig VII. von Frankreich zu einem Kreuzzuge (dem zweiten) beſtimmt. Wir ſehen die Wirkung ſeiner Predigt, die Bereitwilligung von Hoch und Niedrig, Mann und Frau, Gut und Leben dem geprieſenen, heiligen Zwecke zu widmen.

Jeruſalem ging verloren im Jahre 1187 an Sultan Saladin, was den dritten Kreuzzug zur Folge hatte, in welchem Friedrich I. Barbaroſſa, die Schlacht bei Iconium ſchlug, der er, nachdem ſie bereits faſt verloren, durch ein, wie von Gott eingegebenes Vertrauen und mit dem Ausrufe: „Chriſtus ſiegt!“ dem alle Seinigen folgten, die Entſcheidung zum Siege gab. Dieſe Schlacht iſt dem erſtgenannten Bilde gegenüber abgebildet.

Die Namen, mit denen die Kuppel geſchmückt iſt, ſind die der Kreuzfahrer Boemund, Tancred, Friedrich von Schwaben, Joh. von Brienne, Welf von Bayern, Leopold von Öſterreich, Konrad von Montferrat, Friedrich II. und die zu Kreuzzügen mitgewirkt, Papſt Urban II. und Bernhard von Clairvaux.

Außerdem ſehen wir einen Knaben mit der Sternfackel zweimal abgebildet und Centauren, welche Jünglinge in Muſik und Waffenſpiel üben. Der Knabe iſt der Morgenſtern, der der Morgenröthe, die über Europa anbrach, vorherging; die Centauren ſind die Kreuzzüge, welche, wie Chiron den Achilleus, die Menſchheit nicht nur in Waffen übten, ſondern auch in den Künſten unterrichteten.

In den Bogenwinkeln finden wir die Bildniſſe von Gottfried von Bouillon, Richard Löwenherz, Friedrich Barbaroſſa und Ludwig dem Heiligen, ſämmtlich bekannte Helden der Kreuzzüge.

Gründung des Camposanto von Piſa.

Groß war die Macht der italiäniſchen freien Städte im Mittelalter. Eine der mächtigſten war Piſa, vorzüglich durch die in den Kreuzzügen gewonnene Verbindung mit dem Orient. Die Früchte ihrer Siege und ihres Handels, verwandten ſie zu Denkmalen, die hoch aus dem Strome der Zeiten emporragen ſollten, wenn ſie und ihre Größe längſt darin untergegangen. Unter dieſen iſt eines der wichtigſten, an dem gemeinſam die drei verſchwiſterten Künſte ihre erſten bildneriſchen Kräfte geübt, das Camposanto, der Friedhof der Stadt, erbaut im Jahre 1278, im Auftrag der Anzianen (Vorſteher der Stadt), von dem Baumeiſter und Bildhauer Giovanni, gen. Piſano. Dieſer Begräbnißplatz, zu welchem, damit die Verſtorbenen in heiliger Stätte ſchlafen möchten, fromme Kaufleute die Erde aus Paläſtina in ihren Schiffen mitgebracht, iſt von einer länglich viereckten, nach innen offnen Halle umgeben; hohe, breite, in damals herrſchendem deutſchen Geſchmacke ausgeführte Fenſter und Portale, unterbrechen die innere Wand; die Innenſeite der entgegengeſetzten wurde mit Malereien, Darſtellungen zu alt- und neuteſtamentlichen Geſchichten, zu Heiligenlegenden und poetiſch-allegoriſchen Bildern geſchmückt, von denen noch die Reſte bis auf unſere Tage gekommen, in denen wir die frühen Kunſtleiſtungen einer reichbegabten Zeit verehren.

Auf dem Bilde ſehen wir außer den verſammelten Anzianen, denen Giovanni ſeine Baupläne vorlegt, und der Andeutung der Stadt Piſa und ihres Welthandels im Hintergrunde, noch links und rechts zwei Gruppen Frauen, von denen die eine ſich bemüht, einem Kinde das Gehen zu lehren, die andere, das davonlaufende zu halten, ein Bild der ſich raſch entwickelnden Kunſt. Die Standbilder, Merkurs und der Minerva auf dem Gebälke ſind auf die Vereinigung von Kunſt- und Handelsſinn bei den Piſanern zu deuten. (Fortſ. f.)

Frauen-Verkauf in England.

Zu den zahlloſen Unbegreiflichkeiten, die ſich dem Auge des Natur- und Geſchichtforſchers in jedem Momente darbieten, gehört wohl auch die Thatſache, daß gerade bei dem Volke, welches die Würde der Frauen inniger und allgemeiner anerkennt, als alle anderen Völker, noch eine Barbarei geduldet wird, welche ſich — unſeres Wiſſens — bei keinem anderen Volke vorfindet. Noch am 19. Nov. v. J. brachte ein Engländer ſeine Frau auf dem Markte in Halifax zum Verkaufe. „Obgleich,“ dem Herald zu Folge, der dieſe Thatſache berichtet, „5 Schillings bis jetzt als der Preis einer zum Verkauf ausgeſtellten Frau angeſehen worden, ſo hat der Ehemann doch durch vieles Anpreiſen ſein Ehegeſpons zu 20 Schillinge an den Mann gebracht.“ — Man irrt aber, wenn man meint, ein ſolcher Verkauf finde nur in den unterſten Ständen des Volkes Statt. Ein geborener Engländer, welchem Schreiber dieſes den Bericht des Herald mitgetheilt, erzählte ihm Folgendes: „Im J. 1814 mußte ich einen halben Tag zu Blandford in Sommerſetſhire verweilen, da ich auf der Morgenkutſche keinen Platz mehr fand, um meine Reiſe fortzuſetzen. Eben las ich im Gaſthofe, der auf dem Markte liegt, die Tageblätter, als der Wirth, auf mich zueilend, mich an das Fenſter treten hieß, wenn ich eines merkwürdigen Schauſpieles Zeuge ſein wolle. Die Neugierde machte mich folgſam. Ich ſah hinaus. Eben war ein Wagen angekommen, aus welchem erſt ein Herr, dann eine reich gekleidete, mit einem durchſichtigen Schleier verhüllte Dame ſtiegen. Der Herr faßte einen ſeidenen Strick, den das Frauenzimmer um den Hals trug, und der unter dem Schleier hervorragte. In demſelben Augenblicke kam ein zweiter Wagen, ein Cabriolet mit zwei Pferden, an, aus welchem ein faſhionabler junger Mann herabſprang, mit ſeinem Bedienten zu jenem anderen Fremden trat, und ſofort demſelben einen Schilling in die offene Hand legte, worauf dieſer ihm den Strick überhändigte, an dem er ſeine bisherige Frau gehalten. Hiermit war dieſe von ihm geſchieden und die Frau des Käufers geworden.

Sie zog alsbald den Strick unter ihren Schleier zurück, und das neue Ehepaar begab ſich mit dem Verkäufer in den Gaſthof, wo ſie alle Drei mit einander in größter Heiterkeit einige Erfriſchungen zu ſich nahmen. Beſonders die junge, nun entſchleierte Dame ſchien ſehr fröhlich zu ſein, und als ich zufällig in ihr Geſpräch hineingezogen worden, lud der neue Ehemann mich ein, ihn bei Gelegenheit auf ſeinem 11 Meilen von Blendford entfernten Landgute zu beſuchen.“

„Da ein Eheſcheidungsprozeß,“ fügte mein engliſcher Freund hinzu, „in meinem Vaterlande zum Wenigſten ſieben- bis achttauſend Gulden koſtet, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß jener Verkauf aus Sparſamkeit verabredet worden. Obgleich übrigens ein ſolches Geſchäft, zu welchem jedoch die Frau ihre Einwilligung geben muß, nicht von den Geſetzen verboten iſt, ſo wird es doch, als ein öffentliches Skandal, von dem Magiſtrate nicht geduldet, wenn er nämlich zeitlich genug davon benachrichtigt worden, um den Verkauf nicht zum Abſchluſſe kommen zu laſſen.“ —

Feuilleton.

*** **Charles-Geneviève-Louis-Auguste-André-Timothée d'Eon de Beaumont.** — Mit zwei räthſelhaften Perſonen machte man ſich im vorigen, und zum Theile noch im jetzigen Jahrhunderte viel zu ſchaffen: mit dem Gefangenen in der eiſernen Maske, und dem amphibologiſchen Chevalier d'Eon. Ueber den Erſteren hat indeß Ch. Nodier kürzlich höchſt befriedigende Aufklärung gegeben. Die Geſchichte des Letzteren war noch in mancherlei Nebel gehüllt, obgleich nach der Beſcheinigung, welche bei dem Tode des Ritters von den Aerzten ausgeſtellt worden, zum Wenigſten hinſichtlich des Geſchlechtes kein Zweifel mehr obwalten konnte. Sie erklären nämlich: The masculo organs were in every respect perfectly formed. Indeß ſind nun auch die meiſten ſonſtigen, über der ganzen Lebensgeſchichte des Ritters bisher noch ſchwebenden Räthſelhaftigkeiten gelöſ't durch die von Hrn. Gaillardet in dieſen Tagen bekannt gemachten *Mémoires du Chevalier d'Eon, publiés pour la première fois sur les papiers fournis par sa famille et d'après les matériaux authentiques déposés aux archives étrangères.* Da dieſer Ritter erſt als *lectrice intime* der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, dann als ſein eigener Bruder, ſehr wichtige Verhandlungen zwiſchen der Kaiſerin und ſeinem Herrn, Ludwig XV., vermittelt, ſpäter auch in den Friedensunterhandlungen mit England eine bedeutende Rolle geſpielt, zuletzt als Opfer der Hofkabalen in Ungnade gerathen, und im Jahre 1810, zweiundachtzigjährig, zu London im Elend geſtorben, ſo bieten ſeine Denkwürdigkeiten dem Geſchichtsforſcher ein mannigfaltiges Intereſſe dar, um ſo mehr, da der Herausgeber dieſelben aus bisher unbekannten urkundlichen Quellen bearbeitet hat.

*** **Fälſcher.** — Ein franzöſiſches Tageblatt klagt, daß die Fälſcher ſich in alle Verhandlungen einſchleichen; daß ſie Teſtamente und Staatspapiere, Handelswelt und das Heiligthum der Familie angreifen; ihre Zahl aber iſt Legio. So kommen — vor Gericht angeklagte Fälſcher

in Belgien	einer	auf	103.030	Perſonen.
„ Frankreich	—	—	113.655	—
„ Spanien	—	—	312.567	—
„ England	—	—	474.560	—

Was würde es erſt ſein, wenn man alle diejenigen hinzuzählen wollte, welche die Sprache, die Waaren und das Geld, und alle Verkehrsmittel verfälſchen, welche die Lehren der Religion und des Rechtes, welche faſt alles verfälſchen, was ſie berühren, — ja, ſogar den Eidſchwur, das Heiligſte, was nur die Menſchen binden kann, in eine leere Formel verwandeln, ihn fälſchen, wie ein jedes andere Wort, das aus ihrem Munde kömmt?! Und wo, ſelbſt in unſerem, ſonſt ſo ehrlichen Deutſchland, wird noch der alte Spruch heilig gehalten: „ein Mann — ein Mann, ein Wort — ein Wort?“ Wahrheit, wann wirſt du wieder deinen Thron in unſerer Mitte aufſchlagen, und mehr treue Unterthanen zählen, als Empörer und leichtfertige Geſellen?!

*** **Athenienſiſche Journaliſtik.** — Der preußiſchen Staatszeitung vom 17. v. M. zufolge erſcheinen zu Athen gegenwärtig folgende Zeitblätter:

1.	Das königl. Regierungsblatt (griech.)	mit	875	Abonnenten.
2.	Der Courier aus Griechenland (halboffiziell) (griech. und franzöſ.) . . .	„	710	—
3.	Evangel. Poſaune (theol. hiſtoriſche Zeitſchrift) (griech.)	„	600	—
4.	Minerva (polit. u. republ. Tendenz) (griech.)	„	390	—
5.	Anthologie gemeinnütziger Kenntniſſe (griech.)	„	360	—
6.	Morgen-Herold (Tageblt.) (griech.)	„	336	—
7.	Das wiedererſtandene Griechenland (griech. und franzöſ.)	„	318	—
8.	Der Erlöſer (gr. u. frz.)	„	260	—
9.	Intelligenzblatt (griech.)	„	217	—
10.	Die Waage (belletriſt.) (griech.) . .	„	216	—
11.	Aeskulap (Zeitſ. f. Aerzte) (griech.)	„	190	—
12.	Die Hoffnung (griech. und deutſch) .	„	165	—
13.	Das Regierungsblatt (deutſch) . .	„	150	—
14.	Die Morgenröthe (demokr.) (griech.)	„	135	—
15.	Der Zuſchauer (griech.)	„	116	—
16.	Der Fortſchritt (republ.) (griech.) . (gratis werden hiervon noch 300 ausgetheilt).	„	113	—
17.	Kindermagazin (method.) (griech.) .	„	46	—
18.	Der Regenbogen (republ.) (griech.)	„	18	—
19.	Der Kundebringer (griech.)	„	12	—

*** **Roſſi und Damiron zu Akademikern erwählt.** — Die franzöſiſche Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften des Inſtituts hat am 10. v. M. an die durch Ableben des Abbé Sieyes und des Herrn Destutt de Tracy erledigte Stellen die Herren Roſſi und Damiron zu ihren Mitgliedern ernannt. —

*** **Legitimer Zinsfuß in England.** — Aus dem Schluſſe eines gehaltvollen Artikels über die Provinzialbanken England's in Nro. 334 des Auslands erſehen wir, daß im Jahr 1634 in England ein Geſetz gegen den Wucher erſchienen, welches den legitimen Zins auf 10 Proz. feſtſetzte! Im Jahr 1704 wurde er auf 8, im Jahr 1721 auf 7, zuletzt 1731 auf 6 Proz. herabgeſetzt, worauf er bis jetzt geblieben. —

*** „*La Fenice*“ (wie der Phönix in Italien zum anderen Geſchlechte übergetreten, wiſſen wir nicht), alſo „die Phönix,“ das ſchöne Opernhaus zu Venedig, iſt am 13. v. M. in Flammen aufgegangen, und obgleich ſich der verſtändige Vogel ſeine Unſterblichkeit mit 300,000 Lire Austr. verſichert hatte, ſo zweifelt man doch an ſeiner Wiederauferſtehung.

*** **Sparſamkeit franzöſiſcher Krieger.** — Das franzöſiſche Militär fängt an, ſparſam zu werden. Das 19., von Straßburg abziehende Regiment nahm für nahe an 43,000 Franken Anweiſungen auf die Pariſer Sparkaſſe mit; das 11. jetzt dort ankommende Artillerieregiment bringt eine Anweiſung von 33,000 Fr. auf die dortige Sparkaſſe mit. —

*** **Engliſcher Buchhandel.** — Während man den Ertrag der Geſchäfte der deutſchen Buchhändler in einem Jahre auf etwa 4 Mill. Thlr. anſchlägt, ſetzen die engliſchen Buchhändler jährlich für nahe an 15 Mill. Thlr. ab.

*** **Auguſt Kopiſch** wird unter dem Titel: „**Agrumi**“ eine Sammlung volksthümlicher Poeſieen aus allen Mundarten Italiens und ſeiner Inſeln herausgeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 3. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 4. Januar.

Neue Bruchſtücke von Fr. Rückert.

1.

Die Sonne ſteigt, man wird ihr Steigen nicht gewahr,
Sie aber ſteigt und bringt ein neues Friedensjahr.

Ein neues Friedensjahr zum langen Feierzug,
Noch lange nicht dem Wunſch der Menſchheit lang genug.

Wir aber wünſchen uns zum äußern, der beſchieden
Uns allen iſt, nun auch den innerlichen Frieden;

Den innerlichen, der den Äußern erſt beſchwört,
Die Welt im Gleichgewicht erhaltend ungeſtört;

Im innern Gleichgewicht, mag Sturm von außen toben!
Denn, was die Zukunft hüllt, der Flor iſt ungehoben.

Ihr aber, die ihr ſeid berufen beizutragen,
O traget friedlich bei zu unſern Friedenstagen.

Mit Duft des Friedens nährt und würzet den Altar!
Die Sonne ſteigt und bringt ein neues Friedensjahr.

2.

Zieh' in die Einſamkeit dich aus der Welt zurück,
Wenn du willſt ungeſtört genießen höchſtes Glück.

Es zieht die Nachtigall ſich aus den lauten Chören
Zurück, ihr Neſt zu bau'n, wo es kein Lärm kann ſtören.

Ihr eigener Geſang belebet ihre Eier;
Die Jungen ſterben drin, wenn ſie erſchreckt ein Schreier.

Zieh' in die Einſamkeit dich aus der Welt zurück,
Wenn du willſt ungeſtört genießen höchſtes Glück.

Die Raupe ſpinnt ſich ein an einem ſtillen Ort,
Und ihrer endlichen Verwandlung harrt ſie dort.

Je tief're Stille war, je höh're Farbenpracht
Des Schmetterlings, wenn er aus ſeinem Traum erwacht.

Zieh' in die Einſamkeit dich aus der Welt zurück,
Wenn du willſt ungeſtört genießen höchſtes Glück.

3.

Der Sonn' entziehſt du nichts, wenn du dich von ihr kehrſt,
So auch nicht Gott, wenn du dich ſelbſtiſch ihm verwehrſt.

Doch gern zur Sonne blickt ein Auge ſonnenhaft;
So wendet ſich zu Gott ein Herz durch Gotteskraft.

Nah wandelnd oder fern, dem Lichte dient der Stern,
Dem Lichte huldiget auch der von dunklem Kern.

Ich aber preiſe den, der ſtets im Glanze ſchreitet,
Den unzertrennlichen, der, Sonne, dich begleitet;

Den nächſten dir im Chor, hell ſchwebend nach und vor,
Der früh und ſpät ſchließt auf und zu das Himmelsthor.

Ein Morgenabendſtern, nie von der Sonne fern,
So ſchwebe mein Geſang voran und nach dem Herrn.

China.

Am Ende der uralten orientaliſchen Welt liegt ein Land von 120,000 Quadratmeilen, welches nach amtlichen Zählungen nicht weniger als dreihundert Millionen Einwohner haben ſoll. Die Geſchichte ſeiner Kultur verliert ſich in das Geheimniß, welches die Wiege des Menſchengeſchlechts mit heiligem Grauen umhüllt. Stiegen die Urväter ſeines Volkes von den Anhöhen des inländiſchen Honan herab, oder ſind ſie in der erſten Morgenſtunde des großen Menſchentages vom Himalaya her eingewandert? Wie Ägypten und Indien — birgt China die Anfänge ſeiner Geſtaltung in einer Nacht, aus welcher uns nur die höchſten Gebirge der Erde, das ungeheure Weltmeer überragend, von der Zukunft träumend — entgegendämmern. Während aber Ägypten ſchon ſeit bald zwei Jahrtauſenden zur Mumie geworden, und Indien, wie ein ablebender Greis nur noch von den Trümmern ſeiner Kindheit ſein unſelbſtſtändiges Daſein friſtet, hat China ſelbſt ſeine mongoliſchen Überwinder in den ermächtigen Kreislauf ſeines zähen Lebens hineingezogen, und bis auf die neueſte Zeit ſiegreich allen Anfechtungen europäiſcher Neugierde und Habſucht widerſtanden. Selbſt die geſchmeidige Liſt jenes Ordens, welcher ſeinem dreifachgekrönten Oberhaupte und mittelſt deſſelben, ſich ſelbſt die ganze Erde unterwürfig machen wollte, iſt geſcheitert an der Klugheit der chineſiſchen Hierarchie; und erſt, — ſeit die Welteroberungs-Anſichten bornirter Miſſionaire dem Welterkennungs- und Weltbildungsſtreben aufkeimender Humanität zu weichen begonnen, hat eine vorurtheilsfreie Forſchung ſich die Wege zur Erkenntniß jenes räthſelhaften Landes und ſeines unvordenklichen Kulturſtandes gebahnt.

Den reichſten Beitrag hierzu liefert das kürzlich in England erſchienene und bereits von Pichard in's Franzöſiſche übertragene und von Bazin dem Älteren mit Nachträgen verſehene Werk von J. F. Davis, ehemaligem Präſidenten der indiſchen Compagnie in China. Es enthält eine „allgemeine Beſchreibung der Sitten, Gebräuche, geſellſchaftlichen, politiſchen und religiöſen Einrichtungen, der Natur-Erzeugniſſe, Künſte und Wiſſenſchaften, der Manufakturen und des Handels des chineſiſchen Reiches,“ und gibt in zahlreichen Holzſchnitten treue Abbildungen der merkwürdigſten zur Sprache gebrachten Gegenſtände. Da der Verfaſſer in den zwanzig Jahren, in welchen er in verſchiedenen Provinzen jenes Reiches reſidirt, Gelegenheit gefunden, genaue Kunde von Allem zu gewinnen, was er uns hier beſchrieben; ſo hat er ſich durch ſein „China“ den gerechteſten Anſpruch auf den Dank aller Gebildeten erworben, und wir erfüllen nur eine Pflicht gegen ihn und unſere Leſer, indem wir durch Zuſammenſtellung einiger Hauptreſultate jener Forſchungen die Aufmerkſamkeit auf das Werk ſelbſt hinzulenken verſuchen; nur hier und dort einige verknüpfende Gedanken einwebend, und die flüchtigen Andeutungen mit einem Rückblick auf Europa beſchließend.

Die Chineſen ſelbſt bezeichnen ihr Reich mit dem Namen Tſchong-Kuo, Reich der Mitte, oder Centralvolk. Die beiden Charaktere, mit denen ſie dies bezeichnen, ſind ideographiſch. Der erſte ſtellt ein kleines Parallelogramm vor, welches in der Mitte durch eine Querlinie durchſchnitten wird. Dies bedeutet die Mitte oder die Centralaxe eines Gegenſtandes. Das zweite Zeichen iſt ein Viereck, — urſprünglich ein Kreis, — womit Grenze oder Umſchränkung einer Sache angedeutet wird. In der Mitte dieſer Figur ſind die Zeichen eines Mundes und einer Lanze. Der Mund bedeutet, daß das Wort das geiſtige Attribut der Nation iſt — und den Endzweck, kraft deſſen ſie conſtituirt iſt; — die Lanze: daß das Volk ſich im Kriegsverhältniß mit allen übrigen Völkern befindet. Das Wort, der Befehl des Oberhauptes ſtellt die Ordnung im Innern feſt, die Waffen ſichern ihre Unverbrüchlichkeit nach Außen. — Wie bei allen älteſten Völkern, wird auch von den Chineſen die geſammte ſociale Einrichtung als die Verwirklichung des Willens ihrer Gottheit angeſehen. Was nicht in dieſe Ordnung aufgenommen, das iſt gottlos, und hat keinen Antheil an dem Rechte, welches Gott nur ſeinem Volke offenbart. Wirklich bezeichnen die Chineſen alle Völker, die das Reich der Mitte umgeben, als „Söhne des Dämons“ als ungläubige, verdunkelte Menſchen, die alle ganz oder theilweiſe blind ſind, als Hund-Menſchen (yao-jin) oder Wolf-Menſchen (long-jin), die man, wie Thiere, nur durch Gewalt oder Liſt im Zaume zu halten habe, in Beziehung auf welche das Religions- und Staatsgeſetz nur Krieg und Diebſtahl geſtattet. Zwiſchen ihnen und den „erleuchteten“ Gläubigen iſt kein dauernder Friede möglich. Die Ordnung unter den letzteren möchte ſich wohl, von dem uralten ſtrengen Rechte des Hausherrn ausgehend, in aufſteigender Linie geſtaltet haben. Als Vater beſitzt derſelbe eine faſt unbeſchränkte Gewalt über ſeine Kinder. Er kann ſie ausſetzen und verkaufen. Auf Tödtung des Kindes weiblichen Geſchlechtes iſt keine Strafe geſetzt. Tödtet der Vater ſelbſt den ſchon erwachſenen Sohn, ſo wird er dafür nur mit dem Bambu und einjährigem Gefängniß geſtraft. Wenn aber der Sohn ſich gegen die väterliche Gewalt aufgelehnt, dann fällt ſelbſt dieſe Strafe weg. Hat er vollends dem Vater gedroht oder die Hand gegen ihn erhoben, dann iſt der Sohn der Strafe des „langſamen Todes,“ oder nach anderer Bezeichnung — „dem Tode der 10,000 Stücke“ verfallen. Die Ehen der Kinder werden ebenwohl nur von den Vätern geſchloſſen, wie denn die für einander Beſtimmten nicht eher, als bei der Trauung ſich zum erſtenmale ſehen.

Als Mann iſt der Hausherr faſt unbeſchränkter Gebieter über das Weib. Ausdrücklich erklärt das chineſiſche Geſetz: „als Tochter gehört das weibliche Weſen dem Vater, als Gattin dem Manne, als Wittwe und Mutter — dem Sohne.“ Scheiden kann der Mann ſich vom Weibe wegen Unfruchtbarkeit, perſönlichen Gebrechen, Ehebruch, Diebſtahl, Ungehorſam, ſchlechten Charakter und ſogar wegen Geſchwätzigkeit, in der That alſo faſt ganz nach Gutdünken.

Über den Sclaven (Nu)*) ſchaltet und waltet der Herr nach Belieben; er kann ihn ungeſtraft tödten, wenn er einen geſetzlichen Grund dafür hat. Tödtet er ihn ohne ſolchen Grund, dann hat er nur die Strafe des Bambus oder eine Geldſtrafe zu erleiden.

Wie nun der Vater der faſt unbeſchränkte Herr der geſammten Hausgenoſſenſchaft, ſo iſt er dem Geſetz nach auch Eigenthümer des geſammten Familiengutes, obgleich er im gewöhnlichen Leben ſich nur zum Verwalter und Austheiler deſſelben macht. Immer aber bleibt der Vater mit ſeinem Gute der feſte Mittelpunkt, um den die Familie wie um ihr Lebenscentrum ſich ſammelt. Nur auf beſchränkte Zeit können die Mitglieder derſelben ſich von ihm entfernen, und wenn ſie auf der Reiſe ſterben, werden ſie dahin zurückgebracht, um in ihrer Mitte beerdigt zu werden.

Vom Familienvater, nach deſſen Tod der älteſte Sohn Herr der Familie wird, ſteigt nun die Staatshierarchie in folgender Weiſe bis zum Kaiſer empor: Je zehn Hausväter bilden ein Kia, (Dekurie), je hundert ein Pao (Centurie), von denen jedes unter einem eigenen Oberhaupte ſteht. Die Pao's bilden Bezirke, über deren jeden ein Mandarin geſetzt iſt; die Bezirke laufen wieder in Provinzen zuſammen, von denen jede einem Vizekönig (Fu-yuen) unterthan, wie alle 18 Fu-yuen, die die höchſte Gewalt über ihre Provinzen beſitzen, dem Kaiſer unterworfen ſind.

---

*) Das Schriftzeichen für einen Nu iſt eine Hand, die auf einer Frau laſtet.

Der Kaiſer aber iſt der Sohn des Himmels-Gottes (Tien) und der Sonne, Herr der Schätze, des Wortes, König der 10,000 Jahre. Er allein verehrt ſeinen Vater, den Tien; denn das Volk betet eigentlich den Kaiſer an, und die göttlichen Ehren, die ihm werden ebenwohl auch ſeinem leeren Throne und dem Schirme von gelber Seide, der den Menſchen ſeine Gottheit verbirgt, erwieſen.

Seine Reſidenz iſt zu Peking, welches den materiellen Mittelpunkt und Gipfel des Reiches bildet, wie der Kaiſer ſelbſt das ſittliche Centrum und der Culminationspunkt der Hierarchie iſt. Sein allerhöchſter Willensbeſchluß, auf gelbe Seide geſchrieben, wird an die 18 Oberhäupter der Provinzen geſendet, die bei deſſen Empfang Weihrauchwolken aufſteigen laſſen und ſich zur Erde niederwerfen, das Antlitz nach Peking gewendet.

Er iſt auch Eigenthümer des geſammten Grundes und Bodens des Reiches; er verpachtet denſelben und bezieht von den Pächtern einen Zins von ungefähr 10 vom Hundert. Wie aber alle Unterthanen ihn als ihren unbeſchränkten Oberherrn im Bürgerlichen und Religiöſen zu verehren haben, — ſo opfert er allein mit ſeinem unmittelbaren Repräſentanten, — nämlich ſeinen Söhnen, ſeinen Brüdern und den 18 Vizekönigen, — in den Tempeln des Staates, und bringt als Hoherprieſter ſeines Volkes dem Himmelsgott ſeine Huldigungen, Bitten und Dankſagungen dar.

(Schluß folgt).

Ueber den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen.

(Fortſetzung).

So wie der Grundbegriff des Wortes Sage auch anders definirt werden kann, als ich denſelben hier feſtſtellte; ebenſo wird es keinem mit dem Weſen der Sage Vertrauten ſchwer fallen, an dieſer Gliederung etwas auszuſetzen, oder auch jede derſelben noch weiter in einzelne Theile zu zerfallen. Es kann jedoch bei dieſer Abhandlung nicht mein Zweck ſein, das innerſte Weſen jeder dieſer Hauptabtheilungen zu verdeutlichen; die gelehrte Welt hat namentlich über Götter- und Heldenſage von berühmten Männern ſcharfſinnige und tiefe Forſchungen in Handen; ich habe hier nur Folgendes im Allgemeinen anzudeuten.

Götterſage im höhern Sinne haben wir im mittlern Deutſchlande (von dem ich hier ausſchließlich rede), ſo gut als gar keine, und wo ja ein Nachklang derſelben geblieben, der mehr als hypothetiſchen Grund und Beweis für ſich hatte, da iſt er innig mit der Volksſage verſchmolzen. Von den Göttern der Vorzeit, wie die Erinnerung an ſie bei den Völkern des Südens und des Nordens in mündlicher und Schrifttradition ſich wohl noch finden mag, weiß unſer Volk nichts mehr. Götter und Dämonen ſind ihm beide zu geſpenſtigen Erſcheinungen geworden. So mag Wuodan, Frau Holla und Bertha mit dem wüthenden Heere verſchmolzen ſein; ſo blieben Götternamen und Erinnerungen an ſie, nur an Einzelorten und vielleicht in mancher dunkeln Redensart, in mancher Formel haften; vor allen andern Odin, Wuodan und Thor, auch einige der römiſchen Götternamen, am meiſten Mars. Von Götterbildern überliefern faſt nur Bücher; eher erinnern Sitte und Brauch an alten Götterkult, aber ohne Bewußtſein; nur folgern läßt ſich Vieles, nicht mit Evidenz nachweiſen. Weit mehr, als von Göttermythen, wurzelte im Glauben des deutſchen Volkes, theils aus nordiſchen, theils aus ſüdlichen, theils wohl auch aus eigenthümlichen Elementen gemiſcht, das Dämoniſche feſt. Dahin gehören die zahlloſen Sagen, in denen der Teufel eine Rolle ſpielt, dahin gehört die Schaar der Elementargeiſter, der Kobolte, Berg-, Wald-, Höhlen-, Strom-, Fluß- und Quellen-Geiſter, unter ihren mannigfaltigen Geſtaltungen, ja dieſe alle bilden ein ſo ächt nationelles Grundelement der deutſchen Volksſage, daß ich dieſe Phantome mit ihrem zahlloſen Anhange von Feuermännern, Irwiſchen, fliegenden Drachen, dem Alpe, dem Wichtlein, Schwanjungfrauen, wilden Heer, Waldweiblein, Nixen, Hausgeiſtern ꝛc. ꝛc., ſammt Rieſen und Zwergen in das Gebiet verweiſe, das ich unter eigentlicher Volksſage begreife; denn ohne dieſen mythiſchen Nimbus würde ſie ziemlich nackt und arm daſtehen.

Was außerdem an den Götterkult der vaterländiſchen Vorzeit erinnert, alte Opferplätze, Grabhügel und Tempelhaine, dieſe insgemein verrufenen Stätten, wo es in der Regel ſpuken und umgehen ſoll, und heidniſcher Brauch bei Opfern und Gottesdienſt — flüchtete in den Volksaberglauben hinein, der ein treuer Träger und Bewahrer alten Herkommens geworden und geblieben iſt.

Die Heldenſage, welche uns ausſchließlich in Schrifttradizion überkommen, kennt das Volk nur aus einigen Volksbüchern, deren Bedeutendſtes in dieſer Beziehung als Nibelungen-Nachhall der gehörnte Siegfried iſt. Was hier der Forſchung von isländiſchen und anderen Nordlandsſagen mit den deutſchen übereinſtimmend oder verwandt erſcheinen mag, kümmert das Volk nicht; dieſes weiß nichts vom Mannus und Tuisko der Deutſchen, nichts vom Jöſ und Aſk der ſcandinaviſchen Mythe. Vom deutſchen Irmin klingt kaum noch eine Namensverwandtſchaft vernehmbar durch das Volksleben. Was davon in Chroniken ſteht, iſt ein wohlaufgehobener Schatz, den die Völker größtentheils vergeſſen haben. Die deutſche Heldenſage, von Grimm ſo vortrefflich kritiſch erforſcht und erläutert, exiſtirt nur für den Literaten; im Volke lebt ſie nicht. Wohl aber iſt

die Geſchichtsſage im Einzelnen dauernd lebendig; eine Menge ihrer beſondern Stoffe im friſchen Andenken zu erhalten, trug der Katholicismus durch die Legende ſehr viel bei, und die im Volk ſo werth und hoch gehaltenen Chroniken geben ihm willig zur Unterhaltung in langen Winterabenden oder in einſamen Stunden das zurück, was aus dem Munde der Väter die Chroniſten einſt ſammelten und niederſchrieben. Da miſcht ſich denn Wahres und nur für wahr Gehaltenes miteinander; die Helden- oder die Liebesthat, das Abenteuer oder das Wunder gattet ſich mit der Romantik, und aus ihrer Umarmung geht die geflügelte Sage hervor, um auf ihren goldfarbigen Schwingen uns in ihr phantaſtiſches Älternhaus und Heimathland zu tragen. Zur Geſchichtsſage iſt auch zu rechnen, was wir auf alten fliegenden Blättern, Minne- und Meiſterſängerliedern und dgl. dahin Bezügliches überkommen haben, davon heute weder

der Buch- noch der Chronikenmund etwas kundthut, wie z. B. die Sage von dem Tannenhäuſer, dem Brennberger (Grimm. D. S. [illegible] und 500), Heinrich dem Löwen, dem edlen Möringer, und viele dergleichen. Oft behandelte dieſe einen geſchichtlichen Gegenſtand mit myſtiſcher oder romantiſcher Färbung.

Eigentliche Volksſage nun im wörtlichen Sinne iſt die im Volk und vorzugsweiſe im Landvolke noch vom Ahn auf den Enkel forterbende und ſich fortpflanzende Tradition eines nicht geſchichtlich genau erweislichen Ereigniſſes, das entweder vor Zeiten geſchehen oder als Erſcheinung noch in der Gegenwart bemerklich iſt, oder dereinſt noch wirkend in die Gegenwart treten ſoll; ſehr oft vereinigen ſich dieſe drei Grundelemente in einer Sage. Als Beiſpiele führe ich hier an: die Volksſage vom Jungfernſprung, die ſich nicht ſelten wiederholt, namentlich auf dem Harz und in Thüringen. Der Grundzug iſt: Ein gottloſer Ritter verfolgte ein ſchuldloſes Mägdlein, ſie floh und gelangte auf einen ſenkrechten und hohen Fels, von dem ſie nicht weiter konnte; der Verfolger kam immer näher, ſie empfahl ſich Gott, und wagte den entſetzlichen Sprung in die Tiefe. Helfende Engel kamen ihr bei, daß ſie ohne Schaden hinab gelangte, während der Böſewicht durch gleichen Sprung den Tod fand. — Dieſe Sage iſt abgeſchloſſen und gehört für immer der Vergangenheit an.

Zu den Sagen, deren Erſcheinung dauernd in die Gegenwart tritt, gehört die bekannte weiße Frau auf noch bewohnten oder faſt verödeten Schlöſſern, ſo wie die erſcheinenden Jungfrauen auf Burgbergen. Von ihrer Vergangenheit weiß man wenig, von ihrer Zukunft nur ſo viel, daß ſie vielleicht erlöſt werden können. Daß ſie erſcheinen, oft glückbringend erſcheinen, iſt Grundzug der vielfach variirten und darin doch übereinſtimmenden Sagen von ihnen.

Prophetiſch tritt die Tradition auf, wenn ſie Ereigniſſe, die noch kommen ſollen, im Voraus verkündet, ſei es bedingt oder unbedingt. Bedingt z. B. in der Sage vom Walſerfeld: Auf dem Walſerfeld nahe dem Untersberge bei Salzburg ſteht ein dürrer Birnbaum, der wird grünen und Frucht tragen, wenn die große und entſetzliche Schlacht um des Glaubens willen dort geſchlagen wird. In dieſer Schlacht wird viel Volkes umkommen, und das Blut wird einem auf dem Felde bis an die Schenkel rinnen, und der Fürſt von Baiern wird ſeinen Wappenſchild an den Baum hängen.

Um auch das Unbedingte der prophetiſchen Sage nicht ohne Beiſpiel zu laſſen, führe ich an, daß in Thüringen eine Stelle gelegen iſt, von der unter den Umwohnern die Rede geht, daß auf ihr der letzte Türke werde erſchlagen werden. Dieſe Stelle iſt weit vom Kyffhäuſer, und deutet doch unverkennbar auf das nachfolgende Beiſpiel hin.

Wie die Sage ihre Strahlen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich verbreitet, davon haben wir, neben manchem andern, ein recht ſchlagendes Beiſpiel an Friedrich Barbaroſſa im Kyffhäuſer.

Der alte Kaiſer verfluchte ſich einſt mit ſeinem ganzen Hofhalt in den Schooß der uralten grauen Bergfeſte; er ſitzt noch heute darin verzaubert, bedient von Zwergen und anderm Hofgeſinde. Sein weißer Bart iſt durch den Marmortiſch gewachſen, er fragt von Zeit zu Zeit, ob die Raben noch um den Berg fliegen. Und ſo lange ſie noch fliegen, muß er noch im Halbſchlummer der Verzauberung beharren. Aber es wird kommen die Zeit, wo er glorreich mit all ſeinen Wappnern aus dem Berge zieht, die große Türkenſchlacht ſchlägt, und das heilige Land frei macht. Wenn dieſes geſchieht, wird am Kyffhäuſer ein alter Birnbaum grünen und Früchte tragen. — (Forts. f.)

Feuilleton.

⁂ Einer reichhaltigen Statiſtik der literariſchen Anonymitäten und Pſeudonymitäten in Deutſchland, welche der deutſche Courier und in Nro. 270—272 gibt, entnehmen wir folgende Angaben: „Der Verſtorbene" iſt nur eine ſehr durchſichtige Hülle des Fürſten von Pückler-Muskau. Als Verfaſſer der Romane „Scipio Cicala" und der „neuen Medea" iſt jetzt der kgl. preuß. geh. Ober-Reg.-Rath Rehfues bekannt. Einer Nachricht in Nro. [illegible] der literariſchen Zeitung von K. Buchner zu Berlin ſoll nicht K. [illegible] (wie wir früher im Phönix berichteten), ſondern der in oder bei Zurich wohnende Engländer Seatsfield, welcher ſich lange Zeit in Nordamerika aufgehalten, der Verf. des „Virey," der „transatlantiſchen Reiſeſkizzen" ꝛc. ſein. — Der Verf. der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" ſoll Anaſtaſius Grün ſein, dieſer aber, — der Dichter des „letzten Ritters" und des ſonderbaren „Schutts" — Graf Auersperg heißen. Die „Briefe eines Narren an eine Närrin" ſchrieb K. Gutzkow; der verſtorbene Geh.-Rath Ritter v. Lang die „Hammelburger Reiſen." Die „[illegible] von Jovialis" ſind von Moritz Rapp, dem Dichter der „ſchönen Fiſcherin" und des „Eulenſpiegels." „Die franzöſiſche Revolution von 1789 bis 1836" ſoll H. Laube geſchrieben haben. Herrn Geh. Legat.-Rath Kölle in Stuttgart verdanken wir „Rom im Jahre 1833" und „Paris im J. 1836," und Herrn Ober-Tribunal-Procurator Seeger in Stuttgart die Novelle „Chriſtoph Walter."

Von Pſeudonymen wird zuerſt Fr. Halm, der Dichter der „Griſeldis" und „des Adepten" erwähnt, der der Freiherr von Münch-Bellinghauſen iſt. Sander nannte ſich der Graf Alexander von Wurtemberg, deſſen Gedichte bald geſammelt erſcheinen. Veit Weber, der Verfaſſer der „Volksmährchen der Deutſchen," heißt eigentlich Leonhard Wächter; A. v. Tromlitz — v. Witzleben; A. T. Beer — A. v. Binzer; Emerentius Scävola — v. Heyden; Fr. Laun — Schulz; Th. Hell — Winkler, und W. Alexis — Häring.

⁂ Criminalſtatiſtik. — Nach den Berechnungen des Colonel Forſell in ſeinem kürzlich erſchienenen Werke über Schweden ſtellt hinſichtlich der Verbrecher folgendes Verhältniß in Beziehung auf die Bevölkerung dar:

In den Ver. Staaten v. Nordamerika	wie eins zu	3.500	Einw.
„ Wales	„ „ „	8.580	—
„ Dänemark	„ „ „	1.700	—
„ Schweden	„ „ „	1.500	—
„ Schottland	„ „ „	1.130	—
„ England	„ „ „	740	—
„ Irland	„ „ „	490	—
„ Neu-Süd-Wales	„ „ „	22	—

⁂ Der königlichen aſiatiſchen Geſellſchaft zu London wurde in der allg. Sitzung v. 6. d. M. u. a. Folgendes präſentirt: ein ſehr ſchönes Manuſcript eines indiſchen Drama's in Sanskrit, eine handſchriftliche Grammaire der Prakrit-Sprache, eine chineſiſche Karte des Kaiſerſtaats, und eine lithographirte Ausgabe des Vendidad.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 4. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 5. Januar.

Neue Bruchſtücke von Fr. Rückert.

4.

Unglücklich, wenn du ſtets nur den Verluſt ermiſſeſt,
Und den Gewinn, der dir daraus entſprang, vergiſſeſt;

Wenn du der Blüthen denkſt, die hingeweht der Wind,
Und nicht der Früchte, die an ihrer Stelle ſind.

5.

Ein Weiſer iſt mit dem, was ihm das Glück beſchieden,
Und weniger mit dem, was er gethan, zufrieden;

Indeß ein Thor, der ſich für einen Weiſen hält,
Zufrieden iſt mit ſich, und ſonſt nichts auf der Welt.

6.

Vergiſſeſt du es ſtets, wenn ich nicht mahn' ausdrücklich?
Du biſt unendlich reich, du biſt unendlich glücklich.

Du biſt es, ob es dir mag anders ſcheinen oft,
Viel mehr, als du's verdient, viel mehr, als du's gehofft.

7.

Wie hoch vom Berge mich die weite Ausſicht labt,
Wiewohl mit Augen ich nicht ſcharfen bin begabt;
Da doch der Blick umher des Schönen viel vernimmt,
Wenn auch davon noch mehr im fernen Duft verſchwimmt;
So labt mich jeder Blick auch in die Welt hinein,
Ob mir auch manch Geſchick mag unbegreiflich ſein;
Und wenn der Vorwitz ruft, daß ich's ergründen ſoll,
So ſag' ich: Laß den Duft! er ſteht den Fernen wohl.

8.

Mit Freud' erwart' ich, was der Morgen Neues bringe;
Denn ewig neu ſind doch die ewig alten Dinge.
Sie ſehen ſtets mich an mit anderm Angeſicht,
Und immer ſeh' ich ſie in einem andern Licht.
Es iſt nicht abzuſeh'n, wie viel ſie noch Geſichter
Annehmen werden mir zu Liebe: ſprach ein Dichter.

China.

(Schluß).

Seinen Nachfolger ernennt er ſelbſt, und nichts beſchränkt ſeine Wahl.

Auf dieſe Weiſe gipfelt die Staatshierarchie, vom Familienhaupte beginnend, in dem unumſchränkten Kaiſer, und mittelſt dieſes irdiſchen Oberhauptes in dem überirdiſchen Weltherrn, von welchem alles Recht und Geſetz urſtändet.

Das himmliſche Geſetz iſt nun die eigentliche Seele des Ganzen, und in Beziehung auf daſſelbe unterſcheidet ſich der Staatsorganismus in zwei große Syſteme. Über dem eigentlichen Nährſtand, als der Grundlage des Staatsgebäudes, erhebt ſich nämlich einerſeits der Gelehrtenſtand zur Erforſchung und Verwaltung, anderſeits der Wehrſtand zur Vollſtreckung und Vertheidigung des Geſetzes.

Zur Bildung des Gelehrtenſtandes beſteht — oder ſoll zum wenigſten beſtehen — in jedem Pao eine Gemeind- oder Primairſchule. In jedem Jahre begeben ſich die Schüler derſelben in den Hauptort des Bezirkes, wo ſie, nach beſtandener Prüfung den Titel eines Sieu-tsai (ungefähr ſoviel, als in Frankreich bachelier) empfangen.

Alle drei Jahre werden die Sieu-tsai's in der Hauptſtadt ihrer Provinz in Gegenwart eines dazu abgeſandten Mitglied's des kaiſerlichen Collegium's der Han-Lin geprüft, und können hier den Titel eines Kiu-jin (etwa Licenziat) erhalten. Dieſe Licenziaten concurriren demnächſt zu Peking, um die Würde eines Tsin-sse (Doktor) zu erwerben. Die Doktoren endlich haben im kaiſerlichen Palaſte eine letzte Prüfung zu beſtehen, in Folge welcher ſie zum Mitgliede des kaiſerl. Collegs der Han-lin erhoben werden können. Der Kaiſer aber wählt demnächſt ſeine Miniſter und Vizekönige unter den Han-lin's, die Bezirksverwalter unter den Tsin-ssé's, und die niederen Mandarine unter den Kiu-jin's.

Die vier Hauptminiſter des Kaiſers bilden nun die innere Kammer des höchſten Rathes, und vereinigt mit einer gewiſſen Zahl von Beiſitzern — den großen Staatsrath. Neben dieſem gibt es noch ſechs beſondere Rathscollegien (Lou-pou), nämlich: den Rath der Mandarine, der die Perſonalien der Verwaltung beſorgt, den Rath der Einkünfte, den Rath der Ceremonien und Ritualien, den Kriegsrath, den höchſten Rath der peinlichen Rechtspflege und den Rath der öffentlichen Arbeiten.

Außerdem hat noch ein Amt der auswärtigen Angelegenheiten (Li-fan-yuen) die Verhältniſſe des Reiches mit dem Auslande zu reguliren, und ein Cenſoramt (Tu-tscha-yuen), welches aus 50 Mitgliedern beſteht, die Verwaltung der Provinzen zu beaufſichtigen und darüber dem Kaiſer zu berichten. Dieſe Cenſoren ſind die einzigen im ganzen Reiche, welche die Handlungen der höchſten Staatsgewalt tadeln dürfen — ohne dadurch das Leben zu verwirken.

So findet die Hierarchie des Gelehrten-, und naher des Beamtenſtandes, — der das Wiſſen, das Selbſtbewußtſein des Mittelreiches conſtituirt, in dem Tu-tscha-yuen gleichſam ihr Gewiſſen, welches an des Himmels heilige Geſetze zu erinnern befugt, die vom Himmel herabſteigende, vom Kaiſer bis zum Hausvater ſich abſtufende Herrſchgewalt mittelſt des, von unten nach oben ſich geſtaltenden Gelehrtenſtandes, durch die geiſtige Macht der Cenſoren an den Himmel wieder anknüpft.

Zur Aufrechthaltung dieſer Staatsordnung im Inneren und zu ihrer Vertheidigung gegen die äußeren Feinde iſt gegenwärtig der Wehrſtand in folgender Weiſe conſtituirt. Der Oberfeldherr (Tsiang-kiun) des eigentlichen aktiven Heeres befehligt 8 Abtheilungen, jede aus 10,000 Tartaren beſtehend, die auf ähnliche Weiſe bis zum gemeinen Soldaten ſich abſtufen, wie das bürgerliche Heer der 18,000 Mandarine vom Kaiſer herab bis zum Amtmann des einzelnen Bezirkes. Wie in dieſem Beamtenheere das Wiſſen, ſo bahnen im Kriegsheere den Weg zu den höchſten Würden die körperliche Kraft, die Fertigkeit im Bogenſchießen und im Reiten, der Muth und Eifer bei Unterdruckung der nicht ſeltenen inneren Aufſtände. Neben dieſem ſtreng disciplinirten, ſtets ſchlagfertigen tartariſchen Heere iſt die urſprüngliche Nationalbewaffnung noch als eine Art von Landwehr vorhanden, die aus 6 bis 8malhunderttauſend Chineſen beſteht. Dieſe, ihren Hausſtand und ihr Nahrungsgewerb nicht verlaſſend, beziehen nur eine ſehr geringe Löhnung, ſind aber auch zum wirklichen Kriegsdienſte ſehr wenig brauchbar. Da ihnen die Staatsmaxime immer wiederholt wird: „ein kühner Soldat, der einen verwegenen Muth beſitzt, müſſe geſtraft werden" —; ſo kann man wohl ſagen, die Nationalgarde der Chineſen fürchte immer, Muth zu haben. —

Dies iſt gegenwärtig die Staatsverfaſſung des chineſiſchen Reiches, die in vielen weſentlichen Beziehungen an die ſtreng autokratiſche Einrichtung des ruſſiſchen Kaiſerthums erinnert, nur mit dem bedeutenden Unterſchiede, daß die Tartaren hier den mächtigſten Theil des Reichsadels bilden und der Kriegerſtand in gleichem Maße das Übergewicht erſetzt, wie in China der Stand der Gelehrten.

Im Mittelreiche tendirt der ganze Staatsorganismus auf Erhaltung des inneren bürgerlichen Friedens durch ſtrenge Bewahrung des uralt Herkömmlichen. In Rußland iſt die Einrichtung durchaus militäriſch und erzielt faktiſch die Nation zu einer ungeheuren Kriegsmacht. Während in China vielleicht eine Million Literate den Pinſel ſenken, um ihre bernirte Weisheit in zierlichen Schriftzeichen auf zartes Seidenpapier niederzulegen, — erhebt ſich in Rußland eine Million Bajonette, die einem einzigen unbeſchränkten Herrn dienſtbar, mit ihren Spitzen bereits Teheran, Stambul und die Hauptſtadt des fernen Occidents beſtreift haben, und unter den Befehlen eines eroberungsluſtigen Helden die alte Welt ebenſo mit Krieg überziehen könnten, wie China mit ſeinen Gelehrten nur dadurch ſo lange ſeinen inneren Frieden bewahrt, daß es, durch ungeheure Wüſten, Meere und Gebirge von der übrigen Welt geſchieden, einem abſoluten Conſervatismus oder Quietismus gehuldigt.

So bilden China und Rußland durch die indifferente Wüſte geſondert, die äußerſten oſt-weſtlichen Pole des alten Aſiens, einander weſentlich verwandt und doch auch weſentlich entgegengeſetzt, während das öde, ſtarre Siberien, mit ſeinen Unglücklichen und Sträflingen den Nordpol bildet zu dem weichen, brahminiſchen Indien mit ſeinen Schätzen uralter, geiſtiger Bildung, und ſeinen Muni's, ſeiner Prieſterherrſchaft und ſeinen Hospitalern für — leidende Thiere! — Wie ſtrenge indeß in jenen zwei coloſſalen Autokratien im Südoſten und Nordweſten von Mittelaſien — die mandariniſche und militäriſche Disciplin auch gehandhabt und Alles — vor Allem auf Wahrung des unbedingten Gehorſams berechnet wird, ſo beſtätigen doch die Angaben des Hrn. Davis in Beziehung auf China, was die Geſchichte in Bezug auf Rußland und mehrere andere europäiſche Länder erwieſen, daß da, wo den menſchlichen Kräften und Strebungen im Inneren kein zureichender Spielraum geſetzlich geſichert, wo nach Außen ihr freier Verkehr mit den fortſchreitenden Völkern völlig oder theilweiſe gehemmt wird, im Verborgenen ſich krankhafte Zuſtände entwickeln, die früher oder ſpäter für den bisherigen Staatsmechanismus zu einem lebensgefährlichen Ausbruch gelangen.

So berichtet uns Davis von mehreren geheimen Geſellſchaften in China, von denen die am weiteſten verzweigte, die der San-ho-hoei (der Drei-Einigen) weit gefährlicher noch als die der weißen Lilie und der himmliſchen Vernunft, die gewaltſame Abſchüttlung des tartariſchen Joches beabſichtigt und dem jetzigen Kaiſer keine geringe Beſorgniß erweckt. Daß anderſeits dem Vernehmen nach — auch in Rußland im Stillen ſich ein Gegenſatz zwiſchen altruſſiſchem und tartariſchem Adel, zwiſchen Moskau und Petersburg entwickelt habe, iſt der Natur der Sache nach nicht für unwahrſcheinlich zu halten. Es würde dies einer leicht wahrnehmbaren Tendenz der neueſten Zeit entſprechen, in welcher in faſt ganz Europa die Nationalitäten ſich in ihrem eigenthümlichen Weſen zu erfaſſen und demgemäß zu geſtalten beſtrebt ſind. Zu den merkwürdigſten welthiſtoriſchen Thatſachen würde es aber gehören, wenn dieſe Tendenz jetzt ebenſo im fernen China ſich regte, wie vor länger als zwei Jahrtauſenden faſt gleichzeitig mit Sokrates — Kong-fu-dſü ſich als Moralprediger im Reiche der Mitte erhoben. —

J. W. Carové.

Iſt der alte Kant todt, oder lebt er wieder auf?

(Beitrag zur Geſchichte der Philoſophie mit Bezug auf die Geſchichte unſerer Zeit, von Profeſſor Dr. Joſ. Schram, k. Bibliothekar zu Bonn. Bonn 1836).

Eine leſenswerthe Schrift, welche Aufmerkſamkeit und Dank verdient! Der Verfaſſer iſt kein überſchwenglich metaphyſiſcher Prediger, der ſich in abgeborgten taumelnden Redensarten abquält, die Wirklichkeit zu verſöhnen, und zu beweiſen, was kein Menſch zu wiſſen verlangt; er iſt kein ſchneidend abſprechender Choriſt irgend einer abſterbenden philoſophiſchen Schule, der die Excerpte ſeiner Zeitſchriften-Lektüre mit den Reminiſcenzen ſeiner Collegienhefte copulirt, und dabei ſich einbildet, von der Höhe des Zeitgeiſtes herab die Welt mit ſeinen Sonnenblicken zu erquicken, oder wohl gar als der lebendige Ausſpruch des Weltgeiſtes ſelbſt ſich vernehmen zu laſſen; auch ſchreibt er nicht, wie einer vom lieben Handwerke, in Modephraſen ſo mit, und berechnet Woch' ein, Woch' aus ſeinen Antheil an der gedruckten Konverſation bogenweis, noch dient er für das herkömmliche Fach der Philoſophie in der Linie der Tagesliteratur — nichts von dem allem! Er hat geſchrieben, ſo ſcheint es, ohne eben zuerſt an den Druck zu denken; er hat gedacht ſich ſelbſt zu genügen und Verſtändigen verſtändlich zu ſein; er legt klar und beſcheiden ſein innigſtes Anliegen ernſten Denkern an's Herz in edler, männlicher Sprache; behält ohne Stelzengang und Wolkentreterei immer feſten Grund unter und freien Himmel über ſich, und wagt es — dies iſt die Haupttendenz der ganzen Arbeit — ohne über die neuern Syſteme geringſchätzig abzuurtheilen, zuverſichtlich in unſern hellſehenden Tagen über die längſt als abgeſtorben angeſehene Kantiſche Philoſophie gleichſam einen Lebensſchein auszuſtellen.

Dies iſt in meinen Augen ein wirkliches Verdienſt und ein rühmliches Zeichen ſelbſtſtändigen Urtheils, das auch gegen den breiten und zähen Strom der Tagesmeinungen zu ſchwimmen Muth hat. Er thut es auf die Gefahr, wie die Stimme des Predigers in der Wüſte zu verhallen. Immerhin! macte tu virtute tua. Viele wird er freilich nicht bekehren; aber in dieſen Dingen gilt die Majorität gar nichts, und ſein μετανοεῖτε wird nicht verloren ſein.

Er ſtellt ſich ſelbſt als einen einfach denkenden Laien dar, der auf ſeinen aus der Quelle naturgemäßen Bewußtſeins ſchöpfenden Menſchenverſtand baut, und ohne Künſte der Schule die Ergebniſſe des großen Meiſters eben ſo gegen die thurmhohen ſyſtematiſchen Künſteleien, als gegen die falſchen Anklagen vertheidigt, welche die ephemeren Modephiloſopheme ſeiner meiſten Nachfolger zu Tag gefördert, und die Legion der Nachſprecher zum Überdruß breit und ſeicht getreten haben. Er überläßt es den ſtets von neuem ſich ſelbſt Verheißenden, die aber kein Menſch auf Erden mehr erwartet, den Zuſammenhang Gottes mit der Welt um die Wette gründlich zu erklären und am Ende Pſychologie und Phyſiologie des Makro- und Mikrokosmus in eine einzige wiſſenſchaftliche Aufgabe zu zwängen. Ihm iſt die einfache Vorausſetzung des menſchlichen Geiſtes feſt und genug, daß die Nothwendigkeit der Überordnung der Geiſterwelt über die Körperwelt nicht aus menſchlicher Vernunft allein, ſondern damit auch aus göttlichem Geſetz entſchieden feſtſteht, und ſomit hat der bis jetzt durch Begriffe unaufgelöſ'te Dualismus beider Lebensanſichten einen feſten Boden und auf dieſem eine Lichtwelt, die im unbetretbaren Sanktuarium des Reiches Gottes die ewigen Geſetze tief begründet glaubt, wovon nur unſer Inneres Kunde gibt. In dieſer Zuverſicht, die vom Himmel ſtammt und im Menſchengeiſt unverſiegbar wohnt, will er ein Wort der Einigung ausſprechen und in einer Zeit, welche allzuſehr in die Mittel und Genüſſe ſich verliert, an die unſterbliche Jugend der geiſtigen Ideale erinnern, die kein ſpottender Skepticismus, kein gottloſer Materialismus und, was eben ſo ſchlimm, kein dialektiſch alles indifferenzirender Pantheismus je unkenntlich machen und verwiſchen wird. Sittlichkeit und Religion ſind die ewigen Pole des Lebens; aller Kunſtfleiß und alle Theorie dient nur der Vermittlung der Zwecke. Dieſe ſollten, klar erkannt, als die gebietenden anerkannt werden. Denn ſelbſt die Philoſophie iſt nur Theorie; ſie darf ſich nicht an die Stelle des Lebens ſelber drängen, welches ſie nur erklären ſoll. Die richtige Unterſcheidung deſſen, was das wahre Leben ſelber iſt und deſſen, was ihm nur als Mittel dient, die richtige Unterſcheidung der religiöſen, ſittlichen und äſthetiſchen Ideen, welche in allen zahlloſen Verſchlingungen und Vermittlungen dem praktiſchen Leben unabweisbar gebieten ſollen, und anderſeits aller Theorie mit der Architektonik aller Wiſſenſchaften, welche die innere und äußere Natur dem menſchlichen Geiſt überall zu gehorchen lehren, dies iſt das große, philoſophiſche Bedürfniß unſerer an techniſcher Erfahrung und mancherlei wiſſenſchaftlicher Ausbildung ſo reichen, aber in Ziel und Beſtrebung babyloniſch verwirrten, vielfach zerſplitterten und in Dingen der Philoſophie ziemlich müd, haltungslos und matt nachphosphorescirenden Zeit.

Noch nie in der Weltgeſchichte ſind alle Zweige des menſchlichen Wiſſens zugleich ſo ausgebildet worden, und ſo ausgebreitet geweſen; noch nie haben ſo viele Aufgaben zugleich ihre Löſung und unmittelbare Anwendung im Leben verlangt; noch nie wurde das Bewußtſein ohne concentrirenden Überblick ſo vielfältig aufgeregt und ſo widerſprechend belehrt; noch nie begegneten ſich, bei aller Sehnſucht nach Harmonie, Anſichten, Wünſche und Bedürfniſſe in ſo ſchneidenden Mißklangen und ſo allgemein, ſo daß bei oft ſcheinbarer Apathie und oberflächlicher Beruhigung jeder unvorhergeſehene Anſtoß weithin den Brand des Meinungskampfes und heftiger zu ſchüren droht. Was iſt nicht alles erlebt, was nicht Alles geſagt und geſtritten worden? So Vieles iſt da geweſen, und doch iſt das Vernünftige immer neu und allein geſund. Freilich nur für die Vernünftigen und Geſunden. Ernſt und Tiefe der Lehre entſcheiden nicht immer; auf Sammlung und Belehrung iſt es nicht immer abgeſehn. Die Leſewuth ſchwelgt in reizender, unterhaltender Lektüre, und ſo wird beſonders in der Philoſophie lange Zeit die ächte Forſchung ſchimmernden Blendwerken weichen müſſen, welche die Mode bringt und die Mode aufhebt. Nach den langen und ſchweren Kriegen gedeihen die Künſte des Friedens; die materiellen Intereſſen werden ſorgſam gewahrt und die Wunden nach und nach geheilt, welche der Zeitgeiſt geſchlagen. Der Wohlſtand ſteigt; die Ordnung befeſtigt ſich: die Bildung ſchreitet fort. Indem Kirche und Schule, Gericht, Handel und Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften, Geſetzgebung und Erziehung in regem Fortſchreiten begriffen ſind, wechſelt der Streit der Anſichten und Partheien unaufhörlich und weiſ't beſtändig auf die oberſten Principien hin, über welche die Philoſophie ihre Belehrung zu geben hat. Dieſe aber läßt einen ſehr verworrenen Chorus bunt durcheinander ſchwankender Anſichten vernehmen und friſtet, wie Erbauungen, Theater, Zeitſchriften u. ſ. w. ihr fortvegetirendes Daſein, weil ſo etwas eben einmal da iſt. Und doch wäre nie eine geſunde und kräftige Philoſophie, als oberſter Kaſſationshof, nöthiger geweſen. Alle Vorarbeiten ſind fertig; das Ende der Geſchichte der Philoſophie iſt ſchon mehrmals verkündigt worden. Wird nicht ihr neues Evangelium bald kommen? Daraufhin weiſ't auch des Verfaſſers Rede.

Er gibt kein Syſtem; er fordert nur zu reiflicher Prüfung eines bekannten auf, das man meiſtert und für abgethan ausgibt, obgleich in ihm Lebenskraft genug iſt, ſo viele neue zu erzeugen und ſämmtlich zu überdauern. Er ſpricht keine Schulſprache, braucht keinen Formelkram, und ſieht durch das Balkenwerk der Syſteme richtiger, als im überkommenen Syſteme befangene Jünger oder frühreife Meiſter, welche ſtatt erſt zu lernen und zu prüfen, aus den eingeriſſenen Trümmern gleich bauen wollen. Er ſieht das letzte Ziel der Philoſophie im Sieg über den Aberglauben, wie über den Unglauben, ſieht aber die ungenügenden Philoſopheme des Tags beiden geſchäftig und blind in die Hände arbeiten, indem unklarer und kranker Zelotismus oder das baare armſelige Philiſterthum des goldenen Kalbes Folge ihrer verfehlten Beſtimmung iſt.

Es gibt nur **eine** Philoſophie; die Kantiſche Lehre führt ihm richtig weiter gebildet auf dem nächſten Wege zu ihr. Man ſagt ſich zwar vielfältig einander nach, ſie ſei verſchieden, eine trockne Mumie; aber die Ausſtellungen und Einwürfe, welche im Schwange ſind, laſſen ſehr bezweifeln, ob man Kant ſelbſt richtig und im ganzen Umfang verſtanden habe. Voreiliges Ausbeuten dieſes reichen Schachts und verfälſchte Nachrichten aus zweiter Hand führten vom rechten Wege ab. Jetzt werden die Kritiken ſelten mehr ganz und im Zuſammenhang ſtudirt; man ſchlägt nur nach, um nach den vererbten falſchen Traditionen weiter zu kritiſiren. Die wahre Abſicht der großen Unternehmung iſt dadurch verhüllt geblieben, und bei der Tiefe, dem Umfang und der Trokkenheit dieſer ſtrengwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen ſind Einſicht, Tiefblick und Reſignation eben ſo ſelten, um die ganze Arbeit von neuem zu beginnen, als die Anerkennug ſchwer errungen werden konnte, falls ſie gelungen wäre. Der Grund und Ertrag alles menſchlichen Begreifens und Erkennens war durchforſcht worden, um durch den Beweis des Grundes von der Unerkennbarkeit des Anſichs der Dinge den Grund des Glaubens und der Ehrfurcht vor dem Überſinnlichen zu befeſtigen. Dies Ziel ſchien nicht belohnend, ja abſchreckend und troſtlos. Denn ihr Endergebniß war eine nie zu füllende Kluft zwiſchen der Wiſſenſchaft und der lebendigen Weltbetrachtung, in der wir leben und ſterben. Nur ſtreng mathematiſche Ausbildung der Wiſſenſchaft und ächte Geſundheit der Geſchmacksbildung können das ergründen und begründen.

Philoſophiſcher Dilettantismus wird immer von neuem die Ikarusſchwingen verſuchen.

„Die Unvergleichlichen
Immer weiter wollen ſie
Stets im Unerreichlichen“

im Abſtrakten, Subjektiven, im Spiel des eignen pſychologiſchen Mechanismus, welches mit aller Gewalt die objective Welt Gottes ſein ſoll. Da mußten die leeren Formen der Logik und Metaphyſik die Kluft ausfüllen und Alles umſchließen, was Traum und Erfahrung, Wiſſenſchaft und Kunſt, Himmel und Gemüth, Natur und Geſchichte je gegeben haben und noch in alle Fernen erſchließen werden. So wollten Fichte, Schelling, Hegel und Legion das Wie des Weltalls aufdecken und Gott und Welt, Theorie und Religion mit alten und neuen Redensarten in ein All zuſammenſchließen. Der Verfaſſer findet die Luftſchifferei halsbrechend und bodenlos, doch ſpricht er mit Achtung von den Unternehmern. Von den neuern werden **Gruppe** und der jüngere **Fichte**, als die neueſten Demiurgen beurtheilt, deren Wendepunkte aber ſchwerlich näher zum Ziele führen. Mit Recht! denn jener ſteuert auf einen neuen hylozoiſtiſchen Skepticismus los, und dieſer predigt gegen Hegel, deſſen Rückſeite er copirt. Gewiß: die Guten ſind die Beſten, und mit Gott es halten iſt das Beſte! Wunderbar, daß der Verfaſſer von **Herbart**, **Schleiermacher** und beſonders von **Fries** ſo wenig zu rühmen hat. Da ſind doch ganz andere Schätze aufgeſtapelt, und der ganze wiſſenſchaftliche Apparat in ſeinen Grundgedanken zu erhärten, ganz anders als in dieſen modernen philoſophiſchen Putzläden voll Rhetorik, wo alles, was vorhanden, zur Schau ſteht und nicht viel dahinter iſt. Auch hat er die Bedeutſamkeit der fleißigen und gründlichen Bearbeiter der Geſchichte der Philoſophie wie Brandis, Ritter, Reinhold d. J. unter Andern nicht angedeutet. Ihre geſchichtlichen Nachweiſungen können doch auch zur Beſinnung führen, wenn gleich ſpät. Denn bei uns kommt vor der Menge der berufen und unberufen Mitſprechenden nicht leicht einer, und wenn er auch ein Kant wäre, zum vollen Wort; Buch wird auf's Buch gepropft, und ſo wirbelt und verſchwimmt das Gediegenſte in's Unkenntliche. O pythagoräiſches Gebot des Schweigens! Die Philoſophen brauchten ganze lange Jahre zur Sammlung und ſtillen Prüfung; nur in den Jubeljahren dürften die großen Arbeiten auf den beweglichen Markt des leſenden Publikums.

(Schluß folgt).

Notizen.

⁂ In der Haushaltungsrechnung des deutſchen Kaiſers im 16. Jahrhundert kommen vor: „Der verwittweten Kaiſerin zum Schlaftrunk alle Abende 12 Maaß ungariſchen Wein; den Papageien des Kaiſers das Brot einzuweichen 2 Faß Tokaier, zum Bade 15 Eimer Weins.“ In den Küchenrechnungen jener Zeit findet man 4000 Gulden für — Peterſilie. (A. M. Z.)

⁂ Eine *Revue Africaine* erſcheint jetzt in Paris und iſt bereits bis zur — zweiten Nummer fortgeſchritten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 5. 1837.

Phönix.

Freitag, 6. Januar.

Die Quelle der Verjüngung.

(Novelle).

Der alte Grünehain war Gefangener in ſeinem eigenen Hauſe. Sein Freund, der Doktor, vor deſſen Auctorität die Dienſtleute eben ſo großen, wo nicht noch größeren Reſpekt hegten, als vor dem alten Grünehain ſelbſt, hatte dieſen für einige Stunden im Nebenſtübchen des Comptoirs förmlich conſignirt; wie einem Karthäuſer wurde dem Gefangenen das Gabelfrühſtück durch die Öffnung am Zahltiſche hineingeſchoben; der Doktor aber ſtolzirte mit dem Schlüſſel in der Taſche zuweilen vor dem Käfige vorbei, und ſeine Miene verkündigte Geheimniß und Überraſchung. Der alte Grünehain hörte Schritte auf der Treppe auf und nieder, lauſchte beklommen, freudig, — ſchalt ſich ſelbſt einen Thoren und horchte doch wieder in der ſonderbarſten Aufregung. „Ja, es iſt gewiß! Ich kenne den Tritt; — wer könnt' es denn anders ſein.“ — Aber gleich darauf knickte er wieder in ſich zuſammen, neigte, bitter lächelnd, den ſchneeweißen Scheitel, und ſprach leiſe vor ſich hin: „Es wäre ja grauſam, mit meiner Schwäche Spott zu treiben. Was kann ich denn dafür, daß ich ein Herz im Leibe habe? Aber es ſollte es Niemand mißbrauchen, daß ich ſo alt bin, Niemand ſollt' es!“ Die Stunde, wann in Grünehain's Hauſe gewöhnlich zu Mittag gegeſſen wurde, ging vorüber, ohne daß geſchellt wurde, und noch eine, und wieder eine. — — „Wenn's aber doch ſo wäre?“ dachte der Alte, und ſeine matten Blicke phoſphorescirten und ſeine ſchlaffen Muskeln zuckten in neuer Spannkraft. „Weßhalb würde er's thun, und juſt heute? Was hat ein Tag vor dem andern voraus? Nur einen beſonderen, g[illegible]ichen gibts, den der Wiedergeburt, und den erlebe ich in dieſem hinfälligen Leibe nicht mehr.“ Deſſenungeachtet beunruhigte ihn das wunderliche Treiben ſeines Jugendfreundes des Doktors, peinigte ihn durch — Hoffnung, und ſeine Schwäche gab ſich weniger durch dieſen Wechſel von Troſtloſigkeit und Hoffnung als dadurch kund, daß er ſich ärgerte, in ſeinem eigenen Hauſe wie ein Kind behandelt zu werden; er machte dieſem Verdruße Luft, indem er heftig an der Klingel riß und einen ſeiner Untergebenen nach dem andern mit der Frage anpolterte: „Wer iſt Herr im Hauſe? Weſſen Brot eßt ihr? Was ſoll die Geheimnißthuerei? Wartet nur, bis ich komme und zuſehe! Wer bin ich denn? Wer hat euch geheißen, die Thüre zu verſchließen?“ Und wenn ſich ſeine Leute auf den Doktor beriefen, rief er heftig: „Was gar! — Ich bin ſo viel, wie der Doktor. Was geht euch der Doktor an? Er iſt kindiſch, das macht das Alter bei ihm. Ich bin, Gott ſei Dank, jünger, — — — — und wenn ich ihm ſeine Grillen nachſehe, ſo iſt das noch kein Grund für euch. Aber was ſteht ihr da? Hört ihr nicht oben ſchellen? So rührt euch doch von der Stelle.“

Dann ging er, ſo viel ſeine Füße und der enge Raum des Stübchens es erlaubten, heftig in demſelben auf und nieder, ſank endlich auf den breiten Armſtuhl nieder und ſprach ſeufzend: „O mein Gott, mein Gott! Laſſe mich nicht vor der Zeit kindiſch und hinfällig werden; ich bin ja noch nicht ſo alt, noch nicht einmal ſo alt wie der Doktor. Ich weiß gewiß, du gibſt mir ihn wieder, — — — wär's denn doch wirklich heute gar? — — — — Und hätt' ich ihn dann endlich, endlich wieder, und wäre mein Arm dann zu ſchwach, ihn feſt an dies Herz zu drücken, und ſchlüge dies Herz dann nur noch ſo leiſe, daß er an den matten Pochen nicht ein Vaterherz zu erkennen vermöchte, und wäre mein Auge dann ſo blöd, daß es die Züge des Sohnes nicht mehr unterſcheiden könnte! O lieber den Tod, als ſolch ein Leben nach ſo langem, treuem Hoffen und Harren! Aber ich will noch nicht ſterben, ich will noch nicht hinfällig werden, o Gott, o mein Gott! — — — —“ Und in der Haſt der Angſt, ja des Abſcheues vor dieſem Gedanken, fing er an, an allen Gliedern heftig zu zittern; er wollte ſeine Kräfte zuſammennehmen, dieſe Anſtrengung und der Ärger über die Empfindung ſeiner Hinfälligkeit erſchütterten ihn noch mehr, es dunkelte ihm vor den Augen; er ſank ohnmächtig in den Stuhl zurück.

Zwei Minuten lag er in dieſem Zuſtande, als die Schelle, deren Klang ſonſt die Hausbewohner zum Mittagstiſche berief, heftig gezogen wurde. „Er kommt,“ rief er, plötzlich wieder wach, und eine milde jugendliche Heiterkeit verklärte das Antlitz des Greiſes. „Wo iſt er, wo iſt er?“ ſprach er haſtig, als er das Knarren des Schlüſſels im Schloſſe hörte. Da ging die Thüre auf, und vor Grünehain ſtand ſein Freund der Doktor, in einem Staate, welcher der Mode der achtziger Jahre des verfloſſenen Jahrhunderts angehörte, ſo ganz mit aller Zierlichkeit und Sorgfalt eines damaligen jungen Elegants war er coeffirt und herausgeputzt, ſo daß ſich ein altes Familienbild belebt zu haben ſchien. Mit der ſteifen Höflichkeit jener Zeit bot der Doktor ſeinem Freunde den Arm, und führte ihn durch die Reihe der im Spalier aufgepflanzten, ſämmtlich mit Blumenſträuschen und großen Bandſchleifen feſtlich geputzten Diener und Hausgenoſſen zum Comptoir hinaus und die breite Treppe hinan, welche mit Teppichen belegt und durch zahlreiche hohe Südgewächſe und Blumen, die in zierlichen Töpfen zu beiden Seiten ſtanden, in einen Garten verwandelt war. An der Thüre des Speiſeſaales empfing die alte Haushälterin, gleichfalls im Coſtüme der Mode von 1780 die Kommenden mit ſteifen Complimenten; die Flügelthüre rauſchte auf, und der alte Herr ſah eine reichbeſetzte Tafel vor ſich, mit vielen Gedecken, die Bedienten vertheilten ſich hinter die Stühle, auf welchen — mit Ausnahme des Hausherrn, des Doktors und des Comptoirperſonals — ſtatt lebendiger Gäſte, ſämmtliche Familienbilder in prachtvollen goldnen Rahmen Platz genommen hatten.

„Was iſt das?“ ſprach Grünehain zitternd, ſeine matten Blicke ſuchten nach dem lebendigen Sohne und die ſchweren Augenlieder ſanken mitleidig vor den Sternen nieder, um den Alten die Traumdämmerung, die, aus der Seele herauswallend, vor ſeinen Sinnesorganen täuſchend zu weben begonnen, noch eine kleine Weile fortgenießen zu laſſen. Aber da ſchnitt es ihm wie ein Krampf in die Herzmuskeln, eine erſtickendrohende Beklemmung kam über ihn, Angſtſchweiß trat auf ſeine Stirne, er wankte, die Arme des wunderlichen alten Freundes hielten ihn aufrecht und ſtützten ihn wie eine Leiche unter vielen geputzten Leichen.

„Lebrecht! Lebrecht!“ rief der Doktor beſorgt, — „was kömmt dir an? — — Heda, Liquor herbei! — Waſſer! — — Kennſt du den alten Querkopf nicht mehr, der dich in den Armen hält, ſtatt Weib und Kind, ſtatt Bruder und Schweſter! — — — Den Teufel auch, — — —“ unterbrach er ſeine eigene Weichmüthigkeit, als er bemerkte, daß Grünehain die Augen wieder öffnete; „haben wir denn jetzt Zeit, krank zu werden? Ah, pah, haſt ein bischen lange auf's Eſſen gewartet, das iſt alles; meiner Treu, mir ſelbſt iſt ganz flau... Das muß ich wiſſen, ich, ein alter Brownianer. Alſo, heda, den Ehrentrunk!“ Und nun führte er den betrübten Freund zu ſeinem Platze am Tiſche, ein Diener brachte auf ſilbernem Credenzteller köſtlichen alten Johannisberger. „Der feiert heute auch ſein Jubiläum,“ rief er, den Römer hebend, — „auf das Wohl meines Jonathan! Kling an, mein Jubilar, du meine erſte und letzte Liebſchaft auf Erden. Haben wir doch ein halbes Jahrhundert lang Freud und Leid aus einem Kelch getrunken!“ —

„Jubilar?“ ſprach Grünehain, verwirrt den Kopf ſchüttelnd, leiſe vor ſich hin, indeß der Römer, den er gedankenlos ergriffen hatte, aus ſeinen zitternden Fingern auf den Credenzteller nieder glitt, und ſah verwundert dem Jugendfreunde in das Auge, das bei ſo manchem Schneelichte, ſo manchem Blitzſcheine des Schickſals ſo friſch geblieben war, als hätte es ſtets nur in Maiengrün geblickt.

„Ja, Jubilar!“ rief der Doktor, wie verklärt, „deine goldne Hochzeit iſt heute, mein Lebrecht, und dein vierundſiebenzigſter Geburtstag, und das muß celebrirt ſein, ſo hab' ich mir's ausgeſonnen. Es iſt ein Familienfeſt, und da ich ſozuſagen doch auch ein Stück Familie bin, ſo hab' ich's angeſtiftet...“ Er hob den Römer, der alte Grünehain faßte auch den ſeinigen, und ſetzte ihn an die Lippen; eine Thräne fiel in den Wein. „Meinen Todten!“ ſprach er leiſe dazu.

„Als ob 's einen Tod gäbe!“ erwiederte der Doktor; „ich läugne ihn friſchweg, — geſchieden iſt nicht verloren...“

„Nein, nicht verloren!“ bekräftigte der Jubilar heftig; er dachte an ſeinen fernen Sohn; der Arzt fuhr fort: „Drum ſagte ich: deine goldne Hochzeit iſt heute. Du feierſt ſie hier, deine Leonore dort, — oder wer weiß, ob nicht auch hier, an deiner Seite ſogar, freilich: ſiehſt du ſie nur nicht. Darum hab' ich die Bilder herumgeſtellt. Wenn mir ein Bruder fern iſt, ſo denk ich am Weihnachtsabend an ihn, nicht, als wär' er mir auf ewig verloren, ſondern ſo lebhaft lebendig, als ſäß' er mit mir am Tiſche. Was iſt die Trennung durch den Tod denn Schlimmeres? Weil wir unſre Lieben nicht vergeſſen können; drum leben ſie, wenn ſie nicht mehr vor uns und um uns ſein können, thun, was ſie wegen Fleiſch und Blut ſo lang nicht gekonnt, ſteigen in uns hinein und leben drinnen, ganz ungeſtört, uns ganz beſitzend, ganz von uns beſeſſen. Alſo unſeren Lieben, Lebrecht! — und nebenbei einem, der vor länger als fünfzig Jahren mit deiner Seele kopulirt ward, — auf der Schulbank, als du meine Schläge für mich übernahmſt, und ich die Penſa für dich. Vivat hoch! Auch die Freundſchaft hat eine goldne Hochzeit, wenn ſie im Feuer ausgehalten, wie Gold.“ (Fortſ. folgt).

Ueber den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen.

(Fortſetzung).

So glaube ich im Weſentlichen den Begriff der Sage überhaupt, und der Volksſage insbeſondere, wie derſelbe meiner Individualität klar vor Augen ſteht, entwickelt zu haben, und will nun zu zeigen verſuchen, wie die Volksſage ethiſch wirkt, d. h. wie ſie dem Volke ſelbſt zur Freundin, Lehrerin, Warnerin, Tröſterin wird, ja wie ſie in der Volksſtimme ſich als Gottesſtimme verkundigt.

Die Kindheit ſteht unter Engelſchutz. Dieſes ſchöne Princip des Volksglaubens, das man täglich im Volksleben ausſprechen hören kann, findet in unzähligen Sagen ſeine Belege; ich verweiſe hier nur auf das Kind am Falkenſtein, in meinem thüringiſchen Sagenſchatz. Bd. 2. S. 75. Die arme Mutter, Kräuter ſuchend, verläßt ihr Kind, dem ſie Blumen und Spielzeug giebt, auf hohem abſchüſſigen Fels; das Kind rutſcht ſpielend weiter, nach Kinderart, bis zu dem ſteilen Abhang; es ſtürzt herab, doch unbeſchadet, Engel beſchirmten es; mit beſonderen Blumen ſpielend, oder ruhig ſchlafend findet die entſetzte Mutter ihr Kind wieder. Ferner verweiſe ich auf die Sage von der verfluchten Jungfer bei Eiſenach, die ein Kind ſchützt. Th. S. S. 1. S. 121. Wie Gottes Engel einen Knaben in der Nähe von Zwickau ſpeiſ'te, führen Luther's Tiſchreden an.

Die Unſchuld ſteht unter Gottes Huth. Hierher gehören belegend die vorhin ſchon angezogenen Sagen vom Jungfernſprung; wo die verfolgte Unſchuld ſich rettet (Harz, Arnſtadt, Oybin und viele ähnliche); nicht minder die, wo die Strafbaren umkommen, aber die Unſchuldigen dem Verderben entzogen werden, wie in der Sage: Der heilige Sonntag (Grimm II. 232), wo eine ſchuldige Frau mit ihren Kindern verbrennt, während ein Kind in der Wiege durch Gottes Gnade erhalten wird; ebenſo die Sage vom Kindelberg in Weſtphalen (Grimm II. 134), auf welchem frevelnde Ritter Gott verſuchen, die dann alle an der Peſt ſtarben, bis auf ein ſchuldloſes und frommes Geſchwiſterpaar. Wer ſollte nicht auch an die Roſen der heiligen Eliſabeth denken? Zeigen doch hierher auch faſt alle Sagen von Ordalien!

Treue Pflichterfüllung findet ihren Lohn. Dies bewahrheiten viele Sagen, der Volksglaube beſtätigt es. Wer auf Berufswegen geht, den können die Geiſter weder irren noch ſchädigen, unzählige Bergmanns- und Jägerſagen deuten darauf hin. Redliche arme Hirten thun reiche Funde; guten Menſchen erſcheinen und dienen willfährige und hülfreiche Geiſter, und bleiben treu, ſo lange nicht Vorwitz und Übermuth ſie vertreibt. Der fröhliche Muth und das gute Gewiſſen, die aus redlicher Pflichterfüllung hervorgehn und ſich zum getroſten Vertrauen ſteigern, haben Glück und Segen. Dies dokumentiren die zahlloſen Sagen von Muſikanten, welche den in Burg und Berg und Höhle verzauberten Königen und Prinzeſſinnen Ständchen bringen; grüne Zweige, die ſich den Vertrauenden in Gold verwandeln, belohnen ſie reichlich. Die Geiſter wollen Muth und Vertrauen von den Menſchen, ohne dieſe hilft keine Springwurzel, keine Glücksblume, keine Zauberformel. Nur der Muthige nimmt aus dem Kreiſe der ziſchenden Schlangen die güldne Krone vom Haupt der weißen Schlangenkönigin, nur er küßt dreimal die Drachengeſtalt der verwünſchten Prinzeſſin, nur er findet und erringt die magiſchen Wundermittel, die zur Erlöſung gebannter Seelen nöthig ſind ꝛc.

Armuth ſchändet nicht. Das gemeine Volk, überall mehr arm, als reich, bildet ſelbſt in ſeiner Tradition eine ganz natürliche Oppoſition gegen den Reichthum und die Reichen. Die Sage läßt redliche Arme reich und glücklich werden, ſei es durch aufgefundene Schätze oder durch Geiſtergaben. Die Reichen prangen im Glanz ihrer Hoffarth, und hundertfach variirt die Sage ihre Strafe. Das Volk übt im Gefühl ſeiner Unterdrücktheit, an die zu glauben es ſtets geneigt iſt, eine eigenthümliche Jurisdiction aus, dies zeigen ſchon die vielen dahin zielenden Sprüchwörter. Z. B. „Armuth ſtudiret, Reichthum jubiliret.“ „Armer Leute Freund will Niemand gern ſein.“ „Armer Leute Gäſte gehen zeitig nach Hauſe.“ „Armen hat nie kein Geld gebrochen, als nur am Sonntag und in den Wochen.“ „Armuth hindert der Ehren viel.“ „Kunſt ohne Geld iſt Affenſpiel.“ „Armuth lehrt geigen.“ „Reichthum iſt gut für Armuth.“ „Reichthum hat Adlersfedern, ſie laſſen ſich nicht bannen.“ „Mit leeren Händen fahet man keine Falken.“ „An Armer Hoffarth wiſcht der Teufel ſeinen H . . . .“

Und ſo Hunderte. Immer wird es der Arme, der Verlaſſene, der Hülfloſe, der Unterdrückte ſein, dem ſelbſt in der Sage der urtelnde Sinn des Volkes zu Hülfe kommt. Dem armen Zitherſpieler, welchem die heilige Kümmerniß ihren goldnen Schuh ſchenkte, als er vor ihr ſang, ſchenkt ſie auch den andern, als er, des Diebſtahls verdächtig, zum Tode geführt wird, und rettet ihn. Die Armen ſpeiſ't und kleidet Eliſabeth; die reichſten Fundgruben in Schachten und Stollen werden von armen und geringen Grübnern entdeckt. (Grimm II. S. 157) ſo wie ſie durch die Hoffarth der reichgewordenen Bergbauer wieder eingehen, wie die Gaſteiner Sage von der reichen Weitmoſerin beweiſ't (S. Maßmann: bairiſche Sagen I. 87).

Immer liegt die Moral in ſolchen Sagen: daß Segen bei dem Reichthum iſt, ſei er durch Arbeit oder durch Glück gewonnen, ſo lange derſelbe nicht mißbraucht wird, und nicht zu Verſchwendung, zu Übermuth und Frevel angewandt wird. Unverdiente Armuth hingegen ſteht in der Volksſage faſt immer ehrenhaft da. Dafür erſcheint mit ſchimpflicher Armuth geſtraft ſehr häufig hochfahrender und übermüthiger Reichthum.

Verfolgte, gekränkte und gemordete Unſchuld wird gerechtfertigt und gerächt. Auch hier geſtaltet die Sage ſich meiſt als Vertreterin der ſittlichen Weltordnung in dem Volksleben. Man denke an den Goldſchacht zu Reichmannsdorf, wo ein unſchuldiger Jüngling des Diebſtahls verdächtig gehängt wird, und die Mutter das Bergwerk verflucht, welcher Fluch ſich auch erfüllt; ſehr ähnlich wiederholt ſich dieſe Sage in der Gegend von Rains; auf dem Harz kam Gleiches vor (ſ. Grimm: d. S. II. 97), wo dem Rumpfe des unſchuldig Gerichteten ſtatt des Blutes zwei ſchneeweiße Milchſtröme entſprangen, ſeine Unſchuld an den Tag kam, die Gruben aber ſich verſchütteten. Als die Kaiſerin Kunigunde in Bamberg ihrem Gemahl, Kaiſer Heinrich d. H., bis zu der Stelle entgegenging, die man noch heute Kunigundens Ruhe nennt, und der Nahende ſie der Untreue beſchuldigte, nahm ſie ihren Trauring vom Finger, warf ihn nach dem eine Stunde entlegenen Bamberger Dom, und durch die große Glocke hindurch, zum Wahrzeichen ihrer unbefleckten Ehre; das Loch, durch welches der Ring flog, iſt noch zu ſehen; ſpäter beſtand die Kaiſerin ſelbſt die Feuerprobe. Hierher gehörig ließen ſich noch eine Menge Sagen anführen. Überhaupt lehrt und predigt immerfort in den lebendigſten Beiſpielen die Volksſage den folgenden Ausſpruch:

Weimar

Die Tugend wird belohnt, das Laſter beſtraft. — Hierher deuten wieder die Jungfernſprung-Sagen, dann aber hauptſächlich jene unzähligen von irrenden Geiſtern, Feuermännern und geſpenſtigen Schätzehütern. Das Volk übt ſein Gottesurtheil, es kennt das de mortuis nil nisi bene nicht. Wer unrecht Gut erwarb und barg, wer Geld erpreßte und die Armuth drückte, wer Grenzſteine verrückte und Furchen von des Nachbars Acker abſchnitt, wer in Feld- und Waldeinöden Unſchuldige oder auch ſich ſelbſt mordete, wer Vater- oder Geſchwiſtermord beging, der iſt der furchtbaren Vehme des Volksrichterſpruchs verfallen, und die Tradition läßt ihn keinen Frieden im Grabe, keine Seligkeit im Himmel finden; als Feuermann irrt er um die verrückten Grenzſteine; als wimmernder unſeliger Geiſt deutet er nach den Stellen, wo er ſeine Schätze vergrub, an ſcheinbar unbedeutende Kleinigkeiten iſt ſeine Erlöſung geknüpft, aber ſeine Erſcheinung iſt erſchwert, und jene demnach in Jahrhunderte hinausgerückt. Zum ſchwarzen Hund verwandelt, irren grauſame Jäger, tyranniſche Amtleute durch die Fluren. Mit Feuer ſtraft das Volk. Noch heute kann man im Hennebergiſchen die Redensart hören, wenn von einem despotiſchen oder ungerechten Beamten die Rede iſt: „Der muß auch noch einmal als feuriger Mann umgehen!“ Hierzu eine Menge Belege aus Grimm's deutſchen Sagen, namentlich: II. Sage 284 und 285, auch in J. Grimm's deutſcher Mythologie S. 515. „Ungerechte Landmeſſer ſieht man mit langer Feuerſtange in den Furchen auf und abſchweben und gleichſam das Vermeſſene nachmeſſen; wer ſeinem Nachbar abgepflügt, wer den Stein verrückt hat, den trifft der Fluch umzugehen als Irrwiſch. Beim Pflügen zweifelhafter Schnade (Raine) hört man daher unter dem Volke die Redensart: „Ik mag nut ſpuken gan.“ — Wer unrecht Maaß oder Gewicht gebrauchte, muß ebenfalls umgehen, und ſolche läßt mehr als eine thüringiſche Sage in klagenden und ſchreckhaften Ausrufen: „Drei Metzen für ein Maaß! Drei Quart für eine Kanne! Drei Viertel für ein Pfund!“ durch die Orte wandeln, wo ſie betrogen und tauſchten. Wer falſchen Eid ſchwört, dem wächſt die ſchwörende Hand mit aufgereckten Fingern zum Grabe heraus, dies iſt allgemeiner Dorfglaube.

Nie malt die ächte Volksſage das Laſter reizend. Seine Perſonification iſt der Teufel, er lebt und webt in Sünde und Schande, er lockt zur Frevelthat, aber er iſt ſelbſt wieder in ſehr vielen Sagen deren Rächer. So kommt in dem Glauben an ihn die ethiſche Wahrheit zur Erſcheinung, daß die Sünde aus ſich ſelbſt die Strafe gebiert, wie Untreue, nach dem Sprichworte, ihren eignen Herrn ſchlagt. Doch verleugnet ſich auch in ſehr vielen Teufelsſagen der harmloſe friſche Mutterwitz, die Neckeluſt, der ſchalkhafte Humor des Volkes nicht, und ſpielt oft ſchadenfroh in mancher Sage dem armen oder dummen Teufel übel mit. Schwerlich hat eine andre Nation die Teufelsidee ſo vielſeitig ausgeprägt und in ſich verarbeitet, als die deutſche.

(Schluß folgt).

Fürſtliche Toleranz und Intoleranz eines legitimiſtiſchen Journaliſten.

Der Herzog von Nemours hat am 10 Dec. zu Algier den erſten Stein zum Periſtyl einer großen Moſchee gelegt, die aus den Trümmern und Materialien mehrerer im Laufe des Krieges zerſtörter Moſcheen erbaut wird. Der Mufti, der Kadi, die Ulemas und die Vornehmſten der übrigen dort wohnenden Mahomedaner wohnten der Feierlichkeit bei. Die vom Civil-Intendanten an den Prinzen gehaltene Rede wurde von dieſem mit folgenden ſchlichten Worten erwiedert: „Ich hoffe mit Ihnen, Hr. Intendant, daß das Denkmal, welches wir zu errichten im Begriffe ſtehen, in den Augen aller Eingeborenen zum feierlichen Unterpfande des Schutzes dienen wird, den die Regierung des Königs dem mahomedaniſchen Kultus gewährt, und daß es mächtig dazu beitragen wird, die Scheidewand niederzureißen, (à abattre la barrière) welche der Unterſchied der Religion zwiſchen ihnen und uns erheben könnte.“ —

Die Gazette de France, welche den Bericht über dieſe Feierlichkeit mittheilt, ſchließt ihre Wehklagen darüber zunächſt mit der Wehfrage: „Wie will man Ordnung ſtiften, mit einer ſolchen Ideen-Verwirrung?“ Dann noch mit dem Wehezweifel: „Wir wollen keine Unglückspropheten ſein; aber wir zweifeln, ob ein ſolches Faktum denen der Gewalt Glück bringen wird, die es befohlen!“ Diejenigen aber, die da glauben, daß der Schöpfer auch ſeine mohomedaniſchen Geſchöpfe liebt, wenn ſie guten Willens ſind, werden in die Klagen, Fragen und Zweifel des unduldſamen Journaliſten nicht einſtimmen, ſondern ſich freuen, daß ein franzöſiſcher Prinz ſich ſo menſchenfreundlich ausgeſprochen, und daß faſt zu derſelben Zeit der Kronprinz von Baiern, der erſte europäiſche Fürſt, der dem Großſultan einen Beſuch abgeſtattet, von demſelben deſſen Porträt und mehrere türkiſche Pferde zum Geſchenk erhalten hat.

Notizen.

*** Die Aeginetiſchen Bildwerke. — Ueber dieſelben hat Herr Profeſſor Hug in Freiburg kürzlich eine Abhandlung herausgegeben, in welcher er nachzuweiſen ſucht, daß der Tempel zu Aegina, der Pallas Cydonia geweiht, und zum Andenken der von den Aegineten in Cydonia errichteten Colonie geſtiftet worden; daß daher die Figuren im weſtlichen Giebelfelde dieſes Tempels nicht eine Scene aus Homer, ſondern den Sieg der Aegineten über die Samier, welcher der Gründung jener Colonie vorangegangen, darſtellen ſollten.

*** Windmeſſer. — Hr. Follett Osler hat kürzlich einen Anemometer erfunden und der philoſophiſchen Anſtalt (Inſtitution) zu Birmingham präſentirt. Dieſes Inſtrument zeigt zugleich die Richtung, die Stärke und Geſchwindigkeit des Windes an. Nach den von Hrn. Osler gefertigten Tabellen bezeichnet der ausgeübte Druck von 17 Pfund auf einen Quadratfuß eine Geſchwindigkeit von 60 engl. Meil. in einer Stunde und hiermit den heftigſten Orkan; der Wind aber, der dort am Morgen des 28. Nov. um 11½ während drei Minuten von Nordweſt ſtürmte, übte einen Druck von 16 Pfd. auf den Quadratfuß.

*** Auf den ruſſiſchen Univerſitäten befanden ſich zu Anfang 1836 — 364 Dozenten, unter denen 60 Ausländer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 6. 1837.

Phönix.

Samſtag, 7. Januar.

Aus Fr. Halm's „Griſeldis.“

(Dritter Akt. 5. Scene.)

Triſtan, Gawin, Griſeldis und ihre Frauen. Percival tritt mit ſeinen Vaſallen auf, betritt die Eſtrade, und bleibt vor dem Sitze ſtehen.

Percival.
Seid mir gegrüßt, Vaſallen, Kriegsgenoſſen!
Vollzählig, wie's geziemt, ſeid ihr erſchienen
Auf Pendennys in meiner Herrenburg;
Ich rief euch, und ihr kam't. Wenn ihr nun ſtaunt,
Und zweifelnd euch befragt und nicht errathet,
Warum ich euch berief, ſei dies euch Antwort:
Ihr wiſſet, wie gedrängt von euren Bitten,
Griſelden dort ich zum Gemahl erkohr,
Das Kind des Waldes, niederm Stamm entſproſſen,
Wenn auch voll Reizes, tugendreich und treu!
Ihr wißt, daß ſie ein Sohnlein mir geboren,
Und grüßtet es als Erben meiner Macht;
Doch Artus, unſer königlicher Herr,
Verwerfend meine Wahl und ihre Früchte,
Gebot das Kind in ſeine Hand zu liefern,
Daß nicht die Würd' und Herrſchaft meines Stammes
Vom ſtolzen Aar auf Sperlingsbrut vererbe,
Und treu vollzog ich, was der Herr befahl.
(Griſeldis zuckt ſchmerzlich erſchüttert zuſammen, Percival fährt nach einer Pauſe fort).
Ich gab das Kind des Konigs Boten hin.
Doch weiter nun gebot mein Herr, der König,
Daß ich Morganen, ſeine Schweſter, freie,
Griſelden dort aus meinem Haus verſtoßend,
Im offnen Saal vor meinen edlen Mannen,
Wie ich vor ihnen ſie zum Weibe nahm;
Und treu gehorſam dem Gebot des Königs,
Berief ich euch geſammt in dieſe Halle,
Vor eurem Angeſicht es zu vollziehen.

Einer der Ritter Percival's.
Wie, Percival?
Ein Anderer.
Du hätteſt, Herr, beſchloſſen?
Ein Dritter.
Griſelden, dein Gemahl, willſt du verſtoßen?
Percival.
Ihr dorten ſchweigt! Bei meinem Zorn verſtummt!
Berufen ſeid ihr, daß ihr Zeugniß gebet,
Doch nicht zu richten über meine That! —
Seht denn und hört und bändigt eure Zunge!
Griſeldis, tritt heran!
Griſeldis.
Mein hoher Herr!
Percival.
Vernimm! Gelöſet ſind die heil'gen Bande,
Die ſegnend uns vereint. Mit dieſer Stunde
Iſt unſer Bund zerriſſen und gelöſ't!
Griſeldis, hörſt du mich?
Griſeldis.
So thu' ich, Herr!
Percival.
Du ziehſt noch heut' hinweg aus dieſen Mauern.
Was meine Liebe dir beſcheert an Gaben,
Gewändern, Schmuck, und and'rem Ziergeräthe,
Die Frauenreiz erheben, nicht verleihen,
Läßt du zurück; denn es gebeut der König,
Daß du mich hulflos, arm und nackt verlaſſeſt,
Wie ich dich aufnahm, hülflos, arm und nackt;
Und ſo vor meines Königs Willensträgern,
Und den Vollſtreckern ſeines Machtgebots,
Entlaß' ich dich. Zieh' hin!
Griſeldis.
Mein hoher Herr!
Als du mich heimgeführt aus nied'rer Hütte
In deine ſtolze Burg, mit Armuth Macht,

Mit Ruhm und Hoheit Niedrigkeit vermählend,
Mit Liebe reich das arme Köhlerkind
Begabend, als mein Glück ſo raſch entblühte,
Wie Blumen ſich erſchließen über Nacht,
Da ſprach es warnend mir im tiefſten Herzen:
Nicht länger, als die Blume lebt dein Glück;
Und wie's entblühte, welkt es über Nacht;
Und mich ergebend in des Schickſals Fügung,
Nicht als Geſchenk bewahrt' ich deine Treue,
Als Darlehn nur, wenn auch verzinſ't von Liebe,
Doch leicht zurückgefordert, wie verliehen.
Weil du denn jetzt den Zahlungstag mir kündeſt,
Will ich nicht ſäumig ſein. Nimm denn zurück
Was ich von deiner Hand empfangen, nimm zurück
Des Adels ſtolzen Schmuck, den Klang des Namens,
Macht, Vorrang, Herrlichkeit und allen Schimmer,
Mit dem du ſo verſchwend'riſch mich begabt.
Doch zögernd nur, und mit gepreßtem Herzen
Erſtatt' ich dir die beſte, köſtlichſte,
Nie überbot'ne Gabe deiner Huld,
Hier dieſen Ring, der Liebe Pfand und Zeichen,
Die uns vereint, vereinend uns beſeligt;
Er war mein Alles, nimm ihn hin! — und ſo —
So geh' ich hülflos, arm und nakt von hinnen,
Wie du mich aufnahmſt, hülflos, arm, und nakt!

Percival.

Was du mir zugebracht, das magſt du nehmen,
Nicht mehr noch minder!

Griſeldis.

Herr, du weißt wohl ſelber,
Als du mich forttrugſt aus dem Vaterhaus',
Ein ſchlechtes Wollenkleid und eine Schürze
Hab' ich dir zugebracht. Kein Saumthier braucht's,
Die karge Habe mir hinweg zu tragen.

Percival.

So nimm dein Wollenkleid und deine Schürze!

Griſeldis.

So thu' ich, Herr! Was ſonſt noch mein war,
Als ich die Hütte um die Burg vertauſcht,
Der Jugend heitern Sinn, der Unſchuld Friede,
Das hoffende, vertrauende Gemüth,
Für dieſe Güter tauſcht' ich ſüße Freuden,
Und der Erinn'rung Nachgenüſſe ein;
In einem nur biſt du mein Schuld'ner worden,
Denn meine Liebe bleibt bei dir zurück.
Und wie die Hand das Merkmal deines Ringes,
Wahrt meine Seele dein geliebtes Bild.

Percival.

Ein ſpitzer Pfeil iſt jedes ihrer Worte,
Und ihre Blicke ſind ein ſchneidend Schwert!
Mach fort, Griſeldis, deine Zeit iſt um!

Einer von Percival's Rittern.

Mir ſpringt das Herz vor Unmuth und Bedauern!

Ein Anderer.

O, daß Gehorſam meine Zunge lähmt!

Griſeldis.

Ein Wort nur, Herr, ſchwebt noch auf meinen Lippen;
Dann ſchreit' ich, dieſer Burg den Rücken kehrend,
Dem Mutterſchooß des dunklen Waldes zu!
Leb' wohl, mein Percival! Dies Herz voll Liebe
Wird nie vergeſſen, wie du es beglückt.
Gedenken wird es dein, wenn mein Gedächtniß
Hindämmernd längſt verging in dieſen Räumen;
Denn das Geweſ'ne gleicht dem dürren Blatt,
Leicht weggeweht im Wirbel der Minuten.
Du aber, lebe frohe Tage hin!
Mit ſeinem vollſten Strahlenglanz umgebe
Der Himmel ſegnend deine hohe Stirn!
Ganz überſchütten ſoll er dich mit Lorbeer'n,
Und Kränze, zahllos, häuf' er auf dein Haupt!
In edeln Sproſſen grüne dir dein Stamm,
Und ein geliebt'res Weib mag mich erſetzen!
O, lächeln will ich, lächeln unter Thränen,
Wenn ſie dich mehr beglückt; denn mehr dich lieben
Kann Keine, Keine auf dem Erdenrund!

Percival.

(Milder und mühſam die Rührung verbergend).

Zieh' hin, Griſeldis, deine Zeit iſt um!

Griſeldis.

Ich ſtreck' die Arme aus, dich zu umfangen,
Sie bleiben leer, mein Auge ſucht nach deinem,
Und du verbirgſt dein Antlitz meinem Blick!
Ja, du haſt Recht, zu was den Kummer mehren,
Und ſteigern zur Verzweiflung finſtern Gram?
Wir müſſen ſcheiden, ſei's denn raſch gethan!
Leb' wohl, mein Percival! Mit dieſem Wort
Setz' ich des Leidens Becher an die Lippen,
Und leer' ihn aus, denn dieſes bitt're Wort
Sagt Alles, Percival! Das Wörterbuch
Des Gram's hat nur dies *eine* Wort: Leb' wohl!
Leb' wohl, mein Percival!

Percival.

Zieh' hin, Griſeldis.

Griſeldis.

(Mit einem Blick gegen den Himmel).

Der Herr gebietet und die Magd gehorcht!

(Sie wendet ſich gegen den Hintergrund; Percival verhüllt tief erſchüttert ſein Antlitz, während die Frauen der Griſeldis ſich weinend um ihre Gebieterin drängen.)

Eine von Griſeldis Frauen.

Verläßt du uns?

Eine Andere.

Gebiet'rin, ziehſt du fort?

Eine Dritte.

O, laß' den Saum mich küſſen deines Kleides!

Griſeldis.

Laſſ't mich; die Zeit iſt um, und ich muß eilen!

Einer von Percival's Rittern.

Lebt wohl, Griſeldis!

Ein Anderer.

Gott geleite euch!

Griſeldis.

Lebt Alle wohl! Vom Schickſal fortgetrieben,
Ein Troſt iſt dennoch meinem Leid geblieben:
Ich gehe weinend, doch ich geh' beweint!

(Griſeldis ſchreitet durch die Menge hin, die nachdrängend ſie in lauter Bewegung begleitet).

Iſt der alte Kant todt, oder lebt er wieder auf?

(Schluß).

Das richtige Urtheil des Verfaſſers hat erkannt, daß der Weg der Vernunftkritik nicht voreilig hätte verlaſſen werden ſollen, und daß man auf ihn zurückkehren müſſe. Die angeblichen Widerſprüche, welche früher von Jakobi, Fichte, Schulze u. a., und neuerdings beſonders von Herbart und Hegel hervorgehoben wurden, heben die Aufgabe keineswegs auf, ſie fordern nur eine andere Art der Faſſung. Vielleicht würde der Verfaſſer in der neuen Vernunftkritik von Fries, noch mehr aber in deſſen Metaphyſik und Religionsphiloſophie die richtige Concentration der Kant'ſchen Lehre, und mit ihr das entſcheidende Moment der ganzen Geſchichte der Philoſophie, ihren Wendepunkt in dem richtigen Verſtändniſſe der Antinomienlehre gefunden haben. Ohne dieſe Einſicht bleiben die ſittlichen und religiöſen Grundgedanken ohne Schutz und wiſſenſchaftliche Rechtfertigung, und dies iſt doch durch alle Weitläufigkeiten der Logik und Metaphyſik hindurch das Hauptziel der ganzen Philoſophie. Dies fehlte Jakobi, und daher blieb ſein Glaube etwas Prekäres und Schwankendes, ohne die zwingende Macht des Verſtandes, der ihn ſelber anerkennen muß. Daher ſein preisgegebner philoſophiſcher Dilettantism. Der Verfaſſer erinnert öfter an Jakobi; doch ſucht er, was dieſer verſchmäht. Ihn hat die neuere Zeit mehr belehrt; ſie hat uns alle poſitiver, gedrungener, weniger ideenſchwelgend und verſchwommen gemacht. Das Idealiſiren der Früheren ging in's Große, aber Vage; der Ernſt der Ereigniſſe und die Nähe der explodirenden Elemente, welche ganz Europa bis vor Kurzem erſchütterten, heiſcht mehr Umſicht, Schluß und eine ſchärfere Prüfung der menſchlichen Natur. Der Verfaſſer überläßt den Glauben nicht ſich ſelbſt; er ſchließt die wiſſenſchaftliche Rechtfertigung nicht aus, er fordert ſie. Jakobi blieb darum nach beiden Seiten in der Negative. Er ſtellte zuerſt beide Kantiſche Kritiken als feindſelig einander gegenüber, und behauptete, jede beweiſende Philoſophie endige in Fatalismus. Er kannte den weſentlichen Unterſchied des Beweiſes und der Deduktion nicht. Der Verfaſſer zeigt, daß jener feindſelige Widerſpruch nicht ſtatt finde, und daß der Staat für die Aufrechthaltung der geiſtigen Intereſſen der Hülfe der Philoſophie benöthigt ſei. Doch hat er vielleicht weniger bemerkt, wie gerade die Religionsphiloſophie, als der Schluß des ganzen Gebäudes, alle metaphyſiſchen Streitpunkte in einen Knoten verſchlinge, und wie dafür die richtige Stelle für Kant's Kritik der Urtheilskraft noch ſo wenig allgemein anerkannt ſei. Mangel an mathematiſcher Ausbildung, beſonders an der Einſicht, wie Metaphyſik und Mathematik mit dem Erfahrungsmäßiggegebenen der Natur verbunden werden müſſen, ungeſunde Logik und die Kahlheit der äſthetiſchen Weltanſicht haben ja gerade wieder in die Scholaſtik und ihren myſtiſchen Phraſenwuſt zurückgeführt.

Die aus Dr. Bachmann's Schrift entlehnten Dilemmata enthalten in der Kürze Alles, was man gegen die Kritik ſich vorſophiſticirt hat. Die Ergebniſſe der theoretiſchen und der praktiſchen Vernunft werden ſo confrontirt. Hat, heißt es, die theoretiſche Vernunft Recht, ſo gibt es keine Dinge an ſich und die tranſcendentale Freiheit iſt ein Wahn. Alles iſt nur Erſcheinung, das Ich, die Seele nur eine Form, eine wechſelnde Erſcheinung in Erſcheinungen; ſo werden dann der kategoriſche Imperativ und das Sittengeſetz zur bloßen Vorſtellung. Umgekehrt, geht man von der praktiſchen Vernunft aus, ſo beruht Alles auf der Hypotheſe des Gewiſſens. Das einfache Weſen der Seele und die Dinge in Raum und Zeit werden aber bald an der reinen Anſchauung ſelbſt wieder zu Schanden. Daſſelbe Begriffsgeplänkel zeigt ſich in der verworrenen Rede über Verſtand und Vernunft, und die wunderlichen Erzählungen haben zugenommen, ſeit die außerordentliche Entdeckung in Kurs gekommen iſt, daß die Vermögen keine Weſenheiten ſind. Daher die Jeremiaden der philoſophiſchen Kaſandren: wie kann das Reich Gottes je verwirklicht werden, wenn die theoretiſche Vernunft, welche doch die Mittel und Wege hierzu auskundſchaften muß, in ihren Ideen eine betrügende Sophiſtin iſt; die richtige Anſicht der Natur und Geſchichte wird durch den Idealismus verdorben; das Poſitive des Chriſtenthums, ja die Inſtitutionen der Völker werden von der Subjektivitat der Willkühr und Selbſtgeſetzgebung bedroht! und — aus der Rumpelkammer der alten Dogmatik wird der Teufel, wenigſtens für das Ende aller Dinge, wieder hervorgeholt. So geht das ſelbſtgeſchaffene Geſpenſt des Idealismus am ſonnenhellen Tage herum und ſpukt auf den Kathedern und in den Recenſionen. Der einzige Troſt bleibt Herbart's Prophezeihung, es werde an innern Widerſprüchen platzen. Woher all der Wirrwarr, die eingebildete Noth?

Der Verfaſſer ſagt richtig, weil man trotz Kant's wiederholter Warnung, den idealen Standpunkt mißverſtand und noch mißverſteht; weil man das Ganze ſeines Syſtems nach Zweck und Behandlung nicht verſtand und mit ſeinen Reſultaten auf Erbauung ausging; weil Phantaſiren in Begriffen leichter iſt, fügen wir hinzu, als geſetzmäßiges ſtrengwiſſenſchaftliches Denken, und weil in der entſtellten Logik die Lehre vom Beweis und den unmittelbaren Wahrheiten fehlerhaft iſt oder ganz fehlt. Nur im Compendium iſt das Abſolute bis jetzt begreiflich, im Leben wird, ſo lang wir Menſchen ſind, die Unbegreiflichkeit des Anſichs der Dinge ſtehn bleiben. Der Verfaſſer fragt ſehr richtig: Folgt denn aus der Beſchranktheit unſeres Begreifens, daß die Dinge auch nicht anſich ſind? So fragen aber die Vernünftler nicht; ihre ſtereotypen Beſchuldigungen nehmen die politiſche Angſt zu Hülfe, da Idealismus, Aufklärung, Neologie, Revolution und Liberalismus zu Synonymen gemacht werden. Denn die Langweile droht der abſoluten Charlatanerie für ſich allein gefährlich zu werden; ja, ohne äußere Abwehr würde der Richtung der Zeitbildung gemäß eher jener scepticisme moqueur, von deſſen Macht in Frankreich Frau von Staël mit Recht ſo viel Übeles zu ſagen weiß, le principe raisonné de la frivolité du coeur et de l'esprit, dont la base est la métaphysique, qui attribue toutes nos idées à nos sensations, ſich in Deutſchland wohl jetzt ziemlich plump und breitmäulig an den Laden legen.

Die Fortſchritte der Naturforſchung und Geſchichte laſſen den metaphyſiſchen Charlatanismus nie mehr recht aufkommen. Die myſtiſch theoſophiſchen Klügeleien werden nach und nach verſchwinden, und gerade aus Kant's Schule wird die ſtrengmathematiſche Naturphiloſophie allem Vornehmthun mit falſcher Naturmyſtik noch ein Ende machen. Man wird einſehen lernen, daß alle Begriffe Abſpiegelungen, Einkleidungen und vermittelnde Behelfe ſind, welche auf die konkrete, nur durch die Anſchauung gegebene Wirklichkeit ſich beziehen; daß die Mathematik und durch ſie alle Theorie'n nur mit Größen, Graden und Bewegungen zu thun haben, welche beziehungsweiſe gemeſſen werden können; daß aber das Weſen, das Innere der Dinge, von uns nicht wiſſenſchaftlich mit Maß und Einheit begriffen zu werden vermag.

und daß nur ſittliche und äſthetiſche Schätzung für die lebendige Auffaſſung der Natur und Geſchichte übrig bleibt. Könnten wir Alles ſicherlich verſtehn und erklären, ſo hätte Schönheit und Tugend eben ſo wenig Platz, als religiöſe Erhebung und Ergebung.

Sehr ſchön und wahr iſt die Stelle: „Wäre das Anſich des Weltalls unſerm Verſtand eben ſo unmittelbar bewußt, als das Pflichtgebot es unſerm Gemüthe iſt, und wäre die Heiligkeit des Sittengeſetzes uns nicht von innen, ſondern bloß von außen bekannt; es würde mit unſerer Perſönlichkeit und mit der Aufgabe unſers Lebens in religiöſer Hinſicht minder innig übereinſtimmen. Denn äußerer Gehorſam läßt ſich erzwingen, aber innere Achtung nicht. Und das eigene freiwillige (wenn auch ſchwache) Bemühen aus lebendiger Liebe iſt unvergleichlich edler und würdevoller als die genauſte äußerlich ernöthigte Pflichterfüllung. Jeder Zwang iſt Nothbehelf, und widerwillige Tugend iſt nicht viel beſſer denn Knechtſinn und Heuchelei.“

Die Kritik war kein Einfall, ſondern eine Nothwendigkeit. Frau v. Stael ſagt in ihrem Werk über Deutſchland: Les sophismes de tout genre, abus d'une certaine philosophie, ont détruit dans divers pays et dans différents siècles cette noble fermeté de croyance, source du dévouement héroique. N'est-ce donc pas une *belle idée* à un philosophe que d'interdire à la science même qu'il professe l'entrée du Sanctuaire, et d'employer toute la force de l'abstraction à prouver qu'il y a des régions, dont elle doit être bannie? So ganz war es nicht gemeint; aber die Deduktion der religiöſen Ideen wird nicht leichter zu verſtehen ſein, als die Lehre von der reinen Anſchauung, als die Kategorienlehre, gegen welche man ſich noch wehrt, weil man ſie nicht verſteht und doch nichts Beſſeres geben kann. So viel iſt gewiß, Kant hat das Weſentliche des Chriſtenthums herausgehoben und der Achtung der Freidenker wieder gewonnen, und wenn die Grundſätze deſſelben jetzt ſo feſtſtehn, daß der Zweifel und der Eigennutz nichts dagegen vermögen, ſo gehört ihm wenigſtens mehr Theil daran, als allen eifernden Zeloten zuſammengenommen.

Dies war es, was wir vorzuglich hervorzuheben beabſichtigten. Der Verfaſſer nimmt hierauf beſonders auf die Zeitgeſchichte Bedacht und findet es von welthiſtoriſcher Bedeutung, wenn man nicht allein bei uns wieder, ſondern auch in Frankreich Kant richtiger würdigen und verſtehen lernte. Dann warnt er vor falſchen philanthropiſchen und politiſchen Idealen und legt den Vertheidigern der Kantiſchen Lehre die drei Fragen an's Herz: 1) ob Religioſität bloß vermittelſt moraliſcher Grundſätze zu erhalten ſei; 2) ob der Staat bloß mit Vernunft zurecht kommen könne; 3) ob, wenn die geſchichtlich beſtehenden Verbände des Völkerlebens aufgelöſ't würden, in einer Weltſtimmung, wie die gegenwärtige, ihre Stelle durch beſſere Grundlagen erſetzt werden könnten? Sie werden ſo beantwortet, daß ein ernſter Pſycholog, ein Kenner der Welt und ihres Laufs, ein aufmerkſamer Beobachter und Naturforſcher des Staatslebens zufrieden damit wäre, vorausgeſetzt, daß er „des Schwärmers Ernſt mit Weltmann's Blick“ vereinigte. Die Schattenſeiten der Zeit werden gehörig beleuchtet: das Mißverhältniß der Armuth und der Üppigkeit, die ſchimmernde, grundſatzloſe Halbbildung, das Vordrängen und das Jagen nach erkünſtelten Bedürfniſſen, der Schachergeiſt u. ſ. w. und es werden, bei hundert erfreulichen Zeichen eines freiſinnigeren und durch den Geiſt des Ganzen erzwungenen humanen Geſammtlebens, doch mehr Haltpunkte für die innere Bildung und ächte Religioſität nöthig erachtet. Der wichtigſte iſt ohne Zweifel für ächte Philoſophie. Iſt Kant's Lehre, wie vorgegeben wird, gegen das Poſitive, verleitet ſie die öffentliche Denkungsart zur Geringſchätzung des Beſtehenden — dann entſchieden dagegen! Doch damit hat es keine Noth. Darin ſtimmen wir aber beſonders dem Verfaſſer bei: Kant hatte der Geſundheit und Selbſtſtändigkeit des Urtheils ſeiner Zeitgenoſſen zu viel zugetraut. Dies iſt aber gut zu machen.

Sollten wir Etwas tadeln, ſo iſt es die Kürze des Buchs (200 Seiten) und vielleicht auch, daß er ſeine gelehrten und ſyſtematiſchen Mitkämpfer und Glaubensgenoſſen zu wenig kennen will.

G. L. R.

Feuilleton.

⁂ **Napoleon und Giacominetta.** — Um Napoleon ſeinen Landsleuten im wahren Lichte darzuſtellen, ſammelte **William Hazlitt** in Frankreich Alles, was er über deſſen Charakter und Thaten in Erfahrung bringen konnte. Dann ſchrieb er deſſen Geſchichte, die von Joh. **Sporſchill** aus dem Engl. in's Deutſche übertragen worden. Von manchem Neuem, welches uns in dieſem Werke mitgetheilt wird, heben wir zunächſt folgendes Anekdoton aus: — „Als Napoleon gegen ſechs Jahre alt war, wurde er mit einigen kleinen Mädchen in eine Schule gethan. Er war ſchön, man machte viel aus ihm; nichts deſtoweniger hingen ſeine Strümpfe ſtets bis zur Ferſe nieder, obſchon er, wenn er ausging, nie verfehlte, einem ſchönen Mädchen, der Urſache vielen Zankes, den Arm zu reichen. Seine ſchelmiſchen Kameraden, wegen Giacominetta, ſo hieß das Mädchen, eiferſüchtig, verbanden dieſe Umſtände in einem Spottverſe. Kaum ließ er ſich auf der Straße blicken, ſo ſchallte es hinter ihm her: „Napoleone di mezza calcetta — Fa l'amore à Giacominetta.“ (Napoleon, mit herunterhängenden Strümpfen, ſpielt Liebe mit Giacominetta). Solchen Spott vermochte er nicht zu ertragen; Stöcke, Steine, Alles, was ihm in die Hände kam, faßte er und ſtürzte ſich wüthend unter den Haufen . . . Statt ſich die Mühe zu geben, die Strümpfe hinaufzuziehen, beſtand er lieber täglich Kämpfe mit ſeinen Altersgenoſſen.“

⁂ **Tomaſi's Verſuch über das Kreuz Chriſti.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin am 11. Aug. d. J. wurde u. a. ein in italiäniſcher Sprache geſchriebener „hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch über die phyſiſche und theologiſche Geſtalt des Kreuzes Chriſti“ von Giambattiſta de Tomaſi präſentirt.

⁂ Zu der Zeit, als Menzel's Literaturblatt ziemlich harte Ausfälle gegen das „junge Deutſchland“ gelegentlich der Recenſion mehrerer Werke der franzöſiſchen Schule wiederholte, wollte man die Meinung verbreiten, Dr. G. **Bacherer** in Stuttgart ſei Verfaſſer dieſer Artikel. Sicherem Vernehmen nach iſt dies ungegründet, und Bacherer hat nur in ſofern Theil am Literaturblatte, als hie und da eine hiſtoriſche Kritik von ihm herrührt. Uebrigens heißt es, Bacherer werde in nächſter Zeit ſeinen Aufenthalt in Carlsruhe nehmen.

⁂ Nachträglich zu unſerer Notiz im Feuilleton von Nro. 1. d. J. bemerken wir hier, daß das Induſtriecomptoir in Leipzig die Schnellpoſt für Moden vom 7. Jänner d. J. an wieder erſcheinen läßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller.** — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 7. 1837.

Phönix.

Montag, 9. Januar.

Die Quelle der Verjüngung.

(Fortſetzung).

Da klangen die Römer aneinander; ein Tuſch von Trompeten und Pauken erſcholl, und ein Chor von Mädchenſtimmen ſang: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede den Menſchen auf Erden, die Eines guten Willens ſind.“

„Und Frieden den Menſchen auf Erden und in der Erde!“ wiederholte der Doktor, und nahm an der Seite des Jugendfreundes Platz. Auf dem anderen Stuhle, an Grünehain's Seite, ſtand das Porträt ſeiner ſeligen Frau, — vor beiden lagen auf dem Tiſche allerlei kleine Andenken aus der Jugendzeit. Die Diener brachten die Gerichte und ſervirten den lebendigen, wie den gemalten Gäſten. „Es iſt ein Lectiſternium, ein heidniſcher Brauch,“ flüſterte der Doktor ſeinem Jugendfreunde in's Ohr, — „der Pfarrer iſt ja nicht zugegen. Warum ſollen wir Chriſten, die wir ſo viele Heilige haben, nothwendige und überflüſſige, nicht auch unſere Penaten haben?“

Nicht umſonſt hatte der Doktor erwähnt, daß er noch ſteif und feſt ein Brownianer geblieben. Der alte Johannisberger bewies es. Er konnte es bald in der altmodiſchen Perrücke nicht mehr aushalten, nahm ſie ab, und ſtrich ſich das ſchöne dichte ſchneeweiße Kraushaar zurück. „Als wir noch jung waren, Lebrecht!“ rief er nach dem fünften Glaſe; „als wir noch im ſchönen Bruderkreiſe zum erſtenmal des ſeligen Schiller's Hymnus, das Lied an die Freude, ſangen, und glühend in ſchöner Schwärmerei aufſprangen, unſere Arme in einander flochten bei dem Chore: „„Unſer Schuldbuch ſei vernichtet, ausgeſöhnt die ganze Welt! ....“ Aber was ficht dich wieder an, Lebrecht? ....“

Der alte Grünehain war in den Stuhl zurückgeſunken und athmete ſchwer auf. — „Mein Sohn! Mein Sohn!“ murmelte er, — „du weißt's!“ — — —

Der Doktor drückte ihm wehmüthig die Hand und tröſtete ihn: „Wird dieſe Wunde denn nie vernarben? Es gibt noch einen ſchönen, heiligen Morgen .... Du haſt ihm längſt verziehen, — er iſt wieder ganz dein geworden, in dir!“

„Verziehen, verziehen!“ ſprach der Alte mit einer Heftigkeit, die den Doktor erſchreckte. „Was ſind wir mit Worten ſo freigebig! Wir tödten durch Worte, — aber Todte durch Worte wieder erwecken, ſieh, juſt das können wir nicht. Mein Weib und meine andere Kinder hat Gott mir genommen, — dieſen Sohn ließ er mir, daß ich im Alter nicht ganz einſam ſtünde; — da riß ich ſelbſt ihn von mir los, warf ihn aus meinem Herzen, trieb ihn über's Meer — — und warum, weil er liebte ....“

„Die Tochter deines Todfeindes!“ unterbrach ihn der Freund.

„Weil er liebte!“ rief der Alte. — „Über's Meer! Ich habe nur einmal wieder von ihm gehört. Er lebt nicht und iſt nicht todt. Weil er liebte! Und das iſt Vaterliebe! Als er mir zu Füßen ſtürzte, mich bei allem Heiligen beſchwor, mir an den Arm faßte, riß ich ihn los, gab ihm meinen Fluch. .... Weil er liebte! Und was thu' ich? Zwanzig Jahre gehofft, gebangt, verzweifelt, einſam, alt, hinfällig, und in Lieb' um ihn, wie ein Bräutigam um die Braut. Ihn nur einmal noch ſeh'n! Leiblich! Mein Leben für einen Blick von ihm! Und nicht zu ihm können, — das Weltmeer liegt zwiſchen uns — ich bin zwanzig Jahre hindurch ein Sterbender, ich fühle, wie loſe nur noch meine Glieder aneinanderhangen! Aber ich muß ihn ſeh'n. Er lebt, ſo wahr Gott lebt. Kann Gott mich in dieſer Qual ſterben laſſen, die ich vor jedes Menſchen Blick verſchloſſen in mir herumgeſchleppt. Lache mich nicht aus, du haſt ja ſelbſt weißes Haar. O, ich bin nicht kindiſch, ich will's nicht ſein. Solcherlei Gedanken und Spott darüber von andern Leuten und der Gedank' an den Spott könnten mich um den Verſtand bringen, Chriſtian! Aber ich faſſe meinen Schädel mit beiden Händen, preſſe ihn feſt zuſammen. Sieh! er hält noch gut in den Fugen. — Wein, Chriſtian, Wein! Sangſt du vorher nicht Etwas? Sing' es nochmals, ich werde guter Laune; da ſeh' ich etwas vor mir, klein, winzigklein, jetzt wird es größer, jetzt windet ſich's auseinander, hat Arme, viele hundert, hat Augen, an jedem Fühlhorn, die in meine Nerven hinablangen. O Freund, das ſind Gedanken."

Der Doktor ſah ihn bedenklich an, denn er ſchrieb dieſe unzuſammenhängende Worte der Wirkung des Johannisbergers zu, er legte traulich den Arm um den Freund und ließ die Hand ſachte an's Herz deſſelben hinabgleiten, das unter ſeinen Fingern ſchneller pochte. Luſtig rief er dann, ſelbſt aufgeregt von dem Feuergeiſte, der gleichfalls ſein Jubiläum feierte: — „Ein Toaſt der Jugend! Sind wir nicht heute eben ſo jung, als damals, wie wir uns ſo eifrig den Bart ſchoren, in der Hoffnung, daß er um ſo ſchneller und ſtärker wachſen ſollte? Ich habe meinen Taufſchein verbrannt; wozu brauch' ich ihn auch, da ich das Heirathen nun doch einmal verſchworen habe, — alſo lauf's jetzt auf eins hinaus, drum will und kann ich mich jetzt in puncto Heirathens erſt recht wie eine alte Mamſell anſtellen. Was, Lebrecht, haben wir nicht noch Feuer genug im Leibe?"

„Nein, nein! ich will kein Kind an Kräften ſein;" ſtammelte Grünhain, auf den Tiſch ſchlagend; „ich will Mann ſein, wie ich war, mit voller Kraft zu lieben und zu haſſen. Wein herbei! Champagner!"

„Daß dich . . ." unterbrach ihn der Doktor, der ihn auf den Stuhl niederdrückte; — „ſeh' einer den alten Suitenmacher an! Erſt Johannisberger und dann Champagner! ich dachte gar! . . . Nein, im Wein wie im Leben: Nichts nachgeſchmeckt; . . . bei einer Sorte geblieben, wie ich bei dir, wie du bei den Deinigen. . . . Der Gott-ſei-bei-uns hat den Wechſel erfunden; — das muß ich wiſſen, ich! — Hier, ſtraf' mich Gott, in dieſem Guten allen, ſtrömt uns Allen die Quelle der Verjüngung; indem wir den Wein trinken, der gekeltert ward, als wir glücklich waren, ſind wir wieder ſo, wie wir waren; der Zauber, der in ihm ſteckt, iſt ein honetter Zauber."

„Verjüngung! Verjüngung!" rief der alte Grunehain, indem er den Doktor umklammerte und ſich an ihm, wie an einem Rettungsanker feſthielt; ſeine Augen funkelten. „Ich will wieder jung ſein, muß es werden!"

„Hier ſtrömt die Quelle der Verjüngung!" erwiederte der Doktor lachend, während er den Römer hob, — „wahrhaftig, Lebrecht, du verjüngſt dich zuſehends; was für ein Ungeſtüm! Da hielteſt du den Schneemann wie ein Mädchen feſt!" — — —

„Meinen Sohn — —"

„Seh' einer den Eigennutz der Liebe! Der alte Schneemann zerſchmilzt ihm unter den Händen. Gut, auch gut! Habe mich für Niemand anders conſervirt, noch zu conſerviren. Der Menſch iſt ein Gewohnheitsthier; die Geſtalt, die er hat, bringt er nicht auf die Welt mit, er eignet ſie ſich erſt an von einem zweiten, zu dem er gehört; das iſt wieder Stoff zum Lachen für den jüngſten Philiſter. Wie die Geſichtszüge von Gatten durch Gewohnheit, innere und äußere, von einander annehmen, ſich ausgleichen, daß ſie zuletzt ausſehen, wie Geſchwiſter, ſo geht's mir, daß ich kein Weib hatte, ſtatt eines ſolchen ein ganzes langes Leben hindurch — dich, mein altes Haus, darin ich wohne. Mag's liegen oder brechen; der Reſt geht d'rauf, wie du ihn brauchen willſt, und wenn's dir einfiele, ihn wie Seifenſchaum in Blaſen zu verwandeln, — auch gut! Ich habe ſtets auf unſeren Herr Gott ein gutes Stück gehalten, — es wäre hübſch von ihm, wenn er mich dich nicht überleben ließe; nein, wie beide Augen des Sterbenden zugleich brechen, ſo möcht' ich, daß unſere zwei Herzen, wie zwei Kammern eines einzigen zugleich brechen könnten! Beim Trunk aus einem Glas Johannisberger zum Beiſpiel! Dann war er erſt der rechte Verjüngungsquell, der Zauberkeſſel, in den die zerſtückten Sinne von uns zwei verſchiedenen Naturen hinein fielen, aus welchen ſie, als ein einziger neuer ewig jugendlicher Leib hervorgingen! Wohlan! dies Glas auf eine ſolche ſelige, ächte Verjüngung!" — —

Da fühlte der Doktor, wie in ſeinen Armen die Glieder des Freundes, gleichwie von einem galvaniſchen Schlage getroffen vibrirten. Ein leiſes Stöhnen. Der Herzſchlag ſtockt. „Er ſtirbt!" ſchrie der Arzt. Alle ſprangen vom Tiſche auf, ſchlürften in der Eile des Entſetzens die Gläſer hinab, und die Familienbilder von den Stühlen drängten ſich um den Erkaltenden. Der Arzt gewann zuerſt die Geiſtesgegenwart wieder, ließ den Freund aus dem Feſtſaale forttragen, auf ein Bette legen und öffnete ihm eine Ader. Kein Blut wollte fließen. (Fortſ. folgt).

Die Kunſtausſtellung zu Berlin im Jahre 1836 und ihre Ergebniſſe.

Unſere Kunſtausſtellung iſt nach einer neunwöchentlichen Dauer am 27. November vorigen Jahres zu Ende gegangen, und mit ihr eine Zeit, die unſtreitig den bewegteſten und ſchönſten Abſchnitt unſeres öffentlichen Lebens ausmacht. Noch nie hatte ſich die Theilnahme daran lebhafter und allgemeiner ausgeſprochen, als diesmal. Die zahlreichen und geräumigen Säle des Ausſtellungslokals in dem königlichen Akademiegebäude waren, ſelbſt bei'm unfreundlichſten Wetter, von Beſuchenden nie leer, und in der That oft bis zum Erdrücken voll. Man bedenke aber, daß die zu dieſem Zwecke benutzten Zimmer und Corridors bei einer verhältnißmäßigen Breite von 22, 32 und 40 Fuß ſich in einer Länge von 650 und 370 Fuß ausdehnen. In den erſten ſechs Wochen ſeit der Eröffnung hatte ſich die erſte 10,000 Exemplare ſtarke Auflage des Katalogs vergriffen, und an einem der beſuchteſten Tage ſind über 600 Thaler eingenommen worden, eine Summe, die im Verhältniß zu der großen Anzahl derer, welche freien Zutritt haben, bedeutend genannt werden kann. Unſer kunſtliebendes Publikum iſt im Ganzen auch kunſtſinniger geworden; aber auch leidet es mehr als billig an kindiſcher Liebhaberei, und gern läßt es die berufenen und unberufenen Kritiker für ſich denken und urtheilen. Die öffentlichen Blätter ſind für den Kreis ihrer Leſer auch die ſtimmführenden und tonangebenden. Mancher betrachtet die ausgeſtellten Kunſtwerke nicht anders, als mit dem Zeitungsblatt in der Hand. Nur den Künſtlern kann es ſelbſt der einſichtsvollſte und unbefangenſte Kritiker nie recht machen, und weder mit Lob noch Tadel wird ihre unüberwindliche Eitelkeit ſich jemals einverſtanden zeigen.

Ich gebe im Folgenden nur Reſultate und erwähne Einzelnes nur, inſofern es dazu beitragen kann, jene zu begründen.

Der diesjährige Katalog weiſ't 1083 Kunſtgegenſtände, Gemälde und Zeichnungen, Lithographieen und Kupferſtiche, Bildwerke und Kunſtinduſtrie-Artikel nach, und umfaßt demnach 378 Nummern mehr, als der von 1834. Dies Verhältniß gibt von der Vermehrung der Künſtler und ihrer Thätigkeit das erfreulichſte Zeugniß, beſonders wenn man bedenkt, daß in den letzten Jahren die Zahl der regelmäßigen Kunſtausſtellungen in verſchiedenen deutſchen Städten zugenommen hat, wodurch der hieſigen manches Gemälde entzogen wird. Bei den obwaltenden Umſtänden konnte Berlin leicht die Centralſtadt des deutſchen Kunſtverkehrs und der belebende Mittelpunkt für die verſchiedenen Kunſtvereine werden, die jetzt noch zum Theil vereinzelt wirkſam ſind. In der am 16. October hierſelbſt ſtattgefundenen Verſammlung der Vertreter mehrerer deutſchen Vereine dieſer Art iſt ſogar die begründete Hoffnung ausgeſprochen worden, daß auch der Kunſtverein in Wien zu dem allgemeinen Verbande hinzutreten werde.

Den mächtigſten Einfluß äußern unſre Kunſtausſtellungen auf die fortſchreitende Entwicklung der Malerei, die bei uns weniger als anderswo für öffentliche Zwecke in Anſpruch genommen wird, und ſich faſt ausſchließlich von der Gunſt des bilderliebenden Publikums nähern muß. Mehr als 400 Künſtler, einheimiſche und ausländiſche, ſind in dieſem Gebiete auf den Kampfplatz getreten, unter ihnen allein aus Berlin mehr als hundert, und gegen neunzig aus Düſſeldorf. Eine eigenthümliche Erſcheinung der diesjährigen Ausſtellung waren einige vierzig Gemälde franzöſiſcher Künſtler, die ſich von Anfang an des lebhafteſten Beifalls zu erfreuen hatten. An dieſe verſchiedenen Künſtlerkreiſe knüpft ſich leicht der Begriff von Schulen, inſofern die aus ihnen hervorgegangenen Malerwerke ſich nicht nur hinſichtlich der techniſchen Behandlung und geſammten künſtleriſchen Ausführung, ſondern ſogar in der Wahl und Auffaſſung der Gegenſtände charakteriſch von einander unterſcheiden.

Was zunächſt die Leiſtungen der **Berliner Schulen** betrifft, ſo kann man ſagen, daß die Bedeutſamkeit derſelben mit ihrer Menge durchaus in keinem Verhältniß ſteht. Auf zehn mittelmäßige und ſchlechte dürfen wir höchſtens eine gute rechnen. Im Allgemeinen lieben die Berliner Künſtler das Glänzende und Augenfällige in Form, Farbe und Beleuchtung, indem ſie vorzugsweiſe den äußeren Sinn zu befriedigen ſuchen. In der Wahl und Auffaſſung ihrer Gegenſtände, wodurch die verſchiedenen Malergattungen bedingt werden, herrſcht große Unentſchiedenheit, indeß waltet die Richtung nach der Hiſtorie und dem Bildniß, deſſen Darſtellung bei uns ein Gegenſtand des Luxus und der Eitelkeit geworden iſt, im Ganzen vor. Bei den Beſſeren zeigt ſich jedoch hinſichtlich der Compoſition und Zeichnung ein unverkennbares Streben nach dem, was man Styl nennt, nach jener Gleichförmigkeit und Beſtimmtheit, mit welcher die Kunſtform auf eine naturgemäße, dem Inhalt entſprechende Weiſe dargeſtellt erſcheint. Während ſie aber in die Gruppirung, in die Bewegung und Stellung der Figuren, wie in die Anordnung der Gewänder eine edle, mit Eleganz verbundene Großartigkeit hineinzulegen ſuchen, ſo tritt der unmittelbare Ausdruck der Empfindung, der die Seele jedes Kunſtwerks ausmacht und ſeinen äſthetiſchen Werth bedingt, gewöhnlich mehr in den Hintergrund zurück.

Ich übergehe die von den Profeſſoren der hieſigen Akademie der Künſte herrührenden Arbeiten im Gebiete der Malerei mit billigem Stillſchweigen und erwähne zuerſt des Profeſſors **Wach**, der nebſt **Henſel** und **Begas** als Hauptrepräſentant der bei uns herrſchenden hiſtoriſchen Kunſtrichtung anzuſehen iſt. Die Wirkſamkeit dieſes trefflichen Malers beſchränkt ſich ſchon ſeit längerer Zeit faſt ausſchließlich auf Portraitdarſtellungen, wie auch auf die künſtleriſche Entwicklung ſeiner zahlreichen Schüler. Die von ihm ausgeſtellten Bildniſſe ſind den vorzüglichſten Darſtellungen dieſer Art beizuzählen, die wir beſitzen, nicht nur wegen der charakteriſtiſchen Ähnlichkeit, die er an ihnen zu geben weiß, ſondern auch wegen der ungemeinen Sorgfalt, Kraft und Eleganz der Ausführung, die aus allen Theilen, aus den Köpfen ſowohl, wie aus den Gewändern und dem geſammten Malerwerk hervorleuchtete. Es zeigt ſich darin die wirkſamſte Modellirung der organiſchen Formen verbunden mit jener kräftigen Behandlung reiner, ungebrochener Farbentöne, die auch auf die Beſſeren ſeiner Schüler übergegangen iſt, unter welchen wir hier nur **W. Henning** und **A. Hopfgarten** ſowie von den jüngeren noch **Cretius**, **Borannoff** und **Cöperſtedt** nennen. Es fehlt ihnen Allen nicht an Talent, wohl aber der rechte Gegenſtand, an dem ſie mit Luſt und Liebe arbeiten. Henning verwechſelt die Pracht und Buntheit der Farbe mit der Kraft und Schönheit derſelben, während Hopfgarten ſeine Bilder, die zwiſchen Genre und Hiſtorie eine ungewiſſe Mitte halten, zwar gefällig zu componiren und im edelſten Schwunge zu zeichnen, nicht aber auf gleiche Weiſe ein Colorit zuſammenzuhalten und durch charakteriſtiſchen Ausdruck zu beleben weiß.

In den Beſtrebungen des Profeſſors **Henſel** und ſeiner raſch aufblühenden Schule macht ſich dieſe Richtung nach kunſtmäßiger Compoſition und Zeichnung, nach Adel des Ausdrucks und Kraft der Färbung in noch höherem Grade bemerklich. Ein umfangreiches Gemälde in Rundform von der Hand des Meiſters, „Mirjam“ darſtellend, wie ſie nach dem Durchgange der Israeliten durch das rothe Meer paukenſchlagend dem Reigen der aufſpielenden Jungfrauen und Weiber voranſchreitet, zeichnete ſich nicht nur in den genannten Beziehungen, ſondern auch die geſchichtliche Wahrheit des Koſtums und der Motive auf das Vortheilhafteſte aus. Der Künſtler liebt die etwas bleichen, aber kräftig gezeichneten Frauengeſichter und klare Schatten in der Carnation, die vom äußern Licht gehörig beleuchtet, wirkſam mit der Hautfarbe verſchmelzen. Er hat ein feines Auge für das Maaß des Lichts, welches das Bild im Ganzen zuſammenhalten ſoll, und weiß die Harmonie ſeiner kräftig warmen, tüchtig gemiſchten Farben und der Beleuchtung nicht durch große Schattenmaſſen, ſondern allein durch das Licht und deſſen angemeſſene Vertheilung zu erreichen. Daß jenes vortreffliche Gemälde dennoch unſer Inneres nicht ergreift, liegt zum Theil im Gegenſtande, mehr aber noch in der faſt idealen Vollendung des Ganzen, die allen Anforderungen einer kunſtgemäßen Ausprägung entſpricht, aber das Gefühl, die Seele des zum Grunde liegenden Gedankens, nicht zum Durchbruch kommen läßt. Anmuthiger, aber mit ähnlichen Motiven, die dem früher entworfenen Henſel'ſchen Bilde entlehnt ſcheinen, hat **Chr. Köhler** in Düſſeldorf denſelben Gegenſtand in einem Gemälde behandelt, das erſt nach beendigter Ausſtellung hier nur wenige Tage zu ſehen war. Bei der überhand nehmenden ſentimental-weichlichen Kunſtrichtung namentlich der Düſſeldorfer Schule, iſt aber die Vorliebe Henſel's für eine kräftig geſunde Darſtellung dramatiſch bewegter Handlungen, die wir vor zwei Jahren in ſeinem koloſſalen Bilde „Chriſtus vor Pilatus“ auf's Glänzendſte bethätigt ſahen, nicht genugſam anzuerkennen. Noch immer beſchränkt ſich aber dieſer Meiſter auf Darſtellungen aus der alt- und neuteſtamentlichen Geſchichte, während ſeine zahlreiche Schule in den mannigfachſten Richtungen ſich bewegt und die weltliche Hiſtorie, wie das Genre und die Landſchaft in den Kreis ihrer Thätigkeit zieht. Von ſeinen Zöglingen haben **Fr. Wagner, Pohlke, Löwenſtein, Kaſelowsky, Ratti** und **Burggraf** ſchon manches Treffliche geleiſtet.

(Fortſetzung folgt).

Die Aufnahme Guizot's in die franzöſiſche Akademie,

am 22. December 1836.

Eine ungeduldige, lärmende Menge belagerte letzten Donnerſtag Mittag die Stufen der ehemaligen Kapelle des Kardinal Mazarin, des heutigen Inſtituts de France. Unter den Anweſenden bemerkte man nicht ſowohl die Notabilitäten und Repräſentanten der Kunſt und Literatur, ſondern faſt dieſelben Leute jeden Alters und jeden Standes, welche ſich bei der feierlichen Eröffnung der Deputirtenkammer einzufinden pflegen. Nach Verlauf einer langweiligen Stunde wurden endlich die Thüren des Allerheiligſten dem Publikum geöffnet; aber leider hatten die Meiſten vergebens ſo lange gewartet; nur die Minderzahl der Ungeduldigen fand im Innern Platz; ſogar Viele, welche Einlaßkarten vorzeigten, wurden zurückgewieſen, trotz aller Reklamationen, Bitten und Drohungen. Ich glaube, daß auf dem Hofe des Inſtituts faſt eben ſo viele Leute verſammelt waren, als im Sitzungsſaale; man hat mir erzählt, daß Victor Hugo ſelbſt keinen Eintritt bekommen, und daß ein angeſehener engliſcher Lord, welchen der Miniſter des öffentlichen Unterrichts in einem eigenhändigen Privatſchreiben gebeten, ſeiner Aufnahme in die Akademie beizuwohnen, kein Unterkommen gefunden und unverrichteter Sache habe wieder umkehren müſſen.

Die Aufnahmeſitzung des Herrn Guizot hatte einen neuen politiſchen Charakter, und wenn der Geiſt des Kardinal Mazarin die zahlreiche Verſammlung umſchwebt hat, wird er ganz verwundert geweſen ſein, die Wände ſeines Hotels, welches er den Künſten und Wiſſenſchaften des Friedens als Zufluchtsſtätte eingeräumt, vor dem Lärm und Tumult der Tagspolitik erzittern zu hören. Aber das ließ ſich nicht wohl anders erwarten, wenn ein regierender Miniſter der Akademie ſein politiſches Syſtem vorträgt und dieſe literariſche Feierlichkeit benutzt, ſeine ſeither geübte Macht zu rechtfertigen und wo möglich noch zu befeſtigen, zumal, wenn andere Begebenheiten dieſelbe zu beeinträchtigen drohen. Daher darf es auch nicht auffallend erſcheinen, wenn ſeine Freunde und Anhänger ſich in ungewöhnlicher Anzahl eingefunden hatten.

Vor zwei Jahren erlebten wir faſt um dieſelbe Zeit eine ähnliche Sitzung mit politiſcher Färbung; Herr Thiers, der frühere Kollege und jetzige Rival des aufzunehmenden Miniſters, lockte damals die Menge herbei; ſein mächtiger Gönner, Herr Talleyrand beehrte dieſe Feierlichkeit mit ſeiner Gegenwart; vergangenen Donnerſtag fand man weder den Einen noch den Andern im Saale anweſend. Auf den Tribunen bemerkte man einige Damen aus dem Faubourg Saint Germain in einfachen Trauertoiletten, neben denen die Freunde des Miniſters und viele Deputirten des Centrums figurirten; die Herren Jaubert, Piscatory, Düvergier de Hauranne, de Haubeſſaert, Vitet, Dumon, Charles Remüſat ſpreizten ſich behaglich auf ihren Sitzen und die Redakteure des Journal des Debats hatten natürlich nicht verſäumt, ſich einzuſtellen; Jüles Janin, das Feuilleton, plauderte lachenden Mundes mit Herrn Salvandy, dem Verfaſſer der erſten premiers paris: die Herrn Philarète Chasles, Grenier de Caſſagnac und Saint Marc Girardin ſchienen nachdenklich geſtimmt und nahmen an dem Geſpräche ihrer beiden Kollegen keinen ſonderlichen Antheil. Die oberſten Bänke des Halbkreiſes, wo ſonſt die Mitglieder des Inſtituts zu ſitzen pflegen, waren von den hohen Staatsbeamten der Regierung eingenommen; Herr Paſquier, Barthe, der Herzog von Decazes und viele andere Pairs hatten hier ihre Plätze; unter dieſer Bank, d. h. eine Bank tiefer ſaßen die Amtskollegen des Herrn Guizot, der Graf Molé, Martin du Nord, Duchatel und Perſil.

Die anweſenden Akademiker waren ziemlich vollzählig verſammelt; Düpin ſaß neben Royer Collard, dem Patrone der Doktrine; außer Herrn Thiers, vermißte man Chateaubriand und die Freunde des Herrn Thiers, Etienne und Jouy, die ehemaligen Redakteurs des Conſtitutionnel. Herr Philipp von Segur nahm den Präſidentenſtuhl ein; zu ſeiner Rechten ſaß Herr Villemain, zu ſeiner Linken Herr Viennet; dieſer hatte Herrn Thiers, jener Herrn Scribe geantwortet.

Der Aufzunehmende ſaß allein hinter ſeinem Pulte, worauf ſein Manuſkript ausgebreitet lag. Mit dem Glockenſchlage zwei nahm Herr Guizot das Wort und fing an, unter dem größten Schweigen ſeine Rede abzuleſen. Seine Miene ſchien leidend; er ſah bläſſer als gewöhnlich aus. Mit dem Beginne des Vortrags belebten ſich jedoch die Züge ſeines markirten Geſichts; ſeine Anfangs unſichere Stimme gewann bald an Feſtigkeit und Sicherheit und ging ſodann in jenen ernſten, etwas monotonen, aber ſcharf accentuirten Ton über, der dem Redner den Vorwurf von Pedanterie und ſchulmeiſterlichen Manieren zugezogen hat. Der zu behandelnde Gegenſtand paßte ganz vortrefflich mit der Natur Guizot's und dem gewöhnlichen Gange ſeiner Ideen zuſammen; und es läßt ſich nicht läugnen, ſeine Rede iſt ein Meiſterſtück von doktrinärer Gewandtheit. Herr Deſtütt de Tracy, ſein Vorgänger, deſſen Lob er verkünden mußte, war einer von jenen Philoſophen und Staatsmännern, welche von der erſten franzöſiſchen Revolution an bis auf die neueſte Zeit den Geiſt des 18. Jahrhunderts gelehrt und überliefert hatten; wo ſich denn natürlich für Herrn Guizot die Gelegenheit zeigte, ſein Urtheil über die Philoſophie des vorigen Jahrhunderts, über die Revolution und ihre Folgen abzugeben. Das Feld war weit und überaus günſtig zu allerlei Abſchweifungen, ſyſtematiſchen Hinblicken und geiſtreichen Paradoxen. Indeß nicht ſo ſehr die Dankrede auf ſeinen Vorgänger, als die Darlegung ſeiner eignen ſocialen und politiſchen Anſichten und ſomit die Lobpreiſung des doktrinären Regierungsſyſtems war der eigentliche Zweck Guizot's. Dieſen Schluß ſuchte der Redner allen ſeinen Zuhörern unvermeidlich hinzuſtellen und ich geſtehe, einem römiſchen Rhetor würde es nicht beſſer gelingen, mit mehr Liſt, Beſcheidenheit und Schaamhaftigkeit ſeine Werke und ſich ſelbſt zu preiſen. Wir brauchen zu dem Ende nur die hervorſpringendſten Stellen der Guizot'ſchen Rede zu beleuchten.

(Fortſetzung folgt).

Notizen.

⁂ **Island.** — Die franzöſiſche Expedition nach dieſer Eisinſel hat dieſelbe in naturwiſſenſchaftlicher, literäriſcher, ſtatiſtiſcher, geſchichtlicher und künſtleriſcher Hinſicht — man kann faſt ſagen — vollſtändig ausgebeutet und kehrt nun mit Schätzen beladen in ihre Heimath zurück. Sie bringt u. a. 207 landſchaftliche Zeichnungen, 150 isländ. Werke, und 112 Kiſten mit Naturalien zurück. Unter den ſtatiſt. Notizen verdient bemerkt zu werden, daß von 1786 bis 1836 bei einer Bevölkerung von 50,000 nur 6 Mordthaten ſtattgefunden haben.

⁂ **Raimund's Erbin** erhält (wie dem Correſp. v. u. f. D. von Wien aus berichtet wird) für die vier Bändchen ſeiner dramatiſchen Werke von den Hofbuchhändlern Rohrmann und Schweiger 36,000 fl. C. M.

⁂ **Molière** wird jetzt in Paris ein Denkmal errichtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 8. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 10. Jenner.

Ueber den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen.

(Schluß).

Das Gewiſſen wird in der Volksſage als ſittliches Gericht anerkannt und geehrt. — Hier will ich nun gleich an die bekannte Tannenhauſer-Sage erinnern. Den edlen Ritter läßt es nicht ruhen und raſten im Venusberge, und er zieht von dannen, Vergebung ſeiner Sünden zu ſuchen. Die fand er nun nicht, vielmehr verſagte ſie grauſam der Papſt; da hub nach dreien Tagen der Stab an zu grünen. Nun erwacht auch des Papſtes Gewiſſen, er ſchicket aus in alle Lande, wo nur Tannenhäuſer wäre hinkommen? — Vergebens. — Heinrich Raſpe weinte bitterlich, als ihm die Räthe ſein ſchweres Unrecht vorhielten, das er der frommen Eliſabeth angethan, und er erbot ſich, Alles zu thun, was er nur vermöge, die Gekränkte zu verſöhnen, und that es auch (Th. S. G. I. S. 193). Wem fiele nicht von ſelbſt die Reue des Grafen Ludwig, welcher den Pfalzgrafen Friedrich erſchlug, und ſeiner Gemahlin Adelheid ein, durch welche Reue Reichardsbrunn gegründet wurde? Der Gründer des Kloſters Sinnershauſen, das vordem Sundershauſen hieß, trug aus Reue einen Stein auf der Bruſt, ſein Kenotaph iſt noch alſo zu ſehen. Hundert Kloſterſagen und Legenden dokumentiren obigen Ausſpruch. Reue verſöhnt! ſpricht die Sage deutlich und oft wiederholend aus.

Gottesfurcht wird belohnt, und vom Untergange gerettet, Gottloſigkeit von der Erde hinweggetilgt. — Die bibliſchen Mythen vom Untergange Sodom's und Gomorra's, wie von der Rotte Korah finden in mancher deutſchen Sage ihren wichtigen Nachhall. Hierher deuten die zahlreichen Überlieferungen von verſunkenen Städten und Dörfern; man denke an Vineta, an Juvavia, an Staveren. Im Thüringiſchen iſt von mehr als einem Dorfe die Rede, das mit Mann und Maus in die Erde verſank, wo nur wenige Gute dem Verderben entgingen, welches die Laſterhaftigkeit der Orte vom zürnendem Himmel rief. Man denke ferner an die übergoſſene Alp in Tyrol, an Frau Hütt daſelbſt (Grimm d. S. II. 314), an die Buben auf dem Unterharz, die ihr Brod verfluchten, mit Füßen traten und peitſchten. Blut kam heraus, und die Erde verſchlang die Gottloſen allzumal. Wie häufig die Sage das Brod der Hartherzigen in Stein verwandeln läßt, iſt in Grimm's deutſchen Sagen vielfach nachzuleſen. Hierher gehören auch die ſchaurigen Sagen von den Mauſethürmen am Rhein und im Geyle-See. Immer ein ſtrenger, aber gerechter Richterſpruch aus dem Volksmund in Gottes Namen.

Fleckenloſer Lebenswandel wird von der Volksſage als ein Verdienſt und als Gott wohlgefällig gewürdigt. — Auf tauſendfache Weiſe preiſ't und ehrt die Sage den makelloſen Wandel. Hier hat ſchon die Religion und die Heiligenlegende vorgearbeitet; allein wenn wir auch das Weſen der Heiligkeit nicht nach dem Begriffe der katholiſchen Kirche auffaſſen, ſondern daſſelbe als das ideale Streben nach höchſt möglicher ſittlicher Vollkommenheit betrachten, ſo finden wir dafür in der Volkspoeſie und der Sage die höchſte Achtung dokumentirt. Statt aller zahlloſen Heiligen der römiſchen Kirche will ich nur an die thüringiſche Eliſabeth erinnern. Dem Guten, den Reinen geſellt die Sage Engel zu, die ſie leiten und führen. Immer noch, wie im deutſchen Alterthume das ganze Volk, legt die Sage hohen Werth auf makelloſe Jungfräulichkeit, und betrauert deren Seltenheit. Mancher tief verborgene und verzauberte (verſetzte) Schatz könnte gehoben werden, mit Hülfe einer reinen Jungfrau, wenn ſolche ſich finde; wehe der unreinen Hand, die mit frevelnder Lüge ergreifen wollte, was nur der reinen beſchieden. Nur reine Jungfrauen können das Nothhemd ſpinnen und weben. Nur die Reinen können verwünſchte Geiſter erlöſen, und da in unſern Tagen ſich dieſe Unſchuld bei dem erwachſenen Geſchlecht nicht mehr finden will; ſo läßt ſich die Sage bis zu Kindern herab, und hoft von dieſen ein Glück, das jene nicht gewähren können; wie die Jungfrau auf dem Broterroder Burgberge (Th. Sag. S. 95), wo die Erlöſung hoffende Erſcheinung ſelbſt ſagt:

Ein Knäblein von ſieben Jahren
Mit weißen Haaren
Kann mich erretten.

Die Bedeutung der weißen Farbe und überhaupt die Bedeutung der Farben erſcheint auch in der Sagenpoeſie wichtig. So finde ich in einem alten Liede weiß als Farbe der Ausplauderei in Minneſachen bezeichnet, wo der Dichter ſagt:

— — — —
Sie heißen woll leſterer
Die mit röcken laßen ſehen
Was im guts iſt geſchehen.
— — — —
Der gern gereche wer
Der ſoll die ſelben wer (Mähren)
Wißen vnd niemans mer
Sein lieb ſein leyd ſein woll ſein wee
Sol er fürbaß nit ſagen ꝛc. ꝛc.

Für erſcheinende Jungfrauen kennt die deutſche Volksſage, ſo viel mir bekannt iſt, keine andere Farbe als weiß, welche Farbe an ſich ſchon die Unſchuld, die Jungfräulichkeit andeutet. Selbſt an heilige Namen klammert ſich die Sage und macht ſie bedeutungsvoll, vor allen andern den Namen Johannes. Auf dem Ruppberg im thüringer Walde iſt ein Schatz verſetzt, daß drei Erſtgeburten, die alle Johannes heißen, dem Böſen zum Opfer dargebracht werden müſſen, bevor er gehoben wird. Hier ſchlägt auch die Sage von den zwölf Johanneſſen ein, die ein alter Zauberkönig auf dem Glücksſchiffe rund um die Welt ſandte, und wovon alle Jahre einer dem Teufel verfiel. Als die Hennebergiſche Gräfin im Niederlande 364 Kinder zugleich gebar, taufte man ſie allzumal in einem Becken, das noch zu ſehen, und an hoffnungtragenden Frauen Wunder thut, und nannte die Knäblein Johannes, die Mägdlein Eliſabeth. Nicht ohne hierher bezügliche Bedeutung möchte ſelbſt der Umſtand ſein, daß im Mittel-Deutſchland und namentlich in Thüringen unter zehn Täuflingen ſicherlich acht neben andern Vornamen auch Johannes getauft werden, und dieſer Johannes ſtets voran ſteht. Sollte das blos zu Ehren Johannes des Täufers geſchehen? —

So wäre noch auf vielfache Weiſe anzuführen, wie die Volksſage lehrend, warnend und beruhigend wirkt, wie ſie Eigennutz, Geiz, Hochmuth, Faulheit, Müßiggang, Verſchwendung ꝛc. ꝛc. beſtraft; Fleiß, Freigebigkeit, Sparſamkeit, Redlichkeit belohnt; immer als abſchreckende oder nachahmungswerthe Beiſpiele Kindern und Erwachſenen ihre Lehren vor Augen ſtellt, und dabei ſogar häufig nicht der Namen ſcheut, ſondern keck und geradezu, und dadurch um ſo eindringlicher, aus jüngſter Vergangenheit die Beſtraften, wie die Belohnten nennt.

Allein nicht blos im Gebiete der Sitten- und Pflichtenlehre bewährt die Sage ihre heilſame Wirkſamkeit auf des Volkes Thun und Laſſen und auf deſſen ſittliche Charakterfortbildung, ſie erhebt ſich auch in das Gebiet der Ethikotheologie, und hilft mit treuem Sinne die erhabenen Güter dem Volke ſichern, die als unſterblich ewige Wahrheiten, als Glaube, Liebe und Hoffnung, als Gewähr der Fortdauer und der künftigen Seligkeit die Grundlagen der Religioſität, und insbeſondere der chriſtlichen Religion bilden.

Der Glaube an Gott iſt tief und ernſt im deutſchen Volke gewurzelt; von Gottesläugnern und Gottesläſterern giebt es eine Menge abſchreckende Sagen. Auch jene dämoniſchen Mittelweſen der Sage, Zwerge und Elbe, wiſſen von Gott, glauben an Gott, und haben Hoffnung auf einen beſſeren ſeligen Zuſtand. „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ heißt die allbekannte und mächtige Zauberformel, vor welcher alle Nachtdämonen entweichen müſſen, nur die Guten antworten darauf: „Wir loben ihn!“ Geiſter und Zwerge (auch Teufel) halten Kirche und Gottesdienſt, ſind andächtig, ſingen religiöſe Lieder — (dieſer ſagenhafte Glaube ragt ja bis in die Neuzeit und in die Gegenwart herein, bei den magnetdämoniſchen Erſcheinungen, und läßt ſich von da ab wieder auf ein ziemliches Alter zurückführen). In jenen tauſendfachen Sagen von verwünſchten, verfluchten, gebannten Geiſtern, welche auf Erlöſung harren, iſt da ihr Zuſtand nicht als ein vertrauend hoffender angedeutet, und richtet er nicht den Blick des Aufmerkſamen darauf hin, daß Lohn und Strafe nach dieſem Leben und ewige Fortdauer kommen wird; deutet er nicht eine Sühne irdiſcher Schuld, eine Läuterung des Geiſtes von unreinen Leidenſchaftſchlacken an? Es iſt nicht etwa die haften gebliebene römiſch-katholiſche Idee des Fegefeuers, die hier mit ſtrafendem Richterſpruche den Verbrecher als flammender Irrwiſch durch die Felder treibt, es iſt tiefer begründet, und vielleicht älter als der Chriſtianismus. Dieſe Hoffnung auf endliche Erlöſung iſt auf mehrfache Art bedingt und gebunden, erſtens an den Zufall, zweitens an Menſchen, (oft an Prädeſtinirte, mindeſtens beſonders dazu geeigenſchaftete, wie die Sonntagskinder) jedoch, faſt nie in die eigne Hand des Harrenden gegeben; oft auch ſoll ſich eines dieſer Bedingniſſe gleichzeitig mit einem andern einigen. Als zufällige Erlöſungsbedingniſſe erſcheinen in deutſchen Sagen die Raben, die um die alte Warte von Kiffhäuſer fliegen ſollen, der Birnbaum, der dort, und auch auf dem Walſerfeld blühen ſoll, der Kirſchkern auf einem Burggemäuer, daraus ein Baum, aus dem Baume eine Wiege werden ſoll, wo nun endlich das Kind, welches zuerſt darin geſchaukelt wird, die Fähigkeit, aber auch nur dieſe, hat, den hoffenden Geiſt, vielleicht, wenn alle andern Bedingniſſe erfüllt ſind, zu erlöſen. Menſchen können durch Schweigen beim Schatzheben die Gefeſſelten befreien, auch dadurch, daß ſie, ohne unwillig zu werden, der nieſenden Erſcheinung dreimal, ſiebenmal, ja zwölfmal Gotthelf ſagen ꝛc. ꝛc. Hier wird von der Sage Hoffnung, Vertrauen, Glaube in Beiſpielen gepredigt, und auf einen verſöhnbaren Gott, auf eine Seligkeit nach der Buße, auf ein ewiges Leben hingewieſen. Es würde für den dermaligen Zweck dieſer Abhandlung zu weit führen, noch ausführlicher darüber zu reden.

Möchte der Unbefangene aus dem Geſagten und den belegenden Beiſpielen erſehen, daß die Volksſage außer ihrem poetiſchen Reiz und Werth, auch wahrhaft ethiſchen Werth hat, daß ſie dem Volke durch die Macht des Beiſpiels Lehren der Tugend, der Weisheit und der Frömmigkeit in das Herz ſtreut, es auf rechtem Wege wandeln heißt, es an treue Pflichterfüllung mahnt, die ſchützende Hand Gottes, die wachende Vorſehung erkennen lehrt, daß ſie Unſchuld, Tugend und Herzensreinheit hoch ſtellt, und das Laſter mit ungeſchminkter Larve zeichnet, daß ſie vom Hochmuthe abräth, vor Verſchwendung warnt, zufriedne Armuth und gutes Gewiſſen höher ehrt, als unzufriednen Reichthum und beflecktes Bewußtſein, daß ſie immer und unaufhörlich wie ein friſcher, lebendiger Waſſerſtrahl aus dem dunkeln Schacht und Felsgekluft der Erdennacht emporſteigt und nach oben weiſ't, und auch dadurch verkündet, wie ſie als Mittel dem Zweck einer höhern moraliſchen Weltordnung dient, und nicht blos der Langeweile der Spinnſtuben und der Phantaſie der Dichter. — Was iſt früher geſchehen für dieſen Nervenäther des deutſchen Volkslebens, welcher deſſen Körper auf das innigſte durchdringt? Man hat ihn unbeachtet gelaſſen; die Geſchichte wandte der Sage ſtolz den Rücken, die Theologie eiferte gegen ſie als Aberglauben; die Forſchung hatte zu viel zu thun mit Griechenland und Italien, mit Perſien und Hindoſtan, mit China und Japan, mit Gallien und Scandinavien. Die Maſſe verlachte die ewig waltende, ſich ſtill fortbildende und fortpflanzende Volkspoeſie der deutſchen Sage als dummes Zeug, nur etwa einen Dichter trieb es in die einſame Flur, in den rauſchenden Wald, und es ſäuſelte um ihn die wunderbare Stimme der Natur, es murmelte eine Quelle, es ſang ein Vogel, und die Sage gewährte ihm die Gunſt, in ihr jungfräuliches Antlitz zu ſchauen.

Erſt wenige Würdige begannen, vom ſprachlichen, vom ethnographiſchen, vom mythologiſchen, wie vom dichteriſchen Standpunkt aus, die Sage höher zu ſtellen, möchte man deren ethiſchen Standpunkt nicht aus den Augen laſſen! Hier iſt ein Fingerzeig namentlich für Landgeiſtliche und Landſchullehrer gegeben. Sie können für Wiſſenſchaft und Kunſt unendlich viel brauchbares Material ſammeln, ſie dürfen nur fragen, hören und aufzeichnen, wo es möglich, auch in Dialekten, um auch der Sprache zu nützen. Niemand wird ſo bornirt ſein, zu glauben, es könne, oder es ſolle ſogar dadurch der Aberglaube gefördert, die Aufklärung gehindert, der fördernde und ſtrebende Schritt der Zeit gehemmt, das reine Licht der Religion und der Wahrheit verdunkelt werden. Vor ſolchem Beſtreben behüte uns Gott! Als Gleichniß, als Parabel, als Dichtung, als Poeſieblüthe des Volkslebens, neben dem Spruch und dem Lied, achte man die Sage; ſo laſſe man ſie dem Volke, ſo lehre man das Volk ſie würdigen, und im Übrigen überlaſſe man daſſelbe ſeinem geſunden Sinne.

Es ſind nur Andeutungen, die ich über den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſage hier geben konnte, doch konnte es, um anregen zu helfen, einſtweilen genug ſein. Gewänne ich ihr auch dadurch nur einen Freund, der ſie bisher nicht kannte, oder gar verkannte, erweckte ich auch nur in einem den Sinn, ihrer zu achten und ihrem leiſen Schritte mit ſorgſamem Auge, mit aufmerkſamem Blicke zu folgen, ihre Waldesgeheimniſſe zu erlauſchen und gleichen Weg mit mir zu gehen, ſo wäre mir das ein viel willkommener und hocherfreulicher Lohn.

Die Aufnahme Guizot's in die franzöſiſche Akademie.

(Fortſetzung).

Nachdem Herr Guizot in einer gedrängten Ueberſicht den Charakter des 18. Jahrhunderts und ſeiner Philoſophen angedeutet, ſpricht er ſeine Meinung über die franzöſiſche Revolution aus, von welcher er nur die konſtituirende Verſammlung anerkennt. Dieſe, heißt es, hatte die Miſſion, alle Verheißungen der Philoſophie in's Leben zu führen und zu verwirklichen. Was hatte aber jene Philoſophie gepredigt? Emanzipation des Geiſtes, bürgerliche Gleichheit, Unverletzlichkeit der Menſchenrechte. Die großen Denker des 18. Jahrhunderts hatten in ihren Schriften die Reform aller bürgerlichen Einrichtungen, die völlige Erneuerung der ſocialen Verhältniſſe und Zuſtände zur Sprache gebracht. Die meiſten dieſer wichtigen Punkte umging die conſtituirende Verſammlung, ſoviel ſie nur konnte, oder ſuchte deren Anwendung auf's gemeine Wohl einen beſchränkten Sinn unterzuſchieben. Damals wie heute kämpften kleinliche, bürgerliche Intereſſen mit denen der Volksklaſſen; nur da, wo die Vertheidiger dieſer letzteren den Ausſchlag gaben, dekretierte die Verſammlung einzelne Grundgeſetze, deren Prinzipien für die Zukunft folgereich geworden ſind.

Herr Guizot bemühte ſich ferner zu beweiſen, daß die Philoſophie des 18. Jahrhunderts Trotz ihrer unläugbaren Verdienſte mannigfachen Schwächen und Irrthümern unterworfen geweſen; obſchon ſie den Stolz und den Ehrgeiz des Menſchen zu einem ſo hohen Grade geſteigert, habe ſie doch ſeine edelſten, ſchönſten, reinſten und erhabendſten Geiſtesanlagen verkannt. „Sie ſah in dem Menſchen nicht jenes erhabenene, unſterbliche, von göttlichem Odem beſeelte Weſen, welches in dieſem Leben keine andere Beſtimmung hat, als das Werk der Gottheit fördern zu helfen und für dieſe ſeine Mühe den Lohn anderswo empfängt. Sie betrachtete den Menſchen beſonders in ſeinen Beziehungen zur materiellen und wirklichen Welt; und da ſie eine Philoſophie von weſentlich ſocialer Bedeutung war, die ſich die Aufgabe geſtellt hatte, das irdiſche Loos des Menſchen zu ändern, ſtudirte ſie an ihm nur den Theil, welcher ihn an die Erde knüpft. In einer befremdenden Inconſequenz befangen ſah man das Jahrhundert, welches die Würde des Menſchen am höchſten geachtet, welches vom Menſchen das Meiſte erwartet und zu ſeinen Gunſten die übertriebenſten Anſprüche erhoben hat, eben dieſes Jahrhundert ſah man demnach gewiſſermaßen den Menſchen auf der Stufenleiter der geſchaffenen Weſen erniedrigen, ſeine Natur verſtümmeln und die Hoheit ſeiner Beſtimmung freventlich vernichten.“

Aber was thaten denn Rouſſeau, Voltaire, Diderot und ſo viele andere Philoſophen des vorigen Jahrhunderts? War denn ihr Beſtreben hauptſächlich darauf gerichtet, die geiſtige Befreiung aller Menſchen herbeizuführen? Selbſt die Behauptung, daß jenen Philoſophen das göttliche, religiöſe Prinzip fehle, möchten wir beſtreiten. Doch hören wir zuerſt den weiteren Verlauf der Rede: „Einem andern Jahrhundert, einer weiſeren Philoſophie war es vorbehalten, dem Menſchen das edelſte ſeiner Attribute wieder zurückzuſtellen. Das 18. Jahrhundert hatte ſeinen Lauf geendet und war über unſere Häupter hinweggeeilt. Seine Wohlthaten waren anerkannt, ſeine Fehler lagen offen am Tage. Neue, durchaus verſchiedene Bedürfniſſe drängten uns in andere Bahnen. Was iſt aus jenen verführeriſchen Vorſpiegelungen von Freiheit, welche unlängſt noch den Geiſt des Volkes bezauberten, geworden? Freiwillig eilt die Menge herbei und ſinkt nieder vor der Hoheit der Gewalt. Geſtern noch hielten ſich religiöſer Glaube und chriſtliche Andacht verſteckt, geſtern noch waren die Gotteshäuſer geſchloſſen; und heute öffnen ſich die Pforten des Tempels und die Menge drängt ſich in die heiligen Hallen.“

Wie man ſieht, Herr Guizot meint, daß die neuere franzöſiſche Philoſophie das religiöſe Element wieder neu belebt und der Wiſſenſchaft wiederum einverleibt habe. Demnach gehören ihre Begründer und alſo auch Herr Guizot zu den ſocialen Reformatoren unſerer Zeit. Ich wüßte aber nicht, daß Jean Jaques Rouſſeau jenes philoſophiſch-religiöſe Prinzip verkannt hätte; laſſen ſich doch die Einflüſſe dieſes Geiſtes durch die ganze franzöſiſche Revolution hindurch bis auf unſere Tage nachweiſen. Die franzöſiſchen Philoſophen des vorigen Jahrhunderts haben nicht bloß den Ausbruch der Revolution am meiſten befördert, ſondern auch noch größtentheils den Charakter der nachfolgenden Zeiten beſtimmt. Voltaire und Rouſſeau ſind zwei Schriftſteller, welche noch jezt das franzöſiſche Volk geiſtig leiten und beherrſchen. Sogar die Feindſchaft dieſer beiden Männer, ſagt der geiſtreiche Verfaſſer der franzöſiſchen Zuſtände, hat wunderbar nachgewirkt; vielleicht war der Parteikampf unter den Revolutionsmännern ſelbſt bis auf dieſe Stunde nur eine Fortſetzung eben dieſer Feindſchaft. Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, die hierher gehörige ſchöne Stelle aus dem eben erwähnten Werke zu citiren: „Der Kampf unter den Revolutionsmännern des Convents war nichts anders, als der geheime Groll des Rouſſeau'ſchen Rigorismus gegen die Voltaire'ſche Legèrete. Die ächten Montagnard's hatten ganz die Denk- und Gefühlsweiſe Rouſſeau's, und als ſie die Dantoniſten und Hebertiſten zu gleicher Zeit guillotinirten, geſchah es nicht ſowohl, weil jene zu ſehr den erſchlaffenden Moderantismus predigten, und dieſe hingegen im zügelloſeſten Sansculottismus ausarteten; ſondern, wie mir jüngſt ein alter Bergmann ſagte: „Par ce qu'ils étaient tous des hommes pourris, frivoles, sans croyance et sans vertu." Bei'm Umſtürzen waren die wilden Revolutionsmänner ziemlich einig, als aber etwas Neues gebaut werden ſollte, als das Poſitive zur Sprache kam, da erwachten die natürlichen Antipathien. Der Rouſſeauiſch ernſte Schwärmer Saint-Juſt haßte alsdann den heitern, geiſtreichen Fanfaron Desmoulins. Der ſittenreine, unbeſtechliche Robespierre haßte den ſinnlichen, geldbefleckten Danton. Maximilian Robespierre heiligen Andenkens war die Incarnation Rouſſeau's; er war tief religiös, er glaubte an Gott und Unſterblichkeit, er haßte die Voltaire'ſchen Religionsſpöttereien, die unwürdigen Poſſen eines Gobel, die Orgien der Atheiſten und das laxe Treiben der Esprits."

(Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ Das Walten der Vorſehung. — Mit Bezug auf die Kataſtrophe von Conſtantine erinnert die Gazette de France am 16. December an folgende erhabene Stelle des alten Balzac, die wir aus Beſorgniß, ihr durch Uebertragung etwas von ihrer Eigenthümlichkeit zu entziehen, in der Urſprache hier mittheilen: „Ces grandes pièces qui se jouent sur la terre ont été composées dans le ciel, et c'est souvent un pygmée qui en doit être l'Atrée ou l'Agamemnon: quand la Providence a quelque dessein, il n'importe guères de quels instrumens et de quels moyens elle se sert. Entre ses mains tout est foudre, tout est tempête, *tout est déluge*, tout est Alexandre ou César. Cette invisible main donne les coups que le monde ressent. Il y a bien quelque hardiesse qui menace de la part de l'homme, mais la force qui accable est toute de Dieu."

⁂ Coloſſales nordamerikaniſches Handelsgeſchäft. — Durch den Courier von St. John's in Neu-Braunſchweig (v. 12. v. M.) erfahren wir, daß die Hrn. Pollock, Gilmour und Comp. daſelbſt acht Niederlagen von Bauholz haben, jährlich 6 Millionen Cubikfuß verſchiffen, welches zu ſchneiden, zuſammenzubringen und zuzurichten ungefähr 15.000 Menſchen und 500 Pferde und Ochſen fortwährend erfordert werden. Zur Verſchiffung hat jenes Haus 21 mit 508 Matroſen beſezte Schiffe!

⁂ Das Rheinweinlied. — Ehre, dem Ehre gebühret! In Nro. 5 des Spiegel's leſen wir, daß, „nach einer in Karlsruhe fortlebenden Tradition — nicht Claudius der Dichter des unſterblichen Rheinweinliedes (Am Rhein ꝛc.) war, ſondern der 1828 zu Karlsruhe verſtorbene Kirchen- und Miniſterial-Rath Sander. Er dichtete das Lied, ſo heißt es, als Diakonus zur Hochzeitfeier eines Freundes; einer der Gäſte ſandte es an den Wandsbecker Boten, wo es ohne Unterſchrift abgedruckt wurde.

⁂ Ehrenberg's Bergmehl-Infuſorien. — In der Verſammlung der Geſellſchaft der Naturforſchung-Freunde zu Berlin am 20. December theilte Herr Ehrenberg mit, daß er die Synedra capitata, das Infuſionsthierchen, welches den Hauptbeſtandtheil des Bergmehls von Santafiora in Toskana bildet, und bisher unter den noch lebenden Formen nicht aufgefunden war, ſeit wenigen Tagen auch im Thiergarten bei Berlin in Menge lebend angetroffen. Er berichtete noch, daß in dem ihm zugekommenen Polirſchiefer von Kaſſel, außer den bereits angezeigten 7, noch 8 verſchiedene Infuſorienarten und Schwamm-Nadeln ſich erkennen laſſen.

⁂ Das Findelhaus zu Paris, im Jahre 1640 erbaut, hat von dieſem Jahre bis auf 1836 in Allem 496,644 Kinder aufgenommen. Im Jahre 1772 war die Zahl der Findlinge am bedeutendſten; ſie erhob ſich nämlich auf 7,676. Am niedrigſten war die Zahl im J. 1795. Nach der kritiſchen Epoche der Revolution nahm ſie wieder zu bis auf 1830, von welcher Zeit an ſie wieder im Abnehmen begriffen. Sie belief ſich im J. 1835 nur noch auf — 4,677 (Vergl. Nro. 6 des Phönix im vor. J.)

⁂ Tag- und Nacht-Telegraphen ſollen, dem Vernehmen nach, auf den großen Straßen Englands, namentlich auf dem Wege zwiſchen London und Birmingham, und anderen großen Städten errichtet, und die Arbeiten hierzu von dem Lieutenant Watſon, Oberaufſeher des Telegraphen von Liverpool und Holyhead, geleitet werden.

⁂ „Das Leben für den Czar," eine ruſſiſche National-Oper. — Das nunmehr reparirte große National-Theater zu Petersburg wurde am 10. December mit der National-Oper „Iwan Suſſanim, oder das Leben für den Czar," wieder eröffnet. Der Text iſt von Baron Roſen, die Muſik von Glinka. Ob auch dieſe Beiden zur ruſſiſchen Nation gehören, iſt uns nicht bekannt.

⁂ Rußland, welches Iwan I. Waſiliewitſch 1462 im Umfange von 18,500 Q.-Meilen angetreten und 1505 in einer Ausdehnung von 37,000 hinterlaſſen, iſt in den folgenden 180 Jahren auf 266,000 Q.-Meilen angewachſen.

⁂ Neue ſtaatswirthſchaftliche Aera. — Mit dem 1. Jan. 1837 beginnt in der ſtaatsökonomiſchen Welt eine neue Aera. An dieſem Tage wird nämlich, — wir glauben zum erſtenmal — ſeit die Menſchen in Steuerzahlende und Steuernehmende ſich getheilt haben, — in den Vereinigten Staaten von N.-Amerika — der Ueberſchuß der Staatskaſſe (mit 46,530,340 Dollars) an die verſchiedenen Contribuenten vertheilt.

⁂ Statiſtik der vier inſurgirten ſpaniſchen Provinzen. — Einer von Don Karlos befohlenen Aufnahme zufolge hätte Biskaya jezt 116,000, Alava 77,400, Guipuzcoa 110,000, Navarra 196,000 Einwohner. Hierunter befanden ſich in:

	Biskaya.	Alava.	Guipuz.	Navarra.	(Zuſ.)
Pfarrgeiſtliche . .	271.	455.	127.	800.	1653.
Weltgeiſtliche . .	339.	379.	513.	1168.	2391.
Mönche	348.	238.	316.	1159.	2069.
Nonnen	400.	318.	520.	510.	1648.
Adliche	54000.	12000.	50000.	13000.	129000.
Dienſtboten . . .	4000.	2300.	5000.	10000.	21700.
Cortesdeputirte .	1.	1.		3.	5.

Es kommen alſo auf 499,400 Einwohner 129,000 Adliche und 7,714 Geiſtliche.

⁂ Eine Bijou-Ausgabe (édit. diamant) des Jocelyn hat ſo viel Beifall gefunden, daß in 14 Tagen zwei Ausgaben, jede von 6000 Exemplaren, vergriffen worden, und jezt ſchon eine dritte wohlfeilere erſcheint.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 9. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 11. Januar.

Ernſt Münch.

(Ernſt Münch's Erinnerungen, Lebensbilder und Studien. Erſter Band. Karlsruhe, Chr. Fr. Müller'ſche Hofbuchhandlung. 1836.)

Das Buch hat, wie die hohen Potentaten, noch einen ausführlicheren Titel. Er beginnt: „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den erſten ſiebenunddreißig Jahren eines deutſchen Gelehrten ꝛc." Dieſer deutſche Gelehrte iſt begreiflicher Weiſe niemand anders, als Herr Münch, welcher am 25. October 1798 das Licht der Welt erblickte, und deſſen erſte 37 Jahre am 25. Oct. 1835 ſich endigten.

Hr. Münch bringt mit dem Bande, welchen ich hier anzeige, nur ein verhältnißmäßig kleines Segment aus dem Kreiſe ſeines Lebens. Denn abgeſehen davon, daß kommende Jahre des Hrn. Münch auch wieder in ihm ſelbſt ihren Biographen ſuchen werden, führt uns dieſer erſte Band, trotz ſeiner beinahe halbtauſend Seiten, doch nur bis 1821, während die folgenden Jahre bis 1835 einen zweiten, dritten und vierten Band füllen ſollen (S. XIII. des Vorworts).

Man fragt ſehr bald: Welchen Anſpruch Hr. Münch beſitze, das Intereſſe des Publikums für ſolch' eine Maſſe, die er ihm von ſich mittheile, zu feſſeln? Die Antwort iſt nicht leicht. Denn Hrn. Münch's äußeres Leben bot — beſonders in dieſem erſten Bande — wenig Abwechſelungen. Es war das Leben eines ſchweizeriſch-deutſchen Gelehrten, in welchem die Begriffe: Schulunterricht, Studententhum und Junglehrerthum, wie Gabel, Meſſer und Löffel in einem ſchwarz-ledernen Etuis, ſtecken. Nicht leichter iſt die Antwort, wenn man bei jener Frage Hrn. Münch's bis jetzt erſchienene Werke in's Auge faßt. Sie ſind meiſt hiſtoriſchen Inhalts und theilweiſe noch unvollendet. Selbſt das Converſationslexicon der neueren Literatur, deſſen Mitverfaſſer Hr. Münch war, warf den früheren unter ihnen „Eile und Flüchtigkeit" vor, während ganz neuerdings Hr. Bernhardi die Münch'ſche „Geſchichte des Hauſes Naſſau-Oranien" in der allg. Lit. Zeitung, November 1836, Nro. 194—197, auf wahrhaft zerſtörende Art angriff. Iſt auch nur ein Theil von Hrn. Bernhardi's Ausführungen gegründet, dann ſchrumpft Hrn. Münch's Bedeutſamkeit als Hiſtoriker und Styliſt auf die kläglichſte Weiſe zuſammen.

Aber Hrn. Münch's Jugend und männliches Leben fiel in eine politiſch und kirchlich ſehr erregte Zeit. Wie wirkte dieſe auf ihn? Wie hat er auf ſie gewirkt? That's jene gewaltig, hat er's thatkräftig gethan — Erfolge kommen da weniger in Betracht — ſo erſetzt uns die lebhafte und aufrichtige Beſchreibung alles dahin gehörigen Weſentlichen die farbenwechſelnden Begebenheiten eines Weltumſeglers und alle Verdienſte der treu-fleißigſten Lieferanten zum wohlehrwürdigen Leipziger Büchermeßkataloge.

Und wirklich finden wir da Mehreres, was anſprechen könnte, wenn es nicht unter einem ſtets wieder gehäuften Spreuvorrathe von unbedeutenden, ſelbſt oft trivialen Lebensereigniſſen und analogen Betrachtungen darüber verborgen wäre. Göthe hat Vorwürfe erdulden müſſen, daß er in ſeiner „Dichtung und Wahrheit" Kleinliches von ſich gegeben; Göthe, der vollendet ſchön ſchrieb; Göthe, der eine ausgezeichnete Individualität und ſeine ſechzig Jahre in die entgegengeſetzte Wagſchaale legen konnte; Göthe, der ſich in dieſer Beziehung doch noch in Schranken hielt. Ich unterlaſſe, die Parallele nach Hrn. Münch hinüber zu ziehen. Sie würde hinſichtlich eines jeden der bemerkten Punkte nur nachtheilig für ihn ausfallen.

Aber noch ein Umſtand tritt hinzu, welcher die Sache nicht günſtig für Hrn. Münch geſtaltet. Hr. Münch war nämlich als Student, beſonders bis 1819, aber auch noch bis 1821, deutſch-föderaliſtiſchen Planen zugethan, welche nothwendig eine radikale Änderung des bisher Beſtandenen vorausſetzten. Er war Anhänger und lebhafter Vertheidiger von Sand und Sand's That. Er hatte den engeren Verein der Burſchenſchaft in Freiburg geſtiftet. Romanismus und dunkles Pfaffenthum waren von ihm kräftigſt angegriffen worden. Sein Name fand ſich vielfach in den dann begonnenen Unterſuchungen wegen demagoiſcher Umtriebe und nur dem Umſtande, daß er damals wieder in der Schweiz lebte, hatte er die unterbliebene Durchſuchung ſeiner Papiere zu danken. In allem dieſem findet ſich mehr oder minder Zuſammenhang. Hundert und aber hundert junger Leute ſtanden damals in verwanderten Fußtapfen, wie Hr. Ernſt Münch. Sie gingen unter, oder wanderten aus, oder modificirten ihre Anſichten, ohne ſich in offenen Conflikt mit denſelben zu ſetzen, oder verhielten ſich ſpäterhin politiſch ganz ruhig, der Welt die Wahl laſſend, ob dies aus Überzeugung oder aus Politik geſchähe, oder — es gibt vielleicht noch einige Oder, während ich nur Eines davon hier feſthalte — oder traten entſchieden auf die entgegengeſetzte Seite, im Intereſſe dieſer entgegengeſetzten Seite handelnd, kämpfend, leidend. Hr. Münch, der ſeit 1828 als Schriftſteller erſt die belgiſche Oppoſition, dann, nach der Juli- und belgiſchen Revolution, die Revolution, und zuletzt die würtembergiſche Oppoſition in Geſchichtswerken, Zeit- und Flugſchriften und in einer Menge von Artikeln für öffentliche Blätter bekämpfte, gehört der letzterwähnten Abtheilung an.

Er geſtand dies auch ſelbſt zu, namentlich ſchon im Vorworte zu ſeiner „allgemeinen Geſchichte der neueſten Zeit.“ Hier motivirte er jene Änderungen durch Zunahme der Jahre und der Erfahrungen. Er verſicherte, „das ſichere Bewußtſein“ zu tragen, „ſtets für eine heilige Überzeugung von Recht und Unrecht, bald des Einen, bald des Anderen — denn Niemand habe immer und in allen Dingen Recht — gekämpft, und die Überlegenheit des hiſtoriſchen Standpunktes über die verführeriſchen Lockungen der Einſeitigkeit von Parteien ſtandhaft und ſiegreich hinaus gerettet zu haben.“

In dieſen Beziehungen finde ich den zweiten und weſentlichſten Umſtand, welcher die Sache nicht günſtig für Hrn. Münch geſtaltet. Seine Lebensbahn iſt nicht einer graden, oder einer Linie mit Ausbiegungen zu vergleichen, die, auch für's Auge des Beſchauers, ſtets die nämliche, weſentliche Richtung behält, ſondern ſie erſcheint als eine Linie, die bald von ſich ſelbſt abkommt, und, im Gegenſatze zum Durchlebten, rückwärts die Bahn eines neuen Lebens einſchlägt. Wohl kann dieß auf genügende Weiſe motivirt werden; aber, indem der Verfaſſer zu motiviren verſucht, ſchwindet der Glaube an ſeine Unparteilichkeit. Und mit Recht. Denn der Verfaſſer iſt nun wirklich Partei, entgegen den Freunden, die mit ihm wegen ſeiner Sinnesänderung brachen, und entgegen den Feinden, die ihn heftig deßhalb tadelten. Er iſt aus dem Beſchreiber eines Lebens deſſen Vertheidiger geworden. Er iſt der Darleger ſeiner Gedanken, ſeiner Erfahrungen, ſeiner Combinationen; — für das Wenigſte von allem dieſem hat er Beweiſe. Griffe er ſich mit ſeinen Ausführungen an, ſo würde die Unwahrſcheinlichkeit einer Selbſtverläumdung für ihre Wahrheit ſprechen. Aber er baut ſeine Vertheidigung auf dieſelben. Dadurch büßen ſie an Werth ein. Dieſe Nachtheile treffen Alle, welche politiſche Schutz- und Rechtfertigungsſchriften (wobei die Offenſive nicht unbedingt ausgeſchloſſen zu ſein braucht) ſchreiben; und insbeſondere dann, wenn, während ſolchen Schreibens, ſie fortwährend an den ſüßen Früchten zehren, welche die Änderung ihres Syſtems ihnen verſchafft hat.

Der Verfaſſer einer ſolchen politiſchen Schutz- und Rechtfertigungsſchrift kann übrigens ſeine bedenkliche Lage merklich verbeſſern und ebenſo merklich verſchlimmern.

Zeigt er nach, daß ſeine frühere Anſicht eine bei ihm wohlbegründete, feſte geweſen, und ſchließt er ſich dabei den ſchönen Worten Schillers an:

> „Sagen Sie
> Ihm, daß er für die Träume ſeiner Jugend
> Soll Achtung tragen, wenn er Mann ſein wird,“

ſo wird ihm zwar die Motivirung ſeiner Sinnesänderung um ſo ſchwerer fallen, weil dann der Begriff leichten Plankenwerkes und dagegen gerichteter Waffe des Lächerlichen wegfällt; aber um ſo ſicherer wird ſein moraliſcher Werth, ſeine Feſtigkeit und Tüchtigkeit aus den früheren Zuſtänden auch in die ſpäteren für ihn gerettet ſein.

Gerade in dieſen Beziehungen iſt aber Herr Münch ebenfalls nicht glücklich geweſen. (Schluß f.)

Die Kunſtausſtellung zu Berlin im Jahre 1836 und ihre Ergebniſſe.

(Fortſetzung).

Einer verſchiedenen, der neueren ſentimentalen Kunſtbeſtrebung verwandteren Richtung zugethan zeigt ſich Begas, der der ſtrengeren ſtyliſtiſchen Kunſtform in der Compoſition und Zeichnung minder befreundet, mehr durch den unmittelbaren, naiven Ausdruck der Leidenſchaften und Gemüthsbewegungen auf unſer Inneres zu wirken ſucht. Wir ſahen von ihm zwei Hiſtorienbilder, die zu den umfangreichſten und werthvollſten der Ausſtellung gehörten und unſere Anſicht beſtätigen können. Das eine zeigt uns die „Loreley,“ jene durch Sage und Lied gefeierte, mährchenhafte Sirene des Rheinſtroms, in dem verhängnißvollen Augenblick, wo ſie auf dem vorſpringenden Felſen ſitzend, auf zwei vorüberſegelnde Schiffer den verderblichen Zauber ihrer Schönheit und ihres liederreichen Geſanges ausübt; das andere aber den „Kaiſer Heinrich IV. vor Gregor VII. im Vorhofe zu Canoſſa,“ ein Bild, welches unverkennbar von der Hand eines gewiegten Meiſters herrührt, aber, was die Auffaſſung des Moments und die davon abhängige Compoſition betrifft, der Kritik nicht Stich hält. In der Tiefe einer Portikushalle, die mit der nächſten Mauerumgebung den geſammten Hintergrund einnimmt, ſehen wir hier den Kaiſer im Büßergewande dicht an die Pforte des Palaſtes, in der gedrückten Stellung eines Lauſchenden, gelehnt, während zu beiden Seiten vor dem Säulenportal im Schloßhofe zwei Reihen von Perſonen verſchiedenen Alters, Standes und Geſchlechts ſich anſchließen, welche flehend zu dem Papſt ſich wenden, der auf dem Söller über dem Vorbau des Portikus neben der Gräfin Mathilde ſichtbar iſt. Durch dieſe in zwei Etagen zerfallene Gruppirung ſind die architectoniſchen Formen des Gebäudes verſchoben und außer allem Verhältniß zu der Größe und Stellung der einzelnen Figuren geſetzt worden. Auch kann man wohl ſagen, daß gerade auf die Ausführung der beiden Hauptperſonen dieſes Dramas das verhältnißmäßig geringſte Maaß künſtleriſcher Sorgfalt verwendet worden iſt. Wie trefflich ſich das weiche, zartverſchmolzene Kolorit und die feine Pinſelführung dieſes Künſtlers zur maleriſchen Darſtellung weiblicher Körpergebilde eignet, davon geben uns ſeine Frauenbildniſſe, deren wir mehrere ausgeſtellt ſahen, den augenſcheinlichſten Beweis. Von ſeinen Schülern haben bereits J. Holbein und Iſidor Kleine anerkennenswerthe Proben eines ſchönen Talents für hiſtoriſche Darſtellungen an den Tag gelegt.

Das landſchaftliche Fach hat unter den Berliner Malern ebenfalls einige würdige Vertreter gefunden, die nicht minder, wie die hieſigen Hiſtorienmaler das Effektreiche, Heitere, Glänzende des Kolorits, der Farben, wie der Beleuchtung lieben und gerne ſolche landſchaftliche Vorbilder zur Darſtellung wählen, die großartige Anſichten mit maleriſchen Fernen und reicher Staffage geſtatten. Auch fängt man bereits an, das in unſern einheimiſch-märkiſchen Landſchaften zerſtreut liegende Schöne aufzuſuchen und künſtleriſche Standpunkte dafür zu gewinnen. Die Hauptrepräſentanten dieſer Richtung ſind W. Schirmer, Böniſch und O. Völcker, der Sohn des bekannten Blumenmalers. Das buntfarbige, ſaftige Kolorit Schirmer's und ſeiner Schüler eignet ſich mehr für die Darſtellung ſüdländiſcher Gegenden, wie ſich dies in des Meiſters „Blick auf den Golf von Neapel," worin wir zugleich die ſchöne Behandlung des allgemeinen Licht- und Lufttons bewundern, auf's Anſchaulichſte kundgibt. Die Anwendung des ſaftigen Blau und Grün und des glühenden Roth bei unſern ſchlichten, anſpruchsloſen märkiſchen Landſchaften trifft die Wahrheit der Natur nicht. Es zeigt ſich darin eine verfehlte Nachahmung der effektreichen Kunſtmanier des Franzoſen Watelet, durch welche Schirmer im Streben nach poetiſcher Wirkung zur Übertreibung kam. — Eine bei Weitem angemeſſenere Richtung in der Darſtellung unſrer vaterländiſchen Landſchaftsnatur, ſowohl was die Auffaſſung des natürlichen Vorbildes, wie die maleriſche Ausführung der landſchaftlichen Einzelnheiten und des allgemeinen Lufttons betrifft, zeigen O. Völker in ſeiner „Waldgegend bei Deſſau" und A. Böniſch in ſeinem „aufziehenden Gewitter," ein Gemälde, das zu den vorzüglichſten Darſtellungen dieſer Art auf der diesjährigen Ausſtellung gehörte. — Mit tiefpoetiſcher Innigkeit weiß unſer Blechen die landſchaftlichen Naturen des Südens und Nordens aufzufaſſen. Er liebt in ſeinen Bildern weite Ausſichten und Fernen nicht; ſein kräftig breiter Pinſel eignet ſich vorzugsweiſe für die Darſtellung abgeſchloſſener, durch Pflanzenfülle und mächtigen Baumwuchs angefüllter Räume, wo Licht und Luft in engern Grenzen zuſammengedrängt und dem Sonnenſtrahl nur einzelne maleriſche Lichtblicke geſtattet ſind. Sinnendeinherſchreitende Mönche und anmuthige Frauengeſtalten bilden hauptſächlich den Inhalt der poetiſch wirkſamen Staffagen ſeiner Landſchaften, unter welchen „eine Partie aus dem Park von Terni bei Rom," die wir hier zu ſehen Gelegenheit hatten, mit den erſten Rang einnimmt.

Einen von den Darſtellungen dieſer Künſtler bedeutend verſchiedenen Charakter zeigen die Landſchaftsgemälde von Agricola, Ahlborn, Biermann, Catel und Elſaſſer, die ihre Studien in Berlin und Italien gemacht haben und ſich zum Theil noch, wie die beiden Letztgenannten, in Rom aufhalten. Dieſe Verſchiedenheit iſt nicht ſowohl durch eine beſondere, willkührlich angenommene Manier, als vornehmlich durch den Charakter des Himmelsſtrichs und der Landſchaft, denen ſie die Stoffe zu ihren Darſtellungen entlehnten, bedingt. Es ſind Anſichten italiäniſcher Gegenden, die durch den Reiz maleriſcher Vorgründe und bedeutſamer Mittelgründe mit ihrem ſaftigen, ſüdländiſchen Pflanzenwuchs, ihren luſtigen Bäumen und ſonnigen Bautrümmern, wie durch die duftigen, tageshellen Fernen mit ihren blauſchimmernden Meeren, Inſeln und Bergen, durch großartigen Linienſchwung und den ſinnlich heiteren Glanz eines vom klarſten Sonnenlicht glühend durchſtrahlten Himmels in eigenthümlicher Unterſcheidbarkeit wirken. Auch dieſe ſinnlichglühende, lebensvolle Wirklichkeit hat ihre Poeſie, in deren Anſchaun wir gern ſchwelgen. Den Darſtellungen Ahlborn's und Agricola's ſieht man es an, daß ſie nach Skizzen, an Ort und Stelle entworfen, aber entfernt von dem Lande, dem ſie angehören, ausgeführt ſind; ſie entbehren zumeiſt des friſchen, ſaftigen Farbenlebens, was man von „Taſſo's Eiche," von Biermann, einem mit glänzendem, harmoniſchen Pinſel in großartigem Schwunge gemalten Bilde, nicht ſagen kann. Zu den ausgezeichnetſten und vollendetſten Darſtellungen dieſer Art gehört „die Gräberſtraße von Pozzuoli," von Franz Catel, ein Bild, das von der heiterſten Harmonie eines warmen Lufttons und kräftigen Lichts nach allen Theilen hin glühend durchdrungen iſt und auch in der Ausführung und Zuſammenſtellung des einzelnen, überaus mannigfaltigen Pflanzenwuchſes, wie in der Auffaſſung des Standpunktes den höchſten Anforderungen der Kunſt entſpricht. Kaum minder trefflich, aber mehr im Charakter freier Compoſition erſcheinen die Landſchaften Elſaſſer's, namentlich ſeine „Anſicht der Stadt Girgenti in Sicilien" und ſeine „Ausſicht von den Höhen des Pauſilippo auf das Meer und die begrenzenden Inſeln und Vorgebirge," beide mit intereſſanten Staffagen, obgleich der Künſtler keine Figuren zu malen verſteht. Seine „inneren Anſichten der Rogers-Capelle in Palermo" und der „St. Peterskirche in Rom" bei vortrefflich behandelter Kerzenbeleuchtung ſind den werthvollſten Darſtellungen dieſer Art beizuzählen.

(Fortſetzung folgt).

Pariſer Theaterſchau.

(Novbr. und Decbr. 1836).

Die Direktionen der Boulevards-Theater ſind in den beiden letzten Monaten des Jahres am thätigſten geweſen. Das Gymnaſe hat endlich zwei Stücke gebracht, welche nicht das gewöhnliche Loos ſeiner Vaudevilles theilten, ſondern entſchiedenen Beifall errangen. „Das unbekannte Glück" von den Herren Varner und Perri, iſt ein, beſonders in der erſten Hälfte, geiſtreiches, unterhaltendes Vaudeville, worin lebendige Scenen und acht komiſche Situationen vorkommen; gegen das Ende hin werden Dialog und Handlung etwas ſchleppend, welchen Mangel das treffliche Spiel der Madame Allan ziemlich verdecken half. Rauſchender Beifall begrüßte den „Stummen v. Ingouville." Dies Stück, von dem Schauſpieler Bouffé ſelbſt verfaßt, läßt ſich nicht füglich analyſiren; man muß den Autor in der Hauptrolle ſelbſt ſpielen ſehen, um es zu begreifen. Da nämlich die Aerzte dieſem unermüdlichen Künſtler nach der 150ſten Vorſtellung des Gamin de Paris den Gebrauch ſeines Sprachorgans unterſagten, wenn er nicht an der Kehlkopfentzündung binnen kurzer Zeit ſterben wolle, ſo verfiel er darauf, ſich eine pantomimiſche Rolle zu ſchaffen, und dies iſt ihm in der That überaus gelungen. Die Pariſer machen wieder, wie früher, Queue auf dem Boulevard Bonne nouvelle; aber ich bezweifle, daß der kranke Bouffé dabei weder ſeine Ruhe, noch ſeine Geſundheit wiederfinden wird, deren er gleich ſehr bedarf. Außerdem gab das Gymnaſe noch ein unbedeutendes zweiaktiges Luſtſpiel von Bayard und Mathon, „les deux manières" betitelt.

Auf der Porte Saint-Martin hat Herr Rougemont, Verfaſſer der „Herzogin von Vaubalière," einen neuen Sieg über das mittelalterliche Drama gefeiert. Sein

Stück heißt: „Léon" Drama in 5 Akten; es ſpielt unter Ludwig XIV. und erhielt ungetheilten Beifall. Der Verfaſſer ſcheint eine Gallerie von bürgerlichen Charakteren in einer Reihe von Dramen aufſtellen und ausmalen zu wollen. In der Duchesse de la Vaubalière ſahen wir den „ehrlichen Notär," hier iſt's ein ehrlicher Advokat, dem wir unſer Intereſſe ſchenken; „die Typen des Avoué's und Friedensrichter" ſollen nachfolgen und der „Charakter des ehrlichen Huiſſiers" wird den Beſchluß machen. Mlle. Georges wurde übermäßig beklatſcht.

Die Variétés haben vier neue Piècen in Scene geſetzt: „drei Frauenherzen," Luſtſpiel in 3 Akten von Herrn A. Decroix, d'Ennery und Bérat de Gurgy; ein Frauenherz auf jeden Akt und ein Autor auf jedes Frauenherz; das iſt nicht übel vertheilt. Eine Tänzerin, eine altadeliche Wittwe und eine Griſette bilden das weibliche Kleeblatt; alle drei machen ſich den Beſitz des jungen Babilas ſtreitig; die Griſette, als integrirender Theil der Volksſouveränität, trägt den Sieg über die Oper und den Adel davon, worüber das Publikum natürlich entzückt iſt. — „Der Sohn eines Wechſelmäklers," Vaudeville von Herrn Dúvin, hat mehr politiſche Elemente und fand daher nur theilweiſe Beifall. „Scipion oder der Schwiegervater," Luſtſpiel in 2 Akten, von Rochefort, iſt ein ganz gehaltloſes Stück, worin Frederic Lemaitre tanzt und ſich bogt; gefiel nicht außerordentlich. „Marie bonnadée," Komödie in Verſen und 5 Abſchnitten, von Herrn Dumerſan, erhielt als Parodie auf Marie in den Français keine günſtige Aufnahme.

Nebukadnezar wirthſchaftet noch immer auf der Bühne des Ambigu Comique. „Ein Staatsgeheimniß," Vaudeville in 1 Akt, von Montigny und Lefort wurde herzlich belacht. „Valérie mariée," Drama in 3 Akten, von Charles Desnoyers dagegen erregte wenig Theilnahme; wir ſehen hier die Valerie des Herrn Scribe verheirathet, aber wieder blind und außerdem eiferſüchtig. Die Situation iſt ſehr gezwungen, auch ſcheint das Publikum der Blinden auf dem Theater überdrüſſig zu ſein.

Herr Bernard Léon hat ein neues Drama und ein neues Vaudeville für die Gaîté einſtudiren laſſen; erſteres iſt „die Sirene oder Berge und Städte" betitelt, und von den Herren Albotte und P. Foucher verfaßt; letzteres heißt „Rosemonde" und hat die Herren Thérie und Fournier zu Verfaſſern; beiden ward mittelmäßiger Beifall zu Theil.

Das Théâtre du Palais-Royal macht nach wie vor die beſten Geſchäfte. „Marion Carmélite," Vaudeville in einem Akte, von den Herren Bayard und Dumanoir, gefiel, wie alle Stücke, worin Mlle. Déjazet die Hauptrolle ſpielt. — Der „Graf von Charolais," Vaudeville in 2 Akten, von den Herren Dupont und Deforges, entſprach beſonders den Habitués dieſes kleinen Theaters. Den Stoff dazu liefert die bekannte Geſchichte, daß ein Hofmann unter der Regierung Ludwig XV. auf die Dachdecker ſeines Schloſſes zu ſchießen pflegte, um das Vergnügen zu haben, ſie wie Sperlinge herunterpurzeln zu ſehen; unter Ludwig XIV. hatte bekanntlich der Herzog von Ryon ähnliche Einfälle. Ludwig XV. unterſagte jedoch dem Grafen von Charolais, dem Bruder des Herzogs von Bourbon, dieſen überlandesherrlichen Zeitvertreib. In dem Vaudeville der Herren Dupont und Deforges nimmt dieſe Geſchichte eine minder tragiſche Wendung; der Dachdecker fällt in den Fluß und rettet ſich; auch ſchießt der Graf nach ihm, nicht aus bloßem Zeitvertreib, ſondern aus Eiferſucht, wodurch dieſe edle Menſchenjagd erklärlicher und humaner wird. Daher klatſchten auch die Zuhörer Beifall. „Madame Favart," Vaudeville in 3 Akten, von den Herren Xavier und Maſſon, iſt ein luſtiger und amüſanter Spaß, gut intriguirt und noch beſſer durchgeführt von Mlle. Déjazet, welche am Schluſſe ſtürmiſch gerufen wurde.

Im Vaudeville ſahen wir zwei neue Stücke: „Une rivale," Drama in 2 Akten von den Herren Ancelot und P. Foucher, ein Familiengemälde in der Art der Marie von Madame Ancelot; beifällig aufgenommen. — „Le mari de la dame de chœurs," Vaudeville in 2 Akten, von den Herren Bayard und Duvert, ein munteres Stück, mit feingeſponnener Intrigue; erhielt zahlreichen Applaus. G. K.

Feuilleton.

⁂ Neue Univerſität zu London. — Man ſpricht ſchon ſeit lange gar viel von der engliſchen Freiheit, und ſelbſt von Deutſchland aus iſt mancher neidiſche Blick nach der ſtolzen Inſel hinüber geflogen. Und doch ſtanden die beiden einzigen Landesuniverſitäten bisher ausſchließlich unter der Botmäßigkeit des halb antiquirten, halb verknöcherten engliſchen Klerus. Dieſer läßt noch jetzt zu Oxford Niemanden ſtudiren, welcher nicht zuvor die 39 Glaubensartikel der ſg. Staatskirche beſchworen. Wenn aber zu Cambridge der angehende Student dieſes Eides überhoben wird, ſo kann er doch ſelbſt den niedrigſten Grad (den des Baccalaureat's) nicht erhalten, ohne vorher ſich der Staatskirche verſchworen zu haben. Dieſem geiſtlichen Despotismus entgegen — iſt nun endlich zu London eine freie Univerſität geſtiftet, und von der Staatsregierung in der Weiſe genehmiget worden, daß auf derſelben die Religionsverſchiedenheiten weder von dem Beſuche, noch von der Graduirung mehr ausſchließen.

⁂ Eine Lebensverſicherungsanſtalt auf Aktien, mit einem Kapital von 12 Millionen, ſoll, dem Vernehmen nach, mit Nächſtem unter Mitwirkung des Staatsminiſters Grafen Kollowrat in der Weiſe für den öſterreichiſchen Staat errichtet werden, daß die Penſionen ſämmtlicher Civil- und Militär-Beamten dieſer Anſtalt zugewieſen würden. Da nun, wie es heißt, bereits von jenem Miniſter gebilligten Plane zufolge, die Beamten, ſobald ſie aus der Aktivität treten, nicht mehr dem Staate zur Laſt fallen würden, ſo würde hiermit eine höchſt bedeutende finanzielle Reform zu Stande gebracht werden.

⁂ Taubſtumme, Blinde und Irren im Kanton Bern. — Ein Schweizerblatt, und aus dieſem der National vom 10. v. M. gibt ein Verzeichniß, wonach ſich in den verſchiedenen Bezirken des Kantons Bern nicht weniger als 1,933 Taubſtumme, 148 Blinde und 1,100 Irre befanden! Von den erſtern 507 noch unter 20 Jahren.

⁂ St. Marc-Girardin, Titular-Profeſſor des Kurſus der franzöſiſchen Poeſie bei der Faculté des lettres der Sorbonne, lieſt im laufenden Lehrjahre über das Leben und die Werke Jean Jacques Rouſſeau's. — Er ſieht in ihm, wie die Debats berichten: „einen jener gewaltigen Vorläufer der geſellſchaftlichen Umwälzungen, jener Sendboten der Civiliſation, einen „der Rächer der Menſchheit," deren Verirrungen verlöſchen, deren Fehler zerfließen in der Größe der Sendung, die ſie auf dieſer Erde vollbracht."

⁂ Türkiſche Frömmigkeit. — „Im fürchterlichſten Augenblicke des Sturmes, den die Franzoſen gegen Conſtantine verſuchten, ſah man alle Türken verſchwinden; das Feuer von der Mauer herab ließ nach, und eine Todtenſtille herrſchte in der ganzen Stadt . . . Man hörte die Stimme des Iman's, der von dem Minaret herab das Abendgebet ſprach. Bald wurde das Schweigen durch Kanonendonner auf der ganzen Wallinie unterbrochen; die Anrufungen Mahomet's ſchallten in die Lüfte und wurden ſelbſt von den franzöſ. Soldaten vernommen." (M. Z.)

⁂ Ein conſervativer Agrikultur-Verein hat am 2. v. M. ein großes Frühmahl zu Aylesbury in Buckinghamſhire gehalten, wobei 300 vornehme Conſervatives im Stadthaus und 1,100 Farmers in den Gaſthöfen — viel von Bewahrung ihrer Vorrechte, — wenn auch wenig vom Ackerbau geſprochen; dagegen um ſo mehr gegeſſen und getrunken haben.

⁂ Roſſini hat im November zu verſprechen geruht, für die Krönung des Kaiſers von Oeſterreich in Mailand — alſo bis zum 1. Februar d. J. — eine Oper zu componiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 10. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 12. Januar.

Die Quelle der Verjüngung.

(Fortſetzung).

II.

Wie flog der Kiel über die grünen grundloſen Matten des Oceans dahin! Eine Freudenfahrt! Kein Sturmvogel umkreiſte den Maſt, laue Frühlingswinde legten ſich luſtig in die Segel und ſpielten mit den roſigen Wimpeln; Schaaren von Delphinen hoben ſich aus den wechſelnden Brandungen, die, in jeder Minute neue, den Kauffahrer wie das Vorgebirg eines ſchwimmenden Eilandes umtoſten. Auf dem Verdecke ſtand der alte Grünehain, mit dem Fernrohr in der Hand, tagelang vom Morgen bis ſpat in den Abend nach Weſten blikkend, frommgläubig nach Weſten, wie ein Sterbender nach Oſten. Sein Abend iſt im Oſten, ſein Morgen im Weſten. Hinter ihm ein Grab, von tauſend Scheinlebendigen ſtatt Scheintodten bevölkert; ein Grab, ſo groß, daß Städte d'rin Platz haben, Kaiſerthümer, Millionen; ringsum Herbſt und Winter, blätterloſe Äſte von Trauerweiden darauf geneigt, ein dunkler Himmel ſo dicht darüber, wie der Deckel eines Sarges, daß das Athmen verſiegt. — — — keine Luft, keine Luft! Europa! Eine alte verſunkene moderne Welt! Eine Welt ohne Hoffnung, *weil* ohne Liebe! Vor ihm unabſehbar das Meer! Am fernſten Rande, wo der Himmel auf der Erde aufliegt, ein ſchmaler Streifen, heller als das dunkle Meer; jetzt breiter, jetzt dunkler, immer beſtimmter die Baſis, die den Himmel trägt. Was iſt der Himmel ohne Erde? D'rum wandeln wir uns, von der Geburt bis zum Grabe, immer mehr in die Erde, und im Grabe ganz, daß wir den Himmel *tragen*. Im Tragen fühlen wir ihn doch wenigſtens. — Weſten! Oſten! Abendſtern — Morgenſtern. — die Liebe kennt kein Profil, nur das Ganze, den *Liebesſtern*. — — Land, Land!

Das Schiff wirft Anker. Die Paſſagiere ſpringen ungeduldig vom Bord in den Kahn. Der eine hat Freunde, die ihn erwarten; der andere Kinder, die er lang entbehrt; der dritte findet hier die Freiheit; der vierte Hoffnung, Gewinn, neues Leben. Jeder haſtet ſich, zitternd vor Freude; dem alten Grünehain brechen die Kniee vor Hinfälligkeit der Jahre ein. Kein Sohnesantlitz, das ihm vom Ufer entgegenleuchtet. Keine Seele, die ihm, dem alten Gebrechlichen, vom Bord in den Kahn hilft; er iſt für Niemanden da; jeder vergißt ihn; was geht ſie alle ſein Fluch, ſeine Liebe, ſeine Hoffnung, ſeine Verzweiflung an? Das ganze Schiff iſt ſchon menſchenleer, alle ſtehen ihm gegenüber, jauchzend auf feſtem Lande; er allein iſt vergeſſen, eine gräßliche Todesangſt kommt über ihn; er rafft alle ſeine Kräfte zuſammen, um denen auf dem Lande zuzuſchreien, ihn in ſeiner Hülfloſigkeit nicht zu verlaſſen, nicht zu vergeſſen. Hat er doch am Abende ſeiner Tage die gefahrvolle Reiſe über den Ocean gemacht, nur um ſeinen Sohn zu finden, dem er einſt geflucht, um ihn noch einmal zu ſeh'n, ihm zu verzeihen .... Das Alles will er ihnen zurufen, um Erbarmen zu wecken .... Schon zerſtreut ſich die Menge am Hafenplatze, noch einmal hebt er an, ... er iſt ſtumm, er ſtreckt die Hände aus, er winkt mit dem Tuche ... Niemand ſieht ihn. Da ſinkt er auf die Kniee und betet brünſtig zu ſeinem Gotte, daß der Vater einem Vater helfe, nur ſo viel Kraft wieder gebe von dem einſtigen Vollmaße der Jugend, daß er ſterben könne, wenn er ſeinen Sohn gefunden.

Da fühlte er plötzlich ſeine Wange von einem Athem angehaucht, — ein menſchliches Weſen bei ihm! Der Gedanke durchſtrömte ihn mit neuer Kraft. Er blickte um ſich, und ſah — ſich ſelbſt, neben ſich. Ja, ſich ſelbſt, nur um funfzig Jahre jünger, friſch und geſund, roth von Wangen, mit Freude in den Augen. Es graute ihm vor dem Doppelgänger, und doch umklammerte er ihn voll Seelenjubel, wie dieſer in bekannten Tönen zu ihm ſprach: „Und wer wäre denn ich, Lebrecht?“ Die Stimme kam ihm, wie des Doktors Stimme vor. — „Bin ich's denn nicht,“ fuhr der andere fort, „war ich je ein anderer, als du ſelbſt?“ „O, wie ſchlecht haſt du mich gekannt, daß du dich von dem Kleide ſo lange irren ließeſt, das ich trug, den Leib mein' ich, den Doktorsleib! — — Komm! Alles iſt jetzt anders geworden. Aber, ſo, wie's jetzt iſt, bleibt's in alle Ewigkeit ....“ Und nun nahm er den Alten in die ſtarken Arme, und ſchwang ſich mit ihm vom Bord hinab in's Boot, das er an's Land ruderte. Sie ſtiegen aus; der Alte küßte die Erde. „Hier hat mein Sohn gewandelt, als ihn der Fluch von mir getrieben. Wo iſt er?“

Am Bette des alten Grünehain ſtand der Doktor, ein Papier in der Hand, in Wehmuth auf den Kranken blickend. „Der iſt freilich in der neuen Welt!“ ſprach er ſchmerzlich leiſe vor ſich hin; das Papier, das er in der Hand hielt, war der Todtenſchein des jungen Grünehain, den er am Tage nach dem unſeligen Jubelfeſte erhalten; denn ſchon lange vorher hatte er den wachſenden Trübſinn ſeines alten Freundes bemerkt, und da er deſſen Quelle kannte, nach Amerika geſchrieben, ſich dort um den Sohn erkundigt. Der junge Grünehain hatte, als ihn der Vaterfluch hingetrieben, ſich angekauft, und war nach und nach durch unermüdeten Fleiß zu einem bedeutenden Geſchäft gekommen; ſeine Gattin hatte ihm zwei Kinder geſchenkt, die beide in der Blüthe ihrer Jugend ſtarben; aus Gram folgte ihnen die Mutter in's Grab; der Hausvater überlebte ſie bis vor wenigen Jahren. — „Ja, reiſ'te es ſich ſo ſchnell und leicht!“ fuhr der Doktor, den kranken Freund ſorgſam betrachtend, in ſeinem Selbſtgeſpräche fort; — — es kamen ihm plötzlich Gedanken, die ſich nicht abweiſen ließen. „Pah, Kinderſtreiche bei grauen Haaren!“ ſo wollte er ſich nun ſelbſt dieſe verſcheuchen; aber ſie kamen immer wieder. — „Und warum denn nicht? — So oder ſo! Wahrhaftig ich ſeh's; Glaube macht ſelig, — und dieſer Wahnſinn iſt ein ſo feſter Glaube, als je ein Märtyrer an dem ſeinigen feſthielt, und ein ſo ſchöner, heiliger. Verſöhnung! — — Da ſchließt er mir das innerſte Heiligthum dieſer Seele auf, und ich möchte lachen vor Freude, wie ich mich ſelbſt in einem Winkel drinnen ſehe, als ſein Spiegelbild, als ſeinen Doppelgänger. Ja, wahrhaftig, mein Lebrecht, als ſolchen haſt du mich in meinem ätten Sein geſehen, und nun weiß ich, wie gut und treu du biſt, daß du mich ſo ſehen konnteſt. Ich bin kein Undankbarer, ich werde dir's vergelten. Hat doch mein Leben von der Kindheit an dir gehört, was ſoll' ich den Reſt für mich allein behalten?“ — — —

„Was ſagſt du?“ fuhr der alte Grünehain in ſeinem ſeligen Irrwahne fort, — „O, mein Freund, du gibſt mir neues Leben. Gewiß, ich kenne dich recht gut, obſchon du meinen eigenen Leib angethan haſt. Der höchſte Gott wird es dir lohnen, daß du einen Vater in der Noth nicht verlaſſen haſt. Ach, ſieh, ich habe ſo viel, ſo viel gut zu machen. Das geht nicht ſo ſchnell, das läßt ſich nicht ſo auf einmal abmachen, dazu brauch' ich ein ganzes friſches Leben. Ich habe dich ganz gut verſtanden, mein Freund; gewiß, ich will mich dir, ſo lang ich ſo hinfällig und hülflos bin, völlig vertrauen, wie ein Kind. So ganz ſchwach iſt mein Verſtand noch nicht, daß ich deinen Rath nicht einſehen ſollte. Du haſt Recht. So, wie ich jetzt bin, darf er mich nicht wiederſehen, er hat mich ja, wie ich geſund und vollkräftig war, verlaſſen; er würde mich in meiner Schwäche nicht einmal erkennen, und das wäre traurig — zum Herzbrechen. Ja, führe mich nur in den Urwald, du wirſt mich wohl ſtreckenweiſe tragen müſſen, — das braune Mädchen geht uns voran, biegt die Zweige vor uns auseinander....“

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgte der treue Arzt den Ideengang des Kranken. „Wie ſchön iſt das Kind!“ ſprach er zu ihm, indem er ſich an ſein Herz niederbeugte; „aber ſieh: jetzt ſcheint es mir faſt nicht mehr ſo braun, wie Anfangs, da wir ihm zuerſt begegneten ....“

„Ja, wie es im Hafen aus den Fluthen auftauchte,“ fuhr Grünehain fort, — „du haſt Recht, es iſt ja weiß, wie wir zwei, nein, viel weißer, als mein Haar ....“

„Und die Züge des Geſichts ſind mir bekannt,“ ſprach der Arzt forſchend ....

„Ei, es ſind ja deine eigenen, meine ....“ fuhr der Kranke fort, und lächelte ſelig, — „ich kenn's!“

„Aber wie lange ſind wir ſchon unterwegs,“ ſprach der Arzt, das Thema klug abbrechend, weiter; „welche jungfräuliche Pracht und Schönheit der Natur hier im Urwalde! Wie die Papageien und Colibri's ſich über und auf den Ranken wiegen, die von Baum zu Baum geſpannt ſind....“

„Das ſind ja Liebesgedanken!“ verbeſſerte ihn der Kranke. „Die zwei hohen ſtolzen Piſangs waren lange verflucht; jetzt reichen ſie ſich zur Verſöhnung die Hände. Aber die Vögel ſind Paradiesvögel ohne Füße, die Luft iſt ihr Boden, die Wohlgerüche ſind ihre Speiſen; o, die können nichts Irdiſches vertragen. Daran merk' ich's; jetzt müſſen wir ſchon ganz nahe ſein ....“

„Und wo?“ forſchte der Arzt.

„Ei nun, bei der Quelle der Verjüngung, zu der du mich zu führen verſprochen haſt. Ach, ich kann nicht weiter... Ich bin müde zum Sterben ....“

„Ich will dich tragen,“ ſprach der Arzt, faßte den Kranken um die Mitte des Leibes und hob ihn ſo im Bette halb auf.

„Danke, danke!“ ſprach dieſer mit matter Stimme. — Der Arzt fühlte das Gewicht des regungslos werdenden Leibes und ließ ihn wieder ſanft in ſeine vorige Lage niedergleiten. „Weh' uns,“ fuhr der Kranke kläglich fort .... „Wo iſt es hingekommen?“

„Das braune, — — — das weiße Mädchen?“ —

„Fort! Fort! O, kehr' zurück! Es wird ja Nacht im Urwalde .... Weh' mir! Die Augen fallen mir zu....“

„Schlafe ſanft,“ erwiederte der Doktor mit bebender Stimme; „ich wache ja an deiner Seite.“ Und ſein thränenfeuchtes Auge blickte betend gen Himmel. (Fortſ. f.)

Die Kunſtausſtellung zu Berlin im Jahre 1836 und ihre Ergebniſſe.

(Fortſetzung).

Unter den Berliner Genremalern nimmt noch immer Piſtorius eine der erſten Stellen ein; ſein „ſterbender Eſel“ und ſeine „Fiſcherfamilie,“ die ihren Sohn erwartet, zeigen ein anerkennenswerthes Streben, ſich aus der Flauheit eines mattgrauen Tons, der ihm eigen war, zu größerer Kraft des Kolorits emporzuarbeiten; er weiß ſeine Figuren trefflich zuſammenzuſtellen und durch charakteriſtiſches Leben und harmoniſche Lichtſtimmung zu einem anſprechenden Ganzen zu verbinden. Die heitere Laune, die ihm fehlt, finden wir in reichlichem Maaße in den Bildern des hierſelbſt im October 1835 verſtorbenen Malers Conſtantin Schröter's wieder, die unvollendet zurückgelaſſen, nach ſeinem Tode von zwei hieſigen Kunſtlern in der ihm eigenthümlichen Manier ausgeführt worden ſind. Ein Bild von C. Magnus gehörte zu den beſſeren und beliebteſten der Ausſtellung. Es zeigt uns „die Heimkehr eines Piraten," der von ſeiner Frau und ſeinen Kindern bewillkommnet wird, eine ſchöngeordnete, von der glühenden Abendſonne in den herrlichſten Schimmern und Widerſcheinen meiſterhaft beleuchtete Gruppe, die in dem Adel der Zeichnung und des Ausdrucks in der Geſammthaltung, wie in der Behandlung der mittleren Töne an die Darſtellungen L. Roberts erinnert. Auch L. Moſt aus Stettin gehört in die Reihe unſrer beſſeren Genremaler. Seine „Zigeuner in einer Schenke" und „die Ermahnung eines pommer'ſchen Bauern an ſeine Tochter, die confirmirt werden ſoll," zeichneten ſich durch charakteriſtiſche, lebensvolle Wahrheit der Figuren und die ſorgfältigſte Ausführung des Einzelnen mehr, als durch die harmoniſche Verſchmelzung der kräftigen Farbentöne aus. Unter den jüngeren Künſtlern hat F. E. Meyerheim in ſeinem „Scheibenſchießen weſtphäliſcher Bauern" ein ausgezeichnetes Talent für dergleichen Darſtellungen an den Tag gelegt. Es iſt ein kleines, aber figurenreiches, von ächter Laune, Behaglichkeit und Luſt überſtrömendes Bild, von der verſtändigſten Compoſition und ſauberſten Ausführung; Geſichter und Geſtalten, Stellung, Bewegung und Handlung derſelben ſind dem Moment angemeſſen, charakteriſtiſch, individuell der lebendigen Wirklichkeit entnommen; aber man vermißt die bezeichnende Stimmung des allgemeinen Licht- und Lufttons, der das Einzelne zu einem maleriſchen Ganzen verbindet. Ein matter, bläulicher Ton kehrt in allen Bildern dieſes Künſtlers wieder. — Die übrigen einheimiſchen Genremaler, zum Theil Autodidakten und Dilettanten, ſind kaum der Nennung ihres Namens würdig. Aus dem Berliner Volksleben, dem ſie ihre Darſtellungen zu entlehnen pflegen, wiſſen ſie das Launige oder Langweilig-Gemeine, wodurch ſich daſſelbe etwa charakteriſirt, noch nicht genugſam herauszuſondern. Selten haben ſie das Glück, einen geeigneten Stoff aufzufinden, noch ſeltener aber die Kunſt der Darſtellung und maleriſchen Ausführung. Ihre Figuren ſind ſchlecht und verkrüppelt gezeichnet, ohne lebendigen Ausdruck und geſchmacklos zuſammengeſtellt; an Harmonie des Kolorits aber, worauf es bei dieſen Bildern ſo ſehr ankommt, iſt nun vollends nicht zu denken. Die Raumerweiterung des Ausſtellungslokals kam dieſer Stumperei ſehr zu Statten; es wäre daher unbillig, die Akademie verantwortlich zu machen wegen des vielen Plunders, das auf dieſem Gebiete, nicht minder wie im Felde der Porträtmalerei, neben dem wenigen Beſſern ſeinen Platz fand. Doch das Schlechte hat auch ſein Publikum. Aber eben darum ſollte man ſtrenger in der Auswahl ſein. Wir werfen jetzt einen Blick auf die

Düſſeldorfer Schule. In Düſſeldorf iſt das Leben und Wirken der Künſtler bei Weitem nicht ſo zerriſſen, wie in Berlin, ſondern ein mehr geſelliges und gemeinſames, bis auf einzelne gegenſeitige Handleiſtungen herab. Gewöhnlich laſſen ſich die dortigen Hiſtorien- und Genremaler das Landſchaftliche ihrer Bilder durch die dortigen Landſchafter hineinmalen, woraus manches Mißverhältniß ihrer Darſtellungen zu erklären ſein möchte. Indeß wollte ich hiermit weniger einen Tadel ausſprechen, als vielmehr andeuten, wie bei dieſer Gemeinſamkeit des künſtleriſchen Schaffens jene Gleichartigkeit der Auffaſſung und Ausführung möglich iſt, die den Arbeiten der Düſſeldorfer bei aller Verſchiedenheit der Gattungen und Gegenſtände ein eigenthümliches unterſcheidbares Gepräge aufdrückt. Die von Düſſeldorf eingeſandten Bilder waren eben ſo viele Beweiſe von der vorherrſchend ernſten Richtung der dortigen Künſtlerſchule, wie von der raſchen Entwicklung jüngerer Talente, die in ihr ſich zu bilden ſuchen. Das Glänzende und Augenfällige der Ausführung, das nur den äußeren Sinn befriedigt, lieben ſie im Allgemeinen nicht; vielmehr ſuchen ſie durch das geiſtigere Mittel des Ausdrucks der Empfindung unſer Inneres aufzuregen und in Anſpruch zu nehmen. So ſtreben auch die aus dieſer Schule hervorgegangenen Künſtler nach Effekt, nur auf ihre Weiſe. Aber ihre künſtleriſche Wirkſamkeit iſt weniger auf die Darſtellung eines geſunden, ſinnlichkräftigen, heiter bewegten Lebens und der auf Handlung ausgehenden Leidenſchaften gerichtet, als vielmehr auf die Darſtellung der ſentimental elegiſchen und lyriſchen Empfindung, die ſich mehr leidend verhüllt. Die hieraus entſpringende, kopfhängeriſche Düſterheit trat diesmal auffallender als je in ihren Werken hervor; ſie zog ſich durch alle ihre Darſtellungen, die wir hier ſahen, charakteriſtiſch hindurch, und es litten daran nicht nur ihre Hiſtorien, die ein ſolches Motiv etwa erforderten, ſondern eben ſo ſehr auch ihre Landſchaften und Genrebilder. Natürlich wählen ſie nur Gegenſtände, die dieſer Richtung zuſagen; ſie wiſſen dieſelben aber auf eine gemüthliche, oft tiefpoetiſche Weiſe aufzufaſſen und in geſchmackvollen und verſtändlichen, mehr einfachen, als gerauſchvollen und reichen Compoſitionen zur Anſchauung zu bringen. Sie lieben ein mildes, wenig Licht und Glanz ſtrahlendes, meiſt in einem gleichmäßig tiefen Tone gehaltenes, aber zartverſchmolzenes Kolorit, eine gewiſſe Gedämpftheit des geſammten Farben- und Lichtſpiels, wie es dem ſentimentalen Charakter ihrer Darſtellungen entſpricht. Das Liebliche und Anmuthige, zierlich Geſtaltete und zart Gefärbte ſagt ihnen mehr zu, als das Großartige und Erhabene, es müßte denn ebenfalls, gleich jenem, dem unmittelbaren Ausdrucke der Empfindung zugänglich ſein. Das Streben hiernach bedingt den Hauptvorzug der Schule; auch kann man nicht ſagen, daß der gegebene Ausdruck dem Charakter des Gegenſtandes und der Perſonen, wie ſie denſelben auffaſſen, nicht angemeſſen genug ſei; aber eben bei der Auffaſſung gewähren ſie der ſubjectiven Empfindung zu viel Spielraum, und werden ſo in einem höheren Grade ſentimental, als man es für die Dauer ertragen mag. Dabei ſuchen ſie ſich mehr als billig von dem Typiſchen des Koſtüms und Althergebrachten frei zu machen, ſo daß das individuell-charakteriſtiſche Bild des Volksthümlichen, Örtlichen und Zeitgemäßen aus ihren Darſtellungen oft völlig verſchwindet, und während ſie vorgaben, altteſtamentliche oder mittelalterliche Geſchichten gemalt zu haben, ſehen wir nichts, als uns ſelbſt mit Allem, was uns von den modernen Verhaltniſſen und Erſcheinungen anhängt, darin wieder. (J. f.)

Göthe's Briefe.

(Göthe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832. Herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. Ein Supplementband zu des Dichters ſammtlichen Werken. Leipzig, Julius Wunder's Verlagsmagazin. 1837.)

Der Herr Herausgeber verſichert in dem Vorworte, aus Göthe's Correſpondenz ſei nur dasjenige ſorgfältig hier hervorgehoben worden, was kein blos vorübergehendes, ſondern ein bleibendes Intereſſe für das gebildete deutſche Publikum habe. Der Beweis dieſer Behauptung würde ihm ſchwer fallen. Correſpondenzen, ehe man ſie edirt, ſollten behandelt werden, wie die Sybille ihre Weiſſagungen dem Tarquinius gegenüber behandelte. Ein Drittel bleibt immer noch den nämlichen Preis werth, oder vielmehr werther. Aber Herr Döring beſitzt Vorgänger, die es nicht beſſer gemacht hatten, weder bei der Herausgabe der Göthe-Schiller'ſchen, noch der Göthe-Zelter'ſchen Briefe. Und beide Briefſammlungen bilden den Hauptſtock — Kapitalſtock ſowohl, als Stock und Stab — dieſer Sammlungs-Sammlung.

Dieſe letzte Bezeichnung bleibt ſogar, wenn wir vom Verfaſſer erfahren, daß über fünfzig bisher ungedruckte Briefe Gothe's aufgenommen ſeien; denn die Geſammtſumme der hier mitgetheilten Briefe beträgt nicht weniger, als 1092.

Außer den genannten Correſpondenzen haben Göthe's Briefe an Bettina, den Großherzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar und Merck, den reichlichſten Stoff zu Herrn Döring's Sammlung gegeben, und es läßt ſich nicht läugnen, daß die Reihe der Briefe, ſchon als Reihe, ein Gegenſtand intereſſanter Beobachtungen ſei, wie wir dergleichen in der Gervinus'ſchen Schrift haben anſtellen ſehen. Ebenſo, und hauptſächlich in Bezug auf eine Maſſe Geiſt und Thatſachen.

Aber eine Lücke blieb bei dieſem Geben blos-Göthe'ſcher Briefe. Denn das Wichtigſte ſolcher Art iſt die Wechſelſeitigkeit; die Frage, in Verbindung mit der Antwort; die Erläuterung, Vervollſtändigung, welche ſich ſo ergibt, nicht blos in Bezug auf das Geſchriebene, ſondern auch auf den Schreiber, da Briefe zugleich als Charakteriſtiken dienen ſollen. Dieſe Lücke lag jedoch hier in der Sache, und ſie wird vom Werthe der Sammlung, da namentlich die erläuternden Noten des Herrn Döring beſſern, verhaltnißmäßig nur wenig wegthun.

Die typographiſche Ausſtattung iſt die große, ſchöne, wie ſie bei Schiller dem Einbändigen und Göthe dem Zweibändigen iſt: alſo Alles ausgezeichneten Lobes werth.

B.

Die Aufnahme Guizot's in die franzöſiſche Akademie.

(Schluß).

Dieſe Parallele läßt ſich noch weiter verfolgen. Der 19te Thermidor ſtürzte die Rouſſeau'ſchen Volkstribunen und brachte die Voltaire'ſche Partei durch Tallien an's Ruder, welche unter dem Direktorium ungeſtört ihr Weſen trieb und in Saus und Braus ſchwelgte. Während des Kaiſerreichs machte ſich die unterdrückte Rouſſeau'ſche Schule nur in verwandten Anklängen geltend; die Stael und Chateaubriand dürfen indeß als Ausflüſſe einer innern Reaktion gegen den frivolen Zeitgeiſt angeſehen werden; bei beiden walten Rouſſeau'ſche Elemente, ſowohl im Bau als im Geiſte ihrer Sprache vor. Während der Reſtauration waren die Repräſentanten des Rouſſeau'ſchen Geiſtes durch eine ſonderbare Verkettung der Umſtände Verfechter des Thrones und des Altars geworden; Lamennais und Chateaubriand wirkten für den Papſt und die Legitimität, während die Voltairianer Benjamin Conſtant und Paul Louis Courrier die fromme chriſtliche Tendenz der Regierung auspfiffen und mit bitterer Ironie geißelten. Nach der Julirevolution riſſen ſich Chateaubriand und Lamennais aus den beengenden Feſſeln, und bezeichneten in prophetiſchen Worten die nächſte Zukunft der Völker; was Rouſſeau's „Contrat social“ den Männern des Convents geweſen, werden „die Worte eines Gläubigen“ einſt der Maſſe ſein. Neben dieſen beiden Geiſtern glänzt als Stern erſter Größe George Sand, deſſen Geiſtesrichtung in inniger Verwandtſchaft mit Rouſſeau ſteht. Voltaire's Partei lebte nach der Julirevolution am geſündeſten und friſcheſten in der Geſtalt des edlen Armand Carrel, des würdigen Nachfolgers Paul Louis Courrier's. Noch iſt Niemand als anerkannter Erbe ſeines Geiſtes aufgetreten; ſeine Freunde Armand Marraſt und Cavaignac leben in der Verbannung; auch klingen in dem Erſteren ſchon ſpiritualiſtiſche Tendenzen an; die Zukunft ſcheint daher den Anhängern Rouſſeau's zu gehören; denn der Kampf des 18ten Jahrhunderts iſt durch die erſchütternde Bewegung, welche im Jahre 1830 durch alle europäiſchen Staaten gegangen, wiederum neu angefacht, und noch weit entfernt, ausgekämpft zu ſein, wie ſehr auch Herr Guizot das Gegentheil behaupten mag. Ihm lag es überdies nur daran, zu zeigen, daß die Philoſophie des 18ten Jahrhunderts die Anarchie hervorgerufen und die betrübendſten Reſultate in's Leben eingeführt habe; daß aber nach der Revolution eine heilſame Reaktion eingetreten, welche er billige und vertheidige, weil ſie das göttliche Element, das Moralgefühl und den Abſcheu vor Revolutionen predige und den Gemüthern einpflanze. Um dahin zu gelangen, hat Herr Guizot die Biographie ſeines Vorgängers auf eine ſo wunderbare feine Weiſe angelegt und durchgeführt, daß am Ende herausſprang, das doktrinäre Syſtem ſei das einzig wahre, ſichere und ſtabile, und die neuere Philoſophie habe die Verſprechungen des vorigen Jahrhunderts in's Leben eingeführt. Hören wir den Redner ſelbſt:

„Während einzelne ausgezeichnete Männer die Philoſophie des 18ten Jahrhunderts wieder zu erwecken ſuchten, wucherte neben jener eine neue Philoſophie auf, welche in der intellectuellen Ordnung den Spiritualismus, in der moraliſchen Ordnung das Geſetz der Pflicht als Symbol anerkannte, in der politiſchen Ordnung der Dinge die Souveränität der Maſſen verwarf, den religiöſen Meinungen die Hand reichte, der Wiſſenſchaft und der Freiheit hold, aber aus anderen Prinzipien, mit anderen Gefühlen, als ihre Vorgänger ..... Ja, m. H., die Philoſophie des 18ten Jahrhunderts hatte für die menſchliche Geſellſchaft verwegene Anſprüche und Hoffnungen gefaßt. In ihrem Uebermuthe hatte ſie das mit unſerer Natur innigſt verknüpfte Uebel, die unüberwindliche Unvollkommenheit unſerer Exiſtenz, verkannt. Als ſie die Probe beſtehen ſollte, hat ſie große und ſchmerzliche Niederlagen erlitten. Und doch ſind heutiges Tags die weſentlichen Anſprüche, die allgemeinen Hoffnungen der Philoſophie in Erfüllung gegangen. Sehen Sie um ſich: der Gedanke iſt frei, das Bewußtſein iſt frei, die Arbeit iſt frei, das Leben iſt frei. Kräftige Inſtitutionen, wie ſie Voltaire von ferne bewunderte, wie ſie Montesquieu dem ſtaunenden Europa auslegte, gewähren allen dieſen Freiheiten eine ſichere Bürgſchaft. Ein ſouveräner Akt Frankreichs hat der Welt gezeigt, daß die nationalen Freiheiten und Inſtitutionen fortan nicht ungeſtraft verletzt werden dürfen.“

Indem ſich Herr Guizot auf dieſe Weiſe als Beſchützer der Religion hinſtellt, legitimirt er ſeine Ma[illegible] zugleich durch die ehrgeizigſte Metaphyſik, wie Hegel, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer ſie für den preußiſchen Staat, jener aber für ſich ſelbſt in Anwendung gebracht hat. Daher darf es auch nicht auffallen, wenn Guizot, nach dieſer kühnen Verſicherung, den Ludwig Philipp über Ludwig XIV. und ſich ſelbſt über Richelieu ſtellt. — „Fragen Sie, meine Herren, jenen großen Miniſter, der ſeinen Namen dadurch geehrt hat, daß er ihn dem Ihrigen beigeſellte. Fragen Sie jenen großen König, welcher ſeinen Namen dem Ruhme Frankreichs geliehen; haben Richelieu und Ludwig XIV., welche doch ſo viel geſehen und ſo viel gethan, während ihres langen, mächtigen Lebens, nur Etwas geſehen und gethan, welches dem gleich kommt, was unter unſern Augen und durch unſere Hände bewerkſtelligt worden? Haben ſie die Ehre gehabt, die Träger und Vorbereiter einer ſo gänzlichen Umgeſtaltung, einer ſo unermeßlichen Entwickelung der Ideen, Inſtitutionen, Sitten und der ganzen Lebensweiſe von ſo vielen Millionen zu ſein?“

Die Rede Guizot's wurde zu wiederholten Malen, wenn auch nicht einſtimmig, doch heftig beklatſcht. Die Antwort des Herrn Philipp de Ségur fand eine deſto kältere Aufnahme; die dumpfe Stimme und der monotone Vortrag machten einen großen Theil derſelben unverſtändlich, nur ſo viel hörte man, daß die Lobſprüche nicht geſpart wurden, der pikanteſte darunter war ohne Zweifel der, wie Herr Guizot der Revolution zugerufen haben ſoll: „Bis hierher und nicht weiter!“ E. K.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 11. 1837.

Phönix.

Freitag, 13. Januar.

Die Quelle der Verjüngung.

(Fortſetzung).

Ein paar Stunden lang genoß der Kranke eines leichten gleichförmigen Schlafes, der Doktor wich keinen Augenblick von ſeinem Bette, und ſann über die Richtung und Entwicklung der Idee nach, welche ſeinen armen Freund beherrſchte, um ſie ſelbſt auf irgend eine Weiſe zur Heilung der geſtörten Geiſtesthatigkeit zu benützen. Als er aber den Kranken wieder betrachtete, und die ſelige Ruhe der Verklärung auf deſſen Antlitz ſah, wurde er in ſeinem Vorhaben irre und ſchlug um, wie ein Fant mit der Liebſchaft. „Und das Alles ſoll ich ihm rauben?“ meinte er, „dies ganze reiche Glück, und was kann ich ihm dafur geben? Das langſame Hinſterben in hoffnungsloſem Jammer! Nein, dich aus dem Glücke des Wahnſinns zu wecken, Lebrecht, wäre Todſünde und Verrath an der Freundſchaft. Du biſt jetzt wieder zum unſchuldigen, harmloſen Kinde geworden, und ſo will denn auch ich nicht Hofmeiſter, ſondern Spielkamerad ſein, — wie einſt.“

Da erwachte Grünehain plötzlich, blickte den Freund lange an, und ſprach mit vollem klaren Bewußtſein, nachdem er, wie vor Erſchöpfung ſchwer aufgeathmet: „Ich wache ja wahrhaftig, und bin noch der Alte, — ach ja, leider Gottes — der Alte, und auch du ſtehſt noch in deinem eigenen Leibe vor mir, und nichts, gar nichts iſt noch geſchehen, was mich näher zum Ziele bringen könnte. O mein Freund!“ — er ſteckte die Arme nach dem Doktor aus, „das war ein ſchöner Traum! Und wie unſelig iſt das Erwachen. Mich dünkt, ich ware ſchon an der Schwelle des Paradieſes geweſen, und fande mich jetzt plötzlich wieder im Sarge. Laß dir erzählen.“

Der Arzt hörte aufmerkſam Alles, was er ſchon früher belauſcht hatte, ſtellte ſich aber etwas verblüfft und fragte, das beobachtende Auge ſcharf auf das Antlitz des Alten gerichtet, daß kein Muskelzucken im tiefen Herzen ihm entging, mit der einfältigſten und treuherzigſten Miene von der Welt: „Nun?“ Er hatte ſeinen Plan in den wenigen Minuten fertig vor ſich, abgeſchloſſen mit ſeinem Gott und mit ſeinem Gewiſſen, und wollte ihn durchführen, was auch da kommen möchte.

„Nun?“ wiederholte Grünehain, mit matter Stimme. „Du kannſt noch fragen? O geh', höhne mich Hülfloſen nicht. Siehſt du nicht, wie ich als Kinderſpott vor dir liege?“ —

„Du?“ fragte der Arzt, die Blicke auf ihn geheftet.

„Nicht?“ forſchte Grünehain, mit ſichtbarer Angſt, ungläubig gegen ſich ſelbſt, „was willſt du damit ſagen? Du lachſt mich aus! Ja, wenn ich's könnte! Oder, könnte ich's denn aushalten? Ach, was frag' ich? — Das ſind Träume. — O, ich bin noch klug genug, um dieſe Thorheit einzuſehen.“

„Ei warum?“ warf der Arzt leicht hin.

„Warum? Meinſt du, daß ich, in meinen Jahren, in meiner Schwäche die Reiſe doch aushielte?“ drängte Grünehain ungeſtüm. In ſeiner Bruſt war etwas, das ſchon Antwort gab.

„Warum nicht!“ ſprach der Arzt kaltblütig, „wenn …“

„Wenn?“

„Wenn du den feſten Glauben, den Muth, die Ausdauer haſt,“ erwiederte der Arzt, ihn mit Wehmuth und Beſorgniß fixirend. Da richtete ſich der Schwache hoch auf im Bette, blickte den Freund aus großen Augen, wie ein neuer Menſch, an, drückte ihm die Hand, ſtark wie ein Jüngling. Alle Organe waren verjüngt. Eine Morgenröthe flammte aus ſeinem innerſten Weſen heraus. Zum wachſenden Erſtaunen des Arztes verließ er, ungebeugten Nackens und ſo ſicheren Schrittes, wie ſeit Jahren nicht mehr, das Krankenlager, warf ſich in die Kleider, und ſchellte nach dem Buchhalter. Als dieſer kam, befahl er, die Hauptbücher vorzulegen, revidirte ſie, liquidirte bis in die ſpäte Nacht. Die Hausgenoſſen erfreuten ſich, wie über ein Wunder erſtaunt, an der neugeborenen Geiſtes- und Körperkraft ihres Herrn, indeß der Arzt immer nachdenklicher und ernſter wurde, nach Hauſe ging und einen Koffer packte. Seine alte Haushälterin fragte ihn verwundert, ob er denn verreiſen werde, und wohin; er erwiederte: „Es hat allen Anſchein dazu und zwar für lange.“ Dann übergab er ihr ein verſiegeltes Papier und ſagte: „Sie hat mir ſtets treu gedient. Ich habe wenig Leute auf Erden (außer meinem Alten), die bei mir aushielten. Das hier iſt für Sie. Über Jahr und Tag kann Sie's öffnen; 's iſt gut für alle Fälle.“ Nur mit Mühe hielt er die Thränen zurück, als er ſie und ſeinen ſpärlichen Hausrath anſah, bei dem er alt geworden war. Das Papier aber, das er ihr in die Hand gedrückt, war ſein Teſtament, er hatte die alte treue Perſon zu ſeiner Univerſalerbin eingeſetzt. Ein Liedchen trallernd ging er ab und zu; und wenn die Haushälterin beſorgt fragte: ob er nicht Dies und Das noch zu ſeiner Reiſe brauche, und ob er nicht noch ein Dutzend Nachtjacken und Schlafkappen mitnehmen wolle, erwiederte er, ein Schnippchen ſchlagend: „Werde ſchon auskommen, wird ſchon gehn! Bin ja ein Junggeſelle! Wer wird ſich denn ſo bepacken!“

Indeſſen hatte der alte Grünehain, welcher durch ein paar Wochen keine augenfällige Spur ſeiner Geiſtesſtörung verrathen, ſein Haus völlig beſtellt; alles freute ſich ſeiner merkwürdigen Rüſtigkeit; er handelte, als hätte er die Laſt der Jahre plötzlich von ſich gewälzt; die Bücher waren geordnet, die Ausſtände eingetrieben, die kleinſten Schulden bei Heller und Pfennig berichtigt. Niemand konnte ſich die Umwandlung erklären; der Doctor drückte ihm die Hand, zum Zeichen, daß er ihn verſtehe (obwohl beide die ganze Zeit über kein Wort mit einander gewechſelt hatten), und blickte ihm nur in's Auge, und las darinnen ſtillſchweigende Übereinkunft.

Eines Tags trat er zu dem alten Grünehain, als dieſer gerade einen Brief in der Hand hielt, deſſen Inhalt ihn zu intereſſiren ſchien. Als der Doktor in die Stube trat, ſchritt Grünehain ihm mit der Frage entgegen: „Biſt du fertig?“

Der Doctor nickte.

„Gut!“ ſprach der alte Grünehain; — „ich auch. Hier ſchreibt mir mein Correſpondent aus Hamburg, daß in drei Wochen der Kauffahrer „Delphin“ unter Segel geht. — ein ſchönes Schiff! Ich habe nichts mehr zu beſtellen.“

Und nun nahm er den Freund an der Hand und führte ihn zwei Treppen empor, einen langen Gang entlang, vor eine Thüre, die ſeit einer Reihe von Jahren nicht eröffnet worden war. Der Doktor beſann ſich recht gut, wer ſie ſonſt bewohnt hatte, — Grünehain's Sohn! Der Alte ſchloß auf, die Beiden traten hinein. Da war die Stube — noch unaufgeräumt, wie der junge Grünehain ſie damals verlaſſen hatte. Das Bett ſtand noch, wie er daraus geſtiegen war, der Stuhl am Ofen, auf dem er ſo oft in der Dämmerungsſtunde geſeſſen und der Geliebten gedacht, das Fleckchen an der Wand, woran er den Kopf gelehnt, abgeſcheuert, das Schreibepult noch offen, auf welchem der Brief an den hartherzigen Vater gelegen. — Derſelbe Brief lag auch jetzt darauf; die Tinte war freilich in dem Tintenfaß eingetrocknet. Über dem altmodiſchen Canapee hing ein ovales verblichenes Paſtellgemälde im ſchwarzen mit goldnen Leiſtchen eingefaßten Rahmen, den jungen Grünehain in einem Alter von 15. Jahren vorſtellend. Der Alte trat heran, ließ ſich auf das Canapee nieder und blickte zu den verblaßten Zügen hinan, lange, lange, ohne ein Wort hervorzubringen. Endlich, als der Doktor die Hand auf ſeine Schulter legte, ſprach er zu dem Bilde hinauf: „Kein Fremder wird dich ſtören, ſo lang' ich ferne bin; kein Menſchenfuß wird deine ſtille Zelle betreten, bis zwei glückliche wieder kommen. — Wie wird er ſich freuen, guter Chriſtian! Sieh, es iſt Alles geblieben, wie einſt, er braucht nur einzuziehen, — — wie in's Vaterherz.“ „Amen!“ flüſterte der Doktor. „Komm!“

Die beiden Alten verließen ſchweigend das Zimmer, Grünehain verſchloß es ſorgfältig, und ſteckte den Schlüſſel, wie ein Kleinod, wie einen Talisman zu ſich.

Von nun an hatte er in dem Hauſe, welches er ſeit ſeiner Jugend nicht verlaſſen, keine Raſt und Ruhe mehr. Seine Haſt trieb ihn von einem Ort zum andern, ſeine fixe Idee beherrſchte ihn wieder ganz, ſeine fieberhaften Äußerungen beunruhigten alle Hausgenoſſen. Endlich war der erſehnte Tag da. Der Reiſewagen ſtand bepackt vor dem Hauſe. Grünehain eilte zitternd die Treppe hinab, und vergaß, den Hausgenoſſen Lebewohl zu ſagen. Alles drängte ſich, ſeine Hand, die eines theueren Ehrenmannes noch einmal zu faſſen, kein Auge war thränenlos. „Adieu! Adieu!“ rief er gleichgültig, während er mit jugendlicher Ungeduld in den Wagen ſtieg, „auf Wiederſehen! bald! bald!“ — Der Doktor drückte den Zurückbleibenden ſchweigend die Hände, blickte ſich noch einmal das Haus feſt an, aus dem er ſchied, ſprang dann ſchnell in den Wagen und zog die Jalouſien der Wagenfenſter vor, daß Niemand die Tropfen ſehen ſollte, die auf ſeinen Wangen ſtanden. (Schluß f.)

Ernſt Münch.

(Schluß).

Auf Seite 121 und 122 glänzte ihm als Solothurner Gymnaſiaſten „die wieder erneuerte Herrlichkeit deutſcher Nation (die Schweiz mit eingeſchloſſen und durch eine Centralregierung mit ihr conföderirt), als würdigeres Ziel vor Augen, als dieſe ſo locker und übel zuſammenhängende Reihe von Schweizer Republiken.“ In Bezug auf den Kampf für geiſtige Guter ſchloß er ſich der demokratiſchen Partei an, während er jedoch „weit entfernt war, in den ſg. Ariſtokraten nichts als Ungethüme zu erblicken, und im Privatumgang es liebte, mit dem einen Theile, wie mit dem andern zu verkehren, beſonders da der ariſtokratiſche viele hübſche Damen zu Angehörigen zählte.“

Dieſe frauenzimmerliche Taſte iſt überhaupt die meiſt berührte auf Hrn. Münch's Lebensclavier. Sie klingt von früh bis ſpät bei ihm an, und inſoferne wäre nicht zu verwundern, daß ſie auch bei ſeinen erſten politiſchen Inſpirationen, ungeachtet ſeines deutſchen Unitarismus und ſeines Haltens zur demokratiſchen Partei, einige Liebesblicke für die Ariſtokratie ihm ablockte. Aber für einen Charakter aus einem Guſſe ſpricht das nicht.

S. 163 erwähnt er ſeines „Freundes“ Sand, und wie „die ſtille Wehmuth über den tugendhaften Wahnſinn und das Geſchick des liebenswürdigen Mörders“ in ihm gewühlt habe. Nämlich im Jahre 1821; auch ſpricht die Faſſung des Satzes aus, daß Hr. Münch jener ſo nahe liegenden Gefühle ſelbſt im Jahre 1836 ſich noch nicht entkleidet gehabt habe. Aber, wie harmonirt damit eine weitläufige Geſchichte von einer durch die Frau von Krüdener influenzirten, jugendlichen und höchſt zweideutigen Frauensperſon, — „es war eine herrliche Figur, von den edelſten Verhältniſſen, von feiner und zarter Hautfarbe“ (S 348), — welcher Hr. Münch, nach allerlei, ihre Sittſamkeit bedrohenden Affairen, eine Unterkunft „als Näherin und Gehülfin in der Wirthſchaft“ bei ſeinen Eltern verſchafft hatte? Dieſe geiſelte ſich — erzählt Hr. Münch (S. 353), — „eines Theils zur Sühne des Elternfluchs, andern Theils aber zur Abwendung des dem muthigen Sand und andern Blutzeugen der Wahrheit drohenden Schickſals als ſchwaches *pro rata*.“ Auf der folgenden Seite ſagt dann Hr. Münch von jenem Mädchen: „Meine Schweſter in Sand.“ — Dieſes heißt nicht: frühere Anſichten ernſtlich widerlegen, ſondern den Schein des Lächerlichen auf ſie werfen.

Ähnlich in andern Beziehungen. Es war Hr. Münch, der Stifter des engeren Vereins der Burſchenſchaft zu Freiburg im Breisgau, zu Oſtern 1818 nach ſeiner Vaterſtadt Rheinfelden definitiv zurückgekehrt. Dort ward er eifrig für den Bund oder die „Genoſſenſchaft,“ welche politiſch-religiöſe Zwecke zur Erreichung ſich aufgeſtellt hatte, und zugleich mit Glück. „Mein Plan war, wo es nur anginge, Filialvereine in der Schweiz zu gründen und ſie mit dem Freiburger in engen Verkehr zu bringen“ (S. 321). Ein Zuſammentritt in Schlingen fand ſtatt. „Unſer Beiſammenſein daſelbſt,“ erzählt Hr. Münch, „trug einen ſehr feierlichen und ernſten Charakter. Man fühlte deutlich, daß uns Allen etwas auf dem Herzen lag, was Jeder doch geradezu auszuſprechen ſich ſcheute. — Nachdem man ſich gegenſeitig begrüßt und in der Kirche mit vieler Solennität einem Gottesdienſte beigewohnt hatte, eröffneten wir unſere Tagſatzung im Gaſthauſe zum Baſelſtab. Die Rede fiel auf die Lage des Vaterlandes, deſſen Anſprüche und Hoffnungen, auf unſern Antheil am Werke ihrer Verwirklichung“ (S. 322).

In dieſen Sätzen ſpielen ſchon ironiſche Lichter durch den Ernſt. Noch einmal ſiegte der Ernſt. „Die Mehrzahl kam auch diesmal überein, daß die gegenwärtige Lage der Dinge in Deutſchland nicht lange mehr fortdauern könne, und eine Veränderung der Staatsformen ſchlechterdings eintreten müße. Allein wir verhehlten uns keineswegs, daß die eigentliche Initiative hierzu den Ereigniſſen und Umſtänden zu überlaſſen wäre; deſſen ohngeachtet mußten wir, über die Hauptpunkte einverſtanden, ſo gerüſtet ſtehen, daß die ernſte Stunde uns nicht überraſche. Die Mehrzahl von uns war für die Monarchie und Föderation geſtimmt; das Kaiſerthum an der Spitze eines einzigen Geſammtſtaates oder an der Spitze eines regenerirten Bundes, wobei alle gutgeſinnte Fürſten beibehalten werden könnten, zählte die meiſten Anhänger. — Eine kleine Minorität nur ſprach von der Republik“ (S. 323).

Davon abgeſehen, ob der Inhalt dieſer „Confessions“ des Hrn. Münch mit den Geſetzen ſich vertrug, hatte er ihn hier ſo aufgefaßt und dargeſtellt, wie ſchwierige und wohlgemeinte Dinge es verdienen. Aber noch ehe das Blatt des Buches ſich zu wenden brauchte, wendete ſich das Blatt der Anſchauung des Hrn. Münch. „Jeder erſah in dem Andern einen Träger großer Hoffnungen des Vaterlandes, wie der eigenen; wir redeten ernſt und feierlich, wie altgediente Staatsmänner, und beſorgten, durch irgend ein unpaſſendes Wort ein Geſtändniß diplomatiſcher Untüchtigkeit für die hohe Stellung zu verrathen, für welche wir uns ſelbſt die Beſtellbriefe ausgefertigt hatten, und in der wir uns im Geiſte bewegten, als ſäßen wir ſchon lange darin.“ — Später kommt dann wieder, nachdem ſo die Thorheiten der jugendlichen Verſammlung von dem unterdeſſen 37 Jahre alt gewordenen Hrn. Münch ihre Naſenſtuber erhalten: „Mit einer unendlichen Rührung, die auch wirklich im ächten und ſchönſten Sinne zu nehmen war, ſchieden wir voneinander.“ — Da haben wir alſo die Rührung und Anerkennung neben der Perſiflage, — den Zucker neben dem Pfeffer, das iſt nicht Humor! — Ungefähr ebenſo iſt der Zuſchnitt der Erzählung einer etwas ſpäter ſtattgehabten Zuſammenkunft auf einem Berge oberhalb Brunnen in der Schweiz. „Während die Einen von der Lage des deutſchen Vaterlandes, von den Verwickelungen der Gegenwart und den künftigen Verfaſſungsformen der Nation mit hohem heiligem Ernſte ſprachen, debattirten Andere über Duell, Ehrengerichte, Comment und Studentenverhältniſſe mit einer lächerlichen Ernſthaftigkeit. Die Tieferen und Gereifteren, erkennend, wie hier nichts zu erhoffen, ſchwiegen und erſchloſſen ſich in kleineren Unterredungen gegen einander. Manch’ Geiſtreiches, Kluges, Gutes und Schönes ward da vernommen“ (S. 374). Aber gleich iſt der Zopf gedreht, der dem heiligen Ernſte, dem Geiſtreichen, Klugen, Guten und Schönen ohne Barmherzigkeit an den Rockkragen geſteckt wird. Den Freiburgern ging nämlich bei der Heimkehr das Geld aus, und „ein Theil von Deutſchlands Hoffnungen hatte kaum noch ſo viel bei ſich, um bei Reichenbach die Überfahrt zu bezahlen.“ Ein Theil von Deutſchlands Hoffnungen!

Noch Anderes ließe ſich hier anführen. Aber das Gegebene genügt ſchon. Ein Schaukeln liegt in dieſem Verfahren, und nicht blos auf Koſten der Konſequenz (das ließe ſich unter Umſtänden vor jedem Seelentribunale rechtfertigen), ſondern auch auf Koſten des Charakters.

Noch andere Seiten könnte ich an dieſem erſten Bande hervorheben und — tadeln. Aber die bezeichnete ſchien mir die wichtigſte zu ſein. Sie weiſ’t dem Buche einen ſehr tiefen Standpunkt der Bedeutung für die Geſchichte unſerer Zeit an. — Wenn nun dagegen auch Stellen, ſelbſt längere Stellen ſich finden, beſonders über die Bewirthſchaftung des Jugendunterrichts in jenen vorderöſtreichiſchen Parcellen, von denen das Geburtsſtädtchen des Hrn. Münch ein Viertheil ausmachte; über den Gottesdienſt daſelbſt; das geſellige und öffentliche Leben in Freiburg und Aarau, untermiſcht mit Notizen über einzelne Notabilitäten jener Gegenden zur damaligen Zeit, welche Intereſſe erregen, ſo trägt dies theils in der Hauptſache nichts aus, theils ſind ſie mit den unleidlichſten Weitſchweifigkeiten und Unbedeutendheiten, trivialen Ausdrucken (S. 8, 11, 12, 14, 261, 304, 308, 344, 357, 381 ꝛc.), Flüchtigkeiten (S. 401), Eitelkeiten (S. 194, 107, 108, 120, 228, 240, 261, 234, 262, 267 ꝛc.), und fleiſchlich unſaubern Geſchichten oder Beziehungen (S. 17, 32, 70, 228—230, 349—350), auf widerwärtige Weiſe vermiſcht.

Karl Buchner.

Chronik der ſchönen Literatur.

1) **Raupach's Hohenſtaufen.** 1ſter und 2ter Band (Kaiſer Friedrich I. 4 Thle.). Hamburg, Hofmann und Campe. (Dramatiſche Werke ernſter Gattung 1ſter und 2ter Bd.)

Nachdem Raupach's Hohenſtaufen ſeit einigen Jahren auf den meiſten deutſchen Bühnen mit größerem oder geringerem Erfolge dargeſtellt worden ſind, hat der Verfaſſer nunmehr den ganzen Cyclus, auf deſſen Vollendung er ſieben Jahre verwendet hatte, im Drucke erſcheinen laſſen, und darf ein unbeſtochenes Urtheil wohl ſchon aus billiger Rückſicht auf eine Thätigkeit in Anſpruch nehmen, welche auf dem Gebiete der dramatiſchen Literatur in Deutſchland jetzt ihres Gleichen nicht hat.

In dem Vorworte gibt er über die Anſichten Rechenſchaft, welche ihm über das hiſtoriſche Drama vorſchwebten, und wenn wir derſelben auch nicht im vollen Umfange beiſtimmen können, ſo verdient doch die Intention Achtung, welche ihn beſeelte. „Das Theater hat,“ ſagt R. in der Vorrede, „ſelbſt wenn man es als eine bloße Gauklerbude handhabt, immer einen bedeutenden Einfluß auf den Geiſt des Volkes; es ſcheint mir daher wünſchenswerth, ja der Vernunft wie der Klugheit angemeſſen, daß man es ſogleich als eine Schule der Volksbildung betrachte und behandle. Dies aber würde unſtreitig am beſten erreicht, wenn man die Sagen und Geſchichte des Volks zum Inhalte der dramatiſchen Erzeugniſſe machte, denn immer bleibt unſre eigene Vergangenheit die beſte Lehrerin und die Vergangenheit eines Volkes iſt ſeine Geſchichte. So war es bei den Griechen, und darum haben die Griechen allein ein wahres Nationaltheater beſeſſen; denn Shakespear's herrliches Beiſpiel hat keine Nachahmung erweckt. Hätten wir Deutſchen unſre großartige Geſchichte, die nicht, wie die franzöſiſche und engliſche im Mittelalter, blos Spezial-, ſondern Weltgeſchichte iſt, hätten wir ſie von Heinrich I. bis zum weſtphäliſchen Frieden in 70 bis 80 Dramen auf der Bühne, ſo beſäßen wir ein Nationaltheater, wie noch nie ein Volk ſolches beſeſſen hat, und vielleicht wäre es ein Mittel gegen die Ausländerei, an der wir ſiechen.“ — Was nun aber die Anſicht Raupach's vom Weſen des hiſtoriſchen Dramas betrifft, ſo geht er im hiſtoriſchen Rigorismus zu weit, indem er das Selbſtſtändigkeitsrecht der Dichtkunſt aufgibt und ihr nur ein Copiren der Geſchichte einräumt; hauptſächlich in Bezug auf die Charaktere. Wenn man, wie man nicht anders kann, auch einräumen mag, daß das Hiſtoriſche der Begebenheiten als Material dem zureichte, ſo muß dieſer doch grade das ſchöpferiſche Element für die freie Ausbildung der Charaktere vindiciren, wenn er überhaupt der Anſicht iſt, daß auch das hiſtoriſche Drama ein Kunſtwerk ſein ſolle. Es verſteht ſich allerdings von ſelbſt, daß der Dichter „den edlen Mann der Geſchichte nicht zum Schurken,“ „den Weiſen nicht zum Thoren umpräge,“ dagegen liegen ihm die Charaktere vor, damit er ſie aus ſich ſelbſt, nachdem er ſie mit allen Accidenzien in ſich aufgenommen, als freie und mannhafte Söhne der eigenen Geſtaltungskraft reproducire. Hier iſt der Incidenzpunkt, wo der Verſtand mit dem Genie im eigentlichen Zeugungsgeheimniſſe zuſammenzutreffen hat.

Raupach aber iſt an zwei Klippen geſcheitert, an dem Verſtande und an den Couliſſen. Der erſtere entpreßte ihm nichts Geringeres, als eine völlige Hiſtorie in dramatiſcher Form, die zweiten überzogen eben dieſe Form mit dem Rauch der Theaterlampen. In Bezug auf das erſtere hat Raupach etwas Weſentliches, das dramatiſche Intereſſe, einem beim Kunſtwerke zufälligen, der hiſtoriſchen Treue, aufgeopfert. — Um ein Subſtitut für das dramatiſche Intereſſe zu geben, beſchwor er alle Acceſſorien der theatraliſchen Gewohnheiten, Deklamation u. dgl. Aber das Theatraliſche erſetzt nie den Mangel des Dramatiſchen, ſo wenig, als eine hiſtoriſch-treue Garderobe den Mangel des ächten Lebens, oder die glätteſte Rhetorik den Abgang der Poeſie erſetzen kann.

Eine kurze Analyſe der 4 Theile von Friedrich I. wird dieſen Vorwurf rechfertigen. I. Theil: Friedrich und Mailand. 1) Reichstag auf dem roncaliſchen Felde. Forderungen des Papſtes. Demüthigung der Lombarden. 2) Die Lombarden beſchließen Abfall vom Kaiſer, und inſultiren deſſen Geſandte. 3) Ausbruch der Feindſeligkeiten. 4) Ausfall der belagerten Mailänder. 5) Elend in Mailand. Uebergabe. 6) Einzug des Kaiſers in die eroberte Stadt. II. Theil: 1) Bund der lombardiſchen Städte und Roms gegen Barbaroſſa. 2) Friedrich in Rom. Flucht Alexander's nach Gaëta. 3) Noth des kaiſerlichen Heeres durch die Peſt. 4) Barbaroſſa vor dem Löwen in Partenkirch auf den Knieen. 5) Unglückliche Schlacht bei Legnano. Der Kaiſer, für todt gehalten, erſcheint plötzlich wieder. 6) Verſöhnung des Papſtes und des Kaiſers. III. Theil: 1) Convent zwiſchen Friedrich und dem Löwen. Letzte Warnung. 2) Günſtige Zeichen für den Löwen. Gericht über den Löwen. Baiern an den Wittelsbacher. 3) Die Verbündeten weichen von dem Löwen, zum Theil durch ſeine Schuld. 4) Schlacht. Das Unglück des Löwen wächſt. Bardewick über Lübeck in des Kaiſers Hand. 5) Der Löwe unterhandelt. 6) Der Löwe unterwirft ſich und geht nach England. IV. Theil: 1) Friedrich's Sohn, Heinrich, in Liebe zu Gräfin Ida v. Andechs. 2) Der Vater eröffnet dem Sohne, daß Conſtanze von Sicilien ſeine Braut iſt. Widerſtand Heinrich's. 3) Verlobung Heinrich's und Conſtanzen's in Mailand. Heinrich liebt jetzt nur noch eins: die Majeſtät. 4) Nachricht vom Falle Jeruſalems. Der alte Kaiſer nimmt das Kreuz. 5) Friedrich's Abſchied.

Hier hat man den Inhalt der dreiundzwanzig Aufzüge jener vier Theile Friedrich's I. Ohne Zweifel eine Menge Begebenheiten, aber jede davon ſteht für ſich abgeriſſen, jede nur wie eine zufällige Situation, wie ein vereinzeltes Bild für ſich beſtehend; manche davon (wie die Scenen Friedrich's mit Karthäuſermönche im 3ten Theile) durch wahrhaft poetiſche Schönheiten ausgezeichnet. Aber alle dieſe Begebenheiten und Situationen, wenn auch loſe an einander gereiht, machen noch kein dramatiſches Leben aus, indem alle jene Begebenheiten ſich nicht nach inneren Geſetzen naturgemäß entwickeln, ſondern indem nur eine Zufälligkeit, die hier mit der Hiſtorie zuſammenfällt, ſie an einander ſchlingt. Daher der bittere Froſt, der aus dem kahlen Ganzen des Cyclus herausweht, der ſich auch im Einzelnen bis zur Sprache herab findet, welche, wo ſie erhaben ſein will, meiſt zu falſchem Pathos aufſchwillt, und wo ſie — wie in den Volksſcenen — natürlich ſein will, bis zur nackten Trivialität herabſinkt.

Grabbe hatte auch einen Cyclus von Dramen aus der Geſchichte der Hohenſtaufen begonnen. Sein Friedrich Barbaroſſa hat zwar nicht 23, ſondern nur fünf Aufzüge; dafür iſt bei Grabbe eine Scene (wie die erſte des 1ſten Akts, auf den Trümmern Mailands) hinreichend, ein ganzes Raupach'ſches Drama in 5 Akten nebſt Vorſpiel zu erſetzen; dafür genügten ſeiner einſchneidenden markigen Sprache wenige Worte, um einen Charakter vollgenügend zu bezeichnen; dafür entwickelt er einen tauſendgliedrigen, in keiner Sekunde ſtillſtehenden, immer weiter ausgreifenden Lebensorganismus; und er verſöhnt ſchwindelerregende Größe, Wuth der Leidenſchaft und ächt deutſche Innigkeit der Empfindung, die in höherer, rein menſchlicher Wahrheit die treueſten Copieen hiſtoriſcher Charaktere nach Chroniken übertreffen. Zwiſchen den Dramen Raupach's und Grabbe's iſt der Unterſchied, daß die erſteren für ein Publikum vor den Lampen geſchrieben ſind, das ſie kalt laſſen, und die letzteren für die ganze Nation, welche ſich an ihnen noch erwärmen wird, wenn ſie den Namen Raupach's nur noch aus Literaturgeſchichten kennt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 12. 1837.

Phönix.

Samſtag, 14. Januar.

Die Jeſuiten.

(Von de Lamennais). *)

Als die drei Pilger **) (zu Ende 1831) nach Rom wanderten, waren ihnen diplomatiſche Noten von Öſterreich, Preußen und Rußland vorangeeilt, welche den Papſt drängten, ſich gegen jene gottloſen Volksverführer auszuſprechen, die den Namen der Religion zur Empörung aufforderten. Die franzöſiſche Regierung handelte in demſelben Sinne und wurde hierbei von der Karliſtiſchen Partei unterſtützt, an deren Spitze ſich der Kardinal von Rohan, der Kardinal Lambruſchini und die Jeſuiten befanden, denen man überall begegnet, wo eine Intrike im Werk iſt . . .

Dieſe letzteren haben mir niemals die nachfolgende Stelle einer meiner früheren Schriften (des progrès de la révolution) verziehen: „Es iſt hier weder der Ort, noch der rechte Augenblick, um über die Geſellſchaft Jeſu zu urtheilen und zwiſchen den Verläumdungen des Haſſes und den Lobpreiſungen des Enthuſiasmus die ſtrenge und reine Wahrheit zu ſuchen. Nichts iſt abſurder, unbilliger und empörender, als der größte Theil der Anklagen, deren Gegenſtand ſie geweſen. Nirgends wird man eine Geſellſchaft finden, deren Mitglieder mehr Recht beſäßen, ihres Eifers wegen bewundert und ihrer Tugenden halber hochgeachtet zu werden. (?) Ob dann aber ihr Inſtitut, wie heilig es auch an ſich iſt, heutzutage frei von Nachtheilen — und zwar ſehr ernſtlichen, — ob es dem gegenwärtigen Zuſtande der Gemüther und den Bedürfniſſen der Jetztwelt anpaſſend genug ſei? Wir glauben es nicht“ . . .

Wenn einmal die Jeſuiten von der Schaubühne der Welt abgetreten, nur mehr der Geſchichte angehören, dann wird billige Unparteilichkeit ihr die Pflicht auflegen, ſtrenger gegen ſie zu ſein, als wir es geweſen. Forſchend nach der Urſache des eigenthümlichen Charakters, der dieſe Geſellſchaft von ihrem Urſprung an ausgezeichnet hat, des Geiſtes, der ſie ſtets beſeelt, des Lobes, das man ihr ſo reichlich geſpendet, der bittern Vorwürfe, die immer gegen ſie gerichtet worden, wird man dieſe Urſache in dem Prinzipe ſelbſt finden, welches bei ihrer Geſtaltung gewaltet. Dieſes Prinzip iſt die Vernichtung der Individualität in jedem Mitgliede der Körperſchaft um die Kraft und die Einheit der letzteren zu vermehren. Die Handlungen, die Worte, ſelbſt die Gedanken ſind bei den Jeſuiten Gehorſam ſchuldig und zwar unbedingten Gehorſam. Ein Oberhaupt, welches General genannt wird, und einige Beiſitzer, die ihm helfen und rathen, bilden die Regierung der Geſellſchaft, ſind deren Intelligenz, deren Wille. Die übrigen, leidende Werkzeuge in ihrer Hand, folgen blindlings dem Impulſe, den man ihnen gibt. Nichts wird in den Schriften ihres Stifters nachdrücklicher eingeſchärft, als dieſe völlige Verläugnung ſeiner ſelbſt. Dies das Opfer, welches der Orden von Jedem heiſcht, der in denſelben einzutreten wünſcht.

Hieraus ergeben ſich mehrere Folgewirkungen.

Was auch der Menſch thue, ſo iſt es ihm doch völlig unmöglich, bis auf dieſen Punkt ſich ſelbſt zu entſagen. Seine Anſtrengungen, um dies Ziel zu erreichen, erreichen nur ſo viel, daß er dasjenige verſetzt, was er vernichtet zu haben glaubt. Sein ganzes Weſen überträgt ſich in das zuſammengeſetzte Weſen, mit welchem er ſich geeinigt, mit welchem er ſich verſchmilzt. Er liebt ſich in ihm, und dieſe Liebe, die erſte ſeiner Pflichten, iſt um ſo glühender, um ſo thätiger, als das Bewußtſein ſelbſt ihn nöthigt, ſeine eigene Befriedigung zu ſuchen, und als derjenige, der ſie hegt, —

---

*) Affaires de Rome.

**) Herr de Lamennais, Graf Montalembert und Abbé Lacordaire.

geleitet durch Befehle, die für ihn zum unbedingten Geſetz werden, wenn ſie nicht eine offenbare und unmittelbare Verletzung der göttlichen Gebote impliziren, — von aller moraliſchen Verantwortlichkeit frei iſt. So ſind die Leidenſchaften, die von einer ſtrengen Regel zurückgehalten wurden, ſo lange ſie ſich mittelbar auf den Einzelnen bezogen, — nunmehr geheiligt und nicht ausgerottet. Sie gehen gewiſſermaßen in den Dienſt der Körperſchaft über, welche ſie leitet und verwendet, um ihren Zweck zu erreichen. Dieſer Zweck, ehrenvoll und gut an ſich (?), beſtimmt, was ſich auch Gutes in der Thätigkeit der Körperſchaft findet; aber ſie ſtrebt darnach mit einem ſich immer gegenwärtigen Abſehen auf ihre Größe, ihre Macht und ihren Ruhm. Kein perſönlicher Stolz, kein Ehrgeiz, keine Bereicherungsſucht in den einzelnen Mitgliedern für ſich genommen; in der Geſammtheit aber Habſucht, Stolz und Ehrgeiz, die unermeßlich ſind. Daher etwas Anti-ſoziales. Ein ſo in ſich conzentrirter Menſch, — vollendetes Muſterbild des Egoismus, — würde, — welchen weiteren Zweck er ſich ſonſt auch vorſtecken möchte, — doch völlig von dem übrigen Theile des Menſchengeſchlechtes abgeſondert ſein. In der That haben die Jeſuiten überall eine ganz abgeſonderte Exiſtenz. Sich in Alles miſchend und mengend, [illegible] ſie doch mit Nichts; — ſie können die anderen Menſchen an allen Punkten berühren, aber in keinem vereinigen ſie ſich mit denſelben, und dies iſt einer der Gründe jenes unbeſtimmten, inſtinktartigen Mißtrauens, welches ſie zu jeder Zeit Allen eingeflößt haben.

Das ihnen eingeborne Bedürfniß, einen großen Einfluß auszuüben, welches ſie oft ſehr wenig ſkrupulös hinſichtlich der Mittel des Erfolges machen konnte, veranlaßte die Anklage, daß ſie nach allgemeiner Oberherrſchaft ſtrebten. Wir glauben, daß die Herrſchaft, nach welcher die Geſellſchaft Jeſu ſtrebt, die des Katholizismus iſt; aber ſie will, daß dieſe Herrſchaft faſt ausſchließlich ihr Werk ſei. Dies iſt die Sendung, die ſie ſich gegeben, und wer noch irgend denſelben Zweck verfolgend, nicht gelehrig ſich ihrer Leitung unterwirft, der erregt eben dadurch ihren Argwohn und ihre Eiferſucht, und hat, je nach den Umſtänden, von ihrer Seite, entweder einen offenen Krieg, oder tauſend Hinderniſſe, tauſend Quälereien, die ſie ihm im Verborgenen bereiten wird, zu gegenwärtigen.

(Schluß folgt).

Die Kunſtausſtellung zu Berlin im Jahre 1836 und ihre Ergebniſſe.

(Fortſetzung).

Während W. Schadow, unter deſſen anerkannt vortrefflicher Leitung dieſe Schule ſich zu ihrer kunſtgeſchichtlichen Bedeutſamkeit herangebildet hat, ſeiner urſprünglichen, der Darſtellung kirchlich-religiöſer Gegenſtände zugewendeten Kunſtrichtung treu geblieben iſt, haben ſeine Schüler, in allſeitiger Entwicklung begriffen, die verſchiedenſten Gebiete der Malerei mit gleich großem Glück angebaut.

Die Beſtrebungen der Düſſeldorfer Schule auf dem Gebiete der Hiſtorienmalerei ſcheinen bei der bis jetzt verfolgten Richtung ihren Höhe- und Blüthepunkt in dem „trauernden Königspaar“ von Leſſing, das die Zierde der Ausſtellung von 1830 war, und zwei Jahre ſpäter in den „trauernden Juden“ von Bendemann und im „Hylas“ von Sohn erreicht zu haben. Von der Erinnerung an dieſe Meiſterwerke und von ihrer Nachahmung zehren gegenwärtig noch die jüngeren Künſtler; ja die Meiſter ſelbſt fangen ſchon an, ſich nachzuahmen und ihre eignen Werke zu copiren. Aber der Ausdruck ſentimentaler Trauer, der jenen Kunſtſchöpfungen weſentlich war und ihnen das Gepräge der Individualität und Urſprünglichkeit gab, erſcheint jetzt in der Nachahmung als bloße Maske, hinter die ſich die Leerheit des Inhalts verbirgt. Das vielbeſprochene koloſſale, elf lebensgroße Figuren enthaltende Gemälde Bendemann's, „Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem,“ offenbart alle Tugenden und Mängel dieſer Malerſchule, wie ſie ſich in ihren letzten Werken kund geben. Aus der Anordnung der Gruppen, aus der Stellung und Bewegung der einzelnen Figuren, aus den Geſichtszügen und dem Charakter der Köpfe leuchtet das ernſte Streben des Künſtlers nach individuell-lebendigem, der weltgeſchichtlichen Bedeutſamkeit des Gegenſtandes angemeſſenem, den innerſten Gemüthbewegungen entſprechendem Ausdruck auf's Deutlichſte und Entſchiedenſte hervor. Aber was uns hier zur Anſchauung gebracht wird, ſind nur einzelne, in epiſcher Breite aufgefaßte Momente, verſchiedene Scenen der Erſtarrung und des Verſchmachtens im Tode, wie im Schmerze, die weder äußerlich noch innerlich zu einer dramatiſchen, lebendigbewegten Geſammtwirkung zuſammentreten. Jeremias, deſſen koloſſaler Körperbau und klar ſchauender Geiſt allen Stürmen des Verhängniſſes Trotz bieten konnte, ſehen wir vor uns von Schmerz überwältigt, gebrochen, niedergebeugt, im bewußtloſen Hinbrüten verſunken, und um ihn her zu ſeinen Füßen verſchmachtet oder mit dem Tode noch ringend die letzten Trümmer ſeines Volkes. Aber von den Leidenſchaften, die dieſem allgemeinen Volsunglück als Urſach vorangingen oder als Wirkung nachfolgten, von der geiſtigen Erhabenheit, die den Propheten in dieſem Augenblicke des Jammers, den er uns ſchilderte, nicht verlaſſen durfte, ſehen wir Nichts. Daher bringt die Anſchauung dieſes allerdings großartig entworfenen Bildes mehr einen erſtarrenden, niederſchlagenden, als einen erſchütternden und zugleich erhebenden Eindruck, wie es doch ſollte, hervor. Hierzu kommt die nachdunkelnde Mattigkeit der Färbung, die jedoch im Einzelnen mit techniſcher Meiſterſchaft behandelt und in zarter Verſchmelzung zu einem maleriſchen Ganzen verbunden iſt.

Der genialſte, urſprünglichſte, vielſeitigſte Künſtler dieſer Schule, dem ſie zum Theil ihr raſches Emporblühen und eigenthümliches Wirken verdankt, iſt unſtreitig C. Leſſing, von dem man rühmen kann, daß er eben ſo reich im Erfinden, als gewandt und ſicher im Entwerfen, und ein eben ſo großartiger Hiſtorienmaler, als poetiſcher Landſchafter iſt. Wir ſahen ſeine „Huſſitenpredigt,“ ein umfangreiches, durch die geſchichtliche Wahrheit und dramatiſche Lebendigkeit des des dargeſtellten Moments, durch einen herrlichen Verein von achtzehn faſt lebensgroßen charakteriſtiſchen Geſtalten mit ächt nationalem Gepräge und durch die ſorgfältigſte künſtleriſche Ausführung gleich ausgezeichnetes Gemälde; indeſſen fanden wir auch hier einzelne fanatiſche Böhmen, die träumeriſch und traurig die Köpfe hängen laſſen. Das thut nun aber einmal Leſſing nicht anders; auch war es hinlänglich durch den Moment der Darſtellung motivirt. Hat ſich doch ſelbſt Th. Hildebrandt in ſeiner unübertrefflich ſchönen und überaus rührenden Darſtellung von dem „Tode der Söhne Eduard's,“ deren anmuthsvoller Erſcheinung die innigſte und lebhafteſte Theilnahme des beſchauenden Publikums mit eben ſo entſchiedener, als gerechter Vorliebe von Anfang an zugewandt blieb, ſich nicht enthalten können, den einen der beiden Mörder in dieſer indifferenten Verſenkung ſentimentaler Trauer uns vorzuführen. Hildebrandt iſt vielleicht der ausgezeichnetſte Koloriſt, den wir haben; und ſein eben bezeichnetes Gemälde, was die lebendige Wahrheit des Ausdrucks und die künſtleriſche Vollendung betrifft, vielleicht die Krone der Ausſtellung, trug mit den beiden vorhergenannten unter den Werken deutſcher Künſtler diesmal den Preis davon.

Wie leicht jenes Streben nach dem Ausdrucke ſentimentaler Trauer zu einer förmlichen Verſteinerung des Ausdrucks führen kann, ſehen wir in dem großen Gemälde von Ad. Teichs, einem jüngeren Künſtler dieſer Schule, welches „gefangene Teſſalonicher“ darſtellt. Der Ausdruck des Innerlichen ſchwebt hier nur auf der Oberfläche der Figuren, die erkaltet, verbleicht und erſtarrt im Froſt des Schmerzes dumpf und bewußtlos in ſich hineinbrüten und bloßen Larven gleichen, denen es an innerem Leben, an Warme und Bewegung fehlt. Dieſer allgemeine Zug der Düſſeldorfer hat ſelbſt unſere hieſigen Maler ergriffen, wie „die auswandernden Griechen,“ ein ähnlich componirtes und motivirtes Gemälde von Cretius, einem Schüler Wach's, beweiſen; und wenn man ein Bild von Rethel in Düſſeldorf, „Bonifacius, der aus der gefällten Wodanseiche eine chriſtliche Kirche erbauen läßt,“ rühmte, ſo überſah man jene bärtigen, baumſtarken Männer, die bei'm Behauen und Tragen ungeheurer Eichenklötze einſchlafen. Wäre dieſe Sentimentalität aber nicht durchgehend, ſo würde es am Ende weniger unangenehm auffallen, daß auch R. Jordan ſeine „zurückkehrenden Lootſen,“ eine treffliche Genredarſtellung aus dem Leben der Helgolander, ebenfalls traurig die Köpfe hängen läßt. Was aber noch mehr in Erſtaunen ſetzt, ſelbſt Ad. Schrödter, der launige, humoriſtiſche Genremaler des „Don Quixote,“ iſt diesmal in dieſe Verſenkung des Gefühls verfallen, wie ein Gemälde ſeiner Hand beweiſ't, das „einen Greis mit ſeiner Enkeltochter zur Seite“ darſtellt, die im Zimmer ſitzend den letzten Strahlen der Abendſonne entgegen ſehen.

Ihre höchſte Spitze hat jedoch dieſe Richtung in einem kirchlichen Bilde von Hübner erreicht, in welchem „Chriſtus an der Säule“ in der völligen Zerſchlagenheit und Armſeligkeit der gepeinigten menſchlichen Natur, mit dem Ausdrucke eines dumpfen, in ſich verſunkenen Schmerzes in den bleichen, verſteinerten Zügen, den nackten Leib zur Hälfte mit einem langen rothen Gewande bedeckt, erſcheint, vollkommen angemeſſen der modern-aſcetiſchen Religionsrichtung, die im Gegenſatze gegen Indifferenz und Frivolität noch immer ihr Spiel treibt. Die chriſtlich-religiöſen Bilder des Direktors dieſer Schule zeugen von einer Ermattung und Erſchlaffung des Kunſtlebens in dem Meiſter, aus deſſen Hand ſchon ſo manches treffliche Werk hervorgegangen iſt. Die Figuren ſind ohne alle innere und äußere Einheit, ſo wie die Farben ohne alle Brechung, Schattirung und Verſchmelzung neben einander geſtellt; das Sentimental-Weinerliche ohne die dramatiſche Bewegung des Schmerzes herrſcht darin vor. Auf dieſem Gebiete erwähne ich noch einiger Bilder, die durch ihre naiv fromme Lieblichkeit und rührende Einfalt unſer Gemüth vorzüglich anſprechen, und beſonders inſofern beachtenswerth ſind, als ſich in ihnen zugleich das Streben kundgibt, das Typiſche der früheren Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe religiöſer Gegenſtände von ſich abzuſtreifen. Man vermeidet die plaſtiſche Strenge ſymmetriſcher Darſtellungsform und wendet ſich mit immer größerer Vorliebe der romantiſchen Ungebundenheit einer maleriſchen Compoſition zu. Man ſucht das Heilige und Göttliche der unmittelbaren Wirklichkeit und lebendigen Gegenwart, die uns umgibt, näher zu bringen, und gibt ihm dadurch wohl ein mehr menſchliches, aber nothwendig zugleich auch ein mehr zufälliges Intereſſe. In dieſen Kreis gehört „die Beſtattung der heiligen Katharina,“ die von vier Engeln durch den Ätherraum getragen wird, ein herrliches Bild, voll ſinniger Poeſie und tiefſinniger, rührender Frömmigkeit, von H. Mücke, und „die Anbetung des Jeſuskindleins durch Maria,“ von E. Deger, eine anſpruchloſe, einfach ausgeführte Darſtellung frommſeliger, naivheiterer Unſchuld, die unbewußt ihre eigne Engelreinheit anbetet. „Chriſtus, Maria und Martha,“ von Zimmermann, und ebenſo von Ehehardt ſind auch dahinzurechnen. Von dem Letztgenannten ſahen wir noch „die Tochter Joſeph's,“ ein Bild mit anmuthig ſchönen Geſtalten von zartem, gleichmäßig heiteren Kolorit, die aber keine Spur eines nationellen Gepräges an ſich tragen.

Unter den geſchichtlichen Bildern der Düſſeldorfer Schule verdient noch „Columbus,“ von H. Plüddemann genannt zu werden. Mir gefällt daran die dramatiſche Lebendigkeit der dargeſtellten Motive, der Ausdruck des bewegteſten Handelns in den Geſtalten der Matroſen, die ſich herandrängen und den Maſt zu erklimmen ſuchen, um vom Schiffe aus das neuentdeckte Land zu ſehen. Aber ich bedaure, daß der Künſtler dem Haupthelden der Darſtellung den ernſt-ſentimentalen Ausdruck frommen Dankgefühls und weiblich-zarter Beſcheidenheit gegeben hat, der demſelben nicht zuerkannt. — C. Sohn huldigt ausſchließlich einer mehr ſinnlichen Richtung, indem er ſeine Stoffe aus dem griechiſchen Mythos entlehnt und vorzugsweiſe gern nackte Figuren darſtellt. Sein „Urtheil des Paris“ kann eher heiter und blendend, als charakteriſtiſch wahr und ſchön, eher modern-zärtlich, als antik-edel genannt werden.

Unter den Düſſeldorfer Landſchaftsmalern hat ſich bereits ſeit längerer Zeit, ſowohl in Folge der Wirkſamkeit des Leſſing'ſchen Genius, wie unter dem Einfluß der umgebenden nordiſchen Landſchaftsnatur, eine romantiſch-poetiſche, ſentimental-innerliche Kunſtrichtung geltend gemacht, die der in Berlin herrſchenden völlig entgegengeſetzt iſt. Der geiſtige Ausdruck des landſchaftlichen Lebens, die Poeſie des Gefühls waltet in ihren Darſtellungen vor; die ſinnliche Gluth der Farben und die Mächtigkeit ausgedehnterer Raumformen tritt zurück. Es iſt aber nicht die naive Auffaſſung der Natur, wie ſie dem Künſtler in dem Moment der Betrachtung erſcheint, ſondern eine bewußte, abſichtliche, indem man nur ſolche Züge und Momente des landſchaftlichen Lebens zur maleriſchen Darſtellung wählt, in welchen ſich eine beſtimmte, lyriſch-elegiſche Stimmung ausſpricht. So wird die Natur zum Symbol eines Geiſtigen gemacht und dadurch nicht nur die Compoſition und Staffage, ſondern auch die Färbung, die Betonung des Nahen und Fernen und die Geſammthaltung des Lichtes beſtimmt. Daher lieben es die Düſſeldorfer Landſchaftler, auf ihren Bildern alte Schlöſſer und Burgen, zerfallene Kirchen und Kapellen, Mühlen und Waldſchenken anzubringen. Schattige, laubreiche Waldungen, menſchenleere, nur von einigen Kranichen und Kühen, Hirſchen und Wölfen belebte Gegenden, wilde Bergthäler und einſame Feldhügel ſagen ihnen vorzüglich zu. Gräſer und Kräuter, Mooſe und Steine, halbverwitterte Baumſtämme, alte Zäune und ausgetretene Fußpfade, alles muß ihnen dienen, um die beabſichtigte poetiſche Wirkung hervorzubringen. Dabei vermeiden ſie ſonnenhelles Licht und einen unbewölkten Himmel, wählen vorzugsweiſe jene düſternde, dämmernde Beleuchtung der frühen Morgen- und ſpäten Abendzeit, die dem Erwachen poetiſcher Gefühle ſo überaus günſtig iſt. Die ſinnige Auffaſſung und liebevolle, naturgetreue Ausführung der landſchaftlichen Natureinzelheiten geht mit dieſer Richtung Hand in Hand. Aber beinahe hat man ſich erſchöpft, eine falſche Sentimentalität und Abſichtlichkeit ſchleicht ſich auch hier ein, und indem man nicht müde wird, immer dieſelben Gegenſtände ohne Abwechſelung zu wiederholen, ſetzt man unſere Geduld und unſern Geſchmack auf ſehr harte Proben. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Zeitſtimmen.** — (**I. Univerſal-Kirchenzeitung**). „Es iſt dringend Zeit," meint Herr Dr. Creizenach in der iſraelitiſchen Abtheilung der „Unparteiiſchen Univerſal-Kirchenzeitung" (Nro. 2), — „daß die Juden mit ſich ſelbſt über das, was der Talmud für ſie iſt und ſein ſoll, in's Reine kommen." Er ſelbſt aber ſcheint damit bereits völlig damit in's Reine gekommen zu ſein; denn er ſtellt als Theſen auf: „es habe nie ein authentiſcher Codex des Talmud's exiſtirt; die Miſchnah und die Gemara ſeien unvollendete Werke" und ſo weiter.

„Der Hauptgewinn der Straußiſchen Schrift," ſo verſichert Herr Dr. Stephani in der proteſtantiſchen Abtheilung derſelben Zeitung, „beſtehe darin, daß dadurch die proteſt.-theolog. Welt ſich genöthigt ſieht, theils ihren Fleiß dem zuzuwenden, was von der proteſt. Kirchenlehre allein vor dem Gerichtshofe hiſtoriſcher Kritik als ewige Wahrheit ſicher geſtellt werden kann; theils dem zu entſagen, was in der proteſt. Kirchendogmatik Irriges und Unheilbringendes noch aus früheren Zeiten ſtehen geblieben."

Herr Dr. Staudenmaier aber behauptet in der katholiſchen Abtheilung (Nro. 1): „die Haupttendenz der Univerſal-Kirchenzeitung könne keine andere ſein, als: die gegenſeitige Stellung der Kirchen zu einander ſo zu begreifen, wie ſie an ſich und wie ſie in der Gegenwart iſt, mit unverwandtem Hinblick darauf, daß wir uns Alle innerlich nach einem kommenden tiefen Frieden ſehnen."

So tritt hier Dr. Creizenach den rabbiniſchen, talmudiſtiſchen Iſraeliten, Dr. Stephani den ſtreng Schrift- und Symbolgläubigen, Dr. Staudenmaier den ſtarren Kirchengläubigen entgegen. Zugleich proteſtirt in einer Anmerkung der Spezialredakteur der proteſt. Abtheilung, Dr. Kirchner, gegen eine Behauptung des Dr. Stephani, und der kathol. Generaldirektor der Zeitung, Dr. Höninghaus, gegen mehrere Behauptungen des Dr. Staudenmaier. Das in Nro. 2 mitgetheilte Fragment eines Briefes des Königs von Griechenland belobt aber das Unternehmen des Herausgebers, als hinarbeitend auf „die Eintracht der Völker."

⁂ **Eine neue, die ſogenannte polniſche Unterrichtsmethode** fängt an, allgemeines Aufſehen zu Paris zu erregen. Schon ſeit drei Jahren ſind ihre Prinzipien dort bekannt; die Geſellſchaft der Unterrichtsmethoden und das Athenäum der Künſte haben ihrem Erfinder Ehrenmedaillen zuerkannt, und mehrere andere gelehrte Geſellſchaften haben ſie gebilligt. Indeſſen hat dieſe Methode ſich ſo raſch entwickelt und ſo auffallende Beweiſe ihrer Förderlichkeit gegeben, daß ſchon mehrere Anſtalten ſie angenommen haben. Auch hat ſich bereits eine Geſellſchaft gebildet, zum Zwecke, den Unterricht nach dieſer Methode zu verbreiten. Dieſe Geſellſchaft hat am 23. v. M. im Stadthauſe eine Prüfung veranlaßt, in welcher die Zöglinge der Damen Clair die erſtaunlichſten Beweiſe der Zweckmäßigkeit ſolchen Unterrichtes gaben. Kinder von 7 Jahren, Mädchen von 12–13 Jahren überboten die ausgezeichnetſten Mnemoniſten durch die Maſſe von Thatſachen und Daten, die ſie in ihren jungen Köpfen zu ordnen gelernt. Die Geſchichte von 50 Staaten während den 18 letzten Jahrhunderten und mehr als 20,000 Daten ſind im Gedächtniſſe jener Zöglinge mittelſt der poln. Methode ſo trefflich geordnet, daß alle Anweſenden erſtaunten, wie auch übrigens keineswegs geiſtig begabte Kinder ſo viel zu leiſten vermochten. Am 12. d. M. wird eine Preisvertheilung ſtattfinden und zugleich ein öffentlicher Kurſus eröffnet werden.

⁂ **Die Berliner Kunſtausſtellungen von 1786 und 1836.** — Das Feuilleton der, von Dr. Karl Riedel redigirten Nürnberger Zeitung theilt Bemerkungen über die Berliner Kunſtausſtellung mit, denen wir die nachfolgenden Notizen zu entnehmen uns erlauben. „Es war am 20. Mai 1786, alſo kein volles Vierteljahr vor dem Tode des großen Königs, als über dem königl. Reitſtalle in drei nicht ſehr geräumigen Zimmern 386 künſtleriſche Schöpfungen zuerſt der allgemeinen Beſchauung und Beurtheilung dargeboten wurden." Kurz zuvor hatte Friedrich II. in ſeiner Schrift über die deutſche Literatur noch die Worte niedergeſchrieben: „Gleich Moſes wandelt mein Fuß in den Wüſten eines ſteinigten Arabiens; mein Auge erblickt in der Ferne den Preis unſerer Anſtrengungen; — aber erſt die, welche nach mir kommen, werden das gelobte Land erreichen." — Wirklich, „umfaßte von jenen, in einem ſo beſchränkten Raume aufgeſtellten 386 Kunſt-Erzeugniſſen nur ein ſehr geringer Theil Original-Produktionen lebender Künſtler; das Meiſte beſtand, um den Raum zu füllen, aus Copieen, aus Werken älterer, längſt verſtorbener, oder auch fremder Meiſter." Von den werthvolleren Arbeiten ſind nur die Werke Chodowiecky's, Rhode's, Meil's, Friſch's, Laſſaert's und Hackert's in Erinnerung geblieben. — Welche Veränderung in der kurzen Zeit von 50 Jahren! „Faſt 2000 eigene Schöpfungen lebender Künſtler treten uns entgegen, von denen nicht wenige durch Vollendung der Zeichnung oder Wahl und Zuſammenſtellung der Farben, oder grandioſe Erfindung, ſich den anerkannteſten Leiſtungen berühmter Meiſter der Vorzeit an die Seite ſtellen können... Wir gewahren ein rüſtiges Leben und Treiben einer frohen und aufſtrebenden Künſtlerwelt, eine edle Rivalität mehrerer Schulen, und — einen ſich immer mehr kundgebenden Kunſtſinn in allen Ständen," welchem wir „die überall aufkommende Bildung von Kunſtvereinen verdanken" ... „War aber jene erſte Kunſtausſtellung von 1786 nur ein ſchwacher Anfang, ſo war ſie doch durch mancherlei Umſtände ſehr bedeutungsvoll. Der jetzige General-Intendant der königl. Muſeen, Graf v. Brühl, und der Freiherr Alexander v. Humboldt, beehrten dieſelbe mit den erſten Früchten ihrer künſtleriſchen Studien, und Se. jetztregierende Majeſtät, als damaliger Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, geſtattete, daß eine von Hochdemſelben vollendete Zeichnung der Minerva aufgenommen werde. Eine erfreuliche Andeutung, wie unter den Auſpizien dieſes Fürſten neben Ares auch Pallas Athene unter den Stürmen einer vielbewegten Zeit im deutſchen Vaterlande zur Verherrlichung gelangen ſolle!"

⁂ **Aufhebung des Sklavenhandels in Portugal.** — Erſt am 10. v. M. iſt Portugal in die Reihe chriſtlich-humaner Staaten eingetreten; denn erſt an dieſem Tage iſt der Sklavenhandel aufgehoben worden. Jeder Portugieſe, der künftig direkt oder indirekt daran Theil nimmt, wird einer Gefängniß- oder ſchweren Geldſtrafe unterworfen.

⁂ **Ein rechtskräftiger Profeſſor des verfaſſungsmäßigen Rechtes in Spanien.** — Donoſo Cortes iſt der Name des Profeſſors des conſtitutionellen Rechtes, welcher an dem Tage, an dem die Cortes Ausnahmsgeſetze dekretirt haben, ſeine Entlaſſung nehmen zu müſſen für ſeine Pflicht gehalten. Der junge Profeſſor genießt eines ausgezeichneten Rufes.

⁂ **Mailänder Künſtler-Statiſtik.** — Mailand zählt gegenwärtig bei einer Bevölkerung von 145,000 Seelen nicht weniger als 59 Figuren- und Perſpektiv-Maler, 12 Landſchafts- und 10 ſceniſche Maler, 26 für Ornamente und Dekorationen, und 5 Glas- und Email-Maler, 19 Bildhauer und 37 Kupferſtecher, Lithographen und Graveurs.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 13. 1837.

Phönix.

Montag, 16. Januar.

Die Quelle der Verjüngung.

(Schluß).

III.

Die erſten paar Tage, welche der alte Grünehain am Bord des Delphins zubrachte, verfloſſen ihm langſam wie Jahre, trübſelig vor ſich hinbrütend; den ohnehin hinfälligen Leib durch die Seekrankheit noch ärger, wie zum Sterben, abgemattet, ſaß er in der Kajüte, gleichgültig für alle Fragen und Beſorgniſſe ſeines treuen Freundes, des Doktors, der ſich mit der aufopfernden Geduld eines Vaters für ein hinſiechendes Kind um ihn bemühte, ſich's von Niemand nehmen ließ, ihn zu bedienen, und ſogar in der Schiffsküche nie fehlte, wenn der Koch nach ſeinen ärztlichen Angaben die Speiſen für den Kranken bereitete. Der Doktor war übrigens gegen Alle die Gefälligkeit ſelbſt, und bald ein Liebling Aller; den Matroſen galt er für untrüglich, und nur um ſeiner Willen ertrugen ſie den Anblick des augenfällig langſam dahinſterbenden Grünehain geduldig, deſſen wunderliches Weſen ſie im Anfange mit abergläubiſchen Beſorgniſſen erfüllt hatte. Auch der Kapitän hielt große Stücke auf den freundlichen Doktor und ſtand bald mit ihm auf ſo vertraulichem Fuße, daß er, ohne unbeſcheiden zu ſein, ſich die Frage an den Doktor erlauben konnte, warum er, als erfahrner Mann, der ſich über den Zuſtand ſeines Freundes doch wohl unmöglich täuſchen konne, deſſen Reiſe zugegeben habe, welche die Auflöſung des alten Mannes unfehlbar beſchleunigen würde.

Der Doktor blickte den Kapitän lange an, ehe er ein Wort über die Lippen bringen konnte. Endlich ſchlug er die Augen nieder, und erwiederte: „Sterben iſt eine freie Kunſt; ſie läßt ſich in kein Syſtem einſchachteln, ihre Geſetze conſtruirt der Verſtand des Herzens allein. Es iſt, wie bei einem Glockenguß; man baut lange vorher mit größter Sorgfalt an der irdenen Form, berechnet die Miſchung der Speiſe; wenn der Guß losgelaſſen iſt, geht die Form aus einander, aber das Kunſtwerk ſteht dann auch fertig da. Ich bin mit ihm aufgewachſen, habe auf einer Schulbank mit ihm geſeſſen, habe — — — o, Leonore! — — Kurz, lieber Herr, ich bin fertig! Ich bin nur noch der Korper für eine Seele, die Form für einen Gedanken. Und dieſer Gedanke iſt heilig, allumfaſſend, wie der Ocean, iſt ſo rein geiſtig, daß er alles Irdiſche, das ihn einſchließt und ihm anhängt, langſam zerſetzt, und mit ſeinem Ganzen eine neue Schöpfung beſeelt. Sehen Sie ihn an. Sterbend beſiegt er den Tod. Was kann ein armer Menſch denn Göttlicheres thun, und was kann ein armer Freund denn Menſchlicheres thun, als eben — treu zu ſein bis in den Tod?“

Je länger die Seefahrt dauerte, je friſcher wurde Grünehain wieder. In der Kajüte lagen alle See- und Landkarten vor ihm ausgebreitet, und ſeine liebſte Beſchäftigung war's, mit dem Freunde an der Seite die neue Welt, der ſie zuſteuerten, auf dem Abriß in allen Winkeln zu durchſtreifen. Allmählich kehrte auch die Vorſtellung von der Quelle der Verjüngung in Grünehain's Erinnerung wieder und wuchs zu einer ſolchen Stärke und Alleinherrſchaft, bis er in voller Überzeugung wieder ſelig war. Den Matroſen verging das Lachen über dieſe Einbildung, wenn ſie die heilige Freude über dieſe Hoffnung aus den Blicken des Alten herausleuchten ſahen, ihr Mitgefühl für ihn wurde immer mehr rege, je mehr ſie ihn an Kräften wieder zunehmen und ſich erholen ſahen.

Zugleich aber wuchs auch ſeine Ungeduld nach dem Lande, wo er ſeinen Sohn wieder zu finden hoffte, eine ſchmerzfreudige Beklommenheit und Bangniß kam über ihn, ſo daß ihm öfters war, als müſſe er, wie unter Küſſen ausathmen. Er befand ſich nun faſt ausſchließlich auf dem Verdecke, ein Fernrohr in der Hand, unabläſſig nach Weſten ſpähend, ob am fernen Horizonte noch immer nicht die erſehnte Küſte aufſteige, ſeine Venus Urania, vom Glanze göttlicher Schönheit umfloſſen, den Waſſern ſich entwinde. Dann ſaß neben ihm der Doktor, und blies, wenn der Abend ſich niederſenkte, auf ſeiner alten Flöte, die er ſchon als Student geblaſen, die er als Reliquie mitgenommen, die Melodie: „bei Männern, welche Liebe fühlen,“ in rauhen heiſeren Tönen über die ſtillen Fluthen hinaus. Es fielen ihm alte Zeiten dabei ein, und Eine, die ihm um viele Jahre früher geſtorben war, als ſie wirklich todt im Sarge lag. „Arion auf dem Rücken des Delphin's!“ ſprach er, ſeine Flöte in der Hand.

So ſaß er eines Nachmittags, als die Sonne noch hoch über den Waſſern ſtand, neben dem Freunde, der den ganzen Tag über ſchon unverwandt durch's Fernrohr nach Weſten geſchaut, und das Mittagseſſen darüber verſäumt hatte, in ſolcher Hartnäckigkeit, als hätte er untrügliche Anzeichen, daß die Erfüllung ſeiner lang genährten Hoffnung nahe ſei; — der Kapitän befand ſich unten in der Kajüte. Da rief er plötzlich in voller jugendlicher Begeiſterung: „Land! Land!“ ſank auf die Kniee und betete in heißer Inbrunſt: „Mein Gott, ich danke dir!“ Beſorgt ſprang der Doktor auf, blickte gen Weſten, gewahrte nichts und richtete den Freund auf, der athemlos, wortlos an das Geländer gelehnt, den Arm nach der Richtung ausſtreckte, in welcher er Land entdeckt hatte. Der Doktor ließ den Kapitän heraufbitten, flüſterte ihm Grünehain's Entdeckung in's Ohr, und fragte ihn eben ſo leiſe, ob dieſe mit den Seekarten ſtimme. Der Kapitän ſchüttelte verneinend, ſchweigend das Haupt. Grünehain hatte nur Sinne und Gedanken für die ferne, heißerſehnte Küſte. Der Doktor blickte unwillkührlich auf's neue hin, und — ein merkwürdiges Schauſpiel bot ſich ſeinen und des Kapitäns Blicken, den er darauf aufmerkſam machte. Ganz deutlich zeigte dem fernen Saume des Horizonts eine Küſte, deren Formen ſich deutlicher entwickelten, je friſcher der Wind in die Segel blies. Schon zeigten ſich Gebirgsrücken, einzelne Picks, Riffe, Vorgebirge. Der Kapitän ſprach keine Sylbe, und winkte den Matroſen, ſich ferne zu halten und das Entzücken des Greiſes nicht zu ſtören, der ſo lange aufrecht ſtand, als die Sonne ſich über den Fluthen hielt, und die Küſte mit ihrem ſchönſten Abendroth umgoldete. Und als die Sonne hinab in's Meer getaucht war, und die Dämmrung die Conturen der Küſte einſchmolz, bis dieſe in das Chaos der Nacht völlig verronnen, da ſank der alte Grünehain von Entzücken ermattet, zu Boden und athmete leiſer, immer leiſer. Der Doktor und der Kapitän wollten ihn ſanft erheben und in die Kajüte hinabtragen, aber er wehrte es ab und ſprach bittend mit rührendem Eifer: „Nicht doch! — Nicht doch! — Die Nachtluft ſchadet mir nicht. Bald tauch' ich ja in die Quelle der Verjüngung, und entſteige ihr geheilt, urkräftig wieder. Um ihn zu ſuchen. — Bitte, laßt mich hier. O, wie freue ich mich auf den kommenden Morgen, wenn ich hier erwachend, — — — das Schiff iſt näher und näher gekommen, indeß ich ſchlief, — — — dann ſeh' ich's — mit dem erſten Blick, das Land der Verheißung, im Morgenroth, — Paradieſesauen vor mir ausgebreitet, — — das braune Mädchen — — — die Quelle ſprudelt aus dem granitnen Fels, das Becken mit weichem Raſen eingefaßt, — — ſchattende Palmen ringsum, hohe Piſangs, zwiſchen den Zweigen hervor — — ſein Geſicht....“

Er hatte die Augenlieder geſchloſſen und ſchlief ſanft und ſüß in ſeiner Hoffnung ein. Der Doktor wachte die Nacht über bei ihm auf dem Verdecke.

Und als die Sonne am andern Morgen emporſtieg, umgoldete ſie den ſchneeigen Scheitel des treuen Arztes, der mit dem Antlitz auf der Leiche lag. Die ſeltſame Wolkenbildung, welche der Sterbende am vorigen Abende geſehen, war zerronnen. Das Schiff lag feſt, eine Windſtille herrſchte, Beſtürzung war auf den Geſichtern jedes Matroſen zu leſen, das Schiff hatte erſt die Hälfte des Weges zurückgelegt. Der Kapitän, ein beſonnener Mann, welcher ſein Schiffsvolk kannte, ließ die ſchleunige Beſtattung des Todten anordnen. Die Leiche wurde nach den üblichen Ceremonieen feierlich den Fluthen übergeben. Der Doktor ſtand am Rande des Verdeckes, zog ſeine Brieftaſche aus dem Rock und übergab ſie dem Kapitän. „Was haben Sie vor?“ fragte dieſer verwundert.... „Treten Sie zurück, Sie werden ſchwindlich.“

„Nicht doch!“ erwiederte der Doktor lächelnd; „dafür bin ich zu alt. Ich will wieder jung werden wie er. Hier iſt die Quelle, aus der ich wohl mit neuem Leibe einſt emportauche.“

Mit dieſen Worten war er, ehe der Kapitän es hindern konnte, über Bord geſprungen. Ein Paar Matroſen warfen ſich ihm nach, um ihn zu retten.

Es war umſonſt.

Die Jeſuiten.

(Schluß).

Die Vernichtung, — wir ſagen nicht die Unterordnung der Individualität, — die die Pflicht jedes Jeſuiten iſt, hat aber noch eine andere Folge. Im geiſtigen Reiche hat man nur als Einzelner einen Werth, und bei übrigens gleichen Umſtänden, nimmt dieſer Werth im Verhältniſſe der Leichtigkeit und Freiheit der Entwicklung zu. Man denkt nicht mit dem Gehirn eines Anderen, man erfindet nicht auf Befehl; Genie und Talent ſind nicht Attribute einer Körperſchaft. Subſtituirt dieſe ſich dem Individuum, abſorbirt ſie es in ſich, dann verzichtet ſie eben damit darauf, jemals Männer von hoher Superiorität, Männer, vor denen die überwältigten Geiſter von ſelbſt ſich beugen, zu beſitzen, und ſie ſetzt ſich dadurch außer Stand, durch Intelligenz zu herrſchen. Dies iſt aber in der That den Jeſuiten widerfahren. Nie haben ſie einen Philoſophen, einen Dichter, einen Redner, einen Geſchichtſchreiber, ſelbſt nicht einmal einen Gelehrten des erſten Ranges produzirt. Das Leere und die Schöngeiſterei (bel esprit) der Collegien bildet, — bis auf ſehr wenige Ausnahmen, — den Hauptcharakter ihrer Schriftſteller. Da ſie nun weder durch Wiſſenſchaft, noch durch Geiſt ſo auf die (öffentliche) Sozietät zu wirken, noch ſolchen Einfluß, wie ſie wünſchten, auszuüben vermochten, ſo mußten ſie ſich nothwendig einen andern Weg öffnen. Sie mußten die Gewalthaber überliſten, um ihre Gewalt mit ihnen zu theilen, und bei den Königen ſich einſchleichen, bei den Prinzen, ihren Miniſtern und Günſtlingen, um ſich ihrer zu bemächtigen; ſie mußten mithin Ränke ſchmieden, ſchmeicheln, ſich der Gewandheit und Schlauheit bedienen, mehr unter als über der Erde hinſchleichen, in allen Richtungen ſich beugen und winden; — es war dies das einzige Mittel für ſie, die Welt zu beherrſchen, indem ſie die Macht beherrſchten, die über die Welt gebietet.

Hieraus ergibt ſich, daß ihre Macht und ihre Exiſtenz ſelbſt an die Art und Weiſe der geſellſchaftlichen Einrichtung gebunden iſt, welche allein geſtattet, auf Alle zu wirken, indem man auf einige wirkt, die über Alle verfügen. Zwiſchen ihrem inneren und dem politiſchen Despotismus beſteht eine Wechſelverbindung und wie eine Art von wechſelſeitiger Anziehung, die ſie einander nothwendig nahe bringen muß. Was wären ſie wohl unter einer volksthümlichen Regierung? Der Unterſtützung der bloßen Gewalt beraubt und beſchränkt auf den Einfluß, den Geiſt auf Geiſt ausübt, würden ſie ſich bald in der Menge verlieren. Es läßt ſich hierdurch begreifen, warum ihr Inſtitut uns nicht hinlänglich den Bedürfniſſen einer Epoche des Kampfes zwiſchen der unbeſchränkten Gewalt der Fürſten und der Freiheit der Völker, deren Sieg wir für geſichert halten, zu entſprechen ſchien, und man kann ſich Dieſem nach leicht vorſtellen, warum wir ſie nothwendig zu Feinden haben mußten, als bei jenem Entſcheidungskampfe wir ohne Zögern uns auf die Seite der Völker und der Freiheit gewendet.“ . . .

Über das frühere Wirken der Jeſuiten in Frankreich zu den Zeiten der Reſtauration äußert ſich Herr de Lamennais in ſeinem, den „Affaires de Rome“ eingeſchalteten Fragmente: „Des maux de l'Église“ in folgender Weiſe: „Die Jeſuiten intriguirten für die Legitimität, indem ſie hierdurch für ſich ſelbſt zu intriguiren hofften. Ihre Schulen, armſelig hinſichtlich des Unterrichts und weit von der Vortrefflichkeit entfernt in Betreff der Disziplin, wurden Parteiſchulen. Wie immer nach Herrſchaft ſtrebend, — nicht durch ein Übergewicht von geiſtiger Bildung, ſondern mittelſt jener halb frömmelnden, halb weltlichen Schlauheit (ruse), die ſie charakteriſirt, — ſchlichen ſie durch allerlei dunkle und liſtige Mittel, auf tauſend heimlichen und geheimnißvollen Wegen ſich überall ein und bildeten überall Affiliationen. Man empfand ihren Einfluß ohne ihn äußerlich wahrzunehmen; am Hofe, bei den Miniſtern, im Schooße der Familie. Und dieſe Art von unſichtbarem Schatten, von dem man ſich unerbittlich verfolgt fand, erregte einen ſo tiefen und ſo allgemeinen Unwillen, daß aller Haß in den einzigen gegen die Jeſuiten zuſammenſchlug, ſelbſt ihr Name war zu einem volksthümlichen Schimpfworte geworden.“ —

Die Kunſtausſtellung zu Berlin im Jahre 1836 und ihre Ergebniſſe.

(Schluß).

Von Leſſing, der dieſe Richtung veranlaßte und jetzt noch als ihr hauptſächlichſter Vertreter betrachtet werden kann, haben wir mehrere mit zartverſchmolzenem Pinſel meiſterhaft gemalte Landſchaften ausgeſtellt, die den angegebenen Geſammtcharakter in urſprünglicher Ausbildung und vollendeter Erſcheinung an ſich tragen. Unter den jüngeren Malern ſteht ihm an Ächtheit und Wahrheit des Gefühls, wie an künſtleriſcher Vollendung Laſinsky am nächſten. Poſe zeigt einen feinen zarten Pinſel und reinen Sinn für die anmuthigen Spiele des Lichts und harmoniſchen Helldunkels. Funk, in der Behandlungsweiſe ihm ähnlich, iſt unermüdlich in der Darſtellung von Burgruinen und zerfallenen Kirchen. J. W. Schirmer liebt einen ſtärkeren Farbenauftrag, glänzendere Beleuchtung und ſchärfere Formen, die ſeinem Baumſchlag den Charakter des Peinlichen geben. Ausgezeichnet durch kräftiges, geſundes Licht, trefflich zuſammengehaltene Beleuchtung und die ſorgfältigſte, naturwahrſte Ausführung des Pflanzenwuchſes ſind die ſchönen Landſchaften von Casp. Nep. Scheuern, der beſonders gern Eichen malt. Arn. Schulten, kleinlich in Behandlung des Laubwerks, liebt mehr die Farbe als die Farbenharmonie. Eine verwandte, aber doch eigenthümlich ausgebildete Richtung verfolgt Andr. Achenbach, der durch eine feine, ſaubere Ausführung der landſchaftlichen Einzelheiten die Wahrheit der Natur zu erreichen ſucht, und dadurch ſowohl wie durch zartverſchmolzene Farben und durch mildheitre Luftſtimmung ſeinen kleinen Bildern ein reiches und zugleich harmoniſches Leben einzuhauchen weiß. Die nordiſche Fichte ſpielt darin eine vorzügliche Rolle. Auch iſt er faſt der einzige Düſſeldorfer, der ſich mit der Darſtellung des Meeres beſchäftigt und dafür ein bedeutendes Talent entwickelt. Die übrigen Landſchafter dieſer Schule nahmhaft zu machen, wäre unerſprießlich, da ſie durch nichts ſich auszeichnen und ihre Darſtellungen, im Charakter der näheren oder entfernteren Umgebungen des Mittelreiches, die mildkräftige Licht- und Luftbetonung der Leſſing'ſchen Landſchaften mit mehr oder weniger Glück nachahmen.

Jetzt einen Blick auf die Werke der franzöſiſchen Maler, ihre Hiſtorien, Landſchaften und Genrebilder! Ihre Ausſtellung wird für unſere Künſtler und Kritiker von den beſten Folgen ſein. Wir müſſen uns jetzt ſchämen, den franzöſiſchen Malern, ſo lange und bis in die neueſte Zeit hinein, kraſſen, mit dem Bizarren und Manierirten vermiſchten Naturalismus vorgeworfen zu haben. Die Vorliebe für deutſches Weſen blendete uns, oder wir kannten das Fremde nicht. Wollen wir gerecht ſein, ſo müſſen wir geſtehen, daß in den 40 franzöſiſchen Gemälden, die wir hier ſahen, ein verhältnißmäßig größerer Reichthum an wahrhafter Kunſt aufgewendet war, als in den übrigen tauſend und mehr Bildern der deutſchen Schulen zuſammengenommen. Ein begeiſtertes, ſtarkes Gefühl, ein raſcher Schwung des Gedankens und künſtleriſchen Schaffens, ein großartiges, bewegtes Leben der Geſtalten, Glut der Farben und Friſche der Carnation charakteriſirt die Darſtellungen der franzöſiſchen Hiſtorien-Maler, von welchen wir diesmal nur drei, Roqueplan und ſeine Schüler C. Boulanger und Debon zu ſehen Gelegenheit hatten. Hier finden wir nichts von jenen blaſſen ätheriſchen Tinten, die das lebendige Fleiſch mit dem Hauch des Todes anwehen; es iſt kernhaft, muskelkräftig, blutwarm, nicht wie der Pinſelſtrich dünn und gibt den Körpern ein menſchlich geſundes Anſehen. Dabei zeigen ſie einen regen, lebendigen Sinn für das Spannende dramatiſcher Verhältniſſe und Zuſtände, und ergehen ſich gern in der Darſtellung zeitgeſchichtlicher Vorfälle und Ereigniſſe, in welchen ſich das Elend und der Jammer des menſchlichen Geſchlechts abſpiegelt. Dieſe Beziehung iſt ihnen ſtets gegenwärtig; und durch dieſelbe erhält ſelbſt die Staffage ihrer Landſchaften zum Theil einen hiſtoriſchen Charakter. Mit dieſer idealen Tiefe und Lebendigkeit der Auffaſſung verbindet ſie eine Großartigkeit der Ausführung, die weder Leinewand noch Farben ſchont, und auch dann noch den wirkungsreichen und kecken Schwung des Pinſels verräth, wenn der Gegenſtand eine feinere Detaillirung nothwendig macht. Nichts iſt jedoch leichter, als der Übergang von dieſer kräftigen, geharniſchten Manier zur Übertreibung in Kolorit und Ausdruck, in Stellung und Bewegung der Figuren.

Die ausgeſtellten Landſchaften der franzöſiſchen Künſtler nahmen die allgemeinſte Theilnahme und Bewunderung für ſich in Anſpruch. Hier iſt nicht von der glänzenden, nach einem beſtimmten Effekt hin ſtrebenden Manier, die man ihnen ohne Grund vorwirft; Nichts weder von dem Streben der Düſſeldorfer nach poetiſch-ſentimentaler Innerlichkeit, noch von dem der Berliner nach nichtsſagenden Farben- und Lichteffekten, ſondern höchſte Wahrheit der Natur! Man ſtaunt, ſo etwas zu hören, und doch iſt nichts wahrer als das! Zwar verweilen ſie nicht gern bei dem einzelnen kleinen Detail landſchaftlicher Erſcheinungen und deren ſorgfältiger, peinlicher Ausführung, aber auch ſie wiſſen fein auszumalen und mit einem ſauberen Pinſel Formen und Farben darzuſtellen. Aber man ſieht es ihren Bildern an, daß ſie während des Malens einen beſtimmten Standpunkt für die Beſchauung des Bildes ſich denken und auf dieſe Wirkung in eine gewiſſe Ferne hin ihre Ausfühung berechnen; daher ihre Bilder in der Nähe meiſtens mit einem rohen, ungeſchlachten, nichts weniger als charakteriſtiſchen Pinſel gemalt erſcheinen, während ſie doch vom gehörigen Standpunkt aus geſehen, die vollkommene Wirkung individualiſirender Natur erreichen. Sie wählen gern, zumal in ihren Seebildern, ſolche Momente des landſchaftlichen Lebens und ſolche Staffage, worin ſich außer den landſchaftlichen, zugleich individuell menſchliche Zuſtände abſpiegeln, die in einer näheren oder entfernteren Beziehung zum Geſchick des Menſchengeſchlechts ſtehen. Was wir aber an den franzöſiſchen Darſtellungen dieſer Art vorzüglich zu rühmen haben, iſt außer der ſchwungreichen Kraft des Pinſels und außer der genialen Große und lebendigen Naturwahrheit der Auffaſſung, jene vollendete Geſammthaltung des Bildes und die treffliche Zuſammenſtimmung der Licht- und Luftbetonung, in welcher die verſchiedenen Lokaltinten und Lichter einzig und allein ihre Löſung und natürliche Verſchmelzung zu einem maleriſchen Kunſtganzen finden können. Das großartigſte Landſchaftsgemälde war „der Untergang des Vengeur,“ von Lepoitterin; daran reihen ſich die köſtlichen Landſchaften von Gudin, Watelet, Roqueplan, Coignet, Gué, Perrot, Iſabey, Prevoſt u. a.; die alle nahmhaft zu machen und zu charakteriſiren der Raum verbietet; ſie beurkunden ſämmtlich ein inniges Verſtändniß der Natur und ihrer geheimeren, landſchaftlichen Reize, und eine Kunſt der Darſtellung, die man vollendet nennen kann.

Einen offenen und natürlichen Sinn für die wiederkehrenden Erſcheinungen des alltäglichen Lebens, zeigen die Franzoſen in ihren Genrebildern; aber ſelten können ſie die kleinen Begebenheiten des Tages abbilden, ohne auch hier an die Menſchheit und ihr Geſchick zu denken. Dennoch iſt gerade eine gewiſſe Naivetät und individuelle Wahrheit der Auffaſſung der durchgehende Grundzug ihrer Genre-Darſtellungen, in welchen ſie eine außerordentliche Kunſttechnik und ein äußerſt kräftiges, trefflich zuſammengehaltenes Kolorit entwickeln. Man ſieht den Bildern ihre Urſprünglichkeit an und die Unmittelbarkeit, mit welcher der Künſtler das im Innern lebendig aufgefaßte und angeſchaute Bild auf die Leinewand überzutragen weiß. Roqueplan, gleich groß in der Hiſtorie, wie in der Landſchaft und im Genre, hat im Gebiete des letzteren das Hauptſtück geliefert: „Ein Mädchen das einem jüngeren Blumen in's Haar flicht.“ Daran reihet ſich, außer der „Apfelſinenverkäuferin,“ die ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht, von Franquelin, noch die Bilder von Beaume, Decaisne, Roehn, Jacquand, Midy u. a., die ſich ſämmtlich durch naturgetreue Auffaſſung und die Harmonie eines kräftigen, ja glühenden Kolorits auszeichnen.

Damit ſchließe ich die Charakteriſtik der verſchiedenen Malerſchulen und erwähne nur noch der einzelſtehenden Beſtrebungen von Koekoek in Amſterdam, deſſen „Winterlandſchaft,“ und von Krevel in Aachen, deſſen „männliches Porträt,“ neben dem letzten Werke L. Robert's, einer Wiederholung ſeiner „Schnitter,“ zu den Hauptzierden der Ausſtellung gehörten.

Ich gehöre nicht zu denen, die für die Kunſt fürchten, zu einer Zeit, wo die mannigfaltigſten und reichſten Kräfte thätig ſind. Man hat die verſchiedenſten Richtungen verſucht, um zum Höchſten auf dieſem Gebiete zu gelangen; aber weder die ſtyliſtiſche, ideale Kunſtform auf der einen, noch die Poeſie der Empfindung und die Ungebundenheit individuellen Ausdrucks auf der andern Seite konnten für ſich allein dahin führen; es wird aber eine Zeit kommen und ein Individuum, das alle dieſe Richtungen in vollendeter Erſcheinung, wie in einem Brennpunkte, zuſammenfaſſen wird. Der Künſtler möge ſich, wie die Gegenwart es verlangt, an's Leben, an die individuelle, ihn umgebende Wirklichkeit anſchließen, um daraus ſeine Stoffe zu entlehnen, aber er verſäume darüber die Kunſtform nicht. Dann werden die Gattungen nicht mehr, wie jetzt, unterſcheidungslos auseinanderfallen. Weitere Bemerkungen über den hieſigen Zuſtand der Bildnerkunſt, ſpare ich für einen beſondern Artikel und eine andere Zeit auf.

R. Marggraff.

Notizen.

⁂ Ein merkwürdiges Redaktions-Verſehen eines ehemaligen Juſtizminiſters bietet die Rede, mit welcher Hr. Barthe ſeinen König am Neujahrstage d. J. beglückwünſcht hat. Sie beginnt, wie folgt: „Les magistrats de la cour des comptes viennent dire à V. M. qu'elle a été leur profonde affliction en apprenant le nouvel attentat contre votre *personne sacrée; elle est bien à jamais perdue*, Sire, la cause que l'assassinat etc. Dieſes Redaktionsverſehen bietet ein tragiſches Gegenſtück zu dem komiſchen Improviſationsfehler, den Lord Caſtlereagh beging, als er, ſtatt the principal points of the case die „Hauptpunkte des Falles“ zu ſagen, dieſen einfachen Worten ein rhetoriſches Gewand zu geben verſuchte, indem er ſagte: „the fundamental features of the case.“ Da aber im Engliſchen fundament den zum Sitzen erforderlichen Theil des Körpers, und features Geſichtszüge bedeutet, ſo erſcholl ein unauslöſchliches Gelächter und Caſtlereagh erhielt den Spottnamen the fundamental-features-man.

⁂ Honoriges Honorar für die kritiſche Theologie von Strauß. — Wenn es wahr iſt, was im Frankfurter Journal geſchrieben wird, daß bei der Bewerbung mehrerer Buchhändler um den Verlag einer Sammlung von Antikritiken, welche Dr. Strauß herauszugeben beabſichtigt, Oſiander in Tübingen um das Honorar von zehn Louisd'or pr. Bogen den Preis davon getragen, und daß derſelbe Dr. Strauß für die 3te Auflage ſeines „Lebens Jeſu“ 25,000 Gulden erhält, dann ſtünde, an dieſem Thermometer gemeſſen, die kritiſche Theologie jetzt wohl von allen gelehrten und nicht-gelehrten Papieren am höchſten im Werthe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 14. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 17. Januar.

Die kunſtgeſchichtlichen Loggien in der Pinakothek zu München.

(Fortſetzung).

Dritte Loggia.

Cimabue (geb. 1240, geſt. nach 1300).

Vaſari, der, wie bereits geſagt, die alleinige kunſtgeſchichtliche Grundlage für die gegenwärtige Reihenfolge der Darſtellungen aus dem Leben italiäniſcher Künſtler iſt, beginnt ſeine Biographieen mit Cimabue. Er erzählt, daß nachdem im Mittelalter alle Kunſtwerke zerſtört und es keine Künſtler mehr gegeben, im Jahre 1240 Giovanni Cimabue aus der edlen Familie der Cimabue zu Florenz geboren worden ſei, der nach dem Willen Gottes das erſte Licht in der Malerei wieder erwecken ſollte. Wenn ſich nun auch die Sache nicht ganz ſo verhält, wie Vaſari ſagt, ſo iſt doch gewiß, daß dem Cimabue eine glänzende Stelle in der Kunſtgeſchichte gebührt. Seit der Herrſchaft der Longobarden in Italien war die Kunſt daſelbſt mehr und mehr in Verfall gekommen. Die erſte Nahrung erhielt ſie wieder durch griechiſche Künſtler und Kunſtwerke, deren Styl und Technik herrſchend blieben bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Strenge, mit welcher beides feſtgehalten wurde, brachte einen todten Mechanismus in die Kunſtübung, von welchem die meiſten Gemälde jener Zeit, wie ſie zur öffentlichen und zur Hausandacht gefertigt wurden, ein trauriges Zeugniß geben. Cimabue hielt ſich an dieſe herkömmliche ſ. g. griechiſche Weiſe, aber nur formell, in Geſtalt, Anordnung, Bekleidung, Bewegung und allem Ähnlichen, ſo wie in der Technik des Malens; aber indem er ſeine Augen auf die geiſtigen Urbilder und die Natur richtete, belebten ſich die ſtarren Formen unter ſeinen Händen, wodurch ſeine Werke einen Zauber erhielten, welcher mit lang entwöhnter Gewalt auf die Gemüther ſeiner Zeitgenoſſen wirkte.

Vaſari erzählt, daß Cimabue als Knabe von guten Anlagen, von ſeinen Ältern für die Wiſſenſchaften beſtimmt und nach dem Kloſter St. Maria novella in Florenz zu einem Verwandten in die Schule geſchickt worden ſei, die Grammatik zu erlernen; daß er aber der Schule entlaufen und Tage lang griechiſchen Malern zugeſehen habe, welche grade damals von den Vorſtehern der Stadt berufen, mit Malereien im Kloſter beſchäftigt geweſen. Als ſich nun herausgeſtellt, daß er Geſchick zur Malerei beſäße, habe ihn ſein Vater zu denſelben griechiſchen Meiſtern in die Lehre gegeben. Beide Szenen ſind in der Kuppel abgebildet. In den Arabesken ſind allerhand wunderbare Geſtalten im Ringen, Streben und Widerſtreben abgebildet, bei denen wir wohl an die Vorgänge in der Seele des Künſtlers denken können, die theils durch Liebe, theils durch Gewalt von der alten Kunſt gehalten, nicht die Pforten der neuen Zeit überſchreiten konnten, die im Dämmerlichte vor ihr lag.

Cimabue malte u. a. für die Kirche St. Maria novella das Bild der Mutter Gottes mit dem Chriſtuskinde, und da dieſes Werk in größerem Maßſtabe als ein bisheriges ausgeführt war und ſich auch ſonſt durch Geiſt, Leben, Schönheit und bildneriſche Vollendung von allen Arbeiten der Zeit unterſchied, ſo hatte das Volk von Florenz eine ſolche Freude darüber, daß es daſſelbe in feierlicher Prozeſſion mit vieler Pracht und Muſik und Geſang vom Hauſe des Künſtlers in die Kirche trug und den Tag als den Tag eines großen Heils, das dem Vaterlande widerfahren, feierte. Das Bild ſteht noch wohlerhalten in der Kapelle bei Rucellai in St. Maria novella zu Florenz; eine große Madonna auf dem Throne, den ſegnenden Chriſtusknaben im Schooße, ringsherum ſechs knieende Engel; die Prozeſſion aber ſehen wir in der Mitte gegenwärtiger Lunette abgebildet.

Die mythologiſchen Seitenbilder ſind nach dem bisherigen leicht zu deuten: rechts die weibliche Geſtalt mit zwei Knaben, Schlaf und Tod, iſt die Nacht; ſie flieht. Gegenüber erwacht Aurora: der Morgen der Kunſt bricht an.

Cimabue, deſſen Bildniß in der Mitte der Kuppel gemalt iſt, hatte mehre ausgezeichnete Künſtler zu Zeitgenoſſen, von denen einige in den Bogenwinkeln in Relief abgebildet ſind, nämlich Andreas Taſi, Duccio von Siena, Margaritone von Arezzo und Gaddo Gaddi *).

Vierte Loggia.

Giotto di Bondone (geb. 1276, geſt. 1336).

Mit Giotto wird es Tag, während bei Cimabue erſt die Morgenröthe anbrach. Der gewaltige Umſchwung der Zeit, der bereits einen Dante, einen Petrarka, und die große Bildhauerſchule in Piſa hervorgebracht, äußerte nun auch ſeine Wirkung in der Malerei, und Giotto ward der Träger dieſer Offenbarung. Auf die Natur, auf das ſich bewegende Menſchenleben war der Blick gerichtet; mit beiden ſtand die alte Kunſtanſchauung in Widerſpruch, und darum warf Giotto ſie von ſich; die Kunſt aber kann nur in einer beſtimmten Weiſe ſich ausſprechen; die des Giotto war auf eine neue und friſche Naturanſchauung gegründet und ſprach deßhalb ſeine an die griechiſchen Mumien gewohnten Zeitgenoſſen, wie die Natur ſelbſt an, die ſogar, wie ſie meinten, er neu belebt habe. Dieſe Befreiung der Kunſt von den Feſſeln einer heilig gehaltenen Anſchauungsweiſe, wie ſie noch bis heute in der griechiſchen Kirche jede Fortbildung hindert, dies Hinaustreten in das durch Altersſtufen, Stand, Gewohnheiten, Beſchäftigungen u. ſ. w. mannigfaltige Menſchenleben, begleitet von einer Fülle von Gedanken, die ſich der Erſcheinungen als der ihnen angemeſſenen und verſtändlichen Sprache bemächtigten, brachte eine Umwandlung in der Kunſt hervor, wie ſie in den Tropenländern die Erde erfährt, die heute ſandig und ſchmucklos daſteht, und morgen ſchon nach einem Nachtregen ein reichgeſchmückter Blumengarten iſt.

Giotto ward (nach Vaſari) 1276 im Dorfe Vespignano bei Florenz geboren; ſein Vater hieß Bondone, und war ein einfacher Landmann. Der Knabe hütete im 10. Jahre die Schafe ſeines Vaters und vergnügte ſich dabei, auf Steine und in den Sand, was ihm in den Sinn kam, zu zeichnen. So fand ihn eines Tages Cimabue, der eines Geſchäfts wegen nach Vespignano ging, wie er auf eine Steinplatte ein Schaf nach dem Leben zeichnete, wunderte und erfreute ſich über das Talent des Knaben und erbat und erhielt ihn von deſſen Vater als Lehrling in der Kunſt, in welcher er bald außerordentliche Fortſchritte machte. — Genannte Szene ſieht man in der Kuppel abgebildet.

Giotto's Ruf war bald ſo verbreitet, daß Papſt Benedict XI. (oder nach andern Bonifacius VIII.) ihn um 1300 nach Rom berief, um ihn in der Tribune der (alten) Peterskirche fünf Darſtellungen aus dem Leben Chriſti und das Hauptbild in der Sakriſtei malen zu laſſen. Giotto unterzog ſich dem Auftrage und führte ihn mit ſolchem Fleiß aus, daß der Papſt, und die ſonſt die Arbeit ſahen, ſich auf's Höchſte verwunderten und dem Künſtler eine große Belohnung wurde. Auch dies iſt in der Kuppel abgebildet.

Die übrigen Verzierungen der Kuppel, der Blumengarten der Arabesken, der nach zwei Seiten hinſehende Januskopf, die, wie die neue Kunſt frei und fröhlich ſich bewegenden, tanzenden Kinder, die Zuſammenſtellung der Bildniſſe von Giotto, Dante, Niccola und Giovanni Piſano — alles dieſes wird ſich leicht aus dem, was über den Charakter des Künſtlers und ſeiner Zeit oben geſagt iſt, erklären.

Die Lunette enthält mehre geſchichtliche und allegoriſche Darſtellungen. Faſt wörtlich erklärt das oberſte Bildchen eine Stelle des Vaſari, in welcher er ſagt: „Giotto habe die faſt erſtorbene Kunſt wieder erweckt.“ Darunter, alſo in der Mitte der Lunette, ſtehen die drei chriſtlichen Haupttugenden, Glaube, Liebe, Hoffnung, um anzudeuten, daß die Kunſt des Giotto eine chriſtlich-religiöſe war.

Die beiden Seitenbilder ſind aus ſeinen Erlebniſſen genommen und zeigen uns, wie hoch in ihm die Kunſt geehrt ward. Zur Rechten ſehen wir ihn in Geſellſchaft des Papſtes Clemens V., der von Philipp dem Schönen von Frankreich genöthigt, 1305 Rom verließ, und die Reſidenz nach Avignon in Frankreich verlegte. Giotto folgte ihm dahin und führte daſelbſt mehre Wandmalereien aus, deren Überreſte noch vorhanden ſind. Auf der andern Seite finden wir Giotto in Neapel, wohin ihn König Robert um 1326 berufen, um die Kloſterkirche Sta. Chiara mit ſeiner Kunſt auszuſchmücken. Giotto gefiel dem Könige ſo wohl, daß dieſer ihm noch viele Arbeiten im Caſtel Uovo, im Palaſte und in der Kirche Incoronata auftrug, ihn an dieſen Orten häufig beſuchte und ſich angenehm mit ihm unterhielt. Von all' dieſen Werken exiſtiren nur noch diejenigen, die er in letztgenannter Kirche an der Wölbung über der Weſtſeite ausführte, die ſieben Sacramente in Handlungen dargeſtellt, nebſt einer Allegorie auf die Kirche.

Giotto's Einfluß in der Kunſt erſtreckte ſich über ganz Italien, ja ſogar nach Frankreich; auch hatte er viele und ausgezeichnete Schüler, unter denen Vaſari folgende: Taddeo Gaddi, Stefano aus Florenz, Pietro Cavallini und Simon Memmi nennt, deren Bildniſſe hier in den Bogenwinkeln im Relief abgebildet ſind *).

---

*) Statt des letzteren iſt irrthümlich das Bildniß von Taddeo Gaddi, dem Schüler Giotto's, dahin gekommen, und zur Zeit noch daſelbſt.

*) Zur Zeit, als Gegenwärtiges geſchrieben wurde, war ſtatt Taddeo's Bildniß, das des viel älteren Gaddo Gaddi angebracht. Simon Martini von Siena, der bei Vaſari fälſchlich Simon Memmi heißt, iſt kein Schüler, ſondern ein Zeitgenoſſe Giotto's, und gehört der ſelbſtſtändigen Sieneſer Schule an. (Fortſ. folgt).

Die öffentlichen Spielhäuſer in Paris.

Mit dem erſten Tage des vorigen Jahres ward in Frankreich die Zahlenlotterie aufgehoben, ein weiſer, lange in den Kammern verhandelter, beſtrittener, vertheidigter, endlich durch Stimmenmehrheit mit Geſetzeskraft verſehener Beſchluß; mit dem Ende des laufenden Jahres werden die öffentlichen Spielhäuſer in Frankreich durch den Spruch eben jener Kammern aufgehoben. War jener Beſchluß weiſe, ſo iſt es dieſer nicht minder. Die Lotterie ruinirte beſonders die ärmern Klaſſen, demoraliſirte, führte zu Aberglauben und zu Verbrechen, ohne dem Staate eine erhebliche, finanzielle Hülfsquelle zu bieten. Die Spielhäuſer, nur in den größern Städten, namentlich in Paris, geduldet, ſind, obwohl in beſchränkterm Kreiſe, unendlich verderblicher, als jene Lotterie; ſie führen zu unabſehlichem Elend, zu Verzweiflung und Mord, und hatten ihre unmoraliſche Exiſtenz einzig dem enormen Pachtgelde zu verdanken, welches der Staat nicht einbüßen wollte und deshalb die Cloaken fortbeſtehen ließ. Bald werden Frankreich, und vor allem Frankreichs Hauptſtadt, von dieſen Höhlen des Laſters befreit ſein; möchte dies der letzte Grabgeſang ſein, der den gräßlichen Inſtituten nachhallt, ein memento mori für Spieler und alle diejenigen, welche im Spiel und durch daſſelbe in geiſtiger und materieller Hinſicht ruinirt ſind!

In Paris exiſtiren zur Zeit ſechs bis ſieben öffentliche Spielhäuſer, maisons de jeu, welche jährlich dem Staate ſieben Millionen Franken Pacht zahlen. Ohnerachtet dieſes enormen Pachtzinſes gewinnen die Theilnehmer außerordentlich, ſie trauern, daß ihren Geſchaften und Spekulationen Einhalt geboten wird, und mit ihnen trauern die Spieler, welche bald ihrer Leidenſchaft nicht mehr fröhnen, nicht ſinnen und grübeln, betrügen und gewinnen können. Die Spieler von Profeſſion, dieſe gräßlichen Menſchen, mit dem blaſſen Geſichte und todten Herzen, ſie drängen ſich in Schaaren zu ihren eheſtens zu ſchließenden Tempeln, ſie wollen die Zeit wahrnehmen, noch gewinnen, ihre Berechnungen und Fortuna nochmals verſuchen. Der Andrang zu den Spielhauſern iſt in der That ſo groß, daß nicht alle Pointeurs und Neugierige in den Spielſälen Platz finden, daß ein Theil vor den Thüren harrt, um durch den Austritt eines Andern Zutritt zu erhalten: vor den Spielhäuſern wird zur Zeit queue gemacht, wie vor Theatern, vor Gerichtsſälen, vor der Kammer der Pairs und der der Deputirten.

Unter den Spielhäuſern in Paris hat das von Frascati gehaltene das meiſte Renommée, man kann ſagen, einen europäiſchen Namen. Es wird in andern eben ſo hoch geſpielt, aber auch verloren und ſelten gewonnen, in andern trifft man ebenfalls Leute aus allen Ständen, den Miniſter, Geſandten, Herzog, Fürſten, den Millionär, den Proletarier, den chevalier d'industrie und den Gauner, den Dieb und den Mörder; aber in keinem andern findet man die brillante Einrichtung, die gewählte Geſellſchaft, den anſtändigen Ton und die — liebenswürdigen Damen!! Wir ſprechen natürlich nur von öffentlichen Spielhäuſern, nicht von Privatzirkeln, von Soiréen und andern Reunionen, in denen ebenfalls geſpielt, hoch geſpielt und betrogen wird, in denen ſich alle Stände und alle Geſchlechter einfinden und eindrängen. — Wir biegen über den Boulevard Frascati in die Rue Richelieu ein und betreten das erſte Thor linker Hand. Es iſt acht Uhr, auf den Boulevards das regſte Leben, in den Straßen ein Gedränge und Treiben und Lärmen; in dem Hofe dagegen, der vor uns liegt, herrſcht tiefe Stille, glänzende Equipagen und leichte Cabriolets füllen den Raum. Im Hintergebäude iſt das Entrée erleuchtet, Stiefelputzer ſitzen mit ihrer Etabliſſements — einem Kaſten, einigen Büchſen und Bürſten — an der breiten Treppe, ſäubern die Fußgänger und berichten den Fremden, daß die Treppe zu Mr. Frascati führe. In den glänzend erleuchteten Sälen und Zimmern herrſcht Todtenſtille, nur das Rollen der Kugel im Roulette, das einförmige Zählen, die abgebrochenen Worte der Bankhalter, das Geräuſch des Goldes und Silbers wird gehört. Eine ausgewählte Geſellſchaft, elegante Herren und Damen, ſitzen und ſtehen an den grünen Tafeln, auf denen Bankbillete, Gold und Silber aufgeſtapelt ſind. Reichgekleidete Diener bringen Stühle, Karten zum Markiren, Waſſer und Limonade für die erhitzten Spieler, heben herabgefallenes Geld auf, beobachten die Anweſenden und wehren Unbefugten den Eintritt. Niemand darf hier erſcheinen, der nicht anſtändig und elegant gekleidet und ein gewiſſes Alter erreicht hat; es ſind Neugierige oder Spieler abgewieſen, die längſt majorenn waren, aber noch keinen Bart hatten, Fremde und Eingeborne, die ſehr ſtattlich zu erſcheinen glaubten, aber einen unmodiſchen Frack, eine ſchlecht geknüpfte Halsbinde trugen. Fremde genießen hier, wie an vielen andern Orten, das Vorrecht eher, als Franzoſen, eingelaſſen zu werden; ſprecht deutſch, wenn ihr die Herrlichkeiten bei Frascati, die alten, todten Geſichter und die ſchönen jungen Damen ſehen, wenn ihr euer Geld verlieren wollt!

Im erſten Zimmer empfangen euch betreßte Diener, die euch mit Argusaugen muſtern, und, ſobald ihr würdig und ſchwer genug befunden ſeid, euch Hut und Stock abnehmen, ohne eine Marke zu geben. So kennen die Leutchen ihre Welt: Jeder wird unter der Unzahl Hüte, Stöcke, Mäntel und Schirme beim Weggehen das Seine erhalten. Im zweiten Zimmer rollt das Roulette, welches weniger frequentirt iſt, als der große Tiſch im dritten Saale, auf dem trente et quarante oder rouge et noir mit Karten geſpielt wird. Hier iſt der Hauptſammelplatz, das Hauptſpiel, da ſehet ihr von fünf Franken bis zwanzigtauſend ſetzen, Wahnwitzige in einer Viertelſtunde ihre ganze Habe verlieren. Kalt, wie die Marmorwände, ſind die Geſichter der vier Bankhalter, ruhig zahlen ſie aus, eben ſo ruhig ſtreichen ſie ein. Trente et quarante wird mit mehren, durch einander gemiſchten, und von Pointeurs verſchiedentlich coupirten Kartenſpielen geſpielt, der Banquier legt zwei Reihen auf, die obere für roth, die untere für ſchwarz, und zählt die Points, wie bei Piquet, oder bei Mariage; es dürfen nie unter dreißig und können nicht über vierzig Augen fallen. Roth gewinnt, ſobald es einen Point mehr als ſchwarz zählt, und umgekehrt, eine gleiche Zahl der Augen läßt das Spiel unentſchieden, außer, wenn ſie in einer gleichen Zahl Karten enthalten ſind, in dieſem Falle gehört der Bank die Hälfte des Einſatzes. Betrug iſt nicht wohl möglich, die Bank hat vier bis fünf Procent Gewinn in Folge der gleichen Augenzahl in gleichviel Karten, die Leidenſchaft der Spieler mag ihr andere fünfzig bringen.

Die beiden Spielſäle ſtoßen auf eine mit Orangeriebäumen beſetzte Terraſſe, die in einen kleinen, trefflich unterhaltenen Garten führt. Da ergebt euch, wenn ihr verloren; habt ihr gewonnen, ſo nehmt nicht den Umweg, der euch wieder bei den Spieltiſchen vorbeiführt, verlaßt eilig das Haus! — — — Wollt ihr das Würfelſpiel, dem die Damen eine beſondere Vorliebe ſchenken, beobachten, ſo geht in ein hinteres, in das vierte Zimmer; wollt ihr ungeſtört ſein, über den Gang des Spiels, oder über euren Verluſt nachdenken, ſo begebt euch in ein fünftes, trefflich decorirtes und meublirtes, in welchem die wichtigſten Journale zu eurem Gebote ſtehn. So ſorgt der gute Frascati für ſeine Gäſte!

Wir haben von Damen geſprochen. Kommen deren hierher, führen Männer ihre Frauen, Brüder ihre Schweſtern, der Bräutigam ſeine Braut hierher? Das wohl nicht, doch mögen auch verheirathete Frauen, aber ohne ihre Männer, Schweſtern ohne ihre Brüder hier ſein, von einer Braut kann ich es nicht glauben. Sie ſind hier, um zu ſpielen, nach Verluſt von Gewinnenden neue Baarſchaft zu erkapern.

Was macht man ſich nach bedeutendem Gewinnſt, der oft in den nächſten fünf Minuten geſchmolzen, aus einem Louisd'or, was aus zehn!? — — Schön ſind die Damen und äußerſt geſchmackvoll gekleidet, denn häßliche würden nicht reüſſiren, ſchlecht gekleidete nicht eingelaſſen. Frascati, du ſpekulirſt gut, du ſpekulirſt zugleich auf mehrere menſchliche Schwächen und Leidenſchaften, was wären deine Salons ohne dieſe Damen! Faßt jenen großen, hagern Mann, mit dem ſtieren Blicke, mit Ordensband und gelben Handſchuhen etwas näher in's Auge, ich wette, es iſt kein chevalier de la légion d'honneur, ſondern ein chevalier d'industrie, von denen die Spielhäuſer, wie die Salons der Großen wimmeln. Dieſe Männer wiſſen ſich überall einzudrängen, ſie ſtehn unter ſich im Bunde gegen Leichtſinnige, Leichtgläubige und Narren. Sie wollen nicht ſtehlen, oder ſind zu feig dazu, ſie betrügen en gros; ſie fürchten den Schandpfahl und die Galeere, ſie betrügen daher fein, ſo fein, daß die Juſtiz ihnen nichts anhaben kann; ſie ſprechen von Ehre, duelliren ſich und hängen ein rothes Bändchen an, denn ſie haben unter dem Kaiſer in Spanien, oder in Algier gedient, im ſchlimmſten Falle ſind die Papiere verloren gegangen. Hütet euch vor dieſen Leuten, die ſchlimmer ſind, als die nächtlichen Diebe, Mörder und Induſtriellen aller Art, denn ſie haben Connexionen, ſie haben Verbündete und Helfershelfer, ſie kennen die Welt und die Menſchen. Heute gallopiren ſie auf ſtolzen Roſſen im bois de Boulogne, morgen duelliren ſie ſich dort, übermorgen ergaunern ſie hundert Louisd'or im Spiel, in acht Tagen hungern ſie vielleicht, oder ergreifen einen niederern Induſtriezweig. — (Schluß folgt.)

Das Schulweſen zu Liverpool.

Aus dem Bericht, den ein von der brittiſchen Geſellſchaft zu Förderung der Wiſſenſchaften gewählter Ausſchuß im vorigen Jahr über den Zuſtand des Unterrichtsweſens in Liverpool erſtattet hat, ergibt ſich: 1) Daß in dieſer Stadt 33,183 von beidem Geſchlecht Schulen beſuchen. 2) Daß hievon 6,000 entweder unter 5 oder über 15 Jahre alt ſind. Da man nun die Geſammtzahl der Kinder zwiſchen 5 bis 15 Jahren auf 57,000 anſchlagen kann, ſo folgt, daß mehr als 30,000 Kinder dieſes Alter gar keine Schule beſuchen. — 3) Von den andern 33,185 aber beſuchen 17,815 Tag- oder Abendſchulen, 11,649 Werk- oder Sonntagsſchulen, 3,719 nur allein die letzteren! — 4) In 36 Schulen, die auf Geradewohl aufgenommen, empfingen von 1563 Schülern: 1016 Unterricht nur im Leſen, 299 im Leſen und Schreiben, 238 in beiden und im Rechnen, nur 10 in Leſen, Schreiben, Rechnen und noch anderen Gegenſtanden! — 5) Mehr als ein Drittel ſämmtlicher Schulen ſind von chriſtlicher Mildthätigkeit geſtiftet und erhalten. 6) Den Schullehrern und Lehrerinnen fehlen häufig ſowohl die materiellen als die geiſtigen Mittel, ihrem Berufe zu genügen, wie denn das Amt eines Schulmeiſters durchgängig nur von Solchen übernommen wird, die auf keine andere Weiſe ihren Lebensunterhalt gewinnen können. — 7) Sehr häufig wurde ein Mangel an Zucht und Gehorſam unter den Kindern, und an Achtung und Ehrfurcht vor ihren Lehrern, überhaupt aber die völlige Abweſenheit eines gleichförmigen Unterrichts-Syſtems bemerkt. —

In welchem bejammernswerthen Zuſtande ſich viele dieſer Schulen befinden, davon mag folgende Beſchreibung einer derſelben Beiſpiel geben: „In einer Dachſtube, zu welcher drei dunkle, zerbrochene Treppen hinaufführten, befand ſich eine gewöhnliche Werktagſchule mit 40 Kindern in einem Raume, der 10 Fuß Länge bei 9 Fuß Breite hatte. Auf einer Stange, die mit einem Winkel dieſes Behälters ein Dreieck bildete, ſaßen ein Hahn und zwei Hühner. Unter einem trümmerhaften Bette ſtand ein Hundsſtällchen, in welchem drei Dachshunde lagen, deren Gebell, vereint mit dem Lärm der Kinder und dem Gegacker des Federviehs bei dem Eintritt eines Fremden faſt taub machten. An dem einzigen Fenſter dieſer Kammer ſaß der Schulmeiſter und verſperrte ſo drei Viertel des Lichtes, welches hätte eindringen können, den Eingang!“

Feuilleton.

∴ Beantragung eines Gewerbe-Inſtitutes für England. — In dem Berichte, den ein zur Förderung von Kunſtzwecken ernannter Parliamentsausſchuß während der letzten Seſſion erſtattet hat, heißt es u. a.: „Durch einen geachteten Ausländer, Herrn Dr. Waagen, ſind wir darüber belehrt worden, daß auch die intelligente Verwaltung Preußens die Nothwendigkeit erkannt hat, beſondere Aufmerkſamkeit auf den Kunſtunterricht zu wenden, den die preußiſchen Fabrikanten erhalten. Das Gewerbe-Inſtitut in Berlin ward zu dieſem Zwecke gegründet. Dieſes Inſtitut ſteht in beſtändiger Correſpondenz mit den Provinzial-Regierungen und den entfernteren Gewerbe- und Kunſtſchulen. Auch in Bayern gibt es 33 Schulen für den Unterricht im Zeichnen.“ Hiernach brachte der Ausſchuß die Errichtung eines dem Berliner ähnlichen Gewerbe-Inſtitutes in Vorſchlag.

∴ Tommaſo Sgricci, der kürzlich in ſeinem [illegible]ſten Jahre zu Florenz verſtorben, ſoll ſeine berühmteſten Vorgänger: Corinna, Fantaſtici, Bandettini, Gianni und Andere, von deren Leiſtungen Fernow in ſeinem Verſuche „über die Improviſatoren“ einen Bericht gibt, — alle in dem übertroffen haben, was die Italiäner Eſtro (unmittelbare poetiſche Begeiſterung) nennen. Er hat mehrere fünfaktige Trauerſpiele improviſirt, von denen beſonders ſeine Bianca Capello und ſein Tod Karl's I. bereits im Jahre 1824 das Pariſer Publikum entzückt haben. Einige ſeiner improviſirten Dramen ſind von Schnellſchreibern nachgeſchrieben und ſpäter gedruckt worden, in welcher Geſtalt ſie nicht weniger gefielen, als unmittelbar bei ihrer Improviſation.

∴ Franzöſiſche Soldaten als Gehülfen bei Fabrikarbeiten. — Dem „Echo de Valenciennes“ zufolge „trägt der ſo äußerſt zeitgemäße Tagesbefehl des Generals Corbineau, welcher die Soldaten der zur XVI. Militärdiviſion gehörigen Garniſonen zur Verfügung der Gewerbtreibenden ſtellt, die bei den Corps-Chefs darum anſuchen werden, bereits ſeine Früchte.“ Mehrere Fabrikanten zu [illegible] und Valenciennes ſind in ihren Arbeiten von den zu jener Diviſion gehörigen Mannſchaften ſchon bedeutend unterſtützt worden. „Acht Mann verdienen in einem Tage 10 Franken, und ſind die Soldaten erſt vollkommen mit der Arbeit bekannt, ſo kann jeder ſogar bis zu 2 Franken täglich verdienen.“ — Durch Fleiß und Sparſamkeit gaben ſie den übrigen Arbeitern ein ſehr gutes Beiſpiel.

Druckfehler.

Nro. 7, Seite 26, Spalte 1, Zeile 20 von unten lies: in dieſem guten Alten, ſtatt: in dieſem Guten allen. Z. 6 v. u. lies: da hältſt, ſtatt: da hielteſt. Sp. 2, Z. 26 und f. v. o. lies: Alle ſprangen vom Tiſche auf, ſtürzten in der Eile des Entſetzens die Gläſer hinab und die Familienbilder von den Stühlen, und drängten ſich um den Erkaltenden, ſtatt: ſchlürften in der Eile des Entſetzens die Gläſer hinab, und die Familienbilder von den Stühlen drängten ſich um den Erkaltenden. — Nro. 9, S. 34, Sp. 1, Z. 3 v. o. lies: demagogiſcher, ſtatt: demagogiſcher. — Nro. 10, S. 37, Sp. 1, Z. 13 v. u. lies: verſunkene modernde, ſtatt: moderne.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 15. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 18. Januar.

Ludwig Devrient's Anfangsſtudien.

Mitgetheilt von J. Junck.

Erſter Artikel. *)

Die Fäden in dem Leben eines großen, ausgezeichneten Mannes aufzufinden, an welche ſpätere Lebensbegebenheiten als Knoten ſich knüpfen laſſen, iſt unendlich ſchwer, und unverdienſtlich iſt die Arbeit, wenn der Faden nicht ſo gut fortgeſponnen wird, daß die Schürzung eines Knotens am rechten Orte geſchehen kann, oder wenn er gar zerreißt.

Den Verſuch, die Entwicklungsgeſchichte eines poetiſchen Genies an ſolchen Fäden fortzuleiten, und ein für den Leſer ergiebiges Reſultat daran zu knüpfen, will ich um ſo weniger wagen, als ich mir bewußt bin, daß es ſelbſt dem vollendeteſten biographiſchen Darſteller nicht gelingen möchte, die ſchwierige Aufgabe zu löſen.

Zu einem ſolchen Vorwurf der Darſtellung gehört nicht nur: die Entwicklung des Darzuſtellenden vom Keime an, wie ihn die mütterliche Erde des Kunſtfeldes hervortrieb, geſehen zu haben; ſondern ein genaues, ununterbrochenes Beobachten des Fortſchreitens der Saat bis zur völligen Reife der Frucht. Und wer hat ſich ſolcher Gunſt zu erfreuen! Denn entweder ſah er die aufſchießende Saat, oder die reifende Frucht; ſelten beide zugleich.

So wurde auch mir nur die Anſchauung erſterer zu Theil; aber ich beklage es nicht, Zeuge einer Entwicklungsperiode geweſen zu ſein, die nur Wenige wahrgenommen, während ſehr Viele die blühende, reifende, zur Frucht gediehene, und endlich dahinwelkende Saat zu beobachten Gelegenheit hatten.

Vielfach ſind die Reſultate künſtleriſcher Beſtrebung unſers Devrient dargeſtellt; aber die Entwicklungsperiode ſeiner Kunſt iſt meines Wiſſens noch wenig oder gar nicht veröffentlicht und beſchrieben; daher möge dem geneigten Leſer nicht mißfallen, in nachfolgenden hingeworfenen, aphoriſtiſchen Zügen die Anfangsſtudien dieſes großen Mannes, wie ich Gelegenheit hatte, ſie zu beobachten, zu vernehmen, als Grundſteine zum großen Gebäude.

Herr Rellſtab hat in der Zeitung für die elegante Welt (1833, Nro. 209 bis 225) einen umfaſſenden und geiſtreichen Aufſatz über unſeres Künſtlers ſpätere theatraliſche Laufbahn geliefert. *) Meine fragmentariſchen Bemerkungen mögen daher dazu dienen, wie Rellſtab ſelbſt es gewünſcht, denſelben da zu ergänzen, wo die Lücken am fühlbarſten ſind, und dieſe finden ſich gleich zu Anfange von Devrient's Künſtlerlaufbahn.

Möchten daher meine abſichtlich ohne poetiſchen Schmuck und nur mit der reinen Farbe treuer Wahrheit aufgetragenen Gemäldeſkizzen den geneigten Leſer, wenn nicht vollkommen befriedigen, ihm doch wenigſtens, in Verbindung mit dem Rellſtab'ſchen Aufſatze, als Hülfsmittel zu einem dereinſtigen vollſtändigen Charakterbilde des genialen Mannes dienen.

Rellſtab ſagt vor Abſchluß ſeines Berichtes:

„Darum hielten wir es für Pflicht, zu geben, was unſere Kr[illegible] vermochte; vielleicht regt es Andere zu ähnlichen Beſtrebungen auf. Und fände ſich gleich Niemand, der den Gegenſtand umfaſſend zu ſchildern vermöchte, ſo würden wir

---

*) Ein zweiter, dieſem bald nachfolgender Artikel wird die, während der Abfaſſung dieſes Aufſatzes mir von Freunden erbetenen, aber zu ſpät eingelaufenen Notizen, ſo wie die fortgeſetzte Geſchichtserzählung von Devrient's Anfangsſtudien, bis zu ſeiner Fortentwickelung in Breslau, enthalten.

*) Derſelbe erſchien wieder abgedruckt in deſſen: „Blumen- und Aehrenleſe aus meinem jüngſten Arbeits-Luſtrum. Leipzig, Brockhaus. 1836. 2r Thl. S. 207 u. f.

doch einzelne Zeichnungen von verſchiedenen Standpunkten erhalten, aus denen ein Leſer, dem das innere Verſtändniß nicht fehlt, ſich das ganze Bild ziemlich vollſtändig ſelbſt herſtellen konnte.“

Auf ſolche Weiſe ſchrieb ich, und mit dem angedeuteten Maßſtabe, wünſche ich, daß das Nachſtehende vom günſtigen Leſer gemeſſen werde.

Es war im Jahre 1805, als ich eines Morgens in die Gaſtſtube des goldenen Ringes zu Deſſau trat, ein Frühſtück einzunehmen. Ich ſetzte mich unfern des Ofens, von wo aus ich einen vollſtändigen Überblick über das ganze große Zimmer ſammt deſſen Gäſten hatte.

Einen Theil von dieſen beſchäfti[illegible] das Billardſpiel, Andere rauchten, aßen, tranken, oder [illegible] Zeitungsblätter. Ein junger Mann aber fiel mir, nach[illegible] ich mich geſetzt und meine Augen das Zimmer durchkreiſ'ten, vor Allen auf. Er ſaß auf einem erhöhten Tritt, zunächſt dem erſten Fenſter unfern der Thüre, den linken Ellenbogen auf die Hand geſtützt, die Schenkel übereinander geſchlagen. So verblieb er während der ganzen Dauer meines Frühſtücks unbeweglich, den Blick an die Stubenecke geheftet, und, wie es mir ſchien, an Nichts theilnehmend.

Die Geſtalt hatte für mich etwas Auffallendes, Theilnahmeerregendes, und der Tumult, den ein Paar Dutzend Gäſte durch überlautes Sprechen, Schreien, Lachen, Gläſerklingen u. ſ. w. erregten, ging vor meinen Ohren vorüber und unter in dem Anſchauen des intereſſanten Unbekannten, von dem meine Augen keinen Augenblick ſich zu trennen vermochten. Er glich einer ſitzenden Statue, denn auf ein äußeres Lebenszeichen wartete ich vergeblich.

Endlich fingen die großen, ſchwarzen, funkelnden Augen, von denen ich nur das Weiße bisher wahrnehmen konnte, an, ſich zu bewegen, indem ſie einem dicht bei ihm vorbeiſtreifenden Gaſt begegneten und, wie es mir dünkte, verächtlich nachſchauten. Die linke Hand, in der immer noch der Kopf ruhte, wühlte faſt konvulſiviſch in dem ſchwarzen Haare herum, und ein öfteres Muskelzucken des blaſſen, erdfahlen Geſichts unterbrach die bisherige Monotonie.

Auf Befragen meines nächſten Nachbars: „Wer der Mann ſei?“ vernahm ich den Namen: „Herzberg.“

Das war hinlänglich, um mich auf der Stelle zu elektriſiren; denn viel hatte der Ruf, den er als darſtellender Künſtler bereits genoß, mir verkündet.

Ich ſtand auf, näherte mich ihm und war im Begriff ihn anzureden, als der ſcharfe, ſchneidende Blick der von zwei ſchwarzen, buſchigen Brauen begränzten Augen, die mich zu fragen ſchienen: „Was verlangt ſich deine Neugierde, fremder, unbedeutender Jüngling?“ mich entmuthigte, und ich, wie niedergedonnert, am Fuße des Fenſtertritts auf einen Seſſel ſank.

Mein Kunſtenthuſiasmus — meine damalige Theaterwuth, wäre freilich bezeichnender geſagt — ließ es aber nur wenige Augenblicke zu, mich mit dem Anſtarren des mir gegenüberſitzenden Künſtlers zu begnügen, um ſo weniger, da ich fürchten mußte, der Verehrte konnte ſich entfernen, und ich hatte dann den Schmerz eines in der That unterbrochenen Opferfeſtes nachzuempfinden.

Als deus ex machina kam mir daher ein Gedanke, mich in meiner Anrede an ihn durch meine damalige Braut, die Tochter des Hauſes, vertreten zu laſſen, von der ich wußte, mit welcher Anhänglichkeit und Dankbarkeit Herzberg der ganzen Familie ergeben ſei.

Ich erhob mich, ſtand vor ihm und begann meine Anrede hinter dieſer mich ſchützenden Bruſtwehr. Wie ich gehofft, geſchah es auch. Der gefürchtete Mann ſtand auf von ſeinem Seſſel und reichte mir freundlich die Hand herunter. Herunter, ſage ich; denn der Tritt, auf welchem er ſtand, hatte eine ſolche Höhe, daß er mir, ohne mich zu bücken, einen Lorbeerkranz auf's Haupt hätte ſetzen können, wenn damals die Lorbeeren ſo wohlfeil geweſen wären, als heut zu Tage.

Nie werde ich des impoſanten Anblicks vergeſſen, der mir damals durch das Erſcheinen von Herzberg's Geſtalt auf jener zufälligen Erhöhung ward, obwohl der Gedanke, der ſich jetzt mir aufdringt, mir damals noch nicht einfallen konnte: als hätte nämlich mir zu jener Zeit ſchon ſymboliſch die dereinſtige Kunſthöhe Devrient's angedeutet werden ſollen.

(Fortſetzung folgt).

Die kunſtgeſchichtlichen Loggien in der Pinakothek zu München.

(Fortſetzung).

Fünfte Loggia.

Fra Beato Angelico da Fieſole.

(geb. 1387, geſt. nach 1457).

Die Gewalt des Eindrucks, den Giotto mit ſeinen Neuerungen auf ſeine Zeitgenoſſen und Nachfolger gemacht, ermeſſen wir aus dem Umſtande, daß er ein Jahrhundert lang und darüber die an ſchöpferiſchen Kräften überreiche Kunſt beherrſcht, daß ſogar ſeine, doch nur auf allgemeine Naturanſchauung gegründete Formengebung eben ſo feſt gehalten wurde, als ſeine aus der Bedeutung des Gegenſtandes hervorgegangene Weiſe der Darſtellung. So groß war die Achtung vor ihm, daß man an kein Ziel über ihn hinaus mehr dachte und glaubte, und ſelbſt ſeine Fehler als Geſetze verehrte.

Dem Verſtändniſſe natürlicher Formen und der Ausbildung der Geſichtszüge ſtand das faſt unbewegliche Feſthalten an dem von Giotto begründeten Styl entgegen; Perſpective und Abrundung der Geſtalten lag noch nicht in den künſtleriſchen Beſtrebungen und eine eigenthümliche Auffaſſung des Gegenſtandes verſchwand bei der Gewohnheit, ſich an der Überlieferung der Schule zu halten, immer mehr. Am wenigſten aber war es bisher den Nachfolgern Giotto's gelungen, die feineren Bewegungen der Seele darzuſtellen, den Geſtalten Innigkeit und Tiefe des Ausdrucks zu geben.

Die Aufgabe, dieſen Mängeln abzuhelfen und ſomit eine neue Zeit zu begründen, ſehen wir an zwei Künſtler vertheilt*), an Maſaccio di S. Giovanni und Fra Beato Giovanni Angelico da Fieſole.

---

*) Einer der ausgezeichnetſten Künſtler, welcher den Uebergang in die neue Zeit vermittelte, iſt dem Vaſari nicht bekannt geworden, Niccolo Petri von Florenz, welcher um 1390 blühte. S. v. Rumohr's italieniſche Forſchungen II. 224, und meine Beiträge zur neueren Kunſtgeſchichte, 100.

Der letztere zeichnet ſich durch eine neue und höchſt eigenthümliche Erfaſſung ſeines Gegenſtandes, ſo wie durch die Reinheit und Tiefe des Ausdrucks aus, die ſich im frommen Schmerz und ſeligen Entzücken in's Wunderbare ſteigert und nie von Andern übertroffen oder nur erreicht worden iſt. Bei keinem Künſtler, wie bei ihm, ſind ſeine Werke der treue Spiegel ſeiner Seele, und dieſe Seele war ein Quell der lauterſten Frömmigkeit, des zarteſten Mitgefühls. Die Kunſt war ihm nichts als eine Sprache für ſeine Empfindungen und Gedanken, und er konnte keinen Betenden malen, ohne zu beten, und keinen Gekreuzigten, ohne bittre Thränen zu vergießen. Ganz aber wie aus höchſter Entzückung geboren ſind ſeine Darſtellungen des Himmels, ſeine Engel- und Heiligenchöre, die vom Glanze einer unausſprechlichen Seligkeit ſtrahlen. Darum nannte man ihn den Engel-Maler (Angelico) und ſeines tadelloſen Lebens wegen wurde er nach ſeinem Tode ſelig geſprochen.

Auf das letztere bezieht ſich das Mittelbild der Kuppel, das wir als die Verklärung des Künſtlers, als die Aufnahme unter die Seligen zu verſtehen haben. Die übrigen Bilder der Kuppel geben uns theils Ereigniſſe ſeines Lebens, theils bezeichnen ſie Geiſt und Inhalt ſeiner Kunſt. Die vier evangeliſchen Zeichen erinnern an ſeine neuteſtamentlichen, die vier Kirchenväter, Hieronymus, Gregorius, Ambroſius und Auguſtinus, an die Darſtellungen aus der Zeit der Märtyrer. Vorzüglich bedeutungsvoll ſind die Bilder unter den evangeliſchen Zeichen, in welchen mit Bezug auf ſeinen Beinamen (Beato) die acht Seligpreiſungen aus der Bergpredigt Chriſti (Matth. 5, 39), angedeutet ſind, wie folgt: Unter dem Zeichen des Matthäus: „Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen; und ſelig ſind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich iſt ihrer.“

Unter dem Zeichen des Marcus: „Selig ſind die Sanftmüthigen; denn ſie ſollen das Erdreich beſitzen, und ſelig ſind die Barmherzigen; denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Unter dem Zeichen des Lucas: „Selig ſind, die geiſtlich arm ſind, denn das Himmelreich iſt ihrer, und ſelig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden.“

Unter dem Zeichen des Johannes: „Selig ſind, die da hungert und dürſtet nach der Gerechtigkeit, denn ſie ſollen ſatt werden, und ſelig ſind, die reines Herzens ſind; denn ſie werden Gott ſchauen.“

Fieſole zog ſich frühzeitig aus dem geräuſchvollen Leben in die Stille des Dominicaner-(Prädicanten-) Kloſters von S. Marco in Florenz zurück: er ward Mönch. Das Kloſter, welches ihn aufgenommen, den Capitelſaal, die Umgänge, Corridore und Zellen der Brüder, ſchmückte ſeine Hand mit lieblichen und rührenden Bildern. Im Vaticane zu Rom malte er die Geſchichten des heil. Stephan und Lorenz. Hier war es, wo ihn Papſt Martin V. bei der Arbeit beſuchte und ihm ſeinen apoſtoliſchen Segen ertheilte. An dem Baue des Kloſters S. Marco durch Cosmus Medicis nahm er ſelbſt thätigen Antheil. Dieſe vier Ereigniſſe aus ſeinem Leben ſchließen den Bilderſchmuck der Kuppel.

Die Lunette gibt uns noch ein Bild aus dem Leben des frommen Mönchs. Der Ruf ſeines heiligen Lebenswandels und die allgemeine Liebe, deren er genoß, hatten den Papſt beſtimmt, ihm die erledigte Würde eines Erzbiſchofs von Florenz anzutragen. Allein ſeine Demuth erlaubte es nicht, ſolche anzunehmen, vielmehr brachte er einen andern, gelehrten und frommen Bruder ſeines Ordens in Vorſchlag, den Fra Antonio, der ſie dann auch erhielt und annahm, und der nachmals unter die Heiligen verſetzt worden. Über dem Bilde dieſer Geſchichte ſehen wir das des ſegnenden Heilandes, des A und Ω, des Anfangs und Endes ſeines Lebens und ſeiner Kunſt; neben jenem aber Engel in einem Garten beſchäftigt; denn ſo ſchien es, daß jede Blume im Garten ſeiner Kunſt unter der beſonderen Pflege der Engel ſich entfaltete.

Daß Fra Giovanni keine eigentliche Schule haben konnte, ergibt ſich ſowohl aus den klöſterlichen Verhältniſſen, in denen er lebte, wie aus der abgeſchloſſenen Eigenthümlichkeit ſeiner Werke. Vaſari indeß nennt als einen Schüler von ihm Benozzo Gozzoli, der das Campoſanto von Piſa und die Kapelle des Palaſtes Riccardi in Florenz mit heitern Gemälden geſchmückt, in denen aber ein entſchiedenes Wohlgefallen an den Erſcheinungen dieſer Welt die Phantaſie des Künſtlers geleitet. Die Bildniſſe von ihm und der gleichzeitigen Gentile da Fabriano, Zanobi Strozzi und Domenico di Michelino ſind in den Bogenwinkeln der Kuppel angebracht. (Fortſ. folgt.)

Die öffentlichen Spielhäuſer in Paris.

(Schluß).

Müßige Zuſchauer verlangt Fraſcati nicht, ſpielen kann aber nicht Jedermann, denn die Bank creditirt nicht. Wir brechen auf und beſuchen ein anderes Spielhaus. Sind wir bei Fraſcati paſſirt, ſo werden wir in den andern mit offenen Armen empfangen. Nehmen wir die rue vivienne und gehen ſtracks nach dem Palais-Royal.

Im Palais-Royal ſind vier privilegirte Spielhäuſer, drei von ihnen ſtehen Jedermann offen, ſobald der Eintretende nur nicht allzu jugendlichen Anſtriches iſt und einen nicht zu ſehr zerriſſenen Rock auf dem Leibe hat; wird man jedoch letzterer Urſache halber abgewieſen, ſo borgt man ſich von ſtets in der Nähe poſtirten Kleiderjuden einen beſſern Anzug. In dieſen drei Cloaken wird mit ſeltenen Unterbrechungen Tag und Nacht geſpielt, ſie ſind erkennbar an illuminirten Zahlen, die über der Thüre prangen. Wer bei Tageszeit hingehen will, muß ſich die Zahlen merken, der Fremde ſie ſich ſagen laſſen, denn Ort und Stelle zu fragen möchten Manche vermeiden; denn ſelbſt der, welcher nur aus Neugierde dieſe Örter beſuchen will, wird nicht gern ſeine Abſicht und ſeinen Weg kund werden laſſen. — Das vierte derartige Inſtitut, le cercle des étrangers, ſteht nur höchſt anſtändigen, eingeführten Perſonen offen, doch, wer gut gekleidet iſt, kommt hinein, ſelbſt, wenn er kein Fremder, nur ein ſimpler Bewohner der guten Stadt Paris iſt. In dieſem Cercle iſt es à peu près, wie bei Fraſcati, nur mit Weglaſſung des ſchönen Geſchlechts, welches unſeres Wiſſens unter allen privilegirten Spielhäuſern der Hauptſtadt nur dort Sitz und Stimme hat.

Die drei andern Spielhäuſer gleichen ſich wie das Laſter und die Sünde: Elend, Niederträchtigkeit, Schande, Diebſtahl, Mord, Verzweiflung und kalte Gleichgültigkeit leſt ihr auf den meiſten Geſichtern; ich ſage den meiſten, denn Ausnahmen ſtatuire ich überall und durchgehends. Der Eintretende wird von ſchmuzigen Bedienten, von Mouchards *) und Municipalgardiſten — von der Stadt Paris beſoldete Truppen, welche die Stelle der Gensd'armen vertreten, die bekanntlich in der Julirevolution umgebracht und für die Zukunft abgeſchafft wurden, nämlich dem Namen und der Uniform nach — wie ein Verbrecher fixirt; der Unverdächtige erhält gegen Hut und Stock eine Marke, der Verdächtige wird hinaus geworfen, ein Witz, der häufig ſpielt. In den Spielſälen, die ſchmuzig und ſchmal, wimmelt es von Pointeurs und Neugierigen; ein Stuhl iſt ſelten, oft kein Platz zum Stehen zu bekommen. Das Roulette iſt hier das beliebteſte Spiel, bei welchem zwei Franken Einſatz acceptirt werden, bei trente et quarante, welches in einem Nebenſale auch hier figurirt, dagegen mindeſtens fünf. Würfel und Karten erblickt man, außer bei trente et quarante, nicht. Alles drängt ſich um das Roulette, denn hier kann man fünfunddreißigfach gewinnen, mit zwei Franken ſiebenzig! — Jeder Leſer kennt das Roulette, ob in der Complicirung, wie hier, wäre die Frage. Außer roth und ſchwarz können ſechsunddreißig Nummern und zwei Nullen in roth und ſchwarz beſetzt werden, man kann auch die Nummern 1 bis 12, 13 bis 24 und 25 bis 36 pointiren mit doppeltem Gewinn, auf 1 bis 18 und 19 bis 36 mit einfachem, endlich auf gerade und ungerade. Der Profit der Bankhalter beläuft ſich beim Roulette auf 9 bis 10 Procent, abgeſehen von andern, unberechenbaren Vortheilen. Falſch wird nicht geſpielt, doch ſtehen Leute mit den Banquiers im Bunde, die vergeſſene Geldſummen ſchnell einziehen und mit jenen theilen. Dies fällt bei zerſtreuten, vernichteten, hoffnungsloſen Spielern häufig vor. Außer der force armée im Vorzimmer befinden ſich in den Spielſälen Aufſeher, die von Staatswegen das Spiel und die Spieler beobachten und verkleidete Diener der Gerechtigkeit, welche nur mit den Anweſenden zu thun haben, Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten, Diebſtahl verhüten und Störefriede, Betrunkene, Verzweifelnde und Diebe entfernen. Vernichtete Spieler ſchießen ſich häufig in und vor den Spielſälen todt; haben ſie keine Waffe bei ſich, ſo finden ſie dieſe in der Nähe des Palais-Royal, bei dem berühmten Lepage, armurier du roi, denn im Palais-Royal ſelbſt iſt kein Gewehr-Magazin.

Am meiſten fielen mir im Palais-Royal die Menge alter Männer auf, die mit Gier und Leidenſchaftlichkeit, wieder auch mit äußerſter Vorſicht und Berechnung ſpielten, bisweilen auch nur als Zuſchauer dem Spiele folgten. Haben Jahre oder das Spiel dieſe Haare ſo früh gebleicht, die Runzeln, die Glatze hervorgebracht, haben andere Leidenſchaften mit der Spielwuth ſich vereinigt und im Verbande auf das Opfer losgeſtürmt? — In Paris gibt es Leute, die nur Spieler ſind, nichts weiter treiben, nichts kennen, als das Roulette, oder trente et quarante. Ihre Anzahl ſoll nicht gering ſein. Andere leben vom Spiele und begnügen ſich mit geringem Gewinnſte; ſie tragen ihre Habe bei ſich, pointiren niedrig, coupiren, ſo lange ihr Fond es geſtattet und ziehen mit einem mäßigen Gewinnſte ab. Ein Landsmann von uns ſoll ſeit dem letzten Kriege, alſo ſchon ſeit einundzwanzig Jahren, in Paris leben und ohne Connexionen, ohne Arbeit, ohne Vermögen und ohne Anſtellung ziemlich anſtändig leben. Sein ganzes Kapital beſtand in hundert Louisd'or's, dieſes Kapital ſteckt er täglich zu ſich, geht in ein beliebiges Spielhaus und ſetzt einen Louisd'or. Gewinnt er, ſo entfernt er ſich augenblicklich und lebt von dem gewonnenen Louisd'or bis zum folgenden Tage; verliert er, ſo verdoppelt er den Einſatz, bis er gewinnt. Es iſt ihm bis jetzt noch nicht fehlgeſchlagen und doch wäre beim ſiebenten Satze ſein Kapital geſprengt. An manchen Banken ſoll ihm bei ſeinem Erſcheinen alsbald ein Louisd'or ausgezahlt werden, ohne daß er nöthig hat, ſein Glück zu verſuchen; er gewann, und wollte nie einen zweiten Louisd'or am nämlichen Tage gewinnen.

Am frequenteſten ſind die Spielhäuſer, beſonders wieder die des Palais-Royal, am Samſtag Abend und am Sonntag. Der Arbeiter hat ſeinen Wochenlohn erhalten, der Commis, der Angeſtellte einen freien Tag. Hin zum Spiel, geſetzt, verdoppelt und gewonnen! Verluſt führt dieſe Leute zu Verbrechen oder zum Selbſtmord; wovon ſollen ſie acht Tage leben, wenn ſie Alles einbüßten, wie ſich helfen, wenn ſie fremdes Geld wagten? Geht nach der Morgue Sonntags und Montags, dann ſeht ihr am häufigſten unbekannte Selbſtmörder ausgeſtellt. Je voller es in den Spielſälen, deſto leichteres Spiel haben die Gauner und Diebe, ſie ſtehlen Uhren, Börſen, Brieftaſchen, Doſen und Taſchentücher, ſie ziehen vergeſſene Summen ein, ſie ertheilen den Spielenden Rath, machen mit Unerfahrenen, Leichtgläubigen moitié und verfolgen glückliche Spieler, um ihnen durch Furcht oder mit Gewalt das Gewonnene abzujagen; auf einen Todtſchlag kommt es dieſen Leuten nicht an.

Die Franzoſen lieben alle Spiele und beſonders das Kartenſpiel, mehr jedoch das Hazard, als das Geſellſchaftsſpiel. In den glänzendſten Reunionen ſieht man ſelten Whiſt, L'hombre und Boſtontiſche, dagegen Ecarté und Bouillotte ſehr häufig ſpielen. Es geht um hohe Summen; die Spieler ſelbſt, denen nicht immer recht zu trauen, wagen weniger, als die Umſtehenden, die für den einen oder den andern Spieler pariren. Es ſoll gerade in den höchſten Cirkeln viel Betrug Statt finden, chevaliers d'industrie haben es zu einer bewundernswürdigen Virtuoſität gebracht.

Wie aber, wenn die maisons de jeu geſchloſſen werden? Wo und wie werden ſich die Spieler entſchädigen? Die Polizei muß ſehr wachſam ſein, um ſo mehr, da in den privilegirten Laſterhöhlen die Banquiers wenigſtens nicht falſch ſpielen, dies aber in den geheimen Cloaken geſchieht, in den ſogenannten Tripots, die ſchon dermalen in großer Anzahl exiſtiren und ſich ſchrecklich mehren werden! Doch die Pariſer Polizei iſt wachſam, ſchlau und zahlreich, wie Sand am Meere; iſt es ihr Ernſt, ſo wird ſie dem verbotenen Unfug leicht ſteuern, iſt es ihr nicht Ernſt, dann ſollte ſie freilich die maisons de jeu fortbeſtehen laſſen und die ſieben Millionen unter der Rubrik der contributions indirectes ferner erheben. Wie es heißt, fürchten die dermaligen Bankhalter, Pächter und Actionäre du jeu public die Wachſamkeit und den Ernſt der Polizei, denn ſie haben an die italiäniſchen, ſchweizeriſchen, deutſchen und belgiſchen Gränzen Vertraute geſandt, um paſſende Orte für die Fortſetzung ihres infamen Gewerbes ausfindig zu machen. Die Seuche kommt alſo vielleicht unſerm Vaterlande nahe, der Auswurf von Paris zieht gen die Gränzen, um andere Völker zu beſtehlen. Wahret euch, deutſche Regierungen, bewachet die Badeorter, wenn das Hazardſpiel dort fortbeſtehen ſoll; bewachet eure Gränzſtädte am Rhein und laßt das franzöſiſche Geſindel nicht ein, Geſindel, das für Paris zu ſchlecht war!

---

*) Mouchards, Polizeidiener in bürgerlicher Tracht. Der Name kommt von dem Kardinal Mouchy, der zuerſt die geheime Polizei in Frankreich einführte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 16. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 19. Januar.

Ludwig Devrient's Anfangsſtudien.

(Fortſetzung).

Auf ſeinem Antlitze lag das Zeugniß einer ſchwer durchwachten Nacht, wie dies von ihm auch ſpäter beſtätigt ward, und in dem rabenſchwarzen, natürlich gelockten Haare, wie auf dem hellbraunen Überrocke, hingen leichte Federchen. Die Farbe des Geſichts, die mir früher in der Ferne als erdfahl erſchien, trat jetzt in der Nähe deutlicher hervor, ſie ſpielte mehr in's Gelbe, und die lange, nach der Mitte zu etwas ſeitwärts gebogene, bis zu den Lippen herunterreichende Adlernaſe imponirte, mit den erwähnten ſchwarzen funkelnden Augen und deren grotesken Brauen, auf eine Weiſe, daß der Beſchauer, wenn er jede dieſer Einzelheiten beſonders betrachtete, unmöglich günſtig für dieſe Phyſiognomie geſtimmt werden konnte.

Vermehrt ward dieſer Eindruck durch die dicke, zwei Hände breite, ſchwarzſeidene Halsbinde, auf der ein ſpitzes Kinn fragend hervorſchaute, ſo wie durch eine gleichfalls ſchwarzſeidene Weſte, dicht bis oben am Halstuche zugeknöpft, und grell kontraſtirend mit den zwei magern Schenkeln, in dicht anliegenden ſchmutziggelben hirſchledernen Beinkleidern, an welchen zwei lange dürre Arme und Hände ungraziös herabhingen.

So unheimlich und geſpenſterhaft nun die Geſtalt dem Leſer in ſeiner Phantaſie daſtehen mag; ſo wohlthuend, kann ich verſichern, wirkte ſie auf mich, als der Künſtler von ſeiner Tribüne herabgeſtiegen war, meine Hand zum zweiten Male ergriff, und ein Strom herzlicher Rede zwiſchen zwei Ufern blendend weißer Zähne, die der feſtgeſchloſſene, ſchön geformte Mund bisher nicht erblicken ließ, hervorquoll. Der Ton ſeiner Stimme war kräftig, klangreich, ſeine Worte ungeſucht und doch bedeutend, beſtimmt, männlich. Die ſcharfe Betonung des R in ſeiner Ausſprache, ohne zu ſchnarren, übte einen ſeltenen Wohllaut aus: und ſah man ihm bei ſeiner Rede in's Geſicht, ſo mußte die Wärme, die uns aus demſelben entgegen kam, unbedingt für ihn einnehmen, und jede frühere mephiſtophelische Einwirkung einzelner Theile verſchwand in der Harmonie des ſchönen Ganzen.

Mit Devrient, der, wie bekannt, ſeine theatraliſche Laufbahn unter dem Namen Herzberg begann, erging es mir, wie mit Hoffmann. Keiner Stunde bedurfte es, und wir waren alte Bekannte und Freunde.

Das Erſte, was geſchah, war, daß ich des Künſtlers Lebensgeſchichte aus deſſen Munde umſtändlich erfuhr, und nur zu beklagen habe ich, daß ſo wenig davon in meinem Gedächtniſſe geblieben. Was mir von den öfteren, mit ihm darüber geführten Geſprächen noch erinnerlich und von ſonſtigen mir zugekommenen Mittheilungen zu Gebote ſteht, werde im Folgendem mitgetheilt.

Daß Devrient am 15. December 1784 zu Berlin geboren, ſein Vater Kaufmann daſelbſt war, er als kleiner Knabe, dem läſtigen Schulzwange zu entgehen, aus dem älterlichen Hauſe entwich, in Charlottenburg aber ſchon wieder aufgefangen und ſeinen Ältern wieder zurückgebracht wurde, er hierauf in die Lehre zu einem Poſamentirer in Potsdam gebracht ward, aus der er abermals entwich, erzählen uns das Brockhausſche Converſationslexikon und Herr Rellſtab in vorerwähntem Aufſatze zugleich.

Ob und wie weit dieſen Angaben zu glauben, kann ich nicht entſcheiden; ſondern nur der Wahrheit gemäß verſichern, daß mir von dieſen Devrient nie ein Wort erzählte, ſo weitläufig und gemüthlich er ſich ſonſt auch über ſeine Jugendjahre verbreitete. Von der Erlernung der Poſamentirkunſt habe ich ebenfalls nie eine Sylbe von ihm vernommen; — aber ich würde im Mißtrauen auf mein Gedächtniß dieſe Differenzen gänzlich umgangen haben, wenn nicht Devrient's Jugendfreund und Stubenkamerad in Deſſau, Herr **Frank**, gegenwärtig Mitglied des Nürnberger Stadttheaters, ein damals ſehr berühmter Baſſiſt, mich durch ein kürzlich erhaltenes Schreiben in dem Zweifel an der Glaubwürdigkeit jener Angaben beſtärkte, da dieſer, dem Devrient die geheimſten Falten ſeines Herzens erſchloß, davon nie etwas gehört haben will. *)

Die Sache wird noch räthſelhafter dadurch, indem auch ein Dritter (W. Albrecht) im Freimüthigen 1828 Nro. 11 berichtet, daß Devrient erzählt: „wie ihm vorzüglich Langeweile am Poſamentirſtuhle bei ſeinem Lehrherrn in Potsdam, den er jeden Abend mit der Laterne aus der Reſſource abholen mußte, und das entſetzliche Deutſch, was in dieſem Hauſe geſprochen wurde, ihn zu entweichen und unter die Comödianten zugehen veranlaßt habe.“

Herrn Frank und mir erzählte Devrient dieſen Schritt, als auf ganz andere Veranlaſſung geſchehend, wie im Verlauf dieſer Blätter, gehörigen Orts, geſagt werden wird. Was ihn veranlaſſen konnte, ſich dieſer verſchiedenen Leſearten in ſeiner Jugendgeſchichte zu bedienen, iſt mir nicht klar; die rechte Leſeart aber aus ſeinem Lebensbuche wird wohl leicht aufzumitteln ſein, da es dazu an noch lebenden Zeitgenoſſen nicht fehlen kann.

Mir ſchilderte Devrient ſeine Jugendzeit ſtets mit den lebhafteſten Farben, und jedes Bild, was aus ſeiner Erinnerung hervortauchte, wußte er ſo geſchickt zu anatomiren, daß alle Züge deſſelben zu Anknüpfungsfäden an ſeinen gegenwärtig erwählten Beruf wurden. — Daß der Keim zum Schauſpieler in ihm gelegen, glaubte er aus jeder vorgetragenen Anekdote beweiſen zu müſſen; aber ein oft wiederkehrender Refrain ſeiner Erzählung, wenn er den Beweis für ſeinen Stand aus ſeinen Jugendſchwärmereien geliefert zu haben glaubte, war der, daß er dann, nachdem er ein paar Augenblicke nachdenkend in ſich geſchaut, auf einmal mit beiden Händen in die Haare fahrend ausrief: „Herr Gott! wenn ich mich nur nicht ſelbſt täuſche! Was meinen Sie?“

Merkwürdig und charakteriſtiſch war das ewige Zweifelſetzen in ſeine theatraliſchen Fähigkeiten, und wie viel ich dabei zu thun hatte, ihn von dieſer fixen Idee zurückzubringen, wird ſich weiterhin ergeben.

War ſein Mißtrauen in ſich ſelbſt beſchwichtigt, dann ſtieg alsbald ein neues Raketenfeuer jugendlicher Erinnerungen herauf. Am Intereſſanteſten erſchienen mir, ſtatt der mancherlei erzählten Anekdoten, die Darſtellungen ſeines jugendlichen Stilllebens und die daran geknüpften Betrachtungen.

Er war am liebſten mit ſich allein, hatte keine Freude an den Spielen anderer Kinder, unausſtehlich war ihm die Schule, weil er den feſten Glauben hegte: er könne das, was er brauche und zum Leben nöthig habe, dort nicht erlernen; — und noch jetzt bin ich dieſer Meinung, ſetzte er jedesmal hinzu. — Die Lehrer erſchienen ihm wie Pedanten und Zuchtmeiſter, und immer von einer höchſt lächerlichen Seite. —

Hatte er einen harten Strauß in der Schule zu beſtehen gehabt, dann ging er nach dem Schluſſe der Stunde gern in's Freie und überlegte: woher denn nur wohl der Widerwille komme, den er gegen den Schulbeſuch und das Lernen habe. Er fragte ſich: „Was willſt du denn eigentlich, was möchteſt du an die Stelle des dir Gebotenen ſetzen?“ — und die Antwort blieb immer aus.

Devrient hatte noch keinen Dichter geleſen, und deſſenungeachtet entfuhren ihm in ſeinen Selbſtgeſprächen Worte, von denen er nicht wußte, woher ſie kamen, noch wohin er ſie klaſſifiziren ſollte. Von dem in der Schule Erlernten, war in Bezug auf dieſe ſtillen Monologe keine Rede geweſen; er fand das, was er für ſich ſo hinſprach, aber beſſer und ſchöner, als er es von irgend einem Lehrer, noch ſonſt wo gehört. Die ihn umgebende Natur löſ'te ihm die Zunge immer mehr und mehr, das Rhetoriſche von der Kanzel herab wirkte auf ihn mächtig, hatte ſich ihm unbewußt eingeprägt (Kirchen, wie er verſicherte, beſuchte er gern) und gab ſeinen Worten eine Form, die, wie es ihm dünkte, mit den kirchlichen Vorträgen viele Ähnlichkeit beſaß. Seine anfangs halb in ſich hineingeredeten Gedanken gewannen nach und nach ein freieres und lauteres Ausſtrömen, und dem kaum zwölfjährigen Knaben kam es ſogar vor, als wenn ſeine nach und nach lauter rezitirten Herzensergießungen von denen des Predigers durch nichts verſchieden ſeien, als durch den Ort, wo ſie ausgeſprochen.

Eine Kanzel ſchien ihm nur zu fehlen, um, wie er meinte, ganz im Geiſte und Sinne deſſelben zu reden. — Die ſteinerne Ruhebank, welche ſich ihm zeigte, bewogte er augenblicks, ſie mußte die Stelle der Kanzel vertreten. Er ſtieg hinauf und predigte aus vollem Herzen in die ihn umgebende ſtille Natur hinaus! (Forts. f.)

Die Kunſtvereine zu Nürnberg und Frankfurt a. M.

Das Direktorium des Nürnberger Kunſtvereins hat in dieſen Tagen die „Jahres-Chronik“ dieſes Vereines für das vergangene Jahr herausgegeben, in welcher „die theils ungedruckten, theils in öffentlichen Blättern zerſtreuten Materialien der vorjährigen Vereinsgeſchichte“ geſammelt erſcheinen.

Zuerſt wird berichtet, wie vor 44 Jahren der Verein, — beſonders aus der, damals aufkommenden Erkenntniß vom „Vortheile gemeinſamen Wirkens,“ hervorgegangen, am 13. Oct. 1792 von **Frauenholz**, **Rößler**, **Erhard** in Gemeinſchaft mit 13 anderen Kunſtfreunden geſtiftet worden.

---

*) Wörtlich heißt es in deſſen Schreiben: „In dem Buche: „Blumen- und Aehrenleſe von L. Rellſtab“ fand ich Dinge erzählt, die ich nie von Devrient ſelbſt gehört habe. Er ſoll ſelbſt erzählt haben, daß er ſchon als Knabe ſeinen Aeltern davon gelaufen und bis Charlottenburg gekommen, daſelbſt aber von einem Freunde ſeines Vaters wieder nach Berlin zu ſeinen Aeltern zurückgenommen worden wäre. Von da ſei er abermals davon gelaufen und unter dem Namen Herzberg zum Theater gegangen; [illegible] habe er in Gera unter der Direktion des Lange angefangen u. ſ. w., und mehrere Anekdoten werden von ihm erzählt, die ich niemals von Devrient gehört habe. Ich kann nicht klug daraus werden; denn ich habe z. B. nicht anders gewußt, als daß er die Handlung erlernt habe.“ — (Oder vielmehr „erlernen ſollte“ füge ich hinzu, dem Devrient dieſelbe Mittheilung machte).

und ſich allwöchentlich verſammelt habe „zur Mittheilung von Kunſtwerken und Kunſtſchriften," überhaupt zum „artiſtiſch-literäriſchen Ideenaustauſch." Dann erfahren wir, daß der Verein damals eine Anſtalt zum Zeichnen nach Bildhauer-Werken gegründet, und von 1795—1797 ein „Journal für bildende Künſte" herausgegeben; wie er zuletzt vor ſechs Jahren, „bald nach ſeiner Verſchmelzung mit dem im Jahre 1817 zu Nürnberg geſtifteten Albrecht-Dürer-Verein, ſeine Verfaſſung nach dem Charakter der Gegenwart modificirt." „Eine permanente Ausſtellung von Werken heimiſcher und fremder Künſtler, die jedes Jahr auf Mondeslänge zu einer großen Kunſtausſtellung wird, — Ankauf von Kunſterzeugniſſen aus erſter Hand und deren unentgeldliche Verlooſung unter den Vereinsgliedern, — jährliche Vertheilung eines eigens zu ſtechenden Gedächtnißblattes, — Zirkulation der beſten artiſtiſchen Zeitſchriften, endlich Herausgabe eines Nürnberger Kunſtblattes — alles dies wurde nach und nach zum Statut erhoben, und die mit den meiſten vaterländiſchen Kunſtvereinen ſchon früher eingeführte Correſpondenz ging allmählich in ein näheres Kartel über. Die früher ſelten 40 überſteigende Zahl der Mitglieder wuchs bis zu Vierthalbhundert an."

Dieſem Berichte folgt die Angabe der am 18. April vor. Jahres verlos'ten Kunſtgegenſtände mit Nennung der Gewinner, dann Beſchreibung der Johannisfeier des Vereins, und das Verzeichniß der vom 20. Aug. bis 20. Sept. zur außerordentlichen Kunſtausſtellung eingeſendeten Gegenſtände, nebſt einer von gründlicher Kunſtkenntniß zeugenden, gutgeſchriebenen Kritik derſelben von R(iede)l, und der Bezeichnung von 17 aus jener Ausſtellung verkauften Gemälde.

Aus den weiteren Angaben erſehen wir, daß Hr. Phil. Walther beauftragt worden, gegen Honorar von 450 fl. „das Backermädchen," ein Ölgemälde von Karl Kreul zum Gedächtnißblatte für 1836 in Stahl zu ſtechen; — daß auf der permanenten Kunſtausſtellung im Albrecht-Dürer-Hauſe vom 1. Jan. 36 bis 1. Jan. d. J. 102 Kunſtgegenſtände ausgeſtellt worden ſind, und daß die Geſammteinnahme des Vereins im vor. Jahre auf 2062 fl., die Ausgabe auf 2053 fl. ſich belaufen.

Einige Kunſtnotizen und das Namensverzeichniß der Mitglieder des Vereins ſchließen das Ganze.

Abgeſehen von dem ſpeziellen Intereſſe, welches dieſe Jahreschronik darbietet, haben wir auch deßhalb den Inhalt derſelben ausführlich angegeben, weil es uns wünſchenswerth ſcheint, daß alle Kunſtvereine Deutſchlands ſich zur Herausgabe und zur wechſelſeitigen Mittheilung ſolcher oder ähnlicher Chroniken entſchließen und demnächſt eines der geleſenſten belletriſtiſchen Blätter zum Archiv für die Reſümé's derſelben erwählen möchten. Würde dann dieſen Überſichten, die ſich in beſtimmten Zeiträumen folgten, jedesmal eine von dem reſp. Kunſtvereine zu liefernde Skizze des Bildes beigefügt, welchem auf jeder Kunſtausſtellung die Krone zuerkannt worden, dann könnte ſich auf dieſe Weiſe durch gemeinſames Wirken eine deutſche Kunſtchronik geſtalten, die — als Reſultat — höchſt erfreulich, zugleich wieder ein zweckliches Mittel würde, auf Entwicklung des Kunſtſinnes und Bildung des Kunſturtheiles förderlich einzuwirken. —

Sollte der Phönix mit dem Auftrage zur Redaktion dieſer Chronik beehrt werden, ſo würde er gerne dagegen jedem Kunſtvereine eine zu beſtimmende Zahl von Exemplaren des Archiv's, welches eine ſelbſtſtändige Beilage zum Phönix bilden konnte, zugehen laſſen. Somit würde durch wechſelſeitigen Austauſch der Jahreschroniken unter den Vereinen und durch das reſumirende Archiv jeder Kunſtverein auch zum klaren Bewußtſein ſeines Wirkens und ſeiner Stellung im National-Kunſtvereine gelangen. —

Der Frankfurter Verein hat ſeinen letzten Jahresbericht in die Frankfurter Jahrbücher einrücken laſſen, denen wir in Betreff des verfloſſenen Jahres die nachfolgenden Angaben entnehmen. In der am 11. v. M. gehaltenen Generalverſammlung wurde der Zutritt von 160 neuen Mitgliedern mit 175 Aktien gemeldet. Von dieſen neu hinzugetretenen ſind 50 nicht in Frankfurt wohnhaft. Im Ganzen beſteht der Verein jetzt aus 906 Mitgliedern mit 1126 Aktien. Die Einnahme betrug im vor. Jahre 6056 fl.; die Ausgabe: für Ankauf von 26 Hauptgewinnen — 4290 fl.; für Koſten des Nietenblattes — 1250 fl.; für Aktien bei fremden Vereinen — 66 fl.; für ſämmtliche Unkoſten im vor. Jahre — 310 fl.; zuſammen 5864 fl. Das Kapital nebſt Zinſen für öffentliche Werke belief ſich auf 4765 fl., von denen 4 bis 500 für Gutenberg's Denkmal in Abrechnung zu bringen. —

In Beziehung auf eine frühere Aufforderung, ein Denkmal zu Ehren Göthe's zur Berathung und Ausführung zu bringen, erklärte der Vorſtand, ſeit jener Anregung „ernſtlich damit beſchäftigt, aber vor Allem darauf bedacht geweſen zu ſein, die geringfügigen Mittel des Vereines für ein Werk von Bedeutung zu vergrößern." Nun ſeien zwar von einem auswärtigen Verehrer des Dichters und noch „von einer anderen Seite" ſehr bedeutende Beiträge zugeſagt; leider aber trete dem Unternehmen ein ähnliches entgegen, welches von einigen Privatperſonen bereits ſeiner Ausführung ſo nahe gebracht, daß dieſe ſchon im Laufe dieſes Jahres (1837) ſtatt finden ſoll. Zwar werde dies Denkmal in einem Gebäude aufgeſtellt, deſſen Zutritt nicht immer und nicht jedem offen ſtehe; doch halte der Vorſtand des Vereins „vor der Hand nicht zuläſſig, die Löſung der Aufgabe eines wahrhaft großartigen, öffentlichen, der Würde des großen Mannes und ſeiner Vaterſtadt entſprechenden Denkmals in Berathung zu ziehen," — es ſei denn, daß er ſpeziell von ſeinen Conſtituenten hierzu aufgefordert werde. Zur Verlooſung waren 24 Ölgemälde, 1 Marmorbüſte und 2 Originalgypsmodelle, 30 von anderen Vereinen eingetauſchte Blätter und ein in Düſſeldorf gewonnener Kupferſtich gekommen. Die ſog. Niete oder der allgemeine Gewinn: die Trauernde, nach Ruſtige's Gemälde, von Müller in Frankfurt in Kupfer geſtochen, ſoll in 2 Monaten nachgeliefert werden.

Über die große Kunſtausſtellung vor. Jahres iſt hier zu den in Nro. 124—147 des Phönix erſtatteten Berichten noch nachzutragen, daß der Eintrittspreis von 12 auf 18 Kr. erhöht, aber 200 Eintrittskarten weniger gelös't worden ſind. Gekauft wurden von Frankfurtern 18 Gemälde für 5100, von Auswärtigen 10 für 2500, vom Vereine 17 für 3200, in Allem alſo 49 Gemälde für 10,835 fl. —

Dem Vernehmen nach ſollen nun ſchon mehrere Aufforderungen zur Wiederaufnahme der Berathungen in Bezug auf Göthe's Denkmal an den Vorſtand des Kunſtvereins ergangen ſein, und da nach mehreren Berathungsjahren die Geburtsſtadt des großen Dichters und Forſchers ihm von Privaten ein halböffentliches Denkmal ſtiften ſehen muß, ſo dürfte es gegenwärtig nur mehr rathſam für ſie ſein, dieſe Sache wo möglich zu einem deutſchen National-Unternehmen zu erheben, und zwar um ſo mehr, da der Dichter ſelbſt ihr nur in ſeiner Jugend angehört hat. Nur als Frucht enthuſiaſtiſchen Zuſammenwirkens gleich nach dem Hinſcheiden des Dichters würde ein ſpeziell Frankfurtiſches Denkmal von erfreulicher Bedeutung geweſen ſein. Jetzt muß das Vaterland nachholen, was die Vaterſtadt unwiederbringlich verſäumt hat. —

Feuilleton.

.*. **Jacobi's „Klagen eines Juden.“** — Es iſt auffallend, daß in mehreren deutſchen Blättern auf eine unter dieſem Titel zu Mannheim erſcheinenſollende Schrift des, wie es heißt, zu Berlin „hochgeachteten“ jungen Israeliten aufmerkſam gemacht wird, da noch vor nicht vollen zwei Jahren in Schweizer und Stuttgarter Blättern die damalige Reiſe des Hrn. Jacobi von Berlin nach der Schweiz auf eine Weiſe zur Sprache gebracht worden iſt, welche fürwahr keineswegs geeignet war, ein günſtiges Vorurtheil für Hrn. Jacobi zu begründen, und zwar um ſo weniger, da derſelbe ſich durch den, namentlich in der Zürcher Zeitung erſchienenen Artikel veranlaßt gefunden haben ſoll, ſofort ſeine Rückreiſe nach Berlin anzutreten.

.*. **Neueſtes von Börne.** — „Bei Barrois, fils, Buchhändler, rue Richelieu Nro. 14 (iſt erſchienen:) Menzel der Franzoſenfreſſer, von Ludwig Börne. Geſammelte Schriften XV. Theil. Preis drei Franken.“ — Dieſe Anzeige finden wir eben mit großen deutſchen Lettern in Reih und Glied unter den Anzeigen franzöſiſcher Novitäten im National, — unſeres Wiſſens das erſte Beiſpiel dieſer Art.

.*. **Schnyder's Semele.** — In Nro. 205 des Phönix vom v. J. war als „wahrſcheinlich“ ausgeſprochen, daß Herr Xaver Schnyder in ſeiner Semele auf ein im v. J. vielbeſprochenes Verhältniß angeſpielt habe. Hr. Schnyder hat uns ſeitdem verſichert, daß jenes Gedicht ſchon vor vier Jahren vollendet war. Jene Vermuthung findet ſomit keinen Raum mehr. —

.*. **Die norddeutſchen und ſüddeutſchen Kunſtvereine** — „Im September v. J. erging gemeinſchaftlich von Halberſtadt und Berlin aus eine Aufforderung an die deutſchen Kunſtvereine, Behufs näheren Verbandes derſelben, Repräſentanten zu einer am 16. October in Berlin ſtatthabenden Zuſammenkunft zu ſenden. Der Nürnberger Kunſtverein, welcher ungefähr 3 Jahrzehnte länger exiſtirt, als der erſtgeborene Kunſtverein der preußiſchen Staaten, lehnte die Einladung beſonders unter der Vorausſetzung ab, daß ſie irrthümlich (?) an ihn gekommen ſei, indem bei einem Zuſammentritt des artiſtiſchen Geſammtdeutſchland's wohl ein anderer Mittelpunkt hätte gefunden werden müſſen, als das entlegene Berlin. Dieſe Anſicht, obgleich ſie weder mündlich noch ſchriftlich einem anderen ſüddeutſchen Kunſtvereine mitgetheilt wurde, ſcheint von Haus aus von allen dieſen getheilt zu werden. Denn das Protokoll der (Berliner) Verſammlung vom 16. Oct. v. J. enthält nicht die Namen: München, Augsburg, Stuttgart, Carlsruhe, Frankfurt.“

(N. Z.)

.*. **„Das Luftſchiff,“ von Oerſtedt.** — Oerſtedt, als Naturforſcher, ſchon längſt eine der Zierden nicht bloß Dänemark's, ſondern des ganzen gebildeten Europa's, hat kürzlich ein intereſſantes kleines Gedicht herausgegeben, welches unter dem Namen „das Luftſchiff,“ dieſe große Erfindung, und im Allgemeinen die Herrlichkeit der Naturwiſſenſchaften beſingt. Die Nürnberger Zeitung, welche dieſe Dichtung zur Anzeige bringt, bemerkt: „Der eigentliche Inhalt derſelben iſt mehr hiſtoriſch, indem er die faſt dramatiſche Entwicklung jener Erfindung vor uns entfaltet, und dabei das romantiſche Leben und die intereſſanten Individualitäten der Erfinder trefflich benutzt. Geſchildert werde das Hingeben der Liebe in den Dienſt der Idee, der Sieg der Kraft in einer großen, friedlichen Heldenthat.“ —

.*. *L'Allemagne, revue polit. et lit. — in spe.* — Vom 1ſten d. M. ſoll in der wöchentlich erſcheinenden Nouvelle Minerve, welche von dem geiſtreichen Deputirten Cormenin beſonders influenzirt wird, allwöchentlich ein Bogen der deutſchen Politik und Literatur gewidmet, und dieſe Ueberſicht hierauf monatlich noch einmal als beſondere Revue unter dem Titel: „L'Allemagne, revue politique et littéraire,“ denen, die nicht auf die Minerve abonnirt ſind, verabfolgt werden. Spazier und Börne ſollen Beiträge dazu liefern.

.*. **Vitalität in Frankreich.** — Herr Charl. Dupin, in den ſtatiſtiſchen Berechnungen, die er der britiſchen Geſellſchaft zu Briſtol vorgelegt, bezeichnet als Vitalitätsfunktion die mittlere Zahl, zwiſchen der Zahl der Geburten dividirt durch die der Todesfälle und der Zahl der Ehen, die ebenwohl durch die letztere Zahl getheilt worden. Es ergab ſich ihm nun aus der Vergleichung dieſer mittleren Zahl mit den Fruchtpreiſen in Frankreich, daß die Vitalitätsfunktion durch folgende Zahlen zu bezeichnen war:

1) In den Jahren größten Fruchtmangels durch 0,5987. —
2) „ „ — hoher Fruchtpreiſe „ 0,6692. —
3) „ „ — mittlerer Preiſe „ 0,6169. —
In Glasgow in den letzteren Jahren „ 0,7000. —

.*. **Hebräiſche Literatur in Rußland.** — Die preußiſche Staatszeitung vom 31. vorigen Monats theilt einen Befehl des ruſſiſchen Kaiſers mit, in Folge deſſen: 1. „Die (ruſſ.) Hebräer alle unter ihnen ſich befindende Bücher, die ohne Cenſur gedruckt oder ohne Erlaubniß aus dem Auslande eingeführt ſind, den Ortsobrigkeiten innerhalb eines Jahres vorlegen können, ohne dafür eine Strafe zu befürchten; daß aber nach Ablauf dieſer Friſt mit denjenigen unter ihnen, bei welchen ſich ſolche Bücher vorfinden, nach aller Strenge der Geſetze verfahren wird. 2. Die Durchſicht der von den Hebräern eingereichten Bücher ſoll zuverläſſigen Rabbinern übertragen werden, welche unter perſönlicher Verantwortlichkeit, die von der Cenſur genehmigten Bücher mit einer Aufſchrift bezeichnen, die übrigen aber der Ortsobrigkeit einhändigen müſſen“ ꝛc.

.*. **Mignet** iſt in der letzten Sitzung der franz. Akademie an Raynouard's Stelle, nach fünfmaliger Abſtimmung, mit 16 Stimmen von 31 zum Mitgliede der Akademie erwählt worden. Bonjour hätte 11, Victor Hugo 4 Stimmen erhalten.

.*. **Zahlen der Pflanzen- und der Thierarten.** — Linné führte im Jahre 1737 nur 7000 Pflanzenarten auf; Perſoon im J. 1806 allein 21,000 Phanerogamen; die neueſte Zählung von Steudel (1821—1824) gibt die Zahl derſelben auf 39,684 (wovon 32,264 Dikotyledonen), die der Kryptogamen auf 10,950 an. Hiernach belief ſich alſo die Zahl aller bekannten Pflanzenarten vor 12 Jahren auf 50,634. — Die der Thierarten war, nach den Schätzungen von Leſſon, Milne Edwards und Raynaud im J. 1830 auf 100,300 geſtiegen.

.*. **Nordlicht.** — Thomas Edmonſtone auf Shetland ſchreibt unter'm 22. Nov. v. J. an Hrn. Biot, daß das Nordlicht ſich mit allen erdenklichen Verſchiedenheiten von Glanz, Geſtalten und Entwicklungsweiſen, und zwar ſo anhaltend gezeigt habe, daß ſeit drei Monaten faſt keine Nacht vergangen, in welcher daſſelbe ſich nicht gezeigt.

.*. **Die briefliche Schachparthie,** welche vor drei Jahren zwiſchen den engliſchen und den franzöſiſchen Schachfreunden eröffnet worden, hat in dieſen Tagen ihr Ende erreicht. Die Franzoſen ſiegten; die Engländer zahlten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 17. 1837.

Phönix.

Freitag, 20. Jenner.

Volkslieder.*)

I. Die drei Raben.**)

(Altengliſch).

Drei Raben ſaßen auf einem Zweig,
Hinunter, hinab, hinab,
Drei Raben ſaßen auf einem Zweig,
Hinab.
Drei Raben ſaßen auf einem Zweig,
An Schwärze kam ihnen Keines gleich,
Hinunter, hinab, hinab.

Der eine ſagte zum Weibchen ſein,
Wo nehmen wir unſer Frühſtück ein?
Dort unten in dem grünen Gefild
Ein Ritter liegt todt unter ſeinem Schild.
Seine Hunde liegen an ſeinem Knie,
So wohl bewachen den Herren ſie.
Seine Falken fliegen ſo eifrig umher,
Es naht ein Vogel ihm nimmermehr.
Herab dort kommt ein falbes Reh,
Mit einem Jungen es trächtig geht.
Sie hebt ſein blutig Haupt empor
Und küßt ſeine Wunden, die ſo roth.
Auf ihren Rücken ſie ihn legt
Und hin zum erdigen See ihn trägt.
Sie begrub ihn vor dem Morgenroth
Und war vor dem Abendlied ſelbſt todt.
O Gott! jedwedem Ritter gieb
Solche Hunde, ſolche Falken und ſolches Lieb.

II. Der Tückiſche.*)

(Franzöſiſch).

Den Vogel ſoll man lieben wohl,
Der aus ſich ſelber ſinget;
Im Monat Mai ſingt er ſo frei,
Bis ſich die Nacht entſchwinget. —
Gar lieblich hört ſich ſein Geſang,
Weit beſſer, als der Andern Ton.
Manch liebend Herz ergötzt ſein Klang,
Ich weiß es an mir ſelber ſchon.
Er nennet ſich Frau Nachtigall
Und ſingt mit ganzer Seele
All überall in hellem Schall
Aus reiner, freier Kehle.
Er ſaß da unter'm Dornenſtrauch
Und dachte nur an ſeine Luſt.
Ein Eiferſücht'ger ſaß dort auch,
Schoß ſeinen Pfeil ihm in die Bruſt.
Die Schöne ſtand davon nicht weit
Und ſagt' ihm auf der Stelle:
Was that er dir denn nur zu Leid,
Du tückiſcher Geſelle?

III. Wenn alle Berge wären Gold.**)

(Holländiſch).

„Wenn alle Berge wären Gold
Und alle Wäſſer Wein,
So hätt' ich Euch viel lieber,
Schönes Mädchen, wär't Ihr mein."

---

*) Proben aus der bei J. D. Sauerländer baldigſt erſcheinenden „Halle der Völker" von O. L. B. Wolff. Vergl. Phönix Nro. 301. 1836 (Feuilleton).

**) Wurde zuerſt von Ritſon in ſeinen Ancient Songs (London 1790). S. 155, der ſie einem alten Liederbuche entlehnte, mitgetheilt.

*) Aus dem Anhange zu den Vaux-de-Vire d'Olivier Basselin. S. 164.

**) Bei Hofmann S. 116; bei Le Jeune S. [illegible]. — Le Jeune hat die ſiebente Strophe anders, als Hofmann; ich habe die Lesart des Letzteren beibehalten. Bei der achten Strophe bemerkt der Letztere, ſie beziehe ſich auf den allgemeinen Glauben, die Jungfrau Maria ſtehe Gebärenden bei. Ein ganz verwandtes Lied wurde in Norwegen geſungen. Vgl. Udvalg af Danske Viser von Nyerup I., S. 78, ſowie Svenska Volkwisor III., 61.

„„Hättet Ihr mich denn viel lieber,
Thut ſo nicht bloß zum Schein,
So geht, um mich zu bitten,
Hin zu dem Vater mein.““

„Bei deinem Vater war ich ſchon,
Und er verſagt Euch mir,
Nehmt Urlaub von Euch ſelber,
Schöne Maid, und zieht mit mir.“

„„Urlaub nur bei mir ſelber?
Die Knaben ſind ſo los,
Und wenn Ihr mich verließet,
So wär' ich freundelos.““

„Ich werd' Euch nicht verlaſſen
Von nun an bis zum Tod.
Ihr ſeid ein Königstöchterlein,
Ein Röschen, ſchön und roth.“

„„Bin ich ein Königstöchterlein
Und Ihr ein Grafenkind.““
Sie faßten einander bei der Hand
Und gingen unter die Lind'.

Er nahm das Mägdlein bei der Hand
Und bracht' ſie unter die Lind';
Da ſpielten Beide das Minneſpiel,
Bis die Schöne empfing' ein Kind.

„Nun ſitz' ich hier gebunden
Mit meinem kleinen Kinde,
So bitt' ich die ſaub're Maria,
Daß ſie mich wieder entbinde.“

„„Ich wollt', daß Ihr entbunden wär't
Von Eurem kleinen Kind',
Und daß ich Euch begraben ſollt'
Unter dieſer grünen Lind'.““

„Wolltet Ihr, daß ich begraben läg'
All unter dieſer Lind',
So wollt' ich, es käm' ein Reiter ſtolz,
Der Euch bei der Kehl' aufhing.“

Der Reiter hob auf ſeine linke Hand
Und gab ihr einen Schlag,
So daß ſie nieder zur Erde fiel
Und dorten machtlos lag.

Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, ſprach ſie:
„Und habt Ihr mich geſchlagen,
Feinsliebchen, ganz ohne Noth;
Eh' noch die ſieben Jahre um,
Kommt Ihr zu mir um Brot.“

Und eh' die ſieben Jahre um,
Der Reiter kam um Brot,
Mit der Lazarusklapper in ſeiner Hand,
Er litt gar große Noth.

„O Kind,“ ſprach ſie, „von ſieben Jahr,
Deinem Vater einen Stuhl ſetz' hin;
Ich habe vormals den Tag geſeh'n,
Er war ein Ritter kühn.

„O Kind,“ ſprach ſie, „du kleines Kind,
Nun gib deinem Vater Brot;
Ich habe vormals den Tag geſeh'n,
Er hatt' deß keine Noth.

„O Kind,“ ſprach ſie, „du kleines Kind,
Nun gib deinem Vater Wein;
Ich habe wohl den Tag erlebt,
Er war der Liebſte mein.“

Ihr Vater hinter der Thüre ſtand,
Er hört' das laute Wort;
Er zog ſein blankes Schwert heraus
Und ſchlug ihm ab ſein Haupt.

Er nahm das Haupt wohl bei dem Haar
Und warf es ihr in den Schooß;
„Nimm hin, mein jüngſtes Töchterlein,
Bewein' den Apfel roth.

„„Sollt' ich das Alles beweinen,
Was zu beweinen war,
So hätt' ich alle Tag zu thun,
So viel da ſind im Jahr.““

Die kunſtgeſchichtlichen Loggien in der Pinakothek zu München.

(Fortſetzung.)

Sechſte Loggia.

Maſaccio di San Giovanni (geb. 1401, geſt. 1443).

Zu den Aufgaben, die, wie früher geſagt, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Kunſt in Italien zu löſen begann, gehörte das Verſtändniß natürlicher Formen und die Ergründung der Geſetze der Beleuchtung *). Die Giottesken bedienten ſich der durch Giotto eingeführten Formen, ohne ſonderlich daran zu denken, daß eine weitere Ausbildung mit Hülfe des Naturſtudiums zu gewinnen ſei, und über Modellirung (oder Licht- und Schattengebung) hatte man noch ſo wenig einen Begriff, daß Cennini, ein Schüler Giotto's im dritten Gliede, der um das Jahr 1400 einen Traktat über die Malerei ſchrieb, das Geſetz gibt: das Wangenroth ſo nahe als möglich an's Ohr zu ſetzen, um größeres Relief zu gewinnen, oder auch die Regel ſtellt, daß menſchliche Figuren von oben, die „unvernünftigen Thiere“ aber ihr Licht von unten erhielten **)

Dieſe beſtimmten Mängel zu erkennen und zu ihrer Abhülfe den erſten Schritt zu thun, war die Sache des Florentiniſchen Malers **Tomaſo di San Giovanni**, genannt **Maſaccio**, der zuerſt gründliche Naturſtudien machte und mit Glück verſuchte, durch folgerechte Scheidung von Licht und Schatten ſeine Geſtalten mehr, als vor ihm geſchehen, hervortreten zu laſſen. Überdies ausgerüſtet mit einer Phantaſie, die ihn befähigte, den Gegenſtand, der ſeiner Kunſt unterworfen wurde, auf's neue zu durchdringen, macht er Epoche in der Kunſtgeſchichte, und wird das unmittelbare Vorbild für die großen Meiſter, deren Namen noch mit unverdunkeltem Glanze die erſte Stelle am Kunſthimmel einnehmen: **Leonardo**, **Raphael** und **Michel-Angelo**, die an ſeinen Werken ſich bildeten und deren Geſtalten deßhalb die Mitte der Kuppel ſchmücken, — das Ziel, um die Vollendung der Beſtrebungen Maſaccio's anzudeuten.

Wenn weiter unten die Vorſtellungen von Tag und Nacht, wie wir ſie bereits aus der Lunette des Cimabue kennen, ſich wiederholen, ſo läßt ſich dieſes einmal ſo verſtehen, daß mit Maſaccio ein neuer Tag in der Geſchichte der Kunſt beginnt; allein noch beſtimmter können wir es auf das Verdienſt dieſes Künſtlers beziehen, die Geſetze der richtigen Vertheilung von Licht und Schatten (von Tag und Nacht) auf den darzuſtellenden Gegenſtänden, wodurch dieſe abgerundet erſcheinen, erforſcht zu haben.

---

*) Genau genommen zeichnete man hundert Jahre früher beſſer, wenigſtens ſorgfältiger, als die Giottesken thaten, wie man aus dem oben erwähnten Madonnenbilde Cimabue's in St. Maria novella zu Florenz ſehen kann, auf welchem ſogar Hände und Füße der Engel ein glückliches Naturſtudium zeigen.

**) So hatte er ſich die weißen Bäuche der meiſten Thiere ſinnreich erklärt.

Von Maſaccio's Werken ſind leider die meiſten zu Grunde gegangen; ſie waren alle religiöſen Inhalts, was durch die Geſtalten der zwölf Apoſtel, die man, je drei beiſammen, an der Decke wahrnimmt, angedeutet iſt. Von dem, was von ihm auf unſere Zeit gekommen, iſt das Bedeutendſte die Kapelle in S. Clemente in Rom, mit der in Fresko ausgeführten Geſchichte der heil. Katharina. Es iſt abgebildet, wie Maſaccio ſeine Entwürfe dazu dem Kardinale von S. Clemente vorzeigt. Auf dem zweiten Bilde der Kuppel ſehen wir ihn in der Kirche al Carmine in Florenz die Geſchichten des heil. Petrus malen, wobei ihm einige Carmelitermönche zuſehen. Dieſe Gemälde waren vornehmlich von jeher die hohe Schule der nachfolgenden Künſtler, und Raphael hat ganze Geſtalten daraus in ſeine Gemälde übertragen.

Die Bildniſſe ſeiner Zeitgenoſſen Fra Filippo, Aleſſo Baldovinetti, Andrea del Caſtagno und Antonio Pollajuolo ſind in den Bogenwinkeln angebracht.

Von tiefer und ſchöner Bedeutung iſt das Bild der Lunette. Wie das Mittelbild der Kuppel ſchon andeutete, daß die größten Künſtler in Maſaccio ihren Meiſter gefunden, ſo tritt nun ſein Charakter, die Kunſtbeſtrebung ſeiner Zeit in allgemeiner Bedeutung auf: die Quellen, aus denen er ſchöpfte, ſind die ewigen für die Kunſt aller Zeiten, wenn ſie nicht vertrocknen ſoll. Die Tafel in der Mitte des Bildes trägt die Inſchriften Animadversio und Intuitio, zu deutſch Ahnung und Anſchauung. Die beiden Bilder zur Seite führen dieſen Gedanken aus. Links ſehen wir den Künſtler, ſchlummernd, Traumgeſtalten ſteigen vom Himmel zu ihm hernieder. Das iſt die Ahnung, die Macht, die im Künſtler wirkt, ohne daß er ſie kennt, ohne daß er von ihr weiß, und die, wie der Traum, dem Geſetze des wachen Willens entzogen, in der Tiefe der Seele ſchlummert und ſchafft. Gegenüber ſehen wir den Künſtler vom Genius zum Himmel getragen, mit offenen Augen blickt er in den offenen Himmel. Das iſt die Anſchauung, das bewußte Erkennen des Gegenſtandes in ſeiner höchſten oder himmliſchen Wahrheit.

Siebente Loggia.

Pietro Vannucci della Pieve, genannt Perugino.

(geb. 1446, geſt. 1524).

Dieſe Loggia iſt dem Haupte der umbriſchen Schule, dem Meiſter Raphaels, Pietro von Perugia gewidmet. Sein Bildniß ſchmückt die Mitte der Kuppel. Die Bildnißgeſtalten von vier ſeiner ausgezeichneten Schüler, Pinturicchio, Sinibaldo, Giovanni lo Spagno und Bonfiglio, umgeben jenes auf Poſtamenten von Lotospflanzen. Meiſter Pietro's Kunſt zeichnet ſich nicht durch Fülle und Erhabenheit der Gedanken, Reichthum der Phantaſie, Mannigfaltigkeit der Anſchauungen und Formen aus; ſeine Göttinnen ſind: die Frömmigkeit (Pietas), die Keuſchheit (Caſtitas), die Wahrhaftigkeit (Veritas) und die Sinnigkeit (Contemplatio), welche wir in vier allegoriſchen Geſtalten an der Decke abgebildet erblicken.

Das, woran uns immer und vor allen Perugino's Name erinnern muß, iſt, daß er der Meiſter Raphael's war, den er faſt als Kind empfangen, mit väterlicher Liebe erzogen. Unter lieblichen Arabesken ſehen wir ihn (in der Lunette) dem glücklichen Knaben die erſten Lehren, und die bunten Morgenträume des künftigen Himmels geben.

Pax und Caritas, Friede und Liebe ſchützen dieſes heilige Bündniß, als deſſen ſegenreichſte Folgen wir jene innige, kindliche und darum ſo ergreifende Weiſe der Darſtellung in Raphaels frühern Werken mit Dank gegen den frommen Meiſter von Perugia erkennen. (F. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

2) Geſammelte Gedichte von Fr. Rückert. 2ter Band. Erlangen. Heyder. 1836.

3) Erbauliches und Beſchauliches aus dem Morgenlande. Von Fr. Rückert. Berlin. 1837. F. Dümmler.

Nicht bloß die Schönheit der einzelnen Dichtungen iſt es, was bei Rückert's Lyrik in Betracht kommt, ſondern auch der Charakter und die Bedeutung der ganzen Produktivität dieſes Mannes im Verhältniß zur Literatur und zur Nation. Wir haben uns über beide Umſtände bereits in Nro. 32 und Nro. 254 des Phönix vom vorigen Jahre ausgeſprochen. Blicke auf den zweiten Band ſeiner geſammelten Gedichte, in welchem größtentheils Blüthen aus ſeiner früheren Lebensperiode (von 1811 an) niedergelegt ſind, und auf das köſtliche Büchlein: „Erbauliches und Beſchauliches aus dem Morgenlande," welches ſich an die Spruchweisheit des Brahmanen anſchließt, werden unſere früher geäußerte Meinung noch deutlicher motiviren, der zufolge der eigenthümliche Zauber der Rückert'ſchen Produktivität in ihrer Unmittelbarkeit und Univerſalität liegt, und Rückert ſelbſt mehr denn ein bloßer Charakter in der Zeit, nämlich: der Abſchluß einer Literaturepoche iſt, deren Charakteriſtiſches er in reinſter Klarheit ſpiegelt. — Hauptſächlich in Bezug auf Letzteres verſchafft eine Ueberſicht des im 2ten Bande der geſammelten Gedichte aufbewahrten Materials, und eine Vergleichung der Jahreszahlen der Entſtehung einzelner Gedichte mit ſpäteren, welche in Gefühl oder Anſchauung mit dieſen früheren verwandt ſind, die Ueberzeugung von einem zu Grunde liegenden Charakter, welcher genau die Sphäre kennt, worin er ſich zu bewegen hat, welcher in ſeinen Kreis hereinzieht, was ihm zur Vollendung ſeines Lebens wichtig ſcheint, — denn nichts Geringeres, als ein ſolcher, iſt ſeine Sphäre, die jedes fremdartige Element auflöſt, das entweder mit der ſittlichen Nothwendigkeit, oder mit der äſthetiſchen Naturgemäßheit im Widerſpruche ſteht. Aus dieſem zugleich wirkt der Genius, in Begeiſterung und mit Mäßigung, die verſchiedenartigſt erſcheinenden Kunſtwerke, deren innerer Zuſammenhang nicht aus einzelnen Sympathien, ſondern aus der urſprünglichen Phyſiognomie des Charakters und dem ſich gleichbleibenden Princip zu erklären iſt. So klingt, (um ein Beiſpiel anzuführen) der Schluß des erſten Sonnets der [illegible] (1811) ſchon als Herold jener geharniſchten Kriegsgeſchwader von 1814, die zuerſt: „Waffen! Waffen!" dann: „Rache! Rache!" riefen, — ſo verkündet ſich in den zweihundertvierzehn Vierzeilen, welche in dieſem 2ten Bande enthalten ſind, dieſelbe mikrokosmiſche Kraft:

„nur Einzelnes zu ſehn,
doch alles Einzelne als Ganzes zu verſtehn,"

durch welche Rückert in der „Weisheit des Brahmanen" die ganze ſittliche Welt in ihren Beziehungen, Mannigfaltigkeiten und ſelbſtſtändig erſcheinenden Einzelheiten als ſchöne reproducirt hat; noch näher für's Auge liegt die Verwandtſchaft der Ghaſelen (1819—1822) zu den Makamen, zu Nal und Damajanti und andern in öſtliche Formen gekleidete Dichtungen Rückert's.

Indem die ganze nationale Eigenthümlichkeit eines deutſchen Dichters und die weltumſpannende Univerſalität der Poeſie überhaupt, die an keine Zone gebunden iſt, ſich in Rückert vereinigt finden, vindicirt ſeine Individualität der deutſchen Productivität jene univerſelle Kraft und Eigenſchaft der Poeſie, zur Ehre der Nation; und die von Jahr zu Jahr in neuen, immer weiteren Kreiſen ſich manifeſtirende Gewalt ſeines Genius ſpiegelt die immer mehr zu Tage kommende Aufgabe des deutſchen Volkes: das Erſte zu erſtehen im begeiſterten Wettkampfe, durch welchen die Völker endlich Ein Weltverſtändniß erringen werden.

Es bleibt uns nun, zur Hinweiſung für unſre Leſer, nur noch übrig, das Material des 2ten Bandes der geſammelten Gedichte R's zu ſpecificiren. Sonnette: Aprilreisblätter (1811), in denen das Gemüth, das die geharniſchten Sonnette entdonnerte, unter ſchweren Wolkenſchatten hervorblickt, zum Theil ſchon (S. 167—173) dumpf grollt. Hier finden ſich auch Nachträge zu den geh. Sonnetten, die bei der erſten Auflage (1814) ungedruckt geblieben waren, und zu den vaterländiſchen Gedichten (1817) nebſt Sonnetten vermiſchten Inhalts. — Agnes Todtenfeier und Maigruß an die Neugeneſene (1812) nebſt lyriſchen Zugaben, die den Cyclus abrunden. — Geharniſchte Sonnette (1814), nebſt einer zeitgemäßen Auswahl aus den kriegeriſchen Spott- und Ehrenliedern, die mit einem rührenden Widerrufe des von edlem vaterländiſchem Zorne entſproſſen Liedes eines fränkiſchen Mädchens ſchließen. — Der (in Frankfurt a. M. zuerſt gedruckte) liebliche idylliſche Sonnettenkranz: Amaryllis, ein Sommer auf dem Lande, mit köſtlichen, kleinen lyriſchen Gedichten, die den duftigſten Blumen des Liebesfrühlings zu vergleichen, als Zugabe. — Den Sonnetten folgen nun die zahlreichen, italiäniſchen Gedichte (S. 201—237), — wobei zu bemerken iſt, daß einzelne italiäniſche Gedichte auch in andern Rubriken vertheilt ſind, und daß die Ritornelle von Ariccia (1817) eine eigene Abtheilung bilden (S. 363—383), — die Octaven und verwandten Formen. Dann eröffnet ſich uns der Schatz der Diſtichen (275—303), zum kleinen Theil Uebertragungen aus antiken Originalen; hier findet ſich auch das ſchöne Denkmal der Gaſtfreundſchaft: Rodach (S. 233—237) das allerliebſte Abendgeſpräch im Walde (S. 284), die Elegie an die Nacht (286—287). Den hundert Sicilianen und neun Ueberſetzungen aus dem Sicilianiſchen folgen die Ritornelle, wobei hundert aus Ariccia (1817). Daran ſchließen ſich die Vierzeilen, deren Anhang: (ſechzehn aus dem Perſiſchen) den Uebergang zu den Ghaſelen (I. und II. Mewlana Dſchelaleddin Rumi, 1819, III. 1822) vermittelt, in welchen die Begeiſterung der Liebe, der Andacht zum Schluß als Opferfeuer auflammt:

(„wo die glänzenden Zinnen ragen,
über denen die Sonnen tagen,
an die die Pforten der Ewigkeit, wo
der Unendlichkeit Wogen ſchlagen, ꝛc.“ S. 502.
„Preis dir allgewaltige
Liebe, vielgeſtaltige! ꝛc.“ 503).

Die „Perſerin, ein geſprächiges Kind, die ſich vom Frühlingswinde die Räthſel der Blumen läßt deuten“ und „die bräunliche Araberin, mit muthigem Blicke, mit feurigem Sinn, an ſinnlicher Fülle der Griechin gleich, doch an Empfindung wärmer, an Kraft und Anmuth noch einmal ſo reich, und nur an Maaß und an Beſonnenheit ärmer“ ſind die „neuen Liebſchaften,“ denen in dem Büchlein: Erbauliches und Beſchauliches aus dem Morgenlande gehuldigt wird. Hier tritt die Spruchweisheit in ihr Recht, die vom Himmel die Sterne, von der Erde alle Schönheit pflückt, und in der Bedeutung ſo ſüßer Beute die ſüßeſten Düfte findet im einſamen Gemache, wie in der ſtillen unendlichen Einſamkeit der offnen Fläche. Bald hüllt ſie ſich in das einfache Linnengewand der Parabel, und ſchürzt es in faſt antiken Draperieen, noch öfter in die phantaſtiſche des Mährchens und der Ballade, und breitet den grünen, golddurchwirkten Mantel über den Spiegel des Koran's, deſſen Geiſter und Nymphen ihn tragen, und bald ewig heiteren, bald ernſten Antlitzes unter den emporgeſchlagenen Enden hervorblicken.

Feuilleton.

⁂ Bewegung der Population in Frankreich und London. — Lord Nugent machte in einer Sitzung der britiſchen Aſſociation zu Briſtol Herrn C. Dupin die Bemerkung, daß, während die Bevölkerung in Frankreich notoriſch zunehme, die Zahl der Geburten ſtationair zu ſein ſcheine. Baron Dupin meint nun, dies ſei Wirkung der Fortſchritte der Civiliſation; — weniger Kinder würden geboren, aber es ſtürben deren auch weniger. Herr Porter beſtätigte dieſes letztere Datum durch folgende Angaben aus den Mortalitätsliſten von London.

Es ſtarben vor dem 20ſten Lebensjahre:

Von 1751—1760	$51\frac{4}{5}$	von 100.
„ 1761—1770	$50\frac{2}{5}$	„ „
„ 1771—1780	$50\frac{1}{5}$	„ „
„ 1781—1790	$49\frac{2}{5}$	„ „
„ 1791—1800	$49\frac{4}{5}$	„ „
„ 1801—1810	$47\frac{1}{5}$	„ „
„ 1811—1820	$48\frac{3}{10}$	„ „
„ 1821—1830	$46\frac{2}{5}$	„ „
„ 1831—1835	$43\frac{1}{5}$	„ „

	Geburten:	Trauungen:	Todesfälle:
Von 1796*)—1800 ..	1 auf 36.	1 auf 45.	1 auf 133.
„ 1806—1810 ...	1 „ 38.	1 „ 49.	1 „ 121.
„ 1826—1830 ...	1 „ 34.	1 „ 51.	1 „ 136.

⁂ Zwei franzöſiſche Dichterinnen. — In den Pariſer Salons ſoll jetzt viel die Rede ſein von den „Rêves d'une jeune fille.“ Dieſes junge Mädchen iſt Mlle. Eliſe Moreau, aus einem Dorfe bei Niort gebürtig. Im 15ten Jahre kam ihr zufällig Racine's „Phädra“ zur Hand, und erweckte ihr poetiſches Talent, deſſen Blüthen uns in jenen Träumen dargeboten werden. — Eine der geſuchteſten Gedichtſammlungen iſt indeß die kürzlich von Mad. Anaïs Ségalas herausgegebene, die den Titel führt: „Oiseaux de passage.“

⁂ Hemmung der Sklavenverſchiffung. — Es iſt erfreulich zu leſen, daß der engliſche Marine-Lieutenant Campbell, welcher den Buzzard commandirt, vom 17. Dez. 1834 bis zum Juli v. J. an der weſtafrikaniſchen Küſte nicht weniger als neun Sklavenſchiffe genommen, die mit 3000 Negern beladen waren! Alle, mit Ausnahme von zweien, ſegelten unter ſpaniſcher Flagge! —

⁂ Ruſſiſche Kunſtausſtellung in Petersburg von 1836. — Sie enthielt 550 Nummern. Unter den hiſtoriſchen Bildern zeichneten ſich Compoſitionen von Golczew, Scotti, Demidow und Tſchernigow aus; ſchöne Landſchaften waren da von Nojew, Kügelgen, Lebedew; Porträts von Krüger, Raff, Kuprenſky, Orlow, Turanow und Bluchart.

⁂ Auch in Meiningen hat ſich ein Kunſtverein gebildet, zwar vorläufig nur beſchränkt auf Gegenſtände des Stichs und der Lithographie, doch wird er bei wachſenden Kräften Gemälde nicht ausſchließen. Nach dem Betrage des Kaſſenbeſtandes werden durch einen kunſtverſtändigen Ausſchuß werthvolle Gegenſtände angekauft und an die Mitglieder verlooſt.

---

*) So glauben wir die im Athenäum angegebene Zahl 1697 berichtigen zu dürfen.

№ 18. 1837.

Phönix.

Samſtag, 21. Januar.

Ludwig Devrient's Anfangsſtudien.

(Fortſetzung).

Überraſcht ward er durch ſich ſelbſt, als er unwillkührlich in ſeiner Stimme das Organ des Predigers wiederzufinden glaubte. Er verfolgte im Eifer der Beredſamkeit die ſeinem Gedächtniſſe noch vorſchwebende letzte Predigt; Gedanken und Worte des Redners miſchten ſich mit ſeinem Texte über Gott und die ihn umgebende Natur, — die Stimme verſtärkte ſich immer mehr und mehr, ſie brach, ihm ſelbſt unbewußt, endlich ſogar in das Geſchrei ſeines Vorbildes aus, bei den Worten: „Gott! Vater! Himmel! Erbarmer der Welt!“ u. ſ. w. aus, und er verwunderte ſich nicht wenig über ſein treffliches Imitationstalent. Zugleich ſtieg der Gedanke wie im Fluge in ihm auf, daß er zum Kanzelredner geboren ſein müſſe, und ihm daher deßwegen die trocknen, monotonen und geiſtloſen Vorträge der Lehrer bisher ſo mißfallen hätten.

Seit dieſer Erkenntniß ekelte ihn der Schulbeſuch noch mehr an, und er ſann Tag und Nacht darauf, wie er ſich dieſes ihm ſo läſtigen Zwanges enthöbe.

Zunächſt trug er des andern Tages ein Paar der ihm am entbehrlichſten dünkenden Schulbücher zu einem Antiquare, ſich dafür paſſendere einzuhandeln. Er legte vier Groſchen darauf und acquirirte dagegen ein deklamatoriſches Leſebuch und Gellert's Gedichte.

Durch letztere ging ihm eine ganz neue Welt auf, das Metriſche, was er bisher nicht kannte, entzückte und begeiſterte ihn ſo, daß er bald die Stücke, welche ihm beſonders zuſagten, auswendig wußte.

Er eilte mit ſeinem gemachten Fund in das Freie hinaus; hier ward der ſteinerne Rednerſtuhl wieder beſtiegen und der Knabe fand zu ſeiner Freude, daß ſich die geſprochenen Verſe doch ganz anders ausnähmen, als die ihm bisher bekannt geweſene Proſa. — Er ſchwamm in einem Meere von Wonne, bei Herſagung der ſchönen Gellert'ſchen zum Herzen ſprechenden Reime, und nicht ſelten geſah es, daß er, von innerer Rührung unterbrochen, ſeine Deklamationsübungen einſtellen mußte. Thränen ergoſſen ſich aus ſeinen Augen und begleiteten ihn nach Hauſe, ſo, daß ſeine beſorgten Angehörigen ihn mehrmals darüber zur Rede ſetzten, die er jedoch durch allerlei Ausflüchte und Vorwände ſtets zu beruhigen wußte.

Damit ſein ſtilles Gemüthsleben aber ja nicht verrathen, und durch etwaige Einſchreitungen von Seiten der Ältern oder Lehrer getrübt würde, nahm er ſich von jetzt an vor, mehr als jemals ſeinen Schulſtudien fleißig obzuliegen, was auch von ſeinen Vorgeſetzten mit Freuden wahrgenommen ward. — Devrient verſicherte mich, daß es ihm in reifern Jahren noch als ein Räthſel vorgekommen ſei, wie dieſer anfangs affektirte Fleiß zu einem wirklichen ſich umgeſtaltet, er mit Liebe, und ohne die bisherige große Anſtrengung dem Erlernen trockener Wiſſenſchaften ſich hingegeben, und die Schulſtunden von jetzt an gern und fleißig beſucht habe. Ein gewaltiger Sporn, meinte er, mochte wohl die ihm bewußt werdende Ausſicht und Hoffnung geweſen ſein, nach vollendeten Schulſtunden auf's Neue und ungeſtört ſeinen lieben poetiſchen Genüſſen ſich hingeben zu dürfen.

Gellert's Gedicht, „der Reiſende“ benannt, das mit den Worten anfängt:

„Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus bei ungeſtümem Wetter
Um ſtille Luft und Sonnenſchein ꝛc.

war es beſonders, was den kleinen Deklamator anſprach, und was er nicht oft genug repetiren konnte.

Er fühlte aber auf einmal den Trieb, ſich auch Andern mitzutheilen, und ein ihm befreundeter Knabe war es, der, als er ihm ſeine vorzüglichſten Gedichte vordeklamirte, ihn auf ſein großes Talent, deſſen er ſich nicht bewußt war, aufmerkſam machte.

„Höre!“ ſprach dieſer um ein Paar Jahre ältere Schulkamerad, „du biſt mehr, als du ſelber weißt, das will ich dir beweiſen! Deklamire mir gleich noch einmal „den Reiſenden.““

Unſer kleiner Ludwig ſtellte ſich auf ſeine ſteinerne Katheder und legte los. Unterdeſſen hatte ſein Freund ein Buch aus der Taſche gezogen, und ſchien darin die Worte des Deklamators nachzuleſen. Nach Beendigung des Gedichts fiel ihm jener aber um den Hals und rief: „Du biſt ein Mordkerl! Gerade ſo Wort für Wort, wie es im Buche ſteht!“

„Nun, natürlich,“ ſagte dieſer, „weil ich's ganz auswendig gelernt habe.“

„Nein,“ ſprach der Freund, „weil's auch ganz richtig iſt, wie's daſteht.“ Es ergab ſich nun nach gegenſeitigen Mittheilungen folgendes Reſultat.

Devrient hatte das zweite, bei dem Antiquare gekaufte Buch, was eine Anweiſung zur Deklamation enthielt, ohne in daſſelbe hineinzublicken, ſogleich nach dem Kaufe ſeinem Freunde auf deſſen Erſuchen geliehen. Es enthielt nach Art und Weiſe der Solbrig'ſchen und Kerndörffer'ſchen Lehrbücher viele Muſterbeiſpiele deklamatoriſcher Aufgaben, mit Hinzufügung von Zeichen über den Worten, als Leitfaden richtiger Betonung der Sylben und ſonſtige Winke zum regelrechten deklamatoriſchen Vortrage.

Der kleine Rezenſent fand nun, daß ſein Freund ganz ſo ſprach, wie es im Buche angedeutet, und er den Ausdruck jeder Stelle, die Accentuation jedes Wortes richtig getroffen, ohne in das Werk hineingeſehen zu haben.

„Du biſt ein Mordkerl!“ rief er nochmals. „Und warum? das ſollſt du gleich hören. — Da, lies einmal, was hier mit großmächtigen Buchſtaben vorne gedruckt ſteht.“

(Er meinte die Vorrede).

Der junge Devrient las ungefähr Folgendes:

„Es gibt allerdings junge Leute, obwohl ſie höchſt ſelten angetroffen werden möchten, in deren Innerm ſchon ein ſo richtiges Verſtändniß des vorzutragenden Gedichtes ruht, daß ſie alle der hier gegebenen Fingerzeige nicht bedürfen. Für dieſe jungen poetiſchen Genie's iſt mein Buch nicht beſtimmt. Aber prüfe ſich auch ein jeder wohl, daß er ſich nicht überſchäze; denn wie geſagt, dieſe Fälle ſind höchſt ſelten.“

„Du biſt ein Mordkerl! Ein poetiſches Genie!“ brüllte der Kleine zum dritten Male; „ich habe dich geprüft, du brauchſt das Buch nicht, ſchenke es mir, ich will's weiter ſtudiren, vielleicht gelingt mir's doch noch; denn troz aller Zeichen konnte ich die Worte doch nicht ſo herausbringen, wie du ſie ohne das Buch herausgebracht haſt. O ſchenke es mir Ludwig! Da, nimm dafür das große Stück Zwiebelkuchen, das mir meine Mutter zum Vesperſtück geſchenkt hat!“ —

Der junge Ludwig nahm den Zwiebelkuchen, verzehrte ihn mit großer Behaglichkeit, und überließ dafür dem Freunde das Buch.

Devrient bekannte, daß ſeit dieſer Zeit ein großes Selbſtvertrauen ihn erfüllt, und ſich von Tag zu Tag dadurch geſteigert habe, wie er einſehen gelernt, daß andere Knaben, die ſich in deklamatoriſchen Vorträgen verſuchten, nicht nur ſo weit hinter ihm zurückblieben, ſondern ein gänzliches Ungeſchick darin verriethen.

(Fortſ. folgt).

Die kunſtgeſchichtlichen Loggien in der Pinakothek zu München.

(Fortſetzung).

Achte Loggia.

Vorgänger und Zeitgenoſſen Raphael's.

Betrachten wir die Bilder der Decke, ſo erkennen wir die Geſtalten einzelner Künſtler zwiſchen mythologiſchen Darſtellungen. Hier bildet Prometheus verſtändig den gottähnlichen Menſchen, Minerva beſeelt ihn durch die Pſyche; dort meißelt Pygmalion ſein Ideal mit ſo inniger Liebe, daß die Göttin der Liebe es ihm durch die Pſyche verwirklicht; die Geburt der Venus, wie die der Minerva, ſehen wir gegenüber. Die Künſtlergeſtalten aber ſind A. Mantegna (Paduaner, von 1430—1506), zwiſchen der alten Naturgottheit, der Diana von Epheſus und Bruchſtücken antiker Kunſt (wodurch ſeine Doppelrichtung auf Naturwahrheit und antike Form bezeichnet wird); Domenico Ghirlandajo (Florentiner, von 1451—1495), Luca Signorelli (aus Cortona, von 1440—1521) und Andrea del Sarto (Florentiner, von 1488—1530) leztere drei in Geſellſchaft von Amoretten, die ihnen Licht und Lehre geben.

Setzen wir nun beide Darſtellungen in Verbindung, ſo wird die Deutung nicht ſchwer, daß nachdem die Kunſt mit beſonnenem Verſtande und mit glühender Liebe ihre Geſtalten zu bilden gelernt hatte, auch Geiſt und Schönheit geboren werden mußten, ein unvergängliches Leben ihnen zu ſchenken Das war die Aufgabe jener reichbegabten Geiſter, deren Namen den Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts verherrlichen. — Am umfaſſendſten löſten ſie Luca Signorelli in ſeinem jüngſten Gericht zu Orvieto; darauf bezieht ſich das Bild der Lunette, auf welchem der Künſtler abgebildet iſt, wie ihm die Seligen jenes großen Tags im Geiſte erſcheinen.

Neunte Loggia.

Leonardo da Vinci (geb. 1452, geſt. 1519).

Waren die verſchiedenen Kunſtbeſtrebungen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert an einzelne Geiſter gewiſſermaßen vertheilt, ſo daß der Eine das Gebiet der Anſchauungen erweiterte, während der Andere nach angemeſſener Form ſuchte, ein Dritter die Gemüthszuſtände erforſchte, ein Vierter die Geſetze der Erſcheinung u. ſ. w., ſo ſehen wir nun an einen großen Genius den Beruf gegeben, alle Aufgaben der Kunſt zuſammenzufaſſen und den Weg zu ihrer Löſung zu zeigen und zu bahnen. Dieſer große und glückliche Genius war Leonardo da Vinci, der natürliche Sohn eines Florentiniſchen Bürgers, in der Malerei Schüler des Andrea Verrocchio und der Florentiniſchen, ſo wie Stifter der Mailändiſchen Schule.

Ausgezeichnet durch einen ſcharfen, unabläſſig-forſchenden, muthigen Geiſt, der ſich eben ſo über die drei bildenden Künſte, als über Mathematik, Mechanik, Hydroſtatik, Muſik und Poeſie verbreitete, durch Schönheit und Gewandtheit des Körpers, ſo daß er der beſte Fechter, Reiter und Tänzer war, war er von ſolcher Anmuth der Seele, daß er Allen, Hohen wie Niedern angenehm war, und Freund und Vertrauter von Fürſten ward. Außer vielen Kunſtwerken exiſtiren auch noch wiſſenſchaftliche Abhandlungen von ihm, von denen die bedeutendſte der Traktat über die Malerei iſt, in welchem er ſeine Forſchungen über die Mittel der Darſtellung niedergelegt. Man kann von ihm ſagen, daß, ſo wie er der erſte war, der die Geſammtaufgaben der Kunſt mit hellen Blicken überſah, auch keiner gleich ihm an die Löſung derſelben mit gleich heiligem Ernſte gegangen, ſo daß ſein bedeutendſtes Werk, das Abendmahl in Sta. Maria delle Grazie in Mailand zugleich das würdigſte Denkmal der vollendeten chriſtlichen Kunſt iſt.

Nach dieſem wird die Deutung der Deckenbilder nicht ſehr ſchwer werden. Der Sonnengott, in der Mitte, umkreiſ't die Erde, und ſeinem Blicke iſt nichts verborgen, zu ſeinen Füßen liegt der Okeanos, das Sinnbild des ſtets bewegten, ewig neugeſtaltenden Geiſtes. Der Thierkreis, der mit ſeinen Sonnen den Himmel bezeichnet, führt uns auf Leonardo's Fernſicht und ſeine mathematiſch-aſtronomiſchen Studien, die bunten Arabesken daneben auf ſein Erforſchen der ihn umgebenden Erdennatur. Seine Beſtrebungen nach Erkenntniß des menſchlichen Geiſtes bezeichnen vier mythologiſche Bilder, als ſymboliſche Darſtellungen der vier Temperamente, und zwar der Gott des Weinſtocks, Bacchus mit Ariadne, als ſanguiniſches, Jupiter mit der in ſeinen Flammen verbrennenden Semele, als choleriſches, die von Latona in Fröſche verwandelten Bauern, als das feuchte, phlegmatiſche, und endlich Pluto mit Proſerpina, als das melancholiſche Temperament. Die Bildniſſe der beiden vorzüglichſten Schüler Leonardo's, Bernardino Luini's und Marco d'Oggione's ſchmücken noch die Kuppel außer zweien Bildern, in denen der Meiſter einmal als Lehrer unter ſeinen Schülern und ein andermal im Porträtmalen dargeſtellt iſt, bei welcher Gelegenheit er ſtets dem Sitzenden muſikaliſche oder andere Unterhaltung gewährte, um ihn in eine natürlich heitere Stimmung zu verſetzen.

Die Porträts in den Bogenwinkeln ſind die der Florentiniſchen Zeitgenoſſen Leonardo's, Giacomo da Pantormo, Fra Bartolomeo, Lorenzo di Credi und Andrea del Sarto.

Zwei Szenen, zwiſchen denen das Erdenleben ſich bewegt, ſind hier aus dem Leonardo's gegeben. Links ſehen wir ihn geboren; die Geberin der Weisheit, Minerva und die Spenderinnen der Anmuth, die Grazien, überſchütten das neugeborne Kind mit ihren Geſchenken. Rechts ſtirbt der edle Greis (nach einer freilich ungegründeten, jedoch von Vaſari erzählten Anekdote), zu St. Cloud in den Armen ſeines königlichen Freundes, Franz I. von Frankreich. (J. f.)

Literatur! Wer kauft?

Es iſt etwas Ergötzliches um dieſes Gedrange im Monat December. Nicht in den Kirchen, denn da frore es die Leute; nicht auf der Eisbahn, denn dieſe iſt kaum ſchon da; nicht in den Sitzungen der Gerichtshöfe, denn dieſe ſind regelmäßig geheim; und ebenſowenig in den Maskenſälen, denn dieſe erwarten erſt ihr Auferſtehungsfeſt um die Zeit des Carnevals. Nein, in den Spalten unſerer Zeitungen, worin andere Zeitungen ihr Fortleben auch für das nächſte Jahr verkündigen, wie bei einem Feſtungsſturme Kämpfer auf Kämpfern ſtehen und nach den Zinnen ſtreben.

Jetzt, wo Alles in Frage geſtellt wird, kann billiger Weiſe die Fortdauer einer Zeitung auf kein beſſeres Schickſal Anſpruch machen. Sie ſagt alſo: „Ich werde wieder kommen; ich war euch bisher Dies und Das und werde Dies und Das euch in's Künftige ſein.“ Die Menſchen ſind vergeßlich, verwechſeln leicht, und werden, gerade ihrer Unbeſtimmtheit wegen, kurzweg beſtimmt. Eine Phraſe, ein Klang, ein Hauch rücken den Zeiger ihres Willens. Darum nehmt's mit der Phraſe, dem Klange, dem Hauche nicht ſo genau, der an jenem Zeiger zu rücken ſucht, weil von einer größeren oder kleineren Geſammtheit ſolcher Willen am Ende die ganze Unternehmung abhängt!

Aber — est modus in rebus, und widerwärtig wirkt es, wenn man das Maaß in häßlichem, ſumpfigen Aufgähren, mit bunten, platzenden Blaſen aus ſeinen Gränzen treten ſieht. Spreche der Redakteur oder ſpreche der Verleger, — beide ſind dem Wahren und Schönen, was ihre Blätter bringen ſollen, mehr als eine fade und übertriebene Anpreiſung jenes Wahren und Schönen ſchuldig. Vor dem Tempel, in welchem eine praxiteliſche Venus oder die Grazie wohnt, nimmt ſich der Hanswurſt ſchlecht aus, und der Cacadu, der im Blechreife ſeine Purzelbäume ſchlägt, und die geſchminkte, mit Glasperlen überladene Frauensperſon, welche, verliebten, lüſternen Auges, zum Beſuche der hehren Göttin einladet. Dem Wilden, der das Huhn lebendig aufißt, oder der Affenkomödie, oder der Menagerie, oder dem wandernden Arzneiverkäufer, oder der Zwergin, oder der Rieſin, gebühren ſolche Thürhüter, Tempelwächter, Herolde und Ehrengardiſten. Selbſt die gefällige Unterhaltung, das ſpielend Anſprechende ſollte ſich nicht mit ihnen in eine Gemeinſchaft ſetzen, welche das Gemein zum Haupttheile dieſes Wortes macht.

Aber läßt ſich hoffen, gegen die eben gerügte Art oder Unart mit Erfolg Etwas auszurichten? Nein! Gewiß nicht! Aber ſie wird ſich abnützen, wie die Zeit der Hofnarren und der Leichencarmina, der Portechaiſen und der Allongeperücken ſich abgenützt hat. Man wird von Zeitungen, welche ſo geprieſen werden, ſich wegwenden, wie man von Menſchen ſich wendet, welche allzuſehr von eau de mille fleurs duften. Die Phraſen: „Dieſes, mit dem allgemeinſten Beifall aufgenommene Werk,“ „in den weiteſten Kreiſen,“ „das immer ſteigende Intereſſe,“ „dieſe ausgezeichnete, literariſche Erſcheinung,“ „keine Opfer zu ſcheuen,“ „der berühmte Herausgeber,“ „ſein ſcharfer Kiel,“ „Leſerkreis von Steierland bis Feuerland, von Stargart bis Stuttgart,“ „pikanteſter und mannigfaltigſter Stoff,“ „Novellen, Novelletten, Novellettini's und Novellettinelli's,“ „treffliche Originalaufſätze und intereſſante Bilderreihen,“ „im nächſten Jahrgange noch reichlicher,“ — dieſe und ähnliche Phraſen werden wie ſtumpfe Lettern über Kurz oder Lang bei Seite gelegt und als Blei verkauft werden, was ſie auch immer nur geweſen ſind. Die Redensarten: „Wir dürfen verſprechen,“ oder „wir werden im Stande ſein,“ oder „wir glauben nicht umſonſt die Hoffnung zu hegen,“ für welche ein Juriſt nie etwas und jeder andere Prüfende etwas nie gab, werden dann fallen, wie der Purpurmantel mit dem Fiesko fiel. Die Preis-Eskamotagen, wobei man 2 oder 3 gefalzte Bogen ruhmredig „eine Lieferung“ nennt, die Bilderchen, welche artiſtiſche Beilagen, und die Melodieen, welche Muſik heißen, ſinken dann auch zu Boden, aber hoffentlich nicht, wie das Akazienlaub im Herbſte, an völlig nachlaſſender Natur, ſondern wie das Eichenlaub im Frühlinge, an rüſtig nachdringenden Kräften.

Ich war im Vorſtehenden ſo discret, wie die Protokolle mancher deutſchen Ständeverſammlung. Ich habe keine Namen genannt. Indem ich aber

Die

Wiener Theaterzeitung

und

das Originalblatt

für Kunſt, Literatur, Muſik, Mode und geſelliges Leben betreffend,

in's Auge faſſe, läuft ſelbſt in der Feder, womit ich ſchreibe, die Galle als Galläpfeldecoct mir über, und der Name ſteht da. Striche darunter, welche man als kritiſche Stöcke nehmen kann, zum Durchbläuen, oder als unendliche Gedankenſtriche, oder als chineſiſche Mauern, womit ich eine barbariſche Zudringlichkeit mir vom Halſe ſchaffen will, oder als ſonſt was.

Mich verdrießt nicht, daß die Wiener Theaterzeitung durch Inſerate, welche Blätter füllen, wie ein neugebornes Kind die vier Wände, die vier Weltgegenden anſchreit; aber mich verdrießt, daß dieſe Inſerate ſo gar nichts enthalten, was intereſſiren könnte, z. B. ein neues Eſſigrecept oder ein Mittel, die Wanzen zu vertilgen. Denn ich will lieber einen nicht ganz niedlichen Pantoffel von friſchem Juchtenleder einigemal küſſen, als einem ſtundenlangen Sich-ſelbſt-Küſſen der renommirteſten oder renommirendſten Schönheit zuſehen.

Unter der Überſchrift: „Ein intereſſantes Journal betreffend,“ brachte die außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 14ten December 1836 eine Lobpreiſung der Wiener Theaterzeitung. Die ſchöne Phraſe: „etwas Günſtiges verlautbaren zu können,“ kommt gleich in den erſten Zeilen vor; dann erfährt der Leſer, daß die Wiener Theaterzeitung nun ſchon dreißig Jahre exiſtire, daß ſie „die älteſte belletriſtiſche Zeitung“ ſei, (was nicht wahr iſt, denn der Freimüthige z. B. hat mit dem Jahre 1837 ſeinen 35ſten Jahrgang angetreten), daß ſie „in vielen tauſend Exemplaren“ gehalten ſei, daß ſie aber deshalb nicht glauben wolle, „ſie bedürfe auch für die Folge keiner andern Mittel, als der gewöhnlichen;“ daß ſie „alle geiſtvollen Schriftſteller Deutſchlands aufgerufen,“ daß ihr Ruf „Folge erhalten,“ daß ſie aber auch „ungewöhnliche Honorare in Gold“ feſtgeſetzt u. dgl. Komiſch ſind dabei die Ausdrücke, daß ſie „immer beſſere (!) Talente anſporne,“ als ob ein Talent ein Pferd oder der Eifer eines Schulknaben wäre, und daß ſie durch jene Honorare in Gold „die Beſtrebungen glänzender Schriftſteller reichlich belohne,“ während doch regelmäßig nur *Leiſtungen* und nicht blos *Beſtrebungen* unter den Begriff Geldeswerth gezählt ſind. Dann kommt, ganz in dem Styl, wie eine Güterlotterie und der dabei mögliche Gewinnſt detaillirt wird, eine Aufzählung der Prämien. Nachher werden Dichter genannt, gewiſſermaßen als Proben des poetiſchen Weinlagers, was die Wiener Theaterzeitung weniger *hat*, als ſich anlegen *will*. Leopold Schefer's Namen iſt dabei ſo geſchrieben, als ob er ein fauler Schäfer wäre.

Spätere Stellen beſagen: „Das Intereſſe ihres Inhalts hat ſich ungemein geſteigert. Aus allen Gegenden (allen Gegenden!) Deutſchlands hat ſie Correſpondenten gewonnen. Längſt ſchon iſt ſie das Blatt aller Neuigkeiten (das Blatt aller Neuigkeiten! — Wie geſchmacklos!) für die gebildete Welt. Im Gebiete der ſchönen Künſte hat ſie immer das Neueſte berichtet. Mit der neueſten Literatur iſt ſie immer à jour. Das ſchöne Geſchlecht weiß ſie durch wunderartige (!) Erzählungen und Novellen, durch Witzſpiele u. ſ. w. zu vergnügen. Für das Theater, für die Muſik iſt ſie ein Centralblatt. Daher wird ſie auch in allen guten Familien (ſind alſo noch nicht abonnirte ſchlechte?), in allen Leſevereinen gehalten, und es gehört gewiſſermaßen (alſo doch nur gewiſſermaßen!) zum guten Ton, die Wiener Theaterzeitung mit in ſeinen Journal-Zirkel aufzunehmen. Beſondern Reiz gewähret ſie den von großen Städten entfernt lebenden Perſonen. Sie erfahren durch ſie, Tag für Tag (das Blatt erſcheint nur *fünfmal* in der Woche!), was in den bedeutendſten Reſidenzen und andern namhaften Orten Wichtiges und Intereſſantes vorfällt. Sie bringt in ihrem „Bunten aus der Zeit“ immer die Eſſenz des Pikanteſten (alſo gewiſſermaßen den Superlativ des Superlativ's!), Auffallendſten und Neueſten und mit einer Schnelligkeit, dergleichen in (ſollte heißen: bei) keinem (iſt vergeſſen: andern) Journal vorkommt.“

Unterzeichnet iſt die Annonce nicht vom Verleger, ſondern von einem myſtiſchen Buchſtabenpaare: D. M., was duo mundi (zwei Welten) heißen könnte, oder Doktor Magiſter, denke mein, donnez-moi u. dgl.

Unmittelbar folgt dem D. M. eine Note, worin wiederkäuend abermals die Vorzüge der Theaterzeitung — („Alles, Alles beſpricht ſie in ihren Spalten“) — exponirt werden, und in welcher Note auch einer Kleinigkeit, des Anſchaffungspreiſes, Erwähnung geſchieht.

Dieſer Text und dieſe Note, als eine Art Nord- und Südamerika enormen Lobes, vermittelt durch das D. M., als einer Art Landenge von Panama, ſchienen genügend. Doch nein! Die außerordentliche Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 15. December — alſo vom Tage darauf — brachte „*Statt* einer Ankündigung“ (was aber nicht wahr iſt, denn die Ankündigung kam nach) die Urtheile von Journalen über die Wiener Theaterzeitung. Da ſchlingen die „Abendzeitung,“ das „Morgenblatt,“ das „Converſationsblatt,“ die „Brünner Zeitung,“ die „Prager Zeitung“ und der „Bote von und für Tyrol“ den Reigen; „Luna“ ſchimmert darein; der „Leipziger Planet“ zieht ſeine Kreiſe drum; „der Freimüthige“ rühmt freimüthig, und „gemeinnützige Blätter“ werfen ſich darauf, wie der Reitknecht ſich auf den Herrn Rittmeiſter wirft, ihn vor feindlichen Hieben zu ſchützen. Dabei entwickeln dieſe Journale, beſonders das „Converſationsblatt“ und der „Planet,“ eine Kenntniß von den privateſten Verhältniſſen der Theaterzeitung, die an das Wunderbare grenzen würde, wenn nicht auch ſolche anſcheinende Wunder ihre Löſung längſt gefunden hätten.

Wer die Jahre 1837 und 1838 praenumerando kauft, erhält den Jahrgang 1839 gratis! Aber auch noch andere Einrichtungen finden Statt, — alle zum Vortheile des Leſers.

Karl Buchner.

Notizen.

*** *Plaſtik.* — *Thorwaldſen* in Rom arbeitet für den Kronprinzen von Baiern eine Statue: *Konradin von Schwaben*, aus, und hat ein Basrelief: *Hektor's Abſchied*, vollendet.

Der Bildhauer *Scholl* (jun.) in Darmſtadt hat den Auftrag erhalten, für Homburg zwei Statuen: *die heilige Eliſabeth* und *die Hoffnung*, zu arbeiten.

*** *Das Organ des deutſchen Buchhandels*, welches gewiſſermaßen eine Oppoſition zu dem Leipziger Börſenblatte bildet, und von *Burchhardt* mit Umſicht redigirt wird, erſcheint auch im neuen Jahre in Berlin bei Kramer.

*** Der Componiſt des „*Dorfbarbiers*,“ Johann *Schenk*, ſtarb am 29 Dec. v. J. in Wien.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 19. 1837.

Phönix.

Montag, 23. Januar.

Neue Bruchſtücke von Fr. Rückert.

9.

Des Ruhmes Garten wird nie blumenleer gepflückt,
Wie mancher ſich daraus mit Kränzen ſchon geſchmückt.

An jeder Stelle, wo ein Jüngſter Schönes brach,
Wächſt gleich ein Schöneres für einen Jüngern nach.

10.

Mit meinen Söhnen ging ich wandernd über Land,
Und es war wunderbar, wie ich mich da empfand.

So reizend zweifelhaft war es mir nie erſchienen,
Ob ich ihr Führer ſei, ob ſelbſt geführet von ihnen.

Sie mögen nun ſo fort ſtets unbedürft'ger ſchreiten
Und fähiger, mich gern bedürfenden zu leiten.

11.

Es ärgerte mich wohl, daß von den braunen Haaren
So viel ſeit ein'ger Zeit mir grau geworden waren.

Nun aber freu' ich mich, daß bei den grauen doch
So viele braune ſind geblieben immer noch.

Und wann die grauen nun die braunen überwiegen,
Wird es mich endlich freu'n, ein reines Grau zu kriegen.

Als Knabe betet' ich, und jetzo wird es wahr:
„Gib, daß ich tragen mag mit Ehren graues Haar!“

Ludwig Devrient's Anfangsſtudien.

(Fortſetzung).

Der ebenerwähnte kleine enthuſiaſtiſche Freund wollte verzweifeln, daß trotz aller Mühe, die ſich Devrient mit ihm gab, es ihm ſo ganz und gar nicht gelingen wollte, nur etwas Leidliches zu leiſten. Der junge Lehrer quälte und marterte ſich mit ihm ohne allen Erfolg, und legte dabei von ſeinem guten Herzen eine bedeutende Probe ab.

„Ein Anderer, als ich,“ erzählte Devrient, „würde ſeinen Triumph gefeiert haben, daß der Junge ſo verſtockt und dumm, trotz alles meines Bemühens, blieb; mich dauerte er aber von ganzer Seele, und ich ſetzte unverdroſſen meine Lehrſtunden mit ihm fort. Ob aber nicht eine gewiſſe Eitelkeit ſchon damals mit im Spiele war, mag ich nicht verneinen, wenigſtens erinnere ich mich, daß der Gedanke in mir auftauchte: mich zu prüfen, obwohl in mir ein eben ſo guter Lehrer als Redner ſtecke. Der Verſuch in erſter Beziehung ſchlug fehl; aber mein Vertrauen zu meinem deklamatoriſchen Talent erreichte ſeinen Höhepunkt durch eine neue gemachte Entdeckung.“

„Sieh, Carl,“ ſprach ich, „nun will ich dir's einmal ganz deutlich machen, wie du deklamiren mußt, durch deine eigenen Fehler, die du begehſt. Sprich mir einmal den Vers — — ſo und ſo — — nach. Er that's; aber ganz verkehrt.“

„Nun will ich dir einmal denſelben Vers mit den Fehlern, wie du ihn ſprichſt, vorſagen. — Es geſchah, und wir beide bemerkten zu unſerer Verwunderung, daß ich nicht nur in dieſem Wiedergeben ſeiner Deklamation ſeine Fehler, das Schleppende und Unharmoniſche ſeines Vortrags, ſondern auch ſein rohes, unſchönes Organ zugleich mit, und zwar haarſcharf getroffen hatte.

„Der Junge erſchrak, wie ich, über dieſe frappante Ähnlichkeit und lief unter Andeutungen und Redensarten, wie ſie Götz von Berlichingen dem hochweiſen Rathe gibt, davon, und nie wollte er zu einem deklamatoriſchen Vortrage ſich wieder verſtehen.

„Mir aber ſtieg von jetzt an der Kamm gewaltig, und ich ſah mit vielem Selbſtbehagen ein, daß ich mehr könne, als Zwiebelkuchen freſſen!“

Wie mir ſo Manches von Devrient's vielen Mittheilungen entfallen, ſo gehört dahin auch unter andern die Kataſtrophe, wo er zum erſtenmale das Berliner Theater beſuchte; nur ſeine Schilderungen und Ergüſſe über einzelne Schauſpieler, namentlich über Fleck und Iffland, liegen noch in meinem Gedächtniſſe.

Der Letztere war, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, ſein Abgott, ſein großes Darſtellungstalent weckte den Keim zum Entſchluſſe, ſich der Bühne zu widmen, oft im Stillen in ihm, der aber eben ſo oft durch äußere Umſtände wieder unterdrückt ward.

Sein liebevoll geſinnter und für ſein Wohl beſorgter Vater, deſſen er, als eines ſolchen, ſtets mit Liebe gedachte, hatte ihn zum Kaufmannsſtande beſtimmt. Daß er nach Potsdam als Lehrling zu einem Poſamentirer gegeben ward, davon machte er weder mir, noch ſeinem Jugendfreunde Frank, wie ſchon oben geſagt, je irgend eine Mittheilung; wohl erinnerlich iſt mir aber, wie dieſem Freunde — die Erzählung, daß ſein Vater ihn zum Inkaſſo mehrerer Gelder nach Rußland geſandt, er dieſe Gelder richtig einkaſſirt, aber auch richtig (wie er ſich ausdrückte) durchgebracht habe.

Wie der Übergang zur Bühne geſchah, ob unmittelbar nach dieſer Reiſe, oder ob er erſt nochmals nach Berlin zurückging, iſt mir entfallen; feſt ſteht aber die Erinnerung, daß er heimlich das väterliche Haus verließ, nach Gera oder Naumburg ging und ſich von einem Schauſpieldirektor Lange engagiren ließ. Dieſer Mann hieß eigentlich Bode, und war derſelbe, den wir ſpäter als Schauſpieler, dann als Schauſpielunternehmer in Bamberg ſahen; derſelbe, an welchen Hoffmann das Diſtichon, als er den Geiſt in Kaspar dem Thorringer ſpielte, richtete:

„Erſcheine nicht als Geſpenſt, — denn das gezieme nicht Paſtoren.
Langweilig im Leben zu ſein, geht an; — im Tode ſei todt!" *)

derſelbe, welcher Unternehmer der Deſſauer Bühne im Jahre 1804 war, auf der unſer Devrient eigentlich ſeine erſte theatraliſche Ausbildung erhielt.

Dieſer Bode war ein junger Mann und konnte nur wenige Jahre älter als Devrient ſein. Offenbar waltet aber über deſſen Perſonalität ein Mißverſtändniß ob.

Herr Rellſtab erzählt nämlich in ſeinem Aufſatze eine Anekdote: „Die ungeſchickte Präſentirung eines koloſſalen Salzfaſſes auf der Bühne betreffend," die derſelbe aus Devrients Munde ſelbſt gehört haben will, die aber gänzlich aller Glaubwürdigkeit ermangelt; denn entweder war jener Schauſpieldirektor Lange nicht der von mir in einer Perſon bezeichnete Bode, was faſt zu bezweifeln ſteht, da ich, wenn ich nicht irre, von dieſem die Nachricht erfuhr, daß Devrient unter einer Geſellſchaft ſeine theatraliſche Laufbahn begonnen, oder derſelbe müßte vor ſeinem Engagement in Deſſau bei zwei Unternehmern geweſen ſein, was wieder aus dem Grunde zu bezweifeln ſteht, da Herr Rellſtab ſelbſt ihn unmittelbar von Lange (Bode) nach Deſſau wandern läßt.

Es iſt bei Erzählung dieſer Anekdote von einem Manne die Rede, der in ſeiner Dummheit und Pöbelhaftigkeit faſt unübertroffen daſteht, welche Attribute aber Bode durchaus nicht verdient, da er das Gegentheil von Beiden war, dann aber auch das ihm beigelegte, weit vorgerückte Lebensalter, auf das mehrfach hingezielt wird, keineswegs auf ihn paßt, indem, wie geſagt, der Unternehmer ſelbſt noch ein junger Mann war, und nur um wenige Jahre älter als Devrient ſein konnte.

Auch Herr Frank beſtätigt meinen Zweifel, indem er im oben angeführten Briefe ſagt: „Dieſer Lange kann aber nicht Bode geweſen ſein, da er ſeinen Direktor als einen alten, bornirten Mann ſchildert ꝛc."

In der Lebensgeſchichte großer Männer, wozu doch wohl die unſers Künſtlers gehört, iſt ein ſolcher Irrthum nicht ohne Bedeutung, und verdient wenigſtens Berichtigung, wenn man ſie zu geben vermag. Darum geſchehe dies hier, ohne jener Erzählung des Herrn Rellſtab anders, als auf einen verzeihlichen Irrthum beruhend, widerſprechen zu wollen, der vielleicht ſelbſt von Devrient durch eine nicht allzuſorgſame oder leichtfertige Berichterſtattung herbeigeführt ward.

Die Geſellſchaft des Herrn Lange-Bode war eine ambulante, bald in Naumburg, Gera, Zeitz, Rudolſtadt ꝛc. ſpielend, und eines ihrer erſten Mitglieder ein Herr Julius Weidner *) aus Berlin, dem ſich unſer Devrient unter dem Namen Herzberg am 9. Mai 1804 zuerſt vorſtellte, und ſich auf ſeine Landsmannſchaft berufend, von ihm Rath und That begehrte.

Nachdem Weidner ſich hierzu willig gezeigt, erzählte Herzberg mit natürlicher Offenheit: Er heiße Devrient, ſei der Sohn des reichen Seidenhändlers Devrient in der Brüderſtraße zu Berlin, und ſei im jugendlichen Alter nach Rußland geſchickt worden, wo jenes Haus eine Commandite hatte. Seine Stellung in der Geſellſchaft, das Anſehen ſeines Hauſes brachte ihn in die Rangordnung der Offiziere, und er trug demzufolge die dem Range zuſtehende Civiluniform. Geblendet von dem ungewohnten Glanz, voll des Strebens: ſeiner Stellung Ehre zu machen, zu Trunk- und Spielgelagen gezogen, ohne Aufſicht, Belehrung und Zügelung, vielleicht auch mißbraucht in ſeiner Herzensgüte, hatte der unerfahrne Jüngling bald eine ſehr beträchtliche Schuldenlaſt aufgehäuft.

Der erzürnte Vater rief ihn nach Berlin zurück, zeigte ihm, daß er ſein Erbe verſchwendet, daß ſeine Geſchwiſter durch ihn nicht verkürzt werden durften, und verſtieß ihn aus dem väterlichen Hauſe.

Seine Bemühungen, den Vater zu verſöhnen, blieben fruchtlos, und ſo entſchloß ſich der junge Mann, in die Welt zu gehen, irgendwo ein Glück zu ſuchen. Er erklärte, daß ſein ganzes Vermögen noch in zwei Friedrichsd'ors beſtehe, daß er geſtern Abend im Theater geweſen, Weidner als Dr. Mertens in „Rettung für Rettung" geſehen, daß er erfahren, Weidner ſei ein Berliner, daß in ihm der Vorſatz

---

*) Er ſpielte in Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Stücken vorzüglich Paſtoren, und hatte im Leben mit dieſen viele Aehnlichkeit.

*) Deutſchland kennt den Namen dieſes Künſtlers, und nennt ihn noch mit Achtung. Es iſt derſelbe, der im Jahre 1808 an des großen Ochſenheimer's Stelle nach Dresden und Leipzig berufen ward, und trotz der Vorliebe für Ochſenheimer ſehr gefiel, und ſeine ſchwierige Stellung mehrere Jahre hindurch rühmlich zu behaupten wußte, derſelbe, der noch gegenwärtig eine Zierde der Frankfurter Bühne iſt.

rege geworden, Schauſpieler zu werden, und er nun vom Landsmanne Rath und Verwendung zu einer Anſtellung bei der Bühne erbitte. (Fortſ. f.)

Die kunſtgeſchichtlichen Loggien in der Pinakothek zu München.

(Fortſetzung).

Zehnte Loggia.

Correggio (geb. 1494, geſt. 1534).

Unter den großen Genien der Kunſt iſt faſt keiner ſo reich mit bildneriſchen Kräften beſchenkt worden, faſt keiner ſo früh zum freien Gebrauch derſelben gekommen (ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre ſchuf er vollendete Meiſterwerke), und keiner hat ſich ſo einer weitſchweifenden Phantaſie überlaſſen, als Antonio Allegri, von ſeinem Geburtsorte il Correggio genannt. Seine Kunſt iſt wie ein Träumen, in dem Ernſt und Scherz in Sprüngen wechſeln und deſſen Geſtalten mit ungeſuchter Anmuth überſchattet ſind. Spielend gebot er über alle Elemente der Kunſt und goß vorzüglich durch ſeine Behandlung des Helldunkels einen Zauber der Harmonie über ſeine Gemälde, den man vor ihm nicht gekannt. Das aber, was ihm ganz beſonders eigen war, daß er die kirchlich-religiöſen Darſtellungen ganz von dem Zwange befreite, den ihnen ein geheiligtes Herkommen auferlegt, und daß er ſie dem Geiſte der Zeit, in der er lebte, gemäß umſchuf. Die Gewalt, die er dadurch auf die Gemüther ſeiner Zeitgenoſſen ausübte, führte eine große Anzahl jüngerer Talente zu ihm, und ſeine Schule wurde eine der ausgebreiteteſten, obſchon — bei der Höhe ſeiner Originalität — kein Schüler über die Fehler einer jeden Nachahmung ſich ſchwingen konnte. In der Mitte der Kuppel ſehen wir Correggio als Meiſter unter ſeinen Schülern. Die vier Amoretten mit den verſchiedenen Emblemen der vier Elemente deuten auf ſeine Herrſchaft über die Mittel der Kunſt; wie ſie auch ſelbſt beſondere Beziehungen erlauben: der Adler, mit dem Feuer Jupiter's, bringt Licht und Glut; der Delphin, auf dem Waſſer, die Beweglichkeit der Phantaſie; der Lowe, als Sinnbild der Erde, gibt ruhige Kraft; der Pfau, als das der Luft, die Harmonie durch gebrochner Farben Spiel. Alle aber beherrſcht Amor, die Liebe, die eigentliche Schöpferkraft Correggio's.

In der Lunette ſehen wir den Künſtler, in Träume verſunken, ſchlummern; der Genius lyriſcher Begeiſterung rührt das goldene Saitenſpiel; der des Scherzes kriecht hinter der komiſchen Maske heran; die Grazien überſchütten ihren Liebling mit reichlichen Gaben der Anmuth und des Liebreizes. — Darüber iſt noch in beſonderem Rahmen S. Cäcilia, die Schöpferin harmoniſcher Klänge, auf die Harmonie in Allegri's Werken bezüglich, und die Befreiung der Pſyche von drückenden Feſſeln durch Amor, was nach dem oben angedeuteten Hauptzuge Correggio's leicht zu deuten iſt.

In den Bogenwinkeln ſind die Bildniſſe von Franceſco Mazzuoli, Franceſco Francia, Girolamo da Carpi und Taddeo Zuccheri angebracht.

Elfte Loggia.

Venezianiſche Schule.

In der Mitte der Kuppel ſehen wir eine weibliche Geſtalt, geſchmückt mit dem Scepter, dem Ruder und der Dogenmütze auf einem geflügelten Löwen, dem Wappenthiere Venedigs, reitend, das Sinnbild der Herrſcherin der Meere: Venezia. Zwei mythologiſche Bilder beziehen ſich auf die Geſchichte des ehemals ſo mächtigen Freiſtaats. Wie die aus dem Meere geborne Göttin der Schönheit, Aphrodite, ſtieg auch Venedig einſt mit ſeinen Häuſern und Paläſten, Thürmen, Kirchen und Brucken aus den Wellen empor, und gleich den Argonauten, die nach Kolchis zogen, das goldne Vließ zu erobern, durchſchifften die Venezianer nach den Schätzen des Orients die Fluthen des Meeres. Auch die Verzierungen durch Delphine und Schiffsſchnäbel erinnern an die Geſchichte Venedigs. Aus der Kunſtgeſchichte dieſer Stadt, die ſich faſt ganz ſelbſtſtändig nach eigenthümlicher Anſchauung von Natur und Leben entwickelte, werden uns zunächſt zwei Meiſter vorgeführt, Giovanni und Gentile Bellino. Der erſtere, ein Meiſter des ſtrengen kirchlichen Styls, iſt derjenige, den Albrecht Dürer in einem Brief aus Venedig an W. Pirkheimer, als einen frommen und tüchtigen, und ihm beſonders günſtigen Künſtler ſchildert. Wir ſehen unſern deutſchen Maler hier in des Venedigers Werkſtatt, mit Aufmerkſamkeit die fremde Kunſt betrachten, die freilich von allen Schulen Italiens der ſeinigen am nächſten ſtand. Der zweite, Gentile Bellino, war vorzüglicher Bildnißmaler, und in dieſer Eigenſchaft vom Venezianiſchen Rath an Sultan Mahomed auf deſſen Begehren nach Konſtantinopel geſchickt, wo er „den Groß-Türken" *) abkonterfeite, was ihm zu großem Ruhme gereichte und volle Belohnung brachte.

Der Meiſter, in welchem die Richtung der Venezianiſchen Schule ſich vollendete, war Tizian von Vercelli, einer der größten und begabteſten Genien, welche die Geſchichte der Kunſt kennt, und faſt ein Jahrhundert lang thätiger Zeuge von Entfaltung, Blühen und Verblühen derſelben, geb. 1477, geſt. 1576. Nie hat ein Künſtler vor ihm, und auch nicht nach ihm, die Natur, als ſinnliche Erſcheinung mit ſolcher Treue, Stärke und Schönheit erfaßt, und mit ſolcher oft zur Gluth geſteigerten Wärme dargeſtellt; deßhalb ſehen wir das Sinnbild der Natur, die Diana von Epheſus, an der Lunette zwiſchen den beiden Bildern aus Tizian's Leben, umgeben von reichen Ornamenten, Früchten und Blumenfeſtons angebracht. Die beiden Seitenbilder aber zeigen uns den Meiſter in zwei glücklichen Momenten ſeines Lebens. Die Achtung von Seite der Mächtigen und die Anerkennung von Seite der Berufsverwandten ſind Glanzpunkte im Leben der Künſtler. Wir ſehen hier Häupter der römiſchen und florentiniſchen Schule, Julio Romano und Giorgio Vaſari, den Veteranen Tizian in ſeiner Werkſtatt beſuchen. Auf der andern Seite iſt Kaiſer Karl V. in derſelben Werkſtatt, um ſich malen zu laſſen und nach der bekannten Anekdote im Begriff, einen dem Tizian aus der Hand gefallenen Pinſel wieder aufzuheben, über welche Herablaſſung die hintenſtehenden Hofleute ſehr erſtaunen.

In den Bogenwinkeln ſind die Bildniſſe von Franceſco da Ponte, Giacomo Palma, Giorgione da Caſtelfranco und Paul Veroneſe. (Schluß folgt).

---

*) Il gran Turco. Vaſari.

Feuilleton.

.*. Glasgow. — Dr. Cleland verlas eine ſtatiſtiſche Notiz über Glasgow in der ſtatiſt. Sektion der ſechſten Verſammlung der brittiſchen Aſſociation zu Briſtol, wonach in jener Stadt im J. 1831 nur ein Kirchenſitz auf $3^{75}/_{100}$ Perſonen kam, die zu einem ſolchen berechtigt ſind. Um dieſem Mangel zu begegnen, ſind zwar binnen zwei Jahren 24,000 Pfd. zuſammengebracht worden; — doch fehlten im vor. J. noch 61,894 Sitze, wozu es noch 61 Kirchen bedurfte!

In welcher Weiſe der Handelsverkehr dieſer Stadt in den letzten 25 Jahren zugenommen, ergibt ſich daraus, daß die Einnahme der Zollgebühren ſich belief für das vorhergehende Jahr

am 5. Januar 1812 auf	3,124 Pfd.
„ „ — 1813 „	7,511 „
„ „ — 1820 „	11,000 „
„ „ — 1823 „	22,728 „
„ „ — 1825 „	41,154 „
„ „ — 1828 „	78,958 „
„ „ — 1830 „	97,041 „
„ „ — 1834 „	166,913 „
„ „ — 1835 „	270,667 „
„ „ — 1836 „	314,701 „

Landkutſchen wurden in Schottland erſt 1678 eingeführt. In Glasgow reiſten im J. 1836 mit 61 Landkutſchen 436,233 Perſonen; mit 37 Dampfbooten 579,030; mit Schnellbooten auf mehreren Kanälen 431,085, und auf 2 Eiſenbahnen 118,868; im Allem alſo 1,567,196 Perſonen.

Die Bevölkerung belief ſich im J. 1500 auf 4500, im J. 1710 auf 17,034, im J. 1831 auf 202,426 Seelen.

Die Briefpoſt, welche im J. 1709 für ganz Schottland keine 2000 Pfd. eintrug, nahm zu Glasgow allein im

Jahre 1781 ein:	4,341 Pfd.
— 1810 „	27,508 „
— 1815 „	35,784 „
— 1836 „	39,954 „

Die erſte im weſtlichen Theile von Schottland gedruckte Zeitung war der Glasgow-Courant, welcher im J. 1715 erſchien, und dreimal in der Woche ausgegeben wurde. Seitdem wurden 18 Verſuche gemacht, noch andere Zeitungen für die Stadt zu begründen; 10 dieſer Blätter haben ſich erhalten.

Was die Erziehung betrifft, ſo erließ ſeit der Reformation bis 1620 das ſchottiſche Parlament häufig Beſchlüſſe zur Förderung des Unterrichts; allein dieſelben ſcheinen bei den damaligen Presbyterianern zu Glasgow wenig Gewicht gehabt zu haben; denn das Presbyterium klagte am 18. Juli 1604 bei dem Magiſtrate über die große Anzahl der Schulen; es meinte „die Grammatikſchule und die des John Buchanan genügten.“ Im J. 1816 gab es, außer der Univerſität und 13 Erziehungsanſtalten, 144 Schulen daſelbſt. Die erſte Sonntagsſchule wurde 1786 errichtet. Im J. 1820 gab es deren 106.

Theatraliſche Vorſtellungen ſcheinen zu Glasgow von der Reformation an bis zum J. 1750 nicht geſtattet geweſen zu ſein, in welchem Jahre ein Tanzmeiſter ſeinen Saal dazu hergab. Zwei Jahre ſpäter wurde ein Theater erbaut, aber ſehr bald darauf von einem Theile der Congregation demolirt, welche den berühmten Georg Whitfield predigen gehört: das Theater ſei des Teufels Haus. Das gemeine Volk war ſo ſehr gegen theatraliſche Beluſtigungen eingenommen, daß die Anzüge mit militäriſcher Begleitung nach dem Schauſpielhauſe gebracht werden mußten. Noch 1762 verweigerte der Magiſtrat die Erlaubniß zum Aufbau eines Theaters. Als demnächſt im J. 1764 ein ſolches zu Grahamton erbaut worden, zündete der Pöbel es bei der erſten Vorſtellung an und verbrannte es mit ſammt den Dekorationen. Im J. 1780 wieder aufgebaut, wurde es im April deſſelben J. nächtlich wieder abgebrannt. Erſt ſeit Anfang 1785 hat ſich ein Theater in der Stadt ſelbſt erhalten.

.*. Die Baudenkmale in Trier. — Von einem in wiſſenſchaftlicher und artiſtiſcher Beziehung wichtigen Werke: „Römiſche, byzantiniſche und germaniſche Baudenkmale in Trier und ſeiner Umgebung, herausgegeben von dem Architekten Chriſtian Wilhelm Schmidt,“ iſt die erſte Lieferung: die Liebfrauenkirche in Trier, erſchienen. Auf zehn Steinſtichplatten ſind Conſtruction (4 Riſſe), Längendurchſchnitt, innere Perſpektive, vordere Anſicht, Hauptportal, Seitenportal, Chorportal und Details dieſer in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts (von 1227 – 1244) erbauten Kirche veranſchaulicht, welche zu den ſchönſten Baudenkmalen des Mittelalters gehört, da ſich vielleicht in keinem andern die Ausbildung des Spitzbogen-Styles in größerer Reinheit findet. Herr Profeſſor Joh. H. Wyttenbach hat den Tafeln hiſtoriſche Erläuterungen beigegeben, Herr Schmidt architektoniſche und Herr Dr. J. G. Müller, Domcapitular in Trier, fügte eine ſehr intereſſante Deutung der ganzen Conſtruction des Gebäudes, als eines ausſchließlich zum Dienſte der Prieſtergemeinde beſtimmten, bei. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß das ganze Unternehmen allgemeine Theilnahme finde; denn der Boden der uralten Kaiſerreſidenz Treviris iſt in Beziehung auf Kunſt wie auf Geſchichte claſſiſch, und keine andere Stadt in Deutſchland kann ſich mit ihm meſſen; man denke nur an den Dom mit ſeinen Ueberreſten der römiſchen Baſilika, mit ſeinen ſpätern lombardiſchen und germaniſchen Anbauten, und ſeinem wunderbar ſchönen Kreuzgange, die Fronte und den Thurm des Kaiſerpallaſtes, die großartigen Reſte des Bäderpalaſtes, das Amphitheater, die Bruckenpfeiler, die coloſſale Porta Martis, die römiſchen propugnacula, das Monument der Sekundiner zu Igel u. ſ. w. Werke, welche als eine redende Geſchichte der Baukunſt daſtehen. Saxa loquuntur.

.*. Entdeckung einer äußerſt wohlfeilen Bewegkraft. — Die Times verſichern, in dieſen Tagen „aus glaubwürdiger Quelle erfahren zu haben, daß eine Lokomotivkraft für Wagen auf gewöhnlichen Straßen entdeckt worden, welche mit einem Aufwande von 16 Pence für die engliſche Meile auf die Poſten verwendet werden könne, und deren Kraft der von 4 Pferden gleichkomme; der Erfinder habe ein Patent für England erhalten und ſei damit beſchäftigt, ſeine Erfindung auch in den übrigen induſtriellen Ländern Europas und in den vereinigten Staaten patentiren zu laſſen.“

.*. Die Pariſer Ausgabe der deutſchen Klaſſiker hat, dem Vernehmen nach, außerordentliches Glück gemacht. Von Schiller allein ſind bis jetzt 3000 Exemplare, wovon 1200 von Heideloff und Campe allein, abgeſetzt worden. Schiller hat mehr unter den dortigen Deutſchen, beſonders den Arbeitern, Göthe mehr unter den Franzoſen Abgang gefunden. Die Ausgabe von Schiller iſt ſtereotypirt worden.

.*. Die Karaiten zu Troki. — In der Stadt Troki in Rußland „haben die Hebräer von der Sekte der Karaiten (Proteſtanten), mit Ausſchluß der rabbiniſchen Sekte, das Recht ſich aufzuhalten, während die Rabbiniten dieſe Stadt binnen einer durch das am 19. Jan. 1835 allerhöchſt beſtätigte Gutachten des Reichsrathes beſtimmten Friſt räumen müſſen. (Pr. St.-Ztg.)

.*. „Türkiſcher Plutarch.“ — Der berühmte Orientaliſt Freiherr von Hammer-Purgſtall wird eine Sammlung türkiſcher Biographien in 3 Bänden herausgeben, welche unter obigem Titel bei Leske in Darmſtadt erſcheinen wird.

Druckfehler.

In dem Artikel: „Ueber den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen, von L. Bechſtein,“ haben ſich folgende Druckfehler eingeſchlichen, welche man zu verbeſſern bittet: Nro. 2, Sp. 1, Z. 10, ſtatt Verräther der Poeſie, lies Verächter. Sp. 2, Z. 24, ſt. rächen, l. rühren. Z. 43, ſt. nährt, l. ruhet. — Nro. 3, Sp. 5, Z. 21, ſt. Ozbin, l. Dubin. Sp. 6, Z. 43, ſt. Rains, l. Ranis. — Nro. 8, Sp. 2, Z. 6, ſt. Hätt, l. Hütt.

№ 20. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 24. Januar.

Arabiſche Lebensbilder.

(Aus dem Munde arabiſcher Erzähler).

I.

Geſchichte einer Sängerin aus Bagdad.

In Bagdad lebte ein Mann, reich an Gütern, der ein Mädchen wegen ihrer großen Schönheit und Geſchicklichkeit im Singen und Lautenſpielen heftig liebte. Er wendete auf ſie, was er beſaß, bis er arm und ſeine Lage drückend wurde. Da fragte er einen ſeiner Freunde, was er thun ſolle, und dieſer rieth ihm, daß er ſeiner Sclavin erlauben möchte, öffentlich zur Laute zu ſingen. „Denn,“ ſagte er, „ſie iſt ausgezeichnet und du wirſt dadurch einen Zufluß von Gütern haben.“ Aber dieſer Rath ſchlug ihn ſo darnieder, daß er ihm geſtand, der Tod ſei ihm lieber, als dieſes. Sie aber ſprach zu ihm: „Der beſte Rath iſt, daß du mich verkaufſt. Denn für mich wirſt du Geld genug bekommen, und ich werde im Überfluſſe leben; meines Gleichen kauft nur ein Reicher.“ Da führte er ſie auf den Markt, und es kaufte ſie ein Mann von der Familie Haſchem's aus Baſra für fünfzehnhundert Denare. Nachdem nun der Verkäufer das Geld empfangen hatte und der Kauf abgeſchloſſen war, geriethen beide in den ſchrecklichſten Zuſtand und weinten und ſchluchzten. Er ſuchte den Kauf wieder rückgängig zu machen, aber der Haſchemite ließ ſich nicht darauf ein. „Und ich ging weg,“ erzählte der Mann aus Bagdad, „ohne zu wiſſen, wohin, da ich nicht im Stande war, nach Hauſe zu gehen; denn in meinem Hauſe war ſie nicht mehr. Da ging ich in eine Moſchee, legte meinen Geldbeutel unter mein Haupt und ſchlief ein, nachdem ich lange geweint hatte. Von dieſem Schlafe erwachte ich nicht eher, als bis mir der Geldbeutel unter dem Kopfe weggezogen wurde. Sogleich ſprang ich auf, um den Dieb zu verfolgen; aber ſiehe da, mein Fuß war mit einem Strick an einen Pfahl gebunden, und ehe ich ihn gelöſt hatte, war der Menſch ſchon verſchwunden. Fürchterlich war meine Lage, ich ging hin, verhüllte mein Geſicht und ſtürzte mich in den Tigris, um darin zu ertrinken. Aber es zogen mich die eben Vorübergehenden heraus, in der Meinung, ich ſei aus Unachtſamkeit hineingefallen. Ich erzählte ihnen meine Geſchichte; es ſchmähete mich der Eine, der Andere bedauerte mich. Da zog mich ein alter Mann auf die Seite und ermahnte mich. „Du biſt nicht der erſte,“ ſprach er, „der, nachdem er vorher reich geweſen war, arm wurde. Iſt es dir nicht genug, dein Geld verloren zu haben, daß du auch noch dein Leben verlieren, als ein trotziger Selbſtmörder ſterben und in die Hölle kommen willſt? Da ward ich ein wenig ruhig. Allein bald ergriff mich wieder Unruhe und Trauer und ich klagte es einem meiner Freunde. Dieſer rieth mir, Bagdad zu verlaſſen. Da bekam ich Gelegenheit, bei einem hohen Beamten als Schreiber anzukommen; denn ich ſchrieb eine ſchöne Hand. Er gab mir 50 Diſchems und ich beſchloß, hinab zu reiſen, nach Waſet, wo ich einen Freund unter den Schreibern hatte. Ich ging an das Ufer des Fluſſes, und ſah ein Schiff, welches zur Abfahrt bereit war. Da fragte ich, ob ich mit hinabfahren könnte, und die Antwort war: „Wir wollen dich mitnehmen für zwei Diſchems!“ Und ſiehe da, das Schiff gehörte dem Haſchemiten. Dieſer aber duldete bei ſich keinen Fremden. Man kleidete mich wie einen Schiffer, und es fiel mir ein, daß dies wohl derſelbe Mann wäre, welcher mein Mädchen kaufte. Da gedachte ich, mich zu erholen an ihrem Geſange, bis wir nach Waſet kämen, wenn er es wäre. Ich kaufte mir ein Gewand, wie das der Schiffer, zog es an, und ſtellte mich mitten unter ſie. Nur zögerte noch das Mädchen zu kommen. Als ſie nun endlich angekommen war mit ihrem Gebieter, wurde über ihr ein Zelt aufgeſchlagen und alsdann fuhr man den

Fluß hinab. Nachdem es nun Abend geworden war, und man gegeſſen und getrunken hatte, ſprach ihr Gebieter zur Sclavin: „Wie traurig biſt du doch und enthältſt dich des Geſanges! Biſt du etwa die erſte, die ihren Gemahl verlaſſen hat?“

Nun drang man mit heftigem Bitten auf ſie ein; da nahm ſie die Laute und ſang:

„Fern iſt der wohlbekannte Freund. Zu ihrer Reiſe wählte ſie die Nacht.
Denn ſie begünſtigt deinen Mord, nicht hindert d'ran ihn deine Macht.
Nun iſt's, als ſchlöſſe meiner Bruſt Gebein,
Die Gadakohle, die im Zelte glimmet, ein.“

Darauf wurden ihrer die Thränen Meiſter, ſie warf die Laute weg und ſtand auf. Ich aber erſchrack ſo, daß ich ohnmächtig ward. Man ſprengte mir Waſſer in's Geſicht und rief in meine Ohren. Da kam ich wieder zu mir ſelbſt. Nicht hörte man nun auf, mit ſchmeichelnden Bitten in ſie zu dringen, bis ſie abermals ſang:

„Um zu beſingen, die ich liebe, eilt'
Nach ihnen forſchend ich in's Haus, wo ſie geweilt.
Da war's, als ob mir Dolche glitten durch die Bruſt;
Das Haus war leer, nicht ſcholl in ihm mehr Lebensluſt.“

Da that ſie einen Seufzer, an dem ſie faſt erſtickt wäre, und ich ſank in Ohnmacht. Sie aber ſprachen, „wie habt ihr einen Wahnſinnigen mit euch nehmen können. Setzt ihn aus.“ Da ergriff mich etwas Großes, und ich bemühte mich, bei mir ſelbſt Geduld zu zeigen. Als wir nun an ein Haus gekommen waren, welches am Wege ſtand, legten ſie das Schiff an und ſtiegen aus, um ſich zu ergehen. Das Schiff war leer, und ich ergriff, ohne Sorge wegen der Schiffer, die Laute, und ſchlug ſie nach der mir und der Sclavin bekannten Weiſe. Als ſie nun zurückgekehrt waren und eben der Mond helle ſchien, ſchmeichelten ſie ihr und ſprachen: „Wie wohl befinden wir uns doch jetzt, und bei Allah, wie ſchön wäre es doch, wenn du dich mit uns freueteſt.“ Da nahm ſie die Laute und bemühete ſich, ſie zu ſchlagen; aber ſie that einen tiefen Seufzer. Darauf ſprach ſie: „Dieſe Laute iſt geſchlagen worden nach der Weiſe, wie es mein Herr gern hörte und von mir forderte, und gewiß iſt er unter uns.“ Da ſprachen ſie, „bei Allah, wenn er unter uns wäre, ſo würden wir uns nicht von ihm trennen, auf daß dein Gram gelindert würde.“ Sie antwortete: „Ich ſchwöre bei Allah, er iſt unter uns, es iſt nicht bloß erdacht.“ Da ſprach der Haſchemite zu den Schiffern: „Habt ihr etwa Jemanden mitgenommen?“ Sie aber erwiederten: „Nein!“ Ich nun, aus Beſorgniß, er möchte aufhören zu fragen, ſprach: „Ja, mein Gebieter!“ Da zog er mich herbei und ſprach: „Bei Allah, nicht habe ich ſie berührt. Ich bin ein reicher Mann, und habe ſie nur gekauft, um ihren Geſang zu hören. Bleibe bei uns, bis wir nach Baſra kommen, dort will ich ſie freigeben und dich mit ihr verheirathen, wogegen ich dir nur eine Bedingung ſtelle.“ Da fragte ich: „Was für eine?“ Er antwortete: „Daß du ſie in jeder Nacht, in welcher ich es wünſche, herbeiführſt, damit ich aus dem Hintergrunde eines Vorhangs ihren Geſang hören kann, dann kann ſie mit dir weggehen, und ich hoffe, daß du mir dies nicht verweigern wirſt, wenn ich es wünſche.“ Ich ſprach: „Wie könnte ich dir dies verweigern, der du die Urſache meines Lebens biſt.“ Darauf ſprach er zu der Sclavin: „Bedanke dich dafür.“ und ſie ſagte ihm ihren Dank. Ihre Freude aber ward ſo groß, daß ſie anfing zu ſingen. Ich forderte nun von ihr die Geſänge, und es verdoppelte ſich die Freude des Haſchemiten. So ging es fort, bis wir den Fluß Makel erreichten in der Nacht. Wir waren wie berauſcht. Das Schiff ward angebunden und ich ſtieg, eines Geſchäftes halber, aus. Da beſiegte mich die Trunkenheit und ich ſchlief ein. Sie nun vermißten mich nicht, bis ſie ſich entfernt hatten, und ich erwachte erſt durch die Hitze der Sonne. Ich konnte ſie nicht finden und ward wieder eben ſo betrübt, wie das Erſtemal. Da kam eben ein Schiff vorbei, mit dieſem fuhr ich hinunter nach Baſra. Nun kam ich dorthin, ohne auch nur irgend einen Platz oder einen Menſchen dort zu kennen, denn ich hatte den Haſchemiten nicht um ſeinen Namen gefragt, und um ſeinen Aufenthaltsort. Da ſah ich einen Mann aus Bagdad, welchen ich kannte. Sogleich machte ich mich auf, um ihm meinen Zuſtand zu klagen. Ich folgte ihm eilends, bis ich ſah, wo er ſich aufhielt. Dann ging ich zu einem Kohlverkäufer, und nahm ein Blatt, um darauf meine Lage an ihn zu ſchreiben. Dem Kohlhändler gefiel meine Handſchrift, und es jammerte ihn mein Zuſtand. Er erkundigte ſich näher danach, aber ich ſagte ihm nur ſo viel, daß ich nichts mehr beſitze. Er ſprach nun: „Willſt du vielleicht bei mir ſchreiben, für einen halben Diſchem täglich? auch brauchſt du nicht für Kleider zu ſorgen, und haſt nur Rechnung über mein Geld zu führen.“ Dies ging ich ein. Da ſah er nach einem Monat den Zuwachs in ſeinem Gewonnenen durch meine Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, denn früher hatten es ihm ſeine Sclaven geſtohlen. Er ward immer gütiger gegen mich, und verheirathete mich nach einem Jahre mit ſeiner Tochter, und machte mich zum Handelsgefährten. Aber bei alle dem war ich traurig, der Freude abgeſtorben, und gleichgültig gegen alles, was ich ſah.

Nach einigen Tagen ſah ich Leute vorbeigehen mit Gefäßen voll von guten Speiſen und Getränken und Teppichen. Da fragte ich ſie nach der Urſache davon, und man gab mir zur Antwort, es ſei das Palmenfeſt der Chriſten, und die Leute gingen hinaus, um ſich zu ergötzen. Da dacht' ich, du kannſt ja auch mit ihnen hinausgehen, vielleicht findeſt du deine Gefährten wieder. Ich bat den Kohlhändler um Erlaubniß dazu, die ich auch ſogleich erhielt. Er ließ mir zubereiten, was ich an Speiſen und Getränken bedurfte, und ich ging hinaus. Und als ich ankam, ſiehe da war auch das Fahrzeug meiner Gefährten mitten unter den Leuten, und ich konnte mich nicht enthalten, zu ihnen zu gehen. Als ſie mich nun geſehen hatten, freuten ſie ſich über mich und wünſchten mir Glück zu meinem Wohlbefinden. Dann erzählten ſie: „Als wir dich vermißten, glaubten wir, du ſei'ſt untergeſunken. Da warf die Sclavin ihre Gewänder ab, zerkratzte ſich das Geſicht, zerbrach die Laute und ſchnitt ſich das Haar ab. Nachdem wir nach Baſra gekommen waren, ließen wir ihr die Wahl, was ſie thun wollte. Da kaufte ſie ſich ſchwarze Kleider und das Bild eines Grabes, bei welchem ſie ſaß und weinte.“ Darauf brachten ſie mich zu ihr, und als ſie mich erblickt hatte, ſeufzete ſie und fiel in Ohnmacht. Ich beſprengte ſie mit Waſſer. Da konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, ſo daß über meine

Thränen Alle zuſammen weinten. Nachdem ich nun wieder zu mir gekommen war, ſprach der Haſchemite: „Ich gebe dir ſie.“ Da ſprach ich: „Nein, gib ihr erſt, wie du verſprochen haſt, die Freiheit und verheirathe ſie mir.“ Da that er es, und gab mir Kleider und ein beſonderes Haus für mich, worin alles Nöthige war, dazu fünfhundert Denare, und ſprach zu mir: „Dieſes iſt das Maaß, in welchem ich dich jetzt unterſtützen will. Dies ſoll dir bleiben.“ Da ging ich zu dem Kohlhandler, erzählte ihm den Vorfall, gab ihm ſeine Tochter aus meiner Ehe zurück, ſammt ihrer Mitgift, und führe nun mit dem Mädchen das ſchönſte und angenehmſte Leben.

Moderne Literatur.

1) Über moderne Literatur. In Briefen an eine Dame von Gotthart Oswald Marbach. Erſte Sendung. Einleitung. Menzel. S. 1 bis 132. Zweite Sendung. Börne, Heine. S. 133 bis 294. Leipzig, J. C. Hinrichs'ſchen Buchhandlung. 1836.

2) Polemiſche Erörterungen auf dem Gebiete der Kunſt und Literatur, veranlaßt durch den Vernichtungskampf der Tendenzen der neueſten Literatur gegen ſich ſelbſt in der Perſon der H. H. Menzel und Gutzkow von Dr. Karl Riedel. Nürnberg. Druck und Verlag von Fr. Campe. 1836. SS. 112. —

Schon iſt das Geſpräch über Menzel, Börne, Heine und Gutzkow im Erlöſchen, und es iſt ſich nicht darüber zu verwundern. Die Gegenſtände des Hin- und Herredens halten nicht Stand; ſie zerfließen unter der Hand, wie Schneekryſtalle, und wie Irrlichter entſchwinden ſie vor dem Anbruche des Tages. Wie jeder von jenen Schriftſtellern gar vielfältig ſich ſelbſt widerſpricht, ſo ſind ſie unausbleiblich auch untereinander in Streit gerathen. Das Publikum brauchte ihnen nur eine Weile ruhig zuzuhören, um ſich hinreichend über ſie zu orientiren. Sie ſelbſt richteten einander durch Wort und That. Menzel wüthete nicht nur gegen Göthe und Hegel, und gegen Alle, die dieſen beiden Heroen ſich irgendwie anſchloſſen oder ſie auch nur in Schutz nahmen, u. ſ. w. u. ſ. w. Er zerfiel auch mit Börne, den er gekrönt, und zerfleiſchte Gutzkow, den er erzogen und gekrönt. Seit er nun, von mehr als einer Seite her ſogar literäriſcher Verfälſchung bezüchtigt, dieſen Anklagen nur ſein Verſtummen entgegenzuſetzen hat, müſſen auch ſeine bisherigen Beſchützer ſich unwillig von ihm abwenden; es iſt Nichts mehr an ihm zu richten; er ſelbſt hat ſich vollends zu Grunde gerichtet. — Börne war nur in zwei unruhigen Zeiten zu Wort und Popularität gekommen; einmal als bei dem Sturze Napoleon's das Gebäude der Uſurpation unter den Gewaltſtreichen einer reſtaurirenden Legitimität zuſammengebrochen; das andremal, als die Reſtauration von der revolutionären Volksſouveränität abgeſchüttelt worden. In ſolchen Zeiten der Auflöſung konnte Börne mit einigem Erfolg ſeinen Witz ſpielen laſſen, und bei dieſer Gelegenheit mittelſt einiger Impertinenzen und vieler ſansculottiſcher Sarkasmen — auf die gemeine Luſt am Scandalöſen ſpeculiren. So wie aber das öffentliche Leben wieder ſich zu ordnen, die Ordnung ſich zu befeſtigen begann, entwich ihm ſein Element, und — ſchon wird nicht weiter von ihm geſprochen. An die Heiligkeit ſeines Zornes hatte ohnehin ſchon längſt kein Nachdenkender mehr geglaubt, da er ſogar die Religionsgenoſſenſchaft nicht verſchonte, zu welcher er, von Geburt ein Israelit, aus eigener Wahl übergetreten war. — Wie Börne ſeinen Cynismus vorliebig auf dem offenen Markte der Politik ausließ, — ſo coquettirte Heine mit ſeinem zuchtloſen Witz in den Salons der literäriſchen Kritik. War jener nur erſt ein literariſcher Jakobiner, ſo erſtieg Heine, als Cordélier die äußerſte Bergſpitze revolutionärer Kritik. Mit glänzenden Schneeballen warf er nach der Sonne — und beſchoß den hehren — Sternenhimmel mit gläſernen Pfeilen. Hier und dort ſtürzten zwar einige hochmüthige Vögel durchbohrt aus der Luft; aber die meiſten Pfeile fielen auf das Haupt des Schützen zurück, und die Schneeballen übergoſſen ihn, ſchmelzend, mit Waſſer. Noch ſchlimmer erging es dem prätenſiöſen Nachtreter dieſer drei ephemeren Celebritäten. Zögling Menzel's, in der Kritik, Börne's Nachahmer, in den Briefen eines Narren, und Nacheiferer Heine's, in ſeinen meiſten übrigen Produktionen, hat Gutzkow bald ſchmerzlichſt erfahren müſſen, daß die deutſche Nation doch zu gründlich, zu ſittlich und zu religiös iſt, um oberflächlichen, durch verletzende Perſönlichkeiten gewürzten Kritiken, um witzelnden Frivolitäten und ſeichten Aufklärungsverſuchen mehr als eine vorübergehende Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Menzel's ebenſo froſtiger als arroganter Encyklopädismus, Börne's affektirter Sansculottismus und Heine's belletriſtiſche Rouérie mußten ſcheitern an dem ernſten Streben der neueſten Zeit, und die ſtyliſtiſche Gewandheit, der zuweilen phosphoreszirende Witz des Neophyten jenes Triumvirats konnte ihnen höchſtens unter leichtfertigen Jünglingen und der Schule entlaufenen, vermeintlichen Frei- und Schöngeiſtern ein beifallklatſchendes Publikum erwerben. Als vollends Menzel zu gemeinen Invektiven und verläumderiſchen Anſchwärzungen ſeine Zuflucht genommen, als Börne mit ſeiner nachgeburtlichen Balance Aufſehen zu machen meinte, als Heine in der Bittſchrift an die deutſche Bundesverſammlung und in dem Proteſt gegen ſeinen israelitiſchen Urſprung ſeine Charakterloſigkeit auf das Deutlichſte an den Tag legte, und Gutzkow, in ſeinen Palinodien eilfertig den durchlöcherten Mantel eines Convertiten um ſich werfend, ſpäter durch gleißende Masken den jüngſten Kindern ſeiner Laune Eingang bei dem zürnenden Publikum zu verſchaffen ſuchte, — fielen alle dieſe literäriſchen Meteore wie Sternſchnuppen in die Dunkelheit zurück, aus welcher ſie zu flüchtiger Glanzerſcheinung ſich erhoben hatten. Menzel war zu alt und zu bornirt, um noch Hoffnungen auf ſeine Umkehr übrig zu laſſen; Börne verſank in Schweigen; Heine, wie er ſelbſt geſtand, „der Kränkſte von Allen,“ ſcheint noch keinen Arzt gefunden zu haben; Gutzkow, die Zurechtweiſungen nicht zu benutzen, die von vielen Seiten her ſeiner zweideutigen Converſion und ſeiner Jugend zu Theil geworden ſind.

Unter den vielen Kritiken aber, die ſich gegen dieſe zerfallende Quadrupelallianz erhoben, verdienen bei dem Abſchluſſe dieſer literäriſchen Händel die beiden Schriftchen noch eine auszeichnende Erwähnung, die uns zu dieſen Bemerkungen Veranlaſſung geboten. Während die Literaten, gegen welche dieſe Kritiken ſich erhoben, ſich durchgängig negativ verhalten, Menzel und Börne von beſchränkten Gemeinplätzen ausgehend, Heine und Gutzkow vorliebig des Scheidewaſſers ihres ſarkaſtiſchen Witzes ſich bedienend, — beurkunden ihre beiden Gegner das ernſte Streben, von einer ſyſtematiſchen Weltanſchauung aus — eine poſitive Kritik zu begründen, welche das, was ihr als Irrthum, als Verkehrtheit, als Unrecht erſcheint, nicht bloß in das privative Nichts auflöſen, ſondern es auch durch das Wahre, Gute, Rechte und Schöne zu verdrängen, zu erſetzen bemüht iſt. Ziehen jene das Objektive in den niedrigen Kreis der Subjektivität und der Perſönlichkeiten herab, ſo ſuchen dieſe dagegen ſich auf dem objektiven Standpunkte zu behaupten, und den glimmenden Docht des Gegners nicht auszulöſchen, ſondern durch Anerkennung deſſen, was anerkannt zu werden verdient, zur Flamme zu entzünden. Dieſes doppelte aus innerer Ordnung und Beruhigung entſpringende Streben prägt ſich ebenwohl in der Weiſe der Darſtellung aus. Charakteriſiren ſich ihre Gegner durch das Ungeordnete, Unruhige, Haſtige, man möchte faſt ſagen Seiltänzeriſche ihrer Schreibart, durch Mangel an Prinzipien, Conſequenz und Reſultaten, und durch Abweſenheit männlichen Anſtandes, feiner Bildung und ruhiger Würde, ſo geben die Verfaſſer der vorliegenden Schriften das ernſte Streben kund, in jeder dieſer Beziehungen die eben gerügten Mängel zu vermeiden.

(Fortſetzung folgt).

Die vereinigten Staaten Nord-Amerika's.

Der American almonac and repository of useful knowledge für 1837 (Boſton 324 S.) enthält viele intereſſante Notizen über die Vereinſtaaten. Alle Bücherſammlungen der Staaten, Vereine ꝛc. zuſammengenommen, enthalten keine Million Bände. Die Philadelphiſche Bibliothek zählt 44,000, Cambridge 42,000, das Athenäum in Boſton 29,000, die von York und Waſhington jede 25,000, 9 Bibliotheken enthalten zwiſchen 10 und 15 Tauſend, 6 gerade 10,000, alle übrigen weniger als 10,000 Bände.

Die Bevölkerung betrug 1790 nur 3,929,827, im Jahre 1830 ſchon 12,866,000 Seelen; die Vermehrung: unter den Weißen 282, bei den Sklaven 188, bei den freien Farbigen 437 Prozent.

Die Anzahl ſammtlicher Ortsgeiſtlichen belief ſich auf 10,406 ihr Einkommen auf 2,572,250 Dollars.

Die Miliz zählte 1,341,547 Mann.

Für Armen-Erhaltung wurden jährlich 1,195,416 Doll. entrichtet. Die Schulen beſuchten 1,065,147 Schüler.

Die Bundesregierung koſtete jährlich 13,356,800 Doll.

Die 10 ſüdlichen Staaten erzeugten im Jahre 1834 — 157,500,000 Pfd. Baumwolle; ausgeführt wurden aus den vereinigten Staaten in demſelben Jahre 384,750,000 Pfd., wovon 266,750,000 nach England.

Die geſammte Ausfuhr von Waaren betrug 1835 48,935,229 Doll. Werth, die Einfuhr für 151,930,368 Doll.

Im Jahre 1811 gab es nur 89 Banken mit Kapital von 52,610,601 Doll. Am 1. Januar 1835 bereits 558 mit 145 Zweigbanken und einem Kapital von 231,250,337 Doll.

Rechtsſchulen beſtehen 8, theologiſche Seminarien 31 von 11 verſchiedenen proteſtantiſchen Sekten, und 6 katholiſche; Arzneiſchulen 23, und Collegien 83.

Die Anzahl der Geiſtlichen von 25 verſchiedenen proteſtantiſchen Glaubensparteien betrug 13,671, und die Kirchen 16,165. Am zahlreichſten waren die Calviniſtiſchen Baptiſten mit 4239 Geiſtlichen und 6319 Kirchen; nächſt dieſen die biſchöflichen Methodiſten mit 2608 Geiſtlichen.

Die erſte Poſtkutſche wurde 1782 errichtet. Im Jahre 1790 waren nur 1875, im Jahre 1835 ſchon 112,774 Meilen Poſtwege gebaut.

Die jetzt beendigten Kanäle in den ver. Staaten betragen 2800 Meilen, die Eiſenbahnen 1500 Meilen und noch 3000 Meilen Eiſenbahnen ſind in Arbeit oder contrahirt.

Feuilleton.

⁂ Ueberſetzung des Moreh Nebuchim von Maimonides. — Rabbi Moſche Maimonides aus Cordova (geboren 1130), kurz nach Petrus Lombardus und kurz vor Thomas von Aquin auftretend, iſt für die Synagoge geweſen und geworden, was der Letztere auf ein halb Jahrtauſend für die katholiſche Kirche: wiſſenſchaftliche Auctorität und dominirende Intelligenz. Wie Thomas v. Aquino ſuchte Maimonides die Glaubensüberlieferung mit Ariſtoteliſcher Philoſophie zu vereinigen. Wie unter den Schriften des Erſteren die Summa, ſo iſt unter den Werken des Letzteren der Moreh Nebuchim (Führer der Verirrten) bei Weitem das ausgezeichnetſte. Die beſondere Tendenz deſſelben iſt: die h. Urkunden der Israeliten mit den Lehren der natürlichen Religion in Einklang zu bringen. Schon längſt war es ein von Vielen gehegter und ausgeſprochener Wunſch, dieſes geiſtvolle Werk in's Deutſche überſetzt zu ſehen. Es freut uns, anzeigen zu können, daß Herr Dr. S. Scheyer zu Frankfurt a. M. ſich dieſer Arbeit unterzogen. Innig vertraut mit der Sprache und der Literatur ſeines Volkes, hat er ſich dieſer Ueberſetzung mit allem Eifer gewidmet, und von den drei Bänden, aus denen dieſelbe beſtehen wird, bereits den dritten dem Druck übergeben, der wegen ſeiner praktiſchen Richtung und der allgemein intereſſanten Materien, die in demſelben erörtert werden, das Intereſſe aller Gebildeten anzuſprechen geeignet iſt. Der Subſcriptionspreis für denſelben iſt auf zwei Thlr. preuß. feſtgeſetzt; die beiden anderen Bände werden einen nach Verhältniß ihrer geringeren Bogenzahl ermäßigten Preis haben. Der Ueberſetzung iſt der punktirte hebräiſche Text und ein philoſophiſch-theologiſcher Commentar vom Ueberſetzer beigefügt.

⁂ Gedichte der Berggriechen (des Volkes von Epirus, Akarnanien, Phocis und den anderen Bezirken des griechiſchen Feſtlandes), welche ſich durch ergreifende Einfachheit und Gemüthstiefe auszeichnen, theilt, im Originaltext und in Uebertragungen von Dr. Roß, Witthauer's Wiener Zeitſchrift (Nro. 155 von 1836) aus einem Schreiben des Ritters Prokeſch-Oſten an den Fürſten von Pückler-Muskau mit. — Eben dieſe Zeitſchrift bringt in Nro. 156 einen ſehr intereſſanten Brief Joſeph Haydn's, der eine kurze und liebenswürdige Autobiographie des großen Meiſters enthält.

⁂ Auf der Univerſität Upſala, wo jetzt über 1000 Studirende ſich aufhalten, gibt es ſeit Jahren keine Landsmannſchaften, keine Ordensverbindungen, keine Commercehäuſer — und keine Zweikämpfe mehr . . . Die Studirenden haben in beſtimmten Gaſthäuſern eigene Lokale, in welchen ein Salon für Lektüre und wiſſenſchaftliche Unterhaltung, ein zweiter für andere Converſationen, für Eſſen und Trinken, ein dritter für Uebungen im Fechten und Tanzen beſtimmt iſt. Profeſſoren werden von der Akademie durch Wahl auserſehen, als Senioren für Erhaltung der Ordnung bei jenen Verſammlungen zu ſorgen. Fröhlich mit den Fröhlichen — werden ſie in ihrem ſchönen Amte durch Subſenioren, von den Studirenden ſelbſt gewählt, unterſtützt.

⁂ Statiſtik der Schiffbrüche engliſcher Fahrzeuge. — Aus amtlichen Berichten geht hervor, daß in den 3 Jahren 1833 bis 1835 von der engliſchen Kriegs- und Handelsmarine 1700 Schiffe geſcheitert waren oder vermißt wurden. Von 81 derſelben ging die ganze Mannſchaft unter, von den übrigen ertranken 1714 Perſonen. In den 3 Jahren von 1816—1818 betrug die Zahl der verlorenen Schiffe nur 1803. Durchſchnittlich erleidet England durch Schiffbruche jährlich einen Verluſt von 1000 Seeleuten und 3,000,000 Pfd. St.

⁂ Die Bevölkerung Frankreichs belief ſich, amtlichen, in dieſen Tagen bekannt gemachten Angaben zufolge,

im Jahre	1821	auf	30,465,291	Seelen.		(Mehr als im vorhg. J.)
„	—	1826	—	31,845,428	—	1,380,137.
„	—	1831	—	32,560,934	—	715,506.
„	—	1836	—	33,540,910	—	979,974.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 21. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 25. Januar.

Ludwig Devrient's Anfangsſtudien.

(Fortſetzung).

Die Offenheit, mit welcher Devrient ſeine Geſchichte erzählte, der Umſtand, daß er ſeine Fehler nicht zu beſchönigen trachtete, mit keinen unziemlichen Klagen von ſeiner Familie ſprach, ſein Anſtand, die Bildung, die ſein Benehmen verrieth, wirkten ſo vortheilhaft auf Weidner, daß dieſer ihm alsbald ſeine ganze Verwendung zuſicherte.

Weidner ſprach mit ſeinem Direktor, ſetzte die Vorzüge des jungen Herzberg aus einander, führte ihn dann ſelbſt dem Unternehmer vor, den er ebenfalls durch ſein Benehmen gewann. Er erhielt die Zuſicherung, bei der nahe bevorſtehenden Abreiſe der Geſellſchaft von Naumburg im nächſten Orte als Mitglied d. h. Anfänger aufgenommen zu werden.

Die Geſellſchaft beſchloß ihre Vorſtellungen zu Naumburg mit: „Die Eiferſüchtigen“ am 14. Mai und begann ſchon am 15. Mai in Gera mit: „Die beiden Klingsberge.“

Dieſes ſchnelle Überſetzen der Geſellſchaft von einem Orte zum andern, ohne die Vorſtellungen auch nur um einen Tag zu unterbrechen, machte auf Devrient einen ganz beſondern Eindruck, und er konnte kaum begreifen, was unter ſeinen Augen vorging. Noch 1816, als Weidner in Berlin Gaſtrollen gab, erinnerte ſich Herzberg und ſprach oft mit einer Art Enthuſiasmus über dieſe ſchnelle Verſetzung, während dagegen die Berliner königlichen Schauſpieler über die Beſchwerde ſich äußerten, heute in Berlin, morgen in Potsdam ſpielen zu müſſen.

Herzberg ſchloß ſich immer enger und enger an Weidner an, der bald ſich geneigt finden ließ, ihm Rollen einzuſtudiren.

Der 18. Mai 1804 war es, an welchem Devrient, genannt Herzberg, die gefährlichen Bretter in der Rolle des Boten Iſabellen's in: „Die Braut von Meſſina,“ zum erſtenmale betrat. Er ſprach die Verſe leidlich, jedoch kaum hörbar, — aber zwei Beine und einen Arm hatte er offenbar zu viel! In den zweiten Arm hatte ihm Weidner einen Stab gegeben, der ihm ganz eigentlich zur Stütze diente, und dieſem Arme wenigſtens einen Ruhepunkt verlieh.

Nach der Vorſtellung war Herzberg durchaus entmuthigt und entſchloſſen, der Bühne wieder zu entſagen. Es koſtete viele Mühe, ihn zu beruhigen, und es bedurfte einer Menge Beiſpiele, ihn zu überzeugen, daß es andern Anfängern nicht beſſer, vielleicht noch ſchlimmer bei ihrem erſten Auftreten ergangen ſei, die ſpäter ſehr ausgezeichnete Künſtler geworden.

Nachdem, von allen Seiten getröſtet, ſein Muth ſich wieder etwas erhoben, wurde gleich am folgenden Morgen der junge Graf Eduard im: „Chamäleon“ einſtudirt. Seines Mentor's Weidner jetzige Gattin *) und damalige Braut **), hatte die Rolle der Joſepha, und dieſes Liebespaar wurde nun durch Weidner vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht eingeſchult. Beide mußten ihre Rollen im Zimmer ſpielen, und zwar ſo, als ob ſie auf der Bühne ſtänden.

Am 21. Mai fand die Vorſtellung ſtatt. Herzberg ſprach beſſer, deutlicher, charakteriſtiſcher, als das erſtemal; aber wer den feinen Mann außer dem Theater geſehen, würde nimmermehr geglaubt haben, daß dieſer und der Darſteller des Eduard eine und dieſelbe Perſon ſei; ſo ſteif und hölzern geberdete ſich dieſer Eduard, daß man unmöglich glauben konnte, er habe jemals nur in einen Salon hineingeblickt, geſchweige ſich je darin bewegt. — Indeſſen war Herzberg zufriedener mit ſich, als bei ſeinem erſten Auftreten, und man war vorſichtig genug, dieſe Meinung nicht durch irgend einen Tadel zu ſtören, um ihn nicht noch muthloſer zu machen.

---

*) Madame Weidner wirkt dermalen zu Frankfurt im Fache komiſcher Mütter mit Beifall.

**) Demoiſelle Ludewig, aus Leipzig, hatte ihre theatraliſche Laufbahn 1803 zu Bamberg begonnen, unter Direktion des Grafen von Soden, der ſie in Leipzig auf einem Liebhabertheater geſehen, und darauf engagirt hatte.

Am 22. Mai ſpielte er den Volteggio in „Bayard,“ am 24. den Almanſor in „Oberon;“ am 27. Romuald in „die Kreuzfahrer,“ er fing nun nach und nach an, das Lampenfieber zu verlieren, und mehr Selbſtvertrauen zu gewinnen.

Am 28. Mai gab Herzberg die Ordonnanz in „Benjowsky,“ eine in mancher Rückſicht ſehr ſchwere Rolle für einen Anfänger, vornehmlich in den Scenen des letzten Aktes, wo dieſelbe dem Gouverneur die Raporte von Benjowsky's Siegen zu überbringen hat. — Weidner hatte ihm gerathen, dieſe Rolle rein militäriſch zu behandeln. Herzberg, der die preußiſchen und ruſſiſchen Soldaten oft genug geſehen, ſtand nun dem Gouverneur (den Weidner ſpielte), Auge auf Auge heftend, aber ſonſt ohne Fuß und ohne Hand zu bewegen, feſt gegenüber und meldete mit kräftigem Ausdrucke, was geſchehen.

Nach der Vorſtellung umarmte Weidner unſern angehenden Künſtler, wodurch ſich dieſer nicht wenig ermuthigt und erhoben fühlte.

Am 31. Mai ſpielte er den „Ehrenpreis“ in „Sitah Mani;“ es ergab ſich aber dem aufmerkſamen Beobachter aus allen bisherigen Leiſtungen Herzberg's, daß das von ihm erwählte Fach der Liebhaber — die er durchaus fort und fort ſpielen wollte — nicht für ihn paſſend ſei. Dagegen wurden deutlich Spuren wahrgenommen, die erwarten ließen, daß er in komiſchen Rollen, ſowie in ſcharf und ſtreng markirten Charakteren ſich hervorthuen könne.

Dies bewahrheitete ſich in der Rolle des Grafen Schmetterling in „die Jagd.“ Denn obwohl Herzberg damals noch buchſtäblich nur Lehrling war, ſo faßte er nicht nur das Bild, was man geſprächsweiſe von ſolchen Charakteren zu entwerfen und zu entwickeln ſuchte, leichter auf, als von andern; ſondern begriff auch mit mehr Schnelligkeit und Gewandtheit die ihm von ſeinem Lehrer Weidner vorgeſchlagenen techniſchen Ausführungsmittel.

Dieſen Grafen Schmetterling ſpielte unſer Freund am 1. Juni, und errang ſich, zu ſeiner unbeſchreiblichen Freude, den erſten lauten Beifall des verſammelten Publikums. Es war die Morgenröthe der noch fernen Sonnenhöhe ſeines Ruhms, den er ſpäter von ſich ſtrahlte!

Nach und nach ſteigerte ſich zwar der Beifall des Publikums, doch konnte er in dieſem die Zufriedenheit und vollkommene Genugthuung nicht finden für das, was ſein Inneres träumte. Jemehr Beifall ihm geſchenkt ward, je weniger war er mit ſich zufrieden, weil er immer mehr und mehr die Aufgabe kennen lernte, die ſich bei ſeinem Streben ihm fort und fort vor Augen ſtellte, und für die, wenn er ſie nicht erreicht zu haben glaubte, ihn die Zufriedenheit der verſammelten Zuſchauer nicht ſchadlos halten konnte.

So ſehr Anerkennung geachteter Künſtler, wie die ſeines Führers Weidner, ihn erfreute, ſo kränkte ihn dagegen Neid und Mißgunſt anderer, ihm weit nachſtehender Collegen, ſo wie vieles Drückende ſeiner Lage in pekuniärer Beziehung, und er nannte, wie Hoffmann, die bei dieſer Truppe verlebte Zeit ſeine Marterzeit.

Er war unerſchöpflich in Anekdoten aus dieſer Periode, die bald im Gewande heiterer Laune und Satyre, bald aber auch mit bitterem Ingrimm vorgetragen wurden, je nachdem die individuelle Stimmung war. Nur wenige bewahre ich noch im Gedächtniß.

Unmöglich kann ich aber hier eine verſchweigen, die außer ihrer Ergötzlichkeit ſchon ſo früh auf unſers Künſtlers überſchwängliche Herzensgüte gegen arme Kunſtgenoſſen hinweiſ't, welche ſich auch während ſeiner ganzen theatraliſchen Laufbahn auf das Glänzendſte kund gab, und worüber hier und dort noch zu reden Gelegenheit ſein wird.

Ein unbedeutender Schauſpieler bei dieſer kleinen Geſellſchaft war in gewöhnlichen Umſtänden, nämlich: ſehr beſchränkten. Die geringe Gage war nicht hinreichend, die nothwendigſten Bedürfniſſe zu beſtreiten. Er gehörte nicht zu den Verſchwendern und doch drückte ihn eine ziemlich bedeutende Schuldenlaſt. — Seine ganze Hoffnung war auf ein ihm kontraktmäßig verſprochenes Benefiz gebauet. Die Erfahrung an anderen Collegen hatte ihn aber belehrt, daß der zu hoffende Gewinn ſehr problematiſch ſei, und Hamlets Frage: „Sein oder Nichtſein,“ bei dem Gedanken einer etwaigen Täuſchung fiel ihm ſchon jetzt ſchwer auf's Herz. Da gab ein guter Engel ihm den Einfall, Devrient, der ſchon etwas bei'm Publikum galt, zu bitten, ſeinen Namen als Benefiziant auf dem Theaterzettel herzugeben, weil er dadurch hoffe, eine bedeutendere Einnahme zu machen.

Unſer Freund verſtand ſich augenblicklich dazu, nur mit dem Bemerken, daß er hoffe, mit Vorwürfen verſchont zu werden, wenn das Benefiz nicht nach Wunſch ausfallen ſollte. Auch der Unternehmer gab dem Geſuch des Bedrängten nach, der Tag der gehofften Erlöſung von allem Übel erſchien; und — welche Überraſchung! — ein gedrängt volles Haus blickte dem ängſtlich und zitternd durch die durchlöcherte Gardine ſchauenden Pſeudonymus entgegen.

Voller Jubel rannte er in die Garderobe und umarmte öffentlich, zu nicht geringem Ärger der Andern, unſern gutmüthigen Freund, der eine wahrhaft herzliche Freude an dem Erfolge dieſer Myſtifizirung des Publikums hatte.

Er ſpielte, wie er mir verſicherte, mit ſolcher Luſt und Laune, daß dieſer Abend der erſte während ſeiner theatraliſchen Laufbahn war, an welchem er ganz mit ſich zufrieden geweſen ſei.

Am andern Morgen, als er noch im Bette lag, empfing er ein in Leinwand genähetes Paket, nebſt einem Billet ungefähr folgenden lakoniſchen Inhalts:

„Trefflicher Künſtler!
Edelmüthiger Menſch!

Eure Herzensgüte hat gemacht, daß ich mit weniger Spektakel, als es ſonſt geſchehen wäre, die Stadt verlaſſen, id est: durchgehen kann. Mehr als die Hälfte meiner Einnahme, die Euch wohl vor allem gebühret hätte, konnte ich anwenden, um einen großen Theil meiner Schulden zu bezahlen; das Übrige brauche ich als höchſte Nothdurft zur

Reiſe. Verzeiht, daß für Euch vom Gelde Nichts übrig blieb; nehmt aber hiebei zum Andenken mein beſtes Paar Hoſen, mit welchen ich hoffe, beſondere Ehre einzulegen, da die Eurigen gänzlich abgeſchabt ſind. Auf ein glücklicheres Wiederſehen!

Euer innigdankbarer
N. N.“

(Fortſetzung folgt).

Die kunſtgeſchichtlichen Loggien in der Pinakothek zu München.

(Schluß).

Zwölfte Loggia.

Michel Angelo Buonarotti (geb. 1474, geſt. 1563).

Seit Giotto, der zuerſt die drei verſchwiſterten Künſte, Baukunſt, Bildhauerei und Malerei in ſich vereinigte, hatte Mancher (wie Andrea di Cione ꝛc.) denſelben Weg eingeſchlagen, Keinem aber waren die Schweſtern in ſo hohem Grade geneigt, als dem Florentiner **Michel Angelo Buonarotti**, dem Meiſter des jüngſten Gerichts in der Sixtina, des Moſes in S. Pietro in Vinculis und der Kuppel der Peterskirche zu Rom. Auf dieſe ſeltene Vereinigung deutet das Mittelbild in der Kuppel, auf dem wir, von der Architektur umarmt, Malerei und Skulptur thronen ſehen. Darunter ſehen wir vier Bilder, von denen zwei, ſich auf Michel Angelo's Künſtler-Geiſt im Allgemeinen, zwei auf ſeine beſondere künſtleriſche Thätigkeit beziehen. Die von einer Sphinx, dem Symbole göttlichen Verſtandes, getragene weibliche Geſtalt im Sternenkranze mit Lyra und Fackel bezeichnet die Gewalt des Geiſtes, die Erhabenheit der Gedanken des Meiſters, ſo wie der beigefügte Genius mit dem Orangenzweige das Ätheriſche deſſelben, während gegenüber die andere Geſtalt auf dem Löwen, dem Sinnbilde körperlicher Stärke, auf die formelle Kraft Michel Angelo's deutet, auf die mächtige Erſcheinung, die großen Maße und Verhältniſſe in ſeinen Kunſtbildungen, was ſich noch weiter durch die Genien mit der Keule und dem Eichenzweig und durch die Säule im Arme der Hauptfigur — lauter Embleme ſichtbarer Stärke — ausſpricht.

Eines der andern Bilder zeigt uns Michel Angelo als Maler, und zwar des Weltenſchöpfers an der Decke der Sixtiniſchen Kapelle, bei welcher Gelegenheit Papſt Leo ihn beſucht; das andere ihn hingegen, als Bildhauer, wie er, mit Hülfe einer künſtlich erfundenen auf dem Hute befeſtigten Lampe, bei Nachtzeit an dem koloſſalen Moſes arbeitet, wobei ihn der Baumeiſter Bramante belauſcht.

Wie wir ihn an der Decke als Bildhauer und Maler geſehen, ſo finden wir ihn an der Lunette als Baumeiſter; das Modell der Kuppel der Peterskirche ſteht neben ihm und er iſt eben beſchäftigt, es mit ſeinen Plänen meſſend zu vergleichen. — Außerdem füllen die Seitenräume dieſes Bildes zwei Geſtalten, die uns noch einmal Michel Angelo's Geiſt in allgemeiner Beziehung vorführen. Nicht nur erkennen wir in dieſem umfaſſenden Genius die Höhe ſeines Gedankenflugs, ſondern auch die Größe ſeines Umkreiſes. Recht im tiefſten Sinne des Wortes: chriſtlicher Künſtler, eingeweiht in die Geheimniſſe des Gemüths, iſt er zugleich durchdrungen vom Geiſte des klaſſiſchen Alterthums, und ſo ſehen wir zur Rechten die griechiſche Dichtkunſt, unter dem Einfluße der von einem Genius gehaltenen Pſyche, zur Linken die chriſtliche mit der Bibel, unter dem Schutze des Genius mit der Flamme des heiligen Geiſtes.

Die Bogenwinkel zieren die Bildniſſe von Baſtiano d'Ariſtotele, Sebaſtiano del Piombo, Giuliano Bugiardino und Franceſco Granacci.

Dreizehnte Loggia.

Raphael (geb. 1483, geſt. 1520).

In Raphael feiert die mittelalterlich-chriſtliche Kunſt ihre Vollendung. Ausgeſtattet mit allen bildneriſchen Gaben, mit der Fähigkeit: die Natur aufzufaſſen und nachzubilden, mit einem feinen Sinne für das Weſentliche, Schöne und Anmuthige, mit einer frommen Achtung alles Heiligen, mit einer durch den Umgang mit wiſſenſchaftlichen Männern geſteigerten Bildung, und Allſeitigkeit ſeiner reichen Phantaſie, ſchien er erleſen zu ſein, die verſchiedenen Richtungen in der Kunſt vor ihm zuſammenzufaſſen und nach einem Ziele hinzulenken, und ſo erſcheint er — obſchon er ſich ehrfurchtvoll und innig an die alte Kunſt anſchließt, überall neu und vollendet.

Die chriſtliche Kunſt läßt ſich faſt nicht kürzer und umfaſſender bezeichnen, als durch die Mutter mit dem Kinde, und auch Raphael's Namen können wir uns kaum außer Verbindung mit der Madonna denken. Deßwegen erſcheint uns dieſe in der Mitte der Kuppel, als eine Anſchauung **Raphael's**, zu der er von ſeinem Schutzengel (gleiches Namens) geleitet worden. Das Alterthümliche in der Darſtellung der Madonna, bezeichnet fein und richtig das Verhältniß Raphael's zur alten Kunſt: eine wirklich Raphaeliſche Madonna an dieſer Stelle wäre eine Art Selbſtvergötterung, nichts Objektives. — In den vier tiefer liegenden Bildern begleiten wir Raphael durch vier Lebensperioden. Das erſte gibt uns den fortunato garzone in der Werkſtatt ſeines Vaters, des alten Santi zu Urbino. Wohl hat er von dieſem würdigen und edlen Meiſter in frühſter Kindheit Eindrücke empfangen, die ihn durch ſein ganzes Leben zu ſeinen herrlichſten Schöpfungen begleiten, und es iſt wohlgethan, ihn ſeine Laufbahn unter der Aufſicht des erſtaunten Vaters beginnen zu laſſen. Das zweite Bild zeigt uns den Eintritt Raphael's an der Hand ſeines Vaters in die Schule des Perugino, das dritte ſein Zuſammentreffen mit Papſt Julius II., dem er ſeine Werke zeigt. Im vierten endlich ſehen wir ihn, von Schülern und Gehülfen umgeben, in den Stanzen des Vatikan al fresco malen.

Die Lunette iſt mit der Leichenausſtellung Raphael's im Vatikane geſchmückt. Der edle Todte liegt auf einem Paradebette; trauernd umgeben ihn ſeine Schüler, Giulio Romano, Franceſco Penni (welcher letztere des Meiſters Hand mit Thränen netzt) u. Andere, ſeine Geliebte wirft ſich mit ausgebreiteten Armen über ihn; der Papſt Leo X. und der Kardinal Bembo treten mit ſichtbarer Rührung heran, Volk drängt ſich nach, die Stufen herauf. Über dem Bett iſt Raphael's letzte Arbeit, die Transfiguration aufgeſtellt.

Die Bogenzwickel zieren die Bildniſſe von Giulio Romano, Franceſco il Fattore, Vincenzio di S. Gimignano und Giovanni da Udine.

So weit ſind die Entwürfe vollendet, und zum großen Theil ausgeführt. Die Folgereihe wird die Geſchichte der deutſchen und niederländiſchen Kunſt behandeln.

Dr. Ernſt Förſter.

Chronik der ſchönen Literatur.

4) Andronika. Roman von Emerentius Scävola. Drei Theile. Güſtrow, Opitz und Frege. 1836.

Der Name Scävola iſt ſeit einiger Zeit zum Hochwilde geworden, hinter welchem Jäger und Hunde hetzen; unter den erſteren ſind buchſtäblich Menſchen zu verſtehen, die ihre vollblütigen Antipathien haben, ihre Gelüſte und Leidenſchaften, — unter den letzteren dagegen verſtehen wir das müßige Geſindel ohne Namen, ohne Geſinnung und ohne Ehre, das ſchadenfroh dreinbläſt, wenn einmal ein Jäger, der Mark in den Knochen hat, in's Horn ſtößt. Schleudert ein ſolcher, der, wie Menzel, wenigſtens deßhalb reſpektabel iſt, weil er das Vermögen: zu lieben und zu haſſen, noch beſitzt, ſeinen Bannfluch über die Extravaganzen der neu-franzöſiſchen Schule, über ſkeptiſche Theologen, ſchlüpfrige Romane u. dgl., — ſogleich iſt das namenloſe Geſindel hinterdrein und — denunzirt.

Hier iſt ein wichtiger Unterſchied zu machen. Wenn nämlich Menzel die Sache und die Leute beim Namen nennt, ſo verdächtigt und brandmarkt das Geſindel, das ſelbſt keinen Namen hat, die ganze Literatur durch vage Ausfälle, durch vieldeutige Redensarten; kurz, es verwandelt einen ehrlich und offen begonnen Krieg in eine ehrloſe, erbärmliche Philiſterprügelei, oder in heuchleriſches Zelotengeplärre, das Gute mit dem Schlechten zuſammen in einen Pfuhl der Zweideutigkeit und Anrüchigkeit bringend. Dieſe Perfidie der Winkeljournaliſten, wahrer, literariſcher Mouchards, iſt empörend; denn ſie ſchlägt nicht den Schriftſteller, ſondern den Menſchen und — die Literatur ſelbſt; wir haben auf dieſe Denunziationen von Seiten des Geſindels, die dem Ehrgefühle deutſcher Nation zu ebenſo großer Unehre gereichen, als ſchlüpfrige Romane, ſchon zum öfteren hingewieſen.

Dieſe vorangeſchickte Anſicht mag unſer nachfolgendes Urtheil vor dem Verdachte rechtfertigen, als würde es durch das allgemeine Anathemgeſchrei beſtimmt.

Scävola hat ein bedeutendes Talent, welches ſich in keinem, von allen ſeinen Romanen glänzender darthut, als in dem verſchrieenſten: Learoſa, die Männerfeindin, einem Buche, welches, trotz vieler, nicht blos bedenklicher, ſondern wirklich haarſträubender Situationen, eine Menge meiſterhafter Details enthält. Wenn Scävola aber den Weg verfolgt, den er in dieſem ſeinem neueſten Buche: Andronika eingeſchlagen, von dem es ſcheint, als ſei es nachgerade zum Trotze gegen die vielen verdammenden Stimmen ausgearbeitet worden, ſo darf er ſich überzeugt halten, daß er ſich in Kurzem ganz ruinirt haben wird, — und zwar nicht blos durch die Vorliebe für die Schilderungen von raffinirten Verbrechen und Colliſionsſituationen, für deren Darſtellung und Auffaſſung wir Modernen nicht die innere Gediegenheit der alten Griechen beſitzen, ſondern auch durch die Gedehntheit und durch das, was man „ordinäre Bogenmacherei" nennen muß. Der Plan dieſes neueſten Romans iſt den Leſern unſerer Blätter durch die Erzählung: Das Fräulein von Ledow bekannt, welche Scävola nunmehr in einer Ausdehnung von 3 ſtarken Bänden auf's Neue verarbeitet hat; da der Stoff allein nicht ausreichte, dieſe zu füllen, ſo blieb zu dieſem Zwecke nichts anderes übrig, als ein Füllſel von Acceſſorien daneben zu ſtellen, Motive und Scenen bis zum Ueberdruſſe, welche ſich weder vor dem äſthetiſchen noch vor dem ſittlichen Gewiſſen rechtfertigen laſſen, weil ihnen die poetiſche Wahrheit und die Erhebung des Dichters über den Stoff, den er bemeiſtern ſoll, fehlt. Wir wollen jedoch die Namhaftmachung ſolcher unwürdiger Behelfe lieber unterlaſſen, als (nach dem Beiſpiel des Literaturblattes zum Morgenblatte) durch Detaillirung von Skandaloſen die Aufmerkſamkeit des Publikums noch mehr darauf lenken.

Es bleibt uns zum Schluſſe nur der Wunſch, daß Scävola, deſſen Talent wir achten, zuerſt ſich einer völligen körperlichen Geneſung von den Nachwehen jenes Tages an der Katzbach zu erfreuen haben möge, an welchem er die rechte Hand ſammt dem eiſernen Geiſſel darin verlor, und an welchem man ihn für todt vom Schlachtfelde trug. Dann wird auch die innere Geſundheit ihm wiederkehren, dann wird er ſich weniger um die eilige Beendigung ſeiner Bände, als um die innere Vollendung eines Kunſtwerkes und um die Ehrenrettung ſeines Talentes und Rufes bekümmern. Möge dann ſein nächſtes Werk dem Wiederſcheine des wolkenloſen italiſchen Himmels im Meere von Adria gleichen, in deſſen Fluthen er jetzt, ſehnſüchtig nach Geneſung, ſeine narbenvollen Glieder taucht.

Feuilleton.

⁂ Das Hofburgtheater in Wien hat im Laufe des Jahres 1836 an 64 Abenden Stücke von Shakeſpeare, Göthe, Schiller, Leſſing, Calderon, Moreto, Jünger, Kleiſt, Müllner, Raupach, Oehlenſchläger, — an 75 Abenden Werke öſtreichiſcher Dichter: Bauernfeld, Deinhardſtein, Grillparzer, F. Halm, Pannaſch, Zedlitz, Treitſchke, Fr. Weiſſenthurn dargeſtellt. Es wurden in genannter Friſt 19 neue Stücke (und zwar 10 Original-Arbeiten und 9 Ueberſetzungen) gegeben, und 18 Stücke neu in die Scene geſetzt. Ueberblickt man nun noch das darſtellende Perſonal, worunter ein Löwe, Anſchütz, Korn, Koberwein, Fichtner, Rettich, K. Laroche, Herzfeld, Coſtenoble, Lucas, Wilhelmi u. ſ. w., eine Schröder, Rettich, Peche, C. Müller, Anſchütz, Fichtner u. ſ. w., ſo wird man wohl kein Bedenken tragen, zu geſtehen, daß das Hofburgtheater an ächter Claſſicität noch immer nicht bloß in Deutſchland, ſondern in Europa ohne Rivalen daſteht.

⁂ Jagdvergnügen in Berlin. — Von Berlin aus wird berichtet, daß der dortige Hetzjagd-Klubb, in welchem „alle Söhne Nimrod's in Berlin ihren Sammelplatz finden, und an deſſen Spitze die kgl. Prinzen ſelbſt ſtehen, auch in dieſem Jahre ſeine großen Jagdfeſte im Grünewald halten wird. Schweinehetzen, zu welchen die Thiere vorher eingefangen und ihnen die Hauzähne abgeſägt werden, damit Hunde und Jäger vor Beſchädigungen ſicher ſind, machen die Hauptluſtbarkeiten."

⁂ Deutſche Mäßigkeitsvereine. — Was in Nordamerika und einigen andern Ländern nur erſt in Beziehung auf geiſtige Getränke geſchieht, dies ſcheint in Deutſchland — veranlaßt durch die Cholera — hinſichtlich der ganzen phyſiſchen Lebensweiſe in Gang kommen zu wollen. So ſind u. a. in Carlsruhe mehrere wackere Männer aus dem Bürgerſtande zuſammengetreten, um ſich an die Spitze einer zu conſtituirenden Geſellſchaft zu ſtellen, deren Zweck dahin gehen ſoll, durch ein gutes Beiſpiel ſtreng geregelter Lebensart ihre Mitbürger zur Nachahmung anzuregen. Möchte dieſer Geſellſchaft ſich nur auch recht bald ein Frauenverein anſchließen, der ſich zum Ziele ſetzt, dem völligen oder theilweiſen Ruine zahlloſer Exiſtenzen durch eine Kleiderordnung prophylaktiſch entgegenzuwirken.

⁂ Handſchriftliche ungariſche Zeitung. — Bekanntlich waren die erſten Zeitungen — Briefe. Jetzt leſen wir in der Hannöv. Ztg., daß ſchon ſeit längerer Zeit in Peſth eine Manuſcript-Ztg. in ungariſcher Sprache erſcheint. Der Herausgeber, — Advokat und Edelmann, — läßt von ſeinem Blatte ſo viele Abſchriften machen, als er Abonnenten hat, und verſendet dieſelben wie gewöhnliche Briefe, — um ſo die Cenſur zu umgehen. Vorzüglich beſchäftigt ſich dieſes Blatt mit Comitatsverhandlungen. Obgleich es nun ſehr hoch zu ſtehen kommt, ſoll es doch über 100 Abonnenten zählen.

⁂ Chriſtoph Schmid's Geſchichte des A. und des N. Teſtaments, von Dérome in's Franzöſiſche überſetzt, iſt jetzt, mit ſchönen Kupfern ausgeſtattet und mit einem Vorwort des Abbé de Guerry, in dritter Auflage erſchienen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 22. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 26. Jenner.

Ludwig Devrient's Anfangsſtudien.

(Fortſetzung.)

Ein ſchallendes, unbezähmbares Gelächter ſchlug Devrient auf, als der Theaterdiener, zugleich Kleider- und Stiefelputzer in's Zimmer trat. Er befahl, die ihm ſehr zu rechter Zeit gekommenen Beinkleider aus ihren Banden zu erlöſen. — Es zeigten ſich ſeinem erwartungsvollen Blicke zu ſeiner Freude ein Paar ganz neue ſchwarze, von feinſtem Tuche, und jubilirend rief er dem Diener zu: „Jetzt klopfe mir auch meinen ſchwarzen Frack einmal wieder aus, der bisher zu dem Zeiſigpaare“ (ſie waren hellgrün) „nicht wohl paſſen wollte. Heut' müſſen wir dem Sonntag Ehre machen!“

Nicht weniger erſtaunten die Herren Collegen, ihn ſo glänzend metamorphoſirt zu ſehen; aber einer trat zu ihm, ihn alſo anredend:

„Herzberg, Ihr könntet mir einen rechten Gefallen erzeigen, und werdet es auch hoffentlich, da Ihr Schuld ſeid, daß ich mich mit einer mein Ehrgefühl tief verwundenden Bitte an Euch wenden muß. Ihr habt durch Eure dem durchgegangenen N. N. geleiſtete ſklaviſche Bereitwilligkeit ſo viel Vorſchub geleiſtet, daß ſein Beneſiz vor dem meinigen ſtatt haben konnte. Ihr wißt ferner, daß meine Frau dieſer Tage entbunden ward, und nun ein neuer Aufſchub mit demſelben entſteht. Die Kindestaufe iſt vor der Thüre, meine Kaſſe durch das Wochenbett ganz erſchöpft, — meine einzige augenblickliche Hülfe iſt auf ein Paar reiche Gönner gerichtet, die ich geſonnen bin, als Gevatter zu gewinnen. Ihr ſeht mich hier, aber in meiner ganzen dermaligen Garderobe ſtehen, mein köſtlicher ſchwarzer Frack, ſammt dergleichen Hoſen, iſt verſetzt; im Überrocke kann ich weder zu Gevatter bitten, noch der Kindtaufe ſchicklich beiwohnen; Nun ſeid ſo gut und leihet mir auf wenige Tage Euern gegenwärtigen Anzug. Die Woche hindurch wird man ihn an Euch nicht vermiſſen, und bis heut über acht Tage ſeid Ihr längſt wieder im Beſitze deſſelben.“

„Von Herzen gern,“ erwiederte Devrient, „ſchickt nur morgen früh darnach, und grüßt mir Eure liebe Frau ſchönſtens!“

Des andern Tages wurden die Kleider abgeholt, und — ſo ſchloß unſer gefälliger Freund ſeine Erzählung — ob, nachdem das Kindlein getauft worden, der beglückte Vater mit meinem Darlehn ab oder durchgegangen, iſt mir zur Stunde nicht mehr gegenwärtig, genug:

„Frack und Hoſen ſah ich niemals wieder!“

Im Jahre 1805 ward Devrient Mitglied des herzoglich Deſſauiſchen Hoftheaters, unter der damaligen Direktion von Boſſann.

Herr Rellſtab rechnet dies Theater zu den unbedeutenden, indem er ſagt:

„Das erſte bedeutendere Theater, welches ſo glücklich war, Devrient's Talent für ſich zu gewinnen, war das zu Breslau ꝛc.,“ allein mit Unrecht. Die Deſſauer Bühne gehörte zu jener Zeit beſtimmt zu den bedeutendſten Deutſchlands. Die zwar kleine, aber von Fremden aller Länder, wegen des nahe gelegenen weltberühmten Wörlitzer Parks, beſonders den Sommer hindurch ſtark beſuchte Stadt ziert ein Theatergebäude, das ſeiner Größe, ſeiner innern Einrichtung, ſeinen prächtigen Dekorationen nach, ſich damals mit den vorzüglichſten Deutſchlands meſſen konnte; beſaß Schauſpieler, beſonders aber Sänger, die zu den ausgezeichnetſten zu zählen waren; eine Garderobe, die ſich mit der in jeder Reſidenzſtadt meſſen durfte; ein Orcheſter, nebſt einem Opernvorrath, dem wenige gleichkamen u. ſ. w. Ich habe Opern auf dieſem Theater geſehen, wie z. B. Palmyra, Lodoiska, Titus ꝛc., deren Darſtellung zu dem Prachtvollſten gehörte, was ich je erblickte, Vorſtellungen, deren Scenerie mehrere Tauſende koſtete, von welchem allem die **Breslauer** Bühne damals keine Ahnung hatte.

Devrient debütirte als **Paolo Manfrone** im Bayard von Kotzebue, und gefiel außerordentlich. Seine zweite, aber nicht von ihm gewählte Rolle, war **Otto von Löwenſtein** in der Teufelsmühle; ſeine wöchentliche Gage ſechs preußiſche Thaler. Er ward an des abgegangenen **Sehring's** Stelle für das Fach der Intriguants und ſogenannten chargirten Charaktere engagirt, beklagte ſich aber bei mir ſehr, daß er Rollen letzterer Gattung nicht, oder doch äußerſt ſelten zugetheilt erhielt, die, wenn ſie von Bedeutung waren, der Herr Direktor ſelbſt ſpielte.

Boſſann war ein damals ſchon bejahrter, ziemlich geiziger, aber ſonſt guter und redlicher Mann, der die ökonomiſchen Intereſſen des herzoglichen Theaters, wie Keiner vor und nach ihm, wahrnahm. Er galt in dieſer Beziehung alles bei dem großen Fürſten **Leopold Friedrich Franz**, dem wahren Vater des Vaterlandes, der, ein gründlicher Kenner jeder Kunſt, es Boſſann wegen ſeiner ſonſtigen achtbaren Perſonalität überſah, daß er ſich mit **dieſer** auf der Bühne etwas zu breit machte, wie das bei Direktoren in der Regel, und nur zu oft zur Qual des Publikums geſchah und noch geſchieht, vom Deſſauer alten **Boſſann** herab, bis zum jungen und arroganten Bamberger **Lorenz**, denn:

„**Sei im Beſitze und du biſt im Recht!**“

Boſſann war ein ſehr mittelmäßiger Schauſpieler, der, wie ſo viele, ſelten eine Rolle verdarb; aber auch keine zur Kunſthöhe zu erheben vermochte und da am erträglichſten war, wo ſeine Individualität ihn bei der Darſtellung vertrat, das heißt, wo er ſich nur ſelbſt zu ſpielen brauchte.

Ich ging auf Erſuchen Devrient's einmal zu ihm, ihn über deſſen Zurückſetzung aufmerkſam zu machen, und um Abhülfe zu bitten. Er antwortete mir:

„Männchen! Männchen! glauben Sie denn: ich verkenne des jungen Männchens Talent? Aber was kann ich dafür, daß Sr. Durchlaucht, wie das verehrliche Publikum **mich** nur in dergleichen Rollen ſehen wollen? Seien Sie verſichert, daß, wo es geſchehen kann, ich für die Folge gern zurücktreten werde. — — Herr Gott! ſchon 10 Uhr! Ich muß zur Probe. Entſchuldigen Sie! Empfehle mich, Männchen! Empfehle mich!“ *)

Dieſe Scene war die beſte, die ich je von ihm ſpielen ſah!

Nutzlos war übrigens mein Beſuch nicht geweſen, und, da der gute Mann ſich fürchtete, von mir einmal freundſchaftlich in einem öffentlichen Blatte an ſein Verſprechen erinnert zu werden, ſo geſchah es, daß Devrient nach und nach zu dem Beſitze mancher bedeutenden Rolle gelangte, die während ſeines Lebens ihm ein unveräußerliches Eigenthum blieb. Ich erinnere nur an die des Molière'ſchen Geizigen und des Franz Moor. Wer, wie ich, das Glück hatte, dieſe Charaktere von ſo großen Künſtlern, wie z. B. Devrient, Iffland, Ochſenheimer und Leo dargeſtellt zu ſehen, muß an der Möglichkeit einer vollkommeneren Darſtellung ſein Lebelang verzweifeln. Jeder der Genannten war in ſeiner Art und individuellen Auffaſſung gleich groß. Hier aber eine anatomiſch-vergleichende Entwickelung jedes Einzelnen geben zu wollen, würde zu weit führen; es genüge nur die Verſicherung, daß Devrient's **Anfangsſtudien**, in welchen die Darſtellung des Geizigen und des Franz Moor fallen, füglich zugleich die Überſchrift tragen dürften: „**Devrient in ſeiner höchſten Kunſtvollendung.**“

Wer glaubt nun wohl, daß trotz dieſer überaus gelungenen Charaktergemälde, die jeden Vergleich mit irgend einem Künſtler ſeiner Zeit aushielten, es keinen Unzufriedeneren mit ſeinen wahrhaft genialen Schöpfungen gab, als unſern Ludwig Devrient!

„Klagen! nichts als Klagen!“ durfte ich faſt jeden Tag mit Leſſing's Prinzen ausrufen, wenn er mir damit entgegen kam, und ſeine höchſte Unzufriedenheit über dieſe und jene ihm mißlungene Rolle ausdrückte. Oft gerieth er in eine förmliche Wuth, raufte ſich in den Haaren, nannte ſich einen dummen elenden Kerl, bezeichnete ſeine Beſtimmung als eine verfehlte, u. dgl. m.

Devrient hatte darin mit **Leo**, dem in Hoffmann's Lebensſkizze mehrmals erwähnten Künſtler, große Ähnlichkeit; beide waren von einer ewigen Zweifelſucht geplagt. Hier wie dort lag eine gleiche Urſache zum Grunde; denn wer konnte außer ihnen den tiefen Schacht ihres poetiſchen Vermögens, ſo gut als ſie ſelbſt ergründen, wer die heraufgeförderten Schätze ihres reichen Bergwerkes, wer das **Geleiſtete** mit dem **Gewollten** ermeſſen!

(Fortſetzung folgt).

Moderne Literatur.

(Fortſetzung).

Wie aber das Herabſinken, ſo iſt auch das Wiederemporſteigen ein allmähliches, und wenn wir in **Riedel's polemiſchen Erörterungen** das Aufſtreben ſchon dem Ziele nahen ſehen, ſo zeigen **Marbach's Briefe** uns daſſelbe noch als ſchwebend zwiſchen Tag und Nacht, und nur in Arbeit, zur ſelbſtbewußten Klarheit hindurchzudringen. In dieſer Beziehung iſt, namentlich bei dem Letzteren, das **polemiſche** Moment von dem **thetiſchen** ſtreng zu unterſcheiden.

Geiſtreich und ſchlagend iſt die **Polemik** ſeiner Briefe. Mit jugendlicher Kraft und zugleich mit treffendem Witze wirft der Verfaſſer ſeine Gegner faſt ſpielend zu Boden, ohne dabei die Gerechtigkeit zu verletzen, die man auch dem ungerechten Feinde noch ſchuldet. So weiſ't er aus den eigenen Schriften Menzel's, Börne's und Heine's nach, in welche Widerſprüche und Abſurditäten dieſelben verfallen, bis zu welchen Ungebühren ſie ſich haben fortreißen laſſen; aber er gedenkt auch redlich alles deſſen, was in ihren Leiſtungen noch irgend Achtbares oder Zeitgemäßes ſich auffinden läßt. So, um ein Beiſpiel anzuführen, rühmt er **Menzel's** „Auftreten gegen geiſtentblößte Wortmacherei, — gegen jämmerliche Sentimentalität und wüſte Schickſalsfaſeleien, gegen die Nachahmung des Fremden und den Kram der todten Gelehrſamkeit“ (61). Mit Recht bemerkt er aber gegen ihn, daß „ſein ganzes Verdienſt im **Negiren**“ beſtehe (62), daß er ſich nur lächerlich macht, wenn er — der Verfaſſer des „Geiſtes der Geſchichte“ — ſich mit **Chriſtlichkeit** brüſtet (74); daß er „hundert verſchiedene

---

*) Man halte dies ja für keine Uebertreibung, Boſſann **war und ſprach ſo**.

Anſichten aufſtellt, von denen eine die andere in's Geſicht ſchlägt" (77), und fügt dann die Bemerkung hinzu, daß deſſen eigenſtes Weſen in „Eigendünkel, — Egoismus, — ſelbſtgefälliger Eitelkeit und Bornirtheit" beſtehe (78).

So führt er jeden jener drei Kritiker insbeſondere vor Gericht, läßt ſie ſich ſelbſt anklagen und vertheidigen, ergänzt, was ſich noch ſonſt für oder gegen ſie vorbringen läßt, und ſetzt auf dieſe Weiſe den Leſer in den Stand, ein wohlbegründetes Endurtheil zu fällen. Wollten nun auch wir unſere Leſer in Stand ſetzen, die Verdienſte des geiſtreichen Briefſtellers gehörig zu würdigen, ſo müßten wir vielleicht die Hälfte ſeiner Epiſteln hier abſchreiben. Da wir aber nur zum Selbſtleſen derſelben anreizen möchten, ſo beſchränken wir uns darauf, folgende zugleich den Verfaſſer und das ſogenannte junge Deutſchland charakteriſirende Stelle hier anzuführen: „„Bewegung" iſt das gemeinſame Loſungswort des jungen Deutſchland's. Menzel rennt aber einen eingeübten Galopp in der Reitbahn der öffentlichen Meinung; ſeit Jahren tritt er keine andere Gangart, als Franzoſenhaß, Göthehaß, Schriftſtellerinnenhaß, Hegelhaß. Börne macht die wildeſten Sätze rechts und links, ohne Maaß und Takt; ſeine Bewegung iſt unaufhaltſames Ausſchlagen. Das junge Deutſchland übt ſich in unanſtändigen Stellungen, ſtellt ſich auf den Kopf und geht auf den Händen. Heine macht Alles mit, wie es ihm juſt beliebt, miſcht ſich in Börne's bacchantiſchen Taumel, Menzel's Schulgalopp und überſchlägt ſich in Stellungen, vor denen jedes ſittſame Auge zuſammenblinzt; aber, was ihm eigenthümlich, er tanzt auch dazwiſchen wieder die zierlichſten Françaiſen-Pas, mit Glacéehandſchuhen und Chapeau-bas. Wie ſollen nun dieſe ſo verſchiedenen Bewegten nicht vielfach gegeneinander rennen, ſich ſtoßen, ereifern, ſchlagen. Sehen Sie hier einige Gegenſätze der erwähnten Literatur:

Menzel haßt die Franzoſen, Börne verehrt ſie;

Menzel haßt Gothe und Napoleon, Heine betet ſie an, verſteht ſich: nur gelegentlich;

Börne iſt ein Charakter, Heine ein Chamäleon;

Gutzkow iſt proſaiſch durch und durch, Heine poetiſch;

Börne iſt ſittlich ernſt, Gutzkow unſittlich frech."

Muſſen wir nun Herrn Marbach faſt durchgängig zuſtimmen, wo er, analyſirend und charakteriſirend, die Beſtrebungen dieſer Literatoren der Gerechtigkeit ſeiner Leſer überliefert, ſo können wir von dem thetiſchen, doktrinairen Theile ſeiner Briefe nur dies rühmen, daß in den vielfachen Widerſprüchen, denen man in denſelben begegnet, ſich zum Wenigſten das Streben bemerklich macht, die unendliche Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen, nach Spinoza's ſchönem Ausdrucke: „sub specie aeterni" — d. h. vom höchſten Standpunkte aus — zu erfaſſen, und in dem ungeheuren anſcheinlichen Wirrſal eine göttliche Weltordnung zu entdecken. Durch dieſes Streben unterſcheiden ſich dieſe Briefe auf das Vortheilhafteſte von der vorherrſchend ſkeptiſchen Tendenz derjenigen, gegen welche ſie gerichtet ſind. Die Widerſprüche aber, die ſich hier hervorthun, laſſen ſich im Weſentlichen auf folgende zurückführen: Einmal wird Gott als „unerſchaffner Geiſt" dem Menſchen, als dem „erſchaffenen endlichen Geiſte" gegenübergeſtellt (79 und 144), dann aber der mit der Vernunft identifizirte Geiſt, als „der eine, unendliche," der Menſch, als „ein Glied Gottes," die Menſchheit, als ein „menſchgewordener Gott," als ein „ſeliger Gottmenſch" beſtimmt (14. 22. 144. 201.). Einmal wird Gott — der Welt, die Weisheit Gottes der Klugheit der Welt entgegengeſetzt (204) und der unendliche Geiſt, als kämpfend mit dem endlichen dargeſtellt (100); dann wird „die Welt, als Geburtsſtätte des Geiſtes" und „Alles, was iſt," als „Schöpfung und Offenbarung Gottes," die „Naturgeſchichte," als „Geſchichte der Menſchwerdung Gottes" beſtimmt (30. 208. 26.). Ebenſo wird einmal die Natur als „Offenbarung Gottes," der „Leib als die Wirklichkeit des Geiſtes," der „Geiſt als die Wahrheit der Natur und die Natur als die Wirklichkeit des Geiſtes" (30. 172. 106.), — dann wieder die „Natur als Süd-, der Geiſt als Nordpol" bezeichnet (91), und einmal behauptet, „durch die ganze Reihe der Geſchöpfe gehe ein Ringen: Menſch zu werden," und unmittelbar darauf: „Im Menſchen ſei die Natur vom Geiſte bezwungen" und wieder unmittelbar darauf: „der Geiſt wolle ſich natürliches Daſein geben: er verſenke ſich in die Natur" (26).

Ähnliche Antinomien treten hervor, wo von Staat, Kirche, Geſchichte und Religion die Rede kömmt. So wird einmal vom Staate, als dem „Daſein der allgemeinen Vernünftigkeit" geſprochen, Staat und Kirche als „zeitliche Erſcheinung des ewigen Geiſtes" beſtimmt (109 f.), und Staat, zeitliche Macht und Recht identifizirt (173 f.); dann wieder von „krankem Staat," von einer herrſchenden aber faulenden Ariſtokratie, von der Unwahrheit des Katholizismus u. ſ. w. (90. 100) geſprochen. Soll dann einmal „Alles, was iſt, als Schopfung und Offenbarung eines ewigen, weiſen, gerechten, gütigen, allmächtigen, allgegenwärtigen Gottes zu begreifen, oder, was daſſelbe ſei, die unbeſchränkte Herrſchaft des Geiſtes zu erkennen ſein" (203), ſo wird anderwärts „dem Reiche Gottes" ein „Reich der Sünde und des Todes" entgegengeſtellt (89. 204) und einerſeits „Satan durch Chriſtus vernichtet" (215), anderſeits der Menſch durch Gnade gerechtfertigt" (211) u. ſ. w. u. ſ. w.

Auf dieſe Weiſe glaubt man ſich mitunter in das Chaos einer Marheinecke'ſchen Dogmatik verſetzt, in welcher ebenwohl die Elemente der verſchiedenartigſten Weltanſchauungen bald zu beſtimmten Geſtalten zu gerinnen ſcheinen, um ſofort wieder, wie weſenloſe Schemen, zu zerfließen. So gewinnt es nicht ſelten den Anſchein, als wenn Hr. Marbach ſelbſt zu jener Unſchule gehörte, die er bekämpft. Weſentlich unterſcheidet er ſich indeß von ſeinen Gegnern durch den vorherrſchenden Ernſt ſeines Strebens und den Adel ſeiner Geſinnung, im Gegenſatze zu der Frivolität Heine's und Gutzkow's, zu Börne's frechem Nihilismus und zu der Aufgeſpreiztheit und der leidenſchaftlichen Gehäſſigkeit Wolfgang Menzels.

Meiſter der Sprache und der Darſtellung, und reich mit Witz und Laune begabt, wird Hr. Dr. Marbach noch Ausgezeichnetes leiſten, wenn er eben die Waffe der Kritik gegen ſeine eigenen philoſophiſchen Verſuche wendet, mit welcher er jene Unphiloſophen ſo ſiegreich bekämpft hat. —

(Schluß folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

5) Helena. Ein Taſchenbuch für 1837. Bunzlau, Appun's Buchhandlung.

Vier Notabilitäten der Novelliſtik, Tieck, Storch, von Wachsmann und Leopold Schefer, ſtehen hier zuſammen. In der That, der Verleger verſtand ſein Intereſſe. Jeder von dieſen vier Herren hat ſeine große Anzahl von Freunden und Freundinnen, die ihr Contingent von Theilnahme für das neue Taſchenbuch nach dem Maße ſtellen werden, als jeder von den vier Novelliſten ſein geiſtiges Contingent geliefert hat. Der Preis gebührt diesmal Leopold Schefer'n für ſein „großes deutſches Muſikfeſt" eine Transfiguration des deutſchen Kleinſtädterthums, das in allen ſeinen Schwächen und Lächerlichkeiten, wie in all' ſeiner rührenden Beſchränkung, die mit dem Kopfe in die Wolken ſtößt oder an die Wand rennt, meiſterhaft aufgefaßt und geſchildert wird. Da iſt eine Decke weggehoben, und aus dem thurmhohen Ehebette des Philiſters, worin wir eine Verſteinerung ſeines Nachtkabinets — von der Schlafhaube an bis zu den Pantoffeln — vermuthen, guckt uns plötzlich ein Engelsköpfchen an; dort kollert ein Humor, der aus dem einen Auge lacht, aus dem andern weint, uns zwiſchen die Beine; wir ſtolpern, balanciren, und eh' wir's uns verſehen, hat uns der Schelm ſchon zwiſchen die Flügel gepackt, hebt uns auf und ſetzt uns auf einem Kirchthurme nieder, von dem wir die Ausſicht auf einen Friedhof im Thale haben; ringsum unten iſt Kirmeß und fröhliche Menſchen muſiciren den Todten auf; dann erſcheint plötzlich ein ſchönes, blaſſes Kind, und haucht ſeine Seele in Engelstönen aus, während ein Polizeidirektor heimlich ſeinen Reckegeiſt ſattelt; mitten in's Komiſche wurzelt das Erhabene hinein und über dem Schreckhaften ſchweben wieder Melodieen, wie der Geiſt Gottes über den Waſſern. So charakteriſirt ſich Schefer's Talent in der Novelle: „Das große deutſche Muſikfeſt," welche zu einer der beſten deutſchen Novellen gehören würde, wenn Sch. ſeine lyriſchen Sprünge nicht all zu oft durch breite Brücken wett zu machen ſuchen würde, wenn ſein reicher Genius ſich entſchließen könnte, der Vollendung eines Kunſtwerkes allerlei liebenswürdige Liebhabereien aufzuopfern. Storch's Erzählung: „Der Galeerenſclave," iſt ſehr geeignet, ein größeres Publikum zu feſſeln. Zwei ungleichartige Brüder, ein finſterer alter Calviniſt, ein entſchloſſenes Mädchen und ein füßlicher Hof-Lüſtling — die Hauptfiguren ſaftmarkig hingemalt, die Seitenfiguren mit einigen Strichen genügend conturirt, — ein leicht zu verfolgender Faden der Intrigue, — etwas verbrauchte, aber noch immer für die große Menge wirkſame Motive, mit Routine angewandt, — hier hat man die Vorzüge dieſer Arbeit, welche dramatiſches Intereſſe und genug theatraliſche Effekte hat, um bald für die Bühne eingerichtet zu werden. Von Wachsmann's Novelle: „Ritter und Bürger," ſpielt in der Schweiz. Der Minneſänger Hadloub und der ritterliche Rudolph Erlach intereſſiren ſchon als geſchichtliche Charaktere, wie überhaupt die hiſtoriſchen Contraſte und die lokalen Tinten zum Vortheile des einfach ſchönen und in ſich abgerundeten Gemäldes, mit der bekannten Geſchicklichkeit Wachsmann's angewandt ſind. Tieck's Geſpenſtergeſchichte: „Die Klauſenburg" ſteht zwar, was die ächt novelliſtiſche, feine Ausarbeitung des Dialogs, und was das Geſchick: die Objectivität des Erzählers auf künſtleriſcher Höhe zu halten, auch was das warme vertriebene Colorit der Charaktere betrifft, den übrigen Erzählungen voran, aber Plan und Fabel ſind mit allzugroßer Flüchtigkeit entworfen, durch unnöthige und ungelöſ'te Unwahrſcheinlichkeiten getrübt, und unfähig, höheres geiſtiges Intereſſe zu erwecken, wie man es von Tieck erwarten ſollte.

Die Stahlſtiche, (das Titelblatt: Helena, und fünf Scenen aus Herloßſohns Roman: der Venezianer), nach [illegible] Zeichnungen von Höcker, gereichen dem Taſchenbuch zur Unzier.

6) Ruſſiſches Hundert und Eins. Nach ruſſiſchen Originalen von N—k—n. 2 Bändchen. Berlin. 1835 und 1836. Stuhr.

Eine Sammlung von ruſſiſchen Erzählungen, Sagen und Sitten, — intereſſant, weil letztere ächt ruſſiſch ſind und als unmittelbare Zeugen ein treueres Bild der Geiſtes- und Gemüthswelt in Rußland geben, als räſonnirende Artikel. In allen ſieht man die Rohheit eines Naturvolkes als Grund und Kern, eine Rohheit, die oft als Einfachheit ihr Schönes hat, aber noch öfter in Ungeſchlachtheit und Brutalität ausartet und durch den Firniß von Bildung, (welche von Außen her angenommen und aufgebauter worden iſt, nicht ſich von Innen heraus naturgemäß entwickelt hat,) — für das Auge eines Scharfblickenden noch keineswegs verſteckt iſt. Der Freund jener ächten Bildung, die in was Höherem und Edlerem, als in Rieſenmonumenten, in Annahme franzöſiſchen Converſationstons und in ſchlecht verhülltem Uebermuthe beſteht, wird bei Betrachtung dieſer treuen Sittengemälde bedauernd den Kopf ſchütteln, in welchen ſich alle jene Laſter, die ſtets im Gefolge der gemeinhin ſo genannten Civiliſation ziehen, finden, ohne daß man zugleich die bleibenden Segnungen ächter Humanität antrifft.

Feuilleton.

.°. Die Warſchauer Bibliothek zu Petersburg. — Sic vos non vobis . . . Das Athenäum vom 28. Octbr. v. J. hatte berichtet, daß die kaiſerliche Bibliothek zu Petersburg dem Publikum zur Benutzung eröffnet worden. Die Nummer vom 5. des folgenden Monats liefert hierzu folgende Ergänzung: „Die kaiſerl. Bibliothek, oder doch der bei weitem größere Theil derſelben, beſtehend in 262,640 Bänden und 24,573 Kupferſtichen, bildete einen Theil der Beute in Warſchau, welche 1796 nach Petersburg gebracht worden iſt . . . Fünfzig Jahre zuvor hatte der edle Graf Zalusky ſeine prachtvolle Bibliothek „zur Zierde ſeines Vaterlandes, und zum immerwährenden Nutzen ſeiner Mitbürger" *) dem Publikum gewidmet und geöffnet. Sein Bruder bereicherte ſie noch mit vielen Schriften und mit einer jährlichen Rente zu ihrer fortwährenden Erweiterung, „auf daß weder der Bequemlichkeit der Bürger, noch der Zierde der Stadt etwas gebreche." Das Ganze wurde der Obhut des Jeſuiten-Collegiums zu Warſchau übergeben, „zu immerwährendem Rechte," mit der ausdrücklichen Einſchärfung: „daß niemals nach deſſen Hinſcheiden dieſer Schatz zerſtreut oder von ſeinem Aufbewahrungsort entfernt werden könne," und mit der Bedingung: „daß dieſes Heiligthum des Studiums an allen und jeden Feiertagen von Morgens bis Abends Jedem zum Leſen und zum Sehen geöffnet ſein ſoll."

.°. Neue Ausgabe des *Règne Animal* von Cuvier. — Mehrere der ausgezeichnetſten Schüler Cuvier's, die ſich durch werthvolle eigene Arbeiten bekannt gemacht, haben ſich vereinigt, eine neue Ausgabe von dem berühmten Werke ihres Meiſters: dem Règne animal distribué d'après son organisation, zu veranſtalten. Treffliche Kupfer verſchönern dieſe Ausgabe und jedem Blatte wird eine Beſchreibung beigefügt, welche verfaßt iſt: für die Säugthiere von den Hrn. Laurillard, Milne Edwards und Roulin, die Vögel von d'Orbigny, die Reptilien von Duvernoy, die Fiſche von Valenciennes, die Molusken von Deshayes, die Inſekten von Audouin, die Arachniden von Dugès, die Cruſtazeen, Anneliden und Zoophyten von Milne Edwards. Die 12 erſten Lieferungen ſind bereits erſchienen.

.°. Tunnel's zur Niederſchlagung von Kupferdämpfen. — Bei den neuen Kupfer-Schmelzhütten der Herren Vigors und Comp. zu Town Avon iſt ein Tunnel von 1100 Yards Länge angebracht, durch welchen der vom Schmelzwerk aufſteigende Rauch hindurchzieht. In demſelben ſchlägt ſich ſo viel Kupfer nieder, daß nur äußerſt wenig Rauch bis zum Ausgange bringt. In einem von den Herren Williams und Comp. bei ihren Werken am Schwan-See-Fluß angelegten Tunnel haben dieſelben binnen Jahresfriſt 200 Tonnen Kupfer (2000 Pfd. Werth) durch ſolchen Niederſchlag gewonnen, und die benachbarten Ländereien blieben von den verderblichen Wirkungen des Kupferrauches verſchont.

---

*) Das Athenäum führt dieſe und die folgenden groß gedruckten Stellen in lateiniſcher Sprache, — alſo wahrſcheinlich aus Dokumenten geſchöpft, — an.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 23. 1837.

Phönix.

Freitag, 27. Januar.

Die Dame im dunkelblauen Schleier. *)

Im Gaſthofe zum ſilbernen Flügel ſaß eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft an der table d'hôte, welche ſich mehr oder weniger lebhaft, immer aber doch ſo raſch unterhielt, daß ihr der harthörige und ſelten in öffentlichen Häuſern erſcheinende Profeſſor und Doktor der Philoſophie Schweppe nur mit Mühe folgen konnte, beſonders da das Geſpräch faſt am andern Ende des Tiſches geführt und das Nachrücken durch eine Reihe reſervirter Plätze verhindert wurde.

„Ja, in der That,“ ſprach ein anſehnlicher Mann in ſeinem ſchwarzen Kleide mit einem hochrothen Ordensbande, „die Erſcheinung iſt höchſt ſeltſam und überraſchend, noch vor Monaten, darf man ſagen, lag die Sache ganz fern, kein Menſch glaubte, daß ſie uns je ſo ſehr in Bewegung ſetzen könnte, die Wenigen, welche davon nähere Kenntniß hatten und dieſe Angelegenheit als wichtig beſprachen, durften vielmehr der traurigſten aller Oppoſitionen, nämlich eines totalen Indifferentismus gewiß ſein, der bei Einzelnen ſogar in Ironie überging.“

„Wir hielten weder unſere phyſiſche noch moraliſche Beſchaffenheit dazu disponirt, und dennoch vernehmen wir ſtündlich von unaufhaltſamen Fortſchritten,“ fuhr ein anderer Gaſt fort, „und nicht nur, daß das eiſerne Netz bald alle Ebenen umſpannen wird, es ſcheint ſich auch auf die bedeutendſten Höhen zu erheben und künftig von keinem Gebirge mehr zurückſchrecken zu laſſen.“

„Wiſſen Sie ſchon,“ fragte ein Dritter, „daß der gelehrte Doktor X. in dieſer Nacht auf hohen Befehl abgereiſet iſt —“

Das Weitere verſtand der Profeſſor nicht mehr, und gerieth über die bedenklichen Äußerungen in keine geringe Unruhe.

Da haben wir den Leichtſinn, dachte er, welcher immer im Gefolge überſtandener Gefahren zu ſein und alle Wachſamkeit und Präventionen zu vereiteln pflegt. Zuerſt zog man gegen das Übel mit Trommel und Fahnen aus, und ſchrieb ganze Kameellaſten von Inſtructionen, Warnungen, Beobachtungen, und kaum hat daſſelbe ein paar Stationen hinter ſich, ſo iſt alle Angſt und Noth vergeſſen. Jetzt, wo man wieder entblößt von hülfreichen Geiſtern, heilſamen Kräutern, trefflichem Räubereſſig daſteht und von allen Seiten giftſaugende und einſchleppende Waaren in das arme Land ſtrömen, jetzt wiederholt das ſchreckhafte Ungethüm wieder ſeine impertinente zudringliche Viſite und gedenkt dieſelbe dieſesmal in eine förmliche Garniſon zu verwandeln.

„Noch nie hat ſich ein ähnlicher Schwindel über alle Klaſſen der Bevölkerung verbreitet, noch niemals wirkten die erſten Symptome auf eine ſo frappante Weiſe,“ fuhr der Mann mit dem rothen Orden fort, „es waren früher ſtets nur Einzelne, welche hingeriſſen wurden, während nun die erſten Momente ſchon Tauſende ergreifen. Niemals hätte man ſich überreden laſſen, daß bei dem ruhigen, gefaßten, vorſichtigen Deutſchen eine ſolche Sucht ſo im Sturmſchritte einreißen und beſonders die Wohlhabenden ſo raſch anſtecken könnte. Auf allen Plätzen, in allen Geſellſchaften, an allen Wirthstafeln wird dieſe Angelegenheit beſprochen, und ſie hat, wie mit einer Zauberruthe die Politik aus allen Köpfen verdrängt, es gibt auch ſchwerlich irgend eine anſehnliche Familie, wo nicht ein Mitglied von dieſer Wuth befallen wurde. Leider fehlt es auch jetzt wieder an gemäßigten

---

*) Bruchſtück aus dem 1ſten Bande der bei G. Franz in München bald erſcheinenden „Tutti Frutti eines Süddeutſchen,“ auf welche wir unſere Leſer im voraus aufmerkſam machen.

Stimmen, welche die Sache in ihrem wahren Lichte darſtellen, und vor unbeſonnenen Übergriffen warnten, man läßt ſich von der Leidenſchaft verblenden, von den erſten Eindrücken betäuben, und denkt nicht daran, die unermeßlichen Folgen genau zu erwägen, den ſchlimmen aber bei Zeiten vorzubeugen."

Der Profeſſor legte mit einem gewiſſen Schauder den Löffel weg, und muſterte mit ängſtlichen Blicken ſeine Nachbarn. „Es iſt doch hoffentlich," ſprach er zu einem jungen Manne, der ihm zur Rechten ſaß, „bei den Perſonen, welche uns hier umgeben, ein Ausbruch dieſes entſetzlichen Übels wenigſtens in bevorſtehenden Momenten nicht zu befürchten, ſie haben alle noch eine geſunde Geſichtsfarbe, einen klaren Blick, eine ruhige Haltung, eine paſſable Eßluſt. Laſſen Sie ſich aber, mein beſter Unbekannter, von einer zwar unſchuldigen, und gewiſſermaßen noblen Caprice nicht ergreifen, die mir zum Mindeſten den ganzen Tag verdirbt, wenn auch die alsbald zu ergreifenden Maßregeln und Präſervative gegen die Seuche ſelbſt mich hinreichend beſchützen ſollten. Zum Glücke habe ich nicht nach Art der frivolen Welt meine Hausmittel alle abgelegt und führe noch Campherge iſt bei mir, wovon Ihnen, mein Beſter, zu Dienſten ſteht."

„Mein verehrteſter Herr," ſagte der Nachbar, „entweder habe ich in meiner unglückſeligen Zerſtreuung Alles total falſch aufgefaßt, oder —"

„Ja, mein Beſter," fuhr der Profeſſor fort, „ohne die Erklärung der Caprice können Sie mich auch unmöglich recht verſtehen, und ich bekenne Ihnen alſo, daß ich keine Zeitſchriften, keine Tagsblätter zu leſen, auch wenig auszugehen pflege, daher mir denn der fatale Wiederausbruch der Cholera erſt hier bei Tiſche bekannt wird, nachdem vielleicht ſchon viele tauſend Opfer in unſerer Stadt gefallen ſind."

„Ah, wenn Sie das allein befürchten," erwiederte der junge Mann, „ſo ſein Sie nur ganz ruhig und halten Sie Ihre Caprice vor der Hand noch in Ehren. Ich bin ſelbſt Arzt und gebe Ihnen daher die feierliche Verſicherung, daß die Cholera nicht ausgebrochen iſt, und nur von einem großen wichtigen Unternehmen die Rede war, wozu auf eine unerwartete Art beigeſteuert und ein lang verborgener Geldreichthum der Deutſchen ſichtbar wird. Mit nachtheiliger Bilanz, mit Mangel an edeln Metallen und allmähliger Auswanderung derſelben hat man uns ſo bitter geängſtiget, daß man bei dem plötzlichen Auftauchen herrlicher Kapitale wirklich hoch erfreut ſein muß."

„Auftauchen, und ſogar ein Kapital auftauchen!" brummte der Profeſſor, „welche Teufeleien wird die Mode noch in unſerer Sprache anſiedeln, bis ein Puriſt einmal recht unbarmherzig ſein Flammenſchwert ſchwingt. Daß ein Puriſt auftauchte, ginge noch an, und daß Dichter auftauchen, finde ich ſogar trefflich geſagt, aber —"

Der Mann mit dem Orden rief eben laut, indem er die hübſche Hand mit blitzendem Diamantring ausſtreckte: „Da ſehen Sie nur, meine Herren und Damen, wie man ſich wieder bei dem Bankier da drüben zu den Inſcriptionen drängt. In der That, unſere Zeit ſetzt ſich durch dieſe Rührig- und Bereitwilligkeit ein Monument ohne Gleichen."

„Alſo ein Monument, Herr Doktor," ſprach der Profeſſor freudig aufgeregt und nach der Weinflaſche greifend, „hat ſich vielleicht Deutſchland für das Schiller'ſche Denkmal endlich enthuſiasmirt und beſchloſſen, ein Mauſoleum zu errichten, welches in die fernſten Jahrhunderte die Verehrung des geliebten Dichters ausruft, und allen Gegnern zum Trotze ſeine Genialität beurkundet; denn ich muß Ihnen bemerken, mein wertheſter Herr Doktor, daß gerade das Volk die wahre Genialität eher weg hat, als die äſthetiſchen Kannegießer und für das wahre Große mit einem ſicheren Inſtinkt begabt iſt. Oder beabſichtigt man irgend eine literariſche Stiftung, ein Penſionat für verdiente Autoren, eine germaniſche Akademie, ein Preiſe-Kapital? Das wäre zum Entzücken, Herr Doktor, und bei der vielſeitigen Unermüdlichkeit der Deutſchen, welche ſich Alles aſſimiliren und dann wieder als rein menſchlich hervorblühen laſſen, könnte unſer Vaterland das wahre Ideendepot für ganz Europa, ja der Gedankenmarkt für die ganze Welt werden. So ſehr wir in der mechaniſchen Induſtrie zurück ſein mögen, ſo weit haben wir es in der geiſtigen gebracht und geben Alles ſchöner, vollendeter, reiner zurück, als wir es vom Auslande einführen. Hören Sie, Herr Doktor, eine ſolche Pflanzſchule für Genies und Talente —"

„O mein trefflicher Herr Profeſſor," verſetzte der Arzt, „ſchlagen Sie ſich doch eine ſo exaltirte Hoffnung alſogleich aus dem Sinne; den Genius zu erwecken, war ſtets das Geſchäft der Noth, und mit dieſer mögen ſich Actionäre nicht in die Reihe ſtellen. Im Grunde iſt auch der Nutzen, wenigſtens der äſthetiſchen Genies ſo zweifelhaft, daß ſelbſt Philoſophen und andere Fachgelehrte ein Unternehmen der Art höchlich tadeln würden. Was die gegenwärtige Angelegenheit betrifft, Herr Profeſſor, ſo beſteht dieſelbe in der Errichtung von Eiſenbahnen. Zweifelsohne bringt auch dieſelbe ſo große Veränderungen in der menſchlichen Geſellſchaft hervor, wie es allen Schöngeiſtern zuſammen nicht gelingen würde." (Forts. f.)

Moderne Literatur.

(Schluß).

Iſt nun in dieſen „Briefen an eine Dame" das polemiſche Moment das überwiegende und ein ſchlagender, leicht gehandhabter Witz die Hauptwaffe des geiſtreichen Kämpfers, ſo iſt in Riedel's „polemiſchen Erörterungen" umgekehrt — das thetiſche oder objektiv-conſtruirende Moment das vorherrſchende, und philoſophiſcher Ernſt und bedächtige Religioſität das Charakteriſtiſche des Haupttheiles dieſer Arbeit. Menzel, Börne und Gutzkow werden auf durchaus objektive Weiſe in der Vorrede (S. 3—20) abgefertigt; in der Schrift ſelbſt iſt der Herr Verfaſſer beſtrebt, in einer gedrängten philoſophiſch-welthiſtoriſchen Deduktion „den Moment zu veranſchaulichen und aus ſeiner Quelle herzuleiten, wo unſere Literatur," — ſo ſchreibt Herr Dr. Riedel, — „in einen Vernichtungskampf endete gegen ſich ſelbſt und ihre theuerſten Intereſſen." Zwar ſcheint uns Herr Riedel hiermit dem Geſchrei der ebengenannten Schriftſteller eine viel zu ernſte und umfaſſende Bedeutung zuerkennen zu wollen; denn die deutſche Literatur iſt, Gott ſei Dank, von jenen Schreiern nur an der Oberfläche berühret und in ihrem lebenskräftigen Entwicklungsgange keineswegs geſtört worden; — dies benimmt indeſſen den polemiſchen Erörterungen nichts von ihrem Werthe, auf den wir durch eine kurze Angabe ihres Inhaltes unſere Leſer aufmerkſam zu machen wünſchen, wie derſelben bereits in einigen andern Blättern und noch jüngſt im „baieriſchen Landboten“ (in einem intereſſanten von Herrn Dr. Weichſelbaumer verfaßten Artikel) rühmlich anerkennend gedacht worden iſt. —

Die Abhandlung ſelbſt nimmt ihren Ausgang von der Idee des Schönen und der Kunſt überhaupt. „Schönheit,“ ſo beginnt Herr Dr. Riedel, „iſt das höchſte Ideal des Geiſtes; — die höchſte Schönheit in Gott. Dieſe Schönheit, die das Gemüth in Gott findet, iſt zunächſt nur innere Schönheit, die Religion. Aber das göttliche Ideal ſteigt auch hernieder, — ſtellt eine geiſtgeborene Welt her. Was innere Regung in der Religion iſt, führt die Kunſt, als äußere Welt unvergänglicher Geſtalten hervor“ (33). Hiermit geht der Verfaſſer zur Betrachtung der Natur über, als des „lebendigen, von uns unabhängigen Ganzen,“ über welches der Geiſt die Herrſchaft gewinnt (36). Weiterhin wird die Geſchichte beſtimmt, als „auseinandergelegte Natur,“ mit welcher der Menſch auch „in einem natürlichen Zuſammenhange“ ſteht (38). In der Geſchichte offenbart ſich der allgemeine Weltgeiſt, „deſſen Zwecke der Geiſt des einzelnen Menſchen zu den ſeinigen zu machen hat“ (40). In der Kunſt aber ſtirbt die Natur für den Künſtler, — „um eine neue Natur zu werden und in unendlicher Kraft aufzuerſtehen, nachdem ſie das Vergängliche abgeſtreift.“ In ihr iſt „Endliches und Unendliches zum Frieden geeint.“ Sie iſt „das göttliche Thun ſelbſt — im Künſtler offenbart“ (43).

Von dieſen geiſtreich ausgeführten allgemeinen Beſtimmungen geht die Erörterung zu den einzelnen Künſten über, aufſteigend von der ſchönen Gartenkunſt zur Landſchaftsmalerei, Baukunſt, Plaſtik, zur hiſtoriſchen Malerei, zur Muſik und Poeſie (46—51).

Indem aber die Idee ſich in der endlichen Wirklichkeit produziren muß, ſo laſſen ſich „Perioden der Kunſtentwicklung ganzer Völker, wie einzelner Individuen nachweiſen“ (54), deren allgemeine Charakteriſtik der Verfaſſer nun verſucht.

Beginnend mit der anfänglichen Natürlichkeit des Geiſtes (57) und der Naturreligion, erhebt ſich die Betrachtung zu dem in Egypten herrſchenden Gegenſatze gegen die Natur und deſſen Symbolik (59), um dann in Hellas die Gegenwart des Gottes in ſeiner aus dem Geiſte geborenen Geſtalt zu feiern (61). Treffend bemerkt hier der Verfaſſer, wie bei den Griechen „das ganze innerſte Weſen des Menſchen hinaustritt in die plaſtiſche Geſtalt, und ſich offenbart (nicht ſowohl in jugendlicher Heiterkeit, als) in ſtiller Sicherheit und Ruhe, in einfacher Erhabenheit, Hoheit und Würde“ (62). „Der individuellen, in ſich begränzten Göttergeſtalt — ſteht aber die Macht des Schickſals entgegen,“ ſie zu verzehren drohend (63). Die zweckmäßig hier angeknüpfte Erörterung der Ironie (64) bildet dann den Übergang zum Chriſtenthum. „Die Natur ſtirbt vorbildlich in Chriſtus, ſteht auf und fährt gegen Himmel;“ — iſt aber ebendamit „im Anfang der chriſtlichen Zeit das durchaus Unterliegende, — die Verſöhnung nur im Inneren, im Glauben, — der Zwieſpalt nicht geſchlichtet.“ Das Göttliche theilt ſein Reich mit den Mächten der Natur und des Verderbens“ (65 f.). Ein neues Leben bereitete ſich in den Völkerwanderungen vor: „der Bräutigam iſt der Norden, die Braut der Süden ... Der Norden iſt in jener Zeit das Prinzip der rührigen, geiſtigſtrebſamen, thätigen, ſtets im Mittelpunkte der Perſönlichkeit ruhenden Individualität“ (67). Dieſer „Geiſt des Nordens iſt Heldengeiſt, der in der ausſchließlichen Macht, die ſich die Chriſtuslehre zu vindiziren beſtrebt war, einen willkommenen Reiz zum Kampfe ſah (68). Dieſe ſtille „Kampfbereitſchaft“ im Dienſte einer höheren Idee, vereinigt mit der „dem perſönlichen Prinzip angehörenden Liebe in ihrer reinſten Bedeutung, getauft mit der Feuertaufe der Chriſtuslehre, getaucht in die Farbenglut des Morgenlandes, geben die Elemente der romantiſchen Poeſie des Mittelalters“ (68).

Das Gemüth ſieht nun zwar den jenſeitigen Himmel offen, „aber auch die Hölle, den unendlichen Schmerz des Todes, der keiner iſt, das tantaliſche Sein des Nichtſeins, die hypoſtaſirte Macht des Verderbens“ (69). „Unruhig von Gegenſatz zu Gegenſatz geworfen, hebt es nun Himmel und Hölle, als abſolut entgegenſetzte — auf, und ſchiebt das Purgatorium ein.“ Hiermit „eröffnet ſich das Feld der modernen Kunſt,“ — beſtrebt, „die Verklärung der Natur hienieden zu verſuchen und eine geiſtige Einheit zu bilden, höher, als ſie je dageweſen“ (70). „Ein neues Brautfeſt ward gefeiert, des chriſtlich-abendländiſchen und des heidniſch-griechiſchen Geiſtes. Eine Begeiſterung, wie ſie kaum in der Geſchichte ihres Gleichen hat, erwachte, die Reſte griechiſcher Kunſt und Literatur aufzufinden, herzuſtellen, in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten“ (73), und hiermit ſind wir bei „der Periode angelangt, in welcher das allgemeine Bewußtſein der Menſchheit ſich emanzipirte und als Geiſt, als freie Macht ſeines Beſtehens und als Ordner der Welt aus Geſetzen der Vernunft ſich verſtehte“ (79).

Hier wendet ſich der Verfaſſer zu den geiſtigen Heroën, welche ſeit der Kirchenſpaltung die Gegenwart vorbereitet haben, zu Cartesius und Spinoza (87), zu den Übergangsformen des Materialismus, der Sentimentalität und des beiden gemeinſamen Eudämonismus, und zu Kant und der von demſelben eröffneten Schule deutſcher Philoſophie (94). Sofort werden die Prinzipien des Königsberger Weiſen angegeben und erörtert, beſonders in Beziehung auf das Weſen der Kunſt. Fichte wird gegen Mißdeutungen in Schutz genommen (96); die beiden Schlegel, Tieck, Solger, Jean Paul und Schelling werden dagegen einer ſtrengen, mitunter etwas zu herben Kritik unterworfen. Ein Blick auf die Auferſtehung der bildenden Kunſt in neueſter Zeit beſchließt dieſe inhaltreiche Abhandlung.

Überſehen wir den ganzen Verlauf dieſer nur theilweis polemiſchen Erörterungen, ſo können wir im Allgemeinen den höheren ſchriftſtelleriſchen Beruf des Verfaſſers nicht verkennen. Den Forderungen des Geiſtes der neueren Zeit, überall auf die tiefſte Wurzel hinzudringen und demnächſt in genetiſcher Entwicklung den Gegenſtand der Betrachtung vor unſeren Augen entſtehen zu laſſen, hat der Herr Verfaſſer beſonders in der erſten Hälfte ſeiner Schrift nicht ohne Erfolg zu genügen verſucht. Wie aber, bei Beleuchtung der vorchriſtlichen Zeit, der Orient, Israel und Rom unberührt geblieben, ſo wird von der Reformation an die Erörterung verhältnißmäßig zu ſpeziell, und wir verlieren die welthiſtoriſche Entwicklung, welcher wir bis dahin mit Intereſſe gefolgt waren, völlig aus den Augen. Die Betrachtung, die ſehr ſchön mit der Idee der Schönheit begonnen, beſchränkt immer mehr ihren Geſichtskreis, und ſchließt ihre Erörterungen — nicht angemeſſen — mit einer flüchtigen Apologie der neueren baieriſchen Malerſchule. Vor Allem vermiſſen wir die auf dem Titel und in der Vorrede verſprochene Veranſchaulichung des Momentes, wo die Tendenzen der neueſten Literatur gegen ſich ſelbſt „in der Perſon (?) der Hrn. Menzel und Gutzkow“ in Vernichtungskampf gerathen ſein ſollen. Die allgemeinen philoſophiſchen Beſtrebungen der Neuzeit werden nur bis zu Schelling hin zur

Sprache gebracht; die Erörterungen über die philoſophiſche Kritik der Kunſt ſchließen mit Solger und Jean Paul. So vermiſſen wir in beiden Beziehungen nicht nur die Erörterung der älteren und neueſten natur- und geſchichts-philoſophiſchen Tendenzen Schelling's, ſondern auch die der Hegel'ſchen Philoſophie, welche letztere doch in dreifacher Beziehung die negativen Tendenzen ihrer Verläumder überragt. Wie Manches nämlich auch gegen die Methode und einzelne Reſultate des Hegel'ſchen Philoſophirens mit Recht einzuwenden ſein mag, ſo bleibt doch als unbeſtreitbares Verdienſt des großen Forſchers ſein Beſtreben anzuerkennen: 1) mittelſt ſtrenger Kritik der Gedankenbeſtimmungen eine wahrhaft wiſſenſchaftliche Sprache für die Philoſophie zu produziren; 2) durch tiefſtes Eindringen in das Weſen der Dinge in dem nur als poſitiv Geltenden das negative, in dem nur als negativ Geltenden das poſitive Moment zu erkennen; 3) durch Entwicklung des immanenten Zuſammenhanges in Allem das Univerſum für den denkenden Geiſt als einen ideellen Organismus zu conſtruiren.

Dieſe auf das innerſte, wahre Weſen der Natur, der Geſchichte, der Gegenwart und des Geiſtes hindringende, möglichſt vorausſetzungsfreie Forſchung iſt aber eben ſo ſehr das weſenhafte Moment des Hegel'ſchen Philoſophirens, als des Zeitgeiſtes, aus welchem Hegel eben ſowohl hervorgegangen, wie er deſſen Entwicklung weſentlich gefördert. Herr Dr. Riedel aber iſt, ſeinen Erörterungen nach zu urtheilen, in gleichem Maße durch das Studium jener Philoſophie gefördert worden, wie die Herrn Menzel und Gutzkow — dieſer außerhalb, jener hinter ihr — zurückgeblieben ſind. Beide ermangeln der eigentlichen wiſſenſchaftlichen Bildung und der aus Vertiefung in die Objekte der Forſchung entſpringenden Pietät und Beſcheidenheit, und wie der erſte aus geiſtiger Unbeholfenheit von einer Behauptung zu der entgegengeſetzten hinüber ſtolpert, ſo taumelt der letztere mit undeutſcher Leichtfertigkeit von einer Oberflächlichkeit zur anderen, von altfranzöſiſcher ſg. Aufklärung zu Heine'ſcher Unphiloſophie, und von Nicolai'ſcher Aufklärung zu Kantiſchem Moralismus. Keiner von Beiden iſt aber irgendwie als Repräſentant einer Tendenz der Zeit oder ihrer Literatur zu betrachten, da vielmehr beide als jedes beſtimmten objektiven Zieles ermangelnd, der Tendenz des Zeitgeiſtes gegenüber, nur die Tendenzloſigkeit derjenigen repräſentiren, die, ohne gründliches Eingehen in den Geiſt ihrer Zeit, entweder, wie Menzel, nur ihre bornirte Verſtändigkeit, oder wie Gutzkow, nur ihren gleißenden Witz über die Objekte ihrer Kritik ausgießen wollen, wie dieſer, um „eine hübſche Wendung“ zu gewinnen — wie jener, um ſeinen Machtſpruch über die Sache von ſich zu geben.

Wie nun Herr Dr. Riedel die Bedeutung dieſer Kritiken zu hoch angeſchlagen, ſo ſcheint er ſelbſt uns gegen mehrere ältere Schriftſteller, vor Allem gegen Schelling, die Schlegel und Jean Paul, ſich zu negativ verhalten, und namentlich in Beziehung auf den zuerſt genannten an einigen Stellen (S. 30. 76 f. 95) die Schranken einer objektiven Kritik überſchritten zu haben. Wenn wir endlich das tüchtige Streben und die eigenthümliche Begabung deſſelben mit Freuden anerkennen, ſo müſſen wir um ſo mehr wünſchen, daß er ſich zu völliger Selbſtſtändigkeit hindurcharbeite, und die Anſichten, die er aus dem Studium der Hegel'ſchen Schriften überkommen zu haben ſcheint, einer neuen, ſchärferen Prüfung unterwerfe.

Möge aber ſowohl Herr Dr. Riedel, als Herr Marbach uns recht bald Veranlaſſung bieten, ihrer literäriſchen Beſtrebungen von Neuem und mit ungetrübter Freude zu gedenken.

F. W. Carové.

Feuilleton.

⁂ **Wiener Theater.** — Carl, der Direktor des Theaters an der Wien, hat Shakeſpeare's „Timon von Athen“ mit verändertem Schluß und unter dem Titel: „Die beiden Gaſtmahle, oder: der Verſchwender,“ für die Bühne eingerichtet und mit großer Pracht in die Scene geſetzt. Kunſt ſpielte den in einen „Lord Kämpe“ metamorphoſirten Timon.

Im **Hofburgtheater** wurde am 29. Decbr. v. J. ein neues Luſtſpiel von Mad. **Birch-Pfeiffer**: „Onkel und Nichte“ zum erſtenmale gegeben; Erfolg — lau.

Kliſchnigg fährt fort, im Theater in der **Joſephſtadt** ſeine Thierdarſtellungen zum Beſten zu geben. In einer Faſchingsburleske: „Gig-Gig,“ kam er als **Tiger, Froſch** und — **Schildkröte!**

⁂ Das in **Trieſt** ſeit einem Jahre beſtehende **deutſche** Journal des **öſterreichiſchen Lloyd's** erſcheint vom 1. Jan. d. J. an in größerem Format, wöchentlich zweimal unter dem Titel: „**Handels- und Seeberichte des öſterreichiſchen Lloyd's.**“

⁂ Der Berliner „Geſellſchafter“ bringt in den erſten Nummern des neuen Jahrganges ſehr intereſſante bisher ungedruckt gebliebene Briefe von **Zacharias Werner**, und eine detaillirte Beſchreibung des mit 30 **Miniaturen** gezierten **Breviers Philipp's II. von Spanien**, im Beſitze der Fürſtin von Putbus; die Miniaturen ſollen von Meiſtern aus der Eyk'ſchen Schule ſtammen.

⁂ **Die journaliſtiſche Statiſtik der Parteien in Frankreich** gibt den neueſten Angaben zufolge die nachſtehenden Reſultate: Es haben an Abonnenten

	in Paris	in d. Dep.	im Ganzen
die **dynaſtiſchen** Blätter	12,500.	29,500.	42,000.
die der **republ. Oppoſition**	1,800.	4,500.	6,300.
die **legitimiſtiſchen** Bl.	3,000.	9,100.	12,000.

⁂ **Mondwolken.** — Herr Prof. **Gruithuiſen** verſichert, Ringgebirge, die auf ſeiner Karte die Namen Eudoxia und Ariſtoteles führen, mit einer Anzahl von Punkten bedeckt geſehen zu haben, die bei einer früheren Beobachtung andere Stellen eingenommen. Hr. Gruith. meint, dieſe Punkte könnten nichts Anderes ſein, als Wolken in der Atmoſphäre des Mondes.

⁂ **Die Bevölkerung der Erde.** — Ein Mathematiker hat berechnet, daß die Bevölkerung der ganzen Erde, zuſammengedrängt ſtehend, keinen größeren Raum brauchen würde, als den, welchen Paris innerhalb ſeiner Barrieren einnimmt; denn 1000 Millionen Menſchen, von denen man jedem 1½ Q.-Fuß zum Stehen einräumt, bedürfen nur 4½ Q.-Stunden Raum.

Dringende Bitte.

Alle meine geehrten Geſchäftsfreunde erſuche ich auf das Dringendſte, ſolche Briefe, die lediglich **für mich perſönlich** beſtimmt ſind, **nur** mit meinem **Namen**, Herrn L. v. Alvensleben, Privatgelehrten in Leipzig, zu bezeichnen; bei allen Zuſchriften an das **Theatergeſchäftsbüreau** der Herren Sturm und Koppe aber **meinen Namen** durchaus **wegzulaſſen**. — Leipzig, im Januar 1837.

L. v. Alvensleben,
Redacteur der Theaterchronik.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 24. 1837.

Phönix.

Samſtag, 28. Januar.

Die Dame im dunkelblauen Schleier.

(Fortſetzung).

„Da haben Sie recht," ſagte der Profeſſor laut, um gehört zu werden, „wie die Menſchen überhaupt von dem Geſchäfte, das ſie treiben, von den Inſtrumenten, womit ſie arbeiten, etwas Charakteriſtiſches annehmen, ſo wird auch durch die Eiſenbahnen eine ſeltſame Umwälzung in ihren Gefühlen, Anſichten und Meinungen entſtehen. Um einige kleine Beiſpiele anzuführen, mache ich Sie z. B. auf einen Schreiber aufmerkſam. Iſt der Menſch nicht faſt immer Copie von der äußerſten Haarſpitze bis zu den Sohlen? Wenn er ſeine Buchſtaben zierlich malt, dann geben Sie acht, wie wunderlich er an ſich zupft, bügelt, ſtreicht und in ſeinen Geſchäften, ſeinen Anzügen und ſogenannten Gedanken nicht zum letzten Tüpflein gelangen kann. Dabei iſt das Männchen im Nothfalle bitter wie Tinte und zum Troſt ſeiner Vorſteher leicht beweglich wie eine Feder. Die Schneider ſollten eigentlich, da ſie ſo viel mit dem und den Schönen zu thun haben, große Neigung zur Poeſie äußern, leider liefen ihnen aber die Schuſter den Rang ab, vielleicht, weil ſie wiſſen, wie die Leute ſtehen und gehen und ſtets am Fundamente arbeiten. Fleiſcher und Kaminfeger, Wechſelherrn und Muſterreiter u. ſ. w. haben alle viele Kennbuchſtaben ihres Berufes; ein Bartſcheerer räſonirt gern und will überall barbieren, ein Schullehrer, ſage Schulmeiſter, überall dociren, die Schauſpieler wechſeln auch im Leben ihre Rollen, und die Muſiker ziehen eben ſo gerne neue Saiten auf, als uns der Orgelſpieler in specie recht von Herzen mit allen Seelenregiſtern anſtürmt. Selbſt die Dichter haben ihre Handwerkskarte, ſie meinen es nie recht ernſt mit der Welt, betrachten dieſelbe als Zuſchauer und Paſſagiere und zeigen uns, wie Reiſende, ſtets etwas Nachläſſiges und Unruhiges. Wer weiß, wie viele Hemden, Sacktücher und Bücher er beſitzt, iſt kein Poet und wer genau ſeine Papiere in Ordnung hat, ſtets auf ſchön gefaltete Bogen, nie auf Zettel und Fetzen ſchreibt, der ſchiebe ſeine Manuſcripte, wenn es Tragödien, Epopeen oder auch nur Liebeslieder ſein ſollen, heroiſch in den Ofen. Maſchinen, meine Herren, üben aber noch einen weit mächtigeren Einfluß aus. Denken Sie nur an eine grillenartig geformte Poſtkutſche vom Jahre 1780, worin man genug Veranlaſſung hatte, empfindlich und zum Troſte empfindſam zu werden. Die Welt wurde mit dieſen mammuth-artigen Ungethümen ſo generös, ſo reſpectvoll gemeſſen, daß ſelbſt der ſublunariſche Raum der Einbildungskraft noch etwas Unendliches darbot. Der Reſpect für die Weltkugel theilte ſich auch denjenigen Perſonen mit, welche mehr oder weniger Meridiane durchkreuzt hatten. Die Sonne mußte zu fünf Tagreiſen in der Regel jedesmal aufgehen, die wirkliche Welt umfaßte alſo zwei geographiſche und jeder Landesherr war um das Doppelte mächtiger. Wer ſeine zehn Tagreiſen gemacht hatte, galt bereits für einen halben Cook und Herr X+ Paris bedeutete ungleich mehr als in unſerer Schneckwanderzeit Y+ Conſtantinopel. Wie viele intereſſante Reiſende gab es bei jener doppelten Entfernung! Ein Stuttgarter, der in Göttingen, ein Berliner, der auf dem Rigi war, galt für eine Puiſſance. Macht ein Dampfſchiff oder ein Dampfwagen etwa 6 ehemalige Tagreiſen, ſo ſank die gleiche Entfernung auf $^1/_6$; es ſtehen uns alſo ſechsmal mehr Geſchäfts- und Herzensfreunde zu Gebote und unſere Liebe, wie unſer Intereſſe ſanken billig auf $^1/_6$. Arbeitet eine Dampfmaſchine, was ihr eben nicht viele Ehre macht, mit zwölf Menſchenkräften, ſo ſank der Arbeiter auch auf $^1/_{12}$ und es ſpringt in die Augen, daß man die Menſchen geringer ſchätzen muß.

Der ordinäre Preßbengel hatte Mühe, dem Schriftſteller nachzukommen, die Schnellpreſſen richten deren Dutzende zu Grunde. Will der gute Mann das letzte Wort haben und ein Leithammel ſein, ſo muß er ſich entſchließen, Schnellſchreiber zu werden und die Gedankenlücken, wie die bunte Farbenmiſchung in unſerer Literatur rühren von der Parforceproduktion her. Schnell reiſen macht weit reiſen. Wer nun dreimal ſo weit kommt, ſieht dreimal ſo viele Länder, dreimal ſo viele hübſche Mädchen und Frauen, der Cours der heimathlichen Frauenzimmer wie der Wahrſcheinlichkeit ehelicher und unehelicher Liebe geht daher auf 33⅓ zurück. Schiffe und Wagen rennen, mit ihnen Gedanken, Gefühle, Affecte, Leidenſchaften, Geſchäfte, die Zeitungen halten mit ihren Nachrichten und Anſichten einen ewigen Wettlauf und können nichts dafür, wenn ſie uns öfter als ſonſt Sand in die Augen ſtreuen. Es gibt bereits — und wird durch die Eiſenbahnen noch weit mehr geben — Schnelldenker, Schnellfühler, Schnellſchreiber, Schnellliebhaber, Schnellfrauen, Schnellmütter, nur die Schnellzahler ſind nothwendig rarer geworden, weil denn auch kein Sterblicher im Rennen richtig ſaldiren kann."

„Wir können es der Unterhaltung wegen ſchon gelten laſſen," ſprach der Mann mit dem rothen Bande, „daß Sie der Sache auch die ſcherzhafte Seite abgewannen, beſonders da Witz und Heiterkeit immer näher einem totalen Falliment zuzurücken ſcheinen; aber die bevorſtehende Revolution iſt deßwegen nicht minder ernſt und gigantiſch, denn die Menſchheit hält über Raum und Zeit einen glänzenden Triumph. Hätte dieſe Erfindung zur Zeit der großen Nation ſtatt gefunden, ſo würde der Moniteur vielleicht emphatiſch berichten: die Welt iſt nur mehr eine Vorſtadt, ein Boulevard von Paris. Wir aber ſagen nur ganz proſaiſch, daß die Menſchen an Raum und Zeit eroberten, was die Natur verlor. Jeder Erwerb an Kraft und Zeit hat nun ſtets unermeßlich auf die Cultur eingewirkt und gleichwie die Schiffahrt einer der gewaltigſten Hebel der Civiliſation wurde und ſelbſt das Schießpulver dieſelbe eher beförderte als hemmte —"

„Ich bitte Sie um Alles," fiel ein Mann von mittleren Jahren ihm in's Wort, deſſen nachläſſige Haare lang auf den ſchwarzen Überrock hinunter hingen, „laſſen Sie mir das verhaßte Schießpulver aus dem Spiele; denn wie es einer Seits die perſönliche Tapferkeit, das heroiſche Element unterdrückte, ſo hat es uns auch das wunderbare Ritter-Minnethum und prächtige Städteweſen geraubt. Was wäre aus uns Deutſchen geworden, wenn die Buchdruckerkunſt von der Geſellſchaft des abſcheulichen Pulvers frei blieb, wenn unſere herrlichen und fruchtbaren Liederdichter noch die zauberiſche Periode der reinen, ſchwärmeriſchen Frauenliebe, der Tourniere, der himmelan ragenden Burgen angetroffen hätten, — obgleich ich ſelbſt der Buchdruckerkunſt nicht unbedingt das Wort reden will und vielmehr glaube, bei dem kurz und gut, wozu die ſchwerfällige Feder zwang, wäre ſowohl der literariſche Futterkräuterbau als auch die Leſewuth unterblieben und es ſäße die ſinnige, gemüthliche Welt bei den buntbemalten Pergamenten noch mit Liebe und Glauben und ohne den verruchten kritiſchen Kitzel."

„Verſchonen Sie mich mit Ihren Deklamationen gegen das Schießpulver," ſagte ein ergrauter Rittmeiſter, indem er das Glas heftig auf den Tiſch ſtellte; „ich weiß als Cavalleriſt, was Fechten heißt und perſönliche Tapferkeit bedeutet, aber, wenn es nicht mehr Muth erfordert, vor einer brüllenden Batterie auszuhalten oder gegen ſie anzureiten als auf ein in ſeinen Blechen halb erſticktes Rittergeſchwader einzuhauen, ſo will ich eine gewiſſe celebre Barbierſchüſſel ſtatt des Helmes auf meinem Haupte tragen. Doch abgeſehen davon, verbleibt dem Schießpulver ein großer Antheil an den Fortſchritten der Civiliſation, weil ſowohl durch den Gebrauch der Geſchütze als durch den Kampf mit Maſſen der Krieg eine Wiſſenſchaft und Kunſt und was beſonders wichtig iſt, auf bedeutende Reiche beſchränkt wurde, wodurch die zahlloſen, länderverheerenden und menſchenwürgenden kleinen Fehden aufhörten. Ohne die Künſte des Friedens, ohne Früchte der Civiliſation kann man jetzt keinen glücklichen Krieg mehr führen, und der Sieg wird ſich zuletzt immer für die gebildetſte und humanſte Nation erklären."

Der Mann mit dem Orden fuhr fort: „Weit entfernt ein Minus herbeizuführen, werden daher die Eiſenbahnen die Kräfte eines Jeden multipliciren und ſeinen Wirkungskreis im Verhältniſſe der verminderten Entfernung erweitern. Eine Abrundung der Güter findet hier gleichſam in allen Beziehungen ſtatt und der Werth des Menſchen ſteigt, je mehr er Gelegenheit hat, ſeine Kräfte auszubieten und mit ſeiner Zeit zu ökonomiſiren. Indem die Eiſenbahnen uns beflügeln, dehnen ſie den Bereich unſerer Kräfte aus und verlängern zugleich durch den bedeutenden Gewinn an Zeit unſer Leben in ſeinen ſchönſten, arbeitsfähigen Stunden. Es iſt kein Zweifel, daß gerade dieſe Erfindung nach und nach den freien Verkehr erzwingen und die beſtehenden Schranken gleich den Burgen der Ritter niederwerfen wird. Durch den erleichterten Austauſch ihrer Güter vermehrt ſich aber natürlich der Reichthum aller Völker, ſie werden alle ihre Kräfte und Mittel benützen und ſich mit einer Bequemlichkeit alle Bedürfniſſe verſchaffen können, als hätten ſie ihre Weinberge, Äcker, Silberminen, ihre Fabriken und Arbeiter ſelbſt gegen einander ausgetauſcht. Der Cabliau wird nicht mehr unſere Naſen affiziren, die Auſter wie aus dem Meer auf unſern Tiſch gelangen, der Franzoſe baieriſches Bier, der Baier ächten Rouſſillon trinken, der Reſtaurateur von Paris fliegt mit ſeinem Küchenwagen, den Fleiß aller Köche anſpornend, durch Europa, und die Köchin von Wien iſt im Flug in Berlin, um dort ein rundes öſterreichiſches Huhn zu braten. Aber nicht allein für den Gourmand, ſondern für alle andern Bedürfniſſe geht ein goldenes Zeitalter auf, denn wenn die Concurrenz der Gewerbe beſtes Beförderungsmittel iſt, ſo müſſen unſere Schneider, Schuhmacher, Haarkräusler u. dgl. anticipando nach Paris eilen, um den mittelſt der Dampfwagen über die deutſchen Gauen ſich verbreitenden Handwerksfreunden die Spitze bieten zu können. Es iſt ja gar ein Leichtes, daß ein Dampfwagentrain gleich dem trojaniſchen Pferde, zwar keine Krieger mit Schwert und Fackel, aber eine erkleckliche Anzahl nadelkundiger Franzoſen auswirft, die binnen acht Tagen eine ganze Provinz Deutſchlands auf Jahr und Tag mit der eleganteſten Kleidung verſehen. Durchwandert unſer druckſüchtiges Vaterland auch noch eine galliſche typographiſche Offizin, ſo iſt das Verderben einiger nach deutſcher Art in erratis excellirenden Buchdruckereien unfehlbar, oder auch wir bringen es zu ſchönen, correcten und generöſen Ausgaben. (Schluß f.)

Ludwig Devrient's Anfangsſtudien.

(Fortſetzung).

„Ach," klagte Devrient oft, wenn ich ihn beruhigen, und ſein herrliches Spiel aus einander ſetzen wollte. „Ach! Sie ſind viel zu nachſichtig, nicht ſtreng genug, Sie wiſſen nicht, wie ich mir die Scene im Geiſte gedacht, und wie ganz etwas anders, als ich gewollt, zum Vorſchein kam! Und da brüllten die Gründlinge im Parterre: Bravo, während die und die mir viel beſſer gelungene Stelle ganz ſpurlos vorüberging! Loben, loben Sie nur nicht immer, ich fange ſonſt wahrhaftig an, auch an Ihnen zu verzweifeln! Die Scene mit der Kaſſette (im Geizigen) muß Ihnen mißfallen haben; — wie hat das Ochſenheimer ganz anders gemacht! — Aber das kommt von dem verfluchten Kopiren!"

Auf meine Erinnerungen dagegen, „daß, ſo wenig ich — wie er wiſſe — in der Regel davon ein Freund ſei: ſeine Kopieen irgend eines Künſtlers aber nie als ſolche erſchienen, und ſo innig mit ſeiner Individualität verſchmolzen wären, daß jeder Sachverſtändige nur das meiſterhafteſte Original erkennen würde," ſagte er: „Es gibt nur eine Wahrheit! Habe ich alſo, wie Sie meinen, die Scene ganz im Geiſte Ochſenheimer's wiedergegeben, ſo haben wir Beide gefehlt; denn mir ſagt es mein innerer Genius, daß ihr die Wahrheit abging, ich überſchrie mich, und ſie gränzte an Karikatur! Wie ganz anders, mit wie wenigen Mitteln, mit wie wenigem Aufwande von Kraft gab ſie dagegen Iffland? Wer hat von Beiden Recht?"

„Beide!" verſetzte ich. „Jeder mit und nach ſeinen individuellen Kräften. Hätte Ihnen Iffland's Spiel bei Ihren Darſtellungen vorgeſchwebt, der Moment würde die vollkommenſte Niederlage erlebt haben, da deſſen Individualität mit der Ihrigen, bei Darſtellung der fraglichen Situation durchaus nicht zu verſchmelzen war, während Sie als trefflicher Doppelgänger Ochſenheimer's erſchienen. Es gibt nur eine Wahrheit in objektiver Beziehung, und bleibt dieſelbe Wahrheit, wird ſie auch ſubjektiv auf verſchiedene Weiſe ausgeſprochen."

So gebar faſt jeder Tag ähnliche Kunſtdiskuſſionen, ohne daß ich im Stande war, Devrient von ſeiner Zweifelſucht vollkommen zu heilen.

Einſt gab er den Talbot in Schiller's Johanna. Die Leiſtung war eine ſehr gelungene, mir ſchwebte aber ein Ideal vor, das ich nicht zu vertilgen vermochte. Ich hatte Ochſenheimer in Leipzig als Talbot oftmals geſehen, Devrient ihn nicht, und meine Auseinanderſetzung des Spiels von jenem, ſo wie die dabei hervorgehenden Vergleiche mit dem unſers Künſtlers, regten dieſen gewaltig an, und nahmen ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die Auseinanderſetzung der Auffaſſung und Darſtellung des Ochſenheimer'ſchen Spiels in der Sterbeſcene, von der ich verſicherte, ſo etwas Vollendetes nie geſehen zu haben, die Beſchreibung der künſtlichen Maskirung des Geſichts, die den trefflichen Zeichner, der er auch war, verriethen, machten Devrient ſo neugierig, daß ich verſprechen mußte, bei der nächſten Aufführung des Stückes mit ihm nach Leipzig zu reiſen, was alſobald geſchah.

Kaum aus dem Wagen geſtiegen, verfügten wir uns in's Theater; ich zuvor aber in die Garderobe, um Ochſenheimer, den ich perſönlich kannte, zu begrüßen und ihn von unſerer Anweſenheit und dem Zwecke unſerer Reiſe, der nur er geweſen ſei, zu unterrichten. Er war freudig überraſcht und erlaubte mir, den ihm noch unbekannten Freund während eines Zwiſchenaktes vorſtellen zu dürfen.

Devrient ſchwelgte bei Ochſenheimer's Spiel im höchſten, künſtleriſchen Genuſſe; als aber die Sterbeſcene vorüber war, hielt er es nicht länger aus, und wir eilten auf die Bühne.

Ich vermag nicht zu beſchreiben, mit welcher Ehrfurcht er ſich Ochſenheimer, der ihn freundlich empfing, nahete, und verſchweige alle jene Ausdrücke und Zeichen, durch welche er ſeine wahrhaft kindliche Verehrung gegen den großen Mimen ausſprach, um profanen Leſern kein Ärgerniß zu geben.

Devrient unterſuchte genau jeden Pinſelſtrich auf Ochſenheimer's Geſicht, der ihm getreulich nachhalf in ſeiner Betrachtung, durch mehrere Andeutungen ſowohl über die wahrhaft bewundernswerthe Malerei, als über ſonſtige ihm zu wiſſen nöthig ſcheinende Dinge.

Nachdem wir noch von der Bühne aus des ſchwarzen Ritters Worte vernommen hatten, ſetzten wir uns, ohne die Vorſtellung weiter abzuwarten, wieder in den Wagen, und fuhren die Nacht hindurch nach Deſſau zurück.

Während der ganzen Reiſe ward dem Schlafe keine Stunde Zeit gegonnt, Devrient weinte Thränen der Freude nach, ob des gehabten Genuſſes, und brach mehrmals in Ausrufungen aus, als: „Mit mir iſt's nichts! Von ſolcher Kunſt hatte ich Pfuſcher keine Ahnung! Was werde ich für Noth haben, das Geſehene zu verdauen, um bei nächſter Darſtellung den Talbot nur erträglich wiedergeben zu können," u. dergl. m.

Kaum waren wir in Deſſau angelangt, ſo war des Freundes erſte Bitte, mit ihm andern Tages zum Direktor zu gehen, ihn zu erſuchen, die „Jungfrau" möglichſt bald auf's Repertoire zu bringen, damit das in ſeiner Phantaſie lebende Bild nicht geſchwächt werde.

Boſſann empfing uns freundlich, wir beſtürmten ihn, Einer nach dem Andern, um ſchnellſte Wiederholung des Stücks, und er ließ ſich endlich nach einigem Wortwechſel ſo vernehmen:

„Männchen, Männchen! ſeid nur geſcheit!" (Hier faßte er bald Devrient, bald mich ſeiner Gewohnheit nach an Rock- und Weſtenknöpfe). „Kaum vor vierzehn Tagen gegeben, und ſchon wiederholen! Ei! Ei! wird das gut thun?" (Nach einigem Beſinnen). „Nu, nu, wird ſich auch machen. Blaſ't nur recht, trompetet nur recht in der Stadt herum, daß wir Ochſenheimer geſehen, daß wir entzückt ſind, daß wir ihn kopiren wollen, täuſchend ähnlich, verſteht Ihr, täuſchend ähnlich! Dann werden wir ein paſſabel volles Haus haben, und wir ſind bei Fürſt und Publikum entſchuldigt!"

Nach unſerer Verſicherung, dies redlich thun zu wollen, entließ er uns auf gewohnte Weiſe, mit ſeinem: „Adieu, Männchen, adieu, empfehle mich!"

Kaum vergingen acht Tage und „Jeanne d'Arc" ſtand in Scene.

Das Haus war ungewöhnlich gefüllt, der Hof zugegen, und Devrient erntete von allen Seiten rauſchenden Beifall.

Nach der Vorſtellung hatten wir uns zum Nachteſſen beſtellt. Der Freund erſchien, kalt, ernſt und verdrießlich, und indem er ſich vor mich hinſtellte, ſagte er, mich forſchend anſehend, nichts als:

„Nun?" —

„Nun," antwortete ich, „nicht wie ich erwartet; denn Sie haben meine Erwartungen übertroffen!"

„So?" verſetzte er langgedehnt und höhniſch darauf: „O, Sie leicht zu Befriedigender! Das Kopiren laſſe ich nun ein für allemal bleiben, — das war eine Teufelsaufgabe!"

Alle meine Betheuerungen, ihn vom Gegentheile zu überzeugen, nutzten nichts, er blieb verdrießlich, aß nichts; ſondern trank nur, bis der Wein nach und nach ſeine Zunge entfeſſelte, und er mir nun mit einer gewiſſen Behaglichkeit auseinander zu ſetzen anfing, wie weit er hinter ſeinem Originale zurückgeblieben.

Bloß darin konnte ich ihm für meine Meinung fügſam ſtimmen, daß er den ſchwarzen Ritter ſogar beſſer geſprochen habe, als Ochſenheimer, der nicht gern als ſolcher erſchien, und unbegreiflicher Weiſe ſich von der Identität deſſelben mit **Talbot** ſelbſt nicht klar überzeugen konnte.

(Schluß folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

7) **Luther.** Eine dramatiſche Tetralogie. Von Dr. K. G. **Haupt.** (Freie Wahl, erſtes Trauerſpiel. — Die Entſagung, Luſtſpiel). Berlin 1836. Julius Kuhr.

Der Intention des Dichters zufolge, von der man ſich aus den bereits erſchienenen zwei Dramen ſeiner Tetralogie (dem erſten Trauerſpiel und dem Luſtſpiele, welches den Schluß macht) überzeugt, — ſoll Luther, nicht als Perſon, ſondern als Idee genommen, der Mittelpunkt der geiſtigen Bewegung ſein, aus welcher ſich das dramatiſche Intereſſe entwickelt, und wodurch die beabſichtigten vier Stücke zu einem Ganzen zuſammengehalten werden. Dieſe, ſo zu ſagen, ſymboliſch-typiſche Auffaſſung des deutſchen Glaubenshelden bedingt nothwendig eine geiſtig höher potenzirte Behandlung der dramatiſchen Form, und fordert entweder zu einer Kühnheit in der Ausführung auf, wie Grabbe in Don Juan und Fauſt ſich einer ſolchen überließ, oder zur ſtrengſten Einfachheit, daß die Charaktere, durch ein paar ſichere Striche hinlänglich treu gezeichnet, ſich frei nach einem hiſtoriſchen Zuſammenhang hin bewegen können. Weder das Eine noch das Andere iſt hier der Fall, wohl aber ſtückweiſe von beidem Etwas. Hier z. B. Höllenverſammlungen als Introduction, welche eine Werner'ſche Myſtik erwarten laſſen; dort nackte Theaterbehelfe, wie ſie ſchon zu hundertmalen vorhanden ſind; ſo z. B. im letzten Stück Guſtav Adolph's Auftreten in Verkleidung. Der Eindruck, der durch dieſe Widerſprüche der Auffaſſung hervorgebracht wird, iſt ein peinlicher, weil man ein Auftreten nach poetiſcher Freiheit bemerkt, welches ſtets wieder in Ueberkommenes und Gewöhnliches zurückſinkt. So iſt z. B. die ganze Auffaſſung des Charakters der Catharina von Bora nur eine Werner'ſche Reminiscenz. Ueberdem iſt die dramatiſche Oekonomie in dem erſten Trauerſpiele nur loſe zuſammengeflickt, ohne Halt und innere Wahrſcheinlichkeit, und eben darum ohne Intereſſe; beſſer iſt die Anlage des Schlußſtücks, obwohl dies eigentlich nur aus der Cataſtrophe beſteht.

8) **Berliner und Spanier.** Novelle von Heinrich **Smidt.** Berlin, Natorff und Comp. 1837.

Daß es für Verfaſſer und Publikum gerathener ſei, einen entſprechenden Stoff nicht über das ihm paſſende Terrain hinauszubreiten, hat der talentvolle Verfaſſer der „Seemannsſagen und Schiffermährchen" durch dieſe geſchmackvolle Novelle dargethan, deren Intereſſe er wohlbedacht in einen Band zuſammengedrängt. Er verſtand es, den Strom der Erzählung aus einem ſchönen Becken abzuleiten, das Intereſſe allmählich zu ſteigern, auf's Höchſte zu ſpannen, und den Leſer endlich verſöhnt in einer milden elegiſchen Stimmung wieder an's Land zu ſetzen. Den Stoff bildet die unverſöhnliche Rache eines Berliner Arztes an ſeinem ehemaligen Jugendfreunde, der ihn in Spanien tödtlich gekränkt hatte; aber die Rache tödtet ſich ſelbſt, und über den Gräbern der Todfeinde reichen zwei liebende Paare, das finſtere Schickſal verſöhnend, ſich die Hände.

9) **Reiſeſcenen aus zwei Welten,** nebſt einer Behandlung der Zuſtände in den Weſt-Staaten der Union. Von J. H. **Rauſſe.** Güſtrow, Opitz und Frege. 1836.

Bruſt offen, Kopf warm, ſtürmt ein Poet, einer von den „ungezogenen Lieblingen der Grazie," eine Art wilden „Ritters Humor," ſchwellendes, brauſendes Leben in den Pulſen, ohne lange zu klopfen und zu grüßen, herein. Einem ſolchen vollſaftigen Naturell konnte Amerika nicht gefallen; es beſaß nicht Zähheit genug, um unter der ſchweren Kruſte, die auf den amerikaniſchen Zuſtänden wie angewachſenes Schildpat liegt (daß Laſtwägen darüber fahren können), ſich auch bis an das Gute und Schätzenswerthe hineinzuarbeiten; eine ſolche poetiſche Natur erſchrickt vor dem blaſſen, klappernden Geſpenſte des Geldadels, und — zur Ehre des Herrn Rauſſe müſſen wir hinzufügen — er hatte deutſches Blut in den Adern, das nicht gleichförmig langſam hinſickerte, als es Neger und — Dutchmen in eine und dieſelbe Kategorie der öffentlichen Meinung geſtellt ſah. Von dieſem Geſichtspunkte aus muß man ſeine Philippika gegen die Weſt-Staaten der Union betrachten. Die Schilderung der Reiſeſcenen ſelbſt zeigt, daß Herr Rauſſe mehr als das, was man für den Hausbrauch Talent nennt, daß er Genialität beſitze. Volles, üppiges Leben in jeder Sekunde, durchduftet von Poeſie, durchwetterleuchtet von unmittelbarem Humor; dabei eine entſchiedene Gabe der Plaſtik, eine ſeltene Beigabe, und darum von ſo größerem Werth für den Humor, weil dies Vermögen der Formgebung ihn vor Zerſtörungen und vor der gefährlichſten: der Selbſtzerſtörung, die allem Zerſtörenden in Perſpektive ſteht, ſichert.

Notizen.

.•. **Franzöſiſcher Buchhandel.** — Die Gazette de France vom 3. d. M. ſieht den franzöſ. Buchhandel von einer Kataſtrophe bedroht. „Man weiß," behauptet ſie, „daß von den Werken, von denen unter der Reſtauration 4000 Exemplare abgeſetzt wurden, jetzt nur noch ungefähr 1000 verkauft werden, — und ſo würden ſtatt 2000 ſonſt, jetzt nur 500, ſtatt 1000 kaum 300 Exempl. verkauft."

.•. **Periodiſche Quelle.** — Im Dorfe Hahn (Naſſau) hat man ſeit undenklicher Zeit bemerkt, daß am 25. November ein Waſſer aus dem nördlichen Abhang eines Berges ſprudelt, welches in der erſten Mai-Woche mit einemmale wieder zu quellen aufhört. Kurz bevor es dann im November wieder hervor zu ſtrömen beginnt, hört man in der Erde nahe dabei ein fernes dumpfes Rauſchen, dem ſchwachen Donner gleich. — Sollte dieſe Periodicität nicht mit der kürzlich (im Feuilleton zu Nro. 298 im v. J.) zur Sprache gekommenen in Beziehung ſtehen?

.•. **London's Steinkohlenverbrauch** kommt faſt der Steinkohlen-Ausbeute von ganz Frankreich gleich; denn nach amtlichen Angaben wurden in England's Hauptſtadt im J. 1835 nicht weniger als 22,900,180 Hektolitres (zu 100 Kilogrammen pr. Hekt.) verbraucht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 25. 1837.

Phönix.

Montag, 30. Januar.

Die Lilie.

„O Mutter, ſprich, wie geht es zu,
Wenn aus des Grabes tiefer Ruh'
Einſt alle Todten auferſteh'n
Und in das Land des Lebens geh'n?

Wie kann, umweht von Moderduft,
Der Leib, verſenkt in Nacht und Gruft,
Auf's Neu' von Lebenspulſen glüh'n,
Verſchönt im Strahl des Lichtes blüh'n?"

Die Mutter ſpricht: „In der Natur
Sieh' in dem Tod' des Lebens Spur;
Auch ſie ruht jetzt im Todesſchlaf,
Weil ſie der Hauch des Winters traf.

Blick' auf die Wurzel, farbenlos
Und welk, ruht ſie im Erdenſchooß;
Du ahneſt nicht, wie mild die Nacht
Verhüllt der Anmuth Reiz und Pracht.

Doch ruht in dieſer Dunkelheit
Die Lilie ſtill ihr lichtes Kleid,
Und harrt in heil'ger Ahnungsluſt,
Bis Frühlingshauch umſpielt die Bruſt.

Der Sturm auf dunklen Flügeln ſchwebt
Oft um ihr Grab, von Grau'n umwebt;
Der Meteore bleicher Schein
Tanzt nächtlich d'rum im feuchten Reihn.

Der Uhu krächzt ſein Todtenlied,
Die Wolke ſchwarz vorüberzieht,
Der weiße Schnee als Leichentuch
Umhüllt ſie wie Vernichtungsfluch.

Der Regen dann in Strömen bricht,
Er ſchmelzt die Decke kalt und dicht,
Und leuchtend ſchwebt ein Sonnenſtrahl
Als Lebensbote in das Thal.

Da von dem Lager kalt und tief,
Wo ſie in Lieb' und Hoffnung ſchlief,
Erhebt die Lilie, weiß und rein,
Sich in der Anmuth Zauberſchein.

Sie breitet aus ihr Silberkleid,
Von keinem Grabeshauch entweiht,
Und ſtrömt entzückt des Kelches Duft
In's lichte Meer der Himmelsluft.

Darum zum Hügel, ſchwarz und kalt,
Der Glaube voll Vertrauen wallt,
Und ſeiner Liebe Thräne fließt
Auf's Grab, wo ſeine Hoffnung ſprießt.

Er trägt die lange Winternacht,
Er harret, bis der Lenz erwacht,
Bis ſiegend jenes Frühlingslicht
Des Grabes eiſ'ge Decke bricht."

Louiſe von Plönnies.

Die Dame im dunkelblauen Schleier.

(Schluß).

Der Profeſſor Schweppe, welcher ſein Gehör unglaublich angeſtrengt hatte, nahm ärgerlich das Wort: „Und was ſoll uns zuletzt dies Alles? Wir werden in Lüſtlinge, in Stutzer, in vollkommene Materialiſten verwandelt, und die Herrlichkeit unſeres Geiſtes, wie der Schatz unſeres muſterhaften Gemüthes gehen kläglich verloren."

„Einverſtanden," ſprach der Mann mit den langen Haaren, „wir büßen an innerem Werthe, an Ideen und edlen Gefühlen ein, was wir an unmännlicher Bequemlichkeit und weichlicher Genüßigkeit erobern. Dieſe Vervielfältigung ſinnlicher Mittel vernichtet alle Herrſchaft des Geiſtes, welche nur durch eine ſtrenge Diſciplin des Leibes zur Vollkommenheit gelangt. Was ſoll bei dieſem totalen Mechanismus, wobei wir Alle Federn, Räder, Spuhlen, Schrauben werden, unſere Philoſophie beginnen, und welches Schickſal muß dabei die Poeſie erleiden, welche ohnehin nach einer kurzen, ſinnigen und ritterlichen Epoche wieder zum nackten, gehaltloſen Zeitvertreibe herabgeſunken iſt? So lange ich lebe, meine Herren, und ſollte auch kein einziges Pferdepaar mehr auf der Straße zu finden ſein, will ich mich keiner Dampfkutſche bedienen und lieber männlich zu Fuße gehen, was Leib und Seele ſtärkt."

„Was Sie ſich da in ein Vorurtheil verſtricken," fuhr der frühere Redner fort, „auch der Wiſſenſchaft und den geiſtigen Künſten wird ſich der kräftige Anſtoß mittheilen, und alle ſtockenden Lebensſäfte in einen herrlichen, ſpiegelhellen Strom löſen. Die Gelehrten, durch den wohlfeilen Transport gelockt, machen ſich wieder Viſiten, die Hiſtoriker reiſen zu den Bibliotheken oder dieſe zu den Hiſtorikern, die Geographen ſammeln ihre Notizen nicht mehr aus Ladenhütern, ſondern mit eigenen Augen, die Naturforſcher begeben ſich mitten unter die Thiere und Pflanzen, oder dieſe erſcheinen in voller Lebenspracht bei ihnen. Der Arzt erhält durch die Ausdehnung ſeines Rayons mehrere Patienten, der Patient mehrere Ärzte, die Dichter helfen der erſchöpften Einbildungskraft aus den Vorrathskammern der Natur und Menſchheit wieder auf und den Pſychologen rücken alle Narrenhäuſer näher. Was die Virtuoſen betrifft, ſo iſt ihr künftiges Glück gar nicht zu beſchreiben. Mit Blitzesſchnelle fährt der Violiniſt mit ſeiner Geige, der Sänger mit ſeiner Kehle von Reſidenz zu Reſidenz, ganze Theater mit allen ihren Requiſiten fliegen von Ort zu Ort, und da es gar nicht zu bezweifeln iſt, daß die Einrichtung der Dampfwagen ſich in's Unglaubliche vollenden wird, ſo kann dereinſt bei einer ſolchen Caravane ein ſtändiges Theater gefunden werden, und jeder Paſſagier geht Abends aus ſeinen Gemächern, wohin er alle ſeine häuslichen Bequemlichkeiten mitnimmt, gemüthlich in das auf der Chauſſee fortrollende Schauſpielhaus, kurz, ich ſage Ihnen, es wird Menſchen geben, die in der fliegenden Stadt geboren werden und ſterben, ohne ſie je verlaſſen zu haben. Vielleicht erſcheint in jeder ſolchen Dampfcolonie oder Caravanſerei, wie Sie es nennen wollen, ſogar eine Zeitung, und ſo kommen eine Menge Leute zu Brot, ohne des ſtändigen Arztes, der Ausläufer, der Handwerker, Gaſtgeber, Krämer, Leihbibliothekare, Inſtructoren zu gedenken, welche ſich auf dem Rieſenfuhrwerke anſiedeln werden. Und warum ſoll unſer Gemüth darunter leiden und überhaupt unſeren moraliſchen Qualitäten ein Abbruch geſchehen? Wie man bisher die jungen Menſchen zum Unterrichte verſchickte, ſo verſendet man ſie dann zur Bildung ihres Herzens oder ihrer geſelligen Eigenſchaften. Den kalten Verſtandesmenſchen läßt man zu den gemüthreichen Wienern, das cordiale Naturkind zu den feinen Berlinern reiſen; wo der Witz überläuft, liefert man den jungen Kopf an eine wiſſenſchaftliche Societät, wo keiner iſt, verſucht man es bei einem Originalphiloſophen, und ſoll es einen Poſſenreißer geben, ſo kommt das Subject bei einem Recenſenten in die Lehre. — Auch für das Glück der ehelichen und jungfräulichen Liebe iſt mehr zu hoffen, als zu fürchten. Die Männer kommen in die Fremde; aber die Fremde ſchickt auch ihre Männer, und ſo heben ſich die Actien der Frauenzimmer wieder; wenn ihr Typus in der Heimath ſein Intereſſe verloren hat, ſo überraſcht er dagegen den Fremden mit friſchen Reizen und es könnte ſich wohl ereignen, daß durch die allgemeine Mode von Wechſelheirathen zwiſchen Engländern, Deutſchen und Franzoſen ein ganz neues Lebensfeuer in dieſen Nationen aufginge und die ſanften Britinnen, treuen Germaninnen und lebendigen Franzöſinnen ſich dann zwiſchen die Kämpfenden würfen, wenn die Männer eine neue Auflage ihrer Heldenthaten verſuchen wollten. Da übrigens, und darin erkenne ich die glorreichſte Wirkung der Eiſenbahnen, durch Schnelligkeit und Wohlfeilheit der Waaren und Fabrikate allen Surrogaten und Pfuſchereien, mit Ausnahme der literariſchen, ein Ende gemacht wird, ſo wollen wir auch erwarten, daß die Liebe zum Ächten die Surrogatfrauen und dilettirenden Liebhaberinnen gleichfalls verdrängen werde."

Ein fröhliches Gelächter, dem ein Toaſt mit ſchäumenden Gläſern folgte, bezeigte dem Redner den Beifall der Geſellſchaft; der Profeſſor aber legte ſeine Hand bedeutungsvoll auf die Schulter des Arztes und ſprach: „Beobachten Sie doch gefälligſt jene Dame in dem ganz ungebräuchlichen dunkelblauen Schleier. Sie ſcheint an unſerer Unterhaltung lebhaften, faſt auch ironiſchen Antheil zu nehmen und oft blitzen ein Paar Sternenblicke durch das luftige Gewebe, als flammte ein doppelter Sirius unter ihrer geheimnißvollen Stirne. Ich läugne nicht, daß dieſes Weſen etwas Unheimliches für mich hat, ihr ganzes Benehmen gibt eine gewiſſe Überlegenheit kund, mit welcher ſtets etwas Geiſterartiges verbunden iſt."

„Sie haben recht, mein lieber Herr Profeſſor," verſetzte der Arzt, „bei ausgezeichneten Geiſtern ſteht der Körper nur als mechaniſches Gehäuſe ſchauerlich vor uns da, das Feuer ihrer Seele ſchlägt aus den Augenhöhlen, gleichſam über die engen Schranken zürnend und —"

„Trefflich geſprochen," fiel der Profeſſor Schweppe ein, „ja, das Feuer wirbelt drohend heraus und wir erwarten faſt jeden Augenblick, daß ſie die Hülſe zertrümmern und uns Etwas an den Kopf fliegt. Ich erlebte einen ſchrecklichen Augenblick der Art. Als ich nämlich Rector in M. war, reiſete Napoleon durch die Stadt, und alle Auctoritäten und Honoratioren erwarteten ihn an der großen Schloßtreppe. Beſcheiden poſtirte ich mich hinter einigen Gerichtsräthen und anderen Beamten und hoffte im zweiten Treffen und obendrein als Profeſſor der Geſchichte die Erſcheinung in Gemüthsruhe zu beſtehen. Endlich raſſelte der Wagen heran, der Sieger ſteigt die Marmortreppe ernſt um ſich blickend empor, ich lauſche über die goldene Epaulette eines Vormanns mit mäßiger Gemüthsbewegung hinweg; aber plötzlich gibt es einen unwiderſtehlichen Ruck, ich ſtehe vor allen Epauletten, werde, wie ich auch zurückarbeite und mich mit den Füßen einſtemme, zu dem Kaiſer hingedrängt, der gerade vorübergeht, im nämlichen Augenblicke kehrt er ſich mit den Worten nach mir um: „Monsieur le Général!" Rieſengroß ſteht er vor mir da, es faßt mich grauſig an allen Gliedern, ich mache die letzte Anſtrengung, um zurückzukommen, da gleiten auf dem Marmor die Füße aus — aber mir ſcheint, die Dame ſpricht, lieber Herr Doktor. — In der That. — So paſſen Sie auf, denn ſeit jenem Falle ſteht es mit meinem Gehöre nicht ſonderlich gut.

„Die wunderbarſte aller Folgen dürfte wohl ſein,“ ſagte die Dame mit einer wohlklingenden Altſtimme, „daß ſich alle Nationen der Welt allmählig vermiſchen und die Menſchheit dann in einer eigenthümlichen, gewiß großen und edlen Geſtalt hervortritt. Dann wird ſich auch eine Weltſprache ausbilden, aus der Wiſſenſchaft muß alles Einſeitige verſchwinden und die Kunſt ihre ganze Fülle und Herrlichkeit erreichen. Das Leben ſelbſt, deſſen Formen in jeder engen Begränzung erſtarren, deſſen Geiſt in dieſen dürren Formen erſtickt, gewinnt durch den harmoniſchen Zuſammenklang einer Menge von Charakteren, durch die Berührung des Fernſten, durch den magiſchen Wechſel der Erſcheinungen, durch die zahlloſen Combinationen menſchlicher Anſichten, Gefühle, Pflichten und Neigungen, eine hiſtoriſche Poeſie, welche alle künſtliche weit hinter ſich läßt. Offenbar ſind die für einander beſtimmten Seelen in dieſer Welt oft durch große Entfernungen getrennt, und ſo welken ſie dann in verzehrender Sehnſucht endlich dahin, bei jener lebhaften Menſchen-Circulation, welche uns aber bevorſteht, werden ſich auch jene Seelenhälften, wovon ſchon Wieland ſo viel ſprach, finden, und eine allgemeine Harmonie hebt nach und nach alle öffentlichen und häuslichen Zwiſte, die ganze Menſchheit gelangt zu ihrer höchſten Beſtimmung, nämlich: eine Familie voll Liebe und Hoffnung zu ſein. Zugleich werden die Fortſchritte und das Zuſammenwirken der Erfindungen wieder manche Erleichterung in die combinirte Lebensbewegung bringen und, wenn es Ihnen beliebt, vorliegendes Blatt zu leſen, ſo erhalten Sie ein kleines Vorbild künftiger Zuſtände.“

„Wenn Sie erlauben,“ ſagte der Rittmeiſter, indem er das Blatt ergriff. „Non plus ultra, Zeitſchrift für alle Stände. Den 7. Februar. Aber iſt Ihnen, meine Herren, ein ſolches Journal bekannt?“ — „Nein, doch leſen Sie nur,“ ſagte der Arzt, „die Mittheilungen ſind gewiß höchſt erheblich.“ — „Alſo: Paris den 7. Februar. Ich eile Ihnen von einer unbeſchreiblich überraſchenden Erfindung eines Herrn Charles de Brouillard Meldung zu thun, welche ganz Paris mit Entzücken erfüllt, und alle andern Intereſſen ſo ſehr verdunkelt, daß geſtern nicht eine Perſon auf der Börſe erſchien. Dieſe vortreffliche Erfindung beſteht in einer Art von Zimmerreiſen, gegen welche aber alle bisherigen Leiſtungen dieſer Art nur ein nichtiges Kinderſpiel bleiben. Der Erfinder hat im Hôtel de Voltaire — kennen die Herren ein ſolches?“ — „Fahren Sie doch fort, Herr Rittmeiſter,“ ſagte der Profeſſor bittend, „das Schild des Wirthshauſes kann uns doch wenig bekümmern, wenn ſo Außerordentliches vorgeht.“ — „Alſo, hat im Hôtel de Voltaire einen ganz einfachen Tiſch aufgeſtellt, deſſen innern Plattenraum, den ein Rahmen von Lapis lazuli ſehr geſchmackvoll umgibt, ein Spiegel von drei Fuß Breite und 1½ Fuß Höhe ausfüllt. Hier läßt er uns nun die entfernteſten Gegenden und Perſonen, nicht etwa bloß in Bildern, nein, im Wirklichen erſcheinen, und ich erblickte darin geſtern nicht allein einen herrlichen Hottentottentanz, ſondern auch den oberſten Gipfel des Himalaya, die Lieblingsgattin des Schahs von Perſien in dem innerſten Gemache des Harems, einen Brillantkäfer in Braſilien, ein prächtiges Affenpaar auf dem Felſen zu Gibraltar, einen Wallfiſch im Polarmeere und einen Seehund von den aleutiſchen Inſeln. Das iſt aber noch nicht genug. Herr Brouillard zeigt auf Verlangen nach achttägigem Termin jede lebende Perſon, und hat erſt kürzlich einen verlornen Sohn ausfindig gemacht, welcher unter den Löwen in Afrika lebte, und nächſten Mittwoch mit ſeinen brüllenden Freunden hier eintreffen wird. Das Unglaublichſte iſt inzwiſchen dem Einſender dieſes Artikels ſelbſt widerfahren. Es war vielleicht etwas Ironie dabei, daß ich von dem Mechanikus das ſchönſte und ſittſamſte Mädchen von ganz England zu ſehen begehrte. Er verſprach ſein Möglichſtes zu thun, und entließ mich mit einem Spott in ſeinen Zügen, den ich nie vergeſſen werde. Nach acht Tagen läßt er mich rufen, und die wunderlieblichſte Blondine, auf einem trefflichen engliſchen Raſen im Schatten eines Apfelbaumes ſchlummernd, liegt vor mir da. Ich ſtoße einen Schrei der Überraſchung aus, das Mädchen erwacht und blickt horchend um ſich. Brouillard bemerkt meine Gemüthsbewegung, nach einigen Tagen, wo ich ihn beſuche, finde ich einen zweiten Spiegel im Zimmer aufgeſtellt, und nach einigen Wendungen, die er mit demſelben vornimmt, erſcheint die blonde Engländerin unter dem Apfelbaume, lächelt mich an und weiſet mir einen kleinen Strauß von Vergißmeinnicht. Gebt ihr ein Zeichen eurer Empfindung, ſagte Brouillard. ich ſenkte mich auf die Kniee, das Mädchen lief weg und — nach Verlauf einer Woche zeigte er ſie mir vor dem Traualtare in der Kirche. — Ich ſchweige von meinen Gefühlen, man wird aber daraus erlernen, welche Höhe die Künſte der Mechanik, Akuſtik und Optik in ihrem Verbande erreicht haben, und wie dieſer Franzoſe Eiſenbahnen, Spiegel, akuſtiſche Röhren u. dgl. zu benutzen weiß. — Ah, wo iſt die Dame, ſie hat ſich einen ſchönen Schwank mit uns gemacht.“ — „Die Dame iſt weg, man weiß nicht wie,“ ſagte der Mann mit dem Orden, „doch Sie bemerkten die Jahrzahl auf dem Journale nicht, 1971 und da ſehen Sie nur, Herr Rittmeiſter!“ — Das Journal fiel unter deſſen Fingern in Staub auseinander. — „Was ſoll das bedeuten?“ rief der Profeſſor, „Kellner, wo iſt die Dame? Bring' das Fremdenbuch!“ — Der Kellner erſchien mit dem Bedeuten, die Dame ſei ſo eben abgereiſt, und im Fremdenbuche ſtand: Frau von Zukunft. —

Spaniſche Charaktere.

(Eine Geſchichte der neueſten Ereigniſſe in Spanien. Von Eduard Große. Leipzig, 1836. Bei Eduard Kummer. 312 S. 8.)

In der That ein kümmerliches Buch; nicht weil Herr Kummer es verlegt hat, ſondern, weil Kummer um Friſtung der Exiſtenz es erzeugt zu haben ſcheint, und ſowohl Sprache, als Darſtellung und Inhalt durchaus kümmerlich ſind. Um ſo ernſtlicher muß man das Verſprecheriſche des Titels rügen, und es beklagen, daß Herr Kummer ſo ſchönes Papier und ſo ſchöne Lettern auf einen ſo verkümmerten Zeitungsextrakt verwendet oder vielmehr verſchwendet hat. Mögen auch ſchon manche Buchkäufer von der umſichgreifenden Titelſucht der Buchmacher Kunde erhalten und durch Schaden gewitzigt worden ſein, ſo muß man doch immer von Neuem gegen ſolchen literäriſch-commerziellen Unfug prodeſiren, welcher Charaktere verſpricht und nur oberflächliche Notizen liefert, eine Geſchichte ankündigt, und nur eine unkritiſche, mit currenten Phraſen verdünnte Sammlung von Journalberichten bietet. Namentlich ſcheinen franzöſiſche Zeitungsartikel ſo häufig bei dieſer Buchmacherei ausgebeutet worden zu ſein, daß der Herr Verfaſſer zum Theil ſeine Mutterſprache darüber vergeſſen hat. So, um nur auf's Gradewohl ein Paar Beiſpiele anzuführen, leſen wir S. 39. Herr von Rayneval ſei beſtimmt „eine ſehr deplorable Rolle zu ſpielen, denn wie erſcheint uns der Mann degradirt“ u. ſ. w.; dann S. 46: „Llauder — meinte, ſein Schwert habe nun ſchon lange in der Scheide geſtecken (sic.), es wäre jetzt eine paſſende Miſſion, daſſelbe zu ziehen,“ u. ſ. w.; S. 229: „Mina, eine alte Revolutionsnobilität!!“ — Es lohnt nicht der Mühe, nachzuweiſen, daß mit den Thatſachen und Grundſätzen hier eben ſo umgeſprungen wird, wie mit der Sprache. Als Probe der Darſtellungsweiſe werden die erſten ſechs Zeilen des erſten Kapitels genügen: „Eine unerfreuliche Geſchichte liegt vor uns, die Geſchichte Ferdinand's VII. Der Charakter derſelben iſt inhuman, uncultivirt, es fließt viel Blut, meiſt verrätheriſch vergoſſen, waltet viel Elend und Unglück vor und iſt kein Verſprechen heilig in dieſer Zeit.“ —

Der eilfertig zuſammengeraffte Stoff iſt unter folgenden Rubriken vertheilt: Ferdinand VII., Zea Bermudez, Llauder, Martinez de la Roſa, Toreno, Mendizabal, Mina, Iſturiz, Cordova, Zumalacarreguy, Don Karlos und die Basken. —

Um Charaktere zu ſchildern, muß man ſelbſt einen Charakter haben. Dies möge ſowohl Herr Groſſe, als mancher andere leichtfertige modernſte Charakterſchilderer bedenken.

C.

Feuilleton.

⁂ **Anna Boleyn.** — Herr Paul de Muſſet, der ſich ſchon durch ſeinen „Lauzun“ eine ausgezeichnete Stelle unter den franzöſiſchen Romantikern erworben, hat nun durch ſeinen neuen hiſtoriſchen Roman: Anna Boleyn, die von ihm gehegten Erwartungen übertroffen. „Das rein romantiſche Intereſſe, — bemerkt die Revue des deux mondes, — vereinigt ſich von Anfang bis zu Ende mit der ſtrengſten geſchichtlichen Genauigkeit,“ und aus dieſer „gewiſſenhaft beobachteten Wahrheit reſultirt eine gewaltige dramatiſche Wirkung.“ Beſonders erfreulich iſt „die Herzenswärme und der Gefühlsreichthum (riche sensibilité), welche dieſes Werk des Hrn. Muſſet weit über ſeine früheren erheben.“ Er ſelbſt ſpricht ſich in dem Vorworte über ſein Unternehmen in folgender Weiſe aus: „Der hiſtoriſche Roman,“ ſagt er, „wie Walter Scott ihn geſchaffen, hat meiner Anſicht nach, außerordentliche Schwierigkeiten. W. Scott ſchöpft ſeine Gegenſtände in einer Anekdote, einer Legende, oder meiſtens — in den Schatzkammern ſeiner Einbildungskraft; dann knüpft er ſeine Gründung mit einem unwahrnehmbaren Faden an irgend eine hiſtoriſche Thatſache. Auf dieſe Weiſe gibt es hundert Gründe dafür, daß die Fabel und die Wirklichkeit ſich einander wechſelſeitig ſchaden, und es bedurfte des Genius des ſchottiſchen Romantikers, um ſo viele Klippen glücklich zu durchſchiffen. Ich habe gedacht, daß ein biographiſcher Roman weniger Gefahren darbiete. Das Schickſal hat, ohne daran zu denken, das Verhängniß der Anna Boleyn zum Romane gemacht. Ich habe ſorgfältig die Thatſachen geachtet; das Uebrige muß man wohl ſelbſt ſchaffen.“

⁂ **Europa's Kosmopolitismus.** — Sehr ſchön heißt es in einem Aufſatze, „die fünf Welttheile“ überſchrieben, den die außerordentl. Beil. zur allg. Ztg. v. 4. d. M. bringt: „Iſt es nicht ein erfreulicher Anblick, jetzt die mannigfaltigen Völker, die über unſeren Planeten, wie Bienen in dem wundervollſten Baume, wohnen, alle zu einer höheren, geiſtigeren Regſamkeit erwacht, in Kultur und Sitte, in Glauben und Künſten, bald raſcher, bald langſamer, aber doch immer und überall vorwärts ſchreiten zu ſehen? Und wer hat faſt in alle Winkel und abgelegene Eilande des unendlichen Weltmeeres dieses neue, höhere Streben getragen, wer bringt raſtlos die prometheiſche Fackel zu den jugendlich friſchen Bewohnern der Südſee, zu den dumpf hinſtarrenden, altersſchwachen Urbewohnern Amerika's, zu den beweglichen, launvollen Malaien, zu den überreich unerſchöpften Archipelagern? Es iſt Europa, das mitten aus den Aengſten und Kümmerniſſen ſeiner Civiliſation ſo ſchöne, ſo heilige Entwürfe und Keime für die Fremde empor fördert. Europa iſt ein Bürger der fernſten Zone, ein Bürger der Zeiten, die da kommen ſollen. . .“

⁂ **Der franzöſiſche Rückzug aus Rußland.** — In den Prisonniers français en Russie des Marquis de Sérang, der auf dem Rückzuge aus Rußland ſich als Stabsoffizier bei dem Corps des Marſchall Ney befand, — trifft man auf die ergreifendſten Berichte über das Unglück ſeiner Kampf- und Leidensgenoſſen, von denen die meiſten, der Raubgier der Juden und den Mißhandlungen der Koſacken preis gegeben, dem Schmerze und Elende erlagen. Mitunter zwangen die Letzteren ihre Gefangenen, von Kälte halb erſtarrt, ſich auf einen glühend gemachten Stein zu ſetzen. Ein dichter Rauch mit Flammen untermiſcht, verkündigte bald, daß der Körper des Unglücklichen von den Gluten verzehrt worden war. Alle Gefangene, die den Zügen nach dem Inneren nicht folgen konnten, wurden mit Kolbenſtößen erſchlagen. Die edlen Polen bewieſen bei dieſer Gelegenheit viel Menſchlichkeit, obgleich ſie ſehr über Napoleon zu klagen hatten, der allen ihren Bitten, das Königreich Polen herzuſtellen, ausgewichen war.

⁂ **Zur Statiſtik der Ehen und Geburten in Schweden.** — Nach Forſell's Statiſtik von Schweden, die er aus amtlichen Urkunden geſchöpft, hätte das Verhältniß der ehelichen und außerehelichen Kinder ſeit 1775 ſich in Schweden in folgender Weiſe verändert:

Von 1775 – 1795 wie 27 zu 1.
„ 1795 – 1800 „ 20 „ -
„ 1800 – 1805 „ 17 „ -
„ 1805 – 1810 „ 15 „ -
„ 1810 – 1820 „ 14 „ -
„ 1820 – 1825 „ $13\frac{9}{10}$ „ -
„ 1825 – 1830 „ 16 „ -

Das Athenäum findet die Erklärung nicht unwahrſcheinlich, wonach die Verſchlimmerung vorzüglich der Conſcription zugeſchrieben wird, da durch dieſelbe die Landjugend mit der Verderbniß der Garniſonen bekannt wird, daher auch längere Friedensjahre ein günſtigeres Verhältniß herbeigeführt haben. Uebrigens ſollen in Schweden jährlich 11,000 Jungfrauen in den Stand der alten Jungfrauen übertreten.

⁂ **Die Dampfmaſchinen in England.** — In England befinden ſich jetzt 15,000 Dampfmaſchinen in Thätigkeit. Eine derſelben in Kornwallis hat die Stärke von 1000 Pferden. Im Durchſchnitte jede derſelben nur der Stärke von 25 Pferden gleichgeſtellt, bieten ſie zuſammen die von 375,000 Pferden. Nach Watt's Berechnung die Stärke eines Pferdes der von $5\frac{1}{3}$ Mann gleichſtellend, erſetzen die Dampfmaſchinen faſt 2,000,000 Menſchen. Da nun jedes Pferd jährlich 2 acres Landes verzehrt, ſo bleiben alſo 750,000 acres den Einwohnern zur Verfügung.

⁂ **Zur vergleichenden Anatomie der Leipziger Meßkataloge.** — Nachträglich zu früheren Hinweiſungen über den Leipziger Meßkatalog bemerken wir, daß derſelbe im J. 1600 nur 360, im J. 1616 bereits 731, und 1780 ſchon 2115 Nummern enthielt. Im XVI. Jahrh. kam er für zwei Schriften in lateiniſcher Sprache, nur eine in deutſcher Sprache; zwei Jahrh. ſpäter 10 deutſche Schriften für ein lateiniſche.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 26. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 31. Januar.

Ein Wiederſehen.

Gewitternacht! Im Aufruhr die Natur,
Grellſprüh'nde Blitze, lautes Donnerrollen,
So war's, als ich mit liebeſehnſuchtvollen
Gedanken durch die Speſſartſtraße fuhr.
Die Berghöh'n überflorte Wolkendunſt;
Es grollte rings das donnernde Geſchmetter,
Und ich erſah — gezündet von dem Wetter
Das Feuerzeichen einer fernen Brunſt.

Das Schimmelpaar, das meinen Wagen zog,
Scheute bei jedem Blitz, bei jedem Schlage;
Der Sturm verwehte von mir Ruf und Frage,
Womit zum Kutſcher ich hinaus mich bog.
So blieb ich ſtill im Wagen, ganz allein,
Mich überlaſſend ſehnenden Gedanken,
Und hüllte fröſtelnd mich, gleich einem Kranken,
In Mantel, Pelz und warme Decken ein. —

Das Wetter zog vorbei, von Ferne war
Das Donnern im Gebirge noch zu hören;
Ein kalter Windſtoß ſchüttelte die Föhren,
Und wühlte durch der Tannen grünes Haar.
Ich dachte nicht an die Gewitternacht,
Ich dachte meiner Liebe, meiner Lieben,
Daß ich ihr nahe, war ihr ſchon geſchrieben,
Auf daß ſie meines Kommens ſei bedacht.

Drei Jahre war's, ſeit ich ſie nicht geſehn,
Das treue Herz, und alle Sehnſuchtsflammen
Schlugen nun zu dem heißen Wunſch zuſammen:
Ihr gegenüber wieder froh zu ſtehn.
In ihrem Arm nach manchem Sturm zu ruhn,
War jetzt mein Ziel, nach manchem Kampf gewonnen,
Der Erdennacht entſtiegen Hoffnungsſonnen,
In deren goldnem Traumſchein fuhr ich nun.

Da ſchreckte plötzlich mich Geſchrei und Ruf,
Zeternd und gellend, Raſſeln, Wiehern, Brauſen.
Ein Anprall, daß die Deichſel brach — mit Grauſen
Vernahm ich's, und es klatſchte Huf um Huf.
Ein wildes Roſſepaar, das durchging, war's,
Es ſtieß auf meins, ſie bäumten ſich, ſie biſſen,
Sie ſchlugen, Trenſen, Zügel, Stränge riſſen,
Und ich war hülflos, angſtgeſträubten Haar's.

Mein Wagen ſtürzte um, dann war's vorbei,
Vorbei dann brauſ'ten jene wilden Renner,
Jetzt nahten eilend mit Laternen Männer,
Umringend uns mit Fragen und Geſchrei.
Vom ſchweren Falle raff' ich mich empor,
Umſchauend in dem Wirrſal bei dem Schimmer
Des Lichts, horch — ein entſetzliches Gewimmer,
Stöhnen, wie Todesröcheln trifft mein Ohr.

Dort glänzt es weiß, dort lag ein elend Weib,
Blutend, im Schmutz, geſchleift, bei Wagentrümmern;
Von ihr, von ihr das grauſenvolle Wimmern,
Niedergetreten einer Göttin Leib.
Ihr Kutſcher lag zerſchellten Haupt's, wie todt
Lag meiner, und Entſetzen, namenloſes
Erfaßte mich — ein Unglück, rieſengroßes
Brach hier herein, und unermeßne Noth.

Sie ward erhoben, und ihr letzter Blick
Traf mich — allmächt'ger Gott! Sie war's, die Meine!
Naide! Weh! Sie, bei dem bleichen Scheine
Neigte das Haupt und ſtarb — todt war mein Glück.
Geſenkten Hauptes ſtanden meine Schimmel,
Ich ſtand betäubt und ſtarr, in meinem Arm
Lag meine Braut, todt, blutig, doch noch warm,
Und eine Fluth von Regen goß vom Himmel. —

Was weiter mit mir ward, ich weiß es nicht,
Ich habe gleich darauf lang krank gelegen,
Viel phantaſirt von Pferden und von Regen,
Von wildem Wetter, Wald und Weltgericht.
Mir grauſ't's, wenn ich in einen Wagen ſteige,
Ich zitt're, höre ich der Roſſe Schritt,
Ihr Wiehern, und vor meine Augen tritt
Bleich, blutig und entſtellt Naiden's Leiche.

Ludwig Bechſtein.

Ludwig Devrient's Anfangsſtudien.

(Schluß).

Als für dieſe Blätter zu weit führend, übergehe ich ſpeciellere An- und Ausführungen mehrerer trefflicher Rollen Devrient's, z. B — außer oben ſchon angeführten — die des Amtmanns in den „Jägern," des Sekretärs Wurm in „Kabale und Liebe" ꝛc, und berichte nur, wie unſer großer Künſtler (den Namen verdiente er ſchon in Deſſau) fortfuhr, durch Fleiß und unermüdete Anſtrengung nach dem Vollkommenſten ſeiner Kunſt zu ſtreben.

Jemehr er ſich aber dieſem Ziele näherte, jemehr ſpukte der Teufel des Zweifels in ihm, und ich hatte, wie ſchon bemerkt, große Mühe, ihm eine andere Meinung von ſich beizubringen.

Er lebte und webte nur in der Kunſt, er hatte für nichts anderes — den Wein ausgenommen — Sinn, ſtudirte ſeine Rollen, da er ſie bis auf das Und auswendig lernte, ſo, daß er nie des Souffleurs bedurfte, war aber immer zufriedener mit ſeinen Darſtellungen vor dem Spiegel, als auf der Bühne.

Vor jenem ſtehend, überraſchte ich ihn öfters des Abends. Zwei Kerzen brannten auf dem Spiegeltiſchchen, in der Mitte ſtand eine Flaſche Franzwein.

War er in irgend einer intereſſanten Rede begriffen, ſo genirte ihn mein Kommen wenig, und er fuhr im Eifer der Deklamation, das Zimmer auf und ab durchſtreifend, dann wieder ſich vor den Spiegel ſtellend, auch wohl einen Becher Wein hinunterſtürzend, fort, ohne von mir Notiz zu nehmen, bis die Scene zu Ende war.

Eine beſondere Freude gewährte es ihm, wenn ich die Rolle, konnte man des Buchs dazu habhaft werden, mit ihm durchging, den Zwiſchen-Dialog las, und er Schlag auf Schlag einfallen konnte.

Dieſe Studien wurden auch auf meinem Zimmer öfters fortgeſetzt, bis in die ſpäte Nacht hinein, und er ſchrie und tobte oft ſo gewaltig dabei, daß ich ihn um Gottes willen bitten mußte, zu enden, indem er die ganze Nachbarſchaft rebelliſch machte. — Das nahm er aber ſtets übel, beſonders wenn ich darauf drang, unſere Nachtexercizien, war die Stunde 12 oder 1 Uhr, zu ſchließen. Bat ich andern Tages nicht ausdrücklich um einen neuen Beſuch, ſo kam er auch nicht.

Devrient's Studien in Deſſau waren nicht allein darauf gerichtet, was ihn zunächſt beſchäftigte, das heißt, die Rollen, deren Darſtellung bereits für die Bühne beſtimmt war; ſondern ihn feſſelten Charaktere und gaben ihm Anlaß zur ſorgfältigſten Prüfung und Studirung, von denen er wußte, daß ſie während ſeines damaligen Engagements nie zur Aufführung kommen würden. Dahin gehören einige Shakspeare'ſche Stücke, namentlich die Reihe der Könige.

Ein ganz beſonderes Studium widmete er auch dem König Philipp in „Don Carlos," und es gewährete ihm großes Vergnügen, dieſe Rolle ſelbſt nur als Vorleſung ſprechen zu können. Zweimal laſen wir das ganze Stück zuſammen durch. Devrient war nicht zu bewegen, mehr als den genannten Charakter zu übernehmen, die übrigen Rollen mußte ich leſen; es war aber ein ganz eigener mir bis heute noch unvergeßlicher Genuß, wenn er auf einmal, ganz im Geiſte ſeiner Rolle, einfiel, und die herrlichen Worte des Dichters mit ſeinem ſchönen Organ und einer unbeſchreiblich ſalbungsvollen Betonung, die zugleich etwas Schauererregendes hatte, vortrug. Fiel es ihm ein, ſo ging er auch wohl dabei auf und ab, und begleitete mimiſch den Vortrag.

Noch liegt mir unter andern die Stelle im Gedächtniß, wo Philipp im Garten zu Aranjuez die Königin von ihren Damen verlaſſen antrifft, noch höre ich aus ſeinem Munde die zur Marquiſin Mondekar geſprochenen Worte, die ich auf keiner Bühne ſo bedeutungsvoll und bezeichnend ſagen hörte, bei deren Erinnerung, noch bis zur Stunde mich ein heimlicher Schauer erfüllt:

„— — — — Deßwegen
Vergönn' ich Ihnen zehen Jahre Zeit
Fern von Madrit darüber nachzudenken!"

Ebenſo die bald darauf folgende Stelle:

„— — — — Ich heiße
Der reichſte Mann in der getauften Welt;
Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter. —
Doch alles das beſaß ein Andrer ſchon,
Wird nach mir mancher Andere beſitzen.
Das iſt mein Eigen. Was der König hat,
Gehört dem Glück, — Eliſabeth dem Philipp.
Hier iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin."

Endlich darauf:

„— — — Der Knabe
Don Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden."

Leider ſah ich dieſen König Philipp durch Devrient geſpielt, nie von der Bühne herab, ja, ob er ihn überhaupt je dargeſtellt, iſt mir nicht erinnerlich. —

So lebte unſer Freund in dem kleinen Deſſau ein wahres künſtleriſches Liebeleben, vergleichbar dem, wie uns Tieck in ſeiner klaſſiſchen Novelle: „Shakspeare" dieſen ſchildert: anſpruchlos, ruhig, beſcheiden, in ſich zurückgedrängt, das Getöſe der äußeren Welt nicht vernehmend und verachtend; — er war mit einem Worte: die perſonifizirte Poeſie in ihrer Selbſtbetrachtung! —

Tief erſchüttert und aus ſeinen poetiſchen Träumen grell aufgeſchreckt ward Devrient durch einen Brief, den er während dieſer Periode von ſeinem Vater empfing. Dieſer hatte ihm Verzeihung angekündigt, und zugleich Bezahlung einiger damals gemachten Schulden zugeſagt, wenn er die Bühne verlaſſen, und in das väterliche Haus zurückkehren wolle.

Mit rothgeweinten Augen und verſtörtem Angeſicht kam unſer Freund zu mir, fiel mir um den Hals und bat mich unter Schluchzen, ihm zu rathen, was er beginnen ſolle.

Das kindliche Herz lag in heftigem Kampfe mit dem Genius ſeiner Kunſt, der Sieg wollte ſich zu keiner Entſcheidung neigen; mit beiden Partheien im Buſen kämpfend ſtand er da, und — ich ſollte entſcheiden! —

Das war eine der peinlichſten Lagen, in die ich je gerathen, und ich bat ihn um einige Stunden Aufſchub, mich zu beſinnen.

Gegen Abend, als wir wieder zuſammen kamen, nahm ich ihn auf mein Zimmer, ſagte ihm, daß ich die Sache ruhig und nach allen ihren Umſtänden erwogen, und feſt dabei verharre: „er müſſe der Kunſt treu bleiben, ſelbſt wenn der Verluſt der väterlichen Liebe ihn bedrohe."

„Seien Sie verſichert,“ fügte ich hinzu, „daß ich hundert andern in ähnlichem Falle ſtehenden Künſtlern das Gegentheil rathen würde, wo der Beruf zur Kunſt nicht ſo entſchieden vor Augen läge; denn die Entſcheidung einer Frage, wie Sie ſie an mich ſtellen, betrachte ich als eine der größten Gewiſſensfragen, und würde ich im andern Falle, auch nur bei halber Hinneigung zum Vaterherzen, an daſſelbe zurückzukehren unbedenklich rathen. — Ihnen aber rathen, die Kunſt zu verlaſſen, hieße: einen Mord an derſelben begehen, und dieſer Mord würde einſt eben ſo gewiß ſeinen Rächer finden, als der an einem Menſchenleben verübte! — — Schreiben Sie Ihrem Vater einen herzlichen Brief, ſtellen Sie ihm vor, wie die Kunſt mit Ihrem phyſiſchen Leben verwachſen ſei, wie Sie das Gefühl in ſich trügen, was Sie einſt derſelben werden würden, und daß, wenn Ihre Worte ſein Vaterherz nicht zu verſöhnen vermöchten, die im Embryo der Zukunft noch ſchlummernde That, womit Sie die Herzen aller Edleren einſt zu gewinnen gewiß wären, auch ihr Recht auf ſein Herz ausüben würde.“

Devrient ſah mich mit großen ſtarren Augen an, ergriff meine Hände, preßte ſie an ſeine Bruſt, und ſprach:

„Ich bitte Sie um Gottes willen, ſagen Sie es mir noch einmal, ob Sie wirklich glauben, daß ich Beruf zur Kunſt habe, nicht was man gemeinhin ſo nennt, ſondern ächten, wahren, und es mir damit nie fehlſchlagen werde?“

Ich wiederholte das Geſagte mit ähnlichen Worten, und betheuerte ihm die Aufrichtigkeit meiner Meinung.

„Nun,“ ſchloß er kalt, aber tief im Innerſten aufgeregt, „ſo will ich morgen doch noch in den „Mündeln“ den Kanzler Fleſſel ſpielen, und, ſind Sie nach der Vorſtellung noch derſelben Meinung, meinem Vater ſchreiben, daß ich der Bühne verbleibe.“

Mit dieſem Kanzler Fleſſel verhielt es ſich folgendermaßen:

Schon unter Bode's Direktion erregte dieſe Rolle Devrient's ganze Aufmerkſamkeit, durch die Darſtellung eines Schauſpielers, der ſie, wie er ſagte, gänzlich vergriff. Von jener Zeit an beſchäftigte ihn das Lernen und Studiren des Kanzlers, der offenbar, wie er das recht gut fühlte, ſeiner Individualität vollkommen angemeſſen war. — Seit ſeinem Engagement in Deſſau hegte er nun fortwährend den Wunſch, als ſolcher aufzutreten. Aber der Direktor Boſſann ſelbſt, wenn ich nicht irre, war im Beſitze der Rolle, oder andere Steine des Anſtoßes lagen im Wege, genug, es wollte dem Freunde lange nicht gelingen, die Mündel auf dem Repertoire zu ſehen, bis nach ungefähr einem Jahre ſein Wunſch erfüllt ward.

Dieſe Rolle ſollte nun der Prüfſtein zu dem dereinſt zu erwählenden Lebenswege werden.

Devrient hatte gegen alle ſonſtige Gewohnheit von derſelben mit ſo viel Selbſtbewußtſein geſprochen, daß mir wirklich unter den obwaltenden Umſtänden etwas bange war, um ſo mehr, als ich wußte, wie ſchneidend die geringſte Selbſttäuſchung auf ihn wirkte, wenn er ſie wahrzunehmen glaubte, und wie nachtheilig dieſe Wahrnehmung auf ſein Spiel, von dem dieſen Abend ſo viel abhing, ausfallen konnte.

Der Abend kam, und, daß ich ohne lange Ausmalung deſſelben, den Leſer gleich zum Reſultate führe, ſei geſagt, daß Devrient mit einer ſonſt nie bemerkten, aber diesmal ſichtbaren Befangenheit auftrat, dieſe fortwährend beibehielt, und nur bei ein paar Glanzſtellen ſie vergaß. — Daß die Ausführung des Charakters aber von einem tiefdurchdachten Studium zeugte, und den Meiſter in ſo vielen ſicher angewendeten Nüancirungen verrieth, darf ich der ſtrengſten Wahrheit gemäß behaupten. Der Erfolg krönte ſeine Anſtrengung durch den einſtimmigſten Beifall des Publikums.

Nach der Vorſtellung erwartete ich wie gewöhnlich den Freund in unſerm Familienzimmer; allein diesmal vergebens. Ich ging in die Gaſtſtube, mich bei ſeinen Collegen nach ihm zu erkundigen, und fand ihn hier, während dieſe fröhlich am Nachttiſche ſchmauſ'ten, in einem Winkel ſitzend, ſich die Haare zerraufend, und mit geballter Fauſt vor die Stirn ſchlagend. — Ich wußte wohl, was dieſer Scene zum Grunde lag, ging leicht darüber hin, und bat ihn, mich in mein Familienzimmer zu begleiten; allein alle meine Worte waren vergebens.

„Ich bitte Sie, laſſen Sie mich!“ — dann: „Haben Sie mich nur ein wenig lieb, ſo laſſen Sie mich nur ruhig dieſen Abend gehen!“ war alles, was ich aus ihm herausbringen konnte. Ich ging, und als ich, nachdem ich gegeſſen, mich wieder nach ihm umſehen wollte, war er verſchwunden.

Des andern Tages, in früher Zeit, ſtand Devrient wieder vor mir, ſich über ſein geſtriges, und, — wie er ſich ausdrückte — ihm heute ſelbſt etwas curios vorkommendes Benehmen zu entſchuldigen. Ich, hocherfreut, ihn nur in einer andern Stimmung zu finden, benutzte den Augenblick, ihm alles das über ſeine geſtrige Darſtellung zu ſagen, was er ſelbſt eben zu thun im Begriffe ſtand. Er war überraſcht zu hören, daß ich ſeine Befangenheit wohl bemerkt, und ſein hie und da unſicheres Spiel daher ableite, deſſen ungeachtet aber feſt bei meinem Ausſpruche ſtehen bleibe, ja daß dieſe ſeine Darſtellung mich nur noch mehr darin beſtärke.

Devrient war geneigter als ſonſt, die wenigen ihm geſtern mißlungenen Momente bei ſich ſelbſt zu entſchuldigen, und ſie auf Rechnung ſeiner Befangenheit zu ſetzen, die ihren Grund in dem ihn peinigenden Gedanken hatte, daß der Kanzler Fleſſel der Würfel ſein ſolle, der ſein künftiges Lebensſchickſal entſcheide. Er wußte ſich, und mit Recht, zu überreden, daß ohne dieſen, ſtets im Sinne behaltenen Gedanken, die Ausführung ſeiner Rolle ihm vollkommen gelungen ſein würde, und ſein Entſchluß ſtand nun, nachdem ich auf's Neue in ihn drang, ſich für die Kunſt zu entſcheiden, feſt, und er gelobte mir mit kräftigem Handſchlage, ihr ſein Lebelang nun angehören zu wollen.

Feuilleton.

⁂ Rußlands gegenwärtige militäriſch-commerzielle Stellung. — In einem der intereſſanten Rückblicke, womit das Ausland ſeine vorigjährigen Mittheilungen ſchließt, treffen wir auf folgende wichtige Zuſammenſtellung: „Während Rußland bemüht iſt, in den weiteſten Räumen zwiſchen dem weſtlichen Sibirien und den Flüſſen Sir und Dſchihun ſeinen Einfluß und ſeinen Handel immer weiter auszudehnen, beherrſcht es von Aſtrachan aus den Handel vom kaspiſchen Meere und den Küſten Perſiens, — ſteht gerüſtet in den Ländern ſüdlich vom Kaukaſus. . . . Im Beſitze aller Punkte auf dem Nord- und Oſtufer des ſchwarzen Meeres wirkt es begehrliche Blicke nach den ſüdlichen Ufern und richtet zugleich ſein Augenmerk auf die Finnmarken im Norden Schwedens, um wenigſtens an einem Orte einen ungeſtörten Ausgang in's atlantiſche Weltmeer zu gewinnen. Mit großer Beſonnenheit trifft es ſeine Voranſtalten, übereilt ſich aber nicht mit der Ausführung... Früh ſchon hatte eine Kriegsſtraße mitten durch die Wohnſitze der noch unbezwungenen Gebirgsvölker nach Gruſien geführt, nun ſucht es eine zweite anzulegen, während es ſich an den Donaumündungen feſtſetzt und den Ausfuhrhandel auf dieſem Strome zu beherrſchen ſucht...“

⁂ **Zunehmende Bedürftigkeit in Berlin.** — Berlin hat jährlich nicht weniger als 21,000 **Kranke** verpflegen zu laſſen, was allein 25,000 Rthlr. (?) beträgt, die Koſten des **Arbeitshauſes**, dem jährlich an 3000 Perſonen zugeführt werden, betragen 40,000 Rthlr. Vier- bis fünftauſend **Almoſenempfänger**, 1400 bis 1600 **Pfleglinge** und ſechs- bis ſiebenhundert **Waiſenkinder** werden direkt von der Armendirektion beaufſichtigt. Im großen Friedrichs-Waiſenhauſe werden an 1100 Kinder mit einem Koſtenaufwande von 30,000 Rthlr. verpflegt und 11,000 Kinder in den Armenſchulen mit einem Koſtenaufwande von 35,000 Rthlr. unterrichtet. Die Almoſenſpenden betragen jährlich 100,000 Rthlr.

Und dennoch entſpricht ſchon ſeit mehreren Jahren die Einnahme den ſteigenden Bedürfniſſen nicht. Im Jahre 1832 mußten 43,000 Rthlr. von der Bank entliehen, 76,000 aus der Staats-Schuldenkaſſe entnommen werden, um die Ausgabe von 300,000 Rthlr. zu decken. In den J. 1833 und 1834 war der Belauf noch größer, und 1835 um Weniges geringer.

⁂ **Zerfall des Kirchenglaubens im Staate Ohio.** — Der **Bremer Kirchenbote** theilt ein Schreiben aus dem **Staate Ohio** mit, worin es u. a. heißt: „hier in unſerem Abendlande — wird überhaupt die **Freiheit im Denken** gemißbraucht, worin man ſo weit geht, daß in **Tempeln** und Hörſälen **die Gottheit überhaupt** (?), und die Gottheit Jeſu Chriſti in'sbeſondere ganz hinweg erklärt und geläugnet wird. **Einſt war es ſo in Deutſchland** (?), jetzt iſt von dorther das Unglück zu uns gekommen. **Freigeiſterei** und **Papismus** ſind die Dämonen, welche die chriſtl. Kirche hier zerrütten. Hielten die verſchiedenen Partien der **proteſtant.** Kirche brüderlich zuſammen, ſo könnte vielleicht der Sturm noch beſchwichtigt werden, aber ſo ſind dieſe ſelbſt **mit einander im Aufruhr.**

⁂ **Armen-Statiſtik Europa's.** — Nach dem von Herrn de **Villeneuve-Bargemont** herausgegebenen ſtatiſtiſchen Werke über die Armen findet folgende Vertheilung derſelben Statt:

		Bevölkerung		Arme	Verhältniß der Arm. z. Bevölk.
England	hat	23,400,000.	circa	3,900,000.*)	1/6
Deutſchland	„	. . . . .	—	692,000.	1/20
Oeſterreich	„	32,000,000.	—	1,283,000.	1/25
Dänemark		. . . . .		. . . . .	1/20
Spanien	„	13,900,000.	—	450,000. (?)	1/30
Frankreich	„	32,000,000.	—	1,600,000.	1/20
Italien	„	19,044,000.	—	750,000.	1/25
Belgien Holland		. . . . .		. . . . .	1/7
Portugal	„	3,330,000.	—	141,000.	1/25
Preußen	„	12,700,000.	—	425,000.	1/30
Eur. Rußl.	„	52,500,000.	—	525,000.	1/100
Schweden	„	3,866,000.	—	154,000.	1/25
Schweiz	„	11,784,000.	—	17,000.	1/100
Ganz Europa :		204,484,000.	—	9,635,000.	1/20

⁂ **v. Strombeck's neueſte Schriften.** — „Selten,“ — bemerkt die Nürnberger Zeitung, — „haben neuere Werke in Deutſchland eine ſo allgemeine Anerkennung gefunden, als die neueſten Schriften des Baron's v. Strombeck. Von ſeinen Memoiren erſchienen zwei Auflagen unter dem Titel: „„Darſtellungen aus meinem Leben und meiner Zeit““ (1836)... Dieſes Buch hatte von der Cenſur zu Wien (zwar) nur das transeat erhalten, und durfte demnach wohl verkauft, aber nicht angekündigt werden. Nachdem jetzt eine Fortſetzung deſſelben, unter dem zweiten Titel: „„Darſtellungen aus einer Reiſe durch Deutſchland und Italien,“ erſchienen, wurde das bisherige transeat in ein admittitur verwandelt.“

⁂ **Verdopplungszeit der Bevölkerung.** — Den neueſten Berechnungen zufolge verdoppelt ſich die Bevölkerung

in den Verein-Staaten von N.-Amerika in	33⅓	Jahren,
- Rußland in	43	—
- England in	52	—
- Schweden in . . . . circa	100	—
- Frankreich in	125	—

⁂ **Zunahme des Poſtertrags und Vermehrung des Briefwechſels in Frankreich von 1821 bis 1836.** — Der Ertrag der franzöſiſchen Poſtenverwaltung belief ſich

im Jahre	1821	auf	23,892,668	Fr.
„ —	1830	„ circa . .	33,000,000	„
„ —	1831	„ — . .	32,500,000	„
„ —	1832	„ — . .	34,000,000	„

Von nun an nahm der Ertrag jährlich um c. eine Million zu, und das letzte bis jetzt liquidirte Budget, das von 1835, ließ ihn auf 37,036,468 Franken.

Briefe wurden im Durchſchnitt täglich frankirt oder taxirt:

im Jahre	1821	[illegible]
„ —	1830	174,841.
„ —	1835	205,524.

Seit dem 1. April 1830 iſt indeß auch der Felddienſt eingerichtet, der jährlich mehr als 4 Millionen Briefe liefert.

⁂ **Reiſe-Verkehr zu Boulogne.** — Amtlicher Angabe nach betrug die Zahl der eingeſchifften und angekommenen Reiſenden

im Jahre	1833	zu Boulogne	15,735.
„ —	1834	„ —	19,061.
„ —	1835	„ —	25,910.
„ —	1836	„ —	35,512.
„ —	1836	„ Calais	35,302.

⁂ **Käthchen, von F. Förſter und C. Eckert.** — Am 10ten d. M. iſt im kgl. Schauſpielhauſe zu Berlin „**Käthchen**, eine komiſche Oper in 2 Akten, von **F. Förſter**, componirt von **C. Eckert**,“ zum zweitenmale und mit Beifall gegeben worden. Der Dichter hat den Stoff aus Hofmann's „Meiſter Martin und ſeine Geſellen“ entlehnt und mit Geſchick bearbeitet. Der junge Componiſt, — er zählt erſt 14 Jahre, — iſt derſelbe, der ſchon vor 2 Jahren ein Oratorium, „**Ruth**,“ geſchrieben, und es in der Singakademie zur Aufführung gebracht hat. Man lobt die kindliche Naivetät ſeiner Compoſitionen, und die ſehr diskrete Inſtrumentirung derſelben.

⁂ **Perſonen-Verkehr auf den belgiſchen Eiſenbahnen.** — Vom 1. Mai bis zum 31. Dez. v. J. befuhren 733,000 Reiſende die Eiſenbahn zwiſchen Antwerpen und Brüſſel, und die Einnahme betrug 734,735 Frk. In denſelben acht Monaten des J. 1835 befuhren 421,439 Reiſende die Eiſenbahn von Mecheln nach Brüſſel und brachten eine Einnahme von [illegible] Frk.

⁂ **Wohlthätige Anſtalten in Rußland.** — Unter der unmittelbaren Leitung und dem Schutze der jetzigen Kaiſerin von Rußland ſtehen 12 wiſſenſchaftliche und wohlthätige Anſtalten in Petersburg, Moskau, Poltawa, Simbirsk, Kronſtadt, Kiew und Tamboff. Das Geſammtkapital aller 12 Anſtalten betrug zu Anfang v. J. 4,000,000 Rubel. Die meiſten dieſer Anſtalten ſind der **Erziehung von Töchtern unbemittelter Aeltern aus dem Adel- und Bürgerſtande** gewidmet.

---

*) In Irland kommen, nach amtlichen Berichten, auf nicht völlig 8 Millionen Einwohner nicht weniger als 2,300,000 Bettler. — Nach Macculloch's neuer Statiſtik betrug die ganze Bevölkerung von Großbritannien und Irland im Mai v. J. 25,371,000, und mit Einſchluß der Kanal-Inſeln: [illegible] Seelen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 27. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 1. Februar.

Bruder und Schweſter.

Novelle von Henriette Ottenheimer.

1.

„Die Heldin dieſer kleinen Lebensſkizze hatte ihre ſchöne Seele hinübergehaucht.“

„O weh, das fängt mit dem Ende an!“

„Leonore!“ bat der junge Novelliſt, und ein Schatten des Unmuths überflog ſeine helle Stirne, doch er las freundlich weiter:

„Und bei dem Schweigen an dieſem Todtenbette durfte man wohl ſagen, es geht ein Engel durch's Zimmer! Anna's Geiſt durchſchwebte es ja im Scheiden, und ſo ſtill, als tief, war der Schmerz, mit welchem der Jüngling, der an ihrem Lager kniete, und die alte, kummergefurchte Frau, die ſich darüber hinbeugte, der frühgebrochnen Blume nachweinten, die duldend und liebend, ſtill geſtorben war. Ihre Geſchichte — ein Beitrag zur Geſchichte des weiblichen Gemüths überhaupt — geben wir hier einfach und wahr, wie ſie aus dem ſchriftlichen Nachlaſſe der Verklärten ſich aneinanderreihen ließ, ohne ſchmückende Zuthat, und ohne vorkommende Lükken zu ergänzen. Und ſo ziehe denn hinaus, ſanftes Bild! Der Wunſch, daß wohlwollende Blicke verwandter Seelen theilnehmend auf dir ruhen mögen, iſt der Segen, den unſere Herzen dir mit in die kalte Welt geben, deren eiſiger Hauch dich nicht berühren ſoll.“

„Aber Carl, eh' du deine Geſchichte beginnſt (und damit ſollſt du warten, bis Licht kommt) laß mich's wiederholen: Warum am Anfang den Schluß? — Ich bin nun auf das Ganze ſchon nicht mehr geſpannt. Traurig genug, daß es ſo traurig ausgeht! Die Freude: mir, wenn es dem armen Kinde recht erbärmlich geht — wozu leider alle Ausſicht vorhanden iſt, — ein gutes Ende wenigſtens zu träumen, hätteſt du mir laſſen können. Aber du biſt (bemerke das eine Wort) ein Hoffnungslebensfadenabſchneider; denn eine Geſchichte ohne Hochzeitsball und Freude, ein pſychologiſches Seufzerſtück für eine glückliche Braut, — Gott beſſer's!!“

Der Dichter war heute nicht zum Scherz aufgelegt.

„Nein,“ — rief er aus, — „nein, du haſt kein Gemüth, Leonore, wirklich nicht. Du weißt nicht zu lieben. Lieb' iſt Verſtändniß! — Und dieſer ewig fertige Spott, dieſe kalte Gleichgültigkeit gegen Alles, wofür ich glühe —“

„Gegen Alles? Ungerechter! — Glühſt du denn nicht für mich, und — die Hand auf's Herz, mein Freund — liebe ich mich nicht genug?“ —

„Ja, dich!“ lautete die ſcharfe Antwort; es war ihm Ernſt damit; er griff nach Manuſcript und Hut und ſtürmte hinaus.

Und ſie — ließ ihn gehen; doch nur, bis er, recht wie ein unartiger Junge, die Thüre hinter ſich in's Schloß geworfen, — dann, mit leiſen Schritten, und mit einem unendlich reizenden, ſieggewiſſen Lächeln folgte ſie ihm, wie ein guter Geiſt. Draußen im Vorſaale, wo Carl ſich eben den Mantel umwarf, war es faſt ſchon dunkel; da hing ſie ſich an ihn, einen halben Augenblick lang und flüſterte ihm Etwas zu. — Einen Kuß? ein Wort? — ich weiß nicht, aber beide kehrten Hand in Hand, wie gute, glückliche Kinder, in's trauliche Stübchen zurück. Das holde Mädchen hatte ja doch Gemüth! Gewiß Leonorens ſprudelnder Übermuth hatte die edelſte Quelle, und wie war ſie liebend und hingebend! Dies Alles wußte er plötzlich ſo ſicher, als habe er's in den Sternen geleſen, und doch war kaum ein Blick unter den Verſöhnten gewechſelt worden. Du wunderbare Liebe, was für Entzückungen führen dir das Wort?! —

Leonore zog ihn in den Erker zurück, den ſie vorhin verließen, und wo noch ein letzter Tagesſtrahl muthig, aber erliegend mit dem gewaltigen Heere rieſiger Nachtſchatten kämpfte.

„Biſt du noch böſe?“ — fragte ſie ſchmeichelnd, — „wie? laß die Augen ſehen.“ —

Doch aus den ſchwarzen Augen leuchtete, durch das dichter werdende Dunkel, morgenrother Liebestag.

„Böſe, ich? — aber du Leonore?“

Sie ergriff, gedankenſchnell, die auf dem Tiſche liegende Guitarre, warf ſich das Band über den blonden Lockenkopf und während die weißen Fingerchen, wie tändelnde Strahlen, über die Saiten glänzten, ſang ſie ihm ſchelmiſch ſüß mit ihrer friſchen, anmuthigen Stimme die Antwort zu:

„Wenn mein Herzliebſter mit mir grollt
Und mich verkennt, und wenn
Sein Aug' im Zornesdonner rollt,
Ich bleib' ihm dennoch gut.
Ich denke: Herz vergib ihm, denn:
Wußt' er, was er gewollt? — —
Don Carl hat eben ſpaniſch Blut,
D'rum wird nicht lang mit ihm geſchmollt.

Seht, Liebe iſt gar leicht verletzt
Und iſt gar leicht verſöhnt,
Im Zorn verhüllt ſie wohl ſich jetzt,
Doch — wie ein Kind — aus ihrem Eck
Beugt ſie das Köpfchen, reuverſchönt
Ruft: „Guck, guck! Da, da!“ ſo.
Und ſitzt das Herz am rechten Fleck,
Löſ't ſich der Streit in Harmonie.“

„Holperig, aber wahr;“ — ſagte die improviſirte Improviſatrice, der Rezenſion des Bräutigams zuvorkommend, indem ſie das Inſtrument weglegte, — „und nun laß mich nach Licht gehen, damit du deine Thränenpreſſe in Bewegung ſetzen kannſt!“

„Leonore!“

„Carl!!! aber ernſtlich: ſei kein Kind! Was verſchlägt dir mein Bischen Poſſenreißerei? Weißt du doch, daß ich mich, wenn auch freilich nur mit dem Herzen, recht innig über das Schöne in deinen Arbeiten freuen kann, nur vor Weichlichkeit möchte ich dich und ſie bewahrt wiſſen; die ſteht einem Mann ſo komiſch, und darum — ſei nicht böſe — mag ich auch heute deine Skizze nur hören, wenn du mir erlaubſt: zu lachen, falls jene zu viel weint.“

„Meinetwegen; aber, Leonore, du mußt dein Geſchlecht doch kennen, glaubſt du nicht an Schmerzen, bei denen der armen Frauen Bruſt — falls ſie nicht entartet — nur zwiſchen Tod und Thränen die Wahl gelaſſen iſt?“

„Möglich, daß es ſolche gibt. Ja — ich glaube daran; aber in Euren Dutzendromanen finde ich ſie nicht, und was Euren butterweichen Heldinnen das Herz bricht, ſcheint mir, wenn man nicht gar zu nervenſchwach iſt, meiſtens ohne Tod und Thränen überſtehlich.“

„Du biſt ſehr ſtark, Leonore.“

„Hab' ich denn nothig, es zu ſein?“ ſagte ſie ſo kindlich liebenswürdig, daß Carl ſie an ſich zog.

Aber ſie entſchlüpfte ſeinen Armen behend.

„Was thun Sie, mein Herr? — Wenn uns Jemand in dieſer Dunkelheit überraſchte, könnte man mich am Ende gar eines Liebeshandels mit Ew. Gnaden beſchuldigen!“ — ſagte ſie und ging, um Licht zu holen. Der zurückbleibende Dichter, bei welchem, aus alter Gewohnheit, der lebhafte Gedanke leicht zum ausgeſprochenen oder gar geſungenen Worte ſich geſtaltete, trällerte inzwiſchen, im Zuſammenhange mit dem eben geführten Geſpräche, träumeriſch und unwillkührlich vor ſich hin:

„Heilung ſolcher Wunde? — nirgends.
Aber quillt ein Balſam irgends,
Mag es ſein, daß ihn das Auge
Aus dem Kummer ſelbſt ſich ſauge.
Nur der Thränen Troſt bringt Kühle
Solchem heißen Schmerzgefühle,
Und kannſt du nicht weinen — dann
Nur der Tod es fühlen kann.“

(Fortſetzung folgt).

Memoiren über die Reſtauration.

(Hiſtoriſche Erinnerungen aus der Zeit der Reſtauration, der Revolution von 1830 und den erſten Jahren der Regierung Ludwig Philipp's. Von der Herzogin von Abrantes. Deutſch von L. von Alvensleben. Bd. I. 278. II. 252. III. 280. IV. 208. Leipzig, allgemeine niederländiſche Buchhandlung [C. Hochhauſen und Fournes.] 1836. 8.)

Der Deutſche führt vorliebig ein contemplatives Leben. Nur die ſchmähliche Gewaltherrſchaft der Fremden hat ihn vorübergehend zu lebhaftem Bewußtſein der Nationalität erweckt. Das Staatsleben iſt noch theils zu neu, theils zu bornirt. Der höhere geſellſchaftliche Verkehr in den Reſidenzen hat es durchgängig mit partikularen, wenig bedeutenden Verhältniſſen zu thun. Auch die Gabe der Rede, und darum des leichten, discurſiven Styles, findet wenig Gelegenheit, ſich zu entwickeln. So fehlt durchgängig das Intereſſe, die objektive Anregung, und ebenwohl die Befähigung zur Abfaſſung von Denkwürdigkeiten. Friedrich der Große, von Dohm, neuerdings von Strombeck und wenige Andere bilden nur Ausnahmen von der Regel.

In England dagegen iſt alles irgend Denkwürdige ſo ſehr Sache der Öffentlichkeit, daß den Einzelnen kaum ein Anreiz bleiben kann, Memoiren zu ſchreiben. Die unermeßlichen Tagblätter überheben ihn dieſer Arbeit. Anders iſt es in Frankreich. Seit Jahrhunderten iſt das Volk durch ſeine Hauptſtadt und mehrfache gemeinſame Unternehmungen zum Bewußtſein der Nationalität erwacht. Das geiſtige und ſtaatliche Leben derſelben concentrirte ſich im Hofe, dem Parlament, der Sorbonne und ſpäterhin theilweiſe in der Akademie. Hierdurch, wie durch ſeine übrige Weltſtellung gewann es in mehreren Beziehungen einen Vorſprung vor den übrigen Nationen Europa's und erhielt eben damit eine welthiſtoriſche Bedeutung. Je mehr ſich zu gleicher Zeit die feudale Staatseinrichtung zu einer abſoluten Monarchie entwickelte, — denn Entwicklung war die Durchführung eines Prinzips, welches eine Hierarchie ohne legale Verantwortlichkeit erzeugt hatte, — um ſo mehr wurde das ſoziale Leben von der Perſönlichkeit des Souverains und ſeinen näheren Umgebungen abhängig. Auf dieſe Weiſe erhielten die individuellen Verhaltniſſe der höchſtſtehenden Perſonen eine Wichtigkeit und Bedeutung, durch welche ſowohl ſie ſelbſt als ihre Umgebungen ſich frühe veranlaßt finden mußten, dieſelben als denkwürdig zu verzeichnen. Da nun das ſtäte Beiſammenſein ſo vieler Notabilitäten nothwendig zu reicher Ausbildung des geſellſchaftlichen Lebens hinfuhren mußte, ſo entwickelte ſich gar bald auch jene Leichtigkeit der Auffaſſung, jene Faßlichkeit und Gefälligkeit, jene Gedrängtheit und Geiſtreichigkeit der Darſtellung — ſowohl bei mündlichem als bei ſchriftlichem Vortrage, welche bis jetzt noch die eigenthümlichſte Virtuoſität der Franzoſen bildet. Der Anreiz zur Abfaſſung von Denkwürdigkeiten wurde aber auf das Höchſte geſteigert, als mit dem Ausbruche der Revolution nicht nur die geſammte Staats- und Kirchen-Ordnung, ſondern ſogar die Sitten und geſellſchaftlichen Herkömmlichkeiten umgewälzt wurden und eben damit die *Individualitäten* die eminenteſte Bedeutung gewannen, und der Conflikt zweier welthiſtoriſchen Prinzipien, zu einem Weltkampfe ſich geſtaltend, ganz Europa in die Mitleidenſchaft, in den Kampf und die Kriſe hereinriß, wodurch die Perſönlichkeiten, in welche die kämpfenden Prinzipien ſich gleichſam incarnirten, auch zu welthiſtoriſcher Merkwürdigkeit gelangten. — Jener Anreiz erſtieg vollends ſeinen Culminationspunkt, als das aufgeregte Leben der Nation ſich aus ſeiner chaotiſchen Zerſtreuung in der einzigen, eminenten Perſonlichkeit Bonaparte's auf eine Weiſe zu ſammeln ſchien, und dieſer größte Heros der modernen Zeit ſich Europa unterwarf. Was Franz I. angeſtrebt, was Ludwig XIV. zum Theile, wenn auch erſt nach ſeinem Tode erreicht, das gelang in vollem Maaße dem corſiſchen Unterlieutenant: er wurde Selbſtherrſcher aller Franzoſen und der mächtigſte aller Fürſten der Erde. So lange die Welt ſteht, hatte noch keine Individualität im öffentlichen Staatsleben eine ſo hyperboliſche Bahn durchlaufen. Aber Napoleon vergaß, wodurch Bonaparte zu ſolcher ſchwindelnden Höhe ſich hatte aufſchwingen können; er verletzte jede der *ſittlichen Mächte*, deren energiſche Geltendmachung ihn auf den Weltthron gehoben; er ſtürzte, um dieſen die Bahn zu neuen Siegen zu eröffnen. Noch einmal zwar verſuchte das feudale, auf der *Individualität* der Gewalthaber ruhende Prinzip, mittelſt heuchleriſcher Conceſſionen an das rationale Prinzip der *Allgemeingültigkeit*, zur Alleinherrſchaft zu gelangen, und ſo erneuerte ſich auch für Frankreich wieder theilweiſe der ſoziale Zuſtand, in welchem die Perſönlichkeit der Staatslenker zu beſonderer Bedeutung gelangte. Indeſſen wurden eben dadurch die *allgemeinen Weſenheiten* zu neuer Kraftanſtrengung genöthigt, und die Juliwoche des Jahres 1830 ſah den Entſcheidungskampf und zugleich den entſchiedenen Sieg des neuen Prinzips.

Die *Herzogin von Abrantes*, deren Denkwürdigkeiten uns zu dieſer Erörterung Veranlaſſung gegeben, gehort, der Bluthenzeit ihres Lebens nach, der Napoleoniſchen, der gereiften Bildung nach, der Reſtaurations-Epoche an, welche letztere man jedoch füglicher als das dritte Stadium des Kampfes zwiſchen dem feudalen und dem rationalen Prinzipe bezeichnen möchte. Wie nämlich den ſieben Dezennien von 1721 bis 1789 der vorherrſchend *theoretiſche*, und den fünf erſten Revolutionsjahren der *leidenſchaftlich-praktiſche* Kampf jener Prinzipien angehörte, ſo hatte der Kampf in den 15 Reſtaurationsjahren einen aus den Intriguen der alten und den parlamentariſchen und journaliſtiſchen Angriffen der neuen Partei gemiſchten Charakter. Da überdies die alte Partei die materielle Gewalt in Händen hatte, ſo ſpielten die Perſönlichkeiten, zum wenigſten dem Anſcheine nach, noch eine große Rolle, und beſonders dieſe ſind es, über welche die Verfaſſerin der vorliegenden Memoiren uns viele ſehr intereſſante Details mittheilt.

In Corſika geboren, von der Mutter her aus der Familie der Comnenen abſtammend, war Laurette Permon von Jugend auf mit der Bonapartiſchen Familie bekannt. Als ſie ſpäter den tapfern Junot heirathete, empfing ſie von Napoleon eine ſtattliche Brautgabe, ſpielte eine glänzende Rolle an ſeinem Hofe, wurde ſpäterhin Hofdame bei der Kaiſerin Mutter, lebt nun aber ſeit mehreren Jahren zurückgezogen im Nonnenkloſter Abbaie-aux-bois zu Paris. Ihre Denkwürdigkeiten aus der Kaiſerzeit, die ſie 1831 herausgab, erregten großes Aufſehen. Auch die vorliegenden Memoiren ſind eben ſo belehrend als unterhaltend. Es heißt zwar, Herr *Malitourne* habe großen Antheil an deren Abfaſſung, nach Einigen ſogar an deren urſprünglichen Compoſition. Das Letztere müſſen wir ſo lange bezweifeln, bis Beweiſe dafür geliefert ſind, da Madame d'*Abrantes* ſich als Verfaſſerin nennt, Nichts ihre Wahrheitsliebe zweifelhaft macht, und die Denkwürdigkeiten ſelbſt auch nirgends andere Federzüge erkennen laſſen, als ſolche, die von einer ſo geiſtreichen und feingebildeten Frau, wie die Marſchallin Junot iſt, herrühren können. Fortwährend glaubt man ſich in dem Salon der Frau Herzogin zu befinden, wo ein gewählter Kreis ſich verſammelt hat, um die edle Wirthin über eine bereits geſchichtlich abgeſchloſſene Epoche auf anziehende Weiſe diskuriren und eine Fülle intereſſanter Partikularitäten mittheilen zu hören. Kann man auch den hier und dort eingeſtreuten Urtheilen über Perſonen und Thatſachen nicht immer beipflichten, ſo empfängt doch der Glaube ſtets neue Nahrung, daß die Erzählerin ſtets die Wahrheit und zwar die ganze Wahrheit ſagen *wollte*, und, da ſie theils mit den handelnden Perſonen ſelbſt, theils mit deren Umgebungen in geſellſchaftlichem Verkehre ſich befunden, auch die Wahrheit ſagen *konnte*. Man wird aber an ihrer Wahrheitsliebe um ſo weniger zweifeln wollen, wenn man die Freude wahrnimmt, mit welcher ſie ſo oft auch dasjenige erzahlt, was zu Gunſten der Perſonen ſpricht, über welche entweder ſie ſelbſt oder ihre Freunde ſich zu beklagen berechtigt erſcheinen, wie ſie anderſeits auch unumwunden nicht ſelten die letzten tadelt, wo ſie es verdienen, — ſelbſt Napoleon, von dem ſie an andern Stellen mit begeiſterter und faſt abgottiſcher Verehrung ſpricht (ſ. u. a. II. 126. III. 4). Ihre Unpartheilichkeit geht ſelbſt ſo weit, daß ſie mitunter in Widerſprüche verfällt, indem ſie an einigen Stellen die Mitglieder der bourboniſchen Familie, von Ludwig dem XVI. bis herab zum Herzog v. Angoulême, von dem Vorwurfe freiſprechen möchte, als ſeien ſie Miturheber der Ereigniſſe, die deren Sturz herbeigeführt haben, während ſie doch bei ſo vielen anderen Veranlaſſungen, wo ſie einzelner Thatſachen gedenkt, nicht umhin kann, ein entgegengeſetztes Urtheil zu fällen. So, um nur ein paar Beiſpiele hier anzuführen, verſichert ſie (I. 16) „*Ludwig* XVIII. habe das Bedürfniß einer neuen Ordnung der Dinge begriffen,“ und verſpricht darzuthun, wie „*Blacas* nicht nur das Unglück der Bourbone, ſondern auch das Frankreichs herbeigeführt habe;“ die Partei dieſes Herzogs ſei es geweſen, „die den König damals *geleitet* und in das Verderben geſtürzt“ (I. 47).

Und doch verſichert ſie (I. 190): „Nichts ſei gewiſſer, als die Überlegenheit Ludwig's XVIII. über alle ſeine Umgebungen,“ und gleich darauf: „der König wurde allmählich die Geißel des Volkes, das ihn nicht zurückgerufen, und ihn nur duldete, weil ihm der Frieden verſprochen war, da (weil) es die Aufhebung der Conſkription und der vereinigten Gefälle hoffte, — kurz auf Alles, was bewilligt und beſchworen, aber durchaus verletzt wurde“ (I. 191 f.). Und auf ähnliche Weiſe noch an vielen andern Stellen! — Ebenſo meint die Verfaſſerin, „Ludwig XVI. habe ſeine Krone durch die fürchterliche Wirkung von dem Einfluſſe der Höflinge,“ (eine Probe der Ungeſchicktheit des Überſetzers) „verloren“ (I. 21) und er ſei „ein rechtſchaffener Mann“ geweſen (I. 4). Und doch hat ſie wenige Zeilen zuvor bemerkt, Ludwig XVI. habe „die große Revolution im Schatten einer Heimlichkeit bekämpft, welche einem Könige ſtets ein feiges, ängſtliches Weſen verleiht;“ — gleich, als ob die Rechtſchaffenheit verträglich ſei mit heimlicher Bekämpfung deſſen, wozu man ſich öffentlich bekennt, worauf man wiederholt ſich durch Schwüre hat verpflichten laſſen! —

(Schluß folgt).

Das Grab einer Königin in Tonnère.

Tonnère hatte im Mittelalter ſeine ſouveränen Grafen, und von ſeinem Schloſſe aus zogen manche Fähnlein, um an den Feudal-Kriegen Theil zu nehmen, bis ſpäter die Herzoge von Burgund und zuletzt das Suum cuique der Könige von Frankreich dieſen Landſtrich an ſich zog.

Heut zu Tage iſt das alte Schloß verſchwunden, verſunken mit dem Mittelalter, und Tonnère iſt ein friedliches Städtchen geworden, welches ſeinem kriegeriſchen Namen ſchnurſtracks entgegenſteht, einige beliebte Gattungen Burgunder zieht und eine bekannte heiße Quelle aus einem naheliegenden Felſen ſprudeln läßt.

Nur wenige Reiſende ſind in die alte Hoſpitalkirche getreten, und noch wenigere wiſſen, daß dieſer alte Platz der des ehemaligen Schloſſes war, eine königliche Gründerin hatte und ein Monument beſitzt, welches zu den beſten Werken der franzöſiſchen Bildhauerkunſt gehört.

Wie die meiſten franzöſiſchen Kirchen, hat auch dieſes geräumige, öde, mit zahlreichen Grabſteinen gepflaſterte Gotteshaus in der erſten Revolution ſein mittelalterliches Kleid ausziehen müſſen. Die Perlen ſind der Jungfrau aus dem Diademe, der Marmor den Altären aus den Rippen, die Kelche der Sakriſtei aus dem eiſernen Schranke gebrochen worden. Ärmlich und wehmuthig blickt die Jungfrau mit ihrer Flittergoldkrone auf den fremden Wanderer und ſucht vergebens eine fromme katholiſche Seele, welche ihr ein neues ſilbergeſticktes Gewand und einen blanken goldenen Reif für das Haupt ihres Söhnleins verehren möge.

Die Hoſpitalkirche zu Tonnere iſt die Verſinnlichung aller jener Anſichten, welche von ſpitzen Federn aus den Tintenfäſſern Voltaire's und Rouſſeau's auf die römiſch-katholiſche Glaubensanſicht geſpritzt wurden, ätzend um ſich greifende ſchwarze Flecken, welche der fanatiſche Eifer der Geiſtlichkeit vergebens wegzuſchaffen ſtrebte.

Die Wände der Kirche von Tonnere mit ihrem alterthümlichen Mauerwerke zeigen tiefe Wunden; das gothiſch ſauber gearbeitete Holzwerk des Dachs liegt kahl und dunkelbraun zu Tage, die Kapellen ſind verödete Niſchen — und nur im Hintergrunde, dem Frauenkloſter zunächſt, iſt ein beſcheidener Altar mit ein paar Kerzen, künſtlichen Blumen, gemalten Vaſen und kümmerlichem Altarbilde.

Aller Glanz iſt verſchwunden und nur die Grabſteine dieſer Todtenmoſaik ſind auf dem Boden unangetaſtet geblieben, weil die längſt Begrabenen den revolutionären antikatholiſchen Appetit nicht reizten. Die Schritte hallen in den großen Räumen wider; wir wandern über einen ſteinernen Kirchhof bis an das Gitter des einzigen Altars.

Da erhebt ſich ein weißes Mauſoleum von lichtem carrariſcher Marmor in dem Hauſe der Zerſtörung. — Es iſt eine ſterbende Königin, die mit der Krone auf der ſchönen Stirn, den wallenden Hermelinmantel mit bourboniſchen Lilien geſchmückt, einem Schutzengel in die Arme ſinkt, der die wohlthätige Fürſtin emporleiten ſoll in jene Räume, an welche die fromme Königin und Stifterin dieſes Hoſpitals geglaubt.

Die folgende Inſchrift auf dem Piedeſtal aber zeigt uns, daß das ehemalige Mauſoleum ebenfalls in der 1790ziger Zerſtörungsperiode verſchwunden war, und die neuere Zeit, wenn auch nicht die Kirche, jedoch die Königin wieder glanzvoll ehren wollte:

> „Ici repose Marguerite de Bourgogne, belle soeur de St. Louis, Reine de Jérusalem, de Neaples et de Sicile, fondatrice de cet hospice, où elle décéda le 4 Sept. 1308 à l'age de 68 ans. Bridon fecit — 1826.“

Wir verzeihen dem Künſtler, der dies königliche Antlitz jugendlich verklärte, denn die Idealiſirung iſt gelungen, der leitende Gedanke poetiſch, die Ausführung anmuthig und einfach, der Faltenwurf des Mantels, ſo wie des Kiſſens, auf welchem die Königin ruht, ſind gelungen. Es liegt ein gewiſſer weicher Zauber in dieſer anſpruchsloſen Gruppe, welche der Marquis von Louvois, einer von den ſehr ephemeren jetzigen Pairs von Frankreich und Enkel des berühmten Kriegsminiſters Ludwig des 14ten, einer der größten Beſchützer dieſes Hoſpitals, durch eine Subſkription und perſönliche Opfer, in dieſen alterthümlichen greiſen Hallen, in der Mitte des Chors vor dem Hochaltare errichten ließ.

In einer Niſche links vom Altare befindet ſich auch das Mauſoleum des Kriegsminiſters von Louvois, für uns Deutſche in mancherlei Hinſicht betrübenden Andenkens.

Als wir in der Dämmerung über die gepflaſterte Vergangenheit hinwegſchritten, fiel uns unwillkührlich die Kloſterhalle in Robert le Diable ein. Wie würden ſich die mittelalterlich-ritterlichen Todten geberden, wenn ſie plötzlich erwachend unſere jetzige Zeit die Vorzeit ſo ſchnöde behandeln ſähen. Sicher würden ſie vor Zorn mit ihren Panzerhandſchuhen gegen die breiten Klingen ſchlagen, und die grauen Locken ſchütteln über die Entweihung ihres geheiligten Gotteshauſes.

A. v. Bornſtädt.

Notizen.

⁂ Papyrusrollen in ägyptiſchen Götzenbildern. — Ein Zufall hat vor mehreren Jahren zu der Entdeckung geführt, daß altägyptiſche Götterbilder in ihrem Innern — Papyrusrollen bergen. Ein Araber warf ärgerlich ein ſolches Götzenbild vor Hrn. Drovetti zur Erde; es zerbrach — und zum Vorſcheine kam eine Papyrusrolle.

⁂ Bücherproduktion in Frankreich während 1836. — Während des Jahres 1836 erſchienen in Frankreich [illegible] Bücher in verſchiedenen Sprachen, und 1134 Kupfer- und Stahlſtiche und Steindrücke.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 28. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 2. Februar.

Bruder und Schweſter.

(Fortſetzung).

2.

Jetzt kam Leonore mit Licht und nach einigen Minuten melodiſchen Geflüſters und Koſens ſaßen die jungen Leute — Autor und Publikum — einander gegenüber. Es war ein hübſches Bild. Das Mädchen hatte den kleinen Tiſch zum Ofen gerückt, denn der Novemberabend war ungewöhnlich kalt, und die Lampe beleuchtete die jungen, ſchönen Geſichter, die ſich — von Manuſcript und Arbeit zuweilen aufblickend — freundliches Einverſtändniß zuwinkten. Der Friede des Himmels ſchien hier ſeine Heimath aufgeſchlagen zu haben in dem einfachen Mädchenzimmer, wo Alles ſo geordnet und anſpruchslos ausſah. Über dem Sopha ſchaute freundlich ein Bild auf das liebenswürdige Paar herab und vielleicht auch aus dem geheimnißvollen Himmel, der die theuren Verſtorbenen ja nicht von uns losreißt, ſondern ſie nur unſerm leiblichen Auge verbirgt; — das Bild ſtellte einen Mann in geiſtlicher Tracht vor, — Leonorens Wohlthäter, der die Waiſe, ſo Vater und Mutter nie gekannt, erziehen ließ, und ihr ſein kleines Vermögen, zu ſorgenfreier Unabhängigkeit von fremder Güte, bei ſeinem Tode hinterließ, ſeit welchem ſie mit der alten Frau, die ihre Kindheit gepflegt hatte und gleichſam mit zum Vermächtniß des edlen Prieſters gehörte, der ihre Verlobung mit Carl noch geſegnet, zuſammenlebte.

Carl las ſehr gut vor, dennoch wollen wir dem Publikum dieſer Blätter nicht zumuthen, dem langen Vortrage beizuwohnen, ſondern nur kurz zuſammengefaßt ſei es erwähnt, daß ſeine nicht originell erfundne, aber gut erzählte Geſchichte, die vielleicht an anderem Orte eine Stelle findet, von einem jungen Mädchen handelt, das bei einer edeln, aber ſchlichten Bürgersfrau, die für ſeine Großtante galt, und ein Paar Jahre, ehe das bei der Geburt verwaiſ'te Kind von ihr angenommen wurde, ſich in dem ſtillen Dörfchen niedergelaſſen hatte, erzogen wurde. Liebegepflegt und durch die Vorliebe des Paſtors, mit deſſen ſtummem Sohne ſie wie ein guter Engel ſpielte, auch geiſtig beſſer als die andern Kinder des Orts beſorgt, wuchs die ſanfte Anna harmlos und glücklich, in dieſen beſchränkten, aber freundlichen und friedengeweihten Verhältniſſen, empor. Aber ſie war nicht die Großnichte ihrer Erzieherin, ſondern die natürliche Tochter einer großen Dame, welche auf einmal — mehr wohl aus Laune und Hang zum Geheimnißvollen, als aus Sehnſucht — ihr ſchönes Kind, zu dem ſie ſich niemals bekennen durfte, als Geſellſchaftsfräulein, — für deſſen glänzende Ausbildung ſie ſelbſt weitere Sorge tragen wollte, — bei ſich einführen ließ. Die arme Feldblume — die vom wahren Stande der Dinge keine Ahnung hatte, ſondern das geträumte Bild des Engels, dem ſie das Leben zu verdanken glaubte, im innerſten Heiligthume des reinen liebevollen Herzens, als Altarblatt bewahrte — verging, obgleich ſie folgſam und fügſam — ſchon aus Dankbarkeit — mit Leichtigkeit ſich äußerlich aneignete, was ihre Erſcheinung in der großen Welt bedeutend machen ſollte, verging vor Sehnſucht nach dem kleinen Reiche des Wohlwollens und der Wahrheit, dem ihre Seele angehörte und das ſie nicht vergeſſen konnte, bis der Sohn des Hauſes — Leonhard — nach mehrjähriger Abweſenheit zurückkehrte und ſie bald, in ſeiner innigerwiederten Liebe jenes Zuhauſeſein fand, bei welchem ſelbſt das Heimweh nach dem Himmliſchen, — das in keinem edlen Gemüthe jemals ganz verſtummt, — ſich durch ihr wunderbar beglücktes Leben nur noch als goldner Faden zog, der es mit der Ewigkeit verknüpfte. Doch Leonhard war ihr Bruder! Anna erfuhr es, als die Gräfin, durch ein in ihre Hand gerathenes Billet des Sohnes geſchreckt, eines Abends zu den Füßen des betäubten Mädchens jenes unſelige Geſtändniß ablegte, daß die junge Unglückliche, — der ein furchtbarer Eid (und ihr Gefühl wäre ſchon ein ſolcher Eid geweſen) zum Siegel des Geheimniſſes gemacht wurde, an dem die Ehre und das Eheglück ihrer Mutter hing, wie ein geſcheuchtes, ſchon vom Todespfeile getroffenes Reh in ihr Jugendhaus zurücktrieb, um dort — jedoch erſt nach einigen Jahren — in den Armen ihrer alten Freundin und des treuen, ſtummen Edgar's, der ſie auch ſtumm geliebt hatte, am gebrochenen Herzen zu ſterben. Schweigen war ihr eigen geworden, und wie ſie es über das Unglück ihres Daſeins mußte, ſo ſchwieg ſie überhaupt; es war, als ob jener Eid ihr die Sprache genommen hätte; nur, wo es galt, himmliſch zu tröſten, ſtanden ihr noch freundliche Worte zu Gebote, und Liebe — dieſe Sprache der Engel — erfreute und belebte, aus ihrem ergebenen Gemüthe ſtrömend, in tauſend Beweiſen die Umgebung, deren Seele ſie war. Klagen hörte man ſie nie; aber ſie litt um ſo tiefer, und unter den künſtlichen Liedern, in welchen ſie noch zuweilen ihre wunden Gefühle andeutend ausſprach, finden ſich ein Paar Verſe, welche den größten und ſo natürlichen Schmerz, der ſie aufrieb, klar herausſtellen; ſie lauten:

„Nur einmal möcht' ich ſagen:
„„Geliebter! ich bin treu!““
Dann — dulden ohne Klagen
Und ſcheiden ohne Reu'.“

„Nur einmal möcht' ich nippen
Den Troſt: „„Ich glaub' es dir!““
Von meines Freundes Lippen,
Dann nichts mehr hören hier.“

„Nur einmal feſt es wiſſen,
Leonhard, daß du weißt,
Gott hat mich dir entriſſen,
Dann wüßt' genug mein Geiſt.“

„Dann — leben oder ſterben,
Wie es der Himmel will; —
Ich füge mich der herben,
Doch weiſen Fügung ſtill.“

A.

Carl hatte zu leſen aufgehört, und ſuchte ſeinen Lohn im Auge der Braut; er fand ihn, denn jenes glänzte noch in einer ſchönen Thräne. Mit dem freudigſten Erröthen befriedigter Dichtereitelkeit, die ſo viel vom Weſen des Kindes an ſich hat, umfaßte er die Geliebte, und küßte ſich raſch den leuchtenden Dank von ihrer ſeidenen Wimper.

„Du biſt zufrieden?!“ ſagte er.

„Mir gefällt ja Alles, lieber Carl, worin deine Seele ſich ausſpricht.“

„Da klingt ja doch ein verhülltes Aber durch, Leonore; Andere, meinſt du, würden nicht ſo genügſam ſein?“ —

„So mein' ich's nicht, du Empfindlicher; Andere haben den Maaßſtab, den ich an deine Arbeiten lege, nicht, und können ſich alſo weit ſchneller damit zufrieden geben. Mir aber ſchwebt bei Allem, was du leiſteſt, immer das Beſſere vor, was du leiſten könnteſt, denn ich weiß, was hier und hier (ſie tippte mit dem Finger auf ſeine Stirn und ſein Herz) in meinem Freunde ruht.“

„Nun? und — —“

„Und die Skizze, die du ja auch ganz anſpruchlos gibſt, iſt, als Männerwerk, an und für ſich zu viel Tändelei. Mir iſt, als dürfe man ſich ſolche Erholungen nur gönnen, wenn man ſchon wirklich Großes geleiſtet hat. Übrigens iſt deine Anna tief und zart; ſie hat mich ſehr bewegt, und der Tadel, den ich noch ausſpreche, und der vielleicht nur aus meiner Individualität kommt, trifft deine Geſchichte weniger, als viele ähnliche, denn Anna's Gram iſt durch jenes Geheimniß, das ſie bewahren mußte, gehörig motivirt. Ich kann es nämlich gar nicht begreifen, warum die Entdeckung, daß Liebende — Geſchwiſter ſind, ſolche Verheerungen in Euren Romangemüthern anſtellt.“ (Fortſ. folgt).

Memoiren über die Reſtauration.

(Schluß).

Sieht man ab von einzelnen ſolchen Schwächen, die ohnehin durch das übrigens vorherrſchende geſunde Urtheil minder bemerklich werden, ſo kann man es der Verfaſſerin nur Dank wiſſen, daß ſie uns ihre Erinnerungen aus einer ſo bewegten, ſo bedeutſamen Zeit nicht vorenthalten hat. Faſt von allen irgendwie intereſſanten Perſonnagen, die ſie in bunter Reihe an uns vorüberführt, entwirft ſie einen Umriß ihrer Lebensgeſchichte, ihres Äußeren und ihres Charakters, und, ächt weiblich, vergißt ſie bei ihren Schilderungen nie, anzugeben, ob ein Mann ſchön, oder nicht ſchön geweſen. Damit aber unſere Leſer über den Reichthum dieſer Memoiren urtheilen können, wollen wir die Mittheilungen kurz angeben, die uns als die intereſſanteſten erſcheinen.

Im erſten Bande werden wir naher mit den Perſonen der königlichen Familie bekannt gemacht, dann mit dem Herzog von Blacas (47 ff. 212 ꝛc.), mit Bourmont (140—160), Talleyrand (195 ff.) und Fouché; doch wird die niederträchtige Verruchtheit des Letzteren beſonders in dem dritten Bande (80 ff. 146—158 und 236—240) uns zu entſetzlicher Anſchaulichkeit gebracht. Der erſte Band führt uns dann noch epiſodiſch manches Intereſſante aus früheren Jahren vor; ſo über Frau von Cuſtine (210 ff.), dann, zum Erweis der Rechtſchaffenheit und Tugend des Kaiſers Franz I., die Geſchichte von einer untreuen öſterreichiſchen Gräfin, die ihr Mann eigenmächtig in ein Tollhaus geſperrt, in welchem ſie 10 Jahre geſchmachtet. Nach dem Tode des Grafen entlaſſen, zog ſich die Unglückliche in die Einſamkeit zurück; aber der Kaiſer erhielt Kunde hiervon. „Wie,“ ſagte er, „ſolche Ungerechtigkeiten konnten unter meiner Regierung geſchehen?“ Ein eigenhändiges Billet von ihm lud die Gräfin ein, noch an demſelben Abende nach dem kaiſerlichen Schloſſe zu kommen. Als ſie nun dem Kaiſer ihre Geſchichte erzählte, — ſagte er zu ihr: „Frau Gräfin, ich bin von Ihren Gnaden abhängig, und Sie dürfen Alles von mir fordern. Was verlangen Sie als Genugthuung für die Beleidigung, die Ihnen widerfahren?“ Die Gräfin bat um einen Paß in das Ausland. Der Kaiſer drang mit den rührendſten Bitten in ſie, von dieſer Bitte abzuſtehen; aber die Gräfin beharrte, und, als auch noch andere Schritte erfolglos waren, gewährte der Kaiſer die Bitte (204—206). Merkwürdig iſt auch, was die Herzogin von einem Plane von St. Helena erzählt, den ihr Freund Bory de St. Vincent im Jahre 1802 von dieſer Inſel mitgebracht, den Napoleon damals zurückbehalten, dann, als er Malmaiſon für immer verlaſſen mußte, dort zufällig wiederfand, und ihm, noch nicht wiſſend, wohin ſein Verhängniß ihn führen werde, mitnahm. Derſelbe Plan lag ſpäter zu Longwood auf dem Tiſche des Verbannten ausgebreitet (224—227). — In demſelben Bande finden wir auch noch einige Mittheilungen über den Wiener Congreß und Hrn. von Metternich, mit welchem die Herzogin in freundſchaftlichem Briefwechſel ſtand (180 ff.), und ein Urtheil des Herzogs von Valmy über Napoleon (212 ff.). Gelegentlich erfahren wir auch, daß das ſo oft wiederholte: „je ne suis qu'un Français de plus," welches der Graf von Artois bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich geſagt haben ſoll, ihm von ſeinen Anhängern untergeſchoben worden iſt (271).

Der zweite Band bietet uns Denkwürdiges über Barras (9 ff.), Lavalette (43) und Carnot (213 ff.) und manche nicht unwichtige Anekdote aus den 100 Tagen. So u. a. die Äußerung des Marſchall Soult, der, als Napoleon, von Elba kommend, an Frankreichs Küſten gelandet, im Miniſterrathe, dem Ludwig XVIII. präſidirte, dem Herzog von Blacas erklärte, nicht ein einziger Musketenſchuß werde von der Armee auf Napoleon gerichtet werden, indem er hinzufügte: „ohne Zweifel iſt die Armee treu; ohne Zweifel hat ſie dem Könige den Eid der Treue geleiſtet; aber auch ich bin S. M. (dem Könige) treu, auch ich habe dieſen Eid abgelegt; und dennoch — ſtände Napoleon mir gegenüber, und ſähe mich an, oder ſagte nur ein einziges Wort, ſo wurde ich nicht die Kraft haben, der Verlockung zu widerſtehen, die mich zu ihm hinriſſe" (63). — Übrigens meint Madame d'Abrantes: „die kurzſichtigen Politiker, welche das Kabinet Ludwig XVIII. leiteten, und ich nehme ihn ſelbſt nicht aus, Herr von Blacas, Herr Dupont, d'Ambray — ſind die wahren Verſchwörer, die Napoleon zurückbrachten" (87). Einer ihrer Freunde ſagte zu ihr: „Wahrlich, es iſt ſchmachvoll für die Reſtauration, daß ſie zu ihrem Dienſte Meuchelmörder fand, und doch 1815 nicht einen Soldaten, der für ihre Sache geſtorben wäre" (94). — Epiſodiſch wird auch mitgetheilt, wie Savary den am Herzog von Enghien begangenen Juſtizmord vorzüglich dem Kriegsrathe zur Laſt legt, der „nicht gewußt habe, wie er den Prinzen verurtheilen ſolle," und ſein Urtheil nur allein auf die Verſicherung des Prinzen hin gefällt, daß, wenn die gegen den Kaiſer damals, ohne ſein (des Prinzen) Mitwiſſen, angezettelte Verſchwörung gelungen wäre, er „augenblicklich nach Frankreich zurückgekehrt ſein würde" (115).

Der dritte Band beginnt mit Napoleon's Abreiſe nach Waterloo und führt uns bis zu den Reaktionen, die die Rückkehr der Bourbonen bezeichnen. — Den Moment, als der Kaiſer zu Waterloo ſeine Truppen die Flucht ergreifen ſah, ſchildert die Herzogin in folgender Weiſe: „Der Kaiſer war regungslos; Thränen traten ihm in die Augen, und rannen über ſeine Wangen . . . Sein Geſicht war ſchrecklich entſtellt. Mehrere Perſonen, welche ihn damals beobachteten, haben mir verſichert, daß ſich bei keinem Vorfalle ſeines Lebens ſeine Stirn mehr unter der Eiſenhand des Schickſals gebeugt. . . . Er war bleich, ſeine Lippen bebten — und ſeine Zähne ſchlugen krampfhaft zuſammen" (12). Später (S. 68 f.) kommt ſie noch einmal darauf zurück. — Auf Lafayette iſt die Verfaſſerin nicht gut zu ſprechen; ſie meint, „er habe durch ſeine ideologiſchen Meinungen nicht nur dem Kaiſer, ſondern auch Frankreich viel Böſes zugefügt" (15). Mit verdienter Hochachtung hingegen ſpricht ſie von Lucian Bonaparte, über deſſen edles Benehmen ſie uns ausführlichen Bericht erſtattet (29 ff.). Höchſt ergreifend iſt die Schilderung, welche ſie von der Entrevue entwirft, bei welcher Carnot den Kaiſer gleich nach ſeiner Rückkehr von Waterloo auf den Knieen beſchwor, nicht ſich an England zu ergeben, ſondern nach Amerika zu fliehen (71 ff.). Ein großer Theil dieſes Bandes iſt, wie ſchon bemerkt, der Charakteriſtik Fouché's gewidmet. Auch über den Herzog von Aumont (früher unter dem Namen von Piennes bekannt), werden denkwürdige Aufklärungen gegeben (94 ff.), bei welcher Gelegenheit uns erzählt wird, daß Frau von Staël ihre „Mélanie" zum Andenken an die erſte Frau jenes Herzogs geſchrieben, die derſelbe ſo unglücklich gemacht, daß ſie im 22. Jahre geſtorben (105). Mit S. 158 beginnt die Darſtellung der Rückkehr Ludwig's XVIII. und ſeines Despotismus, der ſchauderhaften Ermordung des Marſchalls Brune (177—216) und der vergeblichen Bemühungen ſeiner Wittwe, die Regierung zur Beſtrafung der Mörder zu verlaſſen (217 ff.). Über „Herrn von Metternich, der ſie damals alle Abende beſuchte," ſpricht ſie ſich eben ſo günſtig aus, wie ſpöttiſch über den Herzog von Wellington (228 ff.). Weiterhin erfahren wir, daß es eigentlich die edle Prinzeſſin von Vaudemont war, welche damals ihrem Freunde Lavalette zur Flucht verhalf (247 ff.). Auch über die Brüder Faucher, welche am 27. Sept. 1815 erſchoſſen wurden, bringen dieſe Memoiren uns eben ſo intereſſante als rührende Details (257 ff.). Zum Schluſſe des dritten Bandes wird ausführlich über die Schickſale des Marſchalls Ney berichtet (282 ff.), deſſen Prozeß und Ende im vierten Bande (36 ff.) dargeſtellt werden.

Zuvor wird noch des Marſchall's Macdonald, der Metzeleien im Süden Frankreichs und der Ohnmacht der Behörden gegen dieſe Gräuel gedacht (1 ff.). Demnächſt berichtet die Verfaſſerin über Labedoyère (37 ff. 91 ff.), über Murat's Ende (59 ff.), und die ſcheusliche Ermordung des Generals Ramel zu Toulouſe (64 ff.). In dem Obriſt Vautré, der im Mai 1816 als Präſident der Militärcommiſſion nach Grenoble geſendet wurde, lernen wir einen kannibaliſchen Royaliſten kennen (76 ff.), und mit Freuden begleiten wir auf eine Weile den Prinzen von Canino nach Italien (102 ff.), und laſſen uns hier von der erlauchten Verfaſſerin die höchſt merkwürdige Geſchichte des Gasparone erzählen (130—151) zu deſſen Eintritt in eine Räuberbande ein unſchuldiger Scherz der Töchter Luzian's Veranlaſſung gegeben. Zurückkehrend nach Frankreich finden wir hier die Jeſuiten in voller Thätigkeit (152 f. 158. 164). Gelegentlich erfahren wir, daß es damals eine ultraroyaliſtiſche, vielleicht nur ächt monarchiſche Partei gab, welche Ludwig XVIII. für einen Jakobiner hielt, weil er die Charte gegeben, und ihm deshalb keinen Gehorſam ſchuldig zu ſein glaubte, vielmehr den von Jeſuiten entworfenen Plan zu einem Königreich Aquitaine im Süden Frankreichs auszuführen gedachte (152). Weiterhin wird uns die Lebensgeſchichte der Hrn. Decazes (150 ff.) und de Serres (165 ff.) geboten, und der angebliche Seher Martin, ein Bauer aus Gallardon bei Chârtres, vorgeführt (170 ff). Dankbar nehmen wir dann noch den ſchönen Brief entgegen, den die ehem. Königin von Weſtphalen, eine Prinzeſſin von Würtemberg, im J. 1815 an ihren Vater geſchrieben (181 f.) und leſen mit Intereſſe eine Charakteriſtik Pasquier's, (196 f.) und Villèle's (205), beſonders aber was Mad. d'Abrantès von ihrem corſiſchen Verwandten, dem jungen Carbonaro Stephanopoly erzählt, der nach Paris gekommen, um im Auftrag ſeiner Verbündeten die Herzogin zu ermorden, weil, während die italiäniſchen Carbonari verfolgt wurden, und Napoleon auf St. Helena ſchmachte, „ſie die Bourbon's ſehe." Aber Stephanopoly reiſ'te nach acht Tagen wieder ab, überwunden von dem Edelmuthe ſeiner herzoglichen Couſine, ſeine Schweſter blieb bei der Herzogin; — bald darauf fand man in der Nähe von Regensburg den jungen Corſen mit zwei Meſſerſtichen getödtet. Nichts von ſeinem Gepäcke war ihm geraubt (207 ff.).

Wie gerne aber die Herzogin jedem Verdienſte huldigt, davon werden ſich unſere Leſer noch durch folgende Stelle überzeugen, mit welcher der vierte Band ihrer Memoiren ſchließt: „Frau von Staël," heißt es hier, „iſt unter den Frauen, die nicht Königinnen waren, die berühmteſte, und ſelbſt unter den Herrſcherinnen wäre ſie noch ausgezeichnet geweſen. . . Sie hat uns in zehn ihrer Werke gezeigt, daß ihr Herz edel, und ihre Seele von dem heiligen Feuer ergriffen war, welches den wahren Patriotismus und die wahre Tugend nährt. Beſonders verabſcheute ſie die religiöſe und politiſche Heuchelei. Unſtreitbar war ſie ungeduldig, aber darnach, das Menſchengeſchlecht wiedergeboren und im Beſitze aller ſeiner Rechte zu ſehen. . . Zuweilen, nur durch ihre Leidenſchaften geführt, war ſie vielleicht ungerecht gegen die Menſchen, wenn auch nicht gegen die Ereigniſſe; ſie beſaß Fehler, aber durch wie viele Tugenden und große Eigenſchaften wurden ſie aufgewogen!... Sie beſaß die Seelengüte, die ſtets das Genie begleitet. . . Sie war eine vortreffliche Freundin, nachſichtig wie das Talent, und kannte nie den Neid. Ihre Seele war der Heerd, der jede Neigung wärmt und belebt, und jede Liebe vergalt ſie hundertfältig". (208 f.) Dieſes Lob krönt zwei Häupter zugleich; es ehrt ſowohl die Lobende, wie die Gelobte, und wenn es ein ſüßes und erhebendes Gefühl iſt, einem reichbegabten Genius zu huldigen, ſo iſt es der ſüßeſte Lohn eines arbeitvollen Strebens, eine ſo freie, ſo ſchöne Anerkennung zu finden.

Wie viele Bände Memoiren dem vierten noch folgen werden, wiſſen wir nicht; gewiß aber ſind wir, daß ſie, wie die früheren, ſehr Vielen eine ſehr anziehende Unterhaltung und mannigfaltge Belehrung darbieten werden.

Wir wünſchten auch verſichern zu können, daß die ſehr gefällig geſchriebenen Denkwürdigkeiten auch einen recht gewandten Überſetzer gefunden; leider iſt die vorliegende Arbeit nur eine ſehr mangelhafte Fabrikarbeit. Überall gewahrt man, mit welcher Eile gewiſſermaßen Wort um Wort und Zeile nach Zeile übertragen worden, ohne das leichte Franzöſiſch in ein reines, gediegenes Deutſch zu überſetzen. Nicht ſelten iſt es uns nur dadurch gelungen, den urſprünglichen Sinn eines Satzes zu errathen, daß wir die Überſetzung zuerſt wörtlich wieder in's Franzöſiſche zurück übertragen haben. Druck und Papier ſind weit beſſer, als die Arbeit des Überſetzers. J. W. Carové.

Die Holbein'ſchen Bilder und Handzeichnungen in Baſel.

Das Bedeutendſte, was Baſel aufzuweiſen hat, ſind ſeine Holbein. Schwerlich lernt man den genialſten Künſtler Augsburg's und Süddeutſchland's an einem andern Orte genauer kennen, als in Baſel, wo er ſein fruchtbares Jugendalter verlebte. In den Leidenſchaften des Trunk's und des Spiel's hätte jedoch ſeine Kunſt ihr frühes Grab gefunden, wären nicht die edeln Männer Ammerbach und Erasmus geweſen, die ihn aus dem Strudel gewaltſam emporriſſen und zu Thomas Morus nach England ſandten, der ſich eher erlauben durfte, ſeinen Leidenſchaften gewaltſam Zügel und Zwang anzulegen. Sonderbarer Weiſe raffte den Meiſter des Todtentanzes die Peſt zu London im beſten Mannesalter, im Jahre 1554, hin, wohl doch in Folge ſeines ungezügelten Lebens.

Mag die Idee der Todtentänze und ihre Anwendung auf Kirchhöfen und Trauer-Denkmälern auch noch ſo alt ſein, — durch unſern Holbein hat ſie den Gipfel und die Verklärung erreicht. Die Todesverachtung des Deutſchen, die ſchon Tacitus bewundert, feiert, dünkt mich, in Holbein's reicher und tiefer Auffaſſung einen vollendeten Sieg. Nicht iſt es hier der Tod nur, der das Leben als Nichtiges verſpottet; der Künſtler erhebt ſich mächtig über den Tod ſelbſt, indem er dieſe Fratzen ſo lachend und anziehend darzuſtellen weiß. Nur ein urkräftiger Humor, der über dem Werke ſteht, kann dieſen heitern Glanz einem ſo düſtern Werke verleihen; Holbein verkündet die unzerſtörliche Reproduction der Schöpfung, und der Triumph des Todes wird bei ihm zum Triumph und Frohlocken des ewigen Lebens.

Nun betrachte man die übrigen Werke des großen Mannes, die in einem mäßigen Saale der öffentlichen Bibliothek vereinigt ſind, die Oelbilder und Handzeichnungen, von den ernſten Scenen der Leiden Chriſti bis zu den kleinſten ſpielendſten Erzeugniſſen, wie die fünf dem Todtentanze verwandten Skizzen zu Dolchſcheiden. Wie anregend und welch ergreifender Humor, welches Leben, welche Wahrheit! Die keckſte Wirklichkeit verletzt, wie bei Shakeſpeare kaum; denn ſie iſt tiefabgelauſchte Natur. Was ſoll man zu dem Oelgemälde: „das Nachtmahl des Herrn" ſagen? Es iſt nicht ideal gehalten, wahrlich, in keiner Figur; aber man ſehe den einzigen Judas, dieſes verlarvte Scheuſal, keck und derb gezeichnet, und doch mit ſo ſiegreichem Pinſel, daß das Wohlgefallen den Abſcheu überwiegt. Von den Freskobildern des Rathhausſaales ſind leider nur noch fünf Skizzen (die Gerechtigkeit, Rehabeam, Sapor und Valerianus, Zaleucus, Charondas) vorhanden, und drei verdienſtliche Copien von H. Heß (Curius Dentatus, Zaleucus und Charondas). Unter den im Saal umher eingerahmten Handzeichnungen ſieht man auch Cartons zu Glasgemälden und Wappenſchildern, und mehrere Zeichnungen aus dem Skizzenbuche des Künſtlers; ein gedrucktes Verzeichniß erläutert dieſe Gegenſtände.

Das anziehendſte Bild iſt ſein Selbſt-Portrait; er malte ſich ſicher nicht minder ſchön, als er war; die edlen regelmäßigen Züge, das ſanfte braune künſtleriſche Auge, der feine ſarkaſtiſche Zug um den Mund, Alles höchſt anziehend und befremdend. Auch ſeine Frau und beiden Kinder exiſtiren hier, von ihm abgebildet, dann die Freunde, Dr. Bonifacius Ammerbach und Erasmus von Rotterdam, Burgermeiſter Meyer und Frau, und Buchdrucker Frobenius.

In dem berühmten „Leichnam Chriſti im Grabe" ſcheint mir die künſtleriſche Linie überſchritten zu ſein; man erzählt, dieſes Bild ſei nach einer halbverweſ't aus dem Waſſer gezogenen Leiche eines Juden componirt — man kann nichts bewunderungswürdigeres finden, als die Wahrheit des verweſenden Fleiſches; doch iſt ſie an dem Leibe Chriſti eben ſo unwahr, als ekelhaft; man möchte faſt glauben, der ungläubige Geiſt der Leiche habe den Künſtler momentan beherrſcht. Ideal ſind ſeine Geſtalten überhaupt nicht; es wären denn die ſchönen Nuditäten Adam und Eva, und das liebliche Fräulein von Offenburg, einmal als Lais, dann als Venus, Portraits, die Leonardo da Vinci's geprieſenſte Arbeiten erreichen. Auch von Holbein dem Vater und von den Brüdern Sigmund und Ambroſius befinden ſich einige Bilder in der reichen Sammlung.

Der Künſtler, dem die Erhaltung dieſes Schatzes anvertraut ward, iſt der ebenfalls mit ſeltenem Humor ausgeſtattete Baſler Maler Hieronymus Heß; ſeine zu Rom in früheren Jahren entworfene Judenſchule, Judenbekehrung und andere launige Erzeugniſſe werden hoffentlich dem größeren Publikum nicht allzulange vorenthalten bleiben. G. v. Meyer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 29. 1837.

Phönix.

Freitag, 3. Februar.

Schweizer Bilder.

Von

Heinrich Zſchokke.

I. Die Stadt Solothurn.

Der Aarſtrom in ſeinem 70 Stunden langen Laufe, faſt immer wild und verheerend, ſchmiegt ſich fromm und ruhig an die Mauern von Solothurn, ſobald er dieſe berührt. Der Calembourg des Franzoſen: „C'est *l'art* (l'Aar) qui embellit la nature" paßt ganz eigentlich hierher; denn die Landſchaft, trotz dem nahen Waldgebirge des Jura, trotz Hügeln und fruchtbaren Thälern, gewährt bei'm erſten Anblicke nichts Auszeichnendes, nichts Überraſchendes. Sie gleicht einer der Schönen, die Anfangs nicht blenden, ſondern erſt bei näherer Bekanntſchaft immer reizender erſcheinen.

Selbſt die Stadt, ungeachtet ihrer elf bis zwölf Kirchen (faſt zu viel für eine Bevölkerung von etwa 4300 Seelen) bietet kein großartiges Bild. Vermummt in ihre Feſtungswälle, iſt ſie dahinter kaum halbſichtbar. Doch wird endlich Hand angelegt, den ihr ſo entbehrlichen wie ungeſunden Mantel abzunehmen, der ihr vor ungefähr hundert Jahren, nicht zum Schutze gegen ausländiſche Eroberer, ſondern gegen das eigene unterthänige Volk umgehangen worden war. Dies arme Volk, das noch bis zum Jahre 1785 guten Theils in der, trotzdem frei genannten Schweiz das Joch der Leibeigenſchaft trug, es mußte damals ſelber frohnsweiſe zum Feſtungsbau helfen. Indeß waren ihm die Schanzen und Gräben gar nicht ſo furchtbar, als man glauben ſollte. Wollten die Bauern einmal, auch bei verſchloſſenen Thoren, in die Stadt, ſo erlaubten ſie ſich das Vergnügen, Nachts über Mauer und Wälle zu ſpringen, wie weiland Bruder Remus über Roms erſte Ringmauren, und ihre gnädigen Herren freundlich in den Betten zu überraſchen.

Von innen iſt die Stadt ſo gefällig, reinlich, heiter, wie irgend eine andere in der Schweiz. Die Straßen ſind belebt, ganz beſonders von Kirchgängern, Prieſtern und Mönchen. Man hält auf Frömmigkeit. Seit 1829 iſt auch der Stuhl des alten Basler Biſthums dahin verlegt, den 15 Domherren umgeben. Der gegenwärtige Biſchof, deſſen geſammter Kirchſprengel ohngefähr 322,000 Seelen begreift, iſt ein frommer, würdiger Mann, doch nicht mehr, wie in guter, alten Zeit, Fürſt des heiligen römiſchen Reiches. Er muß ſich mit einer Beſoldung von 10,000 Franken begnügen; Dispenſengelder fließen ihm in dieſer böſen Zeit nicht mehr in alter Fülle zu; ſo wie auch die übrigen Pfarrgeiſtlichen nicht ohne Grund über „Abnahme der Religion" klagen, weil ſich die Kirchenopfer der Gläubigen ſtets vermindern. Das St. Urſusmünſter prangt als Domkirche. Man will dieſe für die ſchönſte aller Kirchen in der Schweiz halten. Sie wurde vor etwa 60 Jahren gebaut, als die vormalige, ſiebenhundertjährige, aus Altersſchwäche, zuſammengefallen war. Die weite, breite, hohe Treppe, welche zur Hauptpforte emporführt, deßgleichen der kühne Bau des Innern ſind der Majeſtät eines Tempels allerdings würdig. Aber die einem zierlichen Schranke ähnliche Stirnſeite des Gebäudes, im verblichenen Modegeſchmacke von Ludwigs XIV. Zeitalter, kokettirt meines Bedünkens, in ſteifer Ziererei, umſonſt um Beifall reinern Kunſtſinnes.

Auch an ſtattlichen Privatwohnungen fehlt es nicht. Es war im Städtchen ehemals ein gewiſſer, vornehmer Glanz, als noch der franzöſiſche Ambaſſadeur darin Haus- und Hofhaltung führte; als die Patrizier ihre Namen mit Titeln aller Art, mit Ordensbändern ihre Knopflöcher verherrlichten, und ihre Söhne vom auswärtigen Söldnerdienſte Geld, Bänder, Titel heimbringen konnten. Die guten Tage ſind leider vorüber. Sehr viele dieſer Herren hatten nichts oder nur wenig Beſſeres gelernt, als Regieren, was ſo ſchwer nicht war. Des müſſigen und ſchimmernden Lebens gewohnt, ſchmolz das Vermögen. Schon manche der altadelichen Prunkhäuſer fielen in die Hände der Gläubiger, oder hablicher, arbeitſamer Bürger. So erliſcht der Welt Herrlichkeit! —

Auch an Alterthümern fehlt's nicht für allfällige Liebhaber, nicht an denen aus den Tagen der Römer, ſelbſt aus den Zeiten Abraham's, wenn man will. Aber laſſen wir die Todten ruhen! Neben den Alterthümern gedeiht heutiges Tages beſſeres Leben, in Wiſſenſchaft, Kunſt und Gewerben. Zwar hatte man vordem auch Jeſuitenſchulen, Gymnaſien, Lyceen, ſogar, im hundertjährigen Staub, ehrwürdige Stifts- und Stadtbibliotheken, die aber gute Ruhe genoſſen; im Grunde nur Pennalismus und Wurmfraß. Jetzt beſucht und benutzt man mehrere öffentliche und beſondere Bibliotheken, voller Werke einer guten Auswahl. Jetzt bildet nicht mehr Mönchslatein Baſis und Gipfel aller Gelehrtheit. Wie ſehr auch die gute alte Zeit, welche noch in Haarbeuteln, Zöpfen, Mänteln und Kutten ehrbar über die Straße ſpaziert, ſich gegen alle Neuerungen ſträubt, wird dennoch auch Phyſik, Chemie, Mechanik, und was zur Bildung des Geiſtes und zur Veredlung des Lebens gereicht, gelehrt und gepredigt. —

Unter Solothurns öffentlichen Sammlungen, — alle ganz neuen Entſtehens, phyſikaliſches Kabinet und botaniſcher Garten im Beginnen — verdient unſtreitig das Naturalienkabinet nicht nur für Solothurn, ſondern für die ganze Schweiz und ſelbſt für Europa im Vorderrange zu ſtehen. Es iſt zum Wallfahrtsort der Geognoſten geworden, die Schöpfung des Ausgezeichneteſten unſerer heutigen Alpenwanderer, des Profeſſors *Hug*. Es enthält neben vielen andern Köſtlichkeiten die faſt vollſtändige Sammlung aller Petrefakten des Jura, der an ihnen, beſonders auch in der Umgegend Solothurns reich iſt. Beklagenswerth bleibt, daß durch Unwiſſenheit der Vorzeit manch ſeltener Fund verloren ging. Im Jahre 1684 hatte man nahe bei der Stadt das vollſtändige Gerippe eines Elephanten ausgegraben. Die Rathsherren aber riethen umher, was mit dieſer Curioſität aus den Tagen der Sündfluth anzuſtellen ſei? Sie beſchloſſen endlich die Seltenheit zu vertheilen, und ſchickten jedem ihren Kollegen einen Knochen. Nur einer der Patrizier war genialiſch genug, Nutzen von höherer Art davon zu ziehen. Er überſandte den ſeinigen einem Drechsler mit Befehl, für ſeine Beinkleider vorſündfluthliche Hoſenknöpfe daraus zu verfertigen. Aber leider! erzeigten ſie ſich auf der Drechslerbank dieſem edlen Zwecke zu morſch und zu mürbe. —

Durch unerſchrockene Thätigkeit geiſtvoller, wiſſenſchaftlich-gebildeter Männer des Landes iſt in neuerer Zeit die alte Unwiſſenheit mit vielem Glück auch in dieſen Gegenden bekämpft, und beſonders ſeit dem Jahre 1831 nicht nur das höhere, ſondern auch das *Volksſchulweſen* beträchtlich verbeſſert worden. Ich ſage mit *unerſchrockener Thätigkeit*. Denn, wahrlich gehört nicht ganz gemeine Gabe beharrlichen Muthes dazu, Licht in ein Land zu bringen, wo faſt jeder Patrizier des Hauptſtädtchens, faſt jeder Prieſter, ja faſt jeder Bauer ſeinen Scheffel bereit hielt, das Licht darunter zu verbergen. Freilich ſo arg wagte es ein wohlweiſer Rath von Solothurn in den letzten Jahrzehnten nicht mehr zu treiben, wie am Endé des XVI. Jahrhunderts, wo er verordnete: „Es ſollend die Schulmeiſter niemand zwingen in die Schule zu gahn; aber wer gahn will, mag's thun," — oder wie in der Mitte des XVII. Jahrhunderts, als die gnädigen Herren anordneten: „Es iſt dem Baure anheimgeſtellt, Schulmeiſter zu haben, allein M. G. Herren (meine gnädigen Herren) werden nicht mehr dazu contribuiren." Doch ſah es auch noch bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts mit dem öffentlichen Unterrichte übel beſtellt aus. Man fand noch bei hundert kleine Kinder in ein dunſtiges Stübchen zuſammengeſchichtet, 5—6 Jahre gequält, um Leſen zu lernen. Männer patriciſchen Geblüts, wie ein *Ignaz Glutz*, der Stifter des Solothurner Waiſenhauſes, welcher eine Bildungsanſtalt für Schullehrer gründete, oder wie ein *Urs Beſenval*, Landvogt zu Halvenſtein, der ſelber auf ſeinem Schloſſe Schule hielt mit Bauerknaben, gehörten zu glorreichen Seltenheiten. Erſt mit der Freiheit unter Napoleoniſcher Vermittlungsurkunde, erwachte beſſeres Streben, welches die im Jahre 1814 verjüngte Ariſtokratie nicht wieder tödten konnte. Aber ſeit dem Reformjahre 1831 ſteht der Kanton Solothurn, in Bezug auf öffentlichen Unterricht, faſt ſo trefflich organiſirt da, als irgend ein anderer. Die Lehrer empfangen tauglichere Bildung, reicheren Gehalt, bei 7000 Kinder Winters und Sommers in 180 Primärſchulen Unterricht, ungerechnet die Secundärſchulen, und andere höhere Lehranſtalten. Faſt alle Gemeinden beſitzen ſchon eigne Schulgebäude, meiſtens neu aufgeführt, dazu einen Schulfond in jeder einzelnen, der wenigſtens 5000 Fr. betragen muß. (Fortſ. folgt).

Bruder und Schweſter.

(Fortſetzung).

„Das iſt ja aber gräßlich, Leonore! Wer könnte wahrwahrhaft lieben und es überleben? — es iſt ein troſtloſes Elend!"

„Das begreif' ich nicht. Geſchwiſterliebe iſt doch ſo ſchön! Und dann — *troſtlos* kann ich mir überhaupt nichts denken, was von Gott kommt. Verluſt durch Untreue, — ja, denn die kommt nicht von oben, aber keinen andern Verluſt."

„Alſo gäbe es Balſam für dich, wenn du plötzlich erführeſt, daß — kaum vermag ich's zu ſagen — daß du meine Schweſter ſeiſt?!"

„Ich hätte ja dann einen guten Bruder!"

„Und du behaupteſt: zu lieben!"

Sie ſchlug die treuen braunen Augen zu ihm auf, und dem Zeugniß, das ihn daraus anſtrahlte, konnte der heftige Jüngling Glauben nicht verſagen.

„Glückliches, ſtilles Herz," verſetzte er, „ſo wenig ſchreckt dich ein Gedanke, in welchem für mich Wahnſinn liegt und Tod, doch echte Liebe iſt dies nicht. Nein, ich könnte es nicht überleben; du, die Braut meiner Seele, das Weib meiner Träume, dein Bruder, — ich? — O Verzweiflung!"

Sie lächelte kindlich in ſeinen Pathos hinein; aber ihre Wange glühte und ihr Herz klopfte ſüß bewegt unter der Hand des Geliebten, die ſie darauf drückte, als ſollte der warme beredte Pulsſchlag ſeiner Liebe die Antwort geben, die ſich ihren Lippen verſagte."

„Ach," — ſagte ſie endlich ſchüchtern, und ihre Stimme bebte noch ein wenig. — „Bruder und Schweſter zu haben, Carl, muß doch auch ein Entzücken ſein. Aber was wiſſen wir Armen davon, die wir jenes Glück nie beſaßen, du und ich —"

„Doch, Leonore," — verſetzte er raſch, — „ich habe, — ich hatte eine Schweſter."

„Du?!" entgegnete ſie, und das höchſte Erſtaunen malte ſich in ihrem reizenden Geſichte.

„Ja!" — erwiederte er und zog ſie neben ſich auf das Sopha. — „Es iſt ein trübes Geheimniß, meine Freundin, aber warum ſollteſt du es nicht wiſſen dürfen?! — Unſere Seelen, haben wir gelobt, ſollen aufgeſchlagene Bücher ſein für unſere gegenſeitige Liebe. So lies denn die dunkle Stelle des meinigen, und verwiſche ſie durch eine Thräne des Mitgefühls. Mein Vater, du weißt es, ſtarb, als ich kaum ſeinen Namen zu lallen vermochte, doch hat es meiner glücklichen Kindheit nicht an Liebe gefehlt; der Sonnenſchein mütterlicher Treue erhellte mein Daſein ſo reich und die Leitung des edlen Lehrers, den ſie mir erwählt hatte, gewährte mir unendlich viel Gutes; meine Jugend war ſehr froh, Leonore, und nicht von der Ahnung getrübt, daß ſtiller Gram lange Zeit am Herzen meiner Mutter zehrte; erſt im letzten Jahr ihres Lebens, als er ſchon tödtlich geworden war, durfte ich ihn mit ihr theilen, — ganz gekannt, ſo wie ich ihn jetzt begreife, hat ihn nur Gott! Mein Vater hatte, in blinder Eiferſucht, die vielleicht zu ſeiner eigenen Strafe (denn der Tod machte ſein geiſtiges Auge ja ſehend, und er hat das von ihm geſtiftete Elend von droben aus überſchauen können) ihn überleben ſollte, ſeine junge Gattin zum ewigen Wittwenſchleier verdammt. Sie war nämlich zwar zur Erbin ſeines ganzen Vermögens eingeſetzt, aber mit der Clauſel, daß, im Fall ſie ſich wieder vermähle, Alles auf mich, unter der Verwaltung eines von ihm ernannten Vormunds, übergehen, ich von ihr getrennt werden ſollte, ohne ſie jemals zu ſehen oder mit ſeinem Gelde unterſtützen zu dürfen u. ſ. w. — Das Geld war es nicht, was ihre Fügſamkeit veranlaßte, aber der Blick auf mich, den ſie ſo unendlich liebte und vor dem Elende bewahren wollte, gegen die Gebote des todten Vaters oder gegen die Natur, gegen die Liebe zur Mutter, zu ſündigen; — ſie wußte früh, daß ich dies nie, nie vermocht hätte! Einige Zeit, ich weiß nicht wie lange, füllte ich ihre Seele ganz, — da kehrte ein edler unbegüterter Mann, den ſie ſchon vor ihrer Heirath mit meinem Vater — die ein fruchtloſes Opfer kindlicher Hingebung war — geliebt hatte, von der Kunde ihrer neuerlangten Freiheit gerufen, nach langer Entfernung zurück, machte das alte Gefühl, das ſo laut, auch in ihrer Bruſt, für ihn ſprach, die Rechte ſeiner unerſchütterten Treue geltend, und ſie gab ſich ihm ganz, wie ſie ihm immer angehört hatte, aber, um meinetwillen, unter dem Schleier des ſtrengſten Geheimniſſes, zu eigen. Da wurde, nach Jahren nicht ungetrübter, aber doch beſeligender Vereinigung, ihr Freund, das Ideal ihrer Jugendträume, eines mir nicht deutlich ausgeſprochenen, entehrenden Verbrechens beſchuldigt. Ob er ſchuldlos war? — ſie hat es geglaubt, aber ſeine Flucht reinigte ihn nicht von Verdacht, und die Schmach, mit der man ſein Andenken belaſtete und verfolgte, brach ihren Muth und ihre Lebenskraft. Laß mich kurz ſein, Geliebte, — obgleich der Engel, den du hätteſt kennen müſſen, noch lange, lange litt, — ich habe ſie hinwelken ſehen, Leonore, und das Vertrauen, das ich ihr abſchmeichelte, als ich mich über ihren ſo edel verhüllten Schmerz nicht mehr täuſchen konnte, war der einzige Balſam für ihr, mehr als zehn Jahre lang allein getragnes Leiden. Sie ſprach mir von Arthur und Louiſe, — dem Kind, das ſie ihm geboren hatte, und von deſſen Tod ſie von ihm (aus dem Orte, wo die Kleine, bei der Amme meiner Mutter, ihre Kindheit verlebte), mit ſeinem Abſchiedsgruß, die niederſchmetternde und dennoch in anderer Hinſicht beſchwichtigende Nachricht erhielt. Die kleine Schweſter ſoll ein Engel geweſen ſein; ihr Vater blieb verſchollen; das Gerücht ſagte einmal, er habe durch Selbſtmord geendet, — ich weiß nicht."

„Armer Freund," — ſagte die ergriffene Leonore, — „ſo bittrer Ernſt zog ſich ſchon durch dein beneidetes Leben! Hätten wir nur die Schweſter noch, mit ihr dürfteſt du theilen, was wir an Überfluß haben werden, ihr könnten wir vergelten, was die Mutter um unſertwillen (denn ich bin ja du) gelitten hat, die Gott lob ſeit fünf Jahren ſelig iſt. Wie alt wurde das Kind?"

„Ich weiß nicht, — ich weiß Klares überhaupt nicht von jenen Ereigniſſen. Dieſe Saiten klangen in der wunden Seele der Mutter gar zu ſchmerzlich, wenn eine andere Hand ſie berührte; obgleich es ihr oft wohlthat, ſie in mein Herz tönen zu laſſen, ich war ſcheu, ſie anzutaſten. So weiß ich von Louiſen nur, daß ſie gelebt hat und ſtarb. Es fand ſich im Nachlaſſe der Mutter kein Wort, kein Blatt, das mit jenen Verhältniſſen zuſammenhing; die theure Frau ſcheint ſich ſogar den ſchmerzlichen Troſt, den Abſchiedsgruß ihres Freundes zu bewahren, verſagt zu haben, von dem ſie doch oft ſagte: er ſei ein ſiegendes Zeugniß ſeiner Reinheit. Sogar den Ort, wo Louiſe lebte, habe ich nicht erfahren. Was ich hätte wiſſen *müſſen*, um der Lebenden zu nützen, mochte mit der Todten ruhen; es ſollte meine Neugierde nicht auf Koſten des leicht verletzten Gefühls der theuren Frau befriedigen! Ein Bildchen des Kindes, das die Mutter immer trug und das mit ihr begraben wurde, habe ich in frühern Jahren — vielleicht, als es noch lebte — flüchtig einmal geſehen, — es ſchwebt mir undeutlich vor!" —

„Aber ein Bild der Mutter haſt du doch?" —

„Habe ich dir das liebe Antlitz nie gezeigt? Doch eh' du Alles wußteſt, war ich ſcheu es zu thun, weil Arthur's Bild ſich mit ihm in die Kapſel theilt, die Luiſens Eigenthum war, deren Vater es mit jener Todesnachricht, vielleicht um ihr ſeine Züge, die hier ſehr treu ſein ſollen, und ein ſichtbares Andenken aus dem kleinen Nachlaſſe der Tochter zu ſchenken, in die Hände der Mutter ſandte, wie ſie mir erzählt hat; — mir iſt es ein Heiligthum!" — Er zog das theure Gemälde hervor und reichte es Leonoren, die ſich nicht ſatt ſehen konnte, an den ſeelenvollen Zügen, deren Ähnlichkeit Carl verbürgte, und ihrem Freunde die Erlaubniß abſchmeichelte, das ihr ſo lang vorenthaltene Kleinod ein Paar Tage ungetheilt beſitzen zu dürfen. Er hing ihr das ſchwarze Band, an welchem es befeſtigt war, um den zarten Hals, und das Brautpaar trennte ſich in ſüßer Rührung mit verdoppelter Liebe.

(Fortſetzung folgt).

Taſchenbuch der neueſten Geſchichte.

(Herausgegeben von E. Münch und G. Bacherer. Geſchichte des Jahres 1834. Zweiter Theil. Mit 10 Porträts. Carlsruhe, Müller. 1837.)

In dem zweiten Theile dieſes neuen hiſtoriſchen Taſchenbuchs (ſ. über den erſten Theil Phönix Nro. 274, 1836) paſſiren die Türkei, Griechenland, Scandinavien, Rußland und Polen, die Schweiz, Italien, Deutſchland (allgemeine Angelegenheiten, Öſterreich, Preußen, Baiern, Baden, Heſſen-Darmſtadt, Kurheſſen, Königr. Sachſen, Hannover, Braunſchweig, Naſſau, Sachſen-Weimar und die übrigen Staaten des deutſchen Bundes), zuletzt, wie billig, die fremden Welttheile die hiſtoriſche Revue. Eine „kleine Chronik,“ welche Naturerſcheinungen und andere Merkwürdigkeiten, Reiſen u. ſ. w. beſpricht, ein Nekrolog, wie eine chronologiſche Tabelle über alle wichtigen Begebenheiten des Jahres 1834 haben den erſten Jahrgang dieſes Taſchenbuchs zu äußerer Vollſtändigkeit reifen laſſen. Der Schematismus des Ganzen iſt gut angelegt; er geſtattet die Überſicht über das Einzelne. Frankreich, im Vereine mit England, die temporäre, weltbewegende Urſache, ward im erſten Theile abgehandelt, es folgen nun im zweiten die Wirkungen in der Geſchichte der andern Länder nach.

Wir vermiſſen in dieſem zweiten Theile gern die Räſonnements, welche im erſten die hiſtoriſchen Ereigniſſe theilweiſe ſchwarz anhauchten. Der Spiegel muß blank ſein, wenn ſich hiſtoriſche Wahrheit darin reflectiren ſoll. Die deutſchen Angelegenheiten ſind, obgleich ſie manchen Ausgang zu politiſchen Excurſionen im Sinne der Partei boten, eines parteiloſen Referenten würdig dargeſtellt, Staatseinrichtungen, durch den Geiſt der Zeit hervorgerufen, als nothwendige Entwicklungen anerkannt. Erfreulich iſt es, wie in den conſtitutionellen Staaten ſich an die Landtage, wenn ſie mit Ruhe, ohne die Sucht, parlamentariſche Beredſamkeit zu exerciren, abgehalten werden, alles öffentliche Leben und Intereſſe feſtſetzt, und von dieſem Mittelpunkte nach allen Seiten lebenskräftig und weckend pulſirt. K.

Aus Carlsruhe.

(Januar 1837).

(Fräulein Schebeſt).

Lieber Himmel, was für ein Leben ſeit drei Wochen in unſerem Carlsruhe! Wo Sie hinkommen, iſt es nur ein Gegenſtand, durch den alles ſociale Intereſſe des Augenblickes abſorbirt wird. Die Sängerin Fräulein Schebeſt iſt es, die, noch vor einem Jahre ein ziemlich unbekannter Stern am Himmel der Kunſt, mit gewaltigem Strahlenwurfe jetzt alle Köpfe betäubt und alle Gemüther mit glühendem Enthuſiasmus erfüllt. Der Stuttgarter Berichterſtatter im Morgenblatte über die Leiſtungen dieſer Künſtlerin in Stuttgart in dem letzten Monate des vergangenen Jahres hat es der Würde der Kunſt für angemeſſen gehalten, in eine nähere Kritik der durch Fräulein Schebeſt executirten Rollen einzugehen. Ein ähnliches Verfahren von meiner Seite über dieſelben Rollen dürfte darum eben ſo überflüſſig, als dem Phönix, in Anſehung ſeiner Tendenz, entgegen ſein; es wird deßhalb genügen, der Rollen eine kurze Erwähnung zu thun, in welchen Fräulein Schebeſt ſo plötzlich zu dem glänzenden Rufe gelangte, der ihr durch ihre Gaſtſpiele dahier und in Stuttgart faſt durch alle Organe der Oeffentlichkeit zu Theil geworden. Zuerſt iſt es Romeo in den „Capuletti und Montecchi,“ in welcher Eigenſchaft die Künſtlerin hauptſächlich jedes Kunſtgefühl rege machte, und jede Anerkennung, auch die der ſtrengſten Kritik, ſich erwarb. Sie erkennen in dem Romeo der Fräulein Schebeſt jene lyriſche Ueberfülle einer unnennbaren Liebestragik wieder, welche der engliſche Dichter hineingelegt, daſſelbe übermächtige Weh des Herzens, theils hinabtauchend in die Fluthen ewiger Liebesluſt, theils zurückgeworfen von der Lava der umgekehrten Schickſalsfackel. Ewige Wonne, ewiger Schmerz — alle Höhen und Tiefen des innern Seelenlebens, alle Schwingungen der myſteriöſen Gefühlsnerven — ſie erhalten Geſtalt, ſie verkörpern ſich vor Ihnen im Geſang und im Spiele der Dem. Schebeſt. Sie iſt wunderbar, dieſe tragiſche Ueberfülle in den hellen fluthenden Tönen dieſer Künſtlerin; dieſe lyriſche Höhe des Liebesſchmerzes, woraus mit geheimnißvoller Sympathie die reinen Akkorde in's nachtumhüllte Leben herabquellen. Fürwahr, Fräulein Schebeſt iſt groß als Romeo, und nur einige Schritte weiter noch bedarf es, um der großen Meiſterin nahe zu kommen, ja bei ihr einzutreffen, welche ſie ſich zu ihrem Vorbilde geſteckt hat. Ein ſchönes Streben, welches die Grazien im Bunde der Muſen belohnen mögen! Mad. **Schröder-Devrient** wird gekrönt durch ſolche Belohnung. — Der Bedeutung nach die zweite Rolle, worin Dem. Schebeſt eine relative Meiſterſchaft gezeigt, iſt „Othello.“ Eine ſonderbare Künſtlercaprice ließ die Sängerin alle Rückſichten überwinden, welche ſich der Translation dieſer Rolle aus den Händen des Künſtlers in die der Künſtlerin entgegenſtellen. Es iſt nicht möglich, bei aller Kraft der weiblichen Kehle, bei aller Männlichkeit der Aktion, in dieſe Rolle die künſtleriſchen Erforderniſſe des Mannes zu legen. Nicht iſt es der Steppenbrand der afrikaniſchen Sonne, wenn die Eiferſucht in ſengender Glut durch Othello's Adern rollt, ſeht man Fräulein Schebeſt; es iſt die dämoniſche Raſerei eines europäiſchen Wüſtlings, der, wüthend über die gemachte Entdeckung eines getheilten Liebesbeſitzes, alle Dämme der Mäßigung, alle Gränzen der Leidenſchaft überſteigt. Doch was nur immer in der Macht der Künſtlerin lag, ward auch hier durch Fräulein Schebeſt geleiſtet. Immerhin aber möge die an ſie ergangene Freundesmahnung nicht fruchtlos bleiben, des Zauberglanzes ihrer übrigen Rollen wegen, auf Othello's Ruhm zu verzichten, auf die dunkeln Schatten, die er zurückwirft. — Als **Alice** in „Robert der Teufel“ hat die Künſtlerin alle Saiten eines tiefen poetiſchen Stilllebens angeſchlagen, das in die Zauberluft einer fremdartigen räthſelhaften Atmoſphäre hineingeriſſen wird. Die Künſtlerin gefiel in dieſer Rolle ungemein. Wir werden noch zwei Monate die liebenswürdige Künſtlerin in unſerer Mitte beſitzen; ſie geht hierauf für längere Zeit nach Stuttgart zurück, woſelbſt man ſie für einen weiteren Gaſtrollen-Cyclus gewonnen hat. Die Zahl der bei ihrem erſten Auftreten vor vierzehn Tagen ihr zugekommenen Gedichte beträgt zehn; in einem jeden iſt die Künſtlerin eine Sonne, um welche ſich Grazien und Muſen allzumal mir nichts, dir nichts drehen müſſen. Am meiſten Erbaut hat das eines Hauptmanns v. **Holz**, und da ein eigenes „Album Schebestianum Carlsruhense“ in einer hieſigen Kunſthandlung herauskommen ſoll, ſo wird Ihnen wahrſcheinlich der Genuß dieſer Gelegenheitspoeſie — was die Götter fügen mögen! — nicht entgehen. (Schluß f.)

Notizen.

⁂ Der ſechste Jahresbericht der Hufeland'ſchen Stiftung zur Unterſtützung nothleidender Aerzte zu Berlin gibt den Betrag der im verfloſſenen Jahre eingegangenen Beiträge auf 3600 Thlr. an. Ausgegeben wurden etwas über 2000 Thlr. zur Unterſtützung von 48 hülfsbedürftigen Aerzten. Das Kapital des Vereins belief ſich Ende vor. J. auf 21,350 Thlr.

⁂ Ruſſiſche Kreditbanken. — Nach amtlichen Berichten befand ſich in den Kreditbanken, deren jedes ruſſiſche Gouvernement eine beſitzt, am 1. Januar v. J. ein Geſammtkapital von 122,851,387 Rubeln, alſo 10,523,084 mehr, als im vorhergehenden Jahre; aber nicht halb ſo viel, als in den Banken der V. Staaten von Nordamerika.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 30. 1837.

Phönix.

Samſtag, 4. Februar.

Schweizer Bilder.

(Fortſetzung).

Doch, wie geſagt, es koſtete Kampf. Ein Theil des katholiſchen Clerus eiferte, unterſtützt von der beſeitigten Ariſtokratie, heimlich und öffentlich gegen *Volksbildung*, und aus ſehr wichtigen Gründen. Die patriziſche Weltlichkeit erblickte in ihr den Quell aller *Revolutionsgefahren*; die hierarchiſche Geiſtlichkeit den Quell aller *Religionsgefahren*.

Der ganze Kanton iſt katholiſch, mit Ausnahme eines einzigen Amtbezirks. Wenig fehlte, das ganze Land wäre zur Zeit der Kirchentrennung eben ſo gut proteſtantiſch geworden oder vielmehr geblieben; denn er war's ſchon großentheils; doch beſann ſich die Regierung noch zur rechten Zeit eines Beſſern, und befahl, man ſolle es bei'm alten Glauben bewenden laſſen. So geſchah es auch. Nur in der Hauptſtadt kam es beinahe zum Blutvergießen. Die reformirte Partei wankte nicht; die katholiſche Parthei ward wider ſie aufgeregt. Als einſt (1533) die Häupter von jener zur Berathſchlagung verſammelt waren, zog der empörte Schwarm der Altgläubigen mit geladener Kanone vor das Haus, daſſelbe über den Häuptern der Ketzer zu zertrümmern. Die Lunte näherte ſich dem Pulver. Da ſchritt eine ehrwürdige Perſon durch den wilden Haufen, warf ſich vor die Mündung des mörderiſchen Geſchoſſes, und rief: „Soll Bürgerblut fließen, ſo fließe denn mein Blut zuvor!“ Es war der Schultheiß von Solothurn ſelber, *Niklaus Wengi*, der edelſte Heros, den die Geſchichte Solothurns kennt. Er beſchwichtigte den Volksſturm. Es gereicht ſeinen Nachkommen zum Ruhme, daß ſie heut noch ſein Gedächtniß feiern, und in einem Granitfelſen ſeinen Namen und ſeiner That Andenken eingruben.

Wie klein auch die Zahl herrſchluſtiger Prieſterlinge neben würdigen Geiſtlichen in dieſem Ländchen iſt, und wie unbedeutend ihre Talente ſein mögen, konnten ſie ſich immer für ihre Zwecke wichtig genug machen. Sie erhielten auch noch zu unſrer Zeit an der Unwiſſenheit des Volkes, an dem Verdruſſe der zur Seite geſchobenen Ariſtokratie, und an den Intereſſen der päpſtlichen Nuntiatur treue Bundesgenoſſen. Sie ſtifteten, wie in andern Schweizergegenden, unter den ſtarkgläubigen Landleuten ſogenannte: „katholiſche Vereine,“ zum Schutze der Religion geworben, um in Wahlverſammlungen des Volks nur rechtgläubige Katholiken, die Niemand beſſer, als der Geiſtliche bezeichnen konnte, in die Landesbehörden zu wählen. Sie vertheilten Zeitungen, Traktätlein, und Flugſchriften, auf Koſten der Vereine oder der Klöſter in Menge gedruckt. Kirchlichen Aberglauben noch beſſer aufzuregen, oder zu nähren, oder auszubeuten, verkauften ſie geſegnete Rechenpfennige mit dem Gepräge des wunderthätigen Bildes der Gottesmutter, aus deren Händen Strahlen fuhren. Umſonſt wehrte der ehrwürdige Biſchof von Baſel. Sie verſchrieen ihn ſelbſt bei Nuntius und Papſt, nicht ganz ohne Erfolg. Doch alle dieſe Umtriebe erſchwerten nur, aber überwältigten nicht die allmähliche Einführung des Beſſeren.

Bis jetzt hat die Prieſterparthei im Kampfe gegen Volksbildung und Vernunft, beſonders an der Benediktiner-Abtei *Mariaſtein* noch gute Stütze gehabt; aber auch dieſe Stütze fängt an brüchig zu werden. Mariaſtein, an der Nordgränze des Kantons über einem Abgrund auf jähem Felſen gelegen, iſt, nächſt Maria-Einſiedeln, der bedeutendſte Wallfahrtsort der Gläubigen im Schweizerlande. Ein faſt 200 Fuß langer Felſengang führt den Pilger auf einer mehr, denn 60 Tritte tiefen Stiege aus der Kirche des Kloſters zu einer unterirdiſchen Grotte, worin das hellbeleuchtete, wunderwirkende Liebfrauenbild glänzt. Sonſt ſtrömten wohl 50 — 60,000

Wallfahrer zu der geheimniß- und gnadenreichen Höhle. Allein die leidige Aufklärung hat deren Schaar auch hier ſehr verringert. Die meiſten Pilger kommen nur aus dem Elſaß und dem Schwabenlande. Bald wird das mächtige Wirthshaus des Kloſters, welches einſt für die Gäſte zu enge ward, obgleich es der Fenſter ſo viel, als das Jahr Tage zählt, zu groß und zu weit werden.

Solothurn iſt eine von den kleinern Republiken der Eidesgenoſſenſchaft. Das Land, mit kaum 60,000 Einwohnern, auf wenig mehr denn 14 Geviertmeilen, iſt faſt überall nur Gränzland an Geſtalt einer jener Molluſken ähnlich, die im Meere ihre wellenförmigen Arme nach allen Seiten ausfahren laſſen. Doch das Leben auch kleiner Freiſtaaten kann für die Menſchheit jedes Zeitalters Intereſſe herbeiführen. Es wird nicht durch Landesumfang und Volkszahl großartig, ſondern durch Geiſtes- und Charaktergröße ſeiner Bürger. Die altgriechiſchen Republiken und die italiäniſchen des Mittelalters waren ebenfalls klein. Die Geſchichte Solothurns trägt aber für die Welt kein ſolches Gepräge. Ihre glänzendſten Züge ſind jene That des greiſen Schultheißen Wengi, und früher der Edelmuth der durch den öſterreichiſchen Herzog Leopold (im Jahre 1318) belagerten Stadt. Die vom Herzoge damals über den Aarſtrom geſchlagene Brücke war unter der Laſt hinüberziehender Truppen gebrochen. Die Solothurner retteten ihre Feinde aus den Fluthen und ſandten ſie unverſehrt deren Heere zurück. In den übrigen Händeln und Schickſalen der Eidesgenoſſen ſchloß ſich Solothurn ſpäterhin an Bern; es folgte deſſen Richtungen, wie ein kleines Boot dem Seile des größeren Schiffes. Fehden und Kriege für eigene Rechnung wurden ſelten, oder dann nur für Nichtswürdigkeiten geführt. Die Baſeler hatten einmal (im Jahre 1534), als Wahrzeichen ihrer hohen Gerichtsbarkeit beim Solothurner Dorfe Gempen einen Galgen gebaut. Da zogen Schultheiß und Rath der Republik mit Mann und Roß in's Feld gegen Baſel, für Recht und Ehre. Aber die Eidesgenoſſen ſchlichteten den Galgenhandel in Minne ſo ſchnell, daß von Seiten beider Kriegsmächte in dem ſogenannten „Galgenkriege" kein Tropfen Bluts vergeudet wurde, wie ganz billig war.

Zuletzt verſchrumpfte das kleine Staatsleben in lächerlicher Spießbürgerei. Hierarchie und Oligarchie, mit einander gefällig und geſellig, freuten ſich, auf Koſten des arbeitſamen Volkes, bequem zu leben und breit zu thun. Doch waren ſie dabei gar gutmüthig und biederherzig. Die altbürgerlichen (am Ende des XVII. Jahrhunderts ihrer noch etwa 80) ſtanden oben an, ſpielten Patricierrollen. Die meiſten und einträglichſten Ämter wurden nur der vornehmen Hälfte derſelben vertheilt. Penſionen und Gnadengelder fremder Fürſten, Lohndienſte in ausländiſchen Kriegen, ſelbſt Landvogteien und geiſtliche Pfründen, waren Nahrungsquellen für alle. Pfarreien konnten im XVIII. Jahrhundert noch nur gemeine Stadtbürger erhalten; Chorherrenſtellen nur Patrizier. Das war Regel. Es geſchah, daß ein patriziſches Knäblein ſchon in den Windeln zum Chorherrn gewählt wurde; kein größeres Übel, als daß Papſt Leo X. ſchon im vierzehnten Jahre Kardinal ward. Man muß ſich alſo nicht wundern, daß nach der, im Jahre 1815 erneuerten Ariſtokratie, ein Patrizier mit Erſtaunen und Grauſen vernahm, man habe zum Biſchof in Solothurn (1828) einen Profeſſor Salzmann in Luzern gewählt. „Mais!" rief er, „mais ce Salzmann là, n'est il pas seulement d'une *famille bourgeoise?*" Das hat ſich ſeit der Verfaſſungsform (1830) freilich geändert. Sogar eine proteſtantiſche Kirche ſteht nun (ſeit 1835) im katholiſchen Städtchen. Unter den geringſten Stadtbürgern reiheten ſich vormals, als tiefere Menſchenklaſſe, die übrigen mehr oder minder freien, oder vielmehr nur berechtſamten Einwohner des Kantons an, und wieder weit unter dieſen die leibeigenen Bauern.

(Fortſetzung folgt).

Bruder und Schweſter.

(Fortſetzung).

4.

Leonore war nun allein. Die Kapſel mit den Bildern der ihrem Herzen ſo ſchnell vertraut gewordenen Unglücklichen lag in ihrer Hand, und ihr ſchönes Auge konnte nicht loskommen von den Zügen der Mutter, aus denen die des Verlobten ſie anlächelten, — ja auch aus dem Antlitze des Mannes grüßte ſie ihr Carl. Arthur war ja der Gatte von Mathildens (der Mutter) Seele immer geweſen, und ſo war deſſen Ähnlichkeit mit ihrem Sohne leicht erklärt. Auch die junge Louiſe, deren zerſtäubte Hand mit dieſen Elternbildern vielleicht oft glücklich, wie mit einem glänzenden Spielzeug, ſich beſchäftigt hatte, feſſelte Leonorens Gedanken. Zerſtäubt? — und war jene Hand das ſo gewiß? — Der wache Traum, in den das aufgeregte Mädchen ſich verſenkte, verneinte es und zeigte ihr die ſchon ſo heiß beweinte Schweſter lebend, vom verſchollenen Vater, aus Gründen, die nicht allzufern lagen, dem Mutterblick entzogen, und der Obhut treuer Freundſchaft anvertraut. In den verſchiedenſten Bildern malte ſich ſich das verwaiſ'te Kind, und endlich, — o Gott, — drückte ſie es in ihrer eigenen Geſtalt an's Herz. Das tödtliche Weh, mit welchem die Umarmung der ſelbſtgeſchaffenen Doppelgängerin Leonorens ganzes Weſen durchzuckte, entriß ſie ihrer Verſunkenheit. Sie athmete hoch auf, lächelte — obwohl unter erleichternden Thränen — über die kindiſche Selbſtqual und nachdem ſie mit der alten Johanne, die daran gewöhnt war, — und deren Abendbrot ſie diesmal nur als Zuſchauerin theilte, in ziemlicher Abweſenheit der Seele, noch eine Weile geplaudert hatte, legte ſie ſich zur Ruhe. Doch ihr Nachtgebet, ſo fromm es auch emporzog, hielt heute nicht, wie ſonſt, Wache an ihrem Lager und brachte keinen Traum, in welchem Engel auf und ab ſtiegen; denn auch in ihren Schlummer drängten ſich die wilden Geſtalten ihrer geſchreckten Phantaſie. Carl's Louiſe verfolgte Carl's Leonore, die doch eins war mit jener, und tödtete ſie, und als ſie ſich ſträubte, zu ſterben, da tönten von den Lippen ihres anderen Ichs mit unausſprechlichem Hohne die Worte: Was ſträubſt du dich denn ſo? — du bekommſt ja einen guten Bruder, und Geſchwiſterliebe iſt ja auch ſchön!

So bitter beängſtigend für die junge Schläferin waren die Erſcheinungen des dunkeln Schattenſpiels, an das ihre Seele, wie mit böſem Zauber, gebunden war, daß — als ein heller Klang ſie weckte — ihre erſte Regung Dank war, gegen Gott. Doch wie erſchrak ſie, als der Schein der Nachtlampe ihr am Boden den Gegenſtand zeigte, deſſen Stimme ſie wachgerufen hatte. Es war die Kapſel, die ſie noch zur Hand genommen, — um ſich aus dem milden Antlitz der Mutter ihres Freundes einen Segen für ihr erſchüttertes Gemüth zu ſaugen, — wegzulegen vergeſſen hatte und die ihr nun entfallen war. Schnell erhob ſie ſich von ihrem Lager, um das theure, ihr anvertraute Kleinod aufzuheben. Gottlob, die Gemälde waren unverletzt, auch die Emaille der Kapſel war nicht beſchädigt, nur der breite, dicke, ſehr künſtlich und alterthümlich gearbeitete Goldreif, der das Doppelbild umrahmte, hatte ſich auf einer Seite, faſt unmerklich, gelöſt. Beſorgt drückte Leonore daran herum, um ihn wieder feſt einzufügen, berührte aber, eben unter dieſem ängſtlichen Bemühen, die ungeahnte Feder, die hier ein Geheimniß umſchloß; Leonore erſchauerte, als der Ring plötzlich auseinander ſprang und ſo ſich theilend, daß jede ſeiner Hälften die innerlich etwas vertiefte Faſſung eines der getrennten Porträts bildete, zwiſchen welchen ein Paar vergilbte Blätter ſich vorfanden. Noch hatte Leonore ihren Fund nicht berührt, — ein Druck der Hand und er verſchloß ſich ihr auf's Neue; — aber ſie durfte ja wiſſen, was mit dieſen Angelegenheiten zuſammenhing; es galt vielleicht, Carln einen Schmerz zu erſparen, vielleicht — — — ernſte, kaum beſchwichtigte Beſorgniſſe drängten ſich, wie dunkle Fragzeichen, in ihren Gedankengang, und bald lag die Beantwortung vor ihr. Von den drei Papieren war das erſte ein Briefchen von Mutter Mathilde, wenige Zeilen ſüßer, weinender Liebe, wie es für die kleine Faſſungsgabe eines Kindes (zu deſſen fünftem Geburtstag ſie geſchrieben waren) ſich eignete, ſie hatten das Geſchenk der Bilder begleitet, und Leonore las mit tiefer Rührung dieſen Segenskuß des gewiß edelſten Herzens. Dann entfaltete ſie ein zweites Blatt; es war — ein Todtenſchein, nach welchem Louiſe, Tochter des Barons Arthur Borodihm, geboren den 6. Mai 1810, zu Erligheim, einem Dorfe im Würtembergiſchen, am 17. November 1815 geſtorben war.

„Heute ſchon fünfzehn Jahre!“ ſagte Leonore, ſinnend, — denn der Tag, den der Wächter draußen verkündete, obgleich der Morgen noch nicht angebrochen, war der 17. November Eintauſend achthundert und dreißig. — Was nun folgte, war ein, — wenige Tage ſpäter als der Todtenſchein datirtes, „Arthur“ gezeichnetes Billet, — der Abſchiedsgruß, deſſen Carl erwähnt hatte; es war ſtellenweiſe von daraufgefallenen Thränen faſt unleſerlich geworden; ſein Inhalt ſagte:

„Gott will es! ſprachſt du, als wir uns, vor Jahren, von Glück und Hoffnung trennen mußten; — und jenem heiligen Willen kindlich hingegeben, trugſt du das Schwerſte ſtark. Und noch ein liebes, unvergeſſenes Wort tönte einmal von deinen immer wahren Lippen: Nie würde dich, ſagteſt du, ein Schmerz, den meine Stimme dir verkünde, ganz muthlos finden, denn jene ſei für dich voll Troſt! — Nun denn, Geliebte, bewähre dich deinem Gott und deinem Freunde. Es iſt meine Stimme, der die Zeit ihren tröſtenden Klang für dich nicht kann geraubt haben, denn ſie hat unſere geprüfte Liebe erhöht, es iſt meine Stimme, die dir zuruft — obgleich mit gebrochenen Tönen, wie ſie aus zerriſſener Seele kommen: — Wir müſſen uns trennen! Gott will es, drum wird es meine Mathilde ertragen! Die Augenblicke, die mir für dich bleiben, ſind furchtbar kurz gemeſſen, und ich möchte auch dieſem Blatte Schwingen geben, damit es den Gerüchten voranfliege, die nicht lange ſchlummern werden und dich nicht ungewaffnet treffen ſollen. So kann ich denn keine deiner bangen Fragen beantworten; — nichts kann ich, als dich an mich drücken, in langer, feſter, letzter Umarmung und dich beſchwören: Glaube an mich — du darfſt es; glaube an mich, feſt und unerſchüttert, wie du mich liebſt, damit wir uns droben freudig in's Auge blicken mögen, und frei von Schuld. Ich bin es, und was mich fortreibt, iſt nicht Feigheit, — es iſt mein Schickſal! Ja ich leſe es in deiner Seele, mein Weib wird die himmliſche Treue ſeines Gemüths durch keinen Zweifel an mir beflecken, und deine Zuverſicht ſtärkt uns beide gleich. — —

„Unſere Tochter, — o Mathilde, hier ſtirbt mein Herz, indem der Glaube lebendig wird, denn wo nähme ich ſonſt die Kraft, dich, für deren Glück ich tauſendmal ſterben möchte, ſo zu betrüben und dir fern ſtehen zu müſſen? — unſere ſüße Louiſe grüßt dich. Sie wollte Vater und Mutter gleich nah ſein, und das konnte ſie nur als Engel; hienieden war ſie von Beiden gleich getrennt. Morgen ſchreibt dir der Arzt, den ich darum bat, ausführlich von dem entſchlafenen Liebling, der nicht viel gelitten hat. Aber du, wie wirſt du leiden bei dieſem lichtloſen Briefe! Arme, arme Mutter — Gott wollte es! Zwei Kinder legte er an dein Herz; eines mußteſt du davon trennen, da nahm er es väterlich an das ſeine. Wirſt du dich dem Troſte dieſer Gewißheit entziehen wollen, meine fromme Mathilde? Mir gibt ſie Frieden. Und nun — auf Wiederſehen; das Leben führt uns ernſt, aber es führt uns einander wieder zu; darum keinen zu heftigen Schmerz, Freundin meiner Seele! Dein Sohn, den alle Opfer, die du ihm gebracht, dir doppelt theuer machen müſſen, bleibt dir, und du wirſt nach Heiterkeit ringen, um ſeinen Kindheitshimmel nicht zu trüben. Die Zeit drängt, — dein Wohl, dich ſelbſt, — Alles leg ich vertrauend in die Vaterhand, in der unſer Kind ruht, das dich treu und überall umſchweben wird, — ein Genius des des Friedens, — wie die unſterbliche Liebe deines

Arthur.“

(Fortſetzung folgt).

Lafayette über Ludwig XVIII. und Karl X.

Ueber Ludwig den Achtzehnten fället Lafayette (wie der Amerikaner J. F. Cooper in ſeinem neueſten Werke berichtet) das Urtheil, er ſei der falſcheſte Menſch geweſen, dem er jemals begegnet ſei; ſein wörtlicher Ausdruck war: „l'homme le plus faux.“ L. räumte ein, er ſei ein talentvoller Mann geweſen; aber die Doppelſinnigkeit ſeines Charakters ſei ihm angeboren, und nicht etwa bloß Folge ſeiner Stellung im Leben. Dies ſei auch bereits den Gefährten ſeiner frühern Jugend bekannt geweſen, und jene pflegten wohl unter einander, als Jünglinge und unbedachte Scherztreiber, oftmals zu äußern: dem Grafen von Provence irgend zu trauen, ſei durchaus gefährlich.

Von Karl'n dem Zehnten dagegen ſprach Lafayette wohlmeinend, und ſchrieb ihm einen ganz verſchiedenen Charakter zu. Er ſtellte ihn als den ehrlichſten unter den drei Brüdern dar, aber durchaus dem gefährlichen Zeitpunkte nicht gewachſen, in dem er zum Herrſcher berufen ward; er hielt ſeine religiöſen Uebungen für aufrichtig gemeint, und die Beſchuldigung, daß er ein erklärter Jeſuit geweſen, verwarf er als durchaus unwahrſcheinlich.

Aus Carlsruhe.

(Schluß).

(Literariſches und Artiſtiſches).

Es geht die gemeine Sage, die Carlsruher ſeien noch bloße Coloniſten, die Durlacher hätten ſie einſt in einer Mallee im Hardtwalde abgeſetzt. Darum will man auch in allen unſern Zuſtänden ein gewiſſes Improviſorium erblicken, ſo daß man, was z. B. die literariſche Induſtrie betrifft, die ſeltſame Meinung hegt, die Müller'ſche Hofbuchhandlung ſei — weil ſie eine der ſolideſten und bedeutendſten in Süddeutſchland iſt — ſo quaſi bei uns eingeſchmuggelt worden, um unſere Cultur vorzubereiten. Doch Spaß und ſchlechten Witz bei Seite; es iſt etwas Wahres in dieſen Worten, wenn man die hieſigen geiſtigen und ſozialen Zuſtände proviſoriſch, werdend, wenn man ſie noch unreife Embryone nennt. Der Fremde z. B., der ohne ſein Verſchulden auf den hieſigen Sand verſchlagen wird, wird ſich wie unter Coloniſten fühlen, die über einen gewiſſen engen Gedankenkreis nicht hinausgehen, um darüber die Scholle, die ſie einmal erhaſcht, nicht wieder zu verlieren. Das geſellige Leben einer, aus engen, kleinlichen Schranken ſich erſt emporwindenden Reſidenz iſt jedoch kaum ein untergeordnetes Ingrediens ihres eigentlichen ſozialen Zuſtandes. Die höchſten Tendenzen der Cultur ſind es, die ihre Blüthen emportreiben können, ohne daß die Menſchen gegenſeitig in einer höhern freiern Luft der Verhältniſſe und der Lebensanſchauung leben. In wiefern dies hier der Fall iſt, möge mir Stoff zu einer kleinen Unterſuchung ſein. Als die getrennten Linien Baden-Baden und Baden-Durlach vor faſt ſiebenzig Jahren unter ein fürſtliches Haupt, den damals bereits zwanzig Jahre regierenden weiſen, und in Badens Geſchichte unſterblichen Markgrafen Karl Friedrich vereinigt wurden, da ſchmolzen die ſämmtlichen Cultur-Intereſſen des Landes enger zuſammen, indem ſie mehr zu einem Centralpunkte führten, von welchem aus ſie nun gleichmäßig gewahrt und gehoben wurden. Von dieſer Zeit an datirt ſich das Emporkommen Carlsruhe's. Die höchſten Staatsbehörden fingen an, ſich hier zu verſammeln, die willkührlichen geiſtigen Tendenzen verſchlangen ſich mit den Bedürfniſſen büreaukratiſcher Cultur, indeſſen Induſtrie und Gewerbe an dem weiſen Fürſten den kräftigſten Beſchützer und Beförderer fanden. Was man aber Literatur nennt und Kunſt — davon wußten die Carlsruher aus den ſiebenziger Jahren ſo ziemlich Nichts. Heidelberg ſtand zwar damals in der Blüthe; aber kein Strahl ſeiner Geiſtesſonne fiel auf unſern Hardtwald zurück, aus dem ſich nach und nach unſere Reſidenz herausarbeitete. Erſt mit der Tragödie des Jahres 1789 zündeten die auf galliſchen Boden geſchleuderten Blitze den Geiſtesſtoff des hieſigen Lebens an, dem es allerdings an Nahrung gebrach, um ſich fort zu friſten. Wenige Jahre zuvor hatte Karl Friedrich ſeine Unterthanen von der Leibeigenſchaft befreit; die ſchwere Bürde ſank vor den Augen des Volkes, ſein Blick hob ſich höher, raſcher ſtrebte es ein thätiges Leben in Ideen und Gewerben an, und die Periode der neunziger Jahre war ſonach vorbereitet. In dieſen Tagen war es, als, ergriffen vom Weltgeiſte, der ſich in ſo furchtbarer Weiſe zu offenbaren begann, ein großer, kräftiger Geiſt, deſſen Name ſich erhalten wird in Badens innerer Geſchichte, und der noch lange rein und hell forttönen wird in der Literargeſchichte der deutſchen Nation — den gewaltigen Griffel erhob, um in das welthiſtoriſche Gemälde der Gegenwart ihre Geſchichte einzuzeichnen. Ich ſpreche vom Annaliſten Poſſelt, dem Manne voll Liebe und Kraft, der das Geiſtesleben der hieſigen Reſidenz elektriſirte, indem er eine zweite Revolution als Berichterſtatter der überrheiniſchen Revolutions-Ideen in den Köpfen der Deutſchen ſchuf. Poſſelt creirte den Buchhandel in Carlsruhe. Seine Annalen gingen reißend, und da ihr Verleger ſah, daß ſich auch mit andern Dingen etwas machen laſſe, wozu aber der gehörige Fond abging, ſo gab dies den Urſprung und die Veranlaſſung zu der berühmten Nachdruckerfabrik, welche ſo lange nicht ihr Etabliſſement aufgab, bis ſie auf ſchwerem Gelde ein eigenes ehrliches Gebäude aufführen konnte. Zwar früher ſchon war eine Art „Büreau deutſcher Claſſiker," von welchem wir zuerſt Gellert's Schriften empfangen, hier geweſen; aber Poſſelt's Annalen erſt gaben demſelben den eigentlichen Grund. Seit zehn Jahren alſo iſt der hieſige Buchhandel ehrlich geworden. Die Müller'ſche Hofbuchhandlung — nun eine der geachtetſten in Süddeutſchland — fing an, ſich in kräftigem Leben zu regen, das ſeitdem ſeine Früchte getragen hat. —

Die Tagespreſſe anlangend, ſo ſieht es in dieſem Punkte ziemlich tragiſch bei uns aus; wer die Carlsruher Zeitung kennt, der wird auch bei bornirten Einſichten leichthin die Erbärmlichkeit entdecken, mit der dies Blatt inmitten eines politiſch gebildeten Volkes, das nöthigenfalls ſeinen „National" lieſ't, redigirt wird. Auf zwanzig Schritte verſpürt man den Geruch der Gemeinheit, der in dieſem Blatte ſteckt, und den ſich gleichwohl jeder ehrſame Carlsruher alltäglich zum Frühſtück in ſeine Stube bringen läßt. Im Spätſommer des vergangenen Jahres hatte es den Anſchein, als ob einmal in dieſem Gebiete etwas Gediegenes zu Stande kommen ſolle. Unter der techniſchen Leitung eines wackern, geſchäftsgewandten Mannes, des Buchhändlers Kammüller, entſtand eine „Allgemeine Staatszeitung," deren jüngſthin erfolgter Tod jedoch auch Ihnen nicht unbekannt geblieben ſein wird. Was hat ſie zur Leiche gemacht? Es iſt hier nicht der Platz, dies zu unterſuchen. Aber, ohne auf den finanziellen Punkt einen Blick zu thun, mit bloßer Rückſicht auf die Redaktion, kann man ausrufen: „Sie iſt an ihren Wunden geſtorben!"

Feuilleton.

⁂ Flutſagen in Amerika. — Aus dem am 17. Nov. v. J. in der antiquariſchen Geſellſchaft zu London verleſenen Schreiben eines Herrn Schomburg über die indianiſch-amerikaniſchen Sagen erſehen wir, daß die Sage von einer allgemeinen Flut ziemlich verbreitet iſt unter den Ureinwohnern. Sie behaupten, von einer großen Flut gehört zu haben, aus welcher ſich nur ein Menſch auf einem Kahne gerettet. Dieſer habe die Welt wieder bevölkert, indem er Steine zerſchlagen. Aus jedem dieſer Steine ſei wieder ein Menſch geworden. — Die Makuſis dagegen behaupten von einer ſonderbaren Art von Steinen auf einem gewiſſen Berge, daß dieſe Steine früher Menſchen geweſen.

⁂ Florentiniſcher Verein zur Errichtung vaterländiſcher Denkmale. — Zu Florenz hat ſich ein Verein gebildet, um achtundzwanzig großen Männern von Toskana Statüen errichten zu laſſen. Vier dieſer Statüen ſind ſchon beſtellt; es ſind die für Machiavelli, Leonardo da Vinci, Andrea Ciſalpini und Michel Angelo Buonarotti. Jedes Mitglied des Vereins liefert monatlich einen Beitrag von 4 Lire.

⁂ Dufau über Blindgeborene. — Herr Dufau hat in dieſen Tagen ſeine Abhandlung „des aveugles-nés" herausgegeben, nachdem ſie von der Société de morale chrétienne zu Paris gekrönt worden war. Da dieſe Arbeit die Frucht ſorgfältiger Studien und lange fortgeſetzter Beobachtungen iſt, ſo wird ſie gewiß auch bald die Aufmerkſamkeit der deutſchen Menſchenfreunde auf ſich ziehen.

⁂ Einwirkung des Nordlichtes. — In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften am 2. v. M. wurden Auszüge aus einem Schreiben A. v. Humboldt's mitgetheilt, worin derſelbe Thatſachen angibt, aus denen hervorgeht, daß das Nordlicht Einfluß auf die Magnetnadel ſelbſt an Orten ausübe, an denen es nicht ſichtbar iſt. Richtiger dürfte dies wohl ſo zu formuliren ſein: Daß die noch unbekannte Urſache, die das Nordlicht am Firmament hervorruft, zugleich auf die Magnetnadel einwirkt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^ro 31. 1837.

Phönix.

Montag, 6. Februar.

Literariſche Kreuzfahrt.

Als die Schriftſtellerei ein theures Metier war, ſtand die Weisheit in hoffnungsvoller Blüthe; es ſchrieb nur, wer dazu berufen und auserwählt war; klangen manchmal ſchwache Stimmen auf, ſo waren es wenigſtens doch aufrichtige, und wer ſich mit dem Schalle des Ruhmes begnügte, wofür nicht vielen ein Ohr gegeben iſt, ſetzte auf jeden Fall ſeine beſten Kräfte, ſeinen reinſten Willen daran. Ohne Rückſicht auf irdiſchen Gewinn arbeiten nur ausgezeichnete Geiſter, und ſelbſt den Ruhm ſucht die größere Zahl der Menſchen als Lehens- und Brotherrn. Genie, Talent, ſelbſt Fleiß erzeugen das Trefflichſte, wenn ſie gleichſam nur für ſich allein beſchäftigt ſind, ihre Leiſtungen verlieren, ſobald ſie einen Markt finden. Ähnlich dem kecken, unerreichbaren Corſaren, welcher die Hälfte ſeiner Bravour verliert, ſobald er für gute Gage in die Linie übergeht, tritt der Autor, wenn ſich ſeine Gedanken verſilbern, in der Regel ſeine Freiheit, ſeinen Unternehmungsgeiſt, ſeine ſtolze Souverainität an das Publikum ab, und verzehrt ohne weitere Eroberungsluſt, oft ganz auf eitle Gefallſucht reducirt, in behaglicher Ruhe ſeine Apanage. Mit der eigenen Flagge warf er den Talisman ſeiner Herrlichkeit über Bord, er ſchließt, wo nicht Frieden, doch einen Waffenſtillſtand mit dem Geiſtesreich, und zündete er ſonſt ſeine Fackel an Jupiters Blitzen, ſo begnügt er ſich jetzt, ſein Licht auf eine bequeme Art anzuſtecken; der raſtloſe, ungeſtüme, ewig geharniſchte Eroberer iſt dahin, man führt nicht mehr gefangene Könige, lebendige Bäume und Gevögel, Rüſtungen und Götzenbilder, ſondern Gewürze, Federn, Goldſtaub heim, und wer nach überſeeiſchen Göttern und Waffen geizt, kann ſich mit erträglichen Zeichnungen begnügen. Mit Gold und Silber wird die Schöpfungsregion ein Reich dieſer Welt, alle merkantiliſchen Sünden erhalten Sitz und Stimme, und anſtatt ſich erleuchtend über das Publikum zu erheben, ſinkt die Literatur wohl eher unter den Volksgeiſt herab. Das Genie iſt ein Monarch, es zahlt nicht Tribut, ohne ſeine Würde, ſein Anſehen, ſeine Macht aufzugeben, es kann nicht dienen, ohne den Herrſchergeiſt einzubüßen; unter den Einflüßen eines begehrlichen, wankelmüthigen Auditoriums iſt es um ſeine Originalität, Einheit und Einfachheit geſchehen, es gießt ſtatt des Gottes ein goldenes Kalb, es iſt ſtets ein vortrefflicher Herr, aber ein höchſt mittelmäßiger Diener. Das Genie ſoll nur von ſich ſelbſt abhängen, das Talent nur vom Genie; jenes iſt der Fürſt, dieſes der Adel; das Genie ſteht oft im unſcheinbaren Kleide da, nur die Stirne leuchtet gleich dem Gewitter-Himmel, nur das Auge blitzt, nur Wort und Bewegung bezeichnen den König; das Talent geht in Gold und Edelſtein umher, aber es ſind Gnadenketten und Ehrenſchwerter, worauf der Reichthum ſchimmert; als treuer Vaſall vermittelt es zwiſchen Souverain und Volk, es bildet die Stufen zur höchſten Herrlichkeit, es vollſtreckt und erklärt den Willen des Herrn, iſt eine kalligraphiſche Abſchrift des nicht Allen zugänglichen Urtextes, eine Zwiſchenmacht, ohne die man das Genie ſelten begreift. Genie gräbt, Talent prägt die edlen Metalle; jenes ſpeiſet, dieſes ladet die Gäſte, es macht den Ceremonienmeiſter bei Feſten, den Dolmetſcher bei Aufwartungen, führet den Kammerſchlüſſel, erklärt die Koſtbarkeiten, iſt eitler und nach Gelegenheit gröber als die Herrſchaft. Genie's leben ewig, Talente haben ihre Zeit; jenes gibt Luſt- und Trauerſpiele, dieſes nur Auftritte; man geht am Talent vorbei, ſobald man Muth hat, mit dem Genie ſelbſt zu ſprechen; jenes ſtirbt, aber ſein Tod iſt ehrenvoll, und ſeine Grabſteine an der Tempelmauer der Unſterblichkeit halten noch ein paar Menſchenalter das Wetter aus.

In dritter Linie ſtehen die guten Köpfe. Ihr Element iſt die Gegenwart; ſie gruppiren ſich um das Talent und lieben ſelten das Genie, ſie ſind das demokratiſche Princip, ſpielten gerne die Herren, und verſtehen, was wirkt und gefällt. Ihnen gehört gewöhnlich das große Publikum an, aber weil ſie die Kleinkrämer des Talentes ſind, verſchreibt ſich der beſſere Geſchmack ſeine Bedürfniſſe bald aus erſter und zweiter Hand. Ihre Arbeiten haben gute Farbe und gefällige Zeichnung, allein der Faden iſt ſchlecht. Ihrer kurzen Lebensdauer dunkel bewußt, haben ſie mehr Reizbarkeit, Ehrgeiz und Glanzſucht; im Ganzen unglücklich, ſorgen ſie für's Detail; an Ideen arm, ſuchen ſie Alles durch Einfälle auszurichten, und weil ſie nicht für die Zeit ſchreiben können, ſchreiben ſie für die Zeitgenoſſen. Ihre Bevölkerung liefert die meiſten Journaliſten, Polemiker und Recenſenten, ſie überleben ſich faſt immer, weil ſie blos die Form, nicht den Geiſt des Lebens auffaſſen, und zur großen Beluſtigung jeder Thorheit die Fahne vortragen.

Genie's ſind Hochgebirge, Talente Vorberge, gute Köpfe hübſche Ebenen voll lebendigen Treibens; jene erſten entdecken Welttheile, die zweiten unterwerfen ſie, die letzten bauen, ärnten, handeln; das Genie iſt weiſe, das Talent einſichtsvoll, der gute Kopf klug. Der Geniale ſticht mit einer elenden Barke in die See, um Indien zu finden, er ſtößt überall auf Widerſacher, Aufruhr und Undank; der Talentvolle conſervirt und verbreitet das Gute, ſeine Neider und Feinde ſind zahmer, ſie erblicken nur einen Conſul, nicht Imperator; die guten Köpfe laufen nach Vortheil und Umſtänden ab und zu. Genie's erzeugen in der Wiſſenſchaft Syſteme, in der Kunſt originale Richtungen; Talente arbeiten darin fort, ſie bilden Schulen; gute Köpfe ſind dort Sophiſten, hier Manieriſten, ſie ſtehlen überall die Form und den Buchſtaben, ſie verarbeiten alles nach der Mode. Das Genie ſtirbt für ſeinen Zweck, das Talent lebt dafür, gute Köpfe wollen Handgeld und Stipendien. Der Geniale arbeitet nach eigenen Geſetzen und tritt die Schranken der Kunſtrichter zuſammen; Talente halten ſich ſchon mehr an Regeln, ſie feilen und verputzen und verſtecken ihre Schwächen unter Künſtlichkeiten und unweſentlichen Feinheiten, ſie fürchten die Kritik und haben die pedantiſchen Difficultätenmacher gewöhnlich auf ihrer Seite, ihre Sturmleiter iſt die Theorie, ihre Schutz- und Trutzwaffe die Gelehrſamkeit. Der Geniale ſchlägt Welt und Himmel auf, und alle ſeine Bilder ſind aus einem Guße; Talente ſtudiren, componiren, experimentiren, ſie brauchen ſtets Hülfstruppen, die ſie heimlich in ihre Uniform ſtecken; der gute Kopf endlich ſchreibt ſich glücklich in den unglücklichſten Zeitgeſchmack hinein, man ſieht ſeine Fehler weniger, weil er keine beſondern Vorzüge und Lichtſeiten hat, er bringt es in der Welt gewöhnlich viel weiter, als ſeine ſtärkeren und aufrichtigen Vorgänger, weil er verſtändlicher, moderner, kurz, weil er weltlicher iſt, und Niemand hält ſich dabei ſicherer für ein Genie, als er. Der Geniale braucht ſein rechtes Jahrhundert, der Talentvolle muß ſein geniales Geſtirn haben, der kecke gute Kopf ſchwätzt ſich überall durch; aber er thut auch nichts umſonſt, überall will er Renten ziehen und hält ſtets beluſtigende Experimental-Vorleſungen; bricht der Schriftſtellerei der goldne Boden, ſo wird er ſich nicht mehr blicken laſſen. Deſto beſſer, er münzt doch alle Opferſchaalen aus. Talente halten das Reich des Geiſtes erträglich in Ordnung, bis den verwaiſ'ten Palaſt ein neuer Herrſcher bezieht, ſie gewinnen und verlieren keine Provinz, und was der Genius abgeſteckt und entworfen hat, bringen ſie ganz leidlich zu Ende; doch wehe der Cultur und Literatur, wenn ſie alſogleich in die Hände der ſehr politiſchen guten Köpfe fällt. Es wird dem nächſten Genie weit ſchlimmer gehen als dem letzten, es wird tauſend Ausleger und vielleicht nicht Einen finden, der es begreift, es wird tauſend üppigen Zungen, nicht einem großen Herzen begegnen, und während es wenigſtens nach der Fahne greift, präſentirt man ihm nur Trommel und Muskete.

Genie und Talent dienen der Sache, ſie eſſen ihr Brot des Ruhmes wegen, die guten Köpfe dienen ſich ſelbſt, ſie ſuchen Ruhm des Brotes wegen; jene ſind Fürſten und Freiherren der Nation, dieſe bloß Vaſallen des Publikums, ſie verderben es, der Kunſt und Wiſſenſchaft, der Schönheit und Wahrheit wegen, nie mit den Leuten; wenn ſie im letzten Stadium nach allen Hüten und Mützen und Kappen, endlich nach der Martyrerkrone greifen, ſo glaubt ihnen ja kein Wort!

Außer den guten Köpfen fügen noch die zahlreichen Troßknechte, Marketender, Marodeurs und Nachzügler ohne Gaben, Gewiſſen und Charakter der Literatur unermeßlichen Schaden zu. Dieſes Blutegelvolk ſaugt ſich überall feſt, beläſtigt alle Welt mit ſeinen Hauſirwaaren, Pränumerationen, Subſcriptionen und Dedicationen. Das ſind die dreiſten Bettler, Eckenſteher, Winkelſchreiber und Bauernkönige der Literatur, die geſchwornen Feinde aller Autorität, die unverſchämteſten Advokaten und Hofmeiſter des Pöbelgeſchmacks. Sie wiſſen, ſchreiben, verſtehen, beurtheilen Alles; unfähig, das Erhabene, Edle, Würdige auf eine ſchickliche Weiſe zu populariſiren, erheben ſie das Niedrigſte und Gemeinſte zum Gegenſtande eines kannibaliſchen Wohlgefallens, und entfeſſeln alle Schwächen und Leidenſchaften, um Zuſchauer für ihre ruchloſen Farcen zu gewinnen. Der gute Kopf verdirbt oft den Geſchmack, die trenkiſchen Schaaren verderben das Gefühl und zerſtören die Empfänglichkeit; dort ſticht der Witz, hier vergiftet der Hohn; dort wird manchmal der Verſtand gefährdet, hier die Vernunft geblendet; jene ſtiften oft einen Bürger-, dieſe einen verheerenden Bauernkrieg an.

Sonſt ſtand Weisheit in hohem Preiſe und guter Rath hieß theuer, jetzt erhält man beides ballenweiſe, und es koſtet ſo wenig Mühe, beides zu liefern als zu begreifen. Die Literatur ſoll das Salz der Völker ſein, aber ſie iſt zum Theile der Eſſig der Herzen geworden, ſie ſoll gleich den alten Heroen Tugenden erlöſen, Ungeheuer erlegen, die Straßen zum Himmel ebnen, die Abgründe verzäunen, die Vernunft auf den angeſtammten Thron ſetzen, die Begierde in ihre Grenzen ſchaffen, die Leidenſchaften zu edlen Dienſten nöthigen. Der Teufel ſoll mit Recht vor jedem Buche erſchrecken, allein die Bibliotheken und Journale ſind ſeine einträglichſten Leimſtangen.

Ein gutes Buch und eine gute Literatur iſt überhaupt ein etwas prätenſiöſes, in unſerer Zeit beinahe grobes Ding; es redet in's Gewiſſen, revidirt Kopf und Herz, hebt zu dem ſtrengen Dienſte der Tugend aus, deren Süßigkeiten nicht duften, deren Lohn nicht klingt; es fordert Mühe und Arbeit, und führt nur durch eine herbe Athleten-Diſciplin zu Freuden und Ehren, ſeine Blumen wachſen auf hohen Felſen, ſeine Früchte auf ſtachelvollen Bäumen; ein gutes Buch iſt ein Spiegel der Seele, eine italieniſche Buchhaltung über unſere innern Schulden und Guthaben — und davon will Niemand wiſſen. Schlechte Bücher fordern wenig und geſtatten viel. Eine aufrichtige Politik wird ſtets etwas Lykurgiſches oder Catoniſches an ſich tragen, eine Modepolitik weiß wenig von Pflichten und ſchwätzt unendlich von Rechten; eine ächte Poeſie greift in den Buſen, und nimmt das Maß der Kraft und Schwäche, eine falſche ſetzt den Reſt ohne Belobungsdecret in den Ruheſtand und paradirt nur mit Begierden.

Ein gutes Buch iſt beſſer als eine gute That, es wandert als unſterblicher Weiſer durch die Welt, ein mittelmäßiges macht träge, weil es nicht fördert, ein ſchlechtes zieht uns die guten Kleider aus, und ſteckt uns in Lumpen. Leider hat das Publikum faſt immer mehr Sympathie für das Mittelmäßige und Schlechte, und dringt das Treffliche einmal durch, ſo entſcheidet nicht die Mehrheit, ſondern die Auctorität der Stimmen. In der Belletriſtik ſucht die Menge das Neue und Bunte, in der Wiſſenſchaft das Frappante, in der Politik das Kecke, dort will ſie nicht Kunſt, ſondern Kunſtſtücke, hier nicht Grundſätze, ſondern Anſichten — vulgo Ideen — und Declamationen. — Ein Autor, dem es Ernſt iſt, geht den graden Weg, da ſtößt er naturlich bei Vielen an, er verletzt manche Intereſſen und Eitelkeiten, weil die tiefſte Wahrheit ſtets zur beißendſten Ironie wird. Er hat an Niemanden gedacht und kann nicht dafür, daß ſein Buch an die Leute denkt, er weiß nichts davon, daß die lieben Leſer unter ſeinem Wagen herumkriechen. Der Mann der Zeit macht dagegen nur den Text zu beliebten Melodieen, er ſchneidet alles nach dem herrſchenden Geſchmacke zu, ſein Ernſt und Spott iſt nach der jüngſten Mode, ſeine Weisheit iſt discret, er fertigt für alle Thorheiten und Laſter Legitimationen aus, und gibt zur Verderbtheit die feinſte, gefälligſte Theorie. Das iſt doch fürwahr ein liberaler Mann.

(Fortſetzung folgt).

Frankreich's elf Revolutionen.

Die Herzogin von Abrantes meint in ihren Denkwürdigkeiten über die Reſtauration (II. 139): „in der Verwandlung der Macht in Oppoſition, und darin, daß die (bisherige) Oppoſition ſelbſt Regierung und Macht wird, müſſe man eine Revolution ſehen,“ und ſo habe Frankreich „jetzt elf Revolutionen gehabt; denn es zähle elf verſchiedene Regierungen.“ Dieſe ſeien die folgenden:

1. „Die conſtitutionelle Regierung, welche am 14. Juli 1789 die alte Monarchie ſtürzte und am 10. Auguſt 1792 endete.

2. Die girondiſtiſche Regierung der Majorität des Conventes; welche bis zum 31. Mai 1793 dauerte.

3. Die terroriſtiſche Regierung der Minorität des Conventes; ſie begann am 31. Mai und endete am 10 Thermidor, als der Berg an ihr ſelbſt verübte, was der Convent an den Girondiſten verübt hatte.

4. Die Regierung des Thermidors, von ſonderbarer, amphibienartiger Natur. Sie endete am 13. Vendimaire.

5. Die Direktorialregierung. Sie fand ihren Tod am 18. Brumaire in St. Cloud. Nun begann eine wirkliche neue Ordnung der Dinge, denn bisher hatten wir nur Bewegungen gehabt.

6. Die Conſularregierung, beendet am 5. Mai 1804 durch die Begründung des Kaiſerthums.

7. Die kaiſerliche Regierung, die ſich auf den Trümmern aller andern erhob, und ſo lange währte, bis ganz Europa ſich zu ihrem Sturze verbündete. Sie fiel am 13. März 1814.

8. Die Regierung der Reſtauration, deren Vater der Zwang fremder Heere war, und deren Dauer ſich auf ein Jahr der Unruhen und Beſorgniſſe beſchränkte. Sie endete am 20. März 1815.

9. Die Regierung der 100 Tage. Sie hinterließ uns eine traurige, unglückliche Erbſchaft.

10. Die Regierung der 2. Reſtauration. Ich betrachte ſie als neue Auflage, welche dem Lande aufgebürdet wurde. Sie fiel erſt am 30. Juli 1830.

11. Die Regierung Ludwig Philipp's. Die Revolution, die dieſe dahin brachte, wo ſie ſich befindet, iſt vielleicht die fürchterlichſte von Allen, weil ſie dem Volke zeigte, was es wollen, wagen, und beſonders, was es — ausführen kann!“ —

Frankfurt a. M. (Muſik.) —

Seit meinem letzten Berichte gab's manche Novitäten, adelig geboren, bürgerlich erzogen, und auch umgekehrt, aber ſeltener. Der Central-Punkt der Privat-Muſik-Abende bleibt immer das Schillerfeſt des hieſigen Muſeums (6ten Januar) *). Es bot Gutes, Vieles, aber auch Gemiſchtes. Unter einem Dutzend von muſikaliſchen und declamatoriſchen Vorträgen machte Beethoven's Symphonie (F-dur) den Anfang. Fräulein Kathinka Heinefetter ſang eine Roſſiniſche Arie. Riefſtahl geigte Violin-Variationen von ſeiner Compoſition. Zum erſtenmale hörten wir Mendelsſohn's Ouvertüre zum Mährchen: „die ſchöne Meluſine,“ die Manchem gar fabelhaft vorkommen wollte, aber vielleicht entweder nicht verſtanden, oder mißverſtanden wurde. Die berühmten Variationen von Rhode (ſeeligen Andenkens!) wurden, tüchtig transponirt, von Fräulein Kratky tüchtig vorgetragen. Fräulein Lindner ſprach die Bürgſchaft des Feſtdichters, und Ferdinand Hiller begleitete quasi improviſatoriſch auf dem Flügel dazu. Die Sache verdient ſchon um des Wagniſſes wegen Aufmerkſamkeit. Es gibt mehrere melodramatiſche Bearbeitungen zu Balladen, aber für ganzes Orcheſter, welches ſeiner Schattirungen wegen weit eher im Stande iſt, die Großartigkeit eines poetiſchen Stoffes muſikaliſch zu erheben — und zu bereichern. Der Vortrag von Fräulein Lindner war der reine Spiegel dieſer Farbenpracht, Hiller's daneben, ein gelungener — Kupferſtich. Dergleichen Verſuche ideenreicher Clavierſpieler ſind im engeren Zirkel zu entſchuldigen. — Lieder ohne Worte, componirt von Mendelsſohn, mit (von Herrn Gollmick) untergelegten Schiller'ſchen Gedichten (die Theilung der Erde, und die Hoffnung), geſungen von Fräulein Haldreiter. Die Lieder Mendelsſohn's ohne Worte ſind beliebt, obgleich die wenigſten den Namen Lied verdienen. Schon vielfach iſt der Verſuch gemacht worden, unter Melodieen Texte zu legen, alſo den Gang der gewohnten Ordnung zu verkehren. Aber dieſe Art muſikaliſcher und poetiſcher Verſchmelzung iſt neu und ſeltſam. Das dafür und dawider gehört in eine eigene Abhandlung; daher jetzt nur ſo viel, daß Gegenſtand wie Vortrag im Allgemeinen anſprachen, und den Wunſch zurückließen, Herr G. möge in fortgeſetzten Verſuchen Anlaß zu Erörterungen über „die geiſtige Verwandtſchaft der Poeſie mit der Tonkunſt“ geben; wie dieſes Arrangement in mehreren hieſigen Blättern vorberichtet wurde. Das Finale aus Cosi fan tutte beſchloß dieſen reichen Abend, deſſen poetiſche Vorträge — theils von, theils über Schiller — nicht in mein Departement gehören. Es iſt begreiflich, daß Alles aufgeboten wurde, die Ehre des Abends zu behaupten. — In den zwei ordentlichen Muſeen, die dieſem außerordentlichen vorangingen und folgten, war Vater Haydn der Hauptanziehungspunkt. Das erſte gab die Schöpfung, das zweite ſeine Militär-Symphonie. In dieſem letzten ſang Fräulein Sähr ihren erſten öffentlichen Verſuch (Weber's Wolken-Arie) mit friſchem jugendlichem und vollem Organe. Weil ich heute Stoiker ſein muß, ſo faſſ' ich alles zuſammen und ſage: Die Stimme tyranniſirt den Vortrag. Dieſer muß wachſen, um ſich jener anzuranken. Bei Madame Ernſt, welche eine Bravour-Arie (non mi ricordo) vortrug, iſt gerade das Verhältniß umgekehrt.

---

*) deſſen Ertrag von 500 und einigen 30 fl. nach Abzug aller Unkoſten als Beitrag zum Schiller-Denkmale nach Stuttgart geſandt wurde.

Der Schmitt'ſche Inſtrumental-Muſik-Verein trat ſeitdem auch zweimal in's Leben, und bot Vieles und manches Gute, an Novitäten z. B. eine Sopran-Arie von Ferdinand Hiller, im Geſchmacke Händel's componirt und geſungen; ein Violoncello-Quartett, von Lachner, recht brav geſpielt — viel Klang, aber wenig Anklang. Ich ſah beſtändig vier Cavaliere aus den Zeiten der Allongeperücken vor mir her vegetiren, alles Gravität und Nobleſſe — ſelbſt die Freude ſchreitet mit ihrem Stammbaume einher. Wo dachte der Componiſt hin? Das Neue darf nie unnatürlich werden. Der oratoriſche Lachner, das elegiſche Violoncell — und dieſes vierfach wieder mit ſich ſelbſt verſchlungen. Man kann dieſem Tonſtücke höchſtens eine Thräne des Beifalls zollen. Dillettanten ſangen das Quartett aus Don Juan Non ti fidar, o misera und darauf A. André's fünfſtimmigen Geſang „Finden und Scheiden“ Fis-dur, beides am Clavier von Herrn Gollmick geleitet. Zu loben war hier vorzüglich Einheit und Präziſion. Es wäre verdienſtvoll, den Virtuoſen des Mozart'ſchen Clavier-Concerts (D-dur) durch Lob aufzumuntern, wenn wir nicht in ihm den Künſtler erkannt hätten, an den man ſeine Anſprüche ſchon höher ſtellen darf! — Die Ouvertüre zu des Directors Oper: „der Doppelprozeß“ ging ohne Prozeß der Inſtrumente recht feurig und con amore von ſtatten.

Das zweite Concert am 24ſten Januar bot außer der Ouvertüre aus Cherubini's L'hôtellerie portugaise (in Paris 1798 — alſo zwiſchen Medea und Armand geſchrieben —) nichts direct Neues für uns — und doch ſprach die Ouvertüre nicht an. Wohl ſchimmert überall die gigantiſche Kraft dieſes Veteranen durch; ſeine Figuren, ſeine Bäſſe und Harmonieenfolgen verkünden ihn überall, aber ſie ſcheint mehr ein Werk der Nothwendigkeit, als ein Werk des Erguſſes — und man ſollte glauben, ſie ſchildere den Traum der verlaſſenen Tochter des Aëtes. Wenigſtens erinnert alles an ſie. Die Schuld der Aufführung war es wenigſtens nicht, wenn man mit einem unbehaglichen Gefühle des Zweifels den Saal verließ. Als Gegenſtück zu dieſer Ouvertüre erwähne ich Guitarre-Variationen von Herrn Cattus, dem Compoſiteur derſelben, vorgetragen. — Aber vor der Execution der Kummer'ſchen D-dur-Symphonie — Hut ab. Das C-dur Clavier-Concert von Mozart, ſpielte Fräulein Elsner mit der Nettigkeit, die ſie von jeher auszeichnet. Den Kadenzen nur hätte ich etwas mehr Kern gewünſcht, und dem Flügel eine beſſere Stimmung. Eine wundervolle Stimme trug Beethoven's: „Ah perfido“ vor. Weniger Distonation und mehr Muth, das Übrige gibt die Schule. Dem Rondo eines Concerts von J. G. Arnold (Schüler Romberg's) ſchien der junge Violoncelliſt nicht gewachſen, deſto geſchmackvoller trug er das Adagio vor. Beſonders lobenswerth ſind Ton und Strich. Quartetten, von Mitgliedern des Liederkranzes geſungen, verfehlen nie ihre angenehme Wirkung.

Auch Riefſtahl gab zwei Soiréen, in den erſten Quartetten von Haydn B-dur und von Spohr Es-dur. Herr Jaskewitz ſang Lieder mit Waldhorn von Kosmali und Proſch. — Fräulein Haldreiter ſang Lieder von Schubert und Mendelsſohn, und Fräulein Elsner trug Mozart's berühmtes Trio für Clavier, Clarinette und Viola fertig und geſchmackvoll vor. Was mich einigermaßen genirte, war, daß zufälligerweiſe ſämmtliche Stücke aus B-Tonarten gingen, welches bei aller Befriedigung monoton iſt. Ich wußte lange nicht, woher dieſe Dumpfheit der Nachempfindung; bis ich endlich dahinter kam. Dies ſei ein zu beobachtender Wink für viele Concertgeber.

Die letzte Soirée am 30ſten Januar, der ich leider nicht beiwohnen konnte, ſoll die vorzüglichſte geweſen ſein, (Mozart's F-dur. Beethoven's E-Moll-Quartett) und beſtätigte eine früher ausgeſprochene Bemerkung, daß bei Quartett-Spielern Sicherheit und Rundung nur Reſultat längerer Übung, und „des ſich kennen Lernens“ ſein kann. Das kleine Auditorium (meiſtens Zuhörer, die, aus dem muſikaliſchen Gedränge ſich rettend, hier mit der Reinheit des Inſtrumentalſatzes ſich wieder zurecht finden) commentirte dieſe Meinung durch die Progreſſion ſeines Beifalls. Wie die Zwiſchenzeit außer Liedern Schubert's, von Fräulein Kratky geſungen, ausgefüllt wurde, iſt mir unbekannt.

(Schluß folgt).

Notizen.

⁂ Fèvre's Betrachtungen über das Leben der Völker. — Eben erſchienen ſind: „Considérations sur la vie des peuples, sur les institutions de leurs différens âges, et en particulier sur celles du peuple français à son entrée dans la carrière de la liberté; par C. H. Fèvre.“ (1 Vol. 8. 7 Fr.) Der Titel iſt anziehend genug, — der Verfaſſer uns noch unbekannt.

⁂ Auffindung eines ſilbernen Tiſch-Services zu Pompeji. — Im October v. J. wurde in Gegenwart des Königs von Neapel und ſeiner beiden Brüder in einem Hauſe der Strada di Mercurio zu Pompeji ein Schatz von 64 ſilbernen Gefäßen entdeckt. Es war ein Tiſch-Service für 4 Perſonen, — offenbar der anſehnlichſte Fund dieſer Art, den man bis jetzt in Pompeji gemacht hat. Sämmtliche Gefäße ſind auf das Geſchmackvollſte verziert.

⁂ Schottland's periodiſche Preſſe hat ſeit einigen Jahren bedeutend an Thätigkeit zugenommen. Im J. 1825 hatte ſie nur 25, gegenwärtig 55 Tageblätter zu bedienen. Geſtempelt wurden im J. 1801 nur 994,280, im J. 1833 mehr als dreimal ſo viel, nämlich 3,088,291.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 32. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 7. Februar.

Schweizer Bilder.

(Fortſetzung).

Die franzöſiſche Geſandtſchaft, ſo lange ſie in Solothurn wohnte, und die aus franzöſiſchen Kriegsdienſten zurückgekehrten Patrizierſöhne verſchönerten in jenen geprieſenen Tagen die altrohe Schweizergeſittung mit Pariſer Schminke. Jeſuiten ſorgten nach ihrer Weiſe für den nothdürftigen Vorrath von Gelahrtheit. Man ging dabei jeden Tag fleißig zur Kirche und freute ſich draußen ſo gut man konnte des Lebens mit Feſten, Liebſchaften und Schauſpielen.

In der katholiſchen Schweiz hatte von jeher das Volk beſondere Vorliebe für Schauſpiele. Es hätte in der reformirten Schweiz wohl auch nicht daran gefehlt, wäre nicht vom ſtrengen Puritanismus der Junger Zwingli's und Calvin's großes Ärgerniß daran genommen worden. Heutiges Tages führen in reformirten, wie in katholiſchen Dörfern, die Landleute oft unter freiem Himmel Schauſpiele auf. Meiſtens ſind es vaterländiſche Stücke und Arbeiten der beſten Dichter Deutſchlands. Ehemals erlaubte man Bauern, beſonders in katholiſchen Gegenden, nur geiſtliche Poſſenſpiele, Kreuzigungen Chriſti, keuſche Suſanna's und andere Darſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte, zur Beförderung, wenn auch nicht der guten Sitten, doch der heiligen Religion. Von theatraliſchen Darſtellungen der Thaten ſchweizeriſcher Freiheitshelden durfte nicht leicht die Rede ſein; die Bauern hätten ja auf die ärgſten Gedanken verfallen können.

Das älteſte bekannte Schauſpiel in der Hauptſtadt Solothurn ſelbſt war ebenfalls geiſtlicher Natur. Im Jahre 1453 ſtrömten die Freunde Thaliens aus Nähen und Fernen herbei. Als „das Spiel von Gnaden Gottes glücklich abgegangen war," that ſich die Magnificenz der Regierung außerordentlicher Weiſe kund. Sie gab nämlich jedem der fremden Spielleute aus der Eidgenoſſenſchaft ein Paar neue Hoſen. Im Jahre 1598 wurde die „Belagerung von Troja" aufgeführt. In dieſer erſchrecklichen Tragödia traten über hundert Perſonen auf, ſo daß dazu ein guter Theil der ehrſamen Bürgerſchaft verwendet werden mußte. Sogar die Rathsherren wurden in Requiſition geſetzt. Es verſteht ſich, die Rathsherren ſpielten die erſten Helden- und Liebhaberrollen, ſchon von Amts- und Geburtswegen. Späterhin machten ſie ſich nicht mehr ſo gemein, gleich dem Kaiſer Nero, auf der Bühne dem Volke zur Schau zu dienen. Sie erwieſen nur die „Honneurs" im Namen des Staates. Als im Jahre 1617 die Hiſtorie vom „blinden Tobias" aufgeführt ward, wieſen die vier vornehmſten Rathsherren fremden Gäſten nach Rang und Würden Ehrenplätze an, ſchnitten ihnen ſodann bei'm Gaſtmahle die Speiſen vor und ermahnten ſie mit zierlicher Höflichkeit, ſich fleißig daran zu halten und die Becher zu leeren. Das Landvolk indeſſen ſtreng zur Entrichtung der Steuern, Abgaben, Bodenzinſen, Schanzgeldern u. ſ. w. gehalten, blieb fromm, unwiſſend und arm, wie fruchtbar und reich auch der Boden war, den es anbaute. Erſt in neueren Zeiten hebt ſich die Landwirthſchaft. Es befinden ſich 116,933 Grundſtücke des Landes unter 11,651 Grundeigenthümer vertheilt. Der Kanton Solothurn iſt einer der wenigen, oder vielleicht der einzige, welcher nicht nur Getraide genug für ſeine Bewohner gewinnen, ſondern auch davon ausführen kann. Nur ſind die ebenern Gegenden längs der Aare, von Solothurn bis zu den Gränzen des Bernerlandes, häufigen Überſchwemmungen durch den Strom preisgegeben, zum Theil bedroht, in ein ödes Sumpfland verwandelt zu werden, wie es ſchon ein weitläufiger Landſtrich in den Kantonen Waadt, Freiburg, Bern und Neuenburg geworden iſt. Man hat in jüngſter Zeit zur Entſumpfung und Rettung dieſer Gegenden viele Vorarbeiten und

Entwürfe gemacht. Aber noch bleibt es bei Entwürfen. Es iſt der Mühe nicht unwerth, auf dieſen unglücklichen Theil der Schweiz unſern Nebenblick zu werfen.

Eine weite Fläche, in der weſtlichen Schweiz, dehnt ſich zwiſchen den ebengenannten Kantonen, Solothurn miteingeſchloſſen, nach allen Richtungen aus. Man pflegt ſie gemeinlich das Seeland zu nennen. Sie begreift einen Flächenraum von ungefähr 38 Geviertſtunden, in einer Länge von 15 bis 20 Wegſtunden. Nicht unwahrſcheinlich mag hier in Urzeiten der größte aller ſchweizeriſchen Landſeen vorhanden geweſen ſein. Die drei heutigen Seen von Neuenburg, Biel und Murten mögen, als deſſen Überbleibſel, angeſehen werden. Die Aar rinnt ſchwer und langſam durch dieſes halböde Gelände. Von Yverdon bis Solothurn hat ſie kaum einen Fall von 25 Fuß. Rings Sumpf, Moor und Riedland. Wald- und Bergſtröme ſtürzen gegen dies breite Becken den Seen oder der Aar zu, und erhöhen mit Steingeſchieben das Bett der Gewäſſer. Wenn bei plötzlichem Schmelzen des Schnees oder anhaltendem Regen in den Gebirgen, die Quellen und Flüſſe mächtiger anlaufen, ſtellen ſie in allgemeiner Überſchwemmung noch immer die Geſtalt des ungeheuren Sees wieder her. Dann ragt das Städtlein Nidau aus den Fluthen, wie eine Inſel; dann ſieht man zuweilen den Aarſtrom über ſeinen niedrigſten Standpunkt bei zwei und zwanzig Fuß hoch aufgeſchwollen. Da weicht die Stärke aller Uferdämme, Fruchtfelder werden mit Schutt, Schlamm und Sand überzogen, Dörfer werden voll zuſammengeſchwemmten Unflaths. Im Durchſchnitt wiederholt ſich das entſetzliche Schauſpiel von zwei zu drei Jahren.

Das feuchte, vermoorende Erdreich, das ſtille, faulige Waſſer in ſo ausgedehnten Strecken, füllt die darüberſchwebende Athmosphäre unaufhörlich und im Übermaß mit Dünſten und Nebeln, welche, in ſich gährend, die Sommergewitter und Hagelwetter, hier und über die Nachbarſchaft, vervielfältigen. Eben dieſe ewigen Verdünſtungen erzeugen fortwährende Verminderung der Luftwärme. Jene wolkenförmigen Nebel, welche in jedem Frühlinge, in jedem Herbſte Monate lang, Morgens und Abends, die Gegend verſchleiern, und nur die heißen Strahlen der Mittagsſonne plötzlich durchbrechen laſſen, verurſachen häufige Früh- und Spätfröſte, die den Erndten des Landmanns ſo verderblich ſind. Aber ſie tragen auch durch Verpeſtung des Dunſtkreiſes dazu noch die Schuld von vielen Krankheiten der Menſchen. Ärzte wollen Erfahrung gemacht haben, daß die ehemals hier herrſchenden Wechſelfieber, ſeit dem häufigeren Gebrauch des Kaffees, faſt ganz verſchwunden, dagegen aber gallicht-nervöſe Fieber gemeiner geworden ſind, und daß ſie jedesmal nach feuchten Sommern und nach jeder Überſchwemmung in wärmerer Jahreszeit, regelmäßig und verheerend zu erſcheinen pflegen. Gleiches Erkranken befällt nach Überſchwemmungen auch das Vieh, ſei es in Folge der vergifteten Luft, oder des Genuſſes ungeſunder Sumpfkräuter. Immer wiederkehrende Seuchen des Hornviehes, der Schafe und der Ziegen raffen den Wohlſtand der Landleute hinweg oder erſchüttern ihn doch.

Dieſes Elend alles beſteht ſchon ſeit Jahrhunderten; und man endet es nicht. Es könnten 60 bis 65,000 Juchart Landes (oder Morgen, zu 10,000 Geviertſchuh) den Überſchwemmungen und Verheerungen entriſſen werden; man läßt aber dieſe Landſtrecken zum Schaden der Menſchen, des Viehs, ſelbſt der Staatseinkünfte, verſauren und verderben. Die geſammte Seeland-Gegend iſt ſchon auf das genaueſte nivellirt und vermeſſen; Grund und Art des Bodens ſorgfältig unterſucht. Sachverſtändige Männer, Techniker, wie Tulla und Joh. Lelewel (ehmaliger Oberſtl. des polniſchen Geniecorps), haben Riſſe und Plane zur Entſumpfung des Landes durch Anlegung ſchiffbarer Kanäle und Tieferlegungen der Seen, durch Correktionen des Aar-Laufes, durch verbeſſerte Ausmündung des Emmeſtromes in die Aar, entworfen. Man hat die Dauer der Arbeiten bis zur gänzlichen Vollendung auf neun Jahre und die Koſten dafür auf zwei bis drei Millionen Franken berechnet Was hindert die Ausführung des Werkes? Wird Jedermann fragen, der die Schweizer nicht kennt. Wahrlich die zwei oder drei Millionen würden ohne Verzug, wie einſt bei der Trockenlegung der Linthſümpfe, durch freiwillige Beiträge der Nation und durch Actien herbeigeſchafft ſein. Aber die Allmacht der Gewohnheit, die Allmacht des Vorurtheils oder Eigennutzes vieler Gemeinden jener mitleidswürdigen Gegenden ſtämmt ſich dagegen. Einer moraliſchen Verſumpftheit des Volkes abzuhelfen, iſt ſchwieriger, als jeder phyſiſchen das Ende zu machen. Gewaltiger noch ſträubt ſich die kurzſichtige Eiferſüchtelei der verſchiedenen Kantonsregierungen, ihre Beſorgniß dagegen, ſie möchten zuletzt (und jede fürchtet es von ſich) den größern nicht berechneten Nachtheil empfangen, alle übrigen aber den Vortheil erndten. So fürchtet Solothurn z. B., in deſſen Gebiet gegenwärtig 5,000 Jucharten Landes den Überſchwemmungen preisgegeben liegen, von verſtärkterm und reißendern Laufe des Aarſtroms Gefahr für ſeine Brükken über denſelben und Überſchwemmungen der flacheren Gegenden von Olten.

Auch dieſer Zug in der Phyſiognomie der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft dient zur Charakteriſtik derſelben.

(Fortſetzung folgt).

M'Culloch über Großbritannien.

M'Culloch's ſtatiſtiſcher Bericht über das britiſche Reich. (A statistical Account of the British Empire; exhibiting its Extent, physical capacities, population, Industry, and Civil and religious Institutions. By I. R. M'Culloch, Esq. assisted by numerous Contributors. 2 volls. London. C. Knight et Comp.)

Dieſes kürzlich erſchienene Werk wird von ſachkundigen Engländern als die beſte ſtatiſtiſche Arbeit über das britiſche Reich gerühmt, welche bis jetzt noch zu Tag gekommen iſt. Da überdies die Authentizität der mitgetheilten Angaben ausdrücklich anerkannt wird, ſo dürften einige aus denſelben geſchöpfte Überſichten unſern Leſern wohl nicht unwillkommen ſein.

Was zunächſt die Sterblichkeit in England betrifft, ſo ergeben ſich folgende Verhältniſſe:

In den 5 mit 1800 endenden Jahren ſtarb jährl. 1 von 48
„ „ „ „ 1810 — — — — 1 „ 49
„ „ „ „ 1820 — — — — 1 „ 55
„ „ „ „ 1830 — — — — 1 „ 51

„Da indeß," fügt M'Culloch hinzu, „die Bevölkerung durch zahlreichere Geburten ſich vermehrt, ſo können die angeführten Verhältnißzahlen nicht völlig zur Bezeichnung des Mortalitäts-Verhältniſſes gebraucht werden. Doch iſt kein Zweifel, daß ſeit dem amerikaniſchen Kriege die Sterblichkeit ſich in England vermindert hat. Die Zahl der jährlichen Begräbniſſe in dem ganzen Zeitraume von 1780 bis 1815 hat ſich nicht bedeutend vermehrt, obgleich die Bevölkerung um 3,300,000 zugenommen hat. Auch hat Finlaiſon berechnet, daß die wahrſcheinliche Lebensfriſt für Männer, die jährliche Penſionen bezogen, im Jahre 1795 nur 30,34 Jahre, im Jahre 1830 hingegen für Männer aus der ganzen Maſſe der Bevölkerung 39,63 Jahre war.

„Dieſe wundervolle Verbeſſerung," bemerkt nun Herr M'Culloch, „muß ohne Zweifel mehreren Urſachen zugeſchrieben werden: theils der Austrocknung von Sümpfen und Moräſten, wodurch akute und Marſchfieber aus mehreren Bezirken völlig vertrieben worden ſind; theils den Verbeſſerungen in der Diät, Kleidung und Wohnung und anderen Bedürfniſſen der Maſſe des Volkes; theils auch der größeren Vorherrſchaft der Reinlichkeit; theils endlich und ſeit 1800 vielleicht vorzugsweiſe den Entdeckungen in der Arznei-Wiſſenſchaft und der Ausrottung der Blattern."

Hinſichtlich der Gütervertheilung beruft M'Culloch ſich auf die zuverläſſigen Berechnungen Dr. Beeke's, wonach die Geſammtzahl der Landeigenthümer in England und Wales ſich nur auf 200,000 belaufe. Da nun der geſammte Zinſenbetrag (the gross rental) des Königreichs jährlich auf 30 Million Pfd. St. anzuſchlagen ſei, ſo kämen im Durchſchnitt auf jeden Landeigenthümer (landlord) nur 150 Pfd; da aber einige weit mehr beziehen, ſo folge, daß ein großer Theil derſelben viel weniger Einkommen habe. Daher komme es denn, daß wenige ein mühevolleres Leben führen und zu größerer Einſchrankung genöthigt ſind, als die Eigner oder Inhaber kleiner Landparzellen.

Von den 280,000 Individuen, welche Kapitalien in der Staatskaſſe haben, iſt es nur der 60ſte Theil derſelben, deren Dividende 200 Pfd. überſteigt; nur 600 haben Dividenden, die 2000 Pfd. überſteigen.

Der Ackerbau muß ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht haben; denn von 1820 bis 1830 hat die Getraide-Einfuhr gar nicht oder ſehr wenig zugenommen, obgleich die Bevölkerung in dieſen 10 Jahren von 14,291,000 auf 16,537,000 geſtiegen. Merkwürdig iſt, daß, während 1760 in England und Wales noch 888,000 Einwohner ſich von Roggen nährten, jetzt alle bis ungefähr auf 20,000 ſich von Waizen nähren. Ähnliche Verbeſſerungen haben hinſichtlich anderer Nahrungsmittel ſtatt gefunden.

So hat u. a. die Conſumtion von Fleiſch ſich in der Hauptſtadt verdoppelt im Vergleiche zu dem Verbrauche deſſelben in den Jahren von 1740—1750. Noch bedeutender iſt die Vermehrung dieſer Conſumtion in Schottland ſeit 1770.

In Irland hat ſich freilich der Zuſtand der arbeitenden Klaſſe, alſo der großen Maſſe des Volkes, in materieller Hinſicht um Nichts ſeit den Zeiten Cromwell's verbeſſert; indeſſen hat der Mittelſtand in den letzten 50 Jahren zugenommen und auch ſeinen vollen Antheil an den Verbeſſerungen erhalten, deren ſich alle Volksklaſſen in England und Schottland erfreuen.

Der geſammte Ackerbauertrag von England und Wales wird auf 122,000,000 Pfd., von Schottland auf ungefähr 23,000,000, von Irland auf 45,000,000 Pfd. angeſchlagen. Nach Abzug der Koſten für Einſaat, Pferde u. ſ. w. kommen in England und Schottland ungefähr 8 Pfd. (genau $^{143}/_{16}$) auf jeden Einwohner für ſeine jährliche Conſumtion, in Irland ungefähr 4 Pfd. 3 S.

Feuilleton.

⁂ Kirchliche Baukunſt in England. — Im Inſtitut brittiſcher Architekten zu London am 19. Decbr. v. J. verlas Herr Britton einen Aufſatz über Anwendung des Styles der klöſterlichen (monastic) Architektur auf neuere Wohnungen, und wies in demſelben nach, wie der Verfall jenes Bauſtyles begonnen mit Aufhebung der Klöſter durch Heinrich VIII., und Einführung des italiäniſchen Styles durch Holbein, Johann von Padua u. A., und wie der alte Styl wieder aufgelebt unter Georg III., unter den Auſpizien von Walpole, Warburton, Bentham u. A. Herr Britton kritiſirte die Werke des Inigo Jones, des Chriſtopher Wren, und des unlängſt verſtorbenen Wyatt, und ſprach ſich dahin aus, die Architektur des Mittelalters ſei weit geeigneter für die dortige Gegend und die Bedürfniſſe der Einwohner, als die claſſiſche Heiden-Tempel-Architektur des alten Griechenland's und Rom's.

⁂ Buonaparte von Sieyes aus Aegypten zu Hülfe gerufen. — In der letzten Sitzung der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften zu Paris verlas Mignet eine biographiſche Charakteriſtik des verſtorbenen Abbé Sieyes, welcher Mitglied dieſer Akademie geweſen. Aus Depping's Berichte über dieſe Vorleſung entnehmen wir folgendes intereſſante Factum: „Nach der Schreckenszeit kam Sieyes als Mitglied des Direktoriums an die Spitze der Regierung, und ſah nun ein, daß es eines handfeſten Mannes bedürfe, um die Ordnung wieder herzuſtellen. „„Ich habe ein Schwert nöthig,"" ſagte er in ſeiner bündigen und geiſtreichen Sprache, und dachte an den jungen General Joubert. Dieſer fiel aber in Italien, und nun hofften Sieyes und Andere auf Buonaparte. Der damalige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Reinhard (jetzt auch Mitglied der Akademie und Pair de France), mußte an den General in Aegypten ſchreiben; aber kaum war der Brief abgegangen, als Buonaparte ſchon in der Provence landete..."

⁂ Wahrſcheinlich einziges Calembourg Napoleon's. — „Als der Kaiſer," ſo erzählt uns die Herzogin von Abrantes in ihren Denkwürdigkeiten über die Reſtauration (II. 191), „in den hundert Tagen den Dom der Invaliden beſuchte, und ihn der Trophäen beraubt ſah, mit denen er ihn geſchmückt, ſahen ihn die, welche ihm nahe ſtanden, erbleichen und beben. Mit bitterem Lächeln und einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke der Stimme fragte er den Marſchall Serrurier, Gouverneur des Invalidenhôtels: „„Herr Marſchall, der Graf von Lille hat Sie zum Pair gemacht, wie man mir ſagte; iſt das wahr, ſo zeigten Sie ſich als ſehr ſchlechter Vater (père) für Ihre Kinder."" Damit wandte er ihm den Rücken zu, ohne ſeine Antwort abzuwarten." — „Der Kaiſer," fügt Mad. d'Abrantes hinzu, „machte nie einen Calembourg; dies war vielleicht der einzige in ſeinem ganzen Leben."

⁂ Le Chateau de Saint-Germain von Madame Reybaud. — Paul H. Jakob, der Bibliophile (Hr. Lacroix) ſchreibt in der Revue de Paris (1. Jan.): „wir hatten vorgefühlt, als die wundervolle Erzählung der „Aventure d'un Renégat“ uns anzog, als die rührenden Scenen des Pierre uns elektriſirten, — daß das Geſchlecht des Hrn. M. H. Renaud, (ſo nannte ſich der Verfaſſer jener beiden Romane) nicht fremd ſein könne jener vorzüglichen Senſibilität, jener Zartheit der Gedanken, jener Anmuth des Ausdrucks, jener ſanften Schwermuth, jener Intuition der Seele, welche das eigenſte Weſen des Weibes ausmachen.“ Er freut ſich dann, daß M. H. Renaud nun bei Herausgabe des neuen Romans le Chateau de Saint-Germain, die Pſeudonymität aufgegeben, um als Mad. Reybaud mit einem Werke aufzutreten, welches „den beiden erſten an Verdienſtlichkeit gleich komme, wenn es ſie nicht übertreffe.“ Er freut ſich, „es von ganzem Herzen loben zu können.“

⁂ Der Himmel eines bekehrten Eskimo. — Wenn ein Geiſtlicher Eskimo ſchreibt: Nanna ingerarkätigekpoguk ankomo ulapersaartauvianartome, ſo heißt dies auf deutſch: „Nun wandeln wir mit einander auf dem Wege zur Zufriedenſtellungsſtelle“ (d. h. zum Himmel). So überſetzt Miß Albrecht wörtlich jene Zeilen aus dem Briefe des Eskimo Amo, Nationalgehilfen zu Hoffenthal an den Redakteur des Calwer Miſſionsblattes.

⁂ Eine Promotion und eine Abſetzung: Blanco und Walter. — Der berühmte Joſeph Blanco, ehem. Hofprediger zu Sevilla, im J. 1814 zur anglikaniſchen Epiſkopalkirche übergetreten und unter dem Namen White als Prediger zu Oxford angeſtellt, iſt jetzt, weil er ſich zu unitariſchen Grundſätzen bekannt hat, ſeines geiſtlichen Amtes entſetzt worden. Hr. Prof. Ferdinand Walter zu Bonn, deſſen Lehrbuch des Kirchenrechtes bereits in achter Auflage erſchienen, iſt von Gregor XVI. zum Ritter des Ordens des h. Gregor des Großen promovirt worden.

⁂ Raspail's Pflanzen-Phyſiologie und Botanik. — Raspail, der längere Zeit als Republikaniſt und Revolutioniſt auf nicht ſehr erfreuliche Weiſe die Aufmerkſamkeit der Zeitungsleſer auf ſich gezogen, hat jetzt ein Werk herausgegeben, welches ihm von Gelehrten und Ungelehrten Beifall eintragen dürfte. Es iſt ſeine „Nouveau système de Physiologie végétale et de Botanique,“ welchem ein Atlas von 60 prächtig und ſorglich ausgeführten Kupfertafeln beigegeben iſt, auf denen mehr als 1000 Zeichnungen, größtentheils nach eigenen Beobachtungen des Verfaſſers entworfen.

⁂ Intereſſante italiäniſche Zeitſchrift. — Zu Paris erſcheint jetzt heftweiſe eine italiäniſche Zeitſchrift unter dem Titel l'Italiano, welches ſowohl die Literatur und Kunſt Italiens, als die Strebungen der Italiäner im Auslande beſpricht. In den ſechs bereits erſchienenen Heften wird der troſtloſe Zuſtand der jetzigen Literatur und Kunſt in Italien eingeſtanden und der Rath gegeben, nicht von den Akademieen und dem Roccoco arkadiſcher Poeſie, ſondern von einem ruhigen Studium der Geſchichte von tieferem Eindringen in fremde, namentlich in deutſche Literatur eine wiſſenſchaftliche Wiedergeburt zu hoffen. Auch wird die unendliche Tiefe und Eigenthümlichkeit der deutſchen Muſik — der jetzigen italiäniſchen gegenüber — mit Enthuſiasmus anerkannt.

⁂ Neu-indiſche Literatoren. — Das eben erſchienene ſechste Heft des Journal of the royal asiatic society enthält u. a. auch zwei Aufſätze von Eingeborenen Oſtindiens. Der eine, von dem verſtorbenen Ram Raz, Richter in Myſore, handelt von der Einführung von Geſchworenen bei den örtlichen Gerichten Indiens, und beweiſt, daß die Grundſätze conſtitutioneller Freiheit auch dort Eingang finden; der andere, von Simon Caſi Chitty, liefert eine Beſchreibung der Sitten und Gebräuche der Neger auf Ceylon.

⁂ London hat jetzt 1,274,800 Einwohner, von denen 1,226,694 anſäſſig. Von dieſen ſind 570,216 männlichen, 656,457 weiblichen Geſchlechtes. Von den 176,226 Häuſern, die London mit ſeinem Weichbilde in ſich faßt, ſind 8,246 unbewohnt, 3,299 in Bau begriffen.

⁂ Neu-armeniſcher Philolog. — In der Sitzung der königl. aſiatiſchen Geſellſchaft zu London am 17. Dec. v. J. wurde eine Abhandlung verleſen „über das Alterthum der armeniſchen Sprache,“ deren Verfaſſer, ein Armenier, Namens Arratuda Iſak Aganne, zu beweiſen ſucht, daß ſeine Mutterſprache die Urſprache der Welt, und ſomit von Adam im Paradieſe geſprochen worden ſei.

⁂ Dotation der Univerſitäten und Schulen in Nordamerika. — Bramer in ſeinem Taſchenbuche für Reiſende in die Vereinigten Staaten von Nordamerika (Baltimore 1826) berechnet, daß die nordamerik. Univerſitäten vom Congreß mit 300,000, die Volksſchulen mit 7,953,320 Acres Land ausgeſtattet ſind, von denen er die erſten zu 625,000, die letzteren zu 9,940,672 Dollars anſchlägt.

⁂ Statiſtik der ruſſiſchen Literatur für 1834. — Den Angaben der Bibliographie de France zufolge, erſchienen im J. 1834 in Rußland 844 Werke, von denen ungefähr ein Achtel Ueberſetzungen waren. Von 430 wiſſenſchaftlichen Schriften waren 339, von 271 rein literäriſchen Produkten 226 — Originalien. Von ſämmtlichen 844 Werken waren 541 in ruſſiſcher, 91 in deutſcher, 54 in hebräiſcher, 46 in lateiniſcher, 37 in polniſcher, 26 in franzöſiſcher, 26 in litthauiſcher, eſthländiſcher, finniſcher und ſchwediſcher, 3 in neugriechiſcher, 3 in italiäniſcher, 3 in ſamojitiſcher geſchrieben, nur eine in engliſcher, holländiſcher, arabiſcher und perſiſcher Sprache.

⁂ Lebendige und tödtende Erinnerungen aus der ſogenannten guten alten Zeit. — Der ſchweizeriſche Verfaſſungsfreund ſchreibt: die Conventherren in Fiſchingen tranken in 3 Monaten 171 Eimer 1834er Wein, während das Geſinde 111 Eimer 1835 verbrauchte. Da die ganze Bevölkerung 40 Köpfe zählt, ſo kommen auf jeden täglich 4½ Maaß! — Das Wochenblatt von Belfort aber berichtet, daß ein zu Dannemarie erkranktes Mädchen von den Nachbarinnen für beſeſſen erklärt worden; daß mittelſt Beſchwörungsformeln, geweihter Kerzen, Feuer und Waſſer am erſten Tage 6 böſe Geiſter ausgetrieben, der 7. aber, der Behauptung des Geiſterbanners zufolge, erſt am folgenden Freitage zum Weichen gebracht werden könne. Niemand durfte ſich bis dahin der Kranken nähern, die Hausthüre wurde verſchloſſen; — am Freitage war das Mädchen todt.

⁂ Der jährliche Ertrag des Bodens von Großbritannien wird, nach dem Durchſchnittspreis der letzten 5 bis 6 Jahre angeſchlagen auf 160 Millionen Pfd. Sterl. Hiervon ſind in Abrechnung zu bringen:

Pachtgelder	40	Mill.
Lohn an Hausgeſinde	4½	—
Für Taglöhner	26½	—
Kirchſpielabgaben	3½	—
Zehnten	4	—
Für Handwerksarbeiten . . .	12	—
Zum Unterhalte des Produzenten	25	—
Zuſammen	117½	—
Es bleiben alſo für Kleidungsſtücke, Hausgeräthe, Brennmaterial und ſonſtige Ausgaben .	42½	Mill. Pf. St.

⁂ Bulwer. — In Coventgarden zu London wurde Bulwer's längſt verheißenes Trauerſpiel: „Die Herzogin de la Vallière,“ in dieſen Tagen aufgeführt; doch ſoll der Erfolg nicht ſo glänzend geweſen ſein, als man ſich ihn erwartet. — Edward Lytton Bulwer's Novellen ſind kürzlich auch in's Däniſche überſetzt worden.

⁂ Dampfluftſchiff. — Das Echo de la haute Marne ſchreibt, ein Einwohner der kleinen Stadt Orges habe ein Dampfluftſchiff erfunden, mit welchem man in äußerſter Schnelligkeit und beliebiger Richtung nur einige Toiſen über der Oberfläche der Erde durch die Luft reiſen könne; auch ſollen ſich mittelſt dieſes Locomotiv's die ſchwerſten Laſten leicht fortſchiffen laſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^ro^ 33. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 8. Februar.

Schweizer Bilder.

(Fortſetzung).

2. St. Verena.

Ganz in der Nähe Solothurn's, zwiſchen der Stadt und dem waldreichen Kalkgebirge des Jura, ruhen in einem beträchtlichen Umfange wunderbar zuſammengewürfelte Granit- und Gneisblöcke in ungeheuren Maſſen beiſammen. Ein Bach erzwingt ſich in ihrer Mitte, bald freundlich, bald ſchäumend, Durchgang. Tannen, Buchen, Ahorn und andres mannichfaltiges Gebüſch, in maleriſcher Wildheit, umſchattet ſie. Ein anmuthsvoller Weg führt durch die grünen Dämmerungen, um die Felſen, vielgewunden. Zuweilen erblickt man in einem Granitblocke die Namen Solothurniſcher Bürger eingemeißelt, die unvergänglichen Andenkens würdig ſind. Hier, doch erſt ſeit 1813, der Name des Nicolaus Wengi, der ſeinen proteſtantiſchen Mitbürgern Glauben und Leben gegen den Anfall blutdürſtigen Fanatismus gerettet hat; dort der Name des Jünglings, welcher, ein glücklicher Fortſetzer vom Hauptwerke des Johannes Müller, die Geſchichte der Eidesgenoſſen mit der Wahrheitsſtrenge eines Greiſes ſchrieb, der Name des edlen Robert Glutz. Eine lichtſcheue Ariſtokratie und Hierarchie vom Jahre 1815 geſtattete ihm nicht, der eigenen Heimath ſo wohlthuend zu ſein, als er vergeblich wünſchte; daher verließ er ſein Vaterland und ſtarb auf fremder Erde (in München 1818). Dieſem Jüngling verdankte Solothurn die Gründung ſeiner literariſchen Geſellſchaft, die Nutzbarmachung ſeiner Stadtbibliothek, die Saat ſeiner Schulverbeſſerungen, welche nun erſt Frucht trägt.

Nicht königlicher Aufwand, nicht die Einbildungskraft des beſten Gartenkünſtlers könnte ein ſchöneres Felſenlabyrinth, als dieſes, erbauen. Auch wallfahren alljährlich unzähliche Reiſende dahin, um die Kunſt der Natur zu bewundern, welche, wir wiſſen nicht, durch welchen Zauber, vielleicht vermittelſt ſchwimmender Gletſcher-Platten auf dem Urmeere, die Gneis- und Granit-Maſſen hierher führte, die ſie von den Gipfeln der Alpen, von Vieſcher- und Aarhörnern losriß. Unverſehrt, mit ihren Ecken, Kanten und Flächen, wie dieſe Maſſen einſt über den Wolken des Himmels am Gebirge hingen, ruhen ſie da; und wo die fremden Koloſſe einen breiten, geebneten Raum zwiſchen ſich laſſen, erſcheint die Einſiedelei der heiligen Verena, eines ſchönen Mädchens, welches, der Legende zufolge, mit den Kriegesmännern der thebäiſchen Legion, ohne Gefahr für ihre jungfräuliche Tugend, in der Welt umhergezogen iſt. In einer der Felſenhöhlen hier, man weiß nicht, warum? ſiedelte ſie ſich eine Zeitlang an. Die heil. Magdalena mit ihren Goldlocken hatte mehr geliebt, als ſie; dennoch ruht auch dieſe reizende Büßerin in einer der benachbarten Grotten lebensgroß, doch nur aus Stein gehauen. Jedesmal an ihrem Namensfeſte, zur heitern Nelkenzeit, wird die liebenswürdige Sünderin, vorzugsweiſe von den Händen der ſchönen Solothurnerinnen mit Blumen andächtig bekränzt und beſtreut.

In dieſer wunderbar lieblichen Felſen-Einſiedelei wähnt man ſich, wie auf einem Theater, in optiſcher Täuſchung. Links am Felſen das Kirchlein der heiligen Verena, mit dem Thürmlein. Eine Steinbrücke führt über den ſchmalen Bach zur Vorhalle, nach welcher einige Stufen im Felſen emporleiten. Rechts wieder in geräumiger Grotte ein anderes Kirchlein. Dann die Hütte eines Klausners oder Waldbruders, der die Heiligthümer des Ortes hüten muß. Ich will gar nicht das Innere der Kirchen und Kapellen, nicht die ausgeſchmückten Höhlen dahinter beſchreiben; noch weniger das geſchmackloſe Bilderwerk, welches hier die wunderbaren Schöpfungen der Meiſterin Natur vollkommen verunſtaltet. Der Anblick thönerner, ungeſchlachter und mit Oelfarbe grell und bunt angeſtrichener Figuren rings an den Granitmauern. — hier die ſchlafenden Jünger, dort ein knieender Jeſus am Ölberg mit dem Engel über ihm, dort der rothbärtige Verräther, hier ſogar die Stadt Jeruſalem. — mag vielleicht auf Erhöhung der Andacht, im Mönchsſtyle, berechnet worden ſein; aber das ſtört alle Andacht, zu welcher die großartige Natur das Gemüth ruft. Gern wend ich das Auge von der kindiſch-frommen Spielerei ab, welche das prächtige Schauſpiel zum Nürnberger-Tand herabwürdigt, und wende mich einem Felſenwinkel zu, der mir theurer iſt; der dieſer ſchwermüthig-ſchönen Einſamkeit Würdiges zeigt. — Es iſt ein Grab!

Es iſt das Grab zweier lieblicher Kinder, umfangen von einem Gärtchen mit Roſen und Veilchen bepflanzt, ohnweit der hölzernen Hütte des Klausners. Ihr Vater, ein edler Mann von Solothurn, erwählte dieſen wunderſchönen Platz zur Ruheſtätte ſeiner Lieblinge. Es war der Oberſt Franz Voitel, mein Freund, der dieſer Freundſchaft willen unglücklich, — dieſer Freundſchaft willen ſogar Galeerenſklav ward. So ſchwer wird wohl ſelten der Bund männlicher Herzen abgebüßt. Voitel trat jung in das Schweizerregiment Wimpfen, welches in ſpaniſchen Dienſten ſtand. Reich an Bildung und Kenntniß, voll gemeinnütziger Thätigkeit, ein begeiſterter Jünger Peſtalozzi's, weihte er in Taragona ſeine Mußeſtunden der geiſtigen und ſittlichen Veredlung ſeiner Soldaten. Er ertheilte ihnen Unterricht nach Peſtalozziſcher Methode. Don Godoi, der Friedensfürſt, vernahm davon; er rief ihn nach Madrit; ſah den Offizier, als Schulmeiſter unter ſeinen Soldaten und zog ihn hervor, ihm in dieſem Felde größern und bequemern Spielraum zu ſchaffen. Er ſollte die Peſtalozziſche Lehrweiſe in Spanien einführen. Voitel verlebte in dieſem Wirkungskreiſe glückliche Tage, begünſtigt und unterſtützt durch den gelehrten Juan Andujar, Don Franc. Zea-Bermudez und Don Franc. Amoros. Es war im Jahre 1806. Mehr denn hundert Schüler, meiſtens Offiziersſöhne, umringten ihn. Er wählte ſich Gehülfen. Ein wiſſenſchaftlich gebildeter junger Soldat ſeines Regiments, aus Baiern gebürtig, ward bald der vorzüglichſte unter denſelben. Es war dies der gelehrte Joh. Andreas Schmeller, itzt Bibliothekar des königlichen Bücherſchatzes in München und Mitglied der dortigen Akademie. —

Doch zu bald unterbrach die Entzweiung des königlichen Hauſes von Spanien,* der Tag von Bajonne, der Aufſtand des ſpaniſchen Volkes gegen die Franzoſen und König Joſeph, das wohlthätig begonnene Werk. Voitel mußte ſeine zahlreichen Jünger verlaſſen; mit Oberſtlieutenantsrang zu ſeinem Regimente zurückkehren, die Waffen ergreifen und für die Unabhängigkeit Spaniens kämpfen. Der Weg über manches Schlachtfeld führte ihn zuletzt in Kriegsgefangenſchaft. Er ward erſt nach der Vertreibung der Franzoſen erlöſ't, und trat dann wieder in ſein Regiment ein. Mit einer liebenswürdigen Mallorkanerin vermählt, lebte er zu Barcelona und Mataro von neuem glückliche Tage, im Umgange mit den gebildetſten Männern, im Genuſſe hoher Achtung. Auf ſein Anſuchen, als im Jahre 1820 Quiroga's und Riego's Aufſtand Spanien von neuem erſchütterte, nahm ich den jungen Sohn einer ihm befreundeten angeſehenen Familie in die Schweiz, dem hier beſſere Erziehung gegeben werden ſollte, als er in Spanien unter bürgerlichen Unruhen Gelegenheit hatte zu finden. Es war ein trefflicher Knabe, mit Namen Antonio; aber, mit Ausnahme des Leſens und Schreibens, in ſo unglaublicher Unwiſſenheit, daß er, ungeachtet ſeines fünfzehnjährigen Alters, ſelbſt in der Religion nichts, als einige Gebete, die Namen einiger Heiligen und Feſte, den Namen Marias, aber nicht einmal den ihres göttlichen Sohnes wußte. Ich erzog ihn mit meinen Kindern und ließ ihn in ſeiner Religion, durch den katholiſchen Stadtpfarrer von Aarau, unterweiſen. —

Es iſt bekannt, wie nach dem Einzuge des Herzogs von Angoulême in Spanien die Reaction gegen ſogenannte liberale Ideen, furchtbarer, denn je zuvor, wüthete. Auch mein Name mochte durch einige meiner aus dem Franzöſiſchen in's Spaniſche überſetzten Schriften, vielleicht auch durch Schweizer-Offiziere in Ferdinand's VII. Dienſten, in böſen Ruf politiſcher Ketzereien gerathen ſein.* Sobald zu Barcelona ruchbar wurde, daß Antonio in meinem Hauſe erzogen werde, ward der Vater unter polizeiliche Aufſicht geſtellt und gezwungen, den Sohn von mir eiligſt zurückzunehmen. Es war im Jahre 1825, Antonio mußte bei ſeiner Heimkunſt täglich in die Kirche, mußte wöchentlich beichten, vergeſſene Gebete auswendig lernen und öffentlich herſagen, während ſein armer Vater lange Zeit im Gefängiß ſchmachtete, ſeine Sünde zu büßen. (Schluß folgt).

Sismondi's Studien über die ſozialen Wiſſenſchaften.

Unter der beſcheidenen Überſicht von Studien theilt uns Herr von Sismondi die höheren Ergebniſſe ſeiner langjährigen Geſchäftserfahrung und Lebensbeobachtung mit. Die zwei erſten Bände dieſes Werkes ſind kürzlich erſchienen; der erſte unter dem beſonderen Titel: „Studien über die Verfaſſungen freier Völker“ (Etudes sur les constitutions des peuples libres), der zweite unter der Überſchrift: „Studien über die Staatsökonomie.“. Da der Verfaſſer ſelbſt in der Vorrede zu dieſen beiden Bänden den weſentlichen Inhalt derſelben ſo wie des mit Nächſtem erſcheinenden dritten Bandes überſichtlich dargelegt, ſo glauben wir unſern Leſern keine unwillkommene Gabe zu bieten, wenn wir das Résumé des geiſtreichen Hiſtorikers und Publiziſten hier in treuer Überſetzung nachfolgen laſſen.

„Der erſte Band,“ ſchreibt Hr. v. Sismondi, „iſt zur Darlegung deſſen beſtimmt, was mir den wahrhaften Liberalismus auszumachen ſcheint im Gegenſatze zu der Demokratie, welche heutzutage bei den Theoretikern, wie zu dem Obſkurantismus, der bei den Praktikern vorherrſcht. Mit den erſteren erkenne ich Rechte auf Souveränität nur an in der Nation ſelbſt; aber ich appellire an die Souveränität der Intelligenz, nicht an die der materiellen Gewalt oder der Zahl. Es iſt dies die Souveränität des ebenſowohl beſtändigen als erleuchteten Willens, und ich habe mich beſtrebt, anzugeben, wie Alle mitwirken, wie Einige widerſtehen, wie alle Rechte, alle Gefühle (sentimens) ihre Organe haben müßten, damit die Nationalvernunft reife, ſich läutere, ſich beruhige, bevor ſie ihre Beſchlüſſe faſſe.“

„Zugleich habe ich das Menſchengeſchlecht in Betracht gezogen, wie es faſt überall ſeiner Freiheit und ſeiner Ruhe beraubt iſt. Ich habe darzuthun geſucht, wie wenig Wahrſcheinlichkeit für daſſelbe vorhanden ſei, ſeine Lage durch Revolutionen zu verbeſſern, und ich habe mir angelegen ſein laſſen, den Stufengang zu verzeichnen, auf welchem es hoffen dürfe, zu den meiſten Einſichten und Tugenden, zur meiſten Freiheit und Glückſeligkeit zu gelangen.“

„Der zweite Band, ſo wie der dritte, ſind den Studien über die Staatswirthſchaft gewidmet. Ich habe hier beſonders beabſichtigt, die Theorie der Vertheilung der Reichthümer darzulegen, während die chrematiſtiſche Schule beinahe nur mit deren Erzeugung ſich beſchäftigt. Die Arbeit iſt die Quelle aller materiellen Genüſſe der Menſchen. Aus der Arbeit entſpringt der Reichthum; und die wahrhafte Staatswirthſchaft, die Regel des Gemeinweſens und des Hauſes, hat zu lehren, wie die menſchliche Arbeit geleitet werden muß, damit Alle Antheil gewinnen an den Genüſſen, die ſie verſchaffen muß; — damit Alle in ſolcher Weiſe Nahrung, Wohnung und Bekleidung erhalten, daß ihnen die Wohlthaten zu Nutze kommen, welche der Schöpfer den Menſchen bereitet hat; — damit Alle Zeit genug haben, um die Geſundheit ſowohl der Seele als des Körpers bewahren zu können; — damit Alle auch berufen werden, einigen Antheil an dem großen Feſtmahle der Intelligenz zu nehmen, und daß dennoch Einige, von dem Glücke mehr begünſtigt, im Reichthume die Muße, die Unabhängigkeit, den Wetteifer finden, die nothwendig ſind, um die höchſten Vermögen der Seele und des Geiſtes zu entfalten; — daß Einige ſich den Künſten, den Wiſſenſchaften, den Tugenden zuwenden können, die den Ruhm der menſchlichen Geſellſchaften ausmachen; — daß dieſe bevorrechteten Menſchen, die zum größten Beſten Aller reich ſein werden, zahlreich genug ſeien, damit ihr Beiſpiel überall erſprießlich ſei; — daß ſie wie ein Sauerteig ſeien, der die Maſſe durchgähre oder wie ein Licht, das ſie ganz durchleuchte; — daß ihr Aufenthalt in der Hauptſtadt, in den übrigen Städten und auf dem Lande, das Maaß ihrer Opulenz und ihr Verhältniß zu dem übrigen Theile der Bevölkerung in der Art regulirt ſei, daß aus ihrem Reichthume das möglichſt große Gedeihen für die Sozietät ſich ergebe; endlich daß es immer zu ihrem wechſelſeitigen Vortheile ſei, daß der Abſicht der Vorſehung gemäß der Arme und der Reiche ſich einander begegnen.“

„Zwiſchen den conſtitutionellen und ökonomiſchen Studien, zum wenigſten, wie ich mir ſie denke, findet mehr Analogie ſtatt, als man ſich gemeinhin vorſtellt. Die einen, wie die andern — bezwecken die größte Wohlfahrt der Geſellſchaft, ihr Glück und ihr Fortſchreiten. Die einen, wie die anderen entfernen ſich von ihrem Gegenſtande, wenn ſie, die Geſellſchaft nur in abstracto betrachtend, die Mitglieder derſelben aus den Augen verlieren, und — um der Inſtitutionen und der Dinge Willen die Menſchen vergeſſen.“

„Der Geſetzgeber, der Verwalter, der Staatsgelehrte, alle müſſen ſich vorſetzen, das größte Wohl Aller zu bereiten. Dieſer Grundidee gemäß haben wir in den Studien des erſten Bandes uns zunächſt gefragt, ob nicht Alle ein gleiches Recht hätten, Theil zu nehmen an der Formirung des gemeinſchaftlichen Willens. Bald aber haben wir erkannt, daß der Vortheil Aller das Recht Aller beſchränken müſſe; daß die größte Wohlfahrt der Geſellſchaft und aller ihrer Mitglieder nur inſoweit erreicht werden könne, als die Geſellſchaft durch einen weiſen, gerechten, einſichtsvollen und beharrlichen Willen geleitet wurde; daß dieſer Wille nicht das Reſultat des Begehrens der Mehrheit ſein werde; denn in dieſer werden alle Stimmen als gleiche gezählt, während doch unter den Mitgliedern der Geſellſchaft keine Gleichheit der Vermögen, des Willens, der Aufmerkſamkeit und des Intereſſes ſtatt findet. Wir haben daher erkannt, das größte Wohl Aller erheiſche, daß man die Stimmen mehr zu wägen als zu zählen lerne, und daß die beſte Verfaſſung diejenige ſei, welche die Rechte, die zum Beſten Aller auch Allen zu bewahren ſind, — von denen unterſcheidet, die ebenwohl zum Beſten Aller der kleinen Zahl ertheilt werden müſſen.“

„Während die conſtitutionelle Politik die Zuſammenwirkung des Willens Aller, hat die Staatswirthſchaft die Theilnahme Aller an den Genüſſen zum Gegenſtande. So beginnen wir auch hier mit der Frage, ob nicht Alle auf gleiche Weiſe ſich in die Vortheile, welche der Reichthum verſchafft, zu theilen hätten. Aber auch hier haben wir bald erkannt, daß der Reichthum das Werk der Arbeit, daß die Arbeit nur durch perſönliche Betheiligung angeregt wird, daß ein und dieſelbe Arbeit eine geiſtige Entwicklung nicht zuläßt, ohne welche der Menſch ein unvollſtändiges Geſchöpf bleiben würde. Dieſemnach haben wir die Nothwendigkeit erkannt, in der Geſellſchaft Reiche und Arme zu erhalten, und geſchloſſen, daß die beſte Staatswirthſchaft diejenige ſei, welche die Theilnahme an den Erzeugniſſen der Arbeit, die man zum Beſten Aller — Allen erhalten müſſe, — von derjenigen unterſcheidet, die man für das Beſte Aller — der kleinen Anzahl vorzubehalten habe.“

„So leitet uns alſo ein einziger Gedanke in den verſchiedenen Theilen dieſes Werkes: nämlich die Erforſchung der größten Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechtes, und zwar der Wohlfahrt, die in ſich ſelbſt die geiſtig-ſittliche Vervollkommnung und das Sichglücklichfühlen begreift. Eine einzige Regel dient uns zur Klaſſifizirung der Rechte und Anforderungen des Menſchen. Da die Geſellſchaft für das Beſte Aller gebildet iſt, ſo iſt es ihr Endzweck, aus welchem alle Rechte ihrer Mitglieder entſpringen, und dieſer Endzweck iſt es, welcher ihre urſprüngliche (?) Gleichheit verändert oder modifizirt. Alle Menſchen ſind ohne Zweifel (?) gleichberechtigt geboren; aber alle haben auf dieſe Rechtsgleichheit zum gemeinen Nutzen verzichtet (?). Die gleiche Vertheilung der politiſchen Rechte, das allgemeine Stimmrecht würde, ſtatt dem Ausdrucke des National-Willens, nur den der Unwiſſenheit und der Unbedachtheit geben; die gleiche Vertheilung der Güter würde für Alle, ſtatt des Überfluſſes, allgemeines Elend und allgemeine Barbarei herbeiführen. Auch ging das erſte Verlangen Aller darauf hin, nicht die Gleichheit der politiſchen Rechte, ſondern die Weisheit der Nationalberathungen zu erzielen. Der zweite Wunſch war, nicht die gleiche Vertheilung der erworbenen Reichthümer, ſondern die Bürgſchaft dafür zu ſuchen, daß die Sozial-Arbeit fortgeſetzt werde und daß ihre Früchte überall den Überfluß verbreiten. Sofort willigte jeder darin ein, daß Andere reicher ſein könnten, als er ſelbſt; denn es iſt ihm dargethan worden, daß er dennoch reicher bleibe, als er es nach einer gleichen Vertheilung geweſen ſein würde. So beruhen alſo die Rechte Aller, die ſich über die urſprüngliche Gleichheit erheben, auf dem Vortheile derjenigen ſelbſt, über welche die Sozietät ihnen den Vorzug eingeräumt hat.“

„Der erſte Band der Studien über die Staatswirthſchaft iſt beinahe ganz den Studien über den Territorial-Reichthum und die Verhältniſſe der Landbebauer, der zweite den Studien über den Handelsreichthum und die Verhältniſſe der Städtebewohner gewidmet.“

Frankfurt a. M. (Muſik.) —

(Schluß).

Am erſten Weihnachtstage gab man die Schöpfung im Schauſpielhauſe, von zwei andern Vereinen unterſtützt. Hätte Eva alle die Äpfel gehabt, die heute noch Platz gehabt hätten, zur Erde zu fallen, wir wären reicher an Schöpfungen.

Der Cäcilien-Verein gab die Jahrszeiten; die Chöre ließen weniger, wie manche der Soloſtimmen den alten Feldherrn miſſen. Man unterſcheidet leicht, ob ein Sänger oder nicht am Dirigirpunkte ſteht. Die Vorträge waren mitunter auffallend vernachläſſigt, und dadurch unſicher; auch hin und wieder die Tempi vergriffen. Dem. Arnold, eine Schülerin der Fräulein Kratky, zeichnete ſich in den letzten beiden Oratorien durch ihre ſchöne reine und zu Herzen ſprechende Stimme vorzüglich aus.

Nun zu den Neuigkeiten der Oper, die bald hergezählt ſind. Zuerſt „der Blitz“ von Halevy — (zum erſten- und wahrſcheinlich auch zum letztenmal am 4ten Januar) fiel gänzlich durch. Wenn auch Manches an der Compoſition zu tadeln iſt, ſo bedarf ſie doch weit weniger der Rückſicht, wie andere, die doch in unverdientem Preiſe ſtehen; und jedenfalls hätten unſre Sänger (die Fräulein's Kratky und Haldreiter, die Herren Irmer und Dobrowsky), vermöge ihrer vielſeitigen Bemühungen, billige Rückſicht verdient. Aber es ging einmal wieder ein finſterer Geiſt durch unſer Haus. Gott weiß, durch welche neue Intrigue, die dem Sänger Irmer galt, dieſe ganz artige Oper verdammt war, ſchon vor der Ouverture zu fallen. Kurz, derſelbe Mann, der als Othello und Eleazar Furore machte, — wurde als Lionel mißhandelt — und hatte des Erſten Muth und des Zweiten Logik nöthig, um ganz als Opferthier auszuhalten, an dem mit roher Luſt ein jeder ſein Muthchen kühlen darf. Wer das Wort „glänzendes Elend!“ zuerſt in Bezug auf die Bühne gebrauchte, hätte heute zuſehen ſollen, um die ſo und ſo viel tauſendſte Auflage dieſes Kernſatzes in's Leben treten zu laſſen.

„Die beiden Nachtwandler,“ von Neſtroy und Müller, müſſen jetzt die Koſten der Unterhaltung tragen. Sie wandelten dreimal faſt hinter einander vor ſehr vielen Zeugen, und werden noch lange nicht erwachen. Sebaſtian Faden und Fabian Strick (Haſſel und Meiſinger) ſind die Hauptfiguren des 30 Individuen ſtarken Solo-Perſonals, und bringen durch Spiel, Geſang, Einlagen und Improviſationen ein ſo vielbewegtes Leben in die Farce, daß man weiß, weßhalb man ſein Zwerchfell hat. Obſcönitäten dürften gemäßigt oder geſtrichen werden.

Nicht ſo gut ging es dem „Kleeblatt,“ Operette von Fiſcher, obgleich Meiſinger, durch die ſprudelnde Laune eines elektriſchen Spiels dem Publikum täglich lieber, Alles aufbot, vielleicht etwas überbot, die Plattitüde zu halten. Trotz dem, daß man Wort und Lied des Bouffons belachte — ſogar da capo forderte — das Fallen der Gardine war das Signal für hundert undankbare Ziſcher.

Als Agathe im „Freiſchütz“ begann Demoiſelle Katinka Heinefetter ihren dies criticus. Ich ſollte nun zergliedern und rathen — und mit einer weiſen Protektor-Miene ihr die und die Schule anempfehlen, oder Vergleiche anſtellen mit andern großen Novizen, die auch einmal klein anfingen, oder die Kunſtbiographie ihrer gefeierten Schweſter durchgehen, um ſo die Gelegenheit herbeizuführen, die blutjunge Anfängerin recht herauszuſtreichen, damit ſie ja das Köpfchen recht hoch trage, und ſich gleich was Tüchtiges einbilde. Ich ſollte auspoſaunen, wie ſie gefiel, und ſogar herausgerufen wurde. Aber das thue ich nicht — ich bin ganz ſtille, und liſpele der holden Jüngerin nur in's Ohr: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci“ — ſollte ihr das ſpaniſch vorkommen, ſo fehlt's ja heutzutage nicht an Überſetzern!

Endlich wurde am 23ſten Januar „Medea,“ von Cherubini, gegeben, und trotz des anticipirten Vorurtheils mit einer Art von Enthuſiasmus aufgenommen, der uns ſeit dem Einzuge der Schwalben und dem Abzuge der Nachtigall — völlig fremd geworden iſt. Den 23ſten wurde die Oper wiederholt und hielt die Probe. Aber was iſt das für ein Werk, worin nicht ſchöne Sachen ſind? die gar keinen Stoff zur Beurtheilung gibt, weil alles darin gediegenes Gold iſt? Was ſoll der ewigen Sonne das Lob eines Frankfurter Rezenſenten? — Ich ſetze mich lieber in meinen Gedankenwinkel und empfinde nach. Wenn ich nun ruhiger und mit mir einig geworden bin, daß es doch recht viele ſchlechte Componiſten in der Welt gibt — darf ich mich dankbar der wackern Darſtellung der Madame Ernſt (Medea) erinnern, der es heute gelang, ſich eine allgemeine Annerkennung zu erwerben. Sie wurde gerufen, aber nicht durch Prädeſtination, ſondern durch Inſtinkt. Auch Fräulein Haldreiter und Herr Dettmer ſchienen die Weihe einer ſolchen Muſik gefühlt zu haben. Selbſt das kleine Röllchen der ſingenden Geſpielin (Fräulein Erdmann) ſchien von dem Adel berührt, der gleich reichen Strömen aus dieſem Zauberborne fließt, der aber doch nicht vermögend war, auf Herrn Dobrowsky (Jaſon) zu wirken. Dieſer Sänger iſt in Parthieen, in welchen ihn ein gewiſſer bürgerlicher Gleichmuth nicht zu verlaſſen braucht, recht gut — namentlich im Fracke oder in der Jacke, hier füllt er eine Stelle aus; im Helme fehlt ihm aber Geiſt; in der Tunika — das Herz, und im ritterlichen Handſchuhe die Kraft. Aber vielleicht wäre es dem Schüler des Centauren Chiron eben ſo ſchwer geworden: als Dobrowsky die Gunſt des Publikums zu erobern, als Herrn Dobrowsky: als Jaſon das goldne Vließ. Der Sänger verdient wahrlich nicht weniger als dieſe Rüge für mehrere auffallende Vernachläſſigungen, mit denen er — wenn er auch ſein hohes Gebilde nicht vor Augen hatte — gegen das Publikum ſündigte. T.

Notizen.

„ Göthe's Fauſt iſt zu Florenz zu einer Oper geſchnitten und mit kläglicher Muſik verſehen worden; bereits entſchieden durchgefallen.

„ Höhe der Meereswogen. — Die Hrn. Duhamel und Aiguemont haben im vorigen März in der Nordſee die Höhe der Wogen bei hoher See zu meſſen geſucht, und gefunden, daß ſie im Durchſchnitte 40 Fuß emporſteigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 34. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 9. Februar.

Literariſche Kreuzfahrt.

(Fortſetzung).

Für das Publikum und das Volk ſchreiben, iſt zweierlei, das Publikum weiß von Vielem ein Weniges, das Volk von Wenigem Vieles; dort iſt der Autor paſſiv, hier im ſchönſten Sinne activ; für jenes iſt er bloß Schauſpiel erund Muſikant, für dieſes Prophet und Lehrer. Allgemein ſind und ſollen nur Ideen ſein; Begriffe in der Wiſſenſchaft, Gemälde der Poeſie ſind etwas Beſonderes; wer in Letzterem die Idee wieder erkennt, hat Geſchmack. Wer für die Welt ſchreibt, wird auch für das Volk wahr bleiben; richtet er ſich bloß zu und nach dem Publikum, ſo iſt er's weder für die Welt, noch für das Volk. Für ſich und das Vaterland arbeitet man im Geiſte, für das Publikum im Verſtande; beſtellte Werke ſind ſchon halbe Copien, Arbeiten im fremden Sinne halbe Beſtellungen. Wer gegen Volksſchriftſtellerei eifert oder gar darüber ſpottet, weiß nicht, was er thut, er ſieht bloß Volksklaſſen, nicht das Volk ſelbſt; das Volk hat immer noch Geiſt, wenn ſeine Klaſſen längſt nur Buchſtaben zu haben ſcheinen. Die Völkerſchaften ſind keine menſchliche Erfindung, ſondern von Gott eingeſetzt; ihre Verſchiedenheit begünſtigt die unendliche Entwicklung der Menſchheit; was in der Familie die Charaktere, das ſind in der Menſchheit die Nationalitäten. Jedes Volk hat ſeinen Genius, deſſen Blüthe und Bildung iſt ſeine Herrlichkeit, deſſen Hinſterben ſein Tod. Ein Univerſalſtaat wäre eine Univerſallähmung, wo keine Gränzen, da iſt auch keine Heimath mehr. Daß unſere Hauptſtädte ſich auf ſo ſtarke Gallicismen einließen, war ein ſchlechter Gewinn; aber was noch am Deutſchen gut geblieben, verdankt er dem beſonderen Leben ſeiner Völker; jeder überſieht die Seinen und weiß was er lieben ſoll, er iſt ſo reich in ſeinem Herzen, weil er ein doppeltes Vaterland und eine zweifache Geſchichte beſitzt. Volksſitten ſind die wahren Hausgötter; nicht erlernt, ſondern vererbt, ſind ſie eine zweite Natur und gleichſam perſonificirte Liebe. Die generaliſirende Sitte hat kein Gefühl, ihre Wurzel treibt nicht in's Herz. Der europäiſirte Conventionsmenſch hat kaum mehr ein Vaterland, er iſt im Grunde überall Fremdling; Volksſitte iſt Mutter-, Salonſitte — Ammenmilch; oft iſt der Überallzuhauſe nur ein Waſſerkind. Der ſuperkluge Cosmopolit iſt zuletzt überall fremd, wo er etwas zu geben, und überall Landsmann, wo er etwas zu empfangen hat.

Kleine Völker waren ſtets die ſtärkſten und dauerndſten, je concentrirter das Selbſtgefühl, deſto mächtiger; je ähnlicher in Sinnes- und Lebensart, deſto fähiger zur Gemeinthat; aus Gleichheit der Geſinnung ſtammt Einheit der Zwecke und Eintracht, aus Einheit allein Conſequenz. Neigung iſt ein ſtarkes Band, Meinung und Gedanke ein weit ſchwächeres. Definitionen machen nicht weiſe, und politiſche Begriffe nicht patriotiſch; Liebe erzeugt gute Geſinnung, aber Denken macht nicht lieben.

An der Table d'hôte iſt man guter Dinge, friſche Laune macht jeden Einzelnen zum Gaſtgeber; nach der Karte kommt keine joviale Unterhaltung zu Stande, gleiche Speiſen, gleiches Gefühl. Wenn jeder ſeinen beſondern Wein trinkt, reden die Lippen; wenn der Campagner für alle ſchäumt, fliegen auch die Seelen-Stöpſel. Ein allgemeiner Glaube wäre förderlich, nach oben ſind Pflichten und Bedürfniſſe gleich, nach unten unendlich verſchieden; Religion, Sprache, Sitten, Temperament, Lebensthätigkeit, Naturbeſchaffenheit, vor Allem aber Geſchichte machen die Nationalität aus. Ein Volk ohne Geſchichte wird wenig Begeiſterung haben, es tritt ſogleich in den Sommer, in das Zeitalter der Reflexion. Große reiche Erinnerungen ſind die ſtarken Pfahlwurzeln einer Nation, und ſie wird manchem Sturme trotzen, wenn daran kein Wurm nagt. Die Herzensgeſchichte des Menſchen erklärt mehr als alle äußern Begebenheiten; hier liegt das geheime Staatsarchiv mit allen Entwürfen und Motiven, wovon kein Friedens-, Kriegs- und Ehepact etwas beſagt. Nicht anders bei Völkern; ihre innere Geſchichte erklärt ihre äußere, und die Thaten laufen mehr mit den Sitten als dieſe mit jenen parallel.

Der unſeligen Allgemeinheit iſt faſt nur die Geſchichte entronnen, weil ihre Natur auf das Spezielle und Nationale hinwies; allein die Form hat nichtsdeſtoweniger auch auf den Kern gewirkt, und die Hiſtorie mußte den Principien dienſtbar werden, anſtatt die Principien herzugeben. Die Eitelkeit der Autoren, ihre Weisheit überall zu finden und alle Bewegungen der Vorzeit im Schlafrocke zu kommandiren, trübte die reichlichſte Quelle der Wahrheit; und wenn ſich gottlob die Specialgeſchichte allmählig ſowohl dieſer Willkühr, als der politiſchen Einſeitigkeit entwindet, ſo wird die Univerſalgeſchichte leider noch ſehr oft auf die Folter moderner Syſteme geſpannt. Gleichwohl iſt die Univerſalgeſchichte der politiſche Katechismus für alle Völker, ſie zeigt uns die Regierung Gottes wie die ſpecielle die Regierung der Menſchen; dieſe gibt die Prämiſſen, jene den Schluß; die Specialgeſchichte trägt Activa und Paſſiva ein, die Univerſalgeſchichte rechnet ab, ſaldirt und exequirt. Eine gute Specialgeſchichte wird aber eben ſo ſehr Volks- als Staatsgeſchichte ſein müſſen. Man will wiſſen, was der Held als Menſch, was die Völker als Menſchen waren, man will in ihr Hausweſen blicken. Wer alles Wohl und Weh aus den guten oder ſchlechten Regierungen ableiten will, iſt im argen Irrthume; die Völker haben Theil an ihrem Ruhme und an ihrer Schmach, an Glorie und Fall; ſchwache Zeiten machen ſchwache Regierungen und kräftige Obrigkeiten nicht immer kräftige Tage; demoraliſirte Völker ſind ſtark gegen ihre Machthaber, ohnmächtig gegen ihre Feinde, ſie haben Verwegenheit ohne Muth, Keckheit ohne Tapferkeit, Eitelkeit ohne Ehre. Die moraliſche Geſchichte macht erſt die politiſche klar, auch die Heere, nicht bloß Feldherren verlieren Schlachten, und Völker ſiechen nach Ausſchweifungen, wie Menſchen; das ſchlechte Gewiſſen macht die Menſchen furchtſam und die Völker feig.

Wenn die Geſchichtſchreiber weniger raiſonnirten und ſoufflirten, fänden ſie klügere Leſer; einflüſternde Hofmeiſter ziehen faule Schüler. Der Hiſtoriker ſoll vielleicht nicht *malen*, ſondern nur *zeichnen*. Ein Urtheil, das der Leſer aus Thatſachen ziehen kann, wird ihm bleiben; wer nicht abſtrahirt, für den iſt keine Geſchichte und die Lehre nach der Fabel vergeſſen ſelbſt die geſcheidteſten Leute. Wer die Sittenhiſtorie eines Volkes darzuſtellen verſteht, wird manche Reflexionen erſparen können; das Krankenbett des Wüſtlings ſchreckt mehr als die warnende Leichenrede. Einzelne beſſern ſich ſchwer, Völker noch ſchwerer. Ob bei einem guten Volke ein ſchlechter Regent gerathen könne, iſt eben ſo zweifelhaft, als ob bei einem ſchlechten Volke noch ein vollkommen guter Regent Gedeihen finde. Alexander war brav, bis ſein Heer ſelbſt in aſiatiſchen Wollüſten verweichlichte, und gewiß verdirbt der Sclave öfter den Herrn als umgekehrt. Die meiſten ſchlechten Herrſcher waren ſchlecht, weil ſie beherrſcht waren. Wenn Römer und Griechen von den fremden Regenten ſo viel Schlimmes zu ſagen wiſſen, ſo darf man ihnen nicht auf's Wort glauben; hätten jene Könige Memoiren geſchrieben, ſie ſagten uns vielleicht viel Ärgeres von Griechen und Römern. Karthago wußte gewiß ein ſchönes Lied über die römiſche Treue zu ſingen. Mutatis mutandis gilt dies von unzähligen Dingen. — Ein Tyrann braucht Helfershelfer. Wählt er ſie aus den Niedrigſten, ſo müſſen die Vornehmen Feiglinge ſein, dienen ihm die Vornehmſten, ſo iſt ihr Urtheil ſchon geſprochen. Zur Zeit der Cincinnaten konnte ein Caligula nichts weiter als geboren, verachtet und begraben werden. Begebenheiten erklären ſich durch die politiſche Hiſtorie, Schickſale durch die moraliſche. Ein Volk iſt nicht ſogleich veredelt, aber auch nicht ſogleich verdorben; erſt nach vielen Generationen bricht oft die Krankheit aus. Einzelne können den Fall veranlaſſen und beſchleunigen, wie die Blüthe und die Herrlichkeit; aber beides bleibt doch wieder die Schuld wie der Ruhm Aller.

(Fortſetzung folgt).

Bruder und Schweſter.

(Fortſetzung).

Als die bewegte Leonore die Papiere wieder an ihre alte Stelle legen wollte, es dem Zufall überlaſſend, ob Carl, für den ſie viel Schmerzliches enthielten, — denn beſonders in Mathildens Zeilen war es dem Gefühle klar herausgeſtellt, wie er die Klippe war, an der ihr ganzes Lebensglück ſcheiterte — ſie jemals finden ſollte, fand ſie jene Stelle nicht mehr. Träumeriſch ſpielend mußte ihre Hand, unter dem Leſen und Sinnen, die Bilder wieder geſchloſſen haben, und der Zufall, der ihr vorhin den fremden Mechanismus dienſtbar gemacht hatte, war nicht zum zweiten Male willig.

„Nun," — ſagte ſie ſich, nach langem vergeblichen Bemühen, endlich zum Troſte, — „mein Wille war nicht dabei, als ich die Papiere entdeckte, und nicht, als ich ihnen die vieljährige Heimath verſchloß; vielleicht liegt eine gute Bedeutung darin; ich will die Blätter bewahren, als *mein* Geheimniß (wie er mit dem ſeinen that) bis zur guten Stunde, wo ich ihn damit überraſchen, ihm vielleicht einen ſehnſüchtigen Wunſch erfüllen kann, der mit den theuren Todten in Verbindung ſteht. *Dann* wird ihm die dunkle Seite dieſer liebehellen Grüße weniger ſchmerzen und er meiner unbeſonnenen Neugier, die ihm jedenfalls vorgriff, nicht zürnen können.

Sie verbarg die heiligen Schriftzüge unter ihren liebſten Koſtbarkeiten. Diesmal, glaubte ſie, war es ihr *Wille*, der dies Alles that; — es war ihr *Schickſal*.

3.

Monate vergingen. — Carl hatte eine Anſtellung im Miniſterium des Innern erhalten, deſſen Chef, ein ſonſt ſehr ſtolzer Mann, dem ſchönen Jünglinge, — [illegible] Geldverhältniſſen er im Stillen Erkundigung [illegible] hatte; ſchnell ſo gewogen ward, daß er ihn nicht nur an Geſellſchaftstagen immer bat, ſondern ihn, was als große Auszeichnung galt, in ſeinen Familienkreis einführte, wo er ſich von Mutter und Tochter und von den bereits vermählten Söhnen mit der größten Zuvorkommenheit und Güte aufgenommen ſah. Als Dichter war er, wie ihm verſichert wurde, längſt kein Fremdling mehr unter ihnen; und was ihm Schönes über ſein Talent geſagt wurde, klang von den Lippen der glänzenden Conſtanze, die ſogar einige ſeiner Verſe citirte, doppelt ſchmeichelhaft. Carl, den die Art, wie er erzogen worden, ſowie ſpäter ſeine Studien und die Liebe zu Leonoren bis jetzt fern von der Welt gehalten, die er zu haſſen wähnte, weil das Edle und Schöne, was ihn bisher begeiſterte, außer Zuſammenhang mit ihr ſtand, fühlte ſich doch — zuerſt vielleicht nur, weil ſie ſich ihm im Glanze der idealen Beleuchtung zeigte, die er in ſeiner unbefangenen Seele hineintrug — ſehr ſchnell in ihr heimiſch und von dem Zauber umſponnen, den all dies Neue auf ihn übte; der Weihrauch, den Berechnung und die Gewohnheit der Weltleute: ſchöne Worte nicht zu ſparen, ihm ſtreuten, blendete vollends ſein Auge, und die ohnehin ſchwanke Geſundheit ſeines Charakters, als Mann, wurde ſo raſch untergraben, daß wenig Zeit genügte, eine Veränderung in ihm hervorzubringen, der wir indeß nicht gradweiſe folgen können, ſondern die wir uns begnügen müſſen in dieſem flüchtigen Schattenriſſe mit wenigen Worten anzudeuten. Er ſelbſt wußte nicht, wie ihm geſchah, und nicht, wie überwältigend der böſe Feind in ihm um ſich griff, weil er, nach Art aller Schwächlinge, die Stelle, wo er hauſte — um nicht mit ihm kämpfen zu müſſen — feig umging, wie furchtſame Menſchen zu allen Tageszeiten gern die Orte vermeiden, wo, wie ſie hören, zur Nachtzeit ſchlimme Geiſter ihr Weſen treiben.

Anfangs zwar ſetzte er Alles, was er ſah, noch in Verbindung mit ſeiner Liebe. Conſtanze entzückte ihn, wenn ſie, im hell beleuchteten Saale, glänzend von Schmuck und allbewundert ſich bewegte, und wenn ſie ſiegreich ihre Talente entfaltete, nicht weil ſie Conſtanze war, ſondern weil er an ihre Stelle ſeine Leonore verſetzte, und ſich's recht lebhaft ausdachte, wie ſtolz er ſich fühlen würde, dem Weibe ſeines Herzens ſo gehuldigt zu ſehen. Aber es war ſchon ein ſchlimmes, ſehr ſchlimmes Zeichen, daß er ſeine Braut lieber ſah, wie er ſie ſich ausmalte, in dem prächtigen Rahmen, in den ihr geiſtiges, anſpruchloſes Bild nimmer gepaßt hätte, und der es auch nie umfaſſen konnte, — denn der dunkle Schleier, der ihre Geburt und erſte Stunde verhüllte, war der Vorhang, der ſeine Geliebte von dieſer großen Welt der Kleinlichkeit und des geſchminkten Egoismus auf immer trennte, — als in der prunkloſen Lieblichkeit und Stille, die ſo gut mit ihrer innerſten Eigenthümlichkeit harmonirte, und dem Manne, der ſie zu ſchätzen wußte, einen Himmel auf Erden verſprach. Später geſellte ſich zu jener erſten Schwäche die falſche Scham des angehenden Hofmanns, eine Braut ohne Namen und Rang die ſeine nennen zu ſollen, — falſche Scham, deren er ſich freilich in Momenten der innern Abrechnung ſchämte, die aber dennoch die ſiegende blieb, — wie im Gewiſſen übertäubenden Welttreiben faſt immer das Schlechte, und ſich dahin äußerte, daß er, wenn man ihn zuweilen mit dem Verhältniſſe neckte, — von welchem, durch die lebendigen Wochenblätter, die ſich in der großen und kleinen Geſellſchaft großer und kleiner Städte, reichlich finden, da gerade für ſie keine Schranken ſetzende Cenſur exiſtirt, die Kunde ſchon verbreitet war, und das man nur im Hauſe des Miniſters ganz ignorirte, — es zwar nicht läugnete, aber ängſtlich verſchwieg, welcher Art es ſei, ſo daß darüber mit einem Ton und Lächeln zu ihm geſprochen wurde, worin eine Kränkung für die Braut lag, eine Kränkung, deren Duldung Carl's Ehre befleckte.

Dennoch täuſchte er ſich noch über ſein Vergehen. Treulos war er ſchon, aber wortbrüchig zu werden, dem Verſprechen: Leonoren zu beglücken, das er ihrem Pflegevater mit in's Grab gegeben, das lag ihm noch fern, obgleich Conſtanzens ziemlich unverhüllt hervortretende Neigung und der Blick auf die Carrière, die ſich, mit ihrer Hand, ihm aufthat, leiſe Wünſche in ihm weckten, und ihn bald ein ſchweres Opfer ſehen ließen — in der Verbindung mit derjenigen, ohne deren Beſitz er ſich kurze Wochen früher das Leben unmöglich dachte. Er fing an, ſich zu bemitleiden, und Händel an Leonoren zu ſuchen, — wenn man ſo ſagen kann; — ihre Wahrhaftigkeit, ihr offnes Auge, vor dem ſich das ſeine ſenkte, ſtörten ihn; wenn ſie unbeſtechlich ausſprach, was ihr mißfiel an ſeinen Schriften, und was die weit höher gebildete Conſtanze meiſtervoll nannte, ſo ſchalt er ſie kalt und herrſchſüchtig, und klagte, daß ſie ihn nirgends verſtehe. Er wollte ſie nicht verſtehen und verſtand ſie auch wirklich nicht mehr, denn er hatte vom Baume der Erkenntniß gepflückt und mit der Unſchuld des eigenen Gemüths den Schlüſſel eingebüßt zu den Tiefen der unbefleckten Kinderſeele, welcher nur in einem reinen Herzen ruht.

6.

In Leonorens harmloſe Bruſt, voll Glauben an den Freund, war noch kein Zweifel gekommen, obwohl ſie die Ungleichheit ſeiner Launen ſchmerzlich empfand und ſeine Vernachläſſigungen nicht eben ſo kräftig läugnen konnte, als ſie ſie mild zu beſchönigen wußte, wenn Johanne den Kopf zu dem veränderten Weſen des Jünglings und im Stillen beſonders darüber ſchüttelte, daß er jetzt, wo kein Stein mehr im Wege lag, es nicht raſcher betrieb, ſie ganz ſein eigen nennen zu dürfen, ſondern, als wolle er Zeit gewinnen, davon ſchwieg, im ſchroffen Gegenſatze zu der frühern Sehnſucht, die Stunde nahen zu ſehen, die ihn mit der Geliebten verbinden ſollte. Die treue Alte fühlte ſich hinfällig und „reiſefertig“ (wie ſie immer ſagte) und hätte die theure Waiſe ſo gern in der Heimath — an des Gatten Seite — gewußt.

Leonore dagegen täuſchte ſich zwar nicht über einige Schwächen Carl's, — ſie kannte z. B. ſeine Eitelkeit und fürchtete wohl dafür — von der Welt. Aber, weil ſie felſenfeſt auf die Echtheit ſeines Herzens baute, ſo ſtreifte ſie auch nicht mit der leiſeſten Ahnung an den eigentlichen Zuſtand ſeiner Gefühle, und ſo von der rechten Art war ihre Hingebung und Treue, daß ſie den Freund um ſeiner Fehler willen wo möglich noch wärmer liebte. „Wir wollen ſchon beſſer werden, Eins durch das Andere,“ verſprach ſie ſich jauchzend, „und freilich iſt ein ſolches Einanderdurchdringen — damit Jedes aus des Andern Weſenheit, geläutert, verbeſſert hervorgehe — die Miſſion aller rechten Liebe.“

(Fortſ. folgt).

Aus Paris.

(Januar 1837).

Seit vierzehn Tagen und darüber iſt die Politik an der Tagesordnung; Literatur und ſchöne Künſte treten in den Hintergrund, wenn die parlementariſchen Debatten den vorderen Raum der Bühne einnehmen. Die erſte Woche des Monats Januar ſauſ't hier überhaupt immer wie ein Sturmwind vorüber; der friedlichſte, einſamſte Menſch lebt die erſten acht Tage des Jahres in Paris in einer ewigen Unruhe; das iſt ein wahres perpetuum mobile von Gratulationen, Viſiten u. ſ. w., deſſen Schwingungen, Gottlob! nur 6 bis 8mal vierundzwanzig Stunden anhalten. Ich weiß nicht, wie es zugeht; aber der Menſch beſitzt die große Schwarzkunſt, das wunderbare Geheimniß und das untrügliche Mittel, jedes Vergnügen in eine Qual umzuwandeln; die elende menſchliche Eitelkeit hat es dahin gebracht, alles Angenehme peinlich zu machen, eine freiwillige Gabe zu einer gezwungenen Abgabe zu erheben, und ein gefälliges Zuvorkommen als eine gehäſſige Pflicht vorzuſchreiben. Es gibt keine einzige gute Einrichtung, in welche ſich nicht Mißbräuche eingeſchlichen haben. Gibt es einen ſchrecklicheren Tag, als den Neujahrstag in Paris, mit ſeiner Beſcherrungs- und Beglückwünſchungsſitte, welche hier in ihrer ganzen Strenge aufrecht erhalten wird? Dem Himmel ſei's geklagt, daß die alten Gewohnheiten ſo ſchwer auszurotten ſind, und daß der franzöſiſche Neujahrstag ſelbſt der Alles gleichmachenden, nivellirenden Energie des Nationalconvents, dem republikaniſchen Kalender und dem erſten Vendemiaire widerſtanden hat! Das iſt ein Freuden-, Leidens- und Elendstag, an welchem uns die liebenswürdigſten Frauen, die intimſten Freundinnen, Mühmchen und Bäschen als häßliche, fremdartige Gläubiger erſcheinen, an welchem uns die Domeſtiken, die Portiers, die Garçons aller Reſtaurationen und Kaffeehäuſer, die Briefträger, die Commiſſionärs wie Gerichtsweibel überall verfolgen. Fluchwürdiger Tag, an welchem jeder Wunſch baar bezahlt wird, und jede Umarmung koſtbar iſt, bloß darum, weil eine an ſich vernünftige Sitte verfälſcht worden iſt, weil man den Luxus der Neujahrsgeſchenke, der ſogenannten „Etrennes," erfunden und die tolle Idee aufgebracht hat, jedes Jahr um dieſe Zeit Geſchenke zu geben, welche als Barometer unſeres Vermögens und unſerer Zärtlichkeit betrachtet werden. Was urſprünglich Laune, Einfall war, iſt jetzt Verbindlichkeit, Verpflichtung. Seinem Prinzipe nach iſt der erſte Tag des Jahres allerdings ein ſchöner, weihevoller Tag. Die gegenſeitigen Glückwünſche ſind eine ganz löbliche Sitte; wie in jedem Aberglauben, liegt auch hierin etwas Edles. Daß man den Kindern beſcheert, finde ich auch ganz in der Ordnung; was kann man Niedlicheres ſehen, als die kleinen Geſchöpfe, welche die Zeit nach dem Chriſtbaum und den Bonbons meſſen, die ſie an jenem Tage empfangen; welche durch das neue Spielzeug, das ihnen der heilige Chriſt bringt, erfahren, daß ſie ein Jahr älter geworden; welche durch den Wechſel, der in dieſen jährlichen Geſchenken Statt findet, gleichſam darauf hingewieſen werden, daß ſie mit den Jahren auch an Einſicht gewinnen; welchen man gleichſam ſagt, daß ſie die Kinderſchuhe ausziehen ſollen, wenn der Hanswurſt und die Puppe durch ein Leſebuch mit Bildern erſetzt werden, wenn die bleiernen Soldaten ſich in ein Schreibpult, und dieſes endlich ſich in ein Reißzeug verwandelt. In jenem Alter iſt ein Jahr etwas Bedeutendes; die Zeit iſt dann die alleinige Erzieherin, und von der Erziehung hängt das zukünftige Schickſal ab; daher thut man wohl daran, das Kind zum Nachdenken anzuregen, was es in dem Jahre, das zu Ende geht, angefangen, wie es ſein Betragen geändert u. ſ. w. Man belohnt die Kinder, welche das Jahr gut angewandt, man ermahnt diejenigen zur Beſſerung im neuen Jahre, welche das alte unnütz hingebracht haben. Für Kinder haben die Etrennes einen Sinn; ſie ſind ihnen eine Lektion, ein Gedanke, die erſte Aufmahnung ihres jungen, empfänglichen Gemüths; für Erwachſene ſind die Neujahrsgeſchenke ein Unſinn, eine Laſt, eine verderbliche Mode.

Gegenwärtig hat die Herrſchaft dieſer Mode ein Ende und man ſchöpft wieder freien Athem; denn aus dem Bereiche der lärmenden Tagespolitik kann man ſich doch hinter ſeine vier Wände zurückziehen, während man ſich vor dem Neujahrstage nirgends bergen und retten kann; gerade zu Hauſe beläſtigt er einen am meiſten. Die eröffnete Kammerſitzung hat die Segel der Pariſer Tagblätter wieder geſchwellt; wenn man die Debatten im Palais-Bourbon intereſſant findet, vergißt die Preſſe die Romane und Dramen. Niemand bekümmert ſich um literariſche Händel, wenn Herr Guizot und Thiers ihren parlamentariſchen Zweikampf ausfechten; wer denkt noch daran, die Charaden des Corſaire und Charivari aufzulöſen, wenn Herr Dupin ſeine politiſchen Logogryphen zum Beſten gibt? In dieſem allgemeinen Wirrwarr von Neujahrswehen, politiſchen Diskuſſionen und Complotsverhandlungen ſind viele Erſcheinungen der belletriſtiſchen und ſelbſt der politiſchen Literatur unbemerkt vorübergegangen. Herr Fievée, der Oberälteſte der Pamphletſchreiber in Frankreich, hat ſeine „Erinnerungen aus dem Kaiſerreiche" herausgegeben, wodurch wir manches Intereſſante erfahren. Herr Capefigue, ein anderer bekannter Broſchürenmacher, lieferte eine Lebensbeſchreibung Ludwig XIV. nebſt einer Kritik des Zeitalters unter jenem Herrſcher; das Werk ſchließt ſich an ſeine früheren Beurtheilungen der Ligue und Fronde an. Paul de Muſſet's Anna Boleyn hat günſtige Aufnahme und nachſichtige Beurtheiler gefunden; Balzac kündigt den 7. und 8. Theil ſeiner „Sittenbilder" unter dem Titel: „verlorne Täuſchungen" an. Die eine Erzählung, la vieille fille, wurde bereits als Variétés in der „Preſſe," dem Journale des Herrn Emile de Girardin, abgedruckt; man vermißt darin alle Eleganz des Styls, welche ſonſt den Verfaſſer auszeichnet, und ein kleines Blatt bemerkte ſehr richtig, daß die vieille fille eher für die niedrigſte Phantaſie des Pöbels, als für den geläuterten Geſchmack der vornehmen Welt geſchrieben ſei. Mit dieſen zwei Bänden iſt die Reihe der Balzac'ſchen Sittenbilder geſchloſſen; ſie ſind in 3 Abtheilungen getheilt: Scenen des Privatlebens, Scenen des Pariſer Lebens und Scenen des Provinziallebens; die 12 Bände koſten 100 Franken.

Die Keepſake's, Forget-me-not's und andere zu Neujahrsgeſchenken angeprieſene Bücher haben dieſes Jahr keinen reißenden Abgang mehr gefunden; wie iſt auch in dieſem Genre nichts Neues mehr vorgekommen, es ſind immer dieſelben; man ändert den Titel und Einband, läßt aber den Inhalt unverſehrt, der mit dem Abfall von einem Dutzend Reiſebeſchreibungen und Revuen geſpickt iſt. Selbſt Victor Hugo's Ausgabe von Notre-Dame nach engliſchem Zuſchnitt mit Kupfern hat kein Glück mehr gemacht; das Keepſakegenre iſt offenbar abgenutzt. Man will Solides, Poſitives haben; ſchöne Worte, ſüße Beſchreibungen verſchaffen ſich keinen Eingang mehr; alles Nützliche iſt willkommen; eine Abhandlung über Eiſenbahnen und Dampfmaſchinen wird höher geſchätzt, als ein Band romantiſcher Poeſie oder eine Tragödie in 5 Akten und in Verſen. Ich weiß nicht, ob man das einen Fortſchritt nennen ſoll; die Einbildung verliert offenbar dabei, aber das materielle Wohlſein gewinnt an Umfang.

(Schluß folgt).

Notizen.

⁂ **Schiffverkehr im Sund 1835 und 1836.** — Durch den Sund paſſirten im vor. Jahre 11,915 Schiffe, mithin 1600 mehr als im J. 1835. Von dieſen 1650 gehörten 714 England, 449 Preußen, 163 Dänemark, 156 Mecklenburg; von den übrigen kommen weniger als hundert auf 11 andere Seemächte; — aber franzöſiſche Schiffe waren 41, ſchwediſche 30, belgiſche 9, öſterreichiſche 3 weniger durch den Sund paſſirt, als 1835.

⁂ **Anzahl der Aerzte und Chirurgen in Preußen.** — Nach amtlicher Ueberſicht beläuft ſich die Geſammtzahl der gegenwärtig im preußiſchen Staate befindlichen Aerzte nach ungefährem Ueberſchlage auf 2400 (die zum Th[illegible] Chirurgen ſind), und auf 2360 Chirurgen, überhaupt [illegible] auf 4760 Perſonen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 35. 1837.

Phönix.

Freitag, 10. Februar.

Individuelle und politiſche Freiheit der Engländer.

In keinem europäiſchen Staate genießt der Bürger ſeine Rechte und Freiheiten, wie in England; Norwegen allein möchte in dieſer Hinſicht dem britiſchen Reiche nahe oder gleich kommen. In der Schweiz und in Frankreich ſind die individuellen und politiſchen Freiheiten der Bewohner zwar garantirt und in einer weiten Ausdehnung garantirt; der Reiſende jedoch, der dieſe Länder beſucht und kennen gelernt, wird bei ſeinem Aufenthalte in England eine auffallende Verſchiedenheit in der Gewährung jener Rechte finden; denn wie leicht kann Zugeſtandenes geſchmälert und beeinträchtigt werden, ſelbſt ohne offenbaren Bruch der Geſetze und Zuſicherungen! Der Engländer iſt aber auf ſeine ſeit langer Zeit eiferſüchtig behaupteten Rechte ſo ſtolz, daß eine Änderung derſelben, die zu Zeiten und oft verſucht worden, nicht räthlich wäre; König und Parlament mögen Alles ungeſtraft wagen, nur die Grundgeſetze des Reichs, in denen die Rechte und Freiheiten des Individuums den erſten Platz einnehmen, nicht antaſten; geſchähe einſt dies, ſo wären die traurigſten Folgen unausbleiblich, das Reſultat nicht abzuſehen. — Jene den Inländern geſicherten Freiheiten erſtrecken ſich auch auf die Reiſenden und Fremden. Kommt nach England, und ihr werdet fortan nicht gewahr werden, ob ihr unter einer Polizei ſteht, ob ihr beobachtet werdet und Geſetzen unterworfen ſeid; Niemand fragt nach euerm Paß, Niemand kümmert ſich um euern Aufenthalt, um eure Beſchäftigung, ihr ſeid frei im wahrſten Sinne des Worts und genießt der unbeſchränkteſten Freiheit ſo lange, bis ihr gegen England's Geſetze fehlt. Was ihr früher gethan und verbrochen, kommt nicht in Anſchlag; ob Flüchtling wegen politiſcher oder anderer Vergehen, gleich viel, der Ankömmling wird auf- und ſo lange unter engliſchen Schutz genommen, bis er ſich dieſes Schutzes unwürdig zeigt. Große Verbrecher erfahren dieſe Indulgenz freilich nicht, doch hält es ſchwer, ſelbſt dieſe aufzufinden und zu reclamiren; denn in England kann ſich Jeder verbergen, Jeder ſich einen anderen Namen beilegen. — — Dieſes Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit iſt ein wahrhaft wohlthuendes; man kann es erſt würdigen, wenn man es empfunden hat. Wer es nicht kennt, mag es nicht vermiſſen, doch wer es kennt und es miſſen muß, mag ſich ſehr unglücklich fühlen. Man wähne aber nicht, daß mit dieſer Freiheit Geſetzloſigkeit verbunden ſei; Niemand achtet das Geſetz mehr, als der Engländer, gerade wohl deßhalb, weil es ihm ſo viel Rechte ſichert. Nirgends lebt man ruhiger, unangefochtener, ſicherer, als in England; daß Ausnahmen hier nicht in Betracht kommen, bedarf keiner Erwähnung; denn daß im britiſchen Reiche, namentlich in London, geſtohlen und betrogen wird, iſt bekannt und natürlich, es würde dies aber auch geſchehen, wenn die Freiheiten beſchränkt, der Polizeiſtand verdoppelt und die Geſetze geſchärft würden. Man ſehe nur nach Paris, welcher Aufwand an öffentlicher und geheimer Polizeimacht, welche Truppenmaſſen! In Paris iſt es dennoch unſicherer, als in London; dort wird mehr betrogen, geſtohlen, eingebrochen, angefallen und gemordet, als in London. Man wähne ferner nicht, daß die engliſchen Geſetze zu nachſichtig und milde; im Gegentheil, ſie ſind bekanntlich die ſtrengſten. Ich möchte das Motto des engliſchen Rechtes ſo faſſen: lebe wie du willſt und kannſt; aber vergehe dich nicht gegen Andere! Und man kann leben, wie man will in ſocialer, religiöſer und politiſcher Hinſicht; gibt man Anſtoß, ſo wird man beſtraft, hart beſtraft, in vielen Fällen der Geſellſchaft unſchädlich gemacht, — nach Botany-Bai geführt oder gehenkt. Man darf über alle Gegenſtände, über alle Perſonen mündlich und ſchriftlich raiſonniren; gebe ich Anſtoß oder calumnire ich, ſo kann man mich anklagen; man kann Alles thun und treiben, nur nicht gegen den Anſtand und zu Anderer Schaden. Zu erſterm gehört: die religiöſe Feier des Sonntags; da darf nicht gearbeitet, nicht verkauft und nicht geſungen werden. — die Reinhaltung der Straßen und öffentlichen Plätze und als Betrunkener ſich nicht öffentlich zu zeigen, oder vielmehr in dieſem Zuſtande nicht zu fallen; der Betrunkene ſteht ſo lang unter dem Geſetze, bis er zu Boden fällt, dann erſt greifen ihn die Conſtables und führen ihn mit ſich, wie ſie auch verbunden ſind, den, welcher ſich in ſtarken Bier oder in Spirituoſis übernommen, wenn er ſeine Wohnung angeben kann oder will, artigſt nach Hauſe zu führen. Der gefallene Trunkenbold dagegen muß 5 Schilling (3 Gulden) Strafe zahlen. — Die öffentliche Polizei in London iſt nicht zahlreich, eine geheime gibt es nicht; denn das Parlament bewilligt zu dem Ende keine Summen. Sie wäre in der That auch nutzlos, da Alles öffentlich verhandelt werden darf, ſei es für oder wider den Staat. Iſt das Verhandelte der Berückſichtigung werth, ſo wird ihm dieſe; im anderen Falle wird es ignorirt, nach Umſtänden auch, ſobald es gefährlich, durch richterlichen Spruch beſtraft. Geheime Polizei und Spione werden daher in England nur von fremden Mächten gehalten. Die öffentliche Polizei handhaben in London die Conſtables und bei Nacht in Verbindung mit ihnen die Watchmen, d. h. Nachtwächter, die in großer Zahl vorhanden ſind. Die Conſtables gehen in bürgerlicher Tracht, ohne irgend eine Angriffs- und Vertheidigungswaffe, ſelbſt ohne Stock; ſie haben einzig, als Zeichen ihrer Dienſtverrichtung, eine Nummer am Rockkragen und ein ſilbernes Stäbchen in der Taſche, welches ſie im Nothfalle vorzeigen. Wer dem entblößten Stäbchen nicht Folge leiſtet, erhöhet ſeine Strafbarkeit; doch nur ſelten ſoll es nöthig ſein, dieſes Amtszeichen vorzuholen, da die Conſtables höfliche und geſetzte Männer ſind, die mit ihrer Stellung nichts Gehäſſiges verbinden und von jedem rechtlichen Bürger unterſtützt werden. Wenn die fixirte Zahl der Conſtables nicht ausreicht, wie das bei Aufſtänden, bei Feuersbrünſten, bei Volksfeſten u. ſ. w. möglich werden kann, ſo werden für die dringende Zeit Bürger als Conſtables vereidigt; als die Tories zum letzten Male an's Ruder kamen und Aufſtände zu befürchten waren (1834), wurden in einem Tage 12.000 Londoner Bürger als Conſtables auf und in Eid genommen. In der City, einem durch eigene Geſetze und Behörden regierten Stadttheile, tragen die Conſtables gelbe, in den übrigen Stadttheilen weiße Nummern und eine gleichfarbige Binde am Unterarme; dort, wie überall, ſind ſie nur zur Bequemlichkeit und Sicherheit des Volks, nicht als Schergen angeſehen, ſondern als Aufrechthalter der Ordnung und Behüter des Eigenthums; nur Betrügern und Dieben ein Schrecken, allen Andern eine gleichgültige oder erfreuliche Erſcheinung. Sie beſtehen erſt ſeit 1831, früher verſahen die Bürger Londons den Dienſt. Vielen ward das beſchwerlich, ſie ſtellten Leute an ihrer Statt, die ſie bezahlten. Bald wurde dies allgemein. Um den Dienſt zu regeln, vielen Unordnungen und Mißbräuchen zu ſteuern, errichteten im genannten Jahre die ſtädtiſchen Behörden, nach eingeholter Genehmigung der beiden Häuſer, die Conſtables, die weder uniformirt, noch exercirt, noch militäriſch eingerichtet und abgetheilt ſind; ſie bilden die Sicherheitswache der Stadt London und ſtehen unter den Polizeiämtern der verſchiedenen Stadttheile. Jeder erhält monatlich 2 Pfd. Sterling, überdem gehören ihm noch einige Gebühren u. ſ. w.

In England darf Niemand ohne triftigen Grund, alſo nicht nach Willkühr der Richter und Polizeibeamten und auf Angeberei, ſeiner Freiheit beraubt werden. Die Polizeidiener dürfen nur arretiren, wenn ſie Jemand auf der That ertappen, oder auf einen von dem reſp. Gerichte ausgeſtellten Verhaftsbefehl. Der Inhaftirte wird ſobald als möglich nach ſeiner Gefangennehmung verhört, jedenfalls in den erſten 24 Stunden. Die Anklage wird zuerſt der großen Jury vorgelegt, die aus 25 Beiſitzern beſteht und entſcheidet, ob der Fall criminell oder nicht. Im erſtern Falle kommt der Gefangene in ſtrengere Haft und wird dem Criminalgerichte überantwortet; im letztern wird er entweder augenblicklich in Freiheit geſetzt, oder den Viertelsrichtern, judges, oder der Zuchtpolizei, correctional police, zugeſtellt. — Dieſe Rechte ſind ſchon ſeit 1215 in der magna charta, die dem Bruder Richard's des Löwenherzigen, Johann ohne Land, abgezwungen wurden und im Laufe der Jahre mancherlei zeitgemäße Veränderungen und Zuſätze erhielten, niedergelegt, von Wilhelm III. 1688 auf's Neue beſchworen, und von der Zeit an mit neuem Anſehen umgeben, mit neuen, weitern Ausdehnungen vermehrt. Denn Wilhelm der Oranier, der Stadhouder von Holland, mußte nachgeben und willfährig ſein, wenn er Englands Krone erhalten und behaupten, wenn er die Factionen beſiegen, den Einfluß der verjagten Stuarts vernichten wollte. Seit 1688 datiren ſich die Rechte der Engländer, beſonders der Individuen, wie ſie dermalen exiſtiren; die frühern Beſtimmungen betrafen meiſt nur die Privilegien der Großen; ſeit Wilhelm dem Oranier wurden auch die Kleinen, die Bürger und Bauern, berückſichtigt. Wir wiſſen, daß nach jenen verbrieften Rechten jeder Engländer vor dem Geſetze gleich iſt, daß jeder glauben und thun kann, was ihm beliebt, wenn es nicht gegen die Geſetze iſt — und die Geſetze ſind einfach, natur- und vernunftgemäß, — daß die anglikaniſche Kirche in England und Irland, die presbyterianiſche in Schottland die anerkannte iſt, demungeachtet aber Jeder jede beliebige Religion cultiviren kann u. ſ. w. In allen Geſetzen athmet Freiheit und Gerechtigkeit; meines Erachtens ſind nur der reiche Grundadel und die hohe Geiſtlichkeit zu gut, die armen Schuldner dagegen zu ſchlecht bedacht. Doch die engliſche Verfaſſung iſt Menſchenwerk und — perfecti sub sole nihil!

Politiſche Freiheit kann nicht ohne individuelle, wie dieſe nicht ohne jene beſtehen, ſelbſt nicht gedacht werden. Neben der größtmöglichſten perſönlichen, genießt daher der Britte auch die größtmöglichſte politiſche Freiheit. Er darf ſich zu jeder Staats- und Regierungsform bekennen und dies unverhohlen äußern, er darf über die Mängel der engliſchen Verfaſſung und Regierung ſich ausſprechen, er darf Aſſociationen gründen, darf mit einem Worte Alles, nur nichts Directes gegen den britiſchen Staat und deſſen unverletzliches Oberhaupt unternehmen. Gegen andere Staaten kann dagegen Alles in England geſagt und gethan werden; man verſchone nur die Grundgeſetze des britiſchen Reichs, Miniſteriums und König; doch werden beide letztere bekanntlich ſo h angegriffen, daß jene Schonung ſehr weite Gränzen geſtattet. Wie die Miniſter von vielen Blättern, beſonders von den zahlreichen, meiſt radicalen Sonntagsblättern, die oft mit Geiſt und Sachkenntniß geſchrieben ſind, wie der Examiner, die weekly dispatch und der Spectator, behandelt und titulirt werden, glauben wir Deutſche gar nicht; oft fruchtet es, oft nicht; bisweilen erregt es Galle, bisweilen Gelächter; aber das Volk iſt zufrieden, gedeihet und freuet ſich ſeiner Privilegien. Die weekly dispatch, faſt das einzige republikaniſche Blatt in England, nennte neulich Se. Majeſtät Wilhelm IV., König von Großbritanien u. ſ. w. The king animal; wie ſeine Familie und ſeine Diener aller Klaſſen genannt werden und worden ſind, dies aufzuzählen, würde uns zu weit führen. Wir ſchließen mit der Behauptung: daß kein Volk der Erde, die Nordamerikaner kaum ausgenommen, freier und einer weiſen Freiheit würdiger iſt, als die Engländer.

Aus Paris.

(Schluß).

Die Theater haben in dieſem Monate keine bedeutenden Stücke in Scene geſetzt; um dieſe Zeit hat man allgemein Nachſicht mit dem Direktor; denn er weiß, daß er doch immer ein volles Haus bekömmt, ſelbſt wenn er ſparſam mit anziehenden Neuigkeiten iſt; die ganze Schuljugend, die ganze Bevölkerung der Pariſer Bedienten, Portiers, Bonnen, Kammermädchen, die niedere Beamtenwelt und was ſonſt noch dahin gehört, trägt nämlich im Januar die Neujahrsgeſchenke an baarem Gelde in's Theater, und für dieſe braucht man keine beſonderen Reizmittel zu erſinnen. Das Théâtre français macht davon eine Ausnahme und läßt ſich durch keine äußeren Einwirkungen in ſeinem hergebrachten Syſteme ſtören. In den Boulevards-Theatern wimmelt es von Zuſchauern; das Palais-Royal und das Vaudeville haben jeden Abend einen unermeßlichen Zulauf. Neulich wollte ich in die 49ſte oder ich weiß nicht wie vielſte Vorſtellung der Meyerbeer'ſchen Hugenotten gehen; aber es war unmöglich, einen Platz zu finden; der große, weitläufrige Saal der Académie royale war gedrängt voll, Orcheſter, Logen, Salles, Balcons, Parterre's, von oben bis unten, alles war beſetzt. Die Hugenotten haben unbedingt die Vogue; die übrigen Opern locken wenig Leute mehr herbei, ſelbſt Roſſini hat ſeine alte Zauberkraft auf die Pariſer verloren. Wer hätte das vor zehn Jahren gedacht? Wer hätte es damals nur gewagt, dem „Schwane von Peſaro“ eine einzige ſeiner Federn auszurupfen? Jetzt iſt er vergeſſen; man hört ſeine Compoſitionen gleichgültig an und ſchimpft über die Faulheit des Maëſtro, wenn man einer Vorſtellung der Gazza ladra oder des Wilhelm Tell beigewohnt; das Publikum rächt ſich nach ſeiner Art und ſo gut wie es kann. Man ſpricht viel von der neuen Oper Stradella, welche nächſten Monat in Scene geſetzt werden ſoll. Das Libretto iſt von Emile Deſchamps verfaßt und die Muſik von unſerem Landsmanne Niedermeyer componirt; Herr Düponchel läßt die Einſtudirung ſehr eifrig betreiben. Die Opera comique macht mit der Ambaſſadrice noch immer volles Haus, das noch eine Zeit lang ſo fortdauern zu wollen ſcheint, da die Muſik wirklich ganz anſprechend iſt.

Von den übrigen größern Theatern werde ich nächſtens in einer monatlichen Ueberſicht berichten; hier nur noch Einzelnes über die kleineren Pariſer Theater. Für dieſe iſt es hergebrachte Sitte, am Schluſſe jedes Jahres die Rechnung mit dem alten Jahre abzuſchließen und die Dummheiten, Sonderbarkeiten und Narrheiten deſſelben ihren Zuſchauern vorzuführen. Das Gnadenjahr 1836 hat vor den Pariſer Vaudevilleſchreibern keine Gnade gefunden. Die Einen haben es nach Conſtantinopel geführt und ſeine Originalitäten dem Sultan vorgeſtellt; da ſich aber unter denſelben eine ſehr bekannte Schriftſtellerin und ein noch bekannterer Journaliſt befanden, wurde das Stück nach den erſten 15 Vorſtellungen auf höheren Befehl verboten. Das iſt im Vaudeville geſchehen, wo außer jenen beiden obengenannten Perſonnagen noch der Genius des Fortſchrittes in der Geſtalt eines hübſchen Mädchens vorkam, welches Flügel an den Waden trug. Die Allegorie iſt handgreiflich; noch handgreiflicher aber waren die Späße gegen Emile de Girardin, der als Blaguardin figurirte und, nebenbei geſagt, als Gauner und Marktſchreier. In der Gaieté hatte die Machtvollkommenheit der Vaudevilliſten einen alten, gichtbrüchigen, lahmen Greis zum Oberrichter über das Jahr 1836 eingeſetzt; dieſer läßt das arme Jahr die Revue paſſiren und behandelt es ſehr ſchonungslos. Auf dem Ambigu comique entdeckt ein verrückter Mondſüchtiger alle Pariſer Narrheiten im Monde; das Thema iſt etwas abgenutzt. Das kleine Palais endlich iſt am ſchlimmſten mit dem alten Jahre umgeſprungen; es wird vor's Zuchtpolizeigericht geſtellt und zu ewiger Verbannung verurtheilt. Es ſtirbt vor Entkräftung und Ohnmacht. Alle dieſe Farcen, welche weder außerordentlich originell, noch pikant waren, ſind dennoch ſehr beklatſcht worden. Die kleinen Theater auf dem linken Seineufer haben dieſes Jahr eine merkwürdige Neuerung aufgebracht; am heiligen Dreikönigsabende haben nämlich die Direktoren des Pantheontheaters und des Bobino ihrem Publikum 5 ungeheure Bohnenkuchen austheilen laſſen, welches unter den 12,000 Studenten und 6,000 Griſetten des „Pays latin“ einen allgemeinen Jubel erregt hat. Die Bohnenkuchen ſind mit Dank angenommen und verzehrt worden; die fünf Zuſchauer, welche Bohnenkönige oder Bohnenköniginnen geworden, haben eine eigne Loge angewieſen bekommen, in welcher ihnen der freie Eintritt das ganze Jahr 1837 hindurch geſtattet iſt.

Nach dem Tode Jack's, des Orang-Outangs, und dem Abgange der Taglioni hat der Luftballon des Herrn Green die öffentliche Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch genommen. Obſchon der Hof der Kaſerne im Faubourg Poiſſonnière, von wo aus die beiden Fahrten bewerkſtelligt wurden, nichts als ein Kothſee war, ſo hatte ſich doch die elegante Welt in Maſſe eingefunden, um das merkwürdige Schauſpiel mit anzuſehen; die Troupiers haben ſpäter mehr als einen Atlasſchuh erobert, welcher auf der großen Retirade verloren gegangen war. — Zu den neueſten Pariſer Merkwürdigkeiten gehören mehrere Dantan'ſche Gypskarrikaturen: Herr Liszt, deſſen lange hagere Figur wie ein ausgeſpreizter Froſch vor'm Clavier ſitzt, und deſſen lange gewaltige Locken über die Stuhllehne herabwallen, wie Schlangen, während ſeine dürren Finger auf den Taſten des Claviers herumfahren; Herr Lebas welcher mit dem Obelisken unter'm Arm auf dem Seile tanzt. Gegenwärtig arbeitet Dantan an dem Porträt des Präfekten des Dordogne-Departements. Herr Romieu war bekanntlich vor der Julirevolution, welche ihn zum Präfekten machte, einer der faſhionabelſten Bonvivants in Paris und allgemein beliebt bei luſtigen Brüdern, welche bei Véfour, den drei Gebrüdern aus der Provence und im Café de Paris die politiſchen Bekümmerniſſe in Champagner und Calembourgs erſäuften. Als Präfekt hat er ſich beſonders durch ſeine Edikte gegen die Maikäfer berühmt gemacht, welche in ſeinem Departement ſo große Verheerungen angerichtet. Der Charivari erzählte, daß ſein alter Freund und bekehrter Zechbruder Romieu ſich in der Dordogne einen eignen Thurm habe mauern laſſen, um ſein Leben vor den Maikäfern zu retten, die ihn aufzuzehren droheten. Dieſen Spaß hat Dantan auf ſeine Art überſetzt. Er ſtellt nämlich den Herrn Präfekten vom Kopf bis zu den Füßen mit Maikäfern bedeckt dar, deren Laſt ihn faſt zu Boden drückt und erſtickt; nächſtens wird Herr Suſſe in der Galerie des Panorama's dieſe merkwürdige Carikatur vor ſeinen Fenſtern ausſtellen.

Die Feier des Carnevals hat mit dem Eintritte des neuen Jahres begonnen; Maskenbälle in allen Theatern, vor und in der Stadt. Der Pariſer Carneval iſt aber ein garſtiger Geſell, der durch ſeine unanſtändigen Geberden und unverſchämte Tournüre Jedermann abſchreckt; er führt in ſeinem Gefolge ſo abſcheuliche Tänze, berüchtigt unter den Namen Chachut, Cancan, Robert-Macaire etc., daß man ihm gerne ausweicht, wo er vorüberzieht; die Hauptelemente ſeines Vergnügens ſind Zoten, Lärm, ſchamloſe Frechheit und Dirnen; er wälzt ſich im eigentlichen Sinne des Worts im Koth. Die Variétés und noch einige Boulevardstheater, die Säle der Kneipen vor der Barrière ſind ſeine berüchtigten Tempel; bei Muſard in der Rue St. Honoré und bei Jullien in der Rue vivienne erſcheint er äußerlich ſehr anſtändig und fein gekleidet, artet aber auch dort nach 11 Uhr in wilde Luſt und ausgelaſſene Frechheit aus; hier ſpielen die femmes entretenues der Chauſſée d'Antin, dort die ſchlimmeren des Cul-de-sac in allen Theilen der Hauptſtadt die erſten Rollen. Wie der Carneval am Faſtnachtsdienſtag und Aſchermittwoch ſich geſtaltet, behalte ich mir vor, ein andermal mitzutheilen. Schließlich melde ich nur noch, daß beim Buchhändler, Herrn Théophile Barrois, in der Rue Richelieu 14, der fünfzehnte Band von Börne's geſammelten Schriften erſchienen iſt. Er wird auch einzeln verkauft und führt noch den beſonderen Titel: „Wolfgang Menzel, der Franzoſenfreſſer.“ Dieſes neue Geiſtesprodukt des Verfaſſers der „Briefe aus Paris“ hat bei ſeinen bisherigen Freunden und Feinden ein deſto größeres Aufſehen erregt, je unerwarteter es plötzlich in die Welt geſchickt worden iſt. Was den Inhalt anbelangt, ſo erſtreckt ſich derſelbe auf eine Widerlegung der Menzel'ſchen Angriffe im Literaturblatte gegen die Balance; ſehr gewandt hat aber der Verfaſſer die Kritiken Menzel's über Herrn v. Raumer und den Fürſten Pückler-Muskau mit in das Ganze zu verweben gewußt, ſo daß auch dieſe beiden letzteren Schriftſteller einer ſcharfen Beurtheilung nicht entgehen. Das Werk näher zu würdigen, liegt nicht in unſerm Plane; der bloße Titel oder die bloße Anzeige wirkt übrigens eine neue Schrift Börne's ſo gut, als eine Recenſion, wenigſtens in deutſchen Blättern; alle Freunde und Feinde ſtehen ſchon im Voraus da; erſteren wird das Wort nicht gegönnt, und es iſt alſo keine Möglichkeit da, daß ſie ſich verſtändigen oder vereinigen. Der Autor zeigt ſich in dieſem neuen Werke in ſeiner alten Eigenthümlichkeit, ſeine Gegner mit den Ruthen ſeiner ſcharfen Kritik blutig geißelnd, und mit den Hammerſchlägen ſeiner unerbittlichen Logik zermalmend.

Aus Mainz.

(Januar 1837).

(Löwe's Oratorium: „die ſieben Schläfer.“)

In dem Tempel Polyhymniens erfreuten uns im Verlaufe dieſes Monats zwei Oratorien, und zwar „Chriſtus am Oelberge“ von Beethoven, und „die ſieben Schläfer“ von Löwe, zwei gediegene Tonwerke von einem älteren und einem jüngeren Meiſter, die aber beide darin zuſammentreffen, daß ihre Compoſitionen voll Seele, Charakter und Leben ſind, und in der Tiefe des Herzens ein nicht ſchnell verſtummendes Echo haben. Beide Oratorien, ſcheint es mir, haben das Eigenthümliche, daß ihnen das Gedehnte, das rein Kirchliche des Styls fehlt, ohne dabei der Einfachheit und der frommen Entfaltung zu entbehren; ſie ſtehen der Oper näher und haben doch etwas Begeiſterndes, fromm Erhebendes; ihr blühendes Colorit zieht an, ohne daß das ernſte Gepräge des Oratoriums fehlt. — Beethoven's „Chriſtus am Oelberge“ iſt als älteres Werk ſchon bekannter; hier alſo nur Einiges von Löwe's Oratorium. Vor allen Dingen erfreut uns hier der von Gieſebrecht vortrefflich aufgefaßte Text. Er behandelt die alt-chriſtliche Legende von den „ſieben Schläfern“ auf eine ſo ſchöne, rührende, dramatiſche Weiſe, daß er in der That dem genialen Componiſten die Arbeit erleichterte. Die Märtyrer des Glaubens, die ſieben Söhne des Antianus zu Epheſus, haben in einer Höhle einen Schlupfwinkel gefunden, um der Wuth des Chriſten-Verfolgers Decius zu entgehen. Der Tyrann entdeckt den Schlupfwinkel, und läßt ihn vermauern, um die Unglücklichen ihrem gräßlichen Geſchicke zu überlaſſen. Die Märtyrer ſchlafen ein, und ſchlafen 190 Jahre. Während deſſen hat die neue Lehre den Sieg errungen, und auf den Zinnen der Tempel prangen die Banner des Chriſtenthums. Honoria, die Gattin des Prokonſuls Antipater, will jetzt die Gebeine der Märtyrer heiligen. Es wird den Hirten, die im Gebirge Cölius weiden, aufgetragen, die Höhle zu eröffnen. Mit dieſer Arbeit beginnt das ſchöne, kräftige Einleitungs-Chor des Oratoriums, worauf ein anziehendes Duett zwiſchen Antipater und Honoria folgt, worin auch der Sieg des Chriſtenthums geprieſen wird. Antipater und Honoria entfernen ſich; die Hirten ſetzen die Arbeit fort, und alsbald vernehmen ſie erſtaunt von ferne den nach und nach ſiebenſtimmig werdenden Pſalm: „Ehe denn die Berge worden ꝛc.,“ ein Gebet von der ſeltenſten Wirkſamkeit. Erſchallt dieſer Geſang in der Höhle oder in der Bergkapelle? Die Hirten wiſſen es nicht, und eilen auf den Berg. Indeſſen waren die ſieben Brüder an's Tageslicht getreten, was durch einen, vom Orcheſter gedämpft vorgetragenen, Choral angedeutet wird. Sie danken nun dem Schöpfer in einem Quartett für ihre Rettung, und ein frommer Choral beendigt die erſte Abtheilung. — Darauf treffen wir Malchus, den jüngſten Bruder, auf dem Forum zu Epheſus; eine Volksmenge iſt verſammelt; der Biſchof Martinus hat ſo eben die Fahnen der Krieger eingeweiht, und Malchus ſtaunt, hier, wo er Verfolgung und Heidenthum geſucht hat, Chriſtenthum zu finden. Dieſes Erſtaunen drückt Malchus in einer herrlichen Sopranarie (B-dur $^3/_4$) aus. Der Volksmenge fällt der Knabe auf, deſſen ganze Aeußerlichkeit auf andere Zeiten und andere Geſchlechter hinweiſ't. Man iſt geneigt, ihn für einen Spion der Partei zu halten, die Antipater eben bekriegen will, und man führt Malchus zum Prokonſul. Dieſer, nicht abgeneigt, des Knaben Worte zu glauben, zieht jedoch den Biſchof Martinus zu Rath, und dieſer fordert auf, zur beſſern Ueberzeugung in's Gebirg Cölius zu ziehen. In dieſen Scenen findet Löwe reiche Motive für die Compoſition, und der Schlußchor: „Auf Prokonſul, auf ihr Männer ꝛc.,“ ſo ausgezeichnet er iſt, iſt wahrlich noch nicht die gelungenſte Nummer dieſes Theils! — Ein Terzett der Brüder vor der Höhle leitet den dritten Theil ein; es drückt Freude über die Rettung, und Schmerz über den immer noch fehlenden Bruder aus. Bald aber nähern ſich Honoria mit epheſiſchen Frauen, Antipater mit Malchus, und Martinus mit dem Chor; — Alles ſieht nun das Wunder beſtätigt. — Abermals vorzüglich gelungene Stellen der Compoſition. — Man fordert die Brüder auf, nach Epheſus zurückzukehren; aber Johannes, einer der Brüder, widerſetzt ſich, weil ihm geoffenbart ſei, wie ihr Erwachen nur das Symbol der großen allgemeinen Auferſtehung wäre, welches Symbol Gott der Welt zur Befeſtigung des noch jungen Glaubens habe geben wollen. Sie ſchlummern allgemach wieder ein, unter den Poſaunen-Tönen des Richters der Todten! — Der Eindruck dieſes ſchönen Oratoriums iſt mächtig! Mit heiliger Begeiſterung erfüllt uns Handlung und Muſik; wir verlaſſen das Auditorium in einer wohlthuend-frommen Rührung, und ſind von Dank erfüllt für Löwe und Gieſebrecht. — Unſere Liedertafel führte dieſes Oratorium mit vielem Glück und in einer Gediegenheit aus, wie man ſie bei einem Dilettanten-Vereine nicht vermuthen ſollte! —

Notizen.

⁂ Melloni's Rückkehr in ſeine Heimath. — Hrn. Arago iſt es gelungen, durch ſeine Verwendung bei dem Fürſten Metternich zu veranlaſſen, daß Hrn. Melloni geſtattet werde, aus ſeiner Verbannung nach Parma zurückzukehren, um ſich hier ſeinen Arbeiten über Elektrizität und Galvanismus widmen zu können, da er in Frankreich ſeinen Unterhalt nicht ferner gefunden.

⁂ Rückkehr des père Enfantin. — Der zum Wenigſten dem Scheine nach faſt kinderlos gewordene Vater Enfantin iſt aus dem Oriente nach Paris zurückgekehrt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 36. 1837.

Phönix.

Samſtag, 11. Februar.

Schweizer Bilder.

(Schluß).

Indeſſen blieben Boitel und ich im freundlichen, wiſſenſchaftlichen Briefwechſel. Mit Vorſicht mieden wir, einen politiſchen Gegenſtand zu berühren. Er ſelbſt hielt ſich, als Schweizer, von aller Einmiſchung in die Händel Spanien's rein. Seine Vorſicht und Unſchuld ſchirmten ihn jedoch nicht. Am 30. Auguſt 1829 ward er verhaftet und auf die Felſenfeſte Mont-Jouy in's Staatsgefängniß geführt, nachdem man ſich ſeiner Papiere und dazu meines Bildes bemächtigt hatte, welches über dem Schreibpulte des Freundes hing. Nur einmal und dann nie wieder ward er verhört, wenn anders zwei Fragen ein Verhör genannt werden können. Die erſte war: ob er mich kenne und mein Freund ſei? — Die andere: ob er Freimaurer ſei? — Mehrere Monate lag er im Kerker, außer jeder Verbindung mit der übrigen Welt. Seine Gemahlin errieth nur, daß er noch am Leben ſei, weil ihr die Gnade geſtattet war, ihm täglich Speiſe zu ſenden. Endlich verlor ſie auch dieſen Troſt. Seiner ganzen Unſchuld ſich bewußt, hatte ihr Gatte wiederholt verlangt, verhört und gerichtet zu werden. Erſt nach mehreren Monaten ward ſein Gefängniß geöffnet, ihm gemeldet: er ſei vom König zu den Galeeren auf unbeſtimmte Zeit verurtheilt. Das Urtheil gab keinerlei Grund der ſchrecklichen Strafe an. In Ketten wurde er an die afrikaniſche Küſte nach Ceuta geführt und dort in's Bagno gebracht. Er ſchrieb mir von da. Sein Brief war „Alamontade“ unterzeichnet. Der Gouverneur von Ceuta beklagte edelmüthig das Schickſal des unglücklichen Oberſten und geſtattete ihm Freiheit, am Tage umherzugehen. Der Galeerenſklave erhielt bald Zutritt in einigen der angeſehenſten Häuſer von Ceuta.

Ich war indeſſen ſogleich nach ſeiner erſten Verhaftung von ſeinem Schickſale unterrichtet worden, daß meine Freundſchaft ihm zum Verbrechen gemacht ſei. Ich ſage nichts von meinem erſten Entſetzen, von meiner langwierigen Angſt. Ich ſetzte alles durch meine Freunde in der Schweiz, durch meine Verbindungen in Paris, zur Erlöſung Boitel's aus Ceuta in Bewegung; obgleich ſelbſt die Verwendung des Generals von Wimpfen für ihn eitel geweſen war, ſo wie die der Regierung von Solothurn, welche dazu ein Glückwünſchungsſchreiben an den König zu ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin Chriſtina benutzt hatte. Das Beſte ward endlich, vermuthlich durch die franzöſiſche Geſandtſchaft in Madrid, und den Staatsminiſter Gonſalez Salmon daſelbſt, bewirkt. Am 25. März 1831 empfing Boitel ebenſo unerwartet die Nachricht ſeiner Freilaſſung, als einſt die ſeiner Verhaftung. Er ſchiffte ſogleich nach Algeciras; von da auf einer kleinen Kohlenbarke über das Meer nach Malaga, wo er, mit Vorwiſſen des Gouverneurs, verborgen bei einer engliſchen Familie lebte, bis er Schiffsgelegenheit fand, über Marſeille und Genua in ſein Vaterland heimzukehren. Welch ſeliges Wiederſehen! —

Soll' ich nicht um Verzeihung bitten, dieſe Anekdote erzählt zu haben? Doch wer geliebt hat, wird ſie, auch ohne Bitte, dem Freunde gewähren. Und nebenbei kann ſie ja als Beitrag zum Gemälde des rechtloſen Zuſtandes von Spanien und der königlichen Anarchie daſelbſt dienen.

Von der Einſiedelei St. Verena führt ein Weg zum nahen Jura und zwiſchen Wald und Felſen empor zum Nebenbuhler des Rigi, dem Solothurner Weißenſtein. Obgleich die Kuppe dieſes Berges nur 3950 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres erhaben iſt, wird ſie doch jedes Jahr von einigen tauſend Luſtreiſenden erſtiegen. Auf der Höhe empfängt den Wanderer ein bequemes, neuerbautes

Gaſthaus, mit Einrichtungen zu Molkenkuren und Bädern verſehen. Er gelangt, wie er will, zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen dahin. Er ſieht 2000 Fuß tief Solothurn, die Umgegend, die ganze mittlere Schweiz unter ſich, bis zu den finſtern Vorbergen der Alpenkette, und dieſe ſelbſt — vom hohen Säntis Appenzells bis zum Monte Roſa und Montblanc, — in ihrer vollen ſilbernen Glorie.

Im Wettſtreit der Schweizerberge, welcher von ihnen die meiſte Herrlichkeit der Fernſichten zur Schau lege, iſt es ebenſo gefährlich zu entſcheiden, als unter den ſchönen Evens-Töchtern, welche die reizendſte unter ihnen ſei. Auch der Napf, der ſich an den Luzerner- und Berner Grenzen weit über 4000 Schuh erhebt, trägt den Namen des „kleinen Rigi;“ auch der Kamor im innerrhäthiſchen Appenzell, faſt ſo hoch als der Rigi, und bequem zu bewandeln, ſtellt dem Auge eine eigne Wunderwelt aus, die Oſtſchweiz, den breiten Spiegel des Bodenſees, die ſchwäbiſchen Ebenen, die zuſammengereihten Alpenſchaaren Bündtens, Tyrols und Kärnthens, in grauenvoller Hoheit. Soll' ich aber der „Guide du voyageur“ für einen neuen Paris werden, welcher Luſt hätte, dem Schönſten unter den Schönen den Preis zuzuerkennen, ſo würd' ich ihn ſtufenweis, erſt zur Sennhütte des Napf, dann zum Kamor oder Weißenſtein, nachher erſt auf den Rigikulm führen, und endlich, wenn er mir für mildere Gemüthserregungen unempfindlicher zu werden anfinge, dritthalbtauſend Fuß höher, als den Rigi, in das Himmelshaus des Faulhorns.

Unter den Ortſchaften, welche auf dem grünen Teppiche zu Füßen des Weißenſteins umherzerſtreut liegen, bemerkt man auch, nur eine Viertelſtunde hinter Solothurn, zwiſchen der in einander ſtrömenden Aar und Emme, Zugwyl. Es iſt nur ein kleines Dorf, aber nicht ganz ohne Ruhm. Hier, als die proteſtantiſchen Solothurner in den Tagen kirchlicher Wirren und Verfolgungen (1533) ihre fanatiſirte Vaterſtadt meiden mußten, fanden ſie den erſten Aufenthalt, und feierten ſie ihren evangeliſchen Gottesdienſt mit Sicherheit. Hier auch fand in den Tagen politiſcher Wirren und Verfolgungen ein anderer aus dem Vaterlande verſtoßener Mann die heiterſten Tage ſeines Lebens in der Verbannung, — jener einzige Mann, welcher mit Waſhington, dem großen Amerikaner, verglichen werden darf; zwar nicht, gleich dieſem, vom Glücke gekrönt, aber doch, wie dieſer, moraliſch erhabener, denn Cäſar und Napoleon — der große Sarmate Thaddäus Kosciuszko. Hier wandelte er, am liebſten einſam, in göttlicher Traurigkeit über Könige und Völker des Zeitalters; hier, ein vergnüglicher Zuſchauer der Landwirthſchaft des freien Volkes, faßte er den Gedanken, die Leibeigenſchaft von ſeinem Gute Sienowicze in Polen aufzuheben; hier auch ruht noch, als er am 15. October 1817 zu Solothurn ſtarb, ein Theil ſeiner irdiſchen Hülle, wo auf dem Kirchhofe, der einem Nelkengarten ähnlich ſieht, der Grabſtein verkündet: „Viscera Thaddaei Kosciuszco deposita. Die XVII. Octob. 1817.“ Und hier knieeten und beteten, weinten am Grabhügel deſſen, den die Menſchheit noch ehren wird, wenn ſie die Czaren vergeſſen hat, am 9. Mai 1833, fünfundzwanzig von den Helden von Grochow und Oſtrolenka.

Auch noch ein anderes Dorf des Kantons bewahrt Grab und Denkmal eines berühmten Fremdlings. Es iſt das Dorf Dorneck, bei welchem im Jahre 1499 eine der ſiegreichen Schweizerſchlachten des Schwabenkrieges für Unabhängigkeit des Vaterlandes geſchlagen wurde. Als Zeugniß deſſen bewahrt man noch in der „Schlachtkapelle“ die vom Wahlfelde geſammelten Schädel; dahin ging auch einſt eine Wallfahrt der Gläubigen, und zwar, wie ſie es nannten, „zum elenden Bein.“ Die Zahl der Gläubigen hat ſich aber ſchon im XVII. Jahrhundert ſehr vermindert, ſo daß heutiges Tages ſelten ein Pilger erſcheinen mag. Indeſſen wird das Andenken des Sieges von Dorneck oder Dornach fort und fort von den Enkeln der Sieger feierlich begangen. Ich habe aber des Ortes eigentlich wegen Grab und Denkmal eines berühmten Fremdlings erwähnen wollen. Hier ruhen nämlich die Gebeine des Philoſophen Maupertuis, von St. Malo gebürtig. Dieſer Mann, der den Fehler vieler andern Weltweiſen hatte, daß er nur trefflicher Philoſoph in ſeinen Schriften, aber ein ſchlechter in ſeinem Leben war, ſtarb bekanntlich bei ſeinem Freunde Bernoulli zu Baſel (1759). Es iſt etwas auffallend, daß er nicht in Baſel ſelbſt, ſondern lieber in jenem Dörflein begraben ſein wollte. Sein Freund erfüllte den Willen des Philoſophen, und ſetzte ihm dort ein Denkmal. Auch dieſes hatte wieder ein wunderliches Schickſal, wie es freilich viele Monumente in der Welt haben werden. Nämlich, weil es gleichzeitig mit dem Feuerheerd in der Küche des Pfarrers früh veraltet und zerfallen war, benutzte der kluge Geiſtliche die Steine der Ehren- und Feierſtätte zur Reſtauration ſeiner Feuerſtätte in der Küche. Die Regierung von Solothurn ließ indeſſen einen friſchen Denkſtein ſetzen, mit inſchriftlicher Beifügung aller Titulaturen des Maupertuis, vermuthlich weil der Philoſoph bei Lebzeiten ſehr darauf hielt, und vielleicht im Jahre 1825 noch Titel mehr galten, als Verdienſte.

Um mich nicht einer ſchweren Unterlaſſungsſünde ſchuldig zu machen, muß ich, neben dem Weißenſtein des Jura, zweier anderer Punkte in dieſer Gebirgskette gedenken, welche der Erwähnung wohl ſo würdig ſind, als er. Ich meine die beiden Hauenſteine, zwei Bergjoche, die einige Stunden von einander entfernt ſind, durch bequeme Kunſtſtraßen Baſel und Weſtdeutſchland mit der innern Schweiz verknüpfen, und den Wanderer mit ſo wunderbaren, romantiſchen Gebirgsbildern umringen, wie kaum irgend ein anderer Übergangspunkt des Jura.

Schon wo ſich die Straße aus einer reichangebauten Ebene von Fruchtfeldern, zum obern Hauenſtein gegen die Bergſchlucht oder die „Kluß“ (Klauſe) wendet, hält ein alterthümliches Ritterſchloß, Neu-Bechburg, auf ſteilem Felſengipfel Schildwacht. Noch ziemlich in ſeiner Urſprünglichkeit bewahrt, dient es der lieblichen Gegend zum Prachtſtücke. Wo ſonſt Schwert und Harniſch klangen, tönt jetzt aber die Sichel eines freien Landmanns. Sobald man in die kalten Felſenſchatten der Kluß eingetreten iſt, drängt ſich uns eine andere Welt entgegen; ſeltſames, mannigfaltiges Gemenge wilder Felſen, kleiner, lieblicher Thäler, enger Bergſchlünde, freundlicher Dörfer, maleriſcher Kapellen und finſterer Trümmer von Raub- und Ritterburgen. Hier horſteten im Mittelalter an der Gebirgsſtraße, wie Falken in hohen Felſenneſtern, die berüchtigten Freiherren von Falkenſtein. Ihrem Geſchlechte gehörte das Schloß Blauenſtein, hoch auf verwitterten Kalkfelſen. Jetzt niſtet dort eine arme Familie, zwiſchen öden Mauern, die vorher ein romantiſcher Kupferſchmied von Aarau gekauft hatte, um ſie zum Rüſthauſe, Schauplatze von Waffenſammlungen der Rittertage zu machen. Weiterhin, jenſeits dem gewerbigen Flecken Balsthal, wo die Straßen über den Hauenſtein und Paßwang von einander ſcheiden, ſchwebt auf kahlem Felſen noch ſtolz die Ruine von Falkenſtein. Eine Zeit lang war die Burg das Gut jenes unglückſeligen Rudolph von Wart, welcher, wegen ſeiner Theilnahme am Königsmorde Johannes von Schwaben, mit gebrochenen Gebeinen lebendig auf's Rad geflochten, von da herab ſeine verzweifelnde Gemahlin tröſtete. Später hauſeten die Grafen von Bechburg in dieſem Schloſſe, bis ſich die Baſeler davor legten und es zerſtörten, weil die Raubritter ihren vorbeiziehenden Kaufleuten eine Ladung Safran geplündert hatten. Dieſe Bechburger ſtehen überhaupt noch jetzt in unheimlichem Rufe. Ihr Stammhaus, Alt-Bechburg, ſtrebt jenſeits Balsthal ſein zerriſſenes Gemäuer über dem Bergdorfe Halderbank aus finſtern Tannen hervor. Als im Jänner 1836 die Landleute der Nachbarſchaft Steine von den Trümmern zu beſſerer Benutzung brechen wollten, fanden ſie mit Entſetzen im dicken Mauerwerke das Gerippe eines Menſchen verſchloſſen.

Die Schweizerbauern ſind den guten alten Ritterzeiten nicht halb ſo zugethan, wie die deutſchen Poeten. Wo ſonſt altadeliche Raubmörder über Leibeigene herrſchten, ertönen jetzt Lieder der Freiheit. Blühende Dörfer, von Gewerb, Kunſt und Landbau bereichert, verhöhnen die zerfallenen Thürme und Burgſtälle der verſchwundenen Dynaſtien. Balsthal, der zierliche Flecken, am Fuße des Burgfelſens von Blauenſtein, durch Waarenverkehr, Fabriken und Manufakturen belebt, ward für das Schickſal und die Freiheit des Landes zum klaſſiſchen Orte, weil ſich hier Abgeordnete des ganzen Solothurner Volkes (22. Dec. 1830) vereinigten, die blöde Ariſtokratie vom Jahre 1815 zu vernichten und die Grundlagen einer freien Stadtverfaſſung aufzuſtellen.

Aber dazu hatte das gewerbige Städtchen Olten die erſte Anregung im Kantone gegeben. Es iſt auch Felſengrund im Aarſtrome, an der Straße über den untern Hauenſtein gelegen, maleriſch von Außen, unlieblich und finſter von Innen, aber mit zierlichen Gebäuden umringt. Theils wiſſenſchaftliche Bildung, theils Wohlſtand mehrerer Bürger, ſtellte ſich von jeher hier dem reichsſtädtiſchen Herrenthume von Solothurn nebenbuhleriſch entgegen. Jetzt, in errungener Freiheit, verſpricht das Städtlein, welches kaum noch anderthalbtauſend Seelen zählt, unter einſichtsvollerer Verwaltung, zur Stadt heranzuwachſen. Dazu werden die in den Jahren 1827—1830 mit einem Aufwande von 260,280 Fr. neuerbaute Kunſtſtraße des untern Hauenſteins und der dadurch erleichterte Handelsverkehr des Nordens über Baſel nach Italien, nicht wenig mitwirken. In früheren Zeiten, zum Theile noch bis gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, mußte man befrachtete Wagen noch an Seilen und Haspeln über beide Hauenſteine neben gefährlichen Abgründen heraufziehen, oder hinablaſſen.

Bruder und Schweſter.

(Fortſetzung).

Heute — am ſechſten Mai, auf den ſie ſich lange gefreut hatte, weil ſie ſich vorgenommen, Carln an dieſem Tage die vorenthaltenen Briefe mitzutheilen — war Leonore aber ſehr traurig. Er war faſt eine Woche lang nicht gekommen, und unwillkührlich drängten ſich große Thränen in das arme Mädchenauge, das ſo vergeblich nach der erſehnten Erſcheinung ausſah, die ſich nicht zeigen wollte. Sie dachte nichts ihn Anklagendes, aber, was ſie denken ſollte, wußte ſie auch nicht. Krank war er Gottlob nicht, denn der Bote, den ſie ſchon zweimal in ſeine Wohnung geſchickt, hatte ihn nicht getroffen und in ſeinem Büreau war er nur während des Vormittags beſchäftigt; — doch — dort kam er die Straße herauf, die ſie, von ihrem Erker aus, ganz überſchaute; — verwiſcht waren alle trüben Gedanken bei'm Erblicken ſeiner lieben Geſtalt; ihre ganze Seele flog ihm entgegen und umſchlang ſeine Knie, im reuigen Gebet, um Verzeihung für ihre Ungerechtigkeit; zwar er kam langſam und gedrückt, wie es ihr ſchien, — vielleicht hatte ihn etwas Trübes betroffen, während ſie ihn getadelt, — doch heute wollte ſie ihn gewiß wieder heiter küſſen; mit leuchtendem Geſichte trat ſie ihm im Vorſaal entgegen, aber ihre Freude ſank vor der Eile zuſammen, mit der er ihrer liebreichen Frage nach ſeinem Ergehen erwiederte: das ſei das beſte, nur thue ihm leid, daß er, gerade heute, wo ſie, ihren vorgefundenen Zeilen nach, ihm viel zu ſagen habe, nur wenige Minuten bleiben könne, weil er längſt verſprochen habe, dieſen Abend im Garten des Miniſters zuzubringen, wohin eine Geſellſchaft gebeten worden, um dem Vortrage ſeiner neuen Dichtung beizuwohnen, deren Ausarbeitung ihn in dieſen Tagen beſchäftigt hatte. So war alſo ſein Ausbleiben erklärt, aber obgleich es der über jeden Ausdruck guten Leonore rührend war, daß er beifügte, er müſſe ihr, eh' er es Andern zeige, wenigſtens den Prolog und einige Stellen des Liedes vorleſen, that ihr das Herz doch weh von der vereitelten Hoffnung, und ſie hätte die Augenblicke, die er ihr widmen konnte, lieber mit ihm verplaudert (zur Ausführung ihres Planes war natürlich keine Zeit und keine Stimmung). Doch ſie fügte ſich; und raſch — als ſei keine Sekunde zu verlieren, in Wahrheit aber, um den ſcheuen Blick von dem Mädchen abwenden zu können — begann er zu leſen. Er fühlte ſich ſtrafbar, denn kaum eine Stunde, eh' er kam, hatte er Conſtanzen, die mit einer, wie willenlos gegebenen, nur zu deutlichen Erklärung ihrer Neigung vor ihn getreten war, ſtatt mit dem feſten, edlen Muth eines redlichen Mannes, nur durch einen ſtummen Händedruck geantwortet, den — wie er wohl geſehen — die Tochter ſeines Chefs nach ihren Wünſchen gedeutet. Er las und las, und Leonore hörte ihn kaum; ihre Bruſt war gepreßt, und als nach einer Weile ſie hinausgerufen wurde, war ſie der Unterbrechung froh. — Bald zurückkehrend, fand ſie Carl'n, der dennoch das Fortgehen zu vergeſſen ſchien, in den Anblick des Bildes ſeiner Mutter ganz verſunken. Dies gab ihr ihre ganze Freudigkeit zurück, und der Gedanke, ihm nun doch von den gefundenen Papieren zu ſprechen, als müſſe dieſer Gegenſtand die Spannung löſen zwiſchen ihr und dem Bräutigam und das Gewölk ſeiner Stimmung zerſtreuen, war eben ſo ſchnell auszuführen begonnen, als gedacht. Sie legte ihren Arm um Carl's Hals und ſagte, ihm über die Schulter blickend, wie zur Einleitung:

„Das liebe Medaillon, wie nah hat mich dir ſein Geheimniß gebracht!“

„Es iſt wunderbar!“ — entgegnete er, zu ihr auf und wieder auf das Gemälde blickend.

„Mir kommt es natürlich vor, lieber Carl; Vertrauen hat dieſe Wirkung immer.“

Er ſchwieg.

„Mir iſt,“ — fuhr ſie fort, — „als liebe ich dich ſeither noch weit mehr, und wüßte ich, daß du ein Gleiches thun wollteſt, wenn ich dir ein Geheimniß mittheile, ſo könnte ich wohl auch etwas erzählen, was ich an dem Bilde entdeckt habe!“ —

„Wie? ſollte es auch dir nicht entgangen ſein?“ — fragte er lebhaft und dringend.

„Ach,“ — entgegnete ſie, mit gedämpfter Freude, „ſo brächte ich alſo nichts Neues? und was that ich mir auf meinen Scharfblick nicht ſeit lange zu gut.“

„Du haſt ein Recht dazu, Leonore, denn ich war bis zu dieſer Minute mit Blindheit geſchlagen. Vorhin erſt fiel mir's plötzlich auf; du haſt ganz ihr Auge, wie es auf mir zu ruhen pflegte, die ſchöne Stirne und das dunkelblonde Haar ſind wie ihr nachgebildet und wahrlich, in dieſem Augenblicke gleicht ihr euch auffallend; dein Mund.“ — —

Um Leonorens Lippen zuckte der Schmerz, — darin mochte die Ähnlichkeit liegen. Die ganze große Familie geiſtig Leidender iſt ja durch jenen Zug bezeichnet. Nicht ſchneller erhellt der Blitz dem ſorgloſen Wanderer in der Nacht, der ſeinen guten Sternen vertraut, obgleich ſie ſich verhüllen, den Abgrund, der ihn bedroht, als jenes Vergleichen ihr Carl's Seele erſchloß; — da lag ſie vor ihr, ein offenes Buch und die dunkle Stelle darin hieß — Leonore; — ſie fühlte es tief, daß viele Thränen würden fließen muſſen, um ſie zu verlöſchen, — er liebte ſie nicht mehr.

„Was iſt dir, Leonore?“ ſagte er aufſpringend, denn ſie erblich zum Tode.

„Nichts!“ — entgegnete ſie, ſich ermannend; „aber wenn dieſe Ähnlichkeit mehr wäre, als Einbildung, ſo könnte ſie großen Einfluß auf unſer Schickſal haben, und die Entſcheidung könnte ernſt fur uns ausfallen!“

„O,“ — ſagte er lebhaft, — „wie ſie auch ausfiele, wir brauchen uns nicht vor ihr zu fürchten.“

„Alſo,“ — entgegnete ſie, errötbend vor innerer Aufregung, aber mit ſo tonloſer Stimme, daß der ſchmerzliche Hohn, den ihr Herz in den Gedanken legte, ſich in den Worten nicht ausprägte, — „alſo hat die Möglichkeit, daß wir Geſchwiſter ſeien, nichts Schreckliches mehr für dich!? —

„Ich glaube,“ — erwiederte er mit niedergeſchlagenen Augen, — „ich würde mich daran gewöhnen können, und ich bekäme ja dann eine gute Schweſter. Du ſiehſt“ (fügte er hinzu), „ich habe mir Mühe gegeben, es dir an Stärke nachzuthun und kann mir's ordentlich hübſch und glücklich denken, meines Lorchens Bruder zu ſein!“ (J. f.)

Feuilleton.

⁂ **Zeitſtimmen. (II. Biſchof Neander).** — Wir erfahren durch die Rede, welche Dr. Neander, Biſchof der evangel. Kirche, k. wirkl. Oberkonſiſtorialrath, Generalſuperintendent der Provinz Brandenburg und Probſt zu St. Petri, auch Ritter des rothen Adlerordens 2ter Klaſſe mit Eichenlaub, am 22. v. M. im Ritterſaale des königl. Schloſſes zu Berlin, bei der Feier des Krönungs- und Ordensfeſtes, gehalten, — nicht nur, was ſchon oft geſagt worden: „daß es die Beſtimmung des Chriſtenthums ſei, das ganze Leben mit ſeiner heiligen Kraft zu durchdringen,“ ſondern auch, daß dieſe Wahrheit „unſerm Zeitalter um ſo nachdrücklicher vorgehalten werden müſſe, je mehr es im Begriffe ſei, ſich von der Anerkennung derſelben zu entbinden.“

⁂ **Friedrich Wilhelm I. von Preußen über Kirchenvereinigung.** — In der proteſtantiſchen Abtheilung der unpartheiiſchen Univerſal-Kirchenzeitung, Nro. 6, finden wir ein Schreiben Friedrich Wilhelm I., Königs von Preußen, an einen Probſt Roloff zu Friedrichsfelde, welcher der, von jenem Könige gebotenen Vereinigung der Lutheriſchen und Reformirten widerſtrebte. In dieſem Schreiben heißt es u. a.: „Der Unterſchied zwiſchen unſeren beiden evangeliſchen Religionen iſt wahrlich ein Pfaffengezänk; . . . wenn man es examinirt, ſo iſt es derſelbe Glaube in allen Stücken. Nur auf der Kanzel da machen ſie eine Sauce, eine ſaurer als die andere. Gott verzeih allen Pfaffen; denn die werden Rechenſchaft geben müſſen am Gerichte Gottes, daß ſie die Schulrayen aufwiegeln, das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen . . . Gott gebe allen ſeinen evangeliſchen Kindern, daß ſie ewig ſeine Gebote halten, und daß Gott möge zum T—l ſchicken alle die, welche Uneinigkeit verurſachen.“

⁂ **Fr. Tiedemann** hat in ſeiner Abhandlung über das Gehirn des Negers, verglichen mit dem des Europäers und des Orang-Utang's, als Ergebniß ſeiner ſorgfältigen und vielfachen Unterſuchungen, die beſtimmte Verſicherung ausgeſprochen, daß im Durchſchnitt weder hinſichtlich des Gewichtes, noch hinſichtlich der Größe ſich ein Unterſchied finde zwiſchen dem Gehirne eines Negers und dem eines Europäers, und daß auch die Nerven in Beziehung auf die Größe des Gehirns bei jenem nicht dicker ſind, als bei dieſem. In der äußeren Geſtalt finde allerdings einiger Unterſchied Statt, aber keiner in Betreff der inneren Struktur; auch biete das Gehirn des Negers keine größere Aehnlichkeit mit dem des Orang-Utang's dar, als das des Europäers, ausgenommen vielleicht hinſichtlich der mehr ſymmetriſchen Dispoſition ſeiner Zuſammenwicklungen. Herr Tiedemann meint dann, daß wenn auch der ſpitzere Geſichtswinkel des Negers ihm eine größere Aehnlichkeit mit dem Affengeſchlechte gebe, ſo finde doch gar kein angeborner Unterſchied in Betreff der geiſtigen Vermögen zwiſchen dem Neger und dem Europäer Statt.

⁂ **Illuſtration der Fabeln Lafontaine's.** — Die franzöſiſchen Buchhändler fahren fort, die Werke ihrer ausgezeichnetſten Schriftſteller zu illuſtriren. Jetzt ſind die Fabeln von Lafontaine an die Reihe gekommen, welche Hr. Grandville zu verherrlichen unternommen. Ein franzöſ. Blatt erklärt die Erſcheinung des eben ausgegebenen erſten Heftes „für ein Ereigniß in den Faſten der Kunſt.“

⁂ **Statiſtik der periodiſchen Preſſe in Spanien.** — Das Echo du Commerce liefert folgende Ueberſicht: Im Jahre 1820 zählte man in Spanien 79 Tageblätter, von denen 49 offizielle Bülletins waren. Gegenwärtig gibt es 27 Blätter in Madrid, 3 zu Barcelona, eben ſo viele zu Valencia, 3 zu Cadix, 2 zu Granada, zu Saragoſſa, zu Valladolid, nur eins in mehreren anderen großen Städten, überhaupt 39 in den Provinzen, und wenn man die Bülletins (? Wochenblätter) dazu rechnet — 108.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 37. 1837.

Phönix.

Montag, 13. Februar.

Literariſche Kreuzfahrt.

(Fortſetzung).

Eine Literatur für das Volk in dieſem Sinne wäre etwas Anderes als das grobe Futter oder die überfeinen Eſſenzen für das ſogenannte Publikum; ſie würde keine politiſchen Erbauungsbücher, keine Herztropfen, keine Schlafmittel für dieſe oder jene Klaſſe, ſondern Werke liefern, woraus jedem ſein Nutztheil zuflöſſe. Man ſchreibe weder für den überreizten Näſcher, der Gewürz aus allen Zonen braucht, bis er warm wird, noch für den Geiſtesarmen, der auch weiſſes Brod nicht verträgt, ſondern für den mittlern Verſtand und für das reine Gemüth; ich möchte faſt ſagen, man ſchreibe für brave, ſittſame, verſtändige Frauen, und man hat für's Volk geſchrieben. Wer aber dieſes unternimmt, ſetze ſeinen Vorſatz ja nicht an des Büchleins Stirne; denn die es verbreiten und anrühmen können, werden das Urtheil ohne Acten ſprechen. Man ſchreibe für Philoſophen, Soldaten, Richter oder Scharfrichter; hüte ſich aber, durch einen allgemeinen Titel, wie: „für Gebildete, für die Jugend, für den Landmann“ den Todtenſchein auszufertigen. Wir Deutſche haben nun einmal die Marotte, uns unter einer Schrift für das Volk gleich eine alberne Salbaderei zu denken, wobei alle Tugenden mit der Thüre in's Haus fallen, und fürchten mit Recht die Lauwarm-Waſſer-Exempel, deren Weberbaumſpitze auch dem Gutmüthigſten ein Lächeln abzwingt. Wenn etwas die Tugend zum Geſpött macht und das Laſter zu Ehren bringt, ſo ſind es die moraliſchen Erzählungen. Hängen wir ein Schaf an einem Thurm auf, ſo fangen wir gewiß in ewigen Zeiten keinen Wolf damit; allein ein Werk für das Volk, worin es ſeine Sitten, ſein Gefühl, ſeine Gedankenweiſe, Vorzeit und Zukunft wieder fände, worin es ſeine Idee anſchauen, ſeine Kraft erkennen, ſeine Beſtimmung bewundern lernte, ein ſolches Werk ſollte wohl auch einen Genius begeiſtern können. Waren nicht die Griechen ſolche Dichter, oder haben ſchon Sophokles, Euripides ꝛc. einen Mandatsexceß begangen und für ein Leihbibliothekpublikum geſchrieben? Sollte ein Dichter, vielleicht ſelbſt ein Philoſoph, nicht viel muthiger und behaglicher arbeiten, wenn er ganz ſein Volk im Auge hat; als nur ein Publikum, das am Ende doch nirgends zu finden iſt, und x verſteht, wenn er y ſagt. Publikum und Volk ſind zweierlei, und wer letzteres nicht zu faſſen weiß, dürfte den Dank und Undank des erſtern zu verſchmerzen Urſache genug haben. Iſt Johannes Müller etwa Cosmopolit oder Calderon ein Schwede? Wer ſeine Ideen in einem Volksbuche zu verlieren fürchtet, grämt ſich ohne Noth. Glaubt es, gute Schriftſteller, ein Volk ſpeiſen, einem Volke Feſte geben, iſt was Größeres, als einige Dutzend Leſer bewirthen; das erſtere vermögen nur Könige und Imperatoren; könnet ihr es, ſo habt ihr gewiß, wie Lucull, geſiegt und ſeid Literatur-Cäſaren von Gottes-, nicht von Recenſenten-Gnaden. Ein Volk will Werke, die einer That gleichen; es verſteht ſich auf Größe, Würde, Pracht, nicht auf eitle Zierlichkeiten; es verlangt Galla, nicht Galanterien; Geiſtes-, nicht Concert-Muſik; Glockentöne, nicht Anſchlagszettel; Wahrheiten, nicht Anſichten; Vokale, nicht Conſonanten. Im Gefühle ſeiner Dauer, und, beſitzt es Hochſinn, ſeiner Unvergänglichkeit, begehrt es Unvergängliches: es ſammelt blos Edelſteine, nicht Glasperlen; es achtet kein pretium affectionis, merkt ſich Schlachten und Helden, und vergißt Scharmützel und Diplomaten. In ſeine Tempel paſſen nur Statuen und Altarblätter, nicht Pagoden und Cabinetsſtücke; es braucht einen Mosesſtab, nicht eine Reitgerte; Harniſch und Schwert, nicht Ring und Nadel; Blumen verzehrt das Jahr, die Blumen der Jahrhunderte ſind Wälder. Würden wir nicht Alle anders, ganz anders ſchreiben, wenn das Volk Publikum würde, das Volk von a bis z? Hat nicht Walter Scott dieſen Weg eingeſchlagen und ſeinen Nachahmern das Ding verleidet, weil er auf einen hohen Berg ſtieg, wozu ihnen der Athem gebrach; iſt bei ſeiner Breite, die wahrlich oft in die kalte Zone ſich erſtreckt, nicht auch eine Länge mit blühenden Indien? Mein Gott! aber die Philoſophen? fragt ihr. Als wenn die Philoſophie nicht auch eine Landsmännin wäre, die nur ziemlich hochdeutſch ſpricht! Ärgere dich nicht, Weltweiſer, du haſt dein Syſtem in legitimer Ehe mit deinem geliebten Vaterlande erzeugt, und ich ſehe nicht ein, warum du nicht appart ein wenig für die Frau Mutter deiner Tochter philoſophiren ſollteſt. Iſt deine Philoſophie einmal deutſch, engliſch oder franzöſiſch, ſo philoſophire auch für Deutſchland ꝛc.; oder biſt du vielleicht ſo kühl und unverſtändlich, weil du für Weltbürger dich abgeplagt? Ihr Verfaſſer von Gedichten, Dramen, Romanen, vermiſchten, verſtändlichen und unverſtändlichen Schriften, da ihr doch halb deutſch ſchreibt, ſo überwindet euch, es einmal ganz zu thun. Jeden ehrlichen Kerl muß es, wie die ärgſte Sottiſe verdrießen, daß, ſo oft faſt der Vorhang des Theaters aufrollt, ſtets Griechen, Römer, Franzoſen, Engländer, Welſche, Türken, vielleicht gar Kannibalen auftreten und die guten Deutſchen nur zukommen, wenn der Hanswurſt was zum Beſten gibt. Nehmt alſo einen feſten Anſatz; aber Eines bitte ich mir höflichſt aus, politiſirt nicht mit dem Volke. Die Politik iſt Wiſſenſchaft, und deswegen etwas mehr als ein Handwerk. Daß einem Schneider ſelbſt der Miniſter wenig einreden könne, begreift man, warum nicht auch das Umgekehrte; ängſtigt die Leute nicht aus ihrem friedlichen Beſitz und klaren Rechte heraus in den Nebel der Rechte; macht herzliche Ehegatten, wachſame Vater, treue Bürger daraus, das iſt die Politik des Volkes; es iſt unglaublich, wie wenige Rechte diejenigen brauchen, die ihre Pflichten zu erfüllen wiſſen, und, wie häufig jene ihre Pflichten verläugnen, die immer von Rechten ſchwätzen. Es fiel noch Niemanden ein, über die Strafgeſetze, welche doch für eintretende Fälle über jeglichen Hals disponiren, zum Volke zu ſprechen, und über die weit feineren Fragen ruft ihr Alles in die Schranken! Wenn doch die Vernunft immer Vernunft annähme!

Der Weg zur Vernunft geht durch das Herz, nicht durch den Verſtand; Wiſſen macht eitel und hochmüthig, es öffnet mit einer Hand das Fenſter und ſchlägt es mit der andern wieder zu; Gefühl allein gibt Edelſinn und Großmuth. Viel Wiſſen und Reden führt zum Materialismus; ein Volk muß auch ſeine politiſchen Glaubensſätze haben, und es geſchieht ihm eine größere Wohlthat, wenn es ſein altes Glück genießen, als ein neues ſuchen lernt. Das wahre Glück liegt in dem Gefühle, nicht in den äußern Gegenſtänden, und durch den Geiſt blüht und reift erſt das Herz; er gibt die unendlichen Zwiſchenfarben und Töne; er inſtrumentirt unſere Empfindung. In ſeiner Glut ſteigt das Freudenthermometer über die Temperatur; er iſt der Hofpoet, Maler, Spielgraf der Seele, ihr Leibredner und Kapellmeiſter, oft ſogar ihr Leibarzt; er iſt Hofgärtner und Decorateur und was noch mehr iſt, der Cenſor, welcher alle Gemeinheiten verwehrt. Geiſtloſe Freude geht zu Fuß und wird bald müde; durch ihn erhält dieſelbe Flügelpferde und Wolkengeſpanne. Der Verſtand iſt höchſtens legal und beobachtet das äußere Decorum; zwiſchen vier Mauern ſitzt er mit dem Herrn Leib am Spieltiſch und verliert Vernunft und Gemüth; der Geiſt bleibt ſtets ein edler Schwärmer. Der Geiſt vervielfältigt alle Genüſſe, er leiſtet mit kleinen Mitteln unermeßlich Großes; die Sinnlichkeit verſchwendet ungeheure Mittel zu einem winzigen Effekt; die ſinnliche Freude gleicht dem Feuerwerke, worin in wenig Augenblicken eine Tonne Goldes in die Luft fliegt, die geiſtige dem prächtigen Kometen, den man gratis erblickt. Die Gedankenwelt hat keine Gränzen; je tiefer wir graben, deſto reicher werden die Adern; ein guter Gedanke kommt auch nicht allein, er tritt mit einem reichen ſtattlichen Gefolge auf. Ohne geiſtigen Zuſatz hat die Freude keinen Klang und hält nicht die Farbe; er ſtiftet erſt einen eindrucksvollen ehrwürdigen Cultus, er macht uns im Endlichen unſerer Unendlichkeit bewußt. Sinnlicher Genuß iſt die rohe Leinwand, der ungeſtalte Marmorblock, — der Geiſt iſt Maler und Bildhauer. Wer die Menſchen begreifen macht, daß in der Ausbildung ihres Gefühles, ihrer Anſchauung der Reichthum und die Schönheit des Lebens liegt, dem ſind tauſend andere Lehren und nackte Sprüche erſpart. Die Seele iſt eine feine Dame, die ſich nichts umſonſt thun und reiche Geſchenke zurückläßt, wenn wir ſie freundlich bewirthen, aber der Leib ein Grobian, der eine Menge ungezogener, unerſättlicher Kameraden mitbringt und den Gaſtfreund obendrein durchprügelt, wenn er ihm Säckel und Keller geleert hat. Wer den Geiſt eines Volkes bildet, d. h. es denkend fühlen und fühlend denken lehrt, befeſtigt ſeine Ideen, ſeinen Glauben, ſeine Liebe, ſein Glück; daſſelbe aufklären will ſelten mehr ſagen, als es ungeſchickt denken machen, was es zuvor richtig gefühlt hat. Bei den Alten, die wir mit ſo vielem Studium verkehrt nachahmen, herrſchte in den Myſterien vielleicht der Verſtand, wir jagen die Vernunft in die Myſtik und den Verſtand in den Volksglauben. Ein verſtändiges Volk verlangt nach Ehren und Beſitz, ein geiſtiges nach Macht und Ruhm und Selbſtſtändigkeit. Nur für den Geiſtloſen iſt Ruhm ein leerer Schall; aber er ſtrebt nach dem Großen und Ewigen und fehlt nicht im Ziele, ſondern nur in den Wegen. Der Ruhm iſt flau im Alltäglichen, überhört Arbeits- und Eßglocke und denkt bei der Senſe an das Schwert; allein laßt nur eine Büchſe knallen, und er ſitzt zu Pferde.

Ein Volksſchriftſteller, der aus Gegenwart und Vergangenheit die Zukunft berechnen könnte, müßte was Herrliches leiſten; doch das Volk hat ſeine Capricen und beſchämt gar ſehr das Publikum; es mag lieber abhorchen und ablauſchen, als ſolennen Unterricht annehmen; gebt ihm Wahrheiten in Fülle, aber laßt es auswählen; es fürchtet die Abſicht weit mehr, als ihr glaubt. Vor Allem quält es nicht mit dem Idealiſiren, die Leute haben vielleicht weniger ſogenannten Geſchmack, aber weit mehr Witz als die abonnirten Leſer; ſie vertragen Engel und Teufel, aber die zuckerbackenen Hirten ſind ihnen ſo lächerlich, wie dem wahren Soldaten die zwanzig Mann ſtarke Theaterſchlacht; ſie verſtehen nicht immer, was über, aber auf ein Haar, was unter der Natur liegt; die nobelſte Karrikatur darf da auf kein Glück rechnen. Auch die Exempel ſind verhaßt; die meiſten moraliſchen Erzählungen gleichen Maſken, welchen ein Schalk ihren

Namen auf den Rücken ſchrieb; ſie reizen nur mehr zum Verlachen. Macht die Rechnung groß oder klein, aber erlaubt dem Empfänger, die Summe zu ziehen; Frauenzimmer und Volk wollen weder Vor- und Nachreden noch Citate; in jenen erblickt es Feigenblätter, in dieſen Krücken. Laßt die Sache reden und zieht euch zurück, gebt die Nationalität von Kopf bis zu Fuß, daß König und Bauer daran Gefallen hat, und es wird ein Volksbuch. (Schluß folgt.)

Bruder und Schweſter.

(Fortſetzung).

Und nun malte er, mit jener ſcheuen Geſchwätzigkeit, zu welcher das böſe Gewiſſen ſo oft die Leute ſtachelt, ein ſehr reizendes Bild ihres geſchwiſterlichen Zuſammenlebens; ſie ſaß kalt und ſtumm ihm gegenüber und hörte wenig von dem, was er plauderte; — ſeine Worte klangen, wie aus weiter, weiter Ferne, unverſtändlich zu ihr herüber; nur ihr Auge ruhte — mit dem Blicke ſeiner Mutter — klar und feſt auf ſeinen Zügen.

„Wenn ich's gewiß wüßte!“ — ſagte ſie endlich, ſinnend.

„Was?“ — fragte er geſpannt.

„Daß dein Muth ſo ernſtlich gemeint iſt, und du eine Veränderung unſerer Stellung zu einander lieben lernen könnteſt, deren Möglichkeit bis heute deinem Geiſte der fremdeſte aller Gedanken war — — —“

„Nein,“ unterbrach er ſie, ſelbſtverrätheriſch, voll Begier nach Aufſchluß, „nicht ſeit dieſem Augenblick erſt; ſeit Wochen haben mich Ahnungen aufgeregt und dir gegenüber beklemmt und verſtört, — ich will wahr ſein, Leonore.“

Noch einmal ſah ſie ihn durchdringend an; er ertrug ihren Blick nicht.

„Du biſt es!“ — ſagte ſie und ging, nachdem ſie ihn erſucht, ein wenig zu warten, in das anſtoßende Cabinet, deſſen Thüre ſie von innen verſchloß. Dann zog ſie ihr Schmuckkäſtchen hervor; die kleinen anſpruchsloſen Schätze darin waren meiſtens ſinnige Gaben Carl's, Boten der Liebe voll reiner, geiſtiger Bedeutung. Auch einige Geſchenke des Pflegevaters lagen dabei und nie konnte Leonore dieſe lieben Kleinode ſehen, die alle eine Sprache für ſie hatten, ohne gerührt bei ihnen zu verweilen, aber heute ſchüttete ſie, mit Fieberhaſt, alle heraus, um ſchneller zu dem verborgenen Fache zu gelangen, das ihr Geheimniß aus der Bilderkapſel barg; ſie nahm das Briefchen von Mathildens Hand heraus, und nachdem ſie alles Übrige wieder verborgen hatte, ſetzte ſie ſich nieder und ſchrieb mit fliegender Feder:

„Die Einlage iſt ein Vermächtniß, das Zufall oder Fügung mich finden ließ, als ich das Bild, zu dem ſie urſprünglich gehören mochte, zuerſt geſehen. Gilt dir der Umſtand, (denn als Handſchrift deiner Mutter habe ich die lieben Zeilen gleich erkannt), daß ſie mein Erbtheil geworden, und daß ich den Namen Borodihm kenne, ja daß ich die Überzeugung gewonnen habe, ein ſchuldlos Verunglimpfter nenne ſich oder habe ſich ſo genannt, als Beſtätigung deiner Ahnungen, — ſo muß die Entſcheidung gültig ſein. Niemand, außer der Stimme deines Herzens, kann in dieſer Sache Richter ſein, denn die Zeugen jener Ereigniſſe ſchlafen alle; darum prüfe dein Gefühl, ich füge mich im Voraus und unbedingt deſſen Ausſpruche. Untrügliche Bürgſchaft für unſer geſchwiſterliches Zuſammengehören kann es zwar nicht durchaus geben; aber es kann und muß unſere jetzige Stellung zueinander löſen, ſobald du die Möglichkeit unſerer gebornen Verwandtſchaft nicht mit ganzer Seele verwirfſt. Denn — das fühlſt du — nur wenn bei'm Gedanken, daß wir unter einem Herzen gelegen haben ſollen, ſich dein ganzes Weſen noch, wie einſt, empört und alle Stimmen deiner Seele verſichern: „Es iſt unmöglich,“ nur wenn auch nicht der leiſeſte Zweifel an dieſe Unmöglichkeit in dir ſich regt, kann das Verhältniß fortbeſtehen, in welchem ſeit Jahren ich mich nannte

Deine Leonore.“

Sie ſiegelte Mathildens Billet in dieſem Blatte ein, dann trat ſie hinaus zu Carln und übergab ihm, bleich aber ruhig, den Brief, der zwiſchen den Zeilen mit ihrem Herzblut geſchrieben war.

„Lies es zu Hauſe und antworte mir Morgen!“ — ſagte ſie.

„Laß mich's lieber gleich leſen,“ bat er, „du glaubſt nicht, in welcher Spannung ich athme, und ſollſt mich ſtark finden.“

„Nein,“ verſetzte ſie, „nicht gleich, nicht hier!“ — Ihr ſchauderte vor dem Gedanken, ihn in einer Freude erſchrecken zu ſehen, deren Strahlen ſchon jetzt aus ſeinem erhellten Auge wie Dolchſtiche in ihre Seele drangen.

„Geh' aber,“ fügte ſie hinzu, „wenn du noch Aufſchluß verlangſt und der Miniſter erwartet dich ja auch.“

Sie reichte ihm die Hand zum Abſchiede, doch er begnügte ſich nicht damit; er umarmte ſie und zum erſten Male recht mit dem Herzen, das in wortbrüchiger Vorfreude erleichtert klopfte; — und ſo an ſeine Bruſt gedrückt, hob der Glaube an ihn in Leonorens Gemüth auf's Neue ſein leuchtendes Schwingenpaar; doch nur einen flüchtigen Moment ließ ihr Carl zu dieſer Erhebung, denn indem er ſie mit einem Kuſſe frei gab, ſagte er freundlich:

„Alſo auf Morgen, Leonore, oder darf ich ſagen: Louiſe?!“ — —

„Das könnteſt du ja nicht überleben!“ verſetzte ſie mit einem Lächeln, deſſen Krampf er überſah, denn er dachte bei dem ganzen Vorgange dieſes Abends nur an ſich.

„Sie aber, — ach ſie hatte ſie ſchon, die gefürchtete Beantwortung ihrer Zeilen! — „Darf ich ſagen Louiſe?“ — Dieſe Worte wiederholte ſich das zerſchmetterte Mädchen; wo ſie die Augen hinwandte und wohin die Gedanken, überall ſtand dieſes Todesurtheil für ihr Lebensglück, dieſes: „Darf ich ſagen Louiſe?!“ — — Sie hatte den Freund verloren und hatte ihn — aus Treuloſigkeit verloren. — Aber Leonore war noch ſo jung, und darum das Scheiden von Glück und Leben noch ſo ſchwer, und darum ihr Herz ſo ſehnſüchtig nach dem Troſte der Hoffnung. Und wirklich ging ihr, nach der ſchmerzlichſten Nacht ihres Lebens, mit dem leuchtenden Frühlingstage draußen wieder ein wenig Freudigkeit auf, im Gedanken: es könne noch Alles gut werden, Carl habe gewiß um das Geheimniß der Kapſel und den Raub gewußt, den ſie daran begangen, habe ſie dafür auf ſeine Weiſe ſtrafen wollen, und ſei nur in ſeinem Scherze, wie ſie in ihrer gereizten Empfindlichkeit, zu weit gegangen. Oder — er wußte nichts, aber er konnte in jenem Blatte keine genügende Entſcheidung ſehen, — das war ja unmöglich, ſondern er müßte mit gewohntem Scharfblick die Wahrheit errathen, und wie willig war Leonore bereit, ſie reuig zu ſeinen Füßen zu bekennen. — ſie fühlte, wie die kleinſte Abweichung vom geraden Weg uns in Labyrinthe verſtricken könne, deren Ausgang nur Schmerz iſt, aber ſie rankte ſich erquickt an der zuerſt nur leiſe athmenden, aber immer gekräftigter aufſtehenden Zuverſicht auf ein gutes Ende empor. (Schluß f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

10) **Das maleriſche und romantiſche Deutſchland.** Leipzig, G. Wigand's Verlag. (Vergl. Nro. 256 des Phönix v. v. J.)

Die zweite, dritte und vierte Lieferung dieſes ſchönen und empfehlenswerthen Nationalbilderwerkes ſind erſchienen und rechtfertigen die günſtige Vormeinung des Publikums für daſſelbe immermehr. Sie enthalten neue Anſichten aus der ſächſiſchen Schweiz, Stadt Wehlen mit der Ruine, Prebiſchthor, das Kanapée, Lilienſtein und Falkenſtein, Bielergrund, Neurathen, Pirna, die Baſtei, und Hohenſtein. Die Aufnahmpunkte ſind nach beſtem künſtleriſchen Ermeſſen gewählt und mit größter Sorgfalt geſtochen. Die Art und Weiſe, in welcher Tromlitz den Text begonnen und fortführt, läßt ſich weniger beifällig erwähnen, hauptſächlich verdient die unnütze Breite Mißbilligung, und die Beeinträchtigung des inſtruktiven, (zumal hiſtoriſchen) Elements zu Gunſten der bloßen Unterhaltung.

11) **Skizzen über Deutſchland und die Deutſchen.** Von einem in Deutſchland wohnenden Engländer. 2 Bde. Leipzig. 1837. Literariſches Muſeum.

Es gewährt einen angenehmen Zeitvertreib, vor ſeinem Hauſe, deſſen Aeußeres und Inneres man kennt, einen Fremden zu ſehen, der es als terra incognita friſchweg in ſein Album einträgt. Ein in Deutſchland wohnender Engländer präſentirt uns ein ſolches Album. Man muß es ihm doch anrechnen, daß er uns wenigſtens keine ſchlimmeren Eigenſchaften andichtete, als wir wirklich beſitzen, obwohl es andererſeits zu bedauern iſt, daß er keine Falte unſerer Zuſtände entdeckte und uns zu zeigen hat, die wir nicht ſchon ſelbſt kannten. Immerhin! Wir müſſen zufrieden ſein, daß die britiſchen Landsleute des Verfaſſers, welche ſeit des Verſtorbenen Beſuch wenigſtens mit einer üblen Eigenſchaft unſerer Schriftſteller: der Indiskretion bekannt wurden, (eine Krankheit, die wir eben von ihnen erben) durch das genannte Buch eine leidliche Vorſtellung von uns erhalten.

12) **Poetiſche Geſchichte der Deutſchen.** Von Dr. K. Wagner. (Zweite vermehrte Ausgabe der deutſchen Geſchichten aus dem Munde deutſcher Dichter). Darmſtadt, Leske. 1837.

Die Idee, welche der Herausgabe dieſes, vorzüglich für den Unterricht in der deutſchen Sprache und Geſchichte berechneten Buches zu Grunde liegt, iſt ehrenhaft und löblich, und, wenn man die vielen Rückſichten in Anſchlag bringt, welche der inſtruktive Zweck unerläßlich bedingt, ſo wird man auch der Ausführung ſchwerlich Beifall verſagen können. Immerhin wäre jedoch eine größere Vollſtändigkeit und Mannigfaltigkeit wünſchenswerth geweſen, in Beziehung auf die Stoffe ſowohl als auf die Dichter, zumal, da ſich manches Stück in der Sammlung findet, welches weder um des hiſtoriſchen noch um des äſthetiſchen Werthes willen die Aufnahme vorzugsweiſe verdiente, ſo z. B. das Gedicht Johann Nepomuk von Kaſchütz, der teutſche Hexameter von Falbe, der Rhein nach dem Lüneviller Frieden von Holtei, das Gedicht Oehlenſchläger's auf Voß, Tieck, Göthe und Jean Paul, das klägliche Paar von Treitſchke u. ſ. w., während manche wichtige Epochen und Charaktere übergangen ſind. Hoffentlich wird jedoch eine dritte Auflage dieſes Buches nöthig, bei welcher der tüchtige und achtenswerthe Herausgeber dieſe Mißſtände völlig ausgleicht.

13) **Dialikta.** Deutſche Sprachproben von Ulfilas bis auf die neueſte Zeit. Herausgegeben von August Nodnagel. Darmſtadt. 1837. Eduard Heil.

Auch dieſes Werk entſpringt einem inſtruktiven Zwecke, dem nämlich: die Jugend und das Volk mit der Entwicklung der deutſchen Sprache, von ihren erſten Anfängen bis auf die neueſte Zeit überſichtlich bekannt zu machen. Die Auswahl iſt mit Sachkenntniß und Geſchmack getroffen, nur wäre vornehmlich bei den Dichtern und Proſaiſten der neueren und neueſten Zeit eine größere Vollſtändigkeit wünſchenswerth geweſen; hier finden wir (da wir Schlegel und Tieck nicht zu den neueſten rechnen) nur Uhland, Chamiſſo, Rückert, J. Grimm, Zedlitz, Platen und Freiligrath. Lenau, A. Grün, L. Schefer u. m. A. hätten nicht übergangen werden ſollen.

Feuilleton.

⁂ **Das Sivatherium und andere Erdantiquitäten.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 16. v. M. gab Herr Geoffroy St.-Hilaire ſein Gutachten über ein foſſiles Thier ab, welches, an der Südſeite des Himalaya gefunden, den Namen Sivatherium erhalten. Er behauptet, es ſei eine vorſündfluthliche Giraffe, und nicht, wie Herr Blainville gemeint, ein Kameel. Hr. Blainville bemerkte dagegen, er habe es für ein Kameel — aber mit vier Hörnern erklärt; die Giraffe gehöre den Ebenen Afrika's eigen.

In derſelben Sitzung berichtete ein Herr Lartet über die von ihm zu Sanſan im Gers-Depart. gemachten Entdeckungen in einem tertiären Lager, wo er nebſt Knochen von Paläotherium und Anaplotherium, Rhinozeros mit 4 Zehen, großen Hirſchen, einem rieſenmäßigen Fleiſchfreſſer, der zwiſchen Hund und einer Katzenart ſteht, und einem Pangolin-ähnlichen Thiere von 24 Fuß Länge, einen wohlerhaltenen Kinnbacken aufgefunden, mit einer Bezahnung, ähnlich der des Menſchen und des Affen.

⁂ **Anzahl der in Frankreich graduirten Israeliten.** — Neueſten Angaben zufolge ſind jetzt in Frankreich ein Generallieutenant, 20 Offiziere anderer Grade, 18 Advokaten, 27 Aerzte, 3 Notare, 5 Avoués, 5 Profeſſoren an größeren wiſſenſchaftlichen Anſtalten, ein Deputirter der Kammer und ein Mitglied des Inſtituts, welche zur israelitiſchen Glaubensgenoſſenſchaft gehören.

⁂ Dr. **Lingard** arbeitet an einer neuen Ausgabe ſeiner Geſchichte von England, welche in monatlichen Lieferungen, zu 5 Schill. für jeden ſolchen Band, erſcheinen wird. In 13 Bänden wird das Ganze vollendet ſein. Das ganze Werk iſt umgearbeitet und mit vielen neuen Beweisſtellen belegt. Schöne Stiche werden dem trefflichen Werke zur Zierde gereichen.

⁂ **Schnell-Mittheilung durch Journale.** — In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar wurden bei dem Feſtmahle, welches dem Sir Robert Peel zu Glasgow veranſtaltet war, Reden gehalten, die bereits am 15. in der Frühe zu London, 400 engl. Meilen (160 Stunden) von Glasgow entfernt, in dem Tageblatte the Sun, am 17. Jan. in Galignani's Messenger zu Paris, und am 20. Jan. (theilweiſe) in Frankfurter Blättern abgedruckt zu leſen waren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 38. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 14. Februar.

Neue Bruchſtücke von Fr. Rückert.

12.

Die Seherinnen, die ſtatt Augen andre Glieder
Zum Seh'n gebrauchen, ſind von Herzen mir zuwider.

Doch eine ſah ein Bild in ihres Herzens Spiegel,
Dem gerne ſich erſchließt des meinen Schloß und Riegel.

Ein freundlich ernſter Greis, mit offenſtehnder Bruſt;
Ein Kindlein, lächelnd, blickt daraus hervor mit Luſt.

So machen möcht' ich ſelbſt mein Herz zu einer Wiege,
Und daß ich ſelber ſo als wie ein Kindlein liege!

Da iſt das Innerſte des Menſchen ſchönbeſchickt,
Wo aus des Greiſen Bruſt das Kindlein lächelnd blickt.

13.

Es war ein Mann — vielleicht iſt mancher noch im Raume —
Dem alles wohl gelang, doch alles nur im Traume.

Im Traume ſang er ſchön, im Traume ſprach er gut,
Im Traume hatt' er Geld, im Traume hohen Muth.

Im Traume war er jung, im Traume hochgeehrt,
Im Traume kerngeſund, im Traume grundgelehrt.

Im Traume pflanzte er den Garten blumenreich,
Im Traume baute er ſein Haus Palläſten gleich.

Im Traume that er, was ihm Luſt und Freude machte,
Und leid that es ihm nur, wenn er vom Traum erwachte.

Drum ſucht' er alſobald zum Traum zurückzukehren,
Um zu genießen, was ſein Wachen mußt' entbehren.

Unglücklich hat er nicht ſein Leben hingebracht,
Weil er im Leben mehr geträumet als gewacht.

Doch glücklich war er nicht; nur glücklich iſt der Wache,
Der nicht bedarf, daß erſt ein Traum ihn glücklich mache.

14.

Zufrieden mußt du ſein, zufrieden mit der Welt;
Es halten ſo mit ihr, wie ſie mit dir es hält.
Zufrieden mußt du ſein mit dem, was Gott beſchieden,
Beſonders aber mußt du ſein mit dir zufrieden.
Wer nie zufrieden iſt mit dem, was er vollbracht,
Iſt es auch nicht mit Gott, der ſo ihn hat gemacht.

Bruder und Schweſter.

(Schluß).

Da brachte man ihr folgenden Brief:

„Nein, Leonore-Louiſe, nein, du längſt Vertraute meiner Seele, ich kann nicht daran zweifeln, daß du die Schweſter biſt, die ich ſo heiß beweint habe, ſo glühend erſehnt; und das Entzücken, mit dem ich in dir ſie umarme, — iſt es nicht das gültigſte Siegel, das der Himmel unter jene mütterlichen Zeilen drücken konnte, die Untrüglichkeit der Bürgſchaft zu beweiſen, welche der ſüße Brief unſeres ſeligen Engels für deine Abkunft leiſtet?! Mit welcher Rührung überleſe ich die theuren, guten Worte, die meine Mutter ſchrieb, und die nur das Erbtheil ihres Kindes ſein konnten. Ich ahne, wie Alles zuſammenhängt, und du weißt es, denn ich verſtehe dich — edles Gemüth! Du fürchteſt meinen Schmerz und wollteſt ſo zart und ſchonend als möglich den Schlag führen, der, wie meine frühere Heftigkeit dich glauben machte, mein Herz zerreißen müſſe, aber beruhige dich, der Balſam, den der Himmel mir mit der Schweſter daran legte, würde mächtig ſein, auch wenn — die Wunde tödtlicher wäre! Und ſie iſt es nicht; — nein, ſchon ſeit Monaten war ich von jener Verirrung, die mein verwandtes Gefühl für die Schweſter zur wahnſinnigen Leidenſchaft ſteigerte, — zurückgekommen, und zwar auf eine Weiſe zurückgekommen, die ich mir wie Treuloſigkeit zum Vorwurfe, die das Unglück meines Lebens machte. Klares Herz! — dir blieben ſolche Kämpfe erſpart, — du wußteſt, bewußtlos, — mit dem Inſtinkte der Engel, — das Rechte, darum blieb deine innige Neigung ſo ruhig! O wie hat Leonore mich tief hineinblicken laſſen in die Seele meiner Louiſe, und wie liebe ich ſie ſchon, dieſe Schweſter, wie drück' ich ſie tauſend- und tauſendmal an mein Seligkeit klopfendes Herz und will ſie ewig daran halten und hegen — ein guter Bruder, der es mit ganzer Seele erkennt: — „Geſchwiſterliebe iſt auch ſchön!“ Wir werden ſehr glücklich ſein! Und nun Leonore, — die ich doch nimmer vergeſſen will, — geh', geh' liebes Mädchen und laß mich mit meiner Schweſter allein, denn was ich dieſer vertrauen will, taugt nicht für dein Ohr! — Und du Louiſe komm an die Bruſt deines Bruders und laß dir den erſten Beweis ſeines Vertrauens geben. Ich liebe, — Schweſter meiner Seele, — wie ich Leonoren früher zu lieben wähnte, und werde geliebt, wie die von guten Geiſtern behütete Leonore mich nicht geliebt hat, —, mit jener Glut und Begeiſterung, die ich geben, aber vom Weibe meines Herzens auch empfangen muß.

„Du ſehſt, wie ich meine Louiſe kenne, und um wie viel höher ich ſie ſtelle, als andere Frauen, weil ich nicht zage, ihr zu geſtehen, was ein eitles Herz, unter ſolchen Verhältniſſen, nimmer verzeihen könnte. Doch du, beſſere Seele, brauchſt meinetwegen Ruhe, um ganz ungetrübt dich einer Veränderung zu freuen, die deinem Gefühle nichts Befremdendes hat; dir bleibt der Bruder, was dir der Geliebte war. Doch nicht Geliebte, — nein, denn wie anders wird ſich einem ſolchen deine reiche Seele entfalten, wie anders wird die heilige Flamme dich durchdringen, — die mit Sonnenmacht alles noch Schlummernde in deinem reinen Gemüthe einſt erwecken ſoll, — als der ſanfte Sternſtrahl der Geſchwiſterliebe es vermochte.

„Auf Wiederſehen; ich bitte mich bei dir zu Tiſch und ſende dieſe Zeilen voran, damit dir der Bruder ſchon vorgeſtellt ſei, wenn er kommt, und um ihm und dir die Verlegenheit des erſten Zuſammentreffens zu erſparen. Mir aber iſt, als hätte ich dich immer als Louiſe gekannt, und ich ſehne mich, ihr von Conſtanzen zu erzählen, von meinem Glück, das ſo unendlich groß iſt, denn ich habe die Braut nur mit der Geliebten vertauſcht und für ſie und mich eine Schweſter gewonnen.“ —

Als der junge Dichter zur Mittagszeit, — und diesmal mit geflügelten Schritten, der Wohnung ſeiner Leonore zuging, ſah er gerade einen mit Poſtpferden beſpannten Reiſewagen davon wegfahren. Da außer ihr nur eine Webersfamilie das kleine Haus noch bewohnte, war ihm die Erſcheinung auffallend, und ein ahnungsvolles Erſchrecken berührte kältend ſein freudeglühend Herz.

„Wer iſt da weggefahren?“ fragte er die unter der Thüre ſtehenden Hausleute, den Gruß vergeſſend, mit welchem er hätte den Anfang machen ſollen.

„Wiſſen der Herr Doctor“ — erwiederte ungläubig der Weber — „das nicht? — Sie ſcherzen wohl.“

Aber die beſſer unterrichtete Tochter war inzwiſchen dazu gekommen; ſie reichte ihm einen Brief und ſagte:

„Von Fräulein Lorchen! ich ſoll Sie ſchön grüßen, und ſie habe Alles dahineingeſchrieben, was ſie zu der ſchnellen Reiſe genöthigt hat, — ich weiß es nicht, aber ſie ſcheint lang ausbleiben zu wollen, denn ſie hat die Miethe auf ein halbes Jahr bezahlt und uns Alle beſchenkt; ſie meinte: der Herr, (ich weiß nicht, wie er heißt), den ſie vor einer Stunde kommen ließ, werde alles Übrige beſorgen. Ach das gute Fräulein Lorchen!“

Carl hörte wenig von des Mädchens Auseinanderſetzung; er war betäubt und erſchüttert; doch befeſtigten Leonorens Zeilen ihn bald wieder in ſich ſelbſt. Sie erinnerte ihn daran, daß er in ſeiner Freude überſehen habe, wie die Rückſicht auf das Andenken ſeiner Mutter ihm verbiete, eine Schweſter öffentlich anzuerkennen, zumal da der Name Borodihm's noch immer gebrandmarkt ſei, und daß, ſobald ſie aufhöre ſeine Braut zu ſein, aller äußere Zuſammenhang unter ihnen abgeſchnitten ſei. Später — wenn er einmal verheirathet — ließe ſich vielleicht eher eine Wiedervereinigung denken, obſchon auch dann nicht, ohne dem qu'en dira-t-on ein grobes Schnippchen zu ſchlagen. Ihr Gruß war ſehr heiter geſchrieben, doch berührte ſie nicht mit der leiſeſten Andeutung ihr Verhältniß als ſeine Schweſter, und was dieſes ſo ſchnell herbeigeführt hatte. Sie liebe und ſegne ihn, ſchrieb ſie, aber ſie liebe auch die arme Leonore, mit der ſie ſeit ihrem erſten Lebenshauch vereinigt geweſen, und wolle ſie daher auch dem Namen nach beibehalten.

Carl konnte es nicht verſchmerzen, daß ſie abgereiſt, ohne ihn vorher zu ſehen, aber ihre Entfernung mußte er, jemehr er's überlegte, billigen, denn er fühlte, wie drückend der Aufenthalt hier für ſie geworden ſein müßte.

„O ſie iſt klug, wie die Schlangen, und ohne Falſch, wie die Tauben, ſo recht im Sinne der Bibel!“ — ſagte er und hoffte, Conſtanzen bald heimzuführen, um auch der theuren, der mehr als jemals theuren Leonore eine Heimath in ſeiner und ſeiner Gattin Liebe zu bereiten.

Aber er ſah die Braut — ſeine Schweſter — nie wieder; ſie kam nie zurück; — ſie ſchrieb ihm ein Paar ſeltene Male, von dem Dorfe aus, wo ſie mit ihrer Johanna ſich angeſiedelt; ihr kleines Eigenthum in der Stadt hatte ſie durch den Advokaten, den ihr Pflegevater ihr zum Beiſtande gegeben, als er ſtarb, den ſie aber bei keiner innern Angelegenheit zu Rath zog, — verkaufen und verwalten laſſen und drei Jahre, nachdem ſie von ihm geſchieden, erhielt Carl durch den Geiſtlichen ihres Orts die Nachricht von ihrem Tode. Johanne hatte ihr noch die Augen zugedrückt und war wenige Tage ſpäter mit dem Troſte geſtorben, ihren Liebling zu Hauſe zu wiſſen, in der Heimath aller hienieden Heimathloſen, in dem Lande, wo die Quellen des Heils ſtrömen für die gebrochenen Herzen, denen auf Erden kein Balſam quillt. Jener Geiſtliche wußte allein um Leonorens Schickſal; ihm verdanken wir die Kenntniß davon. An Carl's Hochzeitstage verbrannte ſie Louiſens Todtenſchein; ſie wollte ihn, in Glück und Unglück, vor Selbſtvorwürfen bewahren. Sie wußte ja doch zu lieben und beſſer, als der, welcher ihr dieſe Fähigkeit einmal abgeſprochen hatte.

Ob er die Wahrheit nie erfahren wird? — — Die Nemeſis iſt eine unerbittliche Gottheit, daß vielleicht eben das Dunkel, in welchem Leonore ihn ließ, ſeine Strafe wurde. Denn daß Zweifel ihn quälen, daß er ſich oft bemüht, in ſchlafloſer Nacht, die Unklarheit zu lichten, welche über jenen unvergeſſenen Ereigniſſen ſchwebt, iſt ſicher, iſt eben ſo ſicher, als daß nur Gewißheit ihm zum rechten — freilich aber nur durch einen ſchmerzlichen Staarſtich, durch eine tiefe Demüthigung heilenden — Arzte werden könnte. Leonorens Abſicht aber war rein und iſt als ſolche ſegenswerth. Wir ſchwache Sterbliche können ja nichts, als mit reinem

Willen und treuem Fleiß dem lieben Gott in die Hände arbeiten, der unſere armen Thaten und Beſtrebungen dann nach ſeiner Einſicht zu weiſen Zwecken verwendet.

Literariſche Kreuzfahrt.

(Schluß).

Wer für Geld ſchreibt, ſchreibt für den Markt, er bequemt ſich nach dem Geſchmacke des Publikums; ſelten wird er noch den Muth haben, nach Wiſſen und Gewiſſen zu ſprechen, denn er fürchtet zu mißfallen. Iſt er ein Genie, ſo wird er im Handel und Wandel zu kurz kommen; ein Talent, ſo ſpielt er den Diener zweier Herren; ein guter Kopf, dann ſetzt er der Thorheit überall die Krone auf und freut ſich im Stillen, ſeine Schalkheit auf ſo gute Zinſen zu legen. Ein guter Geſchmack iſt die Sittlichkeit, ein ſchlechter die Unſittlichkeit, ein feiner oft nur die Geckenhaftigkeit des Geiſtes; geht die Bildung nicht vorwärts, ſo ſtürzt ſie rückwärts, und von der Gemeinheit ſind nur einige Poſtſtationen zur Schlechtigkeit. Ein Publikum begehrt eigentlich durchaus Gelegenheitsſchriften, es iſt nur von heut auf morgen daſſelbe; es erträgt Späſſe, ein Volk bloß Witz; ein Publikum ſieht Hügel und Ameiſenhaufen, ein Volk nur Gebirge; jenes ergötzt ſich an Leuchtkugeln, dieſes an Sonne, Mond und Sternen. Das deutſche Volk liebt ſeinen Schiller und Gothe, das Publikum hat ganz andere Günſtlinge; letzteres vergißt mit wahrer Virtuoſität, jenes verliert nur das Favoritartige aus dem Gedächtniſſe. Das Publikum iſt nach dem Rathe des Gaumens, das Volk verlangt Speiſen; die in die Säfte gehen; es will wachen und beten, jenes nur ſchlafen und träumen. Das Volk ſucht nur den Kern, das Publikum die Schale und driſcht zur Motion wohl auch leeres Stroh. Das Publikum, welches ſchon gewiſſe Conventionshelden im Kopfe hat, präſentirt ſie immer wieder zur Umkleidung und Verzierung; es verſteht ſich faſt nur mehr auf Quantität der Ideale; im Volk iſt noch Sinn für die Qualität, jedes hat ſein gewiſſes Ideal; die Einzelnen zeichnen ſo gut es gehen will mit Bleiſtift und Kohle, man darf nur die Hand geſchickt führen; ſie winden ſich durch Gebüſch und Dornen, man baue eine Straße. Der Deutſche insbeſondere möchte eine National-Familie um ſich ſehen, regierend, gehorchend, dienend und befehlend mit Liebe; er iſt noch am wenigſten Egoiſt, und auf- und abwärts mag einer den andern gern erreichen; er haßt die Huldigungen der Schmeichelei, aber er liebt in Wahrheit; er iſt nur ein lauer Bekannter, allein ein warmer zuverläſſiger Freund; er duldet Eigenthümlichkeiten, Vorzüge, Rang, doch weder Hochmuth noch Stolz. Der Franzoſe, der gern bewundert, erträgt auch groſe Diſtanzen; die Complimente, die er andern macht, gelten zugleich ſeiner eigenen Eitelkeit; er begreift ein erhabenes Glück, nicht ein groſes Unglück. Die Deutſchen ſind ein Ring und der Fürſt der Mittelpunkt, die Franzoſen eine Pyramide, deſſen Spitze der Regent ſein ſoll; bei jenen iſt der Staat ein groſes Haus, bei dieſen das Haus ein kleiner Staat. Der Franzoſe muß ſich umarbeiten, der Deutſche darf ſich bloß neu auflegen und zuweilen wieder Stellen einſchalten, die er auf Anrathen des überklugen Nachbars geſtrichen hat; der Text iſt gut, nur Sprache und Lettern ſind etwas veraltet. Der Franzoſe braucht friſche Maſſen, der Engländer muß umladen, dem Deutſchen iſt mit neuem Takelwerke vollkommen geholfen; manches Volk ſcheint ſchon Makulatur zu ſein, die Deutſchen aber ſind mehr Palimpſeſten, denen nur ein geſchickter Majo zu wünſchen wäre.

Unſer deutſches Volk iſt dermalen und aus triftigen Gründen noch kein Leſer, und unſere Leſer ſind kein Volk. Wer aus Spekulation ſchreibt, ſchreibt auf Abſatz, ſieht nur die Leſewelt vor ſich, commentirt alle Thorheiten und Irrthümer der Zeit, und gibt die Unarten, Einſeitigkeiten, Verkehrtheiten des Publikums in einer Prachtauflage heraus. Die Anzahl der Liebhaber beſtimmt den Werth eines Buches, ohngefähr ſo, wie jenen einer Dame. Für Geld allein ſchreiben, iſt ſo ſchlimm, wie Geldes wegen allein heirathen; man geräth unter einen harten Pantoffel, mit der Männlichkeit, Würde, Freiheit und Conſequenz hat es ein Ende. Der rechtſchaffene Autor muß ſich bezahlen laſſen, was er ſchreibt, aber nicht bloß ſchreiben, was bezahlt wird; den Buchhändlern wollten wir jedoch wohlmeinend rathen, nicht nach Bogen, ſondern nach Gedanken zu honoriren. Das Publikum führt auf ſeinen Fahnen: non multum, sed multa, der Schriftſteller darf bloß das multum führen. Ein gutes Buch, das drei Aerndten erlebt, und von der Nachleſe nie erſchöpft wird, iſt beſſer als eine Bibliothek voll Kletten und Heublumen. Die ſchlechteſte Schrift kann tauſend Leſer finden, aber zehnmal leſen wird man eine treffliche. Ein Buch, das Viele alſogleich verſtehen, iſt ſehr verdächtig; was was erſt in einem Menſchenalter Eingang findet, wird für Menſchenalter bleiben; wo wir uns augenblicklich orientiren, ſind wir ſchon öfter geweſen. Zu ausgezeichneten Büchern will der Schlüſſel gefunden und die Sprache erlernt ſein, gewöhnliche ſind ohne Thor und Riegel, ſie fürchten weder Dieb noch Räuber; bei jenen bekommt der emſige Leſer Muth und Freude, wenn er die fremde Zunge verſteht; den ſchlechten Leſer aber befällt ein Heimweh nach ſeinen Redensarten, bei dieſen wird keiner vor ſich roth. Eine geiſtvolle Schrift erinnert an unſere Paſſiva, davon wollen nur geiſtreiche Menſchen wiſſen; eine wertvolle bloß an die Activa und man bleibt bei ſeinen Ihren; einem bedeutenden Schriftſteller muß man die Aufwartung in ſeinem Hauſe machen, das verurſacht oft Unkoſten, der alltägliche kommt gehorſam zum Leſer, das Geld bleibt im Sacke. Die Literatur ſoll frei ſein und das Volk erziehen, aber ſie ſteht im Solde des Publikums und wird erzogen; anſtatt daß ihre Gedanken wie Halbgötter zur Erde niederſteigen und das Geſchlecht der der Sterblichen veredeln, ſo brechen dieſe in ihr Reich ein und verſchlechtern die göttlichen Stämme, und wenn ſonſt die blühende Nachkommenſchaft des Geiſtes die Wirklichkeit verherrlichte, ſo ſcheint jetzt die Wirklichkeit den Geiſt überwältigen, und nach einer vielleicht kurzen aber harten Despotie des Verſtandes dem Materialismus gänzlich aufopfern zu wollen.

Eine Ehre bringt die andere, eine Demüthigung zieht die zweite und dritte nach ſich; wer heute zum Geburtstage Glück wünſcht, darf am Namensfeſte ohne Unart, am Neujahr ohne Grobheit nicht wegbleiben; wer für das Publikum pfeift, muß auch dafür tanzen. Das Publikum ladet euch

Schriftſteller noch pro forma zu Gaſt, aber es geſchieht bloß der lieben Unterhaltung wegen; ihr ſeid eigentlich als Taſchenſpieler und Hofnarren immatrikulirt, man ſieht eure Schritte, nicht euer Ziel, merkt auf die Worte, nicht auf den Sinn und ihr ſelbſt ſprecht aus dem Kopfe, nicht aus dem Herzen. Ihr ſchreibt, wie ihr aufrichtig doch nicht denket und die Leute leſen euch nur, damit ſie auf bequeme Art aufhören können, zu denken. Sagt deßwegen dem Publikum den Dienſt auf, ſchreibt in dem Geiſte, der euch von Gottes Gnaden geworden iſt, erſpart die theuern aus allen Erd-Gürteln zuſammengerafften Apparate, woraus doch nur Menſchen und Dinge werden, die nirgends zu Hauſe ſind, und wendet euch an das Volk ſelbſt, welches als unſterbliche Perſon das Gold von dem Faden, das Zufällige vom Bleibenden, den ewigen Sinn von der zeitlichen Geſtalt zu ſcheiden weiß.

(Bruchſtück und Probe aus dem bald erſcheinenden erſten Bande der „Tutti Frutti eines Süddeutſchen.")

Feuilleton.

⁂ Couſin's philoſophiſche Preisfrage. — Die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften zu Paris hatte in ihrer öffentlichen Sitzung vom December v. J. einen außerordentlichen Preis auszuſetzen. Auf den Vorſchlag des Herrn Couſin hat ſie als Thema zur Bewerbung aufgeſtellt: „die kritiſche Prüfung der deutſchen Philoſophie," namentlich 1) „durch ausführliche Analyſen die Hauptſyſteme darzulegen, die in Deutſchland ſeit Kant, mit Einſchluß deſſelben, bis auf unſere Tage zum Vorſchein gekommen; beſonders Augenmerk auf Kant's Syſtem zu richten, welches das Prinzip aller übrigen ſei;" 2) „dieſe Philoſophie zu würdigen u. ſ. w.; aufzuſuchen, was — von der philoſophiſchen Bewegung Deutſchland's unter einer oder der anderen Form geſetzmäßigerweiſe (légitimement) fortbeſtehen könne." Als Preis ſind 1500 Fr. ausgeſetzt. — Aus der von Hrn. Couſin in Bezug auf Kant's Syſtem beigefügten Bemerkung: „es ſei als das Prinzip aller übrigen" anzuſehen, kann man ermeſſen, wie zweckmäßig, wie nothwendig ſogar es war, durch eine Preisaufgabe zu einem Studium der deutſchen Philoſophie Veranlaſſung zu geben. Konnte Hr. Couſin die radikalen Differenzen der Kant'ſchen, Schelling'ſchen und Hegel'ſchen Philoſophien auf ſolche Weiſe verkennen, der perſönlich längere Zeit mit Hegel und Schelling Umgang gepflogen, was iſt dann von Anderen zu gewärtigen!

⁂ *Oeuvres complettes de G. Sand.* — Die Revue de Paris kündigt in ihrem Bulletin eine vollſtändige Ausgabe der Werke von G. Sand (Mad. Dudevant) mit dem Bemerken an: „Dieſer Schriftſteller, der ſo raſch zum erſten Range unſerer Romanciers aufgeſtiegen, hatte ein Recht darauf, dieſe Reihenfolge ſchöner Schriften, die ſeiner Feder entfallen, in eine Sammlung vereinigt zu ſehen, die in alle Bibliotheken aufgenommen werden könne." Eine ſolche Ausgabe ſei die jetzt bei Felix Bonnaire in 2 Bänden 8. erſcheinende, die hinſichtlich des „typographiſchen Luxus der Popularität des Verfaſſers und dem immenſen Erfolge, den ſie haben werde, entſpreche." Die erſte Lieferung enthält André und die kleinen Romane la Marquiſe, Mattea, Lavinia, Metella; die zwei nächſten Lieferungen werden die „Lettres d'un voyageur" enthalten.

⁂ Friedrich der Große, als Schriftſteller, von Preuß. — Herr Prof. Preuß, der ſich ſchon durch ſeine Lebensgeſchichte Friedrich's des Großen eine rühmliche Stelle unter den deutſchen Biographen erworben, hat in dieſen Tagen eine werthvolle Ergänzung zu jenem Werke geliefert — durch Herausgabe einer Schrift: Friedrich der Große, als Schriftſteller. (Vorarbeit zu einer ächten und vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke; bei Annäherung des großen preußiſchen Thron-Jubelfeſtes ehrerbietigſt der königl. Akademie der Wiſſenſchaften empfohlen von J. D. E. Preuß. Berlin, Veit und Comp. 1837).

⁂ Israelitiſches Schisma. — Herr Dr. Heß bemerkt in Nro. 6 der unpartheiiſchen Univerſal-Kirchenzeitung: „Die große Divergenz, welche die Juden in zwei weſentlich von einander verſchiedene Religionspartheien theilt und die tief in das Leben eingreift und in der ganzen Einrichtung des täglichen Lebens ſichtbar hervortritt, iſt die Frage über das Ceremonial- oder Ritualgeſetz, vorzüglich über den Theil, welcher die Speiſegeſetze und die Feier der Sabbath- und Feſttage betrifft. Während die Altgläubigen oder Talmudiſchen dieſelben nach der altherkömmlichen Weiſe auf's Strengſte beobachten, ſehen wir eine immer ſteigende Anzahl Neugläubiger, oder richtiger Reinbibliſcher (?), die das Band dieſer Beſchränkungen mehr oder weniger auflöſen. . . Es liegt aber eine große Divergenz der Prinzipien zu Grund, die ſich in der That ſchon in den früheſten Zeiten manifeſtirt hat . . . die Theilung der Juden in dieſe zwei Hauptpartheien ſteht als eine Thatſache da, die ſich immer entſchiedener in Lehre und Leben ausſpricht, und von Niemand abgeleugnet werden kann."

⁂ Franzöſiſche Ueberſetzung von Clemens Brentano's Viſionen. — Die von Clemens Brentano herausgegebenen Viſionen der Schweſter Emmerich von Dülmen ſind von Herrn. v. Cazalès, dem Sohne des berühmten Redners in der erſten Nationalverſammlung, in's Franzöſiſche überſetzt worden. Sainte-Beuve ſchließt ſeine kurze Anzeige dieſes Werkes in der Revue des deux mondes (15. Jan. d. J.) mit der Bemerkung: „Kurz — es iſt zugleich für die Chriſten ein wundervolles Beiſpiel der Fortdauer eines heiligen Vermögens und einer Gabe, welche ſich von der Welt zurückgezogen zu haben ſchien; für die Philoſophen ein Gegenſtand ernſten Staunens und der Forſchung über den ſtets von Neuem geöffneten Abgrund des menſchlichen Geiſtes; für die Gelehrten (érudits) der reichſte und vollſtändigſte Stoff eines Myſter's, wie man ſie im Mittelalter ſpielte; für Dichter und Künſtler eine Reihenfolge von wiedergefundenen Kartons einer Paſſion nach irgend einem guten vorraphaeliſchen Malerbruder." Herr Sainte Beuve hat hierbei nur eines vergeſſen, daß nämlich dieſes Buch auch dem Mediziner eine werthvolle Gabe wäre, wenn nicht der deutſche Herausgeber durchaus willkührlich den vorhandenen Stoff zu ſeinen kirchlichen Zwecken verarbeitet, und die höchſt intereſſante Erſcheinung durch ſeine poetiſchen Licenzen jeder wiſſenſchaftlichen Kritik entzogen hätte.

⁂ Phrenologie. — Dr. Cérise, Verfaſſer des Médecin des Salles d'asile (ſ. Phönix v. J. Nro. 231) hat bekanntlich ein Werk herausgegeben unter dem Titel: Exposé et examen critique du système phrénologique considéré dans ses principes, dans sa methode, dans sa théorie et dans ses conséquences; dieſe Schrift enthält eine treue Darlegung der Lehren der phrenologiſchen Schule, eine Widerlegung der durch dieſelbe verbreiteten Irrthümer und eine gründliche Erörterung der Folgen, welche dieſes, wie jedes materialiſtiſche Syſtem ſtreng durchgeführt für die Geſellſchaft haben muß (vergl. Nro. 296 d. Phönix v. v. J.).

Faſt zu gleicher Zeit iſt nun zu Edinburgh folgendes Werk des Esq. William Scott erſchienen: „The harmony of Phrenology with the scripture" (!) shown in a refutation of the philosophical Errors contained in Mr. Combe's Constitution of man. — (Uebereinſtimmung der Phrenologie mit der h. Schrift ꝛc.)

⁂ George Sand — d. h. Madame la Baronne Dudevant, Wittwe des ehemal. Cavallerie-Oberſten Baron Dudevant, iſt am 5. d. M. geſtorben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 39. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 15. Februar.

Rococo.

Der Popanz — ſeinem Peſthauch dankt die Welt
Den katzenjämmerlichſten Katzenjammer —
Der Fäulniß für die friſche Blüthe hält,
Für reif, was in Verweſung mürb zerfällt,
Der Gegenwart, des Werdenden Verdammer,
Deß Wort, entmarkender als der Sirocco,
Den Arm erſchlafft, der kühn bereit zur That,
Und dorrend ſtreicht durch grüne Hoffnungs-Saat —
Er heißt: Rococo!

Wie er die Naſe rümpft, die Achſeln zuckt,
Soll er ein Urtheil über Dichtkunſt fällen,
Lumpenpapier mit Lumpenzeug bedruckt!
Schwab, Uhland, Chamiſſo — kein Kluger guckt
In das Geſchreibſel aller der Geſellen.
Ich gebe für den Kram nicht 'nen Bajocco.
Ja, Zachariä, Klamer-Schmidt und Uz,
Das waren Dichter; die nehm' ich in Schutz —
Ich, der Rococo.

Verfaſſung! Auch ſo'n widerwärtig Wort,
Der bettelhaften Jungendreſcher Fahne!
Iſt das nicht ein Geſchrei, ein Zeter-Mord,
Wirft man nicht gleich die Privilegien fort,
Die uns vererbt von unſers Stammes Ahne!
Der wahre Muſterſtaat iſt mir Marocco:
Dort ſpricht allein der Dey, und allenfalls
Der Günſtling — kürzt der Herr ihm nicht den Hals —
Beſchwört Rococo.

Auch England, wo faſt ein Jahrtauſend lang
Kein Stein gerückt — jetzt wird es mir zum Grauſe;
Die Anarchie ſeh' ich im ſchönſten Gang.
Ja reformirt nur, löſ't des Zehnten Zwang,
Stutzt Klau'n und Fittiche dem Oberhauſe!
Ein altes Weib iſt Melbourne, Brougham ein Jocko! —
Nur Wellington und Lord Londonderry
Sind Männer — wenn gleich viel zu mild auch ſie
Für den Rococo.

Das Siegel Salomonis ſprang. Der Zeit
Unſaubrer Geiſt ſteigt aus der Flaſche Mündung.
Von Reich zu Reich mit Blitzes Schnelligkeit
Führt ihn — wenn auch „halt an!“ der Cenſor ſchreit —
Der Eiſenbahnen teufliſche Erfindung.
Dampfſchiffe ziehn vom Don zum Orinocco —
Gehemmt hat Joſua der Sonne Lauf,
Wer aber hält den mächt'gen Zeitgeiſt auf?
So ſeufzt Rococo.

Franz Freiherr v. Gaudy.

Religiöſe Journaliſtik.

Die Geſchichte der Religion zeigt uns dieſelbe Entwicklungsform, die wir überall wahrnehmen, wo das Leben ſeinen vollſtändigen Verlauf gewinnt. Erſt ſucht der Menſch Geſtalt und Beſtand für ſich ſelbſt zu gewinnen; dann ſtrebt er, ſeine Herrſchaft über die Außenwelt auszubreiten, deren Widerſtand ihn erſt zur Selbſtbeſchränkung, zuletzt zur Ausgleichung und zur Vereinigung mit Anderen zu einer höheren Lebensgeſtaltung — veranlaßt oder nöthigt. Auf gleiche Weiſe war und blieb lange die erſte Religion nur Stammes- oder Volksreligion. Erſt die altperſiſche und buddhiſtiſche, ſpäter und nur vorübergehend — die jüdiſche, dann die chriſtliche, und in ihrer Jugend — die mahomedaniſche — ſuchten Proſelyten zu machen und dachten daran, weltbeherrſchend zu werden. Nur in der chriſtlichen Kirche iſt dieſer Gedanke lebendig geblieben. Nachdem ſie aber Europa bald mit dem Kreuze, bald mit dem Schwerte, und Amerika faſt nur mit dem letzteren ſich unterworfen, hat ſich ihre Gewalt an dem Freiheitsſtreben des germaniſchen Geiſtes gebrochen. Mögen immerhin die erſten Reformatoren nur daran gedacht haben, das urſprüngliche Chriſtenthum zu reſtauriren, ſie mußten doch für ſich das Recht in Anſpruch nehmen, die Glaubenslehre, die von den erſten Chriſten unmittelbar als höhere Offenbarungen aufgenommen werden, — je nach ihren individuellen, menſchlichen Einſichten, nach ihrem eigenen Wiſſen und Gewiſſen zu deuten; ſie mußten gegen das herrſchſüchtige Rom die Befugniß geltend machen, ihres eigenen Glaubens zu leben; ſie mußten gegen die Brandfackeln der klerikaliſchen Inquiſition zur weithin leuchtenden Geiſtesfackel der Belehrung und Überredung greifen, und an die vorhandene Bildung, an den natürlichen, gemeinen Menſchenverſtand appelliren. Das höhere Streben ſuchte und fand ein neues, gewaltiges Organ an der Druckerpreſſe, und die bleiſchweren geſchriebenen Bannbullen der alten Kirche erlagen den geflügelten und geiſtbeflügelnden Druckblättern, in denen ſich zuerſt, wenn zunächſt auch nur dürftig — der göttliche Keim der Humanität entfaltete. Wahrhaft menſchlich war es aber, an das allen Menſchen Eingeborene, an die freie Zuſtimmung des denkenden Geiſtes und des fühlenden Herzens zu appelliren. So war die Reformation im Grunde, — obgleich noch nicht im Bewußtſein — eine Emanzipation des allgemein-menſchlichen Weſens, — und, wenn auch bloß erſt faktiſch, doch bereits eine Anerkennung der Religion als einer durch freie Geiſtesthätigkeit vermittelbaren allgemeinen Angelegenheit der Menſchheit. Wirklich kam ſie in Deutſchland damit zu Beſtand, daß ſämmtliche, ſowohl weltliche als geiſtliche „Theologen, Kirchen- und Schuldiener," die ſich von der päſtlichen Gewaltherrſchaft los ſagten, — das von den weltlichen Gewalthabern genehmigte Concordienbuch unterſchrieben, womit alſo die kirchliche Gemeinſchaft thatſächlich als eine rein freiheitliche Angelegenheit anerkannt wurde.

Wenn dann auch die neu entſtandenen Glaubensgenoſſenſchaften, dem allgemeinen Entwicklungsgeſetz nach, ſelbſt wieder zuerſt ſich ſchroff abgeſondert, dann, mitunter ſogar mit der Schärfe des Schwertes — nach Ausbreitung geſtrebt, ſo blieb fortan doch das Streben vorherrſchend, nur mittelſt geiſtiger Waffen, alſo auf dem Wege freier Überzeugung, zur Weltherrſchaft zu gelangen.

Auch begannen ſchon im XVII. Jahrhundert wohlgemeinte Verſuche, eine friedliche Ausgleichung zwiſchen den verſchiedenen Kirchen zu bewirken. Da ſie aber alle noch mehr oder weniger von Vorausſetzungen ausgingen, welche eine freie, allgemeine Einverſtändigung unmöglich machten, ſo dienten jene Verſuche nur dazu, die Differenzen — zum wenigſten theoretiſch — noch ſchärfer auszuprägen. — Wie indeß jede Gedankenmittheilung aus dem Bedürfniſſe hervorgeht, eine geiſtige Gemeinſamkeit zu erzeugen, ſo bleibt ſie auch dann nicht ohne Segen, wenn ſie zunächſt nur einen Widerſpruch hervorruft. Der Gegenſatz — als Meinung der Überzeugung von unſeres Gleichen uns entgegentretend, — hat eine ganz andere Gewalt, als wenn er nur von uns ſelbſt gedacht wird. Als der wirkliche Widerſpruch eines denkenden, ſelbſtſtändigen Ebenweſens treibt er uns vielmehr zu dem Verſuche an, ihn durch Überzeugung zu überwinden. Wir ſuchen deshalb den eigenen Gedanken zu rechtfertigen, zu begründen, den fremden zu entgründen; und da alle einzelnen Gedanken zuletzt auf wenige mehr oder weniger allgemein gewiſſe Sätze zurückweiſen, ſo führt der Gedankenkampf eine immer größere Wahrſcheinlichkeit, ja Dringlichkeit des Einverſtändniſſes herbei. Die Wahrheit, wie das Licht, übt eine auf die Dauer unwiderſtehliche Macht; denn, wie dieſes der Blick, ſo iſt jene das Wort der göttlichen Liebe.

Auch in den theologiſchen, kirchlichen Diskuſſionen hat ſich dieſe Macht bewährt, und je weiter die Partheien ſich von einander zu entfernen ſchienen, um ſo tiefer hat ſich das Bedürfniß der Einverſtändigung fühlbar gemacht, um ſo näher ſind die Streitenden dem tiefſten und innigſten Gewißheitspunkte gekommen, in welchem ſie ſich ureinig erkennen müſſen.

Schon iſt man auf dieſem Wege der Erörterung thatſächlich auf dem Einigungspunkte angekommen, auf welchem die Verſchiedensgläubigen die Nothwendigkeit anerkennen, ihre Anſichten, Glaubensmeinungen und Grundſätze zu rechtfertigen, d. h. entweder ſie an Gewiſſes, an allgemein Zugeſtandenes anzuknüpfen, oder ſie als Moment eines Syſtemes, eines gegliederten Ganzen — aufzuweiſen.

Aus dieſem, freilich mitunter egoiſtiſchen Bedürfniſſe, ſich ſelbſt für ſeine geiſtige Individualität den Charakter der Allgemeinheit, der Gemeingültigkeit zu vindiziren, ſo wie aus dem höheren, philanthropiſchen Drange, zu einer beſeligenden Geiſtereinigung hinzuführen, gewinnt erſt die ſtätige Vermehrung der öffentlichen Blätter ihre volle Bedeutung. Immer tiefer fühlt der Einzelne ſein Ungenügen; immer lichter kömmt ihm zum Bewußtſein, daß er Werth und Würde nur durch Theilnahme am Allgemeinen, durch Einleben in immer weitere Lebenskreiſe, durch Verklärung des Selbſtes zum wiſſenden und willigen Organe der göttlichen Weltordnung gewinnt. Die erſtweſentliche Bedingung hierzu iſt aber, daß dieſe Weltordnung in ihren allgemeinſten Grundzügen entdeckt und ausgeſprochen werde, wozu der Weg nur durch die freieſte und allgemeinſte wechſelſeitige Mittheilung der Gedanken, Wünſche, Hoffnungen, Bedürfniſſe und Gefühle angebahnt werden kann. Dazu iſt nun das große Weltgeſpräch eröffnet, in welches ſich zu miſchen ſelbſt diejenigen ſich gedrängt fühlen, welche überzeugt zu ſein behaupten, daß die Wahrheit, deren die Menſchheit zu ihrem ewigen Heile bedürfe, ſchon längſt vollſtändig ausgeſprochen, und daß die Anerkennung oder vielmehr die gläubige Annahme derſelben, auf die es allein noch ankomme, nicht durch menſchliche Geiſtesthätigkeit, ſondern durch übernatürliche, übermenſchliche Einwirkung bedingt ſei.

Wirklich ſehen wir ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts die Anzahl der Tagblätter und Zeitſchriften jeder Art, und namentlich auch, — beſonders ſeit Anfang des dritten Dezenniums dieſes Jahrhunderts, — die religiöſen Zeitblätter in mehr als geometriſcher Progreſſion ſich vermehren, nicht nur auf Seiten derer, welche freie Forſchung als ein göttliches Menſchenrecht in Anſpruch nehmen, ſondern auch auf der entgegengeſetzten Seite, auf welcher dieſes Recht ganz oder theilweiſe in Abrede geſtellt wird. Es iſt dies eine Thatſache von welthiſtoriſcher Bedeutung, welcher die andere parallel läuft, daß in noch ſtärkerer Progreſſion ſich die Zahl der Vereine und Geſellſchaften zu den mannigfaltigſten Zwecken vermehrt. Näher betrachtet iſt die zuerſt angeführte Thatſache ſelbſt nur ein Moment der zuletzt erwähnten, da durchgängig die Zeitblätter nur durch einen Verein von Schriftſtellern zu Stande kommen und nur als Organe von Geſellſchaften eine allgemeinere Bedeutung anſprechen und Dauer gewinnen können. Im Ganzen genommen gehört dieſe Thatſache zu den eigenthümlichſten Erſcheinungen der neueſten Zeit und eben ſowohl zu den großartigſten, erhebendſten und hoffnungsvollſten der ganzen uns bekannten Geſchichte. Es iſt der Anfang einer Wiedergeburt der menſchlichen Geſellſchaft aus dem Elemente der Freiheit, in welcher das Recht der Individualität ſich mit dem Rechte des Allgemeinen auf das Innigſte zu verſöhnen ſtrebt; es iſt die Grundlegung zu einem Baue, deſſen Pracht und Majeſtät wir nur erſt dunkel zu ahnen vermögen, da die Arbeit, von den Einzelnen ausgehend, — von Innen nach Außen fortſchreitend, auf naturgemäße Weiſe zu immer reicheren, organiſchen Anaſtomoſen, Verkettungen und Syſtematiſirungen hingeführt werden wird. Auch wäre es in jeder Beziehung erfreulich und förderlich, wenn ſich ein Verein bildete, der zur Aufgabe ſtellte, eine vollſtändige Statiſtik der bis hierhin erſchienenen Zeitſchriften und entſtandenen Vereine zu liefern, und in einer eigenen Zeitſchrift ein Archiv der Humanität zu begründen, in welchem jene Statiſtik fortgeſetzt würde.

Mögen die vorſtehenden Zeilen recht bald Veranlaſſung zur Stiftung eines ſolchen Archives geben, zu welchem in ſeinem Feuilleton möglichſt reichliche Beiträge zu liefern — der Phönix nach wie vor ſich wird angelegen ſein laſſen.

Die Claqueurs.

Wie weit es der menſchliche Scharfſinn, die Induſtrie bei den geringfügigſten Erwerbzweigen, wie weit es die Liebe zum Leben und zum Genuſſe bringen kann, davon liefern uns nur große, volkreiche Städte Beweiſe; gehet nach Paris oder nach London, um den Speculationsgeiſt der Millionäre und den der Proletarier zu betrachten, zu ſtudiren; Deutſchland's großere Städte geben euch kein anſchauliches Bild von dem, was der Menſch in der Noth oder aus Genußſucht ergreifen, auf welche Mittel er ſinnen, welche Wege er einſchlagen kann. Die Speculationen und Induſtrieen alle, von dem Spekulanten an der Börſe, bis zu dem Taſchendiebe auf der Börſe, aufzuzählen und zu beſchreiben, würde Bände anfüllen, die Induſtriellen der niedrigſten Klaſſen allein, wie ſie in Paris exiſtiren, könnten Stoff zu einem intereſſanten Werke liefern: wir beſchränken uns daher für diesmal auf eine Klaſſe, einen Zweig der petite industrie und faſſen diejenigen in's Auge, welche von und in den verſchiedenen Pariſer Theatern leben. Wir übergehen bei dieſer Rubrik die Beſitzer, Pächter und Actionäre der Bühnen, gewöhnlich auch Speculanten, die in kurzer Zeit Millionäre und Bettler werden können; wir übergehen die Autoren der Stucke, — eine goldene Autorſchaft, aber auch nicht frei von Intriguen, Speculationen und Betrug, — die Acteurs und Actricen, die Statiſten, Tänzer und Tänzerinnen, die Logenbeſchließer und Beſchließerinnen, die Decorationsmaler, die Maſchiniſten, die Lampenputzer, die Billetverkäufer en gros, die Lieferanten, die Coſtumiers, die Coiffeurs, die Reſtaurateurs vor und in dem Foyer des Theaters, die ſchreienden Verkäufer des Entreacte, der Lorgnetten, der Apfelſinen und andern flüſſigen und conſiſtenten Victualien, — wir übergehen die Büreaux der abzunehmenden Schirme, Stöcke und Mäntel, und wer noch bei den Theatern gewinnen und betrügen mag, und bleiben bei einer geringfügigen, oft einträglichen, oft auch ſehr geſchmälerten, von den Theatern abhängigen Induſtrie ſtehen: bei der der Claqueurs.

In deutſchen Theatern klatſcht das geehrte Publikum, wie männiglich bekannt, gern und viel. Selbſt niedliche Damenhändchen ſchlagen kaum hörbar zuſammen, um dieſem oder jenem wohlgebildeten Theaterhelden zu huldigen. In Frankreich und Paris geſchieht das höchſt ſelten, auf manchen Bühnen nie. Fi donc! anſtändige Herren, honette Damen klatſchen? Man könnte glauben, ſie wären gedungen, hätten Freibillets oder ein Douceur von dem gefeierten Acteur, von der bezaubernden Actrice erhalten. Chaque pays—chaque mode! — Auch in Deutſchland wird bei den dramatiſchen Künſtlern geſpendeter Beifall nach Gunſt und Laune entſchieden, viele werden beklatſcht, die ausgepfiffen zu werden verdienten, und umgekehrt. Noch ärger iſt der Unfug, die Ungerechtigkeit in Frankreich, oder, da wir jetzt nur von Paris, dem Central- und Lichtpunkte Frankreichs reden, in Paris; hier wird nicht nach Gunſt, nach Laune, nach perſönlichem Intereſſe ein Künſtler bevorzugt, beklatſcht und gerufen, ſondern auf Commando durch gedungene Kehlen und Hände. Messieurs les claqueurs verſehen dieſes Geſchäft.

Ein Wort über das Hervor- oder Herausrufen, ſo widerlich dieſe Auszeichnungsart für den fühlenden Künſtler und für einen großen Theil des Publikums ſein mag. In Paris werden, wie in Deutſchland, Schauſpieler und Schauſpielerinnen herausgerufen; dieſe nachträgliche Präſentation findet aber nur höchſt ſelten Statt, es iſt eine wirkliche Auszeichnung, die au delà du Rhin durch die zu häufigen, faſt täglichen Wiederholungen nichts Auszeichnendes mehr hat. In Paris wird nicht allein der Acteur, die Actrice, ſondern auch der Autor des geſpielten Stücks und, nach Aufführung einer Oper, ſelbſt der Componiſt derſelben gerufen. Autor und Componiſt wohnen der Repräſentation ihrer Werke regelmäßig bei, da ſie von der Nettoeinnahme eine Tantième genießen. Glücklich und geehrt ſind die Schöpfer, wenn ihre Schöpfung reüſſirt; fragt Meyerbeer, wie viel ihm Robert der Teufel, die Hugenotten, fragt den Polygraphen Scribe, wie viel ihm ſeine Operntexte, Vaudevilles und andere Stücke ſonder Zahl eingetragen haben! Glückliche Autorſchaft der Pariſer Bühnendichter nnd Proſaiſten! Gold und Ehre und Anſehn und Liebe! — In den franzöſiſchen Provinzen halten ſich die Pariſer Autoren agents dramatiques, welche deren Intereſſen auf den Provinzialtheatern wahren müſſen. Der Millionär Scribe kann an ein und demſelben Abende von zehn und zwanzig verſchiedenen Bühnen ſeine Quote beziehen. —

Jetzt zu den Claqueurs. Seht nicht ſo geringſchätzend auf dieſe Leute herab, auf Leute, die ihren Werth fühlen, die in dem Parterre, im Parquet, bisweilen auf dem Paradieſe und in den obern Logen dominiren, die Stucke reüſſiren und durchfallen laſſen, die Schriftſteller, Schauſpieler und Schauſpielerinnen, Sänger und Sängerinnen und die Maſculina und Feminina der tanzenden Kunſt zu Anſehn und Lob, zu Schmach und Tadel bringen. Haltet es mit den Claqueurs, ihr debütirenden Künſtler der Melpomene; ſchmeichelt und zahlt ihnen, ihr Schriftſteller; wahret ſie, Direktoren; willfahret ihnen, ihr Künſtlerinnen der ernſten und der launigen Muſe, und ihr Theaterhelden drückt ihnen die Hand, wenn ihr ſie nicht bezahlen könnt, lobt ſie und verſprecht ihnen, wenn ihr nichts Reelleres vermögt!

Die Claqueurs ſtehen unter einem Vorgeſetzten, dem chef de claque. Jedes Theater, le théâtre français und die opéra italien vielleicht ausgenommen, hält und beſoldet Claqueurs, zu deren Leitung, Beaufſichtigung und Anfeuerung ein Chef unumgänglich nothwendig. Dieſer Mann iſt eine hohe Perſonnage, angeſehen bei dem Direktor und dem ganzen Theaterperſonale, angeſehen bei ſeinen Untergebenen, die blindlings ſeinen Befehlen, ſeinen Winken gehorchen. Hebt er eine Hand auf, ſo klatſchen im Tempo hundert Andre, ſchüttelt er mit dem Haupte, ſo ertönt ein mißtönendes Geräuſper, ein dumpfes Getöſe, ein gellendes Pfeifen; wagt es ein Zuſchauer ohne Autorität zu klatſchen, ſo wird er verhöhnt, würde Jemand pfeifen, wenn die Bande klatſcht, ſo ſtehen dem Chef eben ſo viele Hände, als eben klatſchten, zu Gebote, den Frevler hinauszuwerfen, der Chef, wie die Claqueurs müſſen daher kräftige, unerſchrockene Männer ſein, mit harten Händen und guten Kehlen. Ich kenne zwei Chefs, den dermaligen des théâtre du palais royal und den vormaligen der großen Oper, Mr. Alexandre. Dieſer Letztere hat eine Virtuoſität in und ein anſtändiges Vermögen bei ſeinem Geſchäfte gewonnen: er iſt nicht mehr Chef de claque, ſchon ſeit mehreren Jahren nicht mehr; er fährt zur Zeit in eigener Equipage in das Theater, in welchem er früher unbedingt jedes Stück reüſſiren und durchfallen ließ. Es war ein großer Mann, ein unerreichtes Vorbild! Der actuelle Chef de claque des kleinen, ſehr frequenten Vaudevilletheaters im Palais-Royal ward mir vor und während ſeiner Amtsverrichtungen bekannt; ich theile den Vorfall den gütigen Leſern mit. Längſt hatte ich von der löblichen Zunft der Claqueurs gehört, vielleicht auch deren in verſchiedenen Theatern ſchon geſehen, aber in die Myſterien dieſer Induſtriellen vermochte ich nicht einzudringen. Ein mir entfernt bekannter Tonkünſtler vom Orcheſter des Theaters im Palais-Royal verſprach mir und einem meiner Freunde, uns direkt in die eleuſiniſchen Geheimniſſe einzuweihen. Er führte uns eine halbe Stunde vor dem Anfange des théâtre du palais royal zu einem, dem Schauſpielhauſe nahen marchand de vin. Wir ſtiegen eine dunkele, ſteile Treppe hinauf, drangen durch mehrere kleine Piecen und gelangten in ein geräumiges Zimmer, in welchem um kleine, mit ſchmutzigen Tüchern bedeckte Tiſche eine Geſellſchaft von zwölf bis fünfzehn ziemlich anſtändig gekleideten Männern Platz genommen hatte, eifrig dem ſchlechten, rothen Weine, le litre à 12 sous, zuſprach und einem athletiſchen Manne, welcher mehrere Papiere vor ſich entfaltet hatte, zuhorchte. Wir druckten uns in einen Winkel und hatten es, den beim Eintritte auf uns gerichteten Blicken zufolge, nur der Bekanntſchaft unſeres Führers mit jenem athletiſchen Manne, dem Herrn Chef, zu verdanken, daß man uns nicht über die Stufen ſandte. Durch unſeres gütigen cavaliere serviente Verſicherungen begütigt, fuhren die Männer in ihren Verhandlungen fort. Der Chef bezeichnete zu beklatſchende Akte, Stellen, Schauſpieler und Schauſpielerinnen: er tadelte, lobte, warnte und gab Befehle, wie ein commandirender General. Dann theilte er Billette und unter den tüchtigſten Gehülfen klingende Münze aus, bezahlte den Wein, brach auf und rief den Untergebenen zu: „Messieurs, allons, on va commencer. N'oubliez pas la deuxième pièce, l'acte second!"

(Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ **Radikalismus belgiſcher Handwerker.** — Die belgiſchen Handwerker haben (wahrſcheinlich in Antwort auf das im v. J. im Phönix mitgetheilte engliſche Sendſchreiben) an die Handwerker England's eine Adreſſe geſendet, worin ſie folgende pia desideria ausſprechen: „1) gleiche Theilnahme Aller an der Geſetzgebung" (!); 2) gleiche Theilnahme am öffentlichen Unterricht, mittelſt des öffentlichen Einkommens, welches aus dem Erzeugniß ihrer Arbeiten hervorgehe; 3) Abſchaffung der Geſetze, welche ihre Nahrung, z. B. das Salz und bis auf ihr Stück Schwarzbrod, beſteuern; ſo wie Abſchaffung der Steuern, welche jetzt mehr auf den unglücklichen Miethsleuten, als auf den reichen Eigenthümern laſten; endlich 4) daß die „Gleichheit Aller vor dem Geſetz" eine Wahrheit werde.

⁂ **Neue Koranauslegung auf kaiſerlichen Befehl.** Zu Ende November vor. J. ſtellte der Sultan in einem außerordentlichen Divan, welchem der Scheik Islam und alle Ulema's beiwohnten, die Frage auf: „warum ganz Europa von der Peſt verſchont, und nur ſein Reich ein Opfer derſelben werde?" Als die Ulema's erwiedert, in Europa beſtänden Sanitätsgeſetze, die der Koran verbiete, befahl der Sultan dem Scheik Islam, die betreffenden Stellen des Koran's anzuführen, und nachdem man ſich über eine andere Auslegung derſelben beſprochen, erhielt der Scheik Islam den Auftrag, ein Ferma aufzuſtellen, in Folge deſſen Quarantainen und Abſperrungsanſtalten im ganzen Reiche errichtet werden ſollen.

⁂ **Portugieſiſche Spottnamen.** — Die Portugieſen, — ſehr geneigt zur Austheilung von Spottnamen, — nennen jetzt die gemäßigten Conſtitutionellen, welche ſich der Königin anſchließen, Chamorros, d. h. Leute, die ſich zu Allem hergeben, — dagegen die Exaltirten, die ſich zum Republikanismus neigen — Camelos, d. h. Kameele, von ihrem Hauptklubb im Kloſter dos Camilios. Außerdem werden die Chamorros ſammt den geweſenen Miniſterien unter Palmella, Carvalho, Rodrigo u. ſ. w. von den Camelos auch noch **Devoriſten**, d. h. Verſchlinger, genannt, weil ſie nur darauf hinarbeiteten, ſich auf Staatskoſten zu bereichern, im Grunde aber dem Abſolutismus ergeben ſeien. Den Gemahl der Königin nennt man zu Liſſabon nur **Joaõ Nabo** und die Königin **Maria Nabiça**; jenes iſt der Name eines berüchtigten Kunſtreiters, den man auf den Prinzen anwendet, weil er ein guter Reiter iſt; zugleich heißt Nabo auch eine weiße Rübe, und Nabiça das Rübenkraut.

⁂ **Schenkungen an Wohlthätigkeitsanſtalten in Frankreich.** — Im Jahre 1836 ſind in ganz Frankreich, Paris mit einbegriffen, 7,516,000 Fr. den Hospitälern, Armen- und ſonſtigen öffentl. Wohlthätigkeitsanſtalten theils geſchenkt, theils teſtamentlich vermacht worden.

⁂ **Controverspredigten zu Paris.** — Im National vom 21. v. M. leſen wir unter den Anzeigen auch folgende: „Franzöſiſche evangeliſche Kirche, auf dem Boulevard St. Denis. Uebermorgen Sonntag, um 7 Uhr Abends, werden Abbé **Auzou** und Abbé **Hugot** eine Conferenz halten **gegen** Faſten und Abſtinenz.

⁂ **Pennſylvaniſches Verbot geheimer Geſellſchaften.** — Der Gouverneur von Pennſylvanien, **Ritner**, hat in einer langen Botſchaft die Freimaurerei und alle Geſellſchaften, deren Mitglieder ſich eidlich zum Geheimniß verpflichten, als gefährlich für ein freies Volk bezeichnet. (A. Z.)

⁂ **„Authentiſche Memoiren Ihrer königl. Hoheit der Herzogin von Berry** von ihrer Geburt bis auf dieſen Tag, von **Alfred Nettement**," werden von Buchhändler Allardin in Paris angekündigt. Da Hr. Nettement in ſeinem neuen Journale, welches unter dem Namen „la Mode" erſcheint, auf das Netteſte ſich als legitimer Verehrer der exilirten Dynaſtie präſentirt, und ein allergnädigſtes Handſchreiben der Herzogin an ihn in ſeinen Spalten paradirt, ſo iſt an der **Authenticität** der Memoiren nicht wohl zu zweifeln.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 40. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 16. Februar.

Der prophetiſche Mund.

Novelle von Ernſt Willkomm.

Der gequälte Gymnaſiallehrer Stumpf war ſehr mißmüthig. Er ſaß an ſeinem Pulte und corrigirte die lateiniſchen Exercitien ſeiner Quartaner, wobei er die rothe Tinte nicht ſchonte. Der geſchäftige Mann ſchien ſeine böſe Stimmung an den Arbeiten der Knaben auszulaſſen. Er ſchlug todt nach Herzensluſt und war dabei ſo großmüthig, den Verblichenen ſogleich noch ein oder gar ein paar Kreuze zu ſetzen, die jedoch in der Eile des Aufrichtens zuweilen in eine windſchiefe Stellung kamen. Sie ahmten darin ihrem Schöpfer nach, der ebenfalls windſchief gebaut war. Einige ſeiner Feinde behaupteten, der Grund dieſes windſchiefen Weſens liege darin, daß es ihm an allem Grunde fehle. Er ſei in ewigem Sinken begriffen, ſagten ſie. Ich habe darüber kein gültiges Urtheil, glaube aber, als ein gutmüthiger Menſch, der Jedermann ſo lange als irgend möglich für einen Engel hält, die ſo giftige Beſchuldigung ging aus bloßem Neide hervor. Denn der Schullehrer Stumpf hatte eine feſte Stellung gewonnen. Er war lateiniſcher Lehrer an einer gelehrten Schule, und konnte es ſich zum Ruhme nachſagen, daß ſeine Jünger weit richtiger lateiniſch als deutſch declinirten — gewiß der beſte Beweis für ſeine Tüchtigkeit als Schulmann.

Ganz in ſeine unerquickliche Arbeit vertieft, bemerkte er nicht, daß Jemand ſchon zweimal recht vernehmlich an ſeine Thür geklopft hatte, erſt bei'm dritten etwas unſanftem Stoße rief er mit verdrießlichem Tone das übliche „Herein,“ ohne von ſeiner Arbeit aufzuſehen. Die Stimme des Störenfriedes, wie er ſolch ungebetenen Beſuch zu nennen pflegte, nöthigte ihn ſchnell, dieſem einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

„Was iſt das? Was wollen Sie?“ rief der Eintretende, ein zierlicher etwas altfränkiſch gekleideter Mann, der ſeinen Rohrſtock mit ſilbernem Knopfe gegen den Schulmann ausſtreckte; „Sie haben mich beſchimpft, mein ganzes Haus in Verruf gebracht. Was wollen Sie? Reden, ſprechen Sie augenblicklich, was Sie mit dieſem Briefe hier beabſichtigen! Bekennen Sie ſich zu dieſer Handſchrift?“

Der faſt athemloſe Mann hielt dem überraſchten Schullehrer einen offenen Brief vor die Augen. Stumpf legte das Papier auf ſeinen Schreibtiſch, und ſah den Fremden ſtillſchweigend an.

„Reden Sie, reden Sie!“ begann der athemloſe Mann von Neuem. „Ich will wiſſen, was Sie mit mir vorhaben. Bin ich ein Narr, ein Betrogener, Verhöhnter? Ich will ein ehrlicher Mann, ein reſpektirter Mann ſein. Mein Herr Collaborator, iſt das Reſpekt, was Sie mir hier geſchrieben haben?“

„Beſter Herr Freigut,“ verſetzte endlich Stumpf, „Sie haben mich nicht recht verſtanden, wie das wohl vorzukommen pflegt. Sehen Sie, lieber, verehrter Herr, meine Schüler verſtehen mich gar oft nicht, und doch darf ich ſie nicht beſchuldigen, den Reſpekt gegen mich aus den Augen geſetzt zu haben. Sie machen nur Fehler, Schnitzer, Sprachſchnitzer. Sie ſündigen gegen die Grammatik. Ich habe vielleicht auch gegen eine Grammatik geſündigt, nämlich gegen den Anſtand. Verzeihen Sie mir dies, mein geehrter Herr Freigut. Ich bin ein Gelehrter, ein Gymnaſiallehrer. Die Welt liegt mir nicht unmittelbar vor den Augen, ich muß ſie mir erſt durch die Bücher begreiflich machen.“

„Halten Sie es damit, wie es Ihnen beliebt,“ erwiederte Freigut, „es geht mich nichts an. Mich aber ſollen Sie nicht beſchimpfen, den guten Ruf meiner Tochter nicht ſchmälern. Das iſt ſchlecht, erbärmlich, niederträchtig von Ihnen, mein Herr! Sie zeigen darin gar nichts von Ihrer

Humanität, die Sie zu lehren vorgeben. Nein, es iſt ganz inhuman, grob, ſchändlich! Warum wollen Sie meine Tochter nicht ehelichen? Warum iſt ſie Ihnen jetzt nicht mehr liebenswürdig? Warum behaupten Sie auf einmal, Sie würden mit meiner Sophie unglücklich werden? Sind Sie krank oder verrückt? Übergeſchnappt oder in ſich ſelbſt verliebt? Was wollen Sie damit ſagen? Reden Sie grade heraus, ich muß es hören. Aus Ihrem eigenen Munde will ich es hören, daß Sie meine Tochter nicht ehelichen mögen!“

Der arme, gedrängte Collaborator ging auf und nieder, rieb ſich die Hände, ſeufzte, machte ſtumme Verbeugungen und machte mehrmals ohne Erfolg einen Anſatz zum Sprechen. Endlich ward er ſeiner heftigen Aufregung Herr und ſagte: „Verehrter Herr, es iſt Ihnen bekannt, wie ſehr ich Ihre reizende Tochter Sophie liebe. Ich werde ſie immer lieben, ich werde um ſie noch viele tauſend bittere und heiße Thränen vergießen; denn ich bin ein ſentimentaler deutſcher Jüngling. Ich weine gern zehn Jahre um einen Verluſt, beſtehe er, worin er wolle. Allein, verehrter, hochgeſchätzter Herr Freigut, können Sie von mir verlangen, daß ich mich unglücklich machen ſoll?“

„Unglücklich! bei Gott, das iſt zu arg!“ unterbrach ihn Freigut. Hat wohl ſchon ein Menſch gehört, daß Jemand, der ein ſchönes Mädchen heirathen ſoll, das er liebt, das eine Ausſteuer von zehntauſend harten Thalern bekommt, unglücklich gemacht worden iſt?“

„Der Fall iſt in der That einzig,“ verſetzte Stumpf, mit Seufzen. „Er iſt aber doch möglich, wie der gegenwärtige Augenblick zeigt. Ich bin Schullehrer, Theolog, auch Philoſoph. Wir pflegen nicht allein auf die äußern Güter zu ſehen, ſondern wir prüfen den innern, unvergänglichen Schatz.“ —

„Iſt meine Tochter etwa innerlich hohl und leer? Mein Herr, hüten Sie ſich! Sie erlauben ſich Injurien; ich werde mich zu ſchützen wiſſen. Ich verlange Abbitte, Ehrenerklärung.“

„Mein Gott,“ ſprach Stumpf, „wie mögen Sie doch ſo gar ungerecht, lieblos, unchriſtlich ſein? Habe ich denn Ihrer liebenswürdigen Tochter den Mund gegeben? Kann ich dafür, daß mich dieſer Mund ohne Zweifel ewig unglücklich machen würde?“

„Was zum Henker,“ rief Freigut, „was ficht Sie an? Haben Sie ſich überſtudirt? Mund, Mund! Was fehlt dem Munde meiner Tochter? Sophie hat einen ſo ſchönen, vollen, zum fortwährenden Küſſen einladenden Mund, wie wie irgend ein anderes Mädchen. Tauſende — ich verſichere Sie — würden ſich die Köpfe blutig ſchlagen, wenn es ihnen erlaubt würde, den Mund meiner Tochter zu küſſen. Was haben Sie mit dieſem Munde zu ſchaffen?“

„Nichts,“ verſetzte Stumpf. „Ich will gar nichts damit zu ſchaffen haben, und bin deßhalb unglücklich genug, und eben weil ich nichts mit Sophiens Munde zu ſchaffen haben mag und darf, kann ich ſie nicht heirathen!“

Der Kaufmann Freigut gerieth über dieſe trockene Äußerung in einen ſo heftigen Zorn, daß er kein Wort erwiedern konnte. Er arbeitete mit dem ganzen Körper und zerſtieß mit dem ſpaniſchen Rohrſtock die Dielen des armen Schullehrers, ich weiß nicht, ob aus Rache oder, um ihm zu beweiſen, daß er einen unſühnbaren Frevel an ſeiner Tochter begangen habe.

„Iſt Ihnen der Mund meiner Tochter zu groß?“ fragte der erzürnte Vater, „oder fürchten Sie ſich, daß die volle Wölbung der Lippen Sie zu ſehr von Ihren Büchern und Schreibereien abziehen würde?“

„Alles das, hochgeſchätzter Herr Freigut, beſorge ich nicht,“ ſagte Stumpf, „das Übel und Unglück liegt weit tiefer. Ihre Tochter leidet an einem ſogenannten Spinnen- oder Saugmunde.“ —

„Alle Teufel!“ fuhr Freigut wie wüthend auf, „das ſollen Sie büßen. Meine Tochter einen Spinnenmund! Alle Wetter! Einen Saugemund! Warum nicht gar einen Krötenmund! Daß dich! Und was haben denn Sie für einen Schnabel, mein Beſter? Etwa einen Wurm- oder Krebs- oder Mückenmund? — Mein Herr, leben Sie wohl! Ich verlange Genugthuung, Abbitte. Ich belange Sie injuriarum. Ich weiß auch, was Rechtens iſt, werde mein Recht fordern. Ein ehrliches Mädchen öffentlich ſo zu beſchimpfen! Alle Wetter! Ich will Ihnen ein Donnerwetter in Ihre Stube ſchicken, daß Sie keiner Tinte mehr bedürfen. Meine Tochter einen Spinnenmund!“ —

Der beleidigte Vater verließ im gerechteſten Zorne das Zimmer des Collaborators, der ſeines Theils nichts Beſſeres zu thun wußte, als die Hände zu reiben, im Zimmer umher zu laufen, zu ſeufzen und die Correkturfeder anzuſchärfen. Schade, daß der Mann kein Cenſoramt bekleidete! Hätte er irgend ein neues Buch unter die Cenſur bekommen, er würde ſeinen Ingrimm [illegible] ausgelaſſen und bei jeder dritten Zeile einen Schlagbaum hineingelegt haben. Das Unglück aber hatte den guten Collaborator Stumpf nicht ſo begünſtigt. Er durfte nur lateiniſche Exercitien corrigiren und cenſiren, und in dieſen gab es zwar viel zu ſtreichen, nur keine vor der Geburt ſchon confiscirte Gedanken. Der arme Collaborator hatte eine ſehr peinliche Rolle. Er durfte und konnte nicht denken, er mußte nur immer corrigiren. Stumpf war eine Art Maſchine, und, um dies bleiben zu können, entſagte er ſeiner Geliebten.

Sophie, die Tochter eines reichen Kaufmanns Freigut, war ein munteres, lebensluſtiges Mädchen. Sie mochte etwa neunzehn Jahre zählen. Familienbekanntſchaften hatten es gefügt, daß ſie ſchon ſeit längerer Zeit die beſtimmte Braut des Collaborators Stumpf war. Sophie aber hatte andere Gedanken. Der gute, friedſame Collaborator war nicht nach ihrem Sinne. Sie liebte weder ſein ceremonielles, ſogenanntes geſetztes Weſen, noch ſeine große Fügſamkeit. „Ein Mann, der ſich in Alles fügt,“ ſagte ſie, „kommt mir verächtlich vor. Ein Mann ſoll Charakter haben, Charaktere aber zwingen Andere, ſie fügen ſich nicht!“ — Kurz, Sophie war mit der Wahl ihres Bräutigams nicht zufrieden. Als eine gehorſame Tochter mußte ſie ſich indeſſen dem Willen des Vaters bequemen, da ſie etwas Begründetes gegen den jungen Mann nicht einwenden konnte. Stumpf hatte ſogar ein angenehmes Äußeres. Seine Stirn war flach, ſein ganzes Geſicht eine höchſt anmuthige Fläche, auf der ſogar das romantiſche Gebüſch des Bartes fehlte, was der Kaufmann

Freigut beſonders liebenswürdig fand. Die jetzigen bärtigen Geſellen waren nicht ſeine Freunde. „Man kann dieſen Menſchen nicht mit gutem Gewiſſen creditiren,“ pflegte er zu ſagen, „aber ein glattes, ſauber raſirtes Geſicht verdient jederzeit einigen Credit. Auf einer tabula rasa kann man beſſer leſen, als hinter einem Bartbollwerke!“ —

Zufälligerweiſe war ſeine Tochter auch hierin wieder anderer Meinung. „Die glatten Flachengeſichter oder Geſichtsflächen,“ meinte Sophie, „ſehen aus, wie die Steppen hinter der Lüneburger Heide; wo keine Romantik iſt, iſt Langeweile. Das Leidenſchaftliche in einem Männergeſichte iſt die Romantik des Gedankens. Ich will gedankenreiche, wenn auch nicht geiſtreiche Geſichter, das des Collaborators Stumpf aber ſieht aus wie ſein porträtirter Name!“

Dieſe Anſichten ließ ſie jedoch nicht im Beiſein ihres Vaters laut werden. Sie war eine wohl erzogene Tochter, ein deutſches Mädchen, und ein deutſches Mädchen iſt immer gehorſam und fügt ſich in jede Lage, wenn auch das Herz dabei brechen ſollte. Es thut das nicht viel in unſerer Zeit, die ja einem großen gebrochenen, ja zerfetzten Herzen ſehr ähnlich ſehen ſoll. Man kann ſich daher ſchon tröſten.

Sophie ließ ſich die Bewerbungen des Candidaten Stumpf lange Zeit ganz ruhig gefallen. Es machte ihr Vergnügen, den ceremoniöſen Menſchen um ſich zu ſehen, der jedesmal gütigſt um Erlaubniß und ergebenſt um Verzeihung bat, wenn er bei'm Abſchied ihre Hand mit den Fingerſpitzen berührte. Stumpf's Beſcheidenheit ward ihr ſogar rührend. Denn mochte ihr Vater auch ſagen und behaupten, was er wollte, der Candidat Stumpf widerſprach nie. Dabei mußte man freilich die Frage aufwerfen: widerſprach er aus purer Beſcheidenheit nicht, oder konnte er überhaupt aus Mangel an Urtheil nicht widerſprechen? Genau ward die Wahrheit nie ermittelt, doch wollen viele Leute behaupten, es geſchehe aus letzterem Grunde nicht. Gewiß iſt, daß Widerſpruchsgeiſt, kritiſche Bosheit nicht in dem Flachgeſichte des braven Candidaten Stumpf lag. Der gute Menſch war ein vollkommener Staatsbürger; er that immer, was man verlangte — eine Creatur nach der Schnur. —

Dieſe großen Tugenden brachten ihn als Collaborator an die gelehrte Schule, und darauf hatte er längſt gewartet. Denn nun konnte er ja mit Ehren um ſeine geliebte Sophie werben. Er that es und der reiche Kaufmann Freigut ſagte ihm die Hand ſeiner Tochter zu, und machte die Verlobung pflichtſchuldigſt bekannt. — Der armen Sophie wollte darüber das Herz brechen. Sie war drei ganze Tage ſtill und in ſich gekehrt, was der vergnügte Vater für innerliches Schwelgen in der Seligkeit zukünftiger Freudentage hielt.

In dem Hauſe des reichen Handelsherren ging aber auch ein anderer junger Mann häufig aus und ein, der ungefähr mit dem Collaborator Stumpf in gleichem Alter ſein mochte, bei Freigut aber nicht in ſo hoher Gunſt, wie jener ſtand. Dieſer junge Mann war Juriſt, nur kümmerte er ſich wenig um das liebe Recht. Er meinte, man könne die ganze Wiſſenſchaft in vier Wochen in ſich conſumiren. Ob dies wahr oder unwahr ſei, mögen Sachverſtändige entſcheiden. So viel iſt gewiß, daß Prüfenſtein ſich weniger mit dem Recht, als mit dem Studium der Menſchheit beſchäftigte. Darum nannten ihn die ehrſamem Bürger der Stadt einen Herumlungerer und die Behörden wollten ihm ſeiner Flatterhaftigkeit wegen kein Ämtchen anvertrauen. Das kümmerte aber den jungen Prüfenſtein wenig. Geben ſie mir kein Amt, ſagte er, ſo mache ich mir eins. Ämter ſind heut zu Tage wohlfeil, man kann ſie mit Complimenten, Händeringen, Jaſagen und Nichtsreden auf die leichteſte Manier bekommen. Ich will mir eins erfinden und mich ſelbſt darin einführen, und dies ſoll mir kein Menſch ſtreitig machen können!

(Fortſetzung folgt).

Walter Scott's Beſuch bei Fenimore Cooper.

Wir entlehnen dem ſo eben erſchienenen neueſten Werke Fenimore Cooper's: „Recollections of Europe“ (2 vols. Bentley) folgendes Kapitel, worin er ſein Zuſammentreffen mit Walter Scott erzählt:

Umſtände, deren weitläuftige Anführung unnöthig iſt, hatten einigermaßen die Aufmerkſamkeit Sir Walter Scott's auf mich gewendet, obgleich wir uns nie begegnet waren, und ich ihn, ſelbſt an öffentlichen Orten, nie geſehen hatte, um ihn von Perſon zu kennen. Doch war ich nicht ohne Hoffnung, jetzt glücklicher zu ſein, während mein Zartgefühl ſich bei dem Gedanken regte, mich ſeiner Zeit und ſeiner Aufmerkſamkeit weiter aufzudringen. Mehrere Tage nach ſeiner Ankunft gingen jedoch vorüber, ohne daß mein gutes Glück mich ihm in den Weg gebracht hätte, und ich dachte die Sache aufzugeben, obgleich die Fürſtin — mit welcher ich das Glück hatte, auf freundſchaftlichem Fuße zu ſtehen — mir mit der Hoffnung ſchmeichelte, den großen Schriftſteller in ihrem Hauſe zu ſehen; denn ſie hatte den feſten Entſchluß gefaßt, ſeine Bekanntſchaft zu machen, coûte qui coûte.

Es mochten ungefähr zehn Tage nach der Ankunft Sir Walter Scott's verfloſſen ſein, als ich eines Morgens einen Wagen beſtellt hatte, um auf die andere Seite des Fluſſes zu fahren, und ich war auf meinem Wege, um einzuſteigen, bis zur unteren Treppe gekommen, als ich durch das Pferdegetrappel im Hof aufmerkſam gemacht wurde, daß ein anderer Wagen anfuhr. Es regnete, und weil mein Wagen von der Thüre wegfahr, um dem neu angekommenen Platz zu machen, ſo blieb ich ſtehen, um zu warten, bis er wieder vorfahren konnte. Der Kutſchentritt raſſelte und ſogleich erſchien ein großer ſchwerfälliger Mann in dem Eingange des Hôtels. Er hatte graue Haare und hinkte ein wenig, ſich auf einen Stock ſtützend. Sein Wagen wendete ſogleich und der meinige folgte ihm; ich ſtieg daher hinunter. An der Treppe gingen wir an einander vorbei mit einem Complimente, wie es die Sitte mit ſich bringt. Ich hatte die Thüre erreicht, und war im Begriff, einzuſteigen, als mir der Gedanke kam, daß der Beſuch mir gelten konnte. Unter dieſen Gedanken wartete ich, um zu ſehen, ob der Beſucher bis zu unſerem Stockwerke hinaufſteigen würde. Während dieſer ganzen Zeit hatte ich nicht die entfernteſte Vermuthung, wer er wäre, obgleich ich mir einbildete, daß ſein Geſicht und ſeine Geſtalt mir bekannt wären. Der Fremde ſtieg langſam die breite ſteinerne Treppe hinauf, mit der einen Hand auf das eiſerne Geländer, mit der andern auf ſeinen Stock ſich ſtützend. Er war auf dem erſten Ruheplatze, als ich ſtehen blieb, und indem er ſich gegen die nächſte Treppe wendete, begegneten ſich unſere Blicke. Der Gedanke, daß ich die Perſon ſein konnte, welche er ſuchte, ſchien ihm jetzt erſt einzufallen. „Est-ce Mr. — que j'ai l'honneur de voir?“ fragte er franzöſiſch und mit nur leidlicher Ausſprache. „Monsieur, je m'appele.“ — „Eh bien, donc, je suis Walter Scott.“

Ich ſprang hinauf zum Ruheplatze, ſchüttelte ihm die Hand, welche er mir herzlich entgegenſtreckte, und gab ihm meine Gefühle zu erkennen für die Ehre, welche er mir erzeigte. Ich erſah aus ſeiner Unterhaltung, daß die Fürſtin ihr Wort gelöſt hatte, und da es ihr gelungen war, ſeiner habhaft zu werden, ſie die Güte gehabt hatte, ihm meine Adreſſe zu geben. Um allen Ceremonien zuvorzukommen, war er von ſeinem Hôtel zu meiner

Wohnung gefahren. Dieſe ganze Zeit über ſprach er franzöſiſch, während meine Antworten und Bemerkungen in engliſcher Sprache waren. Plötzlich ſich beſinnend, ſagte er: „Nun, da habe ich mit Ihnen die ganze Zeit parlevouſirt, ohne Zweifel auf eine Art, um Sie in Verwunderung zu ſetzen; aber dieſe Franzoſen haben meine Zunge ſo an ihr Rothwälſch gewöhnt, daß ich zur Hälfte meine eigene Sprache vergeſſen habe.“ Als wir die nächſte Treppe hinaufſtiegen, nahm er meinen Arm an und ſetzte die Unterhaltung in engliſcher Sprache fort, indem er mit mehr Beſchwerlichkeit ging, als ich erwartet hatte. Sie werden mir meine Dreiſtigkeit verzeihen, daß ich Ihnen die folgende Bemerkung, welche er machte, wiederhole, welches ich in der Hoffnung thue, daß einige unſerer ausgezeichneten Gelehrten erfahren möchten, auf welche Art ein Mann von wahrem und geſundem Gefühl einen Zug anſieht, welchen ſie als unpaſſend brandmarken zu dürfen glauben. — „Ich will Ihnen ſagen, was mir am Beſten gefällt,“ fuhr er plötzlich fort, „und das iſt die Art, mit welcher Sie bei jeder paſſenden Gelegenheit die Ueberlegenheit Ihres Vaterlandes vertreten, ohne zu gemeiner Schmähung des unſrigen herunterzuſteigen. Sie ſind verpflichtet, die zwei Nationen in Colliſion zu bringen, und ich achte Ihre edeldenkende Feindſeligkeit.“ — „Ich fürchte, die Mutter hat die Tochter nicht immer gut behandelt,“ fuhr er fort, „vielleicht weil ſie etwas Eiferſucht über ihr Wachsthum fühlte; denn obgleich wir hoffen, daß England noch nicht begonnen hat, an der ſchlechten Seite herabzuſteigen (ſeinem Untergang entgegenzuſchreiten), ſo haben wir doch eine Ahndung, daß es den Gipfel ſeiner Leiter erreicht hat.“

Es würde unpaſſend ſein, wenn ich Alles erzählen wollte, was in dieſer Zuſammenkunft ſich zutrug; aber wir ſprachen über eine Geſchäftsſache und dann ging die Unterhaltung mehr in's Allgemeine. Sie werden ſich erinnern, daß Sir Walter Scott noch immer *der Unbekannte* war, und daß man glaubte, er ſei in Paris, um Daten zu dem Leben Napoleon's zu ſuchen. Ungeachtet des erſten Umſtandes ſprach er mit großer Offenheit und Einfachheit von ſeinen Werken, und ohne das Gepränge, mich um Verſchweigung des Geheimniſſes zu bitten. Kurz, als er in dieſem Tone zu ſprechen anfing, wurde von uns beiden auf ſeine Autorſchaft angeſpielt, grade, als wenn ſie nie zur Rechenſchaft gezogen worden wäre. Er fragte mich, ob ich ein Exemplar von — bei mir hätte, und da ich ihm geſtand, daß ich nicht einen Band beſäße von Allem, was ich geſchrieben hätte, lachte er und ſagte: er glaube, daß die meiſten Autoren über dieſen Gegenſtand daſſelbe Gefühl hätten; was ihn beträfe, ſo läge ihm nichts daran, wenn er in ſeinem ganzen Leben keinen Waverley wieder zu Geſicht bekäme.

Er ſaß beinahe eine Stunde bei mir und zeigte, ſo lange die Unterhaltung nicht an Geſchäfte gefeſſelt war, einen ſtarken Hang zur Laune. Als er Gelegenheit fand, unſern gemeinſchaftlichen Verleger in Paris zu erwähnen, nannte er ihn artig mit einer Art von boshaftem Scherz: „Unſer Gosling;“ hinzufügend, „er hoffe, daß er am Ende goldne Eier legen würde.“

Ich hoffte, daß er die Erleichterungen, welche er wünſchte, gefunden hätte, um Daten zur Förderung ſeiner Geſchichte zu erhalten. Er zauderte etwas, dies zuzugeben. „Auf dem Wege der Anekdote,“ ſagte er, „kann man ſo viel erfahren, als man wünſcht; aber dann, als Mann von Bildung (gentleman) iſt man nicht immer ſicher, wieviel davon man ſchicklicherweiſe in einem Buche erzählen kann: überdies — indem er all' ſeine verborgene Laune in den Ausdruck ſeiner kleinen grauen Augen ſetzte — man möchte ſelbſt zweifelhaft ſein, wieviel von dem, was man hört, für Geſchichte in einer anderen Beziehung paſſend iſt.“ Er hielt inne und ſein Geſicht nahm den Ausdruck einer einnehmend vertrauenden Einfachheit an, als er mit vollkommener Zuverſicht (bonne foi) und ſtark ſchottiſchem Gefühle ſprach: „Ich wollte meinen Landsmann M'Donald beſuchen und ich denke, das wird ziemlich Alles ſein, was ich jetzt hier thun kann.“ Dies äußerte er mit ſo viel Naivetät, daß ich kaum glauben konnte, das ſei derſelbe Mann, welcher einen Augenblick vorher ſo viel boshaftes Mißtrauen gegen mündliche Mittheilung von Thatſachen gezeigt hatte.

Ich fragte, wann wir das Werk erwarten dürften. „Im Laufe des Winters,“ antwortete er, „obgleich es wahrſcheinlich größer wird, als ich Anfangs beabſichtigte. Wir haben verſchiedene Bände drucken laſſen, aber ich finde, daß ich zu der Sache noch bedeutend zugeben muß, um ſie abzufertigen. Ich dachte, ich würde es mir in ſieben Bänden vom Halſe ſchaffen, welche bereits geſchrieben ſind; aber ich glaube, es wird ſich zu neun ausdehnen.“ „Wenn Sie noch zwei zu ſchreiben haben, ſo werde ich wohl das Buch vor Frühling nicht zu ſehen bekommen.“ „Doch, doch; laſſen Sie mich nur nach Abbotsford zurückkommen, und ich will die beiden Burſchen bald abſchütteln.“

Dazu hatte ich nichts zu ſagen, obgleich ich dachte, ein ſolches Kraftſtück im Schreiben möchte ſich eher für Erfindung, als für Geſchichte paſſen.

Als er aufſtand, um fortzugehen, bat ich ihn, in den Saal zu treten, damit ich das Vergnügen haben möchte, ihm meine Frau vorzuſtellen. Er willigte ein, und nachdem er in das Zimmer getreten war und ich ihm Mrs — und meinen Neffen W. — vorgeſtellt hatte, ſetzte er ſich. Er ſaß eine kurze Zeit und ſein Anfall von ſcherzhafter Laune kam wieder; denn er erläuterte ſein Geſpräch durch eine oder zwei paſſende Anekdoten, vorgetragen in einem leicht ſchottiſchen Dialekte, welchen er nach Belieben anzunehmen und aufzugeben ſchien. Mrs — bemerkte, daß die Bergère, in welcher er ſäße, dieſen Morgen zweimal geehrt worden ſei, denn General Lafayette habe ſie kaum vor einer halben Stunde verlaſſen. Sir Walter Scott ſchien darüber erſtaunt und ſagte fragend: „Ich dachte, er wäre nach Amerika gegangen, um dort den Reſt ſeiner Tage zu verleben?“ Als ich ihm den wahren Stand der Sache erklärte, bemerkte er bloß: „Er iſt ein großer Mann;“ und doch ſchien es mir, die Bemerkung ſei kalt, oder aus Gefälligkeit gegen uns gemacht worden.

Feuilleton.

⁂ *Franzöſiſches Urtheil über deutſche Dichter und Poeſie.* — „Ein berühmter Lehrer der ſchönen Literatur (in Frankreich)“, ſo berichtet Hr. Prof. Pflanz (in ſeiner Schrift „über das religiöſe und kirchliche Leben in Frankreich“) ſagte auf dem Katheder: „„Schiller ſei erſt ein großer Dichter geworden, als er den Hofrathstitel bekommen, wie denn überhaupt das Streben der deutſchen Dichter nur nach dem Hofrathstitel gehe. Man könne im Allgemeinen die deutſche Poeſie mit einem Waſſer vergleichen, das zwar warm werde, aber nie ſiede.!““

⁂ *Shakſpear's Haus* iſt dem Boden gleich gemacht worden, um — eine Eiſenbahn darüber hinzuführen. Der Eigenthümer hat ſchon früher den einzigen, noch übrigen Baum, den der Dichter gepflanzt, umgehauen, um — Shakſpear'ſche Tabacksdoſen daraus zu machen, die ihm viele tauſend Pfund Sterling eingebracht haben ſollen.

⁂ *Die Fälle des Niagara* werden nun auch von dem nordamerikaniſchen Krämergeiſte in Beſitz genommen. Kanäle und Durchſtiche ſind bereits projektirt, um die Fälle zur Anlage mannigfacher hydrauliſcher Werke zu benutzen. Die um dieſelben liegenden Plätze werden jetzt verſteigert, um Mühlen und Fabriken auf denſelben zu erbauen.

⁂ Ein ſehr brauchbares, angehenden *dramatiſchen Künſtlern*, welche ſich in ihrem Fache gründlich unterrichten wollen, empfehlenswerthes Buch iſt *Thürnagel's* „Theorie der Schauſpielkunſt“ (Heidelberg, A. Oswald. 1836); hauptſächlich verdient die *Methodologie*, auf Erfahrung und Nachdenken begründet, Beachtung, worunter beſonders die Kapitel über Deklamation und Mimik.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 41. 1837.

Phönix.

Freitag, 17. Februar.

Epilog zur Cholera.

Die Cholera hat im vorigen Jahre, und zwar in Deutſchland — und namentlich in Baiern, ihre ſtärkſten Gegner gefunden und die heilſamſten Reaktionen hervorgerufen. Hand in Hand iſt die Staatsgewalt mit der Wiſſenſchaft und der tapfern Selbſthingebung vieler Edlen ihr entgegengeſchritten, und zu hoffen iſt, daß die Prophylaxis, oder, was daſſelbe ſagt, die Vorhut dieſer Verbündeten gegen jenen unſichtbaren Tamerlan — oder Etzel — oder wie ſonſt noch die großen Geißeln der Menſchheit geheißen, in eine daurende Vorſorge des Gemeinweſens übergehen wird gegen die noch größern Übel, die der Feindin in das Land einzubrechen geſtatten. Dieſe von der Cholera vorgefundenen Übel ſind die eigentlichen Verräther des Vaterlandes, die die ferne Feindin anziehen, herüberlocken und ihm die geheimen Pforten öffnen zu mächtigem Überfall. Gegen ſie muß die Wachſamkeit der Hirten gewendet bleiben, und wenn es dann allmählich gelingt, dieſe einheimiſchen Übel zu heilen, dann wird auch hierbei ſich die ſchöne Verheißung: „Den Guten gutet Alles,“ erfüllen. Fragt man aber, welches die Übel ſind, die der fremden Krankheit auch in unſer Vaterland einzubrechen und ſo gewaltige Verwüſtungen anzurichten geſtatten? ſo iſt leichter der Anfang als das Ende der Antwort zu finden.

Es wäre ein Unternehmen, des Schweißes der Edelſten werth, — einmal ernſtlich und gründlich und ausführlich jene Frage zu beantworten. Die Frage ſelbſt verdiente von Akademieen, und, wo dieſe zu tief in bloße Gelehrſamkeit eingeroſtet, von der Staatsregierung als Preisfrage aufgeſtellt zu werden. Noch beſſer vielleicht wäre es, wenn die Frage in mehrere Fragen getheilt, zugleich auch an die betreffenden Fakultäten der Landesuniverſitäten, — an die mediziniſche, theologiſche, ſtaatswiſſenſchaftliche und philoſophiſche Abtheilungen derſelben zur Beantwortung überſendet, und demnächſt ein Bericht über die eingegangenen Abhandlungen und Gutachten erſtattet würde. Der Angabe der Übel und Mißſtände wären aber ebenwohl Vorſchläge zu deren Beſeitigung beizufügen, und aus ſolcher genauen Erforſchung des Nationalgewiſſens würde ſich gewiß manches Erſprießliche entwickeln. So durfte ſich vielleicht vor Allem als das Nothwendigſte herausſtellen, die Ärzte zur Abfaſſung einer populären Diätetik zu veranlaſſen und die ausgezeichnetſten Erziehungskundigen aufzufordern, ſich mit den Ärzten über eine populare Pädagogik zu vereinigen und mit ihnen zu erwägen, was in allen Schulen für die noch immer zu wenig beachtete Gymnaſtik zu thun ſei? Es durfte ſich aber auch als nothwendig erweiſen, alle Menſchenfreunde zur Bildung von Mäßigkeitsvereinen aufzufordern, die ihr Augenmerk nicht bloß auf die Mäßigung im Genuſſe, ſondern auch auf Ermäßigung des Kleideraufwandes zu richten hätten, da gerade dieſer Letztere ſo viele Familien des Mittelſtandes und der unteren Volksklaſſen der Mittel zu gedeihlicher Lebensnahrung und zur nothwendigen Geſundheitspflege beraubt, ſie in Schulden, in Kummer und Sorgen ſtürzt, hierdurch Geiſt und Seele ſchwächt, und Angſt und Furcht, den mächtigſten Verbündeten der Cholera, die geheimen Pforten des Gemüths öffnet.

Und nicht nur für das praktiſche Leben, auch für die Theorie, für die lebendige Erkenntniß, für die Lebenswiſſenſchaft, für Geſchichte und Theologie würde ſich ſolche Anregung gewiß höchſt förderlich erweiſen, da hierdurch unfehlbar zu Tag käme, wie alles Wiſſen, wie das ganze Leben, wie das Wohl der Einzelnen, der Familien, des Staates, der Völker im innigſten Zuſammenhange, in organiſcher Wechſelwirkung ſtehen. Das wahrhaft, — das gediegene Allgemeine in allen Sphären des Daſeins würde ſich als die höhere Macht kund geben, welcher die Einzelnen willig zu ihrem Beſten zu folgen haben, wenn ſie nicht durch Schaden gewitzigt und durch Gewalt genöthigt werden ſollen, in den heiligen Weltrythmus, in die unverbrüchliche Weltharmonie einzuſtimmen. —

Die Claqueurs.

(Schluß).

Die Geſellſchaft zog ab, der Orcheſtermann erklärte uns noch Folgendes: „Heute Abend wird kein neues Stück gegeben, deßhalb iſt kein außerordentlicher Aufwand an Claqueurs erforderlich. Dieſe Herren waren ſtändige, bezahlte Arbeiter, im Nothfalle werden zur Aushülfe andere Subjecte genommen. Es gibt drei Arten von Claqueurs: die ſtändigen, zuverläſſigen, bei einem Theater angeſtellten, ſolche, wie Sie eben geſehen, und die ein Gewiſſes an Geld nebſt täglichen Billets erhalten; die temporairen, welche verſchiedenen Bühnen dienen, dahin ſich wenden, wo ſie für den Tag Beſchäftigung, ein Freibillet, wenige Sous und einige Gläſer Wein bekommen, und endlich die Unſichern, Unzuverläſſigen, denen man nicht recht traut, die nur in höchſter Noth genommen und blos durch ein Freibillet entſchädigt werden. Dieſe Letzteren nennt man louables, wenigſtens auf unſerm Theater, ob dieſes Wort miethbar, oder lobenswerth bedeutet, weiß ich nicht; jeder Chef de claque mag in der Benennung ſeiner Untergebenen ein eigenes Dictionaire haben. Der unſrige nennt die erſte Klaſſe la pratique, die zweite les connaissances, die dritte les louables." — Wir folgten der vorangeeilten, noblen Geſellſchaft in's Theater. Der Vorhang rollte auf. Man gab Frétillon, ein bekanntes Stück, in welchem Dem. Déjazet und Mr. Achard excelliren. Die Piece hatte ihren Ruf begründet, die Claqueurs nur wenig Arbeit. Mehr war in der zweiten, einer neueren zu thun, im Actéon, ein verrücktes, aber doch amüſirendes Vaudeville. Jetzt ſah ich die Operationen des Chef de claque, die Fertigkeit ſeiner Subalternen, Himmel, wie können die Menſchen klatſchen! Übung macht den Meiſter." Der Chef klatſchte nicht, er ſaß ſehr ehrbar im Parterre. — Die pratique vertheilt ſich im ganzen Hauſe, ſie bedarf keiner ſpeciellen Aufſicht, ſie kennt ihre Pflichten; die connaissances ſitzen im Parterre und Parquet in der Nähe, die louables unter den Augen des Oberhauptes, denn wie leicht könnte einer von ihnen, um ein Freibillet zu erhaſchen, ſeine Gönner täuſchen, wie leicht entwiſchen, und ſein Billet verkaufen! Alſo Aufſicht, ſtrenge Zucht, den Blick überall, auf die Bühne, auf die feindlich geſinnten, entgegenarbeitenden Zuſchauer und auf die eigenen Leute. Ein mühſames Amt, das eines Chef de claque!

Duldet den Unfug aber die Polizei, dulden ihn die beſſern Bühnen, konnen ihm Direktoren und Künſtler Vorſchub leiſten? Es könnte Vieles anders und beſſer ſein; — es iſt einmal ſo und wird noch lange ſo bleiben; die Claqueurs ſpenden Lob, äußern Mißfallen, üben eine gewiſſe Polizei und im Frühlinge, zur Zeit der Maikäfer, auch das Amt der Maikäferſpione, wo deren nicht beſonders gehalten werden; ſie verhüten nämlich das Fliegenlaſſen dieſer Thiere und ergreifen die Thäter.

Die Claqueurs häufen noch mehrere Geſchäfte, denn, da ſie nur während des Abends employirt ſind und nicht ſo viel erhalten, um von dem Klatſchen allein leben zu können, ſo müſſen ſie, da ſie ſich überdem anſtändig zu kleiden haben, noch auf andern Erwerb ſinnen. Dieſen erzielen ſie auf hundertfältige Art: ſie ſpielen, betrügen, ſtehlen und arbeiten, ſie machen den Trompeur, den Mouchard, den Omnibusſpion u. ſ. w.; ſie verkaufen Bijouteriewaaren, robes anglaises, Theaterbillette und Contremarken. Halten wir letztere Erwerbsquelle feſt, ſie bietet uns eine neue, in Deutſchland ungewöhnliche, unbekannte Induſtrie. — Auf den zwei oder drei und zwanzig Theatern in Paris wird faſt täglich geſpielt, auf den kleinern durchaus, in dem théâtre français, in der großen und italiäniſchen Oper (académie royale de musique — opéra italien oder bouffon) drei bis viermal wöchentlich. Paris zählt mit Fremden zur Zeit eine Million Einwohner, es ſind daher die meiſten Schauſpielhäuſer, namentlich während des Winters und diejenigen, die gerade en vogue ſind, immer beſetzt. Sie beginnen gegen ſieben und enden gegen elf Uhr, oft erſt um Mitternacht. Für den hohen Eintrittspreis wird viel gegeben, bisweilen drei und mehr Stücke. Nun trifft es ſich häufig, daß ein Individuum, eine Familie, eine Geſellſchaft nur das eine oder andere Stück ſehen will, daß ſie zur Zeit des Anfangs nicht kommen oder das Ende aller Stücke nicht abwarten können, daß ſie den ganzen Eintrittspreis nicht zahlen mögen, oder daß ſie ſich ennuyiren und fortgehen, um in einer Soirée, in einem andern Theater ſich beſſer zu amüſiren. Auf dieſen Wechſel, dieſes Gehen und Kommen ſpeculiren Induſtrielle, die den Späterkommenden Billets oder Contremarken verkaufen und dieſelben von Weggehenden erhandeln. Es iſt ein einträglicher Handel, der 25 — 100 Procent abwirft. Dieſe Zwiſchenhändler beſchranken ſich aber nicht bloß auf Contremarken, ſie haben, wenn ihr Geſchäft reüſſirt, auch Billets zum Verkaufe, die ſie durch ihre Bekanntſchaft mit Dieſem oder Jenem vom Theater ſich zu verſchaffen wußten. Wer nicht lange Zeit queue machen will, kauft für einige Sous Mehrbetrag ein Billet von dem Induſtriellen; wer zu ſpät kommt, wendet ſich an denſelben, und iſt gewiß durch irgend ein Hinterpförtchen noch einen Platz zu erlangen. Geht nach allen Theatern, ihr findet vor jedem, bei jeder Witterung, zu jeder Zeit, von ſieben bis elf Uhr Abends, ein Häuflein Männer, die euch zurufen und euch verfolgen mit ihrem: „Monsieur, Madame, demandez un parterre, un orchestre, un billet de loge" etc. etc.

Dieſer Induſtrie wenden ſich beſonders die Claqueurs zu. Sie ſind nicht immer im Innern des Hauſes nöthig, oder nicht bei allen Stücken; können ſie für einen ganzen Abend abkommen, ſo verkaufen ſie ihr Billet vor dem Anfange, können ſie nach einem oder nach zwei Stucken abkommen, ihre Contremarke. Sie ſind mit dem Theaterperſonale bekannt und erhalten hin und wieder ein Extrabillet; ſie kennen die Employirten der niedrigſten, wie der höchſten Stelle und erhalten durch dieſe manche Begünſtigungen gegen billigen Erſatz von dem Gewinnſte. Die Claqueurs außer Dienſt ſind daher ganz vorzüglich zu Billet- und Contremarkenhändlern geeignet. Haben ſie ein Profitchen gemacht, ſo gehen zwei oder drei bruderlich zu einander, ſchießen ihre Baarſchaft zuſammen und verlieren ſie in den Spielhäuſern des Palais-Royal; ſind ſie glücklich — dann wollen wir ſie in Frieden ziehen laſſen, ihnen nicht folgen, denn weſſen dieſe Menſchenkinder fähig ſind, das zeigen ihre Galgenphyſiognomien, darüber würden uns Gerichtsverhandlungen und die Annalen der Galeerenſclaven in Toulon, Breſt und Rochefort noch nähere Auskunft geben können.

Aus Berlin.

(Ende Januar).

Das neue Jahr hat uns mit Schnee- und Regenſtürmen ſammt anderen unwillkommenen Geſchenken, auch einen böſen Gaſt in der Grippe, dieſem Piloten des Haifiſches Cholera, mitgebracht, und man muß geſtehen, ſie verſteht es, ſich in Reſpekt zu ſetzen. Von den vielleicht 290,000 Bewohnern Berlins, empfingen in der erſten Woche gleich 60- bis 80,000 den abominablen Beſuch, und die übergroße Höflichkeit der Dame hat nach und nach bis jetzt nur einen ſehr kleinen Theil mit Verachtung behandelt und überſehen. Theater und Geſellſchaften wurden leer, Concerte und Abendunterhaltungen mußten eingeſtellt, Bälle und Feſte abgeſagt werden. Man bemerkte diesmal, daß die erſten Viſiten auch den höchſten Perſonen galten; denn gleich Anfangs erkrankten Se. Majeſtät und der größte Theil der königl. Familie und des Hofes; dann rückte es weiter fort und verheerte die Bürreau's der Miniſterien, ſo daß zu verſchiedenen Malen die Seſſionen eingeſtellt werden mußten. Überhaupt bemerkt man, daß die Grippe ganz vorzüglich denen zugethan iſt, die eine häusliche ſitzende Lebensweiſe in bequemen, wohlgeheizten Zimmer führen. Da helfen keine Doppelfenſter und Doppelthüren, keine Fußteppiche und Pelze. Leiſe, ganz leiſe huſchte das böſe Geſpenſt durch den kleinſten Spalt, hauchte den kalten Kuß über die heiße Wange und dann kam der brennende Schmerz im Kopfe, die Lähmung in allen Gliedern, der hohle, trockene Huſten, die kalten Fieberſchauer und der ganze entſetzliche, unbehagliche Zuſtand, welchen Niemand beſſer empfunden hat, als ich ſelbſt. Jeder aber, der geneſen, mag dem Äskulap einen Hahn ſchlachten und ein fröhliches Trankopfer bringen; denn nicht Allen ward dieſes beſchieden. Noch geſtern ſagte mir ein hieſiger berühmter Arzt, daß in den Zeiten der Cholera ſelbſt die Sterblichkeit kaum ſo arg geweſen ſei, als eben jetzt. Nach den täglichen Todtenliſten haben wir mit jedem erſten Hahnſchrei ſiebenzig bis achtzig Leichen, und die ſchwarzen Wagen fahren förmlich im Galopp die Leichen zu den Thoren hinaus. Ja, bei'm Himmel: die alten, ſegensreichen Zeiten des Jahres einunddreißig ſcheinen wiederzukehren, wo in den Apotheken die Polizei Ordnung halten mußte, und ein Loth Fliederthee mit acht Groſchen bezahlt wurde. Damals floß für jedes erfindungsreiche Haupt eine reiche Goldader aus dem ſchwarzen Herzen der Cholera. Wärmmaſchinen und Choleralampen, Dampferzeuger und Cholerabetten, Badetritte, Wachskittel und Friesdecken, Chlordurchräucherungs-Anſtalten, und der Himmel weiß, wie viele Tauſende von Präſervativen, die jetzt eine ziemlich lächerliche Rolle ſpielen, wurden damals angeprieſen und mit bedeutenden Koſten angeſchafft. Nun, dem Himmel ſei Dank! wir ſind darüber hinaus, und ſollte, was allerdings zu erwarten ſteht, die Krankheit ihrem Verläufer folgen, ſo wird man wenigſtens alle Abſperrungs- und Reinigungsthorheiten vergeſſen haben, obgleich man ſchlimmer Weiſe von dem wahren Verlaufe der Sache ſo wenig kennt, wie jemals, und es gehen laſſen wird, wie's Gott gefällt.

Am 22. Januar ward, wie gewöhnlich, das Ordensfeſt gehalten, und die langen Liſten der neuen Ritter folgten Tages darauf veröffentlicht in den Zeitungen. Die Orden und Hofräthe ſind bei uns nicht ſelten, wie ſchon öfter bemerkt wurde, und es ſind nicht bloß die hochets de la monarchie, wie Napoleon ſich einſt auszudrucken beliebte. Eine edle Begeiſterung dafür hat ſich nach und nach auch über die Mittelklaſſen der Nation verbreitet. Als die neue Agende eingeführt wurde, erhielten alle folgſamen Prediger und als die Cholera hier war, alle würdigen Mitglieder der unerſchrockenen Commiſſionen ihre Anerkennung darin, und wer auf dem Kirchhofe vor dem halliſchen Thore die Leichenſteine betrachtet, wird einen recht ſchönen finden, unter welchem, wenn ich nicht irre, ein Bäckermeiſter ruht, deſſen goldne glänzende Inſchrift, den ſonſtigen Verdienſten des würdigen Mannes noch das eines Ritters des rothen Adlerordens vierter Klaſſe hinzufügt. Das iſt charakteriſtiſch für uns, und der ſelige Bäckermeiſter mag es mir vergeben, ich lachte laut auf vor Freude über dieſen grenzenloſen Patriotismus. Im Kleinen geht es hier bei uns recht hübſch ordentlich und ſtill zu, ein Tag treibt den andern, die Zeitungen ſind gefüllt mit Anzeigen von friſcher Wurſt und weiteren Berliner Leckerbiſſen; der Magdeburger Sauerkohl ſpielt eine bedeutende Rolle, im Coloſſeum iſt Redoute, und jeden Sonnabend Subſcriptionsball. Wiſſen Sie was ein Subſcriptionsball iſt? — Wahrſcheinlich glauben Sie, daß dieſe Erklarung nicht ſchwer ſei, allein Sie irren gewaltig; denn offenbar denken Sie ſich, das man auf einem Balle, mag er Subſcriptions- oder Pränumerationstitel mit ſich führen, tanze. — Wenn Sie einen Subſcriptionsball beſuchen wollen, müſſen Sie ſich zuförderſt mit Angabe von Stand, Wohnung u. ſ. w. der Theaterintendantur legitimiren, und empfangen dann für 1⅓ Rthlr. ein Billet was nur für Sie gültig iſt. Der Schauplatz Ihres Vergnügens iſt im Concertſaale des Theaters, die Thüren deſſelben öffnen ſich um ſechs, der Ball beginnt um ſieben. Sie erſcheinen a quatre epingles und treten in den ſchönen Saal, der gewöhnlich mit wenigen hundert Perſonen kaum zum vierten Theil gefüllt iſt. Das Orcheſter der Kapelle ſpielt die ſchönſten Tänze, und in der Mitte des Saales hat ſich ein kleiner Tanzkreis gebildet, auf welchem höchſtens vier bis ſechs Paare ſich drehen können. Auf der linken Seite ſehen Sie in Armſeſſeln die ſämmtlichen Prinzeſſinnen des königl. Hauſes, umgeben von einem glänzenden Kreiſe ſchön geſchmückter Damen, welche zum Hofe gehören. Dicht vor dieſen iſt der Tanzplatz, und die königl. Prinzen in Begleitung einer Elite von jungen Offizieren und Herrn vom Hofe. Alle, wie ſie ſelbſt, einzig und allein an dieſen Zauberabenden in bürgerlichem Ballrocke, bilden den Kreis. Auf der rechten Seite des Saales ſitzen und ſtehen in langer Reihe die Damen, welche nicht zum Hofe gehören mit ihren Begleitern. — Nun tanzt der Hof und die Übrigen ſehen zu, denn, obgleich allerdings kein direktes Verbot beſteht, ſo iſt erſtens der Raum viel zu eng, die Zahl der zum Hof gehörigen hohen Perſonen und die Artigkeit der Zuſchauer, welche großentheils Beamte ſind, zu groß, um ſich unberufen einzudrängen. So wird es neun Uhr und jetzt verfügt ſich der Hof in den Eßſaal und ſpeiſ't, die Muſik verſtummt, und wer irgend faſhionable iſt, und nicht dort iſt, geht nach Haus. Voila tout! Da haben Sie einen Subſcriptionsball für 1⅓ Rthlr., jeder Zuſchauer ohne Tanz. Eine ungemeine Höflichkeit iſt es übrigens, daß Damen, welche allerdings das Zuſchauen des Tanzes noch weit weniger lieben als Herrn, nur 1 Rthlr. für das Billet zahlen, indeß haben dieſe Bälle doch noch andere Reize. Damen haben Gelegenheit, den ſchönſten Schmuck und die köſtlichſten Diamanten und Anzüge zu bewundern, Herren aber Gelegenheit, die erſten Männer des Staates rund um ſich zu erblicken; Se. Majeſtät ſelbſt verfehlt nicht im Saale zu erſcheinen und ſich mit den verſchiedenen ihm bekannten Perſonen zu unterhalten. — Wer dieſe Art des Reizes auffaßt, wird ſich vergnügen, wehe dem aber, der hingegangen iſt, um zu tanzen. Zerknirſcht wird er das Ballkleid von ſich werfen, ſeine Finger zum Himmel heben und murmeln: Einmal und nie wieder! (Schluß f.)

Pariſer Theaterſchau.

(December 1836. Januar 1837).

Seit mehreren Jahren iſt hier die Anzahl der jährlichen Bühnenſtücke und Bühnendichter ſtets im Zunehmen begriffen; das Jahr 1834 brachte 400 neue Stücke, worunter 177 Vaudevilles; das Jahr 1835 lieferte 221 Piezen, worunter 130 Vaudevilles, und im Jahre 1836 kamen 296 dramatiſche Werke zur Aufführung, unter denen 218 Vaudevilles. In gleichem Verhältniß hat ſich die Zahl der dramatiſchen Autoren vermehrt; 1834 betrug dieſelbe 140; das Jahr darauf ſtieg ſie auf 183, und im letzten Jahre zählte man 190 Theaterdichter. Wenn, wie es allgemein heißt, im Laufe dieſes Jahres noch drei neue Pariſer Theater eröffnet werden, kann man für 1837 gewiß auf 400 neue Stücke und 250 Dramaturgen rechnen. Der fruchtbarſte Bühnendichter iſt dieß Jahr, wie früher, Herr **Bayard** geweſen, einer von den erſten Mitarbeitern Scribe's, dem er ſein Geheimniß ziemlich abgelernt zu haben ſcheint. Nach Bayard waren die Herren **Théaulon** und **Leuven**, **Anicet** und **Cogniard**, **Paul de Kock** und **Dümanoir**, **Charles Desnoyers** und **Ancelot** am produktivſten.

Das Jahr 1836 iſt von den Vaudevilleſchreibern in den am Schluſſe jeden Jahres üblichen theatraliſchen Revüen*) arg mitgenommen worden; kaum hatte die letzte Stunde des Jahres geſchlagen, als die kleinen Theater den Abend darauf ihre Pforten öffneten und das alte Jahr dem Gelächter der Menge preisgaben; man überſchüttete es mit einem wahren Platzregen von ſarkaſtiſchen Einfällen, bittern Witzen, mit Wortſpielen und Calembourg's aller Art; jede ſeiner Sonderbarkeiten, Narrheiten und Abgeſchmacktheiten hat die Revüe paſſiren müſſen. Merkwürdig dabei war, daß in den verſchiedenen Stücken keine Wiederholungen zum Vorſchein kamen; die Verfaſſer hatten ihrem Gegenſtande faſt lauter verſchiedene Seiten abgewonnen; nur Jack, der Orang-Outang, der Hauptheld des Tages, ward von Allen gemeinſchaftlich exploitirt. Im **Vaudeville** erſcheint der Genius des Fortſchrittes in der Geſtalt der Mademoiſelle Louiſe **Mayer**, mit Flügeln an den Waden, welche ihm erlauben, das Serail des Sultans in Conſtantinopel zu betreten, und Seiner Hoheit nach einander den tailleur mécanique, den parapluie-omnibus, die canne de M. de Balzac, die Biberons darbo, den Obelisk und die andern Pariſer Merkwürdigkeiten des Jahres 1836 vorzuführen. In dieſer Phantasmagorie kommen auch ſogar Gomez und Rodil vor, die hinter einander her ſind und ſich zu greifen ſuchen. Außerdem treten noch viele andere Geſtalten auf; Alle kommen und verſchwinden, nachdem Jeder von ihnen einige oder minder gute Witze und Anſpielungen hergeſagt, welche vom Publikum raſend beklatſcht wurden. Leider iſt „Paris in Conſtantinopel" verboten worden, und die Herren **Rougemont**, **Dupeuty** und **Etienne Arago** haben nicht lange die Freude ihres Triumphs genoſſen. Glücklicher war Herr **Frédéric de Courcy** mit ſeiner Charge: „l'année 1836 sur la sellette." Dies Stück hätte doch billiger Weiſe Anſtoß erregen ſollen; denn hier wird das Jahr 1836 geradezu vor das Zuchtpolizeigericht citirt; das kleine Theater vom Palais-Royal nimmt ſich große Freiheiten heraus. Der öffentliche Ankläger iſt Herr Victime, der eine Maſſe Beſchwerden vorzubringen hat. Die Sache wird im Saale des Pas Perdus verhandelt; Herr Feuilleton präſidirt; Madame Willmer macht das Jahr 1836; die ſchöne Angeklagte trägt ihre Vertheidigung mit vieler Grazie und Wärme vor; ſie ſtützt ſich mit der einen Seite wider den Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile und mit der andern wider den Obelisken; Jack kommt ihr zu Hülfe und der „Stumme von Ingouville" plädirt für ſie. Aber als niederſchmetternde Zeugen ihrer Strafbarkeit erſcheinen der Lord Cervaiant, welcher ſo eben aus dem monſtruöſen Green'ſchen Luftballon herausgekrochen iſt, Herr Capital Saint-Geran, der ſeine Société's en Commandites anpreiſet, und noch andere wunderliche Perſonnagen, die wir nicht nennen wollen. In Erwägung aller dieſer Umſtände, wird das Jahr 1836 zur ewigen Verbannung verurtheilt; wie die Sünderin den Richterſpruch hört, fällt ſie in Ohnmacht und dem 31. December in die Arme; im Hintergrunde tritt das Jahr 1837 auf und verſpricht Wunderdinge, worüber der Vorhang fällt. — Auf den Brettern des Ambigu-comique ſahen wir „das Jahr 1836 im Monde." Die Attraktionskraft des Mondes iſt, nach der Vorſtellung der Herren **Clairville** und **Latour**, ſo groß, daß dieſes Geſtirn alle außerordentlichen Erſcheinungen unſerer ſublunariſchen Welt an ſich zieht. Ein hirnverbrannter Aſtronom entdeckt vom Quai des Lünettes aus alle Pariſer Extravaganzen im Monde; unter andern auch Annoncen von der Preſſe und dem Siècle. Hübſche Couplets und drollige Details haben einen unbeſtrittenen Beifall im Parterre erregt. — Die Herren **Brazier** und **Gabriel** laſſen „den Teufel in Paris" auf der Bühne der Gaîté erſcheinen; Jack und Satan begrüßen ſich gegenſeitig; Beelzebub's Sekretär iſt ein Herr Correſpondance, Generaldirektor von einer Omnibus-Entrepriſe, die für 6 Sous von Madrid nach Petersburg ſchafft. Am Ende verſchwindet der Teufel; eine Couliſſenveränderung zeigt uns die Champs-Elysées mit dem Triumphbogen und dem Obelisken, welche in patriotiſchen Couplets beſungen werden, zur größten Erbauung aller Zuhörer.

Während ſo das alte Jahr unter dem Feuer der Epigramme und des Spottes erlag, gaben die Variétés noch zu guter Letzt ein hübſches Vaudeville von **Théaulon**, **Jaime** und **Desforges**. Es war: „Carmagnole oder les Français sont des farceurs" betitelt und eigens für Odry gemacht, der die Hauptrolle darin vortrefflich ſpielt; wir brauchen daher wohl nicht zu bemerken, daß dieſes Stück beifällig aufgenommen wurde und in das Repertoir des künftigen Jahres übergehen wird. — Das Theater Français brachte im Monat Dezember noch den Maréchal de l'Empire, Komödie in einem Akt von **Merville** zur Aufführung. Dieſes Stück predigt eine Verſöhnung des ancien régime mit dem Kaiſer-Regime; es liegt bereits ſeit 17 Jahren in den Kartons und iſt heutzutage ein purer Anachronismus; das Publikum des Jahres 1825 hätte demſelben wahrſcheinlich eine wärmere Theilnahme angedeihen laſſen, als es im Jahre 1836 geſchehen iſt; denn im Ganzen genommen läßt ſich gegen den Styl und Dialog nichts einwenden und die Akteurs, beſonders Samſon als Maréchal, ſpielen tadellos. Es wird heutiges Tags als Lückenbüßer angewandt; auch hat der Verfaſſer der Familie **Glinet**, der **beiden Engländer** und der **vier Lebensalter** ein neues, größeres Werk verſprochen. — Das Ambigu comique gab zum Schluſſe des Jahres noch ein Vaudeville in zwei Akten, von **Charles Desnoyers** und **Laun**, Salvator Roſa betitelt. Der berühmte Maler figurirt darin als Räuberhauptmann, was ſehr romanhaft und romantiſch ſein mag, aber als komiſche Situation unausſtehlich iſt. Dennoch gefiel das Stück ſehr.

(Schluß folgt).

---

*) Man vergleiche Nro. 33.

Notizen.

. Die „Société de naufrages" zu Paris hat Hrn. Alphons **Delaunay** von Cherbourg eine goldene Ehrenmedaille dafür zuerkannt, daß er mit wenigen gleich ihm unerſchrockenen Seeleuten mit Lebensgefahr die aus zwölf Individuen beſtehende Mannſchaft eines Schiffes, ſo wie dieſes ſelbſt gerettet.

. Der Chemiker **Croſſe** widerſpricht in engliſchen Blättern der Angabe eines Journals, wonach ihm gelungen wäre, mittelſt galvaniſcher Elektrizität aus erweichtem Kieſelſtein Inſekten zu produziren. Er erklärt, es könne nur ein Feind von ihm dieſe — (übrigens auch ohne ſeine Proteſtation offenbare) — Lüge ausgeſprengt haben.

. Von dem beliebten Taſchenliederbuche: „**Der Sänger am Rheine**" (Mannheim, Löffler), iſt ſo eben die vierte, ſehr vermehrte Auflage erſchienen. Da es ſich durch größtmögliche Vollſtändigkeit auszeichnet, ſo verdient es allen fröhlichen Vereinen beſtens empfohlen zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 42. 1837.

Phönix.

Samstag, 18. Februar.

Die Fresko-Malereien
in der Allerheiligen-Hofkapelle in München.

Im Laufe des Jahres 1836 hat Herr Profeſſor H. Heß ſeine Malereien in der Allerheiligen-Kapelle, mit Ausnahme zweier kleiner Altarbilder, vollendet. Die Vergoldung der Grunde und die Verzierung der Geſimſe, Bander, Pilaſter ꝛc. iſt ebenfalls beendigt; an der Bekleidung der untern Wände mit Florentiner Moſaik aus Stuckmarmor, an der Vergoldung der Capitäle und an dem ganzen untern Schmuck arbeitet man gegenwärtig. Ergreifend iſt der Eindruck dieſes Kunſtwerks, das in Bezug auf Würde der Auffaſſung wenige, in Bezug auf conſequente Durchführung eines edlen Styls ſeines Gleichen nicht hat.

Durch den Styl des Gebäudes, das in den — byzantiniſchen Kirchen des zwölften Jahrhunderts verwandten Formen ſich hält, war die alterthümliche Auffaſſungsweiſe fur die Gemälde gewiſſermaßen vorgeſchrieben, doch iſt natürlich hier nicht von einer Nachahmung, ſondern bloß von einer ähnlichen Auffaſſungsweiſe die Rede. Die Maler des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts waren bekanntlich der Zeichnung noch wenig mächtig, noch weniger bildeten ſie der Natur ihre Formen nach; ihre verzeichneten Figuren, langen Hände, breiten Füße, als Kennzeichen oder gar als Motiv des Styls nehmen, hieße: etwas ungeſchickte und regelloſe Anwendung antiker Fragmente zum Kennzeichen byzantiniſcher Bauwerke machen. Der ausgezeichnete Maler, dem der König die ſchöne Arbeit übertragen, hat, wie vorauszuſehen war, die Aufgabe rein gefaßt und das Motiv alterthümlicher Kirchenmalerei in der möglichſt reinſten kirchlichen Symbolik gefunden. Während ihm alſo nur für die Auffaſſung des Gegenſtandes Geſetze vorgeſchrieben waren, behielt er für Formengebung und bildneriſche Durchbildung vollkommen freie Hand, und dieſer Umſtand ſichert dem Werke ſelbſt ſein bleibendes Intereſſe, nicht als eines Abbildes, ſondern als eine Vollendung fruherer Beſtrebungen.

Gehen wir nun auf den Inhalt dieſer umfaſſenden Kunſtſchöpfung ein, ſo erkennen wir darin eine geordnete Überſicht der Hauptpunkte und kirchlichen Beziehungen des alten und neuen Teſtamentes, nach den Abtheilungen des Gebäudes geordnet.

Die erſte Kuppel nebſt den dazu gehörigen Bandern und Wänden enthält das alte Teſtament und als deſſen Mittelpunkt Jehova (Gott Vater). Die zweite das neue Teſtament und als deſſen Mittelpunkt Chriſtus (Gott Sohn) und die Chor-Niſche die Fortwirkung der Offenbarung in der Kirche (Gott heiliger Geiſt), ſo daß die drei Hauptabtheilungen zugleich das chriſtliche Dogma der Dreieinigkeit ſymboliſch darſtellen. Dazu kommt uber dem Orgelchor die Bezeichnung des Bundes der Kirche mit den Künſten.

In der Mitte alſo der erſten Kuppel erſcheint Gott als Weltenſchöpfer, umgeben von Seraphim und den ſechs Schöpfungstagen nebſt dem Sundenfall und der Austreibung der erſten Ältern aus dem Paradieſe. Weiter unten, doch noch in der Kuppel, folgt in vier größern und vier kleinern Bildern die Geſchichte Noah's, und zwar in erſtern 1) Gottes Befehl an Noah, die Arche zu bauen; 2) die Sündfluth; 3) das Austreten Noah's und der Seinen aus der Arche; 4) den erneuten Bund Gottes mit den Menſchen. Die kleinern Darſtellungen zeigen 1) Noah's Weinbau; 2) ſeine Berauſchung; 3) die darauf folgende Verfluchung Cham's; 4) den Thurmbau. — In den vier Zwickeln, die die Kuppel tragen, ſind Noah und die drei Patriarchen Abraham, Iſaak und Jacob, durch ihre Attribute der Arche und Taube, des Meſſers, der Blindheit und der Himmelsleiter kenntlich, in coloſſaler Größe dargeſtellt. So iſt alſo das Weſentliche der vorpatriarchaliſchen Zeit in der Kuppel zuſammengefaßt; durch die Geſtalten der Erzväter aber auch die Verbindung zu den nächſten Darſtellungen in der angrenzenden ſüdlichen Seitenloge gegeben, in welcher die Geſchichten Abraham's, Iſaak's und Jakob's enthalten ſind. Freilich war es unmöglich, den reichhaltigen Stoff in den engen Raum einer Loge, die nichts als ein Bandgewölbe und eine von Fenſtern halbdurchſchnittene Wand bietet, zu drängen, und Hauptpunkte müſſen genügen und ihre Beziehungen zu neuteſtamentlichen Bildern an der entſprechenden Stelle in der zweiten Abtheilung ihre Bedeutung haben.

Im Bandgewölbe zu oberſt iſt die Speiſung und Segnung Abraham's durch Melchiſedech nach der Schlacht mit den Königen gemalt; an der Fenſterwand das Opfer Iſaak's, mit dem daſſelbe befehlenden Traume Abraham's; an den untern Enden des Bandgewölbes Jacob's Traum von der Himmelsleiter und ſein Ringen mit Gott. Zwei kleinere Bilder zwiſchen den größern ſtellen die Verheißung Abraham's und die Verſtoßung Hagar's vor. — Es iſt ein großer Vortheil, den bibliſche Gegenſtände der Kunſt bieten, daß ſie zugleich hiſtoriſch und ſymboliſch eine ununterbrochne Offenbarung des kirchlich-religiöſen Geiſtes ſind und in organiſchem Zuſammenhange ſtehen. Daher wird ſich faſt für jede Begebenheit des alten Teſtaments eine entſprechende des neuen und umgekehrt auffinden laſſen, wie denn die Paſſionsſpiele im bairiſchen Gebirge dies auf eine überraſchende Weiſe durchgeführt, bei denen jeder Scene der Leidensgeſchichte Chriſti ein (lebendes) Bild aus dem alten Teſtament als Prophezeihung oder Erklärung vor- oder nachſteht. Ja, man kann ſogar von der Hauptidee einer Darſtellung abweichen und ſelbſt in den untergeordneten Motiven liegen noch wirkſame Beziehungen. Nimmt man die Geſchichte von der Speiſung Abraham's durch Melchiſedech, ſo fällt Einem zunächſt als Parallele das Abendmahl Chriſti ein; allein — da, wie wir ſpäter ſehen werden, den Künſtler wirkſame Gründe beſtimmten, darauf Verzicht zu leiſten, konnte es nicht ſehr ſchwer fallen, ein anderes verwandtes Bild zu finden. Das Motiv der Speiſung wurde alſo das der Tränkung durch Moſes in der gegenüberſtehenden altteſtamentlichen Loge, während für die neuteſtamentliche in der zweiten Abtheilung der Kirche das der Segnung hervorgehoben wurde. — Nach der Epoche der Patriarchen treten die von Moſes, von den Richtern und Königen hervor; ihnen iſt die zweite Loge der erſten Abtheilung gewidmet. In der Mitte des Bandgewölbes iſt das Wunder Moſis in der Wüſte, durch welches er die vor Durſt Verſchmachtenden errettet, an der Fenſterwand die Geſetzgebung abgebildet; rechts unten am Bandgewölbe Jeſua als erſter Kriegsheld und Volksführer und Samuel, der letzte Richter, links Saul und David, die erſten Könige der Juden. Kleinere Bilder, die immer braun in braun gehalten ſind, zeigen Gottes Erſcheinung im feurigen Buſch und Moſis Tod.

Die erſte und zweite Abtheilung der Kirche ſind durch ein breites Bandgewölbe verbunden, deſſen Fläche zu Darſtellungen benutzt wurde, die die Darſtellungen des neuen Teſtaments einleiten. Vor allen waren es die vier großen Propheten, die hier ihre Stelle finden mußten, Jeremias, Daniel, Ezechiel und Jeſaias, von denen der Letztere in die Erſcheinungen der neuen Zeit blickend vorgeſtellt iſt.

Dahin gehören auch die Erſcheinung des Vorläufers Johannes und die Verkündigung an Maria und endlich die Erfüllung, das fleiſchgewordene Wort, die Geburt Chriſti mit der Anbetung der Hirten und Könige. Die Zauberdämmerung, die über dieſer Erzählung ruht, läßt ſie paſſend ſich an die prophetiſchen Bilder anſchließen, indem mit ihr auch erſt die neue Zeit beginnt.

Die zweite Kuppel wurde benutzt, den Gedanken: Chriſtus, Gott Sohn, in kirchlicher Beſtimmtheit auszuſprechen. Statt aller einzelnen Begebenheiten tritt hier das Symbol allein auf: Chriſtus mit den Zeichen des Leidens und der Macht in der Mitte der Apoſtel, der Werkzeuge ſeiner göttlichen Sendung, jeder für ſich, Alle nur durch die allgemeine Beziehung verbunden; — endlich in der Bogenſtellung, die die Kuppel trägt, in gleicher Weiſe die vier Evangeliſten nebſt ihren Attributen und Engeln.

In den Seitenlogen befindet ſich am untern Ende des nördlichen Bandgewölbes „die Taufe Chriſti;“ darüber die „Segnung der Kinder,“ die uns an die altteſtamentliche des Melchiſedech erinnert, wie denn Chriſtus „ein Prieſter in der Weiſe Melchiſedech's“ genannt wird. Darunter folgt das Gebet am Ölberg und an der Wand die Kreuzigung.

In der entgegengeſetzten Loge iſt oben am Bandgewölbe „die Auferſtehung,“ links darunter das „Noli me tangere“ und rechts „die Überführung des Thomas,“ an der Fenſterwand „die Himmelfahrt;“ die kleinern Bilder ſind „die Auferweckung des Lazarus,“ „der Einzug in Jeruſalem,“ „Chriſtus in Emaus“ und eine zweite Erſcheinung des Herrn unter ſeinen Jungern.

In der Chor-Niſche, als dem Orte der Geheimniſſe und Segnungen der Kirche, ſind die Gaben und Wirkungen des heiligen Geiſtes bildlich vorgeſtellt. In der Mitte des erſten Bandgewölbes ſieht man ſieben ſchwebende weibliche Geſtalten, die ſich durch ihre Attribute: die Säule, den Spiegel u. ſ. w. als die ſieben Gaben des Geiſtes, Wunderkraft, Weisheit ꝛc. kenntlich machen. Die vier großen männlichen Geſtalten in kirchlichem Schmucke ſind die vier Kirchenväter: Hieronymus, Auguſtinus, Gregorius und Ambroſius. Zwei kleinere Bilder zeigen das Schlüſſelamt Petri und die Ausſendung der Apoſtel, als evangeliſche Geſchichten, die in unmittelbarer Verbindung mit der Kirche ſtehen.

Im zweiten Bandgewölbe, grade über dem Altare, ſind die ſieben Sacramente vorgeſtellt; in der Mitte das Sacrament des Altars blos durch ſein Symbol, den Altar nebſt Kelch und Hoſtie; die übrigen Sacramente ſind durch Handlungen ausgedrückt, Taufe, letzte Ölung und Ehe, Prieſterweihe, Firmung und Beichte.

Die Altar-Niſche endlich iſt mit einzelnen Geſtalten geſchmückt, die in ihrer Verbindung unter ſich und in der Beziehung zum Orte, wo ſie ſtehen, die triumphirende Kirche darſtellen, im Gegenſatze zu der ſtreitenden, deren Darſtellungen die Kuppeln und Wände des Schiffs zieren. Maria auf dem Throne, als Repräſentantin der Kirche, zur Seite die Apoſtel Petrus und Paulus und neben dieſen aus dem alten Teſtamente Moſes und Elias. Über Maria — Chriſtus in der Glorie von Engeln, Gott Vater und Gott der

Geiſt, die Momente der Dreieinigkeit, wie ſie in der Kirche einzeln auftreten, hier im Abbilde des Himmels zuſammengefaßt. — Dieſe Idee iſt durchaus neu. Meiſt iſt an dieſer Stelle in alten Baſiliken ein Chriſtus als Salvator Mundi, umgeben von einzelnen Heiligen und der Einzug der Lämmer in's himmliſche Jeruſalem. Der neue Gedanke unſers Künſtlers entſpricht nicht nur den Anforderungen an poetiſche und eigenthümliche Denkweiſe, ſondern iſt zugleich rein kirchlich; die Ausführung aber ſo über alle Vergleichung vortrefflich, daß, wer einmal dieſer Madonna in's heilige Antlitz geſehen, einen Schutzgeiſt für ſein ganzes Leben hat.

Wendet man ſich nun nach dem Orgelchore, ſo ſieht man die Beziehung der Kirche zu den Künſten vorgeſtellt: in der Mitte der Wölbung Cäcilia, als Schutzheilige kirchlicher Muſik, rechts unter ihr Lukas, Patron religiöſer Malerei, und Salomo, als Erbauer des Tempels zu Jeruſalem Repräſentant heiliger Baukunſt. Dieſen gegenüber David, der Dichter der Pſalmen, und Gregorius, der den Geſang in die Kirche eingeführt. Vier kleine allegoriſche Geſtalten ſind die vier Kardinaltugenden, Weisheit, Klugheit, Mäßigkeit und Stärke, ohne welche keine Kunſt in wahre Gemeinſchaft mit der Kirche treten kann.

Außer dieſen wird H. Heß noch zwei Seitenaltäre al fresco malen, und zwar links Chriſtus mit den Patronen der königlichen Hausorden St. Hubertus und St. Georg, rechts Maria mit den Patronen des königlichen Gründers der Kirche und ſeiner Gemahlin, St. Ludwig und St. Thereſia.

Bei dieſem, wie bei allen in München entſtehenden großen Werken der Kunſt ſpricht ſich ſogleich und wiederholt der Wunſch aus, daß ſie mit Hülfe des Kupferſtichs oder der Lithographie vervielfältigt werden möchten. Es iſt daher ein höchſt erfreuliches Ereigniß, daß es ein ſehr geſchickter Lithograph unter Mitwirkung der bei der Ausmalung der Allerheiligen-Kirche thätigen Künſtler, Herr Schreiner, unternommen hat, die ganze Reihenfolge der hier genannten Gemälde in ausgeführten Nachbildungen heraus zu geben. Dank und Theilnahme können einem ſolchen Unternehmen, das ein Werk von höchſtem Intereſſe, von großer Schönheit und Vollkommenheit allgemein macht, niemals fehlen.

Der prophetiſche Mund.

(Fortſetzung).

Dieſe unbedachtſamen, offenbar widerrechtlichen und illegalen Reden führte Prüfenſtein an jedem öffentlichen Orte, und es war zu verwundern, daß die Polizei und der auf öffentliche Ordnung ſonſt ſehr ſehr ſtreng haltende Rath der Stadt dergleichen ungeſtraft hingehen ließ. Vielleicht hatte er Nachſicht mit dem jungen Taugenichts, weil er ein Stadtkind war, und die Stadt es ſich nicht gern wollte nachſagen laſſen, daß auch nur eines ihrer Kinder „aus der Art geſchlagen“ ſei.

Prüfenſtein beſuchte das Haus des Kaufmanns Freigut häufig, und war von Sophieen beſonders wohl gelitten. Er brachte alle politiſchen Neuigkeiten und räſonnirte nach Herzensluſt, mehr, wie es ſchien, um den Candidaten Stumpf zu ärgern, als um dem Kaufmann zu widerſprechen. Weil Stumpf in der Regel ſchwieg, ſo ſagte ihm Prüfenſtein alle nur erdenklichen Malicen in's Geſicht, bis Sophie ſich endlich des Armen erbarmte und dem heilloſen Räſonneur den Mund zuhielt. Dies that ſie jedesmal, und Prüfenſtein ſprach jedesmal ſo lange, bis das weiche, weiße Schloß an ſeine Lippen gelegt wurde. Dann ſchwieg er augenblicklich; denn als ein gehorſamer Sohn ſeiner Zeit küßte er das Schloß, und das Schloß ließ ſich küſſen und that ſich nicht eher wieder auf, bis die glühende Lippe Prüfenſtein's es von ſelbſt zum öffnen zwang. Stumpf ſaß dabei und ſchüttelte den Kopf bedächtig. Über ſein glattes Geſicht zog der Schatten eines verblaßten Gedankens. Das nannte Sophie die intereſſante Gewitterſtunde. Ihr Vater lachte darüber, Stumpf bat das Mädchen um Verzeihung, und Prüfenſtein las die Zeitungen mit ſelbſtgemachten Noten. —

Am Tage nach Sophiens Verlobung mit dem in eine feſte Stellung eingerückten Stumpf kam Prüfenſtein in Freigut's Wohnung. Er traf Sophie allein und fand ſie ſehr niedergeſchlagen. Wenig Worte langten hin, ihr die Urſache davon zu entlocken. Prüfenſtein lachte und tröſtete ſie durch Küſſe, die er nicht auf die verſchließende Hand, ſondern auf ihre ſo friſchen Lippen drückte. „Laß das gut ſein, Sophie,“ ſprach der ohne feſte Stellung herumirrende junge Mann, „du darfſt den Collaborator nicht heirathen, und bleibſt nach wie vor meine Braut. Ich will ſehen, wer das verhindern ſoll. Dein Vater iſt zu vernünftig, um gradezu „Nein,“ zu ſagen, und ich und Du, wir ſind zu geſcheidt, um uns von einem Pinſel beſiegen zu laſſen. Sieh, meine herzliebe Sophie, der Collaborator Stumpf iſt — genau genommen — der bravſte Menſch von der Welt. Er wird auch ein guter Ehemann ſein, und du würdeſt nicht über ihn klagen können.“

„Du mein Himmel,“ ſprach Sophie, „er iſt doch die perſonificirte Langeweile!“

„Allerdings, mein Herz,“ verſetzte Prüfenſtein und küßte das Mädchen, „aber dieſe Langeweile iſt ſehr gut. Sie macht lauter geſetzte, ſtille, friedliebende Menſchen, und Frieden ſoll nun einmal den Geſetzen zufolge auf Erden ſein. Dennoch darfſt du den Stumpf nicht heirathen, ſondern mich, vorausgeſetzt, daß du Luſt dazu haſt und mich nicht für einen Taugenichts hältſt.“

„Warte,“ ſagte Sophie, und ſah Prüfenſtein mit ſchalkhafter Laune in's Geſicht, „du mußt einen Beweis deiner Tüchtigkeit geben, ſonſt werde ich im Leben nicht deine Frau.“

„Wenn ich nun aber nicht kann? Wenn mich Gott der Herr mit Blindheit des Geiſtes ſchlägt, wenn ich nichts erſinnen, erdenken, ausfindig machen kann, wie die großen Schulmänner ſagen, wenn ſie recht gelehrt ſprechen wollen, was ſoll dann geſchehen? Soll ich mich um's Leben bringen oder legal werden?“

„Schaffe mir meinen Verlobten vom Halſe!“ ſprach Sophie, „aber ſo, daß er ſelbſt zurücktritt. Er muß erklären, daß er mich nicht mag. Dann ſoll der Vater ſchon mit meiner Wahl zufrieden ſein.“

„Und der Lohn?“ fragte Prüfenſtein, „denn das läßt ſich ohne eine Vorausbezahlung nicht vollbringen.“

Sophie war nicht karg. Sie erlaubte ihm, von ihrem blühenden Munde eine ungezählte Summe Küſſe zu nehmen.

„Und jetzt ſage mir, was du zu thun gedenkſt," ſprach Sophie. „Die Begeiſterung nur iſt ſchöpferiſch. Wie wirſt du mich aus dieſen unſichtbaren Banden befreien?"

„Eine Bitte, meine Angebetete," verſetzte Prüfenſtein und ließ ſich gravitätiſch auf ein Knie vor ihr nieder. „Bitte ergebenſt um Verzeihung, doch muß ich im Voraus um Gewährung erſuchen."

„Nur ſchnell, ich ſehe meinen Vater kommen!"

Prüfenſtein ſprang auf. „Theure Sophie," ſprach er, „erlaube mir, daß ich deinen reizenden Mund im Geſpräche mit Stumpf mißbrauche, und ich verſpreche dir Befreiung von ihm und alle Freuden eines liebereichen Lebens."

Sophie lächelte und ſchien unſchlüſſig zu ſein. Das Eintreten ihres Vaters aber entlockte ihr die Gewährung. Prüfenſtein traf ſeine Anſtalten und, wie es ſchien, nicht ohne Erfolg. Nach Verlauf von etwa acht Tagen erhielt Freigut einen Brief von Stumpf, worin er mit tauſend Entſchuldigungen dem Kaufmann eröffnete, daß er ſeine Tochter nicht ehelichen könne. Das darauf folgende Geſpräch haben wir den Leſern bereits mitgetheilt. Wer ſollte auch ein Mädchen zur Frau nehmen, das einen Spinnenmund hatte! —

Der erzürnte Handelsherr lief, mit ſich ſelbſt redend, zur Stadt hinaus und rannte um die Promenade. Er grüßte Keinen der vielen Vorübergehenden und die ehrſamen, geſetzliebenden Bürger begannen bereits die Köpfe zu ſchütteln. Der Reichthum, hieß es, mache den armen Freigut auch noch verrückt oder liberal, zwei Begriffe, die bei den Bürgern jener Stadt völlig gleiche Bedeutung hatten. Freigut focht mit ſeinem ſpaniſchen Rohr, wie ein erboſ'ter Nachtwächter. Er lief immer ſchneller, ſchlug den am Wege ſtehenden Blumen die Köpfe ab und bemerkte nicht, daß ſein Hut auf einem Ohre ſaß und das zierlich gebundene Halstuch ſich verſchoben hatte. Da rief ihn eine wohl bekannte Stimme an. Er blieb ſtehen und erkannte Prüfenſtein, in deſſen beſorgtem Auge er eine nie zuvor bemerkte Theilnahme und Rührung zu leſen glaubte.

„Um Gottes Willen, Herr Freigut," ſprach Prüfenſtein, „was iſt Ihnen denn begegnet? Haben Sie einen großen Verluſt erlitten? Eine Ohrfeige oder Schelle bekommen, wie der Kaufmann etwas figürlich zu ſagen pflegt? Oder droht Ihr feſtes, ſteinernes Haus den Einſturz? Iſt Ihnen ein ſchuftiger, wedelnder Lump im Rathe vorgezogen worden, oder hat Sie der Buchhalter betrogen? Sagen Sie mir um Alles in der Welt, was Ihnen zugeſtoßen iſt, beſter Herr! Sie haben doch nicht in ſpaniſchen Papieren ſpeculirt oder Eiſenbahnen-Actien für zu hohe Preiſe genommen?"

„Ja, ich bin banquerott," erwiederte Freigut und rannte weiter. Prüfenſtein folgte ihm, erwiſchte die Hand des Handelsherren und fuhr fort, ihn mit Reden zu beſtürmen.

„Banquerott, ſagten Sie? Das kann ich nicht glauben, wenn Sie nicht ebenfalls wieder figürlich ſprechen. O, erklären Sie ſich, trefflicher Herr! Sie ſehen mich zittern. Ich fürchte für Ihre Geſundheit. Bedenken Sie doch das Wohl der Stadt, ſo vieler Bürger, denen Sie Unterhalt und Leben geben, und vor Allen Ihrer liebenswürdigen, braven Sophie!"

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

.*. Das Muſeum in Darmſtadt iſt nunmehr am 8ten dieſes Monats der wöchentlich-zweimaligen Beſchauung des Publikums geöffnet worden. Schon in Nro. 307 des Phönix vom vorigen Jahre erwähnten wir des Erbgroßherzogs von Heſſen, deſſen fein gebildetem Kunſtſinne und reger Thätigkeit man die Sichtung und Ordnung der Schätze des Muſeums verdankt. Bei Beſchauung derſelben fühlen wir uns auf's Neue zu aufrichtigem Danke gegen dieſen thätigen Förderer alles Schönen und Edlen verpflichtet, welcher (mit ſeiner Gemahlin, der Tochter des kunſtliebenden Baiernkönigs) auch jüngſthin das Protectorat des in Darmſtadt neugeſtifteten Vereins für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt annahm, und bei jeder Gelegenheit gerne die Hand bietet, wo es die Intereſſen der vaterländiſchen Kunſt und Geſchichte gilt; jeder Kunſtfreund fühlt ſich z. B. der Liberalität verpflichtet, mit welcher dieſer Fürſt neu erworbene Kunſtwerke dem Publikum zum Mitgenuſſe auszuſtellen gewohnt iſt. — Die Hauptſchätze des Darmſtädter Muſeums ſind eine Reihe von koſtbaren Diptychen und Elfenbeinſchnitzwerken (meiſt byzantiniſchen Styls), Glasmalereien (aus dem 12 — 13. Jahrhundert, bis in's 17te herab, von ſeltener Schönheit und Unverſehrtheit, hauptſächlich die älteſten Cyclen, in ihrer eigenthümlichen chriſtlich-traditionellen Auffaſſungsweiſe intereſſant), eine ausgezeichnete, ſchön geordnete Münzſammlung, Handzeichnungen, Holzſchnitte, Kupferſtiche; letztere drei (worunter Handzeichnungen von Raphael, Michel Angelo, Guercino, Rubens, Dürer, u. ſ. w.) ſind in drei beſondern Sälen aufgeſtellt, und werden dem Vernehmen nach von Zeit zu Zeit gewechſelt werden, — ferner Prunkgefäße, alte muſikaliſche Inſtrumente, ethnographiſche Sammlungen, antike Vaſen, Gemmen und Anticaglien.

.*. Das Januarheft der Minerva von 1837 bringt den zweiten Artikel „zur geheimen Geſchichte des Feldzugs vom Jahre 1806, aus den bisher noch ungedruckten Papieren des Herrn von Gentz." Die Relationen über die Schlacht bei Jena, die er enthält, ſtehen dem Inhalte des erſten Artikels (vergl. Nro. 296 des Phönix vom v. J.) an Intereſſe keineswegs nach, und erſchüttern unſern früher ausgeſprochenen Zweifel an der Authenticität.*) — Daſſelbe Heft der Minerva bringt auch intereſſante Auszüge aus den Memoiren der Madame Parquin, Geſellſchaftsdame der Königin Hortenſia, und aus dem in London bei Murray erſchienenen Werke: Progress and present condition of Russia in the east.

.*. Die Zeitungen meldeten bereits, daß die Union in Schmalkalden am dreihundertjährigen Jubiläum des großen Fürſtentages daſelbſt nicht zu Stande kommt. Leider iſt dem ſo, zur Schande unſerer Zeit und Derer, welche die Union hindern. Daß die Vereinigung der allgemeine Wunſch der Bürgerſchaft iſt, können wir verbürgen; daß von Seiten der lutheriſchen Geiſtlichkeit die Hand auf das Freundlichſte zur Union geboten worden iſt, desgleichen, ſo wie wir von mehreren der reformirten Geiſtlichen der Stadt und Herrſchaft Schmalkalden dieſelbe Ueberzeugung haben. An wem liegt nun dieſe inhumane und intolerante Verhinderung? — Wir wiſſen es nicht zu ſagen, ſo wenig wie zu begreifen.

.*. Nicht Mad. Dudevant (George Sand), wie irrthümlich in Nro. 38 berichtet wurde, ſondern ihre Schwiegermutter iſt am 5. d. M. geſtorben. (Temps).

.*. Indirekte Steuern in Frankreich. — Dem Moniteur zufolge brachten die indirekten Steuern ein:

Im Jahre 1834 . . . . 572,350,000 Fr.
„ — 1835 . . . . 583,942,000 „
„ — 1836 . . . . 610,307,000 „

---

*) Wir haben übrigens hier zu berichtigen, daß das United service Journal keine amerikaniſche, ſondern eine in London erſcheinende Zeitſchrift iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 43. 1837.

Phönix.

Montag, 20. Februar.

Der prophetiſche Mund.

(Fortſetzung).

„Nun das iſt ja eben das Elend!“ verſetzte der Kaufmann. „Ich bin bankerott an meiner Ehre. Mein Name iſt geſchändet auf ewige Zeiten! Ich werde zum Stadtgeſpräche werden ſieben Jahre lang und darüber! Die Kinder und Kindeskinder werden ſich's noch erzählen, wenn ſie an meinem Leichenſteine vorübergehen. Aber ich werde mir gar keinen ſetzen laſſen. Ja gewiß, das werd' ich!“

Der entſetzte Handelsmann rannte unaufhaltſam weiter, doch ließ Prüfenſtein ſeine Hand nicht frei und beſtürmte ihn auf's Neue mit Fragen.

„Ja ganz richtig,“ ſagte Freigut, „Sie ſind Juriſt. Sie haben zwar noch wenig in Ihrem Fache geleiſtet, aber können Sie mir eine Klage, eine Injurienklage anfertigen in aller Form Rechtens? Können Sie das?“

„Ich glaube doch,“ ſprach Prüfenſtein. „Ich darf ja nur meine wohl conditionirten Hefte nachſchlagen, da ſteht das Alles ganz genau verzeichnet. Aber wozu wollen Sie eine Injurienklage? Gegen wen, wenn ich bitten darf? Wer in aller Welt kann Sie injuriös beleidigt haben?“

„Ja da liegt der Jammer und die Schmach!“ ſprach der Kaufmann. „Das iſt eine ſaubere, bittere, malitiöſe Geſchichte! — Nun Sie müſſen's wiſſen, wenn Sie mir helfen und beiſtehen ſollen. So hören Sie es denn. Gegen meinen künftigen Schwiegerſohn, den Collaborator Stumpf, gegen dieſen ſtumpfen und dummen Menſchen, dieſen ehrlich ausſehenden Böſewicht will ich eine Injurienklage anhängig machen. Er hat mich, meine Tochter, mein ganzes Haus beſchimpft. Er hat mir in's Geſicht geſagt: Sophie, — denken Sie ſich's, lieber Prüfenſtein, — dieſe meine reizende Tochter, habe einen Spinnenmund, einen Saugemund! Iſt das keine Injurie? Muß er dafür nicht Abbitte thun, fußfällig? Was meinen Sie? —

„Der Fall iſt zu neu und entſetzlich,“ entgegnete Prüfenſtein, „um ſich ſo raſch entſcheiden zu laſſen. Wie in aller Welt aber kann der ruhige Menſch auf dieſen widerſinnigen Gedanken gekommen ſein?“

„Aus purem Studiren!“ fiel der Kaufmann ein. „Glauben Sie mir's, dieſe Schulmenſchen haben alle einen Sparren. Der eine ſucht das Lebenselixir in den Partikeln oder wie das Zeug ſonſt heißt, der andere im Accent, der dritte im Rhythmus der Verſe. Es liegt mir noch etwas von dieſem Unſinne im Gedächtniſſe. Darüber nun vergeſſen ſie alles Wahrhaftige, Erſprießliche und Vergnügliche. Nun ja freilich, ein ſolcher Menſch hat eine feſte Anſtellung, aber bedarf es deſſen bei dem, der meine Tochter zum Weibe nimmt? Soll ich meine Tochter einem Menſchen geben, der behauptet, ſie habe einen Spinnenmund?“

„Auf keinen Fall,“ ſagte Prüfenſtein. „Man würde Sie in der ganzen Stadt einen Rabenvater ſchelten. Und welche Behandlung hätte Ihre liebenswürdige, geiſtreiche Tochter zu erwarten! — Sonderbar!“

„Beſter Prüfenſtein,“ hob der Kaufmann wieder an, indem er mit gleicher Behendigkeit vorwärts ging, „ſagen Sie mir nur, ob es möglich iſt, daß überhaupt ein Menſch, ein Mädchen — und bemerken Sie das! — einen Spinnenmund haben könne? Halten Sie dies für möglich, für natürlich? Finden ſich irgend Beiſpiele der Art in der Naturhiſtorie? Ich bitte Sie inſtändigſt, ſetzen Sie mich davon in Kenntniß, und ich will dem Menſchen verzeihen; ich will ihn nicht injuriarum belangen, wohl aber ihm das Maul verbieten!“

„Es läßt ſich nicht läugnen,“ verſetzte Prüfenſtein, „daß ſich die Natur oft in Bildung eigener Abnormitäten gefällt. Man hat deren auffallende Beiſpiele. Und erwägt man, daß der Menſch doch im Grunde ein veredeltes Thier iſt, ſo könnten ſich wohl da oder dort einige Spuren früherer Thierheit auffinden laſſen, die von der Kultur noch nicht hinlänglich verwiſcht ſind.“

„Entſetzlich, entſetzlich!“ rief Freigut. „Meine Sophie einen Spinnenmund!“

„Beruhigen Sie ſich darüber,“ fuhr Prüfenſtein fort. „Sophie hat eben ſo wenig einen Spinnenmund, als Sie und ich Crokodilmäuler oder Löwenrachen haben. Das iſt eitel Unſinn! Aber ich begreife jetzt erſt ein vor Kurzem mit dem Collaborator Stumpf gehabtes Geſpräch, worin er ſich ſehr eifrig der Lavater'ſchen Phyſiognomik und Gall's Schädellehre annahm. Er äußerte damals ſchon etwas Ähnliches, und da Sie wiſſen, wie ängſtlich er iſt, wie er ſich immer gern anſchmiegt, um nie anzuſtoßen, ſo werden Sie ſeine Vorſicht begreifen. Ich bin überzeugt, der Collaborator findet in Sophiens Munde etwas Spinnenähnliches bloß, um ſich von dem Verdachte frei zu erhalten, er könne irgend eine liberale Idee in ſich verarbeiten. Und das darf man in unſern hyperliberalen Zeiten den Lehrern an öffentlichen Schulen, namentlich an gelehrten Schulen, nicht gar zu hoch anrechnen.“ —

Freigut hatte den letzten Worten Prüfenſtein's ſehr aufmerkſam zugehört. Er mäßigte ſeinen Schritt, ob aus Erſchöpfung oder aus Intereſſe für des jungen Mannes Äußerungen, iſt ſchwer zu entſcheiden. Bei'm nächſten Thore bog er in die Stadt ein. „Kommen Sie zu mir, lieber Prüfenſtein,“ ſagte der Handelsmann. „Betrachten Sie meine Tochter genau. Ich werde ſie Ihnen ſelbſt vorſtellen. Muſtern Sie jede Faſer, jedes Grübchen, jeden Reiz Ihres ovalen Geſichtes, und vor Allen prüfen Sie ihren Mund auf das Gewiſſenhafteſte. Ihr Urtheil will ich in dieſer Sache ehren. Sie ſcheinen mir mehr Kenntniſſe zu haben, als ich früher glaubte. Sie ſollen mir auch Ihre Anſichten über die Thierverwandſchaften der Menſchen näher aus einander ſetzen. Dieſe neue Entdeckung intereſſirt mich. — Gott im Himmel, daß meine Sophie einen Spinnenmund haben ſoll!“ —

Freigut rief ſogleich ſeine Tochter und ſtellte ſie Prüfenſtein vor. Sophie ſpielte die tief Beleidigte, und wollte ſich nicht ſehen laſſen. Sie ſträubte ſich eine Zeit lang gegen das Anmuthen des Vaters. Dieſer ließ ſich aber nicht zurückweiſen. „Kind, du mußt,“ ſagte er, „du mußt durchaus. Es hängt unſere Ehre an dieſer Vorſtellung. Ein unpartheiiſcher, kenntnißreicher junger Mann ſoll urtheilen und über dich richten. Sei kein Kind, es iſt ja dein alter Bekannter. Stelle dich vor ihm hin und laſſe dich betrachten. Er wird dich öffentlich vertheidigen und gegen den Schmähſüchtigen alle zu Gebote ſtehende Rechtsmittel anwenden.“

Sophie paſſirte die Muſterung. Sie ſchlug die Augen nieder und hielt ſich das Taſchentuch vor's Geſicht, um ihr Erröthen und ſchalkhaftes Lächeln den Augen ihres Vaters zu verbergen. Prüfenſtein verhielt ſich ſehr ernſthaft bei dieſer ſeltſamen Muſterung. Er mußte, um den Kaufmann zu befriedigen, das Taſchentuch von dem glühenden Munde wegziehen, und betrachtete mit Kennermiene das Grübchen im Kinne und die tiefen Mundwinkel, in denen ſich der neckende Scherz und die heiterſte Laune verbergen.

„Nun, lieber Prüfenſtein,“ begann der Kaufmann, „finden Sie hier irgend eine Ähnlichkeit mit dem Saugorgane der Spinne? Iſt das nicht eine entſetzliche Verläumdung? Eine Infamie? Den ſchönſten Mädchenmund mit einem Spinnengebiß zu vergleichen!“

„Sehr wahr, mein verehrter Freund,“ verſetzte Prüfenſtein. „Bei alle dem aber dürfen wir nicht gar zu ſtreng gegen dieſen Stumpf verfahren. Der Collaborator iſt ein receptirter Kopf. Solche Köpfe können nichts aus ſich heraus geben, nichts erfinden, nichts Eigenthümliches erdenken! Sie ſprechen Alles nach; es ſind höher begabte Staar-Papageien. Was ſie hören oder leſen, das ſuchen ſie wieder an den Mann zu bringen. Sie können nichts bei ſich behalten, ſie müſſen Alles ausplaudern. Und das halten ſie nun für Productionskraft, für originelle Einfälle. Dieſer Collaborator Stumpf muß Naturgeſchichte lehren. Da iſt er über die Phyſiognomik gekommen und meint, ſie gehöre mit in die Naturgeſchichte. Er hat Tag und Nacht ſtudirt, hat nichts Anderes, als nur immer Phyſiognomik ſich angelernt. Das will nun wieder aus ihm heraus. Seinen Jungen kann er nicht Alles vortragen, die würden ihn nicht verſtehen, wie er ſich ſelbſt nicht verſteht, oder für einen Narren halten. In ſich verarbeiten aber kann er es auch nicht, alſo ſucht er ſeine Gelehrſamkeit auf andere Weiſe los zu werden. Er treibt angewandte Phyſiognomik.“

„Unſinn über Unſinn!“ rief Freigut. „Kann das meine Ehre wieder herſtellen? Ich bin beſchimpft, ſage ich Ihnen, meine Tochter iſt geſchmäht, mein Haus iſt compromittirt — in Summa, ich bin ehrenbanquerott. Wenn es die Stadt erfährt, daß der Collaborator Stumpf meine Sophie nicht heirathen will, weil ſie einen Spinnen- oder Saugemund hat; ſo weiſen die Gaſſenjungen auf ſie. Das bedenken Sie, mein lieber Freund! Nicht rechtfertigen ſollen Sie den Schuft, todtſchlagen, moraliſch todtſchlagen! Ich will wiſſen, ob Sophie wirklich einen Spinnenkopf zur Schau trägt, oder ob's ein gewöhnlicher, wohlgeformter Mädchenmund iſt, den man küſſen kann und will, und nicht damit aufhört. Das, mein lieber Prüfenſtein, will ich wiſſen. Das ſollen Sie mir ſagen!“ (Fortſ. folgt).

Aus Berlin.

(Schluß).

Von dieſer höchſten und feinſten Geſellſchaft will ich Sie zu einer anderen führen, welche unter dem Namen der philharmoniſchen ſeit einigen Jahren hier beſteht. Dieſe Philharmonier, größtentheils Künſtler, Beamte, Bürger, haben nach manchen Fährlichkeiten ſich alſo conſtituirt, daß ſie von vierzehn zu vierzehn Tagen im engliſchen Hauſe Concert und Ball geben. An der Spitze ſtehen kunſtliebende Männer und die techniſche Leitung führen die Concertmeiſter Ganz. Von dieſen werden nicht allein die vorzüglichſten Mitglieder der hieſigen Bühnen eingeladen, ſich in den Concerten hören zu laſſen, ſondern jeder fremde Künſtler, welcher Berlin beſucht, wird freundlich dazu aufgefordert, und einer Geſellſchaft von 5 bis 600 Perſonen, die einen Kreis von achtbaren Familien umſchließt, ſich verbindlich und bekannt zu machen, iſt gewiß für jeden Fremden von großem Nutzen. Ein fröhliches Mahl, bei welchem die eingeladenen Künſtler Gäſte der Geſellſchaft ſind, vereinigt dieſe dann in den Eßſälen, und nun folgt ein fröhlicher Ball, bei welchem Jeder, der will, reichlich nachholen kann, was er vielleicht auf einem Subſcriptionsballe verſäumte. Für die Verbreitung und Vermehrung des Kunſtgeſchmacks iſt dieſe Geſellſchaft ein vortreffliches Inſtitut; und die rege Theilnahme, welche ſich dafür anhaltend kund gibt, beweiſ't die kräftigen Wurzeln.

Am lauteſten und munterſten geht es im Colloſſeum her. — Als die prachtvollen Säle zuerſt vor einigen Jahren eröffnet wurden, fand ſich die feine Welt darin zuſammen; allein dieſe feine Welt ging darin auf und nieder und trank höchſtens nach einigen Stunden eine Taſſe Thee. Das war für den Unternehmer nicht zu ertragen. Er ſtiftete Tanzvergnügungen und ermäßigte den Eintrittspreis. Nun kamen die ſicheren Leute, die Familien der Mittelſtände, welche jede Ausflucht als ein Feſt betrachten, an welchem ſie ſich gütlich thun und, wie der Berliner ſagt, was drauf gehen laſſen. Mit ihnen zogen auch die niedlichen Griſetten ein, die Schneider- und Stickermamſellen, die Näherinnen und der feinere Theil der dienenden Klaſſe, und wie die Raubfiſche den ziehenden Häringen, ſo folgte dieſen ein Schwarm von jungen Herren mit entzündlichen, verrätheriſchen Herzen. Da ging es lebhaft zu in den großen Speiſeſälen der Tunnels, die Champagnerpfropfen flogen, aus jeder Ecke ſchaute Luſt und Gelächter und unter den großen Granaten und Myrthen im Concertſaale ſaßen überall verliebte Leute. — Unter dieſe miſchte ſich aber auch bald unſittliche Geſellſchaft. Die Maskenbälle gaben den Anlaß und bald arteten die Maskenfreiheiten auf's Ärgſte aus. Die Berlinerinnen aber halten auf Ehrgefühl, daher verſchwanden ſie aus den Räumen und gaben den neuen Stutzen des Colloſſäums das weiteſte Spiel. So hat Berlin denn ein glänzendes Seitenſtück zu Peter Arends berühmtem Saal in Hamburg aufzuweiſen, und, wie wohl ſelten ein Fremder verſäumt, jenen zu beſuchen, ſo gehört es zur Charakteriſtik unſerer Capitale, das Colloſſäum und deſſen geſchminkte und geputzte Bevölkerung zu betrachten.

Eine ernſtere Angelegenheit, welche jetzt die milden Herzen bewegt und ſchöne Augen trübe macht, iſt eine Criminalgeſchichte, traurig genug, denn ſie beweiſ't, wie in allen Ländern das Geſetz den Unſchuldigen treffen kann. — Im Juli vorigen Jahres wurde bei Schwedt die Leiche eines ermordeten Bäckergeſellen Namens Scheske gefunden. Der Mörder hatte ſein Opfer beraubt und ſeine eigenen Lumpen liegen laſſen. Im Schafte eines Stiefels fand man den halb unleſerlichen Namen Fiedler eingeſchrieben; man forſchte und brachte heraus, ein Müllergeſell dieſes Namens ſei ungefähr um dieſe Zeit in der Gegend geweſen. Dieſer wurde verfolgt, aufgefunden und Ende October als Mörder verhaftet. In einem dunklen, Kerker ſaß er in Grünberg während des ganzen kalten Monats November, dann wurde er in Ketten nach Berlin gebracht, und hier gegen ihn nach dem Geſetze verfahren. Er blieb in ſtrenger Haft bis ſein Erkranken, ſeine Jugend, ſeine Schwäche und die Betheuerungen ſeiner Unſchuld ſeine Richter zweifelhaft und mitleidig machten. Vor wenigen Tagen endlich ward der Unglückliche freigeſprochen, weil der wahre Mörder, der Schlächtergeſell Gurlt, zufällig, als er er einen Schafdiebſtahl beging, entdeckt wurde; aber ſeine Geſundheit iſt wahrſcheinlich für immer dahin und ein frühes Grab wird ihn und ſeine Geſchichte bedecken. Das Geſetz gibt ihm nichts, als ein Atteſt ſeiner Unſchuld: allein der hohe Wohlthätigkeitsſinn der Bewohner Berlin's macht ſich hier wieder geltend. Überall wird für ihn geſammelt und eine der wohlthätigſten Geſellſchaften unter den vielen ſchönen Vereinen der Hauptſtadt, der Frauen-Krankenverein, deſſen Mitglieder die ſamaritiſche Pflicht übernommen haben, Labung und Pflege an die Schmerzenslager der Elenden und Verlaſſenen zu bringen, hat zweihundert Thaler für den Armen beſtimmt, um ſeine Zukunft zu ſichern. Geld jedoch wird niemals die Geſundheit in ſeinen ſchwachen hektiſchen Körper zurückbringen können.

Unſere Literatur hat mit Beginn dieſes Jahres wenig Neues erlebt. Ein einziges Tageblatt, „der Telegraph," mit Modenkupfer iſt erſchienen. Unter den literariſchen Erſcheinungen iſt Th. Mundt's Buch, „die Kunſt der deutſchen Proſa," die erfreulichſte geweſen. Es iſt ein ſehr glücklicher Verſuch, einen abſtrakt wiſſenſchaftlichen Gegenſtand auf das Gebiet der Kunſt zu verpflanzen, und nach dieſem Maßſtabe, nicht etwa als tiefgelehrte Forſchung, muß man es betrachten und anerkennen. Von Th. Mügge erſcheint nächſtens bei A. Dunker ein neuer hiſtoriſcher Roman „die Vendéerin," auf welchen ſich die Aufmerkſamkeit richtet, und Herr Joel Jakoby, der Verfaſſer der liberalen Berliner Zuſtände und der ſtabilen Artikel im Hamburger Correſpondenten, welche er ſelbſt jüngſt: ſeine vorzüglichſten Arbeiten vom höheren publiziſtiſchen Standpunkte, zu nennen beliebte, hat ein Buch unter dem wunderlichen Titel: „Klagen eines Juden" erſcheinen laſſen.

In der Theaterwelt hat ein neues Schauſpiel von L. Blum: „Die Freiin von der Elſe," nach Sheridans: the hunchback Aufſehn erregt und durch ſeine in die Zeit greifende Charakteriſtik ungemein angeſprochen. Gluck's große Oper: „Armida," kam vorige Woche zur Aufführung, nachdem Fräulein von Faßmann hier engagirt worden iſt. Alle Anhänger der alten Muſik waren im Zuſtande der Auflöſung vor Entzücken, und an ihrer Spitze der Wortführer derſelben, Herr Rellſtab. Wer wollte das großartige Meiſterwerk deutſcher Kunſt nicht bewundern, allein wir ſind nicht Alle gründliche Kenner genug, und dem Geſchmacke der Zeit ſteht ſo Manches darin entgegen, was, ganz einfach geſagt, langweilig erſcheint. Endlich aber erfordert die Aufführung Künſtler in der höchſten Potenz, und Fräulein von Faßmann genügte ſo wenig als Armida, wie Herr Eichberger als Rinald. —

Feuilleton.

⁂ Ungarn's Verfaſſung. — „Beinahe ein Jahrtauſend iſt verfloſſen," ſagt ein Ungar in ſeinem ſoeben bei G. Heckenaſt in Peſth veröffentlichten „Tagebuche über Großbritannien," worüber wir nächſtens ausführlicher berichten, — „ſeit dieſes Volk (Ungarn) von der Gränze China's nach Europa drang, und es blieb noch immer den übrigen Völkern fremd, als wäre es noch von der chineſiſchen Mauer umgeben, über die nur einzelne verworrene Stimmen manchmal herausdrönen, aus denen der Eine ſchnell ein Heldengedicht zuſammenſchmiedet, der Andre eine Klage gefeſſelter Leibeigenen, um die ſich aber Beide wenig kümmern. Und doch haben Beide Unrecht. Ungarn iſt nicht von jener ſtolzen Adelsunabhängigkeit befangen, die über den Sklavenketten Leibeigener ſich erhebt, und die in Polen zu Grunde ging; es will zwar nicht mehr da ſtillſtehen, wo es ſeit einem Jahrhunderte geblieben war, aber, iſolirt und fremd dem weſtlichen Europa, ſucht es ſich nationell zu entfalten, ohne, von einem tollen Freiheitsſchwindel ergriffen, fremde Inſtitutionen ſich einimpfen zu wollen und nach Syſtemen, die in die Luft geſtellt ſind, zu haſchen. Sein Leuchtthurm aber, zu dem es immer bei dem Steuern nach dem

Hafen des öffentlichen Wohls hinblickt, iſt ſeine Munizipalverfaſſung.

An der Spitze der zweiundfünfzig Comitate Ungarn's ſteht ein Obergeſpann, von der Regierung zum Präſidenten der Adelsverſammlung ernannt. Da aber dieſe eminente Würde meiſt nur Männern aus den Magnatenfamilien und den Großwürdenträgern des Landes verliehen wird, ſo ſind ſie ſelten in ihren Geſpannſchaften gegenwärtig und erſcheinen, gewöhnlich nur alle drei Jahre bei der allgemeinen Wahl der Comitatsbeamten, zu der der ganze Adel der Geſpannſchaft und der benachbarten Comitate eingeladen wird, um in einer allgemeinen Verſammlung immer aus drei oder mehreren von dem Obergeſpann vorgeſchlagenen Adelichen, einen für jede Stelle durch Akklamation zu wählen. Die Mehrheit ſpricht der Obergeſpann aus, der nach Jahrhunderte altem Gebrauche den früher die Stelle bekleidenden und den ihm zunächſt ſtehenden Beamten vorſchlagen muß, ihren Namen noch andere nach Gutdünken beigeſellend. Kann die Mehrheit nicht genau beſtimmt werden, oder iſt die Verſammlung mit dem Ausſpruche des Obergeſpanns unzufrieden, ſo folgt ein Abſtimmen durch geheime Ballotirung. — Natürlich kommen bei ſolchen Wahlen alle Intereſſen in's Spiel, und da die Zahl des Adels in den meiſten Comitaten in die Tauſende geht, und alle im Coſtüme und bewaffnet bei der Verſammlung erſcheinen, ſo gewinnen die Wahlen ein äußerſt lebendiges und kriegeriſches Anſehen; doch nur äußerſt ſelten kommt es zum Kampfe; der Säbel iſt hier bloß die Zierde, nicht die Waffe des Adels.

In den Händen der auf dieſe Art erwählten Beamten ruht nun die ganze richterliche Gewalt, und die Adminiſtration des Comitates, die letztere jedoch nur, in ſofern ihr der Adel beiſtimmt, der jedes Jahr ſich viermal verſammelt, in dringenden Fällen auch mehrmals, um Rechenſchaft von den Munizipalbeamten zu fordern und über die allgemeinen Maßregeln der Regierung ſich zu berathen, — ſie anzunehmen oder zu verwerfen. Dieſes Verwerfungsrecht bleibt aber kein todter Buchſtabe, jede Regierungsmaßregel muß ſich dieſer Feuerprobe in jedem Comitate unterwerfen, und wenn ſie ſie nicht beſteht, wird ſie zurückgeſandt mit allen Gründen, die ihre Verwerfung verurſachten. Die Regierung des Landes liegt daher ganz in den Händen der Comitate, in Fällen der Kolliſion entſcheidet der Landtag, der dem Geſetze zufolge ſich jedes dritte Jahr verſammeln muß. Doch auch dieſer iſt von allen andern conſtitutionellen Kammern verſchieden. Ungarn beſitzt keine repräſentative, aber eine Mandatarverfaſſung. Jedes Comitat wählt zwei Deputirte und verſieht ſie mit Inſtruktionen, an die ſie ſich um ſo genauer halten müſſen, als die Adelsverſammlungen, der die Deputirten die Verhandlungen ſtets mittheilen müſſen, das Recht haben, ſie vom Landtage abzuberufen, die Inſtruktionen nachträglich zu ändern oder zu vervollſtändigen. Auch dieſes Recht bleibt nicht bloß auf dem Papiere, und noch bei dem unlängſt geſchloſſenen Landtage gab es Beiſpiele von geänderten Inſtruktionen, von zurückberufenen Deputirten. — Die große Anzahl der Comitate, und ihre ſingulative Unbedeutendheit iſt bei dieſer Verfaſſung das Gegengewicht gegen jenen beſchränkten und kleinlichen Provinzialgeiſt, der über ſeiner nächſten Umgebung das Wohl des Ganzen vergißt, wie man es oft den Schweizerkantonen vorgeworfen hat.

Neben dieſen außerordentlichen Freiheiten des Adels und der Selbſtregierung der Comitate, verſchwinden beinahe die Städte mit ihrer Corporationsadminiſtration, die genau der engliſchen vor der Munizipalreform gleicht und auf das Prinzip der Selbſterwählung baſirt iſt. Die Bauern, die alle Laſten tragen, erwählen zwar auch in den Dörfern und Flecken ihre Richter, die aber abhängig von den Comitatsbeamten, mit Ausnahme einiger Flecken, ganz ohne Bedeutung ſind und kaum etwas Anderes als das Eintreiben der Steuern zur Pflicht haben. — Scharf bleiben dieſe drei Stände von einander geſondert, der Grund liegt in der Geſchichte Ungarn's. Die erobernden Ungarn bildeten den Adel und behielten die Regierung; Ausländer, meiſtens Deutſche, ſiedelten ſich in den Städten an und erhielten Privilegien, die unterjochten ſlaviſchen und walachiſchen Stämme, die alten Beſitzer des Landes, wurden Sklaven. Doch dieſes Verhältniß beſteht nicht mehr; die Bauern an der Theiß und untern Donau wurden Ungarn, der Adel Croatiens und der Gränzcomitate Polens wurde ſlaviſch, und häufige Adelsverleihungen der Könige vermiſchten die Nationalitäten. Nur das Bürgerthum blieb mit wenigen Ausnahmen deutſch und gelangte eben deßhalb in ſeiner iſolirten Stellung zu keiner Bedeutung im Lande. Jede Stadt ſendet zwar gleich den Comitaten zwei Deputirte zum Landtage, aber unter dem Vorwande, daß ſie bloß die Korporationen und nicht die Städte und das Bürgerthum vertreten, haben ſie bei der Kammer der Deputirten, der ſogenannten „untern Tafel," nur ein einziges Kurialvotum, eben ſo die geiſtlichen Deputirten der Kapitel. Der Präſident der untern Tafel wird von der Regierung ernannt, die hier Niemanden hat, deſſen Pflicht es wäre, ihre Intereſſen zu wahren und ihre Maßregeln zu unterſtützen. Dazu iſt eigentlich die obere Tafel da, in der jeder Obergeſpann und Biſchof des Landes, die alle von dem König ernannt werden, ſeinen Sitz hat, als deren Gegengewicht aber der hohe Adel, die Grafen und Barone ohne Ausnahme, ſobald ſie nur majorenn ſind, hier erſcheinen. Die Initiative hat die Regierung und die untere Tafel gemeinſchaftlich; aber die Regierung nennt bloß bei der Landtagseröffnung die Gegenſtände, die verhandelt werden ſollen, die Ausführung bleibt bei der untern Tafel, oder eigentlich durch die Inſtruktionen, bei den Comitaten, die noch überdieß das Petitionsrecht in unbeſchränktem Maße genießen. Die Beſchlüſſe der untern Tafel kommen erſt zu den Magnaten, ſodann zum König, und können von beiden verworfen oder amendirt werden; denn die Regierung, ohne direkten Einfluß bei den Wahlen, Inſtruktionen, Verhandlungen der zwei Tafeln, hat dagegen das Recht eine neue Verhandlung des Entwurfs zu verlangen, den ſie mit ihren Bemerkungen und Aenderungsvorſchlägen zurückſendet. Nur ſelten iſt es der Fall, daß ein Geſetzentwurf, ohne von der Regierung amendirt zu werden, angenommen wird. Gewöhnlich geſchieht dieß am Ende des Landtags, wo die Kanzlei, das Organ der Regierung, nach Presburg kommt, und die Geſetzesentwürfe noch einmal geprüft werden, bis endlich, nach erfolgter Uebereinſtimmung der drei Gewalten, der König mit Feierlichkeit ſeine Sanktion ertheilt.

Dieß ſind ungefähr die Formen, in denen ſich das Nationalleben der Ungarn freier bewegt, als das irgend eines andern Volkes in Europa, es iſt der einzige ſtets unverſehrt gebliebene Ring jener Kette von Nationen, die von den Küſten des baltiſchen Meeres bis zum Archipelagus ihre alten Munizipalfreiheiten trotz allem Unglück des innern Zwieſpalts oder der Fremdherrſchaft erhielten, und von denen in unſerer Zeit Griechenland ſich durch einen Verzweiflungskampf rettete, während Polen in einem ſolchen unterging.

⁂ Von Defauconpret's franzöſiſcher Ueberſetzung des Walter Scott (in 30 Bänden zu 8 Fr. 75 C. per Bd.) ſind während der Subſkription auf deren „edition pittoresque" an 10,000 Exemplare abgegangen, ſo daß, bevor noch alle Lieferungen derſelben ausgegeben, ſchon eine neue, gleich luxuriöſe Ausgabe veranſtaltet wird. Und auch hiermit ſcheint der romantiſche Hunger nicht geſtillt werden zu können; denn ſchon iſt bei einem anderen Buchhändler die erſte Lieferung einer neuen Ueberſetzung des berühmten Schotten von Hrn. M. L. Vivien mit hiſtoriſcher Einleitung von J. Janin (in 22—24 Bänden zu 120 bis 140 Fr.) erſchienen.

⁂ Victor Hugo beſchäftigt ſich gegenwärtig mit Ausarbeitung eines neuen Trauerſpieles, und bereitet die Herausgabe einer Sammlung von Gedichten vor, der er den Titel: „Voix interieure" geben will.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 44. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 21. Februar.

Sehnſucht.

Müſſen ewig Nächte kommen
Nach des Tages heil'gem Licht,
Das zu Roſenglut entglommen
Lugneriſch von Dauer ſpricht?

Müſſen ewig rauhe Lüfte
Meiges Edens Flur umzieh'n,
Daß der ſchönſten Blüthen Düfte
Raſch wie Ambrahauch verglüh'n?

Müſſen ewig meine Schwingen
Weiter, himmelweiter weh'n,
Als zu dem, was ich erringen
Kann und was die Augen ſeh'n?

Müſſen ewig Schranken mahnen
An's gebrechlich dumpfe Haus,
D'rin die Seel' auf ihren Bahnen
Duldet allen irdſchen Graus?

Ende überall und Gränze!
Matte Freude, dürft'ge Glut,
Welke oder blaſſe Kränze,
Ach, — und Sehnſucht, die nicht ruht!

Sehnſucht, die durch alle Sphären
Im Kometengange ſchweift,
Die, um jeden Kelch zu leeren,
Gift- und Nektarſchal' ergreift!

Sehnſucht, die wie Meereswogen,
Wenn empor ſie zieht der Mond,
Sich am Glanze feſtgeſogen,
Der in andern Welten wohnt!

Sehnſucht, die um ferne Sonnen
Sich mit Liebesarmen ſchlingt,
Und aus eignem Flammenbronnen
Dennoch heiß're Gluten bringt! —

Ach, es ſtrebt mein tiefſtes Weſen
Von der Feſſel, die mich hält,
Frei und leicht ſich abzulöſen,
Wie die Frucht vom Baume fällt.

Will ich Andres denn als enden
Dieſes engbeſchränkte Spiel,
Um in allen Elementen
Frei zu ſein ohn' Maß und Ziel? —

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Der prophetiſche Mund.

(Fortſetzung).

Der eifrige Kaufherr ward durch ein lautes Klopfen unterbrochen. Er rief zornig: „herein,“ ward aber durch den neuen Ankömmling ſo erſchreckt, daß ihm die Sprache verſagte.

Es war der Collaborater, der mit möglichſt vielen Ceremonieen eintrat und ſich tauſendmal über die verurſachte Störung entſchuldigte.

„Hinaus! Aus meinem Hauſe!“ rief Freigut, ſobald er ſich wieder geſammelt hatte. „Sie ſollen meine Schwelle nicht beſudeln. Ich werde Sie injuriarum belangen!“

„Bitte ergebenſt um Entſchuldigung,“ ſtammelte der Collaborator. „Wollen gütigſt erlauben — nur wenige Worte — zu meiner Rechtfertigung. Werden mich nicht ungehört verurtheilen, wenn ich gehorſamſt bitten darf.“ —

Die klägliche, vor Angſt und Höflichkeit bebende Geſtalt des jungen Mannes erbarmte Sophie. Sie bat ihren Vater, den Collaborator anzuhören, was dieſer nach einigem Weigern endlich zugab.

„Nun, ſo reden Sie, mein Herr!“ ſprach Freigut. „Aber machen Sie's kurz. Ich will von Ihnen gar nichts lernen. Ich bin froh, wenn ich Sie nicht ſehe. Sie ſind ein undankbarer Menſch!“

„Ganz zu Ihren Dienſten, verehrter Herr Freigut,“ verſetzte Stumpf. „Hören Sie mich an — nur wenige Worte — zu meiner Rechtfertigung!“ — Er hielt inne und ſchöpfte Athem, um ſeine Rede ohne Anſtoß halten zu können. — „Sie ſind Kaufmann,“ fuhr er fort. „Sie kennen die Zeit. Auf allen Einzelnen laſtet ſie ſchwer. Man muß ſich fügen und ſchmiegen, bücken und zur Seite gehen, um nicht von ihr erdrückt zu werden. Eine ſchwere Zeit! Wir Lehrer an öffentlichen Schulen, — erlauben Sie gütigſt — fühlen dies am meiſten. Wir ſollen die Jugend erziehen, chriſtlich, moraliſch, äſthetiſch. — Eine ſchwere Arbeit! — Ein Brod, im Schweiße ſeines Angeſichtes zu eſſen! Wir müſſen uns fügen. Die rechte, goldene Mitte iſt ſchwer zu finden. Der Lehrer ſoll nützliche Menſchen aus der Jugend erziehen, keine Strudelköpfe. Er ſoll das Wilde, Unbändige gewiſſermaßen abſchäumen. Er iſt gleichſam der moraliſche Schaumlöffel.“

„Gut geſagt, ſehr gut!“ flüſterte Prüfenſtein Sophie'n zu. „Ein Schaumlöffel! Ich würde mich lieber einen Rahmlöffel genannt haben.“ — Freigut ward ungeduldig und lief im Zimmer auf und ab.

„Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer, wenn Sie gütigſt erlauben, dieſes Amt gewiſſenhaft zu verwalten. Sie ſind Kaufmann, Sie kennen die Zeit. Die Zeit will lauter Neuigkeiten aufbringen, auch in den Schulen. Die Schüler möchten lieber, ginge es ihnen nach Wunſch, franzöſiſch, ſpaniſch, engliſch und italiäniſch lernen, als lateiniſch und griechiſch. Und doch ſind das die Sprachen der Humanität. Ein Lehrer muß Humaniora lehren. Das ſollte die Zeit bedenken.“

„Sind Sie bald fertig, oder geht dieſe Salbaderei noch lange ſo fort?“ fragte ungeduldig der Kaufherr.

„Wenn Sie erlauben, ſo faſſe ich mich kurz,“ erwiederte Stumpf.

„Wäre in der That zu wünſchen,“ bemerkte Prüfenſtein gegen Sophie. „Wenn er nur mich in Ruhe ließe.“

„Eine Gattin iſt für einen Schulmann ein ſehr wünſchenswerther Hausrath,“ fuhr der Collaborator fort. „Allein, ſie muß ihm zu Handen ſein, ihn unterſtützen, die rechte, gemäßigte Mitte halten, nicht extravagiren. Das Ausſchweifen thut nirgends gut. Als Sie mir gehorſamſt erlaubten, mich Ihrer verehrten Tochter zu nähern, vermeinte ich eine ſolche Acquiſition an derſelbigen zu machen. Allein, ich bemerkte, daß ich mich geirrt hatte. Ihr Fräulein Tochter, meine verlobte Braut, gehört der jungen, hochſtrebenden Jugend an. Ich bin deren Gegenfüßler. Ich ſtrebe ſtill, aber nicht hoch. Ich fürchte, ſie möchte mich verführen! — Bitte gütigſt um Verzeihung! Ein Mann im Amte muß ſein Amt verwalten. „„Wer ein Amt hat, warte ſeines Amtes.““ Er muß dem Amte Alles nachſetzen. Sollte ich mein Amt auf das Spiel ſetzen?“

„Nein, gewiß nicht!“ fiel Freigut ein. „Sie ſind meine Tochter nicht werth. Sie ſind ein erbärmlicher Wicht! Aber ich werde Genugthuung fordern und Sie injuriarum belangen!“

„Entſchuldigen Sie gütigſt, verehrter Herr! Ich habe Sie beleidigt, weil ich Ihrer geliebten Tochter einen Spinnenmund beigelegt habe. Verzeihen Sie mir; es iſt nicht meine Schuld. Der Menſch kann nicht für ſeine Bildung. Aber erlauben Sie mir gefälligſt, zu bemerken, daß der Menſch bloß ein wohl cultivirtes Thier iſt. Der Thiere gibt es verſchiedene. Vom Säugthiere abwärts bis zum ſogenannten Geſchmeiß. Bitte um Entſchuldigung. Fräulein Sophie, meine verlobte Braut, iſt reizend, liebenswürdig, eine höchſt wünſchenswerthe Perſon. Wer kann aber für Inclinationen! Wollen Sie gütigſt bemerken, daß Ihre Tochter zur neuen Zeit hinneigt? Daß ſie Anlage hat, kritiſch zu werden? Daß ſie gern abſpricht, etwas räſonnirt? Meinen Sie, dies ſeien Eigenſchaften, die ſich für die ſtille Gattin eines ſtillen Gymnaſiallehrers paſſen? Ein Lehrer an einer gelehrten Schule muß eingezogen, ſittſam, beſchränkt leben. Er muß ſich fern von Extremen halten, immer nur zu vereinigen, auszugleichen ſuchen. Die Erziehung des Menſchengeſchlechts ſoll er vorbereiten. Fragen Sie ſich ſelbſt, ob dies wohl möglich iſt, wenn ihm eine Gattin zur Seite ſteht, die kritiſch formirt iſt? Kritik iſt an und für ſich gewiß kein Übel, an einer Frau aber iſt ſie ein Laſter. Eine kritiſche Frau ätzt, wie Scheidewaſſer und Schwefelſäure. Sie beizt den Verſtand des Mannes löchericht, wenn ſie ihn nicht gar vernichtet. Und das Schlimmſte iſt, daß dem Manne gar keine Waffen gegen ſie gegeben ſind. Gelehrſamkeit hilft nicht, ſie wird todt gebeizt; Bitten fruchten nicht, — die kritiſche Zunge der Frau überflügelt ſie, Küſſe ſind gefährlich, ſie können anſtecken. — Und dies, hochgeehrteſter Herr Freigut, iſt es, was ich eigentlich in Anregung bringen wollte. — Ich bin kein Feigling, denn ich bin ein Mann! Aber ich bin zu gutmüthig und nicht grauſam geſinnt. Ihre Tochter liebe ich mit allem Feuer eines gelehrten deutſchen Jünglings, der eine Anſtellung für das höchſte Glück ſeines Lebens hält; ſoll ich aber mich und Sophie zugleich unglücklich machen? In der Liebe und Ehe — erlauben Sie gütigſt — geht es ohne Kuß nicht wohl ab. Dem Kuſſe folgt die Umarmung. Küſſe ſind verrätheriſche Schmuggler. Bedenken Sie, wenn nun Sophien's kritiſch-aufſätzige Seele ſich durch den Kuß in mich hineinſchmuggelte! Was ſollte daraus entſtehen? Ich würde ſelbſt aufſätzig. Würde meine Collegen, den Rector, kritiſiren, an den Geſetzen mäkeln, oder am Ende gar keine haben wollen! Und wäre dies nicht ein Unglück? Die Ehe iſt ein Seelen- und Körperband. Eheleute ſind ein Leib — um Gottes Willen, Herr Freigut, ſtellen Sie ſich im Geiſte das unſägliche Elend vor, das aus einer ſolchen Verbindung über mich und über die Menſchheit hereinbrechen würde! Die Küſſe Sophien's entinnerten mich meiner ſelbſt. Ich würde rein umgekehrt, zum Äußerſten gekehrt! Der kritiſch-zerſetzende, Alles an- und einſaugende Geiſt der modernen Zeit führe in mich. Ich würde revolutioniren, eine Collaboratoren-Revolution machen! Und — o bedenken Sie gütigſt — dies Alles auf einem Gymnaſium! — Man würde mich abſetzen, mich removiren, in's Elend verweiſen. Ich machte die Schule, mich, Sophie — unglücklich! Und Alles dies käme nur von dem Küſſen des Mundes, in dem ich jene ſaugende, Alles zerſetzende Formation erblicke, die auch den ſonſt höchſt zart gebildeten Mund einer jungfräulichen Spinne auszeichnete. — Ich will mit dieſer Bemerkung nicht im mindeſten beleidigen. Ich ſage nur, was ich für Recht hatte, weil ich ein ehrlicher, deutſcher Schulmann bin. Sophien's Küſſe würden kritiſche Blut- oder Gedankenigel; ich würde ſelbſt kritiſch, ich wäre ein unglücklicher Menſch! Ich bezeuge Ihnen und meiner verlobten Braut meine vollkommenſte Hochachtung, aber ich kann eine Jungfrau nicht ehelichen, deren Mund mir meinen ſelbſtiſchen Untergang prophezeiht. Ich fürchte nicht unter ihren Pantoffel, ſondern nur unter ihren kritiſch-zerſetzenden, meine Ruhe ausſägenden Kuß zu kommen." —

(Fortſetzung folgt).

Aegyptiſche Tabletten.

(Aus Capitain C. R. Scott's „Wanderungen durch Aegypten und Candia." *)

I. Die Fellah's.

Mohammed-Ali fand die eingeborenen Ägypter in das tiefſte Elend, in die tiefſte Degradation verſunken, als eine Raſſe von Weſen, die nur durch Geſtalt und Sprachfähigkeit als Menſchen zu erkennen waren. Hiernach muß man die Urtheile bemeſſen, die über ihn gefällt worden ſind, indem man, was die Ägypter jetzt ſind, mit dem vergleicht, was ſie früher waren. Obgleich nun der Weg des ägyptiſchen Vicekönigs mit faſt unüberſteiglichen Hinderniſſen bedeckt ſchien, ſo ſind doch die Fortſchritte, die Statt gefunden haben, bewunderungswürdig groß; denn Mohammed-Ali hatte nicht nur die überwältigende Maſſe religiöſer Vorurtheile zu beſeitigen, welche die ägyptiſche Nation niederdrückten, und die Wucht der Ignoranz zu durchbrechen, welche ſie in ihre Degradation gebannt hielt, ſondern er hatte auch den Widerſtand aller jener mächtigen Häuptlinge zu überwältigen, deren Intereſſe es war, ihre Fellah-Vaſallen in dieſer Erniedrigung und Unwiſſenheit zu erhalten und dem Anſehen des Vicekönigs und des Propheten zu trotzen . . .

Der Widerwille dieſer Fellah's, ihren Geburtsort zu verlaſſen, iſt (faſt) unüberwindlich. Uns Engländern ſcheint es beinahe unglaublich, daß junge Leute von 18 bis 25 Jahren es als ein Unglück anſehen, ihr väterliches Haus verlaſſen zu müſſen. Und doch iſt dies bei ihnen eine allgemeine Klage. Die Haupturſachen hiervon mögen ſein, daß ſie ſich ſehr jung verehlichen; die Indolenz, in welcher Menſchen aufwachſen, welche ihre Lebensbedürfniſſe mit ſehr geringer Arbeit und Mühe gewinnen, und der gänzliche Mangel an geiſtiger Bildung, der ſie völlig ignoriren läßt, daß es noch andere Vergnügen in dieſem Leben gibt, als der Befriedigung der mit den Thieren gemeinſamen Begierden, deren völligſte Befriedigung dem guten Muſelman als Belohnung im ſinnlichen Paradieſe ſeines Propheten vorgehalten wird.

Der ägyptiſche Fellah ſieht einen ſeiner Stammgenoſſen, etwa einen Bruder, der ſich in demſelben Schmutze gewälzt, und mit demſelben ekelhaften Ungeziefer bedeckt war, wie er ſelbſt, der dieſelbe ſchlechte Nahrung genoſſen und mit gleichen Lumpen bekleidet war, — er ſieht ihn mit Handſchellen fortgeſchleppt, um Soldat oder Seemann zu werden. Er ſieht ihn in wenigen Jahren zurückkehren, — umgeſtaltet in ein halb-civiliſirtes Weſen, verſehen mit allen Lebensbedürfniſſen, Schmuck in ſeinem Ausſehen, und ſich behaglich fühlend in ſeinem neuen Zuſtande; und doch wird er ihn nicht beneiden, noch zur Nacheiferung durch ihn erregt. Von Patriotismus weiß er Nichts, ausgenommen, daß er lieber von ſeinem landsmänniſchen Scheik beherrſcht, als von ſeinem früheren Unterdrücker, dem Türken, getreten werden will . . .

II. Die Eindämmung des Nil's.

Alle Projekte (bubbles) Mohammed-Ali's erſcheinen als unbedeutend, wenn man ſie mit ſeinem Plane, den Nil einzudämmen, vergleicht. Dieſes merkwürdige Unternehmen wurde begonnen auf Anrathen des Reſidenten der Saint-Simoniſtiſchen Sekte zu Kairo, und der Vater Enfantin geruhte, ſeine väterliche Fürſorge, — als Haupt-Ingenieur und Schatzmeiſter dieſem Werke zuzuwenden, unterſtützt bei ſeinen Arbeiten durch einen Herrn Leion, Zögling der polytechniſchen Schule zu Paris. Die für dieſes erſtaunliche Werk auserſehene Stelle findet ſich wenige Meilen unter der Theilung des Nil's in den Roſetten- und Damietten-Arm, und die Abſicht ging darauf hin, das Waſſer zur Höhe von 10 Fuß über den gewöhnlichen Stand des niedrigen Nil's zu erheben, um eine Waſſermaſſe zu bilden, mittelſt welcher jeder Theil des Delta's zu jeder Jahreszeit bewäſſert werden könne.

Dieſes Werk, wie es urſprünglich projektirt worden, war wohl ausführbar, obgleich ſchwierig genug, um ſelbſt einen Brunel zum Nachdenken aufzufordern, bevor er daſſelbe begönne. Aber die ungeheure Ausgabe, welche nöthig geweſen zur Beſchaffung des zu den Grundpfeilern erforderlichen Holzes veranlaßte das Aufgeben dieſes Theiles des Projektes. Der Damm ſoll nun bloß aus Steinen erbaut werden und auf dem ſandigen Grunde des Delta's aufliegen. Keiner der Steine, die ich aufgehäuft ſah, war aber länger, als vier Fuß, und die ganze Arbeit ſieht einer Spielerei ſo ähnlich, daß man an der Ehrlichkeit der Verſicherung des cosmopolitiſchen Vaters zweifeln möchte, der behauptete, daß er nur arbeite „pour l'amour de la famille universelle des hommes."

Man hat im Sinne, zwei Brücken über die beiden Nilarme und eine mittlere über den Kanal zu bauen, welcher nothwendig, um den Bewäſſerungsſtrom in das Delta zu leiten. Die zwei Hauptbrücken wurden ungefähr 5 (engl.) Meilen lang, und dieſe ganze Strecke würde gedämmt werden müſſen, um dem ſtäten Drange des ungeheuren Waſſerſchwalles wiederſtehen zu können. Sollte aber dieſes Werk jemals glücklich zu Ende gebracht werden, — was meiner Meinung nach nicht geſchehen wird, — dann würde die nothwendige Folge davon ſein, daß das ganze Syſtem von den Kanälen, Dämmen und Schleußen des Delta eine Veränderung erleiden müßte, ſeine Bewohner aber würden ſtets der Gefahr ausgeſetzt ſein, mit ſammt ihren Heerden, Feldern und Dattelwäldern und Wohnungen weggeſchwemmt zu werden, entweder indem der Strom den Damm durchbräche oder dadurch, daß er ſich ſelbſt einen anderen Ausweg eroberte. —

III. Der freigläubige Bäcker.

Kurz vor meiner Ankunft in der Hauptſtadt Ägypten's ereignete ſich ein Vorfall, der einen komiſchen Beweis lieferte von der Veränderung, die in der letzten Zeit in der öffent-

---

*) 2 Voll. 8. London, 1837.

lichen Meinung Statt gefunden. Ein levantiniſcher Kaufmann von Kairo, der wahrſcheinlich ſeinem Patron, dem h. Antonius, eine Ehre anthun und zugleich ſeinen Freunden ein Feſtmahl geben wollte, ſchickte eine Schweinskeule in ein mohamedaniſches Backhaus, um dieſelbe dort braten zu laſſen. Der nicht ſehr gläubige Bäcker der Gläubigen trug kein Bedenken, das unreine Fleiſch zu den übrigen orthodoxen Gerichten zu ſtellen, um ſie miteinander zu braten. Aber einer der Kunden, ein ſtrengerer Beobachter des Korans, als er nach ſeinem Büffelbraten zu ſehen kam, bemerkte mit Entſetzen, wie neben demſelben jenes verabſcheute Stück Fleiſch dampfte und prutzelte. Er erhob ein lautes Geſchrei über den gottloſen Bäcker, der ſofort vor den Halid Effendi geſchleppt und aufgefordert wurde, ſich deshalb zu rechtfertigen, daß er auf ſolche Weiſe dem Propheten zu trotzen ſich unterfange. „Fürwahr,“ erwiederte der zitternde Bäcker, „ich habe kürzlich ſolcherlei Veränderungen in Ägypten wahrgenommen, daß ich damit keine Sünde zu begehen glaubte. Sehe ich nicht täglich muſelmanniſche Soldaten auf fränkiſche Weiſe equipirt? Bey's halb als Franken gekleidet? Fränkiſche Gerichte, ja ſogar fränkiſche Weine genoſſen? Konnte ich, ſolcherlei ſehend, vorausſetzen, daß es eine Sünde ſei, wenn ich geſtattete, daß ein Stück fränkiſches Schwein ruhig neben einem muſelmäniſchen Gerichte brate? Glaubte ich doch hiermit nur dem Zeitgeiſte gemäß zu handeln!“ — Der mohamedaniſche Weiſe fand ſich hierdurch nicht wenig betroffen, doch meinte er, daß, wie wahr dies auch Alles ſein möchte, der Bäcker doch auch hätte ſehen können, wie alle gläubigen Bewohner von Kairo nach dem Geiſt des Korans dafür hielten, Schweinfleiſch ſei Schweinfleiſch, und daß die Vorſchriften des Propheten befolgt werden müßten. Ein witziger Mollah bemerkte dagegen: „Feuer ſei ein Reiniger aller Dinge,“ worauf nach gepflogener Berathung entſchieden wurde, daß den anderen Gerichten im Backofen durch den Dampf des Schweinbratens kein Schaden geſchehen ſei, und ſo wurde der Angeklagte entlaſſen. Der triumphirende Backer kündigte ſofort an, daß er fränkiſche und andere Gerichte brate,“ und hatte nun ein ſehr einträgliches Geſchäft ſeit der weiſen Entſcheidung des Richters zu ſeinen Gunſten. —

Feuilleton.

⁂ Bei Theodor Pergay in Aſchaffenburg iſt ein in kunſtgeſchichtlicher Hinſicht intereſſantes Werk erſchienen: „Die Miniaturen und Manuſcripte der königl. bayeriſchen Hofbibliothek in Aſchaffenburg,“ von Joſeph Merkel; es enthält eine Beſchreibung I. der dem Kardinal und Kurfürſten von Mainz, Albrecht von Brandenburg († 1545) gehörigen Miniaturen: a) des großen Miſſale, mit 23 größeren und 116 kleineren Bildern, nach Compoſitionen A. Dürer's, Martin Schön's, Lucas Cranach's u. A., von dem Nürnberger Niklas Glockendon ausgeführt und 1524 vollendet; b) des Glockendon'ſchen Gebetbuchs (mit 11 Bildern); c) des Beham'ſchen Gebetbuchs (mit 8 Bildern); d) des Domſchatzes (344 Abbildungen) II. von 38 anderen Werken, zum Theil mit Miniaturen. Beigegeben ſind dem Merkel'ſchen Werke vierzehn Tafeln mit Umriſſen.

⁂ Dr. H. Künzel in Darmſtadt hat für ein zur Feier der Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth von Preußen und des Prinzen Carl von Heſſen und bei Rhein gedichtetes Feſtſpiel: „Die heilige Eliſabeth,“ von Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen ein huldvolles Handſchreiben und die bei jener Gelegenheit von G. Loos geprägte prachtvolle goldene Medaille erhalten, deren Hauptſeite die wohlgetroffenen Porträts des höchſten Paares, deren Kehrſeite den Gott der Ehe, umgeben von Liebesgöttern, zeigt, deren einer mit der Lilie ſich auf den Adler, deren anderer mit der Roſe ſich auf den Löwen ſtützt. — Eine gleiche Auszeichnung wurde dem Concertmeiſter Thurn zu Theil, welcher die Muſik zu Künzel's Feſtſpiel componirt hatte.

⁂ Der ſo eben erſchienene Almanach für Freunde der Schauſpielkunſt auf das Jahr 1837, von L. Wolff, Souffleur am königl. Theater in Berlin, bringt einen intereſſanten Bericht über den Beſtand und das Gedeihen des am 17ten December 1834 geſtifteten Vereins dramatiſcher Künſtler in Berlin, deſſen Zweck iſt: „durch reges Streben und ſtreng geregelte Thätigkeit die höchſten Intereſſen der dramatiſchen Kunſt im Allgemeinen nach beſtem Wiſſen, Willen und Erkennen zu befördern.“ Derſelbe hält ſtatutengemäß drei wöchentliche Sitzungen, in welchen rhetoriſche Uebungen vorgenommen, Aufſätze über alle Zweige dramatiſcher Kunſt und ihrer Wiſſenſchaft, von Mitgliedern verfaßt oder mitgetheilt, vorgeleſen, Aufgaben geſtellt, Rollen beurtheilt werden u. ſ. w.; zu außerordentlichen Sitzungen haben auch, vom Verein eingeladen, Nichtſchauſpieler Zutritt. In den zwei Jahren, ſeit dieſer Verein beſteht, wurden 63 rhetoriſche Uebungen vorgenommen und ihre Ausführung auf der Stelle beſprochen, 61 dargeſtellte Rollen von verſchiedenen Vereinsmitgliedern offen und rückſichtslos beurtheilt, 18 dramaturgiſche Aufſätze vorgeleſen. Außerdem beſchäftigte ſich der Verein mit Vorleſungen aus anerkannten dramaturgiſchen Werken, ſtellte Aufgaben aller Art, unterſtützte ſeine Mitglieder bei'm Einſtudiren neuer Rollen u. ſ. w. Möchte derſelbe Nachahmung finden! — Der Wolff'ſche Theateralmanach enthält überdem ein Verzeichniß ſämmtlicher Mitglieder der königl. Schauſpiele und das Repertoire der von denſelben aufgeführten Vorſtellungen in Berlin, Potsdam und Charlottenburg, vom 1. Decbr. 1835 bis den 30. Novbr. 1836, ſo wie ein intereſſantes Verzeichniß der deutſchen Bühnen, ihrer Vorſtände und Mitglieder ꝛc.

⁂ Bei Carl Heymann in Berlin ſind zwei Hefte eines ſchönen artiſtiſch-poetiſchen Unternehmens erſchienen: „Scenen und Sagen aus deutſcher Vorzeit,“ eine Art von fliegenden Blättern, dem geläuterten Zeitgeſchmack angepaßt. Gewandte und geachtete Dichter, wie Gaudy, Ferrand u. A., haben die Sagen (größtentheils aus der Vorzeit der zu Preußens Monarchie gehörenden Länder) in anmuthige moderne Balladenformen gebracht; elegante Stahlſtiche begleiten letztere. — Die in den beiden Heften enthaltenen Stoffe ſind: Der erſte Piaſt, der Schwanenritter, Markgraf Gero, Herzog Heinrich's IV. von Breslau Verſöhnung mit Biſchof Thomas II., die Erſtürmung Brandenburg's durch Albrecht den Bären, und die heilige Eiche zu Romove.

⁂ Das von J. W. Lindner redigirte, von Oehme und Müller in Braunſchweig herausgegebene „Archiv für Natur, Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben“ erſcheint auch in dieſem Jahre wieder, in 12 Lieferungen mit 150 zum Theil recht hübſchen lithographirten Abbildungen. Es verdient ſchon zunächſt wegen ſeiner Wohlfeilheit (der Jahrgang koſtet 1 Thlr. 12 Ggr.) beſte Empfehlung, da es in unterhaltender Form nützliche Kenntniſſe im Volke verbreiten hilft.

⁂ Mit Nächſtem wird von dem trefflichen Schmidt'ſchen Werke über die Trier'ſchen Alterthümer (worüber wir im Feuilleton zu Nro. 19 des Phönix von dieſem Jahre berichtet) das zweite Heft vollendet, welches eine Darſtellung der Domkirche in Trier in ihrer alten, urſprünglichen Form als römiſche Baſilika enthalten ſoll. Wiederholt ſprechen wir den Wunſch aus, daß dies gediegene Werk allgemeine Theilnahme und Unterſtützung finde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 45. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 22. Februar.

An Nanny.

Von

Ludwig Bechſtein.

1.

Du haſt dein Herz mir offen dargelegt,
Dein Herz, das nur für mich Gefühle hegt,
Dein Herz, das mir, ein Opferaltar, brennt,
Dein Herz, das meiner Wonne Stunden ſchlägt.
Und meine Liebe ſenkt' ich dir in's Herz,
Die dich empor auf Flammenflügeln trägt,
Und meine beſten Lieder weih' ich dir,
Weil meine holde Kunſt dein Herz bewegt.
In deinem Sänger haſt du hohen Sinn,
Haſt Glutbegeiſt'rung in ihm angeregt,
Daß er die Hüllen ſeiner Dürftigkeit
Mit ſtolzem Sinn nunmehr hat abgelegt,
Im Königsmantel deiner Liebe ſteht,
Und ſingend deiner Liebe Kleinod pflegt.

2.

Wir ſind zwei Saiten einer Aolslaute,
Von gleichem Hauch bewegt, ertönend, Traute;
Der Zephyr, der uns macht erbeben, iſt
Die Liebe, die für uns den Himmel baute.
Als unſ're Augen in einander ſahn,
Da war's, als ob in Sonne Sonne ſchaute,
Und es erklang ein reiner Memnonton
Im Morgengold, Aurora's Thräne thaute.
Gelöſ't war nun das Räthſel unſers Seins!
Dir zog ich hoffend nach, ein Argonaute,
Um zu gewinnen deiner Liebe Gold,
Und ward um dich, der Alles ich vertraute.
Du wurdeſt mein, und nun erklingen wir
In Wonne zitternd mit vereintem Laute.

3.

Dein könnt' ich denken tage-, mondenlang,
Könnte dir weihn nie endenden Geſang;
Könnte dir reihen zur endloſen Schnur
Die Perlen meiner Lieder, hell von Klang;
Könnte mit dir durch alle Wüſten gehn,
Ohne zu fürchten meinen Untergang;
Könnte mit dir durch alle Himmel ziehn,
Ein Seliger, der Gott in dir umſchlang!
Mit dir vereint, wär' ich in Armuth reich,
Wäre mit dir beglückt mein Lebenlang,
So wie ich arm und blos bin ohne dich,
Und trage meiner Sehnſucht Feſſelzwang.
Dich will ich preiſen, ſo lang noch in mir
Ein Odem aushaucht der Gefühle Drang,
Dein will ich denken früh und denken ſpat,
Vom Sonnenaufgang bis zum Niedergang,
Und von dir träumen will ich jede Nacht,
Wie deine Liebe mir giebt hohen Rang;
In Träumen hält ich feſt das Glück erfaßt,
Das wachend zu erflehn, mir nicht gelang.

4.

Ja, du biſt gleich der Roſe Jericho's,
Die trug ein Pilger aus der Heimath Schoos;
Bleich iſt und welk die Pflanze zu erſchaun,
Und dir ward zugedacht ein gleiches Loos.
Du trauerſt einſam, ſtill, der Heimath fern,
Gleich einer Wunderroſe, dornenlos.
Doch wenn mit lauer Fluth die Blume du
Getränkt, ſo öffnet, die erſt nackt und blos,
Die Zweige rings, lebend, polypengleich,
Und ſteht verjüngt vor dir, und friſch und groß. —
Kennſt du die Fluth auch, die verjüngend dich
Mit neuer Lebensfülle übergoß?
Die Fluth heißt Liebe, die dein krankes Herz
Friſch grünen macht, wie einen Maienſproß,
Daß es die ſehnſuchtbleichen Arme ſtreckt
Nach mir, nach mir, der ſelig dich umſchloß,
Deß ſtarker Arm dich in die Heimath trug,
Deß Feuer dir, ein Lebensbalſam, floß,
Wie einer Blume fern im Orient
Der heiße Lebensſtrahl des Helios.
Laß mich dir Helfer, Arzt und Sonne ſein,
Dein heilender, beglückender Genoß.

Der prophetiſche Mund.

(Fortſetzung).

Prüfenſtein hatte mit Mühe die drohenden Ausbrüche des indignirten Kaufmanns zurückgehalten. Jetzt war aber das Maß voll. „Aus meinem Hauſe!“ rief er, und machte eine nicht ſehr zweideutige Bewegung gegen den Collaborator. „Heirathen Sie wen Sie wollen, meine Tochter ſollen Sie nicht bekommen.“

„Bitte — um Verzeihung, wenn ich Sie beleidigt habe,“ ſagte Stumpf. „Ich hielt es für meine Pflicht, mich deutlich zu erklären. Ich hege keine Feindſchaft gegen Ihr Haus, nur ruhig möchte ich fortan leben. Ich liebe die Ruhe.“ —

Der ceremoniöſe Collaborator entfernte ſich. Freigut tobte in der Stube herum und wollte ſich durchaus nicht beſänftigen laſſen. Alle Zureden Sophien's und ihre Betheuerungen, daß es ihr recht angenehm ſei, den langweiligen Menſchen nicht heirathen zu dürfen, wollten nicht fruchten.

„Was da!“ rief Freigut. „Er hat mich doch beſchimpft, und die Stadt vergißt die Schmach nie mehr. Es kommt dereinſt in die Stadtchronik oder Geſchichte, oder wenigſtens in eine Anmerkung. Die Schande wird aufbewahrt in allen Bibliotheken des deutſchen Vaterlandes. Darum will ich Recht haben. Ich verklage den Menſchen. Er muß an den Pranger!“ —

Prüfenſtein hob die lächerliche Seite hervor und perſiflirte des Collaborator's ganzen Vortrag. — „Beruhigen Sie ſich,“ ſagte er, „und hören Sie einmal meine Meinung. Stumpf iſt ein ſogenannter guter Menſch, aber dabei, herzlich dumm. Sein Name bezeichnet ſein Weſen, wie im Grunde jeder Name das geiſtige Gepräge ſeines Inhabers iſt. Stumpf alſo iſt ſtumpf trotz ſeiner Gelehrſamkeit. Man kann ſehr gelehrt und doch ein Erzdümmling ſein. Die Dummen lernen das Meiſte. Sie laſſen ſich geiſtig füttern und prügeln, wie Eſel. Es ſind die cultivirteſten Eſelsnaturen. Darum thun Sie ganz recht daran, daß Sie ſich von all der Wortgelehrſamkeit möglichſt fern halten. Mit dem armen Collaborator aber haben Sie Erbarmen. Er bedarf deſſen mehr als andere Menſchen. Sparen Sie Ihren Zorn für Beſſere, Würdigere auf. Verklagen Sie ihn nicht, machen Sie ihn lächerlich.“

„Lieber, junger Mann, Sie reden, wie Sie's verſtehen,“ erwiederte Freigut. „Sie wiſſen nicht, wie tief ich verletzt bin. Ich kümmere mich wenig um Streitigkeiten; wenn aber die ganze Reputation eines alten, geachteten Hauſes verloren geht, dann bricht mir das Herz. Helfen Sie mir, lieber Prüfenſtein, und ich gebe Ihnen, was Sie wünſchen!“

Sophie hatte bisher geſchwiegen. Der Gram ihres Vaters, den ſie großentheils aus purem Muthwillen erregt hatte, ſchmerzte ſie jetzt. Sie umfaßte ihn liebevoll und verſprach, durch jenes Ätzende ihrer Seele, was der Collaborator ſo ſehr fürchte, alle Schmach von dem Hauſe abzuwehren. Er ſolle ihr nur das Verſprechen geben, ſie in Nichts zu verhindern. Dieſe Hingebung rührte den gutmüthigen Vater. Er ward ſanfter und gab Prüfenſtein und Sophie acht Tage lang Zeit, um die Ehre ſeines Hauſes und Namens in der Stadt wieder herzuſtellen; dem jungen Manne ſagte er nochmals jede Anforderung, die er an ihn machen würde, zu, ſie möge beſtehen, worin ſie wolle. — Bald darauf ward er in Geſchäften abgerufen, und ließ die beiden jungen Leute allein.

„Biſt du nun mit mir zufrieden?“ fragte Prüfenſtein jetzt Sophie, und ſchlang traulich ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib. „Was dieſer dumpfe, orthodoxe Stumpf fürchtet, wollen wir recht innigſt genießen und nicht ablaſſen, dieſe Ätzkraft der Seele immer mehr zu verſtärken.“

Sophie lächelte. „Du biſt aber doch arg mit mir umgeſprungen,“ ſagte ſie. „Wer ſeiner Geliebten einen Spinnenmund, und ſei's aus Liebe, andichtet, verdient Strafe.“

„Dann bitte ich um augenblickliche Ankündigung und Vollziehung.“

„Wenn ſie nun ſtreng iſt?“ fragte Sophie.

„Je ſtrenger, deſto liebenswürdiger. Deine Hand kann nur Roſen verſtreuen. Die Dornen ſelbſt müſſen ſich bei dir in Liebespfeile verwandeln. Sie verwunden, aber ſie ſchmerzen nicht.“

Die Strafe ward diktirt und in Küſſen abgebüßt. —

„Du mein Gott,“ ſagte Sophie. „Bei alle dem haben wir noch eine böſe Aufgabe zu löſen. Wenn nun der Vater nicht einwilligt? Du biſt ein Schwärmer, ein Müſſiggänger, ein unnützer, liebenswürdiger Menſch. An dir iſt nichts Gutes zu finden, als die Liebe. Iſt nun das nicht blutwenig?“

„Blutwenig,“ wiederholte Prüfenſtein. „Ich bekenne, daß ich ein vollendeter Taugenichts bin.“

„Und doch ſoll ich dich lieben? Soll dir mein Herz verſchenken?“

„Was liebt denn meine Sophie?“ fragte Prüfenſtein. „Liebt Sophie meine Seele oder mein Handwerk? Mein Wort oder die Seele meines Wortes? Mein Herz oder den Pulsſchlag deſſelben? Ich meines Theils liebe nicht dich! Nein, dich, Sophie, liebe ich durchaus nicht. Weder den Namen, noch ſonſt etwas an dir, ich liebe bloß deine Seele. Das, was ich nicht ſehen kann an dir. Was du verhüllſt, das liebe ich. Haſt du Vermögen, ich nehme und nütze es, aber liebe es nicht. Biſt du wie ich; ſo nimmſt du den Taugenichts, liebſt ihn aber nicht. Du bringſt mir Vermögen, ich dir den Taugenichts ein. Beides ſind todte Schätze. Die Liebe mag ſie beleben; dann werden ſie Wunder thun. Nur etwas Sichtbares an dir liebe ich, deinen prophetiſchen Mund, und damit du mir nicht etwa Unglück prophezeihen kannſt, will ich ihn dir verſchließen.“

Sophie wehrte den Geliebten nicht ab. Sie ſcherzten und koſten mit einander, bis der Abend hereindunkelte. Freigut kam beruhigt zurück, und ermahnte den jungen Mann, bei Zeiten an die Rechtfertigung ſeines Hauſes zu denken. Prüfenſtein verließ die Wohnung des Kaufmanns und entwarf ſchnell den Plan zu ſeinem zukünftigen Glücke. —

Noch waren nicht volle acht Tage vergangen, als unter den Bürgern der Stadt eine ganz ungewöhnliche Lebhaftigkeit ſichtbar ward. Die guten Leute pflegten, wie ehrſame, fromme Bürger thun, ein ſehr geruhiges Leben zu führen. Um die neuen Geſetze kümmerten ſie ſich wenig, wenn ſie nicht unmittelbaren Einfluß auf ihr eigenes Leben hatten. Sie ſahen früh mit den Schlafmützen zum Fenſter heraus nach dem Wetter, gähnten den lieben Himmel und die liebe Sonne an, und tranken ihren Kaffee in beneidenswerther Genügſamkeit. Sie waren ein glückliches Völkchen, dieſe Bürger. Die Verwaltung machte ihnen keine Skrupel, weil ſie nichts zu verwalten hatten. Von Eiſenbahnen oder Dampfmaſchinen hatten ſie zwar gehört; es fand ſich aber kein Gereiſ'ter in den Mauern der Stadt, der den guten Leuten ein klares Bild davon hätte entwerfen können. Daher waren ſie der Meinung, dieſe Dinge könnten nicht vielen Nutzen haben. Die Klugen erklärten ſie gar für dämoniſche Erfindungen. Es geht Alles zu ſchnell, ſagten ſie, man wird in ſolcher Eile ſeines Lebens nicht mehr froh. Actien nahmen ſie keine. Sie konnten ſich in die Berechnung nicht finden. Dafür ſpielten ſie Schafkopf und lachten einander höchſt gutmüthig in's Geſicht. Dieſe Bürger waren, glaub' ich, die einzig Glückſeligen auf Erden. Sie kümmerten ſich nur um ſich, und ihr Grundſatz, auf den ſie Alles zurückführten, war: So lange nur der Fleck ſteht, wo ich ſitze, hat die Welt nichts zu befürchten. Es waren gute, ſtabile Leute, lauter legitime Seelen, ob wohl ſie nicht wußten, was man unter Legitimität zu verſtehen habe. Sie ahnten es. Dieſe Menſchen hatten eine feine Naſe. Sie ſchnupften keinen Taback, ſie pflegten nur daran zu riechen. Deßhalb gab es auch Einige unter ihnen, welche Erdbeben und dergleichen rochen. Dies waren die Wetterpropheten. Namentlich ſtark waren die ältlichen Matronen in dieſer Kunſt. Darum beſchäftigten ſich dieſe Altmütter auch mit Politik und Kunſt. Weiber waren die Kunſtrichter, und die Kunſt befand ſich in jener Stadt ſehr wohl. Sie ſchweifte nie aus; ſie änderte ſich nie; ſie blieb ſtabil und legitim, wie ihre Bürger. Der ewige Friede ſchwebte über jener glücklichen Stadt.

Da begab es ſich, daß eines Morgens, als das Wochenblatt die Runde in den Häuſern machte, ein allgemeiner Aufſtand der Bürgergeiſter erfolgte. Alles fing an, zu ſprechen. Die Männer riſſen ihre Schlafmützen ab, die Weiber verſchütteten den Kaffee; ſelbſt die unerzogenen und ungezogenen Kinder wurden auf einmal politiſch geſinnt. Es fuhr ein allgemeines Leben in die friedliche Bürgerſchaft. Dieſer revolutionäre Sinn ward durch das Wochenblatt geweckt, das in ein einer beſondern Beilage einen Aufſatz enthielt, wie noch keine Chriſtenſeele unter dieſen Bürgern einen ähnlichen geleſen hatte. Es bildeten ſich daher auch bald verſchiedene Partheien. Die Einen behaupteten, ein Propagandiſt halte ſich in ihren Mauern auf, und es ſei Zeit, die Polizei aufzubieten. Andere waren freiſinniger und meinten, eine ſolche Umgeſtaltung thue dem Wochenblatte, dem einzigen Organe der öffentlichen Meinung, noth, wenn man nicht hinter der Zeit zurückbleiben wolle; noch Andere aber ſchüttelten die Köpfe und witterten Atheismus, Profaniſirung des Heiligſten, Mißachtung beſtehender Einrichtungen, Geringſchätzung angeſehener Perſonen, und konnten nicht begreifen, wie man ſo unachtſam ſein und ſolche giftige, aufrühreriſche Worte die Cenſur paſſiren laſſen könne, die doch ſonſt eine ſehr ſcharfe Scheere führe und jeden nicht nach dem Stadtmaße gewachſenen Gedanken in die richtige Form und Kleidung zurecht ſchneide. Wie man aber auch darüber ſprach, der Aufſatz war einmal vorhanden und wurde allgemein geleſen. Der Verfaſſer hatte ſich nicht genannt und die unkritiſchen Bürger zerbrachen ſich ihre Köpfe auf eine erbarmungswürdige Weiſe, um ſich kritiſch zu ſtimmen.

(Fortſetzung folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

14) Gedichte von Heinrich Wenzel. Glogau, Flemming. 1836.

Der Lyrik dieſes Dichters, von welchem wir vor einiger Zeit eine Tragödie beurtheilten, ſteht die Geſundheit auf den Wangen geſchrieben, und hübſche, friſche Gedanken gucken ihr aus den Augen heraus. Es iſt etwas Liebes und Herziges um ſo ein Schwellen und Knoſpen. Manche von den Liedern erinnern an Herzensſtrömungen alter deutſcher Poeten (wie Nro. 100 S. 46 an P. Flemming). Freilich konnte es nicht fehlen, daß hie und da die bloße Pointe ſtatt der Schlagader des Gefühls bemerkbar wird; im Ganzen überwiegt das Letztere. Minder gelungen ſind die Balladen und Romanzen, deren Meiſte etwas Preziöſes und Manierirtes an ſich haben, wodurch ihr Eindruck von vorneher neutraliſirt wird.

15) Erinnerungen aus meinem Leben in biographiſchen Denkſteinen und anderen Mittheilungen, von Z. Funck. 1ſter Bd. E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Der Herausgeber dieſes Buches war mit Hoffmann und Wetzel genau befreundet und beſitzt noch manche intereſſante ungedruckte Briefe des Erſteren und eine reiche Fülle des Nachlaſſes von Letzterem. Seine biographiſchen Mittheilungen, auf deren Authenticität ſich das deutſche Publikum verlaſſen kann, welches ſich noch immer mit Recht für Hoffmann lebhaft intereſſirt und mit Unrecht Wetzel'n noch immer nicht anerkannt hat, ſind demnach in jeder Hinſicht von großem Werth. Die Erinnerungen an Hoffmann ſind unſern Leſern bereits aus den Nummern 243 – 304 des Phönix (1835), wo dieſelben zuerſt mitgetheilt waren, bekannt. Wir empfehlen ihnen demungeachtet die Leſung des vorgenannten Buches, worin ſie wieder gedruckt ſind, auch wegen der, jedes deutſche Herz intereſſirenden Daten aus Wetzel's Leben. Welch ein ſtarkes, freies, deutſches Herz! Wie ſich dieſer edle Geiſt durch alle Mühſale und lähmenden Quälereien durchſchlägt, gekräftigt von dem Bewußtſein des Gottes, der in ihm lebt, vor ſich den leuchtenden, unſterblichen Gedanken an ein freies ſelbſtſtändiges Vaterland! Heute, da die ärgſten Schreier ſich an den Straßenecken feil bieten, wenigſtens auf Hinterpförtchen ſpekuliren, thut der Hinblick auf einen Tüchtigen, deſſen Männlichkeit ſich im ungleichen Kampfe aufrieb, wohl.

16) Bettina. Toilettengeſchenk für die Gebildetſten des weiblichen Geſchlechts. Von Z. Funck. Bamberg, Dreſch. 1836.

Ein Seitenſtück zu der von Herrn Funck ein Jahr früher herausgegebenen Blüthenleſe aus Rahel's Nachlaß; eine mit Geiſt und Geſchick veranſtaltete Blüthenleſe aus dem Briefwechſel Göthe's mit einem Kinde. Mit Freude begrüßen wir dieſen Verſuch, ihn im größeren Publikum einzubürgern.

17) Die ſixtiniſche Madonna. Ein erzählendes Gedicht in 10 Geſängen von Wolfg. Rob. Griepenkerl. Braunſchweig, Vieweg. 1836.

Eine im Mode-Geſchmack erfundene und mit (nur allzugroßer) Correktheit ausgeführte Dichtung, welche die Entſtehung der ſixtiniſchen Madonna und Raphael's Liebe und Tod in Hexametern behandelt, deren Rhythmus nichts zu wünſchen übrig läßt. Göthe'ſche Dichtweiſe ſcheint dem Verfaſſer als ein Vorbild vorgeſchwebt zu haben, dem er mit Glück nachgeeifert.

18) **Muſiviſche Bilder.** Hinterlaſſen von Richard Roos.
19) **Agrionien,** von Richard Roos (beide Werke im Verlage von Opitz und Frege in Güſtrow). 1836.

Richard Roos war ein fleißiger Mitarbeiter der Abendzeitung geweſen, für welche er bald ein ſinniges Räthſel, eine hübſche Charade und Homonyme, bald ein intereſſantes und pikantes hiſtoriſches Curioſum brachte, gerade wie ein gemüthlicher Hausfreund, der, wenn er zu den Töchtern des Hauſes kommt, ſtets die Taſchen voll Bonbons und Quincaillerien hat; was er brachte, war von der Art, wie der Herausgeber eines deutſchen Journals es ſich als Bauſteine und Mörtel nur wünſchen kann. Seine früher in der Abendzeitung gedruckten Räthſelſpiele, hiſtoriſchen und biographiſchen Analekten ꝛc. erſcheinen nun in den beiden erwähnten Schriften geſammelt und werden Vielen eine freundliche Erinnerung ſein.

---

20) **Stimmen der Minorität.** Von Georg Stückrad. Darmſtadt, C. Heil. 1837.

Stimmen der Moralität, welche bald mit der Schärfe des Humors in die wunden Flecke unſerer modernen, ſocialen Zuſtände einſchneiden, bald tüchtige Keile in grobe Klötze rammen, ohne die erſteren für Zahnſtocher oder Buſennadeln auszugeben. Der erſteren Art, der Satyre, gehören die Abſchnitte: „Zahme Laſter und geſchminkte Tugenden“ und „moraliſche Homöopathie“ an, der letzteren, der breiten maſſenhaften Controverspredigt die Kapitel: „Geldariſtokratie und Judenthum“ und „der Adel.“ Läßt ſich den über das Judenthum und den Adel ausgeſprochenen Anſichten im Ganzen und in vielem Einzelnen auch durchaus nicht beipflichten, ſo finden ſich doch auch hier unter einer Menge falſcher Schlüſſe aus einſeitigen Prämiſſen und Subſtraten, manche wahre, gewichtige und beherzigenswerthe Gedanken. Zu tadeln wäre, in Bezug auf die Form an dem Buche, welches einſam wie ein Prediger in der Wüſte in unſerer Tagesliteratur daſteht, eher die Präponderanz der Ironie, welche, ſo treffliche Dienſte ſie thut, mit ihrem phantaſtiſchen Nimbus auch manche Stellen umzieht, welche am beſten in ihrer craſſen Urgeſtalt und nicht erſt durch ein Vergrößerungsglas betrachtet ſein ſollen, weil im letzteren Falle das größere Publikum die Wahrheit nur ſchwer mehr unterſcheiden konnte.

Feuilleton.

·*· **Zeitſtimmen.** (III. Abbé Gaume und Pfarrer Coquerel). — Der um die Reſtauration ſeiner Kirche eifrig bemühte Abbé Gaume leitet (in ſeiner Schrift: „Du catholicisme dans l'éducation") nicht nur alles Unheil der neueren Zeit aus der Reformation her, ſondern will auch die alten Claſſiker ſammt und ſonders aus den Gelehrten-Schulen verbannt wiſſen. Der reformirte Paſtor Coquerel zu Paris ſchreibt dagegen in dem von ihm redigirten „Libre examen": „Das franzöſiſche Volk hat unter allen Völkern der Chriſtenheit am meiſten nöthig, daß man ihm beweiſe, wie die Vernunft und der Glaube, Philoſophie und Theologie nur verſchiedene Namen derſelben Seelenkräfte, derſelben Cultur des menſchlichen Geiſtes ſind. In einem Jahrhundert und in einem Lande, wie das unſrige, muß der Prieſter der chriſtlichen Religion die Weisheit der alten Heiden mit der des Moſes, die Weisheit der Neueren von Descartes bis auf Kant und ſeine Nachfolger — mit der Weisheit des Evangeliums vergleichen können. Beſchränkt er ſich darauf, die Bibel zu leſen, ſo hat er nur Eine Seite im Buche der Menſchheit geleſen, er hat das Blatt nicht umgewendet . . . Er ſieht in der Philoſophie eine Feindin, da er doch in ihr eine Alliirte ſuchen ſollte.“

·*· **Die Erhebung der ungariſchen Sprache zur Geſetzſprache.** — „Seit Jahrzehenden,“ — ſagt der Verfaſſer des „Tagebuches eines in Großbritannien reiſenden Ungar's,“ — „war dies das höchſte Verlangen des Landes, das durch die ſcharfe Sonderung der Stände, der Nationen und Religionen ganz zerſplittert, ſich nach einem Bande ſehnte, wodurch es zu einem Ganzen vereinigt werden könnte. Dazu kam noch die Nationaleitelkeit; die todte lateiniſche Sprache ruhte ſchwer auf der Bruſt des aus dem Scheintode erwachenden Nationallebens, und die Ungarn wollten Geſetze haben in einer Sprache, die ſie noch an der Mutterbruſt lernten, und nicht in dem lärmenden Staube der Schule, und ſie wollten ſich gleichſtellen den übrigen Völkern Europa's, die alle das Joch des barbariſchen Kloſterlateins abgeworfen haben, und mit ihrem Fürſten in der Sprache ſprechen, in welcher ſie denken und fühlen lernten. Allgemein war dieſer Wunſch in Ungarn; nur die drei Comitate Croatiens ſträubten ſich dagegen und verfochten ihre ſlaviſche Nationalität mit einer Bitterkeit, die vielen Ungarn beinahe den Wunſch einer Trennung von dieſem Lande wünſchenswerth machte. Mit der äußerſten Sehnſucht erwartete der Landtag die Antwort des Kaiſers auf die zahlreichen Petitionen des Landtags wegen der Sprache, ſie kam endlich und war abſchläglich — doch der Erzherzog Palatin, der wärmſte Patriot Ungarn's, übernahm die Vermittelung dieſer Angelegenheit und erwirkte die Zurücknahme des frühern kaiſerlichen Entſchluſſes, die Gewährung des Wunſches der Ungarn. Jetzt hat dadurch ihre Sprache das Bürgerrecht unter den Sprachen Europa's erworben, und läßt, auf dem glühenden jungfräulichen Boden Ungarn's ſich entfaltend, die glänzendſten Blumen hoffen; die Thaten aber ſind die Früchte der Worte.“

·*· **Wiener Theater.** — Novitäten: Im Theater an der Wien ein ſehr ordinäres Spektakel-Schauſpiel von C. Stegmayer: „Seeräuber-Rache.“ — Neſtroy's neue Poſſe: „Eine Wohnung zu vermiethen ꝛc.“ wurde ihrer Albernheit und Gemeinheit willen verdientermaßen ausgepfiffen; der Verfaſſer rächte ſich zum Schluſſe an dem Urtheile des Publikums durch eine — Sottiſe.

Im Joſephſtädter Theater: Donizetti's neue Oper: „Torquato Taſſo,“ fleißig dargeſtellt, beifällig aufgenommen.

Im Leopoldſtädter Theater (für welches der Bau eines neuen Saales projectirt iſt) neu: „Die beiden Jäger,“ eine mittelmäßige Variation des alten Verwechslungsthema's.

·*· **Reſtauration des Carlſteins in Böhmen.** — Der Oberſtburggraf von Böhmen, Graf von Chotek, hat im Frühlinge vorigen Jahres eine Unterſuchungsreiſe nach der alten Feſte Carlſtein angeſtellt, und Sr. Maj. dem Kaiſer von Oeſtreich während der Krönung in Prag ein Geſuch um völlige Herſtellung dieſer merkwürdigen Burg vorgelegt, worauf der Monarch nicht allein eine Summe von 7000 fl. C. M. zur Reſtauration derſelben bewilligte, ſondern zugleich anordnete, daß alle in der Zukunft nothwendigen Bauten und Reparaturen auf Koſten des allerhöchſten Aerars angeſtellt würden.

(Witthauers W. Z.)

·*· **Akademieen der ſchönen Künſte und Muſeen in Portugal.** — Während das gemeine Volk jetzt in Portugal die öffentliche Sicherheit dadurch herſtellt, daß es die Straßenräuber nicht mehr einer nachläſſigen Juſtiz überliefert, ſondern ſofort Standrecht über ſie hält, hat die Regierung die Errichtung einer Akademie der ſchönen Künſte in Liſſabon und einer zweiten in Oporto dekretirt. Die bisher nur nominal exiſtirenden Lehrer für Malerei, Bildhauerei u. ſ. w. werden nun zu einer Körperſchaft vereinigt. Lehrſäle ſind ihnen in dem Kloſter S. Francisco angewieſen, und die Commiſſion des Depoſitums der Kloſterbibliotheken iſt beauftragt, der Akademie alle Gemälde zur Dispoſition zu ſtellen, um darunter eine Auswahl für die Studien zu treffen, und diejenigen abzuſondern, welche in die verſchiedenen Muſeen der 17 Hauptſtädte der Diſtrikte vertheilt werden ſollen.

·*· Vom Zeichnenlehrer Uibelhack in Meiningen iſt die gelungene Copie einer Kreuzabnahme nach Hannibal Caracci lithographirt erſchienen. Das Original befindet ſich in der Gemäldegallerie des regierenden Herzogs von S. Meiningen. 7′ 3″ hoch, 5′ 6″ breit.

Nº 46. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 23. Februar.

Der prophetiſche Mund.

(Fortſetzung).

Der dieſe Revolution oder wenigſtens Bewegung erregende Artikel war überſchrieben:

Mundprophetie und Gymnaſiallehrer.

Grundriß einer neuen Wiſſenſchaft;

und lautete wörtlich, wie folgt: —

„Es gibt Zeiten, welche beſonders günſtig für Entdeckungen ſind. Dies ſind nach Außen ſtrebende Zeiten. Andere gefallen ſich wieder im Erfinden, und dieſe kann man nach Innen ſtrebende nennen. Unſere Zeitepoche gehört unter die letztere Art. Heut zu Tage will Alles erfinden, und Gott weiß, wie es kommt, es glückt auch meiſtentheils. Meiner Meinung nach liegt dies in telluriſchen Einflüſſen. Sie ſind erfinderiſch. Und weil ſich derartige Einflüſſe fortpflanzen, ſo wird das Erfinden ſporadiſch, endlich epidemiſch. Es iſt eine Modekrankheit oder Geſundheit des Geiſtes, des Zeitalters. Unſere Zeit iſt eine epidemiſch-erfinderiſche. — Das klingt ſeltſam, und doch bleibt es wahr. Zu verwundern allein iſt, daß ſelbſt ganz obſcure Orte und Ortchen, die ſonſt eben nicht auf der Höhe der Zeit zu ſtehen, ſich rühmen können, ebenfalls dieſer Erfindungs-Epidemie anheimfallen wollen. Unſere Stadt, weit und breit ihrer Liebe zum Alten und Beſtehenden halber berühmt, das Muſter von ächter Legalität, unſere Stadt, die ſich es nie hat zu Schulden kommen laſſen, etwas zu früh und unüberlegt zu unternehmen, wohl aber aus Beſcheidenheit immer zu ſpät und zu langſam zu kommen pflegt, dieſe unſere Stadt fängt an zu erfinden. Unſere friedſamen Bürger werden die Anhänger einer neuen Wiſſenſchaft werden, die bis auf den heutigen Tag noch kein Menſch gekannt hat. Der unvergängliche Ruhm, eine neue Wiſſenſchaft erfunden zu haben, wird fortan wie ein ſtrahlender Heiligenſchein unſere gute Legitimitätsſtadt umgeben. Heil ihren Bürgern! Heil ihren Rathmännern! Wie angenehm, ſeelenvergnügt muß es ſich leben laſſen unter Bürgern, die ſo große Talente beſitzen!

„Die Gabe der Prophezeihung war in früheren Zeiten eine wahre Gottesgabe. Man bedankte ſich unmittelbar dafür bei'm lieben Gott. Wer ſie empfangen hatte, wurde geehrt, geachtet, geliebt, auch gefürchtet, immer aber angebetet und heilig gehalten. Die Prophetengabe brachte etwas ein. Sie machte heilig, unſterblich! — Dieſe glückſeligen Zeiten ſind vorüber. Die Prophetengabe iſt keine Gottesgabe mehr, ſie iſt zur ſimplen Gymnaſiallehrergabe, zur Collaboratorgabe geworden. Das iſt eine arge Verwandlung. Ein Collaborator, ein ſtumpfer Menſch, tritt an die Stelle Gottes und will prophezeihen. Er behauptet, nicht Gott, er ſelbſt ganz allein habe ſich dieſe beſondere Gabe gegeben. Der Menſch iſt ein Autodidakt. Er nimmt Alles aus ſich ſelbſt. Er iſt ein außerordentlicher Collaborator, aber nur ein ganz ordinärer Menſch. Und das iſt das Unglück neben dem Glücke.

„Haben wohl die friedliebenden, ehrſamen Bürger unſerer Stadt je etwas von einer Mundprophezeihung oder einem prophetiſchen Munde gehört? Schwerlich! Ich glaube behaupten zu können, kein tüchtiger praktiſcher Ehemann ſieht es ſeiner werthen Frau am Munde an, ob es zu Mittage Kartoffelmuß oder Wortbrei ſetzen wird. Und Eheleute ſind doch ſonſt ziemlich gute

Propheten. Es gibt unter ihnen vielleicht Geſichterpropheten, aber gewiß keine Mundpropheten. Das iſt ein neues Genre, die Genreſalbaderei unter den Prophezeihungen! — Nun, ſo mögen meine lieben Mitbürger erfahren, daß in ihrer guten Stadt ein gewaltiger Mundprophet aufgetreten iſt. Ich kann ihnen dieſen maulbegabten Menſchen empfehlen. Was Ehemänner erſt als Ehemänner langſam und fühlbar entdeckten, das erfand dieſes prophetiſche Genie vor der Ehe als Bräutigam. Er ſah's ſeiner Braut an, was für eine Ehefrau in ihr ſteckte. Er las es ihr aus dem Munde heraus, nicht, daß ſie zanken und keifen, nein, daß ſie ihn klug machen, aufklären würde. — Und der ehrliche Mann, euer braver Mitbürger, fürchtete ſich vor dem Lichtwerden. Er glaubte daran zu erblinden. Der Collaborator, der Mitarbeiter an der Werkſtatt des allgemeinen Beſtens, wollte kein erlauchter oder erleuchteter Mann werden. Ich will bleiben, wie meine Mitbürger, rief er, wie einer der Geringſten von dieſen, und er entſagte prophezeibend ſeiner verlobten Braut. Der Collaborator war ein ſtumpfer Menſch, er ſcheute den ſcharfen Mund ſeiner verlobten Braut. Er überwand ſich ſelbſt, und wird ganz gewiß ſelig werden. Bedaure ſich ein Jeder, der nicht ſo handeln kann, wie der ſtumpfe Collaborator! — Ein ſtumpfer Mitarbeiter klingt zwar etwas ſonderbar, es iſt aber in der Regel. Hört mir zu, altväteriſche Mitbürger, ich will's euch beweiſen. Ein Mitarbeiter muß ſtumpf ſein, wie ein Mitbürger, ſonſt überflügelt er den Vorarbeiter oder den eigentlichen Arbeiter. Der Arbeiter iſt Herr, der Mitarbeiter Gehülfe. Das ſeht ihr ein, es iſt begreiflich. Darum wählt ſich der liebe Gott meiſt ſtumpfe Mitarbeiter, oder läßt ſie vielmehr nur zu. Sie ſind ſeine Diener. Die Stumpfheit fördert am meiſten. Sie erfindet nicht, ſie denkt nicht, ſie grübelt nicht, ſie ſkrupelt nicht. Sie läßt ſich an dem genügen, was da iſt. Sie iſt ein Natürliches, Wirkliches, immer Daſeiendes. Das iſt die Vortrefflichkeit der Stumpfheit. Die guten Bürger unſerer Stadt werden dies einſehen. Sie dürfen nur den Oberſatz zugeben, ſo findet ſich der Unterſatz als paſſend von ſelbſt ein. Ober- und Unterſatz verhalten ſich, wie Ober- und Untertaſſe. Paßt die Obertaſſe auf die Untertaſſe, ſo paßt dieſe auch an jene. Nichts iſt leichter, nichts natürlicher. Es iſt die Kaffeelogik, welche unſere friedſamen Bürger immer gut begriffen haben. Sie lernen daraus das Schlußmachen, Schließen. Sie ſchließen ſich ſelber. Schlüſſe ſind die gedankliche Gensd'armerie. Daher berufen auch unſere guten Bürger keine Polizei. Sie ſind ſich ſelbſt Polizei, ruhige, friedliebende Menſchen. Sie halten feſt am Alten, das Neue iſt ihnen zuwider, weil es ihnen die Ohren vollſchreit und ſie nicht ſchlafen läßt. Ja, das Neue hat viel Ähnliches mit neugebornen Kindern. Es iſt ein Schreihals, ein guter, prompter, aber höchſt läſtiger Wecker. Die guten Bürger unſerer Stadt thun recht daran, ſich das Neue vom Leibe zu halten. Sie geben es als ein ſchreiendes Kind der großen Amme, der Welt. Wenn es gezogen ſein wird, dann läßt ſich ſchon beſſer damit umgehen. Ja, brave Mitbürger, ihr ſeid weiſe, bejahrte Menſchen, ihr habt bereiſte, — es iſt ein Druckfehler — gereifte Anſichten. Bleibt ſo, brave Mitbürger, ihr ſeid auf dem rechten Wege! —

„Aber ihr ſeid neugierig. Ich ſehe eure Augen feurig glühen: ich bemerke, wie ihr das Wochenblatt verſchlingt, Eſſen und Trinken, Klatſchen und Räſonniren darüber vergeßt; wie ihr immer und immer nach der Entwicklung dieſer angekündigten neuen Wiſſenſchaft ſucht und lechzt und hungert. Wißbegierige Bürger, ich drücke euch als Menſchen an meine Bruſt! Aber leſ't nur weiter, ihr werdet ſchon zum Ziele kommen. —

„Die Gabe, aus dem Munde des Andern zu prophezeiben, iſt eine Zeitgabe; ſie iſt modern. Durch und durch neumodiſch, wenn ihr das beſſer verſtehen ſolltet. Und dieſe Mundprophezeibung hat ein Collaborator erfunden, ein Collaborator in eurer guten Stadt. Es iſt dieſe neue Wiſſenſchaft alſo die Erfindung eines Gymnaſiallehrers. Darüber dürft ihr nicht erſtaunen. Ein Gymnaſiallehrer muß auf dergleichen Dinge verfallen. Er beſchäftigt ſich ja fortwährend mit Lehren, Denken, Begreiflichmachen. Ein ſolcher Gymnaſiallehrer, brave Mitbürger, müht ſich vom Morgen bis Abend ab, ſeinen Schülern, euren kleinen Jungen, klar zu machen, was ein kategoriſches, apodiktiſches ꝛc. Urtheil iſt. Ihr werdet dies ſchwerlich verſtehen. Das thut nichts. Fragt eure Jungen um die Bedeutung dieſer fremdklingenden Worte. Nur den Nutzen ſolcher Lehren will ich euch begreiflich machen. Er beſteht darin, daß ein Collaborator, der ſein Leben lang über dieſe Dinge nachdenkt, ſich zuletzt ganz genau beweiſen kann, ob er ein kategoriſcher Menſch oder Eſel iſt. Meiſt kommt er zur lezten Überzeugung, und ihr gebt zu, daß es ſich ſchon der Mühe verlohnt, Jahre lang Unterſuchungen zu dieſem Zwecke anzuſtellen. Und eure Jungen, liebe Mitbürger, wiſſen, daß ſie kategoriſche dumme Jungen ſind! Seht, dazu, liebe Leute, habt ihr's in eurer Jugend nicht gebracht. Aber damals wurde euch in Quinta und Quarta noch keine Logik gelehrt. So groß ſind die Fortſchritte der Zeit und ſo groß der Nutzen der Logik! Lernt Logik, brave Mitbürger, ihr könnt euch alsdann ſelbſt beweiſen, daß ihr kategoriſche Narren geweſen ſeid, Logik zu lernen. —

„Und ein ſolcher Collaborator nun hat die Mundprophezeibung erfunden, die neue Wiſſenſchaft, welche nur einem Gymnaſiallehrer begreiflich ſein kann. — Dieſe vortreffliche Wiſſenſchaft leitet ihren Urſprung aus der Naturlehre ab, die ihr Alle kennt; denn ihr ſeid ja natürliche Menſchen. In der Naturlehre wird angenommen, daß es ein Thierreich gibt. Dies Reich iſt ſehr verbreitet auf Erden. Es erſtreckt ſich über die ganze ſogenannte Welt und reicht ſogar bis in die Menſchen hinein. Der Menſch, liebe Mitbürger, iſt das Haupt des Thierreichs, der König, der Gott unter den Thieren. Darum herrſcht er unter ihnen abſolut, regiert ſie, wie Könige die Menſchen, ganz nach Gutdünken, und der Fleiſcher iſt unter allen wieder der abſoluteſte König über die Thiere. Er hat die meiſte Gewalt über ſie; er iſt am gefürchtetſten und darum auch am meiſten geachtet. Im Fleiſcher liegt das abſolute Thier-Königthum. Darum, liebe Mitbürger, ehret die Fleiſcher und ihre unſterbliche Zunft! Sie füllen eure Küchen mit Fleiſch, eure Tafeln mit duftenden Braten. Die Fleiſcher ſind die ehrwürdigſten Menſchen unter uns! — (Fortſ. folgt).

Aus Leipzig.

(Anfang Februar).

Um dem Ausland eine richtige Vorſtellung von unſerer Stadt beizubringen, iſt es nöthig, ihrer Vorzüge zuerſt zu gedenken. Sie bietet deren im Vergleiche mit anderen Städten gleichen Ranges mehr dar, als man gemeinhin glaubt, und unterſcheidet ſich hierin vielleicht grade von anderen Handelsſtädten am meiſten. Obwohl Handelsſtadt von Haus aus, ſchätzt man doch hier die Menſchen nicht nur nach dem Beutel. Man fragt nicht zuerſt: was wiegt wohl der Mann? ſondern läßt auch der Innerlichkeit eines Individuums ſein Recht widerfahren. Zwar dominirt der Kaufmannsſtand, amalgamirt ſich aber, umgeben von Gelehrten und einer immer von Neuem herbeiſtrömenden Menge junger Leute, die ſich die Wiſſenſchaft zur ſteten Lebensgefährtin erwählt haben, den geiſtigeren Elementen mitten im materiellen Genuß und in der Verfolgung induſtrieller Zwecke, daher iſt die Elite der hieſigen Handelswelt — und von dieſer kann nur die Rede ſein — eine vorzugsweiſe *gebildete* zu nennen. Der Künſtler, der Gelehrte, der Literat, wenn er anders dem feineren Weltmann nicht ganz entfremdet iſt, wird geachtet, geſucht und nicht bloß geduldet. Man ſieht ein, daß Geiſt und Materie ſich immer mehr zu verſchmelzen ſuchen und die tiefer liegenden Intereſſen von Welthandel und literariſcher Aufklärung und Weltbildung ſich eng verwandt ſind.

Den beſten Beweis für wahre Bildung unter den höhern Ständen unſerer Stadt möchte die hohe und allgemein verbreitete Theilnahme an den feinſten und ſchönſten *muſikaliſchen Genüſſen* abgeben. *Muſik* iſt Leipzig's Genius. Ohne Muſik iſt hier Niemandem auf die Dauer wohl, und der ſächſiſche Volkscharakter hat in dieſem Hange, ſich auf den Tonwellen in das Reich phantaſtiſch-poetiſcher Genüſſe hinüber zu wiegen, etwas dem Slaviſchen ſehr Verwandtes. Iſt dies dem Ganzen des Volkes eigenthümlich, ſo erreicht dieſe Neigung in Leipzig ihren Höhepunkt, indem ſie das Angeborene ausgebildet hat zur Kunſt. Leipzig's muſikaliſches Publikum iſt ein ſchwer zu befriedigendes, trotz ſeiner ſächſiſchen Gutmüthigkeit. Der Leipziger, ſonſt eben nicht ſkeptiſch, wird zum vorgeladenen Kritiker, ſobald er Muſik hört, und läßt unerbittlich ſeinem Tadel freien Lauf, ſollte er auch nur in hartnäckigem Schweigen beſtehen. Zum Glück iſt dafür geſorgt, daß er dieſem Gelüſte ſich nicht gar oft überlaſſen kann. Der Ruf des Dr. *Mendelsſohn-Bartholdy*, Directors der hieſigen Gewandhaus-Concerte, iſt längſt über die Grenzen Deutſchlands hinausgedrungen, ſeit ſein Oratorium „Paulus“ in England aufgeführt worden. Unter ſeiner Leitung haben die hieſigen Winterconcerte einen Aufſchwung genommen, wie nie zuvor, und ſelbſt der neidiſchſte Kritiker muß bei der Virtuoſität verſtummen, womit die ſchwierigſten Muſikſtücke von dem hieſigen Orcheſter executirt werden. Die Bewohner unſerer Stadt haben von jeher eine unverhehlte Vorliebe für *Ludwig van Beethoven* an den Tag gelegt. Ganz Deutſchland ſchwieg noch, unentſchloſſen, was es aus dieſen ſeltſamen Schöpfungen machen ſollte, die mit nie geahnter Genialität, keckem Übermuth und ſchwärmeriſch-phantaſtiſchem Geflüſter die Ohren aller Hörer betäubten und beunruhigten; als bereits Leipzig dem damals angefeindeten muſikaliſchen Shakspeare unbekümmert um Jedermann die gebührende Verehrung zollte. Dieſe ſchwärmeriſche Verehrung hat ſich vom Vater auf den Sohn vererbt und Beethoven und immer Beethoven will Jeder von Neuem hören. In der That vergeht auch ſelten ein Concert, wo nicht eine ſeiner gedankenſchweren Tonſchöpfungen mit meiſterhafter Präciſion aufgeführt wird. Dieſe Vorliebe des hieſigen Publikums für Beethoven'ſche Muſik hindert jedoch nicht, jedem wahrhaften Talente die verdiente Anerkennung zukommen zu laſſen. Der Tonkünſtler und Sänger findet bei uns gewiß immer eine willige Aufnahme, und nimmt den Dank Aller als Lohn mit ſich hinweg, wenn anders ſeine Kunſt nicht in einer bloßen Nachahmung oder in ohnmächtiger Stümperei beſtand. Das Ausland weiß dies und führt daher ununterbrochen jeden auftauchenden Künſtler hierher. Dadurch wird dem muſikaliſchen Leipzig mancher Genuß bereitet, den andere, oft Reſidenzſtädte, nicht haben. Auch dieſer Winter blieb hinter früheren nicht zurück, und ſelbſt die wenigen Wochen des neuen Jahres haben uns ſehr genußreiche Abende verſchafft. Vorzugsweiſe einer Erwähnung würdig ſind der Violiniſt *Molique*, Muſikdirektor aus Stuttgart und der Fortepianiſt *William Sterndale Bonnet*. Der Erſtere trug in einem der letzteren Concerte ein Concert nebſt Variationen für die Violine vor, nachdem zuvor eine Symphonie von ihm mit Beifall aufgenommen worden war. Unſtreitig gehört Molique, deſſen wahrer Name *Molk* ſein ſoll, unter die ausgezeichnetſten Violiniſten. Sein Strich verbindet mit einer tönenden Sicherheit ſo viel Zartes, Claſſiſches, daß jeder Ton zur glänzenden Perle wird. Competente Richter hoben an ſeinem Spiel die graziöſe franzöſiſche Süßigkeit beſonders hervor und erkannten ihm in Meiſterſchaft der Handhabung des Bogens, um dieſe hüpfende, ſcherzende Grazie auch in den ſchwierigſten Paſſagen geltend zu machen, den erſten Preis zu. Weniger dürften ſeine Compoſitionen zu loben ſein, die mindeſtens einer hinreißenden Originalität entbehren. Mehr künſtlich, als kunſtreich waren die Variationen, die Molique über mehrere Themate vortrug, die er größtentheils der Auber'ſchen Stummen von Portici entlehnt hatte. Als ein muſikaliſches Kunſtſtück dürfte hierbei zu erwähnen ſein, daß der Virtuos eine Variation ſpielte, die zwei Themate „die Melodie des Schlummerliedes und die zweite Barkerale“ in der Variation unverkennbar durchklingen ließ. Daß der ſtürmiſche Beifall nicht ausblieb, war bei der Meiſterſchaft des Spieles nicht mehr als billig. —

Das grade Gegentheil in der Art des Vortrages ſtellte der junge Engländer *Bonnet* auf. Dieſer originelle Künſtler lebt bereits ſeit einem halben Jahr in Leipzig und hat unter Mendelsſohn's Leitung in die Geheimniſſe deutſcher Muſik einen tiefen Blick gethan. Sein erſtes öffentliches Auftreten am 19. Januar in einem ſelbſtcomponirten Concert für das Pianoforte (C-Moll) gewährte einen Genuß, in den man ſich erſt hineinfühlen mußte, um recht von ganzem Herzen dazu kommen zu können. Wir Deutſchen, gewöhnt an das galvaniſch leichte Erzittern der Taſten, können uns nicht darein finden, daß ein Inſtrument, auch auf andere, ich möchte ſagen, männlich egoiſtiſche Art gehandhabt, ein ſeelenvolles Leben aushauchen kann. Dies lehrte uns William Bonnet, deſſen Spiel nicht jene franzöſiſche Gewandtheit, wohl aber das Selbſtbewußtſein urſprünglicher Virtuoſität beurkundete. Es lag in Bonnet's Spiel ein ſchroffer Charakter, der kalt hätte laſſen können, wenn nicht in der Tiefe eine heiße Glut gewühlt, die nur ſchwer ſich herausarbeiten konnte an den ſonnenhellen Glanz des Tages. Die große Jugend des Künſtlers läßt Bedeutendes von ihm hoffen, was ſich gewiß bald glänzend bethätigen wird, wenn er noch länger unter Mendelsſohn ſein unbeſtreitbar großes Talent übt und ausbildet. (Fortſ. folgt).

Feuilleton.

*** **Die Revolution vor der Revolution.** — Folgende Stelle in den **Memoiren der Herzogin von Abrantès über die Reſtauration** (I. 36 f.) ſcheint uns beſonderer Beachtung werth.

„Als **Necker**, beſeelt durch den Willen, Gutes zu thun, die allgemeine Aufregung mäßigen wollte, die ſein tugendhaftes Gewiſſen zu beunruhigen begann, faßte er den Gedanken, eine Ausgleichung zwiſchen den drei Ständen zu bewirken, und erlangte deßhalb 1788 von Ludwig XVI. die Berufung der Notabeln. Die Lage des dritten Standes war ſchlecht in einer Verſammlung, wo die Adeligen und die Privilegirten die Oberhand hatten. Da zeigte **Monſieur** (ſpäter Ludwig XVIII.) ſich als ein Freund des Volkes. Sein Bureau war das einzige, welches ſich für die doppelte Repräſentation (des dritten Standes) ausſprach. Die fünf anderen verwarfen ſie... Es ertönte allgemeiner Jubel, als man dies Glaubensbekenntniß vernahm, wodurch eine eherne Mauer niedergeworfen wurde, die bisher die Klaſſe der Plebejer von den Privilegirten getrennt hatte. Bald wurde die Freude verdoppelt, indem man eine noch ſicherere Bürgſchaft empfing; denn ſie ging von der Staatsgewalt ſelbſt aus; es war das Edikt des Conſeils über die doppelte Repräſentation des dritten Standes (v. 27. Dec. 1788), und ein wenig bekannter Umſtand iſt dabei, daß die Königin der außerordentlichen Sitzung beiwohnen wollte, um den Vorſchlägen des Hrn. Necker ihre Genehmigung zu geben...

Das Benehmen Monſieur's nach dieſem erſten Schritte hat bewieſen, daß er es nicht aufrichtig meinte, oder, daß er handelte, ohne die Wichtigkeit deſſen zu kennen, was er begonnen hatte; dies Letztere iſt jedoch nicht glaublich. Auf jeden Fall weiß man nicht, was man denken ſoll, wenn man ſieht, wie Monſieur nicht dem Adel und der hohen Geiſtlichkeit *) widerſtand, und die Rechte nicht ſchützte, welche die Krone dem dritten Stande gegeben hatte. Die Empörung, denn dies Wort kann man brauchen, **die Empörung des Adels und der Geiſtlichkeit gegen den Willen des Königs verkündete alle Unglücksfälle Frankreichs; es war die Glocke, welche zu dem Unglücke der Bourbons ſchlug.**“

*** **Schulmangel in London.** — Einem der Centralgeſellſchaft für Erziehung in London erſtatteten Berichte zufolge, gehen in einem — freilich ſehr armen — Bezirke des Kirchſpiels Marylebone von 1373 zu 378 Familien gehörigen Kindern nur 310 in die Schule; die übrigen ſind ohne Unterricht. Von jenen 1373 konnten nur 747 leſen und ſchreiben, die übrigen waren ganz unwiſſend. Von den 376 Familien hatten 331 jede nur **ein** Zimmer zur Wohnung.

---

*) Am 5. Jan. 1789, als dieſe Nachricht nach Rennes kam, blieben **die beiden privilegirten Stände** verſammelt, **um gegen den Willen des Königs zu proteſtiren.** Man kennt das Blutbad, das eine Folge hiervon war, und am 26. Jan. ſtatt fand.

*** **Nachdruck in Frankreich, Belgien und Nordamerika.** — **Balzac** klagt in der Chronique de Paris, daß von **franzöſiſchen** Werken, von denen unter der Reſtauration 4000 Abzüge genommen wurden, jetzt nicht mehr als 1000 Exemplare verkauft werden, weil die **belgiſchen** Nachdrucker Belgien, Deutſchland, England, Amerika, — kurz die ganze übrige Leſewelt mit Nachdrücken verſehen; ſelbſt nach Frankreich würden hunderte derſelben eingeführt. Ein engliſches Blatt glaubt deßhalb auch, der König von Belgien werde dieſem den Belgiern ſo einträglichen Handel kein traktatenmäßiges Hinderniß in den Weg ſtellen. England klagt dann ebenwohl, daß ſeine Kolonien, und ſelbſt Oſtindien, von **Nordamerika** aus mit Nachdrücken **engliſcher** Werke überſchwemmt werden, und daß eine Pariſer Ausgabe eines engliſchen Romans nie unter 1500 Abdrücke liefere, oft, wie von Bulwer, ſogar 4- bis 5000. Von der franzöſ. Ausgabe von Mrs. Trollope's „Amerika“ wurden ſogar 12- bis 15,000 Exemplare verkauft. — Man ſieht aus dieſer letzteren Angabe, daß nicht alle Pariſer Buchhändler über die Erlaubtheit des Nachdrucks zu klagen haben.

*** **Blumenausſtellung zu Gent.** — Die königliche Acker- und Gartenbau-Geſellſchaft zu Gent veranſtaltet zur Einweihung ihres neuen Lokals, welche am 10. März d. J. Statt finden wird, eine außerordentliche Blumen- und Pflanzen-Ausſtellung, zu welcher 46 Preisrichter aus England, Frankreich, der Schweiz, Holland, Belgien und Deutſchland einberufen ſind. Die aus Deutſchland Berufenen ſind: der Fürſt von Salm-Dyck, die Profeſſoren C. G. und F. L. Nees von Eſenbeck aus Bonn, Baron Sigismund von Pronay und Herr Roſenthal aus Wien und Herr Rinz jun. aus Frankfurt a. M.

*** **Foſſile Pflanzen, nach Göppert und Ehrenberg.** — In der Sitzung der **phyſikaliſch-mathematiſchen Klaſſe der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin** am 9. Decbr. v. J. berichtete u. a. Herr **Weiß** über die von Herrn Prof. **Göppert** in Breslau überſendeten Exemplare von Steinkohlen, in welchen Abdrücke von **Dikotyledonen** zu erkennen wären. Auch gab Herr **Ehrenberg** Mittheilungen über die in den Feuerſteinen bei Delitzſch vorkommenden **mikroſkopiſchen Algen und Bryozoen**, als Begleiter der foſſilen Infuſorien. Mit dieſen hätte er nämlich oft ſehr wohl erhaltene Fragmente von Salzwaſſer-Pflanzen, meiſt Meeres-Pflanzen, und von ſolchen Seethieren entdeckt, die noch nie außer dem Meere gefunden worden. Die Mehrzahl jener Pflanzen ſind ſolche, die Brongniart bei den foſſilen unter dem Namen **Fucoiden** begreift. Hr. Ehrenberg unterſcheidet bis jetzt 5 Hauptformen dieſer Feuerſtein-Algen, von denen 4 zu jenen Fucoiden und nur eine zu den Conſervoiden gehören.

*** **Raczynski's Kunſtgeſchichte.** — Von der ſchon angezeigten Geſchichte der neuen deutſchen Kunſt von Herrn Grafen A. **Raczynski** iſt jetzt zu Paris der erſte Band in der Urſchrift erſchienen. Die in demſelben dargebotenen großen Kupferſtiche können zugleich zu ſchönen Zimmerverzierungen, unter Glas und Rahmen, dienen, namentlich: **Bendemann's** „Jeremias“ von **Felſing**, **Veit's** „fette Jahre“ von **Müller**, **Mücke's** „Barbaroſſa in Mailand“ von **Thäter**, **Hildebrand's** „Kinder Eduard's“ von **Lüderitz** und **Leſſing's** „Pilger in der Wüſte“ von **Eichens**, ſo wie **Schadow's** „Kluge und thörichte Jungfrauen“ und **Hübner's** „Chriſtus und die vier Evangeliſten“ von **Keller**.

*** **Die Memoiren der Herzogin von Berry.** — Die Gazette de France vom 1. d. M. erklärt, „ſie ſei eingeladen, zu ſagen, daß der Titel von „*Mémoires historiques sur la vie de Mad. la Duchesse de Berry*“ der einzige ſei, der den als **authentiſchen** Memoiren derſelben angekündigten Schrift zuſtehe.

*** **Die Bevölkerung von Paris** hat ſich in 5 Jahren um 112,000 Einwohner vermehrt. Der neueſten Zählung nach beläuft ſie ſich auf 909,000. Die Zahl der Dürftigen hat ſich dagegen um 6000 vermindert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 47. 1837.

Phönix.

Freitag, 24. Februar.

Lebensweisheit.

Dankt am Abend jedem Tage,
Ob er karg, ob reichlich gab.
Sonder Grillen, ſonder Klage
Rollt die Zeit dem Weiſen ab;

Was er hat, gilt ihm für's Beſte,
Friede wohnt im kleinen Haus,
Und zu jedem Lebensfeſte
Reicht die Liebe ihren Strauß.

Strahlt der Lenz im Roſenlichte,
Beut der Sommer ſeinen Kranz,
Streut der Herbſt die goldnen Früchte,
Fehlt's dem Winter auch nicht ganz.

Suchet nur! Ihr werdet finden,
Was das Herz zufrieden ſtellt;
Wer die Welt lernt überwinden,
Der allein genießt die Welt.

Fr. Moſengeil.

Der prophetiſche Mund.

(Fortſetzung).

„Der Menſch, lehrt die Naturgeſchichte ferner, iſt ein Thier — in unſerer ungenirten Bürgermundart — ein Vieh; das iſt beſcheiden und lobenswerth von ihm. Die Menſchheit offenbart ſich meiſtens am Kopfe, die Thierheit desgleichen. Es gibt höchſt charakteriſtiſche Thier- und Menſchenköpfe. Es findet eine Wahlverwandtſchaft zwiſchen ihnen ſtatt. Ein Philoſoph oder ein Stück von ihm, das heißt, ein denkender Menſchenkopf, hat einmal bewieſen, daß jeder Menſchenkopf mehr oder weniger einem Thierkopfe gleiche, und der Froſchkopf ſpielt darunter eine ſehr große Rolle. Ihr Alle, brave Mitbürger, habt kultivirte, ausgewachſene Froſchköpfe. Wundert euch daher nicht, daß in unſerer Stadt ſo viel gequakt wird! Es kommt von der Froſchbildung des Kopfes her. Andere neigen wieder zur Gansformation, und daher das häufige Geſchnatter. Es hat Alles ſeine Urſachen, friedſame Mitbürger, ſogar eure Friedſamkeit. Sie verdankt ihr Daſein vielleicht der Schaafkopfsformation, die ihr der Sage nach lieben ſollt. Doch fragt euren ſtumpfen Collaborator, der wird es euch ſagen können. Er iſt ja ein Mundprophet!

„Ihr müßt nämlich wiſſen, daß dieſer Collaborator Stumpf jene philoſophiſche, phyſiognomiſche Lehre weiter fortgeführt hat. Unter ſeinem denkenden Geiſte iſt ſie zur Mundprophetie aufgeblüht. Er ſieht euch am Munde an, ob ihr zum Weſpen- oder Horniſſengeſchlechte gehört; ob ihr Bremſenneigungen in euch habt oder Himmelsaffektionen. Der Collaborator Stumpf weiß es auf ein Haar, ob euer Bürgermeiſter wölfiſche, hündiſche, katzliche Gelüſte in ſich verbirgt, oder ob er mehr zur Tieger-, Hyänen-, Alligator-Natur inclinirt. Das Alles ſieht der weiſe Mann an dem „Maulaffenfeilhaben,“ wie ihr eine gewiſſe Art ſtillen Nachdenkens bezeichnet. Und ſo weiß dieſer Collaborator Jedem ſein Fach anzuweiſen. Einem ſeiner Collegen hat er dargethan, daß er ein Heuſchreckengebiß habe, einem andern ganz deutlich das Bullenbeißermaul mit dem unverkennbaren Zuge eines zugleich auch wiederkäuenden Thieres nachgewieſen; an einem dritten wollte er alle Spuren eines Bologneſerhündchens, mit Katzenartigkeit vermiſcht, um die feingezogenen Lippen entdecken, und den geſammten Rathsherren hat er mit einer Claſſifikation ihrer Mäuler gedroht. Kurz, dieſer Collaborator

Stumpf iſt ein höchſt geiſtreicher Menſch, das Muſter eines Gymnaſiallehrers. Sich ſelbſt hat er oft beobachtet und iſt ſo beſcheiden geweſen, an ſich den devoten Mundzug eines Pudels zu finden.

„Ihr ſeht ein, brave Mitbürger, daß aus dieſem Grundriß einer neuen Wiſſenſchaft ſich Großes entwickeln wird. Sie bedarf nur noch der Ausbildung. Allein auch die Wiſſenſchaftlichkeit, der Forſchungsgeiſt muß beſcheiden ſein und darf nicht ausſchweifen. Wenigſtens ſollte der große Erfinder dieſer Wiſſenſchaft Rückſicht auf das ſchöne Geſchlecht nehmen. Das hat nun der Collaborator Stumpf nicht gethan. Er iſt ſo ſehr in das Heil ſeiner Wiſſenſchaft vertieft, daß er ſogar ſeine Braut phyſiognomiſch betrachtet und an ihr — o, brave Mitbürger, rettet, rettet das ſchöne Geſchlecht! — einen ſaugenden Spinnenmund entdeckt hat! — Spinnen ſind ſeine Antipathie. Vor dem Saugen, An- und Ausſaugen hat er einen charakteriſtiſchen Abſcheu. Er liebt das geruhſame Leben. War es da ein Wunder, daß er zurücktrat, ſeine Braut verließ, floh? Nein! Ihr könnt ihm dieß nicht zum Verbrechen machen. Er that, was ſeines Amtes war. Er entfernte alles Störſame, alles, worein er ſich hätte verſtricken können. Bedenkt, müßte es nicht qualvoll ſein für einen Collaborator, in einem Spinnennetze gefangen, ausgeſaugt zu werden, wie eine Fliege? Es wäre ärger als Kreuzestod. Nein, ſeine Braut mußte er verlaſſen. Kein Menſch mag den Tod einer Fliege im Netze einer ſaugenden Kreuz- oder Winkelſpinne ſterben. Der Tod an ſich iſt ſchon eine Qual, wer ſollte dieſe ſich noch gutwillig erhöhen laſſen! Der Collaborator Stumpf hat Recht daran gethan, ſeine Braut zu verlaſſen. —

Werdet aber nicht etwa ungerecht, Bürger der Gerechtigkeit! Verdammt und flucht ihr nicht etwa jene verlaſſene Braut! Sie iſt ein Mädchen, ein ſchönes, blühendes, lebensluſtiges Mädchen. Sie verdient unſere Achtung und Verehrung, nicht allein, weil ſie ein Mädchen und ſchön iſt, ſondern weil ſie die Veranlaſſung zur Erfindung einer neuen Wiſſenſchaft geworden iſt, zu Collaborator Stumpf's Mundprophetie! Ehret ſie, wie eine Heilige, ſie hat eine neue Wiſſenſchaft begründen helfen! —

„Ob ſie einen Spinnenmund hat? So wagt ihr zu fragen, ſchönheitliebende Mitbürger? Ihr thut Unrecht daran! Ich kenne dies Mädchen; ich ehre und liebe, achte und bete es an. Es iſt die Schönheit, mein weltlicher Gott, den ich in dieſem Mädchen erblicke. Kann die Schönheit Ähnlichkeit mit einer Spinne haben? Kann ein ſüßer, ſchon von fern Herz und Geiſt erquickender Mädchenmund einem garſtigen Spinnenmaule gleichen? Seht, Mitbürger, hier könnt ihr von euren zugeſchulten Jungen ein kathegoriſches Urtheil fällen lernen. — Ich meinestheils verneine eine ſolche Frage.

„Aber einen Saugbau kann ihr Mund haben? Allerdings! Jedes Mädchens gewölbter Mund hat etwas Bienenartiges. Er lockt und reizt zur Annäherung, zur Hingebung. Wer möchte ſich nicht gern in eine Blume verwandeln, um von dem ſaugenden Bienenmunde eines reizenden Mädchens berührt zu werden? Ehrt ihr den Kuß ſo wenig, daß ihr die ſogenannte Saugformation an dem Munde eines Mädchens verachtet? Thut ihr dies, ſo ſeid verdammt von mir, als altväteriſche Bürger! Werfet das Alte von euch, ſchwöret und huldiget Treue dem Neuen! Ich ſchwöre dem Bienenmunde des Mädchens Treue. Ich kümmere mich nicht um die Wiſſenſchaft der Mundprophetie, aber den prophetiſchen Mund ſtudire ich. Das iſt meine Wiſſenſchaft, ihr guten, redlichen Bürgerſeelen. Und wenn tauſend Collaboratoren Stumpfe ihre Bräute verließen, weil ſie die Form eines ſaugenden Spinnenmundes an ihnen entdeckt hätten, ich würde auf Reiſen gehen, mich um gar nichts Anders bekümmern, als: jene verachteten, geflohenen Mädchen zu küſſen. Ich erhöbe die Mundprophetie zur Mundprobe. Und meine Kunſt würde Anklang finden, ſie würde die Wiſſenſchaft vernichten. Die Kunſt der Mundprobe iſt erhabener als die Wiſſenſchaft der Mundprophetie. Das iſt eine ſtumpfe Collaboratorwiſſenſchaft, eine Gymnaſiallehrer-Weisheit. Meine Kunſt aber iſt die freie Kunſt des Lebens, die brotloſe, kußreiche Kunſt, deren Gott die lebendige Schönheit iſt. Brave Bürger unſerer guten, friedſamen Stadt, laßt der Schönheit Gerechtigkeit wiederfahren, ehret die verlaſſene Braut des Collaborator's; fällt ein kategoriſches Urtheil! Erhebt euch zur Kunſtanſchauung, ſtreift die Philiſtermütze ab, werdet Menſchen! Der Menſch ehret die Schönheit und betet ſie an. Dieſe Schönheit, alte, friedſame Bürger, wird euch frei machen. Ehret die Schönheit, habet die freie Kunſt lieb und bleibt keine Philiſter! Die Mundprophetie hat viel Gutes, aber iſt doch eine fatale Wiſſenſchaft. Bildet ſie aus und erhebt ſie zur Kunſt, ſo werdet ihr leben!“ —

Dieſer ſeltſame Wochenblattsartikel verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durch die ganze geruhſame Stadt. Die friedlichen Bürger laſen ihn mehre Male mit wahrer Andacht und konnten immer noch nicht recht begreifen, was wohl damit geſagt ſein möchte. Sie hatten noch nie etwas Ähnliches geleſen. Es war, als wäre ein neuer Meſſias gekommen und hätte ihnen eine Predigt gehalten. Die Klügſten verließen ihre Werkſtätten und eilten in ihre Verſammlungsorte. Dort ward der Artikel nochmals laut und gemeinſchaftlich vorgeleſen und commentirt. Die Meinungen blieben noch immer ſehr getheilt. Einige wollten unerhörte Ketzereien in den Worten finden, Andere fühlten ſich als Bürger geſchmeichelt und erklärten den Verfaſſer für einen Bürgerfreund, den man ehren und belohnen müſſe. Nur konnten Alle nicht begreifen, wie die Cenſur ſo gar nachſichtig ſein könne. Offenbar ward durch dieſen Aufſatz das Alte heimlich geläſtert, ſogar dem Rathe ward das Käppchen abgenommen, und die Gaſſenbuben ſahen die leuchtende Glatze.

Um die Mundprophetie kümmerte man ſich weniger.

Nur Einzelne ergötzten ſich an den Geißelhieben, die ſie hin und wieder gegen anmaßende Menſchen geführt zu ſehen glaubten. Die Verlobung der ſchönen Tochter Freigut's mit dem Collaborator Stumpf war allgemein bekannt, Einige hatten auch ſchon von der Auflöſung derſelben gehört, Niemand aber etwas Sicheres darüber erfahren können. Dieſer Aufſatz ſetzte nun Alles in ein helles Licht, und man pries den Verfaſſer, daß er die Schönheit Sophien's ſo feurig lobte und die Kleinigkeitskrämerei des Schulmannes lächerlich machte. Prüfenſtein erreichte ſeine Abſicht vollkommen. Die gefürchtete Schmach ward von Freigut's Hauſe und Namen abgewendet und fiel in's Komiſche überſpringend auf den Collaborator zurück.

Die Honoratioren der Stadt beeilten ſich, dem reichen Kaufmann Gratulationskarten zuzuſchicken, ja ſogar perſönlich zu erſcheinen. Jedermann pries Sophien's Anmuth und Schönheit, und erlaubte ſich einige harte Worte gegen den harten Stumpf.

Prüfenſtein wartete lächelnd den Erfolg ſeines Schabernackes ab. Er beſuchte weder Freigut's Wohnung, noch ließ er ſich irgend wo anders erblicken. Gegen Abend ſendete der erfreute Kaufmann zu ihm und ließ um ſeinen Beſuch bitten. Prüfenſtein folgte begierig der Einladung. Freigut nahm ihn mit offenen Armen auf, drückte ihn wiederholt an ſeine Bruſt und nannte ihn den Retter ſeines ehrlichen Namens, den Wiederherſteller ſeines Hauſes, und war unerſchöpflich im Lobe des jungen Mannes. Sophie war nicht minder erfreut. Der Vater befahl ihr, vorläufig ihren Ehrenretter zur Belohnung zu küſſen. Ob ſie lange gezaudert hat, dem Befehle nachzukommen, weiß ich nicht; gewiß aber iſt, daß aus einem Kuſſe mehrere wurden. Der alte Freigut nahm es nicht ſo genau und vergaß ganz den Kaufmann. Er zählte und rechnete einen ganzen Tag lang nicht.

„Sie ſind ein vortrefflicher Mann," ſagte er zu Prüfenſtein. „Sie haben eine excellente Klage aufgeſetzt und meinen Widerſacher total geſchlagen. Haben Sie dieſe Weisheit in den Collegien gelernt? Wie? Lieber, junger Mann, wenn die Herrn Profeſſoren ſolche vortreffliche Sachen vortragen, ſo ſind ſie werth, daß man ſie vom Kopf bis zur Fußſohle vergoldet. Das nenne ich eine Prozeßordnung! Da iſt doch Witz drin, und ein geſunder, friſcher Menſchenverſtand. Da gibt's keine vermaledeite, kauderwelſche, lateiniſche Floskel, es geht Alles glatt weg von der Zunge in verſtändlichem Deutſch. Und man freut ſich über eine ſolche moderne Injurienklage. Der Styl ſchon zieht an, er iſt leicht, fließend, munter, nicht aus Quarz, Granit und rohen Bruchſteinen zuſammengeſetzt. Die Gedanken noch gar nicht in Anſchlag gebracht. Lieber Prüfenſtein, ich habe ſchon eine hübſche Anzahl Prozeſſe geführt und die Acten haben knapp in dieſem Zimmer Raum, aber in den ganzen Skripturen-Ballen habe ich keinen einzigen Gedanken gefunden. Tauſend Thaler gebe ich Ihnen, wenn Sie mir einen einzigen originellen Gedanken aus dieſen Papierfetzen herausleſen!"

(Fortſetzung folgt).

Aus Leipzig.

(Fortſetzung).

Sehr zu beklagen iſt es, daß den bedeutenden Kräften, die ſich zur Inſtrumentalmuſik vereinigen, die der Vokalmuſik nicht entſprechen. Es gibt eigentlich hier nur ein Talent von Bedeutung, das auf künſtleriſche Vollendung Anſpruch machen kann. Dies iſt Fräulein **Grabau**, deren ſeelenvoller Schmelz der Stimme mit einer innerlichen Kraft und Fülle gepaart iſt, wie man ſie nur ſelten in ſo glücklicher Vereinigung trifft. Leider verliert dieſe ſo geachtete Sängerin ſeit einiger Zeit an Umfang der Stimme, und dem Gerücht zufolge ſoll ihr öffentliches Auftreten mit der Beendigung der diesmaligen Winterconcerte gänzlich aufhören. Andere auftretende Sänger und Sängerinnen, wenn ſie uns nicht etwa das Ausland auf kurze Augenblicke zuſchickt, verdienen kaum der Erwähnung. Am mißlichſten ſind die Männerſtimmen beſetzt. So wenig es an Fleiß und gutem Willen gebricht, ſo ſehr fehlen glückliche Naturgaben, und der beſte Wille muß demnach immer hinter der That weit zurückbleiben. Vielverſprechend iſt das Talent der noch ſehr jugendlichen Fräulein **Auguſte Werner**, Tochter eines hieſigen Bürgers, die ſich am 26. Januar zum erſten Male öffentlich hören ließ. Hier vereinigen ſich gute Schule mit trefflichen Anlagen, und die Direktion wird wohl nicht unterlaſſen, dieſes ſo ſeltene Talent in Zukunft für immer dem Concerte zu gewinnen. — Dieſer drückende Ubelſtand würde ſich am leichteſten heben laſſen, wenn die beiderſeitigen Direktionen des Stadttheaters und der Gewandhaus-Concerte ſich zu gemeinſchaftlicher Unterſtützung vereinigen könnten. Ofters ſchon hat man dies in Vorſchlag gebracht, aber leider immer ohne Erfolg! Auf welcher Seite die Schuld an der Nichtausführbarkeit dieſes gewiß ſehr praktiſchen Planes liegt, wage ich nicht zu entſcheiden; zu bedauern aber wird es immer bleiben, daß durch das hartnäckige Weigern eines oder des andern Theiles einem Inſtitute, das Leipzig zur größten Zierde und ſeinen Bewohnern zur Ehre gereicht, eine höchſt empfindliche Wunde immer von neuem geſchlagen wird. Vielleicht weiß die Zukunft auch dafür irgend eine Aushülfe, wie für ſo vieles andere. —

Werfen wir jetzt zunächſt einen Blick auf das Theater. Hier zu klagen, wäre faſt komiſch. Die große Maſſe oder, wenn Sie wollen, der große Haufe, vergnügt ſich königlich an dem, was das Repertoir bietet, — leichte Converſationsſtücke, Luſtſpiele, denen der Witz, noch mehr aber die tiefere Bedeutung fehlt; außerdem Opern, bei denen die Muſik gut, der Geſang ſehr mittelmäßig, die Dekorationen anlockend ſind. Was will man mehr! Das Theater hat ſeit Jahren ſchon ſeine Bedeutung wenigſtens in Deutſchland verloren. Es iſt ſelbſt wieder auf die Stufe einer faſt bloßen Gaukelei herabgeſtiegen, während gerade die geiſtig ſo bewegte Gegenwart der Anknüpfungspunkte und Gelegenheiten ſo viele darböte, um thätig von der Bühne herab in das Leben einzugreifen. Ich gehöre nicht zu denen, die in moderner Lebensentwicklung und dem Verhältniſſe, das zwiſchen Leben und literariſchem Wirken gegenwärtig beſteht, dem **Roman** eine unbedingt überwiegende Macht **nicht** einräumen wollen; allein auch der vollendetſte Roman, dem es weder an formenanziehender Geſtaltung, noch an ſpecifiſcher Schwere, an geiſigem Gehalt gebricht, wird bewirken können, was dem Drama vergönnt iſt, wenn es, neu geſtaltet, dem Leben diejenigen Seite ablauſcht, von der es zurück auf ſeine Umbildung Einfluß haben kann. Man faſelt von Mangel an dramatiſchen Talenten aus purer Nichtkenntniß der vorhandenen und bringt dabei diejenigen gar nicht in Anſchlag, die aus gerechtem Unmuth feiern oder wohl gar in ungekannter Einſamkeit langſam zu Grunde gehen. Wie ſchwer es iſt, in jetziger Zeit einem Drama Eingang auf einer Bühne zu verſchaffen, ſobald es den poetiſchen Anforderungen entſpricht und nicht in die Kategorie bloß ſceniſch anſprechend geordneter Stücke gehört, weiß Jeder, der einmal den unglücklichen Verſuch gemacht hat. Der Schweiß des Gehirns, ſobald er in dramatiſche Formen rinnt, wird nicht einmal beachtet, viel weniger geachtet, und ich würde es Jedem verdenken, der noch den Gott in ſich fühlt, wenn er ihn vor die Füße der Theaterunternehmer würfe, damit ſie ſich an ihm ihr unſauber Schuhwerk putzen könnten! — Dennoch bin ich überzeugt, es iſt der Tag nicht mehr gar ferne, an dem ein regeres dramatiſches Leben im Volke wieder aufbrechen wird. Unſere Entwickelung hat ſich ſo ganz umgeſtaltet, eine Emancipation aus Allem geſeiert, was das vergangene Jahrhundert liebe- und lebensfroh weichmüthig hätſchelte, daß nach dieſer Freimachung eine Metamorphoſe aller Lebensverhältniſſe nicht mehr fern ſein kann. Die Literatur ſelbſt neigt ſich in einzelnen, ſelbſt epiſchen Produkten der dramatiſchen Concinnität unverkennbar zu. Man verlangt Kürze, Pragnanz, Charakter. Selbſt das Jagen nach Pikantem iſt ein Beweis, daß man ſich längſt überſättigt hat an der langen, weichen Zwiſchenkoſt und wieder nach etwas Compaktem, nach Fleiſch und Blut Verlangen trägt. Immerhin! Wären nur erſt die Bühnen zu vereinigen, dramatiſche Produktionen zur Darſtellung zu bringen, die, wenn ſie auch nicht in 2½ Stunde herunterzuſpielen ſind, doch Anſtrengung und Studium von Seiten der Schauſpieler heiſchen. Man weiſe das Eigene, Deutſche nicht zurück, ſelbſt dann nicht, wenn es barock und monſtros iſt, aber den jämmerlichen Überſetzungen ſchließe man die Thür. Und, was vor Allem Noth thut, ſichert dem Dramatiker auch einen materiellen Vortheil. Beſtehlt ihn nicht und honorirt ſein Talent, wie jedes andere! Gewiß, wäre man minder knickerig und nur einmal ein Paar Jahre darauf bedacht, den verſchiedenſten Talenten Unterſtützung und Aufmunterung zu verleihen; wir wurden ſich in kurzem Talente und Kräfte regen ſehen, deren Daſein wir ſchwachmuthig jetzt ſogar zu bezweifeln geneigt ſind. Wie vorläufig die Sachen ſtehen, muß freilich das dramatiſche Talent ſich einen andern Wirkungskreis zu eröffnen ſuchen, um wieder Boden zu gewinnen im Leben. Denn, ohne dem Leben ſich anzuſchließen und aus ihm ſeine Schöpfungen zu geſtalten, wird jeder Verſuch ein fruchtloſer bleiben! —

Die hieſige Bühne nun iſt, wie ſie eben ſein kann. Sie zehrt vom franzöſiſchen Abfall und erhält ſich materiell dabei ganz erträglich. Künſtler haben wir auch nicht einen, ſobald man nur irgend ſtrenge Anforderung machen will. Schade um manches hübſche Talent, das aus Mangel an Übung entweder im Schlendrian verkümmert oder ſich bald wo anders hin verliert. Genuß und zwar nur noch einen ſehr zweideutigen, gewährt das hieſige Theater bloß bei anweſenden Gäſten. Ein Beweis aber, daß es nicht an Sinn für dramatiſche Vorſtellungen gebricht, gibt alsdann das überfüllte Haus und der ſtürmiſche Beifall, den das Publikum einem wahrhaften Künſtler zollt. Das Publikum iſt hier überhaupt immer gern zur Anerkennung geneigt und nicht ſelten damit nur zu freigebig. Bedeutende Dramen füllen ſtets das Haus, leichte, lockere Waare ebenfalls, weil man nun doch etwas ſehen will. Hat man keinen Falſtaff, ſo lacht man wohl auch über einen faden Narren.. Das iſt in der Ordnung, gibt aber kein Kriterium ab für die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit eines Bühnen-Perſonales. (Schluß f.)

Feuilleton.

⁂ Bibliographiſche Statiſtik Schwedens. — In Schweden ſind herausgekommen:

im Jahre 1829 . . 742 Schriften in 7886 Bogen,
" — 1830 . . 706 — " 5404 —
" — 1831 . . 838 — " 5657 —
" — 1832 . . 932 — " [illegible] —
" — 1833 . . 941 — " 6085 —
" — 1834 . . 967 — " 7433 —
" — 1835 . . 790 — " 7398 —

Bei weitem die meiſten Schriften gehören folgenden Fächern an, nämlich den

	1829	1830	1831	1832	1833	1834	1835
ſchönen Wiſſenſch. .	108.	138.	110.	173.	136.	152.	150.
Theologie	119.	122.	140.	129.	122.	123.	134.
Staatswiſſenſchaft .	108.	77.	77.	104.	116.	157.	97.
Geſchichte	65.	85.	68.	94.	106.	71.	64.
Die wenigſten:							
der Philoſophie . .	7.	11.	9.	2.	7.	6.	2.

Im vorigen Jahre ſind bis zu Ende September von Romanen, Novellen, ſatyriſchen Schriften 42 Werke erſchienen, von denen 25 Ueberſetzungen aus verſchiedenen Sprachen; Zeitſchriften 14; Zeitungen 16 in Stockholm und 69 in Provinzſtädten.

⁂ „Cinq mois aux états unis de l'Amérique du Nord" iſt der Titel eines Reiſe-Tagebuchs, welches Herr Ramon de la Sagra, Direktor des botaniſchen Gartens auf Havanna, in dieſen Tagen zu Paris herausgegeben. Schulen, Gefängniſſe, Verwahrſäle, Manufakturen, Eiſenbahnen, Geſchichte, Statiſtik u. ſ. w., nichts iſt vergeſſen, und die Genauigkeit der Beſchreibungen wird aufgewogen durch die Gefälligkeit der Darſtellung.

⁂ J. Kemble über die Stammtafel der Weſtſachſen. — Während der deutſchgeborene Hr. Aug. v. Schlegel die Ergebniſſe ſeiner ſanskritiſchen Forſchungen der Welt in franzöſiſcher, theilt jetzt ein gelehrter Britte, Hr. John N. Kemble ſeinen Verſuch „über die Stammtafel der Weſtſachſen" in deutſcher Sprache der gebildeten Leſewelt mit. Als Reſultat hat ſich ihm herausgeſtellt, daß die älteſten bekannten Genealogieen der der angelſächſiſchen Könige als mythiſch und werthlos zu betrachten, da ſämmtliche Namen bloße Synonyme oder Eigenſchaften Wodan's oder Odin's ſeien; die authentiſche Geſchichte der Angelſachſen beginne erſt mit ihrer Bekehrung zum Chriſtenthume.

⁂ Erhaltungsfreunde in Irland. — Dem Dublin-Mail zufolge waren bei dem großen, proteſtantiſchen, orangiſtiſchen, conſervativen, iriſchen Meeting zu Dublin im v. M. über 5,000 Freunde der Erhaltung aus allen Theilen des Landes im Saale anweſend, und eben ſo viele hätten keinen Platz mehr gefunden.

⁂ Von Hallam's „Geſchichte der Literatur in Europa während des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts," von welcher kürzlich der erſte Band zu London herausgekommen, wird mit Nächſtem auch eine franzöſiſche Ueberſetzung zu Paris bei Lagrange erſcheinen.

⁂ Schnelligkeit eines belgiſchen Renners. — Der Engländer Laurence hat am 12. Januar mit einem belgiſchen Pferde den Weg von Brüſſel nach Antwerpen (5 deutſche Meilen) in 1 Stunde 44 Minuten zurückgelegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 48. 1837.

Phönix.

Samſtag, 25. Februar.

Neue Bruchſtücke von Fr. Rückert.

15.

Nicht im Gedanken laß die Wirklichkeit verſchweben!
Der Himmel iſt nicht da, die Erde aufzuheben.

Doch, wo hier Dunkel iſt, laß Licht von dorther glänzen!
Der Himmel iſt nur da, die Erde zu ergänzen.

16.

Es iſt ein Ewiges, das wandelt und das bleibt,
Das in ſich ſelber ruht und ruhlos Alles treibt.

Du mußt Erregungen und Leidenſchaften laſſen,
Wenn du das Ewige, das ruhet, willſt erfaſſen.

Du mußt Erregungen und Leidenſchaften hegen,
Wenn dich das Ewige, das wandelt, ſoll bewegen.

Erfaſſend und erfaßt, erregend und erregt,
Sei gleich dem Ew'gen ſelbſt, bewegt und unbewegt.

17.

Mit Unvollkommenheit zu ringen, iſt das Loos
Des Menſchen, iſt ſein Werth, und nicht ſein Mangel bloß.

Was unvollkommen iſt, das ſoll vollkommen werden;
Und nur zum Werden, nicht zum Sein, ſind wir auf Erden.

18.

Wer ſtill ſteht, bleibt zurück, wenn Andre vorwärts gehn;
O Unglück und o Glück! nie darfſt du ſtille ſtehn.

Was hilft's, wonach du rennſt, als Höchſtes zu erkennen,
Wenn du zugleich erkennſt, es ſei nicht zu errennen.

Der grade Weg iſt nicht, nur immer gradaus gehn;
Du mußt dich nach dem Ziel, das ſtets ſich wendet, drehn.

Wie gern beſchied' ich mich, ich ſei noch nicht am Ende,
Wenn ich mich nur nicht ſtets am Anfang wieder fände!

Der prophetiſche Mund.

(Fortſetzung).

„Ich bitte ſehr, mir dieſe Arbeit zu erlaſſen," verſetzte Prüfenſtein. „Es iſt mir nicht unbekannt, daß wir Juriſten eine eigene Force im Nichtdenken haben. Wir könnten uns darin ſehen laſſen."

„Nun ja, das meine ich auch," erwiederte Freigut, „doch Sie machen hiervon eine Ausnahme. Und um zu Ende zu kommen, mein werthgeſchätzter Ehrenretter, ſo lade ich Sie Morgen Abend zu einem kleinen Gaſtmahl ein. Laſſen Sie nicht auf ſich warten! Sie werden einige meiner Freunde treffen. Beſinnen Sie ſich unterdeß auf eine recht große Forderung, damit ich mich auch großmüthig zeigen kann. Die Belohnung eines Dienſtes, wie Sie mir ihn geleiſtet haben, muß öffentlich geſchehen. Meine Mitbürger müſſen erfahren, daß der alte Freigut ein dankbarer Mann iſt. Beſinnen Sie ſich und fordern Sie was Rechtes!" —

Mit dieſer freundlichen Ermahnung entließ der Kaufherr den glücklichen Prüfenſtein. Durch Freigut's Redſeligkeit war es bald in der Stadt bekannt geworden, daß Prüfenſtein der Verfaſſer des Wochenblattartikels ſei, und hatten die Bürger vorher die Köpfe geſchüttelt, ſo wackelten ſie jetzt mit dem ganzen Leibe. Dennoch fühlten ſie ſich wunderſam geſchmeichelt. Mehre waren der Meinung, die Bürgerſchaft müſſe dem ſo talentvollen jungen Manne ihre Achtung und Zufriedenheit mit ihm bezeugen und durch eine Deputation ihr ihm früher zugefügtes Unrecht abbitten. Andere wollten ſogar bei'm Rathe darauf dringen, ihm eine einflußreiche Stelle zu geben. Die Meinungen waren wieder getheilt und es ſchien keine Einigung möglich zu ſein. Da trat der Bürgermeiſter in die Verſammlung der Bürger, hielt eine kurze Anrede an ſeine getreuen Unterthanen und eröffnete ihnen, daß er geſonnen ſei, die ſo eben durch den Tod erledigte Stelle des zweiten Stadtrathes dem ſehr gute Anlage verrathenden Prüfenſtein zu übertragen, wenn anders die ehrſame Bürgerſchaft ihre Einwilligung dazu gebe. Dies gab den Ausſchlag. Die Bürger billigten die Ernennung, brachten dem Bürgermeiſter ein Lebehoch und wollten ſogleich einen Fackelzug veranſtalten, um dem für Bürgerwohl und Bürgerfreiheit glühenden Manne ihre Hochachtung zu bezeugen. Dieſem Anſinnen widerſetzte ſich jedoch der weiſe Bürgermeiſter.

„Werthe Mitbürger,“ ſprach er, „kommt davon zurück. Ihr würdet die freie, aber für das Recht tief empfängliche Seele des wackern Prüfenſtein's durch eine ſolche Handlung verletzen. Sie liegt außer den Grenzen des Rechts der Gewohnheit, des Herkommens. Dieſe Schranken aber achtet der junge, talentvolle Mann, wie ſein Wochenblattartikel zeigt. Was ihr thut, muß in Form Rechtens geſchehen. Prüfenſtein iſt ein durchaus nach aller Form Rechtens cultivirter Menſch. Er ehrt das Recht, glüht für das Recht, lebt, webt, ſtirbt und vermodert dereinſt für das Recht. Jede Zeile ſeines Aufſatzes beweiſ't dies. — Gegen ſolch heiliges Feuer, das lange unbemerkt unter der Aſche fortgeglommen hat, dürfen wir nicht mit Löſcheimern zu Felde ziehen. Darum, werthe Mitbürger, verfügt euch morgen Abend zu dem hochanſehnlichen Kauf- und Handelsherren Freigut. Dieſer achtbare Mann gibt zu Ehren des talentvollen Prüfenſtein ein Feſt, woſelbſt ich den Vorſitz haben werde. Bei dem erſten Toaſt, den ich ausbringe, tretet ihr in den Saal und überreicht dem jungen Stadtrath ſeine Ernennung. Ich werde Sorge für deren Ausfertigung tragen.“ —

Die Bürgerſchaft war mit dieſem Vorſchlage höchlichſt zufrieden und zerſtreute ſich unter fortwährendem Jauchzen und Vivatrufen. Der Wochenblattartikel hatte den Geiſt der Freiheit in ihr geweckt.

Die Prachtzimmer in Freigut's Hauſe waren glänzend erleuchtet; Jung und Alt, Hoch und Niedrig ſchwärmte flüſternd und bewundernd um das Haus, als gäbe es die Naſenſpitze eines Prinzen von Geblüt oder gar eines mächtigen Selbſtherrſchers an der angelaufenen Fenſterſcheibe zu ſehen. Seit undenklichen Zeiten war in der guten, loyalen Stadt kein ſo glänzendes Feſt gegeben worden. Auch war es in früherer Zeit den Bürgern und Bürgerkindern nicht erlaubt geweſen, ſich ohne beſondere, hohe, obrigkeitliche Erlaubniß ſo freiſinnig auf den Gaſſen umherzutreiben. Heut aber regierte die förmlich proclamirte Freiheit, und dieſem erſten Jubel von Polizei wegen zu ſteuern, wäre gefährlich geweſen.

Der Bürgermeiſter und alle Honoratioren der Stadt waren bereits in Freigut's Hauſe verſammelt. Nur der Urheber des Feſtes, Prüfenſtein, fehlte noch. Er ſchien es recht auf's Intereſſantwerden anzulegen. Der glückliche Kaufmann ward vor lauter Freude faſt ungeduldig und erlaubte ſich, ſelbſt vor der Geſellſchaft, einige nicht ganz mit der jungen Freiheit der Bürgerſchaft harmonirende Ausdrücke. Doch hielt man dieſe überſprudelnde Kraft dem allgeehrten Handelsherren zu Gute. Er war ja reich, und die Reichen nehmen ſich nun einmal immer etwas mehr Freiheit.

Sophie hatte ſich geſchmückt wie eine Braut. Ein weißes Atlaskleid umhüllte die ſchlanken Glieder und hob die gerundeten Formen ihres jugendlichen Körpers vortheilhaft hervor. In ihr dunkelbraunes Haar flocht ſich geſchmackvoll ein Kränzchen von Roſen. Sie flatterte, wie ein bunter Schmetterling durch die glänzenden Gemächer und war ausgelaſſen bis zum Übermuth.

Freigut ſchien dieſe Luſtigkeit, noch mehr aber die Art ihres Schmuckes zu mißbilligen. Er machte ihr dies bemerklich und äußerte, es ſchicke ſich nicht wohl, daß ſie ſich, gewiſſermaßen als Braut ſchon zur Wittwe geworden, dennoch im bräutlichen Schmucke der Geſellſchaft zeige.

„Warum nicht, lieber Vater?“ antwortete Sophie. „Mein alter Bräutigam iſt freilich ſo gut, als geſtorben. Und Gott verzeih mir's, aber ich bin herzlich froh darüber! Soll ich nun etwa trauern, einen Schmerz erheucheln, der mir gar nie in die Gedanken gekommen iſt? Das kann ich nicht, Vater. Ich will heut luſtig ſein, tanzen, ſcherzen, lachen, mich geberden, wie ein freies, ungebundenes Mädchen.“

„Thue, was du willſt, Sophie,“ verſetzte der Vater, „aber bleibe mir hübſch in den Schranken. Freie, luſtige Mädchen ſind recht angenehme Geſchöpfe, nur müſſen ſie ſittſam bleiben!“

„O, fürchten Sie nicht, daß ich mich etwa ſelbſt emancipiren werde,“ lachte Sophie. „Ich will nur meine Verlobung mit meinem guten Namen feiern. Das iſt vor der Hand mein Bräutigam, und — nun, geſetzt, lieber Vater,“ ſagte ſie ſchmeichelnd und hing ſich an ſeinen Arm — „geſetzt, es fände ſich nun unter dieſer bunten Geſellſchaft ein Bräutigam für mich, würden Sie mir zuſagen, mich mit ihm verloben?“

„Aber, liebe Tochter, ſo auf einmal, wie aus den Wolken gefallen! Das wäre gar zu viel auf's Spiel geſetzt!“

„Ja, ich liebe das Zufällige, Vater. So ein wenig extemporirte Verlobung, improviſirte Hochzeit — das iſt intereſſant. Unſere guten Mitbürger hätten ein Jahr lang davon zu reden, ehe ſie die Möglichkeit eines ſolchen Falles begreifen könnten.“ —

Die Ankunft Prüfenſtein's unterbrach das kurze Geſpräch. Der glückliche junge Mann ward in tiefſter, ehrerbietiger Stille empfangen. Man ſah ihn verwundert an, als käme er aus einer andern Welt, und

Einige der Gäſte wagten ſich ſogar, doch nur leiſe auf den Zehen fortſchwebend, bis in ſeine unmittelbare Nähe. Man hatte bisher in der guten Stadt nur den gewöhnlichen Wochenblattſchreiber und den Hochzeit- und Begräbnißgedicht-Verfertiger, wie man ihn nannte, geſehen. Ein Schriftſteller aber von Prüfenſteins Geiſt und Energie, der im Stande war, eine völlige Revolution im Wochenblattſtyle mittelſt eines einzigen Aufſatzes hervorzubringen, war etwas Unerhörtes. Die Honoratioren theilten ſich gegenſeitig flüſternd ihre Bemerkungen über den jungen Mann mit. Der Eine bewunderte ſeinen leichten, graziöſen Gang, die Gewandtheit in ſeinem Benehmen, der Andere machte ſeinen Nachbar auf die Formation der Stirn aufmerkſam und erklärte, daß man ſehr Unrecht gethan habe, dieſen talentvollen Mann bisher ſo wenig zu beachten. Er erkannte ganz deutlich die Revolutionsorgane an dem Stirnknochen. Ein Dritter ſchüttelte bedenklich ſein graues Haupt und wollte den ſatyriſchen Mund beſonders ſtark entwickelt ſehen. Wenn nur unſere gute, friedſame Stadt nicht noch Nachtheil von dieſem begabten Menſchen hat, ſprach er. Dieſer Prüfenſtein kann uns ruhigen, alten Leuten viel zu ſchaffen machen. Er wird reformiren wollen, und das können wir, die wir doch auch regiert haben, nicht zugeſtehen! —

(Fortſetzung folgt).

Aus Leipzig.

(Schluß).

In der neueſten Zeit regte nur wenige Tage lang H. Joſt aus Hamburg das feinere Genüſſe liebende Publikum durch einige Gaſtvorſtellungen an. Er trat zweimal auf, als Ludwig XI. in dem Stücke gleiches Namens von Delavigne, und als Geiziger. In beiden Rollen entwickelte er ein bedeutendes Talent und zeigte, daß ſich in Hamburg noch immer ein tüchtiger Fond für dramatiſche Kunſt erhalten hat. Sein Spiel in der Beichtſcene mit dem heiligen Franz war von hinreißender Wirkung und ſichert ihm den Rang eines bedeutenden Künſtlers. Als Geiziger trug er etwas ſtark auf und ſpielte namentlich mit den Händen gar zu ſehr, um eine reine Wirkung hervorbringen zu können. Leider konnte er ſich nicht, ſeinem Wunſche gemäß, als Shylock präſentiren, da die Krankheit mehrerer Mitglieder des Theaters ihn daran verhinderte; doch haben wir die Hoffnung, ihn bald wieder erwarten zu dürfen und können alsdann einer längeren Reihe von Gaſtrollen vergewiſſert ſeyn. —

Unter den jüngſt aufgeführten Neuigkeiten ſind zu erwähnen Alex. Dumas' „Kean," Raimund's „Verſchwender" und „der Reiſewagen" nach Th. Hell's Überſetzung oder Bearbeitung. Alle drei Stücke erfreuen ſich großen Beifalls, obwohl keins als rein poetiſches Produkt bedeutend iſt. Der Verſchwender iſt in dieſer Hinſicht am werthvollſten und trägt übrigens ganz den Charakter aller früheren Stücke deſſelben Verfaſſers unverkennbar an der Stirn. In Kean wirkt das Pikante und raffinirte Neue der Situation im vierten Akt ſo gewaltig, daß wohl auch das kälteſte Publikum hingeriſſen werden müßte; vom poetiſch-äſthetiſchen Standpunkte aus beurtheilt iſt jedoch das ganze Drama faſt gleich Null. Geſchickte Compoſitionen, gute Scenerie, einiges Raffinement, — dieſe profane Dreieinigkeit verfehlte nie ihre Wirkung; kommt nun dazu noch ein glückliches Enſemble im Spiel, was man bei uns eben nicht behaupten kann, ſo wird dieſem Schauſtück ein ziemlich langes Leben zu prophezeihen ſein. Noch raffinirter, nach Andern „ganz allerliebſt" ſoll der Reiſewagen componirt ſein, was ich nicht beurtheilen kann, da ich noch nicht ſo glücklich geweſen bin, ihn ſelbſteigen bewundern zu können.

Die Oper hat in neueſter Zeit nichts Neues gebracht, von Altem aber will ich Sie nicht unterhalten. — Das Mitgetheilte wird übrigens genügen, Ihnen die theatraliſchen Zuſtände unſerer Stadt anſchaulich zu machen. Sie dürfen uns nicht beneiden, obwohl ich faſt glaube, auch Frankfurt wird wenig erfreulichere Seiten darbieten.

Für Einen, der nun dies Alles entbehren kann, bietet namentlich der Winter hinlängliche Zerſtreuung und Aufheiterung. An Bällen iſt kein Mangel. Alle Welt tanzt gern, tanzt viel und wiederholt. Die Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens ſtellen ſich hier erſt im Winter heraus, da der Sommer, ungeachtet des Nichteinladenden unſerer Umgebung, doch zu ſehr zur Zerſtreuung und Verzettelung lockt. Der Anfang des neuen Jahres bot außerdem dem hieſigen Publikum einen Genuß, der ſich nicht alle Jahre zu wiederholen pflegt, — eine ziemlich lang anhaltende Schlittenbahn, und als dieſe langſam einging, brachte der große Tunnel-Maskenball im Schauſpielhauſe eine muntere Bewegung in alle Klaſſen der Geſellſchaft. Leider wurden auch hier, wie ſo oft, die Erwartungen faſt Aller höchlichſt getäuſcht, und das lang beſprochene Feſt endigte mit großer Unzufriedenheit, nach größerem Verluſt und einer vierzehn Tage lang anhaltenden Mantelfrage, die den Glücklichen eben ſo viel Spaß verurſachte, als den Unglücklichen Ärger und Verdruß. Die Folge davon war, daß bei'm zweiten Maskenballe eine große Leere im Hauſe herrſchte. Niemand hatte Luſt, zum zweiten Male ſeinen glücklich geretteten Mantel auf's Spiel zu ſetzen, oder wohl gar dem erſten einen zweiten zu opfern, was bei Einzelnen doch der Fall geweſen ſein mag.

Ehe ich ſchließe, muß ich doch noch des jetzt aufgeſtellten Hydro-Oxygen-Gas-Mikroſkops Erwähnung thun. Dies außerordentliche Inſtrument iſt die Erfindung des Engländers Cary und wird ſeit einiger Zeit von einem Herrn Dobler dem hieſigen Publikume gezeigt. Wer Sinn hat für Natur und die Entdeckung ihrer Geheimniſſe, dem muß dieſes Inſtrument von hohem Intereſſe ſein. Ganz nach Art einer laterna magica eingerichtet, beſteht außer den faſt in's Unglaubliche gehenden Vergrößerung das Eigenthümliche dieſes Mikroſkop's darin, daß die vor das Glas gebrachten Gegenſtände von dem blendenden Licht einer Gasflamme erleuchtet und im Schattenriß, der jedoch alle Farbenuancen ſehr deutlich wiedergibt, gegen eine weiße Wand geſpiegelt werden. Eine einfache, lichtvolle Erklärung des Beſitzers erläutert die Bereitung des Gaſes, deſſen Flamme von ſo durchdringender Wirkung iſt, daß an einem brennenden Lichte ſogar die Flamme noch einen ſehr deutlichen Schatten wirft, wenn ſie in den Bereich des Gaslichtes gebracht wird. Die vergrößerten Gegenſtände ſind meiſt die gewöhnlichen, nur werden großentheils die minutiöſeſten gewählt, um den Zuſchauern einen Begriff von der ungeheuern Wirkung des Inſtrumentes beizubringen. So z. B. erſcheint der Stachel einer Wespe als ein rieſenmäßiger Elephantenzahn, Menſchenhaare, der feinſte Spitzengrund und andere zarte Gegenſtände dieſer Art hält man für dicke, grobe Schiffstaue, die winzigſten Federchen und Fiſchſchuppen für Bäume und farbenſchillernde Metalle. Am intereſſanteſten und ſogar für die Wiſſenſchaft von Bedeutung ſind verſchiedene Waſſertropfen, die mit ihrer dem bloßen Auge unſichtbaren Welt voll buntem Leben Staunen und Bewunderung erregen. Infuſorien wühlten hier in der Größe kleiner Krebſe, Kröten und anderen Gethiers zahllos an Menge durch einander, als wollte immer eine Gattung die andere vernichten; Waſſerſchlängelchen, in ihrer natürlichen Größe von ⅛ Zoll Länge und der Dicke einer Linie, nehmen Form und Farbenglanz großer Schlangen an und beängſtigen in ihrer wilden Bewegung ein reizbares Gemüth. Von gleich hohem Intereſſe ſind die Kryſtalliſationen der verſchiedenen aufgelöſ'ten Salze, die von der Hitze des Gaſes im Objectivglaſe erzeugt werden und einen tiefen Blick in die geheime Werkſtätte der noch unerforſchten Schöpfung der Natur thun laſſen. Jedenfalls gehört dieſe neue Erfindung unter die bedeutendſten, die in neueſter Zeit die Mechanik in ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung hervorgebracht. Dem Naturforſcher vor Allen muß eine ſolche Entdeckung von hohem Werthe ſein, indem ſie ihm Gelegenheit gibt, Beobachtungen anzuſtellen, für die ihm bisher keine Mittel zu Gebote ſtanden. Die geringſte Vergrößerung betrug das 20,000fache im Flächenraume, die mittlere das das 500,000fache und die höchſte erſtieg die unglaubliche Höhe des Dreimillionenfachen. Obwohl man faſt glauben ſollte, es ſei der Kunſt nicht möglich, ſich noch höher hinaufzuſchwingen, ſo hat bei den jetzigen Fortſchritten in Optik und Mechanik doch die Annahme nichts Unwahrſcheinliches, daß man mit Wegſchaffung manches annoch Behinderten das Geſteigerte noch mehr ſteigert und der Wiſſenſchaft immer neue Bahnen kühnen Forſchens eröffnet. —l—

Feuilleton.

⁂ **Thorwaldſen's Muſeum zu Kopenhagen.** — Endlich ſind mehrere bedeutende Männer zu Kopenhagen zuſammengetreten und haben das Publikum aufgefordert, ein Kapital zur Erbauung eines Muſeums für **Thorwaldſen's** Werke zuſammenzuſchießen, welches in drei Jahren vollendet, mit allen Arbeiten des großen Künſtlers, die von demſelben nach Copenhagen geſendet, aber noch keine Beſtimmung erhalten haben, geziert werden ſoll; von ſeinen übrigen Arbeiten ſollen Gypsabgüſſe aufgeſtellt werden. Dieſer Plan iſt vom Publikum mit Enthuſiasmus aufgenommen, und ſchon von den erſten 17 Subſkriptionen ſind 4000 Rthlr. unterzeichnet worden.

⁂ **Die Bevölkerung von Petersburg** hat in folgender Weiſe zugenommen: Im J. 1800 hatte es 220,205 Einwohner, 1805: 271,137, — 1812: 308,474, — 1814: 335,713, — 1817: 344,619, — 1819: 393,938, — 1825: 424,741 und 1833: 442,396, unter welchen letzteren ſich jedoch nur 141,025 Frauen befanden. So leſen wir im Magazin des Auslandes; im geneal. hiſt. ſtatiſt. Almanach von 1837 wird jedoch bemerkt: Petersburg habe im J. 1843: 445,135 Einwohner gehabt, unter denen 153,345 weibl. Geſchlechtes.

⁂ **Herrn v. Balzac's Spekulation und Veraſſekurirung.** — Ein deutſches Blatt verſichert, Hr. v. Balzac habe in dieſen Tagen alle ſeine ſchon geſchriebenen und noch zu ſchreibenden Werke der Pariſer Centralbuchhandlung für 50,000 Fr. baar und 15,000 Fr. jährliche Renten verkauft, der Buchhändler aber ſofort ſein bücherproducirendes Subjekt für 50,000 Fr. in der Lebensverſicherung veraſſekurirt.

⁂ **Die neue Ausgabe von Molière,** welche Herr Tony Johannot zu illuſtriren übernommen, iſt nun vom Stapel gelaufen. Achthundert Holzſchnitte ſchmücken die zwei prachtvoll gedruckten Bände.

⁂ **Die Bibliotheken und Gemälde der portugieſiſchen Klöſter.** — Neueſten Nachrichten zufolge ſind bei Aufhebung der Klöſter in Portugal 300,000 gedruckte und handſchriftliche Bände und 2,000 Gemälde nach Liſſabon zuſammengeſchleppt und in dem Kloſter St. Franciſco zu weiterer Verwendung deponirt worden. Unter den Gemälden ſollen ſich aber kaum einige Dutzend von berühmten alten Meiſtern des Auslandes finden, das Uebrige des Anblicks nicht werth ſein.

⁂ **Die franzöſiſche Ehrenlegion** hat ſich vom 1. Okt. 1835 bis zum 31. Okt. v. J. um 1569 Mitglieder vermehrt! Am 17. Nov. v. J. beſtand ſie aus 50,383 Decorirten, von denen 93 Großkreuze, 216 Großoffiziere, 831 Commandeurs, 4541 Offiziere, 44,707 gewöhnliche Ritter ſind. — Davon beziehen 25,317 Gehalt, welches im Geſammtbetrage ſich auf 7,950,000 Fr. beläuft.

⁂ **Zeichnenſchule in London.** — Beim Schluſſe der vorigjährigen Sitzungen hat das engliſche Parlament 1,500 Pfd. St. bewilligt zur Errichtung einer Zeichnenſchule in London für die Manufakturiſten. Eine Commiſſion iſt nun aus Künſtlern und Intereſſenten gebildet, welche gemeinſchaftlich mit den Vertretern der verſchiedenen Manufakturzweige die Vorbereitungen treffen, um die neue Gewerbſchule baldigſt eröffnen zu können.

⁂ **Franzöſiſche Anzeige von Varnhagen's Gallerie.** — Wir nähern uns unzweifelhaft ſehr den Franzoſen; denn ſie fangen an, ſich ernſtlich uns zu nähern. Als ein Zeichen ſolcher Annäherung, als ein weltliterariſches Ereigniß — möchten wir anſehen, daß die Débats vom 5. d. M. mit einem erſten Artikel über eine kürzlich erſchienene deutſche Schrift (Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang ꝛc.) hervortreten. Findet ſich auch gleich im 4ten Worte des Buchtitels ein Orthographiefehler, ſo zeigt die Kritik doch ernſte Abſicht, ſich mit der nationalen Eigenthümlichkeit des deutſchen Werkes zu befreunden und berechtigt zu ſchönen Hoffnungen für die Zukunft.

⁂ **Scribe,** erſt 46 Jahre alt, hat ſchon 350 Theaterſtücke geſchrieben, von denen 280 mit Beifall aufgenommen worden. Im Jahre 1833 ſoll er von der Aufführung ſeiner Stücke nicht weniger als 143,000 Fr. bezogen haben.

⁂ **Erdmagnetismus.** — Der neueſten Anſicht vom Erdmagnetismus zufolge, iſt, wie Hr. Dr. **Nürnberger** in ſeinen lehrreichen Berichten bemerkt „der Grund der Erſcheinung nicht ferner im **Innern** der Erde zu ſuchen, ſondern die Erde wird vielmehr durch das **Sonnenlicht** unmittelbar, oder durch die vermittelſt deſſelben erzeugte Wärme mittelbar, auf ihrer **Oberfläche** magnetiſch; und in der That ſtimmen wenigſtens die **täglichen** Variationen der Deklination und Inclination der Magnetnadel ſo augenfällig mit dem Laufe der Sonne und dem Glanze der durch ihr Licht bewirkten Erwärmung der Erdoberfläche überein, daß man nicht umhin kann, einen Cauſalnexus zwiſchen letzterer und dem Erdmagnetismus anzunehmen.“

⁂ **Portatives Gas.** — Zu Cöln am Rheine iſt gegenwärtig eine Gasfabrik eingerichtet, in der aus Oel und Oelſtoffen Leucht-Gas fabrizirt wird, welches in dazu eingerichteten Gefäßen an den Ort ſeiner Beſtimmung gebracht werden kann. Die damit in eigens hierzu conſtruirten Lampen erzeugte Flamme ſoll die Oel- und Talgflamme an Intenſität übertreffen und wohlfeiler zu ſtehen kommen, auch bereits in vielen Häuſern eingeführt ſein.

⁂ **Malek-Adel,** eine neue Oper von Coſta iſt im vor. Monat zu Paris im italiäniſchen Theater mit ungemeinem Beifall aufgenommen worden.

⁂ **Belgiſche Maler.** — Herr Geefs hat gegenwärtig für nicht weniger als für 300,000 Fr. Beſtellungen auf Arbeiten, Hr. Verboeckhoven, ausgezeichnet durch ſeine meiſterhaften Thierſtücke, für 250,000, der treffliche Genremaler de Braekeleer für ebenſoviel und Hr. de Keyſer für 120,000 Fr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 49. 1837.

Phönix.

Montag, 27. Februar.

Deutſche Studien.

Guſtav Schleſier, deſſen Name Vielen von jener Zeit her bekannt iſt, in welcher er mit Laube und Wienbarg in der Zeitung für die elegante Welt voll jugendlicher Thätigkeit jene gewappnete Oppoſition gegen das literariſche Perückenweſen bildete, hat bei Scheible in Stuttgart deutſche Studien herausgegeben, deren erſter Theil die oberdeutſchen Staaten und Stämme vom Standpunkte der Politik beleuchtet. Dieſe Studien ſind mehr als ein literariſcher Handelsartikel, ſie ſind ein Phänomen, die Verkörperung eines zum Wettſtreit oder zum — Kampfe herausfordernden Gedankens. Und beizufügen iſt: das Werk gleicht einem Kaper, der je nach Umſtänden eine neutrale Fahne aufſteckt, um die Waffen, die er an Bord hat, glücklich durch die Demarkationslinie zu bringen.

Es iſt die alte Frage von dem Streite zwiſchen dem deutſchen Norden und Süden, um die Hegemonie, von welcher Schleſier ausgeht; aber er beginnt nicht mit der Analyſe und progreſſiven Abwägung der Kräfte, welche in die eine oder die andere Wagſchale kommen, ſondern damit, daß er von vornen herein annimmt: die Herrſchaft gebühre dem Norden, eine Aſſertion, die als poſitives Fundament daſteht, auf welchem Schleſier ohne weitere Frage das Gebäude aufführt. Hier iſt eine Eigenmächtigkeit der Subjektivität, welche als charakteriſtiſch genug betrachtet werden kann, weil ſie, ohne viele Umſtände zu machen, Platz nimmt; eine Entſchiedenheit, die ehrenwerth wäre, wenn ſie auch gerecht und deutſch ſein wollte.

Die allgemeinen Prinzipien, auf welchen Schleſier fußt, ſind folgende: dem Beſtehenden iſt ſein unbeſtrittener Werth und ſeine Nothwendigkeit zuzuſprechen; man kann nie ſehen, was man bedarf, wenn man nicht ſieht, was man hat. — Die Forſchung in unſern öffentlichen Angelegenheiten hat ſich davor zu hüten, daß ſie mit einer abſoluten Negation abſchließe. — Die Politik hat ſich nicht mit dem Verſuche der Verwirklichung eines allgemeinen und unabänderlichen Ideals menſchlicher Zuſtände, ſondern mit der Erforſchung der auf dem Grunde des Vorhandenen aufliegenden wahrhaften Bedürfniſſe, und mit deren Abhülfe aus dem Fond der im Bewußtſein der Geiſter aufgehäuften Summe von Intereſſen zu beſchäftigen. — Der Politik ſteht in Colliſionsfällen die Berufung auf eine Art von griechiſchem Fatum, auf eine Ananke zu, deren Verſöhnung mit der Freiheit nur einem religiöſen Sinn und dem philoſophiſchen Gedanken möglich iſt.

Auf dieſen Prinzipien ruht das Syſtem eines in drei großen Geſondertheiten zerfallenden Deutſchlands in den deutſchen Norden, Oberdeutſchland und Öſtreich. In den erſteren habe, als in den Brennpunkt des geiſtigen und ſtaatlichen Lebens, ganz Deutſchland als Ergänzung einzumünden, wobei zu bemerken, daß unter dem Norden eigentlich nur Preußen verſtanden iſt. Öſtreich ſtehe als ein dem deutſchen Leben fremdes Element, als Markſcheide, als Oppoſition Preußens da. Von den ſüddeutſchen Staaten wird geſagt: die „baieriſche Combination“ ſei — eine Art von ſtaatlicher Anmaßung; Würtemberg — zur Zeit noch quaſikonſtitutionell, einſt könne es vielleicht für Deutſchland das werden, was England für die drei britiſchen Königreiche ſei; die Rheinlande ſeien, hauptſächlich Baden, trivial und undeutſch

u. ſ. w.; im Ganzen ſeien die den oberdeutſchen Stämmen und Staaten innewohnenden Culturelemente ungenügend und nur dafür zulänglich, daß ſie, durchdrungen von der centripetalen Kraft des Nordens den Letzteren zu einem größeren, gemeinſamen deutſchen Vaterlande ausrunden. Da Schleſier mit Recht ein Nationalbewußtſein auf dem Fundament des Vorhandenen als moraliſchen Kern eines deutſchen Staatslebens annimmt, ſo ergibt ſich die Unrichtigkeit, ja das Widerſprechende ſeiner Detailbehauptungen, welche ſich wechſelſeitig aufheben. So ſtellt ſich in Bezug auf Öſtreich klar heraus, daß Schleſier ſich ſelbſt widerſpricht, wenn er die bis jetzt nur hiſtoriſche Annahme einer innerlichen Geſchiedenheit Öſtreichs von der deutſchen Nationalentwicklung mit der prophetiſchen Rechts- und Prinzipien-Frage: ob es ein Glück für die öſterreichiſchen Stämme wäre, „vom Entwicklungsgange des eigentlichen Deutſchlands in's Schlepptau genommen zu werden," identificirt. Über dieſer Frage ſchwebt ein höheres, ein götliches Geſetz. eine erhabenere und reinere Nothwendigkeit, als die von Schleſier angenommene, die Nothwendigkeit der Weltordnung, welche ſich ſchon jetzt deutlich genug in der Erſcheinung der Humanität offenbart. Wenn Schleſier ferner „das lächerliche Phantom von umfaſſender deutſcher Einheit" bekämpft, ſo ſieht er den großen Liebeswettkampf nicht, den alle deutſchen Volksſtämme jetzt ringen nach wahrhafter Vereinigung, nicht um in eine einzige geſammtdeutſche Monarchie geſammelt zu werden, ſondern um die erbärmlichen Reibungen auszugleichen, die den Norden und den Süden ſo lange trennten, um einig zu werden im Geiſte, in der Wahrheit, in der Kunſt, in der Wiſſenſchaft, in eben jenem Nationalbewußtſein, welches er einzelnen (wie Baiern) abſpricht, anderen einzelnen (wie Preußen) als ausſchließlich vindicirt. Von wem wurden übrigens jene uralten Reibungen ſtets unterhalten, vom Norden oder vom Süden? Wir ſchweigen darüber, weil das neueſte Buch, welches dieſe leidige Thatſache wieder zur Sprache bringt, ſelbſt ſein Theil dazu beiträgt, die Kluft zu vergrößern. An der ſüddeutſchen Anſchmiegſamkeit hat es nie gefehlt, mit dankbarer Liebe empfing der Süden ſtets, was ihm der Norden an geiſtigen Schätzen ſpendete, und gab ihm dafür, was er an Schönheit beſaß, wenn der Norden es nur annehmen wollte. So wenig Öſtreich ſelbſt ſich je (am allerwenigſten jetzt) als außerdeutſches Element betrachtete, ſo wenig iſt der ſüddeutſche Liberalismus ein trivialer und undeutſcher, ſo wenig undeutſch iſt der Gedanke, in Baiern eine Walhalla für Deutſche zu gründen. Dieſe letztere Anmaßung Schleſier's, welcher es Baiern übelnimmt, daß es deutſche Würde und Nationalität verkünde, kann nur mit der verglichen werden, wenn er ſagt: „Wenig dürfte noch dem deutſch-öſterreichiſchen Ländercyclus fehlen, um die ganze äußere Ausdehnung, die ihm beſtimmt iſt (?) ausfüllen. — — Nur über das Gebiet, was der Natur und dem ſchon beſtehenden inneren Zuſammenhange nach dem Syſtem und der Oberhoheit des Kaiſerſtaates zugehört, dürfte ſich die Frage immer wieder erneuern, ſo daß vielleicht, bis auf die ſchwäbiſchen Anfänge, das Donaubecken einmal vollſtändig in die Hände kommt, welchen darnach gelüſtet."

Das einfache Hauptreſultat des Buches iſt demnach folgendes: „Preußen iſt unſer innerer, unſer nationaler Mittelpunkt. — An dieſem Centralpunkte hängt die ganze Zukunft des innerlichen und politiſchen Fortſchrittes deutſcher Nation." Wir kennen und ehren die großartige Miſſion Preußens, wie jeder unbefangene und klar ſehende Landsmann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, ſie kennt und ehren muß; gerade deßhalb aber können wir um ſo weniger den Folgerungen beiſtimmen, welche Guſtav Schleſier daraus zieht.

Der prophetiſche Mund.

(Fortſetzung).

So beurtheilte Jeder den jungen Prüfenſtein nach den Eindrücken, welche er auf die Einzelnen machte. Nur in dem einen Punkte, er ſei ein ausgezeichneter Geiſt, kamen Alle theils laut, theils ſtillſchweigend unter einander überein.

Prüfenſtein bewegte ſich unter dieſer bürgerlichen Kleinwelt unbefangen und leicht. Er ſagte Jedem etwas Gefälliges und gewann ſo die Gunſt Aller in hohem Grade. Nach der erſten Begrüßung aber kümmerte er ſich wenig mehr um die bürgerlich flachen Geſichter, ſondern beſchäftigte ſich ausſchließlich mit Sophien, die er ſehr unbefangen unterhielt. —

Freigut gab nun das Zeichen zum Beginn des Mahles. Hier befanden ſich die ſämmtlichen Gäſte an ihrem Orte. Sie zeigten, daß man auch als geruhſamer Bürger brav eſſen könne. Niemand unterließ, die gute Küche des reichen Kaufmanns zu loben, und als man daſſelbe mit deſſen Keller gethan hatte, wollten Einzelne ſogar ihren geſunden Bürgerwitz bethätigen. Der Sage nach blieb er zwar ganz in den Grenzen der Zartheit. Doch will die witzige Welt behaupten, ein zahmer Witz ſei entweder lahm, oder ſo gut wie gar keiner. Dies ſtörte indeß die guten Bürger nicht. Sie waren witzig auf ihre Fauſt und lachten gar herzlich über ihre Einfälle.

So oft Prüfenſtein zu ſprechen begann, ward es jedesmal mäuschenſtille. Niemand wollte ein Wort dieſes wunderſamen Geiſtes verlieren. Alles was er ſprach, ward entweder belacht oder beklatſcht, am meiſten aber — betrunken. So viele Worte über ſeine Lippen glitten, ſo vielmals leerten ſich die gefüllten Gläſer der Gäſte. —

Endlich erhob ſich der Bürgermeiſter, klang mit dem ſilbernen Meſſer ſein Glas an und begehrte völlige Ruhe. Hierauf brachte er „dem Wiederherſteller der Ehre des Hauſes Freigut, dem Erwecker der Bürger-Freiheit, dem geiſtvollen Wochenblatt-Umgeſtalter!"

ein Lebehoch aus, das von der Verſammlung mit lautem Jubel nachgejauchzt wurde.

Kaum hatte ſich der Sturm der Gefühle gelegt, ſo offneten ſich die Flügelthüren des geräumigen Saales, und ein langer, ehrwürdig-feierlicher Zug der Bürgerälteſten trat ein, umſchritt langſam die feſtliche Tafel und überreichte im Namen der dankbaren Bürger der Stadt dem jungen Prüfenſtein die Ernennung zum Stadtrathe. —"

Prüfenſtein glaubte zu träumen und wollte dieſe unverdiente Ehre ablehnen. Da nahm der Bügermeiſter das Wort und ſprach: „Nein, junger, verehrungswürdiger Mann! Sie werden und dürfen ſich nicht weigern. Sie ſind der Befreier unſeres Bürgergeiſtes, Sie müſſen ihn auch mit regieren helfen. Sie können es. Sie haben ſelbſt Geiſt, Talent, Geſchick — nur Routine fehlt. Dieſe werden ſie von mir erlernen können. Ich bin ein routinirter Bürgermeiſter. —

In dieſe Bemerkungen ſtimmte Geſandtſchaft und ſpeiſende Verſammlung ſtürmiſch ein, und Prüfenſtein war genöthigt, die Ernennung zum Stadtrathe dankend anzunehmen. Er that es, wie Einige bemerkt haben wollen, mit Thränen im Auge. —

„Verehrte Mitbürger," ſprach er, „ihr ſchätzt mich über meinen Werth. Ich bin ein durchaus unbedeutender Menſch, der nichts kann, nichts weiß, nichts mag und nichts thut, als die Wahrheit ſagen."

Ein lautes Gemurmel des unzweideutigſten Beifalls lief durch den Saal.

„Die Wahrheit alſo will und werde ich immer nur ſagen," fuhr Prüfenſtein fort. „Ich bin zwar nicht die Wahrheit, aber ich will die Wahrheit werden. Geliebte Mitbürger! Von euch zu eurem Stadtrath ernannt, muß ich bekennen, daß ich in dieſem meinem neuen Amte nur nach Wahrheit ſtreben werde. Dieſes Streben hat mich ehrenvoll bis hierher gebracht, es ſoll mich auch weiter bringen. Ich habe euch und eurer gelehrten Schule in dem viel und andächtig geleſenen Wochenblatte derb die Wahrheit geſagt. Ihr habt mir nichts übel gedeutet. Ihr habt Alles zum Guten ausgelegt. Ihr habt mich zu eurem Stadtrathe ernannt. Es iſt meine Pflicht, fernerhin eurer Stadt zu rathen. Das werde ich thun. Ich werde ihr rathen und zu rathen aufgeben. Aller Mundprophetie werde ich mich widerſetzen; denn es iſt eine abgeſchmackte Wiſſenſchaft. Sie macht ſtumpf, wie zuweilen ein Collaboratoramt. Es iſt nichts mit dem Collaboriren. Man kann nicht wahr ſein, und Wahrheit iſt doch allein das Leben. Meine geliebten Mitbürger, ich will leben. Das Leben iſt doppelt, leiblich und geiſtig. Jetzt aber lebt ihr Alle leiblich, Morgen werdet ihr geiſtig leben. Und ſo nehmt denn den erſten Beweis meiner Wahrheitsliebe von mir dahin. Ich behaupte, erſt von jetzt an werdet ihr ein geiſtiges Leben zu führen beginnen, bisher habt ihr nur leiblich, körperlich gelebt. Ihr fangt jetzt an, frei zu werden. Liebe Mitbüger, fahret fort in der Freiheit, laßt euch rathen, rathet Euch ſelbſt. Das Rathen wird Euch frei machen; denn in ihm liegt die Wahrheit. Ein ächter Stadtmann muß ein Rathmann ſein, dann iſt die Wahrheit in ihm! —„

Dieſe Rede wurde ſtürmiſch bejubelt und das Anklingen der Gläſer wollte gar nicht mehr aufhören. Erſt Freiguts Stimme brachte einige Ruhe in die aufgeregten Gefühle. Er wandte ſich mit liebevoller Stimme zu der Geſellſchaft und eröffnete ihr, daß er dem jungen Stadtrath Prüfenſtein verſprochen habe, die erſte Forderung, die er an ihn für den geleiſteten Ehrendienſt machen werde, ihm ohne Zögern und Bedenken zuzugeſtehen. Er rufe daher den neuen Stadtrath in Gegenwart der ganzen geehrten Geſellſchaft und der Bürgerdeputation auf, ſein Begehren laut und offen auszuſprechen. —

(Schluß folgt).

Feuilleton.

.*. **Bibliſche Rechtfertigung der Sclaverei.** — In Virginien und Südkarolina ſind Verſammlungen gehalten worden, in denen man die Geſetzmäßigkeit, ja Gottgefälligkeit der Sclaverei zu beweiſen ſuchte. Man berief ſich auf die Autorität der „guten alten Sclavenhalter und Patriarchen Abraham, Iſaak und Jakob," und auf den Apoſtel Paulus, der einen entlaufenen Sclaven zu ſeinem Herrn, Philemon, zurückgeſchickt, und einen brüderlichen Brief an dieſen „Sclavenhalter" geſchrieben. Wer gegen die Sclaverei predige, behauptete man, der dünke ſich weiſer, als die Schrift, und ziehe die „Träumereien der Menſchen" dem „untrüglichen Worte Gottes" vor. — Möchte es der evangeliſchen Kirchenzeitung gefallen, dieſe Schriftgläubigen eines Beſſeren zu belehren!

.*. **Zur Statiſtik der preußiſchen Mucker.** — In Malten's neueſter Weltkunde (Jahrg. 1837 I.) finden wir in einem für die Zeitgeſchichte wichtigen Aufſatze über die Muckerei folgende Angaben: Gegen Ende der Regierung Friedrich's II. gab es in Oſtpreußen höchſtens 200 Mennoniten und in Weſtpreußen etwa 1300. Einem im Juli v. J. bei der königl. Regierung in Berlin eingereichten Bericht zufolge zählt man gegenwärtig in den Regierungsbezirken Königsberg und Gumbinnen (Oſtpreußen) 1350 Mennoniten und bei 600 Mucker, in den Regierungsbezirken Danzig und Marienwerder (Weſtpreußen) über 17,500 Mennoniten und 1400 Mucker. Auch im Großherzogthume Poſen, in Pommern, Brandenburg, Schleſien ꝛc. hat die Abſonderung einzelner Perſonen und Familien von der evangeliſchen Kirche ſeit 1814 bedeutende Fortſchritte gemacht.

.*. **Engliſche Journaliſtik.** — Seit der Ermäßigung der Stempelgebühren für die Zeitungen, welche im Oktober vor. Jahres in England ſtatt gefunden, hat, nach Taits Magazine, das Morning-chronicle um 14, der True Sun (ein radikales Abendblatt) beinahe um 100 Prozent ſeinen Abſatz vermehrt. Am meiſten haben die Londoner Wochenblätter gewonnen: der Weekly-True-sun ſetzte im Juli vor. J. nur 1300, jetzt über 13,000 Exemplare ab.

.*. **Neuägyptiſches Muſeum.** — Auf Befehl des Vicekönigs von Aegypten iſt zu Cairo ein Muſeum und eine große Bibliothek errichtet, und der Scheik Refah iſt an die Spitze dieſer Anſtalt geſtellt worden. Von Paris aus ſind ſtarke Lieferungen an Büchern, Maſchinen, Inſtrumenten, Karten, Stichen und Modellen aller Art dahin abgegangen.

.*. Im XIII. Bande der „Archives curieuses de l'histoire de France," der eben erſchienen, finden ſich u. a. das Protokoll der Abſchwörung Heinrich's IV. und die Criminalakten über Barriere und Jean Chatel.

*** **Chriſtliche Miſſionsgeſellſchaften.** — Das reichhaltige, kürzlich bei Steinkopf in Stuttgart erſchienene „Chriſtliche Taſchenbuch auf das Jahr 1837" gibt folgende Ueberſicht der Haupt-Miſſionsgeſellſchaften:

	Miſſionäre:	Gehülfen:	Koſten:
Die engl. kirchliche Miſſ.-Geſ. hat	70.	442.	800,000 fl.
Die Londoner Miſſ.-Geſ. . . .	111.	673.	740.000 „
Die engl. Weſl. Method. Miſſ.	270.	1060.	662,000 „
Die amerikaniſche Miſſ.-Geſ. . .	104.	219.	360.000 „
Die engl. Baptiſten Miſſ. . . .	31.	unbek.	165.000 „
Die evang. Brüdergemeinde . .	113.	107.	175,000 „
	699.	3136.	2,882,000 fl.

Die Zahl der Miſſionäre der anderen 15 bis 20 Geſellſchaften wird ſich gegen 200 belaufen; die ganze Zahl der evang. Miſſionäre kann alſo auf 900 angeſchlagen werden, wozu noch 3—4000 Frauen, Schullehrer, Aerzte, Drucker und andere Hülfsarbeiter kommen.

*** **Zeitbedürfniß.** — Herr v. **Hormayr** bemerkt in ſeinem hiſtoriſchen Taſchenbuche für 1837: „Es ſcheint ein dringendes Bedürfniß der Zeit, der **retrograden und Reactionsparthei** des Moments, die ſich als die einzige Stütze des Thrones und des Altars verkündigt, — Sigismund von Schweden, Ludwig XVI., Jakob II., Karl X. haben es empfunden, — einen Spiegel der Wahrheit vorzuhalten, wäre man auch ſchon zum Voraus, ſo wie der große Erasmus, überzeugt: „keine Parthei iſt nüchtern, und wohl iſt mir bekannt, daß, wenn ich im Sinne der Mäßigung und Vermittelung ſpreche, ich beide beleidige; und doch will ich lieber beide beleidigen, als mich einer derſelben bleibend zugeſellen."

*** **Peter's des Großen Abſichten auf Conſtantinopel.** — Ein engl. Blatt bringt folgende Stelle eines Briefes in Erinnerung, den der berühmte Marſchall Münnich unterm 20. Septbr. 1762 an die Kaiſerin Katharina geſchrieben: „Ich kann unwiderleglich erweiſen," verſichert der Marſchall, „daß während eines Zeitraums von 30 Jahren, von 1695 bis 1725, oder, mit anderen Worten, von der erſten Belagerung von Aſoff bis zu ſeinem Tode, Peter's des Großen fortdauerndes Strebziel (incessant anxiety) war, Conſtantinopel zu erobern, die Ungläubigen aus Griechenland zu verjagen und auf dieſe Weiſe das griechiſche Reich wieder herzuſtellen."

*** **Sir Francis Palgrave** hat kürzlich „die alten Kalender und Inventarien der königl. (großbrit.) Schatzkammer" (the ancient kalendars etc.) in 3 Bänden herausgegeben. Die intereſſanteſte Mittheilung findet ſich im erſten Bande, und beſteht in einem Verzeichniß von Urkunden, welches um 1323 auf Befehl des Biſchofs **Stapleton** gefertigt und von ihm ſein Kalender genannt worden iſt. Es wird darin auf eine bedeutende Zahl von **päpſtlichen Bullen** Bezug genommen, die bis jetzt den Geſchichtſchreibern unbekannt geblieben zu ſein ſcheinen. Beiſpielsweiſe führen wir folgende hier an: Eine Bulle Innocenz IV., vom zweiten Jahre ſeines Pontifikats, beſtätigt den König im Beſitz gewiſſer Privilegien und Indulgenzen über die Kirchen von England und Irland. Eine andere ſpricht den König **Heinrich** III. von dem Eide los, den er geſchworen, nie die Verwilligungen zurückzurufen, die er zum Nachtheil der Prärogativen ſeiner Krone gemacht hatte. Eine dritte von Gregor IX. ermächtigt ausdrücklich den König, alle von ihm gemachten Verwilligungen beliebig zurückzunehmen. Eine andere donnert gegen die Turniere, weil bei denſelben häufig Verſchwörungen Statt fänden gegen den König.

*** Von **Byron's Werken** erſcheint jetzt zu London eine ſehr ſchöne Taſchenausgabe in 10 Bänden. Das erſte Bändchen mit dem Bildniſſe Byron's und einer zierlichen Vignette von Stanfield, ſehr elegant gebunden, koſtet nur 3 sh. 6 d. Dieſe ungemeine Wohlfeilheit ſcheint dem Athenäum veranlaßt „durch die Einführung der franzöſiſchen **Piraten**-Ausgaben, und vielleicht durch Furcht vor engliſchen Piraten unter dem elenden engl. Geſetze gegen den Nachdruck."

*** **Die Nachdrucks-Commiſſion zu Paris.** — Das Athenäum vom 7. v. M. berichtet uns, daß die franzöſiſche Nachdrucks-Commiſſion zu Paris ihre Arbeiten eifrig fortſetzt, und friſchen Muth gewonnen hat durch ein Schreiben des preuß. Miniſters Ancillon, welcher anzeigt, daß die preuß. Regierung die Bemühungen des franzöſ. Miniſteriums unterſtützen will zur Unterdrückung der Nachdrucke franzöſ. Werke.

*** **Franzöſiſche Communalſtatiſtik.** — Der letzten amtlichen Communalſtatiſtik von Frankreich vom J. 1835 zufolge, zählte daſſelbe 37,187 Gemeinden mit 33 Millionen Einwohnern, und einem Geſammteinkommen von 172,356,660 Fr.

*** **Türkiſche Hof-Katecheten.** — Die im Ramazan zu Conſtantinopel üblichen katechetiſchen Auslegungen des Koran's, denen der Sultan beizuwohnen pflegt, ſind zu Anfang jenes Monats (im Jan. d. J.) begonnen und binnen 8 Tagen beendigt worden. Die hierbei aufgetretenen acht Diſſertanten und 13 Profeſſoren wurden am Schluſſe mit ſchmeichelhaften Merkmalen der großherrlichen Gnade entlaſſen.

*** **Die Improviſatoren zu Paris.** — Am 31. v. M. haben ſich im Gymnase musical zu Paris drei Stegreifredner hören laſſen. **Langenſchwarz** improviſirte in deutſcher, **Pradel** in franzöſiſcher, **Cicconi** in italiäniſcher Sprache.

*** **Niebuhr's römiſche Geſchichte** wird von dem als Gelehrten, als Deputirten und als Appellationsrath gleich geſchätzten Ph. de **Golbery** in's Franzöſiſche überſetzt. Dem eben erſchienenen 3ten Bande wird mit Nächſtem der 4te folgen.

*** Der „Cork Standard" zufolge belief die Conſumtion von Whisky (Branntwein) in den letzten 3 Jahren ſich in Irland auf 18,900,000 Pf. St. Hiernach hatte von den 1,600,000 Familien, welche dieſes Land bewohnen, im Durchſchnitt jede in dieſen 3 Jahren 11 Pf. 16½ Sch. (141 fl. 45 kr.) für Whisky ausgegeben.

*** **Zuckerconſumtion in Frankreich.** — Colonialzucker waren **angekommen** in Frankreich

im Jahre 1835 . 84,249,890 Kilogr. (c. 2 Pf.)
„ — 1836 . 79,495,132 —

Verzehrt davon:

im Jahre 1835 . 60,330,548 —
„ — 1836 . 65,874,678 —

*** **Th. Pouſſin's phrenologiſche Charaktere.** — In dieſen Tagen ſind die „Caractères phrénologiques et physiognomiques aller großer Männer unſerer Epoche" erſchienen: Beſonders werden die bibliographiſchen, hiſtoriſchen, phyſiologiſchen und literariſchen Bemerkungen gerühmt, die der Verfaſſer, Hr. Th. **Pouſſin**, ſeinem Werke eingewoben.

*** **Dampfpflug.** — Der von **Heathcoat**, Parlamentsglied für Tiverton, in der engl. Grafſchaft Devon, erfundene Dampfpflug, auf ein noch nie beackertes Moor gebracht, arbeitete mit der Geſchwindigkeit einer halben Meile in einer Stunde, und warf Furchen von 18 Zoll Breite und 9 Zoll Tiefe auf, wobei die ganze Oberfläche völlig umgekehrt wurde. Anweſende Irländer meinten, daß kein Rothmoor (Red-moor), womit ein großer Theil ihres Vaterlandes bedeckt iſt, der Kraft dieſes Pfluges widerſtehen werde.

*** **Die kaiſerliche Akademie zu Petersburg** feierte am 10. v. M. ihren 111ten Stiftungstag durch eine öffentliche Sitzung unter S. E. v. Uwaroff's, Miniſter des öffentlichen Unterrichts, Vorſitz. Nach dem von Kaiſer Nicolaus derſelben verliehenen Statut und Etat beläuft ſich Letzterer jetzt auf 341,800 Rub. Die Akademie hat 86 Abhandlungen bekannt gemacht; 61 haben Akademiker, 20 fremde Gelehrte zu Verfaſſern.

*** **Projektirte Eiſenbahnen in England.** — Dem Parlamente wurden im v. J. 55 Eiſenbahnprojekte vorgelegt, wovon 8 zurückgenommen, 14 verworfen, 33 angenommen und vom König genehmigt worden; die Koſten für dieſe letzteren, deren Ausführung bereits begonnen, ſind angeſchlagen im Geſammtbetrage zu: 16,728,100 Pfd. Sterl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 50. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 28. Februar.

Gervinus über den Göthe'ſchen Briefwechſel.

(Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1836).

Ohne meine Schuld ſind dieſer Anzeige viele andere in kritiſchen Blättern vorangeeilt. Die meiſten derſelben äußerten ſich, ſo weit ich mich erinnere, günſtig über die kleine Schrift, und wirklich läßt ſich auf den erſten Blick nicht verkennen, daß ein Mann in ihr ſpreche, der philoſophiſche Bildung und viele literargeſchichtliche Kenntniſſe beſitzt. Aber gerade dieſe Eigenſchaften fordern auf, etwas ſchärfer zu forſchen, ob Herr Gervinus mit dem, was er leiſten konnte, in ſeiner wirklichen Leiſtung gleichen Schritt gehalten habe?

Herr Gervinus nennt in einer Art Vorrede ſeine Blätter „flüchtig und anſpruchlos.“ Mit der erſten Bezeichnung möchte er wohl recht haben, aber mit der zweiten keineswegs. Eine Vermiſchung der Subſtanzen, eine mehrmalige Wiederkehr zum Nämlichen, ein Schweifen ad libitum und ein Innehalten ad libitum muß insbeſondere bei einem Manne als „flüchtig“ gelten, der in dieſer Flucht und Flüchtigkeit bald Göthe und bald Schiller gleich Schulknaben oben oder unten hinſetzt, und dabei vornehm wegwerfend von der „Peſt des Journalismus“ (S. 41) redet. „Anſpruchlos“ dagegen kann ich nicht nennen, wenn man ſich claſſificirt mit Einem, „der etwas Routine in wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen hat“ (S. 135), und dem Publikum „recht deutlich“ bemerkt, es ſeien das nur Fragmente, weil man einmal einen noch viel fragmentariſcheren Aufſatz des Herrn Gervinus irgendwo einen Abriß der deutſchen Literaturgeſchichte genannt habe.

Herr Gervinus bezeichnet ſelbſt, „Briefe von ſo mannigfaltigem Inhalte zum Objekt einer eigenen Schrift zu machen,“ als „ein mißliches Geſchäft“ (S. 3). Er erläutert dann weiter, wie er ſich dieſes Geſchäft modificirt habe. Aber conſequenter Weiſe konnte dann kaum mit einer ſolchen Modifikation der Titel des Buchs beſtehen, und noch mehr macht ſich dieſe Anſicht geltend, wenn man wahrnimmt, was ſodann wirklich das Schriftchen bringt.

Ohne weitere Gliederung, aber im Allgemeinen chronologiſch, läßt es Göthe'n mit ſeinen intereſſanteren Correſpondenten an uns vorübergehen. Bei ihrem Briefwechſel ſtellenweiſe verweilend, nimmt es aber doch weit mehr Anlaß, das Verhältniß jener Correſpondenten zu Göthe, ſo wie das Verhältniß derſelben nebſt Göthe zur Literatur und zu ihrer Zeit, prüfend feſtzuſetzen. In dieſem Thema lag weit mehr Intereſſantes, als in dem urſprünglichen: Über den Göthe'ſchen Briefwechſel, welches letzterwähnte Thema, durch nachfluthende Gedankenſtröme fortgeſchoben und gehoben, und zuletzt, wie die Arche Noah auf der Spitze des Berges Ararat, auf der Spitze des Buchs, als deſſen Titel, ziemlich einſam und unentſprechend ſitzen gelaſſen wurde.

So begegnen wir Wieland, Herder, Knebel, Merck. Herr Gervinus hört ſie als Zeugen über Göthe's anfängliches Betragen in Weimar ab. Die Zeugenausſagen lauten nicht günſtig. Herr Gervinus vernimmt dann „auch den Delinquenten“, der aber eigenſinnig iſt und gegen den entfernten Lavater ſich noch am ausführlichſten äußert. Hierauf Urtheile des Herrn Gervinus über Knebel, Wieland, Merck, Herder, mit vielen intereſſanten Notizen vermiſcht. Das Geſammt-Facit jener Urtheile iſt: „Aus den verſchiedenſten Urſachen alſo waren dies nicht die Männer, die auf Göthe hätten influiren können“ (S. 5).

Ziemlich bald ſtoßen wir auf Schiller (S. 56). Herr Gervinus hat gefühlt, daß er dem Verhältniſſe Göthe's und Schiller's, das ſich theilweiſe in ihrem Briefwechſel darlegt, und ihrer ganzen Eigenthümlichkeit den meiſten Fleiß ſchulde. Was ſonſt nur häufig zerriſſenes Lattenwerk bei ihm iſt, überzieht ſich da — ſtellenweiſe wenigſtens — mit Laub und Blumen, wenn auch dieſe Blumen nicht Aller Geruchsorgane auf gleich angenehme Weiſe berühren können. Zelter, der nach Schiller, alſo ungefähr auf S. 139, an die Reihe kommt, wird kurz und ſtreng abgeſpeiſ't und bei Bettina nur mit Liebe einer Vergleichung ſich gewidmet, welche uns das Kind als „verſpätete Blüthe“ „der geſammten romantiſchen Kunſt“ und gewiſſermaßen als übergepflanzte Männin des Mittelalters in unſere weibiſche Jetztzeit zeigt.

Herr Gervinus verwahrte ſich in ſeiner Vorrede vor dem Vorwurfe des Antigöthianismus, und ich bin auch der Meinung, daß ihm dieſer nur mit Unrecht gemacht werden könnte. Ebenſo wie der Vorwurf des Antiſchillerianismus, welcher vielleicht darauf gegründet würde, daß Herr Gervinus in ihrem Wechſelverkehre Schiller mehr Göthe'n verdanken läßt, als Göthe Schiller'n. Herr Gervinus — ich will ſeinen Willen nicht antaſten — ſuchte auf gerechter Wage Jedem ſein günſtiges oder ungünſtiges Theil zuzuſcheiden. Aber in der Ausführung fehlte er dabei ſehr. Beſonders dem jungen Manne, der noch nicht ſehr lange her ſeine erſten Waffendienſte im Tempelbau der Literatur gethan hat, würde ruhiges und beſcheidenes Auftreten hier ſehr ziemlich geweſen ſein. Statt deſſen vernehmen wir barſches Anrufen, Spott und Klage-Erhebung mit: „Es war doch arg,“ — „es war arg“ u. ſ. w. (vgl. S. 82, 148, 149, 159). Auf S. 146, gelegentlich der Göthe-Zelter'ſchen Correſpondenz, bemerkt Herr Gervinus: „Ich mag mich über die Eigenheiten dieſer Altersſchriften nicht weiter auslaſſen, aus Furcht, trivialer Rede beſchuldigt zu werden.“ Und doch hatte Herr Gervinus auf der Seite vorher von Göthe's Alter geſagt: „Es zeigt einen merkwürdigen Rückgang von der Vielheit und Mannigfaltigkeit eines überreichen Lebens zur Einheit in ſich ſelbſt, vom Sinnlichen zum Überſinnlichen, vom Menſchen zur Natur.“ Wirklich, es iſt ſchwer oder unmöglich, in ſolchen Äußerungen den ſich durchziehenden, bekannten, rothen Faden aufzufinden!

Überhaupt hat da und dort die Schrift weniger das Ausſehen, aus einem Guſſe, das *pro* und *contra* berückſichtigend, als vielmehr aus einem Dialoge über *pro* und *contra* entſtanden zu ſein, ſo daß dann begreiflich wäre, warum ſo conträre Dinge ganz friedlich neben einander herumſchwimmen. Z. B. auf S. 63, das „etwas arg“ Finden, „der Welt zuzumuthen, daß ſie dieſe Geißeln (die Xenien) geduldig hinnehmen ſollte,“ und gleich nachher die Bemerkung: „Es iſt überhaupt eine Untugend an uns, daß wir nicht Spott und Spaß vertragen wollen.“ Auf S. 149 bekommt der alte Göthe wegen ſeiner „Ausfälle gegen das Publikum“ den Text geleſen; aber dann gibt ſogleich Herr Gervinus dem Publikum wegen ſeines „Ungeſchmacks“ Ohrfeigen, was auch dadurch nicht gebeſſert wird, daß Herr Gervinus ſich ſelbſt als Parcelle dem Totale des Publikums hinzufügt und ſo eine Züchtigung an eignem Fleiſch und Blute mit vornimmt. Denn immer bleibt der Gedanke als Reſt, daß der alte Herr Göthe ſich hundertfach habe erlauben dürfen, was der junge Herr Gervinus auch kein einziges Mal zu thun berechtigt war. Ähnliche Widerſprüche anderwärts, wo Herr Gervinus ſagt: „Der Künſtler überhaupt ſteht außer dem Leben und der Wirkſamkeit,“ und doch an Göthe Tadel verabreicht, weil ihn die deutſchen Freiheitskriege nicht kräftiger anrührten; ſodann bei der Klage: „Wir haben keine thätige Welt, das iſt das Schmerzliche“ (S. 183), welche aber ſchnell zur Reſignation zuſammenſchrumpft: „Hätten wir geſunde Männerherzen, die ſich auch nur an der thätigen Welt des Alterthums anſchauend erfreuten, wenn ſie doch eignes Wirken entbehren müſſen“ (A. a. O.), und alſo nun von dem kurz vorhergegangenen, verſuchten Lächerlichmachen Bettina's, welche enthuſiaſtiſch den inſurgirten Tyrolern anhing, nicht ſehr weit mehr entfernt iſt. Denn die Erhebung Tyrols lag etwas dieſſeits „der thätigen Welt des Alterthums.“ Und doch erkannte Herr Gervinus auf S. 184 in der Tendenz Bettina's „das Herausdringen aus politiſcher und religiöſer Philiſterei,“ und ließ ſie durch dieſe Tendenz „mit dem Beſtreben unſers ganzen Jahrhunderts“ vereinigt ſein. — Dieſe Manier iſt etwas halbes Ganzes oder ganzes Halbes: „und zwiſchen dem halben Ganzen und dem ganzen Halben wende ich die Hand nicht um.“ (Äußerung des Herrn Gervinus in Bezug auf Göthe S. 95).

Styl und Schreibweiſe leiden nicht ſelten ebenfalls an Flüchtigkeit und an jenem neuen Anfangen des Satzes im Satze, vermittelſt Bindungswörter, welches ich den Dromedarismus des Styls nennen möchte. So z. B. S. 59 unten, in dem Satze: „Bei ſeinem (Schiller's) früheren Zuſammentreffen mit Göthe alſo ſtieß ihn ganz zu Anfang die Ruhe, die Göthe's Natur und Beſchäftigung mit ſich brachte, ab, die der natürlichen Unruhe diametral entgegen lag, die ihm, den Alles durch ſich ſelbſt werden ſollte, und der den ſchönſten Gegenſatz ꝛc.“ Auf S. 144 und 145 dauert es gar einmal beinahe 1½ Seiten, bis man auf ein Punktum ſtößt.

Die Wörter: „Vocation,“ „Oblectamente“ und dgl. könnten vermieden ſein. Ähnliche Ausſtellungen an des Herrn Gervinus Interpunktion zu machen, — davon befreie mich die Hypotheſe — der Druckfehler.

Karl Buchner.

Der prophetiſche Mund.

(Schluß).

Prüfenſtein erröthete. Er erhob ſich und ſprach: „Ein Stadtrath kann nicht ohne Beiſtand ſein. In meinem Aufſatze, der mir ſo große Ehre gebracht hat, bemerkte ich, daß, ſolle es eine Mundprophetie geben, dieſe — mindeſtens bei dem ſchönen Geſchlechte — nur durch den Kuß ſich beſtätigen könne. Jener Collaborator befürchtete, durch Berührung des ſchönſten Mundes in unſerer Stadt ſeine Ruhe, ſeine eigene, ihm ſo bequeme Rathloſigkeit zu verlieren. Er fürchtete: kritiſch, frei, geſcheidt, klug zu werden. Das machte ihm bange. Er glaubte: Klugheit, Kritik, Freiheit vertragen ſich nicht mit der Collaboratur. Der ſtumpfe Menſch hatte in ſeinem Sinne Recht. Aber, geliebte Mitbürger, ein Stadtrath bedarf der Klugheit und vor allem der Kritik. Ich will ein kritiſcher Stadtrath ſein. Dieſes ſchöne Mädchen zu meiner Rechten, die reizende Tochter unſeres verehrten Wirthes, hat — das iſt allbekannt — einen kritiſchen Geiſt. Sie weiß zu ſichten, zu unterſcheiden. Sie hat recenſiren gelernt. Hätte ſie wohl ſonſt den Colloborator aus dieſem Hauſe hinausrecenſiren können? Soll es aber dafür keine Belohnung geben? Kritiſche Frauen ſind bedenklich, es iſt wahr, kritiſche Mündchen und Lippen aber ſind reizend. Ich begehre, ſoll es nun einmal gefordert ſein, von dem allverehrten Kauf- und Handelsherrn Freigut, dieſen kritiſchen Mund immerwährend küſſen zu dürfen. Dadurch allein glaube ich ein guter Stadtrath zu werden. Sophiens Mund wird mein prophetiſcher Mund ſein. Aus ihm werde ich meine Weiſſagungen ſaugen. Verehrte Mitbürger, und hochgeehrter Herr Vater — ich begehre die Hand — und den Mund Ihrer liebenswürdigen Tochter — das Herz können Sie nicht geben, das hat Sophie allein zu verſchenken.“ —

Ein allgemeiner Jubelruf bekundete den vollſtändigen Beifall der Gäſte. Freigut lächelte ſelbſtgefällig und ergriff die Hand ſeiner Tochter. „Es ſteckt doch ein Schalk hinter dem neuen Stadtrathe,“ ſprach er, „der mir aber nicht erſt aus der Würde in ihn gefahren zu ſein ſcheint. Und mein kritiſches Töchterchen hat eine wirklich auffallende Prophetengabe. Ich werde bald ſelbſt an ihren prophetiſchen Mund glauben.“

Der glückliche Vater führte Sophie dem jungen Prüfenſtein zu. „Ich bin ein Deutſcher,“ ſprach er, „ich halte mein Wort. Prüfen Sie nun, ob Sophiens Mund wirklich die Gabe der Prophezeihung empfangen hat.“

„Dies ſoll geſchehen,“ verſetzte Prüfenſtein, umarmte Sophien und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre Lippen. „Ich bin es vollkommen zufrieden, ſprach er, wenn ſie mich ſpinnenartig mit einem Liebesnetze umſtrickt. Je mehr Liebe ſie gibt, deſto mehr werde ich Rath ertheilen können.“ —

Die Geſellſchaft trank nun die Geſundheit des jungen Brautpaares. Niemand dachte mehr an den ſo genannten Taugenichts — Prüfenſtein. Er war das Orakel und Idol Aller geworden. Seltſame Umgeſtaltung des Glückes! Freigut hatte natürlich auch nichts dagegen zu ſagen. Ein Stadtrath konnte kein Taugenichts ſein, er bekleidete ja ein angeſehenes Amt. Aemter zu Aemter geben Verſtand; Aemter machen geſcheidte Leute, Aemter bekränzen uns mit Lorbeeren. Junge Männer, ſtrebet nach Aemtern, werdet Stadträthe. Ihr könnt dabei nach Herzensluſt dumm ſein. Ihr werdet doch geachtete Männer werden. Die Gaſſenbuben ſchwenken die Mützen, die Bürger die Hüte vor Euch. Ihr ſeid angeſehene Leute. Aber o ihr Armen, ihr müßt danken, ihr müßt Euch für's Grüßen bedanken. Ein Stadtrath iſt bei Allem dem doch ein bedenklicher Menſch. Ob er wohl frei, ganz frei ſein kann? Ich weiß nicht; das aber weiß ich, daß Prüfenſtein es war, nicht als Stadtrath ſondern als der Verlobte Sophien's. Ueber ihre Ehe ſind keine Nachrichten eingegangen, und ohnehin taugten ſie nichts in eine Novelle.

Am Morgen darauf ſaß der Collaborator Stumpf wieder an ſeinem Schreibtiſche und corrigirte die lateiniſchen Exercitien ſeiner Quartaner. Er ſchien verdrießlich zu ſein und ſtrich gewaltig in den Schmierbüchern herum. Da klopfte es und der Schuldiener trat herein.

„Was will Er?„ fragte barſch der Geplagte. „Ich habe jetzt nicht Zeit.“

„Wollte nur melden, daß Fräulein oder Jungfer Sophie Freigut geſtern Abend mit dem Stadtrath Prüfenſtein verlobt worden iſt.“

„Wie? Was?“ rief der Collaborator und ſtieß im Aufſpringen das Gefäß der rothen Dinte um, daß die purpurne Fluth ſich luſtig über die Exercitienbücher der Quartaner ergoß.

„Ja ganz gewiß, können's glauben,“ ſagte der Schuldiener. „Die Bürgerſchaft hat den Prüfenſtein zum Stadtrath ernannt von wegen des Wochenblatt's und ein Stadtrath muß eine Frau haben. Das iſt ſo Geſetz und Sitte in unſerer Stadt.“

Stumpf war einigemale im Zimmer auf- und abgegangen. Er trocknete gleichgültig die rothe Dinte auf, wiſchte die beſudelten Bücher ab und ſprach: „Es iſt gut, Er kann gehen. Doch nein, warte Er. Ich muß doch eine Karte ſchicken.“

Er ſetzte ſich an ſeinen Tiſch und ſchrieb eine Gratulationskarte. „Da, die trage Er zu dem Kaufherrn Freigut und mache er meinen gehorſamſten Empfehl.“

„Zu dienen,“ ſprach der Schuldiener und ging fort. Der Collaborator kratzte ſich hinter dem Ohr und ſeufzte. „Es iſt nur dumm, daß ich mir die ganzen Correcturen verdorben habe,“ ſprach er zu ſich, „meine Quartaner werden wie junge Wölfe über mich herfallen. — Alſo Prüfenſtein iſt Stadtrath geworden. Hm! Und wegen des Wochenblattartikels! Und Sophie wird ſeine Frau! Hm, 's iſt ſeltſam!“ — Die Uhr ſchlug die Schulſtunde. Der Collaborator packte die Exercitienbücher zuſammen und ſetzte den Hut auf. „Und bei Allem dem,“ ſprach er lächelnd,

„iſt es doch gut, daß ich ihr den Korb gegeben habe. Wäre ſie meine Frau geworden, ſo hätte ſie, ſo oft ich in die Klaſſe gehe, einen Kuß oder wohl zwei verlangt, und ich wäre zu ſpät in die Stunde gekommen. Abſchlagen hätte ich's ihr nicht können, denn ich ſtreite nicht gern. Ihr Spinnenmund wäre mein Unglück geweſen. Es iſt ſchon recht ſo. Der Herr hat Alles gut gemacht!" —

Pariſer Theaterſchau.

(Schluß).

Der erſte Monat des neuen Jahres hat endlich die lange vorher angekündigte Komödie Herrn Scribe's auf dem Theatre Français in's Leben gerufen. Die Kameraderie iſt ein wichtiges Ereigniß in der dramatiſchen Welt und ſetzt alle Gemüther in Bewegung; ſeit langer Zeit ſind die Kritiken und Antikritiken nicht ſo bitter und heftig geweſen. Das macht, weil die Komödie des Herrn Scribe ein Sittengemälde, oder wie Jules Janin meint, eine Sittenkarikatur der neueſten Zeit iſt. In keinem Stücke finden ſich ſo viele Beziehungen zur Gegenwart; und dabei iſt es geiſtreich, witzig geſchrieben und wimmelt von Epigrammen und beißenden Ausfällen gegen die oberſten Staatsgewalten. Als den Typus der Pairie ſehen wir einen 70jährigen Greis, mit allen möglichen, ärgerlichen Attributen des Alters: hangende Unterlippe, offenſtehender Mund, gelähmte Zunge, gedankenlos ſtarrendes Auge, eingedrückte Stirn, ſchmutzig gelbe Hautfarbe, verſchrumpfte Züge, ſchlotternde Beine. — kurz, Herr Scribe macht aus einem Pair de France einen Idioten, einen Kretin, eine Mumie, eine Verſteinerung; ganz wie der Charivari. Die Deputirtenkammer kommt nicht beſſer weg; nach Scribe's Komödie iſt die Majorität ſtupid, käuflich und durch unwürdige Mittel erwählt worden; die Preſſe wird als elend, habſüchtig und gemein dargeſtellt. Kaum traut man ſeinen Ohren, wenn man alle dieſe Sachen im Theater Français hört, das von der beſtehenden Regierung 200.000 Franken Unterſtützung erhält. Daher iſt auch der Zorn der miniſteriellen Blätter groß, und nach der Rede des Herrn Thiers und dem Urtheilsſpruche der Straßburger Jury hat die Kameraderie des Herrn Scribe den offiziellen Unmuth am meiſten erregt. Allgemein wundert man ſich, daß die Sergens de lettres — ſo nennt man hier die dramatiſchen Cenſoren — die Komödie haben durchgehen laſſen; das hat aber ſeinen natürlichen Grund, nämlich die Kameradſchaft. Herr Scribe hat überall Vettern und Baſchen. Der Beifall vermehrt ſich mit jeder Vorſtellung und man verwünſcht die Grippe, welche nämlich die 8te Aufführung verzögert hat. Das Theatre Français kann den ganzen Winter hindurch auf ein volles Haus zählen, zumal, wenn noch, wie man ſagt, im Laufe der Saiſon eine neue Comödie von Madame Ancelot dazu kommt. Näher Unterrichtete wollen wiſſen, daß die Verfaſſerin von „Marie" nämlich „das Schloß meiner Nichte" zum Einſtudiren gegeben hat.

Im Vaudeville iſt das erſte Stück des neuen Jahres, Madame de Bremont, unbarmherzig ausgepfiffen worden; das zweite dagegen, le secret de mon oncle, Vaudeville in einem Akte von Varin, hat Beifall gefunden, den es auch verdient. Es iſt dies eine hübſche kleine Komödie, nach altem franzöſiſchen Zuſchnitt mit einem gutmüthigen Oheim und einem Schelm von Neffen; nur daß beide hier die Rollen gewechſelt haben; denn hier macht der Onkel die Dummheiten und der Neffe predigt Moral. Das Stück iſt gut geſchrieben, geiſtreich dialogiſirt und wird von den beiden Lepeintre trefflich geſpielt. Was kann man mehr verlangen? Beifall unermeßlich. — Die Chevalière d'Eon, Vaudeville in 3 Akten von Dupeuty und Auguſte, nach den Memoiren des Chevalier d'Eon von Gaillardet bearbeitet, fand gleich günſtige Aufnahme. Die Verfaſſer haben alles Schlüpfrige des Gegenſtandes zu vermeiden gewußt, ohne pikante Details gerade zu beeinträchtigen. Die Entwicklung des Ganzen wird gut herbeigeführt und bringt vollkommenen Effekt hervor.

Die Variétés haben auch den Chevalier d'Eon auf die Bühne gebracht. Dies Vaudeville in 3 Akten iſt aus derſelben Quelle, wie die Chevalière d'Eon, geſchöpft; jedoch haben die Verfaſſer, die Herren Bayard und Dümanoir manches Eigene hinzugeſetzt. Wir ſehen den Chevalier auf der Reiſe durch Deutſchland, wo er mit einer Baronin Liebeshändel anſpinnt, dann am Hofe Eliſabeth's in Petersburg, wohin ihn Ludwig XV. als Geſandter geſchickt hat; endlich in London, in neue Abenteuer verwickelt. Das Stück iſt ohne zuſammenhängende Intrigue; es beſteht aus drei Situationen, welche in der letzten Scene mit großer Mühe und Unwahrſcheinlichkeit zuſammengeknüpft werden; aber jeder Akt iſt unterhaltend; daher fand es Beifall, der jedoch bald verſtummt iſt, weil man das Stück auf höheren Befehl nicht mehr geben darf. — An dem Vaudeville der Herren P. Düport und Saint Hilaire, „Nathalie" betitelt, hat die Direktion keine große Eroberung gemacht, obſchon Frédéric Lemaitre darin eine Großvaterrolle ſpielt. Der Gegenſtand — ein junges Mädchen wird ihrem Vater entführt und flüchtet ſich mit ihrem Liebhaber zum Großvater — iſt ganz alltäglich behandelt und erregt wenig Intereſſe.

Das Gymnaſe dramatique leidet wieder an der Schwindſucht und muß ſein altes Repertoire hervorſuchen, wenn es die Leute anlocken will. Dazu hat die Kameraderie Scribe's eine günſtige Gelegenheit geboten; man hat den „Charlatanismus," worin die Mutteridee der neuen Scribe'ſchen Komödie liegt, wieder aufgeführt und der Vergleich beider Werke deſſelben Verfaſſers iſt allerdings intereſſant. Bouffé iſt noch immer leidend und kann ſelten auftreten. Die neuen Stücke finden keine geneigten Zuhörer. „Madame Baldaunay" oder „verſchmähete Liebe," Vaudeville in zwei Akten von Herren Léonce und Bernard nach einer Balzac'ſchen Novelle bearbeitet, wurden, trotz des ausgezeichneten Spiels des Herrn und der Madame Allan, kalt aufgenommen.

Auf dem Ambigu comique macht „Gaſpardo der Fiſcher," Melodram in vier Akten von Buchardy, viel Aufſehen. Es iſt ein Gewebe von wunderbaren Begebenheiten, in Folge deſſen der Sohn eines Fiſchers den Thron von Florenz beſteigt. Das Stück wurde ſehr beklatſcht.

Die Gaîté gibt gegenwärtig die „neue Heloiſe," Drama in fünf Akten nach Jean Jaques Rouſſeau von Charles Desnoyers und Labin. Die Verfaſſer haben den Roman des berühmten Philoſophen nach ihrer Weiſe und zu ihrem Gebrauche zugeſchnitten; nur im erſten Akte finden wir die Begebenheiten des Buchs wieder; in den folgenden Akten ſind bloß die Namen der Perſonnagen dieſelben geblieben; alles Uebrige iſt verändert, aber mit Glück und Geſchick arrangirt, ſo daß das Ganze doch ein intereſſantes Familiengemälde bildet und heiße Thränen den Zuhörern entlockt.

Das Palais Royal hat dieſen Monat gefeiert und von ſeinen alten Lorbeeren gezehrt; dafür verſpricht es auf den folgenden Monat drei oder vier neue Stücke, unter andern eine köſtliche Karnevalsfarce für Alcide Touſez. Glück auf!

Die Porte Saint Martin brachte nichts Neues, das angekündigte Drama von Emile Souveſtre, „Antoine" oder „Arm und Reich" iſt auf den erſten Februar verſchoben worden; man ſpricht viel Gutes davon. E. K.

Notizen.

*** Die erſte Lotterie in England wurde am 11. Jan. 1569 — unter einer Thüre der Paulskirche eröffnet. Die letzte Ziehung fand Statt am 18. Octbr. 1826.

*** Caſimir Delavigne wird „literariſcher Direktor" des Théatre français.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 31. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 1. März.

Ein thüringiſches Volksmährchen.

Mitgetheilt

von

Ludwig Bechſtein.

Das nachſtehende originelle und ächt nationale Volksmährchen, welches ich aus dem, für mein Werk: „Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des thüringer Landes,“ ſich anhäufenden Material mittheile, mag beweiſen helfen, wie die ſchöpferiſche Phantaſie des Volkes unermüdlich thätig iſt, und wie ſie ſich eines Stoffes zu bemächtigen weiß, der ihr von jeher lieb, der in hundert Sagen eine wichtige Rolle ſpielt, und an dem ſie mit kernigem Humor ein poetiſches Vergeltungsrecht übt, am Teufel. Es iſt der ſchlichten Erzählung eines Einwohners des meiningiſchen Dorfes Steinbach, eine halbe Stunde vom Bade Liebenſtein, nachgeſchrieben, und zwar im Dialekte dieſes Ortes, welcher Dialekt wunderlicher Eigenheiten voll iſt, nur mit dem Idiome der Orte Ruhla, Broterode und, entfernter, der Stadt Schmalkalden, Ähnlichkeit hat, ſonſt ſich vielfach von andren thüringiſchen Dialekten unterſcheidet, und in welchem noch niemals etwas Erhebliches gedruckt wurde. Steinbach iſt ein gewerbfleißiger Ort von 270 Häuſern und 1,330 Einwohnern, darunter 160 Meſſerſchmiede und 80 Lothſchloſſer. Die Einwohner theilen im hohen Grade die nationalen Liebhabereien der thüringer Waldler: Singvögel, Blumen, Geſang und Muſik; das daſige Muſikchor iſt in der Gegend weit und breit beliebt und bereiſ't die Frankfurter und andere Meſſen. In Tracht, Brauch und Rede bewahren die Steinbacher viel Eigenthümliches, es iſt ſchwer, ihren Dialekt zu ſchreiben, noch ſchwerer, ihn zu leſen, für den, der ihn nicht ſprechen kann. Die Steinbacher ſchlurfen. Dies eine Wort bezeichnet vollkommen richtig den Dialekt: das r wird tief im Gaumen und mit einem Anſtoß der Zunge an die untere Zahnreihe ausgeſprochen, das a wird ein wenig dumpf ausgeſprochen, das e iſt faſt ſtumm, beinahe wie das Zeichen der Eliſion, mindeſtens ſehr kurz ausgedrückt, das i ſehr gedehnt, das o und u desgleichen. Bisweilen wird ein Conſonant einem Worte entnommen und zu dem folgenden gezogen, z. B. Ueber un duber: ümmer un dummer; ein Aſtloch: e Naaſtloch u. dgl. Steinbach iſt eine Fundgrube für Sagen, und ich werde, von einem gefälligen Freunde dort unterſtützt, im 4ten Theile meines Sagenwerks eine Menge derſelben veröffentlichen. In nachſtehender Erzählung iſt die Sage zum eigentlichen Volksmährchen geworden, das, an der Örtlichkeit haftend, dem Allgemeinen dennoch zuſtrebt, wenn es nicht etwa, was ich aber bezweifle, und was mir wenigſtens unbekannt iſt, aus dem Allgemeinen ſich mit lokaler Färbung in jener Thalenge niederließ, und weilend haften blieb.

Der Teufel iſt los, oder: wie der Teufel den Brantwein erfunden hat.

Den Brantwein hat der Teufel erfunden, und wie er ihn erfunden hat, das hängt mit einer Geſchichte zuſammen, die ſich ebenfalls hier herum zutrug.

Vor vielen, vielen Jahren haben die gothaiſche und die hieſige (meiningiſche) Herrſchaft einmal einen Streit über den Grenzzug zwiſchen hier und Winterſtein *) vorgehabt. Da ſind auf jeder Seite Zeugen geweſen, die haben behauptet: ſo ginge der Grenzzug; und die anderen behaupteten: ſo ginge er. Unter dieſen ſind ihrer auch zwei geweſen, welche die Schwarzkunſt erlernt, und ihre Seele dem Teufel verſchrieben hatten. Davon war der Eine hier (in Steinbach) der Andere in Winterſtein.

Dieſe Beiden haben einmal ein Jeder in der Nacht wollen falſche Grenzſteine ſetzen, ſo, wie jeder von ihnen die Grenze behauptet hatte, und haben die Steine mit ſchwarzer Kunſt wollen machen, daß ſie ausſähen, als ob ſie ſchon viele, viele Jahre dageſtanden hätten. Da ſind ſie alle zwei, als feurige Männer hinauf auf die Höhe gegangen. Und wie der Eine hinauf kommt, da iſt der Andere ſchon da. Aber Keiner hat etwas von dem Andern gewußt, daß dieſer denſelben Gedanken hatte.

Da fragt der Eine den Andern: „Was er denn da mache?“

„„Was er danach zu fragen habe? Und erſt ſolle er ihm ſagen, was er da machen wolle?““

„Da wolle er Grenzſteine ſetzen, und wolle den Grenzzug richtig machen, wie dieſer eigentlich ſein müſſe.“

„„Das habe er ſelbſt ſchon gethan, und da ſtünden die Steine, und ſo ginge der Grenzzug.““

„Das ſei nicht richtig, und ſo ginge der Grenzzug; ſein Herr habe ihm geſagt, er hätte Recht, und er ſolle nicht nachgeben.“

„„Wer denn ſein Herr wäre? Das wurde ihm auch ein ſchöner Monſieur ſein!““

„Der Teufel ſei ſein Herr! Ob er nun Reſpekt habe?“

„„Das wär' nicht wahr; der ſei ſein Herr, und hätte ihm geſagt, er habe Recht und ſolle nicht nachgeben, und den Augenblick ſolle er ſich packen, oder er ſolle die Tauſendſchwerenoth kriegen!““

Und ſo kamen die zwei hinter einander, und zuletzt da gab der hieſige feurige Mann dem Winterſteiner eine Maulſchelle, daß ihm der Kopf herabflog, und hullerte den ganzen Winterſteiner Graben **) hinab. Und der feurige Mann ohne Kopf rannte hinter ſeinem feurigen Kopf her, und wollte ihn haſchen, und wollte ihn ſich wieder aufſetzen. Aber er konnte ihn nicht einholen bis ganz drunten im Winterſteiner Graben.

Wie nun der Eine dem Andern die Maulſchelle gegeben hatte, und jener hinter ſeinem Kopfe herlief, da kam auf einmal der dritte feurige Mann dazu, und fragte den hieſigen: „Was er da gemacht hätte!“

Der Dühvel ihs lohs odder: bih der Dühvel den Brahntwihn derfonge hat.

Den Brahntwihn hat der Dühvel derfonge, u bih en derfonge hat, das hängt mit er Geſchichte zeſumma, die au hie erüm gewaſſirt ihs.

Vör ville ville Jaire da hun de göthiſch u de hieſch Herrſchaft e mahl en Streibt hiwer den Grenzzuhk zöſche hir u Weinterſtein für gehatt. Da ſein off juidweder Sitte Zühge gewahſt, die hunn behaupt't, e ſo gihnk der Grenzzuhk; u de annern hunn behaupt't, e ſo giahk e. Denger dene ſein er au zwie gewahſt, die hunn die ſchwairz Konſt gelernt gehatt, u hunn ähe Seel dem Dühvel verſchreebe. Davon ihs der ein hie gewahſt, der anner in Weinterſtein.

Die zwie hunn emahl e juidweder in der Naicht wollt failſche Grenzſtein ſetz, e ſo, bih jider von ünn die Grenz behaupt't hatt, u hunn ſe mit ſchwairzer Konſt wollt mach, daß ſe uis ſähe, ens opp ſe ſcho vill vill Jaihr da geſtanne hätte. Da ſein ſe all zwie eß förige Männer enuffer gegange off de Hühne. U bih der ein enuffer kömmt, da ihs der anner ſcho da. Awwer keuner hat eppes von annere gewohſt, dahs der au den Gedahnke gehatt hat.

Da fraiht der ein den annern: „Bahs he da dah mäicht.“

„„Bas he dernach ze freihge hett, u erſt ſöll e un ſaih, bas he dah mach wöll.““

„Da wöll e Grenzſtein ſetz, u wöll den Grenzzuhk richtig mach, bi e eigetlich mütt ſei.“

„„Das hett he ſcho gethun, u da ſtünne de Stein, un e ſo gihnk der Grenzzuhk.““

„Das wehr net richtig, un e ſo gihnk der Grenzzuhk; ſi Herr hetts en geſuihn he hett Recht, un e ſöll net nachgah!“

„„Ber da ſi Herr wehr? Das wühr en au e ſchönner Muiſjeh ſein.““

„Der Dühvel wehr ſi Herr! Opp e nu Reſpekt hett?“

„„Das wehr net waihr; der wehr ſi Herr, u hett ün geſuin, He hett Recht, u ſöll net nachgah; u den Augeblik ſöll e ſich pſack, odder e ſöll die Tauſendſchwerrnoth krieg.““

Un e ſo kuhme die zwie henger enanner, u zeletzt da gabb der hieſchig fürig Mahn dem Weinterſteiner e Muiſchelle, daß en der Kopf rabber flohk, u huillert den gahnze Weinterſteiner Grehwe enab. U der fürig Mahn ohne Kohpf ronn henger ſin fürige Kopf her, u woll en haſch, u woll ſich en widder uffſetz. Awwer e konn en net ihgeholl, bis gahnz donge in Weinterſteiner Grawe.

Bih der un den annern die Muiſchelle gegahn hatt, u denner henger ſien Kohpf herlief, da kuhm off eimah der dritt fürig Mahn derzu, u fraiht den hieſchige: „Bahs e dah gemäicht hett?“

(Fortſetzung folgt).

---

*) Winterſtein, S. Gothaiſches Kirchdorf an der Emſe in einem engen Thale.

**) Ein enges Waldthal, von einem Bächlein durchfloſſen, das in die Emſe fällt; der Weg von Winterſtein nach Steinbach zieht hindurch.

Liszt.

Von Adalbert von Bornſtädt.

Am erſten Abend, den ich in Genf zubrachte, war ein Concert angekündigt; Liszt ſpielte, wie konnte man da fehlen, obgleich ich mir beinahe vorwarf, in Genf Wintervergnügungen zu ſuchen!

Bekanntlich gehört Genf zu den reichſten Punkten Europa's; wie erſtaunte ich, einen Caſino-Saal*) zu finden, den unſere ärmſten kleinen, deutſchen Städte freundlicher und wenn auch nicht größer, doch reinlicher und weniger geſchmacklos beſitzen. Ich fand einen niedrigen, elend dekorirten Saal, ohne Kandelaber, ohne Freskomalerei, ohne Draperieen, ohne Anſtand, möchte ich beinahe ſagen. Mich wunderte es, in dieſen dunkeln, gedrückten, akuſtiſch und architektoniſch jämmerlichen Räumen Leute zu finden, die in ihren Häuſern einen eleganten Salon, Reichthum und Geſchmack beſitzen, der Muſik aber eine beſcheidene Remiſe angewieſen haben, um ſich in elender Einfaſſung zu produziren.

Die ſpärlichen Lampen beleuchteten ein ſpärliches und ſparſames Publikum, als der große Künſtler ſich an das Piano ſetzte und nachdem er Beethoven offenbart, eines jener koloſſalen und ſchwierigkeitsvollen Tonſtücke improviſirte, die weder Thalberg, noch Chopin, noch Kalkbrenner, noch Moſcheles, ſondern Original — heißen.

Liszt gehört zu den eigenthümlichſten Organiſationen unter den jungen Muſikkünſtlern. Als Knabe ſchon geprieſen, geſchmeichelt und berühmt geworden, mannichfach gedrückt und vielfach verwundet, geiſtesreif und voll Verſtandesthätigkeit, hat ſeine frühzeitige Entwicklung eine Art von Überreifheit hervorgebracht, die ihn zwar antrieb, immer weiter zu dringen, aber auch bald künſtleriſch unbefriedigt und von dem Zeitengährungsprozeß lebhaft angeregt werden ließ. Im Umgange mit den größten franzöſiſchen Koryphäen: V. Hugo, Lamartine, den tüchtigſten St. Simoniſten, ſo wie in letzter Zeit namentlich mit Lammenais und Georges Sand, ward Liszt nicht bloß ein genialer Muſiker, ſondern auch ein Denker, ein Beobachter, ein Sonderling. In techniſcher Hinſicht zu ſeiner Apotheoſe gelangt, haben frühe Lebenskenntniß, mannichfache Erfahrungen und ſtark gefühlte Leidenſchaften dem Geiſte allmälich das Übergewicht über das Gefühl, dem ſcharfſinnigen Sezirungsſkalpel des Verſtandes den Sieg über das Gemüth gegeben, den Denker über den Künſtler geſtellt. So ſpielt alſo Liszt mit unglaublicher Fertigkeit, er improviſirt ein Notengedränge, macht ſtaunen und verwundern, ſein nervöſer Anſchlag elektriſirt. Jeder ſeiner Finger ſcheint ein krampfhaft belebtes Prinzip zu beſitzen, ſeine Muſik iſt voll Glanz, Kraft, oft voll Harmonie, ärmer an Melodie, Zartheit und Adagio-[illegible] als an Schwung, Drang und überwundenen Hinderniſſen. Mitunter ſcheint der Künſtler ſich ſelbſt übertäuben zu wollen.

Gleich Meyerbeer iſt Liszt ein gelehrter Muſiker, nur mit dem Unterſchiede, daß der Erſte ein großer Componiſt, der Zweite nur ein großer Executant iſt. Liszt's Compoſitionen ſind ſchwächer, als ſein Spiel, denn er gibt ſein geiſtiges Capital bei ſeinem Spiele aus, ſo daß ihm nichts üppige Früchte Tragendes für ſeine ſelbſtgeſchaffenen Muſikſtücke übrig bleibt.

Gleich vielen reichbegabten Organiſationen breitet er ſeine Arme nach mehreren Seiten, nach verſchiedenen Studien hin, wir ſuchen oft, was wir nicht finden und finden, was wir nicht geſucht und meiſt immer nicht gehörig ſchätzen, und als unſere trefflichſte Eigenthümlichkeit erkennen. In Unſicherheit über unſern Beruf hin- und hergezerrt, beklemmt und eingeengt, oft enttäuſcht und ermüdet, wund gerieben und fieberiſch bewegt, faßt alsdann eine tiefe, ernſte Trauer unſer ganzes Weſen. Unſere Phantaſie vergeudet ſich in Träumereien, unſer Verſtand oft in unnützen Zerſplitterungen.

Eben darum iſt auch Liszt eine von jenen unbefriedigten, reizbaren, ſtolzen Künſtlerbildungen, welche den Boden ſuchen, wo ſie Wurzeln ſchlagen wollen, vergeſſend, daß ſie ſchon eine üppige Palme gezogen. Eben darum iſt Liszt ſchwach und zerriſſen, unklar und lärmend in ſeinen eigenen Compoſitionen, ſeelenkrank und zeitenkrank zugleich, groß aber, hinreißend und wahrhaft genial, wenn er uns die Werke der großen Meiſter darbietet. Hier ſteigt ſeine geiſtige Erkenntniß in alle Tiefen des muſikaliſchen Baues und er verſtändlicht uns die Tonſprache Beethoven's mit einer Würde und Reinheit, welche den ganzen Gemüthsreichthum des deutſchen Heros und ſeines Dollmetſchers verkündet.

---

*) Außer d. Caſinogeſellſchaft hat man in Genf noch ein Conſervatorium für Muſik gegründet, ſowie außerdem eine Geſangſchule für Kirchen-Muſik der Leitung eines tüchtigen Deutſchen übertragen.

Feuilleton.

⁂ Aufblühen der Pariſer Induſtrie ſeit der Julirevolution. — Der Präfekt des Seine-Departements hat eben einen ſehr intereſſanten Bericht über ſeine Verwaltung im J. 1836 erſtattet. Man erſieht u. a. daraus, daß ſeit 1831 die Bevölkerung von Paris ſich um 100,000 Seelen vermehrt hat. Der Geſammtwerth der aus der Hauptſtadt (deklarirt) ausgeführten Waaren betrug aber im J. 1830 nur wenig über 64 Millionen Franken, 1831 nahe an 66, — 1832 faſt 67, 1833 ſchon über 95, 1834 über 99, dann 1835 über 119 Mill., im J. 1836 bereits 134,195 419 Franken, wobei nicht zu überſehen, daß die Pariſer Induſtrie hierbei zum wenigſten zu $\frac{4}{5}$ betheiligt iſt. Während alſo ſeit der Julirevolution die Bevölkerung um ungefähr $\frac{1}{8}$ zugenommen, hat der Werth ihrer ausgeführten induſtriellen Produkte ſich mehr als verdoppelt. — Wie in dieſer Beziehung, ſo in mehreren anderen bietet jener Bericht den Erweis eines bedeutend zunehmenden Wohlſtandes.

⁂ „Düſſeldorfer Künſtler-Album." — Unter dieſem Titel gibt Robert Reinick, der ſich zugleich als Dichter und Maler bekannt gemacht hat, eine Auswahl ſeiner Gedichte in großem Quartformat heraus. Die Gedichte ſind mit Randzeichnungen und Arabesken geſchmückt von Wilhelm Schadow, Hübner, Sohn, Hildebrandt, Leſſing, Bendemann, Mücke, Rethel, Nerenz, Schirmer, Achenbach u. m. a., und faſt alle Zeichnungen von dem Erſten er ſelbſt radirt.

⁂ **De Lamennais und Jules Lechevalier.** — Das erſt kürzlich gegründete Pariſer Tageblatt „le Monde" zeigt an, daß am 10. d. M. Herr de Lamennais die Redaktion deſſelben übernehmen werde. Andrerſeits erklärt das „Journal de Paris" vom 8. d. M., welches bisher von Herrn Léon Pillet (unter dem Patronat von Herrn Thiers) redigirt wurde, daß von dieſem Tage an Herr Jules Lechevalier mit dem Eigenthume des Blattes die Hauptredaktion deſſelben übernommen habe. Herr Lechevalier, bisher Mitredakteur des miniſteriellen Blattes „la Paix," hat dieſe Stellung Herrn Jouffroy überlaſſen; früher war er Mitarbeiter am Saintſimoniſtiſchen Globe, ſpäter am Fourieriſtiſchen Phalanstère. Bemerkenswerth ſcheint uns, daß, wie 1830 und 1831, jetzt wieder Saintſimoniſten und Lamennais, wenn auch beide in veränderter Geſtalt, auf der Pariſer Weltbühne auftreten.

⁂ **Macbeth in's Holländiſche überſetzt.** — Shakeſpeare iſt den Holländern bisher noch ziemlich unbekannt geblieben, und erſt vor ungefähr einem Jahre hat Herr Jurian Moulin, ein in ſeinem Vaterlande rühmlichſt bekannter Literat, den erſten Verſuch gemacht, Macbeth zu überſetzen. Er hat das Versmaaß des Originals nachzubilden ſich bemüht; und hat er es nicht vermeiden können, daß einige Stellen in der Uebertragung einen burlesken Anſtrich erhalten, wie z. B. wenn er das „and let us not be dainty of leave-taking" in der 3. Scene des 2. Akts überſetzt mit „en laat ons niet verlegen zijn op afscheid."

⁂ **Die drei Moſes, große Philoſophen.** — In Nro. 18 der Univerſal-Kirchenzeitung verſichert uns Herr Bierheim in der israelitiſchen theologiſchen Akademie: „die moſaiſche Religion trage ſicherlich ganz beſonders in ihren großen allgemeinen Inſtitutionen (Beſchneidung und Speiſegeſetze?) die Prinzipien der wahren und reinen Vernunft, der Philoſophie κατ᾽ἐξοχὴν in ſich. Nur den Commentaren des Moſaismus, aber nicht dem Grundtexte möge hier und da mit Recht der Vorwurf des Unlogiſchen und Unphiloſophiſchen gemacht werden." Als ein zweiter Moſes wird Maimonides der „göttliche Mann," als „dritter": Mendelſohn genannt, welcher „fromme Philoſoph" bezweckte, „an die Stelle des blinden Glaubens und gedankenloſen Handelns ein gläubiges Denken und denkendes Handeln treten" zu laſſen.

⁂ **Dramatiſche Novitäten in Paris in den Jahren 1834, 1835 und 1836.** — Im J. 1834 kamen 188 neue Stücke zur Aufführung auf den Pariſer Theatern. Unter denſelben waren 127 Vaudevilles, zu deren Production ſich 148 Dichter vereinigt hatten. — Das J. 1835 brachte 182 Novitäten, unter denen 139 Vaudevilles, Werke von 183 Dichtern. — Im J. 1836 wurden neue Stücke aufgeführt: 4 in der Academie royale (nämlich 2 Opern und 2 Ballets); im Théâtre français 2 Trauerſpiele und 5 Luſtſpiele, in der komiſchen Oper 12, im Théâtre italien 1, im Odéon 3, im Gymnase 17, — das Vaudeville brachte 22, die Variétés 25, das Palais-royal 28, die Gaieté 32, Ambigu-comique 4, Théâtre Choiseul 14, die Folies dramatiques gaben 14, Panthéon 10, Saint-Antoine 34, im Ganzen 296 neue Stücke, unter denen 218 Vaudevilles.

⁂ **Schein-Ehen in Belgien.** — In Belgien hat ſich der niederträchtige Unfug eingeſchlichen, daß militairpflichtige Jünglinge alte Frauen heirathen, um der Conſcription zu entgehen. Allein in der Provinz Namur wurden in den Jahren 1830—1835 achtundſechzig ſolche Schein-Ehen geſchloſſen, zwiſchen jungen Leuten von 18—19 Jahren mit Frauen von 60, 70, 80, 90 Jahren; eine Ehe ſogar mit einer Frau von 99½ Jahr. Es wird nun wohl in Balde ein Geſetz erſcheinen, dieſer Schmuggelei nachdrücklich zu begegnen.

⁂ **Perſonenverkehr auf der Eiſenbahn von Liverpool nach Mancheſter.** — Vom 16. Sept. bis zum 30. Dec. 1830 befuhren dieſe Bahn 71,951 Perſonen, im J. 1831 — 44,507; — 1832: 356,945; — 1833: 386,492; — 1834: 436,637; — 1835: 473,837.

⁂ **Die Cedern des Libanon.** — Herr Joſ. Ruſſegger, kaiſ. kön. Bergwerksbeamter, beſtieg unlängſt den Libanon. Aus einem Schreiben deſſelben vom 15. Novbr. v. J. theilt die Salzburger Zeitung u. a. Folgendes mit: „Die Cedern des Libanon, ſeine einzigen Bäume gegenwärtig, bilden ein kleines Wäldchen von 3- bis 400 Stämmen, in einer Meereshöhe von 6000 Par. F., in einer ganz von Vegetation entblößten Gegend. Unter jenen Stämmen ſind meiſt jüngere, einige alte von 3- bis 800 Jahren und 10 ſehr alte Stämme, die über 2000 J. zählen und deren Alter Manche ſogar auf 6000 J. anſchlagen" .... Einer derſelben hatte 3 Fuß über der Erde einen Umfang von 45 Wiener Fuß; ſeine Höhe mochte 30 Fuß betragen.

⁂ **„Foe kue ki."** — Im 4ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung durchreiſ'te Schi Fa Hian, ein ſamanäiſcher Prieſter, Mittelaſien, Perſien und Indien, und ſchrieb dann einen „Bericht über die buddhiſtiſchen Reiche," welcher den Titel „Foe kue ki" führt. Dieſes für den Geſchichtsforſcher höchſt intereſſante Werk, welches noch von Abel Remuſat überſetzt und commentirt worden, iſt nun, von Klaproth revidirt und von Herrn Landreſſe mit einer Einleitung verſehen, von der königl. Druckerei in Paris zu Tag gefördert worden.

⁂ **Die Ruinen von Baalbeck.** — In dem von der Salzburger Zeitung mitgetheilten Briefe des Herrn Ruſſegger ſchreibt derſelbe über die Ruinen des berühmten Sonnentempels, der Akropolis des alten Baalbeck unter andern Folgendes: „Der Tempel von Baalbeck iſt nach Palmyra eine der ſchönſten, beſterhaltenen Ruinen der alten Welt... Man unterſcheidet 4 Perioden an demſelben. Das Fundament iſt zum Theil noch Werk der alten Aſſyrer; ſein Alterthum reicht in das Reich der Sagen zurück. Unter den Quaderſteinen deſſelben ſind Stücke, deren Kubikinhalt 15,000 Kubikfuß, deren Gewicht über 10,000 Zentner beträgt... Auf dieſem Fundamente ſtehen die beiden Tempel, Denkmale der vollendetſten Kunſt. Der eine iſt offen und beſteht ganz aus korinthiſchen Säulen von ungeheurer Größe, von denen 6 noch frei ſtehen. Der andere iſt geſchloſſen. Sein Inneres und der Plafond des äußeren Portikus ſind wahre Meiſterſtücke der Skulptur. Die Symmetrie iſt hier auf ihrer höchſten Stufe; jede Biegung der Akanthusblätter iſt durch alle Reihen ähnlicher Objekte beibehalten, und doch herrſcht in der Ausführung des Ganzen nichts Gezwungenes, ſondern freier Ton, wahrhaft griechiſche Grazie.

⁂ **Ausbau des Cölner Domes.** — Die königl. preußiſche Regierung zu Düſſeldorf hat eine kleine Schrift „über den Dom in Cöln" in 2000 Exemplaren vertheilen laſſen, worin, auf den Grund eines Gutachtens des Bau-Inſpektors de Laſſaulx von Coblenz der völlige Ausbau jenes Domes nämlich ſowohl des Schiffes als der Thürme, in der Weiſe als thunlich dargeſtellt wird, daß jährlich 30,000 Rthlr. darauf verwendet würden. Mit dieſer, von den 3½ Millionen Bewohner der beiden Provinzen Rheinland und Weſtphalen leicht beizubringenden jährlichen Summe würde der Bau in 100 Jahren vollendet.

⁂ **Bücher und Kupferſtiche im Jahre 1836 in England.** — Bent's Verzeichniß neuer Bücher und Kupferſtiche für 1836 zeigt eine Abnahme von neuen Erſcheinungen in dieſem Jahre im Vergleiche zu dem Vorhergehenden. Die Zahl der Bücher belief ſich auf 1,250 (1,500) mit Ausnahme der neuen Ausgaben, Flugſchriften und Zeitblätter, wonach 50 weniger erſchienen als 1835. Kupferſtiche erſchienen 98, unter denen 40 Porträts. Von dieſen 98 waren 17 in Linien-Manier, 66 in Mezzotinto, 15 in Aquatinta u. ſ. w.

⁂ Dr. **Wackernagel** aus Berlin, ſeit mehreren Jahren als Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur in Baſel angeſtellt, iſt von dieſer Stadt mit dem Bürgerrechte beſchenkt worden.

⁂ **Die Einfuhr von verzollten Waaren zu Petersburg** betrug im vor. Jahre den Werth von
180,913,920 Rubel.
Die Ausfuhr 129,601,862 —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 52. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 2. März.

Ein thüringiſches Volksmährchen.

(Fortſetzung).

„„Was es ihn anginge, und was er ihm zu befehlen habe? Den Augenblick ſolle er ſich ſeiner Wege ſcheren, oder er machte es ihm gerade ſo (wie jenem).““

„Ob er nicht mehr Reſpekt vor ihm habe? Ob er nicht wiſſe, daß er ſeyn Herr, der Teufel wäre?“

„„Und wenn er der Teufel ſelbſt wäre, ſo läge ihm allerweil nichts daran, er könne ihn recht ſchön rein machen!““

„Dieſen Gefallen wolle er ihm thun, er ſolle aber ſein Lebtag d'ran gedenken!“

Und da fing der Teufel an und machte ihn rein, daß die Feuerputzen und die Funken auf dem ganzen Hirſchplatze (eine Weideblöße) herumflogen.

Aber wie er ihn ſo rein machte, da erſah mein feuriger Mann den günſtigen Augenblick, und griff hin, und erwiſchte den Teufel im Nacken, hielt ihn feſt, und ſagte ihm:

„Nun wäre er in ſeiner Gewalt; nun ſolle er ſehen, daß er in der Menſchen Händen ſei. Er hätte ſein Lebenlang genug armen Leuten den Hals herumgedreht, nun ſolle er auch ſelbſt einmal erfahren, wie es thäte, wenn einem der Hals herumgedrehet würde.

Und fing an, und wollte dem Teufel den Hals herum drehen. Wie der Teufel ſah, daß dieſer Ernſt mit ihm machte, legte er ſich auf's Bitten, und gab ihm die himmelsbeſten Worte, er ſolle ihn doch gehen laſſen, und ſolle ihm den Hals nicht herumdrehen; er wolle ihm auch alles thun, was er nur von ihm verlangte. Da ſagte ihm der: „Weil er alſo gar erbärmlich thue, ſo wolle er ihn nur gehen laſſen; aber zuvor

„„Wahs ün uhgihnk, u was he ün ze befehle hatt? Den Augeblick ſoll e ſich ſinner Weeh ſcheer, oder e mäichts en gerad e ſo!““

„Eppe net meh Reſpekt vör ün hätt? Eppe net wöhſt, dahs e ſi Herr der Dühvel wehr?“

„U wann e der Dühvel ſelber wehr, ſe lahk en alle wihl nüſcht dru' e könn ün reecht ſchö reigemach!““

„Den Gefalle wöll en thu! e ſöll awwer ſi Lachte dru gedenk!“

U da fihnk der Dühvel uh, u maicht en rein, daß de Führpotze u de Faunke offen gahnze Hirzpahlz erömmer flohke.

Awwer wih en e ſo reinmaicht, da derſahch me mi führiger Muhn den Faunk, u grohf hi u derwoiſcht den Dühvel in der Ahnke, u hiel en feſt, u ſuhk en:

„Nu wehr e in ſinner Gewahlt; un ſöll e ſeh, daß e in der Menſche Henge wehr. E hett ſi Lahte genunk airme Lühte den Haalz eröm gedraht, un ſöll e au ſelber emahl derfair, wihs en thet, wann en der Haalz eröm gedraht wuhr.“

U fihnk uh, u woll den Dühvel den Haalz eröm dreh. Wi der Dühvel ſahck, daß der Ernſt miht en maicht, da leht e ſich uff's Bihte, u gab en de himmelsbeſte Woirt, e ſoll en doch laß geh, u ſöll en den Haalz net erömer dreh; e wöll en au alles thu, was e nert von en verlankt. Da ſuhk en der: „Wihl e e ſo gar derbärmlich thet, ze wöll en nert

„müſſe er ihm ſeine Verſchreibung wieder geben, in welcher er ihm ſeine Seele verſchrieben hätte, und müßte ihm auch verſprechen, und müßte ihm das bei ſeiner Großmutter beſchwören, daß er kein Theil mehr an ihm haben wolle, und wolle auf all ſein Lebetage von keinem Menſchen ſich wieder die Seele verſchreiben laſſen.“

Wollte der Teufel wohl oder übel, einmal ſtack er in der Klemme, und wenn er los kommen wollte, und wollte nicht den Hals herumgedreht haben, ſo mußte er in einen ſauern Apfel beißen, und gab ihm ſeine Verſchreibung wieder, und verſprach's ihm, und verſchwur ſich bei ſeiner Großmutter, daß er keinen Theil mehr an ihm haben wolle, und wolle auch ſein Leben Lebtag von keinem Menſchen ſich wieder laſſen die Seele verſchreiben. Wie er das Alles gethan hatte, ließ Jener den Teufel los.

Wie aber der Teufel wieder ledig war, da that er einen Sprung zurück, daß ihn Jener nicht etwa unverſehens noch einmal erwiſchen konnte, und ſtellte ſich hin und ſagte: „So, nun wäre er wieder ledig; wenn er ihm nun auch ſeine Verſchreibung wieder gegeben hätte, und hätte ihm verſprochen und beſchworen, daß er kein Theil mehr an ihm haben wolle, ſo hätte er ihm doch nicht verſprochen, daß er ihm auch nicht den Hals umdrehen wolle, wenn er wieder ledig wäre. Und auf dem Flecke d'rauf ſolle er allweil ſterben, dafür: daß er ihn gegurgelt*) hätte, und hätte ihm wollen den Hals umdrehen.

Und damit fuhr der Teufel auf ihn hinein, und wollte ihm den Garaus machen, der aber riß aus, und lief zum Wald hinein. Und der Teufel immer hinter ihm her. Und endlich erſah es Jener, und kam an eine alte Buche, die war hohl, und hatte unten ein Loch. Da kroch er geſchwind hinein, und wollte ſich verſtecken vor dem Teufel. Aber er war nicht weit genug hinein gekrochen, und die Fußzehe guckte ihm noch heraus. Und weil er über und über feurig war, da leuchtete die Zehe durch die Nacht, und der Teufel wurde es gewahr, wo Jener ſich hin verſteckt hatte, und kam und wollte ihn an der Fußzehe erwiſchen.

Aber der in ſeinem Baume hörte es, wie der Teufel getappt kam, und, wie er nach ihm greifen und ihn erwiſchen wollte, da zog er ſich vollends hinein, und machte (ſich) weiter im Baume hinauf. Da kroch der Teufel auch hinein, und Jener machte immer weiter im Baume hinauf; und der Teufel immer hinter ihm her. Endlich da hatte der Baum oben in der Höhe ein Aſtloch, da kam Jener d'ran, und kroch heraus. Und wie er draußen war, da nahm er etwas, und verkeilte das Aſtloch, wo er heraus gekrochen war, und ſtieg geſchwind herab, und verkeilte auch das untere Loch, und machte es mit ſchwarzer Kunſt ſo feſt, daß es der Teufel ſelbſt und ſeine Großmutter und die ganze Hölle nicht wieder aufbringen konnten. Darnach ging er ſeiner Wege.

laß geh; awwer erſt mütt en ſe Verſchriebing widder gab, bu en ſi Seel denn verſchreebe hett, u mütt en au verſprech, u mütts en bei ſinner Grohßmotter beſchwer, daß e kei Theil meh wöll un en hah, u wöll au ſi Lahte Lebstahk von kenn Menſche ſich widder laß de Seel verſchrie.“

Woll der Dühvel wohl, odder ümwel, eimah ſtackt e in der Klemm, u bann e woll loskommen, u woll net den Haalz erömgedraht ha, ze mutt e inn en ſuire Apfel biß; u gahb en ſi Verſchriebing widder, u verſprachs en u verſchwur ſich bei ſinner Grohßmotter, daß e kei Theil meh un un wöll hah, u wöll au ſi Lahte Lebstahk von kenn Menſche ſich widder laß de Seel verſchrieh. Wieh e das Alles gethune hatt, da ließ der den Dühvel los.

Wih awwer der Dühvel widder ledig wair, da thet e en Spraunk zeröck, daß en denner net erelßt uverſins noch emah konnt darwiſch, u ſtaalt ſich hi, u ſuhk: „So nu wehr e widder ledig; bann e ün nu au ſi Verſchriebing widder gegahn hett, u hett en verſpruche un beſchwuirn, dahs e kenn Theil meh wöll un ün ha, ze hett en doch net verſprache, dahs en au net wöll den Haalz eröm dreh, bann e widder ledig wehr. U off en Fleck, droff ſöll e allewihl ſterr derfür, daß en e ſo gegörgelt hätt, u hätt ün wöllt den Haalz ömdreh!“

U damiht faihr der Dühvel offen nihner, u woll en den Gairuis mach, der awwer rehs uis, u lief den Walld enihner. U der Dühvel ümmer henger en her. U endlich da derſahch er's, u kuhm un e all Buche, die wair hohl, u hatt eege e Lohch. Da krohch e geſchwind enihner, u woll ſich verſteckel vörn Dühvel. Awwer e wair net wiht genung enihner gekroche, u de Fuhßziehe guckt en noch eruißer. U wihl e ümmer un dümmer fürig wair, da leucht de Ziehe durch de Naicht, u der Dühvel wuirſch gewaihr, bu e ſich hi verſtockelt hatt, u kuhm u woll en un der Fuhßziehe derwoiſch.

Awwer der in ſin Baum huirts, bi der Dühvel getappt kuhm; u bi e woll nach en griff u woll en derwoiſch, da zohle ſich ſaunkſt enihner, u maicht witterſcht im Baum enuffer. Da krohch der Dühvel au enihner; u denner maicht ümmer witterſch im Baum enuff; u der Dühvel ümmer henger en her. Endlich, da hatt der Baum obe in der Höh e Naaſtlooch, da kuhm der druhn; u krooch eruiſſer. U bih e druiſſe wair, da nuhm e eppes, und verkielt das Naaſtlooch, bu e eruiſſer gekroche wair, u ſtrehk geſchwind erabber, u verkielt au das önger Looch, u maichts mit ſchwairzer Konſt ſo feſt, daß's der Dühvel ſelber u ſi Grohßmotter u de gahnz Hell nett widder konn uffgebreng. Dernach gihnk e ſinner Weeh.

(Schluß folgt).

---

*) Gurgeln: thüringiſcher Provinzialismus für bei der Gurgel packen, dieſe einſchnüren.

Leibnitz.

Leibnitz's Diſſertation „de principio individui." Herausgegeben und kritiſch eingeleitet von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin. Verlag von Veit und Comp. 1837. 8. 88.

Wie die Univerſitäten in der vollen Bedeutung des Wortes recht eigentlich deutſche Inſtitutionen ſind, ſo iſt Leibnitz einer der ausgezeichneteſten Repräſentanten des ächtdeutſchen Univerſalismus. Nichts Menſchliches iſt ihm fremd, allen bedeutenden Beſtrebungen ſeiner Zeitgenoſſen im In- und im Auslande widmet er ſeine Aufmerkſamkeit, alle ſucht er zu fördern, überall dringt er in die Tiefe, und ſtrebt die Gegenſtände ſeiner Forſchungen ſowohl in ihrer Beſtimmtheit, als in ihren weſentlichen Wechſelbeziehungen zu erkennen. Die letzten Gründe, die Urprinzipien der Dinge ſucht er zu entdecken, um in ihnen das lebendige Band, die Encheireſis zu ermitteln, welche die gegenſätzlichen Erſcheinungen zu verſöhnen vermöge. Plato und Ariſtoteles, ältere und neuere Philoſophie, Mathematik und Metaphyſik, Empirismus und Spekulation, Individualismus und Univerſalismus, Atomismus und Spiritualismus ſtrebt er zu vereinigen; „die päbſtliche und die lutheriſche — Religion," die Lutheraner und Reformirten, Natur und Gnade, Vernunft und Offenbarung, Philoſophie und Theologie möchte er verſöhnen, und wie er in dem Weltplan eine präſtabilirte Harmonie zu entdecken, ſo trachtete er von Jugend auf, eine Univerſalſprache zu finden, welche zur Belehrung und Bekehrung aller Völker, zur Beendigung aller Streitigkeiten hinführen könnte. Der Geſchichte der Erde und der Völker, der Mathematik, Phyſik, Chemie, ſelbſt der Medizin widmet er ſeine Studien, die Jurisprudenz zieht er in den Kreis der Philoſophie und die Arbeit ſeines Lebens krönt er mit einer Rechtfertigung Gottes wegen des Daſeins des Übels und des Böſen. Zuerſt des Lateiniſchen, der bisherigen Weltſprache, ſich bedienend, verfaßt er in der Folge, als unter Ludwig dem Vierzehnten Frankreich den Ton für Europa anzugeben anfing, auch viele Schriften in franzöſiſcher Sprache, und wie er in ſeiner erſten Diſſertation ſich in Sprache und Darſtellung noch der in den Schulen herrſchenden abſtruſen Scholaſtik angeſchloſſen, nähert er ſich ſehr bald der franzöſiſchen Popularität, durch welche ſeine Schriften auch auf die nicht gelehrten höheren Stände bedeutenden Einfluß gewannen. Mit Recht bemerkt daher Herr Dr. Guhrauer in der Einleitung zu vorliegender Schrift, daß Leibnitzens „welthiſtoriſche Stellung in den wichtigſten Bezügen ſich als eine vermittelnde bekundet." Was Herder im Übergange vom achzehnten auf das neunzehnte, das war Leibnitz im Übergange vom ſiebenzehnten auf das achtzehnte Jahrhundert, wie jener — ein inniger Verehrer Gottes, ein Freund der Menſchheit, ein Vertheidiger der individuellen Freiheit, in allen Beſtrebungen und Eigenthümlichkeiten ein wahrer Deutſcher.

Aber er theilte auch mit anderen großen Deutſchen das Schickſal, lange Zeit hindurch eines ſeiner würdigen vaterländiſchen Denkmals zu entbehren, welches doch vor Allem in einer Sammlung und Ausgabe ſeiner Schriften beſtehen ſollte. Eine ſolche iſt bis jetzt nur von Ludwig Dutens, einem Fremden, in den 60er Jahren zu Genf veranſtaltet worden. Doch ſchien in denſelben mehrere Arbeiten Leibnitz's, und namentlich gerade ſeine erſte Druckſchrift, die er erſt ſechzehn Jahre alt (1663), als Baccalaureus der Philoſophie und der ſchönen Künſte herausgegeben. Dieſe hat, wie Herr Guhrauer bemerkt, ſchon frühzeitig zu den Seltenheiten zu gehören angefangen; von Allen, die über L's Leben und Philoſophie geſchrieben, hat nur noch Ludovici (1737) ſie beſeſſen und geleſen, und bereits gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſchien ſie völlig verſchwunden. Doch wies ſpäter F. H. Jacobi auf dieſelbe hin. Aber erſt ſeitdem Hegel auf die welthiſtoriſche Bedeutung der Leibnitz'ſchen Philoſophie hingedeutet, Steffens den tiefen Denker als chriſtlichen Philoſophen begrüßt, und Göthe und Andere auch in anderen Beziehungen auf die Reichhaltigkeit ſeiner Forſchungen aufmerkſam gemacht, wird das Bedürfniß einer neuen, vollſtändigen, kritiſchen Ausgabe ſeiner Schriften lebhafter empfunden. Herr Dr. Guhrauer hat nun das Glück gehabt, auf der königlichen Bibliothek zu Hannover die ſo lange vermißte erſte Druckſchrift unſeres Polyhiſtor's aufzufinden, und die Einleitung, mit welcher er die vorliegende neue Ausgabe begleitet hat, berechtigt zu dem Wunſche, daß der Herr Herausgeber ſich entſchließen möchte, auf gleiche Weiſe eine vollſtändige Ausgabe der wiſſenſchaftlichen Werke des mit Recht weltberühmten Mannes zu veranſtalten. — Es liegt außer dem Zwecke dieſes Blattes, auf das Einzelne der werthvollen Leiſtung des Herrn Dr. Guhrauer hier einzugehen. Wir erfüllen aber eine angenehme Pflicht, wenn wir die Freunde der Philoſophie auf dieſelbe aufmerkſam machen, da nicht nur in der hier neu aufgelegten Diſſertation L.'s und der vorangeſchickten Vorrede ſeines Lehrers Jakob Thomaſius, intereſſante Aktenſtücke zur Geſchichte der Philoſophie, ſondern auch in der kritiſchen Einleitung (S. 7 — 61) ein ſehr reichhaltiger Beitrag zum Verſtändniß der Entwicklungsgeſchichte jenes großen Philoſophen dargeboten werden. Wir ſtimmen Hrn. G. vollkommen bei, wenn er (S. 38) bemerkt: „Daß uns durch die Beſchaffenheit jener erſten Jugendleiſtung von Leibnitz ſeine Philoſophie von einem neuen Geſichtspunkte aufgeſchloſſen werde;" und wenn er weiterhin (S. 44) hinzufügt: „Daß, für jene Zeit, in Leibnitzens (in jener Diſſertation ausgeſprochener) nominaliſtiſcher Entſcheidung etwas Großes liegt, nämlich die Anerkennung der Selbſtſtändigkeit und Geſetzmäßigkeit der Natur der Dinge gegenüber der Reflexion endlicher Geiſter, eine Denkart, welche die moderne Wiſſenſchaft und Bildung vollkommen von der des Mittelalters unterſcheidet.“ … „Der Nominalismus,“ [bemerkt noch Hr. G. (S. 49), „hat in befangenen Köpfen, die geiſtloſe Atomiſtik, als Naturphiloſophie, hervorgebracht: der verklärte, durchgeiſtete Nominalismus eines Leibnitz hat den geiſtigen Atomen, hat den Monaden den Urſprung gegeben.“ Durch dieſe individuell unendlichen Subſtanzen iſt aber Leibnitz ebenſo der abſoluten Subſtanz des Spinoza, — wie durch ſeine präſtabilirte Harmonie des Univerſums und ſpäter durch ſeine Theodizee, — dem auflöſenden, verzweifelten Skeptizismus Bayle's, — wie durch ſeinen Intellektualismus dem Senſualismus Locke's, und durch ſeinen Verſuch, die Übereinſtimmung der Vernunft mit der Offenbarung zu erweiſen, dem damals in England auftauchenden Naturalismus erfolgreich entgegengetreten. — Ein ſolcher wiſſenſchaftlicher Heros verdient einen ebenſo wiſſenſchaftlich gebildeten, als gewiſſenhaften Hiſtoriographen und wir hoffen, daß Hr. Dr. Guhrauer ſich den Ruhm eines ſolchen nicht von einem Anderen wird rauben laſſen.

F. W. Carové.

Eichendorff.

(Geſammelte Schriften. Berlin, Duncker und Humblot. 1837).

Wie Leſſing (in Düſſeldorf) die Natur in Geſtalten, ſo vergeiſtigt Eichendorff ſie in Lauten; Beiden dient die Wahrheit in Schilderung der Details wie ein Schleier, unter welchem die Sprache leiſe athmend ſchläft. Wenn Leſſing Landſchaften componirt, ſo ſind es Gedichte, — wenn Eichendorff dichtet, ſo entſtehen ihm Landſchaften; Mendelſohn-Bartholdy hat Lieder ohne Worte componirt, Eichendorff's Lyrik iſt eine Muſik in Worten. Nicht mit Unrecht hat man die ſtets wiederkehrende Manier der Eichendorff'ſchen Novelle getadelt, bei welcher das Novelliſtiſche mehr oder minder ſtets in Lyrik aufgeht; ſeiner Lyrik dagegen verdankt man völlig abgerundete, kleine Compoſitionen, deren eigenthümlicher Zauber in dem Duft und Schmelz liegt, durch welche der Gedanke in den Klang, der Inhalt in die Form übergeht; ſeine Lyrik endet in einem weiten Hall, der ein Gefühl aufregt, ähnlich dem, welches unmittelbar vor der Nähe des Frühlings uns ergreift, in unſren Nerven vibrirt und ſie dann in leiſer Abſpannung läßt; es iſt der Eindruck eines Schubert'ſchen, Kreuzer'ſchen oder Löwe'ſchen Liedes. Dieſe Romantik Eichendorff's iſt aus der Wurzel volksthümlicher Empfindung aufgeſchoſſen; ſie iſt der Epheu, der ſich um um unſere Eichennatur windet, umſchattet von der grünen Krone; durch einzelne Riſſe der Waldesnacht fallen goldne Streiflichter drauf. Der Grundklang der Sehnſucht, der ſich durch Eichendorffs Lyrik ſchlingt, iſt friſch, geſund und jugendlich, wie das Volk, deſſen innerſter Eigenthümlichkeit ſie entſprang, rüſtig und wangenroth, wie der Wandersmann, der mit dem Ränzel auf dem Rücken ſingt:

> Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen,
> Den ſchickt er in die weite Welt;

handfeſt, wie der Soldat, der in der Nacht hinter ſich reiten hört, ſein wildſchönes Kind aufs Roß zu ſich ſchwingt und ruft: „Geſchwind! der Tod iſt ein raſcher Geſelle.“ Den Becher in der Hand, ſteht der Sänger am Maſt, die fröhlichen Argonauten um ihn, und dahin treibt das Schiff, ſei's auf Donau oder Rhein; ein rechter Strom bricht immer ins ew'ge Meer hinein.“

Doch nicht immer in wallendem, webendem Traumdämmer ſieht er die Welt durch der Zweige grünes Gegitter, wie die wandernden Spielleute den alten Thurm, der ſich verſchlafen dehnt und reckt im Morgengrau; er ſingt auch wildfreudig:

> Ein wildes Roß iſt's Leben;
> Die Hufe Funken geben.
> Wer's ehrlich wagt, bezwingt es,
> Und wo es tritt, da klingt es.

Dieſe Kernhaftigkeit und der tief nachhallende Ernſt, erſt hörbar, wenn die liebliche Sehnſuchtsweiſe ausgeklungen, vollenden die Charakteriſtik des liebenswürdigen Dichters.

Feuilleton.

⁂ Rheiniſcher Kunſtverein. — In Nro. 283 des Phönix vom vorigen Jahre brachten wir die Notiz, daß ein Ring von Kunſtvereinen zwiſchen Straßburg, Carlsruhe, Mannheim, Mainz und Darmſtadt im Werden ſei. — Die Kunſtvereine der eben genannten Städte haben ſich nun (Ehre der unermüdlichen Thätigkeit des Profeſſor J. Felſing in Darmſtadt) zu einem gemeinſchaftlichen „rheiniſchen Kunſtverein“ verbunden. Die Kunſtausſtellung deſſelben beginnt im Jahre 1837 mit dem

Monat April in Darmſtadt,
— Mai „ Mannheim,
— Juni „ Carlsruhe,
— Juli „ Straßburg,
— Aug. „ Mainz.

⁂ Die Bevölkerung der Erde nach den verſchiedenen Religionen wurde folgendergeſtalt angegeben:

	von Haſſel (im J. 1817:)	von Balbi (im J. 1829:)
Chriſten mit allen ihren Verzweigungen . . .	254,000,000.	260,000,000.
Buddhiſten	315,977,000.	170,000,000.
Mahomedaner . .	120,105,000.	96,000,000.
Brahminen	111,353,000.	60,000,000.
Juden	[illegible]	4,000,000.
Alle übrigen Religionen	154,190,000.	147,000,000.
	967,855,000.	737,000,000.

⁂ Liniendampfſchiff. — Die engliſch-amerikaniſche Dampfſchifffahrt zu London läßt, behufs einer regelmäßigen Dampfſchiffverbindung zwiſchen London und Newyork, ein Liniendampfſchiff, das erſte dieſer Art, bauen, welches drei Verdecke und 1700 Tonnen Gehalt haben und von zwei Maſchinen, jede von 225 Pferdekraft, in Bewegung gebracht werden ſoll. Doch wird es ſo eingerichtet, daß die Vortheile der Segelfahrt mit denen des Dampfes verbunden werden können.

⁂ Von Haller und Voigt. — Unter den angekündigten Novitäten der Pariſer Preſſe bemerken wir eine *Histoire de révolution religieuse ou de la réforme protestante en Suisse* von Hrn. C. L. Haller und eine, von Hrn. Audley mit Einleitung und Anmerkungen bereicherte Ueberſetzung von Voigt's Geſchichte Gregor's VII. und ſeines Jahrhunderts.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 53. 1837.

Phönix.

Freitag, 3. März.

Ein thüringiſches Volksmährchen.

(Schluß).

Und da ſteckte nun der Teufel in der alten Buche, und konnte nicht herauskommen, und half ihm Alles nicht, er mußte d'rin ſtecken bleiben. Und da hat er lange Zeit darin geſteckt, und vielmal zu jener Zeit, wenn die Leute von Winterſtein gekommen ſind, oder ſind nach Winterſtein gegangen, da haben ſie ihn darin hören blöcken, und grunzen in ſeiner Buche. Endlich aber, wie der Schlag (Holzſchlag) dort hinaufgekommen iſt, da iſt die Buche abgehauen worden. Da iſt er endlich wieder herausgekommen, und iſt wieder frei geworden, der Teufel. Wie er nun wieder los war, da machte er ſich auf, und ging heim in die Hölle, und wollte ſehen, wie es da ausſähe? Aber da war Alles leer darin, wie es in der Kirche in der Woche iſt, und war keine Seele mehr zu hören und zu ſehen. Seit der Teufel damals war fortgegangen, und war nicht wieder gekommen, und hatte auch kein Menſch nicht gewußt, wo er hingekommen war, da war nicht eine einzige Seele wieder in die Hölle gekommen. Und da war ſeine Großmutter für Herzeleid geſtorben, und wie die todt war, da packten alle die armen Seelen, die dazumal in der Hölle waren, auf, und machten ſich auf und davon, und gingen alle mit einander in den Himmel. Und da ſtand er, Maus-Mutter-Stern allein in der Hölle, und wußte ſeines Leibes keinen Rath, wie er's wohl anfing, daß er wieder arme Seelen bekäme, weil er es nicht mehr thun durfte, und hatte es damals bei ſeiner Großmutter verſchwören muſſen, daß er von keinem Menſchen ſich wieder wollte die Seele verſchrei-

U da ſtackt nu der Dubvel in der alle Buche, u konn net eruißer gekomm, u holf en alles nuſcht, e mutt denn ſtecke blie. U da hat e au lang lang Ziht denn geſtackt, u villmah zu derſelbe Ziht, wann de Lüht von Weinterſtein ſein geko, odder ſein nach Weinterſtein gegange, da hun ſen denn hür bleck u gruinich in ſinner Buche. Endlich awwer, bih der Schlakk doirt enuffer ihs gekomme, da ihs die Buche abgehauwe wuirn. Da ihs e endlich widder eruis gekomme, u ihs widder freigewuirn, der Dubvel. Bih e nu widder lohs wair, da maicht e ſich uff, u gihnk heim in de Hell, u woll ſeh, bihs da uisſahch. Awwer da wair Alles leer drenn, bis in er Kirche in der Woche ihs, u wair kei Seel net zu hürn u net ze ſinn meh. Senner der Dubvel dehmah wair fuirtgegange, u wair net widder gekomme, u hatt au kemm Menſch net gewohſt, bu e higekomme wair, da wair net e einzig Seel widder in de Hell gekomme. U da wair ſi Grohßmotter für Herzeleid geſtuirbe, u bih die tod wair, da packte all die airme Seele, die dazemahl in der Hell wairn, uff, u maichten ſich auf un davohn, u ginge all entenanner in Himmel. U da ſtuhn e, e Muis Motter Stern eloin in der Hell, u wohßt ſi's Lib kenn Rath, bih es woll uhfeng, dahs e widder airme Seele in de Hell kreht, wihl ehs net meh duirft thu, u hatts dehmahl bei ſinner Grohßmutter mutt verſchwohr, daß e von kemm Menſche ſich widder woll de Seel laß verſchrie; u annerſcht kreht e dazemahl kemm Menſche in de Hell. U da ben laſſen, und auf andere Weiſe bekam er damals keine Menſchen in die Hölle. Und da ſtand er, und wußte ſeines Herzeleids kein Ende, und wollte ſich die Hörner aus dem Kopfe rauſſen vor lauter Herzeleid und Jammer. — Da fiel ihm auf einmal etwas ein.

Wie er in der alten Buche auf dem alten Hirſchplatze geſteckt hatte, und nicht herausgekonnt, da war ihm zuletzt die Zeit lang geworden, und da ſimulirte*) er über allerlei nach, und da hat er den Brantwein erdacht und erfunden. Das fiel ihm allweil mitten in ſeinem Herzeleide wieder ein, und da dachte er ſich das müſſe ein Mittelchen ſein können, wie er doch wieder arme Seelen in die Hölle bekommen könne.

Und da packte er auf der Stelle drauf auf und ließ die Hölle Hölle ſein, und ging nach Nordhauſen**) und wurde ein Schnapsbrenner und machte Brantwein drein und drauf, und ſchenkte ihn in die Welt hinein. Und er zeigte auch den Nordhäuſern Allen mit einander, wie der Schnaps gemacht wird, und verſprach ihnen viel Geld und Gut, wenn ſie's lernten und Brantwein brennten. Und die Nordhäuſer ließen ſich's auch nicht zweimal ſagen, und wurden alle Schnapsbrenner, und machten Brantwein, und ſchenkten ihn in die Welt hinein. Seit dieſer Zeit ſchreibt ſich's her, daß bis auf den heutigen Tag ſo viel Brantwein in Nordhauſen gebrannt wird, wie an keinem anderen Orte in der ganzen Welt.

Aber wie ſich's der Teufel gedacht hatte, alſo ging es auch. Wenn die Leute erſt ein wenig Brantwein im Leibe hatten, da fingen ſie an zu fluchen und zu ſchwören, und fluchten und verſchwuren ihre Seele zum Teufel, daß ſie der Teufel bekam, wenn ſie geſtorben waren, und brauchte ſich ſie nicht erſt laſſen zu verſchreiben, und brauchte ihnen darum nicht zu dienen, wie er ſonſt hatte thun müſſen, wenn er eine arme Seele hatte haben wollen. Und wenn ſie ſich den Kopf erſt richtig vollgeſoffen hatten im Brantwein, da fingen ſie auch an und packten ſich und prügelten ſich und brachen ſich ſelber die Hälſe, daß ſich der Teufel nicht erſt brauchte die Mühe zu geben und brauchte ſie ihnen herum zu drehen. Und wenn der Teufel ſonſt mit aller Mühe und Noth hatte alle Wochen einmal eine arme Seele in die Hölle bekommen können, da kamen ſie jetzt dutzend- und ſchockweiſe alle Tage hinein, und es dauerte kein Jahr, da war die Hölle zu klein geworden, und konnte ſie (die Seelen) der Teufel nicht mehr unterbringen, und mußte ein ganz neues Stück laſſen anbauen an die Hölle.

Und kurz und gut, ſeit der Teufel aus der alten Buche auf dem Hirſchplatz jenesmal wieder losgekommen iſt, ſeit der Zeit iſt der Brantwein aufgekommen, und ſeit der Brantwein in der Welt iſt, da kann man erſt recht eigentlich ſagen:

„Der Teufel iſt los!“

ſtuhe e, u wohßt ſi's Herzeleids kei Eng, u woll ſich de Hörner von Koapf uis reiß vör luitter Herzeleid u Jammer. Da fiel en eff eimah eppes ihn.

Wiß er in der alle Buche off en Hirzpablz geſtöckt hatt, u net eruiſſer konn, da wuiren zeletzt de Ziht lahnk, u da ſimpelirt e äwwer allerlei nach, und da hatt e den Brahntwihn verdaicht u verſonze. Dahs fiel en allewihl mette in ſinn Herzeleid widder ihn, u da daicht e ſich, das mütte Mettelche könn zeſei, bi e doch widder airme Seele in de Hell könn gekrieg.

U da packt e off den Fleck droff uff u ließ de Hell Hell ſey, u gihnk nach Nuirdhuiſe, u wuir e Schnapsbörner, u maicht Brahntewihn, drihn u druff, u ſcheckt en in de Welt enihner. Un e wehß an den Nuirdhäſern all mit enannern, bi der Schnaps gemaicht würr, u verſprahch en vill Gehld u Gut, bann ſe's lernte, u brähnte Brahntewihn. U de Nuirdhüſer liſſens ſich an net zwehma ſai, u woirn mit enanner Schnapsbörner, u maichte Brahntewihn, und ſcheckten en in de Welt enihner. Senner der Ziht ſchriet ſich's her, daß bis offen hüttigen Tahk e ſo vill Brahntewihn in Nuirdhuiſe gebrahnt würd, bi un kenn anern Uirt in der gahnze Welt net.

Awwer bih ſichs der Dühvel gedaicht hatt, e ſo gihnks au. Bann de Lüht erſt e wenk Brahntewihn in Lih hatte, da fihnke ſe un ze fluche u ze ſchwerrn, u fluchte u verſchwoirn öhr Seel zum Teufel, daß ſe der Dühvel kreht, bann ſe geſtarbe wairn, u brucht ſich ſe net erſt laß ze verſchriebe, und brucht en drüm ze diene, bih es ſuſt mutt thu, bann e hatt e airm Seel wolt hab. Und bann ſe ſich de Köpf erſt richtig voll geſoffe hatte in Brahntewihn, da fihnken ſe au un u zabukte ſich u prügelte ſich u brache ſich ſelber de Hälz, daß ſich der Dühvel net bruche erſt de Müh ze gann u brucht ſen erüm ze drehn. U bann der Dühvel ſuſt mit aller Müh u Noth kummt alle Woche emahl e airme Seel in de Hell hatt konnt gekrieg, da kuhmen ſe allewihl dezent- und ſchackswihs alle Tahk enihner, u es duirt kei Jair, da wair de Hell ze klein gewuirn, u konn ſe der Dühvel net meh önger gebreng, u mutt e gahnz neu Stöck laß druhn bau un de Hell.

U kuirz u gut, ſenner der Dühvel uis der alle Buche offen Hirzpablz des ſell mah widder ihs losgekomme, ſenner der Ziht ihs der Brahntwihn uffgekomme, u ſitter daß der Brahnwihn in der Welt ihs, da kumme erſt rahcht eigentlich geſai:

„Der Dühvel ihs los!“.

---

*) Allgemeiner thüringiſcher Provinzialismus für grübeln, austüfteln

**) In ganz Thüringen wegen ſeiner Branntweinbrennereien berühmt, in denen es jährl. 300 000 Scheffel Korn verbraucht.

Das Preisluſtſpiel.

Aus manchen Umſtänden, welche ſich um dies Thema gruppirten, aus den mit Wahrſcheinlichkeit geſchminkten Lügen, welche über den Richterſpruch in deutſchen Blättern curſirten, aus allen den Mißverſtändniſſen und Narrheiten, welche ſich ohne Zweifel in den eingeſandten Komödien und auf den Adreſſen der ſechzig Concurrenten befanden, ließen ſich gewiß artige Combinationen zu einem Luſtſpiel: „das Preisluſtſpiel,“ zuſammenſtellen. Selbſt die Gravität, mit der die ganze Angelegenheit von Anfang her behandelt wurde, iſt humoriſtiſcher Natur, und wenn der aufrichtige Enthuſiasmus als Veranlaſſung für die Entſcheidung einer nationalen Frage auch in jeder Beziehung ſich Achtung erzwingt, ſo wird doch die Theilnahme für jenen durch das Reſultat ſehr herabgeſtimmt.

Das Preisluſtſpiel hat ſeine Sanction durch Stimmeneinheit dreier als competent anerkannter Richter (**Seydelmann**, Hofrath **Reinbeck** und **Lewald**) erlangt; das Schwerſte ſteht noch aus, die Stimmeneinheit des tauſendköpfigen Tribunals — des Publikums; das Preisluſtſpiel bildet einen der Hauptangelpunkte in Lewald's „Theaterrevue,“ welche (beiläufig bemerkt) einen Reichthum von intereſſanten Beziehungen, Erörterungen und Erinnerungen enthält, von erſteren nur die vortrefflichen, lehrreichen „Überſichten“ Lewald's, zu erwähnen, von den zweiten Jules Janin's mit ächt franzöſiſcher Leichtfertigkeit hingeſtreuten Reſumés und Lewald's meiſt wohlgetroffene Künſtlerportraits, von letzteren Rahel's ſcharf markirte Theater-Urtheile, Seyffarth's Geſchichte des britiſchen Theaters von Marlow bis zur Playhouſe-bill (1737), kraft deren die beiden Theater in Goodman's-Field's und Haymarket geſchloſſen wurden.

Der Cotta'ſchen Aufforderung zufolge waren über 60 Stücke zur Concurrenz um den Preis eingeſandt worden, und obgleich der anberaumte Termin faſt um zwei Monate hinausgeſchoben wurde, ſo kamen doch noch ſpäter Einſendungen an, die zur Concurrenz nicht mehr zugelaſſen werden konnten; es zeigte ſich, daß ſich unter dieſen Spätlingen Arbeiten eines unſerer ausgezeichneteſten Bühnendichter befanden. „Im Ganzen“ (ſagt Lewald im Vorwort zur Revue) „war aus dem Eingeſandten keinerlei Fortſchritt des deutſchen Luſtſpiels wahrzunehmen, und es ward bald klar, daß hier von großen Kunſtanſprüchen überall nicht die Rede ſein konnte, ſondern nur von einem darſtellbaren Drama, das bei der Aufführung gefiele.“ Nachdem die Erwartung der Preisrichter durch den Überblick der Leiſtungen ſolchermaßen herabgeſtimmt war, kann es nicht befremden, daß dem Luſtſpiel „die Vormundſchaft“ von **Gerle** und **Uffo Horn** der Preis zuerkannt wurde, über welches einer der Richter ſein Urtheil auf folgende Weiſe motivirte: „Etwas lockere Compoſition, — aber keck und jugendlich friſch — dramatiſches Intereſſe — dankbare Rollen — obgleich nicht neu — in der Hauptrolle ſtark an die Schachmaſchine mahnend — Komik in den Situationen — Witz — leichter, geſchmeidiger Dialog.“

Dies Urtheil wird man tolerant genug finden, wenn man bedenkt, daß die Grundidee des Preisluſtſpiels: die Überliſtung dreier Vormünder durch einen Bruder Luſtig, der in die Thorheiten und in die Marotten jedes Einzelnen von den Dreien eingeht, durchaus nicht originell, ſondern einem vortrefflichen alten Stücke, (von **Schröder**, wenn wir nicht irren) „die vier Vormünder“ entlehnt iſt, eine Idee, welche ſeither auch bereits in vielen andern Luſtſpielen reifliche Reminiscenzen als Früchte getragen. Das iſt ein Spaß, der zum Lachen reizte, als er neu war, der aber jetzt, da er abgedroſchen iſt, nur langweilig ſein kann, und wenn er noch ſo geiſtreich, und gewandt, mit noch ſo unwiderſtehlich hinreißender Laune durchgeführt wäre, wie es leider nicht der Fall iſt. Immerhin mögen die Rollen in dem Preisluſtſpiel von der Art ſein, die man „dankbare“ nennt, — es iſt leichte Mühe, ſie durchzuführen, weil ſie, beinahe bis an die Gränzlinie der ſtehenden Maske reichend, grell bemalt ſind; der Dialog aber ſteht nicht auf jener Höhe, welche von der feineren Converſation des deutſchen Geſellſchaftslebens jetzt erreicht iſt, ja er bewegt ſich — hauptſächlich was den inneren Organismus betrifft — ſogar in der niederen Sphäre einer öſterreichiſchen Provinzialſprache, er gleicht mehr Kletten, die in einander geſteckt ſind, als geſchmackvollen Feſtons; zuweilen gränzen die Details ſogar an's Gemeine und Geſellſchaftlich-Unanſtändige, und die Witze ſind durchaus nur Wortwitze, nirgends zeigt ſich geſunder, ächt poetiſcher Humor. Da nun (weil das Verdienſt der Originalität wegfällt) gerade nur der Anſpruch auf das der Ausführung übrig bleibt, ſo kann es nur unerfreulich ſein, zu bemerken, welch ein kümmerliches Reſultat den vereinten Kräften zweier Dichter gelang.

Man wird ſagen: „dies Factum bietet eine trübe Perſpektive für die Zukunft der dramatiſchen Produktivität in Deutſchland; — bei ſolchen Ergebniſſen einer Preisbewerbung wagt ihr noch immer an die Regeneration des deutſchen Schauſpiels zu denken?“

Wir verkennen den guten Willen derer keineswegs, welche in einer Preisbewerbung ein Mittel zum Zweck ſehen; aber wir glauben, daß eine ſolche auch nur ein einzelnes Mittel iſt: das deutſche Schauſpiel wird ſich regenerirt haben, eh irgend jemand dran dachte, nicht durch äußere Anregung, ſondern in Folge einer inneren Nothwendigkeit. Wir ſtehen mitten in der Überſchlagsperiode. Immerhin iſt es löblich, daß künftig auftretenden Poeten von allen Seiten her vorgearbeitet wird, durch Anſtalten für Sicherung des Eigenthums, durch Schauſpieler wie Seydelmann, durch Oppoſition gegen den eingeroſteten „Hoftheaterſchlendrian.“ Vor allem müſſen Bühnen vorhanden ſein, auf denen der geſunkene Geſchmack des Publikums durch claſſiſche Darſtellungen wieder empfänglich gemacht wird für etwas Neues, Urſprüngliches. Iſt nur einmal die Empfänglichkeit für Gutes da (und ſie muß ſich bei der jetzt vorhandenen kaum mehr zu ertragenden Überſättigung am Tand bald wieder einſtellen), ſo wird die Produktivität nicht lange auf ſich warten laſſen.

Feuilleton.

.*. Engliſche Literatur in Deutſchland. — Neben dem von Wolff und Schütz bei Velhagen und Klaſing in Bielefeld herausgegebenen „British Museum" behauptet eine gleichfalls periodiſche (in monatlichen Heften zu 4 Ggr.) erſcheinende Bibliothek der neueſten engliſchen Novellen, Erzählungen und Gedichte: „The library of the newest english novels, tales and poems" (Leipzig, bei J. Wunder) eine rühmliche Stelle. Die beiden erſten bis jetzt erſchienenen Hefte bringen eine mit Geſchmack veranſtaltete Auswahl aus den neueſten Heften engliſcher Journale und Keepsakes; ſo enthält das 1te Heft a cruise in a jolly-boat, von Marryat (aus dem Metropolitan), the old Farm-house, Stücke aus dem Friendship's offering, aus dem Forget me not für 1837. Druck und Papier ſind elegant. — Ein ſehr empfehlenswerthes Unternehmen iſt Dr. Fiken's Herausgabe des „british modern theatre," eine Sammlung der bedeutenderen neueren Dramen, welche ſich auf den Londoner Repertoiren mit Beifall halten. (Jena, bei Bran). Der Herausgeber hat die Stücke mit einem fortlaufenden Commentare verſehen, um auch ſolche Leſer, welche in der Kenntniß der engliſchen Sprache noch im Fortſchreiten begriffen ſind, mit der neueſten dramatiſchen Literatur Englands au fait zu erhalten, ein Verfahren, welches den Vorzug vor Ueberſetzungen verdient, zumal da in den Noten hauptſächlich auf Etymologie und auf die Verwandtſchaft der engliſchen Sprache mit andern Rückſicht genommen iſt. Der erſte Band enthält den „Bucklichten" von Sheridan Knowles (der ſo eben in mehreren Ueberſetzungen auch auf den deutſchen Bühnen ſich anheimelt); der zweite den „Schultheiß von Brügge;" der dritte die zwei Stücke: „Atonement, or the God-daughter," von J. Poole, und: „the Scoolfellows," von Douglas Jerrold. — Für Ueberſetzungen Shakeſpeare's iſt in den letzten Jahren viel geſchehen; Körner gab eine deutſche Geſammtausgabe in einem Bande heraus, welche jedoch von den ausgezeichneten Leiſtungen Kaufmann's bei Weitem überflügelt wird. (Berlin und Stettin, Nicolaiſche Buchhandl.) Zwar ſchreitet dieſe Ueberſetzung langſam vorwärts, da ſeit 1830 erſt der vierte Band derſelben erſchienen iſt; die innere Gediegenheit und die kunſtvolle Vollendung der deutſchen Form hingegen können dieſe Langſamkeit wohl entſchuldigen und dafür entſchädigen. Raſcher gedeiht die bei Georg Wigand erſcheinende Miniaturausgabe von mehreren Ueberſetzern (dem tüchtigen Leopold Voß, dem fleißigen und gewandten Th. Mügge, dem vielverſprechenden A. Fiſcher, von E. Ortlepp u. A.) beſorgt, welche alle Empfehlung verdient. Jedes Bändchen enthält ein Drama. Bis jetzt ſind 18 Bändchen davon erſchienen.

.*. Petersburger Kunſtausſtellung. — Einem ruſſiſchen Kunſtblatt zu Folge bot die letzte Kunſtausſtellung zu Petersburg 580 Nummern, unter denen 106 Portraits, 44 Landſchaften, 38 hiſtoriſche Gemälde, 29 Genre-Bilder, 13 Militärgemälde, 13 Seeſtücke, 11 Perſpektiven, 6 Thier-, Frucht- und Blumenſtücke, 70 Aquarelle, 10 Miniaturgemälde, 33 Copien in Oelfarben, 47 Kupferſtiche und 1 Lithographie; ferner 36 Skulpturen, 68 Architekturpläne und 15 Medaillen. Von den 204 Künſtlern, die ihre Werke ausgeſtellt, waren 91 ruſſiſche und 27 ausländiſche Maler, 16 ruſſiſche und 2 ausländiſche Bildhauer, 10 ruſſiſche und 3 ausländiſche Kupferſtecher. —

.*. Osmaniſche Univerſalgeſchichte. — Das 15te Blatt des 3ten Jahrgangs der osmaniſchen Staatszeitung enthält u. a. Folgendes: „Im Druck iſt neu erſchienen der erſte Band von Gulscheni Maarif (Roſenbeet der Erkenntniſſe), eine Univerſalgeſchichte von Ferahiſade Said Efendi von Bruſa. Der unlängſt verſtorbene Verfaſſer trug ſein Werk aus 40 Quellen zuſammen, und verwandte zur Schreibung deſſelben 10 Jahre. Der erſte Band verbreitet ſich vorzüglich über die Lebensgeſchichte Mohammeds, der 4 erſten Chalifen, der Imams und Heiligen des Islams. Der zweite Band ſoll Nächſtens erſcheinen."

.*. Humaniora in Ungarn. — Auch in Ungarn fängt es an, Tag zu werden. Neueſten Nachrichten zu Folge, iſt in den meiſten Komitaten außer Leſekabinetten und wiſſenſchaftlichen Vereinen, die Bildung von Kleinkinder-Bewahranſtalten, die unter dem Schutze der Erzherzogin Palatinus zuerſt in Ofen entſtanden, jetzt an der Tagesordnung. Man zählt ſolcher Bewahranſtalten jetzt bereits 32. Ebenſo zeigt ſich in dem, in ungariſcher Sprache erſcheinenden politiſchen Journale „Felenkor," das ſchon gegen 5000 Abonnenten zählen ſoll, ein wiſſenſchaftliches Streben, welches nach allen Seiten das Fortſchreiten geiſtiger Bildung im ganzen Königreich bekundet.

.*. Kunſtliebhaberei in Neuholland. — Der in Sidney erſcheinende Reformer vom 9. v. J. berichtet, daß der dort wohnende Herr Lyons kürzlich mehrere Kupferſtiche nach Bildern von Martin, und Hr. Brennand ein Bild von Rembrandt vom Cap erhalten, für welches er 30 Pfd. fordert.

.*. Zur Statiſtik der deutſchen Zeitblätter. — Das Oberpoſtamt zu Dresden hat ein Verzeichniß aller in Deutſchland erſcheinenden und durch die Poſtämter zu beziehenden Zeitungen und Zeitſchriften bekannt gemacht, welches 655 Nummern enthält.

.*. J. J. Rouſſeau ſcheint noch immer einer der Lieblingsſchriftſteller der Franzoſen zu ſein; kaum iſt ein Jahr verfloſſen, ſeit die Hrn. Furne und Comp. eine Ausgabe der Geſammtwerke des Genfer Philoſophen veranſtaltet haben, und ſchon iſt die erſte Lieferung einer zweiten Auflage ausgegeben worden.

.*. Frequenz des Perſonenverkehrs in London. — Man hat beobachtet, daß zu London an einem Tage 90.000 Menſchen über die Londoner Brücke, und auf den Seitengängen von Cheapſide an 100.000 hin- und hergingen. Auch iſt berechnet worden, daß im Durchſchnitte jeden Tag 20.000 Perſonen in London ankommen und ungefähr ebenſoviele dort abreiſen.

.*. Dem Jagdbuche Karl's X. zufolge, welches bereits unter der Preſſe, tödtete der König in einer Saiſon 8 bis 10 Tauſend, der Dauphin 7 bis 8, die Offiziere der königl. Jagden 5 bis 6 tauſend Stück!

.*. Rheinland's Sagen, Geſchichten und Legenden erſcheinen jetzt in Köln und Aachen bei Ludwig Kohnen, herausgegeben von Alfred Reumont, in 4 Lieferungen, mit 8 Stahlſtichen nach Zeichnungen von Kretzſchmer, Plüddemann, Rethel und Sonderland, und einem Titelkupfer. Das 1ſte Heft enthält einige bisher weniger bekannte Rheinſagen und zwei Stiche, von welchen der Ernſt Rauch's nach Rethel ſehr lobenswerth iſt.

.*. Louis Lax, durch mehrere geiſtreich geſchriebene Romane und eine werthvolle Geſchichte des Abfalls der belgiſchen Provinzen von Oeſtreich dem deutſchen Publikum bekannt und beliebt, wird vom 1. Juli dieſes Jahres an bei Mayer in Aachen eine neue Zeitſchrift unter dem Titel: „Weſtliche Blätter für Unterhaltung, Kunſt, Literatur und Leben" herausgeben.

.*. Der jetzige Cortespalaſt zu Liſſabon war noch zu Don Pedro's Zeit die Wohnſtätte eines der reichſten und eifrigſten Mönchsorden der Hauptſtadt von Portugal. Er ſteht der Stelle gegenüber, von welcher einſt Vasco de Gama auf ſeine Entdeckungsreiſe ausfuhr.

.*. Eine ſogenannte patriotiſche Kunſtlotterie zu Petersburg, deren Zweck iſt, den Malern Gelegenheit zu geben, ihre Arbeiten belohnt zu ſehen und den Kunſtſinn im Allgemeinen zu beleben, ſoll mit Nächſtem eröffnet werden. Ein Loos wird 5 Rubel koſten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 54. 1837.

Phönix.

Samſtag, 4. März.

Genfer Salonwelt.

Von Adalbert von Bornſtädt.

Wer jetzt in Genf einen Salon à la Sismondi, Bonstetten u. ſ. w. ſucht, der wird ſich irren, obgleich es noch einige Salons gibt, wo der empfohlene Fremde artig, aber mit einer gewiſſen Kälte, aufgenommen wird. Man iſt überhaupt in Genf weniger angenehm für den Fremden, als in Lauſanne z. B., obgleich in dieſem letztern Orte, mit Ausnahme einer oder zweier großer Familien, keine ſo brillante pekuniäre Verhältniſſe Statt finden, wie in Genf. Hier iſt man nämlich ſelbſt in geſelliger Hinſicht ökonomiſch. „Wir haben ſo viele Fremde geſehen und können unter ihnen ſo leicht die Wahl haben,“ ſagen die Genfer, „daß unſer geringeres Entgegenkommen leicht erklärlich iſt.“

Von den Salons einer ſo kleinen Stadt übrigens zu verlangen, daß ſie großſtädtiſchen oder Pariſer Wechſel, lebendige durch intereſſanten Zuſammenfluß entſtehende Unterhaltung, den Reiz eines großartigen sans gêne bieten ſollten, wäre ungerecht.

Zwiſchen zwei Civiliſationen, der deutſchen und der franzöſiſchen liegend, haben die Genfer die allerdings etwas ehrgeizige Forderung die rechte Mitte erwählt zu haben. Sie ſprechen auch deßhalb mit einer gewiſſen accentuirten Selbſtzuhörung, betonen mit profeſſoriſcher Genauigkeit, deuten ſelbſt in frivolen Unterhaltungen Komma und Punkt, ich möchte beinahe ſagen, auch Semikolon an.

„Sie können in die Straße hinabgehen,“ bemerkt mir eines Tags etwas generaliſirend ein Erzgenfer, „dort den erſten beſten jungen Mann anreden und Sie werden finden, er wird Elementarbildung genug beſitzen, nie eine Kindererziehung zu unternehmen.“

Eines Tages begegnete mir ein kleiner Knabe, den ich befragte, ob auch leſen könne. „Sicher,“ erwiederte das Kind, ganz erſtaunt und beinahe über meine Frage beleidigt, „und das ſeit meinem dritten Jahre.“

„Und was treibſt du jetzt?“ fragte ich weiter.

„Ich ſteche in Kupfer.“

„Gewinnſt du auch ſchon Geld?“

„Allerdings.“

„Und was machſt du mit deinem Gelde?“

„Ich kaufe mir Bücher.“

Dieſe unterrichtete Grundlage im Volke iſt im Vergleich mit den Mängeln der franzöſiſchen Volkserziehung in den meiſten Departements, ſelbſt den allernächſtliegenden höchſt auffallend.

Man muß es den Genfern alſo verzeihen, wenn ſie, das kleine Völkchen, eine Pflanzſchule von Bildung und Gründlichkeit geworden, ſich auch darauf aller Zeit und aller Orte etwas zu Gute thun; nur ſollten ſie es mit mehr Liebenswürdigkeit und mehr franzöſiſcher Grazie thun. Liebenswürdig und anmuthig ſind eben in der Regel die Genfer nicht; gebildet, ſcharfſinnig, ſyſtematiſch, wenig enthuſiaſtiſch, wenig phantaſiereich aber immer. Wozu jedoch hadern, daß die Natur nicht Allen Alles verliehen?

So wie Genf durch Sparſamkeit und Induſtrie, Genügſamkeit und praktiſche Tendenzen reich und anerkannt geworden iſt, eben ſo erbt ſich das ſparſame und gewinnſüchtige Prinzip mit ſeinem Gefolge von Tugenden und Mängeln, häuslichen Achtbarkeiten und bürgerlichen Verdienſten, Lokaleigenſchaften und engherzigen

Anſichten, geſellſchaftlichen Steifheiten und endloſen Ständeſpaltungen fort.

Wenn jedoch bei dieſen letztern Beobachtungen einige Schriftſteller den Genfer Damen aus den höheren Ständen in letzter Zeit vorwerfen, ſehr gewandt Convenienz-Schleier über Schwächen und Abenteuer zu werfen, Moralität zu heucheln und mit geſchminkter Tugend zu kokettiren, ſo ſcheint mir dieſe Anſchuldigung nicht bloß eine Verläumdung, ſondern auch eine Albernheit. Die Sitten waren zur Franzoſenzeit in den höhern Ständen, was die franzöſiſche Sprache ſo bezeichnend: relaché nennt; ſeitdem hat man ſich aber in gewiſſen Kreiſen zuſammengenommen, wie überhaupt die ganze bürgerliche Lebensweiſe der Genfer Familien, das Bewegen in kleinen Kreiſen und kleinen Intereſſen eine vielleicht nur in großartiger Art, wie in Paris oft als genial entſchuldigte Galanterie nicht blos unmöglich, ſondern auch wenig anziehend, ſpießbürgerlich und nie abentheuerlich intereſſant macht.*)

Ein ſehr bekannter Diplomat, deſſen Anſichten über Salontreiben ich in jeder Hinſicht einer vortrefflichen Competenz zeihe, und der ſelbſt, trotz ſeiner grauen Haare la fleur du bon ton geblieben iſt, ſagte mir einſt ſehr richtig über die Genfer Geſellſchaft: Es ſind Menſchen in einem Salon, aber doch kein Salon. Die Damen ſprechen, aber ſie plaudern nicht: elles ne causent**) point. Sie ſind oft ſchön, aber ſie geben ſich ſelten die Mühe, angenehm zu ſein. Man ſieht viel Geſtalten, wie Tapiſſerieen, umherſitzen oder automatiſiren!

Der Mann hat Recht und ſein Urtheil paßt auch auf andere Salons in anderen Himmelsſtrichen. Die Genfer Frauen ſind zu enghäuslich, um wahrhaft geſellig zu ſein, und um den ganzen Werth einer Genfer Weiblichkeit kennen zu lernen, reichen ein Paar Soireen nicht hin, da die Genferinnen weit mehr Mütter, als Damen der Welt ſind, und um ſie in ihrer Häuslichkeit zu ſehen und zu würdigen, ungeſtört Eintritt zu erhalten, iſt nicht bloß oft ſchwer, ſondern auch für den fremden Zugvogel unmöglich, für das Familienleben oft kaum wünſchenswerth. Die Genfer Frauen leben viel in ihrer Wirthſchaft, weil die Männer alle äußeren Geſchäfte beſorgen. Sie ſind daher mehr tugendhaft, als geſellig, und verſtehen ſelten, tugendhaft und geſellig zugleich zu ſein, mehr kalt als lebendig, mehr von Jugend auf zur Zurückhaltung angehalten, wenig zur franzöſiſchen, liebenswürdigen, graziöſen Koketterie gebildet, ſondern wie die Pariſer Frauen auffallend oft ſchön, ſehr häufig tiefgebildet und meiſt immer ſicheren Blickes, doch fehlt ihnen meiſt immer das, was ein großer Dichter das in freier ſchöner Grazie Empfangene nennt und was „ohne Gärtners Hülfe verſchwenderiſche Blüthen treibt.“

Die Genfer Damen könnten eben ſo gute Mütter, jedoch mit weniger Tugendausſtellung, mit mehr Nachſicht in der Beurtheilung fremder Schwächen ſein. Sie paradiren jedoch zu ſehr mit ihrem Werthe und ſind auf ihre Tugend ebenſo eitel, wie die Franzöſinnen auf ihren kleinen Fuß. Dieſe zeigen ihren Fuß, die andern ihre Tugend jeden Augenblick. Je mehr die Genfer Damen aber wirklich Fond beſitzen, deſto weniger brauchen ſie die ewige étalage de vertu, dieſe pfauenartige Radſchlagung um ihre ſchönſten Farben, ihr glänzendſtes Gefieder zu offenbaren, indem jedes wahrhaft-Weibliche, jede innere Tüchtigkeit ſchon durch ſich ſelbſt Ehrfurcht und Anerkennung erregt, ohne einen ſo kunſtvollen Apparat nöthig zu haben. Wenn böſer, ſchlechterzogner Leumund den Genfer Damen nachſagt, ſie ſeien kalt gegen ihre Eheherrn, und ihre Tugend ſei eine mühſam abgerungene, ſo iſt dies nicht bloß einſeitig, ſondern ihrem innerſten Weſen zuwider. Die Genfer Damen der höhern Geſellſchaft wollen nicht immer liebenswürdig ſein, ſie ökonomiſiren auch hierin und zeigen ihren Reichthum nur bei beſonders wichtigen Gelegenheiten. Es ſcheint ihnen nicht der Mühe werth zu ſein, zu gefallen, ſie halten ein ſolches Beſtreben für frivol, zu wenig ihrer Solidität angemeſſen, anmuthig zu ſein. Oft bemühten ſie ſich, mir ein klein wenig guten Willen zu zeigen, und lieblich zu erſcheinen, da bei ihnen eine edle Grundlage unverkennbar iſt. Sie ſind ſtreng gegen ſich, nachſichtslos gegen andere, etwas weniger Verpalliſadirung ihrer ſelbſt würde jedoch weder ihrer Mutterliebe, noch ihrer Häuslichkeit, dieſen Diamanten der ehelichen Glückſeligkeit ſchaden.

(Schluß folgt).

---

*) Als Herr von Balzac, der in einigen, aber keineswegs erſten und wahrhaft nobeln Pariſer Zirkeln viel Erfolg unter den Retraite-Damen von 30—50 Jahren und von leicht klaſſifizirter Tugend hatte, Genf vor einiger Zeit beſuchte, verbreitete ſich das Gerücht, als habe er in wenigen Tagen 7—8 Billets-doux erhalten, deren Unterſchriften jedoch ſchwerlich als authentiſche je das Tageslicht erblicken und noch weniger den Ruf der ſehr achtbaren und nur nicht immer gleich liebenswürdig ſein wollenden Damen der höheren Geſellſchaft, du haut, antaſten werden. Herr von Balzac, der ſich unmöglich ſeines Erfolges in Genf rühmen konnte, iſt nämlich nie in die hieſige Geſellſchaft der in der obern Stadt wohnenden erſten Familien aufgenommen worden. Er beſuchte nur ein oder zwei Häuſer und unter dieſen vorzüglich eine ſehr geiſtreiche, polniſche Gräfin P., welche gern ein bureau d'esprit hielt und des beliebten Romanſchreibers ſtarkes Haupt und dito Stock in ihrem Salon willkommen hieß. Balzac hat behauptet: er habe an den Genfer Geſellſchaften wenig verloren, die Genferinnen behaupten daſſelbe von ihm, der ſeitdem in allen hieſigen Salons in Ungnade gefallen und geblieben iſt. Der Verf.

**) Wir haben im Deutſchen das Wort causer nicht. Plaudern gibt den Sinn nicht recht. Les genevois et les genevoises ne savent pas causer. Die Genfer ſind faſt immer das, was wir im Deutſchen „weiſe“ und oft etwas trivial: ſuperklug, nennen.

Über

Ehrendenkmale und Ruhmtafeln,

oder auch

über die Nothwendigkeit von Schimpf- oder Warnungstafeln u. dgl. m.

Endlich werden die Tauſende von Gulden (nicht von Guineen), welche zum Schillersdenkmal mühſam geſammelt werden mußten, bald vollends zuſammengebracht ſein. Das Album, hofft Hofrath Reinbeck, möge in der erſten Hälfte von 1837 durch die Freigebigkeit der zuerſt an Schiller's und Göthe's Meiſterwerken zum Geben fähiger*) gewordenen Verlagshandlung druckfertig zu machen.

Alles gut! Und möge Schiller's Ehrendenkmal einen der ſchönſten Plätze Stuttgarts als allgemeinen Verſammlungsplatz nicht bloß der vornehmen Welt zieren. Möge ein Meiſterwerk Thorwaldſen's ihn vor ganz Deutſchland auszeichnen! Möge immerfort Schiller's Standbild dort an die allzu raſch zertrümmerte Carlsakademie zurück erinnern, durch welche ein talentreicher Regent, zwar mit militäriſchem Ordnungszwang, aber doch mit wahrhaft verjüngender Geiſteskraft, vieles von Kunſtfleiß und Schönheitsſinn bis dahin in der Gegend nicht Geahntes eingeführt und ein Ehrendenkmal für Würtemberg improviſirt hatte.

Möge das geiſtausſprechende Angeſicht des Dichters in manchem vorübergehenden Kind und Jüngling einen nacheifernden weltbürgerlichen Dichtergeiſt wecken, welcher, wie Schiller, den hohlen Grundſatz der Romantiker: daß nur die Form, nicht der innere Gehalt, nicht die Vervollkommnungsluſt, nicht die Erhebung der Humanität die Poeſie ausmache, verabſcheut und vielmehr alle Kraft der Darſtellung, der proſaiſch und poetiſch ſchönen Rede, nur an Denkwürdiges und Ideenkraft Erweckendes verwendet; ſo, wie Schiller immer durch Sachinhalt und Zweck unvermerkt didaktiſch oder vielmehr weltbelehrend und menſchenveredelnd war, bis er — einzig in der Braut von Meſſina — den Romantikern das Beiſpiel gab, wie die ſchönſte Form ohne geiſtige Bedeutſamkeit, ohne Beziehung auf Menſchenwohl und Vervollkommnung, weder lebe noch beleben könne.

Aber auch noch einen andern Wunſch fühle ich auf dem Herzen. Ach! Wenn nur die Hälfte der jetzigen Denkmalskoſten — für den lebenden Schiller, wenigſtens damals ehrenhaft aufgewendet worden wäre, als ſein eminentes Genie ſich durchgekämpft, als die dreijährige Unterſtützung zweier Dänen ihm, dem in Geiſtesanſtrengungen ſich erſchöpfenden, neuen Lebensmuth und die ſorgenfreiere Muße, um einen Wallenſtein zu ſchaffen, gewährt hatte. Leſet über dieſe durch eine ahnungsvolle Todespoſt entſtandene Lebensrettung die herzaufregenden Briefe Baggeſens und Reinhold's mit der rührend würdigen Antwort Schiller's in der II. Lieferung des Converſationsſaals Nro. 18, S. 98—110 einer ausgewählten Sammlung von Denkwürdigkeiten, an welche ſich ganz Deutſchland durch dieſen fern- und naheblickenden Januskopf bleibend erinnern laſſen ſollte. Die Rente von dem, was jetzt zur dankbaren Aufſtellung ſeines Standbildes zuſammengebracht wird, hätte, wenn es zum Kapital für ſeine Familie zu rechter Zeit in Schiller's Hände gelegt worden wäre, ihn in der Verwendung ſeiner beſten Stunden unabhängig gemacht. Und wären ihm dadurch nur ein paar Lebensjahre gefriſtet, wären von einem Geiſte, welcher immer ſein vorher geſchaffenes Meiſterwerk auf gewiſſe Weiſe zu überbieten ſtrebte, die Vollendung auch nur weniger ſeiner Conceptionen, nur ein neuer Tell oder Fiesko, nur etliche neue Begeiſterungslieder, gewonnen worden, welch ewiger Genuß und Ruhm, ſo weit die deutſche Zunge reicht!

Aber ſtill! Wäre denn, für die nunmehrige Verſchönerung der Stadt, wo er zehn Jahre lang, wie ein fremdes Ungethüm angeſtaunt und confinirt geweſen iſt, auch nur das Denkwürdigſte, das Unentbehrlichſte, eine getreue Verewigung ſeines ausdrucksvollen Geſichts, vorhanden, wenn nicht Stuttgart's Thorwaldſen, Dannecker, ein Mitzögling der Carlsakademie, zu jenem ſo grandioſen und ſo wahren Idealbild längſt als Privatmann durch Freundſchaft und Bewunderung begeiſtert worden wäre? Ach! Wie kann public wealth geiſtig gehoben werden, wo der public spirit erſt für die nicht mehr Lebenden*) erwacht?

Möge alſo jetzt ganz Deutſchland, möge beſonders Würtemberg, ſo oft es auf dieſen in Stein vergegenwärtigten „Schillersruhm" hinblickt, aus tiefſter Seele, aber heilſam darüber erröthen, daß es bis dahin nur den Todten Denkmale ſammelt, nachdem es die Lebenden ſchmachten ließ, die Aufſtrebenden einengte, den der Vervollkommnung Fähigſten die nöthigen Bildungsmittel in den unwiederbringlichen Jugendjahren verkümmerte. —— Ja wohl iſt in Deutſchland, nach Göthe's Inſchrift, ſchon „dafür geſorgt, daß — die Bäume nicht in den Himmel wachſen." Dem Alltagsleben iſt, zum Theil reichlich, ſein Futter fixirt, die Wiſſenſchaft erhält aus Stiftungen der glaubensthätigen Voreltern noch den alten Nominalwerth mit einiger Aufbeſſerung. Aber was zum Schmucke des Geiſtes und Lebens, was für Geſchmack und ächte Philoſophie, nicht nach Procentenertrag zu berechnen iſt, das mag ſich ſeine Mittel in der Dürftigkeit zuſammen ſuchen! Und das Genialiſche? Dies mag ſehen, ob es in dieſen toleranten Zeiten unbemerkt ſich durchſchleiche, oder aber landflüchtig werden, um, wie Schiller, anderswo um's Brod zu dichten und von irgend einem dilettantiſchen Intendanten ſich, wie ein Schuhflicker, kleinmeiſtern zu laſſen! (Schluß folgt).

---

*) Schiller ſelbſt hat dem Verf. dieſes Artikels erzählt, wie bei einem Ausflug auf den rothen Berg (das Stammſchloß Würtemberg) in dem damals buchhändleriſch noch ſehr beengten Herrn Dr. Cotta der richtige Gedanke Jener gefangen habe, durch bedeutendere Honorare vorzüglichen Schriftſtellern auszuzeichnende, nicht nach der Bogenausdehnung zu ſchätzende, Geiſtesdenkmale möglich zu machen. Schiller gab die Idee. Cotta erwarb ſich die Früchte. Denken wir nur an Schiller's, Göthe's, Herder's, Müller's ꝛc. geſammelte Werke, an Poſſelt's Annalen, an die allgemeine Zeitung, zu welcher auch Schiller die Idee gab. Aber auch Ehre gebührt Cotta dafür, daß er dieſe Idee zu faſſen vermochte und durch ihre wohlberechnete, aber nicht knickernde Verwirklichung den deutſchen Buchhändlerſchlendrian zu einem Aufſchwunge nöthigte. Daß nur nicht, je mehr dieſer begünſtigt wird, er die Flügel wieder deſto ſchmutziger und tiefer in's Materielle ſinken laſſe!

*) Die würdigſte Art patriotiſcher National-Belohnung wäre, dünkt mich, dieſe: wenn einem anerkannten (!!!) Schriftſteller alle oder gewiſſe ſeiner Werke durch Vereine deutſcher Männer freigebig abgekauft und alsdann durch anſtändige, wohlfeile Ausgaben zum Gemeingute für alle deutſchen Bildungsanſtalten gemacht würden. Möchten Regenten und Regierungen hiezu Beiſpiele geben; deſto glänzender wäre die Ehre für alle Theile. Leere Trinkpokale ſcheinen gar zu ſymboliſch auf den ſchnellen Uebergang vom liberalen Enthuſiasmus zur trockenſten Nüchternheit zu deuten! Und daß die deutſche Themis ſogar das Eigenthumsrecht eines Schriftſtellers an ſeine Geiſtesprodukte auf Dutzende von Jahren einſchränken mochte, wird nur alsdann als gerecht erſcheinen, wenn man um der Analogie willen auch dem Landbauer die Beſſerung ſeines Ackers, und dem Fabrikherrn die Vervollkommnung ſeiner Erfindungen nur auf Jahrzehnte in rechtlichen Schutz nimmt.

Feuilleton.

⁂ Zeitſtimmen. (IV. Der Erzbiſchof von Freiburg). — Am 5. v. M. hielt der neuernannte Erzbiſchof von Freiburg im Breisgau als ſolcher ſeine erſte Predigt, worin er ausführte: „wie der Menſch zu allen Zeiten wechſelnden Krankheiten unterliege, die ihn vorzeitig dahinraffen, ſo auch ſein Geiſt, und eine aufgegohrene Idee ſtürze oft ein ganzes Volk in verderblichen Strudel hinab. Solche allgemeine Gefahren ſchweben über jedem Zeitalter, ſo auch über unſerer Zeit. Sie müſſe man zuerſt erkennen, ihnen zunächſt ſteuern. Das Weſen der Krankheit unſerer Zeit ſei: falſche Freiheit, die der Herr Erzbiſchof dann in religiöſer, ſittlicher und ſtaatsbürgerlicher Beziehung erläuterte. Weit entfernt aber ſei er, in religiöſer Beziehung zur falſchen Freiheit die Gewiſſensfreiheit zu zählen. Dieſe ſei ein Vorrecht des Menſchen, und beſtünde darin, — ſich einer von Gott offenbarten Religion anzuſchließen, die von einer Gemeinſchaft von Menſchen anerkannt wird." (?)

(C. V. A. Z.)

⁂ Ueber Heine bemerkt G. E. im Feuilleton der Europa u. a. folgendes: „Heine war in unſerer Poeſie der erſte entſchiedene Verkünder einer neuen Dichtungs- und Lebensperiode. Ich meine den früheren, jugendlichen Heine, der noch nicht ſeine eigene Karikatur, noch nicht Sclave der Frivolität geworden . . ." „Das Gewicht" der Perſönlichkeit, — heißt es weiter, — ohne welches „ein Dichter nur ſchwer durch unſere jetzigen Geiſtesbeſtrebungen hindurchdringt, — beſaß Heine von ſeinem erſten Auftreten, weniger durch ſeinen Charakter, als durch ſeine Geiſtesart, die in Deutſchland bis dahin das auffallendſte Symptom des Neuen war. Auch nahm er ſolche Aufmerkſamkeit Anfangs weniger durch die ſchönen Lieder, als durch die Reiſebilder und durch manche moderne Bizarrerien in Anſpruch . . . ."

⁂ Praktiſche Kloſtergeiſtlichkeit in Dublin. — Die Brüder der chriſtlichen Schulen haben in Dublin 10 Schulen, in denen ſie 1300 Kinder erziehen; die Geſammtzahl ihrer Schulen in Irland beträgt 37 mit 6000 Kindern. Schweſternhäuſer befinden ſich 10 in Dublin, von denen 5 den barmherzigen Schweſtern angehören. Mit jeder Pfarrei ſind gewöhnlich 3 Armenſchulen verbunden, deren eine der Pfarrkirche, die zweite einem Manns-, die dritte einem Frauenkloſter beigegeben iſt . . . Alle Nonnenklöſter widmen ſich dem Unterricht. —

⁂ Franzöſiſche Journaliſtik. — In einem franzöſiſchen Tagblatte finden wir nacheinander folgende Zeit-Schriften angekündigt: 1) l'Epoque, eine ſeit 9 Jahren beſtehende monatliche Revue der europäiſchen und aſiatiſchen Literatur, mit ſehr curioſen Artikeln von Chateaubriand, Lamennais, Balzac, Golberry etc.? 2) Le Voyageur oder gewählte Mittheilungen über alles Merkwürdigſte (le plus curieux) in allen Ländern in monatlichen Lieferungen. 3) L'interprète des langues modernes, journal anglais, allemand, français, espagnol et italien, mittels deſſen man die Sprache ohne Lehrer lernen kann! 4.) L'Echange, Journal des vendeurs et des acheteurs, welches alle Arten von Waaren unterbringt. 5) Journal de quadrilles et de valses (Musard, Julliet, Tolbecque, Strauss, Lanner, Schmitz). 6.) La danse, gazette des bals et des salons, dédiée à Marie Taglioni. 4mal monatlich. — Nimmt man hierzu noch die in demſelben Blatt angekündigte Bibliothèque de romans modernes, — ſo kann man aus dieſen Anzeigen mancherlei Schlüſſe ziehen.

⁂ Zur Statiſtik von Paris. — Aus dem vom Präfekten von Paris erſtatteten Berichte erſieht man u. a., daß die Bevölkerung zwar ſtets in Zunahme begriffen, von 1831 bis in's vor. J. von 774,338 auf 909,126 geſtiegen, dagegen die Fleiſchconſumtion bedeutend abgenommen; denn 1825 wurden faſt 58, im J. 1835 nur 53 Millionen Kilogr. verzehrt, im J. 1826 noch faſt 56$\frac{4}{10}$, im J. 1836 nur etwas über 54$\frac{1}{2}$ Mill. Kilogr. — Das Verhältniß der Armen zur übrigen Bevölkerung war zu Anfang des vor. J. wie 1 zu 12,32; man zählte nämlich 62,339 Arme, wovon 14,499 Männer, 29,718 Frauen, 10,860 Knaben und 11,430 Mädchen. — Bemerkt verdient auch zu werden, daß während in den Jahren 1771 und 1772 in's Findelhaus jährlich über 7000, bei faſt verdoppelter Bevölkerung im J. 1834 nur 4,941, und 1835 nur 4,877 Kinder in daſſelbe gebracht wurden. — Wir finden auch hier angemerkt, daß die Stadtverwaltung im J. 1835

in den Hoſpitälern verpflegt hat . .	70,438 Kranke,
in den Verſorgungshäuſern (Hospices) erhalten	12,447 Perſonen,
für den Unterhalt geſorgt von . .	21,298 Findlingen, 1,676 Waiſen,
in ihren Wohnungen unterſtützt . . .	62,339 Arme.
	168,402.

⁂ Sandwich-Zeitung. — Auch zu Honolulu auf der Inſel Oahu, einer der Sandwichinſeln, erſcheint ſeit der Mitte des v. J. eine Zeitung, welche unter dem Titel: The Sandwich Islands Gazette and Journal of Commerce — die Intereſſen des Handels, der Schifffahrt und des Ackerbaues der Inſeln des ſtillen Meeres beſpricht.

⁂ Die zwei Welten. — Ausdrücklich als Einleitung zu Urquhart's unlängſt erſchienener Schrift: La Turquie et ses ressources, hat jetzt Herr Guſtave d'Eichthal, Ex-membre du bureau d'économie publique d'Athènes (auch Mitglied der Saint-Simoniſtiſchen Vorſteherſchaft), bei Brockhaus in Leipzig „Les deux Mondes" herausgegeben.

⁂ „Riche et pauvre" von E. Souveſtre hat als Roman mehr als einen Preis davon getragen. In dieſen allartigen Tagen auch auf die Bühne überſetzt, hat dieſe Compoſition, wie die Revue de Paris berichtet, „vollſtändig reüſſirt mit Beihülfe von Bocage, der die Gruppe hatte."

⁂ Der Verfaſſer der bei G. Franz in München erſcheinenden „Tutti Frutti eines Süddeutſchen," mit deren geiſtreichem und ſtyliſtiſch-elegantem Salonton wir unſere Leſer durch die zwei Bruchſtücke: „die Dame im dunkelblauen Schleier" und „literariſche Kreuzfahrt" bekannt machten, iſt der als Dichter bereits vortheilhaft bekannte Herr Weichſelbaumer, Cabinetsſekretair des Königs von Baiern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 55. 1837.

Phönix.

Montag, 6. März.

Aus F. G. Wetzel's Nachlaſſe.*)

Weihnachten.

1. Vorgefühl.

Was willſt du ſo frühe ſchon weg vom Haus?
Was ſchreiſt du ſo fröhlich in's Freie hinaus? —
Es iſt die herrliche Reiſeluſt,
Die tobt, wie ein junger Wein, in der Bruſt.
Zugvogel bin ich geboren. —

Und ſpürſt du heut nichts wie Reiſeluſt?
Und regt ſich nichts Süßres in deiner Bruſt?
Nah' iſt die liebliche Weihnachtszeit,
Wir Engel verkünden dir große Freud',
Wie noch dein Herz nicht erfahren.

Sie nahmen mich, flogen hinaus mit mir,
Fern war noch der Morgen und Nacht noch ſchier,
Am Himmel noch ſtund Orions Bild,
Es blieſen die Winde ſo friſch und mild,
Wie Athem des kommenden Lenzes.

Und gegen Abend ein Sturm ſich hob,
Der Schnee aus finſteren Wolken ſtob,
Ob einem Hauſe nur ſtund ein Stern,
„Hie,“ ſprach der Engel, und deutete fern,
„Hier iſt es, wie wir verkündet.

„Wohlauf und klopfe getroſt nur an,
Und ſiehe: es wird dir aufgethan,
Da wird dir begegnen und das noch heut,
Was überſchwenglich dein Herz erfreut.“ —
Und es war, wie der Engel geredet.

Und mir erſchien ein holdſelig Bild,
Das mich mit ſolchem Glanz erfüllt,
Wie plötzlich vom Himmel der Engel Schaar
Den Hirten Nachts erſchienen war. —
O ſelige Weihnachtsfreude!

2. Erſtes Scheiden.

Nun iſt ſie fort! Acht lange Tage,
Daß ich die Liebliche nicht ſeh',
Die ich im ſtillen Herzen trage;
Wie thut das erſte Scheiden weh!

Mir wird ſo angſt! Die Mauern rucken
So eng und duſter auf mich ein,
Es will die Decke mich erdrucken.
O, ich bin fürchterlich allein!

Luft! Luft! und hielten tauſend Ketten,
Ich muß in's Freie, muß hinaus!
Muß vor der Einſamkeit mich retten
In dieſem ausgeſtorbnen Haus!

Schon dunkel wird's auf Weg und Stegen,
Der Nordwind durch die Felder ſtreicht,
Treibt Wirbel Schnee's mir wild entgegen,
Nun wird um's Herz mir wieder leicht!

3. Erinnerung.

Wenn ſie wiederkehrt, die Weihnachtszeit,
Die liebliche Zeit,
Wohl liegts wie ein Traum ſo tief zurück;
Kann nicht mehr erreichen das himmliſche Glück;
So weit, ſo ewig weit!

Dann regt es ſich immer in tiefſter Bruſt,
Auch unbewußt,
Und macht mir das Herze ſo voll und ſchwer,
Solch' Weihnacht erleb' ich wohl nimmermehr!
O erſte Liebes-Luſt!

Der Wein und wenn ihn das dunkle Geſchoß
Manch Jahr verſchloß,
Und ſie wieder draußen, die Reben, blühn,
Ihm kömmt im Traum ein ſehnſuchtiges Glühn,
Er brauſet und gähret im Faß.

---

*) Mitgetheilt von J. Funck.

Genfer Salonwelt.

(Schluß).

Wer verweilt nicht mit Rührung und Andacht vor einem reizenden Genrebilde, vor einer ſaubern Netſcher-Frauengeſtalt, welche ſchön und zierlich zugleich ihre Kleinen ſorgſam beachtet, liebend groß zieht, ihnen alle Sorgfalt angedeihen läßt, die man in ſo vielen Hauptſtädten fremden Herzen und gemietheter Sorge überläßt. Aber könnten nicht einige von jenen Strahlen, die auf das Antlitz eurer Kinder und eurer Laren fallen, auch auf den Fremden und Einheimiſchen in wohlwollender Geſelligkeit niederleuchten? Iſt es unmöglich, religiöſes und ſittſames Wirken mit der Freundlichkeit und Gewandtheit zu vereinigen, welche die Frauen ſo wohl kleidet und ſie überall, wie Segenſpenderinnen, wie lichte Geſtalten, erſcheinen läßt. Nein, denn ich habe im vaterländiſchen Norden ſolche Weiblichkeit gekannt, zart und gut, lieblich und kunſtliebend, geſellig und gemüthlich, franzöſiſch elegant und deutſch durchgeiſtet, körperlich ſchön und voll Seelenadel. In Genf aber fehlt dieſes Zuſammenwirken von Weiblichkeit und Geſelligkeit, namentlich in den höhern Ständen, die jedoch gerade ihres privilegirten Loſes wegen ein ſolches Ideal am leichteſten erreichen könnten und nicht ohne Unrecht ſchon oft angeklagt wurden, weniger liebenswürdig wie die Franzoſen und weniger herzlich wie die Deutſchen erſcheinen zu wollen.

Die übrige Genfer Ständemoſaik bietet mit weniger Abwechſelung, wenn auch hier und da noch einige mittelalterliche Bürgertypen, einfaches Stilleben, franzöſiſchen tiers parti oder Mittelſtand und in dieſen Ständen mehr Offenheit und Natürlichkeit, als Korſettunterhaltung und Schnürleibbewegungen. In der großen Geſellſchaft aber ſucht man augenblickliche Unterhaltung, eleganten, ſprudelnden, witzigen Converſationston. Der ächte Converſationston iſt ein Federballſpiel, wo man ſich allerlei lebhafte Bemerkungen, mehr oder minder geiſtreich und gewandt, gegenſeitig zuwirft. In guter Geſellſchaft muß weder zu gründlich noch zu tief, weder zu ſentimental noch zu ſcharf abgehandelt, ſondern ohne Zwang mit Eingebung und Hingebung vorzüglich aber natürlich geplaudert werden. Es muß Stoff zur Unterhaltung vorhanden ſein und Leute, um den Stoff angenehm zu benutzen. Man muß in wahren Salons witzig ſein, ohne ſich zu wiederholen, artig ohne Zudringlichkeit, auf ſeiner Huth ohne Zurückhaltung, taktvoll mit Lebendigkeit und lebendig mit Takt.

In Paris bieten Politik, Theater, Kunſt und der größte europäiſche Fremden- und Neuigkeitszufluß, die Vermiſchung der Stände und der Titel, nie empfangen zu werden (pour être reçu, der conſacrirte Ausdruck), ein Mann von Talent zu ſein: die echten Materialien der Geſellſchaft und der Geſelligkeit: Wechſel, Stoff und Freiheit.

Wenn die letztjährigen Partheizerrungen auch viel zerſetzt und viel vereinzelt haben, ſo bleibt dennoch Paris der großartigſte Converſationsſaal. Ich ſpreche hier nicht von Familienleben und Kreiſen, man mißverſtehe alſo nicht.

Nie könnte man nun von einem Genfer Salon verlangen, daß er das in der glücklichen Pariſer Lage befindliche Intereſſante in leidlichem Nachdruck enthalten ſolle. Die Genfer drucken alle franzöſiſchen leidlichen Autoren in wohlfeilen, auch kleineren Formaten nach, wie Brüſſel; die Salons ſuchen eine Art von geſelligem Abdruck zu ſein, nur iſt es leichter, ſtereotype Lettern als lebendige Geſtalten und Erſcheinungen abzukonterfeien und einige hundert Lieues weit zu verpflanzen. Als eines Tags ein junger Genfer dem ſchon oben erwähnten Diplomaten die hieſige Geſelligkeit anpries und hinzuſetzte: „Nest-ce pas que nos salons sont comme ceux de la bonne compagnie de Paris?" erwiederte der Befragte, „oui, *a l'exception* de ce qui rend Paris si interessant, les chambres, les nouveautés, les hommes célèbres, les spectacles et milles autres bagatelles, on se croirait en fort bonne compagnie." Wenn man einladet, muß man wenigſtens zu empfangen wiſſen. Wer nicht zu empfangen weiß, muß ſich nicht dem Ridicule ausſetzen, einzuladen. Eine Frau von Hauſe, welche den wahren geſellſchaftlichen Ton kennt, Nachſicht übt, Niemanden vergißt, Jedem ein paar Worte ſpendet, die Gäſte animirt, dort hilft, wo Spannung iſt, hier verbindet, dort verhindert, gleiche Elemente nähert, keine gelehrte, ſteife Abendgeſellſchaft von Herren, die nicht plaudern können, zuſammenkartet, ſich nicht in einer Chaise-Voltaire ausſtreckt, wie eine Sultanin, ſondern den Fremden à son aise ſetzt, ihn bekannt macht, Artigkeiten ſagt ohne Übertreibung und nicht wie mir Ärmſten, dem eine Dame: je suis enchanté de recevoir un homme éminent, wie eine Bombe in's Geſicht warf, daß ich in meiner Nicht-Eminenz erröthete, und die Sache für eine ungeheure Ironie nahm, ſolche Hausfrauen ſind zur Geſelligkeit nöthig, und wenn ich auch eklatante Beiſpiele des Gegentheils in Genf chaise longue-gähnen und gähnen machen ſah, ſo habe ich bei der Herzogin von Clermont Tonnerre ſo gut wie bei der geſelligen Gräfin Pictet-Meunet causeries, bon ton und gütiges Entgegenkommen, als längſt geübte und elegant-gewohnte Reunions vortrefflicher Geſellſchaft, gefunden.

Gott ſei Dank, habe ich in meinem Leben gar früh nicht allein gute, ſondern auch die beſte Geſellſchaft, ſchon in den Knabenjahren in dem Hauſe meines Großvaters, des Oberjägermeiſters von During in Hannover, ſpäter in Berlin bei meinem vortrefflichen Schwager, dem Herrn von Schoning, in Hof- und andern Zirkeln, ſo wie mannichfach Gewechſeltes in Paris, London, Süddeutſchland und Südfrankreich geſehen, um nicht ein geheimes Grauen gegen ennuyirte Geſichter, gelehrte Mienen und Steifheit en petit comité, dieſer Antitheſe der Geſelligkeit zu empfinden. Bewahre jeden Reiſenden ein gütiges Schickſal vor Hausfrauen, die in ihrer chaise longue ſultaniſiren, die Geſellſchaft ſich ſelbſt überlaſſen und ſich einbilden: der vornehme Ton verlange Somnambulismus in maleriſcher Stellung und Chaise-Voltaire-Unbeweglichkeit.

Die Genfer Manieren ſind übrigens ganz richtig in ein paar Worten zu zeichnen, c'est une écorce qu'il faut percer pour en connaître le bois. Man ſagt in Frankreich: er hat Genfer Manieren, Genfer Anſichten, Genfer Bildung und ſchreibt einen Genfer Styl, was bedeuten ſoll: Er bewegt ſich nicht mit der in Frankreich üblichen Freiheit, er iſt ſteif, pedantiſch, ſein Styl iſt etwas geſucht, wenig brillant, und ſelbſt ſeine Anſichten tragen den Stempel eines gewiſſen eigenſinnigen, von ſich eingenommenen Beharrens; ſeine Gelehrſamkeit iſt ſelbſtzufrieden und Fremdes belächelnd, er affektirt Überlegenheit und trägt dieſe überall zu Tage.

Chronik der ſchönen Literatur.

21) Die Sünde des Vorurtheils. Ein Roman, entlehnt aus dem wirklichen Leben. Von L. v. Alvensleben. 2 Thle. Güſtrow, Opitz und Frege. 1836.

Mögen die Begebenheiten, welche dieſem Romane zu Grunde liegen, ſich immerhin wirklich zugetragen haben, künſtleriſche Motive bieten ſie nicht dar. Der leitende Gedanke, welchen der Titel ausdrückt, iſt folgender: „Das Vorurtheil iſt faſt immer eine Ungerechtigkeit, häufig ein wahres Unrecht, und kann zuweilen zur Sünde werden." Dies Thema wird durch die Leidensgeſchichte eines Herrn von Ullendorf variirt, welcher ſein ganzes Leben hindurch vom Vorurtheile verfolgt wird, und endlich, nachdem er einen — Brudermord verübt, in der ſogenannten Achtung der Welt wieder ſteigt. Der peinliche Eindruck, welchen dieſe unmoraliſche Bizarrerie hervorbringt, wird durch die Anhäufung von Schandthaten noch vermehrt, durch welche ſich der Leſer im Verlauf des Romans hindurchzuwinden hat. Von äſthetiſcher Seite bietet letzterer auch keine Entſchädigung; die Entwicklung der Begebenheiten, welche den eigentlichen Plan des Romans ausmachen, iſt in lauter nachträgliche, und unerträglich oft abgeriſſene Referate eingeſchachtelt, und die ſo zu ſagen vor den Augen des Leſers ſich begebenden Ereigniſſe, in welchen die früheren Familiengeſchichten den Einſchlag bilden, ſind allzuordinär, als daß ſie in Anſchlag gebracht werden könnten. Der Styl iſt flüſſig, ohne gerade als verfloſſen getadelt werden zu müſſen.

22) Des Bettlers Gabe. Taſchenbuch für 1837. Von Wilhelm Müller. Cöslin, C. G. Hendeß. (Enthält: Raſtriga, ein hiſtoriſches Räthſelbild).

Die früheren novelliſtiſchen Verſuche dieſes Autors haben von allen Seiten den ſcharfen Widerſpruch gefunden, und zwar nicht mit Unrecht, weil die Kritik jene ſubjektive Maßſtäbe zurückweiſen muß, welche der Verfaſſer ihr zu ſeiner Entſchuldigung dargeboten hatte. Indeß ſcheint W. Müller die traurigen Wirren ſeines Gemüthslebens bewältiget und ſtandhaft ringend jene Ruhe gewonnen zu haben, welche die ſchöpferiſche Kraft auf die ſichere und ideale Baſis der Objectivität hebt und auf derſelben trägt. Der „falſche Demetrius" iſt der „Raſtriga" (entlaufene, umherirrende Mönch), um welchen rings ſich das Gewebe dieſer neuen Novelle von W. Müller anſpinnt, welcher (mit Margeret) annimmt, daß Demetrius und Otrepiew zwei verſchiedene Perſonen waren; durch dieſe Auffaſſungsweiſe unterſcheidet ſich W. Müller's Novelle ſchon von Anfange her weſentlich von der E. Gehe's, welcher in ſeiner Behandlung des Stoffes den Betrug von Seiten des Mönchs zu Grunde legte, wodurch Boris Godunow, ein von Gehe trefflich gezeichneter Charakter, in eine vortheilhaftere Beleuchtung tritt. W. Müller beſchäftigt ſich nun hauptſächlich mit Demetrius, dem ſchönen Grundſatz getreu, den er (S. 3) ausſpricht: „Wo der Geſchichtsforſcher zweifeln muß, ſoll ja der Dichter die Schatten lichten und von dem Guten überzeugt ſein." Die Ausführung beweiſ't W. Müller's Talent, welches nicht angeſpornt, nur gezügelt zu werden braucht. Einzelne Schilderungen, wie z. B. die der Saporoger, imponiren durch Farbenreichthum und poetiſche Eigenthümlichkeit, einzelne Situationen und Momente ergreifen durch Einfachheit und durch Wahrheit der Empfindung.

23) Hans Waldmann. Hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen nebſt einem Vorſpiel in einem Aufzug. Von C. Spindler. (Sämmtliche Werke 45ſter Bd.) Stuttgart. Hallberger. 1837.

Spindler begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit Dramen; wir kennen ſeine „Eidgenoſſen vor Mühlhauſen" ſein derbes köſtliches Luſtſpiel: „Gott beſcheert über Nacht," ſein „Klärchen von Hanau," welches er ſpäter in eine Erzählung verwandelte, die — von Mad. Birch-Pfeiffer (welche wahrſcheinlich von der Metamorphoſe nichts wußte) — wieder dramatiſirt wurde, und mehre andere, in welchen allen die friſche, geſunde Tüchtigkeit Spindler's auf's Entſchiedenſte zum Vorſcheine kam. Es iſt ehrenwerth, daß er nun mitten in ſeiner novelliſtiſchen Laufbahn ſich mit Vorliebe eines ihm längſt liebgewordenen Stoffes bemächtigte, um ihn dramatiſch zu bemeiſtern. Es liegt in Spindler's Natur und in der ſeines köſtlichen Stoffes, daß Spindler bei dramatiſcher Bearbeitung des Letzteren alle Auskunftsmittel bei Seite ließ, durch welche man, ſeit dem Beginne der Reſtauration, in der dramatiſchen Kunſt das Schöne zu produciren oder zu aſſimiliren oder zu ſuppliren pflegt, jene Allgemeinheit der Abſtraction, und jene Abſtraction vom Individuellen auf's Allgemeine. Die ächte dramatiſche Poeſie hat es nur mit dem Streng-Individuellen zu thun; je ſchärfer und plaſtiſcher ſie die Individualiſation herausarbeitet, je ſicherer wird die ohne ihr Zuthun vorhandene Abſtraction elektriſiren. In der dramatiſchen Kunſt iſt das dramatiſche Intereſſe das erſte, — die Aufgabe des dramatiſchen Dichters iſt: es durch die Charaktere zu ſpannen. Je unbedingter die Letzteren, um ſo wirkſamer das Erſtere. Von dieſem rein objectiven Standpunkte iſt Spindler ausgegangen, wie ſich von ihm, der in der Novelle demſelben Princip huldigt, erwarten ließ. Alles iſt demnach bei ihm Charakter; daraus die Handlung. Der Stoff, an und für ſich ſchon hochpoetiſch, machte viele Erfindungen überflüſſig; zu Letzteren iſt das effektreiche Auftreten Meiſter Peters zu rechnen, welches zugleich ein poetiſches iſt. Bei alledem hat die erſchütternd großartige Einfachheit, aus welcher ein großes reiches Leben mit vollen Organen dahinſteuert, zuweilen auch etwas von der Einförmigkeit des Oceans; doch kommt dies Spindler'n nicht zu Nachtheil, — minder laſſen ſich die weiblichen Charakteriſtiken entſchuldigen, welche nicht ſowohl Theilnahme erregen, als verwunden, — ſammt und ſonders. Doch das ſind Mängel, die wir nicht berühren würden, wenn wir Spindler und ſein neueſtes dramatiſches Werk weniger ſchätzten, und deren pſychologiſche Erörterung wir eben deshalb unterlaſſen. Daß Spindler ein Dichter iſt, und wahrlich ein Schock unſerer modernſten aufwiegt, beweiſ't er durch nichts deutlicher, als durch den 5ten Aufzug ſeines Schauſpiels.

Feuilleton.

⁂ Neues Staatsrecht in Frankreich. — In der Rede, mit welcher der königliche Staatsprokurator, Herr Plougoulm, am 11. v. M. dem Herrn Berryer, als Vertheidiger der Gazette de France vor dem Aſſiſenhofe replizirte, erklärte er u. a.: „Als Karl X. die Schwüre gebrochen, die er zu Rheims abgelegt, trat Unwürdigkeit ein (il y a eu indignité) (Gemurmel)

Das Wort ſcheine nicht zu hart, es iſt politiſch ausgeſprochen, es thut der Achtung keinen Eintrag, die man dem Unglück ſchuldet. Karl X. war nicht mehr König, er hatte Nichts mehr zu übertragen; der Herzog von Bordeaux iſt, bei dem Tode ſeines Großvaters, Herzog von Bordeaux geblieben. Nehmen wir das entgegengeſetzte Prinzip an, dann war keine Revolution mehr vorhanden, ſondern ein glücklicher Aufſtand (émeute), wir behaupten, daß die Hand, welche die Ordonnanzen unterzeichnet hat, nicht mehr die eines Königs war.“

⁂ **Veit Weber.** — Leonhard Wächter, zwei Generationen als Veit Weber bekannt, ſtarb am 11. Februar im 75ſten Jahre ſeines Alters. Seine Dichtungen haben zuerſt die Funken von Walter Scott's Geiſt zur Flamme angefacht. Im Jahr 1813, zur Zeit von Deutſchlands Befreiung, dichtete Wächter ſeinen „Wilhelm Tell“ und „Hamburgs Bürgerfreiheit.“ Bis zu ſeinem letzten Augenblick war er mit Arbeiten über Hamburgs Geſchichte und über die Kämpfe der dortigen Faktionen beſchäftigt.

⁂ **Guido Sorelli**, von Florenz, iſt in London zur proteſtantiſchen Religion übergetreten, und hat über ſeine Converſion eine Schrift herausgegeben, betitelt: „le mie confessioni, â Silvio Pellico.“ Dieſer letztere erklärt nun von Turin aus unterm 15 v. M. „er habe den jungen Unglücklichen, der ſein verbrecheriſches Buch an ihn gerichtet, nie gekannt; er hoffe, derſelbe werde beſſer die Religion ſtudiren, und, würdiger zum Lichte der Gnade ſeine Zuflucht nehmend und einſehend, daß die Grundlagen der röm. kath. apoſt. Kirche unerſchütterlich ſind, in den Schooß dieſer ehrwürdigen Mutter zurückkehren.“

⁂ **Literäriſches aus Florenz.** — Vom literäriſchen Leben ſpürt man in Florenz ſehr wenig. **Niccolini** iſt ſtark mit einer Darſtellung der ſizilianiſchen Geſchichte des XII. und XIII. Jahrhunderts beſchäftigt, von der man ſich allgemein viel zu verſprechen ſcheint. Seine neue Tragödie: Roſamonde, dürfte der Beendigung nahe ſein. — Ueber **Dante** werden von Centofanti ſtark beſuchte Vorleſungen gehalten. (M. B.)

⁂ **Straßenvermehrung und Verbeſſerung in Frankreich.** — Im Jahr 1811 zählte das Gebiet des gegenwärtigen Frankreichs gegen 3000 Lieues kaiſerlicher und höchſtens 9000 Lieues Departementalſtraßen; 1839 gab es ſchon 4895 L. königliche Straßen im Unterhaltungszuſtande, gegenwärtig hat Frankreich mit Inbegriff von 300 L. ſtrategiſcher Straßen mehr als 6500 L. königl. und mehr als 6000 L. Departementalſtraßen im Unterhaltungszuſtande; überdies ſind von den Generalconſeils von 82 Departementen nahe an 20 Millionen Fr. notirt zur Anlegung von 8494 L. Vizinalſtraßen. Das ganze Syſtem der Straßen Frankreichs umfaßt nun, nach Abzug der Communalſtraßen 8683 L. königl., 9300 L. Depart., 380 ſtrategiſche und 8949 Vizinalſtraßen.

⁂ **Sultaniſche Bartverordnung.** — Der Morning Poſt zufolge iſt in der letzten Woche des vergangen Jahres „ein Ferman des Sultans in den **Moſcheen** verleſen worden, welcher das Maas des Kinnbartes und des Knebelbartes ſeiner Unterthanen feſtſetzt. Fünf Zoll iſt fortan die geſetzliche Länge des erſteren; letzterer wird auf das ſymmetriſche Verhältniß der Augenbraunen herabgeſetzt. „Die Türken,“ ſo heißt es in dem von der M. P. aus Conſtantinopel mitgetheilten Schreiben, — „die Türken befürchten, daß nach dieſem grauſamen Schlage in Conſtantinopel nicht länger mehr Gelehrſamkeit, Tapferkeit und Heiligkeit werde gefunden werden; — die Weisheit wird dort als von dem Barte eben ſo unzertrennlich betrachtet, wie der Knebelbart von der Tapferkeit.“ Es ſcheint, der Sultan hat ſich Peter den Großen zum Muſter genommen.

⁂ **Denkwürdigkeiten des Cardinals v. Retz.** — Herr Bodée gibt unter der Leitung der Herren Michaud und Poujoulat — eine Sammlung der „mémoires relatifs à l'histoire de France“ heraus. Die ſechſte, eben erſchienene Lieferung enthält die Denkwürdigkeiten des **Kardinals von Retz**. Eine reichhaltige Einleitung und trefflicher Druck zeichnen dieſe Ausgabe vor den vielen früheren dieſer Memoiren aus.

⁂ **Chriſtliche Kirchen von Iſraeliten erbaut.** — „Im Laufe dieſes Jahres,“ ſo wird von Berlin aus geſchrieben, „ſehen zwei ſchöne neue Landkirchen der Einweihung entgegen, welche die betreffenden **chriſtlichen** Gemeinden der Freigebigkeit ihrer **iſraelitiſchen** Gutsherren verdanken. Die eine dieſer Kirchen, ſo wie ein ſchönes Schulgebäude, hat der geh. Comm. Rath **Henoch** zu Glaiſſen in der Neumark aufgeführt; die Andere erbauten die Banquiers, Gebrüder **Oppenfeld** aus Berlin, auf ihrem Landſitze Reinfeld in Pommern.

⁂ **Ueberſtrömender Reichthum Nordamerika's.** — Die Vereinigten Staaten Nordamerika's beſitzen jetzt 300 Millionen Acres öffentliche Ländereien, welche mehr als 20 Mill. Dollar's einbringen, ein Betrag, womit die ganze jährliche Staatsausgabe gedeckt iſt. Von jenen Ländereien ſind bereits 138 Mill. zum Verkauf geſetzt. Hierdurch und bei den fortwährenden Territorial-Acquiſitionen wird die Staats-Regierung bald in Verlegenheit gerathen, wie ſie ihren Ueberfluß unterbringen ſoll.

⁂ **Pariſer Conferenzen über die Grundwahrheiten der Religion.** — Das Faſtenmandat des Erzbiſchofs von Paris kündigt an, daß Herr Abbé de Ravignan während der Faſten in der Liebfrauenkirche Conferenzen über die **Grundwahrheiten der Religion** halten werde. Herr v. Ravignan war früher Subſtitut des Generalprokurators zu Paris, hat aber ſchon ſeit zwei Jahren ſich durch ſeine Predigten in Amiens, Bordeaux und Paris einen großen Ruf erworben. — Auch Herr Abbé **Coeur**, der ſeit einigen Monaten in den Pariſer Hauptkirchen predigt, wird während der Faſtenzeit in der h. Rochuskirche „einen **Curſus dogmatiſcher Conferenzen**“ über denſelben Gegenſtand abhalten.

⁂ **Die Pariſer Anti-Nachdrucks-Commiſſion** hat ihre Arbeiten beendigt. Aus dem darüber von Herrn Villemain dem Miniſterium erſtatteten Berichte verlautet, daß darin hauptſächlich Folgendes beantragt wird: 1) Der Abdruck fremder Werke in Frankreich ohne Zuſtimmung der Verfaſſer wird innerhalb gewiſſer Beſchränkungen verboten in Beziehung auf alle Staaten, welche gleiche Bürgſchaft den franzöſiſchen Schriftſtellern bieten. 2) Die Durchfuhr fremder Nachdrucke durch Frankreich wird nicht mehr Statt finden.

⁂ **Barbarei in Nordamerika.** — Die geſetzgebende Gewalt des Staats **Miſſouri** hat verfügt, daß Alle, welche ſich gegen die Sclaverei äußern, ſelbſt als Sclaven verkauft und im Wiederholungsfalle zu lebenslänglicher Gefängnißſtrafe verurtheilt werden ſollen. So berührt ſich in Nordamerika die bitterſte Wurzel der alten Welt mit der höchſten Blüthe der neuen Welt: Sclaverei mit Freiheit; dieſer äußerſte Gegenſatz wird unfehlbar zur letzten welthiſtoriſchen Kriſe hinführen.

⁂ **Luftſchifffahrtsgeſellſchaft.** — In London iſt in dieſen Tagen der Proſpektus einer aëronautiſchen Geſellſchaft auf Aktien ausgegeben worden. Das Kapital ſoll 8000 Pf. St. ſein und durch Sehenlaſſen des Ballons und kleine Excurſionen realiſirt werden. Demnächſt will man ausſchiffen auf Entdeckung noch unbekannter Gegenden. Die erſte zu dieſem Zweck zu unternehmende Reiſe ſoll nach Afrika gehen.

⁂ **Verhältniß der männlichen zu den weiblichen Geburten in Frankreich.** — Nach den zuverläſſigen Berechnungen, welche das Annuaire du bureau des Longitudes in dieſen Tagen mitgetheilt, ſind in den 18 Jahren von 1817 — 1834 in Frankreich 1,983,735 Knaben und nur 1,863,878 Mädchen geboren worden, wonach alſo, wie in Frankreich ſchon ſeit lange her, das Verhältniß der männlichen Geburten zu den weiblichen ſich herausſtellt wie 17. 16. —

⁂ **Brüſſeler Kunſtausſtellung.** — Die Geſammteinnahme für Eintrittskarten betrug, obgleich die Ausſtellung die letzten Tage unentgeldlich offen ſtand, über 20000 Fr.

⁂ **Shakſpeare in Petersburg.** — In Petersburg iſt für Wiederherſtellung von — Shakſpeare's Grab zu Stratford am Avon unlängſt eine Subſkription eröffnet worden, an deren Spitze die Prinzeſſin Bariatinski ſteht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 56. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 7. März.

Th. Mundt über die Kunſt der deutſchen Proſa.

(Die Kunſt der deutſchen Proſa. Äſthetiſch, literargeſchichtlich, geſellſchaftlich. Berlin, Veit. 1837).

Der deutſchen Proſa, dieſem oft ſtiefmütterlich behandelten Kinde unſerer Literatur, einmal mit viel Schärfe und Kenntniß, in einem vollendeten wiſſenſchaftlichen Kunſtſtyl die Summe ihrer Schönheiten und Vorzüge, ihrer Mängel und Schlagſchatten zu ziehen, war eine eben ſo höchſt zeitgemäße wie ſchwierige Arbeit, welche nur Herrn Mundt, der mit einem ausgezeichneten wiſſenſchaftlichen Fond einen ſo frei ſchöpferiſchen Genius verbindet, gelingen konnte; eine Arbeit, die unter den Händen eines trocknen Gelehrten zu einer Satyre auf Styl und Sprache leicht hätte umſchlagen können. Der vorliegenden Unterſuchung entſprang das überraſchende Reſultat, daß nicht allein die Proſa der Poeſie ebenbürtig geworden, daß auch die Proſa ſeit den letzten Decennien einer ſturmſchnellen Entfaltung langunterdrückter Anlagen, indem ſie die Vorzüge der Poeſie in ſich aufnahm, dieſe ſogar überflügelt hat: daß die deutſche Proſa auf ihrer jetzigen Höhe der Ausbildung beginne, ein Gemeingut der Nation zu werden, daß die Proſa zu einem Styltypus herangereift ſei. Wir ſtimmen darin mit Mundt überein, daß im Augenblicke eine viel größere Zahl ausgezeichneter Schriftſteller im Dienſte der Proſa ſtehe, als die Poeſie wahre Prieſter zähle, daß inſofern die Proſa den Vortritt habe, daß aber der Poeſie nie ihre ſie begränzenden Eigenthümlichkeiten verloren gehen können, die ſich freilich nur bei großen Vertretern ſchlagend herausſtellen.

Der ächten, wirklich neuproducirenden Dichter ſind numeriſch wenige. Rückert führt den Reigen; Lenau, beſonders aber Grün, ziehen ihre eignen Bahnen; von den jüngeren Dichtern im Reim hat erſt einer oder der andere ſich über ſeine Anfänge erhoben. Nachdem aber die Proſa durch Klopſtock, Leſſing, Göthe, Jean Paul, Herder, Schiller in dem goldenen Zeitalter unſrer Literatur eine völlige Durchbildung erfahren hatte, und wieder unter Göthe's Händen zu einer Lapidarſchrift zu verſteinern drohte, wurde der ſchon kaltgewordene Guß durch Heine und franzöſiſchen Einfluß glücklicherweiſe wieder flüſſig, fähig in alle Formen gegoſſen zu werden. Auf dieſem Wege ſtrebt nun unſere Proſa einer neuen jugendlichen Reife und einer plaſtiſchen Vollendung zu, die ſie aber bis jetzt noch nicht wieder erreicht, ſicherlich aber in einzelnen Auserwählten erreichen wird. Wenn alſo im Augenblicke die Proſa ein bedeutenderes intenſives und numeriſches Gewicht in die Schale werfen kann, ſo iſt darum doch durchaus nicht anzunehmen, daß die Poeſie auf immer im Rückſtande bleibt. Auch ſie wird in der Stille mit neuen Formen, neuen Anſchauungsweiſen neue Kräfte begaben.

Die leitenden Sterne, denen Mundt auf dem Ocean der Unterſuchung ſeiner Fahrt vertraute, waren die Schriften Wilhelm von Humbold's, beſonders ſein geniales Werk über die Kawi-Sprache, die geiſtreichen Sprachbemerkungen des Grafen Schlabrendorf, Grimm's; bei'm zweiten Theile, welcher die Geſchichte der deutſchen Proſa enthält, eine trockene, aber wiſſenſchaftlich gründliche, Abhandlung von Leonhard Meiſter: „Hauptepochen der deutſchen Sprache ſeit dem achten Jahrhundert," welcher er ſprachliche Bemerkungen und Beiſpiele öfters entlehnte, vor allem aber ſein wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Genius. Wodurch ſich das Buch vor allen vor ihm erſchienenen Schriften über ähnliche Gegenſtände auszeichnet, iſt die glückliche kunſtreiche Verſchmelzung des trockenen Materials mit einer vollendeten Form, wodurch die Sprache der Wiſſenſchaft ein ihrer würdigen Ausdruck und einen wirklichen Fortſchritt gewonnen hat. Das Buch iſt ſelbſt ein Kunſtwerk und macht auch in dieſer Hinſicht Epoche. Wir wünſchen daher vornehmlich, daß es nicht nur in das größere Publikum, bei den Fachgelehrten, ſondern vor allem in die Geſichts- und Gedankenkreiſe derjenigen Eingang finden möchte, welchen die Bildung der Jugend in Styl und Sprache anvertraut iſt, deren oft mit Stickluft allzuſehr geſchwängerte Atmosphäre ſein Phlogiſton reinigen möge, damit die Jugend durch die Einathmung eines reineren Äthers ihre Sprach- und Stylfähigkeiten ſchneller und naturgemäßer entwickele.

Wohl wäre es unſer Wunſch Auszüge, aus dieſem Werke mitzutheilen. Wo aber anfangen und wo aufhören? Wir beſchränken uns daher nur auf einige Bemerkungen. Das Werk zerfällt in drei Theile: 1) in die Kunſt der deutſchen Proſa; 3) in die Geſchichte der deutſchen Proſa; 3) in die literariſchen Gattungen der Proſa.

Obgleich, mit Ausnahme der Geſchichte der deutſchen Proſa, Alles rhapſodiſch behandelt worden, ſo liegt doch dem Ganzen ein ſehr beſtimmter Plan zu Grunde, und alle Fragen ſind in den Kreis der Beantwortung gezogen worden. Nur durch die Weglaſſung eines ſichtbarwerdenden Skelettes konnte die Kunſtform des Buches bewirkt werden, ohne welche es leicht eine bloße trockne Styliſtik geworden wäre. In der erſten Abtheilung ſind die wichtigſten Probleme über Styl und Sprache gelöſt und das Gewonnene gleichſam als ſtyliſtiſche Axiome hingeſtellt worden; manches wurde angeregt, was die Entwicklung der Sprache und Literatur ſchneller befördern, oder ihren glücklicherweiſe naturgemäßen Gang in Deutſchland verderblich hemmen könnte. Als wichtige Reſultate ſtellen ſich folgende Axiome hin: Auf der Individualität ruht alle Kunſt der Darſtellung; Ideal aller Sprache und Darſtellung iſt bloß der Gedanke; der Styl iſt die Sache; Satzbildung iſt das geſtaltete Leben des Gedankens; der Inhalt als Meiſter des Styls ſetzt der Diktion allein Grenzen.

In dem geſchichtlichen Theile knüpft Mundt die Entwicklung der deutſchen Proſa an die Bibel und die deutſche Kanzlei an, wodurch ihr Charakter auch für die Folgezeit hauptſächlich feſtgeſtellt wurde, leider aber auch, im Gegenſatze zur franzöſiſchen Proſa, des geſellſchaftlichen Elements entbehrte, wodurch ſie manche bedeutende Vortheile, vor Allem vielleicht eine frühere weltbürgerliche Verbreitung einbüßte. Erſt in ſpäterer Zeit wurde der Sprache dieſes Element beigeſellt, worin ſie durch Thümmel, Wieland, ſpäter durch Göthe, heutzutage aber beſonders durch den Fürſten Pückler-Muskau ihre erſtaunliche Bildungsfähigkeit darlegt. Überhaupt zeigt Mundt durch eine erfreuliche und wohlthuende künſtleriſch beſonnene Schätzung und ruhige Würdigung der Vorzüge und Mängel unſerer Sprache ein gereiftes Urtheil, das überall, ohne die Doktrine zu Hülfe zu rufen, das Richtige, noch ſo verborgen und zweifelhaft, wahrhaft intuitiv heraustaſtet.

Der dritte Theil weiſt die Bedeutung der Proſa für Leben und Geſinnung im Romane, der Novelle und dem Drama nach, zeigt das Verhältniß der Proſa zur Weltbildung und den geſellſchaftlichen Bedürfniſſen, wie auch das Verhältniß der Proſa zur Wiſſenſchaft.

Mundt ſelbſt aber hat durch dieſes Werk, bewieſen, wie alle ſeine kritiſchen und künſtleriſchen Beſtrebungen aus dem Grunde einer tüchtigen Geſinnung und einer ſtrengen Wiſſenſchaftlichkeit herangereift ſind; daß bei ihm nichts Schminke, nichts Affectation, ſondern Ernſt, ſtrenger Ernſt des Lebens iſt, ein hohes Ziel zu erreichen: kein ephemerer, ſondern ein fortwirkender Schriftſteller der Nation zu werden, welche heutzutage die Fähigkeit beſitzt, ſolche Beſtrebungen anzuerkennen und zu ehren. Mundt iſt unter den jüngeren Schriftſtellern keine Hoffnung mehr, ſondern ein aus dem Feuer der Prüfung geläutert hervorgegangenes Organ, dem man in Kunſt und Wiſſenſchaft Glauben und Vertrauen ſchenken darf und wirklich ſchenkt.

K.

Über

Ehrendenkmale und Ruhmtafeln,

aber auch

über die Nothwendigkeit von Schimpf- oder Warnungstafeln u. dgl. m.

(Schluß).

Dies nämlich zwingt mich noch zu einem Rathſchlag. Wie es Ehrendenkmale geben mag, noch beſſer aber Ruhmtafeln, Verdienſtſäulen, Votivkränze des Dankgefühls, mit deutlicher Bezeichnung des Ruhmwürdigen in Ständeverſammlungsſälen, in Miniſterial-Sitzungszimmern, auf Rathsſtuben, in Schulen aller Art, aufgeſtellt werden könnten und ſollten: ebenſo wären auch Gedächtnißmale des Gegentheils, auch — ich will nicht ſagen, Schimpf- — aber Warnungstafeln noch weit nöthiger!!

Eine ſolche iſt vor Kurzem (1836 bei Cotta, auf 216 S. in 8.) veranlaßt durch die wahrheitathmende, ebenbürgige Überlieferung über

„Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785."

Man höre und richte! — Es war — — ein Baron Dalberg, damals Geheimer Rath, Oberſilberkämmerling, Vice-Kammerpräſident und Theaterintendant des für die Künſte freigebigen Churfürſten Carl Theodor's von der Pfalz. Derjenige, welcher den durch die Räuber der Theaterkaſſe merkwürdig gewordenen, mit monatlich achtzehn Gulden als Regimentsdoctor bei Alt-Augé angeſtellten, aber vom Brodherrn mit Verbot alles nichtmediciniſchen Schreibens belegten dreiundzwanzigjährigen Schiller mit einem beſiegelnden Händedruck (S. 51 54) und dem Verſprechen beglückt hatte, ihn durch eine nach ſeiner Stellung leichte Fürſprache bei dem Herzog Carl von Würtemberg von dem Dienſtzwange zu Stuttgart zu befreien, um bei dem durch Beck, Beil, Bock, Iffland u. A. excellirenden Theater zu Mannheim ſeinem dramatiſchen Dichtergeiſt zur Ausbildung einen weiten Wirkungskreis zu öffnen. Aber eben dieſe Excellenz war auch derjenige, der nicht nur, da er bei den Hoffeſtins zu Stuttgart mitfigurirte, die verheißene Fürſprache vergaß, und, als Schiller den 17. September 1782 verzweiflungsvoll nach Mannheim entfloh, zu keiner Verwendung zu bewegen war.

Er, ſelbſt ein dramaturgiſcher Modeſchneider,[*] war es ſogar, der auf den ſchon fertig vorgelegten Fiesko dem zur ehrenhafteſten Bitte (S. 103) ſich herablaſſenden Dichter nicht nur jeden Vorſchuß abſchlug, ſondern auch denſelben zu einer Umarbeitung drängte, und doch — wer ergrimmt nicht? — auch dieſe (S. 112) ohne Honorar ſo lange abwies, als er, der Herr Baron, noch etwa von dem Herzoge Carl über Schiller's Aufnahme vielleicht einen einzigen quadleeren Blick zu befürchten hatte.

Der beleidigte Fürſt ſelbſt war menſchlich-urtheilend und großmüthig genug, den Entwichenen auf keine Weiſe zu verfolgen, auch den vom ſpecielleren Militärdienſt abhängigen Vater und die Familie nichts entgelten zu laſſen. Er überließ den Zögling ſeiner Akademie ungeſtört ſeiner eigenen Kraft: und in der Folge freute er ſich ſelbſt, für das „deutſche Ausland ringsumher“ einen neuen ſchwäbiſchen Meiſterſänger vorbereitet zu haben.

Aber dieſer ſich reiche und durch die Aufführungen von Schiller's Räubern ſeine Theaterkaſſe oft erquickende Intendant hatte die Gnade, den mit Edelmuth (S. 113 118) ſchweigenden und ſogar ſchon für Luiſe Millerin (Cabale und Liebe) begeiſtert fortarbeitenden Dichter, in ein ſchmähliches Zuwarten zu verwickeln, bis derſelbe im Sande zu Oggersheim ſeinen und ſeines treuen Begleiters letzten Nothpfennig aufgezehrt hatte. Der nachmals als Fortſetzer der Steiniſchen Inſtrumentenkunſt berühmt gewordene Streicher, der Vater, war Schiller's Pylades geweſen, der ſeinen eigenen Lebenszweck, um mit Schiller zu theilen, zurückſetzte.

Und alsdann erſt erlaubte dieſer von Dalberg ſich das Unerträglichſte, dennoch die mit Schmerzen erzwungene, nachmalige Wiedergeburt des Fiesko (S. 131) weder anzunehmen, noch durch irgend einen Aufwandserſatz zu honoriren; ungeachtet Iffland gegen ſolche Willkür der dictatoriſchen Intendanz (S. 132) für einige Entſchädigung möglichſt, aber vergeblich, ſich zu verwenden wagte.

Schiller blieb bei all dieſem Unfug der ſeinem Carl Moor in den Mund gelegten Maxime getreu: „Die Qual (des Schickſals) erlahme an meinem Stolze —!“

Aber kaum hielt ſich der — von andern Dalberg's wohl zu unterſcheidende — Theaterintendant nach drei Monaten ſicher, daß er an der herzoglichen Gnade in Würtemberg doch gar nichts dadurch riskire, als er die Gewandtheit hatte, den nach Meiningen gezogenen Dichter, welcher ſeine, nur durch Beobachtung eines gutbeſetzten Theaters, mögliche dramatiſche Ausbildung ungern miſſte, abermals (S. 157) zur Hülfe für ſeine Bühne heranzulocken. Und auch alsdann war er es wieder, der gegen ein Fixum von ſchnöden 500 Gulden ohne Beneſizvorſtellung von Schiller als Mannheimer Theaterdichter jährlich zwei Stücke zu erbeuten ſuchte; der ihn mitunter (S. 195) durch den Vorſchlag, ſich dem „dat Galenus opes“ noch einmal als Medicinä Doctor in die Arme zu werfen, piariſtiſch necken ließ; der den Dichter, welcher ſo eben ſeine Don-Carlos-Umgebungen idealiſirte, weder zu entbehren, noch durch etwas Beſſeres, als durch verkehrte Intendantenkünſte zu erhalten wußte. (Alles dieſes beweiſet und beurkundet die ſchon angeführte Schrift für alle Zukunft).

Iſt es, für die Geſchichte der deutſchen Poeſie und beſonders des Schilleriſchen Geiſtes, beachtenswerth genug, daß auf dieſem deutſchen Boden Fiesko, Cabale und Liebe, und Don Carlos unter ſolchem Druck der Mißverhältniſſe von Schiller's Genius erſchaffen wurden, und daß die aufgenöthigten Umarbeitungen und unfreien Anbequemungen (S. 35, 38, 125) dieſen Meiſterſtücken gewiß gar nicht zu gut kamen: ſo iſt unſtreitig auch die Frage beachtenswerth: ob nicht auf einer glanzweißen Warnungstafel mit ſchwarzgelben Buchſtaben verzeichnet und in allen Schauſpielhäuſern und Muſeen aufgehängt werden ſollte folgendes Warnungsdenkmal:

Der
Mannheimer Theaterintendant
in den Jahren 1801 bis 1803,
Wolfgang Heribert Freiherr von Dalberg.
Seine Verdienſte um Schiller
ſteht in der Geſchichte von deſſen Flucht nach Mannheim, und in dem zu Karlsruhe erſchienenen Briefwechſel des Barons mit dem mißhandelten Dichter.
1837.

Wenn auch mit langgedehnten Schritten,
Erreicht doch Jeden Nemeſis,
Die unſterbliche Richterin!

---

[*] Mehrere Schauſpiele aus dem Engliſchen wurden unter ſeiner Firma für das Theater zurecht gemacht. 1787 erſchien ſogar, als ſein Machwerk, der Mönch vom Carmel, in Oppoſition gegen Leſſing's Nathan. (Geboren 1750, ſtarb dieſer von Dalberg 1806.)

Noch ein Wort! Um nicht mit dem unangenehmſten, mit Etwas von Deutſchlands Unehre, zu ſchließen, füge ich noch einen Gedanken bei: Sollte nicht, um den Originalſinn des Dichters vergleichen zu können, auch die erſte Ausgabe der Räuber wieder gedruckt werden? wie Göthe ſeinen Götz unverändert noch einmal in die Ausgabe der letzten Hand (oder vielmehr: ſeines Letztwillens) aufnahm! Könnten dann nicht dieſem Originalſtück auch die eigene, ſcharfe Kritik Schiller's, auch die Geſchichte beigefügt werden: Durch wen der Herzog Carl, mittelſt der Graubündtner Empfindlichkeit, wider den nichtpietiſtiſchen Dichter aufgereizt wurde?

Könnten auch davon, was der Fiesko vor der doppelten Überarbeitung war, die zuerſt ausgeſprühten Geniefunken wieder entdeckt werden, deſto beſſer! Der würdige Erbe des Verlagsrechtes von Schiller's Schriften wird die beſten Mittel anwenden können, um dieſe Geiſtesreliquien irgend aufzufinden. Er hat ohne Zweifel edlen Sinn dafür, es zu wollen. Noch lebt die achtungswürdige Schweſter Schiller's. Iſt ſie nicht, vielleicht mehr als die Tochter und die Söhne, die Depoſitärin jener gleichzeitigen, der Erneuerung werthen Denkwürdigkeiten? Auch Oberconſiſtorialrath, Dr. Niethammer, zu München, Schiller's jüngerer Freund von Jena her, hat vielleicht noch dahin leitende glückliche Reminiscenzen.

Das unvergänglichſte Monument iſt Schiller's ganze, eigenthümliche Geiſtesthätigkeit. Wer kann, ſammle, veröffentliche davon das Möglichſte. Nur was auf Dr. Fauſt's verſchwünſchtem Zaubermantel, welcher ſtatt Lilien oder Birnen Gedankenzeichen herabſchüttelt, durch die Welt getragen wird, kann nie zur Ruine werden.

20. Februar 1837. Ps.

Feuilleton.

.*. Göthe's Abſtammung. — Die Hannöv. Zeitung vom 23 v. M. theilt Notizen über Göthe's Abſtammung mit. Hiernach war deſſen Urgroßvater, Hans Chriſtian Göthe um die Mitte des XVII. Jahrhunderts wohledler Hufſchmied zu Artern im Mansfeldiſchen. Ein Sohn deſſelben, Friedrich Georg, (geb. 1657) kam als wandernder Schneidergeſell nach Frankfurt a. M. und wurde hier Schneidermeiſter, bis er 1704 die Leitung der Gaſtwirthſchaft zum Weidenhofe übernahm, welcher ſeiner zweiten Frau erblich zugefallen. Aus dieſer zweiten Ehe wurde am 31 Juli 1710 Johann Caspar Göthe, der Vater des Dichters geboren, der, nach Erwerbung der Doktorwürde kaiſ. Reſident und wirklicher Rath in ſeiner Vaterſtadt wurde. Am 20 Auguſt 1748 vermählte derſelbe ſich mit Catharina Eliſe Textor, des damaligen Stadtſchultheißen Tochter und im folgenden Jahre am 28 Auguſt erblickte unſer Johann Wolfgang — der Kaiſer der deutſchen Dichter das Licht der Welt.

.*. Die Wahrheit im Juſte-milieu. — Henri Fonfrède, der ſeit Kurzem die leitenden Artikel des Journal de Paris ſchreibt, — ſchließt einen derſelben (v. 15. v. M.) mit den Worten: „über dem Talent, der Wiſſenſchaft, der erhabenſten Poeſie (Chateaubriand, Royer-Collard, Barthelemy, Béranger ꝛc.) giebt es noch etwas Größeres, Erhabneres .... die Wahrheit! dieſe aber, ich ſage es Euch, iſt nicht in der Demokratie, noch in dem Abſolutismus; nicht im Karlismus, noch in der Republik; ſondern im — — Juſte-milieu! ꝛc. Dies erinnert einigermaßen an jene Stelle des Schu-king (p. I, C. 3), wo es heißt, „das Herz des Menſchen iſt voller Klippen; das Herz des Tao (des rechten Verſtandes) iſt einfach und losgebunden. Seid einfach und rein, und haltet immer die richtige Mitte." Auch Ariſtoteles ſetzt Wahrheit und Tugend in die Mitte zwiſchen den Extremen.

.*. Römiſch- und franzöſiſch-katholiſche Faſtenconferenzen zu Paris. — Herr von Ravignan, gegenwärtig der ausgezeichnetſte katholiſche Prediger zu Paris hat in ſeiner erſten Faſten-Conferenz zu erweiſen geſucht, daß die Philoſophie, welche jetzt in der Sorbonne und dem Collège de France dozirt wird, ſich mit der Religion nicht vertrage. Herr Auzou hat dagegen Conferenzen angekündigt über die Mißbräuche der Beichte, den Phariſäismus der römiſchen Prieſter, über die von der römiſchen Kirche verbotenen Vergnügen, über Jeſuiten, Cölibat, Nothwendigkeit einer Reform, Intoleranz der römiſchen Kirche u. ſ. w.

.*. Münchner Kunſtverein. — Am 16. Febr., dem Stiftungstage des Münchner Kunſtvereins, welcher jetzt nahe an 2000 Mitgliedern zählt, fand die Verlooſung der Kunſtgegenſtände Statt, die der Verein während des verfloſſenen Jahres — von meiſt zu ihm gehörigen Künſtlern — für den Geſammtbetrag von ungefähr 16000 fl. angekauft hatte. Eines der beſten zur Verlooſung gekommenen, welches für 75 Louisd'or angekauft worden, — die Seeräuber von Simonſen, — kam an Herrn Baron v. Hormayr, königl. bayr. Geſandten in Hannover.

.*. Herr Alois Büſſel hat ſchon ſeit einer Reihe von Jahren ſeinen Dichterberuf durch gelungene Erzählungen und Gedichte mancherlei Art beurkundet und ſo einen ehrenvollen Platz unter den baieriſchen Dichtern eingenommen. Nun tritt er mit einem Dichtwerk auf, das, ſowohl in Bezug auf den Stoff, den er gewählt, als auf die Form, in welcher er ihn dargeſtellt hat, als ſeine vorzüglichſte poetiſche Produktion zu betrachten ſein möchte, und welches ihm unter Deutſchlands Dichtern eine bleibende Stelle ſichern wird. „Des Kaiſers Schatten" iſt dieſe epiſch-lyriſche, in 188 wohlgelungenen Kanzonen verfaßte Compoſition betitelt und in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt zu München erſchienen. Der Dichter führt uns den Geiſt Napoleon's und die Schatten ſeiner Krieger in wechſelnden Situationen und Verbindungen vorüber, und verſetzt uns, wie durch einen Zauberſchlag, in die verſchiedenen Erdgegenden, die der Schauplatz ſeiner Thaten waren, von den Pyrenäen und der ſyriſchen Wüſte bis an die verhängnißvolle Moskwa. Die Darſtellung iſt lebendig, oft tragiſch ergreifend und erſchütternd, oft rührend und elegiſch, und immer im edlen Tone gehalten. Auf das geheimnißvolle Walten einer gerechten Nemeſis wird von Zeit zu Zeit hingewieſen. Einſtweilen machen wir auf dieſe intereſſante literariſche Erſcheinung aufmerkſam, und behalten uns eine ausführliche Beurtheilung derſelben für die Zukunft vor.

.*. Joſt's Geſchichte der Juden in's Franzöſiſche überſetzt. — Herr Cahen, der durch ſeine bald vollendete Ueberſetzung des alten Teſtaments in das Franzöſiſche ſich ſchon verdient gemacht, iſt jetzt auch mit einer Uebertragung der trefflichen Geſchichte der Juden, von Dr. Joſt (in 10 Bdn.), in's Franzöſiſche beſchäftigt.

.*. Von dem Werke: „Das hiſtoriſche und romantiſche Deutſchland" iſt ſo eben die 3te und 4te Lieferung erſchienen.

.*. Homöopathie in Oeſtreich. — Laut kaiſerlichen Handbillets vom 8. v. M. iſt die Ausübung der Homöopathie in den öſtreichiſchen Staaten erlaubt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 57. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 8. März.

Charakteriſtik Genf's.

Von Adalbert von Bornſtädt.

Die aufgeklärten Genfer ſtimmen gewiß mit mir darin überein, daß ſie in dem, was man franzöſiſche Liebenswürdigkeit nennt, gegen ihre Nachbarn weſentlich zurückſtehen. Weniger mittheilend als dieſe, kälter und vorſichtiger, mehr dem Poſitivismus als den Imaginationsſachen ergeben, verfehlen ſie jedoch nie bei dem obigen Eingeſtändniſſe alle Vortheile ihrer reellen Bildung hervorzuheben. Unſere Ariſtokratie ſelbſt, ſetzen ſie hinzu, est un travers comme il y en a partout, und hat nicht der Graf Capodiſtrias beim Wiener Congreß denen, welche ſich darüber verwunderten, daß man ſich ſo lange mit der Conſtituirung Genf's*) beſchäftigte und das kleine Land un grain de sable nannten, erwiedert: „Oui mais un grain qui repand du parfum dans toute l'Europe.

Da dieſer Ausſpruch auf vergangene glänzende Epochen zu beziehen iſt, ſo wollen wir des Grafen Anſicht, der ſtets eine beſondere Vorliebe für Genf zeigte, nicht mit der jetzigen Übergangsperiode zuſammenſtellen.

So viel iſt gewiß, daß, wenn man in Genf ſehr poſitiv, man jedoch noch mehr Cotterie iſt. Von Jugend auf finden wir in der kleinen Stadt kleine Demarkationen. Zur Franzoſenzeit hatte ſich dies nothgedrungen etwas verloren, ſeit 1815 aber wieder immer mehr befeſtigt. Es gibt alſo in Genf faſt eben ſo viele Zirkel wie Straßen, faſt eben ſo viele geſchloſſene Geſellſchaften wie es deshalb wenig wahre Geſelligkeit gibt, faſt eben ſo viel Standesverſchiedenheiten und Abſtufungen als es Artikel in der wirren, von Geſetzen und Ordonnanzen erdrückten Genfer Conſtitution gibt.*)

So gibt es eine hohe Geſellſchaft, le haut genannt, weil ſie meiſt die obere Stadt bewohnt, eine zweite mehr Banquierwelt und den Übergang zur eigentlichen Kaufmannswelt bildend, eine Handelsgeſellſchaft, eine bürgerliche, ferner eine Fabrikanten-, Handwerksmeiſter- und Geſellenſchaare. In jeder dieſer kleinen mehr oder minder geſonderten Gruppen gibt es wieder Ober- und Unterabtheilungen, die ſich nicht vermengen und meſalliiren. In der Republik Genf herrſcht alſo mehr Kaſtengeiſt, wie in den meiſten monarchiſchen Staaten, und um ſich nicht in gemiſchter Geſellſchaft zu befinden, langweilen ſich die Deutſchen lieber in ihren Stereotypen.

Der Genfer Fèderal war ſo gütig geweſen, bei meiner Ankunft einige freundliche Worte über mich zu ſagen, und bemerkte dabei, wie ich wahrſcheinlich auch über Genf ſchreiben werde, jedoch Jahre lang hier verweilen müſſe, um die „mille subdivisions de la société," ſchildern zu können.**)

---

*) Bern nämlich widerſetzte ſich auf das ſtärkſte der Einverleibung Genf's in die Schweiz, welche Capodiſtrias unterſtützte. Der Graf lebte ſpäter einige Zeit in Genf und ging von hier nach Griechenland, wohin ihn der junge Gelehrte E. A. Betant, jetzt einer der tüchtigſten griechiſchen Sprachforſcher und Verfaſſer des Dictionnärs des Thucydides, als Sekretär begleitete. Der Verfaſſer.

*) Raoul-Rochette ſagt in ſeinem Buche über die Schweiz: „Le texte de la constitution de Genève occupe dans le Manuel du droit public de la Suisse presqu' autant de place que celui des vingt-et-un autres Cantons Réunis." Man leſe über dieſen Gegenſtand: Constitution de la République et du Canton de Genève. Nouvelle édition 1835, ſo wie das Werkchen über den Vergleich der Genfer Verfaſſung mit den Conſtitutionen der übrigen Kantone von Jean Vadeur. Der Verfaſſer.

**) Es gibt es einen Cercle de la Rive, wo ſich nur die oberſte Herrenwelt verſammelte, ſodann den Zirkel de l'ecu de Genève

Welches Intereſſe aber könnten die tauſend Unterabtheilungen im Auslande erregen, und welcher Schriftſteller oder Touriſt würde den Muth haben, tauſend Genfer Unterabtheilungen zu durchwandern und hernach zu ſkizziren.

Die Eitelkeit liebenswürdiger Menſchen temperirt ſich eben durch ihre Liebenswürdigkeit; pedantiſches Selbſtgefühl dürfte ſich nicht derſelben Milderung zu erfreuen haben. Um aber zu verſtehen, wodurch die ſtrenge Abſonderung der Stände *) in Genf ſo tief eingewurzelt iſt, muß man wiſſen, daß hier die Frauen die Geſellſchaft bilden oder vielmehr alſo gebildet haben. Seit alten Zeiten nämlich beſtehen ſogenannte Sonntagsgeſellſchaften, wo die kleinen Mädchen deſſelben Alters ſchon ihre Geſellſchaft verſammeln, die älteren Perſonen, ihre Eltern ſogar, den jungen Damen in dieſen Zirkeln allen möglichen freien Spielraum laſſen und nicht zugegen ſind.

Jedes Mädchenalter bildet ſo ſeine eigenen Kreiſe. Heirathet nun eine dieſer jungen Damen, ſo ladet ſie ihre Freundinnen zu ſich ein, und führt ihren Gemahl in die Geſellſchaft ihrer Freundinnen ein. Iſt der Mann ſelbſt nicht aus demſelben Stande, ſo wird er jedoch wegen ſeiner jungen Frau auch im Kreiſe ihrer weiblichen Bekanntſchaft adoptirt. Verheirathet ſich jedoch ein Mädchen aus den niederen Ständen mit einem jungen Manne aus den höhern, ſo wird dieſer auch nur die Geſellſchaft ſeiner Frau beſuchen, indem dieſe nicht durch ihn in die höheren Zirkel eingeführt werden kann.

Ehemals war die höhere Geſellſchaft in Genf eine Zuſammenſetzung der älteſten Familien, jetzt iſt ſie jedoch nur die Vereinigung einiger höheren geſellſchaftlichen Stellungen, einiger Eleganz und einiger alten Familien. Die jungen Mädchen in derſelben ſind wohlerzogen, ſehr unterrichtet, aber in ihrer Erziehung wenig auf Liebenswürdigkeit hingewieſen, oft ſteif, ſtets auf ihrer Huth, ja die verheiratheten Frauen, ganz im Gegentheil von Frankreich, weniger frei und ungezwungen in ihren Verhältniſſen wie die jungen Mädchen, welche ihrerſeits in Genf bei weitem unbefangener ſind als in Frankreich. Während man in Paris in einem Salon den älteſten Adel, die eleganteſte Diplomatie, die moderne Bank-Ariſtokratie, Gelehrte, Maler, arme Künſtler, Dichter, Schriftſteller, Advokaten, Induſtrielle, ja ſogar ganz unbekannte junge Tanzluſtige, ſobald ſie nur des manières comme il faut beſitzen, vereinigt findet, wird den Genfer Frauengeſellſchaften zufolge ein ſolches Amalgama unmöglich, und nur empfohlene Fremde finden Eintrit in einem Genfer Salon der erſten Geſellſchaft, einheimiſche Künſtler u. ſ. w. werden in der Regel ausgeſchloſſen und nur ausnahmsweiſe empfangen *)

(Fortſetzung folgt).

---

dem Kaufmannsſtande und der Finanzwelt angehörig. Ehemalige Beſitzer von Bijouterie-Werkſtätten, Uhrfabriken, jetzt von ihren Renten lebend, einige wenig noch im Handel intereſſirt, die meiſten graue oder weiße Köpfe, ſämmtlich höflich und gemeſſen, friedlich mit ihrer Partie beſchäftigt. Dieſe ſitzen, nach alter Sitte ſauber gekleideten Herren, welche ſogar ein Zeitungsblatt ohne Haſt umſchlagen und eine Billardkugel pedantiſch vorwärtstreiben, bilden den Uebergang des erſten Zirkels de la Rive zu den andern, wie die Mignons, ehemalige Bonodrants, größtentheils reiche Kaufmannsexiſtenzen, Kinder einer luſtigen Vergangenheit, welche früher die ganze Stadt in Aufruhr brachten, galant bei den Damen, feurig bei politiſchen Bewegungen, jetzt meiſt ergraute, joviale, friedliche Erſcheinungen.

Das Muſeum iſt eine Geſellſchaft der höhern Stände, Gelehrten, Beamten, Rentiers u. ſ. w., wo der Fremde ebenſo wie im Cercle literaire, mehr vom Mittelſtande und der jungen Künſtler- und Handelswelt beſucht, leicht eingeführt werden kann, ſobald ihn nur ein Mitglied dieſer Geſellſchaften vorſchlägt.

Außerdem gibt es den Zirkel der Braillards, wo ſchon der Name die lauten, luſtigen, lärmenden Brüder verkündet, voll ächter Genfer-Wortſpiele, Lokalwitzbolden und mancherlei Spaß in geſunder Hausmannskoſtmanier, alſo gewiſſermaßen ein Gegenſatz zu den ci-devant-Mignons.

In den Handwerksklaſſen gibt es mehrere Abtheilungen. Die Café's endlich ſind nur von den ganz jungen Leuten aus den Kaufmannsladen, den Werkſtätten, den fremden Commis, den Reiſenden u. ſ. w., alſo wenig von ächten Genfer-Bürgern beſucht. Ganz entgegengeſetzt von Paris ſieht man in den Genfer Café's nicht, wie in Paris, Künſtler und Dandys, Rendez-Vous-Geſellſchaften und Notabilitäten, gute und ſchlechte Geſellſchaft pêle mêle.

Der Verfaſſer.

*) Raoul-Rochette erzählt, wie ſelbſt in den Bädern von St. Gervais (Savoien) die Genfer Ständeverſchiedenheit ſtreng beobachtet worden ſei. „Les rangs me paraissaient fixés d'une manière aussi rigoureuse que si l'on était encore à Genève," und ganz den gewöhnlichen Badefreiheiten entgegen ſah er: „Les dames et les messieurs de la haute société occupaient le haut bout de la table, des personnes d'une médiocre qualité figuraient au milieu et les Genevois du dernier étage étaient rejetés à l'extremité de la table comme dans la république au bas de la ville."

Der Verfaſſer.

*) Als der in Deutſchland wohlbekannte, in Frankreich jedoch wenig verbreitete große ſlaviſche Volksdichter Mickiewicz einen Genfer Salon beſuchte, erſchien der würdige Dichter in ſchlichter, einfacher und wie es den Genies oft geht, vielleicht etwas vernachläſſigter Toilette. In Paris beachtet man bei einem wahren Talente ſo etwas gar nicht. Man ſieht den Mann, der ſeine Proben abgelegt und nicht den Rock. Ein Stutzer, ein Inconnu muß in Paris elegant ſein. Einem Talente oder Genie nimmt man ſein sans gêne nicht übel. In Genf ladet man den „geiſtigen Reichthum," einen berühmten Künſtler u. ſ. w. u. ſ. w. ein, als ob man ihm eine Ehre erweiſe, ſtatt in großſtädtiſchen Salons der Mann dem Salon die Ehre anthut und in Mode bringt.

Kurz, Mickiewicz erſcheint in einer Genfer vornehmen Geſellſchaft, unbeachtet von den Damen, unbeachtet von den Herren, den Dichter ſieht man allein in dieſer geſellſchaftlichen Wüſte ſtehn, einſam in dieſer Intelligenz-Oede.

Da flüſterte einer der Anweſenden, den ſchönen, genialen, geprägten Kopf ſo verlaſſen ſehend, mitleidsvoll einer ſchönen jungen Dame zu: „Aber ſprechen Sie doch mit dem Manne, es iſt ja ein berühmter polniſcher Schriftſteller." Sehen Sie nicht die Palme daſtehen, hätte er kürzer ſagen können.

Da nimmt ſich die elegante Dame ein Herz und wendet ſich zu dem Dichter mit den Worten: „Sie beſchäftigen ſich mit Literatur?" — „Ja Madame," war Alles, was eins der erſten Talente Europa's erwiedern konnte. „Sie machen auch Verſe?" (Vous faites aussi des Vers). Ich habe ſie jedoch nicht geleſen, in welchem Genre ſind ſie?"

Mickiewicz hätte antworten können: „In meinem," jedoch fand er es für beſſer, auf ſeinem Aermel drei Maaßlängen anzudeuten und zu antworten: „Madame, j'en fais comme ça, comme ça et comme ça." — Seitdem iſt Mickiewicz ſo glücklich geweſen, ſich nie wieder mit jener Dame aus der beſten, aber nicht aus der guten Geſellſchaft unterhalten zu brauchen. Ihr Name ſteht den Ungläubigen zu Dienſten.

Der Verfaſſer.

Religiöſes und kirchliches Leben in Frankreich.

(Ein Verſuch von Profeſſor V. A. *Pflanz*. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1836).

Die Zeiten ſind vorbei, in denen die Repräſentanten der Wiſſenſchaft zweierlei *Wahrheiten* annahmen, eine *philoſophiſche* und eine *theologiſche*, ſo, daß in der Schule wahr ſein könne, was in der Kirche verworfen wird, und umgekehrt. Selbſt die Sapienza zu Rom hat die Nothwendigkeit erkannt, ihre offenbarte Welthiſtorie als übereinſtimmend mit den Ergebniſſen der naturwiſſenſchaftlichen Forſchung zu demonſtriren. Vorbei ſind auch die Zeiten, in denen die Rechtsverſtändigen der Sozietät zweierlei *Geſellſchaften* ſtatuirten, eine *religiöſe* und eine *politiſche*, ſo daß von der Religion als Sünde verdammt, was von der Staatsweisheit als erlaubt, ja ſogar als nothwendig angeſehen wurde. Selbſt römiſch-katholiſche Kanoniſten haben in den Staaten, deren Verfaſſungen die Religionsfreiheit als ein heiliges Recht anerkannt, ſich gemüſſigt geſehen, die Vereinbarkeit des kirchlichen mit dem ſtaatsbürgerlichen Rechte zu proklamiren. Aber vorbei iſt auch die Zeit, in welcher die Choragen der Poeſie zweierlei *Schönheiten* anzunehmen ſchienen, eine *kirchliche* und eine *poetiſche*, ſo daß man einerſeits chriſtlichen Idealen huldigte, während anderſeits den poetiſchen Göttern des Heidenthums oder des Naturglaubens, oder beiden, Weihrauch geſtreut wurde. *Lamartine*, *Leopold Schefer* und *Rückert* eröffnen eine neue poetiſche Aera. Immer tiefer wird das Bedürfniß empfunden, das allgemeine Einigungsband aufzufinden, das Aufgefundene durch Inſtitutionen zu befeſtigen, es durch künſtleriſche Bildungen zur begeiſternden Anſchauung zu bringen. „*Eine* Wahrheit, *ein* Recht, *eine* Schönheit," — dies der Wahlſpruch des neunzehnten Jahrhunderts, und wie das Streben nach deſſen Verwirklichung jetzt die heiligſte Angelegenheit der europäiſchen Civiliſation iſt, ſo ſpricht es ſich auch immer vernehmlicher aus in den Zeitblättern, in denen das innerſte aktuale Leben des Zeitgeiſtes zu Wort kömmt. Die *wiſſenſchaftlichen* Zeitſchriften ziehen Politik, Kunſt und Religion in den Kreis ihrer Verhandlungen; die *politiſchen* Blätter der gebildetſten Nationen machen aufmerkſam auf die Fortſchritte der Wiſſenſchaft, auf die Leiſtungen der Kunſt und auf die Ereigniſſe des religiöſen Lebens; die *religiöſen* Zeitſchriften bringen Fragen des Rechtes, Kunſtwerke und Ergebniſſe der Wiſſenſchaft zur Erörterung; ebenſo werden immer häufiger religiöſe, wiſſenſchaftliche und politiſche Intereſſen auch in *belletriſtiſchen* Journalen zur Sprache gebracht. Dies Alles aus keinem anderen Grunde, als weil man immer tiefer empfindet, immer klarer erkennt, daß das Leben der Menſchheit, wie des einzelnen Menſchen, ein einziges, untrennbares iſt, deſſen Momente in innigſter, weſentlicher Wechſelbeziehung ſtehen, und daß keine Sphäre des Daſeins wahrhaft gefördert werden kann, als durch möglichſt gleichmäßige Entwicklung und Verklärung aller Übrigen.

Daſſelbe Bedürfniß, daſſelbe Streben, welches im Ganzen, macht ſich auch in jeder beſondern Sphäre bemerklich, und wie wir, ihm dienend, in dieſem, vorzugsweiſe den ſchönen Künſten gewidmeten Blatte auch vielfältig andere allgemeine Angelegenheiten in Erwägung gezogen, ſo iſt ebenwohl die vorliegende Schrift aus dem Bedürfniſſe hervorgegangen, auf die Bezüge aufmerkſam zu machen, welche Statt finden zwiſchen dem kirchlichen und religiöſen Leben und der übrigen Bildung und den Einrichtungen der franzöſiſchen Nation.

Dieſe Beſtrebung und die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher der Herr Verfaſſer ihr zu genügen ſich bemüht hat, iſt um ſo erfreulicher, je entſchiedener die berechtigten, legitimen Stimmführer der Kirche, welcher derſelbe angehört, ſich bisher nur durch äußerliche Übermacht, und auch hierdurch nur theilweiſe — aus der *Iſolirung* haben herausreißen laſſen, welche das Charakteriſtiſche ihres dogmatiſchen Syſtems ausmacht. Dieſes ſtrenge, an ſich *folgerichtige* Syſtem iſt übrigens nicht dasjenige, zu welchem der Herr Verfaſſer ſich bekennt. Er glaubt nämlich, „daß die Kirche, der er angehöre, mancher Verbeſſerung gar ſehr bedürfe," und beklagt es, „daß diejenigen, in deren Händen das Kirchenregiment iſt, dem lauten Rufen nach Reformen, das *ſeit den Concilien von Conſtanz und Baſel* nie geſchwiegen, *kein Gehör geben*" (XII). Dies iſt der Standpunkt, von welchem aus er berichtet habe und auch beurtheilt zu werden wünſcht. Wir können nun zwar auf keine Weiſe dieſen Standpunkt für *haltbar* anerkennen; denn zwiſchen dem gläubigen, unbedingten Gehorſam unter ein angeblich von Gott eingeſetztes und aufrechterhaltenes Kirchenregiment — und der freien, individuellen Anerkennung des *Objektiv-Göttlichen*, zu welcher die Proteſtation gegen die Auctorität jenes Regimentes hingeführt hat, gibt es wohl ſehr viele auf Selbſttäuſchung beruhende *Übergänge*, aber keinen irgendwie haltbaren *Standpunkt*; — eine Wahrheit, welche ſo unbeſtreitbar iſt, daß nur ſie allein jene angebliche Renitenz der katholiſchen Kirchenobern, in die eigentlichen Reformen, die ſeit Conſtanz gefordert worden, einzuwilligen, erklärt — und ſo weit als möglich — entſchuldigt. Dieſe Unhaltbarkeit des Standpunktes des Verfaſſers benimmt indeſſen dem Berichte, den er uns erſtattet, nichts von ſeinem Werthe, wenn auch die Reflexionen, mit welchen er denſelben begleitet, nur für diejenigen einige Bedeutung haben können, die ſich mit ihm auf gleich bornirtem und ephemerem Standpunkte befinden. Das Streben, das längſt abgeſchloſſene Syſtem der römiſch-katholiſchen Kirche mit *moderner* Aufklärung zu verquicken und ſeine ſtarre Stabilität wieder in Fluß zu bringen, iſt ſelbſt nur *ein Moment* der franzöſiſchen Zuſtände;

nur wer ein gleiches Streben hegt, iſt nicht befähigt, dieſelben nach ihrer ganzen welthiſtoriſchen Bedeutung aufzufaſſen und zu würdigen. Wir werden daher auch uns darauf beſchränken, mit Übergehung der ſubjektiven Anſichten des Herrn Verfaſſers, nur auf das Thatſächliche aufmerkſam zu machen, über welche die vorliegende Schrift uns berichtet.

Um aus eigener Anſchauung über das wirkliche kirchliche Leben in Frankreich urtheilen zu können, hat Herr Profeſſor Pflanz eine Reiſe nach Paris und der Normandie unternommen. In der vorliegenden Schrift bietet er uns die Ergebniſſe ſeiner Nachforſchungen, die ſich mithin nur hinſichtlich eines Theiles des nordweſtlichen Frankreichs auf eigene Beobachtung gründen. Der größte Theil derſelben (S. 1 bis 279) bezieht ſich auf die katholiſche, der kleinere auf die proteſtantiſche Kirche (274—306) und auf die „neueren, kirchlichen Erſcheinungen" (306—319), nämlich auf den Saint-Simonismus, die Templer, den Abbé Châtel und die Kirche des neuen Jeruſalems. Wir werden die Hauptpunkte hervorzuheben uns angelegen ſein laſſen, über welche die vorliegende Schrift uns ausführlichen Angaben darbietet. (Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ Wiſemann's Vorleſungen zu Rom über die Verbindung zwiſchen Wiſſenſchaft und Offenbarung. (Erſte Mittheilung). — Hr. N. Wiſemann, Direktor d. engl. Collegium's und Profeſſor an der Univerſität (d. h. an der Sapienza) zu Rom hat vor nicht langer Zeit eine Reihe von Vorleſungen vor einem zahlreichen Kreiſe von Engländern gehalten, die ſich bei dem Cardinale Weld verſammelten. Dieſe Vorleſungen ſind nun in London unter folgendem Titel erſchienen: Twelve lectures on the connexion between science and revealed religion, (zwölf Vorleſungen über die Verbindung zwiſchen Wiſſenſchaft und geoffenbarter Religion), — und Herr de Genoude läßt ſie bereits in's Franzöſiſche überſetzen, um ſie ſeiner „Raison du Christianisme" beizufügen.

Herr Wiſemann meint, daß es an der Zeit ſei, die geoffenbarten Wahrheiten mit den durch die Wiſſenſchaft entdeckten zu verknüpfen. Er verſucht zu zeigen, daß, wenn die Wiſſenſchaften in ihrem unvollkommenen Zuſtande dem Unglauben Waffen bieten konnten, ſie, nachdem ſie ſich entwickelt und vervollkommnet, die Wahrheiten unterſtützen helfen, die ſie anfangs bekämpft.

Die erſte und zweite Vorleſung ſind der Ethnographie und der vergleichenden Sprachkunde gewidmet. Hinſichtlich der letzteren ſpricht er gegen Klaproth ſich für die Anſicht W. v. Humboldt's und A. W. v. Schlegel's aus. Auch in Betreff des Urſprungs der Sprache ſtimmt er der Meinung des Hrn. W. v. Humboldt bei, wonach, da den Menſchen Organe gegeben, um mittelſt jener wahrhaft göttlichen Kraft, welche die menſchlichen Fähigkeiten erheiſchen, Worte auszuſprechen — die Sprache hervorgebracht worden ſei.

Ueber die Theilung der urſprünglich einzigen Sprache führt Herr Dr. Wiſemann die Behauptung Herder's an, welcher die Geſchichte von Babel für ein poetiſches Fragment im orientaliſchen Style hält. Er meint dagegen, die Zerſtreuung der Menſchen ſei gewaltſam und plötzlich geſchehen.

Die dritte und vierte Vorleſung beſchäftigt ſich mit der Naturgeſchichte des Menſchengeſchlechtes. Die verſchiedenen Claſſifikationen von Ariſtoteles an bis auf den heutigen Tag werden beſprochen, Camper's und Blumenbach's Anſichten dargelegt. Herr Wiſemann führt die Raſſen auf drei zurück: die indiſch-europäiſche, die ſemitiſche und die malaiiſche, eine Abtheilung, welcher auch die Haupt-Sprachunterſchiede entſprechen. Hinſichtlich der Neger werden viele Beobachtungen mitgetheilt, wonach die Farbe allmählig von einer Nüance zur Anderen übergehen könne, ohne daß das Klima großen Antheil daran habe. Die Alt-Amerikaner und Polyneſier leitet er von der malaiiſchen Raſſe ab.

In der fünften und ſechsten Vorleſung geht Herr Wiſemann zu den eigentlichen Naturwiſſenſchaften über und erwähnt bei dieſer Gelegenheit des wunderlichen Faktums, daß der Tod Chriſti in Deutſchland als ein Fall der legalen Medizin zur Erörterung gekommen. Die geologiſchen Syſteme werden demnächſt erörtert von dem älteſten an bis auf die neueſten Entdeckungen eines Elie de Beaumont, Delabêche und Lyell.

Bei der Schöpfungsfrage beſpricht Herr Wiſemann die Präexiſtenz eines chaotiſchen Zuſtandes, welchen ſowohl die alten Kosmogenien als die Kirchenväter ſtatuiren und während deſſen die großen Dislokationen auf unſerem Erdball ſtatt gefunden. „Es hat alſo, ſagt der Herr Verfaſſer, eine Pauſe gegeben zwiſchen dem erſten Fiat der Schöpfung und der Hervorbringung des Lichtes; denn die grammatiſche Form des Wortes, durch welches der Geiſt Gottes, die Schöpferkraft, dargeſtellt wird als auf dem Abgrund ruhend (incubant) und ihm ſeine Produktionskraft mittheilend, drückt eine ſtätige und nicht eine vorübergehende Thätigkeit aus." Er ſtützt ſich deshalb auf Gregor von Nazianz und Juſtin den Märtyrer. Ebenſo führt er eine Menge von Auctoritäten an, um zu erweiſen, daß das Wort „Tag" in der Geneſis eine Periode zu bedeuten habe, was mit der Anſicht von Buckland übereinſtimme.

So führt bei jedem Hauptpunkte Herr Wiſemann die neueſten Reſultate der wiſſenſchaftlichen Forſchungen, welche ſich mit der kirchlichen Anſicht einigermaßen vergleichen laſſen, treulich an und ſucht die Urkunden der letzteren jenen zu accommodiren. Wir behalten uns eine zweite Mittheilung vor.

⁂ Ueber Marheineke bemerkt Karl Roſenkranz in den Berliner Jahrbüchern (Nro. 4) u. a. Folgendes: „Ueberhaupt iſt Marheineke, wie uns ſcheint, noch in einem gewiſſen Dualismus befangen, in welchem die Größe (?) und Bedeutung des Mannes liegt. Mit der tiefſten Inbrunſt hält er alle Vorſtellungen des chriſtlichen Himmels und der Hölle, alles hiſtoriſch Gegebene, in ſich feſt … Aber er hat auch Hegel's metaphyſiſche Logik in ſich aufgenommen und hat ſich ſeitdem der koloſſalen Arbeit unterzogen, ſie für die Theologie fruchtbar zu machen."

⁂ Tauſend und eine Nacht. — Weiland Major Macan hat von einer vollſtändigen Handſchrift dieſer Märchen, welche im Beſitz einer edlen arabiſchen Familie in Aegypten iſt, eine Abſchrift genommen, die ſich jetzt in der St. Andreas-Bibliothek in London befindet. (L. Z.)

⁂ Sparkaſſen in Frankreich. — Während des verfloſſenen Jahres ſind in den Departementen 87 neue Sparkaſſen errichtet worden. Ihre Geſammtzahl beläuft ſich auf 200, und die von ihnen in den Staatsſchatz niedergelegte Summe auf 90 Millionen Fr. Hiezu hat Paris über die Hälfte beigeſteuert. Die jährlichen Zinſen betragen 3,600,000 Fr.

⁂ Neuheit der Majorität der großbritanniſchen Pairſchaft. — Einem ſchottiſchen Blatte zufolge ſind von den jetzigen 350 engliſchen Pairs 247, und von 28 iriſchen 25, überhaupt von den 394 Pairs des Königreichs 272 ſeit 1760 ernannt. „Wie ſteht es," fragt dann jenes Blatt, „mit dem tauſendjährigen Alter, daß Sir R. Peel der brittiſchen Pairie nachgerühmt hat?"

⁂ Heizung mit Gas. — Von London aus wird geſchrieben: „Die Anwendung von brennendem Gas zum Heizen iſt hier ſchon ſehr verbreitet; neuerdings iſt dieſe Einrichtung in mehreren Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden eingeführt worden."

N° 58. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 9. März.

Arabiſche Lebensbilder.

(Aus dem Munde arabiſcher Erzähler.*)

2.

Amara.

Abdallah Ben Dſchachfar, ein angeſehener Bewohner von Medina, hatte eine Sclavin, ausgezeichnet durch ihren Geſang; deren Name war Amara. Er liebte ſie heftig und hielt ſie höher als ſeine übrigen Sclavinnen. Einſt nahm er ſie mit ſich zu einem Freunde, dem Mowijah, einem Emir in Syrien; woſelbſt ſie deſſen Sohn Jeſid ſah, und er ihren Geſang hörte. Jeſid ward hingeriſſen von ihren Reizen und ihrem Geſang, und eine heftige Neigung zu ihr entbrannte in ſeinem Herzen. Nur das Anſehn ſeines Vaters, des Emirs, konnte die Äußerung ſeiner heftigen Liebe zurückhalten; und dabei hatte er keine Hoffnung zu ihrem Beſitz zu gelangen. Er verbarg ſeine Neigung, bis ſein Vater ſtarb und das Emirat auf ihn gelangte. Nun erkundigte er ſich bei allen Medinenſern, welche zu ihm kamen und zu denen er in dieſer Angelegenheit Vertrauen faßte, nach ihr und nach der Art, wie er zu ihrem Beſitz gelangen könne. Man ſtellte ihm die Unmöglichkeit, zu dem Beſitzthume des Abdallah Ben Dſchachfar zu gelangen, und ſein Anſehn bei Hohen und Niedern, ja bei Jeſid ſelbſt vor, und daß er nicht gezwungen werden könne zu einem Verkaufe deſſen, was er um nichts in der Welt hingeben würde, und zeigte ihm, daß er bloß durch Liſt etwas ausrichten könne. Da befahl er die Herbeiſchaffung eines Mannes aus Irak, der durch ſeine Sitten, Scharfſinn und Menſchenkenntniß zu einem ſchwierigen Unternehmen geeignet wäre. Man ſuchte einen ſolchen auf und brachte ihn zum Jeſid. Als ſich dieſer überzeugt hatte, daß der Herbeigerufene die vorhin genannten Eigenſchaften im gehörigen Maaße beſitze, und von ſeiner Geſchicklichkeit ein glücklicher Ausgang der Sache zu hoffen ſei, ſprach er zu ihm alſo: „Ich habe dich gerufen wegen einer Sache. Erreichſt du ſie, ſo iſt es dein Glück auf Lebenszeit, denn ein reichliches Geſchenk werde ich dir zukommen laſſen, wenn Allah, der Geprieſene, es will.“

Darauf erzählte er ihm ausführlich den ganzen Verlauf der Sache, und erhielt zur Antwort: „Nur mit Liſt wird man von Abdallah erlangen können, was ihm an's Herz gewachſen iſt; denn unzugänglich iſt das, was du verlangſt. Jedoch hoffe ich es mit Hülfe Allah's zu bewerkſtelligen, nur unterſtütze mich mit Geld, damit ich einſchiffen kann, was ich wünſche.“ Da nahm er von den köſtlichſten Früchten Syriens, ägyptiſche Seidenſtoffe, kaufte Waaren zum verhandeln, als Sclaven, Vieh und Anderes der Art. Dann reiſ'te er nach Medina, ſtieg in den Vorhof des Abdallah ab und miethete eine Wohnung an ſeiner Seite. Darauf ging er zu ihm und ſprach: „Ich, ein Mann aus Irak, bin des Handels wegen hierher gekommen, und möchte gern die Ehre deiner Nachbarſchaft und deines Schutzes genießen, bis ich verkauft habe, was ich an Waaren mitbrachte. Abdallah ließ ſeinem Hausverweſer den Befehl geben, daß er den Fremden ehren und ihm ein bequemes Lager bereiten ſolle in ſeiner Wohnung. Nachdem ſich nun der Irakenſer ausgeruht hatte, beſuchte er bisweilen den Abdallah, lernte ihn perſönlich kennen und ſchickte ihm zum Geſchenk ein leichtgebautes Maulthier, ſeidne Stoffe von Irak und ſonſt noch kleine Geſchenke. Dabei ſchrieb er ihm: „Mein Herr, ich bin ein Handelsmann und der Segen Allah's iſt reichlich über mir. Ich ſchicke dir hier einige Geſchenke verſchiedener Art von ſeidnen Stoffen und Wohlgerüchen, dazu ein gut zugerittenes Maulthier, bequem zum Reiten, welches du für deine Reiſen gebrauchen kannſt. Ich aber bitte dich bei deiner Verwandtſchaft mit dem Geſandten Allah's, daß du nimmſt mein Geſchenk und mich nicht betrübſt durch Zurückſendung deſſelben. Denn ſiehe, ich bin Allah Dank ſchuldig für dein und deines Hauſe Wohlwollen gegen mich, und gewiß meine größeſte Hoffnung auf dieſer Reiſe iſt, deine Freundſchaft und die Ehre deines Umgangs mir zu erwerben." Da befahl Abdallah, das Geſchenk anzunehmen und ging zum Gebet. Nachdem er zurückgekehrt war, begab er ſich zu dem Irakenſer in deſſen Wohnung. Sogleich kam dieſer auf ihn zu, küßte ihm die Hand und nahm ihn äußerſt freundlich auf. Da bemerkte Abdallah eine Feinheit der Bildung, einen Witz und eine Beredſamkeit, die ihn in Erſtaunen ſetzte. Der Irakenſer ſchickte ihm von nun an alle Tage Geſchenkchen und benahm ſich vortrefflich gegen ihn, ſo daß Abdallah ausrief, es vergelte Allah dieſem unſerem guten Gaſtfreund und erfülle uns mit Dankbarkeit, denn nicht können wir ſo reichlich vergelten, wie er.

---

*) Vergl. Nro. 20 des Phönix von d. J.

So ging es fort, bis einmal Abdallah in Anweſenheit des Irakenſers die Amara aus dem Harem herbeirufen ließ. Nachdem ſie ſich nun an einem heiteren Zuſammenſitze vergnügt, und der Irakenſer Amara's Geſang gehört hatte, wunderte er ſich darüber und es ſtieg ſeine Bewunderung immer höher. Abdallah, dem dies nicht entging, freute ſich deſſen ſo, daß er ſagte, „haſt du wohl ſo Etwas geſehen, wie die Amara." „Nein, bei Allah," war die Antwort des Irakenſers, „noch nie ſah ich Etwas ihr ähnliches, aber ſie paßt auch nur für dich, und ich bin überzeugt, daß man in der ganzen Welt kein Mädchen findet, ſo ſchön von Geſicht und von ſo angenehmen Eigenſchaften." „Und wie hoch ſchätzeſt du ſie?" fragte Abdallah. „Nur für das Chalifat gäbe ich ſie hin," war die Antwort. „Du ſagſt dies um meine Meinung in Betreff der Amara zu loben," ſprach hierauf Abdallah, „und meine Freude noch mehr anzureizen." Da erwiederte der Irakenſer, mein Gebieter, „ſiehe ich bin ein Kaufmann, ich häufe Dirhem auf Dirhem, Gewinn auf Gewinn; und wenn du mir ſie gäbeſt für 10,000 Denare, ſo würde ich ſie nehmen." „Zehntauſend Denare," fragte Abdallah. „Ja," war die Antwort, „und nicht weiß man in jetziger Zeit eine Sclavin von ſolchem Preiſe." „Ich verleihe ſie dir," erwiederte Abdallah, „für zehntauſend Denare." „Und ich nehme ſie," ſprach Jener. Da ſprach Abdallah, „ſie gehört dir," und es erwiederte Jener, „der Kauf iſt geſchloſſen." Darauf ging der Irakenſer weg. Am andern Morgen brachte er das Geld zu Abdallah, ohne daß dieſer es wußte, und man meldete ihm: „Du haſt an den Mann aus Irak für zehntauſend Denare verkauft." „Das iſt der Preis für die Amara," ſprach er, ſchickte es wieder zurück und ſchrieb dabei, „ich habe nur mit dir geſcherzt und ſagte ich dir nicht, daß unſer Einer ſolch ein Mädchen nicht verkauft?" Aber es antwortete ihm der Irakenſer, „wahrlich im Kauf iſt Scherz und Ernſt gleich." Da entgegnete ihm Abdallah: „Wehe dir, nicht weiß ich ein Mädchen von ſolchem Preis, wie du ihn bezahlt haſt, hätte ich ſie an Jemand verkauft, fürwahr ich hätte ſie dir überlaſſen. Aber wirklich ich habe nur geſcherzt, und nicht um den Beſitz der Welt verkaufe ich ſie, ſo ſehr werth iſt ſie mir und ſo heftig liebe ich ſie." Darauf antwortete ihm der Irakenſer: „Magſt du auch geſcherzt haben, ich habe Ernſt gemacht, und nicht kann ich wiſſen, was du denkſt. Kurz ich beſitze nun die Sclavin und habe an dich ihren Preis geſchickt; daher darfſt du ſie nicht behalten, und ich muß ſie nehmen." Da verweigerte er ſie ihm. Und es ſprach der Irakenſer: „Ich habe zwar keinen Beweis, aber ich werde dich ſchwören laſſen beim Grabe des Propheten, dem der Allah günſtig ſei und gnädig, und bei ſeiner Lehre." Als nun Abdallah den Ernſt ſah, ſagte er: „Was für ein übler Gaſtfreund biſt du! Niemals iſt zu mir ein Reiſender gekommen und bei mir abgeſtiegen, der ſolches Herzeleid über mich gebracht hätte, wie du. Laſſeſt du mich aber ſchwören, ſo werden die Leute ſagen, „Abdallah hat ſeinen Gaſtfreund übel behandelt und dahin gebracht, daß er den Eid von ihm fordert. Aber fürwahr Allah, deſſen Andenken geprieſen ſei, weiß, daß ich in dieſer Sache ſeine Geduld und ſeine große Langmuth verſuche." Darauf ließ er durch ſeinen Hausverweſer das Geld nehmen und das Mädchen ausſtatten, mit dem was ihr gehörte von Dienern, Kleidern und Spezereien; und ſie wurde ausgeſtattet mit einem Werthe, der ſich auf dreitauſend Denare belaufen mochte. „Und dies," ſprach Abdallah, „iſt ſie das, womit du mich geſegnet haſt, o, Allah, zu dem ich um Hülfe flehe!"

Der Irakenſer zog mit der Sclavin aus Medina, und nachdem er die Stadt verlaſſen hatte, ſprach er zu ihr: „Amara, bei Allah, nicht gehörſt du mir an, denn meines Gleichen kauft nicht eine Sclavin für zehntauſend Denare, und nicht würde ich zu einem nahen Verwandten des geſandten Allah's, über den ſich Allah erbarme, geben, um ihm zu einem Beſitze ſein Liebſtes in der Welt zu rauben, ſondern in bin ein Abgeſandter von Jeſed Ben Moawijjah. Ihm gehörſt du nun an, und um in deinen Beſitz zu gelangen, hat er mich geſchickt. Jetzt aber verſchleiere dich vor mir (und wenn eine böſe Begierde über mich kommen ſollte, und mein Herz Neigung faßte zu dir, ſo weiſe mich zurück). Darauf brachte er ſie nach Damaskus, und als er dort ankam, brachte man ihm die Leiche des Jeſid entgegen, der ſeinen Sohn Moawijjah Ben Jeſid zum Emirat ernannt hatte. Der Irakenſer blieb einige Tage; dann ging er zum Moawijjah, erzählte ihm die Geſchichte und ſagte ihm ſchmeichelnd, daß keiner der Amaijaden dem Moawijjah ähnlich ſei in ſeiner Zeit an Scharfſinn und Frömmigkeit.

Nachdem er ſeine Erzählung geendigt hatte, erwiederte Moawijjah: „Die Sclavin gehört dir, ſowie Alles, was ihr Abdallah mitgegeben hat. Aber entferne dich ſogleich und laß in keiner Gegend Syriens etwas von dir hören." Da entfernte ſich der Irakenſer.

Darauf ſprach er zu Amara: „Bei unſerer Abreiſe aus Medina ſagte ich dir, daß du dem Jeſid angehörſt, jetzt biſt du mein Eigenthum. Aber ich rufe Alles zum Zeugen an, daß du dem Abdallah Ben Dſchachfar gehörſt und daß ich dich zu ihm zurückbringe. Jetzt aber verſchleiere dich vor mir."

Darauf brachte er ſie nach Medina und ſtieg wiederum in der Nähe von Abdallah ab. Da kam zu Abdallah einer von ſeinen Dienern und meldete ihm: „ſo eben iſt der Mann aus Irak, dein Gaſtfreund, welcher ſo übel gegen uns gehandelt hat in deinem Vorhof abgeſtiegen, Allah möge ihn ſterben laſſen." „Laſſet ihn abſteigen" ſprach Abdallah, „und behandelt ihn gütig."

Nachdem nun der Irakenſer ausgeruhet hatte, ließ er dem Abdallah ſagen: „Ich gäbe mich hin für dich, wenn du mich nur einen Augenblick erhören wollteſt, damit ich dir erzählen könnte, was ich gethan habe." Abdallah gab ihm Gehör. Da ging er zu ihm, reichte ihm die Hand, und Abdallah ließ ihn neben ſich ſetzen, worauf er ihm den ganzen Hergang der Sache erzählte. „Bei Allah," fügte er hinzu, ich übergebe ſie dir, ehe ich ſie geſehen habe und meine Hand ſie berührt hat. Sie iſt wieder zurückgegeben, und Allah, der Geprieſene weiß, daß ich nur in deiner Gegenwart ihr Geſicht ſah. Darauf ließ er ſie herbeiholen mit der ganzen reichlichen Ausſtattung, welche ſie von Abdallah empfangen hatte. Sie aber, beim Anblick Abdallah's, ſank in Ohnmacht; eben ſo Abdallah. Da ging der Irakenſer aus dem Gemach, und das Haus erſcholl von dem Freudenruf ſeiner Bewohner. Unter Thränen ſprach Abdallah: „Iſt dies ein Traum, oder iſt es Wahrheit, was ich für wahr halte? Und es ſprach wieder der Irakenſer: „wahrlich er hat ſie dir wiedergegeben deiner vorzügliche Treue, deiner Geduld bei dem was recht iſt und deiner Fügſamkeit in daſſelbe. Da rief Abdallah: „Lob ſei dir, Allah! Du weißt, daß ich mich ihrer enthielt, daß ich ehrte die Treue und mich an dich hingab. Du haſt ſie mir wiedergeſchenkt durch deine Gnade, dir ſei Lob!" Dann wendete er ſich zu dem Irakenſer und ſprach: „O mein Freund aus Irak, was gibt es auf Erden für eine größere Verpflichtung, als die, welche ich gegen dich habe? Allah, der Geprieſene, vergelte dir!"

Der Irakenſer blieb noch einige Tage, und Abdallah erkaufte für ihn eine Schafheerde für dreizehntauſend Denare. Dieſe ließ er ihm durch ſeinen Hausverweſer zukommen, mit den Worten: „Verzeih, und wiſſe, daß wenn ich dir auch Alles geſchenkt hätte, was ich beſitze, ich dich doch noch für höher achte, als dieſes." Der Irakenſer reiſte ab, und reich an Ehre und Geld.

Kunſtausſtellung in London.

Die gegenwärtig eröffnete Gemälde-Ausſtellung in dem britiſchen Inſtitut (british institution) iſt weder reich an vollendeten Leiſtungen, noch Viel verſprechend für die Zukunft. Zu den ausgezeichnetſten Werken gehören mehrere, die uns bereits bekannt ſind, wie M'Cliſe's Makbeth und Karl I., Knight's Schiffbrüchige, Howard's Bacchus, wie er den Nymphen von Nyſa überbracht wird, und Partridge's Belinda. Unter den Novitäten verdient vor Allen Rothwell's Calliſto (Nro. 420), eine unbekleidet unter Bäumen ſchlummernde Nymphe, ausgezeichnende Erwähnung, ſo wie deſſen „Calabrier in den Straßen von Rom" (Nro. 54), welche auf ihren Pifferari's ſpielen: ein kleines Genrebild voll Leben und Charakter. Auch Horsley's „Zinstag im 16. Jahrhundert zu Haddon-Hall" (Nro. 182) hat ſehr vieles Schönes. Von Cope's, eines jungen Künſtlers, Arbeiten iſt unſtreitig „die unerwartete Rückkehr" (Nro. 437) das Beſte. Ein Hochländer Krieger begegnet ſeinen Kindern an der Thüre ſeiner Hütte, während ſein Weib, ſeine Schritte hörend, eben aufſteht, ihm entgegen zu eilen, noch ungewiß, ob es nicht ein Traum iſt. Das Bildchen iſt voll Wahrheit und Empfindung. — Auch dieſes Jahr ſind wieder viele venetianiſche Tableaux eingeſendet worden, die Beſten von Inskipp, Holland und Hart. Am meiſten Stoff haben die Werke von Scott und Shakspeare den jungen Künſtlern geboten; das ausgezeichnetſte Bild aus dieſem Kreiſe iſt Naſh's Dover Cliff, doch ladet keines zu längerem Verweilen ein.

Erwähnung verdienen noch Traſer's „Dankſagung", eine Quäker-Familie, welche in ſtillem Dankgebete für das Mittagsmahl begriffen; dann Mrs. Carpenter's „Zwillings-Schweſtern" (26), Webſter's „Überraſchung" (68) und Miß Emma Joner's „junge Israeliten" (77). Zu ſchönen Hoffnungen berechtigt auch Miß F. Corbeaux's „Janie Gray" (419).

Nächſt dieſen können noch ein paar Dutzend Landſchaften, Marinen und Viehſtücke als werthvolle Leiſtungen hervorgehoben werden; wir nennen hier aber nur eine Schnee- und eine Fluß-Scene von Lee, eine venetianiſche Veduta von Stanfield, Vicker's Anſicht vom Zürcher See, eine Landſchaft von Fielding und ein Seeſtück von Cooke, dann mehrere vielverſprechende cambriſche Anſichten von Woodward, Poole's „windiger Tag" (80), die trefflichen Viehſtücke von S. Cooper, Stanley's „Gunsburg in Deutſchland," und einige gefällige landſchaftliche Genre-Bilder von Stark, Wilſon, Tennant und Linnell.

Dies die Bilder, welche bei einem erſten Überblick die Aufmerkſamkeit am lebhafteſten in Anſpruch genommen. Bei den meiſten hat die empiriſche Wirklichkeit den Gegenſtand geboten; zu religiöſen Darſtellungen ſcheint die Veranlaſſung zu fehlen.

Monument für Mozart.

Mozart's Don Juan feiert am nächſten 4. November ſein fünfzigjähriges Jubiläum. Der Verfaſſer des Textes dieſer Oper, Abbate da Ponti, jetzt 92jährig, lebt in New-York, wo er noch kürzlich die italiäniſche Oper dirigirte. — Von ſeiner Geburtsſtadt Salzburg, wo der großherzoglich oldenburgiſche Kapellmeiſter Pott (ſ. Phönix 1836, Nro. 213) im Sommer vorigen Jahres ein Concert zur Feier Mozart's gab, erging im September vorigen Jahres ein Aufruf an alle Kunſtfreunde Deutſchlands, zu Beiträgen für ein dem Meiſter in ſeiner Vaterſtadt zu errichtendes Denkmal. In Laybach wurde vor einiger Zeit bereits ein Concert zu dieſem Zwecke gegeben, in Grätz wurde im Januar dieſes Jahres gleichfalls eine große muſikaliſche Feier vom ſteiermärkiſchen Muſikverein veranſtaltet; die vorkommenden Piecen, durchgängig von Mozart's Compoſition wurde von einem über 100 Stimmen ſtarken Chor und einem gegen 100 Perſonen ſtarken Orcheſter ausgeführt. — Außerhalb der öſterreichiſchen Monarchie iſt Darmſtadt die erſte deutſche Stadt, welche eine Mozartsfeier veranſtaltet, deren reiner Ertrag als Beitrag zum Denkmale nach Salzburg geſchickt werden wird. Dieſe Feier iſt eine dramatiſch-muſikaliſche, und findet am 14. März im Hoftheater bei feſtlich erleuchtetem Hauſe ſtatt. Se. königl. Hoheit der Großherzog von Heſſen und Se. Hoheit der Erbgroßherzog intereſſiren ſich auf das Huldreichſte dafür. Wir werden ſpäter darüber berichten.

Auch in Prag iſt eine Subſcription zur Gründung eines Monumentes für Mozart eröffnet worden. Man erinnert ſich der Worte des Meiſters, welcher bei dem Zweifel am Erfolge ſeiner Compoſitionen ſagte: „Die Böhmen werden mich verſtehen.“ — Das Denkmal würde in Prag ſelbſt aufgerichtet werden, und vorläufig iſt der Ertrag zweier muſikaliſcher Produktionen zur Begründung des Fonds beſtimmt.

Feuilleton.

⁂ Lançon. — Der Dreikampf zwiſchen den Stegreifrednern Cicconi, Pradel und Langenſchwarz hat den letzteren in einen Zweikampf mit einem vierten Improviſator verwickelt. Herr Baptiſte Lançon, ein junger, ſehr hoffnungsvoller, aber, wie es ſcheint, etwas vorlauter franzöſiſcher Stegreifredner ſoll ſich auf eine Weiſe über die Leiſtungen unſeres Landmannes geäußert haben, welche erſt zu einem Wortwechſel, dann zu einem Zweikampf zu St. Mandé Veranlaſſung gegeben. Herr Lançon wurde leicht am Arme verwundet. Von ſeiner ungemeinen Gedankenfertigkeit hatte er noch kürzlich einen glänzenden Beweis gegeben. Er ließ ſich erſt aus ſämmtlichen Namen der Anweſenden Damen 3 ausloosen; — er erhielt Auguſta, Sophie, Julie; dann gab man ihm 18 Bouts rimés und eben ſo viele Buchſtaben für die Anfänge der 3ten Hemiſtiche, und alsbald fertigte er folgendes dreifache Akroſtichon:

A trois soeurs.

Au milieu de vous trois . . Insensé qui dit non,
Une de vous offrant . . . . Ou sa main ou sa joue,
Gracieuses beautés . . . . Qu'on admire et qu'on loue,
Union des trois soeurs . . Chères au Parthénon,
Soeurs divines, d'un mot . Calmant une bataille,
Trois grâces en dansant . . Se tenant par la taille,
Avec un doux sourire, . . Un regard de Houris,
Semant à pleines mains . . La blanche Marguerite,
Ou recevant, à trois . . . Trois pommes de mérite
Par la main du berger . . Qui baptisa Paris.
Hélas! ma faible plume . . Est valetudinaire,
Il faut pour tant d'attraits . Un poète nouveau,
Enflammé du beau feu. . . Si brillant chez Voltaire:
Je ne puis sans son art . . Achever mon tableau,
Un peintre plus heureux . . L'exposerait au Louvre,
L'artiste se verrait . . . . De la foule chéri,
Il dirait: attendons . . . . Le mois de mars qui l'ouvre,
Et puisse mon tableau . . Désarmer le Jury!

⁂ Huſſens Standbild zu Konſtanz. — In einer der Kirchen von Konſtanz hatte man ein Standbild von Huß am Fuße der Kanzel ſo angebracht, daß dieſe demſelben gleichſam den Fuß auf den Nacken zu ſetzen ſchien. „Alte Weiber“ beiderlei Geſchlechts hielten es für frommen Brauch, das Standbild im Vorbergehen anzuſpucken. Kaiſer Joſeph ließ auf ſeiner Durchreiſe daſſelbe weiß anſtreichen und einen Spucknapf daneben ſtellen. Von dieſer Zeit an hörte der alte Brauch auf. Später wurde auch das Standbild weggethan. Jetzt, ſo berichtet der Spiegel, hat die Bürgerſchaft die Abſicht, dem alten Huß ein Denkmal zu ſetzen.

⁂ Ein nordamerikaniſcher König. — Der General Jackſon war im Jahr 1832 mit 707,217, — Herr von Buren iſt jetzt mit 761,632 Stimmen zum Präſident der Vereinigten Staaten erwählt worden. Süd-Carolina nicht mit einbegriffen, hatte Herr von Buren in den übrigen Staaten eine Majorität von 27,713 Stimmen; jenen Staat eingerechnet aber nur eine von 16,313.

⁂ Richard Carliſle, Buchhändler zu London, der ſich ſeit vielen Jahren durch den Verkauf von gottesläſterlichen Schriften berüchtigt gemacht, und häufig zu langer Gefängnißſtrafe verurtheilt worden, hat kürzlich vor dem Friedensrichter in Guildhall mehrere Erklärungen beſchworen, in denen er bekennt, daß er durch das Leſen der Bibel nunmehr von der Richtigkeit des chriſtlichen Glaubens überzeugt ſei und vor Gottes Angeſicht verſichere, ein Chriſt und Proteſtant zu ſein.

⁂ „Der Himmel mit ſeinen Wiedererſcheinungen und die Hölle,“ aus der lateiniſchen Vorſchrift des Swedenborg in's Deutſche übertragen von L. Hofacker, und „das große Jenſeits, nun erſchaulich gewiß“ (1838) von L. Hofacker — wurden kürzlich von der königl. baieriſchen Polizeidirektion mit Beſchlag belegt. —

⁂ Engliſche Novitäten. — Herr W. Walton (Eſq.) hat in dieſen Tagen „The revolution in *Spain*“ in 2 Bdn., und die Herren Macgregor Laird und R. K. Oldfield haben auch in 2 Bänden ihr „Narrative of an expedion into the interior of *Africa* (by the river Niger, in the steamvessels Quorra and Alburkah“ in 1832, 1833 u. 1834), und Lady Mary Fox in einem Band „An account of an expedition into the interior of *New Holland*“ herausgegeben.

⁂ Muſikfeſt zu Birmingham. — Bei dem jährlichen großen Muſikfeſte, welches diesmal zu Birmingham Statt finden wird, ſoll u. a. Felix Mendelſohn's Oratorium Paulus unter perſönlicher Leitung des Componiſten aufgeführt werden.
(P. St. Z.)

⁂ Der Stephansthurm zu Wien wird bald bis zur Uhr abgetragen. Das hierzu nöthige Gerüſt ſoll mehr als 10000 fl. koſten.

⁂ Das „Quarterly Review,“ welches Walters Scott's Schwiegerſohn Lockhart redigirt, hat jetzt 9000 Abonnenten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 59. 1837.

Phönix.

Freitag, 10. März.

Neues
zum „Erbaulichen und Beſchaulichen“ von Friedrich Rückert.

1. Adam und Eva.

Herrlich war des Schöpfers Plage
Nun am ſechsten Schöpfungstage
Mit Erfolg gekrönt, und ohne
Tadel ſtand der Schöpfung Krone
Auch der Menſch auf's Allerbeſte,
Und zu Adam's Hochzeitfeſte
Fehlte eines, Eva nur.
Einſam war er auf der Flur
Eingeſchlafen in Gedanken,
Die mit ſeinem Schöpfer zanken:
„Allen ſchuf er Luſtgeſellen,
In den Lüften, in den Wellen,
Wo mit Fiſchen Fiſche ſchlüpfen,
Wo mit Hirſchen Rehe hüpfen,
Und mit Vögeln Vögel ſtreichen,
Mir nur ſeh' ich keine gleichen.“
Selbſt nun eine, die ihm gliche,
Dacht' er eine minnigliche,
Eine einzig minniglich
Dacht' er in ſich inniglich.
Doch der Schöpfer harrte nur,
Bis ihn feſter auf der Flur
Eingewiegt die Frühlingslüfte.
Leiſ' eröffnet' er die Hüfte,
Und den minnigſten Gedanken
Nahm er d'raus, um den in Schranken
Schönſter Leiblichkeit zu hüllen,
Und mit Sehnſucht auszufüllen
Eine Lücke, die entſtanden
Dort, wo Eva kam abhanden.
Alles, was einſt Menſchen ſollten
Fühlen, welche lieben wollten,
Alle Fülle ſüßer Flammen
War in Adam's Bruſt beiſammen;
Alle Anmuth, alle Schöne,
Alles, was einſt ſeine Söhne
Sollt' an ihren Töchtern reizen,
War vereint in Eva's Reizen.
Lang' ſchon ſaß der Gottesſchimmer
Vor ihm, und er ſchlief noch immer;
Endlich eines Blickes Macht
Traf ſein Aug', er war erwacht.
„Die du mir genüber ſitzeſt,
Wie die Sonn' in's Auge blitzeſt,
Aus mir ſelbſt biſt du genommen,
Wie biſt du dort hingekommen?
Mir, ich fühl's, gehörſt du an,
Sei nicht ferne, komm heran!“
Eva lächelte verlegen:
„Kommen ſoll ich dir entgegen?
Komm du doch entgegen mir!
Dich erwartend ſitz' ich hier.“
Und er iſt zu ihr gekommen,
Und ſie hat ihn angenommen.
Davon iſt der Brauch entſtanden,
Daß ſeitdem in allen Landen
Männer zu der Frauen Garten
Geh'n, und Frauen ſie erwarten.

Charakteriſtik Genf's.

(Fortſetzung).

Die aus reichgewordenen Kaufleuten, Induſtriellen, in der Fremde geadelten oder in den obern Staatsämtern ſeit Jahrhunderten bewährten alten Geſchlechter, theils italiäniſchen, theils ſpaniſchen, franzöſiſch-proteſtantiſchen oder einheimiſchen Urſprungs, ferner einige begüterte Fremden bilden die obere Geſellſchaft, wo man die alten hiſtoriſchen Namen Turettino, Saladin, Galatin, Lullin de Chateauvieux, Grenus, Pictet, die Candolle's, de la Rive, Maurice, Sellon, den Genfer Banquier Aymard,*) die Finanz-Namen Bartoloni **) und Pavre Bertrand u. ſ. w. u. ſ. w., jedoch weder die beſten Genfer Maler Hornung, die Landſchafter Diday und Calame, ſowie die beſten Muſiker und andere Künſtler der Stadt trifft.

Einigen einflußreichen Damen, denen ich deßhalb meine Bemerkungen mittheilte, behaupteten: „Man würde die Kunſtwelt ſehr gern aufnehmen, die Herren fänden ſich hier aber deplazirt und gezwungen. Ihr Ton iſt nicht der unſerige, und der unſerige wird nie der ihrige ſein,

Ich erlaubte mir zu bemerken, wie die Künſtler ſich gewiß ohne Zwang und nicht deplazirt finden würden, wenn ein weniger zeremonieller und mehr freiſinniger Ton Talente anerkannter Art einladen und auffordern wollte.

Der Sinn für Kunſt und Literatur iſt aber in den höheren Zirkeln Genf's mehr ein gütiges Herablaſſen, als ein lebendiges Gefühl für das Schöne und Erhabne, mehr ein gnädiges, augenblickliches Hinblicken, als ein innewohnender, kultivirter Sinn.

Die Erziehung ſelbſt thut wenig dafür, der plaſtiſche Sinn, das muſikaliſche Ohr und noch mehr das tiefe Gemüthsleben werden faſt nie angeregt, um eine blühende, heitere, lebensfriſche Anſicht zu erlangen. Die Genfer mögen ſich gegen dieſe Behauptung noch ſo viel ſträuben und vertheidigen, die Thatſache iſt unbeſtreitbar, ſie bewegen ſich in zu proſaiſchen Richtungen, um den Künſten huldigen zu können, ſie lieben ihre Dichter und Künſtler nicht; ſie beſitzen Millionen, ſie ſind das reichſte Völkchen der Welt, ſie führen das Wort Vaterland fortwährend im Munde, für gemeinnützige, philantropiſtiſche Anſichten ſcheuen ſie kein Opfer, aber für die höchſten Läuterer des Geſchmacks, für die edelſten Eröffnungen göttlicher Ergießung, für heimathloſe Künſtler und Dichter thun ſie nichts.

Der junge Dichter Galloir iſt in Paris elend untergegangen, und man mag alle möglichen Urſachen anführen, als habe er ſich ſelbſt untergraben, als ſei er ſein eigener Mörder geweſen, eine nie zu befriedigende, urſprünglich für den Untergang beſtimmte Bildung, Galloir iſt nicht der einzige junge Genfer Künſtler, der in ſeinem Vaterlande unbeachtet und ungeliebt, unaufgemuntert und unaufgerichtet blieb.

Ein geborner Genfer ſelbſt, A. Schourel, jetzt Profeſſor an der Berner Univerſität, klagt ſeine Vaterſtadt derſelben Gleichgültigkeit gegen jedes Imaginations- und künſtleriſche Streben an: „Ne Vous étonnez pas," ſchreibt er, „que le talent de M. Richard *) reconnu et encouragé par Victor Hugo à 120 lieues de distance n'ait pu être apprécié à Genève que de quelques personnes, les actions de la poesie indigène s'y cotent en baisse; si elle est libérale et forte elle ne s'y cote plus. C'est pourquoi Galloix le Malfilatre genèvois est mort à Paris, Charles Didier voyage et Richard est à Berne."

A. Thourel, der neueſte Geſchichtsſchreiber von Genf, hätte hinzufügen können: „Und man ſage nicht, die Lokalität iſt zu klein, man konnte dieſe Talente nicht gehörig unterbringen, eine größere Sphäre lockte ſie, Frankreich wird uns immer unſere beſten Köpfe anziehen." Galloir, der arme, nervenſchwache Jüngling, den man verkannte und verſpottete, Richard, der keine Kröſusſchätze verlangt, der verſtorbene Bildhauer Chaponnière, dem man zu ſeinen Lebzeiten einen Platz im Muſeum verweigerte; ſie alle haben weder Aufmunterung noch Schätzung in Genf gefunden. Chaponnière mußte erſt in Paris ſein Fähigkeits-Patent geholt und auf den Triumphbogen der Eliſeiſchen Felder ſein ſchönes Basrelief, die Ermordung Kleber's, für die Nachwelt gemeißelt haben, um in Genf geachtet und beachtet zu werden. **)

Carl Didier, der durch ſein „Unterirdiſches Rom" in der franzöſiſchen Literatur eine ehrenwerthe Stellung eingenommen, hat ebenfalls in Genf keine Theilnahme gefunden oder erſt dann, als ſie ihm anderer Orten beſſer zu Theil geworden. Hält man den Genfern dieſe Thatſachen vor, ſo erwiedern ſie, wir können nicht mit Paris und großen Lockbühnen rivaliſiren; unſer Terrain iſt zu klein, um ausgezeichnete Talente würdig zu ſtellen.

Dies iſt aber nur ein Scheingrund, alle Genfer Künſtler beklagen ſich über die geringe Theilnahme ihrer Landsleute und ſehen viel zu gut ein, daß wenn auch in dem kleinen Raume ihnen nicht der Wirkungskreis geboten werden kann, den nur das Auftreten auf einer großen Schaubühne darbieten kann, jedoch ihnen die erſte Anregung, die erſte Aufmunterung, das für junge Herzen ſo wohlthätige Lob nicht fehlen dürfte, um fortzuſchreiten. Der wahre Grund, warum jedoch in Genf Kunſt und Künſtler ſtiefbrüderlich behandelt werden, liegt in der Tendenz der Genfer Bildung, in der Richtung der Erziehung, in den induſtrieus und praktiſch ausgebildeten Fibern des Nationalcharakters und namentlich in dem Vorrange, den man den ſpeziell-wiſſenſchaftlichen Studien auf Koſten der ſchönen Künſte, der Literatur,

---

*) Im botaniſchen Garten liegt ein im italiäniſchen Styl gebautes Haus, welches die etwas ſchwulſtigen Genfer *le chateau Aymar* nennen.

**) Beſitzer der reizendenden Villa Bartoloni am Genfer-See.
Der Verfaſſer.

*) Richard d'Orbe iſt unſtreitig der beſte jetzt lebende ſchweizer Volksdichter. Seine Poeſie iſt voll Mark und Schwung und weniger üppig als dythyrambiſch. Seine Form iſt hier und da noch im Vollkommnen. Der Verfaſſer.

**) Ein anderer Verkehr mit den intereſſanteſten franzöſiſchen literariſchen und anderen Solennitäten geliebener, ebenſo humaner als geiſtvoller Mann, Herr von Chateauroux, in der politiſchen Welt wegen ſeiner Briefe von St. James, in der agronomiſchen als eine Auctorität und überall als das Muſter eines feinen und eleganten Weltmannes bekannt, hat in letzter Zeit den Ankauf und die Ausſtellung der als Idee intereſſanten Gruppe Goliath und David von Chaponnière für Genf in Anregung gebracht. D. Verf.

der Philoſophie, überhaupt der Äſthetik jeder Art, leider wegen des bedrückenden Einfluſſes berühmter Spezialitäts-Männer zu Theil werden läßt. (F. f.)

Religiöſes und kirchliches Leben in Frankreich.

(Schluß).

I. **Katholiſche Kirche.** Zuerſt gibt uns Herr Pflanz eine Überſicht von den Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalten. Die von Napoleon gegründete Univerſität von Frankreich, iſt „eine mit dem Unterricht und der öffentlichen Erziehung in ganz Frankreich ausſchließlich beauftragte Körperſchaft“ Unter ihr ſtehen 28 Akademien, welche theils nur aus einer, theils aus mehreren Facultäten beſtehen. Unter ihnen ſtehen die königlichen und die Communal-Collegien, ſo wie alle Privat-Unterrichtsanſtalten und die Primair- oder Elementarſchulen. Unabhängig von jenen Akademien ſind die Seminarien für die Geiſtlichkeit. Eigentlich ſollten die Candidaten derſelben auch die theologiſchen Facultäten beſuchen. Hr. P. behauptet indeß, die Biſchöfe erlaubten denſelben nicht mehr dieſen Beſuch, weil die Profeſſoren dieſer Facultäten auf die gallikaniſchen Freiheiten verpflichtet werden; ſo gebe es jezt nur noch eine neufranzöſiſche ultramontane Kirche in Frankreich (24). Dieſer Iſolirung des Klerus habe zwar die Ordonanz vom 25. December 1835 zu begegnen geſucht, welche akademiſche Grade zur Erwerbung der einträglicheren Pfarrſtellen erheiſcht; bis jezt ſei aber dieſe Anordnung ohne Wirkung geblieben. — Von den ſorgfältig geſammelten Nachrichten über den Gymnaſialunterricht führen wir nur an, daß die, von de la Salle 1724 geſtifteten, von Napoleon 1808 hergeſtellten, dann 1824 erneuerten Schulen der frères des écoles chrétiennes auch von dem doktrinairen Miniſterium wieder begünſtigt werden. Von 1440 Brüdern und 221 Novizen werden 239 Inſtitute beſorgt, was als Gewinn anzuſehen, da im Jahre 1834 noch 15,000 Gemeinden waren, die kein Geld für Schulen verwilligen wollten. — Die Schullehrerbeſoldungen ſind ſehr gering; für Mädchenſchulen iſt noch ſehr wenig geſorgt. Zur Errichtung von Kleinkinderſchulen hat aber Guizot ſeit 1833 überall aufgemuntert.

Hinſichtlich der wiſſenſchaftlichen Bildung des Klerus bemerkt Hr. P., daß jezt nicht mehr von der alten ehrwürdigen gallikaniſchen Kirche die Rede ſei; vielmehr herrſchten bei dem franzöſiſchen Klerus die Grundſätze der Jeſuiten vor. Die jungen Kleriker werden von Kinderjahren an abgeſondert erzogen; etwas Latein, wenig Griechiſch, gar kein Hebräiſch; dies die philologiſchen Vorſtudien der künftigen Theologen Frankreichs. Mit der neueren Philoſophie werden ſie nicht bekannt gemacht. Ihr Lehrbuch iſt die ſogenannte Lyoner Philoſophie von 1782, im Jahre 1834 neu aufgelegt. Die ehemals ſo berühmte Sorbonne hat gegenwärtig keine theologiſchen Zuhörer. In den Seminarien wird keine Exegeſe gelehrt, Nichts von Kritik, Hermeneutik, bibliſcher Archäologie, grammatiſch-hiſtoriſcher Interpretation. Selbſt Kirchengeſchichte und Kirchenrecht werden in der Regel dort nicht gelehrt, praktiſche Theologie ſehr unvollſtändig; von Theorie der Kanzelberedſamkeit und Katechetik keine Rede. Dogmatik wird noch im ſcholaſtiſchen Gewande, Moral als Caſuiſtik vorgetragen.

So findet denn Hr. P. „die Klagen über Unwiſſenheit der Geiſtlichen nur zu gerecht“ (129). Über den moraliſchen Wandel derſelben höre man jedoch keine Klagen. Auch ſei bei denſelben die Abſchaffung des Cölibats nicht in Anregung gekommen; lobenswerth bei ihnen die Einrichtung der jährlich einmal gehaltenen Retraite.

Unter der Rubrik „äußere Stellung des Klerus“ finden wir angegeben, daß die barmherzigen Schweſtern jezt 300 Häuſer in Frankreich haben. Außerdem gibt es dort noch Lazariſten, die Miſſion vom h. Geiſte, die Geſellſchaft der Prieſter von St. Sulpice, Brüder der chriſtlichen Schulen und Frauenklöſter für Unterricht und Erziehung. Für die Seminarlehrer hatte zwar der Art. 24 des Concordats Unterſchreibung der Deklaration von 1682 vorgeſchrieben; ſeit der Reſtauration ſei aber dieſe Vorſchrift in Abgang gekommen.

Was die Weltgeiſtlichen betrifft, ſo kömmt auf 10,000 Seelen nur ein Pfarrer, auf 1000 Seelen ein Geiſtlicher. Ein Pfarrer 2ter Klaſſe unter 60 Jahren hat nur 1200, für die Succurſales hat ein Vikar nur 300 Franken Gehalt! Für ganz Frankreich gibt es jezt 3 Cardinäle, 14 Erzbiſchöfe, 66 Biſchöfe, 1211 Canoniker, 3261 Pfarrer, 24.517 ſg. Deſſervans, 6989 Vikarien, 449 Kapläne, 945 Aumoniers, 1158 Direktoren, Profeſſoren ꝛc. bei den Seminarien, überhaupt alſo 11.732 Weltgeiſtliche. Frauenklöſter gibt es 3024 mit ungefähr 18,000 Nonnen; aber nur 18 Klöſter ſind dem beſchaulichen Leben gewidmet.

Von der Wirkſamkeit des Klerus läßt ſich ſchon nach dem Vorhergehenden wenig erwarten, da ihm nur geringe geiſtige und weltliche Mittel zu Verfügung ſtehen. Den näheren Angaben des Hrn. P. zufolge, laſſen die Geiſtlichen in den Schulen bibliſche Geſchichte und den „ſcholaſtiſchen Diözeſan-Katechismus“ auswendig lernen und rezitiren. Überhaupt — wenig gute Prediger; vorzüglich die Furcht angewendet, um dem Volke die Religion ehrwürdig zu machen. „Thut Buße, das Gericht iſt nahe,“ dies der Refrain, der faſt in allen Vorträgen der franzöſiſchen Prediger wiederkehrt. Alles wird zum Strafgerichte gemacht für die Philoſophen und Schöngeiſter; als Mittel, demſelben zu entgehen, Faſten, Abläſſe, Wallfahrten, Roſenkranz u. dgl. empfohlen. Der Geſang und viele Gebete bei dem Gottesdienſt, — welcher ausführlich beſchrieben wird, — ſind noch lateiniſch. Die Sonntagsfeier zu Paris ſehr wenig beachtet. Eigene Sittenpolizei hat der Pfarrer nicht auszuüben; auch werden keine Kirchenconvente gehalten. Strenge übt aber der Klerus das Recht der Excommunikation und der Verweigerung des kirchlichen Begräbniſſes, und dringt im Beichtſtuhle auf Beobachtung der Faſten- und Abſtinenzgebote, — jedoch ohne merklichen Erfolg. Auch die öſterliche Beichte und Communion wird von Wenigen gehalten. Von der im Jahr 1830 zu Paris in Folge einer angeblichen Viſion gefertigten, jetzt auch in Baiern verbreiteten Wundermedaille aber ſind auch in Frankreich viele Tauſende abgeſetzt worden. Häufig werden auch noch Abläſſe ertheilt.

Zum Beſchluſſe dieſes Abſchnittes giebt uns Hr. Pf. als Reſultat: „daß die franzöſiſche Geiſtlichkeit durch Lehre, Cult- und Kirchendisziplin das religiöſe und kirchliche Leben eifrig zu fördern ſucht, daß aber dieſer Eifer nicht immer die gewünſchten Früchte trägt, theils, weil die Geiſtlichkeit ſelber *größtentheils* aus Mangel an gründlicher, wiſſenſchaftlicher Bildung in der Wahl der Mittel nicht durchweg glücklich iſt, theils auch, weil in dem Volke noch viel zu wenig religiöſer Sinn ſei, als daß ihr Streben, wenn es auch zweckmäßiger wäre, gehörigen Anklang finden könnte“ (224).

Herr Pf. ſucht dann den *Einfluß* zu beſtimmen, welchen die *Literatur* auf das Volk ausübe. Er meint, die *Journaliſtik* ſpiele hierbei die größte Rolle. Überall Tagblätter zu finden: in den Kaffeehäuſern, in den Gärten des Luxembourg, in den Omnibus. Politik — Hauptſache; Religion nur als Mittel angeſehen. Schließe der Klerus ſich der Regierung an, dann erhebe ſich Indifferentismus als Oppoſition; ſei die Regierung chriſtlich (?), dann die Oppoſition antichriſtlich. Am weiteſten in das Volk hinab reichten die kleinen ſatyriſchen Journale. Die Schriften aus den Zeiten und im Geiſte der Enzyklopädiſten gehörten noch immer zu den geleſenſten Volksſchriften. Von einigen wackeren Männern, — Juſſieu, Bradt, Lemaire, Picot, Furgler, Buchon, Bökel, Made u. m. a., — ſeien neuerdings Verſuche gemacht worden, durch gute Volksſchriften (namentlich die Bibliothèque populaire), auf das Volk zu wirken; in den wenigſten ihrer Schriften ſei jedoch die Religion berückſichtigt. Mehr zu hoffen ſei davon, daß man in der letzteren Zeit faſt alle Schriften unſeres Kinderfreundes Chr. *Schmidt* in's Franzöſiſche überſetzt. Von den Dichtern übrigens *Béranger* Volksdichter, wie vor ihm noch Keiner. Herr Pf. führt (S. 239 — 241) das Urtheil an, welches Herr von *Weſſenberg* in ſeinen „Betrachtungen ꝛc.“ (1835) über Béranger's Lieder gefällt, und findet Nichts hinzuzuſetzen. Es iſt das Urtheil eines wohlwollenden deutſch-katholiſchen Geiſtlichen; aber kein Urtheil von welthiſtoriſchem Standpunkte. — Hinſichtlich des Katholizismus der neuen Romantiker beruft Herr Pf. ſich auf Saint-Marc-Girardin, der mit Recht bemerkt: „ſprechet nicht mehr von dem alten Katholizismus Boſſuet's; wir haben an ſeiner Stelle einen *phantaſtiſchen* Katholizismus.“ Doch rühmt Herr Pf. die Religioſität Lamartine's und die Arbeiten Chateaubriand's, erwähnt flüchtig die philoſophiſchen Beſtrebungen Guizot's (?), Couſin's u. a. m., gedenkt der 1821 gegründeten société de la morale chrétienne, die zwar mehrere wichtige Preisſchriften erzielt, aber in Bezug auf chriſtliche Lehre indifferent ſei. Die neueſte theologiſche Literatur beſteht, Herrn Pf. zufolge, mit Ausnahme von Genoude's Raison du christianisme, faſt nur in neuen Auflagen älterer Werke, zahlreichen Überſetzungen und Ausgaben des Thomas à Kempis, Ablaßbüchlein u. dgl. m. Bibeln ſind bis jetzt über eine Million Exemplare von der engliſchen Bibelgeſellſchaft in Frankreich verbreitet worden.

Demnächſt beſpricht Herr Pf. den Einfluß, den die *Kunſt* auf das Volksleben ausübe. Das Schauſpiel biete nur das Unerhörte, ſei eine Schule des Laſters; das Luſtſpiel biete nur das Leichtfertige, Frivole, die bildende Kunſt theils Schlachtgewühl, das Gräßliche, Entſetzliche, theils das Laſterne; was die Muſik betrifft, ſo finde ſich in Frankreich außer dem römiſchen Choral keine Kirchenmuſik. Überhaupt trage in Frankreich die Kunſt zur Weckung und Förderung des religiöſen Lebens wenig bei, es gehe kein religiöſer Grundton durch ſie hin.

Wir übergehen, was Herr Pf. über das Verhältniß der Regierung zur katholiſchen Kirche bemerkt, und wenden uns zur *proteſtantiſchen* oder vielmehr *reformirten* Kirche; denn die meiſten franzöſiſchen Proteſtanten gehören der von Calvin und Beza gegründeten reformirten Confeſſion. Die aus derſelben ſich zum geiſtlichen Stande beſtimmen, machen ihre Studien auf den Collèges, daher dieſelben „vor den katholiſchen Geiſtlichen den Vorzug einer höheren wiſſenſchaftlichen Bildung erhalten.“ Es fehle indeß der proteſtantiſchen Kirche in Frankreich (wohl überall) an innerer und äußerer Einheit. Auch hier Spaltung in Rationaliſten und Pietiſten. „Auf Seiten der erſteren, das müſſen wir anerkennen — ſchreibt Herr Pf., findet ſich größere Wiſſenſchaftlichkeit, findet ſich Mäßigung und Verträglichkeit; auf Seiten der letzteren dagegen ein unbeſchränkter Glaubenseifer.“ Im Ganzen haben die 4 Mill. Proteſtanten 610 Pfarreien: nämlich die Reformirten 384 (unter 89 Conſiſtorien) in 54, die Augsburger Confeſſionsverwandten 226 (unter 31 Conſiſtorien) in 8 Departementen.

Was Herr Pf. über die neueren kirchlichen Erſcheinungen beibringt, bietet uns nichts erheblich Neues.

Die *Reſultate* aller ſeiner Beobachtungen über das religiöſe und kirchliche Leben faßt er in folgende zwei Sätze: „es mangelt dem größeren Theil der Prieſter die Weihe der Wiſſenſchaft, und dem größeren Theil der Laien die Weihe des Glaubens“ (319).

Im Ganzen iſt die Darſtellung und der Sammlerfleiß des Herrn Verfaſſers zu rühmen. Seine Schrift liefert einen werthvollen Beitrag zur kirchlichen Statiſtik Frankreich's. Druck und Papier ſind preiswürdig.

F. W. Carové.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 60. 1837.

Phönix.

Samſtag, 11. März.

Neues
zum „Erbaulichen und Beſchaulichen“ von Friedrich Rückert.

2. Kabil und Habil
(d. i. Kain und Abel).

Friedlich lebten ohne Fehden
Menſch und Thier im Garten Eden.
Als ſie waren d'raus vertrieben,
War die Eintracht noch geblieben;
Der Verbannung Noth und Plagen
Half das Thier dem Menſchen tragen.
Schafe gaben ihre Wolle,
Daß er nackt nicht frieren ſolle,
Und das Rind geduldig trug
Für ſein Brot das Joch im Pflug.
Doch das Leid kam bald genug.
Als mit Bruder Bruder grollte,
Kabil Habil morden wollte,
Blieb vom Grimm, hier angeſchürt,
Nicht die Thierwelt unberührt;
Doch der Rabe,
Sagt man, habe
Es der erſte vorgeſpürt.
Er, vom böſen Geiſt gemahnt,
Hat des Menſchen That geahnt,
Und den Weg ihm vorgebahnt.
Rabe, ſagt die heil'ge Fabel,
Forderte den Bruder Raben
Zum Zweikampf auf Krall' und Schnabel,
Wo die beiden Menſchenknaben,
Habil, Kabil, Achtung gaben;
Und als er des Bruders Schlaf
Mit der ſcharfen Waffe traf,
Sank er hin in Todesſchlaf.
Habil ſah, und wußte nicht
In der Unſchuld, was er ſahe;
Kabil aber fand ein Licht,
Wie er ſeinen Bruder ſahe.
Nimmer hätt' er es erdacht,
Hätt' es ihm nicht vorgemacht
Rabe, der darum verflucht
Sei, daß er ein Herz verſucht,
Und den Mord zur Welt gebracht.
Aber als er war vollbracht,
Schmeckte bitter ihm die Frucht,
Die er hatte ſüß gedacht;
Er begann den Tod zu ſchmecken
In des Bruders Tod mit Schrecken.
Mit der Reue grinſ't die Sünde
So ihn an, daß in die Schlünde
Er des Abgrunds, in die Gründe
Möchte ſich des Meers verſtecken,
Sich dem Anblick zu verdecken.
Doch die Sünde zu begraben
Lernt' er auch von jenem Raben,
Der nicht lange ſtill verharrte,
Sondern friſch im Boden ſcharrte,
Und in's Loch den Bruder grub,
Munter dann hinweg ſich hub.
Kabil bracht' auch Habil'n unter,
Doch hinweg ging er nicht munter,
Unſtet ohne Raſt und Ruh'.
„Mörder, Brudermörder du!“
Riefen Berg und Thal ihm zu.
Nicht nur Habil's fromme Herde,
Auch das Wild rings auf der Erde
Floh die wildere Geberde
Kabil's, fürchtend, daß Gefährde
Seine Näh' ihm bringen werde.
Seitdem mag das Thier nicht wohnen
Bei dem Menſchen, denn es ſpricht:
„Seinen Bruder ſchont er nicht,
Wie denn ſollt' er uns verſchonen?“

Charakteriſtik Genf's.

(Fortſetzung).

Dieſe Erſcheinung iſt ein Produkt des in allerneueſter Zeit noch mehr in ſpecieller, rein-wiſſenſchaftlicher Hinſicht ausgedehnten Studienplans, welcher die Quellen des Muſenborns verſtopft, dagegen er alle Schleuſen der Naturgeſchichte, Botanik, Phyſik u. ſ. w. bis zur Überſchwemmung aufzieht und durch unzählige Kanäle in alle Poren der Genfer Jugend eindringen läßt.

Die Bischen Poeſie, ein Bischen Schönheitsgefühl, ein Bischen Kunſtſinn, ein klein wenig Humaniora aber würden ſicherlich nicht ſchaden.

Ich werde in einem beſonderen Kapitel, von einer gelehrten Genfer Auktorität unterſtützt, auf dieſen Gegenſtand zurückkommen.

So beſitzt Genf einen Hiſtorien- und Genremaler Hornung, der mit einem in ſeiner Art einzigen Colorit und einer nicht ſeltenen Energie der Auffaſſung zu den intereſſanteſten jetzt lebenden Künſtlern gehört, nichts deſtoweniger oder vielleicht eben deßhalb von der Genfer Kritik, von Privateiferſüchteleien und von demſelben Geiſte, der die jungen Dichter und Schriftſteller unbeachtet ließ, angefeindet und falſch beurtheilt wurde. Eine kleine, hämiſche, privatiſirende Kritik, welche der ſchon früher erwähnte Penſionmeiſter Töpfer leitete, warf ihre Coterie-Galle, ihre Coterie-Eiferſucht, ihre Coterie-Engherzigkeit auf den anſpruchloſen Maler, als ob Genf ſo viel Künſtler beſäße, um den einzigen, wahrhaft Tüchtigen, den ſie im Genre- und Hiſtorienfache beſitzt, mißhandeln zu können.

Solche Miſere läßt ſich auch in größerer Sphäre blicken, kann jedoch unmöglich ihr Treiben lange fortführen, bezeichnet aber in Genf den richtigen Standpunkt eines Coterie-Weſens, einer Coterie-Stadt, die noch nicht zur Erkenntniß der Kunſt gelangt iſt, und mit ihrem Vernünftigſein, mit ihrem aſchgrauen Phlegma, mit ihrer Nichtexaltation, mit ihrer lauwarmen Beurtheilung groß thut, Rouſſeau, dem einſt Geächteten und Verbannten, eine Bildſäule ſetzte, Nationalismus und Methodismus, Germanismus und Franzöſismus, Proteſtantismus und Induſtrie-Trockenheit, Ariſtokratismus und Republikanismus an einander würfelt und durch einander wirft, und trotz ihrer kleinen Bevölkerung eben ſo gut wie alle großen politiſch-lebenden Staaten den Übergangsprozeß der Gegenwart zu einer anderen Zukunft fühlt, zerriſſen wie alle moderne Moſaikgeſellſchaften, und trotz dem anſcheinend noch exiſtirenden Kitte der Vergangenheit nach und nach ihre Eigenthümlichkeit abſtreifet und ſich geſellſchaftlich häutet.

Alle Klagen über den Verluſt des Nationalſtempels werden in Genf wie andrer Orten wenig fruchten und den allgemeinen Austauſch der Völker wenig hindern.

Die Individualitäten wie die Nationalitäten verallgemeinen ſich heutigen Tags immer mehr, und mögen die eigentlichen Genfer noch ſo wehklagend ihre Lokalbegriffe in Staub zerfallen ſehen, die alte Sitte, das alte Geſchlecht, den Nationaltypus elegiſch zurückrufen; mag auch dieſe Klage aus reſpektirlichen Organen noch ſo wehmüthig klingen, namentlich wenn ſie ein zitternder Greis eine erprobte Tüchtigkeit, ein ehrwürdiges Silberhaupt die alte Zeit von gutem Schrote nennt; die modernen Jeremiaden werden nur ein Privat- und Individuen-Gefühl bleiben und nichts rückgängig noch ungeſchehen machen können, was eben ein Produkt der Zeiten geworden iſt.

Die Genfer Künſtler, Schriftſteller, Dichter und Denker, welche einer andern Anſicht als einer engherzigen, eingeſchnürten huldigen, über ihre Stadtgrenze hinauszuſchauen wagen, den Schneckenhausbewegungen freie Schritte, den kleinen Schwefelholzreibungen große Richtungen vorziehen; ſie ſind nicht die Einzigen, welche in der Gegenwart leiden und beleidigt werden, aber ſie haben gerechte Urſache, über ihre Stellung in ihrer Vaterſtadt zu klagen, wo es auf 27,000 Einwohner gegen 20 Millionen gibt, wo Privatleute von mehr denn 30,000 Francs jährlichen Einkommens kaum 6000 auszugeben wagen, wo dieſe Reichen ihre genialen Maler im Unterrichtgeben abnutzen und ausbeuten, anſtatt durch großartige Beſtellungen ihren Patriotismus und ihr lokales Stadtgefühl, womit ſie ſo gern Rad ſchlagen, zu bekunden.

An andern Orten und namentlich in mehreren deutſchen Ländern iſt der Mangel an reichen Beſitzern wirklich ein Hinderniß für den Künſtler, in Genf hingegen ſind die meiſten reichen Familien ein Hinderniß für die Kunſt. Dieſer Ausſpruch mag paradox ſcheinen, wäre aber faktiſch und nahmhaft zu beweiſen.

Es gibt einige wenige Ausnahmen, die eben deßhalb um ſo ehrenwerther ſind, wie z. B. der Profeſſor der Phyſik, A. de la Rive, welcher, ohne ein Kenner der Kunſt zu ſein, jedoch das richtige Gefühl beſitzt, wie ein bedeutendes Vermögen auch bedeutende Verpflichtungen nach ſich zieht, indem Niemand das Recht hat, ein ungeheures Kapital, wie der Geizhals in der Fabel ſeine Schätze, zu begraben und alſo das Leben und Regen verbreitende Mittel zu einer todten nichtsfruchtenden Maſſe anzulegen. Ich ſpreche hier von intelligenten Zinſen, denn an materiellen laſſen es weder Genfer noch anderortige Harpagone fehlen. Ein reicher Geizhals verdient aber, als ſchlechter Bürger, gebrandmarkt zu werden und iſt ſchon eben durch das Verſäumniß ſeiner Obliegenheiten unheilbringender, als der wildeſte Verſchwender.

Um jedoch nicht angeklagt zu werden, meine Farben dunkel zu wählen und den Genfer Charakter vorurtheilsvoll zu zeichnen, iſt es auch nöthig, die Lichtſeiten der Genfer Geſellſchaft anzuführen.

(Fortſetzung folgt).

Das britiſche Muſeum.

Auf die unter obigem Namen begriffenen National-Sammlungen des reichen engliſchen Volkes, welches durch ſein Gold und den Verkehr mit den fernſten, unbekannteſten Ländern mehr als jedes andere im Stande iſt, die ſeltenſten, werthvollſten Gegenſtände aus dem Naturreiche, wie aus dem Bereiche menſchlicher Kunſt und Wiſſenſchaft, ſich zu verſchaffen, war ich vor Allem geſpannt. Dieſe Spannung war vermehrt durch die Beſchreibungen mancher, mir in Paris bekannter Engländer, welche die Pariſer Schätze im Vergleiche zu den Londonern tief herabſtellten — ein Fehler, den die Briten mit andern Nationen theilen, beſonders auch mit den guten Deutſchen, die, einem großen Theile nach, nur das erkennen und loben, was auf dem heimiſchen Boden erzeugt und erworben iſt. Mit eigenen Augen wollte ich daher ſehen und vergleichen; ich beſuchte das britiſche Muſeum, eine von den wenigen Anſtalten Londons, die den Beſuchenden gratis offen ſtehn. An drei Wochentagen, Montag, Mittwoch und Freitag, kommen Einheimiſche wie Fremde, das Muſeum in Augenſchein zu nehmen; es wird nur gefordert, daß ſie in den Stunden von 10—4 Uhr ſich melden, ihre Namen in ein dazu gehaltenes Buch eintragen, anſtändig gekleidet, nicht unter zehn Jahre alt ſind, und mitgebrachte Stöcke und Regenſchirme vor dem Eintreten in die Säle abgeben. Die Aufſicht und Ordnung in den verſchiedenen Gemächern handhaben mit langen Stäben verſehene, ſonſt aber in Civil gekleidete Offizers; die Engländer ſcheinen bei öffentlichen Angeſtellten die Uniform und Livreen nicht zu lieben; nirgends, außer bei Privaten, erblickt man deren; wie ganz anders bei andern Nationen, man denke nur an die rothen, mit Silber beſetzten Stöcke der franzöſiſchen [illegible]ns, an die bunten Farben der deutſchen Aufſeher. — Das Gebäude, in welchem die Sammlungen aufgeſtellt und aufbewahrt werden, [illegible] in der Great [illegible] *). Es war früher P[illegible] der Herzöge von [illegible] einer Namens Ralph [illegible] dem franzöſiſchen [illegible]meiſter Püget aufführen ließ. Styl und Ausführung, ſind nach dem verdorbenen franzöſiſchen Geſchmacke vom 17ten und Anfange [illegible] Jahrhunderts. [illegible]ons, Thürme und Zinnen, kein Ganzes, [illegible] einzelnen Theilen, wie [illegible] Enſemble. Im Jahre 1753 kaufte die engliſche Regierung das große, [illegible]te Gebäude und beſtimmte es zu der Aufnahme [illegible] von jener Zeit an und ſchon früher, theils durch Ankauf, theils durch Schenkungen und Vermächtniſſe, zuſammengebrachten Merkwürdigkeiten. Hans Sloane verkaufte im genannten Jahre eine beträchtliche Bibliothek und viele geſammelte Seltenheiten verſchiedener Arten um einen geringen Preis dem engliſchen König, er und Robert Caton, der dem Beiſpiele Sloane's folgte, werden als die erſten Gründer der Anſtalt genannt und geehrt. Später, denn bis jetzt hatte der König aus Privatmitteln den Ankauf beſtritten, bewilligte das Unterhaus bedeutende Summen zu den vorhandenen Schätzen; König, Staat und Privaten wetteiferten von nun an, ſie zu vervollſtändigen.

Wir traten in das Thor, vor dem zwei große, rothröckige Grenadiere mit Bärenmützen Wache halten. Den innern, von Arkaden mit ioniſchen Säulen umgebenen Hof durchſchreitend, gelangen wir zu einem dem Eingange gegenüberſtehenden Pavillon, in deſſen unterm Raume ein Büreau, wo der Eintretende ſeinen Namen in ein großes Buch eintragen und ſeinen Schirm oder Stock abgeben muß. Rechts führt eine Flügelthüre zu den Sälen der großen Bibliothek, links ein Gang zu denen der Antiquitäten. Wir ſteigen zuerſt die breite, ſteinerne Treppe hinauf, werfen auf das an den untern Stufen placirte Nilpferd einen Blick und einen andern auf die von einem Franzoſen, de la Foſſe, gemalte Decke, die Scene repräſentirend, wie Phaëton vom Apollo die Leitung des Sonnenwagens für einen Tag ſich erbittet, wobei der Künſtler nicht unterlaſſen konnte etwas von dem modernen Paris, die Kuppel der Invaliden, anzubringen. Auf dem in der Mitte der Treppe befindlichen Abſatze ſtehen mehrere ausgeſtopfte Thiere, ein Llama, ein Büffel, ein Eisbär u. ſ. w. und oben an der Treppe drei Giraffen und wieder ein Nilpferd. — Wir gehen in das erſte Zimmer, deſſen Plafond Phaëton's Mißgeſchick darſtellt. Die Glasſchränke in dieſem Gemache bieten, bunt durcheinander, indianiſche Kleidungsſtücke, Waffen, Geräthſchaften, indianiſche Webereien, buntfarbige, aus Federn zuſammengeſetzte Mäntel, Götzenlarven und Kopfſchmuck; Götzen aus Holz und Metall, Kanoë's, Fiſchergeräth u. ſ. w. Von allen Inſeln und allen Stämmen ſind von dem Kapitän Cook an bis auf neuere Zeiten dieſe Curioſa zuſammengetragen, von den Eſkimo's und Sandwichsinſulanern, von den Patagoniern und nordamerikaniſchen Indianern, von afrikaniſchen, aſiatiſchen, neuholländiſchen und amerikaniſchen Wilden. Das zweite, dritte und vierte Zimmer enthalten ſeltene Pflanzen und Früchte, die beſonders durch Joſeph Banks und vordem ſchon durch Sloane geſammelt wurden. Sie befinden ſich in Glasſchränken an der Seite, und in Glaskaſten inmitten der Räume. Hier weilte ich nicht lange, da ich nur wenig von der Botanik verſtehe, die Pflanzen überdem ſchlecht erhalten, die Zimmer von dem Steinkohlenfeuer ſchwarz geräuchert und die Glasſcheiben der Schränke und Kaſten angelaufen und kaum durchſichtig waren. Nicht länger blieb ich in den drei folgenden Gemächern, in denen die Bibliothek von Joſeph Banks und eine geringe Inſektenſammlung aufgeſtellt ſind. Nur eine Handſchrift auf Papyrus, in lateiniſcher Sprache, aus Ravenna vom Jahre 572 datirt und im ſiebenten Zimmer aufbewahrt, feſſelte mich etwas länger. Im achten Zimmer ſind in der Mitte

---

*) Zum Unterſchiede von der kleinen Ruſſelſtraße, ſo benannt nach der alten, berühmten Familie Ruſſel, deren jedesmaliges älteſtes Glied der Herzog von Bedford iſt. Der derzeitige Miniſter Lord John Ruſſel iſt ein jüngeres Glied dieſes Geſchlechts.

unter Glas viele Wachsabdrücke der Wappen der älteſten engliſchen Könige und edeln Geſchlechter, an den Seiten in Schränken Vaſen aus Glas, Erde und Bronze, Götter und Idole, Figuren, Porträts, Ringe, Lanzenſpitzen, Becher, Inſtrumente und Gefäße aus allen Zeiten und allen Ländern. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Buckland's naturwiſſenſchaftliche Exegeſe der Geneſis.** — Das Werk, auf welches Dr. **Wiſemann** (ſ. Nro. 30) Bezug nimmt, iſt von jenem oxfordiſchen Profeſſor unter dem Titel: „geology and mineralogy, considered with reference to natural theology," herausgegeben worden. Wie gewaltſam Herr Buckland die Geneſis mit den Ergebniſſen der Naturforſchung in Uebereinſtimmung zu bringen ſucht, mag aus folgender Stelle entnommen werden: „Millionen von Millionen Jahren möchten den unbeſtimmten Zeitraum ausgefüllt haben zwiſchen dem Anfang, in welchem Gott Himmel und Erde geſchaffen und dem Abend oder Anfang des erſten Tages des Moſaiſchen Berichtes." — Eine ähnliche Tendenz und gleiche Gewaltſamkeit macht ſich bemerklich in des Herrn Magiſters W. J. Iron's Abhandlung: „on the whole doctrine of final causes, with the character of modern deism."

⁂ **Die Verhandlungen über die Kultusfreiheit der Iſraeliten im Königreiche Sachſen.** — In der Sitzung der erſten Kammer des Königreich's Sachſen vom 21. Febr. kam der Geſetzentwurf, die Religionsübung der Juden und den für dieſen Endzweck ihnen zu geſtattenden Erwerb vom Grundeigenthum betreffend, zur Berathung. Bei vollen Tribunen ſprachen die Herren **Ziegler** und **Klipphauſen** zuerſt gegen die mit jenem Entwurf zuſammenhangende Emanzipationsfrage, faſt alle anderen Redner aber erklärten ſich für jenen Entwurf. Am meiſten Eindruck machte die ebenſo freiſinnige als geſchichtsgelehrte Rede des Herrn Dr. **von Ammon**, des Verfaſſers der Schrift „die Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion."

⁂ **Dickenſon über die zehn nicht nach Paläſtina zurückgekehrten Stämme Iſraels.** — In der königl. aſiatiſchen Geſellſchaft zu London wurde am 21. Januar d. J. eine Abhandlung des verſtorbenen **Dickenſon** verleſen „über das Schickſal der zehn Stämme von Iſrael nach dem Falle von Samaria." Herr Dickenſon iſt geneigt, der Anſicht beizuſtimmen, welche Winslow, ein Handelsmann in Neuengland um 1549 dem indiſchen Evangeliſten John Eliot zuerſt mitgetheilt, wonach die nordamerikaniſchen Indianer hebräiſchen Urſprungs wären. Demnächſt verbreitet er ſich über die ſchwarzen Juden von Malabar, die ſich noch immer Beni-Iſrael, und nicht Juden, nennen.

⁂ **Sternſchnuppennächte.** — Herr **Benzenberg** fordert in öffentlichen Blättern auf, „den 10. und 11. Auguſt d. J. die Sternſchnuppen zu beobachten." — von **Brandes** und ſeinen Mitarbeitern in Breslau ſind an dieſen Tagen im J. 1823 in 2 Stunden 140 und von **Chaldni** am 10. Auguſt 1815 eine außerordentliche Menge Sternſchnuppen geſehen worden. — Hat man nun bereits vom 10. — 11. Nov. oder auf die [illegible]-Nacht im **Mai** hingewieſen, ſo glauben wir ebenwohl von der Auguſtnacht auf die 6 Monate davon entfernte **Februarnacht** aufmerkſam machen zu dürfen. C.

⁂ **Preisausſetzung für Bildhauer.** — Die königl. Akademie der Künſte zu Berlin wird am 3 April d. J. eine öffentliche Preisbewerbung in der Bildhauerei veranſtalten. Der Preis beſteht für die Inländer in einem Reiſeſtipendium von jährlich 500 Rthlr. auf drei nacheinander folgende Jahre. Die Arbeiten müſſen am 15 Juli eingeliefert, der Preis wird am 3. Auguſt d. J. ausgetheilt werden.

⁂ *L'oeuvre de Saint-Regis.* — Die Débats v. 19. v. M. zeigen an, daß am folgenden Tage die Verſammlung zu Gunſten des **Werkes des Sankt-Regis** in der Kirche des h. Rochus Statt finden ſolle; Abbé **Zander** werde predigen, ein muſikaliſcher engliſcher Gruß werde folgen, die Geldeinſammlung von den Gräfinnen de Vaſtin und de Coislin und von Madame Chreſtien beſorgt . . . Dieſes im Jahr 1826 geſtiftete Werk bezweckt der Ausbreitung des Concubinats in den unteren Ständen Einhalt zu thun, und den unordentlich lebenden Armen (jedes Cultus) die zur Eingehung einer bürgerlichen und kirchlichen Ehe nothwendigen Akten zu verſchaffen. Schon ſind durch Fürſorge dieſer Verſammlung ſeit 1826 mehr als 4000 Ehen geſchloſſen, mehrere tauſend natürliche Kinder legitimirt und ſehr viele Findlinge aus dem Waiſenhospital zurückgezogen worden.

⁂ **Italiäniſche Novitäten.** — Von **Raincourt's** „dell' arte col mezzo di monumenti" iſt kürzlich zu Mailand die 91ſte und 92ſte Lieferung erſchienen, von **Labus** „museo della reale accademia di Mantova" der 9te und 10te Faszikel des Bd. III. ſo wie das 65ſte Heft von **Zanotto's** „pinacoteca della J. R. accademia Veneta delle belle arti." Nächſt dieſen bemerken wir noch eine zweite Auflage von **Kotzebue's** teatro, eine erſte der val d'oro von **Zſchokke**, und eine Ueberſetzung von **Tennemann's** Handbuch der Geſchichte der Philoſophie.

⁂ **Ferney**, wo Voltaire viele ſeiner welterſchütternden Schriften geſchrieben, iſt kürzlich verſteigert worden. Der neue Eigenthümer wird dieſe ſchöne Villa in eine Runkelrübenzuckerfabrik verwandeln, und jene Kapelle, welche die eitle Ueberſchrift trägt: „deo erexit Voltaire," wird bald ein Stall oder eine Scheune ſein.

⁂ **Gregorianiſches Muſeum für hetruriſche Alterthümer.** — S. H. Papſt Gregor XVI. hat auf dem Vatikan ein neues Muſeum gegründet, in welchem beſonders **hetruriſche** Denkmäler, wie ſolche ſich im klaſſiſchen Boden vorfinden, aufgenommen werden ſollen. Zur Unterſcheidung vom Clementiniſchen wird es das **Gregorianiſche** Muſeum genannt werden. Am 2 v. M., als dem Jahrestage der Erwählung ſeines Stifters zum Papſte, iſt es feierlich eröffnet worden.

⁂ **Theater in Belgien.** — **Antwerpen** beſitzt jetzt das ſchönſte Theater in Belgien; ſeine Erbauung koſtete 900,000 Fr. Nacheifernd hat nun der Gemeinderath des reichen **Gent's**, der zweiten Hauptſtadt des Königreich's, 700,000 Fr. zum Bau eines neuen Theaters bewilligt.

⁂ **Baßpoſaunen-Virtuos.** — Der königl. Kammermuſikus Friedrich **Belcke** hat am 12. v. M. zu Berlin ein Concert auf der Baßpoſaune gegeben und gebührende Anerkennung für ſeine ſeltene Virtuoſität gefunden.

⁂ **Herr Reiff von Neufchatel**, welcher dem König von Preußen ein Exemplar ſeines **etymologiſchen Wörterbuchs der ruſſiſchen Sprache** überreicht, iſt von S. M. mit der großen goldenen Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft beſchenkt worden.

⁂ **Von Wordsworth's Gedichten** (poetical works) erſcheint jetzt eine wohlfeile Geſammtausgabe in 6 Bänden, von denen die drei erſten kürzlich die Preſſe verlaſſen haben.

⁂ **Verkehr zwiſchen England und Oſtindien.** — Neueſten Angaben zufolge iſt die Zahl der Reiſenden, welche zwiſchen dieſen beiden Ländern jährlich verkehren:

	Ankommende	Abgehende
zu Calcutta	867.	665.
„ Madras	573.	459.
„ Ceylon	45.	17.
	1485.	1141.

⁂ **Koſtſpielige Feierlichkeiten.** — Amtlichen Angaben zufolge wurden der Stadt Paris durch die Kaiſerkrönung 1,743,646 Fr., die Vermählung Marie-Louiſens 2,670,932 Fr., die Geburt des Königs von Rom 600,000, die Taufe des Herzogs von Bordeaux 800,000, und die Krönung Karl's X. 1,164,097 Fr. Koſten verurſacht.

№ 61. 1837.

Phönix.

Montag, 13. März.

Gedichte

von

Henriette Ottenheimer.

1. Das arme Herz.

Das arme Herz — ſein Auge iſt ſo krank,
Nichts kann es mehr im rechten Licht erblicken,
Der Roſen ſchönſte blüht ihm nicht zu Dank;
„Nur Dornen,“ ſpricht es, „ſind damit zu pflücken.“

Das arme Herz — im klaren Morgenthau
Kann es vergoſſ'ne Thränen nur erkennen;
Des Himmels reinſte Bläue iſt ihm grau,
Seit es von theu'rem Glück ſich mußte trennen.

Du armes Herz — ich bitte dich: Vertrau!
Dein Auge bade in des Glaubens Welle,
Erfriſch es auf grüngoldner Hoffnungsau,
Dann wird geſund es wieder ſein und helle.

2. Verſtändniß.

Verſtändniß, ſüße Göttergabe,
Nicht fordern, nicht erkaufen läßt
Sich keine himmliſche Erquickung,
Dein zauberſchönes Seelenfeſt.

Frei blühſt du, eine Sonnenblume,
In liebevollen Menſchen gern;
Zum Glücke gereicht, nicht zum Verdienſte,
Uns des Verſtehens Ordensſtern.

Denn dies geheimnißreiche Auge, —
Wem ſehend es nicht zugetheilt, —
Wird ja durch keinen Arzt der Erde
Von ſeinem ſchwarzen Staar geheilt.

Und in des Herzens Tiefe Keiner
Kann dringen einem Andern ein,
Der in der eignen, warmen Seele
Nicht ſolche Tiefe nennet ſein.

Drum ſchmähe den nicht, dem ſie fehlet,
Trag' ſein Verkennen mit Geduld,
Die Leiden, ſo es dir bereitet,
Sind keines böſen Willens Schuld.

Denn ſo viel Kammern, ſo viel Schlüſſel
Trägt tief im Buſen Jedermann;
Den heil'gen Dietrich hat nur Einer,
Der alle Pforten öffnen kann.

Charakteriſtik Genf's.

(Fortſetzung).

Man findet Leute, welche in ihrer Haushaltung bis zum Exceß ſparſam ſind, den Luxus verbannen und ihre ganze Geſelligkeit in einigen Apart-Zirkeln beſtehen laſſen, für gemeinnützige Anſtalten aber Capitalien hergeben und den Armen mannichfach wohlthun.

Jedoch ſelbſt in der Art, die Armen zu unterſtützen, ermangeln ſie jener *wohlwollenden* Theilnahme, welche der Gabe einen höheren Werth verleiht. Man gibt in Genf viel, aber mit Oſtentation. Die Hausbeſitzer widerſetzen ſich mit aller möglichen Beredſamkeit den Erweiterungen der Stadt nach Außen und dem theilweiſen Anbau der Feſtungswerke, um nicht von den Fremden verdrängt und mit dieſen vermiſcht zu werden, um Genfer zu bleiben, um die alten Sitten, die alte Stadt, die alte Moral zu bewahren, um nicht ein zweites Brüſſel zu werden, um die Lokalfarbe zu behaupten und was der tauſend triftigen Gründe mehr ſind, ihre bedeutenden Hauszinſe jedoch nicht zu vergeſſen, welcher Capital-Grund aber füglich ſcheinheilig genug nicht zuerſt angeführt wird.

Solche Anſichten ſind aber heidniſche Vorurtheile, engherzige und duftloſe Anſichten, kleinſpießbürgerliche ebenſo nüchterne als müſſige Richtungen, zeitwidrige Beharrungen.

Genf wird dem Schickſale nicht entgehen, ſeine Farbe zu verlieren, wie ſie denn ſchon täglich verwiſcht und verbleicht. Größere und nicht ſo ſtark wie die kleine Republik fremden Einflüſſen ausgeſetzte Maſſen und Organiſationen haben ſich verloren. Es kommt jetzt nur darauf an, von der neueren Zeit das anzunehmen, und das anzupaſſen, was am geſundeſten Wurzel faßt.

Die fremde Bevölkerung, welche ſich durch die Vergrößerung der Stadt bei uns anſiedeln möchte, ſagen die Genfer, würde die unſerige verderben und die Fremden, welche bei uns zum Vergnügen herkommen, thun dies ſchon jetzt, indem ſie unſern jungen Mädchen den Hof machen, die Betrogenen ſitzen laſſen! Bleiben wir alſo ſcheu, an dem alten Stadtumfange und den alten Sitten zu ändern.

Frankreich fehlt ihnen, jede Erziehung und politiſche Phraſen konnten und können noch jetzt leicht Bewegtes aufregen und benutzen, während eine beſſere Volkserziehung allein Frankreich mit geſunden Säften ſtärken kann. Dies fühlten ſogar die Partheien in ihrem Intereſſe, und eben deßhalb machte namentlich während der politiſchen Volksgeſellſchaften in Lyon der Volksunterricht *) durch dieſe Geſellſchaften unbegreifliche Fortſchritte.

In Genf iſt der Unterricht von jeher in das Volk gedrungen, und eben deßhalb iſt Genf noch immer die Stadt in Europa, wo die guten Sitten am wenigſten öffentlich beleidigt werden dürfen.

Das Schwierige bei dieſer Behauptung iſt aber, wie die Vergrößerung einer Stadt zu vermeiden ſei, die das Bedürfniß einer ſolchen fühlt. Wird der Bevölkerung, dem ſteigenden Wohlſtande der innere Raum zu eng, ſo wird ſich nothgedrungen draußen eine neue Bevölkerung anſiedeln, ausbreiten, ſtädtiſch bilden und der alte Genferſtamm wird vergeblich eine junge Generation ungeboren machen.

Materielle Ringmauern, Wälle und Baſtione helfen nichts gegen Fremdenverführung und Sittenloſigkeit; moraliſche für die heutigen geſteigerten Civiliſationskrankheiten ſind noch ein Problem, woran wir Alle laboriren. Wer das rechte Mittel findet, wird ein neuer Meſſias. Eine der lächerlichſten und abgeſchmackteſten Anſichten iſt jedoch die, welche die Jetztwelt als eine im Vergleich zu jeder Vergangenheit namenlos verderbte darſtellt. Gebe man ſich doch nur die Mühe, die Chroniken des Mittelalters zu öffnen und die Liederlichkeit der Genfer zur Zeit der Reformation, die Unſittlichkeit, welcher Calvin mit eiſernem Willen ſteuerte, zu betrachten, ſo werden tauſend Einzelnheiten unſere heutige nicht in Schatten ſetzen. *) Sehr oft ſind es auch die Heuchler, nicht ſelten geiſtig Blinde, Befangene und Kurzſichtige welche unſere Zeit verläumden, verkennen oder mißverſtehen und ſich einbilden: weil ſie gealtert ſind und keine Pagenſtreiche mehr begehen können, deßhalb die Tugendhafteſten und Weiſeſten in jeder Zeit geweſen zu ſein.

Genf iſt heutigen Tags in dem obern und vorzüglich in dem vortrefflichen Mittelſtande wirklich moraliſch, und ſicher bei weitem weniger verderbt als die meiſten kleinen Städte Frankreichs, wo die Erziehung vernachläſſigt und die Volksbildung nicht mit der Genfer zu vergleichen iſt. Selbſt die unteren Klaſſen, welche in Fabrik- und Manufakturſtädten immer je mehr Elend, deſto mehr Laſter beweiſen, ſind in Genf wenig verwildert.

Demnächſt wird der Fremde der wohlberechnenden Genfer Regierung eine Aufenthaltskarte bezahlen, als ob des Fremden Aufenthalt der Stadt keinen Geldzufluß bringe. Der arme Handwerker wie der reiche Elegant zahlen beide daſſelbe und zwar merkwürdigerweiſe ebenſoviel, als der geborne Genfer, um Deputirtenwähler zu ſein.

Abends werden überdem die Thore frühzeitig geſchloſſen, und am Eingange der Stadt für Fußgänger, Wagen und Pferde ein bedeutender Zoll erhoben, — Alles Plakkereien und kleinliche Erpreſſungen, die bei einer von den Fremden ſo viel einnehmenden und ſo viel beſuchten Stadt höchſt tadelnswerth ſind.

Ein geiſtreicher Mann ſagte deßhalb mit Recht: „Die Genfer ſind ungemein gaſtfrei, ſie verkaufen uns ihre cartes de séjour (Aufenthaltskarten) und empfangen uns in ihren Gaſthöfen. (Schluß f.)

Das britiſche Muſeum.

(Fortſetzung).

Von hier gelangen wir in einen Saal, the saloon. Die Decke iſt wieder von Charles de la Foſſe gemalt, was das Gemälde aber vorſtellt, kann ich nicht angeben, da es, wie Alles, ſchwarz geräuchert und faſt unkenntlich iſt; die Minerva habe ich allein erkannt und ſpäter geleſen, daß das Sujet die Geburt dieſer Göttin ſein ſolle. In dem Saale ſind theilweiſe in Glasſchränken, theilweiſe auf dieſen und frei an den Wänden ausgeſtopfte Säugethiere aufgeſtellt. Die Beſchreibung der einzelnen Exemplare wird mir der gütige Leſer erlaſſen, ich ſage nur, daß mir die Sammlung der verſchiedenen Affenarten die reichhaltigſte ſchien. Ein großer Orang-Outang zog mich wohl deßwegen beſonders an, weil der vor Kurzem noch lebende, einzige in Europa, mein

---

*) Sehr oft hört man in Frankreich die Fabrikanten wie folgt urtheilen: „Die Liederlichkeit und Verſchwendungsſucht unſerer Arbeiter iſt ſogar ein Glück für uns; denn wenn ſie Alle zurücklegten und ordentlich lebten, ſo würden ſie ſich nur noch deſto mehr als Meiſter niederlaſſen, deren es ſchon genug, ja zu viele gibt." Der Verf.

*) Des gründlichen Geſchichtskenners Baron von Grenus hiſtoriſche Fragmente aus den lateiniſchen Stadtregiſtern von Genf enthalten Mannichfaltiges darüber. Der Verf.

Freund Jack im jardin des plantes zu Paris, nun auch geſtorben iſt. Jack, den ich in Folge der Bekanntſchaft mit einem Inſpektor jenes Gartens ſehr häufig und auch in ſeiner letzten Krankheit beſuchte, war kleiner als der hier befindliche, aber dieſem fehlte Leben und jener beluſtigte durch ſeine tollen, oft genialen Streiche. Nach dem Saale folgt ein Zimmer, das neunte, in welchem theils noch Säugethiere, theils Reptilien, Amphibien und Inſekten aufbewahrt ſind. Eine große Anzahl von Spinnen, Taranteln, Scorpionen u. ſ. w. intereſſirte mich mehr, als die in mit Spiritus gefüllten Gläſern conſervirten, dem Laien nie recht anſchaulichen Präparate. Das zehnte Gemach zeigt uns wieder Reptilien in Spiritus und getrocknet. Von letzterer Art bezeichne ich mehrere Crocodille, Schildkröten, Chamäleons und Schlangen; erſtere übergehe ich ganz. In der Mitte des Gemachs ſteht ein von dem Herzoge von Suſſex geſchenktes Elephantenſkelett, welches von Indien gekommen, aber wenigſtens durch ſeine Größe nicht auffällt. Im eilften Zimmer ſehen wir Fiſche und Corallen, im zwölften engliſche Vögel und in oder um England gefundene Muſcheln, und im dreizehnten Vögel aus andern Ländern und Erdtheilen. Viel möchte und könnte ich über die letzteren Sachen nicht beifügen, ich habe ſchönere Sammlungen von Vögeln geſehen, nicht bloß in Paris; England hätte Mittel und Wege gehabt, eine reichere Collection zuſammen zu bringen, und das Zuſammengebrachte beſſer zu conſerviren und zu placiren. — Wir kamen jetzt in eine lange, von oben erhellte und nicht mit Steinkohlenfeuer, ſondern durch Röhren geheizte Gallerie, the long gallery, ein neuer Ausbau, in dem das mineralogiſche Cabinet und viele merkwürdige Foſſilien zweckmäßig geordnet und aufgeſtellt ſind. Dieſe Sammlungen ſind bis dahin ohne Zweifel die merkwürdigſten und vollſtändigſten. An den Schränken und Kaſten ſtehen die Hauptklaſſen, an jedem einzelnen Stucke auf einem beiliegenden Zettel der Name und der Ort, wo es gefunden, verzeichnet. Das bei der Claſſificirung angenommene Syſtem iſt das des berühmten Schweden Berzeliu's; doch ſind auch unſere ausgezeichneten Mineralogen und ihre Entdeckungen und Unterſuchungen oft erwähnt; wir finden die Namen Werner, Stromeyer, Klaproth, Larmann und Andere. Wie Deutſchlands Gelehrte, ſo ſind auch Deutſchlands mineralogiſche Produkte in großer Anzahl vorhanden und mit ihren deutſchen Namen banannt: Kohlenblende, Zinkblende, Schaalenblende, Hornblende, Buntkupfererz, Silberglanz, Weißerz, Hornſtein, Bildſtein, Strahlſtein, Schillerſpath, Zundererz u. ſ. w. leſen wir mit Beibehaltung der deutſchen Orthographie neben den lateiniſchen Namen. Noch anziehender, als die mineralogiſchen Sammlungen waren für mich die der Foſſilien. Verſteinerte Crocodille, Salamander, Fiſche, Knochen von antediluvianiſchen Thieren u. ſ. w. ſtehen unter Glas an den Wänden, viele unvollkommene und beſchädigte Exemplare ſind kunſtreich reſtaurirt und ergänzt, überhaupt auf dieſen Zweig große Sorgfalt verwendet. Auf jeden Fall iſt das Merkwürdigſte ein verſteinertes Menſchengerippe, welches in Guadeloupe 30—40 Fuß unter der Erde in Kalkſtein (limestone) im Jahre 1800 gefunden, durch den Admiral Cochrane nach England gebracht und durch die Lords der Admiralität dem Muſeum geſchenkt ward. Ich hätte mich gern näher nach dieſer Seltenheit erkundigt, mußte mich aber auf die bei derſelben befindliche Unterſchrift beſchränken, die nur obiges angibt. Eine im Jahre 1816 über dieſen Gegenſtand erſchienene Abhandlung konnte ich mir nicht verſchaffen, eben ſo wenig neuere Forſchungen und Angaben ausfindig machen. Sollte man von dieſem Skelette nicht einen Beweis für antediluvianiſche Menſchen herleiten können? Wäre dem, ſo müßten aber die Präadamiten nicht, wie die Thiere jener Urzeiten, von übergewöhnlichen Körperformen geweſen ſein, das guterhaltene weibliche Skelett hat nur die Körpergröße und Form der heutigen Menſchen. — In dieſer Gallerie hängen mehrere Gemälde, unter denen einige von beſſern Meiſtern, wie Holbein, van Dyk und Rubens, ſind aber auch geſchwärzt und ſchlecht placirt. Eine Gemäldegallerie kann und ſoll es wohl nicht ſein.

Die lange Gallerie beſchließt die Räume der naturhiſtoriſchen Sammlungen; wir ſteigen eine breite, durch Röhrenheizung erwärmte Treppe hinunter und ſtehen vor den geöffneten Thüren einer langen geſchmackvoll dekorirten und ohne den ſchädlichen Steinkohlenrauch geheizten Halle. Hier befindet ſich in Mahagonyfächern, reich mit Bronze geziert, die königliche Bibliothek, ein Geſchenk des vierten Georg, der die vom Vater geſammelten und ihm vermachten Bücher dem britiſchen Muſeum einverleibte. Für eine Privatſammlung iſt ſie groß genug, es ſoll die größte ſein, die je ein engliſcher König beſaß: ich glaube das wohl, denn die britiſchen Monarchen waren meiſt keine Literatoren. Daß gerade Georg III., der Geiſtesſchwache und Zecher, dieſe Bibliothek gründete, iſt auffallend, doch der Mann lebte und regierte lange und hatte endlich wohl nur den geringſten Theil an der Anhäufung dieſer Schätze. Daß die Bücher aus hohen Händen kommen, ſieht man an den — Einbänden, die golden und glänzend ſind. Die Aufſtellung iſt paſſend und geſchmackvoll, die Halle iſt geräumig und hell. Zur rechten Hand des Eingangs ſind Manuſcripte aufgeſtellt, welche Geographie, Geſchichte, Reiſen, kirchliche Gegenſtände und Beſchreibungen Englands und fremder Reiche behandeln. Dann folgen Claſſiker von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, von den Griechen und Römern bis zu unſerm Jahrhundert, weiter reichen die Werke nicht, die neueſte Zeit und die — deutſche Literatur fehlen. Unbegreiflich, daß Georg III., der doch deutſcher Abſtammung, ſein Vaterland ſo ganz vergaß! Auf der linken Seite, wieder vom Eingange an gerechnet, ſtehen theologiſche Werke, dann folgen juriſtiſche, darauf philoſophiſche und endlich philologiſche; unter letzteren viele Dictionäre und Grammatiken fremder Sprachen. Die letzten Räume nehmen ſeltene Manuſcripte ein. Vergeblich ſucht man in dieſer Bibliothek, was man — wünſcht, vergeblich neuere und deutſche Werke; exiſtiren deren, ſo müſſen ſie ſehr ſelten und ſehr verſteckt ſein, ich fand keine. Überhaupt glaube ich, daß die Bibliothek ſich mehr durch die Aufſtellung und die Einbände und den Glanz des Saales, als durch innern Gehalt und Wahl der Materien empfiehlt; doch ich kann nur oberflächlich von ihr ſprechen, ſpäter und bei öfterm Beſuche finden ſich vielleicht verborgene Schätze. (Schluß f.)

Politiſche Frömmigkeit des Oberhauptes der Gläubigen.

Es iſt mehrfach auf die Verſuche des türkiſchen Sultans aufmerkſam gemacht worden, die eiſernen Schranken des Islamismus, zum Wenigſten den ſtachlichten Zaun zu durchbrechen, der den Kern deſſelben umgibt. Er erfährt nun, was zu ſeiner Zeit auf ſeine Weiſe Joſeph II. erfahren. Nicht ſo ehrlich, als dieſer, aber weltkluger, lenkt er ein, bevor er durch Empörung zu ſpät dazu gezwungen wird. Die koranwidrigen Bilder, die er in öffentlichen Gebäuden hatte aufſtellen laſſen, verſchwinden. Dagegen macht die Tekwimi Wekaji (die türk. Staatsztg.) bekannt: „Se. Hoheit, der Sultan, dem Beiſpiele ſeiner erlauchten Vorfahren folgend, und von dem wärmſten Eifer für das Beſte der Religion beſeelt, befehle, daß in den beiden heiligen Städten (Mekka und Medina) alle einer Ausbeſſerung bedürfenden Gebäude gehörig hergeſtellt werden:“ auch laſſe er prachtvolle Tempelvorhänge und zahlreiche Lampen mit ſilbernen und goldenen Ketten für jene zwei Städte verfertigen; alle dortigen Imams, Prediger, Mueſſins und ſonſtige Religionsdiener, beſonders die Mollah's, erhalten künftig eine namhafte Beſoldungszulage. — Bemerkt wurde auch ſchon früher im Phönix, wie der Sultan den Koran auf neue Weiſe in Bezug auf die Peſt hatte deuten laſſen. Jetzt leſen wir in einer Sultaniſchen Verordnung (die von der türk. Staatsz. vom 1. d. M. mitgetheilt wird) unter anderm Folgendes: — „Bekannt iſt, daß das tägliche fünfmalige Gebet eines der Fundamentalgebote unſeres ſeligmachenden Glaubens iſt, und daß jene, die dieſe Gebote genau erfüllen, in beiden Welten glücklich ſind, während deren Übertreter hier und jenſeits vielfältiges Elend und Mißgeſchick zu gewärtigen haben. Es iſt demzufolge augenſcheinlich, daß die Vernachläſſigung dieſer und anderer Andachtsübungen von Seiten einiger hirnloſer Menſchen, — die moraliſche Urſache der Peſtſeuche und der Feuersbrünſte iſt, welche dieſe Hauptſtadt und andere Städte des Islams heimſuchen. Da der Wiederbeleber der Glaubens-Vorſchriften und Staats-Grundſätze, unſer allergnädigſter Herrſcher, ſeit ſeiner — Thronbeſteigung der Beſchützer unſerer ſeligmachenden Religion iſt, ſo mißbilligt und verdammt er die geringſte Übertretung der Glaubens-Pflichten, und gibt als der Erſte das Beiſpiel der gewiſſenhafteſten Frömmigkeit, indem er regelmäßig und öffentlich den vorgeſchriebenen Gebeten beiwohnt. In Folge dieſer frommen Geſinnung“ — befiehlt nun der Sultan, daß alle Perſonen ſeiner Umgebung in ihrer Wohnung mit einem Imam, — Alle Rechtgläubigen aber, die ſich keinen ſolchen Seelſorger halten können, in der nächſten Moſchee oder dem nächſten Bethaus die vorſchriftsmäßigen Gebete verrichten. Sofort ſoll dann jeder Muſelmann, der zur Gebetzeit — ohne geſetzlichen Entſchuldigungsgrund — auf der Straße ſich befinden läßt, „als ein Vernachläſſiger des Gebetes, — der Obrigkeit überliefert werden, damit ſie ihn zurechtweiſe und züchtige.“ Eine fernere großherrliche Verordnung ſchärft die Verrichtung der täglichen fünfmaligen Waſchungen, als Religionspflicht und — aus Geſundheitsrückſichten ein. —

Feuilleton.

⁂ Gregor VII., Held eines Romans. — „Le pontificat de Grégoire VII.“ Der Dichter Herr Philipon de la Madelaine iſt ſchon durch ſeine Grande-prieur de Malte bekannt, und nach Allem, was über Anlage und Ausführung des neuen Romans verlautet, dürfte derſelbe ſich eines glänzenden Erfolges zu erfreuen haben. Bei deſſen Ausarbeitung iſt auf die bedeutendſten hiſtoriſchen Quellen, namentlich auch auf die noch nicht ſeit lange zu Tag gekommene Chronique de Vincart Rückſicht genommen worden.

⁂ Fr. v. Adelung's Literatur der Sanskrit-Sprache, welche vor ſieben Jahren zum erſtenmale aufgelegt worden, iſt vor Kurzem in einer durchaus verbeſſerten und ſo ſtark vermehrten Ausgabe erſchienen, daß ſie beinahe für ein ganz neues Werk gelten kann.

⁂ Vegetation in Arſenikauflöſung. — Bis jetzt war man der Meinung, Arſenik ſei ein ſo ſtrenges Gift, daß es jedes organiſche Leben zerſtöre. Herr Gilgen Kranz, ein franzöſ. Genie-Offizier, hat jedoch kürzlich eine cryptogamiſche Pflanze, von der Gattung leptomitus oder hygrocrocis, in einer Arſenikauflöſung entdeckt. Herr Dutrochet hat eine Pflanze derſelben Gattung in goulardiſchem Waſſer ſchwimmend gefunden.

⁂ Ein Dampfſchiff auf dem Euphrat. — Der Hampshire-Telegraph enthält einen Brief des Oberſten Chesney, welcher vom Bord ſeines Dampfſchiffes, aus der Nähe von Bagdad Bericht erſtattet über ſeinen erſten Verſuch, den Euphart mit einem Dampfſchiffe zu befahren.

⁂ Akuſtiſches Pyrometer. — Die Herren Cagniard Latour und Demonferrand haben ein Inſtrument erfunden, welchem ſie den eben angegebenen Namen beigelegt, weil es verſchiedene Töne von ſich gibt je nach der Temperatur, in welche es gebracht wird.

Druckfehler.

In Nro. 30, Seite 229, Spalte 2, Zeile 19 v. unten lies: anſchaffen ſtatt einſchiffen. — S. 230, Sp. 1, Z. 18 v. o. lies: Hauſes ſtatt Hauſe. — Z. 10 v. u. lies: Diſchem ſt. Dirhem. — Sp. 2, Z. 19 v. u. lies: für ſt. ſie. — S. 231, Sp. 1, Z. 10 v. u. lies: Landsmannes ſt. Landmannes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 62. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 14. März.

Neues

zum „Erbaulichen und Beſchaulichen" von Friedrich Rückert.

1. Idris, d. i. Henoch.

Wiſſet ihr, wie Idris-Enoch
Eingang fand lebend'gen Leibes
Dort, wo einging Keiner je noch,
Den gebar der Schooß des Weibes?

Idris war der erſte Schneider,
Wie der erſte Schriftgelehrte;
Jeden Tag macht' er drei Kleider,
Die den Nachbarn er verehrte.

Jede Nacht ſchrieb er drei Bücher,
Die er Schülern gab am Morgen;
Seine Schriften, ſeine Bücher
Konnten Groß und Klein verſorgen.

Abends kam ein Himmelsbote,
Daß der Mann nicht Hungers ſtarb,
Und verſorgte ihn mit Brote,
Das er ſelber nicht erwarb.

Seines Ruhmes Lilienſtengel
Duftet herrlich durch die Luft
Weithin, ſelbſt der Todesengel
Hat vernommen dieſen Duft.

Nicht die Zeit kann er erwarten,
Wo er heim ihn holen ſoll
Zu dem Paradieſesgarten,
Noch iſt nicht die Stunde voll.

Spricht er zu dem Herren, ohne
Deſſen Wink er nie darf gehn
Einen Schritt: „Die Lilienkrone
Möcht' ich in der Nähe ſehn.

„Denn von Erden nie vernommen
Hab' ich ſolchen Wohlgeruch;
Eh ich holen darf den Frommen,
Laß mich zu ihm zum Beſuch."

Spricht der Herr: „Auf den Beding,
Daß dein Odem ſei gelind,
Und du ſein in jedem Ding
Gleicheſt einem Menſchenkind!"

Und der Tod in Lebenshüllen
Kommt zu Idris zum Beſuch,
Sieht ihn den Beruf erfüllen,
Tags am Kleid und Nachts am Buch.

Wie er, ohne laut zu preiſen
Gott, thut keinen Nadelſtich,
Mit Gebeten — aber leiſen —
Jeden leiſen Federſtrich.

Von des dunklen Gaſtes Nähe
Läßt der Fromme ſich nicht ſtören,
Und, als ob er ihn nicht ſähe,
Schreibt und näht er ohn' Aufhören.

Aber als mit Himmelsbrot
Abends ihm der Engel kam,
Aß er und dem Gaſt er bot,
Der nicht einen Biſſen nahm.

Morgens, als die Sonn' erwachte
Und er ſelbſt von kurzem Schlaf,
Den er über Büchern machte,
Und den Gaſt noch bei ſich traf,

Sprach er zu ihm: „Freund der Frommen,
Wie dein Nam' auch heißen mag,
Willſt du mit ſpazieren kommen?
Denn heut iſt ein Feiertag."

Und zuſammen gehn ſie wacker,
Doch der Gaſt hat ſich gebückt,
Im Vorübergehn am Acker
Reife Aehren abgepflückt.

Und es iſt, als ob die Halmen
Seufzen in der Todesſtunde,
Wie er will die Körner malmen
Mit dem ſtumpfen Zahn im Munde.

Idris nach dem Gaſte ſpähet,
Und verwundert ſpricht er ſo:
„Himmelsbrot haſt du verſchmähet,
Und nun kauſt du Körner roh.“

Spricht der Gaſt: „Das Brot des Lebens
Darf ich nicht entziehn den Frommen;
Doch die Aehre ſeufzt vergebens,
Deren Stunde iſt gekommen.“

„„Und du biſt?““ „Nicht mehr verholen
Iſt es dir, der Tod bin ich.“
„„Und du kamſt mich abzuholen?
Oder zu beſuchen mich?““

„Heut' kam ich nur zum Beſuch,
Und mich hat ſtatt Brot gelabt
Deiner Frömmigkeit Geruch,
Doch nun ſei von mir begabt.

Denn für dich zu Gaſtgeſchenken
Gab mir Gott drei Wünſche mit;
Saume nicht, dich zu bedenken,
Eh ich meiner Wege ſchritt.

Denn es warten aller Orten
Die und jene ſchon auf mich;
Heute hol' ich jene dorten,
Und ein andermal hier dich.“

Idris hat ſich ſchnell bedacht:
„Gib mir, Bruder, deinen Kuß,
So daß ich, vom Tod erwacht,
Gott neu lebend preiſen muß.“ —

Von dem Kuſſe ſinkt er nieder,
Und durch Gottes Gnadenhauch
Steht er auf zum Leben wieder,
Und den Tod ſelbſt freut es auch.

„Wie haſt du den Kelch befunden?“
„„Bittrer, als ich mir's gedacht,
Bitter ſo, daß ſüßer munden
Er mir nun das Leben macht.

Und ich ſchwöre, daß im Leben
Ich nicht wieder ſterben will.
Doch den zweiten Wunſch hör' eben,
Den ich jetzo werben will:

Laß mich ſchauen von der Mauer
In den Ort der Buß' und Pein,
In die Trauer, in die Schauer
Der verlornen Schaar hinein;

Daß ich möge freud'ger preiſen
Überſchwang von Gottes Gnaden
Nach geſehenen Beweiſen,
Wie auch kann ſein Zorn beladen.““ —

Und der Tod, er läßt ihn blicken
In den dunklen Aufenthalt,
Wo nicht Wärm' noch Frucht erquicken,
Hier zu heiß und dort zu kalt;

Wo die Joche, wo die Ketten
Schuld'ge Nacken ſchwer belaſten,
Und die Dornen und die Kletten
Schlimme Betten ſind zum Raſten.

Er hat bald genug geſeh'n.
„Höre nun die letzte Bitte!
Laß durchs Paradies uns geh'n,
Selig durch der Sel'gen Mitte.“ —

Und ſie wandeln durch den Garten,
Unter dem die Strome fließen,
Wo die Früchte aller Arten,
Wie ſie jeder wünſcht, erſprießen;

Wo die Quellen Schlummer rauſchen,
Und die Schatten Ruhe hauchen,
Wo die Weine nicht berauſchen,
Und die Wonnen nicht verrauchen.

Und ſchon ſoll er wieder ſcheiden,
Eh er all die Luſt beſehn;
Doch am Stamm der Moſchusweiden
Läßt er den Pantoffel ſtehn.

Angekommen vor dem Thor,
Spricht er: „Freund, hier warte mein!
Weil ich meinen Schuh verlor,
Muß ich noch einmal hinein.“ —

Drinnen iſt er, doch hervor
Läßt er ſich nicht wieder holen;
Draußen ruft der Tod vor'm Thor,
Er antwortet: „Gott befohlen!

Gott im heil'gen Koran ſpricht:
Wer nicht hat den Tod gekoſtet,
Kommt in meinen Garten nicht;
Doch mich hat dein Hauch durchfroſtet.

Weiter ſpricht er: Ewig drin
Sollt ihr bleiben unvertrieben.
Da ich nun hier innen bin,
Hält mir Gott, was er geſchrieben.“ —

Schreit der Tod zu Gottes Thron,
Doch ein Säuſeln kommt gefloſſen:
„Idris iſt mein lieber Sohn;
Was er that, hatt' ich beſchloſſen.“

Aus Stuttgart.

(Literatur und Journaliſtik).

Es iſt nicht zu läugnen: es erſteht hier viel Gutes zu literariſchem Leben, aber zur Hälfte nicht wiegt dies das Schlechte, Mittelmäßige auf, welchem auch nur die hieſige Bücherinduſtrie als üppiger Boden dient. Wenn je eine Zeit den Induſtrierittern der literariſchen Sorte günſtig war; ſo iſt es gewiß die heutige. Ich ſehe jede Woche neue Bücher erſtehen, aber ſchlage ich den Titel auf, ſo ſehe ich in deſſen Miene die Farbe der Fabrik, in welcher ſie entſtanden. Wo dies enden, wohin dies Miſere noch führen ſoll, das mögen die Götter wiſſen; aber — ſo hoffen wir — wenn es genug iſt des Übels, ſo wird der Geiſt Gottes wieder in unſere dunkeln nebeldampfenden Thäler herabſchweben, und das lockere leichte Volk verdammen; das gaukelnd und neckend, gleich düſtern Nebelbildern, ſein unheimliches Weſen nur ſchon allzulange getrieben hat. —

Unter den neuen Produktionen unſerer Preſſe hat, ſchon wegen des Standpunktes, ein Buch des Herrn **Guſtav Schleſier** in neueſter Zeit Aufſehen erregt. Ein junger Norddeutſcher, der, unbekannt mit ſüddeutſchem Leben, ſüddeutſchen Sitten und Inſtitutionen, in ſeinem Buche ſüddeutſche Zuſtände zu beleuchten, einen Maaßſtab zu improviſiren verſuchte, wornach Verhältniſſe der Societät, Inſtitutionen, ja die nationalen Lebensarten unſerer Volksſtämme geſchätzt werden, — ein ſolcher muß ſich auch die ganze Strenge der Kritik gefallen laſſen, die auf rechtlichem Boden gegen ihn geübt werden kann. Die allgemeine Zeitung hat in dieſer Beziehung eine Schuld abgetragen, welche ihre Bedeutſamkeit als das geſchätzteſte Organ der deutſchen publiziſtiſchen Preſſe ihr auferlegt, indem ſie die innere Haltloſigkeit des in Frage ſtehenden Buches, „Oberdeutſche Staaten und Stämme,“ mit der gehörigen Energie dargethan hat. Herr Schleſier iſt nicht ohne Talent, aber es gehört wirklich die ganze Verwegenheit der Jugend dazu, auf einem Gebiete aufzutreten, das neben den eigenthümlichen Schwierigkeiten, die es bietet, der bearbeitenden Feder aus mehr denn einem Grunde als eine völlige terra incognita ſich darſtellt.

Im Gebiete der Länder- und Völkerkunde haben die Hallberger'ſchen Preſſen ein Werk zu Tage gefördert, das vermöge ſeiner Eigenthümlichkeit, des reichen Schatzes von Belehrung, die es uns über ein durch die alte und neue Geſchichte gleich merkwürdiges Land nach allen Beziehungen ſeines neuern, innern und äußern Lebens gibt, neben das berühmte Reiſewerk de la Martine's über den Orient geſetzt werden darf; ich meine die „Erinnerungen aus dem Orient“ **Prokeſch von Oſten's**, des als Seeoffizier, wie als Schriftſteller gleich ſehr geſchätzten gegenwärtigen Miniſters Öſterreichs am Hofe zu Athen. Das ausgezeichnete Werk (von welchem früher die **Wiener Moden-Zeitſchrift** einzelne Bruchſtücke mitgetheilt hat), nicht weniger als drei dicke Octavbände umfaſſend, breitet ungemein viel Licht über die letzteren Freiheitskämpfe der Griechen aus, indem es uns zugleich Genregemälde aus dem damaligen chaotiſchen Sittenleben der Griechen und einzelne Lebensbilder aus dem Freiheitskampfe ſelbſt vorüberführt, die Geiſt und Gemüth tief ergreifen. Von Herzen wünſchen wir dieſem Werke jene Verbreitung, welche dem Intereſſe ſeines mannigfaltigen Inhaltes in hohem Grade gebührt. — Eine andere Art von Reiſeerinnerungen, welche ſich hauptſächlich auf einzelne Länder des herrlichen Öſterreichs beziehen, als Steiermark, Salzburg u. ſ. w., wurde jüngſthin durch den Herrn Hofrath **Reinbeck**, als Vorſtand des Schillervereins, und durch mehrere pädagogiſche Schriften bekannt, edirt. Vergebens aber würden Sie — wie es mir zu meinem Leidweſen ergangen — irgend etwas Neues, betreffe es die Natur, die Geſchichte oder ſoziale Zuſtände der allegirten Länder, in dieſem Buche ſuchen; durch zwei dicke Bände hindurch verbreitet ſich der Verfaſſer über gewöhnliche Dinge, die jedem Reiſenden aufſtoßen, im Gewande von Dialogen im Poſtwagen ꝛc., ſo daß das Werk von dem Verfaſſer mit Recht: „Reiſeplaudereien“ getauft wurde.

Was nun eigentliche Reiſewerke im ſtrengen Sinne anlangt, ſo erſcheint in dem Verlage von Scheible ein „Atlas zur Kunde fremder Welttheile“ wie bei Cotta die „Länder- und Reiſebeſchreibungen“ der Herren **Widemann** und **Hauff**, welches großartige Werk ſich gleich ſehr durch ſorgfältige Redaktion, wie durch taktvolle Auswahl alles Beſſern im Gebiete der neuen Reiſeliteratur auszeichnet. — —

Was die Literatur der Romane und Novellen betrifft, ſo ſind in dieſem Gebiete die Verlagshandlungen von Hallberger, wie von Rieger und Comp. ſo ziemlich die thätigſten; die Letztere vorzüglich in ſo ferne, als ſie durch den bekannten Herrn Seybold die meiſten franzöſiſchen Romane von Balzac in's Deutſche übertragen läßt. Bei Hallberger wird Alles aus der **Spindler'ſchen** Feder gedruckt, und ſo liefert dieſe auch den intereſſanteren Theil deſſen, was an ſchöner Literatur hier zu Tage gefördert wird. Wir ſind geſpannt auf Spindler's „König von Zion,“ der in dieſen Tagen in den Buchhandel gehen wird; was indeſſen die **Memoiren** des genannten Schriftſtellers anlangt, ſo wird man auf dieſelben noch einige Zeit warten müſſen, da ſie in der urſprünglichen Faſſung, in der ſie aus der Hand des Autors hervorgegangen, ſchwerlich an das Publikum gelangen werden. Mit Recht aber darf man auf das Erſcheinen dieſes Werkes geſpannt ſein, da es jedenfalls manches ſehr Anſprechende und Pikante über literariſche Perſönlichkeiten, ſoziale Zuſtände ꝛc., wie hauptſächlich Genregemälde aus dem eigenen Leben des Verfaſſers, welches ſo viele intereſſante Situationen bieter, enthalten wird. (Fortſ. f.)

Aus Carlsruhe.

(März).

(Theater. Verſchiedenes).

Wenn in neuerer Zeit von ſüddeutſchen Theatern die Rede war, ſo glaubte man im Intereſſe des guten Tons, den man dadurch zu wahren dachte, die Bühne von Stuttgart (die öſterreichiſchen Bühnen habe ich aus der gegenwärtigen Betrachtung ausgeſchloſſen) voranſtellen zu müſſen, und erſt als ihr Schlepptau die von München, Frankfurt, Mannheim ꝛc. und endlich auch die Carlsruher folgen zu laſſen, ungeachtet das Haizinger'ſche Künſtlerpaar ſich alljährlich Blüthenkränze neuen Ruhms und Beifalls im Auslande ſammelt. Wer die genannten Bühnen geſehen und ſie nach ihrem äußern und innern Weſen näher in's Auge zu faſſen Gelegenheit hatte, wie Referent, dem fällt die Richtigkeit dieſer Rangordnung ohne jeden weiter neu hinzukommenden Beweis von ſelbſt in die Augen. Für dieſe auch ſchreibe ich die nachfolgende Bemerkung nicht nieder, ſondern nur für jene, welche ohne eigne Prüfung das Urtheil Anderer nachreden, oder nicht in Zweifel ziehen mögen, wodurch die Wahrheit alſo vor den Augen der Meiſten doch immer im Naſſen liegen bleibt. Nicht aber fällt es mir ein, indem ich, im Dienſte der Wahrheit, gegen die angedeutete Anſicht in Bezug auf den Werth der allegirten Theater rede, irgend einem derſelben zu nahe zu treten, wenn ich dem hieſigen eine Schutzrede halte.

Seitdem es unſerer Intendanz gelungen iſt, Herrn **Carl Devrient** von den Ufern der Elbe, an welchen er ſich auf altem claſſiſchen Boden gebildet, zu uns herüberzuführen, erwuchs unſerm Schauſpiel eine Stütze, eine neue Kraft, welche ihm zwar vorher nicht durchaus mangelte, die aber wohlthuend, befruchtend auf ſeinen inneren Organismus wirkte, darum auch neues Leben hervorrief. Seit einem Jahre ſind die kräftigſten Gebilde dramatiſcher Kunſt an uns vorübergegangen, hat ſich in jedem Spiele Devrient's ſeine Höhe künſtleriſcher Erkenntniß und künſtleriſchen Vollbringens ausgeſprochen und kundgemacht, welche vor uns ſich entfalten muß, wenn unſere gebildete Seele jenes Vergnügen empfinden ſoll, das die Welt der Stutzer und Gecken ſchon ſo oft in haarſträubender Profanirung — Kunſtgenuß genannt hat. Devrient iſt immer der Künſtler in concreto, deſſen Mimik als bedingter Ausdruck eines in deklamatoriſcher Schöne herausſtrömenden Gedankenfluſſes oder redenden Handelns in all' jenen unvergleichlichen Metamorphoſen wiederkehrt, welche einen alten Dramaturgen veranlaßt haben, ihn den würdigſten Enkel Fleck's zu nennen. Dabei iſt Devrient's Figur voll Kraft und Ausdruck, ſein Geſicht impoſant und ſchön gebildet, die würdige Form des künſtleriſchen Geiſtes, der in vollen Lebensſchlägen auf den Brettern ſich ausſpricht.

Neben Herrn Devrient ſteht, in demſelben Grade wie dieſer im Charakter- und Heldenfache, ſo als Liebhaber und in allen humoriſtiſchen Rollen ausgezeichnet, Herr **Eduard Meyer**, d. J., der mit jedem Spiele uns immer beſſere Seiten ſeines vortrefflichen Talentes erkennen läßt. In jeder Weiſe originell, voll des eigenſten, aus ſeinem Tiefinnerſten quellenden Humors, weiß er um alle Rollen, welche ihm zugetheilt werden, die Farbe der frappanteſten Eigenthümlichkeit und doch des natürlichſten Lebens zu hüllen. Aus allen ſeinen Geſtalten ſtrömt ein friſcher lebendiger Geiſt, der in reichem Schaffen, in uppigem Wiedergeben der richtig erfaßten Kunſtgebilde eben ſo ſehr unſere innere Zufriedenheit als oftmals unſere Bewunderung mit elektriſchen Schlägen erweckt.

Als Komiker zeichnen ſich die Herren **Labes** und **Obermaier** (der Letztere Regiſſeur unſerer Oper) in vorzüglicher Reihe aus. Was der Erſtere indeſſen nur mit vieler Anſtrengung erringen kann, leiſtet Herr Obermaier ſchon vermöge ſeines angeborenen reichen Talentes, welches ihn hauptſächlich zum niedern Comiker geſchaffen hat. Sein Spiel iſt nicht minder durchdacht als voll der pikanteſten Wahrheit unter all' den zuweilen abentheuerlichen Verrenkungen der Geſtalten, in denen er erſcheinen muß. Herr **Hartenſtein**, ein alter, wackerer Künſtler für das drollige Fach, der immer würdige Schelle in Raupach's Tilliaden, ergötzt gleichfalls durch einen lebenswarmen Humor. Herr Eduard Meier, der Ältere, aber iſt in den Rollen geſetzter Ehemänner im Luſtſpiele, ſowie auch in einzelnen Charakterrollen noch immer an ſeinem Platze, obgleich man ſtets ſeinen guten Willen mehr als ſein Talent zu reſpektiren Gelegenheit hat. (Schluß f.)

Feuilleton.

⁂ **Politiſches Zerwürfniß in der franzöſiſchen Akademie.** — In der letzten Sitzung dieſer Akademie trug der immerwährende Sekretair, Herr **Villemain**, Pair von Frankreich, darauf an, daß im Protokoll keine Erwähnung des Geſchenkes geſchehe, welches Herr **Châtelain** der Geſellſchaft mit ſeinen „sept ans de règne," gemacht, und zwar aus dem Grunde, weil in dieſer Schrift eine Stelle gegen eine der beiden Kammern vorkomme. Dieſe Stelle lautet, wie folgt: „Es iſt vollkommen anerkannt, daß die Pairskammer, der Erblichkeit beraubt, keinen politiſchen Einfluß mehr hat; daß ſie in den langen Debatten des Aprilprozeſſes das verloren, was ſie noch als geſetzgebender Körper an Uebergewicht beſaß, kurz, daß ſie zu der völlig unbedeutenden Rolle einer Einbuchungskammer (chambre d'enregistrement) herabgeſunken." Der Antrag von Herrn Villemain, von Herrn v. **Jouy** unterſtützt, wurde lebhaft von Herrn v. **Pongerville** bekämpft. Herr **Royer Collard** brachte ein Juste-milieu in Antrag, gegen welches aber Herr **Dupin** in die Schranken trat. Weder Herr v. **Ségur**, noch **Couſin** noch Herr v. **Ceſſac**, — alle drei, — Pairs, wie Herr **Villemain**, unterſtützten den Antrag des Herrn Sekretairs; die Akademie verwarf denſelben, und ließ das Geſchenk des Herrn Châtelain in ihr Protokoll verzeichnen.

⁂ **Göthe's Denkmal in Frankfurt a. M.** — Vorgeſtern (den 12. März) wurde in dem größeren Ausſchuſſe des Comité's für **Göthe's** Denkmal in Frankfurt eine vorläufige Mittheilung **Thorwaldſen's** bekannt gemacht, der ſeine Geneigtheit zu erkennen gegeben, „daſſelbe zu componiren und ſo mit der plaſtiſchen Verherrlichung ſeines verewigten Freundes den Abend ſeiner künſtleriſchen Laufbahn zu beſchließen."

⁂ **Die luxuriöſe Quäkerſtadt.** — Aus Philadelphia wird geſchrieben: „durch alle Straßen der Stadt rollen Hunderte von Schlitten mit Geſellſchaften in reichen Shawls und Pelzmänteln — und auf dem Delaware wimmelt es von Schlittſchuhläufern, Prunkſchlitten und Luſtwagen aller Art. Philadelphia hat drei wohlbeſuchte Theater und die Maskenbälle und Abendgeſellſchaften aller Art drängen ſich. Kurz es giebt wenige Städte von gleicher Seelen-Zahl (200,000), die im Winter lebhafter wären, als Philadelphia, die vormalige „Quäkerſtadt."

⁂ Demnächſt erſcheint eine intereſſante Schrift: „**Das Sprachgeſchlecht der Titanen**," von J. v. **Xylander**. (Frankfurt, Sauerländer).

⁂ Der **Schnellläufer Ernſt Menſen** hat kürzlich den Weg von Conſtantinopel nach Calcutta (1184 deutſche Meilen) hin und zurück in 59 Tagen zurückgelegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller**. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 63. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 15. März.

Das beſſere Land.

(Nach Mrs. Felicia Hemans).

Von

Ferdinand Freiligrath.

Ein beſſeres Land nennſt du entzuckt;
Seine Kinder, ſagſt du, ſind reich und beglückt.
Mutter, wo mag ſein Ufer ſcheinen?
Laß es uns ſuchen und nicht mehr weinen.
Iſt's, wo im Myrthenhain raſtet der Hirt?
Wo die Feuerfliege das Laub durchſchwirrt?
— „Da nicht, da nicht, mein Kind!“ —

Iſt es, wo ſchlank die Palme ſteht,
Das Haupt von gefiederten Büſcheln umweht?
Auf Inſeln in ewig heitern Zonen,
Wo duftende Wälder die Blüthenkronen
Schütteln, wo Weihrauch die Staude ſchwitzt,
Wo der Vogel des Paradieſes blitzt?
— „Da nicht, da nicht, mein Kind!“ —

Iſt es, wo über Geſchiebe von Gold
Brauſend die Welle der Ströme rollt?
Wo feurig im tiefen Dunkel der Minen
Diamanten funkeln und rothe Rubinen?
Wo die Perle glänzt am Korallenſtrand?
O Mutter, iſt dort das beſſ're Land?
— „Da nicht, da nicht, mein Kind!“ —

„Kein Auge ſah es, mein Sohn! Kein Ohr
Vernahm ſeiner Stimmen jauchzenden Chor.
Seine Pracht — kein Träumender ſah im Schlummer
Solch Leuchten! Fern bleiben ihm Tod und Kummer!
Nie zerſtört die Zeit ſeinen Glanz, ſeinen Duft!
Jenſeits der Wolken, jenſeits der Gruft —
— Da iſt's, da iſt's, mein Kind!“

Charakteriſtik Genf's.

(Schluß).

Lord Byron ſchrieb bei ſeiner Reiſe aus Griechenland: l'hospitalité est nécessaire ici, car il n'y a pas d'auberges, man konnte die Sache für Genf umdrehen und ſagen: l'hospitalité n'est point nécessaire ici, parce qu'il y a des auberges.

Die Gewinnſüchtigkeit der Genfer iſt ſprüchwörtlich geworden und hat zu den drolligſten Geſchichten Anlaß gegeben, die, wenn ſie nicht immer den Stempel der Wahrheit tragen, doch im Geiſte der Geldſucht und der ſtarkaufgetragenen Farben einer grellen Charakteriſtik gezeichnet ſind.

So erzählt man ſich unter andern folgende Übertreibung: Ein reicher Engländer wettete mit einem ſeiner Freunde, er werde den reichſten Genfer noch denſelben Abend aus ſeiner Wohnung vertreiben und dieſelbe beziehen, wenn er nur die gehörige Geldſumme dafür zahle.

Mein Engländer begibt ſich alſo ſpät Abends zu einem der reichſten Beſitzer der Stadt und verlangt, obgleich dieſer bereits im Bette lag, vorgelaſſen zu werden.

„Entſchuldigen Sie mich,“ begann der Engländer, „wenn ich Sie ſo ſpät zu beläſtigen wage, aber die Lage meiner Frau möge mich entſchuldigen. Sie iſt in geſegneten Umſtänden und — wie oft die Frauen in ſolcher Lage — von einer ſeltſamen Manie beſeſſen. Denken Sie ſich nur, werther Herr, ſie kennt Ihre Wohnung, welche ihr ſo überaus wohl gefallen, daß ſie durchaus hier ihr Wochenbett halten will.“

Des reichen Genfers Erſtaunen wuchs bei dieſer Rede mit jedem Augenblick, er drückte auch ſein Erſtaunen auf die mannichfachſte Weiſe aus, faßte ſich an die Stirn, rückte ſeine Nachtmütze hin und her, ließ vielfache Verwunderungsausrufungen entſchlüpfen und machte den Engländer auf die Seltſamkeit ſeiner Forderung aufmerkſam. Dieſer aber ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, ſondern beſtand auf ſeiner Bitte, ihm die Wohnung für ſeine Frau abzutreten, fügte dabei auch noch hinzu, wie gefährlich es ſei, einer geliebten Gemahlin in alſo geſegneten Umſtänden zu widerſprechen. Überdem ſei er bereit, jedes Opfer zu bringen, um das Ausziehen des Beſitzers aus ſeiner Häuslichkeit zu entſchädigen.

Dieſer, welcher ſchon oft von den Grillen und ſonderbaren Einfällen der Engländer gehört hatte, ließ nur verlauten, die Sache laſſe ſich vielleicht machen und man könne ja morgenden Tags deßhalb unterhandeln.

„Morgen," unterbrach der Engländer, „ach mein werther Herr, denken Sie ſich, meine Frau verlangt Ihre Wohnung ſchon dieſe Nacht. Sie iſt nun einmal ein verwöhntes eigenſinniges Weibchen und beſteht unabänderlich auf dem einmal gefaßten Gedanken. Nennen Sie es eine Marotte, eine Unklugheit, wie Sie wollen, ich biete Ihnen 1000 Francs, 1500, 3000 Francs monatlich, wenn Sie mir willfährig ſind?"

Bei dieſer Steigerung des Preiſes erhob ſich der Hausbeſitzer von ſeinem Lager, ſeufzte einige Male, ſchüttelte über dieſe närriſche Zumuthung den Kopf, weckte ſeine würdige Gemahlin, ſeine Töchter, die geſammte Dienerſchaft und verkündete ihnen, ſie haben aus Menſchenfreundlichkeit einer kapriziöſen Wöchnerin das Feld zu räumen.

Einige Augenblicke nachher ſucht die ganze Familie bei den nahewohnenden Bekannten ein nächtliches Unterkommen, mein Engländer ſteigt wohlgemuth in das Bette, welches der Hausherr ſo eben verlaſſen, bezahlt ſeine Miethe, gewinnt ſeine Wette und lacht noch heute im Kreiſe ſeiner Freunde über ſeine gelungene Kombination.

Es iſt wohl überflüſſig hinzuzufügen, daß dieſes Geſchichtchen ein erfundnes, aber wohlerfundnes iſt.

Weil es in Genf einige Geizhälſe gibt, die lieber ihren Rock zerreißen und flicken, wieder zerreißen und wieder flicken laſſen, als bei dem Schneider einen neuen zu beſtellen, auf eine Erbſchaft warten, um ihre Garderobe zu vervollſtändigen, die Moden der Vergangenheit in die Gegenwart verpflanzen, reiche Käuze, die zu Markte fahren, ſelbſt einkaufen, in rothen Filzen jedem Regenwetter trotzen; von den Handwerkern Gratis-Arbeit verlangen, an jedem Taglohn mäckeln und zerren, weil ſie lieber ihre Häuſer einfallen als repariren, ihre Pferde abmagern als tüchtig Hafer vorſchütten laſſen; findet man nicht neben dieſen Originalgemälden aus der niederländiſchen Schule auch Perſönlichkeiten, die bei allen Subſcriptionen bei der Hand ſind, ſchlicht in ihrem Äußeren, reich im Wohlthun, unermüdet in ſtiller Wirkſamkeit, ohne viel fromme Worte im Munde, ohne Methodismus auf der Zunge, gute Thaten im Tagewerke, wahrhaft edle Menſchenfreunde, wie der reiche Baron Grenus, der immer bereit iſt zu helfen und zu ſtützen, wie der bekannte homöopathiſche Doktor Charles Peſchier, der keinem Armen ſeine Hülfe verſagt, der der Arzt der Unglücklichen, der Helfer in der Nacht, großmüthig bis zum Vergeſſen ſeiner ſelbſt?

Weil in einem Genfer Blatte einſt Cornelius un peintre de Monaco ſtatt Munic genannt wurde, iſt deßhalb die Genfer Journaliſtik ohne Kenntniß?

Weil ich einem Genfer begegnete, der drei verſchiedene Viſitenkarten zu benutzen pflegte, die eine z. B. mit dem Titel Graf oder Baron von X. für die höhere Geſellſchaft beſtimmt, die zweite einfach adlich X von Z. für Mittelgeſellſchaft, die dritte ganz kurz Monſieur X, alſo gewiſſermaßen den Mantel nach dem Winde gehangen, etwas für allen Geſchmack; folgt daraus etwa, daß die Titelſucht in Genf eine graſſirende Krankheit und die Biegſamkeit und Schmiegſamkeit eine übliche Toilette ſei?

Iſt es nicht vielmehr eine kleine, unſchädliche Eitelkeit, eine bedeutende Doſis Vorſicht und Ängſtlichkeit und eine gänzlich unſchuldige Schwäche, obgleich man in republikaniſchen Staaten ſonſt wohl gewohnt iſt, Grafentitel des heiligen römiſchen Reichs, Baroniſirungen von Links und Rechts, Kammerherrenſchlüſſel fremder Monarchen und, was dergleichen Spielzeug mehr iſt, anzutreffen und ſehr verbreitet zu finden?

Weil vor alten Zeiten ein geadelter Partikulier in ſeiner Glückſeligkeit den Kopf verlor und von ſeinem Bedienten begleitet vor jedem der ſechs Spiegel ſeines Salons ſtehen blieb, ſich äußerſt poſſierliche Selbſtreverenzen machte und ſodann, auf die Geſtalt im Spiegel deutend, ſeinen Kammerdiener fragte: „Wer iſt der Herr da?" worauf der wohleinſtudirte Lakai erwiederte: „Es iſt der Herr Graf oder Marquis von G.," alſo den Namen ſeines Herrn nannte, dieſer aber ſich ſelbſt den Hut abzog und gravitätiſch ſagte: „Ich habe die Ehre, den Herrn Grafen von G. zu grüßen;" kann man dieſerhalb eine allgemeine Folge auf die Inconſequenz der Genfer Republikaner ziehen, weil ſich einige Glieder mit Orden und Titeln behängen, ihre plebejiſche Abkunft verwiſchen und mit ſich ſelbſt Komödie ſpielen?

Sie wiſſen doch alle ſehr wohl in Genf, wie ein Genieſtempel à la Candolle heutigen Tags mehr Werth hat als ephemere Geburtstitel, gegen welche bloße Namensariſtokratie ein offenherziger, anſtändiger Schriftſteller nicht einmal mehr den Muth hat, ſeinen Witz zu üben, ſo wenig liebt man, mit den Todten Spott zu treiben, da ſich unſere Zeit wenig kümmert, ob ſich dieſer und jener ſeinen Namen umſchreibt, umtauft, potenzirt, mit savonnettes a vilains wäſcht, der parvenu einen Titel kauft, der Goldmakler eine Livree anlegt und ſeine Vorzimmer-Bildung vergoldet oder verſilbert. So viel iſt gewiß: die Welt hat Wichtigeres zu thun, als ſich um ein Paar Coſtüme zu bekümmern.

Wer groß iſt, wer klug iſt, und ich hätte beinahe vergeſſen, wer beides nicht iſt, aber Geld in die Waagſchale legen kann, der iſt heut zu Tage adlich, wenn er es der Mühe werth hält, warum ſollten alte Stämme nicht den Titel ihrer Vorfahren bewahren, warum ein Montmorency, um albernem, vorurtheilsvollem Geſchwätz und idealen Nivellirungsgeſchrei zu huldigen, ſeinen geſchichtlich nobel-überkommenen Namen gegen einen andern trivialen vertauſchen? Es gibt Leute, denen ein adlicher Name in der Kehle ſtecken bleibt, ich glaube kaum, daß die Guten Liberale ſind, vielleicht für ſich, aber nicht für andere. Das beſte Ding überall iſt Toleranz. Sie iſt eine Tochter des Lichts und der Milde. Sie ſchlingt ſelbſt Roſen um die Convenienz-Ketten und iſt ein wahrhaft liebliches Kind. Tolerirt euch alſo!

Aus Stuttgart.

(Fortſetzung).

Wenn ich hier von der zu erwartenden Autobiographie eines beliebten Schriftſtellers rede, kann ich wohl mit Fug und Recht auf ein ähnliches Werk kommen, deſſen erſter Theil vor kurzer Zeit erſchienen iſt, und welches, obgleich es in dieſen Blättern ſchon mit einiger Ausführlichkeit beſprochen worden, ſchon vermöge des eigenen Standpunktes ſeines Urhebers, wie wegen ſeines gar mancherlei Betrachtung fähigen Inhalts, einer kleinen Beleuchtung aus einer Feder, die vielleicht einigen Beruf hat, ſein Urtheil über des Verfaſſers Werk und ſeine Perſönlichkeit abzugeben, gar wohl würdig iſt; und zwar nicht ohne einige Hinſicht auf den Artikel „Ernſt Münch," der vor einigen Wochen mehrere Spalten des Phönix gefüllt hat. Ich rede nämlich von E. Münch's Memoiren, die unter dem Titel: „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien eines deutſchen Gelehrten ꝛc." in die Welt hinausgegangen ſind, und welche zu dem berührten Artikel in Ihrem Blatte Veranlaſſung gegeben haben. Eine literariſche Perſönlichkeit, wie die Münch's, die in ihrer immerhin hervorragenden Weiſe ſchon ſo mancherlei Beurtheilung, je nachdem die Grundſätze literariſchen oder politiſchen Parteiweſens influirten, — ausgeſetzt geweſen, verdient eine Beleuchtung von allen Seiten, ja es iſt dies im Intereſſe der Literargeſchichte, welcher Münch einſt anheim fällt. Aber ich muß Ihnen zuerſt bemerken, daß durchaus keine Memoiren im üblichen Sinne gegeben werden ſollten, wie denn auch der Verfaſſer ſelbſt ſie nicht als ſolche bezeichnete. Er wollte nur zeigen, da er einmal eine persona publica, und zwar eine in verſchiedenartigem Sinne, mit vielfachen Entſtellungen in Hinſicht auf Thatſachen, Geſinnungen und Leiſtungen beſprochene iſt, wie er Manches und warum er Manches geworden und anders nicht geworden iſt. Seine Jugend- und Bildungsgeſchichte iſt eine Art von pädagogiſch-pſychologiſchem Roman; einige fernere Abſchnitte des Buches ſchildern das Leben vieler jüngerer und älterer intereſſanter Männer und führen in das Innere der Entſtehungsgeſchichte mancher Ereigniſſe, Richtungen u. ſ. w. der neueren und neueſten Zeit. Münch iſt in der inneren und äußeren Geſchichte Vieler mitverflochten. Sein Durchbruch aus bigottem Katholizismus zu geläutertem Denkglauben iſt bekannt, wie der durch ihn in Verbindung mit andern Männern der gleichen Tendenz in dieſem Gebiete ausgeſtreuter Saame, der bei der jüngeren Generation jetzt umhertreibend aufgegangen. Das was Münch angeregt, geeinigt, vorwärtsgetrieben, unterſtützt hat, iſt wichtiger als ſeine eigentlichen literariſchen Leiſtungen. Manche müſſen betrachtet werden als mitten im Kampfe, wo Geſinnung, Charakter, Tendenz die Hauptſache iſt und die That nebenher geht. Die Überzeugung von der Schlechtigkeit mancher Mittel des unächten Liberalismus, welcher in den Niederlanden ganz beſonders hervortrat, und von der Güte der Beſtrebungen dieſer Regierung mögen ihn in der Hitze des Kampfes gegen das ihm zugefügte Unrecht der Gegner vielleicht allzuſehr hingeriſſen habe. Münch's ſpätere Stellung in Deutſchland anlangend, ſo brachte ihn der deutſche Patriotismus,] da er die Nachahmung der franzöſiſchen Juliusrevolution als eine verfehlte anſah, in völlige Zerwürfniß mit der ſyſtematiſchen Oppoſition. Münch iſt ſtets für ein vermittelndes Syſtem zwiſchen Unität und Föderalismus in den deutſchen Verhältniſſen geweſen. Allen ſeinen Beſtrebungen lag ſtets eine kräftige warme Deutſchheit, ohne kleinlichen Franzoſenhaß, zu Grunde.

Ich gedenke Ihnen ſpäter „Moderne Charaktere aus Süddeutſchland" mitzutheilen und unter dieſen wird auch Münch ſeine Stelle finden; und gewiß in einer Weiſe, daß die Licht- und Schlagſchatten eines kräftigen, vielfach bewegten Mannes, deutlich und wahr vor jedes unbefangene Auge treten. —

Im dramatiſchen und dramaturgiſchen Gebiete unſerer Literatur haben nebſt Spindler's „Hans Waldmann" Herrn Lewald's „Theaterrevue für 1837", und eine Art Theateralmanach bei Cotta die Preſſe vor Kurzem verlaſſen. Ich gedenke über das letztere Produkt ſpäter einige weiteren Worte zu ſprechen.

Das Wirken unſerer periodiſchen Preſſe anlangend, ſowohl in kritiſch-belletriſtiſcher als rein publiziſtiſcher Beziehung, ſo hat in der erſten Richtung die Proteſtation Spindler's gegen die Menzel'ſche Kritik der Boa Constrictor vielen Rumor bei uns hervorgebracht. Menzel fehlte, und fehlte ſehr, indem er dem Autor eine Abſicht, eine Tendenz, ja ſogar ein Faktum unterſchob, wovon im ganzen Spindler'ſchen Buche keine Spur zu finden; Spindler's Entgegentreten gegen die Menzel'ſche Proſtitution mag darum jedenfalls für Herrn Menzel eine gute Lehre ſein, deren zukünftige Benutzung nur ihm und der Realität ſeines kritiſchen Wirkens dienen wird. Menzel's kritiſches Wirken in der jüngſten Vergangenheit — ſeine Freunde ſogar müſſen das zugeben — iſt precair, unſicher und ſchwankend, und man ſieht, wie viele Mühe es ihn koſtet, auch nur einen Theil der früher geübten Autorität zu behaupten, ſeitdem viele, mitunter energiſche Kräfte an dem Stabe gerüttelt, den er ſo geraume Zeit diktatoriſch über Deutſchland geſchwungen; die Kataſtrophe, die über Menzel'n gekommen, beſteht in der Syſtemloſigkeit einer Maſſe eingeſogener Kenntniſſe, die er nicht mehr ſo an den Mann bringen kann, ſeitdem ſeine ſyſtematiſche Negation von der ganzen Schriftſtellerwelt ſelbſt negirt wurde. Menzel wird ſich aus ſeiner Verwirrung nicht wieder herausretten, aber ſein lebensfriſcher Sinn wird vielleicht noch manchen harten Schlag gegen die Erbärmlichkeiten führen, welche nun als politiſche oder literariſche Ausgeburten der Zeit ſich manifeſtiren mögen.

(Schluß folgt.)

Pariſer Theaterſchau.

(Februar).

Das beſte Stück hat dieſen Monat unſtreitig die Porte Saint-Martin zur Aufführung gebracht, nämlich das fünfaktige Drama „Arm und Reich" von Emile Souveſtre. Der Stoff iſt ganz modern, einfach und der nächſten Wirklichkeit entlehnt. Antoine, Sohn einer armen Mercière, hat ſeine Studien als Advokat beendet, bringt es aber zu nichts und iſt unglücklich in ſeinen Geſchäften, wie in ſeiner Liebe; Arthur, ſein Univerſitätsfreund und Sohn einer reichen Familie, iſt ein Windbeutel, dem die ganze Welt huldigt, der ſeines armen Freundes Geliebte verführt und ſie dann verläßt, um eine Convenienzheirath abzuſchließen. Dieſe Schandthat rächt Antoine, indem er Arthur tödtet und ſich dann ſelbſt der Gerechtigkeit überliefert. Die Handlung des Drama's ſchreitet raſch ihrem Ziele entgegen und wenn wir auch dem Verfaſſer die Wahrheit ſeiner Schilderungen und Situationen nicht ganz einräumen können, ſo müſſen wir ihm doch zugeſtehen, daß er aus einem ſo einfachen Gegenſtande großen Vortheil zu ziehen gewußt hat. Der dritte Akt iſt unſerer Anſicht nach der gelungenſte und brachte den tiefſten Eindruck auf die Zuſchauer hervor. Bocage ſpielte die Rolle Antoine's meiſterhaft und wurde lebhaft beklatſcht.

Das Gymnaſe dramatique brachte dieſen Monat nur ein neues Vaudeville in einem Akt von Herren Arvers, „les dames patronesses" betitelt, eine Satire gegen die Wuth der Subſcriptionsbälle zu Gunſten der Armen, womit in Paris ſo viel Mißbrauch getrieben wurde. Das Stück iſt witzig, geiſtreich und launig geſchrieben und wird von Ferville und Mademoiſelle Eugenie Sauvage trefflich geſpielt; fand daher viel Beifall.

Die Variétés gaben zwei unbedeutende Vaudevilles; das erſte war betitelt: „Michel," Vaudeville in vier Akten von Herren Duvart, Lauzanne und Jaime; das ausgezeichnete Spiel Vernet's, der drei verſchiedene Rollen hat, ſicherte den Erfolg; ein zweites Stück, „l'homme qui se range" betitelt, Vaudeville in einem Akt von Herren Dennery und Cormon, fand eine ſehr kalte Aufnahme.

In der Gaîté wurde das dreiaktige Drama der Hrn. Arnould und Fournier, „huit ans de plus" ſehr günſtig aufgenommen. Es iſt dies die Geſchichte eines jungen Mannes, der eine Frau heirathet, die acht Jahre älter iſt, als er, und ſich nach dem Tode ſeines Oheims in eine junge Nichte verliebt, die acht Jahre junger iſt, als er. Seine Frau ſieht die Zuneigung der Beiden und beſchließt, ihrem Leben ein Ende zu machen, welches ſie ihrem Manne anzeigt, nachdem ſie zur Ausführung ihres Entſchluſſes nach dem Elſaß abgereiſet iſt. Dort wird ſie aber Augenzeuge einer Scene, wo das Landvolk einer Frau, die ſich erſäuft hat, ein chriſtliches Begräbniß verweigert, welches ſie ſo erſchüttert, daß ſie ihrem Vorhaben entſagt und bei einem Arzte ein Unterkommen ſucht und nach Verlauf einiger Zeit ihrem Manne ſchreibt, er möge kommen und ſie abholen. Ihr Mann erſcheint auch wirklich in der Wohnung des Doktors; aber wie groß iſt das Erſtaunen und der Schmerz, als ſie erfährt, daß ihn nicht ihr Brief, ſondern der Zufall hierher geführt und daß er eben aus Stuttgardt zurückkehre, wo er ſeine Heirath mit Paulinen, ſeiner Nichte, vollzogen habe, weil er feſt geglaubt, die aus dem Rhein gezogene Frau ſei ſeine erſte Gattin geweſen. Der Kampf zwiſchen Leidenſchaft und Pflicht wird in dieſem Gemälde mit lebhaften Farben geſchildert und feſſelt ſtets die Aufmerkſamkeit des Publikums, das reichliche Thränen vergießt.

Das Palais Royal gab im Laufe dieſes Monats „Stradella," Vaudeville in zwei Akten von Herren Deforges und Paul Duport, eine Liebesgeſchichte aus dem Leben des bekannten italiäniſchen Sängers und Muſikers, deſſen Motette den Dolch den Händen der Bravi's entwanden, welche ausgeſchickt waren, um ihn am Fuße des Altars zu ermorden. Im Vaudeville des Palais Royal finden wir Stradella als Muſiklehrer in Venedig, wo er ſich in eine ſeiner zahlreichen Schülerinnen Bianca Valdari, die Tochter des Gonfaloniere verliebt, ſich heimlich mit ihr trauen läßt und dann nach Florenz entflieht. Der Vater der Entführten, die frühere Geliebte Stradella's und der verſchmähte Liebhaber Bianca's laſſen den Entflohenen verfolgen, erſterer durch die Polizei, letztere durch Mörder. Der Großherzog von Toscana iſt aber der enthuſiaſtiſche Verehrer Stradella's und die Mörder laſſen ſich durch die Gewalt der Muſik entwaffnen, worauf ſich das neuvermählte Paar mit ſeinen Eltern wieder ausſöhnt. Das Ganze gefiel ſehr, beſonders durch Geſang und Spiel Achard's. Ein zweites Vaudeville, l'outrage betitelt und von Hrn. Dupin verfaßt, wurde wegen ſeiner ſchrecklichen Schlüpfrigkeiten ausgepfiffen. Ein junges Mädchen will ihren verſprochenen Bräutigam nicht heirathen, weil ſich Jemand heimlicher Weiſe am Morgen des Hochzeittages in ihr Gemach geſchlichen und ihr beim Anziehen einen Kuß auf die Schulter gegeben hat, wodurch ſie ſich für ewig beſchimpft glaubt. Die Rolle dieſes ſittſamen Mädchens ſpielt — Virginie Dejazet, die eingefleiſchte Griſette. Die unflätigen Wortſpiele haben ſogar das Publikum des Palais Royal empört und Jedermann fragte ſich mit Erſtaunen, warum die dramatiſchen Cenſoren dieſe Gemeinheiten nicht geſtrichen hätten; der Miniſter des Innern hat dem Skandal ein Ende gemacht und das Stück verboten. Mademoiſelle Dejazet wird für dieſen kleinen Unfall nächſtens ihre Revange nehmen und zwar als Chevalier d'Eon, deſſen wunderliches Leben und equivoquer Charakter ihr ganz beſonders zuſagen.

Im Vaudeville gab man den „Stummen von Saint Malo" von den Herren Varin und Lubize; ein luſtiger Schwank, von Arnal trefflich durchgeführt, der darin einen Dorfküſter macht, welcher durch allerlei Umſtände gezwungen wird, ſich für einen Stummen auszugeben, obſchon er die ſtärkſte Stimme zehn Meilen in der Runde hat. Ein Doktor nimmt ihn zu ſich ins Haus und ſucht ihn von der Stummheit und Taubheit durch alle mögliche Perforcecuren zu kuriren, denen der arme Küſter am Ende nicht widerſteht, ſondern wodurch er ſeine Stentorſtimme wiedergewinnt — zur großen Erbauung des Doktors und der Zuhörer. — „La Champmeslé," Vaudeville in zwei Akten von Herren Ancelot und Paul Duport, gefiel. Es enthält die Heirathsgeſchichte der berühmten Schauſpielerin dieſes Namens, in welche ſich Racine verliebte, der Lafontaine ſeine Fabeln dedizirte und Boileau ſeine Huldigungen in den ſchönſten Verſen darbrachte. Der erſte Akt iſt kalt und lang, der zweite hat eine intereſſante Scene, welche namentlich von Madame Albert gut geſpielt wird, nämlich wo die Champmeslé dem alten Präſidenten Desmares ihre Herkunft entdeckt und ihn durch ihre rührend ſchöne Stimme bewegt, in die Heirath ſeines Enkels mit einer Schauſpielerin einzuwilligen. — Das Vaudeville, „die beiden Mütter" von Herren Didier, Deslandes und Carmon, iſt abgedroſchen und thränenreich, da wo es originell und pathetiſch ſein will, und trivial, wo es geiſtreich, witzig ſein ſollte. Es wurde aber dennoch mit Nachſicht behandelt, wahrſcheinlich, weil darin ein Kind von ſieben oder acht Jahren vorkommt, das ſeine Rolle mit einer leider früh entwickelten Einſicht aufgefaßt und durchgeführt hat und ſehr beklatſcht wurde.

Im Theater français nichts Neues, als ein neuer Direktor, Herr Vedel, und die Nachricht, daß Madame Dorval bei ihrer Abreiſe von Toulouſe vom Parterre eine goldene Krone zum Andenken erhalten. E. K.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 64. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 16. März.

Die Prieſterherrſchaft
im Jahre 1786.
(Novelle).

In einer Eisbude, nicht weit vom Montecavallo, ſaßen zwei Männer von ſo verſchiedenem Anſehen und Betragen, daß man nicht leicht errathen konnte, wie ſie ſich zuſammen gefunden, und mit ſichtlicher Vertrautheit verkehren mochten. Der Eine, nahe dem Greiſenalter, war von abſchreckender Häßlichkeit und Plumpheit, ſeine halbgrauen, halbrothen Haare hingen borſtenähnlich um den ungeheuer dicken Kopf; aus dem erdfahlen Geſichte ſtierten große, glotzende Ochſenaugen, von ſeltſamen Falten und Runzeln umzogen, die ſich jede Minute auf eine andere, wunderliche Weiſe verzogen. So viel ſich nach Farbe und Schnitt ſeiner durchlöcherten, verſchmutzten Kleidung unterſcheiden ließ, trug er die Tracht der Weltgeiſtlichen, und die Lumpen ſchlotterten um die lange, bis auf Haut und Knochen eingeſchrumpfte Geſtalt. Er langte gierig, wie Jemand, der lange ſeinen Hunger nicht geſtillt hat, nach den köſtlichen Speiſen, die vor ihm ſtanden; er ſchien den herrlichen Parmeſankäſe, die ſaftigen Orangen, das weiße Brot, den feurigen Wein von Orvieto faſt mit den Augen zu verſchlingen, während ſein Gefährte immer neue Leckerbiſſen beſtellte. Dieſer war ein hübſcher Mann, in der netteſten, ſauberſten, faſt ſtutzermäßigen Kleidung; ſein honigſüßes Lächeln, ſein abgeſchliffenes, unterwürfiges Weſen, ſeine ſchmeichelnde Dienſtfertigkeit ſchienen einen Höfling anzukündigen, und nichts glich der Befliſſenheit, mit der er jeden Wunſch des Andern zu errathen, und zu befriedigen ſtrebte. Er erzählte dabei allerlei Geſchichten und ſchien in dem Familienſcandal der heiligen Stadt trefflich unterrichtet, ſo daß er dem trübſeligen Signor Abbate zuweilen eine Grimaſſe, die allenfalls einem Lächeln glich, ablockte, das ſich aber ſogleich wieder in den gewöhnlichen, mürriſchen, ängſtlichen Ausdruck verlor.

„Schmeckt Euch der Wein nicht mehr, Signore Lepri?" ſagte Jener, ſeine Erzählungen unterbrechend; „er iſt wahrlich ſo gut, wie der Papſt und ſein Neffe ihn trinken; ich habe keinen beſſeren finden können, ſonſt würde ich meinem verehrten Freunde damit aufwarten." Signore Lepri war nicht im Stande, gleich zu antworten; denn er würgte eben an einem ungeheuren Stücke Eſelswurſt, dieſem Leckerbiſſen der Römer; doch, als er es mit Wein hinuntergeſpült hatte, ſtieß er das Glas tölpiſch auf den Tiſch und ſagte: „Ich darf nichts mehr eſſen, es iſt zu viel und gegen meine Gewohnheit, denn ſonſt fà d'una cireggia tre bocconi, aber der Wein iſt köſtlich, buon vino tavola longa." Sogleich erhob ſich der Andere, um noch ein paar Flaſchen zu holen, und fügte freundlich hinzu: „Wenn es auch für heute zu ſpät werden ſollte, den Inhalt zu erproben, ſo können wir ja den Wein in Euere Wohnung tragen laſſen." Der Alte beſann ſich ein wenig: „Hört, Signore Brandi," ſagte er; „ich will die Flaſchen lieber ſelbſt in den Sack ſtecken; die Lohnbedienten ſind alle Spitzbuben, und fordern Unſummen, wenn ſie drei Schritte gehen ſollen." „Ihr dürft Euch nicht damit beſchweren, Signore Abbate," verſetzte Brandi; „Ihr vergeſſet, daß Ihr heute Abend Seiner Heiligkeit aufwarten dürft; freilich für jetzt nur in'sgeheim. Ihr kennt den Neid der Kardinäle, die Mißgunſt der Prälaten; aber künftig ſollen die Strahlen der päpſtlichen Gunſt Euch am hellen Mittage, wie eine Glorie umleuchten; Eure Kenntniſſe, Eure Tugenden verdienen die größte Auszeichnung.“ „Iſt es aber auch ganz gewiß, daß ich Kardinal werden ſoll?“ fragte der Alte geſpannt, und troß der Weinlaune nicht ohne Mißtrauen.“ — „Wie könnt Ihr mir immer dieſelbe Frage wiederholen?“ antwortete Steffano Brandi voll Eifer. „Der heilige Vater hat Euch ſchon in petto erwählt, im nächſten Conſiſtorium werdet Ihr ernannt, und es wird der ſchönſte Tag meines Lebens ſein, wenn ich meinen theueren, geſchätzten Freund mit dem rothen Hut geſchmückt ſehe. Die künftige Eminenza ſoll leben!“ Der Alte ſchüttelte das unförmliche Haupt, that aber doch Beſcheid. „Ich habe mehr Vertrauen zu Euch, wie zu irgend einem Menſchen auf dem Erdboden; Pius VI. muß mir aber ſelbſt die Verſicherung geben, oder der Handel geht zurück.“ — „Ich bitte euch theuerer Freund,“ verſetzte Steffano: „enthaltet Euch ſolcher unziemlicher Ausdrücke, es iſt kein Handel, nur wohlwollende, gegenſeitige Hülfsleiſtung.“ — „Tauft das Kindlein, wie Ihr wollt,“ ſcherzte Lepri; „ich weiß doch daß Ihr ein ſchlauer Handelsmann ſeid, der keinem Juden im Ghetto weicht, aber nicht mit gewöhnlicher Waare, ſondern mit Ämtern und Würden, wobei der heilige Pius die Hauptſummen bezieht, und Ihr die Abfälle.“ Signore Lepri ſchmunzelte abſcheulich über ſeinen Witz; aber Steffano biß ſich in die Lippen und murmelte abſeits: „Du Hund, das ſollſt du mir büßen,“ doch gleich wandte er ſich mit der liebenswürdigſten Heiterkeit wieder zu ſeinem Gaſt, ihm freundlich mit dem Finger drohend: „Scherza co' fanti, e lascia star'i santi.“ — Der Alte drückte ihm die Hand, „Ihr müßt mir den Spaß nicht übel nehmen, Euer guter Wein macht mich ganz offenherzig, und freilich reden die Leute ſchlimm genug von Eurem Haushalt; da muß ich doch auf meine Sicherheit denken, wenn ꝛc.“ — Er hielt plötzlich inne, und ſeine ſtieren Blicke wurzelten auf zwei vorübergehenden Damen, die bei ſeinem Anblicke ſtehen blieben, und dann raſch zu ihm traten. Die alte Donna machte ihm eine tiefe, ſteife Verbeugung, und in ihren Mienen ſprach ſich mühſam bezwungener Unwille aus; aber das junge Mädchen, welches einer Hebe an Holdſeligkeit, ſchlanken Wuchs und Zartheit glich, warf ſich ihm zu Füßen, und küßte ſeine Hände. „Endlich läßt uns die heilige Jungfrau Euch finden, liebſter Oheim,“ ſagte ſie, „nun laſſe ich mich nicht abweiſen, wie neulich von Eurer häßlichen Haushälterin; warum wollt Ihre Eure Nichte, die Letzte der ganzen Familie, die arme Waiſe verſtoßen?“ — „Fort, Schlange, fort figlia di satanasso!“ ſchrie der Abbate mit krampfhafter Wuth, „chi eleva serpa in seno, vien pagato di veneno.“ — „Mäßigt Euch, Signore Lepri,“ ſagte die Alte, „wollt Ihr uns vor aller Welt beſchimpfen?“ — Wirklich blieben etliche Vorübergehende ſtehen, doch lange nicht ſo viele, als in Städten des Nordens der Fall geweſen ſein würde, denn man iſt bei dem Leben der ſüdlichen Völker auf öffentlicher Straße, und bei der Lebhaftigkeit ihres Weſens, ſo ſehr an Geſchrei und leidenſchaftliche Aufwallungen gewöhnt, daß man nicht ſonderlich darauf achtet.

„Wollt Ihr länger allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen trotzen?“ fuhr die alte Dame in einem feierlichen, gezierten Tone fort. „Wollt Ihre Eure vortreffliche Nichte enterben, wollt Ihr ſie auch des väterlichen Vermögens, das man Euch vertraute, berauben? Schon die blinden Heiden verdammten ſolche Gottloſigkeit, ſolchen Mißbrauch edlen Vertrauens, und Tullius Cicero ſagt in ſeiner Rede gegen ꝛc.“ — „Schweigt!“ ſchrie der Alte, und hielt ſich die Ohren zu, der Rednerin wilde Blicke zuwerfend. Sie blieb aber in dem gewählten Tempo. „Wollt Ihr auch nicht hören, was die Kirchenväter Auguſtinus, Ambroſius und der Dollmetſcher der Gottheit mit dem goldenen Mund entſchieden?“ — „Signora Pezelli,“ ſagte Steffano vermittelnd, „Ihr ſeht, daß der Abbate nicht in der Faſſung iſt, Eure trefflichen, weiſen Ermahnungen zu wägen und zu würdigen; wartet einen paſſenderen Moment ab, ich will meine Kräfte aufbieten unſeren werthen Freund zu beruhigen. Darum laſſet uns weiter kein Aufſehen machen. Steht auf, Signora Angelina; Euer Oheim wird Euch nächſtens in ſein Haus einladen, und dann wollen wir überlegen, wie der Prozeß verglichen werden kann.“ (Fortſ. folgt.)

Aus Carlsruhe.

(Schluß).

Nicht vergeſſen darf ich, indem ich die Reihe unſerer verdienten Schauſpieler weiter führe, den gewandten und vielgebildeten Herrn Demmer zu nennen, der in Intriguen- und auch feinern komiſchen Rollen Ausgezeichnetes leiſtet. Immer zeichnet dieſen Künſtler ein tiefdurchdachtes Spiel aus, welches allen ſeinen Geſtalten körniges Leben einflößt, und nach Innen und Außen ſie zur Wahrheit rundet.

Nicht ſolch eine Auswahl ſich durchdringender und ſyſtematiſch zuſammenwirkender Talente finden wir beim weiblichen Perſonale des Schauſpiels.

Doch auch hier finden wir Kräfte, wie ſie mindeſtens in vorzüglicherem Grade auf keiner der übrigen eben angeführten Bühnen anzutreffen ſind. Madame Haizinger führt den Reihen, ſchätzenswerth als tragiſche Heldin, und unübertrefflich in der Comödie, und hier hauptſächlich wieder im naiven Fache. Dabei ziert eine faſt zauberhafte Grazie das Weſen dieſer Künſtlerin, in welcher Sphäre ſie nun immer die Gebilde ihrer Kunſt hervorzubringen hat. Das Schrecklichſte, was indeſſen dieſer vielbewährten Künſtlerin begegnen konnte, iſt die Apologie ihres Lebens und Künſtlerwirkens, welche ein hieſiger Enthuſiaſt vor einiger Zeit herausgegeben. Das Lob geht in's Fratzenhafte, und keinen einzigen charakteriſtiſchen Zug der eigentlichen künſtleriſchen Weſenheit der ehrenwerthen Dame finden Sie auf dem ganzen flachen Grunde, worauf dies kleine Buch aufgeführt iſt. Daß die Eumeniden ſich doch immer in dieſer Art an den größern Künſtler-Individualitäten rächen! Liegt dies im Zuſammenhange der Dinge? —

Dem. Neumann, die Tochter aus erſter Ehe der Mad. Haizinger, iſt in die Fußtapfen ihrer Mutter würdig eingetreten, und nicht geringe Hoffnungen ſind's, die ſie mit jedem weiteren Auftreten immer auf's Neue erregt. Ihre Deklamation iſt muſterhaft, ihr Spiel würdig, durchdacht, ihre Figur anſprechend in hohem Grade. Schöner Erſatz wird ſie einſt unſerer Bühne ſein, wenn die Parzen den Künſtlerfaden ihrer Mutter abgeſchnitten. —

Mad. Sehring, in den Rollen der ſpröden Mütter und älteren Liebhaberinnen, iſt vorzüglich; Mad. Keiſer in weiblichen Charakterrollen von vielem Verdienſt. Dieſe Künſtlerin iſt überhaupt in einem Entwicklungsprozeſſe begriffen, welcher unſerer Bühne noch viele ſchöne Früchte tragen wird.

Unſere Oper, welche das Trifolium: Haizinger, Mad. Fiſcher und Reichel bietet, iſt Ihren Leſern gewiß ſo bekannt, daß es meinerſeits unnöthig iſt, im Allgemeinen ihre Verdienſte zu analyſiren oder ſie gegen Zurückſetzung von Außen in Schutz zu nehmen.

Die Claſſificirung in Theaterrevüen, die Kategorien, die man da aufgeſtellt, werden, in Bezug auf das Carlsruher Theater, von der hieſigen öffentlichen Meinung förmlich in Zweifel gezogen, ein ſolches precäres Forum von uns geradezu desavouirt. Ein Leichtes iſt es, Kategorien zu ziehen, aber ein Schweres ihren Raum zu füllen mit Logik und Wahrheit; von artiſtiſcher Metaphyſik iſt bei dem heutigen Zuſtande der Dramaturgie, trotz des vielen Gehudels darin, ſchon gar nicht die Rede. —

Die hieſigen Wintervergnügungen ſind nun ſo ziemlich zu Ende gegangen, und vorgeſtern (4. März) fand im Muſeum die letzte muſikaliſche Unterhaltung Statt in welcher ſich durch ihren Geſang Fräul. Schebeſt und Hr. Reichel auszeichneten. In acht bis vierzehn Tagen ſchließt nun ein großer Ball. auf welchen unſere ſchöne Welt ſchon lange mit zitternden Füßen harret, die Winterfreuden des Muſeums vollkommen.

Sie brauſ'ten großentheils vorüber, die berauſchenden Töne der Walzer, der Carneval mit ſeinen tollen Freuden iſt verſtummt, zurückgekehrt iſt Mann und Weib wieder zu ſeiner gewöhnlichen Beſchäftigung; aber nicht, ohne daß ſchon eine neue Lebensader des öffentlichen Intereſſes für uns ſich flüſſig gemacht. Wieder nämlich iſt eine Periode umgelaufen, nach welcher regelmäßig, die politiſchen Lebensfragen des Landes zu berathen, unſere Stände zuſammentreten.

Übermorgen werden die Kammern geöffnet: Dinge von Wichtigkeit ſind vorbereitet, jeder Badener blickt mit beſondern Hoffnungen auf die Reſultate dieſes Landtags. Möge einem Jeden ein Theil ſeiner guten und aufrichtigen, durch's Wohl der Geſammtheit bedingten Wünſche gewährt werden, auf daß der theilweis verhüllte politiſche Himmel, den dieſer ſtürmiſche März uns gebracht, in lichter Dämmerung einſt die Deputirten wieder auseinander gehen ſehe. Mir bleibt es vorbehalten, wohl manches Intereſſante, das auf dieſem Landtag an uns vorübergehen wird und das die Tendenzen Ihres Blattes berührt, Ihnen in den geeigneten Pauſen mitzutheilen.

Ein Denkblatt

aus und zu der Pariſer Literär- und Sitten-Geſchichte.

Das Bülletin der **Revue de Paris** vom 25. Februar dieſes Jahres, nachdem es der „faſt contagiös ſcheinenden" Manie des „politiſchen Meuchelmordes" gedacht, und ſeine Meinung geäußert über das Schisma der Doktrine, nämlich über die **école compromettante** des Herrn Fonfrède, und die **école compromise** der Débats, — fährt ohne Weiteres — folgendergeſtalt zu revidiren fort:

„Etwas, deſſen viele Weltlinge ſich nicht vermuthen, und was doch ihnen mitzutheilen dienlich ſein möchte, iſt, daß die Faſten in unſeren katholiſchen Kirchen mit muſterhaftem Eifer gefeiert werden. Unter den Herren Pfarrern unſerer Hauptkirchen herrſcht ein heiliger Wetteifer eleganten und beſcheidenen Proſelytism's. Sie haben wohlweislich erwogen, daß die Ungläubigen den Fliegen gleichen, deren man weit mehr mit einem Löffel voll Honig fängt, als mit einem ganzen Faſſe voll Eſſig. Auch wird nichts von dem Allen verſäumt, was die Strengigkeiten (**austérités**) dieſer Bußzeit liebenswürdig (**aimables**) und anziehend machen kann. Der Gottesdienſt an großen Tagen gleicht jetzt an vielen Orten einem wahrhaften Concert. Oft iſt es — um recht eigentlich zu ſprechen — nicht eine muſikaliſche Meſſe, die man hört, ſondern eine meſſikaliſche Muſik.*) Auch die Kanzelberedſamkeit hat ganz ihren Styl verändert. Sie iſt des Dafürhaltens geworden, daß es ungeſchickt (**malhabile**) ſei, dieſe Weltzeit zu ſchmähen, wie ſie es ehedem gethan; jetzt ſchmeichelt und liebkoſ't ſie ihr und bemüht ſich, ſie durch Einſchmiegung und Höflichkeit zu gewinnen . . ."

Das Bülletin erwähnt nun vorübergehend des Herrn Pfarrers Lecourtier und des Herrn Combalot „eines der Adler der neueren Kanzler" — und läßt ſich dann weiter alſo vernehmen: „Aber der **par excellence** faſhionable Carême iſt immer der von St. Roch. Seit Herr von Olivier hier Pfarrer geworden, iſt St. Roch unbeſtreitbar die Pfar-

---

*) Nicht ſowohl eine **messe en musique**, als eine **musique en messe**.

rei von Paris, wo es am angenehmſten iſt, für ſein Heil zu ſorgen (de faire son salut). Die Kirche iſt comfortabel, gut geſchloſſen, glänzend von Eleganz und überall auf das Zierlichſte (coquettement) geſchmückt. Die Kapelle zur Anbetung iſt ein köſtliches — Boudoir, wo die zärtlichen Seelen nicht müde werden, zu — meditiren. Das Orcheſter hat keinen Nebenbuhler unter den heiligen Orcheſtern. Keines der bei Muſard jetzt beliebten Inſtrumente fehlt, weder das engliſche Horn, noch die Trompette mit Klappen (à piston). Was die Geſellſchaft der Gläubigen betrifft, ſo iſt ſie tadellos und vollkommen ausgewählt. Die Köhigin und die beiden Prinzeſſinnen, ihre Töchter, gehören zu den fleißigſt beſuchenden Pfarrkindern. Sonntags die Meſſe um ein Uhr iſt eine auserleſene Verſammlung der beſtgekleideten ſchönen Frauen von Paris. Gewiß wird es St. Roch ſein, wo in der Charwoche ſich die Mode von Long-Champs entſcheiden wird. — Auch Predigten liefert St. Roch zu jeder Stunde, von jeder Gattung und Beſchaffenheit, für alle Bequemlichkeiten und alle Geſchmäcke. Der erſte Vikar, Herr Abbé Dupanloup, predigt nach der Ein-Uhr-Meſſe Sonntags und Mittwochs. Er hat ſich glücklicherweiſe ſchon aus dem undankbarſten Theile ſeiner Faſten herausgezogen; er iſt zu Ende mit der Überſicht der menſchlichen Miſeren, es bleibt ihm nur noch die Abzählung der göttlichen Erbarmungen. Hr. Abbé Dupanloup ſtammt aus der modernen literäriſchen Schule; es iſt der romantiſche Prediger. Selbſt noch jung und inſpirirt, findet er beſonders Beifall bei den jungen myſtiſchen Frauen, die mit Swedenborg die Ehen im Himmel oder den Troſt — auch im Himmel — für die Ehen auf Erden — träumen.“ — Das Bülletin charakteriſirt nun auch in der Kürze die übrigen Prediger von Saint Roch, die Herren Petétot, Cornut und Olivier, den Pfarrer der Kirche ſelbſt, und wendet ſich ſofort — zu dem diesjährigen — Ball des Präſidenten der Deputirtenkammer, welcher zahlreicher geweſen, als der große königliche Ball in den Tuilerien, — und beſchließt ſeine Revue mit ein paar Worten über die bevorſtehende Eröffnung des Salons der Kunſtausſtellung. Die Gloſſirung dieſes Bülletins überlaſſen wir füglich unſern Leſern.

Chronik der ſchönen Literatur.

24) Deutſche Volksblumen. Durch Friedrich Goldſchmied. Leipzig, Fiſcher und Fuchs. 1837.

Seit langer Zeit iſt mir kein elenderes Machwerk zur Hand gekommen als dieſe deutſche Volksblumen. Hier hat ein Stümper, der mehr Einbildung als Einbildungskraft beſitzt, das Heiligthum der deutſchen Sagenpoeſie mit ſchmutzigen Füßen betreten, die lieblichen, unſchuldigen Kinder drinnen in bunte Affenjacken geſteckt, den wunderbaren Statuen Schnauzbärte angemalt. In der That, es war eine ſehr unnütze Arbeit, die köſtlichen alten Märchen, die man meiſt bei Grimm (in der eleganten Ausgabe für Haus und Volk) findet, zu überarbeiten, will ſagen: „zu corrumpiren;“ den ehrlichen geſtiefelten Kater zum Schildhalter eines abgeſchmackten Unſinns, der Polemik ſein ſoll, zu machen, und das Volksbuch von Dr. Fauſt, nach einer (nicht ſehr ſeltenen ſpäteren Ausgabe) abzuſchreiben. Läßt ſich der Styl des Ganzen mit irgend etwas vergleichen, ſo iſt's die Einbildung eines Ladenſchwengels, daß es ſeine Genialität beurkunde, wenn er den Frack verkehrt anzieht.

Feuilleton.

*** **Tabari's Weltchronik.** — Abu Dſchafar Muhammed Tabari, um 838 in Tabariſtan geboren, ſchrieb vierzig Jahre an ſeiner Weltchronik und ſtarb 922. Sein Werk, in arabiſcher Sprache verfaßt, gewann ſehr bald großes Anſehen, wurde von Belami um 976 in's Perſiſche überſetzt und zugleich verbeſſert, daher ſpäter (um 1300) aus dieſer perſiſchen Bearbeitung in's Türkiſche; Anfang's des XVI. Jahrhunderts in's Dſchagataiſche und ungefähr um dieſelbe Zeit in's Arabiſche zurückũberſetzt. Von dieſer Chronik iſt im vorigen Jahre die erſte Lieferung einer franzöſiſchen Ueberſetzung von Louis Dubeux erſchienen, welche jedoch auf 280 Quartſeiten nur erſt [illegible] des Ganzen enthält. Dieſes, mit der Weltentſtehung beginnend, reicht hinab bis zur Regierung des Chalifen Moktader (um 910 der chriſtlichen Zeitrechnung) Tabari's Geſchichtswelt beſteht aber nur aus Perſien, Arabien, den Ländern um den Euphrat und Tigris, Syrien und Aegypten. — Die erſte Lieferung der franzöſiſchen Ueberſetzung enthält nur die Einleitung zum ganzen Werke und einige Kapitel der erſten Abtheilung, die bis zur Geſchichte des Propheten Ayub (Hiob) hinabreichen.

Bei ſeiner Erzählung vom erſten Menſchen hält ſich der Autor an die perſiſche Kosmogonie; „ſein Name war Kaiumors, d. h. der Lebende, Sprechende, Sterbliche,“ den alten Nationalhelden der Perſer, Dſchemſchid, ſetzt Tabari in die Zeit vor der Sündfluth. Das Ende der Welt läßt er 1000 Jahre nach der letzten Geſetzverkündigung, die, ungefähr 6000 Jahre nach der Schöpfung, durch Mahomed Statt gefunden, eintreten. Jeſus iſt dabei die Hauptrolle zugetheilt. — So ſind hier Zendaveſta, das A. und N. Teſtament und der Koran in die Weltgeſchichte geſchoben, oder vielmehr dieſe mit Fragmenten jener und einem ganzen Schwarm fabelhafter Ueberlieferungen auf das Wunderlichſte zu einem groben muſiviſchen Bilde verkittet.

*** **Journaliſtiſches Schisma.** — Die *Paix* belehrt uns unter'm 23. Februar, daß „es zwei Schulen oder Doktrinen in der Meinung gebe, welche man die gouvernementale oder Juste-milieu zu nennen pflege.“ Als eine dieſer beiden Schulen wird diejenige bezeichnet, „welche ſich bemüht, die Ueberlieferungen aller politiſchen Phaſen zu conciliiren;“ man könne ſie die politiſche Schule, und ihren Regierungsplan ein Système *à variantes* nennen. Zu ihr gehören die *Débats* und die *Charte*. Die andere Schule, zu welcher die *Paix* ſelbſt und das *Journal de Paris* zu rechnen, nennt ſich die *école téméraire et compromettante*, weil ſie es wage, gerade heraus zu ſagen, welche Maaßregeln das Miniſterium Ludwig Philipp's zu nehmen habe, um die Oppoſitionen kräftig zu Paaren zu treiben.

*** **Der kölniſche Dom.** — Vom Jahr 1834 bis 1836 wurden auf Erhaltung und Herſtellung des kölniſchen Domes nicht weniger als 223,244 Rthlr. verwendet, wovon 135,084 aus königl. Kaſſen gefloſſen ſind. So verſichert Herr E. Weyden im Februarheft der rheiniſchen Provinzialblätter.

*** **Theepflanzungen in Oſtindien.** — Man hat kürzlich wieder mehrere neue Theediſtrikte in Oſtindien entdeckt. Die Bewohner von Aſſam beſitzen ſchon längſt regelmäßige Pflanzungen. Von dieſer Seite aus droht dem chineſiſchen Theehandel für die Folge eine lebensgefährliche Concurrenz.

*** Der in Nro. 56 des Phönix mitgetheilten Nachricht von **Abtragung des Stephansthurmes** in Wien wird nunmehr als einer irrigen beſtimmt widerſprochen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 65. 1837.

Phönix.

Freitag, 17. März.

Die Fahrt nach Griechenland.

Von

Louiſe von Plönnies.[*]

Sanft geſchaukelt von den Wellen,
Die in leiſem Rauſchen ſchwellen,
Zieht ein Schiff durch's blaue Meer;
Und des Mondes Silberſtrahlen,
Die ſich in den Wogen malen,
Tanzen leuchtend vor ihm her.

Zu dem duftumwebten Strande,
Hin zum ſchönen Griechenlande,
Zieht das Schiff in ſtolzer Ruh.
Zu der Fluth herabgebogen,
Sieht dem leichten Spiel der Wogen
König Otto ſinnend zu. —

Alles ruht in Glanz und Schweigen.
Und der Heimath Bilder ſteigen
Hell herauf vor ſeinem Blick. —
Mit der Liebe heil'gem Segen
Tritt der Vater ihm entgegen,
Weiht ſein künftiges Geſchick.

Seines Purpurmantels Falten
Sind von Edelſtein gehalten,
Und ihn ſchmückt des Herrſchers Glanz;
Aber höh're Strahlen ſchweben
Siegend nieder und umweben
Seinen grünen Lorbeerkranz.

Hell vom Mondenglanz beſchienen,
Huld und Anmuth in den Mienen,
Steht die Mutter hehr und mild.
Wie ein Gruß aus Himmelsauen,
Hold in Liebe und Vertrauen,
Winkt der Schweſter Engelsbild.

„Mußt' ich alle euch verlaſſen,
Kann euch wirklich nicht erfaſſen!? —
Schwebt ihr doch um mich im Traum! —
Theure Bilder meiner Lieben, —
Ja! Ihr ſeid mir treu geblieben,
Und uns trennt nicht Zeit noch Raum!

„Aber ihr, die mir zur Seiten
Jüngſt gefolgt durch Meeresweiten,
Michalis, Miaulis, treu, —
Sprecht! — wo ſeid ihr tapfre Krieger, —
In ſo manchem Kampfe Sieger,
Kühner Adler, edler Leu?!

„Seht! der Heimath Ufer winken. —
Doch ihr mußtet fern verſinken. —
Ruht ſo weit vom Vaterland! —
Eure Sehnſucht nur und Klagen
Kann ich als Vermächtniß tragen
Zu dem ſchönen Griechenland."

Still in der Erinn'rung Schauer
Rollt', als Pfand der Lieb' und Trauer,
Otto's Thräne in die Fluth.
Wellen halten ſie umſchloſſen;
Wo ſie leuchtend hingefloſſen,
Eine edle Perle ruht.

Tröſtend, wie ein Strahl von oben,
Tritt, vom Schleier leicht umwoben,
Sanft die Königin heran,
Die, gleich einem Heimath-Sterne,
Liebend in die blaue Ferne
Leuchtet ſeiner Lebensbahn.

---

[*] Geſprochen in der am 9. März als Dank- und Huldigungsfeier für Se. Hoheit den Erbgroßherzog und Ihre königl. Hoheit die Erbgroßherzogin von Heſſen und bei Rhein veranſtalteten fünften Abendunterhaltung des Vereins für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt in Darmſtadt.

Ob ihn Thränen auch umdüſtern,
Vor der Liebe ſüßem Flüſtern
Hellt ſich auf des Königs Blick.
Trennungsſchmerzen mild zu heilen,
Will ja ſie in Liebe theilen
Seinen Kummer, wie ſein Glück.

Und ſie ſpricht mit ſanften Tönen:
„Bald wird Licht und Glanz verſchönen
Jener fernen Berge Saum.
Leuchtend werd' ich ſie erblicken,
Wie ich einſtens voll Entzücken
Sie geſchaut im ſel'gen Traum.*)

„Ja! in zauberiſchem Walten
Sah ich einſt vor mir entfalten
Sich ein wunderbar Geſicht.
Was es ahnend mir verheißen,
Wird als Wahrheit ſich erweiſen
In des nächſten Morgens Licht.

„Zu dem Lande der Hellenen,
Dem ſich längſt geweiht mein Sehnen,
Trug mich raſch ein Flügelpaar,
Auf zu des Parnaſſus Spitze,
Welchen einſt zum Strahlenſitze
Sich erwählt der Götter Schaar.

„Staunend ließ ich in die Weiten
Meine ſel'gen Blicke gleiten
Ueber Berge, Meer und Land.
Wonnetrunken blickt' ich nieder
Auf das Königreich der Lieder,
Auf das ſchöne Griechenland.

„Schimmernd in den Silberkronen,
Sah ich ſtolz als Rieſen thronen
Helikon und Trikala,
Des Olympos lichte Spitzen
In dem Schneegewande blitzen, —
Licht und Glanz, ſo weit ich ſah!

„Pracht und Schönheit ohne Gränzen;
Doch vor allen ſah ich glänzen
Eine Flur wie Eden ſchön.
Frühlingslüfte, ewig milde,
Wehten duftend durch's Gefilde,
Sanft begränzt von grünen Höh'n.

„Von der Säulen Pracht getragen,
Sah ich einen Tempel ragen,
Mahnend an der Götter Spur.
Lorbeer'n grünten d'rum und Myrthen.
Mit der Heerde zogen Hirten
Durch Arkadiens Blütenflur.

„Sehnſucht meine Bruſt erfüllte,
Doch ein Wolkenſchleier hüllte
Dieſes Thal des Friedens ein.
Staunend ſah ich, bald mit Beben,
Sich ein neues Bild erheben
In des Traumes Zauberſchein.

„Hoch von Wolkennacht umzogen,
Lag umrauſcht von Meereswogen
Das Gebirg von Sunium.
Schwebend zwiſchen Meer und Lüften,
Hob, zertrümmert aus den Klüften,
Sich Minerva's Heiligthum.

„Mich erfüllten heil'ge Schauer, —
Still in Ehrfurcht und in Trauer
Dacht' ich der verſunk'nen Pracht.
Wie der Tempelbau zerſplittert,
Wie der Säulen Pracht verwittert, —
So des Volkes Ruhm und Macht.

„Schwer auf meine Augenlieder
Sank ein dichter Nebel nieder,
Und ich ſchwieg in heil'gem Schmerz.
Wolken zogen raſch vorüber,
Trüber ward's vor mir und trüber,
Bang und ahnend ſchlug mein Herz.

„Und die Wolken zogen ſchneller,
Heller ward es dann und heller,
Bis der Nebelſchleier riß.
Von dem Morgenglanz beſchienen,
Sah' ich vor mir die Ruinen
Schimmern der Akropolis!

„Durch die hohen Säulenhallen
Hört' ich eine Stimme ſchallen,
Siegend wie ein Götterlaut: —
„Dieſen viel gedrückten Landen
Iſt ein Morgen auferſtanden,
Und du wirſt des Königs Braut!“

Von Gefühlen übermeiſtert,
Schwiegen Beide, und begeiſtert
Strahlt' ihr Blick in heil'ger Gluth; —
Da entſtieg in Götterklarheit
Als ein Licht-Symbol der Wahrheit,
Helios der Meeresfluth!

Hellas Ufer glanzumfloſſen,
Lag von Purpur übergoſſen,
Wie ein ſchimmernd Paradies!
Hehr auf ihrem Felſenthrone,
Leuchtend mit der ſtolzen Krone,
Ruhte die Akropolis.

Der Kanonen Donner hallte,
Tauſendſtimmig Hymne ſchallte
Zu der Wolken Purpur-Saum.
Hellas Wogen Funken ſprühten,
Hellas Bergesgipfel glühten
Und erfüllet war der Traum!

Das britiſche Muſeum.

(Schluß).

Die zu dem naturhiſtoriſchen Muſeum führende Treppe wieder hinaufſteigend und die durchwanderten Gemächer und Säle nochmals durchſchreitend kommen wir zu dem Entrée, ein anderer Weg ſteht uns nicht offen. Links, wir ſtehn vor der Ausgangsthüre, befindet ſich die große Bibliothek, zu welcher der Zutritt nur mittelſt einer ſpeciellen Erlaubnißkarte geſtattet iſt. Dieſe Karte iſt nicht leicht zu erhalten, da mit dem einmaligen auch der fernere Beſuch, die Benutzung der Bibliothek und eines großen Arbeitszimmers verbunden ſind. Wir laſſen alſo für dies Mal den linken Flügel unbeſucht und bedauern nur, das Original der **magna charta**, welches im erſten Saale niedergelegt, nicht betrachten zu können. — Rechts gelangen wir zu den Antiquitäten. Waren die oberen Räume nicht zweckmäßig eingerichtet, oft zu dunkel, oft zu enge und dadurch die Eintheilung und Ausſtellung beſchränkt, ſo gilt dies auch von den untern: in vielen kleinen, oft recht engen, finſtern, unwürdigen Gemächern ſind die Schätze des Alterthums placirt, die Gypsabgüſſe ſogar in einem hölzernen, rußigen Anbau, der einem alten Schuppen durchaus ähnlich iſt, darunter leiden natürlich die Kunſtgegenſtände und die Beſchauer. Im erſten Gemach bieten ſich uns einige Statuen und viele Basreliefs in Marmor. Über der Thüre ſteht die Büſte von Charles Toweley, der ſich beſonders um dieſe Sammlungen verdient machte; außerdem nichts Beſonderes. Das zweite, dritte und vierte Zimmer ſind mit griechiſchen und römiſchen Sculpturen angefüllt. Vorzügliches iſt auch hier nicht: Statuen, Basreliefs, coloſſale Torſo's, Köpfe, Körpertheile, Vaſen, Urnen, Opfergefäße, viele Fragmente u. ſ. f. Nur zwei Statuen, Venus und Apollo, fallen in's Auge. Der fünfte Raum enthält römiſche Grabſchriften, Sarkophage, Trauervaſen, Urnen u. ſ. w., die mehrentheils in und auf römiſchen Gräbern gefunden ſind; der ſechſte wieder griechiſche und römiſche Antiquitäten, worunter mehrere Altäre und ein Adler, der den Napoleoniſchen gleicht, vielleicht hat der Kaiſer die ſeinen denen der alten Römer nachgebildet. Das ſiebente ſehr kleine Zimmer zeigt mehrere kleine Bleiklumpen mit Figuren, Köpfen und Handhaben, die den Alten als Gewichte dienten, und Sachen in Bronze. Im achten finden wir ägyptiſche Alterthümer: Mumien, Vaſen, ägyptiſche Idole in Holz, Erde und Erz, Inſchriften, Malereien und zwei Manuſcripte; in der Mitte des neunten die berühmte barberiniſche Vaſe, die früher den Palaſt Barberini zierte. Sie ward in der Nähe Roms, auf dem Wege nach Frascati, gefunden, von William Hamilton angekauft und der Herzogin von Portland ſpäter abgetreten. Sie heißt daher auch Portlandsvaſe, ſowohl von jener Beſitzerin, als von dem Herzoge von Portland, der ſie 1810 dem Muſeum ſchenkte. Das Material iſt eine violette, glasartige Maſſe mit vielen, bis jetzt aber noch nicht genügend erklärten Reliefs bedeckt. Ferner ſind hier mehrere alte Frescogemälde, perſiſche, babyloniſche und aſſyriſche Antiquitäten zu ſehn. Die Sammlung von Hamilton nimmt das zehnte Zimmer ein, ſie beſteht aus kleineren Gegenſtänden in Stein, Holz und Bronze: Candelaber, Ringe, Vaſen, Geſchirr, Figürchen, chineſiſche und japaniſche Idole, Becher, Meſſer, Kryſtall- und Elfenbeinſachen, Spiegel u. a. m. Im eilften und zwölften Raume ſtoßen wir wieder auf griechiſche und römiſche Sculpturen, worunter viele Büſten und Basreliefs. Folgt der große Salon mit Statuen — eine in's Bad ſteigende Venus das Gelungenſte — Inſchriften, Grabſteine, perſiſche und arabiſche Sculpturen. An dieſen ſtößt der ägyptiſche Salon, den die Engländer größtentheils mit den von den Franzoſen in Ägypten geſammelten und nach der Capitulation von 1801 ihnen überlaſſenen Merkwürdigkeiten angefüllt haben. Die meiſt coloſſalen Werke wurden 1802 von dem General Turner nach England gebracht. Der Saal iſt geräumig und hell, dieſer nebſt dem zuletzt zu nennenden ſind die beiden größten und zweckmäßigſten im ganzen Muſeum. Meines Erachtens bieten auch dieſe beiden die bedeutendſten Gegenſtände, hier ägyptiſche, dort griechiſche Monumente. Die Mehrzahl der größeren ägyptiſchen Antiquitäten ſind aus Granit und Syenit, maſſiv und roh. Am Eingange ruhen rieſige Löwen, dahinter ſtehn die Spitzen zweier Obelisken, weiter ungeheuere Sarkophage, coloſſale Köpfe und Statuen, Sphynxe, ein Arm aus Granit, der 12 Schuhe mißt, eine Fauſt die wohl 4 Fuß im Quadrat hat, Frieſe und Säulenſchafte das Meiſte in farbigem Granit und Syenit, Anderes in hartem Sandſtein, ſchwarzem Baſalt und Marmor. Auf ſehr vielen dieſer Monumente ſteht der Name Amenoph **III.** (Memnon) eingegraben, viele andere ſtellen Könige und berühmte Männer aus der alten ägyptiſchen Geſchichte dar, wie Bubaſtes, von dem wohl 20 Statuen und Büſten vorhanden, Amaſis, Pharao, Ramaſes **II.** (Seſoſtris), Horus, Memnon und andere. Hieroglyphen entdeckt man faſt an jedem Werke, doch auch griechiſche Inſchriften; das Merkwürdigſte in dieſer Art iſt der Roſetta-Stein, eine dicke, ſchwärzliche Platte, auf welcher drei Inſchriften: die obere in Hieroglyphen, die mittlere in ägyptiſcher (die Lettern gleichen den chaldäiſchen) und die untere in griechiſcher Sprache und Schrift: die letztere konnte ich ſogar ohne große Mühe entziffern. Der Inhalt der Inſchriften, die daſſelbe beſagen ſollen, betrifft die weiſe Regierung und das Lob Ptolemäus **V.**, dem zu Ehren die Prieſter von Memphis dieſen Stein, der bei Roſetta gefunden ward, geſetzt haben. — Durch ein Gemach, Phigalian Saloon genannt, in welchem mehrere Basreliefs, die den Kampf der Centauren und Lapithen und den der Griechen und Amazonen vorſtellen, und Fragmente von Statuen und Säulen, gelangen wir in den letzten Saal, Elgin-Saloon. Lord Elgin war engl. Geſandter an der hohen Pforte und ſammelte während ſeines Aufenthaltes in Conſtantinopel und auf ſeinen Ausflügen nach Griechenland viele ſeltene, treffliche Sachen griechiſcher Kunſt. Nur griechiſche Antiquitäten enthält dieſe Sammlung, die der Lord für 35,000 Pfd. Sterl. dem Muſeum abtrat. Wir betrachten zuerſt die Basreliefs, von denen ſehr viele Gypsabdrücke genommen und Zeichnungen gefertigt ſind. Dieſe in Marmor ſehr kunſtfertig gemeißelten und meiſtentheils gut erhaltenen Reliefs zierten vordem das Parthenon zu Athen, ſowohl das Innere, als Äußere des Tempels und ſind in der Zahl von neunzig; die Tempel des Theſeus, des Apollo und Erechtheus, das Grabmal Agamemnons in Mycene, die Akropolis und andere nicht angegebene, alſo jedenfalls unbekannte Monumente. Außer den ungefähr 150 Reliefs finden wir in der Elgin'ſchen Sammlung ſehr viele Inſchriften auf Marmor, die in verſchiedenen griechiſchen Dialecten abgefaßt,

---

*) Ein allgemein verbreitetes Gerücht bezeichnet den in den folgenden Strophen poetiſch geſchilderten prophetiſchen Traum als factiſch.

Decrete, Geſetze, Aufſchriften, Grabſchriften u. ſ. w. enthalten. Ferner Capitäler und Schäfte von allen griechiſchen Säulenordnungen, für Architecten ein Schatz ſonder Gleichen — Fragmente von Altären, Sarkophagen, Vaſen und Sculpturen aller Art, Torſo's und einige wohl unterhaltene Statuen, unter denen ein Theſeus und der Flußgott Iliſſus die gelungenſten. Die ganze Sammlung beſteht aus dreihundert und einige achtzig Stücken und iſt, wie mir ſcheint, von dem Lord Elgin meiſt in Athen und in der nächſten Umgebung zuſammengebracht, eingepackt und dann Stück für Stück, und es gibt deren recht winzige und nichtsſagende, für 100 Guineen dieſer Nationalanſtalt verkauft worden.

Wir haben jetzt, außer der großen Bibliothek, alle Theile des britiſchen Muſeums beſichtigt, ſollen wir ein unpartheiiſches Urtheil abgeben, ohne weder den Londoner, noch einen kleinſtädtiſchen Maaßſtab anzulegen, ſo möchte es folgendes ſein: das Gebäude iſt zweckwidrig, die Gemächer ſind zu klein, außer einigen neuern und größern, zu finſter und oft durch hindernde Treppen verbunden; die Heizung mit Steinkohlen in Kaminen, wie ſie in mehreren Zimmern noch Statt hat, ſehr tadelnswerth; die Eintheilung der Gegenſtände in Folge jener Beſchränktheit und Zweckwidrigkeit des Locals oft unpaſſend und ſollte doch bei ſo vielen, in verſchiedene Naturreiche und verſchiedene Künſte zerfallenden Sammlungen ſehr genau und geſchieden ſein; die Gegenſtände ſind, dies beſonders in den naturhiſtoriſchen Kabinetten, wo mit Steinkohlen gefeuert wird, nicht ſonderlich unterhalten, beſtaubt, die Glasſcheiben der Fenſter ſowohl als der Schränke und Kaſten nicht ſäuberlich; die Sehenswürdigkeiten ſelbſt, wenn wir das mineralogiſche Kabinet, die ägyptiſchen Alterthümer, wofür aber die meiſte Ehre den Franzoſen gebührt, die Elgin'ſche Sammlung und einige wenige Seltenheiten der übrigen Theile ausnehmen, bieten nicht das, was jeder Beſuchende in einem britiſchen Nationalmuſeum zu finden glaubt. Den Mängeln des Gebäudes ſoll durch die Aufführung eines neuen abgeholfen werden, vielleicht verlieren ſich dann auch, wie zu wünſchen, viele andere. — Im Vergleich zu ähnlichen Sammlungen in Paris.*) — die im jardin des plantes und im Louvre — wir ſprechen nur von Sculpturen, nicht von Gemälden, denn da wäre jeder Vergleich unſtatthaft — aufgeſtellt ſind, müſſen wir den franzöſiſchen den unbedingteſten Vorzug geben, dies in Hinſicht auf Reichhaltigkeit und Vollſtändigkeit, auf Ordnung, Aufſtellung und Unterhaltung: die engliſchen ſind tief unter meiner Erwartung geblieben.

Kunſt.

(Carlsruhe, Anfang März).

Ein wunderherrliches Schnitzwerk in Elfenbein, eine Verklärung der Madonna, der Sage nach ein Werk des unſterblichen Michel Angelo, iſt mehreren hieſigen Kunſtkennern und Kunſtliebhabern zu Geſicht gekommen. Die Madonna iſt im Aufſchweben, mit gehobenen Armen und mit dem Geſichte nach oben gewendet, zwei Kinderengel ſtreben ſie mit aufwärts zu heben und der linke Fuß der Madonna ruht auf einem Engelsköpfchen. Letztereres Motiv iſt ein ſehr glücklicher Gedanke des Künſtlers, der aufſchwebenden Geſtalt ätheriſche Leichtigkeit zu verleihen. Die beiden Engel zur Seite ſind als Knaben und Mädchen gehalten, da ſonſt die Engel geſchlechtslos vorgeſtellt werden. Alle Theile des Bildes ſind auf das Vollkommenſte ausgeführt, kein Pinſel könnte die Formen zärter malen. Beſonders liegt im Geſicht die reinſte Verklärung, ein Ausdruck, der alles Irdiſche, wie einen nächtlichen Schatten, hinwegweiſt, wenn der helle Tag erſcheint.

Feuilleton.

*** Darmſtadt, 11. März. — Vorgeſtern gab der in dieſen Blättern bereits erwähnte hieſige Verein für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt ſeine drei Abendunterhaltung, als Dank- und Huldigungsfeier, dargebracht dem Erbgroßherzoge und der Erbgroßherzogin von Heſſen, welche das Protektorat des Vereines angenommen und bei jeder Gelegenheit die Kunſt zu ehren, Talente aufzumuntern, die mannichfaltigen und reichen, hier zerſtreuten Elemente eines artiſtiſchen Lebens zu ſammeln, zu verbinden ſuchen. Muſik, Poeſie und Malerei wechſelten an dieſem Abende in anmuthigen Verhältniſſen. Für erſtere hatte Herr Hofkapellmeiſter Mangold ſinnig und thätig geſorgt, durch die Wahl dreier muſterhaft eingeübter und ausgeführter Chorgeſänge, eines engliſchen von Dowland (vom Jahre 1590), eines italiäniſchen von Conſtantius Feſta (vom Jahre 1541), und eines deutſchen von Neukomm (1836). Beethoven's entzückende Pianoforte-Phantaſie machte den Schluß. — Profeſſor Zeiſing ſtellte zwei lebende Bilder: „die Huldigung der Muſen“ und „die gefangenen Juden“ nach Bendemann; derſelbe las einen Aufſatz über die Düſſeldorfer Malerſchule. — Romanzen aus der bairiſchen und heſſiſchen Geſchichte und die in den vorderen Spalten dieſer Nummer mitgetheilte Dichtung von Frau v. Plönnies berührten (nebſt anderen) Beziehungen auf das edle Fürſtenpaar.

*** Eröffnung einer Univerſität in Hellas. — Die nächſten Oſtern ſind für Griechenland ein neuer Auferſtehungstag. Als die Hörſäle der griechiſchen Philoſophen zu Athen im J. 529 durch das Machtgebot Kaiſer Juſtinians geſchloſſen wurden, war der freie Geiſt der Nation zu Grabe gegangen. Das nach dreizehn Jahrhunderten zur bürgerlichen und politiſchen Freiheit wiedergeborene Volk iſt nun von ſeinem Regenten mit einer Univerſität beſchenkt worden, deren Vorleſungen zu Oſtern eröffnet werden. Von den 31 bis jetzt ernannten Profeſſoren haben die meiſten in Deutſchland ihre Bildung genoſſen; vier von ihnen ſind Deutſche, nämlich Herr Feder, Anſelm, Landerer und Ulrichs; der Erſte in der juriſtiſchen, die drei Anderen in der Facultät der allgemeinen Wiſſenſchaften. Wir rufen dem akademiſchen Phönix von Hellas ein freudiges Ζητω zu.

---

*) Wenn ich der deutſchen Muſeen, namentlich in Berlin und München, hier nicht erwähne, ſo geſchieht das nicht aus Ueberſchätzung der in fremden Ländern befindlichen und Geringſchätzung der vaterländiſchen, ſondern lediglich nur, weil mir jene nicht genau bekannt und viele Jahre verfloſſen ſind, ſeitdem ich ſie ſah.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 66. 1837.

Phönix.

Samſtag, 17. März.

Neues
zum „Erbaulichen und Beſchaulichen“ von Friedrich Rückert.

4. Og, der Rieſe.

Og, der Rieſe, Sohn des Enak,
Größter aller Enakskinder,
Der die Sündflut überlebte,
Sterben mußt' er doch nicht minder.

Da die Sünder all' ertranken,
Die nicht in der Arche ſaßen,
Reichten ihm an's Knie die Fluten,
Als ſie vierzig Ellen maßen.

Wozu hat der Sünder feuchten
Untergang nun Gott berathen,
Wenn die Kleinen nur ertrinken
Und hindurch die Großen waten?

Og, der Rieſe, ſaß zu Berge,
Bot der Welt den Morgengruß;
Seine Scheitel war im Himmel,
Und das Meer zu ſeinem Fuß.

Frühſtück wünſchend, langt er nieder
In des Meer's fiſchreiche Tonne,
Greift den Wallfiſch, und zum Braten
Hält er ihn empor zur Sonne.

Wenn er will ein Volk vertilgen,
Räuſpert er einmal und ſpuckt,
Und vom plötzlichen Erguſſe
Werden Leut' und Land verſchluckt.

Als nun Moſe durch die Wüſte
Führt die Kinder Iſraels,
Manna oder Wachteln ſpeiſend,
Trinkend Brunnen aus dem Fels,

Naht zum Angriff Og, der Rieſe,
Den nicht jener mit dem Stabe
Kann abſchlagen, denn er iſt
Gegen dieſen Mann ein Knabe.

Aber Allah zur Errettung
Sendet ſeinen Abgeſandten,
Widhopf-Hudhud, deſſen Schnabel
Er ließ werden diamanten.

Über's Haupt emporgehoben,
Ohne daß der Hals ſich bog,
Einen losgerißnen Bergkamm
Trägt, zum Angriff ſchreitend, Og.

Wann er näher iſt gekommen,
Wird er ihn auf's Lager werfen.
Aber Hudhud ſitzt ſchon droben,
Pickend mit des Schnabels Schärfen;

Pickt ein Löchlein in die Krone,
Groß genug für's Rieſenhaupt;
Und der Rieſe fühlt am Halſe,
Was er auf der Scheitel glaubt.

Mit dem Mühlſtein über'm Nacken,
Mit dem Bergkranz um die Kehle,
Auf der Bruſt den Felſenkragen,
Stöhnt er aus die Rieſenſeele.

Die Prieſterherrſchaft im Jahre 1786.

(Fortſetzung).

Schon ziemlich lange hatten indeſſen die Redenden Zuhörer gehabt, die ſie aber im Feuer des Geſprächs nicht beachteten. Der Eine war Don Fernando ein kaſtiliſcher Edelmann, der zu der ſpaniſchen Ambaſſade gehörte: der Andere Signore Gianni, der Geſandte des Großherzogs von Toskana, der eigentlich ſein feines, überall lauſchendes Ohr der Gruppe zuwandte, und auch den jungen Fernando bewogen hatte, ſtehen zu bleiben: denn Signore Gianni erhielt von ſeinem ſparſamen Herrn, der wie Friedrich der Große koſtſpielige Diplomaten nicht leiden mochte, eine ſo geringe Beſoldung, daß er ſich zum Skandal der Römer ohne Equipage behelfen, und dabei ſelbſt den Sekretär und Spion ſeiner Geſandtſchaft vorſtellen mußte, da Leopold über leere Depeſchen unwillig wurde, und außer politiſchen Neuigkeiten allerlei Abenteuer aus Amors Reich wiſſen wollte. Der arme Abbé ſah ſich alſo genöthigt, Tag und Nacht umherzuſchleichen, liebenden Paaren aufzupaſſen, und auf ſeinen Spürfahrten ſich den ärgerlichſten Begegniſſen auszuſetzen. Seine Armuth, ſeine Neugier bei großer Ängſtlichkeit und Geheimnißkrämerei, waren in Rom unter den Diplomaten zum Sprichwort geworden, und der ſpaniſche Geſandte Ritter Azara, ſo wie der franzöſiſche Kardinal Bernis, pflegten häufig Scherz mit ihm zu treiben, und ihm förmlich Brocken aus ihren Depeſchen zu ſchenken.

Die heftige Bewegung der Streitenden hatte ſie taub gegen das Geräuſch um ſie her gemacht, bis jetzt der übermäßige Tumult ihre Aufmerkſamkeit erzwang: denn aus den Winkelgaſſen, aus den elenden Hütten der entfernteren Regionen ſtrömte das Volk tobend zuſammen, und man ſah ſchon hie und da Meſſer blinken. Die Hauptſchreier waren Landleute aus der Campagna, die ihre Früchte nach Rom gebracht hatten, um ſie wie gewöhnlich der Regierung zu verkaufen. Es beſtand nämlich, ſeit den Zeiten der berüchtigten Donna Olimpia Maldachini, die unter der ſogenannten Regierung Innocenz **X.** Rom beherrſchte, ein Geſetz, dem Monopol des Paſcha's von Egypten allein zu vergleichen, wonach die päpſtliche Kammer das Getraide der Bauern für einen, von ihr willkührlich zu beſtimmenden Preis in Empfang nahm. Privatperſonen mußten ihr Mehl bei den Bäckern kaufen, und dieſe durften ſich nur aus den Vorrathshäuſern der apoſtoliſchen Kammer verſehen. Diejenigen, welche Stellen bei dieſem Inſtitute bekleideten, ſannen natürlich darauf, bei dieſer trefflichen Verfaſſung ſo viel als möglich zu erbeuten, und ſo vermehrten noch Erpreſſungen aller Art das Gehäßige dieſes Geſetzes, welches den Ackerbau zu Grunde richtete. Diesmal hatte die Kammer um die Summen, welche die Nepoten des Papſtes verſchlangen, ſo wenig als möglich zu vermindern, den Preis ſchimpflich niedrig geſtellt, und noch dazu den unglücklichen Landleuten in den ſchlechteſten, damals Rom überſchwemmenden Geldſorten ausgezahlt.

Wüthend ſchleuderte ein alter Mann ſeinen Beutel auf die Erde, aus dem die armſeligen Paolis und Bajochis rollten, raufte unter gräßlichen Verwünſchungen in Bart und Haar — und heulte laut: „Ich will mich in die Tiber ſtürzen, ich will das Blutgeld vor den Thron der Heiligen tragen. Sollen meine Enkel doch verhungern, ſo wollen wir alle zuſammen ſterben.“ — „Wir wollen nicht mehr ſäen und im heißen Sonnenbrand ernten, damit die römiſchen Faullenzer ſchwelgen können,“ ſchrie ein Anderer. — „Laßt uns nach dem Quirinal ziehen,“ tobten die Meiſten; „der heilige Vater ſoll uns hören, er weiß wohl nicht, daß man uns lebendig ſchindet!“ — Die Sbirren ſuchten den Haufen zu zerſtreuen, und gaben, da ſie die Minderzahl ausmachten, gute Worte, doch hätten ſie ſchwerlich bis zu der Ankunft der bewaffneten Wache Stand halten können, wenn nicht ein Auflauf anderer Art dazwiſchen gekommen wäre.

In der nächſten Kirche hatte man nämlich, nach dem an beſtimmten Tagen üblichen Gebrauch, die bejammernswerthen Juden aus dem Ghetto zuſammengetrieben, damit ſie, wahrſcheinlich im Innern raſend, aber äußerlich andächtig und ſtill, zuhören mußten, wie ein wüthender Dominikanermönch die moſaiſche Religion und ihre Bekenner bis in den Abgrund verfluchte. Lange hatten die armen Gemarterten mit zuſammengebiſſenen Zähnen alle dieſe Qual erduldet, aber ein eifriger Rabbiner, der ſonſt reich geweſen, ſich von dieſem Frohndienſte loszukaufen, nun aber verarmt, wahrſcheinlich heute zu wenig geboten hatte, und mit Gewalt in die Kirche geſchleppt worden war, konnte die Verhöhnung des ihm Heiligſten nicht länger ertragen: ſo daß er ſich erſt die Ohren zuhielt und dann herausſtürzte, von etlichen Bettlern verfolgt, die ſich an der Verſpottung der Juden weideten. „Haltet den Frevler, den Kirchenſchänder auf!“ ſchrien dieſe. Der Dominikaner ſprang von der Kanzel, die eingepferchten Juden wollten nun auch ihren Peinigern entrinnen, und der chriſtliche Pöbel jagte hinterdrein, um bei dieſer willkommenen Gelegenheit im Ghetto zu plündern. Auch die Landleute ſchloſſen ſich an; denn hier winkte eine Möglichkeit, den frühern Verluſt auf Koſten der Juden zu erſetzen, und die tobende Menſchenmaſſe riß alle Umſtehenden mit ſich fort.

Signora Pezelli und ihre Nichte hielten ſich feſt umſchlungen, aber ſie wurden in den Strudel gezogen und geriethen in Todesangſt, unter die Füße getreten zu werden, als ſie ſich von kräftigen Armen herausgeriſſen fühlten. Es ſprach der junge Spanier Don Fernando, dem es endlich gelang, ſie aus dem Gewühle zu bringen, wofür Signora Pezelli, ſobald ſie nur Athem ſchöpfen konnte, in dankbarem Galimathias überfloß, ihre Rettung mit allen antiken und modernen Rettungen vergleichend, ſo daß dem jungen Mann die Namen Perſeus, Theſeus, Herkules, unverſtanden um die Ohren ſchwirrten, während er unverwandt die holde Roſenknoſpe betrachtete, die ſich ängſtlich und zitternd auf ſeinen Arm lehnte, und nur mit ſüßen Blicken dankte. Er führte die Damen nach Anweiſung der alten Signora bis an ihre Wohnung, und wagte unterwegs, mit beſcheidener Theilnahme nach ihren Verhältniſſen mit dem alten Abbate zu forſchen. Er mußte wieder einen Strom von Beredſamkeit ausbrauſen hören, bis ihm Signora Pezelli, nachdem ſie die Verſicherung gegeben, dieſer unglückliche Rechtsfall übertreffe alle **causes célèbres** der Vergangenheit und Gegenwart, das ziemlich einfache Faktum erzählte: daß nämlich der alte Lepri ſein großes Vermögen dem älteſten Sohne vermacht habe; worauf es nach deſſen Tode auf den Abbate, den zweiten Sohn übergegangen ſei, der nun Laura, die hinterlaſſene Tochter des jüngſten Sohnes, als ſeine Erbin anerkennen ſolle, dieſes aber durchaus verweigere. Niemand begreife, was der Greis mit den bedeutenden Geldſummen anzufangen gedenke. „Aber,“ fuhr Signora Pezelli fort, „ich habe meiner Schweſter, als ſie mich auf ihrem Todbette zu Laura's Vormünderin ernannte, einen ſo heiligen, feierlichen Eid geleiſtet, wie Hannibal ſeinem Großvater ſchwur: nicht ruhen noch raſten will ich, bis das Recht meiner Nichte anerkannt iſt, durch alle Straßen will ich rufen ———“ „Ich bitte Signora, mäßigen Sie ſich,“ fiel der junge Mann ein, „mir ſcheint: dieſe ſeltſame Abneigung des Abbate muß Gründe haben, die Vorſicht gebieten. Warum ſollte dieſer kinderloſe und dem Grabe nahe Greis ſeine einzige Nichte verſtoßen, wenn nicht geheime Ränke hier walteten? So kurz ich auch in Rom bin, ſcheint es mir doch nicht ſchwer zu errathen, daß mächtige Hände hier im Spiele ſind, und daß Aufſehen und Lärm machen die Sache nur verſchlimmern dürfte.“ — „O gebt dieſem Rathe Gehör!“ bat das holde Mädchen; doch Signora Pezelli erwiederte kopfſchüttelnd: „Was ſoll nach meinem Tode, wenn meine kleine Leibrente wegfällt, aus dir werden?“ — Das junge Mädchen antwortete gefaßt: „Ich bin ja nicht ungeſchickt in feinen Arbeiten, mir bangt nicht vor der Armuth, nur vor Euerm Tode.“ Dabei faßte ſie ihre Hand und blickte ihr liebevoll in's Auge, aber Dame Pezelli ſeufzte wieder: „Die reichſte Erbin Roms ſollte von ihrer Hände Arbeit leben? Das iſt deiner unwürdig.“ — In Laura's Zügen blitzte eine holdſelige Schalkhaftigkeit auf, und ſie entgegnete leiſe: „Ihr ſprecht ja immer von den Penelopen und Arachnen, die Tag und Nacht am Stickrahmen ſaßen, und wiederholt das Sprichwort: **cuor forte rompe la cattiva sorte.**“ (F. f.)

Die Emanzipation des Geiſtes.

Die Naturforſchung iſt aufgeſtiegen über die kirchliche Schöpfungstradition hinaus in die unterirdiſchen Archive unſeres Planeten, und über unſer tradionelles Sonnenſyſtem empor in die Unendlichkeit zahlloſer Milchſtraßenſyſteme! Die Geſchichtsforſchung hat die engen Grenzen der kirchlichen Überlieferung überſchritten, und vertieft ſich in die älteſten Urkunden aller Völker, um das Wort des gemeinſamen Anfangs zu finden, welches — allen vorhandenen Beſonderungen der Menſchheit ihr Recht gewährend — zugleich alle ausſchließlichen Prätentionen derſelben entferne. Ebenſo iſt die Forſchung in allen übrigen Sphären — des Rechtes, der Religion, der Kunſt und ſelbſt der Philoſophie — über den beſonderen Kreis hinausgedrungen, in welchem die denkenden, wirkenden und ſchaffenden Geiſter Jahrhunderte, — Jahrtauſende hindurch gleichſam gebannt und verhaftet waren.

Auf dieſe Weiſe hat für die Forſchung, die von dem Höhepunkt der Gegenwart aus nach allen Richtungen in das Unendliche vordringt, — jegliche theoretiſche Auctorität ihr abſolutes Anſehen verloren, und alles Vorhandene, alle Vorausſetzungen und Vorurtheile werden zur Verantwortung gezogen vor den Richterſtuhl der eröffneten allgemeinen Geiſterverſammlung.

Dieſe durchgreifende Emanzipation des Geiſtes vollbringt ſich aber nicht durch einen einzigen Akt, ſondern durch einen Prozeß, deſſen Hauptmomente ſich etwa in folgender Weiſe bezeichnen laſſen möchten. Zuerſt erfaßt der Geiſt ſich in ſeiner reinen Innerlichkeit und Unbeſchranktheit, und reißt ſich los von dem Gegenſtande, in welchem er bisher ſein Daſein gehabt, der aber, ſeinen geſteigerten Bedürfniſſen nicht mehr entſprechend, zum Kerker für ihn geworden. Vor Allem nach Nicht-Gebundenheit ſtrebend — ſtößt er alles Hemmende von ſich, — das Weſenhafte mit dem Zufälligen, das Währende mit dem Ephemeren; denn beide ſcheinen ihm zunächſt untrennbar verbunden, weil beide mit gleicher Gewalt feſtgehalten worden. Er will vor Allem frei ſein, ſich frei fühlen, ſich frei wiſſen, und läßt ſich eine Weile an dieſer Gewißheit genügen.

Indeſſen gibt es auch weibliche Geiſter, welche ſtets eines beſtimmten objektiven Haltes bedürfen, und dasjenige in Schutz nehmen, was die nach Freiheit Strebenden leidenſchaftlich von ſich geſtoßen haben. Da nun dieſe Letzteren ſich nicht mehr gedrückt, nicht mehr gefeſſelt-fühlen, fangen ſie das von ſich Geſtoßene auch unbefangener zu berückſichtigen an. Zugleich regt ſich in ihnen das Bedürfniß nach einem objektiven Spielraume der Freiheit, nach Erfüllung der leeren Selbſtgewißheit. Sie ſuchen jetzt den erſt ganz verworfenen Gegenſtand zu erkennen, ihn auf freie Weiſe ſich anzueignen, indem ſie ihn ruhig prüfen, in ſeine verſchiedenartigen Elemente auflöſen und das als wahr- und nahr-haft Befundene zum Aufbau einer frei-geiſtigen Welt verwenden. Wie ſie zuvor ſich von der unmittelbaren Gebundenheit an das Objekt, ſo haben ſie ſich nun von der Beſchränktheit ihrer inhaltsloſen, bloß ſubjektiven Freiheit emanzipirt. Gegen das bloß verneinende, wegräumende Freiheitsſtreben konnte ſich das bloß gläubige Feſthalten am Vorhandenen behaupten. Wendet jenes hingegen mit achtender Bereitwilligkeit auf das Überlieferte ſich zurück, dann muß auch der Glaube von ſeiner Eigenheit ablaſſen, und, eingehend auf die ſchonende Kritik des Gegners, erhebt auch der früher nur Gläubige ſich unbemerkt zu der Freiſinnigkeit des forſchenden Geiſtes.

Dieſer erkennt das Weſenhafte in den Gegenſtänden des Glaubens, es unterſcheidend von den Geſtaltungen, in welche es zunächſt ſich ausgeführt; das gläubige Gemüth aber erkennt das Recht des Geiſtes an, das Weſen von ſeinen Erſcheinungen zu unterſcheiden und das, was ihm als Wahr gelten ſoll, an dem zu prüfen, was ihm das Gewiſſeſte iſt, an dem, was er nicht abläugnen kann.

So wird der Gläubige emanzipirt von ſeiner Befangenheit in dem Objekte ſeines Glaubens, und der Forſcher von ſeiner anfänglichen Befangenheit in vereinzelter, gehaltloſer Selbſtherrlichkeit. Gemeinſam vollbringen ſie jetzt erſt das Werk der wahrhaften Befreiung.

F. W. Carové.

Feuilleton.

⁂ Conſervatismus in China. — Wir erfahren durch die Univerſal-Kirchenzeitung, daß ſchon ſeit zwanzig Jahren ein kaiſerlicher Prinz von China vom Lamaismus (?) zur römiſch katholiſchen Kirche übergetreten ſei. Von dem Kaiſer in das Innere der Tartarei, tauſend Stunden weit von ſeiner Heimath verbannt, hat er dort 18 Jahre zugebracht in der Geſellſchaft eines anderen Glaubensbekenners, eines zu gleicher Strafe verurtheilten chineſiſchen Prieſters. Nach dieſer Zeit hat der Fürſt die Freiheit erhalten, in ſeine Heimath zurückzukehren. Allein er hat ſich nun zu dem apoſtoliſchen Vikar von Pan-Si begeben und ſich von demſelben unter die Zahl ſeiner Katecheten aufnehmen laſſen. — Indeſſen ſcheint zunächſt noch das Prinzip der Stabilität in dieſem ſtreng monarchiſchen Staate ſeine abſolute Herrſchaft behaupten zu wollen.

Engliſche Blätter theilen nämlich einen „Befehl des Schatzmeiſters Goo und des Oberrichters Yam der Provinz Canton zur ſtrengen Verbietung des Chriſtenthums, zur Beſchlagnahme fremder Bücher, zur Verbeſſerung des menſchlichen Herzens und zur Aufrechthaltung der guten Ordnung,“ — mit, aus welchem wir einige charakteriſtiſche Stellen hier ausheben wollen. „Auf kaiſerlichen Befehl,“ heißt es zum Eingang,“ machen wir dem Volke bekannt, daß zu verſchiedenen Zeiten Europäer in das Innere des Reiches eingedrungen ſind, um das Chriſtenthum zu predigen, im Geheimen Bücher zu drucken, Verſammlungen zu halten und eine Anzahl von Perſonen zu täuſchen. Als dies bekannt geworden, wurden die Hauptperſonen ſofort hingerichtet, — die dem Chriſtenthum nicht entſagen wollten, in die Stadt der Muhamedaner verbannt, um daſelbſt als Sclaven zu dienen“ .... (Der China unterwürfige mahomedaniſche Theil der Tartarei iſt für Peking, was Sibirien für Petersburg).

Nachdem dann noch von ſpäteren Bekehrungsverſuchen geſprochen und bemerkt worden, daß im Frühling vorigen Jahres einige engliſche Schiffe (an Bord derſelben befand ſich der Miſſionair Gützlaff) längs der Küſte von China einige Bücher vertheilt, die zur Verehrung Jeſu auffordern, — und daß zu Macao „ein Menſch, Namens Kinr-a-Yll, feſtgenommen worden, der zum Drucken von (europäiſchen) Büchern verwendet wurde,“ — heißt es weiter: „Wir haben ſchon — allen Regierungs-Beamten der 8ten Ordnung befohlen, daß Jeder, der chriſtliche Bücher hat, dieſelben in 6 Monaten an die reſp. Bezirksbeamten abliefern ſoll, wenn er ſich nicht ſtrenger Strafe ausſetzen will? (Hier widerfährt alſo dem chriſtlichen Chineſen, was den Juden in Rußland). „Die chriſtliche Religion verbreiten wollen, heißt das Volk betrügen. Dieſe Religion iſt in der That der Ruin der (chineſiſchen) Moral und des menſchlichen Herzens; deßhalb iſt ſie auch zu allen Zeiten verboten worden, und den Lehren unſerer Vorfahren zufolge, iſt die Vergangenheit die Richtſchnur für die Zukunft.“ (Alſo reiner Conſervatismus) .... „Wer ſich aus eigenem Antriebe meldet, der ſoll gut aufgenommen werden ... wenn ihr aber, nach Verlauf der beſtimmten Zeit (von 6 Mon.) noch fortfahret, jene Religion zu bekennen und zu predigen, ſo werdet ihr mit Strenge verfolgt und verurtheilt werden. Sollen wir dulden, daß in dieſen Zeiten des Glücks ſich der Irrthum verbreite? ... Ihr müßt die Sekten vermeiden und der Religion der Kings (der h. Schriften der Chineſen), unſerer Vorfahren, folgen, damit Friede und Tugend blühen und Ihr gute Unterthanen in dieſen glücklichen Zeiten ſein mögt. Das iſt es, was wir ſehr wünſchen. Taou-Kwang, im 4. Monat des 18. Jahres.“

Bedeutſam iſt, daß ein ruſſiſches Blatt die dem oben erwähnten Miſſionair Gützlaff wegen ſeiner Verbreitung der Bibel unter den Chineſen in deutſchen Blättern geſpendeten Lobeserhebungen tadelt, und die Frage ſtellt: „was chriſtliche Regierungen dazu ſagen würden, wenn Chineſen die Bücher des Confucius, oder Muhamedaner den Koran in Europa verbreiten wollten?“ Von Berlin aus wird nun zwar im Frankfurter Journal vom 23. Februar dieſer Tadel unpaſſend abgewieſen; die vom ruſſiſchen Blatte angeregte Frage ſcheint uns jedoch hierdurch noch keineswegs erledigt.

⁂ Kunſt. — Profeſſor F. M. Heſſemer in Frankfurt a. M. gibt eine Auswahl aus der auf ſeinen Kunſtreiſen durch Italien und Aegypten entſtandenen Ornamentenſammlung heraus, unter dem Titel: „arabiſche und altitaliäniſche Bauverzierungen.“ (Berlin, G. Reimer). Das 1ſte Heft iſt bereits erſchienen und enthält colorirte Nachbildungen von Moſaikverzierungen, Wandgemälden ꝛc. aus Kairo, Orvieto, Urbino, Aſſiſi, Spoleto, Benevent; die altitaliäniſchen reichen bis zum 13. Jahrhundert. Sämtliche Blätter ſind auch als Muſterblätter für praktiſche Anwendung, als geſchmackvolle Motive zu neuen Dekorationen ſehr empfehlenswerth. Von Vierteljahr zu Vierteljahr erſcheint ein Heft von 10 Blättern. Vorläufig ſind für's Ganze 10 Hefte in Ausſicht genommen.

⁂ Denkwürdigkeiten von Lafayette und Guſtavſon. — Herr F. Corcelles beſorgt die Herausgabe der Denkwürdigkeiten des General's Lafayette, denen man nun mit Nächſtem entgegenſehen kann. Zu wünſchen wäre, daß gleichzeitig auch die Memoiren des kürzlich verſtorbenen Oberſten Guſtavſon (ehemaligen Königs von Schweden) erſchienen, welche derſelbe (nebſt dem Koſtenbetrage für deren Abdruck) bei dem Rath in Leipzig unter der Bedingung niederlegen wollte, daß ſie nach ſeinem Tode unverſtümmelt gedruckt werden ſollten. Der Stadtrath ſoll indeß Annahme und Verpflichtung abgelehnt haben.

⁂ Nordamerikaniſcher Nachdruck. — Die Philadelphia News vom 26. November v. J. geben in einer Doppelnummer den vollſtändigen Inhalt des in England erſchienenen Friendships offering (f. 1837). So erhalten die Nordamerikaner für 6 Kreuzer, was die Engländer mit 6 Thalern bezahlen und das Magazin des Auslandes, welchem wir dieſe Notiz entnehmen, erinnert mit Recht an die Vorherſagung, daß die Journaliſtik einmal die ganze Literatur verſchlingen werde. Wirklich haben jene News bereits den größten Theil von Marryat's und Bulwer's Romanen verſchlungen und alle übrigen engliſchen Taſchenbücher mit gleichem Looſe bedroht.

⁂ Briefpoſt-Omnibus in Paris. — Seit dem 21. v. M. werden die zu Paris angekommenen Briefe durch Poſt-Omnibus, welche die Straßen der Stadt von Morgens 7 Uhr bis Abends 7 Uhr durcheilen und die Briefträger an ihre Station bringen, befördert. (A. Z.)

⁂ Von dem geiſt- und gemüthreichen Ernſt Willkomm erſcheint nach Oſtern ein Band Novellen im Julius Wunder'ſchen Verlagsmagazin in Leipzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 67. 1837.

Phönix.

Montag, 20. März.

Neues
zum „Erbaulichen und Beſchaulichen“ von Friedrich Rückert.

5. Abraham in Ägypten.

Als nach Ägypten Abraham
Mit ſeinem Weibe Sara zog,
Und an der Gränze ſchon vernahm,
Daß drin ein König Unbill pflog,
Der Männern ihre Weiber nahm,
Und ſie in ſeinen Harem zog;
Ließ er noch auf dem letzten Raſten
Für Sara machen einen Kaſten,
Und ein Kameel damit belaſten.

Als er nun bei der Gränze Zoll
Nicht wollt' angeben, was er führt,
Und ſeinen Kaſten öffnen ſoll,
Der Zöllner hat den Fund erſpürt:
„Der Kaſten iſt von Schatzgut voll,
Das nur dem Könige gebührt.
Wir müſſen's gleich nach Hofe ſenden;
Du magſt, und nicht mit leeren Händen,
Dahin um Rückgab' auch dich wenden.“

Doch Tugend braucht nicht fremde Hut,
Sie hütet ſelber ihre Thüren.
Der König will in trunkner Wuth
Die Hand nach ihrem Schleier führen;
Doch in der Hand erſtarrt das Blut,
Daß er daran kein Glied kann rühren.
Erſchrocken ruft er: „Zauberin!“
„Nein,“ ſpricht ſie, „deſſen Weib ich bin,
Dem Freunde Gottes gib mich hin.“

Luſt hat er nicht, zurückzugeben
Die ſchöne Patriarchenfrau.
„Darf nicht die Hand den Schleier heben,
Doch wohl vergönnt iſt eine Schau?“
Die Blicke läßt er lüſtern ſchweben,
Doch vor den Augen wird's ihm grau,
Von Blindheit fühlt er ſich geſchlagen,
Er muß dem Sehen auch entſagen,
Will er nicht gar die Augen wagen.

Wer kann die ſtarre Königshand,
Den Staar des Königsauges heilen?
Der Patriarch iſt es im Stand,
Man muß ihn holen ohne Weilen,
Und ihm, ſo viel er gut befand,
Für die Bemühung Lohn ertheilen.
Reich führt der unbeſcholtne Mann
Sein Weib und all ſein Gut von dann',
Das ihre Schönheit ihm gewann.

Die Prieſterherrſchaft
im Jahre 1786.

(Fortſetzung).

Signora Pezelli bat Fernando einzutreten, als ſie ihre Wohnung in der Nähe der Engelsburg erreicht hatten. Das Zimmer war weitläufig, aber ärmlich mit Möbeln verſehen, worauf freilich die Südländer auch weniger Werth als wir legen. Der mächtige Schreibtiſch der alten Dame, worauf in Staub und Spinnengeweben die ungeheuern Folianten lagen, ein Spiegel mit mehreren Sprüngen, den die Fliegen längſt alles Glanzes beraubt hatten, ein paar geflickte Büſten Virgil's und Dante's, ein verunglückter Abguß der koloſſalen Juno, und in der Ecke eine Venus ohne Arme, das bildete, nebſt etlichen baufälligen Armſtühlen, die ganze Ausſtattung des Gemaches, das recht düſter und kalt ausſah, und worin die zarte Laura einer Gefangenen geglichen hätte, wenn nicht ein ganz kleines, offenſtehendes Kabinetchen ihr Zufluchtsort geweſen wäre. Hier hatte die Liebliche ihr geringes Eigenthum, ihre Blumen und ihren Stickrahmen, den zierlich gebundenen Petrarka, das Bild der Madonna und das einzige Prachtſtück: die reichvergoldete Guitarre am dunkelrothen Band aufgehangen, in ſo gefälliger Ordnung aufgeſtellt, daß ein ſüßer, erquickender Geiſt des Friedens dem Eintretenden entgegen wehte.

Unterdeſſen waren der Abbate und ſein Begleiter auch dem Getümmel entwichen, und hatten den Weg nach dem Quirinal eingeſchlagen. Bei den herrlichen Reiterſtatüen, die angeblich von Phidias und ſeinem Nebenbuhler herrühren ſollen, wie auch die Inſchrift am Fußgeſtell verkündet, was aber, wie bei ſo vielen andern Heiligthümern der alten Roma, auf falſchen Vermuthungen beruhen mag, blieb der Abbate gleich einem bezauberten Kunſtjünger lange ſtehen und ſeufzte endlich: „Wie viele Goldſtücke gäbe mancher Lord für ſolch ein unnützes Stück Marmor.“ — „Dergleichen darf man nicht verkaufen,“ entgegnete Steffano, ihn fortziehend, „wir müßten ja alle verhungern, wenn die ſteifen, weißhaarigen Engländer kein Geld mehr hierher ſchleppten für das Anſtarren der alten Herrlichkeiten.“

Sie traten durch das große Thor unter der Loggia, wo der Papſt den Segen ſpendet, in Marmorſäle und köſtlich verzierte Gemächer, wo bei dem Anblicke der Bildſäulen und Gemälde der alte Abbate ſeinen Spruch wiederholte: „Das könnte man für hohe Preiſe verkaufen, und Ihr ſagt doch täglich: der heilige Vater ſei arm und in ſo großer Geldnoth, daß ich meine kleine, mühſam erhaltene Habe, mein geringes Eigenthum hergeben ſoll, wenn ich Kardinal werden will, was mein einziger Wunſch, mein Traum bei Tag und Nacht iſt.“ — Hier faltete der Abbate kläglich die Hände und blieb eine Weile unbeweglich ſtehen. „Wie oft ſoll ich's Euch wiederholen?“ fuhr Steffano unwillig auf und die gewohnte Selbſtbeherrſchung ſchien ihn zu verlaſſen; „der Papſt darf das Eigenthum des Staats nicht veräußern; er ſelbſt iſt arm, wie ich Euch oft erklärte.“ Der Alte ſchüttelte den Kopf und ſagte eifrig, wie Jemand der einen trefflichen Gedanken zu vergeſſen fürchtet: „Ja, ja das Colliſeum und der Triumphbogen des Severus, und die Trajans-Säule, das ſind ſchwere Klötze, und darum ſtehen die Ketzer und gucken ſich blind, die müßte man behalten, aber den andern Tand,“ er richtete wieder ſeine Blicke auf eine antike Vaſe, „warum damit prunken? In coro festa in cucina feria sesta.“ — „Wie geplagt bin ich mit dieſem aberwitzigen Thoren,“ murmelte Steffano, alle Geduld verlierend, „aber nur noch kurze Friſt, dann ſoll er mir die Qual theuer bezahlen.“ Er führte ihn nun durch den herrlichen Garten, wo Pinien und Lorbeerbäume ſäuſelten, wo Orangen und bunte Blumenkronen, vom Goldglanz der ſinkenden Sonne angeſtrahlt, tauſendfarbig funkelten, und verborgenen Waſſerkünſten himmliſche Melodien entſtrömten.

Hier ſteht ein kleines Luſthaus, das der Cavalier Fuga unter Benedikt XIV. baute, wo weiße Marmorbüſten zauberiſch von der Höhe winken, wo kunſtreiche, vergoldete Arabesken ſchimmern, wo Benedikt einſt Karln den Dritten empfing, und wo jetzt Pius der Sechſte ſich trüben Betrachtungen überließ.

Steffano bedeutete ſeinem Gefährten zu warten, bis er bei päpſtlicher Heiligkeit gemeldet ſei, trat dann in das Gartenhaus und fand endlich Gehör bei dem verſtimmten Papſte. Dieſer äußerte ſeinen Unmuth über mehrere verdrießliche Welthändel in heftigen Worten. Steffano gab ſich alle Mühe, ihn zu beruhigen, und ſagte: „Nicht alle unſere Händel gehen ſo übel. Der Prinz von Chiara wünſcht öffentlich mit Auszeichnung behandelt zu ſein und will dafür mir erkenntlich ſein. Dann ſehnt ſich der Prälat Finochetti ſeit dreißig Jahren nach dem rothen Hute und bietet jetzt große Summen, um wenigſtens ſeinen Lebensabend damit zu ſchmücken, und da er beſtändig kränkelt, könnte man mit Recht ſeinen Tod hoffen, um mit dem erledigten Hut ein neues Geſchäft zu beginnen.“ — „Das lautet ganz gut, aber der Mann iſt gar zu widerwärtig, zu abſtoßend; du weißt, wie ungern ich häßliche Leute um mich ſehe. Darüber fällt mir der Erzbiſchof von D. ein, den du vor einigen Jahren ſo begünſtigteſt, daß ich für Geld und gute Worte ſeine Wahl bekräftigte; ich habe ihn nun in Wien geſehen, er iſt unerträglich garſtig.“ — Steffano neigte ſich tief. „Neben meinem anmuthsvollen Gebieter erſcheinen wohlgebildete Männer häßlich und von der Natur etwas Vernachläſſigte ganz wie Ungeheuer. Ew. Heiligkeit ſind ein ſolches Meiſterſtück der Schöpfung, daß Ihr bloßer Anblick Steine erweichen und rühren könnte.“ (Fortſ. folgt).

Aus Stuttgart.

(Schluß).

Ein neues kritiſches Inſtitut, iſt mit dem Beginne dieſes Jahres in dem bei Megler erſcheinenden „Spiegel“ entſtanden. Der eigentliche Redakteur iſt ein junger Mann, Herr Giehne, der ſich zur Zeit der badiſchen Preßfreiheit als Mitredakteur des damals in Freiburg erſchienenen „Freiſinnigen“ bemerkbar machte, und in dieſer und jener Beziehung großes Talent offenbarte.

Was unſere politiſche Tagespreſſe anlangt, ſo kennen Sie zuerſt den Schwäbiſchen Merkur und ſein klaſſiſch ſchlechtes Löſchpapier zu gut, als daß ich ſein ganzes Weſen noch näher analyſiren ſollte. Es wäre grauſam, von einem Inſtitute Geiſt und Geſchmack zu verlangen, das gerade durch die Antitheſen dieſer Beiden dermaßen emporgekommen iſt, daß er ſeinen Eigenthümern jetzt mit jährlichen 20,000 fl. rentirt. Jede nur auf halbem Wege geordnete Familie in Würtemberg muß ihren Merkur haben, wenn ſie die tägliche Phyſiognomie ihres Vaterlandes vor Augen haben will. Da erfährt ſie Alles, was ihre Lebenspulſe erregen kann; alltäglich eine Portion. ſchwäbiſcher Chronik, daneben einige Correſpondenznachrichten aus großen Städten nebſt ſchlechten Überſetzungen aus den fremden Journalen, und, was die Hauptſache iſt — da hat ſie eine Anzahl von Anzeigen, deren Kenntniß ihr ein lebenbedingendes Bedürfniß iſt. Es werden hier wahre Familiencorreſpondenzen gepflogen, Freunde erinnern ſich an erlebte Suiten oder laden ſich zu neuen ein, und ein Mädchen, das ſeinen Geliebten verloren, ein Kreditor, dem ſeine Schuldner durchgegangen, ruft hier mit Pathos den Ungetreuen, den Falſchen zur Pflicht zurück. Welchem ehrbaren Schwaben ſollte darum ſein Merkur nicht lieb und theuer ſein!

Eine größere deutſche Bedeutſamkeit als der Schwäbiſche Merkur hat der „Deutſche Courier,“ ein Blatt, das mit Achtung genannt werden muß. Die Redaktion iſt muſterhaft, die Tendenz gemäßigt und human, und literariſche Schuftereien, wie ſie in andern politiſchen Tagesblättern nicht ſelten vorkommen, findet man hier nicht. Sein Redakteur iſt Dr. Karl Weil, der Überſetzer der kleinen Franckhiſchen Ausgabe des Walter Scott. Von den beiden andern Tagesblättern, von meiſt lokaler Tendenz, welche die hieſige Preſſe hervorbringt, dem „Beobachter“ und dem „Landboten“ ausführlicher zu reden, verbietet mir die Delikateſſe vor Ihrem Publikum. Ohne Galoſchen können Sie in die Gemeinheit dieſer Atmosphäre micht hineintreten, beſonders ſeitdem die Redaktion des letztgenannten Blattes in andere Hände übergegangen iſt. —

Ich ſchließe den hier aufgeführten Organen unſerer einheimiſchen Lebenstendenzen füglich eine Überſicht jener nach Außen thätigen Kräfte bei, welche über hieſige und würtembergiſche Zuſtände im Allgemeinen ſich ſowohl in auswärtigen politiſchen als kritiſch-belletriſtiſchen Blättern vernehmen laſſen. Es iſt dies gewiß nicht ohne viel Intereſſe, ja vielleicht nicht ohne Nutzen, wenn er auch für den Moment nicht gleich in die Augen ſpringt. Die Allgemeine Zeitung hat hier keinen eigentlichen Correſpondenten, und zwar wegen der Verlagshandlung, die leicht durch dieſes oder jenes compromittirt werden könnte; ſie bezieht daher Alles, was Würtemberg betrifft, aus den hieſigen Blättern, oder auch auswärtigen, die mit Correſpondenzen aus hieſiger Stadt verſehen werden. Bringt ſie hie und da einen Artikel, der einen Anſtrich von Originalität, Eigenthümlichkeit hat, ſo iſt er nach aus Stuttgart gemachten Andeutungen in Augsburg ſelbſt verfertigt worden. Mit Umſicht und einer gewiſſen Ausführlichkeit hingegen beſprechen der „Fränkiſche Merkur“ und die „Hannöver'ſche Zeitung“ die hieſigen Zuſtände; der Correſpondent des erſteren Blattes iſt der ſchon genannte Herr Giehne, in deſſen Feder man darum auch den Groll gegen politiſch Andersdenkende, der leicht zur Ungerechtigkeit und Malice führen kann, begreiflich finden wird. Für den Correſpondenten der Hannöver'ſchen Zeitung, — bis er von hier nach Carlsruhe abgereiſ't — hat Dr. Guſtav Bacherer gegolten, der zu dem genannten vortrefflichen Blatte überhaupt in nährerer Berührung ſtehen ſoll. Die Artikel in der Carlsruher Zeitung aus Stuttgart rühren von einem gewiſſen Archiv-Aſſeſſor Oechsle, der früher einmal eine Geſchichte des deutſchen Bauernkrieges geſchrieben hat. Den bekannten Herrn Mebold nennt man als den politiſchen Berichterſtatter des Nürnberger Correſpondenten, während die Stuttgarter Notizen in dem Feuilleton dieſes Blattes von Hrn. Lewald geliefert worden.

Neben den genannten Blättern bringt meines Wiſſens kein anderes politiſches Blatt regelmäßige Berichte aus Stuttgart; hingegen überfluthen davon die norddeutſchen belletriſtiſchen Blätter, mit Referaten nämlich aus dem literariſchen und Kunſtgebiete. Ein Urtheil über alle dieſe Artikel zu fällen, wäre in Wahrheit etwas Schweres, wenn man die Sache nämlich von einer ernſteren Seite aufgreift. Es genüge Ihnen zu wiſſen, daß Schleſier und Dr. Zimmermann die ſämmtlichen Leipziger Journale mit Correſpondenzen verſorgen, daß Guſtav Schilling in die Wiener Theaterzeitung ſchreibt, und theils Groß-Hoffinger, theils Fr. Bührlen für die regelmäßigen Berichterſtatter der Abendzeitung angeſehen werden.

Feuilleton.

⁂ **Curioſa.** — In einem Zeitblatte, welches ſich die Ueberſchrift beigelegt: „Unparteiiſche Univerſal-Kirchenzeitung für die Geiſtlichkeit und die gebildete Weltklaſſe des proteſtantiſchen, katholiſchen und israelit. Deutſchlands,“ findet ſich unterm 3. d. M. ein von Salzburg datirter, dem Chryſoſtomus entnommener Artikel, der ſo beginnt: „Unſer Fürſterzbiſchof, Fürſt von Schwarzenberg, hat die vom Proteſtantismus angeſteckten Zillerthaler beſucht, aber bei ihrer allbekannten Verſtocktheit nichts ausgerichtet.“ — In demſelben Zeitblatte heißt es in einem, Sion entliehenen Schreiben von Insbruck aus: „Da unſere Stadt und ihre ganze Umgebung durch den allmächtigen Schutz Gottes und die Fürbitte der göttlichen Mutter, ſo wie aller unſerer Stadt- und Landes-Patronen vor der verheerenden Cholerakrankheit und anderen Drangſalen bisher gnädig verſchont geblieben iſt, ſo ſind — in unſerer Jacobs-Stadtkirche und in allen Stadt- und Landkirchen — mehr oder minder ähnliche Cholera-Dankſagungsgebete gehalten worden.“

⁂ Göthe's „Briefwechſel mit einem Kinde“ erſcheint in zweiter Auflage, illuſtrirt durch die Portraite von Göthe's Mutter und von Bettina. An einer Ueberſetzung in's Engliſche arbeitet jetzt die geniale Herausgeberin ſelbſt in Verbindung mit Kaufmann, dem gewandten Ueberſetzer Shakſpear's und einem jungen Engländer.

⁂ **Homöopathie in Baiern.** — Auf Anfrage, ob Landärzten und Chirurgen die Ausübung der Homöopathie zu erlauben, hat das bairiſche Staatsminiſterium des Innern unterm

8. Februar erklärt, daß die bairiſchen Medizinalverordnungen nicht graduirten Aerzten die Anwendung einer in ihren Wirkungen noch nicht völlig ergründeten Methode nicht geſtatten.

⁂ Die Pariſer Kunſtausſtellung, vulgo der Salon — von 1837 — iſt eröffnet. Zweitauſend einhundert dreißig Werke des Pinſels, des Meißels, der Nadel u. ſ. w. ſind der andrängenden Neugierde Preis gegeben, — fünfzehnhundert als nicht ſalon-fähig von den Geſchworenen bei Seite geſchoben. Alle künſtleriſchen Notabilitäten Frankreichs — mit Ausnahme von Horaz Vernet und Granet — haben ihre Abgeordneten geſendet. — Mit Freuden ſieht man die Namen eines Delaroche, Steuben, Scheffer, Schnetz, de Laval, Watelet, Loiſel, Giroux, Debuſſe, Biard, Bellangé, Chaſſelat, Bertin, die Johannots, Larivière, Decaisne, Garneray und Gudin. Auch nicht wenige Damen haben ſich unter den Ausſtellenden eingefunden; das Jahr 1835 verzeichnet deren 236, das vorige Jahr nur 157; das laufende Jahr zählt deren wieder 181.

Was die Hauptgegenſtände betrifft, welche in den hiſtoriſchen Bildern zur Darſtellung gekommen, ſo bemerkt ein legitimiſtiſches Blatt darüber Folgendes: „Die Religion und die Monarchie, ich meine die wahre, gute Monarchie (? etwa Karl's IX. und Ludwigs XI. ?) finden ſich hier in vielfachen Ausführungen; ſehr wenig Convent; ein klein wenig Republik; eine Kaiſerkrönung; einige napoleoniſche bürgerliche und militairiſche Thaten — kommen hier und dort zum Vorſchein; hinſichtlich der jetzigen Ordnung der Dinge habe ich nichts bemerkt, was zu lebhaft Thatſachen und Erinnerungen in's Gedächtniß rufen könnte, die man zu vermeiden ſucht.“ So drängt in Frankreich das Geſchrei der politiſchen Partheien ſich ſelbſt bis in die geheiligte Friedenshalle der Kunſt!

⁂ Scribe hat eine Novelle geſchrieben, und, um ſeines Erfolges auch in der Novelliſtik gewiß zu ſein, ſeinen Verſuch einem Kreis gewählter Kunſtfreunde vorgeleſen, was ſehr zu loben. Einer dieſer Freunde aber hat, was eben nicht ſonderlich zu loben iſt, die in jener Novelle angeführte Geſchichte bereits in einem Feuilleton ausgeplaudert und ſeine, vielleicht von Herrn Scribe genehmigte — Indiscretion dadurch gut zu machen geſucht, vielleicht aber gerade verſchlimmert, — daß er verſichert, Herr Scribe ſei einer der geiſtreichſten Menſchen von Frankreich — und ſeine Novelle, die nun bald im Druck erſcheinen werde, ein allerliebſtes Novellchen.

⁂ Samachſchari's goldene Halsbänder ſind zuerſt von Herrn Joſ. v. Hammer (Wien 1835), dann von Herrn Lebrecht Fleiſcher (Leipzig 1835) und zuletzt von Herrn Guſtav Weil (Stuttgart 1836) in's Deutſche überſetzt worden. Herr Silveſtre de Sacy, der im Dezemberheft des Journal des savans v. J. über dieſe drei Arbeiten berichtet, bedauert, daß der von Herrn v. Hammer zu Grunde gelegte Text ſo voller Fehler ſei, daß man ihm faſt gar kein Vertrauen ſchenken könne; die Ueberſetzung, meint er, ſei überdies etwas zu flüchtig gearbeitet. Fleiſcher's und Weil's Bemühungen zur Herſtellung des Textes werden gerühmt; aber auch die Handſchrift, die der letztere benutzt, ſei keineswegs fehlerfrei.

⁂ Neue Ordnung unſeres Planeten. — Ein Naturbeobachter ſchreibt aus Schleſien: „die ungewöhnlichen Schwankungen in der Atmoſphäre deuten wohl ohne alle Frage auf ganz beſondere Urſachen hin. Seit mehren Jahren ſcheint auf der nördlichen Hemiſphäre unſeres Erdballs eine gewiſſe neue Ordnung ſich gründen zu wollen. Elektrizität und Magnetismus machen ſich auf eine mehr als je ſichtbare Weiſe geltend ... Dabei iſt das Barometer in ſteter Bewegung, und ſteigt bald einmal bis zu 10 Linien über, bald fällt es um eben ſo viel unter ſeinen mittleren Stand. Bei allem dieſem iſt ein Streben nach einem vermehrten Wärmegrad auf unſerer Hemiſphäre unverkennbar.“

⁂ In Liverpool ſoll ein Concertſaal für 30000 Pf. St. erbaut werden; 20000 ſind bereits aufgebracht.

⁂ Herr Henri Ternaux kündigt eine Sammlung von Voyages, relations et mémoires originaux, pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amerique, an, welche nun zum erſtenmale in franzöſiſcher Sprache erſcheint. Die drei jetzt ausgegebenen Bände enthalten: 1) Einen Reiſebericht von Nic. Federmann d. J. (Hagenau 1557); 2) Reiſe nach Braſilien von Hans Staden v. Homberg (Marburg 1557), und 3) Geſchichte der Provinz Santa Cruz von Pero de Magalhaens (Liſſabon 1576). Die nächſten Bände ſollen den Bericht von der Eroberung Perus von Franz v. Xeres (Salamanca 1547) und mehrere andere intereſſante Schriften enthalten.

⁂ Pitt, Burke und Fox. — In England wird, um Parliamentsglied werden zu können, ein gewiſſes Einkommen zur Wählbarkeit erfordert. Man läßt ſich durch Scheinſcheine von Freunden als wählbar qualifiziren. Nach Molesworth's Verſicherung, haben Pitt, Burke und Fox nie anders, als mittelſt ſolcher Scheinübertragungen, Sitz in dem Parliamente gewonnen.

⁂ Faſtenbeluſtigungen in Paris. — Am 24 v. M. wurde die erſte Reihenfolge von Aufführungen der Hugenotten geſchloſſen um dem Stradella, einer neuen Oper, den Platz zu räumen. In der komiſchen Oper ſind jetzt der „Postillon de Longjumeau“ und die „Ambassadrice“ an der Tagesordnung. Das Theater Ventadour hielt am 26. Februar einen Maskenball, für welchen ein Orcheſter von 120 Muſikanten von Dufresne geleitet und von der Orgel von Daublaine begleitet wurde. — Auch das Theater des Variétés lud zu einem Ball auf Mitfaſten ein, deſſen 70 Spielleute ſtarkes Orcheſter von Jullien dirigirt wird; Beginn des Ball's um Mitternacht!

⁂ Soziales aus Paris. (Anfang März). — Auf dem letzten Balle der Lady Granville (engliſche Geſandtſchaft) ſind einer Dame von einem faſhionablen Gauner zwei Armbänder, mit Brillanten beſetzt, von den Armen abgeſchnitten worden, ohne daß die Dame in dem Gedränge gleich ihren Verluſt merkte. Der induſtriöſe Spitzbube iſt nicht entdeckt worden. Man muß ſich nicht wundern, daß ſolche Dinge in der großen Geſellſchaft vorfallen, da bei der großen Menſchenmenge immer viele Perſonen ungebeten erſcheinen, und die Dame des Hauſes unmöglich alle Leute kennen kann. Voriges Jahr erſchien ſogar ein gewiſſer H . . . . ., der ſich in Paris Baron v. H . . . . tituliren läßt, bei dem Herzoge von Broglio in einer Soirée, mit dem Großkreuz-Bande des preußiſchen rothen Adlerordens geſchmückt, und dies Angeſichts des preußiſchen Geſandten, Barons von Werther, ſo wie vieler anderer Perſonen, die dieſen Aventurier kannten. Der Doctor Koref näherte ſich dem Herzoge von Broglio und ſagte ihm: „Mais vous ne savez pas quel individu se trouve dans votre salon, c'est un escroc.“ — „Comment voulez vous que je connaisse tout le monde,“ erwiederte der Herzog, und der Escroc wurde nicht arretirt, weil man bei ſolchen Gelegenheiten in den Salons nicht gerne eine Scene macht. Der ſogenannte Baron v. H . . . . lebt übrigens noch heutigen Tags ſehr elegant in Paris, und wechſelt ſeine Orden gewiß eben ſo oft, wie ſeinen Schneider, ſeine Wohnung und ſeinen Reſtaurant.

— George Sand (Madame Dudevant) iſt in dieſem Augenblicke auf dem Lande zu la Châtre, wird jedoch in Kurzem nach Paris zurückkehren.

— Abbé de Lamennais empfängt alle Donnerſtag in ſeiner Wohnung Rue de Rivoli.

— Mlle. Franzilla Pixis iſt jetzt in Paris, ohne zum Debüt in der italiäniſchen Oper gelangen zu können. Madame Langenſchwarz, die Gemahlin des deutſchen Improviſators, verlangt auch auf dieſer Bühne zu ſingen. — Die italiäniſchen Sänger gehen Anfangs April nach London.

⁂ „*La verité sur le genre humain*“ von Herrn Lepeintre Desroches iſt jetzt für 1 Fr. 50 Cent. bei Buchhändler Delaunay in Paris zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 68. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 21. März.

Klagen eines Juden.

Eine gute und gerechte Sache wird nie durch Klagen gefördert werden, kann es ſtets nur durch Thaten; wer Recht hat, fordert, ſtrebt, ſchafft, wagt, gewinnt, — aber jammert nicht. Die Zuſtände der Juden, ſo complicirt ſie von verſchiedenen Standpunkten den Beobachtenden erſcheinen mögen, ſtellen ſich, vom Standpunkte der Menſchheit aus betrachtet, einfach, in klaren ſichren Umriſſen dar. Die Löſung des Räthſels, an welchem achtzehn Jahrhunderte lang gezupft und gezerrt, nach welchem ſo oft mit dem Henkerſchwert gehauen, welches ſo oft mit der Brandfakel beleuchtet wurde, liegt nun im Sonnenlichte der Humanität offen vor dem Blick eines Jeden, deſſen Herz nicht verſchrumpft, deſſen Auge nicht abgeſtumpft iſt. Von Tag zu Tag fällt ein Vorurtheil nach dem andern in den Staub; es bedurfte in unſerm Deutſchlande keiner Alles ausgleichenden Guillotine, um in den Begriff der Menſchenrechte auch den der Judenrechte hineinzupreſſen; dieſe Zeit, in der wir leben, dieſe vielverhöhnte vielbeſchuldigte Zeit hat die Judenfrage als Menſchheitsfrage aufgefaßt; der Geiſt, der ſie durchweht, der Geiſt Gottes, das iſt: der Geiſt der Wahrheit und der Liebe löſt die Ketten, heilt die Wunden. Und wahrlich: als der Chriſt dem Juden endlich die Hand zum brüderlichen Liebesgruße bot, verſcheuchte ein göttliches Etwas im Auge des Juden die Schamröthe auf der Wange des Chriſten, der an die Tyrannei ſeiner Väter dachte; der friſche Kern und das junge Mark des jüdiſchen Volkes treibt Thaten im Stillen fort, ſicher, zukunftsreich. Einzelne Männer (wie Rieſſer) vom edelſten Wollen, mit klaren Blicken, wiſſenſchaftlicher Bildung, preiswürdiger Beharrlichkeit, — tüchtige Vereine (wie die Judenlogen) haben unbekümmert um das Geſchrei des Markts, feſte Fundamente gelegt, auf denen ein neuer Bau emporwächſt; das Judenthum regenerirt ſich jetzt im Geiſte der Menſchheit; auf dieſem Wege liegt die ächte Freiheit vor ihm. Das ſind Thatſachen; läugne ſie, wer es kann!

Was ſoll nun — mitten in dieſer Periode des edelſten Strebens und Ringens nach Licht, des Ineinanderſchmiegens, des Klarwerdens, des gegenſeitigen Verſtändniſſes — ein Buch, welches ſtatt mitzuwirken, die Aneinanderſtrebenden auseinanderhalten, in den freudigen Wettkampf der Wahrheit und der Liebe Kettengeraſſel und feiges Gewinſel hineinſchallen laſſen will? Ich ſpreche von Jacoby's „Klagen eines Juden.“ Ein Buch der Lüge, der Gleißnerei, ein Verrath an den Glaubensgenoſſen des Verfaſſers, an ihrer guten und reinen Sache, an ihren Wünſchen und Hoffnungen, eine Blasphemie gegen die befreundeten Beſtrebungen von unſerer (der chriſtlichen) Seite, falſch, doppelzüngig durch und durch. Mögen die Doppelzüngigen es preiſen; die Redlichen und Klaren ſchauen durch den mühſam gewobenen Nimbus, in welchen der confuſe eitle Nachahmer der Pſalmen und Lamènnais's ſeine Sucht: Aufſehen zu machen, hüllte. Geſetzt: die Klagen, die Jacoby ausſpricht, ſtrömten aus dem Borne wahrer und ächter Empfindung, — iſt es nicht widrig, ja bis zum Eckel unwürdig, damit auch zu kokettiren? O über den „Weltſchmerz,“ von dem heutzutage jeder vor der Zeit zum Greiſe gewordene, in elenden Lüſten entnervte Junge niedergebeugt zu ſein vorgibt! Fühlt ihr ihn wirklich, nun ſo überwindet ihn. Klagen jagt Scham auf die Wangen; wird's zugleich zur Anklage, ſo iſt's phariſäiſch. Im Handeln geht jeder Schmerz auf, in Thaten nur wird er edel, würdig, heilig, — nicht in großen allein, von denen viel Redens gemacht wird, auch in kleinen, die von den Fluthen der Geſchichte verdeckt werden.

Gewiß: die Erlöſung des jüdiſchen Volkes ſteht nicht mehr in ferner Zukunft; jetzt wird ſie, jetzt entwickelt ſie ſich, wenn auch unbeachtet. Thöricht, wer an dem geſchichtlichen Zorngott Jehovah hält, während der urewige Liebesgott Jehovah, der keinen Haß und keine Rache kennt, dem Volke Israel ſeine Stelle in der Menſchheit, die er ihm durch 1000jährige Prüfung bereitet, ſchon anweiſ't und einräumt! Schlecht, wer, anerkennend, daß „die germaniſche Erde ihn in ihren Schooß genommen, mit ihrem Mark genährt," den Tag verkündigen kann, „an welchem das germaniſche Leben zuſammenſinkt, und wüſte Völkerhorden mit tyranniſchem Sinne ſich über den vaterländiſchen Boden ergießen!" Und doch hat ein Buch mit ſolchen Stellen, zuſammengebacken aus Perfidie, Eitelkeit, Feigheit, und Unverſtand in einer der bedeutendſten Städte des deutſchen Nordens warme Lobredner gefunden!

Die Prieſterherrſchaft

im Jahre 1786.

(Fortſetzung).

Schien es auch, als ob Nichts die finſtere und verdrießliche Stimmung des Papſtes erheitern und zerſtreuen könnte; ſo ſuchte doch Steffano durch eine geſchickte Wendung des Geſprächs dem harrenden Signore Lepri die gewünſchte Audienz zu erbitten.

Dieſer war ganz bezaubert von dem imponirenden und doch gütigen Benehmen des Papſtes, der ihn nach kurzer Audienz mit ſeinen Hoffnungen entſprechenden Ausdrücken gnädig entließ; worauf auch Steffano, nach wenigen mit dem Papſte allein gewechſelten Reden, bald Gelegenheit fand, ſich zu entfernen.

Steffano ließ ſein Opfer nicht lange allein, er folgte ihm eilig, um den günſtigen Augenblick nicht unbenutzt zu laſſen, und ergötzte ſich an Lepri's ausſchweifenden Lobeserhebungen des Papſtes, der unaufhörlich murmelte: „Che vago papetto! che maniere galanti." So erklimmen ſie den palatiniſchen Berg, wo ehemals die Pracht der Weltbezwinger glänzte und erfinderiſche Üppigkeit den Lebensgenuß in's Ungeheuere ſteigerte, aber jetzt in Steingeröll und Schutt und Trümmern armſelige Hüttenbewohner ihr Daſein mühſam friſten. Auch Lepri's Wohnung ſchien die Herberge der Dürftigkeit, wo zerbrochene Gefäße, alte ſchmutzige Scherben mit verſchimmelten Käſerinden und Lepri's ſchauderhaftes Lager den ganzen Hausrath ausmachten, aber endlich öffnete Lepri den eiſernen Kaſten und Steffano ſchaute mit Entzücken die funkelnden Goldſtücke jeglichen Gepräges, die reichen Kleinodien an Perlen und Edelſteinen, als ſei die Schatzkammer der Cäſaren plötzlich wieder hierhergezaubert.

Lepri ſeufzte, blickte ſtarr auf die langgehüteten Koſtbarkeiten, und es traten Thränen in ſeine Augen; es malte ſich auf ſeinem Geſichte, wie ein poſſierlicher Krampf von Wehmuth und Liebesſchmerz. Er hob einige ſchwere Rollen heraus und fing an zu zählen und zu theilen, wobei ihm Steffano in gieriger Haſt hülfreiche Hand leiſtete. Zuweilen hielt Lepri inne und ſtand unbeweglich. „Wenn nur Niemand kommt," flüſterte Steffano, „eilt Euch doch, man könnte uns überraſchen." — „Mich beſucht kein Menſch," erwiederte Lepri. — „Aber man könnte uns auflauern, in dieſer Gegend wohnen Diebe und Verbrecher." — „Man hält mich für einen Bettler; ich bin ſicher," murmelte Lepri, dann ſtierte er wieder auf das blinkende Gold, und ſeine Lippen zuckten krampfhaft. Plötzlich raffte er den ganzen Mammon wieder zuſammen, ſchleuderte ihn in den Kaſten, und warf den Deckel krachend in's Schloß. Dann fing er an zu weinen, raufte ſich die Haare aus, und warf ſich ganz troſtlos zu Steffano's Füßen. „Ich kann das Gold nicht hergeben, bei allen Heiligen ich kann nicht," jammerte er, „ſeid barmherzig, reißt mir lieber das Herz aus der Bruſt und macht mich gratis zum Kardinal!" — Steffano war zuerſt vor Erſtaunen ſtumm, auch von jenem Schrecken, den Wahnſinnige erregen, betäubt, aber bald loderte ſein Zorn auf: „Es ſoll Euch reuen, den heiligen Vater und mich verhöhnen zu wollen," ſtammelte er endlich. „Gnade, Barmherzigkeit," wiederholte Lepri immer und faltete die Hände. „Ich will Euch verzeihen," ſagte Steffano, als er ſeine Faſſung wieder gewonnen; „wir wollen Freunde bleiben, Euere Thorheit ſoll vergeſſen ſein." — „Und ich ſoll Kardinal werden, ohne mein Geld, mein Leben, mein Eingeweide herzugeben?" fragte Lepri noch immer auf den Knieen. „Ei freilich," lachte Steffano, „Ihr habt ja das Verſprechen ſeiner Heiligkeit. Gute Nacht, amico mio." Er wickelte ſich dicht in ſeinen Mantel, und als er über die zerbröckelten Steine vor der Hausthüre ſtolperte, murmelte er ingrimmig: „Verdammter Narr! heute haſt du mich angeführt, aber morgen wollen wir Abrechnung halten."

Im Garten des Pallaſtes Colonna, welcher den quirinaliſchen Hügel krönt, liegen am Fuße der ſchönſten Pinie Roms, Bruchſtücke des ungeheueren Sonnentempels, den Aurelian nach der Eroberung Palmyra's baute, wo man die ganze Stadt überſieht. Hier ſtand Signore Gianni, nicht um ſich in Erinnerungen des Alterthums zu verſenken, ſondern um allerlei moderne Neuigkeiten zu erſpähen, aus den Geſprächen Vorübergehender Bruchſtücke aufzufangen, aus denen ſein erfinderiſcher Geiſt ein Ganzes zu bilden verſtand, oder auch Bekannte zu treffen, denen ſich Wahrheit und Dichtung abfragen ließ. Das Glück begünſtigte ihn, denn Don Fernando, dem er ſeit mehreren Tagen vergeblich nachgeſtrebt, begegnete ihm, aber ſo zerſtreut, ſo in Gedanken an die neue Sonne ſeines Lebens, die ihm im Hauſe der Signora Pezelli aufgegangen war, verſunken, daß er, ohne ihn zu bemerken, vorübereilen wollte. „Das iſt nicht ſchön, werther Freund," ſagte Gianni, indem er ihn am Mantel feſt hielt, denn ſein ganzes Weſen fühlte ſich hingezogen zu dem vielwiſſenden Günſtling des ſpaniſchen Geſandten; „daß Ihr Eure ergebenſten Diener ſo grauſam vernachläſſigt. Drei Viſiten habe ich Euch abgeſtattet, ſogar im Gallakleid, obgleich ich ſonſt die Bequemlichkeit im Anzuge liebe;" er blickte etwas verlegen nach ſeinen durchlöcherten Strümpfen, „doch überwand ich meine Trägheit um Eurer geiſtreichen Converſation zu genießen, aber immer war der Schmetterling, wahrſcheinlich unter Amor's Panier, ausgeflogen." — „Das war Rache, Signore," verſetzte Fernando, in deſſen glänzenden Augen und heitern Mienen ſich Glück und Hoffnung ſpiegelten; „denn erſtens habt Ihr mich neulich bei dem Auflauf plötzlich im Stich gelaſſen, und als ich meine Kenntniſſe vermehren wollte, und Euch ganz beſcheidene, ſchuldloſe Fragen über den Culturſtand des Großherzogthums Toskana vorlegte, da hülltet Ihr Euch mit der äußerſten Verſchloſſenheit in Euern diplomatiſchen Mantel, als ob ich die wichtigſten Staatsgeheimniſſe auszubeuten gedächte, ja ſogar meine harmloſe Neugier, das Alter der Großherzogin zu wiſſen, welche ich in jedem Kalender finden konnte, wurde mit bedenklichem Achſelzucken abgewieſen, während ich meinen Hals wage, um Euch mit ſchönen Geſchichten aufzuwarten, ſo wie letzthin von den beiden Knaben, die mit faulen Orangen nach einem Marienbilde geworfen und deßwegen auf die Galeere kamen.*) Mir verdankt Ihr auch die herrliche Neuigkeit, daß man nun nach der ſchlechten Ölernte in dem Ölbehältniſſe, woraus die päpſtliche Kammer ihre gezwungenen Abnehmer verſorgt, nun die beiden Trunkenbolde gefunden hat, welche vor 18 Monaten darin ertranken. Und daß der Nepote des Papſtes, der Kardinal Braſchi, im Wettſtreit des Trinkens über fünf edle Kämpfer triumphirt hat; daß der …" — „Redet doch leiſer um aller Heiligen willen," fiel Signor Gianni zitternd ein, „wenn Ihr ſo gefährliche, ſchreckliche Dinge laut plaudern wollt, könnt Ihr mich in das tiefſte Gefängniß der Engelsburg bringen." — „Schenkt mir doch einen Bajoccho edle, gnädige Herren!" rief ein Laſtträger, „ich muß ſonſt mein Glück, mein Heil von mir ſtoßen. Meinem Nachbar iſt heute Nacht der heilige Hieronymus erſchienen, und hat mit eigener Hand ſeinen gebenedeiten Namen auf einen Zettel geſchrieben; er fordert nur einen Bajoccho für die Erlaubniß, den Zettel zu küſſen, und damit iſt Vergebung aller Sünden verbunden."

Während Fernando den Bitten des Laſtträgers genügte, hielt ihm Gianni eine lange Rede, daß man den Aberglauben nicht unterſtützen und begünſtigen dürfe. — „Ach!" rief Fernando, „warum ſoll ich dem armen Schelm nicht helfen, ſeine Sündenlaſt zu erleichtern? Wer ſoll das undankbare Geſchäft übernehmen, hier den Augiasſtall zu reinigen? Dergleichen iſt nur eine burleske Erſcheinung des hier herrſchenden Geiſtes, eine Verkörperung der Ideen, womit man früher von hier aus die Welt regierte. Aber jetzt werden die hieſigen Schlüſſel des Himmelreichs vom Roſte zernagt, und es gibt nirgends mehr Atheiſten als in der heiligen Stadt, weil das Bewußtſein der Gottheit tief in des Menſchen Bruſt eingegraben ſein muß, wenn die Verworfenheit Einzelner von ihren Verkündigern ihn nicht irre machen ſoll." — „Endlich redet Ihr einmal ernſthaft," bemerkte Gianni, „Ihr ſeid ſonſt ſo ſpaßhaft, ſo leichten Sinnes, und ich möchte Euch doch gern etwas anvertrauen, Eure Hülfe in Anſpruch nehmen; aber wenn Ihr mich in Verlegenheit — —" Fernando wollte ihm entſchlüpfen. (F. f.)

Feuilleton.

*** Franzöſiſche Ueberſetzung von Pfiſter's Geſchichte Deutſchland's. — Herr Beauvais hat die Geſchichte Deutſchlands von Dr. Pfiſter in's Franzöſiſche überſetzt, und die Gazette de France kündigt dieſelbe in ihrem Bulletin Bibliographique mit dem Bemerken an: „dieſes Werk wird endlich uns die Schickſale eines Volkes vor Augen führen, welches Tacitus bewunderte und welches noch jetzt dargeſtellt wird als ein Muſterbild von Beſtändigkeit, Energie und Loyalität."

*** Die neue Oper „Stradella," deren Text von Emile Deschamps und Emilien Paccini, deren Muſik von Niedermeyer, hat, wie die Gazette de France berichtet, in dieſen Tagen einen „wahrhaften Erfolg der Achtung" erhalten (succès d'estime). Das Gedicht ſei verſtändig, das Intereſſe wohl verſtanden, die Entwicklung natürlich; — die Muſik von graziöſem, ſanftem Style, das harmoniſche Genie Deutſchlands vermählend mit den ſchönen Ueberlieferungen Italiens; — die Begleitung durchgängig ſehr anziehend, im Syſteme der claſſiſchen italieniſchen Compoſitionen geſchrieben.

*** Die Einnahmen der Pariſer Theater im Monate Januar d. J. waren folgende: Große Oper: 110,704 Fr.; komiſche Oper: 99,812; italieniſche Oper: 92,162; Palais Royal: 60,961; *Théâtre français*: 60,663; Porte Saint-Martin: 51,497; Vaudeville: 47,370; *Cirque Olimpique*: 40,487; Ambigu: 39,492; Variétés: 34,690; Gaité: 31,815; *Gymnase dramatique*: 26,419; *Folies dramatiques*: 21,155; Saint Antoine: 13,139; Pantheon: 12,695; Odeon: 3,634; — in Allem 745,929 Fr.

*** Moderne Turniere. — Am 14 Februar ſollte zu Neapel ein von mehreren Nobili veranſtaltetes großes Wettrennen nach engliſcher Art auf dem Marsfelde Statt finden, und u. a. ein engliſches Pferd des Prinzen Leopold von Syrakus daran Theil nehmen. — Gleichzeitig haben zu Berlin zwanzig Offiziere des 1ten Garde-Uhlanenregiments, an deren Spitze der Prinz Albrecht, jüngſter Sohn S. M. des Königs, ein Carouſſel und eine Quadrille vor dem Hofe, dem diplomatiſchen Korps und vielen ſonſtigen Zuſchauern geritten.

*** Goethe's Büſte. — Von Mailand wird geſchrieben: „Unſer ausgezeichneter Bildhauer Marcheſi hat das Modell zur Büſte Goethe's nunmehr vollendet; ſelbe iſt nach Frankfurt beſtimmt."

---

*) Siehe Gorani.

⁂ Zahl der neuen franzöſiſchen Geſetze von 1789 bis 1837. — Dem bulletin des lois zufolge, ergingen Geſetze, Dekrete und Ordonnanzen:

Unter der Constituante . . .	3,400.
— — Assemblée législat.	2,078.
— dem Nationalconvent .	14,034.
— — Direktorium . . .	2,049.
— — Conſulat	3,846.
— — Kaiſer	10,254.
Während den 100 Tagen . .	818.
Unter Ludwig XVIII. . . .	18,156.
— Karl X.	15,601.
— Ludwig Philipp . . .	6,718.
Summa .	77,156.

⁂ Mortalität in Rußland. — Nach amtlichen Berichten ſtarben im Jahre 1835 in den 44 Eparchien des ruſſiſchen Reiches 746,237 Individuen männlichen Geſchlechts, und zwar:

bis zum 5. Jahre	374,709.	bis zum 75.	18,322.
„ „ 10. „	34,063.	„ „ 80.	16,219.
„ „ 15. „	17,173.	„ „ 85.	7,159 (?)
„ „ 20. „	21,114.	„ „ 90.	5,714.
„ „ 25. „	20,613.	„ „ 95.	2,272.
„ „ 30. „	21,935.	„ „ 100.	1,577.
„ „ 35. „	21,067.	„ „ 105.	291.
„ „ 40. „	25,041.	„ „ 110.	112.
„ „ 45. „	22,391.	„ „ 115.	32.
„ „ 50. „	26,915.	„ „ 120.	39.
„ „ 55. „	25,491.	„ „ 125.	10.
„ „ 60. „	32,565.	„ „ 130.	6.
„ „ 65. „	25,919.	„ „ 135.	3.
„ „ 70. „	27,717.	„ „ 140.	1.

Wir glauben unſere Leſer hier auf einige merkwürdige Verhältniſſe aufmerkſam machen zu dürfen: 1) Bis zum 5ten Jahre ſtirbt die Hälfte der Geborenen; 2) dann nimmt bis zum 15ten die Sterblichkeit ab im Verhältniß von circa 22:2:1. 3) Vom 15ten ſteigt die Zahl der Geſtorbenen bis zum 60ſten Jahre. 4) Fernere merkbare Abſchnitte bilden das 80ſte und das 100ſte Jahr. 5) Das Auffallendſte ſcheint uns aber die regelmäßige Schwankung, wonach in den 5 Jahren vor den geraden Zahlen die Sterblichkeit immer größer iſt, als in den 5 nachfolgenden. C.

⁂ Freilaſſung von Negerſclaven in den franzöſiſchen Colonien. — Dem Moniteur zufolge ſind im Laufe eines nicht ganz vollen Jahres wieder 2902 Negerſclaven in den franzöſiſchen Colonien freigelaſſen worden. Die Geſammtzahl der Freilaſſung ſeit Ende 1830 beträgt für Martinique 17,579; Guadeloupe 8640; Guyana 1291; Bourbon 2436; zuſammen 29,952.

⁂ Neue Schulen im Regierungsbezirk Poſen. — Im v. J. ſind im Regierungsbezirk Poſen 51 neue Schulen gegründet worden: 28 katholiſche, 14 evangeliſche, 5 gemiſchter und 4 jüdiſcher Confeſſion.

⁂ Pönitentiarſyſtem in Ungarn. — Zu Komorn wird ein neues Gefängniß nach dem Pönitentiarſyſtem erbaut, welches die Einrichtung der ſenruckiſchen Strafanſtalt in Nordamerika haben wird. —

⁂ Die Akademie der ſchönen Künſte zu Paris hat in dieſen Tagen an Gérard's Stelle Hrn. Schnetz zu ihrem Mitglied erwählt. Mit ihm concurrirten Steuben, Léon Cogniet, Eugène Delacroix, Langlois und Granger.

⁂ „*Roman des Romans*" iſt der Titel eines Buches, in welchem Herr Cruzé de Leſſer die jetzige Geſellſchaft geiſtreich ſchildert, und ſie gegen die Illuſionen zu vertheidigen ſucht, welche oft das Familienleben ſtören.

⁂ Liverpools Bevölkerungszunahme. — Liverpool hatte im Jahr 1700 erſt 5714 Einwohner; 1730 ſchon 12,000, dann 1770: 34,407, — 1801: 77,653, — und 1831: 165,221.

⁂ Banken in Nordamerika. — Die nordamerikaniſche Union zählt jetzt 536 Banken mit 146 Filialen. Das Kapital derſelben, das zu Anfang 1835 erſt 231,250,337 Doll. betrug, iſt auf 300 Millionen Doll. geſtiegen.

⁂ Muſikalien-Nachdruck. — Ein Herr Meſſemäckers in Brüſſel, der ſeine Muſikalien alle mit 75 pCt. Rabatt gegen die Pariſer und Leipziger Preiſe verkauft, hat es im Verzeichniß ſeiner Nachdrücke ſchon bis zu Nro. 1756 gebracht.

⁂ Animaliſche Elektrizität. — In der Sitzung der königl. Akademie der Wiſſenſchaft zu Paris vom 29. v. M. las Herr Türck eine Abhandlung vor über animaliſche Elektrizität, in welcher er darzuthun verſuchte, daß die Nerventhätigkeit durch ein elektriſches Fluidum bewirkt wird, das die Nerven durchſtrömt.

⁂ Ordenserhebung. — Der königl. baier. Sankt-Michael-Orden iſt von deſſen oberſtem Ordensherrn „zu einem Verdienſtorden erhoben" worden, und zur Aufnahme in denſelben iſt, — wie es in dem königl. Dekrete heißt, von nun an „ohne Unterſchied des Standes, der Geburt und der Religion geeignet," wer ſich durch ſeine Verdienſte die beſondere Zufriedenheit des oberſten Ordensherrn erworben.

⁂ Das Hydro-Oxygen-Gas-Mikroſkop, welches der Engländer Cary erfunden, unterſcheidet ſich von allen andern Vergrößerungsgläſern dadurch, daß die zu vergrößernden Gegenſtände, durch das blendendſte Gaslicht erhellt, gegen eine weiße Wand als Schattenbild abgeſpiegelt werden. Die Flamme, erzeugt durch Vereinigung von Waſſer- und Sauerſtoff-Gas, die beide wieder auf Kalk ausſtrömen, iſt von ſo außerordentlicher Helle, daß ſelbſt die Flamme eines gewöhnlichen Lichtes noch deutlich einen Schatten wirft. Ein, wie es heißt, dreimillionenfach vergrößerndes Mikroſkop iſt kürzlich zu Leipzig von Herrn Döbler gezeigt worden.

⁂ Die Taglioni erhielt ſchon von einem Londoner Theater 150.000 Fr. für 3 Monate; Nordamerika hatte ihr 350,000 geboten; jüngſt kamen nun Abgeſandte von Neapel und Petersburg, und wie es heißt — gehört die ſublime Tänzerin vom 1. Oktober an — Rußland.

⁂ Wild in Rußland. — Die Kunſt geht jetzt nicht mehr nach Brod, ſondern nach Mammon. Auch der Tenorſänger Wild hat ſich nach Petersburg engagiren laſſen. Horace Vernet und die Taglioni ſind ihm mit gutem Beiſpiele vorangegangen.

⁂ Thorwaldſen hat ein paar neue Basreliefs modellirt: Homer, welcher vor den Griechen ſingt, und Briſeïs, welche von Achilles entführt wird . . . Für ſein Muſeum in Copenhagen ſind bereits 20000 Rthlr. gezeichnet.

⁂ Fräulein Straßewski hat „das beſchauliche Leben Ludwig Lambert's und des Fräulein's von Marſan" aus dem Franzöſiſchen in's Ruſſiſche überſetzt, und iſt dafür von der Kaiſerin von Rußland mit einem werthvollen Brillantring beſchenkt worden.

⁂ Blühende Aloë. — Im botaniſchen Garten zu Copenhagen blüht jetzt — zum erſtenmale wieder ſeit 1745 — eine Aloë, deren 18 Fuß hoher Stamm 32 Zweige mit mehr als 3000 Knospen und Blüthen trägt. Die Blätter bedecken einen Umfang von 26 Fuß.

⁂ Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien. — Die Debats vom 2. d. M. verſichern, auch Wien werde mit Nächſtem ſeine Akademie der Wiſſenſchaften haben, die ausgezeichnetſten Männer Oeſtreich's ſeien bereits mit deren Organiſation beſchäftigt.

⁂ Nähmaſchine. — Einem Pariſer Blatte zu Folge hat ein Schneider zu Amſterdam, von Geburt ein Deutſcher, eine Maſchine erfunden, welche alle Nähte eben ſo gut fertigt als die Hand eines Menſchen. Der König von Holland hat dem Erfinder 100 Dukaten geſchenkt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 69. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 22. März.

Die Prieſterherrſchaft
im Jahre 1786.

(Fortſetzung).

„Wartet doch nur einen Augenblick, beſter Freund, wohin wieder ſo eilig?" — „Behaltet Euer Geheimniß," verſetzte Fernando, „ich habe keine Zeit zu hochwichtigen politiſchen Discuſſionen. Seht, ich trage meine Guitarre unter dem Arme, ich will der ſchönſten Roſe dieſes Babylons Lieder ſingen, wie ſie ein Catull und Horaz ſangen." — „Die Roſe iſt wohl die Dame, welche bei dem häßlichen Alten neulich bat und weinte?" forſchte Gianni, „darum weiſet meine gute Abſicht nicht von Euch; dasjenige, was ich Euch vertrauen wollte, könnte auch ſie berühren." — „So laſſet uns im Gehen reden, ich kann wahrlich nicht warten," antwortete Don Fernando, „geht mit mir zu der Signora Pezelli, man findet dort jeden Abend allerlei Geſellſchaft, es iſt der einzige Ort in Rom, wo man ſich über Literatur beſpricht, wunderlich genug, wie es mir ſcheint, aber ich achte nicht viel darauf, mein Ohr, mein Auge iſt nur für Laura geöffnet!" Gianni war ſogleich bereit, er hing ſich an Fernando's Arm und flüſterte:

„Geſtern Abend ging ich nach meiner Gewohnheit in der kühlen, lieblichen Nachtluft noch ein wenig umher. Ihr lächelt, werther Freund, aber ich kann Euch mein Ehrenwort geben, es geſchah nicht wegen eines Liebesabentheuers; nein, in meiner delicaten und beobachteten Stellung hüte ich mich vor dergleichen, obwohl mein ganzes Weſen äußerſt verführeriſch auf die Frauen wirkt." Hier erhob der Kleine ſeine dürftige Geſtalt auf die Fußſpitzen und verzerrte die bleichen dünnen Lippen zu vielſagender Grimaſſe. „Alſo Liebſter, ich erfreute mich an dem ſüßen Mondſtrahl, an dem Säuſeln der Bäume, an dem Geflüſter des Nachtwindes — —" — „Und an dem Geflüſter des lieben Nächſten," fiel Fernando ein. — „Nun ja," fuhr Gianni ruhig fort, „man erlauſcht auch wohl Intereſſantes, man vereinigt Pflichterfüllung mit Naturgenuß; und ſo kletterte ich den palatiniſchen Berg hinter ein paar Leuten hinauf, die beſſer gekleidet ſchienen, als das Volk, was ſonſt dort oben niſtet. Wie ich bei einer der Spelunken vorbei ſchleiche, höre ich ein ſeltſames Geräuſch und ſchaue ziemlich gemächlich durch eine Mauerlücke in ein verfallenes Gemach, wo ein Lämpchen brannte. Da ſteht der alte Abbate, vor dem neulich Eure Schöne kniete; er hatte einen Stein des Fußbodens aufgehoben und ſchaufelte ein Loch, daß ich erſt glaubte, er bereite ein Grab für ſeinen müden Leib, und da mich die Todten nicht weiter intereſſiren, ſo wollte ich ſchon fortgehen, als er aufhörte und einen Kaſten öffnete. Freund! habt Ihr gehört von den mauriſchen Zauberſchätzen in Euerm Spanien? Oder, von dem himmliſchen Land Eldorado?" — „Ach! das ſind Mährchen," ſagte Fernando. — „Ja das wohl," entgegnete Gianni, „aber hier, — mir verging faſt der Athem, — es flimmerte, es glänzte, es zog mich faſt ſinnebethörend in den magiſchen Kreis. Ach! wenn man in einer hohen Stellung im Leben ſo oft peinigend die ungeheure Wichtigkeit des Goldes empfindet und es dann vor ſich ſieht, ſo nahe, faſt mit den Händen zu greifen! Mein Gehirn wirbelte, wie im Fieber hämmerte mein Herz. Dio! Faſt wäre ich hineingeſtürzt, aber ich fühlte eine Anwandlung von Ohnmacht. Da warf der Alte den Deckel wieder zu, blies ſein Lämpchen aus und rings umher war es dunkel und ſtill. Ich ſtand wohl eine Stunde im Nachtthau zitternd und glühend; dann wankte ich nach Hauſe, und auch ſchlafend ſah ich noch immer die Schätze mich umgaukeln, daß mir am Morgen der Kopf brannte und ich faſt glaubte, es ſei der Traum eines Fieberkranken geweſen." — „So will es mir auch faſt ſcheinen," meinte Don Fernando, „wie käme der bettelhafte Alte zu ſolchen Beſitzthümern? Doch eben fällt mir ein, daß Dame Pezelli auch behauptet: ſeine Brüder hätten ihm große Reichthümer hinterlaſſen, die ſeine Kargheit vermehre. Wir wollen die Sache überlegen, vielleicht iſt etwas für die holde Laura zu retten, und dann ſoll unſer kluger, gewandter Entdecker dieſes Goldbergwerks nicht leer ausgehen." — Gianni that einen Freudenſprung; dann beſann er ſich aber auf die ſeiner hohen Stellung zukommende Würde und nahm ſich zuſammen. Auch verbitterte ihm ſeine Furchtſamkeit den Vorgenuß, und er warnte mit kläglicher Stimme: „Nur vorſichtig, junger Freund! um aller Heiligen willen, ſtrenges Stillſchweigen! In dieſer vermaledeiten und doch heiligen Stadt wären wir auf allen Seiten von Gefahren und Spitzbuben bedroht, wenn nur das Geringſte verlautete. Nirgends wird das goldene Kalb leidenſchaftlicher angebetet als hier. O mein Gott! hätte ich doch geſchwiegen, Eure Kühnheit wird Alles verderben."

Das Local der Donna Pezelli war, wie wir wiſſen, nichts weniger als prächtig; aber ſie fühlte ſich doch immer ſelig und gehoben, wenn am Abend die wenigen, dünnen Wachskerzen angezündet waren, und ſie im ziemlich abgeſchoſſenen Seidenkleid auf ihrem altväteriſchen Seſſel thronte, von einem Dutzend Schöngeiſter und angeblicher Kunſtkenner umgeben, welche ſie als Orakel verehrten, in zwei Reihen, wie bei einer Kirchenverſammlung, ſo daß ſogar der geſellige Scherz dieſen ſteifen Zuſchnitt bekam. Heute ergötzte man ſich beſonders über den jungen Grafen F., den Sohn eines reichgewordenen Wiener Bankiers, der im Vertrauen auf ſeine gründlichen Kenntniſſe Alterthümer und Gemälde kaufte, welche ſämmtlich Fabrikarbeiten liſtiger Betrüger waren. So habe ihm kürzlich ein Handelsmann einen vor vier Wochen geſchnittenen Stein für 74 Carolins aufgeſchwatzt und dazu folgendes Zeugniß mitgetheilt: „Ich Endesunterzeichneter bekenne, daß ich dem Grafen F. eine Camee verkauft habe, welche den alten ägyptiſchen Gott Luna vorſtellt; dieſes Werk iſt **greco-latino**." *)

Man fand in dieſer Schändlichkeit keine Schmach, ſondern nur den Triumph des Scharfſinns über die Dummheit nordiſcher Barbaren, ſo wie auch Andere ſich rühmten, wie ſie die Fremden im Spiele betrogen. Andere ließen ſich in wiſſenſchaftliche Streitigkeiten ein, und hier zeigte ſich die Unwiſſenheit der Römer im grellſten Lichte. So erzählte Gianni, wie gefährlich es ſei, den Montblanc zu beſteigen: ſein Nachbar bemerkte geringſchätzig, das wären Prahlereien, er habe ja auch die Appeninen erſtiegen. „Sie vergeſſen," erwiederte Gianni, „wie viel höher der Montblanc iſt." — „Woher wiſſen Sie das, mein Freund?" fragte Jener. — Befremdet verſetzte Gianni: „Durch Meſſungen." — Aber ſein Gegner ſchüttelte ernſthaft den Kopf und meinte: „Wer könne das ſo genau meſſen, es möchte wohl mancher Irrthum mit unterlaufen. Andere ſtritten mit Gianni über den König von Schweden, der kürzlich in Rom geweſen war, und wiederholten mit vielem Vergnügen den Ausſpruch Pasquins: „Wir haben hier einen König, der Alles anſieht, um Alles handelt und nichts kauft." — „Er machte noch zu viel Aufwand," entgegnete der ſparſame Gianni; „denn er hat kaum 20 Millionen Scudi Einkünfte." — „Sein Land iſt alſo kleiner als Toskana?" fragten die Gelehrten. — „O nein! größer als Frankreich." Man zuckte die Achſeln: ein ſo großes Land müſſe auch große Einkünfte bringen. Dabei blieb es, obgleich ſich einige Stimmen hören ließen: der Nachbar Schwedens, der Herzog von Curland, hätte mehr Geld gehabt. Nachher wandte ſich das Geſpräch auf die Neuigkeit des Tages, die Heiligſprechung des Bettlers Labre, der wieder verſchenkte, was er auf den Heerſtraßen zuſammengebracht, wobei einige Abbaten bemerkten: „Der Höllenbrand Voltaire werde ſich recht ärgern, wenn er in ſeinem Exil in Rußland vernehme, daß ſchon 45,000 Scudi zu Labre's Canoniſation geſammelt wären, und es alſo an frommen Seelen noch nicht fehle. Daß Voltaire längſt tod und nie nach Rußland verbannt geweſen, wurde der Signora Pezelli nur halb geglaubt. Nachher kam man immer wieder auf den abgedroſchenen und äußerſt zweifelhaften Satz zurück, daß in Europa weder Cultur, noch Kunſt wieder emporgeblüht wären, wenn Rom nicht das Beiſpiel gegeben. Darauf deklamirte die alte Signora aus Dante und Arioſt, und Jeder ſuchte ebenfalls mit einer Stanze durchzudringen.

Während Signora Pezelli und ihr Kreis ſich ſo wunderlich unterhielt, erzählte Fernando leiſe der geliebten, erſtaunten Laura von Gianni's ſeltſamer Entdeckung und als die Übrigen Abſchied genommen, wurde auch die alte Dame unterrichtet, ohne daß Fernando's Eifer ihr erlaubte, die unzähligen alterthümlichen und modernen Geſchichten von vergrabenen Schätzen, welche ihr gleich einfielen, zu citiren, ob ſie gleich durchaus vortragen wollte, wie im 15. Jahrhundert der Brautſchmuck der kaiſerlichen Verlobten, der Tochter Stilikos gefunden wurde, und man ſogar die Perlenſtickerei unverſehrt erblickte. Fernando trieb zu einer Wanderung auf den palatiniſchen Hügel, und die Damen entſchloſſen ſich nach kurzem Bedenken. Der Mond leuchtete zu dem nächtlichen Gange und Signora Pezelli ergoß ſich nun in Citationen aller Art gegen den höflich zuhörenden Gianni, während Laura und Fernando bei dieſem ſüßen Zuſammenwandeln alles Irdiſche vergaßen.

---

*) Siehe Vorant.

Um die Hütte des Alten war es todtenſtill, und Gianni gewahrte zuerſt durch den Mauerſpalt der hintern Wand den ſchwachen Lichtſchimmer. Sie ſtiegen über Trümmer und konnten nun durch den Riß ſchauen, wie Lepri auf der Stelle kauerte, wo ihn Gianni geſtern graben ſah, und an einer Käſerinde nagte. Auf einmal wurde die Thüre aufgeriſſen, und Steffano ſtürzte herein, von etwa 12 Sbirren begleitet, die den armen Lepri mit Stricken feſſelten. Laut weinend rief er um Hülfe. „Ja, Signor Lepri," lachte Steffano, „nun wollen wir abrechnen; ich bin lange genug Euer Narr geweſen. Jetzt gehe der künftige Kardinal gleich mit mir, und ſollen den rothen Hut ſogar in einem päpſtlichen Schloſſe, in der Engelsburg, empfangen." Fernando zog den Degen und wollte dem Unglücklichen zu Hülfe eilen. Aber Signora Pezelli und Gianni hielten ihn feſt. „Seid Ihr raſend?" flüſterte Gianni, „was wollt Ihr allein gegen die Menge? Es gibt noch andere Wege, ihn zu retten; mit Gewalt geht hier nichts, und Ihr würdet euch nur ſelbſt aufopfern."

(Schluß folgt).

Aus Darmſtadt.

(Mozarts-Feier).

15. März.

Geſtern fand die in Nro. 58 des Phönix vorläufig erwähnte Mozarts-Feier in dem feſtlich erleuchteten Hoftheater ſtatt.

Die Ouvertüre zur Zauberflöte eröffnete die erſte Abtheilung. Beethoven tritt auf, die Stelle auf dem Wiener Friedhofe zu ſuchen, wo Mozart's Hülle ruhe. Der Todtengräber, ein steinalter Mann, erwiedert ihm: „Was Mozart, Mozart?

Ich habe ihrer viel zur Ruh gebracht
Und Leute drunter, die auch — Namen hatten,
Barone, Grafen, Banquiers, Millionäre. —
Wer einſt was Rechtes war, hat ſeinen Stein,
Hat ſeine präch'ge Gruft und — mein Gedächtniß.
Wer aber Euer — Mozart war, von dem
Ihr thut, als wär' er gar ein Fürſt geweſen. —
Was kümmert's mich? Ich kenn' den Namen nicht,
Hier iſt kein Kreuz noch Stein, worauf er ſteht."

Voll Schmerzgroll wirft Beethoven ſich zur Erde, auf die Schwelle des Friedhofs, da erſcheint ihm die Muſe, neigt ſich über ihn, zeigt ihm, der Mozart's Grab ſuchte, Mozart's Leben. Nun folgte ein Satz aus einer Symphonie Mozart's. Die Muſe trat wieder aus Wolken vor, ſchilderte Mozart's Kindheit, die Liebe des Vaters, die Fahrten des Wunderkindes und ſeinen frühen Ruhm. Auf ihren Wink enthüllte ſich ein lichtes Bild aus der Vergangenheit,

„wo die Krone — Glanz dem Lorbeerkranze,
Und der Lorbeer — Glanz der Krone leiht."

Man ſah Mozart als Knaben am Kaiſerhofe zu Wien, auf Marien Thereſiens Schooße (Wagenſeil und Mozart, der Vater, Hofſtaat ꝛc.) (Tableau). Hierauf wurde durch die Arie aus der Entführung: „Ach, ich liebte, war ſo glücklich," die Periode der Jugend und Liebe des Meiſters, eingeleitet:

— — „Der Erde weiter Raum ſcheint ihm zu enge,
Zu eng ſein Herz für all' die Luſt und Gluth;
Er wirft ſich ſtürmiſch in das Meer der Klänge,
Umrauſcht ſein Glück mit Harmonieenfluth,
Läßt ſeines Herzens helle Freudenflammen
Im Wechſelſpiel der reichſten Töne glühn,
Und ſchlinget ihre Strahlenpracht zuſammen
In der Entführung Wundermelodie'n.
Durch alle Lüfte ruft er ihren Namen,
Der triumphirend durch die Lande zieht;
Er faßt ihr Bild in einen Demant-Rahmen,
Von allem Glanz des Morgenlands durchglüht" — — ꝛc.

Als die Muſe dies geſchildert, theilten ſich Nebel, Conſtanze lag ſchlummernd in prachtvoller offner Halle, rings um ſie Sclavinnen des üppigen Harems, Mondnacht, Meer im Hintergrunde. Dazu ſcholl über die Fluthenferne der Belmontes: „So ſoll ich denn ſehen." Hierauf folgte, nach einigen vermittelnden Strophen der Muſe, der Prieſterchor: „O Iſis und Oſiris" aus der Zauberflöte, demnächſt ſchloß ſich Mozart's Arbeitsſtübchen auf; Mozart ſaß am Tiſche, Schikaneder trat herein, beſtimmte ihn in der traditionell bekannten poſſierlichen Weiſe: den Text der Zauberflöte zu componiren (durch welche Oper Mozart Schikanedern vom Bankrott rettete); — ein heiteres dramatiſches Genrebild; die Melodie des „Fin ch'han dal vino calda la testa" mit vollem Orcheſter beſchloß die 1ſte Abtheilung. Die 2te wurde durch die Ouvertüre zum Don Juan eröffnet, dann trat die Muſe aus Wolken vor, ſchilderte den dämoniſchen Trotz der Materie, die auf's Höchſte geſteigerte unbändige Lebensthätigkeit, „den Haß der Liebe, den Schmerz in Wonnen, und das eitige Kind der wallenden Flammen: den Tod, des Lebens Beſtand," kurz die ganze Welt von hüben und drüben, die im Don Juan beſchloſſen iſt. Darauf folgte das Finale aus Don Juan. Der Gerichtschor aus Titus vermittelte den Uebergang zum Requiem, deſſen bekannte Tradition von der Muſe in poetiſcher Veredlung gedeutet wurde, worauf ſich die Wolken theilten und ein Tableau den Meiſter auf dem Sterbebette zeigte, noch am Requiem componirend, von Conſtanze, ſeinen Kindern und Freunden umgeben, hierzu das herrliche „Lacrymosa" aus Mozart's Requiem. Nach Beendigung dieſes Chorgeſanges ſah man Beethoven wieder, ſchlummernd wie zu Anfang, die Muſe neben ihm, ihn erweckend, daß er des Meiſters Apotheoſe, und — ſeine eigene im prophetiſchen Geſichte ſchaue.

„Und mitten in der That warf er zur Erde
Sein Erdenkleid, der hohe Feuergeiſt,
Und flog ſehnſüchtig zu — dem ew'gen Werde,
Das ſtill in heiliger Vollendung kreiſ't. —
Das nennt ihr — Tod? Wenn ſich der Geiſt, der freie,
Dem Sarg entringt, in den er war gebannt,
Seit ihm das Leben ward zur Todesweihe, —
Dem vielbewegten Sarge: Leib genannt?!
Das nennt ihr — Tod, wenn aus den Wunden allen,
Die einſt des Lebens Dornenkrone riß,
Nun Roſen keimen, welche nie entfallen,
Wie nie ein Frühling ſchönre keimen ließ?!
Das nennt ihr Tod, wenn als ein reich Vermächtniß
Das Ew'ge bleibt, vom Himmel einſt gebracht,
Wenn neu der Geiſt ſich körpert im Gedächtniß,
Im Leib der Thaten, die er kühn gedacht?!
Den neuen Leib kann kein Geſchoß mehr ritzen,
[illegible] mag er ſtolz beſtehn.
Er trotzt den Monumente-ſpaltenden Blitzen,
Und in die fernſte Zukunft kann er ſeh'n.
In Donnern von Geſchlechte zu Geſchlechte
Verkündigt er der Menſchheit ächten Werth,
Durchwallt, — zu wahren deren ew'ge Rechte,
Die Erd' unſichtbar mit dem Flammenſchwert,
Mit jedem Frühling neu ſie zu verſchönern,
Vom Aufgang wandelt er zum Niedergang,
Und Wonn' und Weh veredelt er in Tönen,
Und jede That bekrönt er mit Geſang.

(Die Muſe berührt den Schlafenden mit dem Lorbeerzweige).

Wach auf, — Beethoven! — Dir auch ward beſchieden
Ein Erdenleben, reich an Thatenkreis,
Und — nach dem Kampf der Thaten — ſtatt dem Frieden
Des Grabs — der neue Leib: Unſterblichkeit!
D'rum wirſt du einſt, ein Herold, gehn auf Erden,
Wie — Mozart, und verkündigen der Welt.

Daß nie das Große kann vergeſſen werden,
Und daß die Kunſt des Weltbaus Säulen hält. —
Verbrüdert-ebenbürtige Naturen,
Zwei Tempelwächter, ſteht ihr herrlich da;
Zwei ſchirmende, zwei helle Dioskuren
Nennt euch, die euch gebar, — Germania!"

In lichter Verklärung zeigte ſich der Parnaß (nach Raphael's Compoſition), Apoll, Muſen, Dichter (auch Schiller und Göthe). Auf goldenem Throne ſaß Mozart. Die Muſe bekränzte ihn, ſenkte ihren Lorbeerzweig auf den ſich neigenden Beethoven. Die Tonfluthen der Sinfonia eroica Beethoven's floſſen rauſchend d'rum her.

Dieß eine gedrängte Skizze der ganzen Feier, für welche ſich der kunſtfreundliche Hof und die Bewohner Darmſtadts auf's Lebhafteſte intereſſirten. Dem. Lindner von Frankfurt, ſprach die der Muſe zugetheilten, vermittelnden Dichtungen; das Mitwirken dieſer gefeierten Künſtlerin verdient um ſo lebhafteren Dank, da ſie gerade jetzt in Frankfurt außerordentlich beſchäftigt iſt, und unmittelbar am Tage nach der Mozarts-Feier dort in einem neuen Stücke aufzutreten hatte. Auch der Frankfurter Theateroberdirektion gebührt Anerkennung für die der Dem. Lindner ertheilte Erlaubniß. — Die Ausführung der Geſangpartien durch das hieſige Theaterperſonale und Herrn L. Hofmann von Mainz (Don Juan), ſo wie die Leiſtungen des Orcheſters unter Herrn W. Mangold's Leitung, der Tableaux (durch hieſige Künſtler: Lucas, Schilbach, E. Rauch und Becker) war trefflich. Der Ertrag der Einnahme belief ſich auf 1290 fl. 48 kr., die größte Summe, welche, ſeit Erbauung des neuen Opernhauſes (das Auftreten der Dem. Sonntag und Paganini's nicht ausgeſchloſſen) einging. Se. Hoheit der Großherzog hatten mit der edelſten Liberalität nicht bloß das Haus und die Kapelle freigegeben, ſondern auch noch einen beträchtlichen Baarbeitrag geſpendet und die ſämmtlichen Koſten gnädigſt übernommen. Ehre und Dank dieſem erlauchten Förderer des Guten und Schönen!

Feuilleton.

*** **Reſtauration der Gymnaſtik in Baiern.** — Die wohlgemeinte Denkſchrift von Lorinſer hat beſonders in Norddeutſchland zu einer großen Menge von Streitſchriften, aber unſeres Wiſſens zu keiner beſſernden Maaßregel Veranlaſſung gegeben. Im Königreich Baiern dagegen hat das Miniſterium des Innern im Geiſte der Lorinſerſchen Anträge kürzlich eine Reduktion der ſchriftlichen Arbeiten in den Schulen angeordnet, und den Lehrern ſehr zweckmäßige Vorſchriften wegen Vermeidung zu großer Anſtrengung der Schüler und unnützer Schreibereien ertheilt. Bei mehr als zwei aufeinander folgenden Lehrſtunden ſind angemeſſene Erholungen für die Schüler angeordnet, und an jeder Studienanſtalt ſoll für körperliche Uebungen ein [illegible] im Freien, außerdem in einem bedeckten Raume, — ausgemittelt werden. Möge dieſe gewiß ſehr heilſame Reformation recht bald in ganz Deutſchland nachgeahmt werden, und der phyſiſchen und in Folge davon auch der pſychiſchen Erziehung unſerer Jugend wieder die Aufmerkſamkeit zugewendet werden, ohne welche auch die auf die geiſtige Bildung verwendete Sorgfalt nur verkümmerte Früchte zu tragen vermag!

*** **Geiſtiges Leben in Ungarn.** — Außer dem ſchon ſeit einigen Jahren erſcheinenden politiſchen Journal Jelenkor (mit [illegible] Abonnenten) und mehreren Unterhaltungsblättern, vaterländiſchen Anzeigen, Sonntagsblättern u. ſ. w. erſcheinen jetzt auch noch die Ofner Zeitung mit [illegible] und die deutſche Preßburger Zeitung mit [illegible] Abonnenten. „Ueberall," — ſetzt der Correſpondent eines deutſchen Tagblattes hinzu, „entſtehen Vereine und Muſeen aller Stände, und das rege Streben iſt ſichtbar, ſich der geiſtigen Bewegung unſeres Jahrhunderts anzuſchließen."

*** **Die barmherzigen Brüder in den öſterreichiſchen Erbſtaaten.** — Aus der zu Agram gedruckt erſchienenen Ueberſicht des Wirkens des Ordens der barmherzigen Brüder im verfloſſenen Jahre ergibt ſich, daß vom 1. November [illegible] bis zum 31. October [illegible] in den [illegible] in den öſtreichiſchen Erbſtaaten befindlichen Spitälern jenes Ordens im Ganzen 19,043 Kranke ohne Unterſchied der Religion unentgeldlich verpflegt wurden. Von dieſen wurden 17,[illegible] am Leben erhalten.

*** **Peltier's wichtige phyſikaliſche Entdeckung.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 27. v. M. theilte Herr Peltier folgende ſehr wichtige Thatſachen mit: Wenn man einen Kupferſtreifen genau in die Richtung des magnetiſchen Meridians bringt und ihn dann mit einem anderen Streifen deſſelben Metalls ſtreicht, ſo wird poſitive Elektrizität erzeugt, wenn das Streichen von Norden nach Süden, negative dagegen, wenn es von Süden nach Norden geſchieht. Liegt der Kupferſtreifen in der Ebene des magnetiſchen Aequators, ſo zeigt ſich hiervon Nichts.

*** **Gil-Blas.** — Unter den vielen Illuſtrationen, welche der ſpeculative Geiſt der Pariſer Buchhändler jetzt zu Tage fördert, gehört der von Gigoux illuſtrirte Gil-Blas, von welchem jetzt der erſte Band erſchienen, zu den illuſtrirteſten.

*** **Die kleinen Seminarien in Frankreich.** — Dem Geſetze vom 16. Juni 1828 nach ſollte die Zahl der Schüler der kleinen Seminarien in Frankreich im Ganzen genommen 20,000 nicht überſteigen. Dem Berichte des Juſtiz- und Kultus-Miniſter zufolge hatten dieſe Anſtalten im vorigen Jahre deren nur 16,610, und zur Deckung von 4,215,300 Fr. Ausgaben dafür fehlten noch 290,180 Fr.

*** **Religion, Grundlage der Volkserziehung.** — Herr Rebardi giebt in Lieferungen ein Werk heraus, welches überſchrieben iſt: „du principe religieux considéré comme la base de l'éducation des peuples."

*** **Die großen Siegel von England,** von der Zeit Eduard's des Bekenners (1042) bis auf den jetztregierenden König, ſind jetzt nach der trefflichen von Achille Collas erfundenen Manier geſtochen, auf [illegible] Kupferplatten mit hiſtoriſchen und beſchreibenden Notizen zu London herausgegeben worden. Sie enthalten genaue Facſimile's der Siegel, wie dieſelben jetzt noch vorhanden ſind.

*** **Ludwig XIV. von Capefigue.** — So eben ſind zwei Bände des Louis XIV. von Herrn Capefigue erſchienen, welche den Zeitraum von 1661 bis [illegible] begreifen. Intereſſante noch nicht edirte Dokumente werfen ein neues Licht auf manche wichtige Ereigniſſe dieſer Periode.

*** **Herr Auguſte Comte** hat am [illegible]. v. M. wieder die öffentlichen Vorleſungen über Aſtronomie eröffnet, welche er nun ſchon ſeit 6 Jahren den Handwerkern von Paris unentgeldlich an jedem Sonntage von März bis Juli gehalten.

*** **Miß Eliſabeth Wright Macaulo,** früher Schauſpielerin und dramatiſche Dichterin, dann Predigerin in einer Londoner Kapelle, darauf wieder Schauſpielerin, iſt, [illegible] J. alt, zu York geſtorben. Eine Zeit lang hatte ſie auch öffentliche Vorleſungen über Botanik, Schädellehre, Staatswirthſchaft u. m. a. Gegenſtände gehalten.

*** **Mozart's Denkmal.** — Auch in München werden (dem Correſp. v. u. f. Deutſchland zufolge) zwei Vorſtellungen, eine im königl. Hoftheater und eine im Odeon gegeben, und die dadurch reſultirenden Einnahmen als Beiträge zur Errichtung des Denkmals für Mozart beſtimmt werden.

*** **Belgiſche Univerſitäten.** — Auf der freien Univerſität Brüſſel befinden ſich jetzt nahe an [illegible] Studenten, auf den beiden Staatsuniverſitäten in Gent und Lüttich — 130 und 370, und auf der katholiſchen Univerſität zu Löwen [illegible]. Im Ganzen kommen alſo für Belgien auf eine Bevölkerung von faſt 4 Millionen Einwohnern nahe an 1000 Akademiker.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 70. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 23. März.

Die Prieſterherrſchaft
im Jahre 1786.

(Schluß).

Indeſſen ſchleppte man Lepri fort und Steffano gebot vier Sbirren, den Kaſten wegzutragen. „Wenn er euch zu ſchwer ſein ſollte,“ fügte er hinzu, „ſo nehmt noch Etliche zu Hülfe.“ Aber die Männer hoben den Kaſten zu ſeinem Befremden ohne große Beſchwerde empor, und trugen ihn vor ihm her. Bald war der Klang ihrer Tritte verhallt, und Laura weinte bitterlich um den unglückſeligen Oheim. Aber Gianni jubelte. „Jetzt hinein! mein Herz klopft in Ahnung und Freude. Nichtwahr Signora Laura, der treue Finder wird bei der Theilung nicht vergeſſen?“ Die Thür war offen geblieben, das Lämpchen lag am Boden. Fernando ſchlug Feuer und arbeitete mit Gianni an dem Stein auf der bezeichneten Stelle. Mit Fernando's Degen und Gianni's Dolch gruben ſie nur kurze Zeit; denn tief hatte der ſchwache Lepri ſeine Lebensſonne nicht bergen können, und plötzlich funkelte des Goldes Schein, der Brillanten Schimmer in ihre Augen. Gianni und Signora Pezelli waren faſt trunken. Die Dame warf ihren Schleier, ihr Schnupftuch, Gianni ſeinen Mantel auf den Boden und packten Goldſtücke und Perlenſchnüre in wilder Haſt hinein. „Nur eilig! nur eilig!“ ſtöhnte Signora Pezelli und riß auch Fernando den Mantel von den Schultern, „ſo hilf doch, Laura! was ſteht die Thörin da und weint? So hilf doch, du überglückliches Herzenskind, da iſt die ganze Erbſchaft beiſammen. Du biſt jetzt Medea, die das goldene Vließ über die Meere führt, oder Dido, welche ....“ — „Um des Himmelswillen ſtill!“ liſpelte in Todesangſt Gianni. „Auch dürfen wir unſern Schatz nicht in Eure Wohnung tragen. Man wird bald der Täuſchung inne werden, man wird wiederkommen, nachſuchen, Euch als Verwandte verhaften. Ach Ihr Götter, wir ſind verloren, ich höre Geräuſch in der Ferne.“ Er riß ſich in den Haaren, rang die Hände und Signora Pezelli hörte auf einzupacken. — Fernando hatte indeſſen überlegt und ſagte endlich: „Folgt mir Alle in den Palaſt des ſpaniſchen Geſandten, dort wird uns Niemand verfolgen, und Euch, Signore Gianni, ſoll Eure Belohnung nicht entgehen.“

Das Silbergeld wurde wegen ſeiner Schwere zurückgelaſſen, die Männer wälzten den Stein wieder über die Öffnung, und, von jedem Geräuſch tödtlich erſchreckt, aber unangefochten, erreichten die Schatzgräber den ſpaniſchen Platz.

Fernando fand ſeinen väterlichen Freund, den ſpaniſchen Geſandten Ritter Azara, noch am Schreibtiſch und ſtellte ihm nach raſcher Erzählung die Schutzſuchenden vor. Der Ritter beſtimmte ein verborgenes Zimmer in dem weitläuftigen Pallaſt zur Nachtruhe der Damen, war aber auch Gianni's Meinung, daß ſie in der folgenden Nacht Rom heimlich verlaſſen müßten. Doch Laura überwand ihre Schüchternheit und erklärte mit Feſtigkeit: ſie werde nicht eher abreiſen, bis ihr armer Oheim befreit ſei. „Nehmt von dieſen Schätzen, die ihm gehören,“ ſprach ſie, „und da hier Alles käuflich ſein ſoll, ſo erkauft ſeine Freiheit.“ — Fernando ſtimmte ihr feurig bei, während Gianni verzweifeln wollte und laut jammerte: „das ſei ja eine grenzenloſe Thorheit und damit Alles verrathen.“ Auch Dame Pezelli meinte: „man müſſe den hartherzigen Alten ſeinem Schickſale überlaſſen, und mit den Koſtbarkeiten, wie die Juden aus Ägypten, von dannen ziehen.“ Doch Azara neigte ſich gerührt zu der lieblichen Laura und bemerkte: daß er gerade in einem kleinen Kampf mit der päpſtlichen Kammer begriffen ſei, wobei man ſo ſehr im Nachtheile ſei, daß er auf die Gewährung jeder Bitte rechnen könne. Doch erklärte er ſich nicht deutlicher, und ſchickte nur den folgenden Morgen mehrere Briefe ab, worauf Fernando die Erlaubniß erhielt, den Gefangenen aus der Engelsburg abzuholen.

Es war nämlich ein Schiff mit einer anſehnlichen Summe in Piaſtern zur Penſion der ſpaniſchen Exjeſuiten aus Spanien angekommen. Die päpſtliche Kammer ahmte das Verfahren der Juden, welche in Marokko die Aufſicht über das Münzweſen haben, nach, nahm die Piaſter und ließ lauter Paolis, Papetten und Carlinis von dem ſchlechteſten Gehalt daraus ſchlagen, womit Rom überſchwemmt wurde, und woran der heilige Vater 27 Prozent gewann, der den Jeſuiten ihre Forderung in Papier auszahlen ließ, das noch niedriger ſtand.

Heftig aufgeregt betrat Fernando die Engelsburg. Auf den halbverſunkenen Wällen erblickt man Kanonen, die mehr zum gänzlichen Ruin, als zur Vertheidigung des Schloſſes gedient hatten. Es ſtanden auch welche — wahrſcheinlich bloß um zum Schreckbild für die Römer zu imponiren — auf jeder Treppe in den verſchiedenen Stockwerken; daneben große Haufen Kugeln von einem Kaliber, das gar nicht zu den Kanonen paßte, zum Theile von einer ſolchen Größe, wie jene berüchtigten Marmor- und Steinkugeln in den türkiſchen Dardanellenſchlöſſern, woran der Baron Tott ſo großes Behagen fand. Im Arſenal waren ungefähr zweitauſend verroſtete Flinten und alterthümliche, unbrauchbare Musquetons. In einem Zimmer bewahrte man lange die Geldſummen, welche Sixtus V. zum Nothpfennig dort niedergelegt, aber die folgenden Päpſte hatten oft zugegriffen und der jetzige, Pius, für ſeine Nepoten das Letzte genommen. Unter den Thüren ſind die Kerkerlöcher, eine Art ſehr tiefer Gruben, deren Pforte zugemauert iſt, und welche nur durch ein kleines Loch Luft bekommen, das einmal des Tages geöffnet wird, um die Koſt des Gefangenen hinab zu laſſen. Wird der Korb einige Tage hinter einander in demſelben Zuſtande wieder heraufgezogen, ſo hat der Gefangene wohl das Brot des Kummers und das Waſſer der Trübſal ausgenoſſen.

Auf wiederholtes Rufen gab Levri keine Antwort. Man brach den Kerker auf und ſchleppte den Unglücklichen heraus. „Der Schrecken hat ihn getödtet.“ ſagte Fernando. — „Er iſt nicht todt,“ riefen die Umſtehenden, „holt nur den Bambino, der wird ihm ſchon helfen.“ Dieſe wunderthätige Wachsfigur, welche damals in Rom vor dem Arzte geholt wurde, und nur Ketzern ihre Wunderkraft verweigerte, ward eilig herbeigeſchafft. Man legte das in beſtändiger Activität befindliche Jeſuskind dem armen Abbate in die ſtarren Arme und faltete mühſam deſſen ſteife Finger; aber das Opfer der Verkündiger jener milden chriſtlichen Lehre, die hier von Mißbräuchen aller Art entſtellt, ihren Urſprung nicht mehr errathen ließ, blieb ſtumm und verſteint von des Todes unbeſiegbarer Macht. Man trug das Jeſuskind endlich weg, und Einige flüſterten: „Er muß ein heimlicher Ketzer geweſen ſein, ſonſt hätte ihm der Bambino geholfen.“

In der folgenden Nacht verließen die Liebenden und die alte Dame Rom auf immer; auch der reichbeſchenkte Gianni begleitete ſie, hörte aber nicht auf zu zittern, bis er die Grenze des päpſtlichen Gebiets überſchritten hatte.

Ph. von Mettingh.

Aus Paris.

(Salon. — Literatur).

7. März 1837.

Dieſer Monat hat den neugierigen Pariſern mannigfache Unterhaltung und Zerſtreuung gebracht; die Eröffnung des Salons, die Debatten der Deputirtenkammer über das Disjunktionsgeſetz, die Privat- und öffentlichen Maskenbälle der Mitfaſten und die erſte Aufführung einer neuen Oper in 5 Akten, ſind die Hauptbegebenheiten der letzten 8 Tage. Ohne Zweifel haben Sie ſchon durch die franzöſiſchen Blätter erfahren, was von der diesjährigen Kunſtausſtellung zu halten iſt, und welchen Totaleindruck ein erſter Beſuch im Salon auf den Beſchauer hervorbringt. Denn die hieſigen Journaliſten oder vielmehr Feuilletonniſten — ihre Zahl iſt Legion! — haben ſich mit eben ſo großem Ungeſtüm und Eifer über den Salon hergeſtürzt, als die Maſſen von Ungeduldigen, welche ſich ſchon früh Morgens am Eröffnungstage im Hofe des Louvre verſammelt hatten. Dieſe Wuth von Seiten des Pariſer Publikums, am erſten Tage die Ausſtellung zu ſehen, iſt in der That merkwürdig. Noch lange vor 11 Uhr war die große Eingangsthüre des Muſeums von einer dichten Menſchenmenge belagert, und man machte Queue, wie vor den Theatern, wenn gratis Schauſpiel gegeben wird. Mehr denn 1500 junge Leute mit Bärten und Hüten, von der wunderlichſten Formen, ſtanden auf dem Platze, blieſen ſich in die Finger und warteten vor Ungeduld ſtampfend die Stunde des jüngſten Gerichts ab; denn die Meiſten darunter waren Künſtler, und hatten ohne Zweifel Werke auf die Ausſtellung geſchickt. Auch eine nicht unbedeutende Anzahl von ſchönen, jungen Damen hatte der ziemlich ſtrengen Kälte Trotz geboten, und ſich unter dieſe Menge gemiſcht, weil ſie doch gerne die Erſten ſein wollten, welche das Gemälde ihres Vaters, ihres Bekannten, oder vielleicht gar ihres Bräutigams in den Galerien des Louvre ausfindig machen und bewundern. Und dann gehört es zum guten Ton, am 1. März Abends in einer Soirée, im Foyer der großen Oper oder im Kreiſe vertrauter Freunde ſagen zu können: ich habe heute den Salon geſehen!

Endlich 2 Minuten nach eilf Uhr erdröhnen die Pforten des Tempels, drehen ſich langſam auf ihren Angeln herum und laſſen den Strom der herbeigeeilten Zuſchauer herein. So iſt einmal heutzutage die Jugend; ſehet, wie ſie die Stufen der großen Marmortreppe hinanſtürmt, ſo geht man in unſern Tagen dem Ruhme und dem Glücke nach; nämlich nicht im feſten Mannesſchritte, ſondern im Galopp. Faſt ſcheint es, als ob die Sonne morgen nicht wieder aufgehen werde, und daß der Salon dieſen Abend noch für immer geſchloſſen wird. Als ich unter dem Periſtyl des Louvre angelangt war, glaubte ich vernichtet zu ſein, ſo unbarmherzig war meine Wenigkeit durch den elaſtiſchen Druck der Maſſe vor und hinter mir zuſammengepreßt; obſchon ich die Ungeduldigſten hatte voranpaſſiren laſſen, ſo wurde ich dennoch die Stufen der Treppe hinaufgeſtoßen und es war 15 Minuten nach Eilf, als im großen **Salon carré** ankam. Er war bereits gepropft voll, und man konnte ſich kaum herumdrehen; man mußte ſich gefallen laſſen, mit der Menge zu ſchwimmen. In Deutſchland hat man keine Vorſtellung davon, welchen Werth die Pariſer darauf ſetzen, der erſten Vorſtellung eines Drama's, einer Oper beizuwohnen und mit zu denen zu gehören, welche den Salon am erſten März ſehen. Wer erſt am zweiten, dritten Tage in die Ausſtellung gehet, wird für weniger glücklich gehalten, weil die tauſend und abertauſend Augen der profanen Menge die Jungfräulichkeit der Leinwand ſchon entweihet haben.

Mitten in dieſem Gedränge iſt es natürlich unmöglich, ein Bild nach ſeinem Werthe zu beurtheilen und einen Überblick über die ganze Ausſtellung zu gewinnen. Die erſte Eigenſchaft, welche erfordert wird, um das Verdienſt und den Eindruck des Salons am Eröffnungstage würdigen zu können, iſt die, daß man tüchtige Fäuſte hat. Die eigentliche Kunſtfrage kömmt nachher an die Reihe. Vor allem Eindrucke handelt es ſich darum, ſich durch die 20,000 Ellenbogen und den Wald von Lorgnetten eine Bahn zu brechen. Gott weiß, wie viele Klippen man zu umſchiffen, wie viele Hinderniſſe man zu beſeitigen hat, bevor man ſich der geringſten Empfindung überlaſſen darf, bevor man überhaupt weiß, ob man nicht erſtickt werden wird in dieſem ſtürmiſchen Meere von Gaffern, Kritikern, Artiſten, Journaliſten u. ſ. w. Eine ſchreckliche Landplage an dieſem Tage iſt der Troupier, d. h. der junge Conſcrit, den man alle zehn Schritte antrifft und der Einem alle Aufmerkſamkeit, allen Enthuſiasmus benimmt, außerdem noch die Geruchsnerven durch den unbeſchreiblichen Duft der Kaſerne unangenehm affizirt. Die grauen Überröcke und rothen Krapphoſen treiben wirklich Mißbrauch mit dem Eröffnungstage des Salons, ſie pflanzen ſich vor jedem Bilde auf und bleiben zehn Minuten lang wie eingemauert davor ſtehen. Der franzöſiſche Conſcrit, welcher eine entſchiedene Vorliebe für Gemälde hat, iſt ein ächter Typus. Er ſtreckt den Kopf in die Höhe, ſein ſpitzes Kinn rundet ſich, während ein von oben herabfallender Sonnenſtrahl im Flaume ſeiner Wangen ſpielt, die einen dunkelrübenfarbigen Teint haben; in dieſer Attitüde ſeufzt er tief auf, öffnet das rechte Auge, blinzelt mit dem linken, ſperrt den Mund auf, ſiehet vor ſich Himmel, Bäume, Heilige ꝛc. und hört um ſich die Namen Scheffer, Delacroix, Delaroche u. ſ. w. murmeln. An was kann er nur denken, um Gottes willen, wenn er ſich ſo recht breit vor eine Leinwand ſtellt und, ſie mit ſeinem Ellbogen und ſeinem Tſchacke bedeckt? Im Hintergrunde dieſes Thals ſieht er Gemüſe, welche ihn an ſeinen Geburtsort erinnern. Der Conſcrit iſt nie allein; er marſchirt immer zu ſechſt: alle ſeine Kameraden machen daſſelbe Manoeuvre; ſie betrachten, gaffen, gehen weiter und erlauben ſich nur zu lachen, wenn ſie vor einem jener Bilder ſtille ſtehen, worauf Salat, Brod, Weintrauben, Mohnköpfe, Reiſen, Gläſer mit Schnapps und halbe hartgeſottene Eier beiſammen liegen.

Einzelne Gruppen junger Leute machten ſich durch ihre phantaſtiſche Toilette und ihre heftigen Deklamationen gegen die Jury bemerklich. Man ſprach von unbegreiflicher Strenge der akademiſchen Kunſtrichter, welche ganz bekannte verdienſtvolle Künſtler, wie Gigoux, Barye, Maindron unbarmherzig mißhandelt und ihre Werke zurückgewieſen hätten. Dieſe Klagen über die Ungerechtigkeit der Kunſtjury wiederholen ſich jedes Jahr; ich weiß nicht, in wie fern und in wie weit ſie begründet ſind. Es mag wohl vorkommen, daß man einzelne gute Gemälde und Statuen mit Unrecht ausſchließt; aber alle eingeſandten Kunſtwerke kann man doch auch nicht wohl annehmen. Es gibt in Paris kein Gebäude, das weitläuftig genug wäre, um die 5000 Artikel zu faſſen, welche jedes Jahr von den franzöſiſchen Künſtlern fabrizirt werden; man müßte den weiten Raum des Marsfeldes oder die Ebene von Saint Denis mit einer ungeheuren Kuppel überdecken und darunter eine unermeßliche Kunſtausſtellung veranſtalten, wohin dann nicht blos Herr Delaroche, Ingres und Dekamps, David, Bra und Pradier, ſondern auch alle Stubenmaler und Steinmetze von ganz Frankreich ihre Erzeugniſſe hinſchicken könnten.

Die Anzahl der dieſes Jahr ausgeſtellten Kunſtwerke beträgt 2130; davon ſind 1865 Gemälde, 130 Statuen und Skulpturarbeiten, 60 Kupferſtiche 35 Lithographieen und 40 architektoniſche Zeichnungen. Im großen **Salon carré** haben ſofort mehrere Bilder die allgemeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt, welche ihnen auch bis an's Ende der Ausſtellung zugewandt bleiben wird; dahin gehören die heilige Cäcilie, von P. Delaroche, der Chriſtus, von Ary Scheffer, ein wunderliebliches Bild von Winterhalter, eine Scene aus dem Decameron Bocaccio's darſtellend, eine Marine von Biard, ein Schlachtgemälde von Eugène Delacroix, die Hochzeit des Tobias von Lehmann, die Huſſitenpredigt von Leſſing und der Jeremias von Bendemann. Ich weiß nicht, ob Höflichkeit oder Überzeugung die Richter bewogen hat, unſern Landsleuten dieſes Jahr faſt alle Ehrenplätze des **Salon carré** einzuräumen; Heinrich IV. in Canoſſa, von **Begas** befindet ſich allein im Eintrittszimmer an einer ungünſtigen Stelle; Bendemann hat den beſten Platz erhalten, für das Leſſing'ſche Bild iſt es Schade, daß es gerade über der ſchmalen Eingangsthür, welche zur großen Gallerie führt, aufgehängt iſt; die Menge, welche ſich unaufhörlich durch dieſe enge Öffnung hindrängt, erlaubt dem ruhigen Beſchauer nicht, die Huſſitenpredigt mit Muße zu prüfen; daher haben auch erſt wenige franzöſiſche Blätter ausführlich davon geſprochen. Neulich ſtanden zwei Franzoſen lange davor und meinten, daß ſie nach dem Scheffer'ſchen Bilde der Huſſitenpredigt den Preis zuerkennen würden; ſie fanden die Figur des Huſſitenpredigers etwas chargirt, theatraliſch, alles Übrige dagegen tadellos. Bendemann ward lebhafter beſprochen; die Hauptfigur erregt allgemeine Bewunderung; in den einzelnen Gruppen umher vermißt man den Zuſammenhang, das Abgeſchloſſenſein, rühmt jedoch die ſchöne, correkte Zeichnung und den Ausdruck vieler Geſichter. Das Colorit gilt allgemein für ſchwach; auch macht man große Fehler in perſpektiviſcher Hinſicht geltend. Derſelbe Vorwurf trifft auch Herrn Begas' Bild; außerdem findet man die Scene nicht dramatiſch und draſtiſch genug behandelt. Im Ganzen zwingen aber doch dieſe drei Werke den Franzoſen Reſpekt und Achtung vor der deutſchen Malerei ab, und es läßt ſich von dem gegenſeitigen Austauſche der Kunſtwerke beider Nationen höchſt Erſprießliches erwarten.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

∴ **Wien 18. März.** — Im Hofburgtheater wird nächſtens ein neues dramatiſches Gedicht in 1 Akt von F. **Halm**, „Camoens Apotheoſe," zur Aufführung kommen. — Es iſt hier ein Gedenkblatt an Ferdinand **Raimund** erſchienen. „**Raimund** als Schreiner **Valentin**" (aus dem „Verſchwender"), den Hobel in der Hand, zu ſeinen Füßen verſchiedene Abzeichen aus den Rollen ſeiner Stücke ꝛc., im Hintergrunde die Ausſicht auf Gutenſtein. Der 1ſte Band von Raimund's geſammelten Märchen iſt nunmehr ausgegeben worden. — Im Joſephſtädter Theater treibt gegenwärtig ein Carl Rappo mit ſeinem Sohn „buroniſch-athletiſch-herkuliſche" Schwänke, und imitirt den Affenkünſtler Kliſchnigg, der ſo eben den **Kunſtenthuſiasmus** der Prager in Anſpruch nimmt. Rappo's Thaten prangen in ſchauderhaften Holzſchnitten auf den Theaterzetteln (wie ſonſt die Produktionen der Madame Batavia). So weit hat es denn die Ehre der deutſchen Schaubühne gebracht. Im Leopoldſtädter Theater, wo ſonſt J. Schuſter, Korntheuer, Raimund, die Krones, die Ennöckl u. m. a. ein in Deutſchland einziges Volksluſtſpiel repräſentirten, hüpft jetzt eine Signora Romanini auf Kupferdraht. — J. N. **Vogl's** wohlgetroffenes Portrait iſt ſo eben erſchienen.

∴ **Evangeliſche Miſſions-Geſellſchaft für Frankreich.** — Vor 3 Jahren hat ſich zu Paris eine Geſellſchaft zur Verbreitung **evangeliſcher** Lehre in Frankreich gebildet, welche jetzt 4 Hilfsvereine — zu Toulouſe, Saverne, Straßburg und Nimes und in Allem 37 angeſtellte Arbeiter hat. Ihre Einnahmen betrugen im erſten Jahre nur 7,560, im 2ten 16,444, im dritten ſchon 40,493 Franken. Die Arbeiter beſtanden zu Anfang 1836 aus 13 ord. Geiſtlichen, 5 nicht ordinirten Predigern, 8 Schullehrern und 7 Bibelverkäufern. Dieſe alle beſchäftigen ſich, je nach Beruf, mit der Verkündigung des Evangeliums, dem Unterrichte der Kinder und der Ausbreitung der h. Schriften.

∴ **Faraday über Croſſe's Entdeckungen.** — Bei der letzten Verſammlung der Royal-Inſtitution zu London las Dr. **Faraday** eine Abhandlung, in welcher er der neuen Entdeckung des Herrn **Croſſe** über Bildung oder Wiederauflebung von Inſekten in Hornſtein erwähnte. Obgleich dieſe Entdeckung von Vielen bezweifelt werde, ſo ſei doch ſo viel richtig, daß Herr Croſſe, durch eine fortdauernde Strömung der Volta'ſchen Säule, aus Kieſelerde und Potaſche kleine lebende Thiere erzeugt habe. Auch legte Herr **Faraday** einige Inſekten vor, welche aus hartpolirtem Steine erhalten, und, wie die des Herrn Croſſe, nach vielen tauſend Jahren wieder zum Leben gekommen waren?

∴ **Ozeaniſche Dampfſchifffahrt.** — Der Herold berichtet, daß im Laufe dieſes Monats eine regelmäßige Dampfſchifffahrt zwiſchen New-York und Liverpool eröffnet wird. Die Fahrt ſoll in 12 Tagen vollbracht werden (4 d. Meilen in 1 Stunde)! In dem von Capitain Cood eigends hierzu eingerichteten Schiffe iſt eine doppelte Dampfmaſchine angebracht und für dieſelbe eine Verwendungsweiſe des Brennſtoffes aufgefunden, durch welche eine weit geringere Quantität deſſelben, als man bisher brauchte, erfordert wird.

∴ **Livius.** — Einer Angabe des Börſenblattes für die deutſchen Buchhändler zufolge hatte **Cornelio Scipione Gagliani**, ein gelehrter Benediktiner, auf ſeiner antiquariſchen Reiſe in einem Kloſter bei Baſtia mehrere, bisher für verloren gehaltene Bücher von Livius römiſcher Geſchichte, die ſich genau an die vorhandenen anſchließen, aufgefunden. Wir wollen hoffen, daß Livius nicht zum zweitenmale das Schickſal Sanchuniathon's theilt.

∴ **Die barmherzigen Schweſtern in Algier.** — Die **barmherzigen Schweſtern** des erſt neulich geſtifteten Ordens **vom heil. Joſeph** haben ſich erboten, nach Algier zu gehen, um dort die Kranken im Spitale zu pflegen. Der Munizipalrath von Algier hat dieß Anerbieten mit Freuden angenommen, und auch die dortigen **Mahomedaner** haben ihre Zufriedenheit darüber zu erkennen gegeben. — Solche Liebe überwindet die Welt.

∴ **Chineſiſche Heilkunde.** — Man kann die Chineſen füglich in die erſte Claſſe der **antiquirten** Nationen ſtellen. Mehr als irgend ein anderes Volk haften ſie ſklaviſch an der Vergangenheit. Auch ihre Medizin iſt eine ſtarre Ueberlieferung. Dem Berichte des Miſſionairs K. **Gützlaff** zufolge, der kürzlich in der königl. aſiatiſchen Geſellſchaft zu London vorgeleſen worden, — ſchreiben die Chineſen die Erfindung ihrer Heilkunde einem ihrer erſten Kaiſer zu, der bereits zur mythologiſchen Perſon geworden. Für alle Haupttheile der Arzneikunde gibt es eine Menge von Alters her überlieferter Regeln und Geſetze, und in allen von denſelben berührten Punkten dürfen die Aerzte nicht nach eigener Erfahrung handeln, ſondern müſſen ſtreng den von den Alten aufgeſtellten Vorſchriften folgen. Iſt der Arzt von der alten Behandlungsweiſe abgewichen, ſo kann ihm, wenn der Patient ſtirbt, als einem Todtſchläger der Prozeß gemacht werden.

∴ **Kunſt.** — Ein Monument für den verewigten Kaiſer **Franz** ſoll nun definitiv beſchloſſen ſein, und in einer Trajansſäule beſtehen, auf welcher das Standbild des Kaiſers in Feldmarſchallsuniform mit dem Kaiſermantel zu ſtehen kommt. Profeſſor **Schaller** in Wien (von welchem man das Standbild **Andreas Hofer's** in Insbruck kennt) ſoll mit der Ausführung des Kaiſerdenkmals beauftragt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 71. 1837.

Phönix.

Freitag, 24. März.

Tartini.

Novelle von J. P. Burmeiſter-Lyſer.

Erſte Abtheilung.

I.

An einem ſchönen Juniabende des Jahres 1711 ſchritt ein zierlich geputzter junger Menſch, — dem Anſehen nach ein Herr von Stande, — ängſtlich und ungeduldig vor der Thüre eines Palaſtes auf dem **Prado della valle** hin und her.

Es war eben zur Zeit der Antoniusmeſſe, welche alljährlich in der berühmten Stadt Padua — wo ſich dieſe Geſchichte begab — abgehalten wird. Eine gewaltige Menſchenmenge erfüllte den Platz; Jubel, Muſik und Schreien der Ausrufer und Verkaufer klang toll durch einander, mitunter auch ein Bischen Streiten und Fluchen, wie ſolches bei einem Volksfeſte — wenn auch nicht geradezu mit zur Sache gehörig — in der Regel doch vorkommt.

Eine gute Stunde mochte der junge Mann alſo vor dem eben bezeichneten Hauſe auf- und abgelaufen ſein; immer haſtiger wurden ſeine Schritte, immer ungeduldiger ſeine Mienen, immer ängſtlicher ſchaute er, bald um ſich hinein in's Gewühl, das ihn umkreiſte, bald hinauf zu einem vergitterten Erkerfenſter des Palaſtes; und immer und immer ſchien es, als ſei irgend eine ſehnliche Erwartung ihm zur Täuſchung geworden. Endlich erblickte er einen andern jungen Geſellen, der unter den Arkaden gemächlich daher ſchlenderte. Haſtig eilte er ihm entgegen, faßte ihn unterm Arm und ſprach, ihn abſeits ziehend: „Nun, Giuſeppe, wie ſteht's?“

„„Ganz gut, Don Antonio!““ verſetzte der Gefragte, „„Euer Feind liegt darnieder und dürfte ſobald nicht wieder aufſtehen! Ich hab' ihn derb getroffen.““

„Ha, wackrer Degen!“ —

„„Großen Dank! aber warum habt Ihr die Mühe nicht ſelber übernommen: den ungeſchliffenen Geſellen mores zu lehren?““

„Ganz natürlich, Freund Giuſeppe! weil es für mich, wie für Alle, außer dir, wohl eine vergebliche Mühe geweſen wäre, dieſen Pietro Rasponi zu beſiegen! Einen ſolchen Erzraufbold und Schläger von Profeſſion“ —

„„Ei nun! er liegt!““ —

„Dafür dank' ich deinem Schutzheiligen; denn, bei meiner Treue! mir bangte um dich! — Nun aber, theuerſter Guiſeppe! hilf mir auch weiter! Meinen grimmigen Nebenbuhler haſt du glücklich aus dem Wege geräumt; aber das hilft mir ganz und gar nichts, wenn wir dem alten Cornaro nicht eine Naſe drehen, daß ich meine holde Lucretia ſehe, ſpreche, ihr meine glühende Liebe erkläre und ſie berede: mit mir zu entfliehen! Denn du weißt, mein guter Giuſeppe: meine Familie iſt mit den Cornaro's Todfeind; wir haſſen uns wie die Capuletti und Montechi, und nur ich, der ich, wie der unglückliche Romeo die ſchöne Julie, die ſchöne Lucretia anbete, habe keinen Theil an dem furchtbaren Haſſe, ſondern ſchmelze dahin in Liebe! Darum, guter Giuſeppe! nochmals: hilf mir, hilf mir! ſei mein treuer Pater Lorenzo, Lucretiens Modico, wenn es ſein muß, damit nicht ein ſchreckliches Ende uns bedrohe.“

„„Poſſen,““ lachte Giuſeppe. „„Es ſtirbt ſich ſo leicht nicht aus heiler Haut! und daß Ihr weder Gift nehmt, noch Euch erdolcht, oder erſchießt, noch zur

Abkühlung was weniges in den Canal ſpringt, davor bin ich ſicher! Indeß will ich thun, was ich kann, um die ſchöne Lucretia zur Flucht zu bereden, darauf verlaßt Euch, Herr Marcheſe.““

Der Marcheſe Antonio Capretti gerieth über dieſes Verſprechen ſchier außer ſich vor Entzücken; er umarmte den jungen Giuſeppe ſo ſtürmiſch, daß der Puder aus dem Toupet ſeiner ſchönen Alongenperücke herausfuhr und umherſtäubte. Dann aber wieder ſein geſetztes Weſen annehmend, ſprach er:

„Habe Dank, o Freund! für dein Verſprechen, und ſei gewiß, daß ein reichlicher Lohn deiner harrt, wenn das Schickſal meine Wünſche krönet, und ich, vom kleinen blinden Gott geleitet, an der Hand der Geliebten die Schwelle überſchreite, welche zum Heiligthume Hymens führt. Sieh, guter Giuſeppe! Du biſt in ganz Padua gewiſſermaßen verrufen, als ein wilder Geſelle, welchem ein Duell auf Tod und Leben über Alles geht! Die Zahl deiner blutigen Abenteuer iſt ſchauderhaft, und Gott weiß es, daß unter allen Namen keiner weniger auf dich paßt, als der, welchen du führeſt, nämlich: Student der Rechte; denn bei dir gilt einzig und allein Gewalt und Liſt, womit die Gerechtigkeit ſich nie befaßt. Daher bin ich denn auch feſt überzeugt, daß der alte Cornaro dir nun und nimmermehr den Zutritt in ſein Haus geſtattet haben würde — da auch Deine Herkunft Dich nicht berechtigt, auf eine ſolche Auszeichnung Anſpruch zu machen, wenn nicht der alte Herr ein ſo arger Muſiknarr wäre. Dieſe Narrheit aber, ſo wie deine Meiſterſchaft auf der Laute und der Geige, haben ihn ſogar verleitet, dich zum Muſiklehrer ſeiner Tochter zu machen. — Ich frage dich, Giuſeppe! heißt das nicht gewiſſermaßen den Bock zum Gärtner machen?“ —

„„Ei, Don Antonio!““ —

„Ruhig, guter Giuſeppe! es ſollte dies keine Beleidigung für dich ſein, denn ich weiß, daß du dir aus dem ſchönſten Märchen der Erde nicht ſoviel machſt, und daß auf dieſer weiten Welt dich, außer Duellen, nichts intereſſirt, als etwa noch Violin- und Kartenſpiel! Aber, konnte das der Alte wiſſen? Mit Nichten! Im Gegentheil hatte er, deinem Rufe zufolge, das Schlimmſte befürchten müſſen, und folglich iſt er ein Eſel, daß er dir traut, ohne dich ſo genau zu kennen, wie ich dich kenne. Nun, ich bin damit zufrieden und wünſche durchaus nicht, daß es anders werde, denn wie unglücklich würde die Jugend ſein, wenn nicht die Alten ſchwach und thöricht und dumm wären! — Nütze darum, mein Freund, alle dir zu Gebote ſtehende Mittel für mich; ſpare deinen Witz und deine Erfindungsgabe nicht, und — ich wiederhole es: ſei des reichſten Lohnes gewiß.“

Giuſeppe verſprach Alles, was der weiſe Don Antonio Capretti von ihm verlangte, und dieſer, nachdem er noch einige gute Lehren und Vorſichtsmaßregeln ſeinem Freunde mitgetheilt hatte, ſchritt nun quer über den Prado einem damals hochberühmten Kaffeehauſe zu, wohin ſpäter Giuſeppe ebenfalls kommen ſollte, ihm Nachricht und wo möglich Troſt für ſein liebekrankes Gemüth zu bringen.

Giuſeppe ſchaute dem Davonſchreitenden mit lachenden Augen nach, ſpürte vorſichtig um den Pallaſt herum, und ſchlug endlich dreimal in abgemeſſenen Pauſen in die Hände. Da öffnete ſich das Erkerfenſter, ein Blumenſtrauß flog herab. — Haſtig hob Giuſeppe ihn auf und pochte jetzt beſcheidentlich an das Thor; — es ward geöffnet und Giuſeppe ſchlüpfte in den Pallaſt.

Mehr und mehr verhallte der Jubel auf dem Prado; mehr und mehr verlor ſich die Volksmenge. Endlich ſchritten nur noch einige dunkle Geſtalten über den vom Mondlicht erleuchteten Platz und nur die Töne einer Mandoline klangen durch die ſtille Nacht.

(Fortſetzung folgt).

Aus Paris.

(Schluß).

Es liegt keineswegs in meiner Abſicht, Sie heute ausführlich über den Salon zu unterhalten; die Beſuche der erſten Tage bringen keinen günſtigen Eindruck im Allgemeinen hervor; ſpäter modificirt ſich derſelbe. Es iſt mit den neuern Kunſtausſtellungen, wie mit den neuern Opern; man muß ſie zu wiederholten Malen ſehen und hören, bevor man im Stande iſt, ſie gründlich und richtig zu beurtheilen.

Von Paul Delaroche, welcher voriges Jahr nichts ausgeſtellt hatte, ſind diesmal 3 Gemälde im Salon. Die ſchon erwähnte heilige Cäcilie iſt eine äußerſt freundliche Compoſition; die Heilige ſitzt in einem antiken Seſſel und ſpielt mit der Rechten auf einem Accordeon, das zwei knieende Engel ihr vorhalten. Ihr Geſicht trägt einen gemilderten Ausdruck von himmliſcher Verzückung, und die Engel ſind ganz berauſcht von Wonne über die Töne, welche die Heilige dem Inſtrumente entlockt. Das Colorit iſt etwas geleckt; der Hintergrund zu hell, aber das Ganze macht den lieblichſten Eindruck von der Welt. Ich habe nie eine ſchönere Hand, als die Linke der Heiligen geſehen; Gewänder, Beiwerk, Alles iſt vortrefflich gemalt. Die beiden andern großen Bilder von Delaroche ſind wie die meiſten früheren deſſelben Malers, wie die Kinder König Eduard's, Cromwell, Jane Grey, die ſterbende Eliſabeth, der engliſchen Geſchichte entlehnt; beide ziehen die Blicke auf ſich. Eines davon ſtellt den Grafen Stafford vor, in dem Augenblicke, wie er zum Schaffotte geht und auf den Stufen einer Treppe niederknieet, um den geforderten Segen ſeines Mitgefangenen, des Erzbiſchofs Laud von Canterbury zu empfangen. Die Hauptfigur iſt tadellos und erinnert an Van Dyk; weniger gelungen iſt der Soldat, welcher im linken Vordergrunde ſich herumdrehet, und den Knieenden betrachtet; der Sohn des Grafen, der ſich ſeinem

Begleiter in die Arme wirft, und der königliche Commiſſär, welcher dieſe Scene mit unerſchütterlichem Gleichmuth anſieht, vollenden die dramatiſche Situation. Die durch die Gitter des Gefängniſſes hervorgeſtreckten Hände des Erzbiſchofs ſind ein Mißgriff von Seiten des Malers, und bringen keinen günſtigen Effekt für den Beſchauer hervor, den ſie gleichſam abzuſtoßen ſcheinen. Das letzte Gemälde ſtellt Karl I. dar, wie er von Soldaten in einer Wachtſtube inſultirt wird. Die Hauptfigur iſt iſt auch hier unübertrefflich ſchön; der König ſitzt in einem Lehnſtuhle, hält eine Bibel in der Hand und betrachtet mit einem von Stolz und Verachtung gemiſchten Gefühl den rohen Geſellen, welcher ſich über ſeinen Stuhl lehnt und ihm den Tabacksqualm unter die Naſe bläſet. Der dem Könige treu gebliebene Diener, welcher aufrecht am Kamine ſteht und über die Erniedrigung ſeines Herrn Thränen vergießt, iſt eine höchſt ausdrucksvolle Geſtalt. Die übrigen Umgebungen ſind für ein Wachthaus etwas zu koquett: die Sorgfalt in den Details tritt hier ſehr zur Unzeit hervor. Das Colorit in den zwei letzten Bildern gefällt, wenn es ſchon nicht dem Gegenſtande ganz angemeſſen iſt; ein großer Haufen von Zuſchauern drängt ſich beſonders vor Karl I.

Der dichteſte und fröhlichſte Schwarm bildet ſich jeden Tag vor den komiſchen Bildern von Biard, welcher dies Jahr wieder zwei köſtliche Chargen ausgeſtellt hat. Der gutmüthige Gendarme, welcher kleinen Taugenichtſen, die ſich an verbotenen Stellen im Fluſſe baden, die Kleider wegnehmen will und der Maire, welcher die Revue der Nationalgarde ſeiner Gemeinde vor ſich vorbeidefiliren läßt: — dieſe beiden Bilder des vorjährigen Salons ſind hier noch in Aller Andenken. Das „Familienbad“ und die „getheilten Honneurs“ glätten ſelbſt die ſorgenreichſte Stirn. Die Mutter, welche ihren jüngſten Kleinen aus einem Nachen heraus an der Leine ſchwimmen läßt, der Vater, welcher mit aufgeſpanntem Regenſchirm und Schlafkappe eben bereit iſt, in's Waſſer zu gehen, ſind zwei höchſt komiſche Perſonnagen, wie man ſie nicht leicht burlesker ſehen kann; der kleine Unnutz, welcher mit Händen und Füßen zappelt, hat ſo eben Waſſer geſchluckt und macht ein Geſicht, wie ein junger Hund, wenn's donnert. Das letzte Bildchen zeigt uns abermals einen Dorfmaire, welcher mit ſeiner theuren Ehehälfte vor der Schildwache vorübergeht, die präſentirt, weil der Herr Maire Ritter des Ehrenkreuzes iſt. Die Selbſtzufriedenheit und das Schmunzeln dieſes ehrenwerthen Bürgermeiſters und ſeiner Gattin, welche der Schildwache einen Knix macht, iſt mit einer Vollkommenheit, Natürlichkeit und Wahrheit wiedergegeben, die unbedingtes Lob verdient.

Das preiswürdigſte Gemälde des Salons iſt meines Erachtens der Chriſtus, von Ary Scheffer. Ein ſchwärmeriſcher Ernſt, eine unbeſchreibliche Milde und eine ächt poetiſche Begeiſterung athmen in dieſem Bilde: das Colorit iſt düſter, verſchwimmend, aber die Idee iſt edel, hochpoetiſch und philoſophiſch zugleich. Den Mittelpunkt nimmt der Erlöſer ein: um ihn herum ſind die verſchiedenen Unglücklichen gruppirt, welche zu tröſten er auf Erden erſchienen iſt. Zu ſeiner Linken weint die büßende Magdalena, tritt aber vertrauungsvoll an ihn heran; vor ihm erhebt ſich mit Mühe ein junger Mann, der eine dreifarbige Fahne hält, vom Boden auf und blickt dankbar zu ſeinem Befreier empor; es heißt: dieſe Figur ſtelle einen Repräſentanten Polens vor. Außerdem bemerken wir noch zur Linken einen Neger, dem ſeine Ketten gebrochen ſind, einen Griechen, der über ſeine verlorene Freiheit nachſinnet und einen Arbeiter, der ſich auf den Handgriff ſeiner Hacke ſtützt; ſie alle ſtrecken flehend die Hände nach dem Erretter aus. Zur Rechten von Chriſtus ſteht ein alter Steuermann und daneben ein unter Büchern ergrauter Gelehrte, weiterhin erſcheint die Phyſiognomie Taſſo's, jenes Repräſentanten aller unglücklichen und verkannten Dichter. Im Vordergrunde ſehen wir 3 weibliche Geſtalten und eine Mutter, welche ſich zu den Füßen des Erlöſers über den Leichnam ihres einzigen Kindes hinwirft und heiße Thränen weint. Ich kann nicht begreifen, wie die hieſige Kritik ſo unbarmherzig ſein konnte und dies Werk in ſeine Einzelheiten zergliedern; ich wenigſtens habe das Bild nie ohne Rührung anſehen können. Die Züge des Heilands ſind mild, aber ſie tragen zugleich den Stempel von Würde und Kraft; es iſt nicht mehr der Sohn Mariens, der unſterbliche Heiland, aber es iſt der Menſchenſöhne Edelſter, deſſen ſanfte Rede die Leidenden tröſtet und alle Unglücklichen heilt. Die Mutter mit dem geſtorbenen Kinde, der Pole und der Kopf Taſſo's ſind das Vollendetſte, was die neuere franzöſiſche Malerei geſchaffen hat.

Von den übrigen bemerkenswerthen Gemälden der Ausſtellung will ich heute nicht ſprechen, und die ſchlechten mögen in Ruhe bleiben. Wir haben noch Zeit, ein anderes Mal den Salon zu beſuchen, da er zwei ganze Monate lang offen bleibt. Man hatte anfangs das Gerücht verbreitet, daß die Jury ſich durch die Grippe bewegen laſſen würde, den Künſtlern einen Aufſchub von 14 Tagen zu bewilligen und die Eröffnung des Salons auf den 15. März zu verſchieben: dem iſt nicht ſo geweſen. In Paris hat Alles ſeine Zeit, die Grippe ſowohl wie der Carneval, der Luftröhrenkatarrh ſowohl, als die romantiſche Literatur. Alles geht vorüber und verſchwindet und läßt kaum einen geringen Niederſchlag und Anſatz im Gedächtniſſe der Pariſer zurück, welche bekanntlich das widerſpenſtigſte, vergeßlichſte Gedächtniß von der Welt haben. Deßhalb iſt auch die Grippe ſo gut wie vorbei, wenigſtens vergeſſen: wer bekümmert ſich noch um die Unglücklichen, welche jene Plage bei ihrem Abſchiede aus der Hauptſtadt mit fortraffte? Alte Leute, Schwindſüchtige, Lungenkranke, von denen verlohnt es ſich nicht der Mühe zu ſprechen. Unter jungen Leuten gereicht es jetzt zur

Schmach, die Grippe zu haben und die welche noch huſten, ſind Nachzügler, Perücken und Pairs de France, welche mit der Gegenwart nicht fortſchreiten wollen und ſich gegen jede Neuerung auflehnen. Und doch hat die Grippe eine bedeutende Rolle in allen Pariſer Tagsangelegenheiten geſpielt; ſie hat die Politik unterbrochen, die parlamentariſche Beredſamkeit gelähmt, die Theatervorſtellungen geſtört, den Advokaten einen Maulkorb vorgelegt und den Prieſtern ihre Gläubigen entzogen; die ganze Faſhion fehlte zwei Sonntage in Saint-Roch.

Gegenwärtig haben die Redner, Gott ſei Dank, den Gebrauch ihrer Lunge und ihres Kehlkopfs wieder erlangt, und ſie haben ihn redlich angewandt, als das große Geſetz der Disjunktion berathen wurde. Über dieſen Aufwand von oratoriſcher Gewandtheit haben indeß die Pariſer keineswegs die Feier der Mitfaſten vergeſſen, ſondern wie gewöhnlich über Gebühr getanzt. Jedes Theater hatte am letzten Donnerſtage wieder ſeinen Maskenball: der im Saale Ventadour war der beſuchteſte; das Müſard'ſche Orcheſter, 120 Mann ſtark und von Düfresne geleitet, ſetzte die **jeunesse dorée** von 1837 in Bewegung. Man hatte auch wiederum einen Müſard'ſchen Ball in der großen Oper angekündigt; aber diesmal iſt nichts daraus geworden, wie am Faſtnachtsdienſtag.

In der Literatur gibt es nichts Neues, Außerordentliches; die franzöſiſche Literatur drohet in der Preſſe aufzugeben; alle großen Geiſter haben ſich hier in die Journaliſtik geworfen. Die Buchhändler ſind ſo weit heruntergekommen, daß ſie aufgewärmte Revueartikel in einen Band vereinigen und herausgeben; Zeugen davon ſind **les Méandres** von Léon Gozlan, die Briefe eines Reiſenden von George Sand und Briefe über Island von Xaver Marmier, lauter Sammlungen von Aufſätzen, die dem Publikum ſchon einmal vorgelegt worden ſind. Das Leſepublikum und die Leſekabinette ſind darüber in Verzweiflung. Jedermann fragt ſich: wo iſt Balzac? was macht er? Er reiſet in Italien herum und läßt ſich von den ſchönen Italiänerinnen bewundern; er iſt mit Liebesromanen in Mailand beſchäftigt. Eugène Sue ruhet aus, oder vielmehr ruht auf ſeiner Penſion von 10,000 Fr., welche ihm die franzöſiſche Regierung für ſeine Geſchichte der franzöſiſchen Marine bewilligt hat; Madame Georges Sand hat ſich mit dem Abbé de Lamennais verbunden, und ſchreibt für die „Welt" Journalartikel; Alex. Dümas liefert Kritiken in der „**Presse**;" Victor Hugo iſt ſtumm, wie ein Fiſch, und Alfred de Vigny arbeitet an einem neuen Werke.

Jetzt hätte ich Ihnen nichts mehr zu berichten, als daß das famöſe Faubourg Saint-Germain anfängt, die Trauer für Karl X. abzulegen, und daß bereits glänzende Feſte in einigen Hotels gegeben worden ſind; beim Grafen Caſtellane hat man ſogar ſchon Comödie geſpielt, was im Grunde viele Andere ſchon früher lange gethan haben mögen. Sonſt iſt nichts von Neuigkeiten mehr zu melden, als etwa die, daß Jüles Janin Deputirter werden will. Wenn das doppelte J ſich wirklich als Kandidat für die nächſten Wahlen meldet, ſo ſage ich ihm im Voraus, daß er die Stimmen der Vaudevilleſchreiber nicht für ſich haben wird, welche Herren bekanntlich dem Ariſtarchen des Journal des Debats einen Krieg auf Tod und Leben gewidmet haben. Faſt fange ich an, zu glauben, daß ſie den Sieg davon tragen werden; denn die Feuilletons Jüles Janin's gehen ſchon ziemlich unbemerkt vorüber. Der Verfaſſer des „todten Eſels" nützt ſich ab; ſein Talent und ſeine Autorität werden wankend und die Vaudevilles werden doch noch lange an der Tagesordnung bleiben.

C. K.

Feuilleton.

⁂ Die Schulanſtalten im Staate New-York. — Dem für das Jahr 1835 erſtatteten Berichte des Gouverneurs des Staates New-York (welcher 2 Millionen Einwohner zählt) entnehmen wir folgende Angaben: „Von den 538,198 Kindern zwiſchen 5 bis 16 Jahren, die im Staate leben, ſind 532,167 unterrichtet und hierzu vom Gemeinweſen 313,376 Doll. verwendet worden. Da die Einwohner noch überdies 423,643 D. als Schulgeld bezahlen, ſo hat die Geſammtausgabe für die Schulen 739,020 D. betragen. — Das Kapital der Elementarſchul-Fonds beträgt jetzt 1,917,494 D. und das des Fonds für höhere Schulen ꝛc. 267,143. — Der Staat New-York erhält durch die Vertheilung der überſchüſſigen Einnahme des Bundes über 5 Millionen D. Die jährliche Einnahme von dieſem Ueberſchuſſe beträgt 300000 D., welche der Gouverneur den bisherigen Bewilligungen des Staates für Elementar- und höhere Schulen und für Schullehrer-Seminarien beizufügen vorſchlägt . . . Die im vorhergehenden Jahre angeordnete geologiſche, mineralogiſche und botaniſche Unterſuchung des Staates hat begonnen, und die Berichte der dazu angeſtellten Gelehrten werden in der nächſten Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung erſtattet."

⁂ Muſeum in Stuttgart. — Stuttgart hat kürzlich von Thorwaldſen deſſen vollſtändige Modellſammlung zum Geſchenke erhalten, und es iſt nun die Rede davon, ein Gebäude aufzuführen, jenen Kunſtſchatz zu bergen und dann auch alle jene Werke zu ſammeln und darin aufzuſtellen, die bis jetzt in den königlichen Schlöſſern und an anderen Orten zerſtreut ſind. — So wird auch Stuttgart bald ſich eines Muſeum's der bildenden Künſte erfreuen, wie die dichtende Muſe ſchon längſt dort heimiſch iſt.

⁂ Franzöſiſche Ueberſetzung von Byron's ſämmtlichen Werken. — Amédée Pichot war der Erſte, welcher ſämmtliche Werke von Byron in's Franzöſiſche übertragen. Dieſe Ueberſetzung erſcheint jetzt in neunter Auflage. Sie zeichnet ſich durch Eleganz des Styles, wie durch Genauigkeit der Uebertragung aus. Bei jeder neuen Auflage hat Herr Pichot den Text von Neuem durchgefeilt. Dieſer letzten ſind überdies neue Anmerkungen und Einleitungen beigefügt.

⁂ Wir machen auf eine treffliche, geiſtreiche Beurtheilung der Jacoby'ſchen „Klage" (von Rebenſtein) im „Geſellſchafter" aufmerkſam.

⁂ Fr. Halm's „Griſeldis" wird baldigſt, bei Gerold in Wien, im Druck erſcheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 72. 1837.

Phönix.

Samſtag, 25. März.

„Das jüngſte Gericht,"

von Cornelius,

in der Ludwigskirche in München.

Wenn die unendliche Sehnſucht der menſchlichen Bruſt nach einer nähern Verbindung mit der unſichtbaren Welt die dunkle Ferne der Vorwelt, die Gegenwart und die äußerſte Zukunft mit geheimnißvollen Faden verknüpft hat, deren Enden ſie der höchſten Erſcheinung aller Zeiten, dem göttlichen Erlöſer in die Hände gelegt hat, ſo muß der ſchöpferiſche Geiſt hochbegabter Individuen darauf hingeleitet werden, ſich über Zeit und Raum hinauszuſchwingen, und Zuſtände zu erdenken und bildlich zu erſchaffen, welche gleichſam einen zweiten Akt des Seins beſchließen, nämlich des irdiſchen Lebens und der Exiſtenz nach dem Tode bis zum Tage des Gerichts. Hierauf beziehen ſich alle Verheißungen der Propheten und Völkerlehrer, und daß dem Menſchen nach ſeinen Thaten Vergeltung, ſei es Lohn oder Strafe, werde; dieſe Verheißungen ſind die erſte und letzte Baſis aller Theodiceen. Wie nun der Geiſt nach der reinſten Intuition und Abſtraktion, vermöge ſeiner materiellen Beimiſchung am Ende doch an einer ſinnlichen Erregung ſich feſthält, ſo hat er auch die urſprünglich rein geiſtig, außer Raum und Zeit gedachten Zuſtände durch Symbolik, ja ſelbſt durch dramatiſche Einkleidung in Bildern fixirt, und ſo iſt unter andern das Weltgericht, das in ſeiner erſten Idee blos eine Vernichtung oder ein Aufhören des böſen Prinzips iſt, vor die Einbildungskraft, als ein Akt dramatiſcher Wirklichkeit getreten. Je ausgebildeter aber die Imagination iſt, ſowohl bei'm Künſtler und Dichter, als auch bei'm Beſchauer und Leſer, durch möglichſt richtige Erfaſſung der Dinge, deſto geiſtiger werden die Figuren von jenen erdacht und von dieſen verſtanden, und ſind am Ende nichts, als mit Hülfe der Symbolik und Allegorie in äußere Erſcheinung fixirte und vor das Auge gebrachte Bilder, um eine Unermeßlichkeit von Gedanken aufzuregen, und unſern Geiſt durch ein plaſtiſches Medium auf die höchſten Dinge hinzuleiten.

Wir wollen nicht läugnen, daß die Menge nach ihrer Auffaſſungskraft in ſolche Bilder andere Beziehungen legt, und Himmel und Hölle ſogar unmittelbar an einander gränzen läßt. Darin liegt wahrlich kein Vorwurf für ſie, und es zeugt dies von ihrer draſtiſchen Wirkung. Wäre es anders, ſo möchte die Allgemeinheit ſolcher Würdigung in philoſophiſcher Beziehung das Bewußtſein des jetzt höher Begeiſteten zu ſehr herabſtimmen, und die Wirkung ſehr verwiſchen, welche jetzt der Contraſt der Auffaſſung hervorbringt.

Aus dieſem Grunde iſt auch die Darſtellung, wie böſe Geiſter ihre Beute haſchen und hinabziehen, nicht zu verwerfen, indem ſie auf die Menge (die ſtark erregt ſein will, um Eindruck auf ſich zu verſpüren) ihre Wirkung nicht verfehlt. Der Gebildete ſieht hierin nur das Symboliſche, ſonſt müßte ihn dies gräßliche Gewühl widerlich berühren. Es iſt nicht unmöglich, daß es einſt eine Generation von Chriſten geben wird, welche ſich einen Meiſter wünſcht, der in ſeiner Auffaſſung eines Weltgerichts alles vermiede, woran das reine Kunſtgefühl und ſelbſt der moraliſche Begriff Anſtoß nähmen. In M. Angelo's Weltgericht ſehen wir faſt alle Märtyrer, beiderlei Geſchlechts, mit ihren Marterwerkzeugen. Hier kann alle kühne Erhabenheit der Gedanken, alle Meiſterſchaft der Zeichnung nicht den widerlichen Eindruck überwältigen, den der Anblick der Zuſammenſtellung aller Grauſamkeiten hervorbringt, welche der erfinderiſche Geiſt des Menſchen zur Qual ſeines Nächſten erdacht hat. Dieſes hat Cornelius in ſeinem Weltgerichte vermieden: das entzückte Auge kann ſich von den Gruppen jener Seligen, welche, von guten Engeln umſchlungen, zum Throne des Ewigen emporgetragen werden, nicht trennen; und fällt es auf die Seite der Verworfenen, ſo verweilt es nicht lange dort, ſondern wendet ſich wieder zu den Seligen.

Für die Auffaſſung eines Weltgerichts von Ruben's, M. Angelo kann es keinen beſſern Commentar geben, als das berühmte **„dies irae, dies illa."** Cornelius iſt von der großartigen Strenge dieſes Meiſterwerks abgewichen, und hat den Weltrichter mehr gnadenvoll und barmherzig als unerbitterlich ſtrenge dargeſtellt. Zwar ſehen wir hier auch den Cherub des Gerichts mit dem Buche des ewigen Lebens und Todes, von dem es heißt: **„liber scriptus proferetur, in quo totum continetur, unde mundus judicetur."** Der reuige Sünder findet aber Gnade; nur die Sünde, das böſe Prinzip, die Idee des Satans wird vernichtet. Es iſt dies Alles zeitgemäßer. Die Idee eines perſönlichen Satans hat für unſere Zeiten keinen Gehalt mehr. Früher war ſie durchaus zur Aufrechthaltung der Religion und des Anſehens der Kirche bedingt, denn in rohen Gemüthern wirkt nur die Furcht, ſelten die Liebe oder das Pflichtgefühl, und dieſer Bedingung hat ſie ihre Entſtehung zu verdanken. Bei der jetzigen, ſittlichen und intellektuellen Bildung haftet ſie kaum noch bei dem niedrigſten Pöbel. Aber aus der Symbolik kann ſie nicht verwieſen werden, die Kunſt bedarf ihrer, und dieſe hat ihr auch in dem Weltgerichte des Cornelius den paſſenden Platz angewieſen.

Zum Schluſſe dieſer allgemeinen Bemerkung wollen wir die Idee eines Weltgerichts noch kurz aus einem dreifachen Geſichtspunkte betrachten, und dieſelbe zuvörderſt philoſophiſch beleuchten. Mit der Sünde erwachte bei dem Menſchen das Gewiſſen, die Unterſcheidung des Guten und Böſen, und die Idee der zeitlichen und ewigen Vergeltung. Dieſe letzte, urſprünglich auf Belohnung und Beſtrafung der Menſchen im Leben und gleich nach dem Tode baſirt, bildete ſich ſpäter zu einer allgemeinen Idee eines Weltgerichtes aus, ſie wurde durch die Propheten vorbereitet und nach der Erſcheinung des Heilandes ſogar zu einem Dogma erhoben, nach den Worten: „und er wird wiederkommen, zu richten die Lebendigen und die Todten." Dieſer religiöſe dogmatiſche Geſichtspunkt iſt der zweite, unter welchem wir das Weltgericht betrachten wollen. Die Menge will zur Stütze ihres Glaubens etwas Reelleres als unentſchiedene, metaphyſiſche Anhaltpunkte haben, und auf bloßem rationellen Fundamente kann ſich ihr Glaube nicht erhalten. Die myſtiſchen Andeutungen der Evangeliſten, Apoſtel und Heiligen früherer Zeiten waren für die Faſſungskraft des großen Hauſens nicht geſchaffen; deshalb nahmen die Kirchenväter und Dogmenſteller von ihnen Veranlaſſung, wirkliche zukünftige Zuſtände zu erdenken; in plaſtiſcher und dramatiſcher Eigenthümlichkeit zu ſchildern und auszumalen. Daher Zeichnungen des Fegefeuers, der Hölle, des Himmels (Dante's göttliche Komödie), des Weltgerichts. **Tuba mirum spargens sonum.** Poſaunenſchall dringt in die Gräber, und erweckt die Todten, ſie umkörpern ſich wieder, und treten vor den Thron des Ewigen. Jetzt bildet ſich ein dritter Geſichtspunkt, von welchem aus wir die Idee des Weltgerichts als Stoff für poetiſch künſtleriſche Darſtellung in's Auge faſſen. Wir wollen uns hier an einem Konkretum halten, und nach unſerm beſten Willen und Kräften verſuchen, dem Leſer das Weltgericht von Cornelius zu ſchildern, aus welchem wir auch die vorhergehenden Anſichten und Motive in kritiſch philoſophiſcher und religiöſer Beziehung geſchöpft haben.

Das Bild iſt für den Hauptaltar der neuen Ludwigskirche in München beſtimmt, und um dem Leſer einen Begriff von ſeiner impoſanten Äußerlichkeit zu geben, bemerken wir, daß es einen größeren Flächenraum einnimmt als irgend ein Bild der Welt, und ſelbſt größer iſt als das jüngſte Gericht von M. Angelo. Es wird **al fresco** gemalt; die Figuren haben koloſſale Größe.

(Schluß folgt).

Tartini.

(Fortſetzung).

II.

Signora Barbara, Lucretiens alte Amme und nunmehrige wohlbeſtallte Ausgeberin im Hauſe des Conte Cornaro, ergriff auf dem dunkeln Hausflur die Hand des ſchönen wilden Giuſeppe und führte ihn ſchweigend und behutſam die Treppe hinauf, in das Erkerzimmer, wo Lucretia ſehnſuchtsvoll ſeiner harrte.

„Gelobt ſeien alle Heiligen!" rief Lucretia, dem Eintretenden mit ausgebreiteten Armen entgegen eilend, „Gelobt ſeien alle Heiligen, daß ich dich wiederſehe, mein Giuſeppe! O, eine Ewigkeit dünkte mir die Zeit unſerer Trennung! wie bangte mein Herz um dich."

„„Getroſt, Lucretia!"" rief der Jüngling, die Schöne an ſeine Bruſt drückend, „„du ſiehſt: ich bin wohlbehalten wieder da und liebe dich unveränderlich; weshalb wollteſt du zagen?""

„Nun ich dächte, ſie hätte Grund genug, in Sorgen zu ſein!" ſprach Barbara. — „Ohne Wiſſen und Willen ihres ſtrengen Vaters mit einem leichtfertigen Studenten heimlich vermählt; — denkt ihr denn nicht daran, junger Herr, daß es endlich zur Erklärung kommen muß? Und was dann?"

„„Je nun,"" lächelte Giuſeppe, „„Lucretia iſt ſchon einmal meine angetraute kleine Frau, und ſo fürcht' ich nichts mehr! — Zur Erklärung wird es freilich kommen müſſen, das ſeh' ich gar wohl ein, doch der Conte will mir wohl.""

„Wohl hin, wohl her, junger Herr! zwiſchen dem Signor Giuſeppe Tartini, dem vielbelobten Geigenſpieler und Lauteniſten und dem Signor Giuſeppe Tartini, dem heimlichen Ehemann der jungen Conteſſa Cornaro, wird er einen gewaltigen Unterſchied finden.“

„„Va! ſie vertragen ſich ganz wohl miteinander! Nicht wahr, mein ſüßes Weibchen?““ —

Lucretia barg erröthend ihr Haupt an ſeiner Bruſt, Signora Barbara aber fuhr unmuthig fort: „Kurz und gut, ſo ſag' ich: ſoll die Geſchichte glücklich enden, ſo beſſert Euch, Signor Giuſeppe. Es iſt eine Schande und ein Spott' daß Ihr als Ehemann noch immer nicht zur Vernunft kommen wollt. Bedenkt, daß Ihr es nicht allein mit dem Vater Eurer Frau Gemahlin, ſondern auch mit ihrem Onkel zu thun habt. Heiliger Antonius! — was meint Ihr denn, was der ſtolze Biſchof von Padua ſagen würde, wenn es plötzlich hieße: Der wilde Student Tartini, der verrufene Raufbold und Hauptanſtifter aller loſen Streiche, die in Padua geſchehen, habe ſeine Nichte geheirathet?“

„„Je nun!““ lachte Giuſeppe, „„da würde er ſagen: das iſt ein verfluchter Streich und ſieht dem Tartini ähnlich, und damit gut.““ —

„So? meint Ihr? Gott getröſt euch in Eurem Glauben! ich meine: er würde wohl ganz anders ſprechen, und dem leichtſinnigen Fant ein freies Quartier anweiſen, wo ihm bald der Übermuth vergehen ſollte.“

„„Nun gut, ſo gehe Du!““ rief Giuſeppe, „„und halte Wache, daß uns Niemand überraſcht! Ich habe mit meiner Frau zu reden: mit meiner Frau, verſtehſt du? Du warſt ja Zeuge, als der alte Einſiedler uns traute.

„Leider war ich's,“ brummte Barbara, indem ſie das Gemach verließ. „Der Teufel hat mich verblendet“

„„In Geſtalt einer vollen Börſe,““ bemerkte Tartini, ſich auf ein Ruhebett niederlaſſend. Lucretia ſetzte ſich auf einen Schemel vor ihm hin, lehnte ihre Arme auf ſeinen Schooß und blickte zärtlich zu ihm hinauf, indem ſie koſend flüſterte: „Du ſcheinſt aber auch wirklich ein wenig allzuleichtſinnig, mein Freund.“ —

„Erſcheine ich auch dir ſo?“ fragte betroffen Tartini und fuhr dann innig fort: „Ich bin es nicht, glaub' mir, mein ſüßes Weib, ich bin es nicht mehr! — Ei, kennſt du denn nicht meine Geſchichte? Weißt du denn nicht, wie viel Schuld die widrigen Verhältniſſe — in denen ich bis jetzt lebte — an meinen tollen Abenteuern hatten? Ich liebte die Kunſt von früheſter Kindheit an und mein harter Vater zwang mich, ein Studium zu wählen, das ich verabſcheue. So ſtand ich hier allein, ringend zwiſchen kindlichem Gehorſam und meiner Neigung. — Keinen Freund fand ich, nur wilde leichtfertige Geſellen. Der geliebten Kunſt durft' ich mich nicht ergeben; ſie verſtohlen zu üben, als verdiene ſie nicht verehrt zu werden öffentlich, vor allen, — dawider ſträubte ſich mein Stolz. — Da gerieth ich denn halb gleichgültig, halb ergrimmt den Verführern in die Klauen, woraus aber du mich gerettet haſt.“ —

„Hab' ich dich gerettet?“ fragte Lucretia.

Und die Hand betheuernd auf's Herz legend und der Geliebten ehrlich in's Auge ſehend, verſetzte Giuſeppe: — „Du haſt's, Lucretia! Du warſt mein guter Engel! nicht bin ich mehr jener wilde Student, von deſſen tollen Streichen ganz Padua zu erzählen wußte, dich hab' ich mir gewonnen, nun gilt es, das ſchönſte ernſte Ziel zu erringen, wo angelangt, ich dir, mein geliebtes Weib, eine heitere ſorgloſe Zukunft bereite, wie deine Liebe um mich ſie verdient! Ich will's und ſchwöre dir: mein heutiges blutiges Abenteuer war das letzte dieſer Art.“

„„Wie?““ rief erſchrocken Lucretia, „„wie Giuſeppe, du haſt dich wieder geſchlagen? heute erſt! trotz deines feierlichen Verſprechens?““

„Höre mich, mein holdes Weib,“ ſchmeichelte Giuſeppe und begann zu erzählen von der Liebe des verrückten jungen Marcheſe Antonio Capretti und des argen Raufboldes Pietro Raſponi — zu ihr — ſeiner geliebten Lucretia; wie Antonio ihn zum Vertrauten und Helfer erwählt, wie er — Giuſeppe — um jeden möglichen Verdacht zu entfernen, ſcheinbar auf den Vorſchlag eingegangen ſei. — Nun habe aber trotzdem Raſponi Argwohn geſchöpft, und ſei ſichtlich darauf ausgegangen, nur einen Schein von Gewißheit zu gewinnen, um ſogleich dem Vater Cornaro alles zu entdecken. — „Du weißt, mein theures Leben!“ ſchloß Giuſeppe ſeine Erzählung, „du weißt, daß Raſponi unermeßlich reich, daß ſeine Familie die angeſehenſte und mit den Cornaros befreundet iſt; da würde denn dein Vater, wenn Pietro als Werber um dich aufgetreten wäre, ihn trotz ſeines bäuriſchen ungeſchlachten Weſens, nicht abgewieſen haben, beſonders wenn Pietro ihm unſer Geheimniß entdeckt; — dem mußte ich vorbeugen, mochte geſchehen, was da wollte. — Ich wußte es herbeizuführen, daß der feige Antonio mit Pietro Streit anfing. — Was ich erwartet hatte geſchah, der wilde Pietro ergriff den zierlichen Antonio in toller Wuth bei'm Kragen, ſchüttelte ihn derb und warf ihn endlich mit Rieſenkraft dermaßen an die Wand, daß ich faſt vermeinte, es müßten dem Männlein alle Knochen im Leibe zerbrochen ſein. Da dieſes ſich auf einem öffentlichen Caffé begab, ſo konnte der Marcheſe Antonio Capretti, wohl oder übel, nicht anders, als ſeinem unmanierlichen Gegner eine Ausforderung zu ſenden. Nun weiß aber Freund Antonio nicht ſonderlich mit der ſcharfen Klinge umzugehen! Er bat mich, ſeine Stelle zu vertreten. Ich that es und habe den ehrlichen Pietro Raſponi ſo wacker bedient, daß wir mindeſtens etliche Monate Ruhe vor ihm haben werden! Und Zeit gewonnen, alles gewonnen, mein' ich.“

Umſonſt verſuchte Lucretia mit dem kecken Gatten zu ſchmollen, der ihr im Grunde eben um ſeines Muthes und ſeiner Keckheit willen ſo wohl gefiel. Er ſcherzte ihre Beſorgniſſe — (und deren waren bei der jungen ſechzehnjährigen Italiänerin nicht eben allzuviele) — unter Koſen und Bitten gar bald weg; und ſtatt Vorwürfen und Klagen, wie ſie wohl ein deutſcher junger Ehemann im ähnlichen Falle von ſeiner jungen Gattin hätte anhören müſſen, ward ihm endlich der ſüßeſte Lohn, deſſen Götter, Helden und Künſtler nur würdig ſind. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Abſchaffung der engliſchen Beſteuerung indiſcher Pilger.** — In der letzten Verſammlung der Inhaber oſtindiſcher Stocks kam der ſchon früher angeregte Vorſchlag zur Sprache „die bisher von Großbritanien der Abgötterei in Oſtindien, wenigſtens indirekt, zu Theil gewordene Begünſtigung derſelben zu entziehen, indem das Einkommen aufgegeben würde, das von den brittiſchen Behörden bis in die neueſte Zeit von den Hindu-Pilgern bezogen wurde." Herr Poynder bemerkte bei dieſer Gelegenheit: „Ich habe hier eine Berechnung der von 1813 bis 1834 an den 4 Haupttempeln erhobenen Pilgerſteuer, einſchlüſſig der Zahlungen an die Braminen, Bajaderen u. ſ. w. In Juggernaut betrug ſie 301,331 Pfd. St., wovon der Regierung ein reiner Gewinn von 115,155 Pfd. blieb; zu Gya die ganze Einnahme in derſelben Periode 656,787, der Reinertrag 579,169, zu Allahabad die Einnahme 224,909, der Reinertrag 165,320 Pfd. zu Tripetty erſtere 335,951, letztere 236,457 Pfd. Im Ganzen belief ſich alſo die Einnahme auf 1,518,986 und der Reinertrag auf 1,130,101 Pfd. Außerdem warfen die kleinen Tempel im jährlichen Durchſchnitt gegen 40,000 Pfd. ab ... Und noch iſt die Steuer nicht abgeſchafft, und die Beitreiber von Pilgern (Pilgrim-hunters) ſind ſo thätig wie zuvor, den Tempeln Schlachtopfer zu liefern. Ein Befehl ging zwar von der Direktion der oſtindiſchen Geſellſchaft vor drei Jahren nach Indien ab, daß die Steuer nicht mehr erhoben werden ſollte, aber noch werden den fanatiſchen Verehrern in Juggernaut Einlaßkarten verkauft, die ihnen geſtatten, ſich dem furchtbaren Wagen zu nahen. Nicht weniger als 30,000 ſolcher Unglücklichen entrichten noch jährlich dieſe Steuer, und doppelt ſoviel werden wegen Armuth unentgeldlich zugelaſſen ..." Die Compagnie beſchloß einmüthig — bis auf eine Stimme, — dem Unweſen ein Ende zu machen.

⁂ **Neue engl. Kupferſtiche.** — „Iſaben's Rückkehr in den Hafen" iſt kürzlich von D. Lucas im beſten Mezzotinto-Style geſtochen worden und gehört zu dem Ausgezeichnetſten, was uns in der letzten Zeit geboten worden. Nächſt dieſem verdient der ebenfalls in Mezzotinto-Manier von W. Reynolds geſtochene Sonntag von Collins die Beachtung der Kunſtfreunde. Unter den Portraits zeichnet ſich das von Mulvany gezeichnete Bildniß des edeln Thomas Morus aus, von welchem J. R. Ward einen meiſterhaften Kupferſtich gefertigt. Von den vielen neuerdings erſchienenen Drawingbooks werden T. S. Cooper's New studies of animals and rustic groups als höchſt natürlich und anmuthig gerühmt.

⁂ **„Die Eiſenbahnen und deren Actionaire in ihrem Verhältniß zum Staat,"** iſt der Titel einer Abhandlung, welche Herr D. Hanſemann in dieſen Tagen hat erſcheinen laſſen. Die preuß. Staatszeitung verſichert, dieſe Abhandlung ſei „eine der *wenigen*, welche die Eiſenbahnfrage in ihren *allgemeinen* Beziehungen einer gründlichen und beſonnenen Prüfung unterworfen, — — die *einzige*, welche *alle* Beziehungen derſelben erfaßt." Der Vf., der als Vertreter der Aachener Eiſenbahn-Intereſſen während ſeines Aufenthaltes in Berlin mit Staatsbeamten Verhandlungen gepflogen, zeigt ſich bemüht: „das kaufmänniſch Thunliche mit dem ſtaatlich Thunlichen zu vereinigen."

⁂ **Gymnaſtik in Sachſen.** — Mit Bezug auf das, was wir früher im Phönix bemerkt, freut es uns berichten zu können, daß die erſte Kammer des Königr. Sachſen in ihrer Sitzung am 6. d. M. einen vom Dr. Großmann bevorworteten Antrag des Lieutenant Dr. Werner wegen beſſerer Berückſichtigung der phyſiſchen Erziehung der Jugend in Berathung gezogen, — nachdem zwei Tage zuvor bereits der größte Theil der Mitglieder beider Kammern einer von Herrn Werner veranſtalteten gymnaſtiſchen Prüfung ſeiner Zöglinge beigewohnt und die Leiſtungen dieſes trefflichen Lehrers nach Verdienſt anerkannt hatte. — Heil dir, Deutſchland; deine Väter wollen deine Kinder zu *ganzen* Menſchen machen. *Gymnaſtik* und *Muſik* ſollen ihre goldene Hochzeit feiern, und dem neuen Geiſte auch ein neuer Leib bereitet werden!

⁂ Von Profeſſor Dr. Aſchbach's **„Geſchichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrſchaft der Almoraviden und Almohaden"** erſcheint nun der zweite Band (bei J. D. Sauerländer). Dieſer enthält die Geſchichte der Almohaden und der chriſtlichen Pentarchie auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Obſchon man in Frankreich mehrere Geſchichten Spaniens bearbeitet und die bedeutendſten ſpaniſchen Geſchichtswerke in's Franzöſiſche übertragen hat, ſo fühlte man doch das Bedürfniß nach einer gründlicheren, vollſtändigeren, unpartheiiſchen Geſchichte Spaniens. Man beeilte ſich daher, die Aſchbach'ſchen Werke über Spanien in das Franzöſiſche zu überſetzen. Herr Paquis in Paris hat ſie in der „Collection d'histoires complètes de tous les états Européens" gegeben, in der Abtheilung, welche die Histoire d'Espagne et de Portugal umfaßt (Paris, Parent-Desbarres. 1836. gr. 8.) Die Ueberſetzung des zweiten Theiles der Geſchichte der Almoraviden und Almohaden iſt unter der Preſſe und wird mit Nächſtem erſcheinen.

⁂ **Geſchichte der Vandalen.** — Herr Marles, Profeſſor der deutſchen Sprache zu Dijon, hat eine Histoire des Vandales herausgegeben, von welcher der König von Frankreich 30 Exemplare für ſeine Bibliotheken hat kaufen laſſen.

⁂ **Foſſile Dinte** iſt von Fräulein Mary Anning in dem Lias von Lyme Regis aufgefunden worden. Sie hat dort nämlich zahlreiche Arten von Cephalopoden, in welchen die Dintenſäcke im foſſilen Zuſtande erhalten ſind, entdeckt.

⁂ **Die Pinakothek zu Athen.** — Aus dem griechiſchen Courier vom 7. v. M. erſehen wir, daß nunmehr die Pinakothek zu Athen, welche den nördlichen Flügel der Propyläen bildet, die Stoa vor ihr und die Propyläen ſelbſt völlig gereinigt ſind. In der erſten entdeckte man zwei Fenſter, welche zu beiden Seiten der Thüre liegen. Dieſe haben noch ihre *alten Gemälde* (γραφάς) erhalten, welche mit rothen Blumen in grünen Farben ausgeführt ſind. Die Pinakothek ſelbſt beſteht aus glänzend weißem penteliſchen Marmor.

⁂ **Der ſächſiſche Kunſtverein** macht bekannt, daß er wo möglich alle zwei Jahre ein ausgezeichnetes größeres Gemälde zu acquiriren geſonnen ſei, um es dann in die geordnete Circulation bei den übrigen Kunſtvereinen zu ſetzen, und fordert namentlich *ſächſiſche* Künſtler im In- und Auslande auf, bis zum 1. Auguſt d. J. *Entwürfe zu einer größeren hiſtoriſchen* Compoſition nach eigener Auswahl einzuſenden.

⁂ Herr Victor de Perrodil hat unter dem Titel „Études épiques et dramatiques" eine Reihe von metriſchen Ueberſetzungen größerer Stellen aus Homer, Virgil, Camoens und Taſſo, mit Beifügung des Urtextes, herausgegeben.

⁂ Thorwaldſen wird — auf ſeiner Reiſe von Rom nach Dänemark — in München erwartet.

⁂ Im Leipziger Theater, bereitet man die Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" vor.

⁂ An der Bonifacius-Baſilika in München wird rüſtig weiter gebaut.

⁂ Von dem bekannten Lyriker J. N. Vogl werden bei Hartmann in Leipzig „Alte Sagen, Legenden und Reime" erſcheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 73. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 28. März.

„Das jüngſte Gericht,“

von Cornelius,

in der Ludwigskirche in München.

(Schluß).

Die Haupterſcheinung iſt Chriſtus, der Weltrichter. Er ſitzt da in göttlicher Majeſtät. Sein Haupt hat einen Ausdruck der Erhabenheit, der Göttlichkeit und Milde, für welche die Sprache zu arm iſt; mit der Rechten winkt er die Seligen hinauf zu ſeinen Höhen, wo ſie mit ihrem Heiland in ewiger Verklärung und in dem reinſten Abglanze ſeines Lichtes in himmliſcher Gemeinſchaft fortdauern. Mit der Linken weiſ't er die Gefallenen von ſich, als ſolche, welche keinen Theil an ihm haben, weil ſie nicht wollen. Dieſe Bewegung iſt aber ſo ruhig und ohne Leidenſchaft, daß der Beſchauer an den Spruch erinnert wird, wie der Herr mehr Wohlgefallen an einem reuigen Sünder habe, denn an neun und neunzig Gerechten. Dies iſt der Chriſtus, wie er auf Erden wandelte. Die göttliche Liebe, welche das ewige Geſetz der Weltregierung und des Beſtehens der Natur iſt, ſtrahlt von ſeinem Antlitze; jene göttliche Liebe, welche ihn unter Zöllner und Sünder führte, und dieſen aus ſeinem unerſchöpflichen Borne der Gnade und Barmherzigkeit Troſt und Labſal ſpendete, welche ſeine ſchützende Arme über die Ehebrecherin breitete, und die troſtreichen Worte in ſeinen Mund legte: „wer ſich von euch ohne Schuld weiß, der werfe den erſten Stein auf ſie.“ Dieſer Jeſus ſprach zu jenem Schächer, der neben ihm den letzten Seufzer aus ſeiner reuigen Bruſt hauchte: „wahrlich, du wirſt heute mit mir im Paradieſe ſein.“ Dieſen Chriſtus hat unſer Meiſter und gezeichnet, nicht einen „rex tremendae majestatis,“ wie der Chriſtus des M. Angelo. Und zu ſeiner Rechten knieet ſeine Mutter, ſie weidet ſich, aber voll Demuth, an der Göttlichkeit ihres Sohnes, ihre inbrünſtigen Blicke flehen um Gnade und Barmherzigkeit für die Verſunkenen. Welchen Troſt muß dieſe Maria in ein frommes, gläubiges Gemüth bringen, dieſe gnadenreiche Bittende, voller Huld für den Sünder. Zur Rechten ſehen wir Johannes den Täufer, den Vorgänger des Heilandes. Es iſt der ſtrenge Eiferer für Wahrheit und Tugend, der die ungetrübte Würde eines gottgeweihten Lebens mit ſeinem Tode beſiegelte. Über dem Haupte des Heilands ſchweben Cherubim mit Marterwerkzeugen, um den Beſchauer durch die Symbole an die Leiden des Erlöſers zu erinnern. Zur Linken ſitzen in Gruppen die Propheten und Erzväter, zur Rechten die Evangeliſten und Apoſtel. Eine jede dieſer Geſtalten mit ihren bedeutungsvollen Zügen erregt in dem Beſchauer eine Welt von Gedanken. Die inhaltſchweren Worte der Verkündigung dieſer Männer, ihr Eingreifen in den Gang der Bildung der Menſchheit, die unberechenbare Wichtigkeit ihrer Erſcheinung in anthropologiſcher Beziehung, ihr eigenes exemplariſches Leben; alles dieſes geht an dem Geiſte des philoſophiſch und hiſtoriſch gebildeten Beſchauers in ergreifenden Momenten vorüber, und läßt überſchwengliche Materien zu nachhaltigen Betrachtungen zurück. Das unmittelbare Einwirken der Gottheit auf den Gang der Dinge, in einzelnen Unterbrechungen einer nicht zu läugnenden praſtabilirten Harmonie, ſpricht ſich offenbar in der ſeltenen Erſcheinung gewaltiger Menſchen aus, welche eine unverkennbare Wendung des Völkerlebens hervorbringen. An ſolchen kann ein ächter Meiſter der Kunſt die Größe ſeiner Schöpfungen zeigen. Und ſolche Aufgaben löſ't Cornelius, indem die Tiefe ſeines umfaſſenden Geiſtes, die ganze Bedeutſamkeit welthiſtoriſcher Momente ergreift. Durch ſeinen Moſes, an deſſen wunderbarer Errettung und nachherigem Auftreten die künftige Exiſtenz der Iſraeliten hing, erinnern wir uns der ganzen Geſchichte eines Volkes, welches im Alterthume durch ſeine Religion, ſeine Verhältniße zu andern Völkern, ſeine Kriege und Schickſale, und durch ſein großartiges Ende das äußerſte Intereſſe erweckt.

Unter dem Heiland erblicken wir den Cherub des Gerichts mit dem Buche, worin die Thaten der Guten und Böſen verzeichnet ſind. Symboliſch wird hier ausgedrückt, wie vor dem allſehenden Auge deſſen, der Herzen und Nieren prüft, nichts vergeſſen und verborgen bleibt, und einem Jeden mit haarſcharfem Maaße der Vergeltung zugemeſſen wird. Nach allen Enden der Welt ertönen Poſaunen, und rufen zum Gerichte. „Und nähme einer die Flügel der Morgenröthe und flöhe an's äußerſte Meer,“ ihn ereilt die Vergeltung, er kann ſich nicht dem Gerichte entziehen. In dem Antlitze dieſes Cherubs leſen wir das unwandelbare Weſen der Gerechtigkeit, aber in den Zügen des Heilands das Vorherrſchende der göttlichen Barmherzigkeit, welche Gnade für Recht ergehen läßt. Daß Chriſtus die Sündigen von ſich weiſ't, welche Engel mit flammenden Schwertern in die Macht des Böſen treiben, iſt blos eine Verſinnlichung des Grundgedankens, daß Chriſtus nur die Sünde haßt, nicht die Sündigen, daß ſein Reich das Reich der Finſterniß ſtürzt, und das Böſe fernerhin keine Macht mehr ausübe, d. h. daß die Sünde durch das Erlöſungswerk vernichtet iſt.

Der unterhalb der letztgenannten Gruppe poſtirte Erzengel Michael ſteht, in Harmonie mit dem Heiland, in ruhiger aber Ehrfurcht gebietender Stellung, als Vollzieher des Gerichts. Er iſt bewaffnet mit Schild und Schwert, und ſeine Haltung zeigt, daß er ſchon geſiegt hat, obwohl ſeine Feinde noch ohnmächtige Verſuche machen, welche er keiner Aufmerkſamkeit würdigt. Wieder unterhalb Michael am Boden des Bildes erblicken wir einen Engel, der über dem Haupte einer vor ihm knieenden Figur das Schwert hält; dieſe Figur wird von hinten von einem böſen Dämon ergriffen, ſie aber klammert ſich an den Engel, und ihre Stellung verräth, daß ſie um Erbarmen fleht, während der Engel durch ſeine Bewegung andeutet, daß der Spruch über ſie geſprochen ſei.

Dieſe mittlern Hauptgruppen und Figuren bilden die Scheidungslinie zwiſchen Seligen und Verdammten. Auf der Linken ſehen wir jene in unausſprechlich ſchönen Verſchlingungen aufſchweben. Engel halten ſie in ihren Armen, um ſie in die Räume das Lichtes zu führen. Helden, Könige, Geſetzgeber, treue Hirten der Kirche, Dichter und Weiſe, Hohe und Niedrige, erhalten die Krone des Lebens. Geſchichtliche Perſonen hat der Meiſter weislich nicht angenommen, ſondern blos Vertreter aller Stände. Nur Dante ſehen wir, und Fieſole, und ſeinen königlichen Gönner, nach dem preiswürdigen Gebrauche früherer Zeiten, wo berühmte Meiſter Donatoren oder Stifter durch deren Porträt auf ihren Bildern verewigten. Was die Kunſt aller Zeiten Schönes aufzuweiſen hat, nichts kann die Gruppen dieſer Seligen erreichen. Schönheit der Formen, die edelſten Bewegungen, vollendete Zeichnung und der aus ihrer Situation hervorgehende Ausdruck machen ſie für den Beſchauer zum Gegenſtande ſtets wachſenden Entzückens. Auch die andere Seite der Gefallenen reißt uns wegen der kühnen und charakteriſtiſchen Bewegungen der Figuren zur Bewunderung hin. Strafende Cherubim ſtoßen mit gezückten Schwertern die Gefallenen, welche von hölliſchen Dämonen umklammert ſind, in das Reich der Finſterniß, deren Fürſt, ſein Haupt von einer hölliſchen Glorie umſtrahlt, mit vernichtendem Blick ihrer harret. Durch nichts hätte die Scheußlichkeit der Sünde und die Gewalt des Böſen bezeichnender dargeſtellt werden können, als durch dieſe großartig teufliſche Phyſiognomie und Geſtalt des Satans. Es liegt in ihr alles das, was Milton ſeinen Satan ſagen läßt: „Hier iſt unſer Reich, hier wollen wir herrſchen; beſſer in der Hölle herrſchen, als im Himmel dienen.“ Der Fürſt der Hölle ſitzt auf ſeinem Throne und zwei Verräther dienen ihm zum Fußſchemel, Judas mit dem Beutel voll Silberlinge, und Segeſt, der Verräther deutſcher Freiheit.

Wäre der Gegenſtand nicht gar zu ernſt, ſo möchte man faſt lächeln über die ſchlauen aber verzagten Mienen, mit welchen einige Heuchler vor dem Throne erſcheinen und Satan betrachten. In ihren Blicken liegt das ganze Bewußtſein ihrer ſchweren Schuld. Ferner kniet vor Satan ein nackter feiſter Schlemmer, mit geballten Fäuſten und verzweifelter Miene.

Wir bemerken hier nochmals, daß das Gewühl dieſer Gruppen der Verworfenen, dieſe Beute haſchenden Teufel und ſtreitenden Engel für ſich betrachtet, meiſterhaft erdacht und durchgeführt ſind; und wenn ſolche Bilder, wie das Weltgericht, außer dem Kunſtgenuß auch zur Volksbildung, welche ihre Hauptſtütze in der Verherrlichung des Glaubens hat, beitragen und einen tiefen Eindruck auf die Menge machen ſollen, ſo kann man die in unſerm Bilde angeführte bildliche und ſymboliſche Bekämpfung des Böſen wegen ihrer draſtiſchen Wirkung nicht genug loben. Vielleicht hätten die Teufel mehr dämoniſchſchön, wie die antike Meduſe, aber hier im entſprechenden Styl aufgefaßt, ohne der Karrikirung ſich nähernde Verzerrung, zur harmoniſchen Totalität mehr beigetragen; aber wir wollen nicht vergeſſen, daß man im Allgemeinen in der Würdigung der reinen Kunſt noch ſehr zurück iſt, und daß der Meiſter den moraliſchen Zweck ſeiner Aufgabe in's Auge gefaßt hielt. Die unterſten Gruppen auf Seiten der Verdammten zeigen uns ſolche, welche für Ausſchweifungen auf Erden ihren

Lohn erhalten; wir ſehen ſie, als die Verworfenſten, gleichſam im tiefſten Pfuhle der Hölle. Nichtsdeſtoweniger maleriſch ſchöne Gruppen.

Wir hoffen jetzt den Leſer in den Stand geſetzt zu haben, zu urtheilen, wie Cornelius in Beziehung auf die drei oben angeführten Geſichtspunkte ſeine Aufgabe gelöſ't hat, und bemerken nur noch zum Schluſſe, daß die oberſten Parthieen des Bildes bereits al fresco ausgeführt ſind, und zwar nach der Meinung aller Kenner, auf eine des großen Meiſters würdige Weiſe. Die Köpfe ſind ſo meiſterhaft und zwar in der oben von uns angeführten Art gehalten, daß aus ihren bedeutenden Zügen die Geſchichte vieler Jahrhunderte ſpricht.

Wir behalten uns vor, über die beiden Bilder der Seitenaltäre: die Geburt und der Tod des Welterlöſers, und über die Deckenbilder ſpäterhin zu berichten.

Tartini.

(Fortſetzung).

III.

Bis lange nach Mitternacht hatte der Marcheſe Antonio Capretti auf dem Caffé gewartet, daß Giuſeppe kommen möge, ihm Nachricht und Troſt zu bringen. Aber Giuſeppe kam nicht, und der zärtliche Stutzer begann nach und nach unruhig zu werden. Furchtſam, wie er war, dachte er ſich tauſend Möglichkeiten, wie ein böſer Zufall ſeinem Freund (und vielleicht gar ihm ſelbſt!) gefährlich werden könnte, — geſetzt den Fall: Giuſeppe verriethe ſein ihm anvertrautes Geheimniß; — zwar nicht wahrſcheinlich, denn Giuſeppe hatte Muth — (das fühlte Don Antonio, der keinen hatte), — aber möglich war ein Verrath doch — und dann? — —

Mit jeder Minute, die im vergebenen Harren vorüberſchlich, ſtieg Antonio's Angſt. Er ſchalt ſich in's Geheime einen ſchändlichen Wagehals, der muthwillig dem Verderben in den offnen Rachen renne. Er ächzte und ſtöhnte laut, und dennoch konnte er ſeiner Verliebtheit nicht Herr werden, ſie behielt die Oberhand, wie ſehr er ſich ſträubte, wie ſehr er ſeine Vernunft zu Hülfe rief — und bewährte ſo das alte Sprichwort, dem zufolge die Liebe ſelbſt den Verzagteſten, zwar nicht muthig, doch blind und toll der Gefahr entgegen ſtürmen läßt. —

Der Marcheſe Antonio Capretti ſtürmte indeß für diesmal noch nicht der Gefahr entgegen, ſondern harrte noch einige Stunden nach Mitternacht, ob denn kein Giuſeppe ſich wolle blicken laſſen. — Da aber dieſer von Stunde zu Stunde vergebens auf ſich warten ließ, ſo riß dem Marcheſe zuletzt die Geduld, und er verließ voller Unmuth das Caffé.

Der Tag begann ſchon zu grauen, als er unter die Arkaden trat; er ſchritt über den Prado und als er bei dem Pallaſte des Conte Cornaro anlangte, ſah er im Erkerzimmer ſeiner Angebeteten den düſtern Schein des Nachtlämpchens flimmern. Er ſtand ſtille, ſtarrte entzückt hinauf, und nicht unbeleſen und den ſchönen Künſten (inſoweit es für einen Edelmann geziemlich) ergeben, rezitirte er halblaut die Worte der neueſten Serenade eines damals nicht unberühmten Poeten:

„Ich lieg' im offnen Fenſter
Und ſchaue nach den Sternen —
Und tiefe, heiße Sehnſucht
Erfaßt mein junges Herz —
Ich möchte jetzo ſterben! —
Entfeſſelt von den Banden
Der armen, kleinen Erde
Mich ſchwingen himmelwärts.

Da ſchweifen meine Blicke —
Ganz unſchuldigerweiſe —
Hinüber nach dem Fenſter,
Wo Liebchens Schlafgemach.
Und drinnen brennt ein Lämpchen
Mit traulich düſterem Scheine.
Und Himmel und Sterne vergeſſ' ich —
Und möchte bei ihr nur ſein.“

Da klang das Fenſter und wurde geöffnet. — — —

* * *

„Der Tag graut! Ich muß ſcheiden, geliebtes Weib!“ flüſterte Giuſeppe, noch einen Kuß auf die blühenden Lippen Lucretiens drückend. — „Bald, bald ſind wir vor der Welt vereint, o vertraue mir, und nichts ſoll uns trennen.“ Er entwand ſich den Armen der Geliebten und wollte das Zimmer verlaſſen. Da ſtürzte aber todtbleich Signora Barbara herein und rief: „Um aller Heiligen willen! verbergt Euch, Signore Tartini! der Conte naht, — Gott weiß, was ihn erweckte, was er ſucht! — er iſt ſchon auf dem Gange.“ —

„Mich ſoll er nicht finden!“ lachte Tartini, „das Fenſter iſt nicht hoch, — ein raſcher Sprung und ich bin befreit!“ — und ehe Lucretia und Barbara noch wußten, wie ihnen geſchah, öffnete er das Fenſter und ſprang hinaus.

Zeter= und Mordgeſchrei tönte alsbald von der Gaſſe herauf, denn der boshafteſte Zufall hatte es gefügt: daß Giuſeppe dem armen Marcheſe Antonio Capretti, welcher entzückt nach dem „traulich düſtern Schimmer“ des Schlafgemachs hinaufäugelte, mit beiden Füßen in's Geſicht ſprang.

Antonio ſtürzte rücklings zu Boden, Giuſeppe vorwärts auf ihn, — zwar erhob ſich dieſer ſogleich wieder und lief, was er konnte, davon. Antonio aber blieb, wie ein Froſch, auf dem Rücken liegen und begann dermaßen zu brüllen, daß bald der ganze Prado wach wurde.

Lucretia, welche nicht anders glaubte, als daß ihr Giuſeppe Schaden genommen habe, ſtürzte verzweifelnd ihrem Vater entgegen, fiel ihm zu Füßen, bekannte Alles und flehte, unterſtützt von Barbara's Jammer und dem Geſchrei des Draußenliegenden, um Hülfe, Rettung und Verzeihung. —

Der alte Cornaro ſtand einige Minuten wie zur Bildſäule erſtarrt; — ohne ein Wort zu reden, ließ er es geſchehen, daß Lucretia ihn mit ſich fortzog, die Treppe hinab aus dem Hauſe, — Lucretia warf ſich über den am Boden liegenden Antonio und brach in die herzzerreißendſten Klagen aus! — Jetzt kam

Barbara mit der Dienerſchaft, welche Fackeln trug, ihr Schein fiel auf den verunglückten Amoroſo und blitzſchnell ſprang Lucretia wieder auf, ſtaunend ihn anſtarrend.

„Helft mir auf die Beine!“ wimmerte der Marcheſe — „Ach, helft mir auf die Beine! ein Unthier, ein Geſpenſt, der Teufel ſelbſt in leibhafter Geſtalt iſt mir aus dem Fenſter da, auf die Naſe geſprungen, weh! das Naſenbein muß mir zerbrochen ſein! Ich habe keinen feſten Zahn mehr im Munde, vermaledeiter Satan!“ —

Man half dem Armen wieder auf, Lucretia ſtarrte ihn noch immer ungläubig an, Barbara bekreuzte und ſegnete ſich, und die Dienerſchaft, wie alle Umſtehenden, wußten nicht, was ſie zu der Begebenheit ſagen ſollten. —

Um ſo beſſer wußte es jetzt der alte Cornaro, ingrimmig faßte er die Hand ſeiner Tochter und riß ſie mit ſich in den Pallaſt. Hier brach ſein lang verhaltener Zorn in Verwünſchungen und Vorwürfen aus. Lucretia verſuchte es auf's neue, ſein Herz zu rühren und ſeine Verzeihung zu gewinnen, indem ſie ſich Tartini's angetraute Gattin nannte; aber der Alte ſtieß ſie von ſich und ſchwur, daß er ſie morgenden Tages in ein Kloſter ſperren und Alles aufbieten wolle, den frechen Räuber ſeiner Tochter und ſeiner Ehre nach Verdienſt zu beſtrafen. Damit entfernte er ſich und rief einen ſeiner Diener herbei, um ihn zu ſeinem Vetter, dem Biſchof von Padua zu geleiten.

Lucretia aber warf ſich der weinenden Barbara in die Arme und beſchwor ſie, ſchnell nach Tartini's Wohnung zu eilen, ihn von der drohenden Gefahr zu unterrichten und ihn zur Flucht zu bereden.

„Bring' ihm den Schwur meiner ewigen Treue!“ rief ſie. „Er ſoll nicht verzweifeln! iſt der erſte Zorn meines Vaters gewichen, ſo werd' ich nichts unverſucht laſſen, was uns ſeine Verzeihung und ſeinen Segen gewinnen kann; iſt Alles vergebens, ſo werd' ich eher ſterben, als den Schwur der Treue brechen.“

Barbara verſprach hoch und theuer, keinen Augenblick zu verlieren, ſie eilte trotz ihrer anſehnlichen Corpulenz, wie vom Sturmwind getrieben, zu Tartini und richtete ihren Auftrag getreulich aus.

Als die Diener des geiſtlichen und weltlichen Gerichts in der Wohnung des verrufenen Studenten Giuſeppe Tartini anlangten, ihn zu fahen, fanden ſie das Neſt leer, denn Tartini wandelte ſchon ſeit mehren Stunden an den Ufern der Brenta auf Seitenpfaden der Hauptſtraße zu, welche nach Rom führt. (Fortſ. f.)

Das Kamaldulenſerkloſter bei Rom.

Von de Lamennais.*)

„In der Umgegend von Rom waren es beſonders ein Kapuzinerkloſter und ein Kloſter der Kamaldulenſer, welche uns vorzüglich anſprechen durch den tiefen Frieden, den man dort athmet, und durch die wunderbare Großartigkeit der Landſchaft, zu welcher ſie gehören.

Die Kamaldulenſer bewohnen jeder ein kleines abgeſondertes Haus, welches aus mehreren Kammern beſteht. Wir langten bei ihnen am Abend an, zur Stunde des gemeinſamen Gebetes. Sie ſchienen uns alle ſchon ziemlich vorgerückten Alters zu ſein und von mehr als mittlerer Größe. Auf den beiden Seiten des Chores gereihet, blieben ſie nach dem Gottesdienſt auf den Knien liegen, unbeweglich, in tiefer Betrachtung. Man hätte faſt meinen mögen, ſie ſeien ſchon nicht mehr von dieſer Erde; ihr kahles Haupt beugte ſich unter anderen Gedanken und anderen Sorgen. Keine Bewegung, kein äußeres Zeichen des Lebens; eingehüllt in ihren langen, weißen Mänteln glichen ſie jenen Statuen, die auf den alten Grabmälern beten.

Wir begreifen recht wohl, welchen Reiz dieſe einſame Lebensweiſe beſitzt für gewiſſe Seelen, die ermüdet ſind von der Welt und enttäuſcht von ihren Illuſionen. Wer hat ſich nicht ſchon nach etwas Ähnlichem geſehnt? Wer hat nicht ſchon mehr als einmal ſeine Blicke nach der Einöde gewandt, und geträumet von Ruhe in irgend einem Winkel des Waldes, oder in der Höhle eines Berges, nicht fern von der Quelle, aus welcher die Vögel des Himmels ihren Durſt ſtillen? Und doch iſt dies nicht die wahre Beſtimmung des Menſchen. Er iſt für das Handeln geboren; er hat ſeine Aufgabe, die er erfüllen ſoll. Gleichviel, ob ſie ſchwierig iſt! Iſt ſie nicht der Liebe gegeben?

Indeſſen giebt es Zeiten, in denen der Muth nachzulaſſen ſcheint, in denen man ſich fragt, ob, man das Gute wollend, deſſen anſcheinlich ſo leichte Vollbringung durch ſo viele unvorgeſehene Hinderniſſe gehemmt wird, — nicht einem Wahnbilde nachjagt, und wo dann die Bruſt bei jedem Athemzuge die Laſt eines unermeßlichen Kummers emporhebt. Ich habe es ſtets empfunden, daß in ſolchen Momenten der Anblick der Natur, eine innigere Berührung mit derſelben, nach und nach die innere Unruhe beſänftigen. Der Schatten der Wälder, das Rieſeln der Quelle, die Tropfen um Tropfen herabfällt, der Geſang des Vogels im Gebüſche, das Geſumme der Bienen, der Glanz, der Duft der Blumen, das Wogen des Graſes, das die Lüfte bewegen, — dies Alles und beſonders die unerſchöpfliche Ausathmung des Lebens, jenes Lebens, welches Gott in Strömen in den Schooß ſeines ewig jungen, ewig geordneten Wirkens für die Geſammtheit der Weſen und für jedes Weſen in's beſondere, zu einem ſichtbaren Endzwecke geheimnißvoller Glückſeligkeit ergießt, — dies Alles belebet von Neuem die welkende Seele, tränket ſie mit neuem Lebensſaft und gibt ihr die erlöſchende Kraft wieder zurück!

---

*) Affaires de Rome.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 74. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 29. März.

Drei Strophen.

Von

Ferdinand Freiligrath.

Vernehmt ein wildes, kurzes Lied! — Im Raume vor der Sonne ſteht
Ein Cherub; ſchweigend ſtaunt er an das All, ſein Schweigen iſt Gebet.
Die ew'ge Sonn' iſt ſein Altar, ihr Glüh'n iſt Opferflammengold;
Die Sterne ſind der Roſenkranz, der durch die Hand des Engels rollt.

Wie aus der Hand des betenden Rechtgläub'gen die Koralle fällt,
So fällt aus dieſes Cherub's Hand in's Bodenloſe Welt auf Welt.
Sie rollen ſeit Jahrtauſenden auf ihrer diamant'nen Schnur;
Die fliegenden Korallen ſind's vom Uranus bis zum Merkur.

Wie ſich der ew'gen Lampe Schein in Roſenkranzkorallen bricht,
So ſtrahlt der Weltkorallenkranz in des Altars, der Sonne, Licht;
Bis, Hütens und Gebetes ſatt, der ernſte Cherub ſich empört:
Weit von ſich ſchleudert er den Kranz; der Sonnentempel iſt zerſtört.

Tartini.

(Fortſetzung).

Zweite Abtheilung.

I.

Das Veſperglöckchen des Minoriten-Kloſters zu Aſſiſi läutete hell, und die ehrwürdigen Patres zogen in langer Reihe der Kirche zu, die erfüllt war von den Andächtigen aus der Stadt, welche gekommen, den Abendſegen zu empfangen und nebenbei die ſchöne Muſik zu hören, womit ſeit nun faſt anderthalb Jahren die Veſper in dieſer Kirche abgehalten wurde. —

Gewaltig brauſ'ten die Töne der Orgel vom hohen Chor herab, herrliche Männerſtimmen begannen den Lobgeſang zum Preiſe des Ewigen in begeiſterter Weiſe. — Immer kühner, immer glühender ſteigerte er ſich bis zum Ruhepunkte, deſſen leiſer Hall das Schiff der Kirche wie Liſpeln der Äolsharfe durchzitterte.

Jetzt wechſelten mit dem Chore ein- und dreiſtimmige Soloſätze, nur von einem Saitenquartett begleitet; und, wunderbar ihr ſich anſchmiegend — bald ihr nachfolgend, bald ihr vorauseilend, conzertirte mit der Hauptſtimme die Prinzipal-Violine.

Athemlos lauſchte die Menge den holden, nie zuvor gehörten Klängen. Nur zu ſchnell ſchwebten ſie vorüber! Orgel und Tutti traten wieder ein, der Prieſter vor dem Altare erhob das Allerheiligſte, ſprach den Segen und mit dem langgehaltenen „Amen!“ endete die Veſper.

Und wieder zurück in ihre Zellen zogen die älteren frommen Kloſtermänner, bis das Glöckchen zur Abendtafel läuten würde, während die jüngern theils in dem Kreuzgange, theils in dem Garten luſtwandelnd ſich ergingen.

„Bei unſerm Schutzheiligen!“ — rief der Bruder Gaudentius, wohlbeſtallter Kellermeiſter, — „bei unſerm Schutzheiligen! dieſe Veſper war wieder ein Meiſterſtück und immer mehr und mehr wird es mir klar, welch' eine Wohlthat unſer hochwürdigſter Pater Guardian unſerm frommen Kloſter erzeigte, als er vor zwei Jahren dem Bruder Agoſtino hier eine Freiſtatt gewährte. Was wettet Ihr, mein Bruder Pasquallino, wir erleben noch ein Mirakel an dieſem Agoſtino, das dem Ruhm unſeres heiligen Hauſes neuen Glanz verleihet!“

„Unmöglich iſt es nicht!“ entgegnete der Pater Pasquallino, „„ja bedenke ich, welch' ein gottloſer unbändiger Plagegeiſt dieſer ſogenannte Agoſtino war, als er herkam, und wie ſtill und ſittig — ja faſt bußfertig er jetzo ſich bezeigt, obwohl unſer hochwürdigſter Pater Guardian nie und nimmer zu Gewaltmitteln ſeine Zuflucht nahm, ſo kann ich ſchon ſeine ſittliche Bekehrung gewiſſermaßen nicht anders als wie ein Mirakel betrachten.““

„Ich erleb' es noch, daß er heilig geſprochen wird!“ rief Fidelio, der Bruder Küchenmeiſter, „und daß ihn die Maler abconterfeien mit der Violine, wie die heilige Cäcilia mit der Orgel, und er verdient's der gute Junge; denn ich ſag's Euch, ſo lange ich Küchenmeiſter unſeres frommen Kloſters bin, haben die Gläubigen meine Küche nicht ſo wacker bedacht, als ſeit der Zeit, wo wir ſeine Meſſen, Vespern, Reſponſorien aufführen und er dazu geigt.“

„„Und füllt ſich nicht,““ ſchmunzelte Gaudentius, „„füllt ſich denn nicht mein Keller ſchon einzig allein mit den auserleſenen Weinen, welche Tag für Tag dem vortrefflichen Geigenſpieler von fern und nah zur Stärkung zugeſandt werden? Hilf Himmel! wenn der Alles allein austrinken ſollte, was ihm zugeſandt wird, von hohen Gönnern und — **sub rosa!** — kunſtſinnigen Frauen!““ —

„Stille, ſtille! Bruder Gaudentius!“ fiel der Pater Pasquallino mit Anſtand ein, „wie möget Ihr von ſolchen weltlichen Dingen reden?“

„„Nun, nun!““ lachte Gaudentius, „„bis **dato** iſt unſer Candidat noch kein Heiliger! und meint Ihr etwa, er habe in früherer Zeit nicht manch ein ſüßes Abenteuer beſtanden? **Ex ungue leonem,** ſagt das Sprüchwort! Ich ſag': einem Verliebten ſeht Ihr's an den Augen an, daß er ein Verliebter iſt! **In summa:** ich lobe mir den Agoſtino und geſteh' es ſo gern wie Ihr: unſer frommes Kloſter hat wohlgethan, ihm ſeine gaſtlichen Thore zu öffnen, und ſo lange er im Kloſter iſt, bleib' ihm Küche und Keller unverſchloſſen! aber mit ſeiner Heiligſprechung hat's noch gute Wege, mein' ich, oder der heilige Vater müßte mich zugleich mit canoniſiren.““ —

„**Homo homini lupus est!**“ ſeufzte Fidelio, „dein Vortheil, Bruder Gaudentius, iſt mit dem meinigen ſo eng verbunden und dennoch widerredeſt du mir bei jeglicher Gelegenheit und ziehest mich ſo herab in den Erdenſtaub, ſo oft ich ſtrebe, mich über das Irdiſche zu erheben.“ —

„„**In nomine Domini!** erhebe dich, ſo hoch du kannſt!““ fuhr Gaudentius lachend fort, „„ich ziehe dich nicht herab, fürchte aber: du werdeſt, bei deiner irdiſchen Maſſe, zu ſchwach an Geiſt ſein, um nicht alsbald von ſelbſt wieder zur Erde zurückzukehren. Was den Agoſtino betrifft —““

„**St! lupus in fabula!**“ flüſterte Pasquallino; „dort kommt er eben und mit ihm der würdige Bruder Boeme.“

„„Ganz recht! und ich meine: der Contrapunkt des Bruders Boeme habe wohl ebenſoviel Antheil an der Bekehrung unſeres wilden Gaſtes, als die Frömmigkeit unſeres Paters Guardian.““

Damit entfernte ſich der luſtige Bruder Kellermeiſter und Fidelio verließ gleichfalls den Garten, um ſich in ſeine Küche zu begeben; Pasquallino aber geſellte ſich zu den andern Brüdern, welche im Kreuzgang luſtwandelten, ſo daß der Garten den beiden Nahenden allein überlaſſen blieb.

Langſam, eifrig redend, ſchritt der Pater Boeme mit ſeinem Begleiter daher. Dieſer, unter dem Namen Agoſtino im Kloſter bekannt, war ein junger Mann von kaum einundzwanzig Jahren, gekleidet in der Tracht eines Laienbruders, womit indeß der edle kühne Anſtand, welcher in allen ſeinen Bewegungen ſich kund gab, ſeltſam contraſtirte.

Das von vollen ſchwarzen Locken umwallte Geſicht des Jünglings war bleich, in dem großen, ſchönen Auge lag etwas melancholiſch-wildes; der feine Mund war feſt geſchloſſen, als wolle er den inneren Schmerz hüten, daß er nicht laut werde; — kurz alles deutete darauf hin, daß ein tiefer Kummer ſeiner Meiſter geworden.

„Getroſt, Agoſtino!“ ſprach der Pater Boeme: „ſuche deine trube Stimmung zu verbannen, und hoffe! es kann — es wird ſich noch alles zum Beſten fügen, der würdige Pater Guardian läſſet nichts unverſucht, was dir zu nützen vermag.“

„„Und was hilft mir alles, was er für mich gewinnt, wenn ich getrennt bleiben muß von der Geliebten? Ach ehrwürdiger Vater! der Guardian kann mir wohl dazu verhelfen, daß ich ungefährdet dieſe ſtille Freiſtatt verlaſſen darf, aber weiter reicht ſeine Macht nicht! und mir wäre beſſer, ich legte dieſes härene Gewand nimmer wieder ab, und würde ganz der Euren Einer, als daß ich, einſam und verlaſſen, wieder hinaus trete in's wild bewegte Leben und wer weiß wozu mich noch verleiten laſſe.““

Der Pater Boeme lächelte gutmüthig und verſetzte! „Das iſt nichts, mein junger Freund! zum Kloſterbruder fehlt es dir ein für allemal an Geduld, und wäre der hochwürdigſte Pater Guardian ſo ſchwach, deinen dringenden Bitten nachzugeben, und dich in unſern Orden aufzunehmen — gar bald würde dich und uns alle die bitterſte Reue überkommen. Du gehörſt in die Welt und ſollſt wieder hinein und wirſt von nun an dich wohl in ihr befinden. Früh haſt du gelernt, wohin Irrthümer und Uebereilungen führen. Danke dem großen Lehrmeiſter dafür und beherzige deine

Erfahrungen. Daß du ferner zu groben Fehlern dich könnteſt verleiten laſſen — das, Agoſtino, befürcht' ich nicht; denn hier fandeſt du ja eine Führerin für's ganze Leben, aus deren geheiligter reiner Nähe das Unedle, Niedere entfernt bleiben muß: die Kunſt." —

Agoſtino bückte vor ſich nieder und ſprach leiſe, halb vor ſich hin: „„Wohl habt Ihr Recht — die Kunſt wird mich bewahren vor dem Nichtigen, Unwürdigen! aber ſchreitet nicht auch das Verderben oft großartig und erhaben einher? und liegt darin für den kleinen Erdenmenſchen nicht eben der Reiz: „„die Gefahr nicht zu fliehen — vielmehr ihr noch entgegen zu gehen?""

„Was meinſt du damit?" fragte beſorglich Pater Boeme, und Agoſtino verſetzte raſch und mit ſcharfer Betonung: „„Ich meine: daß Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, die Kunſt allein vermöge mein Herz zu bewahren vor allem, was ein ſo trotziges verſtocktes Ding, wie es im Grunde nun einmal iſt, vom rechten Wege verlocken könnte. — Solch ein Wunder iſt nur der Liebe möglich, nur dem Weibe, das der Jüngling anbetete, das, ein Engel, ihm zur Seite ſtand, da er von der Kunſt noch nichts weiter wußte, als daß ſie diene, uns zu erluſtigen!""

„Jetzt weißt du mehr von der Kunſt, Agoſtino."

„„Und fragſt du mich: ob ich ſie liebe, verehre? Was ich ſchuf, mag für mich reden! und dennoch, bei'm großen Gott! was iſt meine Liebe, meine Begeiſterung für die Kunſt anders, als der Abglanz meiner Liebe, meiner Anbetung für ſie, die Einzige? O geliebtes Weib! wüßteſt du, wie ich ringe, wie ich ſtrebe, wie ich das Höchſte daran ſetze: mir zu gewinnen, was tauſend Narren vom blinden Glücke zugeworfen wurde: Ruhm und Gold, — weil ich vermeine, es könne dies mir helfen, mit dir mich wieder zu vereinen! — Still, — ſtill! da gähnt der Abgrund, da lauert der Satan, verſteckt unter einer Blumendecke, — ſchreite nicht vor! der Boden weicht unter deinem Tritt, — du ſtürzeſt — —""

„Agoſtino!" rief erſchrocken der Pater Boeme, indem er des Jünglings beide Hände ergriff und ſie ſchüttelte, als wolle er ihn aus dem Schlaf erwecken. „Agoſtino! um aller Heiligen willen! was redeſt du? — was iſt dir? Menſch! beſinne dich!"

Agoſtino aber riß ſich los und rief mit Heftigkeit: „„Fort, alter Mann! du hältſt mich nicht! und alle Prieſter dieſes Hauſes und all' Eure frommen Geſänge und Bitten halten den böſen Feind nicht fern von mir! — Doch glaube nicht, daß ich ihn fürchte! — Noch hat er mein Herzblut nicht und ſoll's auch nimmer gewinnen, wie liſtig er es anſtellt! Ich bleibe Meiſter! — Ha! ſiehſt du ihn? — dort den Kreuzgang entlang ſchleicht er, — hörſt du? — trefflich, — herrlich, — groß! Aber wart' nur! dieſe Nacht — bei'm Himmel und bei der Hölle! nicht ſo viel ſoll er gewinnen! beſchämt ſoll er entfliehen, und ich bleibe Meiſter!"" Und wie auf Sturmwindesfittichen eilte der Jüngling davon, durch den Kreuzgang in's Kloſter, ohne auf den ängſtlichen Ruf des Paters Boeme zu hören. Entſetzen hatte dieſen erfaßt, er eilte zum Pater Ambroſius, dem würdigen Guardian des Kloſters, ihm die unheimlichen Reden, ſowie das ſeltſamme Beginnen des Bruders Agoſtino mitzutheilen.

„Seid unbeſorgt, mein Bruder," ſprach mild lächelnd der ehrwürdige Greis, „ich bin ſicher, daß kein böſer Geiſt über unſern Schützling Macht erhält, und weiß ein Mittel, das bald ſeine düſtere Stimmung in lichte Freudigkeit umwandeln ſoll." (Fortſ. f.)

Oberlin.

Berichte eines Viſionair's über den Zuſtand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlaſſe Joh. Friedr. Oberlins, geweſenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Profeſſor in München, nebſt einem Fragment: Die Sprache des Wachens. Ein Anhang zu des Herausgebers Symbolik des Traum's. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1827.

Der Glaube an irgend eine Fortdauer unſeres Weſens, unſeres Selbſtes, iſt ſo alt als die Welt und ſo weit verbreitet als die Menſchheit. Der Menſch erfährt ſein Selbſt als die Macht über ſeinen Körper, als das Beharrende im Wechſel, als das ſich gleich Bleibende im Wandel der Außenwelt. Sein Schauen in die Zukunft iſt ein unmittelbares Fortſetzen ſeines Selbſtes. Sein werthvollſtes Daſein hat er in den Angehörigen ſeines Herzens: in den Eltern, als den Urhebern ſeiner eigenen Exiſtenz, in ſeinem Weibe, als ſeiner eigenen Hälfte, in ſeinen Kindern, als den lebendigen Zeugen ſeiner Liebe. Er lebt fort in den Abgeſchiedenen: denn, was von ihnen zurückbleibt, iſt nicht, was er geliebt, was ihn wiedergeliebt. Das noch eben Lebendige entlebt ſehend — muß er das Leben, die Seele, das Selbſt — von der vergänglichen Hülle unterſcheiden. Die Liebe kennt keine Vernichtung. Auch ſieht der Zurückgebliebene die Abgeſchiedenen im Traume wieder. Der Traum aber iſt nicht das Werk ſeines Vorſatzes, ſeines Willens; der Naturmenſch glaubt an die volle Wirklichkeit der ihm erſcheinenden Geſtalten. Noch höher ſteigert ſich ſein Glaube an die Fortdauer der Seele, wenn er in der Natur das Wiederaufleben des Erſtarrten im Frühlinge, das Erſtehen des Lebens aus dem langen Winterſchlafe gewahrt. Zur Gewißheit wird ihm ſein Glaube, wenn das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit in ſeinem Herzen erwacht. Recht und Pflicht werden das Gewiſſeſte für ihn; Gerechtigkeit wird zur unabweislichen Forderung, wird zu einer Macht, welche ſelbſt Lebensgefahr gering zu ſchätzen antreibt. Wer Unrecht gethan, muß beſtraft, wer Unrecht erlitten, dem muß genug gethan, dem Einen wie dem Anderen muß vergelten, wer für das Rechte, das Gute gearbeitet, geſtritten, ſein Leben geopfert, der muß auch belohnt werden. Wie daher das Gefühl, der Sinn für das Ewige, Heilige, Unverbrüchliche im Menſchen erwacht, und das wahrhaft Menſchliche in ihm Geſtalt gewinnt, ſo befeſtigt ſich auch das Bewußtſein der Unſterblichkeit, geſtaltet ſich die Vorſtellung von dem anderen Leben. Es wird nun zu einer Stätte der Vergeltung, und der Glaube an dieſelbe wurzelt jetzt in dem erwachten Gewiſſen, wie der Glaube an die Fortdauer aus dem Wiſſen von dem eigenen körper-beherrſchenden Selbſt, aus dem Schauen der Abgeſchiedenen im Schlafe und aus Liebe und Verlangen erwachſen.

Dies in allgemeinſten Zügen die Geneſis des Glaubens an das Jenſeits, wie er ſich überall wiederfindet, wo der Menſch ſich über blos thieriſche Triebe und Bedürfniſſe erhoben.

Seine beſtimmtere Geſtalt empfängt der Glaube überall von der übrigen Bildung des Menſchen und von den Umgebungen, welche dieſelbe bedingen. Das Jenſeits wird überall zu einem mehr oder minder phantaſtiſchen Reflexe des Dieſſeits, und die Abgeſchiedenen und ihre Bleibſtätten metamorphoſiren ſich wie die Lebendigen, wie ihre Anſchauungen, Erkenntniſſe und energiſchen Beſtrebungen. Was dem Lebenden als freude- oder ſchmerzbringend, was ihm als Ideal und Endzweck oder als Ungethüm und abſcheulich für dieſes Leben erſcheint, danach geſtaltet ſich ihm auch ſeine andere Welt.

Die Überlieferungen aus allen Weltaltern und von Völkern auf allen Bildungsſtufen liegen jetzt vor uns. Allen gemeinſam iſt der Glaube an Fortdauer, und wie dieſer Glaube aus der Natur und der Erfahrung des Menſchen — entſpringt, ſo beſondert ſich dies Gemeinſame auf gleiche Weiſe, wie der urſprüngliche Menſch ſich zu einem großen Menſchenreich entfaltet. Dieſe Beſonderung aber geht fort bis zur Vertheilung, in welcher das Bedürfniß des höheren Allgemein-Menſchlichen erwacht. Eben wie dann in der Weltgeſchichte eine Verflüchtigung aller bloß naturwüchſigen oder Abſtammungs-Unterſchiede ſich bemerklich macht, wie dann zuerſt ſich ein abſtraktes Ideal des Menſchen erzeugt, welches allmählich zur Idee der Menſchheit, zum vollſtändigen Gedankenbilde des ganzen Menſchenweſens ſich ſteigert, — ſo werden auch die vereinzelten Geſtaltungen des Glaubens an das Jenſeits allmählich verflüchtigt. Alle die mannichfaltigen Ausdrücke, welche dieſer Glauben gewonnen, ſchmelzen zuſammen in den einen allgemeinſten und einfachſten Gedanken der Fortdauer und Vergeltung, — und, erſt wenn alle urſprünglichen, unwillkührlichen Produktionen jenes Glaubens ſich aufgelöſt haben, ſenkt der befreite Geiſt ſich wieder auf die zerfloſſene Glaubenswelt, um mit Bewußtſein nach der Idee des Menſchthumes auch ein verklärtes Jenſeits zu bilden, wie er beſtrebt iſt, das Dieſſeits nach derſelben Idee zu geſtalten.

In der Naturwelt entfaltet die ſchöpferiſche Lebensſeele im Frühling einen unendlichen Reichthum von Bildungen, ſcheint im Sommer ſich in Vereinzlung verlieren und in den einzelnen Produktionen verharren zu wollen. Aber ſchon treibt der Herbſt das Leben in das Innere zurück, die ſchaffende Seele ſammelt ihre Bilder in dem reifenden Saamen, und wenn der nahende Frühling die allgemeine Erſtarrung löſt, beginnt von Neuem das allmächtige Schöpfungswerk. — Auch das Menſchenweſen hat eine ſolche Naturgeſchichte; aber ſein Winter iſt nicht eine bloße Rückkehr in den Anfang, und ſein zweiter Frühling nicht eine bloße Wiederholung des erſten. Aus ſeinem unwillkührlichen Naturleben und Schaffen erwacht er zum höheren Frühlinge des freien Denkens und Wollens und Schaffens. Aus den Schranken der bloß natürlichen Wirklichkeit erhebt er ſich zum Schauen der ewigen Ideale und zur beſonnenen Ausbildung und Verwirklichung derſelben. Was er, noch befangen in unmittelbarer Natürlichkeit, geſtaltet, wird dann zum bloßen Stoffe, den er zu einer vollkommneren Schöpfung verwendet, und wie oft er auch ſein Werk von Neuem beginnen muß, — ein göttlicher Unwillen iſt es, in dem er ſeine Verſuche zerſchlägt, ein göttliches Ideal iſt es, dem er dieſe Trümmern opfert.

Auf dieſem Stadium der Entwicklung ſehen wir nun die Choragen der Menſchheit, die geiſtigen Heroen der neuen Civiliſation angelangt, und, wie freie Bürger der neuen Welt ihre Verfaſſungen auf die einfachſten und allgemeinſten Grundgedanken von Gott und von jenſeitiger Vergeltung geſtützt,*) ſo haben in der alten Welt Sclaven erſtarrter Überlieferungen, nachdem ſie in grimmem Zorne ihre Feſſeln zerriſſen, noch zähneknirſchend jene höchſten Ideen als ewige, unverbrüchliche Wahrheiten proklamirt.**) (J. f.)

---

*) So u. a. die Verfaſſung von Penſylvanien v. J. 1776.
**) Dekret des franz. National-Convents v. 7. Mai 1794.

Notizen.

.*. Tabacksverbrauch in England. — Dem Globe zufolge werden in England [illegible] Millionen Pfd. Taback verbraucht. Von dieſen iſt nur für [illegible] Mill. die geſetzliche Abgabe von 3 Schilling entrichtet worden. Für die übrigen [illegible] Millionen haben die Schmuggler 2 Schill. 6 P. per Pfund bezogen. Cigarren, für welche 9 S. per Pfd. abzugeben, wurden [illegible] Pfd. im Jahre [illegible], und [illegible] im verfloſſenen Jahre verbraucht.

.*. Das Bild des Seſoſtris. — Das engl. Miniſterium hat Veranſtaltung getroffen, daß das berühmte Bild des Seſoſtris, welches ehemals in der Mitte von Memphis ſtand, und jetzt in einem Sumpfe von [illegible] faſt vergraben liegt, nach England gebracht wird.

.*. Bibelverbreitung. — Die Bibelgeſellſchaften haben die h. Schrift jetzt bereits in [illegible] Sprachen und Sprecharten herausgegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 75. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 30. März.

Tartini.

(Fortſetzung).

II.

Der Mond ſchien hell durch das kleine vergitterte Fenſter und beleuchtete ſeltſam alle Gegenſtände in Agoſtino's Zelle.

Dieſer lag unruhig ſchlummernd auf ſeinem Lager; böſe wilde Träume ſchienen ihn zu quälen. Er ſeufzte tief und ſprach von Zeit zu Zeit einzelne räthſelhafte Worte, als verkehre er mit irgend einer unheimlichen Macht.

Schneidend pfiff der Nachtwind und drillte die Wetterfahne auf dem Kloſterdache; in den Kreuzgängen aber trieb er hundertſtimmig ſein Spiel, ſo, daß wohl ein verzagtes Gemüth ſich davor entſetzen konnte; klang es doch nicht anders, wie Wehegeheul, Sterbegewimmer und ſchrillendes Hohngelächter böſer Geiſter.

Es ſchlug Mitternacht.

Kaum, daß der letzte Schlag verhallt, erhob ſich Agoſtino langſam von ſeinem Lager.

Weit offen ſtarrten ſeine Augen, doch ſchien ihre Sehkraft erloſchen, regungslos waren die todtbleichen Züge ſeines Geſichts, und nur mechaniſch ſchienen alle ſeine Bewegungen.

Langſam ſchritt er nach der entgegengeſetzten Seite der Zelle, wo an der Wand ſeine Geige hing — hier ſtand er einige Secunden ſtill, da eben eine Wolke den Mond verfinſterte. Die Wolke zog vorüber, und nun griff Agoſtino nach der Geige, nahm ſie herab von der Wand, neſtelte den Bogen los, ſtimmte und verſuchte einige ſchwierige Gänge. Zufrieden nickte er mit dem Kopfe, nahm die Geige unter den Arm und verließ die Zelle, langſam und ſicher fortſchreitend, ohne irgendwo in den ſich kreuzenden, finſtern Kloſtergängen zu irren oder anzuſtoßen.

Der Bruder Glöckner ſchlich verdroſſen und ſchlaftrunken durch den Kreuzgang nach der Kloſterkirche, um zur Frühmette zu läuten. „Frömmigkeit iſt gut,“ brummte er in den Bart vor ſich hin, „und hilft zum ewigen Leben, indeß mein' ich — — Heiliger Franz von Aſſiſi!“ unterbrach er ſich erſchrocken, indem die Lampe ſeinen zitternden Händen entfiel — — „Heiliger Franz von Aſſiſi! Heilige Jungfrau Maria und all' ihr eilftauſend Jungfrauen zuſammt — was iſt das?“ —

Und bebend und halb todt vor Schreck und dennoch wie gezwungen von einer dämoniſchen Macht, ſtarrte er hinauf, nach dem Dachkamme des Seitenflügels. — Grad aufgerichtet, auf der gefährlichen, ſchmalen Höhe erblickte er die Geſtalt eines Kloſterbruders; wild flatterte ſein Gewand im Nachtwind, er ſelbſt aber ſtand ruhig da, wie zur Bildſäule erſtarrt. —

Halb ſinnlos ſtürzte der Bruder Glöckner zurück in die Gänge des Kloſters, und ſchrie alle übrigen Brüder wach.

Dieſe, den ehrwürdigen Pater Guardian an der Spitze, eilten mit Lichtern herbei, faßten und umringten den Bebenden und befragten ihn um die Urſache ſeines Geſchreies. —

Und zähnklappernd und ſtammelnd erzählte der Glöckner von dem ſchrecklichen Geſichte, das ihm geworden und mit Grauſen hörten ihn die frommen Brüder zu; der Pater Borme aber rief, als der Erzähler endete: „Mein Gott! — Hochwürdigſter Pater Guardian, —

Das iſt wohl Niemand anders als unſer Bruder Agoſtino, der als Nachtwandler umhergeht.“

„„Dafür ſeien alle Heilige!““ verſetzte erſchrocken Pater Ambroſio. — „„aber kommt meine Brüder, laſſet uns den Spuk betrachten, — Jeder ſchweige, und iſt es, wie du ſagſt, Bruder Boeme, ſo hüte ſich Jeder, den Namen Agoſtino zu nennen; der Unglückliche könnte ſonſt leicht ſeine gefährliche Wanderung mit dem Leben zahlen.““

Und alle Brüder ſchritten ſtill dem Bruder Glöckner nach, der ſie wieder an die Stelle in den Kreuzgang führte, wo er die unheimliche Erſcheinung gehabt hatte.

Noch ſtand dieſe auf der nämlichen Stelle, aber nicht mehr regungslos, ſondern mit wilder Begeiſterung ein ſeltſames Tonſtück in Form einer Sonate auf der Geige ſpielend. —

„Er iſt's!“ flüſterten die Kloſterbrüder leiſe unter einander, indem ſie ängſtlich zur ſchwindelnden Höhe empor blickten.

Wunderbar klangen von dort herab die Töne des Inſtruments, welches Agoſtino mit einer nie geahnten Meiſterſchaft behandelte. Wer vermöchte, es, mit Worten ein ſolches Spiel zu ſchildern? Was wäre der Vergleich rollender Perlen mit den ſchwierigſten Paſſagen, bald harpeggirend, bald mit Anwendung des Flageolets oder unerhörter Doppelgriffe; — die Brüder vergaßen faſt ihr Entſetzen, und lauſchten mit verhaltenem Athem der wunderbaren Weiſe.

Sie ſchien zu enden, und zugleich verfinſterte ſich wieder der Mond, da kauerte der Nachtwandler nieder, bis auf's Neue das räthſelhafte Licht ſtrahlte, und nun eilte er mit feſten ſichern Schritten über den Dachkamm bis an die Dachrinne, welche vom Dache bis wenige Fuß vom Erdboden an die Mauer herabreicht, faßte ſie mit einer Hand, — während er die Geige und den Bogen mit der andern hielt, umſchlang ſie mit den Knieen und glitt ſo ſchnell, und ohne im Mindeſten Schaden zu nehmen, daran hinab.

Der Pater Boeme hatte in Todesangſt das Beginnen des Nachtwandelnden mit den Augen verfolgt, jetzt da die Gefahr glücklich vorüber, vermochte er es nicht mehr, ſich zu halten. „Agoſtino — Giuſeppe!“ rief er jubelnd, indem er mit ausgebreiteten Armen auf den Geretteten zueilte.

Da ſtieß der Nachtwandler einen gellenden Schrei aus, und ſtürzte zu Boden.

III.

„Wo bin ich?“ rief Agoſtino, erwachend und mit erſtaunten Blicken um ſich ſchauend. —

Der Pater Guardian gab den ihn umringenden Brüdern ein Zeichen, zu ſchweigen, und ſprach milde: „„Bei deinen Freunden, Agoſtino! Du hatteſt wohl einen ſeltſamen Traum, der dich aus deiner Zelle bis hierher wandeln ließ.““ —

„Nur ein Traum?!“ fragte Agoſtino in heftiger Bewegung, indem er ſich erhob. — „Nein, nein! es war mehr, ha! wo iſt ſie?“ — er blickte forſchend umher, gewahrte ſeine Geige und raſch ſie erfaſſend und hoch empor haltend rief er: — „Seht ihr? da iſt ſie!“ —

„„Nun ja, Agoſtino! du nahmſt ſie halb träumend mit dir.““

Agoſtino ſchüttelte langſam das Haupt und fragte dann: — „Und ſchwebte ich nicht hoch in den Lüften? Wandelte ich nicht auf den Strahlen des Mondes mit ihm? Spielten wir nicht um die Wette? — Wie hieß die Weiſe?“ — er hob das Inſtrument, ſetzte den Bogen an, als wolle er ſpielen. Doch ohne einen Ton anzugeben, blieb er mehrere Minuten regungslos in derſelben Stellung, vor ſich hin ſtarrend in die dunklen Räume des Kreuzganges. Endlich ließ er kraftlos die Arme und das Haupt ſinken und ſeufzte, tief aufathmend: „Vergebens! er blieb Meiſter.“

„„Du biſt krank, Agoſtino!““ ſprach der Pater Guardian. — „„Geh' in deine Zelle, — ruhe aus. — Morgen magſt du mir beichten, was dein Herz beſchwert, bis dahin ſoll der Pater Boeme bei dir wachen. — Ihr aber, meine Brüder,““ — wandte er ſich zu den Andern, „„folgt mir in die Kirche, um dort für unſern Schützling Agoſtino Geneſung vom Himmel zu erflehen.““ — Somit verließ er, gefolgt von den Brüdern, den Kreuzgang. Pater Boeme aber geleitete ſeinen jungen Freund in ſeine Zelle.

Dort angelangt, bat er: „Lege dich nieder, Agoſtino! Du bedarfſt der Ruhe, komm, gib mir das Inſtrument, daß ich es an ſeinen Platz hänge.“ —

Aber Agoſtino preßte krampfhaft die Geige an ſeine Bruſt und rief: „Nein! nein! ich flehe dich an: laß mich, — laß mich gewähren! ich bin nicht krank, wohl bedarf ich der Ruhe, — ja freilich, — ich bedarf der Ruhe! aber wie könnte ſie mir werden, ſo lange ich nicht wiederzugeben vermag, was ich hörte?“ —

Und in der Zelle auf- und abſchreitend, begann er zu ſpielen; erſt verſuchsweiſe, abgeriſſene Gänge, nach und nach ordneten ſich die Töne anſchwellend, abnehmend, — und alsbald erkannte Pater Boeme die Weiſe jener ſeltſamen Sonate, welche der Nachtwandler mit ſo großer Meiſterſchaft geſpielt hatte; nur war jetzt Alles minder vollkommen und zuſammenhängend, und ſichtlich, wie Agoſtino vergebens ſtrebte, im Wachen all' die künſtlichen Verſchlingungen und Auflöſungen des Themas wieder zu erfaſſen, welche er im Traume ſo wunderbar andeutete und löſete. —

Das Spiel endete; aber unbefriedigt legte Agoſtino die Geige weg und wiederholte immer nur: „Es iſt vergebens! er, — er bleibt Meiſter.“

Da trat der Pater Boeme ernſt vor ihn hin und ſprach, feſt ihn anblickend: „„Wen meinſt du, Agoſtino? Wer bleibt der Meiſter? — Du redeſt ſeltſame Dinge und ich weiß faſt nicht mehr, ſoll ich glauben;

es habe ein wunderlicher unheimlicher Traum, oder eine wirkliche Begebenheit dieſe Aufregung in dir erzeugt.““

„Weiß ich es denn ſelbſt?!“ rief heftig Agoſtino, „O mein Kopf glüht fieberiſch —! ich möchte es einen böſen Traum nennen, und dennoch ſteht Alles ſo furchtbar lebhaft vor mir, daß ich nicht anders kann, als glauben: es ſei Alles wirklich geſchehen. — Höre mich,“ — fuhr er, leiſer und ſcheu um ſich blickend, fort, — „höre mich, dir will ich mich vertrauen, — aber nur dir! — denn wehe mir, wenn Alles Wahrheit iſt.“ — Er zog bei dieſen Worten den Vater Boeme neben ſich auf's Ruhebett und begann mit gedämpfter Stimme:

„Du weißt, mein theurer Freund und Lehrer, was ich ſeit den zwei Jahren, die ich hier im Kloſter unter euch lebte, litt — und warum ich es litt. Wohl gab mir Troſt und Beruhigung unſere Kunſt, in der du mich unterrichteteſt, doch nur, weil ich hoffte: in ihr mich auszuzeichnen vor Vielen, und Ruhm und Ehre zu gewinnen und ſomit ſie, — ſie, für die allein ich lebe und leide! — Mein Streben ſahſt du und ſagteſt mir oft: es ſei kühn und gewaltig und vom glücklichen Erfolge gekrönt, — und dennoch, wie klein und ärmlich erſchien es meiner ungeduldigen Liebe! — Ich zermarterte mein Gehirn in ſchlafloſen Nächten, um einen Weg auszufinden, der raſcher mich zum erſehnten Ziele führe; ein Mittel, das unerwartet, ſchnell, über Alle mich emportrüge, zur Höhe, wohinnach mir die Bewunderung, das Staunen der entzückten Menge folge. — Vergebens ſann ich, ich verdoppelte, ich verdreifachte meine Anſtrengungen! Ihr ſtauntet mich an, belobtet, prieſet mich, auch die Menge begann ich zu rühren; aber mir ſelbſt erſchien ich immerfort elend, klein und noch unendlich fern, — ferner denn je, von ihr, — von ihr!!

„Da war es mir in einer Nacht, als hätt' ich meine Seele dem Teufel verſchrieben. — Alles ging nach meinem Wink: mein hölliſcher Diener kam jedem meiner Wünſche zuvor. Unter andern Einfällen hatte ich auch den, ihm meine Violine zu geben, um zu ſehen, ob er wohl im Stande ſein würde, etwas Hübſches darauf zu ſpielen. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich eine Sonate hörte, ſo wunderbar und ſo ſchön, mit ſo vieler Kunſt und Einſicht vorgetragen, daß auch der kühnſte Flug der Phantaſie ſie nicht zu erreichen vermochte. Ich wurde ſo hingeriſſen, entzückt, bezaubert, daß mir der Athem ſtockte, — da gab mir der Teufel das Inſtrument zurück und ſprach hohnlächelnd, indem er verſchwand: „Verſuche, ob du es mir gleichthun kannſt.“

„Und ich begann zu ſpielen, bis der Tag anbrach, — umſonſt! Nacht für Nacht verſuch' ich es nun auf's neue — der Teufel ſpielt mir vor — und wohl merk' ich's: daß ich nimmer beſſer ſpielte, als jetzt! aber der Abſtand zwiſchen meinem Spiel und dem des Teufels iſt ſo groß, daß ich mein Inſtrument zerbrechen und der Muſik für immer entſagen würde, wenn es mir möglich wäre, des Genuſſes, welchen ſie mir gewährt, und meiner letzten Hoffnung mich zu berauben.“

(Schluß folgt).

Oberlin.

(Fortſetzung).

So hat alſo, auf der Höhe der abſtrakteſten rein formellen Freiheit angelangt, der Geiſt aus innerſter, ſeinem eigenſten Weſen entſpringender Nöthigung, ſich auch der allgemeinſten, allumfaſſenden Wahrheit wieder zugewendet, und ſeine angelegentlichſten Beſtrebungen ſind nun darauf hin gerichtet, dieſe allgemeinſten Ideen von Gott, Freiheit und Unſterblichkeit in einer neuen Welt geiſtiger Geſtaltungen auszuführen.

Noch aber verharret die große Maſſe der Menſchheit auf untergeordneten Bildungsſtufen, und jede dieſer Stufen, wie ſie ein welthiſtoriſches — aber tranſitoriſches Recht hat, ſo hat ſie auch ihre Vertreter, ihre Sprecher, ihre Anwälte, die aber dem Glauben ihrer Clienten ein abſolutes Recht vindiziren. Und zwiſchen den letzten Stufen und dem höchſten Standpunkt gibt es mancherlei Übergänge, auf denen wir Manche hin- und herſchwanken ſehen, die bald von einer, bald von der anderen Sphäre angezogen, bald einem beſonderen, bald dem allgemeinen Geſtaltungsprinzip huldigen.

Zu dieſen tranſitoriſchen Geiſtern gehört auch der berühmte Herausgeber der vorliegenden Schrift. In ſeinen hochpoetiſchen Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaften, in ſeiner tiefſinnigen Symbolik des Traumes, in den Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens und noch in ſeiner allgemeinen Naturgeſchichte und der Geſchichte der Seele herrſchet das zeitmäßige Streben vor, die Natur und die geſchichtlichen Überlieferungen auf freie Weiſe — und nach den höchſten, allgemeinſten Prinzipien zum Aufbau einer geiſtigen, harmoniſchen Welt zu verwenden. In mehreren anderen Schriften und ſo auch wieder in der vorliegenden macht ſich dagegen ein Streben bemerklich, eine partikulare kirchliche Weltanſicht in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren, über welche die neueſte Zeit in ihren höchſten und heiligſten, wie lebenskräftigſten Tendenzen, — und mit ihr auch Hr. Schubert ſelbſt in vielen ſeiner wiſſenſchaftlich-poetiſchen Beſtrebungen, — bereits hinausgeſchritten iſt. Bevor wir uns jedoch hierüber eines Weiteren ausſprechen, wollen wir in der Kürze andeuten, was dem Publikum in vorliegender Schrift dargeboten wird.

Vielen unſerer Leſer wird wohl erinnerlich ſein, daß vor einigen Jahren Herr Schubert die Lebensbeſchreibung Oberlin's, des „vielgeſchäftigen Pfarrers“ im Steinthal bei Straßburg herausgegeben, der eine lange Zeit hindurch als ein ächt evangeliſcher Hirte ſeiner Gemeinde vorgeſtanden hatte. Aus dem Tagebuche und den Predigten dieſes wackeren Mannes, aus handſchriftlichen, von ſeinen Befreundeten geſammelten Notizen, und aus mündlichen Erzählungen hat nun Hr. S. dasjenige zuſammengeſtellt, was Oberlin in Träumen und Viſionen in Betreff der Bleibſtätten der abgeſchiedenen Seelen in Erfahrung gebracht haben ſoll, und was er über den Umgang mit ſeiner abgeſchiedenen Frau berichtet. Daß nun an der perſönlichen Wahrhaftigkeit des edlen Pfarrers auf keine Weiſe zu zweifeln, wird man unbedenklich Hrn. S. zugeſtehen müſſen. Aber Hr. S. äußert auch nicht die mindeſte Bedenklichkeit über die objektive Wahrheit deſſen, was Oberlin geſehen zu haben verſichert, und ſcheint eine Bürgſchaft für dieſe Wahrheit in dem Umſtande finden zu wollen, daß „in allen Beſchreibungen der Heimath der Geiſter, welche faſt aus allen Jahrhunderten der chriſtlichen Zeit, etwa von Origenes bis auf Oberlin — ſo gar kein Fortſchritt, den etwa die fortgehende Bildung der Jahrhunderte bewirkt hätte, ſich zeigen wolle." (S. 7.) „Alle Fernſeher der unſichtbaren Welt, verſichert H. S., hatten bis in die neueſte Zeit noch Alles ſo beſtellt gefunden, wie es vor Alters war: es walten auch da drüben, fügt er hinzu, neben dem Arme des ewigen Richters, die Kräfte eines Erbarmens, das kein Ende nimmt über die Seelen, in denen hienieden ein Zug nach oben erwacht war." (S. 7 u. 8). Was aus den vielen armen Seelen werden ſoll, die hienieden weder nach Oben noch nach Unten gezogen, in der Schwebe zwiſchen Beiden belaſſen wurden, läßt Hr. S. an dieſer Stelle zwar unbeſtimmt; da er aber an die alte andere Welt zu glauben ſcheint, wie ſie „von Origenes bis Bromley und Oberlin" immer ſich gleich geblieben ſein ſoll, ſo glaubt er wohl auch an den anderen ewigen Tod" jener nicht emporgezogenen, von dem noch Bromley und andere neuere und neueſte Viſionaire geſprochen.

Wie nun Hr. S. „Oberlin's Berichte über jene Welt" in vollem Glauben an deren objektive Wahrheit mittheilt, ſo ſcheint er ſich hierzu auch keineswegs durch die Abſicht etwa beſtimmen zu laſſen, der wiſſenſchaftlichen Erörterung, welche ſich jenem dunkeln Gebiete neuerdings zugewendet, neuen Stoff zu bieten. Vielmehr beſchränkt er ſich auf den Wunſch, daß „jene Berichte für den einen oder den andern ſeiner Leſer noch dieſelben Kräfte in ſich tragen möchten, die ſie in Oberlin's Munde ſo oft bewieſen: die Kräfte zum Anregen eines Andenkens an das, was künftig iſt." (VI).

Welcher Art nun dieſe Berichte ſind, darüber nur wenige Worte.

„Der Papa, (ſo wurde Oberlin von ſeinen Umgebungen genannt) — „der Papa ſagte, daß er ſchon 1774 die „ſchriftgemäße Erklärung der wahrhaften Erſcheinung Samuels nach ſeinem Tode"" geleſen, damals aber das für Träumereien gehalten, was dort von dem dritten Himmel, Paradieſe, gläſernen Meere, Berge Zion und von der Hölle geſagt iſt." (19). Später wurde Oberlin mit Ötinger's irdiſcher und himmliſcher Philoſophie bekannt, und dankte Gott „für die Offenbarung, die er ihm in dieſem ſchätzbaren Buche mitgetheilt." (ebd). Ötinger aber war bekanntlich ein begeiſterter Verehrer Swedenborg's; Swedenborg ein Verehrer Thom. Bromley's, der am 8. Jan. 1684 „das Geſicht der Jenſeitswelt" empfangen zu haben behauptete, wie ſie in drei Manſionen und dieſe wieder in Provinzen abgetheilt, und zwar in der Weiſe, daß „das himmliſche Jeruſalem die höchſte und innerſte der Manſionen gebildet. Und auch Oberlin ſieht das Jenſeits in „Manſionen" abgetheilt und als deren höchſte „das neue Jeruſalem"; — ſtatt drei ſieht er aber deren ſieben, die er vom künftigen Feuerſee zur Hölle, zum Tod, zum Meer, Paradies, Berg Zion endlich ebenwohl zum himmliſchen Jeruſalem aufſteigen läßt, was Alles aus dem alten und neuen Teſtament und vorzüglich aus der Apokalypſe mit Stellen belegt wird. (4 — 19). Wann, und auf welche Weiſe, und unter welchen Umſtänden Oberlin zu dieſer Viſion gelangt ſei, darüber ſchweigt unſer Myſtagog. Dagegen berichtet er uns, daß in Oberlin's Gemeinde „viele ſchon früher als ihr Pfarrer und mit ihm zugleich das Ferngeſicht in's Geiſterreich beſeſſen," und daß „die Gabe der Geiſterſeherei mit anſteckender Gewalt in Ob. Gemeinde unter mehreren Männern und noch mehreren Frauen ſich verbreitet." (7)!! Einen beſonderen Werth legt dann Hr. S. auf „die große Übereinſtimmung der Ausſagen der Seher einer Jenſeitswelt von Origenes an bis auf Oberlin (8), während dieſes Faktum — wenn es auch, was keineswegs der Fall iſt, ſich hiſtoriſch erweiſen ließe, — doch zunächſt weiter nichts erwieſe, als daß jene angeblichen Seher feſt geglaubt haben an die angeblich dem Evangeliſten Johannes zu Theil gewordene Offenbarung, die ſelbſt wieder aus dem Glauben an die untergeſchobene Geſichte Daniel's hervorgegangen, deren Urſprung ſich zuletzt in das geheimnißvolle Dunkel perſiſch-babyloniſcher Überlieferungen verliert! — (Schluß f.)

Notizen.

*** Thorwaldſen's Biographie. — Die Preßfreiheits-Geſellſchaft in Kopenhagen hat eine von Profeſſor Thiele verfaßte Lebensbeſchreibung Thorwaldſen's herausgegeben, welche zunächſt für die unteren Volksklaſſen beſtimmt und in einem ſo acht volksthümlichen und [illegible] Tone abgefaßt iſt, daß ſie als Muſter eines [illegible] dieſer Art dienen kann. (E. Z.)

*** Das National-Muſeum in [illegible] wird am [illegible]. April eröffnet werden.

Druckfehler.

In Nro. [illegible], Seite [illegible], Spalte 2, Zeile [illegible] von oben ([illegible] aus Darmſtadt) lies: [illegible] ſtatt: [illegible].

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 76. 1837.

Phönix.

Freitag, 31. März.

Tartini.

(Schluß).

Hier endete Agoſtino und verfiel wieder in tiefes Nachſinnen. Pater Boeme aber ſprach mit erzwungenem Lächeln: „Du biſt ein Schwärmer, Agoſtino, wie magſt du wähnen, der böſe Feind habe in Wirklichkeit Macht über dich? — Liebe, Sorge, — Ehrgeiz und dies enge Kloſterleben, wo kein Wunſch deines Herzens befriedigt werden kann, — die Ungeduld über alles dies und — geſteh' es nur, — dein noch nicht ganz gebeugter wilder Trotz, führen dir die düſtern Bilder vor die Seele und rauben dir deine Ruhe am Tag und erhalten deine Nerven in fieberiſcher Aufregung, daß du bei Nacht im wachen Traum einhergehſt. Hoffe, vertraue! Du darfſt es! Ein Geiſt, ein Talent wie das deine wird nicht erſchaffen, um vom kleinlichen Trotze, von kleinlicher Ungeduld beherrſcht und geſtört zu werden. Sei ein Mann, tritt ſtolz nieder, was, deiner unwürdig, dich niederziehen möchte; aber beuge dich in Demuth und mit vertrauensvollem Herzen vor dem Willen der alliebenden Vorſicht, die gewiß alles zum Beſten führen wird.““

„Ich will's verſuchen!“ — entgegnete Agoſtino, dem Vater die Hand bietend; „ich will es verſuchen, wie weit mein guter Wille reicht; aber ſchilt nicht den Jüngling, der allein ankämpfen und beſtehen ſoll gegen das Heer der Leidenſchaften, das auf ihn einſtürmt. — Ja, du haſt ſie genannt. Liebe, Ehrgeiz, Freiheitsdrang, Zorn und Ungeduld. — Greis, nenne dem Jüngling deine Leidenſchaften und dann verdamme ihn, wenn er unterliegt.“

Erſchöpft lehnte er das Haupt auf den Arm und war bald darauf in feſten Schlaf verſunken. Der Vater Boeme betrachtete ihn einige Zeit mit kummervollem Blick und betete leiſe; dann rief er einen Laienbruder, an ſeiner Statt bei dem Schlafenden Wache zu halten, und begab ſich zum Pater Guardian, ihm das ganze Geſpräch mit Agoſtino zu erzählen.

IV.

Es war am Morgen der Jubelfeier des heiligen Franziskus. Sämmtliche Einwohner von Aſſiſi und eine ungeheure Menge Fremder von nah und fern, ſtrömten der Kirche Porticella zu, wo das Hochamt zur Ehre des Heiligen abgehalten werden ſollte.

Die Weltgeiſtlichen, ſämmtliche Brüderſchaften der Klöſter aller Orden, voran die Minoriten, den Weihbiſchof an der Spitze, durchzogen in ſolenner Prozeſſion die Hauptſtraßen, — alle Häuſer der Stadt waren feſtlich geſchmückt mit bunten Teppichen, Blumen, grellbemalten Fähnchen und Goldflittern. — Weihrauchduft wallte, Böller krachten, Muſikchöre fiedelten und blieſen aus Leibeskräften, und das Volk jubelte und ſchrie wie beſeſſen: „Eh viva!“ —

Vor dem Haupteingange der Kirche ſpazierte ein junger Cavalier von feinem Ausſehen auf und ab; er ſchien nur wenig die ihn umwogende Menge zu beachten und ſeine Gedanken auf ganz andere Dinge gerichtet zu haben, denn von Zeit zu Zeit ſchaute er mit ſehnſüchtigen Blicken — nicht nach der Kirche, — ſondern nach den Fenſtern des gegenüberliegenden Pallaſtes, von deſſen Dache bis zu dem der Kirche mehrere derbe Seile geſpannt waren, welche er — als er ſie gewahrte —

nicht ohne Verwunderung betrachtete, indem er nicht recht begriff, wozu ſie dienen ſollten.

Da donnerten die Böller zu beiden Seiten des Triumphbogens vor dem Portal der Kirche, zum Zeichen, daß die Prozeſſion ſich nahe.

Und wie ſie nahte, wurden die Stricke ſtraffer angezogen und ein großer hölzerner Engel, mit goldenen Flügeln, das Haupt geziert mit einer ſchöngelockten, ſchneeweißen Perücke, ſchwebte ſchwerfällig von dem Kirchdache nach dem Dache des Pallaſtes. Der Engel hielt einen gewaltigen Korb vor ſich, auf der Mitte ſeiner luftigen Bahn angelangt, drehte er ſich blitzſchnell einigemal um ſich ſelbſt herum und aus dem Korbe regnete es Blumen und Pergament-Täfelchen, worauf der heilige Franziskus abgebildet war. Pauken und Trompetenſchall ertönte, das Volk jauchzte und balgte ſich, um die engliſche Spende, der Engel aber vollendete — wiewohl nicht ohne einige Gefahr und Mühe — ſeine Reiſe.

Die Prozeſſion zog in die Kirche; nun öffneten ſich auch die Thore des Pallaſtes, zwei alte Herren, davon der eine dem Anſehn nach ein hoher Geiſtlicher, traten heraus; in ihrer Mitte ging ein wunderholdes Frauenbild, in köſtliche Gewänder gekleidet.

Alsbald nahte ſich ihnen der junge Cavalier, mit zierlichen Complimenten und anmuthigen Redensarten ſie begrüßend. Die beiden alten Herren nickten huldvoll ernſt, die junge Dame lächelte anmuthig, — alle vier verfügten ſich darauf ebenfalls in die Kirche.

* * *

Wie Boten des Lichts wirbelten und kreiſ'ten die jubelnden Töne:

„Hallelujah!
Himmel, freue dich!
Erde, ſei fröhlich!
Meer, erbrauſe zum Lobe des Herrn.
Hallelujah!“ —

* * *

Ein Zugwind lüftete den ſeidenen Vorhang des Chores, wo die Muſiker ſich befanden, — ein lauter Schrei tönte durch das Gewölbe der Kirche. Die andächtige Menge blickte nach der Stelle, woher der Schrei gekommen, und gewahrte eine wunderſchöne reichgekleidete junge Dame, welche ohnmächtig vor ihrem Betſchemel niedergeſunken war, zwei alte Herren hatten die Sinkende in ihren Armen aufgefangen, ein junger reichgekleideter Cavalier bot ihr ein Riechfläſchchen. Zum Glück endete eben die Feierlichkeit, die junge Dame wurde in einer Sänfte davongetragen und die Menge verlief ſich.

V.

„Wohlan,“ ſprach der edle Georgio Cornoro, Biſchof von Padua, zu dem würdigen Pater Guardian des Minoriten-Kloſters von Aſſiſi, — „wohlan, da Ihr, mein Bruder, für die Beſſerung des ſogenannten Agoſtino Euch verbürgt, ſo laſſet ihn erſcheinen, daß er unſere Verzeihung erhalte und mit ihr ein Glück, das ihn hoffentlich alle erduldeten Leiden vergeſſen machen wird.“

Mit freudeglänzenden Blicken entfernte ſich Ambroſio und trat bald darauf, den Bruder Agoſtino an der Hand führend, wieder in den Saal. —

Agoſtino erſchrack mächtig, als er den Biſchof erblickte, dieſer aber rief ihm entgegen: „Ei, mein theurer Signore Giuſeppe Tartini! Ihr ſeid ja, wie ich vernommen, gewaltig vernünftig, friedfertig und fromm geworden, und nahe daran, heilig geſprochen zu werden! Dawider muß ich aber alles Ernſtes Einſpruch thun, was Ihr ganz in der Ordnung finden werdet, wenn Ihr die Gewogenheit haben wollet, Euch zu entſinnen, wie Ihr heimlich mit meiner ſchönen Nichte Lucretia vermählt ſeid.“ —

„Hochwürdigſter Herr!“ — ſtammelte verwirrt Tartini. — „„Was?““ fiel der Biſchof mit verſtelltem Zorn ihm in's Wort. — „„Was, Herr, Ihr wollet läugnen? O, das ſoll Euch nicht gelingen, ich habe Zeugen!““ und ſomit öffnete er die Thüre eines Seitenzimmers und daraus hervor traten Lucretia, der alte Conte Cornaro und — der Marcheſe Antonio Capretti.

„Lucretia, mein Weib!“ rief Giuſeppe und ſtürzte zu den Füßen der Geliebten. —

„„Verſöhnung!““ ſprach der Biſchof, — „„du warſt keinen Augenblick meiner Aufſicht entgangen, Ambroſio berichtete mir Alles.““

Der alte Cornaro wiederholte: „Verſöhnung,“ und legte ſegnend die Hände auf die Häupter der vor ihm Knieenden.

Antonio aber fügte ſelbſtgefällig hinzu: „Und auch ich verzeihe dir, Giuſeppe! daß du mir mit beiden Füßen in's Geſicht ſprangſt; denn obwohl ich vier Wochen lang mit einer abſcheulichen Naſe darnieder lag, ſo führte der Unfall doch meine Verſöhnung mit dem edlen Hauſe Cornaro herbei, und, ſo Gott will, vermähle ich mich in der heiligen Antoninsmeſſe mit der Muhme deiner Gattin, der ſchönen Eleonore Cornari.“

Oberlin.

(Schluß).

Nächſt jener aus altorientaliſcher Weltanſchauung entſprungener und nur innerhalb ihrer Beſchränktheit begründeten Viſion bietet Hr. S. uns allerhand Bemerkungen über die ſg. Gabe der Geiſterſeherei und eine bunte Reihe von Geiſtergeſchichten (S.19—51), zu deren Charakteriſtik wir nur Folgendes hervorheben wollen. Oberlin glaubte, heißt es (S. 19) „daß ſich die Seele eines abgeſchiedenen Menſchen, welche noch in einer der unteren Bleibſtätten iſt, gewaltſam in den Rapport eines lebenden Menſchen, mit welchem ſie etwa in näherer Verbindung geweſen, hereinziehen laſſe.“ Ferner bemerkt Hr. S.; „die abgeſchiedenen Seelen, welche der Zug nach Unten in dem unſeligen, qualvollen Schweben zwiſchen Hölle und Tod hält, haben an unſerem Leben und Treiben ein großes Intereſſe; ſie ſind Neuigkeitskrämer u. ſ. w.“ (24). Mediziniſch intereſſant iſt jedoch die Geſchichte von einer Geiſterſeherin „deren Geſicht für Geiſter ſchwächer wurde, als ſie Hoffnung bekam, Mutter zu werden,“ (46) vielleicht aus der nämlichen natürlichen Urſache, weshalb die Geiſtergeſtalten, von denen der bekannte Nicolai ſelbſt im wachenden Zuſtande moleſtirt wurde, allmählig erblaßten und zuletzt ganz verſchwanden, als er zu Blutentziehungen ſeine Zuflucht genommen.

In einer dritten Abtheilung berichtet uns Hr. S. über „Oberlin's Umgang mit der Seele ſeiner verſtorbenen Frau,“ (S. 51 — 88), deſſen ſich Oberlin zu erfreuen gehabt, bis ihm am 22. April 1797 die Kunde geworden, „daß ſein liebes Weib nun mit jenem Leibe der ſeligen Engel bekleidet ſei, von denen es heißt, daß ſie nicht werden freien, noch ſich freien laſſen.“ (S. 86). Auch erfahren wir beiläufig, daß Ob.'s Obermagd, Sara Goeq, dreimal im Schlafe „avertirt worden, daß ſie ein Unglück mit dem Weine bekommen würde,“ — und daß „ohne das Avertiſſement 4 Ohm Tiſchwein von Dorlesheim verloren geweſen ſein würden.“ (80). Zum Schluſſe bietet uns Hr. S. ein Fragment über die Sprache des Wachens, welches „einen Theil der Einleitung zu einer beurtheilenden Anzeige von Steinbeck's „der Dichter ein Seher“ — ausgemacht. (S. 93 — 105). Dieſes Fragment, obgleich ſehr unklar und verworren und in mancherlei Widerſprüche ſich verlierend, enthält dennoch mehrere geiſtreiche Bemerkungen, von denen wir einige hier anführen wollen, zum Erweiſe, daß wir nicht mit Unrecht Hrn. S. zu den tranſitoriſchen, oder — wenn man lieber will — amphibologiſchen Geiſtern gezählt, welche, noch in einer antiquirten Weltanſicht wurzelnd, mit der Blüthe ihres Geiſtes in das Morgenroth des neuen, lichten Tages hineinragen, der über den zerfallenden Trümmern der alten Welt angebrochen iſt.

In jenem Fragmente ſpricht nämlich Hr. S. von jener „ewigen Harmonie, in der ſich alle ſcheinbaren Diſſonanzen des Vereinzelns und Sonderns gegenſeitig ergänzen und zum Woollaut auflöſen.“ (93). Hier heißt es ferner: „der Menſch hat inwohnend in ſich eine Kraft, welche ſelbſt von der Natur des allbedenkenden Geiſtes iſt; welche deshalb dieſen erfaſſet und erkennt“ (S. 97). Dieſe „Gleichartigkeit aber beſteht in der Selberkräftigkeit und Selbſtſtändigkeit des geiſtig ſchaffenden Wirkens.“ (S. 102). Ebenſo leſen wir S. 97: „der Menſch trägt in ſich mit der Fähigkeit zum Erkennen des Anfanges alles Lebens und Wirkens zugleich die Kraft des ſelbſtſtändig geiſtigen Wirkens oder des freien Willens.“

Hiermit aber ſind jene Grundgedanken angedeutet, von denen die neueſte Zeit bei ihren Forſchungen beſtimmt wird. Freiheit als Ausgangspunkt, — Vermögen, das Göttliche, das in allem Wahre zu erkennen, als Vermittlung, — Harmonie, in welcher alle ephemeren Diſſonanzen ſich zum Wohllaut auflöſen, als höchſtes Strebziel des wiſſenſchaftlichen Erkennens und des freien Wollens, Wirkens und Schaffens.

Von dieſem, ſelbſt von den geiſtvolleren Apologeten der alten Geiſterſeherei, von Jung-Stilling, Friedr. v. Meyer und Schubert, gelegentlich eingeräumtem Standpunkte aus ergiebt ſich uns die Nothwendigkeit einer doppelten Proteſtation.

Gegen diejenigen nämlich, welche ihren emanzipirten Zeitgenoſſen zumuthen, irgendwelche Überlieferung gläubig als Wahrheit anzunehmen, blos weil ſie irgendwie — durch Viſionen oder Inſpirationen, oder anderswie offenbart ſei, gleichviel ob ſie dem Bewußtſein der Freiheit, dem als gewiß erkannten Wahren oder dem heiligen Poſtulat der allgemeinen Harmonie widerſpreche, — gegen dieſe muß mit aller Kraft und Strenge der einmal gewonnene Standpunkt vertheidigt, es muß gegen ihre zudringliche Glaubenszumuthung ſtets von Neuem proteſtirt, und an die unveräußerlichen Rechte und Pflichten der Vernunft, der Freiheit und der Harmoniſirung appellirt werden.

Aber ebenſo muß man proteſtiren gegen den ſeichten, blos ſubjektiven Skeptizismus, welcher nicht nur das Ephemere, Unhaltbare, den höchſten Forderungen des Geiſtes und Gefühles widerſprechende in den einzelnen Überlieferungen, — ſondern auch das Weſentlich Allgemeine verwirft, welches den lebendigen, wahrhaften Kern derſelben bildet, und nicht aus lauter Irrthum, Täuſchung und Betrug abgeleitet werden kann, ohne die Harmoniſirung der geſammten Geſchichte, ohne die Einverſtändigung der Menſchheit unmöglich zu machen.

Wie der bornirte Dogmatismus der Einen aus einer Geiſtesſcheu hervorgeht, welche die ewige, göttliche Wahrheit für gefährdet hält, wenn der zur freien Erkenntniß der Wahrheit beſtimmte Geiſt ſich herausnimmt, alles ihm zum Glauben Dargebotene an den höchſten Kriterien der Wahrheit zu prüfen, — ſo entſpringt der beſchränkte Skeptizismus der Anderen aus einer Geiſterſcheu, welche ängſtlich an dem unmittelbar Gewiſſen feſthält, und ſich fürchtet, den eng umſchränkten Sicherheitshafen zu verlaſſen, um auf dem ſtürmiſchen Meere der ſich durchkreuzenden Glaubens-Meinungen und Überlieferungen einer neuen, andern Welt entgegen zu ſchiffen, die aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit, aus dem Unendlichen in die Endlichkeit hineinragt. Verleugnen Jene die weſentlich-allgemeine Menſchen-Vernunft und ihre Beſtimmung zur freien Aneignung des zu vernehmenden Göttlichen, ſo verleugnen die Letzteren den allgemeinen Menſchen-Glauben und die Nothwendigkeit vertrauender Hingebung an fremde Erfahrungen. Brüſten die Einen ſich mit angeblich demüthiger Unterwerfung unter angeblich rein göttliche Einſchreitungen, ſo pochen die Anderen in ihrem Eigendünkel auf ihre angebliche Aufklärung, welche ſich allein für den geſunden Menſchenverſtand ausgibt, und hiermit faſt die ganze frühere Menſchheit für geiſteskrank erklärt.

Und doch kann die Menſchheit eben ſo wenig des Gewiſſen und Gewiſſens für die Gegenwart, wie der Hoffnung und des Glaubens in Bezug auf die Zukunft und das Jenſeits entrathen. Wie der phyſiſche Menſch der umgebenden Luft und des Äthers und des Sonnenlichtes zu ſeinem Beſtande, zu ſeinem Leben und Gedeihen, ſo bedarf der innere Menſch der umgebenden Seelen-, Geiſtes- und Gotteswelt, ſo bedarf er innerhalb der zeitlichen und räumlichen Schranken der Gemeinſchaft mit dem zeitlich und räumlich Unendlichen. Ohne den Glauben an Gott muß er verzagen und mit ſich und der Welt zerfallen; ohne den Glauben an eine andere Welt muß er zum troſt- und liebloſen Genüßling zuſammenſchrumpfen. Nur im lebendigen Zuſammenhang, in der innigen Verkettung des Unendlichen gewinnt jedes Endliche ſeinen vollen Werth und ſeine höchſte Würde; nur im Bewußtſein dieſes Aufgenommenſeins in die alldurchdringende Weltordnung kann der Menſch ſchon hier dauernd beſeligenden Frieden genießen.

Auf welche Weiſe aber das Überirdiſche und Nachzeitliche mit der unmittelbaren Gegenwart verknüpft iſt, auf welche Weiſe das Überirdiſche des Menſchen ſein ſchon hier beginnendes ewiges Leben fortſetzt und welcher Art die Beziehung deſſelben zu der hinterlaſſenen Menſchheit ſein möge, darüber ſind aus den verſchiedenen Zeiten und Völkern der Religionsgenoſſenſchaften ſo verſchiedenartige Überlieferungen vorhanden, daß die nächſte Aufgabe für die zum Bedürfniß der Univerſalität und Organiſirung erwachte Forſchung keine Andere ſein kann, als: Alles mit größter Umſicht zu prüfen und Nichts als gültig anzuerkennen, was der gemeinſamen, unendlichen Beſtimmung des Menſchen, was der allgemeinen Weltharmonie entſchieden widerſpräche. Um aber jene Aufgabe zu löſen, um dieſem Bedürfniß zu entſprechen, iſt dem forſchenden Geiſte in der Entdeckung Mesmer's und den darauf folgenden, verwandten Erfahrungen ein Mittel geboten, das ſelbſt zwar noch theilweis eine genauere, tiefere Erforſchung bedarf, aber theilweis ſchon Blicke in jene wundervolle Sphäre geſtattet, welche beſtimmt ſein dürfte, die Vergangenheit mit der Gegenwart und das Dieſſeits mit dem Jenſeits in die erſehnte Übereinſtimmung zu bringen.

Was etwa in der vorliegenden Schrift bei dieſer großen Arbeit mit Nutzen zu verwenden ſein möchte, müſſen wir der ſtrengen Wiſſenſchaft zu beſtimmen überlaſſen! — F. W. Carové.

Ethnographiſche Werke.

1) Reiſe durch Nordamerika bis zur Mündung des großen Fiſchfluſſes und an den Küſten des Polarmeeres, in den Jahren 1833—1835, von Kapitän Georg Back. Aus dem Engliſchen von Dr. Karl Andrée. Leipzig, J. J. Weber. 1836.

Die erſte Anregung zu der Expedition des Kapitän Back gab 1833 die Abſicht, den Kapitän Roß, der im Jahre 1829 Europa verlaſſen hatte, und über deſſen Schickſal man immer ſteigende Beſorgniſſe hegte, aufzuſuchen, zu retten. Kapitän Back, ein ebenſo entſchloſſener als umſichtiger Mann, eilte deshalb raſch aus Italien, wo er ſich gerade befand, nach England, zog Erkundigungen aller Art ein und traf Vorbereitungen, und Herr Roß ſuchte bei'm Könige um die Erlaubniß an, eine Expedition ausrüſten zu dürfen, um entweder ſeinen Sohn und Bruder zu retten und zu befreien, oder, falls ſie nicht mehr am Leben wären, ſich wenigſtens über ihr Schickſal Auskunft zu verſchaffen. Die Lordkomiſſarien der Schatzkammer wurden nun angewieſen, 2000 Pfd. Sterl. auszuzahlen, falls Kapitän Back die Leitung der Expedition übernehme; Back erklärte ſich dazu bereit. Brittiſcher National- und Gemeingeiſt förderte in unglaublicher Schnelle das menſchenfreundliche Unternehmen; die Regierung unterſtützte es auf alle Weiſe. K. Back ſegelte ab. Mittlerweile kam Kapitän Roß glücklich wieder an, und K. Back führte nun ſein Unternehmen, wozu uneigennützige Menſchenfreundlichkeit den belebenden und weihenden Anlaß gegeben, im Intereſſe der Wiſſenſchaft mit einer Beharrlichkeit aus, welche ſich durch keine Hinderniſſe ſchrecken ließ, und mit einer Genauigkeit und Sorgfalt, welcher man höchſt intereſſante ethnographiſche, geographiſche und naturwiſſenſchaftliche Reſultate verdankt, die für eine nähere Kenntniß der nördlichen Theile Amerika's und der Polarküſten von Wichtigkeit ſind. Engliſche und aus ihnen viele deutſche Blätter *) haben bereits früher aus der auch für das größere Publikum intereſſanten beſchreibenden Hälfte des Back'ſchen Werkes eine Menge kleiner Sittenbilder ausgehoben; wir können deßhalb, was dieſe Partie des Buches betrifft, eine weitläuftigere Analyſe füglich unterlaſſen, und begnügen uns, auf die in dem Anhange enthaltenen, für die Wiſſenſchaft wichtigen zoologiſchen Bemerkungen des Dr. John Richardſon, auf das von Dr. W. J. Hooker aufgenommene Verzeichniß der Pflanzen, auf jenes der von Herrn King, Wundarzt und Naturforſcher der Expedition, geſammelten Arachniden und Inſekten, auf die geologiſchen Bemerkungen über das bisher unbekannte Land, durch welches K. Back reiſ'te, von W. H. Fitton, auf die meteorologiſchen Tabellen und magnetiſchen Beobachtungen aufmerkſam zu machen. Die Ueberſetzung iſt lobenswerth, die typographiſche Ausſtattung muſterhaft.

2) Reiſe durch die mexikaniſchen Provinzen Tumalipas, Cohahuila und Texas im Jahre 1834. In Briefen an ſeine Freunde, von Eduard Ludecus. Leipzig, J. Fr. Hartknoch. 1837.

Die meiſten deutſchen Auswanderer nach Amerika werden bei ihren Coloniſationsplanen von politiſchen oder merkantiliſchen Hoffnungen geleitet; jedenfalls darf man getroſt annehmen, daß die Mehrzahl mit einem Plus von ſanguiniſchem Element über den Ocean ſchifft. Bei dem Verfaſſer des erwähnten Buches war es der umgekehrte Fall; es überfiel ihn, nachdem er mehrere Jahre in einem norddeutſchen Handelshauſe gearbeitet, eine Art von Comptoir-Spleen, und um dieſen aus dem Leibe zu jagen, beſchloß er, auszuwandern und ſich in Amerika anzuſiedeln, in der Hoffnung, daß Bewegung und Beſchäftigung in der freien Luft ihn curiren würden. Wir erhalten durch ſein Buch eine Menge intereſſanter Berichte über Länder, von welchen man bisher nur wenige und unvollſtändige Notizen hatte; Texas war vor kaum hundert Jahren noch eine völlige Wüſte, deren Exploitirung die eiferſüchtige ſpaniſche Regierung in Mexiko obendrein allen Ausländern ſehr ſchwierig, ja faſt unmöglich machte. Das Hauptintereſſe des Buches bilden friſche Schilderungen bunter, nicht ſelten abenteuerlicher Erlebniſſe in jenen Landſtrichen, deren Eigenthümlichkeiten zu unſerer Kenntniß gebracht werden, Charakter- und Sittenzüge. Wiſſenſchaftliche Strenge und Ausführlichkeit erwarte man nicht. Wir ſind jedoch entfernt davon, dieſen Mangel dem Verfaſſer zum Vorwurfe zu machen, da die Reichhaltigkeit und der Farbenwechſel der Scenerieen, die uns wie im Traume vor den Augen vorüberfliegen, dafür entſchädigen.

---

*) Auch der Phönix, im vor. Jahre.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 77. 1837.

Phönix.

Samſtag, 1. April.

Ein Beſuch bei Lady Stanhope.

Noch ſchwebt wohl unſeren Leſern in friſchem Andenken der intereſſante Bericht, den Herr de Lamartine von ſeinem der Lady Stanhope im Jahre 1833 gemachten Beſuche erſtattet hat. Kurz nachdem der Dichter in ſeine Heimath zurückgekehrt, fanden ſich einige den Orient durchpilgernde Saint-Simoniſten veranlaßt, die berühmte Frau aufzuſuchen. Einer davon, Hr. E. Barrault, erzählt, welche Aufnahme ſeine Strebensgenoſſen bei der Lady gefunden. Jetzt, wo Enfantin, der ſg. Vater dieſer Sekte, aus Ägypten nach Paris zurückgekehrt iſt, dürfte der Bericht des Hrn. Barrault ein eigenthümliches Intereſſe darbieten. Wir geben ihn daher nachfolgend in treuer Überſetzung. —

„Im Jahre 1833 verließen einige Reiſende, die kurz zuvor in Syrien gelandet waren, Bairuth, um ſich nach einem Dorfe zu begeben, welches eine halbe Stunde von der Wohnung der Lady Stanhope entfernt liegt. Von hier aus baten ſie um die Erlaubniß, der Königin von Palmyra ihre Aufwartung machen zu dürfen. Noch vor Einbruch der Nacht hatte ſie geruht, ihnen durch ihren Dragoman eine ihren Wünſchen entſprechende Antwort zugeben zu laſſen, und am folgenden Tage, gegen ſieben Uhr Abends, ſandte ſie ihnen Pferde. Für ihren Empfang hatte ſie die Stunde nach Sonnen-Untergang anberaumt, — wie ſie ſagte — wegen des nachtheiligen Einfluſſes des Mondes, der während des Tages herrſchte.

Nach ihrer Ankunft zu Djiun, — ſo heißt der Theil des Libanons, wo Lady Stanhope ihren Wohnſitz aufgeſchlagen, — wurden ſie, nach kurzem Harren, eingeführt. Das Licht, durch Vorhänge verſchleiert, war ſo angebracht, daß die Ankömmlinge zunächſt nur durch eine Art von Wolke diejenige wahrnahmen, die ihre Blicke eifrig ſuchten, jene Frau, die ſtark durch ihr Genie, ihre Schönheit und ihre Glaubensmeinungen, wie Macht zu Macht, mit den Paſchas unterhandelte, in Mitten der Wüſten und Ruinen durch ihren Namen Schutz verlieh, arabiſche Stämme ſich zu ihren Füßen beugen ſah, und von ihrer Dankbarkeit als Königin begrüßt wurde, — ſie, ein Weib, Weib und ganz allein! Die Reiſenden grüßten ſie mit tiefgefühlter Ehrerbietung, und ſie vernahmen eine Stimme, und auch dieſe Stimme ſchien bewegt, indem ſie ſprach: „Man hatte mir wohl verkündigt, daß mein Unglück in dieſem Jahre enden werde."

Wer hatte es ihr angekündigt? Wie verknüpfte dieſe leidende und muthige Frau mit der Ankunft dieſer Fremden das Ende ihrer Leiden? Dies iſt ein Geheimniß zwiſchen ihr, den Geiſtern und den Geſtirnen. Und ihre Leiden, worin beſtanden ſie? Abgeſehen von der Zerrüttung eines großen Vermögens, welches durch unvorſichtige Freigebigkeit zu Grund gerichtet und durch häufige Anleihen ſchlecht geſtützt wurde, — war es die Müdigkeit einer hohen und glühenden Seele, die hartnäckig Träume verfolgte und ſie immer, wie eine Luftſpiegelung zurückweichen ſah, welche die Wüſte an jedem Tage auf allen Punkten des Horizontes von Neuem ihr vor Augen ſtellte.

Nach jenen erſten Worten währte die Unterhaltung, nur kurz durch die Abendmahlzeit unterbrochen, bis um ein Uhr nach Mitternacht. Lady Stanhope nahm mit ihren Gäſten den Kaffee ein, bot ihnen die Pfeife an und rauchte die ihre. Während der übrigen Zeit ihres Aufenthaltes zu Djiun empfing ſie dieſelben jedesmal am Abend. Für ſie iſt der Tag der Ruhe gewidmet und das thätige Leben beginnt erſt mit der Nacht. Im Angeſichte des Weltalls, ſich erleuchtend durch ſeine tauſend Fackeln, hört ſie auf, allein zu ſein, und ſie findet in ihm den Unterredner für ihre langen Nachtwachen; der Tag verſenkt ſie wieder in die Wüſte. Es war immer, bevor ſie von der Erde an den Himmel ihre geheimnißvolle Leiter knüpfte, daß ſie mit den Reiſenden ſich unterhielt, die ſie auf ſo edle Weiſe aufgenommen, und in jedem dieſer Geſpräche erwies ſie ſich als eine höhere Natur, welches auch immerhin ihre Meinungen waren.

Sprach ſie von den Nationen Europa's, dann bezeigte ſie immer eine lebhafte Sympathie für Frankreich. Bei ihr war dieſes Gefühl ſogar in der Zeit des Kampfes von Frankreich mit England ſchon vorhanden. Lächelnd brachte ſie in Erinnerung, daß ſie ein Schiff und ſeine Mannſchaft für den Schleichhandel ausgerüſtet, um in dem Salon, ja ſelbſt im Kabinet ihres Onkels Pitt franzöſiſche Stoffe tragen zu können. Sie glaubt, daß Frankreich in der gegenwärtigen Zeit eine große Sendung habe.

In der Staatsökonomie ſprach ſie Gedanken aus, die man für wenig fortgeſchritten halten dürfte, übrigens ziemlich dem Geiſt der alten Feudalität angemeſſen waren. Ihr zufolge mußte die Geſellſchaft nur aus Bauern und Kriegern beſtehen. Obgleich ſie übrigens auf die künftige Herrſchaft des Friedens hofft, ſieht ſie für die arme Menſchheit noch lange Schlachtentage voraus. Jedes Land, meinte ſie, müſſe ſich mit ſeinen Erzeugniſſen begnügen, ſich des Handels enthalten, da derſelbe etwas höchſt Schlechtes ſei, — eine zum wenigſten in einigen Beziehungen zu entſchuldigende Reaktion einer Engländerin gegen England.

Sobald ſie auf die Sitten Europa's zu ſprechen kam, war ihre Unterhaltung reich an geiſtvollen und feinen Bemerkungen. Weit entfernt, irgend etwas von jener Welt vergeſſen zu haben, von welcher ſie ſchon längſt getrennt, ſchien ſie ſich in ihrer Einſamkeit eine Karte von größter und pikanteſter Genauigkeit davon gezeichnet zu haben. Nicht ohne bitteren Scherz erinnerte ſie an jene Miſchung von Sprödigkeit (**pruderie**) und Anſtößigkeit (**scandalo**), die deren Moralität charakteriſirt. Sie ſelbſt ſchien nicht vor den verwegenſten Theorien über die Liebe und die Ehe zurückzuſchrecken. — — — — — — — —*)

Aſtrologie endlich, Magie, die Überlieferungen und ihre eigenen prachtvoll in dieſen breiten orientaliſchen Zettel eingeſchlagenen Hoffnungen, — dies waren die Gegenſtände, die ſie am vorliebigſten, aber immer mit Zurückhaltung beſprach. Von der Wichtigkeit dieſes Wiſſens voreingenommen, konnte ſie ſich kaum vorſtellen, daß ihre Gäſte ſo viel Glauben an die Zukunft hegten, als ſie ihr zu erkennen gaben, wenn ſie nicht die geheimen Wiſſenſchaften und die Zuſtimmung der himmliſchen Zeichen zu Bürgen dafür hätten, und ſie ſagte zu ihnen: „Mein Gott! Sie müſſen entweder junge Narren oder ſehr große Gelehrte ſein.“ Eines Nachts ließ ſie dieſelben aufwecken, um einer Mondsfinſterniß beizuwohnen. Was bedeutete ihr dieſer Moment des ewigen Dramas der Welten? Sie haben es nicht erfahren; aber Nichts geht am Himmel vor, was nicht einen Reflex oder einen Schatten in ihr Leben wirft.

Ein ſeltſames Schickſal für die Nichte Pitt's, für diejenige, die ihm oft als Schreiberin diente, und durch ihn in die poſitivſten Intereſſen, in die ergreifendſten Wirklichkeiten hineingezogen wurde, — als Sibylle und Zauberin in einer Wüſte des Orients zu leben! Abgelöſ't durch den Tod ihres Oheims von jener öffentlichen Wirkſamkeit, die ihr erſtes Daſein abſorbirt hatte, — abgelöſ't durch den Tod ihres Bräutigams von jenem Leben inniger Zärtlichkeit, welches ihre Seele zum zweitenmale abſorbiren ſollte, — verließ ſie Heimath, Familie, Ehren, Alles, um nur mehr ihren Zukunftsträumen anzugehören, in welche ſie die Politik und die Liebe wieder hinein verflocht, indem ſie ihnen einen höheren Maaßſtab und reizendere Färbung verlieh. Einmal angelangt auf dem Boden und unter dem Himmel des Orients, in jenem Vaterlande großer Ambitionen und glänzender Einbildungen, fühlte ſie ſich wieder aufleben wie eine Verbannte, die ihr Vaterland wiederfindet, und ſie entſagte dem ihrigen. Iſt Lady Stanhope nicht ein zugleich geſchwiſterliches und doch verſchiedenes Geſchick von dem des Lord Byron beſchieden? Beide überhäuft und doch unerſättigt von allem Ruhm und aller Luſt; beide ihres Vaterlandes, ſeines Klima's, ſeiner Sitten müde, und durch unwiderſtehlichen Zauber nach dem Orient hingezogen; beide abenteuerlich, man weiß nicht welchen Traum, welches Unvorhergeſehene verfolgend; der Barde allerdings immer zweifelnd, immer der Ungewißheit preisgegeben, die glänzenden Farben des Orients nur in tiefen Abgründen der Traurigkeit und der Ironie zurückſtrahlend, endlich ſein Leben Griechenland hinwerfend, ohne recht zu wiſſen, ob er in ihm ein Werkzeug des Heiles oder der Selbſtvernichtung ſuche; — Lady Stanhope, ſich ſtützend auf einen Felſen Syriens, ſich erkühnend, den Zweifel unter die Füße zu treten, und ihr einſames Leben zu einem großen morgenländiſchen Gedichte geſtaltend!

Lady Stanhope harret der Ankunft eines Meſſias, der auf der Welt eine einzige Gewalt einſetze, eine allgemeine Religion, und ſie hat ſich ihre Stelle neben ihm angewieſen. Woher wird dieſer Meſſias kommen? Aus dem Morgenlande. Wie wird er der Erde angekündigt werden? Sie behauptet, es werde durch einen

---

*) Wir laſſen hier drei Zeilen unüberſetzt, weil wir beſorgen mußten, daß unſere Leſerinnen unſere Ueberſetzertreue mißbilligen würden.

Engel geſchehen, und er ſelbſt wird ſich erſt durch dieſe Ankündigung erkennen. Man weiß, daß ſie ihm eine Stute mit ſattelförmigem Rücken aufbewahrt, die nie ein Reiter beſtiegen. Wenn, wie man verſichert, auch in den Ställen des Schah von Perſien ein immer geſatteltes und gezäumtes Pferd ſich befindet für den letzten der Imams, der wieder erſcheinen ſoll, begleitet von ſeinem Generaliſſimus Jeſus, um die Welt zu befrieden (pacifier), dann ſieht man, daß zum Wenigſten im Orient der Geſandte Gottes nicht zu Fuß zu gehen genöthigt iſt. (Schluß f.)

Schulen und Univerſitäten in Großbritannien.

Gerade jetzt möchte es an der Zeit ſein, das deutſche Publikum mit der Erziehungsart und den Erziehungsanſtalten in den vereinten engliſchen Reichen bekannt zu machen, da jetzt denſelben, beſonders in Irland, mehrfache Modificationen bevorſtehn und für dieſelben das deutſche, vornämlich das preußiſche, Lehr- und Schulſyſtem theilweiſe als Muſter angenommen werden ſoll. In Schottland ſind die Lehranſtalten den unſrigen wenigſtens ähnlich, in England von ihnen durchaus verſchieden und in Ireland auf einer ſehr niedrigen Stufe. Erwägt man den hohen Einfluß, den Erziehung, Unterricht und Bildung auf das ganze Leben, auf die äußere Erſcheinung, wie die innere Richtung des Menſchen ausüben, ſo wird man nicht ohne Intereſſe ſich mit jenen Verhältniſſen, wie ſie in England exiſtiren und auf die Engländer einwirken, vertraut machen; man wird dann viele Eigenthümlichkeiten im Charakter und in den Sitten, im ſocialen und politiſchen Leben des Engländers erklärlich finden, Eigenthümlichkeiten, die uns oft barock ſcheinen und lediglich nur in der Erziehung und den beiderſeitigen Vorurtheilen ihren Grund haben. Später kommen wir hierauf zurück, betrachten jetzt zuvörderſt die Volksſchulen und untern Bildungsanſtalten, dann die höhern (unſere Gymnaſien Collegien, Pädagogien, lateiniſche Schulen u. ſ. w.) und zuletzt die Univerſitäten. Da in den drei Reichen wie die Sitten, die Religion und die Verfaſſung, ſo auch die Lehrmethode und die Lehranſtalten verſchieden ſind, müſſen wir unſere Arbeit in drei Rubriken, in die für England, Schottland und Ireland eintheilen.

Es erregt in der That Erſtaunen, wie wenig in Großbrittanien für das öffentliche Erziehungsweſen von Staats wegen gethan iſt, es exiſtirt zur Zeit noch kein gleichförmiges, nationales, durchgängig zweckmäßiges und vernünftiges; erſt in unſerm Jahrhundert iſt das Gouvernement eingeſchritten und hat dieſem wichtigen Zweige der Verwaltung einige Aufmerkſamkeit geſchenkt, theilweiſe offenbare Mißbräuche abſtellend, theilweiſe Fonds und Freiheiten bewilligend. Den Bemühungen des Staats haben ſich zwei andere erfreuliche Erſcheinungen angeſchloſſen und den Weg des Fortſchrittes gebahnt, die Errichtung der Sonntagsſchulen und die Lancaſter'ſche Lehrmethode. Früher waren und ſind meiſt noch alle Schulanſtalten, des niedern wie des höchſten Grades, Privatſtiftungen, durch ausgeſetzte Fonds und milde Beiträge unterhalten, oder Stiftungen von gemeinnützigen Geſellſchaften und Corporationen, oder der betreffenden Städte und Ortſchaften; eine Folge davon, daß jede derartige Anſtalt nach dem Willen des oder der Stifter eingerichtet iſt, die eine ariſtokratiſch, die andere democratiſch, dieſe ausſchließlich für Rechtgläubige, jene für Diſſenter *), eine dritte klöſterlich ſtrenge, eine vierte liberal, noch eine andere nur für Geiſtliche und wieder eine andere nur für Weltliche, bald ausſchließlich für philoſophiſche Studien und bald für alte Sprachen und das Alterthum beſtimmt, — keine Einheit, kein Zuſammenhang, daher Stückwerk und Einſeitigkeit. Die engliſchen Schulen ſind wahre Pflanzſchulen für die engliſche Ariſtokratie, denn dieſe gründete und erhält ſie der Mehrzahl nach, die Ariſtokratie beherrſcht das Landvolk, die Geiſtlichkeit und die Lehrer; viele Ariſtokraten ſehen als ſicherſtes Mittel ihrer Erhaltung und Präponderanz die einſeitige, religiöſe Erziehung des Volks und die Nährung ihrer Anſichten und Grundſätze auf den höhern Bildungsanſtalten an. Und es gelingt ihnen: mit Erſtaunen werden wir ſpäter den Erfolg ihres Wirkens bei der Erziehungsanſtalt in Eton, bei den Univerſitäten Oxford und Cambridge betrachten. — Der Primarunterricht wird in England und Wales in drei verſchiedenartigen Anſtalten ertheilt, in National-, in Sonntags- und in Lancaſter'ſchen Schulen. Die Nationalſchulen ſind nach einem im Jahre 1811 von Dr. Bell entworfenen Plane in Städten und auf dem Lande eingerichtet, durch für dieſen Zweck zuſammengetretene Geſellſchaften und milde Beiträge unterhalten, und beſtehen aus Parochial- und Freiſchulen. 1835 exiſtirten in 3,642 Ortſchaften 5,559 derartige Schulen, in denen 516,181 Zöglinge beiderlei Geſchlechts unterrichtet wurden. Die Sonntagsſchulen datiren von 1781 und ſind von Robert Raikes, einem Buchdrucker in Glouceſter, in dieſer Stadt zuerſt eingeführt. Der Biſchof von Salisbury Barington billigte die Einrichtung, welche ſich bald und außerordentlich ſchnell über Stadt und Land verbreitete. In England und Wales beſtehn zur Zeit 16,828 Sonntagsſchulen mit 1,548,890 Schülern beiderlei Geſchlechts, Erwachſene wie Kinder, von denen 730,107 in 6,247 Anſtalten auf die Diſſenter kommen. Es wird in ihnen Religionsunterricht, Leſen und Schreiben öffentlich und unentgeldlich gelehrt; am Nachmittage jeden Sonntag verſammeln ſich die Theilnehmer freiwillig. — Die Lancaſterſchulen, „brittiſche und fremde Schulgeſellſchaft“ genannt, wurden 1808 von Joſeph Lancaſter gegründet und erſtrecken

---

*) Diſſenter iſt in England und Irland Jeder, welcher ſich nicht zu der anglikaniſchen oder proteſtantiſch-biſchöflichen, in Schottland, wer ſich nicht zu der presbyterianiſchen Kirche bekennt.

ſich dermalen über ganz England. Aus ihnen iſt aller Sectengeiſt verbannt, keine der verſchiedenen Religionspartheien bevorzugt, kein Catechiſm und keine Religionsform als Norm angenommen. Der Nutzen dieſer Schulen leuchtet immer mehr ein, beſonders für ärmere und arbeitende Claſſen; die Lancaſter'ſche Lehrmethode, auch in Deutſchland an vielen Orten ſchon eingeführt, iſt bekannt. (Fortſ. folgt).

Feuilleton.

⁂ Dresden, 12. März. — Kunſt und Wiſſenſchaft haben uns — die erſtere mit einer Ausſtellung herrlicher Düſſeldorfer Bilder, — letztere mit Vorleſungen „über die hiſtoriſche Entwicklung der Poeſie von den älteſten Zeiten bis auf dieſen Tag,“ vielfach erfreut. Dieſe Vorleſungen hält hier **Dr. Fortlage** aus Heidelberg unter großem Beifalle vor der Crême der hieſigen Geſellſchaft; es gehört jetzt hier zum guten Tone, dieſelben zu beſuchen, in denen ſich eine Menge von herrlichen Materialien zu einer großartigen Anſchauung zuſammenordnet.

⁂ Von Berlin aus ſind erfreuliche Geſetzbeſtimmungen über die Sicherung des ſchriftſtelleriſchen Eigenthums zu erwarten. Das darüber ausgearbeitete Geſetz liegt jetzt dem Staatsrathe vor; es wird den Autor auch gegen die Willkühr der Buchhändler (rückſichts neuer Auflagen) bewahren. Eben ſo ſollen Schutzmaßregeln für die dramatiſchen Schriftſteller und gegen den Nachdruck getroffen ſein. — Ehre und Dank dem Staate, welcher, auf geiſtige Macht begründet, mit dem ſchönen Beiſpiele vorangeht, den Schriftſteller durch eine ſchirmende Geſetzgebung als moraliſche Perſon anzuerkennen.

⁂ Thorwaldſen wird ſeine Reiſe vermuthlich erſt einige Wochen nach Oſtern antreten; der würtembergiſche Geſchäftsträger und Conſul in Rom, Herr Kolb, wird ihn bis München oder Frankfurt begleiten. — Vom Könige von Würtemberg erhält Thorwaldſen das Großkreuz des würtemb. Friedrichs-Ordens. — Der König von Dänemark hat an ihn geſchrieben und ihm zum Frühjahr eine Kriegscorvette zur Abholung von Kunſtgegenſtänden, und, falls er es wünſche, für ſeine eigene Perſon zu Gebote geſtellt.

⁂ Unpartheiiſches Urtheil über den Saint-Simonismus. — In der katholiſchen Abtheilung der theol. Akademie der unpartheiiſchen Univerſal-Kirchenzeitung vom 17. v. M. treffen wir auf eine im Ganzen genommen ſehr billige Beurtheilung des St. Simonismus: „der Geiſt der Liebe und Gemeinſchaft,“ heißt es u. a., „der in den Schulen St. Simons herrſcht, empfiehlt eine Lehre, die zugleich die längſte und conſequenteſte (?) Gedankenreihe darzubieten und jedes leibliche und geiſtliche Bedürfniß zu erfüllen ſcheint . . . Die Scheidung der Zeiten in organiſche und kritiſche Perioden u. ſ. w. iſt von der tiefſten Wahrheit“ ꝛc. Wir fragen den unpartheiiſchen Akademiker, in welcher dieſer Perioden die katholiſche Kirche begriffen? Die Geſchichte ſcheint zu antworten, daß die Chriſtenheit von Anfang an fortwährend in Kriſen begriffen war; denn, wie ſich die verſchiedenen Rechtgläubigkeiten durch Abſcheidung der Andersgläubigen geſtaltet, ſo haben ſie ſich ſeit dem eilften Jahrhundert durch fortwährende Ablöſungen Andersgläubiger zerſplittert.

⁂ Eiſenbahn-Geſellſchaften in England. — Vier Compagnien haben im J. 1833, eine 1834, eine 1835 und ſechzehn im v. J. Conceſſionen von der Regierung erhalten. Das Geſammtcapital dieſer 22 Geſellſchaften beträgt 346 Mill., und Anleihen dürfen ſie machen bis zu 135 Mill. — Ausgegeben haben ſie: im Jahr 1833 — 11, — 1834 — 19, — 1835 — 36, und 1836 — 88 Mill. — Schon ſind aber dem Parliament wieder 78 Geſuche um Conceſſionen überreicht.

⁂ Lamartine's Selbſtvertheidigung gegen Rom. — Bekanntlich iſt im vorigen Jahre auch Lamartine's Jocelyn von der päpſtlichen Cenſurbehörde den tauſenden, der ganzen Kirche verbotenen Büchern beigeſellt worden. In der Vorrede zur dritten Auflage jenes Gedichtes verwahrt ſich nun der Dichter dagegen, als habe er die Eheloſigkeit der kathol. Prieſter in ein ungünſtiges Licht ſtellen wollen, und ſucht dann den Verdacht zu beſeitigen, als ſei er dem kathol. Glauben untreu geworden. „Gibt es in der Welt etwas Freies und Unverletzliches,“ bemerkt Hr. de Lamartine,“ ſo iſt es gewiß der Gedanke, die Ueberzeugung. (Auch Huß und Galiläi meinten dies eine Zeitlang). Der Vf. hat hier kein Glaubensbekenntniß abzulegen; aber er erklärt ſeine Ehrfurcht, ſeinen Dank, ſeine Liebe, gewidmet einer Religion, die das ganze Myſterium der Menſchheit auf die Erde gebracht und zuſammengefaßt hat; einer Religion, durch welche das Wort des Ewigen Fleiſch, die Moral zum Dogma und die Tugend zum Geſetz geworden iſt; einer Religion, die ſeit 1800 Jahren in Milliarden menſchlicher Weſen dem religiöſen Triebe eine Seele, einen Körper, eine Stimme, allen Gebeten eine Sprache, allen Hingebungen einen Beweggrund, allen Schmerzen eine Hoffnung gegeben hat. Auch dann, wenn der Vf. über den mehr oder weniger ſymboliſchen Sinn irgend eines Glaubensſatzes dieſer großen Gemeinſchaft der Geiſter eine verſchiedene Meinung unterhielte, könnte er ohne Undank, ohne Verbrechen, einer Religion feindlich ſein, die der Schutz ſeiner Jugend, die Religion ſeiner Mutter war, die ihn Alles gelehrt hat, was er von göttlichen Dingen weiß?“ . . . Dieſe Verwahrung ſchließt er mit den Worten: „Mein Gott iſt der Gott des Evangeliums, der Vater, der im Himmel iſt, das heißt überall.“ — Die Congregation des Index wird aber, im glimpflichſten Falle, mit Göthe's Gretchen dem ſich ſelbſt täuſchenden Dichter antworten:

„Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Glaubſt nicht an das Tridentinum!“

⁂ Green's großer Luftballon, mit 73,000 Kubikfuß Kohlen-Waſſerſtoffgas gefüllt, trägt mit ſeinem Netze und Schiffchen 1200 Pfd. Ballaſt und 12 Reiſende, zuſammen 4141 Pfd. — Mit Waſſerſtoffgas gefüllt, würde er 2400 Pfd. mehr tragen können. Herr Green hat jetzt ſchon 226 Luftfahrten gemacht, und verſichert, mehremal über 6000 Toiſen hoch gelangt zu ſein, ohne Athmungsbeſchwerden empfunden zu haben. Oft hat er 15 deutſche Meilen in einer Stunde, einmal ſogar 16 Meil. in 37 Minuten zurückgelegt.

⁂ Fortſchritte der Neger in Weſtindien. — Die Mähriſchen Miſſionsberichte melden aus den Antillen, daß die Vorträge ihrer Sendboten eines weit größeren Zuſpruchs von Seiten der Neger ſich zu erfreuen haben, ſeitdem die Sclaven in den engliſchen Colonien emanzipirt ſind, und ein menſchlicheres Lehrlingsſyſtem dort eingeführt worden. Möchten überall die Chriſten ihre Bekehrungsverſuche mit wirklicher Erlöſung aus den von ihnen ſelbſt geſchmiedeten Ketten beginnen. Macht die Menſchen erſt nur ſo frei, wie die Wilden im Walde es ſind, und wie die heidniſchen Griechen und Römer es waren vor Chriſti Geburt, bringet ihnen leibliche Arzneien und theilt euer Brod mit ihnen, wie die erſten Sendboten gethan; dann habt ihr euch den Boden bereitet, in welchem ein Wort der Liebe wurzeln kann, weil es Urverwandtem begegnet.

⁂ Eigenthümlichkeit der norwegiſchen Bevölkerung. — In Norwegen gibt es jetzt weder Juden, noch Katholiken, noch Adel. Die erſten dürfen gar nicht in's Land; der zweiten gibt es ſeit der Reformation keine mehr dort; der Adel iſt vom Storthing, gegen den Wunſch des Königs, aufgehoben.

⁂ Improviſator in zwei Sprachen. — Frau Langenſchwarz hatte auf den 16. d. M. eine Soirée zu Paris angekündigt, in welcher ſie ſelbſt Schweizer Kuhreigen zu ſingen, Hr. Langenſchwarz aber in deutſcher und in franzöſiſcher Sprache zu improviſiren verſprach.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 78. 1837.

Phönix.

Montag, 3. April.

Ein Beſuch bei Lady Stanhope.

(Schluß).

Jeden Tag erwartete ſie ihn, und nicht, um ſich zu ſeinen Füßen zu ſetzen, wie Magdalena dem Worte ihres Meiſters horchend. Obgleich ſie einwilligt, dem Mann ein wenig Superiorität zu laſſen, ſo erwartet ſie ihn doch, um ſich auf das Pferd ihm zur Seite zu ſchwingen, ihn als Königin zu begleiten, und mit ihm triumphirend in Jeruſalem einzuziehen. In dieſem Paare perſonifizirt, welches den Orient und den Occident darſtellte, würde die Menſchheit, um eine neue Bahn zu betreten, noch einmal die Stadt David's und Salomon's durchziehen, und Jeruſalem, ihren Weg mit Palmen beſtreuend, würde nochmals ſingen: „Geſegnet ſei, der in des Herrn Namen kömmt!“

Nennet, wenn ihr wollt, dieſe Prätentionen und dieſe Sprache Narrheit: aber erwäget die ſtäte Ausnahmigkeit (exceptionalité) der Formen, unter denen ſich jede Weiſſagung hervorthut, und, ſtatt die Seltſamkeit des Anſcheines zu bekritteln, ſuchet unter der Wunderlichkeit des Buchſtabens den Geiſt zu erkennen. Beſeitigt, wenn es euch beliebt, jene Stute mit ſattelförmigem Rücken, die gerne die Nachfolgerin von Jeſu Eſelin werden möchte, und mit ihr Jeruſalem, die Dazwiſchenkunft der Geiſter, und jenes ganze glänzende Gerüſte, welches eurem Verſtande Anſtoß gibt; entledigt dieſer Zurüſtung — bleibt nicht ein wahrhafter Gedanke zurück, — der einer Wiederverſöhnung aller Glaubensmeinungen? Lady Stanhope iſt das lebendige Orakel der religiöſen Einigung des Morgen- und des Abendlandes. Würde ihr genügt haben, ihre Vorausſagung trocken zu formuliren? Nein, ſie hat ſich dieſelbe incarnirt, und indem ſie ſich zu einer der Perſonen der Prophezeihung gemacht, hat ſie mit einer erſtaunlichen Kühnheit geweiſſagt. Eine muthige Braut, harret ſie, ohne zu ermüden, ohne Klage, ihres königlichen, ihres göttlichen Gemahles, ihres Gemahles vom Morgenlande. Dem Orient, den die gemeine Meinung zu einem Satelliten des Abendlandes macht, gibt ſie eine Initative in die Bewegung der menſchlichen Dinge zurück; ſie krönt ſeine Stirne mit einer Aureole. Ihr ganzes Leben, ein langer Seufzer der Liebe, ein langer Traum der Ruhmbegierde, — iſt das Symbol der Vermählung jener beiden Welten, zwiſchen denen ſie ihre Stelle genommen.

Und wundert euch minder darüber, daß der Orient zu ſeinen ſinnvollen Geheimniſſen, zu ſeinen phantaſtiſchen Kühnheiten das Weib des Occidents verführt hat, welches durch die Taufe Chriſtin geworden, aber von ihrer Seele zur Jüdin oder Mahomedanerin gemacht worden war. Den Verſucher ſtellt euch jedoch ſo vor, wie er in Wahrheit iſt. Ein Welttheil ganz durchfurcht von Lavaſtrömen, die gegenwärtig erhärtet, einſt in brennenden Wogen den Feuerbergen entquollen, die man Religionen nennt, — nicht ungeſtraft folgt man ſeiner Lockung, ſich hinüber zu neigen über den Rand jener erloſchenen Krater, in deren Tiefe man noch immer ein verborgenes Feuer brennen zu ſehen glaubt. Auf allen Seiten, — in ſeinen Hügeln, ſeinen Felſen, in Thälern, Städten, Seen und Bäumen — wie viele ſtändig ausgeprägte Wunder! Der Feigenbaum, den er uns verdorrt zeigt, ſcheint er nicht eines neuen Wortes zu harren, um wieder aufzugrünen? Das Wunder des Vorabends bürgt für das Wunder des folgenden Tages; es iſt eine Frucht, die nicht kommt, der man aber zu jeder Zeit entgegen hoffen kann. Wer wird auf dieſem Boden die glanzvollen Überlieferungen in Abrede ſtellen, deren Alltäglichkeit (vulgarité) durch ſo viele äußere Zeichen bekräftigt wird? . . . Und bedenket ihr wohl auch, daß glühende Leidenſchaften hier ohne-Unterlaß den Willen des Menſchen über ſeine Vermögen hinaus ſtürzen? Hier, um ihm die Atmoſphäre zu erweitern, um ihm die Eingeweide des Bodens zu eröffnen, die Entfernungen ihm abkürzen, ihm Alles zu offenbaren, was er nicht weiß, hier, um ihm zu helfen, nach ſeinen Wünſchen die doppelte Kette der Räume und Zeiten zu beherrſchen, hat der Menſch eine Menge unſichtbarer Agenten, Diener, Beſchützer erweckt, als eben ſo viele neue Sinne, die er der Unvollkommenheit ſeiner eigenen hinzugefügt, als äußere Vollendung ſeiner eigenen Schöpfung. Von Hoffnung berauſcht, wie von Opiumsdampf, glaubt er Alles, was er wünſcht. Dieſer Himmel endlich mit ſeinem lichten Azur, wo der Blick ſich ſanft in grenzenloſe Tiefen taucht, und ſo bald ſich mit den Wendungen und Bahnen aller Geſtirne vertraut macht, — dieſer Himmel, der ſich ſo klar ſchauen läßt, daß man glaubt, er laſſe ſich berühren, offenbart er nicht noch heute, wie in den Tagen der Vergangenheit, einen geheimnißvollen Verkehr von Einflüſſen zwiſchen ſeinen Geſtirnen und allen lebenden Weſen? Schaut man ihn lange an, dann ſucht man zuletzt darin ſein eigenes Bild und ſuchet in ihm ſein Geſchick. Kann es dieſemnach befremden, daß Lady Stanhope ſich dieſen Bezauberungen nicht entrinnen konnte und daß ſie mit Begeiſterung dieſem ſo ſchönen, von ſo viel Poeſie geſchmückten Orient ſich ergeben? Sie hat ihn ganz für ihre königliche Gemahlſchaft beſchworen. Sie hat ihren Pallaſt auf die Überlieferungen erbaut, als auf einen Grund, der dauerhafter iſt, als der Granit des Libanons. Jede Nacht webt ſie ihren Hochzeitsmantel aus den Strahlen aller Sterne; und, ihre Zukunft zugleich an die Wiſſenſchaft der fernen Vergangenheit und an die glanzenden Erſcheinungen der Welten anknüpfend, beruft ſie alle Mächte, um mit ihrer Hülfe ihren Ring, ihr Scepter und ihr Diadem zu ſchmieden. — Das iſt es, was ihre mächtige Weibes-Einbildungskraft gethan, vielleicht thun mußte, ergriffen von der erhabenen Hoffnung der Vereinigung des Morgen- und des Abendlandes.

Der Glaube an Gott und an den Teufel, an gute und böſe Geiſter, das iſt in wenigen Worten ihr Glaube. Doch bekennt ſie ſich zu einer den orientaliſchen Überlieferungen entliehenen Meinung, wonach der Kampf der beiden Prinzipien ſeinem Ende nahe iſt. Eines Tages, als einer der Reiſenden ihr den Teufel anzuklagen geſchienen, unterbrach ſie ihn lebhaft, indem ſie ausrief: „Sagen Sie nichts Böſes vom Teufel; der Teufel iſt der Freund Gottes. Der Teufel war zuerſt in Gunſt, dann in Ungnade; jetzt aber iſt die Zeit gekommen, wo er ſich mit Gott wieder verſöhnen wird.“ Dieſe lebhafte Vertheidigung des Teufels würde nicht ganz uneigennützig ſein, wenn es wahr wäre, daß ſie ſchwarze Zauberei triebe, wie ſie deſſen von den Anhängern der weißen Magie beſchuldigt wird.

Feſt überzeugt, daß durch Jeruſalem ſich ein neues religiöſes Ereigniß vollbringen wird, iſt Lady Stanhope auf den Katholizismus und Rom ungehalten. Auf einer Reiſe, die ſie zur Zeit einer Papſtwahl dahin gemacht, trieb ſie die Neugierde, den Papſt in der Einſamkeit zu ſehen, in welche er ſich bald nach ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl begeben muß. Mittelſt vielen Geldes und einer Verkleidung konnte ſie ihn gerade in dem Augenblicke ſehen, in welchem er ſich mit Gott allein glaubte. Sie legte dieſem Umſtand, über den ſie ſich nicht weiter ausſprach, eine beſondere Wichtigkeit bei und empfahl ihren Gäſten, ihn im Gedächtniß zu behalten. Bei einer ſolchen Gelegenheit, wo ſie vom Chriſtenthume ſprach, war es, wo ſie dieſelben von jenem berühmten Reiſenden unterhielt, der ſie vor ihnen in ihrer Einſamkeit beſucht hatte. Nachdem ſie von ihm mit hoher Achtung geſprochen, und auch ihnen geſtattet hatte, ihre Bewunderung für dieſen edlen und ſchönen Dichtergenius zu bezeigen, wollte ſie über deſſen Glauben urtheilen und ſagte: „Herr de Lamartine glaubt nicht; denn er iſt immer damit beſchäftigt, ſich ſelbſt zu überzeugen.“

Es iſt nicht nöthig hinzuzufügen, daß ſie ihre divinatoriſche Kunſt auch an ihren Gäſten übte. Es ſchien ihnen, als beſitze ſie einen ſeltenen weiblichen Scharfblick, was wohl auch eine Divination iſt. Das Miniaturbild eines Mannes aufmerkſam betrachtend, den die Reiſenden ihren Vater nannten, *) ſagte ſie: „Er hat zwei Planeten, ein wenig Mars und viel Jupiter.“

Nach vierzehn Tagen, die ſie theils zu Djiun, theils auf Ausflügen in der Nachbarſchaft zugebracht, nahmen die Reiſenden Abſchied von Lady Stanhope. Ihre großmüthige Gaſtlichkeit, die Erhabenheit ihres Genie's und ihres Charakters, ſelbſt ihre Schönheit, welche ihre Jahre achtet, hatten ſie mit Dankbarkeit und Bewunderung erfüllt. Nicht ohne ein Gefühl von Traurigkeit begrüßten ſie zum letztenmale Djiun, wo ein Weib zurückblieb, in der Einſamkeit mit ſchmerzlicher Hartnäckigkeit das ungeheure Gebäude ihrer Träume zu bewahren: ein neues Beiſpiel des Todes in der Wüſte für diejenigen, die dem Fortſchreiten der Menſchheit, es erleuchtend, voraneilen!

Wird die Zukunft, dieſes Vaterland der Propheten, nicht mit einem Zeichen auf dem Libanon das Gedächtniß der Königin von Palmyra und Jeruſalem feiern?“ —

* * *

Es ſcheint, daß die Reiſenden in Lady Stanhope das freie Weib zu finden hofften, deſſen Enfantin vor mehreren Jahren zu harren verſicherte, um in Gemeinſchaft mit ihr ſeine hohe Sendung zur Emanzipation der Frauen und zur Stiftung einer Weltreligion zu vollbringen. C.

---

*) Enfantin.

Kunſtausſtellung in Hannover.

Erſter Artikel.

Die Kunſtausſtellung iſt in Hannover jedesmal ein großes Erlebniß, da ſie der Mittelpunkt aller geiſtigen und converſationellen Regſamkeit wird und auch die Intereſſen des alltäglichen Lebens ergreift, indem der Geſchmack durch die Wirkung künſtleriſcher Gebilde veredelt und als ſolcher allgemeiner werden kann.

Die gegenwärtige Ausſtellung beſteht aus einem Zuſammenfluſſe der heterogenſten Produkte des Pinſels und Meißels, renommirte Schulen treten auf der einen Seite entſchieden mit ihren Richtungen hervor, einzelne kräftige Talente machen ſich auf der andern Seite durch ſelbſtſtändigen Geiſt geltend, und zwiſchen beide hingeſtreut findet man verwirrte Beſtrebungen oder hoffnungsvolle Verſuche junger Anfänger. Im Allgemeinen iſt unſere Kunſtausſtellung eine reichhaltige zu nennen; bekannte Meiſter traten mit ihren beſſern Produkten hervor, ſelbſt Italiäner, Franzoſen und Holländer fanden ſich in verhältnißmäßig bedeutender Menge ein, um mit dem ſinnreichen Deutſchen in die Schranken zu treten.

Es würde wohl ſehr oberflächlich gemeint ſein können, wenn man von verſchiedenen deutſchen Schulen in Deutſchland ſelbſt apodiktiſch reden wollte; es iſt das glückliche Streben nach Verſchmelzung, nach einer ſchönen deutſchen Allgemeinheit bemerkbar, aus der allein eine Meiſterſchaft hervorgehen kann, wie wir ſie gegenwärtig im Vaterlande verlangen dürfen und in vielen Beziehungen zu bewundern haben. Obgleich nicht zu verkennen iſt, daß die Düſſeldorfer Akademie eine eigenthümliche, oft manierirte Richtung eingeſchlagen hat, ſo iſt dieſelbe doch keineswegs in der Weiſe zu verſtehen, wie man das früher wohl als Kriterium einzelner Schulen finden und unterſcheiden wollte; denn was iſt im letzten Grunde das Eigenthümliche der Düſſeldorfer Akademie anders, als die ſchöne, klare Poeſie, die der Künſtler durch Auffaſſung und Farbentechnik vorzuführen ſtrebt, das duftige, frühlingsfriſche Leben der Landſchaft, die charaktervolle Innigkeit der Geſtalten und Scenen?!

Alle Schulen Deutſchland's nähern ſich einander zu einer edlen, nationalen Kunſt, die Künſtler des Nordens, die früher bedächtlicher die Einzelnheiten zum Ganzen verbanden, die Süddeutſchen, welche genialer, enthuſiaſtiſcher die Schönheit hervorlockten, werden ſich zur goldnen Mitte vereinigen, es wird und darf nur Eine deutſche Kunſt geben.

Genau genommen hat jeder Maler ſeine eigene Schule, ſeine Farbenmiſchung; dieſer malt bunt und friſch, jener melancholiſch gedämpft, dieſer fratzenhaft, jener bedächtlich. Der nächſten Zukunft wird es anheim fallen, dieſe deutſche Allgemeinheit zum ſchönſten, längſt erhofften Reſultate zu führen. Wie reich iſt das deutſche Gemüth, wie tief weiß es ſich in das Geringſte hineinzudenken und den poetiſchen Zauber zu finden, mit welcher ſüßen Innigkeit faßt es die Schönheit der Natur, den Ausdruck des Seelenlebens auf.

Betrachten Sie daneben die Holländer. — Wo iſt ihre Schule geblieben, wo hört man von flamändiſcher, Rembrandt'ſcher, trivialer oder poetiſcher Richtung? Sie haben ſich ganz und gar der deutſchen Allgemeinheit genähert, ſie faſſen gemüthlich auf, wie früher, aber ihre Behandlung iſt deutſch, ihr ſeeliſcher Ausdruck iſt dem unſern gleich. Sie haben weiter nichts Nationales mehr, als die Koſtüme, die ſie ihren Scenen geben, hieran und höchſtens an einer nordiſchen Derbheit erkennt man die Nachkömmlinge einer einſeitigen, aber berühmten Kunſtſchule.

Wie ſtellen ſich uns dagegen die Franzoſen entgegen? Kecke outrirte Effekthaſcherei bieten ſie uns in der Mehrzahl, die Natur iſt ihnen oft nicht pikant genug, häufig nur in theatraliſch verrenkter Zerrung gefällt ſich ihr unruhiges Gemüth. Wo iſt Innigkeit oder geheimnißvolle, ſtille Poeſie? Sehen Sie eine Landſchaft, ſie reißt Sie im erſten Anſchauen unwillkührlich hin, hier ſteht ein Baum, der ſo kühn ſeine Zweige zu herſtreckt, dort ein zerriſſener Fels, der ſchauerlich wahr und gefahrdrohend über dem Abgrunde ſchwebt, betrachten Sie Alles genauer, nach der erſten Betäubung des Eindrucks werden Sie finden, daß jener Baum, dieſer Fels allein es waren, die ſie anzogen, das Übrige weicht zurück, es ſcheint nur jener beiden Gegenſtände wegen und deßhalb flüchtiger gemalt zu ſein, es verraucht der Knalleffekt und Sie ſuchen vergebens einen freundlichen Totaleindruck, der aus jedem ächt poetiſchen Werke dauernd hervorgehen muß.

So ſind auch die meiſten franzöſiſchen Genrebilder; Theaterſcenen kann ich ſie mit dem glimpflichſten Namen bezeichnen, in denen die Wahrheit fehlt. Die gegenwärtige Ausſtellung gab mir zu eclatanten und frappanten Beiſpielen täglich Gelegenheit, viele Kunſtkenner wollten gewaltſam etwas Manierirtes in allen dieſen Werken finden, war es auch nur ein Pferdefuß oder der Abſatz eines Poſtillons; aber es iſt jener angedeutete, franzöſiſche Geiſt, der **Coup**, der alle künſtleriſche Betriebſamkeit leitet, der ſich bei ſonſt ſinnreicher Auffaſſung und trefflicher Behandlung darin gefällt, den Sporn einer Nebenfigur zu karikiren, wenn dadurch nur einigermaßen eine Knallwirkung entſteht. —

Was ſchließlich die Gegenſtände aus Rom anbelangt, welche unſere Ausſtellung ſchmücken, ſo ſind die meiſten von Deutſchen, welche dort leben. Der Geiſt iſt und bleibt deutſch, trotz der römiſchen Beimiſchung. Sehr zu beklagen iſt aber, daß ſo viel Schlechtes von dort herkam, und daß nur wenige, aber wahrhaft ausgezeichnete Kunſtwerke die anderen vergeſſen machen mußten.

Während ich dieſe Zeilen an Sie ſchreibe, ſind noch nicht alle im Kataloge verzeichneten Gegenſtände zur Schau ausgeſtellt, es ſei mir daher vergönnt, für heute nur im Allgemeinen zu urtheilen, und in meinem nächſten Briefe ſpeziell in die einzelnen Fällen einzugehen.

Wenn ich alle Werke mit einander in Vergleichung bringe, um ein oberflächliches Urtheil zu gewinnen, ſo fällt es ſelbſt dem weniger unterſcheidenden Auge auf, daß die Düſſeldorfer wohl den Preis der Ausſtellung davon getragen haben, ſofern man nach der vox populi, d. h. nach der Sprache des contemplativen, natürlichen Gemüthes urtheilen will. Wir ſahen die Menge des Volkes vor den Werken der Düſſeldorfer mit Erſtaunen ſtehen, ſelbſt kaltblütige Bilderrezenſenten wurden von der Innigkeit der gemüthlichen Darſtellung fortgeriſſen und vergaßen das gewöhnlich laute Urtheil, ob der Pinſel kräftig oder ängſtlich, der Farbenton manierirt oder der Hintergrund warm und zurückweichend ſei. —

Es ſei aber nicht damit geſagt, daß die Münchener weniger das Gemüth zu ergreifen gewußt hätten, als die Düſſeldorfer; vielmehr möchte Vieles bei Letzteren in der glücklicheren Wahl des Stoffes liegen, außer zahlreichen Landſchaften, in denen das wandernde Auge leicht ermüdet, waren die meiſten Genrebilder aus München ſelten mehr als mittelmäßig.*) Das Glück, welches dagegen die Holländer bei uns machten, lag wohl theils in der Neuheit ihres erſten Auftretens bei uns, theils in der alten Gewohnheit, die Bezeichnung „holländiſche Meiſter" ſtets als ein Sprichwort vorzüglicher Werke zu verwenden, theils aber auch in dem wahrhaften Werthe einiger weniger Gemälde. Aus Dresden und Berlin waren ſparſame, aber auch dafür im Durchſchnitte gute Gegenſtände eingeſandt. Einzelne andere kamen wie ſporadiſche Erſcheinungen aus dieſem oder jenem in der Kunſt wenig genannten Orte.

Unter den Düſſeldorfern zeichneten ſich vorzüglich als Genre- und Hiſtorienmaler aus: Hildebrandt, mit ſeinen „Söhnen Eduard's IV." Ihlée, Sohn, Teichs, Jordan, Jakob, Deger, Schwengen; als Landſchafter: Schirmer, Scheuren, Jakobi. Unter den Münchnern, als Landſchaftsmaler: Ezdorff, Kaiſer, Bürkel, Heinlein, Holm, Mezinger, Ott, die beiden Rottmann, Zimmermann, Zwengauer; als Thiermaler: Adam, Heß, Werberger; in der Architektur lieferten Vorzügliches: Quaglio, Aimüller; als Schlachtenmaler: Monten, Lindenſchmidt, im Genre: Mende. Aus Dresden war Dahl bemerkenswerth; aus Berlin fanden ſich ein: Ahlborn, Hopfgarten, Krüger; aus Halberſtadt der talentvolle Haſenpflug; aus Caſſel von Embde. Von den Holländern muß ich als Genremaler: Portmann, im Vieh: Oſterhout, Gregor Backhuyſen rühmen, von Franzoſen waren Coignet, Gué, Regneplan bemerkenswerth; aus Rom nenne ich Küchler, Wedemeyer, Sonne und den alten Koch.

Sie ſehen aus dieſem oberflächlichen Namenregiſter, daß viele bekannte Künſtler ſich bei uns in freundliche Erinnerung brachten. Vielleicht wundern Sie ſich über mein gänzliches Stillſchweigen in Beziehung hannoverſcher Maler, jedoch kann ich verſichern, daß ich keins von den ſpärlichen Produkten der Einheimiſchen fand, welches irgend einen Anſpruch auf allgemeines Intereſſe behaupten dürfte, ſobald ich alle diejenigen Hannoveraner ehrenvoll ausſchließe, welche im Auslande leben und in jene Rubrik bereits oben mit genannt ſind.

Ich werde mich beſtreben, in meinen nächſten Berichten genauer in jedes einzelne vorzügliche Werk oben genannter Künſtler einzugehen und mir erlauben, Ihnen alsdann meine perſönliche Anſichten darüber mit möglichſter Kürze anſpruchslos mitzutheilen.

Worosdar.

Feuilleton.

. Zeitſtimmen. (IV. Gazette de France). — „Wer gegenwärtig die proteſtantiſche und die griechiſche Kirche mit der katholiſchen vereinigen, und dem Licht der chriſtlichen Civiliſation in die jüdiſchen und mahomedaniſchen Bevölkerungen Eingang verſchaffen könnte, der würde fürwahr mehr für das Wohl der Menſchheit thun, als alle Könige zuſammengenommen." — So die legitim-royaliſtiſche Gazette de France vom 16. März 1837.

. Pariſer Novitäten. — Unter den neueſten literäriſchen Erſcheinungen zeichnen ſich zwei Schriften von George Sand und von Marmier am vortheilhafteſten aus. Die „Lettres d'un voyageur" der Madame Dudevant voll glühender, unabſichtlicher Poeſie, bieten uns gewiſſermaßen die innerſten Denkwürdigkeiten, die geheime Beichte der Verfaſſerin der Lélia und Indiana. — Die „Lettres sur l'Islande" von Marmier ſind ein ernſtes, aus den Quellen geſchöpftes, inhaltvolles Buch. Es iſt ein geiſtreiches, ſehr anmuthiges Résumé der nordiſchen Poeſie — Nach dieſen beiden verdienen nur noch die „Parasites" von Jules Lacroix genannt zu werden, ein Roman, der ſich durch den Ton des wahren Luſtſpiels auszeichnet, den man jetzt ſelten mehr auf dem Theater trifft. Es iſt die Geſchichte kleiner, niedriger und habſüchtigen Ambitionen, die ſich um eine beſtrittene Erbſchaft herumtreiben.

. Reform des jüdiſchen Gottesdienſtes in Sachſen-Weimar. — Im Großherzogthum Weimar iſt bei dem jüdiſchen Gottesdienſt deutſcher Choralgeſang eingeführt, alle Gebete werden in deutſcher Sprache gehalten und die erſt hebräiſch vorgeleſenen Thoraſtellen werden demnächſt auch deutſch vorgetragen.

. Ferdinand Stolle wird im Laufe dieſes Jahres (bei Gebhardt in Grimma) eine Sammlung von Poeſien von dreihundert (verſtorbenen und noch lebenden) deutſchen Dichtern herausgeben, und beabſichtigt dadurch eine Repräſentation der deutſchen Lyrik des verfloſſenen wie des gegenwärtigen Jahrhunderts.

---

*) Wir erinnern bei dieſer Stelle an unſere früherhin öfter in dieſen Blättern ausgeſprochene Bemerkung, daß man jene großen hiſtoriſchen Bilder, welche allein den Begriff einer „Münchener Schule" conſtituiren, nur in München ſuchen müſſe; die meiſten Zugvögel, die aus M. auf die deutſchen Kunſtausſtellungen flattern (wir ſagen: die meiſten), können kein umfaſſendes Urtheil über alle Richtungen des reichen Münchner Kunſtlebens veranlaßen.
Anmerk. der Redaktion.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 79. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 4. April.

Ungedruckte Briefe
E. T. W. Hoffmann's an J. Funck.

Mit
Anmerkungen und einem Schlußbriefe des Letztern.

I.

Dresden, den 26. April 1813. Morgens 5 Uhr, im 4ten Stock der Stadt Naumburg in der Wilsdruffer Straße.

Geehrteſter!

Der Schulmeiſter*) mit ſeinem Lamentoſo, ſo wie ſein Treiben, ſein Eilen, um aus der Stadt zu kommen, da er hier Wagen und Pferde hatte auf der Straße ſtehen laſſen müſſen, ſo wie endlich die auf mich niederdonnernde Nachricht: Seconda ſei noch nicht hier, und an ſeine Anherkunft noch nicht zu denken, hatten mich geſtern ſo außer aller Faſſung gebracht, daß der Brief an Sie, den ich nicht wieder öffnen mag, ſehr aphoriſtiſch ausgefallen ſein muß.

Schulmeiſter fand in der entfernteſten Vorſtadt ein Unterkommen, wurde aber des Paſſes wegen zum Warten bis auf heute früh 8 Uhr verwieſen; ich benutze daher die Zeit, Sie und meine Freunde wenigſtens in aller Kürze von den Begebenheiten auf der Reiſe zu unterrichten, da ich Willens bin, ſpäter über Prag ein förmliches Reiſebülletin, worin allerlei komiſche Fata und ſchnakiſche Abenteuer enthalten ſein ſollen, zu ſchreiben. — Alſo:

In Baireuth fand ich den Poſtmeiſter Gſchick, und dieſer, ſo wie der Lieutenant Bayerlein verſicherten mich, es ſei gar nicht daran zu denken, daß ich durchkommen würde. — Ich dachte: auf der Reiſe nun einmal muß man Alles verſuchen und in Gottes Namen weiter. Gſchick empfahl mich wenigſtens dem Obriſtwachtmeiſter Fortes von den Jägern, der in Münchberg die Vorpoſten kommandirt, an dieſen wandte ich mich, und nachdem er erſt einiges Bedenken geäußert, viſirte er doch meinen Paß und ich kam ohne alle weitere Nachfrage durch alle Vorpoſten, deren letzte ich eine halbe Stunde über Münchberg heraus antraf. — In Hof kein Militär, aber beherzte Leute, die meinem Schulmeiſter riethen, nur weiter zu fahren; — eine Stunde vor Plauen die erſte Vedette, ein preußiſcher Huſar, der mich frug, wo ich hinwollte, und nachdem er mit mir auf Friedrich Wilhelm's Wohl geſchnapſt, weiter ließ; — ein preußiſcher Wachtmeiſter mit einem Piket Huſaren. — **dito** — weiter fort; — in Plauen ein preußiſches Kommando. Kaum aus Plauen heraus im Walde, ganz unvermuthet leiſe hervorſchleichend 25 Koſacken mit einem Offizier, lauter alte bärtige Leute, die mich ungefragt vorbeiließen. In Reichenbach Alles voll preußiſcher Huſaren, Koſacken. — Wir übernachteten; ſchon Abends um 8½ Uhr kommen zwei Pulks Baſchkiren und Kalmucken, und die ganze Nacht hindurch hörte das Durchziehen von Koſacken nicht auf. Das Gemurmel, die einzelnen Rufe in der fremden Sprache hatten was Schauriges, Ängſtliches. — Nun blieb der Weg nicht mehr leer von einzelnen ſtreifenden Baſchkiren, Koſacken und preußiſchen Huſaren. — In Lichtenſtein ruſſiſche Dragoner und Artillerie und zwar zwei Batterien, jede zu 2 Haubitzen und 8 ſchweren 6 Pfündern; — in Langewitz rücken eben zwei Eskadrons preußiſche grüne Huſaren ein, — ganz herrliche Leute mit vortrefflichen Pferden, es war eine Luſt, ſie anzuſehen, mehrentheils Freiwillige; — Chemnitz ganz voller Truppen von allen Waffen und vor dem Dorfe Wieſe, wo wir übernachteten, 40 Kanonen (in Batterien). — Nun wurde es immer voller und voller, — Munitions-Wagen, — Kanonen, — Infanterie, — Kavallerie, auf dem Marſch vorwärts begriffen. — Noch in Herzogswaldau liefen wir Gefahr, von einem herabrollenden Munitions-Wagen alles zerbrochen zu ſehen, — endlich, — endlich in Dresden!

---

*) Spitzname eines Bamberger Lohnkutſchers, der Hoffmann von Bamberg nach Dresden, dem Orte ſeiner neuen Beſtimmung, fuhr, wo er bei Joſeph Seconda als Muſikdirektor ſich engagirt hatte.

Man kann ſich gar nicht denken, wie lebhaft es hier iſt — dem König und Kaiſer waren 20000 Mann Garden mit 60 Kanonen gefolgt, — Alles ſteht voller Truppen, die aber heute meiſtens vorwärts ſollen. — Fünfzig, oder damit ich nicht vielleicht dem Kellner eine Lüge nachſage, eine Menge weißgekleideter Mädchen haben den Kaiſer bei ſeinem Eintritt in die Stadt bekränzt. —

Bei der Illumination am 25. haben Spottverſe auf Napoleon geglänzt. Unter andern habe ich ſelbſt noch an einem Fenſter die Inſchrift geſehen:

Sonſt mit Schmerzen,
Heute von Herzen!

Die ganze Nacht hindurch erſchallen Hurrah's und ruſſiſche Volkslieder; es iſt ein Leben und Regen ohne Gleichen, — ruſſiſche und preußiſche Offiziere umarmen ſich auf den Straßen, und aus allen Tavernen hört man die Namen Alexander und Friedrich Wilhelm!

Sonſt weiß ich in Politicis nichts, und werde erſt nach gehörig eingezogenen Nachrichten im Bülletin weitläuftiger ſein. — Übrigens denke ich wohl aus Allem, was ich geſehen, daß wenn Sie dieſes leſen, Sie auch ſchon Preußen und Ruſſen geſehen haben werden.

Nachdem ich mich beruhigt, oder, wie man zu ſagen pflegt, die Sache beſchlafen habe, finde ich es gerade recht gut, daß Seconda noch nicht hier iſt, er muß mir natürlicher Weiſe nicht allein Reiſegeld ſchicken, ſondern auch Gage zahlen, und ich habe jetzt Muße, mich häuslich einzurichten und mein Buch*) zu enden, wozu ich mich auf der Reiſe ſchon präparirt. In dem Augenblicke beſitze ich 1 Carolin, und dieſem Umſtande mögen Sie es zurechnen, daß ich, da Sie mir Ihre Freundſchaft in der Noth bewährt, ſo frei war, den Schulmeiſter, dem ich übrigens habe 1 Carolin zulegen müſſen, des übertheuern Futters wegen, an Sie zu addreſſiren; ich werde meine Schuld richtig abtragen. — Meinen Freund Morgenroth habe ich ſchon gefunden, und er wird mir den Gluck**) verſchaffen, den ich dann gleich dem Bülletin beilege. — Der Schulmeiſter iſt da. Leben Sie wohl, Freund! — Bald hören Sie mehr von mir! —

Adio, mio carissimo!

Hoffmann.

II.

Dresden, den 20. Juli 1813.

Geſchätzteſter!

Endlich erhalte ich über Leipzig Ihren lieben Brief, oder nach dem gewiſſen uns bekannten lignöſen Styl (im Gegenſatz von Lapidar-Styl) Ihr Wertheſtes vom 6. Julius, und werde Rückſichts der ganz abſonderlichen Gedanken, die bei Ihrem hartnäckigen Stillſchweigen in mir aufſtiegen, gänzlich beruhigt. Nur darin ausſchließlich liegt es, daß ich die erſte Abtheilung des für die Phantaſieſtücke beſtimmten letzten Aufſatzes, den ich endlich dem Speyer auf gut Glück ſandte, ſo lange zurückhielt. Alle Specialia, die mein Leben, Thun und Treiben betreffen, habe ich Speyer'n ganz ausführlich geſchrieben,*) ich beziehe mich darauf, es bedarf keiner Wiederholung, und ich muß gleich von unſerer intereſſanten literariſchen Verbindung ſprechen.

Die Anſicht der beiden erſten Bogen**) hat mir viel Freude gemacht, da der Druck wirklich äußerſt elegant ausgefallen iſt und Ihnen in den Literaturzeitungen gerechtes Lob einbringen wird. Was nun Ihre Vorſchläge betrifft, ſo iſt nach reiflicher Überlegung das Reſultat folgendes:

1) Ich mag mich nicht nennen, indem mein Name nicht anders als durch eine gelungene muſikaliſche Compoſition der Welt bekannt werden ſoll; ſpäter wird man's doch erfahren, wer dies und das, verlegt bei Herrn C. F. K., geſchrieben hat.

2) Ich werde auf eine allegoriſche Vignette ſinnen, dieſelbe zeichnen und Ihnen zuſenden.***)

3) Alle Vorreden ſind mir, ſtehen ſie nicht als **Prolegomena** vor einem wiſſenſchaftlichen Werke, in den Tod zuwider, am mehrſten aber ſolche, womit bekannte Schriftſteller die Werke unbekannter wie mit einem Atteſtate verſehen und ausſtatten. — Dieſe Vorreden ſind gleichſam die Brandbriefe, mit denen in der Hand die jungen Schriftſteller um Beifall betteln. Finden Sie als Verleger, Ihres beſſern Nutzens wegen, es aber gerathen, meinem Werklein ein ſolches Atteſtat vorſetzen zu laſſen, ſo ſchreiben Sie immerhin an Ihren Freund Jean Paul, vielleicht iſt er in der Laune, ein launigtes Vorwort hinzuwerfen, das dann noch meinem Vorworte (ich meine den Callot) vorgeſetzt werden könnte.

4) Rückſichts der zwei Bändchen ſind wir auf eine Idee gerathen, und es fragt ſich nur, wie dieſelben

---

*) Die Phantaſieſtücke.

**) Den erſten Abdruck dieſes Aufſatzes aus der muſikaliſchen Zeitung, aus welcher er in die Phantaſieſtücke aufgenommen wurde.

*) Der Bericht iſt in: „Hoffmann's Leben, von Hitzig" abgedruckt.

**) Der Phantaſieſtücke.

***) Iſt ſpäter geſchehen. S. Fantaſieſtücke 1te Auflage, vor dem 1ten und 2ten Bändchen.

einzurichten. Blos aus dem jetzigen Vorrathe genommen, würden ſie zu mager ausfallen, und ich bin daher Willens, noch Behufs des zweiten Bändchens Manches nachzuliefern, indem ich natürlicher Weiſe vorausſetze, daß dieſe neuen Aufſätze nicht in die Rückſichts des erſten Bandes gemachten Bedingungen eingeſchloſſen, ſondern als für ein neues Werk beſtimmt, anzuſehen ſind; die Vorſchläge deshalb erlaſſe ich Ihnen, theuerer Freund! Damit ich aber Rückſichts der Länge einen Maaßſtab habe, ſo ſchreiben Sie mir doch gütigſt, wie viel ein nach meiner Art eng und klein geſchriebener Bogen im Druck austrägt, und wie und wann Sie Manuſkript brauchen.

Der Aufſatz, welcher nach meiner erſten Idee nur eine flüchtige, aber pittoreske Anſicht des Träumens geben ſollte, iſt mir unter den Händen zu einer ziemlich ausgeſponnenen Novelle gewachſen, die in die vielbeſprochene Lehre vom Magnetismus tief einſchneidet, und eine, ſo viel ich weiß, noch nicht poetiſch behandelte Seite deſſelben (die Nachtſeite) entfalten ſoll.*) Außer dem, was Sie beſitzen, wird die Erzählung noch drei Abtheilungen haben, nämlich: Marien's Brief an Adelgunda; Albano's Sendſchreiben an Theobald, und das „einſame Schloß." — Mit Albano's Sendſchreiben, dem ſchwerſten, und, wie ich glaube, dem tiefſten und philoſophiſch-gedachten Theile bin ich zwar fertig, aber noch nicht im Reinen, d. h. noch genügt mir mancher Satz nicht, da eine vollendete Schärfe des Ausdrucks das iſt, wornach ich hier durchaus ſtreben muß. — Schon in dem „Träume ſind Schäume" werden Sie Andeutungen über die Wirkungen des thieriſchen Magnetismus, ſowie über Sympathieen und Idioſynkraſien finden; allein ob Sie die angelegten Minen, deren Exploſion ſo verderbend wirken ſoll, ahnden, weiß ich nicht. Am Schluſſe der Erzählung wüthe ich unter den lebendigen Menſchen, wie ein Tſchingiskhan; aber es ſoll nun einmal ſo ſein. — Verbinden werden Sie mich, wenn Sie die Güte haben wollen, mir das Buch (nämlich **Tom. I.**) nach Vollendung des Drucks zu ſenden.

Sehr begierig bin ich, wie ſich der Hund**) ausnehmen wird; ich ſetze nämlich voraus, auf Ihre Diskretion mit Feſtigkeit bauend, daß außer den von mir ſelbſt veranſtalteten Änderungen nun keine mehr erfolgt ſein werden.***) Die Correktur iſt ſehr genau zu machen, und um ſo nöthiger, da ich mir im Schreiben gewiſſe Unarten nicht abgewöhnen kann. — Speyer mag den Magnetiſeur vor dem Druck leſen, damit er beurtheile, ob ich in mediciniſcher Hinſicht gehörige Conſequenz beobachtet. — Von andern, zum Theil höchſt ſkurrilen Ideen, die in's zweite Bändchen ſollen, nächſtens.

Unerachtet des großen Tumults der jetzigen Zeit, lebe ich doch hier recht einſam, indem ich zur Zeit keinen Ort gefunden, oder habe finden wollen, der mich aus meinem Tusculum Abends herauslocken könnte. Daher kommt es, daß ich unmenſchlich fleißig bin, und außer meinen Amtsgeſchäften gar Manches an's Tageslicht befördere. So wird z. B. die Undine auch in kurzer Zeit beendigt ſein und Härtel wird mit Rezenſionen überſchüttet.*) Der Himmel gebe nur, daß Alles hier in Dresden gut ablaufen mag, falls der unglückſelige Krieg wieder ausbrechen ſollte. Keine Zeit iſt wohl der Kunſt ſo nachtheilig, als gerade die jetzige, und Seconda kann in der That nicht genug von Glück ſagen, daß ſein Theater bis jetzt beſucht bleibt. —

Gar manchmal ſehne ich mich nach dem Zirkel meiner Freunde in Bamberg, beſonders aber nach Ihnen, Verehrteſter! — — — —

Aber auch ſelbſt in phyſiſcher und pſychiſcher Hinſicht, würde Ihnen, bekommen wir Frieden, was ich trotz aller kriegeriſchen Anſtalten noch immer hoffe, eine Reiſe nach Dresden oder Leipzig recht von Nutzen ſein. An beiden Orten wollten wir in Kunſt und Literatur ſchwelgen! — In Leipzig habe ich vorzüglich an Örtern, von denen Sie mir ſo oft erzählt haben, unzähligemal an Sie gedacht. So z. B. hatte ich, um Abends nach dem Theater mich in Geſellſchaft zu zerſtreuen, das Reichard'ſche Kaffehaus deßhalb gewählt, weil ich nur zehn Schritte hinzugehen hatte, und wenn ich nicht irre, iſt dieſer Ort auch häufig von Ihnen beſucht worden.**) Den Baumgartner habe ich an beſagtem Orte kennen gelernt, ſo wie andere, Künſtler, Gelehrte, Leipziger Magiſter u. ſ. w. — Hier in Dresden komme ich nur zur Probe und Vorſtellung nach der Stadt, übrigens bleibe ich auf dem Lande, und komme mir, wenn ich in meinem Gärtchen (das übrigens eine himmliſche Ausſicht über die Elbe, nach der ſächſiſchen Schweiz, bis Böhmen hinein hat) mit der Pfeife und in einem ziemlich abgelebten Überrock, dem ich, wie Bickert***) im Traume, vergebens einige Neuheit geben zu laſſen ſtreben würde, umherwandle, vor, wie der: „**homme de qualité qui se retiroit du monde!**" — Geht das ſo in dieſer Lebensweiſe fort, ſo ſchreibe ich Berge von Noten, Phantaſieſtücken u. ſ. w., da ich Morgens 5 Uhr richtig aus dem Bette muß, indem ſich alles im Hauſe regt und bewegt, wo hingegen ſpäter eine Todtenſtille eintritt.

Der Weinzahn liegt verſchloſſen in meinem Käſtchen, und wird erſt wieder eingeſetzt, wenn wir künftig Manuſkripte gegen Wein troquiren. Den Maaßſtab, nämlich was, und wie ich trinke, finden Sie in den Kreislerianis.†)

Daß Sie heftig, aber kurze Zeit krank waren, ſchrieb Speyer. Nun Gottlob, daß es vorüber; — ich habe an einer verflachten Diarrhoe, die hier graſſirt, und leicht in Ruhr ausartet, gelitten, — man hat mir Rhabarber gegeben, und ich bin wieder geſund worden. — — — — Wetzel iſt mir gleich originell und intereſſant erſchienen, — ſpringt er mit Ihnen auch auf die Jagd? — er muß ſuperbe ſchießen! Grüßen Sie ihn doch von mir! — — — — — — — Ihr langes Stillſchweigen hat mich gewiſſermaßen verſtimmt. Laſſen Sie künftig ja nicht ſo lange auf Briefe warten ꝛc. ꝛc. — —

---

*) S. Phantaſieſtücke 2te Auflage 2ter Band: „Der Magnetiſeur."

**) Berganza. Ebd. 1ter Band.

***) Siehe J. Funck „Erinnerungen aus meinem Leben," 1ter Bd. S. [illegible] u. f., die hierüber Aufſchluß geben.

*) Für die Leipziger muſikaliſche Zeitung.

**) In d. J. [illegible] — 5 täglich in Geſellſchaft Brezner's.

***) Im Magnetiſeur.

†) Phantaſieſtücke, 2te Auflage. 2ter Band. S. [illegible] u. f.

Leben Sie wohl, theuerſter Freund! ꝛc. ꝛc.

(Fortſetzung folgt).

Schulen und Univerſitäten in Großbritannien.

(Fortſetzung).

Der höhere, der Gymnaſialunterricht wird in Frei- oder lateiniſchen Schulen (**free-, grammar-schools**), die unſern Gymnaſien, lateiniſchen Schulen u. ſ. w. gleichkommen, ertheilt. Dieſe Anſtalten ſind vom Staate, außer den von frühern Königen geſtifteten, gänzlich unabhängig, jede derſelben wird von den Stiftern oder deren Nachkommen und den Vorgeſetzten der Anſtalt geleitet, jede nach verſchiedenen Grundſätzen. Der Name Freiſchule iſt für dermalige Zeit nur theilweiſe richtig: auf jeder derſelben ſind zwar Freiſtellen, welche die Schule, die Erhalter oder der König vergeben, die meiſten Schüler müſſen dagegen bezahlen, manche mehr, manche weniger, je nach der Art, wie ſie gehalten ſein wollen. In keinem Lande Europa's, Spanien vielleicht ausgenommen, ſind, wie dort den Kirchen und Klöſtern, ſo in England reiche Stiftungen und Schenkungen vermacht; die dafür beſtimmten Fonds gehn in's Unermeßliche und machen es möglich, daß die Schulen ohne Zubuße vom Gouvernement frei und ſelbſtſtändig beſtehen. Wäre das Vermögen und Einkommen derſelben beſſer vertheilt und verwaltet, ſo würden alle Unterrichtsanſtalten in England und Wales von dem Ertrage unterhalten, ſelbſt neue angelegt und die vorhandenen verbeſſert werden können. Die **free-** und **grammar-schools** datiren meiſt aus den Zeiten der engliſchen Reformation, nach der Aufhebung der Klöſter, manche beſtanden zwar früher, andere traten ſpäter in's Leben. In ihnen wird faſt nur lateiniſch und griechiſch, bisweilen Mathematik, in wenigen neuere Sprachen in Extralektionen getrieben, ſie führen den Namen lateiniſche Schulen mit Recht: Latein war in England zu allen Zeiten und iſt noch ſehr verbreitet, im Mittelalter und im Anfange der neuern Zeit war es Kirchen-, Gerichts- und Gelehrtenſprache, und heute noch wird es von jedem wiſſenſchaftlich gebildeten Manne als Haupterforderniß verlangt, bei jedem Examen ſteht es als Hauptſache voran; (daß die Engländer das Lateiniſche nach ihrer Pronuntiationsmethode ausſprechen, es daher mündlich für uns unverſtändlich wird, iſt bekannt). Die Freiſtellen in den lateiniſchen Schulen werden von den Erhaltern, von den Rectoren oder dem Könige theils an Begünſtigte und Empfohlene aus allen Theilen des Reichs, theils den Statuten der verſchiedenen Anſtalten zufolge, an ſolche vergeben, die aus der umliegenden Grafſchaft, oder von dem Orte, in welchem die Anſtalt befindlich, gebürtig ſind. Alle derartige Schulen hängen mehr oder minder mit den Univerſitäten zuſammen. Wir zählen jetzt die berühmteſten derſelben auf. Eton-College eine der ältern und die berühmteſte Gymnaſialanſtalt in England, nach welcher die andern mehr und weniger gemodelt ſind. Eton ward 1440 von Heinrich VI. geſtiftet und von Heinrich VIII. reich dotirt, mit großen Gebäuden, einer Kirche u. ſ. w. verſehen und befolgt mit wenig Abänderungen noch jetzt die bei der Stiftung aufgeſtellten Geſetze und Inſtitutionen. Die Anſtalt beſteht aus einer obern und einer untern Schule, ſteht unter der Leitung eines von der Krone zu ernennenden Vorgeſetzten, **provost**, unter zwanzig und einigen wirklichen und vielen Hülfslehrern, die insgeſammt ein ſehr hohes Einkommen beziehen und dieſes durch die Aufnahme von Penſionärs (Stadtſchülern) noch bedeutend vermehren. Die Zahl der in der Anſtalt aufgenommenen, beaufſichtigten, ernährten und gekleideten Schüler beträgt ſiebenzig, die von acht bis fünfzehn Jahren erwählt, gleichförmig gekleidet und **collegers** oder **king's scholars** genannt werden. Sie ſollen aus „armen, bedürftigen" Familien genommen und „frei" gehalten werden, dennoch koſtet jeder jährlich 60 Pfd. Sterling. Der Stadtſchüler, **oppidans**, die bei Lehrern der Anſtalt, oder in von dieſen gebilligten Penſionshäuſern, oder mit eigenen Hofmeiſtern leben, gibt es gegen 600, das Geringſte, was der Oppidan koſtet, beläuft ſich jährlich auf 200 Pfd. St., viele, welche Gouverneurs, Diener, Pferde und Equipagen haben, bedürfen das Zehnfache. Sie genießen denſelben Unterricht mit den Collegers, ſind aber ſonſt ſtreng von ihnen geſchieden, in Kleidung und ſelbſt im Umgange. Über die Aufnahme entſcheiden der Provoſt, der Viceprovoſt und drei Oberlehrer; ſie hat jährlich einmal, am letzten Montag im Monat Juli, Statt. (Fortſ. f.)

Notizen.

•*• Hr. Azais, der ſeine Philoſophie auf viele Weiſen populair zu machen ſich bemüht, hat eben wieder eine Flugſchrift herausgegeben, in welcher er, wie der Titel ſagt, die Frage beantwortet: „Quelle est la forme de gouvernement, vers laquelle nous marchons aujourd'hui?"

•*• Pückler-Muskau's Werke. — Die Werke des Fürſten Pückler-Muskau erſcheinen ſämmtlich in engliſchen Ueberſetzungen, und „Semilaſſo in Afrika" ſcheint vielen Beifall gefunden zu haben.

•*• Robert der Teufel und die Hugenotten haben der Verwaltung der großen Oper bis jetzt ſchon zwei Millionen Franken eingetragen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 80. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 5. April.

Ungedruckte Briefe

E. T. W. Hoffmann's an J. Funck.

(Fortſetzung).

III.

Dresden, den 8. September 1813.

Verehrungswürdigſter!

Wie viel herzliche Freude mir Ihre beiden lezten Briefe gemacht, kann ich nicht ſagen. Die Baireuther Reiſe mag höchſt intereſſant geweſen ſein, und es iſt fatal, daß ich vor der Hand dergleichen entbehre. Jean Paul's Weigerung ſah ich voraus, und es iſt mir um ſo erfreulicher, daß eigentlich mein Genius ihn beſtimmt hat, mir mit ein paar Worten vorzutreten und mich zu vertreten beim Leſepublikum. — Er mag mich nennen und meiner Muſikdirektorſchaft erwähnen, wie er will, und wie es ihm die Laune und Luſt eingibt, — es iſt ehrenvoll, von ihm genannt zu ſein. — Den Zuſaz: „in Callot's Manier“ hab' ich reiflich erwogen, und mir dadurch Spielraum zu Manchem gegeben. Denken Sie doch nur an den Berganza, — an's Mährchen u. ſ. w. Sind denn nicht die Hexenſcenen, ſo wie der Ritt im Hausplaze wahre Callottiana? Laſſen Sie es bei dem nun einmal beſtimmten Titel und ſein Sie in dergleichen Sachen nicht allzu ängſtlich, mein theuerſter Freund, — das Fiduzit darf nicht fehlen![*]) —

Spricht Sie denn das Geheimnißvolle der Muſik in den Harfentönen nicht an, die dem altdeutſchen Troubadour an dem myſteriöſen Bildniß der Iſisköpfigen Sphinx beim Aufgang der Sonne erklingen? — Den Jokusſtab ſchwingt der Humor, aber er krönt mit Dornen, und dem magnetiſch Schlafenden drohen ſpize Dolche! Hier haben Sie in Parentheſe beide Vignetten.[*]) —

Krazer[**]) hat nur die Form beobachtet, ſich begraben zu laſſen, todt war er ſchon lange, ich habe ihn nicht anders gekannt. — So viel in Bezug auf Ihre beiden höchſt ergözlichen und in Wahrheit mich erfreuenden Briefe, — doch ſeze ich noch hinzu, daß ich für die Aſſignate danke, da ſie mir herrliche Dienſte gethan, indem mein Nachbar Cagiorgi (hier nennen ſie ihn auf eine fabelhafte Art Cafozzi) mir den Wein in ziemlicher Qualität liefert, doch behalte ich mir vor, zu beſſerer Zeit Sie um den ſublimſten aller Weine, der das Geheimniß ſeiner Kraft im Namen trägt, zu bitten, — ich meine den göttlichen Nuits' Gedenken Sie ſeiner noch und jenes Gewitters?[***])

---

[*]) Jean Paul beſtand darauf, *Hoffmann* nochmals anzugehen, ſein Buch: „Kunſtnovellen“ zu nennen, da der Zuſaz „in Callot's Manier,“ Erſtem nicht gerechtfertigt erſcheine. Obwohl ich ſelbſt (ſ. die Erinnerungen aus meinem Leben, 1ter Band S. 117) gegen Richter's Meinung war, glaubte ich doch aus ihm ſchuldiger Achtung ſeinen Wunſch dem Freunde mittheilen zu müſſen. Dies zur Erklärung obiger Aeußerungen *Hoffmann's*.

[*]) Abdrücke von dem 1ten und 4ten Bande der erſten Aufl.; von der 2ten und 3ten blieben ſie weg.

[**]) Ein hier verſtorbener Tuchhändler, deſſen Tod ich *Hoffmann* anzeigte, da er ihm während ſeines hieſigen Aufenthaltes immer ein Gegenſtand komiſcher Betrachtungen war.

[***]) *Hoffmann* bezog, ſeinem Verlangen gemäß, von dem Weinhändler Cagiorgi, gegen eine von mir ausgeſtellte Anweiſung, auf meine Rechnung, einige Duzend Bouteillen Burgunder. Der genannte Nuits iſt bekanntlich eine vorzügliche Gattung dieſes Weines, den *Hoffmann* während ſeines Bamberger Aufenthaltes beſonders verehrte und ſich mit mir in meinem Keller trefflich ſchmecken ließ. Was werden aber die profanen Leute und Philiſter dazu ſagen.

Gott laſſe mich nur das Mährchen*) enden, wie es angefangen, — ich habe nichts Beſſeres gemacht, das andere iſt todt und ſtarr dagegen, und ich meine daß das Sichheraufſchreiben zu etwas Ordentlichem vielleicht bei mir eintreffen könnte! — Der Wille iſt immer ſtark geweſen, aber: wir ſind allzumal Sünder und mangeln ꝛc. — das Übrige des Spruchs werden Sie wiſſen von der Einſegnung her! —

Sonſt lebe ich hier, bis auf einige Angſt und Noth, ein wahres Schlaraffenleben, da das Theater ſchon ſeit 14 Tagen geſchloſſen iſt, Seconda aber demungeachtet, wenigſtens bis jetzt, die Gage ordentlich zahlt. — Der ſtillſte Ort, wo man entfernt von allem Kriegsgetümmel, ſich wie in einer andern Welt befindet, iſt die Bildergallerie, und Sie können denken, daß ich jeden Nachmittag da zubringe, indem der Inſpektor Schweickard, ein braver junger Künſtler, der eben an einem ſchönen Bilde nach Schiller's Dichtung: „Pegaſus im Joche" arbeitet, mein Freund geworden. Ebenſo finde ich in der Dreißig'ſchen Sing-Akademie ein Aſyl, und erhebe mich über die Unbill der Zeit. Abends gehe ich zu Eichelkraut auf dem Altmarkte wo ich den jovialen Sekretär Schulz (Friedrich Laun), Winkler'n (Theodor Hell) und den Kind finde. Schade nur, daß die wahrhaft großen Ereigniſſe des Tages jedes andere Geſpräch ertödten. Es ſcheint, als wären wir großen Kataſtrophen nahe! —

Speyer hat mir einen intereſſanten Brief geſchrieben; er erhält von mir die Neuigkeiten des Tages, ſo weit ſie ſich erzählen laſſen, in chronologiſcher Ordnung, die er Ihnen, ſo wie den Freunden mittheilen ſoll.**) Ich nenne dies nach meinem bekannten Wahlſpruch, „das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden!" —

Jetzt eine Bitte ganz eigner Art, deren Erfüllung, wenn Sie in Ihren Kräften ſteht, nicht gerade ein. Könnten Sie mir wohl einen leichten Umriß der Pommersfelder Maria (den angeblichen Raphael), der nur eine Idee vom Bilde gibt, ſo wie eine Notiz, auf welche Weiſe das Bild in die Gallerie gekommen, verſchaffen? Es iſt nämlich von einer ganz beſondern Hypotheſe die Rede, die ſich in meinem Kopfe entſponnen, und die durch die Vergleichung verſchiedener Marien in der hieſigen Gallerie, vorzüglich der ganz über alle Maßen alterthümlich frommen von Holbein, mit der bekannten hochherrlich Raphael'ſchen viel Wahrſcheinliches gewinnt. Nun möcht' ich durch jenen Umriß meinen Diskuſſionen mit den hieſigen Malern Gewicht geben u. ſ. w.*) — — Sie bemerken, daß ich mich in den ſchönen Künſten rege und bewege, und werde ich nicht morgen oder übermorgen durch eine preußiſche, öſterreichiſche oder ruſſiſche Granate in die Luft geſprengt, ſo werden Sie mich genährt, ja gemäſtet von Kunſtgenüſſen aller Art wiederfinden! —

Jenen Zuſatz wegen der Granate erzeugt ein Leichenzug, der ſich gerade mir gegenüber aus dem Hauſe bewegt; erſt geſtern iſt nämlich drüben ein junger Mann geſtorben, dem am 26. Auguſt (dem denkwürdigſten Tage für Dresden ſeit langer Zeit) in ſeiner Stube ein Stück der geſprungenen Granate den Schenkel wegriß!! — Unwillkührlich gerathe ich auch hier, wo ich es nicht wollte, in die kriegeriſchen Scenen des Tages, indem ich aber ein Glas Gagiorgiſchen Burgunders genieße, verſchwinden plötzlich Kanonen, Granaten ꝛc., und ich ſitze mit Ihnen in höchſter Gemüthlichkeit in den herrlichen Katakomben des Marplatzes,**) der mir in ſchimmernden Lichtern oft wie der Markusplatz erſchienen, da ſich der Dunſt der ſublimſten Weine zum poetiſchen Linſenglaſe verdichtet, vor dem ſich allerlei närriſche Geſtalten in ſkurrilen Bocksſprüngen luſtig und ergötzlich bewegten! Was iſt der Menſch, o Gott! pflegte ich dann oft andächtig zum Himmel blickend zu ſagen, wenn mir der Nuits oder Chambertin Prima ſo recht mundete! In dieſem Ausruf über die Nichtigkeit alles menſchlichen Thuns und Treibens tröſtete mich aber gerade die Überzeugung vom Gegentheil, — denn nie fühlte ich die Herrlichkeit des

---

wenn ich ſie verſichere, daß dieſer Nuits aus Ehrfurcht vor ſeiner geheimnißvollen Kraft und ſeinem gewürzreichem Bouquet nur in ſeinem Elemente, der Nacht, oder geſchah es bei Tage, doch nur in der zauberiſch dunkeln Umhüllung des Kellers von uns genoſſen ward?! Zuweilen pflegte es ſogar zu geſchehen, daß wir Beide unſern Platz auf dem Faſſe ſelbſt (einer ſogenannten Piece) nahmen, und auf den entgegengeſetzten Enden deſſelben, Geſicht gegen Geſicht gekehrt, triumphirend ritten. Jeder hielt das gefüllte Glas in der Hand, der edle Spund blieb in der Mitte, in welchem die blecherne Pumpe, als ſtets bereitwillige Hebe, bis die Gläſer geleert waren, nachläſſig ruhte. — Daß aber hier nicht auf gemeine Weiſe gezecht, ſondern auf die geiſtreichſte und gemüthlichſte Art ſich des heitern Lebens gefreut ward, darf ich ebenfalls verſichern. — Die allerdings höchſt komiſche Attitude gab Hoffmann Veranlaſſung zu einer trefflich kolorirten Zeichnung, die ich leider, wie ſo viele, ungeſtümen Bitten nachgebend, nicht mehr beſitze. — Dieß ächt Tenier'ſche Genrebild bezeichnete den Moment, wo, als wir eben Beide ganz gemüthlich auf dem Faſſe gegenüber ſitzen, und im Begriff ſtehen, unſre Gläſer aneinander zu klingen, ein mit einem heftigen Donnerſchlage verbundener Blitz durch die Kelleröffnungen zuckt, und unſre von Schrecken grimaſſirten Geſichter hell erleuchtet darſtellt. — Das Bild war kein Phantaſieſtück, ſondern einer wirklich erlebten Scene entnommen. Honny soit qui mal y pense!

*) Der goldene Topf. Phantaſieſtücke 2te Auflage, 4ter Band.

**) Dieſer Brief ſcheint eine Abſchrift aus dem während ſeines Aufenthaltes in Dresden geführten Tagebuche zu ſein, das Hitzig in „dem Leben Hoffmann's" 2ter Theil S. 83 u. f. mittheilt.

*) Ich erinnere mich, daß ich durch dieſe Anſicht Hoffmann's über das angeblich Raphael'ſche Gemälde in der trefflichen Pommersfelder Gallerie, bei Leſung dieſer Zeilen vor 24 Jahren eben ſo freudig frappirt wurde, als nach 24 Jahren, bei Copierung deſſelben, und beſchließe: mich ebenfalls, mit dem Briefe in der Hand, vor das göttliche Bild ſelbſt zu ſtellen, — mit welchen Gefühlen, mag der ermeſſen, der uns vor einem Vierteljahrhundert Arm in Arm, in heiliger Andacht verſunken, vor dem Bilde ſtehen ſah!

**) Meine Weinkeller. Der Mar-Platz ſelbſt war ehedem, der größte Kirchhof der Stadt, auf dem früher eine Kirche ſtand, die Anfangs dieſes Jahrhunderts demolirt ward.

lebendigen Lebens mehr, als eben da!*) und jener Ausruf war ſo gut, wie die Ausforderung eines unbekannten Widerſachers im höchſten Übermuthe, ſo wie im Shakſpeare die beſoffenen Schlingel die unverwundbare Luft mit ihren Streichen zu verletzen trachten! — Laſſen Sie meinen zweiten Spruch: „Es iſt alles Eins!“ nicht aus Gedanken und Herzen! — Das Vertrauen auf jene Hand, die ſich über das All' erſtreckt, und wie der geſchickte Maſchiniſt des Marionettentheaters jeden Faden zu rechter Zeit zu bewegen weiß, iſt in jetziger Zeit recht nöthig. —

Ich hoffe, Sie im ſpäten Herbſt in Leipzig zu ſehen, denn es wird gerathen ſein, daß Sie hinreiſen, ſobald die Kriſis vorüber, und wir beſſeren Zeiten mit Grund entgegen ſehen können, wie es in Wahrheit zu hoffen ſteht. Ein Glas Burgunders auf dieſe glückliche Zeit des Wieder-Zuſammentreffens! — Und nun: **adio, mio carissimo amico!** — Ihre liebe Frau grüße ich ſehr, ſo wie auch den ſchalkäugigten Redakteur**) u. ſ. w. Meine Frau grüßt ganz ungemein!***)

Der Ihrigſte

H.

In Eile füge noch hinzu, daß in dem Aufſatz: **Jacques Callot**, recht eigentlich der Zuſatz auf dem Titel: „in Callots Manier“ erklärt iſt, nämlich „die beſondere ſubjektive Art,“ wie der Verfaſſer die Geſtalten des gemeinen Lebens anſchaut und auffaßt, ſoll entſchuldigt ſein! — — (Fortſ. f.)

Aus dem Leben Walter Scott's.

Von den **Memoirs of the life of Sir Walter Scott, Bart.** (Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Sir Walter Scott, Baronet,) iſt in Edinburg bei Cadell, in London bei Murray und bei Whittaker und Co. der erſte Band erſchienen. Ein ſolches Werk bedarf keiner Einführung durch Andere; das Intereſſe an den früheſten Lebensverhältniſſen, wie an einzelnen Charakterzügen und Begebniſſen des gefeierten Dichters wird in dieſem inhaltreichen Bande volle Befriedigung finden.

Herr Lockhart hat ſich nicht wenig Mühe um vollſtändige Sammlung von Familiennachrichten gegeben, ſtützt ſich aber meiſt auf eine in Abbotsford gefundene handſchriftliche Mittheilung des Dichters ſelbſt. Hieraus erfahren wir unter anderm, wie Robert Scott, ſein Großvater, von heftiger Gemüthsart und zum Seedienſte von ſeinem der Torypartei ſtrenganhängenden Vater beſtimmt, dieſem ſich widerſetzend, ein Whig ward und zu keinerlei Staatsamt ſich bequemen wollte. Der älteſte Sohn deſſelben, Walter Scott, geboren 1729, der Vater unſers Dichters, wurde zum Rechtsgelehrten gebildet und war weit beſonnenern und gemäßigtern Charakters. Intereſſant iſt die Schilderung, die ſein Sohn von ihm entwirft.

„Mein Vater gibt eines der ſelteneren Beiſpiele eines Mannes, der zu ausgezeichneter Stellung in einem Beruf gelangt, zu welchem er in mehr als einer Hinſicht nicht geſchaffen ſchien. Er beſaß wirklich einige Gewandtheit in mühſamen Forſchungen, und zeigte beſondere Neigung zur Unterſuchung abſtruſer feudaliſtiſcher Lehrſätze, welche in das Gebiet der Überlieferungen hinüberſchweifen, die ihn wahrſcheinlich zu einem ausgezeichneten Spezial-Sachwalter gemacht haben würde, wenn es ein ſolches Amt in Schottland gegeben hätte. Aber in den täglichen Geſchäften des von ihm ergriffenen Berufs, bei der ſcharfen und anſchaulichen Beurtheilungsgabe, welche die Wahrung des eigenen und fremden Vortheils erfordert, wo man theils ſich nach den Wünſchen, Bedürfniſſen, Launen und Thorheiten der Einen bequemen, theils vor der Argliſt und Bosheit der Übrigen ſich in Acht nehmen muß, hätte kaum „Uncle Toby“ ſich mit innigerer Einfalt benehmen können als mein Vater. Die meiſten Anwälte ſind mit mehr oder weniger Recht verdächtigt worden, daß ſie ſich auf Unkoſten ihrer Klienten bereichern, — mein Vater ſchien beſtimmt, dieſen ſeinen Stand von ſolchem Vorwurfe zu reinigen; denn bei mehreren Gelegenheiten verſtanden es ſeine Klienten, ihn um beträchtliche Summen zu erleichtern.“ .... „Auch pflegte mein Vater denen, die darauf ausgingen, die geeignete Veranlaſſung zu geben, einen Streit mit ihm anzufangen. Seinen Klienten bewies er übertriebenen Eifer; ſtatt ſich ſeiner Amtspflichten mit kalter Ruhe zu entledigen, dachte er für jene, fühlte, was ihre Ehre wie die ſeinige erforderte, und wagte lieber, ihnen zu mißfallen, als irgend Etwas zu überſehen, was ihm die Pflicht gebot. Wo es die Verſorgung einer alten Mutter oder Tante galt, da war er, fürchte ich, nur zu ſehr geneigt, ihren Bedürfniſſen das zuzuwenden, was lachende Erben ausſchließlich zu ihrem Vergnügen beſtimmt hatten" . . . Weiterhin ſchildert er ſein angenehmes und herzliches Äußeres, ſein freundliches und geſelliges Benehmen, und erwähnt dabei ſeiner altſchottiſchen Vorliebe für Familienfeſte und deren Förmlichkeit, ſo wie, daß er zwar nicht zum Fachgelehrten erzogen, aber dennoch nicht ohne Gewinn für ſich und die Seinigen die Schule des geſchäftigen Lebens durchwandert ſei.

---

*) Wie konſequent Hoffmann ſich in dergleichen Aeußerungen blieb, bewies er noch auf ſeinem Sterbebette, auf welchem er die merkwürdigen Worte gegen Hitzig ausſprach: „Nein, nein, leben, nur leben, — unter welcher Bedingung es auch ſein möge!“ (S. Hoffmann's Biographie von Hitzig, 2ter Band S. 136.)

**) Wetzel.

***) Aehnliche Briefendungen wie dieſe, habe ich, wie der geehrte Leſer in den früher gegebenen Briefen Hoffmann's bemerkt haben wird, dem Zeitgeiſte fröhnend, weggelaſſen, obwohl ungern, da ſie mir zur Charakteriſtik des Briefſtellers nicht nur nicht unwichtig, ſondern ſelbſt von Bedeutung erſchienen. Wenn mehrere kritiſche Kunſtmäkler es z. B. an dem Goethe-Zelter'ſchen Briefwechſel tadelten, daß dieſe Endungen, ſo wie ſonſtige unbedeutend ſcheinende Dinge, als da ſind: märkiſche Rüben, Spargel und dergl. der Welt mitgetheilt wurden, ſo hatten ſie offenbar Unrecht. Denn aus dieſen anſcheinend unbedeutenden Aeußerungen geht oft ein tiefere Bezeichnung des Schreibenden hervor, als aus mancher mit großer Wichtigkeit und Bedeutſamkeit angelegten philoſophiſchen Demonſtration, die als ein willkommener Nektar in dem Wunder verkündenden Zeitſpiegel nur gar zu gern erblickt wird. Ein ſchnell abſichtslos hingeworfenes, herzliches Abſchiedswort, ſcheint mir daher oft wichtiger, als die gemeſſene, nach einem Zwecke ſtrebende Tirade. Für kommende Zeiten aber werden auch dieſe Schlußworte bedeutungslos erſcheinen, da kein vernünftiger Menſch von nur einigem literariſchen Gewichte künftig mehr einen Brief ſchreiben wird, in dem er die ungeſchminkte Seite des Herzens herauskehrt, aus Furcht, ſie dereinſt von Oben herab mit erklecklicher Druckerſchwärze beſchmutzt zu ſehen.

Auch von einem 1723 gebornen Oheim, Thomas Scott, wird einiges Intereſſante mitgetheilt, einem in allen Lebensgewöhnungen altväterlichen Manne, von dem hier bloß der eine Zug erwähnt werden ſoll, wie er ſeinen Neffen nach langer Abweſenheit wiedererkennt und ihn mit den Worten umarmt und küßt: „Segne dich Gott, Walter, mein Männchen, du biſt gewachſen und groß geworden, aber du biſt immer gut geblieben."

Wir übergehen, was von den trüben Schickſalen der Schweſter Anne, die früh vom Leben ſchied, erwähnt wird, um uns zu dem eigentlichen Helden dieſer Denkwürdigkeiten zu wenden, der am 15. Auguſt 1771 in Edinburg geboren ward. Kaum hatte er das Alter von 18 Monaten erreicht, ſo beſtimmten die Folgen ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit, ſein wiederholtes Kränkeln und die eingetretene Lähmung, ſeine Ältern, nach vielen ärztlichen Verſuchen und Berathungen, ihn nach ihrem Landſitz Sandy Knowe zu ſchicken, damit er, womöglich, durch reine Luft und einfache Lebensordnung geneſe. Die Pflegerin des gebrechlichen Kindes verließ Edinburg nur ungern, denn ihr unberathenes Herz blieb dort in der Gewalt eines treuloſen Lüſtlings zurück, und die Sehnſucht nach dem Schwurvergeſſenen ließ ihr im abgelegenen Sandy-Knowe keine Ruhe. Die Mutter unſeres Dichters beſtand aber auf ihrem Dortbleiben, und die arme Getäuſchte faßte deßhalb einen ſolchen Widerwillen gegen die unſchuldige Urſache ihrer Verbannung, daß ſie in einer aufgeregten Stimmung mit dem Kleinen die Felſen erſtieg und nahe daran war, ſeinem Leben mittelſt ihrer Scheere ein Ende zu machen und ihn unter dem Moos zu begraben. Doch widerſtand ſie noch glücklich der erſten Verſuchung und entdeckte ſich der alten Haushälterin Aliſon Wilſon, welche das Kind ſogleich in ihren beſonderen Schutz nahm. Die Wärterin wurde entlaſſen und ward ſpäter wirklich wahnſinnig. So wachte die Vorſehung über die hülfloſe Kindheit im entſcheidenden Augenblick.

„Noch leben zwei alte Frauen in der Nachbarſchaft, die damals in Sandy-Knowe dienten, als man den lahmen dreijährigen Knaben dort umhertrug. Eine von ihnen, Tibby Hunter, erinnert ſich noch genau, wie man ihn dorthin brachte, und daß er ein „ſanftgeartetes Kind geweſen und der Liebling Aller, ſo im Hauſe waren." — „Die jungen Schaf-Melkerinnen," ſagt ſie, „beluſtigten ſich damit, ihn auf ihrem Rücken die Felſen hinanzutragen, und er war gar ſehr darauf erpicht, ſich ſo tragen zu laſſen, und kannte bald jedes Schaaf und Lamm an den Abzeichen eben ſo genau, wie jede von ihnen." Am vergnügteſten aber war er in der Geſellſchaft des „alten Meiers," deſſen er in ſeinem Briefe an Erſkine gedenkt. Dieſer alte Sandy Ormiſtoun, nach ſeiner vornehmſten Amtsverrichtung der „Kuh-Vogt" zubenannt, hatte die Oberaufſicht über ſämmtliche Heerden, die „„über die ſammtenen Vließe des lieblichſten Grüns hinbrauſeten."" Wenn der Knabe dieſen Mann morgens erblickte, ſo gab er ſich nicht eher zufrieden, als bis dieſer ihn rittlings auf ſeinen Schultern mitnahm, um ihm bei ſeinen Amtsgeſchäften Geſellſchaft zu leiſten."

„Der Kühvogt pflegte einen eigenen Ton auf ſeinem Pfeifchen zu blaſen, um den Mägden unten anzuzeigen, wenn der Knabe wieder nach Hauſe getragen ſein wollte ... Eines Tags hatte man ihn auf den Hügellanden vergeſſen, als ein Ungewitter mit Sturmgebraus ihn überraſchte; ſeine Muhme erinnerte ſich des Verlaſſenen und rannte fort, ihn nach Hauſe zu holen; ſie fand ihn auf dem Rücken liegend und mit den Händchen klatſchend vor Behagen über das Unwetter, und „gutchen, gutchen!" bei jedem Blitzſtrahl ausrufend."

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

⁂ Ektypographie für Blinde. — Ein Herr von Freisauff, k. k. Hauptmann hat eine Ektypographie für Blinde erfunden, mittelſt deren man im Stande iſt, von jedem Abdruck und von jedem Schriftgegenſtande, wenn derſelbe mit der ektypographiſchen Schwärze gemacht iſt, eine erhabene Abbildung auf Papier, Holz, Stein oder Metall zu erhalten und zu vervielfältigen. Im vorigen Jahre gab der Erfinder „Ektypographiſche Vorlegeblätter für Blinde" heraus; jetzt beſchäftigt er ſich mit der Herausgabe eines ektypographiſchen Schulatlas.

⁂ Buchhändler Schreck in Leipzig hat auf die Gründung der allgemeinen deutſchen Buchhändlerbörſe in Leipzig durch den trefflichen Meiſter Loos in Berlin eine Medaille prägen laſſen; ihr Avers zeigt die Façade des Gebäudes mit der Inſchrift: „Deutſche Buchhändlerbörſe," ihr Revers die Worte: „Durch deutſchen Gemeinſinn begründet und erbaut."

⁂ Nach dem Gemälde von Peter Heß: „Der Einzug König Otto's in Nauplia," iſt eine vortreffliche Steinzeichnung von Friedrich Hohe erſchienen.

⁂ Friedrich Rückert ſoll Anträge, die ihm von der Univerſität Berlin gemacht worden, abgelehnt haben.

⁂ Spindler's „Jude" und Hoffmann's „Kater Murr" ſind in's Ruſſiſche überſetzt worden.

⁂ Von L. Schefer's „Laienbrevier" erſcheint eine 3te Auflage.

⁂ Die „Mitternachtzeitung," von Laube und Brinkmeier fortwährend rüſtig redigirt, bringt von nun an in fortlaufender Reihe „Porträts lebender Notabilitäten."

⁂ Von A. v. Humboldt's „Fragmens asiatiques" wird in Paris eine 3te Auflage veranſtaltet. (Mittern. Z.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 81. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 6. April.

Ungedruckte Briefe

E. T. A. Hoffmann's an J. Junck.

(Fortſetzung).

IV.

Dresden, den 17. November 1813.

Theuerſter Freund!

Freiheit! — Freiheit! — Freiheit! — Meine ſchönſten Hoffnungen ſind erfüllt, und mein feſter Glaube, an dem ich ſelbſt in der trübſten Zeit treulich gehalten, iſt bewährt worden. Haben nicht ſelbſt manche meiner Freunde, auch Sie geliebter Freund! gar kleinmüthig mich in einem frommen Wahne befangen geglaubt, wenn ich immer hoffte und hoffte, und Anſichten, die ſo weit entfernt ſchienen, in's Leben trug? — Freilich wurde ich durch Manches, was ich vor meinen Augen geſchehen ſah, und was wohl Manchem entgangen, gar oft geſtärkt und erhoben, aber ich mußte ſchweigen, da es unmöglich war, daraus irgend einen überzeugenden Beweis meiner innigſten Meinung zu geben. — Was ſoll ich von der letzten Zeit, die ich hier erlebt, ſagen? Sie war gewiß die merkwürdigſte meines Lebens, da ich alles das, was ſonſt lebhafte Träume mir vor Augen brachten, wirklich und in der That vor mir erblickte! — Gewiß wird Sie und meine Freunde in Bamberg eine detaillirte Beſchreibung der hieſigen Vorfälle intereſſiren, und ich weiß nichts Beſſeres, als eine Art Tagebuch beizulegen, das das Merkwürdigſte enthält. —

Gewiß iſt es ein Glück ohne Gleichen, daß ich nur mit der allgemeinen Angſt und Noth gelitten, auf meine ſpezielle Lage dagegen das Ungemach der entſetzlichen Begebenheiten in und bei Dresden keinen Einfluß gehabt hat. Nur nach der Schlacht bei Dresden, am 26. und 27. Auguſt, blieb das Theater 14 Tage geſchloſſen, ſonſt iſt unausgeſetzt bei vollem Hauſe geſpielt worden, und Seconda hat gerade dieſen Sommer beſſere Geſchäfte gemacht als ſonſt, da, wie man mir ſagt, oft ſchlechte Witterung den Beſuch des Theaters im Bade verminderte. So iſt es auch wirklich eine ganz beſondere Schickung des Himmels, daß weder ich noch meine Frau, dicht am Lazareth wohnend, erkrankt ſind, da ſelbſt in dem Hauſe, wo wir wohnen, mehrere an dem Nervenfieber, welches einen wahrhaft peſtartigen Charakter angenommen, geſtorben ſind. Der kurze Klimax dieſer Krankheit iſt: Kopfſchmerz, Schwindel, Betäubung, Tod! — Alles in wenigen Stunden. Bei dem gänzlichen Mangel an ſoliden Lebensmitteln (Brod war nicht zu haben, Fleiſch nur dann und wann in geringer Quantität) mußte jenes Übel nur zu ſehr um ſich greifen, und noch in der letzten Woche vor der Capitulation ſtarben an 200 Perſonen bürgerlichen Standes, in den Spitälern aber täglich über 200 bis 230, ſo daß die Leichname aufgethürmt auf dem Neuſtädter Kirchhofe lagen. — Franzoſen auf der Straße auf das jämmerlichſte ſterben zu ſehen, war etwas Gewöhnliches! —

Nun zu erfreulichern Gegenſtänden und eine Stelle aus einem Aufſatze, überſchrieben: „Der Komponiſt und der Dichter," den ich für die Leipziger muſikaliſche Zeitung ausarbeiten will, gibt den natürlichen Übergang zu Literatur und Kunſt, in der wir nun ſchwelgen wollen, Freund! —

Ludwig, der ſich der edeln Muſika ergeben, findet unter den Adjutanten des Heerführers, der in die Stadt gezogen, ſeinen alten akademiſchen Freund Ferdinand, der ſonſt ohne alle militäriſche Tendenz den Muſen gelebt, wieder, — ſie kamen nach alter Weiſe in ſtiller Nacht zuſammen, und nachdem ſie viel über die Bedingniſſe der wahren Oper geſprochen, ſoll ſich das Ganze wie folgt ſchlieſſen:

„Ferdinand war im Begriffe zu antworten, als auf der Straße, dicht vor den Fenſtern, der Generalmarſch geſchlagen wurde, — er ſchwieg betroffen. Ludwig fuhr auf, und tief ſeufzend drückte er des Freundes Hand an ſeine Bruſt. „„Ach, Ferdinand, theuerer, geliebter Freund,““ rief er; „„was ſoll aus der Kunſt werden, in dieſer rauhen, ſtürmiſchen Zeit? — Wird ſie nicht, wie eine zarte Pflanze, die vergebens ihr zartes Haupt nach den finſtern Wolken wendet, hinter denen die Sonne verſchwand, dahin ſterben? Ach, Ferdinand, wo iſt die goldne Zeit unſerer Jünglingsjahre hin, was iſt aus unſerm Streben geworden, alles Beſſere geht unter in dem reißenden Strome, der die Felder verheerend dahinſtürzt, aus ſeinen ſchwarzen Wellen blinken blutige Leichname hervor, und in dem Grauſen, das uns ergreift, gleiten wir aus, — wir haben keine Stütze, — unſer Angſtgeſchrei verhallt in der öden Luft — Opfer der unbezähmbaren Wuth ſinken wir rettungslos hinab!““

„Ludwig ſchwieg in ſich verſunken. Ferdinand ſtand auf, er nahm Säbel und Kaskett, wie der Kriegsgott zum Kampfe gerüſtet, ſtand er vor Ludwig da. Verwundert blickte ihn dieſer an, da überflog eine Gluth Ferdinand's Geſicht, ſein Auge erſtrahlte in brennendem Feuer, und er ſprach mit erhöhter Stimme:

„„Ludwig, was iſt aus dir geworden? — Hat die Kerkerluft, die du hier ſo lange eingeathmet haben magſt, denn ſo in dich hineingezehrt, daß du krank und ſiech nicht mehr den glühenden Frühlingshauch zu fühlen vermagſt, der draußen durch die in goldnem Morgenrothe erglänzenden Wolken ſtreicht? In träger Unthätigkeit ſchwelgten die Kinder der Natur, und die ſchönſten Gaben, die ſie ihnen bot, achteten ſie nicht, ſondern traten ſie in einfältigem Muthwillen mit Füßen. Da weckte die zürnende Mutter den Krieg, der im duftenden Blumengarten lange geſchlafen, der trat wie ein eherner Rieſe unter die Verwahrloſeten, und vor ſeiner ſchrecklichen Stimme, von der die Berge wiederhallten, fliehend, ſuchten ſie den Schutz der Mutter, an die ſie nicht mehr geglaubt. Aber mit dem Glauben kam auch die Erkenntniß: Nur die Kraft bringt das Gedeihen, — den Kampf umſtrahlt das Göttliche, wie der Tod das Leben! Ja, Ludwig! — es iſt eine verhängnißvolle Zeit gekommen, und wie in der ſchauerlichen Tiefe der alten Tagen, die gleich in ferner Dämmerung wunderbar murmelnden Donnern zu uns herübertönen, vernehmen wir wieder deutlich die Stimme der ewigwaltenden Macht, — ja ſichtbarlich in unſer Leben ſchreitend, erweckt ſie in uns den Glauben, dem ſich das Geheimniß unſers Seins erſchließt. Die Morgenröthe bricht an, und ſchon ſchwingen ſich begeiſterte Sänger in die duftigen Lüfte, das Göttliche verkündend und im Geſange lobpreiſend. Die goldenen Thore ſind geöffnet, und in einem Strahl entzünden Wiſſenſchaft und Kunſt das heilige Streben, das die Menſchen zu einer Kirche vereinigt.. — Darum Freund! den Blick aufwärts gerichtet! — Muth! — Vertrauen! — Glauben!““ — Ferdinand drückte den Freund an ſich, dieſer nahm das gefüllte Glas: „„Ewig verbunden zum höhern Sein im Leben und Tode!““ — „„Ewig verbunden zum höhern Sein im Leben und Tode,““ wiederholte Ferdinand, und in wenig Minuten trug ihn ſein flüchtiges Roß ſchon zu den Schaaren, die in wilder Kampfluſt hoch jubelnd dem Feinde entgegenzogen.“ —

Als ich in gar böſer Zeit jene tröſtlichen Worte Ferdinand's niederſchrieb, kam mir eine ganz beſondere Ermuthigung! — Mögen auch Sie Freund! die Wahrheit meiner Andeutungen recht innig fühlen, und ſich daran erlaben! —

Das Mährchen **sub titulo**: der goldne Topf, iſt fertig, aber noch nicht in's Reine gebracht, ſo wie auch ein humoriſtiſcher Aufſatz unter der Feder **sub titulo**: Schreiben Milo's, eines gebildeten Affen, an ſeine Freundin Pipi in Nordamerika, den ich höchſt wahrſcheinlich der muſikaliſchen Zeitung entziehen und den Callots zuwenden werde.*)

Mit Schulz (F. Laun) und Friedrich Kind komme ich, die Theatertage ausgenommen, täglich Abends in einem Kaffehauſe zuſammen. Schulz iſt gar gemüthlich, liegt aber leider ſeit 4 Tagen am Nervenfieber krank, wird aber, eben weil er ſchon 4 Tage krank iſt, höchſt wahrſcheinlich wieder geſund. Er hat ein dramatiſches Mährchen in Gozzi's Manier geſchrieben, das ich ſchon im Manuſkripte zum Leſen erhalten hätte, wäre er nicht darüber erkrankt.

Undine naht der Vollendung. — Überhaupt wäre aber ſchon viel mehr gethan, wenn es nicht in den letzten vier Wochen gar zu arg geworden wäre, und nur die exaltirten Augenblicke unter Freunden bei der Flaſche die einzigen lebendigen geweſen wären. Wie oft habe ich an Sie und Ihre Frau gedacht! Ihre Frau hatte die Angſt des 26. und 27. Auguſts kaum überſtanden; **videatur** Tagebuch!**) ꝛc. ꝛc.

---

*) Unter dem Titel: „Nachricht von einem gebildeten jungen Manne.“ Siehe des Schreibers: Phantaſieſtücke der Ausgabe; Erſter Band S. 389 u. f.

**) S. Hitzig's Biographie Hoffmann's, Erſter Band S. 80 u. f., wo das Weſentlichſte dieſes Tagebuchs mitgetheilt wird.

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Leben Walter Scott's.

(Fortſetzung.)

Als er vier Jahre alt war, wurde er unter der Obhut ſeiner Tante, Miß Janet Scott, nach Bath geſchickt, da man von den dortigen Bädern viel für ſeine Herſtellung hoffte. Die Herrlichkeiten von Bath und London machten ſchon damals einen Eindruck auf ihn, deſſen ſich unſer Dichter fünfundzwanzig Jahre ſpäter noch lebhaft erinnerte. Er ſagt unter andern:

„Mein (damaliger) Aufenthalt in Bath iſt mir durch manche ergötzliche Erinnerungen merkwürdig geworden. Der ehrwürdige John Howe, der Verfaſſer des Douglaß, brauchte damals die Bäder und erwies meiner Muhme und mir viele Aufmerkſamkeit. Aber die erfreulichſten Erinnerungen ſind mir ſeit der Ankunft meines Oheims, des Hauptmanns Robert Scott, im Gedächtniß geblieben, der mir alle jene kleinen Unterhaltungen verſchaffte, die für mein Alter paßten, und namentlich mich in's Schauſpiel führte. Das erſte Stück, das ich ſah, war: „Wie es euch gefällt," und der Zauber dieſer Darſtellung ſchwebt meinem Innern noch immer lebhaft vor. Ich machte, wie mir deucht, mehr Lärm als nöthig war, und ich erinnere mich deſſen noch deutlich, wie mich der Streit zwiſchen Orlando und ſeinem Bruder im erſten Auftritte ſo ſehr aufbrachte, daß ich laut aufſchrie: „Sind das Brüder?" Wenige Wochen nach meiner Heimkehr überzeugte ich mich aber, der ich im großväterlichen Hauſe das einzige Kind geweſen war, daß Zwiſtigkeiten unter Brüdern zu den alltäglichen Ereigniſſen gehören."

Bald nachdem Walter Scott nach Schottland zurückgekehrt war, wurde er (1779) in die Schule geſchickt. Mit Übergehung mehrerer Zeugniſſe von der frühen Entwicklung ſeiner Fähigkeiten, wie ſeines Behagens an dichteriſchen Erzeugniſſen, erwähnen wir nur einer von Mr. Claud Ruſſel, einem ſeiner Mitſchüler mitgetheilten Anekdote. Ein etwas beſchränkter Knabe mühte ſich ab mit dem Wörtlein **cum**, und auf die Frage des Lehrers, welch ein Redetheil das Wort **cum** (mit) ſei? antwortete der Schüler: ein Subſtantivum. Der Lehrer ſchwieg eine Weile, und fragte weiter: ob „mit" ein Subſtantiv ſei? Alle ſchwiegen, bis die Reihe an Walter Scott kam. „Jawohl iſt „mit" (**with**) ein Subſtantivum!" antwortete dieſer und führte als Beweis den Vers aus dem Buche der Richter an: „Und Simſon ſprach zur Delilah: wenn man mich bände mit ſieben Seilen von friſchem Baſt (**withes**), die noch nicht verdorret ſind, ſo würde ich ſchwach und wäre wie ein anderer Menſch."

Übrigens machte Walter Scott beſſere Fortſchritte auf dem Spielplatze, als auf der Schulbank, und fand weniger Behagen am Griechiſchen, als am Shakſpeare, den er „in Hemdsärmeln am Kaminfeuer" las oder an Biſchof Percy's Nachlaß, mit dem er Stunden unter einem hohen Platanenbaum verträumte; ſeine entſchiedene poetiſche Richtung wird vom Jahre 1783 datirt. Ein Blutſturz unterbrach ſeine Schulſtudien, und ſeine langwierige Krankheit hindurch fand ſeine Einbildungskraft überreiche Nahrung in den Dichtungen zweier von Hand zu Hand gehender Büchersammlungen. Darauf mußte er eine Stelle in der Schreibſtube ſeines Vaters einnehmen. „Es war am 15. März 1786," ſagte er, „als ich die dürre und öde Wüſte der Förmlichkeiten und des Altherkömmlichen betrat."

Da ſaß er nun, und arbeitete als fleißiger Kopiſt, ſchrieb ſeine hundert und zwanzig Seiten Rechtsurkunden binnen vier und zwanzig Stunden ſauber ab, und den erworbenen Abſchriftlohn verwendete er zum Ankauf eines erſehnten Buchs oder einer ſeltenen Münze, die er ohne dies nicht hätte bekommen können. Um dieſe Zeit war es, daß Herr Lockhard ein von ihm verfaßtes Gedicht in vier Geſängen von etwa 400 Verſen bei ihm ſah, welches die Eroberung von Granada beſang, ihm aber ſelbſt ſo wenig gefiel, daß er es, bald nachdem er damit zu Ende gekommen, in's Feuer warf.

Das größte Vergnügen gewährten ihm die Wanderungen, die er in Amtsgeſchäften oder zu eigner Erholung durch die Hochlande machte. Die wilden romantiſchen Gegenden, die einfachen alterthümlichen Sitten ihrer Bewohner, die Erinnerungen an verſchollene Begebenheiten und die Spuren längſt in das Dunkel der Vergeſſenheit verſenkter Geſchlechter gaben der eigenthümlichen Richtung ſeines Geiſtes reichhaltigen Stoff und immer neue Unterhaltung.

Im Winter 1788 beſuchte er die Vorleſungen über das Civilrecht und trat durch die Berührung mit mehreren jungen Leuten, unter denen wir Herrn William Clerk von Eldin mehrere Nachrichten verdanken, in neue Lebensverhältniſſe ein. Man rügte ſeinen nachläſſigen Anzug, aber ſchätzte ihn als guten Geſellſchafter; man erzählt ſich keine tolle Streiche vom jungen Scott, der vielmehr fleißig an ſeiner Ausbildung arbeitete.

Um dieſe Zeit half er den debatirenden Club bilden, welcher den Namen der literariſchen Geſellſchaft annahm. „Im literariſchen Vereine hielt er öfters Reden, die ſowohl unterhaltend als ſinnvoll waren; doch zählte man ihn keineswegs zu den glänzendſten Mitgliedern. Er hatte eine Welt von Kenntniſſen ſtets bereit, beſaß aber nicht die Kunſt der vortheilhaften Anordnung derſelben zu einem geregelten Vortrage, und niemals bediente er ſich, es ſei denn, daß ſein Gefühl ihn unwillkührlich hinriß, des Hülfsmittels deklamatoriſcher Ausſchmückung. Der Schatz ſeiner alterthümlichen Kenntniſſe gab übrigens manchen anziehenden Stoff zu dieſen Abendunterhaltungen. Er war bereits tief in die angelſächſiſchen und nordiſchen Sagen eingedrungen; in ſeinen „Verſuchen zur Nachahmung der Volkspoeſie," erwähnt er dieſer Studien, welche ihm den Weg zur deutſchen Literatur gebahnt haben. Am meiſten vertiefte er ſich aber in Fordun und Wyntoun und in alten ſchottiſchen Chroniken, und ſeine Freunde ehrten ihn dafür mit dem Zunamen Duns Scotus." — Noch eine kleinere Geſellſchaft, die weniger glänzende Anſprüche machte, wurde durch einen Ritt nach Pennycuik, dem Sitze des Hauptes der Clerk'ſchen Familie, deſſen Gaſtlichkeit rühmlich erwähnt wird, veranlaßt. Sie wurde vorzugsweiſe der „Club" genannt, und beſteht wahrſcheinlich noch immerfort unter diesem Namen. Hier erschien Scott wieder unter demselben Spitznamen, in denselben verspotteten „corduroy" Hosen, die noch nicht abgetragen waren und daher wahrscheinlich von „Colonel Grogg" (Grosgrain) waren. (Schluß f.)

Feuilleton.

*** **Die Zahl der Klostergeistlichen in Spanien** belief sich, den Angaben eines Madrider Correspondenten im den Débats v. 13. d. M. zufolge:

im Jahre 1797 auf [illegible].
„ „ [illegible] „ [illegible].
„ „ [illegible] „ [illegible].
„ „ 1835 „ [illegible].

Woher diese rasche Abnahme? Im Anfang flüchteten die Gläubigen, die, vor dem Geist der Welt sich fürchtend, sich brünstig nach dem Himmel sehnten, aus der Welt und verschlossen sich in die Einsamkeit. Aber die Weltkinder liefen ihnen nach und brachten Geschenke, um Antheil an ihrem Himmelsanspruch zu erkaufen. So wurden die Weltentsagenden zuletzt reicher als die Weltgeistlichen und die weltweltlichen Brüder. Jetzt ist das höchste Streben des Weltgeistes auf verklärende Umgestaltung der Erdenwelt gerichtet; hierzu braucht er die Klostergüter, welche in den letzten Zeiten den Hauptmagnet für die Novizen gebildet.

Die Klöster hatten ursprünglich die Bestimmung, Arbeitsstätten der Selbstertödtung zu sein. Sie wurden zu Ruhestätten des Selbstgenusses. Sie zerfallen jetzt rasch, weil sie zu Anomalien in der neuen Weltökonomie geworden.

*** **Einfluß der Atmosphäre auf die Qualität der Weintrauben.** — In der Sitzung der Akad. der Wissenschaften zu Paris vom 8. d. M. wurde eine Abhandlung des Hrn. Boussingault verlesen, in welcher als Resultat die Behauptung aufgestellt wird: daß die, während dem Reifen der Trauben herrschende Temperatur fast ganz ohne Einfluß auf die Qualität des Weines, dagegen während des Wachsens eine mittlere Temperatur von 17° C. (13° 6 R.) nothwendig sei, um einen guten Wein zu erhalten. Auch wären nach Hrn. B. Beobachtungen regnigte Jahrszeiten für die Qualität des Weines weniger günstig, als trockene.

*** **Meinungs-Verschiedenheit französischer Publizisten.** — Herr Odilon Barrot hatte sich das unbedachte Wort entschlüpfen lassen: „la loi est athée et doit l'être athée." Er wollte damit andeuten, daß Staatsgewalt habe sich nicht um die Religion der Staatsbürger zu bekümmern. Herr Lamartine behauptet nun im Journal de Paris: „la loi n'est point athée et ne peut pas l'être;" das Gesetz müsse nämlich allen Religionen einen wirksamen Schutz zollen, ohne ihnen jedoch zu gestatten, ihre Sphäre zu überschreiten, um die anderen Culte zu unterdrücken." Die Gazette de France (v. 13. d. M.) protestirt nun übereifrig gegen die umfassende Toleranz des Hrn. Lamartine, und läßt einen Streit Zweifel's nur aus dem Abfall von der religiösen Einheit entspringen. Dagegen: das Staatsgesetz sollte von rechtswegen nur eine Glaubensgemeinschaft, nämlich die päpstliche, dulden.

*** **Insekten-Aufbewahrung.** — Als ein sicheres Mittel zur Aufbewahrung von Insekten empfiehlt Herr R. W. Reiche den Sammlern eine Auflösung eines halben Gran Sublimat in vier Unzen Alkohol, welche in das Gefäß gethan werden soll, worin die Insekten von ihrer Präparation eingeweicht werden; und Herr R. W. Reiche legt sehr großen Werth darauf, die Schachteln, in welchen die Sammlung gehalten wird, mit etwas Terpentinöl zu bestreichen.

*** **Franz Palacky's Geschichte von Böhmen.** — Noch fehlte den Böhmen eine den höheren Forderungen genügende Nationalgeschichte. Dies veranlaßte die Stände des Reiches, Herrn Franz Palacky mit Ausarbeitung eines solchen Werkes zu beauftragen. Die Kosten dazu wurden aus dem ständischen Domesticalfonds bewilligt. Ueber den ersten jetzt erschienenen Band, welchem noch 5 bis 6 nachfolgen sollen, bemerkt Hr. Graf Mailath u. a., daß dieses Werk eben „so geistreich gedacht als gründlich gearbeitet sei." Dieser erste Band reicht erst bis zum Ende des XII. Jahrhunderts. „Der Verfasser hat nicht nur in die alte Geschichte Böhmens Licht und Ordnung gebracht, er hat auch die böhmische Mythengeschichte, das Volksleben im Heidenthum, die inneren Zustände nach der Einführung des Christenthums, wie Kunst und Industrie in Böhmen dargestellt."

*** **Der Jahrmarkt zu Nishny-Nowogorod,** auf welchem alle Reichthümer Asiens mit allen Kunsterzeugnissen Europa's sich kreuzen, hat der nordischen Biene zufolge im Jahre 1825 für nahe an 47 Millionen Papier-Rubel Waaren beherbergt. In den folgenden Jahren stieg der Betrag der dort umgetauschten Waaren bis zur diesjährigen Messe in folgender Progression, von 47 zu 48, — 53, — 87, — 91, — 98, — 117, — u. 119 Mill.

*** **Nordamerikaner nach Sumatra.** — Die Nordamerikaner dehnen auch im stillen Meere ihre Handelsexpeditionen immer weiter aus. Ihr Handel mit China ist etwas älter. Sie besuchen aber auch mehre Gegenden der großen indischen Inselgruppen, die Molukken, die Sunda-Inseln u. s. w. Nach Sumatra handeln fast nur noch die Nordamerikaner, und nur selten sieht man dort einzelne englische Kauffahrer anlegen.

*** **Bevölkerungs-Zunahme in Großbritannien.** — Nach amtlichen Angaben belief sich die Bevölkerung von

		1811:	1821:	1831:
England	auf	9,538,827.	11,261,437.	13,091,005.
Wales	„	611,788.	717,438.	806,182.
Schottland	„	1,805,688.	2,093,456.	2,365,114.
Irland	„	. . . .	6,801,827.	7,767,401.
Geboren wurden				
in England:		1 von 35¹/₂.	1 von 31¹/₄.	34¹/₂.
Es starben:		1 — 55¹/₂.	1 — 60¹/₂.	58¹/₂.

*** **Besteuerung der Geistlichkeit in Frankreich.** — In der Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 15. d. M. theilte Hr. Isambert folgende merkwürdige Angaben mit: „An Geschenken und Vermächtnissen erhielt die französische Geistlichkeit in den 10 Regierungsjahren Napoleons (von 1804 bis 1814) nur 2 Mill. 900,000 Fr., und unter der Restauration im J. 1814 sogar nur 135,000, und 1815 nur 131,000 Fr.; — dann aber 1816 schon 758,000, im J. 1818 bereits 1,475,000 Fr. Von nun an stieg der jährliche Betrag bis zum J. 1825, wo er sich auf 11,589,000 Fr. belief. — Seit der Julirevolution hatten die Schenkungen und Vermächtnisse etwas abgenommen. Sie betrugen 1831 nur 628,000 F. Von nun aber stiegen sie 1832 auf 1,013,000, — 1833 auf 1,678,000, betrugen 1834 noch 1,300,000 im J. 1835 dagegen 2,373,000 und sollen im v. J. auf drei Millionen gestiegen sein, so daß demnach die Geistlichkeit seit 1804 wieder ungefähr 60 Mill. in Besitz genommen hat." — „Wie Sie sehen," fügte Hr. J. hinzu, — „il y a progrès." (Rire général).

*** Der geniale W. Kaulbach in München ist von dem Könige von Baiern zum Hofmaler mit 800 fl. Gehalt ernannt; der um das Münchener Hoftheater vielfach verdiente geh. Hofrath Küstner mit seiner Pensionirung in den Adelstand erhoben worden.

*** **Geschichte von Korsika.** — Herr de Gregori, Rath am königl. Gerichtshofe zu Rom, welcher an einer allgemeinen Geschichte Korsika's arbeitet, gibt jetzt auch in Verbindung mit dem Grafen Pozzo di Borgo die wichtigsten Originalschriftsteller über die Geschichte seines Landes heraus.

*** Pfizer hat eine neue Sammlung von Uebersetzungen aus Byron herausgegeben.

*** Vischer in Genf ist außerordentlicher Professor in Tübingen geworden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 82. 1837.

Phönix.

Freitag, 7. April.

Vogelſang im Winter.

Von

Anaſtaſius Grün.

Indeß wir im Stübchen, Liebſte, hocken
Und vor den windgerüttelten Scheiben
Des Winters weiße, ſchwere Flocken
Im Sturme wirbelnd vorübertreiben;

Wird jenes Wandervöglein, das freie,
Das du im Sommer gepflegt mit Koſen,
Sich ſonnen in Südens Himmelsbläue,
Und wiegen ſich über Südens Roſen.

Auf grünende Myrten wird ſich's ſchwingen
Und Abends vom Zweig im Mondesſcheine
Die Lieder von ſeinen Fahrten ſingen
Der horchenden, fremden Schweſtergemeine:

„Weit über dem Meer, am Donauſtrande,
Dort ſteht ein Häuschen, ein niedliches, blankes,
Und aus dem Häuschen, am Fenſterrande
Winkt mir ein Mädchen, ein liebliches, ſchlankes.

„Und wenn auf ihren Arm ich dann fliege,
Will faſt mich des Nordens Schnee erſchrecken,
Als ob auf ſilbernem Baum ich mich wiege,
D'raus fünf der ſilbernen Zweige ſich ſtrecken.

„Auf ihren Schultern, am Lockenbuge,
Da fehlte nicht viel, daß Stolz mich berückte;
Da meint' ich der Adler zu ſein, der im Fluge
Im Sonnenſtrahlennetz ſich verſtrickte!

„Und wenn aus der hohlen Hand zum Mahle
Der friſche kryſtallne Born mir quillet,
Da ſchlürf' ich aus alabaſterner Schale,
Wie ſie dem Sultan der Sclave füllet.

„Wenn gar das Körnlein in ihren Lippen,
Mein täglich Brod mir entgegenblickte,
Da meint' ich Purpurkirſchen zu nippen,
Als ich den köſtlichen Kern d'raus pickte;

„Und ſolches iſt wohl in jenen Landen
Die ſüßeſte Speiſe, das Mahl der Freude;
Denn Einer, der oft daneben geſtanden,
Der ſah mein Picken immer mit Neide."

So wird dein Preis in der Ferne jetzt klingen. —
Heil mir, dem ſolch ein Liebchen zu eigen,
Von der die Vögel in Afrika ſingen
Und in Europa die Nachbarn ſchweigen!

Ungedruckte Briefe

E. T. W. Hoffmann's an J. Funck.

(Fortſetzung).

V.

Leipzig, den 24. März 1814.

Viel Verehrter!

Ihr ſehnlichſt gewünſchter Brief vom 14. d. hat mir in jeder Hinſicht lebhafte Freude verurſacht, vorzüglich aber, weil daraus eine heitere gemüthliche Stimmung hervorleuchtete, die ich in dem vorigen vermißte und daher fürchtete, daß Sie mit dem leidigen ††† zu kämpfen gehabt. — Ich ſehe nun aber wohl, damit die weitſchichtigen Gegenſtände, über die ich zu ſchreiben genöthigt, nicht toll und wild durcheinander laufen, oder eins in's andere läuft, ich förmlich mein Sendſchreiben in Capitel — Segmente — theilen muß! — Wie Öl auf italiäniſchem Wein ſchwimmen die Literaria oben, womit ich aber nicht angedeutet haben will, daß Sie das Fette von oben abſchöpfen ſollen, vielmehr iſt Ihnen ja eben darunter der Genuß des Weines vorbehalten, indem ich weiter unten von vortrefflichen Sachen zu handeln geſonnen. Alſo:

A. Literatur.

Ganz bin ich mit Ihnen einverſtanden, daß es nicht gerathen, den Druck in der übermäßig weitläuftigen Art fortzuſetzen, und es ſpricht mich an, daß Callot's in kühnſter Manier folgen ſollen, wovon, wie ich denke, das geſendete Mährchen einen guten Anfang macht, da es wirklich, wie Sie mir beipflichten werden, in kühnſter Manier gerathen. Daraus folgt nun aber wieder, daß ich zu den folgenden Bänden von den projektirten Aufſätzen keinen brauchen kann, als die Kreisleriana und den Revierjäger, übrigens muß ich auf Neues denken, und zwar in kühnſter-originellſter Manier, damit der Climax fortſteige. — — — —*)

Eben vor einiger Zeit habe ich, wie Kanne, gelobt, 40 Tage und Nächte bei meinem Liebchen zu bleiben, und Oneirus der Traumgott hat mir einen Roman inſpirirt, der in lichten Farben hervorbricht, indem **Tom. I.** beinahe vollendet. — Das Büchlein heißt: „Die Elixiere des Teufels, aus den nachgelaſſenen Papieren des Paters Medardus, eines Capuziners." Es iſt darin auf nichts geringeres abgeſehen, als in dem krauſen, wunderbaren Leben eines Mannes, über den ſchon bei ſeiner Geburt die himmliſchen und dämoniſchen Mächte walteten, jene geheimnißvollen Verknüpfungen des menſchlichen Geiſtes mit all' den höhern Prinzipien, die in der ganzen Natur verborgen und nur dann und wann hervorblitzen, welchen Blitz wir dann Zufall nennen recht klar und deutlich zu zeigen. — Um mich muſikaliſch auszudrücken, fängt der Roman mit einem **Grave sostenuto** an, — mein Held wird im Kloſter zur heiligen Linde in Oſtpreußen geboren, ſeine Geburt ſühnt den verbrecheriſchen Vater, — Joſeph und das Chriſtuskind erſcheinen ꝛc., — dann tritt ein **Andante sost. e piano** ein, — das Leben im Kloſter, wo er eingekleidet wird, — aus dem Kloſter tritt er in die bunt-bunteſte Welt, — hier hebt ein **Allegro forte** an. — Schon daraus, daß ich ſo viel von dem Dinge ſchwatze, können Sie ſehen, daß es mich ſtark beſchäftigt und mir die Arbeit zuſagt. In 5 Wochen ſind 20 bis 30 Bogen vollendet, und das Ganze geſchloſſen, alſo noch zum Verkauf bis zur Oſtermeſſe. — **Ohe jam satis!** —

Mein Büchelchen (Callot 1, 2,) bekomme ich, ſo wie Medizin zugetröpfelt, — alle 4 Stunden einen Eßlöffel voll! Jetzt habe ich Titel und Vorrede, aber ohne Vignette und noch nicht den Magnetiſeur, den ich gerade zu leſen wünſchte, da er gut ſein ſoll, und ich ihn noch nicht kenne. — Jean Paul's Kleiſter- und Eſſig-Aale haben mir tüchtig vorgeſchnalzt, — ich habe mir die Vorrede weniger von meiner Wenigkeit handelnd, — kürzer — genialer gedacht; da aber der eigentliche Zweck, nämlich die Worte auf dem Titelblatt: „Mit einer Vorrede von Jean Paul" erreicht iſt, und er ſelbſt in der Vorrede von ſeiner Manier (nicht Styl) ſpricht, ſo mag ich nichts mehr darüber ſagen.*) Was aber ſeine Ermahnung zur Menſchenliebe betrifft, ſo habe ich ja dieſer Liebe beinahe zu viel gethan, indem mir oft vor lauter Liebe ganz ſchwächlich und miſerabel zu Muthe worden, daß ich Wein oder Arrak nachtrinken müſſen.**)

Rückſichts der Callot's in kühnſter Manier,***) habe ich hinzuzuſetzen, daß es ſich nun von ſelbſt verſteht, daß in die muſikaliſche Zeitung nichts eingerückt wird. Von Mahlmann bin ich aufgefordert, an der eleganten Zeitung zu arbeiten, und durch Rochlitz mit Cotta, rückſichts des Morgenblattes in Verbindung gekommen; Erſterer zahlt 15 Rthlr., Letzterer 20 Rthlr. **per** Bogen. Aber auch dieſe ſollen nichts von den Callot's erhalten, es ſei denn höchſtens als Probe, aber auch nicht ohne Ihre Mitwiſſenſchaft und Einwilligung. Sie ſehen übrigens, Theuerer, wie ich ein Scribiliſax worden, aber wahrlich ohne mein ſonderliches Bemühen; — ſo was muß ſich von ſelbſt finden. —

Was meine „Viſion auf dem Schlachtfelde bei Dresden" betrifft, ſo muß ich ja doch wohl damit zufrieden ſein, daß ſie als Flugſchrift gedruckt worden, obwohl ich, hätte ich dieſes beabſichtigt, das Ding noch anders gefaßt, und mit einer farbigen Vignette verſehen, hier und in Dresden auch nicht unbedeutenden Vortheil davon gezogen hätte. — Ein Schriftſteller muß mit jedem Worte zeigen, ohne geizig oder habſüchtig zu ſein, ſpricht Rochlitz, und er hat nicht ganz Unrecht. Die Splendidität iſt in dieſem armſeligen Leben nicht zu Hauſe, aber leider verſtehe ich mich nicht auf's Geſchäft, ſo ſehr ich auch davon ſchwatze und immer einen gewaltigen Anlauf nehme viel zu verdienen, woraus nie was Rechtes wird! — Sie haben keinen Druckort angegeben, — dagegen geſagt: „vom Verfaſſer der Phantaſieſtücke ꝛc.," und in der Vorrede dieſes Buchs werde ich genannt, nach Charakter, Wohnort ꝛc.†) — Übrigens iſt der Druck die Eleganz ſelbſt, und wäre ich nicht von jeher über die Thorheit weggeweſen, mich zu ergötzen, wenn ich mich gedruckt ſehe, ich hätte mich kindiſch freuen können; — gelächelt habe ich aber doch, das weiß ich, hätt' es mir die Frau auch nicht geſagt. — Nun iſt es aber genug von literariſchem Handel und Wandel! Sie können mir es glauben, es wird mir ſauer über Honorare oder ſonſtiges zu ſchreiben, aber ich bin es mir und meinen Verhältniſſen als rechtlicher Mann ſchuldig, genau zu ſein. Zu Erklärung des Geſagten, beziehe ich mich auf:

---

*) Es folgen hier weiter rein techniſche ſich auf den Druck beziehende Anſichten und Erörterungen, und ſonſtige geſchäftliche Mittheilungen und Wünſche, womit ich den Leſer nicht behelligen will.

*) Vergl. meine „Erinnerungen" 1r. Bd., S. 116, wo ſich Hoffmann noch einmal und auf andere Weiſe über dieſe Vorrede ausſpricht.

**) Weder Hitzig's, noch meine Schilderung Hoffmann's, waren nach meiner Meinung in irgend einer Stelle im Stande, ſeinen eigenthümlichen Charakter ſo glücklich und treffend zu bezeichnen, als es in dieſer hier gegebenen, von ihm ſelbſt geſchieht! — Aehnliche mündliche Aeußerungen vergegenwärtigen ſich in dieſem Augenblicke meinem Gedächtniſſe!

***) Sie erſchienen bekanntlich nicht, da ſpäter beliebt ward, ſie dem 3. und 4. Theil alter Auflage, unter ihrem erſten Titel, einzuverleiben.

†) Dem Verleger lag nicht daran, den Verfaſſer, wohl aber den Druckort zu ignoriren, damaliger Cenſur-Verhältniſſe wegen.

B. Aus meinem Leben.

(Aber bloß Wahrheit ohne Dichtung).

Meine Krankheit hat mir hart zugeſetzt. Das Rheuma iſt in wirkliche Gichtſchmerzen ausgeartet, an denen ich periodiſch und vorzüglich bei der geringſten Wetterveränderung leide, — alſo ein lebendiger Thermometer. Der Arzt unterſagte mir gänzlich das Theater, ſo wie die Reiſe nach Dresden; Seconda, der ſonſt unbillig, grob, inſolent gegen die Schauſpieler iſt, macht bei mir eine glänzende Ausnahme! Er hat mir bis jetzt noch nicht einen Pfennig abgezogen, bezahlt vielmehr die volle Gage, die ganze Zeit ſeines Hierſeins, unerachtet ich nur die Proben im Hauſe abzuhalten im Stande bin, und vielleicht nur künftige Woche, wenn die Witterung ſich hält, dirigiren werde. Er läßt mich hier, und künftigen Herbſt, wenn er wieder herkommt, trete ich, hoffentlich ganz hergeſtellt, wieder in's Amt. Den Sommer über bleibe ich alſo hier, pflege privatiſirend, ſchreibend, komponirend u. ſ. w. meine Geſundheit, und muß ernſtlich darauf denken, nächſt dem wenigen Gelde, das ich aus Königsberg erhalte, mir einen Zuſchuß zu verſchaffen. — Der Roman: „Die Elixiere des Teufels“ muß für mich ein Lebens-Elixier werden! — Podagriſten haben gewöhnlich einen beſondern Humor, — brillante Laune, — dies tröſtet mich, — ich empfinde die Wahrheit, denn oft mit den heftigſten Stichen ſchreibe ich **con amore**; — wird es aber gar zu toll, ſo nehme ich Bleiſtift und Pinſel und zeichne — — — Carrikaturen der Zeit!

Es ſind von mir erſchienen bei Baumgärtner:

„Abbildung, wie Dame Gallia von dem Teufel, der ſie beſeſſen, endlich durch verbündete Macht glücklich befreit wird.“

„Abbildung, wie die Dame Gallia ihren Ärzten den Schaden erſetzt, den ſie ihnen während des Paroxismus verurſacht, und noch beſondere Geſchenke verſpricht.“

Bei Joachim erſcheint nächſtens:

„**The exequies of the universal monarchy.** Feierliche Leichenbeſtattung der Univerſalmonarchie.“

Letzteres Blatt, auf dem der König von Weſtphalen im Leichengefolge an **Vinaigre a quatre voleurs** riecht, da ihm ſchlimm worden u. ſ. w. iſt ergötzlich. Laſſen Sie ſich doch jene Blätter ſchicken; oder, ſoll ich's beſorgen? Einen kleinen Schnörkel, den ich der Miſerabilität der Idee wegen, mit vieler Ironie gemacht, und den Baumgärtner ſtechen laſſen, lege ich bei. — Ich erhielt für das Ding ein artiges Honorar, und es geht reißend. — Meine Carrikaturen ſollen nach England! — **Practica est multiplex.**

Jetzt komme ich zu der wichtigen Nachricht von mir, die ich Ihnen mittheilen wollte, und ſchäme mich ſehr, daß ſich gar nichts jetzt darüber ſagen läßt, wovon ich damals, als ich ſchrieb, ſo ſehr erfüllt war! — Nur ſo viel: Auf eine ganz unerwartete Weiſe iſt mir eine äußerſt ehrenvolle glänzende Laufbahn in der Kunſt in meinem Vaterlande eröffnet worden! Meine Freunde, die ſich jetzt an der Spitze des Staats befinden, denken an mich, und ein ewiger Vorwurf iſt es mir, daß ich in meiner unbegreiflichen Indolenz nicht früher an ſie dachte. — Sie kennen meine Verbindungen! — Alles hängt aber noch von dem Eintritt gewiſſer Umſtände in Berlin ab. — Nach dem Frieden ein Mehreres! — Wer weiß, auf welchem Stuhl ich künftigen Sommer ſitze! —

Mit der Undine führe ich ein herrliches Leben. Sie beſucht mich alle Morgen, und bringt (Gott weiß, wo ſie ſie hernimmt) die herrlichſten Blumen, auch allerlei bunte, glänzende Steine mit, da ſetzen wir uns hin und ſpielen wie die Kinder, bis die Sonne gar zu hoch heraufkommt, — da eilt ſie fort, und kaum iſt ſie dahin, ſo ſind alle Blumen welk und die Steine glanzlos! — „Gott der Herr im Himmel, welcher Unſinn!“ ſagt der Magiſter Friedner und klopft die Pfeife am Stiefel-Abſatz aus: „aber nicht Jedem iſt es gegeben, ſich mit Anſtand das Maul zu wiſchen, wenn er Kirchberger Bier getrunken. Dieſes Bier iſt königlich-ſchweißfarbig oder Iſabell (Sie können's in Baumgarten's allgemeiner Welthiſtorie nachleſen) und Prima-Sorte, wie der Magiſter behauptet und viele **doctores juris utriusque** nebſt einigen dünnwadigen Philoſophen mit ihm. Achten Sie dies Alles, Geſchätzter! für einen Hopſas in einem luſtigen Walzer, den ich tanzend in meinem Leben wohl nicht mehr ausführen werde, welches Sie Ihrer lieben Frau mit dem Bedeuten mittheilen können, wie ich mich für den nächſten Ball tauſendmal entſchuldigen ließe, und nur in Gedanken etwas weniges mit ihr walzte! — — (Fortſ. folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

25) Die Vendéerin. Roman von Theodor Mügge. 3 Thle. Berlin 1837. Alex Dunker.

Bereits durch ſeinen „Chevalier“ hat Theod. Mügge entſchieden beurkundet, welchen Platz ſein Talent und ſein Wollen ihm unter den jetzigen deutſchen Novelliſten anweiſen. Letzteres, das Wollen, ohne welches das erſtere ſich leicht verflüchtigt, iſt bei Mügge nicht zu überſehen, und hält ſeine reiche Erfindungskraft auf jener Höhe, auf welche jeder Novelliſt, dem ſein Ruf, ſein Gewiſſen nicht feil ſind, das Publikum zu ſich hinanziehen muß. — Dieſer neue Roman: „die Vendéerin,“ liefert den Beweis, daß Mügge ſeinem Talente ſeinen Ruf nicht leichtſinnig aufzuopfern gedenkt. Denn — was ſich an ihm als angebornes Talent zeigte: die Kraft zu combiniren, das Intereſſe zu ſpannen, rege zu erhalten, — erhält durch die ſcharf vorſpringenden Kanten der Charakteriſtik die epiſche Vollkommenheit des Reliefſtyls, welcher die Unruhe neutraliſirt, die durch das Dramatiſche im Roman mehr oder minder hervorgebracht wird. Die handelnden Charaktere, hiſtoriſche wie erfundene, bewegen ſich nicht bloß, nein, ſie ſind künſtleriſch lebendig, zeigen ſich in den feinſten Nuancen und bleiben ſich bei wechſelnden Beleuchtungen gleich. Das iſt Wahrheit der Poeſie, welcher in Mügge's Roman der hiſtoriſche Hintergrund wie ein weithinſtarrendes dunkles Gewand paßt. Die Cataſtrophe hat etwas märchenhaft Großartiges; nicht einzelne Perſonen, ſondern eine entthronte Idee verſinkt wie eine blutige Abendröthe in die Wogen, die dumpfhallend über ihr zuſammenſchlagen.

26) **Rheinſagen aus dem Munde des Volks und deutſcher Dichter, für Schule, Haus und Wanderſchaft. Von Dr. Karl Simrock. Bonn, Eduard Weber. 1837.**

Des Rheinlandes Sagen zu ſammeln, als rechtes Volksbuch niederzulegen, worin jeder, dem der Sinn für das Aechte und Urſprüngliche im Getümmel der Tagesintereſſen nicht verloren ging, ſich wie an den raſchdahinſtrömenden Fluthen des Rheines ſelbſt erquicken möge, dazu dürften wohl Wenige ſo völlig berufen und berechtigt ſein, wie Simrock, der, ſelbſt ein Dichter, den rechten Schlüſſel für Klang und Bedeutung der alten Sagen in ſich trägt und durch ſeine Behandlung des Nibelungenliedes, Wielands' des Schmied's, des armen Heinrich ꝛc. die friſche Gelenkigkeit dargethan hat, mit der allein das hundertgeſtaltige, leichtfüßige ſchelmiſche Kind erhaſcht werden kann.

Drum herzlichen Gruß und Dank für das Volksbuch, das er aus mehr denn anderthalbhundert Romanzen von mehr denn vierzig älteren und neueren Dichtern, zum Theil auch aus alten Volksliedern und Heldenbüchern ſinnig und fleißig zuſammengetragen. Eine leichte Barke, von Schwänen ſtromauf gezogen, wie die Lohengrins, würziger Blumenduft rings umher. Drauf geht die Fahrt von den Mündungen des Rheins, wo Stavoren verſunken liegt, an der Schwanenburg bei Cleve vorbei, die Kölner Feuerglocke ſchallt dumpf herein. Von Aachen klingt die Liebesſage von Karol Magnus, die Lurlei ſieht, auf dem Felſen ſitzend, das Schifflein drunten Furchen zieh'n, der Nibelungenhort ſchimmert bei Worms aus dem tiefen Grunde herauf, der treue Eckard hält bei Breiſach die Runde, im Aargau blickt Habsburgs Mauer drauf herab, — ſo bis an die Quellen des brauſenden Schweizerſtroms hinan!

Möge recht bald eine zweite Auflage nöthig werden! Grund, ſie zu erwarten, iſt da.

Feuilleton.

•*• **Wiſſenſchaftliche Reiſe.** — Herr Stadtbibliothekar Dr. Böhmer zu Frankfurt a. M. wird in dieſen Tagen eine Reiſe nach der Schweiz und Oberitalien, mit der Abſicht, weitere Urkunden in den dortigen Bibliotheken für ſeine berühmten Kaiſerregeſten zu ſammeln, antreten. Die Wiſſenſchaft darf ſich die intereſſanteſten Aktenſtücke verſprechen, da dem gelehrten Forſcher durch Briefe des Fürſten Metternich zum erſtenmale alle Bibliotheken und Archive des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs geöffnet werden. Zugleich wird er ſeine Nachforſchungen auf eine Ausbeute für die Monumenta hist. Ger. ausdehnen. Die Lücken der mittelalterigen deutſchen Geſchichte werden durch ſolche großartige Bemühungen Eines Mannes allmählig ſich ausfüllen. — Dr. Böhmer hat in letzter Zeit eine Sammlung **deutſcher hiſtoriſcher Lieder**, theils aus bisher noch unbenutzten Handſchriften der Frankfurter Stadtbibliothek, theils aus ſelteneren Druckwerken veranſtaltet, welche als Supplementheft zu der ausgezeichneten Volkslieder-Sammlung von **Soltau** erſcheinen wird.

•*• **Neues Werk über deutſche Proſa.** — In Kurzem erſcheint in der Buchhandlung von J. D. Sauerländer in zwei ſtarken Bänden in gr. 8. ein Sammelwerk unter dem Titel: „**Drei Bücher deutſcher Proſa. Von Ulphilas bis auf die neueſte Zeit, 360 — 1837.**" Der Herausgeber Dr. **Künzel** beabſichtigt durch daſſelbe eine immer fühlbarer ſich herausſtellende Lücke in der deutſchen Philologie auszufüllen, eine Lücke, auf welche Th. **Mundt** in ſeiner klaſſiſchen „Kunſt der deutſchen Proſa" und H. **Hoffmann** von Fallersleben in ſeiner „deutſchen Philologie im Grundriſſe" mehrfach hingewieſen haben, und ſucht zugleich durch dieſes Werk für die **deutſche Proſa** das zu leiſten, was die Wackernagel in Berlin und Baſel, G. Schwab und Follen in verſchiedenen Richtungen, für die deutſche Poeſie durch ihre bekannten Sammlungen gethan haben. Der **erſte** Band enthält die zwei erſten Bücher deutſcher Proſa, von Ulphilas 370 bis Leſſing 1750; der zweite Band das dritte Buch von Leſſing bis auf die neueſte Zeit. Jeder einzelne Proſaiſt iſt nach dem Maaße ſeiner Claſſicität und Bedeutung für die Entwicklung der Proſa reichhaltig vertreten, ſo daß jedes einzelne Fragment ſtets ein charakteriſtiſches Stylportrait darſtelle. Der erſte Band enthält außerdem eine Geſchichte der deutſchen Proſa, der zweite reichhaltige ſprachliche und literar-hiſtoriſche Bemerkungen. Der Verfaſſer hofft durch die Oekonomie und Behandlung des ungeheuren Stoffes, wie der Verleger durch Correktheit, Schönheit und Billigkeit des Drucks ſowohl das ſtreng gelehrte wie das allgemeinere Bedürfniß dauernd zu befriedigen.

•*• **Römiſche Bücherverbote.** — Die römiſche Congregation des Index zeigt ſeit einiger Zeit eine große Rührigkeit. Schon wieder hat ſie ein **ganzes Dutzend** neuer und neueſter Schriften zu beſitzen und zu leſen verboten. Wir beginnen die Namhaftmachung der Verbannten mit der Religion Saint-Simonienne, leçon sur l'industrie et les finances, von J. **Pereire**, welcher ſich folgende anſchließen: „Lettre du *père* (Enfantin) à Charles Duveyrier, sur la vie éternelle; — parole du *père* (Enf.) à la cour d'assises;" — und „Occident et Orient" von **Barrault**; dann „Considérations sociales sur l'Architectonique" par Victor *Considérant* (Schüler Fourrier's) und „Affaires de Rome," par de la *Mennais*. Zunächſt laſſen wir folgen „Nouveau Manuel de Phrénologie" par George *Combe*, (aus dem Engl. mit Anmerk. von Dr. Foſſati); dann „le tombeau de toutes les philosophies," par *R. B.* Zum Schluſſe nennen wir „die italieniſchen Verbannten:" „*L'assedio di Firenze*;" — „Iddio e l'uomo, salterio" di Gabriele *Rosetti*; — „Opere inedite di Fra Girolamo *Savonarola*." (Auch unter dem Titel: „Libri cinque dell' Italia)," — und „Corso completto di lezzioni di teologia dogmatica per uso delle scuole teologiche di Sicilia" del Rev. Can. *Michele Stella*. Hr. Canonikus Stella ſoll jedoch bereits ſeine Schrift widerrufen haben. — Möchte es jetzt nicht zweckmäßiger ſein, wenn Rom fortan, ſtatt ſeines bisherigen Index prohibitorum ein Verzeichniß der von der kirchlichen Behörde **approbirten** Bücher herausgäbe; denn von den ungefähr 25.000 Schriften, welche jetzt jährlich in der Chriſtenheit erſcheinen, dürfte doch wohl nur eine äußerſt geringe Zahl ohne Gefahr von den Romgläubigen geleſen werden können?

•*• **Davidſon's Tod.** — Der an der Spitze der zur Unterſuchung des Innern von Nordafrika ausgeſandten Expedition ſtehende Herr John Davidſon iſt, ungeachtet man ſolches früher bezweifelte, dennoch unterwegs ermordet worden, wie ſolches aus dem von der königlichen geographiſchen Geſellſchaft mitgetheilten Briefwechſel des britiſchen Vicekonſuls zu Mogadore mit dem Scheik Beyruk zu Wednun erhellt.

•*• **Herr Fonfrède**, der gouvernementale Doktrinair nennt in ſeinem Journal (v. 19. d. M.) den Herrn **Royer-Collard** einen „vereinzelten Doktrinair."

•*• **Berliner Univerſität.** — Von 151 akademiſchen Lehrern ſind für das nächſte Halbjahr auf der Berliner Univerſität 390 Vorleſungen angekündigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^ro 83. 1837.

Phönix.

Samſtag, 8. April.

Zwei Feldherrngräber.

Von Ferd. Freiligrath.

1.

Hier unter dieſem Steine,
Zur Seite des Portals,
Verweſen die Gebeine
Des tapfern Generals.
Er iſt im Kampf gefallen,
Zerſchoſſen und zerfetzt;
In dieſes Domes Hallen
Hat man ihn beigeſetzt.

Hier hat man ihm erhoben
Ein prächtig Monument,
Daß Jedermann die Proben
Von ſeinem Muthe kennt.
Es iſt ein eh'rner Leue,
Mit krauſer Mahne, fahl;
Der liegt und wacht mit Treue
Auf dem Piedeſtal.

Und unten iſt zu leſen,
Gehauen in den Stein,
Wie groß der Mann geweſen,
Den dieſes Grab ſchließt ein;
Weit mehr, als das Gekritzel
Der Feder, galt ſein Schwert;
Die Schlachten und Scharmützel,
Wo er das Feld gekehrt;

Wie fortlebt im Geſange,
Was ſeine Fauſt gethan. —
Das deutet auch die Schlange
Am Fuß des Denkmals an.
Sie liegt, zu einem Runde
Gerollt, den glatten Schweif
Hinangekrümmt zum Munde:
Ein deutungsvoller Reif!

Wohl mag's dir nicht behagen
Hier in der Kirch', o Held!
Ein wurmzerfreßner Schragen
Dein Feldbett und dein Zelt!
Statt Predigt, Singen, Beten,
Gelaut und Glockenſchlag,
Vernähmſt du gern Trompeten? —
Wart' bis zum jungſten Tag!

2.

Bei dieſen ſchlanken Bäumen,
Im feuchten Piſangſchatten,
Magſt du anjetzo träumen,
O Kühnſter der Maratten!
Im wilden Vorwärtstraben
Biſt du vom Hengſt geſchoſſen;
Hier haben dich begraben
Die fluchtigen Genoſſen.

Es iſt an dieſer Stelle
Einſam und ſchauerlich;
Hier ringelt, bunt von Felle,
Die Abgottsſchlange ſich.
Sie wälzt ſich auf dem Grunde,
Und zückt, den glatten Schweif
Gekrümmt zum gift'gen Munde:
Ein deutungsvoller Reif!

Ein Leu tritt aus den Buſchen,
Im Schmuck der gelben Mahne;
Flieht nicht der Feindin Ziſchen
Und ihre ſpitzen Zähne.
Auf's Grab legt ſich der Wilde;
Starr liegt er auf den Sproſſen,
Nicht ungleich einem Bilde,
Aus braunem Erz gegoſſen.

Es nähern ſich vom Hügel
Zwei Reiter, gelb von Haut;
Sie richten ſich im Bügel,
Der eine ſpricht halblaut:
„Siehſt du den Löwen liegen?
Er hält am Grabe Wache.
Laß deinen Falben fliegen,
Und knirſchend murmle: Rache!“

Schulen und Univerſitäten in Großbritannien.

(Fortſetzung).

Die untere Schule beſteht, ausgenommen zwei Claſſen für die jüngſten Zöglinge, aus der dritten und vierten, jede hat wieder drei Unterabtheilungen. In jeder Unterabtheilung muß der Schüler zwei drittel Jahre, in einer Claſſe alſo zwei Jahre bleiben. Um von einer Claſſe in die andere zu kommen, haben die Betreffenden ſich einem Examen zu unterziehen, drei derſelben müſſen beſtanden ſein, um aus der untern in die obere Schule zu gelangen. Alle Schüler der untern, ſind die Diener (fags, Knechte) derjenigen der obern Schule, Diener im wahrſten Sinne des Worts. Auf dem Colleg, wie in der Stadt erhält der Oberſchüler einen Unterſchüler angewieſen, der allen Befehlen deſſelben nachkommen, die nöthigen Wege, außer der Schul- und Studierzeit, verrichten, die Stiefeln und die Kleider reinigen muß u. ſ. w. Von dieſem tyranniſchen Verhältniß iſt Niemand ausgenommen, der Sohn des Herzogs muß, wenn er nicht mit einem Gouverneur anlangt und eine Privatwohnung bezieht, der Fag eines Oberſchülers werden. Dieſe Abhängigkeit ſoll zu Gehorſam führen; nach meiner Anſicht führt ſie aber auch zu Knechtſinn und Tyrannei. Die Oberſchule beſteht aus zwei Claſſen, der fünften und ſechſten, in jenen ſind zwei Unterabtheilungen, in dieſe rückt der Schüler nur durch Anciennität und iſt die Zahl derſelben auf zwei und zwanzig fixirt. Die zehn Obern der ſechſten Claſſe ſind zugleich Aufſeher, monitors, aller Commilitonen, ſie ſtehn den Lehrern in der Aufſicht bei und üben eine gewiſſe Jurisdiction aus. Der erſte Schüler heißt Kapitän und hat noch unbedingteres Anſehn und Gerechtſame, als die Monitors. — Der Unterricht iſt folgender Maßen geregelt: Drei Wochentage ſind ganze, zwei halbe Schultage, der Sonntag und ein Wochentag frei. An einem ganzen Schultage werden vier, an einem halben zwei Lectionen gegeben, die von anderthalb bis drei Viertel Stunden variiren. Die übrige Zeit iſt zu Privatſtudien, Erholungen, Eſſen u. ſ. w. beſtimmt. Die öffentlichen Lehrgegenſtände erſtrecken ſich nur auf Latein und Griechiſch; Religion und Mathematik werden neuerdings auch, aber nur beiläufig gelehrt. Virgil's Äneide, Horaz und Homer's Iliade ſind die einzigen vollſtändigen Claſſiker, welche interpretirt werden, daneben eigends für die Schule bearbeitete Auszüge aus einigen andern. Am meiſten wird auf ſchriftliche Ausarbeitungen in lateiniſcher und griechiſcher Sprache, in Proſa, wie in Verſen, geſehen; Eton iſt berühmt ob ſeiner Claſſicität, ob des guten Latein und, möchte man hinzufügen, ob ſeiner Einſeitigkeit, denn was der Schüler außer genannten Gegenſtänden treiben will und ſoll, muß er in Privatlectionen treiben, für Geſchichte, Literatur, lebende Sprachen u. ſ. f. bedarf es einer ſpeciellen Erlaubniß der Vorgeſetzten. Die Zucht iſt ſtrenge, in den Collegien klöſterlich; die Collegers müſſen täglich ein, Sonntags zwei Mal die Kirche beſuchen, die Oppidans jedenfalls zwei Mal am Sonntage und ein Mal an dem ſchulfreien. — Da Eton einen Maaßſtab für die übrigen in England und Wales beſtehenden Gymnaſialanſtalten gibt, ſind wir ſo ausführlich bei deſſen Beſchreibung geweſen; jeder Leſer wird finden, daß die dort zu erzielende Ausbildung einſeitig, daß das Verhältniß der Schüler zu einander drückend und unwürdig iſt. Eine Änderung wäre daher nur wünſchenswerth, aber die Ariſtokraten ſträuben ſich dagegen; ſie ſind ſo erzogen und wollen ihre Kinder eben ſo erziehen laſſen. Auf andern Anſtalten, die vordem faſt alle wie die genannte eingerichtet waren, ſind ſchon einige Modificationen eingetreten, aber alle laſſen noch viel zu wünſchen übrig. — Wincheſter College, das älteſte in England, 1382 von William of Wykeham, Biſchof von Wincheſter, gegründet. Auch hier werden nur alte Sprachen gelehrt. Die Anſtalt nimmt 70 Hausſchüler, die jährlich 20 Pfd. St. zahlen, auf, daneben beſuchen dieſelbe gegen 200 Stadtſchüler. — Weſtminſter College iſt von der Königin Eliſabeth 1560 geſtiftet, und nach dem von Eton eingerichtet. Vierzig Schüler werden in der Anſtalt erzogen, gekleidet in gleicher Uniform, und ernährt, gegen 100 beſuchen dieſelbe in den Lehrſtunden. Alljährlich erhalten acht bis neun Zöglinge Freiſtellen auf den Univerſitäten Oxford und Cambridge, dieſe Gunſt entſcheidet ein öffentliches Examen, in welchem die Competenten mündlich in lateiniſcher und griechiſcher Sprache disputiren; die Befähigteſten werden zu den Freiſtellen zugelaſſen. — In der Hauptſtadt Englands beſtehen noch folgende größere Bildungsanſtalten: Charterhouſe, früher ein Karthäuſerkloſter, 1611 von dem Earl of Suffolk an Thomas Sutton verkauft, der hier eine Erziehungsanſtalt und ein Hospital ſtiftete, und ſehr reich begabte. Die Schüler ſind in Penſionärs und Scholaren eingetheilt, welche beide meiſt von der Anſtalt unterhalten werden, Stadtſchüler haben überdem Zutritt. Die Zahl der Scholaren iſt auf 42 fixirt, die der Penſionärs wechſelt. Die von der Schule Abgehenden, welche eine Univerſität beſuchen wollen und in einem Examen beſtanden, oder durch Protection begünſtigt ſind, erhalten von der Anſtalt während den vier erſten Jahren jährlich 80, während der vier andern jährlich 100 Pfd. St. — St. Paul's School, 1509 von John Colet gegründet, reich dotirt und unter die Protection der Seidenhändlercompagnie von London geſtellt. Die Protectoren müſſen ihr Amt gut verwalten, oder reiche Beiträge geben, denn faſt Jeder der Abiturienten erhält auf der Univerſität ein beträchtliches Stipendium acht aus einer Stiftung des Lords Camden jährlich 100, die übrigen aus den Schulfonds 50 Pfd. St. In der Anſtalt werden 153 Zöglinge aufgenommen, eine Anſpielung auf die Zahl der Fiſche, welche Petrus auf einen Zug fing. Die Erziehung iſt hier liberaler, als in allen genannten; es iſt eine wirkliche Freiſchule, in welcher Jeder ohne Unterſchied des Standes und der Religion bei ſonſt erforderlichen Eigenſchaften Zutritt hat. — **Merchant Tailor's School**, 1561 von Thomas White etablirt und, wie der Name beſagt, für die Londoner Schneider und Tuchhändlerzunft beſtimmt, unter deren Leitung ſie ſteht und von welcher ſie unterhalten wird. Die Schule iſt reich und hat 43 Freiſtellen in Oxford und 7 in Cambridge, die Zahl der Schüler beträgt 230, die in alten Sprachen, vornämlich in mathematiſchen Wiſſenſchaften unterwieſen werden. —

(Fortſetzung folgt).

Aus dem Leben Walter Scott's.

(Schluß).

Das Äußere Walter Scott's war damals einnehmend genug. Eine Dame von hohem Range, die ſich ſeiner in den Gemächern der alten Aſſemblee noch wohl erinnerte, ſagt: Der junge Walter Scott war ein recht artiger Menſch. Das Mißfarbige ſeiner frühen Kränklichkeit hatte ſich verloren und war in ein friſches jugendliches Anſehen übergegangen. Seine Augen waren hell, weit offen, ſchön geformt, wechſelnden Glanzes, welchen Zähne von der vollkommenſten Regelmäßigkeit und Weiße noch erhöhten, während die edle Form und Wölbung der Stirne dem Anblick eine Würde verlieh, welche den Reiz der einzelnen Züge weit überwog. Sein Lächeln war immer behaglich, und man kann ſich leicht vorſtellen, daß die eigne Miſchung von Zartſinn und Würde, mit ſpielend unſchuldigem Frohſinn und heiterer Laune in ſeinen Geſichtszügen, recht dazu geeignet war, die Blicke einer Schönen zu feſſeln. Seine Geſtalt muß, den Fehler am einen Beine ausgenommen, zu jener Zeit ausgezeichnet hübſch geweſen ſein; von mehr als gewöhnlicher Größe, ſchienen die Verhältniſſe ſeines Körpers denen eines jungen Herkules nachgebildet; die Haltung ſeines Kopfs war voll Ausdruck und Anmuth, Hals und Bruſt in ächt antiker Form, die Hände zart gebildet; ſein ganzer Bau zeigte Fülle von Kraft, ohne irgend an Plumpheit zu ſtreifen. Sobald er einige Gewandtheit im Umgange ſich erworben hatte, war ſeine Unterhaltung auch geeignet, manche äußere Mängel vergeſſen zu machen, und ließ daher den einen entſtellenden Naturfehler leicht überſehen. Er ſagte ſelbſt einmal, als von dieſem Abſchnitt ſeines Lebens die Rede war: „Ich wurde ein kühner Ritter, ſo wie ich zuerſt bemerkte, daß irgend ein hübſches junges Frauenzimmer es nicht verſchmähete, ſich hinzuſetzen, um mit mir ſtundenlang in der Ecke eines Ballſaales ſich zu unterhalten, während Alles um uns her tanzte.

Bei dieſer Gelegenheit wird einer erfolgloſen Neigung unſeres Dichters erwähnt, die erſt mit der Verehlichung dieſes Frauenzimmers mit einem Andern aufhörte. Mehrere Jahre verſtrichen unterdeſſen mit wechſelnden Studien und Erholungen. Seine Lehrer gaben ihm gute Zeugniſſe, ſeine Freunde erfreuten ſich ſeiner heiteren Laune, und die antiquariſchen Lieblingsforſchungen wurden nicht unterbrochen. Am Ende des Junimonats 1792 konnte endlich der Vater unſeres Dichters einem Freunde ſchreiben: „Ich habe das Vergnügen, Ihnen anzuzeigen, daß mein Sohn ſeine Prüfung im beſondern ſchottiſchen Recht mit gutem Zeugniſſe beſtanden." Kurz darauf ward er förmlich eingekleidet, und die Umſtändlichkeit des Ceremoniels gab ſeiner Fröhlichkeit manchen Stoff, wovon, wie von manchen andern Jugenderinnerungen, Spuren in ſeinen Werken zu finden ſind.

Von der Zeit ſeiner Einkleidung zum Rechtsanwalte bis zu ſeiner Vermählung mit Miß Charlotte Margaret Carpenter verſtrichen fünf Jahre unter ähnlichen Studien, und in dieſe Zeit fällt die Erſcheinung ſeiner „Lenore" (1794), ſo wie mehrer Arbeiten, welche ſeinem ſchriftſtelleriſchen Rufe den Weg bahnten.

Doch bereits zu lange ſind unſere Leſer mit unſerm Bericht aufgehalten worden, und wir eilen daher, dieſe Auszüge mit einem Briefe zu ſchließen, den unſer Dichter kurz vor ſeinem Hochzeittage (den 29. December 1797) von ſeiner Braut erhielt:

„Carlisle, den 27. November.

„Den ganzen Tag über haſt du mich recht traurig geſtimmt. Ich bitte dich, klage nie mehr über deine Armuth. Biſt du nicht zehnmal reicher als ich? Vertraue dir und deinem Beruf. Ich zweiſle nicht, du wirſt einſt doch ſteigen und ein großer reicher Mann werden; wir ſollten vielmehr unter uns ſehen und mit unſerm Loos' zufrieden ſein und alle unangenehmen Gedanken entfernen. Uns wird es nicht fehlen. Es thut mir leid, daß dein Kopf ſo viel leidet. Ich hoffe, als gute Wärterin alle deine Schmerzen zu verſcheuchen. Du ſchreibſt vielleicht zuviel. Als Frau im Hauſe werde ich dergleichen nicht zugeben. Ich würde aber recht böſe werden, wenn du mit „Lenore" aufhören wollteſt. Glaubſt du im Ernſt, mir werde als unnöthige Ausgabe erſcheinen, was zu deiner Geſundheit und Aufheiterung beitragen kann? Ich habe von dir eine beſſere Meinung, und hoffe, du wirſt das Ritterliche nicht aufgeben, ſo lange ich von gutem Styl etwas halte. Vergiß nicht, einen Platz für den alten Wagen ausfindig zu machen, denn ich möchte ihn gerne behalten, auf den Fall, daß wir eine Reiſe machen müßten; er iſt bequemer, als die Poſtkutſchen, und wird ſeinen Dienſt thun, bis wir unſer eignes Geſpann werden halten können. Welch ein Einfall war das wieder, davon zu ſprechen, wo du wünſcheſt, daß deine Gebeine ruhen ſollen! Wären wir ſchon verheirathet, ſo müßte ich das ſo auslegen, als ob du meiner ſchon überdrüſſig wäreſt. Ein niedliches Kompliment vor der Hochzeit! Ich hoffe nicht, einen ſolchen Tag zu erleben. Haſt du übrigens öfter ſolche fröhliche Gedanken, wie unterhaltend und heiter wirſt du da nicht ſein! Lebe wohl, theuerſter Freund, trage Sorge für dich, wenn du mich lieb haſt; denn ich wünſche nicht, daß du die ſchöne romantiſche Scene des Begräbnißplatzes beſuchen möchteſt. Noch einmal, lebe wohl, und ſei überzeugt, daß dich recht aufrichtig liebt

C. C.“

Feuilleton.

⁂ **Wiſemann's Vorleſungen zu Rom über die Verbindung zwiſchen Wiſſenſchaft und Offenbarung.** (Zweite Mittheilung. Vgl. Nro. 57). — In der VII. Vorleſung verbreitet Hr. W. ſich über die Prätentionen der Indier auf ein unberechenbares Alterthum, und widerlegt Bailly's Behauptungen durch de Laplace und Bentley. Aus Klaproth, der die Streitigkeiten über die Surya-Siddhanta geſchloſſen, führt er an: „Die aſtronomiſchen Tafeln der Hindus, denen man ein außerordentliches Alterthum zugeſchrieben, ſind erſt im VII. Jahrh. n. C. gefertigt, und demnächſt durch Berechnungen auf eine frühere Epoche zurückgeführt worden.“ Weiterhin bemerkt er: „die mühſamen Nachforſchungen von Jones, Wilford, Hamilton, Heeren und beſonders des Colonel Todd ſetzen einſtimmig den Anfang der indiſchen Geſchichte gegen das J. 2000 v. C. Es iſt die Epoche, in welcher ſich auch die erſten Spuren der Bildung der Aegypter, Aſſyrer und Chineſen finden. Klaproth und Abel Remuſat haben ebenwohl das Alterthum der Armenier, Perſer und Chineſen in dieſelben Grenzen zurückgeführt.

Die VIII. Vorleſung iſt den Aegyptern gewidmet. Hierbei benutzt Hr. W. die Arbeiten Akerblad's und de Sacy's über die Inſchrift von Roſette und die Entdeckungen von Young, Champollion und deſſen Fortſetzer Roſellini, welcher letztere bewieſen, daß die Reihen der Königsnamen auf den alten Denkmälern weit beſſer mit den Angaben der h. Schrift als mit den griechiſchen Hiſtorikern ſtimmen. Ebenſo beweiſ't er, daß Joſeph und ſeine Brüder nur zur Zeit der Herrſchaft der Hirtenkönige in Aegypten zugelaſſen werden konnten, und daß erſt nach Vertreibung der Hykſos bei Herſtellung einer National-Dynaſtie die Hebräer in Sclaverei gerathen. Der Auszug der Iſraeliten fand ſtatt unter Ramſes, und während ihrem langen Aufenthalt in der Wüſte machte Seſoſtris, des Ramſes Sohn, ſeine Eroberungen. — Auch die berühmten Thierkreiſe von Denderah und Esneh hat Hr. W. nicht übergangen.

Delalande und Dupuis gaben dem erſten ein Alter von 15000, dem zweiten von 27000 Jahren. Teſta und Visconti entgegneten, die Tempel, zu denen jene Thierkreiſe gehörten, wieſen durch ihre Bauart auf das Zeitalter der Ptolomäer. Hr. Letronne hat in ſeiner gelehrten Abhandlung dieſen zwanzigjährigen Streit mit Hülfe Champollion's zur Entſcheidung gebracht. Der Letztere entdeckte im Thierkreis von Esneh den Namen des röm. Kaiſers Commodus und bewies, daß die Skulpturen des Tempels aus der Zeit des Kaiſers Claudius ſeien.

Die IX. Vorleſung handelt von den älteſten Münzen, Inſchriften und Denkmälern. Hier bemerkt Hr. W. u. a. 1. Kön. 14, 44 und 2. Paralip. 12, 2. heiße es, Siſak, König von Aegypten habe Roboam angegriffen und die Schätze von Jeruſalem fortgeſchleppt; nun ſehe man aber zu Karnak den Gott Ammon-Ra und Siſak, vor welchem gefangene Könige ſtanden, unter denen einer das Geſicht eines Juden habe. Auf dem Schilde deſſelben habe Champollion den Namen Roboam geleſen.

In der X. und XI. Vorleſung geht Hr. W. zur orientaliſchen Literatur über. Er erinnert an die Verdienſte von Michaelis und Houbigant, von Kennicott und Joh. Bernh. v. Roſſi. Kennicot hatte nur 581 hebräiſche Handſchriften des a. Teſt., de Roſſi hat deren 680 verglichen, die ſich noch in der Bibliothek von Parma, ſeiner Vaterſtadt befinden. Unter dieſen reichen einige bis in's III. Jahrh. n. C. hinauf. Die merkwürdigſte Handſchrift aber iſt die, welche Buchanan 1806 von den ſchwarzen Juden erhalten, die ſeit unvordenklicher Zeit in Indien wohnen. Keine dieſer Handſchriften zeigt eine bedeutende Variante. Bei dieſer Gelegenheit würdigt Hr. W. Griesbach's hohe Verdienſte.

In der XI., der profanen Literatur des Morgenlandes gewidmeten Vorleſung weiſ't Hr. W. auch auf den Einfluß hin, den die Philoſophie des Orients auf die Doktrin der Juden geübt, und bemerkt, daß die Cabbaliſchen Lehren zur Erklärung des n. T. beitragen können; daß aber der Ezur-Vedam das Machwerk eines Jeſuiten von Pondichery iſt, welcher mittelſt deſſelben chriſtliche Glaubenslehren unter den Indiern verbreiten wollte.

Aus der Japaniſchen Enzyklopädie wird die Einführung des Lamaismus in Thibet auf Kublai, Enkel Tſchinghis-khan's, zurückgeführt. Damals ſei dieſes Land mit den Neſtorianern der Tartarei in Berührung geweſen, und mehrere franzöſiſche und italiäniſche Miſſionaire hätten in Gegenwart der Tatariſchen Fürſten Meſſe geleſen, woraus ſich erkläre, daß der neue Gottesdienſt viel von den Chriſten entliehen.

In der XII. Vorleſung freut ſich Hr. W., die religiöſen Wahrheiten durch die Wiſſenſchaften beſtätigt gefunden zu haben, und beruft ſich auf die Zeugniſſe der älteſten Kirchenväter, um ſeine Aufforderung an die jungen Geiſtlichen zu begründen, daß ſie durch eifriges Studium ſich in den Stand ſetzen ſollten, den Einwürfen der Ungläubigen durch höhere wiſſenſchaftliche Bildung zu begegnen.

Muß man ſich nach ſolchen Leiſtungen freuen, daß die wiſſenſchaftliche Erkenntniß ſelbſt von der römiſchen Sapienza für nothwendig anerkannt wird, ſo darf man hieraus doch keinen anderen Schluß ziehen, als daß die Wiſſenſchaft einen ſchönen Sieg über einen Glauben zu erringen im Begriffe ſteht, welcher länger als ein Jahrtauſend hindurch die Wiſſenſchaft nur als Sclavin behandelt; denn noch immer lehrt die römiſch-katholiſche Kirche, daß man die Religionslehren anzuerkennen habe, nicht weil ſie wiſſenſchaftlich erwieſen oder erweisbar, ſondern weil die inſpirirte Kirche ſie zu glauben gebietet. Noch von de Lamennais wurde von Rom aus gefordert, daß er ſich unbedingt der päpſtlichen Doktrin zu unterwerfen habe. Auch Galilaei's Andenken iſt noch nicht erloſchen.

⁂ **Neue franzöſiſche Encyklopädie.** — Unter dem Titel: „Encyclopédie nouvelle“ geben jetzt die Herren P. Leroux und J. Reynaud ein Dictionnaire scientifique littéraire etc. heraus, welches ein „Gemälde der menſchlichen Kentniſſe im XIX. Jahrhundert“ darbieten ſoll. Der erſte und zweite Band ſind in dieſen Tagen erſchienen. Die Herausgeber, früher Mitarbeiter am Simoniſtiſchen Globe, waren demnächſt den theoretiſchen Extravaganzen der neuen Religion entſchieden entgegengetreten und haben längere Zeit hindurch treffliche Abhandlungen in der Revue Encyklopedique erſcheinen laſſen. In der jetzt eröffneten neuen Encyklopädie, zu welcher viele ausgezeichnete Literatoren Beiträge liefern, iſt ihr Hauptbeſtreben darauf gerichtet, die von dem Simonismus in Anregung gebrachte conſtruirende Methode der Geſchichtsbetrachtung mit dem von der Revolution poſtulirten Vernunftrecht geltend zu machen. Das Werk zeugt durchgängig von gewiſſenhaften Studien und durchaus achtbarer Geſinnung.

⁂ **Charfreitagsconcert in Paris.** — Für den diesjährigen Charfreitag war von einem Pariſer Tageblatte ein geiſtliches Concert angekündigt, in welchem gegeben werden ſollten: Der Meſſias und das Alexandersfeſt von Rosendal(!), ein Pſalm von Marcello und ein Madrigal von Balestrina(!). Hundert und funfzig Stimmen ſollten begleitet werden von 200 Muſikanten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 84. 1837.

Phönix.

Montag, 10. April.

Volkslieder.*)

1. Maid Colvin, oder: der falſche Sir John.**)

Der falſche Sir John zum Freien kam
Zu der Maid gar ſchön und fein.
Maid Colvin die ſchöne Lady hieß,
Sie beerbt' ihren Vater allein.

Er freite ſie draußen, er freite ſie drin,
Freit' in der Halle ſie dort,
Bis die ſchöne Lady drein willigte,
Mit ihm zu reiten fort.

Zu ihres Vaters Koffer ging ſie,
Wo all' ſein Geld er hegt,
Und nahm das rothe und ließ das weiße
Und trippelte leicht wieder weg.

In ihres Vaters Stall ging ſie,
Wo all' ſeine Roſſe ſtanden,
Und nahm das beſte und ließ das ſchlecht'ſte,
Das da war, in ſeinen Landen.

Er ritt fort und ſie ritt fort,
Einen Sommertag lang und warm,
Bis ſie kamen an einen breiten Fluß,
Eines einſamen See's Arm.

„Spring ab vom Roß," ſprach der falſche Sir John,
„Dein Brautbett ſiehſt du hier;
Hier hab' ich ſieben Königstöchter ertränkt
Und die achte mach' ich aus dir.

„Leg' ab, leg' ab dein ſeiden Gewand,
Dort auf dem Stein iſt Raum;
Denn es iſt zu gut und zu koſtbar auch,
Um zu faulen im Salzſeeſchaum.

„Leg' ab, leg' ab dein linnen Hemd,
Dort auf dem Stein iſt Raum;
Denn es iſt zu gut und zu koſtbar auch,
Um zu faulen im Salzſeeſchaum." —

— „O, wende dich um, du falſcher Sir John,
Zu dem Baum laſſ' die Augen gehn;
Denn nimmer ziemt es einem Edelmann,
Ein Weib entblößt zu ſehn."

Er wandte ſich ſchnell ganz herum,
Daß nach dem Baum er ſeh'.
Sie ſchlang ihre Arme um ſeinen Leib
Und warf ihn in den See.

„O halt' einen Zipfel nur, Maid Colvin,
Sonſt muß ich ertrinken ſofort;
Ich bringe dich zu deines Vaters Thor
Und ſetze dich nieder dort."

„O liege du da, du falſcher Sir John!
O liege du da!" ſie ſpricht;
„Denn du liegſt in keinem kälter'n Bett,
Als du beſtimmt für mich." —

Drauf ſchwingt ſie ſich auf ihres Vaters Roß,
So ſchnell, als ſie fliehen kann,
Und kommt vor ihres Vaters Thor
Bei Tagesanbruch an.

Ein kleiner hübſcher Pſittich nun ſprach:
„Maid Colvin, wo warſt du die Zeit?
Was ward denn aus dem falſchen Sir John,
Der dich geſtern ſpät noch gefreit?"

Der kleine hübſche Pſittich ſprach
In ſeinem Bauer fein:
„Was thateſt du mit dem falſchen Sir John,
Da du hieher kommſt allein?

„Er freite dich draußen, er freite dich drin,
Freit' dich in der Halle dort,
Bis du ihm ſeinen Willen gethan,
Mit ihm zu reiten fort." —

---

*) Aus dem erſten Bande der „Halle der Völker" von O. L. B. Wolff. (Vergl. Nro. 17 des Phönix von dieſem Jahre).

**) Motherwell Minstrelsy, S. 27, nach mündlicher Ueberlieferung.

„O, kleiner Pſittich! halte den Mund,
Von Schmach mich zu befrei'n;
Dein Bauer ſoll werden von rothem Gold
Und die Sproſſen von Elfenbein.“

D'rauf nun ſprach der König ſelbſt,
In dem Zimmer, in dem er lag:
„Was nur dem kleinen Pſittich fehlt,
Daß er ſchwatzt, noch eh' es Tag?“

„„Eine Katze zu meinem Bauer kam
Und quälte mich lange Zeit;
Da rief ich die ſchöne Maid Colvin,
Daß ſie mich von der Katze befreit'.““

II. Der gute George Campbell. *)

(Schottiſch).

Hoch auf dem Hochland
Und tief an dem Tay
Der gute George Campbell
Ritt eines Tags frei.
Geſattelt, gezäumt
Und geſchmückt ritt er,
Heim kam der Sattel,
Doch er nimmermehr.
Hinaus trat die Mutter,
Weinend ſo ſehr,
Hinaus ſeine ſchöne Braut,
Klagend ſo ſchwer.
Geſattelt, gezäumt
Und geſtiefelt ritt er,
Heim kam der Sattel,
Doch er nimmermehr.
„Meine Wieſe liegt grün
Und mein Korn ungeſchoren.
Meine Scheuer iſt leer
Und mein Kind ungeboren.
Geſattelt, gezäumt
Und geſtiefelt ritt er,
Zurück kam der Sattel,
Doch er ſelbſt nimmermehr.“

III. Leichenwacht-Reigen. **)

Dieſe Nacht allein, dieſe Nacht allein,
Jede Nacht und alle;
Feuer und Salz und Kerzenſchein,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Wenn du von hier geſchieden jetzt,
Jede Nacht und alle,
Kommſt du zum Dornenmoor zuletzt,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Gabſt jemals Strümpf' und Schuhe, Mann,
Jede Nacht und alle,
So ſetz' dich hin und zieh' ſie an,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Wenn Strümpf' und Schuh' du nie verſchenkt,
Jede Nacht und alle,
Ein jeder Dorn in dein Fleiſch ſich drängt,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Gehſt von dem Dornenmoor du jetzt,
Jede Nacht und alle,
Kommſt du zur Schreckensbrücke zuletzt,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

— — — — — — — — —

(Hier fehlt eine Strophe).

Kommſt du von der Schreckensbrücke jetzt,
Jede Nacht und alle,
So trittſt du in's Fegefeuer zuletzt,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Wenn je du Trank und Speiſe verſchenkt,
Jede Nacht und alle,
Das Fegefeuer dich nimmer bedrängt,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Wenn Speiſ' und Trank du nimmer verſchenkt,
Jede Nacht und alle,
Das Feuer dich bis auf den Knochen brennt,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Dieſe Nacht allein, dieſe Nacht allein,
Jede Nacht und alle;
Feuer und Salz und Kerzenſchein,
Und Chriſt empfang' deine Seele.

Ungedruckte Briefe

E. T. W. Hoffmann's an J. Funck.

(Fortſetzung).

Unter andern iſt mir auch die Muſik-Direktor-Stelle in Königsberg angetragen worden, wofür ich, ſollte ich an Leipzig noch weniger gefeſſelt ſein, **pour jamais** gedankt habe. Sie wollten mir 258.430 Thaler Gehalt geben, — das iſt aber Lumpengeld für einen, der das ganze Eldorado beſitzt! Geſtern Abend, als ich die wohleingeſchwefelten wollenen Strümpfe anzog, kam ich mir vor, wie Scarron, und ein nichtswürdiger Pfropf mit verbrannter Naſe würde hinlänglich geweſen ſein, der meinigen durch einen Kraftſtrich viel Scarronität anzuähneln: — 345 meiner beſten Noten hätte ich darum gegeben, wenn mir ſein **roman comique** zur Hand geweſen wäre, ſtatt deſſen nahm ich aber Plebſidemus' Hochzeiten und Kindtaufe zur Hand, und es war eben ſo gut. — Nachher vertiefte ich mich in die Wiſſenſchaften, das heißt in die geheimen und zwar — ich legte Karten! — da klopfte es aber und der Conrektor Paulmann aus Dresden trat herein mit vielen Empfehlungen vom Hofrath Heerbrand! *) — Dieſer Gute hat viel gelitten, er machte ſieben Sonnette und eine Gloſſe, die Ärzte ſagten aber nachher, das ſei bloß ein zurückgetretener Schnupfen, nebſt etwas metriſchem Fieber, — da ich aber nicht wie Stallmeiſter **) meinen Setzer zur Hand habe, der dem tollen Gaul nachſetzt, der durch Gichtſtiche, wie durch Spornſtiche ſcheu worden, ſo ziehe ich lieber in Zeiten den Zügel an, — und ſomit Hott — hott — trott hott — hinein in:

---

*) Fragment, wahrſcheinlich auf einen Anhänger des Hauſes von Argyle, der in dem Treffen von Glenlivat, am 3. Okt. 1594 fiel, gedichtet.

**) Aus Walter Scott's Minſtrelſy II, 361. — Dieſer Reigen wird von einigen Katholiken aus den niedrigſten Ständen, während ſie bei einer Leiche kurz vor der Beerdigung wachen, im nördlichen England geſungen. Der Glaube, daß die Seele des Todten eine höchſt beſchwerliche Reiſe zu machen habe, bei der ihr die guten Werke, die ſie während ihres Lebens ausübte, ſchützend zur Seite ſtehen, ehe ſie an den Ort ihrer Beſtimmung gelangt, erhielt ſich bei den verſchiedenſten Nationen. W. Scott gibt folgende Erläuterung aus einer alten Handſchrift, die ſich in den hinterlaſſenen Ritſon Papieren fand: „Wenn Jemand ſtirbt, ſo ſingen gewiſſe Frauen dem Todten ein Lied, in welchem ſie die Reiſe beſchreiben, die der Abgeſchiedene antreten muß; ſie glauben, daß es, einmal im Leben, gut ſei, einem armen Mann ein Paar neue Schuhe zu geben, um ſo mehr, als ſie nach dieſem Leben barfuß über eine große Haide müſſen, voll Dornen und [illegible], wenn ſie nicht durch das Verdienſt des vorhandenen [illegible] die Schuld gelöſt haben; denn an dem [illegible] jener Haide begegnet ihnen ein alter Mann mit [illegible] Schuhen, die der Verſtorbene während ſeines Lebens verſchenkt hat, und, nachdem er ihn damit beſchuhet [illegible] er ihn, um ohne Riß und Schwiele durch Dick und Dünn zu gehen.“

*) Beide im goldenen Topf.

**) In Tieck's Zerbino.

C. Theatralia.

Das kecke, aber ſchöne Unternehmen, Eginhard und Emma von Fouqué wirklich in glänzenden bunten Farben und leuchtenden Worten auf dem Theater zu agiren,*) gefällt mir ausnehmend und ich wünſchte in der That, in Bamberg zu ſein, um als Dekorateur, Maſchiniſt u. ſ. w. mich aufzudringen. — Unter den Rollen vermiſſe ich, wo nicht die allerwichtigſte, doch gewiß diejenige, die dem Ganzen Ton und Takt gibt, ja ohne die der ganze romantiſche Schimmer, der über dem herrlichen Gedicht verbreitet, ſich vernebelt, — ich meine den alten Köhler Buſching. — Er iſt doch wohl nichts wegeſtrichen? — Doch daran darf ich wohl nicht denken, da wenigſtens Sie es nicht zugeben werden, daß man in des Dichters Eingeweiden wüthet. So wie eine herrliche Blume in den dunkeln grünen Blättern, ruht das ganze Stück im Liede der Nibelungen. Es iſt der warme Hintergrund, auf dem die Farben erglänzen, ohne ihn ſind ſie bleich und glanzlos!

Hätten Sie mir früher davon geſchrieben, ſo würde ich Ihnen Manches in Dekoration, Kleidung 2c. aus ächten Quellen haben mittheilen können, wie z. B. Carl's Burg u. ſ. w.

Über die Kleidung Carl's habe ich den Eginhard nachgeleſen, aus dem Ciampini aber beifolgende leicht, aber mit der gewiſſenhafteſten Treue hingeworfene Zeichnung kopirt, und nach der im Text enthaltenen genauen Beſchreibung kolorirt. In Haustracht erſcheint Carl, ohne den Sammtmantel und ohne die Krone. Das anſcheinende Mützchen iſt nämlich die Krone von Silber mit einer goldenen Lilie und goldenem Wulſt. Das Unterkleid würde aus Merino oder anderm wollenen Zeuge zu machen ſein. Nach Eginhard ging Carl bei feierlichen Gelegenheiten manchmal ſehr reich und prachtvoll gekleidet. Er beſchreibt den Anzug:

„**In solennitatibus veste auro texta et calicamentis gemmatis et fibula aurea sagum adstringente; diademate quoque ex auro et gemmis ornatus incedebat.**"

Hiernach konnten Sie ſich noch mehr ſchmücken, nach meinem unmaßgeblichen Rathe bleiben Sie aber bei der Zeichnung, der Sie die wahre Antiquität fern von allem falſchen, unleidlichen Theaterpompe wohl bald anſehen werden. Fouqué ſelbſt wollte, daß Carl ganz getreu nach dieſem Bilde, auf das er ſich bezog, gehen ſolle; überhaupt wünſchte er die genaueſte Beobachtung des alterthümlichen Wahren in jeder Hinſicht. Es iſt nämlich auch nach meiner Anſicht eine ganz falſche Tendenz, wenn man die genaueſte Befolgung des wahren Coſtüms deßhalb verwirft, weil ſie nur ſich dem Alterthumskenner erſchließe. Iſt es denn aber nicht eben die aus der Wahrheit entſpringende tiefſte Charakteriſtik, welche das Innere mit dem Äußern verbindet, und eben daher in geheimnißvollen Anregungen auf das Gemüth jedes Zuſchauers wirkt? —

Das Tragen des Eginhard's macht eine unangenehme Schwierigkeit, da der loſe vornehme Pöbel leicht über ſo was das Maul verzieht. — Die Prinzeſſin mag den Liebling Huckepack getragen haben, auf dem Theater geht's nicht wohl. Am beſten iſt es, ſie umſchlingt ihn mit einem Arme und hebt ihn vorwärts, ſo daß ſich die Gruppe ungefähr macht, wie die bekannte Antike: Amor und Pſyche. Da der Donna aber nicht die Kraft zuzumuthen iſt, dies zu vollbringen, ſo muß durch eine mechaniſche Vorrichtung, wie die von Euſebio's Fall in der Andacht zum Kreuze, geholfen werden, und zwar ſo:*) — — — So wird das Ding ſchön und graziös. Hopf und Knopf**) verſtehen das Alles herrlich und Erſterer wird ſagen: „Ganz vernünftig!" — Um's Himmelswillen muß das Gewicht aber nicht zu ſchwer ſein, ſonſt könnte es kommen, daß zum nicht geringen Staunen und Schrecken der Zuſchauer Eginhard und Emma durch die Lüfte davon fahren ſähe, und das geſammte Auditorium vergeblich darnach trachtete, die liebende Braut durch den Schnee waten zu ſehen. — Dieſer wird am beſten durch aufgeſpannte leinene Tücher gemacht, — hier thut die Beleuchtung alles!

---

*) Der gräflich von Rottenhan'ſchen Familie zu Merzbach gebührt die Ehre der Wahl dieſes trefflichen Stückes, das nach der Lage der Dinge nie feſten Platz auf unſern faſt überall verunreinigten Brettern greifen konnte. Es war daher doppelt verdienſtlich, daß eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden es unternahm, rückſichtslos auf die verwöhnten Gaumen im Publikum, dies nach Inhalt und Form damals zeitgemäße Werk des geſchätzten Dichters in Scene zu ſetzen. Daſſelbe ward im April 1814 zum Beſten der Bewaffnung und Ausrüſtung vaterländiſcher Krieger auf hieſiger öffentlicher Bühne, durchaus nur von Dilettanten beſetzt, ganz nach den Andeutungen Hoffmann's, im getreuſten Koſtum, ohne weſentliche Verkürzung des Textes, bei übervollem Hauſe und mit allgemeinſtem Beifalle zweimal gegeben.

Die kleine, aber ausgewählte, und auf rechte Weiſe kunſtgeſinnte Privatgeſellſchaft, lieferten hier den Beweis, daß ächte Kunſtverehrung, reines und lauteres Kunſtſtreben Alles durchzuſetzen im Stande ſind und die faden Einwendungen ſo vieler unſerer deutſchen Liebhaber Theater-Statutenſchriften, die da meinen, an etwas Großes und Hohes dürfe ſich eine Dilettantenbühne nicht wagen, nur Hirngeſpinnſte ſeien. Schon durch dies Beiſpiel wurde jenes Vorurtheil auf das Eklatanteſte widerlegt, nicht zu gedenken, daß dieſem erſten Verſuche ſpätere folgten, und die Darſtellungen des Tell und Wallenſtein, zu ähnlichem Zwecke von Kunſtdilettanten gegeben, jenes dumme Kunſtgeſchwätz vollkommen in den Staub traten. Freilich mußten, wie hier es der Fall war, geiſtige Kräfte ſchaffend und wirkend eintreten, die bloße Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft thut's wahrlich nicht! — Im Gefühl ihrer eignen Imbezillität reden ſolche Kunſtgründlinge, weil ſie ſelbſt nichts Hohes im Herzen tragen, nur von dem Anbau Märkiſcher und Bayersdorfer Rüben, die des Sandbodens durchaus nicht entbehren können, und aus ſolchem Boden holen ſie nun auch ihre literariſchen Waaren, bewirthen und maltraitiren uns damit, und glauben genug gethan zu haben, wenn ſie dieſen Produkten ihren eigenen dramatiſchen Bettlermantel umhängen, was jeder mittelmäßige Komödiant viel beſſer verſteht!

*) Hier folgt die deutliche Erklärung der techniſchen Ausführung, durch die wir ebenfalls den Leſer nicht ermüden wollen.

**) Damalige Theaterzimmerleute, kurioſen Angedenkens.

Ferner muß, nach Fouqué's Willen, die Kaiſerburg ſo geſtellt werden, daß der Balkon oder das große gothiſche Fenſter, in welchem Carl erſcheint, ziemlich in die Mitte des Theaters kommt. Dies kann geſchehen, wenn die Burg ſchräg hineinlaufend angenommen wird; z. B. *)

Die Kapelle, oder vielmehr das Heiligen-Standbild mit dem Grabmal kommt rechts; ſchreitet nun Emma mit Eginhard weiter, ſo macht das Tableau mit dem oben erſcheinenden Carl eine Pyramidal-Gruppe.

Nehmen Sie alles dieſes, großer Kaiſer! für gut gemeinte Andeutungen. Wäre Zeit da geweſen, ſo hätte ich eine kleine Zeichnung der Burg aus dem Chiampini beigelegt, und mit geringen Koſten hätte der Maler in Bamberg was machen können, doch hätte er andere Farben nehmen müſſen, als weiß, blau und roſa, worüber ſich die Bamberger ſo freuen! —

Der Gräfin Auguſte traue ich es ganz zu, daß ſie die Emma ſehr gut darſtellen wird, vorzüglich wird ſich ihr Coſtüm auszeichnen, da ſich in der hochgeachteten Familie reiner Geſchmack mit wahrer Kenntniß verbinden. Bringen Sie mich in gutes Andenken! — Daß *** den Arſaphius ſpielt und als ſolcher auf dem Theater einen Riß zeichnet, hat für mich was Ergötzlich-Komiſches; nur ſoll er ſich für jeden Riß in ſeiner Rolle hüten. — Sie, mächtigſter Kaiſer, verehre ich im Staube, und ſehe Ihre ſtattliche Figur mit dem Purpur mit Golde geſtickt, Kron' auf dem Haupte, Stirne gerunzelt, mit Jovis Augenbraunen, Scepter in der Hand, einherſchreiten! Blicke herab, großer Kaiſer! auf einen armen Erd-, Stadt-, Haus-, Stuben-Kammerbürger und Podagriſten, und gibſt du dich in müßigen Stunden noch mit dem Bücherverſenden ab, ſo ſchicke, — ſchicke — o ſchicke ihm bald Schubert's Symbolik des Traumes! — er dürſtet darnach! ꝛc."

(Schluß folgt).

---

*) Hier liefert der gefällige und überall zu Hauſe ſich befindende Freund eine Federzeichnung, die ebenfalls wegbleibt. Es genüge die Verſicherung, daß Alles ſo, wie es der geſchickte Maler und Maſchiniſt angab, benutzt, und bei der Darſtellung ausgeführt ward, zum großen Ergötzen der zahlreichen Verſammlung. Auch die geſchickte Maſchinerie bei'm Hinübertragen über den Schnee gelang auf das Vollkommenſte.

Feuilleton.

⁂ J. de Maiſtre's Controversſchrift gegen Baco v. Verulam. — Den Freunden des verſtorbenen Grafen Joſ. de Maiſtre zeigen wir an, daß kürzlich ein nachgelaſſenes Werk deſſelben zu Paris und Lyon unter dem Titel: „Examen de la philosophie de Bacon, où l'on traite différentes questions de philosophie rationelle" erſchienen. De Maiſtre bekämpft darin den engliſchen Großkanzler als einen der erſten und einflußreichſten akatholiſchen Philoſophen und als Stammvater Locke's, Voltaire's und ihrer engliſchen und franzöſiſchen Nachfolger. Er verfolgt ſie als die gefährlichſten Feinde ſeiner, auf blinden Glauben baſirten Kirche, mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Waffen des Scharfſinnes, des ſtechenden Witzes, und ſchwergeladener Gelehrſamkeit; freilich aber auch mit jener leidenſchaftlichen Erbitterung, welche nicht ſelten Blößen giebt, und ihre Streiche auf unverletzliche Stellen des Gegners fallen läßt. Deſſenungeachtet trägt auch dieſe Schrift noch, obgleich minder ausgeprägt, den Stempel eines hochbegabten Geiſtes.

⁂ Franzöſirung Alexandrien's. — In Alexandrien iſt ein franzöſiſches Liebhabertheater eröffnet worden. Vor 30 J. war es noch den Franken verboten, in den Straßen der Stadt zu reiten; jetzt ſind dort Wettrennen eingeführt, an welchen ſelbſt die Söhne des Beys Theil nehmen. Vor 30. J. war es jedem europ. Schiffe verboten, in den Hafen einzulaufen; jetzt liegen 30 franz. Schiffe dort vor Anker. Vor 30 J. war es den Chriſten verboten, in den Straßen zu ſingen; jetzt kann man jeden Sonnabend 200 Matroſen Arm in Arm, und „la France ne périra pas" ſingend, die Straßen durchziehen ſehen. (H. Z.)

⁂ Girard's *Master-piece*. — Girard hatte während zwanzig Jahren in ſeinen Mußeſtunden ſich mit einem Gemälde beſchäftigt, deſſen Gegenſtand ſelbſt ſeinen Freunden nicht bekannt war. Er wollte alle ſeine Kunſt und ſeine Kraft darin concentriren. Er gründete darauf ſeine ſchönſten Hoffnungen. Seine Wittwe hat es nun den Freunden des großen Künſtler's gezeigt. Es iſt Achilles, wie er ſich anſchickt in den Kampf zu gehen, um den Tod ſeines Patroklus zu rächen. Das Gemälde iſt, leider! nicht ganz vollendet, erhöht aber noch das Bedauern über den Verluſt des trefflichen Mannes.

⁂ Girard's letzte Worte über Kunſt. — Kurz vor ſeinem Tode ſoll der berühmte Maler Girard geſagt haben: „l'art est impossible chez nous; les Français — c'est un peuple immoral, et où il n'y a pas de moralité, l'art est impossible. C'est à vous, c'est à l'Allemagne que l'art est allé! Voilà un peuple-vierge."

⁂ Von Speck'ſche Gallerie. — Maximilian Ritter von Speck, Freiherr von Sternburg, hat kürzlich einen Nachtrag zu dem, 1827 von ihm herausgegebenen Prachtwerke: „Verzeichniß der von Speck'ſchen Gemäldeſammlung" — erſcheinen laſſen. Leider iſt dieſer Nachtrag nicht in den Buchhandel gegeben, ſondern nur an Freunde des Herausgebers vertheilt, und jene reiche Sammlung ſelbſt ſchon ſeit einiger Zeit von Leipzig auf das abgelegene Gut Lützſchena gebracht, wo Hr. v. Speck einen 160 Fuß langen, von oben beleuchteten Saal dafür hat erbauen laſſen.

⁂ Elektro-magnetiſche Maſchine. — Einem amerikaniſchen Blatte zufolge hat Dr. Zabriskie von Flatbuſch in den ver. Staaten das Modell einer electro-magnetiſchen Maſchine verfertigt, welche, wie man glaubt, die Dampfmaſchinen erſetzen wird. Sie beſteht aus einem zuſammengeſetzten, zwei Fuß langen Magnete, welcher eine alternirende Bewegung hat zwiſchen den Polen zweier hufeiſenartigen elektro-dynamiſchen Magneten, deren Pole vermittelſt eines durch die Maſchine getriebenen Apparats beſtändig verändert werden.

⁂ Engliſcher Liberalismus. — Der Klerus der engliſchen Staatskirche bezieht jährlich von ſeinen liegenden Gütern 33, und von den Diſſenters etwas über 6 Mill. Franken an Taxen. Zur Abſchaffung dieſer letzteren bot das jetzige Unterhaus bei 523 Abſtimmenden nur eine dürftige Majorität von 23 Stimmen. Der Biſchof von London bezeichnet ſolche Abſchaffung als Kirchenraub, ein toryſtiſches Blatt qualifizirt den Vorſchlag dazu als ſakrilegiſch!

⁂ Kunſt. — Der Kunſtſinn König Ludwig's, welcher ſich nicht allein auf deſſen eigene Staaten beſchränkt, veranlaßte durch einen bedeutenden Beitrag die Gründung eines Denkmals für die in Griechenland verſtorbenen baieriſchen Militärs. Zu dieſem Zwecke begibt ſich in dieſen Tagen Profeſſor Imhof nach Nauplia, um ſich auf dem dazu beſtimmten Platze über die Ausführung ſelbſt zu orientiren. Der vorläufige Plan beſteht darin, den dortigen Vorſprung eines Felſens zu benutzen und in dem Steine durch Künſtlerhand einen großen Löwen einhauen zu laſſen. (A. Z.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 85. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 11. April.

Ungedruckte Briefe

E. T. W. Hoffmann's an J. Junck.

(Schluß).

J. Junck's Antwort auf Nro. V.

Bamberg, den 20. März (Frühlingsanfang) 1837.

Hocherhobener Freund!

Entſchuldigen Sie gütigſt, daß Sie diesmal etwas verſpätete Antwort auf Ihr verehrliches Schreiben vom 24ten März 1814 erhalten. Dringende Geſchäfte während dieſes Zeitraums, beſonders aber ein mich befallenes geiſtiges Wachsfieber, was mich fortwährend bei unerquicklichen Träumen und Delirien durchſchüttelte, waren Schuld daran. Jetzt iſt, Gott ſei gedankt, Alles vorüber, und ich befinde mich in einem ſo leidlichen Zuſtande wieder, daß ich ganz vernünftig mit vernünftigen und unvernünftigen Leuten zu converſiren vermag.

Hoffentlich werden Sie wohl nun auch von Ihrer etwas beſchwerlichen Reiſe an den Ort Ihrer Beſtimmung angelangt ſein, und auf einem Stuhle zur Zeit ſitzen, den Sie in Ihrem geſchätzten Briefe zwar ahneten, der aber, eingezogenen Nachrichten zufolge, ſich nicht mehr auf dem Kammergerichte zu Berlin befinden, ſondern etwas weiter tranſportirt ſein ſoll. Geben Sie mir doch recht bald darüber, wo möglich beruhigende Nachricht.

Erlauben Sie mir, höchſter Freund, der vielen Notamina in Ihrem geehrten Schreiben nicht gedenken zu dürfen, deren Beantwortung bis zu einer mündlichen Beſprechung zu verſchieben, und Ihnen nur das Reſultat über die Darſtellung von Eginhard und Emma vorzuführen, zu deren vollkommenem Gelingen Ihre freundlichen Andeutungen ſo vielen Antheil hatten.

Das Stück wurde ganz nach dieſen Andeutungen gegeben, und Gräfin Auguſta, gegenwärtig Oberhofmeiſterin einer liebenswürdigen, geiſtreichen Prinzeſſin, ſpielte die Emma mit großer Wärme, Zartheit und Sicherheit. Sie dankt Ihnen, ohne mir Auftrag dazu gegeben zu haben, für Ihre treffliche Maſchinerie, nach welcher ſie, nebſt ihrem Bruder, der den Eginhard ebenfalls recht verdienſtvoll gab, dem Schickſal entging, vor der Zeit dahin erhoben zu werden, wohin es ihr dazu durchaus noch nicht gelüſtete.

Die ganze gräfliche Familie gedenkt demnach Ihrer noch in aller Achtung und Dankbarkeit, die Sie durch Ihr geſchicktes Flugwerk vor frühzeitigem Verluſte bewahrt haben. Mir aber, als damals ſehr bekümmertem kaiſerlichen Vater, haben Sie durch Ihre frühzeitigen Winke in jenem geſchätzten Schreiben die Freude bereitet, Ihnen heute dafür auf das Herzlichſte danken zu können.

Nicht Recht hatten Sie aber, Allerhöchſter! in den Ihnen unbekannt geweſenen Darſteller des armen, biedern Köhlers Buſching einiges Mißtrauen zu ſetzen. Er ward durch den damaligen Mentor des jungen Grafen, der den Eginhard ſpielte, ſehr würdig repräſentirt, und hat die Identität ſeiner Rolle mit dem Leben vollkommen dadurch erwieſen, daß er ſich in Folge der tüchtigen Ausführung derſelben, auch in dem ihm anvertrautem Amte zu einer bedeutenden ſtaatsbürgerlichen Stellung emporſchwang.

Arſaphius ruht, wenn auch nicht auf ſeinen Lorbeeren, doch auf ſeiner Penſion aus, und zeichnet zu ſeinem Privatvergnügen fortwährend Riſſe.

Degenwerth, ſächſiſcher Ritter, kommandirt gegenwärtig wirklich einige Rittergüter, obſchon außerhalb Sachſen. Seine Loyalität und Humanität machen ihn bis zur Stunde des Degens werth! —

Der Erzbiſchof hat es bis jetzt zu einem ſolchen zwar noch nicht gebracht; lebt aber einſtweilen als Pfarrer recht glücklich und im redlichem Wirken.

Wenn nun demnach alle bedeutendern Perſonen des Stücks ihre Rollen bis zum Jahr 1837 glücklich fortgeſpielt haben, und Jeder ſich einer befriedigenden äußern Stellung zu erfreuen hat; ſo bin leider ich derjenige, der bis zu heutigem Frühlingsanfang immer noch von dieſem Glück ausgeſchloſſen geblieben iſt. Außer dem Namen Karl, den mir aber in der Taufe ſchon das gütige Geſchick zugetheilt hatte, habe ich von meiner Hoheit und Größe, die ich nach dem Urtheil Sachverſtändiger auf erkleckliche Weiſe auf den Brettern geltend gemacht haben ſoll, für das Leben nichts gerettet, ja nach dem ausgeſtandenen verwünſchten Wachsfieber, was mich zu ſpät zu leidlicher Vernunft brachte, fühle ich mich auf eine mechante Art abgeſpannt! — So vegetire ich nun, einer retardirten Uhr gleich, die (obwohl von innen noch ziemlich eingeölt) ſich nach und nach zum langſamen Ablaufe neigt, wenn nicht der große Uhrmacher dort oben, (der Ihre Stunden — gegen Ihren Wunſch und Willen, wie es heißt — raſch eingreifend kürzte) es mit mir eben ſo oder anders vor hat und meinem Lebens-Zifferblatte bald ein mächtiges „**Avance!**" zuruft, ſei es nun als Schlagwort für dieſes oder für jenes Leben, aus welchem Letztern Sie hoffentlich bereits die Arme ausbreiten, mit Ihrem Wahlſpruche „Es iſt alles Eins!" zu empfangen

Ihren

im Tode wie im Leben treuverbündeten Freund

J. Funck.

Schulen und Univerſitäten in Großbritannien.

(Fortſetzung).

Chriſt's Hospital, in gewöhnlicher Sprache **blue-coat school** genannt, nach der alterthümlichen blauen Kleidung der Zöglinge, datirt von Eduard **VI.** aus dem Jahre 1552, iſt für Arme- und Waiſenkinder beſtimmt und kann deren 1000—1400 aufnehmen, welche Zahl gewöhnlich auch vollſtändig iſt. Die Zöglinge werden mit geringen Ausnahmen ganz frei gehalten, freilich nicht auf dem Fuße, wie in andern Anſtalten. Das jährliche Einkommen der Schule beträgt 45,000 Pfd. St. — Von den übrigen lateiniſchen Schulen in England und Wales erwähnen wir noch die in Harrow, die, kleinen Urſprungs, im Laufe der Zeit an Größe und Berühmtheit gewonnen hat. Sie ward 1571 von John Lyon, einem Landmanne, errichtet, und den Mitteln des Gründers gemäß nur für wenige arme Kinder des Kirchſpiels beſtimmt; ſpäter wurden auch andere und fremde zugelaſſen, die Anſtalt erweitert, mit guten Lehrern verſehen und durch zweckmäßige Inſtitutionen zu dem dermaligen Glanzpunkte erhoben. Dieſe Anſtalt hat, wie in der Gründung, ſo in der Folgezeit, viel Ähnlichkeit mit dem Waiſenhauſe in Halle, welches von Herrman Franke mit ſo geringen Mitteln begonnen und ſpäter ſo berühmt und großartig geworden iſt. Die Zahl der in dem Collegium erzogenen, der Freiſchüler, iſt nur gering, deſto größer die der Stadtſchüler. Harrow rivaliſirt mit Eton, die erſten Familien ſenden ihre Söhne hier- wie dorthin. Die innere Einrichtung und Lehrmethode gleichen zwar denen von Eton, doch iſt in Harrow das gehäſſige Abhängigkeits- und Bedientenſyſtem der jüngern zu den ältern Zöglinge beſchränkter, nur die unterſte Claſſe muß ſich zu Fag-Dienſten bequemen. Auch die Lehrgegenſtände ſind mannigfaltiger, neben alten Sprachen wird Unterricht in der Mathematik, Religion, Geographie und Geſchichte ertheilt. Andere bemerkenswerthe Schulen ſind die zu Rugby in Warwikſhire mit 3—400 Zöglingen, zu Repton, Mancheſter und Shrewsbury, letztere, wie die zu Rugby, zeichnet ſich durch eine liberale Erziehungsmethode, die neuere Sprachen und moderne Wiſſenſchaften nicht gänzlich ausſchließt, vortheilhaft aus. — Das Geſammteinkommen der engliſchen und walliſer obern Schulanſtalten, welches aus milden Stiftungen, Vermächtniſſen, Schenkungen und Beiträgen einläuft, beträgt gegen 420,000 Pfd. St. jährlich, für die Primairſchulen und andere mit den Unterrichtsanſtalten verbundene Zwecke, für Stipendien, Penſionen, Hospitäler, Bibliotheken u. ſ. w. Dieſelbe Summe und darüber, alſo im Ganzen gegen eine Million Pfd. St. jährlich für das Erziehungsweſen, Univerſitäten nicht eingerechnet. Für dieſe enorme Summe könnte mehr gethan ſein und gethan werden; aber dem ſtehen Vorurtheile, der Wille der Stifter, der Erhalter, der Beitragenden und vor Allen die Hochtories, entgegen; es wäre zu wünſchen, daß das Parliament durchgriffe, die verſchiedenen Intereſſen zu vereinigen ſuchte, das Erziehungsweſen gleichförmig und national einrichtete, derſelben Oberaufſicht und Verwaltung anvertraute und dadurch Einſeitigkeit in der Bildung, gehäſſige Standesvorurtheile, die Urſachen zu Intoleranz und Kaſtengeiſt, entfernte.

Dieſelben Verſchiedenheiten und noch mehr, als das engliſche Erziehungsweſen und die Schulanſtalten von den Deutſchen, bieten die engliſchen Univerſitäten. Wir finden deren in England und Wales drei, Oxford, Cambridge und die kürzlich in London errichtete; die zu Durham, wie die Londner, eine neue Inſtitution und das Collegium von St. David's zu Lampeter in Wales, rechnen wir nicht zu den Univerſitäten, da dieſe Anſtalten nur Facultäten ſind, die zu Durham vornämlich für Geiſtliche, die zu Lampeter, welche nur ſehr wenig beſucht iſt, für ärmere Studenten der Grafſchaft beſtimmt. Oxford und Cambridge zuſammenfaſſend, da beide faſt zu derſelben Zeit gegründet und mit ſehr wenigen Ausnahmen dieſelben Statuten, dieſelbe Lehr- und Erziehungsmethode auf beiden eingeführt ſind, ſchildern wir hauptſächlich erſtere Univerſität, beifügend, in welchen Punkten dieſe von der andern abweicht, und beſchreiben dann in gedrängter Kürze die Londner. — Im 13. Jahrhundert wurden Oxford und Cambridge, in welchen Städten ſchon vordem Lehranſtalten exiſtirt haben ſollen, von Heinrich III. (1216—1272) nach dem Muſter der Pariſer zu Univerſitäten erhoben. Heinrich beſchied nach Oxford franzöſiſche Lehrer und engliſche Studenten, die bis dahin Paris ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung halber beſucht hatten. Nach den urſprünglichen Statuten der beiden Hochſchulen wurden auf denſelben Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Künſte und Wiſſenſchaften (artes, ſchöne Wiſſenſchaften, die heutige Philoſophie) vorgetragen; die Studenten lebten unter klöſterlicher Zucht in Hallen (halls), Koſt- und Erziehungshäuſern, die von einander unabhängig, jedes eigenen Grundſätzen und Einrichtungen huldigten und unter einem Vorgeſetzten, welcher von der Univerſität erwählt und bevollmächtigt war, ſtanden. Im Anfange des 14. Jahrhunderts, als die Univerſitäten außerordentlich frequentirt wurden, beſtanden in Oxford gegen 300 Hallen mit vielen tauſend Studenten, Cambridge zählte weniger. Die Hallen waren vorzugsweiſe für ärmere Studenten beſtimmt, die ganze oder halbe Freiſtellen erhielten, doch ſtand auch Wohlhabenden gegen Bezahlung der Zutritt offen, und denen, die in der Stadt wohnten, der Beſuch der Vorleſungen. Unter Heinrich VIII. und den nachfolgenden Königen nahm die Frequenz der Studirenden, ob weltlicher Kriege und Religionsſtreitigkeiten, bedeutend ab, viele der alten Inſtitutionen wurden aufgehoben, neue traten an ihre Stelle; ſtete Unruhe, Unſicherheit und Kampf; die Zahl der Hallen verminderte ſich 1546 in Oxford bis auf acht. Nach der Reformation, nach endlichem Frieden wurde der Beſuch der Univerſitäten lebhafter, anſtatt der Hallen (die übriggebliebenen exiſtirten fort) Collegien eingerichtet, die im Weſentlichen von den ältern Hallen nur wenig abwichen, und von dem Erzbiſchof Laud, Kanzler von Oxford, für dieſe Hochſchule 1638 ein neues Reglement auf die Baſis des frühern entworfen, welches zur Zeit noch mit wenig Abänderungen bindend iſt. Die Studenten werden in Collegien, meiſt milden Stiftungen, unter der Aufſicht eines Rector (in den verſchiedenen Collegien verſchieden benannt: **Rector, Master, Tutor, Head** u. ſ. w.) und anderer Vorgeſetzten geleitet und gebildet, jedes Collegium iſt unabhängig und ſteht nur unter den allgemeinen Geſetzen, der Art, daß verſchiedene Zweige der Wiſſenſchaften in dem einen vorzugsweiſe getrieben, in dem andern eine ſtrengere oder mildere Aufſicht ſtatt hat, in dem dritten die Studirenden in materieller Hinſicht beſſer oder ſchlechter gehalten werden. (Fortſ. folgt).

Aus Berlin.

(Ende März).

Hätte ich nicht Doppelfenſter, Doppelthüren, Decken und einen tüchtigen Ofen in meinem Zimmer, ſo würde ich nicht ſchreiben können. Es iſt Sibirien bei uns. Schnee und Schlittenfahrt mitten im März, unerhört! Für einen unbefangenen Berliner ein Gräuel. **Terribile dictu!** wir haben noch keinen Staub, und Staub iſt bei uns ein Element des Lebens. Wie der Fiſch ohne Waſſer, wie ein Haſe ohne Feld, wie ein Hund ohne Schwanz, wie eine brave Köchin ohne Liebſten, was ſind wir ohne Staub? — Es iſt eine Lebensfrage der Eiſenbahnen geworden, ſie werden keinen Staub haben, und an dieſer Krankheit untergehen, denn wer wird fahren wollen?! **Ad vocem** Eiſenbahnen das iſt ein gewaltiges Kapitel. O! die Induſtrie, es lebe die Induſtrie und der Geiſt der Speculation! Seit Hegel nach Berlin kam, war die Spekulation oben auf. Die Lehre vom Sein und Nichtſein drang in die Herzen, und Jeder bemühte ſich, das reine Sein zu erfaſſen, wie es ging. Kunſt kömmt nicht auf einmal, Rom iſt nicht in einem Tag gebaut, und die Welt ſchreitet fort. Hegel ſtarb an der Cholera, aber die Spekulation lebte weiter, und zur Freude aller Gutgeſinnten wurde die Lehre vom Sein ſorgfältig ausgebildet. Die Julirevolution, die Polen, die Papierchen, die Spanier, Gott! was waren das für Tage der Erkenntniß! Die Dummköpfe ſenkten die Häupter und die Spekulation lachte, der alte Herr Schlendrian aber nahm eine Prieſe und ſchüttelte ſeine ehrwürdigen Locken, ergriff dann eine Feder und ſchrieb einen langen Brief, es ſei ein Kalb in den Brunnen gefallen und man müſſe ihn ſorgfältig zudecken, wer von jetzt an hineinfalle, ſolle aufgehängt werden von rechtswegen. Dann ſetze er das **L. S.** darunter, was nach der alten Auslegung: Laß ſchleichen, heißt, und nun war Alles gut. — Die Spanier waren jetzt ein ſehr kitzlicher Punkt geworden, undankbar und obendrein verbotene Früchte, die Spekulation trauerte in Sack und Aſche, da kamen die Runkelrüben und erlöſten das Volk Gottes. Ein goldener Stern des Tages ging über den Geſchlagenen auf. Runkelrüben, Zucker, Fabriken, Samen, Land, Humus, Boden, Gewinn, hundert, zweihundert, dreihundert Prozent, das hörte man in der Werkſtatt und im Atelier, an der Miniſtertafel und am Zweigroſchentiſche. Ein Enthuſiasmus faßte die Nation, und eine Fluth beglückender Schriften über die Kunſt in Kurzem reich zu werden entzückte die Welt. O! mein Himmel, wer wird nicht gerne reich. Hat ein Engländer ſich einmal ſeinen geſunden Fuß abſchneiden laſſen, um ſeine einarmige Geliebte zu heirathen, die ihn nicht mochte, weil er kerngeſund und kein Krüppel war, ſo bin ich überzeugt, wir gäben beide in den Kauf, wenn wir dadurch den Talisman des Lebens, das höchſte Glück des Daſeins, das Schiboleth unſerer ſeligſten Träume empfangen könnten. Was iſt der Menſch ohne Geld?! Ein erbärmliches abgeſchmacktes Weſen, ein Knecht der Willkühr, ein Sclave aller Gebrechen dieſer Erde, ein langer endloſer Seufzer, ein zitternder Hauch, der aus ſeinem Nichts hervortritt, um, wie eine Seifenblaſe, ein Spielwerk zu ſein und ſpurlos zu verſchwinden. — Das nennt man Leben. Und iſt es nun ſo etwas Großes, wenn man das ganze Glück dieſes ſchönen Daſeins hinwirft, die lumpigen Beine, welche zu nichts weiter dienen, als wie ein Mühlpferd umherzutraben, um das nöthige Futter zu gewinnen, aufgibt gegen Equipagen, Haus, Hof, Landgüter, glänzende Feſte und die tauſend Genüſſe, welche allein dieſe Erde erträglich machen? — Geld iſt das große Zauberwort geworden.

Aber, mein theuerer Freund, wir ſind kluge Leute, wir ſind keine Franzoſen, keine **faiseurs d'histoire**, bedächtige, vernünftige Leute, die, nach der Sitte ihrer Väter, wohl einmal in einen gewiſſen Enthuſiasmus gerathen können, aber doch gewöhnlich, wenn auch nicht immer, bedenken, was ſie thun. Bald fanden ſich Glücks- und Ruheſtörer ein, die, wie immer, mit der Feder in der Hand bewieſen, daß auch die Runkelrüben nicht das große Räthſel löſen könnten, und die Nation ging in ſich, und die Spekulation dachte weiter und fiel — von den Rüben auf die Eiſenbahnen. — Da läuteten alle Glocken, jetzt war der Meſſias gefunden, und die Freude kam neu über Israel. O! wer dieſe Tage geſehen, der wird Chroniken ſchreiben und die Nachwelt belehren können, und die wird es nicht glauben und wird entweder weinen oder lachen. — Moskau und Petersburg, Peking und Nanking, Berlin und New-York, Botany-Bay und London ſollten vereint, und die Grönländer und Neuſeeländer in den glücklichen Familienkreis gezogen werden. Während aber die Philanthropen träumten, die Gutgeſinnten an den Weltkaiſer und Einführung des allgemeinen Landrechts in Tombuktu dachten, die Böſen den Moniteur von 1793 in die Zelte der Kalmücken ſchleudern wollten und eine neue Auflage von Tomas Payne's **rights of men** vorbereiteten, kamen die ſpekulativen Köpfe und unterzeichneten ganz ſtill zehntauſend, fünfzigtauſend, hunderttauſend Thaler der neuen Actien. Sie beſaßen häufig nicht ſo viele Pfennige, aber das war auch gar nicht nöthig. Die Spekulation iſt die ſchaffende und regierende Kraft der Gegenwart, und Sie ſehen, an Allem iſt die Lehre vom Sein und Nichtſein ſchuld. Dagegen haben ſich nun freilich Stimmen erhoben, aber gegen welches Große und Schöne erhoben ſich dieſe nicht? Man hat völlig recht, ſolch Geſchrei nicht zu beachten, und der Klugheit den Sieg zu gönnen, den ſie mit Hülfe des Geiſtes erſicht. — Bei der Hegel'ſchen Philoſophie fällt mir ein, daß ein junger Gelehrter, Herr Dr. Mager in dieſen Tagen hier eine Broſchüre: Briefe an eine Dame über die Hegel'ſche Philoſophie herausgegeben hat. Selbſt dem ſchönen Geſchlecht wird hierdurch Gelegenheit geboten, die Lehre der ſublimen Spekulation populär aufzufaſſen und über das Sein und Nichtſein völlig in's Klare zu kommen. Dies kleine Buch iſt daher den ſchönen Leſerinnen des Phönix dringend zu empfehlen, ein ſolches Studium iſt für Damen ganz wie geſchaffen. (Schluß f.)

Feuilleton.

⁂ Fesca. — Ein Verein achtbarer Kunſtfreunde in Carlsruhe hat einen Aufruf zur Erweckung allgemeiner Bekanntwerdung und Anerkennung der Fesca'ſchen Opernwerke erlaſſen. Mit Vergnügen entſprechen wir dem Wunſche, den Kreis unſerer Leſer auf jene ſchöne Abſicht aufmerkſam zu machen, und drücken zugleich die Hoffnung aus, daß deutſche Theaterdirektoren es ſich angelegen ſein laſſen werden, die lieblichen Opern Fesca's: „Cantemire“ und „Omar und Leila,“ von denen die erſtere in Darmſtadt und Frankfurt vor Jahren mit Beifall dargeſtellt wurde, wieder auf ihre Repertoire zu bringen. Die Carlsruher Intendanz geht nunmehr mit gutem Beiſpiele voran. — Fesca ſtarb 1827 in Carlsruhe und hinterließ viele bekannte und beliebte Lieder, Symphonieen, geiſtliche Compoſitionen, Quartette ꝛc.

⁂ München, 8. April. — Leopold Schulz (aus Wien) hat ſein großes Bild: „der Martertod des heiligen Florian“ (deſſen Carton wir in Nro. 283 des Phönix im vorigen Jahre ausführlich beſchrieben, und worüber ſeither auch das Kunſtblatt zum Morgenblatte mit großer Anerkennung berichtete) im Odeon aufgeſtellt. Se. Maj. der König von Baiern, Se. k. H. der Kronprinz und Se. k. H. der Herzog von Leuchtenberg haben dieſe treffliche, großartige Compoſition beſehen.

⁂ Opium-Einfuhr nach China. — Seit dem Jahre 1818 bis 1828 hat die Einfuhr des Opiums in China in folgender Weiſe zugenommen:

Eingeführt wurden:	Kiſten v. 137 Pf. preuß.:	Werth:
v. 1. April 1818 bis 1. April 1819	4359.	4,159,250 Piaſt.
„ „ — 1822 — „ — 1823	5822.	7,988,930 —
„ „ — 1823 — „ — 1824	7082.	8,515,100 —
„ „ — 1824 — „ — 1825	8655.	7,619,625 —
„ „ — 1825 — „ — 1826	9621.	7,608,205 —
„ „ — 1826 — „ — 1827	9969.	9,610,085 —
„ „ — 1827 — „ — 1828	9473.	10,382,141 —

⁂ Eiſenbahn von Venedig nach Mailand. — Die Aktien ſind ſchon vergriffen. Die Bahn wird von der Inſel, auf welcher das Haupt-Zollgebäude ſteht, über einen Brückenbogen nach dem feſten Lande gehen. In 6 Stunden wird man von Venedig bis Mailand fahren.

⁂ Beſtrafung eines Zauberers. — Vor dem Gerichtshof in Guernſey wurde neulich ein Pferdehändler als Zauberer zu 6jähriger Deportation nach vorläufiger Ausſtellung in einem hölzernen Käfig verurtheilt! Aber ſelbſt in Berlin iſt ja noch im Jahre 1751 der Hofjude Lippold als Zauberer mit glühenden Zangen gezwickt und dann gerädert worden!

⁂ Um das Durchgehen der Pferde zu hindern, braucht man nur, wie eine Wiener Zeitung meldet, Augenklappen ſo anzubringen, daß wenn der Kutſcher die Pferde einhalten will, er bloß die an jene Klappen befeſtigte Schnur anzuziehen braucht, um die Augen der Pferde zu bedecken.

⁂ Auf Otaheiti beſteht eine chriſtliche Kirchengemeinde, zu welcher bereits 2000 Eingeborne gehören. Zweidrittheile können leſen, und nicht wenige auch ſchreiben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 86. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 19. April.

Amerikaniſche Reiſeſcenen. *)

Von J. H. Rauſſe.

Man überſteigt von Baltimore zum Ohio eine dreifache Reihe von Gebirgen. Meine amerikaniſchen Reiſegefährten nannten die erſte die **south mountains** (Südberge), die zweite die **savage mountains** (die wilden Berge) und die dritte und höchſte die **Alleghani mountains.**

So angebaut das Land vor dieſen Bergen iſt, beſonders Pennſylvanien, ſo jungfräulich unberührt iſt noch das Gebirge. Hier hauſet Bär und Wolf, und das Aeſewild iſt in reicher Menge vorhanden.

Gegen die Abgründe, an denen der Weg oft ganz hart vorüberführt, iſt die Poſtkutſche durch keine Barrieren verwahrt. Am Tage wie in der Nacht geht es im Galopp an dieſen gähnenden Rachen des Todes vorüber, und es vergeht kein Jahr, daß derſelbe nicht ſeinen Tribut von der Landſtraße nimmt. In dergleichen Gefahren hat der Amerikaner eine ſtoiſche Apathie.

Über den Kamm der Alleghani fuhr ich zur Nachtzeit. Es war Vollmond am Himmel ohne Wolken. Durch das ſchwarze Nadelholz fiel Mondenſchein auf mich herab, auch Poeſieſchein. Ich gedachte der viel ſchöneren deutſchen Gebirge, des deutſchen Mondes und des ganzen Deutſchlands, und in der ſtillen Nacht ſchlich ganz leiſe das Heimweh in meine Seele.

Ich hatte Durſt nach einem deutſchen Geſicht mit etwas Liebe, aber etwas Thorheit und Tollheit. Ich gedachte lebhaft meines Reiſegefährten über See, des Dr. Kohlenbrenner, mit dem ich mir in Wheeling ein Rendezvous auf acht Tage ſpäter gegeben. Ich hatte Hunger nach einem ſolchen närriſchen Geſicht, und ſollte es auch über die Gebühr ein ſchielendes ſein. — — —

Bei Sonnenaufgang hielten wir vor einem Waldhäuschen in einer ganz wilden Schlucht, durch die ein Bergwaſſer tobte. Die Sonnenſtrahlen küßten das ruhende Liebchen in meinem Arm — meine Büchſe. — Ach, meine gnädige Frau, dauert es Sie nicht ein wenig, daß ich kein ander Liebchen habe, als ein ſo kaltes, das tödtet, wenn es warm wird, und das donnert, wenn es die Lippen öffnet?

Der Yankee rieb ſich beim Erwachen die Augen, und nachdem er einen Morgenimbiß von Tabak durch ſeine Zähne geſchoben, ſetzte er das Courmachen fort, bei dem er geſtern Abend entſchlafen war. Es war zum Schaudern, wie der klapperdürre Menſch gähnend zur kreideweißen Lady ſagte, daß ſie ſchön ſei im Gruß ihrer Schweſter Aurora. Dann nahm er tändelnd den Fächer von ihrem geſpreizten Schooß, und ſprang aus dem Wagen. Draußen wedelte er damit den dampfenden Pferden Kühlung zu, und warf ihn dann der Dame mit einem Lächeln durch's Kutſcherfenſter zu. Sie ihrerſeits fand in dieſem Behaben eine gewiſſe Vollendung angenehmſter Dandyſchaft. — —

Es iſt in England und Amerika ein großes Comfort für den Poſtreiſenden, daß er nach Belieben an irgend einer Station ausſteigen und mehrere Tage raſten darf, ohne ſein einmal erkauftes Anrecht auf weitere Beförderung zu verlieren.

Mir gefiel es in dieſer melancholiſchen Schlucht. Ich wiſchte im Zimmer den Schweiß von meiner Büchſe, und löſete das Fanchontuch von ihren Kinnladen, und ſtieg hinauf auf die Berge, um zu ſteigen und zu jagen.

---

*) Als Nachträge zu den bei Opitz und Frege in Güſtrow erſchienenen „Reiſeſcenen aus zwei Welten, von J. H. Rauſſe.“

Die Sonne klimmte höher und wurde immer echauffirter beim Klimmen. Auch ich war das geworden. Ich fand mich nach zweiſtündigem Streifen im dichteſten Urwald. In ſeine Schatten drangen die Lichter der Sonne, die hineinſpielten durch die rauſchenden Fichtenwipfel. Wie iſt das Sonnenlicht, wenn es hüpft von Aſt zu Aſt wie ein rothes Eichkätzchen, wie ein goldener Vogel, wenn es ſich ſtreckt auf das Moos wie ſchimmernd weiße Mädchenglieder, ſo wunderhübſch im Walde anzuſchauen!

Ich ſaß am Stamm einer rieſigen Tanne, und nickte. Ich ſank auf das Moos und träumte. O wie iſt der Schlaf draußen im Wald und Gebirge ſo feenhaft leiſe und luſtig! das weiß nur der grüne Jägersmann. In den Städten fallen die Menſchen in tiefen Schlaf, wie in die Todtengruft, und da liegen die Träume auf ihnen wie Alp und Sargdeckel. Aber der Schlaf draußen im Walde iſt nur ein dünner Schleier, durch den die Seele lauſcht und ſpäht und Alles vernimmt, und doch ſo ſüßen Schatten athmet. Im Waldſchlaf hört der Jägersmann die Droſſel ſchlagen und den Specht hämmern; er hört auch das Raſcheln der Schlangen und das Schleichen der Panther. Und die Träume hangen nicht wie dicke Regenwolken hinein in ſeine Seele, ſie flattern vorüber wie ſtreifendes Lämmergewölk, wie wehende Mädchenſchleier.

So ſchläft und träumt der Jäger und ſein Hirſch. — —

Es war Mittag, als ich zu meinem Häuschen in der Schlucht zurückkehrte. Ich erblickte ein ſtolzes hohes Roß draußen angebunden, und daneben einen ſtolzen ſchlanken Windhund. Himmel! es war mein lieber Greif, und es war des Doctors ſchwarzer Hengſt, und gewiß war es der Doctor ſelber, der drinnen das Dinner verzehrte. Ich hatte ihm mein treues Vierbein anvertraut, da daſſelbe, ſo ſchnellfüßig es ſonſt iſt, doch nicht mit dem Dampfe wettlaufen kann.

Ach es war rührend, wie das treue Geſchöpf mir in hohen Sprüngen entgegenflog! Aber noch rührender war es zu ſehen, wie es ſeine Begier, mich zu herzen und mir die Pfoten auf die Schultern zu legen bezwang und mit Winſeln ſich beklagte über dieſen Zwang, den ihm die Schule aufgelegt.

Ich öffnete die Thüre des Hauſes und des Hauptzimmers, oder des einzigen, was ganz daſſelbe beſagen will.

Um einen roh gearbeiteten, aber ſauber gehaltenen Tiſch ſaßen 6 bis 8 Männer, die nach eingenommenem Dinner Cigarren rauchten und gefüllte Gläſer vor ſich hatten. Das mußten gewiß Europäer ſein; denn der Amerikaner ſpringt nach herabgeſchlungenem Mahle vom Seſſel, und erachtet es für unanſtändig, ja wahnſinnig, eine Minute länger bei Tafel zu bleiben. „Denn" — ſagt er: — „wer bietet mir nur einen Cent für die vergeudete Zeit?"

Das erſte Geſicht, was ich mir herausgriff, war gleich das ſchielende ärztliche.

„**Be welcome,**" — ſagte es: „**Walk in! Sit down! Take a glass! Open the cars!**"

Die Geſellſchaft war im Humor. Das Glockenſpiel der zuſammenklingenden Gläſer lud zum Bachusdienſt.

„Reiſender," ſagte der Doctor zu mir: „wenn Sie mancherlei Länder durchſtrichen haben, ſo wiſſen Sie, daß in dem jämmerlichſten Lande das Schönſte zu haben iſt — nämlich am Himmel. Nicht bloß über Kampagnerthäler und Rigikulms und Gletſcher zieht das Abend- und Morgenroth, ſondern ſogar über märkiſche Sandwüſten. Nicht bloß über die Kordilleren und den Himmalaja rollen Donnergötter in Donnerwagen; über die holländiſchen Sümpfe, ja ſelbſt über die amerikaniſchen ziehen Gewitterwolken und die Bogen, die ſich aus Sonnenſchein und Regen bauen. Nicht über Tokaier allein, ſondern auch über dieſen höchſt unmoraliſchen Whiskey, der reichlich mit allerhand Giften geſpickt iſt, bauen ſich Regenbogen und donnern die Gewitter und funkeln die Blitze, nämlich in der Seele des Trinkers hoch oben über dem Magen, wohinein dies wüſte ſumpfige Getränk zu gießen iſt." (Fortſ. f.)

Schulen und Univerſitäten in Großbritannien.

(Fortſetzung).

Die Rectoren ſind aus der Zahl der Graduirten auf der Univerſität wählbar, werden vorzugsweiſe unter Verheiratheten, oft aus einer, beſonders der theologiſchen Facultät genommen und für zeitlebens beſtätigt. Die Graduirten, **fellows**, unſern Privatdocenten ähnlich, müſſen den erſten Grad als Baccalaureus erlangt haben und ſind theils in den Collegien als Lehrer, Aufſeher, Prediger, Caſſirer u. ſ. w. angeſtellt, theils zu öffentlichen Vorleſungen eines Profeſſors ermächtigt. Sie haben ein ungewiſſes Einkommen von 600 bis 1000 Pfd. St., welches ihnen von der Univerſität, von den Collegien, oder von reichen Studenten, die in der Stadt wohnen und einen Aufſeher haben müſſen, und zu dem Ende einen Fellow von Seiten ihrer Angehörigen, oder der Univerſität erhalten, entrichtet wird. Viele halten ſich nicht auf der Hochſchule auf, verſehen andere Ämter, machen lange Ferien, Reiſen u. ſ. w., nur die in den Collegien Employirten müſſen an Ort und Stelle bleiben. — Die Studenten zerfallen in zwei Claſſen, in — reiche und arme! Erſtere tragen beſondere Kleidung, eſſen an eigenen Tafeln, wenn ſie in den Collegien ſind, genießen mehrere Vorrechte und ſind von den Andern durchaus geſchieden, dies ſowohl den akademiſchen Verordnungen, als ihrem eigenen Willen und feſtgewurzelten Vorurtheilen zufolge. Die ärmeren, die verſchiedenartige Namen führen, und ganze oder halbe Freiſtellen oder Stipendien genießen, werden nach rühmlich beſtandenem Examen, entweder von den

Schulen, oder von der Univerſität, oder von den Stiftern und Erhaltern derſelben erwählt, häufig aus gewiſſen Familien, eben ſo häufig aus gewiſſen Grafſchaften; ſie ſind ſtrenger behandelt, als die erſte Claſſe, weniger angeſehen, müſſen längere Zeit ſtudiren und mehre und ſchwierigere Prüfungen beſtehen. Faſt in jedem Colleg befinden ſich neben den Freiſtellen Plätze für Penſionärs, die für volle Bezahlung Wohnung, Jeder, wie auch die Stipendiaten, ein eigenes Zimmer und Koſt an beſondern Tiſchen erhalten, beaufſichtigt werden und in den meiſten Collegien auch an Privatvorleſungen Antheil haben. Sobald ein Student in Oxford aufgenommen, immatrikulirt worden, muß er die akademiſchen Geſetze beſchwören und die 39 Artikel unterſchreiben. Dieſe Artikel enthalten die Hauptbeſtandtheile der proteſtantiſch-biſchöflichen (anglikaniſchen) Kirche und wurden auf einer Generalſynode unter der Königin Eliſabeth 1562 abgefaßt. Zu Cambridge ſind die Immatrikulirten von dieſer ſchriftlichen Erklärung entbunden, müſſen aber bei Erlangung des erſten Grades eine ähnliche ablegen: ihre Anhänglichkeit an die anglikaniſche Kirchenform. Der immatrikulirte Student iſt nicht gehalten, alsbald die Univerſität zu beziehen, er kann eine kürzere oder längere Friſt bis zu dem Antritte ſeiner Studien erhalten, oft auch nicht ſobald eine leere Stelle in einem College finden und außerhalb derſelben dürfen nur diejenigen Studenten wohnen, die ſchon drei Jahre in einem derſelben zugebracht haben, oder graduirt ſind, oder unter einem Tutor ſtehen. — Das academiſche Jahr iſt in vier Abſchnitte getheilt und beträgt nach Abzug der bedeutend langen Vacanzen wenig mehr, als die Hälfte eines bürgerlichen. Außer den Ferien haben Studirende, in vorgerückten Studienzeiten, die Erlaubniß, ſich außerhalb der Hochſchule auf längere Zeit, die ihnen dennoch in ihrem academiſchen Alter angerechnet wird, aufzuhalten, dieſe Erlaubniß theilen mit den Studirenden Profeſſoren und ſonſtige Angeſtellte. Die erſten Studienjahre werden ausſchließlich philoſophiſchen und philologiſchen Wiſſenſchaften gewidmet, nach vier Jahren, von denen drei auf der Univerſität verlebt ſein müſſen, kann man den Grad eines **Baccalaureus artium**, nach ſieben Jahren den eines **Magister artium** (**Doctor philosophiae**) erhalten, in den nach der Erlangung des erſten Grades folgenden 3 Jahren kann der Aſpirant die geringſte Zeit auf der Hochſchule ſelbſt verweilen. Ein Baccalaureus im Civilrecht muß drei Jahre nach dem Baccalaureatsexamen in der Philoſophie, ohne daſſelbe ſieben Jahre, von denen vier ein Viertel auf der Univerſität; ein **Doctor juris** fünf Jahre nach dem Baccalaureat der Philoſophie; ein Baccalaureus der Medicin ein Jahr nach jenem philoſophiſchen Examen, ein **Dr. med.** drei Jahr nach demſelben ſtudiren. Die Theologen haben, ſcheint es, am meiſten zu erlernen und ſich am längſten in den Collegien und in ihren **resp.** Freiſtellen, oder als Graduirte in der Stadt mit anſehnlichen Stipendien, oder im Land und auf Reiſen herumzutreiben: ein Baccalaureus der Theologie hat ſich noch ſieben, ein Doctor derſelben noch elf Jahre nach abgelegtem philoſophiſchen Examen als Student zu geriren! — Der immatriculirte Student bezieht ein Colleg und beugt ſich unter der Zucht der Tutoren, deren mehrere je nach der Größe des Collegs, unter dem Rector deſſelben ſtehen und mit dem Aufſeher das Lehramt verbinden. Der Oxforder und Cambridger Student iſt in den erſten Jahren nur wenig und auch ſpäter nicht gänzlich der Schulzucht entronnen: als Student wohnt er in den Collegien den Lehrſtunden bei — die meiſt nur eine Vorbereitung zum erſten philoſophiſchen Examen und damit verbundenen Grade ſind — zu denen er ſich vorbereiten muß, in denen er befragt wird, überſetzen muß, zurechtgewieſen und beſtraft wird mit Nachſitzen, Nacharbeiten und Stubenarreſt; ob körperliche Züchtigungen noch jetzt Studenten treffen, will ich nicht behaupten, die unterſten Claſſen derſelben, die Freiſtellen haben, für untergeordnete Ämter ſich vorbereiten (**clerks**), von andern Studenten gar nicht beachtet und von Tutoren und Rectoren als Bediente betrachtet werden, mögen wohl bisweilen handgreifliche Züchtigungen erleiden. — Außer genanntem Examen für das Baccalaureat und Doctorat muß der engliſche Student noch mehrere andere während ſeiner Studienzeit beſtehen, eine gewiß recht löbliche Einrichtung, die England mit Frankreich gemein hat, von der aber dort die Reichen und Adeligen meiſt, die höhere und höchſte Nobleſſe ganz ausgenommen ſind. Die Mehrzahl der Studirenden verläßt nach dem Baccalaureatsexamen, in irgend einer Facultät, die Hochſchule und begibt ſich in's öffentliche Leben, oft wird den Abgehenden **honoris causa** der Doctorgrad ertheilt. (Der Fürſt Blücher und der König von Preußen, auf deſſen Diplom Friedrich Wilhelm **IV.** ſteht, wurden zu **Doctores juris** von Oxford ernannt, der Herzog Wellington iſt Kanzler der Univerſität). Diejenigen, welche den Doctorgrad durch ein öffentliches Examen erlangen, wollen ſich in der Regel dem akademiſchen Lehrfache gänzlich widmen, als Privatdocenten und Tutoren in den Collegien oder bei reichen Privaten beginnend. In den beiden Graden gibt es fünf Cenſuren, die letzte **passed**, paſſirt, d. h. durchgekommen, iſt unſerm **non sine laude** vergleichbar; mit den erſten ſind auf engliſchen Univerſitäten, wie dies auch bei den andern Examen der Fall iſt, Preiſe und Auszeichnungen verbunden. — Wenn der engliſche Student nach drei- bis vierjährigem Aufenthalte den erſten Grad, den des Baccalaureus, erhalten, verläßt er die Hochſchule gewöhnlich mit großer Freude, eine noch größere ſeinen Eltern bereitend, die, wenn der Sohn oder Verwandte keine Freiſtelle erhielt, außerordentlich viel zahlen mußten. Das Geringſte, deſſen ein Student ohne anderweitige Unterſtützung bedarf, beläuft ſich jährlich auf 250 Pfd. St., doch hat mich ein Exſtudio von Cambridge, wo es eher wohlfeiler, denn theuerer als in Oxford iſt, verſichert, daß man getroſt das Doppelte annehmen kann, daß viele tauſend, manche Tauſende von Pfunden jährlich gebrauchen!

(Schluß folgt).

Der Kanal von Burgund.

Der Kanal von Burgund, welcher den Reiſenden von Joigny bis Dijon faſt immer Angeſichts der Heerſtraße begleitet und bekanntlich die Loire mit der Saone, dieſe aber durch den Canal du Doubs mit dem Rheine, alſo das Mittelmeer mit dem Ozean verbindet, iſt im Jahre 1833 gänzlich beendet worden und zwar in ſeinem ſchwierigſten Durchbruche, nämlich in den burgundiſchen Höhenzügen von Sombernon und Vitteaux, welche überdem in geognoſtiſcher Hinſicht höchſt intereſſant ſind und von welchen der bekannte Naturforſcher Elie de Beaumont, meiner Anſicht nach etwas gewagt, behauptet, ſie ſeien älteren Urſprungs, als die Alpen.

Die Schleuſen des Kanals nach der Seine zu waren ſchon früher beendet und führen den Namen: écluses de l'Océan, während die ſüdlichen den Namen écluses de la Mediterranée tragen.

Anfangs wurden zu dieſem Kanalbau 10 Millionen bewilligt, ſpäter jedoch koſtete der Ausbau 40. Nach dem Geſetze von 1820 übernahm eine Geſellſchaft, la compagnie des quatre canaux dieſe Unternehmung, war jedoch bald gezwungen, der Regierung die Hälfte der Einnahme abzulaſſen, da ſie nicht Geld genug beſaß, um den Ausbau allein zu vollenden und deßhalb die Regierung wieder angehen mußte, um von denſelben Kapitalien vorgeſchoſſen zu erhalten.

Während der Sommermonate leidet der Kanal an Waſſermangel (il chôme, ſagt man in Frankreich), im Frühjahre hat er Waſſer im Ueberfluſſe. Von Tonnerre an iſt er am lebendigſten, weil er von dort Holz, Stein und Weinfrachten nach Paris ſchafft; die zahlreichen Steinkohlen- und Holzkohlenſchiffe, welchen man begegnet, kommen von dem Doubs her und ziehen ihre Waare größtentheils aus den Jurawäldern.

Ich würde dieſes Kanals nicht ſo ausführlich erwähnen, da natürlich bei'm Umſichgreifen der Eiſenbahnen dieſe den Kanalverbindungen in jeder Hinſicht den Vorrang abgewinnen werden; wenn nicht bei den letztvollendeten Bauten die franzöſiſchen Ingenieurs zwei Tunnels angelegt hätten, welche in ihrer Art vielleicht die vorzüglichſten Durchbrüche in Europa ſind, und namentlich wegen einer von ihnen erfundenen Bau- und Vorſchreitungsmethode bei der Aushöhlung der unterirdiſchen Gänge das höchſte Intereſſe erregen müſſen.

Einer von dieſen Tunnels dient als Waſſerzuführer, der zweite, im Felſendurchbruche befindlich, erſtreckt ſich 3350 Metres, alſo ¾ franzöſiſche Lieue weit. Zur größeren Feſtigkeit haben die Baumeiſter die korbartige Form angenommen:

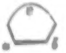

deren Durchbruch auf folgende Weiſe bewerkſtelligt worden iſt: Anfangs wurden nämlich in der Baſis zwei ſchmale Oeffnungen, ähnlich den horizontalen Salinen und Bergwerksgängen gebrochen, a und b:

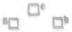

ſodann in dem projektirten Gewölbbogenpunkte eine dritte c, dieſe drei Gänge wurden nun allmählich bogenförmig ausgehöhlt, nach und nach mit Stützen und Mauerbekleidung verſehen, bis zuletzt die ganze innere Wölbung vollendet war. Die Ingenieurs hatten ihre drei Durchbruchspunkte ſo richtig angelegt und berechnet, daß die gewünſchten Reſultate vollkommen erreicht wurden. Der bekannte Franzoſe Brunnel, welcher den Tunnel in London begonnen, ſchob ſtatt der hier in Burgund angewendeten, allmählichen Aushöhlungs- und Stützungsmethode einen ſchützenden Diskus vor, was jedoch den hieſigen Ingenieurs unſtatthaft ſchien. Brunnel hat die Arbeit am Kanal von Burgund als einen Fortſchritt der Baukunſt gelobt.

Im Kanal du Nivernois befindet ſich ebenfalls ein Tunnel-Souterrain, der aber fortwährende Ausbeſſerungen nöthig hat, während der hieſige ſeit ſeiner Vollendung nur die gewöhnlichen laufenden Inſtandhaltungen in Anſpruch nimmt.

Um Unglücksfälle zu vermeiden, hat der hieſige Tunnel keine Trottoirs zu Seite, früher waren oft Schiffer auf dem feuchten Pflaſter ausgeglitſcht. In dieſem Augenblicke wird ein kleines Dampfboot gebaut, welches die Schiffe durch dieſen Tunnel befördern ſoll.

Adelbert von Bornſtedt.

Feuilleton.

*** **Geſchichte des Tabacks.** — In Poppe's kürzlich erſchienener „Geſchichte aller Erfindungen und Entdeckungen im Bereiche der Gewerbe, Künſte und Wiſſenſchaften“ — finden ſich manche nicht uninterreſſante Angaben über die Einführung des Tabacks, von denen wir einige hier zuſammenſtellen wollen. Vor 300 Jahren wurde noch von keinem Europäer geraucht oder geſchnupft. Der ſpaniſche Mönch Romano Pano gab 1496 von St. Domingo aus die erſte Nachricht, daß die dortigen Wilden ein Kraut Tohoba aus Pfeifen rauchten, die ſie Tabaco's nannten. — Nach Portugal kam die erſte Tabackspflanze im Jahre 1559, nach Frankreich 1560 durch Jean Nicot, franzöſ. Geſandten in Portugal, daher ſie herbe d'ambassade und herbe nicotiane genannt wurde; nach England 1585, in die Türkei 1605. — Das Tabackrauchen ſcheint in Europa erſt Ende des XVI. Jahrhunderts Eingang gefunden zu haben; die Deutſchen lernten es von Engländern und ſpäter von Schweden. Aber Gelehrte und Fürſten eiferten lange dagegen. Jakob I. von England erließ eine Verordnung, in welcher für jedes Pfund Taback eine Strafe von 6 Schill. und 10 Den. angeſetzt war. In Conſtantinopel wurde 1610 ein Türke mit einer ihm durch die Naſe geſtoßenen Pfeife über die Straße geführt. Der Großfürſt von Moskau verbot 1634 den Taback bei Todesſtrafe. Der Papſt Urban VIII. that 1624 alle in den Bann, die Taback mit in die Kirche nahmen, und noch 1690 P. Innocenz XII. alle, welche in der Petерskirche ſchnupften. — In mehreren Ländern wurden die Raucher an den Pranger geſtellt oder ſonſtwie gerichtlich beſtraft. Gegen Ende des XVII. Jahrh. hatten überall die Verfolgungen der verführeriſchen Nicotiana aufgehört. Die Cigarro's aber ſind in Deutſchland erſt ſeit dem Durchzuge der ſpaniſchen Krieger des Marquis Romana vor 27 J. in Aufnahme gekommen.

*** **Lancaſterſchulen in Norwegen.** — In dem unlängſt erſchienenen „Tagebuch eines preußiſchen Offiziers“ finden wir bemerkt: „Da, wo es in Norwegen Stadt- oder Landſchulen gibt, hat man meiſt die Lancaſter-Methode eingeführt. Ich fand, daß die Kinder in dieſem Elementarunterrichte mehr Fortſchritte machen, als bei uns. Die Arbeit der Lehrer iſt dabei nicht ſo ermüdend, und es werden mit weniger Lehrern eine größere Anzahl Schüler beſſer unterrichtet . . . In Chriſtiania werden 300 Kinder unter der Leitung eines einzigen alten Schullehrers in zwei Sälen unterrichtet. — Wo Reſultate und Thatſachen ſprechen, hören die Einwendungen auf.“ —

*** **Dampf-Luftſchifffahrt.** — Herr Demongeot hat, wie das „Echo de la haute Marne“ berichtet, ein Patent auf das von ihm entdeckte Mittel zur Leitung der Luftballons erhalten. „Jetzt arbeite ich,“ ſchreibt der Entdecker ſelbſt, „an Verfertigung des erſten Ballons, der die Luft über dem Königreich Frankreich nach allen Richtungen durchſchneiden und beweiſen ſoll, daß man mittelſt des Dampfes die Luftballons kräftig leiten und Luftfahrten einrichten kann.“

*** **Theodor Mundt** iſt nach Paris gereiſ't, wo er ſich einige Zeit aufhalten wird.

№ 87. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 13. April.

Hiſtoriſche Profile in Dijon.

Von

Adelbert von Bornſtedt.

Viel berühmte franzöſiſche Namen haben ſich den Monumental-Lettern dieſer Stadt anvertraut. So finden wir auf dem Walle noch heute einen Thurm **de la Tremouille** nach dem tapfern Feldherrn **Louis de la Tremouille, prince de Talmond, amiral de Guyenne et de Bretagne,** erſtem Gouverneur von Dijon, alſo genannt.

Man muß dem alten Helden die vielen Titel verzeihen, denn ſie gehören wenigſtens keinem hannöverſchen Landjunker oder keinem Lauſitzer Fürſten an.

In dem Kriege Ludwig des **XII.** mit dem Kaiſer und dem Papſte, rettete Tremouille Dijon vor den Schweizern. Als ihn aber ſeine Neider und Feinde, ſeines Traktats mit den Schweizern wegen, bei Hofe anſchwärzen wollten, ſchrieb der ehrenfeſte alte Kämpfer den 23. September 1513 Folgendes an den König: **Et si Vous dis, Sire, que je Vous ai destrapé d'un aussi gros faict, que jamais gentilhomme Vous destrapa . . . . et si je eusse aultrement faict, n'eussiez à cette heure que Auxonne et fussent les dits Souisses plus avant en vostre royaume que n'est le duché de Bourgogne de long et de large.**

(Acad. inscrip. mém. tom. 81 in 12.)

Ludwig der **XII.** verſtand dieſe offene Sprache, wie überhaupt die Fürſten ſolche ſehr wohl verſtehen, deren ſie bedürfen. Ludwig der **XII.** handelte edel gegen ihn. Bekanntlich hatte la Tremouille ihn als Herzog von Orleans in der Schlacht bei St. Aubin-Cormier gefangen genommen, und als man den zum König gewordenen Herzog deshalb gegen ſeinen Feldherrn ſchlecht ſtimmen wollte, erwiederte er jene ſchönen Worte: **Un Roi de France n'est pas fait pour venger les querelles d'un duc d'Orleans!**

La Tremouille war es ebenfalls, welcher Franz dem Erſten von der Schlacht bei Pavia abrieth, als tapferer Kriegsmann aber neben ſeinem Fürſten kämpfte und fiel.

„**Sage la Tremouille!**" rief die Herzogin von Angoulême, als ſie die unglückliche Nachricht und die Gefangenſchaft ihres Sohnes erfuhr, „**que mon fils n'en a-t-il pas cru à votre expérience, il serait libre et vous seriez vivant.**"

Ein anderer bekannter Feldherr iſt der im März 1509 in Dijon geborne und 1573 in der Sainte Chapelle begrabene Marſchall Gaspard de Saulx-Tavannes, deſſen Familienhôtel noch heute in Dijon befindlich iſt.

Heinrich der **II.** hing ihm nach der Schlacht bei Renti, den 14. Auguſt 1544, ſein eigenes Ordensband um, weshalb der alte Chroniker Brantome ſagt: „**marque certes très-honorablement acquise à lui avec une *forme et une façon peu vue,* bien différente de celle que j'ai vu depuis acquérie par pourchas et *importunité* d'hommes et de dames.**"

Der vortreffliche Brantome hat die Ordensverleihungen unſerer Tage nicht erlebt, er würde ſonſt die **importunité** bis zur Lächerlichkeit geſteigert ſehen.

Die große Tapferkeit Tavannes' am Tage der oben erwähnten Schlacht hatte jedoch einen zu eigenthümlichen Grund, als daß ich dieſe Begebenheit nicht anführen ſollte.

Der Graf von Wallenfurth, welcher eine Reiterſchaar, **les diables noirs** wegen ihrer Unerſchrockenheit genannt, befehligte, hatte ſich bemüht, mit dieſen einzigen Truppen die ganze franzöſiſche Gensd'armerie in die Flucht zu ſchlagen. Er ließ daher auf ſein Banner einen Fuchs, wie er einen Hahn verſchlingt, malen, eine Anſpielung auf das Wort **gallus**, welches eine doppelte Bedeutung hatte.

Tavannes nämlich trug in dem Wappen ſeiner Mutter Margareta von Tavannes, einen goldenen Hahn in einem azurnen Felde und nahm alſo das feindliche Banner für eine perſönliche Beleidigung, weshalb er nicht eher ruhte, bis er die Reiter, „**Reistres,**“ und das ſpöttiſche Banner erobert hatte.

Als daher einige Zeit nachher der Herzog von Guiſe zu dem ſiegreichen Feldherrn ſagte: „**Monsieur de Tavannes, nous avons fait la plus belle charge qui fut jamais,**“ erwiederte Tavannes, wohlwiſſend, daß ihm allein der Ruhm jener Waffenthat gebühre: „**Monsieur,** ***Vous m'avez fort bien secondé.***“

Auch den Namen Montgommery, von den alten ſchottiſchen Königen abſtammend, finden wir in der Burgunder Geſchichte, denn dieſe Familie bewohnte in Dijon ein Hôtel auf dem Platze St. Jean, nahe dem Hauſe, wo Boſſuet geboren wurde, und welches heute ein Buchhändler bewohnt.

Der Sohn Robert's von Montgommery war jener Herzog von Lorges, einer der bravſten Offiziere Franz des Erſten, welcher einſt mit dem Könige von dem Balkon des Pallaſtes des Tournelles, einem Löwenkampfe zuſehend, von einer Dame aufgefordert wurde, ihren in den Circus geworfenen Handſchuh zurück zu bringen. „**Si Vous voulez que je croie que Vous m'aimiez autant que Vous me le jurez tous les jours, allez ramasser mon gant,**“ ſagte ihm die Schöne.

De Lorges ſteigt in den Circus nieder, hebt den Handſchuh aus der Mitte der wüthenden Thiere auf, ſteigt wieder auf den Balkon und wirft den Handſchuh der Dame in's Geſicht, die ſich auch ſpäter mannichfach aber vergebens um ihn bemühte.

Aus dieſem Vorfalle hat Schiller den Stoff zu ſeiner Ballade: „der Handſchuh,“ entnommen.

Bei einer andern Gelegenheit war Herr von Lorges weniger glücklich.

Franz der Erſte war zum Beſuche bei ſeiner Mutter, der Herzogin von Angoulême, als er vernahm, daß der Graf von St. Pol eine zahlreiche Geſellſchaft in ſeinem Schloſſe geſammelt habe, um den Bohnenkönig zu ziehen. Einer alten Sitte zufolge, fiel es Franz dem Erſten ein, dem Bohnenkönige den Fehdehandſchuh hinzuwerfen.

Graf von Saint-Pol nimmt den Kampf mit Vergnügen an, und ſeine Gefährten ſammeln in aller Eile ſo viel Schneebälle, Eier, Äpfel u. ſ. w., als möglich, verbarrikadiren die Thore und erwarten den Angriff des wirklichen Königs.

Dieſer ſetzt ihnen ſeinerſeits mit ſeinem Gefolge tapfer zu, und bald hatten die Belagerten ihren Kriegsvorrath erſchöpft, während die Belagerer keinen Mangel an Schneebällen litten und den Angriff muthig fortſetzten.

Als ſie nun eben im Begriffe waren, die Thüren einzuſchlagen, ergriff der Herzog von Lorges, der eifrigſte unter den Vertheidigern, einen großen Feuerbrand und ſchleuderte denſelben auf die Angreifenden. Unglücklicherweiſe traf er den König, welcher ſogleich ohne Beſinnung niederſank und bluttriefend nach dem Schloſſe Romarantin gebracht werden mußte. Einige Höflinge wollten den Unvorſichtigen kennen, welcher die Urſache dieſes Unglücks geweſen war. Franz der Erſte aber verbat ſich das als loyaler Kavalier und bemerkte: „**C'est moi qui a fait la folie, il est juste que j'en boive ma part,**“ und der Herzog von Lorges fiel keineswegs in Ungnade.

Dieſem Vorfalle ſchreibt man auch die damalige Sitte zu, den Bart lang und das Haar kurz zu tragen, wie wir ſolches aus den Gemälden Franz des Erſten erblicken.

Der König war nämlich ſeiner Würde wegen gezwungen worden, ſeine Haare abſcheeren und ſeinen Bart wachſen zu laſſen.

Die Hofleute beeilten ſich natürlich ſogleich, ihren Fürſten zu kopiren, und ſo blieb dieſe Mode bis zur Zeit, wo die Allongenperücken-Revolution der erſten franzöſiſchen voran ging.

Es ſcheint, als ob der Name Montgommery den Königen Unheil bringen ſollte, denn es war ebenfalls der Herzog von Lorges, welcher bei einem Turnier, das unter Heinrich dem II. in der Straße Saint Antoine zu Paris veranſtaltet worden, von dem ſeit mehreren Tagen ſiegreichen König aufgefordert, mit ihm zu turnieren, ſich nun gezwungen einer ſolchen Ehre unterwarf und den Zweikampf annehmen mußte.

Der Herzog von Lorges, einer der gewandteſten und glücklichſten Ritter, focht mit dem Könige, als ſich plötzlich ſeine Lanze an deſſen Bruſtharniſch zerbrach, der Gegenſtoß das Viſir des Fürſten öffnete und ein Lanzenſplitter Heinrich II. ſo gefährlich am Auge verwundete, daß er umgeworfen wurde, die Sprache und Beſinnung ſchon am folgenden Morgen verlor und elf Tage hernach, den 10. Juli 1559 verſchied.

Zwar hatte der König befohlen, den Herzog von Lorges nicht zu beunruhigen, der auch wirklich eines unglücklichen Zufalls wegen nicht ſchuldig ſein konnte. Deſſenungeachtet aber hielt es Montgommery de Lorges für klüglich, ſich einige Zeit vom Hofe zu entfernen und nach England zu begeben.

Später nach Frankreich zurückgekehrt, und an der Spitze einer proteſtantiſchen Schaar gefangen genommen und nach Paris geführt, ließ ihn Catharina von Medicis, welche ihn als den Mörder ihres Gemahls beſtrafen wollte, zum Tode verurtheilen. Bei der Anhörung ſeines Urtheils, welches ſeine Kinder des

Adels verluſtig erklärte, ſagte de Sorges: „S'ils n'ont la vertu des nobles pour s'en relever, je consens à leur flétrissure." Er wurde den 26. Juni enthauptet.

(Fortſetzung folgt).

Aus Berlin.

(Schluß).

Außer der Eiſenbahnactiennoth ringt Berlin übrigens gegenwärtig noch mit einer andern, der Waſſernoth. Wir können nicht läugnen, es hat uns niemals an Waſſer gefehlt und wird uns nicht fehlen, ſo lange gewiſſe lyriſche Dichter und Dichterinnen uns treu bleiben; aber in dieſem Jahre geht es über den Spaß. Unſer lieblicher Spreeſtrom, an deſſen ſandigen Ufern ſo viele ſchöne Gedichte geſungen wurden, iſt ſeiner angebornen Sanftmuth müde geworden und hat, mit dem gewöhnlichen Waſſer vereint, die Berliner, die viel vertragen können, doch in einige Verlegenheit gebracht. Unſere gute Stadt ſcheint von der Natur dazu beſtimmt zu ſein, dann und wann an Überwäſſerung zu leiden. Das Spreethal liegt tief und eine Menge Seen ſchicken ihren Überfluß hinab, der nur durch künſtliche Schleuſenwerke im Zaum gehalten werden kann. Dieſe können jedoch das Steigen des Fluſſes nur mäßigen und eine allgemeine Überſchwemmung verhüten, aber in den tiefſten Theilen der Stadt dringt das Waſſer in die Kellerwohnungen, wo die Armuth ihren Sitz aufgeſchlagen und oft mitten in der Nacht überfällt der geheimnißvolle Feind die Schlafenden. Dann ſieht man aus jedem der niederen Fenſter einen langen Pumpenhals ragen, und rüſtig wird die Fluth hinausgeſchafft. Allein nach wenigen Stunden ſchleicht ſie aus jeder Ecke ſtill hervor, ſteigt aus den Ritzen des Steinbodens wie Hamlets Geiſt und bald iſt ſie höher wie zuvor. Nun werden Bretter gelegt und wie die alten Frieſen lebt ein guter Theil der Berliner viele Wochen lang über dem feuchten Elemente. Manchmal kommt es dann wohl, daß in einer Nacht plötzlich das Grundwaſſer heftig aufſteigt, die Befeſtigungen, welche die Bretter halten, ſind dann nicht ſchwer genug, die Bolen erheben ſich ſchwimmend, ſtoßen gegen einander, werfen Stühle und Tiſche um, zertrümmern Gefäße und Flaſchen und Körbe mit Grünzeug und Lebensmitteln; denn zum Theile hauſen Bierſchenken, Knappbänſe und überhaupt Kleinhändler in dieſen unterirdiſchen Höhlen, und die armen Troglodyten krebſen dann in den kalten Fluthen umher, um Ordnung zu ſchaffen und zu retten. Der Menſch klebt an der Schwelle feſt und iſt daran gebunden; Herr von Haller hat damit die Leibeigenſchaft, als von Gott eingeſetzt, vertheidigt. Ehe nicht das Waſſer ſo hoch wird, daß es bis an die Decke der Gewölbe ſteigt, weichen und wanken jene armen Leute nicht, und bauen lieber Klotz auf Klotz und Brett auf Brett und athmen Siechthum und Tod ein. Als 1830 das Waſſer ſo hoch ſtieg, daß ſelbſt die Polizei nicht länger die Noth anſehen konnte, und die ſämmtlichen Keller zu räumen befahl, hatte ſie die harteſten Kämpfe darum zu beſtehen und mußte Gewalt brauchen; denn der Berliner iſt hartnäckig in Vertheidigung ſeiner Vorrechte und Freiheiten; und erträgt lieber Gicht, Fieber und Leiden aller Art, als eine Kränkung, die in ſein häusliches Wohlergehen greift.

Merkwürdig iſt's, daß, wie wir ſtets mehr und mehr in die Reihe der größten Städte rücken, neben dem höchſten Reichthum ſich die Abgründe des Elends klarer machen, und auf der einen Seite Pracht, Kunſt, Geſchmack, Eleganz, Mode, kurz die ganzen reichen Seiten der ſocialen Zuſtände entfalten, während Sittenverderbniß, Laſter und Verbrechen, die unvermeidliche finſtere Seite großer Städte, ſich ausdehnen. Noch vor Jahrzehnten waren die Spitzbuben bei uns plumpe, dumme Geſellen, die auf die albernſte Weiſe ſich fangen ließen; der Taſchendiebſtahl war faſt völlig unbekannt, und von feinem Betrug hatte man keine Ahnung. Jetzt hat ſich Alles organiſirt. Man hat Diebesbanden entdeckt, welche ſich durch ganz Deutſchland und Polen verzweigen, und trotz aller Mühe und Kunſt iſt man doch nicht im Stande geweſen, dieſe Verbindungen ganz zu enthüllen; es gibt jetzt Diebesherbergen und Schlupfwinkel, wo das Rothwälſch echt und rein geſprochen wird, Diebeshehler, die geſtohlene Sachen ſo geſchickt escamotiren, daß ſie in Warſchau, in Moskau oder in Amerika erſt wieder zum Vorſchein kommen; in Kirchen und Concerten verſchwinden Taſchentücher, Doſen, Uhren auf unbegreifliche Weiſe; feine Scheeren in geſchickten Händen öffnen die Strickbeutel harmloſer Berlinerinnen; und artige Kunſtſtücke von Betrügereien beluſtigen uns nicht ſelten. Es tauchen Genie's bei uns auf, wie Henriette Wilken und der ſchöne Fritz, Baron Minigerode und ſo weiter. Im vorigen Jahre wurden über 11.000 Diebſtähle begangen, und vor einigen Tagen haben geſchickte Künſtler das Schaufenſter eines bedeutenden Geld- und Silberhändlers an der Schloßfreiheit erbrochen und Schmuck und andere Sachen im Werthe von 4000 Rthlr. ſich die Freiheit genommen aus der Haft zu erlöſen. — Dieſer Diebſtahl erforderte gewiß Talent, denn gegenüber dem Hauſe ſteht eine Schildwacht und wenige Schritte weiter ſind die Nachtwächter der ſogenannten Stechbahn. — Die Polizei war daher auch ungemein thätig, und man muß bekennen, der Polizeirath Dunker verſteht ſeine Sache. Zwei Tage darauf waren fünf Perſonen eingefangen, welche dabei activ geweſen ſein ſollen. Drei Kerle ſollen, wie man ſagt, ſich mit dem Fenſter unterhalten, zwei hübſche Mädchen aber während dieſer Zeit die Schildwacht und die Nachtwächter beſchäftigt haben. Wenn das wahr iſt, ſo ſehen Sie, wie die Kunſt in Berlin zugenommen hat und ausgebildet wird. Liebe und Schönheit ſind die Königinnen der Welt, und triumphiren über Nachtwächter und Schildwachen. Mit ſolchen Hülfstruppen iſt ſchon Größeres geſchehen in der Welt.

Von Geſetz und Politik ſchweige ich; nur wenige Worte über die Sicherung des geiſtigen Eigenthums, da wir vom materiellen geſprochen haben! Im Staatsrathe wird ein Geſetz abgehandelt, welches den Schriftſteller ſichern ſoll, und was man davon hört, wird gewiß den Autoren, ſchwerlich aber den Buchhändlern gefallen. Auch die dramatiſchen Schriftſteller ſollen bedacht werden, und C. Blum, der Luſtſpieldichter, iſt aufgefordert worden, dem Staatsrathe die Wünſche der dramatiſchen Dichter vorzutragen, und hat dieſem Verlangen bereits genügt. Es muß anerkannt werden, daß Preußen wiederum zuerſt auf den Bahnen des Rechts zu finden iſt.

Politiſches gibt es wenig oder nichts, indeß beſchäftigen Frankreich und Spanien jetzt mehr als ſeit langer Zeit die Gemüther, und die Kaffeehäuſer ſind gefüllt mit Wißbegierigen für die franzöſiſchen Blätter. — Sie wiſſen, daß die Oppoſitionsblätter bei uns verboten ſind, beklagenswerth aber iſt es, daß dennoch ſich Nachrichten daraus verbreiten. So hieß es vor einigen Tagen, im Temps ſtänden famöſe Artikel über unſere höhere Geſellſchaft, und Viele ſchworen, ſie ſelbſt geleſen und geſehen zu haben; wie das möglich iſt, weiß ich nicht. Die Polizei wurde aufmerkſam und ließ eine Reihe Perſonen citiren und befragen, da hatte es denn Einer von dem Andern gehört und Alles war pure Verläumdung. So geht es mit verbotenen Dingen; man kann ſich von der Wahrheit nicht überzeugen und glaubt blind, was ausgeſprengt wird.

Die Theater haben in der letzten Zeit zwar Neues aber wenig Gutes gebracht. — „Der Unentſchloſſene" von der Prinzeß von Sachſen iſt faſt durchgefallen. Herr Raupach, der mit zwei neuen Luſtſpielen: „Die alte und die junge Gräfin," und: „Ein theurer Spaß" aufgetreten iſt, in welcher er ſichtbar ſich beſtrebt, die hohe Verfaſſerin nachzuahmen, hat das mittelmäßigſte Zeug geliefert, was ſeit lange über die Bretter ging. Herrn Rellſtabs neues Trauerſpiel aber: „Die Venetianer" verdient keineswegs die Anerkennung, welche es bei der erſten Aufführung gefunden hat. Das Stück hat viel Handlung und Effect, das iſt die Summa des Guten an ihm, aber die Ungeſchicktheit der Arbeit und die unwahrſcheinliche, unpoetiſche Motivirung iſt grenzenlos. Eine neue Hohenſtaufen-Tragödie von Raupach: „Heinrich der Sechſte und Richard Löwenherz" iſt ganz im Genre der übrigen; — fließender Dialog, Bilderſchmuck, hiſtoriſche Erzählung der Facta und unendliche Reflexion. — In der Königsſtadt iſt Hr. Beckmann, der beliebte Komiker nach langer Krankheit wieder aufgetreten und mit Entzücken empfangen worden. Man ſtrömt jetzt dorthin, um ſich in den Wiener Poſſen über ihn herzlich ſatt zu lachen. Beckmann iſt die wahre Stütze dieſes Theaters und Herr Cerf iſt nur Director.

Feuilleton.

⁂ **„Die Wiedergeburt," eine deutſch-franzöſiſch-israelitiſche Zeitſchrift.** — Unter dem Titel: „Régénération" gibt Herr Simon **Bloch** zu Straßburg eine israelitiſche Zeitſchrift heraus, welche, zugleich in deutſcher und franzöſiſcher Sprache geſchrieben, die Emanzipation der Juden in Europa zu fördern bezweckt. In der letzten Nummer klagt jedoch Hr. B. über den Verfall der religiöſen Studien in den israelitiſchen Schulen des Elſaſſes. „Bald," ſchreibt er, „werden eure Schüler ſtatt des **Sch'ma** das **Vaterunſer** beten." Anderſeits klagt er über die Synagoge des Oberrheins, welche den gewünſchten Reformen zu widerſtreben ſcheint. In einem andern Artikel wird Hrn. Crémieux zum Vorwurfe gemacht, daß er in der Rede, die er Namens des Oberconſiſtoriums an den König gehalten, weder den Namen Gottes, noch den Israelitiſchen zu nennen gewagt habe.

⁂ **Welthandel von Hamburg und Bremen.** — Im Jahr 1836 beſuchten **Hamburg's** Hafen [illegible] Schiffe aus den vier andern Welttheilen, namentlich 101 aus Weſtindien, 99 aus Braſilien, 56 aus Nordamerika; — überhaupt alſo 12 bis 15mal ſo viel als vor der Revolution aus jenen Gegenden einliefen. — Europäiſche Schiffe langten dort 2407 an, und zwar von England 778, von Holland 360, von Frankreich 156, von Belgien 126 u. ſ. w.

Die Dampfſchiffe nach London, Hull, Amſterdam und Havre machten mit 23 Fahrzeugen 303 Reiſen, alſo 30 mehr als 1835. —

Für **Bremen** beſtimmt, kamen im v. J. auf der Weſer 388 große Kauffahrer an, von denen 140 von England, 110 von Nordamerika, 100 aus Preußen, 60 von Weſtindien, 30 von Rußland, 24 von Frankreich u. ſ. w.

Wie Hamburg ſich vorzugsweiſe des Colonial-Waaren-Marktes bemeiſtert hat, ſo iſt dagegen Bremen der größte und am beſten aſſortirte Tabacksmarkt der Welt, wo durchſchnittlich in jedem Jahre 8 Millionen Thaler in Geld umgeſetzt werden.

⁂ **Elektriſcher Funke aus dem Zitteraal.** — Profeſſor Santi **Linari** in Siena ſoll die oft verſuchte, aber immer wieder aufgegebene Entdeckung gemacht haben, wie aus dem **Zitteraal** ein wirklicher elektriſcher Funken zu ziehen ſei. Im Decemberheft des in Siena erſcheinenden Indicatore Sienese ſind das Verfahren und die dabei angewandten Inſtrumente ausführlich beſchrieben.

⁂ **Vorleſungen über Hariri in Kairo.** — Der junge, gelehrte Scheich Muhamed aus Tantra hielt im letzten Frühling unter den Säulen der Colonnade der Moschee Elashar zu Kairo Vorleſungen über die „**Sitzungen von Hariri.**" Für den nächſten Sommer hat er Vorleſungen über die **Hamaſa** angekündigt, wozu er, ſeiner Verſicherung nach, durch deren Ausgabe von Prof. Freitag in Bonn beſtimmt worden, da ſie den Commentar von Tebriſi über dieſe Gedichte gebe, den er ſich in Aegypten nicht habe verſchaffen können.

⁂ **Ein berühmter rabbiniſcher Sänger zu Wien.** — Kürzlich fand in den Appartements des Erzherzogs Franz Karl und der Erzherzogin Sophie von Oeſterreich eine brillante Soirée mit muſikaliſch-declamatoriſcher Abendunterhaltung ſtatt, bei welcher J. J. M. der Kaiſer und die Kaiſerin, ſämmtliche Erzherzoge, und die Fürſten Metternich und Kolowrath — in Allem 60 Perſonen zugegen waren. Herr Sulzer, Rabbiner zu Wien, war einer der Berufenen, durch ſeine ſehr ſchöne Stimme die Soirée zu verherrlichen.

⁂ **Papin, Erfinder der Dampfmaſchine.** — Vor einigen Jahren hatte Arago einen längſt verſtorbenen Franzoſen, Denis Papin, als erſten Erfinder der Dampfmaſchine bezeichnet. Hr. [illegible] hat jetzt zu Blois in einem Taufregiſter für proteſtantiſche Familien aufgefunden, daß jener Papin, deſſen Geburtsort und Zeit man nicht kannte, am 22 Auguſt 1647 zu Blois geboren, ein Sohn des dortigen Generaleinnehmers Denis Papin war.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 88. 1837.

Phönix.

Freitag, 14. April.

Amerikaniſche Reiſeſcenen.

(Fortſetzung).

Er ſetzte ein volles Glas vor mich nieder, und nachdem er wieder den Präſidentenſtuhl eingenommen, ſprach er alſo:

„Es iſt eine boshafte Verläumdung, daß hier in Amerika weniger geiſtiges Leben ſei, als in Deutſchland. Betrachten Sie alle dieſe Männer und Trinker; es ſind ſämmtlich nur Steinklopfer, und dennoch iſt keiner unter ihnen, der nicht eine deutſche Univerſität beſucht hätte. Und nun ziehen Sie durch alle Steinbrüche und Chauſſéen der alten Welt, und ſuchen mir allda ſechs ſteinbrechende literariſche Menſchen an einem Mittagstiſch! — Fahren Sie fort in Ihrer Geſchichte Steinbrecher **Nro.** 3!

Die Geſellſchaft hatte ſich damit unterhalten, daß Jeder die Veranlaſſung ſeiner Auswanderung erzählte.

Nro. 3 war ſchon am Ende und jetzt rief der Doctor die 4te Nummer auf.

Das war ein junger Mann von nichtsſagendem Geſicht, deſſen Erzählung etwas viel Schlimmeres enthielt als nichts, nämlich die ſchlimmſte Langeweile, d. h. die geſchwollene und pathetiſche. Es war dies ein moderner Thronenſtürmer, der ausgewandert war, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, einen König über ſich zu wiſſen. Man merkte ſeinen Worten an, daß er gehofft, dereinſt die Vereinſtaaten zu präſidiren; vielleicht bringt er's zum Präſidium im Klubb der Steinklopfer.

Ich übertrug die Thätigkeit von meinen Ohren lieber auf meine Augen, und betrachtete mir die Einrichtung und Ausſtattung des Farmgebäudes, in dem wir ſaßen.

Es war nur ein Blockhaus, deſſen Bau nicht mehr als dreißig Dollars gekoſtet haben konnte. Dennoch war der Fußboden ſeines einzigen Raums mit einem ganz hübſchen Teppich belegt, mindeſtens an demjenigen Theil, wo die Frauenzimmer ihren Verkehr hatten. Auf den Geſimſen an den Wänden lagen allerhand Geräthe; vor allem ſtanden da drei Medicinflaſchen, die in keinem Hauſe fehlen dürfen; die eine gefüllt mit Ricinusöl **(castor-oil)** eine andere mit China und die dritte mit Kalomel. Das ſind die drei Waffen, mit welchen man gegen den böſen Hausgenoſſen: Fieber, zu kämpfen pflegt.

Aus dem Ganzen ſprach entſchieden ein Geiſt der Ordnung und Sauberkeit, der um ſo mehr Anerkennung verdiente, je ſchwerer er in ein ſo beſchränktes Lokal zu bannen iſt. Aber nur ein Verſuch der Ausſchmükkung, ſei's durch eine Blume, einen Kranz, war an dieſen nackten Wänden nie gemacht worden.

Wie das Haus, ſo die Bewohner. Die beiden jungen Ladies, Frau und Schwiegerinn des Waldbewohners, waren mit weißen Kleidern angethan und führten die Nadeln mit ſo ſaubern und ſelbſt hübſchen Fingern, wie deren wohl keine deutſche Bäuerinn ſich rühmen kann. Die beiden Frauen waren überhaupt hübſch; die ſchwarzen Augen und die Bläſſe der Geſichter gaben ihnen auf den erſten Blick einen intereſſanten Anhauch, der indeſſen bei näherer Beobachtung ſich ganz verlor. Kein Schmuck in ihrem ganzen Weſen, keine Blume, keine Grazie in ihrer Bewegung. Beſonders ſind die Grazien den Beinen der Amerikanerinnen todtfeind. Sie ſitzen gewöhnlich etwas geſpreizt — nicht die Grazien nämlich, ſondern deren Antipoden in der neuen Welt. Es beſteht einige Verwandſchaft zwiſchen den muſikaliſchen Anlagen eines Menſchen und den Bewegungen ſeiner Glieder. Jeder Schritt einer Amerikanerin iſt ein ſo ſchreiender Mißton wie ihr Griff in die Taſten; ein muſikaliſcher Menſch fährt gleich mit den Händen an die Ohren. — — —

„**Nro.** 5!“ rief der Doctor, und ſchlug dabei mit der Badine auf den Tiſch. — —

Deutſchland iſt ſeiner Lage nach das Herz der Jungfrau Europa. Die Deutſchen unter den Amerikanern ſind mir immer wie einzelne Empfindungen unter einer Combination von Rechnungen erſchienen, wie Blumen unter Zahlen.

Beſonders hatte der arme Menſch **Nro.** 5 ein recht rührendes Blumenanſehen.

Ich wüßte nicht, weshalb ich Sie nicht ſehr häufig in dieſem Buche anreden ſollte, meine gnädige Herrin, da ja dieſes Buch blos auf ein launiſches Wort von Ihnen geſchrieben wird. Es wär mir ein rechtes Seelenlabſal, wenn ich mir denken dürfte, meine Bücher wären Briefe an Sie. O! dann ſollten ſie viel beſſer und reiner ſein! O Himmel! dann wollt ich noch ein ein rechtes Liebesbuch ſchreiben, und mir ſagen, ich hatte einen Liebesbrief an Sie geſchrieben, und Sie ihn geleſen, und vielleicht geweint dabei und auch geſeufzt!

Außer einer Blume ſind Sie noch eine Blumenmutter. Haben Sie wohl je einem armen kranken Vergißmeinnichtkinde in die bleichen Augen geſehen? So einem Vergißmeinnicht, das von der heißen Sonne, wie von Liebesflamme, ausgedörrt war? deſſen blauer Kelch ganz weißblau geworden, und deſſen Umfaſſungsblätter von der Hitze ſich geröthet hatten, wie kranke und heiße Augenlieder?

Solche zwei tiefkranke Vergißmeinnichte trug der arme Menſch **Nro.** 5 in ſeinem blaſſen Geſichte.

Überhaupt verſchießen die blauen deutſchen Augen in den heißeren Ländern, und überhaupt ſtehen die Deutſchen unter den Amerikanern, wie beſcheiden ſtille Vergißmeinnichte unter ſcharfen wucheriſchen Rohrpflanzen, und der Tod, das Mammuth der Erde, ſpähet und ſpeiſet am früheſten die zarten Blümlein und Kräuter wie andere Weidethiere, die ſtets das Breit- und Scharfblätterige am wenigſten lieben.

Mein Deutſchland hab' ich erſt lieben gelernt in Amerika. Ich will es nur geſtehen, ich war auch etwas ein langweiliger und ſchwülſtiger Narr, wie der Menſch **Nro.** 4. Mit den Königen hab' ich mich ausgeſöhnt in der Republik.

Nro. 5 erzählte ihre Geſchichte ſo kurz und ſo rührend,, daß ſelbſt der Doctor ganz nachempfindend erſchien. Der blaſſe Menſch nahm ein Waldblümlein aus dem Knopfloch ſeiner Weſte, und ſchaute auf daſſelbe, und begoß es mit einer Thräne, und ſeufzete: „Marie!“

Das war ſeine ganze Geſchichte. War Marie ihm untreu worden? Oder war der Tod ſein Mitbewerber geweſen, und glücklicher als er? Oder war Marie ein vornehmes Fräulein, und außerdem ſchon vermählt, als ſein Herz ſich hier zu eigen gab?

Ich weiß das nicht. Laſſet dem Liebesſchmerz und dem Nonnengeſichte ihre Schleier! — —

Entſetzlich! Alle dieſe Menſchen im Waldhauſe hatte das Mißgeſchick aus der Heimath getrieben. Der Meerwind hatte gewiß ihre Hoffnungen neu gebläht wie die Segel der Schiffe, in denen ſie wanderten. Und nun Steine klopfen das ganze Leben lang, verhöhnt werden von brutalen Jankee's, langſam aufgezehrt von Gram und Fiebern und Erſchöpfung! Entſetzliches Bild des Elends, das die giftigen Nebel der neuen Welt bedecken!

Die Steinbrecher hatten ihre ledernen Tändelſchürzen und die Hämmer in einen Winkel des Raumes gelegt. Nur der älteſte unter ihnen, ein Mann, der ſchon das weiße Baartüchlein auf ſeinem Haupte trug und einen ſo dünnen abgeſchabten Körper, daß ſeine Seele darin fror und zitterte wie ein Bettlerleib zur Winterzeit in Sommerlumpen, nur dieſer alte, ſteife und gemeſſene Geſchäftsmann hielt und handhabte den Chauſſéehammer auf ganz ſeriös myſteriöſe Weiſe, ſo roſenkreuzeriſch hieroglyphiſch, daß der Doctor ihm gleich geſagt, er ſei einſt ein Meiſter geweſen, und denke nun immer, er maure, während er Steine zerhämmere auf der Landſtraße. Der Mann hatte das zugeſtanden.

Es war eine lange Pauſe eingetreten im Waldhäuslein der Alleghani, ſeitdem der blaſſe Jüngling geſeufzt: „Marie!“

Die Ladies ſchauten auf von ihrer Arbeit und ſandten ſich höhniſch lächelnde Blicke, wie ſie den Dutchman weinen ſahen.

Da ſchwang der Doctor, der ihnen zunächſt ſaß, mit ergrimmtem Geſichte die Badine und ließ ſie dicht um ihre Ohren ziſchen, und dann auf den Tiſch fallen, indem er ausrief: „**Nro.** 6!“

Nummer 6 holte weit aus:

„Das Licht der Welt erblickte ich im Frankenlande, im Städtchen Eberach.“

„Ei!“ ſprach der Meiſter vom Stuhle, ganz verwundert und hämmerte einmal auf den Tiſch. Der Doctor ſagte ihm, daß er ſich einer Unterbrechung am wenigſten von einem ſo alten Geſchäftsmann verſehen habe.

„Das Jahr meiner Geburt,“ fuhr **Nro.** 6 fort, „war juſt das 1808 nach Menſchwerdung des Lammes.“

„Ei, ei!“ ſprach der Alte vom Stuhl, und hämmerte zweimal auf den Tiſch. — Dabei wackelte das ſteife Männlein vor ganz überraſchender Verwunderung. Er war ein höherer Beamter geweſen, und hatte ganz das Behaben eines ſolchen aus dem verfloſſenen Jahrhundert, und hieß Oberamtmann Petſchaft.

„Meinen Vater,“ erzählte **Nro.** 6 weiter, „habe ich nie gekannt. Ob er früh verſtorben oder verreiſ't, weiß ich nicht; doch hatte er mir ein hübſches Kapital überwieſen, mit dem ich meine theologiſchen Studien gemacht habe."

„Ei, ei, ei!" rief Oberamtmann Pettſchaft noch erſtaunter und hämmerte dreimal, und bewegte den Oberleib ſo ſteif, als ſei er der umgekehrte Perpendikel einer Uhr oder dergleichen Zopf eines laufenden Mannes.

„Meine Mutter," fuhr der Erzähler fort, „iſt auch früh verſtorben. Sie hat mit großer Liebe an mir gehangen und ich bin ihr ganz erſtaunlich ähnlich am Leibe, wie ich denn auch ganz daſſelbe Mal auf meiner Stirne trage, das bei ihr der einzige Makel der Schönheit geweſen."

„Ei, ei, ei, ei!" ſchrie Pettſchaft und hämmerte vier gewichtige Schläge. „So ſind Sie ja ganz derſelbige Menſch, den ich in früheren Jahren erzielet?!"

Vater und Sohn hielten einander umarmt, und der Doctor brachte mit erhobenem Glaſe den Toaſt:

„Hoch lebe derjenige Menſch, den der Oberamtmann Pettſchaft in früheren Jahren erzielet und heute wieder fand!" (Fortſ. f.)

Chineſiſche Tabletten.

Der verſtorbene Biſchof von Capſa, Herr Bruguière, zum apoſtoliſchen Vikar und zum Vorſteher der katholiſchen Miſſion in Corea ernannt, durchreiſte die Haupttheile des chineſiſchen Reiches, um an ſeinen Beſtimmungsort zu gelangen. Das Tagebuch, welches er auf dieſer Reiſe geführt, iſt kürzlich im fünfzigſten Heft der **annales de la propagation de la foi,** einer Fortſetzung der bekannten **Lettres édifiantes,** veröffentlicht worden. Das Londoner Athenäum theilt Mehreres aus demſelben mit und begleitet es mit einigen intereſſanten Bemerkungen. Wir entlehnen daraus folgende Tabletten:

I.

Die Sträflingen-Kette.

Der Biſchof, um ungefährdet China zu durchreiſen, mußte Tracht und Gebräuche der Einwohner annehmen. Zuweilen bediente er ſich eines Fuhrwerks, meiſtens ging er zu Fuß. Als Mandarin verkleidet fuhr er eines Tages auf der Straße der Provinz Chan-ſi. „Hier begegneten wir," ſchreibt er, „einigen Sträflingen, welche in die Verbannung geführt wurden, zuſammengebunden an einer langen Kette. Als ſie uns gewahrten, ſetzten die Soldaten, die ſie begleiteten, ſich auf den Boden; nur einer derſelben hielt das Ende der Kette. Sofort erhob ſich ein Streit zwiſchen den Sträflingen und meinen Führern." „Wir müſſen Geld haben," ſchrien die Verbrecher. „Ihr bekommt keins," erwiderten jene. „Dann laſſen wir uns von den Rädern eures Wagens überfahren," riefen die Böſewichter, und warfen ſich nieder auf die Mitte der Landſtraße. „Räumt den Weg," ſchrie der Fuhrmann. „Wir wollen nicht. Gebt uns Geld, oder wir laſſen das Leben *hier* auf der Stelle."

Von Worten kam es zu Schlägen. Meine Begleiter zogen ſie bei der Kette von den Rädern weg, nicht ohne hierbei einige derbe Stöße zu empfangen. Indeſſen ſetzte mein Führer ſich tapfer zur Wehre und blieb Meiſter des Schlachtfeldes. Unglücklicherweiſe hatten die Sträflinge ihre Weiber bei ſich, und dieſe nahmen ihre Stelle ein und erneuerten den Kampf. In dieſem Lande, ſelbſt zur eigenen Vertheidigung, an Frauen die Hand zu legen — iſt ein Staatsvergehen. Man mußte alſo ſeine Zuflucht zu Bitten und freundlichen Reden nehmen. Mein Dollmetſch, der ſehr höflich war, hielt an die Frauen eine einſchmeichelnde Rede; aber Nichts vermochte ſie in ihrem Vorſatz wankend zu machen. Sie legten ſich unter die Pferde und erklärten, daß ſie ohne Geld nicht weichen würden. Wir mußten endlich unterhandeln und um ungefähr ſechs Franken freien Durchzug erkaufen. Wir hätten zwar zu einem Mandarin unſere Zuflucht nehmen können; aber die Klagführung würde mich unmittelbar der Gefahr, entdeckt zu werden, ausgeſetzt haben. Die Soldaten ſahen zu, als wenn dieſer Streit ſie gar nichts anginge. Statt die Frechheit ihrer Gefangenen zu zügeln, blieben ſie ruhige Zuſchauer, ohne Zweifel, weil ſie ihren Antheil an dem Gelde haben ſollten. In einigen Bezirken rauben ſie öffentlich, begehen hierbei jedoch ſelten einen Mord. Ungefähr dreißig Meilen im Bereiche von Pekin beſtand vor einigen Jahren eine Geſellſchaft von Räubern. Die Magiſtrate, welche für die öffentliche Sicherheit ſorgen ſollten, begünſtigen dieſe Unordnung und haben ihren Antheil am Raube."

II.

Die Pe-Lien-Kiao's.

Als der Biſchof ſich zu Sivang aufhielt, ließ der Vizekönig, beunruhigt durch die Exceſſe der Pe-Lien-Kiao's, der ſg. Verehrer der Lotusblume (**Nymphaea**) eine ſtrenge Unterſuchung über diejenigen ergehen, welche im Verdachte ſtanden, ſich zum Chriſtenthume zu bekennen, wahrſcheinlich in der Meinung, daß zwiſchen dieſen beiden Glaubensgenoſſenſchaften irgend eine nähere Beziehung Statt finde. Der arme Biſchof war bei dieſer Gelegenheit großen Gefahren ausgeſetzt, entging ihnen aber mit Hülfe einiger Mandarine, welche die Meinung ihrer Vorgeſetzten nicht theilten. Da wir den Namen einer geheimen Geſellſchaft genannt haben, welche wahrſcheinlich *in nicht ſehr ferner Zeit* die Verfaſſung des himmliſchen Reiches ändern wird, ſo wollen wir hier den unzureichenden Bericht des Biſchofs aus anderen Quellen ergänzen.

Seit der Eroberung von China durch die Mantſchu-Tartaren vor zwei Jahrhunderten beſteht dort eine ſtarke Partei, welche eifrig darnach trachtet, die alte National-Dynaſtie wieder herzuſtellen. Die Mitglieder derſelben, von der kaiſerlichen Regierung ſtreng überwacht, haben eine geheime Geſellſchaft gebildet, der freimaureriſchen ähnlich, aber regiert und organiſirt wie der Orden der Jeſuiten, von deren einem — wie wahrſcheinlich früher geſagt wurde, der Plan der ganzen Einrichtung herrühren ſoll. Die Geſellſchaft breitete ihre Verzweigungen bald in alle Theile des Reiches aus, und die Zahl ihrer Mitglieder ſoll ſich auf einige Millionen belaufen.

Sie ſind durch die feierlichſten Eidſchwüre zu Verſchwiegenheit und wechſelſeitigem Beiſtande verpflichtet; ſie haben nur ihnen bekannte Zeichen und Paſſir-Worte, und eine Gemeinkaſſe für die Bedürfniſſe des Ordens; auch zeichnen ſie ſich aus durch ihren Gehorſam unter die Befehle ihres unbekannten Obern. Im J. 1794 haben ſie einen ſehr nachdrücklichen Verſuch gemacht, die herrſchende Dynaſtie zu ſtürzen, und ihren Verwüſtungen wurde nicht eher als bis um 1802 ein Ende gemacht. Gelegentliche Aufſtände haben ſeitdem Statt gefunden, aber die Pe-Lien-Kiao's haben ihre Operationen ſo vorſichtig betrieben, daß allen Bemühungen der kaiſerlichen Miniſter es nicht gelungen, die Leiter zu entdecken. Die wirkliche oder nur vermuthete Verbindung zwiſchen dieſer geheimen Geſellſchaft und den Jeſuiten war die Urſache von grauſamen Verfolgungen, die zu Anfang dieſes Jahrhunderts über die chineſiſchen Chriſten verhängt worden ſind.

Das Athenäum ſchließt mit folgender Bemerkung: „Der allgemeine Eindruck, den der Reiſebericht des Biſchofs auf uns gemacht hat, iſt, daß die Chineſen unter der tartariſchen Herrſchaft in der Civiliſation zurückgeſchritten ſind, und daß die Regierung ſich in einem Zuſtande bedauernswürdiger und zunehmender Schwäche befindet. Es liegt zu Tage, daß das Volk aufgehört hat, die Geſetze zu achten, welche offen von den Staatsbeamten geringgeſchätzt werden. Der Biſchof wurde einmal für einen engliſchen Opium-Schmuggler angeſehen und da ſein Dollmetſch gerade abweſend war, konnte er den Irrthum nicht berichtigen; aber die Beſtechung mit einigen Groſchen reichte hin, ihn aus dieſer Bedrängniß zu befreien. Das Chriſtenthum, obgleich es proſkribirt iſt, wird doch öffentlich bekannt, und Verfolgungen treten nur dann ein, wenn ein geiziger Gouverneur eines Vorwandes bedarf, um Geld zu erpreſſen. Seeräuberei und Schmuggelei ſind anerkannte Erwerbszweige, und die Mandarine laſſen ſich durch einen Antheil am Raube beſchwichtigen."

Feuilleton.

.*. Kunſt. — Portrait des Malers C. F. Leſſing. — Welchem Kunſtfreunde iſt der geniale Leſſing durch ſeine poetiſch tief gedachten und meiſterhaft ausgeführten landſchaftlichen, durch ſeine energiſchen, in dramatiſcher Wirkung ſprechenden hiſtoriſchen Compoſitionen nicht längſt theuer geworden? In dieſem Augenblicke erregt ſeine „Huſſitenſchlacht" im Pariſer Salon das höchſte Intereſſe, und wir freuen uns herzlich der Anerkennung, welche dieſes deutſche Kunſtwerk in der Weltſtadt an der Seine findet. Um ſo angenehmer wird demnach jedem, der dies Gefühl mit uns theilt, Leſſings Portrait überraſchen, bei deſſen geiſtreicher Auffaſſung Sohn den ganzen Charakterausdruck des trefflichen Künſtlers ausprägte. Welche ſcharf geſchnittene markirte Züge. Man ſieht dieſer Stirne, die ſich keck und gewaltig vorhebt, den tiefliegenden Augen das Erfindungsvermögen an. Der nach Sohn's Zeichnung von Daniel trefflich ausgeführte Steindruck iſt bei Hrn. Vogel in Frankfurt a. M. erſchienen, aus deſſen lithographiſcher Anſtalt ſchon ſo manches Intereſſante und Ausgezeichnete hervorging, und demnächſt wohl auch das Portrait Overbeck's nach einer Zeichnung von Lucas in Darmſtadt zu erwarten ſein dürfte.

.*. Sammlung der älteſten Urkunden des dritten Standes in Frankreich. — Hr. Auguſtin Thierry, Mitglied des Inſtituts, wurde im v. J. von Hr. Guizot, Miniſter des öffentlichen Unterrichts, beauftragt, alle Urkunden der Gemeinen, Gewerbs- oder gelehrter Körperſchaften oder Aſſoziationen in ganz Frankreich zu ſammeln, die über die politiſche Geſchichte des dritten Standes und der Inſtitutionen, welche deſſen Emanzipation herbeigeführt haben, neue Aufklärung geben könnten. Zugleich ernannte Hr. Guizot 120 Correſpondenten, welche hierbei behülflich ſein ſollten. Aus dem am 10. März von Hr. Thierry erſtatteten Bericht ergiebt ſich, daß, obgleich nur erſt 40 jener Correſpondenten ihrem Auftrage entſprochen, doch bereits ein außerordentlicher Reichthum von Material zur Ueberſicht gekommen. Auch bemerkt Hr. Thierry: „Im ganzen Umfang des jetzigen Frankreich's giebt es keine bedeutende Stadt, die nicht ihr eigenes Geſetz und ihre Munizipalgerichtsbarkeit, keinen Flecken, kein Dorf, welches nicht ſeine Freiheitsbriefe (Chartes de franchises) und ſeine Communalprivilegien gehabt; und unter dieſer Menge von Conſtitutionen verſchiedenartigen Urſprungs, Erzeugniſſen des Kampfes oder des guten Einverſtändniſſes zwiſchen den Herren und Unterthanen, des Volksaufſtandes oder der königlichen Vermittlung, einer großmüthigen Politik oder einer eigennützigen Berechnung, — welche unendliche, ich möchte faſt ſagen, welche bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit von politiſchen Erfindungen, Mitteln, Vorſichten und Auswegen (expédiens)!"

.*. Kunſtſinnige Wohlthätigkeit zu Paris. — Die Gräfin Belgiojoſo veranſtaltet zur Unterſtützung der unglücklichen verbannten Italiäner zu Paris eine Sammlung von Kunſtgegenſtänden, zu welcher alle zu Paris anweſenden artiſtiſchen und ſonſtigen Notabilitäten beitragen. Dieſe Sammlung wird von den weiblichen Adels-Notabilitäten öffentlich verkauft, und zum Schluſſe geben die muſikaliſchen Notabilitäten: Thalberg, Liſzt, Pixis, Czerny, Herz u. ſ. w. ein Concert, für welches mehrere Muſikſtücke eigens componirt worden ſind.

.*. Dampfſchifffahrtliche Communikation von Deutſchland mit der Levante. — Im J. 1835 befuhren 17,727 Reiſende mit den Dampfſchiffen die Donau, im J. 1836 ſtieg ihre Zahl auf 29,203. Im Laufe d. J. wird die Geſellſchaft eilf Schiffe haben, durch welche eine Verbindung von Linz bis Conſtantinopel und Smyrna Statt finden wird. Im nächſten Jahre will die Compagnie auch noch Dampfſchiffe auf der Theiß und der Saw einführen, wodurch auch die Illyriſchen Alpen zugänglicher werden.

.*. Die neun weiblichen Erwerbſchulen zu Berlin, deren Ober-Vorſteherin J. K. H. die Kronprinzeſſin iſt, hatten im v. J. eine Einnahme von 6363 Rthlr., worunter eine Unterſtützung S. M. des Königs von 2500 Rthlr. — Beſucht wurden dieſe Schulen von 730 Schülerinnen.

.*. Sendung deutſcher Kunſtwerke von Berlin nach Paris. — Deutſchen Blättern zufolge ſind Leſſing's Huſſitenpredigt und Bendemann's Jeremias, — die jetzt (nebſt dem Heinrich IV. vor Gregor VII. von Begas) ſo großes Aufſehen auf der Pariſer Kunſtausſtellung erregen, — auf Koſten des Kronprinzen von Preußen nach Paris geſendet worden.]

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 89. 1837.

Phönix.

Samſtag, 15. April.

Hiſtoriſche Profile in Dijon.

(Fortſetzung).

Die Straße Vauban in Dijon erinnert uns natürlich an den großen Militärbaumeiſter, deſſen Namen ſie gegen den früheren, **rue du chatel (du chateau)**, weil ſie dem Schloſſe der Herzoge gegenüber gelegen, umtauſchte.

Sebaſtien le Prestre de Vauban wurde am 12. Mai 1633 zu St. Leger le Foucheret zwiſchen Avalon und Saulin geboren.

Auf das väterliche Haus beſchränkt, brachte er ſeine Zeit mit der Jagd und den Feldarbeiten zu, als Kapitän von Coningham vom Kavallerie-Regiment Condé, einen Beſuch bei ſeinem Vater abſtattete und den jungen Menſchen bemerkte, deſſen Äußeres eben ſo vernachläſſigt worden war, wie ſeine Erziehung. Coningham bot dem jungen Vauban eine Stelle als Volontär in ſeiner Compagnie an, und einige Tage nachher wurde der junge Le Prestre nach Arcenay zu ſeinem neuen Kapitän geführt.

Eine vornehme Dame, welche dort das linkiſche und gezwungene Weſen des jungen Menſchen bemerkte, äußerte deßhalb zu ſeinem Kapitän: „**Ah monsieur, de quoi Vous chargez Vous la? d'un songe-creux, que Vous ne débourrerez jamais; ces eaux couvées là ne sont nullement propres à l'état militaire.**"

Dieſer Ausſpruch machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Vauban, nie hat er ihn vergeſſen, und er war vielleicht der mächtigſte Stachel ſeines Ruhms.

Nach mehreren Jahren Abweſenheit und als ſein Ruf ſchon gegründet war, kehrte er in ſein Geburtsland zurück, um den Ausſpruch der Frau von X. zu Schanden zu machen, welches Urtheil ihm noch jetzt auf dem Herzen lag.

Dieſe Dame hatte zwei Söhne, welche ſie für den Militärſtand beſtimmte. Sie wußte, wie nützlich Vauban's Schutz ihren Kindern ſein konnte, fürchtete jedoch die erſte Begegnung mit dem Marſchalle; endlich aber ſiegte die mütterliche Liebe, und ſie ließ ſich mit ihren beiden Söhnen bei Vauban anmelden.

Einer der Knaben war lebhafter wie der andere und dieſe Charakterverſchiedenheit verſchaffte dem Marſchalle die kleine Rache, welche er längſt geſucht hatte.

„Was dieſen da betrifft," ſagte Vauban, auf den lebhafteſten von den beiden Knaben deutend, „ſo wird er ſeine Sachen ſchon allein machen und ich kann mich ſeiner nicht annehmen; was aber den andern anbetrifft," ſetzte er lächelnd hinzu, „der könnte wohl der Stütze bedürfen, ich werde ſie ihm verſchaffen, **car ces *songes-creux, qu'and ils sont débourrés, ne réussissent pas mal,***" ſetzte Vauban, die Worte der Dame über ihn ſelbſt wiederholend, hinzu. Frau von X. erblaßte und ſchwankte, Vauban aber nahm ſie freundlich bei der Hand und verſprach ihr, für das Avancement ihrer beiden Söhne zu ſorgen. Seine natürliche Herzensgüte verleugnete ſich auch bei dieſer Gelegenheit nicht, wie er überhaupt immer die feinſte Aufmerkſamkeit und die edelſte Sorge für in Dienſten ruinirte Militärs oder vom Glücke Mißhandelte zeigte. „**N'est-ce pas juste,**" pflegte er bei ſolchen Gelegenheiten zu ſagen, „**que je leur restitue ce que je recois de trop de la bonté du Roi?**"

Eine andere Anekdote gibt ebenfalls Aufſchluß über Vauban's Charakter.

Der Herzog von la Feuillade war mit der Belagerung von Turin beauftragt worden, Vauban bot ſich als Volontär an, um in dieſer Armee zu dienen.

„Ich hoffe **Turin á la Coehoorn** zu nehmen,“ erwiederte der junge General, um den großen Mann zu kränken, und Vauban blieb in Frankreich.

Indeſſen rückte die Belagerung nicht vorwärts, und Ludwig XIV. berathſchlagte deßhalb mit Vauban, welcher ſich ein zweites Mal anbot, um die Angriffsarbeiten zu leiten.

„Aber Herr Marſchall,“ ſagte ihm der König, „bedenken Sie auch, daß dieſe Anſtellung unter ihrem Range iſt?“

„Sire,“ erwiederte Vauban, „mein Rang befiehlt mir, dem Staate zu dienen. Ich werde meinen Marſchallsſtab zurücklaſſen und vielleicht ſo dem Herzoge von la Feuillade helfen, die Stadt einzunehmen.“

Vauban ſtarb den 31. März 1707 zu Paris und wurde nach ſeinem Willen auf ſeinem Landſitze zu Vezelay begraben, wo er auch die Kanonen aufgeſtellt, welche ihm der „große Dauphin“ nach der Einnahme von Philippsburg im Jahre 1688 geſchenkt hatte.

Herr von Montanſier ſchrieb dieſer Waffenthat wegen an den Dauphin: „Er ſei darüber nicht erſtaunt, denn Sie hatten Kanonen, eine Armee und Vauban mit ſich.“

Seit 1793 war Vauban's Aſche nach Avalon gebracht worden; im Jahre 1806 wurde ſie im Invalidenhauſe zu Paris beſtattet. Wem es einfallen ſollte, das Haus aufzuſuchen, wo Vauban geboren wurde, dem diene zur Nachricht, daß ſchon im Jahre 1776 ein Schullehrer darin wohnte und das alte Haus jetzt durch neue Bauten erſetzt worden iſt. — —

Eine andere burgunder Berühmtheit, welche dem Thurme von Bar ihren Namen in Dijon hinterlaſſen hat, iſt Réné d'Anjou, Herzog von Bar, 1408 in Angers geboren, welcher Lothringen dem Grafen von Vaudémont ſtreitig machte, und als dieſer die Herzoge von Burgund um Hülfe anſprach und nebſt dem Marſchalle Toulongeon 4000 Mann zugeſandt bekam, bei Bullegneville in Lothringen geſchlagen und gefangen genommen wurde.

Die Burgunder bedienten ſich nämlich bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male einer maskirten Batterie, welche den Sieg entſchied, den Anführer der Lothringer tödtete und den Krieg endete. Herzog Réné von Bar, daher der Name der Stadt Bar le Duc, war während des Gefechts im Geſichte verwundet worden und wurde anfangs nach Chatillon, ſpäter nach dem Schloſſe Talant, zuletzt nach Dijon geführt, wo er drei Jahre in dem Thurme gefangen blieb, welcher noch heute als Überreſt des alten herzoglichen Schloſſes vorhanden iſt und den Namen **la tour de Bar** trägt.

Während ſeiner Gefangenſchaft beſchäftigte er ſich damit, in Miniatur zu malen, worin er eine für ſeine Zeit bedeutende Fertigkeit beſaß. Der Traktat von Arras gab ihm die Freiheit und den Thron von Neapel, wohin er ſich im Jahre 1435 begab, aber dort nicht glücklicher war, als in Lothringen, ſo daß er ſich, des abenteuerlichen Lebens überdrüſſig, wieder nach ſeiner Grafſchaft Provence zurückzog, wo er von ſeinen Unterthanen angebetet wurde, und ſeine Statue noch heutigen Tags einen öffentlichen Platz in Aix ſchmückt. An ſeinem Hofe herrſchten Dichtkunſt und Minne, die Provence war damals poetiſch durchweht, und ritterliche Spiele wurden von lieblichen Frauen verſchönert.

König Réné war eben damit beſchäftigt, ein Rebhuhn zu malen, als er den Verluſt ſeines Königsreichs Neapel erfuhr, ſetzte jedoch ſeine Arbeit ruhig fort.

Den Frauen huldigte er leidenſchaftlich, den Wein aber verſchmähte er, um, wie er ſagte, Titus Livius Lügen zu ſtrafen, welcher behauptet hatte: die Gallier ſeien nur deßhalb über die Alpen gezogen, um Wein trinken zu können. Im Jahre 1483 ſtiftete Réné zu Angers den Orden des Halbmondes und ſchrieb zwei Werke: „**l'Abusé en cour**,“ 1484 in Folio, ſowie „Ceremonien zur Aufnahme der Ritter.“

In der Provence lebt das Andenken des guten Königs Réné, „**le bon Roi Réné**,“ noch überall. Man behauptet er habe viel Ähnlichkeit mit Heinrich dem Vierten gehabt.

Er war auch der Erfinder jener berühmten und grotesken „Prozeſſion“ von Aix, in welcher Stadt er im Jahre 1480 ſtarb. König Carl VII. von Frankreich und Agnes Sorel bewieſen ihm ſtets die größte Theilnahme. — —

Die Straße Jeannin führt ihren Namen von dem berühmten Advokaten Peter Jeannin, der im Jahre 1540 zu Autun geboren, Sohn eines Weißgerbers war und denen, welche ihn ſeiner niedrigen Herkunft wegen verſpotteten, erwiederte: „**Je suis le fils de mes vertus.**“

Als einer der gelehrteſten Rechtsmänner ſeiner Zeit, vertheidigte er den Vortritt ſeiner Vaterſtadt Autun gegen Chalons, weßhalb die Chronik von ihm ſagte: „**Grandius aliquid magnificientiusque intonuerat.**“ Bald nachher wurde er zum Advokaten der Stadt und der Provinz ernannt, auf ſeinen Rath wurden die Befehle Carl des IX. zu den Ermordungen in der St. Bartholomäusnacht, welche auch in den Provinzen ſtattfinden ſollten, verſchoben, und Jeannin erinnerte bei dieſer Gelegenheit an das ſchöne Geſetz des Theodoſius, welcher von Reue ergriffen, daß ſein Edikt zur Metzelei von Theſſalonica zu raſch vollführt worden war, dem Gouverneur der Provinz in Zukunft ähnliche Befehle vor Ablauf von 30 Tagen zu vollſtrecken verbot, während welcher Friſt man dem Kaiſer berichten könne.

Der Erfolg krönte übrigens Jeannin's Erwartungen, denn zwei Tage nach den erſten Befehlen Carl's IX. erfolgte der Widerruf der blutdürſtigen Ordonnanzen.

(Fortſetzung folgt).

Aus Leipzig.

(Ende März).

(Concerte. Mendelsſohn-Bartholdy's „Paulus." Neukomm's „Grablegung Chriſti." Requiem von Cherubini).

Bei dem Schluſſe der diesmaligen Saiſon muß ich nochmals auf die muſikaliſchen Leiſtungen in den letzten Wochen zurückkommen. Es vereinigte ſich Vieles, um dieſe glänzender zu machen, als manche früheren, und das muſikliebende Publikum hatte die Genugthuung und Freude, auch in dieſem Jahre fern und nah die Gewandhausconcerte als ausgezeichnet preiſen zu hören. In der letzten Hälfte des Februar bis zum Schluſſe der Concerte am 13. März verdienen einer beſondern Erwähnung die zur Aufführung gebrachten Scenen aus Göthe's Fauſt, componirt vom Fürſten Anton Radziwill. Aus dem Briefwechſel zwiſchen Göthe und Zelter iſt dem deutſchen Publikum dieſe Compoſition ſchon längſt nicht mehr fremd, und Zelter ſelbſt iſt voll enthuſiaſtiſchen Lobes über dieſe angeblich höchſt eigenthümliche Tonſchöpfung. Um das Ganze beurtheilen zu können, bedürfte es freilich einer genauen Kenntniß des Werkes, indeſſen läßt ſich ein allgemeines Urtheil auch aus Bruchſtücken zuſammenſtellen. Auffallend iſt es, daß Radziwill die Introduction zu ſeiner Compoſition ſich nicht ſelbſt zu ſchaffen getraute, und daher eine von Mozart entlehnte, die dem Geiſte der Göthe'ſchen Dichtung entſprechend ſein ſollte. Nach den gehörten Scenen zu urtheilen, kann man der Compoſition zwar nicht die Selbſtſtändigkeit gradezu abſprechen, wohl aber Kraft und Kühnheit. Es iſt zu viel Taſtendes, Unſicheres, blos Verſuchtes in dieſen Tönen, weshalb keineswegs der Eindruck, den man erwartet, durch ſie hervor gebracht wird. Eine Compoſition zum Fauſt hätte nur Beethoven ſchaffen können mit der Kühnheit ſeiner Gedanken und der weltdurchwühlenden Kraft, die er in ſeine Inſtrumentation zu legen wußte. Radziwill hält ſich zu ſehr an's Wort, um frei ſchaffen zu können, und dieſes Anſchließen ſchon beweiſ't den Mangel an eigenem Vertrauen, an produktivem Geiſte. Sein Werk ſcheint mehr das Produkt langen Denkens, als einer gewaltſam aus der Tiefe des Geiſtes auflodernden Begeiſterung zu ſein. Auch das Publikum ſchien dies zu fühlen und blieb, wenn nicht kalt, doch indifferent. — Außerdem wurden uns an neuen Muſikſtücken noch zwei Ouvertüren von dem bereits genannten Will-Bennett, zur Najade und zu Byron's Gedicht „Pariſina" vorgeführt. Darunter möchte die erſte den Vorzug verdienen, die zweite war zu allgemein gehalten, als daß ſie füglich für eine Introduktion zu einem ſo ſcharf ausgeprägten Gedichte, wie Byron's „Pariſina" hätte gelten können. Überdies gibt ſich Bennett als ächter Schüler Mendelſohn's einer Tonmalerei hin, die überall eher, als bei Byron angewandt ſein mag. Byron iſt zu grell individuell, um mit allgemeinen in Tönen ausgedrückten Empfindungen ſein Weſen erſchöpfen zu laſſen.

Sehr erfreulich war es, daß von dem faſt vergeſſenen, und von allen Theatern ſo gut als gänzlich verdrängten Gluck die Ouvertüre zur Iphigenia in Aulis, nebſt einigen Scenen wieder einmal mit wahrhafter Virtuoſität vorgetragen ward. Freilich nur eine Lockſpeiſe, die begierig macht nach öfteren und längeren Genüſſen dieſes ſo eigenthümlichen Tonkünſtlers. Zum Schluſſe der diesjährigen Concerte wurde unter andern ein **Salve regina** von Reiſſiger aufgeführt, das ſehr ſchöne Gedanken enthielt und auf's Neue die Befugtheit des Componiſten für Kirchenmuſik darthat. Endlich brachte die Direction die originellſte Schöpfung Beethoven's „Symphonie mit Chören über Schiller's Ode an die Freude" zur Aufführung. Dieſe Symphonie iſt nicht eine Muſik für Jedermann. Nicht alle können es faſſen, daß auch die Hölle jauchzen und jubeln kann, wenn alle Welt hingeriſſen wird in die Wirbel der unbegrenzten Freude. Beethoven wird dämoniſch in dieſem Bachantenjubel der Muſik, in dem die Seligkeit glühende Thränen weint, und alle Creaturen zu einem Leben erwachen, das nur empfunden werden kann in Momenten der höchſten Verzückung. Die Ausführung war tadellos und würdig des Rufes, den ſich das hieſige Orcheſter unter Mendelsſohn's Leitung erworben hat. Außerdem ließen ſich nach Mendelsſohn auf dem Fortepiano, David, der Concertmeiſter, auf der Violine in einer eigenen vortrefflichen Compoſition, und Queiſſer auf der Baßpoſaune hören, die er mit ungemeiner Kunſtfertigkeit zu behandeln verſteht, eine Aufgabe, die nur Wenige mit gleichem Glücke löſen möchten. — Unter den Sängern erfreute Fräulein Grabau, wie immer, mit dem ſanften Schmelz ihrer Stimme die Zuhörer, und errang ſich namentlich in dem Vortrage des „Erlkönigs" von Göthe, componirt von Schubert, den ungetheilteſten Beifall. Auch Fräulein Werner, von der bereits früher die Rede war, trat noch einigemale auf, und rechtfertigte die Erwartungen, die man an ihr ſchönes Talent gleich bei ihrem erſten Auftreten machen durfte.

Unmittelbar nach dem Schluſſe der Gewandhausconcerte, am Abende des 16. März führte Mendelsſohn ſein Oratorium „Paulus" auf. Da ihm zu dieſem Behufe die Univerſitätskirche überlaſſen worden war, ſo hätte die Örtlichkeit in der Aufführung ſelbſt eine größere Vollendung hervorbringen können, als der beſchränktere Raum des bekannten Becker'ſchen Saales in dem vorjährigen Muſikfeſte zu Düſſeldorf, wo bekanntlich „der Paulus" zum erſtenmale unter Direction des Componiſten gegeben wurde. Auch bei uns waren die Mittel nicht gering. Das Orcheſter beſtand im Ganzen aus mehr als 300 Mitwirkenden, von denen jeder Einzelne nach Kräften die Aufführung zu unterſtützen ſuchte. Dennoch blieb dieſe hinter der Düſſeldorfer um ein großes Theil zurück. Einzelne Partien waren in trefflichen Händen, andere dagegen wieder ſehr unglücklich vertheilt, was namentlich von der Rolle des „Paulus" gilt, deſſen Repräſentant weder genug Leidenſchaft, noch Kraft der Stimme beſaß, um einen tiefen und erfreulichen Eindruck hervorzubringen. Deſto ausgezeichneter ſangen Fräulein **Grabau** und **Stobpe**, nebſt mehreren andern Dilettanten, die verſchiedenen Solopartien. Der erſtgenannten Sängerin wäre im Kirchengeſange mehr Feuer zu wünſchen. Wer ſie in den Concerten gehört hat, weiß, wie viel lebendige Kraft ihr zu Gebote ſteht, mit welcher herzlichen Tiefe ſie den Geiſt eines Tonkünſtlers zu erfaſſen und im Geſange wieder zu geben vermag, in der Kirche jedoch vermißt man viel von dieſem natürlichen Feuer. Um die Andacht, den religiöſen Schwung, das Feierliche einer heiligen Begeiſterung auszudrücken, ſcheint es, als halte ſie es für unumgänglich nöthig, die Gefühle abzudämpfen und nur ſanft und ſchüchtern ausklingen zu laſſen im tönenden Worte. Dies iſt offenbar ein Mißverſtändniß. Muſik, ſei ſie nun weltlich oder geiſtlich, muß immer mit einer lebhaft ſinnlichen Hingebung reproducirt werden. Verſäumt man dies zu thun, ſo verbreitet ſich auch über das herrlichſte Tonſtük eine Mattigkeit, die ihm einen bedeutenden Theil des urſprünglichen Glanzes, der in Begeiſterung über daſſelbe ausgegoſſenen Friſche raubt. Dies glaubte ich bei dem kirchlichen Geſange der Grabau durchgängig zu bemerken, ſo tadellos, rein und prägnant ihr Vortrag übrigens genannt werden mußte.

Eine ausführliche Beurtheilung des „Paulus“ ſelbſt als Kunſtwerk, erwarten Sie nicht von mir. Einestheils bin ich, um dies zu geben, zu wenig theoretiſcher Kenner der Muſik, und anderntheils würde mich eine ſolche Kritik zu weit führen. Auch habe ich früher ſchon anderwärts ein ausführlicheres äſthetiſches Urtheil über dieſe Compoſition ausgeſprochen. Um einen richtigen Standpunkt der Beurtheilung zu haben, muß man den „Paulus“ durchaus als das Produkt eines proteſtantiſchen Denkers auffaſſen. Das mag ſeltſam klingen, iſt aber wahr und in ſo fern bedeutend, als faſt alle früheren Oratorien-Compoſitionen nur wie muſikaliſche katholiſche Meſſen betrachtet werden konnten. Kirchenmuſiken ließen ſich immer nur aus katholiſcher Auffaſſung des Chriſtenthums hervorgegangen denken. Es war eine Religion der Sinnlichkeit, die in ſchwärmeriſcher Gluth das geiſtige Moment zu erfaſſen ſuchte in der Muſik; ja man könnte es in Zweifel ziehen, ob überhaupt der proteſtantiſche Ritus mit der begeiſterungsloſen Verſtändigkeit, dem nüchternen Grübeln, dem kalten Wiſſen, worauf er im Laufe der Zeit immer mehr ſich ſelbſt baſirte, im Stande ſei, ein Oratorium hervorzubringen, das man im ächten Sinne des Wortes ein proteſtantiſches nennen könnte. Möglich, daß Andere anders urtheilen, ich ſelbſt aber habe auch bei der diesmaligen Aufführung gefunden, was ich ſchon in Düſſeldorf bemerkte, daß im „Paulus“ die Kirchenmuſik zum erſten Male ſo ganz im proteſtantiſchen Gewande erſchien, wie nie früher, und vielleicht iſt grade dies ein Hauptgrund für die lebendige Aufnahme, deren der Paulus aller Orten ſich erfreut. Bei dieſer Auffaſſung des Gegenſtandes, die freilich in ihm ſelbſt zum Theil bereits gegeben war, mußte ein ſinnliches Schwärmen, eine durchgehende hohe Begeiſterung, die mehr Erzeugniß des Momentes, als eines klaren Bewußtſeins iſt, der Compoſition fremd bleiben. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Biſchöfliche Colliſionen zu Paris.** — Während der römiſch-katholiſche Erzbiſchof von Paris, Herr von Quelen, — wegen mißbräuchlicher Proteſtation gegen geſetzliche Abtretung des Bodens ſeines ehemaligen Pallaſtes an die Stadt Paris, — in der erſten Märzwoche d. J. von der Staatsregierung vor den Staatsrath geladen worden, mußte der ſg. „Evêque primat par l'élection du peuple“ der ſg. „franzöſiſch-katholiſchen Kirche,“ Herr Abbé Châtel, am 18. März vor dem Civilgerichte von Paris erſcheinen, um ſich verurtheilen zu laſſen, ſeinem Erbpächter Sigrand die ihm ſchuldige Geldſumme nebſt Intereſſen zu zahlen. Bis jetzt hat Hr. Châtel nur eine Quaſi-Kirche in der Rue du Faubourg Saint-Martin N. 59.

⁂ **Die Pariſer Kunſtausſtellung** bot in den Jahren

	1834:	1835:	1836:	1837:
Gemälde . . .	1996.	2174.	1836.	1855.
Sculpturen . .	167.	155.	126.	131.
Architekturen .	17.	39.	26.	37.
Kupferſtiche . .	81.	96.	61.	61.
Steindrucke . .	71.	75.	43.	36.
Im Ganzen	2314.	2536.	2132.	2130.

⁂ **Verhältniß der Geburten zu den Sterbefällen der Kinder.** — Nach durchſchnittlicher Rechnung aus den 15 Jahren von Anfang 1820 bis Ende 1834, wie ſie aus den amtlichen Zählungen ſämmtlicher Einwohner des Königreichs Preußen in der preuß. Staatszeitung v. 22. März aufgeſtellt iſt, ergibt ſich, daß im Laufe des erſten Lebensjahres geſtorben

Von 3,756,839 lebend gebornen Knaben 715,381.
„ 3,577,110 „ „ Mädchen 581,340.

Alſo durchſchnittlich von einer Million Lebendgeborner:

bei den Knaben 190,394,
„ „ Mädchen 162,572.

Dieſe Verhältniſſe, wird angemerkt, ſind ſo ganz natürliche, daß eben auch in der Natur ſelbſt die Gegenwirkung liegt, welche die Gleichheit der Zahl in beiden Geſchlechtern in den Jahren der Mannbarkeit hervorbringt. Es werden nämlich in der Ehe nahe ſo viel Knaben mehr geboren, als zum Erſatze des Verluſtes hinreicht, welchen ſie durch die größere Sterblichkeit in der frühſten Kindheit erleiden.

⁂ **Rapp's Entdeckung einer dampferſetzenden Bewegkraft.** — Herrn H. Rapp zu Frankfurt a. M. iſt es, dem Vernehmen nach gelungen, eine Kraft zu ermitteln, welche vermittelſt eines von ihm erfundenen Mechanismus die Wirkung des Dampfes erſetzt. Bei derſelben wäre keine Gefahr des Zerſpringens. Die Maſchine würde nur halb ſo viel als die des Dampfwagens koſten. Brennmaterialien ſind nicht dabei erforderlich; zwei Männer würden hinreichen zur Leitung des Ganzen, welches jeden Augenblick abgehen und in Stillſtand gebracht werden kann. Der Erfinder ſoll im Begriffe ſtehen, ſich in den verſchiedenen Staaten Europa's ein Privilegium für dieſe höchſt bedeutende Erfindung zu erwerben.

⁂ **Italiäniſche Gedichte an den Mond.** — Zu Parma iſt eine Sammlung von mondſüchtigen Gedichten erſchienen, welche unter dem anſpruchloſen Titel: „Versi alla luna,“ die Mondſcheinphantaſien von 15 neueren italiän. Poeten enthält.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 90. 1837.

Phönix.

Montag, 17. April.

Amerikaniſche Reiſeſcenen.

(Fortſetzung).

Die Planken wurden eingezogen, und das Ruder griff das Waſſer.

So ein Dampffahrer gleicht faſt einem Wallfiſch oder einem noch größern Ungeheuer. Er ſcheint warmes Blut zu haben, wenn man den lauten und regelmäßigen Schlägen der ſtählernen Pulsadern glauben darf. Er ſpeiet Dampfſäulen in die Luft, wie der Wallfiſch Waſſerſäulen; ja er ſchnarcht wie ein ſolches lebendiges Ungethüm, das ſich in Behagen und Wolluſt ſonnet, und wahrlich, die Floſſen, mit welchen er das Waſſer peitſcht, gleichen an Wirkung den Floſſen des Sturmwindes.

Der Ohio iſt belebt durch europäiſche und amerikaniſche Wanderer in dem Weſten, auch durch die Kaufleute und Landſpekulanten. Die Menſchen würden einander in dieſen bewaldeten Wildniſſen wenig bemerken, wenn ſie nicht weithin durch Rauch ſignaliſirten. Der Wanderer, der in den fernen Weſtwald zieht, eilt fort über das Waſſer in Dampfwolken; der Siedler, der einen Waldfleck auf dem bergigen Ohio-Ufer in Beſitz genommen, verkündet es dem vorüberziehenden Pilger durch Rauchwolken, die er hoch über die Baumwipfel wehen läßt.

Wenn man von einem fernen Berg auf den Fluß hinabſchaut, gewahrt man nichts vom Körper der Boote. Nur ihr ſchwarzer Brodellathem, nur die Wanderwolke dicht über den Waſſern zeigt ſich dem fernen Auge. —

Als wir uns dem Städtchen Marietta näherten, erblickten wir hinter uns einen Dampfer, der uns einjagen zu wollen oder zu rammen ſchien, wie der Hetzjäger ſpricht. Es iſt zu bewundern, wie weithin das Auge des Matroſen ſchießt und trifft, und dann ſchon den Namen nennet, wenn das Auge eines Landmenſchen noch zweifelt, ob es ein Boot ſei. Die Mannſchaft ſtabte rückwärts und bald antwortete ſie auf die Fragen der Paſſagiere: „**thunder hill.**“

Wir ſtoppten faſt zu gleicher Zeit bei Marietta, und laſen im Mondenlicht die armlangen Buchſtaben: „**thunder hill.**“

Der Mondenſchein war ganz ſchwärmeriſch anzuſchauen, — auch des Doctors Geſicht war es, als es rückkehrte aus dem **thunder hill**, wohin die Neugier es getragen. Er lud den Mantelſack auf ſeine Schultern, und bat mich, auf ſein übriges Gepäck zu achten. In Louisville würden wir uns wiederfinden.

„Doctor!“ ſagt ich, „welcher Dämon entreißet Sie mir?“ „Eine Dämonin,“ erwiederte er; „die Donnergöttin iſt endlich angekommen im **thunder hill**,*) und will ein Gewitter machen in meiner ſchwülen Bruſt, und Tropfen regnen laſſen, die ſo ſind wie Äpfel von Ladvaugen, ja wie Borſtorfer.“

„Doctor!“ ſagt ich, ihn haltend, „ſo laß' ich Sie nicht. Sie müſſen mir deutlicher ſein.“

„Kann ich's denn vor Schaam?“ fragte er, und ſenkte die Lieder über die ſchielenden Augäpfel, und hing den Kopf wie eine Droſſel in der Schlinge.

Ich faßte wieder ſeinen Puls, und fragte, was es ſei, das den ſo allarmire?

„Ach! ein ſüßes Geheimniß,“ liſpelte er leiſe, und entglitt dann wie Zephyr auf den **thunder hill**. — —

---

*) Zu deutſch: „Donnerberg.“

Der Maſchinenmeiſter der Hero nahm ein Stück Metall in die Hand, und handhabte es wie einen Sporen. Er gab dem Waſſerrenner die Sporen.

Nun jagte er vorwärts. Ich ſtieg auf das glatte Dach und mondete mich in dem melancholiſchen Dämmerlichte.' Mir war zu Sinn, wie einem wehmüthigen Jüngling.

Der Oſten, über dem die ſchwärmeriſche Kugel hing, hatte erkennbare Berghäupter und Baumwipfel, auch helle, plätſchernde Ohiowellen und Mondfiſchlein, die daraus ſprangen. Der Weſten war mit dunkeln Wolken verhangen; der Weſten war verſchleiert wie die Zukunft.

Ich wandte den Blick zum Weſten. Der Mond war über die höchſten Alleghanigipfel geklettert, und ſtrahlte jetzt zurück aus dem Weſten vor mir und dem Ohio unter mir. Der Wind griff mit Künſtlerfingern in die Wolken und modellirte ein Frauengeſicht. Nein — nur die Locken und die Stirne und die dunkeln Augen brachte er fertig; das Andere verſchwand wie Nebel, blieb ungeſtaltig wie ein Hermesbild. Das war die Geſtalt meiner Zukunft, und klingen und läuten hört' ich den Namen meiner Zukunft — hinter mir als wohne meine Zukunft im Oſten — vor mir, wie verhallendes Echo aus Oſten — über mir in den Lüften, neben mir in den Wäldern.

Meine Zukunft aus jener amerikaniſchen Mondnacht ſchau' ich jetzt aus europäiſchen Fenſtern jeden Morgen als Gegenwart, und doch ſo fern und unerreichbar, daß ich die Gegenwart nicht faſſen darf mit meinen Armen, noch ſie preſſen an meine Lippen. Und der Name, der mir undeutlich, wie verſchleiert in der Ohionacht aus Wald und Wolken tönte, o, er klingt jetzt jede Nacht hinein in meine Träume, und tönt ſo deutlich vernehmbar in meinem Herzen, daß ich ihn niederſchreiben könnte, ſchwarz auf weiß!

Es wurde ſpäte Nacht auf dem Ohio, und aus den modernden Wäldern ſtiegen nebelhafte Gifte. Ich wickelte meine Glieder in den Mantel und ſtreckte ſie oben auf das Dach, wo Niemand war als ich und der Krater des wandernden Vulkans. — Ich bin ſonſt kein Freund des Mondes und doch gab ich mich preis ſeinem geronnenen Nebellicht. Der Mond iſt die Sonne der Vampyre; im Mondenlicht wachſen und wärmen ſich auch die Traumvampyre, die ganz blutlechzend am Leben ſaugen. Aber lieber unter Vampyren wollt' ich ſchlafen, als unter ſchnarchenden Amerikanern.

In der Nacht war angelegt worden; alte Paſſagiere waren gegangen und neue gekommen. Die Sonne trocknete, wie ein durſtiger Schwamm, die Nebel auf, und während der kurzen Zeit eines amerikaniſchen Sommertages, in welcher weder die Nebel noch die Hitze beläſtigen, war faſt Alles draußen auf den freien Platz am Vordertheile der Kajüte gegangen.

Ich fand da eine dichte Gruppe von Amerikanern ſtehend um einen ſitzenden Mann. Das wiederholte Gelächter der Yankee's ſchien auf Koſten des ſeltſamen Geſellen zu erſchallen, welcher hart am Rande ſitzend, ſein Geſicht den Wäldern zeigte und ſeinen Rücken den Yankee's. Er war vielleicht taub oder ganz unkundig des Engliſchen, weil er gar nicht zu bemerken ſchien, daß er das Ziel des allgemeinen Spottes ſei. Ein grober Kentuckier fragte ihn, wie theuer er ſeinen Bart verkaufe?

Die Amerikaner haben abſonderliche Malice auf europäiſche Bärte und die ſpeziellſte auf den Lippenbart. Das iſt der Neid; denn die Natur konnte ſich nicht entſchließen, dies äußere Diplom des Mannesthums dem amerikaniſchen Geſicht zu verleihen; und ſie that Recht daran, daß ſie es nicht entweihte. Was der Yankee aus altamerikaniſchem Geſchlechte von Bart beſitzt, iſt nur der Lippenſchmuck der Katzen.

Ich erfuhr dieſe Idioſynkraſie gegen die Bärte gleich am erſten Tage in meinem Boarding zu Baltimore. Ein ältlicher Sir, der während eines Geſprächs eine Art Zuneigung zu mir gefaßt hatte, ſagte wohlmeinend: „Wir Amerikaner haben eine ſcharfe und ſtarre Nationalität; und wir ſind gewohnt, daß die hungrigen Gäſte, denen wir unſere weiten und fruchtbaren Länder öffnen, ſich geziemend fügen in die Sitte des Hauſes. Wir wollen mindeſtens nicht durch das Äußere der Emigranten daran erinnert ſein, daß ſie Sclaven geweſen ſind. Der Amerikaner trägt und liebt keinen Bart, da ſeine Regierung nicht der beſoldeten Mörder bedarf, welche durch dieſe Kriegsmalerei dem Volke Schrecken einjagen wollen.“

„Sollte,“ fragte ich damals, „der Grund nicht ungemein viel tiefer darin liegen, weil er keinen Bart hat?“

Der Mann affectirte Taubheit und fuhr fort:

„Nur den Franzoſen und Polen ſieht der Amerikaner Manches nach, weil dieſe Völker gezeigt haben, daß ſie ein beſſeres Loos verdienen. Aber vom Dutchman fordert er das Beſtreben, Alles abzuthun, was erinnert an den Schmutz ſeiner Geburt. Ich prophezeihe Ihnen, mein Herr, wenn Sie das Miethlingszeichen unter Ihrer Naſe nicht wegſcheren, ſo wird's Ihnen jenſeits des Gebirges ausgerupft Haar für Haar von meinen unhöflichen Landsleuten.“

„Und Haar für Haar,“ ſagt ich, „wird ſich wehren mit einem Meſſerſtoß.“ (Schluß f.)

Schulen und Univerſitäten in Großbritannien.

(Schluß).

Die Zahl der Studirenden aller Claſſen, auch die inbegriffen, welche zeitweiſe nicht auf der Hochſchule anweſend, beläuft ſich in Oxford gegen dritthalb-, in Cambridge auf dreitauſend, letztere Univerſität wird neuerdings deshalb mehr frequentirt, weil auf ihr die Studenten nicht gezwungen ſind, in Collegien zu leben und überhaupt mehr Freiheiten genießen; ſie dürfen in der Stadt zwar, wie es heißt,- auch nur unter Aufſicht wohnen, und ſind einer weniger ſtrengen Zucht unterworfen. Die Univerſitäten Oxford und Cambridge ſtehen unter Kanzlern, die für Lebenszeit ernannt, aber nicht gehalten ſind an Ort und Stelle zu reſidiren, gewöhnlich nicht viel mit ihrer Univerſität zu ſchaffen haben, indem ſie ihre Rechte Vice-Kanzlern übergeben, die alljährlich mit der Zuſtimmung des Kanzlers erwählt werden und die oberſte Auctorität über die Hochſchule ausüben. Die Jurisdiction leiten jährlich zu wählende **Proctors**, Bevollmächtigte, ein oberer und ein unterer, denen Secretäre und Conſtables (Pedelle!) beiſtehen. Zwei größere Verſammlungen, in Oxford Congregation und Convocation, zu dieſer alle zu der Univerſität zählenden, auch anweſenden graduirten Mitglieder (1835 aus 2531 Beiſitzern beſtehend), zu jener nur die auf derſelben anweſenden gehörig, in Cambridge Senate genannt und aus zwei Häuſern beſtehend, aus dem der an- und abweſenden Graduirten. — Die Profeſſoren beſtehen aus zwei Claſſen, den königlichen, die von der Krone ernannt und vom Staate bezahlt werden, und denjenigen, welche von Privaten oder Anſtalten geſtiftete Stellen bekleiden. Beide Claſſen haben mit der Disciplin der Studirenden nichts gemein, ſie halten nur ihre Vorleſungen, die meiſt, da die Profeſſoren, zumal die königlichen, ſehr gut ſalarirt werden, gratis ſind. — Nennen wir ſchließlich einige der berühmtern Collegien in Oxford und Cambridge. An erſterem Orte exiſtiren neben den Collegien noch fünf Hallen aus alter Zeit, welche Namen und manche Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten bewahrt haben, aber nur wenig von den Collegien abweichen. Von dieſen ſind die älteſten, im 13. Jahrhundert geſtifteten: **University**, **Baliol** und **Morton College**, erſtere beide nur von Stipendiaten und ärmern, letzteres auch von reichern Akademikern beſucht; **Exeter, Oriel, Queen's** und **New College**, vom 14. Jahrhundert datirend, letzteres in wiſſenſchaftlicher Hinſicht das berühmteſte in Oxford, ausſchließlich für Schüler der Wincheſter-Schule beſtimmt, die von den academiſchen Examen ausgenommen ſind, und in architectoniſcher durch die herrliche gothiſche Kapelle bekannt; **Lincoln, All Soul's**, in welchem laut den Statuten nur ein **bene natus, bene vestitus et in arte cantandi mediocriter doctus** zugelaſſen wird und dem gemäß nur von Wohlhabenden frequentirt iſt, und **Magdalen College** im 15. Jahrhundert, dieſes, wie das vorhergehende von Söhnen reicher Familien gewählt, aber in der Aufnahme ſehr difficil und in der Zucht ſtrenge; **Corpus Christi College**, zugleich Cathedralkirche und Erziehungsanſtalt, gleich berühmt durch die reiche, bewundernswürdige Kirche und die Trefflichkeit des Collegs, eine Stiftung des Cardinals Wolſey, von Heinrich **VIII.** einmal aufgehoben und dann 1545 retablirt, jetzt das glänzendſte und frequenteſte Colleg in Oxford und in England, mit dem nur das **Trinity College** in Cambridge rivaliſiren kann, — **Tritiny, St. John's, Jesus** im 16., **Wadham** und **Pembroke** im 17. und **Worcester College** im 18. Jahrhundert gegründet. — In Cambridge, wo Mathematik und Naturphiloſophie ausſchließlicher, claſſiſche Sprachen dagegen im Ganzen weniger, aber kritiſcher betrieben werden, als in Oxford, beſtehen die dermaligen Geſetze und Statuten ſeit dem Zeitalter der Königin Eliſabeth; ſie ſtimmen, wie auch die Erziehungs- und Lehrmethode, die Examina und Verleihungen der Grade mit denen der Schweſteruniverſität überein; wir haben die wenigen Abweichungen angeführt und nennen nur noch einige Collegien. Aus dem 13. Jahrhundert **St. Peter's College**; aus dem 14., **Clare Hall, Pembroke, Gonville and Cajus College, Trinity Hall, Corpus Christi College**, welches ganz neu im modernen gothiſchen Style durchgeführt iſt; aus dem 15. **King's**, für Schüler von Eton beſtimmt und mit einer architectoniſch merkwürdigen Kapelle geziert, **Queen's College, Catharine Hall, Jesus, Christ's College**; aus dem 16. **St. John's, Magdalen, Trinity**, das ſchönſte, größte und in wiſſenſchaftlicher Beziehung renommirteſte in Cambridge, von Heinrich **VIII.** errichtet und mehrere hundert Studenten, Lehrer und Aufſeher faſſend, — **Emanuel, Sidney Sussex College** und aus dem 18. Jahrhundert **Downing College**, nur für Mediciner. Die Zahl der Studenten in den, wie in Oxford, ſo in Cambridge befindlichen Collegien differirt außerordentlich, in einigen können mehrere hundert aufgenommen werden und ſind zur Zeit aufgenommen, in andern nur zwanzig bis dreißig.

Eine von beiden genannten Univerſitäten durchaus verſchiedene, nach dem Muſter der ſchottiſchen und deutſchen 1828, iſt die von London. Es iſt ein Privatunternehmen, eine Geldſpeculation, die bis dahin, wenn nicht mißglückte, doch auch nicht durchaus reüſſirte. Entrepreneurs gründeten auf Actien das Unternehmen, vielleicht lag bei vielen ein philanthropiſcher, bei andern ein religiöſer Zweck zu Grunde; in Oxford und Cambridge werden nur Anhänger der herrſchenden, der anglikaniſchen, in London auch die Bekenner anderer Kirchen, Diſſenter jeglicher Art, aufgenommen. Von Collegien, vom Zuſammenleben und von klöſterlicher Zucht iſt in London keine Rede, die Studenten ſind Bürger und werden in der Rieſenſtadt gar nicht bemerkt und als ſolche erkannt, überdem ſind ſie auch nicht zahlreich. Den Kanzler wählt der König, die oberſte Leitung führen in Verbindung mit ihm die Proprietäre, die Actieninhaber, die eine Geſellſchaft mit einem Ausſchuſſe bilden und vor wenigen Monaten nach langem vergeblichen Bemühen das Recht academiſche Grade und Würden zu verleihen, mit Ausſchluß in der theologiſchen Facultät, erhalten haben. Es exiſtiren nur drei Facultäten: Philoſophie, Rechte und Medicin; der theologiſchen gibt es in England auch hinlänglich. Zwei und dreißig Profeſſoren ſind bei der Univerſität angeſtellt und werden nur von ihren Zuhörern honorirt, viele nahmen die angebotene Stelle Ehrenhalber an, mehrere Stellen ſind nicht beſetzt. Examina der Studirenden haben, nach dem in Cambridge befolgtem Plane, hier auch Statt, doch iſt der Studirende nur zu dreijährigem Studium verbunden, nach welcher Friſt er ein Diplom erhält. Bis jetzt hat die neue Univerſität am meiſten in der Medicin, Mathematik und claſſiſchen Philoſophie geleiſtet.

Feuilleton.

⁂ **Der Münchner Kunſtverein** hat ſeinen Bericht über ſein Wirken während des verfloſſenen Jahres drucken laſſen. Er beſteht ſeit 13 Jahren. Zwanzig Städte werden aufgeführt, deren Kunſtvereine mit ihm in Verbindung ſtehen. Zu den deutſchen Städten, unter denen auch Königsberg, iſt Elſaß mit Straßburg, die Schweiz mit Zürich, Dänemark mit Kopenhagen beigetreten. Neu hinzugekommen iſt der Verein für Pommern in Stettin. Die Geſammtzahl der Mitglieder, von denen jedes 13 fl. jährlich zahlt, ſtieg am Jahresſchluſſe auf 1718 Perſonen, unter welchen 183 Künſtler. Seit ſeinem Entſtehen hat der Verein ſchon mehr als 100,000 fl. für Kunſtwerke verwendet. Zu den Mitgliedern ſind in d. J. Ihre Maj. die Kaiſerin Mutter von Oeſtreich und S. M. der König von Würtenberg hinzugekommen.

⁂ **Kunſtausſtellung zu Neapel.** — Auch Neapel giebt ein Zeichen erwachenden Lebens. Das Miniſterium des Innern macht bekannt, daß am 30. Mai d. J. im Pallaſte degli Studi oder Muſeo Borbonico eine öffentliche Kunſt- und Gemäldeausſtellung ſtattfinden werde. Es ladet die inländiſchen und die fremden, im Lande anſäſſigen Künſtler ein, ihre Arbeiten vorzubereiten, und ſie vom 15 April bis zum 15 Mai einzuliefern. Eine Commiſſion von Profeſſoren bildet das Geſchwornengericht für Aufnahme oder Ausſchließung der eingeſendeten Arbeiten.

⁂ Auf der **diesjährigen Kunſtausſtellung in Rom** zeichneten ſich im landſchaftlichen Fache Bilder von **Reinhardt**, **Catel** (Veduta von Viareggio im Luccheſiſchen), **Marco** (einem Ungar), dem Ruſſen **Lebedeff** (Vedute des Albanerſee's) aus. Von **Lindau** aus Dresden ſah man ein allerliebſtes Genrebild: „der Strand von Nettuno;“ andere lobenswerthe Genrebilder waren vorhanden von **Joly** aus Bingen, **Cavalleri** aus Turin und **Caffi** aus Venedig (die Moccoli). Von Hiſtorienmalern machte ſich nur **Natorp** („die Söhne Eduard's“) bemerklich; unter den Portraitmalern der Engländer **Salter**. Die Notabilitäten der römiſchen Maler hatten nichts geliefert.

⁂ **Induſtrieausſtellung in Darmſtadt.** — Der heſſiſche Gewerbverein hat am 31. März beſchloſſen, zur Belebung vaterländiſchen Gewerbfleißes am **erſten September** d. J. eine Gewerbausſtellung in Darmſtadt zu eröffnen, und fordert deßhalb ſämmtliche Fabrikanten des Großherzogthums auf, dafür mitzuwirken, und die betreffenden Gegenſtände bis zum 15. Auguſt von ihrem Fabrikationsort abzuſenden. Die vorzüglichſten Leiſtungen ſollen durch Vertheilung von goldenen, ſilbernen und bronzenen **Preismedaillen** von dem Gewerbverein anerkannt werden. Die Koſten der Ein- und Ruckſendung **geeigneter** Gegenſtände (ſolche der **ſchönen Künſte** im engeren Sinne ſind ausgeſchloſſen) beſtreitet der Verein.

⁂ **Santi-Linari elektriſche Magnetnadel.** — Dem Galignani's Messenger vom 6. d. M. zufolge hat Profeſſor **Santi-Linari** zu Siena eine ſehr wichtige Entdeckung gemacht. Es iſt ihm gelungen, aus der **Magnetnadel einen elektriſchen Funken zu ziehen.** Der Indicatore Sienese beſchreibt den Apparat und das Verfahren, mittelſt deſſen dies Reſultat gewonnen worden.

⁂ **Elektriſches Kind.** — Der Libéral du Nord berichtet, daß eine junge Frau zu Lille von einem geſunden Knaben entbunden worden, der dem Geburtshelfer einen elektriſchen Schlag dem ähnlich gegeben, welchen man bei Berührung des Zitterrochen empfängt. Gleich nach der Geburt wurde das Kind in eine durch Glasſtücke iſolirte Wiege gelegt, und gab auch dann noch unzweideutige Beweiſe von Elektrizität. Dieſe Eigenthümlichkeit währte 24 Stunden und in ſo ſtarkem Maße, daß der Arzt nicht nur eine Leidener Flaſche von dem Kinde füllen, ſondern ihm auch Funken entlocken und andere elektriſche Verſuche anſtellen konnte. (!)

⁂ **Conflikt zwiſchen dem Erzbiſchof von Köln und dem preußiſchen Unterrichts-Miniſterium.** — Der Erzbiſchof von Köln, Freiherr Droſte v. Viſchering, hat allen jungen Leuten, welche auf der Bonner Univerſität ſich dem Studium der kathol. Theologie widmen, den Befehl zugehen laſſen, bei **keinem** der Profeſſoren der dortigen kathol. theologiſchen Facultät, mit Ausnahme des Profeſſor **Klee**, Vorleſungen zu hören. Zu derſelben Zeit langte dort das Verzeichniß der Vorleſungen für das Sommerhalbjahr mit der Approbation des **Unterrichtsminiſteriums** verſehen an. Auf merkwürdige Weiſe trifft dieſe Colliſion zuſammen mit der Oppoſition des Erzbiſchofs von Paris gegen das Doktrinaire, und des Erzbiſchofs von Canterbury gegen das engliſche Reform-Miniſterium.

⁂ **Marſhall und Wilkins, die erſten Ueberſetzer aus dem Sanskrit.** — Dem Friend of Calcutta, einem in Calcutta erſcheinenden engl. Tagblatte zufolge, wäre ein gewiſſer **Marſhall** der erſte, der ein **ſanskritaniſches** Werk, die Serebaugabut Purana, (im J. 1677) in's Engliſche überſetzt. Ein Exemplar der Ueberſetzung ſoll ſich noch im Londoner Muſeum befinden. — Nächſt Marſhall dürfte jedoch Karl **Wilkins**, dem Ueberſetzer der Bhagawad-gita, die erſte Stelle gebühren. Ihm verdankt auch Indien die Einführung der Buchdruckerei ſowohl in devanagari- als in bengaliſchen Typen. Er errichtete 1779 eine Schriftgießerei in Hughly. Gegenwärtig hat der Buchdruck ſchon eine außerordentliche Ausbreitung in Indien gewonnen und man geht damit um, dem hochverdienten Wilkins ein Denkmal in Hughly zu ſetzen.

⁂ Ein „Codex inscriptionum romanarum Rheni,“ herausgegeben von Hofrath Dr. **Steiner**, erſcheint auf Subſcription bis Juli 1837 in Commiſſion bei Oßwald in Heidelberg. Dies Werk umfaßt das ganze Rheingebiet, ſo weit ſich unter den Römern die germaniſchen und belgiſchen Provinzen, ſo wie das Dekumatenland erſtreckt haben, und liefert ohne Ausnahme **alle** in dieſem weiten Gebiete befindlichen Inſchriften mit möglichſt genauer Angabe der Fundorte.

⁂ Eine „Encyclopédie du droit“ (ou répertoire raisonné de législation et de jurisprudence etc.), bei deren Redaktion Odilon **Barrot** und mehre andere ausgezeichnete Rechtsgelehrte betheiligt ſind, erſcheint jetzt in Paris. Die Oßwald'ſche Buchhandl. in Heidelberg hat den Debit für Deutſchland übernommen.

⁂ **Italiäniſche Oper in Wien.** — Für die Stagione ſind die Primadonnen **Tacchinardi-Perſiani** und **Merie-Lalande**, die Sänger **Reina**, **Poggi**, **Cartagenova**, **Negrini**, **Rovere**, **Rigamonti**, **Marini** u.a. engagirt.

⁂ Am 5. März fand die erſte von den zur Errichtung eines Denkmals für **Mozart** zu gebenden Akademieen in **Prag** ſtatt, zu der ſich eine bedeutende Anzahl von Zuhörern eingefunden hatte. (Europa).

⁂ **Momus.** — Die preuß. Staatszeitung meint, „den in neuerer Zeit ſo eifrigen Beſtrebungen der Journaliſtik werde jetzt die **Krone dadurch aufgeſetzt**, daß ein neues (Pariſer?) Journal, **Momus**, betitelt, durchgängig in Verſen ſpreche; ſogar ſeine Abonnements-Anzeige habe ſich den Feſſeln des Reimes unterworfen.“

Hierzu Beilage N°. 2.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 91. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 18. April.

Der neue Feſtſaalbau in München

und die

hiſtoriſchen Wandbilder von Julius Schnorr von Carolsfeld.

Wenn man durch das Bazarthor in den Hofgarten tritt, ſo hat man zu ſeiner Rechten ein großes und herrliches Gebäude, welchem man den Namen: Feſtſaalbau beigelegt hat. Den Grund dieſer Benennung werden wir unten mittheilen. Dieſes Gebäude iſt nicht durchaus neu, ſondern bloß die Mitte deſſelben, der Balkon-Vorbau (mit 10 joniſchen Säulen, und den auf ihnen demnächſt aufzuſtellenden 2 Löwen auf den Ecken und 8 allegoriſchen Figuren, die Kreiſe des Königreichs darſtellend), und der ſich zur Linken (d. h. des davor ſtehenden Beſchauers, wie wir es auch bei den Bildern annehmen) an denſelben anſchließende Theil iſt vom Boden auf ganz neu. Wir bemerken im Vorbeigehen, daß am Ende dieſer Seite ein alter, runder Thurm, ehemals zur Stadtmauer gehörig, in welchem ein baieriſcher Herzog lange Jahre gefangen ſaß, wegen ſeiner hiſtoriſchen Merkwürdigkeit auf Befehl des Königs ſtehen geblieben, und in den neuen Bau mit eingeſchloſſen iſt, ſo daß er von Außen nicht mehr zu ſehen iſt. Die rechte Seite hat bisher einen Theil der königlichen Reſidenz ausgemacht, und ſoll dem Vernehmen nach auch künftig, wie bis jetzt, zu Wohngemächern verwendet werden, nur wird die äußere Anſicht mit dem neuerbauten Theile der ganzen Façade in Übereinſtimmung gebracht.

Wir haben uns hier mit dem neuerbauten Theile dieſes Feſtſaalbau's zu beſchäftigen, wir führen alſo den Leſer an die Haupttreppe, welche zu der erſten Etage führt, worin die Säle liegen, geleiten ihn dann durch alle dieſe Säle bis zum Thronſaal, welcher den Beſchluß dieſer Gemächer macht, und in der Mitte des ganzen Gebäudes liegt. Wir werden vor der Hand nur von jenen Bildern ausführlicher reden können, von denen die Cartons vollendet ſind, und begnügen uns von den erſt in der Skizze Vorhandenen bloß anzugeben, was ſie vorſtellen, und wo ſie Platz finden werden.

Der Zweck dieſes Gebäudes, welches an Pracht und Kunſtreichthum keinem andern Münchens nachſtehen, vielmehr durch Großartigkeit alle andere dieſer Art übertreffen wird, iſt in ſeiner Benennung: Feſtſaalbau deutlich ausgeſprochen; es iſt von dem Könige dazu beſtimmt, daß große Hoffeſte, große Audienzen, Prachtaufzüge ꝛc. darin gehalten werden ſollen. An Räumen dieſer Art, welche mit dem übrigen Glanze der königlichen Reſidenzſtadt gleichen Schritt hielten, fehlte es durchaus.

Die vorerwähnte Haupttreppe wird da angelegt werden, wo zur Zeit ſich die Hofapotheke befindet, und zunächſt zu einem Gemache führen, welchem der Name: Siegesſaal beigelegt wird. Dem Vernehmen nach ſollen dieſen Siegesſaal Schlachtbilder von Peter Heß und Anderen zieren, und überhaupt Bilder nach hiſtoriſchen Fakten, welche den Waffenruhm der zu allen Zeiten tapfern Baiern verherrlichen. Wir können zwar die Einrichtung dieſes Saals nicht mit völliger Gewißheit verbürgen, haben aber große Urſache, unſere Vermuthung für begründet zu halten. Von hier gelangen wir durch ein kleines Gemach, wovon wir ebenfalls noch nichts Näheres ſagen können, in einen großen

Feſtſaal, von welchem wir, wie von dem jetzt noch zu nennenden, genaue Auskunft ertheilen können. Dieſer Raum wird bloß architektoniſch verziert. Aus ihm treten wir in den Saal Karl's des Großen; dieſer, und die beiden folgenden, Friedrich's I. Barbaroſſa's und Rudolph's von Habsburg, welche zum großen Thronſaal führen, werden mit großen Wandbildern und Frieſen verziert, deren Motive aus der Geſchichte dieſer Helden entnommen ſind, und deren Erfindung und Ausführung Seine Majeſtät der König dem Profeſſor Julius Schnorr übertragen hat, nachdem er die ihm zuvor vorgelegte Auswahl der geſchichtlichen Momente und die dazu angefertigten Skizzen gebilligt hat. Bevor wir uns in dieſen Sälen umſehen, wollen wir einige Augenblicke verweilen, um in wenigen Worten die Richtung anzudeuten, welcher Schnorr in ſeinen Kunſtleiſtungen folgt. Zu den Bedeutenſten derſelben gehören die in Fresco ausgeführten Bilder aus Arioſto's Orlando Furioſo, in der Villa Maſſimi. Darauf berief ihn der König von Baiern, und übertrug ihm die maleriſche Ausſchmückung einer Reihe von Prunkgemächern, in den zu ebener Erde gelegenen Räumen der neuen königlichen Reſidenz. Das Nibelungen-Lied war das Feld, welchem ſeine Schöpfungen entkeimten. Ohne uns über die bis jetzt ſchon vollendeten und vielen Orts beſprochenen Bilder hier näher auszulaſſen, bemerken wir nur, daß Schnorr ſich durch die Löſung ſeiner Aufgaben die volle Zufriedenheit ſeines Monarchen erwarb. Zum Beweiſe deren übertrug ihm dieſer eine noch umfaſſendere Arbeit, nämlich die Ausführung der hiſtoriſchen Bilder des hier zu ſchildernden Feſtſaalbau's. Der König nämlich, wünſchend, dieſen Bau, wegen ſeiner Nothwendigkeit, ſo bald als möglich vollendet zu ſehen, und erwägend, daß Schnorr ſich dazu vollkommen eignete, ſo weit es die Mitwirkung eines tüchtigen Künſtlers erheiſchte, ließ ihn mit den Nibelungen-Bildern inne halten, und deren gänzliche Vollendung bis nach der Ausführung der Feſtſaalbilder verſchieben.

Wir glauben uns in unſerer Meinung nicht zu täuſchen, daß Schnorr in keine paſſendere Sphäre für ſeine künſtleriſche Individualität hätte verſetzt werden können. Mit einer klaſſiſchen, vielſeitigen Bildung ausgeſtattet, mit entſchiedenem künſtleriſchen Genie begabt, iſt Schnorr einer der erſten lebenden Künſtler auf dem Felde der geſchichtlichen Romantik. Wie ſehr er dieſes iſt, zeigen uns ſeine neueſten Compoſitionen für den Feſtſaalbau, welche, obwohl auf rein faktiſch hiſtoriſchem Grunde aufgeführt, doch ganz im ächten Geiſte der Romantik aufgefaßt, den Beſchauer durch ihre dramatiſche Fälle und durch lyriſchen Schwung in jene Stimmung zu verſetzen, welche man in der Regel nur durch wirkliche, vorhandene und geſchriebene poetiſche Motive in ſich aufzunehmen gewohnt iſt. Der Grund davon liegt nicht allein ſo ſehr in der Compoſition und Zeichnung der einzelnen Motive, ſondern auch in der umſichtigen Wahl derſelben, welche, alle in inniger Beziehung zu einander, dem Beſchauer durch einen Cyklus von Bildern die Erſcheinung großer Männer auf dem Weltſchauplatze, deren Wirken im Leben und deren Einfluß nach ihrem Tode in folgenreichen Momenten vorführen: Karl der Große, Friedrich Barbaroſſa, Rudolph von Habsburg, ihre Namen ſind nie verhallende Klänge aus fernen Zeiten und bleiben ewige Grundtöne in der Harmonie der Geſchichte. —

Es liegt uns hier eine Bemerkung ſo nahe, daß wir nicht umhin können, ſie mitzutheilen, ohne irgend eine andere Nutzanwendung davon zu geſtatten, als ſie auf dieſen unſern Stoff darbietet. Die Zeiten, in welchen einzelne große Menſchen, durch die Präponderanz ihres Geiſtes ſowohl, als durch ihre Leidenſchaften auf das Schickſal der Menſchheit entſchieden einwirkten, die Zeiten des Feudalismus, wo durch Geburt angeerbte Gewalt und über Andern erhabene Stellung, deren Inhaber mit, wenn auch nicht immer gegründetem, Selbſtbewußtſein erfüllten, die Zeiten des Ritterthums, kurz alle Zeiten der Kriege und Gewaltthätigkeit haben faſt zu allen poetiſchen Schöpfungen höherer Klaſſe den Stoff geliefert.

So wenig es eine Republik von Catonen geben wird, eben ſo wenig wird eine ſolche von Abderiten mit niedrigen Geſinnungen beſtehen können. Denn die Erfahrung aller Zeiten hat es gelehrt, daß nach dem Laufe der Dinge der Höherbegeiſtete den Dümmeren unter ſich bringt. Dieſe Art von Ehrgeiz, ſeine geiſtige Überwiegenheit geltend zu machen, im Vereine mit Mäßigung und für das Wohl Anderer bedachtem gutem Willen trägt ſtets die beſten Früchte für das Leben; für die Dichtkunſt liefert dieſer Ehrgeiz die erſten höchſten Elemente eben ſo wie deſſen Polarität, der Ehrgeiz mit böſen Willen für dieſelbe wegen ſeines tragiſchen Intereſſes von der höchſten Wichtigkeit iſt. Ein mit Recht geſchätzter Dichter, W. Scott, hat uns in ſeinen romantiſch-hiſtoriſchen Romanen, voll elegiſcher Stimmung, eine erſtaunliche Menge ſolcher Figuren vorgeführt, in welchen häufig die Ritterlichkeit mit dem Nimbus einer von unten nach oben durch alle feudaliſtiſchen Verhältniſſe durchgehende Loyalität umſtrahlt iſt. Mit ihm möchten wir Schnorr vergleichen. Seine Figuren tragen alle den Stempel der edelſten innern und äußern Ritterlichkeit. Diejenige Feinheit und der Anſtand, welche aus dem Adel der Geſinnung im Verein mit einer hohen Stellung, diejenige hohe Würde, welche aus dem auf Tugend und Mäßigung geſtützten Selbſtbewußtſein hervorgeht, ferner die Achtung gebietende Haltung, die ein thatenreiches und ruhmvolles Leben ſtets mit ſich bringt, ſind ſolche Eigenſchaften, welche die innere und äußere Erſcheinung ſeiner Figuren ausſprechen. Und ſeine Frauengeſtalten ſind jene edlen Ritterfrauen, für welche ſich ihre Anbeter in Kampf und Tod ſtürzten, für welche ſie ihr Leben in einer Abhängigkeit hinbrachten, die unſern Zeiten unerhört und übertrieben vorkommt. Mag der kalte unbeſtochene Denker im Ritterthum des Mittelalters bloß eine Entwürdigung allgemeiner Menſchenrechte ſehen, der Geiſt deſſelben war von jenen Zeiten unzertrennbar: für die Poeſie und die bildende Kunſt hat er die fruchtbarſte Ergiebigkeit. Schnorr iſt augenſcheinlich an ſein neues Werk mit großer Liebe gegangen, wobei ſeine genaue Kenntniß und ſein durchdachtes Studium der Sitten, Gebräuche, Trachten, Waffen ꝛc. jener Zeiten ihn nie vom rechten Wege abgeführt hat. Wir begnügen uns mit dieſer kurzen artiſtiſchen Charateriſtik des Künſtlers, und fügen nur noch hinzu, daß er bei dieſen umfaſſenden und Nachdenken erfordernden Arbeiten merkwürdig ſchnell voranſchreitet. Indem wir nun die Leſer bitten, uns im Geiſt durch dieſe Säle zu begleiten, und mit uns vor die Bilder derſelben zu treten, werden wir Gelegenheit haben, aus den Kunſtſchöpfungen Schnorr's noch ſpeziellere Andeutungen in Beziehung auf deſſen künſtleriſche Individualität zu machen.

(Fortſetzung folgt).

Aus Leipzig.

(Fortſetzung).

Im „Paulus“ iſt, mit wenig Ausnahmen, unter die man die Chöre der Heiden und Juden etwa rechnen könnte, Alles mit dem größten Bewußtſein durchdacht und componirt. Es iſt eine proteſtantiſche Klarheit, eine rationaliſtiſche Durchſichtigkeit, getragen von der Weihe des Genius, durchgängig erkennbar, deshalb kann man die Muſik in einem gewiſſen Sinne nüchtern nennen. Wie aber der proteſtantiſche Geiſt durch Tiefe des Geiſtes den Schwung eines unbeſtimmten Sehnens und Fühlens zu erſetzen weiß, ſo auch Mendelsſohn in ſeinem Paulus. Was der Compoſition abgeht an dem hinreißenden Gedankenflug der Begeiſterung, wird hineingetragen durch die Weisheit eines klaren Wiſſens, eines triumphirenden Verſtandes, der nicht erſtorben iſt in der Dürre ſeines eigenen Prüfens. Daher die durchgängige Vorſicht in der Inſtrumentation, die oft von hinreißender Wirkung, namentlich im Schlußchor des erſten Theiles, im Chor **Nro.** 33, wo mit gedämpften Hörnern zugleich ein Choral in den Chorgeſang hereinhallt und die unbegränzte Schöpferkraft des Herrn ſehr ſchön in Tönen ausſpricht, eine Art und Weiſe, ſeine Gedanken in muſikaliſche Scheidemünze umzuſetzen, die Mendelsſohn vorzugsweiſe liebt und auch immer ſehr glücklich zu handhaben verſteht. Eben ſo ſchön inſtrumentirt iſt die Cavatine: „Sei getreu“ ꝛc., wo vor allem der Schluß: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir,“ die Nähe des rettenden und beſchirmenden Gottes durch das beruhigende ferne Flüſtern des Violoncell's ergreifend verkündigt. Ähnliches läßt ſich von den Chören der Heiden ſagen, vielleicht den gelungenſten Partieen in dem ganzen Werke, da hier auf geniale Weiſe die ſiegende Kraft des verkündigten und geahnten Chriſtus ringt mit der ſinnlichen Religion des Heidenthums. Bacchantiſch jubelnd hüpfen in wildem Tanze die Töne der Hoboen durch das ſchüchterne Gebetesſtöhnen der Heiden, die in ſcheuer Andacht „ſeid uns gnädig, hohe Götter,“ rufen und doch mit Blicken der Luſt zurückſehen auf die heitere Zügelloſigkeit ihres ſchönen Lebens, und im Gnadenruf zugleich ein günſtiges Aufnehmen der dargebrachten Opfer erflehen. Hier ſind Glut der Sinnen, Schwärmerei des chriſtlichen Gemüthes, Luſt zum Sündigen und doch auch der Seufzer um Gnade und Verſöhnung auf eine Weiſe verſchmolzen, wie ſie nur der bewußten Kraft, verbunden mit Begeiſterung, zu ſchaffen möglich werden konnte. — Dieſe kurze Beſprechung des Ganzen möge Ihnen genügen. Das Publikum, deſſen Achtung und Liebe Mendelsſohn in hohem Grade beſitzt, war eben ſo bemühet, das Werk ſich zum Verſtändniß zu bringen, als die Mitwirkenden alles Mögliche thaten, die Aufführung prägnant zu machen. Dies gelang im Ganzen dem ſingenden Perſonale beſſer als dem ſpielenden, bei dem es weder an Irrungen noch an Nachläſſigkeiten fehlte. Dennoch blieb die Wirkung auf das Publikum nicht aus, und die allgemeine Stimme über das Werk ſelbſt war, der Billigkeit gemäß, eine durchaus anerkennende. Mendelsſohn wird nun in dieſen Tagen unſere Stadt verlaſſen, um demnächſt ſeine Vermählung zu feiern. Später wird er nach England gehen, um dort im Auguſt bei dem großen Muſikfeſt zu Birmingham ebenfalls die Aufführung des „Paulus“ zu leiten. Nur wenige Tage früher als bei uns, ich glaube am 14. März, iſt dieſes Oratorium zum erſten Male in der **Exeter-Hall** in London ebenfalls aufgeführt worden. Erſt der Herbſt wird uns den Componiſten wiederbringen, wo er dann zum dritten Male die Leitung der Concerte übernehmen wird.

Kürzer kann ich mich faſſen bei dem Bericht über die Muſikaufführung am Charfreitage, die ebenfalls in der Pauliner Kirche unter Leitung des Muſikdirektors Pohlenz Statt fand, der gewöhnlich an dieſem Tage die Freunde kirchlicher Muſik mit einem paſſenden Tonſtücke erfreut. Diesmal ward uns ein Oratorium von Neukomm, „die Grablegung Chriſti,“ geboten, dem ſich ein Requiem von Cherubini anſchloß. Ein Vergleich mit dem Paulus lag bei dem erſteren nahe, und blieb nicht aus, wiewohl beide Muſiken wenig mit einander gemein haben. Ließ ſich im Paulus von Mendelsſohn der Einfluß einer proteſtantiſch-ſkeptiſchen Geiſtesbildung nicht verkennen, und war auf dieſer Baſis das ganze Tongebäude mit bewundernswürdiger Vorſicht erbaut; ſo gab ſich in der „Grablegung Chriſti“ der Componiſt ganz an die moderne Auffaſſung des Lebens hin, und hatte von dieſem Standpunkte aus auch eine Kirchenmuſik geſchaffen, die neu und anſprechend war, aber in ihrer Ganzheit wohl ſchwerlich auf den Namen einer kirchlich-würdigen mit vollem Rechte Anſpruch machen kann. Es läßt ſich nicht läugnen, daß in der Neukomm'ſchen Compoſition bei weitem mehr raſches Leben pulſirt, als in Mendelſohn's Paulus; dieſes Leben iſt aber unſtet, flüchtig, ohne inneren Halt, irr umherſuchend nach einer Richtung, der es ſich ganz hingeben möge zu freudigem Genuſſe. Bei Mendelsſohn iſt Alles fertig, geſchloſſen, ja zugeſchloſſen; man weiß, was der Componiſt erſtreben will, wie er die Kirchenmuſik erfaßt, was er von einem Oratorium verlangt; aber Neukomm fühlſt umher in allen Arten muſikaliſcher Schöpfungen. Er verſucht Alles und bleibt bei keiner; er kommt mir vor, wie Jemand, der es mit einem ſehr gemiſchten Publikum zu thun hat, und es Jedem mundrecht machen will. Er gibt ein muſikaliſches Potpourri. Dazu gehört unſtreitig ſehr viel Talent; aber auch die ganze Unſicherheit des modernen Lebens, die an Allem herumtaſtet, und nirgends haften bleibt. Das Werdenwollen iſt ihr Charakter, der dann freilich ausſieht, wie kein Charakter.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ Auf der Verſteigerung der Gemäldeſammlung des Elyſée-Bourbon zu Paris, die in dieſen Tagen ſtatt gefunden, wurden u. a. verkauft: am 5. d. M. ein Bauerntanz von Iſaac v. Oſtade um 22,005 und eine ländliche Scene von demſelben für 31,100 Franken; zwei Wouvermann's um 8000 und 6000 Fr., ein weißes Pferd von Düjardin für 7555, — ein Dorfconcert von Teniers für 6051, und ein Frühſtück deſſelben um 24,300 Fr.; der Philoſoph von G. Dow für 8,250, Frauenportrait von Mieris für 5000, Blumen und Früchte von Van Huyſum für 7100, das Portrait von G. Dow von ihm ſelbſt gemalt für 10,700, die Hochzeit von Canaan von J. Steen für 13,500, ein Sonnenſchein von Both für 9150, drei Kühe von P. Potter für 12,100, und die Viehweide von demſelben für 37,600 Fr.; der Markt von Amſterdam von van der Heyden für 9950, eine Falkonerie von Wouvermann für 17,300 und ein Pferdemarkt von demſelben für 35,600 Fr., der Hafen von Genua von Berghem für 13,200, der Jahrmarkt zu Gent von Teniers für 15,900 und eine Landſchaft von Hobbema für 22,100 Franken. Dann noch am 6. April Terbourg's Friedensſchluß von Münſter für 45,500, und zwei andere Gemälde deſſelben Meiſters für 15,200 und 18,000 Fr., endlich des Geliebten Beſuch von Metzue für 10,100 und eine Landſchaft von Ruysdael für 8000 Franken.

Graf Demidoff hat den Friedensſchluß von Münſter, die Weide von Potter, die Landſchaft von Hobbema und einige andere dieſer Gemälde angekauft.

⁂ Hochdeutſche Eidesformel aus dem IX. Jahrhundert. — Bei der am 21. v. M. zu Berlin begangenen Feier des Stiftungstages der Geſellſchaft für deutſche Sprache und Alterthumskunde theilte Hr. Dr. Mayerhoff eine neulich von Dr. Kunſtmann in einer oberdeutſchen Handſchrift des XI. Jahrh. gefundene althochdeutſche Eidesformel mit. Es wäre dankenswerth, wenn dieſer intereſſante Fund in einem der geleſenſten Tagblätter mitgetheilt würde.

⁂ Der dritte Band von Ludwig Bechſtein's „thüringiſchem Sagenſchatz" wird nächſtens ausgegeben werden. Derſelbe enthält die Sagen aus Thüringens Vorzeit, den Sagenkreis der drei Gleichen, und den des Schneekopfs, endlich die Sagen des thüringiſchen Hennebergs.

⁂ Verminderung von Verbrechen in Folge der Verminderung von Todesſtrafen. — Die zu London beſtehende Geſellſchaft zur Verbreitung des Nachdenkens und der Belehrung über Todesſtrafen hat durch ſtatiſtiſche Ueberſichten für die im J. 1827 bis 1835 dargethan, daß, wie es in ihrer Note heißt, „während die menſchliche Verdorbenheit zugenommen in Betreff der nicht zu Hauptverbrechen gehörigen ſehr großen Anzahl van Vergehungen, (von 46,883 Vergehen in den 3 Jahren von 1827 — 1829 zu 51,701 in den 3 J. v. 1833 — 1835), — während ſie auch hinſichtlich jener Verbrechen gewachſen iſt, auf welchen fortwährend Todesſtrafe laſtet, (von 1765 Verbrechen in den erſteren 3 J. zu 2257 in den 3 letzteren) — ſie ſich vermindert hat in Anſehung aller Verbrechen, für welche dieſe Strafe aufgehoben worden iſt.

Es fanden nämlich Verbrechen ſtatt:

In den Jahren 1827, 28, 29 . . . 4618 — (96 Hinrichtungen).
" " " 1830, 31, 32 . . . 4734 — (33 ——
" " " 1833, 34, 35 . . . 4298 — (8 ——

⁂ Dr. Joſt über Jacoby's Judenthum. — In der israelitiſchen Abtheilung der Univ. Kirch. Ztg. ſpricht Hr. Dr. J. M. Joſt dem, was Jacoby in der Vorrede zu ſeinen Klagen eines Juden vom Judenthume geſagt, „alle objektive Wahrheit" ab. Er bemerkt hierüber u. a. Folgendes: „Hr. Jacoby ſcheint nicht zu wiſſen oder nicht wiſſen zu wollen, daß die Rabbiner weder über Lehre noch über Ceremoniel übereinſtimmen, und daß ſchon während des Verfalls des jüdiſchen Staates über beides heftig geſtritten wurde. Er ſcheint auch nicht zu wiſſen, daß eben ſo wie die Juden, auch ohne Rabbiner, die winzigen Karaiten und noch winzigeren Samaritaner den Stürmen der Zeit getrotzt haben, daß alſo die Kraft in dem Glauben, nicht in den feſtſtehenden und weiter geführten Ceremonien liegt. — Ferner iſt die ächte, alte, herkömmliche, von den Rabbinern gepflegte und durchweg gleichmäßig feſtſtehende Anſicht des Judenthums ſo ſehr der Wahrheit der chriſtlichen Religion entgegen (?), und verwirft ſo ſehr jedes Titelchen des Kirchenbekenntniſſes, daß es offenbarer Widerſpruch iſt, ſich zum alten Judenthume zu bekennen und zugleich dem Chriſtenthume Göttlichkeit zuzuſprechen, und deſſen Erlöſung anzuerkennen, ohne es — anzunehmen."

⁂ Hr. Abbé Dupanloup hat eben eine Schrift herausgegeben: „Le Christianisme présenté aux hommes du monde, par *Fénelon*." Sie enthält eine Auswahl von Stellen aus den Werken des berühmten Prälaten, durch welche die jungen Weltkinder wieder der alten Kirche gewonnen werden ſollen. — Gleichzeitig hat der durch ſeinen Prozeß mit der Krone Preußens und ſeine *Mélanges* in der Gazette de France bekannte Graf de la Rivallier-Frauendorf mit Genehmigung ſowohl des Erzbiſchofs von Paris als des königl. Rathes des öffentlichen Unterrichts „La Religion du ceur" herausgegeben, wie der Titel beſagt: „Lecture consolante pour chaque jour du mois;" alſo eine Art katholiſches Laienbrevier.

⁂ Wohlthätigkeitsfeſte zu Paris. — An demſelben Tage (31. März), wo die Prinzeſſin von Belgiojoſo ein Concert für die armen Italiäner, gaben die Herzogin von Sutterland und die Frau des engl. Geſandten einen koſtbaren Ball zum Vortheil der armen Engländer. Die franzöſiſchen Legitimiſten wollten auch ein Feſt geben, um den bedürftigen franzöſiſchen Penſionairs der Civilliſte Karl's X. beizuſpringen; es konnte aber bis jetzt nicht zu Stande gebracht werden.

⁂ Römiſche Kunſtausſtellung. — Die zu Rom eröffnete Kunſtausſtellung bot gegen Mitte des v. M. 66 Gemälde. Genrebilder und Landſchaften herrſchten vor; ſie waren an der Zahl 44; hiſtoriſche Gemälde 13, Portraits 7, Coſtüme's 2. Unter den Künſtlern, die dazu beigetragen, finden ſich 11 Italiäner, 9 Deutſche, 3 Engländer, 1 Schotte, 1 Holländer, 1 Schweizer, 1 Franzoſe, 1 Spanier, 1 Ungar und 1 Ruſſ.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 92. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 19. April.

Der neue Feſtſaalbau in München

und die

hiſtoriſchen Wandbilder von Julius Schnorr von Carolsfeld.

(Fortſetzung).

Die Säle haben alle in der Mitte ihrer Scheidungswände eine Thüre. Zu beiden Seiten dieſer Thüren, und dann auf den dem Fenſter gegenüberliegenden Wänden, welche ebenfalls in der Mitte eine Thüre haben, finden die Bilder Platz, ſo daß der Saal Karl's d. G. und Friedrich Barbaroſſa's, jeder ſechs große Bilder enthält. Treten wir alſo in den Saal des Erſten aus dem großen architektoniſch dekorirten Feſtſaal, ſo wenden wir uns gleich zu der linken Seite der gegenüberſtehenden Thüre. Auf dieſer Wandfläche beginnt allemal der Cyklus, und zwar im Saale Karl's d. G. mit einem Bilde, wo dieſer als zwölfjähriger Knabe vom Papſte Stephan II. zum Könige geſalbt wird. Auf der rechten Wandfläche wird die Beſiegung des Deſiderius dargeſtellt. Jetzt wenden wir uns um zu der Thüre, durch welche wir eingetreten ſind. Zur Linken derſelben wird die Schlacht gegen die Sachſen, und zur Rechten die Taufe Wittekind's dargeſtellt. Auf der dem Fenſter gegenüberſtehenden Wand werden wir Karl's Kaiſerkrönung zur Linken, und zur Rechten deſſen Tod erblicken. Über dieſen Bildern wird in einem gemalten Fries in 16 Abtheilungen aus dem Leben Karl's das aufgenommen werden, was in den Hauptbildern noch nicht angedeutet worden iſt. Da zu allen Bildern dieſes Saals nur erſt die Skizzen vorhanden ſind, ſo verſparen wir deſſen nähere Abhandlung bis zur jedesmaligen Vollendung eines Cartons.

Auf dieſelbe Weiſe treten wir in den Saal Friedrich Barbaroſſa's vor das erſte Bild, welches deſſen Erwählung zum deutſchen König zum Motiv hat. Das zweite zeigt uns deſſen Einzug in Mailand (vollendeter Carton). Das dritte hat die Zuſammenkunft Friedrich's mit dem Papſte Alexander in Venedig zum Gegenſtande (noch Skizze). Das vierte ſtellt das Reichsfeſt zu Mainz dar (großer Carton). Das fünfte: die Schlacht von Ikonium, und das ſechſte: der Tod des Kaiſers im Kalykadnus, ſind beide noch Skizze. In einem plaſtiſchen Frieſe wird der Kreuzzug des Kaiſers dargeſtellt.

Der dritte Saal, Rudolph von Habsburg, enthält nur vier Bilder an den Tiefwänden, welche an den beiden äußern Gallerien, von 4 Säulen getragen, angebracht ſind. Auch ſind die beiden erſten Bilder nicht ſo breit, als die beiden gegenüber befindlichen, indem das Portal zu dem großen Thronſaal bedeutend größer iſt. Das erſte Bild enthält die bekannte Scene, wo Rudolph, noch Graf, einem Prieſter ſein Roß anbietet und ſchenkt, der zaudernd an einem angeſchwollenen Sturzbache ſteht (großer Carton). Das zweite ſtellt Rudolph's Erwählung zum deutſchen Könige vor (Skizze). Das dritte Bild zeigt uns die Beſiegung Ottokar's, und das vierte Rudolph als Richter; beide ſind im Carton vollendet. In einem gemalten Frieſe ſehen wir den Triumph der Künſte, Wiſſenſchaft, Gewerbe ꝛc. in einem Zuge von Kindern, als prognoſtizirendes Element der fortſchreitenden Cultur künftiger Geſchlechter (Entwicklung ſtädtiſcher Verhältniſſe ꝛc.).

Aus dieſem Saale gelangen wir in den großen

Thronſaal, welcher, außer reicher entſprechender Architektur, vornehmlich mit koloſſalen, bronzenen und vergoldeten Standbildern baieriſcher Regenten verziert wird. Die Statuen ſind von Schwanthaler, deſſen Name dafür bürgt, daß ſie ausgezeichnet werden. Wir haben einige vollendete Gypsmodelle davon geſehen. In ihren Panzerrüſtungen und mit ihren Fürſtenmänteln ſtehen ſie herrlich da, und gewiß, der König hätte dem Andenken ſeiner erlauchten Ahnen nicht beſſer huldigen können, als durch dieſe großartige Zuſammenſtellung in dem erſten Saale ſeiner königlichen Palläſte.

Wir kehren jetzt in den Saal Rudolph's von Habsburg zurück und fangen mit der genauern Schilderung der einzelnen Bilder an. Es iſt dies zwar gegen die chronologiſche Ordnung, da aber die Ausführung der Bilder und deren Kartons auf dieſe Weiſe voranſchreitet, ſo wollen wir dieſelbe auch eben ſo begleiten.

Erſtes Bild. Rudolph kam von der Jagd; an einem angeſchwollenen reißenden Sturzbach, über den ſein Pferd ihn trug, fand er einen Prieſter mit dem Hochwürdigſten, der ängſtlich und zaudernd ſich beſann. Da ſtieg der Graf vom Pferde, und nöthigte den Prieſter auf daſſelbe, ſagend: „Es ziemt ſich nicht, daß ich reite, und Ihr bleibet zu Fuß, denn Ihr traget denjenigen, durch den ich bin und Alles zu Lehen habe.“ Und es heißt, er habe das Pferd nicht mehr angenommen, der Prieſter hätte es behalten müſſen. Derſelbe Prieſter ſoll Kapellan bei dem Erzbiſchof von Mainz geworden ſein, und dieſen Kirchenfürſten zuerſt auf den Grafen aufmerkſam gemacht haben. Dieſer Erzählung gemäß ſehen wir eine gebirgige Gegend vor uns; auf der Rechten den Prieſter mit dem Hochwürdigſten, und zur Seite einen Miniſtranten und den Boten, der den Prieſter rief, als Führer, auf der Linken kniet Rudolph, ſein Roß dem Prieſter anbietend; über den Häuptern dieſer Hauptfiguren iſt in einer mäßigen Erhöhung an einer alten Eiche ein Kruzifix angebracht; unter den Bauern erblicken wir zwei Hirten, welche mit Ehrfurcht auf die unten vorgehende Handlung herabblicken. Der Himmel iſt gewitterſchwanger, und in der Ferne ſtrömt noch Regen. Wir ſehen alſo den tapfern Helden, den künftigen Kaiſer, in tiefſter Ehrfurcht ſeine Knie vor dem Allerheiligſten beugen, und dieſe erſte hier dargeſtellte Scene aus ſeinem thatenreichen Leben zeigt ihn uns in dem ſchönſten Licht, in welchem der Menſch erſcheint, nämlich, wenn er Gott allein die Ehre gibt.

Dieſer Eindruck folgt uns zu den andern Bildern, und mit innerer Genugthuung erblicken wir auf dem zweiten, wie der Lohn die Tugend krönt. Rudolph, in eine Fehde mit dem Biſchofe von Baſel verwickelt, erwartete den Burggrafen Friedrich von Nürnberg und den Markgrafen von Hochberg, welche in dieſer Fehde, nach vorher errichtetem Waffenſtillſtande zu Schiedsrichtern erwählt waren. Burggraf Friederich erſchien; aber zu einer andern Botſchaft. Er, voraus dem Heinrich von Pappenheim, verkündigt Rudolph: am 29. September (1273) hätten ihn die Kurfürſten und Wähler des heiligen römiſchen Reichs, in Anbetracht ſeiner erprobten Weisheit und unerſchrockenen Tugend, zum Könige der Deutſchen erkoren. Rudolph, dieſer Botſchaft nicht gewärtig, aber ſtolz des großen Berufs, das bedrängte Vaterland zu erretten aus den zwanzigjährigen Gräueln des Fauſtrechts und tyranniſcher Eigengewalt, ließ ſogleich einen Landfrieden ausrufen, alle Gefangenen erledigen und vergab der Stadt Baſel, die ihn mit Jubel empfing. Obwohl der dieſe Scene betreffende Carton noch nicht vollendet iſt, ſo haben wir doch wegen des Zuſammenhangs das geſchichtliche Motiv angeführt. In der uns zu Geſichte gekommenen Skizze für dieſes Bild bemerken wir auf der linken Seite Rudolph, aus einem Zelte hervortretend, mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, der vorangeeilt war, um ſeinem Freunde und Oheim die erſte Nachricht zu bringen, auf der rechten den Reichsmarſchall Heinrich **III.** von Pappenheim, der dem neuen Kaiſer durch einen knienden Edelknaben ſeine Ernennungsurkunde überreichen läßt. Die Scenerie iſt ein Feldlager mit Zelten; im Hintergrunde die Stadt Baſel.

Auf dem dritten Bilde ſehen wir die Schlacht gegen Ottokar, König von Böhmen. Das Geſchichtliche wollen wir kurz mittheilen. Nachdem Ottokar durch die Bedenken, welche ſeine Geſandtſchaft wider die Rechtmäßigkeit der Wahl Rudolph's vorgebracht, durch ſeine heimlichen Bearbeitungen bei dem Papſt Gregor **X.**, Rudolph's Zorn, den Haß und die Eiferſucht der mächtigſten Reichsfürſten nur noch entſchiedener gegen ſich aufgereizt, wurde er in die Acht erklärt, und ein Zug wider ihn beſchloſſen, um die unrechtmäßig von ihm beſeſſenen Länder (Öſterreich und Steyermark, einen großen Theil von Polen, Kärnthen und Krain) wieder an das Reich zu bringen.

Nachdem Ottokar nach ſeinen erſten Rüſtungen durch einen Schiedsſpruch (1276) gedemüthigt war, ließ er ſich durch ſeine ſtolze Gemahlin. Kunigunde verleiten, ſich auf's Neue zu rüſten und den beſchwornen Vertrag zu brechen. 1278 trafen beide Heere bei Marcheck zuſammen, und das für Ottokar unglückliche Ende der Schlacht koſtete ihn Krone und Leben. Der Künſtler hat uns von dieſer Schlacht ein meiſterhaftes Bild geliefert. Die eigenthümliche Art zu ſtreiten, welche jene Zeiten mit ſich brachten, nämlich Mann gegen Mann, eignet ſich unendlich mehr zu künſtleriſcher Behandlung, als die Art neuerer Zeit, Krieg zu führen, in geſchloſſenen Reihen. Das auf erſtere Weiſe nothwendig entſtehende Gewühl hat der Künſtler uns vortrefflich gezeichnet; die Bewegungen ſind ſo lebendig, daß die Figuren ſich wirklich zu bewegen ſcheinen, ſo daß das Bild hier zur rechten Zeit eine Unruhe zeigt, welche man ſonſt bei Bildern nicht liebt. Die Deutlichkeit der Handlung, welche den Sieger und den Beſiegten bezeichnet, das Niederwerfen und Unterliegen, die Waffen und Trachten, die Fahnen und Feldzeichen, ferner die paſſende Stellung der hiſtoriſchen Figuren, ſtempeln dieſes Bild zu einem ausgezeichneten Schlachtenſtück. Im Vordergrunde, mehr rechts, als in der Mitte des Bildes, gewahren wir auf wildem Streithengſt einen Ritter mit dem Reichsadler. Er macht auf dem Pferde eine herrliche rückwärtsſchauende Bewegung, in welcher, wie in ſeinen Blicken, ſich die Zuverſicht des Sieges ausſpricht. Es iſt der Markgraf von Hochberg. Die Geſchichte erzählt, daß in der größten Wuth der Schlacht, nachdem der Kaiſer ſchon zwei Wagehälſe perſönlich auf Tod und Leben angegriffen, und ihm ein Pferd erlegt worden, der Markgraf von Hochberg plötzlich geſchrieen, indem er das Reichsbanner mit dem Adler hoch in den Lüften flattern ließ: „Die Feinde fliehen!“ Seine Schaar rief es gewaltig nach, und die wankenden Böhmen gaben ſich beſtürzt auf die Flucht. Dieſe plötzliche Wendung iſt der Moment des Bildes; deßwegen wir auch den Veranlaſſer derſelben, den Markgraf von Hochberg im Vordergrunde erblicken. Auf der linken Seite im Vordergrunde, erkennen wir deutlich die plötzliche Verwirrung, welche jener Ruf hervorbrachte. Wie Waſſer, von jähem Sturz über hohe Felſen in der Tiefe aufbrauſend und kochend, gleichſam einige Zeit im Weiterfließen inne hält, und an der Seite zurückkehrt, ſo ſehen wir hier das Schlachtengewühl in unſtäter Bewegung und Verwirrung. In der Mitte des Bildes erblicken wir, auf ſeinem Roſſe ſeinen Feinden entgegenkämpfend, den tapfern Rudolph, ihm zur Seite ſein kühner Sohn, Herzog Albrecht, nachmals Kaiſer. Er ſchwingt die Rennfahne des Kreuzes. Ihnen gegenüber, aus der Tiefe des Mittelgrundes, tobt auf bäumendem Streithengſte Ottokar heran. Er hebt beide Arme empor, und ſeine wilden Blicke und wüthenden Gebährden zeigen ihn ganz ſo, wie ihn die Überlieferung in jenem Momente ſchildert. Umſonſt ermahnend, bittend, drohend, und mit eigener Fauſt die Flüchtlinge niederſtoßend, ſtürzte er endlich mit ſeinem Pferde zuſammen. Seyfried von Merenberg und Berchtold Schenk von Ebersberg, beide ſelbſt und in ihren Verwandten vom Könige gekränkt, erſchlugen ihn nach geringem Widerſtande. Hinter dem Kaiſer erblicken wir noch Meinhard von Tyrol und Hugo von Teuffers, der die Ungarn dem Kaiſer zur Hülfe führte. Die Scene iſt bei Marcheck auf einem ſumpfigen Boden, welche Beſchaffenheit des Terrains der Künſtler in ſeinem Bilde deutlich wiedergegeben hat. (Schluß f.)

Aus Leipzig.

(Schluß).

Soll ich gerade herausſagen, was mich an dem Neukomm'ſchen Oratorium am meiſten ſtörte, ſo war dies jenes unſichere Herumfahren in allen Muſikſtylen. Ein Oratorium aber muß concis gearbeitet ſein und auf charakterhartem Grund und Boden wurzeln, wie die ernſte, hohe Tragödie. Es kamen Stellen vor in der „Grablegung Chriſti;“ z. B. in dem Recitativ und Arie **Nro.** 8, wo es heißt: „Selbſt du wurdeſt geſäet“ u. ſ. w., bis zum Ende, die mit einer faſrigen Tanzluſtigkeit geſchrieben ſind, wie in einer heitern Oper. War es nun auch Abſicht des Componiſten, in dieſer-ſinnlichen Freudigkeit der entfeſſelten Töne anzudeuten, daß die „Morgenröthe der Auferſtehung,“ von der unmittelbar vorher die Rede iſt, mit ihrem Schein die Erde überglänze; ſo bleibt doch ein ſolches tanzartiges Scherzen ein Mißgriff. Daß die geſammte neuere Kirchenmuſik ſich der friſchen Lebensfreudigkeit nähert, die in der Opernmuſik pulſirt, läßt ſich nicht verkennen und liegt im Bedürfniß der Zeit, nur wäre eine feſte Gränze zu beſtimmen, die nicht überſchritten werden darf, ſoll nicht die Oper in die Kirche übergeſiedelt werden. Es iſt bloß, um die Schaar der Frömmler ſich vom Leibe zu halten mit ihrer Verketzerungsluſt. — Abgeſehen von dieſem Schwanken in ungewiſſen Kreiſen läßt ſich nur Lobendes ſagen von der Neukomm'ſchen Compoſition. Einzelne Parthieen waren ausgezeichnet zu nennen, z. B. **Nro.** 10 das Sopran-Solo mit Chor: „Liſpelt, Harfen“ ꝛc., ſodann das Chor **Nro.** 12: „Aber weh' dir Jeruſalem,“ wo namentlich der Weheruf in leidenſchaftlicher Steigerung durch alle Phaſen der Angſt und des Entſetzens hindurchgeführt wird. Hier iſt auch die Inſtrumentation mit großer Kunſt gehandhabt, wie überhaupt an allen Stellen, wo der Text Stoff zu leidenſchaftlicher Auffaſſung herlieh und ein gewaltſames Ergreifen des Sinnlichen erlaubte. Die Soloparthien, meiſt an die nämlichen Perſonen vertheilt, die im „Paulus“ auftraten, wurden, mit Ausnahme der Graban, alle von Dilettanten mit lobenswerthem Eifer vorgetragen. Auch hier hätte man abermals mehr intenſives Mitfühlen von der Graban gewünſcht, als ſie in ihrem Geſange beurkundete. Die feierliche Scheu, in die ſie ihre lebhaften Empfindungen zu verſtecken ſucht, um kirchlich zu bleiben und nicht der Andacht zu nahe zu treten, tragen grade zur Minderung derſelben bei, während das lebensvolle Austönen einer tief empfundenen Leidenſchaft ſie ſteigern würde. Auch die Andacht iſt eine Leidenſchaft; warum alſo unterdrücken, was natürliches Ergebniß des Gemüthes iſt, wenn es ſich richtet auf das Überſinnliche?!

Von Cherubini's Requiem zu ſprechen iſt nach bloß einmaliger Anhörung deſſelben faſt unmöglich. Die Muſik iſt zu ergreifend, um ſie ruhig abſchätzen und ſich ſelbſt über ihren Gehalt, über das Warum deſſen, was man hört, Rechenſchaft geben zu können. Von tiefem Eindruck iſt das in den Text eingeflochtene **„Dies irae“** ꝛc., wobei ich nur des ſteigernden Bittens der Muſik Erwähnung thun will, das anhebt mit den Worten: **„Iudex ergo cum sedebit“** und ununterbrochen fortzieht bis an's Ende. Anfänglich weint nur in leiſem Beben eine einzige Geige, während eine Sopranſtimme, glaub' ich, Solo das bittende Individuum repräſentirte, aber mit jedem Verſe ſteigt creſcendo der Ton und die Zahl der Violinen: gleichermaßen fallen immer mehrere Stimmen in das allgemeine Flehen ein, bis Alles im ſchreienden Chor losbricht und ſich hinſtürzt händeringend und Gnade rufend vor dem ſtrengen Richter der Welt. Es iſt nicht zu läugnen, daß ein Geſang, wie dieſes „dies irae" von hinreißender, Alles zermalmender Wirkung iſt, aber wo ſteckt in dieſem Gebet der milde Gott der Liebe, den das Chriſtenthum predigen ſoll? „Dies irae" ſpricht weder der ſtarke, eifrige Gott des Juden, noch der des klaren, verſtändigen Proteſtantismus; auch nicht der Gott des katholiſchen Glaubensbekenntniſſes iſt in dieſen Tönen zu erkennen, ſondern nur der des bigotteſten Dogmatismus, wie ihn ſich die klöſterliche Einſamkeit dachte in der ſchwülen Luft der Zelle, die den warm fühlenden Menſchen ſchied vom heiligen Licht des Tages. Darum kann auch nur in düſtern Kloſterkirchen dieſer Geſang mit ſeinem ganzen, vollen Grauſen das Herz bewegen, wenn die Seufzer des in blutiger Buße abgetödteten Lebens wimmernd hinanlaufen an den Säulenknäufen und langſam hinſterben auf den Kreuzbogen, mit denen das Heiligthum des Himmels verſperrt wurde vor dem religiös verfinſterten Gemüthe. — Daß bei den vorhandenen Mitteln und der ſtets großen Theilnahme von Seiten des Publikums auch dieſe Aufführung bis auf Kleinigkeiten ziemlich gelungen zu nennen war, ließ ſich bei dem Sinn für Muſik, den ſich die hieſige Bevölkerung immer friſch zu bewahren weiß, erwarten. Wahrſcheinlich wird uns recht bald — man ſpricht zu Pfingſten — ein ähnlicher Genuß bereitet, wo die Direktion, allem Vermuthen nach, irgend eine Kirchenmuſik eines älteren Meiſters zur Aufführung bringen dürfte. — —l—

Feuilleton.

.*. **Ruſſiſche Rechtspflege im J. 1835.** — Aus dem amtlichen Berichte des Juſtiz-Miniſters über die ruſſiſche Rechtspflege im Jahre 1835 ergibt ſich, daß von den Kriminalhöfen nahe an 52,000 Angeklagte ſchuldig erklärt worden ſind. Unter den vor Gericht Geſtellten betrug die Zahl der weiblichen Perſonen den ſiebenten Theil der Zahl der männlichen. Im Ganzen kamen zur Verhandlung: 494 Mordthaten, 470 Selbſtmorde, 378 Fälle des Straßenraubs, 2804 Angriffe gegen Perſonen, 2952 Schlägereien, 1839 Brandſtiftungen, 636 Fälle von **Kirchenraub** und 785 von **Ketzerei**, 19,748 Diebſtähle und Einbrüche, 1900 Betrügereien, 718 Fälle von Zerſtörung und Verletzung des Eigenthums, 1092 von **gewaltthätiger Beſitzergreifung**, 9737 von Holzfrevel, und 962 von ungeſetzlichem Handel. — Im Gouvernement Simbirsk fanden, wie auch in den vorigen Jahren, mehr **Ketzereien** ſtatt, als in allen übrigen Gouvernements zuſammengenommen.

.*. G. R. v. **Schelling**, der im vorigen Halbjahre über **Philoſophie und Offenbarung** geleſen, hat für das kommende Semeſter Vorträge über die hiſtoriſch-kritiſche und **philoſophiſche Einleitung** und über den erſten Theil der **Philoſophie der Mythologie** angekündigt. Ein anderer Philoſoph zu München, Fr. v. **Baader**, (J. Böhme redivivus) — wird über **Theorie des Opfers oder Cultus** leſen.

.*. **Toleranz in der alten und der neuen Welt.** — In einem engliſchen und einem deutſchen Blatte wird die religiöſe Duldſamkeit in den Vereinigten Staaten Nordamerika's gerühmt, und beiſpielsweiſe bemerkt, der bisherige Präſident (Jackſon) ſei **Presbyterianer**, der neu erwählte (van Buren) **Baptiſt**, der Oberrichter (Taney) **Katholik**, der Gerichts-Aſſeſſor (Storry) **Unitarier**, ſein College (M'Lean) **Methodiſt**. Dagegen machen der Courrier Belge und die Gazette de France in einem entgegengeſetzten Sinne den Umſtand bemerklich, daß der König von Belgien der **proteſtantiſchen**, der Kronprinz der **katholiſchen** und der jetzige Bürgermeiſter von Brüſſel der **iſraelitiſchen** Religion angehört.

.*. **Franzöſiſche Ueberſetzung und Ausgabe des Ariſtoteles.** — Hr. **Bartelemy Saint-Hilaire** hat für Frankreich begonnen, was im philoſophiſchen Deutſchland noch immer vermißt wird. Er gibt **alle** Werke des Ariſtoteles heraus und begleitet ſie mit einer Ueberſetzung. Die zwei erſten Bände ſind jetzt erſchienen. Sie enthalten die Politik. Die zunächſt folgenden werden die Logik liefern.

.*. **Prachtausgabe von Göthe's Fauſt.** — Von den Zeichnungen, welche Kaulbach zu der von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung beabſichtigten Prachtausgabe des **Göthe**'ſchen Fauſt liefert, ſind bereits mehrere Blätter vollendet. Sie ſind in jeder Beziehung ausgezeichnet. (A. Z.)

.*. **Spohr's** „Fauſt" iſt am 10. v. M. auf dem Marſeiller Theater gegeben worden. Die Ueberſetzer des Textes haben einige Dialoge des Göthe'ſchen Fauſt zwiſchen die Geſangſtücke gefügt.

.*. Hr. **Eichhoff**, Prof. an der Pariſer Univerſität, gibt heftweiſe eine in franzöſiſcher Sprache geſchriebene „**Geſchichte der deutſchen Literatur im Mittelalter**" heraus.

.*. Herr **Thalberg**, „dieſer vollendete Pianiſt," ſo ſchreibt die Revue de Paris, gab am 8. April ſein Abſchiedsconcert. Er reiſ't nach London und Brüſſel.

.*. **Genter Blumenausſtellung.** — Zu der am 10. v. M. von der königl. Gartenbaugeſellſchaft zu Gent eröffneten Blumenausſtellung ſind 6000 Pflanzen, zum Theil aus weit entlegenen Ländern, eingeſendet worden. Eine Camellia wurde für 12,000 Fr. an Hrn. Roſenthal in Wien verkauft.

.*. Die **ägyptiſche Geſellſchaft zu Kairo** fängt an, einen Mittelpunkt für die europäiſchen Reiſenden dort zu bilden, der mit der Zeit von bedeutendem Intereſſe werden kann. Sie ſammelt ſich eine Bibliothek, welche alle Werke über Aegypten, Arabien und Afrika enthalten ſoll.

.*. **Dinotherium.** — Nach **Blainville's** Bericht, der in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 20. März vorgeleſen wurde, gehört das Dinotherium giganteum zur Familie der Lamantins oder Manatis, und nicht, wie Cuvier meinte, zu der Tapir's. Geoffroy de St. Hilaire ſtimmte Hrn. Blainville bei.

.*. **Infuſorien-Brod.** — In der Geſammt-Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin am 16. Febr. berichtete Herr **Ehrenberg** über ein, aus foſſilen Infuſorien beſtehendes, 1832 zu Brod verbackenes Bergmehl von den Gränzen Lapplands in Schweden.

.*. **Von Dürand's Werk über die ägyptiſche, griechiſche und römiſche Architektur** erſcheint mit Nächſtem eine neue Auflage zu Venedig.

.*. **Hannövriſcher Kunſtverein.** — Die Verlooſung der von dem Kunſtverein in Hannover angekauften Kunſtwerke hat am 27. v. M. ſtatt gefunden. Bei 1985 Aktien waren 90 Gewinne, nämlich 42 Gemälde und Zeichnungen, und 48 Radirungen und Kupferſtiche, angekauft zum Geſammtbetrage von 4340 Rthlr.

.*. **Runkelrübenzuckerfabrikation in Frankreich.** — Nach amtlichen Angaben hat Frankreich im J. 1835 für 30,349,340 und im J. 1836 für 48,968,605 Fr. Runkelrübenzucker fabrizirt. Im v. J. waren 542 Fabriken in Thätigkeit, 39 im Bau.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 93. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 20. April.

Neues

zum „Erbaulichen und Beſchaulichen“ von Friedrich Rückert.

6. Joſeph im Kerker.

Als im Kerker Joſeph hat
Ausgelegt den Traum dem Schenken,
Und den frei Entlaſſ'nen bat,
Sein bei'm König zu gedenken,
Doch ihn der im Glück vergaß,
Joſeph nun voll Kummer ſaß,
Und der Welt Undank ermaß —

Zu ihm eintrat Gabriel,
Und im Kerker ward es licht:
„Was betrübet deine Seel',
Ob ein Menſch dir Treue bricht?
Sprich, wer that's, daß du dem Bronnen
Und der Bruder Neid entronnen?“
Joſeph ſpricht: „„Gott hat's begonnen.““

„Und wer hat dich los gemacht
Von dem Band der Buhlerei,
In den Kerker dich gebracht,
Daß du bliebeſt ſündenfrei?“
„„Gott.““ „Wer wird dich nehmen nun
Aus dem Kerker?“ „„Gott wird's thun.““
„Alſo laß den Schenken ruhn.

„Schäme dich des Kleinmuths gegen
Deinen Ahnherrn Abraham!
Als ihn ließ in Gluten legen
Nimrod, und ich zu ihm kam:
Womit dienen kann ich dir?“
„„Helfen kann kein Diener hier,
Nur der Herr wird helfen mir!““

„Schäme dich der Zagheit gegen
Iſaak, deines Vaters Vater,
Der ſich auf den Holzſtoß legen
Ließ, und nicht den Mund aufthat er.
Als das Meſſer ward gezückt,
Hat er nicht ſich weggebückt,
Darum ward er ihm entrückt.

„Gegen deinen eignen Vater,
Jakob, ſchäme, ſchäme dich!
Sich um dich gegrämet hat er,
Grämet noch und grämet ſich.
Seine Augen weint' er blind,
Doch es tröſtet ihn der Wind
Mit dem Duft von ſeinem Kind.

„Doch weil du in Ungeduld
Menſchenhülfe ſpracheſt an,
Sei dein Kerker für die Schuld
Sieben Jahr' unaufgethan.
Dann wird deiner Gott gedenken,
Er, nicht jene, wird es lenken,
Welche Wein den Kön'gen ſchenken.“

Der neue Feſtſaalbau in München
und die
hiſtoriſchen Wandbilder von Julius Schnorr von Carolsfeld.

(Schluß).

Auf dem vierten Bilde erblicken wir Rudolph als Richter. Alle Chroniken und die Stellen vieler Urkunden beſchreiben die Gräuel der kaiſerloſen Zeit, wie die von Kaiſer Friedrich's II. Tod, 1250, bis Rudolph's Wahl, 1273, allgemein genannt wird, mit den grellſten

Farben. Daß ſie vom Tode Friedrich's an gerechnet wird, beweiſ't, wie ohnmächtig Wilhelm und Richard waren; Alphons wurde von keinem Chroniſten und gewiß auch von keinem Zeitgenoſſen als wirklicher König betrachtet. Die Länder waren während dieſer Zeit, und während der vielen Befehdungen der Mächtigeren, durch eine Unzahl Räuber, meiſt edlen Stammes, auf das Äußerſte gequält worden. Überall traten Schaaren von Bürgern und Landleuten vor den Kaiſer, laute Klagen erhebend, vornehmlich auch über die vielen und neuen Zölle, welche die Landherrn den Reiſenden und Waarenzügen auferlegt hatten. Allen dieſem Unfuge mußte geſteuert werden, und Rudolph richtete hauptſächlich darauf ſein Augenmerk. Er zog überall im Lande herum, und ſaß zu Gerichte. In einem ſolchen Momente ſehen wir ihn auf unſerm vierten Bilde. Mitten im Vordergrund einer gebirgigen Landſchaft finden wir den Kaiſer auf einem Thronſeſſel, im Freien unter einer Eiche. Das war der Brauch jener Zeiten, im Freien Gericht zu halten. Auf der Rücklehne des gothiſchen Seſſels ſehen wir die Nummern der zehen moſaiſchen Geſetze. Auf der rechten Seite des Kaiſers erblicken wir dienſtthuende Ritter zu Pferde, welche den Verbrechern den Kaiſer zeigen, als Einen, der das Recht und die Macht habe, ſie für ihr Vergehen zu züchtigen. Der Kaiſer aber deutet auf ein entfaltetes und von einem zur Linken des Kaiſers ſtehenden Bannerträger getragenes Banner, mit der Aufſchrift: **Treuga Dei.** Dieſe Worte heißen ſo viel als Friede und Gerechtigkeit Gottes, und waren der Titel der ſchon von Kaiſer Friedrich **II.** auf den Landfrieden bezüglichen Geſetze. Sehr ſinnreich hat der Künſtler durch dieſe Hindeutungen bemerklich gemacht, wie ſelbſt der Kaiſer das Geſetz über ſich erkennt und Gott als ſeinen höchſten Richter, deſſen Statthalter er auf Erden iſt. Nichts kann den Begriff von der Gerechtigkeit eines gewaltigen Herrſchers mehr erhöhen, und dieſe Charakteriſirung des Kaiſers auf unſerm Bilde verfehlt auf den Beſchauer ſeinen tiefen Eindruck nicht. Dieſer Eindruck wird noch verſtärkt durch die meiſterhafte contraſtirende Stellung der übrigen Figuren. Auf der rechten Seite des Kaiſers (auf der Linken des Bildes) ſehen wir gefeſſelte Räuber, und ſolche, welchen man Feſſeln anlegt. Unter dieſen zeichnen ſich zwei mächtige Geſtalten aus. Die eine zeigt uns einen Mann von athletiſchen Formen, der zwar der Gewalt weichen muß, indem er von mehreren Kriegsknechten mit Ketten beladen wird, aber durch den Ingrimm ſeiner Züge und die Heftigkeit ſeiner Geberden offenbart, wie ſehr er zu fürchten war, wie wenig ſeine Wildheit gebändigt iſt und er ſein Unrecht einſieht. Vor dieſem ſteht eine nicht minder kräftige Geſtalt, in Feſſeln, aber in ruhiger Haltung. Mit einer Art von Reſignation, aber noch mehr mit Verachtung blickt er auf die **Treuga Dei**, und gibt ſich als Einen zu erkennen, der nur auf günſtige Zeiten wartet, um von Neuem loszubrechen und grauſame Rache auszuüben. Auf der rechten Seite des Kaiſers erſcheinen die Klagenden in ſchönen Gruppen, Wittwen und Waiſen, Landleute, Bürger, welche ihre Beſchwerden an den Stufen des Thrones niederlegen, und Schutz ihrer Rechte und Vergeltung für ihre Peiniger mit Zuverſicht erwarten. Zur Rechten des Kaiſers, auf den erſten Stufen des Thrones, erblicken wir einen Mann, mit einer beſiegelten Urkunde in der einen Hand, der mit gegen Himmel geſtreckten Fingern ſeiner andern ſich als einen Richter und Rechtskundigen bezeichnet, der vor Gott und ſeinem Gewiſſen die Ächtheit ſeiner Ausſagen verantworten kann. Vor den Stufen des Thrones ſehen wir einen zweiten Rechtskundigen, in ſitzender Stellung, der ein geſchriebenes Geſetzbuch hält. Auch unter den Klagenden erblicken wir einige mit Papieren oder Pergamenten, und wir finden hierin eine paſſende Andeutung auf jene Zeiten, wo das Gerichtsverfahren anfing einen geregelteren und poſitiveren Gang zu nehmen, und, geſchriebenen Formen folgend, nicht mehr ſo ſehr der Willkühr Einzelner unterworfen war. Auf der linken Seite des Bildes werden von den Höhen herab mehrere gefeſſelte Verbrecher vor Gericht, auf der Rechten andere zu ihrer verdienten Strafe geführt.

Im Hintergrunde ſehen wir auf hohen Bergkuppen theils zerſtörte Raubſchlöſſer als Ruinen, theils ſolche, mit deren Abtragung und Zerſtörung man beſchäftigt iſt. Der Gedanke dieſes Bildes *) iſt im Einzeln wie im Ganzen ſo durchgeführt, daß er in der ſchönſten Klarheit hervortritt. Dieſe Klarheit des Gedankens, ſo wie überhaupt techniſche Vollkommenheit ſind Eigenſchaften aller Schöpfungen des Künſtlers, welche der Beſchauer nicht ohne Genugthuung und Bewunderung verläßt.

Von dem gemalten Frieſe dieſes Saales haben wir ſchon oben geſprochen, er iſt zum Theile vollendet, und deſſen Compoſition und Zeichnung iſt dem genialen Schwind (von Wien) von Schnorr übertragen.

Wir haben jetzt noch von einem allegoriſchen Bilde zu reden, welches ebenfalls in dieſem Saale Platz finden wird, und zwar über der Thüre zwiſchen den beiden letztgenannten Bildern. In einer Lunette ſehen wir den Frieden und den Reichthum, mit ihren Emblemen, dem Olivenzweig und dem umgeſtürzten Füllhorn. Wir ſehen ſie in ſitzender Stellung, zwei Knaben halten eine Tafel, mit einer Aufſchrift: **„melius bene imperare, quam imperium ampliare;“** welche Kaiſer Rudolph's Wahlſpruch war. Genien ſchlingen Kränze durch dieſe ſchöne allegoriſche Compoſition.

Der Leſer wird ſich aus der Schilderung des Saals Rudolph's von Habsburg einen Begriff machen von den übrigen. Da für dieſe erſt zwei Kartons vollendet ſind, und auch dieſe außer der Reihenfolge, ſo wollen wir unſere fernern Reſerate darüber ſo lange verſchieben, bis ein ganzer Saal fertig iſt, obwohl wir ſehr ungern jetzt ſchweigen vor den ausgeichneten Kartons, auf welchen das Reichsfeſt zu Mainz (ein ungemein anziehender und meiſterhaft bearbeiteter Gegenſtand) und der Einzug in Mailand dargeſtellt ſind.

---

*) Dieſes Bild bringt uns lebhaft eine Stelle aus M. J. Schmidt deutſcher Geſchichte in's Gedächtniß, wo es auf den Grund älterer Auctorität heißt, Kaiſer Rudolph habe ſich wegen ſeiner energiſchen Handhabung der Geſetze den Beinamen lex animata erworben.

Zum Schluſſe bemerken wir noch, daß die Säle zu ebener Erde mit Wand-Bildern aus der Odyſſee geſchmückt werden, welche der berühmte Bildhauer Schwanthaler componirt, und der Maler Hildesſperger malen wird. Zu ſeiner Zeit werden wir hierüber das Nähere mittheilen.

Amerikaniſche Reiſeſcenen.

(Schluß).

Tages darauf hatte ich in Baltimore einen ſehr ergötzlichen Auftritt in einem Kaufladen. Ein Schwarm Ladies ſtiebte bei meinem Eintritt auseinander wie Tauben.

Davon trug auch der Bart die Schuld. Doch ſammelten ſie ſich wieder um mich, neugierig zuerſt, dann neckend, etwa wie Kibitze, wenn ſie eine ganze Heerde ſind, den Falken anfallen. Die Keckſte ſtrich mit der Hand über meinen Bart und rief ganz verwundert: **„Indeed it is a beard!“**

Weil die Keckſte nicht die Häßlichſte war, rief ich: **„Indeed it is a mouth and a sweet one!“** — — — —

„How much that beard?“ fragte jetzt zum zweitenmal der Kentuckier den Mann, der am Rande der „Hero“ ſaß.

Ich faßte ein Intereſſe für den Unbekannten, ohne noch ſein Geſicht geſehen zu haben, weil's ja gewiß ein Europäer war.

Bei der wiederholten Frage war der große und ſtarkknochige Amerikaner im Frack vom gröbſten Tuche näher getreten, ermuthigt durch das Hohngelächter von einem Dutzend Landsleuten.

Jetzt wandte der fremde ſitzende Mann das Geſicht zu ſeinem Beleidiger.

Ich habe manche Geſichter geſehen in dieſer Welt; aber kein zweites wie dieſes. Ich habe manchen Blick der Verachtung die Menſchen werfen ſehen auf Menſchen; aber keinen ſo maßlos verachtenden.

Es gibt Menſchengeſichter, die ſo wunderbar ſchön ſind und ſo muſikaliſch anklingend an unſer Herz, daß man eine recht hohe Meinung faßt von dem modellirenden und komponirenden Menſchenkünſtler. Es gibt auch Menſchengeſichter, die eckler zu ſchauen ſind, als Moräſte und langweiliger als Sandwüſten. Man würde nimmer begreifen können, woher derſelbe geniale Künſtler die Geduld zur Schöpfung ſolcher Kloaken und Ennüys genommen, wenn man nicht aus Allem erſähe, daß dieſes Genie ein Humoriſt iſt.

Das Geſicht des fremden Mannes war ganz wildfremd zu ſchauen unter dieſen amerikaniſchen. Es trug den Stempel einer anderen Welt. Es nahm ſich aus wie eine Schweizerlandſchaft unter Prairiehügeln. Da war im kühnſten Bau eine Adlernaſe gewachſen aus breiter Wurzel, die dem Geſichte ſo anſtand, wie dem Lande das Urgebirge, wie der Seele das Urgebirge der Prinzipien. Um den Mund flogen die Falken der Satyre und der Ironie, und hoch oben ſchwebte ein einſamer Rieſenadler: auf höchſter Stirne breitete der Adler des Stolzes ſeine Flügel, und die Falten dieſer Stirne waren zu ſchauen wie Adlerflügelſchlag.

Darum war der Ausdruck in dieſem Geſichte ſo maßlos übermenſchlich verachtend, weil er keinen Zug der Verachtung oder des Zorns hatte, weil dies Geſicht ungeſtört die Gedanken ſpiegelte, in denen die abweſende Seele ſich erging.

Der Kentuckier nahm's für den Blödſinn der Feigheit. **„How much that beard?“** fragte er zum drittenmale und trat hart an den Sitzenden, ihn zupfend an der verhöhnten Lippe.

Da kehrte die Seele des fremden Mannes zurück in die Gegenwart des Raumes, und nur einen kurzen Blick warfen ſeine Augen auf den Feind, aber einen ſolchen Flammenblick voll ziſchender Congreve'ſcher Raketen, daß der Amerikaner, verſengt bis in die Augenwimpern, bleich und zitternd zu ſeinen Kameraden trat.

„Bettler!“ ſprach der Fremde zu der Rotte, „ihr und euer ganzes Amerika ſeid zu erbärmlich, um den Werth eines Haares in meinem Barte zu erwiegen.“

Dann, als ſchäme er ſich, daß er ſich ſo ſehr unter ſich ſelber herabgelaſſen, die Amerikaner eines Wortes zu würdigen, wandte er ihnen den Rücken und wieder ſchweiften ſeine Blicke und Seele waldwärts über die Berge.

„Cut of that beard!“ riefen die Yankees, indem ſie dem Kentuckier aus ſeiner Buſentaſche das Meſſer zogen, deſſen weiße Schaale drohend wie Wolfszahn daraus geragt hatte. Sie ſchlugen die Klinge auf und gaben ſie in ſeine Hand. Aber dieſem Kaufmanne war alle Luſt zum Barthandel vergangen.

Der Fremde ſchien die fernere Schlichtung des Streites den beiden Hunden überlaſſen zu haben, die zu Seiten ſeines Seſſels ſaßen, wie zwei Cerberuſſe am Stuhle des Rhadamantus.

Es waren Hunde von jener Race, welche aus England ſtammt. Dieſe Hunde haben nur die Größe eines Pudels; aber an ihnen hat die Natur gezeigt, wie viel Muskelballen ſie in kleinen Raum zu drängen vermag. Der Kopf dieſer Thiere iſt ſo dick, daß Jeder, der die Race nicht kennt, glauben wird, er ſei geſchwollen, etwa vom Biß einer Giftſchlange; er iſt ſo breit und ähnlich geſtaltet wie ein Vipernkopf. Und dennoch iſt der Hals ſo unverhältnißmäßig dicker, daß es ſchwer iſt ihm eine Kuppel anzulegen, die ſich nicht über den Kopf abſtreift. So breit wie Büffelbruſt iſt die Bruſt, nur hinten fällt der Körper ſchwächer ab und ähnelt dem Katzenleib. Der Ausdruck eines ſolchen Hundsgeſichts, bei dem der Unterkiefer weit hervorragt und ſtets die weißen Hauer zeigt, iſt der einer abſoluten und verdroſſenen Stupidität. Dieſe Hunde haben in der That keine Anlage und kein Talent, als das größte zu blinder Schergentreue. Man hetze ſie auf einen Felſen, und ſie werden einhauen, daß die Funken ſtieben; ja, man hetze ſie auf das Feuer, und knackend werden ſie ihre Zähne ſchlagen in die Flamme. Nie, wenn eines dieſer Thiere auf ein anderes Geſchöpf losgelaſſen iſt, endet ohne Dazwiſchenkunft der Kampf früher als mit dem Tode des einen.

Zwei ſolcher Hunde, die der Engländer „bull dogg“ nennet, richteten ſich am Seſſel des Fremden auf ihre mürkiſchen Glieder und ſtarrten auf die Yankee's mit mordgierigen Augen, bereit den erſten, der ſich nahe, zu zerreißen. — — —

Feuilleton.

⁂ **Seltſamer Gebrauch bei Todtenbeſtattung der Juden zu Algier.** — **Thomas Campbell** in ſeinen Lettres from the South berichtet manches Intereſſante über den nördlichen Theil von Afrika. Bei Beſchreibung eines jüdiſchen Begräbniſſes zu Algier gedenkt er folgenden ſeltſamen Gebrauches: „Wenn ein Jude ſtirbt, glauben ſeine Stammgenoſſen, der Teufel ſtehe im Hinterhalt vor ſeinem Hauſe, um ſich des Leichnams zu bemächtigen, wenn derſelbe zu Grabe getragen wird. Da aber die Rabbiner denſelben auf dem ganzen Wege umringen, ſo wird die hölliſche Majeſtät hierdurch abgeſchreckt. Doch begleitet er den Zug, eine Gelegenheit erſpähend, die Leiche zu ſtehlen oder mit dem Todten in das Grab zu ſchlüpfen. Wenn daher der Sarg bei dem offenen Grabe angelangt, treten die Träger plötzlich mit dem Todten einige Schritte zurück, während deſſen ein Rabbiner einige Goldſtücke ſo weit er kann, nach verſchiedenen Richtungen hinwirft. Der Teufel, der jetzt entweder im Grabe oder in deſſen Nähe iſt, wird nun durch ſeinen Geldgeiz verlockt, die Goldſtücke aufzuleſen. Sofort wird der Sarg raſch in das Grab geſenkt und mit Erde bedeckt. Bei dem Begräbniß von Frauen findet dieſer Gebrauch nicht ſtatt, weil, wie es heißt, Satan ſchon geplagt genug iſt, um ſich noch mit Frauen zu behelligen.“

⁂ **Nachbildung anatomiſcher Präparate.** — Die Herren **Thibert** und **Ranceaux** haben eine Compoſition entdeckt, welche leichter als jede andere bisher gebrauchte Subſtanz zur Nachbildung anatomiſcher Präparate verwendet werden kann. Einmal hart geworden, widerſteht ſie jedem Druck, dem Dampf und ſogar der Hitze des kochenden Waſſers. Die einzelnen Theile werden dann mit Oelfarben gemalt und gefirnißt, und können demnächſt, ſo oft es Noth thut, abgewaſchen werden.

⁂ **Arago über Reform der franzöſiſchen Communalſchulen.** — In einer der letzteren Sitzungen der franzöſiſchen Deputirtenkammer (25. März) ſprach **Arago** kräftig für eine zeitgemäße Reform der Communalſchulen. Er wünſcht, daß in denſelben das Griechiſche und Lateiniſche erſetzt werde durch Unterricht im Franzöſiſchen und in den Sprachen der den verſchiedenen Theilen angränzenden Länder. Gegen die gemeine Einrede: „Ohne Griechiſch und Latein entwickele ſich keine Intelligenz“ — erinnerte er vor allem an Napoleon, — dann an Béranger, Shakſpeare, Lafontaine, — von denen keiner jene beiden Sprachen verſtand. Dann fügte er hinzu: „unſere beſte Proſa, wer ſchreibt ſie? Eine Frau (Mad. Dudevant), obſchon man in den Dameninſtituten weder Griechiſch noch Latein lehrt.“

⁂ **Gymnaſtik in Sachſen in den öffentlichen Unterricht aufgenommen.** — Die erſte Kammer des Königreichs Sachſen hat am 6. v. M. in Bezug auf den Unterricht der Gymnaſtik u. a. die Sätze angenommen: daß die Regierung Sorge für die Heranbildung tüchtiger Turnlehrer trage; daß ſie durch Verordnung den Unterricht in der Gymnaſtik als nothwendigen Lehrgegenſtand bei den Gelehrtenſchulen Sachſens einführe, und, wo es an Fonds fehle, die Salarirung eines Turnlehrers ſelbſt beſtreite u. ſ. w. (N. Z.)

⁂ **Gothiſche Architektur.** — Das vierte Heft von **Caveler's** Select specimens of Gothic Architecture, welches kürzlich erſchienen, enthält Abbildungen der ſehr intereſſanten, bisher wenig gekannten Kirche von Stone in Kent aus der Zeit Heinrich's III.

⁂ **Beſchleunigter Gedankenverkehr.** — In Folge eines im v. J. zwiſchen Frankreich und England geſchloſſenen Poſtvertrag's hat die Zahl der wöchentlich nach dem Feſtlande geſendeten engliſchen Zeitungen von 3560 auf 6798, und die der vom Kontinent nach England gehenden Zeitungen von 1400 auf 4000 ſich gehoben.

⁂ **Gründung eines Muſeums zu Leipzig.** — Auch Leipzig wird nun bald ein Muſeum haben. Kunſtfreunde haben einen Aktienverein (jede Aktie zu 3 Rthlr.) gebildet, und hierdurch und durch die Feſtſtellung von Eintrittsgeldern bei den Ausſtellungen ſich der zureichenden Mittel verſichert, eine bleibende Anſtalt für Kunſt-Anſchauung zu begründen. Die erſte öffentliche Ausſtellung, zunächſt von Werken lebender Künſtler, ſoll im nächſten Herbſte ſtatt finden. Alle 2 Jahre wird eine ſolche veranſtaltet. Aus dem Beſtande derſelben werden, dem Grundſtatut zufolge, Kunſtwerke angekauft, und dieſelben theils unter die Mitglieder des Vereins verlooſ't, theils zur Bildung eines Muſeums der Stadt Leipzig verwendet.

⁂ **Journaliſtik der franzöſiſchen Reformirten.** — Von 26 religiöſen Zeitſchriften, die ſeit 20 J. in franzöſiſcher Sprache von Seiten der Reformirten ausgegangen, beſtehen, der Schweizer evang. Kirch. Ztg. nach, jetzt nur noch 12, von denen nur eines dem Rationalismus huldigen ſoll. Vier derſelben erſcheinen in der Schweiz; und acht in Frankreich, von welchen vier zu Paris. Unter dieſen iſt das Archiv des Chriſtenthums im XIX. Jahrh., das älteſte. Es erſcheint ſeit 20 Jahren.

⁂ **Seidenwürmerzucht in Frankreich.** — Die in einigen chineſiſchen Schriften beſchriebenen Methoden der Seidenwürmerzucht haben vor einigen Jahren in Frankreich Veranlaſſung zu Verſuchen gegeben, die alle Hoffnungen übertroffen. Der jetzige Handelsminiſter hat jene Schriften unter dem Titel: „Recueil de traités chinois sur la culture de la soie“ herausgeben laſſen. Gegenwärtig bringt Frankreich nur erſt 2 Mill. Pfd. roher Seide hervor und bedarf noch etwas über 1 Mill. fremder Einfuhr. Bei dem Fortſchreiten der Kultur iſt anzunehmen, daß in 4 bis 5 J. der ganze Bedarf im Lande produzirt wird.

⁂ **Ueber das Aufſteigen des Saftes in den Pflanzen** bemerkte Hr. **Dütrochet** in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris (27. v. M.) daß daſſelbe, durch das Licht **bedingt**, weit ſtärker am Tage als in der Nacht ſtatt finde; daß aber die Kraft, mit welcher der Saft ſteige, je nach den Pflanzenarten verſchieden ſei. Je ſtärker übrigens derſelbe am Tage emporſteige, um ſo ſchwächer werde das Aufſteigen in der Nacht; je ſchwächer es am Tage, um ſo ſtärker bleibe es in der Nacht.

⁂ **Taubſtumme im Großherzogthum Braunſchweig.** — Aus einem Berichte des Dr. Mansfield im British and foreign medical review erſehen wir, daß im Königreich Preußen auf 1426 Bewohner, und im Großherzogthum Braunſchweig auf 2026 Einwohner **ein** Taubſtummer zu rechnen. Beinahe ein Viertel ſämmtlicher Taubſtummen hatte einen Bruder oder eine Schweſter oder mehrere, welche von demſelben Unglück betroffen waren. Im Braunſchweigiſchen empfangen beinahe alle Taubſtumme eine ihren Gebrechen angemeſſene Erziehung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 94. 1837.

Phönix.

Freitag, 21. April.

Die freien Frauen und G. Sand.

I.

Als die Saint-Simoniſtiſche, oder genauer, — die Enfantiniſche Geſellſchaft durch richterlichen Spruch unterdrückt worden und die Kinder des Kindiſchen ſich in alle Welt zerſtreut hatten, meinten Viele, es habe auch mit den freien Frauen ſein Ende genommen. Aber ein Mephiſto hätte den Meinenden zurufen können:

Den Teufel ſind ſie los;
Die Teufel ſind geblieben.

Schon im Juli vorigen Jahres wandten ſo ſich nennende „freie Frauen" ſich mit einer Bittſchrift an den König und die Kammer, darauf antragend, daß auch Frauen als verantwortliche Herausgeberinnen **(gérantes)** eines politiſchen Tagblattes und als Zeuginnen bei Civilakten zugelaſſen würden.

Die Kammer ging am 28. Januar dieſes Jahres in Betreff dieſes Geſuchs zur Tagesordnung über.

Indeſſen hatten die Freifrauen bereits in einer zweiten Bittſchrift unterm 1. December vorigen Jahres verlangt, daß der Artikel 214 des bürgerlichen Geſetzbuches abgeſchafft werde, welcher die Frauen verpflichtet, bei ihrem Manne zu wohnen und ihm, wohin es ihm zu ziehen beliebt, zu folgen.

Natürlich fand dieſer Antrag keine günſtigere Aufnahme in der Kammer, als der erſte.

Die freiheitſüchtigen Damen ließen ſich hierdurch nicht entmuthigen. Sie ſtifteten eine „**Gazette des Femmes,**" welche ſie näher bezeichnen als „**Journal des droits politiques et civils des Françaises.**" Frau Poutret de Mauchamps, welche die Leitung dieſes (für beſcheidene 15 Franken jährlich zu beziehenden) Frauenblattes übernommen, kündigt gleich zum Voraus an, daß daſſelbe keine Handelsſpeculation, ſondern eine „freie Veröffentlichung" **(publication libre)** ſei, und daß dieſe Zeitung in ſo vielen oder wenigen Blättern und in ſolchen Zeitabſchnitten erſcheinen werde, als der Herausgeberin im Intereſſe der Verbeſſerung des Looſes der Frauen dienlich ſcheinen werde. —

In dieſem Blatte nun haben jene hartherzigen Tagesordnungen der Deputirtenkammer ſich eine ſtrenge Kritik gefallen laſſen müſſen, und, unabgeſchreckt durch wiederholte Abweiſung, haben jetzt die heldenmüthigen Frauen den Kammern eine dritte Petition überreicht, in welcher ſie fordern, daß klar und ausdrücklich anerkannt werde, was maßen kraft der Charte von 1830 die Frauen dieſelben bürgerlichen und politiſchen Rechte beſitzen wie die Männer. Madame Poutret de Mauchamps, welche das Factum unterzeichnet hat, erklärt, Frankreich ſei ein Volk von freien Männern und Frauen, welche, verſammelt, einen König oder eine Königin wählen können, ohne Rückſicht auf das Saliſche Geſetz. Das Geſuch um gleiche Theilnahme an den Rechten ſtützt ſich nämlich darauf, daß die Frauen auch an den Gefahren und dem Siege der Julitage Theil genommen; weßhalb ſie nun ebenwohl Deputirtinnen und Pairinnen werden können müßten. Die Charte rede nie von Franzöſinnen; es ſei Zeit, daß ſie ſage: die Franzöſinnen und die Franzoſen ſind gleich vor dem Geſetze; Alle ſind gleich zuläſſig zu allen Ehren- und Geld-Ämtern, — mit Ausnahme des Kriegsdienſtes, von welchem die Bittſtellerinnen Nichts wiſſen wollen.

Noch iſt, unſeres Wiſſens, über dieſe dritte Bittſchrift Nichts entſchieden; aber ſchon iſt durch Vermittlung der Frau Poutret ein viertes Geſuch an König Ludwig Philipp gerichtet werden, worin die Damen ihn bitten, er möge doch erklären, „daß er ebenſowohl König der Franzöſinnen, als der Franzoſen ſei.“ —

II.

Manche, wenn ſie dies leſen, werden über dieſe Enfantiniſchen Nachklänge ſpotten, Andere nur mitleidig lächeln; wieder Andere werden in fromme Klagen ausbrechen über ſolche Verwegenheit des andern Geſchlechtes; Einige vielleicht ſogar zürnen über die Preß- und Petitionsfreiheit, welche ſolcherlei gefährliche Grundſätze und Prätentionen unter die Leute zu bringen geſtattet. Glücklicherweiſe iſt das Leben einer großen Nation unabhängig von dem Spotte und dem Tadel Einzelner, und die Freiheit der öffentlichen Mittheilung für das geiſtige, was die freie Luft für das leibliche Leben. Wie die freie Bewegung der Luft das Correktiv iſt für alle in ihr aufſteigenden ſchädlichen Dünſte, ſo corrigirt die freie Öffentlichkeit alle geiſtigen Extravaganzen. Im Reiche des Geiſtes, wie in der Natur waltet im großen Ganzen eine ordnende, zurechtweiſende, heilende Macht und die Wahrheit behauptet ihr Recht mit ſiegender Gewalt. Es freut uns, gerade im vorliegenden Falle unſere Anſicht durch eine Thatſache beſtätigt zu finden.

Die unter dem Namen George Sand bekannte und berühmte Schriftſtellerin iſt in mehreren ihrer Romane, — in „Valentine,“ „Indiana“ und ſelbſt noch in „Lélia,“ als ſchöngeiſtiger Anwalt jener Frauen aufgetreten, die den Aufſtand gegen das bisherige ehliche Verhältniß für die heiligſte Pflicht gehalten. Aber die Heilkraft der Wahrheit hat auch in dieſem genial-revolutionären Geiſte ihre Übermacht erwieſen. In einer kürzlich von jener reichbegabten Dichterin herausgegebenen Schrift ſpricht ſich dieſelbe über die Beſtimmung der Frauen in folgender Weiſe aus:

„Ich fürchte, Marcia, daß die ohnmächtigen Verheißungen einer neuen Philoſophie dir geſchadet. Sei es, daß du den eigentlichen Gedanken des Saint-Simonismus unrichtig verſtanden, oder daß der Saint-Simonismus in ſeinen Meditationen und Forſchungen nicht das Wort für deine Beſtimmung gefunden, — kurz, du haſt aus demſelben den Wunſch des Unmöglichen geſchöpft“ . . .

„„Nein, ſagſt du, man laſſe mich nur in das Thatenleben hinausſtürzen; ich fühle mich Krieger, Redner, Prieſter; ich will, ich kann kämpfen, erörtern, lehren.““

„Kannſt du es, Marcia, wohlan, dann biſt du eine Ausnahme, und in heroiſchen Zeiten hätteſt du dich Johanne d'Arc, Frau Roland, Heloïſe nennen können. Aber was willſt du jetzt ſein? Suche dir in der geſellſchaftlichen Ordnung, auf allen Rangſtufen der Staatsgewalt und der Induſtrie eine Stellung, von welcher du ohne Lächeln Beſitz ergreifen könnteſt. Du kannſt nur etwa Künſtlerin werden, und daran hindert dich Niemand.“

„Geſetzt aber, es finde ſich gegenwärtig in den parlamentariſchen Erörterungen und in der Ausübung der Staatsgewalt Etwas, was eine edle Seele oder einen großen Geiſt anzulocken vermöchte, geſetzt, mehrere durch ihre Erziehung und ihre Anlagen excentriſche Frauen brennten vor Begierde, ihre Stelle in der Welt zu finden, und gingen, durch die Geſetze behindert, von Unthätigkeit und Sehnſuchtſchmerz verzehret, zu Grund; — unter uns, Marcia, ſei es geſagt, ich glaube nicht, daß es gegenwärtig auch nur eine ſolche Frau in Europa gibt. — Gleichviel! du wirſt mir zugeben, daß deren Zahl ſehr geringe iſt, und daß es unklug ſein würde, um ſo weniger Wunderkinder willen ein Geſetz zu geben, welches zu der ſchon ſo gewaltig umdrängten Staatsgewalt, zu der ſchon ſo armſeligen Erörterung der Staatsintereſſen alle Frauen zuließe, die wir nicht kennen und ſelbſt die vorzüglichſten derer, die wir am beſten kennen. Alſo, was dich, große verborgene Seele! betrifft, lerne dich unſcheinbar machen, lerne dich vernichten, lieber, als daß du, um ein perſönliches Bedürfniß zu befriedigen, wünſcheſt, das Menſchengeſchlecht möge einen Wahnſinn begehen!“

. . . „Ich ſage dir es in aller Demuth, verzeihe mir; aber in allem Ernſte ſage ich dir: behüte dich vor jenen thörigten Ambitionen. Die Frauen ſind nicht geeignet für die Ämter, die ihnen bisher von den Geſetzen verſagt worden. Dies beweiſ't indeß keineswegs die Inferiorität ihres Geiſtes, ſondern nur den Unterſchied ihrer Erziehung und ihres Charakters. Das erſte Hinderniß kann mit der Zeit ſchwinden; das zweite wird, meiner Meinung nach, ewig bleiben. Welches auch die Fortſchritte der ſtolzen Vernunft ſein mögen, — immer wird das Herz der Frauen das Weihthum der Liebe, der Sanftmuth, der Hingebung, der Geduld, der Barmherzigkeit ſein, kurz das Weihthum der mildeſten Reflexe der Gottheit und der unverwüſtlichen Inſpirationen des Evangeliums. Sie ſind es, die uns durch alle Jahrhunderte hindurch die Überlieferungen der erhabenen chriſtlichen Philoſophie bewahren werden. Sie ſind es noch heutzutage, die in Mitten des Überſtrömens unſerer groben Leidenſchaften die Trümmer des Spiritualismus und der chriſtlichen Liebe aus dem Schiffbruche retten.“

„Du ſiehſt alſo, daß ich weit davon entfernt bin, zu meinen, das Weib ſtehe tiefer als der Mann. Sie iſt Seinesgleichen vor Gott,*) und Nichts in den providentiellen Planen beſtimmt ſie zur Sclaverei. Aber ſie gleicht nicht dem Manne,**) und ihre Organiſation, wie ihre Neigung weiſen ihr eine andere, nicht minder ſchöne, nicht minder edle Rolle an, über welche ſich zu beklagen, meines Erachtens, ein Zeichen geiſtiger

---

*) Elle est son *égale* devant Dieu . . . .

**) Elle n'est pas *semblable* à l'homme . . . .

Entartung ſein würde. Die Vorſehung, die ihr die Kindheit des Menſchen in die Arme und an die Bruſt gelegt, hat ſie ihr nicht eine glühendere Liebe zur Erſtgeburt, eine erhabene Betriebſamkeit (**industrie**) für dieſe erſte Beſchäftigung und unausſprechliche Freuden verliehen, deren Macht ein Geheimniß für die Mehrheit der Männer?

„Wer malt uns das Entzücken der Mutter bei dem erſten Kuſſe ihres Kindes? Wer wird uns erklären, wie der keuſche und göttliche Reiz dieſer erſten Liebkoſung ſie tauſendſachfach für die Wehen der Geburt und die Mühen und oft grauſamen Beſorgniſſe der Stillung entſchädigt? .. Das Weib hat die Beſchwerlichkeiten des Haushaltes, der Mann die Einrichtung zu tragen: zwei verſchiedenartige aber gleich nothwendige und dadurch geadelte Weiſen in der Familie zu arbeiten ... Hier iſt die Größe der Frauen, hier iſt ihr Ruhm“ ...

„So iſt alſo jedem Geſchlecht ſein Beruf vorgezeichnet, ſeine Aufgabe angewieſen, und die Vorſehung verleiht jedem die dazu geeigneten Werkzeuge und Hülfsmittel. Warum ſollte nun die Geſellſchaft dieſe wunderbare Ordnung umſtoßen, und würde ſie der Verderbniß, die ſich eingeſchlichen, dadurch abhelfen, daß ſie, das Weib in Allem dem Manne gleichſtellend, die natürliche Ordnung umkehrte?“ ...

Frankfurt a. M. (Muſik).

Ich gebe den Leſern des Phönix hier ein **Summarium** der ſeit meinen letzten Berichten hier ſtattgefundenen nennenswertheren Ereigniſſe im Gebiete der Muſik. Es gehe daraus hervor, ob wir vorgerückt, ſtehen geblieben, oder rückgeſchritten ſind. Erſt zu dem Kammerſtyle: Das vorzüglichſte Concert ſeit Jahren war ohnſtreitig das vom hieſigen Muſeum im Saale des Weidenbuſches veranſtaltete Schillerfeſt, deſſen namhafte Recette als Beitrag zum Schiller-Denkmale nach Stuttgart geſandt wurde. Eine wahrhafte geiſtige Inſpiration vereinigte alle Theilnehmer. Ich nenne die Künſtler, die auf den Altar ihres größten deutſchen Dichters den Zoll tiefgefühlter Ehrfurcht entrichteten. Es waren die Damen Lindner, Heinefetter (Katinka), Kratky, Ernſt, Halbreiter, und die Herren Guhr, Riefſtahl, Hiller, Becker, Charles Durand, Gollmick, Dettmer, Dobrowsky und Wiegand. Die Gedichte über Schiller waren von den Herren K. F. Haug und Dr. Weil. Die aufgeführten größeren Compoſitionen waren Beethoven's Symphonie F dur, Mendelsſohn's Ouvertüre zu „die ſchöne Meluſine“ und das erſte Finale aus „Cosi fan tutte.“

Riefſtahl beſchloß den Cyklus ſeiner ſechs Quartettzirkel (**Soirées musicales**). Die zunehmende Theilnahme daran zeugte von der Progreſſion dieſes Unternehmens. Äſthetiſcher Gehalt und wahrhaft künſtleriſche Execution gingen Hand in Hand mit einander. Wer Anfangs aus Rückſicht, Ton, Humanität ꝛc. ꝛc. auf dieſe Soiréen ſubſcribirte, beſuchte dieſelben bald aus einem gefühlten Bedürfniſſe, und bei den letzten Sitzungen war faſt kein Platz mehr zu finden. Es fehlt hier nicht an Kunſtſinn. Es muß nur auch was Kunſtſinniges geboten werden. Wir ſchwelgten in Hayd'n, Mozart, Beethoven, Onslow, Spohr, Ries, und in der letzten Soirée wurde ein Quartett von Ferdinand Hiller producirt. Wie es die Tendenz verſprach, füllten gute Lieder am Flügel die Pauſen aus. Wir ſehen dem nächſten Cyklus mit Vergnügen entgegen. Unſere Muſeen ſtrotzten wieder an Reichhaltigkeit und Überfluß. Zu viel ſoll ja ungeſund ſein, und doch befinden ſich Doctoren der Medicin und der Philoſophie unter dem Vorſtande. Unter 11—12 großen Nummern wird kein Muſeum mehr geſchloſſen. Das ununterbrochene Hören und Genießen wird faſt zur Arbeit, und man vergißt über dem Einen das Andere. Genug, man hat uns verwöhnt. Außer den Beethoven'ſchen Symphonieen und Ouvertüren von Mendelsſohn, welche jedesmal die Vorträge einrahmen, producirte das wackere Orcheſter Hayd'n's Bärentanz, Spohr's C Moll-Symphonie und Ouverturen von Fenny und Schnyder von Wartenſee. Auch verdient Fräulein Auguſte Miller, eine Tochter des vormals berühmten Tenoriſten Julius Miller, beſonderer Erwähnung. Sie ſang Arien zum Orcheſter, ſang franzöſiſche und deutſche Lieder zum Clavier, und ſprach Gedichte. Sie iſt eine liebliche Erſcheinung, und war zuletzt im Muſeum wie zu Hauſe. Vater und Tochter gaben auch Concerte, worin es mit hochobrigkeitlicher Erlaubniß leer blieb. —

Menter und Mittermayer aus München machten Furore. Sie ſpielten im Schauſpielhauſe, im Muſeum und in den Riefſtahl'ſchen Soiréeen. Hier iſt die innigſte Verſchmelzung des Violoncello und der Violine. Man kann nichts Vollendeteres hören. — Auch Dem. Oswald aus München und der zehnjährige Auguſt Möſer geigten in den Zwiſchenakten. Die erſtere erregte ein angenehmes Gefühl der Bewunderung (ſie iſt wohl die reizendſte und dabei beſcheidenſte Fee unter ihren Apollo-Schweſtern), der Knabe aber Erſtaunen. Wie in aller Welt ſtehen hier, Alter, Zeit, Intelligenz und phyſiſche Kraft im Verhältniſſe zuſammen? — Unter andern zeigte ſein Vater (der Kammermuſikus und Concertmeiſter Möſer aus Berlin) ein Doppel-Concert mit ihm, und mußte ſich tüchtig zuſammennehmen. Auch darf ich nicht des Horniſten Haupt vergeſſen, eines Schülers Schunke's und jüngeren Bruders eines unſerer **premiers Violons**, der ſich zwiſchen zwei Schauſpielen auf ſeinem Inſtrumente durch Fertigkeit und Vortrag auszeichnete, und ſehr gefiel. Viel vom Tone verſchlangen die neidiſchen Couliſſen, welche in dieſer Beziehung mein Urtheil beſchränkten. Der Schmitt'ſche Inſtrumental-Muſik-Verein gab mehrere Concerte. Die oft im Phönix ausgeſprochene löbliche Abſicht dieſer Geſellſchaft wird beharrlich befolgt. Man hört hier gute Compoſitionen, die außerdem ſelten zur Aufführung kommen; Mozart's Clavierconcerte namentlich werden regelmäßig geſpielt, und Dem. Wendelſtädt beſonders verſteht deren Geiſt aus den Taſten zu bannen. In der Discretion der Begleitung liegt das beſte Lob für die immer zunehmende künſtleriſche Intenſivität der Mitglieder. Hayd'n's **Abſchieds**- und Andrè's **Willkommé**-Symphonie (ein Pendant jener), waren namentlich ſo ergötzliche als vortrefflich durchgeführte Gaben. Das italiäniſche Quartett der Herren Bongiorny, Gaggiotti, Zazzeli und Cerutti, die ſich „Virtuoſen der Mandoline, Guitarre und im Geſange“ nennen, und im goldenen Roſſe Concert gaben, — ſollen ſo wenig ausgegeben wie eingenommen haben. Der prahleriſche Styl des Concertzettels verſcheuchte meine ahnungsvolle Seele von der Thürſchwelle. Der junge Pianiſt Konrad Baldenecker gab zum Beſten der hieſigen Irrenanſtalt wieder ſein jährliches Concert. Was ich von dem kleinen Möſer geſagt, gilt auch hier, nur daß bei jenem immer ein Knabe, hier aber, was phyſiſche Kraft anbelangt, ein Mann gehört wird. Der rapide Anſchlag der Schmitt'ſchen Schule, welcher auch unſer Virtuoſe angehört, iſt doch immer der erſte Grund ſo ſchneller als kräftiger Entwicklung. Der äußerſt accentuirte Geſang der tief fallenden Taſte, und die electriſche hinſtrömende Bravura der Paſſage ſind die untrüglichſten Zeichen dieſer Schule. Auch des Concertgebers Lehrer und Vater iſt ein Zögling derſelben. Der kleine Baldenecker ſpielte das berühmte, ich möchte faſt ſagen, berüchtigte E Moll-Concert von Kalkbrenner, und Thalberg's große Phantaſie, H dur, über Thema's aus Norma, parcoeur. Mit Aufzählung der oratoriſchen Aufführungen bin ich bald fertig. Die Kirchen ſcheuen die damit verbundenen Koſten, und Chorſänger haben wir leider nicht. Erbarmten ſich nicht zuweilen hieſige Geſangvereine zweiter und dritter Klaſſe, ſo gingen ſogar die höchſten Feiertage ohne den Verſuch einer ernſteren Weihe vorüber. Da hören wir denn wohl einzelne geſunde Tonſtrahlen die hohen Räume erfüllen, aber das iſt auch Alles; denn von den ſchwankenden Chören und von einem durchſichtigen Orcheſter iſt nicht viel zu reden. (Schluß f.)

Ethnographiſche Werke.

3) **Aus dem Tagebuch eines in Großbritannien reiſenden Ungarn.** Peſth 1837. G. Heckenaſt.

Die drei Inſeln ſind unerſchöpflich. So viel ſchon über ſie geſchrieben, gebildert worden iſt, immer bieten ſie dem neuen Ankömmling irgend eine Landſchaft, die noch nicht aufgenommen, eine Situation, die unbekannt iſt; wär's auch nur die Beleuchtung, (und die engliſchen Landſchafter ſelbſt laſſen dieſe bekanntlich eine wichtige Rolle ſpielen) welche dieſe und jene ſo oft ſie geſehn worden, wie völlig neu erſcheinen läßt.

Ich liebe und ſchätze den Ungar. Er iſt kernhaft, geſund, und hat, was ich am meiſten an ihm ſchätze, Stolz auf ſeine Nationalität, einen Stolz, der oft zum Eigenſinn ausartet und verdrießlich würde, wäre er nicht durch eine Gaſtfreundlichkeit gemildert, die ihres Gleichen ſucht, und durch eine wahrhaft rapide Begierde, das wirklich **Gute** anderer Nationalitäten in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten. Es gibt wenig Nationen, die ſo viel Solidität bei ſo viel Energie und ſo viel Selbſtbewußtſein bei ſo viel Dankbarkeit beſitzen wie die ungariſche. Sonach iſt's gewiß ein gutes Zeichen, wenn ein Ungar — Großbritannien beſucht und darüber ſchreibt. Es iſt eine Verwandtſchaft zwiſchen Großbritannien und Ungarn; hier wie dort Nationalſtolz, hier wie dort freie Inſtitutionen auf dem Grunde alter Privilegien, mit dem Unterſchiede, daß Großbritannien, ohne ſeine Phyſiognomie zu verwiſchen, eine Weltmacht, Ungarn zu einer zwiſchen Orient und Occidents vermittelnden Provinz geworden iſt und nun von Jahr zu Jahr ſichtlich ſeine moraliſche Emanzipation wieder zu erringen ſtrebt. Ein Ungar, der Großbritannien bereiſt, hat vor einem Deutſchen — die **Unſchuld** voraus, mag er auch die Bildung mit ihm gemein haben, und (ohne deßhalb gegen meine Landsleute ungerecht ſein zu wollen) die Männlichkeit des Ungarn überwiegt die Univerſalität des Deutſchen.

Das vorliegende „Tagebuch eines in Großbritannien reiſenden Ungarn“ beſtätigt meine Annahme, die vielleicht auf einer für Ungarn günſtigen Vormeinung beruht. Ein ſcharfer Blick läßt ſich dieſem Ungar nicht abſprechen, wiewohl man ihn mehr aus dem, was er **gelegentlich** berührt als aus dem rothen Faden des Ganzen erkennt: ich verweiſe auf die (im Phönix Nro. 43 u. 45 mitgetheilten) Bemerkungen über Ungarn ſelbſt, die für das deutſche Publikum, das von Ungarn in der Regel viel zu wenig erfährt, von großem Intereſſe ſind. Aber auch das Talent eines Landſchafters findet ſich determinirt dargelegt, und tritt durch manche Details ſchärfer hervor, welche auf alte Sage und Sitte zurückführen, wie bei der Schilderung **Staffa's** die Erwähnung der Tradition, „daß ſieben Jahre vor dem jüngſten Gericht eine Waſſerfluth Erin und Caledonien verſchlingen ſolle, während Columbans Inſel unverſehrt auf dem Ocean ſchwimmen wird, wie der Nachen auf der Welle. Dieſe Prophezeihung gab Jona in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters eine Berühmtheit und Heiligkeit, die alle ſchottiſchen und iriſchen Könige und norwegiſchen Jarls vermochte, ſich hier begraben zu laſſen, ja ſelbſt ein König von Frankreich ruht hier im ungeſtörtem Schlafe. Der von Macbeth ermordete Duncan war der erſte ſchottiſche König, der hier ſeinen Platz für ſich fand. Es iſt ergreifend, wenn man hier im Norden und im chriſtlichen Mittelalter dieſelben Ideen wiederfindet, die man im grauſten Alterthume bei den Aegyptern entſtehen ſah.... Wie auf römiſchen Gräbern und Sarcophagen ſieht man hier das Todtenſchiff, das die Seele nach der Inſel der Seligen führen ſoll, in den ſchwarzen Stein gemeißelt; wie auf griechiſchen und etruriſchen Todtenvaſen findet man hier den Abſchied und den Todtenritt wieder, der beſonders auf einem der Denkmale charakteriſtiſch iſt, wo eine weibliche Geſtalt mit der Harfe auf dem Thronſeſſel ſitzt, während der Mann, ſich von ihr abwendend, im Kriegergewande fortreitet, darunter aber iſt das Symplegma des Löwen und Stiers, das auf perſiſchen Cylinderſteinen und den Münzen von Akanthus als Symbol des endenden Jahres ſo oft wiederkehrt. Auf andern Steinen ſind Laubverzierungen und Schnörkel, die an die Ornamente orientaliſcher Miniaturen erinnern; häufiger noch ſieht man das Schwert, deſſen Griff ein Kreuz bildet und einen Dolch.“

Notizen.

∴ **Darmſtadt**, 19. April. — **Mozart's** Wittwe in Salzburg hat an Se. königl. Hoheit den **Großherzog von Heſſen** ein Schreiben geſendet; die greiſe **Conſtanze** ſpricht darin dem erlauchten Freunde und Beſchützer der Kunſt die innigwehmüthige dankbare Freude ihres Herzens bei der Nachricht von der ächt fürſtlichen Theilnahme Sr. königl. Hoheit an der hieſigen Mozartfeier, und die Bitte aus, — Höchſtdieſelbe möchte ſechs, bisher im Nachlaß ihres Gatten von ihr treu verwahrte, der Welt unbekannt gebliebene, von **Mozart's** eigener Hand geſchriebene **Menuette** (welche dem Briefe beigelegt waren) als Beweis ihres Dankes und als Erinnerungsblätter annehmen!

∴ **Hoffmann's** „Phantaſieſtücke“ ſind von Neuem von Heinrich **Egmont** in's Franzöſiſche überſetzt worden.

№ 95. 1837.

Phönix.

Samſtag, 22. April.

Vincenzo Bellini.

(Aus der Mappe eines wandernden Malers).

I.

Das Jagdſchloß Moritzburg in Sachſen iſt der Ort, wo die Sage vom Freiſchützen herſtammt; jene Sage nämlich, wonach Friedrich Kind ſeinen Operntext für Carl-Maria von Weber dichtete, denn die Urſage von Freiſchützen überhaupt iſt bekanntlich ebenſowohl in Dänemark, Schweden, Norwegen, Schottland u. ſ. w. zu Hauſe, als in Böhmen, Sachſen und einigen ſüddeutſchen Hochländern.

Schloß Moritzburg liegt nur wenige Stunden von Dresden; mit dem Beginne des Herbſtes pflege ich daher immer — wenn nicht ganz beſondere Hinderniſſe eintreten — auf einige Wochen hinauszuziehen zu dem wackern Förſter, wo ich ein gar lieber Gaſt bin: denn ich weiß das edle Waidwerk zu ſchätzen, zeichne hübſche Jagdſtücke und habe ſchon mehr denn ein fröhliches Jägerlied gedichtet, wie ſie in Sachſen und Böhmen von dem luſtigen Jägervolke geſungen werden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich fleißig mit auf den Anſtand gehe, Sonntags in der nahen Schenke zu Eiſenberg — wo der Caspar ſein infernaliſches Trinklied intonirte — einen guten Trunk nicht verſchmähe und wohl gar mit einem kecken Jägermädchen ein Tänzchen wage, wenn die böhmiſchen Muſikanten aufſpielen.

So war ich denn an einem herrlichen September-Sonntag-Nachmittag des Jahres 1835 eben recht in meinem Elemente: zeichnete Gruppen trinkender und ſpielender Alten; trank ſelber und wollte juſt mit meiner Tänzerin zum böhmiſchen Walzer antreten, als der Dresdener Bote erſchien, mehrere Briefe unter die anweſenden Gäſte austheilend. — Als er mich erblickte, kam er auf mich zu und mit den Worten: „Ach ſcheene, liebes Herrchen! daß ich Sie treffe, da iſt ein Empfohlenes an Sie!“ — reichte er mir ein zierliches Briefchen; ich erbrach es, es enthielt nur die kurze Anzeige:

„Morgen iſt die Sonnambula, Francilla ſingt die Amina und grüßt beſtens! Kommen Sie!

Ihr Freund J. P. Piris.“

„Mein Pferd!“ ſchrie ich dem Aufwärter zu, er ſprang hinaus, ich faßte meine Tänzerin, wirbelte etlichemale mit ihr durch den Saal, daß ihr der Athem verging, folgte dann dem Kellner, warf mich auf mein Roß und jagte nach Dresden.

II.

Ich hatte mir aber, trotz meiner Eile, feſt vorgenommen, die liebliche Francilla nicht eher wiederzuſehen, als bis nach der Aufführung der Sonnambula, und ich hielt Wort, ſo ſauer mir's ankam, denn mit Francilla zu ſchwatzen, mir von ihr erzählen zu laſſen, manchmal auch ein wenig mit ihr zu ſtreiten, — ging mir über Alles. Als ich den Morgen nach der Vorſtellung in ihr Zimmer, in der Stadt Gotha auf der Schloßgaſſe, trat, kam ſie mir langſam und traurig entgegen, ungewöhnlich blaß, — mit trüben Augen, und bot mir ſtumm die Hand, indem ein ſchmerzliches Zucken ihren lieblichen Mund umſpielte. Ich ſtutzte, das Jubelwort, womit ich die herrliche Amina begrüßen wollte, erſtarb mir auf den Lippen, ich ſah ſie ängſtlich an.

„Haben Sie mich geſtern geſehen?“ fragte ſie endlich, wehmüthig lächelnd.

„„Freilich, Francilla! und der liebe Gott weiß, wie ich aus der Loge nach Hauſe gekommen bin, und was ich dieſe Nacht Alles phantaſirt und geträumt habe —! O mir iſt das Herz ſo voll! im Kopfe geht mir's um und um! — Ich hatte Ihnen ſo viel zu ſagen, aber Sie —""

„Ich bin traurig!" fiel Francilla mir klagend in's Wort, „ach ja! und Sie werden's auch ſein, wenn Sie erſt wiſſen —"

„„Nun, was, Francilla?"" —

„Daß der gute Bellini todt iſt!" rief Francilla, indem ſie bitterlich zu weinen anfing.

Ich ſtand erſchüttert. — Bellini todt! der herrliche jugendliche Meiſter, deſſen liebliche Tonſchöpfung mich noch vor wenigen Stunden entzückt hatte. Trauer und Bitterkeit ſtritten in meiner Bruſt. — „warum eben er ſo früh von uns ſcheiden? warum eben er, nicht nur groß als Künſtler, ſondern auch als Menſch geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten! — Warum nicht einer von den vielen Schurken und Narren, welche den Namen Künſtler, Menſch um allen Credit bringen könnten, wenn man den Menſchen, den Künſtler nach ihrem verpfuſchten Bilde beurtheilen wollte. — Warum, — meine Bitterkeit ſteigerte ſich bis zur Anklage gegen die gütige Vorſicht, warum nicht z. B. jener ſchielende heimtückiſche Clavierlehrer Elias Hegrin,*) deſſen Erbärmlichkeit als Menſch und Künſtler hier zum Sprüchwort geworden iſt, und der ein würdiges Seitenſtück zu Heine's „ſpitzbübiſchem noch ungehängtem Mäckler" abgäbe?" —

Francilla unterbrach mein grollendes Nachſinnen; ſie verſuchte es, ſich zu faſſen, hauchte auf ihr Taſchentuch, preßte es an die Augen und ging, ihr ſchönes Album herbeizuholen, um mir zu zeigen: wie hübſch darin meine Zeichnung ſich ausnähme, die ich ihr geſchenkt, und welche ſie als Romeo darſtellt, in dem Augenblicke, wo Julia, im Sarge erwachend, ſeinen Namen ruft und er, wähnend: es ſei die Stimme eines Engels, den Blick nach oben richtend, lispelt: — „Sie ruft mich, — ja ich komme!" —

Wir durchblätterten das Album, welches ſie, auf dem Divan ſitzend, auf dem Schooße hielt, ich kniete vor ihr, in ihren leicht erregbaren Geſichtszügen den Eindruck beobachtend, den dieſer oder jener Name auf ſie machte. Es war das lieblichſte Wechſelſpiel, das ſich denken ließ! Faſt ſtolz blickte ihr ſonſt ſanftes ſchmachtendes Auge, als ſie die ſchlechtgeſchriebenen aber erhebenden Zeilen der großen Judith Paſta las, lieblicher lächelte Henriette Sonntag ſelbſt nicht, wie Francilla, da ſie den Namen der Gräfin Roſſi mir zeigte; bei dem Namen des Onkels Piris in Prag wurde mir viel von ſeinem häuslichen Stillleben, ſeiner Frau und der Mutter erzählt, und tauſend Grüße mir aufgegeben, im Fall ich, früh oder ſpät, einmal wieder nach Prag käme, und es ſolle nur keiner die kleine Francilla vergeſſen! — Plötzlich jedoch ſtockte ſie in ihrer heitern Geſchwätzigkeit, denn die beiden Namen, welche jetzt einander gegenüber ſtanden, lauteten Vincenzo Bellini und Maria Malibran. Maria hatte herzige Worte geſchrieben, Bellini eine Stelle aus den Capuletti's und zwar den Anfang jener tiefergreifenden Klage, wo Romeo den Tod Julia's erfährt.

Ohne ein Wort zu ſagen, nahm Francilla mir den ſilbernen Zeichenſtift, welchen ſie mir vor einigen Tagen geſchenkt hatte, aus der Hand, zeichnete ein großes Kreuz unter Bellini's Namen und reichte mir den Stift mit einem Blick, welchen ich nie vergeſſen werde, wieder. — „Eine Frage!" bat ich, um die peinliche Pauſe zu unterbrechen, „eine Frage, liebe Francilla! warum benutzen Sie zu dem letzten Akt der Capuletti nicht Bellini's, ſondern Vaccai's Muſik? So ſehr ich Vaccai's Talent anerkenne, und ſo gern ich zugeſtehe: daß manches Einzelne in ſeiner Compoſition einfacher und bedeutender hervortritt, als ſelbſt in der unſeres verklärten Freundes, ſo bleibt es doch gewiß: daß Bellini's Muſik dem Übrigen ſich inniger anſchließt, namentlich hat der Schluß: „Grauſamer Vater! ſieh hier dein Werk!" welcher bei Vaccai ganz wegfällt, etwas ſo tief Ergreifendes und doch zugleich Beruhigendes, daß ich ihn höchſt ungern vermißte, und ich glaube, unſer ganzes Publikum mit mir." (Fortſ. f.)

Frankfurt a. M. (Muſik).

(Schluß).

Der Cäcilien-Verein ſtudirt fleißig, aber producirt wenig. Hier wäre die Wiege einer oratoriſchen Heranbildung. Der Geſchmack an dem antiken Style hat ſich durch die Gewohnheit einer langen Reihe von Jahren wohl in dieſe Geſellſchaft eingeniſtet; aber von den primis principiis darin iſt doch wahrlich nicht die Rede. Es wird eben eine Miſſa, ein Oratorium, ein Cantate u. ſ. w. ſo lange einſtudirt, bis ſie von Stapel gelaſſen werden kann, und das iſt Alles. In puncto puncti, d. h. für die Saat einer Bildung von unten herauf wird nichts gethan. Den ganzen Winter hindurch gab man eine öffentliche in den „vier Jahreszeiten," und nun erwarten wir Mendelsſohn's Paulus, ein Oratorium, von dem ſchon vor 4 Wochen eine Generalprobe war, das aber die Meſſe hindurch liegen blieb. Es iſt aller Grund vorhanden, von dem Werke ſelbſt wie von der Aufführung viel Gutes zu erwarten, und Hiller iſt ein feuriger, thätiger, dabei von dem Verein geliebter Director. —

Guhr gab zu ſeinen zwei Beneficen die Schöpfung (im Muſeum wiederholt), Romberg's „Glocke" und C. Löwe's „Sieben Schläfer," bei doppelt verſtärktem Perſonale. Bei allen den Mitteln, die ein Kapellmeiſter in Händen hat, iſt es nicht zu verwundern, wenn den Anſprüchen an die Maſſe ein Genüge geſchieht. Aber es iſt hier eben ſo wenig die Ein- und Feinheit eines nüancirten geſchmackvollen Geſammt-Vortrages zu erwarten, wie bei den Muſikfeſten in Deutſchland überhaupt, welche in dieſer Beziehung noch ſehr Vieles zu wünſchen übrig laſſen. Ein Cäcilien-Verein z. B. hat den großen Vorzug der Stabilität für ſich, und mit ihm des ruhigen ununterbrochenen Probenganges. Hier darf man das Vollendete in der Maſſe, wie in allen einzelnen Theilen erwarten. — Nun zur Oper. Hier ſchreitet die Muſe zwar in Eilmärſchen fort, aber ſie erreicht nie ihr Ziel, denn ſie ſchreitet in — einer Tretmühle. So vergriffen dies Bild iſt, ſo wahr iſt es auch und mehr oder weniger wohl auf alle deutſchen Bühnen jetzt anwendbar. An Reichhaltigkeit des Repertoirs läuft unſere Oper jeder den Rang ab, denn man fühlt recht wohl, daß dieſe allein noch der Stützpunkt des Theaters iſt. Das Publikum hat in der letzten Zeit gänzlich das Vertrauen zu derſelben verloren, und iſt nun ungerecht geworden, wo es ſtreng ſein ſollte. Die Parteien haben ſich vereinigt, und einen deſto größeren Bund gegen das ganze Inſtitut gebildet. Eiſerne Präjudiz nimmt ihren Sitz ein, von der Ouvertüre an bis zum letzten Final, und unſere armen Sänger ſind ſchon verdammt, ehe man ſie gehört hat. Bei dieſer Entmuthigung iſt es wohl ein Wunder, daß noch ein erträgliches Verhältniß zwiſchen unſerer Oper und dem Publikum beſteht. Dem. Kratky, Wiegand und Dettmer ſind noch die einzigen, die ihre Stimmen vertrauungsvoll erheben dürfen; die beiden erſten vermöge einer Tradition jüngſt verfloſſener beſſerer Zeiten, und letzterer vermöge einer Vorliebe, die ſein erſtes Erſcheinen ihm gewonnen, und die er ſich bis zur Stunde zu erhalten verſtand. Madame Ernſt muß durch das Aufgebot aller Kräfte und Mittel ſich einige ſpärliche hingeworfene Beifallsbewegungen im Schweiße ihres Angeſichtes erobern, und, durchdringt ſie ja einmal das dreifache Erz, womit das Publikum ſein großes Herz umpanzert hat, ſo ſcheint man ſich hinterher über die ungeheuere Großmuth zu verwundern. Jankewitz muß büßen, daß Mader, jetzt ſehr zufrieden in Carlsruhe, ein ſechsjähriges Schnippchen ſchlägt, und Jener, daß man ihn als Othello und Eleazar früher vergötterte. Dem. Halbreiter, nur wenig beſchäftigt, wird als uns gar nicht mehr angehörend betrachtet, und deßhalb etwas außer Routine, hat ſie nicht den Muth, mit der früheren Sicherheit aufzutreten. An Herrn Dobrowsky hat man ſich gewöhnt, man hört, man drückt ihn nicht, man läßt ihn ſingen, wie er will; man applaudirt, man ziſcht nach Gefallen, und der Künſtler iſt ſo vernünftig, gleiche Reſignation zu erwiedern. Die Demoiſellen Hoffmann, Obert, Erdmann, die Herren Lehr und Ganz, — wenn ſie erſcheinen, hat man nichts dawider, und umgekehrt. Aber von irgend einer Aufmunterung iſt nicht die blaſſe Rede. Hier bleibt der Anfänger es ewig. Er muß hinaus, wenn er ſich fühlt, wenn er Carrière machen will. Die Chronika der Frankfurter Oper beweiſ't das. Wäre z. B. Dem. Limbach hier geblieben, ſie hätte nie Gelegenheit gehabt, in Berlin — durchzugehen. Haſſel und Meiſinger gehören mehr dem Schauſpiel an, oder ſie müßten denn in Parodieen, die jetzt ſehr im Schwunge ſind, paradiren. So ſtehen die Sachen, im flüchtigſten Umriß und ohne Schminke gegeben. Aber den allermißlichſten und gewiß nicht beneidenswerthen Stand hat immer Guhr. Er dirigirt, bildlich, einen Ameiſenhaufen, und erntet, ſtatt Ehre, Stiche und Biſſe. Es gehört eine gute Natur dazu, bei all' dieſen ungereimten Anſprüchen, bei dieſen nothwendigen Scenen des Verdruſſes, des Unmuths, und hauptſächlich bei dem ſo oft verletzten Gefühle des Künſtlers, ſich nicht zum Skelet zu ärgern. Aber, Gott ſei Dank! Guhr iſt jetzt weiter entfernt davon, als je. Nach der Oper ſchüttelt er alles Fatale der Komödienplackereien von ſich ab, und der leichte Phaëton trägt ihn hinaus auf ſein Landhaus, wo er ſeinen eigenen Kohl baut. **Post nubila Phoebus.** — Folgende Opern und Singſpiele ungefähr waren nun ſeitdem die curſiven: „Figaro's Hochzeit," „Barbier von Sevilla," „Medea," „Unten und Oben," „Norma," „Guſtav," „Othello," „Johann von Paris," „Don Juan," „der reiſende Student," „die Falſchmünzer," „das eherne Pferd," „die Nachtwandlerin" und die „Nachtwandler," „Robert der Teufel" und der „Teufel," „das weiße Fräulein" und die „ſchwarze Frau." — Herr Klein ſang dreimal, als erſten theatraliſchen Verſuch, den Othello. Eine coloſſale vortreffliche, umfangreiche und klangvolle Bruſtſtimme, aber weiter nichts. Nach der erſten Vorſtellung hätte man ihn beinahe auf Händen getragen. Es wäre ſehr nöthig geweſen, da er weder gehen noch ſtehen kann. Weiter ſind die Reſultate ſeiner Vorſtudien noch nicht getrieben. Man richtet auf ihn und ſeinen Dioskuren, Herrn Seiler, die ſehnſüchtigſten Blicke. Man nährt beide an dem Herzen des Inſtituts. Es ſind wahrhafte Zöglinge der modernen Schule. — Als neu erſchien: „Hans Heiling," von Marſchner. Die Meinungen ſind ſehr getheilt über den Werth dieſer Oper. Man bewunderte einzelne Nummern und Stellen mehr, als daß ſie im Ganzen gefallen hatte. Der Vorſtellung aber ſelbſt gebührt alles Lob. Namentlich excellirte Dettmer in der Titelrolle. — Haizinger gaſtirte dreimal — als Melchthal, als Elwin und Rodrigo; eine einzige Erſcheinung! Zunehmendes Licht in Materie und Kunſt. Haizinger wird nicht alt. Ich kenne junge Anfänger, die ſchon Runzeln haben! Der Veteran erzeugte einen lange hier vergrabenen Enthuſiasmus. Nina Gned von Prag gaſtirt noch in dieſem Augenblicke hier, und mißfällt nicht. Sie ſang bisher die Roſine im Barbier, und die zwei Zerlinen (Diavolo und Don Juan). Kleine Stimme, wenig Geſchmack aber eine eminente Bravour, womit ſie Alles machen kann. Sie ſingt ein Heer von Solfeggien in einem

---

*) Ein Charakterbild aus der Novelle: „Gluck in Paris," ſiehe neue Zeitſchrift für Muſik, Jahrgang 1836, letztes Quartal; wo übrigens der Name falſch gedruckt iſt.

Athem, und es gehen hundert Noten von ihr in eine Nußſchale. Aber ſie läßt kalt. —

Die Proben von Auber's „Weißen Mützen" haben ſchon begonnen, und werden dieſer Tage vor die Lampen treten. Auch die Zauberflöte wird neu einſtudirt, wobei man mit Spannung einer Dem. Capitain entgegen ſieht, die, mit einer Capital-Stimme begabt, ebenfalls ihren erſten theatraliſchen Sonnenflug beginnt. Der Himmel gebe ſeinen Segen und ſchütze ſie vor Eitelkeit.

7.

Pariſer Theaterſchau.

(Monat März).

Das **Theater français** hat endlich im Laufe des letzten Monats das lange vorher angekündigte Drama: „La vieillesse d'un grand roi" zur Aufführung gebracht. Das Stück hat 3 Akte, iſt in Proſa abgefaßt, und die Herren **Lokroy** und **Arnould** ſind die Autoren. Der große König iſt kein anderer als Ludwig XIV: die handelnden Hauptperſonnagen außer ihm ſind Frau von Maintenon, der Herzog von Maine und der Kanzler Voyſin. Dieſe drei haben ein Bündniß geſchloſſen, um durch Lug und Trug, Liſt und Schmeichelei dem alten König ein Teſtament abzuzwingen, das dem Herzog von Maine die Regentſchaft überträgt. Zu dem Ende ſagen ſie dem König, daß ein perſiſcher Geſandter in Paris angekommen ſei, um ſeinem Throne eine Huldigung darzubringen. Dieſer perſiſche Geſandte iſt aber von dem intriguirenden Kleeblatt rein improviſirt und ſoll nur dazu dienen, die üble Laune des Königs zu verſcheuchen und die Eitelkeit des ſchwachſinnigen Monarchen zu befriedigen. Ludwig XIV., ſtolz darauf, daß ſein Ruf bis nach Aſien gedrungen, ſetzt einen Empfangstag feſt, Madame Maintenon beſtellt einen Dolmetſcher und die Liſt muß gelingen. Unglücklicherweiſe ſtirbt der ernannte Dolmetſcher plötzlich und der König läßt ſich von Mademoiſelle de Chauſſerain, welche er wider Wiſſen und Willen der Frau v. Maintenon und des Herzogs v. Maine in ſeinem Cabinette empfängt, bereden, ihrem Günſtling, dem Abbé Simon, den Platz des Interpreten anzuvertrauen. Der ehrliche Abbé, ehemaliger Miſſionspriester in Indien, entdeckt den Betrug und unterrichtet den König davon. S. M. ſind gewaltig aufgebracht; aber was iſt zu machen? Der ganze Hof, die ganze Stadt weiß bereits die Ankunft des perſiſchen Geſandten; der Audienztag iſt anberaumt und der Empfang geht unter feierlichem Ceremoniel vor ſich. In den zwei letzten Akten ſchleppt ſich das Drama langſam fort; Madame de Maintenon und der Herzog v. Maine entreißen endlich dem König die Unterſchrift des Teſtaments zu Gunſten des Duc de Maine und entfliehen mit der Beute; Ludwig XIV. fällt in den Armen der Mademoiſelle de Chauſſerain in Ohnmacht, womit das Drama endet. Im Ganzen hat das Stück gefallen; der Stoff an und für ſich war ſehr undramatiſch; die Verfaſſer haben ihn indeß geſchickt für die Scene zu benutzen gewußt. Herr Volnys ſpielt die Rolle Ludwig XIV. mit vieler Umſicht und Mademoiſelle Mars iſt, trotz ihres vorgerückten Alters, noch eine allerliebſte Maitreſſe von 18 Jahren in der Rolle der Mademoiſelle de Chauſſerain.

Das **Palais Royal** hat zwei neue Stücke gegeben; eins davon: „meine neuen Stiefeln," Vaudeville in einem Akt von **Cogniard**, iſt eine witzige Bluette, welche darthut, wie viel Unheil, Verwirrung und Schabernack neue Stiefeln in der Liebe und in der Wirthſchaft anrichten können. Das zweite iſt betitelt: „Rigniani," Vaudeville in 3 Akten von **Saint-Georg** und **Leuven**. Rigniani iſt nämlich ein Schuhflicker, allgemein als ein braver Mann und geſchickter Schuhmachermeiſter im Orte geachtet, der unter andern auch für das Schloß des Herrn von Beauval arbeitet. Die franzöſiſche Revolution verjagt ſeine Herrſchaft von Haus und Hof und das gnädige Fräulein Athenais findet keinen andern Zufluchtsort, als bei ihrem Schuhmacher, der aber ihre Verfolger nicht anders beſchwichtigen kann, als indem er ihnen erklärt, daß er die Flüchtige zur Frau nehmen wolle. Die Hochzeitsceremonie wird ſogleich vollzogen und Fräulein Athenais iſt nun Frau Rigniani. Der tugendhafte Schuhmacher betrachtet ſich jedoch keineswegs als legitimen Eheherrn; Fräulein Athenais iſt und bleibt für ihn Fräulein Athenais. Nach der Revolution kauft Rigniani, der ſich im Lederhandel einige Millionen erworben, ſeiner angeblichen Frau das Schloß ihrer Eltern zurück; er verweigert ihre Hand, welche ſie ihm nun im Ernſte anbietet, denn er weiß, daß ſie vor der Revolution ihren Neffen liebte, und alte Liebe roſtet nicht; er verheirathet ſie daher nach der Wahl ihres Herzens. **Achard** ſpielt den unvergleichlichen Schuhmacher mit großem Talent und vielem Beifall.

Das **Vaudeville** brachte folgende Stücke: „Vater und Sohn," Vaudeville in einem Akt von **Malesville** und **Düport**, eine höchſt einfache, unſchuldige Geſchichte, worin ſich der Sohn ſeines Vaters, eines ungariſchen Ochſenhändlers, ſchämt und ſich Baron von Mühldorf nennt, weil er eine alte Reichsgräfin heirathen will. Das Stück iſt witzig geſchrieben und das Talent Lafont's, der die doppelte Rolle des Vaters und Sohns ſpielt, hat einſtimmiges Gelächter erregt. — „Ein großer Redner," Vaudeville in einem Akt von **Fournier** und **Emmanuel**. Herr Sutterton, Mitglied des engl. Parliaments, iſt der größte Redner ſeiner Zeit — mit Hülfe ſeines Sekretärs Sir Lovel, der die Reden ausarbeitet. Alle Journale ſind Sutterton's Ruhmes voll und alle Miniſter fürchten ſich vor Sutterton. Da ereignet es ſich, daß der Sekretär während der Abweſenheit des Herrn Parliamentsmitglieds der Madame Sutterton die Cour macht und ihr Herz gewinnt. Sutterton entdeckt dieſe Liebe, indem er eines Tages in ſeinem Manuſcript ein Billet Sir Lovel's an ſeine Frau findet, worin er eine Stunde zum Rendezvous angibt. Was iſt da zu machen? Der Sekretär verlangt ſein Manuſcript zurück, und Herr Sutterton, der nicht in den Augen der Miniſter und der ganzen Welt für einen Dummkopf, wie er wirklich iſt, paſſiren will, zieht ſeinen Ruf als Redner der Schmach der Hahnreiſchaft vor; er behält das Manuſcript, begibt ſich in die Kammer der Gemeinen, und bittet ſeinen Sekretär, doch ja nicht zu vergeſſen, Madame dieſen Abend auf den Ball zu führen. Das Stück iſt mit ſpaßhaften Scenen und Witzworten durchwebt, und wird von den beiden Lepeintre ausgezeichnet geſpielt. — „Zu glücklich," Vaudeville in 1 Akt von H. **Leroux**. Das iſt das umgekehrte „Ehegeheimniß," eine Comödie, welche vor mehreren Jahren im Theatre français gegeben wurde. Hier iſt es ein Ehemann, der ſeine Frau durch allzu inbrünſtige Liebe incommodirt und langweilt; dort war es eine junge Frau, welche ihren Mann durch allzu große Zärtlichkeit beläſtigt; hier gewinnt der Mann die Liebe ſeiner Frau wieder, indem er ſie eiferſüchtig macht, dort fand das Umgekehrte Statt. Außerdem hat H. Leroux ſein Vaudeville noch durch die drollige Perſonnage eines eiferſüchtigen Onkels bereichert, der nämlich dem zu ſehr geliebten Neffen das Mittel angerathen hat, ſeine Frau zu kuriren, nämlich ſie eiferſüchtig zu machen; der Neffe macht ſeiner Tante den Hof und darüber wird der Onkel ſelbſt eiferſüchtig. Das Stück gefiel ſehr. (Fortſ. f.)

Notizen.

⁂ **Ein Meteorſtein**, gegen 5 Fuß hoch und 3 Fuß breit, fiel am 28. März bei Lons le Saulnier zehn Zoll tief in den Boden.

⁂ **Waſſerdichtes Leder.** — In England iſt ein Mittel entdeckt worden, das Leder, ohne Hülfe von Gummi elaſticum, mittelſt einer anderen vegetabiliſchen Compoſition, die von demſelben durch Anwendung von Hitze abſorbirt wird, waſſerdicht zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 96. 1837.

Phönix.

Montag, 24. April.

Neues

zum „Erbaulichen und Beſchaulichen“ von Friedrich Rückert.

7. Das ſchönſte Geſchenk für den Schönen.

Als Joſeph in Ägypten war,
Im Glanz der Schönheit hell und klar,
Wetteiferten aus allen Reichen
Geſandte, der Verehrung Zeichen
Ihm in Geſchenken darzureichen.
Zuletzt erſchien ein alter Mann;
Was iſt's, das er viel bringen kann?
Er ſcheinet nicht von hohem Stande,
Und kommt in dürftigem Gewande;
Doch Joſeph fragt in ſeiner Pracht
Alsbald: „Was bringſt du mir gebracht?“
Da zog er unter dem Gewand
Hervor und hielt mit kecker Hand
Entgegen ihm: „„Dir bring' ich das!““
Es war ein einfach Spiegelglas.
„Ich blickt' umher in allen Reichen
Nach Schönem, das dir möchte gleichen,
Und fand nicht Würd'ges dir zu reichen,
Bis ich zuletzt das Eine wählte,
Das noch zu deiner Schönheit fehlte.
Die Andern gaben Dies und Das,
Was du nicht braucheſt, oder was
Du ſchöner haſt; ich gab ein Glas.
Gott gab dir an die Stirn das Siegel
Der Schönheit, ich dazu den Spiegel,
Daß du dich ſelbſt in deiner Pracht
Darin gewahreſt und Gottes Macht;
So nimmſt du ſchön dein Bild in Acht,
Wenn nie Einbildung dich beſchleicht.
Ich habe dich dir ſelbſt geweiht,
Welch ein Geſchenk, das dieſem gleicht!“

Vincenzo Bellini.

(Fortſetzung).

Francilla ſah mich ernſt an, dann ſprach ſie mit einem ſeltſam feierlichen Tone: „Höre mir zu, ich will dir eine Geſchichte erzählen, da wirſt du finden, warum unſer armer Freund ſo früh ſterben mußte, und warum Maria und ich ſeinen letzten Akt nicht ſingen können.“

Und das Auge fortwährend feſt auf das Kreuz unter Bellini's Namen heftend, erzählte mir Francilla:

III.

„Du weißt, mein Freund, daß Vincenzo am Fuße des Ätna geboren ward, — ach! es ſah's ihm Keiner an, dem ehrlichen Vincenzo, denn er war blond, blauäugig, weiß und roth wie eure hübſchen Dresdnerinnen, und die Wahrheit zu ſagen, oft ein wenig unausſtehlich durch ſein ſüßliches ſtutzermäßiges Weſen, und darum lachte ich auch ſo, als du, mein Freund, vor einiger Zeit mir beſchriebſt, wie du dir ihn dächteſt.

„Glich er aber nun in ſeinem Äußern ganz und gar einem gewöhnlichen jungen Herrchen, und auch — wie ſchon geſagt, in ſeinem Benehmen — ich erzähle wohl recht ſchlecht, mein Freund?“ — fragte ſie lächelnd, ſich unterbrechend.“ —

„Nicht doch, liebe Francilla!“ verſetzte ich, — „ich bitte: erzählen Sie weiter!“ — und ſie fuhr fort:

„Nun, ich wollte ſagen: glich der gute Vincenzo ſo obenhin ziemlich einem Narren, ſo fand ſich es doch bald, daß er ein ächter Sohn Siciliens war, und daß trotz ſeiner Weichheit,' trotz ſeiner Sanftmuth, alle Gluth des Südens in ſeiner Bruſt loderte. Ich weiß nicht, wie ich dir die wunderbare Natur Bellini's recht lebhaft mit wenigen Zügen zur Anſchauung bringen ſoll! Er war nicht wie der Vulkan ſeiner Heimath, wo du erſt üppige Fluren, gewaltige Wälder, Schneefelder durchwanderſt, und endlich durch eine grauſige Lavawüſte an den Rand des gähnenden Feuerſchlundes gelangſt; — noch war er wie der Hekla in deinem Vaterlande, wo das ewige Feuer unter ewigem Eiſe flammt; er glich einem engliſchen Garten, im ſentimentalen Geſchmacke, mit hübſchen Laubgängen, mit einem ſtillen Waſſer, worin ſich der Mond ſpiegelt — (zu Zeiten ein biſchen weinerlich! —) hin und wieder von lieblichen Blumenanlagen durchzogen, nicht ohne winzige Tempelchen, Schneckenberge und dergleichen Unſinn! Ach Gott! ich ſeh' ihn noch leibhaft vor mir! Nicht wahr: einem ſolchen Garten, halb hübſch, halb langweilig — ſieht es kein Menſch an, daß unter ihm ein feuriger tiefer Abgrund verborgen iſt? — So war's aber doch bei'm Bellini! und das Feuer, das in ſeiner Bruſt glühte, war die Liebe zur Kunſt und zu Marien."

„Wie, Francilla —?"

„O, ich weiß es gewiß! er hat die Malibran geliebt wie ſeine Kunſt, wenn nicht mehr! Und wie konnt' es auch anders ſein?! Verherrlichte ſie nicht vor allen ſeine Tondichtungen? War ſie es denn nicht, die, begeiſtert von dem unnennbaren Etwas, das allen ſeinen Schöpfungen einen ſo eigenen Reiz verleiht, alle andern Sänger begeiſterte, daß ſie ihr halfen, Bellini's Werke würdig darzuſtellen? — Dagegen dachte Bellini auch bei Allem was er dichtete: „Was wird die Malibran dazu ſagen?" Sie war ſeine Muſe, ſein Ideal, ſeine Herrſcherin im Reiche ſeiner Kunſt! ohne ſie konnte er gar nicht leben! — wär' ich die Malibran, ich glaubte: ich überlebte ihn nicht lange."

„Liebe Amina! Sie vergeſſen, daß die Malibran den Herrn Beriot geheirathet hat."

„„Nein, das vergeſſe ich nicht; denn ich weiß noch gar wohl, was für ein Geſicht der gute Vincenzo machte, als er die Nachricht bekam, und wie bleich er wurde, und wie er zitterte und ſtotterte und die Geſellſchaft ſtill verließ. Er hatte wohl nie daran gedacht, daß er die Malibran heirathen könne, denn er war auf dem Tage nur um ein Jahr älter als ſie und ſie hatte ihn immer behandelt, als wäre ſie zehn Jahre älter wie er! aber ich wette was: er hätte es auch nie für möglich gehalten, daß ſie wieder heirathen könne, nachdem ſie von dem garſtigen Malibran ſich getrennt, und auf den Herrn Beriot, der ſich ſchon einmal um der S. willen todt ſchießen wollte, ſich aber beſann und es bleiben ließ, hätte der Vincenzo vollends nicht gerathen.

„„Der Schlag war gefallen, der arme Bellini ſchlich traurig umher, er vermied die Malibran, wo er konnte, und ſah er irgendwo von Weitem Herrn Beriot kommen, ſo floh er, mit den zuſammengeballten Händen krampfhaft zuckend; nicht aus Furcht vor Herrn Beriot, ſondern aus Furcht: daß ihn einmal der böſe Feind verleiten könne, ſeinem glücklichen Nebenbuhler nachzuſchleichen und auf gut ſicilianiſch"" — (hier ſchwang Francilla mit flammendem Blicke den Arm, wie Einer, der einen raſchen Dolchſtoß führt); „„verſtanden?""

„Vollkommen, mein lieber Romeo! die Pantomime iſt deutlich."

„„Ja, und ich kenne einen gewiſſen Jemand, der ſich kein Gewiſſen daraus machen würde, ſeinen beglückten Nebenbuhler ohne Weiteres umzubringen. Gott bewahre mich in aller Ewigkeit vor einem ſolchen mordluſtigen Anbeter! — Doch zu meiner Geſchichte zurück! — Wer weiß, was noch geſchehen wäre, trotz der Sanftmuth und Weichherzigkeit des guten Bellini! aber die Malibran verließ Paris und ging in Begleitung ihres Gatten nach Italien.

„„Es iſt gewiß, daß Bellini nie einem Menſchen ein Wort von ſeiner unſeligen Leidenſchaft vertraute (ſo nenn' ich das Gefühl das jetzt ihn beherrſchte, denn ſeine Liebe zur Malibran hatte ihn erhoben, begeiſtert, und konnte ihn nie unglücklich werden laſſen), demungeachtet blieb ſie ſeinen Freunden nicht lange ein Geheimniß, und Maria Malibran mußte ſie errathen haben, denn von Stunde an ſang ſie Bellini's Sachen nur ungern! Nur als Romeo trat ſie überall noch auf, und es war, als könne ſie ſich von dieſer Rolle nicht trennen. Da begab ſich es aber bei der letzten Aufführung der Capuletti in Mailand, daß im letzten Akt in dem Momente, wo Romeo das Gift nimmt, ein ſolcher Todesſchauer durch Mariens Glieder rieſelte, daß ſie kaum vermögend war, an dieſem Abend ihre Partie zu Ende zu führen, und nach der Vorſtellung ſchwur ſie: daß keine Macht der Erde ſie bewegen ſolle, noch einmal den Romeo des Bellini zu ſingen. Sie ſang von nun an Vaccai's Compoſition, doch hatte ſie ſich zuviel zugetraut, ganz konnte ſie von der Muſik des Vincenzo nicht ſcheiden und kehrte ſpäter wieder inſoweit zu ihr zurück, daß ſie die erſten Akte der Belliniſchen Capuletti beibehielt, und nur den letzten Akt von Vaccai ſingt. (Schluß f.)

Hiſtoriſche Profile in Dijon.

(Fortſetzung).

Jeannin wurde auch Deputirter der Stadt Dijon, bei den Generalſtaaten von Blois, ſo wie ſpäter Rath und Präſident des Pariſer Parlaments.

Bis zur Unterwerfung der Provinzen, welche in Folge der Schlacht bei Fontainebleau-Françaiſe geſchah, hielt ſich Jeannin zur Ligue, ſeitdem aber zeigte er ſich, nachdem er einmal dem Könige Treue geſchworen, Heinrich dem Vierten ſtets ergeben, deſſen Rath und Freund er lange Jahre hindurch geblieben iſt.

„Voyez Vous ce bon homme," ſagte auch Heinrich zu ſeiner Gemahlin, „c'est un des plus

hommes de bien de mon royaume, le plus affectionné à mon service, le plus capable de servir l'état, s'il arrive que Dieu dispose de moi, je Vous prie de Vous reposer sur sa fidélité et sa passion qu'il a du bien de mes peuples."

Als erſter Präſident des Parlaments von Burgund war er das Muſter eines unbeſtechlichen Richters; als Geſandter im Haag, trug er viel zur Unabhängigkeit Holland's bei, ſo daß die Generalſtaaten Heinrich dem Vierten feierlichſt ihre Dankbarkeit bezeugten, einen ſo weiſen und erleuchteten Miniſter geſandt zu haben.

Nachdem er ſieben Jahre Oberintendant der Finanzen des ganzen Königreiches war, verließ er ſeinen Platz arm: **explevit abstinentissime**, eine heutigen Tags, ſo wie zu allen Zeiten ſeltene Tugend.

Heinrich der Vierte bemerkte deßhalb: „er vergolde einige ſeiner Unterthanen, um ihre Bosheit zu verbergen, was aber den Präſidenten Jeannin anbeträfe, ſo habe er immer Gutes von ihm geſprochen, ohne ihm je welches angedeihen zu laſſen."

Eines andern Tags befragte der ſpaniſche Botſchafter Heinrich den Vierten über den Charakter ſeiner Miniſter: „Ich werde Sie dieſelben ſogleich kennen lehren," erwiederte der König, ließ den Kanzler Silleri rufen und ſagte zu ihm: „Ich bin ſehr betrübt, Herr Kanzler, eine ſolche Zimmerdecke über meinem Kopfe zu ſehen; ſie kann ja jeden Augenblick einfallen!"

„Sire," erwiederte der Kanzler, „Sie müſſen die Baumeiſter um Rath fragen und die Reparationen vornehmen laſſen, wenn ſolche nöthig ſind.

Darauf läßt der König ſeinen Kriegsminiſter eintreten und ſagte ihm dieſelbe Sache: „Sire," antwortete Villeroi, „Sie haben vollkommen Recht, das iſt erſchrecklich!" —

Endlich ruft Heinrich den alten Jeannin und hält ihm dieſelbe Rede. „Ich weiß nicht, was Sie ſagen wollen, Sire, die Zimmerdecke iſt vollkommen ſicher, oder ich bin geblendet. Laſſen Sie das nur, und ruhen Sie ohne Sorgen, die Decke wird länger dauern wie wir."

Als die Miniſter fort waren, ſagte der König lächelnd zum Geſandten: „Jetzt kennen Sie meine Miniſter; der Kanzler weiß nie, was er thun will, Villeroi gibt mir immer Recht, Jeannin aber denkt immer richtig und verbirgt mir die Wahrheit nie."

Ein anderes Mal beklagte ſich Heinrich in ſeinem Miniſterrathe, daß ein Staatsgeheimniß verrathen worden ſei und indem er Jeannin bei der Hand nahm, rief er den andern Miniſtern zu: „Ich ſtehe für den guten Mann, es iſt an euch andern euch in Acht zu nehmen."

Ein ſolches Zutrauen machte natürlich Jeannin viel Feinde unter den Hofleuten, jedoch blieb ſein Ruf untadelhaft.

Nachdem er unter fünf Königen gedient hatte, ſtarb er den 30. October 1622 im 82. Jahre auf ſeinem Landgute bei Autun, wohin er ſich nach dem Tode ſeines einzigen Sohnes zurückgezogen hatte.

Ein anderer berühmter burgundiſcher Kanzler, der ſich jedoch auf eine andere Art, wie Jeannin, einen Ruf verſchafft hat, iſt Nicolas Rollin, deſſen Hotel ehemals eine Seite des jetzigen Rathhauſes einnahm. Dieſer Kanzler hatte ſich nämlich unter Herzog Philipp dem Guten die für ſeine Zeit ungeheure Summe von 40,000 Livres jährlichen Einkommens erworben, weßhalb Ludwig der Elfte, als er das von Rollin geſtiftete Hospital von Beaune, noch heute das ſchönſte in der ganzen Provinz, beſichtigte, ſehr boshaft bemerkte: „Es ſei ganz richtig, daß nachdem der Kanzler während ſeines Lebens ſo viel Arme gemacht, er ihnen wenigſtens nach ſeinem Tode ein Aſyl anweiſ't."

Philipp der Gute urtheilte indeß nicht alſo über ſeinen Miniſter, denn als dieſer ſchlaue Höfling eines Tags in ſeiner ehemaligen Advokatentracht vor ſeinem Fürſten erſchien und dieſer ihn fragte: „Woher kommt es, mein Gevatter, daß ich Euch in einem andern Kleide als dem Eurigen ſehe? — Antwortete Rollin: „Ich lege all mein Gut, welches Sie mir verliehen, wieder in Ihre Hände und ich bitte Sie, mir zu erlauben, zu meinem erſten Stande zurückzukehren, in der Hoffnung, alsdann in meines Herzens Geiſt zu bleiben."

Zugleich überreichte der Kanzler dem Herzoge auf einem gebrochenen Bogen das Verzeichniß aller ihm geſchenkten Güter. Der Herzog nahm das Papier und nachdem er es überleſen, erwiederte er: „**Je suis bien aise, *mon compère*** (dieſer Ausdruck iſt für den, welcher die Feinheit der franzöſiſchen Sprache verſteht, überaus komiſch und treffend) **qu'il y a de la marge pour accroitre le bien que je veux encore vous faire, et je remplirai la feuille à la confusion de Vos ennemis. Continuez à bien me servir!"**

(Fortſetzung folgt).

Pariſer Theaterſchau.

(Fortſetzung).

Auf den Boulevardstheatern haben wir folgende Neuigkeiten gehabt. In den Variétés: „Henriette Wilſon," Vaudeville in 2 Akten von den Herren Mallian und Dumanoir; eine Anekdote aus dem Leben der berüchtigten engl. Courtiſane, Henriette Wilſon, hat den Stoff zu dieſem Vaudeville geliefert. Die Memoiren dieſer Dame, welche unverſchämt naiv alſo anfangen: „Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich im 15ten Jahre meines Lebens die Maitreſſe des Lord Craven wurde;" dieſe Memoiren erzählen, daß Henriette unter andern auch einen gemeinen Bootsmann geliebt, der ihr, ihrem Kinde und ihrer Bonne eines Tags das Leben gerettet. Dieſe Liebe findet die hohe Ariſtokratie Altenglands, und namentlich Lady Cramby, ſehr unanſtändig und commun. Henriette ſucht ſich deßhalb an Mylady zu rächen; ſie ſteckt ihren Bootsmann in ſehr reiche Kleider, läßt ihn bei Lady Cromby als Lord Willmore vorſtellen, und ſpornt ihn an, die felſenfeſte Tugend Mylady's zu erſchüttern. In dem Augenblicke, oder vielmehr den Augenblick nachher, als Lady Cromby ſich vergeſſen hat, erſcheint Henriette Wilſon und erklärt der edlen Dame, daß ihr Eroberer der Bootsmann iſt. Das Stück iſt pikant, hat aber doch nur lauen Beifall gefunden.

Im Gymnaſe dramatique: „Cäſar oder der Schloßhund,“ Vaudeville in 2 Akten von Scribe und Varner; eine ängſtliche Geſchichte, worin der einzige Erbe der adlichen Emigrantenfamilie von Kerudec als kleines, verwaiſetes Kind in der Hütte des Hofhunds ſeines väterlichen Schloſſes Unterkommen findet, weil er von dieſem allein erkannt wird. Der zukünftige Erbe von Kerudec wächſt mit dem Hofhunde vor dem Schloßthor auf; Jedermann hält ihn für einen Blödſinnigen, der alle Manieren eines Hundes angenommen und darum Cäſar genannt wird. Gleichwie Odyſſeus, bei ſeiner Rückkehr nach Ithaka allein von ſeinem Hofhunde begrüßt, dennoch die übermüthigen Freier Penelopens verjagt und wieder zum Beſitz ſeines Königreichs gelangt, ſo kommt auch dieſer Cäſar plötzlich aus ſeiner Hundehütte hervor, um ſein väterliches Erbſchloß wieder zu bewohnen. Um zu dieſem Reſultat zu gelangen, braucht er nur einen Gegner, einen ehemaligen Perückier, jetzt Parvenü zu beſiegen, der zwar durch Gaunerei im Beſitz aller rechtmäßigen Papiere, aber in ſolcher Unwiſſenheit über alle Ahnen und Titel des Kerudec'ſchen Hauſes iſt, daß er es nicht einmal mit einem blödſinnigen Nachkommen des Kerudec'ſchen Blutes aufnehmen kann. Cäſar geräth nämlich eines Tages unvermuthet ins Innere des Schloſſes; in den glänzenden Zimmern, worin er das Licht der Welt erblickt und die erſten Jahre ſeiner Jugend zugebracht, werden ihm alle Erinnerungen ſeiner Kindheit wieder wach; er achtet nicht auf die Anweſenden; er ſetzt ſich in den Armſtuhl ſeines Lehrers und deklinirt mensa; er erkennt ſein Spielzeug wieder und holt endlich aus einem verborgenen Wandſchranke den Degen ſeines Vaters hervor. Dieſe letzte Probe ſchlägt den Perückenmacher vollends zu Boden; Cäſar wird aus einem Idioten Marquis von Kerudec. Das Stück iſt beſonders für Bouffé geſchrieben, der die Wiedererkennungsſcene im Schloſſe meiſterhaft ſpielt.'

Im Ambigu comique macht „Gaſpardo der Fiſcher“ noch immer Furore. Die Direktion hat deßhalb für gut befunden, dem Publikum dieſen Monat nur eine kleine Charge aufzutiſchen; es iſt nämlich der „ausgeſtopfte Bankier,“ Vaudeville in einem Akt von Herren Eduard und Lefort. Eine Anekdote in den Memoiren des Herrn v. Ségur hat dieſes Vaudeville veranlaßt, worin ein Polizeiminiſter, ein Hund und ein Bankier jeder eine komiſche Rolle ſpielen. Katharina die Große hatte nämlich einen Schooßhund und einen Bankier, die beide Suderland hießen. Der Hund ſtirbt und die Kaiſerin läßt ihren Polizeiminiſter rufen, um ihm zu befehlen, daß Suderland noch an demſelben Tage ausgeſtopft werden ſolle. Der Polizeiminiſter begibt ſich daher ſchnurſtracks zum Bankier Suderland und trifft alle Anſtalten, den Befehl der Ausſtopfung an dieſem Unglücklichen zu vollziehen. Nach vieler Angſt und Noth rettet ſich der Bankier aus den Händen ſeines Mörders und wirft ſich Katharinen zu Füßen, welche ihm die Sache aufklärt und den Polizeiminiſter abſetzt. Das Publikum hat dieſe Farce übermäßig belacht.

Die Porte Saint-Martin: „die zwei Familien,“ Drama in 5 Akten von Anicet Bourgeois und Dennery, ein bürgerliches Trauerſpiel, voll häuslichen Jammers, Familienmoral, Thränen und Trübſal, ganz den modernen Zuſtänden entlehnt. Die Zuſchauer weinten ſehr.

Die Gaîté: „Louiſe Duval oder das Vorurtheil,“ Drama in 4 Akten von Herren L. Halévy und Jaime. Dieß Stück hat eine ſociale Tendenz und iſt gegen die ſogenannte Strafe der Surveillance nach überſtandenem Gefängniß geſchrieben. Die Heldin des Drama's iſt Louiſe Duval, ein armes Mädchen, das in ihrer Jugend verführt, von ihrem Liebhaber verlaſſen wird und eines Tages einen Diebſtahl begeht, um ihr Kind vom Hungertode zu erretten. Sie wird dafür mit 3 Jahren Gefängniß und 5 Jahren Surveillance beſtraft. Nach Ablauf der 3 Jahre verläßt ſie den ihr von der Polizei angewieſenen Aufenthalt zu Melün, geht nach Elboeuf, wo ſie durch ihren tugendhaften Wandel und ihre untadelhafte Aufführung das Herz eines jungen Mannes gewinnt, der ſie heirathen will, als die Sergens-de-ville die Unglückliche wieder erkennen, ſie aufpacken und nach Melün transportiren. Dort findet ſie nirgends Arbeit, folglich keine Nahrung für ihr Kind und ſich. In der Verzweiflung entwendet ſie eines Abends ein Brod vom Bäckerladen, wird ertappt und zum zweiten Mal wegen Diebſtahl angeklagt; ſie findet aber gnädige Richter, welche ſich durch die Erzählung ihrer Leiden erweichen laſſen und ſie freiſprechen. Das Stück gefiel natürlich ſehr. Nicht minder günſtige Aufnahme fand „der Alpenbauer,“ Drama in 5 Akten von Felicien Mallefille, eine Karrikatur des Lafontaine'ſchen Donaubauer's. Der Herzog von Savoyen verirrt ſich eines Tags auf der Jagd bei einem fürchterlichen Ungewitter in die Hütte des Alpenbauers Jean Tardi, der die Verirrten gaſtfreundſchaftlich bewirthet, ihnen aber derbe Wahrheiten über die herzogl. Beamten zu hören gibt. Einige Tage darauf wird Jean Tardi nach Chambery gerufen und zum Oberamtmann ernannt. Durch die ſeltſame Verwicklung einer dreifachen Liebesintrigue, woran der Herzog, der Graf von Montreval und der Sohn Jean Tardi's Theil haben, und welche eine Verſchwörung, zwei Duelle und dergleichen herbeigeführt, finden wir Jean Tardi in der traurigen Nothwendigkeit, ſeinen Landesherren wegen Mord und ſeinen Sohn wegen Verſchwörung gegen den Landesherrn richten zu müſſen. Er verurtheilt beide zum Tode; da aber die Perſon des Herzogs unverletzlich iſt, ſo muß ſich der Henker begnügen, das herzogl. Wappen auf offenem Markte zu zerbrechen mit den Worten: „das bedeutet die Strafe für einen begangenen Mord!“ Das Urtheil gegen den Herzog wird vollzogen, Pierre Tardi wird begnadigt und Jean Tardi bleibt Oberamtmann. (Schluß folgt).

„Oſt und Weſt.“

Unter dieſem Banner werden, vom erſten Juli d. J. an, „Blätter für Kunſt, Literatur und geſelliges Leben“ als Wochenſchrift zu Prag erſcheinen. Die Redaktion hat Herr Rudolph Glaſer, Adjunkt bei der Lehrkanzel der Philoſophie an der dortigen Univerſität, übernommen. K. E. Ebert, Graf von Buquoy und mehrere andere böhmiſche Notabilitäten haben ihre Mitwirkung zugeſagt. — Dieſe neue Zeitſchrift will ſich „den allgemeinen Intereſſen anſchließen, welche die civiliſirten Völker der neueren Zeit bewegen; ſie ſoll aber auch ein individuelles Gepräge tragen.“ Die Redaktion will nämlich „durch Ueberſetzungen und kritiſche Ueberſichten einen Begriff davon geben, welche friſche und ſchöne Blüthen die Literaturen aller ſlaviſchen Völker gegenwärtig hervorbringen.“ Hiermit ſoll „eine literariſche Verbindung des ſlaviſchen Oſtens mit Deutſchland“ eingeleitet werden. Dieſer Abſicht gemäß wird dieſe Wochenſchrift (mit Ausſchließung alles Nachdrucks) namentlich Novellen, Sagen und ſonſtige poetiſche Produktionen der cechiſchen, magyariſchen, ſerbiſchen, illyriſchen, polniſchen und ruſſiſchen Literatur in treuen Ueberſetzungen liefern, wobei auf das Volkslied beſondere Rückſicht genommen werden ſoll. Demnächſt ſollen auch „allgemeine Aufſätze aus dem Gebiete der Philoſophie, insbeſondere der Aeſthetik und Pſychologie, der Erziehungskunde und der Naturwiſſenſchaften;“ ferner geſchichtliche und biographiſche Darſtellungen, Länder- und Völkergemälde, und Ueberſichten der künſtleriſchen, literariſchen und induſtriellen Beſtrebungen, beſonders in den ſlaviſchen Ländern und Ungarn, dann eine vollſtändige Bibliographie der neueſten böhmiſchen Literatur und Kritiken bedeutenderer literariſcher Erſcheinungen geliefert werden.

Der äußerſt mäßige Preis von ſechs Gulden für den Jahrgang von mehr als 50 Bogen, mit 12 Muſikbeilagen, ſichert dieſem Unternehmen um ſo mehr einen glücklichen Erfolg, da daſſelbe, von tüchtigen Arbeitern im Intereſſe wahrhaft humaner Bildung begonnen, einem literariſchen Bedürfniß zu begegnen verſpricht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 97. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 25. April.

Neues

zum „Erbaulichen und Beſchaulichen“ von Friedrich Rückert.

8. Die Gründe der Schriftgelehrten.

Warum erkannte Joſeph ſeine Brüder,
Sie aber kannten ihn nicht wieder?
Die Schriftgelehrten zählen viele Gründe:
Zuerſt, weil Joſeph rein von Sünde,
Sie aber waren ſündenhaft;
Das gab ihm Sehereigenſchaft,
Und trübte ihrer Einſicht Kraft.
Zum andern, weil ſie ihm erſchienen
Im ſchlechten Kleide, das an ihnen
Er ſonſt geſehn, da er erſchien
Im Prachtgewande, neu verliehn,
Worin ſie nicht erkannten ihn.
Zum dritten, weil er ſie am Leben
Zu ſehn, nicht hatte aufgegeben
Die Hoffnung, die ſie dort aufgaben,
Als ſie ihn warfen in den Graben;
Wie ſollten ſie erkannt ihn haben?
Zum Vierten, weil er Liebe hegte,
Sein Herz in Sehnſucht ſich bewegte,
In ihm war ein Verlangen wach,
Und ſeine Großmuth für ſie ſprach;
Was Alles ihnen ganz gebrach.
Zum Fünften mögt ihr ſelbſt was denken,
Und mir die weitern Gründe ſchenken.

Vincenzo Bellini.

(Schluß).

„Als aber Vincenzo, von dieſem zweiten Treubruche ſeiner angebeteten Freundin Kunde erhielt, meinte er, nun ſei es ganz und gar mit ihm aus, und wollte nichts mehr ſchreiben und gar nichts mehr denken und ſchwatzte albernes Zeug und lächelte ſauerſüß, wenn man ihn anredete oder wenn er ſprach, kurz ward jetzt ganz unausſtehlich.

„Da kam eines Tages der dicke coloſſale Lablache zu dem armen Vincenzo auf's Zimmer. Vincenzo lag matt und müde auf dem Sopha, regte ſich nicht und blinzelte den Eintretenden nur mit halbgeöffneten Augen an.

„Lablache that ſeinen ungeheuren Mund ſehr weit auf und redete mit ſeiner mächtigen Baßſtimme wie eine Poſaune auf den Vincenzo ein, alſo ſprechend: „„Gottes Tod, Maeſtro! was liegt Ihr hier, wie ein fauler Schlingel von Lazzaroni auf dem Molo, und arbeitet Euch zu Tode mit Nichtsthun? Auf, Bellini! auf! an's Werk! Paris, Frankreich, ganz Europa iſt der Erwartung voll, was Ihr Neues bringen werdet nach Eurer Norma, welche Eure Widerſacher verſtummen machte. Bellini! hört Ihr nicht.““

„Ich höre ſehr wohl, mein theurer Lablache,“ verſetzte mit weinerlicher Stimme Bellini, — „Sie wiſſen es ja, Beſter! daß ich ein gutes Gehör habe, und wär' es auch nicht der Fall, Ihr vortrefflicher metallreicher Baß dringt ſchon durch! — aber ich bitte Sie, liebſter Freund, ſeien Sie nicht böſe, wenn ich Sie erſuche, daß Sie mir Ruhe gönnen und mich allein laſſen; denn die Wahrheit zu ſagen, ſo bin ich wirklich jetzt zu Nichts mehr aufgelegt, als eben Nichts zu thun. — Ach, du lieber Gott! mir iſt jetzt Alles gleichgültig wo nicht gar zuwider.“

„Lablache trat einen Schritt zurück, ſchlug ſeine Rieſenhände zuſammen und rief ſo laut, daß die Wände bebten: „„Hör' ich recht?! ſo ſprecht Ihr, Bellini? Ihr, der Ihr bis jetzt unaufhaltſam dem herrlichſten Ziele entgegen eiltet und nicht nachlaſſen wolltet, bis Ihr es erreicht hättet? Menſch, Maeſtro, Freund! wär' es möglich, daß eine tolle wahnſinnige Leidenſchaft Euch ſoweit bringen könnte, nachzulaſſen in Eurem rühmlichen Streben, aufzugeben das herrliche Ziel das Euch winkt? Mord und Tod! Bellini! ermannt Euch! geberdet Euch nicht, wie ein girrender Damöt, der um ſeine Doris oder Phyllis in miſerabeles Gewinſel ausbricht. Euch ſtehen andre Klänge zu Gebot, wenn Ihr nur wollt! zum Teufel mit dem weibiſchen Gewinſel um eines Weibes willen! ſag' ich noch einmal.““ —

„Mein guter Lablache!“ entgegnete Bellini ſehr ſanft, aber in ſichtlicher Verlegenheit. — „Mein guter Lablache! Sie thun mir wahrlich Unrecht! — ich weiß gar nicht, wie Sie auf den ſeltſamen Verdacht gerathen! — ich winſele ja nicht! — wie könnte ich — wie ſollte mich — oder ich mich — ein Weib — oder um eines Weibes willen.“

„„Haltet nur das Maul!““ unterbrach Lablache ihn ärgerlich, — „„wolltet Ihr nur nicht leugnen! ich weiß, wo Euch der Schuh drückt, verſteht Ihr mich? ich weiß es.““ —

„Bellini blickte ſchweigend zu Boden. —

„„Wie Ihr da vor mir ſteht!““ fuhr Lablache fort, — „„Gottes Tod! wie ein ertappter Schuljunge — Bellini! habt Ihr mir Nichts zu ſagen.““

„Da ſeufzte der arme Vincenzo tief und ſprach leiſe: „Wenn mein Schweigen mich verrieth, daß Sie Alles wiſſen, ſo ſei es drum, lügen mag ich nicht; dann wiſſen Sie auch, daß ſie nichts mehr von mir ſingt.“

„Da packte Lablache den jungen Maeſtro mit Rieſenkraft bei beiden Schultern, riß ihn aus den weichen Kiſſen des Sophas in die Höhe, ſchüttelte ihn derb und rief mit flammenden Augen: „„Ich — ich will dir ein Lied ſingen!““ und mit einer Stimme wie Donnerlaut und Siegesjubel begann er das Allegro jenes berühmten Duetts aus den Puritanern: „Suoni la tromba e intrepido,“ und Bellini's bleiches Geſicht röthete ſich, Thränen entſtürzten ſeinen Augen, ſich an Lablache's Bruſt werfend, ſtimmte er mit ein in den begeiſterten Geſang, und als ſie geendet hatten, verſprach Vincenzo dem Freunde mit Handſchlag und Wort, daß er in wenigen Wochen die Compoſition der ganzen Oper beenden wolle.

„Vincenzo hielt Wort! Schon nach wenigen Wochen konnte er ſeinem Freunde die vollſtändige Partitur der Puritaner überreichen. Lablache rieb ſich vergnügt die Hände und verſprach dem Meiſter, daß die Darſtellung des Werkes würdig ſein ſolle.

„Die Parthieen wurden ausgetheilt, die Proben begannen.

„Nach der erſten Probe begab ſich Bellini auf ſein Landhaus nach Puteaux, nahe bei Paris.

„Eine leichte Unpäßlichkeit hinderte ihn, bei der zweiten Probe zu erſcheinen.

„Eben war, am Abende der erſten Vorſtellung, das berühmte Duett unter dem ſtürmiſchen Beifalle des entzückten Publikums wiederholt worden, als ſich im Saale die Nachricht verbreitete: „vor einer Stunde iſt Bellini auf ſeinem Landhauſe verſchieden.““

Francilla ſchloß das Album raſch zu, erhob ſich und trat an's Fenſter. —

Leiſe wollte ich mich entfernen, da wandte ſie ſich und ſprach ſanft: „Bleiben Sie, mein Freund! ich habe Ihnen heute noch nichts vorgeſungen!“ ſie ſetzte ſich an den Flügel, griff einige volle Accorde und begann dann mit ihrer wunderbaren tiefergreifenden Altſtimme, langſam und feierlich in Es-dur:

„Es ſchwand der Sonne letzter Strahl,
Es naht die ſtille Nacht. —
Und Sterne funkeln ohne Zahl
In freundlich ſtiller Pracht.
  Und alle Blüthen hauchen Duft,
  Und leiſ' Getön bebt durch die Luft.
Wie wird mir doch das Herz ſo leicht,
Als wär' mein Sehnen all' erreicht —
Und mir mein Engel nah.“

„Er iſt es, ja, mir ſagt's mein Herz:
Bald endet meine Bahn.
Befreit von allem Erdenſchmerz
Trägt er mich himmelan.
  Das Weh, das hier durchzuckt die Bruſt,
  Es wird mir dort zur reinſten Luſt.
Und was mir nimmer hier gelang,
Dort tönet meines Liedes Klang,
Wie ich es tief empfand.“

„So nah' denn — holder Genius! —
O nahe bald dich mir!
Und reiche mir den Weihekuß,
Ich folge freudig dir.
  Und wallt Sie — der ich mich ergab —
  Einſt zu des armen Sängers Grab, —
Dann blühe ein Vergißmeinnicht
Entgegen ihr, das ſinnig ſpricht:
„Auch dort noch — liebt er dich.““

Es wäre vergeblich den wunderbaren Ausdruck beſchreiben zu wollen, mit welchem Francilla das Lied vortrug! — Wer je ein Ähnliches von ihr hörte, nur der vermag es zu ahnen.

Als ſie geendet hatte, trat Piris in's Gemach. — „Potz Tauſend!“ — rief er, als er uns beiſammen erblickte. — „Muſicirt ihr ſchon wieder?“ —

„„Francilla,““ — verſetzte ich, — „„Francilla hat mir von Bellini's unglücklicher Liebe zur Malibran erzählt.““

„Glauben Sie ihr kein Wort,“ lachte Piris, „wenn ſie auf das Capitel kommt, — lügt ſie oder — dichtet ſie hinzu, trotz einem Poeten.“

Das Geſpräch wurde durch den Eintritt der lieblichen **Maſchinka Schneider** unterbrochen, Francilla flog der Freundin entgegen, beide Mädchen beredeten ſich über die auf den andern Tag feſtgeſetzte Wiederholung der Capuletti und Montechi, ich wurde wegen der Anordnung im Grabgewölbe conſultirt und zum Danke für meinen guten Rath von Francilla-Romeo und Maſchinka-Giulietta den ganzen Nachmittag tüchtig vexirt.

Als ich aber endlich bei Einbruch der Dämmerung mich empfehlend meiner kleinen Freundin die Hand küßte, flüſterte ſie mir gar ernſt zu: „Bitte, merken Sie ſich Bellini's Todestag und denken Sie heut' übers Jahr an mich.“

Und ich gedachte deiner, meine holde Freundin! als ich nach Verfluß eines Jahres, in den Zeitungen las: „die Malibran ſei am 23. September zu Mancheſter geſtorben, am ſelben Tage, als an welchem vor einem Jahre Vincenzo Bellini geſtorben war.“

Kunſtausſtellung in Hannover.

Zweiter Artikel.

Nach jenen allgemeinen Andeutungen, die der erſte Artikel über die Hannover'ſche Kunſtausſtellung gab, bin ich nun auf den Punkt gekommen, wo die nähere Mittheilung über einzelne Gegenſtände der Ausſtellung folgen ſollte.

Ehe ich jedoch zu dieſer Arbeit ſchreite, halte ich es für unumgänglich nöthig, vorher auch den Geſichtspunkt anzudeuten, von dem aus meine Urtheile über vorkommende Einzelheiten motivirt ſind. Zuvörderſt muß ich erklären, daß das Entſchiedenſte meines Urtheils nach dem jedesmaligen **Charakter** des Kunſtgebildes ſich richtet, alſo nach jenem künſtleriſchen Geiſte, der in dem Werke leben und ſich regen ſoll, nach jener Unmittelbarkeit, womit das Gemüth des Beſchauers ergriffen und dem Bilde identifizirt wird. Ob nun der Pinſel breit, dick, leicht oder ſchwer war, kann eigentlich gleichgültig ſein und nur dem techniſchen Fleiße Ehre machen, wie es ja auch einerlei iſt, ob der Dichter eine große Wirkung durch Trochäen oder Jamben hervorbringt, wenn nur die — Wirkung da iſt; aber ich verkenne hierbei gar nicht, daß das Talent niemals mit ſchwerfälliger Zähheit oder naturwidriger Flüchtigkeit ſich verbindet, ſei's nun bei'm Dichter, ſei's bei'm Maler. In ſo fern muß die Technik mit dem Charakter Hand in Hand gehen und ſoll von mir genau berückſichtigt werden. —

Ich erlaube mir, die Bilder in mehrere Klaſſen zu theilen, um eine leichtere Überſicht zu gewinnen.

A. Hiſtoriſche Gemälde.

Unſere Ausſtellung konnte hiervon nicht **multa**, ſondern **multum** vorzeigen. —

Das ſchöne Bild die „Söhne Eduard's“ von **Hildebrandt** war die Krone der Gallerie; hier tritt ein keck ſich ausſprechender Geiſt aus dem Bilde, eine Handlung mit tragiſchem Schmerze und dramatiſchen Charakteren. Wir erblicken auf einem einfachen Lager in einem unwohnlichen Gemache des Tower die beiden unglücklichen Prinzen Eduard und Richard, brüderlich umſchlungen und ſorglos ſchlummernd. Es iſt jene Scene im Shakeſpeare:

> „O! ſo,“ ſprach Dighton, „lag das zarte Paar,“
> „So, ſo,“ ſprach Forreſt, „ſich einander gürtend
> Mit den unſchuld'gen Alabaſterarmen,
> Wie Roſen eines Stengels ihre Lippen,
> Die ſich in ihrer Sommerſchönheit küßten,
> Und ein Gebetbuch lag auf ihren Kiſſen“ ꝛc. —

Der ältere zwölfjährige Eduard liegt auf der linken Seite, das Geſicht, in welchem eine kindliche Melancholie, die Ahnung einer düſtern Zukunft ſchlummert, iſt dem Beſchauer faſt im Profil abgewandt, der jüngere Richard hat ſein ſchlummerſüßes ſorgloſes Anlitz nahe an das des Bruders gedrückt, zu den Füßen liegen die Wämſer und der gebrämte Mantel. Ein wunderſames, mildes Tageslicht beleuchtet die beiden Knaben und verliert ſich matter und matter hinter den Draperien der Betten und an der unfreundlichen Steinwand. An der Seite des Lagers erſcheinen aber zwei Geſtalten, deren böſe Abſicht in Stellung und Geſicht deutlich ausgeſprochen iſt. Der Vordere neigt ſich vorſichtig über die Schlafenden, ein entſetzlicher Mordentſchluß lauert in ſeinem faltigen, gierigen Geſichte, eine Unentſchloſſenheit zugleich, bei'm Anblicke der ſorgloſen Kinder; ſeine Hände krallen ſich unwillkürlich in ein zum Erſticken beſtimmtes, mitgebrachtes Kiſſen, die Augenlieder ſind mitleidig erſchlafft. — Finſter, wie das Schickſal ſelbſt, aber ebenfalls von flüchtigem Bedauern gemildert, tritt der hintere Mörder aus dem Halbdunkel; eine Hand hat die Draperie zur Seite geriſſen, die andere faßt unwillkührlich den Schwertgriff. — So durchzuckt die ganze Scene eine tiefgreifende Angſt, das bleiche Schickſal hat ſich blutgierig über die Sphäre des ſchuldloſen Kindertraums geneigt. Kein Knalleffekt ſtört die großartige Einheit des Gemäldes, die Gruppe iſt meiſterhaft gedacht, die Technik iſt unübertrefflich an Fleiß, Wahrheit, Gewandtheit und Kolorit, die Fläche verſchwindet, die Geſtalten treten als Körper hervor, man glaubt die That zu ſehen.

(Schließlich diene noch als hiſtoriſche Notiz, daß die beiden Söhne Eduard's nach den neueſten Unterſuchungen, gar nicht ermordet ſein ſollen. Man will in einem entdeckten Wandſchranke des Tower Rezepte und Atteſtate der Ärzte gefunden haben, aus denen hervorgeht, daß beide Prinzen an den natürlichen Blattern geſtorben ſind. — ? —)

Roqueplan, Ritter der Ehrenlegion, brachte eine Scene aus der Bartholomäusnacht. Diana von Turgis beſchwört auf den Knieen ihren geliebten Mergy, einen Hugenotten, dem Kampfe und ſeinem Glauben zu entſagen.

Ich laſſe dieſes Bild ſchon aus dem Grunde auf das Hildebrandt'ſche folgen, da es ein frappantes Gegenſtück von jenem bildet. Wenn in dem erſteren eine deutſche, ſeelenvolle Poeſie und Innigkeit wohnt, ſo iſt das Roqueplan'ſche eine theatraliſche Effektſcene mit Muskeldehnung und Verzeichnung. Abgeſehen von dem Kolorit, welches ſchmutzig und kalt, abgeſehen von der Behandlung, die, wie ich mich andern Ortes ausgedrückt habe, mit der Flüchtigkeit kokettirt, finde ich durchaus kein wahres Leben, keine Seele darin. Mergy iſt aufgeſprungen, hat den Degen gefaßt, den Stuhl umgeſtürzt und reißt die Gardine zur Seite, um den Glaubensbrüdern zur Hülfe zu eilen; Diana iſt rücklings vor ihm auf das Knie geſunken, mehr wollüſtig als in Todesangſt, und will den Geliebten zurückhalten. Ein widerliches Licht erhellt die Scene, welches ſogar garſtig die unſchönen Hände des Mädchens färbt, die Schatten ſind ſo ungünſtig und ſcharf, daß das Geſicht verzerrt und ſchmutzig erſcheint. — Mir iſt es unbegreiflich, wie man, ſelbſt bei entſchiedenem Gegenurtheile des Publikums, dieſes Bild im „Hamburger unpartheiiſchen Correſpondenten" als ein Muſter aufſtellen konnte.

Öſterley lieferte die Ausführung ſeiner vorjährigen Concurrenzſkizze: „Jeſus ſtellt den Jüngern das Kind als Vorbild zur Seligkeit dar." Eine muſterhafte Auffaſſung voll Geiſt und Wahrheit; der kecke, unſchuldige Blick des Kindes, welches mit den Fingern des Chriſtus ſpielt und die ernſten wahrhaft ſchönen Apoſtelköpfe freundlich neugierig anſtarrt; der Ausdruck der Gedanken; die neue Auffaſſung eines Judas und endlich das fleißige Studium der Gewänder, — alle dieſe Details verbinden ſich zu einem künſtleriſch ausgebildeten Ganzen.

Der „Chriſtus am Ölberge," von **Sohrland** in Carlsruhe iſt nur ein Herkules; der flache Hinterkopf, der kurze Hals, den die Griechen vom Stier entnahmen, der muskulöſe Gliederbau ꝛc. können wohl einen Helden, aber nicht einen ſanften, edlen Religionslehrer bezeichnen. Ein wahrlich ordinäres Geſicht hat der Chriſtus des **Koopmann** in Carlsruhe, der, gegen das Ideal der Düſſeldorfer Akademie gehalten, den beſten Chriſten ungläubig machen kann.

(Fortſetzung folgt).

Pariſer Theaterſchau.

(Schluß).

Folies dramatiques: „der Stumme von Barcelona," Drama von H. **Deveur**; eine Nachahmung des „Stummen von Ingouville." Das Stück ſpielt in Spanien; ein Stummer wird vom Herzog v. Olmenaro ins Haus genommen und auferzogen, wofür dieſer ſeinem Beſchützer unbedingte Anhänglichkeit widmet. Er rettet ihm ſogar das Leben indem er den vergifteten Trank nimmt, welchen der Liebhaber der Herzogin ſeinem Herrn beſtimmt hatte. Der Beifall war flau.

Porte Saint-Antoine: „Jonathan der Verfluchte," Drama in 3 Akten von **Mery**. Der ehemalige Mitarbeiter der **Villeliade**, der **Peyronéide** und gegenwärtige Redakteur en Chef des offiziellen **Moniteur der Schachſpieler** ſcheint ſich ganz auf die Dramaturgie legen zu wollen. „Die Schlacht von Toulouſe," das erſte Mery'ſche Drama, hat auf dem Theater der Porte Saint-Antoine 60 Vorſtellungen erlebt; dem Jonathan ſteht ein gleicher Succeß bevor. Jonathan wird in ſeinem dreizehnten Jahre für eine kleine Unbeſonnenheit von ſeinem Vater verflucht, geht auf ein Kriegsſchiff, geräth aber in engliſche Gefangenſchaft. Nach langem Ungemach ſieht er Frankreich wieder und bringt einen treuen Freund Maurice mit. Er hat das Unglück, ſich in ein Mädchen zu verlieben, das bereits an einen Andern verſprochen iſt; ſeine Leidenſchaft gibt ihm ein, ſich unter den Namen ſeines glücklichen Nebenbuhlers in das Haus des Mädchens zu ſchleichen, während ſein Freund denſelben zum Zweikampf herausfordert. Maurice wird getödtet und Jonathan erfährt zu derſelben Zeit, daß er keinen Freund mehr hat und daß Céleſtine ſeine Schweſter iſt. Am Ende opfert er ſich für ſeinen Vater, der wegen politiſcher Verbrechen zum Tode verurtheilt iſt; dieſe That verſchafft ihm den Segen des Vaters auf ſeinem Gange nach dem Schafot. Die Sprache des Mery'ſchen Drama's iſt hochpoetiſch, hie und da etwas emphatiſch; auch merkt man in der Anordnung der Scenen, daß dem Verfaſſer auch die genaue Bühnenkenntniß mangelt.

Wir beſchließen unſere heutige Theaterrevue mit einigen Worten über die große Feierlichkeit, welche vergangenen Samſtag in der großen Oper ſtattgefunden hat und zu Ehren **Nourrit's** veranſtaltet war. Die Preiſe der Plätze waren verdreifacht; das Parterre koſtete 15 Franken und kaum konnte man ſich um dieſe Summe einen Platz verſchaffen. Von 3 Uhr Nachmittags an wurde Queue gemacht; der Zudrang von Dandy's war außerordentlich. Alle Logen waren beſetzt, und nie habe ich eine glänzendere Verſammlung geſehen; Alles, was Paris an ſchönen Frauen, an Notabilitäten jeder Art beſitzt, hatte ſich auf jenen Abend Rendezvous in der großen Oper gegeben, um Herrn Nourrit bei ſeinem Abſchiede einen verdienten Beweis von der hohen Achtung zu geben, welche dieſer Künſtler ſowohl durch ſein Talent als durch ſeinen Charakter allgemein erworben. Alle, welche Nourrit perſönlich kannten, ſprechen mit großer Verehrung von ihm; er übte ſeine Kunſt nicht zum Zeitvertreib oder aus Gewinnſucht; ſie war ihm vielmehr eine Miſſion, welche er nach Kräften zu erfüllen ſuchte.

Nourrit iſt im Jahr 1802 geboren, er trat zuerſt im Alter von 19 Jahren in der Rolle des Pylades in der Gluck'ſchen Iphigenie auf Tauris auf. Nach dem Abtreten ſeines Vaters von der Bühne wurde er ſofort erſter Sänger und ſchuf nach und nach die Hauptrollen aller Opern, die ſeit jener Periode in Paris zur Aufführung kamen; unter andern die Hauptrollen in den Opern Roſſini's, Aubers und Meyerbeer's. Zu der Samſtagsvorſtellung zu Nourrit's Benefiz, hatte die Direktion Glucks Armida und Meyerbeer's Hugenotten mit vieler Einſicht gewählt; denn dieſe Opern bezeichnen gleichſam die beiden Extreme der Nourrit'ſchen Künſtlerkarrière in Paris. Es fehlte nur noch ein Akt aus Wilhelm Tell, um den Mittelpunkt derſelben anzudeuten und ſo in einem Abende ein vollſtändiges Reſümé ſeines Künſtlerlebens darzulegen. Das ganze, zahlreiche Perſonal der großen Oper, Geſang und Ballet, die ganze Truppe des Theatre français und der Opera comique waren am Samſtag verſammelt, um ihrem berühmten Kameraden ein würdiges Feſt zu bereiten. Von dieſem rührenden Gefolge umgeben, von Demoiſelle Mars und Madame Damoreau geführt, hat Nourrit, bis zu Thränen gerühet, Abſchied vom Pariſer Publikum genommen. Der große Saal der Oper erbebte unter dem Donner des Beifallrufens; von allen Seiten her regneten Lorbeerkronen und Immortellenkränze auf die Bühne. An demſelben Abend iſt Demoiſelle Fanny Elßler zum erſten Male nach einer langen Krankheit wieder in dem Ballet des hinkenden Teufels aufgetreten; ein ſtürmiſcher Applaus hat ſie empfangen, und nachdem ſie mit ihrer Schweſter den fameſen Chachuche getanzt, wurde ſie mit Blumen und Kränzen überſchüttet. Auffallend groß war ein Blumenſtrauß oder vielmehr eine Blumengarbe, welche wenigſtens 20 Pfd. wog; glücklicher Weiſe hat dieſes galante Wurfgeſchoß die Künſtlerin nicht getroffen. Die Vorſtellung hat länger als 7 Stunden gedauert; denn es war 8½ Uhr Morgens, als ich an meine Hausthüre klopfte.

E. K.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 98. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 26. April.

Neues

zum „Erbaulichen und Beſchaulichen“ von Friedrich Rückert.

9. Juſuf und Suleicha.

Lange her iſt's, daß Suleicha,
Jung und ſchön und reich und üppig,
Joſeph ihren keuſchen Sklaven
Wollte ziehn in ihre Arme,
Denen er den Kerker vorzog.
Er indeß iſt aus dem Kerker
Zu Ägyptens Thron geſtiegen,
Jung und ſchön iſt er geblieben,
Reich geworden, nur nicht üppig;
Sie aus ihren Hochpaläſten
In der Armuth niedre Hütte,
Alt, demüthig eingezogen.
Alles Glück hat ſie verlaſſen,
Nur nicht Joſeph's Angedenken,
Wenn das iſt ein Glück zu nennen,
Was ſie an verlornen Glückes
Träume noch in Träumen mahnet.
Doch die Blume der Entſagung
Iſt aus ihrer Liebe Schmerzen,
Wie aus Roſen eine Lilie,
Hell und glänzend aufgegangen.
In der Liebe Koran heißt es:
„Die Entſagung bringt Erhörung,
Die Erniedrigung Erhöhung,
Die Verſtoßung Luſtvereinung.“
Gabriel von Gottes Throne
Bringt die Urkund' ausgefertigt,
Von den werthen Schreiberengeln
Blumenſchrift auf Gold geſchrieben,
Von den Zeugen unterzeichnet,
Von dem Richter ſelbſt beſiegelt,
Daß der Ehebund im Himmel
Iſt geſchloſſen, und auf Erden
Joſeph die Suleicha freiet.
Feierlich im Hochzeitzuge
Wird die Braut zu ihres Gatten
Haus geführt, die ſchnellverjüngte,
Jünger als ſie jung geweſen,
Weil die Liebe ſie verjüngt,
Schöner als ſie ſchön geweſen,
Weil die Demuth ſie verſchönte,
Reicher, als da ſie ſo reich war,
Weil die Frömmigkeit mit reicherm
Als Juwelenſchmuck ſie ſchmückte.
Ihrer harrt der ungeduld'ge
Bräutigam im Brautgemache,
Doch ſie beugt die ſchönen Glieder
Erſt, in Andacht ſich verſenkend,
Zum Gebet, und macht es lange.
Joſeph ſpricht: „Biſt du Suleicha,
Die Suleicha, deren Inbrunſt
Mir zerriß den Saum des Hemdes?“
„„Die Suleicha,““ ſpricht Suleicha,
„„Bin ich nicht, ich bin die andre;
Jene war die ſehnſuchtreiche,
Und ich bin die reicherſehnte.““
Aber Joſeph, der nun alle
Sehnſucht fühlt, die ſie einſt fühlte,
Wie er will zu ſich herüber
Ziehn die Säumende, zerreißt er
Heftig ihr den Saum des Hemdes.
Gabriel (im Brautgemache
War er mit dabei) ſprach lächelnd:
„Hemd um Hemde, ausgeglichen
Iſt die Rechnung, und die Sühne
Gegenſeitig. Gott befohlen!“
Rief's und ging, und ſchloß die Kammer
Leiſe zu mit Himmelsdufte.

Emanzipation der Juden.

Das Staatsbürgerthum der Juden, vom Standpunkte der innern Politik beleuchtet von Robert Haas, evangeliſchem Pfarrer zu Dotzheim bei Wiesbaden. Frankfurt a. M., bei Karl Körner. 1837.

Erſter Artikel.

Kein Volk unter allen Völkern der Erde ſpricht ein höheres Intereſſe an, als das Volk Israel. Sein Gedächtniß reicht hinauf bis in den geheimnißvollen, göttlichen Urſprung des erſten Menſchenpaares. Seine Weiſſagungen reichen hinab über alle Zerſpaltungen der Menſchheit bis zur wunderbaren Einigung aller Völker zu einem Reiche Gottes auf Erden. Zwiſchen Anfang und Vollendung der Zeiten liegt eine Geſchichte — auf das Tiefſte ergreifend durch eine Verkettung der härteſten Leiden, wie kein anderes Volk ſie getragen, von der Wiege bis zur Auflöſung — und Wiedergeburt, — aber auch großartig und erhaben, wie keines andern Volkes Geſchichte, durch ihre religiös-energiſche Verkettung mit den Fortſchritten des Menſchengeſchlechtes zur Humanität!

Bis zur Weltſchöpfung hinauf reicht die Familien-Geſchichte des Stammvaters, und bis zur neuteſtamentlichen Weltſpaltung hinab verläuft ſich, in abermals zwei Jahrtauſenden, die Geſchichte des eigenthümlichen Nationallebens. Und ſchon ſind wieder bald zwei Jahrtauſende abgelaufen, ſeit das Volk, aus der Reihe der politiſch lebendigen Nationen abgeſchieden, geiſterhaft, als religiöſe Stamm-Gemeinſchaft, faſt über den ganzen Erdboden zerſtreut, der von Anfang und oft von Neuem verheißenen Erlöſung entgegen harret und hoffet!

Im Gegenſatze zu den natürlich Entarteten erſcheinen die Urahnen des Volkes (Seth, Sem und Jakob) als die von Gott Geſchenkten, Erwählten, Geſegneten. Im Gegenſatze zu den von Gott Abgefallenen zeichnen die Geſetzgeber dieſes Volkes (Noah, Abraham, Moſes) ſich aus durch Glauben und Gehorſam, um derentwillen ſie gewürdigt werden, als Repräſentanten des erwählten Volkes auf ewige Zeiten einen freien Bund mit dem Ewigen, Allmächtigen zu ſchließen.

Aber auch dadurch unterſcheidet ſich jenes Volk von allen übrigen, daß ſeine ganze Geſchichte ihm ſelbſt ſtets zur Vorſtellung gekommen als Bethätigung jenes einzigen, intimen Verhältniſſes zwiſchen ihm und Jehovah, der ſich daſſelbe erzeugt und erzogen, der es geadelt und geweiht auf ewige Zeiten zum königlichen Prieſtervolk über und für alle anderen Völker der Erde; dem es aber auch ſtrenger als jedes andere Volk, — durch einzige Gnaden und Verheißungen zur höchſten Dankbarkeit, und durch freiwillig eingegangenen Bundesvertrag noch beſonders zum pünktlichſten Gehorſam ſich verpflichtet weiß. Wie es daher jedes Nationalleiden als ein göttliches Strafgericht dahingenommen, ſo hat, des auf ewig geſchloſſenen Bundes und der bis in die fernſte Zukunft hinabreichenden Verheißungen gedenkend, es auch ſtets einer göttlichen Erlöſung entgegengehofft, und um ſich derſelben würdig zu machen, ſtets von Neuem ſich der ſtrengen Beobachtung der Bundes-Satzungen zugewendet.

Von Urſprung an, bald von ſeinen Herren, bald von Nachbarn, fremde Bildungselemente, — ägyptiſche, arabiſche, phöniziſche, aſſyriſche, perſiſche, griechiſche und römiſche, und demnächſt noch hundert andere, in ſich aufnehmend und ſie eigenthümlich verarbeitend, — hat das Volksweſen doch durch alle Zeiten hindurch ſeine ſchon frühe ſcharf ausgeprägte Individualität zu behaupten gewußt. Schon in ſeiner Kindheit mit dem Sklavenjoche belaſtet, nach kurzer, durch Verirrungen und innere Spaltungen verkümmerter Jugendzeit und Selbſtſtändigkeit — ſeiner Heimath entriſſen, und in Ketten geſchlagen, dann verſtümmelt in's Land der Väter zurückkehrend, nur um immer anderen, immer gewaltthätigeren Erobern zur Beute zu werden, bis es, unwiderbringlich in alle Welt zerſtreut, länger als ein Jahrtauſend hindurch ein Spielball habſüchtiger Zwangsherren und ein Schlachtopfer fanatiſcher Kirchendiener und fanatiſirten Pöbels geworden, — hat es dennoch an dem Geſetz und den Verheißungen ſeines Gottes feſtgehalten, in dieſem Glauben eine Treue bewahrend, die ihres Gleichen in der ganzen Weltgeſchichte nicht findet!

Und was iſt der eigentliche Grund dieſer einzigen Erſcheinung? Aus welcher Quelle ſog dieſer Wunderbaum ſeine Lebenskraft, der, wie eine ſeltene Adanſonia, in der Urzeit ſeine Wurzeln geſchlagen? Ausgeſondert von allen übrigen Volksſtämmen, mußte Israel durch die Erhabenheit ſeiner Glaubens- und Sittenlehre, durch die wunderbarſten Fügungen und durch die Überſchwänglichkeit der ihm gewordenen Verheißungen, ſich auch erhaben fühlen über alle umgebenden Völker. Sein Gott war der alleinige Schöpfer Himmels und der Erde. Seine Offenbarung, hinabreichend bis an das Ende der Zeiten, wurde als unverbrüchlich hingeſtellt und angenommen. Selbſt Jeſus verſicherte, das Geſetz und die Verheißungen nicht auflöſen, ſondern erfüllen zu wollen, und auch die Chriſten glaubten eine auserwählte Gottesgemeinde zu ſein, und durch den verheißenen Meſſias eine Lehre und Verheißungen empfangen zu haben, deren Unverbrüchlichkeit noch auf die Heiligkeit des alten Bundes ſich ſtützte. Waren aber die Anhänger der neuen Offenbarung, die das Wort derſelben für unverbrüchlich hielten, berechtigt, den Juden es zum Vorwurfe zu machen, daß ſie — nach den ihnen verliehenen Geiſtesgaben — ſtreng feſthielten an dem Worte der alten Lehre und Verheißung?

Der Gott der Juden war ein alleiniger Gott, und ihre ganze heilige Geſchichte war die ſeines perſönlichen Waltens über ſeine Auserwählten und des Kampfes gegen diejenigen, die noch andere Götter neben ihn ſtellten. Als aber die Chriſten nicht nur die Mißbräuche des altheiligen Geſetzes, ſondern dieſes ſelbſt größtentheils abſchafften, und ſich von den Altgläubigen abſonderten, fingen ſie da nicht ſchon an, die Gottheit erſt als eine zwei-, dann ſogar als eine dreiperſönliche anzubeten? Kann man es da den Juden zum Vorwurfe machen, daß ſie ſich ängſtlich an ihre uralte Glaubenslehre feſtklammerten, und ſie durch immer dichtere Zäune gegen Angriffe zu bewahren ſuchten, die ihnen das Allerheiligſte ſelbſt zu gefährden ſchienen? Kann man es ihnen verargen, wenn ſie eine neue Lehre im Ganzen verwarfen, die ihnen ſelbſt nur als Offenbarung eines Gottes geboten wurde, deſſen frühere Offenbarung ihnen den Glauben an ſeine Einperſönlichkeit als das höchſte Wahrzeichen ſeiner Propheten angegeben hatte? Konnten ſpäterhin die Juden ſich zu einer Religion hingezogen fühlen, deren Bekenner zwar Gott als unendliche Liebe prieſen, aber ſeine frohe Botſchaft mit Feuer und Schwert verbreiteten, und über die Widerſetzlichen nicht nur, wie Moſes, den zeitlichen Tod, ſondern eine ewige Rache verhängten? Konnten ſie an die weltbeſiegende Macht des Erlöſers glauben, den ein ſpäterer angeblicher Geſandter Gottes (Mahomed) aus zwei Welttheilen verdrängte und ſelbſt in dem kleinen Europa nicht ſeine Alleinherrſchaft behaupten ließ? —

So iſt es gekommen, daß die Juden, durch gemeinſame Abſtammung, Sprache, Religion und eine davon untrennbare Geſchichte verbunden, in mehr als tauſendjähriger Zerſtreuung ihre Eigenthümlichkeit bewahrt haben, durch immer neue Bedrängniſſe zu immer gleich feſtem Zuſammenhalten genöthigt.

Während aber Israel eine Krone nach der andern verlor, erſt die königliche, dann die prieſterſchaftliche, zuletzt auch die der geſetzdeutenden Gewalt, bemächtigte das auserwählte Volk der Chriſtenheit ſich nach und nach ſämmtlicher Kronen. Wie Israel durch Moſes aus Ägypten, ſo durch Conſtantin aus der heidniſchen Sclaverei befreit, erneuerte die Chriſtenheit in vergrößertem Maßſtabe die israelitiſche Prieſterkaſte, das jüdiſche Königthum und das geſetzdeutende Rabbithum, und kraft Moſaiſcher Geſetze und israelitiſcher Richterſprüche und in Nachahmung jüdiſcher Religionshelden wurden Moſesgläubige Juden, wurden Mohamedaner und Heiden und Ketzer verfolgt und geſchlachtet!

Aber auch in der Kirche, wie im Tempel Jehovah's, erhielt ſich in Mitten der äußeren und inneren Stürme das ewige Feuer des göttlichen Geiſtes, und wie dicht es auch hier wie dort von Irrwahn und Selbſtſucht umſponnen wurde, ſein Licht und ſeine Lebenswärme — Funken der ewigen Wahrheit und der unbeſchränkbaren Liebe — gewannen immer neue, kräftigere Nahrung durch die Strahlen, die aus der freien Natur, aus den Überlieferungen der alten Welt und aus verborgener Himmelsquelle ſich in die umzäunte Lampe ergoſſen. Und wie die Flamme allmählich erſtarkte, durchbrannte ſie einen Zaun nach dem andern, und eine Krone nach der andern zerſprang auf dem Haupte der Kirche. Die Fürſten bemächtigen ſich der weltlichen Selbſtherrlichkeit; die Laien ſchlangen ſich die Prieſterbinde um die Schläfe, die wiſſenſchaftlichen Forſcher deuteten die alten und entdeckten neue gemeinſchaftliche Geſetze. (Fortſ. folgt).

Hiſtoriſche Profile in Dijon.

(Fortſetzung).

Aber nicht bloß militäriſche politiſche Koryphäen begegnen uns in den Straßen von Dijon, ſondern auch Auserwählte der franzöſiſchen Literatur.

Eine Vorſtadt, das daſelbſt befindliche Thor und eine zu demſelben führende Straße der Stadt tragen den Namen Jean Jacques, denn bekanntlich nennt man im Volke den großen franzöſiſchen Proſaiker meiſtens bei ſeinen Vornamen und ſelten Rouſſeau, welches ſehr als ein Zeichen ſeiner Popularität gelten kann.

Rouſſeau pflückte nämlich ſeine erſten literariſchen Lorbeeren in Dijon, denn hier war es, wo er im Jahre 1750 bei der von der Akademie geſtellten Frage: „das Wiederaufleben der Künſte und Wiſſenſchaften, hat es dazu beigetragen die Sitten zu verbeſſern?“ den Preis davon trug. Rouſſeau hatte Anfangs bejahend geantwortet, „c'est le pont aux anes,“ bemerkte ihm Diderot, „behandeln Sie den Gegenſtand verneinend, und Sie werden des Erfolges ſicher ſein.“

Rouſſeau folgte dieſem Rathe, aber er ſchmückte ſeine Abhandlung mit allen Reizen ſeines Styls, mit aller Magie ſeiner Beredſamkeit, mit dem Feuer ſeiner Einbildungskraft ſowohl, als mit der Kraft ſeiner Beweisgründe.

Die Straße Crébillon erinnert uns natürlich an den franzöſiſchen Trauerſpieldichter dieſes Namens. Sein Familiennamen war Jolyot; der Vater, Schreiber an der Rechnungskammer, beſaß jedoch einen Weinberg, Crav-Villon genannt, woher der Name ſeines Sohnes Proſper Crébillon entſtanden iſt.

Von ſeinem Vater zum Advokatenſtande beſtimmt, wurde er in Paris als Schreiber bei einem Prokurator angeſtellt, wo er ſich jedoch nur mit Widerwillen mit ſeiner Arbeit, deſto mehr aber mit Verſenmachen beſchäftigte.

Sein Patron, Herr Prieur, bemerkte dieſe Neigung und rieth ihm daher, lieber für das Theater zu arbeiten, als einer gezwungenen Laufbahn zu folgen. Natürlich folgte der junge Mann dieſem Rathe mit Freuden und konnte ſich glücklich ſchätzen, ein ſo ſeltenes Exemplar von Prokurator, wie Herr Prieur, zum Beſchützer zu haben, während gewöhnlich alle hausbackenen Seelen gegen jedes junge außergewöhnliche Streben ankämpfen.

Crébillon's erſte Verſuche waren glücklich: „Idomeneus,“ vorzüglich aber „Atreus“ erwarben ihm einen glänzenden Namen.

Der gute Prokurator war über dieſen Erfolg ſo entzückt, daß er ſich, obgleich von einer tödtlichen Krankheit befallen, dennoch in die erſte Vorſtellung des Atreus tragen ließ und bei'm Hinausgehen Crébillon freudig umarmend ausrief: „Ich ſterbe glücklich, denn ich habe Sie zum Dichter gemacht, ich laſſe der Nation einen Mann." Piron hat dieſen Zug aus dem Leben ſeines Landsmannes in einer Scene der Métromanie benutzt.

Zwar in der Blüthe der Jahre ſchon ruhmgekrönt, ging es dem jungen Crébillon leider, wie ſo vielen Auserwählten: er hatte ſich einen Lorbeer um die Schläfe gewunden, aber kein Vermögen erworben.

Im Jahre 1708 vollendete er in Dijon ſeine Elektra, weßhalb er zu Voltaire in Bezug auf deſſen Trauerſpiel „Oreſt" ſagte: er wünſche, daß ihm der Bruder eben ſo viel Ehre bringen möge, wie ihm die Schweſter.

Nach einer Vorſtellung des Atreus fragte man Crébillon: warum er das ſchreckliche Genre gewählt habe?

„Es blieb mir keine Wahl übrig," war ſeine Antwort. „Corneille hat den Himmel, Racine die Erde in Beſchlag genommen; ſie haben mir alſo nur die Unterwelt gelaſſen."

Als er nur zwei Akte ſeines „Catilina" vollendet hatte, wurde er ſo krank, daß ſein Arzt, wahrſcheinlich an ſeinem Aufkommen zweifelnd, die Unſchicklichkeit beging, ſich die zwei fertigen Akte zum Geſchenk auszubitten; Crébillon aber antwortete ihm mit jenen Worten aus Rhadamaſte: „Ah, doit-on hériter de ceux qu'on assassine?"

Glücklicherweiſe genas er, und das Trauerſpiel wurde beendet. Vor der erſten Vorſtellung bat ihn ſein Sohn um Billets für ſeine Freunde. „Du weißt wohl," bemerkte ihm der Dichter, „daß ich Niemanden zwingen will, mich zu applaudiren."

„Seien Sie ruhig, mein Vater, ihre Billets werden Ihnen keine Gnade verſchaffen, wenn das Stück ſie nicht verdient."

„In dem Falle kann ich die Billets geben."

In ſeinem Trauerſpiele „Xerxes" ließ er faſt alle ſeine Perſonen ſterben. Eine Schauſpielerin, welche in einem zweideutigen Rufe ſtand, erlaubte ſich ihm zu ſagen: „Herr Crébillon, geben Sie mir die Liſte Ihrer Todten."

„Und Sie Mademoiſelle," erwiederte der Dichter, „geben Sie mir die Liſte Aller derer, welche Sie verwundet haben."

Als Ludwig XV. davon benachrichtigt wurde, daß Crébillon an einem Trauerſpiele „Cromwell" betitelt, arbeitete, ließ er den Dichter zu ſich rufen und ſagte ihm: „Herr von Crébillon, Sie erbeiten an einem Trauerſpiele Cromwell?" — „Ja Sire." — „Glauben Sie mir, nützen Sie nicht alle Ihre Verſe an einem ſolchen Gegenſtande ab." —

Der Dichter verſtand den König und das Stück blieb in ſeinem Portefeuille.

Crébillon ſtarb zu Paris den 17. Juni 1762 und wurde in der Kirche St. Gervais begraben, wo ihm Ludwig XV. ein marmornes Mauſoleum von dem bekannten Bildhauer Lemoine errichten ließ.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

*** Darmſtadt, 18. April. — Die geſtrige (achte) Abendunterhaltung des hieſigen Vereines für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt war durch die treffliche Ausführung von vier großen Nummern aus Meyerbeer's „Hugenotten" im höchſten Grade intereſſant. Herr Hofkapellmeiſter Mangold las vorher einen das neueſte Werk Meyerbeer's im Ganzen und im Detail charakteriſirenden einleitenden Aufſatz; Herr Chordirektor Neukäufler hatte das Einſtudiren der Chöre und Enſembleſtücke mit unermüdlichem Eifer geleitet, und verdiente die Freude über das muſterhafte Gelingen der Ausführung. Die vier Nummern waren: 1) Trinkchor (Tenor u. Baß); 2) Frauenchor; 3) Arie, mit Begleitung von drei Soloſtimmen, glockenrein mit Präciſion und Geſchmak geſungen von Fräulein Neukäufler, und 4) dreifacher Chor: Soldatenlied der Calviniſten, Litanei kathol. Mädchen, Chor der Katholiken. Impoſant und überwältigend iſt das wahrhaft Dramatiſche, was dieſe Fragmente einer großartigen Tondichtung charakteriſirt. — An demſelben Abende wurde auch Spohr's „gran nonetto" von Mitgliedern der Hofkapelle trefflich exekutirt. Herr Medizinalrath v. Plönnies las eine geologiſche Skizze; Dichtungen von Rückert und Anderen wurden vorgetragen; auch drei Oelgemälde älterer Meiſter (N. Pouſſin, Procaccini und E. Leſueur) waren ausgeſtellt.

*** Schriftſteller-Emanzipation. — Es ſoll zu Berlin im Werke ſein, einen „Berliner Belletriſten-Verein" zu gründen, der unter ſeiner eigenen Firma eine Reihe intereſſanter Aufſätze aller Art auf gegenſeitigen Gewinn und Verluſt publiziren wird. Eine dortige Buchhandlung will den Debit übernehmen, ſobald die Conceſſion von der Regierung erwirkt iſt. Bekanntlich beſteht ein ähnlicher Schriftſteller-Verein in Paris, der gute Dividenden abwerfen ſoll. Vielleicht werden dieſe noch unſcheinbaren Anfänge zu Cryſtalliſationspunkten in mitten der großen Autoren Solution. In den drei letzten Jahrhunderten war Herrſchen durch Zertheilung der Wahlſpruch der Gewalthaber. Befreiung durch Vereinigung iſt das Schiboleth der gegenwärtigen Zeit. Befreiung iſt Zu-recht-ſtellung; Recht aber iſt, daß der Geiſt herrſche und das Geld diene. Recht iſt auch, daß die Schriftſteller, die ein gemeinſames Streben und Intereſſe haben, ihrer Gemeinſamkeit eine Beleibung, eine organiſche Wirkſamkeit geben und ſichern. Im Mittelalter ſicherten Klöſter dem Gelehrten die irdiſche Baſis. Orden wetteiferten in geiſtiger Produktivität. In neuerer Zeit haben die Regierungen ſich um Alles bekümmert. Landbau, Induſtrie und Handel hat der Staat unter ſeine providenzielle Obhut genommen. Nur die Schriftſteller ſind einigermaßen vogelfrei geblieben. Paris iſt vorangegangen. Wir hoffen, Deutſchland wird das gegebene Beiſpiel ſich auf ſeine Weiſe aneignen. Früher als Frankreich hat es den großen Gedanken einer Gelehrten-Republik ausgeſprochen, und wenn bereits die deutſchen Buchhändler ſich zu einer großen Corporation vergeſellſchaftet, ſo werden hoffentlich die deutſchen Schriftſteller endlich auch durch Bildung immer größerer Vereine ſich von dem merkantilen Joche emanzipiren, welches bisher oft ſo drückend, nicht ſelten erdrückend auf ihnen gelaſtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 99. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 27. April.

Neues

zum „Erbaulichen und Beſchaulichen“ von Friedrich Rückert.

10. Der Stab Moſis.

Als Moſes von Ägypten floh, wo er den Mann erſchlagen,
Kam er zum Lande Midian, wo er ein Weib erdiente.
Und als er in die Wüſte nun die Herde treiben ſollte
Und eines Stab's bedurfte, ſprach zu ihm Schoaib, ſein Schwäher:
„Die Stäbe ſtehen dir zur Wahl, die größern hier und kleinern,
Die ſchwächern und die ſtärkeren, den einen ausgenommen,
Der hinten in der Ecke ſteht, beſtäubt und überſponnen,
Den hat ein unbekannter Mann, ein fremder, hingeſtellet,
Daß er hier aufbewahret ſei, bis ſeinen Herrn er fände,
Und ſeitdem ſteht er unberührt von mir dort und den Meinen.“ —
Der Hirte probt die Stäbe durch, und keiner will ihm paſſen,
Bis er zu dem der Ecke kommt, dem ſtaubig überwebten,
Der paßt gerad' ihm in die Hand, mit dem geht er von hinnen,
Als nun Schoaib die Stäbe zählt, vermiſſet er den fremden,
Das ſeiner Hand vertraute Gut, und zürnt dem Schwiegerſohne.
Er eilt ihm nach, und ungeſtüm heiſcht er den Stab zurücke,
Doch der hält eigenſinnig feſt den auserkornen Stecken.
Mit Händen ſtatt mit Worten will Schoaib das Pfand entwinden,
Der Stecken klebt an Moſis Hand und iſt nicht zu entreißen.
Doch ſieh, ein unbekannter Mann, ein fremder, kommt gegangen;
Der ſoll im Streit Schiedsrichter ſein, als ſolcher ſprach er alſo:
„Legt auf den Boden hin den Stab, und wer vor meinen Augen
Ihn mit der Hand aufheben kann, der iſt der Herr des Stabes.“
Als nun der Stab am Boden lag, verſucht, ihn aufzuheben,
Zuerſt Schoaib und konnt' es nicht, er mußt' ihn liegen laſſen.
Mit leichter Mühe d'rauf erhob den Stab vom Boden Moſes
Und eilte, ſeines Sieges froh, der Herde nach zur Wüſte.
Der Unbekannte aber ſprach: „Schoaib, kennſt du mich wieder?
Ich habe dir den Stab vertraut, den du bewahren ſollteſt,
Bis einſt er ſeinen Herren fänd', er hat ihn nun gefunden;
Vom Paradieſesgrenzebaum, dem heil'gen Stamme Sidra,
Brach Adam dieſen Zweig, als er von dort auswandern mußte,
Und von dem Stab geſtärkt, ging er bis an ſein Grab durch's Leben;
Der war beſtimmt, zum Wanderſtab in Moſis Hand zu werden;
Mit dem er jetzt nur Wölfe ſcheucht, wenn ſie der Herde drohen,
Und Laub von Bäumen ſchlägt, wenn ihr am Boden Futter fehlet,
Mit dieſem Stabe wird er einſt, indem er wird zur Schlange,
Den Hochmuth ſchlagen Pharao's und ſeiner Zaubrer Zauber;
Mit dieſem Stabe wird er bald die Herde ſeines Volkes
Frei führen aus des Zwanges Haft und durch des Meeres Fluten,
In Wüſten ſchlagen ihrem Durſt Erquickung aus dem Felſen,
Nachdem er ſchlug der Feinde Land mit ſiebenfacher Plage.“

Emanzipation der Juden.

(Fortſetzung).

Und, ſiehe! auch das auserwählte Volk der kirchlichen Prieſter erlag, wie früher das prieſterliche Volk — immer gewaltigeren Eroberern. Die nordiſchen Machthaber unterwarfen ſich die kirchlichen Hierarchen; griechiſche Philoſophen und römiſche Rechtslehrer erſtanden von den Todten, und nöthigten die Kirchgläubigen zu geiſtigem Tribut; aus der Aſche der Scheiterhaufen erhoben verjüngt ſich kühne Reformatoren und bekämpften das neue Phariſäerthum durch ſeit unvordenklich mißachtete Offenbarungen.

Hiermit begann für die Chriſtenheit und eben dadurch auch für die Judenheit eine neue von der mittelalterlichen, wie von der alten — ſich immer bedeutſamer unterſcheidende Weltzeit.

Das Prinzip der Gewißheit, der Freiheit und der Umgeſtaltung conſtituirte ſich dem Prinzipe der Prieſterauctorität, des Glaubens-Zwanges und der Stabilität gegenüber; der Geiſt rang ſich los von der feſſelnden Form, die eben dadurch immer größerer Erſtarrung verfiel. Wie anderthalbjahrtauſend Jahre zuvor die chriſtliche Reformation dem erſtarrenden rabbiniſchen Moſaismus, ſo trat nun ein freiprüfender Proteſtantismus dem verhärteten hierarchiſchen Katholizismus entgegen, und wieder reagirte die alte Kirche durch Anwendung irdiſcher Gewalt. Die religiöſe Freiheit wurde durch zahlloſe Märtyrer, durch namenloſe Leiden errungen.

Die römiſch-ſpaniſche Inquiſition rief den niederländiſchen Freiſtaat in's Daſein, der papiſtiſche dreißigjährige Krieg befeſtigte die Freiheit der neuen Kirche in Deutſchland; die jeſuitiſchen Verfolgungen der Hugenotten und Janſeniſten in Frankreich nöthigten den menſchlichen Geiſt, ſich in ſeiner Freiheit gegen jeden Zwangglauben zu erfaſſen.

Aber die Noth lehrt nicht nur beten, wie das Sprichwort ſagt, ſondern auch lieben; ſie ruft nicht nur das tiefinnerſte Verbundenſein mit Gott, ſondern auch das weſenhafte Verbündniß des Menſchen untereinander zum Gefühl und zum Bewußtſein; ſie lehrt nicht nur glauben und um Hülfe bitten, ſondern auch mitleiden und hilfwillig werden.

So fanden zu Anfang des **XVII.** Jahrhunderts aus dem fanatiſchen Spanien, aus Polen und Deutſchland flüchtende Juden zum erſtenmale menſchenfreundliche Aufnahme im niederländiſchen Freiſtaat; — ſo wurde nach dem weſtphäliſchen Frieden der in Deutſchland auf den Juden laſtende Druck hier und dort ſchon durch Verträge gemildert; ſo erhob zu Ende jenes Jahrhunderts im freien England zuerſt der freigeiſtige Toland ſeine Stimme für die Emanzipation der Juden.

Die Akatholiken waren Jahrhunderte hindurch gedrückt, verfolgt, geſchlachtet worden, wie die Anhänger des Thalmuds. Die Unmenſchlichkeit der alten Kirchgläubigen hatte die Menſchlichkeit in den Herzen der Unterdrückten erweckt. Das achtzehnte Jahrhundert führte die Humanität zum entſcheidenden Siege. Schon im Jahre 1723 erklärte eine Parlamentsakte die Juden für Eingeborene und geſtattete ihnen zum erſtenmale rechtlichen Grundbeſitz.

Bis dahin jedoch war der Geiſt der Judenheit, dreifach umzäunt vom Rabbinismus, von dem Thalmud und der Thora, nicht zu reformatoriſcher Theilnahme am neuen Leben erweckt worden. Über Spinoza hatte die Synagoge, wie über Bruno die Kirche, — den Verdammungsfluch ausgeſprochen. Erſt als die jungen chriſtlichen Reben zu blühen anfingen, begann auch der alte israelitiſche Wein in dem feſten Verſchluſſe zu gähren. — Erſt als aus dem Kampfe der beſonderen Glaubensmeinungen in der Chriſtenheit der Geiſt zu dem von Chriſtus angebeteten alleinigen wahrhaften Gott ſich erhoben, erſt als aus der gleichen Verfolgung der verſchiedenartigen Glaubensbekenner das Herz ſich zum Mitgefühl mit allen Menſchen — als Kindern eines Vaters — erweitet, — da wurde die Wahlverwandtſchaft erregt, da ſchlug ein elektriſcher Funke aus der neuen, freien Geiſteswelt durch alle zeitlichen Umzäunungen hindurch in das Innerſte der Synagoge, und Plato und Spinoza vermittelten durch Leſſing und Mendelsſohn einen ſeitdem ſich immer mehr verinnigernden Lebensverkehr zwiſchen den Verehrern Jehovah's und den neuen Bekennern eines humanen Theismus. —

Das große Werk der allgemeinen Emanzipation, der Befreiung der Menſchen von widergöttlicher und menſchheitwidriger Gewalt, hatte begonnen; Heroën der Humanität hatten dem ewigen Lichte die Bahn gebrochen. Edle Fürſten erhoben ſich über die feindlichen Schranken kirchlicher, nationaler und ſtändiſcher Verſchlüſſe. An die Tagesordnung kam die göttliche Duldung aller Eigenthümlichkeiten, welche der Lebensgemeinſchaft, dem rechtlichen Frieden der Menſchen nicht widerſtreiten. Während edelgeſinnte Juden (Mendelsſohn, Weſſels u. a. m.) ihr Volk von der knechtenden Autorität ſeiner Rabbinen und ſeiner Satzungen zu befreien und es zur Theilnahme am allgemeinen Leben zu erziehen ſtrebten, trat ein edler deutſcher Staatsmann (Dohm 1781), und, angeregt durch ihn, ein edler franzöſiſcher Prieſter (Grégoire, 1787) für das unglückliche Volk in die Schranken gegen tiefeingeroſteten Aberglauben und noch härteren Eigennutz.

Aber ſchon hatte das gemeinſchaftliche Recht und die allgemeine Religion in der neuen Welt ſich freie Gemeinden gebildet; der alle Ketten ſprengende Geiſt des europäiſchen achtzehnten Jahrhunderts war in Amerika Staat geworden. Erſt durch die Verfolgungen der moſaiſchen Prieſter und Schriftgelehrten waren die, anfänglich nur reformatiſchen Chriſten zur tieferen Erfaſſung ihres neuen, allgemeineren Prinzips gelangt, und erſt die aus Jeruſalem Geflüchteten conſtituirten ſich im jungen Europa als eine katholiſche, allen Völkern geöffnete Kirche. Ebenſo wurden die europäiſchen Chriſten, die anfänglich nur das urſprüngliche Chriſtenthum herſtellen wollten, erſt im jungen Amerika ihres Lebensprinzips inne, welches in dem Worte ausgeſprochen: daß „in allerlei Volk, wer Gott ehrfürchtet und Recht thut, Gott angenehm ſei.“ Dieſe Wahrheit nun in der neuen Welt zu einer Wahrheit geworden, ſtrahlte von dort aus zurück auf ihre geiſtige Heimath, und — wie von einem Zauberlichte berührt — zerfielen Ketten von Chriſten und Juden in Staub. Die Verkündigung und Anerkennung der Menſchenrechte wurde ein welthiſtoriſches Ereigniß; der längſt erſehnte, längſt morgenröthlich aufſteigende junge Tag zuckte neubelebend aus dem Ozean empor und verbreitete mit Allgewalt die frohe Botſchaft des Menſchthumes und ſeiner unveräußerlichen Freiheit. Zwölfhundert Jahre, nachdem zu Paris (im Jahre 615) die alte Kirche verordnet hatte, daß kein Jude ein militäriſches oder Richteramt über Chriſten ausüben dürfe, wurden in derſelben Stadt von geiſtlichen und weltlichen Abgeordneten einer ganzen Nation alle Juden, die den Bürgereid leiſteten, für ächte Franzoſen, und ſomit für zuläſſig zu allen Staatsämtern erklärt. Was immer dann auch von untergeordneten, mehr oder minder hiſtoriſch-berechtigten Standpunkten gegen dieſe Freilaſſung und Gleichſtellung eingewendet worden, — volle vierzig Jahre nach dieſem begeiſterten Aufſchwunge der franzöſiſchen Nation hat die Regierung des wiedergeborenen Staates *) den verſammelten Abgeordneten der Nation die Verſicherung gegeben: daß „die Juden in allen öffentlichen Leiſtungen, wozu ſie berufen waren, unter den Fahnen der unſterblichen Kriegsheere, in den Wiſſenſchaften, den Künſten, dem Gewerbfleiß alle Verläumdungen ihrer Unterdrückten auf die edelſte Weiſe widerlegt haben." — Und die Vertreter des franzöſiſchen Volkes bekräftigten dieſe Verſicherung, indem ſie die Vorſteher des moſaiſchen Gottesdienſtes gleichſtellten den Beamten der anerkannten chriſtlichen Kirchen. (Schluß f.)

Kunſtausſtellung in Hannover.

(Fortſetzung).

Deger in Düſſeldorf kam dieſesmal nur mit Kleinigkeiten zum Vorſchein. Wir hätten ſehr gewünſcht, etwas Höheres von ihm zu erhalten, da er die oft verbrauchten, bibliſchhiſtoriſchen Stoffe auf eine neue, poetiſche Art aufzufaſſen verſteht und oft, abgeſehen von der hiſtoriſchen Tendenz, eine anſprechende Idylle einzuweben weiß.

Der junge Tobias, im Augenblicke ſeine Reiſe anzutreten, fand zwei talentvolle Darſteller in Chauvin und Ihlée in Düſſeldorf, die beide mit Geiſt und Ausdruck ihre Gruppen componirten. Bei dem Einen kniet der junge Tobias unter den ſegnenden Händen ſeines Vaters, bei'm Andern ſtürmt er lebensfriſch und muthig in die freie Welt hinein; Letzterem möchte ich wohl den Vorzug geben.

Hopfgarten in Berlin malte den Raphael, das Motiv zur Madonna della Sedia findend. Raphael iſt vor dem Hauſe eines Böttchers, auf deſſen Treppe die Madonna ſitzt, deren Umriſſe der Maler, zur Bewunderung der Umſtehenden, mit Kreide an ein Faß zeichnet. Der alte Böttchermeiſter hat einen ſchönen Apoſtelkopf, ein üppiges, lächelndes Mädchen auf der Treppe neben der Madonna iſt wohl die lieblichſte Geſtalt auf dem Bilde. Die übergeſchlagenen Beine Raphael's leiden an fehlerhafter Schattirung, wodurch ſie unnatürlich werden.

Grimm in Caſſel malte „die heilige Eliſabeth" das letzte Abendmahl empfangend. In dieſem ganzen Gemälde herrſcht zu wenig Wahrheit und Gefühl, um mächtig anſprechen zu können. Vielleicht war es der Kopf der ſterbenden Eliſabeth, welcher dem Bilde einige Freunde gewinnen konnte; die Umgebung des Sterbelagers, die Prieſter, Sakramentendiener und muſizirenden Kinder verrathen keineswegs durch ihre Mienen die Handlung. Es ſind ſogar recht luſtige Geſichter darunter, wie z. B. das eines kleinen Mädchens, welches gerade unter dem Haupte der Sterbenden die Zitter ſchlägt und ſingt.

Ein gleiches, nichtsſagendes Bild lieferte Tiſchbein in dem „Biſchof Heribert von Cöln," der verfolgte Jüdinnen in ſeinem Kloſter rettet. Die Gruppirung iſt durchaus ungefällig und ohne beſondern Charakter; ſelbſt die Technik verräth Tiſchbein's Pinſel nicht, der in einigen Genregemälden derſelben Ausſtellung kräftiger hervortrat.

Das berühmte Gemälde von Sohn, „die Preisvertheilung des Paris," war ebenfalls ausgeſtellt und erregte unſere Bewunderung durch die Wärme und Rundung des Fleiſches und der lieblichen Gruppirung. Nur möchten die Geſtalten ſelbſt zuviel das Modell verrathen und ſich von der Antike entfernen. —

Hanſonn in München ſandte eine beſtellte Concurrenzſcizze, die „Berufung des Heſekiel zum Prophetenamte." Mit vorzüglicher Leichtigkeit iſt der ſchwebende Engel behandelt; der Prophet liegt mit dem Geſichte auf der Erde, und ſein Rücken reflektirt ein uns unbegreifliches, röthliches Licht. — Es iſt dieſes Bild zu todt, um länger das Intereſſe zu feſſeln.

Gräfle in München malte „Conradin von Hohenſtaufen und Friedrich von Baden-Öſterreich" im Gefängniſſe am Tage vor ihrer Hinrichtung; ein ebenfalls todtes Bild, dem der klare Ausdruck mangelt. Es macht faſt dieſelbe Wirkung, als wenn mittelmäßige Schauſpieler ein ſogenanntes lebendes Bild davon aufgeführt hätten.

Die „Thekla," von Dietz in Carlsruhe, iſt mehr geſpenſtiſch als ſchreckensbleich, ſie reitet neben undeutlichen, karikirten Geſtalten bei Mondſchein zum Kloſter, wo Pikkolomini's Leiche ausgeſetzt iſt. Ein Bildchen von keiner Bedeutung und nur deßhalb hier erwähnt, weil einige Rezenſenten einen räthſelhaften Werth hineingelegt haben.

Eckhout, der Holländer, ſtellte eine Scene aus W. Scott's: Woodſtock dar, in welcher ein junger Gefangener vor Cromwell geführt wird. Obgleich man allen Geſtalten, insbeſondere dem Olivier ſelbſt, eine auffallende Steifheit vorwerfen kann, ſo iſt doch die Gruppirung anſprechend, die durch eine angenehme Lichtvertheilung noch erhöht wird und durch einen entfernten Standpunkt bedeutend gewinnt. Ich muß aber geſtehen, daß ich mir den Cromwell immer ganz anders gedacht

---

*) Durch das Organ des Staatsminiſters Mérilhou im Jan. 1831.

habe, als der Maler. Hier erſcheint er als ſteifer, mehr trockener als energiſcher Mann, der wie ein Leberkranker in einem großen Seſſel ſitzt; ich vermiſſe das Unbeugſame, Mannskräftige, welches der Franzoſe Delacroix bei weitem frappanter in ſeinem bekannten Bilde ausdrückte. Auch iſt der Eckhout'ſche Cromwell für einen Republikaner viel zu elegant gekleidet.

Duſi in Venedig verirrte ſich mit einem „Alcibiades“ zu uns, den er von Sokrates unter den Weibern finden läßt. Die Idee iſt nicht übel in der Gruppe ausgedrückt, aber verletzend wirkt der höchſt theatraliſche Anſtand des Philoſophen, der in der Thüre wie ein geckenhafter Hiſtrione erſcheint.

Der „Ulyſſes,“ ſein Vaterland am Meere beweinend, von Müller aus Dresden, in Paris, zeugt von kräftiger, durchdachter Auffaſſung, wenn man auch weniger den Fleiſchton und die Zeichnung der Glieder loben kann. Das Geſicht könnte mehr idealiſirt ſein, wenn ich mich dieſes Wortes in moderner Beziehung bedienen darf.

P. v. Cornelius lieferte einen Carton, „die Traumdeutung des Joſeph,“ der in der Gruppirung und dem Ausdrucke den Meiſter erkennen läßt.

Wie rund und leicht mit der Kreide hingeworfen, wie einfach und doch effektvoll hat Jakobs in Hanover ſeinen Carton des „Argonautenzuges“ entworfen! Ich will ihn keineswegs über den erſteren ſtellen, das wäre ungerecht, aber was die Zeichnung anbetrifft, ſo hat er mit wenigen runden Linien eine erſtaunenswürdige Wärme und Üppigkeit in die nackten Körper der Meerweiber, der ernſten Meergötter und Argonauten gebracht. Seine Gruppe iſt anſprechend und feſſelnd, es iſt der Augenblick gewählt, wo der Sänger in's Meer geſtürzt werden ſoll und er die Leier anzuſchlagen beginnt. Ich befürchte ſehr, daß die Ausführung für das Hannover'ſche Königsſchloß nicht ſo leicht und warm als die Zeichnung wird, da Jakobs mit dem Pinſel weniger als mit der Kreide gewandt iſt.

Unter den Schlachtenmalern hat Monten den Preis mit ſeiner Concurrenzſcizze davongetragen: „Der Kurprinz Georg wird vom General von Hammerſtein in der Schlacht von Neerwinden gerettet.“ Eine lebendige Scene voll Wahrheit und voll durchblickender Laune. Jenes bekannte Pferd, welches die Münchener ſo gern aus der Alexanderſchlacht entlehnen, iſt freilich auch hier im Vordergrunde zu treffen, jedoch mit fleißigem Studium in eine lebensvolle, ſchöne Gruppe gebracht. Georg iſt vom Pferde neben einem Abhange niedergeſunken und wird von Hammerſtein ſchützend gedeckt.

Weniger in ſich abgeſchloſſen und klar war die Lindenſchmidt'ſche Scene aus der Böhmenſchlacht 1504, die in ihren Einzelnheiten geſucht und in der Zuſammenſtellung todt war.

Müller in Caſſel trat mit zwei Concurrenzſtücken auf. Die erſte, „wie Ruth auf dem Felde das Boas vor den geſammelten Ähren betend niederfällt,“ iſt hübſch gruppirt, aber nicht deutlich genug; die zweite Skizze, „wie Franz von Aſſiſi den Kaiſer Otto IV. auf ſeiner Römerfahrt warnen läßt,“ iſt im höchſten Grade verfehlt und durchaus nicht künſtleriſch aufgefaßt.

Lächerlich war dagegen „Luther auf der Wartburg,“ von Grashof in Düſſeldorf, der ſeinen Junker Georg, anſcheinend im Weinrauſche ein koloſſales Dintenfaß an des Teufels Kopf werfen läßt; der „bibelüberſetzende Luther“ des Evers in München war würdiger und edler, wenn auch im Geſichte nicht die männliche Entſchloſſenheit lag, die den Reformationshelden erkennen läßt. Zum Schluſſe dieſer hiſtoriſchen Gallerie werde noch eine „Moſesfindung,“ von Fräulein Kinzel in Hannover, genannt, welche als Dilettantin Fleiß und guten Willen hinreichend ausgedrückt hat, ohne gerade hohe Anſprüche geltend machen zu wollen.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

⁂ Der Herzog von Raguſa über Ungarn. — Der Herzog von Raguſa bemerkt in ſeinen, mit Nächſtem erſcheinenden Memoiren u. a. über Ungarn: „Keine ungariſche Stadt wird jemals ein großer Handelsplatz werden können, ſo lange die Landesgeſetze nicht modifizirt ſein werden. Ohne Credit gibt es keinen ausgedehnten und vortheilhaften Handel; Credit gibt es aber da nicht, wo das Eigenthum unſicher iſt und ein Schuldner nicht genöthigt werden kann, ſeine Schulden zu bezahlen. Dies iſt in Ungarn der Fall. Der Gläubiger hat keine andere Bürgſchaft als die Moralität des Schuldners; wie kann aber dieſe ermeſſen werden, wenn von Handelspapieren die Rede iſt, die von meiſtens unbekannten Leuten unterzeichnet ſind? — Allerdings haben die Ungarn durchgängig ein Gefühl von den Bedürfniſſen des Landes und von den Veränderungen, welche ſeine Intereſſen erheiſchen; da aber jede dem Ganzen förderliche Aenderung Einzelnen ungünſtig iſt, ſo treffen auch die glücklichſten Neuerungen auf Widerſtand ... Man will und man will nicht ... Man will Wege, als erſte Bedingung der Civiliſation; da aber die Regierung nicht Geld genug dafür hat, ſo müßte die Anlage von einer Handelsgeſellſchaft beſorgt und ein Wegezoll zur Erſtattung der Koſten errichtet werden. Der ungariſche Edelmann aber, der eifrigſt die Wege wünſcht, ſchaudert vor der Möglichkeit daß er zu irgend einer Abgabe verpflichtet werden könnte, und ſo wird er ſich dem Wegbau widerſetzen. So lange alſo derlei Vorurtheile, wie das von der Abgabenfreiheit des Adels, nicht entwurzelt werden, wird das Land ſtationair bleiben und der Verbeſſerungen nicht theilhaft, für welche es empfänglich.“

⁂ Großbritanniens und Frankreichs ſtaatswirthſchaftliche Fortſchritte, von Chemin-Dupontès. — Den reichhaltigen Briefen Mich. Chevalier's über Nordamerika ſchließt ſich das, von ihm bevorwortete, eben erſchienene Werk des Hrn. Ph. Chemin-Dupontès an, welches betitelt iſt: „*Progrès de la Grande-Bretagne, sous le rapport de la population et de la production, avec des documens analogues pour la France.*“ Vorzüglich werden darin die Fragen über Produktion und Conſumtion, Pauperismus, Colonial-Auswanderung, Ackerbau- und Manufakturfortſchritte verhandelt. Hinſichtlich der engliſchen Verhältniſſe ſtützt Hr. Dupontès ſich beſonders auf die Arbeiten des Hrn. Porter, Diviſionschefs der Handelsſtatiſtik zu London.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 100. 1837.

Phönix.

Freitag, 28. April.

Neues
zum „Erbaulichen und Beſchaulichen“ von Friedrich Rückert.

II. Weisheit und Schönheit.

Zum weiſeſten der Könige und mächtigſten, Suleiman,
Zog Balkis, Saba's Königin, die weiſeſte und ſchönſte.
Die Weisheit zieht die Weisheit an, ſo wie die Macht die Schönheit.
Doch vor ihr her zieht blaſſer Neid und flüſternde Verlaumdung.
Die flüſtert in des Königs Ohr: Sie iſt nicht gar ſo weiſe,
Sie iſt auch nicht ſo völlig ſchön, denn ſie hat Entenfüße.
In ſeiner Weisheit Salomo, die Weisheit ſeines Gaſtes
Und Schönheit, beides recht zu ſpähn, hat ſchnell den Rath erſonnen:
Von ſeinen Geiſtern einige, davon ihm viele dienen,
Beordert er, von Saba her, der Fürſtin hinter'm Rücken,
Den Thron zu tragen durch die Luft, und in den Saal zu ſtellen.
Doch unverändert läßt er nicht den Thron in allen Stucken,
Genau ſo viel verändert er daran, daß halb unkenntlich,
Halb kenntlich er müßt' einem ſein, der mit Verſtand ihn ſähe.
Dann gießt er um des Thrones Fuß den Eſtrich von Kriſtallen,
Und führt die Königin heran, ob ſie den Thron erkenne?
Er fragt: „Iſt das dein Thron?“ Sie ſagt: „„Es iſt, als ob er's wäre.““
Daraus erkannte Salomo die Weisheit ſeines Gaſtes.
Sie ſagte nicht: „es iſt mein Thron,“ weil er war ſo verändert;
Noch ſagte ſie: „er iſt es nicht,“ weil er ihm war ſo ähnlich.
Dann über'n Spiegelboden hieß er ſie zum Throne ſchreiten.
Da hob ſie hoch des Kleides Saum, als ob da Waſſer wäre;
Und Salomo erſpähte: ſie war ſchön von Kopf zu Füßen.
Er lächelt', und es that ihr nicht Eintrag in ſeiner Achtung,
Daß ſie hier minder weiſe ſich erwies als mit dem Throne,
Wo ihre Weisheit größer war, wär' ihre Schönheit kleiner;
Daß die ſich zeigen könnte, trat in Hintergrund die andre;
Sie waren wie zwei Schweſtern, die nicht um den Vorzug ſtreiten.

Emanzipation der Juden.

(Schluß).

So hat alſo von Seiten der Chriſten die völlige Emanzipation der Juden, und, in Folge davon, auch von Seiten der Juden die Selbſtemanzipation von ihrem national-religiöſen Partikularismus in Mitten der europäiſchen Civiliſation Wurzel geſchlagen, und Holland und Belgien ſind dem Beiſpiele Frankreichs gefolgt und haben das Zeugniß beſtätigt, welches die Franzoſen ihren neuen Mitbürgern gegeben.

Wie aber das neue, die alte Welt umgeſtaltende Lebensprinzip des Chriſtenthums in den erſten Jahrhunderten ſeines Aufkommens auf andere Weiſe von den gläubigen Juden, auf andere von den philoſophirenden Griechen und von den politiſchen Römern aufgenommen und verarbeitet worden, — ſo wiederholt ſich dieſelbe Erſcheinung bei der Ausbreitung des freiſinnigen Humanismus.

Von den allgemeinſten, aber eben darum abſtrakteſten Prinzipien ausgehend, wurde in Frankreichs Hauptſtadt der menſchlichen Gleichheit und geiſtigen Freiheit vom Sturme der Leidenſchaften die Bahn gebrochen, und die franzöſiſche Judenſchaft mit Gewalt in die, alle Dämme überfluthende oder zertrümmernde Strömung hineingeriſſen. Wie die Differenzen zwiſchen Frankreich und Rom, ſo wurden auch die zwiſchen Paris und Jeruſalem — nicht von innen heraus aufgelöſ't, ſondern überſprungen.

England dagegen, wo, im altnordiſchen Geiſte, die Einzelnen durchgängig nur ſo viel von ihrer Selbſtherrlichkeit und ihren überkommenen Gerechtſamen ablaſſen, als die Noth ſie zur Bewahrung des Übrigen drängt, hat die Herkömmlichkeit, — ſelbſt die ſchon ſinnlos, ja ſogar ſinnwidrig oder widerſinnig gewordene, — noch ein ſolches Anſehen und das partikulare Intereſſe ein ſolches Übergewicht, daß das neue, höhere Prinzip ſich jeden Schrittbreit Landes mühſelig erarbeiten oder erkämpfen muß. Wo aber 6 Millionen Katholiken bis jetzt noch vergeblich der Emanzipation von der Gewaltherrſchaft der Staatskirche entgegenſchmachten, da kann es nicht befremden, wenn noch ein Robert Peel im Weihthume der Staatsgeſetzgebung es auszuſprechen kein Bedenken trug, er ſei nicht der Meinung, daß man um nur 27,000 Individuen ein Prinzip aufzugeben habe! — Deſſenungeachtet erweiſ't auch in England das neue Prinzip ſich dadurch als lebenskräftig, daß mit jedem Siege des alten partikulariſtiſchen Prinzips ſich die Zahl der Anhänger des letzteren vermindert. —

Deutſchland aber erweiſ't ſich auch in dieſer großen Umgeſtaltungszeit als das Herz des civiliſirten Europa's, indem es die Gegenſätze, deren Momente ringsum entweder einſeitig feſtgehalten oder auf unvollkommene Weiſe indifferenzirt werden, von Innen heraus zu vermitteln beſtrebt iſt. Sowie es früher — neben der Reformation — dem noch theilweis berechtigten Katholizismus, und in neueſter Zeit neben dem abſtrakten Rationalismus noch der alten Gläubigkeit freien Spielraum gelaſſen, auf daß beide ſich zu höherer Einigung einander verarbeiten ſollten, ſo hat es jetzt neben dem anfänglich noch abſtrakten Prinzip der Humanität auch den älteren Prinzipien ſich noch geltend zu machen geſtattet, und — aus dem doppelten Bedürfniſſe des Geiſtes und des Gemüthes, — aus dem Bedürfniſſe tiefſteindringender Erkenntniß und wahrhafter Innigkeit, — ſind alle, das organiſche Leben theils hemmende, theils bedingende Differenzen um ſo ernſtlicher und vielſeitiger erörtert worden, je ernſtlicher und gewiſſenhafter das Beſtreben auf eine wahrhafte Verſöhnung gerichtet iſt. Und gerade dadurch bewähren die in Deutſchland heimiſch gewordenen Juden ſich als werdende Deutſche, als Zöglinge des deutſchen Geiſtes, daß unter ihnen — mehr als unter allen übrigen Nachkommen Israels, ſowohl im Theoretiſchen als im Praktiſchen, der äußerſte Gegenſatz mit allen vermittelnden Zwiſchenſtufen ſich auf ähnliche Weiſe hervorgethan, wie er ſich aus dem Geiſtes- und Gemüthsleben der urſprünglichen Deutſchen entwickelt. Zwiſchen dem tapfern Gabriel Rieſſer, der auf den Grund der Gleichheit der Menſchen vor Gott und dem Recht die Gleichſtellung der israelitiſchen mit den übrigen Staatsunterthanen fordert, und dem nicht minder tapfern Landrabbiner Raphael Hirſch, welcher, Thora- und Thalmudgläubig, die Israeliten noch jetzt für das von Jehovah auserwählte und höher verpflichtete, und ſeiner höheren, offenbarungsmäßigen Beſtimmung zufolge noch ausgeſonderte Volk hält, haben zahlreiche vermittelnde Anſichten ebenwohl ihre Vertreter unter den Israeliten gefunden, wie u. a. der treffliche Hiſtoriker Joſt verſichert: „die deutſchen Juden wollen verdienen, was ſie beſitzen oder einſt haben werden, Rechte des Menſchen; ſie fühlen ſich gedrungen, ſich ſelbſt zu beſſern, um ihr Schickſal zu verſöhnen.“*) Ebenſo ſtehen den wackern Reformatoren der Synagoge, die den Moſaismus zum humanen Theismus zu vergeiſtigen ſtreben, noch eifrige Rabbiniſten entgegen, welche ſogar auf amtlichem Wege jede Reform rückgängig zu machen ſich bemühen. Zwiſchen dieſen und jenen aber machen ſich die mannigfaltigſten Beſtrebungen bemerklich, die erwünſchte Emanzipation zu bewirken, und bekannt genug iſt, daß ähnliche Meinungs- und Strebungs-Differenzen unter den nicht-israelitiſchen Deutſchen noch obwalten.

So hat jede der drei großen Nationen nach ihrer natur- und weltgeſchichtlichen Eigenthümlichkeit auf die Anforderungen des allgemeinen Zeitgeiſtes geantwortet, und dieſen großen Thatſachen gegenüber ziemt dem Einzelnen weder Klage noch Vorwurf. Auch die Völker, auch die Menſchheit, haben ihre Anerkennung heiſchenden Natur- und Entwicklungsgeſetze.

Aber gerade aus dieſen Geſetzen ſchöpfen wir die freudige Zuverſicht, daß die Zeit nicht mehr ferne iſt, in welcher auch in Deutſchland das neue Prinzip der Humanität allgemein als das höchſte bei Regulirung der Staatsverhältniſſe zur Anerkennung, und eine um ſo innigere Einigung zwiſchen den israelitiſchen und den übrigen Deutſchen zu Stande gekommen ſein wird, je allſeitiger und unumwundener alle vorhandenen oder vermeintlichen Differenzen ſich ausgeſprochen und hierdurch zur Beſeitigung ſich dargeboten haben.

In dem langen Verlaufe von achtzehn Jahrhunderten haben die Juden auf das Schmerzlichſte die Unhaltbarkeit ihres partikulariſtiſchen, national-religiöſen Standpunktes erfahren und vielfach zur Vergeiſtigung und Univerſaliſirung ihres irdiſch-beſchränkten Glaubens ſich veranlaßt gefunden. Das Chriſtenthum aber, deſſen Reich nicht von dieſer Welt ſein ſollte, deſſen Kirche ſich Anfangs für die ſchlechthin allgemeine gehalten, hat ſich nach und nach immer mehr verweltlicht, partikulariſirt und zerſpaltet.

Auf dieſe Weiſe ſind Kirche und Synagoge ſich einander thatſächlich nahe gekommen, und in beiden iſt nun das gleiche Streben erwacht, die Widerſprüche zwiſchen Partikularismus und Univerſalismus, zwiſchen Geiſtigem und Weltlichem, Offenbarung und Vernunft, Religiöſem und Rechtlichem, — in denen beide befangen ſind, von Innen heraus aufzulöſen. Als das Wort der Befriedung mit ſich ſelbſt und mit dem Gegenpart iſt ihnen nun jener dreifache Kanon der Liebe zu Gott, zu den Menſchen und zur Tugend wieder zum Bewußtſein gekommen, den vor ſchon bald zwei Jahrtauſenden die Eſſäer aufgeſtellt, den auch Chriſtus als die Erfüllung des Geſetzes bezeichnet. In dieſem Kanon waren die edelſten Juden einverſtanden mit den erſten Chriſten; in ihm auch iſt die Möglichkeit der Wiedervereinigung gegeben. Achtzehn Jahrhunderte haben die Juden auf die Ankunft, haben die Chriſten auf die Wiederkunft des Heilandes gewartet. Dieſe, wie jene, haben den Glauben gehegt, daß nach dem verheißenen Ereigniß die Feindſchaft unter den Menſchen aufhören, daß ein neuer Himmel und eine neue Erde, und nur ein Hirt und eine Heerde ſein werde. Iſt aber beſonders ſeit dem Anfange, noch entſchiedener ſeit der Mitte, und mit dem hellſten Bewußtſein ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, das lebenskräftigſte Streben der gebildetſten Nationen nicht auf Zerſprengung aller feindſchaftlichen Gewalten und Schranken, nicht auf Beſeitigung aller verfeindenden Vorurtheile gerichtet? Wird nicht immer allgemeiner auf Verſöhnung aller eingeroſteten Zerwürfniſſe hin gearbeitet? Iſt nicht der Himmel durch Entdeckung der Sternſyſteme und ihrer Geſetze ein neuer, iſt nicht die Erde durch zahlloſe Erfindungen zum freudigen Vereinleben der Menſchen eine neue Erde geworden? Bereitet die wiederauferſtandene Idee einer einigen Menſchheit nicht die Völker zu einem großen Menſchenreiche? Gewinnt nicht der Gedanke eines allgemeinen Vernunftrechtes, der Glaube an einen einigen, allväterlichen Gott immer größere Herrſchaft in der alten, wie in der neuen Welt? Und iſt dieſer allbelebende, allverjüngende Geiſt nicht ſchon wirklich zum ſtrengen Richter über Feinde der Freiheit und Menſchlichkeit, aber auch zum Heiland für ſchmählich geknechtete Juden und noch ſchmählicher mißhandelte Neger, ſo wie zum milden Hirten über ſolche geworden, die bei allen ſonſtigen Natur- und Meinungsverſchiedenheiten an Gott glauben und Recht thun? Iſt endlich das Ewigwahre, welches dem Menſchheitskinde von ſeinem Vater durch einzelne Erleuchtete in bildlichen Umhüllungen offenbart worden, jetzt nicht ſchon, ſeiner zeitlichen Hülle entkleidet, zur Sache allgemeinen Wiſſens und Gewiſſens geworden.

---

*) Geſchichte der Israeliten, IX. S. 187.

Mag immerhin von der Vorſehung Israel zum prieſterlichen Volke des Alterthums, und die Chriſtenheit zur prieſterlichen Glaubensgenoſſenſchaft des Mittelalters auserwählt geweſen ſein; — Volk, Staat und Kirche ſind in die Menſchheit eingeführt und dem allgemeinen Geiſte untergeordnet worden, der jeden Menſchen zum Prieſter in ſeinem Berufskreiſe weiht. Nicht Jeruſalem, nicht Rom ſind mehr zur Weltmitte und Weltherrſchaft beſtellt; ſondern Liebe und Freiheit, allgemeine Religion und allgemeines Recht. Zweimal iſt der alte, Volkstempel, zweimal auch die hierarchiſche Kirche, — einmal von weltlichen, das andremal von geiſtigen Mächten gebrochen worden. Aber an die Stelle des zertrümmerten Tempels iſt die Kirche des Kreuzes, an die Stelle der zerfallenen Kirche iſt die große Gemeinde der Menſchheit, die erdumſpannende Halle der Auferſtehung und Verklärung getreten, in welcher ſich Juden und Chriſten zu vereinigen haben, um gemeinſchaftlich auch die Heiden zum ewigen Menſchheitsbunde zu laden. —

Dies der Standpunkt, von welchem aus wir in einem zweiten Artikel über die Schrift berichten werden, die uns zu dieſer allgemeinen Erörterung erwünſchte Veranlaſſung geboten. F. W. Carové.

Kunſtausſtellung in Hannover.

(Fortſetzung).

Dritter Artikel.

B. Landſchaften und Thierſtücke.

Es würde eine erſtaunlich lange, kritiſche Reihe werden, wollte ich auch nur den dritten Theil aller Landſchaften und Viehlager durchwandern, welche unſre Kunſtausſtellung entfaltete. Nur die ſchönſten Gegenden werde ich den Leſern vorführen können, wo ſich entweder die ſchönſte Poeſie oder das beſte Vieh aufhält.

Die Krone der Landſchaften brachte **Schirmer** in Düſſeldorf in ſeinem „Alpenwege." — Ein ſonniger Weg, abwechſelnd von lichten Plätzchen unterbrochen, führt die Alpe hinan neben einer Eiche weg in die ferne Höhe. In den Blättern der kräftigen, duftigen Eiche flimmert der Sonnenſtrahl, in dem bläulich dämmernden Walde liegen magiſch erleuchtete Steinblöcke und tief hinten lockt das kühle, wonnige Waldesgrün mit lieblichem Zauber; man kann tief in das Laubwerk der Baume blicken, über denen weit in der Ferne die eiſigen Felsſpitzen droben; oben iſt's froſtig, die Sonne liegt bläulich kalt auf dem Geſtein, unten aber iſt's frühlingsluſtig, es hüpft der Sonnenſtrahl auf Blatt und Waldbach. Der Künſtler hat ein Gedicht geliefert, eine ſchöne Wald-Arie voll Poeſie und Freiheit. Ich wüßte am Bilde keinen Tadel, zumal da es mir nicht objektiv geworden iſt: niemals wußte eine Landſchaft mich ſo in ſich aufzunehmen, als dieſe, ſie iſt mir ſubjektiv geblieben. — Sollte dieſes nicht im letzten Grunde ein größeres Lob ſein, als die zergliedernde Objektivität?

Coignet in Frankreich lieferte eine italiäniſche Landſchaft, kräftig und breit: ſie war unſtreitig diejenige der Ausſtellung, welche am Leichteſten und dabei am Imponirendſten gemalt iſt. Die im Vorgrunde ſtehenden Pinien ſind wirklich überraſchend, man glaubt das Holz zu ſehen, welches aus der Landſchaft hervortritt: **Gué**, ſein Landsmann, iſt dagegen bei augenſcheinlicher Berechnung des Effekts viel zu geleckt, ſo daß ich bei ſeiner „Waldgegend" unwillkührlich an Präſentirteller-Gemälde erinnert wurde.

Eine wahrhaft ſchöne, wenn auch kleine Landſchaft lieferte **Heinlein** in München; eine „Berggegend" mit ſeichtem Waſſer im Vorgrunde, welches mit überraſchender Durchſichtigkeit und Treue wiedergegeben iſt.

Der Maler gab ein Beiſpiel, wie man eine menſchenleere Öde ſchaffen und doch die Poeſie hineinleiten kann.

Die beiden **Rottmann** in München haben uns mit ihren lieblichen Werken mehrfach beſchenkt. Vorzüglich machte „Sykion mit der Ausſicht nach Corinth," von C. **Rottmann**, einen ſüßmelancholiſchen Eindruck; die weichen Farbentöne miſchen ſich an Fels und Boden mit wohlthuender Milde und ſtimmen das Gemüth elegiſch. Ein kleines Feuer, welches aus einer Felſenwohnung herüberzittert, belebt die ſonſt öde Gegend und erwärmt behaglich. — Ein Nymphenplatz unter dem Lykobathos gefiel insbeſondere durch den vortrefflichen Hintergrund und die badenden Mädchen; das Geſtein des Quellufers erſchien mir zu wollig und unnatürlich. **Leopold Rottmann** malte den „Altenauſee in Steyermark" mit ſeiner ſtillen Abgeſchloſſenheit und tiefblauen Poeſie, und trat hier mit **Kaiſer** in die Schranken, der den „Königsſee bei Berchtesgaden" in zwei verſchiedenen Parthien gab.

Sein „Schloß Bartholomä" zeichnet ſich durch den Lichtreflex aus, die Wellen ſcheinen in Wirklichkeit über dem Spiegel des dunkeln See's zu zittern. Nur die Bäume malte Kaiſer mit Ängſtlichkeit und ſcharfmarkirendem Pinſel, was um ſo mehr unangenehm berührte, da er auf der andern Anſicht des Königsſee's auch das Laubwerk frei und ſaftig darzuſtellen wußte.

Ahlborn in Berlin hatte mit impoſanten Worten zwei Gemälde angekündigt, von denen am Schluſſe der Ausſtellung nach langem Erwarten nur **eins** anlangte und unſere Augen und Hoffnungen täuſchte. Nichts als eine ſimple Eichenbaumſtudie hatte er uns geſandt, einen kraftvollen, vielleicht zu treu kopirten und dadurch ſcharf erſcheinenden Baum, der eine langweilige Herde und einen noch langweiligeren Schäfer beſchattet. Wir waren durch Ahlborn's „Blick auf Syrakus" im vorigen Jahre zu geſpannt auf des Künſtlers neuere Leiſtungen geworden, als daß uns dieſe Baumſtudie hätte befriedigen können.

Bürkel malte außer einer „Alme" mehrere Schneelandſchaften, die in der bekannten, wildpoetiſchen Auffaſſung bei allen denen anſprachen, die ſich nach langen Jahren den ewigen Schnee nicht müde geſehen haben. Wenn Bürkel lockern, friſchgefallenen Schnee bot, ſo führte uns **Zimmermann** in München auf gefrorenen, glatteiſigen, und zeigt uns in froſtiger, neblichter Ferne die Umriſſe eines Kirchthurms und die Ausſicht auf ein warmes Stübchen im Dorfe. —

Der alte, fußwandernde **Koch** in Rom hatte auch eine Landſchaft in ſeiner bekannten Manier geſandt.

Zwengauer in München brachte eine Landſchaft, auf der viele Menſchen ein weites Meer zu ſehen glaubten. Allmählich aber enthüllte ſich die Ferne und wir wurden überraſcht, daß wir uns anſcheinlich auf einen außerordentlich hohen Berg verſetzt fühlten, von dem aus eine weite tiefliegende Landſchaft ſich in die unendliche Ferne zog und mit der Abendröthe verſchwamm. Erſt wenn das Auge aus dieſer Höhe längere Zeit auf die blaue Ferne geſchaut hatte, erkannte es einen Fluß und daranſtoßende Holzungen, in denen der Abendduft aufſtieg. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

.*. **Die menſchenfreſſenden Konkies in Oſtindien.** — Es war unlängſt von den Thugs die Rede, jenen wilden Anbetern der Bhavani, die es für einen der Göttin ſehr wohlgefälligen Dienſt halten, alle Reiſenden, deren ſie ſich bemächtigen können, zu erdroſſeln. Nun aber findet ſich nur 50 Meil. entfernt von Calcutta in den Wäldern von Chittagong noch eine Raſſe von Kannibalen, welche, ohne religiöſe Umſtände, Liebhaber von Menſchenfleiſch ſind. Sie wohnen in Bambushütten, die ſie auf ſtarken Baumäſten ſich bauen, und, wenn ſie verfolgt werden, leicht anderwärts erneuen können. In jenen Wäldern befindet ſich auch ein Depot der oſtindiſchen Compagnie, zur Bezwingung und Zähmung der Elephanten. Major Gairdner, der dieſem Depot vorſteht, verſuchte vergeblich jene Menſchenfreſſer zu civiliſiren; ein Häuptling, den er bewogen, bei ihm in Dienſt zu treten, konnte ſehr bald doch der Begierde nach Menſchenfleiſch nicht widerſtehen. Er wurde getödtet. Seit der Zeit darf man ſich nicht anders, als mindeſtens zehn Mann ſtark, in den Wald wagen. — Dieſe fürchterliche Raſſe, die unter dem Namen der **Konkies** bekannt iſt, hat, nach Gairdner's Beſchreibung, einen vorſtehenden Bauch, kleine Statur, markirte Züge und ſehr muſkulöſe Glieder. Sie ſprechen einen eigenthümlichen Dialekt.

.*. **Pariſer Novitäten.** — Unter den kürzlich erſchienenen Schriften dürfen folgende wohl zu den intereſſanteren gehören: „Essai sur l'état physique, moral et intellectuel des aveugles-nés, avec un nouveau plan pour l'amélioration de leur condition sociale, par *A. Dufau*, und „Des enfans trouvés, des femmes publiques, et des moyens à employer pour en diminuer le nombre, par *Desloges*." Dann die „Pensées inédites de *Rivarol*, suivies de deux discours sur la philosophie moderne et sur la souveraineté du peuple, und „Li romans de Parise la duchesse," zum erſtenmal aus einer einzigen in der königl. Bibliothek befindlichen Handſchrift herausgegeben von de **Martonne**.

.*. **Deutſche Ueberſetzung des Thalmud's.** — Hr. Dr. **Pinner** beabſichtigt zu Berlin eine deutſche Ueberſetzung des ganzen jeruſalemiſchen und des babyloniſchen **Thalmud's** nebſt dem interpunktirten Texte in 25 Folio-Bänden herauszugeben. Der Kaiſer von Rußland hat bereits die Zueignung dieſes Rieſenwerkes angenommen, und auf 100 Exemplare deſſelben ſubſcribiren laſſen. Auch wird Hr. Pinner ſein „**Tagebuch** während einer fünfjährigen Reiſe durch Deutſchland, Frankreich, England, Italien, Rußland und die Türkei, mit beſonderer Rückſicht auf den politiſchen und moraliſchen Zuſtand der Juden in allen dieſen Ländern" herausgeben.

.*. **Ueberſetzungen in's Franzöſiſche.** — **Link's Urwelt** iſt von Clément Muller, und Fr. v. **Schlegel's Philoſophie der Geſchichte** von Abbé Legat in's Franzöſiſche überſetzt worden.

.*. **Abſchaffung der *Chaine des Forçats* in Frankreich.** — In Folge einer Ordonnanz vom 9. Dec. v. J. wird Frankreich vom 1. Juli d. J. an nicht mehr das Aergerniß haben und geben, daß die zu den Galeeren Verurtheilten, an eine Kette geſchmiedet, über hundert Meilen wandern müſſen, um den Strafort zu erreichen. Von jenem Tage an werden ſie in verſchloſſenen Wagen dieſen Weg zurücklegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 101. 1837.

Phönix.

Samſtag, 29. April.

Neues

zum „Erbaulichen und Beſchaulichen“ von Friedrich Rückert.

12. Der Garten von Irem.

Iſt euch Kunde zugekommen
Von Schedad, dem Sohn des Ad,
Der da, nicht zu ſeinem Frommen,
Ging des Übermuthes Pfad?

Wo er herrſcht' auf Irem's Auen,
Die zwar blühten ſchön genug,
Wollt' er einen Himmel bauen,
Wie die Erd' ihn nicht ertrug.

Einen Paradieſesgarten
Nach dem Muſter jenes dort,
Der die Sel'gen ſoll erwarten
Nach des Koran's klarem Wort.

Zwar der Koran war zur Erden
Noch gekommen damals nicht;
Doch Erleuchtung konnte werden
Dem Schedad im Traumgeſicht.

Denn von Ewigkeit geſchrieben
Lag das Buch an Gottes Thron,
Und nicht unbekannt geblieben
War es manchem Götterſohn.

Mancher Vers aus manchen Suren
War bereits in Engelmund.
Davon ward auf Irem's Fluren
Dem Schedad ein Wörtchen kund.

Von der Schilderung entzündet
Jener Paradieſespracht,
Hat er ſich die Kunſt verbündet,
Die aus Erden Eden macht.

Sieben Meiſter ließ er holen,
Die der Ruhm die größten pries,
Jedem ward ein Thor befohlen
Aufzubau'n dem Paradies.

Sieben nicht, es waren achte,
Weil auch dort acht Pforten trägt
Gottes Grundriß, mit Bedachte
Hatt' er ſich ihn eingeprägt.

Vom Tribut des Morgenlandes,
Von der Abendlande Sold,
Ward ſtatt Mörtels oder Sandes
Silber beigeführt und Gold.

Wechſelnd, alle Ziegelſteine,
Einer nach dem andern fort,
War von Silber hier der eine,
Und von Gold der andre dort.

Um die Gartenbeet' am Rande
Eines Stroms voll Moſchuswein,
Dient die Perl' im Weg zu Sande,
Und zu Kies der Edelſtein.

Bäume, welche nie verlieren
Laub und Blüthe, ſchmücken ihn
Mit den Blättern von Saphiren,
Mit den Früchten von Rubin.

Alles ſchon iſt himmelshuldig
Fertig für den Sohn von Ad,
Und im Garten ungeduldig
Harret einzuziehn Schedad.

Alle Fürſten ſeines Reiches
Ziehn mit ihm im Zug heran;
Niemal ſah die Sonn' ein gleiches
Schauſpiel gleichem Schauplatz nahn.

Einen Augenblick verſchoben
Sei des Königs Einzug nur,
Bis die Kunſt die letzten Proben
Hat gethan an ſeiner Flur!

Einen Augenblick den Riegel
Laß in Silberbanden ruhn,
Bis von Gold die letzte Ziegel
Auf des Daches Haupt wir thun.

Doch woher den Mörtel langen,
Der die Lücke füllen ſoll?
Grad iſt aus der Quell gegangen,
Der ſo lang' und reichlich quoll.

Gold und guter Rath iſt theuer,
[illegible] nahm man, wo ſich's fand,
Und gegeben hat die Steuer
Will'ge und unwill'ge Hand.

Selbſt den Rückſtand beizutreiben,
Rennt der Vogt verzweiflungsvoll,
Doch an Mannen noch an Weiben
Hebt er weder Zins noch Zoll.

Einen einz'gen Waiſenknaben
Sieht er mit der Spange gehn;
Soll er Schmuck am Halſe haben,
Und entblößt der Giebel ſtehn?

Schnell iſt ihm die Spang' entriſſen,
Und die Ziegel krönt das Dach;
Doch in ſeinen Kummerniſſen
Weint er ſeinem Schatze nach:

„Weder Mutter, weder Vater
Bringen mir zurück den Raub;
Du dort oben mein Berather,
Sei nicht meinem Rufe taub!

„Gib mir meine Spange wieder,
Die mir Mutter ſterbend gab!“ —
Und auf goldenem Gefieder
Laßt ſich Gabriel herab.

Leiſe löſet er die Ziegel,
Und die Spang' iſt hergeſtellt;
Doch gelöſet ſcheint das Siegel,
Das den Bau zuſammenhält.

Unter ſeines Flügelſchlages
Rauſchen ſinkt das Eden ein;
Keine Spur iſt heut'ges Tages,
Wo es mag geweſen ſein.

Von des Sand's verſtürmtem Meere
Sind die Pforten aufgefüllt,
Wo Schedad mit ſeinem Heere
Ward bei'm Einzug überhüllt.

Wenn du dir ein neues Irem,
Neuer Schedad, gründeteſt,
Laß der Waiſen Gut! mit ihrem
Gute bau'ſt du niemals feſt.

Kunſtausſtellung in Hannover.

(Fortſetzung).

Haushofer in Rom erfreute uns mit einer großen Landſchaft: „Lago d'Agnano bei Neapel“ bei untergehender Sonnenbeleuchtung. Obgleich das ganze Gemälde ein mattes Colorit zeigt, ſo iſt die Ferne mit der Bergſpitze und dem Veſuv ſchön und warm gemalt und mit Effekt beleuchtet. Nur ein großer Verſtoß gegen die mögliche Wahrheit muß noch gerügt werden und zwar bei dem verleugneten Schlagſchatten eines Eſels neben dem Treiber; dieſer Eſel würde einen größeren Streit in Abdera hervorgebracht haben, als der bekannte Wieland'ſche, denn der Haushofer'ſche hat zwei Schatten, von denen der erſte auf und durch einen Felsvorſprung fällt, um in größerer Geſtalt als zweiter Schatten an der entfernten Steinwand zu erſcheinen.

Ezdorf in München gab uns norwegiſche Gegenden mit grauen ſtarren Felſen und winddurchwühlten Tannenſpitzen, Reelmeyer daſelbſt führte uns in einen wilden halsbrechenden „Engpaß in Tyrol,“ Nerly in Mailand ſetzte uns durch die „Waſſerleitungen des Kaiſers Claudius“ in Erſtaunen und feſſelte uns durch eine meiſterhaft gegebene ſonnige Ferne der Campagna; von Mayr in München zeichnete ſich durch einen „Stierfang“ bei effektvoller Abendbeleuchtung aus, Beckmann in Hamburg verdient Lob wegen der poetiſchen Auffaſſung eines „Waldbaches;“ der Holländer Schelfhout componirte eine kleine „ſtürmiſche Winterlandſchaft“ mit viel Wahrheit; der Franzoſe Watelet ſandte in ſeiner „Lyoner Brücke“ die beſte Aquarellzeichnung der Ausſtellung; Buſſet in Rom verſprach durch kräftige Technik im Aquarell und Kupferſtich für die Zukunft Großes; Ott malte eine „Anſicht von Terracina“ und Petzl eine liebliche Gruppe „griechiſcher Frauen am Monumente des Lyſikratos.“ Allen dieſen Künſtlern iſt es gelungen, den Beſchauer zu feſſeln und eine angenehme Stimmung hervorzurufen, die ihre Schöpfungen im Gemüthe zurückließen.

Unter den Seeſtücken nahm der Holländer Schotel unſtreitig den erſten Platz ein. Er zeigte uns ein „ſtürmiſches Meer,“ welches ſeine ſchäumenden Wellen bis zum Dorfe Katwyk und weit in die tiefern Schluchten drängte. Merkwürdig war die kecke Behandlung der Staffage, vorzüglich der Geſichter mehrerer Schiffer, die in der Nähe Farbenkleckſen glichen, aber in einiger Entfernung einen entſchiedenen, ausdrucksvollen Charakter annahmen.

Dahl in Dresden beleuchtete eine „Hafenbucht“ mit der Abendſonne auf ſehr effektvolle Weiſe, die Brechung der Lichtſtrahlen auf Wolken und Wellen war höchſt gelungen; Staffage war ein Schiff, welches auf den im Vordergrunde heraneilenden, gut charakteriſirten Lootſen wartet. Blyk, Boosbom und Jordan wußten uns ebenfalls die Schönheiten und Schrecken des Meers getreulich zu malen, der Erſtere durch eine „ruhige See bei Mondſchein,“ der Zweite durch das „Treiben im Hafen“ und der Letzte durch liebliche Aquarelle. —

Nun käme ich endlich zum Vieh und vermag hier die ſchönſten Exemplare ſinniger Kunſtochſen und mütterlich beſorgter Kühe aufweiſen. Die Holländer: Backhuyzen, Oſterhaut, Gregor, Konig verdienen hier den Preis. Adam fand ſich mit Pferden ein, die ihren thieriſchen Seelenzuſtand pſychologiſch an den Tag legen. Heß, Eberle wußten nicht minder die Gefühle der Thiere ſinnreich auszudrücken und Werberger zeichnete ſich insbeſondere durch höchſt gelungene Füchſe aus.

C. Architekturen.

Der Berichterſtatter der vorjährigen, hannover'ſchen Kunſtausſtellung im „Phönix,“ nannte die Architektur eine fröſtelnde, ſteinkalte Sphäre und drückte ſeine Freude aus, mit wenigen Worten dieſes Bereich überwunden zu haben. Ich muß gerade das Gegentheil behaupten, da ich die Architektur und ihre Produkte für einen ſehr intereſſanten Zweig der Kunſt und einen höchſt wichtigen Träger der Hiſtorie halte. Ich werde mich demnächſt in einigen Artikeln weitläuftiger über dieſe Materie erklären und hier nur die Architektur in ſo ferne betrachten, als ſie Vorwurf für den Pinſel des Malers werden und den Regeln der plaſtiſchen Kunſt entſprechen kann.

Ein conſequent durchgeführtes, imponirendes Gebäude wird, ſo ſehr es die Reißfeder der Architekten belebt, niemals dem Maler ein künſtleriſcher Vorwurf werden, wenn er nicht durch Umgebung oder Unterbrechung der geraden Linien ein pittoreskes Ganze zu ſchaffen weiß. Wenn wir beim Architekten ſehen wollen, wie jeder einzelne Stein ruhen und zuſammenhalten kann, wie die aus dem Skelett hervorgehenden Schönheiten entſtehen können und ſelbſt den Zwecken der Nothwendigkeit untergeordnet werden müſſen, da ja Zweckmäßigkeit eines Gebäudes zugleich ein Theil der Schönheit iſt, ſo hat der Maler nicht ſo ängſtliche Grenzen zu beobachten, und kann, einer poetiſchen Idee zu Gunſten, die feſte Conſtruktion unterbrechen, kann freier ſchaffen, ohne auf die ſolide Fügung des Materials zu ſehen. Und gerade deßhalb ſcheinen uns alte baufällige Häuſer, verwitterte, durchlöcherte Mauern mäleriſcher und dem Auge wohlgefälliger, als neue Kalkwände und gerade aus ſtrahlende Linien von Palläſten. Und eben auf die Gefühle, die man neben und in ſolchen Mauerwerken empfindet, ſoll der Maler wirken, er ſoll bei klöſterlichen Gewölben die Einſamkeit malen, den Sonnenſtrahl, wie er durch die Fenſter in erhabene Kirchenräume fällt und die Andacht feierlicher macht, er ſoll die Gefühle erheben durch gothiſche Thürme und nicht ängſtlich am Mauerwerke kleben, ob auch der Schlußſtein noch halten wolle. —

Der vorzüglichſte Architekturmaler, den ich bisher kennen gelernt habe, iſt Haſenpflug. Er lieferte uns, außer dem großen Bilde des Cölner Doms, auch eine Grabſtätte der Editha in Magdeburg und zwei Kreuzgänge aus Halberſtadt. Selten hat wohl ein Maler die Treue des Steins, und Materials genauer erreicht, ſelten eine ſo überraſchende Perſpektive gezaubert, als er. Der Lichtreſler iſt ſo präzis und meiſterhaft behandelt, das man beim Anblicke des Gemäldes die Kunſt vergißt und unmittelbar in den öden Gewölben zu ſein glaubt. So ſind auch die Schlagſchatten von erſtaunenswerther Wirkung und heben die Körper frei und bis zur Wahrheit hervor.

Aimüller, obgleich großartig in ſeiner Weiſe, konnte nicht dieſelbe Wirkung auf mich machen. Er colorirt zu trübe und ängſtlich, man ſieht, daß Alles gemalt iſt, obgleich das Studium der Perſpektive vorzüglich genannt werden muß. Die „Lorenzkirche in Nürnberg“ ſchien mir von einem ungünſtigen Standpunkte aus aufgefaßt zu ſein und verlor ſich durch eine ſtörende Verſchiebung der Mittellinie.

Mathieu in Paris hat durch Aquarell eine Wirkung hervorgebracht, die derjenigen des Watelet gleich kömmt. Er malte den „Cölner Dom“ mit Kraft und Ausdruck.

Simon Quaglio war in mehreren Aquarellen ebenfalls brav; ſein „Sommerrefektorium der Franziskaner von Meran in Tyrol“ gefiel allgemein durch die freundliche, treue Auffaſſung. Domenico Quaglio lieferte außer der „Kirche zu Abbeville“ auch eine „Straße aus Hildesheim,“ die in ſeiner bekannten Manier ausgeführt war. Die eigenthümliche Behandlung fröſtelt oft durch das Gemüth des Beſchauers, indem die Gegenſtände durch das ſorgſame Detail kalt werden; in der Perſpektive iſt Quaglio Meiſter und er muß uns dadurch ſtets überraſchen.

Wiegmann in Düſſeldorf malte unter andern die „Grabſtätte Romeo's und Julien's,“ welche die Fortſchritte des Künſtlers und den Einfluß der Düſſeldorfer Akademie augenſcheinlich beſtätigen.

Oſterwald in Hannover blieb dagegen ſeiner alten Manier getreu, er malte die „Ruine von Heidelberg“ und den „Bamberger Dom“ mit ein und derſelben rothen Farbe, die er ſogar in Wolken und Laubwerk miſchte. Außer der Perſpektive war nichts beſonderes an beiden Bilderchen zu loben.

Das „Rathhaus zu Hannover,“ vom Baumeiſter Andräe, konnte aber ſelbſt dem toleranteſten Kunſtkenner keinen warmen, künſtleriſchen Hauch zuweben: froſtige Gebäude, monoton angeſtrichene Dächer, Straßen ohne Perſpektive, die zur Staffage von Karikaturen belebt waren, und ein zu kurzer Thurm. — Alles Mängel und Unzulänglichkeiten des Malers.

Kettler in München wollte den berühmten Bayr in „einſamen Kloſtergängen“ nachahmen und lieferte höchſt fehlerhafte, unrichtig ſchattirte Säulen und Gewölbe. Dennoch hat zur Verwunderung des ganzen Publikums das Schiedsgericht unter andern auch dieſes Bild gewählt, was ich für ein großes Unglück in Bezug auf den jungen Maler halte, indem dieſer durch den raſchen Kauf ſeines Werkes in der Meinung beſtärkt wird, ein Künſtler zu ſein, und die Fortbildung nicht nöthig zu haben glaubt. Beiläufig geſagt ſtand das diesjährige Schiedsgericht auf der Höhe des heutigen Zeitgeiſtes, der Schlechtes und Gutes zu verſöhnen ſtrebt! —

Was der Katalog ſonſt an Architekturbildern nannte, war zu unbedeutend, um den Raum dieſer Spalten verlangen zu können, ich eile daher zu einer andern Abtheilung, die den Schluß dieſes Artikels ausmachen dürfte. (Fortſ. folgt).

Ethnographiſche Werke.

4) **Das Kaiſerthum Oeſterreich.** Gemälde des Landes und Volkes, von Dr. W. L. A. **Zimmermann.** Leipzig und Stuttgart, J. Scheible's Verlags-Expedition. 1837. (Siebenter Band von **Vollrath Hoffmann's** „Europa und ſeine Bewohner").

Ein Compendium, welches für die große Maſſe berechnet iſt, und deſſen Schematismus im Ganzen Anerkennung verdient. Eine gedrängte hiſtoriſche Einleitung (die Landesalluvionen an die Hausgeſchichte der regierenden Dynaſtie gebunden) bildet die Vorhalle. An dieſe ſchließt ſich eine ſchätzenswerthe geographiſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht der verſchiedenartigen Länder und Nationalitäten, welche zuſammengenommen den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat bilden, worin geognoſtiſche Reſultate auf eine intereſſante, für ein größeres Publikum unterhaltende Weiſe erzählt werden; ziemlich erſchöpfend iſt die Zuſammenſtellung der klimatiſchen Verhältniſſe; dann werden die Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Racen, in die ſich die Bewohner des Kaiſerſtaates ſondern, charakteriſirt, hierauf die Induſtrie- und commerziellen Zuſtände freimüthig, aber etwas zu rhapſodiſch geſchildert; daſſelbe gilt von den Reſumé's über die intellektuelle Bildung des Volkes, über welche ſich einzelne ganz richtige Daten angegeben finden, ſo wie auch das Prinzip gehörig gewürdigt iſt, ohne daß jedoch der doppelte Vorwurf ſich entkräften ließe: daß einerſeits manche Unrichtigkeiten im Detail mit unterliefen, anderſeits veraltete Anſichten auf moderne Zuſtände angewandt ſeien; ſodann folgt eine Skizze der religiöſen Verhältniſſe und der Verfaſſung. Bei den Darſtellungen der beſonderen Provinzen iſt daſſelbe Prinzip befolgt, und hier noch beſondere Rückſicht auf anziehende Schilderungen der Volksſitten genommen worden, was als lobenswerth anzuerkennen iſt.

Feuilleton.

∴ **Deutſche Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe.** — Nach dem Muſter der engliſchen Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe hat ſich eine ähnliche zu Leipzig gebildet, und ihre Wirkſamkeit durch Herausgabe einiger Volksſchriften eröffnet, von denen der erſte Band „**die Familie Rothſchild und die Juden**" und „den Morgen im Comptoir eines Hamburger Kaufmanns" enthält.

∴ **Entdeckung von Gemälden aus dem XIV. Jahrhundert.** — Dr. Ernſt Förſter aus München hat zu Padua eine bedeutende Entdeckung gemacht. Malereien aus dem XIV. Jahrh., die man ſeit unvordenklich für verdorben hielt, auf den Wänden einer Kapelle, welche ſchon längſt nur als Bewahrort für altes Holzwerk diente, — hat Hr. Förſter aus Staub und Moder hervorgearbeitet, und ſie unter dieſer Rinde trefflich erhalten gefunden. Sie ſollen zu den ſchönſten Werken gehören, die man aus jener Zeit kennt.

∴ **Verſchiedenartige Schwankungen der Magnetnadel.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 3. April wurde die Bemerkung des Hr. A. v. Humboldt mitgetheilt, daß zwar die gewöhnlichen **täglichen** Schwankungen der Magnetnadel bekanntlich über der ganzen Erde gleichzeitig und ähnlich ſeien, daß aber bei den von den Nordlichtern erzeugten dies nicht ſtattfinden, indem während des letzten Nordlichtes zwei in geringer Entfernung von einander befindliche Nadeln nicht dieſelben Schwankungen erlitten.

∴ **Bevölkerungszunahme in Frankreich und Großbritannien.** — Dr. **Richerand** hat kürzlich eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: „de la population dans ses rapports avec la nature des gouvernemens." Aus der erſten geſchichtlichen Abtheilung dieſes reichhaltigen Werks entnehmen wir, daß **Frankreich** zu Anfang des v. Jahrh. ungefähr 20 Mill. Einwohner gehabt, welche Zahl in 60 Jahren um 6, und von 1790 bis 1837 ſich um 7 Mill. vermehrt hat! **England** und **Schottland** hatten zuſammen im J. 1801 nahe an 11, im J. 1811 über 12½, im J. 1820 über 14 und 1830 über 16½ Mill. Einw. Noch auffallender iſt die Zunahme in **Irland**, deſſen Bevölkerung im J. 1712 nur auf 2, im J. 1790 auf 4, dann im J. 1821 auf 7, und im v. J. auf 8 Mill. Seelen angeſchlagen wurde.

∴ **Deutſche Literatur in Italien.** — In Venedig und mehr noch in Padua, ſo wird in der allg. Ztg. geſchrieben, intereſſirt ſich die italiäniſche Jugend (nicht das junge Italien) ſehr für deutſche Literatur und Kunſt. Nicht nur die bekannteſten Autoren, Göthe und Schiller ꝛc. lieſ't man mit Eifer, ſondern auch die weniger genannten, Novalis u. a.

∴ **Preisſchrift über — Habſucht.** — Ein Doktor **Conquest** hat unlängſt einen Preis von 100 Guineen, womit der Gewinn des Druckes verknüpft ſein ſollte, für die beſte Abhandlung **über die Sünde** der Habſucht ausgeſetzt. Es haben ſich nicht weniger als 143 Bewerber eingeſtellt, was man vielleicht auch als einen Beweis dafür annehmen kann, daß Dr. Conquest mit Recht die Habſucht für die Sünde der gegenwärtigen Zeit gehalten. Der Preis wurde Herrn **Harris** für eine Schrift zuerkannt, die unter dem Titel „Mammon" im Druck erſchienen.

∴ **Slaviſches Evangelium aus dem XI. Jahrhundert.** — Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg wird ein im J. 1057 zum Gebrauch von Oſtromir, Gouverneur des Großfürſten Iſiaslaff Jaroslawitſch zu Novogorod geſchriebenes Evangelium drucken laſſen. Es iſt eines der älteſten Denkmale der ſlaviſchen Sprache mit cyrilliſchen Buchſtaben geſchrieben. Hr. Woſtokoff, Correſpondent der Akademie, wird die Herausgabe beſorgen und ein Wörterbuch dazu fertigen.

∴ **Neuentdeckte Autographa von Boſſuet.** — Der Biſchof von Meaux hat in ſeiner biſchöflichen Reſidenz zahlreiche, größtentheils noch unbekannte Autographa von Boſſuet entdeckt. Unter anderen wichtigen Dokumenten findet ſich auch die Urſchrift eines Briefwechſels zwiſchen Boſſuet und Fénélon, von welchem bis jetzt nur wenige Stücke bekannt waren.

∴ **Neues Verfahren bei Fabrikation des Rübenzuckers.** — Hr. **Schützenbach** hat ein Verfahren zur Fabrikation des Runkelrübenzuckers entdeckt, mittelſt deſſen auf **wohlfeilerem Wege mehr** Zucker aus den Rüben gewonnen wird, als durch alle anderen bisher bekannten Methoden. Auch kann nach dem neuen Verfahren das **ganze** Jahr hindurch gearbeitet werden, während man bisher faſt zwei Drittel des Jahres feiern mußte.

∴ **Fallſchirme für Raketen und Bomben.** — Das Echo du monde savant berichtet über glücklich angeſtellte Verſuche des Feuerkünſtlers Charroy zu Paris, der ein Mittel erfunden, das Syſtem der Fallſchirme bei Raketen und Bomben in Anwendung zu bringen. Bis zu 130 Toiſen in die Höhe getrieben, ſchwebten dieſelben länger als zwei Minuten, und verbreiteten ihr Licht.

∴ **Die geographiſche Geſellſchaft zu Paris** hat ihre erſte allgemeine Verſammlung für 1837 am 7. d. M. gehalten. Die Commiſſion, welche beauftragt iſt, die wichtigſten Entdeckungen in der Erdkunde zu prüfen, wird ihren Bericht über die hierbei eröffnete Bewerbung erſtatten, worauf der Jahrespreis vertheilt werden ſoll.

∴ **Das diesjährige Heidelberger Muſikfeſt** wird am 17. Mai gehalten. Haydn's Oratorium: „die vier Jahreszeiten" werden aufgeführt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 102. 1837.

Phönix.

Montag, 1. Mai.

Aus Fr. Halm's „Camoens.“

Zweite Scene.

Camoens.

Mich führte früh mein Schickſal nach Coimbra,
Dem Heiligthum des Wiſſens und der Kunſt.
Homer's Geſänge ſchollen mir entgegen,
Des Mantuaners Lied; und mich erfaßte
Des Schönen Reiz mit ſiegender Gewalt;
Was formlos in mir lag, gewann Geſtalt,
Das Trübe Klarheit und das Todte Leben,
Und dunkle Sehnſucht fühlt' ich in mir weben,
Und ſel'ge Ahnung zog durch meine Bruſt.
— — — — — — — — —
Die Jahre ſchwanden, und der Schule Zwang,
Des Hörſaals dumpfer Raum ward mir zu enge:
Da folgt' ich ſchüchtern meiner Seele Drang;
Ich ſah Lisbon', ich ſah des Hofes Prangen,
Ich ſah den König, ſtrahlend ſonnengleich,
Und funkelnd um ihn her des Reiches Sterne.
Ich aber ſtand geblendet in der Ferne,
Und hielt's für Traum und wagte mich nicht nah.
— — — — — — — — —
Da ſah ich ſie, und Nebelduft umfloß
Der Krone Glanz, des Hofes Pracht und Schimmer;
Wie Gottes Athem in des Chaos Trümmer
Des Lebens Keim, des Lichtes Segnung goß,
So drang ihr Frühlingsblick in meine Seele,
Und Eden ward aus ihrer Tiefe Schooß.
O ſie war ſchön! So blüht die junge Roſe,
Vom Hauch der Luft verletzt, vom Kuß des Lichtes,
Und ſchämt ſich ihrer Gluth, und glüht nur ſchöner;
Und was die Roſe birgt in ihrem Schooße,
Das barg auch ſie, die ſchön're Roſe,
Denn ihre Seele war ein Tropfen Thau.
— — — — — — — — —
Wir liebten. Unſ're Liebe war ein Klang,
Geweckt vom Lufthauch in der einen Laute,
Bewußtlos von der andern wiederhallt;
Sie war ein Traum, wie dort in Himmelsräumen
Die Sel'gen ihn vom Erdenleben träumen;
Sie war ein Strahl, wie ihn der Blitz entſendet,
Der kommt und blendet, und in Nacht zerfließt.
— — — — — — — — —
O ſelig, die der Liebe Preis erringen!
Ich, ich errang ihn nicht! — Sie trennten uns;
In Kloſtermauern welkte ſie dahin
Und ſtarb zu früh den Blumentod der Sehnſucht.
Mich aber riß des Lebens Strömung fort;
Denn Kriegsruf ſcholl durch's Land, mir winkte tröſtend
Ein ritterlicher Tod. Ich zog hinaus;
Marocco ſah ich, ſtürmte Ceuta,
Ein Auge ließ ich dort, doch nicht mein Leben.
— — — — — — — — —
Ich mied das Land, das ihre Reſte barg,
Das Land, das mich verkannt, das mich vergeſſen,
Und Indiens ferne Küſten ſucht' ich auf.
Dort war's, im ew'gen Frühling jener Zone,
Dort quoll das Lied von meinen Lippen nieder,
Das Lied des Ruhms, der Portugal verklärt;
Und bis zum Strand des Tajo ward's gehört.
Europa hallte Vasco's Namen wieder,
Des fernen Thule äußerſtes Geſtade
Erſcholl vom Siegesjubel der Luſiade.

— — — — — — — — —

Verfolgung trug mir's, tauſendfält'gen Haß!
Die Lippe, die der Väter Ruhm geprieſen,
Sie ſollte ſchweigen bei der Enkel Fall.
Sie trugen's nicht, daß meiner Lieder Schall
Sie hingemalt als Zwerge neben Rieſen;
Sie nannten Geißel, was ſonſt Mahnung hieß;
Und mich verwarf, was liebend ich verehrte,
Und mich verrieth, was mein Gedicht verklärte,
Es war mein Portugal, das mich verſtieß! —
Ich bin ein Mann und haſſe feiges Klagen,
Doch dieſe Wunde drang zu tief in's Herz;
Sie heilet nimmer, ewig, brennt ihr Schmerz
So glühend heiß, wie meine Seele brannte,
Als ſeinen Sänger Portugal verbannte.

— — — — — — — — —

Die Sonne ſank, die meinen Tag erleuchtet,
Und trüber Abend dämmert um mich her.
Geehrt, geprieſen einſt, und jetzt vergeſſen,
Einſt reich, jetzt arm; Verdienſt belohnt mit Noth!
Es iſt der Lauf der Welt! — —
Mir blieb ein einz'ger Freund! Es war ein Sclave;
Oft ſchalt ich ihn im Zorne: Schwarzer Hund!
Doch als die Fluth des Glückes mir verronnen,
Da war's des Schwarzen Taglohn, der mich nährte;
Als ſchlimmes Siechthum mich darniederwarf,
Er pflegte mich, er ſaß an meinem Bett,
Er ſprach zu mir mit tauſend Liebesworten;
Er bettelte für mich, als ſeine Kraft
Entſchwand; er trieb's ſo weit — für mich zu ſterben,
Der ſchwarze Hund! — Gott ſah es! Ruh' in Frieden,
Du Letzter, der auf Erden mich geliebt! —
Das Glück iſt eitel und das Leben hohl,
Nur, wer im Grab gebettet, der liegt wohl!

F. G. Wetzel.

Sein Werth als Dichter und ſein poetiſcher Nachlaß.[*]

Angenommen, daß ich in meiner unbedeutenden literariſchen Stellung es wagen dürfte, öffentlich als Vorredner zu irgend einer genialen belletriſtiſchen Erſcheinung aufzutreten, ſo würde ich als ſolcher zu keiner mit ſo viel Liebe und Zuverſicht es zu thun mich erkühnen, als gerade zu dieſer, eines Dichters, dem, wie nur ſehr Wenigen, der Sonnengott mit ſeiner heiligſten Flamme die Bruſt entzündete, und der, obwohl ſeine Schöpfungen dem Volumen nach, nur einen kleinen Raum Land einnehmen, dennoch, der innern Schwere nach, einen vollgepackten Frachtwagen deutſcher Belletriſtik, ſammt ihren Führern, auf dem breiten Markte poetiſcher Literatur aufzuwiegen, oder umzuwerfen im Stande iſt.

Nach dieſen Vorausſetzungen darf ich es mir daher wohl ſogar zu einem Verdienſte anrechnen, und den Dank der Beſten dazu einzuerndten erwarten, wenn ich ihnen zunächſt, dann dem geſammten deutſchen Volke, die ſchönſten Erzeugniſſe ſeines ihm ganz eigentlichſt angehörenden, an ſeinen Brüſten großgezogenen Dichterſohnes vorführe, den leider bisher unſere frivole, Himmel und Erde vermengende und verwechſelnde Zeit, mit unverzeihlicher Sorgloſigkeit im Leben nicht nur behandelte, ſondern ihm ſelbſt noch nach dem Tode, wo doch gewöhnlich eine dankbare Nachwelt verſäumte Pflichten nachzuholen trachtet, den irdiſchen Kranz verdienter Ehren auf ſein Grab zu legen vergaß.

Je größer dieſe Liebloſigkeit in ſich ſelber als begründet hervortritt, deſto verzeihlicher wird die Wärme erſcheinen, mit der ein innigverbundener Freund des nicht beachteten Dichters es wagt, ſeinen Gefühlen hier Raum zu geben.

Wahrlich, es iſt ein trauriges Zeichen unſerer geprieſenen Zeit, ein durch ſie ſelbſt für kommende Zeit geſprochenes Strafgericht ihrer eigenen Oberflächlichkeit und falſchen Richtung, mit der ſie durch ſo mancherlei Nachruhmshymnen Viele ihrer ſogenannten Lieblinge in die Halle der Unſterblichkeit hineinzuſalbadern verſuchte, die nicht werth waren, einem Dichter wie Wetzel die Schuhriemen aufzulöſen.

Eine Beruhigung mag wohl der Verewigte in dem Bewußtſein ſeiner eigenen Größe gefunden haben, wodurch er im Leben leicht des Vaterlandes Undank vergeſſen konnte; und die Worte, womit ſich eine ihm verſchwiſterte Natur (Platen) tröſtete, mögen auch in ihm — ſo glaub' ich — ein rechtzeitiger Troſt geworden ſein:

„Wer Dichter iſt in ſeiner Seele Tiefen,
Der fühlt von Lorbeern ſeine Schläfe triefen!"

„Was wir an manchem unſerer Dichter tadeln" (ſagt der Geſchiedene irgendwo) „iſt zum Theil Schuld der Zeit, die das Bunte und Geſprenkelte dem Einfachen, das Geſpannte, Krankhafte dem Geſunden und Natürlichen nur zu häufig vorzieht; aber der rechte Dichter ſoll eben dieſem Gaukel- und Heuchelweſen eher entgegen arbeiten, als es durch ſein Beiſpiel fördern und verbreiten."

Und daß Wetzel dieſer rechte Dichter war, wer vermag das zu beſtreiten? Wer hat, wie er, unter ſo drückenden Lebensverhältniſſen dem Genius gedient, wer hat, wie er, trotz aller Hemmniſſe, ſo Herrliches, ja Ewiges, aus ſeinem reichen Schacht herausgefördert? Die mannichfaltigſten Feſſeln lähmender Erdgewalten, Schutt und Staub der erbärmlichſten Proſa legten wie Berge ſich auf ſeine Seele, und doch vermochten ſie nicht ſeine Dichterkraft niederzubeugen, geſchweige ſeinen Genius zu begraben! Sein junger, freier und kräftiger Geiſt durchbrach jeden äußern Zwang, machte ſich Platz mit ſeinen gewaltigen Adlerſchwingen, entfloh der niedern Erde, reinigte mit raſchem Flügelſchlag die verpeſtete Luft und flog, dem ewigen Phönix gleich, dem Lande ſeiner Geburt, der Sonne zu! —

---

[*] Dieſer befindet ſich in meinen Händen, und wird, von mir herausgegeben, noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinen. Was das Publikum zu erwarten hat, darüber werden die von mir ſo eben niedergeſchriebenen einleitenden Worte, die ich hier mitzutheilen mir erlaube, den beſten Aufſchluß geben. — Das Manuſcript liegt bereits vollſtändig geordnet vor mir.
Z. Funck.

Wetzel's Schöpfungen ſind Gedichte im wahrſten, ureigentlichſten Sinne des Wortes; denn alle beziehen ſich auf das Höchſte, wahrhaft Göttliche, als der Urquelle jedes Wahren, Guten und Schönen, und haben eine gottverwandte Natur, einen tiefinnerlichen, ächt religiöſen Charakter: Religion iſt der goldene Faden, der, wie ſein Leben, ſeine Dichtungen durchzieht. Religion, jedoch nicht bloß im engen Begriffe des einen oder des andern poſitiven Kirchendogma's gefaßt; ſondern in der allumfaſſendſten, höchſten Bedeutung genommen: als jenes innerliche Leben und Weben in und mit Gott, jenes unabläſſige freie Ergründen und Erfaſſen ſeiner Offenbarungen, wie ſie in den ewigen Geſtalten der Natur und des Geiſterreichs ſich kundgeben und die unter allen Sterblichen eben der Dichter, als Gott am nächſten ſtehend, auch am Lauterſten und Reinſten zu erfaſſen die Gabe beſitzt.

Eine Folge dieſes tiefen religiöſen Charakters iſt nun der erhabene Seelenadel der Geſinnung, der alle Schöpfungen dieſes Dichters durchdringt und belebt, der wunderbare Zauber, Liebreiz und Schmelz, der aus ſeinen Verſen aufathmet, das tiefe, ſinnige Gemüth, das uns überall entgegentritt und verwandte Seelen zum Mitgenuſſe einladet und ſelbſt Ergebniſſe des irdiſchen gemeinen Lebens mit ſo göttlichem Feuer zu beleben und mit ſo ätheriſcher Umhüllung zu bekleiden und zu vergeiſtigen verſteht, daß ſie jedesmal als Glieder zur großen Kette des Weltganzen erſcheinen, und ſo uns zugleich des Dichters Genius in ſeiner hohen Bedeutung deutlich vor Augen ſtellen.

In Wetzel's Gedichten hat ferner die Romantik in ihrer univerſellen Bedeutung den Kulminationspunkt erſtiegen; ſeine Dichtungen ſind in reinſter Objektivität und klarſter Einfalt der Darſtellung, und plaſtiſcher Kräftigkeit, die die Romanze und Ballade als jüngere Geſchwiſter des alten Epos erfordern, gehalten und die ſchönſte Apotheoſe auf dieſe Poeſie ſelbſt, ja man darf ſagen: Wetzel war der glückliche Dichter, der Novalis blaue Wunderblume aufgefunden und im Heiligthum ſeines reinen Dichtergemüths aufbewahrt hielt. —

Weit entfernt von allem Süßlichen, Hyperſentimentalen, allem jenen kindiſchen Geſchnörkel und eitlem Getändel, wodurch ſo viele Abarten dieſer Poeſie uns als äſthetiſches Zuckerwerk anwidern, bekundet er überall nur den ernſten, kräftigen, nach dem Höchſten ſtrebenden Geiſt, eine tiefeindringende Befreundung mit der Natur und ihren Myſterien, die tiefſte innerſte Myſtik, die höchſte Weihe der überſinnlichen Welt, kurz, eine ächte Romantik voll Kraft und Hoheit und dabei ſo zartinnig wie Blüthenſtaub, der nur unter profanen Händen verfällt und verfliegt, eine tiefe aus dem innerſten Gemüthe ſtammende Romantik, mit der er im Stande war, aus den abſtrakteſten Gegenſtänden den Prometheus-Funken der Poeſie eben ſo hervorzulocken, wie aus jenen, die durch ihre poetiſche Naturanſicht zum Herzen und Gemüthe ſprechen.

Wie unſer Dichter ſelbſt darüber dachte, erfahren wir aus ſeiner Beurtheilung der „geſammelten Blätter Wellentreters“ *) (J. Ch. A. Heinroth's), von denen er einſt in der Jenaer Literatur-Zeitung u. a. ſagt: „Gleich entfernt von der todten Abſtraktion eines in die nichtige Erſcheinung feſtgebannten Verſtandes, wie von jener modiſchen, ſündhaften Nebelmuſik, die nur Sodomsfrüchte trägt, außen roth und innen faul, redet der Verfaſſer von dem, welches unſer aller Gedanken und Strebungen letztes und höchſtes Ziel ſein ſollte, als Einer, der nicht mehr auf der Schwelle des Heiligthums ſteht, ſondern dem ſich ein Blick in das Innere des Tempels ſchon beſeligend erſchloſſen: überall deutet er mit Ernſt und Liebe nach dem Einen Dauernden und Ewigbleibenden, was in den Stürmen dieſer wildbewegten Zeit allein das Auge wacker, das Herz aufrecht zu erhalten vermag!“

Was ferner Wetzel'n über ſo viele ſeiner Zeitgenoſſen hebt, iſt jener kecke, kerngeſunde, unverwüſtliche Welthumor, der überall zu Hauſe, auf die höchſten Höhen fliegt, wie in die tiefſten Tiefen dringt, aber vorzugsweiſe die irdiſchen, jämmerlichen Lebensconvenienzen überſpringend, ihre modernen Erbärmlichkeiten vernichtend, ſtets im Geiſte nur mit den Göttern des Himmels, wie unter Brüdern, den ewigen Nektar, zur Erholung von irdiſchen Miſeren trinkt.

Einen kaum zu berechnenden Werth haben Wetzel's Gedichte durch ihren volksthümlichen Charakter. Keiner hat im Felde ächter Volkspoeſie mehr geleiſtet, als er, der Dritte im Bunde mit Rückert und Uhland! — Seit die eigentliche Volkspoeſie, die das Leben in ſeinen großen und rührenden Verhältniſſen, im Zauberſpiegel einer höhern, wunderbaren Weltanſchauung erſcheinen ließ, immer mehr unter uns erſtirbt, iſt das, was man jetzt gewöhnlich dafür gibt, nur Reflex der gemeinen Wirklichkeit. Wir haben daher ſtatt des lebendigen Volksgeſangs, der ſich in einem jeden Alter, allen Ständen und Geſchlechtern gemeinſamen Elemente bewegte, jetzt Schuſter- — Schneider- — Spinner-Lieder ꝛc. — welche eben nichts weiter enthalten, als was dieſe Leute täglich treiben, und worin kaum eine Spur von einem poetiſchen Ergreifen des Lebens, oder des Zuſammenhangs ſeiner Beſchäftigungen mit dem Ganzen ſich vorfindet.

Glühende Liebe für deutſches Vaterland und die Großthaten ſeiner Geſchichte, Haß gegen Finſterniß und jede Zwingherrſchaft, edler, geläuterter Freiheitsſinn, unbeſtechbare Wahrheitsliebe und ein offener, unerſchrockener Freimuth, der ſelbſt mit dem Teufel zu fechten bereit war, — bei Allem aber ein unerſchütterliches Vertrauen auf Gott und ſeine weiſen Fügungen, —

---

*) Drei Theile. Leipzig, Brockhaus.

ſind die Grundtöne Wetzel'ſcher Gedichte, ächte Herzensklänge, die wieder zu Herzen gehen in ſtets adäquateſter Form und deutſcher Kern- und Lutherſprache ſich emporſchwingen, wenn ihnen auch hie und da die höchſte Vollendung der Reimform abgehen ſollte. Der Wetzel'ſchen, vom Stoffe überfüllten Muſe, verzeiht man gern zuweilen den nicht vollkommenen Einklang mit jener; denn nur bei Armuth, Gehaltloſigkeit und Unbeſtimmtheit des Stoffes, ſpringt ein vernachläſſigter Reim, und zwar doppelt in die Augen.

Zu allen dieſen, ſchon von der Natur freigebig geſpendeten Eigenſchaften, kommen noch große, durch eigene Kunſt und Studien errungene Güter: Kenntniß der älteren und neueren Sprachen, und beſonders ein tiefes Vertrautſein mit dem innerſten Geiſte alter Klaſſiker, vorzüglich Homer's, — dann ein Schatz poſitiven Wiſſens und ungewöhnlich tiefes Eindringen in die geheime Werkſtatt der Natur, der Schweſter ächter Poeſie!

Von dieſem gefeierten Dichter nun, deſſen poetiſche Bedeutſamkeit ich in obigen allgemeinen Zügen zu entwerfen verſuchte, liefert die Sammlung nur jene Gedichte, die theils ſeit 1817 in Almanachen und Zeitſchriften zerſtreut lagen, theils ſich in Wetzel's ſchriftlichem Nachlaſſe, ſo weit das Auge die höchſt flüchtige, beiſpiellos unleſerliche Handſchrift zu durchdringen vermochte, noch vorfanden.

Alle jene Gedichte aber, die bereits in den Jahren 1814 und 1816 unter dem Titel: „Schriftproben" von Wetzel ſelbſt in zwei Bänden geſammelt wurden, bleiben davon gänzlich ausgeſchloſſen, und von den, ebenfalls durch ihn 1803 herausgegebenen Jugendgedichten, „Strophen" genannt, wurden nur einige wenige der Sammlung vertraut, die mir eines erneuerten Andenkens beſonders werth ſchienen.

Dieſe dargebotenen Gedichte bilden nun mit den erwähnten „Schriftproben" und den 1815 erſchienenen vierzehn Liedern aus dem Kriegs- und Siegesjahre 1814 einen praktiſchen Kommentar zu allen jenen biographiſchen Anſichten über den Verewigten, die ich im erſten Bande meiner „Erinnerungen aus meinem Leben" vor Kurzem niedergelegt habe.

Wenn dies Buch ſich ſchon einer freundlichen Auf- und Theilnahme des Publikums zu erfreuen hatte, ſo darf der Herausgeber gegenwärtiger Sammlung zuverſichtlich auf das lebhafteſte Entgegenkommen und Empfangen des in Rede ſtehenden rechnen, da der Leſer über manche allenfallſige Seite aus dem innerſten Leben Wetzel's, die ihm in jenen biographiſchen Andeutungen nicht klar und überzeugend genug vor die Augen trat, in dieſen Gedichten ſelbſt vollkommen genügenden Aufſchluß finden wird.

Es wird ſonach durch ſie das Lebensbild eines Dichters vervollſtändigt, der mit dem vollſten Rechte es verdient, unter die Erſten ſeiner Nation gezählt zu werden, und als die Zierde und der Stolz des deutſchen Vaterlandes im Andenken fortzuleben! —

J. Funck.

Feuilleton.

⁂ Arzneiſchule zu Pera. — Kraft eines zu Ende Februar ergangenen Hattiſcherifs ſoll in Pera eine Arzneiſchule eröffnet werden, wo türkiſche Studenten von europäiſchen Lehrern in allen Zweigen der Heilkunde Unterricht erhalten. Die Ulema's, — die mahomedaniſchen Tory-Biſchöfe, zeigten Anfangs eine ſtarke Oppoſition gegen des Sultans Vorſchlag, auch das Studium der praktiſchen Anatomie durch einen Fetwah zu erlauben. Zuletzt jedoch gab Scheik Islam ſeine Zuſtimmung unter der Bedingung, daß nur Leichname von Chriſten und Juden auf das anatomiſche Theater gebracht werden dürfen.

⁂ „*Trilogie sur le Christianisme, Heliogabale, Julien et Charlemagne,*" iſt der wunderliche Titel, den ein Hr. Touſſaint Cabucher ſeiner eben erſchienenen Schrift gegeben.

⁂ O'Connell, Meiſter vom Stuhl. — Das Freemaſons Review theilt die Notiz mit, daß O'Connell ein ausgezeichneter Maurer ſei, und viele Jahre lang als Meiſter vom Stuhl in einer Dubliner Loge die Pflichten ſeines Amtes mit Treue und Eifer erfüllt habe. Ungern ſei er, ſeiner vielen Staatsgeſchäfte wegen, vom aktiven Dienſte des Ordens zurückgetreten.

⁂ Rückgabe des h. Grabes an die Chriſten. — Ein großherrlicher Hattiſcherif hat zu Anfang des v. M. das h. Grab zu Jeruſalem den griechiſchen Prieſtern überlaſſen und ihnen geſtattet, daſelbſt auf ihre Koſten eine Kirche zu erbauen. Nach ungeheuren Anſtrengungen war es der abendländiſchen Chriſtenheit gelungen, mit Schwertes Gewalt das h. Grab auf eine Weile zu erobern; aber ſie vermochte nicht, es gegen den Krummſäbel der Islamiten zu behaupten. Der Geiſt der neuen Zeit ſchreitet mit der Palme des Friedens und der Duldung über die Erde, und feiert ſtille, aber dauernde Siege.

⁂ Ein coloſſales Moſaikgemälde, welches die Chor-Niſche der alten Kirche St. Cipriano auf Murano bei Venedig ſchmückte, iſt vom Kronprinzen von Preußen gekauft und von zwei venetianiſchen Künſtlern ſo geſchickt von dem Mauerwerk abgelöſ't worden, daß es jetzt mit Nächſtem nach Deutſchland verſendet werden kann.

⁂ Nachgrabungen im Boden Karthago's. — Viele Mitglieder der Akademie der Inſchriften ꝛc. zu Paris haben ſich mit mehreren anderen Alterthumsfreunden vereinigt, um auf gemeinſchaftliche Koſten Nachgrabungen da anſtellen zu laſſen, wo das alte Karthago geſtanden.

⁂ Wörterbuch für Phrenologie. — Hr. Thore hat ein „Dictionnaire de phrénologie et de physiognomie" in 18° herausgegeben, welches er den Künſtlern, Weltleuten u. ſ. w. beſtimmt. Für 4 Fr. 30 Cent. erhält man dies Wörterbuch von 436 Seiten mit eingeſchalteten Holzſchnitten.

⁂ Venetianiſches belletriſtiſches Wochenblatt. — Unter dem Titel: „*Il vaglio*" (das Sieb) erſcheint ſeit Anfang des v. J. zu Venedig eine antologia della litteratura periodica als Wochenblatt, welches jetzt in ganz Italien Verbreitung gewonnen.

⁂ Eiſenbahnverkehr in England. — Auf der London-Greenwicher Eiſenbahn fuhren vom 23. bis zum 30. März 73,773 Perſonen!

⁂ Lyoner Elend. — In Lyon muß jetzt täglich für 40,000 Arme und darüber hinaus geſorgt werden. Täglich findet man verhungerte Kinder.

⁂ Die Denkwürdigkeiten des Generals Lafayette werden in dieſen Tagen in 6 Bänden erſcheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 103. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 2. Mai.

Das Alpenglühen.

Von Anaſtaſius Grün.

Das iſt im Thal ein Glänzen, Koſen
Von Blumen, Bäumen, Sonnenlicht,
Durch die ſich, wie lebend'ge Roſen,
Ein Kranz von blüh'nden Menſchen flicht!

Mit kaltem, ſtrengem Angeſichte
Blickt nur das Alpenhaupt darein;
Iſt's denn nicht auch berührt vom Lichte?
Was mag ſein düſtres Sinnen ſein? —

Nacht iſt's geworden allzuſchnelle,
Und Dunkel hüllt des Thales Hag;
Nicht ahnt, wer's ſah ſo froh und helle,
Daß es ſo finſter, ſtumm ſein mag!

Auf allen Wegen, grau'nbeklommen,
Der Finſterniß Vernichtung ruht!
Einſt, als die erſte Nacht gekommen,
Wie war es, Menſch, dir da zu Muth?

Wie in die Nacht die Bäume ſchwinden,
Bangt Jeder um des Andern Loos;
Daß ſie ſich noch ihr Daſein künden,
Beginnt zu rauſchen Laub und Sproß.

Der Roſe Gluth kann jetzt nicht hellen!
Daß ſie der Menſch zertrete nicht,
Läßt ſie ihr Duften bange quellen;
Ihr Duft wird Hülfeſchrei und Licht.

Doch ſteh der Alpe Haupt umſchlungen
Vom Flammenkranz und gluthumrollt,
Als ob zu ſparen ihr gelungen
Ein Theil von ihrem Tagesgold!
Als ob tagüber ſie gefangen
Zum Kranz die Roſen all' im Thal;
Als ob bei Tag dir von den Wangen,
Du Volk des Thals, das Roth ſie ſtahl!

Wenn um der Wittwe Leib ſich ſenken
Die ſchwarzen Trauerhüllen dicht,
Glüht oft ein ſüßes Rückgedenken
Noch dort auf ihrem Angeſicht.

Du aber, heitres Herz im Thale,
Wenn deine hellen Tage blühn,
Bewahre ſorgſam ihre Strahle,
In deinen Nächten nachzuglühn.

Kunſtausſtellung in Hannover.

(Fortſetzung).

D. Porträts.

Hierunter verſtehe ich auch ſolche Bilder, die irgend eine Nation, einen Stand ꝛc. in einer Geſtalt charakteriſiren wollen. Oben an muß ich Maes in Rom nennen, der in ſeiner „Neapolitanerin" ein gebräuntes, feuriges Mädchen vorführte, welches gar bald einen Liebhaber fand, der von der Schönheit des Geſichts ſo angezogen wurde, daß er nicht die zu ſchwarz ſchattirten Hände bemerkte, die dem Bilde als Vorwurf dienen müſſen. —

Krüger in Berlin hatte die lebensgroße Figur des Königs von Preußen gemalt; im Hintergrunde Charlottenburg. So ausdrucksvoll und meiſterhaft auch Krüger dieſe würdige Mannsgeſtalt durch die Kunſt wiedergab, ſo ſehr muß ich die maleriſche Auffaſſung der Stellung tadeln, die einmal nicht ganz getreu iſt und endlich zu ſtörend in eine gerade Linie ausläuft, die das Auge in artiſtiſcher Hinſicht unbefriedigt läßt.

Reichmann hing Porträts aus, die bedauern laſſen, daß der ſonſt talentvolle Künſtler ſich entweder auffallend verſchlechtert, oder irgend eine fremde Richtung nachzuahmen geſucht hat. Nicht einmal die Zeichnung war correkt, eine zarte Dame hatte einen Kopf, der größer als der ganze Oberkörper, und eine Hand, die ſo groß wie der Kopf war. Vernachläſſigt hat ſich der Maler zu auffallend, als daß ein Kunſtfreund ihn nicht durch Tadel anzuregen verſtehen ſollte! —

Porträts von Schmidt, Schrader, Winkelmann ꝛc. waren alltäglich und erinnerten zu ſehr an die Worte eines kleinen Menſchen, welcher ſolche geiſtloſe Geſichtscopieen „gemalte Signalements“ nannte.

Vierter Artikel.

E. Genrebilder.

Der Begriff von Genrebild iſt ein lockerer; jedes Gemälde, welches einen Zuſtand, eine Handlung ausdrückt, ohne gerade hiſtoriſche Tendenz zu haben, wird in die weite Abtheilung des Genre gebannt. Genau genommen iſt das Fach der Hiſtorienmalerei nur ein Zweig des Genre und ſollte füglich mit dieſem zuſammenfließen. Man hat aber einmal die Intereſſen für die Hiſtorie ſo eiferſüchtig zu ſcheiden gewußt, daß ein ſimpler Berichterſtatter Öl und Mühe verlieren würde, wenn er mit ſeinem neuen Eintheilungsſyſteme hervorzutreten wagte.

Gerade das Genre iſt am fähigſten, Poeſie zu empfangen und auszubilden; hier tritt die Idee des Malers unmittelbar in die Form und ſoll ſich klar und charaktervoll darin ausſprechen, hier liegt auch der Umſtand, daß wir ſo unendlich viel ſchlechte Genrebilder haben, wo der Mangel an ſchöpferiſcher Kraft, an Menſchenkenntniß und künſtleriſcher Compoſition zu auffallend hervortritt, um durch Technik und Nebeneffekte verdeckt werden zu können.

Die meiſten unſerer diesjährigen Genrebilder litten an dieſen Mängeln mehr oder weniger und gerade hier muß ich dem Ausſtellungscomité den Vorwurf machen, daß es eine Übermaſſe von evident ſchlechten Erzeugniſſen aufhängen ließ, wodurch manches Beſſere nicht Platz fand, im gunſtigen Lichte zu erſcheinen. Wenn es das Comité aus Ironie oder aus Freundſchaft that (?), ſo ſollte es doch auch zugleich an die Augenqual des Publikums denken und ſeinen äſthetiſchen Geſchmack mehr beurkunden. Niemals werden wir es vergeſſen, daß z. B. das ſpektakulöſe Machwerk eines Celler Gymnaſiallehrers gewaltſam den Kunſtfreunden aufgedrungen wurde.

Jakob in Düſſeldorf malte „Gretchen mit Lieschen am Brunnen.“ Gretchen hat tiefſinnig das bleiche Antlitz, in welchem der Vorwurf einer ſüßen Schuld ruht, auf die krampfhaft gefalteten Hände geneigt, die der Krug zugleich ſtützt. Ein außerordentlich anziehender Reiz liegt in dieſem Geſichte, ein Reiz; der die geheimſten Gefühle einer ſchönen Sünderin verräth. — Weniger Charakter hat Lieschen, deren Kopf und Hals zugleich an einer üblen Verzeichnung leiden.

Teichs in Düſſeldorf, der uns aus vorigem Jahre durch ſeinen „Zitterſchläger“ im freundlichſten Andenken blieb, ſandte unter andern auch ein „fiſchendes Mädchen aus dem Serail,“ worin er die ganze verſchwiegene Traurigkeit ausdrückt, die das ſchöne, ſinnende Mädchen über ihr Schickſal empfinden mußte. —

„Die Fiſcherfamilie, der Rückkehr der Verſorger harrend,“ von **Portmann** in Holland, gewann mehrfache Freunde durch die Gruppirung. Das alte Elternpaar, die freundlich tröſtende Mutter mit den Seemährchen auf den Lippen, der alte, nickende Papa, die todtenbleich auffahrende Gattin nebſt den dumm über das Meer ſtarrenden Kindern — bilden eine Scene, welche durch Wahrheit unſer Mitgefühl zu erregen wußte. Die Gattin erſchien mir nur zu outrirt und flach.

Caliſch, ebenfalls in Holland, malte einen „Fiſcher mit ſeinem Mädchen,“ welches ſich die Zukunft prophezeihen läßt; das Bild war in ſeiner Compoſition nicht neu und prägnant, Einzelnheiten gefielen und verloren wieder durch das Enſemble. Kräftiger ſchon und mit wahrhaft keckem Pinſel malte **Holm** in München „zwei von Wölfen überraſchte Männer,“ die bei'm Ausweiden eines Rennthiers beſchäftigt ſind. Der eine, auf den Knieen liegende, das Meſſer mit den Zähnen haltende Kerl, mit nackten Armen und kühn verwegenen Blicken iſt ſo charakteriſtiſch, daß man ſogleich erkennt, wie er den Entſchluß hegt, aufzuſpringen und ſich kräftig zu wehren. Der andere Kerl ſpricht ſich weniger aus und läßt nur ungewiß, ob er fliehen oder auf die Wölfe ſeine Büchſe anlegen will. Es iſt eine wahrhaft treue Scene aus Norwegens Jagdleben.

(Schluß folgt).

Irländiſche Tabletten.*)

I.

Iriſche Bettler.

Wenn man auf der „ſmaragdenen Inſel“ an's Land ſteigt, dann ſind Bettler die erſten, die den Fremdling begrüßen. „Gott ſegne Eure Ehre! Seid willkommen dem Lande! Geſegnet ſei der Tag Eurer Ankunft!“ Dies ſind die Grüße, mit denen der Ankömmling von den Bettlern empfangen wird. Aber die erſchreckende Anzahl der Bedürftigen ſtört nicht das gute Vernehmen, in welchem ſie untereinander ſtehen, und es iſt ſogar ein charakteriſtiſcher Zug des iriſchen Volkes, daß der Arme mit einer gewiſſen Ehrlichkeit die Rechte eines Unglücklicheren anerkennt.

„Auf dem Punkte, die Stadt York zu verlaſſen,“ ſchreibt Herr Ritchie, „ſah ich in einem Augenblicke meinen Wagen von einem Haufen Unglücklicher umringt, die mich um Mitleid anflehten. Eine Frau lief herbei. Ihr Leidensbericht war noch betrübender, als der ihrer zahlreichen Unglücksgenoſſen. Ihr Mann war eben geſtorben, und ſie hatte die Kinder bei dem Verblichenen zurückgelaſſen, um zu ſuchen, wo ſie etwas Brod für ſie erhalten könne.“

---

*) Aus Leitch Ritchie's pittoreskem und romantiſchem Irland (London 1837).

„Iſt es auch wahr?“ fragte ich einen der Umſtehenden.

„„Es iſt nur zu wahr!““ rief der ganze ausgehungerte Haufe, der mich umgab, und alle traten auf einmal zurück, wie um zu zeigen, daß ſie die Rechte eines Elendes anerkannten, welches noch größer war als dasjenige, welches ſie drückte. —

„Bei einer anderen Gelegenheit warf ich ein Geldſtück unter einen Bettlerhaufen, mit dem Blicke die Unglückliche bezeichnend, welcher ich daſſelbe beſtimmte. Das Geld fiel zu den Füßen einer Frau, die es aufhob, während jene Andere ihre Hand vorſtreckte, um mit bittendem Ausdrucke daſſelbe in Anſpruch zu nehmen.

„„Pfui über dich!““ rief ihre Armuthsgenoſſin entrüſtet ihr zu; „„glaubſt du denn, daß ich das Geld habe für mich behalten wollen, da ich doch geſehen, daß der Herr es dir beſtimmt hatte?““ —

„Manchmal begnügen ſich die Bedürftigen damit, ſich in ihren Lumpen den Vorübergehenden zur Schau zu ſtellen, ohne auf andere Weiſe ihr Mitleid anzuſprechen.

„Eines Tages ging ich an einem Manne vorüber, der am Rande der Landſtraße ſaß, mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt. Die ganze Geſtalt trug das Gepräge eines ſo unſäglichen Elendes, wie es mir ſelbſt in Irland noch nicht zu Geſicht gekommen war. Seine Kleidungsſtücke zerfielen in Fetzen; ſein Antlitz war bleich und verſtört, und doch, als ich vorüberging, ſprach er mich mit keinem Worte um Almoſen an. Ich verfolgte meinen Weg, war aber kaum einige Schritte weiter gegangen, als mein Gewiſſen mir meine Gleichgültigkeit vorwarf. Ich wandte mich zurück: „wenn Ihr in der Noth ſeid,“ ſagte ich etwas ungehalten, „warum fordert Ihr nicht eine Gabe?“

„„Was thue ich denn, wenn ich nicht bettle?““ erwiederte er.

„Aber Ihr habt kein Wort geſprochen?“

„„Wie! ſpotten Sie denn über mich, mein Herr? Sehen Sie,““ fügte er hinzu, indem er ein Stück eines ehmaligen Rockes empor hob, „„ſehen Sie, mein Fleiſch und meine Knochen, ſchreien ſie nicht Hunger durch die Löcher meiner Kleider? Sieht man das Elend nicht in meinen eingefurchten Wangen, in meinen hohlen Augen? Sagen Sie mir, ſind das nicht eben ſo viele Munde, welche um Erbarmen flehen?““

II.

Iriſche Heirathen.

„Bei der Verehelichung wird von den Irländern der finanzielle Punkt als die Hauptſache angeſehen, und es hat dies den Nutzen, daß dadurch eine Veranlaſſung zur Sparſamkeit gegeben iſt. Ein in günſtige Verhältniſſe verſetzter Pächter verſagt ſich oft gewiſſe Genüſſe, um eine Heirathsgabe für ſeine Tochter zu erübrigen, die ohne dieſelbe kein gutes Unterkommen finden würde. Ich habe oft von jungen Mädchen, die in der Stadt dienen, ſagen hören, daß ſie noch nicht daran denken könnten, einen Mann zu bekommen, da ſie noch nicht ſo viel erſpart hätten, um ein Schwein zu kaufen. Iſt es nicht zu vermuthen, daß dieſer Gedanke ſie oft von dem Ankauf eines Bandes oder ſonſtigen Flitterwerkes abgehalten?

„Als ich durch einen elenden Flecken zwiſchen Clonmel und Kilkenny kam, ſah ich an dem Getümmel, welches dort herrſchte, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe. Ich blieb ſtehen vor einer Hütte, in welche einzudringen ein hübſcher, aber von heftigem Zorn ergriffener junger Menſch ſich vergeblich bemühte. Ich bat einen der Zuſchauer um Erklärung dieſer Scene.

„„Zwei junge Leute,““ ſo erzählte man mir, „„ſollten an dieſem Tage getraut werden. Die Braut war 16, der Bräutigam 19 Jahre alt, und ſie paßten eben ſo gut ihrem Vermögen als ihrem Alter nach zueinander. Der Geliebte beſaß ein Schwein und eine Hütte, die Schöne — einen Tiſch, eine Decke, einen Schemel und einen eiſernen Topf. Alles war in der beſten Ordnung; die jungen Eheleute ſollten bei dem Vater des Mädchens wohnen, bis die Wohnung des neuen Ehepaares ſoweit hergeſtellt, daß der Regen nicht mehr eindringen könne. Man hatte die Stolgebühren für den Pfarrer geliehen; die beiden Familien hatten ſo viel zuſammengeſteuert, um einen hinlänglichen Vorrath von Whiskey zu kaufen, und der Glückstag war endlich für die Liebenden angebrochen.

„„Aber, ach! war jemals das Loos der wahren Liebe mit Friede geſegnet? Am Vorabend der Trauung entathmete des Bräutigams — Schwein.

„„Dieſes betrübende Ereigniß (**melancholic accident**) veränderte völlig die Lage der Dinge. Der Verlobungsvertrag ſprach es nicht aus: „daß Patrik die Schilah,“ ſondern, „daß Patrik, der Beſitzer einer Hütte und eines Schweines, Schilah, die Eigenthümerin eines Schemels, eines Tiſches, eines eiſernen Topfes und einer Decke zur Frau bekommen ſollte.“ Nun aber Patrik's Schwein nicht mehr lebte, und Patrik kein Schwein ſonſt beſaß, war er nicht mehr der Patrik des Vertrages und ſollte deßhalb Schilah nicht mehr zur Frau bekommen. Der Vater der Braut war unerbittlich; die Freunde des Bräutigams jammerten mit ihm, aber fanden das Benehmen des Vaters der ſtrengen Gerechtigkeit gemäß. Patrik und Schilah waren die einzigen Unglücklichen.““

„In dem Augenblicke, wo ich vorüber kam, ſuchte Patrik in das Haus ſeiner Geliebten Eingang zu gewinnen, um ſeine Rechte geltend zu machen. Er forderte die Brüder ſeiner Schönen zum Kampfe heraus; er ſchrie: „Donner und Torf! Blut und Donner!“ und mengte den Donner in alle Arten von Flüchen. Sein Benehmen wurde von allen Umſtehenden heftig getadelt, und man fand es befremdlich, um nicht zu ſagen — anſtößig, daß Schilah in der Hütte weinte, wo ihre Mutter ſie bewachte.

„Hier, ich muß es zum Voraus bemerken, endet der romantiſche Theil meines Berichtes, und der Leſer wird vielleicht mit Bedauern vernehmen, was ich als Hiſtoriker nicht zu verſchweigen verpflichtet bin, daß nämlich, wenn Patrik eingewilligt hätte, auf einen Theil der Morgengabe ſeiner Zukünftigen zu verzichten, um das Gleichgewicht zwiſchen den reſpektiven Glücksgütern herzuſtellen, er ohne Mühe ſeine Braut erhalten haben würde. Was die Verzweiflung der Schilah betrifft, ſo iſt zu melden, daß ſie aufhörte, als ihr ein angemeſſenes Ehebündniß in Ausſicht geſtellt worden. Ein junger Menſch, der ein lebendiges Schwein beſaß, bot ſich dar, die Erbin zu heirathen, die er niemals geſehen, und mit großer Freude wurde ſein Antrag von Schilah und ihren Eltern angenommen.“ —

Londoner Theater.

(London, 16. April.)

1. Italiäniſche Oper.

Unter den Bühnen der engliſchen Hauptſtadt nimmt das Italian Opera-house die erſte Stelle ein. Das im Jahre 1818 vollendete Haus — das frühere war niedergebrannt — entſpricht an Pracht von Außen und im Innern, wie an Zweckmäßigkeit der Einrichtung ſeinem königl. Namen, der Stadt, in welcher es gelegen und dem Reichthum der Actionäre wie des Publikums; das berühmte La Scala in Mailand diente ihm zum Muſter. Eiſengegoſſene korinthiſche Säulen tragen geräumige, rings um das Gebäude laufende Arkaden, kunſtreiche Gallerien ziehen ſich oben herum und ſinnreich erdachte und meiſterhaft ausgeführte Basreliefs — den Urſprung und Fortgang der Tonkunſt repräſentirend — zieren die Frieſe des ſtattlichen, am Haymarket, im Mittelpunkte der Rieſenſtadt gelegenen Opernhauſes. Das Volk möge ſich mit der Beſchauung und Bewunderung der Außenſeite begnügen, denn nicht für das Volk, nur für die hohe Welt, für Reiche und Elegants exiſtirt die italiäniſche Oper in London. Niemand wird zugelaſſen, der nicht in full dress d. h. hof- oder ballfähig angethan iſt, in Frack u. ſ. w., und nicht für das Parterre 10 Schill. (über 6 fl.) bezahlen kann; von half prices, die bei andern Bühnen um 9 Uhr beginnen, von Abbonnements, Freibilletten und den franzöſiſchen billets de faveur iſt in London keine Rede; wer italiäniſch ſingen und franzöſiſch tanzen ſehen, die hohe Welt und das prachtvolle Innere des Kings theatre bewundern will, werfe ſich in Staat und zahle ein Billet, oder miethe für die Season, die mit dem Ende der Pariſer beginnt, eine Loge; die zahlreichen, in fünf Etagen ſich erhebenden, durch ſeidene Vorhänge von einander geſchiedenen Logen ſind durchaus vermiethet, der Preis des Entrées iſt nirgens verzeichnet, ſoll aber im Durchſchnitt der Platz für jegliche Vorſtellung auf ein Pfund Sterling zu ſtehen kommen. Wer keine Loge miethen und die Bekanntſchaft von großmüthigen Logenmiethern nicht machen kann, begnüge ſich mit der oberſten Gallerie, dem Paradieſe, von wo er wenig ſieht, wenig hört und ſehr gepreßt und geſtoßen wird, für 5 Schill., oder mit dem Parterre (pit) und erlege das Doppelte.

Die Engländer ſind ſchlechte Sänger, ſchlechte Tänzer und zur Zeit auch ſchlechte Schauſpieler — Ausnahmen hier, wie überall. Wir urtheilen nach Frankreich (Paris) und nach Deutſchland; in jeder mittleren deutſchen Stadt iſt einmal ein beſſeres Orcheſter und dann jedenfalls mehrere beſſere Sänger, als auf den bedeutendern Londner Bühnen, die ihren Acteurs monatlich das Doppelte von dem geben, was unſere Künſtler jährlich beziehn. Will demnach der reiche und gebildete Engländer ſich einen wahren Kunſtgenuß verſchaffen, ſo muß er fremde Sänger und Sängerinnen, fremde Tänzer und Tänzerinnen und fremde Muſiker nach England kommen laſſen, die Beſchiedenen engliſch bezahlen und dennoch warten, bis die Saiſon in Paris vorüber iſt, denn früher erſcheinen weder die Coryphäen der Pariſer italiäniſchen, noch der großen Oper. Im laufenden Monat ſind die erwarteten Gäſte, von denen mehrere wahre Zugvögel die alljährlich in den Sommermonden das nördlichere London mit dem ſüdlicheren Paris vertauſchen, in die Themſe eingelaufen und haben alsbald mit Sang und Spiel und Tanz die amphibienartigen Inſulaner entzückt. Eine der erſten Leiſtungen, in welcher die Griſi zuerſt auftrat, waren die Puritani. Spiel und Geſang der Griſi (Elvira) waren in jeder Beziehung vortrefflich, mit der Fülle und Weichheit hörte ich ſie nie in Paris. Ohnerachtet ſie erſt in der Nacht vorher angelangt, nahm man weder Schwäche, noch Abſpannung wahr, ſie blieb ſich durchaus bis ans Ende und in allen Partien gleich. Tamburini und Lablache übten in vollſter Kraft ihre umfangreichen Stimmen, vortrefflich ward das Trompetenduett im zweiten Akt durchgeführt. Rubini ſcheint von ſeinem frühern Syſteme, dem zu häufigen Trillern und Vibriren abgegangen zu ſein und ſeine reine, klangvolle Stimme mehr den Regeln der Kunſt anbequemen zu wollen. Er wie die genannten Künſtler entzückten das hohe und höchſte Publikum, Beifall und Klatſchen, ohne Mitwirkung bezahlter Claqueurs, Vorrufen und da Capo's — die Engländer wurden ordentlich warm! Unter den Zuſchauern befanden ſich unter andern höchſten Perſonen, die Herzogin von Kent und die Prinzeſſin Victoria.

Nach den Puritanern ward der erſte Akt aus dem Ballet „Benjowsky“ gegeben. Die Hauptrollen führten die Damen Duvernay und Henriette Elßler aus, zwei würdige Nebenbuhlerinnen im Gebiete der luftigen Kunſt, jene mehr durch Grazie, dieſe durch kräftigere, heroiſchere Touren die ſinnverwirrten Söhne Albions bezaubernd, die nicht müde wurden zu klatſchen, zu rufen, zu winken, ohnerachtet der merklichen Mißbilligung der engliſchen Damen, die bekanntlich ſchüchtern und ſittſam ſein ſollen und unmöglich Elßler'ſche und Duvernay'ſche Sprünge, Drehungen, Wendungen, Streckungen u. ſ. w. billigen können. Es wunderte mich, daß die blondgelockten Ladies nicht ſchon vor dem Anfange des Ballets aufbrachen und einen Nachgottesdienſt beſuchten.

Haben wir von den Preiſen der Plätze geſprochen und fügen jetzt noch hinzu, daß das Operngebäude gegen 3000 Menſchen faſſen kann, daß es faſt immer beſetzt und alle Logen perpetuell für enorme Summen gemiethet ſind, ſo kann man ungefähr die Einnahme berechnen, und es möglich finden, daß den Künſtlern, die dort agiren, ſo beträchtliches Honorar gezahlt wird. Die beiden genannten Tänzerinnen erhalten je eine für einen Abend 150 Pfd. St., mehr denn 1000 Rthlr.! Was die Sänger und Sängerinnen beziehn, vermag ich nicht genau anzugeben, glaube aber, daß eine Griſi noch höher im Preiſe ſteht, als eine Duvernay, daß Lablache nicht mit dem zufrieden, was ein franzöſiſcher Kunſtreiter auf einem jenſeits der Themſe gelegenen olympiſchen (equeſtriſchen) Cirkus erhält, pro Abend 100 Pfd. St.! Die Taglioni ſoll für Drurylane auf 3 Monate für 6000 Pf. St. engagirt ſein — ſollte für ſolche Summen nicht auch ein Anderer tanzen und ſpringen?

(Schluß folgt).

Notizen.

⁂ In Dresden wurde am letzten März Mozart's „Figaro“ gegeben, der Ertrag zu Gunſten des Denkmals in Salzburg; in Copenhagen war im Laufe des März gleichfalls eine Vorſtellung für dieſen Zweck veranſtaltet worden.

⁂ Fürſt Pückler-Muskau wird fortwährend mit königl. Ehren von dem Vicekönig von Aegypten überhäuft. Es zeigt dies die Macht der Preſſe. Der Vicekönig fürchtet die Feder des Reiſenden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 104. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 3. Mai.

August Wilhelm Iffland.

Kommentirende Fragmente zu ſeinen „Fragmenten über Menſchendarſtellung auf deutſchen Bühnen.“

Von J. Funck.

> „Wer eine ſeltene Blume gut aufzutrocknen und in einem lebendigen Kräuterbuche aufzubewahren verſteht, verdient vom Kräuterkenner mehr Dank, als wer alle Jahre einen neuen Katalog von ſeinem Nelken- und Aurikelnflor herausgibt.“ Böttiger.

Ein ganz eigenes Gefühl bemächtigte ſich meiner, bei Niederſchreibung des Namens dieſes hochverdienten Mannes. Ein Gemiſch von Freude und Unmuth, von Bewunderung und Verachtung, von frohen Rückerinnerungen einer großen Vergangenheit und trüben Betrachtungen einer ärmlichen Gegenwart, die Bruſt voll Pietät, umſchwebt von den Manen des unſterblichen Mannes und voll Schmerz über die Frivolität und Undankbarkeit der Zeitgenoſſen!

Dies Gemiſch von Gefühlen lähmt faſt die Hand, die es verſuchen will, Iffland's Bild denen in das Gedächtniß zurückzurufen, die ihn bereits vergeſſen oder verläugnen, und denen vor Augen zu führen, die ihn noch nicht kennen.

Die Aufgabe iſt ſchwierig, und, ohne auf das Gebiet der Polemik zu gerathen, faſt nicht zu löſen. Und mit welcher der verſchiedenartigſten Anſichten iſt da in die Schranken zu treten, Anſichten, wie ſie kaum der Markt irgend eines andern Gegenſtandes bieten kann!

Die widerſprechenſten Extreme berühren ſich hier nur höchſtens in der einen Meinung: Iffland war ein großer Schauſpieler. — Wie er aber das ward, welchen Einfluß die von ihm gebildete Kunſtſchule auf ſeine Zeit hatte, wie dieſe Schule mit ihren Theoremen und daraus erwachſenen Früchten auch die unſrige berührt, was Iffland als Dichter war, wie er mit ſeinen Dichtungen nicht nur auf ſeine Zeit im Allgemeinen, ſondern vorzüglich damit auf praktiſche, theatraliſche Kunſt (wahre Menſchendarſtellung) wirkte, welchen Einfluß ſeine einfachen Familiengemälde ſelbſt auf ſo manche der beſten poetiſchen Erzeugniſſe unſerer gegenwärtigen Literatur übten u. ſ. w., darnach fragt man wenig; man findet ſich behaglich in ſeiner Gegenwart und kümmert ſich den Henker um die Vergangenheit.

Ärger aber noch, und zugleich ſchmerzlicher als dieſe Paſſivität, iſt das frevelvolle Abläugnen der hohen Verdienſte des Verklärten in Bezug auf wahre Kunſt und Künſtler, beſonders wie letztere durch, mit und neben ihm wirkten, und der Einfluß ſeines Genius bis auf unſere Tage fortlebt.

Es gehört wahrlich eine große Portion Ruhe oder Selbſtüberwindung von Seiten deſſen dazu, der ein ſo grandioſes Kunſtgeſtirn am theatraliſchen Horizont heraufſteigen und ſeine Bahn durchlaufen ſah bis zum Ziele, um über die undankbare Mitwelt, die aus Schwäche des Gedächtniſſes, Leidenſchaft oder Abſicht, wenig mehr von dieſer Erſcheinung berührt wird, nicht in Zorn entflammt zu werden, und den Muth zur Bekehrung jener Egoiſten nicht zu verlieren, die außer ihrer Gegenwart nichts anerkennen, von einer einflußreichen Vergangenheit auf ihre Zeit nichts wiſſen wollen, nur das Beſtehende vergöttern, das

Geweſene als vermodert betrachten, oder gar in dem Wahne ſtehen, oder darin ſtehen wollen, als ſei das untergegangene Große mit falſchen Augen betrachtet worden, wie groß, und ſomit gar kein Keim zur Gegenwart, aus welchem dieſe ſich herangebildet, dageweſen; die da meinen, das Vorhandene ſei als ein **deus ex machina** gekommen, durch ſich ſelbſt geboren, und ſonach alle die venerirten Genialitäten entſproſſen.

Mit ſolchen Egoiſten hat man es noch dazu in doppelter Perſon zu thun: einmal als ausübende Künſtler, dann als Kunſtrichter; und von großem Glücke hat der zu ſagen, welcher es unternimmt, die untergegangenen Heroen der Mitwelt in das Gedächtniß zurückzurufen, wenn er mit einem mitleidigen Lächeln wohlfeil genug davon kommt; auf dieſe leichte Gefahr hin will ich es verſuchen, einen Kunſtheros, in dankbarer Rückerinnerung an ſeine Verdienſte, denen wieder vor Augen führen, die ihn zu vergeſſen angefangen, vorzüglich aber jenen, die das Glück entbehren mußten, ihn geſehen zu haben. — Daß dieß nur in ſchwachen Umriſſen geſchehen könne, liegt in der Größe der Aufgabe, beſonders, wenn wie hier, von einem mimiſchem Künſtler die Rede iſt, von dem nur allzuwahr Schiller ſagt:

„Schnell und ſpurlos geht des Mimen Kunſt,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meiſels, der Geſang
Des Dichters nach Jahrtauſenden noch leben."

Wenn demnach jede Kunſt ſich durch ſich ſelbſt der Nachwelt aufbewahrt; ſo ſind dagegen die Leiſtungen des mimiſchen Künſtlers nur Werke der Geburt und des Todes zugleich, und dieſe Werke des Augenblicks ſo aufzufaſſen und in ſchwachen Worten ſo wiederzugeben und darzuſtellen, daß das Geleiſtete wie in einem Spiegel dem Leſer vor Augen tritt, bleibt eine nie zu löſende Aufgabe. Genug wird ſchon geſchehen, wenn der ſchwache Schein der Abendröthe die Sonne ahnen läßt, die dieſem Scheine vorausging.

Daß ich aber auch nur zu Erreichung dieſes Zweckes, dabei zuweilen in Conflikt mit andern Kunſtrichtern, deren Namen einen guten und wohlverdienten Klang haben, gerathen werde, iſt nicht zu vermeiden, ſo ſehr auch jede Polemik meiner innerſten Natur zuwider; verkenne man nur nicht, daß mein Wille ein redlicher, mein kritiſches Auge ein natürliches, durch kein Glas geſchärftes, und das Ergebniß meiner Anſchauung ein rein folgerechtes, von jeder leidenſchaftlichen Einwirkung von Außen ungetrübtes war.

Denſelben redlichen Willen theilte nun auch wohl Lewald mit mir, als er ſein Buch über Seydelmann ſchrieb. Ich halte Lewald ohne Bedenken für den erſten jetzt lebenden, auf praktiſche Erfahrung geſtützten Bühnen-Kritiker; ich ehre aufrichtig die Wahrheit, Tiefe und Schärfe ſeines Urtheils, nicht bloß in Bezug auf ſeinen apotheoſirten Freund, ſondern in jeglicher Beziehung auf alle aus dem Felde theatraliſcher Kunſt erwachſenen, ſich zum Gegenſtande gewählten Vorwürfe. Deſſenungeachtet aber wird es mir, wie im Verlauf dieſer Fragmente ſich ergibt, nicht möglich werden, ſeinen Anſichten öfters, obwohl in aller Anſpruchsloſigkeit, zu widerſprechen. Wie dem wahren ausübenden Künſtler jedoch ſolche Begegnungen ſtets die erwünſchteſten ſind; ſo hoffe auch ich von dem ächten Kritiker — und wer wird dies Prädikat Lewald abſtreiten? — denſelben Empfang bei unſerm Begegnen, wenn auch zuweilen auf verſchiedenen Wegen wandelnd, doch nach einem Ziele ſtrebend.

Erklärbar wird die Differenz unſerer Anſichten dadurch werden, wenn der Leſer die verſchiedenartigen, individuellen Stellungen zu dem uns zum Vorwurfe gemachten Gegenſtand berückſichtigt. Lewald war es darum zu thun, einen, nach ſeiner Anſicht nicht genug gewürdigten, lebenden Künſtler, der zugleich ſein Freund, in ein rechtes und helles Licht zu ſtellen; mir darum, einen hinübergegangenen, von ſeiner Mitwelt genugſam erkannten, aber zu früh vergeſſenen Künſtler, der mein Freund im Leben nicht war, in das Gedächtniß der Jetztwelt zurückzurufen. Beides ſind Leſſing'ſche Ehrenrettungen, obwohl ich für mich nur den Verſuch darnach in Anſpruch genommen wiſſen will.

Ich habe nie das Glück gehabt, Seydelmann auf der Bühne zu ſehen, Iffland dagegen in faſt hundert Darſtellungen. Deſſenungeachtet kann ich mir aber den Erſten, nach den von ihm vorhandenen vielen druckſchriftlichen Porträts, von welchen Lewald wohl das richtigſte und am ſchärfſten gezeichnete geliefert hat, recht lebhaft denken, und mit den Augen des Geiſtes die todten Buchſtaben zu lebendigen Umriſſen geſtalten, ſo zwar, daß, wenn auch die praktiſche Anſchauung fehlt, mir doch der theoretiſche Begriff dazu gegeben ward, der mit Hülfe einer geübten, und Gott ſei Dank, dabei noch unverlorenen jugendlichen Phantaſie die fehlenden Farben des Lebens wohl ſo ziemlich heraus zu conſtruiren verſteht. — (Fortſ. f.)

Der Todtengräber von Gürau.

Schleſiſche Chronikenſage

von

G. Bacherer.

I.

In der kleinen Stadt Gürau in Niederſchleſien erſchollen in der Mitternacht vom achten auf den neunten Juli 1656 ſämmtliche Glocken in dumpfem Klang. Wie von Geiſterhänden gezogen, tönten ſie dahin durch die Nacht. In den Straßen des Städtchens war es ſchweigſam und öd', nirgends ein Leben, deſſen Pulsſchläge man gehört, nirgends ein ſichtbarer Grund zu dieſer melancholiſchen Symphonie der Nacht, welche zu der hörenden Seele des Menſchen mit tief myſtiſchem Zauber redete. Nicht empörte Elemente, das Leben der Menſchen bedrohend, etwa eine Feuersbrunſt, die freſſenden Flammen werfend an Gut oder Menſchenleben — rüttelten die Glocken aus ihrem mitternächtlichen Schlummer; denn gleichwie jetzt das Leben der Gürauer in feſtem Schlafe zu liegen ſchien, alſo war rings die Natur ernſt, ſtumm und verſchloſſen, und nur zuweilen, faſt unhörbar preßte ſich tief herauf aus dem Buſen der Erde ein ächzender Laut, der wie ein weinendes Echo weithin in die Natur ſich ergoß. Über den ſchwarzen Himmel ſchwirrte je zuweilen, in den melancholiſchen Zwiſchenräumen der Glockenſchläge, ein ſprühender Strahl, ähnlich einem zuckenden Blitze, nur verſchieden von dieſem durch einen röthern Glanz.

Auf einmal — es war die erſte Stunde nach Mitternacht — verſtummten die Glocken, und nichts mehr vernahm man in der erſten Minute darauf, als den dumpfen Nachhall der letzten Schläge. Zu gleicher Zeit fuhren ſchnell und ſchneller die leuchtenden Meteorgeſtalten am Himmel dahin, zur Erde ſchienen ſie dann nach und nach ſich niederzuſenken, und Blitze, an ihre Stelle tretend, rauſchten ſofort über die nächtliche Decke Ein fürchterliches Unwetter brach nach dieſen Vorläufern aus. Die Wolken hingen näher zur Erde nieder, weit und weiter dehnten ſich ihre Maſſen und entluden ſich dann — ſtrömend in dichter Fluth. —

Das Wetter hatte ſo einige Zeit gedauert, hoch quoll bereits auf den Straßen die Fluth, als zwiſchen Sturm und Blitz, wie auftauchend aus dem werdenden Strome, eine kleine, dunkle, gekrümmte Geſtalt durch ein enges Gäßchen nach der Kirche ſich hindurcharbeitete, indem ſie ohne Unterlaß das Auge aufwärts zum Kirchthurm richtete, gleich als erſpähe ihr Ohr ein wiederholtes Glockengeläute, das kaum vor einigen Sekunden noch im Toſen des Donners entrollte.

Als die Geſtalt tief in einen Winkel der ſchmutzigen Gaſſe gelangt war, in welchem ein großes, ſteinernes Cruzifix ſich erhob, ſchien ſie plötzlich zu verſchwinden, und nun hätte man wohl gewahren können, wie ſie durch eine kleine Seitenthür deſſelben auf den Kirchhof zerrann, und trotz des ſchrecklichen Sturmes, der indeſſen jetzt von keinem Wolkenguſſe mehr, ſondern nur noch von einem dünnen, rieſelnden Regen begleitet war, die neben einigen friſchen Gräbern ganz in der Nähe zerſtreuten Todtengräberwerkzeuge ergriff und aus allen Leibeskräften anfing, ein weiteres Menſchenbett zur Grabesruhe in den tiefen, naſſen Grund hineinzugraben.

Der Blick des Todtengräbers — denn dieſer war es — als er mit dem Spaten die erſte Furche in die Erde machte, richtete ſich ſeitwärts zum Thurme der Kirche hinan, und ſeltſam, — ſeine Furcht ſchien ſich in demſelben Momente auch verwirklichen zu wollen, — denn ein leiſes trübes Glockengetön, ein dumpfes Metallgeſtöhn tönte herunter, als gälte es eine Trauerkunde an die fernen Sterblichen über das Werk, das der Todtengräber gegenwärtig wieder vornahm.

„Immer zu!“ ſagte er nach einer Weile, in immer gleichem Aufblick zum Thurme, — „ich will dir noch zeigen, daß meine Macht nicht geringer iſt, als die deine!“

Und indem er den grauen Blick vom Thurme jetzt abwendete, fing er mit verdoppelten Kräften an, zu dem geſteckten Ziele die Erde zu unterwühlen.

Der Leichen-Martin, wie die Gürauer ihren Todtengräber nannten, hatte ſein Selbſtgeſpräch unter dem fortdauernden Geſumme der Glocke kaum einige Minuten fortgeſetzt, als daſſelbe nach und nach aus dem kreiſchenden halberſtickten Tone in hellere Laute überging.

„Schlaf nur immer zu, alter Clemens, und ſei nicht widerſpänſtig in deinem kühlen Bette,“ ſein Auge ſenkte ſich nach einem friſchen Grabe in der Nähe hin, „biſt ja doch ein guter Mann geweſen, wenn du mir ſchon den Leichenlohn für deine Kinder nicht bezahlen wollteſt. Sieh', nun hab' ich dich ſelbſt begraben, um zu meinem Leichenlohn zu kommen. Laß' dir's deßhalb trefflich ſchmecken, neben deinen Kindern, guter Clemens, und ſei mir nicht widerſpänſtig!“ — Teufliſches Gelächter kreiſchte aus ſeiner Bruſt; dann fuhr er nach wenigen Minuten, in welchen er Spate und Haue bei Seite legte, und ſich einige Schritte tiefer hinein in den Kirchhof begeben hatte, fort:

„Ja wohl, Herr weiſer Rath aus Gürau, der Leichen-Martin hat dich zur Erde begraben, und der Leichen-Martin wird auch, trotz des hübſchen Töchterleins, das du zurückgelaſſen, dein Erbe ſein; laßt Euch das nicht bekümmern, wohlweiſer Herr Rath, und ſchlaft und träumet meinethalb immerhin gut, ich will Euch das elende Loch, in das Ihr mich ſechs Wochen einſt geſperrt, nicht nachtragen. Bin ein guter Junge von feſtem Schrot und Korn und einem noch weit feſtern Gewiſſen, das könnt' ich Euch auf Eurem Grabe ſchwören; ja gewiß und in Wahrheit, wenn Euer Töchterlein mit dem alten Leichen-Martin verlieb nehmen wollte, ſo ſollt's noch ein Pärchen geben. Nun?

„Ihr ſeid ſtumm, und wißt mich doch immer mit Eurer erloſchenen Stimme höhnend und ſpottend zu Euch herzuzerren. — Laßt das für die Zukunft gut ſein oder — ſo wahr ich der Todtengräber von Gürau bin — ſo gewiß will ich Euch zum Schweigen bringen; denn wahrhaftig, — wenn der Liebestrank, den ich all' meinen Gürauern gegeben, Euch das Herz nicht ſo ſehr zerfreſſen hat, daß Ihr auch nach dem Tode den verhaßten, ehrlichen Leichen-Martin nicht ungeneckt laſſen mögt, ſo ſchlag' ich eine Axt in Euren bleichen Kopf, daß Euch für immer und immer das böſe Rumoren vergehen ſoll. Beſſert Euch, — ſchlaft wohl, und beherzigt meine Worte!“ — Langſamen Schrittes ging er dann wieder zu ſeiner Arbeit zurück, den Spaten ergreifend und ein von einem ſchleſiſchen Volksdichter gefertigtes Todtengräberlied ſingend, deſſen Inhalt ganz zu dem Werke paßte, das der Leichen-Martin in den kommenden Tagen zu beendigen gedachte. Noch heulte der Sturm und peitſchte die dicken kämpfenden Wolken.

„Endlich biſt du auch fertig,“ — ſagte der Todtengräber nach einer Viertelſtunde, da er lahm und müd die Spate auf den Boden legte und den großen breitrandigen Hut abzog, um die Fluth des Waſſers abzuſchütten, die ſich darauf angeſetzt. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

.*. **Die jetzige Buchhändler-Anzahl und die vor 97 Jahren.** — Das in Berlin erſcheinende Burchhardt-Kranic'ſche „Organ des deutſchen Buchhandels“ enthält unter obigem Titel eine intereſſante Vergleichung, welcher wir folgende Angaben entnehmen. — Es gibt jetzt, nach der Zählung der wirklichen Handlungsnamen in dem Leipziger Verzeichniſſe, in Europa und Nordamerika zuſammen

1276 Buchhändler in
360 Städten und Oertern.

Dabei ſind, nach gewiſſen Bezeichnungen in dem Verzeichniſſe:

614 Sortimentshandlungen und
462 Verlagshandlungen. —

Zerlegt man die ganze große Maſſe nach den Staaten, ſo ergibt ſich nicht allein ein angemeſſenes literariſch-ſtatiſtiſches Reſultat, ſondern auch das Zeugniß, daß Leipzig, worüber alle jene Handlungen Geſchäfte machen, wirklich eine europäiſche Bücher-Meßſtadt genannt werden kann. Dieſem nach gehören:

zu dem deutſch. Bundesſt.	295	Städte	und	1094	Handlungen,
zu Belgien	1	—	„	3	—
zu Dänemark	3	—	„	16	—
zu England	1	—	„	4	—
zu Frankreich	5	—	„	21	—
zu Galizien	4	—	„	7	—
zu Griechenland	2	—	„	2	—
zu Italien	2	—	„	4	—
zu Kroatien	1	—	„	1	—
zu den Niederlanden . .	8	—	„	20	—
zu Nordamerika	3	—	„	3	—
zu Rußland	10	—	„	31	—
zu Schweden	3	—	„	9	—
zu der Schweiz	16	—	„	43	—
zu Siebenbürgen . . .	1	—	„	1	—
zu Ungarn	6	—	„	16	—
zu der Wallachei	1	—	„	1	—

Wie oben 360 Städte und 1276 Handlungen.

Vor 97 Jahren waren in 108 Städten nur 310 Buchhandlungen. Zieht man dieſe von den im Jahre 1837 vorhandenen ab, ſo gab es um das Jahr 1740 der Buchhandlungs-Städte 252 und der Buchhändler 966 weniger. Welch eine bedeutende Vermehrung der Städte ſowohl als der Buchhändler! Ob dieſe ſo große Vermehrung der Buchhandlungen in 97 Jahren, in Hinſicht der Vermehrung der Menſchenzahl und der vorgeſchrittenen Bildung zu viel oder Alles angemeſſen ſei, werden wohl philoſophiſche und ſtaatswirthſchaftliche Literatoren unterſuchen und uns mittheilen. Jedoch ſie würden wohlthun, wenn ſie vorher die kümmerliche Lage vieler Buchhändler, beſonders derer in vielen kleinen Städten, kennen gelernt haben. In Anſchlag dabei muß aber gebracht werden, daß in dem jetzigen Buchhändler-Verzeichniß von 1837 faſt auch alle Muſikalienhändler, Kunſt- und Landkartenhändler, Lithographienhändler, und ſelbſt einige Antiquare mitverzeichnet ſind. Vor 97 Jahren waren die Landkarten- und Bilderhändler nur ſogenannte Nürnberger und Augsburger Reffträger, welche größtentheils zu Fuß Deutſchland durchwanderten. Selbſt in Berlin hatten noch vor 60 bis 70 Jahren die Landkartenhändler in offenen Buden feil. Muſikalien wurden um dieſe Zeit in Zinn geſchlagen, bis Immanuel Breitkopf in Leipzig den Notendruck mit beweglichen Typen erfand, welcher nun wieder, ſo wie der Stich in Kupferplatten, durch den Steindruck und durch den Stich in Zinkplatten verdrängt worden iſt.

Die Vermehrung der Buchhändler in mehreren Städten einzeln iſt ebenfalls ſehr auffallend; ſo hatte Berlin vor 97 Jahren nur 6 Buchhandlungen und jetzt 96, Breslau damals 4, jetzt 21, Caſſel 1, jetzt 5, Cöln a. R. damals und jetzt 14, Frankfurt a. M. damals 23, jetzt 31, Halle damals 9, jetzt 13, Jena damals 14, jetzt nur 9, Leipzig damals 31, jetzt 112, München ſonſt 2, jetzt 22, Nürnberg ſonſt 23, jetzt 29, Stuttgart ſonſt 2, jetzt 24, Weimar damals 1, jetzt 8, Wien damals 2, jetzt 45.

.*. **Der Komet vom J. 43 v. C.** — Den römiſchen Berichten zufolge war der berühmte Komet vom J. 43 v. C. (710 u. C. R.) bei Spielen geſehen worden, die den alten Kalendern nach zu Ende des Septembers ſtatt fanden. Gleichwohl ſprachen die einzigen aſtronomiſchen Berichte, die man aus jener Zeit beſitzt, die der Chineſen, — nur von einem im Mai und Juni deſſelben J. erſchienenen großen Kometen. Dieſe bisher unaufgelöſ'te Antinomie iſt jetzt durch eine Abhandlung de ludorum statorum et vice anniversaria redeuntium apud Romanos ordine des trefflichen W. Ernſt Weber, Prof. in Bremen, beſeitigt. In dieſer Schrift wird aus bisher unbeachteten Daten in Cicero's Briefen dargethan, daß Auguſtus in jenem Jahre die fraglichen Spiele — im Monat Mai gefeiert, — eine Deduktion, welche ſich auch der vollen Zuſtimmung des Dr. Olbers zu erfreuen hat.

.*. **Ruſſiſche Gasgeſellſchaft.** — Zu Petersburg hat ſich eine Geſellſchaft für Beleuchtung der Stadt mit tragbarem Gaſe gebildet und von der Regierung ein Privilegium hierzu erhalten. In weniger als drei Monaten hat ſie die erforderlichen Vorrichtungen getroffen. Sie liefert innerhalb der Stadt, in einer Entfernung von 4 Werſt von der Gasanſtalt, den ruſſiſchen oder engl. Kubikfuß Gas für 5 Kopeken (1/2 Sgr), und dieſe Quantität gibt während ungefähr 30 Minuten ein helleres Licht, als die ſtärkſte Carcel'ſche Lampe, und unterhält ebenwohl während einer Stunde 3 Flammen, jede heller als ein Wachslicht.

.*. **Barmherzige Schweſtern.** — Das Eliſabetherinnen-Kloſter zu Breslau, welches am 9. d. M. ſein hundertjähriges Beſtehen gefeiert, hat ſeit ſeiner Gründung über 20000 Kranke aufgenommen und verpflegt.

.*. **Fabrikarbeiter-Noth.** — In Spitalfields ſtanden zu Anfang d. M. 6000 Webſtühle ſtill, und zu Leiceſter haben die Strumpffabrikanten mehrere tauſend Arbeiter vorläufig auf 14 Tage entlaſſen. Welche entſetzliche Noth in Lyon herrſcht, iſt bekannt. Möchten doch endlich die höheren Staatsgewalten zur Erkenntniß ihrer Pflicht gelangen, als Beamten der Providenz ſolchem maſſenhaften Elend vorzubeugen, und für die lethargiſche kirchliche Prieſterſchaft bis auf Weiteres zu vikariiren.

.*. **Journale und Vereine zu Athen.** — Dem Almanach des Königreichs Griechenland für 1837 zufolge erſcheinen dort neun Zeitungen und eben ſo viel-wiſſenſchaftliche oder unterhaltende Journale. Auch beſtehen zu Athen drei wiſſenſchaftliche Vereine: der mediziniſche, der naturhiſtoriſche, und die Geſellſchaft zur Beförderung des Unterrichts.

.*. **Philoſophie der — Manufakturen.** — Ein würdiges Seitenſtück zur Theorie der höheren Schafzucht in Deutſchland und zum Catechisme des artistes en cheveux in Frankreich bietet uns eine kürzlich erſchienene „Philosophy of Manufactures,“ welche Hr. Andrew Ure kürzlich in England hat erſcheinen laſſen.

.*. **Im Collegium der Propaganda zu Rom,** welches gegenwärtig unter Leitung der Jeſuiten ſteht, ſind am 7. Febr. d. J. die Zöglinge und die geſammte Genoſſenſchaft vom Papſte zum Fußkuß zugelaſſen worden. So berichtet aus dem Ami de la Religion die unparteiiſche Univerſal-Kirchenzeitung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 105. 1837.

Phönix.

Freitag, 5. Mai.

Der Todtengräber von Gürau.

(Fortſetzung).

„Mich friert's wie 'nen Hund, meine Nerven werden lahm, alle Spannkraft iſt zum Teufel gegangen; freilich, wenn ein ehrlicher Todtengräber eine ganze Gemeinde beerben will, ſo muß er ſich auch bei Sturm und Graus etwas gefallen laſſen; und meine Mutter, welcher der liebe Herrgott die ewige Urſtätt verleihen möge, hat ihrem Martin keine ſo ſchlechte Erziehung gegeben, daß er mit ſeinen Nebenmenſchen, wenn ſie auch gleich wie Fliegen im Spätherbſte wegſterben, kein Mitleid haben ſollte; inſofern kein's, nicht jedem Einzelnen ein gutes Bett zu graben, obgleich es ihm manchen Spatenwurf erſparen würde, wenn er ſeine ehrbaren Mitbürger, um ſie vor langer Weile zu bewahren, Alle in ein Loch zuſammenwürfe. Sie würden darum nicht minder ſelig. Ich hoffe ein reicher Mann zu werden; darum muß man bei Zeiten ökonomiſch ſein."

Da ſcholl aus der Erde Grund herauf ein Stöhnen, wie aus der Bruſt von hundert ſterbenden Menſchen, und ein betäubender, tödtender Dunſtqualm — die Bruſt zuſammenpreſſend mit ſchrecklichem Hauch — entſtieg den neuen Gräbern, ſo daß fortſtieben mußte, wer etwa da lebte, um nicht ein plötzlicher Raub des Todes zu werden.

So auch ſtob der Todtenmartin davon, — von dem Wehen des peſtartigen Leichenhauches geſchüttelt und wie gefaßt von dem nächtlichen Rachegeiſte der Todten. — Er warf Haue und Spaten fort und rannte wie verrückt zur Pforte hinaus, durch welche er gekommen.

Wie er dahinflieht! Wie er ſeine langen borſtigen Haare im Sturme ſchüttelt, wie ſeine Schritte, als hinge Blei daran, nicht fürder wollen, trotz ſeiner ängſtlichen Eile. Und abermals raſſelt wüthend der Sturm in der Nacht und die Wolken entleeren ſich auf's neue in toſender Fluth.

In der Mitte des Marktes ſteht ein großer ſteinerner Brunnen, der durch ſechs künſtliche Röhren ſein reines Quellwaſſer von ſich gibt, um damit einen großen Theil der Gürauer zu verſehen. Der heilige Nepomuk ſteht auf dem Brunnen, ſeine Hand ausſtreckend, daß nicht überfluthe der Quell, ſondern ſtets ſtill und ſittſam fließe zur Nahrung und Labung.

Martin, der Todtengräber, ſtellte ſich hin zum Brunnen, und ſchaute rings herum zu den Häuſern, aus welchen, bei dem Schattenſpiele niederbrennender Lampen, Laute von Sterbenden herausſtöhnten. — „Hab' mir's gedacht, werdet's auch nicht mehr lange treiben, ihr hartnäckigen Schmiedegeſellen mit den unverwüſtlichen Mägen — ihr Einzigen, die ich gefürchtet habe — werd' euch nun aber Morgen auch einſcharren," brummte der alte Martin, indem er ſich näher an den Brunnen hinſtellte, ſich nochmals nach allen Seiten umſah, ob keines Menſchen Auge aus dem Dunkel der Nacht auf ſein Werk herſchaue, und aus der Taſche ſeines Rockes einen darin bewahrten Gegenſtand bedachtſam herausnahm.

„Unvergleichlicher Staub, werde dich nun nicht mehr ſo ſparſam hineinſtreuen, — aus Menſchenliebe, — auf daß die guten Leute keine ſo langen harten Krämpfe bekommen."

Er ſtieg nun ſachte und vorſichtig das ſteinerne Geſtell des Brunnens hinauf, drehte eine Schraube, die daran angebracht war, einigemale herum und ſtreute den Stoff, den er darin bewahrt, in die ſprudelnde Quelle hinein.

Alſobald toſ'te das Element aus den bleiernen Röhren, weithin das fluthende Naß auf den Markt verſpritzend, daß es plätſcherte und ziſchte auf dem glatten Geſtein. Dann drehte er die Schraube wieder zu und eilte von dannen.

Als er das Ende der Gaſſe erreicht hatte, zeigte ſich eine lange, in einer kleinen Vertiefung gelegene Häuſerreihe, welche den ärmſten Bewohnern Gürau's und dem eigentlichen Auswurfe des Ortes zur Wohnſtätte diente. Behutſam und ohne ängſtliche Scheu arbeitete er ſich das ſchmutzige, enge Gäßchen hindurch, indem er immer an den kleinen häßlichen Häuſern hinaufſah und je zuweilen ſtehen blieb, um zu lauſchen, ob nicht irgend ein Geräuſch ſich vernehmen laſſe. Als er ſich des Gegentheils überzeugt, trat er, faſt am Ende des Gäßchens, raſcher vorwärts, und mit Eins befand er ſich an dem Abhange eines kleinen Rains, über welchen hinab ein Fußpfad zu einem großen Schöpfebrunnen führte, woran gerad' in dieſem Augenblicke geſchöpft wurde. Nicht ſobald war der Leichenmartin vollends zum Brunnen hingetreten, als er auch ausrief: „Guten Tag, guten Tag, Grete, — willſt dir früh die Suppe kochen, daß du dir jetzt ſchon dein Waſſer holſt. Wär' nicht nöthig geweſen, Grete, weißt ja, daß ich ein gutes Brünnlein habe auf dem Gottesacker, — immer reich genug, uns beiden ein friſches Maaß für Kaffee und Suppe und den Fleiſchtopf zu geben. Biſt aber ein Fuchs, glaubſt, zwiſchen dem Aufſtehn und dem Kaffee ſei bei einer ehrbaren alten Hexe die Zeit zu kurz, als daß ſie noch lange bei einem entlegenen Brunnen ihr Waſſer ſchöpfen könne; und da du doch auch wußteſt, daß dein Freund um dieſe Stunde einen Becher aus dem Bronnen der ehrbarſten Leute von Gürau zu trinken komme, ſo gedachteſt du, das Nöthige dir vorher noch herauszuſchöpfen, ehe dein Martin mit ſeinem Becher den Quell in eine böſe Laune gebracht."

„Errathen!" kläffte die Grete unter häßlichem Gelächter, indem ſie ihr Becken voll ſchöpfte, — „kann nun heute früh den Kaffee kochen für uns beide, während meine Nachbarsleute ihr erſtes — — — — — He, he, he, — wird luſtig zugehen." —

„Grete, ſei nicht gottlos," ermahnte Martin mit ſpöttiſchem Ernſt, — „und du magſt wiſſen, daß mich der liebe Herrgott heute Nacht bekehrt hat, und daß ich, ein elender Reuiger, das Leben aller Gürauer, die mein Pulver noch nicht in meine Nachbarſchaft geführt hat, nun ſchonen will. Und fürwahr, dies wird dir hinſichtlich deiner Nachbarsleute eine angenehme Nachricht ſein." —

Er hatte dieſe Worte nicht ſo bald vollendet, als ſich von fernher ein deutliches Geräuſch vernehmen ließ, etwa wie ein rollendes Faß, das von einigen Menſchen getrieben wird.

„Aha!" ſagte Grete, „meine Nachbarn kehren wieder den reinen kleinen Gang nach dem vornehmen Gürau zurück, wo ſie ihre ſchönen nächtlichen Grundſätze wieder in Ausübung gebracht haben. Tummle dich, Martin, ſonſt möchteſt du eine böſe Zeugenſchaft für die Zubereitung deines Magenpulvers bekommen." — Dies ſagend eilte ſie ſelbſt mit einer ungemeinen ängſtlichen Behendigkeit von dannen, in eine naheſtehende halbverfallene Hütte, deren Thüre ſie hinter ſich behutſam zuwarf. Martin aber bog ſich leiſe über das hölzerne Geländer des Bronnens, nahm ſein kleines ſteinernes Gefäß aus der Taſche und entleerte mit Eins den ganzen Inhalt deſſelben in den Quell. „Thut mir leid um euch," ſagte er dann. „Ich werde das edle Mitgefühl nicht vergeſſen, das ihr ſtets den Streichen des Leichenmartin's gezollt habt." Und tiefer drückte der Leichenmartin ſeinen breiten Kremphut in die Augen, und ſchlich ſich zu Greten's Hütte. Ein leiſes Klopfen ſprengte die Thür derſelben auf. (Fortſ. f.)

Kunſtausſtellung in Hannover.

(Schluß).

Mende in München wußte das Dolce far niente eines Bruder Kellermeiſters ſo wahr und voll Humor auszudrücken, daß man den guten Mönch um die behagliche Seelenruhe beneiden möchte, die er aus dem nebenſtehenden Kruge philoſophiſch geſchöpft hat. Weniger ſorglos bleiben wir bei Enhuber's Bilde; hier ſahen wir einen Conſtabler neben ſeiner Kanone ſterben, eine finſtere, den Todeskampf anſchauende Mannsgeſtalt ſteht charaktervoll daneben. Wenn ich der Gruppe etwas Theatraliſches vorwerfen muß, ſo hat Marr in München die Natur treuer in ſeinem „umgeworfenen Schlitten" belauſcht, wo insbeſondere das ängſtliche Geſicht des zügelnden Buben und das mit den Vorderbeinen durchgefallene Pferd als höchſt wahr und lebendig zu loben ſind.

Iſabey in Paris zeigte uns „Schleichhändler, ihre Waare bergend," ein Bild, welches mir viel zu manierirt erſchien, um natürlich ſein zu können; das Colorit war ſchmutzig und konnte unmöglich durch das Material der Felſen und Berge bedingt werden. Ich hätte wohl Luſt, Herrn Steffens zu fragen, ob es ſolche Flötzgebirge gibt, wie Iſabey ſie malte.

Scheuren in Düſſeldorf, der abwechſelnd träge von Schadow verfolgte und dann wieder fleißige, lobend aufgenommene Scheuren ſchickte dieſesmal eine Fiſcherscene, die ganz die kühne, lebensfriſche Auffaſſung des Malers verrieth. Matroſengeſtalten voll Liſt und Rohheit, als habe ſie Scheuren gleich fertig auf die Leinewand geworfen. —

Von Embde in Kaſſel führte uns dieſesmal ſein oft geſehenes, ſtets ſich wiederholendes Mädchengeſicht als Kirchengängerin vor, welche uns aber, da wir im vorigen Jahre ein ſeltenes Meiſterſtück von ihm ſahen, nicht ganz befriedigte. Es lag zuviel Gemachtes in der Compoſition, zu wenig Leben. Die Technik war übrigens brav und mit Embde's friſchem Colorit. —

Der Hamburger Bendixen in London fand ſich dagegen mit einer Anzahl Gemälde nach engliſchem Geſchmacke ein. Sein größtes: „eine Blumenverkäuferin vor der Kirche,“ ſprach ſich durchaus nicht klar aus, das Mädchen war lang und fromm gezogen, wie eine Heilige. Die Figuren der übrigen Bilder waren ſämmtlich zu lang und wo der Maler humoriſtiſch werden wollte, da ward er ironiſch auf ſeinen eigenen Pinſel, der nebenbei auch viel zu geleckt iſt. —

„Ein heißer Manoeuvre-Tag,“ von Monten, wo man eine pauſirende Eskadron der Gardes du Corps mit ſchwätzenden Geſichtern und müden Augen erblickte, gefiel ſehr durch die Wahrheit bis in die kleinſten Nüancen bei Menſchen und Pferden; „ſchlittenfahrende Knaben,“ von Müller in Göttingen, zeugte von nicht unbedeutendem, jungen Talente, das in Düſſeldorf ausgebildet werden könnte; „Betende vor einem Heiligenbilde,“ von A. G. Schmidt in Hannover verlangen ein gleiches Urtheil. —

Tiſchbein hat uns in dem „Weihnachtsabend einer armen Frau“ ein ausgezeichnet ſchönes, das innere Herz ergreifendes Bildchen geliefert. — In dem armſeligen, halbdunkeln Stübchen ſteht auf dem Tiſche ein kleiner Tannenbaum mit wenigen, werthloſen Dingen behängt, an der Spitze qualmt ein düſterer Lichtſtumpf, nach dem das, von der Mutter gehaltene Kind freudig ſorglos hinſtrebt, während die junge Frau grollend, eine Frage an das Schickſal richtend, die armſelige Liebesflamme anſtarrt. Hier war Tiſchbein einmal ganz aus ſich und ſeiner ſchaumburgiſchen Bauerei herausgegangen, hier hatte er eine Elegie gemalt, die niemals ihre Wirkung verfehlen wird. Wie trocken, kleinlich erſchien daneben die bückeburger Förſterſcene! Wir wollen ſie gar nicht ſehen, um die ſüße Rührung zu bewahren, die uns aus dem Stübchen der armen, jungen Frau entgegenwehte. —

Tank in München erſchütterte unſere Nerven durch die Angſt zweier Schiffer, die ſich auf einem umgeſchlagenen Kahne zu retten ſuchen. Der eine, ſchwächere, weht mit einem Tuche und ruft ein fernes Schiff zur Hülfe, der andere klammert ſich krampfhaft, todeskämpfend, das Schickſal verfluchend, feſt, und ſtarrt voll ſchrecklicher Ahnung in die Luft.

Eine liebliche Scene brachte Küchler in Rom, indem er uns zwei „kleine Mädchen am Brunnen“ malte, die ſich von einer jungen Frau den Roſenkranz auslegen laſſen. Insbeſondere ſprach uns das ſtehende 12—14jährige Kind an, welches mit unſchuldig vorgeſtrecktem Leibe den Waſſerkrug zwiſchen den Knieen haltend, voll neugieriger Andacht und leiſer, jungfräulicher Ahnung den Blick unter den geſenkten Wimpern aufſchlägt.

Sonne in Rom fand ſich mit breitgemalten „Büffeln“ und „flüchtigen Campagnoli“ ein, die vor einem Gewitter fliehen; zwei Gemälde, welche durch ihre Kraft in der Behandlung und die dabei augenſcheinliche Leichtigkeit anſprachen.

Schwengen ſtellte einen „wachthaltenden Krieger“ aus, welcher bei allem tiefen Ausdrucke des Geſichtes, bei der frappanten Wahrheit der Stahl- und Panzerkleidung doch kein Vorwurf zu einem ſo großen Bilde wie dieſes iſt, werden durfte. Auch die Größe eines Bildes iſt von Geſetzen bedingt. Dieſer Krieger iſt ein todter Akt und hat nur als Studienkopf eine künſtleriſche Bedeutung.

Dieſes wären nun die vorzüglichſten Genregemälde unter der großen Zahl und bunten Reihe. — Es bliebe mir nur noch über die höchſt wenigen Bildhauerarbeiten Einiges zu ſagen übrig, womit ich dieſe ganze Abhandlung beenden dürfte.

F. Sculpturen.

Von Rauch ſahen wir einen „weiblichen Studienkopf“ in Gyps, von Tieck hatten wir eine „Caritas“ in Relief vom Denkmale Wilhelms von Humboldt, eine lebendige und ſchöngedachte Gruppe; — Bandel ſtellte auf einige Tage ſein koloſſales Gypsmodell, die Statue des „Königs Wilhelm IV.“ aus, welche in Eiſen nachgegoſſen und auf dem Marktplatz in Göttingen geſtellt werden ſoll.

Das koloſſale Standbild, vom Hermelinmantel drapirt, ſtreckt die eine Hand gebieteriſch vor ſich aus; die Kleidung iſt die eines modernen Militärs, das Haupt iſt unbedeckt. Wir vermochten von dieſer Figur keinen Überblick zu gewinnen, da ſie für ein hohes Poſtament beſtimmt iſt und ſehr ungünſtig in einem kleinen, beſchränkten Gemache aufgeſtellt war.

Der junge Hannoveraner Heſſemann in Berlin bewies ſeinen Fleiß und ſein evidentes Talent durch die ſitzende und antik aufgefaßte Statue des „Philoſophen Leibnitz,“ durch einen ähnlichen „Moſes“ und einige Reliefs. Schaller ſandte einen Bronceguß des Shakespeare, Rollen austheilend; Ähnlichkeit und Richtigkeit der Proportionen mag zu loben ſein.

„Simſon im Kampfe mit dem Löwen,“ von Halbig in München, ein Basrelief, verdient ſchließlich noch eine ehrenvolle Erwähnung, welche insbeſondere der ſtarken, muskulöſen Simſongeſtalt ein Lob ertheilen muß; der Löwe erſcheint dagegen ſteif und ſeltſam ſitzend.

Somit hätte ich dann auch dieſes magere Gebiet der Gyps- und Broncegeſtalten glücklich hinter mir, in Marmor begegnete man nur einem kleinen, winzigen, an Zahngeſchwulſt leidenden Kindskopfe, wir ſtießen im Allgemeinen, außer Tieck und Rauch, mehr auf Beſtrebungen als auf eigentliche Meiſterwerke. Grade

Tieck und Rauch vermochten uns allein in den engen Winkel zu ziehen, wo die beſtäubten, von dem Conſervator unverzeihlich vernachläſſigten Gypsſachen ſtanden. —

Was ſich nun noch im Allgemeinen über die Kunſtausſtellung mittheilen ließe, wäre eine Aufzählung der gekauften, verlooſeten und vom Schiedsgerichte gewählten Gegenſtände, doch getraue ich es mir nicht zu, über dieſe Data einen größeren Raum in dieſen Blättern zu uſurpiren, und ich ſchließe nur mit der Notiz, daß Monten in München den Auftrag erhalten wird, ſeine ſchöne, hiſtoriſche Schlachtſkizze zur nächſten Ausſtellung in anſehnlicher Größe auszuführen. Lebe ich dann noch und läßt mich das Schickſal in loco, ſo werde ich mich von Neuem den geehrten Leſern des Phönix als Cicerone empfehlen. **Morosdar.**

Feuilleton.

⁂ Von der Bibliothek der geſammten deutſchen National-Literatur, welche von mehreren Gelehrten in drei Abtheilungen (bei Baſſe) herausgegeben wird, und die Schriftwerke von Ulfilas bis Liscow enthalten ſoll, — ſind bis jetzt die fünf erſten Bände der erſten Abtheilung erſchienen. Sie enthalten: „1) Kutrun (die Odyſſee zu den Nibelungen), herausgegeben von Adolph Ziemann; 2) den Theuerdank, mit hiſtor. krit. Einleitung von Dr. Carl Haltaus und ſechs Lithographien; — 3) die Gedichte des XII. Jahrh., herausgegeben von Prof. Maßmann. Dieſer Band enthält namentlich 1) Glauben des armen Hartmann, 2) Litanie, 3) Alexander des Pfaffen Lamprecht, 4) Pilatus, 5) König Rother, 6) die Bücher Moſis, 7) von Thieren und Vögeln, und 8) vom gemeinen Leben. Von den meiſten dieſer Gedichte waren bisher nur Bruchſtücke bekannt. Der Band IV. liefert zum erſtenmal im Druck die berühmte Kaiſerchronik, deren Herausgabe wir ebenfalls Dr. Maßmann verdanken. Im Bd. V. erhalten wir auch zum erſtenmal Herbort's v. Fritzlar trojaniſchen Krieg, herausgegeben v. G. K. Fromann."

⁂ Preisſchrift zur Sittenverbeſſerung der Domeſtiken in Frankreich. — Die Geſellſchaft der moraliſchen Wiſſenſchaften ꝛc. zu Verſailles hat Hrn. Mitre, Anwalt bei'm Caſſationshof, den Preis zuerkannt, den ſie für die beſte Abhandlung über den jetzigen Zuſtand der Domeſtiken in Frankreich und die Mittel, ſittliche Grundſätze und Gewohnheiten unter ihnen einzuführen, ausgeſetzt hatte. Neun Denkſchriften waren eingereicht worden.

⁂ Willm über Hegel's Syſtem. — Hr. Willm, Inſpektor der Akademie zu Straßburg, hat kürzlich die Einleitung zur erſten Abtheilung ſeines „essai sur la philosophie de Hegel" (108 S. 8.) herausgegeben, unſeres Wiſſens die erſte franzöſiſche Schrift, welche ex professo über Hegel's Syſtem ſich verbreitet.

⁂ Regelmäßiger Dampfſchiffverkehr zwiſchen Marſeille und der Levante. — Vom erſten Mai d. J. an werden regelmäßig von 10 zu 10 Tagen Paketboote von Marſeille nach der Levante und ebenſo oft von dort zurück nach Frankreich gehen. Auf dieſer Fahrt werden Livorno, Civita-Vecchia, Neapel, Malta und Syra — berührt, und das Abendland in deren direkten Verkehr geſetzt mit Conſtantinopel, Athen, Smyrna und Alexandrien. Jedes Paketboot, mit 48 Seeleuten bemannt, wird bequeme Zimmer, mehrere mit Spiegeln und Teppichen verſehene Salons, eine ausgewählte Bibliothek und Fortepiano's haben.

⁂ Die Ausſtellung der Kunſt-Akademie zu Kopenhagen für d. J. hat in den erſten Tagen d. M. ihren Anfang genommen. Als beſonders Auszeichnung verdienend werden erwähnt: „König Frederik IV., welcher Landmiliz muſtert, von Eckersberger, — Biſchof Rembert, chriſtliche Gefangene loskaufend von Raadſig, — eine Familie, die ſich zum Carneval putzt, von Binack, — eine Gemſenjagd von Prömmel, — die Rhede von Neapel von Sonne, — zwei römiſche Scenen von Mayer und das Portrait des Prinzen Chriſtian von Holm.

⁂ Puſchkin's ſämmtliche Werke. — Zu Petersburg hat ſich zur Herausgabe von Puſchkin's ſämmtlichen Werken und zwar zum Beſten ſeiner hinterlaſſenen Familie — ein Verein gebildet, an deſſen Spitze Hr. v. Schukowſki, des Verſtorbenen nächſter Geiſtesverwandter, ſich befindet. Das Ganze wird aus ſechs Bänden beſtehen, deren letzter die Lebensbeſchreibung des Dichters bringen ſoll.

⁂ Univerſal-Atlas. — Nachdem die Welt (le monde) ſich von Hrn. de Lamennais hat zur Zeitung machen laſſen, darf es ſie nicht verdrießen, wenn ſie nun auch zum Titel werden muß für einen „Atlas universel, historique et statistique" in Oktavo, den Hr. Adrien Guibert in 50wöchentlichen Lieferungen (jede zu 60 Cent.) zu vollenden verſpricht.

⁂ Ausrottung der Thugs in Oſtindien. — Die brittiſche Regierung läßt ſich jetzt mit allem Eifer die Ausrottung der Thugs angelegen ſein. Seit neun Jahren ſind deren mehr als 2000 feſtgenommen, und 1470 derſelben der Theilnahme an der Ermordung von 940 Perſonen überführt worden. Nur 21 wurden freigeſprochen, von den übrigen: [illegible] gehängt, [illegible] zur Transportation, 169 zu anderen Strafen verurtheilt worden.

⁂ Der Sohn des Kaiſers von Surkata auf Java iſt nach Amſterdam gekommen, um die Buchdruckerkunſt zu erlernen. Seines Allerdurchlauchtigſten Vaters Majeſtät will in ſeiner Reſidenz eine Druckerei für malayiſche Schriften errichten.

⁂ Pariſer Theatromanie. — Die Pariſer haben im vergangenen Jahre mehr als 6 Mill. in ihre Theater getragen. Man rechnet dort 30,000 Familien, die vom Theater leben. Seit 1800 bis Ende 1836 wurden 5007 neue dramatiſche Werke, und darunter 4000 Vaudevilles auf den verſchiedenen Theatern vorgeſtellt.

⁂ Statiſtik der franzöſiſchen Geiſtlichkeit. — Am 1. Januar d. J. zählte Frankreich 34,946 katholiſche Geiſtliche, unter welchen 14 Erzbiſchöfe und 66 Biſchöfe, 3000 Pfarrer von mehr als 70 Jahren, 900 zwiſchen 60 und 70, und 21,500 unter 60 J.

⁂ Gaudin's Nachtſonne für Paris. — Hr. Gaudin hat in Vorſchlag gebracht, ganz Paris mit einem ſonnenartigen Lichte zu erleuchten. Eine coloſſale Laterne ſoll auf einem Thurme angebracht werden, und Drummond'ſches Licht ausſtrahlen, welches 300mal intenſiver iſt als das gewöhnliche Gaslicht.

⁂ Raſches Reiſen in Nordamerika. — „Will man wiſſen," ſchreibt ein Amerikaner im Morning-Chronicle, „wie raſch ſchon jetzt in den Vereinigten Staaten gereiſ't wird? Morgens bricht man in Boſton auf, reiſ't über New-York, Philadelphia und Baltimore, und trifft am folgenden Tage ſpät am Abend zu Waſhington ein, eine Entfernung von 470 engl. Meilen (190 St.). Die ganze Reiſe wird auf Dampfboot und Eiſenbahn gemacht. Noch vor 15 Jahren blieb man 14 Tage unterwegs."

⁂ Zahl auf deutſchen Univerſitäten Studirender. — Im vorigen Winterhalbjahre hatte Berlin 1696 Studenten, München 1399, Göttingen 909, Breslau 705, Bonn 701, Tübingen 664, Würzburg 461, Heidelberg 486, Jena 419 und Kiel 303.

⁂ Spaniſche Gemälde. — Auf einer Reiſe durch Spanien hat Baron Taylor für die franzöſiſche Regierung 500 Gemälde der erſten Meiſter, wie es heißt, für die Summe von 700,000 Fr. gekauft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 106. 1837

Phönix.

Samſtag, 6. Mai.

August Wilhelm Iffland.

(Fortſetzung).

Es kann hier nicht die Rede davon ſein, *Iffland's* ſämmtliche Lebensmomente, noch ſein Wirken als Dichter und Künſtler, dem ganzen Umfange nach zu entwickeln, eben ſo wenig den ganzen Einfluß darzuſtellen, den er auf ſeine Zeit in beiden Beziehungen ausübte u. dgl. m. Für ſolche Anforderungen ſchützt mich hoffentlich ſchon der gewählte Titel: *Fragmente*. Was Iffland's *früheres* Leben betrifft, ſo gibt ſein Buch: „*Meine theatraliſche Laufbahn*" davon genügende Kunde; das *ſpätere* liegt der Gegenwart als offenes Buch noch aufgeſchlagen. Daß ich Wiederholungen nicht liebe, glaube ich in den Berichten über *Hoffmann*, *Wetzel* und *Devrient* bewieſen zu haben, drum ſei auch hier wie dorten, meinem Syſteme treu bleibend, nur von jener Zeit die Rede, die unmittelbar ſelbſt mit ihm an mir vorüber ging, vorzüglich im Anſchauen ſeiner künſtleriſchen Leiſtungen.

Iffland's Verdienſte als Dichter zu ſchildern, ſei der *unbefangenen* richtenden Nachwelt überlaſſen; denn was wir bisher darüber gehört, und täglich noch hören, ſind Einſeitigkeiten, die zu keinem Reſultate führen, Rechenexempel, die kein richtiges Facit geben, weil die ſogenannte *Probe* darauf fälſchlich an einer noch nicht mit ſich fertigen Gegenwart gemacht wurde.

Wir leben in einer Zeit der Extreme; daher die extravaganten Sprünge, ausſchweifenden, ſich gegenſeitig widerſprechenden und nicht ſelten ſich ſelbſt vernichtenden Urtheile. Spitze und Boden! iſt das Feldgeſchrei unſerer Literatur- und Kunſtjäger. In den Koth mit dem, was in unſern philoſophiſchen Kram nicht paßt, — herunter von der Bühne mit dem, was unſerm — wenn auch verdorbenen — Zeitgeſchmacke nicht zuſagt, — herunter vom Katheder, ihr alten verſauerten ſogenannten Dichter, die ihr nie welche waret u. ſ. f. Das iſt das Kriegsgeſchrei, was nicht ſelten das Kind mit dem Bade verſchüttet.

Fern ſei es, mich an jedem geſunden, poetiſchen Sinne zu verſündigen, und nicht anerkennen zu wollen, daß vielen der Iffland'ſchen Dichtungen ein magerer Sandboden zu Grunde liegt, ſowie daß ihre bürgerlich-konventionellen Tendenzen ſolchem Sinne wenig zuſagen können, doch gebt ihnen darum nicht *jeder* dichteriſche Werth ab, beſonders wenn man dieſen auf die theatraliſche Wirkung und die zu nämlichem Zwecke gezeichneten einzelnen Charaktere ausdehnt, von denen gar viele als ſtereotype, unvergängliche Muſter daſtehen; aber man ſchüttet das Kind offenbar mit dem Bade aus, wenn man die Lichtſeiten der Iffland'ſchen Werke ganz überſieht, und nur lediglich die Schwächen und Schattenſeiten mit ſtrengem Auge hervorhebt. Ein unparteiiſches Zeitalter wird gerechter richten.

Iffland's Dichtungen waren Schöpfungen *aus* ſeiner Zeit und *für* dieſelbe; dieſe ſelbſt war keine jetzige, von willkührlich ſelbſtgeſchaffenen, philoſophiſchen Kunſttheorien verwirrte und zerſplitterte, ſondern eine in ſich klare, natürliche, verſtändige. Den politiſchen Tagesſtürmen ſich entziehend, brannte die Kunſt gleichſam als heilige Veſta-Flamme auf den Altären häuslicher Laren, während jetzt unſere Poeſie nach Außen ſtrebend, oft ganz politiſch werden will, obwohl doch gewiß Politik und Diplomatie die tödlichſten Würmer für die zarte Natur der Poeſie ſind. Dieſen Zuſtand ſpiegelte nun Iffland in ſeinen Dramen auf poetiſche Weiſe wieder; er ſchilderte zwar nur ein ſtilles, bürgerliches, politiſch unbewegtes Familienleben in ernſtem, oder heitern Tone, aber jedesmal mit der tiefſten pſychologiſchen Wahrheit, die auf das Herz oder Zwerchfell ihre Wirkung nie verfehlen konnte.

Aber auch abgeſehen von dem Werthe ſolcher Dichtungen an ſich, wer vermag wohl zu beſtimmen, ob Iffland ohne dieſe Stücke nur überhaupt jener große Schauſpieler geworden wäre, als den wir ihn bewunderten, da eben die in ihnen enthaltenen gemüthlichen, heitern, grotesken, aber ganz neuen, noch nicht dageweſenen Charaktere ſeiner genialen Darſtellungskunſt das ſchönſte Feld eröffneten? Und wenn Iffland der, der er war, dadurch nicht geworden wäre, wo dürften wohl alle Künſtler, die ihm folgten, die ſich nach ihm bildeten, geblieben ſein? — Wer vermag es ferner zu beſtimmen, ob der größte Theil aller jener dramatiſchen Produkte dieſer Gattung, die wir noch jetzt als gelungen verehren, nur entſtanden wären, wenn ihren Dichtern nicht Iffland's Dichtungen gleichſam als Ton oder Impuls angebende Prototypen vorgeſchwebt?

Darum übe man das Sprichwort: **suum cuique!** laſſe jedem Zeitalter ſein Verdienſt, ohne Überſchätzung, ſuche aber insbeſondere die Quelle nicht zu trüben, aus der das jüngere Geſchlecht, wenn auch nicht ſeine ganze Kraft geſchöpft, doch wenigſtens die erſten Keime ſeiner Lebensentwickelung befruchtet hat.

Iffland's Dichtungen ſind, wie ſeine theatraliſchen Leiſtungen, Früchte, nicht erwachſen unter den heißen Sonnenſtrahlen der Phantaſie: ſondern unter dem warmen Schirm und Schutz des Gemüths und am Spaliere der Wahrheit gereift.

Der Verfaſſer der kurzen Biographie Iffland im 6ten Hefte der „Zeitgenoſſen" ſagt:

„Was Iffland als Menſch, Dichter und Künſtler auf dem Theater war, griff auf das innigſte ineinander; und darum iſt kaum zu hoffen, daß irgend Jemand uns eine erſchöpfende Schilderung von ihm liefern werde.

„Wer ihn von der letztgenannten, ſeiner berühmteſten, den Zeitgenoſſen und der Nachwelt merkwürdigſten Seite genau kannte und zu beurtheilen verſteht, und vielleicht fehlt es nicht an ſolchen unter uns, war ſchwerlich mit ſeinem Leben in den abwechſelnden Situationen deſſelben, mit ſeinem innern Daſein bekannt. Wir kennen keinen aus ſeiner nähern Umgebung, der zugleich jener würdige Kunſtrichter wäre: in der Hauptperiode ſeines Lebens, in ſeiner letzten zu Berlin, war wenigſtens keiner ſeiner Kunſtgenoſſen, der über ihn als Künſtler tief und umfaſſend ſprechen könnte, mit ihm vertraut, und zweifeln läßt ſich mit Recht, daß ſelbſt die feinern Köpfe unter denſelben, wie die Unzelmann, im Stande waren, den Menſchen in ihm, vorzüglich die Liebenswürdigkeit und Zartheit ſeiner Denkart, hinlänglich zu ſchätzen."

Die Wahrheit und das Treffende dieſer Worte tieffühlend, ſeh' ich mich vorzüglich zu der von mir gewählten fragmentariſchen Form beſtimmt, um ſo mehr, als ich mir bewußt bin, daß ſchon der dadurch vermiedene Zwang, der ſich mir bei der Ausarbeitung auf andere Weiſe ergeben mußte, ohne doch den Gegenſtand befriedigend erſchöpfen zu können, dem Leſer eben ſo erwünſcht und erleichternd als mir ſelbſt erſcheinen wird.

Nach dieſer Vorausſetzung hielt ich es ſelbſt für angemeſſen, mich an keine ſtrenglogiſche Aufeinanderfolge der Fragmente zu binden, noch jener ängſtlichen Sorgfalt zu huldigen, die ſtrengausſcheidend, manchem Abſchnitte Notamina oder Raiſonnements vorenthält, die regelrechter vielleicht für einen andern beſſer getaugt hätten. Ich ſchrieb nieder, wie Gedächtniß und Moment es mir eingaben, und hoffe gerade dadurch die Klippen des Schwerfälligen und Trocknen mit dem Leſer zugleich zu umſchiffen. (Fortſ. f.)

Der Todtengräber von Gürau.

(Fortſetzung).

II.

In Gürau's Straßen war es am Morgen faſt noch ſo öd' wie um Mitternacht; nur hier und da gewahrte man einige kleine Gruppen von ſtummen, trauernden Menſchen mit Sichel, Rechen und anderm Feldwerkzeug aus einzelnen Häuſern herauskommen, um draußen auf dem Felde das hängende reife Korn zu ſchneiden, oder es zur Heimfuhr vorzubereiten. Ehe ſie aber zu ihrer Tagesarbeit fortgingen, füllten ſie vorerſt ihre Krüge oder hölzernen Gefäße aus dem nächſten beſten Brunnen, damit den Durſt zu kühlen, den ihnen der heiße Tag und die heiße Arbeit bringen würde. Während es aber dergeſtalt einzelnen Bewohnern von Gürau noch vergönnt war, Gottes freie Luft zu athmen und ihrem Berufe und ihrem Geſchäfte nachzugehen, waren Andere, von einer ſcheußlichen Seuche niedergeworfen, im Bette und inner der vier Wände zurückgehalten, theils dem Grabe ſchon verfallen, theils noch ringend mit der Parze, die bereits die Hälfte des Lebensfadens abgeſchnitten.

Seit fünf Tagen nämlich hatte eine peſtilenzialiſche Seuche dermaßen in Gürau überhand genommen, daß in dem Raume dieſer kurzen Zeit nicht weniger als 2400 Menſchen, Jung und Alt, — zwei Drittheile der ganzen Einwohnerzahl des Fleckens, — von derſelben hinweggerafft wurden. Die Weſenheit dieſer Seuche war ſchrecklich, und nichts anderes glaubten die Bewohner von Gürau, als: der liebe Herrgott wolle den jüngſten Tag herbeiführen. Es geſchahe nämlich, daß die Frauensperſonen, wenn ſie des Tages durch die Straßen gingen und mit ihren langen Kleidern den Staub aufwühlten, plötzlich todt umfielen, ſo daß eines Tages am heißen Mittag, als der ſandige brennende Staub leichter aufflog, zweihundert Frauen und Mädchen in den verſchiedenen Gaſſen und Straßen Gürau's todt herumlagen. Die meiſten Menſchen beiderlei Geſchlechts ſtarben aber in Folge einer plötzlichen Magenlähmung oder eines furchtbaren Leibkrampfes, meiſtens nach dem Genuſſe des Mittageſſens oder nach der Stillung des Durſtes aus dem Quell der Brunnen. Bei den ſtärkern Naturen, wo die Gewalt der peſtilenzialiſchen Einwirkung eine größere Gegenwirkung fand, war der Todeskampf entſetzlich, indem ſie meiſtens unter fürchterlichen Krämpfen den Geiſt aufgaben.

Die Urſachen dieſes ungeheuren Unglückes hat der Leſer in Leichenmartin, dem Todtengräber von Gürau, bereits aus dem Beginne unſerer Erzählung erkannt. In ſeiner früheſten Jugend ſchon galt Martin für den böſeſten, widerwärtigſten Buben des ganzen Fleckens, für den häßlichſten an Leib und Seele. Als Knabe von neun Jahren hatte er an einem in Gürau unerhörten Diebſtahl Theil genommen, der damals ein halbes Jahr das ganze Intereſſe des Fleckens in Anſpruch nahm; einige Jahre ſpäter fand man ihn als das Mitglied einer herumziehenden Zigeunerbande, welche ſich in der Gegend durch ihre Diebſtähle und andere Gaunerſtreiche auszeichnete; und in ſeinem zwanzigſten Jahre ward er als das Haupt einer entdeckten Falſchmünzerbande zu ſchwerer Strafe gezogen. Nachdem er mehrere Jahre im dunkeln Verhaft für ſein Vergehen gebüßt, kam er nach Gürau zurück, wo er lange Zeit der Gegenſtand der tiefſten Verachtung und zugleich der Furcht war. Indeſſen ſchien der „Diebsmartin," wie man ihn damals nannte, im ſchwarzen Thurme zu Schweidnitz gebeſſert worden zu ſein, denn wirklich wußte man mehrere Jahre hindurch nicht nur kein Vergehen mehr auf ſeinen Namen zu bringen, ſondern er zeichnete ſich im Gegentheil durch einen muſterhaften Fleiß, wie durch ein untadeliges Betragen ſo ſehr aus, daß man nach und nach anfing, die Vergehungen und ſchweren Sünden aus früherer Zeit über dem Menſchen von heute zu vergeſſen. Ja nach zehn Jahren, nachdem der bisherige Todtengräber des Ortes nach langem Dienſte endlich ſelbſt in den kühlen Grund ſich legen mußte, nahm der ehrbare Magiſtrat von Gurau keinen Anſtand, dem neuen Bewerber um die erledigte Stelle, dem Diebesmartin, das Todtengräberamt durch Schrift und Siegel zu übertragen.

Mehr als zwanzig Jahre erfüllte denn auch der in den Leichenmartin nunmehr umgetaufte Diebsmartin redlich und wacker ſeine Pflicht als der Pförtner des Todtenreiches, und wenn er auch, was nicht ſelten war, mit dem Scharfrichter Gürau's und der Umgegend — man wußte nicht warum — in Hader kam, ſo glaubte Gürau's weiſer Magiſtrat nur die Pflicht rechtlicher Billigkeit zu thun, wenn er ſeine Entſcheidung ſtets zu Gunſten des Leichenmartins ausfallen ließ.

So war Martin noch um zwei Jahrzehnte älter geworden, ein Mann bereits hoch in den Fünfzigen, und bei ſeinem ſtillen, ruhigen Weſen allenthalben in einem gewiſſen Anſehen, wozu bei einem Jeden noch jene myſteriöſe Furcht hinzukam, die man dem Todtengräber ſeines Ortes gegenüber empfindet.

Unter der Hülle aber, mit welcher Martin täglich ſeine Mitbürger täuſchte, glomm ein heimlich Feuer, das höher ſtets zur verderbenden Flamme anſchwoll.

Allnächtlich, wenn die tiefen Schatten des Schlafes ſich über die Gürauer herabgeſenkt, brannte in der Hütte des Leichenmartins, tief in der Erde Grund, in einer kleinen Kellerhöhle, das Licht einer magiſchen Lampe, welche einen kleinen Heerd beleuchtete, worauf in elementariſchem Wechſelleben viele geheimnißvolle, damals noch unbekannte Urſtoffe der Natur, die ewigen Schwerpunkte von Urſache und Wirkung, in wildem Kampfe ſich bedrängten. An dem Heerde aber ſaß der Leichenmartin, ſchürte die Flamme, wenn ihr blauer Dunſt ſchwach und ſchwächer in die feuchte Kellerluft quoll, that Stoffe hinzu und hinweg, goß dann zuweilen aus einem kleinen Glaſe dunkle Tropfen auf und murmelte leiſe unverſtändliche Worte hinein.

Und ſo geſchah es lange Jahre hindurch jede Mitternacht, da ſaß Martin an ſeinem Heerde in der Kellerkluft, ſchürte die Flamme und goß Tropfen aus unbekanntem Quell hinein, und murmelte dunkle Worte. Aber immer ſpröde blieb der hartnäckige Stoff, nimmer und nimmer gedieh er zum erwünſchten Arcan.

Endlich — es war in der erſten Juliusnacht — ſtrebte höher und dichter die Flamme zur niedern Decke hinan, wilder ziſchte und brauſ'te es auf dem feurigen Grund und es donnerte fernhin vom Heerde ein gewaltiger Knall: draußen verſtummte darob auf ſieben Secunden die Kirchenuhr: ſtarr vor Entſetzen und Luſt war Martin niedergeſunken, unverwandt ſchaute ſein Blick nach der Flamme, — da toſete ſie nochmals auf und ein zweiter Donner erſchallte, — und wie er verhallt, da rann und rollte es wie Sand von dem Heerde herab, und auf dem Boden rauſchte und bebte wunderlich geſchäftiges Leben. „Endlich, endlich hab' ich dich, unſchätzbares Arcan!" rief Martin nun außer ſich vor ſchrecklicher Freude. Und ſeine Hände faßten jetzt den Boden, ſie füllten ſich mit ſchwerem, duftendem Staub, und unaufhörlich entleerten ſie ſich dann in ein bleiernes Gefäß, das ſeit zwanzig Jahren in einem Winkel der Höhle ſtand, das Arcanum erwartend, zu deſſen Aufnahme es von Meiſter Martin beſtimmt war.

„Nun ſollt ihr mich kennen lernen, ihr Pilze von Gürau, — nun kann ich meine Luſt, mein Verlangen ſättigen, ich werde euch erben allzumal wie ihr ſeid, ihr Schelme von vornherein, weil ihr reich geboren wardet!" — Und er ſchlug eine helle teufliſche Lache auf, nahm das mit dem Arcan gefüllte Gefäß unter den Arm, verriegelte behutſam und feſt das kleine Pförtchen der Kellerhöhle und ſchritt in ſeine Hütte hinauf. Erſte hatte ihn hier erwartet, eine Hexe vom Zottenberg hatte Ihr das Glück der ſo eben vergangenen Mitternacht durch die weiten Lüfte herüberverkündigt. Vom erſten Julius an hatte ein halbes Dutzend Vettern aus Grete's Verwandſchaft mit dem Leichenmartin nichts als Gräber zu graben, um den von der ſchrecklichſten Seuche heimgeſuchten Gürauern eine Aufnahme in der Erde Schooß zu verſchaffen. (Fortſ. f.)

Londoner Theater.

(Schluß).

2. Das engliſche Opernhaus oder Lyceum.

Dieſes Gebäude, wie die Gegenwart zeigt, nicht allein für Nationalopern, nicht einmal für engliſche Produkte der künſtleriſchen Darſtellung beſtimmt, liegt in der Nähe der übrigen großen Theater inmitten von London, am Strand, in der nördlichen, faſhionablen Hälfte der Stadt. Es iſt eine Sommerbühne, nur während der Saiſon geöffnet. Das Aeußere des neuen Baues iſt ſehr einfach, 1823 wurde ein die Beſtimmung des Hauſes in etwas bezeichnender Portikus mit römiſchen Säulen zugefügt. Das Innere iſt nicht geräumig, aber zweckmäßig und elegant. Ueber zwei Reihen Logen (boxes) erheben ſich zwei Gallerien, welche letztere, wie auch das Parterre, ob der Mäßigkeit der Preiſe die Zugänglichkeit allgemeiner machten — wenn engliſch geſprochen oder geſpielt wurde. So aber, da franzöſiſche Künſtler für dermalige Saiſon das Haus miethweiſe occupirt haben, geh'n nur Franzoſen hin, oder Gentlemen und Ladies, die franzöſiſch verſtehn, oder endlich ſolche, die ſich den Anſchein geben möchten, daß ſie es verſtehn. Geben wir jetzt den geehrten deutſchen Leſern in der Kürze die Leiſtungen eines der letzten Abende, den Genuß, den wir fanden und auch den, welchen die anweſenden Engländer zu finden ſchienen.

Nach ächt franzöſiſcher, oder da in dieſer, wie in vielen andern Hinſichten Paris Frankreich repräſentirt, nach ächter Pariſer Art wurden vier Vaudevilles an demſelben Abend gegeben. Das erſte, „un mariage sous l'empire," ſah ich leider nur ſeinem Ende nahe; jawohl ſeinem Ende, denn das Stück ward mit allgemeinem Mißfallen aufgenommen, dies bei meinem Eintritte noch ſichtbar, beſtätigte ſich auch in den letzten Scenen. Ich habe Stampfen und Pfeifen gehört — was mag den ſonſt ruhigen phlegmatiſchen Engländern ſo mißfallen, was ſie ſo empört haben? Folgte: „La Pensionnaire mariee," welches Stück mir beſonders im Dialog gefiel. Ein junges Mädchen heirathet aus Dankbarkeit einen Siebenziger. Bald nach der Hochzeit erſcheint der Neffe des Alten, der in der Tante ſeine frühere Liebe, wie dieſe in jenem den Mann ihres Herzens, der ihr einſt einen weſentlichen Dienſt geleiſtet und deſſen Bild ſie ſtets umſchwebt, erkennt. Die Leutchen ſeufzen und reden, und der redliche Alte kommt hinter das Geheimniß. Der Neffe wird citirt, der Oncle eröffnet ihm, daß er warten möge bis nach ſeinem — Tode. Attendez! Ruft er dem Glücklichen zu, der in der Hoffnung eines baldigen Abſterbens vor dem gnädigen Oheim auf die Kniee fällt und ihm die Hände küßt. — Das dritte Stück „L'oubli ou la chambre nuptiale" gab wieder Anſtoß, da es gegen engliſche Sitte, gegen engliſches (öffentliches!) Rechtsgefühl ſündigt. Ein Herrchen erhält und nimmt an ſeinem Hochzeitstage ein billet-doux von einer alten Bekanntſchaft an: Das junge, reiche, liebenswürdige Weibchen entdeckt die Schlechtigkeit und jammert in Thränen, mit Worten und in Couplets. Der Gatte will ſie beruhigen, ſich entſchuldigen, nennt ſie aber bei dieſer Gelegenheit täppiſcher Weiſe immer mit ihrem frühern, nicht mit ſeinem, ihr jetzt zukommenden Namen. Dieſer Gedächtnißfehler macht das junge Weibchen noch unglücklicher, ſie ſchluchzt und weint wie Niobe. Endlich ſieht der Gemahl ſeinen Mißgriff und auch ſeinen Fehler ein und beſchwichtigt die Verzweifelnde. Das Sujet dieſes Vaudevilles war gerade nicht werth den Canal zu paſſiren und in den erſten Tagen ausgekramt zu werden. Der Stoff ſcheint beinahe gar zu ſein, denn auch die vierte Piece: „une position delicate" ließ viel zu wünſchen übrig in Verwickelung wie im Spiel, einige Couplets waren recht artig und machten wenigſtens einen guten Schluß. — Ref. hat mehr erwartet, iſt aber nicht ſo ungenügſam und unzufrieden, als die Engländer, die insgeſammt das Haus mit lautem Mißfallen verließen und über ſchlechte Moral und zur Schau geſtellte Sittenloſigkeit lamentirten. „Dahin," meinte ein hoher Fünfziger, „könne man weder Weib noch Tochter bringen; Ehebruch, Duell, Gottloſigkeit, Leichtſinn und Schlechtigkeit in jeder Scene!" Und wirklich hätte Mr. Bunn, der Entrepreneur, andere Stücke und theilweiſe andere Acteurs und Actricen wählen ſollen; außer vier bis fünf, den deutſchen Leſern jedenfalls unbekannten Perſonnagen — nichts Gutes, nur wenig Mittelmäßiges, und das Orcheſter miſerabel. Mr. Bunn mag anders ſpeculiren, oder er wird nicht reüſſiren; doch was geht mich die Fortune des Mr. Bunn, was endlich die pedantiſche, abſurde Steifheit, Scheinheiligkeit, Einſeitigkeit der Engländer und Engländerinnen an?

Feuilleton.

⁂ Höhere Kultur in Iſtambul und Athen. — Wer hätte noch vor zehn Jahren ſich träumen laſſen, daß man nach ſo kurzer Zeit angezeigt fände: nicht nur in griechiſchen Zeitblättern die Eröffnung einer Univerſität zu Athen und ein dort erſchienenes Meiſterwerk, wie „der alte Liberios" von Spyridion Balletras, — ſondern auch in einer türkiſch-franzöſiſchen Staatszeitung die Errichtung einer Arzneiſchule zu Stambul und die Erſcheinung eines Compendiums der Weltgeſchichte von Taraiſi Sade und eines Commentars des Frühlingsgartens Dſchami's? — Wer weiß, welchen Triumph nach abermals zehn Jahren die Civiliſation zu feiern haben wird?

⁂ Zunehmende Sparſamkeit in Frankreich. — Aus einer Vorleſung des Hrn. Charles Dupin, kürzlich im Conſervatoire gehalten, entnehmen wir, daß in Frankreich in die Sparkaſſen eingelegt worden:

im Jahr 1833 mehr als 13 Millionen Fr.
„ „ 1834 „ „ 22 ——
„ „ 1835 „ „ 27 ——
„ „ 1836 „ „ 33 ——

„Während zwölf Reſtaurationsjahren," bemerkt Hr. D., „waren nicht 13 Mill. Erſparungen von den arbeitenden Klaſſen in den Schatz niedergelegt worden. Noch aber ſind nicht ſieben Jahre abgelaufen ſeit Juli 1830, und ſchon überſteigt die im Staatsſchatz, in Folge der Erſparniſſe und des Zutrauens des franz. Volkes niedergelegte Betrag die Summe von 100 Mill. Fr."

⁂ Ungariſche Nationalliteratur. — Bekanntlich hat vor zwölf Jahren, um das Aufblühen einer nationalen Literatur zu fördern, ſich in Ungarn eine Gelehrtengeſellſchaft gebildet, welche durch des Grafen Szecheny's und anderer Patrioten großmüthige Gaben bald über eine halbe Mill. Gulden zu verfügen hatte. Nun wurden die bisher vernachläſſigten magyariſchen Schriftſteller zu beſoldeten Mitgliedern der Geſellſchaft ernannt, ihre Werke auf Koſten der Akademie gedruckt, Preiſe für philoſophiſche, hiſtoriſche und belletriſtiſche Arbeiten ausgeſetzt, die älteſten Sprachdenkmale Ungarns und ſeine Geſchichte erforſcht, und beſonders die dramatiſchen Dichter ermuntert. Berichten aus Ungarn zufolge wurden dieſe Beſtrebungen vom ſchönſten Erfolge gekrönt, ſo, daß jetzt ſchon zahlreiche Werke in ungariſcher Sprache auch ohne Unterſtützung der Gelehrtengeſellſchaft erſcheinen, und der Kreis der Leſer ſich ſtetig erweitert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 107. 1837.

Phönix.

Montag, 8. Mai.

Hiſtoriſche Profile in Dijon.

(Fortſetzung).

Wie Crébillon von ſeinem Vater zu einer andern Laufbahn beſtimmt worden war, ſo auch Alexis Piron, der am 19. Juli 1689 in Dijon geboren wurde und deſſen Namen der Straße Piron geblieben iſt.

Kaum hatte er ſeine Studien bei den Jeſuiten beendet, ſo überließ er ſich ſeiner Hauptleidenſchaft: Verſe zu machen, und weder Drohungen, noch Verfolgungen konnten ihn von ſeinem natürlichen Hange entfernen; **nascimur poetae.** Dieſen Widerſtand ſeiner Verwandten hat er auch in ſeiner Metromanie in Verſe geſetzt.

Sehr lebhaften Geiſtes, voll Vergnügungsſucht und Unabhängigkeitsliebe, konnten ſeine Eltern, welche bedeutende Verluſte erlitten hatten, ihn nur wenig unterſtützen. Er wurde daher gezwungen, in einem Pariſer Bureau als bloßer Abſchreiber zu arbeiten, auch verdankte er dieſen Platz ſeiner vorzüglich ſchönen Handſchrift.

Einige flüchtige Poeſieen abgerechnet, blieb Piron von 1719 bis 1722 in einer vollkommnen Dunkelheit; nach und nach aber verſchafften ihm die Stücke, welche er dem Theater gab, einen Namen und mehrere Beſchützer, unter andern Herrn von Livry, welcher ihm auch mehrere Jahre hindurch eine Penſion auszahlen ließ, ohne daß Piron die Quelle entdecken konnte.

Piron pflegte im Anfange zu ſagen: „Ich möchte Racine ſein und Corneille geweſen ſein;“ als dramatiſcher Dichter iſt ſein Ruf nicht bis zu uns gekommen, nichts deſtoweniger aber hielt er ſich für ein ausgezeichnetes Genie und wollte an ſeinem Trauerſpiele Cortez keine Korrektur erlauben. Als ihm die Schauſpieler deßhalb bemerkten, Voltaire habe ſich ſolche immer gefallen laſſen, erwiederte der eitle Piron: „**Voltaire travaille en marqueterie, mais moi, je jette en bronze.**“

Bei einer andern Gelegenheit war er mit dem Gefühle ſeines Talentes glücklicher. Er ſtattete nämlich einen Beſuch bei einem ihm bekannten Schriftſteller ab, welchen ſo eben ein vornehmer Beſuch verlaſſen wollte.

Zwiſchen dem Fortgehenden und dem Eintretenden entſtand ein Höflichkeitsſtreit, wer zuerſt durchſchreiten ſollte, als der Herr vom Hauſe zu ſeinem hohen Gönner bemerkte: „Gehen Sie zuerſt mein Herr, es iſt nur ein Dichter.“

Als Piron dieſe Worte hörte, ſetzte er ſeinen Hut auf und ſchritt raſch zuerſt durch, indem er ausrief: „**Puisque les qualités sont connues, je prends mon rang.**“

Piron war ein lebhafter Geiſt; ſeine feinen und gewandten Spöttereien, ſeine ſchnellen und richtigen Antworten, die Wahl und die Menge ſeiner Wortſpiele, ſo wie zahlreiche, glänzende Einfälle haben vielleicht mehr dazu beigetragen, ſeinen Ruf zu verbreiten, als ſeine Dichtungen und dramatiſchen Werke. Piron hatte der Königin von Schweden ein Exemplar ſeines Trauerſpiels Guſtav Waſa verehrt, und dieſe Prinzeſſin beauftragte ihren Geſandten, dem Verfaſſer ihre Dankbarkeit zu beweiſen und demſelben ein Geſchenk zu machen, welches ihm angenehm ſein könne. Frankreich war damals mit Schweden in Verhandlungen, um von der Königin eine Hülfsarmee für den König von Polen zu erhalten. Als der ſchwediſche Geſandte daher Piron fragte, welches Geſchenk ihm angenehm ſein könnte, erwiederte dieſer: „Er verlange nichts anders, als daß die Königin dem Könige Stanislaus 10,000 Mann Hülfstruppen ſenden möge.“

Dieſer Scherz gefiel natürlich am Hofe Ludwig XIV. allgemein, Piron aber ſchrieb am 27. September 1737 ſehr wenig zufriedengeſtellt an ſeine Mutter: **„Tout en est resté là et j'en fus pour mon désinteressement romain.“**

Eines Tags las ihm ein Dichter ein Stück vor, in welchem eine Unzahl geſtohlner Verſe vorkommen. Jeden Augenblick nahm Piron ſeine Mütze ab; dem Autor aber, welchem dieſe Bewegung auffiel und welcher ihn um die Urſache fragte; erwiederte er: „Geben Sie nicht Achtung darauf, es ſind Leute meiner Bekanntſchaft, welche ich grüße.“

Einem ſchlechten Stücke hatte Piron ſeinen Fall voraus geſagt, nach der Vorſtellung aber erſchien der Autor ganz im Triumph, um ihm anzuzeigen, wie das Stück nicht ausgepfiffen worden ſei: „Ich glaube es wohl,“ ſagte Piron, „man kann ſchwerlich pfeifen, wenn man gähnt.“

Alle Welt weiß, wie er einer laſciven Ode wegen nicht zu dem akademiſchen Stuhle gelangen konnte und, um ſich zu rächen, folgende Grabſchrift verfaßte:

„Ci-gît Piron, qui ne fut rien,
Pas même académicien.“

Er ſtarb den 22. Januar 1777 in Paris.

Bernhard Piron, ebenfalls in Dijon den 16. Dezember 1718 geboren, war in ſeiner Vaterſtadt ein würdiger Neffe ſeines Oheims im Epigrammenfache, jedoch hat er ſie nie drucken laſſen. Die meiſten ſeiner komiſchen Verſe haben ſich nur durch Übertragung in Dijon erhalten, und verdienen in der Literatur bekannt zu werden. Gabriel Peignot führt einige in ſeiner Broſchure über „einige Bibliotheken der Vergangenheit“ an. **(Souvenirs rélatifs à quelques bibliothèques des tems passés par Gab. Peignot 1836.)** Bei einer Wiedereröffnung des Dijoner Gerichtshofes verfaßte Bernhard Piron folgende Verſe:

„Aujourdhui le barreau reprend son exercice,
Et tout rentre au palais excepté, la justice.“

Als man die Büſte eines neuen Generalpächters im Hôtel der Generalpachtung Rue Saint Philibert ſtatt der alten aufrichten ließ, ſagte Piron:

„Il n'est rien ici bas à quoi l'homme ne touche,
On déplace Mandrin pour replacer Cartouche.“

Piron hat ſchwerlich daran gedacht, wie dieſe zwei niedlichen Verſe auf alle Zeiten, alſo auch auf unſre paſſen.

Bernhard Piron war es auch, der folgendes Epitaph auf Robespierre ſchrieb, welches man fälſchlich ſo vielen andern Dichtern zugeſchrieben hat:

„Passant, ne plains pas son sort,
S'il vivait, tu serais mort.“

Bernhard Piron ſtarb zu Dijon den 9. März 1812. Die Mehrzahl ſeiner Manuſcripte befindet ſich in den Händen des Doktors B . . . . ., eines Anverwandten der Familie des Dichters. (Fortſ. f.)

Der Todtengräber von Gürau.

(Fortſetzung).

Es war jetzt jene Morgenſtunde des Tags (den wir aus dem Dunkel einer ſtürmiſchen Mitternacht aufſteigen ſahen), da männiglich, wenn nicht die Natur mit einer durch frevelhafte Menſchenhand geſchaffenen fürchterlichen Laune entgegengetreten wäre, in der weichen neugeborenen Luft des neuen ſchönen Lebens ſich hätte erfreuen, in neuer Arbeit, in neuer Lebensluſt ſich hätte ſtärken mögen.

Aber drinnen ſtöhnten und kämpften ſie, die armen Gürauer, die noch nicht hinübergegangen waren, mit dem fürchterlichen Todesengel, der immer tiefer und tiefer ſeine Fackel in die Nacht des Grabes ſenkte.

Was noch Leben hatte, ſammelte ſich in dieſem Augenblick auf dem Markte. Eines vornehmen Bürgers Frau, deren Mutter vor einer Stunde ebenfalls ein Opfer der Seuche ward, wollte — ſie wohnte am Marktplatze — hinüber in das benachbarte, auf der andern Seite des Marktes gelegene Mutterhaus, um der theueren Verblichenen das Auge zuzudrücken, auf ihre kalten Lippen den letzten kindlichen Kuß zu hauchen. Die zwei jüngſten Sprößlinge ihres ehelichen Glückes, zwei blühende Mädchen von drei und fünf Jahren, nahm ſie, nachdem ſie ſie vorher in düſterm Ahnungsgefühle mit ihren Thränen getränkt, jedes an eine Hand, um an der Bahre der Großmutter tiefe, dauernde Gefühle für das kommende Leben ihnen einzuprägen. Vergebens ſtellte ihr Gatte ihr die drohende Gefahr dieſes Ausganges vor, ſie wagte den plötzlichen Verluſt des Lebens, wenn ſie einen Fuß hinaus auf die Erde that. Denn weſſen Exiſtenz nicht dadurch bedingt war, daß er mit Hintanſetzung derſelben den Verkehr mit andern Menſchen unterhalten mußte, der ſchloß ſich in ſeine Mauern ein, um doch wenigſtens in der Mitte der Seinen die Todesfackel auf ſich herannahen zu ſehen.

Aber der Schmerz riß die Tochter zur Mutterleiche, trieb ſie von dannen aus den Armen des weinenden Gatten; ſie nahm das kleinere der Mädchen an die Rechte, an der Linken führte ſie das ältere, und eilte ſo die Stiege des Hauſes hinab. Es war geſchehen. Schon auf der Mitte des Marktes, in der Nähe des Brunnens, weilte ihr Fuß, — noch hatte kein Hauch der Luft den gräßlichen Giftſtaub vom Boden geweht, — ſiehe, in fünfzehn Schritten war das mütterliche Haus erreicht, — — da — es deutete ein rother Zeigefinger durch die blaue Morgenluft, — da brauſete mit Eins ein wühlender Nordoſt über den Markt herüber, — der hochgelagerte, dichte Staub fuhr, von dem gewaltigen Windſtoß erſchüttert, bebend in die Höhe, — ſeine Wolken umdunkelten das Auge der zur Mutterleiche eilenden Tochter und die ihrer Kinder, und nur noch dieſe Laute der Gattin: ‚Jeſus Chriſtus!“ drangen mit erſchütterndem Jammer zurück zum lebenden Gatten.

Sie war mit den beiden Kindern urplötzlich, von Martin's Giftſtoff getödtet, niedergeſunken. — —

Da eilte der Gatte heran vom nahen Hauſe, wo er den Fall der Seinen geſehen, — er hob ſie in wildem Wahnſinn vom Boden, die Leichen der Gattin und der Kinder, — er wollte ihnen das kaum erloſchene Leben durch den Aushauch des eigenen wieder einflößen, — aber geſchieden waren die Seelen für immer in eine beſſere Welt, keine Hoffnung blieb mehr zurück für dieſes Leben. — Jetzt ſprang er wieder auf, ſtreckte die Hände empor gegen den klaren Spiegel des Himmels und rief hinauf mit herzbrechendem Jammer: „Biſt du gerecht, biſt du gütig dort oben, wenn du ſolche Thaten verübſt, — ich läugne dich, wenn du mir keine Rache gibſt für den Tod der Meinen, — Fluch — Fluch." — Da ſtockte ſeine Zunge, es war ihm, als ſtreckte eine feſte Hand ſich auf ſeine Lippen und ſchließe ſie, — bleich ſtarrte er jetzt nur nach den Trümmern ſeines Glückes hin.

Drüben an der linken Ecke des Marktes, wo derſelbe in eine enge Gaſſe auslief, ſtand während dieſer ſchauerlichen Scene ein kleiner bejahrter Mann von unterſetztem Weſen.

In ſeinem bleichgelben häßlichen Geſichte lagen zwei tiefe graue Augen, die nach dem Willen ihres Beſitzers theils den Ausdruck von Einfalt gewährten, theils gutmüthiges Wohlwollen ausſprachen, oder, wenn ſie das eigentliche Gefühl und die Geſinnung deſſen, der über ſie herrſchte, ausdrückten, ebenſoviel Schlauheit als raffinirte Verworfenheit verriethen. Die Kleidung dieſes Mannes beſtand in ein paar ſchwarzen Lederhoſen und einem Kittel von ſchwarzer roher Leinwand, unter welchem ſich ein rothes Bruſtband, welches zugleich die Stelle des Hoſenträgers verſah, ſichtbar war. Seinen Kopf aber bedeckte ein weiter runder Hut, der tief in das Geſicht ſich hinabdrückte.

Dieſer Mann ſtand an der einen Marktecke während der eben erzählten Scene, mit dem Auge ſtets auf dieſelbe hingewandt, ſo daß man, bei der Lebhaftigkeit, mit welcher die Blicke folgten, die Affekte leicht bemerken konnte, welche darin ſich abſpiegelten. In dieſem Momente nämlich lag der Ausdruck ſpöttiſchen Hohnes, gepaart mit Rachluſt und dämoniſcher Schadenfreude, jedes reinen menſchlichen Gefühles entkleidet, in ihnen, ſo daß, weſſen Blicke jetzt zufällig auf dieſe Phyſiognomie gefallen wären, in Schauder hätten zurückbeben müſſen. Als aber der Gatte zum Himmel aufjammerte, da vernahm man ganz deutlich ein leiſes Gelächter, welches der Mann an der Ecke ausſtieß. Sodann ſchritt derſelbe ſelbſt auf den Marktplatz zu, daß er gerade bei der Unglücksſcene anlangte, als jener, von ſeinem Schmerze, ſeinem Wahnſinne überwältigt, zu Boden ſank.

Er ſtellte ſich neben denſelben hin, mit kreuzquer übereinandergeworfenen Armen, indem er den Kopf mit dem Ausdrucke eines ſpöttiſchen Mitleids nach unten ſenkte.

(Fortſ. folgt).

Aus Leipzig.

(Ende April).

(Erſte Fahrt auf der Leipzig-Dresdener Eiſenbahn).

Es iſt billig, dem Bedeutendſten den Vorrang zuzugeſtehen. Aus dieſem Grunde übergehe ich vor der Hand manches früher Geſchehene, indem ich mir vorbehalte, nach dem Schluſſe der Meſſe darüber zu berichten, und wende mich vorläufig nur zu dem Ereigniſſe, das am vergangenen Montage die ganze heimiſche und fremde Bevölkerung unſerer Stadt allarmirte und enthuſiasmirte. Die Eiſenbahn iſt befahren worden! In dieſen wenigen Worten concentrirt ſich die vorbereitete Umgeſtaltung der geſammten Gegenwart, und die Zukunft wird hereingezogen mit dem bunten, trügeriſchen Glanz ihrer Farben, um das verblaßte Leben wieder aufzufriſchen. Es iſt kein leeres Wort, wenn man behauptet, daß mit dem Tage, wo zum erſten Male öffentlich die fertige Eiſenbahnſtrecke zwiſchen Leipzig und Althen, einem 2 Wegſtunden entfernten Dorfe, befahren wurde, eine Epoche für die Culturgeſchichte Deutſchlands beginnt. Seit Napoleon beſiegt ward auf unſern blutgedüngten Ebenen, hat ſich nichts ereignet von ſo weltbewegender Bedeutſamkeit, als die Befahrung der Eiſenbahn. Das könnte lächerlich ſcheinen, wenn es nicht eine erfreuliche Wahrheit wäre. Denn mit dem glücklichen Erfolge der montäglichen Fahrten iſt manchem Gebildeten das blödſinnige Auge gelichtet worden, tauſend Zweifel und Vorurtheile riß der dahinſauſende Dampfwagen für immer auf ſeinem mährchenhaften Fluge mit ſich fort, die Herzen Aller wurden warm und erweiterten ſich, der Egoismus fiel unbewußt aus der wohlverwahrten Bruſt — Alles fühlte ſich einmal groß und frei. — Seltſam, daß ein Dampfwagen vermögend iſt, der Freiheit den Hut zu lüften und der erſtaunten Menge ein Geſicht zu zeigen, das ganz dem eines ehrlichen, heitern, ſtillen Menſchen gleicht. Der Dampf reißt den Deutſchen heraus aus ſeinem Philiſterrocke, in bloßen Hemdärmeln läuft er in das liebe helle Sonnenlicht, er vergißt, daß er ein Amt hat, daß Kinder an ſeiner Hand hängen, eine fromme Gattin ängſtlich ſein Auge ſucht; er hört und ſieht nichts, als den Dampf, wie er hinausweht mit ſeiner luſtigen Flagge, und die Welt mit ſich führt in die unabſehbare Weite. Der Dampf macht den Deutſchen begreiflich, daß es eine ehrliche, ſolide Freiheit gibt auf Erden. Und wahrlich, mehr kann eine vernünftige Chriſtenſeele nicht verlangen! —

Sie ſehen, ich bin ſehr zufrieden, und ich ſage Ihnen, das kommt nicht alle Tage vor, an denen mich der Himmel mein Butterbrod ruhig verzehren läßt, wie es einem braven Deutſchen ziemt. Aber es war kein Wunder; es ging natürlich zu, wie Alles zwiſchen Himmel und Erde. Nur der Dampf iſt mir zu Kopfe geſtiegen auf ein paar Tage, noch fühle ich mich fortgetragen auf ſeinen ſchwarzen Schwingen. Der Jubelruf von vielen Tauſenden ſummt noch ſeine verwirrte Freiheitsmelodie um meine verblüfften Ohren; ich denke noch immer, wenn ich meinen Fuß über die Schwelle ſetze, in 15 Minuten zwei gute Stunden weit zu kommen, ſollte ich auch die ganze Kraft meines Organismus dabei anwenden müſſen.

Nur Geduld! Ich komme ſchon wieder heraus aus meiner Extaſe, es iſt nur der Luftzug, der meine verwöhnten Wangen noch immer ruckweiſe in einer ſeltſamen Bewegung erhält. — Jetzt habe ich mich erholt, und Sie können auf eine beſonnene Berichterſtattung des großen Volksfeſtes rechnen, das die Induſtrie, befruchtet von der Kraft des produktiven Gedankens, der deutſchen Nation veranſtaltete in unſerer guten Stadt Leipzig.

Die Geduld des Publikums war lange auf die Probe geſtellt worden. Die Compagnie ließ eben ſo lange auf ſich warten, als der Himmel, der zuletzt, nachdem bereits jedes denkbare Hinderniß glücklich beſeitigt war, uns noch mit einem Nachwinter von ſibiriſcher Strenge beſchenkte, und lange gehegte Hoffnungen gänzlich zu vernichten drohte. Um ſo größer war der Jubel, als endlich der vorige Montag, der 24 April, beſtimmt als der Zeitpunkt angezeigt wurde, an welchem die Eiſenbahnfahrten eröffnet werden ſollten. Das Wetter, etwas früh neblig, hellte ſich bald auf; die Bevölkerung der Stadt ſtrömte in unüberſehbaren Schaaren theils dem Bahnhofe zu, theils hinaus auf die Felder, in die unmittelbare Nähe der Bahn. Grün und weiße Fahnen ſtreckten ihre hoffnungverheißenden Wimpel in die milde Frühlingsluft, und blau und ſchwarze Flaggen wehten am Eingange zur Bahn, als die erwählten Farben der Eiſenbahn-Compagnie. Auf der Bahn keuchte der dampfende Schlot und ſtieß dunkle Rauchmaſſen aus den ſchnaubenden Nüſtern. Grüne Guirlanden umwanden die finſtere Eſſe, unter welcher die bewegende Kraft des Jahrhunderts, dahingegeben der Superiorität des Menſchen, des Augenblickes der Befreiung harrte. Um 9 Uhr des Morgens traf Prinz Johann von Dresden ein, um der Eröffnung der Fahrt beizuwohnen. An den Barrièren, wo die Einlaßbillets verkauft wurden, ſtieß und drängte ſich in aller Friedfertigkeit das Publikum, unter das ich mich denn auch miſchte, um wo möglich einer der Erſten zu ſein von denen, die eine Fahrt auf der infernaliſchen Maſchine riskirten. Um den Aengſtlichen eine Art Gewährleiſtung zu geben und der Muthloſigkeit das Leben zu verſichern, unternahm zuerſt die Compagnie in Geſellſchaft der dazu eingeladenen ſtädtiſchen Behörden rc., Prinz Johann an der Spitze, eine Fahrt allein. Man ſprach von dem Donner des Geſchützes, auch brummte ſo eine Art Böller, wie ich mit gutem Gewiſſen verſichern kann, Kanonen waren's aber wahrhaftig nicht. Wir friedliebenden Leipziger, die wir unſere Ohren wohl nach dem induſtriellen Windgeräuſche richten und das Fallen und Steigen der Courſe ſo gut erlauſchen, wie andere Feinhörende die Inſekten nieſen hören, wir brauchen keine Kanonen. Das Kriegsgezeug wiſſen wir uns, Gottlob! vom Leibe zu halten. Die Böller aber brummten, das iſt ausgemacht, und die Locomotive, „der Blitz,“ donnerte, brauſ'te, heulte, ziſchte und ſpie Dampfſäulen, wie der Geyſer auf Island glühend heiße Waſſerſtrahlen. Ein lauter Jubelruf verkündigte die Abfahrt der Wagen, deren ſechs an die Maſchine befeſtigt waren, und in wenigen Minuten hatte ſich das ſeltſame Ungethüm in der Ferne verloren. Zweiundzwanzig Minuten genügten, um die zweiſtündige Fahrt mit Anwendung nur eines Theiles der Kraft zurücklegen zu laſſen. Die Rückfahrt geſchah in 19 Minuten, und ich ſelbſt fuhr an demſelben Tage noch in 17 Minuten. Als die erſte Verwunderung bei den Zuſchauern vorüber war, wich das ſtaunende Schweigen dem lauten Rufe der Begeiſterung. Hunderte drängten ſich zu den nächſten Fahrten, deren an dieſem Tage im Ganzen 5 (hin und zurück alſo 10) ſtattfanden, und als ich bei der zweiten mir endlich durch geduldiges Ausharren ein Billet erobert hatte, und im hellen Sonnenglanz auf dem mit aller Eleganz modernen Lebens erbauten Wagen in einer Geſellſchaft von mehr als 200 Paſſagieren dahinflog, hallte die Luft wieder von dem Vivatrufen der Zuſchauer, die zahllos auf allen Wegen längs der Bahn ſtanden, um dieſem Schauſpiele zuzuſehen, das gleich einem Mährchen aus Tauſend und Einer Nacht der morgenländiſche Zauberäther hereingeweht zu haben ſchien in die Region unſerer nordiſchen Nebel. Eine aus Brettern geſchmackvoll erbaute Reſtauration empfing in Althen die Paſſagiere. Ein Muſikchor ſpielte heitere Melodien, Lieder, Ouverturen. Einheimiſche und Fremde jubelten und vergaßen das geſchäftige Treiben der Meſſe über dem Phänomen, das Ausdauer und Erfindungskunſt hervorgebracht. Es war ein eigener, ungewöhnlich erfreuender Anblick, wie ſo viele Menſchen, aus allen Enden der Welt zuſammengeweht, einmüthig begriffen, welch eine Bedeutung liege in der Eröffnung der Leipzig-Dresdener Eiſenbahn! Es ſteht zu hoffen, daß nach dieſen glücklichen Verſuchen die Luſt zur Beſchleunigung der Arbeiten wächſt und die Theilnahme der Bevölkerung noch allgemeiner wird. Merkwürdig iſt es, daß, der Sage nach, die Actien während der erſten Fahrt um ¼ fielen; gegen Abend ſollen ſie bedeutend geſtiegen ſein. Doch will ich weder das Eine noch das Andere für Gewißheit ausgeben. Erſt nach 7 Uhr Abends, als es bereits dunkelte, kehrte der Wagen zum letzten Male zurück, weithin glühende Funken verſtreuend in die fallende Dämmerung. — Ich wünſchte nun nichts ſehnlicher, als daß es mir möglich wäre, noch im Laufe dieſes Jahres die Eröffnung der Fahrt bis an die Mulde bei Wurzen melden zu können, ſchließe aber einſtweilen meinen Bericht, in der Hoffnung, die Leſer des Phönix werden Theil nehmen an einem Ereigniſſe, das fortan unvergeßlich bleiben wird in der Geſchichte der Cultur und Induſtrie deutſchen Landes.

—l—

Feuilleton.

.*. **Geoffroy de Saint-Hilaire über die Theorie der Analogien.** — Hr. Geoffroy de Saint-Hilaire hat in der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaft zu Paris am 19. d. M. einen intereſſanten Aufſatz über die „**Theorie der Analogien,**“ (des Analogues) verleſen, den er mit der Bemerkung eröffnete: „Eine Idee, welche durch eine glückliche und gewaltige (puissante) Verallgemeinerung erzeugt iſt, wird eine wahrhafte Eroberung für den menſchlichen Geiſt; ſie dringt in das öffentliche Denken als Seele der Thatſachen ein.“ Er verweilte dann lange bei **Büffon**, den er als den wahrhaften Begründer der zoologiſchen Philoſophie betrachtet. Sein generaliſirender Geiſt habe zuerſt den urſprünglichen und allgemeinen Umriß, deſſen Umgeſtaltungen man verfolgen könne, kennen gelehrt. Zuletzt ſprach er noch über **Göthe's** naturgeſchichtliche Arbeiten, denen er eine große Wichtigkeit zuerkennt. Er wünſcht ſich Glück, daß die wiſſenſchaftlichen Forſchungen jenes großen Mannes endlich durch Ueberſetzung ſeiner Schriften auch den franzöſiſchen Naturforſchern zugänglich geworden.

.*. **Völkerrechtliche Feſtſtellung des Verlagsrechtes.** — Der engliſche Courier bemerkt, daß die Angelegenheit, das **Verlagsrecht völkerrechtlich feſtzuſtellen**, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen anfange; nicht nur in England und Frankreich, ſondern auch in Amerika befinde ſich dieſe Angelegenheit ſchon in den Händen der reſpektiven Regierungen. Auch unterſtütze der (amerikaniſche) „**Metropolitan**“ dieſe Sache, indem er die Adreſſe mittheile, die kürzlich von den erſten Schriftſtellern Großbritanniens an den Congreß der V. St. geſendet worden.

.*. **Meſſung tiefſter Temperaturen.** — In der Sitzung der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften am 3. d. M. meldete Hr. Pouillet, daß er **Thiloriers** Entdeckung in Betreff des feſten kohlenſauren Gaſes (ſ. Nro. 276 des Phönix v. J.), wodurch man Verſuche über niedere Temperaturen, wovon man früher keine Vorſtellung gehabt, machen könne, dazu benutzt habe, die Temperatur eines Gemiſches von feſter Kohlen- und Schwefelſäure, das eine Temperatur von 79° unter dem Gefrierpunkt gehabt, zu meſſen. Er habe ſich überzeugt, daß die Schmelzung eines vorher gefrornen Queckſilbers bei 40° unter Null erfolgte.

.*. **Dem Wagenfeld'ſchen Sanchuniathon** haben zwei Druckfehler jetzt vollends den Garaus gemacht. Herr O(ttfried) M(üller) hat in den Göttinger gelehrten Anzeigen nachgewieſen, daß Hr. Wagenfeld zwei Druckfehler der Orelliſchen Ausgabe der Fragmente des Sanchuniathon mit in ſeinen angeblich diplomatiſch genauen Abdruck ſeiner Handſchrift aufgenommen!

.*. **Ein ſüdfranzöſiſcher Faſtenprediger.** — Abbé Clerc, Canonicus von Agen, rechtfertigt in ſeinen Predigten, die er in der Kirche zu St. Cannet in Marſeille hält, die — Inquiſition, die — Bartholomäusnacht! In einer Anfangs d. M. gehaltenen Predigt, — kam u. a. folgende Stelle vor: „apprenez que si vous êtes une canaille, je n'en suis pas une, moi, que je ne le fus jamais, et que jamais je ne le serai.

.*. **Von Cormenin's Broſchüre** gegen den Geſetzvorſchlag zur Bewilligung von prinzlichen Apanagen war vor wenigen Tagen ſchon die dreizehnte Auflage vergriffen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 108. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 9. Mai.

Rheiniſcher Kunſtverein.

(Erſte Ausſtellung des Kunſtvereines in Darmſtadt).

Die Kunſtvereine der Städte Carlsruhe, Darmſtadt, Mainz, Mannheim und Straßburg, welche ſich zu dem gemeinſchaftlichen Zwecke der Beförderung der Kunſt als „rheiniſcher Kunſtverband“ geeinigt haben, beabſichtigen (nach den Worten ihrer Conſtitutionsakte vom 9. November 1836 — 22. März 1837): „außer ihren eigenthümlichen Inſtitutionen, worüber ihre ſpeziellen Statuten entſcheiden, eine gemeinſame Ausſtellung von Kunſtwerken; das erſte Jahr 1837 iſt als Probejahr angenommen,“ der Turnus für letzteres folgender:

im Monat April . . . Darmſtadt,
„ — Mai . . . Mannheim,
„ — Juni . . . Carlsruhe,
„ — Juli . . . Straßburg,
„ — Auguſt . . . Mainz. *)

Die erſte Ausſtellung des neuen Verbandes wurde in Darmſtadt am 14. vorigen Monats (in dem Locale der großherzoglichen Gemäldegallerie) eröffnet und am 27. geſchloſſen; ſie gilt zugleich für Darmſtadt als erſtes Reſultat des neuen Localkunſtvereines, welcher durch ehrenwerthen Eifer von Seiten der Künſtler in's Leben gerufen wurde, und, da die Bahn endlich gebrochen war, nun auch in der Empfänglichkeit des Publikums ſchnell Wurzel faßte. Ein raſches, kräftiges Wachsthum darf man mit gutem Fuge vorausſagen.

Abgeſehen von der localen Wichtigkeit kommt der Einfluß in Betracht, den der neue Verband von Kunſtvereinen auf die Selbſtſtändigkeit und auf die Ausbildung der oberrheiniſchen Kunſtrichtung ausüben muß, welche letztere bisher meiſt zwiſchen näheren und ferneren fremden ſchwankte, und jetzt — durch Ausdehnung und Completirung der Anſchauungen gekräftigt — nicht momentan gefallende Manieren, ſondern das wahrhaft Gute aus jenen entlehnen und in Fleiſch und Blut des eigenen Organismus aufnehmen kann. Mit wenigen Ausnahmen prävalirten bis jetzt in der oberrheiniſchen Richtung Landſchaft, Porträt, Genre, Bataille und Thierſtück. Jene Prävalenz zeigte ſich auch bei der erſten Ausſtellung des rheiniſchen Kunſtvereins (wenn man die von fernenher eingeſandten Bilder abrechnet, — München hatte viel, Düſſeldorf wenig, keine von beiden Städten irgend Ausgezeichnetes geſchickt).

Von oberrheiniſchen Malern gruppiren ſich im Genre:

A. Knapp in Mainz, „Kirchhof mit einem Todtengräber,“ (flachſte Mittelmäßigkeit). Winterhalter in Carlsruhe, „Tamburinſpielerin,“ ein allerliebſtes recht compakt gemaltes Köpfchen, der Körper durch das Tamburin leider verſteckt, die Draperie zu ſehr Wollſack. Goblitz in Mannheim, „eine den Geliebten erwartende Zillerthalerin“ (verbrauchter Stoff, mit verbrauchter Sentimentalität aufgefaßt, ſo zu ſagen „ſpiegelblank“ gemalt). Friſch aus Darmſtadt, „ſcheue Pferde gehn mit Reiſenden durch“ (die Hauptſache ſind die wacker gezeichneten Pferde). Alberti in Darmſtadt, „wirkſame Anwendung eines Blasinſtrumentes“ (angekauft vom Erbgroßherzoge von Heſſen); draſtiſcher Spaß. Ein franzöſiſcher Militärmuſikus wird von einem Koſaken

---

*) Der Bereich, inner welchem der rhein. Kunſtverein Zuſendungen annimmt, wird von Paris, Lyon, Mailand, München, Prag, Berlin, Hamburg, Amſterdam und Brüſſel umſchloſſen.

attaquirt. Der Virtuoſe legt in der Verzweiflung ſein Inſtrument wie eine Flinte an, der Koſak erſchrickt und retirirt. Hänlein aus Mainz: „die beiden Freunde“ (ſchülerhaft und doch ſchon manierirt). Hämerlein in Mainz: „ſchüchterne Liebe“ (könnte auch unverſchämte Liebe heiſſen. Ein Theaterprinz und eine Theaterprinzeſſin ſpitzen wechſelſeits die Lippen).

In Landſchaften und Architekturen:

Max Sontheim in Mannheim: „Kloſterhalle zu Maulbronn in Schwaben.“ Schilbach in Darmſtadt, drei „Nachtlandſchaften bei Mondbeleuchtung“ und zwei wunderhübſch ausgeführte Schweizerveduten: „Ausſicht von Brunnen nach Beckenried und dem Pilatus am Vierwaldſtädterſee,“ und „Ausſicht nach dem Wetterhorn bei Zweilütſchinen“ (beide verkauft), ſchätzenswerthe Reſultate von Schilbach's Schweizerreiſe, ausgezeichnet durch heitre Klarheit, Zartheit der Luftperſpektiven und Delikateſſe in Behandlung der Fernen. Helmsdorf in Carlsruhe: „Waſſerfall bei Trieberg“ (dies, wie das folgende Bild aus der großherzoglich badiſchen Gallerie durch beſondere Gefälligkeit mitgetheilt), erſtaunlicher Fleiß in Details, die leider zuſammen kein Ganzes bilden, Mangel an Perſpektive. Frommel in Carlsruhe: „Waſſerfall bei Trieberg“ Outrirte Effektmanier ohne innerliche und äußerliche Wahrheit, kecke Palettenwirthſchaft. Hauſer in Mannheim: „Gegend von Speier.“ A. Lucas in Darmſtadt, bekannt durch Genialität im Componiren, hatte aus dem Reichthume ſeiner italiäniſchen Skizzen die Via Appia bei Albano ausgewählt und in einem größeren Bilde dargeſtellt. Ferner waren von ihm: die Villa Mattei und die Ausſicht über Puzzuoli nach Cap Miſene, Procida und Iſchia, letztere beide mehr den Charakter von Skizzen tragend, dann eine Compoſition: der Hafen von Civita-Vecchia, endlich eine kleine reizende Ausſicht nach der Bergſtraße. A. Knapp in Mainz: „Fernſicht auf Mainz,“ nicht ohne Effekt, eine eigenthümliche Stimmung ausdrückend.

Im Thierſtück:

Kunz in Carlsruhe: „Pferdeſcenen“ (die eine der großherzogl. bad. Gemäldegallerie angehörend), Zeichnungsfehler, doch glatt gemalt. Eberle aus Conſtanz: „Morgenſcene an einem Bauernhauſe,“ Aufbruch zum Pflügen. Natürlichkeit der Auffaſſung, elegante Ausführung. Friſch aus Darmſtadt: „Stall mit zwei Kutſchenpferden“ (im Beſitze des Erbgroßherzogs von Heſſen). Zimmler in Geiſenheim: „Kuh-Melken,“ ſtattliche Kühe mit einer häßlichen Kuhmagd.

In Bataillen:

Alberti von Darmſtadt: „Erzherzog Carl an der Spitze ſeiner Grenadiere;“ — mit aller Achtung vor dem ſchönen Talente des Malers kann ich nicht umhin, dieſe Zeichnung — verzeichnet zu nennen.

Im Porträt:

Roſa Achenbach aus Mainz: zwei Copien nach Stieler (der bekannte Schutzengel und das ſprechendähnliche Porträt der hübſchen Mad. Dahn in München). Die Malerin hat durch Copieen bewieſen, daß ſie Talent hat; aus ihren Originalporträts, den Reflexen einer jämmerlichen Manier, hätte ich dies nicht erkannt; ich meine die Heuß'ſche Manier, wodurch die Kunſt geradezu ſchmählich parodirt wird. Ich bedaure Fräulein Achenbach aufrichtig, daß ſie auf einen ſolchen Abweg gerieth. Möge ſie bei Zeiten noch von ihrer unſeligen Verblendung geheilt werden. Was ich übrigens von der Weißbindermanier im Porträt halte, habe ich in frühern Jahrgängen des Phönix öfter (zuerſt in **Nro.** 1 und 3, vom Jahre 1835) ausgeſprochen. Gläſer in Darmſtadt: Sechs Porträts. Dieſer Mann trifft. Die Meiſten, die ſich, ſozuſagen, „malen laſſen,“ ſind damit zufrieden. Legationsrath v. Harnier in Darmſtadt: „Porträt des verſtorbenen Bildhauers F. Harres.“ Wahrheit im Ausdrucke, Kraft und Sicherheit in breiter Pinſelführung. Becker in Darmſtadt: Porträts (Miniaturen), Verdienſt ſprechender Ähnlichkeit; gleiches gilt für Backofen in Darmſtadt (Kreidezeichnungen, weiche, gefällige Manier). A. Lucas in Darmſtadt: eine Menge ſehr graziöſer Skizzen und Zeichnungen von Porträts.

In der Hiſtorienmalerei:

Fräulein Ellenrieder in Carlsruhe: „betendes Mädchen.“ Liebliche Kindlichkeit, Unſchuld und herzinnige Andacht im Köpfchen! Wie ſchade, daß die eine Hälfte des Geſichts faſt völlige Enface-Breite hat; dieſer Zeichnungsfehler ſtört die Wirkung des Bildchens. Faſel aus Carlsruhe (jetzt in Rom): „Apotheoſe Göthe's.“ Das Kunſtblatt zum Morgenblatt enthielt im Sommer vorigen Jahres einen enthuſiaſtiſchen Lobbericht über dies damals in Wien ausgeſtellte Gemälde. Mit jenen Nummern des Kunſtblattes in der Hand trat ich vor daſſelbe und fragte mich, wie es möglich iſt, daß ein geiſtreicher Mann durch ein ganz und gar geſchmackloſes Bild in Extaſe verſetzt werden könne. Denkt euch die Schlußgruppe eines Ballets, von Maſchinenmeiſter und Balletmeiſter aus Choriſten und Figuranten arrangirt, und ihr habt die Compoſition dieſer Apotheoſe Göthes. In der Mitte einer Felſenbrücke ſitzt (in Lebensgefahr) der transparente Altmeiſter. von einer eigelben Beleuchtung auf Scheitel und Stirne illuminirt, bepackt mit allem möglichen poetiſchen Handwerkszeug. Zu ſeinen beiden Seiten Mignon und Gretchen, die Mutter auf dem Steine „die mit dem Kopfe wackelt,“ weiterhin Fauſt und Mephiſto ꝛc., dicht unter Göthe in der Mitte des Bildes: Egmont, zu ſeinen Füßen das arme Klärchen, zu einer Metze verunſtaltet, hinter Egmont eine grüne Vogelſcheuche, die den Alba vorſtellt und nicht weit davon Brackenburg mit der Phyſiognomie eines Gehängten. An den beiden Enden des Vordergrundes: der Tod Berlichingens, und der „Purpur als Scheidewand“ zwiſchen Leonore und Taſſo, welcher ſich vor Wahnſin oder Leibweh krümmt, außerdem ſind auf dem Bilde noch Iphigeniens Abſchied, der neue Pauſias, eine Karrikatur Werther's, der König von Thule, Herrmann und Dorothea, Gott und Bajadere, Braut von Korinth, Spinnerin, Müllerin ꝛc. ꝛc., wie auf einem Maskenballe durcheinander; welche Confuſion von Figuren, um die Abweſenheit einer Idee zu verhüllen! — Von Lucas in Darmſtadt: drei Entwürfe zu bibliſchen Compoſitionen, deren einer ſich beſonders durch edle Einfachheit auszeichnet.

In der Plaſtik:

Eine Reliquie des zu früh verſtorbenen Bildhauers Harres aus Darmſtadt: „ein ruhender Löwe,“ für einen Brunnen beſtimmt. Compoſitionen zu einem Frieſe: „die Thaten Simſon's,“ von J. B. Scholl, dem Sohne des Hofbildhauers Scholl in Darmſtadt; Compoſitionen, in denen — trotz mancher Mängel — ſich Talent nicht verkennen läßt. —

Man ſieht: hier iſt (mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen) noch nicht viel mehr als nichts; unerquicklicher Bodenſatz früherer Zuſtände! Nicht bloß die Iſolirtheit der Künſtler; hier und da trägt auch eine gewiſſe philiſteröſe Behaglichkeit derſelben an einer wohlfeil errungenen im engen Kreiſe gebannten Beliebtheit die Schuld, einer Beliebtheit und Behaglichkeit, die zur Manier, einer Manier, die zur Handwerksmäßigkeit führte. Es wäre traurig, wenn der neue oberrheiniſche Verband nichts Höheres erzielen ſollte als — Vermehrung der Beſtellungen einerſeits, Befriedigung der Neugier anderſeits. Ich fürcht' es nicht. Ich hoffe, daß der eingeleitete Ideenaustauſch das edlere Bewußtſein weckt, die Künſtler aus engeren Kreiſen herausreißt, ihre Gedanken auf höhere Zwecke lenkt, daß er die Empfänglichkeit der bürgerlichen Geſellſchaft durch die einmal erwirkte Öffentlichkeit der Schau auch zur Erfaſſung einer Öffentlichkeit der Kunſt erweitert, durch das Ungenügende und die Monotonie des Genre's und der Veduta (als bloße Zimmerverzierung) ein Bedürfniß nach der freien Compoſition anregt. Veröffentlichung von Cartons der größten jetzt lebenden Meiſter könnten hierfür den Ausſchlag geben, um das Nationalbewußtſein und die Überzeugung feſtzuſtellen, daß man mit größerer Genugthuung auf ein großes öffentliches Kunſtwerk blicken darf, an dem man doch auch ſein unveräußerliches Miteigenthum hat, als auf ein Genrebildchen oder dergleichen, das man in einer Verlooſung gewinnt oder auf ein geſtochenes oder lithographirtes Jahresblatt.

Doch es iſt Zeit, von den Gemälden zu ſprechen, die aus andern als den Vereinsſtädten kommend, die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkten. Auch hier iſt das Mißverhältniß der Hiſtorienmalerei zu den übrigen Gattungen auffallend. Erſtere bot nur zwei (religiöſe) Bilder. „Die heilige Cäcilia“ von F. Brentano in Frankfurt verdient, als ein rüſtiger Fortſchritt, große Anerkennung. Die beiden Bilder, welche Brentano auf die vorjährige Frankfurter Ausſtellung gegeben, hatten auch nicht im Geringſten Hoffnung erweckt, und nun tritt derſelbe Maler mit einem Bilde auf, welches, ohne gerade den Ausdruck der Genialität zu tragen, doch ein großes Talent bekundet und durch Solidität und Geſchmack nicht anders als überraſchen kann. Man ſieht: der Einfluß eines Meiſters wie Veit hat hier fruchtbringend gewirkt. Die Compoſition charakteriſirt ſich als ſelbſtſtändig in ſich abgeſchloſſen, (daß ſie auch der plaſtiſchen Gloſſe des kirchlichen Gebäudes im Hintergrunde entbehren könnte), und durch ſittlichen Adel; die Zeichnung iſt correkt und graziös, die Färbung tiefgeſättigt und harmoniſch, mit größtem Fleiße vollendet, ohne daß der Fleiß ſich bemerkbar macht. Hauptvorzug ſcheint mir, daß das Bild wirklich das iſt, was es ſein ſoll, ein kirchlich-religiöſes nämlich. — Von Gräfle's „Madonna“ läßt ſich, ſo transparent und elegant das Bild gemalt iſt, nicht daſſelbe ſagen. Es iſt keine Madonna, ſondern ein hübſches, aber nicht ſehr ausdrucksvolles deutſches Mädchen, welches ein Kind auf dem Schooße hält; von Idealität, geſchweige von religiöſem Charakter, ſehe ich nichts. Zu tadeln iſt überdies noch die ſchmutzige Grundfarbe des Gewandes. —

Im Genre wende ich mich zuerſt an das „Mädchen an der Quelle“ von Auguſt von der Embde in Caſſel. Der Darmſtädter Kunſtverein hat dies Bild gekauft, welches zwar, nach meiner Anſicht, hinter Embde's „Blumenzerpflückerin“ zurückſtehen muß, übrigens aber mit ſolcher Lieblichkeit und — hauptſächlich in den Nebendingen — mit ſolcher Wahrheit gemalt iſt, daß man ſich immer davon angezogen fühlt und die im Vergleich zu Embde's anderen Bildern als hart auffallende Carnation vergißt. Zum Motiv der Auffaſſung diente das Volkslied: „Jetzt gang i an's Brünneli ꝛc.“ Das Mädchen iſt nämlich vom Geliebten verlaſſen, blickt nach dem Treuloſen und vergißt darüber, den Krug unter das Röhrlein zu halten. Die Tropfen fließen daneben am Rande herab. Letzteres iſt zum Verblüfftwerden wahr dargeſtellt; wundernett die liebliche Wendung des Körpers. Nur der Ausdruck des Geſichts läßt nichts von dem Seelenzuſtande des Mädchens ahnen. — Ein anderes treffliches Genrebildchen war von Rethel in Düſſeldorf, nach dem Motiv: „Mit dir zög ich lieber zu Felde,“ ausziehende Reitersleute, der eine von den zwei letzten blickt nach einer hübſchen Korbträgerin um. Von J. B. Zwecker in Düſſeldorf „ruhende Jäger.“ Von Ramlet in Paris ein „Gamin“ und eine „Bettlerin,“ letzteres nicht ohne Effekt, beide gar zu ſchmutzig in der Farbe. Von Brunner in München „eine Lagerſcene aus dem 30jährigen Krieg,“ lebendig, aber mehr Koſtüm als Bild. Von Oppenheimer in Frankfurt das auch auf der vorjährigen Frankfurter Ausſtellung geweſene „Mädchen, welches das Porträt eines Orientalen malt.“ Von Bürkel in München „Einbringung gefangener Banditen,“ das Landſchaftliche etwas verworren in den Maſſen, der Himmel für einen italiäniſchen zu kalt, die Figuren mit Bürkel's bekannter Geſchicklichkeit gemacht. Zwei drollige Bilder von Spitzweg (in München) zeigen „Fußreiſende, die ſich auf den bairiſchen Alpen über eine Schurre helfen," und „einen Mönch mit einem Mädchen." „Ein Schuſterjunge und eine Rettigverkäuferin in München" von Simon; — oder: Stümperei und Gemeinheit. „Blankeneſer Fiſcher" von Stuhlmann in Hamburg, „Reiterpatrouille" von Max Fiſcher in München, „Mädchens Klage" von Bracht, — ſämmtlich unnütz. „Gebirgsſchütz und Sennerin" von Lorenz Quaglio in München, verdienſtlich in Einzelheiten, der Schütz iſt endlich ein ächter, kein ſentimentaler. Von ebendemſelben Maler: „Burgfrau mit ihren Kindern am offnen Söller" „Burgfrau mit ihren Kindern, einem Eremiten Lebensmittel bringend;" (letztere beide im Beſitze des Erbgroßherzogs).

(Schluß folgt).

Feuilleton.

.*. **Freiſinnigkeit der Direktoren von Bern's Hochſchule.** — Hrn. Dr. Valentin in Breslau, der kürzlich den erſten Preis von der phyſikaliſchen Claſſe der Pariſer Akademie erhalten, war von mehreren deutſchen Univerſitäten eine Profeſſorſtelle unter der Bedingung angeboten worden, daß er von der jüdiſchen zur chriſtlichen Religion übertreten ſolle; — eine Bedingung, die Hrn. Valentin nicht annehmlich ſchien. Als er nun kürzlich von der Berner Hochſchule als Profeſſor der Phyſiologie berufen, den Direktoren der Hochſchule bemerklich gemacht, daß er ſich zur jüdiſchen Religion bekenne, erwiederten ihm dieſe: „man habe bei ſeiner Berufung auf ſein Talent, nicht auf Religionsunterſchiede Rückſicht genommen."

.*. **Ahnenſtolz.** — Das Haus der de Lévis in Frankreich führt ſeine Ahnenreihe bis zur Familie der Mutter Jeſu, und das Haus de Croi die ſeinige ſogar bis in die Arche Noäh hinauf. In den Memoiren des Herzogs von Raguſa leſen wir nun, daß auf dem Schloße Forchtenſtein in Ungarn ein Stammbaum der Grafen von Eſterhazy ſich befindet, der mit Adam beginnt und im J. 1676 mit Nicolaus Eſterhazy endigt.

.*. **Phyſiologiſches.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris v. 17. v. M. wurde über die Denkſchrift des Herrn Dubreuil, Profeſſor zu Montpellier, Bericht erſtattet, welcher nachzuweiſen verſucht hat, daß, je mehr die Intelligenz entwickelt iſt, um ſo mehr das Gehörloch ſich dem Hinterhaupte nähert."

.*. **Merkwürdige Aeußerung eines Indianerhäuptlings.** — Oceola, der angeſehenſte Häuptling der Indianer in Florida, ſoll in einer unlängſt mit den übrigen Häuptlingen gepflogenen Unterredung erklärt haben: „Lieber werden wir unſre Gebeine niederlegen auf der Wahlſtatt unter den Eichen unſerer Väter und hinübergehen in das Land des großen Geiſtes, als daß wir uns vertreiben laſſen von unſeren Seen, Flüſſen, Wäldern und Jagdrevieren nach einem Lande jenſeits des Vaters der Ströme (Miſſiſſippi), wo kein Wild, keine Fiſche, keine Vögel ſind."

.*. **Entdeckung einer altamerikaniſchen Stadt.** — Im Bezirk von Jefferſon, weſtlich von Milwauchie in Nordamerika, ſind Ruinen einer großen, halbverſchütteten Stadt aufgefunden worden, welche wahrſcheinlich von einem ganz von der Erde verſchwundenen Geſchlechte bevölkert war. Die Indianer nennen dieſe Trümmerſtadt Aztalan. Die Ruinen haben einen Umfang von einigen engl. Meilen. Sie ſind aus Mauerſteinen erbaut, und beweiſen deshalb noch ſtärker, als die Erddämme von Miſſouri und Illinois und als „Monk's Mound," daß ſie von einem civiliſirteren Volke herſtammen, als die jetzigen Indianer ſind.

.*. **Merkwürdige Aeußerungen ſpaniſcher Miniſter.** — In der Sitzung der Cortes vom 4. v. M., in welcher der Art. 11 der Verfaſſung, die Religion betreffend, verhandelt wurde, meinte der Juſtiz- (und Cult)-Miniſter: „**Fern ſei von mir, Freiheit des Cultus zu verlangen!** Nichts von dem! **Jeder** Spanier **muß** ſich zur katholiſchen Religion bekennen, aber kein Spanier darf unter dem Vorwande der Religion **verfolgt** werden. Dies muß erklärt werden; denn die **Geſetze** gegen Ketzer (d. h. Proteſtanten ꝛc. ꝛc.), Juden und Muhamedaner **beſtehen**, und es kann jedem Prälaten einfallen, ſie zur Anwendung zu bringen." **Arguelles**, ſonſt der Göttliche genannt, wollte die **Duldung** mit Stillſchweigen übergangen wiſſen, ſchloß aber mit der zweideutigen Erklärung: „Es muß alſo geſagt werden, daß die Spanier ſich zur **katholiſchen** Religion bekennen; aber das Wort **römiſch** und **apoſtoliſch** muß wegbleiben; denn die Religion, zu welcher ſich die römiſche Curie bekennt, iſt nicht die Religion **Jeſu Chriſti**, zu welcher ich mich bekenne."

.*. **Bowring und Pölitz über Handelsfreiheit.** — Bei Anzeige des „Berichtes an das engliſche Parliament über den Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz, von Dr. **John Bowring**, a. d. Engl. überſetzt v. Dr. H . . . . i," bemerkt Hr. Geh. Rath Pölitz im Aprilheft ſeiner Jahrbücher für Geſchichte und Politik, daß er ſich um ſo mehr durch dieſe Uebertragung des Berichtes jenes ausgezeichneten Parliamentsgliedes befriedigt gefunden, „weil er mit ihm die Ueberzeugung theile, daß der **völlig freie Verkehr** eben ſowohl den Gewerbtreibenden, wie den Staatskaſſen, einen ungleich höhern Ertrag gewährt, als die klugberechnetſten Zwangsſyſteme." „Er hofft, daß dieſes Werk, das in der Zollgeſetzgebung Europa's **Epoche machen wird und muß**, wenn gleich nicht plötzlich, doch allmählig, eine mächtige Umbildung in den Abſichten der Staatswirthſchaftslehrer und Finanzmänner bewirken wird." Dr. Bowring meldet in ſeinem Bericht, „daß die verſtändigſten Fabrikanten (in der Schweiz) ihm verſichert, wie ſie zwar früher geneigt geweſen, mit einzelnen Mächten Handelsverträge einzugehen; daß ſie aber jetzt **überzeugt** ſeien, **daß freier Handel und freie Durchfuhr die weiſeſte und beſte Maasregel ſei.**"

.*. **Thorwaldſens Reiſe.** — Von Rom aus wird berichtet, Thorwaldſen gedenke im Laufe d. M. von dort abzureiſen, mehrere Hauptſtädte Deutſchlands zu beſuchen, und in Dänemark ſelbſt längere Zeit zu verweilen, bevor er nach Rom zurückkehrt.

.*. **Die ſechste Kunſtausſtellung des Hamburgiſchen Kunſtvereins**, die am 20. April eröffnet worden, bietet 430 Original-, Oel- und 107 Miniatur-, Waſſer-, Paſtell- und Gouachegemälde, Zeichnungen und Lithographien.

.*. **Kunſtliebhaberei.** — Hr. Aguado zu Paris hat unlängſt von einem dortigen Kunſtliebhaber drei Gemälde, unter denen ein Correggio und ein van Dyck, für 100,000 Fr. erſtanden. Möchte bald ähnliche Kunſtliebhaberei auch von deutſchen Millionairen zu rühmen ſein!

.*. **Im Muſeum von Verſailles** zählt man jetzt 1110 Portraits, 784 andere Gemälde und 430 Statuen und Büſten.

.*. **Todesſtrafe.** — In der zweiten Kammer der königl. ſächſiſchen Ständeverſammlung erklärten am 8. v. M. von 66 Abſtimmenden nur 10 ſich gegen die Beibehaltung der Todesſtrafe.

.*. **Turnanſtalt in Sondershauſen.** — Der Fürſt von Schwarzburg-Sondershauſen hat durch einen Erlaß vom 7. v. M. angeordnet, daß in ſeiner Reſidenz eine **Turnanſtalt** für die Schuljugend errichtet werden ſoll.

.*. **Körperliche Züchtigungen.** — Im **engliſchen** Unterhaus iſt der Antrag auf Abſchaffung der Peitſchenſtrafe in der Armee abermals geſcheitert; in der königl. **ſächſiſchen** Ständeverſammlung aber körperliche Züchtigungen im Strafgeſetzbuch häufiger verfügt!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 109. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 10. Mai.

Der Todtengräber von Güran.

(Fortſetzung).

„Ei, ei, Herr Birmerich, Ihr könnt auch weinen, ich hätte das nicht gedacht; Ihr ſeid ein ſo reicher Mann und ſo beliebt bei allen Leuten, — Eure Abneigung gegen mich bringe ich nicht in Anſchlag, — daß mir faſt ganz unmöglich ſcheint, daß Euch etwas geſchehen könne, was Euch zu dieſem Jammer treiben mag. Aber was ſehe ich — ſind das nicht Eure Kinder, die da am Boden liegen; weiß Gott, und das iſt ja auch Eure Frau, dieſe Leiche da — nun kann ich mir allerdings Euern Jammer denken, da Ihr ſolche Schätze verloren habt; aber ſeht, es müſſen alle Leute — reich oder arm — einmal in dieſen ſauren Apfel beißen; heute ich, morgen du, das iſt ſo der Welt Lauf; hättet darum Euern Kopf nicht immer ſo ſtolz tragen dürfen gegen den Leichenmartin, da Ihr doch nicht wiſſen konntet, ob er nicht auch Euch einſt noch unter die Erde ſchaufeln müſſe. Ja, ja, ſeht, ſo geht es halt; müßt Euch tröſten, daß Ihr jetzt Euer Liebſtes verloren habt; heute begrab' ich Eure Frau und die Kinder, morgen Euch ſelbſt.“

„Beim allmächtigen Gott!“ — ſchrie nach dieſen Worten des Leichenmartin's der unglückliche Birmerich auf, — „biſt du wirklich der Martin, oder der Teufel!? Hört es, Mitbürger — heute will er meine Frau und Kinder, morgen mich ſelbſt begraben; er iſt ein Mörder, bei unſerm Heilande — haltet ihn, haltet ihn!“ —

Wieder ſtieß Martin ein gellendes Gelächter aus. Was noch Leben hatte von denen, die am Markte wohnten, ward durch dies Gelächter an die Fenſter gezogen. Bald hatte ſich eine kleine Gruppe jüngerer und älterer Leute, von dem Vorfalle aufgeſchreckt und herbeigezogen, um ihren unglücklichen Mitbürger verſammelt und ihn unter Ergießung von Troſtesworten, welche ihnen für ſich ſelbſt mangelten, wieder aufzurichten und zu ſich ſelbſt zu bringen verſucht, indem ſie ihm das Schickſal von ganz Güran verhielten. Der Stadtſchulze aber, einer der erſten der Herbeigekommenen, da er gerade im gegenüberſtehenden Hauſe gewohnt, von den ſich immer wiederholenden Klageworten Birmerich's: „Heute will er meine Frau und Kinder, und morgen mich ſelbſt begraben!“ — mehr als die andern angeregt und ergriffen, konnte nicht umhin, den Leichenmartin über dieſe Worte zu Rede zu ſtellen.

„Welchen Grund magſt du bei deinem Gewiſſen mir angeben, Martin,“ begann er zu ihm, — „was dich zu dieſen Drohworten gegen Herrn Birmerich bewegte? Ich frage dich einſtweilen nichts weiteres, ich will nur hierauf eine gerade Antwort haben.“ —

„Ei, Herr Schulze!“ entgegnete Martin mit leiſem, durch erheuchelte Ehrerbietung gemilderten Spott, — „wie mögt Ihr nur im gegenwärtigen Augenblicke ſolch' eine Frage an mich ſtellen, wo der liebe Herrgott ein ſo furchtbares Strafgericht über unſern Flecken verhängt hat, daß kein Einwohner von Güran in der jetzigen Minute weiß, ob er in der künftigen noch leben werde? Du mein Gott — aus dieſem Grunde wollt' ich in meiner Einfalt den Herrn Birmerich, deſſen Unglück mich gejammert hat, tröſten, indem ich ſagte, er werde wohl nicht lange von den theuern Seinen getrennt bleiben. Hab' ich hierin Unrecht gethan, ſo unterwerf' ich mich in allem ſchuldigen Gehorſam Eurer Zurechtweiſung.“ —

„Heute begrab' ich Eure Frau und Kinder, und morgen werd' ich Euch ſelbſt begraben — — — bei unſerm Jeſus, das ſagte er, d'rum haltet ihn feſt, beſtraft ihn, denn er hat meine Frau und meine Kinder gemordet!“ — Alſo rief wieder zwiſchenhinein der unglückliche Birmerich, daß es Allen, die herumſtanden, durch Mark und Beine fuhr.

Den Schulzen überkam es wie Ahnungs-Schauer er frug jetzt wieder den Martin: „Aber deine Worte waren nicht der Art, daß ſie Theilnahme am Schickſale Birmerich's hätten ausdrücken können; ſie waren drohend, ſonſt wüßte ich nicht, woher dieſe Furcht unſers Mitbürgers kommen ſollte.“

Martin lächelte etwas bitter vor ſich hin und antwortete nichts, er dachte: Mit euch allen werde ich bald zu Ende ſein, es lohnt ſich der Mühe nicht, noch ſchöne Worte mit euch zu wechſeln.

Aber der Schulze ſah ſeine Autorität verletzt bei dem höhnenden Stillſchweigen Martin's, und erglühend zugleich im ſeltſamen Mißtrauen und gerechtem Zorne wandte er ſich an die Umſtehenden und rief: „Iſt Niemand unter euch, welcher des Leichenmartin's Rede gegen Herrn Birmerich vernommen? Wer ſie gehört, lege vor uns, bei ſeinem Gewiſſen, ein freies Geſtändniß ab!“ —

Und nicht ſobald hatte der Schulze dieſe Worte ausgeſprochen, als ein Mann von coloſſaler Größe in dem Alter eines Vierzigers aus den Umſtehenden hervortrat und auf den Schulzen zuſchritt. Als man ihn, den man bis jetzt gar nicht bemerkt zu haben ſchien, ſo mit Eins wie aus der Erde herauf vor ſich ſah, ſtahl ſich aus Aller Munde ein unwillkührlicher Laut des Schreckens und des Abſcheu's; ſelbſt den Schulzen überfuhr ein ſonderbares Gefühl, während das Geſicht des Leichenmartin's in dieſen Momenten den Anflug eines bleichen Schrecks nicht verbergen konnte. Das Geſicht jenes Mannes trug die Farbe des Todes, ſein ſchwarzes, durchdringendes Auge haftete ſtarr auf dem betreffenden Gegenſtande, während um ſeinen Mund eine fürchterliche Ruhe und Kälte ſchwebte, wie das Sinnbild der Unabwendbarkeit auf der Stirne der Parzen. Dieſes Mannes Blick, als er auf den allgemeinen Ruf des Schulzen hervortrat, ſah zuerſt ſeitwärts auf den Leichenmartin, dann auf den Schulzen, um ſeiner Frage zu begegnen.

„Ich hörte ihn,“ begann er mit tiefer metallner Stimme, — „als er ſeine Drohworte gegen Herrn Birmerich ausſprach; es waren Worte des böſen Feindes, der ſeines Opfers gewiß iſt; fürwahr, ein Wort des Mitleids aus dem Munde des Leichenmartin's wäre auch gleich der Zähre der Hyäne. Ich ſage Euch, hochweiſer Herr Schulze, bei der ganzen Schwere meines Amtes: dieſer Leichenmartin iſt ein nicht geringeres Ungeheuer als die Hyäne; dieſe ſaugt nur das Blut aus den dunkeln Adern der Leiche, deren Tod ſie nicht verſchuldet: aber der Todtengräber von Gürau mordet alles Leben, das ihn umgibt, um über der Glutaſche des Todes des Gutes der Ermordeten ſich zu erfreuen. Seht, wie er ſchwindelt; ſein Kopf wäre reif für das Racheſchwert, das die Gerechtigkeit in meine Hand gegeben. Sein Geſicht iſt bleich, wie ſeine Seele ſchwarz!“ —

Ein bebendes Grauen durchfuhr Alle, welche herumſtanden. Ihr Gefühl ſagte ihnen, daß Wahrheit in dieſen Worten liege, doch vor der Quelle ſelbſt, woraus ſie kam, bebten ſie zurück. Der Leichenmartin aber war für einen Moment in eine Fieberglut des tiefſten Schrecks verfallen bei der Anklage ſeines Feindes. Er glaubte ſich verrathen durch den fürchterlichen Todfeind, der unabläſſig gegen ihn Verfolgung ſchmiedete. Er fühlte die ganze Furchtbarkeit des Armes, der in dieſer Stunde ſich gegen ihn erhob, und den zu lähmen all' ſeiner Kunſt und Liſt nie und nimmer gelingen wollte. Indeſſen war Martins Faſſung alsbald wieder zurückgekehrt. Und ſo hub er, nachdem der Blaſſe geſprochen, mit der Miene des Mannes an, über den ſo eben ein großes Unrecht ergangen, der aber Großmuth genug in ſich fühlt, es zu vergeben.

„Wer kennt nicht,“ rief er dem Schulzen entgegen, „meinen alten Feind, den Meiſter Klaus, der jetzt ſo curioſe Dinge gegen mich ſpricht? Schon mehr denn ein dutzendmal hat er Euch Gelegenheit gegeben, Herr Schulze, ſeine feindſeligen Geſinnungen gegen mich kennen zu lernen, deren Urgrund Ihr allzugut wißt, als daß ich um ſeines eigenen Beſten willen jetzt nicht von ihm ſchweigen ſollte. Leuten ſeines Handwerks iſt es angeboren, ehrlicher Leute Thun und Treiben zu verläumden, ihnen wär' nichts lieber, als wenn täglich Mord und Todſchlag ſtattfände, damit ſie immer ihr Schwert wetzen könnten; und da ihr Sinnen und Denken nur nach dieſem Ziel hingerichtet iſt, ſo ſehen ſie auch nichts als Verbrechen und ſchwarze Schandthat rings um ſich herum. Ich geſtehe, daß ich — wie man männiglich weiß — ein zu gutes Gewiſſen habe, als daß ich dem Meiſter Klaus ſeine tollen Worte nicht vergeben ſollte.“

„O über Euch alten verruchten Böſewicht,“ entgegnete Meiſter Klaus; — „wehe, wehe dem Flecken Gürau, wenn Euch nicht inner ſieben Tagen die himmliſche Gerechtigkeit in meine Hände geliefert hat, und übergroßes Glück für Euch, wenn ich mich bloß mit Eurem Kopfe begnügen ſoll. Aber wahrlich ich ſage dir, du häßlicher Sohn der Rache, dein Leib wird ſich unter meinem Schwerte krummen, ehe noch fünf Sonnen am Himmel vorübergewandelt ſind!“ — Mit dieſen Worten wandte ſich der Scharfrichter um und ging langſamen feſten Schrittes davon, ohne zu jemand Anderm noch eine Sylbe zu ſprechen. Die Wirkung aber, welche ſeine Worte zurückgelaſſen, war nicht gering. Alle Umſtehenden, die ſie gehört, waren nicht minder von plötzlichem Schreck, als von einem fürchterlichen Ahnungsſchauer ergriffen; der allgemeine Aberglaube ſchon der damaligen Zeit, welche jedem Worte eines Scharfrichters noch eine beſondere prophetiſche Bedeutung verlieh, indem man ihn geheimer Künſte in hohem Grade für befliſſen und fähig hielt, machte die Gemüther in bloßem Anſchauen eines ſolchen Mannes zittern; geſchweige denn, wenn ſeine Rede ſolch' einen fürchterlichen Inhalt faßte, wie die gegenwärtige des Meiſters Klaus; unter Umſtänden, ſo furchtbar, ſo unerhört in der Geſchichte, wo jedes Gefühl des Menſchen den Gewalten des Jenſeits näher ſtand. (Fortſ. f.)

Rheiniſcher Kunſtverein.

(Schluß.)

In Landſchaften, Architekturen und Marinen brillirten: Crola in München: „Tyroler Gegend." Dorf zwiſchen Alpen, ein See in Unruhe, naſſe Dächer, in bleichgreller Beleuchtung, aufſteigende ballende Nebel. Scharf ausgeprägte Stimmung, freie, leichte, ſichre Ausführung. Seeger in München: „Sägemühle." Hier ſeht ihr, daß ein Maler nicht bloß einen bedeutenden Gegenſtand, ſondern daß der Gegenſtand nur ſeinen rechten Maler braucht. Das Motiv iſt unbedeutend, das Bild bedeutend. Carl Morgenſtern aus Frankfurt: „Capri, gleich nach Sonnenaufgang." Poeſie in der Farbe, aber die Pracht des Himmels und des Meeres (das letztere wie Lapislazuli von Goldfäden durchzogen), die ſcharfen, gelben Mauern und Felſen-Reflexe des beleuchteten Theiles der Inſel blenden das Auge. Ahlborn in Berlin, ein jetzt vielgenannter Name: „Ausſicht nach Subiaco, Sa. Scolaſtica, S. Benedetto." Keckes Losarbeiten auf Effekt, Verwirrung des Eindrucks der Maſſen hauptſächlich im Vorgrund; verfehltes Waſſer. Koch in Düſſeldorf: „Maasgegend" (ſchon ein älteres nicht genug zu ſchätzendes Bild). Achenbach in Düſſeldorf. Was ich oben bei Seeger's Bild andeutete, gilt auch für dieſe Achenbach'ſche Landſchaft. Stange in München überraſchte durch treffliche Behandlung des Himmels und der Fernen und durch die graziöſen Linien der den Horizont ſchließenden Alpen. Perlberg's „Königsſee bei Berchtesgaden" imponirte Vielen wohl nur durch das Süjet, die Auffaſſung war nicht glücklich, die Ausführung zu detaillirt, zu bunt. Der jetzt in Düſſeldorf lebende Frankfurter Wagner hatte eine recht verdienſtliche Landſchaft geliefert; Ezdorf in München ſteuerte allzumerklich auf Ruysdael los, ohne ihn einholen zu können. D. Fohr, Gleim, A. Vollmer und Papperitz in München waren kaum vielmehr als mittelmäßig. — Man wird mir nicht zumuthen, die noch übrigen anzuführen. Treffliche Marinen hatten Achenbach, „ſchlafende Fiſcher am Strande von Scheveningen," und Jordan (beide aus Düſſeldorf) und Vollmer in München geliefert. In Architekturen war mit Ausnahme des Holländers Rutten nichts von Bedeutung vorhanden.

Von den Thierſtücken verdient Altmann's (in München) „Kampf der Gemſe mit dem Bartgeier" den Preis. Hier iſt mehr als bloßes Abſchreiben der Natur; hier iſt, man möchte ſagen: dramatiſches Leben. Wyttenbach in München hatte einen wohlgenährten todten Hund auf dem Grabe ſeines Herrn gemalt. Wie kann ein Maler auf eine ſolche Idee kommen? Der bekannte „Pferdemarkt" Schelver's paradirte auch hier. Wagner-Deines in München hat zwei nicht üble Thierſtücke geliefert; Adam in München einen Pferdeſtall; dieſe ſtets wiederkehrenden Leiſtungen ſind ſchon bis zum Überdruß beſprochen worden.

In Bataillen: Monten. Sein „franzöſiſcher Train auf der Flucht" iſt eines der beſten Bildchen, was ich ſeit lange von ihm geſehen habe, und unterſcheidet ſich von manchen andern ſeiner Arbeiten vortheilhaft durch Ganzheit und Abſchluß der Scenerie. Vier andere Bataillenſtücke (zwei von Monten, von Adam und Schelver) hatte der Erbgroßherzog aus ſeinem Privatbeſitz mitgetheilt.

Die Plaſtik wurde nur durch ein treffliches Basrelief in carrariſchem Marmor, „Schiller und Göthe," von Wagner in Stuttgart, repräſentirt. Die mannichfachen Steindrücke, radirten Blätter, Kupfer- und Stahlſtiche, welche auflagen, namentlich anzuführen, wird mir Niemand zumuthen. Ich erwähne nur Neureuther's beſtes Werk: Das Dornröschen, von ihm componirt und radirt (Geſchenk des Münchner Vereins an den Darmſtädter).

Man ſieht aus dieſen flüchtigen Andeutungen, daß die erſte Ausſtellung des rheiniſchen Kunſtvereins in quantitativer Hinſicht nicht arm zu nennen war. Daß ſie jedoch in qualitativer ſehr viel zu wünſchen übrig ließ, entſchuldigt die Rückſicht, daß ſie eben die erſte war; es wäre ſo ungerecht als thöricht, von einem Anfange gleich blendende Reſultate zu erwarten und zu verlangen. Erkennen wir lieber den Eifer der Männer an, ohne deren Ausdauer der ganze Plan nicht zur Erfüllung gekommen wäre. Auffallend mochte Manchem die Lücke ſcheinen, welche die Düſſeldorfer gelaſſen, erklärte ſich der Umſtand nicht auf's Natürlichſte dadurch, daß dieſe ſich hauptſächlich jenen Orten zugewandt, von wo aus ſie Beſtellungen erhalten. Warum die Münchner zweiten und dritten Ranges zum Schaden ihres eigenen Rufes und deſſen der übrigen Münchner Künſtler die Ausſtellungen in der Regel mit Mittelmäßigkeit überſchwemmt, hab' ich ſchon früher einmal im Phönix ausgeſprochen.. Es iſt traurig genug. Ich bin entrüſtet, wenn ich daran denke, wie ſo manches Publikum die Münchener Richtung bloß aus unbedeutenden Landſchaften und dergl., die in München keine Käufer fanden, kennen zu lernen glaubt, und nach einem ganz und gar falſchen Maaßſtabe die großartigſte Richtung deutſcher Kunſt, die man als Münchener Schule bezeichnen darf, mißt. Schon einmal ſprach ich den Wunſch aus und wiederhol' ihn hier:

„Würde es doch möglich gemacht, daß die Münchner Cartons an den Rhein kämen, um einer Bevölkerung, die von ihnen nur durch Hörenſagen weiß, die Augen zu öffnen, was prometheiſch ſchaffende, ewig lebende und ein deutſches Nationalbewußtſein belebende Kunſt ſei!"

Feuilleton.

.*. Andreä's Chriſtenburg. — Dr. Carl Grüneiſen theilt uns in Illgens Zeitſchrift für die hiſtoriſche Theologie (B. VI. St. 1.) aus einer Handſchrift auf der königl. Bibliothek zu Stuttgart, eine allegoriſch-epiſche Dichtung von Johann Valentin Andreä mit, welche „die Chriſtenburg" betitelt, aus 40 kleinen Geſängen, jeder von 80 Verſen, beſteht. Den Inhalt dieſer chriſtiſirenden Epopöen gibt der Dichter in folgenden Eingangsverſen an:

„Die Ankunft und das Regiment
Ein'r Stadt, die Chriſtenburg genannt,
Ihr Zunehmen und rechte Freud,
Ihr Abnehmen und Herzenleid',
Ihr' Scheinbürger und falſche Freund',
Ihr' Glückwürger und alte Feind',
Ihr' Unruh' und die blutig Schlacht,
Und wie ſie wieder aufgebracht,
Auch was gehört zu dieſen Dingen,
Will ich mit Wenigem fürbringen."

Der Verfaſſer dieſes Gedichtes gab im J. 1619 auch eine lateiniſche Schrift: „Reipublicae Christianopolis descriptio" heraus, welche ſich der Utopia des Thomas Morus und der Atlantis Baco's anſchloß. Andreä ſtarb 1654 als würtemb. lutheriſcher Generalſuperintendent und Abt zu Adelbergen.

.*. Leben und Schriften d'Agueſſeau's. — Hr. Boulée, ehemal. Magiſtrat, hat in dieſen Tagen eine „Histoire de la vie et des ouvrages de M. le chancelier d'Aguesseau" herausgegeben, welche von franzöſiſchen Blättern ſowohl des Fleißes bei Sammlung der Materialien als des einfachen, würdigen Styles wegen als trefflich bezeichnet wird.

.*. „Der Katholizismus," ein Pariſer Journal. — Der Katholizismus erſcheint jetzt in Paris auf Aktien und zwar à bon marché. Es hat ſich nämlich vor einigen Monaten eine Geſellſchaft gebildet, welche ein „Journal des intérêts du clergé" unter dem allgemeinen Titel „Le Catholicisme" herausgibt. Der Anzeige in franzöſiſchen Blättern nach hatte das Blatt reißenden Beifall gefunden, und ſogar „polniſche Edelleute, ruſſiſche Seigneurs und italiäniſche Prinzen um die Ehre gebuhlt, ſich dieſem Unternehmen beizugeſellen."

.*. Neuer Sittenroman von Stendhal (Bayle). — Hr. Bayle, franzöſiſcher Conſul in Civita-Vecchia, welcher unter dem Namen Stendhal vor einigen Jahren ſeine gehaltvollen „Promenades à Rome" und mehrere andere geiſtreiche Arbeiten herausgegeben, läßt jetzt zu Paris einen Sittenroman erſcheinen, den er „*Vanité ou l'amour dans un salon*" überſchrieben.

.*. Muſikaliſcher Congreß. — Zur Jahresfeier der Befreiung von Orleans durch Johanna von Arc wird ſich ein Congreß dort verſammeln, zu welchem ſich ſchon mehr als 200 Künſtler und Liebhaber gemeldet haben. Dieſe werden am 8. und 9. Mai Tonſtücke aufführen, deren Auswahl und Anordnung ſich Hr. Habeneck von Paris unterzogen.

.*. Politiſche Journaliſtik von Paris. — Zu Paris werden jetzt täglich 96,000 Exemplare politiſcher Blätter vertheilt oder nach den Departements verſendet. Hiervon gehören 31,200 der miniſteriellen, 16,350 der legitimiſtiſchen Parthei, 48,450 den übrigen Oppoſitionen.

.*. Geheimes Neu-China. — Das Ausland liefert in Nro. 101 Skizzen aus China, denen wir einige Züge von allgemein hiſtoriſchem Belange entnehmen. „Alle öffentlichen Religionsübungen, welche nicht mit der Staatsreligion zuſammenhängen, werden in China von der Regierung mehr oder minder ſtreng verboten und verfolgt; ſo lange ſie aber im Geheimen getrieben werden, tolerirt ... Daher haben die Sekten dort nothwendig die Tendenz, geheime Verbindungen zu bilden, und zu gleicher Zeit Oppoſition gegen die Regierung mit ihren Dogmen zu verbinden ... Alle Sekten, wie verſchieden auch ihre Dogmen ſein mögen, haben das Gemeinſchaftliche, daß ſie Verſchwörungen gegen die tatariſche Dynaſtie ſind." Von den erſten der gegenwärtig beſtehenden Sekten war bereits mehrmals im Phönix die Rede. Merkwürdig iſt, was der Kaiſer ſelbſt in einem Edikt äußerte, welches am 14. Nov. 1836 in der Staatszeitung von Peking erſchien: „„Gegenwärtig herrſcht eine große Verdorbenheit; die Beamten ſind ungetreu, und eine große Maſſe des Volks iſt falſch und voll Trug. Die Beamten ſind nachläſſig, und das Volk überläßt ſich träumeriſchen Planen und teufliſchen Künſten. Das Band, das Hohe und Niedere zuſammenhielt, iſt gebrochen, und weder Gewiſſen, noch Scham ſchreckt die Uebelthäter ... Es iſt ein ſeltſamer Zuſtand.""

.*. Kinderbewahranſtalten zu Rouen. — Seit Errichtung der Salles d'asyle zu Rouen hat man bemerkt, daß die Zahl der Sterbfälle unter den kleinen Kindern der niedern Volksklaſſen ſich bedeutend vermindert hat. Ueber 1200 Kinder von 2 bis 6 Jahren empfangen in jenen Bewahranſtalten alle ihrer phyſiſchen und geiſtigen Ausbildung förderliche Wartung und Pflege.

.*. Spaniſches Judengeſetz. — Noch iſt in Spanien ein Geſetz (der novisima recopilacion) nicht abgeſchafft, welches verfügt, daß Juden das Land verlaſſen müſſen, und wenn ſie wiederkehren, mit dem Tode beſtraft werden ſollen.

.*. Die belgiſchen Eiſenbahnen. — Die Länge der für Belgien projektirten Eiſenbahnen beträgt 115 Lieues (60 geogr. Meilen). Am 1. Mai 1834 wurde das Geſetz darüber erlaſſen. Vollendet wurden im erſten Jahre 5½, im zweiten 6 Lieues. Am 1. Jan. d. J. war die Bahn von Mecheln nach Dendermonde fertig (7 L.); bis zum September ſollen noch 18 L., im künftigen Jahre alle Bahnen fertig ſein. Die Koſten ſind auf 60 Mill., alſo 520,000 Fr. die Lieue, angeſchlagen.

.*. Neue Eiſenbahnen ſind oder kommen mit Nächſtem im Bau von Mecheln nach Löwen, von Montpellier nach Cette, wahrſcheinlich auch von Brüſſel nach Paris; dann von Frankfurt a. M. nach Mainz, zwiſchen Magdeburg, Halle und Leipzig, und von Düſſeldorf nach Elberfeld.

.*. Neapolitaniſche Eiſenbahn. — Der König von Neapel hat einem Hrn. Bayard von Paris erlaubt, eine Eiſenbahn von Neapel nach Nocera und Caſtellamare, und nöthigenfalls auch nach Salerno und Avellino zu errichten. Schon ſind die Vorarbeiten begonnen.

.*. Portative Spiritus-Gas-Lampen. — Die Gebrüder Müller in Berlin ſind auf den Gedanken gekommen, durch Zerſetzung des Weingeiſtes brennendes Gas zu erzeugen. Die Fabrikation deſſelben und der dazu gehörigen Lampen hat ſich bereits ſo vervollkommnet, daß ſchon mehrere große Häuſer angefangen, ſich dieſer Beleuchtung zu bedienen.

.*. Ohrenbrille. — Ein Goldſchmidt zu New-York, Namens Moriſſon, fertigt Ohrenſchalen für Harthörige, welche die Stärke des Tones verdreifachen ſollen. Es ſind zwei kleine Muſcheln von Silber, die mit leichten Federn an die Ohren befeſtigt werden. Ihre Zweckmäßigkeit iſt ſchon von Vielen, die ſich derſelben bedienen, anerkannt.

.*. Entdeckung eines Gerbſtoffes. — Hr. Patterſon in Dublin hat die Entdeckung gemacht, daß die Wurzeln und Zweige der Brombeerſtaude eben ſo gut zum Gerben zu gebrauchen ſind, wie die Eichenlohe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 110. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 11. Mai.

Eine Wanderung durch Paris nach Rueil

zu dem Grabe der Kaiſerin Joſephine.

(Pariſer Tablette).

In der Nacht ging ein Gewitter dicht über Paris weg, der Donner rollte tief und ſchwer, daß die Häuſer ſchütterten. Durch die offenen Fenſter konnte ich auf die Straße Caſtiglione ſehen und auf den Vendomeplatz, weithin lag Alles ſchwarz und öde, früher als gewöhnwar war die Hauptſtadt verſtummt, in langen Zwiſchenräumen eilten verſpätete Equipagen vorüber. So oft der Wetterſtrahl die goldenen Zacken durch das Gewölke ſchlug, zuckte die Napoleonsſäule leuchtend aus der Finſterniß auf, und droben ſtand der Schlachtengott blutroth auf ſeinem Piedeſtal von Kanonenkugeln und und ſchien den Kampf der Elemente zu leiten. Einmal krachte es dicht an ſeinem Haupte, die Himmelsdecke that ſich weit auf und loderte gleich einem coloſſalen Diademe über ihm durch die Nacht. So loderte einſt die Kaiſerkrone des gewaltigen Soldaten über Europa, furchtbar, zerſtörend und befruchtend! —

Zog vielleicht der Sieger von Auſterlitz auf dem Donnerwagen vorüber? War er ausgeſendet, irgendwo empörte Geiſter zu bändigen, worauf er ſich trefflich im Leben verſtand? Kam er, ſein Standbild zu beſchauen, das die Siegesſäule als Thron wieder beſtiegen und die wiedereroberte Hauptſtadt beherrſchte? Napoleon's Aſche iſt zwar noch immer in britiſcher Gefangenſchaft, doch geht ſein Geiſt hier zu Zeiten um.

Das Gewitter verzog ſich; der Oſtwind warf die ausgebrannten Trümmer hinter die Höhen von St. Cloud. Nun begann das Karrengeräſſel auf den Straßen. Zahlloſe Fuhrwerke jagen in dieſen Stunden durch die Stadt. Es iſt hier eine ewige Hetze in Handel und Gewerben; kaum ſind die Bazars geſchloſſen, ſo geben die Hallen auf. Hier iſt Markt in der kalten Mitternacht, bei'm Fackelſchein wird gefeilſcht und gemäkelt. Dann erſt tritt einige Stille ein, wann die Landleute mit ihren leeren Wägen die Stadt wieder verlaſſen. Späterhin erſcheinen die Milchmädchen und laſſen ſich an den Straßenecken und Thorwegen nieder; die ſchweren eiſernen Stangen, womit die Läden die Nacht hindurch geſperrt ſind, werden ausgehoben und klingen im Fallen auf den Platten der Trottoirs: die mächtige Hauptſtadt rührt ſich mehr und mehr und geräth allmählich in's Wogen und Brauſen.

Am Morgen blickte ich unwillkürlich nach dem Standbilde des Kaiſers, das in der Nacht ſo geſpenſterhaft ausgeſehen; es hatte noch immer etwas ungemein Feierliches, ruhig Erhabenes. Die ehernen Schlachten, die ſich da in unabſehbarer Reihe bis an den Himmel hinaufwinden, waren eben ſo viel eherne Ketten, triefend vom Blute der Sieger und der Beſiegten, beide an den Triumphwagen des verwegenen Schlachtengewinners gefeſſelt. Die Franzoſen ſehen in Napoleon nicht den Despoten, nicht den Räuber ihrer Freiheiten, ſondern das im Glanze des Genius ſtrahlende Symbol ihrer geſchwundenen Macht, den Helden, der im Exil auf einem Felſen geendet, den ein Hudſon Lowe zu Tode gemartert, und den man nach dem Tode in der Herrſchaft ſeiner Feinde läßt. Die ganze ſonſt ſo mächtige Familie iſt aus dem Lande verworfen, das ſie beherrſchte, nichts iſt davon in Frankreich geblieben, als die Aſche Joſephinens, welche zu Rueil begraben iſt. Ich hatte mir längſt vorgenommen, ſie zu beſuchen. Das Wetter war günſtig, auf die eclatante Sonnenhitze der letzten Wochen war eine temperirte Beleuchtung gefolgt; ich machte mich daher auf den Weg.

Ich ging durch die Tuilerien, die Gitter wurden eben geöffnet; Trommeln wirbelten, Gewehre klirrten, aber das Schloß regte ſich nicht; es lag da ſtill, düſter, grauſchwarz vom Gewitterregen; die dreifarbige Fahne hing ſchlaff und ſtumm und ſchien zu trauern, gleich einem gefangenen Krieger, der in der Ferne den Lärm der Schlacht vernimmt. Auf der Terraſſe des Pavillons de l'Horloge ging Louis Philipp auf und ab, allein, das mächtige Haupt geſenkt; düſtern Anblicks. Ihn hatte wohl das Gewitter geweckt, vielleicht hatte er gar nicht geſchlafen; es iſt nichts Seltenes, daß wenn der Morgen ſeine Roſen auf die purpurne Tapete ſeines Cabinets wirft, Louis Philipp noch am Arbeitstiſche ſitzt. Oder es hatte ihm von Fieſchi geträumt, oder man hatte ein neues Complott gegen ſein Leben entdeckt. O es grauet mir vor den Tuilerien! ſie ragen weithin in die Ferne und reichen fort, gleich der Sonne, an den Horizont aller Völker, welche bewundernd nach dem unvergänglichen Glanze ſchauen; aber mit den Füßen ſteht der Coloß im Blute und ringsum rollt die drohende Brandung. Seit vierzig Jahren zanken ſich die Partheien um dieſe Königsburg und keine weiß ſich darin zu erhalten. Die Beſiegten faßt plötzlich irgend eine ungeheure Cataſtrophe und ſchleudert ſie zurück auf die Gipfel der Macht, und plötzlich ſtürzen ſie wieder herab, eine donnernde Catarakte, Europa erſchütternd und das Land verheerend. Darum ſchlagen ſo viele Imprecationen an den Pallaſt des Bürgerkönigs; darum umſchleichen rachedürſtende Leidenſchaften unabläſſig ſeinen Thron; darum zeigen ſich alle die Ungethüme, welche auf der hohen politiſchen Größe hauſen, nirgends ſo ſcheußlich ſo grimmig und unverſöhnlich als hier. Unter allen Nachfolgern Ludwigs XVI. iſt ein einziger auf dem Throne geſtorben: Ludwig XVIII., für den aber der Herzog von Berry geblutet hatte; ſie mochten die tricolore Fahne führen oder das Panier der Lilien, ſie mochten das ewige Weſen anbeten oder den Gott der Heerſchaaren, Conſtitutionen bringen oder Heiligenlegenden, mit der Guillotine regieren oder mit dem Säbel, keiner konnte die Nemeſis entwaffnen, die ſeit der Hinrichtung Ludwigs XVI. in ſeinem Schloſſe waltet. Als Louis Philipp aus dem Palais Royal zog, brüllte ihm die Emeute nach; und ſeitdem iſt wohl kaum ein Tag vergangen, an dem nicht vor irgend einer Behörde ein Individuum geſtanden, beſchuldigt: den Bürgerkönig geſchmäht oder ſich gegen ſeine Regierung verſchworen zu haben, der zahlloſen Mordverſuche nicht zu gedenken.

Der Himmel umzog ſich, aber nur leicht; hinter der klaren Atlashülle glimmte ein ſchwüler Tag; die Luft ſchlug leiſe, laue Wellen. Der Tuileriengarten imponirt durch den unermeßlichen Raum, nur ſieht man aller Orten die Gränzen; die Franzoſen ſcheuen ſich in der Kunſt vor dem Großen; ſie hüllen es in zierliche Verhältniſſe: alle Fernſicht in's Unendliche wird vermauert. Und das iſt eben das Romantiſche; darum ſchwindelte ihnen, als es ſich in der Poeſie der neuen Schule ſo ſchauerlich tief aufthat.

Die dunkelen Maſſen der Marroniers mit den glatt abgerundeten Gipfeln, die, in mathematiſche Figuren abgetheilten Blumenbeete, die hohen, breiten ſteinernen Treppen, das Gedränge der Statüen längs den Alleen, an den Parterre's und Baſſins, Alles zeugt von jener reichen, ſchnurgeraden, altfranzöſiſchen Grandezza, welche dem ſiebenzehnten Jahrhundert einen eigenen feierlichen, etwas bombaſtigen Charakter gibt.

Die alten ſchwarzen Linden der Terraſſe des Feuillants hatten ſich mit friſcher Blüthe jugendlich aufgeſchmückt; aus den hoch geſprengten Laubgewölben der Orangers ſchimmerten hier und dort weiße Blumenſträuße. Die Orangers der Tuilerien ſind die ſchönſten in Frankreich; ſelbſt im Thale von Hiéres werden ſie nicht von ſolcher Höhe, von ſo ſchlankem, ebenmäßigen Wuchſe angetroffen. Der Roſenlorbeer duftete, und die Roſen und die Iris, und die **gueules de loup**, und die **oeillette de poëte**, und ganze Regimenter Blumen, welche hinter den eiſernen Drahtgittern aufgepflanzt waren. Auf einem Schneeballenbuſch ließ ſich eine Grasmücke nieder, eine Fauvette, wie die Franzoſen ſagen, ein feines zartes Thierchen, gar munter und behende; es war, als wenn ſie ſich im Blüthendufte berauſcht hätte; ſie hüpfte Zweig auf, Zweig ab, wühlte ſich in die weißen Dolden, verſchwand unter den ſchwarzen Schattendächern des Gebüſches, huſchte wieder an's Tageslicht, rupfte muthwillig am Blüthenſchnee und trillerte unaufhörlich, ganz wie eine — Pariſerin.

Aus den **champs elysées** wehte mich eine ungewohnte Friſche an. Der nächtliche Regen hatte den Ort blank gewaſchen; ſonſt iſt er grau, ſtaubig, ſtruppicht; die Alleen von dürftigem Wuchſe, der Waſen zertreten und von der Sonne verbrannt; eine überkünſtelte Wildniß, eine verſchmutzte Theaterdekoration. Die Cafés, meiſt ſchlechte Kneipen, haben Jardins und Bosquets von ſechzehn Quadratſchuhen, mit grünen Gittern geſperrt; Capuzinerblumen ranken ſchwermüthig ihr dunkelgrünes Netz daran; türkiſche Bohnen und Zypreſſen vollenden die düſtere Verzierung; Bier und Kaffee ſind ſchlecht. **Marchands de vin** findet man hier nicht; ein Elyſium ohne Wein ließen wir Deutſche uns nicht gefallen. Sogar der Faſching iſt hier nüchtern. Der Pariſer Faſching iſt ein Dandy, der ſich das Geſicht bemalt und keine Larve vorbindet, aus Furcht, ſich die Roſen ſeines Teints zu zerdrücken; er tanzt nicht, er ſchleicht auf den Zehen, nippt Mandelmilch aus einem Cryſtallbecher, und ſpeiſ't Eis und Ananas. Ich meine nicht den Faſching, der ſich an den Barrieren herumtummelt, der iſt ſo wild und roh und unflätig und unmäßig, wie irgendwo, und wälzt ſich im Koth und im Blute.

Die **champs elysées** ſchließen mit der **barrière de l'étoile**; hat man dieſe überſchritten, ſo iſt man endlich den Rieſenarmen entgangen, welche die Hauptſtadt unermeßlich nach allen Seiten ausſtreckt. Vierzig Schritte vorwärts der Barriere ſteht der **arc de l'étoile**. Von den Tuilerien an bis hierher beträgt der Weg eine halbe Stunde; die ganze Zeit über behält man den Triumphbogen im Auge, und dennoch ſtaunt man ihn an, wenn man zu ſeinen Füßen anlangt; unter dem Beſchauer ſteigt er höher und höher, ſo wie Geiſt und Gemüth ſich weit genug aufthun, um ihn zu faſſen. Die Kritik hat ſich viel damit zu ſchaffen gemacht, und iſt lange daran herumgekrochen und hat Lineal und Zirkel angeſetzt; da findet ſich dann auch Manches, was das richtige Maaß nicht erreicht oder überſchreitet. Der Genius des Kriegs ſchreiet zu laut; ſeine Hand weiſ't mit allzuheftiger Geberde auf den heranrückenden Feind. Wozu dieſer Krieger mit dem römiſchen Cüraß? Warum kein Carabinier von der Garde? Und jener, der den griechiſchen Helm ſchwingt? Und jener, der gar den Bogen ſpannt? Das hätte alles anders ſein können und ſollen; aber wer hat Zeit und Ruhe, das zu bedenken? Dieſe Schaaren mit ihrer anachroniſtiſchen Bewaffnung erſchüttern und ergreifen gewaltig; es lebt in ihnen jene Heldenkraft, welche vierzig Jahre lang ganz Europa die Spitze bot. Der **arc de l'étoile** iſt das einzige wahrhaft poetiſche Symbol des Kaiſerreichs, deſſen ſchlechte Poeſie nicht zu ſeinen kleinſten Wundern gehört.

(Schluß f.)

August Wilhelm Iffland.

(Fortſetzung).

Ifflanden hatte die Natur ziemlich ſtiefmütterlich bedacht. Seine Körper-Form gehörte zu den ſogenannten unterſetzten; ſie hatte darin mit der von Garrik und Eckhof große Ähnlichkeit. Die unbequemſte Zuthat der Natur war wohl ein unproportionirter Hängebauch, der ihn auf dem Theater nicht wenig genirte. Im Mißverhältniſſe zu dieſem ſtanden die Schenkel, die dagegen ziemlich mager erſchienen, während die Waden ein übermäßiges Volumen erblicken ließen und im Gegenſatz zum kleinen Fuß auffallend abſtachen. Sein Geſicht war voll und gerundet, die Naſe proportionirt, der Mund breit und beredt, die Augen ſchwarz, glänzend und, obwohl eines durchdringenden concentrirten Strahls, wie bei Devrient, entbehrend, die Hebel ſeines Spiels, und die Waffen, die er ſo zu ſeinem Vortheile zu gebrauchen wußte, daß vor ihnen alle übrigen mißfälligen Äußerlichkeiten erſchrocken in den Hintergrund traten. Sein Sprachorgan war nicht klangvoll, aber weich und biegſam, und durch eine meiſterhafte Beherrſchung und Handhabung jedes Ausdrucks fähig. Er athmete kurz, aber eine Bekämpfung dieſes Naturfehlers ließ davon nur ſelten auf den Brettern etwas verſpüren. Seine Mimik war, nächſt ſeinem Auge, die Allbeherrſcherin, die Seele ſeines Spieles, ſtets bewacht, pſychologiſch motivirt, folglich ſtets wahr, und im Tragiſchen, wie im Komiſchen, der höchſten Bewunderung werth. —

Iffland's Kunſt feierte über die Natur fort und fort ſolche Triumphe, daß folgende Stelle im Lewald'ſchen, ſonſt trefflichen Buche über Seydelmann *) als vage und unhaltbare erſcheinen. Er ſagt S. 21:

„Ein Schauſpieler, wenn er nach Allgemeinheit ſtrebt, ſoll keine zu ausgezeichnete Perſönlichkeit beſitzen. Das überwiegend geiſtreiche Blitzen der Augen in Devrient's markirtem Geſichte machte ihn unfähig zur Darſtellung gemüthlicher, ſchlichter Bürgersleute; die Heroengeſtalt Eßlair's wirkte immer ſtörend, wenn er feine Weltleute der jetzigen Welt geben wollte; Iffland, mit dem ſtark prononcirten Miniſterpli, war ein Held zum Lachen. Und ſo wird: zu klein, zu groß, zu dick, zu mager, zu markirt, zu unbedeutend, immer hinderlich erſcheinen."

Dann S. 23:

„Magere oder fette Wangen ſind das Unglücklichſte für den Schauſpieler. Beides nimmt ſich von der Bühne nicht gut aus, und will man durch Schminken und andere Künſte zu ſtark nachhelfen, ſo geht das Minenſpiel darüber verloren. Aus dieſem Übelſtande erwachſen die vielen Fratzengeſichter, die man auf manchen Theatern zu ſehen bekommt."

Ich erlaube mir darauf zu erwidern: Was ſoll das überhaupt heißen: nach Allgemeinheit ſtreben? Wenn ein Künſtler nach Allgemeinheit, im weiteſten Umfange des Wortes, zu ſtreben ſich verſucht fühlen ſollte, ſo gibt er nur dadurch kund, daß er entweder ein eitler Geck oder Stümper in ſeiner Kunſt iſt, da die wahrhafte Kunſtgröße eines Schauſpielers immer nur in einer beſtimmten einzelnen Sphäre, nie aber in einer Allgemeinheit ſich gleich würdig offenbaren kann. — Es gab nie einen ſo vollkommen allgemeinen Schauſpieler, von dem in jeder Rolle zu ſagen war: „er iſt in jeder zugleich vollendet." Größer oder ſchwächer war er in einer vor der andern.

Wie im ganzen Gebiete der Kunſtgeſchichte dieſe keinen Maler aufzuweiſen hat, der zugleich vollendet im Fache der Landſchaft-, Hiſtorien-, Genre-, Porträt-Malerei ꝛc. war, ſo haben die Annalen der Schauſpielkunſt auch kein Beiſpiel eines univerſellen Schauſpielers im Umfange des Wortes aufzuweiſen. Wer ſtreitet den Raphael'ſchen Logen ihren großen Kunſtwerth ab; — was ſind ſie aber gegen ſeine Madonnen? — Wer wagte es, eine Stimme gegen Iffland's Lear, Franz Moor, Marinelli ꝛc. zu erheben; was ſind dieſe Partieen aber gegen ſeine ſämmtlichen komiſchen

---

*) Seydelmann und das deutſche Schauſpiel. Stuttgart, Lieſching. 1835.

Charakterbilder? Was wieder dieſe in Devrient's Darſtellungen gegen ſeinen Franz Moor, Lear, Shylok ꝛc.

Nach Allgemeinheit ſtreben iſt löblich, ohne den Dünkel: Alles in gleicher Kunſtvollendung geben zu wollen und zu können, wie das Einzelne. Herr Lewald ſcheint es aber auf nichts weniger, als darauf angeſehen zu haben, weil er ſeinem vergötterten Freunde bei ſeinen Darſtellungen gar keine Stufenleiter unterſtellt, auf welcher man ihn bald auf der oberſten, mittleren oder unterſten Staffel ſtehend, zu erblicken hätte; — nein, er ſtellt gar keine Staffel auf, ſondern zieht eine Horizontallinie, auf welche er ſämmtliche Seydelmann'ſche Kunſtſchöpfungen friedlich nebeneinander ſetzt. Man ſehe zum Beleg das erwähnte Buch.

Einen ſolchen Künſtler, der dieſen Ehrenplatz verdiente, gab es aber nie, und wird nie einen geben.

Drum kann ich, wenn ich auch nun einestheils gern einräume, daß es dem großen Talente des Herrn Seydelmann einen nicht geringen Vortheil leiſten mag, daß ſeine Körpergeſtalt und Geſichtsbildung durch keine prononcirte Äußerlichkeit ihn beſonders fähig macht, ſich leicht und bequem, ohne große Nachhülfe der Natur, proteiſch zu vervielfältigen, und er dadurch vor vielen ſeiner Kunſtgenoſſen viel voraus haben mag, doch anderntheils Herrn Lewald nicht beiſtimmen, wenn er dieſe Äußerlichkeit als gegebene und bedingende Norm aufſtellt, unter welcher ſich einzig und allein ächte und wahre Kunſtſchöpfungen hervorzuheben im Stande wären. Hülfsmittel ſind es nur, nichts weiter, zur Geſtaltung des Großen; der im Innern ruhende und glimmende poetiſche Funke aber iſt es allein, der das Höchſte hervorzurufen, zu ſchaffen und zu geſtalten vermag. Wo dieſer fehlt, helfen alle von der Natur gegebenen äußern Mittel nichts. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

*** Mildthätige Concerte in Paris. — Die kunſtſinnige und kunſtfertige Gräfin Merlin, in deren Salon ſchon ſeit längerer Zeit die ausgezeichnetſten Tonkünſtler ſich verſammelten, iſt auf den Gedanken gekommen, ihre geſchloſſene muſikaliſche Geſellſchaft zum Beſten der Nothleidenden in eine öffentliche zu verwandeln. Sehr viele Künſtler und Damen erſten Ranges haben ſich dieſem Unternehmen angeſchloſſen. Unter den 30 dames patronesses, die ſich der Leitung deſſelben unterzogen, ſehen wir Herzoginnen und Gräfinnen, und unter ihnen auch die Baronin von Rothſchild, Frau Helena Fould (wahrſcheinlich die Gattin des erſten israelitiſchen Mitgliedes der Deputirtenkammer) und Frau Eduard Rodrigues. Das erſte dieſer Wohlthätigkeits-Concerte ſollte am 29. April zum Beſten der Lyoner Arbeiter im Saale des Vauxhall's ſtattfinden. Die Débats (v. 25. April), die dieſem Concert ein halbes Feuilleton widmen, bemerken bei dieſer Veranlaſſung: „Man ſagt, das Jahrhundert wende ſich der Religion zu; ich weiß es nicht. Augenſcheinlich aber wendet es ſich der Mildthätigkeit (charité) zu. Si le siècle fait son salut, ce sera bien certainement par cette voie-là.“ Dies erinnert uns auf merkwürdige Weiſe an jene Stelle in Manu's Geſetzbuch (Cap. 1. Sol. 86), wonach die herrſchende Tugend im Crita (oder goldenen) Zeitalter Andacht iſt, — im Treta göttliche Kenntniß, im Dwapara — die Darbringung von Opfern, im Cali endlich, worin wir leben — Freigebigkeit allein.

*** Thorwaldſen gibt in Rom ſeine ſämmtlichen Werke heraus. Die Zeichnungen ſind unter ſeiner Aufſicht gefertigt, und der Stich wird ebenfalls unter ſeiner ſpeciellen Aufſicht in Rom von tüchtigen Künſtlern beſorgt. Bereits ſind 200 Platten in Contouren nach von ihm corrigirten Zeichnungen geſtochen. Dieſelben erhalten noch einen beſondern Werth durch Thorwaldſen's eigene Erklärung, welche denſelben beigefügt wird. Vorerſt ſollen nur die neueren und die neueſten Werke des berühmten Meiſters, welche noch nicht durch den Stich bekannt geworden ſind, geliefert werden. In Deutſchland hat Hr. C. Flemming in Glogau und Leipzig den Debit dieſes Werkes übernommen. Ein Heft von 6 Kupfertafeln in groß Folio nebſt dazu gehöriger Erklärung auf ſtarkem Velin wird 20 ggr. Sächſiſch koſten; Prachtausgaben auf chineſiſchem Papiere 1 Rthlr. 20 ggr. Die erſte Lieferung (Nemeſis und die Jahreszeiten) iſt erſchienen und entſpricht ganz der Erwartung, die jenes wichtige Unternehmen erregt hat. Im Format ſchließt ſich dieſe Sammlung an die früheren von Miſſerini (Rom) und von Profeſſor Thiele in Copenhagen an.

*** Eine jüdiſche Zeitung. — Die Baumgärtner'ſche Buchhandlung zu Leipzig kündigt eine politiſch-belletriſtiſche Zeitung des Judenthums an, welche unter der Redaktion des israelitiſchen Predigers Dr. Philippſon in Magdeburg wöchentlich dreimal erſcheinen ſoll.

*** Verminderung der Hinrichtungen in England. — Amtlichen Angaben zufolge haben in London und Middleſex in den 3 Jahren 1828, 1829 und 1830 — 46, in den drei folgenden 12, aber in den drei letzten Jahren — gar keine Hinrichtungen ſtattgefunden.

*** Illuſtrirter Cid. — Auch Deutſchland will nun ſeine Illuſtrationen haben. Die Cotta'ſche Buchhandlung kündigt den Cid von Herder an, „illuſtrirt mit Holzſchnitten nach Zeichnungen von Neureuther, und ausgeführt durch Thompſon, Smith, Folkart, Wright, Branſton, Green, Hart u. m. a. der berühmteſten Holzſchneider Englands.

*** „*La chanson de Roland*“ iſt der Titel, unter welchem Hr. Franciſque Michel das von ihm in der Bodlejaniſchen Bibliothek zu Oxford aufgefundene Gedicht herausgegeben, worin Turold, ein Trouvère vom Anfang des XII. Jahrh., das unglückliche Ende Roland's in der Schlacht von Roncesvalles feiert. Das Gedicht beſteht aus aſſonirenden zehnſylbigen Verſen.

*** Die *Revue française et étrangère* dürfte bald zu den ausgezeichneteren franzöſiſchen Zeitſchriften gehören. Als Hauptmitarbeiter werden genannt: „Ballanche, Fauriel, Liſſot, der Bibliophile Jacob, Eichhoff, Baron Barchou de Penhoen, Baron v. Eckſtein, Baron Taylor, C. Dayton, de Lundblad, und de Fries.“ Gleich in die erſten Nummern liefern kritiſche Artikel über Georges Sand, Alfred de Muſſet, Sainte-Beuve und Alfred de Vigny von Camille Barton, — über v. Geyers Geſchichte von Schweden v. Lundblad, — über die Confeſſioni di Tamaiso von L. Cicconi, — über die polniſche Literatur von Szotarki u. ſ. w.

*** Kürbißzucker und bewegliche Eiſenbahnen. — Dem Techniker Ludwig Hofmann zu Zombor im Bacſer Comitate Ungarns wurde kürzlich ein kaiſerl. Privilegium für 5 Jahre ertheilt auf die „Entdeckung eines Verfahrens, aus Kürbiſſen kryſtalliniſchen Zucker zu erzeugen, und dem Dr. Joſeph Oettel, Spital- und Kriminalarzte zu Botzen in Tyrol, ein Privilegium für die gleiche Zeit für Erfindung von beweglichen Eiſenbahnen, d. h. von Geleiſe- oder Radbahnen aus Eiſen, welche an den Rädern ſo angebracht werden, daß ſie ſich damit bewegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 111. 1837.

Phönix.

Freitag, 12. Mai.

Eine Wanderung durch Paris nach Rueil

zu dem Grabe der Kaiſerin Joſephine.

(Schluß).

Wenn Napoleon ſeine Siegesfeſte feierte, ſo lag ja ordentlich eine poetiſche Gewitterluft auf der Hauptſtadt. Der Bourdon*) brauſet durch Paris, die Trompeten, die da ſchmettern, ſie haben an den Pyramiden geſchmettert; die Blitze dieſer Adler, ſie haben durch die Wüſte geleuchtet, und der Beduine erzählt mit Schrecken vom Sultan des Feuers. Da iſt der Imperator, im goldenen Gallawagen, die erfochtene Krone auf dem Haupte; ihm folgen die Könige und Fürſten, die er beſiegt und geſchaffen; man nennt ihn Majeſtät; er iſt der reichſte Herr der Welt; — es war eine Zeit, wo er ſeinen Mantel verſetzte, um einen Fiacre zu bezahlen. Und zu ſolchen Schauſpielen ſang Jouy ſeine Cantaten? Die größten Thaten der neuern Zeit werden Boudoirs-Dichtern zur Beute? Da finden Sie keinen Vers, welcher die Höhe des Giganten erreiche, keine Strophe, aus welcher die Flamme kriegeriſcher Begeiſterung ſchlüge, welche damals durch Frankreich ſtürmte. Im Arc de l'Etoile lebt ſie fort, die wahre Poeſie des Kaiſerreichs, jener unerſchütterliche Enthuſiasmus, der die Träume des Conſcrit bezauberte und ihm mit dem Marſchallsſtabe winkte, der in der zerſchoſſenen Bruſt des Grognard klopfte, welcher noch einmal das bleiche Haupt erhob, wenn ſein Kaiſer über das Schlachtfeld ritt, ihm ſein „vive l'Empereur" zum Lebewohl rief und ſich dann freudig niederlegte, um zu ſterben, zufrieden mit ſich und ſeinem Feldherrn, der ihn zum Siege geführt hatte.

Der Arc de l'Etoile erfüllt mit einer ſchauervollen Bewunderung, wie eine Tragödie von Corneille. Uns Deutſche erinnert er an die unheilvollſten Tage, die das Vaterland verwundet.

Vor ſechsundzwanzig Jahren ſtellte hier Napoleon ſeine Braut den Pariſern zur Schau. Die höchſten Staatsgewalten huldigten hier der jungen Kaiſerin. Unter den Zuſchauern ſtand Joſephine verkleidet und verſchleiert, nach der Ceremonie fuhr ſie eiligſt nach Malmaiſon zurück; aus der Ferne konnte ſie das Glockengeläute und den Kanonendonner vernehmen, womit die Hauptſtadt ihre Rivalin begrüßte. Die darauf folgende Nacht brachte Joſephinen die Wunde bei, an welcher ſie nach dem Sturze Napoleons ſtarb.

Von der Barrière de l'Etoile bis nach Neuilly iſt eine halbe Stunde, der Weg führte an dem Hauptthore des Bois de Boulogne vorbei, das zur Linken liegt, die Gegend wird ländlicher, es öffnen ſich freie Blicke über die Ebene, doch iſt die Straße noch gepflaſtert und mit Cabarets, Reſtaurants und Cafés beſetzt, die aber mehr und mehr durch Zwiſchenräume getrennt liegen. Es wurde allmählich lebendig; Tilbury's flogen vorüber zur Morgenpromenade in's Bois de Boulogne, mit zierlichen Frauengeſtalten in weißen Roben und ſchwarzen Mantillen, hohen Karriolen ſchleppten ſich dazwiſchen; Cabriolets und Fiacres fanden ſich ein; brillante Kutſchen verkündigten die Nähe des Hofes, Alles fuhr in völliger Gleichheit durcheinander; jeder behauptete ſeinen Platz mit deſto ſtolzerer Hartnäckigkeit, je dürftiger das Fuhrwerk war.

---

*) Die große Glocke von Notre-Dame.

Das Schloß des Königs zu Neuilly liegt völlig im Parke verſteckt; jenſeits der ſchönen Brücke von Neuilly ſenkt ſich ein Fußpfad in ein gar liebliches Thal, le Chanco genannt (am Chant du Coq, einer Herberge), es erhebt ſich in ſtarken Undulationen von der Seine an zwiſchen Puteaux und einer doppelten Reihe von Pappeln. Hinter Puteaux liegt die Villa des Herrn Thier's. Dieſes Thal iſt gar heiter und bequem und freudig; die Kunſt hat es nicht in ihre eiſernen Klammern und Steinmaſſen geſchlagen; die Natur läßt ſich hier gehen wie eine Fürſtin, die fern vom Hofe nicht mehr zu repräſentiren braucht; die Hecken wachſen ſo lange und ſo buſchigt als ſie wollen; die Bäume rauſchen mit vollen, freien Wipfeln durch die Lüfte; der Weinſtock rankt am Boden hin; man hört den Karſt erklingen und den Bauer, der zur Arbeit ſingt. Der Pfad ſchlingt ſich zwiſchen Gärten, Weinbergen und Gemüsfeldern, und ſteigt dann wieder zur Landſtraße auf; hier wurde ich durch ein gar liebliches Schauſpiel überraſcht. Unabſehbare Roſenfelder erſtreckten ſich zu beiden Seiten des Wegs, ſie ſtanden eben in voller Blüthe; ich habe nie eine ſolche Maſſe von Roſen geſehen, ſelbſt in Schulze's bezauberter Roſe nicht; Büſche von Knospen wiegten die aufſpringenden Kelche, andere glühten in der Fülle der Schönheit, mit Laubbüſcheln untermiſcht oder in dichte eclatante Gruppen gedrängt; hier und da ragte eine königlich hohe Blume über das Feld, auch ſaß wohl einzeln zwiſchen falbem Laube ein kränkelndes Roſenkind, gelb und welk und ohne Duft, das langſam dahinſtarb. Wenn der Wind ſich da hinein wühlte, ſo ſchwirrte das Laub melodiſch durcheinander, und der Athem einer Houri kann nicht himmliſcher duften, als dieſe wahrhaft feenhaften Gefilde.

Nanterre zieht ſich von der Landſtraße weit in die Ebene; man kommt bloß durch das weſtliche Ende, an einigen Gaſthäuſern vorbei, die alle von Patiſſiers bewohnt ſind. Die **gateaux de Nanterre** ſind berühmt; das ganze Jahr hindurch werden ſie an den Zugängen der Tuilerien feilgeboten. Bald erſcheint Rueil, ein Städtchen, drei Lieues von Paris, mit ſeinem ſchwerfälligen Pfarrthurme.

Bei Rueil öffnet ſich das Land weit hinaus; an dem duftigen Horizont zieht ſich auf buſchigten Anhöhn die Waſſerleitung von Marly; weiterhin zeigt St. Germain-en-Laye ſein alterthümliches Schloß, und die Villa der Frau von Pompadour ſchimmert von einem Hügel links; ganz nahe hat man ein ſehr modernes Landhaus. Weſtwärts von dieſem ziehen ſich die modernen Baumgruppen eines Parks, über den ſich hier und dort hohe Pappeln wiegen, die Fenſter ſind mit grünen Perſiennen geſchloſſen. Dieſe Läden, ſeit Jahren ſind ſie nicht mehr geöffnet worden; man kann ganze Tage hier weilen und man hört keinen Laut; kein Diener eilt durch den Hof. Wie war es hier einſt ſo lärmend! welche Feſte wurden hier gegeben! Könige mit ihrem Gefolge ſtanden einſt in dieſen Gemächern vor ihrem Gebieter! Hier ruhte Napoleon von ſeinen Schlachten in den Armen der ſchönen Creolin aus, an deren Hand er ſich auf die Höhe ſchwang, von welcher er ſie ſpäter unbarmherzig verſtieß. Dieſes Landhaus iſt Malmaiſon, jetzt das Eigenthum des Bankiers Ackermann, der es nicht bewohnt. Joſephine beſaß es bereits, da ſie Generalin Bonaparte wurde; damals war ſie reicher als ihr Mann, freilich brachte er nachmals halb Europa in die Errungenſchaft. Die alliirten Souveräne beſuchten Napoleon's Gemahlin in Malmaiſon, ſie gaben ihr eine Ehrenwache. Eines Tages hatte ſie Alexander zur Tafel; es war ein Leichenmahl, ſie konnte nicht zugegen ſein, ſie lag zu Bette und weinte unaufhörlich, die Königin Hortenſia machte die Honneurs; Joſephine ſtarb drei Tage nachher, den 29. Mai 1814, aus Schmerz über Napoleon's Unglück. General Sacken und ein Adjutant des Kaiſers von Rußland waren beim Leichenzuge. Joſephine liegt, wie wir bereits geſagt, in der Kirche von Rueil begraben; das Monument ſteht rechts vom Chore und iſt mit einem eiſernen Gitter umſchloſſen, die Kaiſerin kniet mit gefalteten Händen und betet; die Arbeit daran iſt nur zur loben; der hellweiße Marmor iſt auf's fleißigſte in Spitzen ausgezackt und in Atlasgewänder und Haarflechten ausgeſchnitten. Der Künſtler verſtand ſeine Sache; er handhabte den Meißel mit ſeltener Fertigkeit, aber er hatte wohl wenig gedacht in ſeinem Leben und noch weniger geweint und gebetet; kein Schmerz, keine religiöſe Begeiſterung lebt in dieſer reichgekleideten, zierlich knienden Figur; das Monument würde in kleinerem Maaßſtabe ein artiges Salonmöbel geben. Die Inſchrift iſt ſehr einfach: **A Joséphine Eugène et Hortense.** Das Einzige, was mich noch einigermaßen ergriffen, war ein Immortellenkranz mit einem Blatte Papier, auf welchem folgende Worte mit Bleiſtift geſchrieben ſtanden: „**Reconnaissance et amitié éternelle à Joséphine.**" — Außerdem lagen noch drei Todtenkronen auf dem Geſimſe; weniger, als das dürftigſte Grab auf dem Kirchhofe **Père la chaise.**

Der Todtengräber von Gürau.

(Fortſetzung).

Die ungeheure Größe ſeines Verbrechens, an welcher Klaus mit ſo ſchauerlicher Macht gerüttelt, ſank in dieſem Augenblicke auch faſt vernichtend auf Martin zurück; er zitterte, ſein wüſtes Auge ward dunkler, ſeine Kniee zitterten. Hätte nicht die Nacht der ſchauderhaften Wirklichkeit, welche über Gürau ihre Dünſte warf, den Geiſt des Schulzen niedergedrückt, er hätte in dieſem Augenblicke, durch innere Gründe von einem bis jetzt noch unenthüllten gräßlichen Verbrechen des Leichenmartin's überzeugt, ihn geradezu feſtnehmen und zur Unterſuchung führen laſſen mögen. Aber noch hatte die Eumenide ihr Geſpinnſt nicht vollendet: noch länger ſollte Martin's dunkler Stern am Firmamente wanken.

Kaum war Meiſter Klaus verſchwunden, als dumpfes Geläute von den Kirchenglocken herübertönte und den Leichenmartin zu ſeinem Geſchäfte rief. Das Begraben der die letzte Nacht Verſtorbenen ſollte beginnen, um Abends erſt wieder zu endigen.

Als die erſten Töne der Trauer-Glocken weinend und mahnend auf den Markt herabquollen: da ſchauerte Alles an Mark und an Nerven, und jedes Gefühl und jeder Gedanke ward ſchwül und ward dumpf.

„Nichts für ungut, wegen des Schrecks, den Euch Meiſter Klaus gemacht,“ redete Martin zum Schulzen, „muß jetzt wieder an meine Arbeit, die nicht Anfang und Ende hat; ſeht, was wolltet Ihr anfangen, wenn Ihr den Leichenmartin nicht hättet?“

„Heute will er meine Frau und Kinder, und Morgen mich ſelbſt begraben. Haltet ihn feſt, er iſt ein Mörder!“ — tobete noch immer der arme Birmerich.

„Waſſer, Waſſer! — o wie brennt's mich in meinem Herzen, um Gottes Barmherzigkeit willen, gebt mir Waſſer!“ — rief er dann wieder, indem er von den Leichen der Seinen auffuhr und zum Brunnen ſprang, die unnatürliche Glut ſeines Durſtes zu ſtillen. „Wie brennt die Sonne ſchon ſo früh, wie glüht mir die Bruſt ſo wund, wie heiß iſt der Staub unter meinen Füßen!“ ſprach er im Wahnſinn, eh' er noch den Mund an die fluthende Quelle hielt. „Ach wie gut, wie kühl, — — nun wird mir beſſer, — leb' wohl, Maria, lebt wohl, meine Kinder!“ Er hatte einen langen, langen Zug aus der Röhre gethan. Schnell tödtete im qualerfüllten Herzen das Gift. Ein Blick noch auf die Seinen, — das Auge ward hohl, — dann ſchien der weiße Schatten der Gattin ihm entgegenzuſchweben. — „Gott, ich ſterbe!“ rief er hierauf, und für immer hatte der Blick die Sehkraft verloren.

Höher thürmten ſich am Himmel die Wolken — ſtumm ſtanden auf dem Markte der Schulze und die Andern. Birmerich ward zu der Gattin und den Kindern gelegt.

III.

An dieſem Tage flüchteten viele Gürauer ſich aus dem Flecken und weit hinweg auf die Felder, um vor dem Peſthauche der Seuche noch zu wahren, was ſie ihre Anſprüche an das Leben nannten, um unter dem freien Himmel zu beten, daß das Auge des allmächtigen Vaters endlich wieder einen Blick der Gnade ſpende, des erhaltenden Lebens in die namenloſe Zerſtörung.

Jenſeits von Gürau, nicht allzuweit abgelegen von der Hauptſtraße, welche in's Land hineinführte, ſtand dazumal beim Eingange in einen kleinen Wald ein niederes, von einem großen Garten eingehegtes Häuschen, welches von Meiſter Klaus, dem Scharfrichter des Bezirkes Gürau, und ſeiner Ehehälfte bewohnt wurde. Die ſeltenſten Kräuter, die je unter die Hand eines Chemikers oder Arztes gekommen, allerhand merkwürdige Mineralien, und was in das Gebiet der Geheimkünſte gehört, womit die Natur in räthſelhafter Werkſtätte das Wunderbare übt, dies alles fand ſich in Meiſter Klauſens Garten.

Als er heute Mittag nach Hauſe gekommen von dem Schauſpiele, das er auf dem Markte in Gürau erlebt, gab er Liſabeth, ſeinem Weibe, nur wenig gute Worte, ſelbſt dieſe wenigen klangen mürriſch als Antwort auf die Dutzend Fragen, mit welchen ſie ihn bei der Zurückkunft beſtürmte.

„Will heute nun auch wieder nicht aufhören mit Läuten,“ ſagte ſie, „ſoll denn Alles zu Grunde gehen?“ —

„Schweig,“ verſetzte er mit Nachdruck, „ich geh' in den Wald, und dort will ich nicht geſtört ſein, denn du weißt: heut' iſt der neunte Julius. Folge mir nicht, oder ſei gewiß: noch heute wirſt du der Seuche unterliegen.“

In ſeinem Auge deutete ſich eine Geiſteshöhe an, welche ihn für einen ganz andern Lebenszweck, als den, welchem er jetzt dienen mußte, zu beſtimmen ſchien. Liſabeth machte ein betrübtes Geſicht, aber ſie wagte kein Wort zu erwiedern. Schon ſeit fünfzehn Jahren hatte ſie Muße, ſeinen Sinn, ſeinen Geiſt zu erforſchen. Klaus war gewaltig, wie in der Liebe, ſo im Haß, ſein Gefühl ſtarr, deſſen Tiefe aber unerkannt von dem Blicke der Menſchen, unter welchen er zu leben berufen war. Sein Leben war eine Satyre auf das Schickſal, und ſeine äußere Beſchäftigung lief dahin ab, dieſe Satyre in einzelne Handlungen überzutragen.

Als ſich Klaus dem Blicke ſeiner Frau entzogen hatte, ſchritt er durch eine hintere Thüre auf einem über eine Wieſe ſich hinſchlängelnden Fußpfade hinaus in den Wald, und als er tief und tiefer in denſelben hineingekommen war, blieb er plötzlich ſtehen und wandte den Blick, ſpähend und lauernd, feſt nach einer kleinen Waldkluft hin, über welcher man hoch in den Wipfeln der Tannen das Gekreiſch einiger Dohlen, untermiſcht mit dem Echo eines fernen Rabengeſanges, vernahm.

„Hm!“ ſprach Klaus in faſt ängſtlichem Gedankenfluſſe vor ſich hin, — „heute iſt der neunte Julius, und wenn der Geſang der Krähe nur von ferne mit dem der Dohle ſich vermählt, ſo bedeutet's was Gutes. Was ſingt der Rabe? Horch! — — —“

„Ich verſtehe dich, prophetiſches Geſchöpf, und will deinem Winke folgen. Du logſt mir nie, ich habe deine Antwort auf meine geſtrige Frage.“ — Mit dieſen Worten kehrte er vom Fußpfade ab und rannte der ſonderbaren Waldkluft zu, welche ſich durch den Mißwachs der Tannen in einer Tiefung des Bodens gebildet hatte. Die Niederung mochte nicht ſelten Beſuche erhalten, man ſah's an der künſtlichen Weiſe, womit ein bequemer Ruheſitz inmitten wilden Geſträuches errichtet war, und neben welchem noch friſche Menſchenſpuren ſich zeigten.

„Singet nur, ihr geſchwätzigen Vögel, in deren Stimmen ich vor neunzehn Jahren zum erſtenmal mein Schickſal erſchaut. Ha, wie Alles ſo gekommen! Und dieſe Menſchen ſoll ich noch lieben, zu deren Geſchlecht die Natur mich gezeugt? Ich möcht' aufhören ein Menſch zu ſein, wenn mich die Eumenide in ihrem Dienſte verbraucht hat. Als Rabe möcht' ich dann über die Menſchen fliegen, um über ihr Elend zu ſpotten, zu höhnen über die hölliſche Qual, welche die eigene Schlechtigkeit ihnen unaufhörlich bereitet, daß ſie endlich darin untergehen.“ —

Hier hielt er inne, denn fern aus den Lüften tauchten die Töne des Raben nah' und näher herab.

„Ha, auch jetzt verſtehe ich dich, du wunderliches Thier; — ich Thor, der ich, ein Menſch, gleichwohl über mein Geſchlecht ſpotte, ohne doch die Kraft in mir zu fühlen, das Geſchlecht durch eine große That erhöhen zu können. Weßhalb kam ich hierher an dieſen Ort, wo ſchon ſo manche geheimnißvolle Leuchte aus dem dunkeln Boden vor meinem Auge emporquoll, — weßhalb? Hör' ich nicht über mir unaufhörlich die Antwort? — Deinetwegen, Martin, dem mich die Sterne entgegenſtellten!“

Klaus ſah nach allen Richtungen ſich um, als fürchte er eben ſo ſehr etwas zu erblicken, was er zu vermeiden ſuchte, als von einem verborgenen Auge geſehen zu werden, holte er aus ſeiner Taſche eine kleine zinnerne Büchſe hervor, und nahm ſie zwiſchen beide Hände, in den Daumen und Zeigefinger.

„Dein Tag iſt gekommen, Martin. Laß ſehen, was dieſe ſandigen Griffel mir bezeichnen als das Mittel, wodurch es geſchehe!“

Und mit abergläubiſcher Andacht hob Klaus die ganze Rechte an die Büchſe, um deren Deckel aufzuſchlagen. Es rauſchte gewaltiges Windeswehen durch die Zweige, auf dem Boden rings herum rieſelte und raſchelte es ſeltſam in den abgefallenen Blättern, welche vom Winde geſchüttelt an den Stämmen der Tannen und Eichen ſich emporhoben. Senkrecht über Klauſens Haupte rauſchete eines Vogels Flügelſchlag, des Meiſters Auge glitt empor, — ſiehe, da erblickte er den Raben. „Weh!“ ſchrie Klaus, „ſo iſt es ohne mich geſchehen, und ich komme um der Vergeltung Preis!“

Da ſchlugen hoch in der Luft die Fittige des Vogels ſtärker und ſtärker zuſammen, und flatterten hinweg mit Eins, wie im Murmeln eines fernen Donners. Klaus war wie vernichtet, die Büchſe war ihm aus der Hand gefallen, vergebens hatte er geſucht, ſie zu öffnen und ihren Inhalt zu entleeren.

„Was iſt mir geſchehen — — ha, der neunte Julius — und ein Wahnſinn band mir die Augen zu — nun iſt's vorüber — Gottlob!“ — rief er ſich zu, raffte ſich auf, ließ die Büchſe liegen und rannte von dannen. Sein Weg aber führte nicht zurück zu ſeiner Hütte, ſondern vorwärts auf ſchmalem, halbverwachſenem Pfade durch das Dickicht, immer tiefer und tiefer in den Wald hinein: die Tannen wurden höher, und weiter zwiſchen ihnen die Räume, der Himmel aber ward in breiterm Gewölbe ſichtbar. Endlich quoll ſein ganzes Rundgewölbe hernieder, es war licht ringsum, der Wald nahm ein Ende auf dieſer Seite. Da zeigte ſich ein ſchönes, weites Fruchtgefilde, in hohen Ähren ſchwoll das reiche Korn, von überreifem Leben ſtrotzend und ſich neigend, doch der Schnitter ließ lange warten, die herrliche Gottesgabe zu pflücken. Es waren dies die Äcker der Reichſten aus Süran, welche faſt ſämmtlich ſchon von hinnen gegangen. In eigener, ſchwellender Überfülle ſollte ſie jetzt — gleich einer überſchwänglichen in Schmerz und Weh untertauchenden Menſchenherzen — verderben, der Ähre üppige Frucht; es jammerte Klauſen, als er das reiche Feld überſah und an das ungeheure Verbrechen dachte. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ Kinder-Bewahr-Anſtalten in Böhmen. — Schon beſtehen mehrere Kinder-Bewahr-Anſtalten in Prag, und da dieſe Inſtitution auch in den übrigen Städten Böhmens Eingang findet, ſo hat man den Plan gefaßt, für dieſelben eine Central-Direktion zu bilden, welche für deren Vermehrung und Vervollkommnung Sorge zu tragen haben wird. Daß menſchenfreundliche Privatvereine die Initiative zu jener Einrichtung ergriffen, entſpricht der Aufgabe des Jahrhunderts, wonach das Allgemeine durch die freie Gemeinſamung der Einzelnen zu Beſtand kommen ſoll. Anderſeits muß aber auch die Staatsregierung, in welcher ſich das rechte Streben der Staatsbürger concentriren ſoll, den Privatvereinen entgegen kommen, und der Pflicht inne werden, nicht minder für die kleinſten, wie für die großen Kinder zu ſorgen.

⁂ Das Sprachgeſchlecht der Titanen. — Hr. Dr. v. Xylander, der ſchon durch mehrere Schriften ſich eine rühmliche Stelle unter den Sprachforſchern erworben, hat in der eben bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erſchienenen Schrift: „das Sprachgeſchlecht der Titanen,“ — auf dem Wege grammatiſcher und lexikaliſcher Vergleichung, nachzuweiſen verſucht, daß die tatariſchen Sprachen, ſowohl unter ſich, als mit der Sprache der Hellenen urſprünglich verwandt ſind, und daß der tunguſiſche Dialekt der Mandſchu ſelbſt als ein Urdialekt des Griechiſchen betrachtet werden könne. Hr. Dr. v. Xylander erkennt in den Tunguſen und anderen Stammverwandten die Nachkommen derſelben Scythen, von denen Herodot berichtet, in den Scythen die Stammväter der Hellenen und in den Tataren der Tartarei die Titanen des Tartarus. Ebenſo glaubt er nachweiſen zu können, daß alle in dieſe Unterſuchung gezogenen Sprachen nur verſchiedene Entwicklungsſtufen oder Dialekte eines und deſſelben Uridioms ſind.

⁂ Franzöſiſches Theater zu Alexandrien. — Der Chef eines der erſten Handelshäuſer von Alexandrien hat daſelbſt ein Theater gegründet, in welchem bereits im verfloſſenen Winter eine Reihe franzöſiſcher Stücke zur Aufführung gekommen. „Les deux précepteurs,“ — „le philtre champenois,“ — „le comédien d'Etampes,“ — „la somnambule,“ — „les rendez-vous bourgeois“ wurden mit großem Beifall aufgenommen. — Chriſten, Juden und Türken feiern hier im Tempel der Muſen, — ohne es es zu wiſſen, — das Vorfeſt ihrer einſtigen Union.

⁂ Die Akademie der Ackerbau-, Fabrik- und Handels-Induſtrie zu Paris wird am 24. Juni d. J. ihre dritte jährliche Ausſtellung veranſtalten und Ehrenmedaillen vertheilen an diejenigen, die im Laufe des v. J. eine wichtige Entdeckung gemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 112. 1837.

Phönix.

Samſtag, 13. Mai.

Geſchichte der Mäßigkeitsvereine.

Im **IX.** oder **X.** Jahrhundert entdeckten die Araber die Bereitung des Alkohol's, welches Anfangs, als Arznei gebraucht, den Namen *Lebenswaſſer* **(aqua vitae)** erhielt, und noch zu Ende des **XVI.** Jahrhunderts ließen die Engländer ihren Soldaten ſolches Aquavit als *Herzſtärkung* verabreichen. Aber bald wurde das Lebenswaſſer zum Todestrank für Millionen. Smollett erzählt, daß, unter Wilhelm und Maria, Brantwein- (Gin-) Verkäufer in England auf ihren Aushängſchilden ankündigten: „für die kleine Summe von einem Pfennig (3 kr.) könne man ſich betrinken und für zwei Pfennige ſich todttrunken machen; den Schläfern gebe man das Stroh umſonſt.“ Das Parliament beſchränkte in der Folge den Verkauf der geiſtigen Getränke; ſeit aber 1827 dieſe Beſchränkungen aufgehoben, gibt es ſg. *Gin-Paläſte* in London, wo Tauſende dem Trunke fröhnen, wie es denn Monate gegeben, in denen an 4000 Betrunkene, die Nacht auf der Straße liegend, gefunden und auf das Polizei-Amt gebracht worden.

Vielleicht nirgends hatte aber die Trinkſucht mehr uberhand genommen, als in Nordamerika, wo von 1790 bis 1832 faſt eine Milliarde Flaſchen geiſtiger Getränke eingeführt und im Jahre 1825 der jährliche Verbrauch auf 274 bis 328 Millionen Flaſchen (für eine Bevölkerung von **circa** 12 Mill.) angeſchlagen wurde. Wirklich zählte man in jenen Jahren an 30,000 entſchiedene Trunkenbolde, und der hierdurch erwachſende Schaden wurde auf 300 Millionen Franken geſchätzt.

Aber wo das Verderben auf's Höchſte geſtiegen, erblühte auch das Heilmittel. Schon frühe hatte man in Flugſchriften und Tagblättern und von der Kanzel herab zur *Mäßigkeit* im Genuſſe jener Getränke ermahnt. Beides vergeblich. Auch eine 1813 in Maſſachuſetts zu dieſem Zwecke gebildete Geſellſchaft erfreute ſich nur geringen Erfolgs. Das Übel mußte an der Wurzel angegriffen werden. Da vereinigten im J. 1816 einſichtsvolle Menſchenfreunde ſich zur völligen Abſchaffung der geiſtigen Getränke, und eine Zeitſchrift wurde zu Boſton gegründet, durch welche die *amerikaniſche Mäßigkeitsgeſellſchaft* ihren Grundſätzen Eingang zu verſchaffen ſuchte.

Sehr bald zeigte ſich eine allgemeine Theilnahme. Die Sache wurde in vielen Flugſchriften beſprochen, und zu Ende 1818 zählte man ſchon mehr als 200 Mäßigkeitsvereine mit nahe an 30,000 Mitgliedern. Man ſah ganze Regimenter der Miliz, Körperſchaften von Geiſtlichen, Ärzten, Advokaten entſprechende Beſchlüſſe faſſen, und im Jahre 1830 war die Zahl der Vereine auf mehr als 1000 mit mehr als 100,000 Affiliirten geſtiegen; mehr als 50 Brennereien und 400 Brantweinwirthſchaften waren eingegangen. Zu Lyme im Vermont, wo der Verkauf von 6000 Gallonen auf 600 herabgeſunken, hatte die Sterblichkeit von $24\frac{1}{6}$ ſich auf $17\frac{1}{2}$ von 100 vermindert.

Im Jahre 1831 fing man nun auch an, die tägliche Brantweinration bei den Soldaten und Seeleuten mittelſt einer Solderhöhung abzuſchaffen und 1832 hatten von 1107 Seeleuten an Bord der amerikaniſchen Eskadre im Mittelmeere ſchon 819 die Entſchädigung angenommen. So konnte ſchon im folgenden Jahre die Brantweinvertheilung im ganzen Heere abgeſchafft werden.

Dem letzten Berichte der nordamerikaniſchen Mäßigkeitsgeſellſchaft zufolge hatten im vorigen Jahre ſchon nahe an 2 Millionen Einwohner völlig dem Genuſſe geiſtiger Getränke entſagt, und mehr als 8000 Vereine mit ungefähr 1½ Millionen Mitgliedern waren in Thätigkeit zur weiteren Verbreitung dieſer Reform. Schon 4000 Brennereien hatten ihre Arbeit, und 8000 Verkäufer ihren Debit eingeſtellt. Wenigſtens 1200 Schiffe waren ausgelaufen, ohne Brantwein an Bord zu haben und man zählte 12,000 gebeſſerte Trunkenbolde! —

Indeſſen war die Anerkennung der Mäßigkeitspflicht, wie 50 Jahre früher die Anerkennung der Menſchenrechte — auch für die übrigen Welttheile fruchtbringend geworden. Seit 1831 haben in Großbritanien, Irland, Schweden und Rußland ſich Mäßigkeitsvereine gebildet, und beſonders von der zu London gegründeten britiſchen und fremden Geſellſchaft aus hat dieſe Reform ſich nach allen engliſchen Colonien hin verbreitet, ſo daß jetzt Mäßkeitsvereine in allen fünf Welttheilen beſtehen. Daß auch in Frankreich und Deutſchland einige, freilich noch ſehr unbedeutende Veranſtaltungen zu gleichem Zwecke getroffen, iſt ſchon im Feuilleton des vor. J. berichtet worden. Um dieſes Werk zu fördern, iſt ein edler Nordamerikaner, Herr M. R. Baird, nach Europa gekommen, und hat im vor. J. zu Paris eine **„Histoire des sociétés de tempérance"** erſcheinen laſſen, die er kürzlich auch zu Berlin in deutſcher Sprache herausgegeben und S. k. H. dem Kronprinzen von Preußen gewidmet hat. Wie nun in Sachſen bereits unter dem Schutze S. k. H. des Prinzen Johann ein Mäßigkeitsverein beſteht, ſo ſieht man mit Nächſtem auch der Bildung eines ſolchen in der Hauptſtadt Preußens entgegen, was dann hoffentlich auch die übrigen Hauptſtädte Deutſchlands veranlaſſen wird, in dieſer ſo heilſamen Reform den Nordamerikanern und Engländern nachzueifern.

Gründung einer Blindenanſtalt zu Frankfurt a. M.

Die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und Wiſſenſchaften zu Frankfurt a. M., die ſchon ſo viele preiswürdige Veranſtaltungen getroffen, hat in dieſen Tagen ihre Krone mit einem neuen Edelſteine geſchmückt. Sie hat beſchloſſen, eine Unterrichtsanſtalt zu gründen, in welcher ſchul- und bildungsfähige blinde Kinder, ohne Unterſchied der Confeſſion und des bürgerlichen Verhältniſſes, vom 5. bis 16. Jahre durch moraliſche, intellektuelle und techniſche Ausbildung für einen ihren geiſtigen Fähigkeiten und körperlichen Kräften angemeſſenen bürgerlichen Beruf befähigt werden ſollen. Da man im Durchſchnitt auf 60,000 Menſchen 4 bis 7 ſchulfähige Blinde rechnet, — ſo iſt die Zahl der Schüler auf 10 feſtgeſetzt, und werden die Kinder der Staatsangehörigen unentgeldlich durch einen aus der Kaſſe der Anſtalt zu beſoldenden Lehrer unterrichtet. Herr Koſel, der hochverdiente Direktor einer von ihm errichteten Taubſtummenanſtalt, wird auch die Leitung des Blinden-Unterrichtes übernehmen. Die Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte hat nun bereits außer Lokal, Heizung und Beleuchtung für den Unterricht noch eine Spende zugeſagt, und es iſt mit Gewißheit vorauszuſetzen, daß ſowohl durch ſonſtige freiwillige Beiträge als durch Zuwendungen von Seiten öffentlicher Stiftungen ſich bald ein völlig zureichender Fond gebildet haben wird, um dem edlen Zwecke der ſtiftenden Geſellſchaft auf das Vollkommenſte zu entſprechen. Schon im Laufe d. M. wird die Anſtalt mit 4 Knaben von 6—11 Jahren eröffnet. —

Rheiniſcher Kunſtverein.

(Nachtrag).

Fünf nach dem Schluſſe der Darmſtädter Ausſtellung angelangte Bilder, welche nunmehr die Manheimer ſchmücken werden, dünken mich ehrenvoller Erwähnung werth. Den Ehrenplatz darunter nimmt ein „Kloſterkreuzgang" von Haſenpflug aus Halberſtadt ein. Ich möchte dies Bildchen den bekannten ſonnigen Architekturen v. Bayr's in München, zu denen es einen ſcharfen Contraſt bildet, an die Seite ſtellen. Haſenpflug's Bild (wie die Bayr'ſchen) iſt nicht eine bloße trockene Abſchrift der Wirklichkeit, ſondern ein auch ohne Figuren belebtes charakteriſtiſches Genreſtück, und ſpricht in der That eine Handlung aus, ſo wunderlich dies klingen mag. Der Schnee iſt aus dem offenen Geviert in den Gang hereingeweht, Mittags aufgethaut und nun wieder leicht zugefroren. An dem Ofenloch in der Wand ſteckt noch der Schlüſſel, den der Laienbruder, der fortgegangen, abzuziehen vergeſſen, kleingeſpalten Holz liegt in ſauberem Häufchen darunter, darüber ſtreckt ſich eine Röhre heraus. Es wird eben nicht geheizt, — gewiß aber kommt der Bruder bald wieder. Die Decke iſt völlig berußt, die Wand unter'm Kamin vom Holzeſſig beträuft. Dies Alles iſt, von der trefflichen Perſpektive an, bis auf den Charakter des Sandſteines und die Spinnweben, mit unnachahmlicher Treue wiedergegeben; der Schnee ſo flockig und leicht, dabei die Wände im Reflex der vollen aber nicht grellen Beleuchtung ordentlich warm. Eine ächt deutſche Winterbehaglichkeit.

Effektreicher vielleicht, aber nicht von gleicher innerer Wahrheit iſt eine Düſſeldorfer Winterlandſchaft von Lange (aus Darmſtadt). „Ein verfallender Thurm am Rheine, mit Schnee bedeckt," ein Bogen, eine Durchſicht gewährend, im ächten Winternebelduft hinten die Stadt. Letzteres, die Ferne, iſt wohl das Gelungenſte und Beſtechendſte zugleich. Der Schnee im Vorgrunde hat etwas zu Bläuliches im Tone, wofür ſich kein Grund durch Beleuchtung oder Reflexe finden läßt.

Ein drittes wackeres Architekturbild war das „Thor von Mittenwalde bei Berlin," von Krüger in Berlin, gar treu und fleißig, vielleicht zu minutiös ausgeführt, ſo, daß das als verfallend dargeſtellte Bauwerk durch die Lebhaftigkeit der Färbung faſt wie eine moderne Ruine ausſieht.

Schulten in Düſſeldorf, mir auf der vorjährigen Frankfurter Ausſtellung als ein reichbegabtes Talent bekannt geworden, hatte eine ſehr verdienſtliche Landſchaft geſandt. Ein Friedhof im Gebirge iſt das Süjet; unwillkührlich fiel mir, als ich das Bild betrachtete, meines Freundes Anaſtaſius Grün tiefſinniges Gedicht bei, welches ich im vorigen November im Phönix mittheilte. Dieſer Friedhof iſt ſo ohne alle Affektation „unnützer Betrachtungen," ſo wahrhaft friedlich in ſeiner Thaltiefe; er weckt — nicht durch das ſtereotype dumme Zeug von Vergänglichkeitsapparaten, — ſondern durch den Charakter der Natur eine ſanfte Melancholie, daß man den „Tannenbaum" ſuchen möchte, der ſich ſchon „als Kahn in dieſem ſtillen grünen Ocean träumt."

Von Andr. Müller aus Darmſtadt, (in Düſſeldorf) ſah ich ein Genrebildchen: „Ein junger Karthäuſermönch" ſitzt unter einem blühenden Hollunderſtrauch in der heiligen Schrift leſend; ein anderer (in der Perſpektive) blickt aus einer offenen Gallerie auf's freie Land hinaus. Eine gewiſſe Empfindelei weht aus dem Bilde, die zum Theil in dem Ernſt des Vorwurfs begründet iſt, deren Schuld jedoch mit auch die Auffaſſung des leſenden Mönches trägt, der etwas zu wehmüthig und aſcetiſch gerathen iſt, trotz ſeines geſunden Ausſehens. Die Technik kann nur gelobt werden; jene liebevolle Sorgfalt, mit welcher die Düſſeldorfer von oben bis unten jedes Detail ausführen, daß Ölbilder manchmal ſogar wie Miniaturen ausſehen, hat hier im vollen Maße gewaltet.

„Abendruhe im Herbſt."

(Wilhelm Schirmer's neueſte Landſchaft).

Profeſſor W. Schirmer in Düſſeldorf ſchickte dieſe ſeine neueſte Landſchaft nach Darmſtadt, damit ſie den Turnus des rheiniſchen Kunſtvereins mitmache. Mit ihr zugleich kam (die Ausſtellung war leider ſchon geſchloſſen) ein Schreiben, daß der Berliner Kunſtverein ſie (ungeſehen) gekauft (für 732 fl.).

Ich bin moraliſch überzeugt, daß dieſe Landſchaft, welcher ich die ſparſam zu ſpendende Benennung claſſiſch zu ertheilen nicht anſtehe, keine Veduta iſt; demungeachtet wird jeder, der vor das Bild tritt, eigenthümlich betroffen, in ſeinen Reminiscenzen nach der Gegend ſuchen, welche hier porträtirt ſei. Welchen ſchöneren Triumph könnte Schirmer feiern, als dieſe unwillkührliche Anerkennung der inneren, poetiſchen Wahrheit ſeines Werkes?

In der That: das iſt eine ächt deutſche Landſchaft, die Schirmer großartig und — ganz ſeiner ſonſtigen Weiſe zuwider: keck, frei, wie a vista hingemalt hat; da iſt nichts Getüpfeltes, nichts Berechnetes, das Ganze iſt der volle Erguß einer Stimmung, deren ein rechter Meiſter ſich klar bewußt wurde, und kein Mittel, das er angewandt, verkümmert den Totaleindruck des künſtleriſchen Zweckes.

Wir befinden uns auf einem ſandig-lehmigen Berg-Waldweg, den zu beiden Seiten ſchöner Moosgrund umgibt, auf der einen im Schatten liegenden drücken ſich leichte junge Stämme ſcharf gegen den Horizont ab, auf der andern ſchimmern gewaltige Eichenwaldmaſſen in der herbſtlichen Blätterfärbung, welche mit der Abendbeleuchtung harmoniſch verſchmilzt. Ein Mann, der ſein Tagewerk vollbracht und ein Scheit trägt, ein Junge an ſeiner Hand, ein Reißigbündel nachſchleppend, wandeln nieder. Tiefer unten köſtliche Waldſtrecken. Du meinſt, zwiſchen den einzelnen Parthieen die leichten faſt unmerklichen Nebel aufſteigen zu ſehen, ſo leiſe, daß keine Contur verliert, daß jene nur die Schärfe derſelben, welche die Abendbeleuchtung hervorbringen muß, zu mildern ſcheinen. In weiter Ferne — ein Gewäſſer, mit angedeuteter Ortſchaft am Ufer, in bleicher Grelle, dahinter die ſanfteſten graziöſeſten Berglinien, die man ſich denken kann, drüber der Abendhimmel, in welchem das Licht nur durch eine zarte Helle noch erkennbar iſt; ſchärfer markirt ſich letzteres an den Zweigen eines aus dem Mittelgrund emporſteigenden Baumes. Die Verhältniſſe der Beleuchtung zu den Höhenverſchiedenheiten ſind wahrhaft meiſterlich ſtudirt und ausgedrückt. Die elegiſche Stimmung iſt natürlich in dieſem Landſchaftsgedicht die vorherrſchende; doch iſt ſie frei von jeglicher Weichlichkeit, je weicher auch die Einzelheiten, beſonders die Mittelgründe gehalten ſind, worauf ich aufmerkſam mache, weil man an frühern Bildern Schirmers hier und da eine gewiſſe Härte getadelt hat, die vielleicht aus allzugroßer Gewiſſenhaftigkeit entſprang und auffallenderweiſe hier nicht zu treffen iſt, wo der Meiſter völlig frei geſchaffen zu haben ſcheint.

Ich halte dieſe neueſte Landſchaft Schirmer's für die beſte von allen ſeinen übrigen mir bekannten.

Dr. Philippſon's „Allgemeine Zeitung des Judenthums."

Von der, von Dr. Ludwig Philippſon, iſrael. Prediger in Magdeburg, angekündigten „allgemeinen Zeitung des Judenthums," welche „ein unpartheiiſches Organ für alles jüdiſche Intereſſe in Betreff von Politik, Religion, Litteratur, Geſchichte, Sprachkunde und Belletriſtik" werden ſoll, ſind uns die Probeblätter zugekommen. In dem Proſpektus wird, mit Bezug auf die im vor. Jahrh. begonnene Reform des Judenthums bemerkt: „die Extreme ſtellten ſich auf, und während ſich die Einen vom alten Zuſtand völlig loslöſten, die Anderen bei demſelben völlig verharren wollten, ſchwankten noch Andere, und zwar die Mehrzahl, hin und her, beſetzten unbewußt die tauſend Zwiſchenſtufen, ohne daß ſich bis jetzt ein allgemeiner Vereinigungspunkt finden ließ, ohne daß man überhaupt nachzuweiſen wußte, woran man ſich feſtzuhalten habe." Noch fehlte es, heißt es weiter, an einem allſeitigen Organe des inneren und äußeren Kampfes des „aus tauſendjähriger Stockung herausgetretenen Lebens. Ein ſolches Centralblatt aller jüdiſchen

Angelegenheiten, — der Partheien, Lehren und Ausſichten des Judenthums — wird hiermit dargeboten.“ Den Probeblättern nach zu urtheilen wird dieſe Zeitſchrift dem Hauptendzwecke, zur wechſelſeitigen Verſtändigung beizutragen, entſprechen, und ſo gereicht es uns zur Freude, ſie hiermit unſeren Leſern zur Anſchaffung zu empfehlen. Für den Jahrgang von 78 ſauber gedruckten Quartbogen iſt der äußerſt billige Preis von 2 Rthlr. 12 ggr. angeſetzt.

Chronik der ſchönen Literatur.

27) Die Martinsvögel. Bilder aus dem vierzehnten Jahrhundert, mit Arabesken aus unſerer Zeit, von Wilhelm v. Chézy. Carlsruhe, W. Creuzbauer. 1837.

Nichts unausſtehlicheres, als der Uebermuth eines Junkers! Dies Buch Chézy's riecht darnach, Chézy ſelbſt geſteht es, und fühlt ſich behaglich in dieſem Element. Es thut mir leid, daß Chézy ſein Talent und ſeine Kraft ſo arg herabkommen ließ. Chézy beſaß einen reichen Fond von Kenntniſſen und Phantaſie, von Combinationen und Darſtellungskraft. Wie dies alles in ſeinem Buche verwittert, in Trümmern zum Vorſchein kommt! Es iſt zum Jammern, wie er ſich mit traditionellen ſchlechten Späſſen behilft, um einen zu Grunde gegangenen edlen Humor zu erſetzen! Die Arabesken, bei denen das Talent Chézy's für dramatiſche Darſtellung noch immer unverkennbar iſt, drehen ſich um die Verhöhnung eines jüdiſchen Schöngeiſtes; der hiſtoriſche Kern, die eigentliche Novelle, iſt aus der Geſchichte des Schlöglerbundes gegriffen. Das Vorbild Spindlers iſt unverkennbar; ich meine jedoch nicht, daß Chézy Spindlern nachgeahmt, es ſind wohl nur unwillkührliche Reminiscenzen. Aber, was bei Spindler derbe Natürlichkeit, Ausfluß überſprudelnder Kraft, iſt bei Chézy meiſt erkünſtelte Rohheit.

28) Myrthenblüthen. Ein Cyclus von Liebesnovellen. Von Fr. W. v. Schönfeld. Magdeburg, Eduard Bühler. 1837.

Vier Erzählungen, von denen keine ſich durch Originalität der Erfindung, oder durch Superiorität einer Idee auszeichnet. Nicht einmal Raffinement iſt anzutreffen, was doch ſonſt meiſt als Surrogat für jene beiden dienen muß. Die beſte Piece iſt immerhin die dritte „das Ende eines ſchönen Tages,“ eine Schilderung der Kaiſerin Joſephine vor und während ihrer Scheidung. Wunderlich iſt die Sprache, welche auf's erſte Lauſchen altväteriſch klingt, — wenn man ihr näher auf den Leib rückt, hat ſie ganz das Anſehen einer ſchülerhaften halb ängſtlichen und halb nachläſſigen Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen.

29) Glaßbrenner's Taſchenbuch für ernſte und heitere Poeſie (2 Bändchen, Berlin 1836 — 1837, Plahn'ſche Buchhandlung)

iſt ein anſpruchloſes, geſchmackvolles Etui, worin von den beſten lebenden und verſtorbenen deutſchen Poeten irgend eine reizende Kleinigkeit wie als Deviſe ſteckt, die den Geber charakteriſirt und dem Empfänger Freude machen kann. Glaßbrenner hat bei ſeiner Auswahl meiſt auf jene Gedichte Rückſicht genommen, welche mehr oder minder ſchon Volkseigenthum geworden ſind, und auf ſolche, die es zu werden verdienen. Der ungemein billige Preis wird beitragen, der netten Sammlung jene Verbreitung zu verſchaffen, die ſie verdient.

Feuilleton.

∴ Ein blind- und taubgebornes Kind. — In der Revue medicale gibt Hr. Chauvin, Arzt im Departement der Loire inférieure, die Geſchichte eines Kindes, Namens Julien Roſe, welches blind und taubgeboren — erſt im zwölften Jahre ſeines Alters geſtorben. Es war übrigens durchaus gut gebildet, trank, aß, ſchrie und ſchlief, wie jedes andere Kind, konnte aber niemals gehen lernen. Stellte man es auf die Füße, dann machte es völlig ungeregelte Bewegungen. Auch verſtand es nicht, ſich ſeiner Hände zu bedienen, um etwas zu ergreifen oder feſtzuhalten. Nur zufällig ſchloß es manchmal die Finger zuſammen, wenn es etwas berührte. Hielt es ein Stück Brod oder eine Frucht im Munde, dann biß es ohne Unterlaß, ohne hinterzuſchlucken, ließ auf beiden Seiten des Mundes herunterfallen, was es gekaut, und ſchluckte erſt den letzten Biſſen, wenn es nichts mehr zu kauen hatte. Doch war ſein Geſchmackſinn ſehr entwickelt. Es bewegte ſich vor Freuden, wenn man ihm etwas ungewöhnlich Leckerhaftes gab. Es ſtieß dann einen Ton aus, der etwa wie hun oder hon lautete. Wenn es hungerte, dann öffnete es den Mund und wandte den Kopf nach allen Seiten, wie die jungen Vögel zu thun pflegen. Für Liebkoſungen war es außerordentlich empfindlich. Hielt man es auf den Knieen, küßte oder ſtreichelte man es, dann zitterte es vor Wonne (tressaillit) am ganzen Körper. Das Einzige, was es gelernt hatte und was ihm ebenfalls ein ungemeines Vergnügen machte, war, daß es einige ſeiner Haare nahm und ſie durch die Zähne zog. Wenn es litt, ſchrie es in ſeinem zehnten und eilften Jahre gerade, wie es als kleines Kind geſchrieen. Sein Geiſt indeß ſchien ſeine Gefangenſchaft zu fühlen. Sehr begierig nach Empfindungen des Taſtens, gab es ſeinen Verdruß durch ſchneidende Töne zu erkennen, wenn man ihm keine Gelegenheit zu ſolchen Genüſſen bot. Das Gehirnleben war ſo thätig, daß alle ſeine Krankheiten ſich durch Zuſtrömen des Blutes nach dem Kopfe, Krämpfe und längere Betäubung kund gaben. Eine ſolche Krankheit brachte ihm den Tod.

∴ Ob Juden der Buchhandel zu geſtatten? — In der Sitzung der erſten königl. ſächſiſchen Kammer vom 21. April erklärte Hr. v. Ammon ſich nachdrücklich dafür, daß den Juden der Buchhandel zu geſtatten ſei, und bemerkte u. a.: „er wiſſe aus ſicherer Quelle, daß der dritte Theil der deutſchen Buchhändler bereits Juden oder wenigſtens getaufte Juden ſeien.“ (?) Dagegen verſuchte Dr. Günther, der 17 Jahre lang Conſulent der Leipz. Buchhändler war, aus ſeiner Erfahrung nachzuweiſen, daß den Juden der Buchhandel nicht geſtattet werden dürfe. Die Kammer entſchied ſich für die letztere Anſicht mit 21 gegen 9 Stimmen. — Unſeres Wiſſens war den Nicht-Israeliten in Paläſtina mit Handſchriften zu handeln unverboten.

∴ „Die Hugenotten“ von Meyerbeer ſind in Deutſchland zum erſtenmal am 10. April in Leipzig, und kurz darauf auch in Cöln gegeben worden. An letzterem Orte mußte aber die Oper ſich gefallen laſſen, nicht nur in Margaretha von Navarra umgetauft, ſondern auch an mehr als einer Stelle beſchnitten zu werden.

∴ Barante's Geſchichte der Herzoge von Burgund. — Von Herrn de Barante's „Histoire des ducs de Bourgogne“ iſt jetzt die 30ſte Lieferung erſchienen. Die zahlreichen Holzſchnitte, welche dieſe Ausgabe ſchmücken, ſind größtentheils von Delaroche, Delacroix, Scheffer, Alfred und Tony Johannot gezeichnet und von dem ſehr geſchickten Thompſon in Holz geſchnitten.

∴ Engliſche Auswanderer nach Nordamerika. — Nach Porter's „Progress of the nation“ (I. 129) ſind in den Jahren 1831 bis 1834 von Großbritannien nach New-York und Quebeck ausgewandert:

im Jahre 1831 . . . . . 72,872.
„ — 1832 . . . . . 60,019.
„ — 1833 . . . . . 37,852.
„ — 1834 . . . . . 57,473.

∴ Der Tonnengehalt der drei größten Handelsmarinen. — Im Jahre 1833 betrug der Tonnengehalt ſämmtlicher Handelsſchiffe

von England . . 2,325,000 Tonnen (20 Ctr.)
„ Nordamerika 1,440,000 —
„ Frankreich . 670,000 —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº. 113. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 16. Mai.

Auguſt Wilhelm Iffland.

(Fortſetzung).

Wie die Weltgeſchichte das Weltgericht iſt, ſo iſt die Kunſtgeſchichte der beſte Kommentar zu dem eben Geſagten.

Wohin gehörten denn Garrik, Eckhof, Iffland, mit ihren ärmlichen, verwahrloſten Naturgaben; wohin Fleck, Eßlair, Kunſt, mit ihren Heroengeſtalten, wenn jener poetiſche Funke nicht eine Ätherflamme hervorzurufen im Stande wäre, bei deren Lichte das Weſen gemeiner Natur unterginge, wie es das bevorzugter Natur nur um ſo freundlicher beſchiene und idealiſirte?

Jeder Zoll ein König, war der kleine Eckhof mit ſeinem Höcker auf dem Rücken, als Richard; jeder Zoll ein Hamlet, der unterſetzte, gepuderte, in ſteifem Rock und weißen Strümpfen daher ſchreitende Garrik; jeder Zoll ein Geiziger, der dicke, reich gekleidete Iffland, in ſeinem abſichtlich gewählten Coſtüm: einer langen, zierlich mit Blumen geſtickten weißen Weſte, ſeidenen Beinkleidern und Fracke vom feinſten Tuche; jeder Zoll eine Ophelia, Lady Macbeth, Eboli, Adelheid von Weislingen, die kleine, unanſehnliche Bethmann-Unzelmann, mit einem anſehnlichen Kropfe! —

Wer iſt jetzt nun wohl der größere Künſtler? Der, den die Natur mit gütiger, freigebiger Hand beſchenkte, und der die ihm gewordenen Geſchenke mit leichter Müh' zur Schau ausſtellen konnte, — oder Jener, der, wie Garrik, Eckhof, Iffland ꝛc., von ihr auf das ſtiefmütterlichſte bedacht ware, ſeiner Stiefmutter aber lachend ein Schnippchen ſchlug, daß ſie rücklings überpurzelte, und die Kunſt dafür den Thron beſtieg?! —

Eckhof — ich komme wieder auf ihn zurück, um zu Beſtätigung des Geſagten einen tüchtigen Gewährsmann mir herbeizuholen — war, wie der große Schröder, ſein Zeitgenoſſe, behauptet: der größte Theaterredner, den wohl je eine Nation gehabt. Über die Wahrheit und Schönheit ſeiner Deklamation ward Alles vergeſſen: Mißgeſtaltung des Körpers, verfehltes Coſtüm und dergleichen. Englands König Kanut den Großen ſpielte er in franzöſiſchen Staatskleidern. — Werden Zuſchauer unſerer Tage — bemerkt Schröder weiter — es glauben können, daß der Künſtler, den körperliche Bildung nicht begünſtigte, in ſolcher unkleidſamen Tracht, mit Stern und Band, einer Knotenperücke, einem goldbeſetzten Federhut, einen Krückenſtock über die rechte Hand gehängt, die linke auf die rechte, oder zuweilen auf den Rücken gelegt, durch die bloße Kraft ſeiner Rede, durch den würdigen Ausdruck ſeines Geſichts, alles um ſich überſtrahlte und die Huldigungen gebot, die er empfing? Das war — ſchließt Schröder — in dem Grade ihm allein möglich, das hätte kein Kenner und Kunſtrichter der alten und neuen Welt ihm verſagt! — In den Worten, die er als Tellheim in Leſſing's Minna ſprach: „Nimm mir auch deinen Pudel mit! Hörſt du Juſt?" lag eine Welt von Ausdruck! —

So ſpricht Schröder von einem Schauſpieler, gewiß mit der ausgezeichnetſten Perſönlichkeit, die Lewald nun einmal durchaus nicht gelten laſſen will. — Ein noch glänzenderes Beiſpiel aber, könnte ich durch weitere Ausführung der Darſtellung des Molière'ſchen Geizigen durch Iffland geben, wenn ich mir vor der Zeit die Freude verderben wollte, da ich ſpäterhin umſtändlich darauf zurückkomme.

Wer ſolche Triumphe, wie die ebengenannten, zu feiern verſteht, der hat die höchſte Aufgabe aller nur denkbaren Kunſt erſchöpft. Solche Triumphe über die Natur reden jenen von ihr verwahrloſ'ten Kunſtjüngern kräftiger das Wort, als es Lewald bei Beſchreibung des körperlichen Juſtemilieu's Seydelmann's verſucht, das, ich geſtehe es, mir gar nicht zu Gunſten deſſelben ausgefallen zu ſein ſchien, was doch Lewald beabſichtigte, ſo ſehr er auch ſonſt den Meiſter in dergleichen beurkundet hat.

Viel zu weit würde es führen, in den oben mitgetheilten zwei Stellen aus dem Lewald'ſchen Buche über Seydelmann, auf die übrigen ganz unhaltbaren Äußerungen weitläuftig einzugehen. Es genüge nur mit wenigen Worten noch zu bemerken:

1) Daß keinesweges das überwiegend geiſtreiche Blitzen der Augen in Devrient's markirtem Geſichte ihn unfähig zur Darſtellung gemüthlicher Charaktere machte. Wer ſah z. B. ohne höchſte Bewunderung ſeinen Schewa und Lorenz Kindlein? — Aber gemüthliche, ſchlichte Bürgersleute? ſagt Lewald. Aber, ſage ich, wer hat denn je von Devrient verlangt, daß er Bürgersleute ſpiele? Und, wenn er auch uns und ſich ſelbſt den Gefallen gethan hat, einen Schneider Fips uns vorzuführen, zu unſerm und ſeinem höchſten Ergötzen; wer wird denn dem großen Manne — und aus welchem Grunde? — es zugemuthet haben, ſich juſt mit ſchlichten, kleinen, gemein zu machen? Warum ſpielt denn Seydelman ſo viele Helden nicht? — Gewiß aus derſelben zu ehrenden Urſache, aus welcher Devrient die ſchlichten Bürgersleute nicht ſpielen mochte.

2) Daß das Mienenſpiel der Kunſt mit fetten oder magern Wangen, durch das Schminken nicht verloren gehe, und Fratzengeſichter daraus entſtehen, haben hoffentlich eine Unzahl von Künſtlern, alter und neuer Zeit, längſt widerlegt. Man denke nur — wie die Namen mir eben einfallen — an Brockmann, Fleck, Iffland, Anſchütz, (die Fetten), Schröder, Zuckarini, Ochſenheimer, Devrient, Leo, Wolf, (die Magern). Alles meiſterhafte Schminker! Sie erſchienen Alle auf der Bühne mit ihren Geſichtern, wie — — — es ihnen eben beliebte! —

Man verſchütte, — ich wiederhole es, — doch nie das Kind mit dem Bade! —

Wie Eckhof und Schröder wußte Iffland die Herzen der Zuhörer unwiderſtehlich zu ergreifen und feſſeln. Er übte eine Herrſchaft über ſein Publikum aus, wie Keiner vor noch nach ihm. Sein großes, ſchönes, ſprechendes Auge war es vorzüglich, was ihm zu dieſem Siege verhalf.

Was er mit dieſem Auge zu wirken vermochte, war beſonders da wahrzunehmen, wo es ihm als einziges Requiſit bei ſeinen Rede-Vorträgen diente. Dies war der Fall z. B. wenn er vorlas, und einer ſolchen Vorleſung hatte ich Gelegenheit beizuwohnen. Iffland las auf der Bühne zu Deſſau im Sommer 1806 den Werner'ſchen Luther vor. Es war ein ganz eigener Genuß. Ich ſah das Stück auf der Berliner Bühne und Luther durch Iffland dargeſtellt. Allerdings war der totale Effekt dieſes Charakters auf den Brettern ein größerer, ergreifenderer, als bei der Vorleſung; das Stück ſelbſt gewann aber offenbar bei dieſer, da die großen Schönheiten deſſelben möglichſt würdig und kräftig vom Vorleſer hervorgehoben wurden, während er die ſchwächlichen und myſtiſch-ſüßlichen Parthien, bedeutungsloſer behandelte, ja, zum Vortheile des Ganzen, nicht ſelten fallen ließ. Das Gemälde erhielt dadurch das rechte Colorit, da Iffland die Lichter und Schatten trefflich zu vertheilen verſtand, während bei der öffentlichen Darſtellung, wo ein Jeder ſich bemühte, ſeine Rolle hervorzuheben, ja wohl noch durch ſtärkere Farbenauftragung zu überbieten, das Bild als überladen erſchien und die Farben grell ineinander ſchmolzen.

Daß Iffland alle Kraft der Rede beſonders auf ſeinen Luther verwandte, kann man ſich denken. Er feierte nach meiner Anſicht, bei dieſer Vorleſung einen größeren Triumph, als bei öffentlicher Darſtellung; denn, obwohl er aller äußern Hülfsmittel entblößt daſtand, fiel es gewiß keinem ein, daran zu denken. Das ihm ganz eigne Luther-Auge, der mächtige Redefluß, der von ſeinen Lippen ſtrömte, die hohe Andacht auf ſeinem Antlitze, ließen jede andere Äußerlichkeit vergeſſen; denn man glaubte den ſalbungsreichen, kräftigen Luther ſelbſt zu hören, den frommen, andächtigen Auguſtiner-Mönch zu ſehen! Iffland feierte hier einen Sieg, der wohl zu den höchſten und ſchönſten gehören mag, die er je errungen, beſonders wenn man in Betrachtung zieht, daß er nie aus den Schranken des Vorleſers heraustrat und nie von der Kunſt und den Mitteln des Schauſpielers eine ungeeignete Anwendung machte, wie ſich dies ſo viele unſerer deklamatoriſchen Genies zu Schulden kommen laſſen. Ich darf es verſichern, daß jeder wahrhaft Gebildete für dieſe Vorleſung gern Verzicht auf die Aufführung des Stückes ſelbſt leiſtete, mit ſammt dem großen Reichstagspompe und den prächtigen Dekorationen, wie ſie das Berliner Theater blicken ließ.

Iffland wiederholte dieſe Vorleſung auch zu Halle, wo zum Gelingen des Ganzen eine ergreifendere Anordnung ſtatt fand. Statt einer Ouvertüre ward in einem, an den ſehr gefüllten Saal anſtoßenden Zimmer der Choral: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" von Weber geſetzt, vorgetragen; nach dem dritten Akte überraſchte der Geſang dieſes Chorals von Chorknaben und nach dem eben Geleſenen ergriff dieſes Lied die Seele mit einer muthigen und wunderbar erhebenden Stimmung, die auch den kälteſten Zuhörer zu einem Vertheidiger des Vaterlandes oder des Glaubens, oder irgend einer guten Sache hätte hervorheben können! Recht ſchade war es nur, daß nicht dieſer Moment der letzte der Vorleſung ſein konnte.

Obwohl kein lauter Beifall den Saal durchſchallte, ſo werden gewiß die Bewohner dieſer Stadt noch heute dieſes Abends mit Freuden gedenken; denn hier nahm ſich das göttliche Lied „von der feſten Burg“ würdiger aus, als von den Berliner Brettern herab, wo man Tags zuvor die üppigen Bewegungen einer Tänzerin applaudirte und vorgeſtern das Liedchen: „Doch in des Mädchens Schooße“ mitträllerte. (F. f.)

Der Todtengräber von Gürau.

(Fortſetzung).

Sein innerer Drang führte ihn weiter, tief und tiefer hinein in die Fluren, bis am hinterſten Ende des Kornfeldes das duftende Grün friſcher Wieſen, welche zum zweitenmale ihre Saamen emportrieben, vor ſeinem Auge ſich aufthat.

In der Mitte dieſes Wieſenfeldes lagen mehrere Hütten zerſtreut herum, in deren Nähe Meiſter Klaus Menſchen und Vieh bemerkte, die erſten gerade beſchäftigt, hohe Garben Korns, die ſie von einer andern Seite herbeigeführt hatten, aufzuſtellen.

„Ach Gott!“ dachte Klaus für ſich hin, „haben ſich auch Gürauer hierhin geflüchtet, wie wenn Leichenmartin ſie nicht bis hierher verfolgen könnte?! Sie wiſſen freilich nicht, woher die Peſt gekommen iſt: Verdammt, mir wird übel. Wie wenn auch mich das Gift erreicht hätte, trotz des untrüglichen Gegenmittels, das ich ihm entgegengeſtellt, und trotz dem, daß die Quelle meines Brunnens unmittelbar in mein Haus hinaufſteigt. O daß die Sterne es mir verweigert, ihr Gürauer, euch des Mittels theilhaftig zu machen, das euch von dem Untergange gerettet hätte. Doch euer Jammer wird ein Ende nehmen, eure Wohnſtätte wird nicht ganz zu Grunde gehen. In dieſer Sekunde verfällt Er den vergeltenden Mächten des Unterreichs.“ —

Und dieſes letzte ſtumme Wort war kaum aus Klauſens Seele emporgeſtiegen, als jenſeits bei den Hütten ein plötzliches Zanken und Schelten bemerkbar ward. Klaus blieb auf ſeinem Flecke ſtehen, aber mit verdoppelter Sehkraft richtete er ſein Auge nach dem Punkte; doch die Hütte bedeckte ihm den Geſichtskreis. Er ſchritt ſonach dem Walde entlang weiter vor, und als er den Hütten ſchräg gegenüber gekommen war, gewahrte er zu ſeinem Erſtaunen, wie zwei bis drei mit Flinten bewaffnete Männer, ihre Mordgewehre unter lautem Schreien und Schimpfen gegen ein rothhaariges großgemäſtetes Schwein richteten, das faſt bis zum Tode gehetzt in triefender Angſt in einem Kreiſe herum wirbelte, welchen die beiden feindlichen Parteien beſchrieben hatten. Auf der andern Seite nämlich befand ſich ein bei der blendenden Mittagsſonne kaum erkennbarer Mann, der, ſtets hin- und herſpringend, eine große Peitſche wider das gejagte Thier ſchwang, als wolle er's gewaltſam in eine der Hütten treiben, von deren Bewohnern ein ſo hartnäckiger und drohender Widerſtand geleiſtet ward. Einige Minuten hindurch dauerte dieſer ſonderbare Kampf, als plötzlich aus dem Gewehre eines der Hüttenbewohner mit lautem Donner ein Schuß ſich entlud, der das Schwein niederſtreckte. Sein rothes borſtiges Haar ſchien höher und röther ſich emporzuſträuben und über ſeinem Rücken eine Feuerſäule ſich zu bilden, welche kniſternd in die Höhe glimmte. Dies Alles war der Gegenſtand der Betrachtung eines Augenblicks, als der Mann, deſſen muthmaßliches Eigenthum das getödtete Geſchöpf geweſen, jetzt mit Wuth auf deſſen Mörder hinzuſprang, indem er ſcheltend, fluchend und tobend die lange Peitſche ſchwang.

„Wart' verdammtes Geſindel!“ ſchrie er wüthend, „ich will dich lehren, wie man mit dem Eigenthume eines ehrlichen Mannes umgehen ſoll, wenn er durch Hexenſpuk in eine Geſellſchaft wie die eure verſchlagen worden iſt.“

„Oho, Herr Leichenfuchs, — Ihr ſeid ja recht plötzlich wieder in Eure Redensarten von früher gefallen, — fürwahr, nun erkennt man Euch wieder!“ — rief ihm die donnernde ſchallende Stimme eines bejahrten Mannes entgegen, deſſen Waffe des Leichenmartin's Schwein niedergeſtreckt; „kommt uns nicht allzunahe mit Eurem Leichengeruch, oder eine Kugel iſt auch für Euch gegoſſen worden. Geht heim zu Euren Leichen; wir wollen — ſo Gott uns gnädig iſt — vor der Seuche uns beſchützt halten!“ — Und während er die letzten Worte ſprach, nahm er aus der Hand eines jüngeren Mannes, der neben ihm ſtand, ein zweites Schießgewehr, und richtete es, bereit ſeine Drohung zu erfüllen, wenn der Todtengräber noch längere Umſtände machen ſollte, mit ſcharfem Auge auf dieſen hin, ſo daß Martin, von Wuth zugleich wie von Angſt erfüllt, kaum ſeiner Zunge mehr Meiſter bleiben konnte. Sein Geſicht, durch ſeinen inneren Zuſtand gebleicht, verzog ſich in ſchnellem Muskelwechſel zur ſcheußlichen Fratze, ſein tiefgraues kleines Auge aber — indem es ſtechend auf die Hüttenmänner herüberblitzte — hatte den Blick des Baſilisken, indeſſen ſeine Fäuſte, vom Krampfe des Zornes geballt, in convulſiviſcher Verzerrung vor ſich hin ſchlugen.

„Ihr Elenden!“ — kreiſchte er endlich, — „ihr ſollt mit eurem eigenen Blute mir das Thier bezahlen, — wartet nur, ihr Schelme, — mit dem Geſindel in der Stadt will ich Morgen fertig werden und dann gedenk' ich, mit euch vollends aufzuräumen. Dich Gründerich, der du den Tod meines Thiers verſchuldet, werd' ich zuerſt in's Loch werfen!“ — Und wie er alſo ſeine Drohung ausgeſprochen, verzerrte ſich ſein Geſicht zu einer ſchändlichen Larve, daß ein Schrei aus der Bruſt des jüngern Mannes ſich preßte. Auf Meiſter Gründerich aber machte es die entgegengeſetzte Wirkung. (F. f.)

Hiſtoriſche Profile in Dijon.

(Fortſetzung).

Die ehemalige Straße Sainte-Chapelle führt heute den Namen Rue Rameau.

Johann Philipp Rameau wurde den 25. September in Dijon geboren, wo ſein Vater, Johann Rameau, Organiſt war. Die Muſik war alſo die erſte Sprache, die er hörte und ſprach. Kaum konnte er die Finger bewegen, als er ſie ſchon auf den Taſten eines Spinetts umherfühlen ließ. Eine unwiderſtehliche Gewalt zog ihn zur Muſik und eröffnete ihm ſchon frühe die Geheimniſſe der Harmonie.

Nachdem er eine Reiſe nach Italien unternommen hatte, um den Zuſtand der Muſik kennen zu lernen, hielt er ſich einige Zeit in Montpellier, Lyon und Clermont auf und blieb einige Zeit Organiſt in derſelben Kapelle, wo Maſſillon Kanonikus war.

Sehnſüchtig verlangte der junge Mann nach Paris zurück; aber das Kapitel wollte ihn nicht verlieren, und ſo wendete nun der in Gefangenſchaft ſchmachtende Muſiker alle Mittel an, um ſeine Freiheit zu erlangen. Zu dem Ende ſuchte Rameau aus ſeiner Orgel alle nur möglichen, unangenehmen Töne zu ziehen, die größten Diſſonanzen verlauten zu laſſen und eine ſolche Cacophonie zu bilden, daß die Geiſtlichen, wenn auch eingeſtehend, daß nur Rameau im Stande ſei, ſo gelehrte Diſſonanzen zu ſchaffen, dennoch genöthigt wurden, ihm ſein **exeat** auszufertigen.

Sogleich begab ſich der Künſtler nach Paris, wo er alsbald bei dem Kirchſpiele **Ste. Croix de la Bretonnière** als Organiſt angeſtellt, dieſe Kirche ſofort zum Sammelplatze aller Muſikliebhaber machte, welche aus allen Theilen der Hauptſtadt herbeiſtrömten, um ihn zu hören. Seine Clavierſtunden vermehrten ſeinen Ruf, ſeine Compoſitionen vergrößerten ihn, ſeine Opern endlich brachten ihn auf die höchſte Stufe damaliger Berühmtheit.

Der Erfolg ſeiner Oper „Caſtor und Pollux" machte auf den übrigens tüchtigen Muſiker Mouret einen ſolchen Eindruck, daß dieſer vor Eiferſucht den Verſtand verlor. In Charenton eingeſperrt, ſang er in ſeinen Anfällen von Verrücktheit fortwährend das ſchöne Chor des vierten Akts:

Qu'au feu du tonnerre
Le feu des enfers déclare la guerre.

Rameau erhielt bald den Namen des Newtons der Muſik, eine ebenſo geſuchte als unpaſſende Benennung, und wurde zum Componiſten der Kapelle des Königs ernannt. In den Adelsſtand erhoben und — eine für damalige Zeit außerordentliche Ehre — zum Ritter des Sankt-Michael-Ordens ernannt, ſtarb er den 12. Sept. 1764 zu Paris und wurde in der Kirche St. Euſtache begraben, wo man noch heutigen Tages ſein Cenotaph erblickt.

Liebenswürdig und beſcheiden hatte er jedoch auch das Gefühl ſeines Werthes. Als ihm daher in Gegenwart mehrerer Schriftſteller ein Anachronismus entſchlüpft war, und dieſe darüber lachten, trat er raſch zum Clavier und phantaſirte eine reizende Melodie, welche auf alle Anweſenden den tiefſten Eindruck machte: dies bemerkend, wendete ſich Rameau zu der Geſellſchaft und ſagte: „Geſtehen Sie es ein, meine Herren, daß es ſchöner iſt, ſolche Akkorde zu finden, als genau zu wiſſen, in welchem Jahre beſtimmt Meroväus geſtorben iſt. Sie wiſſen, aber ich ſchaffe, und das Genie gilt wohl eben ſo viel als die Gelehrſamkeit!"

Bei der Probe ſeiner Oper „Hypolit und Arricia" ſchüchterte der neue Charakter ſeiner Muſik die Executanten ein, Rameau bezeigte alſo dem Chef des Orcheſters ſein Mißvergnügen. Dieſer aber fühlte ſich dadurch beleidigt und warf ſeinen Taktſtab ſo auf die Bühne hin, daß er Rameau's Füße berührte. Sogleich ſtieß dieſer den Stab mit dem Fuße zurück und ſagte lebhaft zu dem Muſikdirektor: „Lernen Sie, mein Herr, verſtehen, daß ich hier der Baumeiſter und Sie nur der Maurer ſind." — —

Unter den Malern, welche Dijon angehören, ſind vorzüglich Devosges, Prudhon und Gagneraux zu bemerken. Dieſer letztere wurde 1756 in Dijon geboren und ſtarb den 18. Auguſt 1795 in Florenz.

Während ſeines Aufenthaltes in Rom war er eines Tages in das Karthäuſer Kloſter, ehemals die Bäder des Diocletian, eingetreten, um einige Monumente abzuzeichnen. Da bemerkte er einen ſchönen geräumigen Saal, deſſen Mauern ſo eben mit Gyps bedeckt worden waren, und äußerte deßhalb gegen einen der Mönche, wie dieſer Saal wohl einer ſchönen Freskomalerei würdig ſei. Es wurde ihm geantwortet, das Kloſter könne ihm nichts als einige Kohlen zum Zeichnen anbieten. Gagneraux ergriff dieſe und trug ſogleich die Skizze eines Bacchanals auf die Wand, deren ſchöne Gruppirung und gelehrte Anordnung alle Künſtler und Kunſtliebhaber Roms herbeizogen, ſo daß man genöthigt wurde, Wache vor das Kloſter zu ſtellen, um den Andrang abzuhalten.

Der Papſt ſelbſt beſuchte den Saal in Begleitung des Königs von Schweden, welcher Gagneraux zu ſeinem Hofmaler ernannte und ihm ſeine Zuſammenkunft mit dem Papſte zu malen befahl.

Nach dem Tode des franzöſiſchen Geſandten Baſſeville genöthigt, Rom zu verlaſſen, fand der junge Maler in der Hütte eines Schäfers Obdach. Hier fanden ihn ſeine Brüder und verſchafften ihm in den Staaten des Großherzogs von Toscana ein Aſyl und die Anerkennung ſeines Talentes. Leider aber war Gagneraux von den Mühſeligkeiten und Entbehrungen ſeiner Flucht ſo angegriffen, daß er einen Monat nach ſeiner Ankunft in Florenz ſtarb. Das Muſeum von Dijon beſitzt mehrere Werke dieſes Malers. (Schluß f.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 114. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 17. Mai.

Emanzipation der Juden.

(Das Staatsbürgerthum der Juden ꝛc., von R. Haas, evang. Pfarrer zu Dotzheim. 1837).

Zweiter Artikel.

Was Poſaune, was Orgel in der Kirche, was der Contrebaß im großen Orcheſter, das iſt jetzt die gewaltige Stimme der Weltgeſchichte im ungeheuren Sprechſaal der Publizität. Das große Thema der Menſchheit und ihrer Beſtimmung im Rythmus des Entwicklungsgeſetzes ſtets von Neuem wiederholend, begleitet, trägt, unterſtützt ſie die Einen, ruft zur Ordnung, übertönt, überwältigt ſie die Anderen, und vermag es allein, die achtſamen Zuhörer im Sturme der tauſendſtimmigen Fuge zu beruhigen, welche gegenwärtig die Lüfte durchbrauſt. Auf ſie zu horchen — und die leidenſchaftlichen Partheien zur Achtſamkeit auf ihren Zuruf aufzufordern, ſcheint aber beſonders nothwendig bei den Verhandlungen über die Emanzipation der Israeliten, da kaum eine andere Zeitfrage tiefer, als dieſe, eingreift in das Gewebe menſchlicher Vorurtheile, Intereſſen und Beſtrebungen. Natürliche Differenzen der Abſtammung und Gewöhnung, ererbte nationale und hiſtoriſche Antipathien, Erwerbs-Colliſionen aller Art, widerſtreitende Prinzipien der Rechtskunde und des Saatslebens, endlich Widerſprüche der verſchiedenartigſten religiöſen Weltanſichten, die ſeit drei Jahrtauſenden in der Menſchheit einander durchkreuzt haben, — Alles wird ſich auszuſprechen genöthigt, wo es gilt, die moſaiſchen Semiten aufzunehmen in eine induſtrielle, bürgerrechtliche und politiſche, - noch mehr oder minder mit ausſchließenden Kirchlichkeiten und National-Eigenthümlichkeiten verflochtene Gemeinſchaft chriſtlicher Japhetiten. Jede dieſer beſonderen Sphären des geſammten ſocialen Organismus hat aber ihre weſentliche Berechtigung; jeder Gegenſatz innerhalb jedes dieſer Lebenskreiſe, in ſofern er ein weſentliches Produkt der Geſchichte iſt, hat auch irgend ein hiſtoriſches Recht. Der Wiſſenſchaft iſt aufgegeben, dieſe verſchiedenen Rechte und Berechtigungen zum Bewußtſein zu bringen, aber zugleich auch — nachzuweiſen, in welcher Über- und Unterordnung jene Sphären, in welchem Verhältniß die verſchiedenen hiſtoriſchen Berechtigungen zu einander ſtehen. Ihr liegt es ob, auf überzeugende Weiſe zur Anſchauung zu bringen, einerſeits, in wie weit die Intereſſen einer Sphäre ſich den Forderungen einer höheren Sphäre zu ſakrifiziren haben; anderſeits, in wiefern eine hiſtoriſche Berechtigung im großen Entwicklungsgange der Geſchichte zum Abſterben, oder zur Umwandlung verurtheilt, oder zum Siege über die entgegenſtehende berufen iſt.

Nur ſo kann der häufig noch leidenſchaftliche Streit auf eine den Geboten der Humanität entſprechende Weiſe geſchlichtet und ein wahrhafter Friede herbeigeführt werden. Nur ſo kann der Einſeitigkeit der beiden Hauptpartheien erfolgreich begegnet werden, von denen die eine als die gläubige, die andere als die raiſonnirende zu bezeichnen ſein dürfte. Die eine nämlich glaubt, oder behauptet zu glauben — an die Unverbrüchlichkeit geſchichtlich überkommener Natürlichkeiten, Gerechtſamen, Geſetze und Offenbarungen. Die andere geht raiſonnirend von mehr oder minder abſtrakten Grundſätzen, von mehr oder minder allgemeinen Poſtulaten des Verſtandes oder Gemüthes aus und verwirft unbedingt Alles, was der formell-folgerichtigen Durchführung derſelben entgegenſteht oder widerſtrebt. Die erſtere verkennt oder verläugnet die Idee der Humanität, zu deren ſtufenweiſer Entwicklung und Verwirklichung die Menſchheit beſtimmt iſt; die andere Parthei verkennt die realen Vorausſetzungen und Bedingungen dieſer Entwicklung. Verläugnen die Einen in ihrer Verblendung oder ihrer Eigenſucht die aufgehende Sonne, ſo flattern die Anderen dem Geſtirne des neuen Tages auf Ikarusflügeln entgegen.

Sowohl die Gläubigen aber, als die Raiſonnirenden, haben nach und nach eine ganze Menge von Gründen aufgebracht, mit welchen ſie ſich einander bekämpfen, und da ſie hierbei ſich auf Vorausſetzungen ſtützen müſſen, die mehr oder minder allgemein zugeſtanden oder in Frage geſtellt ſind, ſo hat ſich auch gar bald gezeigt, daß die ſogenannte Emanzipationsfrage auf das innigſte mit allen übrigen großen Fragen verflochten iſt, an deren Erörterung und Auflöſung die gegenwärtige Zeit noch arbeitet.

Es kann nun nicht in-Abrede geſtellt werden, daß jede der Hauptpärtheien gewichtige Motive in die Wagſchale gelegt hat, und daher kömmt es, daß von denjenigen, welche den Debatten beiwohnen, gar Viele unſicher hin und herſchwanken zwiſchen den extremen Meinungen, je nachdem der eine oder der andere Grund mit mehr oder minder Geſchick geltend gemacht wird. Die Streitſache iſt aber um ſo verwickelter, als nicht nur die Israeliten mit den geſetzgebenden Staatsgewalten zu unterhandeln haben, ſondern auch die mannigfaltigſten Differenzen ſowohl unter ihnen ſelbſt, als unter den Nicht-Israeliten hervorgetreten ſind.

Wie dann von den verſchiedenen Seiten die mannigfaltigſten objektiven Gründe vorgebracht worden, ſo ſind auch bald Eigennutz, Herzenshärtigkeit und Vorurtheil, bald Überſpannung, Anmaßlichkeit und despotiſcher ſg. Liberalismus mit in die Schranken getreten, und haben durch vielfache Verwechslung und Verwirrung der Begriffe die Einverſtändigung erſchwert. Wo aber die Frage praktiſch zur Entſcheidung gekommen, da iſt der Knoten durchgängig nicht ſowohl durch die Macht des Geiſtes und vernünftiger Erkenntniß gelöſ't, als entweder mit dem Schwerte abſtrakter Prinzipien durchſchnitten, oder von Vorurtheilen, Leidenſchaften und Egoismus noch feſter zugeſchnürt worden.

Die größte welthiſtoriſche Thatſache in der neueſten Zeit iſt aber die, daß die Völker Europa's aus den ererbten Feindſchaften, Verwirrungen und Zwangsverhältniſſen nach harmoniſcher Umgeſtaltung ihres Daſeins, nach Freiheit, Ordnung und Frieden ſich ſehnen, und mit ihren beſten Kräften dieſes, mehr oder minder klar vorſchwebende Ziel zu erreichen trachten. Denen, die an dieſem großen Werke mitzuarbeiten ſich berufen fühlen, ſtellt ſich nun eine doppelte Aufgabe zur Löſung dar. Das Erſtweſentliche iſt, des Zieles klar inne zu werden und die Art und Weiſe gründlichſt zu erforſchen, auf welche die vorhandenen Antinomien nachhaltig gelöſt werden können. Hierzu bedarf es einerſeits der ſorgfältigſten Ermittlung der vorhandenen Gegenſätze nach ihrem Urſprung und gegenwärtigen Beſtande; anderſeits der wiſſenſchaftlichen Erwägung der letzten Gründe, auf welche die verſchiedenen Partheien ſich ſtützen, und der überzeugenden Entwicklung der Prinzipien, mittelſt welcher eine wahrhaft befriedigende Entſcheidung herbeigeführt und deren Nothwendigkeit dargethan werden kann. (Fortſ. f.)

Der Todtengräber von Gürau.

(Fortſetzung).

„Wie!“ rief er, „ein Menſch, der ſolche Reden führt und in dem der böſe Geiſt Grimaſſen macht, wie in dieſem Todtengräber, wäre nicht ein Böſewicht! Meinen Finger drückt's an die Klappe des Gewehres, Vetter Niklas — ich will es thun!“ — — Sein Zeigefinger fuhr an den Drücker des Gewehres. Da griff ein mächtiger Arm die Hand Gründerich's, daß die Waffe zu Boden ſank. „Überlaßt einem Andern die Strafe an dieſem,“ ſagte mit ernſter durchdringender Stimme Meiſter Klaus zu Gründerich. „Allzubarmherzig wäre die Kugel eines ehrlichen Mannes für ihn. Die Stunde iſt gekommen, in welcher der durch's Schickſal erſehene unbeſtechliche Ankläger gegen ihn auftreten wird. Folgt mir; bald wird wieder Leben in euren verlaſſenen Häuſern ſein, die Erde wird wieder friſche reine Quellen emportreiben, und die volle Frucht wird ihren Schnitter finden. Kommt!“ — Gründerich und die Andern, unter ihnen noch zwei bejahrtere Männer, konnten kaum von dem Erſtaunen ſich erholen, welches das unerwartete plötzliche Dazwiſchentreten des Scharfrichters Klaus in ihnen hervorgebracht. Klauſens Geſicht war in dieſer Sekunde auch noch bleicher als gewöhnlich. Sein Auge, der Ausdruck jenes myſteriöſen Seelenernſtes, war gleichfalls ſtarrer als ſonſt.

„Meiſter Klaus,“ brachte Gründerich nur mit halberloſchener Stimme heraus, — „Ihr ſeht ja wie ein Geſpenſt, wo ſeid Ihr ſo ſchnell hergekommen?“ —

„Fragt nicht lang unnütze Dinge, Herr Gründerich, und folgt mir mit den Andern,“ entgegnete Klaus mit einiger Haſt, „Ihr wißt, ich bin ein nicht minder ehrlicher Mann wie Ihr und aus demſelben Fleiſch und Blut wie Ihr zuſammengeleimt.“

Die Worte des Scharfrichters fuhren wie elektriſches Feuer in die Nerven der Gürauer, und weit entfernt, noch mehr durch ſie von Meiſter Klaus abgeſtoßen zu werden, fanden ſich die Hüttenmänner im Gegentheile zu demſelben wie mit magiſchen Banden hingezogen, indem der Hauch ſeines Weſens zu gleicher Zeit wohlthuend auf ihre Seele wie auf ihre Sinne wirkte.

Dies Alles hatte ſich in ſo kurzer Friſt begeben, daß die ſchneidenden Töne aus Leichenmartin's Mund in dem fernen Echo des Waldes kaum wiedergehallt, als Klaus bereits mit den Feldcoloniſten aus Gürau auf ihn zuſchritt, und ihm näherkommend einige unverſtändliche Worte vor ſich hinmurmelte, während man zugleich auf zwanzig Schritte ein ſeltſames Zucken an Martin bemerken konnte, das vom Kopfe herab durch ſeinen Körper fuhr. Martin blieb wie angebannt auf demſelben Flecke ſtehen, und als nun vollends der Zwiſchenraum zwiſchen ihm und Meiſter Klaus kaum noch einige Schritte betrug, da ſchlotterten in Abſpannung ſeine Füße.

„Ihr ſeid ein Gefangener der Geſetze," hub Klaus zum Todtengräber an, „Ihr folgt mir vor die vergeltende Gerechtigkeit, denn Euer Stündlein hat geſchlagen!"

Eine blaue, ſchwüle Flamme dampfte von dem erſchoſſenen Thiere empor.

„Verdammtes Thier!" fluchte Martin. „Verdammt der ganze Stall des hölliſchen Klaus, woraus ich's einſt ſtahl."

„Alſo doch," ſprach Klaus vor ſich hin, indeſſen ſeine Rechte die Hand des Todtengräbers ergriff und ſie gewaltſam zuſammendrückte; „nun komm, du magſt auch für den Diebſtahl büßen!" —

Eine halbe Stunde darauf hatte der menſchliche Lebensreſt aus Gürau, groß und klein, auf dem Marktplatze ſich zuſammengedrängt, ſchaurige Worte hatten Gründerich und ihre andern Mitbürger ihnen zugeraunt, indem ſie Klaus und dem Todtengräber vorausgeeilt.

Alles harrte in tödtlicher Spannung der Ankunft dieſer Beiden. Der Stadtſchulze hatte ſich, umgeben von einigen mit langen geſpitzten Stäben bewaffneten Männern der Ortspolizei, auf eine in der Art einer Pritſche beſchaffene ſteinerne Erhöhung geſtellt, worauf bei beſondern Gelegenheiten der Erſte des Ortes öffentliche Berathungen mit den Bügern hielt.

Noch eine Viertelſtunde faſt verſtrich unter ängſtlichem Harren. Da erblickte man endlich, hervorragend aus einer dunklen zum Markte führenden Seitengaſſe, den bleichen ſtarren Kopf des Scharfrichters; nicht aber ging neben ihm der Todtengräber, ſondern er wurde — faſt gelähmt, wie er war, durch Klauſens ſchrecklichen Händedruck — von dieſem auf einem Karren nachgeführt.

„Allmächtiger!" ſchrieen faſt Alle, wie aus einer Kehle, als Klaus auf den Markt herangefahren war; „was ſoll das werden?" fragte der Schulze.

Klaus aber, den Todtengräber nachführend, trat auf den Schulzen zu, entblößte ſein Haupt, murmelte zuvor ein unhörbares Gebet, und ſprach mit lauter Stimme: „Hier den bereits von Gott gezeichneten Todtengräber klage ich an, als den Mörder alles Lebens in Gürau, als den Räuber eures Habes und Gutes; die Peſt, welche eure Weiber, eure Kinder und eure Mitbürger mordete, ihr Gürauer, — welche öde grub eure Häuſer, und weitauf zum Himmel euer Geheul und Jammergeſchrei ſchickte, ohne daß euch Erhörung ward, — dieſer Peſt Urheber wurde dieſer Todtengräber, indem er mit einem von dem Teufel ſelbſt erzeugten Giftſtaube eure Brunnen vergiftete und die Gaſſen beſprengte, daß ſein Hauch das Leben eurer Weiber und Töchter in plötzlichem Glutdampf tödtete." Erſtarrt ſchauten Alle auf den Angeklagten, ein linder murmelnder Donner aber fuhr über den graubewölkten Himmel, ein Blitz leuchtete herab, Klaus ſchaute zur Himmelsdecke: dann ſenkte ſich ſein Blick triumphirend herab, umkreiſend die ſchreckengebleichten Geſichter der Umſtehenden: „Es lebt ein Gott!" rief er mit ſtarker Stimme, „es lebt eine allwaltende Fügung!" —

(Fortſetzung folgt).

Auguſt Wilhelm Iffland.

(Fortſetzung).

Iffland's Mienenſpiel war ein immer durchdachtes, nie überladenes, dennoch aber jeden Gedanken, den er ausſprach, oder der zu ihm geſprochen wurde, anſtändig und richtig begleitendes. Seine Geſtikulation war äußerſt gemäßigt, ſtets bezeichnend, oft überraſchend, immer graziös und ſich jeglichem Seelenzuſtande innig anſchließend. Er liebte es beſonders, bei ſeinen Reden oder bei Anhörung derſelben, Minutenlang, ohne ein Zeichen äußerer Bewegung zu geben, dazuſtehen, gleichſam gefeſſelt in plaſtiſcher Ruhe zu verharren, um dann, wie durch eine innere Erſchütterung veranlaßt, von der ſein Auge den erſten Wink gab, durch eine ſchnellgeführte Arm- oder Hand-Geſtikulation oder eine eben ſo ſchnell bewirkte Veränderung ſeiner Stellung, oder des früher eingenommenen Platzes, den Seelenzuſtand anzudeuten, in dem er ſich im Augenblicke befinde, und der Zuſchauer mußte durch dies ſtumme, den darauf folgenden Worten vorangegangene Spiel an die Wahrheit derſelben um ſo feſter glauben. Es läßt ſich das kaum beſchreiben, — das muß man geſehen haben!

Am Größeſten war er da, wenn er ſtumm einem Andern, in einer langen Rede Begriffenen, ihm aufmerkſam zuhörend, gegenüberſtand, und er dieſe Rede theils durch Mienenſpiel, theils durch einfache Geſtikulation begleitete, die immer, ihm ſelbſt wohl bewußt, doch nur ſo von ungefähr zu kommen ſchien. Wie auch dieſe zu ihm geſprochenen Worte in ſeinem Innern Anklang fanden, las man ſo deutlich auf ſeinem Geſichte, bezeichnete ſo erklärend die äußere Haltung und Bewegung körperlicher Theile, daß es kaum eines weitern mündlichen Sich-Ausſprechens darüber mehr bedurfte.

Iffland nennt das ſelbſt: körperliche Beredſamkeit und erklärt ſich darüber in einem ſeiner Theater-Almanache ſehr verſtändig und verſtändlich. Er eifert beſonders gegen das zweckloſe Auf- und Abwandeln ſo vieler Schauſpieler auf der Bühne. Dieſe Unart, will der Verfaſſer beſonders bemerkt haben, wo der angehende Schauſpieler aus ſeiner erſten Verlegenheit allmählig in Keckheit übergeht und Pretenſionen auf das Terrain zu machen ſcheint.*)

Überhaupt kann die Aufmerkſamkeit nicht genug geprieſen werden, die der große Meiſter ſeinen Mitſpielenden widmete. Wenn er auch lange nicht zu ſprechen hatte, dahingegen rechts und links von ihm reiche Suada floß, war er doch ſo der augenblicklichen Situation hingegeben, daß man (ſo etwas konnte aber auch nur Ifflanden paſſiren!) den Blick nicht von ihm wegzuwenden vermochte, und oft den in prunkender Rede Begriffenen weniger, als den ſtummen Daſtehenden beachtete. Als Marinelli und Abbé de L'Epée lieferte er davon glänzende Beiſpiele. — Dabei muß aber auch für Kurzſichtige ausdrücklich bemerkt werden, daß er immer innerhalb der Schranken höchſter Wahrheit blieb, nie des Guten zu viel that, und in dieſem redeloſen Spiele nur ſolchen Künſtlern als Muſter zur Nacheiferung empfohlen werden kann, die mit ihm auf ähnlicher Kunſthöhe ſtehen, deren Individualität in dem darzuſtellenden Charakter gleichſam unterzugehen fähig iſt, und die einen ſolchen Takt beſitzen, der ſie vor der Gefahr ſchützt, durch Überladung leicht über die Schnur zu hauen. Dieſen Wenigen nur ſei daher die Kunſt des großen Meiſters zur Nachahmung empfohlen. Unſere gewöhnlichen Theaterperipatetiker mögen ja davon bleiben! —

Höchſter, graziöſeſter Anſtand, und das vollkommene Zuhauſeſein auf der Bühne**) iſt mir bei keinem Schauſpieler in ſolcher Vollkommenheit vorgekommen. Wenn ich mit Hülfe meines Gedächtniſſes die Reihe aller geſehenen Künſtler durchlaufe, und mir ihre Darſtellungen lebhaft vor Augen führe, ſo muß ich bekennen, daß es nur zweien gelang, eine ſolche Wirkung auf mich auszuüben, daß ich mich und meinen Platz als Zuſchauer im Theater ſelbſt zuweilen vergaß, und mich mit den Künſtlern auf einem Boden zu befinden glaubte. Dies war der Fall bei Iffland und Chriſt (langjährigem Mitgliede der Leipziger und Dresdener Theater), dem Vater der verewigten Schirmer, dieſem großen Menſchendarſteller, den Iffland ſelbſt mit Stolz ſeinen Lehrer nannte, auf den ich in einem ſpätern Bande „meiner Erinnerungen" zurückkommen werde.

Dieſer gab einſt den „Riccaut de la Martinière" in Leſſing's Minna von Barnhelm mit ſolcher gar nicht zu definirender Naturwahrheit, daß, als er auf höchſt graziöſe, ächt franzöſiſche Weiſe, während die Volubilität ſeiner Zunge im vollſten Gange war, aus der auf dem Tiſche ſtehenden Zuckerdoſe ein Stück Zucker nach dem andern zu Munde führte, ich mich ſo ſehr vergaß, — eben weil ich mit ihm im Moment auf den Brettern zu ſein glaubte, — auf die Zehenſpitzen zu treten, um zu ſehen, ob denn wirklicher Zucker, und wie viel noch ſich in der Doſe befände, bis das verdrießliche Umſchauen meines Vormannes im Parterre, die Illuſion aufhob.

Ähnliche Dinge begegneten mir öfters bei Iffland's Spiele, die ich anführen könnte, wenn es mir hier um mehr als darum zu thun geweſen wäre, das oben Angedeutete anſchaulicher zu machen. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

. Lady Bleſſington. — Die Times vom 24. v. M. haben 2½ ihrer ungeheuren Columnen einer Strafpredigt gewidmet, in welcher ein Correſpondent die Lady Bleſſington wegen ihres neueſten Romans: „The victims of society," ſtrenge tadelt. Die Redaktion des Blattes bemerkt vorwortlich: „Wir ſind bisher im Allgemeinen geneigt geweſen, kindly von den Werken der Lady zu ſprechen. Wenn aber eine Engländerin den ſchlechteſten (worst) Geiſt der ſchlechteſten Schriftſteller der neuen franzöſiſchen Schule von Novelliſten angenommen, — wenn ſie ganze Klaſſen ihrer Landsmänninnen als verächtlich und niederträchtig (profligate) denunzirt, und zwar in einer — durchaus ungebührlichen Sprache, — dann ſchaudern wir bei ſolcher unweiblichen Ungerechtigkeit, und wenden uns ab von ſolcher Bösartigkeit (malignity) der Gefühle."

. Verſteinerte Menſchen in Nordamerika. — Im Morning-Chronicle wird von Philadelphia aus geſchrieben, daß die Geologen Cheſter (aus England) und Davis (aus Philadelphia) kürzlich ungefähr 1½ Meilen von der Mammuths-Grotte, welche zur Bergkette Great-Laurel-Ridge im Cumberland gehört, in einer Höhle, 185 Fuß tief, drei ganze verſteinerte Körper gefunden: zwei von Menſchen, von denen einer ſitzt, der andere aufrecht ſteht und einen Wurfſpieß hält, — und neben dieſen den eines liegenden Hundes. Man macht Anſtalten, um dieſen Fund nach New-York zu transportiren. — Uebrigens hat man in den vielen Höhlen jener Bergkette noch gar manches Merkwürdige und dem „Hamilton Observer" von Teneſſee zufolge namentlich mehrere verſteinerte Menſchenſkelette entdeckt.

. Von Carl Gollmick iſt kürzlich bei André in Offenbach eine „praktiſche Geſangſchule" erſchienen, welche allen Geſanglehrern beſtens empfohlen zu werden verdient, weil ſie das Werk eines Mannes iſt, der durch ausgebreiteten langjährigen Unterricht, verbunden mit wiſſenſchaftlichem Nachdenken und einem eben ſo tüchtigen als anerkannten Talent für Compoſition, befähigt war, ſeine Materie auf eine feſte Baſis zu ſtellen. Möge das durch eine Menge von Muſtern bereicherte Werk weite Verbreitung finden.

---

*) Dem kann ich nur zum Theile beſtimmen. Ich habe leider dieſe Unart ſelbſt bei ſogenannten ſchon fertigen Künſtlern angetroffen, die in ihrem Kunſt-Uebermuthe dies Hin- und Herlaufen deßwegen exekutirten, um die Aufmerkſamkeit des Publikums bei den Reden Anderer auf ſich und von jenen abzuziehen, und in Schatten zu ſtellen, weil ſie die Kunſt wie Iffland nicht verſtanden: durch ſtummes Geberdenſpiel die Rede zu überflügeln. — Legt eure Hände nur auf das Herz, arme Sünder, und ſagt: ob ich euch nicht durchſchaut habe? —

**) Hierher rechne ich nicht bloß das Fertiggewordenſein des eigenen Körpers mit ſich, ſondern die Rückſicht, weiſe Ermeſſung und Abmeſſung, über wie viel Platz dieſer überhaupt auf der Bühne zu gebieten, und an welchen Stellen er ihn einzunehmen habe; denn, ſelbſt von routinirten Schauſpielern wird auf den Standpunkt und die Schonung der in der Scene prädominirenden Perſonen wenig geachtet. — Eben ſo fügt es ſich öfters, daß eine in den Proben richtig angeordnete, maleriſche und ineinander greifende Gruppirung zufällig geſtört und verändert wird. Hier muß der Meiſter augenblicklich, iſt er auf den Brettern zu Hauſe, zu helfen wiſſen, — und das verſtand Iffland vollkommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 115. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 18. Mai.

Emanzipation der Juden.

(Fortſetzung).

Hat erſt die Theorie den Zwieſpalt auf wiſſenſchaftliche Weiſe gelöſ't, dann ſtellt ſich als zweite Aufgabe dar, dieſer Löſung auch Eingang in die Maſſen zu verſchaffen, das befriedende Wort je nach den verſchiedenen Bildungsſtufen derſelben zu populariſiren.

Hinſichtlich der ſogenannten Emanzipation der Juden iſt die erſte Aufgabe bis jetzt noch nicht als gelöſ't zu betrachten, und — dieſem Mangel abzuhelfen — ſcheint Hr. Pfarrer Haas beabſichtigt zu haben. Er bemerkt nämlich in der Vorrede zur vorliegenden Schrift: „es ſei noch kein Werk erſchienen, das mit Benutzung der vorhandenen Streit- und Flugſchriften, wie der vereinzelten Anſichten, in einem wiſſenſchaftlich geordneten Ganzen die wichtige Angelegenheit unpartheiiſch behandelt;“ er wolle nun ſeinen Standpunkt nicht in der ſg. richtigen Mitte — zwiſchen, ſondern „über den Partheien“ nehmen, und bezeichnet denſelben dann näher als den „der inneren Politik oder einer religiöſen, geiſtigen,“ oder, wie es Seite 61 heißt, einer „humanen Staatentendenz.“

Der Hr. Pfr. hat ſich nun allerdings einen Anſpruch auf unſere Hochachtung dadurch erworben, daß er ſich ein ſo großes Ziel vorgeſteckt, und mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Mitteln es zu erreichen geſtrebt hat. Je freudiger aber wir dieſes Streben anerkennen, um ſo mehr müſſen wir bedauren, dem Geleiſteten nicht in gleichem Maaße unſeren Beifall zollen zu können.

Die Abhandlung beſteht aus einem hiſtoriſchen, einem raiſonnirenden und einem ſtatiſtiſchen Theil.

In dem erſten wird uns (v. S. 1 — 58) ein Abriß der „Geſchichte der Juden von Zerſtörung des zweiten Tempels bis auf heute“ geboten.

Allerdings kann man die gegenwärtige Lage und Stellung der Judenheit nur dann gehörig gewürdigt werden, wenn die weltgeſchichtlichen Verhältniſſe in ihrem lebendigen Zuſammenhange klar zur Anſchauung gebracht werden, die deren weſentliche Vorausſetzung ſind; wenn alſo aufgeſtiegen wird bis zu dem Saamenkorne, welches von Abraham, dem Auserwählten Gottes an, erſt zum gottgeſegneten Stamme, dann zum prieſterlichen Volksſtaat erwachſen, um demnächſt, als rabbiniſch-talmudiſche Stammgenoſſenſchaft in alle Welt zerſtreut, nach Vollendung der Zeiten in die allgemeine Menſchengenoſſenſchaft wieder einzutreten, aus welcher der Stammvater zu weltgeſchichtlichem Endzweck ausgeſondert worden. So weiſ't das rabbiniſche Judenthum des letzten Jahrtauſend's zurück auf die Entſtehungszeiten des Talmud's, das talmudiſche Judenthum auf die Prophetenzeit Israel's, das Israelitenthum in den Jahrhunderten der Propheten auf die moſaiſche Königs- und Richterzeit, ſo wie dieſe auf die Jahrhunderte der patriarchiſchen Abrahamiden.

Anderſeits kann die ganze Geſchichte des Volks in ihrer welthiſtoriſchen Eigenthümlichkeit und Bedeutung nur erkannt werden durch ſtete Hinweiſung einestheils auf die religiöſen Beſchränktheiten und Entartungen, über welche die Israeliten ſich erhoben, und anderntheils auf die fortſchreitende Entwicklung der anderen welthiſtoriſchin Völker, an welcher Theil zu nehmen ſie mehr oder weniger durch nationale Gläubigkeit verhindert worden ſind.

Der von Hrn. Haas uns dargebotene Abriß entſpricht nun leider keiner dieſer Forderungen, ſondern iſt nur ein flüchtiger Auszug aus dem zweiten Theile von Joſt's allgemeiner Geſchichte des israelitiſchen Volkes, und weder die weſentliche Eigenthümlichkeit und die hieraus entſpringende hiſtoriſche Berechtigung der Judenheit und der übrigen mit ihr in Conflikt gerathenen Nationalitäten und Religionen, noch die allmählig ſich verbreitende Auflöſung dieſes Gegenſatzes — durch das, aus ihm reſultirende Streben nach Humanität und univerſaler Religion — wird in dieſem Auszuge zur Evidenz gebracht.

Im zweiten Abſchnitt (S. 95 — 227) ſoll „das Saatsbürgerthum der Juden“ begründet werden. Zu dieſem Zwecke werden im erſten Kapitel die Hauptgründe aufgeführt und erwogen, welche bisher gegen die Gleichſtellung der Israeliten mit den übrigen Staatsbürgern vorgebracht worden; das zweite Kapitel iſt der „näheren Begründung des Staatsbürgerthums der Juden gewidmet.“

Als gegen die Ertheilung des Staatsbürgerrechtes erhobene Einwendungen werden von Hrn. H. angeführt: 1) der nationale Gegengrund, worunter er Kleidung, Speiſeunterſchiede, hebräiſche Sprache, Eid, Ehegeſetze, Beſchneidung, Sabbathfeier, Talmud und Meſſiashoffnung begreift; 2) der numeräre (?), 3) der militäriſche, 4) der mercantiliſche, 5) der confeſſionelle, 6) der chriſtlich- oder kirchlich-politiſche, 7) der religiöſe und 8) der moraliſche Gegengrund. Für die Gleichſtellung aber werden im zweiten Kapitel geltend gemacht 1) der rechtliche, 2) der politiſche und 3) der moraliſche Grund.

Wie Manches nun auch gegen dieſe Anordnung, wie gegen die Behandlung des hier zur Sprache gebrachten reichhaltigen Stoffes zu erinnern ſein dürfte, ſo wird dennoch dieſer Abſchnitt allen denen eine willkommene Gabe ſein, welche gerne das Bedeutendſte überſichtlich und mit den eigenen Worten der Stimmführer zuſammengeſtellt zu ſehen wünſchten, was bisher über die angegebenen Punkte in einer großen Menge von Abhandlungen ſich zerſtreut findet. Vermißt man aber in den vom Hr. Vfr. hinzugefügten Bemerkungen jene Schärfe, Conſequenz und Gediegenheit, welche zur wiſſenſchaftlichen Erörterung und Aufhellung einer ſo verwickelten, in ſo viele Gebiete eingreifenden Angelegenheit unentbehrlich ſind, begegnet man auch nicht ſelten Widerſprüchen, theilweiſen Unrichtigkeiten und unhaltbaren Anſichten, — ſo wird man doch um ſo geneigter ſein, hierbei Nachſicht zu üben, als ähnliche Mängel ſich mehr oder weniger in den meiſten über dieſen Gegenſtand gewechſelten Schriften bemerklich machen, dagegen die vorliegende Abhandlung ſich vor manchen anderen vortheilhaft auszeichnet durch unverkennbares Streben nach Unpartheilichkeit und regen Eifer für Recht, Sittlichkeit und allgemein-menſchliche Religion.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir näher auf alle einzelnen Punkte eingehen, welche hier zur Sprache gebracht worden ſind. Da aber Hr. H. in der Einleitung zum zweiten Abſchnitt als „den einzig richtigen Standpunkt, von dem aus die Angelegenheit entſchieden werden müſſe, den nationalen“ — bezeichnet, und die Meinung ausſpricht: „das Staatsbürgerthum trete nur dann aus ſeinem inneren Zwieſpalt heraus (sic), wenn einerſeits die Juden ihre längſt erſtorbene (?) Nationalität aufgeben, und anderſeits die betreffenden Staaten ihnen volle Gleichſtellung gewähren,“ — ſo glauben wir bei dieſem Moment einige Augenblicke verweilen zu müſſen.

Der Hr. Vfr. will unter Nationalität „nicht den tief religiöſen Geiſt des moſaiſchen Geſetzes und der Propheten verſtanden wiſſen, ſondern ſolche Inſtitutionen und Lebensregeln, in denen ſich ein Volk in temporaler (?), localer und ſocialer Hinſicht bewegt und entwickelt.“ Deſſenungeachtet bemerkt er weiterhin „die (von Rieſſer angeſprochene) juridiſche Nationalität möchte ſo lange auf hohlem Boden ruhen, als nicht die Juden ihre abſondernden Gebräuche und Meſſiasträume (?) für aufgegeben erklären.“

Hr. H. verkennt hier ſowohl das Weſen der Nationalität überhaupt, als die jüdiſche Nationalität insbeſondere, und in Folge davon beſtimmt er unrichtig den Standpunkt, von welchem aus ihr Verhältniß zu den modernen Staaten zu reguliren ſein dürfte.

(Fortſetzung folgt).

Der Todtengräber von Güran.

(Fortſetzung).

IV.

Neun Tage waren vergangen, der wachſende Mond war bald in das letzte Viertel übergetreten, und ſeine Vollſtrahlen zündeten bereits durch die lauen Sommernächte, über welche ſeit neun Tagen ein nie umwölkter Himmel die tiefblaue Decke gebreitet.

In den Lüften koſ'ten und zwitſcherten und ſangen wieder froh und jubelnd die Vöglein, lauter quäckten im Teiche die Fröſche, und voll und rein erklang wieder das Geläute der Glocken in Güran, wenn ſie die Einwohner zu einem Dankgebete an den Allmächtigen für das beendigte Elend in die Kirche riefen.

In dieſen Tagen ſah man geſchloſſen und vermauert die Brunnen von Güran, mit langen Stäben ſtanden obendrein bei jedem noch einige Getreue von der Miliz der unglücklichen Stadt, um jede Verſuchung des böſen Geiſtes von der vergifteten Quelle fern zu halten.

Jeden Tag aber wurde in weiten Fäſſern das Waſſerbedürfniß des Städtchens aus den nächſten Ortſchaften herbeigeführt, und da vertheilten die, welche die

Seuche überlebt hatten, den Inhalt ſtets in friedlichem Eifer auf dem Markte.

Nachdem man aber vor der Hand durch chemiſche Gegenmitttel das in den Brunnen noch verborgene Gift des Leichenmartin's nach den Winken des Meiſters Klaus und den Angaben der bewährteſten Chemiker zu lähmen verſucht, gedachte man ſpäter durch vollſtändiges Ausſchöpfen derſelben auch den letzten Giftſtoff zu vernichten. Die Straßen aber, worauf der teufliſche Martin gleichfalls ſeinen ſchrecklichen Giftſtaub ausgegoſſen, wurden durch die Einwohner des Gefängniſſes von Gürau, welche von dem Looſe ihrer ehrlichen Mitbürger verſchont geblieben, in der Art geſäubert und gereinigt, daß ſie, obgleich ſie keineswegs gepflaſtert waren, wie eine Stube ſich ausnahmen. —

Martin hatte, ſchon am zweiten Tage, da er, nach ſeiner Verhaftnahme auf dem Markte in's Gefängniß gebracht worden, unter der Folter ſein ganzes ungeheures Verbrechen bis in die kleinſte Ausführlichkeit hinab bekannt. Was ſelbſt der räthſelhafte Klaus bei all der Kunſt nicht ahnte, die er pflog, — das mußt' er durch ein weiteres Bekenntniß Martin's erfahren. Martin ſagte nämlich freiwillig aus, daß er das von ihm erfundene Pulver nicht allein für ſich gebraucht habe, ſondern daß er davon zu gleichem Gebrauche Mittheilung an die Todtengräber zu Brauſwig, Brinz, Raleß und andern Orten Niederſchleſien's gemacht, in welchem erſterem Orte denn auch wirklich bereits 700 Menſchen damit hingerichtet worden.

Als die Kunde erſcholl von dieſen Geſtändniſſen Martin's durch das faſt verwaiſete Gürau, da ſtrömte der Jammer, die Wehklage um die verlorenen Lieben, um das verlorne Gut noch einmal durch die Seelen der Übriggebliebenen in dunkler, wehmüthiger Fluth; dann aber ſtrich der Allliebende mit ſeiner Hand über die ausgeweinten Herzen und legte Balſam darauf, die tiefe tödtliche Wunde in der Furche der Zeit wieder zu heilen und zu ſtillen. Aus dieſem Balſam aber keimten und ſproßten Dankeshymnen zu dem Allmächtigen empor.

In einem finſtern engen Loche des Thurmes aber, worin Fledermäuſe und Ungeziefer aller Art durch die naſſe feuchte Luft ſchwirrten, kauerte über einem Lager rohen Strohs ein Geſchöpf in Menſchenform, einmal ſich wälzend, krümmend auf dem harten Lager, das andere Mal mit wildem Geſtöhne auffahrend und die Hände reckend in die nebeldampfende Luft.

„Huſch!“ ſtöhnte Martin, „wo willſt du hin, du wilder Kleiner, — bleib' doch, ſollen ſie ja bekommen, nur nicht jetzt um Mitternacht, — ſieh, wie ſie auffahren aus ihren Gräbern und wild taumelnd mit gräßlichem Hohne vor mir heruntanzen, Grete, auch dich erblick' ich, — haſt halt doch auch einmal vom unrechten Waſſer genommen“ —

„Aber wie ſchön iſt's nicht, ſo viel Geld zu beſitzen, allein Meiſter zu ſein, Alles unter Einem zu haben, Vieh und was noch an Menſchen übrig geblieben, — haſt du mir das nicht geſagt, Kleiner? Abſcheulicher Teufel, — biſt du nicht die ganze Nacht bei mir gelegen im Bette und haſt den Schlaf von meinem Auge hinweggeſcheucht, daß ich nur immer deine Worte hören mußte? — Biſt du nicht während zwanzig Jahren jeden Morgen mit mir aufgeſtanden, und gingeſt mit mir auf den Gottesacker und ſetzteſt dich auf meinen Spaten, wenn ich ein neues Grab grub, und ſagteſt, wenn ein Reicher geſtorben: „Ei, der hat wieder viel Geld zurückgelaſſen, wenn du das hätteſt, Martin, — könnteſt dann luſtig leben.“ Und wenn eine arme Wittwe ſtarb, die eine junge ſchöne Waiſe hinterließ, ſagteſt du: „Hat zwar kein Geld zürückgelaſſen, aber ſchönes junges Fleiſch und Blut, — Martin, das wäre Haſt du das nicht geſagt, wilder, grauer Junge?“ Er hielt ein wenig ein, wie um ſeine Gedanken zu ſammeln, winſelte dann ſtöhnend auf dem Lager herum, fuhr mit den magern Händen in die Höhe und griff ſich dann zerrend in ſein langes borſtiges rothes Haar.

(Schluß folgt).

Der Philippstag in Paris.

Der erſte Mai, der Namenstag des Königs der Franzoſen, iſt ein jährliches Feſt für die Pariſer. Der Tag beginnt mit Glückwünſchen und Aufwartungen, Reden und Gegenreden, welche die Kammerpräſidenten und andere hohe und niedere Staatswürdenträger dem Monarchen darbringen. Die großen Revuen der Nationalgarde und Linientruppen finden nicht mehr Statt; auch iſt die alte Sitte, den Pöbel an ſolchen Tagen beſtialiſch abzufüttern und ſich um das Hingeworfene balgen zu laſſen, abgeſchafft. Das Volk will die Gaben der Wohlthätigkeit auf eine manierliche Weiſe empfangen und mit Rückſichten behandelt ſein. Wenn die Ceremonien in den Tuilerien beendet und in den verſchiedenen Mairien der Hauptſtadt Geld, Kleider und Lebensmittel unter die Armen vertheilt worden ſind, ſo gehört der Reſt des Tages dem Vergnügen an. Das allgemeine Rendezvous ſind die Champs Elyſées, wo alsbald eine unermeßliche Menſchenmenge auf- und abwogt. Die eleganten Equipagen der vornehmen Welt, ſo wie alle andern Arten von Fuhrwerken, welche ſonſt die große Avenue von Neuilly durchſchneiden, ſind heute verſchwunden; Fahrwege, Seitengänge, freie Plätze, Alles iſt mit Fußgängern bedeckt, welche beſonders den unterſten Volksklaſſen angehören. So wie man aus den Tuilerien tritt, dringt einem das Geſchrei der Verkäufer aller Art entgegen; in den Nebenalléen der Elyſäiſchen Felder ſind Tiſche, Zelte und Buden errichtet, in denen überall gekocht, gebraten und gebacken wird; denn alle Speiſen, die das Volk genießt, werden hier ſo gut, wie auf dem Toledo Neapels, auf offener Straße bereitet. Die niedern Stände, Tagelöhner und Handarbeiter, haben heute keine beſtimmte Eßſtunde und keine andere

Küche, als dieſe Buden; ſo oft ſie Hunger oder Durſt fühlen, treten ſie an eines dieſer Zelte und kaufen für einige Sous **pommes de terre frites** oder **sacré-chien.** Selten entſtellt Zank, noch ſeltener blutiger Streit dieſe Scenen des Volkslebens, wo es ſehr fröhlich und laut, aber über alle Vorſtellung manierlich hergeht. Der Rauſch des gemeinen Franzoſen iſt höchſt gutmüthig; der Trunkene ſchreit, lacht, lärmt, gebehrdet ſich und beluſtigt die Zuſchauenden ſo lange, bis er niederfällt oder bis ihn die Polizei beim Arme nimmt und ihn hinwegführt. Wenn zwei betrunkene Franzoſen ſich ſtreiten, ſo ſind ſie unterhaltend, weil ſie ſich nie etwas zu Schaden thun; unter allen dieſen wirbelnden Köpfen habe ich nicht einen geſehen, der eine tödliche Waffe zu ſchwingen ſich erlaubt, und was iſt häufiger bei unſern Volksfeſten und patriotiſchen Bankets, als irgend eine Verwundung oder Verletzung im Streite? Hier bleibt Alles bei Drohungen, Verwünſchungen und Schmähungen. Dort an jenem Tiſche ſeht ihr zwei trunkene Chiffonniers wüthend, wie es ſcheint, gegen einander anſtürmen; allein ſie werden nicht ſich in die Haare fallen und ihr Capillarſyſtem ſtören; vielmehr iſt hundert gegen eins zu wetten, daß, nachdem ſie ihrer Wuth eine zeitlang in Worten Luſt gemacht haben, ſie vor einander die Hüte ziehen und mit Complimenten, wie ein Paar wohlerzogene Hofleute von einander ſcheiden.

Außer dieſen Buden für körperliche Genüſſe, für Speiſe und Trank, hat die Regierung auch andere für Poſſen, und militäriſche Spektakelſtücke errichten laſſen, deren Aufführung man unentgeldlich ſehen und genießen kann. Die Bretterhütte des Polichinells fehlt natürlich nicht; Bonnen mit Kindern und Troupiers drängen ſich beſonders herbei, um den Harlekin zu bewundern. Der franzöſiſche Polichinell hat aber keinen Humor, weder höherer noch niederer Art, und er ſteht dem Pulcinelle der Italiäner und unſerm beliebten Hanswurſt um vieles nach. Sein Witz iſt plump, und verſteigt ſich nie in die Region der Anſpielung.

Weiterhin ſind Schaukeln aufgerichtet, von denen die kreiſende ſogenannte ruſſiſche Schaukel die beliebteſte iſt, welche den glücklichen Ladendiener mit ſeiner Griſette in radförmiger Bewegung bald himmelhoch erhebt, bald pfeilſchnell zur Erde niederfällt. Die Schauluſt und Neugierde der Pariſer fand in den Marktſchreierbuden, welche in der Allée rechts aufgeſchlagen waren, hinreichende Nahrung. Über einer von dieſen Buden las man folgende Anzeige: „Noch nie geſehenes Ungeheuer.“ „Dieſes Monſtrum iſt kürzlich von Cadix angekommen, es iſt gefangen worden in Santa-Fé, in Peru, in der Provinz Chili. Es iſt eine Amphibie, ſo man noch niemals geſehen; es lag den Tag über verborgen, in dem See Fagera, und kam nur des Nachts heraus, um auf Raub auszugehen und Nahrung zu ſuchen; es iſt 11 Schuh lang, hat ein Geſicht, wie ein Menſch, ſein Maul iſt ſo groß, daß es von einem Ohrlappen zum andern reicht, es hat Zähne zwei Zoll lang, auf der Stirn zwei große Hörner, größer, als die des größten Stiers, es hat eine Mähne, wie ein Pferd, die bis auf den Boden herabhängt; es hat Ohren, größer als ein Eſel, zwei Flügel, wie eine Fledermaus auf dem Rücken, zwei Schwänze, der eine, wie ein Elephantenrüſſel, womit es frißt, und der andere ſpitzig wie ein Pfeil, womit es ſeinen Raub anſpießt und tödtet; ſein ganzer Leib iſt mit Schuppen bedeckt, die viermal ſo dick ſind, als die von der größten Schildkröte; es iſt in einem Netz gefangen worden und frißt alle Tage einen Ochſen, ſechs Schaafe und zehen Ziegen.“ — Eine dichte Volksmaſſe drängte ſich fortwährend vor dieſer Bude, von deren Balkon herunter ein Marktſchreier die vorſtehende Erklärung debitirte; ſelbſt die geſchätzten Herren und Damen der Mittelſtände verſchmäheten es nicht, eine Art von Amphitheater um dieſe Bretterbude zu bilden und nach fünf Minuten lang anhaltendem Gaffen ſich gegen die Entrichtung von 5 Sous **par tête** den Eintritt ins Heiligthum zu verſchaffen. Wer nur kurze Zeit in Paris gelebt hat, muß ſich überzeugt haben, daß es für die Leichtgläubigkeit der Pariſer Spießbürger und des gemeinen Volks nichts Unglaubliches gibt, daß jeder Betrüger oder Spötter ihnen die abgeſchmackteſten Dinge und offenbarſten Widerſprüche aufbinden kann. Wir erinnern nur an den famöſen Luftſchiffer, welcher vor 2 Jahren in allen öffentlichen Blättern anzeigte, daß er eine regelmäßige Luftſchiffahrt zwiſchen Paris und London errichten wolle und ſich anheiſchig machte, die Überfahrt der reſpektiven Reiſenden in 12 Stunden zu bewerkſtelligen. Er werde dieſe Entrepriſe anfangen, wenn er 500 Louisdor vorausbezahlt erhalte. In einem Nu waren die 500 Louisdor unterzeichnet; der Luftſchiffer ſetzte den Tag und die Stunde der erſten Abfahrt feſt und ganz Paris eilte aufs Champ de Mars, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, um ein Wunder mit anzuſehen, deſſen Geheimniß ein Sterblicher den Engeln abgelauſcht haben mußte. Natürlich ging die Auffahrt nicht vor ſich; der Pariſer Adel und Bürgerſtand zog mit einer langen Naſe nach Haus und der Pöbel ſtürzte über den Luftballon her, zerriß ihn in Stücke und verwünſchte den Luftſchiffer, der ſich glücklicher Weiſe mit ſeinen 500 Napoleons aus dem Staube gemacht hatte. (Fort. f.)

Notizen.

⁂ Von Heinrich Smidt in Berlin, deſſen Marinen mit Recht beliebt ſind, werden demnächſt ein neues Werk: „Mein Seeleben,“ in der A. W. Hayn'ſchen Buchhandlung, und zwei Bände „Seenovellen“ bei J. D. Sauerländer erſcheinen.

⁂ Hildebrand's „[illegible]“ ſind jetzt in Braunſchweig ausgeſtellt.

⁂ Leopold Schefer gibt [illegible] Hausreden und ſeine kleinen Romane heraus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 116. 1837.

Phönix.

Freitag, 19. Mai.

Der Todtengräber von Gürau.

(Schluß).

Auf einmal ward es dann in ſeinem ſchrecklichen Seelenfieber wieder etwas ruhig, ſein Auge aber ſtierte noch immer nach demſelben Punkte hin, und er fuhr wieder ächzend auf: „Iſt heute nicht der achtzehnte Juli, heult draußen die Eule nicht die Stunde der Mitternacht und ſind's darum nicht gerade zwanzig Jahre, — daß ich und du einen ewigen Pakt geſchloſſen? Haſt du mir nicht die Bereitung eines Mittels angegeben, wodurch ganz Gürau mein Erbe würde; ihre Leiber mein, weil ſie Bewohner des Kirchhofs, ihr Geld, all' ihr Hab und Gut mein, weil ich der Einzige mein Leben über das ihrige hinausführen würde? Und haſt du mich dann nicht faſt zwanzig Jahre lang gehöhnt und alltäglich geneckt, weil aus der blauen Flamme, welche in jeder mitternächtlichen Stunde auf meinem dunkeln Heerde kniſterte, noch immer keine Feuerlilie erſprießen wollte? Meine Mutter ſagte mir auf dem Sterbebette, gerade ein Zwerg wie du habe mir bei meiner Geburt die Glieder verrenkt. Was blitzeſt du jetzt mit deinen Augen ſo, Junge, ſtreckſt die Kohlenfinger nach mir aus, — hab' ich dir damals meine Seele für deinen Dienſt verſprochen, — wo ſteht's geſchrieben?“

Und indem er jetzt gegen den bisher ſtirrten Punkt ſeine beiden Hände ausſtreckte, wie um etwas von ſich abzuwehren, ſtieß er einige ſchreckliche gellende Laute aus, ein Geſtöhn der fürchterlichſten Verzweiflung, daß es weithin durch die Nacht, wie das Gebell tobender Hunde, ertönte.

„Alſo hab' ich unterſchrieben, — wohlan, — nimm mich, da haſt du mich!“ — Dieſe Worte ſtöhnte er dann krächzend heraus, wie ein tödtlich Verwundeter, der unter dem letzten ungeheuren Schmerz — noch immer widerſtrebend — ſeinen Geiſt aufgibt. Er ſank dann wie gelähmt auf ſein Lager, ſeine Augen ſchloſſen ſich und bleiſchwerer Schlaf lagerte ſich darüber. Da begegneten ihm zum zweitenmale, nun auch im träumenden Leben, die Rachegötter ſeines Verbrechens. Sie ſchüttelten ihn, ſie brannten mit glühenden Fingern die Mahle der Vergeltung in ſeine Bruſt.

„Willſt du nicht gnädig ſein, greulicher Wechſelbalg, wie ſollteſt du! Aber ſo viel Geld, — der einzige reiche Mann in Gürau zu ſein und Alles unter ihm, Alles nur von ſeinem Thun abhängig, Hochmuth, Ehrgeiz, — laßt mich, laßt mich um Gottes willen! Geld, Geld, — wollt' ihr euer Geld wieder? verlangt's nicht von mir, hab' ich's denn? — Seht, dort kömmt Einer, der gibt euch euer Geld und euer Leben wieder zurück, — es iſt Klaus, — wie iſt ſein Blick ſo ſtarr, ſcheuch' ihn weg mit deinen Zähnen, ſieh', er will ſein wüſtes Meſſer über mich ſchwingen, — hilf mir, — rette mich, — — —“

Er träumte noch weiter, aber ſeine Zunge ſchwieg, als ob ſchon im Traum Meiſter Klaus den Akt vollzogen.

Der Morgen rückte an, ſchweres dunkles Gewölk hängte ſich an den reinen Himmel, darin die ſich kreuzenden und bedrängenden Wolken wie finſtere drohende Schreckgeſtalten ſich ausnahmen, die zu dieſer hehren Schaubühne emporgefahren, um Zeugen eines furchtbaren aber gerechten Richterſpruches zu ſein. Es war ſechs Uhr in der Frühe, der Morgenwind wehte über die Spitze des ſchwarzen Thurmes, indeſſen draußen die Lerche — ob auch der Himmel finſtern Zorn auf die Erde herabwarf — ihr altes frohes Lied zu den Sphären hinaufſang.

Martin wiſchte ſich den triefenden Angſtſchweiß aus ſeinem Geſichte, wehrte mit den Händen die Spuckgeſtalten des aus den Träumen in die Wirklichkeit mit hinübergegangenen Seelengerichtes von ſich ab, und fuhr dann ängſtlich ſpähend auf, als ein ziemlich lautes Klopfen von oben zu ihm herabdrang. In dieſem Augenblicke öffnete ſich eine Fallthüre und die gewaltige Fauſt des Thurmwarts griff hinab, um den Verbrecher heraufzuziehen. Als Martin ſeinen Geſpenſterblick in dem oberen Gefängnißzimmer nach einer Ecke hingleiten ließ, wo ein hoher ſchwarz gekleideter Menſch eine Papierrolle entfaltete, da ſank er halbtodt in die Kniee: „Wie ihr wollt, wie ihr wollt!“ ſtöhnte er mit erloſchener Stimme heraus.

Draußen bei'm Walde, wo die Gürauer ihre Hütten aufgeſchlagen und wo die Hand Gottes den ſchnöden Böſewicht gefaßt, da thürmte ſich acht Tage ſpäter inmitten dieſer Wieſen eine hohe Pyramide gebrochenen Holzes auf, darüber war ein Bund langen Stroh's befeſtigt, ſo zubereitet, um in ſeinem Innern einen Menſchen aufzunehmen.

Die große Glocke der Kirche von Gürau, die zum mitternächtlichen Werke des Leichenmartin's einſt ſo ſchauerliche Töne geläutet, ſchlug in dieſem Momente ernſt und tief in langen Pauſen ihren düſtern Sang.

Auf einmal ſtrömte auf die verhängnißvolle Wieſe eine große Menſchenmenge, die dichter und dichter anwuchs mit den laufenden Sekunden, ſo daß alsbald die ganze Wieſe den Saum des Waldes entlang mit dem regſten Menſchengewühle angefüllt war. Greiſe und alte Weiber, Jungen und Mädchen, deren Sonntagsputz deutlich genug anzeigte, daß ſie aus benachbarten Orten für eine beſondere feierliche Gelegenheit in die Stadt gekommen ſeien, warfen ſich tumultuariſch durcheinander, indem ein Jedes dem ſchrecklichen Holzſtoße, der auf der Wieſe aufgethürmt war, am nächſten ſein wollte. Auf allen Geſichtern malte ſich ſowohl tiefe Neugierde als die geſpannteſte Erwartung, womit ſich zugleich ein ſeltſamliches Grauen vermiſchte, das aus dem Gemüthe heraus auf den Phyſiognomieen ſich ausdrückte.

Nach wenigen Minuten endlich ward es plötzlich — als ob ein tödtender Blitz durch die ganze Menge gefahren — ſtumm und ſtill, indem ſich die Blicke Aller nach einem engen Pfade des Waldes hinlenkten, woraus ein ſchwarzer Stier in ſchnellen Sprunge einen kleinen Karren herüber auf die Wieſe zog. Dem Karren folgte in eiligem Laufe der Scharfrichter Klaus in ſeinem weiten, fliegenden, ſchwarzen Mantel, worunter ſein brennend rothes Amtskleid hervorblitzte. Als die Menge den ſchwarzen Klaus von Weitem erſah, erſchütterte, gleich einem elektriſchen Schlage, ein tiefer Schauer ihre Seelen, und alle falteten ihre Hände zum unwillkührlichen Gebete und ſtammelten ein andächtiges Vaterunſer gegen den Himmel.

Als man den Leichenmartin vom Karren des Scharfrichters herabnehmen wollte, bemerkten die, welche der Verkündigung des Urtheils nicht beigewohnt hatten, daß der Verbrecher ſchon faſt zum Leichnam geworden ſei; auf dem Marktplatze nämlich wurde, dem Urtheilsſpruche gemäß, mit glühenden Zangen ſein Körper aufgeriſſen und Riemen aus ihm herausgeſchnitten und alſo verſtümmelt erſt zur Richtſtätte gebracht, um verbrannt zu werden; denn Nichts ſollte übrig bleiben von ſeinem weltlichen Theile auf Gürau's Boden und Grund.

Schon kniſterte funkelnd und ſprühend ein dunkles Feuer im Holzſtoße, freſſend und flackernd breitete ſich die Flamme um Martin's Leib. Doch wieder dämpfte ſie ſich, es war, als ob ein Dämon ein löſchendes Naß in dieſelbe hineinſchütte. Da griff der rothe Klaus unter ſeinen Mantel, zog ſein langes Richterſchwert hervor, und nachdem er leiſe murmelnd es einigemal über dem Holzſtoße herumgeſchwenkt, ſtach er's gewaltſam hinein in die toſende Giſcht; nun rang ein ſchrecklicher furchtbarer Laut donnernd in hölliſchem Grimme ſich los aus dem Feuer, — in dem Momente krächzte hoch über der Richtſtätte ein Heer von Raben, die aus dem Walde herübergekommen. — „Fluch, Fluch dir, Klaus, Fluch meinen Mördern!“ — ſtöhnte es wieder aus dem Holzſtoße empor, in der kommenden ſtummen Sekunde glaubten Einige neben der Richtſtätte eine blaue Flamme emporſchlagen zu ſehen. — „Ach Jeſus!“ fuhr es mit lähmendem Schreck durch die Menge, aber die Flamme ſenkte ſich mit leiſem Kniſtern in den Holzſtoß hinab.

Tiefer wickelte ſich jetzt Klaus in den weiten Mantel, ſetzte ſeinen Fuß auf einen herausſtehenden Holzblock, bleich und bis zum Entſetzen ſtarr ſah ſein Geſicht hinein in die Menge, willenlos ſanken Dutzende der Anweſenden in die Kniee. Da öffneten ſich die Lippen des Meiſters, der Blick ſeines dunkeln Auges brannte höher, aber der Tod ſchaute aus den ſtraffen Muskeln ſeines Geſichtes heraus, dann plötzlich ſcholl es hell und durchdringend von ſeiner Zunge: „Es lebt ein Gott, es lebt eine allwaltende Gerechtigkeit!“ —

„Amen!“ bebte es auf hundert und aber hundert Lippen.

Die Aſche des Leichenmartin's ward von den Elementen hinweggeſpült in die Nacht der Verweſung: aber ſein dunkler Geiſt kehrt alljährlich wieder am Tage des über ihn ergangenen Gerichtes auf die Wieſenſtätte bei'm Walde, — und ein Mann mit rothem Unterkleid und ſchwarzem fliegendem Mantel — wohl iſt es Klaus — ſchreitet ihm nach und ſtäubt auf ſein Haupt die aus einer hochflammenden Fackel ſprühenden Funken der Vernichtung: ſo machen ſie dreimal den Gang um die Wieſe, Martin ſtöhnt und kämpft mit den Qualen der Hölle, darunter hinunter aber grunzt ein Thier, das ſo eben die Kugel eines Schützen getroffen. Drüben in Güran aber ſchwirrten und dröhnen indeſſen die Gewichte der Kirchenuhr zum mitternächtlichen Schlage.

Die Blumenausſtellung, und die Jahresfeier

der

naturforſchenden Geſellſchaft zu Frankfurt a. M.

in den erſten Tagen des Mai's.

Das iſt der Adel der neueſten Zeit, daß immer allgemeiner die Menſchen ſich freiwillig zu gemeinnützigen, gemeinerfreulichen Zwecken vereinigen, ohne Rückſicht auf die Unterſchiede, die durch Stand, Nationalität oder Confeſſion unter ihnen obwalten. Aus reiner Freude am Guten, Wahren und Schönen geſtalten ſich die mannigfaltigſten Geſellſchaften, und was ſie erzielt haben, das bieten ſie dem Mitlebenden uneigennützig zum Genuſſe dar. Dieſes dankbarlichſt anzuerkennen, iſt eine eben ſo ſüße als heilige Pflicht, und ihr zu genügen iſt um ſo erquicklicher, wenn man hoffen darf, hierdurch zur Ausbreitung ſolcher ſchönmenſchlichen Beſtrebungen ein Scherflein beizutragen.

Schönmenſchlich iſt es aber unſtreitig, wenn Freunde der Natur und der Menſchen ſo Koſten, wie Mühen nicht ſcheuen, um die ſchönſten Blüthen aller Zonen zu einem großen Blumenconzert zu verſammeln, in welchem die mannigfaltigſten Formen und Farben und Düfte zu einer ergötzlichen Symphonie ſich vereinigen, und die Liebesflammen des ganzen Erdenfrühlings in einen zauberiſchen Silberblick zuſammenſchlagen. Dank ſei es der hochverdienten Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte zu Frankfurt, daß ſie auch in dieſem Jahre wieder ein ſolches Blumenfeſt veranſtaltet hat, und gewiß wird die hohe Freude, die ſie hiermit vielen tauſend Naturforſchern bereitet, ihr zur Aufmunterung dienen, daſſelbe auch im künftigen Jahre zu erneuern, und auf deſſen möglichſte Erweiterung und Verherrlichung Bedacht zu nehmen.

Nahe an tauſend größtentheils blühende Pflanzen, die von 22 Blumenfreunden eingeſendet worden, fanden ſich in geſchmackvoller Anordnung verſammelt, unter denen beſonders die reizende Mannigfaltigkeit von Camellien, Rhododendren, Azaleen und Akazien ſo wie der Eriken, Aurikeln, Hyazinthen und Fettpflanzen einen überraſchenden Anblick gewährten.

Von ausländiſchen Pflanzen, welche durch Neuheit der Einführung ausgezeichnet waren, ſind hier vor Allem zu erwähnen: die von dem Hrn. Kunſtgärtner Rinz jun. aufgeſtellte **Galphinia splendens, Dillwynia spec. nov., Epacris onosmaeflora, Phlox Drummondi, Statice foliosa, Clianthus puniceus, Kennedia glabrata, Epacris corraeflora** u. **Calliopsis Drummondi** und nächſt dieſen noch die **Telopea speciosissima** des Hrn. Rinz, der **Echinocactus platyacanthus** des Hrn. Ober-Medizinal-Aſſeſſor Wild aus Caſſel, die **Deutzia scabra** des Hrn. Baron v. Rothſchild, die **Euphorbia fulgens,** die ſchönen Cereus- und Echinocactus-Arten des Hrn. J. Andreae, die prächtigen Varietäten der **Viola tricolor grandiflora** und die von Hrn. Krelage von Harlem eingeſendeten Hyacinthen. Der Preis für die, mit Rückſicht auf Schwierigkeit der Cultur ſchönſtgetriebene blühende Pflanze wurde Hrn. v. Bethmann für ſeine **Datura arborea,** und die goldene Medaille für das ausgezeichnetſte in reichſter Blüthe ſtehende Exemplar dem Hrn. Keßler für **Rhododendron Smithii grandiflorum, Azalea indica speciosa** und **Azalea aurantia coccinea** zuerkannt. Daß dieſe ſehr ſinnig angeordnete Ausſtellung nicht blos von Frankfurts Einwohnern, ſondern auch von Blumenfreunden der naheliegenden Städte ſich ſehr zahlreichen Beſuches zu erfreuen haben werde, ſtand mit Recht zu erwarten. Aber eben der große Zudrang, der ſich in den vier Tagen der Ausſtellung öfters bemerklich machte, rechtfertigte auch den Wunſch, daß für künftige Ausſtellungen eine größere Räumlichkeit ermittelt werde, woran ſich dann noch zwei andere Wünſche reihten, einmal, daß der Ausſtellung im Frühling eine zweite im Laufe des Sommers für ſo manche erſt dann blühende Pflanzen angereiht werde, und für's Andere, daß durch Erbauung eines geräumigen Treibhauſes den Blumenfreunden auch ein Wintergarten eröffnet werden möge, wie ein ſolcher bereits ſeit vielen Jahren zu Berlin zu Stande gekommen iſt. (Schluß f.)

Der Philippstag in Paris.

(Fortſetzung).

Es war gegen 2 Uhr, als ich am Ende der elyſäiſchen Felder beim Arc de l'Etoile anlangte. Ich war des Sehens und Drängens müde, und der heitere Himmel brachte mich auf den Gedanken, das Getümmel der Hauptſtadt zu verlaſſen und einen Ausflug in die Umgegend von Paris zu machen, um der erſten warmen Frühlingsluft und des friſchen Grüns zu genießen. Ich bog links von der Barrière de l'Etoile nach dem Bois de Boulogne ein; die Schenken und Kneipen an der Porte Maillot waren ſtark beſucht; ſchon von weitem eilten die Pferdevermiether aus ihren Schuppen herbei und boten redſelig ihre armen Thiere an. Das ſchöne Wetter hatte zahlreiche Beſucher herbeigelockt; ich überholte bald einige Partieen, bei denen es ſehr langſam ging, weil ſich Damen und Kinder zu Eſel dabei befanden. Die Vegetation des Bois de Boulogne, deſſen Boden ohnehin ärmlich iſt, war noch nicht weit vorgerückt; in der Allée von Longchamps trabten einige Reiter und Reiterinnen; einige Alte und Kranke fuhren in zurückgeſchlagenen Landau's ſpazieren, und vor dem Thore von Paſſy waren einige Kinderwärterinnen im Graſe gelagert, welche Lebkuchenmänner unter ihre Kleinen austheilten. Beau-Sejour, das Sommer-Rendezvous eleganter Damen von leichten Sitten, war noch geſchloſſen und die übrigen ſchönen Landhäuſer, welche das Boulogner Gehölz ringsum begrenzen, ſchienen noch alle unbewohnt, denn die reichen Pariſer gehen erſt einen Monat ſpäter auf's Land. Der Tanzplatz bei Ranelagh war noch wüſte und leer; der Chemin de Ronde, der zu Zweikämpfen vorzugsweiſe gewählte Ort, hatte ein ſehr kindliches, heiteres Anſehen. Das ſchöne Luſtſchloß Bagatelle iſt faſt ganz demolirt und die Müette in eine orthopädiſche Anſtalt umgeſchaffen worden; die es früher umfangende Mauer iſt durch ein Aſa erſetzt, um den Kranken von ihren Fenſtern aus den Anblick des Waldes zu verſchaffen. Nicht weit von Bagatelle beſitzt Herr Fulchiron ein prächtiges Landhaus mit Park.

Ein ſehr holprichter Vicinalweg führt von Paſſy nach Auteuil, wo beſonders Engländer und die reichen Familien den Sommer zubringen. Der ganze untere Theil dieſes Dorfes beſteht aus ſchönen Landhäuſern; jene hübſche Villa, ganz im italiäniſchen Geſchmacke, gehört dem Director des Meſſager; dieſes einfache Gartenhaus links bewohnte Börne; weiterhin treffen wir die Landhäuſer, worin Boileau und Molière die berühmten **soupers d'Auteuil** feierten. Durch jenes vergoldete Gitter werfen wir einen Blick in den unermeßlichen Park, welcher der Familie Montmorency gehört; von dem kleinen Pavillon an der Gartenmauer, welche die Chauſſée begränzt, pflegte die Herzogin von Montmorency Karl X. zu begrüßen, wenn er nach Saint Cloud fuhr. Gerade gegenüber hat Herr Pasquier ein ſchönes Landhaus gepachtet mit beſonders geſchmackvollen Anlagen und prächtigen Blumenbeeten, welche der Präſident der Pairskammer bekanntlich mit eignen Händen und großer Sorgfalt pflegt. An dieſen Garten ſtößt das Schloß der Familie Ternaux, des berühmten Fabrikanten, der nächſt Laffitte der reichſte Privatmann von ganz Frankreich war. Unglückliche Spekulationen nöthigten ihn, ſein Schloß und ſeinen Park zu zerſtückeln und den größten Theil davon zu verkaufen, welcher in den Beſitz eines Kohlenhändlers überging, der als armer Auvergnate nach Paris gekommen, ſich lange Zeit als Sackträger ernährt und endlich einen kleinen Kohlenhandel angefangen hatte, in Folge deſſen er ein Millionär geworden. Der Nachbar dieſes Kohlenhändlers iſt der kürzlich verſtorbene Maler Gérard, welcher im Jahre 1792 für die Gebrüder Didot Vignetten ſtach, um das liebe Brod zu verdienen; die Porträtmalerei hat ihm ſpäter ſo viel eingebracht, daß er eines der beſten Landhäuſer von Auteuil mit einem weiten Park kaufen konnte.

Von Gérard's Hôtel aus gelangt man durch die ſogenannten **Arches d'Auteuil**, eine Art unterirdiſchen Vizinalwegs, über den die Straße nach Verſailles führt, an die Ufer der Seine, welche hier die lieblichſten Anſichten bieten. Die Dörfer mit ihrem halbſtädtiſchen Ausſehen, die Schlöſſer und Landhäuſer mit ihren breiten Baumwegen, die Landſtraßen mit ihren Pflaſterſteinen in der Mitte und ihren bis an die Gipfel behauenen Hainbuchen zu beiden Seiten, — Alles das kündigt das Daſein und den Luxus einer großen Hauptſtadt an. Links von Auteuil liegt das Dorf Violet-Grenelle, ein trauriges Bild ſo vieler Pariſer Handelsſchwindeleien und Spekulationen, deſſen Gründer in dieſer Anſiedelung ein Vermögen von mehreren Millionen begraben, um es in eine ländliche Vorſtadt umzuſchaffen. Gerade gegenüber liegen Vaugirard, und Iſſy mit kümmerlichen Kirchen und unmaleriſchen Häuſern; rechts erblicken wir die Hügelkette von Meudon, Bellevue, Sèvres und Saint Cloud mit ſchönen Landhäuſern und Schlößern bedeckt. Von Auteuil aus findet man leicht einen Nachen, der Einen nach Sèvres oder Saint Cloud bringt und man hat Muße genug, die Ufer der Seine zu betrachten. Ich ſtieg der Inſel gegenüber aus, die von dem famöſen Pferdenarren Séguin ihren Namen erhalten hat; ſeinem Wohnhauſe ſieht man es noch an, daß der Eigenthümer ein barocker Kopf und reicher Parvenu war; ſeine Pferdeliebhaberei ging ſo weit, daß er ſeine liebſten Stuten in ſeine von Gold ſtrahlenden Salons kommen und auf den Teppichen herumtreten ließ.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Darmſtadt, 11. Mai. — Es hat ſich hier ein Comité gebildet zur Errichtung eines Denkmals für den verſtorbenen Großherzog Ludwig I., aus freiwilligen Beiträgen im ganzen Großherzogthum. Das Denkmal wird aus einer überlebensgroßen Bildſäule aus carrariſchem Marmor beſtehen, welche auf einem von Löwen getragenen, mit vier Basreliefs geſchmückten Piedeſtal ruhen und auf dem Mathildenplatze aufgeſtellt werden ſoll. Die Verfertigung des Standbildes iſt dem Hofbildhauer Scholl (bekannt durch die Statue Peter Schöffer's) übertragen worden, die der Basreliefs deſſen Sohne, J. B. Scholl.

⁂ Heine's Zweikampf für deutſche Sitte. — Heinrich Heine befand ſich kürzlich zu Paris in einem Kaffeehauſe, wo einige junge Franzoſen ſich beleidigende Aeußerungen über deutſche Sitten erlaubten. Als er hierauf einen derſelben, der jedoch gerade an jenen Aeußerungen nicht Theil genommen, ſchwer inſultirte, war ein Duell die Folge, das aber keine andern Folgen hatte, als daß die beiden Gegner einander mit ihren Kugeln verfehlten.

⁂ „Dramaturgiſcher Verein" iſt die Firma, unter welcher ſich in Hamburg eine völlig organiſirte, mit Meiſtern, Geſellen und Lehrjungen verſehene Ueberſetzungsfabrik etablirt hat.

⁂ Der Redacteur der „deutſchen Vierteljahrsſchrift," die bei Cotta erſcheinen wird, ſoll der Verfaſſer von „Rom im Jahre 1833 und Paris im Jahre 1836," der geheime Legationsrath Kölle in Stuttgart ſein.

⁂ Franz Dingelſtedt in Kaſſel wird im Herbſt ein „Jahrbuch für heſſiſche Literatur und Kunſt" herausgeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 117. 1837.

Phönix.

Samſtag, 20. Mai.

Emanzipation der Juden.

(Fortſetzung).

Nationalität iſt die geſammte Individualität eines Volkes, durch welche daſſelbe in ſeinem ganzen geſchichtlichen Lebenslauf ſich als eigenthümliches von allen übrigen Völkern unterſcheidet, und irgendwie als ein ſolches ſich behauptet. Das religiöſe Moment kann aber da am allerwenigſten unberückſichtigt bleiben, wo es, wie bei Israel, gerade als conſtitutives und fortwährend dominirendes ſich kund gibt. Israel — ohne ſein religiöſes Element — wäre weniger als ein Rumpf ohne Kopf und ohne Herz; es wäre Nichts als ein Körper ohne Seele. Allbekannt iſt nämlich, daß dieſes einzige Volk ſowohl ſeine Entſtehung als ſeine ſämmtlichen Inſtitutionen und geſchichtlichen Führungen einer ihm vorliebig zugewendeten Waltung des Allmächtigen zu verdanken glaubt, der ſeinen Stammvater auserwählt und mit Nachkommenſchaft geſegnet, der ſeinen Geſetzgeber, ſeine Propheten und Helden begeiſtert, der es wiederholt gezüchtigt und erlöſt, und ihm einen geſonderten Beſtand ſelbſt während ſeiner Zerſtreuung und für die Endzeit verheißen, in welcher es von einem göttlichen Geſandten wieder in das gelobte Land verſammelt werden ſoll, wo dann die übrigen Völker, bekehrt oder überwunden, nach Jeruſalem kommen würden, den Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's als den alleinigen Herrn Himmels und der Erde anzuerkennen und zu verehren.

Dieſe, die ganze ſeparate Exiſtenz der Israeliten durchdringende Vorſtellung conſtituirt die ideale Individualität dieſes Volkes, welche, [illegible] Wechſelwirkung mit der natürlichen Beſchaffenheit und den geſchichtlichen Verkettungen deſſelben — ſeine welthiſtoriſche Nationalität produzirt hat.

Allerdings gehören zu den Reſultaten dieſer Wechſelwirkung auch die vielfachen Abtrünnigkeiten und Spaltungen des Stammes und Volkes, dann ſpäterhin das Verkommen der zehn Stämme und die vereinzelten Übergänge in andere religiöſe und nationale Gemeinſchaften, ſo wie die theilweiſe Aſſimilation fremder Bildungselemente; — Alles Thatſachen, welche die natürliche Empfänglichkeit dieſes [illegible]ſtammes und die Möglichkeit ſeines völligen [illegible]ehens in andere Nationen außer Zweifel ſetzen. [illegible] jedoch hat in Mitten der verſchiedenartigſten Völker eine Maſſe von Abrahamiden (Leviten, Juden und Benjaminiten), — durch ihre urſprünglichen national-religiöſen Überlieferungen und Inſtitutionen eine geſonderte Exiſtenz behauptet, und wenn von Emanzipation der Israeliten die Rede iſt, kann im Allgemeinen auch nur von der großen Maſſe der wirklichen Israeliten die Rede ſein, nicht von denen, welche den engen Kreis ihrer hiſtoriſchen Nationalität bereits überſchritten haben. Anderſeits iſt nicht zu überſehen, daß bis auf die neueſten Zeiten Israel in ſeiner ererbten Eigenthümlichkeit durch — ähnlich, wenn auch nicht durchaus gleichartig excluſive Prätenſionen anderer Nationalitäten, Rechts- und Religionsgemeinſchaften befeſtigt worden iſt, wie denn noch jetzt überall, wo ſolche ausſchließende Vorſtellungen ihre Herrſchaft behaupten, auch die Judenheit noch in ihrer ſtrengen Abſonderung beharret.

Es iſt aber bereits im erſten Artikel angedeutet worden, daß im gleichem Maaße, in welchem die Anhänger partikulariſtiſcher Religionen zu religiöſem Univerſalismus übergehen, in welchem die natürlichen Volksthümlichkeiten ſich der Idee einer einigen Menſchheit ein- und unterordnen, in welchem endlich die beſonderen poſitiven und hiſtoriſchen Berechtigungen die Souveränität des allgemeinen Vernunftrechtes, d. h. die Idee der Humanität — anerkennen, — in gleichem Maaße auch die verwandten, bisher im eigentlichen Judenthum mehr oder minder latent gebliebenen, univerſaliſtiſchen Lebenselemente erweckt, und auf das Erfreulichſte in Thätigkeit geſetzt worden ſind.

Auf dieſem Punkte begegnen ſich Theorie und Erfahrung, und vereinigen ſich zu dem Reſultat: daß für diejenigen, welche zum Glauben an den alleinigen, univerſalen Gott, zum Gefühle für die Eine Menſchheit und zur Erkenntniß des allgemeinen Rechtes gekommen ſind, es zur heiligen Menſchenpflicht geworden, den Juden auf alle Weiſe Gelegenheit und Mittel darzubieten, aus ihrer national-religiöſen Abſonderung in die humane Lebensgemeinſchaft einzutreten. Können ſie auch, inſoweit ſie in ihrem excluſiven Partikularismus beharren, nicht als ein Recht in Anſpruch nehmen, was vom Standpunkt einer religiös-nationalen Bevorzugtheit aus, nicht als Recht gegen die Nichtauserwählten begründet werden kann, ſo wird hierdurch doch derjenige, welcher humaner Bildung theilhaft geworden, keineswegs der höhern Pflicht entbunden, in dem noch minder Gebildeten den zu gleicher Bildung Beſtimmten und Berufenen anzuerkennen, und ihm aus reiner Menſchlichkeit zu gewähren, was er, von dem untergeordneten Standpunkte blos natürlicher Wiedervergeltung, demſelben zu verweigern berechtigt wäre. Wie der Vater ſeine Kinder zu fr[illegible] Menſchen zu erziehen, und ſelbſt ihre ephemere[illegible]iſchkeit durch Liebe zu überwinden hat, ſo iſt jetz[illegible]taats-Regierung, die ihrer providenziellen Beſtimmung kund geworden, verpflichtet, die in ihrem Wirkungskreis befindlichen ſpröden Individualitäten durch zuvorkommende Güte zu freien Staatsbürgern zu erheben, wozu die Rechts-Gleichſtellung ſich als das zweckmäßigſte Mittel thatſächlich erwieſen.

Es iſt jedoch hierbei ſtets zu bedenken, daß von keiner Staatsgeſellſchaft mehr gefordert werden darf, als was der — in ihr herrſchenden — Bildung entſpricht, und daß dieſelbe Nachſicht, welche für den jüdiſchen Partikularismus in Anſpruch genommen wird, zum Wenigſten in gleichem Maaße den übrigen Partikularismen zugeſtanden werden muß, welche noch neben jenem zum wenigſten ein gleiches hiſtoriſches Beſtandrecht geltend zu machen befugt erſcheinen. Wo alſo die Geſetzgeber eines Staates die Exiſtenz oder das Gedeihen deſſelben noch für bedingt halten durch den Anſchluß ſeiner Beamten und Vertreter an partikulare öffentlich anerkannte, kirchliche Symbole, da möchten die wahrhaften Menſchheitsfreunde ihr Augenmerk wohl vor Allem auf die geiſtige Emanzipation der Geſetzgeber ſelbſt zu richten, und dahin zu trachten haben, dieſelben von den partikulariſtiſchen Glaubensmeinungen zu befreien, welche ſie noch auf einer untergeordneten Bildungsſtufe gebannt halten.

(Schluß folgt).

Auguſt Wilhelm Iffland.

(Fortſetzung).

Iffland ſtudirte ſeine Rollen auf das Genaueſte, das heißt, er wußte ſie nicht nur bis auf das Und auswendig, ſo daß er des Souffleurs nie bedurfte (der, wie er mir klagte, bei fremden Bühnen gewöhnlich ſein Todfeind werde, weil er immer allzudienſtfertig ſich bemühe, ihn zum Freunde zu gewinnen); ſondern er war ſo mit ſeinen Rollen fertig und im Reinen, daß während der Darſtellung geringfügig ſcheinende Details Ergebniſſe eines vorher wohlberechneten Studiums waren. Deſſenungeachtet zeigte er ſich nicht als immer unterwürfigen Sklaven dieſer Berechnungen, denn oft lehrten ihn die Umſtände, dieſe fallen und die Eingebungen des Moments dagegen eintreten zu laſſen. Es fügte ſich, nach ſeinen eigenen mir deßfalls gemachten Mittheilungen, nicht ſelten, beſonders bei ſeinen Gaſtdarſtellungen, daß ihm der Schauſpieler, mit dem er es in der Scene zu thun, nicht — wie man zu ſagen pflegt — in die Hand ſpielte, die nothwendigen von deſſen Seite zu geſchehenden Vorbedingungen außer Acht ließ, wodurch das von ihm zu gebende Nachfolgende, erſt als gerechtfertigt erſcheine, und ſeine volle Bedeutung erhielte. Hier mußte nun Iffland, ſich und Andere korrigirend, einlenken und ſuppliren, wozu die vollkommenſte Gegenwart des Geiſtes gehörte, die ihn nie verließ. „Bei ſolchen Teufeleien,“ ſagte er, „bleibe ich aber, ſo verwünſcht ſie mir auch ſind, ganz ruhig und geduldig wie ein Lamm;*) das iſt aber das Ärgerliche bei der Sache, wenn man nachher von einem dienſtfertigen Rezenſenten in öffentlichen Blättern, dem die Beurtheilung abging, an wem der Fehler gelegen, den man geſchickt genug noch verbeſſert zu haben glaubte, herunterkapitelt und mit weiſen Lehren bedient wird, wie man eigentlich das Ding, ſo oder ſo, hätte beſſer machen ſollen.

„Aber nicht nur die Mitſpieler“ — fuhr er im Eifer fort — „verſchwören ſich öfters gegen unſer wohlberechnetes Spiel; ſondern Requiſiteurs, Maſchiniſten, Lampenputzer und wie ſonſt all' die nothwendigen Theaterübel heißen. Das widerfuhr mir erſt vor Kurzem in Magdeburg, wo vergeſſen ward, Dintefaß, Papier und Oblate auf den Tiſch zu legen, um einen Brief ſchreiben und ſiegeln zu können. Da ich nicht ſicher war, ob, wenn ich zu Herbeiſchaffung dieſer Requiſiten klingelte, ſolche auch im Augenblick vorhanden waren, zog ich es vor, — und es ging füglich, — den Brief als bereits geſchrieben zu betrachten, und übergab dem wartenden Bedienten ein Billet, was ich kurz vor Anfang des Stückes in der Garderobe aufgeſetzt und zu mir geſteckt hatte, mit den Worten der Rolle: „„Sogleich zu beſorgen!““ Dieſer Bock war nun glücklich korrigirt; — welch neuer ſchwebte aber über über meinem Haupte! — Mein Billet war ein Abſagungsſchreiben an einen Kaufmann, der mich nach dem Theater zum Souper geladen und dem ich zugeſagt. Mich reuete aber die Sache und ich ſchrieb ihm mein Kommen ab, vorſchützend, ich ſei von der Vorſtellung fatiguirt und körperlich angegriffen. Ich ſetzte die Zeilen im Voraus auf, um ſogleich nach beendigtem Stücke ſie zu expediren, und den Kaufmann nicht auf mich warten zu laſſen. Dem Theaterdiener theilte ich, um ſicher auf ihn rechnen zu können, mit, daß nach der Vorſtellung er ein Billet an Herrn — ſo und ſo — zu tragen habe. Dieſer war aber zugleich jener Bediente im Stück. Was thut nun die Beſtie? — Er ſieht das ihm übergebene Billet als einen Wink an, es ſogleich an ſeine Addreſſe zu beſorgen, und trägt mir nichts, dir nichts, dem Kaufmanne, den er von der Bühne aus in ſeiner Loge bemerkte, es augenblicklich hinauf. Im Zwiſchenakt berichtet er mir ſeinen Dienſteifer. Ich glaubte vor Schreck in die Erde zu ſinken. Ich hatte dem Manne meine Erſchöpfung als nach beendigter Vorſtellung geſchehend angezeigt, und er ſieht mich nun guten Muthes zwei ganze Akte hindurch noch fortagiren, das **Qui pro quo** aber wohl verſtehend und ſich nicht wenig darüber ärgernd. — Was war zu machen? — Ich mußte dem Dinge nothgedrungen einen andern Mantel umhängen, fuhr nach der Vorſtellung ſogleich zu ihm und langte noch früher als er ſelbſt in ſeinem Hauſe an. Zum Glück hatte der gute Mann Humor genug, den Vorfall mit mir herzlich zu belachen.

---

*) Nicht immer war das der Fall. Klingemann und ich wüßten davon allerlei zu berichten, [illegible] wie er einen Schauſpieler, der ihm eine Scene verdo[illegible], nach einem Abgang beim Eintritt in die Couliſſe alſo anredete: „Herr! Sie ſind ja ein Asinus in folio!“

„Ich glaubte die Farce nun beendigt. Keineswegs! Sie verfolgte mich ſelbſt bis nach Berlin noch, wo ich, kaum angekommen, in einem öffentlichen Blatte mit einem Wiſcher mich bedient ſah, indem ein Rezenſent meines Gaſtſpiels in Magdeburg den Requiſiteur-Sündenbock unter meinen Extemporir-Sünden mit aufzählte, und ſo ſchließt: „„Ei, ei, Herr Direktor, das war ein wenig zu ſtark, den Dichter ſo hinten an zu ſtellen und die von ihm wohlberechneten Vorſchriften: ſich an den Tiſch zu ſetzen, zu ſchreiben, zu ſiegeln, ſo ganz willkührlich wegzulaſſen und einen bereits fertiggeſchriebenen und in der Taſche habenden Brief dem Bedienten zu übergeben. Solche Willkührlichkeiten verdienen an einem ſo ausgezeichneten Schauſpieler, der zugleich ſelbſt Dichter iſt, doppelte Rüge!““ — Späterhin, nachdem er den eigentlichen Thatbeſtand erfahren hatte, entſchuldigte er ſich ſchriftlich bei mir und bat um Verzeihung. Das hätte er übrigens nicht nöthig gehabt, da mich dergleichen Rezenſenten-Irrthümer nicht ſonderlich berühren.“

Iffland erzählte den Spaß mit einem großen Aufwande komiſcher Kraft und Laune, und beſſer, als es mir hier damit geglückt ſein mag. (Schluß f.)

Der Philippstag in Paris.

(Schluß).

Ein Feldweg zwiſchen dem Landhauſe des Herrn Scribe und dem Schloſſe der Madame Delille, der bekannten **Marchande de modes** in der **Rue Choiseul**, führte mich in die große Allée, nach der Terraſſe von Meudon, von wo man eine der herrlichſten Ausſichten auf das Seinethal und Paris genießt. Das Schloß, welches zur Civilliſte gehört, hat einen hohen maſſiven Unterbau und prächtige Gartenanlagen im italiäniſchen Geſchmacke. An das Schloß ſtoßen angenehme Spaziergänge und an dieſe die Terraſſe; ſie iſt auf der einen Seite beſchattet durch den von ſchönen Wegen durchſchnittenen Wald von Meudon und bietet auf der andern Seite die herrlichſte Ausſicht auf das Seinethal, Paris und ſeine Umgebungen. Zu den Füßen des Beſchauers liegen Ober- und Unter-Meudon, wo Rabelais bekanntlich Pfarrer war und gegenwärtig Herr Saquerunet einen ſchönen Garten beſitzt; vor ihm das Becken der Seine, auf deren beiden Ufern die Rieſenſtadt mit ihren Kuppeln und Thürmen, mit Faubourgs und Barrièren ſich ausdehnt, der Dom der Invaliden, das Pantheon, der Triumphbogen und die Vendomeſäule ragen vor allen aus der Häuſermaſſe hervor; die vielfachen Krümmungen und Umwege des Fluſſes, welcher hier mehrere Inſeln bildet, die zahlreichen Dorfſchaften und beſonders die das Ganze wie in einen ovalen Rahme[illegible]ſchließende Hügelkette geben dieſer Landſchaft ein h[illegible]aleriſches Anſehen. Und welche geſchichtliche Er[illegible]ngen wecket nicht dieſes Panorama! Der Montrouge, die berüchtigte Jeſuitenhöhle; Fresnes, wo der gerechte Kanzler d'Agueſſeau den Abend ſeines Lebens unter den Blumen ſeines einfachen Gartens beſchloß; Livry, wo die geiſtreiche Sévigné im einſamen Schatten des Waldes irrend, ihre beſten Briefe ſchrieb; Vincennes mit ſeinem im orientaliſchen Styl erbauten Donjon, der die Miniſter Karl **X.** von der Volkswuth rettete, mit ſeinen Feſtungsgräben, worin der Herzog von Enghien erſchoſſen wurde, und mit ſeinem uralten Walde, unter deſſen Eichen der heilige Ludwig ſeinem Volke Recht ſprach; Saint Mandé an dem blühenden Geſtade der Marne, deſſen Friedhof die Gebeine Carrel's einſchließt; der Gottesacker des **Père Lachaise** mit ſeinen Kapellen, und zahlreichen Monumenten, welche das Luſtſchloß des allmächtigen Beichtvaters Ludwig **XIV.** verdrängt haben, von wo aus der verſchmitzte Jeſuit einen der größten Staaten Europa's unter der Firma eines abergläubiſchen Königs regierte; Bellevue, wo Karl X. als Comte d'Artois ſeinen prinzlichen Luxus zur Schau trug; Saint Cloud, wo Buonaparte ſeinen Gewaltſtreich gegen den Rath der Fünfhundert ausführte; der Mont Calvaire, aus deſſen Kloſtergebäuden die Julirevolution die Jeſuiten verjagt hat; Argenteuil, wo die gefühlvolle Heloiſe ihren Schmerz in den Mauren eines Kloſters vergrub; Malmaiſon, wo Joſephine, getrennt von Napoleon, ihre Tage beſchloß; Arcueil, deſſen grandioſe römiſche Waſſerleitungen den Deſpotenwillen bezeichnen; die Ebene von Saint Denis, der Schauplatz der mörderiſchen Schlachten der Ligue, deſſen weit ſichtbare, ungleichen Thürme die Kathedrale andeuten, wo die Grabdenkmale aller franzöſiſchen Könige ſich befinden; Rüelle, das Denkmal unumſchränkter Miniſterherrſchaft und Richelieu'ſchen Stolzes; die Höhen von Charonne, wo der große Türenne gegen die Fronde und ihren Feldherrn, den großen Condé, kämpfte; das Thal von Montmorency, in deſſen ſchöner freier Natur der Genfer Philoſoph ſeine Heloiſe ſchrieb, das abgelegene einſame Ermenonville, wo der Verfaſſer Emil's, der Menſchen und des Lebens überdrüſſig, zum letztenmal das Licht der Sonne erblickte; Saint Germain-en-Laye, welches Ludwig XIV. floh, um ſeinen Maitreſſen zu gefallen; Maiſon Laffitte, einſt Moreau's Landſitz, ſpäter Laffitte's Eigenthum und Zufluchtsort aller von der Reſtauration verfolgten Dichter, Schriftſteller und Deputirten, jetzt von Spekulanten angekauft; der Montmartre, wo Ignaz Loyola mit ſeinen ſieben Genoſſen das erſte Gelübde ablegte und Heinrich IV. bei einer ſchönen Äbtiſſin die Berennung von Paris vergaß, aber dafür auch ſeine aufrühreriſchen Unterthanen, die der Hunger aus der belagerten Hauptſtadt trieb, liebreich aufnahm und ſpeiſete; endlich die Höhen von Belleville, Menilmontant und Saint Gervais des Voës, welche das Blut der Streit[illegible]röthet, die das beleidigte Nationalgefühl von den [illegible] Bergen des Kaucaſus und den beeiſeten Ufern [illegible]ewa her auf dieſes Feld des Todes gerufen hatte, um unter den Mauern der erſtaunten Hauptſtadt im letzten Kampfe das Schickſal der Welt zu entſcheiden!

Das königliche Schloß zu Meudon ſteht gegenwärtig leer; es kann jedoch zu jeder Zeit bewohnt werden. Wie mir der Concierge, welcher mich im Innern herumführte, verſicherte, wird der Herzog von Orleans ſeine Flitterwochen hier zubringen. Die Zimmer des erſten Stockwerks ſind mit mäßigem, geſchmackvollem Luxus ausgeſtattet; einige hübſche Tenier'ſche Kirchweihſcenen, mehrere Genrebilder von Grauze, eine Mondſcheinbeleuchtung von Joſeph Vernet und treffliche Jagdſtücke zieren die Wände; ein Thierſtück: 2 Jagdhunde, welche vor Faſanen ſtehen, feſſelte beſonders meine Aufmerkſamkeit.

Ich ſchlenderte bis gegen 6 Uhr im Park herum und brachte einen geſunden Appetit zum Mittagseſſen mit, welches ich bei dem Schweizer des Schloſſes, einem Elſäſſer, einnahm. Es war inzwiſchen dunkel geworden und ich begab mich auf die Terraſſe des Schloſſes, um von da aus das Feuerwerk abzuwarten, welches am Abend auf dem Quai d'Orſey abgebrannt werden ſollte. Man hatte bereits angefangen, die öffentlichen Gebäude zu illuminiren; die Lampenguirlanden der Tuilerien und der Champs Elyſées boten, aus dieſer Ferne geſehen, einen prächtigen Anblick dar. Die erleuchtete Diogeneslaterne bei Saint Cloud und die illuminirten Mairien der umliegenden Ortſchaften nahmen ſich nicht übel aus. Um halb neun Uhr fingen die erſten Raketen des Feuerwerks an zu ſteigen und ihre feurigen Linien durch die Nachtluft zu malen. Von Zeit zu Zeit erblickte man die kahlen Gipfel der Bäume des Tuileriengartens und der elyſäiſchen Felder und die Waſſer der Seine. Die Abendluft war außerordentlich mild und ich erinnere mich nie einen ſchöneren Maitag erlebt zu haben.

Auf der Schloßuhr ſchlug es neun; es war hohe Zeit, an's Aufbrechen zu denken. Ich ſtieg die Allée nach Sèvres hinunter. Überall ſah man, wie das ſchöne Wetter ſein Recht auf Alt und Jung übte; ich traf noch zahlreiche Spaziergänger im Park von Saint Cloud; in Boulogne und Auteuil waren mehrere Privathäuſer illuminirt und dreifarbige Fahnen weheten aus vielen Fenſtern. In Paris beſchränkten ſich die Beleuchtungen auf die Hôtels der Miniſter und andere öffentliche Gebäude; vor allem glänzte der ſchöne Palaſt des Finanzminiſters, den Villèle, dem Garten der Tuilerien gegenüber, in der Rue Rivoli erbaut hat. Das Gedränge in den Straßen war noch ſehr groß und mehr als einmal wurde der Kutſcher genöthigt, ſtille zu halten. Der Geſtank des Fetts in den Lampen verpeſtete die Luft; auf den Boulevards wogte eine unabſehbare Menſchenmenge auf und ab; die Kaffehäuſer waren gedrängt voll; vor dem Café de Foy im Palais-Royal hatte ſich bereits eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt; in den ruhigeren Stadttheilen ſaßen die Bürger vor ihrer Thür; kurz Alles deutete an, daß mit dem Philippstag der Frühling in Paris eingezogen.

C. K.

Notizen.

.°. Zur erſten Säcularfeier des 1737 geborenen und 1798 geſtorbenen „Patriarchen der Numismatik,“ Abbé Joſeph Eckhel, wurde auf Veranlaſſung des Grafen Moritz von Dietrichſtein in Wien von Ludwig Manfredini (k. k. Ober-Münzgraveur in Mailand) eine Medaille geprägt.

.°. Ferdinand Ries wird bei'm diesjährigen Aachner Muſikfeſt dirigiren, und ſein neues Oratorium: „die Könige in Israel,“ zur Aufführung bringen. Außer dieſem werden executirt: Händel's „Belſazar“ und Beethoven's C-Moll-Symphonie.

Hierzu Beilage Nº. 3.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 118. 1837.

Phönix.

Montag, 22. Mai.

Die Blumenausſtellung, und die Jahresfeier

der

naturforſchenden Geſellſchaft zu Frankfurt a. M.

in den erſten Tagen des Mai's.

(Schluß).

An dem letzten Tage der Blumenausſtellung fand auch die Jahresfeier der Senkenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft ſtatt, die ſechszehnte ſeit ihrer Stiftung. Herr Dr. Cretzſchmar, als zeitlicher Direktor derſelben, eröffnete die Sitzung der zahlreichen Verſammlung mit einem Berichte über die der Geſellſchaft während des verfloſſenen Jahres dargebrachten Geſchenke, unter denen beſonders namhaft gemacht zu werden verdienen: einige hundert trefflich präparirte Thierbälge, welche Hr. Ritter von Ludewig vom Vorgebirge der guten Hoffnung und die Präparate, welche Hr. Dr. Döbel von Java eingeſendet, ſo wie die Naturalien und Kupferwerke im Werthe von 800 Gulden, welche der hochverdiente Frankfurter, Hr. Dr. Rüppell, den koſtbaren Gaben beigefügt, mit welchen er ſeit Entſtehung der Geſellſchaft dieſelbe ausgeſtattet hat. Nachdem dann Hr. Dr. Cretzſchmar die erfreuliche Kunde mitgetheilt, daß im Laufe des vor. J. ſich auch eine Geſellſchaft für Geographie und Erdkunde gebildet, die ſich der naturforſchenden angeſchloſſen, berührte er noch mit einigen Worten den Zweig der Naturwiſſenſchaft, welchem er ſeine Forſchungen zugewendet habe. Er bemerkte in dieſer Beziehung, daß, wie er früher dem materiellen Theile des animaliſchen Reiches ſeine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, er demnächſt, der höheren Tendenz der Naturforſcher folgend, die Pſychologie der Thiere, und ganz beſonders der Vögel, ſich zum Gegenſtande ſeiner Studien gemacht, als den Zweig der Naturwiſſenſchaft, für welchen bisher noch am Wenigſten geſchehen, der aber gerade von vorzüglicher Wichtigkeit ſei zur Erkenntniß des Menſchen ſelbſt in ſeinem Verhältniß zu ſeiner eigenen animaliſchen Naturſeite. Zum Schluſſe zeigte Hr. Dr. Cretzſchmar an, daß der vom verſtorbenen großen Anatomen Sömmering für die ausgezeichnetſte anatomiſche Schrift ausgeſetzte Preis von 300 Gulden dem Hrn. Dr. Ehrenberg in Berlin für ſeine höchſt intereſſanten mikroſkopiſchen Entdeckungen zuerkannt worden ſei.

Hr. Dr. Rüppell, der nach Hrn. Dr. Cretzſchmar die Rednerbühne betrat, hatte ſich zum Gegenſtande ſeines Vortrages das Bibliothekweſen der Stadt Frankfurt mit beſonderer Beziehung auf die Bibliothek des Senkenbergiſchen Stiftes gewählt, eine Auswahl, welche gewiß als zweckmäßig erſchienen wäre, wenn Hr. Dr. Rüppell ſich darauf beſchränkt hätte, die Anweſenden zu möglichſter Bereicherung der Bibliothek der naturforſchenden Geſellſchaft einzuladen, da allerdings die aufgehäuſten Schätze von Naturalien nur unter Zuratheziehung der neueſten koſtbaren naturwiſſenſchaftlichen Werke wahrhaft fruchtbringend werden können. Der größte Theil des Vortrages des hochverehrten Naturforſchers enthielt jedoch Rügen in Betreff der Verwendung des jährlichen Ertrages der Senkenbergiſchen Stiftungs-Capitalien, und in Bezug auf die Mängel des Gebäudes der Stadtbibliothek, welche, wie gegründet ſie immerhin ſcheinen und auch wirklich ſein mögen, auch dann noch zum Vortrag am Tage der Jahresfeier ungeeignet hätten erſcheinen müſſen, wenn ſie in einer weniger herben, minder rückſichtsloſen Weiſe ausgeſprochen worden wären. An der guten, durchaus patriotiſchen Abſicht des vielbewährten Mannes wird Niemand zu zweifeln wagen, und mehrere von ihm gemachte Vorſchläge ſind gewiß beherzigenswerth; allein das zur Feier eingeladene Publikum hat auch ſeine Rechte, und es mag wohl den Wenigſten genehm geweſen ſein, daß ſie gegen alles Erwarten einer langen Strafpredigt beizuwohnen veranlaßt geworden. — Hr. Dr. Varrentrapp glaubte ſofort auf einige von Hrn. Dr. Rüppell gemachte Bemerkungen repliziren zu müſſen, worauf Hr. Dr. med. Bögner von Frankfurt die vormittägige Jahresfeier mit einem intereſſanten Vortrage über die ägyptiſchen Mumien beſchloß, zu welchem mehrere von Hrn. Dr. Rüppell ſeiner Vaterſtadt verehrte altägyptiſche Grabbewohner die Veranlaſſung geboten.

Die engbeſchränkte Zeit geſtattete Hrn. Bögner nur die Grundzüge zur „äußern Geſchichte der Mumien“ zu liefern; derſelbe gedenkt aber mit Nächſtem ſämmtliche Ergebniſſe ſeiner mehrjährigen, dieſem Gegenſtande gewidmeten Forſchungen durch den Druck zu veröffentlichen. Wir werden daher aus dem gehaltvollen Vortrag, den Hr. Dr. Bögner uns mitzutheilen die Güte gehabt, nur einige Stellen hier anzuführen uns erlauben.

„Die **Catacomben** von Theben,“ bemerkt Hr. Dr. Bögner, „ſind die ausgedehnteſten, wie ſie auch die älteſten ſind. In dieſen ſind die Leichen mit der größten Sorgfalt erhalten, und es ſcheint, daß die Ägyptier in der Bereitung der Mumien entweder nachläſſiger wurden, oder daß die Kunſt des Einbalſamirens, die ſich durch Tradition in der Kaſte fortpflanzte, nach und nach vergeſſen wurde, da die Mumien in jüngern Gräbern weniger gut, wie z. B. die in der Ebene von Saccartha, bereitet ſind; ja, es iſt gewiß, daß die alte Kunſt des Einbalſamirens, wie ſie unter den Pharaonen geübt ward, immer mehr vernachläſſigt, endlich unter den Ägyptiern ſelbſt verloren ging. Die von Hrn. Dr. Rüppell mitgebrachten Mumien ſind von Theben“ ...

Von den, bei der Mumiſirung beobachteten Gebräuchen ſcheint uns beſonders merkwürdig, was Hr. Bögner aus Porphyr angeführt: „Wenn die Eingeweide bei Verſtorbenen von Stande herausgenommen ſind, wurden ſie in ein Gefäß gelegt, einer der Einbalſamirer legte ſeine Hände auf daſſelbe, und verrichtete im Namen des Verſtorbenen folgendes Gebet, indem er ſich gegen die Sonne wandte: „O Sonne, Beherrſcherin des Weltalls, und all' ihr Götter, die ihr dem Menſchen das Leben gebet, erhöret mich und nehmet mich auf in die Wohnung der Ewigen; denn ich habe mit Frömmigkeit die Gottheiten verehrt, die anzubeten auf der Erde meine Eltern mir befohlen. Stets habe ich meine Eltern, die mir das Daſein gaben, geehrt; ich habe nicht gemordet, noch meinen Nächſten beraubt, noch ihm Böſes gethan. Hätte ich aber irgend etwas für meine Seele Nachtheiliges gethan, indem ich Verbotenes gegeſſen oder getrunken, ſo iſt dieſe Sünde nicht durch mich, ſondern durch das gethan worden, was in dieſem Gefäße ſich befindet,“ und mit dieſen Worten wurde der Inhalt in den Nil verſenkt. Nachdem dies geſchehen, wurde der Körper als rein betrachtet.“ Doch ſind, wie Hr. Bögner bemerkt, auch Eingeweide zuweilen in eigenen, in Thierköpfe auslaufenden Gefäßen von Alabaſter, zuweilen in beſonderen Bündeln zwiſchen den Umwickelungen gefunden worden. „Alle bis jetzt unterſuchten Mumien aber ſind bis in die Knochenzellen mit Harz durchdrungen, woraus hervorgeht, daß die Körper lange Zeit in ſiedendem Peche gelegen haben,“ ein Umſtand, deſſen keiner der alten Schriftſteller erwähnt. Sowohl um den Körper als zwiſchen den Binden hat man Amulete, Papyrusrollen, mancherlei in Stein geſchnittene Figuren, Arm- und Halsbänder, Ohr- und Fingerringe von Emaille, Gold, Lazur-Stein, Corallen, Carneol, Bronze und Elfenbein, Kämme, Haarnadeln und Spiegel von Bronze gefunden. Außerdem hat man zum Theil in eigenen Gräbern, auch mumiſirte Thiere und Pflanzen, und zwar bis jetzt „16 verſchiedene Säugethier-, 8 Vögel-, 6 Amphibien-, 6 Fiſch-, 4 Inſekten- und 4 Pflanzenarten aufgefunden. Beſonders häufig ſind die einbalſamirten Katzen, deren Geſtalt Bubaſtis, die ägyptiſche Diana Lucina, und Ibis, deſſen Geſtalt Thoth-Hermes angenommen haben ſollen, um den Nachſtellungen des Typhon zu entgehen. Champollion fand bei Beni-Haſſan in der Nähe eines Tempels der eben genannten Göttin 10 Fuß unter dem Sande große Lager von Katzen-Mumien mit Mumien von Hunden untermiſcht.

Zum Schluſſe mögen noch folgende Angaben über den Gebrauch der Mumien eine Stelle hier finden: „In dem XVI. und Anfangs des XVII. Jahrh. wurde die Mumie allgemein als Arznei gebraucht und in den Apotheken vorräthig gehalten. Sie kam beſonders durch einen Arzt Elmazar in Alexandrien in Aufnahme,“ — der im XIII. Jahrh. ſie den, auf der Wallfahrt nach Jeruſalem Erkrankten verſchrieb. Franz I. führte beſtändig geſtoßene Mumie mit Rhabarber gemiſcht als eine Univerſal-Medizin zum innerlichen Gebrauche bei ſich. Avicenna, Baco, Boyle und viele Andere prieſen ſie an, und noch heutzutage gebrauchen die Araber geſtoßene Mumie mit Butter gemiſcht gegen Quetſchungen. Übrigens hat man ſichere Nachrichten, daß ſchon im XII. Jahrh. die Mumien auch als Brennmaterial von den Arabern gebraucht wurden, wie dieſelben noch häufig ihre Speiſen bereiten. Auch die Mumienſärge werden als Brennmaterial gebraucht. Die Leinwand aber, in welche die Mumien gehüllt ſind, dient den Arabern zur Kleidung oder wird an Papiermüller verkauft. C.

Auguſt Wilhelm Iffland.

(Schluß).

Ähnliche Anekdoten hörte ich von Andern erzählen, keine war jedoch von ſo draſtiſcher Wirkung auf mich, daher ſie mir auch entfallen oder nur noch dunkel vorſchweben. Eine jedoch, welche zugleich einen beſondern Einfluß auf Iffland's Spiel hatte, die mir mein Freund und Lehrer Bretzner in Leipzig erzählte und mir noch im Gedächtniſſe liegt, ſtehe hier, als Beleg zu Iffland's Geiſtesgegenwart auf der Bühne.

Als er irgendwo (der Ort iſt mir entfallen) in den 90r Jahren den Kriegsrath Dallner in ſeiner Dienſtpflicht als Gaſt ſpielte, geſchah es, daß man in der Scene, wo Dallner in Ohnmacht fällt, den Stuhl vergeſſen hatte. Iffland legte großen Werth auf dieſe Ohnmacht-Scene, die er immer, wie es auch im Stücke vorgeſchrieben, im Stuhle zu ſpielen pflegte. Da nun aber der Stuhl nicht vorhanden, mußte ſich der Künſtler entſchließen, die Ohnmacht auf andere Weiſe zu exekutiren. Er ſank daher auf den Boden mit einem Knie nieder und lehnte den andern zuſammengeſunkenen Theil des Körpers an den neben ihm ſtehenden Schauſpieler an. Das ganze Haus brach in ein Bravo-Rufen aus und in der That ſoll dieſe Art der Ausführung viel maleriſcher ausgefallen ſein, als die im Stuhle. Iffland ſelbſt fühlte dies und ſoll bei allen ſpäteren Darſtellungen ſie beibehalten, und ſich nie mehr des Stuhles bedient haben.

So korrigiren oft Moment und Zufall ein lang geübtes Studium!

Iffland, ſo große Neigung er auch oft dazu fühlte, irgend ein Individuum zu kopiren, konnte ſich natürlicherweiſe, ſeinem eigenen theatraliſchen Genie nach, nie dazu bequemen, bloß die Geſtalt des Kopirten dem Zuſchauer vor Augen zu ſtellen. Aus ſeinen, übrigens ſehr ſelten gegebenen Kopieen, mußte zugleich immer die Gattung des dargeſtellten Charakters hervorſchauen.

Ich machte ihm darüber einſt ein Kompliment, und er erwiederte mir: „Wie ſehr er ſich freue, dieſe Bevorzugung ſeines Darſtellungsvermögens in ihm anzuerkennen. Er würde ſich ſchämen" — fuhr er fort — „wenn irgend Jemand ihn unter die Klaſſe gemeiner Kopiſten würfe, deren es, nur mit einigem Imitationstalent ausgeſtattete genug gäbe, die aber nichts könnten und meinten: damit ſei es geſchehen, als die oft widerliche Stimme dieſes oder Jenes, Gang, Stellung und Haltung eines Dritten, chargirend zu kopiren, die Farbe ſeines Rocks trefflich zu wählen und wiederzugeben, ſammt den daran abgezählten ſilbernen oder kupfernen Knöpfen, die Hauptſache aber darüber vergäßen, ein Gemälde zu liefern, das in ſeiner Kopie den Zuſchauer eben ſo ergreifen und feſſeln müſſe, ob er den Kopirten gekannt habe oder nicht. Jeder müſſe das Schauſpielhaus mit der Befriedigung einer ſeiner Gattung nach geſchene Kunſtſchöpfung verlaſſen und nur der, welcher das kopirte Original gekannt habe, könne doppelt ſich befriedigt fühlen, indem er zwei Schüſſeln, ſtatt einer, nämlich Objekt und Subjekt zugleich genoſſen und doch nur ſein Couvert für eine Speiſe bezahlt habe."

„Wenn unſer Unzelmann," ſchloß Iffland, „die Kunſt verſtände, bei ſeinen oft trefflichen Kopieen das Individuum ſeinem vorwürflichen Thema ganz und gar anzupaſſen, ſo daß ſeine Kopie als ein nothwendiges, aus der Charakter-Gattung hervorgegangenes Subjekt anzuſchauen ſei: wäre er noch einmal ſo viel werth und ein Künſtler im vollen Umfange des Worts zu nennen. So genüge ihm aber ſchon trockene Nachahmung ohne geiſtige Auffaſſung oder Feſthaltung der Charakterbildes; das Publikum ſei übrigens mit dieſer einſeitigen Auffaſſung ebenſo zufrieden, als er ſelbſt mit Kopie und Publikum zugleich. Was kümmern ihn höhere Rückſichten!"

Wie wahr und treffend dieſe Bemerkung! Wie viele unſerer ſogenannten Künſtler, die ſich vom Kopiren nährten und dabei dick und fett wurden, trifft ſie! Ich nenne nur Wurm, der zwar mit einem recht glücklichen, komiſchen Talente von Natur aus ſchon ausgeſtattet wurde, und auch als ſelbſtſtändiger komiſcher Schauſpieler viele Verdienſte hatte und Anerkennung fand, deſſen Darſtellungen aber, in Bezug auf lauten Beifall der Menge, da erſt ihren Culminationspunkt fanden, wo er anfing, Iffland Schritt für Schritt zu verfolgen und ſeine Leiſtungen, bis zu den kleinſten Nüancen herab, kopirend wiederzugeben. Kein Schauſpieler verſtand die Kunſt, dieſen Meiſter nachzuahmen und ihm ſeine geheimſten Coups abzulauſchen, ſo gut als Wurm, ſo Viele ſich deßhalb auch abmüheten. Die Kopie war faſt immer eine ängſtlich getreue, nicht ſelten manierirte und gewöhnlich outrirte. Unerträglich würde dies dem Kenner oft geworden ſein, beſonders wenn er Iffland gekannt, hätte Wurm nicht einen ſo reichen Fond von eigener komiſcher Kraft beſeſſen, die jede gegebene Blöße im Augenblicke wieder heilte und vergeſſen machte.

Wurm trieb dies Kopiergeſchäft viele Jahre mit ſeinem durch ganz Deutſchland gehenden Gaſtrollenſpiele fort und gewann beträchtliche Summen damit. Er hätte aber beſcheidentlich auf den Theaterzetteln zu jeder Rolle den Namen ſeines Vorbildes ſetzen ſollen. Z. B. „Herr Wurm als Gaſt den Iffland'ſchen Langſalm, den Iffland'ſchen Stuhlbein, den Iffland'ſchen Schewa u. ſ. w.

Devrient, wie wir in dem ihm gewidmeten Aufſatze ſahen, war auch öfter Iffland's und Ochſenheimer's Nachahmer, aber in wie ganz anderm Sinne! Sein eigener Geiſt ſchwebte über ſolche Kunſtausſtellungen, und ſpiegelte ſein Ich ihm getreulich wieder zurück!

Umfaſſender und deutlicher als ich es zu ſagen vermöchte, kommentirt Böttiger in ſeinem lang nicht genug gewürdigten Buche über Iffland *) das Geſagte durch folgende Worte:

„Das Kunſtſtück des großen Meiſters beſteht alle Zeit darin, daß er wirklich nur die Gattung ſpielt und doch durch gewiſſe, klug angebrachte Eigenheiten dem Zuſchauer nur ein beſtimmtes Individuum zu geben ſcheint. Der untrügliche Probierſtein dieſer Darſtellung iſt, wenn faſt jeder Zuſchauer in ſeiner Bekanntſchaft ein anderes Original zu dieſer Kopie aufzufinden glaubt. Hier ſchafft alſo der Schauſpieler ſich ſelbſt ein aus vielen einzeln bemerkten Zügen und Ähnlichkeiten kunſtreich zuſammengeſetztes und veredeltes Bild, mit einem Worte: ein Ideal. Wer dies vermag, iſt Schauſpieler vom erſten Range, iſt ſchöpferiſches Genie, iſt ſelbſterzeugender Dichter. Ganz anders iſt es mit dem bloßen, auch noch ſo fleißigen Brodkünſtler, der nichts als Nachahmer iſt. Statt ſelbſt zu erfinden und zuſammenzuſetzen, wendet er ſein ganzes Studium auf die Nachbildung eines einzigen Originals, das er mit größter Treue wiederzugeben ſucht. Wo jener idealiſirte, malt dieſer nur Porträtfiguren, oder kopirt auch wohl nur einen andern Schauſpieler, der dieſe Rolle mit Glück ſpielte und ſelbſt nur Nachahmer war, malt alſo nur Kopien von Porträtfiguren. Mein Grundſatz, ſo ſagt Schröder, den meine Erfahrung noch nicht widerlegt hat, iſt: „„Der große Schauſpieler kann nicht kopiren. Wer ſich darauf legt, kann nur grobe Individualität zeichnen."" —

Indeß leidet dieſe Regel doch noch eine doppelte Einſchränkung. Es gibt Fälle, wo der große Schauſpieler aus jener dichteriſchen, genievollen Art der Darſtellung, die ich die plaſtiſche nennen möchte, in die bloß nachahmende oder mimiſche abſichtlich herabſteigt. Die Geſchichten- und Anekdotenſammlungen von großen Schauſpielern liefern uns eine Menge Belege dazu, wo es ihrer muthwilligen und ſtrafenden Laune gefiel, einen ihrer Mitbürger oder Mitſchauſpieler durch die frappanteſte Ähnlichkeit auf's Theater zu bringen. So ſpielte ſchon Ariſtophanes in ſeinem eigenen Stücke: Die Ritter, ohne Maske den Demagogen Kleon. Man erinnert ſich, was Garrick, Foote und Wilkinſon unter den Engländern, was Preville unter den Franzoſen in dieſem Fache leiſteten, und wie ſich die gereizten Schauſpieler Englands an Churchill, dem Verfaſſer der Rosciade, rächten. Auch Iffland hat einſt die ganze Kraft ſeines mimiſchen Talents auf der Mannheimer Bühne in ſolchen nach der ihm umgebenden Natur gezeichneten Kopien bewieſen. Als eine zweite Einſchränkung dürfte die Erinnerung angeſehen werden, daß man jene plaſtiſche, ſelbſt zuſammenſetzende Darſtellung in vollem Maße anwenden, und doch dabei eine beſtimmte Perſon aus ſeinem Erfahrungs- Bekanntſchaftskreiſe, ein wirkliches Individuum, dem Hauptumriſſe und den Grundzügen nach, vor Augen haben könne. In dieſe Außenlinien zeichnet dann der Schauſpieler von Genie alles, was ſeine Behauptung an andern geſammelt und ſeine ſchaffende Phantaſie hinzugedichtet hat, und erhebt dadurch das Einzelweſen zur Gattung. —

Feuilleton.

⁂ Engliſches. — Profeſſor O. L. B. Wolff in Jena hat ſeine im Athenäum zuerſt erſchienenen Artikel über deutſche Literatur unter dem Titel: „Historical sketch of modern german literature (1785—1835)," bei Voigt in Weimar, in einem beſonderen Bändchen wieder abdrucken laſſen. Die kleine Schrift, für das engliſche Publikum beſtimmt, welches in klaren allgemeinen Umriſſen eine Ueberſicht der hauptſächlichſten Entwicklung und Richtung unſerer modernen Literatur erhält, verdient gewiß Anerkennung. Das von Wolff und Schütz herausgegebene engliſche Muſeum (Bielefeld, Velhagen und Klaſing), eine durch hübſchen Druck und Wohlfeilheit (1 fl. 12 kr. pr. Vierteljahr) einladende Wochenſchrift, verfolgt dagegen die Aufgabe, die größere Maſſe, in welcher das Lernen der engliſchen Sprache (ſchon aus materiellen Gründen) von Tag zu Tage zunimmt, mit Produkten der beliebteſten neueren engliſchen Schriftſteller bekannt zu machen. Beinahe jede Nummer wird durch eine biographiſche Skizze eingeleitet. Dieſe Wochenſchrift beſteht ſeit etwa acht Monaten. — Von Dr. Ficken's „British modern theatre" (Jena, Bran) iſt der dritte Band erſchienen, enthaltend: „die Sühne," Drama in 2 Akten von John Poole, und „die Schulkameraden," Luſtſpiel in 2 Akten von Douglas Jerrold. Das erſtere hat durchaus franzöſiſchen Teint, das zweite dagegen einige ächt engliſche Charaktere und das Intereſſe eines ſprudelnden Dialogs. Das vierte Bändchen ſoll Bulwer's „Herzogin de la Vallière" enthalten. Die vielen eigenthümliche Conſtruktionen erläuternden Anmerkungen machen das „British modern theatre" für ſolche, die im Engliſchen noch nicht ſehr feſt ſind, ſo verſtändlich, daß ſie die Stücke ohne Wörterbuch leſen können. — Von der eleganten „Library of the newest english novels" etc. (Leipzig, Jul. Wunder) iſt das dritte Heft erſchienen.

⁂ Die neue für Proteſtanten eingerichtete Ausgabe der Nachfolge Chriſti (Leipzig, J. J. Weber), deren erſte zwei Lieferungen wir in Nro. 304 des Phönix von 1836 angezeigt, iſt nun complet. Dieſes elegant ausgeſtattete durch die Gloſſen-Anthologie doppelt werthvolle alte Kernbuch verdient ſeinen Ehrenplatz in jedem Hausweſen.

⁂ Nach Decker's lieblichem Bildchen: „Maria, den Chriſtusknaben führend," hat C. Müller ſo eben einen wohlgelungenen Stich beendigt.

⁂ Bouilly's „conseils à ma fille" erſcheinen ſo eben bearbeitet, mit für Anfänger ſehr praktiſchen Anmerkungen und einem Wörterbuch verſehen, bei Oßwald in Heidelberg.

⁂ Die „Zeitung für die elegante Welt" enthält intereſſante Bruchſtücke aus Julius Moſen's Trauerſpiel: „Wendelin und Helena."

⁂ Man ſpricht wieder viel von Gründung einer Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, an deren Spitze der Hofrath Hammer-Purgſtall ſtehen ſoll.

⁂ Holtey's Directorium des Rigaer Theaters iſt nun gewiß. Er iſt bereits auf einer nochmaligen Rückreiſe durch Deutſchland begriffen, um ein completes Perſonal für Oper und Schauſpiel zu werben, und zwar unter ſplendiden Bedingungen.

(Mitternachtsztg.)

---

*) Entwicklung des Ifflandiſchen Spiels in vierzehn Darſtellungen auf dem Weimariſchen Hoftheater, im Aprilmonat 1796. Leipzig, Göſchen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 119. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 23. Mai.

Madame Dudevant (G. Sand).

Von

Adelbert von Bornſtedt.

Zur Zeit, als de la Touche Redakteur des „Figaro“ war, und zwar kurz nach der Julirevolution, erhielt er eines Morgens einen Brief, worin eine Dame aus der Provinz ſich ſeine Protektion zur Einführung in die Pariſer Literatur erbat. Man zeigte ſich das Schreiben in dem Redaktionsbureau lächelnd umher und erwartete eine ſteife, überbildete, vielleicht ſchon gar ſehr bejahrte Provinzialiſtin erſcheinen zu ſehen, welche zur Erheiterung der jungen Schriftſteller und zu einigen luſtigen Einfällen über die Schreib-Manie der Frauen mannichfachen Stoff bieten ſollte.

Wie aber erſtaunte de la Touche, als einige Zeit nachher eine junge, pikante Dame mit ſchwarzen Augen, dunklem Haare und äußerſt eleganter Tournüre in ſein Zimmer trat und ihm verkündete: ſie ſei die Schreiberin des Briefes, Marquiſe Dudevant, wünſche jedoch, obgleich vermögend, einiger unangenehmer Verhältniſſe wegen lieber in Paris durch literariſche Arbeiten eine Exiſtenz zu ſuchen, als von unleidlichen häuslichen Leiden länger gemartert zu werden. Sie habe, ſetzte ſie hinzu, ihrem Gemahl den größten Theil ihres Vermögens überlaſſen, um ihre Freiheit zu erlangen, und bitte jetzt nur, der Ankommenden Eintritt in die literäriſchen Werkſtätten zu verſchaffen.

De la Touche ſchlug der jungen Dame nun vor, für's Erſte im Figaro zu arbeiten, ſpäter werde ſich ſchon etwas Beſſeres finden. Zugleich wurde nun über den anzunehmenden Schriftſtellernamen verhandelt. Ein junger Autor, Sandoz, ſpäter Verfaſſer der „Madame de Sommerville,“ welcher Georgina Dudevant damals begleitete, gab ſeinen Rath dazu. Die Namen Dudevant und Sandoz ſchienen de la Touche zu einigen Wortſpielen (du devant sans dos) Gelegenheit bieten zu können. Er ſchlug daher vor, den Namen Georges zu wählen, von dem Sandoz die letzte Sylbe wegzuſchneiden, wo alsdann der originelle Name Sand bliebe, und pſeudonym als George Sand literariſch aufzutreten.

Die **Revue des deux Mondes** hat ſpäter ihre Kolonnen der größten jetzt lebenden Styliſtin und phantaſiebegabteſten Denkerin dargeboten.

Einige Worte mögen die Leſer von den früheren Verhältniſſen der intereſſanten Frau unterrichten.

Ihr Vater war der reiche Fermier-général Dupin, von welchem Rouſſeau ſpricht, und welcher ſich in ſpäteren Jahren mit einer alten Neigung vermählte, welche ihm die jetzige Madame Dudevant geboren hatte. Aus Liebe zu dieſem Kinde, und um deſſen Stellung vortheilhaft zu geſtalten, hatte ſich der Vater zu dieſer Heirath, alſo zur Legitimirung ſeiner Tochter entſchloſſen. Nach ſeinem Tode verheirathete Madame Dupin ihre Tochter an einen ehemaligen Offizier, den Marquis Dudevant, welcher, mehr aus Intereſſe als aus Neigung, aus ſeiner Ehe eine Spekulation machte und alſo unfähig war, ſeine Frau zu verſtehen, zart zu behandeln und durch edles Benehmen zu verdienen. Es ſcheint ſogar, als ob zwiſchen der Mutter, welche ihre Tochter alſo opferte, und dem Manne, welcher ſich zu dieſem Menſchenkauf hergab, ein Übereinkommen getroffen worden war, welches beiden Handelsleuten pekuniäre Vortheile ſichern mußte, der jungen Marquiſe Dudevant aber zugleich eine gewiſſe freie Lebensweiſe geſtattete, ja ausdrücklich ausbedang.

In einem franzöſiſchen Kloſter in ſtreng katholiſch religiöſen Anſichten groß gezogen, wo auch zu gleicher Zeit die jetzige reizende Herzogin von Guiche Penſionärin war, ſpäter das Beiſpiel einer lebensluſtigen Mutter vor Augen habend, einer unintereſſanten, plumpen, männlichen Organiſation verſchachert, aller edeln und höheren Anſichten fähig, mußte natürlich die Perſönlichkeit der ganzen Frau einen ſeltſamen Gährungsprozeß verſchiedenartiger Elemente darbieten, welcher noch jetzt fortdauert und das reine Erz noch nicht in ſeiner ganzen Schönheit hat zu Tage fördern können.

Als ſie längere Zeit die Marter ihrer Stellung ertragen hatte, entſagte Madame Dudevant lieber zuletzt pekuniären Vortheilen und ſuchte im Vertrauen auf die innewohnende Kraft und im Drange des geiſtigen Bedürfniſſes eine Stellung in Paris, welche auch bald zu den berühmteſten in der modernen Literatur gehörte. George Sand lebte nun in Paris jene erſten ſeligen Tage der Freiheit. Sie bewohnte eine kleine Wohnung in einem der oberen Stockwerke eines Citéhauſes unweit der Morgue.

Es waren köſtliche, ſeliggeſchmückte Tage, Stunden des Glückes und der Zufriedenheit, des Bekanntwerdens mit den Kunſtſchätzen der Hauptſtadt und den intereſſanteſten Pariſer Künſtler-Perſönlichkeiten.

Spaziergänge nach Launen und Bedürfniß, Beſuche der Maler-Ateliers und Journalbüreaux boten einen vielfachen, geiſtigen Austauſch, Leben und Blühen, Verſtandenſein und mannichfache Offenbarungen.

Und wenn Abends ein glückliches Paar heimkehrte in das kleine Stübchen, ſo ſetzten ſich die beiden Glücklichen an denſelben Tiſch, arbeiteten zuſammen bis ſpät in die Nacht, plauderten, tauſchten ihre Gefühle aus und lebten jene ſeligen Stunden, deren Erinnerung wie Engelſtimmen auch in die finſterſte Zukunft hinübertönt.

Zaubervolle Momente, die mit ſeligen Accorden rührend und himmliſch zugleich, wonnereich genug ſind, um ein ganzes Leben zu füllen, ein ganzes Leben hindurch zurückgewünſcht und bis zum fernſten Alter und bis zur letzten Enttäuſchung geprieſen zu werden.

Beneidenswerthe Seligkeiten, die ſchon zwiſchen gewöhnlichen Naturen elektriſche Funken ſprühen laſſen, ihre Perſönlichkeit verklären, ihre Lichtſeiten hervorheben, den Schatten aber in den Hintergrund treten laſſen; — wie viel mehr aber mit unvergeßlichen Immortellen geſchmückt ſein müſſen, wenn ſich zwei höhere Organiſationen vereinen, das geiſtvollſte, genialſte, gemüthreichſte Weib der Jetztwelt — mit dem Gegenſtande, welchem ſie den Reichthum ihrer Seele aufgeſchloſſen hatte.

Beide, der Schriftſteller und die Schriftſtellerin, waren arm aber glücklich. Damals war die Zeit des bekannten Souper Dubureau, die der häufigen Beſuche der kleinen Theater.

Daſſelbe Tiſchchen, daſſelbe Dintenfaß diente dazu, um den erſten Roman der beiden Glücklichen: **Rose et Blanche** zu ſchreiben, wofür ein Buchhändler nur mit Mühe 500 Franken zahlen wollte.

Zufällig war dieſe Arbeit der Dichterin Madame Amable Taſtu, ein Franzoſe würde ſagen: der **aimable madame Tastu** zu Geſicht gekommen. Sogleich theilte ſie ihrem Buchhändler mit, wie viel ſchöne Stellen und wie viel Talent in dem Buche zu finden ſei, und regte ihn lebhaft an, den jungen Autor zu beſchäftigen.

Der Buchhändler verlangte alſo einen Roman und Indiana erblickte das Tageslicht. Madame Dudevant wollte einen Band und der junge Sandoz den andern ſchreiben. Als dieſer aber den erſten geleſen, welcher mit allen Blüthen des Genies geſchmückt war, verweigerte er es, einen zweiten zu ſchreiben und George Sand vollendete das ganze Buch.

In jener Zeit erblickte man auch die raſchemporſteigende Schriftſtellerin oft in männlicher Kleidung, republikaniſcher Weſte, ſchwarzer Halsbinde und ſchwarzſammetnen Jäckchen im italiäniſchen Theater.

(Schluß folgt).

Emanzipation der Juden.

(Schluß).

Aus den hier gegebenen Andeutungen glauben wir nun Folgendes ableiten zu können:

Die Nationalität der Israeliten beſteht weſentlich darin, daß deren Eigenthümlichkeit ſowohl hinſichtlich ihrer Abſtammung, als ihrer Inſtitutionen und Geſchichte durch ihre Religion erzeugt und erhalten, und deren Bewahrung bis zum Abſchluſſe der Geſchichte geboten und verheißen worden. Hierhin gehören alſo vor Allem die ſchon Adam gebotene Heiligung des Sabbaths, die in die Noachitiſche Zeit hinaufreichenden abſondernden Speiſe- und Ehegeſetze, die Abrahamitiſche Beſchneidung als Bundes- und Auserwählungszeichen, das Paſſah-Opfer und die damit verknüpfte Heiligung und Auslöſung alles Erſtgeborenen, das Moſaiſche Geſetz und Prieſterthum der Leviten, endlich alle von den Erzvätern bis zu Maleachi hinab ſtets wiederholten Verheißungen ewigen Fortbeſtandes des auserwählten Volkes. Die Abkömmlinge Israels alſo, welche noch jetzt ſich zum Glauben ihrer Väter bekennen, werden eben durch dieſen Glauben verhindert, in eine andere Volksgemeinſchaft einzutreten.

Das Chriſtenthum hat nun zwar die Schranken der Nationalität in ſo weit durchbrochen, daß es eine Kirche erbaut hat, in welche Menſchen aus allen Völkern einzutreten berufen werden können. Dieſe Kirche hat aber in ihren bisherigen Formationen Bedingungen zur vollſtändigen Lebensgemeinſchaft mit ihren Angehörigen aufgeſtellt, die es ihr nicht geſtatten, wirkliche Israeliten in die bürgerliche Geſellſchaft aufzunehmen, da dieſe letztere, dem kirchlichen Glauben zu Folge, ſich die Erhaltung und Ausbreitung der Kirche zum weſentlichen Endzwecke ſetzen muß. Nicht die natürliche Abſtammung iſt hier das Hinderniß der Emanzipation der Juden, ſondern der damit verknüpfte religiöſe Partikularismus.

Über den natürlichen und geſchichtlichen Volksthümlichkeiten und über den verſchiedenartigſten religiöſen Eigenthümlichkeiten hat aber in neueſter Zeit ſich das Streben nach einer allgemeinen Völker- und Kirchengemeinſchaft erhoben, als deren providenzielle Organe die geſetzgebenden Gewalten der einzelnen Staaten ſich zu erkennen haben. Dieſes Streben, welches von den Grundideen einer univerſalen Religion und eben damit eines allgemeinen Menſchenrechtes und der demſelben entſprechenden allgemeinen Menſchenpflicht ausgeht, erzielt nothwendig eine durchgreifende Umgeſtaltung aller Verhältniſſe, welche im nationalen oder kirchlichen Partikularismus wurzeln. Es erzielt eben damit auch vor Allem die geiſtige, ſowohl intellektuelle als ſittliche Emanzipation aller derjenigen welche noch auf einer der früheren menſchlichen Bildungsſtufen beharren.

Es ergibt ſich hieraus, daß der am weiteſten fortgeſchrittene Theil der Menſchheit gegenwärtig ſich in einem tranſitoriſchen Zuſtande befindet, auf welchem die erſt nach vollſtändiger Ausgebärung ringende Weltgeſtalt in den vielfachſten Conflikt gerathen muß mit früheren religiöſen, ſozialen und nationalen Formationen, die zwar, der Idee nach, bereits antiquirt, in der empiriſchen Wirklichkeit aber noch ſo lange ſich berechtigt halten dürfen, als ihnen nicht durch eine höhere religiös-ſoziale Formation ein überſchwänglicher Erſatz dargeboten iſt. —

Gerade aus dieſer tranſitoriſchen Beſtimmung der gegenwärtigen Zeit erklärt ſich das überhand nehmende Schwanken der Dinge, der Grundſätze und Meinungen, das Zerfließen und Verflüchtigen alles überkommenen Poſitiven, und das häufige Verkennen und Verwechſeln der verſchiedenen Standpunkte, von welchen aus die Frühnebel des neuen Tages aufgelöſt werden ſollen. Um aber wahrhaft zu verſöhnen, zu vereinigen, muß man gründlich unterſcheiden, und die Differenzen nicht übertünchen oder verläugnen, ſondern ſie ſcharf in's Auge faſſen und hervorheben, damit in dem Kampf um das Partikulare das verſöhnende Allgemeine ſich als das Alleinwahre erhärte. Darum möchte auch die ſg. Emanzipationsfrage dadurch der humanen Entſcheidung am ſicherſten entgegengeführt werden, daß ſowohl die Juden, als die Mitglieder der verſchiedenen Kirchen, ſich ihre Partikularitäten möglichſt klar zu machen ſuchten, wobei ſich dann bald herausſtellen würde:

1) daß die Juden, welche die ſtaatsbürgerliche Gleichſtellung fordern oder wünſchen, keine wirkliche Israeliten, und daß die Chriſten, welche dieſe Gleichſtellung beantragen, keine wirkliche Kirchgläubigen mehr ſind;

2) daß ſowohl für dieſe als für jene die Emanzipationsfrage ſich in die allgemeinere verwandeln muß der Gleichſtellung aller an einen Gott, an ein allgemeines Recht und an eine allgemeine Pflicht Glaubenden mit den übrigen Staatsbürgern, und —

3) daß — von dem höchſten Standpunkte der menſchlichen Bildung aus, — ſelbſt den wirklichen Israeliten und Kirchgläubigen das volle Staatsbürgerthum dargeboten werden muß, damit ſie — durch dieſen Erweis wahrhafter Humanität — zu derſelben ſich zu erheben auf das Nachdrücklichſte erregt und bewogen werden.

Nicht alſo vom nationalen Standpunkte, wie Hr. Haas meint, ſelbſt nicht einmal vom kirchlichen, ſondern vom humanen, univerſal-religiöſen Standpunkte kann die fragliche Angelegenheit zur definitiven Entſcheidung gebracht werden, womit aber tranſitoriſche Entſcheidungen von mehr oder minder untergeordneten Standpunkten nicht ausgeſchloſſen, ſondern eben nur als tranſitoriſche Übereinkünfte bezeichnet werden. —

Nach dieſer ausführlichen Erörterung der entſcheidenden Momente müſſen wir einzelne Punkte, über welche der Hr. Verfaſſer ſich im zweiten Abſchnitte verbreitet hat, um ſo mehr hier übergehen, als dieſelben nur in ihrer Vereinzlung, aber weder in ihrem wechſelſeitigen Zuſammenhange, noch in ihrer hiſtoriſchen Bedeutſamkeit aufgefaßt und zur Sprache gebracht worden.

Der dritte Abſchnitt (von S. 227—306), welchem der Hr. Verfaſſer die Überſchrift „neueſte Lage und Beſtrebungen der Juden auf dem ganzen Erdkreis, insbeſondere in Deutſchland“ gegeben, enthält unter geſonderten Rubriken der einzelnen Welttheile, Länder und Staaten einen großen Reichthum meiſtentheils ſtatiſtiſcher Angaben, durch deren Sammlung und überſichtliche Zuſammenſtellung alle diejenigen ſich zu Dank verpflichtet finden werden, welche die Geſchicke der Israeliten mit der ihnen gebührenden innigen Theilnahme begleiten.

Über Styl und Sprache des Buches würden wir, um der Größe des darin verhandelten Gegenſtandes willen, zu ſchweigen für angemeſſen halten, wenn bereits hinlänglich in den Schulen dafür geſorgt wäre, daß diejenigen, die ſo viel Zeit und Mühe auf Erlernung fremder Sprachen verwenden müſſen, vor Allem richtig und gut in ihrer Mutterſprache zu ſchreiben erlernten. So aber können wir nicht ungerügt laſſen, daß in der vorliegenden Schrift Styl und Sprache nur zu häufig ſehr vernachläſſigt erſcheinen, mitunter ſogar unſtatthafte Ausdrücke und Conſtruktionen vorkommen. Papier und Druck ſind gut; die durchgängige Verwechſelung des y, wo es die Stelle des griechiſchen υ vertreten ſollte, mit i, möchte wohl ſchwerlich dem Setzer zum Vorwurfe zu machen ſein. —

F. W. Carové.

Pariſer Theaterſchau.

(Monat April).

Palais Royal. „Die Gräfin von der Tonne,“ Vaudeville in 3 Akten von Herrn Théaulon. Das Stück ſpielt am Hofe von Verſailles. Der Vicomte von Lauzun und die Ausſtickerin Jeanette ſind beide von der Dübarry beleidigt und wollen ſich an ihrer Feindin rächen. Der Vicomte gebraucht die Geliette, die Nichte der Dübarry, um den Stolz der Quaſikönigin zu erniedrigen. Jeanette nimmt im Gegenſatz zu dem Titel ihrer Tante, comtesse Dubarry, Gräfin vom Faſſe, den Titel comtesse du Tonneau, Gräfin von der Tonne an. Lauzun gibt ihr reichere Equipagen und ſchönere Geſchmeide, als die Favoritin aufzuweiſen hat. Als die Dübarry ſich bei jeder Gelegenheit von ihrer kühnen Nebenbuhlerin übertroffen und auf einem Hofballe von Verſailles ſich ſogar eclipſirt und maltraitirt ſieht, erbittet ſie vom Könige die Verbannung der verhaßten Perſon, welche indeß dadurch abgewehrt wird, daß einerſeits Jeanette ſich zu erkennen gibt, ihrer Tante viel von Jugenderinnerungen ſpricht und die Briefe zurückſtellt, welche die Dübarry beim Könige compromittiren könnten, und daß andererſeits die Dübarry dem Hrn. Vicomte ihre Gunſt wieder zuwendet und der Geliette einen Ehemann verſchafft. Herr Théaulon hat in dieſem Stücke dieſelbe Gewandtheit, daſſelbe Savoirfaire gezeigt, wie in ſeinen andern zahlreichen Vaudevilles, womit er das Theater du Palais Royal bereichert; es kommen in dieſer Art von Stücken weder ſtarke Rührungen, noch anhaltende intereſſante Schilderungen, noch ächte komiſche Scenen vor, aber der Verfaſſer weiß in ſeinen dramatiſchen Produktionen eine Doſis von komiſcher Laune, von Intereſſe und Rührung anzubringen, welche eben hinreicht, den Beifall des Publikums zu gewinnen.

Theatre francais. „Das Ballbouquet,“ Komödie in 1 Akt von **Charles Desnoyers**. Clara, die Tochter eines Notärs, Herrn von Orbilly, iſt eine junge Perſon, welche leidenſchaftlich den Tanz liebt und beſonders die Arie aus der kleinen Oper, „die Ambaſſadrice.“ Sie möchte gern auf einem Balle figuriren, der dieſen Abend bei ihrem Vater ſtattfindet, aber aus Gehorſam gegen ihren Bräutigam Edmund, der den Tanz nicht liebt, entſagt ſie dem Vergnügen des Tanzes und ſchützt Migraine vor. Sie ſchlägt ſtandhaft alle Aufforderungen ab; als ſie ſich aber zufällig allein in einem Nebenzimmer befindet und in dem anſtoßenden Tanzſaale die Arie der Ambaſſadrice vom Orcheſter ſpielen hört, fängt Clara mechaniſch an zu tanzen. Dabei überraſchen ſie einige junge Herrn; jetzt iſt keine Entſchuldigung mehr möglich, Clara wird für den nächſten Contretanz engagirt. Edmund ſelbſt erlaubt es ihr, aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie keinen Walzer tanzen dürfe. Dieſe Bedingung wird verſprochen, und Edmund überreicht Clara einen Blumenſtrauß, den ſie in ſeiner Abweſenheit beſtändig betrachten und wie einen Talisman gegen die Verſuchungen des Walzers hüten ſolle. Edmund ſieht ſich plötzlich genöthigt, dringender Geſchäfte halber den Ball zu verlaſſen. Clara kehrt nach Beendigung des Contretanzes wieder in den kleinen Salon zurück, wo ſie nicht mehr ihren Verlobten, ſondern einen andern jungen Mann findet, der früher einmal um ſie angehalten hatte und wie ſie, leidenſchaftlich den Tanz, namentlich den Walzer liebt. Es iſt daher begreiflich, wie Clara ſich bereden läßt, eine zweite Inconſequenz zu begehen; Edmund überraſcht ſie in den Armen Friedrich's, das Blumenbouquet liegt am Boden, iſt aber glücklicher Weiſe noch nicht verwelkt. Nach einigen Schwierigkeiten endet Alles in Jubel und Freude, welche vom Publikum getheilt wird; denn es klatſcht lebhaften Beifall.

Vaudeville. „Der Waldhornbläſer,“ Vaudeville in 1 Akt von den Herren **Dupin** und **Eugène**. Herr Beaujeu, Orcheſtermitglied der großen Oper in Paris, kommt bei einem reichen Engländer an, der einen Ball gibt und Herrn Beaujeu eingeladen hatte, um Waldhorn zu blaſen. Er wird daſelbſt für einen Herrn Beaujeu, einem famöſen Millionär, gehalten, den man erwartet, um eine Parthie Whiſt zu tauſend Guineen den Fiſch zu machen. Daraus entſteht ein Quiproquo, in Folge deſſen der Waldhorniſt, ohne es zu wiſſen, 250.000 Fr. gewinnt und ſeine Liebſte heirathet. Das iſt die ganze Geſchichte. Die Verf. ſind übrigens mit ihren witzigen Einfällen ebenſo freigebig geweſen, als mit den Goldſtücken und Banknoten, welche auf ihrem Spieltiſch herumfahren. Der ganze kleine Akt beſteht aus nichts, als Wortſpielen, Calembourgs und pikanten Witzen; er hat daher ſehr gefallen. „Polly,“ Drama in 3 Akten von Herrn **Melesville** und **Carmouche**. Polly, eine junge in dem Hauſe des Lord Mortimer, ihres Vormunds, erzogene Waiſe wird von Hrn. Yorik, einem reichen Londoner Schuhmacher zur Ehe begehrt; aber Polly liebt im Stillen Lord Egerton, der gar nichts davon ahnt, weil eines Theils der Spleen, andern Theils der Schmerz über den plötzlichen Verluſt ſeiner Gattin ihn ganz abſorbirt. Polly überlegt bei ſich, daß dieſe Liebe zu nichts führt; um ſich dieſelbe aus dem Kopfe zu ſchlagen, verſpricht ſie Hrn. Yorik ihre Hand und ihr Herz; — erſte Heirath, erſter Akt. Sie macht bereits alle Anſtalten zur Hochzeit, als Lord Egerton ſich plötzlich ſterblich in ſie verliebt und ihr Eheanträge macht. Polly nimmt das Anerbieten an, bricht dem armen Yorik ihr Wort und verſpricht dem Lord Egerton Herz und Hand; — zweite Heirath, zweiter Akt. Dieſe Heirath geht nun wirklich vor ſich; aber kaum iſt ſie abgeſchloſſen, als die erſte Frau Lord Egertons, welche man allgemein für todt gehalten, wiederkommt, nachdem ſie unendliche Mühe gehabt hat, ſich aus den Armen eines treuloſen Dieners, der ſie bei Nacht und Nebel gewaltſam entführt, zu befreien. Als Gatte zweier Frauen läuft Lord Egerton Gefahr, an den Galgen zu kommen; glücklicher Weiſe findet ſich in dem Heirathscontrakt der zweiten Ehe eine Formunrichtigkeit, und Polly erhält auf dieſe Weiſe wieder freie Hand und freies Herz, welche ſie definitiv an den Hrn. Schumacher Yorik verſpricht; — dritte Heirath und dritter Akt. Trotz der vielen Unwahrſcheinlichkeiten und Unrichtigkeiten, vielleicht gerade wegen dieſer Unwahrſcheinlichkeiten erregt das Stück fortwährend das Intereſſe der Zuhörer und findet daher vielen Beifall.

Variétés. „Der Student und die vornehme Dame,“ Vaudeville in 2 Akten von Herren **Scribe** und **Melesville**. Der Gegenſtand dieſes Vaudeville iſt alt und abgenutzt. Ein junger Mann, dem ſeine Herkunft ein Geheimniß iſt, wird von einer vornehmen Dame protegirt, deren Freundſchaft ſehr dem gleicht, was man im gemeinen Leben Liebe nennt. Jedermann irrt ſich in dieſer Hinſicht, die Freunde des jungen Mannes, ſeine Braut, ſein künftiger Schwiegervater. Daher wird auch die projektirte Heirath gebrochen. Sich von einer vornehmen Dame unterhalten laſſen — Pfui, das iſt eine Schande! Man kann ſich das Unglück gefallen laſſen, aber dann darf man nicht daran denken, ſich mit der Familie eines ehrenwerthen Bürgers und Tapezierers aus der Rue de Clery zu verbinden. Am Ende klärt ſich Alles auf; der Student iſt der Sohn der vornehmen Dame; er findet ſeine Mutter wieder und ſomit auch ſeine Geliebte. Nichts iſt alltäglicher, als dieſe Intrigue; jedoch haben die Autoren noch Mittel gefunden, das Stück intereſſant zu machen.

„**Meiſter Crouton**,“ Vaudeville in 1 Akt von Herren **Théaulon**, **Gabriel** und **Frederik de Courcy**. Dies iſt ein langer Calembourg, der indeſſen nicht amüſant genug iſt, um erzählt zu werden. Dieſe angebliche Revue des Salons von 1837, wo von Gemälden wenig die Rede iſt, macht nur Glück durch das Spiel Odry's, welcher eine Maſſe Dummheiten mit vielem Geiſt vorträgt. (Schluß f.)

Notizen.

⁂ **Phrenologiſcher Roman.** — Unter dem Titel: „Occiput et Sinciput“ (Vorder- und Hinterhaupt) iſt kürzlich zu Paris ein „**phrenologiſcher Roman**“ erſchienen.

⁂ Am 5. v. M. ſtarb zu Lucca die berühmte Improviſatrice **Teresa Bandettini**.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 120. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 24. Mai.

Madame Dudevant (G. Sand).

(Schluß).

Nach und nach entſtanden: Valentine, Lelia, Jaques, André u. ſ. w. u. ſ. w., welche George Sand bald zu der oberſten Stellung unter den modernen Romanſchriftſtellern führte und um die berühmte Frau gar bald die Huldigungen der geiſtreichſten Schriftſteller verſammelte.

Nachdem ſie mehrere Reiſen unternommen, einen Theil von Italien, die Alpen, die Schweiz durchwandert, iſt ſie Ende 1836 nach einem kurzen Beſuche in Genf und Chamouni, wo ſie mit Liszt zuſammentraf, über Lyon, wo die gemüthliche Dichterin Desbordes-Valmore lebt, nach Paris zurückgekehrt, wo ſie einige Zeit im Hotel de France, nachdem ſie ihren Prozeß gegen ihren Gatten beendet hatte, Anfang 1837 viele intereſſante geiſtige Quinteſſenz in dem Salon einer geiſtreichen Freundin verſammelte.

Noch in den Wintermonaten verließ ſie wieder Paris, um in der Stille der Provinz à la Chatre ſich ernſten Arbeiten ohne alle Zerſtreuung zu widmen. Seit der Leitung des Journals „le Monde“ durch den Abbé de la Mennais erſcheinen kleinere Aufſätze von George Sand im Feuilleton dieſer Zeitung, ſämmtlich in einer bisher beinahe unbekannten ſtyliſtiſchen Vollkommenheit und Pracht, häufig auch in üppiger Fülle der Phantaſie und des Urtheils.

In George Sand begegnen ſich Religioſität, nicht eine klare, reine, feſte Glaubensanſicht, ſondern eine Gemüthsneigung zu den religiöſen Tendenzen neben dem Skeptizismus und der Verzweiflung. Sie klagt und fühlt ſich namenlos unglücklich. Sie leidet, weil ſie nicht gefunden, was ſie hoffte, weil ſie verloren, was ſie an die erſten Augenblicke des Entzückens erinnert, weil ſie zerriſſen iſt von dem Hin- und Herzerren der Zeit, von der Vergangenheit und Wiederaufbauſucht der Gegenwart, von der Analyſis und von dem Bedürfniſſe der Gemüthsausfüllung.

Daher mag auch wohl das Geſchichtchen ſtammen, als trüge Madame Dudevant einen kleinen Dolch in Form eines Kruzifixes und ein Giftfläſchchen mit demſelben Inhalte, wie Napoleons Phiole im ruſſiſchen Feldzuge. Dieſe geheimnißvollen Attribute wären alſo gewiſſermaßen die Repräſentanten ihres Gemüthskampfes.

George Sand wird ſich entweder aus ihrem jetzigen Bildungsprozeß zum Lichte emporſchwingen — und alle Zeichen einer Näherung dazu ſind namentlich in letzter Zeit bei ihr ſichtbar geworden —, oder ſie wird in Verzweiflung und Zerrüttung namenlos gekreuzigt untergehn.

Eine Frau, die eine große Seele hat und nichts findet, um dieſe Seele zu füllen und zu beglücken, erhebt ſich entweder geläutert zu einer herrlichen Apotheoſe, zu einer lichten Geſtalt, einem weiblichen Phönix über unſerer irdiſchen Miſère, oder ſie bricht zuſammen wie jene Säulen brachen, deren antike Trümmer noch jetzt heilige Schauer und tiefe Wehmuth erregen.

Wenn man alſo George Sand bald hier, bald dorthin ihre geiſtigen Fühlhörner hinſtrecken ſieht, ſuchend und nicht findend, liebend und enttäuſcht, ſtrebend und ſtrauchelnd, aber immer genial, poetiſch; ſo begegnet ſie vollkommen Lord Byron, der ebenſo mit ſeiner eigenthümlichen Mannesnatur durch die Welt dahinjagte: unſtät, titaniſch, verzweiflungsvoll, liebeſüchtig und poetiſch-reich, ſturmbewegt und ſchmerzdurchzuckt, höhniſch verachtend und wehmüthig liebend; Byron, von welchem mir Chateaubriand ſo richtig ſagte: „Was wäre nicht aus ihm geworden, wenn er vor ſeinem Tode den Hafen hätte erreichen und aus der Unruhe zur Ruhe gelangen können.“

Ebenfalls Chateaubriand ſagte mir über George Sand: „Ich hoffe viel von ihr, wenn ſie auch noch auf einer falſchen Bahn iſt. Es wäre bedauernswerth, wenn eben ihre falſche Richtung ihre Größe ausmachte, denn ihre Form iſt klaſſiſch. Sie ſchreibt jenen herrlichen Styl, der an die wahre franzöſiſche Eleganz erinnert, und ſie durchflicht ihn mit den Blüthen ihrer üppig vegetirenden Phantaſie. Sie wird über die Jetztwelt hinausgehen, wie Wenige unſerer heutigen Literatoren.“

„Von ihren Lippen fallen ihre Gedankenworte wie Diamanten,“ ſagte eine andere moderne Berühmtheit.

Nicht alle Stimmen ſind jedoch gleich würdigend für die ſchöpferiſche Kraft der ſeltenen Frau laut geworden.

Außer dem Künſtlerneide ſind ſogar auch perſönliche Eitelkeiten und Eigenliebe gegen die alleinſtehende Frau aufgetreten, und was früher die vielbelobte franzöſiſche Galanterie verboten hätte, hat heutzutage die nüchterne Mittelmäßigkeit in hämiſchen Perſönlichkeiten gewagt. Was ein Mann gegen den andern nicht gewagt haben würde, ausſprechen oder drucken zu laſſen, hat man einer wehrloſen Dame nicht erſpart, da man wußte, daß ſie nicht den Degen und nur zu gut die Feder zu führen verſteht.

Das gemeinſchaftliche Auftreten des großen Schismatikers Lammenais und der großen Schriftſtellerin George Sand in demſelben Blatte hat zu den kleinlichſten, elendſten Krähwinkeliaden in allerlei Blätterchen Anlaß gegeben. Man hat ſich gewundert, daß Madame Dudevant eine Zigaretta raucht und ſo hinreißend ſchreibt, während andere, ſie mögen rauchen oder nicht, dennoch immer unter Null bleiben.

Zahlloſe Mikroſkope und Sonnenfinſternißbrillen haben ſich in das Privatleben frech eingedrängt, als ob es nicht genug wäre, den Pactolus einer zaubriſchen Einbildungskraft zu offenbaren und als ob der Öffentlichkeit auch die häusliche Klauſe angehöre.

Die jungen Künſtler, die Unglücklichen, die Armen haben wohl nie vergebens bei der mitleids- und theilnahmevollen Frau angeklopft. Sie hat gegeben, wo ſie Thränen ſah, unbekümmert, ob ſie zuviel gab. Sie hat das Metall gering geachtet und das Gemüth groß. Sie war großmüthig gegen Alle, gut gegen Viele, herzlich gegen die Getreuen. Früh oder ſpät wird ſie es verſtehen, wie man in der Welt eher ſchlecht und, nur mit gehöriger Convenienz-Zuthat als außerordentlich, auffallend und unbekümmert um das qu'en dira-t-on ſein kann.

Äußerlichkeiten und Anſtöße gegen das Herkommen kann man angreifen, eine ſchöne Seele befleckt der von der Gaſſe geworfene Schmutz nicht.

Madame Dudevant iſt nicht bloß ein reichbegabtes Weſen, ſondern auch ein ſchönes Weib, von mittlerer Größe, zierlich gebaut, mit äußerſt ſchönen Schultern; vorzüglich der obere Theil des Geſichts iſt klaſſiſch und antik ſchön. Die Stirn iſt groß und thront edelgeformt über den großen, gedankenvollen Augen. Die Naſe iſt rein griechiſch, das Geſichtsoval vollendet, die ſchwarzen Haare glänzen üppig und oft in einer eigenthümlichen Art geordnet auf dem weißen Nacken. Der Mundzug iſt der weniger anziehende Theil des Geſichtsausdrucks, obgleich die Zähne ſchön gereiht und blendend weiß ſind. Der Mund hat eine gewiſſe Härte und Trotzigkeit des Ausdrucks, während der ganze Obertheil des Geſichts, ungeachtet des blaſſen Teints, zwar weit entfernt von melancholiſcher, ſchmachtender Grazie, den gewaltigen Ausdruck des Tiefſchauens, der Gedankenklarheit und der Formſchöne hat. Mit einem Schleier auf dem Kopfe hat Madame Dudevant etwas von einer ägyptiſchen Sphinxgeſtaltung. Fuß und Hand ſind allerliebſt. Gegen Salontapiſſeriegeſtalten und fade Höflichkeiten iſt ſie gleichgültig und beachtungslos, in traulichen Kreiſen leuchtend und Geiſt ſtrahlend, ſanft und anmuthig. Unangenehmen Erſcheinungen verbirgt ſie ihre Unleidlichkeit nicht. Wenig Frauen geben ſich offener wie ſie und verbergen weniger den erhaltenen Eindruck.

Der folgende Zug mag zum Schluſſe dieſer unvollkommenen aber ſicher unpartheiiſchen Skizze dienen.

Als Madame Dudevant bei einer Reiſe im Berry auf ihrem Landgute erfuhr, wie ein freigelaſſener Galeerenſclave (un forçat libéré) wegen des gegen ſolche Unglückliche allgemein herrſchenden Vorurtheils, von Niemandem Arbeit bekommen konnte, und einem Wilden gleich, menſchenſcheu und viehiſch auf der großen Straße ſchlief, rührte ſie dieſes Ausſtoßen eines menſchlichen Geſchöpfes aus der nicht immer menſchlichen Geſellſchaft und noch mehr die erbärmlichen Beſtimmungen unſerer Geſetze, welche dem, welcher ſeine Strafe ausgeſtanden, die Pforten der Vergebung und des Glückes durch den Nachhall der Schande und der Entehrung ſchließt.

Über jedes lächerliche, ſchwache oder dunkle Vorurtheil erhaben, ſuchte ſie den armen, ausgeſtoßenen, verlaſſenen Menſchen auf, gab ihm Arbeit, ſprach ihm freundlich Troſt zu, wies ihm eine kleine Hütte zur Schlafſtelle an und ſuchte ihn moraliſch wieder aufzurichten.

Der arme Menſch liebte aber auch dafür ſeine Wohlthäterin, wie ein Hund ſeinen Herrn. Ihr allein gehorchte er mit der größten Demuth, während er die andern Menſchen haßte und floh. Auf ihren Wink that er Alles, was ſie befahl, und ſchien bei ihrem Anblicke neu aufzuleben.

Wenn die Geſellſchaft *) gegen ähnliche Unglückliche

---

*) In Genf beſchäftigt man ſich mit dem Schickſale der Freigelaſſenen, und der menſchenfreundliche Präſident eines Pariſer Tribunals, de Metz, hat ebenfalls mit wenigen Mitteln einen Unterſtützungsſaal zur Arbeitsverſchaffung für freigelaſſene Gefangenen gegründet. Der Verfaſſer.

ebenſo verfahren wollte, wie Madame Dudevant als Individuum gegen ein Individuum, ſo würde eine Lücke in unſerer oft ſo grauſamen und herzloſen Geſellſchaft ausgefüllt werden.

Longhi,

überſetzt von Barth.

(**Die Kupferſtecherei**, oder die Kunſt, in Kupfer zu ſtechen und zu ätzen. I. Theoretiſcher Theil, von **Longhi**. Aus dem Italiäniſchen, überſetzt von **C. Barth**. Hildburghauſen und Meiningen, Keſſelring'ſche Hofbuchhandlung. 1837. 8. 368 S.)

Mit dieſem erſten theoretiſchen Theile der Anleitung zur Kupferſtecherkunſt des berühmten italiäniſchen Meiſters Profeſſor Longhi, der an der Vollendung des zweiten praktiſchen Theils durch den Tod verhindert wurde, wird ein Werk eröffnet, das nicht nur ausübenden Künſtlern, ſondern auch Kunſtkennern, Kunſtfreunden und Sammlern eine willkommene Erſcheinung ſein wird. Von einem ſo anerkannten Techniker in in ſeiner Kunſt, wie C. Barth, läßt ſich im Voraus erwarten, daß er ſeine, der Hervorbringung tüchtiger Kunſtwerke geweihte Zeit nicht an die Überſetzung eines Buches gewandt haben würde, hätte er nicht ſelbſt die volle Überzeugung gehabt, durch dieſelbe ſeinen Landsleuten wahrhaft zu nützen, und eine Lücke in der artiſtiſchen Literatur dieſes Gebietes auszufüllen. Longhi beſpricht den Urſprung der Kupferſtecherkunſt, die Charaktere der verſchiedenen Epochen und die am glänzendſten hervortretenden Meiſter derſelben, von dem Nivellator Finiguerra an bis zu dem berühmten Stuttgarter Friedrich Müller, und hebt im Ganzen die Leiſtungen von nur 47 Meiſtern, als Repräſentanten ihrer Epochen, hervor, wo er allerdings bei vielen mit großer Kürze nur verweilt, aber ihr Vorzüglichſtes, wie ihre Fehler, mit dem Scharfblicke des Kenners bezeichnet. Sodann ſpricht er über Kupferſtichſammlungen, Sammeleifer, und gibt den Proſpekt einer ausleſenen kleinen Sammlung nebſt den Preiſen der Blätter nach italiäniſchen Liren. Dann geht er ſchon mehr zum Praktiſchen der Stecherkunſt über, beſpricht deren Schwierigkeiten, die Nothwendigkeit der Zeichnung, deren Wichtigkeit wohl kein wahrer Künſtler verkennen wird, und begleitet ſeine in einem faßlichen Tone geſchriebene Schrift mit einer Anzahl höchſt belehrender und nützlicher Anmerkungen.

Weiter fortbauend auf dieſem Fundamente will nun der wackere Künſtler C. Barth, deſſen Stiche alle Sammlungen zieren, aus dem reichen Schatze ſeiner eigenen Erfahrungen den zweiten Theil des Longhiſchen Werkes ergänzend bearbeiten, in demſelben von den Inſtrumenten und Materialien, die zur Kupferſtecherei nöthig ſind, handeln; das mechaniſche Verfahren beim Stechen, Radieren und Ätzen ausführlich und belehrend mittheilen; Übung des Anfängers, Verfahren der Meiſter verſchiedener Zeiten, und den Stahlſtich insbeſondere, nach eigner Weiſe beſprechen, ſo wie des letztern ſteigende Wichtigkeit und deſſen Einfluß auf die nächſte Kunſtbildung und deren Fortſchritte ꝛc., wodurch gewiß bei ſo manchem angehenden Jünger der im hohen Aufſluge jetzt begriffenen Stahl- und Kupferſtichkunſt die vollkommendſte Führung auf ſeinem ſchwierigen Kunſtwege dargeboten wird. Möchte ſich nur die Verheißung der Verlagshandlung recht bald erfüllen, daß das Erſcheinen des zweiten Bandes nicht mehr fern ſei, auf daß das freundlich ausgeſtattete Werk bald ganz in recht viele Hände gelange!

Pariſer Theaterſchau.

(Schluß).

Gymnaſe dramatique. „Ein Colonel aus der guten alten Zeit,“ Vaudeville in 1 Akt von den Herren **Meleſville, Gabriel** und **Angèle**. Die Colonels aus der guten alten Zeit waren bekanntlich ſehr oft nichts als Gelbſchnäbel, denen man beim Abgang aus der Schule ein Regiment kaufte, wie manche Eltern noch heutzutage in Frankreich ihren Söhnen, die auf der Univerſität nichts gelernt haben, eine Notarſtelle kaufen. Der Colonel dieſes Vaudevilles iſt ein naſeweiſer Junker, der noch ſeinen Hauslehrer, nebenbei aber auch ein Regiment Soldaten, nicht etwa von Blei, ſondern von Fleiſch und Knochen, zu commandiren hat. Dieſe Perſonnage iſt allerdings ein guter Komödientypus; aber die Verfaſſer hätten ihn in einer pikantern und paſſendern Handlung auftreten laſſen müſſen; leider iſt das Stück des Gymnaſe nichts als ein Kinderſpiel, wo der Colonel von 15 Jahren noch der allervernünftigſte iſt; es fand nur ſchwachen Beifall. „**Die Vendéerin**,“ Drama in 2 Akten von **Paul Duport**, die Geſchichte eines jungen Mädchens, das von Nantes zu Fuß nach Paris kommt, um Gnade für ihren Vater nachſucht und ſie auch erhält, gefiel mehr.

Im **Ambigu comique** nichts Neues; in der **Porte Saint Martin** ein neues bürgerliches Trauerſpiel, „**Urban der Bauer**“ von Herrn **Laurencin**. Herr Harel, Theaterdirektor der Porte Saint Martin, ſcheint das romantiſche Drama und das Mittelalter definitiv verabſchiedet zu haben. Die Reaktion dagegen begann mit der „Herzogin von Lavallière“ von Rougemont, dem Chorführer der neuen dramatiſchen Schule, welchen Herr Laurencin bereits an Keckheit übertrifft, indem er nämlich ſein neues Drama mit geiſtreichen Couplets durchwebt hat, worüber die Zuhörer herzlich gelacht und geklatſcht haben. **Couplets in einem Drama der Porte Saint Martin!** o tempora! o mores! In dem neuen Stück des Herrn Laurencin herrſcht Witz und joviale Laune; jedoch fehlt es auch nicht an dramatiſchen Situationen. Urban der Bauer hat eine Schweſter, die im Begriff iſt, ſich an einen braven Gärtnerburſchen zu verheirathen. Dieſe Schweſter iſt von einer edlen Marquiſe auferzogen, welche Marquiſe einen Liebhaber und einen Mann hat. Eines Morgens hat der Marquis ſeinen Hausfreund aus dem Schlafzimmer der Marquiſe kommen ſehen. Die Schweſter Urban's nimmt dieſe Schande auf ſich, und rettet die Ehre ihrer Wohlthäterin, indem ſie die ihrige zum Opfer bringt. Die Marquiſe behält demnach die Liebe ihres Gatten, aber das junge Mädchen verliert ihren Bräutigam. Darüber wird Urban, ihr Bruder wild, und ſchwört dem Verführer Rache, die er eben zu vollziehen ſich anſchickt, als er erfährt, daß derſelbe nicht der Liebhaber ſeiner Schweſter, ſondern der Marquiſe geweſen iſt, welches ihm ganz einleuchtend wird, als die Marquiſin ihn nach dem Tode ihres Mannes heirathet. Das Stück fand ungetheilten Beifall.

Folies dramatiques. „**Michaele**,“ Drama in 3 Akten von den Herren **Cogniard, Poujol** und **Mail-**

land. Maria von Burgund, Tochter Karls des Kühnen, will ſich von der Vormundſchaft der Schöffen der Stadt Gent befreien; ſie nimmt zu dem Ende die Dienſtanerbietungen und Huldigungen eines jungen franzöſiſchen Grafen von Montfort an und iſt im Begriff, aus Dankgefühl und Liebe, das Ehebündniß mit dem Erzherzog Max von Oeſtreich auszuſchlagen und ihre Hand und Krone dem ſchönen franzöſiſchen Edelmanne zu ſchenken, als ſie erfährt, daß er Bräutigam von einem Mädchen iſt, welches ſie in ihrem Palaſt hat erziehen laſſen. Im erſten Anfall von Zorn läßt ſie den Grafen verhaften und als Verſchwörer zum Tode verurtheilen, aber bald weicht die Liebe zur Rache dem Mitleiden und der Reue. Als unmündige Königin hat ſie noch nicht das Recht, Gnade zu üben; als Gattin des Erzherzogs Max kann ſie den zum Beil Verurtheilten retten; ſie vermählt ſich daher und entreißt ihren Geliebten dem Schafot. Dieſes gut angelegte und, einige Scenen des dritten Akts abgerechnet, gut durchgeführte Drama iſt glänzend in Scene geſetzt und wird vortrefflich geſpielt; es füllt jeden Abend das Haus.

Wir erwähnen ſchließlich mehrere Feierlichkeiten, welche im Laufe des verfloſſenen Monats in der großen Oper ſtattgefunden haben. Fanny Elßler iſt nämlich nach einer langwierigen Krankheit zum erſten Male wieder aufgetreten und mit ſtürmiſchem Applaus und denſelben Blumen empfangen worden, welche vier Tage vorher dazu gedient hatten, Nourrits Wegehen zu ſchmücken. Ferner hat Mlle. Taglioni vom Pariſer Publikum Abſchied genommen, zu welchem Behuf eine außerordentliche Vorſtellung zu ihrem Benefiz veranſtaltet wurde. Es war eine der glänzendſten Soiréen, welche wir je geſehen haben. Der Saal der großen Oper war von unten bis oben zum Erdrücken voll; 14 Tage vorher konnte man ſchon kein Billet mehr haben, und die Preiſe der Plätze waren vervierfacht. Mlle. Taglioni hat dieſer ſchmeichelhaften und ehrenvollen Aufmerkſamkeit des Publikums vollkommen entſprochen, indem ſie ſich ſelbſt übertroffen; ich habe ſie nie reizender, leichtfüßiger geſehen, als an jenem Abende in der Rolle der Sylphide. Die Täuſchung war vollſtändig. Wir verzichten darauf, das Entzücken zu beſchreiben, welches ſie hervorgerufen, die wiederholten und betäubenden Bravo's, womit ſie begrüßt, und die Lawinen von Blumenſträußen, worunter ſie faſt erſtickt worden iſt. In der That, das war ein unbeſchreiblicher Enthuſiasmus, und wir können nur wiederholen, was wir an jenem Abende einem unſerer Landsleute zuriefen: „Taglioni — himmliſch — göttlich!“

Endlich hat Nourrits Nachfolger, Herr Duprèz in dieſem Monat vor einer zahlreichen, glänzenden Verſammlung debütirt und vollkommen reüſſirt. Eine volle, klang- und umfangreiche Stimme, ein angenehmer Vortrag, eine weiche, ganz italiäniſche Methode, eine vollkommen reine Accentuirung und ein hinlänglich ausdrucksvolles und umſichtiges Spiel, — das ſind im Allgemeinen die Eigenſchaften, welche der Künſtler an jenem erſten Abende offenbart und wodurch er reüſſirt hat. Letzteres namentlich iſt ſonſt ſein hauptſächliches Verdienſt. Als Stellvertreter eines ſeit vielen Jahren hochgeſchätzten und bewunderten Sängers, hatte Düprèz bei ſeinem Debüt viele Hinderniſſe zu beſeitigen. Erſtlich hatte er gegen den alltäglichen Schlendrian und das Vorurtheil des status quo zu kämpfen, welcher in den Künſten ebenſo gut ſeine Anhänger zählt, als in der Politik; in den Augen vieler Leute gilt es ſchon als ein Verbrechen, wenn man auch nichts weiter will, als ihre Vergnügungen ein wenig verändern. Düprèz hatte ferner ein nicht minder hartnäckiges und verbreitetes Vorurtheil zu beſiegen, nämlich das Vorurtheil des Excluſivſyſtems, welches darin beſteht, daß man einen Maler, einen Bildhauer, einen Componiſten, einen Schauſpieler, einen Sänger, bisweilen auch ein Buch, ein Werk, irgend ein Stück adoptirt, daraus ſein einziges Idol macht und für alles Uebrige ein verächtliches Achſelzucken hat. Dieſe doppelte Probe hat der Nachfolger Nourrits glorreich beſtanden.

Düprèz iſt zu Paris geboren. Er beſuchte in ſeiner Jugend die franzöſiſche Singſchule von Choron, welcher ihn als einen ſeiner beſten Schüler betrachtete. Nachdem er ſeine Studien vollendet, engagirte er ſich am Odeon, um als zweiter Tenor in der Opera comique zu ſingen. Obſchon Kenner aus der damaligen Zeit darin übereinſtimmen, daß er einen ſehr geläuterten Geſchmack mit einer vortrefflichen Methode verband, ſo erntete er doch wegen des geringen Umfangs und der Schwäche ſeiner Stimme nur wenig Beifall. Ebenſo erging es ihm in Italien, wohin er ſich nach dem Schluß des Theaters de l'Odéon begab. Man frägt ſich daher mit Recht, wie die äußerſt ſchwache Stimme Düprèz's ſich hat in eine volle, vibrirende und umfangsreiche Stimme umwandeln können. Dieſe Metamorphoſe hat ſich auf folgende Art bewerkſtelligt.

Düprèz litt häufig an Nervenabſpannungen, welche gewöhnlich 5 oder 6 Tage anhielten und wogegen die Aerzte vergebens ihre Heilmittel anwandten. Eines Tages hatte er einen viel heftigeren Krankheitsanfall, der 20 Tage lang dauerte. Von den examinirten und graduirten Söhnen Aeſkulaps verlaſſen, faßte er nach langer Ueberwindung den Entſchluß, ſich einem Quackſalber anzuvertrauen, der ihm ſein einziges und untrügliches Spezificum darbot. Kaum hatte er die Arznei des Charlatans verſchlungen, ſo fühlte er, wie er ſelbſt ſagt, eine Art von Umwälzung und Räumung in ſeiner Bruſt. Er wurde bald geheilt und war für immer von ſeinen Nervenabſpannungen befreit; aber das war nicht das Wunderbarſte bei dieſer Cur. Als er wieder anfing zu ſingen, fand es ſich, daß ſeine vorher ſchwache, dumpfe Stimme einen merkwürdigen Umfang und Klang gewonnen hatte. Die Wahrheit dieſes Faktums können wir verbürgen. Düprèz ſtudierte darauf mit neuem Eifer und ſuchte die neuen Eigenſchaften ſeiner Stimme auszubilden, welche er bald auf den Theatern Italiens geltend machte. Im Theater San Carlo zu Neapel erhielt er beſonders in den Rollen des Piraten, des Grafen Ory und Wilhelm Tell glänzenden Beifall. In Bologna feierte er gleichfalls ſchöne Triumphe. Von nun an dachte Düprèz darauf, in ſeine Vaterſtadt zurückzukehren und das Pariſer-Publikum zum Richter ſeines Talents und ſeines Rufs zu beſtellen. Er bat Herrn Düponchel, ihn in der großen Oper debütiren zu laſſen, und die enthuſiaſtiſchen Beifallsbezeugungen, welche ihm bei ſeinem erſten Auftreten begrüßt, haben ſeinen Hoffnungen und Erwartungen entſprochen.

An dem Abende, wo Düprèz zum erſten Mal ſang, hörte man in den Zwiſchenakten im Foyer oft die Fragen aufwerfen: Steht Düprèz höher als Nourrit? worin ſind ſich dieſe beiden Sänger ähnlich und unähnlich? Und dieſe Fragen wurden mit großer Wärme abgehandelt, und jeder zog ſeine Parallele, die, wie überhaupt jede Parallele, auf wenig hinauslief. Ueberhaupt können wir Deutſche den Abſolutismus und Deſpotismus in der Literatur und in den ſchönen Künſten nicht leiden; wir begreifen kaum, wie man ſo beſeſſen ſein kann, für den oder jenen Künſtler mit Leib und Leben zu fechten und ſich gleichſam zu ſeinem Leibmameluken aufzudrängen, daß man Alles, was nicht Er iſt, unbarmherzig zurückſtößt, ſollte man ſich dadurch auch ſeinen eigenen Genuß verderben und verkümmern. Die Hauptſache für uns iſt, daß man uns in eine angenehme Stimmung verſetzt; wer das thut, den beklatſchen und beloben wir mit gleichem Vergnügen, möge er ſich nun Duprèz oder Nourrit, Taglioni oder Elßler, Liſzt oder Thalberg nennen.

Düprèz iſt klein, aber von gutgeformter Taille; ſeine Geſtalt iſt nicht ohne Ausdruck. Seine Stimme iſt eine der vollkommenſten. In den verſchiedenen Oktaven bringen die Noten gleich voll, gleich klangreich aus ſeiner Bruſt hervor. Der Hauptcharakter des Timbre iſt die angenehme, ſanfte Fülle, die Biegſamkeit, die Ausdehnung und Anmuth. Ein reiner Geſchmack und eine herrliche Metode kommen dem Düprèz'ſchen Vortrage zu Hülfe. Er trat hier zuerſt im Wilhelm Tell auf. Die Art und Weiſe, wie er das Eingangs-Rezitativ vortrug, ſtimmte ſofort die Gemüther zu ſeinen Gunſten. In dem Duett mit Wilhelm Tell ſang er die Stelle: O Mathilde, idôle de mon âme! ganz vortrefflich; man klatſchte Beifall in allen Theilen des Saals. Im zweiten Akt wurde er herausgerufen; kurz ſein Debüt iſt glänzend ausgefallen. Die Operndirektion ſpielte an jenem Abende ein gewagtes Spiel; glücklicher Weiſe hat ſie gewonnen.

E. L.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 121. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 25. Mai.

Das Erbſchiff.

Erzählung Vater Burckhardt's, des Steuermann's.

Mitgetheilt von

Heinrich Smidt.

Mutter Jakob war eine alte Wittwe, die ihren Mann, einen Seefahrer, ſchon vor vielen Jahren verloren hatte. Sie wohnte, wie mir noch ſehr wohl erinnerlich iſt, hier in Hamburg auf den Vorſetzen in einem Keller, und trieb einen Kleinhandel mit Holz, Torf, Töpfen und andern Dingen, dabei hielt ſie einen Bier- und Brantweinſchank, und man traf bei ihr immer ordentliche und manierliche Geſellſchaft an.

Mutter Jakob hatte vor ihrer Verheirathung in dem Hauſe eines reichen Kaufherrn, Namens Schauer, gedient, und der Sohn deſſelben, ein junger und ſchöner, übrigens ein roher und wüſter Geſell, ſah das friſch heranblühende junge Mädchen nicht ungern. Da der junge Schauer der Sohn eines reichen Mannes war, ſo meinte er, er dürfe nur zugreifen, aber Mutter Jakob, damals bei ihrem Mädchennamen Marie genannt, wies ihn ernſt zurück. Das flüchtige Wohlgefallen, womit der junge Schauer die ſchöne Marie mit den ſtrahlenden blauen Augen bisher betrachtet hatte, verwandelte ſich ſeit dieſem Augenblicke in eine heftige, ſich immer mehr entflammende Leidenſchaft, er verfolgte das geängſtigte Kind bei jedem Schritte und trat endlich mit einer förmlichen Werbung um ihre Hand hervor. Die Überraſchung nahm dem armen Weſen die Sprache, ſie ſtand zitternd, des Wortes nicht mächtig, doch faßte ſie ſich bald, ſprach ein entſchiedenes: „Nein! Nimmermehr!“ und lief zu ihrem Brodherrn, dem ſie Alles offen erzählte, und um ſeinen Schutz bat. Vater Schauer war ein vernünftiger, leutſeliger Mann, er verwies dem Sohne ſein ungebührliches Betragen, verſchickte ihn in Geſchäften nach England, und verheirathete während der Zeit Marie mit dem Meiſter Jakob, einem tüchtigen und rüſtigen Fohlenführer. Das wurde eine glückliche Ehe, denn die beiden Leute hatten ſich ſchon längſt geliebt und Vater Schauer bewilligte der wackern Dienſtmagd eine hübſche Einrichtung.

Dieſe glückliche Zeit war längſt vorüber. Mutter Jakob hatte den Schmerz gehabt, ihren Wohlthäter, den alten Gottlieb Schauer zu begraben, und erfuhr bald darauf, daß ſein Sohn, der zum ſtillen Comptoirleben keine Neigung hatte, ſich ein Schiff erbauen ließ und damit in alle Welt ſegelte, ohne daß man je wieder etwas von ihm hörte. Darauf begegnete ihr noch ein weit größeres Herzeleid, ſie verlor ihren über Alles geliebten Mann, nachdem ſie ihm ſieben Kinder geboren hatte, von denen nur ein Sohn, Matthias, den Vater überlebte. Zuletzt kam noch hinzu, daß ihre Wirthſchaft, der ſie bei vorſchreitendem Alter nicht mehr ſo richtig vorſtehen konnte, nach und nach in Verfall gerieth, und ſie mit Mangel bedroht wurde.

Matthias war ein Burſche von hochfahrenden Sinnen; er half der Mutter im Hauſe, verzehrte aber mehr, als er durch ſeine Dienſtleiſtungen einbrachte, und wollte es, hinſichtlich ſeiner Kleidung und in allen andern Dingen, den reichen Bürgersſöhnen gleichthun. Wenn die geängſtigte Mutter, die ihren Sohn viel zu ſehr liebte, als daß ſie ihn hätte hart anlaſſen können, ihn freundlich ermahnte, verſcheuchte er ſie mit einem barſchen: „Ach! laßt mich zufrieden!“ und fügte auch wohl hinzu: „Wäret ihr vor Jahren geſcheuter geweſen und hättet den jungen Herrn Andreas Schauer geheirathet, ſo wäret ihr jetzt eine vornehme Kaufmannsfrau, brauchtet nicht in einem muffigen Keller zu wohnen und jedem dummen Jungen, der ſeinen Sechsling oder Schilling hier verzehrt, ein freundliches Geſicht zu machen.“ — Dann ging die alte Frau bekümmert auf die Seite und weinte bitterlich, während Matthias ſich auf eine Bank ausſtreckte und ſeine Grillen durch Pfeifen und Schlafen zu vertreiben ſuchte.

Eines Tages hatte ein ähnlicher Auftritt zwiſchen Mutter und Sohn ſtattgefunden, als plötzlich die Thür ſich öffnete, und mit großem Geräuſche ein Mann eintrat, deſſen Benehmen einige Aufmerkſamkeit erregte. Sein Äußeres verrieth den Seemann. Er maß faſt ſechs Fuß und mußte ſich bei'm Eintreten in die niedre Stube in Acht nehmen, daß er nicht mit dem Kopfe gegen die Balken ſtieß. Sein Geſicht war ſtark gebräunt und ein ſchwarzgekräuſelter Bart, der, in eine Flechte endend, bis auf die Bruſt herabhing, gab ihm ein noch fürchterlicheres Anſehen. Um ſeinen Hals hing an einer geſchwärzten Leine ein großes engliſches Taſchenmeſſer, wie es jeder Seemann zu führen pflegt, und um den ſchneeweißen Strohhut war ein großes ſeidenes Schnupftuch gewunden, wie es noch heutiges Tages die Sitte der Oſtindienfahrer iſt.

„Heda! Wirthshaus!“ ſchrie der rieſige Seemann. „Wo ſteckt das Lumpenvolk heute? Gebt mir ein Glas Rum!“

„Mutter! Ein Glas Rum wird beſtellt!“ brummte Matthias, ohne ſich von der Stelle zu rühren, während die alte Frau ſich geſchwinde die Thränen abwiſchte und das Verlangte herbeitrug.

„Was iſt das für ein brutaler, tölpiſcher Geſell!“ rief der Seemann, „der müſſig da liegt und mit harten Worten eine alte Frau hin- und herjagt?“

„Das iſt mein Sohn, Euch zu dienen, lieber Herr!“ ſagte die Alte mit einer Anwandlung von Schaam über das rohe Benehmen des Jungen.

„Ein ſauberes Früchtchen das!“ brummte der Seemann; „aber Sie hat ſelbſt Schuld; warum hat Sie ihn ſo erzogen? Hätte ſie ihn unter der Botmäßigkeit einer guten Tauende gehalten, wie Sie auf jedem Verdecke zu Dutzenden von den Reilingen herabhängen, es wäre beſſer geweſen. Aber warum flennt Sie denn? Antwort! Was hat es hier gegeben?“

„Ach, Herr!“ begann die Alte, aus Furcht, der Fremde möchte von ihrem Sohne noch übler denken, wenn ſie die Wahrheit ſage, „ich bin in der Küche geweſen, das Feuer brennt ſchlecht, und da iſt mir der böſe Rauch in die Augen gekommen!“

„Sie lügt, Mutter!“ rief Mathias barſch, ohne ſeine Stellung zu verändern, „Sie hat einmal wieder derb mit mir gezankt, und dann fängt ſie immer an zu flennen, damit die Gäſte glauben ſollen, hier ſei Wunder was vorgefallen.“

(Fortſ. f.)

Hiſtoriſche Profile in Dijon.

(Schluß).

Unter die berühmten Geiſtlichen gehört auch der Abt Bernhard von Clairvaux, der heilige Bernhard, welcher den zweiten Kreuzzug predigte, hierher. Im Jahre 1091, zu **Fontaine de Dijon**, von Alethe de Montbard, einer in ihrem Jahrhundert bekannten Literatin geboren, nahm er im zweiundzwanzigſten Jahre das Mönchsgewand im Kloſter Citeaux und wurde, kaum aus dem Noviziat getreten, erſter Abt von Clairvaux, woſelbſt er von allen Seiten Europa's um Rath gefragt, ſein Kloſter zu einem wahren Prälaten-Seminarium machte und beim Concilium von Puy der Schiedsrichter zwiſchen den Päpſten Innocenz und Anaklet wurde.

Als er bei Vezelay in Burgund den zweiten Kreuzzug predigte, war die Begeiſterung ſo groß, daß er auf ſeinem Gerüſte, wo er mit Ludwig dem Jüngeren erſchien, ſein Gewand zerreißen mußte, um allen denen Kreuze zu vertheilen, welche ſich zu dem Orientzuge drängten.

Der h. Bernhard ſtarb am 20. Aug. 1153, nachdem er 40 Jahre ſeiner Abtei in kirchlichen Tugenden, ſtrenger Enthaltſamkeit und wahrer Frömmigkeit vorgeſtanden. —

Louis Doni d'Attichi von dem Orden Minimen in Dijon, Biſchof von Autun im Jahre 1652, Verfaſſer einer Geſchichte des Cardinals von Richelieu unter dem Titel: **Flores historiae Cardinalium in fol. 3 vol.**, aus der Familie Marillac, welche bekanntlich der Kardinal Richelieu vielfach verfolgt hatte, gehört auch zu den burgundiſchen Celebritäten.

Als der Cardinal eines Tages fragte, ob noch Mitglieder dieſer Familie übrig ſeien, nannte man ihm Doni d'Attichi, welcher ſich in den Orden der Minimen begeben hatte: „**En ce cas,**“ antwortete Richelieu, „**il sera là assez de pénitence.**“

Auch hat d'Attichi in ſeiner „Geſchichte“ des Cardinals ſehr wenig erwähnt, und deßhalb vom Könige befragt, erwiederte er: „Wenn ich hätte mehr von ihm ſagen wollen, ſo würde ich ihn in zu ſchwarzen Farben gemalt haben.“

Claude Saumaiſe, den 15. April 1588 in Semur geboren, einer der berühmteſten Literaten und Kritiker ſeines Jahrhunderts, — „**(optimus interpres Salmasius aevi),**“ ſagt Grotius, war in Dijon erzogen worden und der proteſtantiſchen Religion ergeben. Der Cardinal von Richelieu bot ihm einen Jahrgehalt von 12,000 Livres an, wenn er in Frankreich bleiben und die Geſchichte des berühmten Staatsmannes ſchreiben wolle. Saumaiſe aber erwiederte, er ſei nicht der Mann, ſeine Feder der Schmeichelei zu opfern.

Von der Königin Chriſtine nach Schweden eingeladen, behauptete dieſe Fürſtin, ſie bewundere Saumaiſe noch mehr wegen ſeiner Geduld und Sanftmuth gegen ſeine Frau, als wegen ſeines ungeheuren Wiſſens, denn in ſeiner Ehehälfte hatte der große Gelehrte das Unglück, eine zweite Xantippe zu beſitzen.

Die Straße Saumaiſe in Dijon trägt ſeinen Namen. Er ſtarb im September 1653 in den Bädern von Spaa.

Ein anderer berühmter burgundiſcher Proteſtant iſt Theodor von Bèze, den 24. Juni 1519 in Vezelay geboren, welcher mit Calvin, Farel und Viret das Quadrumvirat der Genfer Reformatoren bildete. *)

In der katholiſchen Kirche zählt Dijon den berühmten Boſſuet, deſſen Leichenreden ihn zu dem erſten franzöſiſchen Kanzelredner machten, zu den Seinigen.

Die Familie Boſſuet war aus Seurre in Burgund gebürtig und gab ſeit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts dieſer Stadt mehrere Bürgermeiſter. Ihr Wappen enthielt einen Weinſtock mit der Deviſe: „**bon bois bossu est,**“ gutes Holz iſt bucklig. Später zogen einige Mitglieder dieſer Familie nach Dijon. Jaques Benigne Boſſuet machte ſeine erſten Studien im Kollegium dieſer Stadt und wurde ſeines Eifers zur Arbeit wegen von ſeinen Mitſchülern **bos suetus aratro** benannt. Schon in ſeinem fünfzehnten Jahre wurde er nach Paris geſchickt, um ſeine Studien zu vollenden. In ſeinem ſechzehnten Jahre ſprach er, obwohl unvorbereitet, ſo geläufig über ein gegebenes Thema, daß Voiture von ihm ſagte: „Er habe nie ſo früh und ſo ſpät predigen hören,“ denn es war elf Uhr Abends, als Boſſuet endete. Seine Redefertigkeit ließ ihn an den Hof berufen, wo er in den Jahren 1661 und 62, ſo wie zur Adventszeit 1666 und 68 dem Könige ſo wohl gefiel, daß dieſer dem jungen Redner das Biſthum Condom und die Erziehung des Dauphin übertrug. Für dieſen ſeinen Schüler verfertigte er die berühmte Rede über die allgemeine Weltgeſchichte.

Zum erſten Almoſenier der Dauphine ernannt, wurde er im Jahre 1681 ſogar Biſchof von Meaux.

Die glühende Lampe der gallikaniſchen Kirche, dies war der ihm zu Theil gewordene Beiname, der eifrige Gegner des milden und ſanften Fénélon, ſtarb den 12. April 1704 an Steinſchmerzen zu Paris.

Um dieſe vielleicht ſchon zu lange Nomenklatur zu ſchließen, muß ich noch der berühmten Familie von Vergy erwähnen, welche in Dijon ein Hôtel beſaß, jener unglücklichen Gabriele von Vergy, welche Dubelloy auf das Theater brachte und welche wir in Deutſchland vorzüglich durch die Oper Blaubart von Gretry kennen, welche Gabriele, den hiſtoriſchen Memoiren des Raoul von Coucy, Paris 1781, 1ſter Theil, zu Folge, zu dem Hauſe der Vergies gehörte, deren Schloß nahe dem der Herren von Fayel und Coucy in der Umgegend von St. Quentin gelegen war.

Die Familie der Vergy war eines von den fünf großen burgundiſchen Geſchlechtern, von welchen die Chronik ſagt: ***Nobles*** **de Vienne,** ***Preux*** **de Vergy,** ***Riches*** **de Charlon,** ***bons Barons*** **de Beauffremont** und ***Fiers*** **de Neufchatel:** Adliche von Vienne, Getreue von Vergy, Reiche von Charlon, gute Barone von Beauffremont und Stolze von Neufchatel.

Wie ich ſchon bemerkt, haben alle die obengenannten berühmten Männer ihre Namen einer Straße oder einem Dijoner Monumente hinterlaſſen, eine der garſtigſten Straßen der Stadt führt den Namen **Rue de Richelieu.**

Unſtreitig iſt es eine gerechte und bedeutungsvolle Sitte, der Nachwelt und dem Volke gewiſſermaßen auf allen Wegen die geiſtigen Heroen der Vorzeit vorzuführen. Solche Monumentalſchrift iſt nicht bloß eine Huldigung, ſondern auch eine Anregung.

In den deutſchen Haupt-, Reſidenz- und Provinzialſtädten ſind große Dichter, Schriftſteller, Maler, Gelehrte, Feldherren und Staatsmänner die Menge geboren worden, wo iſt eine Schiller-, Leibnitz-, Scharnhorſt-Straße?

Obſkure Carls-, Peters- und Marienſtraßen haben wir in Menge. —

Aus Leipzig.

(Ende April).

(Meyerbeer's Hugenotten. — Gaſtſpiel der Schröder-Devrient. — Projectirtes Muſeum. — Meß-Leiden und Freuden. — Unglücksfälle. — Bauten und Speculationen. — Abendunterhaltungen bei Brockhaus).

Meinen Bericht über die Ergebniſſe der Meſſe muß ich billig mit ein paar Worten über die ſtattgehabte Aufführung der Hugenotten von Meyerbeer beginnen. Unſer Theater, durch mancherlei Verhältniſſe in eine mißliche Lage geſtellt, kann nur ſelten Neues bringen. Deſto lobenswerther iſt es von der Direction des Inſtituts, daß ſie gerade bei ausgezeichneten neuen Erſcheinungen in der dramatiſchen Muſik alles Mögliche aufbietet, um in Glanz und Schönheit mit andern Bühnen rivaliſiren zu können. Die Hugenotten haben wir Leipziger in Deutſchland zuerſt geſehen, was wir freilich vielleicht weniger dem Eifer des Directors allein verdanken, als vielmehr den Umſtänden, die eine Aufführung dieſes Tonwerkes nicht aller Orten geſtatten. Verlangen Sie kein detaillirtes Urtheil von mir über dieſe wunderliche Compoſition. Ich würde mehr als anmaßend erſcheinen, wollte ich bei dieſem Werke ein abgeſchloſſenes Endurtheil fällen. Eine Aufführung der Hugenotten kann auch den querköpfigſten Kritiker mit allen Launen und Grillen des Schöpfers dieſes Werkes ausſöhnen. Es iſt eine Muſik, die ſich herumbewegt in allen nur erdenklichen Muſikſtylen, ein farbenſprühendes Meer von Tönen, Melodieen und Dithyrambengejauchze, vor dem ſich jede Nerve beugt und ſelbſt in wollüſtiger Zuckung noch ſchmerzen muß. Ich glaube kaum, daß es eine coloſſalere Oper gibt, die vielleicht ſo immenſe Fehler aufweiſen kann und doch ſo erhaben und bewunderungswürdig ſei in dieſen Fehlern, wie die Hugenotten. Der Grundgedanke, der leitend durch die ganze fünfaktige Oper hindurchläuft, iſt die melancholiſch-einfache Melodie des Luther'ſchen Kirchenliedes: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“

---

*) Zur Zeit der Religionskriege gab es viele Proteſtanten in dieſen Gegenden. Nach dem Widerrufe des Edictes von Nantes aber wanderten dieſe aus. Jetzt gibt es in Burgund nur wenige, im Departement der Saone und Loire zeigt ſich einige proteſtantiſche Regſamkeit. Die reformirte Pfarrei von Dijon wurde 1789 gegründet. Die Obrigkeit ſelbſt war ſchon damals in dieſer Stadt ſehr aufgeklärt, und der Maire, obgleich ein Emigrirter, zeigte eine weiſe Mäßigung. Im Jahr 1830 thaten Guizot, Cuvier und Frau von Broglie viel für ihre Glaubensbrüder und im Rathhauſe, dem ehemaligen Palaſte der Herzoge, wurde dem reformirten Kultus eine Kapelle angewieſen. Die Gemeinde beſteht ungefähr aus zweihundert Mitgliedern, ſämmtlich fremden Urſprungs, Engländer, Schweizer, Deutſche und Franzoſen, alle in denſelben Verhältniſſen.
Der Verfaſſer.

Mit dieſer Melodie beginnt ernſt und feierlich die Ouverture. Andacht liegt über dem Hauſe, man vergißt, daß der Vorhang aufrollen und uns einführen ſoll in die lüſternen Frivolitäten eines entarteten, bigott-grauſamen Hofes. Ein Gelag der Katholiſchen eröffnet die Scene, an dem ein edler Proteſtant, Raoul, Theil nimmt. Man ſcherzt, ſingt, tändelt, iſt frech und frei, wie es ſich ziemt für Höflinge, die den Glanz des Goldes mehr achten, als die ächte Geſinnung eines feſten Mannes. Da tritt der greiſe Diener Raoul's in den Saal, der ſtarre Proteſtant Marcell. Er ſetzt nun ſeinen Herrn zur Rede wegen der Theilnahme an den Genüſſen ihrer Feinde, die Katholiſchen hänſeln ihn und verlangen, er ſolle ſingen. Dumpf rollt, wie ein grollender Donner, bis hierher nur in einzelnen Tönen das Kirchenlied mit in die ſchäumende Luſt der Muſik. Da tritt Marcell an die belaſtete Tafel und mitten unter dem höhniſchen Grinſen der luſtigen Adligen ſingt er mit gefalteten Händen das Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott,“ dem er bald darauf den Rache- und Schlachtgeſang der lutheriſch Geſinnten hinzufügt. Man kann nichts Ergreifenderes hören, als dieſes Hereinſtürmen der verläſterten Glaubenskraft und des demüthig-trotzigen Gottvertrauens in die ungläubige Verſammlung. Es iſt mir nicht vergönnt, Ihnen eine fortlaufende Entwicklung des Werkes ſelbſt hier zu geben, deshalb mögen Ihnen einige Andeutungen genügen. An dramatiſcher Kraft und Wirkung ſteht ohne Zweifel das Finale des vierten Aktes am höchſten. Hier verſammeln ſich die Katholiken, um den Untergang der Proteſtanten zu beſchließen. Nachdem die Verſammelten zur furchtbaren That angefeuert worden, öffnet ſich die Thüre und drei Mönche treten ein, um die entblößten Schwerter der Rache- und Blutdürſtigen zu weihen zum entſetzlichſten Morde. Hornklänge, Meßgeſang, Bitten um Erhörung und Erfüllung der bigotten Schreckenswünſche miſchen ſich in das wilde Toben und Schnauben der verſammelten Krieger nach Rache. Man hat keinen Willen mehr, denn die Muſik ſtürzt in grauenhafter Gewalt über einem zuſammen wie ein heulender Strudel. Die Beſinnung erliegt der Allmacht des raffinirteſten Talentes. Man bewundert, aber man kann ſich nicht freuen, weil man das entfeſſelte Raſen und Toben eines coloſſalen Talentes ſieht, das ſich ſättigt in ſeinen ausgelaſſenſten Sprüngen. Von ähnlicher Wirkung iſt eine Scene, im dritten Akt, glaub' ich, wo die Hugenotten zechend im Freien ſitzen, der Zug der Prieſter vorüberzieht mit Meßglocke und Monſtranz, die verſammelten Katholiken auf die Kniee ſinken, der Meßgeſang, Fürbitte und reuige Hingebung des Gemüthes an den Moment alles andere bewältigen, und nur die Hugenotten ungerührt bleiben von dem allgemeinen heiligen Schauer, ſtatt deſſen aber ihr Lied „Rataplan“ ꝛc. ꝛc. in wilder Kampfesluſt anſtimmen. So auch zu Ende des fünften Aktes. Ueberall raſ't ſchon die entfeſſelte Leidenſchaft, Greis und Kind verfallen der Rache, das Schreien, Toben und Fluchen der Katholiken beſtürmt die wehrloſen Opfer mit Bekehrungsverſuchen, und in der Ferne hallen aus den Kirchen der Proteſtanten lutheriſche Kirchenlieder, Angſtgeſchrei weinender Kinder, klagender Mütter, aber nirgends Rettung, bis die Rotte der Mörder hereinſtürmt, Alles ermordet und unter bacchantiſchem Tumult endlich der Vorhang fällt. — Ein Stück Grabbe kann man herausſchmecken aus dieſer Compoſition, wiewohl Meyerbeer mit Grabbe'n vergleichen zu wollen nicht ganz paſſend ſein möchte. Jedenfalls hat der Componiſt in dieſem Werke bewieſen, daß er das Höchſte erreichen kann, wenn er das Gelüſt der ſtärkeren Begeiſterung dem waltenden Genius unterordnen will.

Kurz vor dieſem Genuſſe hatten wir das Vergnügen, die **Schröder-Devrient** in mehreren Rollen auftreten zu ſehen. Wie ſie ſpielt und ſingt, iſt bekannt. Sie iſt ſich gleich geblieben im Ganzen, nur daß ſie an Stimme doch zu verlieren anfängt. Ihr Spiel dagegen iſt vielleicht eher noch trefflicher geworden. Sie tadeln zu wollen, ſelbſt da, wo es angebracht wäre, hieße das Publikum vor den Kopf ſtoßen. Dennoch will ich's auf die Gefahr hin, hier und da Einen zu erzürnen, verſuchen und die Wahrheit ſagen. Die Liebe iſt blind, das weiß alle Welt, und in die Schröder-Devrient ſind Weiblein und Männlein verliebt ohne Maaß und ohne Zahl. Dabei kann nichts herauskommen, als eitel Verzückung. Ich muß aber geſtehen, daß die Schröder-Devrient alles ihr geſpendete Lob in vollem Maaße verdient und daß ich es ihr gern laſſe, den Tadel aber nicht unterdrücken kann, der ihr ebenfalls zukommt, weil ſie, ſei es in einer Rolle, welche es wolle, die Anmuth der Weiblichkeit doch ganz und gar abgeſtreift hat. Man kann ihr Spiel, ihren Geſang, die außerordentliche Kunſt, womit ſie beide zu handhaben verſteht, bewundern, aber darüber doch nicht vergeſſen, daß ſie dies Alles auf Koſten jener Grazie thut, die als Heiligenſchein um den Scheitel des ganzen Geſchlechts ſeine Zauber ſtreut. Das vergebe ich ihr nicht, obwohl ich nicht Rigoriſt bin. Sie iſt voll Grazie auch in dieſem Verläugnen der angeborenen, denn ſie hat ſich die Grazie des koketten Lebens angewöhnt und weiß ſie zu handhaben mit meiſterhafter Geſchicklichkeit. Sie iſt ſehr groß hierin als Künſtlerin, aber ſehr unbedeutend als Weib; und doch läßt ſich beides, die Weiblichkeit mit ihrer Anmuth, und die Kunſt mit der Würde, ihrer erhabenen Weihe, trefflich verſchmelzen. Daß die Schröder-Devrient graziös iſt im Schein, und vielleicht gerade das Umgekehrte zeigt in der Wahrheit, das mag achten und lieben, wer Luſt dazu hat. — Darum kann man ſie eigentlich nur gern ſehen in Männerrollen. Dieſen eignet ihr Naturell. Da braucht das Weib weniger herauszuleuchten aus dem Gemüth, man vergißt über dem Spiel die Perſon und vergibt es ſogar dem Romeo, daß er wie eine Schlange ziſcht und etwas Burſchikos-Vexierkerhaftes annimmt. — Sie trat, glaub' ich, ſechs oder ſiebenmal auf, bei ſtets übervollem Hauſe. Auch ließ ſie ſich einmal im Concert hören. Beglückwünſcht, wie ſie es verdiente, und mit Kränzen überſchüttet, verließ ſie Anfang der Meſſe unſere Stadt, um über Hamburg nach London zu gehen.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

.*. Souverainität des Geſetzes in Preußen. — Das geheime Obertribunal zu Berlin hat in einem durch den Druck bekannt gewordenen Erkenntniß den inhaltſchweren Satz ausgeſprochen: „daß der Staat diejenigen Handlungen ſeiner Beamten vertreten müſſe, welche über die Gränzen des Geſetzes hinausgehen.“ Unſtreitig iſt dies die bei weitem wichtigſte Hälfte jedes wahrhaften Vertretungs- oder Repräſentativſyſtemes.

.*. Zur Erdkunde. — Ueber Dr. J. H. Müller's Schrift: „der Ugriſche Volksſtamm,“ und „das Feſtland Auſtralien“ von C. E. Meinicke, bemerkt die literariſche Zeitung: „Beide Werke haben das Verdienſtvolle, daß ſie in C. Ritters Sinne aus einem mühſamen und ſorgfältigen Quellenſtudium hervorgegangen ſind.“

.*. Nothball in England. — Auch in England wird die Wohlthätigkeit zur Feſtlichkeit. Auf Anregung der Königin wird zur Unterſtützung der Seidenweber von Spitalfields ein Ball gegeben, der beiſpiellos glänzend werden ſoll, da im Namen der Majeſtäten — ſpezielle Einladungen an Londons faſhionabelſte Geſellſchaft erlaſſen werden.

.*. Zur Statiſtik der Schiffbrüche. — Einer von Lloyd Shipping mitgetheilten Ueberſicht zufolge, — hat von 1793 bis 1829, alſo im Laufe von 36 Jahren, Großbritannien im Durchſchnitt 557 Schiffe jährlich durch Schiffbruch verloren. Im v. J. hat dieſe Zahl 600 überſtiegen, und man befürchtet, ſie werde im laufenden Jahre noch höher ſteigen. Mehr als 2000 Menſchen finden auf dieſe Weiſe jährlich in den Wellen ihr Grab.

.*. Für die Wiedereröffnung des Teatro fenice in Venedig wurde die Paſta mit 50,000 Lire für 40 Vorſtellungen gewonnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 122. 1837.

Phönix.

Freitag, 26. Mai.

Hammer-Purgſtall.

Indem ich von den zwei neueſten größten Werken dieſes im Orient und Occident gleichgeehrten Mannes, von ſeiner „Osmaniſchen Reichsgeſchichte“ (zweite verbeſſerte Auflage in 4 Bänden, 1834—36, Peſth, Hartleben,), und von ſeiner „Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt“ (bis jetzt 2 Bände, 1836—37, ebendaſelbſt,) ſpreche, können es nur die Hauptzüge des in demſelben Leben zur Erſcheinung kommenden Charakters ſein, welche ſich hier entwerfen laſſen, von anatomiſirender Kritik kann keine Rede ſein. An dieſem Orte handelt es ſich nur darum, die wichtigſten Erſcheinungen feſtzuhalten, als culturhiſtoriſche Momente; Interlinear- und Marginalcontrole wäre hier ebenſo vermeſſen als unſtatthaft, eine ſolche gehört in die Regiſter und Protokolle des Faches.

Grund und Unterlage des Charakters iſt hier nichts Geringeres als ein ganzes Leben für einen Zweck, in einem Zweck, Minute für Minute von Forſchungen feſtgehalten, Jahre von großartiger Begeiſterung dahingerafft. Beide Werke bilden zuſammen ein Monument, von coloſſalen Dimenſionen, für die Nähe und Ferne gleichberechnet; Technik und Genialität haben Hand in Hand daran gebaut, an einem Werke hiſtoriſcher Kunſt. Von dieſem Geſichtspunkt aus müſſen beide betrachtet werden, als Eins! Die Reichsgeſchichte, — die plaſtiſche Erſcheinung des Organismus; die Literaturgeſchichte, — der Teint, welchen dieſe Oberfläche durch das aus den Adern ſchimmernde warme Blut erhält; in der erſten — die Wahrheit der Maſſen, die apodiktiſche Beſtimmtheit der Formen, welche Licht und Schatten bilden, in der zweiten, — die künſtleriſche Wahrſcheinlichkeit, der unmittelbare und deßhalb vermittelnde Zauber der Farbe. In der meiſterhaften Compoſition (bei der hiſtoriſchen Kunſt darf dieſer Ausdruck gewiß mit eben ſo großem Recht wie bei der poetiſchen angewandt werden), in dieſem freien und erhabenen Walten des Genius, welcher über ſeinem Gegenſtande ſteht, ihn beherrſcht, mit einem Wort: aus dem todten Material ein lebendiges Werk ſchafft, aus den rohen Facten ein ungeheures, immer klar, immer intereſſant überſehbares Epos, voll dramatiſcher Energie, mit offen gehaltenen Fernſichten, mit Ruhepunkten, — in der Kraft, ſich von den Maſſen nie fortſchleifen zu laſſen, jeden Charakter bis in die Details zu individualiſiren, und jede Begebenheit bis in die Motive der Charaktere zurückzuführen, — in dem Vermögen, Reflexion und Schilderung ebenmäßig zu zügeln, zu ſcheiden, zu amalgamiren, iſt das ſubjektive Verdienſt des gelehrten Hiſtorikers an ſeinem Rieſenwerke, der osmaniſchen Reichsgeſchichte begründet. Das, was man „Geiſt und Geſchmack“ nennt, würde allein unzureichend geweſen ſein; ächte dichteriſche Kraft mußte vorhanden ſein, um aus den vom erſtaunlichſten Fleiß aufgehäuften Materiallen ein harmoniſches Monument aufzubauen. Dichter verſtehen die Anatomie der Seele, ohne deren Kenntniß jede Schilderung eines Einzelmenſchen oder eines Volkes ſtets nur ein ängſtliches Abſchreiben momentaner Äußerlichkeiten, nie ein treuer Spiegel der Entwicklung, des progreſſiven Lebens zu Stande kommen kann. Nirgends zeigt ſich dies pſychologiſche Talent in ſeiner ganzen Ausbildung und Schärfe plaſtiſcher als in der Einleitung zur Geſchichte der türkiſchen Dichtung, wo derſelbe Hiſtoriker, der die mit der dominirenden Sicherheit eines Rubens die Erſtürmung Conſtantinopels in ihren gewaltigen Maſſen hinmalt, den ganzen von tauſend feinen kaum bemerkbaren Nervengeflechten durchzogenen Organismus der osmaniſchen Dichtkunſt, welcher ſelbſt die Phyſiognomie einer ſinnlichen Dichtung trägt, durchforſcht vom Scheitel bis in die Extremitäten.

Gegenüber dieſem ſubjektiven Intereſſe der hiſtoriſchen Kunſt Hammer's ſtellt ſich das objektive, welches ſich in der welthiſtoriſchen Bedeutung des Stoffes bietet. Es iſt das Intereſſe an einem Volke, das durch beinahe fünfhundert Jahre mit den fremdartigen Elementen des Orients ſtarr und drohend den Entwicklungsgang europäiſcher Geſittung in Schach hielt und auf den Paß zwiſchen Europa und Aſien, den es behauptete, ſtets ſprungfertig ſtand, wie ein Löwe, der ſich weder durch Opfer noch durch Speerſpitzen verſcheuchen ließ, — einem Volke, welches den langen moraliſchen und phyſiſchen Verweſungsprozeß der griechiſchen Nationalität durch eine raſche Oxydation beendigte und ſeither als Erbfeind der ganzen Chriſtenheit, eben durch die Furcht ſeines Namens, ohne zu wiſſen, welche providenzielle Miſſion es erfüllte, — die Chriſtenheit immer in Spannkraft erhielt; der Halbmond war jedesmal, wenn die Bevölkerung Europa's, welche das Kreuz verehrte, in Lethargie verſank, die letzte Loſung, auf welche erſterbendes Nationalgefühl und ſchlummernder Gemeinſinn horchten, um wieder zu erwachen und ſich ihrer bewußt zu werden. Das Charakteriſtiſche an dieſem Volke iſt ein Streben nach Außen, ein großartiges, aber barbariſches Nachzucken römiſcher Welteroberungskraft; zugleich eine tödtliche Exclusive nach innen, welche nur die Wahl ließ: abſorbirt zu werden oder abſorbiren zu helfen. Fünfhundert Jahre ſind ſeit den erſten Anfängen dieſes Volkes verfloſſen und binnen weniger Dezennien ſchreitet es nunmehr mit dem Rieſenſchritt der Reform ſeinem Ende entgegen. Die Europäiſirung iſt ſeine Entnationaliſirung, die Reform iſt ſein Tod, — und es ſtirbt nicht auf dem Schlachtfeld. An ſeinem Todtenbette aber findet es ſeinen Thucydides.

Hannover'ſche Kunſtblätter für 1837.

(Beiblatt zur Poſaune).

Mit aufrichtiger Freude begrüßten wir vor zwei Jahren das Erſcheinen der Hannover'ſchen Kunſtblätter, in welchen ſich damals, ſo wie auch im vorigen Jahre ein entſchiedenes Streben kund gab, die Eindrücke der Expoſitionen dauernd und fruchtbringend zu machen, ein Streben, welches von Scharfſinn und Geſchmack geleitet wurde, und in einer Stadt von Erfolg begleitet war, welche genug tüchtige Kulturelemente in ſich vereint, um der bildenden Kunſt ein fruchtbarer Boden zu werden.

Auch in dieſem Jahre erſcheinen die Kunſtblätter wieder, und zwar als ſelbſtſtändiges Beiblatt zu der von G. Harrys redigirten „Poſaune." Wenn ſie auch der ſkizzirten Abbildungen entbehren, durch welche in den beiden früheren Jahrgängen 1835 und 1836 die Crême der Salons im größeren Publikum auch ſinnlich befeſtigt worden war, ein Mangel, den auch auswärts Hannover lebende Kunſtfreunde fühlen, ſo entſchädigen ſie doch durch eine Solidität und Gewandtheit des Urtheils, welches jenem in den früheren Kunſtblättern nicht nachſteht und nicht genug zu Dank anerkannt werden kann, hauptſächlich, wenn man in Anſchlag bringt, daß die neuen Kunſtblätter einerſeits die Intereſſen der Künſtler mit Humanität und Wärme an die Kunſt ſelbſt zu binden ſtreben, anderſeits die Richtungen ſondern und ſich nicht bloß mit einzelnen Bildern, ſondern auch mit den Reſultaten für die Sache beſchäftigen, endlich auch in biographiſcher Hinſicht Lücken auszufüllen und zu ergänzen bemüht ſind. So verdanken alle Kunſtfreunde, welche ſich an den lieblichen heſſiſchen Mädchen A. von der Embde's erfreuten (und deren ſind gewiß ſehr viele) den Hannover'ſchen Kunſtblättern für 1837 folgende intereſſante biographiſche Notizen über dieſen Künſtler.

Auguſt von der Embde (nicht van der Embde, wie Einige meinen) wurde am 4. Dezbr. 1780 in Caſſel geboren. Seine Familie lebte ſeit 300 Jahren im Fürſtenthume Waldeck, wohin ſie aus dem Biſthume Paderborn, worin ihr Stammort liegt, flüchten mußte, weil einige ihrer Mitglieder den kühnen Verſuch gewagt hatten, dort den Proteſtantismus einzuführen. Der Künſtler nennt ſich auf ſeinen ältern Bildern nur „Auguſt Embden," aber in Folge einer Familien-Verfügung mußte er nach dem Tode ſeines Vaters den eigentlichen Familiennamen wieder annehmen.

Erſt ſpät widmete ſich von der Embde ſeiner Kunſt. In ſeinem 19. Jahre begann er, ganz ohne fremde Anleitung, zu Korbach, einem kleinen waldeckſchen Städtchen, kleine Bildniſſe in Ölfarbe zu malen. Später genoß er den Unterricht des Prof. Robert in Caſſel und beſuchte 1804 und 5 die Akademien zu Dresden und Düſſeldorf. Bei ſeinem dortigen Aufenthalte, ſowie bei ſeiner längern Anweſenheit in München im Jahre 1814 zeichnete er viel mit Sepia nach ausgezeichneten Gemälden. Unter den 65 Arbeiten dieſer Gattung fand die Zeichnung nach Correggio's Magdalena in der Dresdner Gallerie den meiſten Beifall der Kenner. — Nach einer Reiſe nach Wien, im Jahre 1815, ließ er ſich für immer in Caſſel nieder, wo er ſich ſchon im Jahre 1808 mit einer Schweſter des ausgezeichneten dortigen Bildhauers Henſchel verheirathet hatte und widmete ſich mit Fleiß und Eifer der Porträtmalerei, die ſeine ganze Zeit in Anſpruch nahm. Wie thätig Embde in dieſem Genre arbeitete, beweiſet der Umſtand, daß er bis jetzt 428 Porträts, worunter mehrere Familienbilder, gemalt hat, von denen hier nur das lebensgroße Bildniß des verſtorbenen

Kurfürſten von Heſſen nebſt ſeiner Gemahlin, das der regierenden Kurfürſtin und das der Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz erwähnt werden mögen.

Erſt im reifen Mannesalter und zwar ſeit dem Beſtehen des Hannoverſchen Kunſtvereins, verſuchte ſich der Künſtler auch in Genrebildern, deren Stoffe er vorzüglich gern dem ländlichen Leben entnimmt. Sein erſtes Bild der Art, ein kleines heſſiſches Bauermädchen, befand ſich auf der erſten hannov. Kunſtausſtellung. Der ausgezeichnete Beifall, mit dem es aufgenommen wurde, ermunterte von der Embde, auf der ſo glücklich begonnenen Bahn fortzufahren, und in Hannover, wie auf andern Kunſtausſtellungen, haben ſeine Bilder ſtets einen dichten Kreis von Beſchauern um ſich verſammelt. —

Seine neueſten, noch wenig bekannten Arbeiten ſind: „Ein Mädchen am Brunnen," nach einem alten Volksliede, und „eine junge Bäuerin, während es regnet, im Fenſter liegend," welches letztere Gemälde ſich im Beſitz Seiner Majeſtät des Königs von Sachſen befindet. Einen Pendant zu dieſem Bilde hat von der Embde gegenwärtig in Arbeit, es iſt ein eingeſperrter Schulknabe, draußen vor dem Fenſter ſitzen Schmetterlinge auf den Kirſchblüthen. Ferner befinden ſich noch unvollendet in ſeinem Atelier: eine Madonna, im Garten ſitzend, und ein verwundeter Krieger aus dem 17. Jahrhundert, der von einem Kinde gepflegt wird.

Zwei Töchter von der Embde's beſchäftigen ſich unter ſeiner Leitung gleichfalls mit der Kunſt. Er iſt ſeit vielen Jahren Mitglied der Caſſeler Akademie der Künſte. —

Aus Leipzig.

(Fortſetzung).

Leipzig hat immer den Ruhm ſich bewahrt, die Künſte zu unterſtützen. Mancherlei Umſtände verhinderten bisher, dem Geſchmacke des Publikums in dieſer Hinſicht die nöthige Anregung zu geben, und fanden ſich auch unter den Einwohnern hier und da Einzelne, die den Künſten, vornehmlich den bildenden, eine größere Aufmerkſamkeit ſchenken, ſo blieb dies doch immer in den Grenzen eines ehrenwerthen Dilettantismus. Wen Neigung und ein tieferes Bedürfniß zu großartigerer Anſchauung trieb, ging nach Dresden und befriedigte dort, wonach er hier vergeblich ſeufzte. Die neueſten Beſtrebungen, die bildenden Künſte wieder auf eine höhere Staffel der Vollkommenheit zu erheben und die ausgezeichneten Leiſtungen der Düſſeldorfer Malerſchule in neueſter Zeit regten auch bei uns die Gemüther mächtig auf. Bendemann's „Juden in Babylon" und andere Gemälde der letzten Jahre fanden unter der hieſigen kunſtverſtändigen Kaufmannſchaft, der eine mehr als gewöhnlich feine Bildung nicht abzuſprechen iſt, die höchſten Verehrer. Viele hatten dieſe Gemälde in Berlin, auch in Düſſeldorf noch auf der Staffelei geſehen und bedauerten nur, daß dieſer hohe Kunſtgenuß ſo vielen ihrer Mitbürger nicht auch zu Theil werden konnte, lange ſchon trug man ſich mit dem Gedanken, in Leipzig eine Anſtalt zu errichten, die im Stande ſein ſollte, die Kunſtverſtändigen durch eigene Anſchauung mit den Fortſchritten der neueſten Malerkunſt bekannt zu machen, und dieſes Jahr hat denn endlich den Wunſch ſo Vieler glücklich in Erfüllung gehen laſſen. Mehrere hieſige Kaufleute nämlich, deren Namen zum Theil allbekannt ſind im In- und Auslande, haben den Vorſchlag gemacht, ein Muſeum auf Aktien zu gründen. Und ſo werden wie denn gegen den Herbſt Bendemann's „Jeremias," Leſſing's „Huſſitenpredigt," Begas' „büßenden Kaiſer" ꝛc. ꝛc. hier zu ſehen bekommen. Die Einrichtung dieſes Muſeums iſt im höchſten Grade freiſinnig. Der Verein wird Mittel finden, um Ankäufe der ausgezeichnetſten Gemälde jedes Jahr zu veranſtalten, deren Beſchauung dann Jedermann vergönnt ſein wird. Auch abgeſehen von der an ſich nur lobenswerthen Abſicht, wird die Errichtung eines Muſeums in Leipzig vortheilhaft einwirken auf die hieſigen Studirenden. Es fehlt hier ohnehin genug an tieferer Anregung, da nur die Fachwiſſenſchaften emſig betrieben werden und die allgemeinere Bildung, die innigſt zuſammenhängt mit dem Verſtändniß der Zeit und ihrer Beſtrebungen, ſo gut als gar nicht gepflegt wird. Es gibt hier eigentlich weder Philoſophie noch Aeſthetik, und das Wenige, was ſich vorfindet, wird dermaßen verzettelt, daß es nicht der Rede werth iſt. Gewiß würde daher durch Anſchauung großartiger Kunſtgegenſtände auch der Sinn für neuere Kunſt und deren Bedeutſamkeit geweckt in den Gemüthern der Jugend, was nicht ohne heilſamen Einfluß auf eine der Welt befreundetere Geiſtesregſamkeit bleiben könnte.

Die Meſſe, von der man ſich Großes verſprach, auf die Tauſende mit Herzklopfen warteten, ward durch die Ungunſt des Himmels eigentlich ſchon vor ihrem Entſtehen vernichtet. Unermeßlicher Schnee bedeckte die Straßen und Chauſſéen, die Waaren konnten nicht ankommen, eben ſo wenig die Menſchen. Durch die Straßen der Stadt mußte man tief im Mantel gehüllt waten; es war kein Himmel zu ſehen, ſondern nur Schnee und Nebel, die Kälte war ſibiriſch, an einem Morgen nahe an 9 Grad R., und Käufer und Verkäufer wollten verzweifeln. Der Nachtheil dieſes entſetzlichen Unwetters, deſſen ſich ſeit 1784 kein Menſch eines ähnlichen zu erinnern wußte, blieb nicht aus. Theils fand ſich gar kein Abſatz, theils nur bei ſehr ermäßigten Preiſen. So ſind namentlich die Seidenpreiſe bedeutend gefallen, was freilich einen großen Abſatz verurſachte, aber keinen Gewinn brachte. Schmunzelnd und überglücklich ſah man nur die Lederhändler herumwandern. Leder ging, geht und wird gehen, ſo lange die Welt ſteht, wenn nicht etwa eine ganz neue Erfindung ein beſſeres Material hervorzubringen weiß. — Mehr als dieſer lederne Progreß wird Sie der minder glückliche des bedruckten Papieres intereſſiren, von dem Sie übrigens wohl zeitig genug hören werden. Die diesmalige Buchhändlermeſſe hat den Erwartungen keineswegs entſprochen, ſo gute Geſchäfte auch Einzelne gemacht haben. Ein paar Handlungen, die in der letzten Zeit ſehr große Unternehmungen eingegangen waren, ſagt man, ſeien genöthigt, fortan gänzlich vom Schauplatz zu treten und würden kaum die bereits entrirten zu Ende führen können. Das Kopfſchütteln auf der Börſe ſoll arg geweſen ſein, und Mancher hat ſie fluchend verlaſſen. Dennoch hofft man auf beſſere Zeiten, was ich nur billigen kann. Ich meines Theils würde auf die bloße Hoffnung der Speculation ſpeculiren, das Beſte, was man thun kann in einer Zeit, wo der Kredit Alles gilt, und das Geld nur ſo lange Werth behält, als man den Kredit reſpectirt. Hoffnung macht reich und läßt nicht zu Schanden werden. (Schluß f.)

Feuilleton.

.*. Die Synagoge in Frankreich. — Hr. Simon Bloch, Herausgeber der Zeitſchrift: „la Régénération," bemerkt in Nro. 34 der Univerſal-Kirchen-Zeitung, daß die jetzt „faſt fünfzigjährige Dauer der (bürgerlichen) Verhältniſſe der franzöſiſchen Juden, mit Ausnahme unbedeutender Aenderungen, die Synagogenform ſo gelaſſen, wie dieſe ſolche gefunden." Er meint: „gerade dies ſei vielleicht ein großer Fortſchritt zu nennen, daß die franzöſiſchen Juden ſich noch nicht bewogen fanden, um der Ausgleichung äußerer Verhältniſſe willen, die ehrwürdigen Denkmäler der Vorzeit voreilig abzutragen, — obgleich ſie in allen weltlichen Angelegenheiten mit der Zeit fortgehen." Er fügt dann, nach Deutſchland ſchielend, noch hinzu, „daß ſo manche Vorſchläge zu Reformen in andern Ländern öfters das Gepräge einer gänzlichen Verläugnung des Judenthums an ſich tragen, und auf alle Weiſe beurkunden, wie ſehr ſie lediglich dem Wunſche, alles Eigenthümliche abzuſtreifen, ihre Entſtehung verdanken; Vorſchläge, denen ſich die Synagoge nicht fügen könne und dürfe, und denen ſie am wenigſten da ein williges Ohr leih't, wo ihr Beſtand durch die Geſetze des Landes geſichert ſei.“ Es macht ſich bei der Synagoge derſelbe Unterſchied bemerklich, der auch hinſichtlich der katholiſchen Kirche in Frankreich u. Deutſchland hervorgetreten. In Deutſchland hat die Reformation begonnen und ſich behauptet; in Frankreich hat deren Unterdrückung die Revolution zur Folge gehabt, die dann wieder in eine ebenfalls nur formelle Reſtauration umgeſchlagen. Wie deutſche Katholiken, ſo arbeiten auch deutſche Israeliten an Reformen, und die religiöſen Fortſchritte gehen Hand in Hand mit den weltlichen. In Frankreich will die eigentliche Kirche, nämlich der rechtgläubige Klerus, ebenſo wenig auf Reformvorſchläge hören, als die Synagoge. Wie kann aber das Recht wahrhaft fortſchreiten, wenn die Religion, die daſſelbe begründet und ſanktionirt, nicht auch fortſchreitet? Hr. Simon Bloch möge dieſe Frage ſich zu beantworten verſuchen.

⁂ Die Moſchee El Sak'rah zu Jeruſalem. — Einer der Begleiter des Herzogs von Joinville, der im October v. J. Jeruſalem beſuchte, beſchreibt in der Revue Française u. a. die berühmte dortige Moſchee, welche der Chalif Omar, des Propheten Schwiegerſohn, auf der Stelle erbaut, wo vordem Salomon's Tempel geſtanden. Sie gilt bei den Moslemin faſt für eben ſo heilig, als die von Mekka und Medinah, und ſeit Saladin durfte bei Todesſtrafe kein Chriſt ſie betreten. Ihren Namen El Sak'rah führt ſie von dem heiligen Steine, der gerade in der Mitte unter der Kuppel aufbewahrt wird. Es heißt, dieſes ſei der Stein und dies die Stelle, wohin Jakob ſein Haupt gelegt, als ihm der Herr im Traum erſchien; ferner, als David ſeine Völker zählte und Gott deßhalb die Peſt geſendet, habe der Todesengel, niedergefahren, ſeinen Fuß auf dieſen Stein geſetzt. Die Moslemin behaupten dann noch, in der Nacht, da Muhammed auf der Eſelsſtute El Borak von Mekka nach Jeruſalem geritten, ſei der Stein unter dem Fuße des Propheten aus der Erde geſprungen.

An den Wänden eines, an die Moſchee gränzenden alten Saales ſieht man die Spuren eines vermauerten Thores. Es iſt das „goldene Thor“ des alten Jeruſalem, zu welchem Chriſtus am Tage des Palmenfeſtes eingezogen. Die Türken haben es zugemauert, weil eine Prophezeihung unter ihnen geht, dieſes Thor werde die Chriſten einlaſſen, wenn ſie wiederkommen, Jeruſalem zu erobern! Wo iſt ein Ort auf dem ganzen Erdball, welchem ſich großartigere Erinnerungen und Weiſſagungen anknüpfen?

⁂ Ein Gottesläugner in einem Pariſer Schauſpielhaus. — Im Theater Porte Saint-Martin wurde kürzlich „der Thurm von Neſle“ aufgeführt. In dem Augenblicke, wo eines der Schlachtopfer den Todesſtreich empfangen ſoll, und der Scharfrichter zu ihm ſagt: „Nun bleibt dir nichts übrig, als deine Seele Gott zu empfehlen,“ wird eine Stimme laut: „Es gibt keinen Gott.“ Aber das Publikum antwortet durch immer ungeſtümeres: „à la porte! à la porte!“ Die Loge, aus der jener ſchnöde Ausruf gekommen, und das Individuum, das ihn ertönen ließ, wurde durch das ganze Publikum bezeichnet; die Polizei mußte einſchreiten, der Ruheſtörer wird von den Munizipalgardiſten fortgeſchleppt; Beifall erſchallt von allen Seiten, und das Stück wird ruhig bis an's Ende geſpielt.

⁂ Statiſtik der franzöſiſchen Bagno's. — Amtlichen Angaben nach gibt es in den franzöſiſchen Bagno's 7000 Sträflinge, nämlich 2700 in Breſt, 1100 in Rochefort und 3200 in Toulon. Die Koſten zu deren Unterhaltung belaufen ſich jährlich auf mehr als 2 Mill. Fr., während ihre Arbeit nur 210.000 Fr. einträgt.

⁂ Klagſchreiben aus Jeruſalem über das Erdbeben im Januar d. J. — Aus einem von Jeruſalem aus datirten „Schreiben Israels, Vorſtehers und Aufſehers der phariſäiſchen Gemeinde im Lande Iſrael,“ — welches die Univerſal Kirchenzeitung Nro. 40 mittheilt, entnehmen wir folgende Stellen: — „Mit dem innigſten Schmerze muß ich ſagen, daß der Theil einer alten Prophezeihung (Sota am Ende) „Galiläa wird zerſtört werden,“ eingetroffen iſt. Am 24. Tebeth (1 Januar 1837) zur Zeit des Abendgebets (Nachmittags) kam ein entſetzliches Erdbeben — von dem Herrn, „welcher auf die Erde herabſchaut und ſie erbebet.“ — (In Jeruſalem ſeien viele Häuſer und Höfe beſchädigt worden; doch kein Menſch zu Schaden gekommen). „In dem heiligen Galiläa aber, ach! wurden Saffet und Tabaria völlig umgeſtürzt ... ſämmtliche Häuſer gänzlich zerſtört, darunter auch alle Synagogen der ſpaniſchen, (portugieſiſchen aus dem XV. und XVI. Jahrh.) der Chaſſidim, (polniſche und ruſſiſche Juden) und unſerer Phariſäer, (d. h. rabbiniſchen) Gemeinde ... der See Kinnereth (Geneſareth) trat aus und überſchwemmte die Stadt ... In Saffet ſtarben insgeſammt mehr als 2000 Perſonen, und in Tabaria ebenfalls ſehr viele“ Nach Angabe mehrerer höchſt betrübenden Details, ruft Israel ſeinen Glaubensgenoſſen die Worte zu: „ſeid erbarmungsvoll und erweiſet euch wohlthätig mir und den Ueberreſten unſerer galiläiſchen Gemeinden, deren Mehrzahl des Herrn Rathſchluß ertragen und Sühnopfer geworden ſind für ganz Iſrael.“

⁂ Merkwürdige Himmelserſcheinung. — Die „Sentinelle des Pyrenées“ enthält in einem Correſpondenzberichte von Bayonne vom 27. v. M. folgende Angaben von „durchaus glaubwürdigen Augenzeugen“: „Am Tage nach der am 20. v. M. beobachteten Mondſinſterniß, um 8½ Uhr Abends, bemerkte man vier von dem Umkreiſe des Mondes ausgehende Feuerſäulen, deren jede von der andern 90° entfernt war. Um 9 Uhr veränderten die Säulen ihre Richtung, drangen gewiſſermaßen in den Umkreis ein, ſo daß ſie ſich als zwei Durchmeſſer durchſchnitten. Dieſes Phänomen währte bis 11½ Uhr. Die Farbe des Feuers war glühend roth, und der Mond nicht viel über den Horizont erhoben.“

⁂ Wiener Theater. (Ende April). — Im Hofburgtheater folgte bald auf Halm's ſchöne dramatiſche Elegie „Camoens“ Bauernfeld's Luſtſpiel: „Der Vater,“ deſſen meiſterhafter Dialog mit manchen Fehlern des Entwurfs verſöhnen kann. — Die italiäniſche Oper hat endlich begonnen. Die Tachinardi iſt die Krone der Geſellſchaft. — Das Theater an der Wien wird von Tag zu Tag elender. Neulich gab der Schauſpieler Spielberger Spindler's „Waldmann,“ auf's Schauderhafteſte zerſtückt, zum Beneſice. Dergleichen Aprettirungen ſind Infamien, gegen welche man polizeilich einſchreiten ſollte! — Die Theater in der Leopoldſtadt und Joſephſtadt friſten ſich ſo fort; das erſtere hat jetzt eine brave Proſelytin von der Wieden, Dem. Weik, gewonnen. Der Begriff einer Volksbühne (im edlen Sinne) ſcheint freilich aus dem Weichbild unſerer Kaiſerſtadt ausgetilgt, — unwiederbringlich!

⁂ Die Juden in Leipzig, gegen welche das Annaberger Gewerbeblatt ſich in Betreff der in Anregung gebrachten Emanzipation ſehr ungünſtig geäußert, haben durch die Synagogenvorſteher eine Liſte zur Unterſtützung der bedrängten Annaberger circuliren laſſen.

⁂ Dr. Forſtage, Docent an der Univerſität zu Heidelberg, welcher in Dresden Vorleſungen über die Geſchichte der Poeſie mit Beifall gehalten, denkt auch in Berlin einen ähnlichen Curſus von 10 Vorleſungen zu eröffnen. (P. St. Z.)

⁂ Mercadante's neue Oper „Il Giuramento,“ iſt im Theater della Scala zu Mailand mit dem lebhafteſten Beifall aufgenommen worden. Der Text iſt von Hrn. Roſſi und dem Drama Angelo von Victor Hugo entnommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 123. 1837.

Phönix.

Samſtag, 27. Mai.

Das Erbſchiff.

(Fortſetzung).

Die alte Frau ſetzte ſich tiefſeufzend in ihre Ecke, der Seemann aber richtete einen ſcharfen Blick auf den Burſchen: „Halte dein ungewaſchenes Maul!“ rief er, „oder ich will dir zeigen, was dir hier zukomme, und was mir.“

„Euch kommt zu,“ entgegnete der junge Naſeweis, „Euren beſtellten Rum zu bezahlen und dann Eurer Wege zu gehen; das iſt Alles, Herr!“

„Bube!“ donnerte der Fremde und ſeine Züge verzerrten ſich ſeltſam, aber alſobald faßte er ſich und ſagte ungemein ruhig: „Steh auf von der Bank, junger Menſch, damit ich ſehe, auf was für Beinen der Sohn meiner Wirthin einhergeht! Rühre dich!“

„Das will ich bleiben laſſen!“ entgegnete dieſer, den Kopf etwas erhebend und den Fremden von oben bis unten anſehend.

„Nun, ſo will ich dich holen!“ fuhr der Seemann kaltblütig fort, neſtelte die Leine, woran das große Meſſer hing, von ſeinem Halſe los und entblöſ'te die Klinge.

„Herr Gott! Was wollt Ihr thun?“ ſchrie die Alte, die alle dieſe Bewegungen bemerkt hatte, aufſpringend, aber doch zu furchtſam, um näher zu treten; „wollt Ihr mein Kind umbringen?“

„Ein ſicheres Auge iſt des Seemannes koſtbarſter Schatz!“ antwortete der Fremde, „und ich habe ein ſolches, Frau Jakob!“ Er wickelte das Ende der Leine um ſeinen Finger und ſchleuderte das Meſſer mit ſolcher Gewalt, daß es ſauſend durch die Luft fuhr und tief in die eichene Ruhebank drang; in demſelben Augenblicke zog er die Leine nach ſich, die Bank kippte, und der ungehobelte Burſche fiel mit der Naſe auf den Boden. Alles dieſes geſchah mit der Schnelligkeit des Blitzes, die alte Frau ſchrie: „Hülfe! Hülfe!“ der Burſche rappelte ſich auf, und rieb ſich die Naſe, aus welcher mehrere Blutstropfen hervorquollen, der Seemann ſetzte ſich wieder in den Beſitz ſeines Meſſers und lachte unmäßig.

„Nun! da ſeid Ihr ja ganz und gar!“ rief er, ſich den Bauch haltend. „Wahrhaftig, Ihr ſeid ein ſo ungeſchlachter Burſche, als jemals einer Schiffszwieback gekauet hat. Sprecht, Herr! wie iſt Euch die Motion bekommen? Mutter Jakob, laßt's Euch nicht befremden, daß ich Euch ſchon bei Namen nenne, ob ich gleich Euer Haus heute zuerſt beſuche, — ich wollte Euch nur ſagen, daß Ihr dafür ſorgt, Eurem Sohne einige Tournüre beizubringen, im Fall Ihr dies noch für möglich erachtet. Hier habt Ihr die Bezahlung für Euren Rum, Ihr braucht mir nichts herauszugeben, macht Euch einen luſtigen Tag dafür.“ Er legte eine blanke Guinee auf den Tiſch und ging zur Thür hinaus.

„Was iſt das für ein Mann?“ ſprach Mutter Jakob laut zu ſich ſelbſt. „Sein Blick drang tief in mein Herz, ſeine Augen glühten und ſeine Lippen zuckten, wie die eines boshaften Spötters. Das Chriſtusbild unter dem Spiegel hat er nicht mit Augen angeſehen! Wer mag der Fremde ſein?“

„Was zum Teufel geht es mich an, wer er iſt?“ brummte Matthias, ging an den Tiſch, trank den Rum aus, den der Fremde unberührt gelaſſen hatte, ſteckte die Guinee in ſeine Taſche und ſchleuderte mit einem kurzen und liebloſen: „Adieu, Mutter!“ auf die Straße hinaus. —

Schon während des ganzen Morgens war im Hafen eine große Aufregung geweſen. Ich meine nicht jene Lebendigkeit, die ein ſteter Geſchäftsverkehr bedingt, vielmehr ſah man viele müſſige Hände, und nur die Gemüther waren aufgeregter als gewöhnlich. Wie vom Himmel herabgeſchneit, war plötzlich eine große Brigg ſichtbar geworden und hatte ſich inmitten des Stroms vor Anker gelegt; ſie war ganz und gar ſchwarz angeſtrichen und die Segel auf den Raaen, — das einzige Weiße an Bord, — ſahen aus, wie einzelne Schneehaufen, die auf den dunklen Felsmaſſen des Nordens liegen. Eine Galione führte das Fahrzeug nicht, und der Name deſſelben am Spiegel war verwiſcht, die Mannſchaft ging ſchweigend auf und ab und machte keine Miene, ſich mit dem Lande oder dem Hafen in irgend eine Communication zu ſetzen. Die Neugier guckte ſich faſt blind, aber ſie vermochte nichts zu erſpähen, was ſie nicht auch an jedem andern Schiffe fand, und doch war Alles ſo düſter, ſo unheimlich, ganz geſchaffen, Furcht und Beſorgniß zu erregen; zum Überfluſſe führte es weder Flagge noch Wimpel, ſo daß man auch ſeine Heimath nicht zu ermitteln im Stande war.

Allmählich legte ſich die erſte Aufregung; die Leute wurden gleichgültiger gegen das dunkle Schiff und als ſie endlich ſahen, daß nichts Außergewöhnliches damit vorging, beruhigten ſie ſich völlig und auch die geringſte Beſorgniß ſchwand, als ſich der Hafenmeiſter in den Nachmittagsſtunden an Bord begab, und das Schiff an das Schlängels*) holte.

Gleich darauf ließ ſich auch der Seemann, der ſich bereits in dem Keller der Frau Jakob ſo ſonderbar betragen hatte, auf den Vorſetzen ſehen. Er war bereits mehrere Male auf und abgegangen, als Matthias ihm entgegenſchwankte. Dieſer hatte die Guinee des Fremden mit einigen Saufbrüdern durchgebracht und war auf dem Wege nach Hauſe. Der Rauſch hatte den jungen Menſchen wunderbar verändert, ſein weinglühendes Geſicht hatte einen Anſtrich roher Luſtigkeit erhalten, und der genoſſene Spiritus eine Sucht ſich mitzutheilen in ihm erregt.

„Aha!“ rief er unſerm Seemanne zu, „verdamme mich Gott, wenn ich nicht recht ſehe, aber Ihr ſeid der Mann, der heute ein Glas Rum bei uns verzehrte und es mit einer Guinee bezahlte. Ihr ſeht, Herr, Eure Freigebigkeit iſt mir wohl bekommen, ich bitte, ſchenkt uns öfters die Ehre! — Ich habe noch ein Schillinger zwanzig übrig, Herr; ſollen wir dafür einige Gläſer Portwein trinken?“

„So viel Euch beliebt, Weinſchlauch!“ lachte der Seemann, „ich halte Stand. Aber nicht hier in Euern dumpfigen Kellern, wo hinein kaum zur hohen Mittagszeit ein Sonnenſtrahl dringt: kommt vielmehr mit mir an Bord meiner Brigg, die noch einige hundert Flaſchen und drüber vom ächten Gewächs in ihrem Bauche verbirgt.“ —

„Viel Ehre für mich,“ lallte Matthias, ſich verbeugend, wobei er bedeutend in's Schwanken gerieth, „bitte euch, Herr, wie heißt euer ſtattliches Schiff?“ —

„Lucifer!“ brüllte der Fremde und ſchlug eine hölliſche Lache auf.

„Lucifer!“ wiederholte Matthias mit ſchwerer Zunge. „Schön! Allerliebſt das! Ihr ſeid alſo als ein guter Chriſt auf dieſen Namen getauft? — Lucifer! Mich dünkt, der Name iſt nicht gang und gäbe hier zu Lande. — Aber, Briggſegel und kein Ende, Herr! wie iſt es denn? Mich dünkt, es war die Rede von einem Paar Flaſchen Portwein?“ —

„Zu dienen, Bierkanne!“ entgegnete der Seemann, faßte den Trunknen unter den Arm und geleitete ihn eine jener Treppen hinab, an deren untern Ende die Ruderfahrzeuge anlegen; hier warf er ihn in eine kleine Jolle und fuhr mit ihm durch den Hafen jenem ſchwarzen Schiffe zu, welches heute bereits ſo vielfache Aufmerkſamkeit erregt hatte. Während der Fahrt vernüchterte Matthias ſich etwas und war eben im Begriff, den ruhig fortſteuernden Seemann mit einigen Fragen zu beläſtigen, als dieſer mit ſeiner Jolle dem Schiffe zur Seite legte.

„Da habt Ihr den Lucifer vor der Naſe!“ ſprach gutgelaunt der Seemann, „wenn Ihr Euch zu ihm hinauf bemühen wollt, ſollt Ihr Euch bald von ſeinen ſoliden Eigenſchaften überzeugen. Raſch, Herr! Ihr lauft ohne dies dem Teufel, ohne anzuhalten, in die Arme, darum bedient Euch der herabhängenden Leiter und entert, ſo gut ihr könnt.“ —

Matthias leiſtete dem gegebenen Winke Folge, und ſtand bald, ſeinem gaſtfreien Wirthe zur Seite, in der Kajüte des Lucifer. Alſogleich wurden mehrere Flaſchen Portwein um ihn her aufgepflanzt und er trank in langen Zügen, bis er, von der Gewalt des Weines überwältigt, mit einigen unartikulirten Tönen zu Boden ſank. Der Commandant des Lucifer, denn als ſolchen hatte ſich der bärtige Seemann kund gegeben, warf einen Blick des Mitleids auf ihn, dann verließ er die Kajüte und das Schiff. (Fortſ. f.)

Bulwer und Pſeudobulwer.

Kent: Iſt das nicht Euer Sohn, Mylord?

Die Herzogin de la Vallière mitten unter unſern dünnen ſchmächtigen „Zeitgenoſſen,“ unter dieſer pointilöſen, prüden, Tag für Tag compromittirten Raçe von heute, in dieſer Gradiranſtalt, wo das Salz durch hunderttauſend Beſenreiſer durchſickert und an den Dornen anſchießt! —

Wie aber gar, wenn Aachen, Stuttgart, Zwickau und wie die andern durch Überſetzungsfabriken ſtatiſtiſch merkwürdigen Städte heißen mögen, alle möglichen Sorten von Bulwer's „Eroberung von Granada" zu verſchleißen beginnen, löſchpapierne und illuſtrirte, in Oktav und Sedez, durch Dampf und durch blauen Dunſt fabricirte?

---

*) Ein ſchwimmendes Floß, welches den äußern Strom vom Hafen trennt und ſich ganz längs demſelben hinſchlängelt. Die Schiffe, welche nicht im eigentlichen Hafen liegen wollen, haben hier einen ziemlich ſichern Platz. —

In der That: „die Zeitgenoſſen" werden in Verlegenheit kommen. Wenden ſie ſich zu ihrer Nachbarin links, zur Herzogin de la Vallière, um ſie als Schweſter zu begrüßen, ſo haben ſie nicht viel mehr, als einen Seufzer zu erwarten, die arme Louiſe wird gerade in den Chor einſtimmen:

„. . . ew'gen Abſchied nimm!
Dieſer Welt biſt du dahin!
Für den Lebenden ſchon todt,"

ſie hat wirklich keine Zeit, ſich um die Zeitgenoſſen zu bekümmern. Wenden ſich dieſe zu ihrer Nachbarin rechts, der Alhambra, ſo iſt die letztere im Stande, ihnen eine hiſtoriſch-romantiſche Sottiſe in's Geſicht zu ſagen. Dieſen armen Baſtarden, den „Zeitgenoſſen," geht es in der That ſchlimm, ſie geben ſich für Söhne eines Parliamentsmitgliedes aus, ohne es dahinbringen zu können, daß man ihnen ihre Abſtammung auf's Wort glaubt; Cravatte und Oberrock mögen engliſch ſein, was hilft das, wenn die Leute, die darinnen ſtecken, keine veritablen Engländer ſind? Wem fallen dabei nicht unwillkürlich jene nachgemachten Neuſeeländer und falſchen Eskimos unſerer Jahrmärkte bei? Die ganze Sache wäre nicht der Rede werth, ſo viel auch ſchon hin und wieder darüber geſprochen worden iſt, denn die *„Zeitgenoſſen" (die vaterloſen nämlich)* ſind arme krankhafte Schelme, die ſich und Andere langweilen, und mit ihrem Aufwand von zerfaſerter Sophiſtik Mitleid erregen. Eins wäre für ſie freilich bedenklich, wenn Bulwer plötzlich Proteſt gegen die ihm zugeſchriebene Vaterſchaft einlegte; möglich jedoch, daß der ſpekulative G. Franckh den Verfaſſer des Eugen Aram im Stillen vermocht hat, ſich wenigſtens neutral zu halten. Eine andre Seite bietet die Sache dem deutſchen Publikum gegenüber, — hier hört ſie auf lächerlich zu ſein und wird zur Prellerei. Der „Verlag der Claſſiker" in Stuttgart hat das Vertrauen des Publikums betrogen.

Ein wirklich von Bulwer geſchriebenes Werk, das Schauſpiel: „Die Herzogin de la Vallière" iſt ſeither in einer metriſchen Übertragung von O. v. Czarnowsky bei Mayer in Aachen erſchienen. Es wurde im Herbſt und Winter 1835 geſchrieben und zu Anfang dieſes Jahres in Coventgarden gegeben, der Erfolg war kein brillanter, die engliſche Kritik ſprach ſich auch bei'm Erſcheinen des Schauſpiels im Buchhandel (Saunders and Otley) zweifelhaft darüber aus. Mit Recht. Bulwer hat durch ſeine **Duchess de la Vallière** bewieſen, daß ſein beliebtes novelliſtiſches Talent für die Bühne nicht ausreicht. Die Bühne verlangt in jedem Werk ein neues, das Intereſſe ganz in Beſchlag nehmendes. Das Publikum für Novellen begnügt ſich mit der angenehmen Form, ja mit der Manier, es will gemeinhin am liebſten nur leicht unterhalten und in eine Art von Zuſtand zwiſchen Wachen und Träumen verſetzt werden, während die Menge im Schauſpielhauſe elektriſirt, begeiſtert, hingeriſſen werden muß. Bulwer's Schauſpiel aber hat kein dramatiſches Intereſſe, die Handlung ſchleppt ſich froſtig fort, die Charaktere treten kaum aus dem Relief heraus, der Dialog endlich iſt gedehnt, man könnte ſagen, daß Rede an Rede geſtickt iſt; da iſt kein Pulsſchlag der Leidenſchaft, während dies Süjet doch eben auf die Hebel der Leidenſchaft, im Contraſt der Intrigue hinweiſt; nicht einmal das alltägliche Aushülfsmittel: Rhetorik, iſt vorhanden, ſtatt deren nur eine triviale und ausgewaſchene Converſation.

Aus Leipzig.

(Schluß).

Bei ſo ſchlechten Handelsgeſchäften mußte die Zerſtreuungs- und Vergnügungsluſt der Getäuſchten einen deſto größeren Spielraum haben. Dafür nun war in Menge geſorgt. Den Freund der Oper und Muſik lockten die neu in Scene gegangenen Hugenotten, die einen Tag um den andern gegeben wurden, und den Liebhaber ſchöner Pferde und Menſchen die Bereitergeſellſchaft des Herrn Guerra. In der That konnte man auch verführt werden durch das Außerordentliche der Leiſtungen dieſer ausgezeichneten Reitkünſtler. Denken Sie ſich nicht eine gewöhnliche Reiterbande vor, wie ſie häufig geſehen werden auf Meſſen und Jahrmärkten. Guerra hat größtentheils wahre Künſtler unter ſeinen Leuten, die eben ſo ausgezeichnet ſind durch ihre Formen als durch die hohe Kunſtfertigkeit, mit der ſie die ſchwierigſten Evolutionen, Voltigen ꝛc. ausführen. Nicht minder ſchön und feurig ſind ſeine prachtvollen Pferde, deren er an 60 haben ſoll. Einige Araber darunter können jeden Pferdeliebhaber bald toll machen. Als ausgezeichnete Künſtler nenne ich unter den Bereitern nur Cradelt, Baron Brand, Filippuzzi, Germani, der bewundernswürdige indianiſche Jongleurkünſte ſtehend auf einem im Carrière umherlaufenden Pferde ausübt, Winkler, und die beiden Franzoſen, die erſt ſpäter aus Paris ankamen, Lagoutte und Franconi. Letzterer zeichnet ſich vorzüglich durch ſeine immenſe Geſchicklichkeit in mehreren Verwandlungen aus, die er auf dem Pferde ſtehend, ausführt und dabei jedesmal ein kleines Schauſpiel zur Darſtellung bringt. Der Erſtere iſt einer der kühnſten Reiter, der mit einer ſchönen Geſtalt die vollendetſte Grazie bei Ausübung der ſchwierigſten Kunſtſtücke verbindet. Unter den Damen gibt es eigentlich nur zwei, die anziehend ſind, Felicetta Coghi aus Mailand, ein ſchönes, etwa fünfzehnjähriges Mädchen, mit einem Auge voll ſchwärmeriſch ſüdlicher Gluth, um das ſich die Wolkenſchatten einer ſanften Melancholie legen. Unwillkürlich wird man bei ihr an Göthe's Mignon erinnert. Lebhafter und durch einige Koketterie feſſelnd iſt Angelina Levard; die Uebrigen haben mehr oder weniger die Fehler mit den Vorzügen ihrer Kunſt in ſich verſchmolzen, wiſſen aber ſehr vortrefflich zu reiten. Mehr als alle ergötzt der Komiker, Magnus Tivol aus Amſterdam. Ein Menſch von ſo erſtaunlicher Gelenkigkeit und Schmiegſamkeit der Gliedmaßen, wie Tivol beſitzt, iſt in der That eine Art Phänomen. Dieſem Menſchen, der noch dazu durch ein ſchönes Aeußere feſſelt, iſt es ein Kleines, ſich mit den Füßen zu friſiren und dabei auf den Händen eine Art Minuett zu tanzen. Er geht, läuft, ſpringt, ohne Hand und Fuß zu gebrauchen, läßt den Kopf herunterfallen, als ſei er ihm abgeſchlagen, präſentirt ein Bein, oder trägt es, wie einen Sack auf dem Rücken fort. Nach Gelegenheit ſtellt er wohl auch eine doppelte Windmühle dar, indem er einen Arm rechts und ein Bein links im Kreiſe horizontal herumdreht, aber nach verſchiedenen Himmelsgegenden gerichtet.

Kurz der Menſch iſt ein wahres Monſtrum von Gelenkigkeit, wobei am Ende nichts mehr zu bewundern, als das Graziöſe und Anmuthige, was er bei an ſich ſo gegen alle Aeſthetik laufenden Körperwendungen immer zu bewahren weiß. Wiool wird nie gemein, er bleibt ſtets nobel und weiß dabei durch die Naivetät ſeiner Sprache das Publikum ſtets in der fröhlichſten Laune zu erhalten. So viel man hört, erhält er aber auch für dieſe große Gabe eine ſehr anſehnliche Gage.

Außer den gewöhnlichen Vorſtellungen im Cirkus gab Guerra mit ſeinen Leuten auch zweimal ein großes Wettrennen vor dem Grimma'iſchen Thore, wobei, abgerechnet die reizenden Trachten namentlich der mit Theil nehmenden Damen, die große Geſchicklichkeit derer zu bewundern war, die, Jeder ſtehend auf zwei ungeſattelten Pferden, im dreimaligen Umkreiſen der Bahn nach dem Preiſe rangen. Schwieriger noch mußte das Rennen auf fünf und ſpäter auf ſechs ungeſattelten Pferden ſein, das zur größten Zufriedenheit von Craſſelt ausgeführt ward. Am meiſten Aufſehen erregte, wegen der Ungewöhnlichkeit der Erſcheinung, das Wettrennen dreier Männer, worunter auch ein Mohr, in altrömiſchem Coſtüm auf der Biga der Alten. Die römiſchen Wagen donnerten, den Staub aufregend, dem Ziele zu, und die Zuſchauer wurden auf einige Minuten in einen Cirkus Rom's verſetzt. Auch dieſe ſchwierige Aufgabe ward von den Wettſtreitenden mit großer Geſchicklichkeit gelöſ't, das Publikum jauchzte dem Sieger zu und Einzelne fanden ſich ſogar veranlaßt, Wetten einzumachen. Die Menge der Zuſchauer am erſten Tage (einem Sonntage) war ſehr groß und konnte leicht mehrere Tauſend betragen, das zweite Mal hielten die Meßgeſchäfte Viele zurück.

Außerdem brachte die Meſſe noch Taſchenſpieler, Hunde- und Katzentheater, — höchſt poſſierliche Produktionen, — einen ſehr verſtändigen amerikaniſchen Eſel, bei dem unſere europäiſchen in die Lehre gehen können, wenn ſie Luſt dazu haben, und andere troſt- und brodloſe künſtleriſche Menſchen und Thiere.

Bei ſo viel Luſt und Freude durfte das Unglück und die Trübſal nicht ganz fern bleiben. Die Verzweiflung griff namentlich in der erſten Meßwoche, wenn ich nicht irre, ſehr um ſich, und trieb, einige aus Liebe, andere aus Haß in einen freiwilligen Tod. Es entleibten ſich fünf in einer Woche, darunter eine früher ſehr vornehme Perſon.

Mit dem Anfange der beſſeren Jahreszeit beginnt von Neuem die Speculations- und Bauluſt der Leipziger Rentier's. Alte Häuſer ſtürzen in Menge, neue wachſen aus der Erde, wie Pilze nach einem Gewitterregen. Das Poſtgebäude am Grimma'iſchen Platze ſteigt imposant in die Höhe. Die neuen Stadtviertel vor dem Grimma'iſchen und Hinterthore dehnen ſich mehr und mehr aus. Nur ſollte man darauf ſehen, daß weniger unſcheinbare Hütten, die das Anſehen von Schafhütten haben, neben palaſtähnlichen Gebäuden ſich erheben. Es ſieht gar ſo kleinſtädtiſch und bürgerlich beſchränkt aus, wenn eine neue Stadt gleich von vorn herein durch Baraken verpfuſcht wird. Seit der Dampfwagen im Gange iſt, werden Logis in dieſem Theile der neuen Anlagen geſucht, die überdies noch das Billigere des Zinſes — mit einer freien Ausſicht nach allen Seiten hin für ſich haben. Jedem freilich iſt damit nicht gedient.

Von ſonſtigen geſelligen Vergnügungen, die zugleich die Färbung großartiger Vereinigung trugen, habe ich nur der Abendunterhaltung bei Brockhaus zu erwähnen, die am 19. und 20. April ſtatt fanden. Zwiſchen 300 und 400 Buchhändler, Schriftſteller und Gelehrte bewegten ſich ungenirt in den ſchimmernden Sälen, und trugen dieſe Begegnungen auch nur den Charakter der Unterhaltung, ſo flocht ſich wohl auch Ernſteres mit ein in die harmloſe Rede. Es wird manche Bekanntſchaft geknüpft und manches Wort gewechſelt in dieſen Soiréen, deren Reſultate ſich erſt im Laufe der Zeit ergeben. —l—

Feuilleton.

⁂ **Kunſtverein zu Poſen.** — Der kürzlich entworfene Plan zur Bildung eines Kunſtvereines für das Großherzogthum Poſen hat bei allen Ständen, und namentlich bei den Poſener Gutsbeſitzern, eine ſo lebhafte Theilnahme gefunden, daß die Zahl der Theilnehmer bereits auf nahe an 1000 geſtiegen und noch täglich Anmeldungen eingehen ſollen. So konnte ſich bereits der Verein für conſtituirt erklären, und auf die Mitte dieſes Jahres eine Kunſtausſtellung anberaumen, für welche ſchon mehr als 600 Gemälde beſtimmt ſein ſollen. Dieſer neue Verein iſt in den Bundeskreis der Vereine von Königsberg, Danzig, Stettin und Breslau aufgenommen.

⁂ **Merivault's allgemeine Geſchichte des Ackerbau's.** — Hr. de **Merivault** hat einen „Précis de l'histoire générale de l'agriculture" herausgegeben, welchem Hr. **Silveſtre**, der darüber in der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften Bericht erſtattet, das Lob beilegt, daß er den ferneren Fortſchritten der Wiſſenſchaft förderlich ſein werde. In der erſten Abtheilung ſeines Werkes gibt Hr. v. M. die Geſchichte der vereinzelten Verſuche, welche der vorchriſtlichen Zeit angehören; die zweite handelt vom Ackerbau bei den Römern und den übrigen Ländern, in welchen Fortſchritte ſtattgefunden haben.

⁂ **Baumwollen-Fabrikate in England.** — Im Jahr 1785 wurden in England 11, im J. 1816 bereits 94 und im J. 1831 nicht weniger als 245 Mill. engl. Pfund Baumwolle verarbeitet, ſo daß die Fabrikation in dem Verhältniß von $1 : 8\frac{6}{11} : 22\frac{3}{11}$ zugenommen hat. — Gegenwärtig produziren die engl. Fabriken jährlich ungefähr 900 Mill. Ellen Baumwollen-Zeug, alſo ungefähr eine Elle für jeden Bewohner unſeres Planeten. Hr. Michel Chevalier, deſſen Briefen über Nordamerika wir dieſe Notizen entnehmen, bemerkt hierbei: „Müßte dieſe ganze Maſſe von Gewebe ohne Maſchinen blos mit den Fingern gefertigt werden, dann würde wohl kaum ein Menſch in einem Jahre mit dem Hecheln, Spinnen und Weben ſeiner Elle Zeug fertig werden. Die ganze Lebenszeit des ganzen Menſchengeſchlechtes würde mithin durch eine Arbeit abſorbirt, welche, Dank ſei es den Maſchinen und Manufakturen, jetzt durch 500,000 Hände in England vollbracht wird."

⁂ **Der angebliche Zauberer Rouſſel als Escroc verurtheilt.** — Am 13. v. M. iſt zu Rouen der père **Rouſſel**, der zu Blainville-Crevon und zehn Stunden in der Runde für einen gewaltigen Zauberer und magiſchen Heilkünſtler gehalten wurde, — als **Escroc** zu zwei Jahren Gefängnißſtrafe verurtheilt worden. Er hatte Menſchen und Rindvieh durchaus auf dieſelbe Weiſe und mit denſelben Zauberformeln behandelt, ſich dafür auch auf gleiche Weiſe ſchwer honoriren laſſen. Ein Zeuge ſagte aus, Vater Rouſſel habe bei Heilung einer Kuh ſich der Formel aus dem Grimoire du pape Honorius bedient: „Et verbum caro factum est, et habitavit, et habitavit, hiat, hiat!"

⁂ **Gannal's Mumiſirungs-Mittel.** — Der berühmte holländiſche Anatomiſt **Ruyſch** hatte eine Bereitung entdeckt, mittelſt welcher er den Geſtorbenen ſehr lange den Schein des Lebens erhalten konnte. Aber ſein Geheimniß war mit ihm zu Grabe gegangen. Jetzt hat ein Herr **Gannal** ein Mittel gefunden, in weniger als einer Stunde, ohne irgend den Körper zu verletzen, denſelben zur Bewahrung der Lebensähnlichkeit auf unbegränzte Zeit hin zu präpariren. Er hat ſeine Entdeckung bereits bekannt gemacht; ſie beſteht darin, daß eſſigſaurer Alaun (acétate d'alumine) von 20 Grad Intenſität in die Hauptſchlagader (artère carotide) einfiltrirt wird. — Die im Kabinet des Hrn. Gannal befindlichen Mumiſirten ſcheinen nur zu ſchlummern; ſo friſch iſt ihr Anſehen und ſo geſchmeidig ihre Haut.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 124. 1837.

Phönix.

Montag, 29. Mai.

Das Erbſchiff.

(Fortſetzung).

Einſam ſaß Mutter Jakob in ihrer Schenkſtube und grämte ſich über das lange Ausbleiben ihres Sohnes. Es war bereits ſpät geworden. Auf einem eiſernen Drahtleuchter brannte ein langes, dünnes Talglicht, welches eine ungewiſſe Dämmerung verbreitete. Da vernahm man ein lautes Poltern auf der Treppe, die Thür ward mit Geräuſch geöffnet, und der lange Seemann trat, mit vielen Flüchen auf den Lippen, ein. Erſchrocken ging ihm die Alte entgegen und fragte nach ſeinen Wünſchen.

„Nichts Beſonderes!“ entgegnete der Fremde kurz, „ich bringe Euch einen ſchönen Gruß und ein Abſchiedswort von Eurem Sohne, und will Euch fragen, ob Ihr etwas an ihn zu beſtellen habt?“

„Um Gott, Herr!“ rief die alte Frau, heftig zitternd, „was iſt mit meinem Sohne? Was ſoll ich mit ſeinem Gruße und ſeinem Lebewohl? Warum kommt er nicht nach Hauſe? Ich warte ſchon ſo lange auf ihn.“

„Ihr werdet ihn ſobald nicht wiederſehn,“ ſprach kurz der Fremde.

„Ach, Herr! habt Mitleiden mit einer Mutter, die ihr Kind über Alles liebt!“ fuhr die Alte heftig weinend fort. „Wo iſt mein Matthias? Zürnt er mit mir? Er hat mich zwar oft mit harten Worten angelaſſen, hat mich geſtoßen und geſchlagen, aber ich liebe ihn doch; denn er iſt ja das Einzige, was mir von allen meinen Kindern und meinem lieben ſeligen Herrn übrig geblieben iſt.“

„Euer ſeliger Herr?“ lachte der fremde Seemann höhniſch. „Das war mir auch ein rechter Kauz. Er kroch, einem Mehlwurme gleich, im Staube herum, wie alles Lumpenvolk, das ihm gleicht; nichts Großes, nicht einmal etwas Beſonderes an ihm, ein Ding von einem Manne, wie ſie zu Tauſenden herumlaufen.“ —

„Mein Jakob war ein Mann, der in Zucht und Ehren lebte,“ entgegnete die Frau mit feſter Stimme, ſich die Augen trocknend, „ein Mann, der ſich zu Gottes Wort und Gottes Tiſch hielt und niemals leichtſinnig in den Tag hineinlebte. — Aber ich bitte Euch um Alles, Herr,“ fuhr ſie weichmüthiger fort, „ſagt mir etwas von meinem Sohne.“

„Eurem Sohne iſt ein Heil widerfahren, Frau!“ entgegnete der Seemann, „beruhigt Euch deßhalb. Soll er ſein Lebelang hier auf der faulen Bank liegen und ſich von Euch füttern laſſen? Er muß hinaus in die Welt, damit er etwas lerne und der Hochmuthsteufel aus ihm herausgetrieben werde. Er iſt an Bord meines Schiffes und in meine Dienſte getreten; morgen geht es in die offene See hinaus. Binnen Jahr und Tag kommen wir wieder, dann ſoll es anders um Euren Taugenichts ſtehn.“

„Wer ſeid Ihr denn, Herr?“ fuhr die Alte halb ängſtlich, halb neugierig fort, „daß Ihr ſagt, mein Sohn ſei auf Eurem Schiffe und in Eurem Dienſte? Ich bitte Euch, ſagt mir, wen ich vor mir habe.“

„Ich bin der Commandant des Lucifer!“ rief der Fremde barſch; „eines ſo guten Schiffes, als jemals von irgend einem Stapel gelaſſen wurde, ein Fahrzeug, gleich brauchbar in Sturm, wie in Stiltjes,*) ganz dazu gemacht, lüderliche Burſche auf den Weg der Pflicht zurückzuführen, denn wohl zuſammengeſchlagene und betakelte Tauenden hängen dort von jedem Coſénagel herab."

---

*) Windſtille.

Aber Mutter Jakob hörte nicht auf die ferneren Erörterungen des langen bärtigen Seemannes; der Name Lucifer hatte ſie auf das Äußerſte erſchreckt, ſie ſprach ihn mehrere Male mit bebenden Lippen aus und fuhr dann jach empor. „Lucifer! Gott ſteh mir bei! Ja, das iſt der Name eines der böſen Geiſter aus der Hölle! Welchen Segen kann ein Schiff bringen, das einen ſo gottverfluchten Namen führt? Und was ſoll ich Chriſtliches und Liebes von einem Manne denken, der ein ſo benanntes Schiff commandirt?"

„Denkt, was Ihr wollt," entgegnete ungeduldig der Seemann, „und laßt mich mit Eurem dummen Gewäſch von Teufel und Chriſtenheit ungeſchoren. Ich bin ein eben ſo vernünftiger Menſch, als ihr alle, wenn ich auch ſtatt des Gebetbuches das Rumglas in die Hand nehme, und ſtatt einer geiſtlichen Melodie ein Sauflied plärre. Was denkt Ihr, was der Seemann iſt? Futter für die Fiſche, und wer ſeinen Bauch am beſten gepflegt hat, wird am eheſten gefreſſen, und braucht nicht erſt lange mit ſeiner naſſen Jacke im Salzwaſſer zu liegen. Lied am Ende! Ich muß gehen! Über Jahr und Tag ſehen wir uns, lebend ſollt Ihr Euren Sohn wieder haben, und anders ſoll er auch geworden ſein, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen. Und nun zum Abſchied —" hier veränderte ſich die Sprechweiſe des Seemanns auffallend; er wurde weich und ſeine Mienen zeigten eine ſtille Rührung, — „nehmt mein Lebewohl, Marie! Es iſt wohl lange her, daß ich Euch bei dieſem Namen genannt habe, ſollt' ich meinen!"—

„Wer ſeid Ihr?" fuhr die Alte auf, indem ſie bei dem Wechſel der Stimme zuſammenſchauerte. „Redet, Mann! Ich beſchwöre Euch, wer ſeid Ihr?"

„Ein luſtiger Geſell, der ein großes Stück Welt geſehen hat," fuhr der Seemann in ſeiner gewohnten Weiſe fort. „Ich hatte mich in ein Mädchen vergafft, das wollte mich aber nicht und nahm einen Andern. Da wurde ich toll im Kopfe und ſegelte auf die hohe See hinaus, ein ſchönes Schiff unter den Füßen und einen Sturm im Herzen. Weil aber mein Steuerruder und mein Beſteck nichts taugten — denn beide wurden von unſichern, vor Zorn zitternden Händen geleitet, — ſo ging ich mit meinem Schiffe zu Grunde und kam als ein Bettler an's Land. Nur Dummköpfe verhungern, und weil ich nie zu dieſer Sorte gezählt worden bin, ſo fand ich bald ein Schiff wieder, das ich von einem Manne erbte, der zwar ein großer Schurke, aber mir doch von Herzen theuer war. Ich könnte Euch davon eine lange und wunderliche Geſchichte erzählen; aber es gebricht mir an Zeit. Genug, ich kreuze jetzt mit meinem Erbſchiffe hin und her, und wenn Euer Sohn ſich darnach zu ſchicken weiß, kann er noch einmal zu einer gleichen Ehre gelangen. Gute Nacht!"

Das Auge der alten Frau hatte während der letzten Rede feſt auf dem Sprecher geruht; jetzt ergriff ſie ſeine Hand und ſagte mit allen Zeichen der Angſt: „Um Gottes Willen und bei den blutigen Wunden unſeres Heilandes, ſagt mir, wer Ihr ſeid? Soll ich den Namen des Mannes nicht wiſſen, mit dem mein Kind, mein einziges Kind in die weite Welt hinauszieht?"

„Da habt Ihr meinen Namen, Marie," ſprach der Seemann mit einem Tone, deſſen Rauhheit ſeine innere Rührung verbergen ſollte, und legte eine metallene Kapſel auf den Tiſch. „Übrigens ſehen wir uns wieder, und damit Ihr bis dahin nicht Mangel leidet, empfangt hier das Handgeld Eures Sohnes." Er warf ihr eine volle Börſe zu und ging eilends fort.

Die Alte betrachtete die Kapſel, die ihr ein Geheimniß enthüllen ſollte, vor deſſen Enträthſelung ſie zitterte. Lange wog ſie dieſelbe in der Hand, und hatte nicht den Muth, ſie zu öffnen; endlich ſchraubte ſie mit kalter Entſchloſſenheit den Deckel ab, und erblickte ein weibliches Portrait. Es war ein wunderliebliches Angeſicht mit einer lilienweißen Stirn, braunen Ringellocken, roſenrothen Wangen und ſeelenvollen blauen Augen.

„Ach Herr des Himmels und der Erden!" rief ſie heftig erſchrocken aus, „wen ſtellt dies Bild vor? Heiliger Gott! Ich bin es ſelbſt! Ich! So ſah ich in meinen jüngeren Jahren aus! So hat mich mein ſeliger Herr kurz vor meiner Hochzeit malen laſſen, und gleich darauf wurde uns das Bild geſtohlen! Wie kommt es in die Hände jenes Fremden? Wer iſt er? Dieſe Kapſel ſollte mir Auskunft geben, ich öffne ſie und finde *mein* Bild darin. Sollte vielleicht — ich habe wohl noch nicht Alles geſehen?"

Sie nahm ihr Bild heraus, aber als ſie die Rückſeite deſſelben erblickte, fuhr ſie beſtürzt zurück; denn ſie erblickte das Conterfei eines jungen Mannes. Das pechſchwarze Haar harmonirte mit den dunkelglühenden Augen, die hohe Stirn ward von einer breiten Narbe durchſchnitten, alle Züge verriethen einen wilden unbändigen Trotz, Spuren der heftigſten Leidenſchaft waren darin ſichtbar. Lange heftete ſie den trüben Blick forſchend auf das Bild; da war es, als ob plötzlich der verhüllende Nebel riſſe und ihr eine freie Ausſicht in die Vergangenheit geſtattete.

„Er iſt es! Andreas Schauer iſt es!" rief ſie in convulſiviſcher Bewegung aus, und ſank ohnmächtig zuſammen.

Der neue Morgen war aufgewacht, und mit ihm das rege Leben im Hafen und auf dem Strome. Auch am Bord des Lucifer regte ſich geſchäftig die Mannſchaft; einige Böte lagen demſelben zur Seite, welche Lebensmittel aller Art brachten, und mehrere flinke Geſellen waren bemüht, den friſchen Proviant an Ort und Stelle zu verſtauen, während Andere die bereits feſtgeſurrten Waſſerfäſſer füllten. Die Segel flatterten loſe im Winde, und zwei leichte Troſſen hielten das Schiff hinten und vorne nothdürftig feſt; die Fluth ging nur noch ſchwach ein, oberhalb des Grasbrook's waren die Schiffe bereits im Schwaijen begriffen. Der Commandeur des Lucifer ging mit ſchallenden Schritten das Verdeck auf und ab, und blickte nach der Windfahne, die mit ihrer Spitze nach Nordweſten zeigte. In dieſem Augenblicke trat der Steuermann an ihn heran und meldete, daß Alles fertig ſei. Die Thurmglocke von Sanct Michael ſchlug eben Acht.

„Wo iſt mein Gaſt von geſtern Abend?“ fragte der Commandeur.

„Er liegt noch ſchnarchend, platt auf dem Boden,“ war die Antwort; „ſoll man ihn wecken?“

„Laßt das betrunkene Vieh nur liegen, ich will es nachher ſchon ſelbſt aufrütteln; jetzt aber heißt die Mannſchaft unverzüglich an ihr Werk gehen; habt Acht auf mein Commando!“

Schweigend trat Jeder an ſeinen Poſten. Die Fluth hatte allmählich ganz aufgehört, und die Ebbe begann leiſe abzufließen.

„Holt die vordere Troſſe ein!“ erſcholl die ruhige aber feſte Stimme des Commandirenden, „dann hißt hinten und vorne die Marsſegel auf und zieht die Schooten vor! Holt über das Steuer noch Backbord, damit das Schiff vom Schlängels abgiere!“

Schweigend ward der Befehl vollzogen, das Schiff wandte ſich mit ſeinem Bugſpriet auf den Strom hinaus, die hochaufgeſtrießten Segel flatterten hin und her.

„Halt das Briggſegel aus und drängt den Baum nach Steuerbord über, damit es Wind faſſe!“

Es geſchah. Der Hintertheil des Schiffs ward hart gegen das Schlängels gedrückt und ſcheerte mit dem Vordertheil immer weiter in den Strom.

„Laßt jetzt raſch die Hintertroſſe ſlippen und braßt die Marsſegel voll! Zimmermann! Geht an's Ruder und ſteuert jenem Blankeneſer Fiſcher nach! Hurrah, Burſche! Hurtig! Hurrah!“ (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

30) Novellen von Wilhelm Robert Heller. Erſter Band: „die Eroberung von Jeruſalem.“ Dresden und Leipzig, Arnold. 1837.

Es gibt wenige Stoffe, welche ſich ſo ſehr für künſtleriſche Bearbeitung eignen, als der großartige Untergang des jüdiſchen Volkes. Zwar moraliſch entartet, doch in voller Blüte ſeiner Kraft, geht es gleichſam in den Flammen der wildeſten Leidenſchaft in einem titaniſchen Schickſalstrotz auf, indeſſen Rom und Byzanz an hundertjähriger Fäulniß ſchmählich verenden. Man ſieht: der junge Autor that einen glücklichen Wurf; und der will wenigſtens gewiß das Beſte, der nach dem Größten greift.

Jedenfalls hat die Strömung des Stoffes den Erzähler fortgeriſſen, aber man muß ſich über die Tapferkeit freuen, mit welcher der letztere gegen die erſtere ankämpft. Ich glaube ſogar: Er hätte ſie überwinden können. Dazu war aber vor Allem nothwendig, daß er ſich an gar kein ſogenanntes Publikum kehre; — dem hat er viel zulieb gethan, ſich ſelbſt dadurch geſchadet. Aus dem hiſtoriſchen Material, welches von ihm oft zu Genrebildern verwendet iſt, ließ ſich eine gewaltigere Compoſition ſchaffen; ſo aber ſchob er die monochromatiſche Liebes-Epiſode zu ſehr in die Mitte, wo ſie die Aufmerkſamkeit faſt allein auf ſich zieht. Unbeſchadet dieſes die Wirkung des Ganzen beeinträchtigenden Zugeſtändniſſes an das große Publikum finden ſich in der Novelle genug markige Charakteriſtiken, dramatiſche rapide Situationen und Schilderungen. Zu den erſten gehört der Diener Joſeph, der Tyrann Simon, der tapfere Cubaris Poſtis. Die letzteren überwiegen beſonders in der zweiten Hälfte.

31) James Paulding's amerikaniſche Romane. 1) „Wohlauf nach Weſten!“ (2 Bände), aus dem Engl. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1837.

Wie gewiſſe Weine einen Erdgeſchmack nicht verlieren, ſo iſt in den angloamerikaniſchen Romanen, ſie mögen auch — gleich den Cooper'ſchen — auf den erſten Anblick noch ſo eigenthümlich erſcheinen, der Stamm, auf den ſie gepfropft ſind, die engliſche Manier, — unverkennbar. In keinem Lande werden wohl Romane mit größerem Phlegma geſchrieben, als in England. Dies Phlegma erſcheint in Amerika ein Bischen aufgerüttelt, aber es kommt ſtets bald wieder in's Gleichgewicht; eben an Cooper ſahen wir's, der mit einem großen Anlauf begonnen und ſich jetzt in ſeinem Rollſtuhl ganz behaglich fühlt.

Bei James Paulding erſtreckt ſich dieſe Eigenthümlichkeit nur in einem geringen Grade; eine jugendliche Lebendigkeit läßt ihn nicht lange auf Breiten raſten. Was Paulding charakteriſirt, iſt überhaupt Jugendfriſche, nicht bloß in der Erfindung, nicht in der Charakteriſtik, noch im Dialog, nein, als Hauch, der Alles dies zuſammen durchführt. Um mich am beſten drüber zu verſtändigen, ſei geſagt, daß er mir der einzige amerikaniſche Schilderer von amerikaniſcher Sitten zu ſein ſcheint, der mit dem Verfaſſer des „Virey“ und „der transatlantiſchen Reiſeſkizzen“ ꝛc. einen Vergleich ohne Nachtheil aushalten kann. „Wohlauf nach Weſten“ ſpielt in Old-Kentuky. Die Schickſale eines liebenden Paares, der ebenſo verſtändigen als innig fühlenden Virginie, und eines jungen Mannes Rainsford, der vor Furcht wahnſinnig zu werden, wirklich wahnſinnig wird und durch Virginien geheilt wird, bilden die intereſſante Fabel des Romans, welche durch ſittliche Kraft gelöſ't wird. Zeigt ſich darin das pſychologiſche Talent Paulding's, ſo bewährt ſich in den übrigen Geſtalten eine Gewandtheit, au premier coup zu portraitiren. Der Hinterwäldler, der Schulmeiſter und Zeitungsſchreiber Zeno und ſein Weib, der liebenswürdige Müßiggänger Ulyſſes Littlejohn, der würdige Neger Pompejus Extendeto und ſein junger „Nix-nur“ ſind Charaktere voll innerer Wahrheit und draſtiſcher Wirkung.

32) Dodekaton oder das Buch der Zwölf. Aus dem Franzöſiſchen von Ferd. Freih. von Biedenfeld. Erſtes Bändchen. Weimar 1837, Voigt.

Zwölf der intereſſanteſten Tagesſchriftſteller Frankreich's, George Sand, Merimée, Löve-Weimars, Léon Gozlan, Emil Souveſtre, Jules Janin, Alfred de Müſſet, Alfred de Vigny, Alex. Dümas, Stendhal und Düfongeray bilden einen Salon, in welchem von jedem ein Bild aufgeſtellt iſt, und verſchaffen uns ſomit einen vergleichenden Ueberblick ihrer individuellen Verſchiedenheiten. Das intereſſanteſte Tableau iſt wohl G. Sand's „le dieu inconnu,“ worin die größte jetztlebende Styliſtin Frankreich's das Ringen eines leidenſchaftlichen weiblichen Herzens nach Ruhe und Frieden, welche endlich im Chriſtenthum gefunden werden, einfach und meiſterhaft ſchildert. Das Vorzüglichſte haben nach ihr Léon Gozlan im „Rog“ geliefert, eine Erzählung, welche bereits durch mehrere deutſche Blätter bekannt iſt, und Jules Janin in ſeiner von pikanten geiſtreichen Details vollen Schilderung der „Reiſe nach Brindes.“ Die übrigen Aufſätze des erſten Bandes ſind mehr oder minder bizarr, der bizarrſte davon wohl Emil Souveſtre's „letzte Liebe.“ Biedenfeld's Ueberſetzung iſt fleißig und geſchmackvoll.

33) J. Morier's ſämmtliche Werke. Aus dem Engliſchen neu überſetzt. Erſtes, zweites und drittes Bändchen. Ayeſha, die Jungfrau von Kars. Hanau, Edler. 1836—1837.

Zohrab der Geißel, Hajji Baba und das Mädchen von Kars ſind dem deutſchen Publikum bereits ſeit längerer Zeit bekannt. Morier's Schilderungen orientaliſcher Sitten und Zuſtände ſind ſo ausgezeichnet, daß dieſe wohlfeile und empfehlenswerthe Geſammtausgabe ſeiner Werke ihr Publikum finden wird.

34) Die heimliche Ehe. Roman von Charles White. Aus dem Engliſchen von Richard. 3 Bände. Aachen, Mayer. 1837.

Die wunderlichen Schickſale eines Kindes aus heimlicher Ehe, welches bei einem Lootſen erzogen wurde, dann in einer Akademie zur Bildung junger Gentlemen gebracht, dort mißhandelt wird, entflieht, zu Landſtreichern geräth, eine Rolle als Affe ſpielt, ſpäter Schauſpieler wird und durch faſt alle bürgerlichen Stände wie in einer Seelenwanderung herumgeſtoßen wird, bis der Vielgeprüfte endlich in Italien ſeinen Vater und in England ſeine Mutter wiederfindet, welche ihren Gatten für todt hielt und ſich wieder vermählte, — dies der amüſante Cadre. Man ſieht: die Erfindung läuft mit mehreren ähnlichen in neuern engliſchen Romanen parallel. Es iſt jene behäbige Art des Schreibens, wobei der Autor ſich ruhig gehen läßt, und das Publikum nicht übermäßig mit Denken angeſtrengt wird, ſondern ſich vortrefflich unterhält, vornämlich wenn wie hier ein reicher Schatz von Humor aufgeboten wird, deſſen Ton dem Charakter des Stoffes völlig entſpricht.

35) Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Beſuch in der Schweiz. Von James Fenimore Cooper. Aus dem Engliſchen von Dr. C. F. Nietſch. 2 Thle. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 1837.

Dieſe Reiſeerinnerungen vom Jahre 1828 ſchließen ſich an die früher erſchienenen Ausflüge in die Schweiz deſſelben Verfaſſers, übertreffen dieſe jedoch an Intereſſe, da die Eindrücke friſcher ſind. Hauptſächlich die Beziehungen zu Lafayette, dann aber auch die Blicke in Frankreich's ſoziale Zuſtände, die Souvenirs an Caſimir Perrier und Lamarque's Leichenbegängniß bilden die hervorragendſten Augenmerke des Buches. Der Rhein und Deutſchland kommen am oberflächlichſten weg, wogegen die Schweiz wieder genug bot, den Amerikaner zu feſſeln, deſſen geiſtreiche Beobachtungen und Bemerkungen ſeinen zahlreichen Freunden in Deutſchland willkommen ſein werden.

36) Nordiſche Blüthen. Eine Sammlung von Aufſätzen, Erzählungen und Novellen. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von C. v. O. Leipzig 1837, Barth.

Gewiß iſt's, daß die ſchöne Literatur in Rußland ſich in den letzten Decennien auf eine überraſchende Weiſe entfaltet hat. Vorzugsweiſe Bulgarin und Puſchkin ſind es, welche auch in Deutſchland bekannt geworden als originelle poetiſche Naturen. Es iſt dankenswerth, daß der anonyme Ueberſetzer uns auch mit andern ruſſiſchen Novelliſten bekannt macht, unter denen wir im vorliegenden Buche zwei ſehr originelle kennen lernen, den als Baron Brambeus pſeudonymen Senkowsky, deſſen ſprudelndes Phantaſieſtück: „Aus den Memoiren eines Kobolds“ an E. T. W. Hoffmann erinnert, und den geiſtreichen trefflichen Erzähler Bjelkin. Der Herausgeber verſpricht, von Zeit zu Zeit dieſe Sammlung der neueſten Erſcheinungen ruſſiſcher Belletriſtik fortzuſetzen.

Feuilleton.

*** Der Moſes-Mendelſohn-Verein zu Dresden. — Der am 10. Sept. 1829, dem hundertjährigen Geburtstage Moſes Mendelſohn's, zu Dresden geſtiftete Verein, welcher „Handwerke, Künſte und Wiſſenſchaften, ſo wie jede nützliche Thätigkeit bei der israelitiſchen Jugend zu befördern, und überhaupt verbeſſerte Geſinnungen über Israeliten und Israelitenthum zu verbreiten“ bezweckt, zählt jetzt auch S. M. den König Friedrich Auguſt von Sachſen, J. M. die Königin, ſämmtliche Prinzen und mehrere hohe Staatsbeamten zu ſeinen thätigen Mitgliedern. Während ſeines 7jährigen Beſtandes ſind von ihm 18 hülfsbedürftige Knaben als Handwerker aufgedungen und mehrere Jünglinge zum Behuf des Studiums einer Facultätswiſſenſchaft unterſtützt worden. Auch hat der Verein auf Verbeſſerung des religiös-moraliſchen Unterrichtes zu wirken ſich beſtrebt.

*** Die Heiligkeit des Beſitzes. — Herr Dr. v. Ringseis ſprach in der bairiſchen Kammer der Abgeordneten am 29. v. M. gegen Aufhebung der Zehnten, „erklärte jeden Verſuch deßhalb als Antaſtung der Heiligkeit des Beſitzes, nannte das hier unterliegende Prinzip ein gottloſes, ein alle Religion, Sittlichkeit und Gerechtigkeit zerſtörendes, das in conſequenter Durchführung ſelbſt die Krone und das ſie tragende Haupt des Monarchen gefährde, da deren Rechte nicht beſſer baſirt ſeien, wie die der Unterthanen, nämlich auf die Heiligkeit des Beſitzes.“ So berichtet die Frankfurter Ober-Poſt-Amts-Zeitung.

*** Seddeler's Geſchichte der Kriegskunſt. — Kürzlich iſt zu Petersburg der erſte Band der „Geſchichte der Kriegskunſt“ von Hrn. Generalmajor Baron Seddeler erſchienen. Dieſer Band beginnt mit — den Heroenzeiten, ſchildert die Heere und Kriege der älteſten Nationen Aſiens und Afrika's, dann mit größerer Ausführlichkeit die Kriegskunſt der Griechen, und zuletzt die der Römer von der Gründung der Weltſtadt an bis zum Verfalle des Reiches. In zwei noch folgenden Bänden ſoll die Kriegskunſt der mittleren und neueren Zeiten geſchildert werden.

*** Die Geſellſchaft der chriſtlichen Moral zu Paris hat zu Ende des v. M. ihre öffentl. Jahresſitzung unter Vorſitz des Hrn. La Rochefoucauld-Liancourt gehalten. Hr. de Lamartine, der im v. J. über die Abſchaffung der Todesſtrafe geſprochen, hat dieſen Gegenſtand wieder aufgenommen, um die von Hrn. Hello, Generalprokurator zu Rennes, vorgebrachten Einwendungen zu widerlegen. Hr. Pinet berichtete über die Verwaltung der Gefängniſſe.

*** Neue franzöſiſche Ueberſetzung des „*Vicar of Wakefield*.“ — Charles Nodier hat den „*Vicar of Wakefield*“ in's Franzöſiſche überſetzt. Dieſe Ueberſetzung erſcheint jetzt mit den trefflichſten Holzſchnitten illuſtrirt in Lieferungen.

*** Dampfwagengeſchwindigkeit. — „Es gibt Eindrücke,“ leſen wir in Michel Chevalier's Briefen, „die ſich nicht beſchreiben laſſen. Ein ſolcher iſt es z. B., den man empfängt, wenn man, ohne die mindeſte Beſchwerde zu empfinden, ſich in einer Minute ½ engliſche Meile, alſo in einer Stunde 12 franzöſiſche Lieues weit fortgeriſſen ſieht. Dies aber iſt die Geſchwindigkeit des Wagens auf der Eiſenbahn bei der Ausfahrt von Mancheſter. Die mittlere Geſchwindigkeit iſt 10 Lieues in einer Stunde.“

*** Biographie Alexanders VII. — Der Abt Cicconi zu Rom hat ein intereſſantes Manuſkript entdeckt, welches eine Biographie des Papſtes Alexander VII. enthält, die wahrſcheinlich vom Cardinal Sforza verfaßt worden iſt.

*** Harz-Gas. — Hr. Mathieu, Direktor der „europäiſchen Gasbeleuchtungsgeſellſchaft,“ hat Verſuche angeſtellt, aus Harz Gas zu erzeugen, und aus demſelben eine ſehr reine und helle Flamme gewonnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 125. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 30. Mai.

Das Erbſchiff.

(Fortſetzung).

Mit lautem Geſchrei beantwortete die Mannſchaft dieſen ermunternden Zuruf, die obern Raaen wurden raſch herumgeholt, das Steuer ward von kundiger Hand geführt, und raſch durchſchnitt der beſchwingte Kiel die ſcheu zurückweichenden Wellen. Je weiter ſich das Schiff von der Stadt entfernte, deſto friſcher erhob ſich der Südoſt, immer mehr Segel ſtiegen an den Maſten und Stengen empor, rechts und links flogen die Dörfer, Städte und Flecken vorbei, mit dumpfem Geräuſche brach der Kiel ſich Bahn durch die aufgeregten Waſſer und wetteiferte an Schnelligkeit mit dem Fluge eines Adlers.

Andreas Schauer, der Commandeur des Lucifer, ſah über Bord, mit flüchtigen Blicken dem Schaume folgend, der vor dem Bug heraufſpritzte und zu beiden Seiten des Schiffes hinſtrömte. „Es iſt etwas Geheimnißvolles in dieſem Baue," ſprach er zu ſich ſelbſt. „Wer ihn nicht kennt und mit ſeiner unheimlichen Außenſeite nicht vertraut iſt, glaubt ſich in Wahrheit von hölliſchen Geiſtern umſtrickt, und doch wohnt Friede und Ruhe in dieſen Räumen, für den, der ſie aufzufinden weiß. Freilich nur erſt kurze Zeit; auch hier haben feindliche Dämone ihr ſcheues Weſen getrieben, ſie ſind verjagt und die ſeltſame Schale birgt einen guten Kern. Es gilt, einen entſcheidenden Wurf zu thun. Ich bin des endloſen Umherwanderns müde und will mir eine heimiſche Stätte ſuchen. — Und wen wähle ich zu meinem Nachfolger? Einen Menſchen, oder vielmehr ein Vieh, das nur zufällig die Bildung eines Menſchen erhalten hat, und binnen Kurzem für die Galeere oder für das Zuchthaus rief iſt. Aber welche Erinnerungen knüpfen ſich an ſeinen Namen? Marie! Liddo! Engelskinder! Leuchtende Geſtirne meiner Jugend! Geht nicht unter an meinem Horizonte! Meine Augen ſind feſt auf euch gerichtet; ich folge euch!"

Immer tiefer verſank er in Nachdenken; er vergaß die Wirklichkeit um ſich her; in dieſem Augenblicke gedachte er weder der Gegenwart, noch der Zukunft, vor ſeiner Seele lag die Vergangenheit mit all' ihren Leiden und Freuden, mit all' ihren Dornenkronen und Blüthenzweigen. Er ſah ſich ſelbſt in dem Hauſe ſeines Vaters, er erblickte zum erſten Male Marie, und Liebe, hohe, heilige Liebe erfüllte ſein ganzes Herz; er nahte ſich ihr, heißglühend, aber ſie ſtieß ihn mit eiſiger Kälte zurück; er vertraute ſich ſeinem Vater an, dieſer bedrohte ihn mit ſeinem Zorne, wenn er die thörigte Leidenſchaft nicht unterdrücke. Nun beſchloß er, Marie die Seine zu nennen, und ſollte er der ganzen Welt Trotz bieten müſſen. Gewalt ſchien ihn am leichteſten zum Ziele zu führen; was dieſer verſagt blieb, gelang vielleicht der Liſt. Noch brütete er über ſeinen Plan, da ſchreckte das helle Läuten der Kirchenglocken ihn aus ſeinem Brüten auf. Eine bange Ahnung ergriff ihn, er ſtürzte, außer ſich, nach dem Gotteshauſe; auf der Schwelle deſſelben begegnete ihm, geführt von ſeinem Vater, die bräutlich geſchmückte Marie, an der Seite eines fremden Mannes; — dieſer war ſeit einigen Minuten ihr Gatte geworden.

Hören wir die fernern Schickſale des unglücklichen Andreas Schauer, der eben jetzt mit ſeinem raſchbeſchwingten Lucifer der Elbmündung zuſteuert.

Andreas wußte ſich nicht zu faſſen, er ſtampfte mit Händen und Füßen, ſeine Augen verkehrten ſich im Kopfe, ſein Mund ſchäumte, ſeine Wuth machte ſich nur in unartikulirten Tönen Luft. Er raſ'te in der ganzen Stadt umher. Alles wich ihm ſcheu aus, denn man kannte ſeine übernatürlichen Körperkräfte und fürchtete ſeine Mißhandlungen. Der Vater ward krank, der Sohn bekümmerte ſich nicht um ihn; jener ward kränker und kränker, und ſchickte nach ſeinem Andreas, aber dieſer ſtürmte zum Thore hinaus. Der Vater ſtarb und ward von Fremden zu ſeiner letzten Ruheſtätte geleitet, Vater und Sohn haben ſich nie wiedergeſehn, der Eine ſchied aus dem Leben, der Andere blieb zurück, aber Beide unverſöhnt.

Andreas war jetzt Herr und Beſitzer eines reichen Handelshauſes; er ſah Leute, die ihn früher kaum beachtet hatten, um ſeine Gunſt buhlen; er lachte ſie aus und ſchickte ſie zum Teufel. Seit Mariens Verluſt hatte er keine ruhige Stunde gehabt, es ſchien, als wolle der Friede nie mehr in ſein Herz zurückkehren. Er verabſcheute das Sitzen in dem einſamen Comptoir und empfand ein unheimliches Gefühl bei den Handelsbüchern und Rechnungen, die er vor ſich aufgethürmt ſah. Er veräußerte Alles und häufte Gold neben ſich auf. Aber plötzlich ſah man ihn öfters in der Gegend des Grasbrooks beſchäftigt, auf einem der dortigen Werften ſtieg ein Schiff empor, eine leichte, luftige Fregatte, mit breitem Spiegel und einem ſcharfen Bug. Raſtlos wurde daran gezimmert, der früheſte Morgenſtrahl, der ſpäteſte Abend fand die Arbeiter beſchäftigt, mit außerordentlicher Schnelle ging der Bau ſeiner Vollendung entgegen. Mit den letzten Tagen des Sommers war Alles gethan und „das verlorene Herz," ſo hatte Andreas ſein Fahrzeug getauft, lief von dem Werft in den Strom, drei Wochen ſpäter ſchwamm es ſchon mit ſeinem ruheloſen Herrn auf dem Meere herum.

Er ſteuerte durch den atlantiſchen Ocean und ſuchte den Continent von Amerika auf. Herrlich blühten die jugendlich-kräftigen Freiſtaaten empor, Europa ſtaunte, bewunderte und beneidete, Andreas ging kalt an allem Großen und Außerordentlichen vorüber, preßte nur manchmal beide Hände krampfhaft gegen ſeine Bruſt und ſeufzte tief auf, ſelten glänzte eine Thräne in ſeinem Auge. Einer ſolchen Zerknirſchung folgte dann gewöhnlich eine wilde Aufregung, die nichts zu dämpfen vermochte; er mußte austoben und beging die grauſamſten Exceſſe.

So lag er einſt mit ſeinem Schiffe auf den flüchtigen Wellen des Delaware und ſein Auge ſchauete auf das mächtig emporſtrebende Newyork. Da tauchte die Erinnerung in der hellſten Farbengluth, gleich der **fata morgana** in ſeinem Buſen auf, und unaufhaltſam ſtürzten die Thränen aus ſeinen Augen, aber plötzlich gewann ſeine gerechte Wuth die Oberhand, und er brach in ein wüſtes Geſchrei aus.

In dieſem Augenblicke ruderte ein kleines Negercanoe heran, und ein langer, hagerer Mann mit bleichem Geſichte und ſchwarzen, ſtechenden Augen kam an Bord. Der Fremde warf einen flüchtigen Blick auf die Takelage des Schiffs und ging dem Quarterdeck zu, von woher Andreas ihm mit einem barſchen: „Was gibts?" entgegen kam.

„Ihr ſeid in Guter Laune, Herr," begann der Fremde, und führte den zornglühenden Andreas auf das Quarterdeck zurück, „ich bitte, laßt Euch nicht darin ſtören. Wenn der Mann zornig iſt, muß er ſich ausſprechen oder nach Belieben ausbrüllen, ſonſt frißt es ihm das Herz an. Ich bin oft ſelbſt in ſolcher Lage geweſen und kenne das aus Erfahrung. Legt Euch keinen Zwang auf; ich habe Zeit und will ſchon einen ruhigeren Moment abwarten." Mit dieſen Worten ſetzte er ſich auf eine Kanone und blickte in den vorübereilenden Strom, ohne von Andreas irgend weiter Notiz zu nehmen.

Dieſer ging mehrere Male an ſeinem ſeltſamen Gaſte vorüber und blickte ihn ſcharf an. Das Weſen des Fremden machte einen eigenen Eindruck auf ihn. Faſt ſchien es, als ob ein unheimliches, dämoniſches Feuer aus dieſen pechſchwarzen Augen brannte, und dann wieder ſchienen ihm dieſe ſchwermuthsvollen, gefurchten Züge die vollgültigſten Zeugen eines tiefen Herzenskummers zu ſein.

Endlich legte ſich der wilde Aufruhr in Andreas Innern, er trat an den Fremden heran, berührte ſeine Schultern, und ſagte ſo freundlich, als es ihm irgend möglich war: „Nun, Herr! Ich bin zu Euren Dienſten!"

Alſobald ſtand der Fremde auf und nickte lächelnd mit dem Kopfe: „Schon recht, Herr Andreas Schauer, Alles hat ſeine Zeit, und wenn es Euch gefällig iſt, wollen wir ein vernünftiges Wort mit einander reden. Wie ich ſehe, habt ihr für Euer Schiff und Eure Leute in dieſem Augenblicke nicht überflüſſige Beſchäftigung und ſeid es wahrſcheinlich ſatt, Eure Fregatte von den Wellen des Delaware hin und her ſchütteln zu laſſen; ich brauche eben jetzt ein Schiff, das mich und meine Habſeligkeiten in ſich aufnimmt und nach der Inſel Madeira bringt. Wenn Ihr nun dieſe Commiſſion übernehmen wollt, ſo dient Euch zur Nachricht, daß die, übrigens kleine, Ladung völlig bereit liegt, daß ich in jeder Stunde zur Abreiſe fertig bin, und daß wir uns über die Fracht leicht einigen werden, da ich nicht gewohnt bin, zu knickern."

„Topp, Herr!" rief Andreas und gab dem Fremden einen ſchallenden Handſchlag, „ſobald Ihr wollt, bin ich bereit; Ihr ſeid nicht nicht knickrig und ich mache mir aus vielem Handeln nichts, deßwegen dächte ich, wir machten die Sache hier gleich zur Stelle ab. — Waiter! — Hollah! — Jim! — Wo ſteckt der verfluchte Junge? Eine Flaſche alten Madeira für mich und dieſen Herrn!" (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

37) **Der Abenteurer wider Willen.** Eine Erzählung aus unſerer ereignißreichen Zeit von **Guſtav Nieritz.** 1 Thlr. Königsberg in der Neumark, Windolff und Striese. 1837.

G. Nieritz hat eine Menge anſprechender Jugendgeſchichten herausgegeben, welche gerne geleſen werden; dies iſt ein Verdienſt, welches ſchon in Anſchlag gebracht werden kann; denn der Kreis der Männer, welche für Kinder ſchreiben, iſt ziemlich klein. Die vorliegende Erzählung von Nieritz iſt für Erwachſene beſtimmt, und ich muß geſtehen, ich begreife nicht, wie ein Jugendſchriftſteller plötzlich ſo in's Arge fallen kann, um Charaktere und Situationen von bedeutender Unrichtigkeit, wie ſich deren in dem „Abenteuer wider Willen“ mehrere finden, zu ſchildern. Jedenfalls iſt dieß Buch ein ſehr mittelmäßiges, obwohl diverſe „Correſpondenzartikel“ (eine neue Manier, eine Renommée zu begründen und der Kritik um einen Schritt zuvorzukommen) ſich darüber wie über eine außerordentliche Erſcheinung verbreiten. Eine große Fertigkeit im Combiniren, welche das Intereſſe des Leſers packt und feſthält (was bei vielem Müßiggang von Seiten des Letzteren ein leichtes Stück Arbeit für einen Novelliſten iſt), iſt übrigens dem Verfaſſer nicht abzuſprechen, eine Fertigkeit, welche auf Talent ſchließen läßt, daher zu wünſchen wäre, daß Letzterer ſich aus dem Rohen herausarbeite und von den Begebenheiten zu den Menſchen, von den Scenen zu den Motiven ſich wende und vom Aeußerlichen des Stoffes in das Innerlichſte der Seelenzuſtände einzudringen verſuche.

38) **Das Glück.** Novelle von **Heinrich Laube.** Mannheim, Hoff. 1837.

Mit Glück fährt Laube — dieß Buch beweiſ't es — auf dem Wege, den er mit ſeiner Novelle, „die Schauſpielerin,“ eingeſchlagen, fort, ſein Talent zu verwerthen, zu conſolidiren. Heiter-redliche Weltanſchauung ſchwebt über dem ausgeſpannten Gewebe dieſer Novelle und blickt ſonnig überall durch. Die Fäden der Contraſte zwiſchen überkommenem Glück und zwiſchen freithätig errungenem ſtehen geſund und kernhaft wie Karyatiden am Ein- und Ausgange dieſer Novelle, und zwiſchen durch bildet ſich, im Getriebe mannigfaltiger Verhältniſſe, ein Charakter aus Weiblichkeit durch alle Stadien zur Männlichkeit hinan, um ihn herum reflectiren die zahlreichen Abſchattungen dieſes Werdeprozeſſes, von der Mütterlichkeit (der alten Tante) an, in der ſinnlichen Leidenſchaftlichkeit des Weibes — (Wlaſta), in der ſinnigen Verſtändigkeit — (Angéliane), in dem Leichtſinn (der Griſette) u. ſ. w. bis zu dem Weibe, welches durch ſeine herzige Einfachheit dem Manne genugen kann, der in ſich feſt und tüchtig geworden iſt. Von minder tiefer Bedeutung, doch treu der Wahrheit nachgebildet, ſind die um den Helden ſich gruppirenden männlichen Charaktere, am gelungenſten jene, welche Laube nur en passant mit ein paar Strichen an die Wand ſkizzirt. Daß die äußere Form, was Ruhe, Klarheit und — ſo zu ſagen — Durchſichtigkeit betrifft, — auch diesmal einen integrirenden Hauptſchmuck bilden werde, ließ ſich erwarten; Laube hat dieſe Erwartung glänzend gerechtfertigt.

39) **Lieder und Romanzen.** Von **Franz Freiherrn Gaudy.** Leipzig, Weidmann. 1837.

Die beiden Hälften dieſer Sammlung, die heitre und die ernſte, müſſen geſchieden werden, wenn man um ein Geſammturtheil über dieß Buch fragt. Ich glaube: der geiſtreiche Dichter würde ſeinem Rufe beſſer gedient haben, wenn er bloß die artigen, bald poſſirlich-ſcherzhaften, bald den Anſtrich von harmloſer Parodie und Traveſtie tragenden „Lieder“ mitgetheilt hätte, in welchen er dem Muſter des wahrhafteinzigen franzöſiſchen Chanſonniers Beranger mit großem Glücke gefolgt iſt; es wäre in der That zu wünſchen, daß unſere deutſchen Dichter zuweilen von den Stelzen herabſtiegen, ſich in's Volk oder wenigſtens in eine luſtige Geſellſchaft miſchten, und mitten drin dem ganzen Plunder von Miſère, der uns zu Boden drückt, ſeine luſtige Seite abgewännen; ſo viel Ernſt, als nöthig, würde doch jedenfalls in dem Spaß als Grund zurückbleiben. Dieſer geſunde Charakter findet ſich durchweg in den „Liedern“ Gaudy's, deren Form, wenn auch nicht den Reiz der Neuheit, doch den der Seltenheit hat. In den „Romanzen“ iſt, — in den ernſten nämlich, zu viel rhetoriſcher Pathos, welcher wie Blei die leichten luſtigen Stoffe herabzieht und oft ein völlig Mißverhältniß der Form, ja des Klanges ſogar zur Folge hat; die heiteren Stücke ſind auch hier die beſſeren. Als Nachtrag ſtehen einige trefflich gelungene Nachbildungen aus fremden Sprachen.

Feuilleton.

⁂ **Winterlicher Frühling im Jahre 1435.** — Das Journal du Commerce von Antwerpen vom 19. d. M. führt aus einer (wahrſcheinlich belgiſchen) Chronik des XV. Jahrhunderts eine Stelle an, in welcher es (nach treuer Ueberſetzung) heißt: „Im Jahre unſeres Herrn, als man ſchrieb 1435, wehte der Wind gegen Mitte Februars oft von Nordoſt, und Nachts war der Himmel heiter bis gegen 6 oder 7 Uhr, und am Tage war die Luft trübe und graulicht bis zum Abend, dabei immer lebhafte Kälte bis gegen 8 oder 9 Uhr Abends, und es regnete nicht und thaute nicht auf, — weder im März, noch im April, noch im Mai. Und am Tage des h. Pankratius (12. Mai) hatte es ſo gefroren, daß ein Rabe auf dem Eis ſtehen konnte. Man ſah nicht Laub, noch Gras, noch das Getreide ſproſſen, Kirſchen-, Zwetſchen-, Apfel- und Birnbäume kamen nicht in Blüthe und die Rebe trieb keine Knoſpen. Und es gab Leute, die kein Vertrauen auf Gott hatten und ihre Aecker von Neuem bebauten; und ſie ernteten Nichts. Aber Andere ſagten mit Hiob: „Gott gab mir's, Gott nahm mir's wieder,“ und das Stück Feld, auf dem ſie ſonſt einen Scheffel Korn gewannen, trug ihnen diesmal deren vier. Und zu Johanni (24. Juni) ſtanden die alten Frauen vor der Kirche mit großen Becken voll Kohlen, und die Leute, die vorübergingen, konnten gar nicht warm werden. Aber am Tage nach Peter und Paul (30. Juni) fing es an, warm zu werden, und am Tage ſtrahlte die Sonne hell und klar und Nachts fiel ein ſanfter Regen, ſo daß Alles kräftig zu wachſen anfing.“ Die Chronik erzählt dann weiter von dem außerordentlichen Ueberfluſſe, der in dieſem Jahre eine ungemeine Wohlfeilheit aller Lebensmittel zur Folge gehabt.

⁂ **Amtlicher Vertrieb des** ***Panthéon Literaire.*** — Hr. St. **Marc-Girardin** gibt in Geſellſchaft mit mehreren anderen Literatoren auf Aktien ein Sammelwerk unter dem Titel Panthéon Literaire heraus, welches in hundert Bänden den Inhalt von 1000 Bänden zu liefern verſpricht, und das Bedeutendſte aus allen Literaturen, vorzüglich jedoch der franzöſiſchen, enthalten ſoll. Von deutſcher Literatur haben jedoch nur Göthe's Werke Gnade gefunden! — Die Miniſter des öffentlichen Unterrichts und des Innern haben ſich nun vereinigt, um auf 300 Exemplare dieſes Panthéon's zu unterzeichnen, womit ſie alſo für 300,000 Franken 30,000 Bände zur Verfügung erhalten. Sie wollen nun jeder Stadt, welche noch überdies auf 75 Bände unterſchreibt, 25 Bde. zum Geſchenk machen, und hoffen auf dieſe Weiſe 300 Städte mit einer kleinen Bibliothek zu verſehen. Solche Anſchaffung iſt allerdings löblich und nachahmungswerth; doch hätte füglich eine Commiſſion von Gelehrten und Literatoren die Auswahl der Werke vorberathen ſollen.

⁂ **Ausfuhr von Frankreich, England und Nordamerika.** — Der Werth der ausgeführten inländiſchen Produkte betrug für

	Frankreich:	England:	Nordamerika:
Im Jahre 1820 .	343,100,000.	910,400,000.	275,400,000 Fr.
„ „ 1825 .	543,000,000.	972,500,000.	356,000,000 —
„ „ 1830 .	456,900,000.	955,090,000.	316,900,000 —
„ „ 1836 .	573,900,000.	1184,290,000.	529,700,000 —

Die Ausfuhr von Frankreich beſteht ungefähr $^2/_3$, von England faſt ausſchließlich, und von Nordamerika nur ungefähr für $^1/_{10}$ in Fabrikaten.

⁂ **Der Katholicismus in Europa und in Neu-Granada.** — Die *Voce della verità* des Herzogthums Modena und aus ihr die Frankfurter Univerſal-Kirchenzeitung enthält einen vom 10. Jan. d. J. aus St. Pierre datirten Brief vom Abbate Gallucci, Secretär des päpſtl. Internuncius Baluffi zu Neu-Granada, worin es u. a. heißt: „Unſere heilige Religion, welche von Tag zu Tage in Europa mehr in Abnahme geräth, vermöge der verderblichen Grundſätze unſeres Jahrhunderts, flüchtet ſich in die verborgenden Winkel des Erdkreiſes ... Zu St. Pierre — konnte der Biſchof nicht ohne Gensd'armerie-Eskorte ausgehen, weil das Volk ſich haufenweiſe zur Benediktion herandrängte ... Alle Offiziere des Kaiſerreichs, decorirt als Obriſtlieutenants und Bataillonchefs, ſah man zuerſt niederknieen vor dem Geſalbten des Herrn, den Segen begehren und ehrfurchtsvoll den heiligen Ring küſſen ... Wir ſind ſtändig von einer unendlichen Menſchenmenge umlagert, welche theils den Segen, theils die Weihe der Roſenkränze und der heil. Medaillen begehren.“

⁂ **Papier- und baares Geld in Frankreich, England und Nordamerika.** — Am 1. Januar 1835 beſtand das in Nordamerika circulirende Geld in etwas über 900 Millionen Franken, nämlich: 1. in c. 500 Mill. Fr. Bankbillets, 2. in 107 in Umlauf und 3. in 335 in den Bankkaſſen befindlichen Mill. Franken baaren Geldes. Im vereinigten Königreiche von Großbritannien betrugen zu Ende 1833 ſämmtliche Bankſcheine [illegible] Mill. und das baare Geld 1,136 Mill. Fr. — In Frankreich beläuft ſich das gemünzte Geld auf beinahe 4 Milliarden, wovon ungefähr ⅔ in Silber und ⅓ in Gold.

⁂ **Danziger Kunſtausſtellung.** — Auf der ſeit jetzt geſchloſſenen zweiten Kunſtausſtellung in Danzig ſind weit über 600 Nummern eingeſendet worden, aus Düſſeldorf allein 60. Bei dieſer Gelegenheit erſcheinen daſelbſt Kunſtblätter alle zwei Tage ½ Bogen in 4°, die von gewandter Feder geſchrieben ſind, und, eine eigentliche Kritik der Kunſtwerke ablehnend, zur Förderung des Kunſtſinnes und des Gefühles für das Schöne zu wirken ſuchten. Die letzte Nummer nannte als Verfaſſer Hrn. Wilhelm Rothländer. Für das beſte hiſtoriſche Bild der Ausſtellung galt die Prophetin Miriam von Köhler; es gewann die ungetheilteſte Bewunderung. Unter den Genrebildern verweilte man am liebſten vor der wahrſagenden Zigeunerin von Kaltemoſer (in München). Im landſchaftlichen ſtritten um den Preis Wilh. Schirmer von Düſſeldorf, Heinr. Crola in München und Joh. Chr. Dahl in Dresden. Uebrigens wurde ſchon in den erſten acht Tagen viel gekauft, und dem Vernehmen nach, hat der Kunſtverein 3300 Thlr. auf Ankauf von Gemälden verwendet.

⁂ **Hamburger Kunſtausſtellung.** — Von den 433 Original-Oel-Gemälden, die ſich unter den 562 Nummern der Hamburger Kunſtausſtellung finden, ſind 30 aus Baiern (41 aus München), 31 aus Berlin, 23 aus Düſſeldorf, 8 aus Wien, eben ſo viel aus Kaſſel, 6 aus Kopenhagen und eben ſo viel aus Rom, 3 aus Paris, 2 aus England, u. ſ. w. eingeſendet.

⁂ **Die diesjährige Wiener Kunſtausſtellung** bei Sta. Anna iſt zu Ende v. M. eröffnet worden. Der Katalog verzeichnet 314 Oelgemälde, 190 Zeichnungen, Kupfer — und Stahlſtiche, Steindrücke, Miniatur- und Waſſerfarbgemälde und 12 plaſtiſche Werke.

⁂ **Bergiſche Bibelgeſellſchaft.** — Aus den Verhandlungen der bergiſchen Bibelgeſellſchaft (Heft 13) erſieht man, daß dieſelbe ſeit ihrer Stiftung 101,365 Exemplare der heil. Schrift verbreitet hat. Die Einnahme betrug im J. 1836: 3340 Thlr. Die Ausgabe 2967 Thlr. Die meiſten Beiträge gingen aus Elberfeld, Barmen und der nächſten Umgebung dieſer auch dem Miſſionsweſen ſo geneigten Städte ein.

⁂ **Von Waſhington Irving** iſt kürzlich erſchienen: „die Abenteuer des Capitains Bonneville,“ deren Schauplatz in den Rocky Mountains der Verein. Staaten iſt.

⁂ **Die königl. Central-Ackerbau-Geſellſchaft für Frankreich** hat in dieſen Tagen ihre öffentl. Sitzung im Pariſer Stadthauſe gehalten. Der Miniſter der öffentl. Arbeiten und des Ackerbau's brachte in Erinnerung, daß die dem Ackerbau bewilligten Encouragements, die im Jahr 1816 nur 70,000, im J. 1832 aber 156,000 Fr. betrugen, jüngſt auf 204,000 Fr. erhöht worden. Die Zahl der Comités agricoles iſt von 10 auf 290 angewachſen, wobei 117 Ackerbau-Geſellſchaften nicht eingerechnet ſind. Auch auf die Fermes expérimentales hat die Regierung ihr Augenmerk gerichtet; die von Grignon, die 1833 erſt acht Freiſchüler hatte, hat deren jetzt 35, die auf Staatskoſten herangebildet werden. Zuletzt gedenkt der Miniſter der Preiſe, die er kürzlich geſtiftet für Abfaſſung guter Elementarſchriften über Ackerbau zur Belehrung der Kinder der Landleute. — Der Vicepräſident der Geſellſchaft, Hr. Soulange-Bodin — verlas dann den Bericht über die Arbeiten der Geſellſchaft im v. J. ... Wir erſehen daraus u. a., daß Frankreich jetzt in 41 Depart. 542 Fabriken von Runkelrübenzucker beſitzt, welche mehr als 43 Mill. Kilogram Zucker liefern.

⁂ **Der Wunderknabe Luca Terzich.** — Im zweiten Banal-Gränz-Regimente, im Dorfe Bergwand, befindet ſich ein fünfjähriger Knabe, Namens Luca Terzich, welcher 4½ Fuß hoch iſt, 80 Pfd. wiegt, und das Anſehen eines 18jährigen Jünglings hat. An der Oberlippe zeigt ſich bereits der Schnurrbart. Auch iſt er ſtark genug, um zum Holzſpalten, Waſſertragen und anderen Arbeiten gebraucht zu werden.

⁂ **Der Doctor von Tombuktu.** — Hr. Ed. de Pompéry hat unter dem Titel: „le docteur de Tombouctou, ou essai sur les sciences sociales,“ eine Schrift herausgegeben, in welcher er mit Geiſt und Geſchick die Lebensfragen der Gegenwart verhandelt. Wir werden auf dieſen, wenn wir nicht irren, erſten Verſuch des jungen Mannes zurückkommen.

⁂ **Discontirungen zu New-York und Paris.** — New-York allein beſitzt 20 Banken. Im Durchſchnitt haben dieſelben in den letzten acht Jahren jährlich 100 Mill. Dollars alſo 533 Mill. Franken discontirt. Zu Paris hat die Bank von Frankreich im J. 1831 nur 223, im folgenden J. ſogar nur 151 Mill. Fr. discontirt. Zu Philadelphia betrugen die Discontirungen im J. 1831 die ungeheure Summe von 800 Millionen Franken.

⁂ **Bevölkerung von Petersburg.** — Polizeilichen Nachweiſungen zufolge betrug die geſammte Bevölkerung von Petersburg im Jahre 1836 (mit Einſchluß der Garniſon) 451,974 Seelen, — und zwar 330,564 Männer und 121,410 Frauen. Beinahe die Hälfte der Einwohnerſchaft, nämlich 211,349, — beſteht aus „Landleuten aller Art, mit Inbegriff der Dienſtboten, Iamſchiks u. ſ. w.“

⁂ **Chalkoxylographie.** — Hr. v. Siegländer in Wien iſt es gelungen, das Kupferſtechen mit dem Holzſchneiden ſo zu verbinden, daß ſeine Arbeiten das Anſehen von Stahlſtichen haben. Hr. Ficker, Profeſſor der Aeſthetik an der Wiener Hochſchule, hat dieſe combinirte Kunſt Chalkoxylographie benannt. Die auf ſolche Weiſe bearbeiteten Platten können auf gewöhnlichen Druckerpreſſen ohne Vorrichtung abgedruckt werden und die letzten Abdrücke ſollen eben ſo rein ſein, als die erſten.

⁂ **Zunehmende Armuth in Berlin.** — Einer Bekanntmachung der Berliner Armen-Direktion nach mußten im v. J. aus den Communalfonds noch nahe an 200,000 Rthlr. zur Beſtreitung der Ausgaben entnommen werden. Unſtreitig wäre es eine der jetzigen Bildungsſtufe entſprechende Aufgabe für einen europäiſchen Congreß, durch Organiſirung eines Coloniſationsſyſtemes dem überhandnehmenden Pauperismus nachdrücklichſt zu begegnen.

⁂ **Engliſche Nationalgallerie.** — Am 20. v. M. hat der König von England die zu London erbaute Nationalgallerie eingeweiht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 126. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 31. Mai.

Das Erbſchiff.

(Fortſetzung).

Der Wein perlte in den Gläſern und Beide ſtießen mit einander an. Ehe der letzte Tropfen aus der Flaſche gegoſſen wurde, waren ſie mit einander einig. Der Fremde verſprach, mit dem dritten Morgen alle Sachen an Bord gebracht zu haben, und Andreas verpflichtete ſich, zu derſelben Stunde völlig ſegelfertig zu ſein. —

„Gut das, Herr Andreas Schauer!“ entgegnete der Fremde, „von meiner Seite könnt Ihr Euch der größten Pünktlichkeit verſichert halten. Das iſt keine Prahlerei, denn wenn Mac-Saunders, — ich bitte Euch, Herr, nennt mich von jetzt ab ſo, — etwas geſagt hat, ſo hat noch Niemand Urſache gehabt, ſein Zutrauen zu bereuen. Werft Euren Ballaſt nicht aus, meine Kiſten und Kaſten nehmen nicht vielen Raum ein und ſind nur leicht, wenn ſie auch in's Gewicht fallen. Alſo, von heute an gerechnet, den dritten Tag ſegeln wir vor der Mittagsſtunde ab. Lebt wohl bis dahin.“ Er ſchüttelte dem Capitän die Hand und ſprang in das wartende Canoe, worauf der Neger raſch mit ihm davon fuhr.

Am Bord wurde Alles lebendig, die entſchiedenſten Befehle wurden gegeben und mit ängſtlicher Pünktlichkeit ausgeführt. Da Andreas ſeinen Stolz darin ſetzte, ſein Schiff in der beſten Ordnung zu haben, waren die Vorbereitungen nur geringe, ſchon am Abende des zweiten Tages war Alles bereit. Aber noch hatte der Fremde nicht das Geringſte geſendet, die Nacht brach allmählich herein, es waren nur noch einige Stunden von der beſtimmten Zeit übrig. Keiner erſchien. Die Nacht ging ungeſtört vorüber, die Sonne ging auf, und noch immer ließ ſich Niemand ſehen.

Andreas ſchritt ungeduldig auf und ab und hielt nur mit Mühe ſeinen aufbrauſenden Zorn zurück: „Wenn der Kerl, der Saunders, bis Mittag nicht hier iſt, Steuermann!“ rief er dieſem zu, „ſehe ich den Vertrag als aufgehoben an; wir lichten dann die Anker und ſegeln wohin es uns beliebt.“

„Wie es Euch genehm iſt, Herr!“ entgegnete Jener. „Die Fregatte hat ohne die Güter des Windbeutels Saunders Laſt genug, um gefahrlos in dieſer ſchönen Jahreszeit längs den Küſten der United States zu fahren. Wenn es Euch genehm iſt, können wir noch in dieſer Stunde auf und davon.“

„Gut das! Alſo bis Mittag! Hole der Teufel den Saunders! Wir haben günſtigen Wind und wenn er pünktlich wäre, könnten wir ſchon eine Strecke fort ſein. Heda! Waiter! Jim! Teufelsjunge, wo ſteckſt du? Eine Flaſche Madeira bringe herauf! Trinkt mit mir, Steuermann! Dieſer Saunders iſt ein Windbeutel! Seid Ihr nicht meiner Meinung?“

„Vollkommen, Herr! Und dieſer Madeira iſt ſo gut, als jemals einer am Bord eines Schiffes getrunken worden iſt. Ihr habt ganz recht, wir können unſern Weg über den atlantiſchen Ocean allein finden und brauchen uns von Niemanden foppen zu laſſen. Aber wenn es Euch gefällig iſt, über die Steuerbords-Galerie hinweg und den Delaware entlang zu blicken, ſo könnt ihr Herrn Saunders kommen ſehen.“ —

Vier kräftige Ruderer peitſchten eine Schaluppe heran, in deren Hintergrunde Saunders ſaß und das Ruder führte. Als er mit dem Schiffe in gleicher Linie lag, ſtand er auf, ſchwenkte den Strohhut und rief gutgelaunt: „Guten Morgen, Capitän Andreas Schauer! Was haltet Ihr von einem Manne, der zur rechten Stunde ein „verlornes Herz“ wiederfindet? Ich hoffe, Ihr habt nicht allzulange auf mich gewartet? Die Riemen in's Waſſer, Jungens! Laßt uns an Bord kommen.“

Raſch flog die Schaluppe herum und, von ſicherer Hand geſteuert, legte ſie an den Steuerbords-Fallreep.

Andreas ſtand längſt dort, den Angekommenen zu empfangen. „Mit Eurer Pünktlichkeit hat man Urſache genug, übel zufrieden zu ſein,“ ſprach der Schiffseigner höchſt mißgelaunt, „die Sonne ſteht ſchon hoch am Himmel, ehe Ihr Euch blicken laßt, ob es gleich der beſtimmte Segeltag iſt, und von Eurer Ladung haben wir noch nicht ein Stück am Bord. Ich bin nicht übel Willens, den ganzen Vertrag aufzuheben.“

In dieſem Momente ſprang Saunders die Schiffstreppe hinan und reichte dem Capitän die Hand: „O, nicht doch, Herr, es iſt noch lange nicht Mittag und bis dahin ſeid Ihr verpflichtet zu warten.“

„Wie aber zum Teufel,“ brauſete Andreas auf, „wollt Ihr mein Schiff bis Mittag beladen? Denkt Ihr etwa, daß meine Beſatzung aus Polypen beſteht, die mit hundert Armen zugleich zugreifen? Oder beſoldet Ihr vielleicht eine halbe Million Teufel?“

„Beladen? Euer Schiff?“ fuhr Saunders gleichmüthig fort. „Daran hat kein Menſch gedacht. Ich habe nur von meinem Hab und Gut geſprochen, und wenn Euch die Zeit auf dem Delaware ſo unerträglich lang wird, gebt immerhin Euern Leuten den Befehl zum Ankerwinden, während das geſchieht, ſollen die Meinigen Alles ungefährdet in's Schiff bringen, denn was ich auf dem Continent von Amerika mein nenne, iſt in dieſer Schaluppe enthalten.“ —

Andreas blickte neugierig in dieſelbe hinein und konnte ſich nicht des Lachens enthalten. Die ganze Ladung beſtand aus einer Hutſchachtel, einem Regenſchirme, Mantel und einem mäßig großen Koffer, aus mehreren unwichtigen Bagatellen und ſechs kleinen Fäſſern, die mit ſtarken eiſernen Reifen verſehen waren.

„Iſt das Alles Euer, Herr?“ fragte Andreas lachend und mit einem Blick voll Hohn auf Saunders, indem er ſeinem Steuermanne Befehl gab, den Anker zu lichten, „Ihr werdet die Handelsverhältniſſe der vereinigten Staaten auf die Spitze ſtellen, wenn Ihr eine ſo umfangreiche Ladung auf einmal mit Euch fortnehmt.“

Saunders that, als hörte er den Spott nicht; er ließ ſeine Effekten mit aller Sorgfalt an Bord bringen, und ſchickte dann die Schaluppe heim, während die Mannſchaft fortfuhr, das Schiff unter Segel zu bringen. Es geſchah mit überraſchender Schnelligkeit, und ſanft glitt das leichtbeſchwingte Fahrzeug durch die aufgeregten Wellen.

Andreas ſtieg in die Kajüte hinab, wo Saunders ſich auf eine Bank hingeſtreckt hatte und über irgend Etwas zu grübeln ſchien. „Nun, Herr! wir ſind unter Segel und entfernen uns mit jeder Minute weiter von der Küſte; habt die Güte, für eine glückliche Reiſe zu beten, ſonſt bringt Ihr Euer koſtbares Leben und Eure noch koſtbareren Güter in Gefahr.“

„Ihr ſcheint nicht müde werden zu können, meine Güter, wie Ihr ſie nennt, zu beſpötteln,“ entgegnete Saunders mit großem Gleichmuth. „Und doch verſichere ich Euch, Euer ganzes Schiff, ſammt Allem was darin iſt, Euch nicht ausgenommen, iſt mit dem halben Inhalt eines dieſer Fäſſer hinlänglich bezahlt. Ihr mögt in Eurem ganzen Leben nicht wieder ſo viel Gold auf einem Flecke zu ſehen bekommen, als in dieſem Augenblick, und habt alſo doppelte Urſache, während der ganzen Reiſe ſo vorſichtig als möglich zu ſein.“

„Welchem Teufel habt Ihr bis dahin gedient,“ rief Andreas verwundert aus, „der Euch zur Erwerbung ſo vieler Reichthümer behülflich war? Hier iſt, wie ich ſehe, von Millionen die Rede.“ (Fortſ. f.)

Die diesjährige Gemäldeausſtellung

in

Königsberg, Danzig, Stettin und Breslau.

Profeſſor Dr. E. A. Hagen in Königsberg, dem man ſeit 1832 alljährlich gediegene Kunſtberichte verdankt, durch welche die Reſultate der dortigen Ausſtellungen nicht bloß als Vehikel für eine immer intenſivere Durchdringung des Kunſtſinnes im Publikum, ſondern auch als Materialien für eine künftige „neuere Kunſtgeſchichte“ fixirt werden, hat auch über die diesjährige Ausſtellung, welche in Folge eines Concordats der Kunſtvereine in Königsberg, Danzig, Stettin und Breslau den Turnus in dieſen Städten macht, eine Reihe von Beurtheilungen, bei welchen ihn der treffliche K. Roſenkranz auf's Beſte unterſtützte, herausgegeben (Königsberg, Hartung'ſche Hofbuchdruckerei). Der Geiſt der Aſſociation und des Gemeinſamwirkens, der unſere Zeit als eine ſolche charakteriſirt, in welcher das Bewußtwerden zur Anerkennung leitet, und die Anerkennung zur Emanzipation führt, hat die bildende Kunſt, welche aus dem engen Verſchluß der Privatliebhaberei in die freie Öffentlichkeit hinausgetreten, zur Höhe einer Bedeutſamkeit emporgehoben, welche auch der Mißgünſtigſte oder der Indifferenteſte nicht abläugnen kann. Das Bewußtſein von der Nothwendigkeit der Nationalität war es, wodurch die Kunſt ſich regenerirte; jetzt hat die Nation — zum erhebenden Entgelt — die Kunſt endlich als eine Macht anerkannt. Als ſolche muß ſie ihre Organe haben, welchen, aus der Vielheit der Erſcheinungen die Einheit und Selbſtherrlichkeit, den Fortſchritt der Idee zu conſtatiren, und bei den mannigfachen Alluvien der Empirie das philoſophiſche Moment rein zu erhalten und zu wahren, obliegt. Als ein ſolches Organ begrüßen wir nun (auf unſern vorigjährigen Berichte über die ſechſte Königsberger Expoſition, Phönix, 1836, Nr. 117, verweiſend) die Hagen'ſche Schrift.

Nach einer in kunſthiſtoriſcher Hinſicht intereſſanten Einleitung, worin über die Berliner Ausſtellungen von der erſten (1786) bis auf die neueren, über die Gegenſätze zwiſchen antiker und moderner Kunſt mit Scharfſinn geſprochen wird, folgen in bunter Reihe die Berichte über die bedeutendſten

Richtungen und Einzelerſcheinungen, die auf der diesjährigen Expoſition ſich zeigten, wobei auf eine Feſtſtellung der Gattungsbegriffe in ihrem Bezug zum Ganzen moderner Kunſt Rückſicht genommen iſt, ein Verfahren, welches auch bei Detaillirung der einzelnen Bilder das einzige richtige ſein kann; vergleichende Überſicht fremder Urtheile über beſonders renommirte Bilder, Parallelen der neueſten Bilder mit früheren von denſelben Künſtlern, und kurze Notizen über die letzteren, größtentheils aus Schaden's „artiſtiſchem München“ und Scotti's „Kunſtſchule zu Düſſeldorf“ entlehnt, machen den Werth der Kritiken vollſtändig und dauernd.

Die Expoſition war reich zu nennen. Im Fache der Hiſtorienmalerei werden in der Hagen'ſchen Schrift Claſen's „erſte Chriſten,“ Heithecker's Copie des Bendemann'ſchen Jeremias, Köhler's „Prophetin Mirjam,“ Mengelberg's „Tod Moſes,“ Robert's „Untergang der drei Mönche,“ Schoppe's „Templer und Jüdin,“ Schorn's „Salvator Roſa unter Räubern,“ Sohn's beide Leonoren und Schadow's Studienköpfe beſprochen; — von Idyllen und Genrebildern: Embde's „Kinder auf der Brandſtätte,“ Haſenclever's „Atelier,“ Th. Heinrich's „Kinder mit Kartenhäuſern,“ Henning's „Geiſtlicher mit dem Chorknaben“ und „armeniſcher Geiſtlicher,“ Hildebrandt's „kranker Rathsherr,“ Hüſſener's „Nonne und Novize,“ Jacquand's „kleine Künſtler,“ Kretzſchmer's „Aſchenbrödel,“ Laſinsky's „Dorfkirchweihe,“ Moſt's „Schmackoſtern,“ Perlberg's „alter Bozzaris,“ Ratti's „Novize,“ Schmitz's „Goldſchmidt's Werkſtätte,“ A. Schrödter's „Uckermärkiſche Bauern,“ E. Schröter's „armer Schuhflicker,“ Steinbrück's „Elfen;“ — in Bataillen: S. Meiſter's „Kurfürſt Joachim II. im Gefechte mit Türken,“ Monten's „baieriſche Dragoner im Kampfe mit Tyrolern,“ Schelver's „Schlacht bei Hanau;“ — dann Landſchaften, Marinen, Architekturen von Achenbach, Ahlborn, Backhuyzen, v. Bayer, Breslauer, Dahl, Dreibholz, Ehemant, Friedrich, Funk, Gätke, Hardorff, Haſenpflug, John, Koekkoek, Laſinsky, v. Normann, D. Quaglio, Scheuren, Schirmer, welche die Ausſtellung ſchmückten.

Wir konnen zum Schluſſe dieſer Anzeige nicht umhin, unſern Leſern eine Stelle (von Karl Roſenkranz) mitzutheilen, welche uns von nicht geringem Belange dünkt. Es heißt über die neuere religiöſe Malerei S. 84 ff.:

> Die ſogenannte heilige Malerei hat in unſerer Zeit mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Frühere Jahrhunderte hatten ſich das himmliſche und hölliſche Jenſeits mit dem die Qual der Hölle wie die Seligkeit des Himmels in ſich zuſammenſchließenden Fegefeuer ſo individualiſirt, daß ſie im Reich dieſer Vorſtellungen faſt eine größere Deutlichkeit beſaßen, als in dem Dieſſeits. Dies machte aber nach und nach ſeine Rechte geltend. Die Schleier, welche die irdiſche Wirklichkeit verhüllten, lüfteten ſich allmählig. Die eigene Geſchichte und die Natur fingen an ſich der Beobachtung zu offenbaren. Die einfachen Gruppirungen, die heilsbegierigen, ſinnenden Züge, die ewige Wiederkehr des nämlichen Inhalts, den die Legende überlieferte, verſchwand gegen die bewegte Fülle der hiſtoriſchen Malerei. Zwiſchen dieſe und die mittelaltrige Typik trat die mythologiſche als das vermittelnde Element ein. Die chriſtlichen Maler ſtellten dem Schmerz, der Buße, der Seligkeit der Sünder, Märtyrer und Erlöſten die Behaglichkeit, den Trotz, die naive Heiterkeit der antiken Mythen gegenüber. Die hiſtoriſche Malerei verlor ſich endlich in die Genremalerei, in die Auflöſung der Details. Die byzantiniſche Malerei, welche der ganzen modernen Kunſt äußerlich zu Grunde liegt, hatte ihren ſchmächtigen, oft ſchwindſüchtig blaſſen Geſtalten das Gold zum Hintergrund gegeben. In Italien trat gemach aus der Andeutung architektoniſcher Beiwerke das Landſchaftliche hervor. Und als nun die weltentdeckenden Reiſen das ſechszehnte Jahrhundert bewegten, wurde es immer freier, bis zur Selbſtſtändigkeit. Aber durch die Staffage konnte auch die Landſchaft ſich wieder der Genremalerei anſchließen. Gegenwärtig ſind nun alle dieſe Formen in der unendlichſten Vielſeitigkeit Inhalt der Malerei. Die heilige Malerei iſt auch nicht verſchwunden, denn ſie iſt ein nothwendiges und deßhalb conſtantes Moment des Ganzen. Allein die Religioſität iſt eine andere geworden, und es kommt ſomit darauf an, die neue Geſtaltung derſelben zu erkennen.
>
> Man könnte dies neue Prinzip, das des Proteſtantismus, ſo ausdrücken: Das Göttliche ſoll dem Menſchlichen nicht mehr fremd gegenüberſtehen, ſondern es ſoll ſich im Menſchlichen als deſſen Wahrheit offenbaren. Im Mittelalter exiſtirte eine unendliche Abſtufung; jede Stufe war ein in ſich abgeſchloſſener Kreis: die Trinität ſammt der apotheoſirten Maria; die Hierarchie der Engel, die Schaar der Heiligen, welche als Confeſſoren, Märtyrer, Väter der Kirche, ſich die Glorie der Verklärung erworben hatten; der Klerus mit ſeiner weitläufigen Rangordnung; endlich die Laien. Gegenwärtig iſt dieſe Breite der Vermittlung ſehr zuſammengeſchwunden. Der Proteſtantismus hat den Klerus, die Heiligen, die Engel, die Fürbitten Maria, durch das Zugehen auf Chriſtus ſelbſt aufgehoben. Chriſtus aber iſt das Göttliche als das abſolut Menſchgewordene, die Offenbarung, daß das Göttliche ſelbſt das Weſen des Menſchlichen ausmacht.
>
> Hieraus folgern wir: erſtens, daß die neuere Malerei die evangeliſche Geſchichte Chriſti und der Apoſtel ſich unausgeſetzt zum Gegenſtand machen und darin dieſelbe Vollendung, als frühere Zeiten, erreichen kann, daß ihr aber nothwendig Alles, was ſich auf beſonderen religiöſen Vorſtellungen des Mittelalters bezieht, in gleichem Grade nicht gelingen kann, weil ſie hier von der Poeſie unſerer Zeit verlaſſen iſt. Wir haben ſchon geſehen, daß Steinbrück's Maria z. B. uns deßhalb ſo bezauberte, weil ſie nicht als die Königin der Himmel in imponirender Glorie ſich von uns entfernte, ſondern in bürgerlicher Beſcheidenheit als die jungfräuliche Mutter ſich uns näherte.
>
> Zweitens folgern wir, daß die Malerei die Religion jetzt vorzugsweiſe als Zuſtand darzuſtellen haben wird. Im Katholizismus exiſtirt noch ein Mechanismus der Frömmigkeit, welcher dieſe ſelbſt zweideutig machen kann. Aber im Proteſtantismus kommt es weſentlich auf die Innigkeit des Gemüthes, auf die ſubjektive Vertiefung der Einzelnen in die Andacht an, eben weil alle äußerliche Vermittelung durch Andere, durch Reliquien, durch formelles Gebetſprechen u. dgl. fortfällt. Der Einzelne muß ſelbſt und unmittelbar mit Gott in Verkehr treten. Wir erinnern uns z. B. an Maes betende Römerin, an Ratti's Novize, an Blanc's Kirchenſängerin u. ſ. f. Ueberall finden wir hier die Frömmigkeit als Zuſtand d. h. als innere Handlung, während ein heiliger Georg, eine heilige Margaretha einen Drachen bezwingen, der heilige Stephan von Pfeilen durchbohrt, Laurentius auf einem Roſt gebraten wird, Bonifacius die Götzeneiche umhaut, Mönche ſich geißeln u. ſ. f., genug mehr oder weniger auch eine Richtung nach Außen hin ſtatt findet. Worin anders liegt das Ergreifende des Becker'ſchen Bildes, als darin, daß wir die Andacht in allen Nuancen ſo naturgetreu geſchildert finden? Daß es Katholiken ſind, daß ſie, wie auch die Römerin von Maes, wahrſcheinlich zur Maria bitten, iſt gleichgültig. Das Prinzip wird dadurch nicht angefochten, denn die Hauptſache iſt die individuelle Hingebung des Menſchen an Gott, daher wir auch auf dieſen Bildern den Heiligen oder die Heilige, zu welchen die Menſchen ſich richten, gar nicht beſonders erblicken. Obſchon alſo in der Form Katholiſirendes vorhanden iſt, ſo iſt doch der Geiſt dieſer Gemälde proteſtantiſch oder, da dieſer Ausdruck für Manche den Nebenſinn einer kirchlichen Beſchränkung zu ſtark könnte hervortreten laſſen, ſo wollen wir lieber ſagen, es iſt der allgemein menſchliche oder chriſtliche, denn das wahrhaft Chriſtliche iſt zugleich das ächte Menſchliche. Schon daß die ganze Familie auf dem Becker'ſchen Bilde verſammelt iſt, gehört hierher; namentlich aber, daß der Gatte und Vater für die dem Erblinden nahe Frau und Mutter nicht einen Geiſtlichen die Bitte darbringen läßt, ſondern ſie ſelbſt ausſpricht.

Feuilleton.

.•. **Die evangeliſche Kirchenzeitung und Hr. Jacobi, der „ſtrenge Jude.“** — Eine Beurtheilung der „Klage eines Juden“ leitet die evangeliſche Kirchenzeitung Nro. 35 mit folgenden Bemerkungen ein: — Wo Klage, iſt Hoffnung für Chriſten; denn „Gott will wohnen bei den zerſchlagenen Herzen!“ — Klagt aber der Jude, „ſo iſt ihm vielleicht ein Unrecht geſchehen von fleiſchlichgeſinnten Kindern der Chriſtenheit? . .“ „Der Jude iſt nach dem Fleiſche ein Blutsverwandter des großen Königs, dem wir unſere Knie beugen, und wenn er auch das ſchwere Verhängniß, das auf ihm laſtet, fortwährend verwirkt, ſo muß es ihm doch gelindert werden durch Liebe, Mitleid und Verwendung aus Zion, d. h. aus der Gemeinde der Gläubigen . . .“ „Vielleicht ſind aber auch die Klagen (des Hrn. Jacobi) von der heiligſten Art, — wie jene in Apoſt. Geſch. 2, 37 f.? — Sie ſind es beinahe.“ — Uebrigens meint die evang. Kirchenzeitung: „Es ſind der ſchönen Worte bei weitem zu viel im Verhältniß zu den Gedanken.“ Auch „vermißt ſie den tiefen Grundton der Buße, das Verſtändniß des alten Volksfluches und die Entfaltung der alten Verheißung;“ — noch mehr vermißt ſie die Fülle der theokratiſchen Ideen.“ Auch tadelt ſie „den Mangel an dogmatiſcher Klarheit und Conſequenz.“ Sie glaubt jedoch mit Hrn. J. J. „daß Iſrael zur höchſten Verherrlichung der Bundestreue Gottes noch eine politiſche Zukunft haben werde.“ Indeſſen bleibt ſie die Erklärung ſchuldig, ob das „Verhängniß,“ welches auf den Juden laſten ſoll, ein heidniſches oder ein türkiſches iſt? Ob ein Verhängniß von Menſchen gemildert werden kann? Ob man dem Geſchrei eines Pöbelhaufens: ſein Blut komme über uns und unſer Kinder,“ — mehr Kraft zuſchreiben ſoll, als dem Gebete des Heilandes. Gott möge ihnen verzeihen, denn ſie wußten nicht, was ſie thaten?

.•. **Die Denkwürdigkeiten von Grégoire**, ehemaligem Biſchof von Blois, ſind erſchienen, begleitet von einer hiſtoriſchen Notiz über den Verfaſſer von dem Herausgeber, Hrn. H. Carnot, dem trefflichen Sohne des berühmten Conventsmitgliedes gleiches Namens. Grégoire hat ſeine Memoiren in vier Abſchnitte getheilt. Im erſten erzählt er ſein literäriſches, im zweiten ſein politiſches, im dritten ſein religiöſes Leben; der letzte iſt einer Geſchichte der Auswanderung der Geiſtlichen gewidmet. In Bezug auf das ihm zum Vorwurf gemachten Votum im Betreff Ludwig's XVI. ſchreibt er u. a.: „Ich habe nie für den Tod irgend eines Menſchen geſtimmt; als ich in dem Convent das ſchreckliche Gemälde des Unglücks entwarf, welches der Despotismus und die Treuloſigkeit des vormaligen Königs über uns gebracht hatte, ſchloß ich mit dem Verlangen, daß man die Todesſtrafe abſchaffen möge, und daß Ludwig XVI., zuerſt dieſes Geſetzes genießend, verurtheilt werde, zu leben, um ſeinen Gewiſſensbiſſen überlaſſen zu werden.“

.•. **Denkmal für Leſſing.** — Die Braunſchweiger National-Zeitung macht in einem Aufrufe vom 5. v. M. bekannt, daß dem vor 56 Jahren verſtorbenen Leſſing ein Denkmal in ihren Mauern errichtet werden ſoll. „Braunſchweig's Einwohner,“ heißt es in dem Proklama des Denkmals-Ausſchuſſes, „werden es als eine Ehrenſache betrachten, die Koſten dieſes Unternehmens aus eigenen Mittel zu beſtreiten.“ Doch wird der Ausſchuß auch von Auswärtigen „Beiträge mit verbindlichſtem Dank in Empfang nehmen.“

.•. **Etruriſche phöniziſch-hebräiſche Inſchrift.** — Auf einer im neugeſtifteten Gregorianiſchen Muſeum zu Rom befindlichen Bildſäule iſt eine etruskiſche Inſchrift geleſen worden, welche mit dem Phöniziſchen und dem Hebräiſchen auf eine merkwürdige Weiſe übereinſtimmt.

.•. **Miß Ellen Tree** hat auf allen Theatern in Nordamerika, wo ſie aufgetreten, enthuſiaſtiſchen Beifall geerntet.

.•. **Flourens über die foſſilen Thiere.** — Bei Anzeige von G. Cuvier's Recherches sur les ossemens fossiles (4. ed.) bemerkt Hr. Flourens im Journal des Savans (Aprilheft): „Alles, was wir von den jetzt vorhandenen Thiergattungen wiſſen, wie weit wir auch in die Vergangenheit zurückſteigen, beweiſt die Beſtändigkeit derſelben . . . Faſt alle Thiere der früheren Erd-Alter aber ſind entweder der Art oder der Gattung nach (spécifiquement ou génériquement) von denen der letzten Periode verſchieden, und dies iſt eines der ſchönſten Ergebniſſe jenes großen Werkes, und dasjenige, welches die Geſchichte der Erde am meiſten aufgehellt hat. — Auch ſtimmt Hr. Flourens der Behauptung Cuvier's bei, daß die Thiergattungen der früheren Perioden eben ſo ſtätig ſich gleich geblieben, wie die der unſeren und daß nicht ein Uebergehen jener in die ſpäteren anzunehmen iſt.

.•. **Roy's Erfindung einer Copir- und einer Verjüngungsmaſchine für Skulpturen.** Unabhängig von der in England gemachten Erfindung einer Maſchiene, um Bildhauerarbeiten, namentlich vollrunde und im verkleinerten Maßſtabe, in Elfenbein und ähnlichem Material zu kopiren, hat Hr. Roy, Bildhauer und Lehrer am königlichen Gewerbe-Inſtitut zu Berlin, ſowohl eine Copir-, als eine Verjüngungsmaſchine erfunden, die ſich bereits als brauchbar erwieſen. Hr. Roy beabſichtigt noch, durch einfache Vorrichtungen an beiden Maſchinen, Reliefs mehr oder weniger flach darzuſtellen und runde Skulpturen in eine gewiſſe Art Reliefs von verſchiedener Höhe zu bringen.

.•. Europa hat 104 Univerſitäten mit circa 70,300 Studenten. Im Jahre 1836 hatte Oxford 5000 und Cambridge 5104 Studenten. Preußen hat in 118 Gymnaſien ungefähr 23,000. Im Jahre 1835 gingen 1964 auf Univerſitäten. Seit 10 Jahren verdoppelte ſich die Zahl der evangeliſchen, und verdreifachten ſich die katholiſchen Theologen; die Juriſten wuchſen um $^{1}/_{4}$ und die Mediciner um $^{1}/_{10}$. In Baden können jährlich 8 Juriſten eine Anſtellung mit Gehalt finden, allein es melden ſich jährlich 46 zum Examen, und 287 harren bereits auf Anſtellung, ſo daß jeder neu ſich Anmeldende die angenehme Ausſicht hat, 36 Jahre auf ein erträgliches Amt zu warten!

.•. **Neue Eiſenbahnprojekte.** — Am 26. v. M. iſt zu Berlin die Unterzeichnung auf Aktien der Berlin-Frankfurt a. d. O.-Breslauer Eiſenbahn ganz erreicht und geſchloſſen worden. Man gedenkt dieſe Bahn durch Oberſchleſien bis zur Ferdinand's Nordbahn zu verlängern, und ſomit Berlin durch Schleſien mit Olmütz, Brünn und Wien einerſeits und Galizien andererſeits in Verbindung zu bringen. — Auch ſind bereits Eiſenbahnen theils im Werk, theils projektirt, von Hannover nach Harburg und nach Bremen, und von Braunſchweig nach Harburg u. ſ. w. Sogar in Savoyen greift der Eiſenbahn-Enthuſiasmus um ſich, und ſo iſt zu hoffen, daß vielleicht ſchon in wenigen Jahren das große Netz von Eiſenbahnen ſeine Vollendung erhalten haben wird, welches vor kaum ſieben Jahren von Mich. Chevalier im Saint-Simoniſtiſchen Globe in Vorſchlag gebracht, damals noch als ein utopiſcher Traum faſt mitleidig belächelt worden iſt!

.•. **Thorwaldſen** ſchrieb, dem Kopenhagener Kunſtblatt zufolge, unterm 18. Mai von Rom aus in ſeine Vaterſtadt: „Es iſt mein Wille, daß alle meine Kunſtſachen, ſowohl die von mir gefertigten Marmorarbeiten, als auch die von mir angekauften Malereien, Kupferſtiche, Vaſen, Bronzen, Gemmen, geſchnittenen Steine, Bücher und Handzeichnungen dem Muſeum zugehören ſollen,“ welches zu Kopenhagen für ſeine Kunſtſchätze errichtet wird.

.•. **O. Léon's Studien über die Myſterien.** — Erſchienen ſind in dieſen Tagen *Études sur les mystères*, monuments historiques littéraires, la plupart inconnus, et sur divers manuscrits de Gerson, y compris *le texte primitif de l'imitation de J. C.*, récemment découvert avec le leon de son auteur, par *Onésime Léon.*

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 127. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 1. Juni.

Das Erbſchiff.

(Fortſetzung).

Der Fremde blieb die Antwort ſchuldig, doch ſagte ſein noch bleicher werdendes Geſicht deutlich, daß er ſich ungerne an ſeine frühere Zeit erinnert ſah. „Capitän Andreas Schauer," entgegnete er nach einer Pauſe, „laßt uns während der Reiſe gute Kameradſchaft halten! Gebt auf Eure Segel und Eure Compaſſe acht und ſteuert, auf ſo gradem Wege als möglich, nach Madeira. Ich habe viele Jahre lang die See gepflügt, und mich wenig darum bekümmert, ob ein Kreuzzug drei Tage oder drei Monate dauerte; aber diesmal möchte ich die Tage zu Minuten verkürzen können! Ich will Euch königlich bezahlen, Capitän Schauer, wenn Ihr mich ungefährdet an Ort und Stelle bringt." —

„Seid unbeſorgt," ſprach dieſer, „ſo lange ein Wind weht und ein Hahn kräht, ſeid Ihr am Bord meines Schiffes gut aufgehoben, und ſollten uns überläſtige Geſellen, — Seeräuber meine ich — in den Weg kommen, die uns nicht ungehänſelt ziehen laſſen wollen, ſo haben wir Kanonen und Fäuſte genug am Bord, uns ihrer zu erwehren."

„Ihr verpflichtet keinen Undankbaren!" rief Saunders lebhaft, „und nun dies unter uns abgemacht iſt, ſollt Ihr ſehen, daß ich ein heiterer, lebensluſtiger Geſelle bin. Noch eins! Die Gegenwart wird uns genug zu ſchaffen machen, der Blick in die Zukunft iſt auch ungewiß, wir wollen uns alſo mit einem unnützen Grübeln über Vergangenes die Laune nicht verderben. Inkommodiren wir uns nicht mit gegenſeitigen Fragen über Einſt und Damals, Vertraulichkeit ſoll man niemals erzwingen." —

„Was kümmert es mich, wer Ihr ſeid und was Ihr werden wollt!" rief Andreas Schauer. „Mir genügt, daß Ihr Eure Fracht bezahlt und mir meinen Madeira austrinken helft. Da wir eben von Madeira reden, wollen wir nicht eine Flaſche verſuchen? Jim! Hollah! Teufelsjunge! Wo ſteckſt du?"

Jim eilte herbei, und bald darauf ſaßen die beiden Reiſegefährten hinter den gefüllten Gläſern, während „das verlorne Herz" ſeinem Ziele unaufhaltſam entgegenſteuerte.

Drei Wochen waren vorüber, die einſolbigſte Unterhaltung von der Welt ward nur durch Trinken und Schlafen unterbrochen, ein günſtiger Wind ſchwellte fortwährend die Segel, jede Stunde brachte ſie ihrem Ziele näher.

Die langerſehnte Inſel, — das prächtige, göttergleiche Madeira, — ſtieg aus den Fluthen auf und ward von Saunders mit Entzücken begrüßt.

„Wir ſind am Ziele!" rief er, dem Capitän die Hand ſchüttelnd, „tauſend Dollars der Mannſchaft zum Geſchenk, ich lande!"

„Noch nicht!" entgegnete Andreas. „Für heute iſt es ſchon zu ſpät um den Ankerplatz zu erreichen, und zwiſchen jetzt und morgen früh iſt noch eine lange Zeit. — Es iſt eine ſchwere, gewitterſchwüle Luft," fuhr er, ſich umſchauend, fort, „und ich fürchte, wir kommen nicht mit der leichteſten Mühe in die Bucht von Funchal."

„Unglücksrabe!" ſchrie Saunders. „Was könnte uns jetzt noch, Angeſichts des Landes, geſchehn?"

„Weiß nicht,“ ſprach Andreas Schauer trocken, „aber wenn Ihr ruhig ſein und die Ohren aufmachen wollt, könnt Ihr das Unheil in der Tiefe brauſen hören.“ —

Saunders ſchwieg und beugte ſich über den Reiling, mit ängſtlicher Erwartung und an ſich gehaltenem Athem aufhorchend. Schwarze Wolkenmaſſen ſchichteten ſich immer höher und dichter aufeinander, die Sonne ward verfinſtert, die Küſte verſchwand aus dem Geſichtskreis. Man vernahm ein unheimliches Ziſchen und Brodeln, welches aus der Tiefe des Meeres bis an die Oberfläche deſſelben drang und dieſe in eine weiße Schaumdecke hüllte; plötzlich wallte die Fluth hoch auf, die Wellen riſſen auseinander, eine unabſehbare Schaar von Fiſchen, die ſeltſamſten und vielfältigſten Geſtalten, tauchten, wie von einem gemeinſamen Feinde verfolgt, aus dem befreundeten Elemente auf, und fielen, einige Fuß weiter entfernt, wieder in die ſalzige Tiefe hinab; der Wind hatte ſich gänzlich gelegt und die Atmoſphäre war ſo drückend heiß, als ob ſie einen einzigen glühenden Krater bildete. In demſelben Momente, vor deſſen Furchtbarkeit die ganze Mannſchaft erſtarrte, ward das Schiff von einem Strome erfaßt, der daſſelbe in der Richtung auf Madeira blitzſchnell mit ſich fortriß, ohne daß es in der Gewalt des Führers ſtand, dieſen eben ſo unerwarteten als gefährlichen Lauf zu hemmen.

„Um Gottes und aller Heiligen Willen! Was iſt das?“ ſchrie Saunders, die Hand des Capitäns ergreifend und ſie krampfhaft drückend, „ſaht ihr je eine dergleichen Erſcheinung auf dem Meere? Was ſteht uns bevor?“ —

„Ein Erdbeben!“ entgegnete der Gefragte mit Ruhe, „und dann iſt's am Beſten, unſere Seelen dem zu befehlen, dem wir Zeit unſeres Lebens am meiſten gedient haben, es ſei Gott oder Teufel. Ich meinerſeits kann verſichern, daß mein Loggbuch zur Einſicht bereit liegt, und ich mit Ehren durchzukommen hoffe; wie es mit Euch ſteht, kann ich nicht wiſſen, aber das weiß ich, daß Eure Dollars zu einer unfruchtbaren Ausſaat verwendet werden, denn auf der Tiefe des Meeres wächſt kein Hälmchen, wenigſtens nicht aus Körnern ſolcher Art; und wenn es wächſt, ſo hat doch keine Sichel einen hinlänglich langen Stiel, um es zu erreichen.“

„Ihr könnt noch ſcherzen?“ ſprach Saunders mit bebender Zunge; der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirn.

„Was zum Teufel, Herr wollt Ihr denn, daß ich thun ſoll?“ entgegnete der Capitän. „Laßt Ihr Eurem Geheul freien Lauf, und laßt mir meine heitre Laune. Muß es einmal geſchieden ſein, ſoll es auch mit der gehörigen Beſonnenheit geſchehn. Übrigens habt Ihr recht, es iſt ein unangenehmes Ding für einen leidenſchaftlichen Madeiratrinker, gerade im Angeſichte dieſer Inſel zu Grunde zu gehn. — Aber da kommt eine leichte Breeze vom Lande her! Man muß kein Mittel zur Rettung unverſucht laſſen, ſie iſt vielleicht ſtark genug, die Gewalt des Stromes zu hemmen! Hollah, Jungens! Setzt alle Segel bei! Hurtig! Hurtig!“ —

Wie mit einem Zauberſchlage war das Schiff von oben bis unten mit Leinwand bedeckt, die Segel blähten ſich von dem leiſe gehenden Winde auf, und hemmten auf einige Augenblicke die Wirkungen des reißenden Stromes, aber plötzlich geſtaltete ſich der leiſe Luftzug zum Orkan und mit wilder Haſt raſete das Schiff durch die Wellen. Noch ehe eine Hand zur Bewegung der Segel angelegt werden, ja noch ehe der Capitän das Commandowort ausſprechen konnte, flogen ſie alle aus ihren Lieken, die Maſten und Stengen beugten ſich von der furchtbaren Gewalt und krachend brachen ſie mit donnerähnlichem Getöſe zuſammen, ein ſteuerloſes Wrak trieb auf der wildſchäumenden Fluth. Und lauter raſete der Donner, der Blitz zerriß das ſchwarze Nachtgewölk und die Grundveſten der Erde wankten; es ſchien, als ob der Boden des Meeres allmählich aus ſeiner Tiefe emporſteige, denn die Fluth wallte höher und höher, bis ſie endlich, wie eine unerſteigliche Mauer, ſenkrecht über das Schiff hinausragte. Alle waren ſtumm, das Entſetzen, die Angſt hielt ihre Lippen geſchloſſen, ſtieren Auges blickten ſie auf das furchtbare Verderben, welches über ihnen ſchwebte; es war eine jener Gruppen, wie ſie ſich einſt am Tage des Gerichts zu tauſenden bilden. Da plötzlich bebte, praſſelte und donnerte es von einem Ende des Firmamentes zum andern, das Meer wogte von allen Seiten heran, einem Punkte zu, als wolle es ſich zu einer ungeheuren Welle geſtalten, die fürchterliche Mauer ſchwankte hin und her — ein Schrei, ein banger Ausruf des Entſetzens, — ſie ſtürzte mit donnerndem Getöſe zuſammen und begrub „das verlorne Herz“ in dem Schlunde der Waſſer.

Viele Stunden ſpäter, — die Morgenſonne ſtrahlte hell und rein am tiefblauen Himmel, — war das Unwetter vorüber, der Spiegel des Meeres wies ſich glatt und eben, und der mattwehende Oſtwind war kaum im Stande, die oberſte Fläche deſſelben zu kräuſeln. Die herrliche Inſel Madeira lag da in der vollen Pracht ihrer üppigen Vegetation, von der goldenen Sonne beſtrahlt, gleich einer geſchmückten Braut, überſäet mit den köſtlichen Gaben. Mit ungebundener Fröhlichkeit zogen die maleriſch gekleideten Landleute feldeinwärts, mit aller Lebendigkeit der ſüdlichen Zone ſich die Ereigniſſe der vergangenen Schreckensnacht erzählend, und mit lautem Geſange ruderten die Fiſcher ihre in hellen Farben leuchtenden Barken auf das Meer hinaus.

(Fortſetzung folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

40) Norddeutſcher Frühlingsalmanach. 1837. Zweiter Jahrgang. Berlin, Krauſe.

Kaum iſt dieſer harmloſe Almanach erſchienen, ſo ſtürmt auch ſchon von allen Seiten her eine Fluth feindlicher Urtheile auf ihn ein. Weßhalb dieſe Erbitterung gegen junge Dichter, deren ganzes Verbrechen darin beſteht, daß ſie Uhland's Evangelium:

„Singe, wem Geſang gegeben,“

auf ihre Weiſe interpretiren? Man iſt doch ſonſt gegen total Schlechtes tolerant genug, wenn es nämlich unter dem Patronat der Eliane lebt. Man iſt ungerecht, wenn man dieſe jungen Dichter in Bauſch und Bogen verdammt und Talente erſtickt, welche in Entwicklung begriffen ſind.

Man hat dieſen norddeutſchen Poeten vor zwei Jahren vorgeworfen: die Krankheit, an der ſie alle litten, heiße Heine. Dieſer damals vollgültige Spruch wird mit Unrecht auch noch heute auf ſie angewandt. Die Mehrzahl von ihnen hat den Weg der Nachahmung verlaſſen und in Selbſtſtändigkeit ihre Talente entfaltet. Ich wüßte nicht, ob Ferrand's „Feſtmorgen," Fitzau's „ruhige Fahrt," H. Hagendorff's „Nachtgebet," Heilmann's „Heimath,"—„Herbſt," und „Kukuksruf" von Carl Jungnitz, Koßarski's „drei Blumen" (an Uhland's Wirthstöchterlein erinnernd), Fr. v. Sallet's „Rhein" und „Doge" an Wahrheit der Empfindung und Schönheit der Form hinter der ſchwäbiſchen Lyrik zurückſtänden; manche wecken den Eindruck eines ſchönen Bildes aus der Düſſeldorfer Schule.

41) Agrumi. Volksthümliche Poeſieen aus allen Mundarten Italien's und ſeiner Inſeln. Geſammelt und überſetzt von Auguſt Kopiſch. Erſte Lieferung. Berlin, Cranz. 1837.

Mit aufrichtiger Anerkennung muß ein Unternehmen begrüßt werden, deſſen Plan in mehrfacher Beziehung von großer Wichtigkeit iſt und deſſen Ausführung von einem Manne beſorgt wird, der durch ſeine eigenen Gedichte bewieſen hat, daß er vor vielen befähigt ſei, gerade das innerſte Weſen einer Volksthümlichkeit zu erfaſſen und zu vermitteln. Es handelt ſich nämlich nicht bloß um eine Sammlung von kleineren Volksliedern (in den verſchiedenen Dialekten Italiens,— Notturnen, Serenaden, Balladen, Ritornellen, Canzonetten u. ſ. w.), ſondern auch um Auszüge und Fragmente aus größeren Gedichten in Dialekten und um frappante Scenen aus Volksdramen u. ſ. w., kurz um ein vollſtändiges Panorama der bis jetzt ſo gut wie unbekannt gebliebenen italiäniſchen Volkspoeſie. Der Inhalt der erſten Lieferung liefert einen Beweis für den Beruf, die Sorgfalt und das Glück des Herausgebers; ſie enthält kleine volksthümliche Gedichte aus Rom, Sicilien, Amalfi, Sorrent, Venedig, Neapel, Piemont, Kalabrien, Sardinien, welche durch ihre Originalität überraſchen. Die Ueberſetzungen, welche dem Text gegenüberſtehen, ſind treu und doch völlig ungezwungen im Ausdruck. Wer an der Schwierigkeit der Arbeit für den Ueberſetzer zweifeln möchte, leſe das Original der Canzone sulla Tarantella.

42) Der Sagenſchatz und die Sagenkreiſe des Thüringerlandes. Herausgegeben von Ludwig Bechſtein. 3r Thl. Meiningen und Hildburghauſen, Keſſelring'ſche Hofbuchhandlung. 1837.

Mit jedem neuen Bande gewinnt dieß treffliche, dankenswerthe Werk, welches man als einen Pendant zu den ſchätzbaren Sammlungen Grimm's betrachten darf, an Reichthum der einzelnen Sagenkreiſe. Der ſoeben erſchienene dritte enthält die früher im Phönix (Januar dieſes Jahres) mitgetheilte Abhandlung „über den ethiſchen Werth der deutſchen Volksſagen," dann die Sagen aus Thüringens Vorzeit (Herzog Radulf, Thüringer und Slaven, Hunneneinfälle, Heerfahrten nach Paläſtina, nach Schleſien, Kinder-Kreuzzug, Ketzergericht, Rudolph's von Habsburg Gericht, ſchwarzer Tod, Judenverfolgung, Geißler, wobei das überall nur fragmentariſch erſcheinende Geißlerlied möglichſt vollſtändig mitgetheilt wird, Sterner, Ziegler, Huſſitenzüge, Mucker Anno 1444 u. ſ. w.), ferner den Sagenkreis der drei Gleichen, der ſich in den von Ohrdruf einſchlingt, gegen die Stadtgebiete von Gotha und Erfurt abgränzt, Arnſtadt umſchließt, den Lauf der Gera verfolgt und ſich dann dem des thüringiſchen Hennebergs nähert, und dazu den Sagenkreis des Schneekopfs und des thüring. Hennebergs. Hier werden einzelne Sagen im Dialekt erzählt, was doppelt ſchätzenswerth iſt, das „von em Bergkmo" (Benshäuſer Dialekt), die „Bront en Garte," „der Hofnarr" (im Wichtershäuſer Dialekt) „de Mälſcht (Mahlſtätte) in Dilſtädt" (Dilſtädter Dialekt), „Todtenlache" (Henneberger Dialekt). Für den folgenden Band, welcher den Sagenkreis des Kiffhäuſers mit der güldenen Aue und des Werragrundes enthalten wird, ſind anziehende Sagen aus dem Volksmund im Steinbacher Dialekt verſprochen; eine ſehr originelle (die Erfindung des Branntweins durch den Teufel) wurde bereits im März dieſes Jahres im Phönix mitgetheilt.

Feuilleton.

⁂ Politik und Armuth. — Auf zwei werthvolle Schriften: „Iſt die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungsloſigkeit in Deutſchland gegründet? v. Siegfried Juſtus," und „Staatsweſen und Menſchenbildung in Bezug auf National- und Privat-Armuth, von Bodz-Reymond," — wird unter der obigen Rubrik in Nro. 99 der Zeitung für die elegante Welt mit einigen inhaltſchweren Worten hingewieſen, auf welche wir durch Anführung einiger Stellen beſonders aufmerkſam zu machen wünſchen. „Wenn wir glauben," heißt es u. a. „wir ſeien echt chriſtliche Völker, und doch das Joch der Knechtſchaft Einzelner unter uns dulden, dieſe mögen Sklaven oder Juden heißen, ſo ſteht es ſchlecht mit unſerem Chriſtenthum. Es gibt keine Freiheit der Völker, wenn unter ihnen auch nur Eines Ketten trägt; es gibt keine Freiheit im Staate, wenn von Tauſenden je Einer gebückt einherſchleicht" . . . „Aus Kriegen und Revolutionen ſcheint die Weltgeſchichte keinen Gewinn mehr ziehen zu wollen für das Heil der Menſchheit" . . . „Die Menſchheit wird nicht eher glücklich ſein, als wenn keins ihrer Glieder ruht, jeder den Spielraum zur Thätigkeit findet und mit der Emanzipation der Armen von den Proletariern der Fluch hinweggenommen wird, entweder Knechte oder Verbrecher zu werden."

⁂ Unter dem Titel „Kaſchmir und das Reich der Siek in den Jahren 1835 und 1836" wird mit Nächſtem Hr. Baron Karl von Hügel einen Theil der Ergebniſſe der Forſchungen, Beobachtungen und Meſſungen bekannt machen, welche er in den Thalgründen des Himalaya, ſowie auf deſſen Höhen, in Kaſchmir, dem Reiche der Siek und dem Pendſchab angeſtellt hat.

⁂ Der däniſche Seemaler Thöming. — Herr Thöming, ein Landsmann Thorwaldſen's, der als Seemaler alle in Italien lebende Künſtler übertreffen ſoll, iſt von Neapel abgereiſ't, um ſich über Marſeille nach Paris und London zu begeben, von wo er jedoch demnächſt, wie Thorwaldſen von Kopenhagen, nach Italien zurückzukehren gedenkt.

⁂ Zweite Manuſkriptzeitung in Ungarn. — Auch in Herrmannſtadt beabſichtigt man, zur Umgehung der Cenſur, die Herausgabe einer Manuſkriptenzeitung, wie eine ſolche bereits ſeit einiger Zeit zu Peſth erſcheint.

⁂ Jules Janin hat für die bei Cotta erſchienene Theater-Revüe eine Ueberſicht des franzöſiſchen Theaters, und für das Londoner Athenäum eine Geſchichte der franzöſiſchen Literatur des XIX. Jahrhunderts geſchrieben. Welche beide Aufſätze freilich erſt von Anderer Hand überſetzt werden mußten. Zu dem „Il n'y a plus de *Pyrénées*," gehört ſchon längſt „Il n'y a plus de *Vosges*," und nun bald auch: „Il n'y a plus de *Manche*."

⁂ Memoiren des heldenmüthigen Fräulein's von Alexandrow. — Fräulein Durow, durch ungünſtige Lebensverhältniſſe veranlaßt, im fünfzehnten Jahre, unter dem Namen eines Herrn v. Alexandrow, Dienſte in der ruſſiſchen Cavallerie zu nehmen, nachdem ſie den Feldzügen von 1806 und 1807 ſo wie denen von 1812, 1813 und 1814 beigewohnt und durch ihre Tapferkeit ſich das St. Georgen-Kreuz verdient, — hat kürzlich ihre Memoiren in zwei Bänden herausgegeben.

⁂ Neu aufgefundener Correggio. — In London ſoll eine Magdalene in halber Lebensgröße von Correggio aufgefunden worden ſein, hinter welcher alle berühmten Gemälde dieſes Meiſters in der brittiſchen Nationalgallerie zurückſtehen müßten. Ein Hr. Atherſtone hatte das Glück gehabt, das Bild auf dem Trödelmarkt um wenige Guineen zu erſtehen.

⁂ **Nothſtand der arbeitenden Klaſſen in Paris.** — Als einen Beweis des Elendes, welchem die arbeitenden Klaſſen zu Paris während der vergangenen Wintermonde preis gegeben waren, führt Galignani's Meſſenger an, daß die vom Mont de Pieté vorgeſchoſſenen Summen täglich von zwölf bis zu zwanzigtauſend Fr. betragen haben, alſo mehr, als je während der letzten 15 Jahre. Der Geſammtbetrag der Vorſchüſſe, der nie 12 Mill. überſtiegen, beläuft ſich jetzt auf 14,000000.

⁂ **Zunahme des Einkommens der engliſchen Bibelgeſellſchaft.** — Aus den Rechnungen, die am 15. v. M. der jährlichen Verſammlung der brittiſchen und auswärtigen Bibelgeſellſchaften zu London vorgelegt worden, ergibt ſich, daß die Subſkriptionen für das verfloſſene J. 108,700 Pfd. St., alſo ungefähr 31,000 Pfd. mehr betragen haben, als im vorhergehenden.

⁂ **Lhoſky's neuholländiſches Wochenblatt.** — Das zu Sidney erſcheinende, von einem Deutſchen, Namens Lhoſky, redigirte Wochenblatt hat für jedes Halbjahr eine goldene Preismedaille, 5 Sovereigns an Werth, für den beſten Originalaufſatz ausgeſetzt, wobei der Herausgeber ſelbſt nicht mitconcurrirt. Das Urtheil, wonach der Preis zuerkannt wird, fällen die *Subſkribenten* nach Mehrheit der Stimmen.

⁂ **Schulreformen in Preußen.** — Von Berlin aus bringen öffentl. Blätter folgende ſehr erfreuliche Kunde: „Dr. *Lorinſer's* und *Dieſterweg's* Schriften über Schulen und Univerſitäten haben unſern Cultusminiſter (Freih. v. Altenſtein) bewogen, in denſelben Verbeſſerungen vorzunehmen. Den Schülern ſoll mehr Muße vergönnt werden, *ihren Körper auszubilden*. Die Profeſſoren aber ſollen künftig ſtrenger auf die *moraliſche* und geiſtige Ausbildung, ſo wie auf den *Fleiß* der Studenten bei ihren Studien wachen.

⁂ **Uraltes Grabgewölbe in Jütland.** — Ein Bauer im Kirchſpiel Heltborg, im nördlichen Jütland, hat in einem Hügel ein uraltes Gewölbe, welches wahrſcheinlich ein Tempel aus heidniſcher Zeit iſt, entdeckt. Das Hauptgewölbe iſt 12 Ell. lang, 8½ Ell. hoch und 3½ Ell. weit. Die Wände beſtehen aus ſehr großen zum Theil abgerundeten Steinblöcken, von denen einige 9 Fuß im Umkreiſe meſſen. Nach Oſten und Weſten ſind noch zwei Nebengewölbe aufgegraben. Im Hauptgewölbe ſollen ſich einige Ruinen und Hieroglyphen (?) finden; mit Ausnahme eines ſteinernen Hammers ſind aber weder Opfergeräthe, noch Waffen, Urnen oder Geſchmeide ausgegraben worden.

⁂ **Vier neue Biographien Muhammed's.** — Einer Angabe des Frhrn. Hammer-Purgſtall zufolge ſind in den letzten 16 Jahren vier türkiſche Biographien von Muhammed in der Türkei und Perſien erſchienen. In einer derſelben findet ſich bemerkt, daß die *erſte Ueberſetzung der h. Schrift* aus dem Hebräiſchen in's Arabiſche von einem nahen Verwandten Khadija's, Muhammed's erſter Frau, gefertigt worden.

⁂ **Wiener Fremdenſtatiſtik.** — Nach amtlichen Angaben beſuchen über 156.000 Individuen von allen Klaſſen im Laufe eines Jahres Wien. Unter den beſuchenden Nationen befinden ſich im Durchſchnitt 1360 Preußen, 2500 andere Deutſche, 1000 Ruſſen, 750 Engländer, 720 Franzoſen, 385 Schweizer, 185 Niederländer, 150 Dänen und Schweden, 36 Spanier und Portugieſen, 32 Amerikaner und 1650 Türken und zu anderen Nationen Gehörige.

⁂ **Die Akademie San Luca zu Rom** hat in den letzten Tagen des April dem Ritter Thorwaldſen eine goldene Medaille für ſeine vieljährigen uneigennützigen Bemühungen für dieſe Anſtalt zugeſtellt, mit der Inſchrift: „Alberto Thorwaldsen celeberrimo sodali bene merenti. Ex decret. academiae MDCCCXXXVII. Es ſoll das erſtemal ſein, daß dieſe Akademie einen Künſtler auf ſolche Weiſe ausgezeichnet habe.

⁂ **Thomas Carlisle** hält zu London jetzt Vorleſungen über deutſche Literatur. Er hat ſeine Vorträge mit Ulfilas und den Nibelungen eröffnet.

⁂ **Die Wirkſamkeit des Index.** „Ein großer Uebelſtand für den Fremden, — ſo wird dem Morgenblatt berichtet, — welcher einen längeren Aufenthalt in Rom macht, iſt die Schwierigkeit des literariſchen Verkehrs mit dem Auslande. *Index* und Douane tragen das Ihrige dazu bei, dies Uebel zu vergrößern. Nicht als ob die Maaßregeln des Erſteren verhinderten, irgend ein Buch zu leſen: die Verurtheilung erfolgt in den meiſten Fällen ſo ſpät, daß das Werk, wenn es intereſſant, längſt bekannt worden iſt. Das einzige verbotene Buch, von dem wir uns nicht erinnern, ein Exemplar geſehen zu haben, iſt *Guerrazzi's* toller Roman: l'Assedio di Firenze, in Paris gedruckt, und ſelbſt von der liberalen Parthei für übertrieben gehalten. Die Bücher werden aber durch jene Maaßregel ſehr vertheuert!"

⁂ **Erfindung einer Holzſchnitz-Maſchine.** — Profeſſor Blanqui zeigt in franzöſiſchen Blättern an, daß Hr. Grimpé eine Methode erfunden, in wenigen Minuten und mit dem Aufwande von wenigen Pfennigen, Flintenſchäfte zu ſchneiden, und daß es ihm gelungen, ſeine Maſchinerie auf alle Formen, ſelbſt die unregelmäßigſten anzuwenden, ſo daß er jetzt auf gleiche Weiſe Tiſchlerwaare und Bildſchnitzerei aller Art zu liefern im Stande iſt. Die verzierteſten Stücke koſten wenig mehr als die einfachſten. Bereits liegen über fünfzig Muſter von Getäfel mit Bildwerk vor, und die ausgezeichnet ſchöne Arbeit daran iſt die Sache weniger Stunden.

⁂ **Frauen-Duell.** — In Dublin war kürzlich eine Frau angeklagt, das Kebsweib ihres Mannes im Zweikampf getödtet zu haben. Sie wurde für nicht — ſchuldig erklärt, obgleich ſie eingeſtanden, daß ſie ihrer Gegnerin im Kampfe die Bruſt mit dem Degen durchbohrt.

⁂ **Frequenz des Frankfurter Gymnaſiums.** — Das Gymnaſium zu Frankfurt a. M. wurde im verfloſſenen Winterhalbjahre beſucht von 105 Lutheranern, 15 Katholiken, 11 Israeliten und 9 Reformirten.

⁂ **Berühmte Reiſende.** — Fürſt Pückler-Muskau iſt nach Kordofan, und Hr. v. Schubert nach dem Sinai abgereiſt.

⁂ **Der meilenlange Papierbogen.** — Ein engl. Papierfabrikant, deſſen Fabrik kürzlich von dem Herzog und der Herzogin von Sutherland beſucht wurde, ließ die Straße von ſeinem Wohnhauſe bis zu den Fabrikgebäuden, einen Weg von ¾ engl. Meil., der ganzen Länge und Breite nach mit einem *einzigen* Bogen Papier bedecken, ſo daß ſeine hohen Gäſte trockenen Fußes dahin promeniren konnten.

⁂ **Ruſſiſche Bart-Verordnung.** — In der Petersburger Staats-Zeitung iſt zu leſen: „S. M. der Kaiſer haben ſelbſt zu bemerken geruht, daß viele Civil-Beamte — ſich erlauben, Schnurrbärte zu tragen und ſich die Bärte nach der Weiſe der Juden, oder aus Nachäffung franzöſiſcher Moden, nicht zu raſiren. Allerhöchſtdieſelben haben ſolches unſchicklich befunden und in Folge deſſen allen Civil-Chefs befohlen, ſtreng darauf zu ſehen, daß ihre Untergebenen weder ſolche Bärte noch Schnurrbärte tragen."

⁂ **Merkwürdige Verlobungsoperationen auf dem Himalaya.** — Dem Oriental annual zufolge muß bei einem auf dem Himalaya wohnenden Hirtenvolke jede Mutter bei der Verlobung ihrer Tochter dieſer beide Ohren durchbohren; zuvor jedoch ſich ſelbſt die erſten Glieder des dritten und vierten Fingers ihrer rechten Hand abhauen laſſen.

⁂ **Marſeiller Dampfſchifffahrt.** — Von Marſeille aus befahren jetzt bereits 10 dem Staate angehörige Dampfpaketſchiffe — und 17 Dampfſchiffe — von Privatgeſellſchaften das mittelländiſche Meer, und ſchon wird an drei neuen ſolchen Schiffen gearbeitet.

⁂ **Dorfzeitungswitz.** — „Es iſt mit den *Kronen*, wie mit den Köpfen. Während die ganzen ſicher ſtehen und feſter ſitzen, als je, wackeln die halben, und die viertel ſind meiſt ſchon gefallen." (Dorfztg.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro. 128. 1837.

Phönix.

Freitag, 2. Juni.

Das Erbſchiff.

(Fortſetzung).

Den ſeltſamſten Contraſt mit dieſem liebreizenden Gemälde bildeten zwei Männer, die hart am Ufer auf einem Felsblocke ſaßen, und unverwandt einander anſtierten. Ihre Bekleidung war zerriſſen und unvollſtändig, das Haar hing wirr um ihre Köpfe, ſie hatten keine Schuhe an den Füßen, keinen Mantel, um ihre Blöße zu bedecken. Lange Zeit hatten ſie bereits ſo da geſeſſen, da lachte der Eine von ihnen plötzlich laut auf, daß es Mark und Bein durchzitterte und ſchier unheimlich von Fels zu Fels wiederhallte.

„Biſt du bei Sinnen, Saunders?“ ſprach der Andere. „Beiläufig, das Dutzen könnt Ihr mir nicht übel nehmen, denn wenn zwei Männer ſolche Cur miteinander beſtanden haben, wie wir beide, hat man mit keinen Ceremonieen mehr etwas zu ſchaffen. Welcher Teufel heißt dich eine ſolche Lache aufſchlagen?“

„Derſelbe Teufel, dem ich mein Lebelang gedient habe, Andreas Schauer,“ entgegnete Saunders, „und der mir meine langjährigen treuen Dienſte damit lohnt, daß er den ſauer erworbenen Schweiß langer Jahre in die Tiefe des Meeres hinabſchleudert. Sklavenhändler war ich, und habe manche hundert Block Ebenholz von der afrikaniſchen Küſte geholt. Da ſitze ich nun als ein Bettler, und ſchlimmer als ein Bettler, denn ich muß erſt den Spruch lernen, den Jener ſchon weiß.“

„Dacht' ich's doch,“ ſprach Andreas Schauer, „daß in deiner Geſtalt ein böſer Dämon mein Schiff beſtieg. Nun liegt Alles im Abgrund, und ich kann in dem Hafen von Funchal mir die Schwindſucht an den Hals laufen, ehe ich einen Platz als Matroſe finde, wo ich dann hinlänglich Zeit habe, mir die Finger krumm zu arbeiten und die mir zugemeſſene Portion Waſſer zu ſaufen. Wäre es auch nur darum, daß ich von dir zu einem Bettler gemacht bin, du müßteſt nie die ewige Seligkeit wiedergewinnen.“

„Ich habe ſie auf Erden ſchon gefunden,“ ſprach Saunders tiefbewegt, und eine Thräne glänzte in ſeinem Auge. „Ein ganzer Himmel war mir aufgegangen in den ſeelenvollen Blicken eines Mädchens, ſie gab ſich mir zu eigen und ſank lachend und weinend in meine Arme. Ich habe mein Weib geliebt, wie nichts ſonſt auf Erden; was wir lieben, ſchmücken wir gerne mit jeder erdenklichen Pracht, und darum zog ich aus, mir die Schätze der Welt zu eigen zu machen. Ich gewann Gold auf Gold, aber ſie, für die ich Alles gewinnen wollte, ſtarb. Ihr hättet mich ſehen ſollen, wie ich dieſe Trauerbotſchaft empfing; ich wüthete gegen mich ſelbſt, zerkratzte mich mit meinen Nägeln und ſchlug meine Zähne in das eigene Fleiſch. Aber der Himmel hatte mich nicht ganz verlaſſen; mir blieb mein Gold, mein Schiff, mein meerbeherrſchender Lucifer, und ein Kind, ein ſanfter Engel, den mir mein Weib geboren hatte. Hier lebt nun mein kleines Mädchen, hier auf dieſer Inſel. Alles, was mir ſonſt Freude machte, habe ich aufgegeben, und fortan wollte ich kein Geſchäft haben, als ſie zu lieben und jeden ihrer Wünſche zu erfüllen. Die Nothwendigkeit trieb mich noch einmal aus meiner Freiſtatt nach Amerika, ich mußte mein Geld ſicher ſtellen. Nun iſt es ſicher geſtellt!“

Er ſtarrte dumpf vor ſich hin und rollte mit den Augen; plötzlich ſprang er auf und faßte die Hand ſeines Gefährten: „Der böſe Geiſt kommt über mich! Fort von hier, damit er ſich meiner nicht ganz bemächtige. Geh mit mir, ich will mein Kind ſehen, und damit du ſiehſt, daß ich noch etwas für dich zu thun vermag, will ich dir meinen Lucifer ſchenken.“

Beide gingen miteinander fort und längſt der Küſte hin, bis ſie an die Bucht von Funchal kamen. Hier lag, nahe dem Ufer des Meeres, auf einer ſanften Anhöhe, von blühenden Citronen- und Mandelbäumen umgeben, ein freundliches Haus, das Saunders als ſein Eigenthum bezeichnete.

„Hier wohnt mein Kind,“ ſprach er zu ſeinem Gefährten gewendet, „ich will die Freuden des Wiederſehens allein und ungeſtört genießen, ich will keinen Zeugen, wenn ich ihr mein großes Unglück ſchildere. Verweile hier und nach Verlauf von einigen Stunden magſt du eintreten.“

Als Andreas Schauer gegen Abend das Haus ſeines Reiſegefährten betrat, der für ſchickliche Kleider und ſonſtige Bequemlichkeiten ſeines Gaſtes Sorge trug und dieſer über die liebliche Einrichtung des Hauſes ſein Erſtaunen ausſprach, entgegnete Saunders: „Es iſt Alles das Werk meiner Liddy, die heute ihr achtzehntes Jahr antritt und ausſieht, wie ihre Mutter in der Stunde ausſah, da ich ſie zum Traualtare führte. Ich habe ihr mein namenloſes Unglück mitgetheilt, aber es hat ſie nicht geſchmerzt, ſie lächelte freundlich und meinte, wir würden auch ohne jene Reichthümer glücklich ſein können. Wir haben nun auf der Welt nichts, als den kleinen Ertrag, den uns dieſer Landſitz gewährt. Bleibe bei uns, Andreas Schauer, erhole dich von deinen Strapazen, finde dich in dein Unglück, und wenn du nicht länger ſäumen willſt, ſo gebe ich dir meinen Lucifer; mit ihm magſt du kreuzen wie du willſt.“

Andreas blieb in dem Hauſe des Sklavenhändlers. Er ſah Liddy, und das ſtillbeſcheidene Weſen des lieblichen Mädchens wirkte zaubriſch auf ſein wildes, ſtürriſches Gemüth. Er ſuchte ſie oft in dem Garten oder in den nahegelegenen Weinbergen auf, ſie wich ihm nicht aus und plauderte unbefangen und fröhlich mit ihm. Es war ein Geiſt der Milde und Verſöhnung über ihn gekommen, er ergriff ihre Hand und drückte ſie bebend gegen ſeine Bruſt, ſie lächelte; er weinte und ſtammelte ihren Namen; er ſank zu ihren Füßen und hob flehend die Hände zu ihr empor, ſie beugte ſich zu ihm nieder, hauchte einen Kuß auf ſeine Stirn und floh hocherröthend. Andreas war ſelig und gelobte es ſich in der Stille, ſeinen Lebenswandel zu ändern. Saunders wußte von nichts; er brütete ſtill vor ſich hin, er konnte ſeinen ungeheuren Verluſt noch immer nicht verſchmerzen.

Unterdeſſen war die Zurückkunft des Sklavenhändlers und ſein Unglück bekannt geworden und flog wie ein Lauffeuer durch die ganze Inſel. Liddy, die bis dahin von dem verworfenen Treiben ihres Vaters nicht die geringſte Kenntniß gehabt hatte, erfuhr Alles. Den reichen Sünder hatte man geſchont, den armen Zerknirſchten trat man mit Füßen, Saunders und ſeine Tochter erfuhren nur, was der Welt Lauf iſt. Das arme Mädchen ſchauderte zurück vor den Verbrechen, die man ihrem Vater zur Laſt legte, ſie konnte und wollte die Beſchuldigungen nicht glauben, womit man ihn überhäufte, aber die Beweiſe waren zu entſchieden, zu unwiderlegbar, ſie durfte nicht länger zweifeln.

Außer ſich, Angſt und Schrecken in allen ihren Mienen, mit aufgelöſ'tem Haar und Thränen in den Augen, ſtürzte ſie in den Garten und verbarg ſich in der dunkelſten Laube deſſelben. Hier fand ſie Andreas. Er erſchrack vor der Jammergeſtalt des Mädchens und wich beſtürzt zurück, ſie aber ſprang auf, umklammerte ihn mit beiden Armen und rief mit ſeelenzerreißendem Tone: „Mein Vater! Iſt es wahr? Iſt er ein Sklavenhändler?“

Andreas wurde überraſcht, er hatte nicht den Muth zu läugnen, ſie entriß ihm ein Geheimniß, das ihr ewig verborgen bleiben ſollte.

„Und du,“ fuhr ſie fort, und ſah den Geliebten mit einem Blicke des Vorwurfs an, „du biſt ſein Helfer und Genoſſe? Biſt du es? Antworte mir!“ Sie ſah ihn unverwandt an, ihr Blick drang tief in ſein Inneres, ſie zitterte heftig, krampfhaft hielten ihre Hände ſeine Rechte umſpannt. (Fortſ. f.)

Das Penitentiarium in Genf.

Von

Adelbert von Bornſtedt.

Die Penitentiaranſichten ſind ſeit der Zeit, wo ſie Verbreitung und Anklang fanden, lebhaft angegriffen worden. Alle neuen Anſichten ſind verfolgte Minoritäten: das Chriſtenthum, Luthers Proteſtantismus, Calvin's Dogmen, kurz jede reformatoriſche Tendenz. In neuerer Zeit erging es ſelbſt den induſtriellen Erfindungen, die ſpäter überall Eingang fanden, den Dampfſchiffen, den Eiſenbahnen u. ſ. w. ebenſo. Die politiſchen Vorſchritts-Theorieen machen dieſelbe Erfahrung, aber trotz allen Palliſſaden der Abſperrung, ſpaniſchen Reitern der Vertheidigung und dem vielfachen kleinen Gewehrfeuer von Spott und Zorn Seitens der Gegner, trotz der zu großen augenblicklichen Erwartung und ſchädlichen Exaltation der Vertheidiger dringen die Vorſchritts-Theorieen dennoch allmählig in alle Poren des geſellſchaftlichen Verbandes. Sie läutern ſich in dem Gährungsprozeß, ſie ſäubern ſich von ſchädlicher Zuthat und werden dereinſt eben ſo gewiß praktiſch werden, unbeſchränkt über Europa herrſchen wie die in früheren Jahrhunderten großgewordenen reformatoriſchen Beſtrebungen der Buchdruckerkunſt, des Proteſtantismus und der Sclavenentfeſſelung. Das Penitentiarweſen bildet ein Glied in der großen Verbeſſerungskette der Gegenwart, deren Mängel, Verſuche und Schwankungen eben ſo wenig gegen die Grundanſicht ſprechen können, als Extreme in neuen Dogmen, Exceſſe in Revolutionen und Revolutionairs gegen die uralte, urſprüngliche, ſchöpferiſche, alſo göttliche Lehre der Freiheit! Die Penitentiarſtiftungen ſind moraliſche Heilanſtalten; man mag dagegen ſagen, was man will, ihre Unvollkommenheiten beleuchten, ihre mangelhaften Seiten hervorheben, lokale Vergleiche anſtellen, — ſie bleiben dennoch ein Ergebniß des neuerdings allgemein angeregten philanthropiſchen Strebens, ein Bauſtein zu dem allmähligen Umbau der geſellſchaftlichen Beziehungen, ein Vorſchritt in der Theilnahme für unglückliche, zu beſſernde Nebenmenſchen.

Trotz allen Anfechtungen hat ſich der Ideengang auch in Bezug auf die Behandlungs- und Bildungsart der für die Geſellſchaft unſchädlich gemachten Mitglieder, allmählig von den Niederlanden, Nordamerika und England aus in der alteuropäiſchen Geſellſchaft Bahn gebrochen, gleichſam Materialien zu der europäiſchen Zukunft wacker herbeitragend, welche unmöglich iſolirt werden können und von den Eiſenbahnen und Dampfſchiffen an bis zu den politiſchen Umgeſtaltungen und Ausbildungen reichen, welche letztere auf den erſtern materiellen Wegen jetzt auch dorthin gelangen werden, wo ſie bisher ſich nicht akklimatiſiren konnten oder nicht hingelangt waren.

Das amerikaniſche Penitentiarſyſtem begann durch die Quacker. Die erſten Verſuche hatten eine wunderbare Wirkung und der philantropiſche Ruf dieſer Heilmethode verbreitete ſich in alle Welt. Die zweite Epoche war diejenige, wo man die zu ſtark aufgeregten Erwartungen ſinken ſah und die dritte endlich die Wiederaufnahme der erſten vortheilhaften Reſultate. Man erinnere ſich nur an Auburn, Singſing und Withersfield.

Thompſon ſagte am 24. Febr. 1825 in einem veröffentlichten Berichte: „Ich bin feſt davon überzeugt: dieſes Syſtem iſt nicht bloß das menſchenfreundlichſte, ſondern auch das weiſeſte von allen bisher durch die Geſellſchaft ausgeübten Strafmitteln.“

Im Jahr 1772, erzählt Lucas, war ein Gefängniß nach dem Penitentiarſyſtem ſchon in Gent eingerichtet.

1786 begründeten die vereinigten Staaten ihr amerikaniſches Syſtem und geſtanden ſpäter ſelbſt ein, wie alle ihre bisher gemachten Verbeſſerungen eine Nachahmung und Vervollkommnung deſſen ſei, was ſeit 1792 in den Niederlanden beſtanden (ſiehe Lucas S. 22).

Im Jahre 1785 ſehen wir in England das Penitentiarium Gloceſter.

1816 erhielt das Penitentiarium von Millbank Gefangene. Im Jahre 1822 wurde es vollendet, ſo daß es jetzt in England zur Beſtrafung entweder Transportirung nach den Verbrecher-Kolonieen oder Penitentiargefangenſchaft gibt.

Das Penitentiarium zu Newgate von Madame Fry, das zu Newhampſhire und das zu Baltimore ſind ausgezeichnete Anſtalten dieſer Art.

Das von Richmond in Irland iſt intereſſant. In Bridewells Gefängniß zu Edinburg beſteht daſſelbe Syſtem, in Glasgow findet man das Zellenſyſtem von Livingston, welcher bekanntlich das ***Solitary confinement*** und unbedingtes Stillſchweigen, zugleich aber auch körperliche Züchtigungen, nicht gemeinſchaftliche Arbeit und Betſtunden der Gefangenen als Grundſätze aufſtellte.

William Roscoe, Lafayette*) u. ſ. w. ſprachen ſich gegen das **Solitary confinement** aus; in Genf beſteht eine Miſchung der gemeinſchaftlichen Arbeit und der Zelleneinſamkeit der Gefangenen, welche höchſt wirkſam geweſen iſt.

In den Niederlanden beſtehen auch Penitentiaranſtalten, jedoch natürlich nicht in Allem mit den engliſchen und Schweizeranſtalten derſelben Art ähnlich, wie ſelbſt z. B. zwiſchen den in vieler Hinſicht übereinſtimmenden Anſtalten von Genf und Lauſanne dennoch einige Verſchiedenheiten ſtatt finden, in beiden aber die herrlichen Wirkungen des gemeinſchaftlichen Gottesdienſtes nicht ohne Rührung betrachtet werden können.

In Bern finden wir eine Miſchung von Penitentiarweſen leider aber mit gemeinſchaftlichen Schlafſälen.

Der Plan des Gebäudes zu Genf iſt von dem Lauſanner**) bedeutend verſchieden, dieſer wieder von dem Berner und Bern von Auburn. Lucas ſtellt Auburn an der Spitze aller Penitentiaranſtalten. Er behauptet auch: ein Gefängniß zu 200 Sträflingen ſei zu klein und zu koſtbar; wogegen jedoch die in Genf allmählich erreichte Verminderung der Ausgaben ſchnurſtracks entgegenſpricht und überdem die leichtere Aufſicht, die beſſere Beobachtung der einzelnen Gefangenen durch den Direktor und die wahrhaft väterliche Einwirkung deſſelben auf jeden einzelnen Gefangenen von großer Autorität gegen die Behauptung von Lucas ſind.

In Deutſchland beſtehen ebenfalls ſich dem Penitentiarweſen theilweis nähernde Anſtalten.

In Paris hat man noch in den letzten Jahren und namentlich durch die Erbauung der beiden Gefängniſſe de la Roquette einen Verſuch im Großen gemacht, ob das Penitentiarſyſtem in Frankreich allgemein einzuführen ſei.

Ich theile vollkommen die Anſicht des Genfer Direktors Aubanel, welcher aus Erfahrung behauptet: „Die Errichtung der Penitentiarien in Frankreich können nur als Departementaleinrichtung ins Leben treten, da, um den Überblick und die moraliſche Sorge im Auge zu behalten, nicht mehr als 150—200 Gefangene geſtattet werden können, wenn auch ſchon durch das Gefängniß de la Roquette ein Schritt zur Annäherung an eine beſſere Gefangnenverwahrung im Vergleiche mit dem verruchten, bisher in Frankreich befolgten Strafſyſteme, heilſame Folgen haben muß.“ (F. f.)

---

*) Man leſe in Charles Lucas Werk über das Penitentiarſyſtem in Europa und in den verein. Staaten Seite XLVII. den Brief des Generals Lafayette.

**) Waadtland beſaß ein Penitentiarium früher als Genf.
Der Verf.

Feuilleton.

.*. **Akademiſches Wörterbuch.** — Die erſte Lieferung des längſt angekündigten „Complément du dictionnaire de l'académie française, an welchem eine große Zahl von Gelehrten und Literatoren unter Leitung eines Mitgliedes der franzöſiſchen Akademie ſeit fünf Jahren arbeiten, iſt in dieſen Tagen von den Gebrüdern Firmin Didot ausgegeben worden. — Daß ein akademiſches Wörterbuch die Fortbildung der Sprache nicht hindert, hat die neueſte franzöſiſche Literatur erwieſen. Gewiß fördert es die Einverſtändigung der Literatoren und trägt zur Ausreutung des ſprachlichen Unkrautes bei, welches bei uns, leider! noch ungehindert umherwuchert. Iſt erſt ein Münzverein für Deutſchland zu Stande gekommen, dann, ſo hoffen wir, wird auch ein Nationalverein ſich des geiſtigen Geldes annehmen und uns ein Wörterbuch produziren, auf welches aus Staatsmitteln für alle Schulmeiſter, Prediger, Profeſſoren und ſonſtige Wort-Führer zum Voraus ſubſcribirt werden müßte, ſo daß die ſehr große Zahl der erforderlichen Exemplare es dem Sprachvereine möglich machen würde, ſein Werk zu einem äußerſt wohlfeilen Preiſe zu liefern und hierdurch ihm die größte Verbreitung zu verſchaffen.

.*. **Literatur der Sandwichsinſeln.** — Das „Chinese repository," welches zu Canton erſcheint, zeigt im Aprilheft 1835 vier Schriften an, welche zu Haawii, der bedeutendſten der Sandwich-Inſeln „in den Jahren Jeſu Chriſti 1834 und 1835" gedruckt und herausgegeben worden ſind. Sie beſtehen im „Alemanaka" (Almanach) von Haawii, in zwei Journalen zur Belehrung des Volkes und in einem Geſetzbuch in fünf Kapiteln.

.*. **Bevölkerung von Warſchau.** — Im v. J. lebten in Warſchau 14370 römiſchkatholiſche, 7574 israelitiſche, 1729 evangeliſche, 166 reformirte, 109 griechiſchruſſiſche und 65 griechiſchunirte, zuſammen alſo 24,013 Ehepaare; mithin 2821 mehr als im Jahre 1835.

.*. **Pariſer Luſtbarkeiten für die Lyoner Armen.** — Ein kürzlich zur Unterſtützung der Lyoner Arbeiter im Opernhauſe zu Paris gegebener Ball ſoll 80 und ein kurz zuvor zu demſelben Zweck veranſtaltetes Conzert 30 tauſend Franken Reinertrag geliefert haben.

.*. **Engliſche Feuerleiter.** — In England iſt eine Feuerleiter von äußerſt zweckmäßiger und baldiger Nachahmung werther Conſtruktion erfunden worden. Man hält ſie für das ſicherſte von außen her anzubringende Hülfsmittel in Feuersgefahr. Die Beſchreibung dieſer Leiter findet ſich u. a. im Hamburger Correſpondenten vom 12. d. M.

.*. **Neue Pariſer Theaterſtücke im erſten Trimeſter.** — Während der erſten drei Monate dieſes Jahres ſind auf den Pariſer Theatern 84 neue Stücke zur Aufführung gekommen, nämlich eine große Oper, 2 opera-seria's, 4 Luſtſpiele, 5 Melodramen, 15 Dramen und 57 Vaudeville's. Von dieſen 84 Stücken kommen 23 auf Januar, 30 auf Februar und auf März 31.

.*. **Neue Buchdrucker-Schnellpreſſe.** Der Tiſchler- und Maſchinenbaumeiſter J. B. Ovitz zu Petersburg hat eine Buchdrucker-Schnellpreſſe erfunden, die ſich durch Einfachheit, Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit auszeichnet. Die Mitte zwiſchen den großen Maſchinen-Schnell- und den Handpreſſen haltend, erſetzt ſie beide und kann um ſo mehr in allen Druckereien mit Vortheil angewand werden, da man keiner Dampfmaſchine oder beſonderer Arbeiter zu ihrer Bewegung bedarf.

.*. **Griechiſche Kriegsdenkwürdigkeiten von Perrhebos.** — Direktor Anſelm zu Athen hat eine deutſche Ueberſetzung aus den Kriegsdenkwürdigkeiten in den Jahren 1820 bis 1829 vom Obriſten Perrhebos, der ſich bereits durch ſeine Geſchichte Suli's rühmlichſt bekannt gemacht hat, angezeigt.

.*. „Kaſchmir," — ſo ſchrieb Hr. v. Hügel an ſeine Freunde in der Heimath, aus eben dieſem zauberiſchen Hochthale Indiens, — „Kaſchmir trägt das Gepräge der verſchiedenartigſten Kulturen, welche im Laufe der Zeiten um den Beſitz des reizenden Thales gekämpft und es abwechſelnd an ſich geriſſen haben. Zuerſt patriarchaliſche Verfaſſung und die Einfalt patriarchaliſcher Sitte; ſodann Herrſchaft der hohen Gewalt, der mohammedaniſchen Eroberer Mittel-Aſiens; dieſe wiederum vertrieben von den prachtliebenden Kaiſern Delhi's, deren üppiger Hofſtaat unter dieſem geſegneten Himmel einen unerſchöpflichen Born des Genuſſes fand; aber — die rauhen Afghanen verdrängen — die Verweichlichten und nun hauſen die rohen Horden der Siek in den Paläſten der Kaiſer . . . Und dennoch vermochte der Drang der Ereigniſſe, dieſe Fluth immer neu anſtrömender Eroberer, die, kaum zum Beſitze gelangt, alsbald neuen Herren weichen, den Grundtypus der indiſchen Bevölkerung in keiner Weiſe zu verlöſchen. Dies iſt eben jene geheime Gewalt der Hindu-Religion, die, wo ſie einmal mit dem Blute und innern Weſen eines Volkes verwachſen iſt, durch keine Macht, keine noch ſo tief greifende Umwälzung bezwungen wird."

.*. **Für das Thorwaldſen'ſche Muſeum** ſind bereits 36.000 Thlr. unterzeichnet, und dreißig junge Künſtler von verſchiedenen Fächern haben ſich vereinigt, jeder eine Arbeit auszuführen, deren Ertrag dem Fond des Muſeums zugetheilt werden ſoll. Sämmtliche Koſten zur Erbauung und Ausſtattung dieſer Anſtalt ſind auf 200.000 Thlr. angeſchlagen.

.*. **Strauß in Nordamerika.** — Prager Muſikanten führen jetzt Strauß und Lanner in die neue Welt ein. Ein nordamerikaniſches Blatt nennt den erſteren den Fulton des Tanzes und die Galoppade einen Dampftanz.

.*. **Dampfſchiffe in Nordamerika.** — Das erſte Dampfſchiff des Weſtens, von Fulton erbaut, fuhr 1811 von Pittsburg nach Neu-Orleans. Im Jahr 1819 waren 33, und zwei Jahre ſpäter ſchon 72 in Thätigkeit. Im J. 1829 war die Zahl der Dampfſchiffe auf 200 mit 33000 Tonnengehalt geſtiegen. Drei Jahre ſpäter gab es deren 230 von 40000 T.-Gehalt. Im J. 1836 waren bereits 360 in Thätigkeit von 64,000 T.-Gehalt. Für die Fahrt von Pittsburg nach Neu-Orleans zahlt man 50 Doll. (266 Fr.), Alles mit einbegriffen; und von Louisville nach Neu-Orleans 25 Doll., alſo 25 bis 30 Centimes für die franzöſiſche Meile.

.*. Am 4. Mai wurden in einem Acker bei Eberſtadt in der Bergſtraße eine Menge römiſcher Silbermünzen von Antoninus (pius) und Maximinus gefunden. Das Gepräge iſt ausnehmend wohl erhalten.

.*. **D'Arlincourt's *Herbagère*.** — Die erſte Ausgabe der Herbagère vom Vicomte d'Arlincourt iſt am erſten Tage vergriffen worden. Eine zweite iſt bereits angekündigt.

.*. **Dr. Waagen über Kunſt in England.** — Mit Nächſtem erſcheint zu London in engliſcher Sprache „eine Reihe Briefe über Kunſt und Künſtler in England, nebſt eingeſtreuten Skizzen über Geſellſchaft und Sitten, geſchrieben während eines Aufenthaltes in England von Dr. Waagen, Direktor des königl. Muſeums zu Berlin."

.*. **Neue Eiſenbahnen in Frankreich.** — Der franzöſiſchen Deputirtenkammer ſind Entwürfe vorgelegt worden zu Eiſenbahnen von Paris nach Rouen, von Paris über Etampes nach Orleans und von Paris an die belgiſche Grenze; dann auch von Lyon nach Marſeille und von Thann nach Mühlhauſen.

.*. **Dampfböte zu Dresden.** — Die zu Dresden, nach dem Muſter der Seine-Dampfſchiffe gebauten Dampfböte für Reiſende werden wahrſcheinlich zu Ende künftigen Monats ihre Fahrt beginnen.

.*. **Türkiſcher Bilderhaß.** — Der Sultan hat, in Folge der Aufregung, welche die Aufſtellung ſeines Bildniſſes im Gerichtszimmer Arz Odaſſi veranlaßt hatte, daſſelbe wieder entfernen laſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 129. 1837.

Phönix.

Samstag, 3. Juni.

Volkslieder. *)

1. Däniſches Nationallied.

König Chriſtian ſtand am hohen Maſt
In Rauch und Dampf,
Sein Schwert, es hammert ſonder Raſt
Auf Gothen Helm und Hirn die Laſt;
Da ſank der Feinde ſtolzer Maſt
In Rauch und Dampf.
Flieh', rief der Feind, o flieh' wer kann
Wer ſteht denn Dänemarks Chriſtian
Im Kampf!

Niels Juul merkt auf des Sturmes Wuth;
Jetzt, jetzt iſt's Zeit!
Er hißt die Flagge, roth wie Blut,
Die Hiebe fallen dicht und gut;
Da riefen ſie in Sturmes Wuth:
„Nun iſt es Zeit!
Entflieht aus dieſem Höllenpfuhl,
Wer kann beſtehen Dänemarks Juul
Im Streit.“ —

O Nordſee, Weſſels Donnerbrut
Den Nebel theilt,
Da ſanken Helden in die Fluth;
Denn mit ihm kämpft des Todes Wuth,
Und laut Geſchrei des Nebels Brut
Vom Walle theilt;
Für Dänemark blitzet Tordenſkjold,
Wie es der Himmel hat gewollt. —
Enteilt!

Der Dänen Pfad zu Ruhm und Macht,
Schwarz-dunkle Fluth!
Nimm auf den Freund, der unverzagt
Gefahr begegnet, ſie verlacht,
So ſtolz wie du, trotz Sturmes Macht,
Schwarzdunkle Fluth!
Führ' ihn durch Sang und Klang hinab,
Durch Schlacht und Kampf, bis daß im Grab
Er ruht! —

2. Norwegiſches Nationallied.

Wohnt' ich auf dem hohen Fjeld,
Wo der Finne auf den Stier ob dem raſchen Rennthier fegt,
Wo der reine Brunnen quillt
Und das Berghuhn über Haiden fliegt,
Zaubre durch mein Lied ich gleich
Mir Verborgnes aus der Klippe Ritzen
Und bin froh damit und reich,
Wein und, was mir fehlt, kann ich beſitzen. —
Klippenſpitze, wo die Fichte ſprießt,
Froher Seelen freier Stätte iſt,
Und das Weltgetümmel nicht erreicht
Mehr mein Ohr, noch zu den Hohen ſteigt.

Wohnt' ich in dem grunen Thal,
Wo ein Flüßchen lieblich rinnt durch die reichen grunen Matten,
Wo die laubgeflochtne Hütte iſt mein Saal,
In der Erde Fruchten ſtets genug wir hatten;
Wo das Schaflein und das zarte Lamm
Sich ergötzen und der Ochſe weidet;
Lach' ich herzlich ob der Mode Kram
Und kein Reicher wird von mir beneidet.
In dem niedern friedensreichen Thal
Sah ich manchen fallen, doch in Ehren,
Auf dem Raſen ſitz' ich ſicher allzumal
Und der Freundſchaft will ich meinen Becher leeren. —

Wohnt' ich an dem nackten kahlen Strand
Auf dem Holm, an Eiern reich, mitten in den Wellen,
Wo die Vögel fliegend an dem Land
Heringen und Sprott und Stör' nachſtellen,
Zieh' ich dann mein Netz mir ſchwer herein,
Beutevoll, daß faſt der Kahn will ſinken,
Stellt Zufriedenheit bei mir ſich ein. —
Laßt Habgier'ge ſprechen nur und winken,

---

*) Aus dem zweiten Bande der „Halle der Völker“ von O. L. B. Wolff, welcher bei J. D. Sauerländer in Kurzem erſcheinen wird.

Ein Gewicht genuget fort und fort.
Fiſchchen ſchwimme! iſt das Looſungswort,
Darauf greif' ich nach dem Glas: es ſei
Glücklich lange noch die Fiſcherei!

Laßt uns ſingen Berg und Thal und Strand,
Gold vom Berg, Brod vom Thal, Fiſch vom Strande,
Waſſer gebt dem Narren voller Tand,
Aber Ihr füllt mir das Glas zum Rande. —
Norweg's Land iſt nimmer wüſt und öde,
Die Natur iſt ſelbſt der Luſt erſprießlich,
Sei, wer will, ein Türke, durſtig blöde,
Sitze dort verlaſſen und verdrießlich. —
Trinken wir auf Norweg's Glück und Ehre;
Singen von dem Berg, dem Thal, dem Strand,
Wünſchen daß ſich Aller Wohlſein mehre,
Denen lieb und theuer unſer Vaterland!

Ferdinand Raimund.

(Sämmtliche Werke 1ſter und 4ter Band. Wien 1837.
Rohrmann und Schweigerd).

Ferdinand Raimund war der Mann des Volkes und er verdiente dieſe Ehre; er gab dem Volke ein phantaſtiſches und doch getreues, ein ächt humoriſtiſches und darum ſelbſt bis in's karrikirte Detail noch poetiſches Panorama der innerſten Zuſtände, eine drollige Apotheoſe, er gab dem Volke, das er repräſentirte, immer, ſelbſt wenn er es mit luſtigen Geſtalten bekannt machte, etwas Poſitives, das nicht gerade auf flacher Hand lag, aber ſich entweder ohne lange Mühe verſtehen ließ oder direkt den moraliſchen Inſtinkt feſt anpackte und durch dieſen das tieferliegende Gefühl ſicher dirigirte. Der Fond ſeines dichteriſchen und mimiſchen Schaffens war der angeboren empfangene: Gemüth, ein Wort, welches von Geiſtesarmuth ſo häufig mißbraucht wird und deßhalb faſt in Mißkredit kam, — jener Fond der Raimund'ſchen Schöpfungen iſt rein nationelles, öſterreichiſches Element, es iſt der Grund der wohlthätigen, immer friſchbleibenden Poſitivität ſeines Humors und die erſte einfachſte und natürlichſte Vermittlung zu jener Liebe, welche er vom Volke als ſchönes Gegengeſchenk empfing, welche als rührende Treue noch über ſeinem Grabe ſchwebt.

Raimund's poetiſches Vermögen hing mit ſeinem mimiſchen ſo innig zuſammen, daß man, wenn man ſeine Mährchen, an denen man ſich bei der fünfzigſten Aufführung eben ſo ergötzt wie bei der erſten, gedruckt vor ſich ſieht, im Anfang den Eindruck wie von einem Herbarium hat, bis man ſich allmählich wieder völlig in die ganze Traum- und Zauberſphäre hineinverſetzt findet, die man ehemals oft durchwandert hat. Der eigenthümliche Reiz, den Raimund's phantaſtiſche Volkskomödien elektriſch ausſtrahlten, lag in der Perſönlichkeit des Dichters, der — wie geſagt — vom Schauſpieler durchaus nicht zu trennen war. Man mißverſtehe mich nicht, ich will dadurch den bleibenden poetiſchen Fond der Raimund'ſchen Zauberſpiele nicht verkleinern, nur auf eine Eigenthümlichkeit hinweiſen. Alles, was an ihnen innerlicher und äußerlicher Zauber war, iſt Raimund's geiſtiges Eigenthum geweſen, von Idee und Behandlung an bis zu den Motiven der Couplets, wozu er dem Kapellmeiſter ſeine muſikaliſchen Ideen vorſang, die im weiteſten Sinne des Wortes Volksgut geworden ſind, bis zu Dekorationen und Maſchinen, bis zum Einſtudiren jeder, auch der kleinſten Rolle. Nur durch dieſe unglaubliche, ihn aufreibende Geſammtthätigkeit Raimund's wurde es möglich, daß ſeine Stücke einen ſo vollſtändigen Totaleindruck bewirkten, daß die Aufführungen jene — ich möchte ſagen — plaſtiſche Feſtigkeit, Sicherheit und Unabweichlichkeit der alten Maskenkomödie boten, in deren Umfang es dann jedem darſtellenden Schauſpieler noch immer möglich wurde, ſeine Rolle oder ſein Röllchen ſo ſorgfältig und fleißig im Detail zu vollenden, daß auch in dieſer Beziehung dem Publikum ſtets ein neuer Reiz des Genuſſes übrig blieb.

Wenn man Raimund's großes Verdienſt um die Volksbühne mit Liebe anerkennt, darf man doch nicht ſo ungerecht ſein, die Verdienſte ſeiner Vorgänger zu vergeſſen. Sein poetiſches Talent hätte ſich, da ihn ſeine Erziehung das, was man claſſiſche Bildung nennt, nicht genießen ließ, vielleicht nie entwickelt, wenn ihn die alte Volkskomödie nicht zum Schauſpieler herangezogen hätte; denn ſeine dichteriſche Produktivität kam erſt durch ſeine mimiſche zur Entfaltung. Jene alte Komödie, in deren Darſtellungen Raimund in ſeiner früheren Epoche neben einem Ignaz Schuſter zum Liebling des Publikums werden konnte, war der ſichere reelle Grund und Boden, auf welchem ſeine geniale Phantaſtik gehen lernte. Dieſe köſtliche derbe Hausbackenheit der Bäuerle'ſchen, Meisl'ſchen, Gleich'ſchen Komödien, welche die humoriſtiſche, oft ariſtophaniſche Folie zur Iffland'ſchen Schule bildete, iſt es, deren Eindrücke ſich noch in den Nebenrollen der Raimund'ſchen Stücke finden, von denen auch das kleinſte mit ungemeiner Sicherheit durchgeführt iſt. Auch die Phantaſtik Raimund's hatte in der alten Komödie — und zwar um eine Epoche früher vor der Prädominanz der Natürlichkeit — ihr freilich nur plumpes Vorbild, — in den Perinet'ſchen mythologiſchen Traveſtieen, welche ſich bis zu Blumauer's Zeit hinauf nachweiſen laſſen, ſpätere Anregung mag der Einfluß der Pantomime mit allen italiäniſchen Masken, wie ſie noch heute im Leopoldſtädter Theater beſteht, und eine Entwicklung, Umgeſtaltung und höhere Potenzirung derſelben, zur Mährchen-Burleske (wie in Bäuerle's „Alnie," Meisl's „Geſpenſt auf der Baſtei") gegeben haben, — ſelbſt der von Raimund vorliebig und manchmal zum Nachtheil des Totaleindrucks angewandte Hebel der Allegorie findet ſich vor ihm auf der Wiener Volksbühne (wie z. B. im „Ydor, der Wanderer aus dem Waſſerreiche"). Ich habe hier die Einflüſſe der Schule angedeutet, die Raimund's dichteriſches Talent praktiſch durchmachte. Seine Originalität ließ ihn an keiner Richtung einſeitig haften bleiben und entwickelte ſich in raſchen Aufſchwüngen. Sein Humor war ſo poſitiv, daß er nicht anders konnte, als aus den vorhandenen Elementen ein Ganzes zu ſchaffen, und, — wo ſein Humor negativ wurde, war's — dem genialen Empiriker unbewußt — nur, um die Mängel zu paralyſiren, welche ſich vorfanden, und welche er gewiß ſchon bei der Conception vermieden hätte, wenn eine frühere höher wiſſenſchaftliche Durchbildung ſeine Anlagen geſtützt; daraus erklärt es ſich, — um nur ein Beiſpiel anzuführen, — weßhalb er das allegoriſche Gerüſt, (das er nicht verſtecken und nicht immer entbehren konnte, harmlos parodirt. Man hat dies Allegorienſpiel häufig getadelt, und mit vollem Recht, weil es ſtets nur von einer gewiſſen kindlichen Unbeholfenheit zu Hülfe genommen wird, und ſomit immer auf Anfänge hinweiſ't und darthut, daß ein Talent noch nicht zum vollen Bewußtſein der eigenen Kraft ſich entwickelt hat; im „Alpenkönig," im „Verſchwender" hat Raimund bewieſen, daß ſein Geiſt ſich allmählich über dieſe erſten Behelfe ſich zu erheben, ſich ſelbſt das Größere und Schwierigere zuzutrauen und die Mährchenpoeſie in ihrer urſprünglichen Reinheit, neben der ſchärfſten Individualiſirung der Realität als vollkommen genügend erfaſſen lernte.

Die Hauptſache iſt bei Raimund, — ungeachtet mancher Abſichtlichkeit in Bezug auf moraliſchen Effekt im Detail, — die reine Unmittelbarkeit ſeines ächtpoetiſchen Humors, welche tief eingegriffen hat und noch immer eingreift; nicht die Situationen allein, nicht die Intrigue allein, nicht die Entwicklung eines Hauptcharakters allein, nicht die ſprudelnde Kraft des Dialogs und des Witzes allein, — ſondern eben das harmoniſche Verſchmolzenſein aller in Volksthümlichkeit iſt's, was Raimund's glänzende Erfolge bewirkte und rechtfertigt.

Die Volksbühne iſt ſeither auf dem Punkte ſtehen geblieben, wo Raimund ſie verlaſſen hat. Eine Menge junger Leute in Wien haben ihm nachgetrachtet, keiner mit Erfolg; ſie laſen die Broſamen ſeiner reichen Erfindungen und Motive auf, und glaubten Alles gethan zu haben, wenn ſie an der Allegorie, — gerade dem Fehlerhaften der Raimund'ſchen Schöpfungen, — feſthielten. Neſtroy iſt zum materiellen Genre zurückgekehrt und hat, indem er davon bis in den Pfuhl hinabſtieg, die Volksbühne mehr oder minder zum Felde der Poſſenreißerei entwürdigt. So ſchlimm nun auch demnach im Augenblicke die Ausſichten ſtehen, ſo glaube ich doch nicht, daß die Geſchichte der Volksbühne mit Raimund's allzufrühem Tode geſchloſſen iſt. Raimund hat gezeigt, wohin man ſich wenden müſſe, wenn man das deutſche Luſtſpiel ſucht. Es wird nicht aus dem Salon, ſondern aus dem Volke hervortreten, nicht als ein klugthuendes, wohlerzogenes Kind der Berechnung oder der Theorie, nein, ein wildes Geſchöpf, das unſere Zuſtände, die wir bisher bei argantiſchen Lampen ſehen ließen, in phantaſtiſcher Beleuchtung ſieht und zeigt. So lange man aber nur die Logen ins Intereſſe zieht, wird man das Schauſpiel überhaupt entbehren können, weil alles, was dafür ausgegeben wird, zu Hauſe noch beſſer anzutreffen iſt. —

Die Herausgabe der Raimund'ſchen Werke wird von Joh. N. Vogl beſorgt. Die beiden erſten Bände, welche bis jetzt erſchienen ſind, enthalten den „Diamant des Geiſterköniges," den „Alpenkönig und Menſchenfeind," „Moiſaſur's Zauberfluch" und den „Bauer als Millionär." Das erſte, zweite und vierte dieſer Mährchen ſind durch Aufführungen auf faſt allen deutſchen Bühnen bekannt, weniger das dritte, welches gleichwohl eine Menge poetiſcher Schönheiten enthält, und das Schickſal, nicht ebenſo populär geworden zu ſein, nur dadurch fand, daß einerſeits ein das Gemüth anregender humoriſtiſcher Hauptcharakter fehlt (denn der Bauer Gluthahn iſt ein humoriſtiſcher Böſewicht), und daß anderſeits der Reiz des Mährchens durch einzelne Situationen und Tiraden geſchwächt wird, welche als ſchwülſtige Auswüchſe getadelt werden müſſen. Das Verdienſt des Herausgebers iſt ſehr gering. Für's Erſte vermißt man in der Einleitung biographiſche Notizen, welche allen Freunden des unvergeßlichen Volksdichters wünſchenswerth ſein mußten, und eine tiefergehende Charakteriſtik des poetiſchen Charakters; dann hätte Vogl, ohne die Eigenthümlichkeit der Raimund'ſchen Schöpfungen zu beeinträchtigen, manchen im Leſen ganz indifferenten Provinzialismus, gegen die gleichbedeutende ſchriftdeutſche Wendungen eintauſchen können, ſo z. B. die provinzialiſtiſchen Wortzuſammenziehungen und dgl., wodurch außer-öſterreichiſche, hauptſächlich norddeutſche Leſer den genialen Dichter in falſchem Lichte kennen lernen und Manches ſogar völlig falſch verſtehen können. Druck und Papier ſind elegant.

Schiller's Gedächtnißfeier.

Vor Kurzem fand zu Bauerbach bei Meiningen eine Gedächtnißfeier zu Ehren Schiller's ſtatt. Das Stübchen in dem von Wolzogen'ſchen Herrenhauſe, wo Schiller ſein Aſyl 17$^{82}/_{83}$ fand, war nebſt der größeren Stube von den Schulkindern des Orts freundlich mit Kränzen ausgeſchmückt; Schiller's Büſte mit einem Lorbeerkranze war aufgeſtellt, und ſeine Werke in einem Bande lagen davor; es hatte ſich in dem engen Raume eine zahlreiche Geſellſchaft aus der Umgegend eingefunden. Nach der Abſingung des Liedes: „Das Mädchen aus der Fremde," durch die Schulkinder des Ortes, trug der erſte Lehrer der Töchterſchule zu Meiningen, Bardorf, Schiller's Gedicht: „Der Flüchtling" (1782) vor, worauf der Bibliothekar Bechſtein einen poetiſchen Vortrag hielt. Hierauf ſprach ſich Prof. Dr. Ihling noch näher über die Bedeutung der Feier aus, ſuchte dieſe namentlich den Kindern einzuprägen, von denen vier der dürftigſten durch den Ertrag einer Sammlung neu gekleidet werden konnten, und theilte ein Gedicht des als Sprachforſcher bekannten Bibliothekars Hofrath Reinwald, Schiller's Schwager, mit, das jener an Schiller während ſeines Aufenthaltes zu Bauerbach richtete, und worin er ihn ermahnt, auf dem betretenen Pfade fortzuwandeln. Mit Schiller's Porträt und einem Kranze zogen dann die Kinder in die Schule, und hingen beides dort zum Andenken des Tages und der einfachen ländlichen Feier auf. — Das Stübchen, in welchem Schiller zu Bauerbach lebte, kann man nicht ohne Rührung betreten; es mißt 13 Fuß in's Quadrat, hat zwei niedere Fenſter mit der Ausſicht auf eine Dungerſtätte und einiger Häuſer des Dorfes. Daneben ſind zwei Bretterverſchläge mit Thüren; ein alter einfacher mangelhafter und leerer Glasſchrank nahm vielleicht die Bücher auf, die zum Behufe der geſchichtlichen Vorſtudien zum Don Carlos der Freund dem Dichter aus der nahen Stadt ſandte; ein kleiner Kanonenofen mit meſſing-dekorirten urnenförmigem Aufſatz ziert noch das Zimmerchen, nicht minder zwei alte Familienbilder. Ein kleiner Tiſch voll ſtarker Tintenflecken, der noch in dem Stübchen ſteht, läßt den Gedanken aufkommen, daß an ihm „Fiesko“ verbeſſert, „Cabale und Liebe“ geſchrieben, „Don Carlos“ entworfen worden ſei. —

An Friedrich Schiller,

bei ſeinem ländlichen Aufenthalt in meiner Gegend. 1783.

Freund! Hier getrennt von Welt und Wonne,
Von Waldgebirgen rings umthürmt;
Erheiternd wie die Frühlingsſonne,
Indeß in die Begeiſtrung ſtürmt:

Laß dich vom höchſten Ideale
Der Kunſt, von ihrem Schöpferthron,
Apoll in dieſem Hirtenthale!
Herab zu meiner Leyer Ton.

Verſchmähe nicht die fromme Bitte,
Der Sorge deines Ruhms geweiht:
Verlaß die Bahn*) mit keinem Schritte,
Die du begannſt zur Ewigkeit;

Die Bahn, auf die ein Gott dich leitet,
Melpomenens verwachſ'nen Pfad,
Ihr Feld, vom Britten neu bereitet,
Beſä' mit edler deutſcher Saat!

Doch gleite mir zu raſchem Witze
Nicht in des Zitterzweiflers Nacht,
Sei Tugendlehrer, ſei die Stütze
Der Wahrheit, die uns glücklich macht.

Erſchüttre, wie Cheruſker Tannen,
Wie Zedern auf dem Libanon
Der Odem Gottes, die Tyrannen
Und ihre Starken um den Thron,

Der Menſchheit Schlangen, Drachen, Molche,
Den Geiſterpöbel, der uns drängt: —
Denn deine Worte ſind wie Dolche,
Wie Feuer, das den Marmor ſprengt.

Zeig' oft in grauenvoller Blöße
Das Laſter, das durch Schminke ſiegt,
Und wie ſich ſtille Seelengröße
In's eiſerne Verhängniß ſchmiegt. —

Und wenn von deinen Donnertönen
Das Herz in ſich zuſammenſchrickt,
Laß auch vom Balſam ſüßer Thränen
Das blutende nicht unerquickt!

Könnt' ich die langen Dank erſtatten
Für deiner Schöpfungen Genuß!
Allein mir winkt das Reich der Schatten,
Mir nahe rauſcht des Hades Fluß.

Dort will ich die verwandten Seelen —
Kein Tauſendjahr ſchwächt ihren Glanz —
Von deines Liedes Kraft erzählen;
Dort wartet dein der Sternenkranz.

W. F. H. Reinwald.

Zu Schiller's Gedächtnißfeier in Bauerbach;

im Mai 1837.

Gedichtet und geſprochen von Ludwig Bechſtein.

„Morgen, ach du rötheſt
Eine Todesflur;
Ach und du, o Abendroth, umflöreſt
Meinen langen Schlummer nur.“
So klang, ſo klagte jenes Sängers Lied,
Der als ein Flüchtling dieſes Haus betrat,
Und längſt ſchon ſchlummert — in der Fürſtengruft;
Wir denken hier mit ſtiller Wehmuth ſein.
Vorüber geht dem Blick ſein reiches Leben,
An Thaten reich des ſchaffenden Genies,
An Mammon nicht und Sinnenfreuden; Schiller
Trug eine Welt in ſich, und gab der Mitwelt,
Der ſtaunenden, freigebig wie ein Gott
Von ſeinem Ueberfluß; hochherrliche
Geſtalten und Gebilde rief ſein Wink
In's Daſein, die wir mit Bewundrung ſchaun. —
Ich bin zu ſchwach, Lobredner ihm zu ſein;
Und nicht bedarf's des Worts, des preiſenden,
Wenn eine Nation entſchieden hat
Und über's Grab den Lorbeer Ihm gereicht.
Doch reden dürfen Dankbarkeit und Liebe,
Und ſich an eines Sängers Bild erfreun,
Der in der Glorie der Unſterblichkeit,
In ſeiner Mannheit Vollkraft vor uns tritt.
Wir ſind ja Deutſche, und der Deutſche denkt
Mit hoher Ehrfurcht ſeiner großen Todten,
Und unſer Schiller war ein deutſcher Dichter
Im edelſten, im höchſten Sinn des Worts.
Kühn war und ſtark ſein Geiſt; den Feſſelzwang,
Den unerträglichen, zerriß der Leu
Und nannte Freiheit ſeinen Genius.
Und Freiheit hat zur Schönheit ihn geführt,
Sanft zügelnd wilden Drang; er kräftigte
Am Ideale ſeine ſchöne Seele;
Gemeines war ihm und Unwürd'ges fremd,
In ſeiner Hand verklärte ſich der Stoff,
Und aus der Aſche ſtieg verjüngt die Blüthe.
Das machte ihm die Herzen all' geneigt,
Die fühlenden, die reinen — manches fand
In Schiller's Dichtungen die Himmelsleiter
Zu den Gefilden einer beſſern Welt,
Zum Reich der Ideale, wenn ſie rauh
Die Wirklichkeit dem Suchenden verſchloß.
So lebte, wirkte Schiller, ſo errang er
Siegfröhlich das Heroenthum Apoll's.
So lebt und wirkt er fort; ſein Name ward
Zum Talisman der deutſchen Nation.
Die Werke der Unſterblichkeit, von ihm
Als Saat geſäet in der Zeiten Furche,
Sind aufgeſproßt zu Halmen, Blüthen, Früchten,
Und wir, die Jüngern, lernten gern von ihm.
Nur die befangen Stehenbleibenden
Ergoſſen ſtets in eine Klage ſich:
„Weil Schiller ſtarb, weil Göthe von uns ſchied,
Sei nun die Kunſt verwais't, die Poeſie
Ein öder Tempel, ein verlaßnes Haus,
Und Deutſchland habe keinen Dichter mehr.“
Das ruf' ich tröſtend zu den Klagenden:
„Wenn ihr um die Poeten weint, die ſtarben,
So nenn' ich euern Schmerz gerecht; nur ſagt nicht
Zugleich, geſtorben ſei die Poeſie.
Noch grünt und blüht der deutſchen Lyrik Baum;
Ein neues, ein gewalt'ges Streben regt
Friſchkräft'ge Schwingen, zu den Ruhenden
Im Lorbeerſchatten treten ſangesfroh
Kühn ringende Kohorten, und es rauſcht
Der deutſche Liederwald im Süd und Nord,
Im Oſt und Weſt ſo melodienvoll,
Wie kaum in der Heroenzeit; dem Drama,
Das lange lag verwais't, der Meiſter harrend,
Scheint eine ſchöne Aera aufzuglühn,
Wenn ſich der Oper Prachtſchwall überlebt,
Und die urheilige Muſik einſt wieder
Die Herzen rührt, erhebt, nicht übertäubt.“
Ich ſehe kommen dieſe beſſ're Zeit,
Die Kunſt tritt wieder in ihr altes Recht,
Und würd'ge Prieſter dienen ihr die Künſtler.
Dann ſchwebe dein verklärter Genius,
O Friedrich Schiller, ob dem Vaterland,
Dann ſage dein gedankenvoller Blick,
Der ſinnend freundliche, daß wir noch werth
An deinen ew'gen Werken uns zu freun,
Und zu erheben uns auf deinen Flügeln!
Und Denkſpruch laß uns deinen Ausſpruch ſein:
Daß, wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, wie du, für alle Zeiten lebte.

Notizen.

⁂ Talma's Statue von David wird in der Vorhalle des Théâtre français aufgeſtellt.

⁂ In Paris hat man Korbſchirme erfunden.

---

*) Schiller hatte damals, indem er den Plan zu ſeinem Don Carlos entwarf und mehrere Scenen daran ausarbeitete, während ſeines Studiums der ihnen unterliegenden Geſchichte, den Gedanken, ſich vorzüglich oder ganz dem hiſtoriſchen Fache zu widmen. Anmerk. Reinwald's.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 130. 1837.

Phönix.

Montag, 5. Juni.

Das Penitentiarium in Genf.

(Fortſetzung).

Wenn auch die Penitentiareinrichtung von ganz Frankreich 30 bis 40 Millionen Franks koſten würde, ſo würde dies erſte Kapital jedoch durch die in den verſchiedenen Anſtalten angeregte Thätigkeit leicht bedeutende Zinſen tragen können. Die Regierungen aber ſcheuen ſich vor den Einrichtungsausgaben und laſſen deßhalb die moraliſche Wirkung, ſowie ſelbſt den erreichbaren Fabrikationsnutzen, zu welchem ein ſo vielfache Ausflußkanäle darbietendes Land, wie Frankreich, vorzüglich geignet iſt, ganz außer Anzen. Wenn die Penitentiarſträflinge Moraliſchkranke in moraliſchen Lazarethen ſind, ſo iſt deren Heilung in großen Anſtalten eben ſo wenig erzielbar, wie die der Körperlichkranken in den großen Hospitälern.

Je mehr kleine Krankenanſtalten angelegt werden, deſto leichter iſt die Pflege, deſto eher wird die aufmerkſame Sorge möglich, deſto ſeltener wird die Unaufmerkſamkeit und Oberflächlichkeit der Ärzte und Krankenwärter ſein.

So wie jede Lokalität ſich für ihre Phyſiſchkranken intereſſiren muß oder müßte, alſo ſollte es auch für die Moraliſchleidenden ſein.

Menſchenfreunde mit wahrhaft humanen, religiös-aufgeklärten Anſichten, voll Pietät und tiefgewurzelter Geduld, müßten ſich dieſen edlen Zwecken weihen, einer Aufgabe, die bei der geſellſchaftlichen Zerriſſenheit Frankreichs, bei der gänzlich mangelnden religiöſen Grundlage in der Volksbildung, ferner bei dem Zuſammenſtoßen neuer, aber noch nicht gereifter Anſichten, um ſo ſchwieriger wird, da auch in kleinen Lokalitäten, wie Genf, Bern und Lauſanne, ja ſelbſt in London die Penitentiaranſtalten nur dann mit Erfolg beſtehen können, wenn die bei denſelben Angeſtellten neben einer angenehmen Stellung eine Art moraliſche Sendung, einen heiligen Beruf fühlen und ein ſtets im Auge behaltendes Ziel verfolgen. So z. B. iſt der Andrang zu den Stellen im Genfer Penitentiarium der Art, daß wenn eine derſelben frei iſt, ſogleich 10 bis 12 Bittſteller da ſind und die Verwaltung unter dieſen die Beſten wählen kann, welches ſich eben dadurch erklärt, daß die Anſtalt ſelbſt in der öffentlichen Meinung in großer Achtung ſteht.

Das Genfer Gefängniß liegt in der Baſtion von Heiſſen. Eine hübſche Pförtnerin öffnet die erſte hölzerne Pforte, welche in einen gartenartig geordneten Baſtionsraum führt, in deſſen Mitte eine halbkreisförmige hohe Mauer den Hofraum und die Zellen der Gefangenen umgibt. Unten liegt der See mit ſeinen üppigen Uferreizen, auf den erhabenen Baſtionstheilen ſind Bänke von Raſen, üppiges Gras, Bäume und Blumenbeete. Bei dem jährlichen Schifferſtechen gewahrt man von hier aus am beſten das bunte Gewimmel von Kähnen und Flaggen auf der Spiegelebene. Auf jener Baſtionsbank ergehen ſich oft in Abendſtunden ſchöne Frauen und glückliche, häusliche Familien, welche in die Alpenlandſchaft blicken und vergeſſen, daß in ihrem Rücken Riegeln und Mauern, einſame Zellen und dunkle Kerker: les cellules ténébreuses dans la tour maitresse liegen. Die nach der Seeſeite zu liegende Eingangsthür führt in ein Schließervestibul, ſodann durch eine Gitterthür in den innern Hausraum, von wo aus man in das Direktionszimmer gelangt, wo mehrere kleine mit einem Schieber verſehene Gitterlöcher dem Direktor und ſeinen Aufſehern jeden Augenblick die Einſicht in ſämmtliche Werkſtätten, ſo wie in den Hofraum der Gefangenen geſtatten, ſo daß dieſe fortwährend ſowohl in ihrer Arbeit, als in ihren Geberden und Alles bis zur Aufſicht der in den Werkſtätten angeſtellten Werkmeiſter controllirt werden können, ohne daß der Gefangene dieſe Aufſicht bemerkt und ein fremdes Auge wahrnehmen kann.

In den Werkſtätten werden die Gefangenen zu verſchiedenen Arbeiten angehalten. Diejenigen unter ihnen, welche kein Handwerk erlernt haben, werden anfangs zu rein mechaniſchen, ſpäter zu ſolchen Arbeiten, welche ſie erlernen ſollen, angehalten. Das Wollkratzen und ähnliche Beſchäftigungen, wobei der Staub den Gefangenen auf die Bruſt fiel, iſt in letzter Zeit verboten worden, nur wäre noch zu wünſchen, daß eine Arbeit gefunden würde,*) welche daß Blut mehr in Umlauf ſetze, eine lebhaftere Arbeit nämlich, da die immer ſitzend verrichtete ſchwächt und auf die Dauer den Körper, vielleicht auch das Gemüth angreift. Die Hauptſchwierigkeit bei der Gefangnenbeſchäftigung bleibt jedoch immer, die Penalität ſo anzuwenden, daß ſie der Geſundheit der Gefangenen nicht ſchade. (F. f.)

Das Erbſchiff.

(Fortſetzung).

„Nein, Liddy,“ begann Andreas feſt, „ich weiß nichts von ſeinem Thun, nichts, als was er mir ſelbſt anvertraute, das ſchwöre ich dir bei meiner ewigen Seligkeit.“

„Ich baue auf deinen Schwur wie auf deine Liebe; mein Herz dürfte ja nichts von dir wiſſen, wenn ich dir nicht glaubte, und ich liebe dich doch ewig, unausſprechlich. Aber mein Vater, mein unglücklicher, verlorner Vater! Wer wird ihn retten, damit er nicht zeitlich und ewig verloren gehe?“

„Vertraue der Barmherzigkeit des Himmels?“ tröſtete Andreas.

„Soll der Himmel vergeben ohne Sühnopfer?“ fuhr Liddy fort. „Er will nicht bloß, daß wir unſere Sünden bereuen ſollen, wir ſollen ſie auch gut machen, ſoviel in unſern Kräften ſteht.“

„Was verlangſt du denn von deinem Vater?“ forſchte Andreas.

„Von ihm nichts,“ entgegnete Liddy; „ſeine Lebenskraft iſt gebrochen, er vermag nichts mehr. Wir müſſen für ihn handeln, ihn entſühnen, ſeine Seele retten.“

„Und wie ſoll das geſchehen?“

„Noch weiß ich es nicht; aber ich will mich am Altar der Jungfrau im Gebet niederwerfen und ſie wird es mir ſagen. Andreas, du haſt mir geſagt, daß du mich liebſt, du haſt es mir wiederholt und mit einem heiligen Schwur betheuert, ſage es mir jetzt noch einmal.“

Andreas ſchwur bei Allem, was ihm im Himmel und auf Erden theuer ſei.

„Wohlan denn,“ ſprach das Mädchen, „bei dieſer meiner Liebe fordre ich dich auf, mir zu meinem guten Werke behülflich zu ſein. — Daß du mir helfen willſt, meinen Vater mit Gott zu verſöhnen, und ſeine unſterbliche Seele zu retten, darauf gib mir dein heiliges Wort.“

Andreas reichte ihr ſeine Rechte und bekräftigte den Handſchlag mit einem Eide. Sie empfing den Schwur und ſank in ſeine Arme: „Ich danke dir, mein Inniggeliebter! Meine unendliche Liebe ſoll dich belohnen und dich beglücken, ſo ſehr ſie es vermag. Fordre mich auf, zu welcher Stunde du willſt, und du ſollſt mich bereit finden, dir zum Altare zu folgen; ich will dich als dein treues Weib begleiten, wohin du gehſt, und jeden Kampf, jede Gefahr des Lebens mit dir theilen! Jetzt, nach dieſem heiligen und unwiderruflichen Gelübde, das uns für immer aneinander kettet, verlaſſe ich dich; am Altar der gebenedeiten Jungfrau will ich niederknieen, ſie wird mir gnädig ſein und mir ſagen, was wir thun ſollen, um für uns Alle den Frieden unſerer Seele wieder zu gewinnen.“

Sie ging, und Andreas blieb mit ſeinen Gedanken allein. Nach einer Stunde kehrte das Mädchen ſeiner Liebe wieder; ſie flog auf den Geliebten zu, und mit dem Ausrufe „Gott iſt mit uns! Seine unendliche Liebe hat ſich mir geoffenbart!“ umarmte ſie den ſtaunenden Seemann mit voller Inbrunſt.

---

*) Die Eiſen und Ketten ſind in dem Genfer Penitentiarium natürlich als permanente Strafe abgeſchafft und erſcheinen nur in den ſeltenen Fällen als Strafe von Vergehen, welche die Sicherheit des Gefängniſſes gefährden.

In den engliſchen Penitentiarien wird den Gefangenen zur Beſchäftigung die tread-mill, moulin de discipline, Tretmühle, gegeben. Im Jahre 1830 wurde dieſe Arbeit in 24 Gefängniſſen eingeführt, obgleich ſie ſchon ſeit 4 Jahren erfunden worden war. Howard empfiehlt dieſes Mittel beſonders. Cold Bath (400 Gefangene), Brixton bei London, Bury-Sanct Edmond in der Grafſchaft Suffolk beſitzen dieſe Mühlen ſeit 11 Jahren. Die erſte beſteht ſeit 1819. Die tread-mill ſind einer chineſiſchen Einrichtung nachgemacht. 15 bis 20 Menſchen ſtehen auf einer Parallellinie, ſie halten ſich mit beiden Händen an einer hölzernen Stange und ſetzen abwechſelnd ihre Füße auf ein Rad, welches ſie durch das Gewicht ihres Körpers bewegen, d. h. ſie machen eine aufſteigende Bewegung, obgleich ſie immer in derſelben Stellung bleiben. Jeder Gefangene macht alſo ungefähr 50 Schritte in der Minute, obgleich verſchiedene Grade der Schnelligkeit Statt finden. Die Bewegung iſt ſehr ermüdend, ſo daß ſie nur ¼ Stunde dauert, ſodann 5 bis 8 Minuten Ruhe läßt und alſo vom Morgen zum Abend fortdauert, was einem Marſch von 10 bis 12,000 Schritt täglich gleich kommt.

Die Vortheile dieſes Mühlentrittes ſind 1) die Einfachheit, 2) die Unſchädlichkeit für die Geſundheit, welches durch mannichfache Erfahrungen bewieſen worden iſt. Die Arbeit iſt jedoch eine erniedrigende, ſclaviſche, ſie hat die Einbildungskraft der Volksklaſſen in vielen Theilen England's ſo erſchreckt, daß in den Shires, wo dieſe Mühlen eingerichtet worden ſind, ſie Verbrechen durch den Schrecken allein verhinderten. Bei andern Arbeiten findet man oft Unordnungen, mühſame Aufſicht der Wärter, böſen Willen, Zeitverluſt und Unbeholfenheit der Gefangenen. Es würde hier zu weit führen, alle für und gegen die tread-mills verlautbarten Gründe anzuführen. Jede Maſchine koſtet für ein Individuum 15 bis 20 Pfund Sterling. Lange fortgeſetzt hat dieſe Art mechaniſcher Arbeit den Fehler, den Gefangenen die Gewandtheit und Leichtigkeit der Hände zu rauben und zu anderer Arbeit unfähig zu machen. Junge Leute werden dabei vorzüglich abgeſtumpft und beinahe idiotiſirt.

Der Verfaſſer.

Da trat der Sklavenhändler aus dem Gebüſche hervor, nahte ſich den Liebenden und ſagte: „Wer mir noch vor Kurzem geſagt hätte, daß ich ruhig daſtehen würde, wenn ein mittelloſer Abentheurer die einzige Tochter des reichen Saunders umarmte, den hätte ich mit dieſen meinen Händen zerriſſen. Aber jener reiche Sklavenhändler liegt auf dem Boden des Meeres, und vor euch ſteht ein alter kranker Mann, der nur einen Reichthum von Gewiſſensbiſſen hat. Nimm ſie hin, Andreas Schauer, nimm ſie hin, mein Alles, meinen Troſt und meine Freude, und mache ſie ſo glücklich als ſie es verdient. Verdrängt mich nur nicht aus eurer Nähe, damit ich ſie täglich ſehen und ſie ſegnen kann. Ach, Liddy, ich wollte dich mit den reichſten Demanten ſchmücken und eine Grafen- oder Herzogskrone auf deinem Haupte ſehen, und nun gehſt du mit einem Bettler zum Altare.“

„Ja, mein Vater!“ entgegnete das Mädchen, und eine heilige Gluth leuchtete auf ihren Wangen, „ich gehe dieſen Gang mit einem Bettler, aber gewiß freudigeren Herzens, als mit dem Sohne eines Königs, den ich nicht ſo hätte lieben können, wie ich dieſen Mann liebe. Mit ihm will ich den Gang, auf welchem ich das Glück meines Lebens zu finden hoffe, mit inniger Sehnſucht antreten, aber nicht eher, als bis ich weiß, wie ich die ſchwere Sünde, die Euch zu Boden drückt, von Eurem Herzen nehme. Ich will Euer unſterbliches Theil retten, mein Vater, und die ewige Gnade und Barmherzigkeit wird mir dazu behülflich ſein.“

„Mein Kind, mein liebes Kind!“ jammerte der Vater, und warf ſich an die Bruſt der Tochter, „mit welcher Fluth willſt du die Gluthen löſchen, die in meiner Bruſt brennen? Mit welchem Bannfluch den Geier verjagen, der mit gefräßiger Gier an meinem Herzen nagt? Ich habe das Erdenglück von Tauſenden mit frevelnder Hand und kaltem höhniſchen Lächeln zernichtet und ſie in eine irdiſche Hölle geſtoßen, aus welcher ſie nur der Tod befreit, wie kann ich auf Gnade und Barmherzigkeit hoffen?

„Der Herr iſt in den Schwachen mächtig, und dem Geringſten ſeiner Diener hat er ſich offenbart in ſeiner Herrlichkeit!“ ſprach Liddy ſanft aber feſt. „Ich habe im Staube vor dem Altare der heiligen Jungfrau gelegen, und habe unter heißen Thränen und inbrünſtigem Gebet ihr meine Bitte zugerufen; ſie iſt gnädig und barmherzig, und hat einen Lichtſtrahl in meine Seele fallen laſſen, der die Bahn erleuchtete, die wir fortan wandeln ſollen. Sprich, mein Vater! Fühlſt du dich ſtark genug, von mir und Andreas unterſtützt, jetzt gleich eine Wanderung nach dem vor uns liegenden ſteilen und faſt unzugänglichen Gebirge zu unternehmen?“

(Fortſetzung folgt).

The wrackers daughter,

Drama in 5 Akten von James Sheridan Knowles.

(London, Edward Moxon, Dover-street. 1837).

Des „Strandräubers Tochter“ verdankt, wie ſich aus der Vorrede ergibt, ihr Daſein einer Wette zwiſchen Stephen Price und deſſen Freunde James Knowles, einem als Bühnenſchriftſteller und Schauſpieler gleich beliebten Manne, der im Queen's-theatre ſpielt, aber ſeine Sachen mehrentheils auf andern Bühnen, obengenanntes in Drurylane, ſpielen läßt. Knowles ſollte in beſtimmter Zeit über ein gegebenes Süjet ein Drama componiren, ſein Sohn das Süjet geben. Es iſt folgendes, aus einer Zeitſchrift vom April 1836 genommen und dort „Crazy kate“ betitelt: Am 30. April ſtrandete ein Schiff, William and Mary genannt, an der Küſte von Cornwallis. Ein Streit entſpann ſich unter zwei Bewohnern, die das Strandrecht übten, über einige Planken des geſtrandeten Schiffes. Der eine, Norris, zog ſein Meſſer und erſtach den andern. Die Tochter des Ermordeten hatte der That zugeſehn und war der einzige Zeuge, doch ob der gräßlichen Scene ihres Verſtandes beraubt, ward ihr Zeugniß verworfen und Norris freigeſprochen. Drei Jahre ſpäter indeſſen wurde Norris in Folge eines neuen Verbrechens auf ſieben Jahre deportirt. — Zehn Jahre verfließen und wieder ſtrandet ein Schiff an der Küſte von Cornwallis. Ein Leichnam wird an's Ufer getrieben, der in die Hände des ſchwarzen Norris, eines Sohnes des Deportirten, fällt. Der Strandräuber durchſucht die Taſchen des Todtgeglaubten und findet Gold und Juwelen — jetzt ſchlägt der Geſcheiterte die Augen auf, der ſchwarze Norris, um ſich den Beſitz der gefundenen Schätze zu ſichern, tödtet ihn mit dem ſtumpfen Ende der Axt. Andere Strandbewohner, die nur geſehn, daß der ſchwarze Norris den Todten plünderte, erkennen in dieſem den alten Norris, den Vater des Schwarzen, und bringen ihn in die Hütte deſſelben. Der Mord kömmt jetzt an's Licht und der Thäter wird in Ketten an Galgen gehängt. — Außer dem Charakter von Käthe iſt nichts Dramatiſches in der Erzählung, Knowles fühlte das, er wollte nach den beiden erſten Scenen ſein Werk aufgeben, doch nahm er es auf Zureden wieder auf und darin, wie er es gelöſ't, zeigt ſich Takt und Talent. Die närriſche Käthe hat einer wohlerzogenen Mariane Platz gemacht, die die Tochter eines gewiſſen Robert iſt. Der ſchwarze Norris, deſſen Vater deportirt iſt, liebt Mariane, die ihm jedoch Eduard, einen jungen Kauf- und Seemann, vorzieht. In der Abweſenheit des letztern erhebt ſich ein Sturm, und Robert, der, wie der ſchwarze Norris, Strandräuber iſt, geht an die Küſte. Auf eine Weiſe, die ich gleich berichten werde, geſchieht es, daß Norris mit Robert's Meſſer einen an's Land geworfenen, noch lebenden Mann, der hier wie dort Norris Vater iſt, erſticht, daß Mariane dies aus der Ferne ſieht und Norris für ihren Vater hält, und ihr

Vater von andern Wrackers überraſcht wird, wie er den Geſtrandeten plündert. Robert wird ergriffen, vor's Gericht geſtellt, ſeine eigene Tochter zeugt gegen ihn. Sie beſucht ihn darauf im Kerker, er ſtößt ſie zurück; darob in Verzweiflung und Wahnſinn trifft ſie auf den ſchwarzen Norris, der ſich erbietet, ihren Vater zu retten, wenn ſie ihm ihre Hand gibt. Sie verſpricht es und Norris rettet ihren Vater. Als ſie zur Kirche gehn, kommt Eduard, den Mariane in Folge eines von Norris verbreiteten Gerüchtes für todt hielt, zurück und mit ihm ein Mitſchuldiger von Norris, ſein Vertrauter, Wolf, dem jener Geld gegeben, damit er das Land verlaſſe; aber von Gewiſſensbiſſen gefoltert, kehrt er um und entdeckt Alles, ſo daß Norris zur Strafe gezogen und die Liebenden vereinigt werden. — So unwahrſcheinlich die Begebenheiten auf den erſten Anblick, ſo ſind ſie doch im Stücke gut motivirt, ſelbſt die Verurtheilung und nachherige Freiſprechung des Robert erklärt ſich aus dem engliſchen Gerichtsgebrauch. Der Angeklagte wird zuerſt vor die große Jury gebracht (aus 23—24 Beiſitzern beſtehend), die da erklärt, ob Inculpat in den Anklageſtand verſetzt und eingekerkert werden ſolle; erſt dann, wenn er „committed," wird er vor die kleine Jury (aus 12 Beiſitzern) geſtellt, die über Schuld und Unſchuld, Leben und Tod entſcheidet. Die große Jury iſt nur eine Garantie für die perſönliche Freiheit, der Arreſt, den ſie verhängt, iſt nicht ſowohl Unterſuchungs-, als Sicherheitsarreſt. — Die Art, wie Norris den Robert vor der kleinen Jury herauslügt, iſt im Stücke angedeutet, in einem Monolog des fünften Aktes: „Er (Robert) iſt frei. Tüchtiges Schwören öffnete ſeine Kerker. Sie drohten mir mit ſeinem Platze, aber ich entrann mit gutem Läugnen und Schmälen — und Mariane iſt mein."

Das Hauptverdienſt des Drama's beſteht in der Verwicklung, die recht gut eingeleitet und zugleich dem Stücke eine Idee unterlegt: die Verurtheilung des Strandrechts. Robert war verheirathet mit einer Frau aus den gebildeten Ständen, deren Vater herabgekommen war und in Robert's Hütte ſtarb. Nach dem Tode heirathet der Wirth die zurückgelaſſene Tochter des Gaſtes, die ihn von der Ausübung des Strandrechts abbrachte. Doch eines Tags, als ſich bei einem Hochzeitsfeſte ein gräßlicher Sturm erhob, denkt der Gatte, der von Wein erhitzt iſt, an ſeine alte Gewohnheit, er geht mit andern Wrackers, ſeine Frau eilt ihm nach, fällt aber in dem Sturm und Regen ohnmächtig nieder, wird nach Hauſe auf's Lager geführt, das ſie nicht wieder verläßt. Mariane, ihre Tochter, welche eine gute Erziehung genoſſen, theilt die Anſichten derſelben in Betreff des Strandrechts, dem ſich ihr Vater wieder ergeben. In dem Sturme, der der Hauptgegenſtand des erſten Akts, will Robert mit Axt, Hacken, Stricken u. ſ. w. ausgehn, Mariane aber ihn zurückhalten; dies eine der ſchönſten Stellen des Stücks und eine eindringliche Rede gegen das barbariſche Strandrecht.

Im zweiten Akt vermißt Mariane den Vater, der heimlich ſich fortgeſchlichen. Sie eilt an den Strand und ſieht, wie ihr Vater einen an's Land gezogenen Leichnam (Norris Vater) durchſucht. Robert hält die Tochter für den Geiſt ſeiner geſchiedenen Frau, er kniet nieder — das Mißverſtändniß löſt ſich und Robert erklärt ſich bereit, nach Hauſe zu gehn, doch will er noch ſein zurückgelaſſenes Geräthe holen. Mariane weilt in der Nähe. Während die Scene ſo leer iſt, kommen Wolf und Norris, dieſer hat das Meſſer von Norris gefunden und ſtößt es in die Bruſt des ſich eben regenden Körpers — er erblickt Mariane, die in Ohnmacht ſinkt, und entflieht. Robert kehrt mit dem Geräthe vom Strande zurück, ſieht weder Tochter noch das Meſſer in der Bruſt des Gemordeten, durchſucht ſchnell deſſen Taſchen, wird aber während deſſen von Andern bemerkt und verhaftet. Damit ſchließt der zweite Akt. — Vom dritten an ändert ſich das Motiv, dem Strandrechte macht die Liebe des Vaters zur Tochter, wie dieſer zu jenem Platz. Robert wird in einer Hütte bewacht, Norris hat ihn zu bewachen, er hülft ihm zur Flucht. Robert geht, aber die Liebe zu ſeiner Tochter überwiegt, er will ſie noch einmal ſehn — ſeine Tochter hält ihn für den Mörder — dem Vater durchſchneidet dieſer Argwohn das Herz, er ſieht darin Mangel an Liebe, er will ſich arretiren laſſen. Sein Wille geſchieht. Schluß des dritten Akts. — Im vierten Akt iſt Robert von der großen Jury „committed," d. h. verdammt und zwar auf den Eid ſeiner Tochter, die ihn im Kerker beſucht, aber von ihm ſchnöde zurückgeſtoßen wird. — Die endliche Löſung (Akt 4 und 5) iſt ſchon angedeutet, wir ſchließen mit folgender Bemerkung: die Sprache des Drama (ungereimte Jamben) iſt zwar den Perſonen nicht angemeſſen, aber einfach, fließend und melodiſch, die Charakterzeichnung beſchränkt ſich auf Situationen, aber dieſe ſind alle effektvoll und darin zeigt ſich der Blick des Schauſpielers. Gut geſpielt und mit wenigen Abänderungen würde das Stück auch in Deutſchland gefallen.

Notizen.

.*. In Conſtantinopel wird ein franzöſiſcher Literat von der Regierung mit Abhaltung eines franzöſiſchen Lehrkurſes beauftragt. Auch hat ſich eine gelehrte Geſellſchaft daſelbſt gebildet.

.*. Napoleon's Monument aus Granit in Ajaccio iſt bereits begonnen.

.*. Geſammelte Gedichte des Baron v. Maltiz erſcheinen im Laufe dieſes Sommers.

.*. Von J. N. Vogl ſind bei Tendler in Wien ſechs ſlavoniſche Volksmärchen erſchienen, v. E. Straube (bei Wick) „vaterländiſche (öſterreichiſche) Sagen, Legenden und Märchen."

.*. Ueber Niebuhr erſcheinen zwei Bände „Lebensnachrichten."

№ 131. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 6. Juni.

Sonette

von

Rudolph Marggraff.

Geſang.

Die grünen Bäume im beſonnten Haine,
Sie rauſchen lieblich in des Windes Kühle,
Und luſtig ſingen in dem Blattgewühle
Viel muntre Vögel, große und auch kleine.

Im Morgenſchimmer wie im Abendſcheine
Erklingt der Lieder tönendes Geſpiele;
Der Winterfroſt und heißen Sommers Schwüle,
Das ſind die Pauſen in dem Klangvereine.

Wohlan, o Menſchenkind, weih' deine Gaben!
Tief aus dem Innern hole deine Lieder,
Der ſüßen Töne reichbewegte Fülle!

Geſang ſollſt du zum Eigenthume haben!
Was froh ſich regt in des Gemüthes Stille,
In ſel'gen Liedern tön' dein Mund es wieder!

Die beiden Welten.

Die Welt des Schönen iſt mir noch verſchloſſen,
Die zu mir niederſteigt, ach! nur in Träumen,
Und, wach ich auf, alsdann zerrinnt zu Schäumen,
Erinn'rung nimmt von dem, was ich genoſſen.

Könnt' feſt ich bannen, was ſo ſchnell verfloſſen,
Empor mich hob zu lichtverklärten Räumen,
Doch weil im Traume nur es wollte ſäumen,
Mich trauern läßt als irdiſchen Genoſſen.

Zwei Bäume wölben ihre ſchönen Kronen
Weit über mir zu ſehnſuchtsfarb'nen Bogen;
Dorthin wie hierher reißt mich das Verlangen.

Die grüne Erde will mit Luſt mir lohnen,
Der ew'ge Himmel hat noch nie betrogen,
Doch noch an jener mag ich lieber hangen.

Wechſel.

Nur in der Formen wechſelreicher Fülle
Erzeugt ſich Gott, um wieder ſich zu richten,
Nur im Erſchaffen und Sichſelbſtvernichten
Verkündet ſich ſein Weſen und ſein Wille.

Sieh! in der Formen ſtaubgeborner Hülle
Aus dunklem Grunde ſcheint es ſich zu lichten,
Von innern Kräften freundlich zu berichten,
Daß *ein* Geſetz nur wirkt in heil'ger Stille.

Wo ungeſondert Form und Farben ſchliefen,
Beginnt ein buntes Leben ſich zu regen,
Geſtalten ſteigen auf in lichter Klarheit.

Und zum Bewußtſein in der Seele Tiefen
Wird der Geſtaltung bildendes Bewegen,
Der Geiſt erkennt im Wechſel nur die Wahrheit.

Gegenwart.

Ein wildes Meer trägt mich auf ſeinen Wellen, —
Ihr kennt es wohl, doch wollt ihr es nicht kennen, —
Von ihm vermag ich nimmer mich zu trennen. —
Es droht mir Schiffbruch, will den Kahn zerſchellen!

Die Woge brauſ't, die Sturmesſegel ſchwellen,
In nächt'gem Dunkel wilde Blitze brennen, —
Ich möcht' es Nacht, ich möcht' es Hölle nennen,
Ein Jammerbild die Lichter nur erhellen.

Bedeck' mich, Woge! — Reiß' mich nieder, Sturm!
Blitzſtrahl, verzehr' mich mit der wilden Gluth!
Dann bei dem Leichnam feiert euern Sieg!

Vom Freundesufer leuchtet mir kein Thurm,
Kein Anker bindet in der falſchen Fluth!
Mit Feinden in und außer mir nur Krieg!

Der Landſchafts-Maler Albert Zimmermann in München.

In unſerer allgemeinen Einleitung über das Kunſttreiben in München (ſiehe Phönix Jahrgang 1836, **Nro.** 293 und ferner, unter der Aufſchrift: Artiſtiſche Phyſiognomie München's) haben wir auch der Landſchaftsmalerei mit der ihr gebührenden Achtung gedacht. Wir beziehen uns hier auf jene dort niedergelegten allgemeinen Anſichten über dieſen Zweig der Kunſt, und wollen jetzt verſuchen, dem Leſer von Zeit zu Zeit einzelne Bilder aus demſelben zu ſchildern, wobei wir bemüht ſind, eine artiſtiſche Charakteriſtik der einzelnen Künſtler zu geben. Zu der folgenden, des Landſchaftsmalers Zimmermann, haben uns zwei ſeiner neueſten Bilder veranlaßt, von denen wir am Schluſſe etwas Näheres ſagen wollen.*)

So viel uns bekannt iſt, hatte ſich Zimmermann früher der Muſik gewidmet. Eine vorherrſchende Neigung zur Malerei aber beſtimmte ihn, das Reich der Töne zu verlaſſen und ſich auf die Landſchaftsmalerei mit allem Feuer einer von außerordentlichen Talenten und durchdringendem Geiſte begabten Künſtlernatur zu verlegen. Gleichwie die Regionen dieſer Kunſtſphäre nach allen Richtungen unbegränzt ſind, wie ihr Vorbild die ewige Schöpfung, ebenſo bewegte ſich des Künſtlers reiche produktive Kraft nicht in einem ſtabilen Horizont, ſondern drang nach allen Seiten über denſelben vor, ſich für jedes einzelne ſeiner Gebilde einen neuen Horizont erſchaffend. Daher die außerordentliche Mannichfaltigkeit ſeiner Leiſtungen, deren jede einzelne in der Erfindung der darin zum Vorwurf gemachten Stimmung von einer vorhergehenden durchaus abweicht. Lachende Ebenen im Sonnenſchein, wilde Gebirgsgegenden im Ungewitter, Abendlandſchaften, durchduftet von einer ſommerlichen Glut und Abendlandſchaften, über welche der Winter ſein froſtiges Gewand gezogen, auf denen ein eiſiger trüber Nebel ruht; der Morgen, wenn er die zackigen Spitzen ferner Gebirge röthet, während die Thäler noch in tiefem Blau dampfen; der ſchwüle Mittag, wie er über hitzezitternden Hügeln gewitterſchwanger ſchwebt, und der Abend mit ſeinen ſtarken Schatten und roſigen Lichtern, unendlich reiche Compoſitionen von Flächen, Hügelland, Gebirgskette, Heiden, Fluren, Wäldern von Laub und Nadelholz, hin und wieder mit Waſſer belebt, äußerſte Fernen, wie naher Vordergrund, die unendlich ſchwierigen Mittelgründe, alles dieſes ſind Aufgaben, welche Zimmermann mit Leichtigkeit und einer beſonderen Conſequenz in Stimmung und Behandlung löſ't. Der Grundgedanke ſeiner Bilder, die bezweckte Stimmung, iſt ihm die Hauptſache, indem er von dem Grundſatze ausgeht, daß der Beſchauer bei Betrachtung ſeiner Bilder das Ganze in's Auge faſſen und darin behalten, und nicht mit beſonderer Kritik von Einzelheiten zu Einzelheiten gehen und darauf haften bleiben müſſe, wie auch ein Kenner und Verehrer der ſchönen Natur, der, auf einen ſchönen Punkt gelangt, von wo aus er eine entzückende Ausſicht hat, nicht daran denken würde, ſich mit der Unterſuchung unbedeutender Kleinigkeiten abzugeben, ſich in ſeine vor ihm ſtehende Blume vertieft oder einen Baum oder ein Geſträuch unverrückt in's Auge faßt. Gegen die Wahrheit dieſer Anſicht läßt ſich durchaus nichts einwenden, nur muß man ſich dadurch nicht verleiten laſſen, auf die techniſche Ausbildung der Einzelheiten zu wenig Werth zu legen, wie man dies Zimmermann nicht ganz ohne Grund vorwirft. Vielleicht mag dieſer Vorwurf mehr von der beſonderen Strenge der Kritik der hieſigen mit ihrer Sache auf's Innigſte vertrauten Künſtler, als überhaupt vom Publikum ausgehen; auch wir halten es für ſehr erklärlich, daß die Langſamkeit der Technik peinigend für einen Künſtler iſt, der ſein Bild aus ſeiner Phantaſie gleichſam kopirt und daſſelbe ſchon fertig vor ſich ſieht, wobei ihm alſo das Machen als zeitraubend erſcheinen mag. Überhaupt, wenn Zimmermann in dieſer Hinſicht zuweilen fehlt, ſo läßt ſich das hauptſächlich nur von ſeinen Vordergründen ſagen; und es iſt unerheblich im Vergleich mit den ſonſtigen Vorzügen ſeiner Bilder. Hinſichtlich ſeiner Bäume wäre ebenfalls zu wünſchen, daß ſie etwas durchſichtiger im Laube gehalten würden und nicht an einzelnen Stellen als unverſtändliche Paſten erſcheinen.

Die erſte der beiden oben angeführten Landſchaften von Z. hat der hieſige Kunſtverein angekauft. Sie iſt 7' breit und 5$^{1}/_{3}$' hoch. Die Sonne neigt ſich zu ihrem Untergang. Rechts im Vordergrunde ſehen wir eine Abtei, mit Kloſtergebäuden und Kirche, von einer Mauer umgeben, um welche ein Graben mit Waſſer ſich zieht. Eine Brücke über daſſelbe führt zum Eingangsportal in der Mauer. Im Kloſterhof erheben ſich dunkle Baumgruppen über die Mauer, und ein Hollunderbaum neigt ſeine reichen flockigen Blüthen darüber hinaus. Das Waſſer iſt dunkelgrün und mit Sumpfgewächſen verwachſen. Der übrige Theil des Vordergrundes ſammt dem Mittelgrunde iſt ein lichter, mit hohen Eichen bewachſener Wald, eigentlich ein Kloſterpark, durch welchen ein breiter Weg bis zu einem an den Mittelgrund ſtoßenden See führt. Der Hintergrund iſt fernes Gebirg, von der Abendſonne mit goldenen und lillafarbenen Tinten übergoſſen. Die Sonne ſendet ihre letzten faſt horizontalen Strahlen durch die Bäume, welche neben langen Lichtern lange Schatten hinter ſich ziehen. Ihre unterſten Zweige glänzen mit ihrem durchſichtigen gelben Laube, während die Wipfel durch eigne Schlagſchatten ſchon in abendliches Dunkel gehüllt ſind. Die Zinnen und Dächer der Abtei haben, je nach ihren Lokaltönen, wo ſie von der Sonne geſtreift werden, eine beſondere Lichtfärbung. In den Gängen unter den Bäumen wandeln einzelne oder zu Paaren Mönche aus dem nahen Kloſter. Wir haben nie ein Bild geſehen, welches neben der durch die Abtei erweckten feierlichen Stimmung und der ſich daran knüpfenden ernſten Gedanken, die Behaglichkeit eines kühlen Sommerabends wahrer und beſſer wiedergegeben hätte, als dieſes. Die Gegend iſt herrlich, die Luft rein und heiter, über das Ganze eine Ruhe gegoſſen, daß man in eine jener Stimmungen geſetzt wird, wo der Geiſt, und zwar ohne die geringſte Unbehaglichkeit, ſich einer elegiſch wehmüthigen Stimmung hingibt, wo vor ihm, in die Erinnerung verfloſſener ſchöner Augenblicke gehüllt, die Eindrücke der nächſten Umgebung verſchwinden. —

---

*) Da uns bei unſern Referaten das zunächſtliegende Material zu Abhandlungen beſtimmt, ſo haben wir bei der Reihenfolge derſelben an eine Claſſifikation weder der Kunſtzweige, noch der Künſtler gedacht, da uns eine ſolche nicht zuſteht.

Das zweite Bild befindet ſich noch im Atelier des Künſtlers, und ſoll nach Stuttgart zur Ausſtellung verſendet werden. Dieſe Landſchaft iſt von der vorigen in jeder Beziehung verſchieden. Die Tageszeit iſt der Nachmittag. Der Vordergrund iſt Felsgebirg; in der Mitte ſtürzt ſich durch Klüfte zerriſſener Steinmaſſen ein Gebirgswaſſer in Catarrakten. Zur Linken thürmt ſich eine jähe Felswand, deren Spitze ſchon in dunkle Gewitterwolken gehüllt iſt, welche ſich über den Vordergrund erſtrecken, und dieſen in tiefen Schatten ſetzen, während der Sturm Bäume und Strauchwerk ſtark überbeugt. Zwiſchen dieſen dunklen Parthieen hat man die Ausſicht in eine ſonnenerhellte Ferne, deren Horizont, eine Gebirgskette, die vom Mittelgrunde ſich ausdehnende Ebene begränzt. Ein einſamer Hirſch iſt die Staffage im Vordergrund und der einzige Bewohner dieſer wilden Gegend. Wer in ſeinem Leben dem Schrecken eines nahen Unwetters in grauſiger Umgebung ausgeſetzt, auf weiter Ferne die Strahlen einer unverſchleierten Sonne hat fallen ſehen, wird ſich leicht, die Stimmung vergegenwärtigen können, welche dieſes Bild hervorbringt. Auch hier wirkt wieder auf den Beſchauer das Bewußtſein momentaner Sicherheit, in welcher er ſich befindet, ungefähr wie auf Einen, der aus einem ungefährdeten Aſyl dem fernen Toben empörter Elemente zuſieht und ſich daran ergötzt.

Von Zimmermann's ferneren Leiſtungen wollen wir in der Folge mehr berichten.

Hiſtoriſche Literatur.

1) Geſchichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrſchaft der Almoraviden und Almohaden, von Dr. Joſeph Aſchbach. Zweiter Theil: die Geſchichte der Almohaden und der chriſtlichen Pentarchie auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Frankfurt a. M. 1837. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

Die Geſchichte Spaniens in der früheren Hälfte des Mittelalters iſt ſchwieriger und verwickelter, als irgend eine andere europäiſche. Was Europa und Vorderaſien mit Ägypten während den Zeiten der Kreuzzüge im Großen darſtellt, findet ſich auf der pyrenäiſchen Halbinſel enger zuſammengedrängt. Die mächtigen ſaraceniſchen Herrſchaften ſind mehrmals im Begriff, die ſpaniſchen Chriſten ganz zu vernichten. Die chriſtlichen Staaten Spaniens, zwar klein an Umfang, aber ſtark und unbezwinglich durch die Ausdauer und den unbeugſamen Sinn ihrer Bewohner, ſetzen mehrere Jahrhunderte hindurch den Kampf mit den Bekennern des Islams fort, die ſie als die unrechtmäßigen Beſitzer des vaterländiſchen Bodens betrachten. Neben dem Kampf zur Vertreibung der Saracenen hatte aber der Leoneſe, der Caſtilianer, der Aragoneſe, der Baske, der Gallicier (Portugieſe), ſeine Selbſtſtändigkeit und ſeine Nationalität gegen ſeine chriſtlichen Nachbarn durchzufechten. Daher hat der Geſchichtſchreiber Spaniens in den mittleren Zeiten eine mehrfache Aufgabe zu löſen: die Eroberungen und Herrſchaften der Araber und Mauren darzuſtellen, den langwierigen, wechſelvollen Kampf zwiſchen den Chriſten und Saracenen um den Beſitz der Halbinſel zu verfolgen, die Entwicklung der einzelnen ſpaniſchen Nationalitäten nachzuweiſen.

Die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber haben bisher einen Weg eingeſchlagen, der nicht geeignet war, eine richtige Einſicht in das Weſen der Geſchichte ihres Vaterlandes zu geben: ſie knüpften an die fragmentariſchen Geſchichten Aſturiens, Leons, Caſtiliens, Navarra's die Darſtellung der in den frühern Jahrhunderten viel bedeutendern ſaraceniſchen Herrſchaften; gaben letztere ſo kurz, daß daraus die ſpaniſchen Zuſtände nicht richtig aufgefaßt werden konnten. In der neueſten Zeit fing man an, das Unrichtige dieſes Verfahrens einzuſehen: Conde, ein gelehrter Orientaliſt, ſetzte aus arabiſchen Geſchichtſchreibern eine Geſchichte Spaniens im Mittelalter zuſammen; da er aber auf die chriſtlichen Quellen keine Rückſicht nahm und nur die mohamedaniſchen Herrſchaften darſtellte, ſo mußte dieſe Geſchichte noch einſeitiger und unkritiſcher als die frühern der ſpaniſchen Geſchichtſchreiber ausfallen, obſchon man ihr das Verdienſt nicht abſprechen kann, daß ſie vortreffliche Materialien zur Geſchichte der arabiſchen und mauriſchen Herrſchaft in Spanien geliefert hat.

Eine planmäßige, kritiſche Geſchichte Spaniens im frühern Mittelalter hat zuerſt ein deutſcher Hiſtoriker geliefert. In Aſchbach's Geſchichtswerken über die Zeit der Herrſchaft der Ommaijaden, Almoraviden und Almohaden in Spanien, ſind ſowohl die mohamedaniſchen als auch die chriſtlichen Reiche mit gleicher Ausführlichkeit, mit gleicher Genauigkeit, mit gleicher Sorgfalt in Benutzung der Quellen dargeſtellt. Jedem Volke widerfährt Gerechtigkeit. Keines wird aus beſonderer Vorliebe ungerechter Weiſe dem andern vorgezogen; keines wird aus Haß oder Abneigung zurückgeſetzt.

Eine unparteiiſche ſpaniſche Geſchichte, eine richtige Auffaſſung der ſpaniſchen Zuſtände früherer Zeit durfte man von einem gebornen Spanier, der ſelten ohne Leidenſchaftlichkeit ſchreibt, kaum erwarten. Der caſtilianiſche Geſchichtſchreiber ſtellt ſeine Landsleute über alle andere ſpaniſchen Völkerſchaften. Der Baske erhebt die freien unbezwungenen Söhne der cantabriſchen Gebirge über Alle und ſieht auf ſeine ſpaniſchen Brüder verächtlich herab. Den Mangel an authentiſchen Quellen erſetzt er ohne Bedenken aus mehr als zweifelhaften Nachrichten ſpäterer Zeit. Die Catalanen, die Aragoneſen, die Valencianer überſchätzen die Verdienſte ihrer Vorfahren um Cultur und Staatseinrichtung in dem Grade, daß ſie außer Aragonien kaum einen geordneten Staat auf der pyrenäiſchen Halbinſel im Mittelalter finden. Alle Spanier aber ſind gewöhnlich darin einig, daß ſie den Saracenen, den Feinden des Chriſtenthums, keine Gerechtigkeit widerfahren laſſen und mit Stillſchweigen übergehen, wieviel in der Geiſtescultur, in Künſten und Gewerben ſie denſelben verdanken. Freilich iſt auch die Unparteilichkeit der arabiſchen und mauriſchen Schriftſteller nicht zu rühmen. Oft würdigen ſie die chriſtlichen Barbaren (nach ihrer Bezeichnung) kaum der Beachtung. Was ſie aber von ihnen erzählen, iſt häufig ungenau, ſchief, mangelhaft, unrichtig. (Man vergleiche die Notiz im Feuilleton von Nro. 72).

Feuilleton.

⁂ Die Preſſe in den vereinigten Staaten. — Aus Michel Chevalier's „Lettres sur l'Amérique du Nord," die bereits in zweiter Ausgabe erſchienen, ſchöpfen wir folgende Angaben. Im Jahre 1834 gab es in den V. St. 1265 Zeitungen (ſ. American almanac, 1835, p. 112), ohne 120 bis 160 periodiſche Schriften mitzuzählen, die ausſchließlich mit Religion, Literatur, Medizin, Jurisprudenz oder Ackerbau ſich beſchäftigen. Jedes Dorf hat ſeine Zeitung, die ein- oder zweimal wöchentlich erſcheint. Tagblätter gibt es wenige. Im Jahre 1834 zählte man deren nur 90. Nur wenige derſelben haben über 2000, keines über 4000 Abonnenten, die meiſten Zeitungen haben deren nur 350 bis 500. Durchgängig enthalten ſie nur Anzeigen. Die Zerſtückelung der Preſſe läßt nur wenige zu Einfluß kommen, der über den nächſten Kreis hinausreichte. In New-York lieſ't man nur New-Yorker, zu New-Orleans kaum andere Blätter, als die von New-Orleans. Nur der Globe und der National-Intelligencer von Waſhington ſind ſehr verbreitet. Auch ſtehen die Zeitungsſchreiber durchgängig in geringem Anſehen; nur der Redacteur des American (von New-York) und der der National-Gazette (von Philadelphia), die Herren Ch. King und R. Walſh und wenige Andere ſind in dieſer Beziehung auszunehmen. Und dennoch bilden, wie Herr Chev. verſichert, die Zeitungen und Zeitſchriften den beträchtlichſten Theil der nordamerikaniſchen Literatur. Der American almanac berechnet die Zahl der Zeitungs-Exemplare, welche im J. 1834 in den V. St. in Umlauf geſetzt worden, auf 70 bis 80 Millionen. Hinzuzufügen wäre die Exemplarenzahl für Zeitſchriften, die ſehr beträchtlich iſt. Die Hauptzeitſchrift der Methodiſten wird in 30,000 Exemplaren ausgegeben.

⁂ Sabbathfeier in Nordamerika. — Aus Ehrfurcht für den Sabbath ſind in den Ver. Staaten die Theater Sonntags geſchloſſen, ausgenommen in dem von Franzoſen bevölkerten Theil von Luiſiana. In Neu-England aber wird die Aengſtlichkeit hinſichtlich der Sonntagsfeier am Weiteſten getrieben, wie denn noch kürzlich eine Verordnung der Munizipalbehörde die Theater ſchon am Samſtag Abend zu ſchließen befohlen, weil der Sabbath ſchon an dieſem Tage mit dem Untergang der Sonne beginne.

⁂ Däniſche Kriminalſtatiſtik. — Die Kopenhagner Kollegial-Zeitung enthält in einer der letzten Nummern des v. M. eine Ueberſicht über die Wirkſamkeit der Kriminalgerichte des Königreichs Dänemark im Jahre 1834. Hiernach waren in dieſem Jahre angeklagt 1808 Individuen (alſo 1 von 675 Einwohnern). Urtheil ward gefällt in 1800 Sachen; freigeſprochen wurden 257, verurtheilt 1198 Individuen, von denen 825 männlichen, 372 weiblichen Geſchlechts. Von 1157 Individuen waren 243 unter 20 J., 630 zwiſchen 20 u. 40, und 285 über 40 J. — Von den 1198 Verurtheilungen fielen 1004 auf Vergehen gegen das Eigenthum.

⁂ Altkatholiſche Journaliſtik. — Was für Altbaiern der Würzburger Religionsfreund und ſeine Athanaſia, was für die Altgläubigen unter den Franzoſen der „Ami de la Religion," das iſt für den jeſuitiſchen Theil Belgien's das zu Lüttich erſcheinende „Journal historique et littéraire," welches, wie ein Correſpondent des Morgenblattes bemerkt, „eine Reiſebeſchreibung der Wallfahrten und Miſſionen, eine Literaturzeitung der Legendenſammlungen und Breviarien" iſt, aber nebenbei auch „das ſcharfſchneidende Schwert der Controverſe führt," und — „einen Nothſchuß nach dem andern thut, wenn es irgendwo Licht ſieht."

⁂ Schiller's Statüe. — Das Modell, welches Thorwaldſen zur Bildſäule Schiller's gefertigt hat, iſt in dieſen Tagen zu München angelangt, wo es von Hrn. Stigelmair, dem kunſtreichen Vorſteher der dortigen Erzgießerei, gegoſſen werden wird.

⁂ Niclas Müller. — Der talentvolle junge Dichter Niclas Müller, der, nachdem er nur 4 Jahre lang eine Dorfſchule beſucht hatte, demnächſt als Setzer in der Cotta'ſchen Druckerei beſchäftigt war, begibt ſich jetzt, wie die Allgemeine Zeitung uns meldet, von dem Baron v. Cotta aufgemuntert und unterſtützt, auf Reiſen, vorerſt nach England und Schottland auf ein Paar Jahre.

⁂ „Buhez santez Nonn ou vie de sainte Nonne et de son fils Devy, archevêque de Ménevie en 519" iſt der Titel eines in bretagniſcher Sprache geſchriebenen Myſter's, welches über das XII. Jahrhundert hinausreichen ſoll, und nach einer, wie es heißt, einzigen Handſchrift vom Abbé Sionnet mit einer Einleitung, und von Hrn. Legonidec mit einer Ueberſetzung verſehen, vom erſteren kürzlich herausgegeben worden.

⁂ Gewerbausſtellung zu Nantes. — In Nantes wird am 20. Juli eine Gewerbausſtellung der Departements ſtatt finden, welche das frühere Herzogthum Bretagne bildeten.

⁂ Engliſche Kunſtvereine. — In London, Edinburg, Liverpool und mehreren anderen Städten Großbritanniens haben ſich Kunſtvereine (art-unions) nach Art der in Deutſchland beſtehenden gebildet.

⁂ Lamartine hat von einem arabiſchen Scheikh einen Ehrenſäbel geſchickt bekommen.

⁂ Bulgarin's „Rußland" erſcheint in deutſcher Ueberſetzung unter B.'s Augen und Mitwirkung bei Franz in Riga.

⁂ In Dresden hat man im vorigen Monat Molière's „Tartüffe" auf die Bühne gebracht. Der ehrenwerthe Verſuch gelang vollkommen. Möchten auch andere Bühnen durch alte Kernſtücke die luſtige Reihe der modernen Fabrikarbeiten durchbrechen!

⁂ Neſtroy's neueſte Poſſe: „Moppel's Abentheuer im Viertel unter'm Wienerwald, in Neuſeeland und Marocco," iſt wieder ſehr abgeſchmackt; zwei engliſche Mimiker, Lawrence und Redisha, für welche ſie geſchrieben wurde, machen darin Furore.

⁂ Halm's „Camoens" wird in dem zweiten Jahrgange des Frank'ſchen „Taſchenbuchs dramatiſcher Originalien" im Druck erſcheinen.

Druckfehler. — Nro. 126 im Feuilleton Sp. 1, Zeile 29 v. o. ſtatt Manchen lies: Menſchen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 132. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 7. Juni.

Das Penitentiarium in Genf.

(Fortſetzung).

In den Werkſtätten iſt den Gefangenen das Sprechen unter ſich unterſagt worden. Dagegen dürfen ſie ſich an den Werkmeiſter wenden, da der vollkommen richtige Grundſatz angenommen worden iſt: die Gefangenen können unter ſich nichts Gutes ſprechen. Sie werden aber in Genf ſowohl von dem Direktor als von den Mitgliedern der Aufſichts-Comité's, von den Paſtoren der Stadt u. ſ. w. u. ſ. w. beſucht.*) Es fehlt ihnen alſo nicht an heilſamen, ernſten, aufrichtenden Unterredungen. Das abſolute Stillſchweigen, welches ihnen anbefohlen worden iſt, und vielen Beſuchern ein allzu ſtrenges Gebot bedünken will, bezieht ſich alſo nur auf die Mitgefangenen, und wer Gelegenheit hatte, in franzöſiſchen und andern Gefängniſſen die troſtloſe, verderbliche Wirkung einer gegenſeitigen Mittheilung unter den Gefangenen wahrzunehmen, ihren Austauſch von Heldenthaten, Räubereien und Gaunerſtreichen zu hören, wer es beobachtet hat, wie einer den andern aufwiegelt, verführt und verdirbt, wie der Schwache in dem Umgange mit dem Schlechten untergeht, wie die Schlechteſten ſelbſt in der peſtilenzialiſchſten Gefängnißatmoſphäre noch mehr verwildern und abgeſtumpft werden, wie die größte Frechheit und Laſterhaftigkeit, die äußerſte Schaam- und Gottloſigkeit in den gewöhnlichen, franzöſiſchen Gefängniſſen ein Gegenſtand der Verehrung, der Herrſchaft, der Laſter- und Gefängniß-Ariſtokratie ſind, wie der Boshafteſte, Kühnſte und Lauteſte ſtets den größten Einfluß über ſeine Kameraden ausübt, wie er den Neuling verſpottet, abrichtet und abhobelt, wie der letzte Reſt von Schaam aus der verderbten und krebsartig angefreſſenen Seele flieht, wer dies Alles in der großen Mehrzahl der europäiſchen Gefängniſſe nicht-penitentiarer Art beobachtet, der wird den anſcheinend harten, aber wahrhaft heilbringenden Grundſatz des abſoluten Stillſchweigens unter den Gefangenen in den Penitentiar-Stiftungen als die Baſis und als das Hauptbedingniß der Heilung oder wenigſtens Vermeidung gegenſeitiger Anſteckung betrachten.

In Bezug hierauf ſagte mir der von ſeinem ernſten Berufe tiefdurchdrungene Direktor Aubanel, welcher mir mit der freundlichſten Bereitwilligkeit alle Theile ſeiner Anſtalt zeigte, und die Strafregiſter, die der Ein- und Ausgaben vorwies: „Unſre Anſtalt beſteht eigentlich erſt ſeit 4 Jahren.*) Vor dieſer Zeit**) befanden ſich die

---

*) Die Gefangenen dürfen auch mit Erlaubniß des Direktors bei guter Aufführung mit ihren Verwandten und Freunden im Sprachzimmer hinter zwei Gittern ſprechen, jedoch weder Geld noch ſonſt Etwas von ihnen annehmen.
Der Verf.

*) Das abſolute Stillſchweigen im Hofe, in dem Refektorium u. ſ. w. iſt erſt ſeit dem 30. Juni 1834 durch den Genfer Staatsrath eingeführt worden; den 27. Juli 1835 wurde das Stillſchweigen in den Höfen und im Refektorium auch für die jungen Gefangenen anbefohlen.

In dem Genfer Geſetze über Gefängnißordnung iſt überdem Artikel 6 eigends bemerkt: Das gegenwärtige Geſetz (vom 28. Januar 1825) muß ſpäteſtens im J. 1830 revidirt werden. Am 31. Januar 1831 wurde daſſelbe Geſetz mit einigen Aenderungen wieder beſtätigt. Alle Geſetze müßten einer ſo vernunftgemäßen Reviſion unterworfen ſein. Der Verf.

**) 1825 den 10. Oktober bezogen die Gefangenen das Penitentiarium. Der Verf.

Gefangenen hier zu gut. Sie durften unter ſich ſprechen, ſpielen, ſie wurden gut genährt, ſie ſchliefen meiſt alle beſſer wie in der Freiheit, und wenn es nicht der Verluſt derſelben geweſen wäre, ſo würden ſie in unſerer Reinlichkeit und Ordnung kaum eine Beſtrafung ihrer Vergeben empfunden haben. Ich bin ſelbſt froh, daß ich mit dem ſeit 4 Jahren eingeführten Stillſchweigen, ſo wie mit dem ſtrengeren Syſtem nicht gleich anfangs begonnen, denn man würde von Unmenſchlichkeit und Grauſamkeit ohne Grund geſprochen und getadelt haben. Jetzt aber bin ich durch langjährige, allmählich gereifte Erfahrung, tägliche Beobachtung und feſtbegründete Überzeugung dahingelangt, ein gänzliches Stillſchweigen für nöthig, die ſanften Mittel für unvollkommen zu erachten und die heilſamen Wirkungen der letzten 4 Jahre zu ſpüren.“

„Im Anfange hatten wir 8 Kinder, jetzt nur 3, und zwar nur kleiner Diebſtähle wegen. In den Jahren 1827, 28 und 29 hatten wir 30 Gefangene, 1830 wuchs die Zahl gleich zu 60 und zwar als Folge der franzöſiſchen Revolution, der Auflöſung der Schweizer Regimenter in franzöſiſchen Dienſten. Dieſe Vermehrung der Penitentiar-Gefangenen in den letzten Jahren darf nicht befremden, weil es erſtens ſeit lange keinen Krieg gab, zweitens, weil die revolutionären Verhältniſſe ſeit 1830 gar viele Störungen der Vermögensverhältniſſe veranlaßt haben, überdem aber in Genf eine bedeutende Ein- und Durchwanderung aus dem naheliegenden Frankreich, aus den ſardiniſchen Staaten und auch aus Deutſchland und der Schweiz ſtattfindet, ſo daß in unſern Gefängniſſen immer viele Fremde zu finden waren. Die Hauptſache, welche für unſre Genfer Anſtalt ſpricht, bleibt die Verminderung der Zahl der wiederkehrenden Gefangenen, **l'abaissement du chiffre des récidives.**“ *)

Die Gefangenen, welche früher in franzöſiſchen Gefängniſſen, z. B. im Bagne zu Toulon, waren, fühlen ſich natürlich in Genf namenlos unglücklich und äußern ſich oft: „hundertmal lieber in Toulon als hier, wo wir nicht ſprechen und mit den Kameraden verkehren können, wo wir eine fortwährende Marter, eine tägliche Tortur ertragen müſſen!“

Unter den Gefangenen befindet ſich ein junger Italiäner, welcher in der Piemonteſiſchen Revolution verwickelt, verbannt, von ſeiner Familie verlaſſen, ohne Hülfsmittel allmählich durch Leichtſinn immer tiefer geſunken, mehrmals verurtheilt war und ſich in Genf namenlos unglücklich fühlte. Anfangs mußte er ſeiner eigenthümlichen Bildung wegen der Verzweiflungsvollſte unter den Gefangenen ſein, jetzt aber geſteht er ſelbſt und ſchreibt dem Direktor, wie das unbedingte Stillſchweigen ihn allein beſſern könne.

Unter dieſen merkwürdigen Offenbarungen finden ſich folgende Zeilen: „**Si je voyais un trou, je me sauverais et pourtant je sais que cela serait mon malheur, parce-que je ne suis pas assez fort pour rester honnête homme, mais je ne resisterais pas à la tentation.**“ —

Weiterhin: „**Quelquefois je suis furieux, je sens des crispations de déses poir dans tout mon être de me trouver ainsi coffré, surveillé, bridé. J'ai des accès de rage et de furie, puis après je me calme et la réflexion me** ***vient que ce séjour est mon salut.***“

Der Präſident der Geſellſchaft für die Moralität der Gefangenen, Obriſt Pinon, bemerkte mir in Bezug hierauf, wie im Penitentiarium die Gefangenen leicht zur Heuchelei und Augendienerei geneigt ſeien, wie man ihren Worten nicht immer glauben müſſe, wie der Wunſch, ihre iſolirte Strafzeit zu verkürzen und wegen guter Aufführung früher freigelaſſen zu werden, ihnen oft ein ſtudirtes Benehmen eingebe u. ſ. w. u. ſ. w.

Es iſt möglich und ſelbſt wahrſcheinlich, daß dies oft Statt finden wird, daß auch oft augenblickliche Regungen zum Beſſern in der Freiheit bald vergeſſen ſind, welche Mängel der menſchlichen Bildung jedoch keineswegs gegen die wohlthätigen Wirkungen des Penitentiarweſens zeugen können, da wenigſtens in dieſen Anſtalten immer ein großes Reſultat erreicht wird, nämlich die Unmöglichkeit, den Gefangenen im Gefängniſſe zu verderben und ſchlechter zu machen, als er bei ſeinem Eintritte war, während aller Wahrſcheinlichkeit nach die Einſamkeit, das Nachdenken, die ſtete Ordnung, ein gutes Beiſpiel, moraliſche Unterhaltungen, ſtrenges Anhalten zur Arbeit u. ſ. w. ihn auf eine beſſere Bahn leiten können.

(Fortſetzung folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

Dioskuren für Wiſſenſchaft und Kunſt. Schriften in bunter Reihe, herausgegeben von Theodor Mundt. 2ter Band. Berlin 1837. Veit und Compagnie.

Bei Anzeige des erſten Bandes der Dioskuren, welcher im vorigen Jahre erſchien, wurde in dieſen Blättern auf die Tendenz hingewieſen, welche dieſe Schriften in bunter Reihe zuſammenhält. Sie wollen als vermittelnde Macht einzelne Momente aus dem Strome der ſubjectiven Entwicklung herausfaſſen, fixiren, objectiviren, ſie wollen die einzelnen Phänomene des geiſtigen Lebens der concreten Geſtaltung aller gegenüberſtellen, die Kritik auf poſitives Bewußtſein reduziren und zugleich als geſchichtliche Baſis ausbilden.

---

*) Man leſe in den recueils de documens rélatifs à la prison pénitentiaire de Genève (zum Beſten der durch ihre gute Aufführung eine Strafminderung erhaltenden Gefangenen) über die Zahl der Gefangenen in Bezug auf die Bevölkerung, ſo wie folgende Angaben der wiederkehrenden Gefangenen, récidives, welche

1829 19,
1833 10,
1834 6,
1835 2

zählten, während man in Frankreich 31 pCt. in den Bagnes, 38 für die Centralgefängniſſe und 31 für die andern den Centralhäuſern ähnlichen Anſtalten rechnet.

Der Verf.

Hat ſich dieſe Tendenz ſchon im erſten Bande kundgegeben, ſo tritt ſie im zweiten noch klarer und beſtimmter hervor. Herrmann Marggraff's „Tableau der deutſchen Schaubühne“ iſt in dieſer Hinſicht vor allen zu nennen. Das Thema, welches hier zur Sprache kommt, iſt ein ſo wichtiges, daß jedes Streben willkommen geheißen werden muß, welches eine Verſtändigung herbeizuführen helfen will und helfen kann; denn die Schaubühne iſt es, von welcher nichts geringeres, als die nächſte Zukunft der deutſchen Dichtkunſt abhängt, und wenn nicht alle Anzeichen täuſchen, ſo iſt die Kriſis ſehr nahe; deshalb iſt es von großem Belange, daß eine poſitive Kritik, welche das Bewußtſein mit den beiden Hebeln, dem philoſophiſchen und dem hiſtoriſchen Moment, zugleich emporhebe, der Produktivität vorangehe und die Wege ebne, auf welchen ihr das Intereſſe bereits entgegenkommt. H. Marggraff hat die bezeichnete Aufgabe mit Energie und Scharfſinn gelöſ't.

Karl Roſenkranz's Aufſatz über die „Geſammtausgabe der Kant'ſchen Schriften“ zeichnet ſich durch einen Reichthum treffender Charakteriſtiken aus, zu welchen eine raſche Skizze der Geſchichte der neueren Philoſophie Anlaß bot, und ſchlägt folgende Ordnung der Herausgabe der Kant'ſchen Schriften vor, welche „ebenſoſehr der inneren Zuſammengehörigkeit deſſelben, als der äußerlichen, zweckmäßigen Vertheilung“ in der That entſpricht: Drei für ſich ſelbſtſtändige Abtheilungen, ſpekulative Schriften, vermiſchte Schriften und Vorleſungen; die erſten zerfallen in die [illegible], welche ſich auf die Theorie des Erkennens beziehen, dann in die metaphyſiſchen Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaften und der Anthropologie, endlich in die Schriften [illegible] Philoſophie (Kritik der praktiſchen Vernunft [illegible] als Schlußſtein [illegible] Übergang zur folgenden Hauptabtheilung, und Kant's „Streit der Facultäten.“ [illegible]

Dr. Guhrauer, [illegible] Leibnitzen's Diſſertation „de principio individui“ herausgegeben hat (vergl. Phönix 1837, Nro. [illegible]), hat aus dem [illegible] ſeiner Studien über den großen [illegible], eine intereſſante hiſtoriſche Mittheilung über Leibnitzen's Stellung in Mainz am Hofe Johann Philipp von Schönborn als Staatsmann (in den Beziehungen zu Johann Chriſtian Freiherrn von Boyneburg) gegeben, wobei die Rede auf ein in Hannover befindliches, höchſt merkwürdiges politiſches Manuſcript Leibnitzen's in deutſcher Sprache (in 2 Theilen) kommt: „Bedenken, welchergeſtalt *Securitas publica interna et externa* und *status praesens* im Reich jetzigen Umſtänden nach auf feſten Fuß zu ſtellen,“ welches in Kurzem in einer bereits eingeleiteten Herausgabe der vorhandenen aus den Handſchriften vervollſtändigten deutſchen Schriften Leibnitzen's durch Dr. Guhrauer abgedruckt werden wird.

Varnhagen erzählt einen Beſuch bei Jean Paul 1808. Der intereſſante Bericht des geiſtreichen Schriftſtellers, deſſen ſtyliſtiſche Meiſterſchaft als befruchtendes Lebenselement in der deutſchen Literatur fort und fort wirkt, ſchließt ſich vervollſtändigend an die Fragmente „aus eigenen Denkwürdigkeiten,“ welche im 2. Bande der ſoeben erſchienenen vermiſchten Schriften Varnhagen's (Mannheim, Hoff, 1837) enthalten ſind. M. Veit hat Legenden aus dem Talmud poetiſch übertragen, von dem Grundſatz ausgehend: es ſei nicht bloß die Gegenwart und Zukunft der Juden, die der Staatsmann, es ſei ihre Vergangenheit, die der Gelehrte zu emancipiren befugt iſt. Abſicht und Ausführung ſind gleich achtens- und dankenswerth. Ein Gegenſtück zu dieſer Einbürgerung fremder Literatur, zu dieſer Eröffnung fremder Volksthümlichkeit bieten die von Märcker überſetzten „Krakowiaken.“ Leopold Schefer und Apollonius von Maltitz bringen deutſche Originalpoeſie, der Erſtere: Sprüche in der Weiſe des Laienbreviers. Erzählungen und pſychologiſche Skizzen haben Theodor Mügge (die Spanier in London), E. Willkomm (des Knaben Liebe und Mißgeſchick, — Lord Byron's Jugendliebe), v. d. F. v. W. (der Flüchtling), H. Laube (die Maske) und Theodor Mundt (Deſirée's Lebensſtufen) mitgetheilt; in allen ſind moderne Zuſtände geſchildert, ſind es moderne Lebensanſichten, welche zur Sprache kommen; den Preis graziöſer Behandlung verdient wohl Laube's Silhouette „die Maske.“

Thorwaldſen's Werke.

Das erſte Heft der unter des Meiſters eigener Anordnung und ſpecieller Aufſicht über Zeichnung und Stich, ſo wie mit ſeiner eigenen artiſtiſchen Beſchreibung erſcheinenden Blätter nach Thorwaldſen's Werken liegt vor uns. Es leitet die neueren Arbeiten des Meiſters ein, welche vorerſt erſcheinen ſollen; ungefähr 200 Platten, welche bereits fertig ſind, garantiren das raſche Fortſchreiten des Unternehmens.

Das erſte Heft (Rom 1837, für Deutſchland: Leipzig und Glogau, bei Flemming) enthält Thorwaldſen's Portrait im Umriß (Medaillon-Basrelief) von Küchler (Rom 1836), durch hohe Milde des Ausdrucks das eigenthümlichſte von allen, welche wir bisher kennen, ferner die Nemeſis (Basrelief, gefertigt 1833), im Beſitz des Hrn. Mylius in Mailand. Die hehre Göttin, welche die Welt regiert, belehrt, ſtraft, den rechten Weg andeutet und das Rad des Schickſals dreht. Geflügelt, im Thierkreiſe ſchwebend, wie es dem ernſten Weſen geziemt, welches ſelbſt über die Götter waltet, leitet ſie das gute und das böſe Prinzip im Menſchen, und läßt dem Gehorſamen (obbediente), die Zügel loſe, während ſie den Ungehorſamen (inobbediente) mit drohender Geißel und ſtrafendem Zügel zu bändigen ſucht. Das Schickſalsrad, auf welchem Glück und Unglück, Reichthum und Armuth (aventura) abwechſeln, wälzt ſich unaufhaltſam vorwärts, wie die Folgen jeder That ſich an dieſelbe anſchließen und das Sinnbild der Gerechtigkeit, als Waage im Thierkreiſe über der Göttin ſchwebend, deutet auf die Folgerichtigkeit der Belohnung oder Strafe, welche die beiden Genien, die ſich der Nemeſis anſchließen (premio u. pena) unfehlbar bringen werden. Die ernſte Göttin will aber nicht allein ſtrafen, ſie warnt auch vor böſen, unrechten Wegen, und ſehr ſinnvoll ſendet ſie das Sinnbild der Treue als Wegweiſer voran. — Vier Basreliefs, gefertigt 1836, zeigen die Jahreszeiten, zugleich ſymboliſch die vier Lebensalter darſtellend.

Das zweite und dritte Heft werden Schiller's Denkmal in Stuttgart und Guttenberg's Denkmal in Mainz darſtellen.

Feuilleton.

*** **Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der ruſſiſchen National-Literatur.** — In einer ausführlichen Anzeige der ruſſiſchen Denkmäler vom Domherr Meyer, bemerkt Hr. C. F. Wurm im Hamburger Correſpondenten vom 19. Mai d. J. Folgendes: „Ueber den Zuſtand der Nationalliteratur im Allgemeinen, über ihre langſamen Fortſchritte und ſeltenen Glanzpunkte lieſt man mit Bedauren die Klagen, welche der Verfaſſer (II. 290) aus ruſſiſchen Autoren mittheilt, deren Namen einen guten Klang haben — Bulgarin und Pletneff. Alle Hoffnungen, ſagt Jener, beruhen auf der Zukunft; — und dieſer findet den Grund der Zerſplitterung ſo mancher einzelnen Leiſtungen darin, daß es in Rußland mehr Dichter als Leſer gibt. Nimmt man dazu die ſtatiſtiſchen Data, die Schubert (in ſ. Beitr. I. S. 274 f.) gibt, daß bis 1817 in ruſſiſcher Sprache im Ganzen nur 4000 Werke und bis 1820 nur 3000 Originalwerke gedruckt waren, ſo bleibt wohl kein Zweifel, daß das ſtets aus dem Ausland ergänzte Ferment der geiſtigen Bildung noch weit entfernt iſt, die Nation durchdrungen zu haben, und daß den gewaltigen Fortſchritten der Macht, der imponirenden Maſſe der Länder und Volksſtämme, dem planvollen Scharfſinn der auswärtigen und den Anſtrengungen der einheimiſchen Politik noch kein genügender Culturzuſtand entſpricht ... Unter den Hinderniſſen des Fortſchreitens ſcheint der Vfr. (II. 199) obenan die Cenſur der aus dem Auslande eingeführten Schriften zu ſtellen."

*** **Raphael's Transfiguration in Moſaik.** — Wekler aus Riga hat während ſeines kaum dreijährigen Aufenthaltes zu Rom die Transfiguration von Raphael in Moſaik copirt, und dieſe Arbeit zur Zufriedenheit der Kenner vollendet. Dieſes Steinbild, drei Palmen hoch und zwei breit, zeichnet ſich in jeder Beziehung auf das vortheilhafteſte vor den römiſchen Fabrikarbeiten aus. Dem Vernehmen nach iſt Herr Wekler von der ruſſiſchen Regierung berufen, die Leitung einer in Petersburg zu gründenden Moſaikſchule zu übernehmen.

*** **Die mittlere Lebensdauer für einen Einwohner des preußiſchen Staates** berechnet ſich für den Zeitraum von 1820 bis 1834 auf 36 Jahre 81 Tage für das männliche, und auf 36 J. 317 Tage für das weibliche Geſchlecht. In **Berlin** aber ergeben ſich für das männl. Geſchlecht nur 33 J. 311 T. Während dann die mittlere Lebensdauer in der Prov. **Pommern** für das männl. Geſchlecht auf 42 J. 56 T. und für das weibl. auf 44 J. 147 T. ſteigt, fällt ſie in den **Weichſelgegenden** auf 26 J. 119 T. für das männl. und auf 28 J. 256 T. für das weibl. Geſchlecht.

*** **Die philanthropiſche Geſellſchaft zu Paris**, deren Protektor der König und deren Ehrenpräſident der Herzog von Nemours iſt, hat am 18. v. M. ihre allgemeine Jahresverſammlung auf dem Stadthauſe gehalten. Gegenwärtig waren auch die den Diſpenſarien zugetheilten Aerzte und die Abgeordneten der Vorſorgegeſellſchaften (soc. de prévoyance).

*** **Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Turin** hat den Profeſſor **Friedrich v. Raumer** in Berlin zu ihrem auswärtigen Mitgliede und zum Correſpondenten ihrer hiſtoriſch-philologiſchen Klaſſe ernannt.

*** **Kanäle in England und Nordamerika.** — England's Kanäle haben eine Geſammtlänge von 1800, die der Ver. Staaten Nordamerika's eine von 1200 Stunden, und die gegenwärtig in Nordamerika im Bau begriffenen eine ſolche von faſt 1600 Stunden.

*** **Die Haupturſache der zunehmenden Eheloſigkeit.** — Die **Bibliothek d. neueſten Weltkunde** behauptet: „Von tauſend jungen Männern verheirathen ſich in **England** kaum 100, in **Frankreich** zwiſchen 200 bis 300, in Deutſchland nicht ganz 300. Von dieſer Zahl," meint die Bibliothek, „ſchließen mehr als die Hälfte ſogenannte Geld- oder Convenienz-Ehen." Als die „eigentliche und **Haupturſache** des eheloſen Lebens ſo vieler jungen Männer" wird angegeben, daß von Jahr zu Jahr die Zahl der Frauenzimmer ſich vermehre, welche, ſtatt zur Führung des Hausweſens, zur Haushaltung und Kinderzucht ſich die erforderlichen Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu erwerben, nur darnach trachten, durch koſtſpieligen Putz und Theilnahme an Zerſtreuungen den Schein zu gewinnen, als gehörten ſie einem höheren Stande an, als der, in welchem ſie geboren ſind.

*** **Meteorologiſches.** — In der Sitzung der Akad. der Wiſſenſchaften zu Paris vom 3. v. M. theilte Hr. Arago die Bemerkung mit, daß, den meteorologiſchen Tabellen des Obſervatoriums zufolge, **ſeit 30 Jahren** keine ſo niedrige **mittlere** Temperatur für den Monat April, wie in d. J. ſich gezeigt, wo ſie in Paris 5°7 C. (4°,6 R.) betrug. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte noch Hr. Arago, es ſei bekannt, daß ſelbſt nach den heißeſten Tagen die Temperatur an der Oberfläche der Erde ſich durch Ausſtrahlung der Wärme während der Nacht zuweilen bis auf — 6° bis — 8° C. (— 3°,6 R. — 4°8 R.) erniedrigt, und daß dieſe Wirkung um ſo größer, je reiner der Himmel iſt, da die Wolken dieſe Wärme-Ausſtrahlung wie ein Schirm verhinderten. Da nun während der Monate März und April d. J. der Himmel faſt beſtändig bedeckt war, ſo folgt daraus, daß die Pflanzen eine weniger beträchtliche Erkältung erlitten, als es bei ſchönerem Wetter der Fall geweſen ſein würde.

*** **Grégoire's Preisfrage.** — Der verſtorbene Biſchof Grégoire hat der franzöſiſchen Akademie 1000 Fr. für eine Preisſchrift über die Frage ausgeſetzt: „**Warum die Nationen in den Wiſſenſchaften und der Aufklärung ſchnellere Fortſchritte machten als in der praktiſchen Moral?**"

*** **Daubeny's Erfindung zum Schöpfen von Meerwaſſer aus beliebiger Tiefe.** — In der Verſammlung des Londoner Gewerbvereins (society of arts) am 26. v. M. wurde Bericht erſtattet über die von Profeſſor **Daubeny** in Oxford gemachte Erfindung eines Werkzeugs, mittelſt deſſen man Seewaſſer aus jeder beliebigen Tiefe des Meeres heraufholen kann.

*** **Baieriſche Sparkaſſen.** — Die Zahl der Sparkaſſen in ſämmtlichen Kreiſen des Königreichs Baiern belief ſich am 1. Okt. 1835 auf 50. Am Schluſſe des Jahres $18^{34}/_{35}$ betrugen ihre Einnahmen 2,196,806 fl., ihre Ausgaben 2,125,300 fl., ihre Aktivcapitalien 3,545,530, von denen 3,723,481 bei den Staatsſchuldentilgungskaſſen angelegt waren.

*** **Fortſetzung der Bollandiſten in Belgien.** — Der König von Belgien hat der kürzlich zu Brüſſel durch die **Jeſuiten** gebildeten neuen **Bollandiſtengeſellſchaft** 6000 Fr. bewilligt, um ſie in Stand zu ſetzen, die Arbeiten in Betreff der Fortſetzung der Acta Sanctorum zu beginnen. — Daß auch **dieſe Akten** zum Schluß gebracht werden, iſt Recht; nur wäre auch dafür zu ſorgen, daß die Arbeiten der Jeſuiten gehörig controlirt würden, damit jedem frommen Betrug, jeder betrügeriſchen Frömmigkeit, zu welcher jene Sozietät früher ſtark inklinirte, vorgebeugt werde.

*** **Undurchdringliche Bekleidung von Kalbhäuten.** — Ein induſtriöſer Kellner in der Grafſchaft Kent hat aus Kalbhäuten, die bis dahin unbenutzt blieben, ſich Mütze, Jacke und Beinkleider gefertigt, die auch im ſtärkſten Regen nicht die mindeſte Feuchtigkeit durchdringen laſſen, und deshalb den übrigen ſogenannten undurchdringlichen Stoffen den Rang ſtreitig machen dürften.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 133. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 7. Juni.

Bonſtetten.

Über Bonſtetten, der in ſeinem achtzigſten Jahre ebenſo liebenswürdig war, wie in ſeinem zwanzigſten, und ſo wie es unſere jungen Leute von zwanzig Jahren leider nicht mehr ſind, hat mir die vortreffliche Demoiſelle Amey, die geiſt- und herzvolle Erzieherin der Lord Grey'ſchen Kinder, die Freundin der edlen Frau von Chateaubriand und die Tröſterin der Armen in Genf, einige Notizen zugeſandt, welche ſie als intime Freundin des verſtorbenen Bonſtetten mir der Öffentlichkeit zu übergeben erlaubte. Ich werde bei Übertragung des franzöſiſchen Originals mich möglichſter Treue befleißen, um den gemüthlichen Ton der Demoiſelle Amey nicht zu verwiſchen.

„Carl Victor von Bonſtetten war 72 Jahre alt, als ich ſeine Bekanntſchaft machte. Er ſchien mir ein Wunder an Jugend, Heiterkeit und Liebenswürdigkeit. Die beiden letzten Eigenſchaften waren ſeine unverwundlichen Stellen.

„Mit einem guten Herzen und mit einem ſehr richtigen Verſtande für alle Weltdinge begabt, wanderte er, ein luſtiger Hauſirer, ſein Bündel auf dem Rücken, dahin, hielt dann und wann auf der großen Straße an, um ſeine Waare auszulegen, den Käufern Spaßhaftes zu ſagen, dachte jedoch nicht an die Herberge, wo einzukehren wäre, wenn die Nacht gekommen ſei. Er war für alle die, welche ſeines Rathes bedurften, leicht zugänglich und verweigerte nie ſeine Hülfe, wo er Jemanden nützlich ſein konnte. Er legte ſich ſpät zu Bette und ſtand frühe auf. Des Morgens arbeitete er im Bette und ſelbſt bis ſpät in den Tag hinein, wenn er von dem Gicht angegriffen war, welches jedoch erſt am Ende ſeines Lebens geſchah. Wohlwollen und Nachſicht waren die Grundzüge ſeines Charakters. Niemals habe ich ihn Schlechtes von Jemanden ſagen hören, *außer von dem Tode*. Als ich eines Tages von dieſer ſo äußerſt dramatiſchen Perſon mit ihm ſprechen wollte, unterbrach er mich lebhaft und ſagte: „Bitte, ſprechen wir nicht von dieſer Garſtigen, die nichts, als die Menſchen *entſtellen* kann."

„Oft, wenn man ihm etwas erzählte, äußerte er das Erſtaunen eines Kindes, welches er durch ein gewiſſes „ho!" äußerſt naiv entſchlüpfen ließ und bei ihm einen eigenen Reiz hatte.

„Er war klein und wohlbeleibt. Sein Blick war neugierig und intelligent zugleich, mitunter ausforſchend. Sein Lächeln war fein und geiſtreich, ſein Lachen anakreontiſch. Niemand erzählte beſſer, wie er — obgleich mit dem Sichgehenlaſſen eines großen Kindes. Wir hatten ihn den „jungen von Bonſtetten" getauft, weil bei einem Spaziergange auf dem Lande er mich und eine engliſche Dame, meine Freundin, ſo viel rechts und links laufen ließ, um die ſchönen Punkte zu bewundern, daß wir zuletzt vor Müdigkeit keinen Schritt mehr machen konnten, während er, wie ein Vogel, auf die Belvederes kroch und ſich über uns weidlich luſtig machte. Sobald er unter einer Baumgruppe anlangte, wo ſich der Hänfling hören ließ, ſtand er vor Entzücken ſtill. „Der Menſch allein entſtellt die Schöpfung," hob er an, und ſich gegen mich wendend, ſetzte er hinzu: „Glauben Sie, daß auch ſo im Himmel geſungen werde? In dem Falle werde ich mich abonniren."

„Die ſichtbaren Dinge bewegten ſeine Seele gar mächtig. Eines Tages fragte ihn Jemand: „Beten Sie wenigſtens auch dann und wann zum lieben Gott?“ — „Ich ſtatte keinen Bericht über die kleinen Unterhaltungen ab, welche wir miteinander haben,“ erwiederte er; „ſicher wollen ſie keinen Phariſäer aus mir machen.“

„Im Allgemeinen wußte er den Dingen, die er behandelte, eine anmuthige Form zu geben, jedoch warf er nie das Senkblei in die Tiefen des menſchlichen Herzens. Er war nur der vollkommenſte Geſellſchaftsmenſch. Er hatte es gern, wenn man ſeine Katze liebkoſte, ein ſehr verſtändiges Thier, welche zu verſtehen ſchien, wem ſie angehörte, und aufmerkſam der Unterhaltung zuzuhorchen ſchien. Alle Tage um zwei Uhr ſtieg Bonſtetten in ſein altes Coupé und machte eine Spazierfahrt von ein bis anderthalb Stunden.

„Er liebte es zu erzählen, wie er Carnot, welchen er damals nicht kannte, gerettet habe. Ich laſſe ihn ſprechen: „Ich war noch Schultheiß zu Nyon, als mein Bedienter in den Salon kam, wo jenen Abend gerade viele Menſchen verſammelt waren, und mir in's Ohr ſagte, daß Jemand draußen nach mir frage. Ich ging durch den Hof und bemerkte in einem Winkel des Gartenpavillons einen Menſchen, welcher mich mit leiſer Stimme anrief.

„Ich ſchritt vorwärts und erblickte einen ſehr ſchlecht gekleideten Mann, welcher damit anfing, mir zu ſagen: „Ich bin Carnot, ich habe geglaubt, Sie um ein Aſyl für einen Theil des Nacht bitten zu dürfen. Ich ſterbe vor Hunger.“

„Augenblicklich ging ich in den Salon zurück, wo ich einige Kleinigkeiten weg escamotirte und Carnot meinen Mantel brachte, damit er ſich damit auf der Bank ausſtrecken konnte, während ich meinen Gäſten gute Nacht ſagen mußte, welche dieſen Abend den Teufel im Leibe hatten und äußerſt ſpät blieben. Sobald alle Welt ſich zurückgezogen hatte, nahm ich meinen Bedienten abſeits, theilte ihm das Geheimniß mit, ohne ihm jedoch den Namen des Fremden zu ſagen, den er für einen Bettler gehalten hatte. Hernach führte ich Carnot in mein Schlafzimmer und ließ ihn in mein Bett ſteigen, damit er dort einige Stunden ausruhen könne. Hier nun machte ich ihm ſeine Lektion: „Ich werde Ihnen einen **sauf-conduit** für Bern unter dem Namen Jacob Brochat de la Vallie geben. Dort wird man Ihnen einen ähnlichen für Wien geben, wo ſie Ihren kranken Bruder beſuchen wollen. Einmal in Wien, wird es Ihnen leicht ſein, nach Schweden zu gelangen.“

„Sobald die Papiere in Ordnung waren, ſprachen wir von dem Zuſtande Frankreich's, wo der Convent Ströme Blutes vergießen ließ.

„Sodann ſteckte ich Carnot in die Kleidung meines Bedienten Hans, ließ ihm Kamaſchen anthun und alſo ausgerüſtet nach Bern ziehen, wohin ich ſchriftlich bat, den armen Jaques Brochat nicht aufzuhalten.

(Schluß folgt).

Das Erbſchiff.

(Fortſetzung).

„Zu Allem, was du, engelgleiches Weſen, willſt, ſiehſt du mich bereit,“ entgegnete der Vater. „Willſt du mir vielleicht den Zweck und das Ziel unſerer Wanderung ſagen?“

„Bei Menſchen iſt in ſo betrübter Sache nicht Rath noch Hülfe, und unſere Kloſtergeiſtlichen, ſo fromme Diener des Herrn ſie ſind, trachten doch allzuſehr nach dem Weltlichen. Darum wollen wir uns zu dem Bruder Marco, dem heiligen Einſiedler, begeben, der in den tiefſten Schluchten jener Berge wohnt. Er hat längſt alles Irdiſche von ſich geworfen, die gottesfürchtigſten Kloſterleute demüthigen ſich vor ihm und rühmen ſeine Heiligkeit; darum wollen wir uns ihm auch nicht auf prächtig gezäumten Maulthieren, ſondern mit entblößten Häuptern und nackten Füßen in aller Demuth nahen, wie es ihm, dem erleuchteten Weiſen, geziemt. Ihm, mein Vater, ſollſt du beichten und die Buße, ſo er uns auferlegen wird, wollen wir annehmen, als käme ſie von Gott ſelbſt, und mit ihrer Ausübung den Frieden unſerer Herzen erkaufen. Biſt du das zufrieden, mein theuerer Vater?“

„Ich bin es, mein Kind!“ ſprach Saunders, „und damit du ſiehſt, wie ſehr es mir mit meiner Reue Ernſt iſt, ſo laß uns die Wallfahrt ſogleich beginnen.“

Sie gingen.

Andreas hatte ſich um die Gewalt der Religion und ihren Einfluß auf Herz und Sinn der Menſchen bis dahin wenig bekümmert; was er davon in ſeiner Jugend gelernt und bis jetzt behalten hatte, war ſo ganz verſchieden von dem, was er hier hörte, denn er wurde in den Lehren der proteſtantiſchen Kirche auferzogen. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß ein Menſch eine ſo große geiſtige Gewalt über den andern haben ſollte, um das zeitige und ewige Geſchick ſeiner Mitbrüder in wenigen Worten beſtimmen zu können; er war nahe daran, über die Leichtgläubigkeit ſeines Gefährten zu lachen; aber ſo mächtig iſt die Kraft des Göttlichen auch in dem Roheſten, daß er ſelbſt ihm widerſinnig ſcheinende Lehrbegriffe nicht anzutaſten wagt, eine unſichtbare Wache ſcheucht ihn mit einem Flammenſchwerte von dem Heiligthum zurück, das er bedroht. Andreas ſah auf Liddy, das Feuer einer heiligen Begeiſterung ſtrahlte aus ihren Augen, ſie blickte mit der Miene des Triumphs um ſich her und ging auf dem Pfade, der zum Gebirge führt, voran. Saunders, von Andreas unterſtützt, folgte.

Anfangs hatten ſie mit geringen Mühſeligkeiten zu kämpfen; der Weg hob ſich nur allmählich, und rieſige Bäume, die ſich zu beiden Seiten des Weges erhoben, boten ihren erquickenden Schatten. Als ſie um die Ecke eines weit hervorragenden Felſens bogen, lag ein Theil der Bucht von Funchal vor ihnen, die an beiden Seiten von hohen Felſen und laubbedeckten Hügeln eingeſchloſſen war, deren dunkelfarbige Blätter dem ganzen Gemälde ein nächtliches Colorit verliehen.

Saunders ſtand ſtill und ſchaute umher: „Bis hierher,“ ſagte er, in Erinnerung ſchwelgend, laut vor ſich hin, „bin ich in früheren Jahren oft gewandelt; es war ein Lieblingsort meines heißgeliebten Weibes, ſeit ihrem Tode habe ich ihn nicht wieder beſucht. Dies unverhoffte Wiederſehen erweckt ſeltſame Gefühle in mir. Laßt uns einen Augenblick ausruhen.“

Sie ſetzten ſich auf eine Moosbank, und Saunders blickte auf die wallende Fluth hinaus, deren dunkelblaue Wogen an die ſchwarzen Felſen aufſprangen und ziſchend zurückfuhren.

„Sie iſt heimgegangen, die mich ſo innig liebte,“ fuhr er fort, „und mit ihr mein Glück und mein Stern. Hier ſtehen noch alle Bäume und alle Felſen wie früher, alle Blumen duften noch, die Vögel ſingen und die Wogen rauſchen noch immer auf und nieder. Hier iſt, außer mir, Alles glücklich, denn dieſe Bäume und Blumen haben keinen Menſchenraub begangen; darum ſtehen ſie auch unangefochten da, und nur die Wellen des Meeres müſſen hin- und herflüchten, weil ſie den Verbrecher getragen haben, ohne ihn und ſein Sündenſchiff zu zerſchmettern.“

Er erhob ſich, um weiter hinausſchauen zu können, und deutete mit der Hand auf den entfernteſten Theil der Bucht, der von hier aus ſichtbar war: „Da liegt es noch, das fluchbeſchwerte Fahrzeug, der ſchwarze Lucifer! Da liegt er, und ſchaukelt ſeinen, aus ſtarkem unverwüſtlichen Holze gezimmerten Rumpf; ich habe ihn immer in luſtiger Stimmung betreten, ſo lange ich noch geſund war; jetzt, da ich krank bin, erfaßt mich das Entſetzen bei ſeinem Anblick.“

Andreas ſchaute nach der von dem Sklavenhändler angegebenen Richtung und erblickte den pechſchwarzen Rumpf eines Briggſchiffes, welches ſeine dunklen Maſten in den vom abendlichen Golde durchfloſſenen Nachthimmel hoch emporſtreckte. Das Fahrzeug gewährte einen ſo geiſterhaften Anblick, und lag hier, gleich einem ſchwarzen, ſeelenloſen Ungethüm, mitten unter grünenden Hügeln und blüthenreichen Feldern, daß es demjenigen, dem es unerwartet in die Augen fiel, ein unwillkührliches Grauen einflößte. —

„Hinweg! Hinweg von dieſem Orte!“ rief Saunders mit Verzweiflung in Blick und Mienen, „der Boden brennt unter meinen Füßen, ich kann das Auge nicht losreißen von jenem Ungethüm, das mir geſpenſtiſch zunickt und mit dem Bugſpriet winkt. Hinweg von hier und wenn ihr mich in die tiefſten Schluchten des Gebirges führt; kein Ort der Welt iſt für mich ſo furchtbar als dieſer.“

Allmählich beruhigte ſich Saunders, aber der Abend war zu weit vorgerückt, als daß ſie das Ziel ihrer Wallfahrt noch hätten erreichen können, die Nacht brach herein und ſie fanden auf einigen abgeplatteten Felsſtücken ein unbequemes Lager.

Majeſtätiſch ſtieg die Sonne aus dem atlantiſchen Ocean auf und ſchmückte die Spitzen der Wogen mit goldenen Kronen, die Berge erglühten im Roſenlicht und aus dem mit Thauperlen beſäeten Laube blitzten die lachenden Blüthen gleich Topaſen und Rubinen hervor, Schaaren von Kanarienvögeln flatterten aus den Gebüſchen auf, und umkreiſeten die drei einſamen Wanderer, die nach kurzer Ruhe und einem gläubigen Gebete ihre Pilgerreiſe weiter fortſetzten. —

Inmitten des höchſten Gebirgskeſſels von Madeira, der ſich unmittelbar hinter Funchal erhebt, liegt von einem Kreiſe ſchroffer, faſt unzugänglicher Klippen umgeben, ein ſchmaler Streifen Landes, deſſen üppige Vegetation in dieſer rauhen Region ein halbes Wunder iſt. Hier ſteht die einſame Klauſe des vormaligen Kloſterbruders Marco, der von allen Inſulanern „der heilige Einſiedler“ genannt wird. Unfern ſeiner niedrigen Bretterhütte, die nur das allernothwendigſte Geräth, gefertigt aus dem gröbſten Material, enthält, erhebt ſich ein heiliges Gnadenbild, vorſtellend den Erlöſer am Kreuze, und am Fuße deſſelben die jungfräuliche Mutter des Heilandes. Hier lag Marco auf den Knieen in tiefe Beſchauung verſunken, als die drei Wanderer ankamen. Sie erblickten den frommen Greis und ſahen mit ſcheuer Ehrfurcht auf ſeinen kahlen Scheitel, der nur noch mit wenigen ſilbernen Locken geſchmückt war. Als er ſein Morgengebet geendet, erhob ſich der Neunzigjährige vom Boden, begrüßte die Fremdlinge mit dem Zeichen des Kreuzes und fragte nach ihrem Begehr. (Fortſ. f.)

Grammatiſche Literatur.

Die doppelförmigen Zeitwörter der deutſchen Sprache u. ſ. w. Von Bernd, Profeſſor in Bonn. Aachen u. Leipzig, b. Mayer. 1837. Erſte Hälfte: A–L.

Dieſe Schrift verdient die Aufmerkſamkeit ſowohl der Sprachforſcher, als auch der deutſchen Schriftſteller, welche manchen glücklichen, bezeichnenden Ausdruck finden können, der, an rechter Stelle mit Geſchick angewendet, nicht anders als vortheilhaft ſein kann. Bei der Reichhaltigkeit unſerer Sprache, welche noch mehrfach benutzt werden kann, müſſen uns ſolche Arbeiten, wie die des Hrn. Bernd, willkommen ſein, weil ſie den, welcher Sinn für die Behandlung der Sprache hat, nicht allein über das Vorhandene auf und gründlich belehren, ſondern auch zum glücklichen Schaffen nach Analogien, was in lebenden Sprachen nicht nur erlaubt, ſondern wünſchenswerth iſt, anleiten. Darum iſt zu wünſchen, daß die zweite Hälfte des Buches bald erſcheine, und daß es die Verbreitung finde, welche ihm gebührt, was freilich für manches brauchbare Buch ein frommer Wunſch bleibt, weil es etwas zu gedrang hergeht, und die Marktſchreierei der Speculation, von venalen oder ſeichten Journaliſten unterſtützt, den Markt der wirklichen Literatur verdirbt. Dieſe Marktſchreier und ihre Helfer bringen nach und nach, ſo ſteht zu erwarten, das Publikum ganz von der Literatur ab, nämlich von aller, welche den Namen verdient, durch ihre Afterwaare, wie man eieranſaugende Hühner durch Gypseier von den wirklichen abbringt, was ja bei dem großen Publikum ſo leicht zu bewirken iſt. Freilich erſtreckt ſich dies Uebel weniger auf reinwiſſenſchaftliche Werke, doch ganz ohne Einfluß bleibt es nicht, weil jede ungünſtige literariſche Conjunctur ſich, wie die Erfahrung lehrt, anſteckend auf alle Zweige des Schriftweſens erſtreckt, wenn gleich auf manche weniger verletzend. Zu loben iſt auch an Hrn. Bernd, daß er ſich bei dieſer braven Arbeit von der graſſirenden Manieritſcholaſtik entfernt gehalten hat, welche gegenwärtig im Sprachſtudium ſo Viele als böſe Influenza auf das Siechbett geiſtiger Hektik daniederſtreckt, von welchem ſie im glücklichſten Falle als ausgegohrene Pedanten wieder aufſtehen. Doch auch dieſem Studium ſcheint in Laſſen ein wiſſenſchaftlicher Forſcher zu Theil zu werden, welcher, auf der rechten Linie vorſchreitend, den Nutzen, welchen wir von dort erwarten dürfen, uns vielleicht verſchaffen wird. Wenn nun des Verfaſſers Entferntbleiben von dieſer Scholaſtik zu loben iſt, ſo iſt es dagegen bei ihm zu tadeln, daß er in ſeinen eingeſtreuten Bemerkungen ſich wenig oder nicht um die Lehre von der Lautverſchiebung kümmert, was ihn nothwendig manchen Irrthümern ausſetzt, wie ſich denn überhaupt in dieſen Bemerkungen neben manchem Guten auch Einiges, was, um es glimpflich auszudrücken, oberflächlich iſt, gefunden wird. Doch dieſes thut dem Ganzen wenig oder keinen Eintrag; denn was der Verfaſſer lehren will, wie durch eine Veränderung der Form bei Zeitwörtern aus einer neutralen Bedeutung ſich der Uebergang zu einer activen bildet, iſt im Ganzen genugſam dargethan worden.

Konrad Schwenck.

Feuilleton.

.°. Induſtrielle Geſellſchaften in Belgien ſeit 1833. — In Nro. 51 d. Bl. iſt auf den Aufſchwung hingedeutet worden, den die Induſtrie in Frankreich ſeit 1830 genommen. Noch weit energiſcher regt ſich das induſtrielle Leben in dem benachbarten Belgien. Hier haben ſich ſeit 1833 folgende Vereine geſtaltet:

I. Drei allgemeine Geſellſchaften, nämlich 1) die belgiſche Bank mit 20 Mill. Fr.; 2) die National-Geſellſchaft mit 15 Mill. Fr. für Induſtrie, Schiffbau, Handel nach Außen ꝛc.; 3) die Handels-Geſellſchaft mit 10 Mill. Fr., für Handel, Bankgeſchäfte u. ſ. w.

II. Folgende zwölf Aktienvereine für ſpezielle Zwecke:

1) Unter dem Patronat der alten Bank:

Zwei Geſellſchaften für Hochöfen, Eiſenhütten ꝛc. mit	9,000,000 Fr.
Sechs für Kohlenwerke mit	14,730,000 „
Eine für Eiſenbahnen mit	3,500,000 „
Eine Glasfabrik mit	6,000,000 „
Eine Zuckerſiederei mit	4,000,000 „
Eine Teppich-Manufaktur mit	1,300,000 „
Zuſammen	38,530,000 Fr.

2) Unter dem Patronat der belgiſchen Bank:

Sieben Aktien-Geſellſchaften für Hochöfen, Eiſenhütten ꝛc. mit	14,250,000 Fr.
Eine Glasfabrik mit	2,000,000 „
Zuſammen	16,250,000 Fr.

3) Unabhängige Unternehmungen, meiſtens ſeit 1835:

Eine Geſellſch. f. Bearbeitung d. Eiſens mit	1,900,000 Fr.
2 für Kohlenbergwerke mit	1,560,000 „
7 für Zuckerſiedereien mit	4,130,000 „
27 für verſchiedene Zwecke, theils induſtrieller Natur, theils für Lokalbauten, Bäder ꝛc. mit	21,921,000 „
10 Aſſekuranz-Geſellſchaften mit	71,200,000 „
4 Leihbanken mit	43,000,000 „
eine Aktien-Geſellſch. zur Beförderung der Ausfuhr inländ. Baumwollenfabrikate	3,000,000 „
Zuſammen	145,911,000 Fr.

Sämmtliche Kapitalien dieſer verſchiedenen, ſeit 1833 entſtandener Geſellſchaften belaufen ſich alſo auf 240 bis 250 Mill. Fr. Ueberdies haben ſeit 1833 noch 25 Geſellſchaften von der Regierung nicht die von ihnen gewünſchte Autoriſation erhalten können.

.°. Muratori's Schrift über den rechten Gebrauch der Vernunft. — Das vielgeleſene Werk „de ingeniorum moderatione in religionis negotio" (über den rechten Gebrauch der Vernunft in Sachen der Religion), welches Muratori im Jahr 1704 zu Paris unter dem erdichteten Namen Lamindus Pritanius herausgegeben, iſt von den Herren Doktoren Biunde und Braun von Neuem in's Deutſche überſetzt worden und kürzlich zu Coblenz im Druck erſchienen. Das biſchöfl. Ordinariat zu Limburg genehmigte und empfiehlt dieſe Ueberſetzung um ſo angelegentlicher: „je mehr man in unſeren Tagen — die Harmonie der dem Menſchen angebornen Denkfreiheit mit der chriſtlichen Mäßigung wieder verkennt." Muratori's Schrift iſt eilfmal, — das letztemal 1777, in lateiniſcher Sprache aufgelegt, und zweimal, 1779 und 1783 in's Deutſche übertragen worden. — Von der Freiſinnigkeit des berühmten Alterthumsforſchers gibt u. a. folgende Stelle ſeiner Schrift (B. I. C. 4.) ein erfreuliches Zeugniß: „wir halten dafür, daß die Diener der Kirche, und alle, welche berufen ſind, das chriſtliche Volk zu unterrichten, die Pflicht haben, die Grundlagen und Prinzipien des chriſtl. Glaubens ſorgfältig zu prüfen — und daß ſie nicht nur die Wahrheit ihrer Religion, ſondern auch die Falſchheit der übrigen Religionen erkannt haben müſſen."

.°. Neue foſſile Thiergattungen in Frankreich. — In einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris erſtattete Hr. Bartet Bericht über die im Tertiarboden von Simorre, Sanſan, Tournon und Lombez im Gers-Departement aufgefundenen Ueberreſte urweltlicher Thiere. Es befinden ſich darunter viele von bisher ganz unbekannten Thieren. Einige derſelben ſcheinen von einem Vierfüßler herzurühren, der zugleich Hirſch und Ratte, doch in einem großen Maaßſtabe war. Andere gehörten einer Gattung, die zugleich fleiſch- und kräuterfreſſend ſein mochte. Im Sandſtein derſelben Gegend fand man ein Dinotherium von rieſiger, und ein anderes von gewöhnlicher Größe, einen über 6 Fuß hohen ſtiergeſtaltigen Wiederkäuer u. m. a. merkwürdige Thiere. In einem Mergellager endlich, das von einer regelmäßigen Kalkfels-Schicht bedeckt und reich an mannigfaltigen thieriſchen Ueberreſten war, fand man auch eine untere, mit allen Zähnen beſetzte Kinnlade, die man für die eines etwa 40jährigen Mannes halten möchte. „Angenommen," bemerkte Hr. Bartet, „daß dieſe Kinnlade nicht von einem Menſchen, ſondern von einem Affen herrühre, ſo müßte derſelbe wenigſtens 30 Fuß groß ſein und zugleich mit den älteſten und rieſigſten Erdbewohnern exiſtiren, die den großen Kataklysm, den wir Sündfluth nennen, nicht überlebt zu haben ſcheinen.

.°. Zunahme der Bevölkerung Frankreichs. — Frankreichs Bevölkerung hat, nach amtlichen Angaben, in den letzten 15 Jahren folgendermaßen ſich vermehrt:

Von 1821 bis 1826 um 1,390,137 Individuen,
„ 1826 „ 1831 „ 715,306 —
„ 1831 „ 1836 „ 979,974 —

.°. De Cuyper's Statüen. — In einem belgiſchen Blatte leſen wir: „Die zwei prächtigen Statüen, Moſes und Aaron, von unſerem Landsmanne de Cuyper, dem älteren, ſind in der Kirche des h. Antonius von Padua zu Brüſſel aufgeſtellt worden. Sie ſind von großer Wirkung. Beſonders Aaron iſt bewunderungswürdig ausgeführt."

.°. Franzöſiſche Novitäten. — Unter den neueſten Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur machen ſich folgende durch ihre Titel beſonders bemerklich: „La Christéide" von Christ-Chardon; — „Plus de maris! Plus de pères etc. 2 voll." von de Laurence; — „Mystères inédits du XIX. siècle, publ. par Jubinal T. 1." Auch finden wir eine „Notice sur Jeanne d'Arc" von Michaud und Poujoulat und das erſte Heft einer „la Phrénologie" betitelten Zeitſchrift.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 134. 1837.

Phönix.

Freitag, 9. Juni.

Das Erbſchiff.

(Fortſetzung).

Andreas fühlte die Nähe Gottes in der Geſtalt eines ſeiner würdigſten Diener, aber er war noch zu ſehr Wüſtling, als daß dieſer Anblick ihn hätte zum Handeln bewegen mögen, er ſenkte die Augen zu Boden und lehnte ſich finſter an den Stamm einer rieſigen Eiche; Saunders war tief erſchüttert, aber die Hoffnung, daß jezt der Augenblick gekommen ſei, da ihm durch Strafe Entſühnung kommen ſollte, wirkte mächtig auf ihn, er kniete nieder und flüſterte: „Herr! Nimm meine Sünden von mir!“ Liddy aber nahte ſich dem Greiſe mit kindlicher Zuverſicht, drückte ſeine welke Hand an ihre Lippen und ſprach: „Höre von mir die Beichte jenes unglücklichen Mannes, der nicht die Stärke beſizt, dir Alles zu ſagen, höre mich an, und befiehl, was wir thun müſſen, um die ſchwere Schuld von ſeinem Herzen zu nehmen!“

„Komm!“ ſprach der Greis, „ich will dich hören, und Gott wird mir nach ſeiner Gnade und Barmherzigkeit das Mittel angeben, wodurch jener Mann von ſeinen Sünden erlöſ't und wieder in den Schooß der Kirche zurückgeführt werden kann. Rede, meine Tochter!“

Der Greis nahm ſeinen Siz am Fuße des Gnadenbildes, blickte der frommen Jungfrau in das thränenumflorte Auge, und ermahnte ſie mit ſanften, eindringlichen Worten, eine wahrhafte und getreue Beichte abzulegen.

Liddy begann. Sie ſprach von den Thaten ihres Vaters, von ſeinen Verirrungen und ſeinen Verbrechen, ſie verſchwieg nichts, weder ſeinen Hochmuth, noch ſeinen Geiz, weder ſeine Grauſamkeit, noch ſeine Reue, und als ſie geendet hatte, küßte ſie dem Greiſe den Saum ſeines Gewandes und rief: „Rette uns, Heiliger! Bete für uns und entſühne meinen Vater!“

„Weiß ich Alles, meine Tochter?“ fragte Marco mit erhobener Stimme.

„Alles! mein Vater!“ entgegnete Liddy, „keine Falte unſeres Herzens blieb dir verborgen.“

„So ſtehe auf, meine Tochter!“ fuhr der Greis fort, „und ſei fröhlich in deinem Gemüthe. Der langmüthige Gott hat zu mir geredet in dieſer Stunde und ich ſpreche dich frei von jeder Sünde, die du dir in der Einfalt deines Herzens aufbürdeſt. „Die Sünden der Väter werden heimgeſucht an den Kindern und laſten ſchwer auf ihnen!“ iſt ein Spruch der heiligen Schrift, den weltlich geſinnte Mönche und Prieſter nur zu oft nach ihren verkehrten Begriffen deuten, nicht aber nach dem Willen deſſen, der ihn ausgeſprochen hat; darum erhebe deinen Blick getroſt, ſei freudig in dem Herrn und bete zu ihm, daß er mich erleuchte, damit ich das rechte Mittel finde, wie ich deinem Vater den Frieden ſeines Herzens wiedergebe.“

Marco ging in ſeine Hütte; die drei Wanderer blieben allein. Liddy ſezte ſich zu dem Vater und tröſtete ihn mit ſüßen Worten, Andreas ging ſchweigend auf und ab und blickte nur manchmal zu dem blühend ſchönen Mädchen herüber, für die er ſtündlich mehr in Liebe erglühte. Eine lange Zeit verſtrich, endlich kehrte Marco zurück; er trat mit hocherhobenen Händen zu Vater und Tochter, die vor ihm niederknieeten, während

Andreas ſeine Schritte hemmte und aufmerkſam auf die Rede des Greiſes horchte.

„Der Herr iſt mit uns in dieſer Stunde," ſprach Marco feierlich, „und ſein Geiſt iſt es, der in dieſem Augenblicke aus mir redet, darum vernehmt in Demuth, was er euch verkündigt. Mac Saunders, du haſt den größten Theil deines Lebens mit Unthaten hingebracht, du haſt hülfloſe Geſchöpfe, die auf dieſer Welt gleiche Rechte mit dir hatten, ihrem Vaterlande entriſſen und an unbarmherzige Peiniger zum Sklavendienſte verkauft; du haſt dafür Gold auf Gold gehäuft und mit unerſättlichem Heißhunger von deinen chriſtlichen Mitbrüdern durch Wucher, immer mehr dieſes unfruchtbaren Metalles erpreßt; du warſt auf dieſer weiten Erde der reichſten Männer einer, wie du einer der verworfenſten biſt. Schon hat dich Gott in ſeinem gerechten Zorne geſtraft, indem er ſeine Hand nach dir ausſtreckte und dir Alles nahm, was du beſaßeſt; als ein Bettler betrateſt du das Land, das du mit deinem Reichthume zu überſchwemmen gedachteſt. Willſt du aber völlig entſündigt ſein und einſt mit reinem Gewiſſen vor den Richterſtuhl des Höchſten erſcheinen, ſo folge der Weiſung, die ich dir gebe. So oft du mit deinem Schiffe, worin die Sünde wohnt, den Küſten von Afrika zuſteuerteſt, die ein Zeuge deines Verbrechens war, eben ſo oft ſollſt du mit dieſem Schiffe nach irgend einem Theile der Erde ſteuern, und das jedesmalige Geſchäft einer ſolchen Reiſe, ſei irgend eine, Gott und den Menſchen wohlgefällige That, dann wirſt du durch dieſe Reiſe eine der vorhergehenden auslöſchen, und iſt die ganze Reihenfolge vollendet, wirſt du gereinigt daſtehen, vor der verſammelten Gemeinde des Herrn! Das iſt es, was dir Gott durch mich zu thun gebietet. Vollbringe es, und du haſt dir die ewige Seligkeit errungen, vollbringe es nicht, und du wirſt in deinen Sünden dahin fahren."

Marco endete. Alle drei ſtanden ſtumm vor ihm und ſenkten die Augen zu Boden. Endlich unterbrach Saunders die lange Stille und ſagte: „Wie ſoll ich, krank und ſchwach, eine ſolche jahrelange, mühevolle Arbeit ertragen? Nicht, daß ich es nicht wollte, aber meine geſchwächten Gliedmaßen werden ihren Dienſt verſagen."

„Haſt du keinen Sohn?" forſchte Marco.

„Keinen, Herr! Weder ein Sohn noch ſonſt ein menſchliches Weſen lebt mir, dem ich eine ſolche Laſt aufbürden möchte, und der ſie geduldig für mich trüge."

„Du irreſt, Vater!" ſprach Liddy und aus ihren Augen drang der Feuerſtrahl der Begeiſterung, „du haſt einen Sohn, ich will dir ihn zuführen!" und die Hand des ernſten Andreas ergreifend, ſprach ſie: „Du haſt mir ewige und unwandelbare Liebe geſchworen und von mir ein gleiches Gelübde empfangen; willſt du mir deinen Schwur halten?"

Da richtete Andreas einen langen, ſeelenvollen Blick auf das Mädchen und ſprach: „Ach, Liddy! ich athme nur für dich; aber wenn ich meine Hand in die deinige legte, es wäre ein Frevel. Ich bin ein roher, wüſter Geſell, der ſein Lebelang viele tolle und unvernünftige Streiche begangen hat, du aber biſt ein wahrhaft himmliſcher Engel, und ich thäte große Sünde, wollte ich dich zu mir herabziehen."

„Nicht alſo, mein Geliebter!" ſprach Liddy, „wohl magſt du oft gegen die Gebote des Herrn gehandelt haben, aber eine Todſünde haſt du nicht begangen und darfſt dein Auge frei erheben; ich dagegen bin die Tochter eines Verbrechers und darf mit dir nicht rechten, um deiner kleinen Miſſethat willen, darum ſage, ob du der Meine ſein willſt im Leben wie im Tode?"

„Ich will es!" entgegnete Andreas, „wenn du mich würdig hältſt, der Deinige zu ſein, und jetzt wünſche ich nichts mehr, als dies Gelübde, das ich mit der vollſten Überzeugung leiſte, zu löſen. Die Stunde, da ich dich zum Altare führe, ſoll die glücklichſte meines Lebens ſein."

Da ergriff Liddy die Hand des Geliebten und führte ihn zu Marco. „Mein Vater," ſprach ſie, „jener unglückliche Mann bedarf eines Sohnes, der die ſchwere Laſt, die ihn zu Boden drückt, von ſeinen Schultern nimmt. Willſt du den ehelichen Bund, den ich mit dieſem Manne ſchließe, durch deinen Segen heiligen?"

„Amen!" ſprach Marco, „der Geiſt des Herrn hat euch den Pfad gezeigt, den ihr wandeln ſollt, ich will euch die Wege bereiten. (Fortſ. f.)

Das Penitentiarium in Genf.

(Fortſetzung).

In der Genfer Bevölkerung herrſcht daher die wohlthätige und wirkungsreiche Überzeugung, daß ein Gefangner des Penitentiariums erſtens dort nicht verderbt wird und zweitens ſicher beſſer aus demſelben hervorgeht, ſei es nun in moraliſcher oder in materieller Hinſicht, was für die Wirkung einer ſolchen Anſtalt auf den Volksgeiſt immer von großer Wichtigkeit iſt.

Daß in dem Penitentiarſyſtem durch die regelmäßige Arbeit, die geſunde aber einfache und nie aufreizende Koſt, die Abſonderung in kleinen aber reinlichen Zellen, die ſtillſchweigenden Spaziergänge in dem Hofraume, wo ein Gefangener dem andern in militäriſcher Ordnung folgt, ferner in Erholungsſtunden die Leſung von moraliſchen oder religiöſen Büchern aus der kleinen Gefängnißbibliothek, wo ſelbſt die römiſche Geſchichte den Gefangenen deßhalb zurückgenommen wurde, weil ſie dieſelbe zu oft verlangten und die Verwaltung ſie nicht zerſtreuen, ſondern beſſern will, daß alles dies, nebſt der ſtrengen Disziplin und Beſtrafung in einſamen Kerkern, eine Art Ermattung im Phyſiſchen und Moraliſchen hervorbringt, iſt natürlich und unvermeidlich. Der Direktor behaupte mit Recht, dieſe ſei unumgänglich nöthig, um auf das Gemüth wirken und Eingang finden zu können bei den meiſt verderbten Gemüthern.*) Später wird gebeſſert und ausgerottet und zuletzt mit der Religion, dieſem Balſam der Gnade, geläutert und geheilt. Wie ein Frühlingsduft nahet ſie tröſtend und nährend zugleich dem zerriſſenen Herzen, eine geiſtige Taube mit dem Ölzweige des Friedens, welche den Unglücklichen auf die Gottheit wie auf einen Weltentroſt und auf den Glauben an eine himmliſche Botſchaft als auf eine ſelige Beruhigung und Erkräftigung hinweiſt.

In dem Genfer Penitentiarium athmet Alles Milde und Ernſt. Der Direktor widmet ſich ſeinem Berufe mit ſichtbarer, unermüdlicher Thätigkeit, ſeine Gefangenen ſind ſeine Pflegebefohlenen, ihre Heilung, ihre Aufrichtung ſind ſeine ſchönſte Belohnung. Eine humane, hochgeſtellte Moral leitet ihn in ſeinem Tagewerke und verbreitet ſich durch ſeine feſte, würdige Sinnesart über alle Beamte dieſer Verwaltung. Man erblickt hier keinen finſtern, wüſten Pförtner, keine rohen Aufſeher, keine ſpekulirenden Cantinen-Beſitzer. Hier herrſcht Ruhe und Unterwürfigkeit und nicht jener Lärm und jene pöbelhafte Ausgelaſſenheit der Pariſer Force **) und anderer Gefängniſſe. Hier iſt kein Wucher- und Auspreſſungsſyſtem, wie im Dépot der Polizeipräfektur zu Paris, keine Unſittlichkeit, wie in den Gefängniſſen von Bicêtre und Poiſſy. Die Aufſeher drohen hier in Genf dem Gefangenen nicht mit groben Redensarten, mit Stockhieben und Pöbelmanieren. Schon beim Eintritt in den Penitentiarbezirk wird man von der ernſten, gewichtigen Stille dieſer Räume ergriffen. Alles bekundet, daß hier Unglückliche ſind, welche die Geſellſchaft ausgeſtoßen, aber hier — abgeſondert — nicht mißhandelt, ſondern ſtreng beaufſichtigt. Dieſe imponirende Ruhe muß jeden Eintretenden ergreifen. Der Direktor iſt der Oberarzt in dieſem Lazarethe. Abgefeimte garde-chiourmes und bevortheilte Gefangene gibt es nicht, obgleich man, ohne die für Alle gleiche Hausordnung zu unterbrechen, dennoch dem armen Italiäner erlaubt, in ſeinen Freiſtunden die engliſche und andere fremde Sprachen zu erlernen. Die Gebildeteren unter den Gefangenen werden überdem durch beſondere Unterhaltungen und menſchenfreundliche Theilnahme der Paſtoren, des Direktors u. ſ. w. ſo viel als möglich aufgerichtet.***)

Auch das in franzöſiſchen Gefängniſſen ſkorbutartig um ſich greifende Spionirungsſyſtem wird in Genf nicht angewendet. Das Penitentiarium will nur moraliſche Mittel. Spirituöſe Getränke ſind, wie Spiel, gänzlich verboten. „Wir geben dem Spioniren keine Belohnung," ſagte der Direktor, „wir haben keine geheime Polizei. Der Gefangene muß weder aus Habſucht, noch aus Eigennutz, noch aus Rache ſeine Kameraden angeben, ſondern offen in ihrer Gegenwart und zwar aus Liebe zur Ordnung und zum Guten. Außer einem Küchengehülfen iſt kein Gefangner im Hauſe, ſei es als Schreiber, Schließer der innern Thüren, als Auskehrer u. ſ. w., wie das oft als Begünſtigung in andern Gefängniſſen geſchieht, beſchäftigt, und der Direktor tadelt es ſelbſt, daß man einen Gefangnen als Kochgehülfen benutzt, da dieſer natürlich in einer falſchen Stellung zwiſchen dem Direktor und den Gefangenen ſtehend, entweder jenen oder dieſe verrathen, bald der Verwaltung, bald den Gefangenen dienen wird, was bei allen ähnlichen Begünſtigungen der Sträflinge Statt findet, alſo gegen ſolche Ausnahmen von der Regel unbedingt ſpricht.

In den franzöſiſchen Gefängniſſen wird die Begnadigung erſt dann durch die Beichtväter (aumoniers de la prison) bewirkt, wenn der Gefangene bei ihnen beichtet und, um früher frei zu werden, Gefühle heuchelt, die er nicht theilt. Daher glauben die Gefängnißprieſter oft an Beſſerung, wo nur Verſtellung und Schlauheit zu ſuchen iſt. In den meiſten franzöſiſchen Strafanſtalten ſpielen ſogar die Verbrecher „croix ou pile," gleichſam Paar oder Unpaar, ob ſie beichten ſollen oder nicht und fragen ſich untereinander: „Feras-tu l'affaire?" Auch werden diejenigen, welche ihre Kameraden am meiſten angeben, immer vorzugsweiſe begnadigt.

In dem Genfer Penitentiarium hält der Direktor ein Regiſter über alle Gefangenen, worin über ihren Fleiß, ihre Arbeit, ihren Gewinnſt, ihre Strafen, ihre Fehler, ſo wie über ihre moraliſche Richtung und Charakterbildung genaue Notizen geführt werden.

Des Direktors Beobachtungen werden hernach regelmäßig durch das Gefangenen-Comité entweder gut geheiſſen oder modifizirt.

So las ich z. B. in der Aufführungsrubrik des Regiſters folgende Bemerkung des Direktors: „Tentative de suicide." Der inſpizirende Ausſchuß ließ dieſe Benennung ausſtreichen und durch folgende: „Violence envers soi-même," erſetzen, um das Conduitenregiſter des Gefangenen zu mildern und überdem deßhalb, weil ihm der Vorfall nicht den Charakter des Selbſtmord-Verſuchs zu tragen ſchien. Dieſe ſorgfältige Bemerkung aller Zorn-, Fehler- oder Beſſerungsſymptome gibt einen Beweis, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit und Kontrole hier zu Werke gegangen wird.

Die Beſſerung der Individuen läßt ſich demnach ſehr wohl durch die Zuſammentragung ſämmtlicher Notizen nach gewiſſen Zeitabſchnitten beobachten und wie ein ſicheres Ergebniß betrachten.

---

*) Man erinnert ſich an jenen Satz: „Les nuits sont longues pour l'homme qui se reproche sa vie passée."

Der Verfaſſer.

**) Man kann mit Recht Gefängniſſe dieſer Art écoles mutuelles de crime nennen. Der Verfaſſer.

***) „Pour vivre au milieu des prisonniers il vaut mieux les aimer que les craindre," ſagt Marquet Vaſſelot, Direktor in einem franzöſiſchen Centralgefängniſſe. „So lange die Gefangenen müßig waren," fährt er fort, „hatte ich Aufwiegeleien, ſobald ſie beſchäftigt waren, keine Komplotte, die Vorſichtsmaßregeln wurden unnöthig und ich war nicht mehr in Lebensgefahr." Das große Geheimniß der guten Zucht nicht bloß in einem Gefängniſſe, ſondern auch in der Geſellſchaft iſt die Beſchäftigung. „Die Arbeit iſt die Seele meiner Polizei," ſagte der ſchon obenerwähnte Gefängnißdirektor. Die Arbeit iſt ebenfalls die Seele der geſellſchaftlichen Ordnung. Mirabeau ſagte daher ſo richtig: „Avant de faire la théorie du crime il faut faire celle de la pauvreté."

Der Verfaſſer.

Dieſen Aufführungsliſten zufolge wird nun auch dem Gefangenen ſeine Strafzeit vermindert. Er erhält dieſe alſo nicht bloß nach der moraliſchen Überzeugung ſeiner Aufſeher, Werkmeiſter, ſeines Direktors, ſondern auch der Paſtoren und Mitglieder des Comités, welche ihn beſuchten und ſeine Aufführung in den laufenden Regiſtern verfolgten und kontrolirten.

Die Beſucher ſind erſtens die Richter, zweitens zwölf Mitglieder des repräſentativen Rathes. Sie haben das Recht, in die Werkſtätten zu gehen, die Gefangenen zu befragen, zu wachen, daß die Reglements genau befolgt und ihre Bemerkungen in die zu dieſem Zwecke offenſtehenden Regiſter eingetragen werden.

Die Verwaltung beſteht aus einem Direktor mit 2800 Francs Gehalt, Wohnung und Büreaukoſten, zwei Kaplanen, einem proteſtantiſchen und einem katholiſchen, aus drei Werkmeiſtern zu 450 Francs, aus einem Contre-maitre mit 1150 Francs Gehalt, um die Arbeiten der vier Werkſtätten in Gang zu halten. Er wohnt jedoch nicht im Hauſe und wird dort auch nicht beköſtigt. Zwei Schließer, ein Krankenwärter und ein Bedienter bilden das übrige Perſonal.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ Das Haus Rothſchild — eine Calamität, und Rußland ein Heiland für die Menſchheit! — Im Juniheft der Jahrbücher der Geſchichte und Politik von Pölitz findet ſich ein ſehr curioſer Aufſatz des Großh. Heſſ. Rath von Meſeritz „über finanzielle Univerſalherrſchaft und deren Conſequenzen.“ Es wird darin von dem eben genannten „Staatsphiloſophen“ zu erweiſen verſucht, daß die finanzielle Univerſalherrſchaft, welcher das „weltbekannte fünffach gegliederte Haus“ zuſchreite, „nicht weniger, wie die politiſche (der Römer und Napoleons) und geiſtige (des Papſtthums) eine wahre Calamität für die Menſchheit ſei, indem ſie in der Sphäre des materiellen Wohlſeins, wie dort in den entſprechenden Sphären, deren Entwicklung zu lähmen ſtrebe.“ (S. 463 u. 484). Hr. v. Meſeritz ſetzt nun zwar ſeine ganze Hoffnung auf — Rußland, welches — „ſeit dem Sturze des Römerreiches den Beſtrebungen nach Univerſalherrſchaft jedesmal ein Ziel geſetzt.“ — Doch glaubt er zum Schluſſe noch Folgendes anmerken zu müſſen: „Wir könnten wohl — gleichwie Voltaire einſt zur Regierungsepoche Katharine II. (sic) ſchrieb: „„das Licht der Aufklärung kommt vom Norden!““ Anlaß zu dem panegyriſchen Ausrufe nehmen: „„alle Emanzipation der Völker kommt von Rußland!““ Indeſſen fühlen wir uns nicht, gleich jenem großen Genie, hinlänglich geharniſcht, um gegen die Pfeile des Verdachts abſichtlicher Adulation gleichgültig zu ſein.“ (!!!)

⁂ Theorie der Aehnlichkeiten bei Thieren. — Der Ritter G. M. Paris hat unlängſt eine „Théorie des ressemblances“ mit Kupfern herausgegeben, welche näher bezeichnet wird als: „Essai philosophique sur les moyens de déterminer les dispositions physiques et morales des animaux d'après les analogies de formes et de couleurs.“

⁂ Criminal-Statiſtik Großbritanniens für 1836. — Amtlichen Angaben zufolge ſind im J. 1836 in England und Wallis 20,984 Perſonen, als verdächtig, Verbrechen oder ſchwere Vergehen begangen zu haben, verhaftet oder mittelſt Bürgſchaft freigegeben worden. Von dieſen 20,984 konnten 7033 weder leſen noch ſchreiben, 10,983 beides nur mangelhaft oder nur leſen, 2215 konnten gut leſen und ſchreiben, nur 191 hatten eine feinere Erziehung genoſſen. Von 562 konnte man keine genaue Kunde einziehen.

⁂ Revolution in der Rübenzuckerfabrikation. — Dem Journal des Connaissances utiles zufolge ſteht wieder eine totale Revolution der — Runkelrübenzuckerfabrikation bevor. Hr. Laurence in Grace-Dieu hat nämlich ein höchſt einfaches und wohlfeiles Verfahren entdeckt, mittelſt doppelter Zerreibung der Rüben — Preſſen, Säcke, Körbe ꝛc. überflüſſig zu machen, und 100 pCt. mehr Saft zu gewinnen als nach der bisherigen Methode.

⁂ Dreimal drei Abſchwörungen und Wiedertaufen. — Der „Ami de la Religion“ meldet, daß im v. M. zu Marſeille drei Proteſtanten vom Abbé Oberkel und drei andere vom Abbé Chirac, nach Abſchwörung ihres Glaubens, die Taufe sub conditione empfangen, und das Univers rel. verſichert unterm 20. vor. M., daß in den erſten Tagen der darauf folgenden Woche drei junge reformirte Deutſche ihre Abſchwörung in die Hände des Abbé Aringer niederlegen würden, nachdem bereits am 20. v. M. ein proteſtantiſches Fräulein aus Rheinpreußen daſſelbe gethan und darauf die Taufe mit Bedingung erhalten.

⁂ Gartenbau-Geſellſchaften. — In den beiden jüngſten Verſammlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbau's zu Berlin am 19. März und 30. April d. J. wurden u. a. vorgetragen: „Nachrichten von der Bildung eines Vereins für Gartenbau in Prenzlow und eines ähnlichen in Stendhal; Bemerkungen des Gewerb- und Gartenbauvereins in Grünberg; Bericht über den Inhalt der neueſten Hefte des Bulletin de la société d'agriculture du Dépt. de l'Hérault, der Annales de la société d'horticulture de Paris, und von London's Gardener's Magazine. Hr. Prediger Helm erſtattete den Jahresbericht über die erfreulichen Leiſtungen der Gärtner-Lehr-Anſtalt, wonach auf den 4 Lehrſtufen der Anſtalt ſich gegenwärtig 35 Zöglinge befinden.“ Vorgelegt wurden u. a. die neueſten Hefte des landwirthſchaftlichen Vereins in München und der Landwirthſchaftsgeſellſchaft in Wien, ſo wie der wegen Reichhaltigkeit ſehr beachtenswerthen Allgemeinen öſterreichiſchen Zeitſchrift von Moſer, Eisner und Hammerſchmidt in Wien.

⁂ Foſſile Schildkröte des Siebengebirgs. — In den Braunkohlengruben zu Rott am Siebengebirge hat man unlängſt Bruchſtücke von Schildkröten (Testudo und Emys) und von einem größeren Säugethier gefunden, welches letztere ein Anthracotherium zu ſein ſcheint.

⁂ Pan, Aphrodite und Eros. — In der Geſammt-Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin am 17. April hielt u. a. Hr. Panofka einen Vortrag über den Götterverein von Pan, Aphrodite und Eros, als ſicheres Kennzeichen von Myſterien-Bildern.

⁂ Heidelberger Muſikfeſt. — Sänger- und Orcheſterperſonal bei dem am 16. v. M. zu Heidelberg gehaltenem Muſikfeſt ſoll ſich auf ungefähr 330 Perſonen belaufen haben.

⁂ Das rieſige Toxodon, deſſen foſſilen Kopf Herr Darwin am Sarandis in Südamerika gefunden, wird von Hrn. Owen, der darüber in der Londoner Literaturgeſellſchaft berichtet hat, zu dem Geſchlecht der mäuſeartigen Vierfüßler gezählt, worin es mit dem noch in Südamerika lebenden Capybara verwandt ſei.

⁂ Perſiſche Studenten zu Wien. — Zu Anfang Mai ſind 6 junge Perſer, Söhne von Großen des Reichs, zu Wien angekommen, um einige Jahre dort an dem Unterrichte in den Kriegs- und Staats-Wiſſenſchaften Theil zu nehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 135. 1837.

Phönix.

Samſtag, 10. Juni.

Bonſtetten.

(Schluß).

„Ich erfuhr bald, wie er durch Bern und auch glücklich durch Wien gekommen ſei und blieb lange Zeit, ohne eine Lebenszeichen von Carnot zu erhalten, weil ich ſelbſt damals lange in Italien und in Schweden reiſ'te, um dem revolutionären Geſchrei zu entfliehen, welches auch die Schweiz ergriffen hatte, ſeitdem die Franzoſen, einige Zeit nach Carnot's Flucht, bei uns eingezogen waren.

„Eines Tages endlich bringt man mir einen Brief mit dem Miniſterſtempel aus Paris. Er war von meinem Carnot, welcher mich fragte, was er für mich thun könne. Ich erwiederte: ſelbſt brauche ich nichts, nur empfehle ich die Schweiz dem Kaiſer. — „Er will Sie, ſo wie Ihre ganze Familie ſehen," erwiederte Carnot. Da ſtieg ich denn in mein altes Coupé, welches Sie kennen, und gelange vor dem Hotel Carnot's, wo alle Mitglieder ſeiner Familie ein Spalier bildeten, um mich zu empfangen. Carnot ging mit einem Kinde von 5 Monaten in den Armen auf mich zu und legte mir das kleine Weſen an's Herz, indem er zu demſelben ſagte: „Du fühlſt noch nicht, wie du dein Leben dieſem würdigen Manne dankſt, der dir ſo freundlich zulächelt." Es war ein wahres Freudenfeſt, und ich weinte wie ein Kind mitten unter den Glücklichen, hernach am andern Morgen wurde ich dem Kaiſer Napoleon vorgeſtellt."

„Carnot's Verbannung nach Rußland und ſpäter in Magdeburg machte Bonſtetten immer ſeufzen.

„Während ſeiner vorletzten Gichtanfälle empfing er Beſuche, obgleich im Bette. Es war ſonderbar, ihn alsdann mit zahlloſen Papierbogen umgeben zu ſehen, welche er numerirte und ordnete. Während dieſer Krankheit las ich auch mit ihm ſeine Briefe aus Italien, wie Sie es aus den Billeten*) geſehen haben, welche er mir damals ſchrieb. Ich hielt bisweilen in meiner Vorleſung ſtille, um ihn zu ſchelten, daß er zu ſehr auf die Prieſter klopfe. Alsdann lachte er und nannte mich: Schweſter Barmherzigkeit, soeur misèricorde.

„Obgleich er den Geiſt äußerſt franzöſiſch hatte und immer nur die komiſche oder lächerliche Seite der Dinge auffaßte, hegte er dennoch eine große Verehrung für den engliſchen Charakter.

„Auch ſprach er oft von Mathiſſon und von Johannes von Müller. Dem erſten war er lebhaft zugethan. In der Politik war er von einem mäßigen Liberalismus, libéral sage.

„In ſeinem Hauſe herrſchte die größte Ordnung, er ſelbſt war ſehr ökonomiſch aber ein guter Herr gegen ſeine Untergebenen. Oft wiederholte er: ein Mann müſſe den Beſtand ſeines Vermögens in der Handhöhlung tragen. In ſeinem 85. Jahre hatten ſeine geiſtigen Fähigkeiten ſehr wenig von ihrer Kraft verloren, und wenn man ihm etwas Schönes las oder ſagte, bemerkte er oft: „Es iſt doch ein ſchönes Ding um die menſchliche Intelligenz."

---

*) Ich beſitze eins dieſer Billete, welches ich dem Wohlwollen der Demoiſelle H. Amey verdanken. Anderer Orten oder in ſpäteren nachfolgenden Notizen wird dieſes Autograph Billet Bonſtetten's einen Platz finden, ebenſo bisher unbekannte Angaben über den zu früh geſtorbenen Genfer Dichter Galloix, welche ich dem Freunde des Verſtorbenen, dem gemüthlichen Componiſten Graſt verdanke, deſſen zarte und anmuthige Romanzen namentlich in Deutſchland Verbreitung verdienen. Der Verfaſſer.

„Ein anderes Mal würde er Sie gefragt haben: ob es auch dort oben Muſik von Mozart gebe? Aber er wartete die Antwort nicht ab und ging zu andern Gedanken über. Unbezahlbar war die Laune, mit welcher er ſeine Jugendſtreiche und vorzüglich ſeine Erziehung, ſeine Reiſe nach England, wo er ſich mit dem Dichter Gray befreundet hatte, erzählte. Herr von Bonſtetten war Alles in Allem, der liebenswürdigſte junge Greis, den ich je gekannt habe, er hat nur die Oberfläche des philoſophiſchen Bodens berührt. Alles, was ſeine Vernunft nicht annahm oder nicht umfing, blieb für ihn wie nicht vorhanden, aber man fand ihn immer duldſam.

„Nach einem ziemlich lebhaften Krankheitszufalle wünſchte er Hernani leſen zu hören, welches von einem der beſten Vorleſer, welche Genf beſitzt, geſchah.

„Bonſtetten war bei den ſchönen Stellen entzückt und urtheilte mit Grazie und Klarheit über den Gang dieſes berühmten Drama's. Es war 11 Uhr, als wir uns zurückzogen, — er kam noch an die Thürſchwelle, um einer der fortgehenden Damen ein Freundſchaftswort zu ſagen, — ſodann legt er ſich zu Bette. Um ein Uhr des Morgens iſt er von einer Bewegung ergriffen, welche ihn erſchreckt. Er hängt ſich an ſeinen Klingelzug. Seine Wartfrau läuft herbei, — es iſt ihm unmöglich, ein einziges Wort auszuſprechen. Seine Zunge iſt für immerdar gelähmt; er weint, er klammert ſich an die Wartfrau und erſt nach vieler Mühe kann dieſe ſich von ihm losmachen und um Hülfe rufen. Dieſe kam, aber umſonſt! Während drei Wochen lebte er in einem ſchwer zu beſchreibenden Zuſtande, endlich hörte er auf zu leben, weil er aufgehört hatte, zu denken und die Marter zu fühlen, ſich nicht verſtändlich machen zu können, denn ſeine ungewiſſen Bewegungen waren nicht mehr die Zeichen ſeiner Gedanken, noch ſeines Willens! Welche Lehre für den menſchlichen Stolz!“ —

So weit Henriette Amey, und auch ich rufe zum Schluſſe dieſer Blüthen mit meiner verehrten Freundin: Welche Lehre für den menſchlichen Stolz! Wir haben ſolche Lehre für den menſchlichen Stolz oft nöthig, damit wir emporblicken zu den Sternen, die ewig ſind, und dann die Erdſcholle betrachten, wo wir nur Gaſtrollen geben für kurze Zeit. A. v. Bornſtedt.

„Der Tod des heiligen Florian.“

(Coloſſales Altarbild von Leopold Schulz aus Wien *).

Vor einigen Wochen ſahen wir in einem Saale des königl. Odeons zu München ein Bild ausgeſtellt, welches, in Öl ausgeführt, den Martyrertod des h. Florian zum Gegenſtande hatte. Es iſt wirklich erquicklich, ſich über ein Bild wie dieſes, das eine ſinnige und ſichere Künſtler-Individualität mit Vorliebe an den Tag gefördert hat, vor einem kompetenten Publikum ausſprechen zu können. Wo, wie bei Schulz, mit Verſtand und Begeiſterung in den richtigſten dynamiſchen Verhältniſſen zu Werke gegangen wird, da muß immer etwas Gutes entſtehen. Wir freuen uns, auch bei dieſem Bilde von Schulz die nämliche Bemerkung gemacht zu haben. Das hiſtoriſche Motiv hierzu iſt kurz dieſes: Im Anfange des 3. Jahrhunderts, war Florian, ein römiſcher Centurio, der bei einer Legion in Laureacum in Kriegsdienſten ſtand, wegen ſeiner begeiſterten Ergreifung des Chriſtenthums der Gegenſtand bitterer Verfolgungen von Seiten des daſigen römiſchen Statthalters, deren Ende ein qualvoller Tod war. Er wurde nämlich, da er ſeinen Glauben nicht abſchwören wollte, von einer Brücke in den vorbeifließenden Fluß, mit einem Mühlſteine am Halſe, geſtürzt. Der Künſtler hat den Moment gewählt, wo die beiden Vollzieher des Urtheilsſpruchs, welche den Märtyrer gefaßt halten, auf das Loſungswort des daneben ſtehenden Statthalters warten, um ihn hinunter zu ſchleudern. So ſchnell vorübergehend dieſer Moment in der wirklichen Erſcheinung geweſen ſein mag, ſo bedeutungsvoll iſt er hier auf dem Bilde fixirt. Zur beſſern Verſtändigung der Compoſition bemerken wir hier im Vorbeigehen, daß das Bild 13 Fuß hoch und 8 Fuß breit iſt, und die Figuren etwas überlebensgroß ſind. Der Künſtler hat ſehr paſſend das Geländer oder die Bruſtmauer der Brücke ſo gezeichnet, daß den Figuren nicht die Füße verdeckt werden, nämlich in einer Diſtanz von beiläufig 3 Fuß hat er regelmäßige Quaderſteine angebracht, welche durch eiſerne Stangen verbunden ſind. Man ſieht ein Stück vom Bogen der Brücke und darunter etwas Waſſer. Auf dem mittelſten Quaderſteine, der die 4 Anfangsbuchſtaben der bedeutungsvollen Worte: **Senatus Populusque Romanus** zur Anſicht bietet, kniet der heilige Florian, dem mit einer Kette ein Mühlſtein an dem Halſe befeſtigt iſt, welcher ebenfalls auf dem Quader ruht, und von einem der beiden Kriegsknechte gehalten wird, die zu den beiden Seiten des Märtyrers ſtehen. Zur Linken des Letztern bemerken wir den Statthalter, einen Lictor und zwei Kriegsknechte: zur Rechten deſſelben ſteht die heilige Valeria, neben dieſer ein Hirte, und hinter ihr eine andere Frau. Über den Häuptern ſchweben zwei Engel.

Der heilige Florian, kniend, breitet ſeine Arme aus, und richtet ſeine verklärten Blicke nach jenen himmliſchen Räumen, dem Wohnſitze der Seligen, welche ihn in wenigen Augenblicken aufnehmen ſollen. Sein Kopf iſt ausgezeichnet ſchön, und voll ergreifenden Ausdruckes. Man ſucht darin vergebens einen Zug der Furcht vor dem grauſigen Moment, der ihn erwartet, nicht einmal Theilnahme lieſt man darin an das, was mit ihm vorgehen ſoll. Er iſt einzig verſunken in den begeiſternden Gedanken an ſeine Verklärung, und ſein Geiſt betrachtet ſeine Hülle nur als eine läſtige Feſſel, von der er bald entledigt werden ſoll.

---

*) Vergl. Nro. 283 des Phönix vom vorigen Jahre.

Dieſer durchaus vorherrſchende Ausdruck läßt bei dem Beſchauer durchaus keinen widerlichen Gedanken aufkommen, welchen ſonſt das Betrachten der Vorbereitung einer ſo traurigen Scene nothwendig erwecken muß. Aus dieſem Grunde iſt der Hauptgedanke des Bildes vom reinſten, tragiſchen Intereſſe, welches durch die Auffaſſung der heiligen Valeria auf's Höchſte geſteigert wird. In ihrem edlen Kopfe leſen wir eine Art von Mitgefühl, wie ſehr ſie fähig iſt, den hier vorgeſtellten Moment in ſeinem ungetrübten Lichte zu würdigen. Begeiſterung und Bewunderung, ja ſelbſt jener edle Neid, den alle erhabenen Gemüther fühlen, wenn ſie Duldern aus den tiefſten Bedrängniſſen die Palme himmliſcher Vergeltung winken ſehen, ſprechen ſich in dieſer erhabenen Frauengeſtalt auf eine rührende Weiſe aus. Dieſen Gedanken läßt der Künſtler durch den Contraſt auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe noch mehr hervortreten, indem er hinter der heiligen Valeria ein Weib durch ihre Geſten und Bewegung deutlich zu erkennen geben läßt, wie ihre Seele von Angſt und Mitleid gefoltert iſt. Doch auch an ihr erſcheint der Schmerz nicht unedel, weil er nach der gewöhnlichen Beſchaffenheit des menſchlichen Gemüths natürlich iſt. Auf der nämlichen Seite bemerken wir auch einen Hirten, den ein lebhaftes Intereſſe zu dieſem Schauſpiele herbeigezogen hat. Auf ſchlichte Naturmenſchen macht wahre Seelenſtärke und moraliſche Größe einen deſto tiefern Eindruck, wenn deren unumſtößliche Beweiſe zur Verherrlichung des Glaubens an den Tag gelegt werden. Der Hirte iſt hingeriſſen von Bewunderung und ſieht kein Hinderniß, den zwar noch lebenden Märtyrer ſchon unter die Zahl jener verklärten Heiligen zu verſetzen, deren Obliegenheit in jener Welt es iſt, unabläſſig Gebete für ihre irdiſchen Schutzbefohlenen am Throne des Allmächtigen niederzulegen. Er richtet mit aufgehobenen Händen ſeine inbrünſtigen Bitten an ihn, und bauet auf deren Erfüllung. Auch dieſes Motiv in der Erſcheinung des Hirten, der hier dieſe Menſchenklaſſe repräſentirt, hat der Künſtler treffend dargeſtellt. Wir wenden uns jetzt auf die andere Seite, wo die Hauptfigur der Statthalter iſt. Er hat einen ächten Römerkopf, eine Phyſiognomie voll eiſernen Willens und Unbeugſamkeit, worin ſich mehr ein unerbittlicher Stolz, als perſönliche Grauſamkeit ausſpricht; einer, der denkt: **fiat justitia, pereat mundus!** Seine Haltung iſt gebieteriſch, wie die eines Mannes, bei dem der geringſte Ungehorſam ein todwürdiges Verbrechen iſt, und der in einem Falle, wie in dem vorliegenden, im Triumphe des Geſetzes ſeinen höchſten Ruhm ſetzt. Auch dieſe Auffaſſung iſt ſehr wohlthätig für die Harmonie des Totaleindrucks. Eine gemeine Grauſamkeit und teufliſche Schadenfreude in dieſer Figur würde den Beſchauer in zwei zu heterogene Stimmungen geſetzt haben, wobei nothwendig das tragiſche Intereſſe gelitten hätte. In der Umgebung des Statthalters ſehen wir noch einen Lictor, und zwei Kriegsknechte. Erſterer ſcheint keinen nähern Antheil an der Handlung zu haben, als um der Winke ſeines Gebieters gewärtig zu ſein, nach welchen er in deſſen Zügen forſcht. Dieſe Figur iſt ſehr zweckdienlich, um den vornehmen Römer auf eine impoſante Art auftreten zu laſſen und den Beſchauer von ſeiner Würde zu unterrichten. Der eine der beiden Kriegsknechte drückt durch ſeinen hohnlächelnden Blick aus, daß ihm die Verblendung Florian's, der ſich durch einen Widerruf hätte retten können, unbegreiflich iſt. Die beiden Kriegsknechte, welche den heiligen Florian hinunterſtürzen ſollen, fallen durch ihre äußerſt ſchönen Bewegungen auf, der eine rechts ſchaut nach ſeinem Gefährten, um mit ihm in momentan gleichzeitigen Kraftaufwand ihr Opfer, welches ſie beide gefaßt halten, und zwar letztern mit einer Hand an der Kette um den Hals, in ſein naſſes Grab zu ſchleudern. Endlich ſehen wir noch über dieſen Gruppen zwei Engel ſchweben, von denen der eine das Kreuz trägt, um auf den himmliſchen Erlöſer zu deuten, der ſeine letzten Seufzer unter noch größeren Qualen für das Wohl ſeiner Feinde zum Throne des Allmächtigen aufſteigen ließ. Der andere Engel trägt die Palme, das Sinnbild der ewigen Vergeltung. —

Man wird aus dem hier Geſagten begreiflich finden, daß dieſes Bild durch ſeine höchſt plaſtiſche Auffaſſung und Darſtellung bei Kennern und Laien die günſtigſte Aufnahme fand. Außer dieſem harmoniſchen Zuſammenhange aller einzelnen Motive zum Hauptgedanken zeichnet es ſich noch durch eine große techniſche Vollendung aus. Schulz iſt ein vortrefflicher Zeichner; ſeine Bewegungen ſind edel und voll dramatiſcher Leidenſchaft ohne Übertreibung, nur wünſchten wir ſeine Muskulatur etwas weniger markirt. Farbe und Beleuchtung ſind des Ganzen würdig, großartige Malerei, in einem dem Süjet entſprechenden Styl, der genau modifizirt wird durch Luft und Lokalreflexe. Schulz arbeitet gegenwärtig an einem Pendant zu dieſem Altarbilde für das nämliche Stift St. Florian; der Gegenſtand iſt: „Der heilige Auguſtinus widerlegt in einer öffentlichen Kirchenverſammlung zu Hippo in Afrika einen Häuptling der Manichäer Sekte, den Fortunatus.“ Auch hierüber werden wir zu ſeiner Zeit berichten und bemerken zum Schluſſe: wir ſind überzeugt, daß wenn Schulz auf dieſem Wege fortfährt, nichts ſeiner Anerkennung in den Weg treten kann.

Feuilleton.

⁂ Literäriſches Eigenthumsrecht. — Aus der trefflichen Rede, welche Hr. Sergeant Talfourd im v. M. im Unterhaus über das Verlagsrecht gehalten, glauben wir folgende Stelle hier ausheben zu dürfen: „Wenn die Gegner des literäriſchen Eigenthums vom Ruhme als der Belohnung des Genies ſprechen, ſo machen ſie gerade von den edeln Impulſen des Genie's einen unedelmüthigen Gebrauch. Als Milton, blind und arm, die Flamme ſeiner göttlichen Begeiſterung mit der Zuverſicht auf einen Nachruhm nährte, der ſo lange leben wird, wie ſeine Sprache, da dachte er allerdings nicht an den Reichthum, der ſich durch den Verkauf ſeines Gedichts erwerben ließe; aber gewiß würde ſich ein Schatten über den lichten Traum ſeiner Unſterblichkeit gebreitet haben, wenn er geahnt hätte, daß, während **Buchhändler in prachtvoller Ausſtattung ſeines verlorenen Paradieſes wetteiferten**, ſein einziger überlebende Angehörige, ſein Weib, im bitterſten Elend verkommen wäre ohne Garrik's Barmherzigkeit, der, auf Dr. Johnſon's Bitte, für ſie eine Benefizvorſtellung auf dem Theater veranſtaltete. — **Gewiß, man thut nicht wohl daran, mit der Liberalität des Genie's die Undankbarkeit zu beſchönigen, die demſelben ſeine Rechte verweigert.**“

⁂ **Straßburger Meteorologie.** — Einer meteorologiſchen Notiz in Maltens neueſter Weltkunde zufolge hat Straßburg im Durchſchnitt jährlich: 15 Gewitter-, 16 Schnee-, 33 Nebel-, 30 Froſt-, 115 Regen-, 150 bedeckte, 140 unbeſtimmte, — und nur 79 **heitere** Tage. — Es wäre nicht unintereſſant, wenn Männer und — Frauen aus den verſchiedenſten Ständen einmal einige Jahre hindurch gewiſſenhaft über die meteorologiſchen Erſcheinungen ihres Lebens Buch führen und die Reſultate öffentlich mittheilen wollten. Ob dann auch im Durchſchnitt 79 heitere Tage für jedes Jahr ſich ergäben? Wir möchten es bezweifeln.

⁂ **Deutſches Mäßigkeits-Journal.** — Die **deutſche Geſellſchaft zur Förderung des Menſchenwohles, allgemeiner Volksbildung und zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe** hat einen beſonderen Ausſchuß gebildet, welcher der Errichtung und Ausbreitung von Mäßigkeitsvereinen ſeine Sorgfalt gewidmet. In dieſen Tagen iſt bereits von demſelben das erſte Stück des erſten „deutſchen Mäßigkeits-Journals“ ausgegeben worden.

⁂ **Anzahl der Zeitungen auf dem Erdball.** — Dem Journal gén. de la littérat. de France zufolge (deſſen Genauigkeit hinſichtlich des Auslandes wir jedoch keineswegs verbürgen) gab es **Ende** v. J. in England 274 Zeitungen, in Frankreich 334, in Belgien 62, in Preußen 288, in den andern deutſchen Staaten 305, in Oeſtreich 82, in Holland 130, in der Schweiz 36, — dagegen in Rußland und Polen zuſammengenommen nur 84, in Portugal 17, in Spanien 12 (?) u. ſ. w.; überhaupt

in **Europa** . . .	2148.
„ **Amerika** . .	1138.
„ **Aſien**	27.
„ **Afrika**	12.
„ **Auſtralien** . .	9.
In Allem alſo	3334.

⁂ **Steindruck in Farben.** — Die Lithographen Engelmann, Vater und Sohn, zu Mühlhauſen, haben ein neues Verfahren des Steindruck's in Farben erfunden, wodurch es möglich wird, vielfarbige Landſchaften und Bildniſſe mit den verſchiedenartigſten Ton-Nuancen der Carnation ſo auf den Stein ſelbſt aufzutragen und abzudrucken, daß nach geſchehenem Abdruck keine Retouche erforderlich iſt.

⁂ **Zuckerverbrauch.** — Dem Edinburg-Review zufolge verzehren

in Irland . .	8 Mill.	Einw.	16 Mill.	Kilogr. Zucker.
„ Spanien .	12	—	— 40	—
„ V. Staaten	12	—	— 100	—
„ Großbrit.	15	—	— 190	—
„ Frankreich	32	—	— 100	—

Alſo verbraucht durchſchnittlich **ein** Individuum jährlich in Irland 2, in Frankreich $3\frac{1}{8}$, in Spanien $3\frac{1}{3}$, in Nordamerika $8\frac{1}{3}$, in Großbritannien $12\frac{2}{3}$ Kilogr.

⁂ **Engliſche Novitäten.** — Unter den kürzlich in England erſchienenen Werken findet ſich auch eine Abhandlung „On the trinities of the ancients“ von **Muſhet** ($8\frac{1}{2}$ Sh.), und eine „Philosophy of human nature“ v. **M'Cormac.**

⁂ **Ammonius Sakkas.** — Lehrer ſowohl des **Origenes**, des geiſtvollſten der Kirchenväter, als **Plotin's**, des hochbegeiſterten Neuplatonikers, — und deshalb von Einigen für einen Chriſten, von Anderen für einen Heiden gehalten, iſt jedenfalls eine der intereſſanteſten Erſcheinungen der Alexandriniſchen Zeit. Es iſt darum erfreulich, daß Hr. **Dehaut**, Profeſſor an der Akademie zu Gent, jenen Philoſophen zum Gegenſtand ſeiner Forſchungen genommen. Sein „Essai historique sur la vie et la doctrine d'Ammonius Saccas“ (Brüſſel. 204 S. 8.) iſt von der Akademie des sciences et belles-lettres von Gent gekrönt worden.

⁂ **Sigalon's Copie von Buonarotti's jüngſtem Gericht.** — Das Meiſterwerk, an dem Michel-Angelo acht Jahre gearbeitet, und welches er, 67-jährig, im J. 1541 am Chriſttage den harrenden Römern zur Bewunderung dargeſtellt, iſt, wie ſchon früher gemeldet, von Hrn. **Sigalon**, im Auftrag der franzöſiſchen Regierung in gleicher Größe, wie das Urbild copirt worden. Nachdem nun die Schwierigkeit, dieſes Rieſenbild zu transportiren überwunden, iſt es in dieſen Tagen zu Paris in einer eigens hierzu bereiteten Kapelle in der Schule der ſchönen Künſte aufgeſtellt worden. Kenner rühmen ſowohl die Treue der Nachbildung, als die Kühnheit und Kraft der Ausführung. Ein franzöſiſches Blatt erinnert bei dieſer Gelegenheit an die trefflichen Bemerkungen, welche Hr. **Quatremère de Quincy** vor zwei Jahren in ſeiner „Histoire de la vie et des ouvrages de Michel-Ange“ über das Meiſterwerk dieſes großen Künſtlers niedergelegt hat.

⁂ **Uſtrjalow's Geſchichte Rußland's.** — Als eines der wenigen gehaltvolleren Werke, welche die ruſſiſche Nationalliteratur im v. J. bereichert haben, wird **Uſtrjalow's** „Geſchichte Rußlands“ gerühmt. Von den zwei bereits erſchienenen Bänden führt der erſte die Geſchichte bis auf Czaar Johann III., der zweite reicht bis auf Peter den Großen. Von den zwei anderen Bänden, die mit Nächſtem das Werk vollenden ſollen, wird der eine die Ereigniſſe bis auf Katharina II., der andere bis auf den Tod Alexander's darſtellen. — Die bereits erſchienenen beiden Abtheilungen erfreuen ſich in den kritiſchen ruſſiſchen Blättern der günſtigſten Beurtheilung.

⁂ **Schul-Sparkaſſe.** — In Amiens hat man den Verſuch gemacht, eine Sparkaſſe für die Bürgerſchule zu errichten, welcher vollkommen gelungen. Von den Zinſen, welche das angelegte kleine Kapital abwirft, werden Bücher, Inſtrumente ꝛc. angeſchafft, die theils an die fleißigſten Schüler vertheilt, theils der allgemeinen Benutzung überlaſſen werden. Die Kinder gewinnen eine Ordnungs- und Sparſamkeitsliebe, die das Erſtaunen ihrer Eltern erregt.

⁂ **Sonntagsfeier in England.** — Im Unterhaus iſt am 19. v. M. die, der Bill wegen Anlegung einer Eiſenbahn zwiſchen Glasgow und Ayr angehängte Clauſel, welche das Reiſen auf der Bahn an **Sonntagen** unterſagte, mit 46 Stimmen gegen 33 verworfen worden.

⁂ **C. Ritter über die Tope's.** — In den Geſammt-Sitzungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin am 2. u. 9. März las Hr. **C. Ritter**, — der gefeierte Begründer der wiſſenſchaftlichen Erdkunde — eine Abhandlung **über die architektoniſchen Denkmale** an der großen **Königsſtraße** zwiſchen Indien, Perſien und Baktrien, welche unter dem Namen der **Tope's** ſeit Kurzem in großer Anzahl dort entdeckt worden ſind.

⁂ **Hancock's Chauſſée-Dampfwagen** befahren ſeit Kurzem regelmäßig den Weg zwiſchen Paddington und London. Da ſie 9 engliſche Meilen in weniger als einer Stunde zurücklegen, ſo laufen ſie noch einmal ſo ſchnell als die gewöhnlichen Omnibus. In acht Tagen haben dieſe zwei Wagen 711 Paſſagiere gefahren. Mit Nächſtem ſollen noch mehrere Wagen in Gang geſetzt werden.

⁂ **Zur Veredlung der Tabakskultur** hat ſich in Nürnberg eine Actiengeſellſchaft gebildet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller.** — Verleger: **J. D. Sauerländer.**

№ 136. 1837.

Phönix.

Montag, 12. Juni.

Die Plaſtik in München, und Schwanthaler.

Was wir in unſerm Aufſatze, welcher im December des vor. J., unter der Aufſchrift, artiſtiſche Phyſiognomie Münchens im Phönix erſchienen iſt, über das innere Weſen der Kunſt (der Poeſie, das vornehmſte Augenmerk der Münchener Künſtler) geſagt haben, findet auch auf die Plaſtik Anwendung. Nur haben wir noch hinzuzufügen, daß die Plaſtik, da ſie in der Art ihrer Realiſirung mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, auch der Natur der Sache nach weit weniger Produktionen und Produzenten aufweiſen kann. Während ſonach der Malerei der ausgedehnteſte Horizont zu Gebote ſteht, innerhalb deſſen Sphäre ſie zahlloſe Gebilde kann auftreten laſſen, deren Motive die Annäherung an die Natur und die (ſcheinbare) Optik und Perſpektive in größter Klarheit darſtellt, iſt die Plaſtik darauf beſchränkt, ſich für ihre Produktionen in den engſten Grenzen zu bewegen. Sie kann keine reichen dramatiſchen Scenen geben, wie man ſie in den kleinſten Bildern in zahlreichen Gruppirungen der Perſpektive in den weiteſten Räumen aufführen kann, ſondern ſie muß ſich begnügen, vornehmlich in Allegorien, mit Wenigem viel zu thun. Hierin liegt ihre größte innere Schwierigkeit, ohne einer weſentlichen äußern zu gedenken, nämlich daß in der Ausführung das Material in Hinſicht auf Zeit langwierige Operationen bedingt. Darum ſehen wir heutiges Tages ſo wenig tüchtige Bildhauer, während die Malerei in numeriſcher Beziehung viel mehr Meiſter aufzuweiſen hat. Wenn man hier einwirft, warum das Alterthum mehr ausgezeichnete Bildhauer als Maler zählt, und mehr plaſtiſche Meiſterwerke als Gemälde hinterlaſſen hat, ſo läßt ſich hierauf erwiedern, daß die Alten der Skulptur mehr huldigten, daß die Malerei in ihrem Cultus faſt gar keine Anwendung fand, und es bei den Alten ſehr zeitig der Gebrauch war und blieb, das Andenken ſeiner Perſon, wie bei uns durch gemalte Porträts, durch Statuen zu erhalten;*) aber auch abgeſehen hiervon, iſt es unbeſtreitbar, daß ſolche Maſſen, als Material zu plaſtiſchen Werken, der Zeit und Zerſtörung mehr trotzen, als Gemälde, ſeien ſie ausgeführt, wie ſie wollen, und daß wir aus dieſem Grunde ſehr viele Rudera der antiken Plaſtik beſitzen, während wir von ihren Malereien wenig mehr haben.

Wir halten dafür, daß die Alten, darauf angewieſen, ſich mehr auf die Plaſtik als die Malerei zu verlegen, eben dadurch in dieſem Zweige der Kunſt, auf eine ſolche hohe Stufe der Vollkommenheit geführt ſind. Sie ſahen nach einigen Fortſchritten in der Technik bald ein, daß bloße Nachbildung der Formen, wie die Natur ſie zeigt, nicht viel bedeute. Sie ſuchten in der einfachen Erſcheinung ihrer Figuren ein ganzes Menſchenleben auszudrücken, und idealiſche Schönheit der Formen mußte dieſen Ausdruck der Formen bis zum Höchſten ſteigern. Wir bewundern dieſe tiefe innere Bedeutſamkeit der antiken Plaſtik noch heutzutage bis zum Enthuſiasmus, jetzt mehr als zuvor, und es wird ſtets ſo dauern, bis ihre letzte Spur verwiſcht und der letzte Ton ihrer Erinnerung verklungen iſt.

---

*) Wir wiſſen recht gut, daß die Alten ſehr viel gemalt haben. Die meiſten Gemächer und Hallen in Italien tragen noch Spuren von Malerei, von welchen oft alte Autoren Erwähnung thun. Die griechiſchen Hallen, ποικίλαι, fanden zahlreiche Nachahmungen; in der Villa Adriana und allen Kaiſerbauten ſind Pöcilen und Pinakothekenräume.

Dieſe Würdigung der antiken Plaſtik in unſern Tagen hat überall eine Menge der ſchönſten Früchte getragen; beſonders auch wieder in München. Der Leſer wird ſich davon überzeugen, wenn wir nur die zahlreichen Schöpfungen eines einzigen Mannes, Schwanthaler's, anführen, wie wir hier beabſichtigen. Wahrlich, wer nicht die außerordentliche Produktivität und den unausgeſetzten regſamen Fleiß dieſes Mannes kennt, und wer nicht weiß, daß er mit ſicherm Blick ſich tüchtige Schüler ausſucht und mit Umſicht heranbildet, daß ihn bei ſeinen Arbeiten die tüchtigſten Marmorbildhauer unterſtützen, welche mitunter in den größten Ateliers gearbeitet haben, dem muß es unbegreiflich vorkommen, wie ein Einziger in einer ſo kurzen Zeit ſo Vieles und ſo Vortreffliches ausgeführt hat, trotz der langwierigen techniſchen Handhabung in der Plaſtik. Da ſeine Arbeiten aller Welt zur Anſicht zu Gebote ſtehen, ſo kann ſich ein Jeder von dem hier Geſagten überzeugen.

Ehe wir nun zur Aufführung der bedeutendſten plaſtiſchen Werke in München ſchreiten, erachten wir es für nicht unnöthig, von der neueren Skulptur im Allgemeinen und von ihren Koryphäen etwas Weniges zu ſagen.

Nachdem die Skulptur, wie die übrige Kunſt, den Geiſt der Antike und die Strenge des Mittelalters verlaſſen und ſich dem Verfalle gegen 3 Jahrhunderte lang allmählich immer mehr hingegeben hatte, ſtand Canova auf, der erſte, der ſich wieder der Antike näherte und edlere Gebilde ſchuf; jedoch iſt, ohne ſeinen Ruhm zu ſchmälern, darin eine gewiſſe Süßigkeit, und in techniſcher Hinſicht, Schwäche in Behandlung des Reliefs nicht zu verkennen; auch ſchließen ſich einer gewiſſen Bravourſucht feine Vollendung und Anpaſſung franzöſiſcher Modernität an. Wir haben noch zu bemerken, daß er, von unzähligen Beſtellungen heimgeſucht, ſeine ſchönſte Zeit damit verſchwendet, in ſeinem Leben aber wahre künſtleriſche Großartigkeit und Bonhomie nie verläugnete. —

Auf der nämlichen Bahn baute, ohne jedoch ſein Schüler zu ſein, Thorwaldſen fort, mit der Beſonnenheit und Gediegenheit des nordiſchen Naturells, übertraf ihn bei weitem in jeder Hinſicht, und offenbarte nach allen Richtungen ſeines thatenreichen Strebens eine jener ſeltenen Künſtlernaturen, welche ſich von Innen nach Außen heraus bilden, und mit angeborner Kunſtweihe alle ihre Gebilde in höchſter Reinheit an's Licht fördern.

In dieſe Periode gehören auch Rauch und Wagner. Erſterer hatte Vortheil vom politiſchen Umſchwunge Deutſchlands durch die Befreiungskriege, welcher ihn als Preußen mit berührte, Veranlaſſung zu vielen ſeiner Arbeiten, namentlich ſeinen Platz- und Generalſtatuen ꝛc. gab, und ihm eine Richtung anwies, von welcher die übrigen längere Zeit in Italien abgeſchnittenen und kleinern Staaten angehörigen Bildhauer mehr oder weniger ausgeſchloſſen bleiben. Wagner's Walhalla-Fries iſt eine reiche Schöpfung im Geiſte der Kaiſer-Columnen: Trajana und Antonina, voll Eigenthümlichkeit und Fülle der Compoſition. Sein Eleuſiſches Feſt (Fries in Conturen) hat großen Ruf. Wagner war früher Maler zu Paris.

Als ihr Zeitgenoſſe ragt Eberhard hervor in hoher Einfachheit und ſchöpferiſcher Würde. Dem, aus mannichfachen hier nicht zu erörternden Urſachen, namentlich aus der durch die Encyklopädiſten vorbereiteten franzöſiſchen Revolution und deren Folgen hervorgegangenem Indifferentismus folgte allmählich wieder deſſen entgegengeſetztes Extrem, der Supernaturalismus, und wurde für bildende Kunſt, welche in ihrem Streben auch das Bedürfniß einer Richtung nach religiöſen, heiligen Principien und Motiven fühlte, ein beſonderes Aufregungsmittel. Dieſer Richtung folgte in ſeinen Gebilden Eberhard hauptſächlich gleich den deutſchen Malermatadoren, obwohl er auch im Geiſte der Antike ſchuf. Ähnliche Richtung ergriff Schaller, Profeſſor in Wien.

Der verſtorbene Kevels aus Antwerpen verband mit ähnlichem Streben und geringerer ſchöpferiſcher Phantaſie große Vollendung der Form, und hatte, gleich Michel Angelo, vorherrſchend altteſtamentariſche Richtung. Seine Gruppe der Sündfluth iſt ein einziges Werk; außer dieſer exiſtiren noch von ihm: ein coloſſaler Mars und der vortreffliche Diskobolus.

Wir haben noch eine Menge ausgezeichneter Namen deutſcher Bildhauer, wie Dannecker, und ausländiſcher, welche Großes geleiſtet haben, und bemerken im Vorbeigehen, daß über 60 Bildhauer, Deutſche, Italiäner, Franzoſen u. ſ. w. in Rom ſind, welche eigene Werkſtätten haben, können hier aber nichts Näheres über ſie berichten, da es uns zu weit von unſerm Vorhaben, nämlich über Münchner Plaſtik zu reden, abführen würde. (Fortſ. f.)

Die Civiliſationen.*)

I. Die europäiſche Civiliſation.

Die Civiliſation, welcher die Völker Europa's angehören, wandert auf dem Erdball von Oſten nach Weſten. Aus dem Herzen des alten Aſien's und herab von Oberägypten, welche ihre doppelte Wiege waren, iſt ſie auf einer Reihe von Nationen bis an die Ufer des atlantiſchen Meeres vorangeſchritten, und hat längs deſſelben feſten Fuß gefaßt von der äußerſten Südſpitze der iberiſchen Halbinſel bis zu den nördlichſten Endpunkten der brittiſchen Inſeln und des faſt inſulariſchen Skandinavien's. Sie ſchien das Ziel ihrer Wanderung erreicht zu haben, als Chriſtoph Columbus ihr den Weg zu einer neuen Welt zeigte.

---

*) Aus Michel Chevalier's Introduction zu ſeinen Lettres sur l'Amérique du Nord.

Auf jeder Station hat ſie andere Glaubensmeinungen und andere Sitten, andere Geſetze und andere Gebräuche, eine andere Sprache, andere Tracht, eine andere Geſundheitspflege und Ernährungsweiſe, ein anderes öffentliches und Privatleben angenommen. Die großen Fragen vom Verhältniß des Menſchen zu Gott, zu den Mitmenſchen und zur Natur, ſowie die der politiſchen und ſozialen Hierarchie und der Familie, welche jedesmal, wenn die fortſchreitende Kultur zu verweilen begonnen, eine Löſung erhalten hatten, wurden nach einer gewiſſen Zeit von Neuem in Erörterung gezogen, und, wieder in Bewegung ſich ſetzend, iſt die Civiliſation ein wenig weiter nach Weſten fortgeſchritten, um jenen Fragen eine neue Löſung zu geben.

Dieſe Strömung, die auf dieſe Weiſe ihren Weg von Oſten nach Weſten nimmt, reſultirt aus der Vereinigung zweier anderer, die aus den beiden großen Raçen der Bibel, der ſemitiſchen und der japhetiſchen, entſprungen, und, um ſich in einander zu verſchmelzen, die eine von Süden, die andere von Norden kommend, aus ihren Urquellen in jeder Periode unſerer Civiliſation während der Zwiſchenſpiele ſich erneuen, welche dieſe majeſtätiſche Pilgerſchaft unterbrechen und variiren.

Abwechſelnd hat jeder der Anſtöße vom Norden und vom Süden, deren Vereintwirken (resultante) die Bewegkraft bildet, welche die Menſchheit vorwärts treibt, das Übergewicht über den anderen gewonnen. Daher kömmt es, daß unſere Civiliſation, ſtatt in gerader Linie von Oſten nach Weſten fortzuſchreiten, von Norden nach Süden und von Süden nach Norden geſchwankt hat, auf dieſe Weiſe eine Schlangenlinie beſchreibend und abwechſelnd reineres ſemitiſches und japhetiſches Blut in ſich aufnehmend. Doch findet der Unterſchied zwiſchen dem Norden und dem Süden Statt, daß dieſer öfter auf jenen dadurch eingewirkt, daß er ihm die Keime der Civiliſation überſandte, ohne ihm ſeine Raçe aufzudrängen, während der Norden, um die im Süden entſchlummerte Civiliſation zu erwecken, die entnervten Völkerſchaften mit Schwärmen kraftvoller Barbaren überſchwemmt hat. „Japhet's verwegenes Geſchlecht," — „audax Japeti genus."

So vollbringt ſich ohne Unterlaß die große Weiſſagung über Japhet: „Und er wird in Sem's Hütten wohnen," „et inhabitet in tabernaculis Sem." —

II. Die orientaliſche Civiliſation.

Unabhängig von unſerer Civiliſation gibt es auf der Erde noch eine andere, welche nicht minder große Volksmaſſen umfaßt; denn ihr gehören mehrere Millionen. Es iſt die des fernſten Orient's, deren Vorpoſten in Japan, deren Hauptheer in China iſt. Im Gegenſatz zu der unſerigen iſt dieſe von Weſten nach Oſten vorgedrungen. Ihre Bewegungsfähigkeit auf dem Erdball iſt ſehr beſchränkt. Man könnte faſt die Geſchwindigkeiten der beiden Civiliſationen mit denen der beiden Erdbewegungen vergleichen, der des jährlichen Umlaufs und der andern, welche das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen bewirkt.

Die orientaliſche Civiliſation hat, gerade wie die abendländiſche, ſich zu verſchiedenen Epochen regenerirt, durch eine neue Vermiſchung der Männer des Nordens mit denen des Südens. Die Japhetiſche Raçe, die uns die Barbaren, vor denſelben die Pelasger, Scythen, Celten und Thracier, und nach ihnen die Türken und Slaven, hat dem Morgenlande ſeine Mongolen und Mantſchu's gegeben. Es iſt ſogar einmal geſchehen, daß die Familie des Dſchingis-Khan, der es erobert, zugleich ihre Horden in der Nähe des Rheines hat blikken laſſen.

Die Civiliſation des Orient's, minder beweglich und minder thätig, als die des Abendlandes, wahrſcheinlich, weil ſie nicht genug ſemitiſches Blut und zu viel von den niederen Raçen in ſich aufgenommen, hat ſich nicht auf dieſelbe Stufe der Vollkommenheit erhoben, wie ihre Schweſter. Doch muß man ihr Gerechtigkeit angedeihen laſſen, und zugeſtehen, daß ihr der Ruhm mehrerer Haupterfindungen zukömmt, wie die des Compaſſes, des Buchdrucks und des Pulvers, mit denen wir uns brüſten. Beſonders muß man anerkennen, daß ſie die Aufgabe gelöſ't hat, während einer unbegrenzten Reihe von Jahrhunderten unter einem einzigen Geſetz eine Volksmaſſe zu erhalten, welche größer iſt, als die Bevölkerung von ganz Europa. Das römiſche Reich, welches minder bevölkert war, als China, hat in ſeiner Integrität nur dreihundert Jahre beſtanden. Die bloß geiſtliche Gewalt der Päpſte hat ſich über eine kleinere Länderſtrecke ausgedehnt, als die des römiſchen Reiches, und war förmlich anerkannt nur von der Zeit Karl's des Großen an bis auf Luther.

III. Vereinigung der beiden Civiliſationen.

Die beiden Civiliſationen, die abendländiſche und die morgenländiſche, in feſte Bündel (faisceaux) verknüpft an den beiden Endpunkten des alten Continent's und den Rücken ſich zukehrend, waren durch einen ungeheuren Raum von einander geſchieden, bevor die erſtere ſich in Amerika niedergelaſſen. Gegenwärtig iſt mehr als die Hälfte jener Raumſtrecke zurückgelegt. Mexiko und Südamerika ſind mit Sprößlingen der weſtlichen Civiliſation bedeckt, ſowohl auf dem Abhange, der Aſien zugewendet, als auf dem, der uns zugekehrt iſt. Auch die vereinigten Staaten können nicht lange mehr ſäumen, ſich auszubreiten, von einem Meere zum andern. Die Inſeln des Meeres fangen an, ſich mit Europäern zu bevölkern. *

Von dieſem Geſichtspunkte aus leuchtet ein, daß Amerika, zwiſchen die beiden Civiliſationen hingeſtellt, einer hohen Beſtimmung vorbehalten iſt, und daß die Fortſchritte, welche von den Völkermaſſen der neuen Welt bewirkt werden, von höchſter Bedeutung ſind für den allgemeinen Fortſchritt des menſchlichen Geſchlechts.

Die Inbezugſetzung *) beider Civiliſationen, der öſtlichen und weſtlichen zueinander iſt unſtreitig der großartigſte Gegenſtand, mit dem der menſchliche Geiſt ſich beſchäftigen kann; ſie iſt das Ereigniß, welches in den Augen des Freundes der Menſchheit die größte Fülle von Hoffnungen in ſich ſchließt.

Sie umfaßt:

in politiſcher Hinſicht — die Aſſoziation aller Völker, das Gleichgewicht der Welt, von welchem das europäiſche Gleichgewicht nur einen Theil ausmacht;

in religiöſem Betracht — das Geſetz der geſammten menſchlichen Familie, den wahrhaften Katholizismus;

in Bezug auf Sittlichkeit — die harmoniſchſte Gleichſchwebung (**balancement**) der beiden entgegengeſetzten Naturen, welche ſich in jede Raçe, jedes Geſchlecht, jedes Volk, jede Familie theilen, und welche die h. Schrift in den beiden Figuren von Kain und Abel dargeſtellt hat;

geiſtig genommen — die vollſtändige Encyklopädie und die allgemeine Sprache;

in induſtrieller Beziehung — einen definitiven Plan zur Benutzung des Erdballs.

In unſerer Zeit hat dieſe Frage aufgehört, eine bloß ſpeculative zu ſein. Fortan iſt dies mehr als nur ein Vorwurf für die Träume der Philoſophen; es muß jetzt ein Gegenſtand ſein für das Nachdenken der Staatsmänner.

Seit Ludwig **XIV.** haben die Handelsleute, — dieſe Schanzgräber der Politik, — mit immer zunehmendem Eifer verſucht, Verbindungen mit China anzuknüpfen, weil ſie die Wichtigkeit eingeſehen eines Syſtemes regelmäßigen Austauſches zwiſchen Europa und einer Maſſe von Produzenten und Conſumenten, die ſich auf zweihundert Millionen Menſchen beläuft.

Die Emanzipation von Nordamerika und ganz neuerdings die Aufhebung des Monopols der engliſch-indiſchen Compagnie haben den Bemühungen des Handels eine unüberwindliche Intenſität verliehen. Für ihn ſind die Geſetze, welche das himmliſche Reich verſchließen, ohne Kraft. China iſt umzingelt — im Süden von den Engländern Indien's oder ihren Tributpflichtigen; im Norden von den Koſacken, der Vorhut Rußland's; die brittiſchen Flotten und die amerikaniſchen Eskadren belauren es vom Ocean her; die in Schlaf geſunkenen Spanier Mexiko's und der Philippinen, die ſich der Galionen erinnern, ſind mit halbgeöffneten Augen nach ihm hingewendet. Das menſchliche Geſchlecht iſt in Beſitz von neuen Verkehrsmitteln getreten, welche die Entfernungen auf unerwartete Weiſe verkürzen. Die beiden Civiliſationen werden in Bälde zuſammentreffen und ſich vermiſchen. Es wird die größte Thatſache der Geſchichte der Menſchheit ſein! —

---

*) La mise en rapport.

Feuilleton.

.*. Die Portugieſen. — „Alle diejenigen,“ wird von Liſſabon der preuß. Staatszeitung berichtet, „welche nicht unter dem Einfluß einer Partei ſtehen, und das portugieſiſche Volk genau beobachtet haben, ſind einſtimmig der Meinung, daß es für eine Repräſentativ-Verfaſſung nicht reif iſt, denn es ſteht in ſeiner Bildung um zwei Jahrhunderte hinter den kultivirten Nationen Europa's zurück, was eine Folge der nachläſſigen Regierungen iſt, die es ſeit einem halben Jahrh. gehabt, und des Einfluſſes, den die Theokratie hier bis zum J. 1834 ausgeübt hat.“

.*. Das altrömiſche Theater bei Fallerone. — Briefen von Rom zufolge iſt das — im v. Herbſt von den Brüdern de Domenicis unter einem Eichenwalde bei Fallerone aufgefundene alte Theater eine der bedeutendſten Entdeckungen dieſer Art. Die Scene des röm. Theaters iſt hier weit vollſtändiger zu Tag gekommen, als bei den Theatern von Sagunt und Pompeji. Die Mauern des Amphitheaters erheben ſich zu einer Höhe von 40 und mehr Fuß. Auch zwei höchſt bedeutende Statuenfragmente und manche andere werthvolle Antiquitäten ſind dabei gefunden worden.

.*. Wachsthum der Pflanzen und Menſchenkraft. — Hr. Prof. Mayer zu Königsberg hat nach vielfachen Beobachtungen gefunden, daß das Wachsthum der Pflanzen Nachts etwas geringer, als am Tage; am Tage von 6 Morgens bis 2 Mittags ſtärker als von Mittag bis Abends; dann wieder von 6 bis 10 Vormittags ſchneller als von 10 bis 12 Mittags, dann von 12 bis 2 abermals ſtärker, hierauf wieder ſchwächer. Hiernach hat das Wachſen bei den Pflanzen gerade ſolche Geſetze, wie die Bewegung der Magnetnadel. Uebrigens hat ein Herr Edwards ebenwohl gefunden, daß die Kraft des Menſchen von 7 Morg. bis 1 Mitt. wächſt und dann wieder abnimmt, wobei ſich folgendes Verhältniß ergab; um 7 Morg. 69 Grad, 11 Uhr — 72 G., 1 Mitt. 73, um 7 Abends 71, um 11 Abends 67½.

.*. Abgaben preußiſcher Unterthanen an den Papſt. — Den Berliner Nachrichten zufolge ſind im v. J. von preußiſchen Unterthanen an das Oberhaupt der kathol. Kirche in Rom gezahlt worden 6835 Scudi und 65 Bajochi, namentlich von Biſchöfen und Weihbiſchöfen für die ihnen erforderlichen Bullen 4923 röm. Thlr., und von Eheluſtigen für 345 Ehediſpenſen 1796 röm. Thlr.

.*. Bedotti's Abhandlung über Gemälde-Herſtellung. — Der Maler und Gemälde-Reſtaurator Bedotti von Turin hat ein „Nouveau traité sur l'art de la restauration des Tableaux“ herausgegeben, in welchem er Alles zuſammengeſtellt, was ihm eine 25jährige Beobachtung und Erfahrung über dieſe Heilkunſt dargeboten.

.*. Lehrſtuhl für's Chineſiſche in London. — Dr. Morriſon, der auf ſeiner letzten Reiſe nach China verſtorben, hat ſeine koſtbare Sammlung chineſiſcher Bücher der neuen Londoner Univerſität unter der Bedingung vermacht, daß ein Lehrer des Chineſiſchen an derſelben angeſtellt werde.

.*. Frau Schröder-Devrient und Fräulein Taglioni nehmen für jeden Theaterabend, eine jede 400 Pfd. Sterl. ein. — Warum ſollte auch, wer ein großes Loos gewonnen, ſeinen Gewinnſt nicht auf Zinſen legen?

.*. Queckſilber-Schnellboote. — Die alle halbe Stunden zwiſchen London und Weſtminſter hin und herfahrenden Schnellboote, geben, der Verſicherung des Globe nach, keinen Rauch von ſich, weil ſie mit Queckſilber getrieben werden.

.*. Die „Scènes de la vie italienne“ von Hrn. Mery, welche in dieſen Tagen in 2 Bänden erſchienen, ſollen eine ſehr intereſſante Lektüre gewähren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 137. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 13. Juni.

Das Penitentiarium in Genf.

(Schluß).

Wahrhaft menſchenfreundlich iſt die Verordnung, die Gefangenen nicht zur Schau zu ſtellen. Niemand, außer den obenerwähnten Perſonen, darf die Zellen und Werkſtätten beſuchen.

Auf dieſe Art ſind die Unglücklichen wenigſtens nicht, wie wilde Thiere, in ihren Käfigen einer neugierigen Menge Preis gegeben. Der Fremde muß ſich von dem Syndikus eine Entrittskarte verſchaffen, er kann die Gefangenen durch ein Gitterloch beobachten, ohne daß ſie es wiſſen und gedemüthigt werden.

Die Zellen, Gänge, Küchen und Betzimmer dürfen nur in ihrer Abweſenheit beſucht werden. In dem letzteren befindet ſich ein Altar und ein Beichtſtuhl für die Katholiken, ſo wie eine Kanzel für die Proteſtanten.

In dem ganzen Hauſe herrſcht eine muſterhafte Reinlichkeit. Die Zellen ſind ſo getrennt, daß die Gefangenen nicht mit einander verkehren, weder ſprechen, noch Zeichen geben können. Ein langer Gang erlaubt dem Aufſeher, jeden Gefangenen in ſeiner Zelle durch eine Thüröffnung genau zu beobachten. In derſelben befindet ſich ein Gurtenklappbett mit einer Matratze, einem Kopfkiſſen, einem Laken und einer wollenen Decke. Waſchgeräth, ein ....gefäß, ein Stuhl, ein Tiſchchen und eine Bibel ſind das übrige Mobiliar. Die Luft iſt rein, der Boden trocken, die Wände ſind ſauber geweißt, der Gefangene ſieht aber nur den Himmel. Auf mehreren Tiſchen in verſchiedenen Zellen fand ich einige Bücher mit dem Namen der Gefangenen, hier und da Tinte und Feder, ſo wie einige Hefte, worin ſie ſich im Schreiben übten.

Auf einem Tiſche las ich einige moraliſche Sentenzen eines jungen Gefangenen, der in dem Penitentiarium geſtorben iſt. Wenn ein ehemals in dieſem Hauſe in Haft Geweſener den Direktor ſprechen will, ſo darf er nicht in das Haus treten, ſondern muß den Direktor draußen ſprechen. Der Neuankommende wird mit verbundenen Augen in das Badezimmer und ſonach in ſeine Zelle oder in die Werkſtatt geführt.

Eine äußerſt wohlthätige Folge der Behandlungsart und ſtrengen Aufſicht in der Anſtalt iſt die, daß der freigewordene Gefangene im Volke nicht verachtet wird, wie das mit den Galeerenſklaven und **forçats libérés** in Frankreich geſchieht, und das eben deßwegen, weil die öffentliche Meinung in Genf die wohlthätige Wirkung des Penitentiariums, in Frankreich die ſchädliche und verderbliche der Bagnos und Centralhäuſer kennt.

Außerdem aber beſteht ein **Comité de patronage** welches die aus dem Penitentiarium Entlaſſenen in Schutz nimmt, für ihren Unterhalt Sorge trägt und ihnen eine Anſtellung zu verſchaffen ſucht. Diejenigen, welche ſich im Gefängniſſe wohl aufgeführt und Beweiſe ihrer beſſeren Sinnesart gegeben haben, werden leicht untergebracht, daß natürlich für diejenigen, welche ihrer Aufführung zufolge weniger Vertrauen einflößen, dieſes ſchwieriger wird, verſteht ſich von ſelbſt. Noch vor Kurzem, ſagte mir der Direktor Aubanel, wurde ein junger Genfer, der ſeine Zeit beendet hatte, von einem Beſitzer der Umgegend als Bedienter abgeholt.

Für das Ausland ſind die in Genf erreichten ökonomiſchen Reſultate vorzüglich beachtungswerth. Anfangs koſtete der Unterhalt jedes Gefangenen ungefähr 3 Francs und mehr täglich, jetzt nur noch einen Franc und einige Centimes. Man bemerke überdem, daß für die hier gelieferten Arbeiten der Gefangenen kein großer Ausfluß iſt, daß die Anſtalt meiſt nur leichte Arbeiten verfertigen läßt, daß aber hier kein Centrum ſtatt findet, wie in größeren Lokalitäten: Paris, London, Lyon, Berlin u. ſ. w., wo jede Waare bei äußerſt wohlfeilen Preiſen leicht abgeht. Der Schluß hieraus iſt, daß bei vervielfältigten Einrichtungen dieſer Art in Frankreich und in Deutſchland ſelbſt außer dem moraliſchen Nutzen große pekuniäre Reſultate für die Regierungen erfolgen können.

Was die übrigen Penitentiaranſtalten anbetrifft, ſo iſt das Lauſanner Haus für 80 Gefangene eingerichtet. Über die Gefängnißverwaltung der übrigen Cantone wird wenig geſchrieben und veröffentlicht; man kann alſo die moraliſchen Reſultate der verſchiedenen Behandlungsart der Gefangenen in der Schweiz ſchwierig vergleichen. Das Walliſer Land und Teſſin ſind ſehr zurück, und es beſteht zwiſchen den verſchiedenen Schweizer-Cantonen ein eben ſo großer Verwaltungs- als Civiliſations-Unterſchied. Welcher Kontraſt z. B. zwiſchen Genf und Uri! Zurch, Baſel und Freiburg haben ſich für Penitentiareinrichtungen erklärt.

Daß die Einrichtung ſolcher Anſtalten nur eine Vorbereitung zur Abſchaffung der Todesſtrafe iſt, iſt ein längſt nicht mehr beſtrittener Satz. Die Penitentiarien können keinen andern Zweck haben. Lord Brougham iſt dieſer Meinung; Mittermayer hat ſich ebenfalls für die Abſchaffung der Todesſtrafe erklärt. Lucas huldigt dieſer Anſicht mit vielem Talente; in Frankreich jedoch würde ſie natürlich nur dann ſtatthaft ſein, wenn das Penitentiarſyſtem erſt allgemein eingeführt ſein wird, denn die Geſellſchaft hat wohl das Recht, rebelliſche Glieder aus ihrer Mitte unſchädlich zu machen, aber nicht, ihnen das Leben zu nehmen.

Seit der Stiftung des Penitentiariums in Genf ſind dort 283 Individuen gefangen geweſen. 99 unter ihnen konnten weder leſen noch ſchreiben, 18 ſind frei geworden, ohne leſen zu können, da die meiſten zu alt waren, um dies zu erlernen. 81 haben leſen und mehr oder weniger gut ſchreiben gelernt. Unter 41 Gefangenen, welche Unterricht nahmen, zeigte nur einer böſen Willen, 3 waren aus Krankheit daran verhindert und 37 zeigten Ausdauer.

Seit der Gründung, die jetzt 11 Jahre zählt, hat keine Entweichung ſtatt gefunden; ſeit 6 Jahren ſelbſt kein Verſuch. Der einzige Todesfall, welcher vorkam, fiel ins Jahr 1835.

Die Gefangenen ſind in vier Abtheilungen getheilt. Das erſte Viertel der Verbrechen und Wiederholungen enthält alle über 16 Jahre ſchon einmal im Gefängniß geweſenen Criminalverbrecher welche zu **travaux forçés** und Einſperrung (**réclusion**) zur größten Strenge verurtheilt worden ſind.

Das zweite Viertel enthält die Verbrecher und Ausnahmen, nämlich alle Criminalverbrecher, welche im Urtheile nicht zur größten Strenge beſtimmt oder nur correktionsmäßig ihre früheren Lebensart oder ſchlechten Aufführung im Gefängniſſe wegen, zur zweiten ſtrengen Obhut beſtimmt, oder endlich ſolche, die aus dem erſten Viertel ins zweite mildere gelangt ſind.

Das dritte oder Correktions- und Ausnahmsviertel enthält alle die correktionsmäßig nicht zu ſtrenge Verurtheilten oder die aus der zweiten in die dritte Klaſſe verſetzten Gefangenen.

Die vierte Klaſſe oder die der Gebeſſerten endlich, zählt alle nicht 16 Jahr alten Gefangenen, ſo wie die aus der dritten Klaſſe wegen guter Aufführung in die vierte Gelangten.

Daß in dem Penitentiarium nur Verbrecher oder wegen ſchwerer Vergehen Beſtrafte gefangen ſitzen, verſteht ſich von ſelbſt. Das gewöhnliche Arreſthaus in Genf, **maison de détention** genannt, iſt für Angeklagte, Schuldgefangene, korrektionsmäßig eingeſperrte Minderjährige, polizeiliche Uebertretungen oder militäriſche und leichte Vergehen beſtimmt. Der einzige Vorwurf, den man der Genfer Verwaltung machen könnte, wäre der, die dreimonatlichen leicht Verurtheilten ebenfalls im Penitentiarium aufzunehmen, ſtatt ſie lieber in einem beſonderen Gelaſſe des Verhafthauſes, **maison de détention**, zu verwahren.

Die Gefangenen ſind auf folgende Art beſchäftigt:

4 mit dem Schneiderhandwerk,
14 als Schuſter,
1 als Sattler,
10 als Flechter und Spuler,
8 als Arzneiſtampfer und Ausleſer,
9 als Bandpantoffelmacher,
1 als Deckenfütterer,
1 als Kochgehülfe,

welche Arbeit der 60 Gefangenen einen Begriff von der kleinen Gefängnißinduſtrie geben kann.

Der Ertrag des Lohnes zerfällt in 3 Theile. $^1/_3$ zieht die Anſtalt zu Wiedererſtattung der Nahrung, der Kleidung*) und des Unterhalts der Gefangenen, welche als Schuldner der Anſtalt betrachtet werden. Dieſer Rückhalt ſcheint bedeutend, deckt jedoch nicht die Koſten.

$^1/_3$ wird als Reſervefond für den Gefangenen bis zu ſeinem Ausſcheiden zurückgelegt, damit er draußen nicht ohne Hülfsmittel ſei, und der Stachel des Bedürfniſſes ihn nicht bei ſeinem Eintritt in die Geſellſchaft wieder zu Fehlern verleite.

---

*) Die Gefangenen erhalten einen Rock, ein Beinkleid, Halstücher, Hemden, Taſchentuch, Nachtmütze, Handtuch, leinene und wollene Strümpfe regelmäßig gewechſelt. Sie erhalten dreimal des Tags zu eſſen: Kartoffeln nach Belieben, Suppe und Brod des Morgens, Mittags Gemüſe und Brod und Abends Suppe und Brod.

Der Verfaſſer.

Das andere Fünftel dient zum täglichen Gebrauche des Gefangenen. Die Aufſeher und Schließer haben keinen Nutzen von dem, was der Gefangene verzehrt. Hierüber ließe ſich manches ſagen, denn der dreimal des Tags Genährte braucht nichts mehr. Die Gefangenen dürfen ſich Früchte und dergleichen holen laſſen; beſſer ſchiene mir: ihren Reſervefond zu vergrößern.

Im Jahr 1835 wurde für die Gefangenen in die

Sparkaſſe gegeben	3,739	florin	9 sous.
Von den Gefangenen wurde von ihrem Fünftelgewinnſt freiwillig hinzugefügt . . .	857	„	10 „
Seit dem Beſtehen des Penitentiariums wurden niedergelegt	36,785	„	11 „

Das Penitentiarium koſtete 295,790 Fr. 60 Cent. zur Errichtung und Erbauung, wovon 18,000 außerordentliche Koſten zur Anordnung des Terrains, und ungefähr 22,000 Fr. zur inneren Einrichtung. Jede Zelle mit dem Anzuge und der Ausſtattung des Gefangenen koſtete 250 Fr.

Das Gefängnißcomité beſteht aus 10 Mitgliedern: nämlich 3 Staatsräthen und 7 notablen Bürgern, welche ihren Dienſt unentgeldlich verſehen und ſich in drei Zweige der ganzen Verwaltung getheilt haben, der erſte betrifft die ökonomiſche Verwaltung, der zweite die Arbeit der Gefangenen und der dritte den Unterricht und den Kultus. Überdem iſt durch den 37. Artikel des Geſetzes vom 25. Juni 1825 eine Kommiſſion **de recours** feſtgeſetzt worden, welche den auf länger als ein Jahr Verurtheilten bei guter Aufführung und wenn ſie 2/3 ihrer Strafe vollendet, den Reſt erlaſſen kann. Dieſer Ausſchuß beſteht aus dem Syndikus, Präſidenten des Recours, zwei inſpicirenden Räthen, dem Präſidenten des Kriminalhofs, des Civil- und Correktionstribunals, ſo wie aus vier Mitgliedern des repräſentativen Raths.

Mir ſcheint eine wahrhaft menſchenfreundliche edle Anſicht bei dieſer Gründung vorgewaltet und ſich in der Praxis beſtmöglichſt der Muſterhaftigkeit genähert zu haben.

Wer da Genf beſucht, vergeſſe nicht, dieſe für alle Menſchenfreunde ſo wichtige Anſtalt zu beſuchen.

Die Plaſtik in München, und Schwanthaler.

(Fortſetzung).

Die großartigen Kunſtunternehmungen des Königs von Baiern erſtreckten ſich natürlich auch auf die Plaſtik, und faſt alle dieſe genannten Künſtler, nebſt vielen andern, wurden auch von ihm mit den bedeutendſten Aufträgen beehrt, und andere deutſche Bildhauer, außer dieſen, hatten Büſten für die Walhalla auszuführen. Die meiſten ſeiner Beſtellungen mag aber wohl Schwanthaler erhalten haben, und es waren dieſe die verſchiedenartigſten Aufgaben, Statüen und Frieſe, Reliefe und Compoſitionen für Maler, theils in antikem, theils in mittelalterlichem, theils in religiöſem Styl.

Es war gewiß eine von den ſeltenen günſtigen Conjunkturen, daß Männer, wie Cornelius und Klenze, mit Schwanthaler zu einer Zeit lebten, welche beide erſteren in dieſem ein ſeltenes Genie entdeckten. Sie lenkten die Aufmerkſamkeit des Königs von Baiern auf dieſen jungen Künſtler. In der Folge vertraute der König ihm unter vielen andern bedeutenden Arbeiten die Ausführung zweier Giebelgruppen für die Walhalla und einer für das zu Kunſtausſtellungen beſtimmte Gebäude. Eine andere Giebelgruppe für die Glyptothek war noch von Wagner componirt, und von Haller, Meyer, Landel, Sanguinetti und Leeb ausgeführt. Durch dieſe vier Giebelgruppen hat der König einen Zweig der Kunſt, der ſeit den beſten Zeiten der Antike ſchlummerte, wieder belebt, nicht bloß angeregt, wie wir das unten in der ſpeziellen Beſchreibung derſelben darthun werden.

Für ſolche bedeutende plaſtiſche Arbeiten, wie ſie in München an's Licht treten, kann ſich nur ein Regent, wie der König Ludwig intereſſiren. Wir preiſen Schwanthaler glücklich, daß ihm ſein Monarch ein Feld anwieß, über welchem ſich die Schwingen ſeines Genius nach allen Richtungen hin ausbreiten konnten. Wohin ſich der Flug deſſelben lenkte, überall bewegte er ſich in befreundeten Regionen. Er tauchte ſich in den tiefen Äther der antiken Mythe, und in die Lichträume des Chriſtianismus. Dieſer Genius geleitete ihn in die Werkſtätten unſterblicher Meiſter der Kunſt und offenbarte ihm ihr geheimnißvolles Treiben. Er nahm in ſeiner Seele Bilder von ihnen auf, gab ihnen das Daſein, und in charakteriſtiſcher Auffaſſung und doch idealiſirt werden ſie bald, 24 an der Zahl, einen der ſchönſten Tempel Münchens zieren, die Pinakothek, welche viele ihrer unſterblichen Werke in ſich aufnahm. Berühmte Sprößlinge des baieriſchen Regentenſtammes formte er in zeitgemäßen Trachten, und ihre coloſſalen Standbilder von vergoldeter Bronze werden demnächſt den reichen Feſtſaalbau, von dem wir ſchon in Nro. 91 bis 93 des Phönix berichteten, verherrlichen.

Zur Erreichung dieſer hohen univerſellen künſtleriſchen Bildung mögen Schwanthaler'n nicht wenig ſeine ſorgfältige Erziehung und ſeine Schulſtudien zu Statten gekommen ſein. Seine Voreltern waren faſt alle Bildhauer in Baiern, in der Oberpfalz, auch zu Altötting und im Innviertel (jetzt Öſtreichiſch). Sein Vater, Hofbildhauer in München, ließ ihn ſtudieren; mit Liebe trieb er die philologiſchen Studien der Alten; ſpäter drang aber die Liebe zur Kunſt durch. Er wollte Maler werden, entſchloß ſich aber endlich zur Bildhauerei, und ſein Streben war, wie geſagt, ſeinen Weg nach allen Richtungen der Kunſt einzuſchlagen. Daß er dieſen nie verfehlt hat, erſehen wir aus allen ſeinen Schöpfungen; alle tragen das ächte Gepräge innerer Eigenthümlichkeit und ſpezieller Bedeutſamkeit, und ſind mit dem außerordentlichſten Reichthum äußerer Formenſchönheit und charakteriſtiſcher, edler Bewegung an's Licht gefördert. Zwar ſind einzelne Arbeiten durch ihren Umfang bedeutender, und die Ausführung anderer iſt vermöge ihrer Placirung vollendeter als Cabinetsſtücke, aber jedes beſondere Werk, das ſein Atelier verlaſſen, iſt den einzelnen Anforderungen, welche die ſtrengſte Kritik machen kann, auf das Genügendſte nachgekommen. Es wird den kunſtliebenden Leſern, welchen das Treiben eines großen Zeitgenoſſen nicht gleichgültig iſt, nicht unerwünſcht ſein, hier ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner vollendeten oder in Modellen ausgeführten Arbeiten zu finden.

In dem neuen Königsbaue ſind von Schwanthaler: die maleriſchen Compoſitionen für die Säle der Argonautik, ein Fries, welcher in hetruriſcher Manier, roth und gelb, die Thaten und Abenteuer der Argonauten darſtellt; ferner der Saal der Theogonie (Heſiod's), ein Fries, auf welchem ſich die vornehmſten Momente der ältern und neuern Götterwelt aneinanderreihen, ausgeführt im Style der Fresken von Tarquinii von Kometo. Für andere Gemächer hat Schwanthaler Scenen aus den alten Tragikern, und nach Ariſtophanes (Vögel, Wolken ꝛc.), componirt. Der Thronſaal des Königs iſt mit Hoch- und Flachreliefen plaſtiſch von Schwanthaler dekorirt; er enthält Darſtellungen zu Pindar, daher Mythen von Göttern und Heroen, Kämpfe, Spiele, Rennen u. ſ. w. Merkwürdig iſt in dieſem Saale ein gewiſſer Zuſammenhang der Mythen, wodurch die nach allen Seiten ſprudelnden Poeſieen Pindar's gleichſam wie mit einem einzigen Geſange den Saal erfüllen.

Sehr ausgeführt und in Rom mit Liebe und vielem Zeitaufwande componirt iſt der Fries der Mythe der Aphrodite, in einem obern Gemache des Königbau's, Hochrelief auf rothem Grunde, 140 Schuh lang. Die Figuren ſind beinahe lebensgroß. Er wird gegenwärtig in Kupfer geſtochen. Wir wollen verſuchen, dieſen Fries nach der Reihenfolge der geſtochenen Blätter zu beſchreiben. Auf dem erſten Blatte ſehen wir Aphrodite, eben dem Schaum des Meeres entſtiegen, von Meernymphen auf einer Muſchel zum Ufer getragen; Tritonen ſtoßen hinter ihnen in ihre Hörner, Eros ſchwimmt ihnen auf einem Delphin voran. Auf den beiden folgenden Blättern wird ſie von den Erdbewohnern jauchzend empfangen, liebende Paare breiten ihr die Arme entgegen und ſchöne Jungfrauen tanzen, der Göttin Blumengewinde darreichend und ſich damit umſchlingend. Das folgende Blatt zeigt uns die erſte unſchuldige aber unglückliche Liebe der Göttin. Sie hält ihren Liebling Adonis, auf der Jagd von einem Eber tödlich verwundet, in ihren Armen, in welchen er ſeinen Geiſt aushaucht; vor ihnen ſteht der trauernde Amor. In den beiden folgenden Blättern erſcheint uns die Göttin in minder günſtigem Lichte, und zwar, als holde Sünderin, wie ſie von ihrem eiferſüchtigen Gemahl in den Armen des Kriegsgottes ertappt wird. Hephäſtos ruft alle Götter herbei, ſeine Schande anzuſehen, und ſelbſt Helios hält ſeinen Sonnenwagen, ſeine alles erforſchenden Strahlen auf das Lager der Schuld zu werfen. Der jugendliche Bromios lehnt in halb trunkener aber ſchöner Stellung an dem Götterboten, welcher noch andere Schauluſtige herbeiwinkt. Hierauf Venus und Anchiſes. Das folgende Blatt ſtellt ſodann die Hochzeit des Peleus mit der Thetis dar. Wir erblicken hier die drei Chroniden, das Ehepaar und die drei Göttinnen, welchen die verderbliche Eris den goldenen Apfel zuwarf. Auf dem nächſten Blatt erblicken wir das Urtheil des Paris, welcher der holden Aphrodite den Apfel überreicht. Juno ſchreitet mit gemeſſenem Tritt, aber voll Ingrimm fort, während Athene nochmals drohend umblickt, und dann raſch zur Rache von hinnen eilt. Um die aus dieſer verhängnißvollen Scene hervorgehenden folgenreichen Erſcheinungen des trojaniſchen Krieges anzudeuten, hat der Künſtler neben dieſer Gruppe eine ſitzende allegoriſche Figur, Ilion darſtellend, wie der über ihr ſtehende Name anſagt, angebracht, in tieftrauernder Stellung, ſich das Haupt mit der Hand bedeckend.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

∴ Zeitſtimmen. — (V. Franzöſiſche Preſſe). Die Gazette de France führt aus einem „Journal libéral" folgende Stelle an: „Ein ſehr ſonderbares Zeichen dieſer Zeit iſt, daß man gewiß ſein kann, beinahe in Allem, was in Druck erſcheint, und ſelbſt in Werken über Induſtrie — zwei oder drei Schriften zu finden, deren Tendenz durchaus religiös iſt. Der Eine, von Eiſenbahnen ſprechend, verirrt ſich in eine myſtiſche Digreſſion; der Andere, einen Roman entwerfend, verwechſelt göttliche und profane Liebe; ein Dritter bearbeitet das hiſtoriſche Gebiet nur, um die frömmſten Legenden aus der Wiegenzeit des Katholizismus zu ſammeln. Ich habe ſchon von der „Ame exilée" geſprochen, welche zugleich Roman, Novelle, Erzählung und Gebet iſt. Ein noch wichtigeres Buch, betitelt „Arthur," deſſen Vfr. Hr. Guttinguer ſein ſoll, — ſtreift zugleich an die Romane, die biographiſchen Denkwürdigkeiten und die religiöſe Bekenntniſſe ... Es iſt in der neueſten Zeit wenig Einfacheres, Schlichteres und Hinreißenderes geſchrieben worden als dieſer ſymbolologiſche und myſtiſche Verſuch ..." Die Gazette beſchließt ihre Citate mit den Worten: „Cette tendance religieuse prouve le mouvement secret et le travail de la société vers une réorganisation morale."

∴ Londoner National-Oper. — Unter dem Patronat des Lord Burghersh der ſelbſt Componiſt iſt, hat ſich zu London eine Geſellſchaft mit 50000 Pf. Capital gebildet, um eine National-Oper herzuſtellen. Dieſe Geſellſchaft will Nächſtens, um ihre Fonds zu verbeſſern, ein Muſikfeſt veranſtalten, wobei tauſend Künſtler mitwirken ſollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 138. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 14. Juni.

Die Plaſtik in München, und Schwanthaler.

(Schluß).

Die folgenden 3 Blätter zeigen uns die Aufnahme der Aphrodite in den Olympos unter die ſeligen Götter. Die zwölf oberen Götter ſind verſammelt. Die Göttin der Liebe ſteht in beſcheidener Stellung vor dem Vater Götter, der ihr Fürſprecher bei ſeiner eiferſüchtigen Gemahlin iſt. Helios taucht mit ſeinen Roſſen aus den Fluthen des Okeanos, welcher erſtere, in ſinnreich vom Künſtler durchdachter Verſchmelzung der ältern und der jüngern Mythe, von den neun Kamönen umgeben iſt, die mit ihren Attributen hinter, neben und vor ihm her ſchweben. Die Dienerinnen der Liebesgöttin tanzen, Blumengewinde um ſich ſchlingend. Der lahme Vulkan wird auf einem Rollſtuhle mit den, von ihm verfertigt, goldenen Jungfrauen von einem ſchalkhaften Satyr vorangeſchoben; ſich rückwärts lehnend, reicht er dem fröhlichen Lyäus eine Schaale zum Füllen hin, während hinter ihnen der Alcide eine ſolche zum Trinken anſetzt. Zum Schluß erſcheint noch Demeter, und neben dieſer Artemis auf einem Wagen von Hirſchen beſpannt.

Die ſchöne Mythe der Aphrodite iſt in dieſem Frieſe in ihrer innern geiſtigen Bedeutung mit dem feinſten Künſtlerſinne aufgefaßt und plaſtiſch in höchſt vollendeter Form dargeſtellt. Wir können nicht mehr, als dem Leſer die einzelnen Motive dieſer Schöpfung anführen. Wer kann eine ſolche Schönheit der Form und Bewegung, belebt von dem geläutertſten poetiſchen Sinne, würdig mit Worten ſchildern? Obwohl Schwanthaler auch hier, wie bei allen ſeinen Werken in ihrer Art, auf's ſtrengſte den eigenthümlichen Styl in's Auge gefaßt hat, ſo fällt uns doch keine ängſtliche Typik darin auf, welche häufig bei Künſtlern ſo weit geht, daß ganze Partieen ihrer Kunſtwerke als Copien nach der Antike oder doch als wenig modifizirte Reminiscenzen aus ihr erſcheinen.

Ein anderer großer und meiſterhafter Fries von Schwanthaler iſt im Pallaſte des Herrn Herzog Max. Er iſt 130 Schuh lang, von Gyps und ſtellt die Mythe des Bakchos vor.

Die oft erwähnten koloſſalen Ahnenſtatüen, Modelle, ſind 12 an der Zahl, 10 Fuß hoch, ſtreng nach Porträts gearbeitet, und werden von Stiegelmayer in Bronze gegoſſen und vergoldet. Es ſind 7 Baiern, 3 Pfälzer und 2 Könige von Schweden (aus dem Hauſe Zweibrücken), Karl XI. und Karl XII.

Die Malerſtatüen für die Pinakothek ſind 24 an der Zahl, von Schwanthaler jede 1 Fuß hoch ſkizzirt, und werden in einer Höhe von 7 Fuß in Stein ausgeführt von Meyer, Schaller, Sanguinetti und Leeb.

Reliefs bei den Herren Boiſſerée und Bertram, vorſtellend: St. Appolinaris, einen Kranken heilend; St. Georgen und Sta. Margaretha; Sta. Eliſabeth mit den Roſen; Sta. Dorothea; St. Ägidius, im Walde entdeckt.

Prinz Karl v. Baiern beſitzt von S. einen Philoktet, und der Kronprinz Maximilian erhält zwei Nymphen, lebensgroß, welche bereits modellirt ſind. Dieſe letzteren Arbeiten, für Kabinette beſtimmt, ſind von der feinſten Ausführung, wie es ſich für ſolche geziemt.

Nach Schwanthaler's Modellen und unter ſeiner Leitung werden für den Feſtſaalbau die 8 Kreisſtatüen zum Theile von Schülern der Akademie ausgeführt, in Travertin, einer Art Kalkſteine. — Büſten fehlen natürlich nicht. —

Wir kommen jetzt zu den Giebelgruppen:

Die früheſte dieſer Bildergruppen, die an der Glyptothek, iſt noch von Wagner componirt und von Haller, Meyer, Bandel, Sanguinetti und Leeb ausgeführt. Eine Statüe, die des Holzbildhauers, wurde Schwanthaler'n übertragen. Das Ganze ſtellt die Pallas Ergane vor, in der Mitte der Zweige der Plaſtik, durch 9 Statüen ausgedrückt.

In dem Giebelfelde des vis à vis der Glyptothek für die Kunſtausſtellung aufzuführenden Gebäudes, entworfen von Ziebland, ſehen wir in der Mitte die Bavaria; rechts und links bringen ihr die Künſtler ihre Arbeiten zu, ſie hält Kränze, um ſie an die Würdigſten der 3 Fächer: Architektur, Sculptur und Malerei, zu vertheilen. Da beide Gebäude ſymmetriſch den Platz einſchließen, correſpondiren ſie mithin als vis à vis. Jedoch hat Schwanthaler hier, zur lebenden Kunſt, die Handlung und Bewegung lebendiger, als in den dem Alterthume geweihten Giebelgruppen auszuſprechen geſucht, und nebenbei auf Maſſirung ſowohl, als nöthige Leichtigkeit reflektirt. Der Eule in der Giebelblume der Glyptothek gegenüber iſt hier an der entſprechenden Stelle ein Phönix angebracht.

Der ſüdliche Giebel der Walhalla fällt in die Zeit, wo Schwanthaler erſt heranwuchs. Es wurde der Entwurf nach Angabe Seiner Majeſtät des Königs von Rauch geliefert, und ſpäter Schwanthaler'n übertragen, welcher, mit Ausnahme von 3 Statüen, den Giebel umgeſtaltete. Er erhält 15 Statüen. In der Mitte ſitzt die Germania (deren Reſtitution nach der Fremdherrſchaft dieſe Giebelgruppe geweiht iſt); ihr zur Rechten und Linken ſehen wir die deutſchen Krieger, zum Theil mit den Bundesfeſtungen, von ſchönen weiblichen Figuren allegoriſch dargeſtellt, welche ſie der Germania zuführen, in den Ecken die Flußgötter der Grenzflüſſe des Rheins und der Moſel.

Der nördliche Giebel der Walhalla iſt in artiſtiſcher Hinſicht die ſchönſte Aufgabe von allen vieren, die Hermannſchlacht mit 15 Statüen.

Um dieſen großartigen Gegenſtand mit den wenigen Figuren, deren auch der reichſte Giebel nicht mehr darſtellt, würdig zu erſchöpfen, hat Schwanthaler jeder Statüe eine umfaſſende innere Bedeutſamkeit unterlegt, und das Ganze von einem hiſtoriſchen Standpunkte überſehen. In der Mitte ſteht Hermann, auf den Römertrophäen nackt, als verklärter Heros, mit Arm- und Beinringen, Schild und Schwert, wie die Deutſchen in's Grab gelegt wurden. Ihm zur Rechten ſtehen deutſche Häuptlinge; hinter ihnen, das alte deutſche Leben in den tiefſten Charakterzügen zu bezeichnen, ſehen wir einen Barden, eine Seherin, ein Weib, das den Helm eines gefallenen Heros bekränzt, eine meiſterhafte Deutung auf den Geiſt jener Zeiten, wo das Weib an dem Waffenruhme des Mannes den innigſten Antheil hatte.

Dieſen, die pro aris et focis fechten, gegenüber erblicken wir das heimathloſe Soldatenleben der Römer, kämpfende Triarier, Leichtbewaffnete im Fliehen, den ſich entleibendem Feldherrn; ſterbende Zeichenträger bezeichnen die Niederlage des Heeres, ein Halbverſunkener die Sümpfe Germaniens, ein anderer die Habſucht der Römer.

Eine ſolche Giebelgruppe ſcheint uns die erſte Aufgabe der Plaſtik, in hiſtoriſcher Bedeutſamkeit mit Reichthum von Figuren, und einer Würde, große Ereigniſſe zu verſinnlichen, deren das Relief nicht fähig iſt. In innerer Beziehung verhalten ſich die nördliche und die ſüdliche Giebelgruppe der Walhalla zu einander, wie Schlacht und Ruhe.

Alle dieſe Giebelgruppen ſind oder werden von dem ſchönſten, weißen, harten Tyroler Marmor, und ſämmtliche Statüen über Lebensgröße ausgeführt, nach allen Seiten gearbeitet und geſchliffen. Ein großer Theil der Figuren für die Walhalla ſind ſchon fertig und erregen in jeder Beziehung die Bewunderung aller derer, welche ſie ſehen.

Während wir dieſes ſchreiben, iſt von Rom auf mehreren mit Maulthieren beſpannten Wagen der in Marmor ausgearbeitete Walhalla-Fries von Wagner, deſſen wir oben erwähnt haben, hier angekommen. Das Sujet deſſelben iſt, wie bekannt, die Geſchichte der Deutſchen; wir hoffen nächſtens ausführlich im Phönix darüber berichten zu können, wenn der berühmte Meiſter deſſelben, der mit Thorwaldſen in Bälde hier erwartet wird, angekommen iſt.

Das Erbſchiff.

(Fortſetzung).

Da knieeten Andreas und Liddy vor dem frommen Greiſe nieder, der alſobald das Sakrament der heiligen Ehe vollzog. Und kaum hatte Marco die ſegnende Hand von ihren Scheiteln genommen und mit ihnen gemeinſchaftlich gebetet, als Liddy den Geliebten ſanft in ihre Arme ſchloß und zu Saunders führte, der während des ganzen Vorganges ein ſtummer aber theilnehmender Zuſchauer geweſen war. „Hier, Vater, haſt du einen Sohn; willſt du ihm die Rettung deiner unſterblichen Seele anvertrauen? Und du, Mann meiner freien Wahl, mein inniggeliebter Andreas, willſt du meinen Vater retten?“

„Ja, ja! Ich will!“ rief dieſer, und Saunders breitete, mit dem Ausrufe: „Sohn! Mein Sohn!“ die Arme aus; da ſank Andreas an die hochklopfende Bruſt des Greiſes und Beide hielten ſich feſt umſchlungen.

Es war ein großer, feierlicher Augenblick. Zwei Menſchen, die ihr ganzes Leben in wüſter Rohheit hingebracht hatten, opferten hier dem ſeligſten menſchlichen Gefühl, der reinſten, uneigennützigen Liebe; ſie warfen in dieſem Moment die ganze Vergangenheit hinter ſich, und begannen mit geläutertem Gemüth ein neues Leben; Liddy ſah mit freudeſtrahlendem Auge auf die beiden Männer und an der greiſen Wimper des frommen Einſiedlers zitterte eine Thräne.

Andreas entwand ſich der Umarmung des alten Saunders: „Laßt uns ein Ende machen! Ich habe mein Wort gegeben, Euch zu retten, und will es redlich löſen. Lebt wohl, und ſorgt für mein Weib bis zu meiner Wiederkehr; ich beſteige den Lucifer!“

Saunders drückte dem Scheidenden tiefbewegt die Hand; Liddy aber ſtellte ſich ihm in den Weg: „Was muß ich hören?“ rief ſie und warf einen vorwurfsvollen Blick auf den Gatten. „Du willſt ſcheiden, und ohne mich? Was haben wir uns ſo eben, im Angeſichte Gottes, vor dieſen Zeugen gelobt? Unzertrennlichkeit im Leben wie im Tode! Gehe, wohin du willſt, ich verlaſſe dich nicht! Willſt du die Gefahren des Meeres aufſuchen, um meinen Vater zu retten, wie ſollte ich dich verlaſſen, dich, dem ich nun für Zeit und Ewigkeit angehöre? Nein, Andreas, laß mich meinem Gelübde nicht zu derſelben Stunde untreu werden, da ich es abgelegt.“

„Und dein Vater?“ fragte Andreas.

„Er ſoll bei mir bleiben!“ ſprach der heilige Marco herzutretend, „ich will ihn ſpeiſen mit meinen Früchten und tränken aus meinem Quell, ich will mit ihm beten und ihn lehren, den Herrn erkennen, dem er ſich jetzt wieder zugewendet hat; ſo wollen wir Alle das Werk ſeiner Rettung vollenden. Scheidet!“

Nach wiederholten Umarmungen und den innigſten Verſicherungen treuer Freundſchaft und Liebe, ſchieden vier Menſchen, die ſich auf ſo ſeltſame Weiſe zuſammengefunden. Saunders blieb bei dem Einſiedler, Andreas und Liddy ſtiegen, von tauſend Segenswünſchen geleitet, den ſteilen Bergpfad hinab.

Wir laſſen jetzt den Vorhang vor einem Bilde fallen, das uns nur zu lange beſchäftigt hat. Dem Leſer ſoll nicht die Reihe edler Thaten vorgeführt werden, die Andreas vollbracht hat, um die Schuld des unglücklichen Saunders zu tilgen. Es ſei nur geſagt, daß er ſein Werk mit regem Eifer begann und niemals erkaltete. Liddy ſtand ihm treu zur Seite, ſie begleitete ihn ſtets, ſie theilte alle Gefahren des Meeres mit ihm, und nur, wenn die Nothwendigkeit ihrem zarten Körper Ruhe gebot, ließ ſie ſich überreden, einige Zeit bei ihrem Vater, in der Klauſe des Einſiedlers zu weilen. Mit Stolz ſah ſie auf Andreas, wenn er ſchuldloſe Flüchtlinge, denen ein ſchmählicher Tod oder ewige Gefangenſchaft drohte, in ſein Schiff aufnahm und mit der äußerſten Gefahr durch die Linie einer feindlichen Flotte der Freiheit zuführte; mit ſeligem, triumphirenden Lächeln ſtand ſie ihm zur Seite, wenn er auf hoher See plötzlich ein Sklavenſchiff überfiel, die Beſatzung deſſelben nach hartnäckigem Kampfe überwand, dann mit dem beſiegten Schiffe der Küſte von Afrika zuſteuerte und den gefangenen Negern die ihnen geraubte Freiheit wiedergab. In ſolchen Momenten ſah ſie zu dem Geliebten wie zu einem höhern Weſen hinauf, und Andreas war glücklich durch ihre Liebe.

Und nun hebe ſich der Vorhang wieder und zeige uns ein anderes Bild, ein faſt dem Auge entſchwundenes, wie nämlich Andreas Schauer mit ſeinem Lucifer die Elbe hinabſchwimmt, der jetzt bei einbrechender Nacht bei der Felſeninſel Helgoland vorüber und in die von Nebeln verhüllte Nordſee hineinſteuert.

Der Steuermann war ſchon mehrere Male an dem Kapitän vorübergegangen und hatte ſich auf jede mögliche Weiſe bemerklich zu machen geſucht, aber vergebens; denn dieſer ſah noch immer gedankenvoll in die vorüberſtrömende Fluth und ſchien keine Augen für das zu haben, was um ihn her vorging. Als aber die Nacht immer ſchwärzer hereinbrach, berührte der Steuermann leiſe die Schultern ſeines Obern und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Entſchuldigung, Kapitän; ich komme, mir Ihre weiteren Befehle zu erbitten.“

Andreas Schauer fuhr auf und blickte verſtört um ſich, bald aber hatte er ſeine vorige Faſſung errungen: „Schon recht, Steuermann! Es iſt mir lieb, daß Ihr mich endlich aus meinen Träumereien aufſtört; Ihr kennt ja meine alte Krankheit. Wenn meine Liddy nicht bei mir iſt, bin ich nur ein halber Mann. Aber an unſer Werk! Wir ſind jetzt in See, denke ich!“ Er richtete ſich hoch auf und blickte umher.

„Wir ſind ſchon ſeit einigen Stunden draußen, wenn es beliebt, Herr!“ entgegnete der Steuermann. „Ihr habt lange geträumt. Wenn ihr nordoſtwärts über den Steuerbords Reiling wegſehen wollt, könnt Ihr das Feuer von Helgoland noch blinken ſehn. Soll ich die Nachtwache aufſetzen und die übrigen Leute entlaſſen?“

„Verſteht ſich; und laßt den Jungen in der großen Kajüte Licht machen. Dann kann der auch zu Bette gehen; ich will mit meinem ſonderbaren Gaſt da unten ſchon allein fertig werden. Habt gute Ruhe, Steuermann!“

Die Befehle des Kapitäns wurden ſchnell und pünktlich vollzogen, das dadurch verurſachte Geräuſch war alſobald verhallt, und die tiefe Stille ward nur durch das leiſe Zerſchellen der Wogen unterbrochen. Andreas ſah auf den Compas, ſprach ein ermunterndes Wort zu dem Manne, der das Steuer führte, überflog mit dem Blicke des Kenners die Takelage, ſo wie die Stellung der Segel, und rief: „Bootsmann!“

„Hier, Herr!“ antwortete ein kurzer, unterſetzter Kerl, dem der Seemann aus jeder Miene, aus jeder Bewegung hervorguckte.

„Das iſt eine ſchöne, ſternklare Nacht, Freund!“ fuhr der Kapitän, zu Jenem gewendet, fort.

„Ja, Herr! und abſonderlich für diejenigen, die ſo wie wir, mit gutem Gewiſſen und friſchem Proviant auf die Salzfluth hinausſchwimmen. Man kann es am Lande nicht ſo gut haben, als es uns noch immer draußen geworden iſt; darum habe ich auch ſeit den letzten zehn Jahren keinen Fuß auf feſten Boden geſetzt."

„Du biſt ein ſo tüchtiger Seeman, wie irgend einer am Bord meines Schiffs, und darum mir vor allen Andern lieb und werth. Es iſt ſo mancher brave Kerl aus deiner Schule hervorgegangen. Wenn ich dir nun einen recht rohen und unmanierlichen Burſchen zuwieſe, getrauteſt du dir wohl, einen flinken, adretten Matroſen aus ihm herauszuſchneiden?"

„Da müßte es verdammt hartes Holz ſein, und mein Meſſer nichts mehr taugen, wenn's mißglückte," verſetzte der Bootsmann lachend. „Ich habe ſchon manches verzogene Mutterkind, ſchon manchen Taugenichts zur Raiſon gebracht. Hol's der dreigehörnte Teufel, — verzeiht den unmanierlichen Fluch, Kapitän, — aber was bedeutet Eure Frage?" —

„Ich habe ſo einen Burſchen von Hamburg mitgenommen," fuhr Andreas zutraulich fort, „der ſeine Lebtage damit zugebracht hat, eine alte ſchwache Mutter zu coujoniren, ihren ſauer erworbenen Fleiß allmählich in Portwein oder Rum umzuſetzen und ſie zum Dank dafür mit harten Worten oder gar noch ärger zu traktiren. Was meinſt du?"

„Gebt mir das Herzblatt heraus, Kapitän," ſprach der Bootsmann ſchmunzelnd, „ich will ihm Portwein genug vorſetzen, der zwar nicht ſo feucht, aber eben ſo heiß ſein ſoll, als den er bisher auf ſeiner Mutter Koſten in ſich hineingeſchlungen hat." Der Bootsmann machte die Pantomime des Schlagens und fuhr fort: „Ihr verſteht mich, Herr! Die alte Frau ſoll ſich wundern, wenn ſie den Taugenichts nach Jahr und Tag wiederſieht; eines wackern Bootsmanns Tauende iſt eine gute Beſſerungsſchule für ſolche Geſellen. Aber wo habt Ihr ihn?"

„Ich will ihn heraufbringen, und wenn ich dir einen Wink gebe, ſtrecke deine Hand nach ihm aus. Ich übergebe ihn dir, um mit ihm nach dem Wege Rechtens zu verfahren. — Unterſteuermann Mertens!"

„Zu Befehl!" entgegnete dieſer und trat näher.

„Ich übergebe Ihnen die Aufſicht über das Schiff und das Wachvolk! Laſſen Sie den angegebenen Cours fortſteuern und richten Sie Ihr Augenmerk auf die Segel. Wenn etwas Beſonderes vorgeht, werden Sie mich rufen." (Fortſ. f.)

Feuilleton.

.*. Kunſtausſtellung zu Mailand. — Mehr als 430 neue Werke der Skulptur und Malerei finden ſich in dem Verzeichniß der Kunſtausſtellung aufgeführt, welche im v. M. zu Mailand eröffnet worden iſt. Unter den Bildhauerarbeiten zeichnen ſich beſonders zwei coloſſale Werke des Ritters Pomp. Marcheſi aus, deren eine, die Statue Volta's, (6 Ellen hoch) auf dem Biſchofs-Platz in Como, künftig Piazza Volta, aufgeſtellt werden ſoll, als Denkmal, welches die Bürger dieſer Stadt dem großen Phyſiker gewidmet; — das zweite iſt eine 7 Ellen hohe Statue des Königs Karl Emanuel III. für die Stadt Novara. Von deſſelben Meiſters Hand iſt eine Statue des großen Mailänders Beccaria, der zuerſt die Abſchaffung der Todesſtrafe in Anregung gebracht. Sie ſoll den Aufgang in den Brera-Palaſt zu Mailand zieren. Auch wird das Gypsmodell für die Marmor-Statue Göthe's bewundert, welches Marcheſi für einige Patrioten des Frankfurter Freiſtaats gefertigt, die dieſes Privatdenkmal der Bibliothek ihrer Stadt gewidmet haben.

Unter den Gemälden werden mehrere hiſtoriſche als trefflich gerühmt, namentlich die Flucht Kain's von Lipparini; Raphael, dem Card. Bembo ſein Gemälde: Chriſti Verherrlichung, zeigend, von Podeſti; die aus der Schlacht bei Legnano ſiegreich zurückkehrenden Lombarden von Gogni, Bundesſchwur der Lombarden in Pontida, von Diotti; der Leichenzug Amadeus VI., Herzog von Savoyen, von Azeglio; Hubert Pallavicini, die Inquiſitoren aus Mailand verjagend, v. Croff, und eine Scene aus der Verſchwörung der Pazzi, von Arienti.

.*. Die Geſellſchaft für den Elementar-Unterricht zu Paris hat am 29. v. M. ihre 23ſte allg. jährl. Verſammlung unter Vorſitz des Hrn. Dupin des älteren gehalten, welcher dieſelbe mit einer Rede über die Vortheile des wechſelſeitigen Unterrichts eröffnet hat. Die Vorträge und Berichte, die in dieſer Sitzung vorgeleſen wurden, wechſelten ab mit Geſangſtücken, die mit bewunderswürdiger Fertigkeit von 250 Zöglingen der Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts unter Leitung des Hrn. Wilhem aufgeführt wurden.

.*. Urſprachen und Urſprung der Nordamerikaner. — Der reichhaltigen „History of the Indian tribes of North-America" zufolge, ſcheinen zwar bei den ſüdlichen Stämmen drei, bei den weſtlich vom Miſſiſſipi wohnenden vier verſchiedene Stammſprachen zu herrſchen; da aber bei allen dieſen Stämmen Geſichtswinkel, Farbe, Statur, Geſichtsform u. ſ. w. dieſelben ſind und auch in ihren Sprachen ein gleiches Prinzip der Conſtruktion herrſcht, ſo hält der Verfaſſer des genannten Werkes dafür, daß die Sprachverſchiedenheiten ſich wohl größtentheils durch allmählige Veränderungen erklären laſſen. Uebrigens deuten einige indianiſche Sagen auf einen öſtlichen, andere auf weſtlichen Urſprung hin; die meiſten Stämme jedoch behaupten, ihre Vorfahren ſeien dem Boden entſtiegen, den ſie bewohnen.

.*. Kohlenlager in England und Wallis. — In den Grafſchaften Durham und Northumberland befinden ſich noch unberührte Kohlenlager, die eine Fläche von 732 engl. □Meilen einnehmen, und deren Ertrag man an 10 Milliarden Tonnen (à 20 Zentner) ſchätzt, ſo, daß Großbritannien, wenn man den jetzigen Verbrauch als Maaßſtab annimmt, aus jenen Lagern allein noch auf 330 Jahre für ſeinen Bedarf geſichert iſt. Die Lager von Wallis ſind noch viel beträchtlicher. Sie nehmen eine Fläche von 1600 □Meil. ein.

.*. Hr. Baron v. Eckſtein hat kürzlich zur „Revue française et étrangère" einen intereſſanten Artikel „du Sacerdoce selon les institutions du christianisme" und zur „Biographie catholique" das Leben des Apoſtels Paulus geliefert. — Der zuerſt erwähnte Aufſatz ſoll nur die Einleitung zu einem größeren Werke ſein, an welchem Hr. v. Eckſtein arbeitet.

.*. Camille Roqueplan und Boulanger haben die Fächer gemalt, welche zur Morgengabe der Prinzeſſin Helene von Mecklenburg gehören.

.*. Die „Société d'encouragement pour l'industrie nationale" zu Paris hat in ihrer allgemeinen Sitzung 68 Fragen bekannt gemacht, für deren Löſung in den Jahren 1837 — 1841 ſie den Geſammtbetrag von 186,100 Fr. ausgeſetzt hat.

.*. Zingarelli, der Componiſt von Romeo und Giulietta, und Lehrer Bellini's, iſt am 5. Mai in Neapel, wo er Direktor des Conſervatoriums war, im 87ſten Jahre verſtorben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 139. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 15. Juni.

Reliquien.

Mitgetheilt von K. W. Böttiger.*)

(Zweite Nummer).

Lafontaine.

(1758 – 1831).

Der Hofrath K. A. Böttiger war durch ſeine Freundſchaft mit dem Berliner Buchhändler Sander auch in engere Verhältniſſe mit Lafontaine gekommen: daher findet ſich in ſeinem Nachlaſſe auch manches auf L. Bezügliche. In der Vorausſetzung, daß der Deutſche nicht ſo undankbar gegen ſeine Nationalſchriftſteller ſein kann, über die neueren und neueſten die älteren ganz zu vergeſſen, und daß noch mancher Leſer dieſer Blätter ſich des von L. ihm bereiteten Genuſſes freundlich erinnern wird, theilen wir einige Briefe L.'s an ſeinen Freund Sander (durch den er ſpäter einen Theil ſeines Vermögens verlor) und einen Brief an den geiſtreichen Franzoſen Du Vau, der in Weimar und Leipzig lebte und Seume's Freund war, mit, in welchen L. beſonders über ſeine Art zu arbeiten intereſſante Aufſchlüſſe gibt. So bildet dieſe Mittheilung gleichſam eine Beilage zu Geh. Hofr. Gruber's Werk: Auguſt Lafontaine's Leben und Wirken, Halle 1833, und den von Bar. Ferdinand Vogl in Brockhaus' Zeitgenoſſen 1836, Heft 41 und 42, S. 132 und ff. niedergelegten Erinnerungen an A. Lafontaine.

Aus meiner eigenen Erinnerung füge ich hinzu, wie ſehr ich mich (noch als Prof. zu Leipzig) bei der erſten Bekanntſchaft mit L. in meiner Anſicht, die ich mir aus ſeinen Schriften über ihn gebildet hatte, getäuſcht fand. Ich traf bei einem ſehr angenehmen Gaſtmahle bei'm damaligen Buchhändler C. Richter in deſſen ſchönem Garten mit ihm zuſammen, und fand einen ungemein heitern und ſocialen Mann, der faſt während der ganzen Mahlzeit die Koſten der Unterhaltung trug. Beſonders komiſch erzählte er, wie er am Morgen vorher einen Bekannten in Leipzig nach der Hausnummer höchſt mühſam geſucht und auch endlich gefunden habe. Aber ein Mann unten in der Thür des fraglichen Hauſes habe ihn faſt nicht hineinlaſſen wollen, „weil eigentlich dieſe Hausnummer, ihrer Reihenfolge nach, nicht hierher, ſondern an ein anderes Haus gehöre."

Lafontaine's Briefe an Sander in Berlin.

Halle, den 18. Juni 1796.

Ohne allen Zweifel, mein lieber Sander, haben Sie ſchon auf einen Brief von mir, und mit Recht, gerechnet; doch habe ich dieſes Mal eine beſſere Entſchuldigung, als da die lachende Miene Ihrer Frau vermuthet. Der Klamer Schmidt aus Halberſtadt war mit dem Homeriden Voß hier. Schmidt logirte bei mir, ein Vetter von mir, und ein arger Hypochondriſt. Da gab's denn Beſuche und die meiſten auswärts. Denn Voß logirte bei Reichhardt in Gibichenſtein.

Ich kam Freitags Morgens um 6 Uhr hier an, ging durchnäßt, wir hatten Gewitter, Gott ſoll behüten, meine Frau war Mittags ſchon da. Alſo ſo recht zur rechten Zeit! Sehen Sie?

Mit dem Profeſſor Klügel hab' ich geredet. Sie dürfen mir nun Ihre nähern Abſichten geben, um ihn damit bekannt zu machen.

---

*) Vergl. Nro. 175 bis 190 des Phönix 1836, worin der Artikel Seume.

Ich ſelbſt, während Wolf und Voß, die Homeriden, Anſchläge machten, den Heyne moraliſch zu ermorden, machte den Plan zum Quintius. Ich halte Wort. Sie ſollen ſehen. Denn Sie müſſen und ſollen kommen, und ſollt' ich auch meine ganze Ordnung darüber zuſammenſtürzen.

Ihre Sophie (Gott erhalte ſie ſo heiter!) liebe ich von Herzen, ſelbſt mit dem Examinationsgeiſte, der ſie beſitzt. Glauben Sie mir wohl, daß Sie, Ihr Weib zu den lachenden Bildern meiner häuslichen Glückſeligkeit mit gehören? Berlin habe ich längſt wieder vergeſſen, nur das Bild Ihrer Häuslichkeit iſt mein geworden, und wird nicht vergehen; ſo wie ich alles Gute und Schöne auf der Erde mein nenne. Mein Gefühl ſchlingt ſich um euch, wie die Fühlfaden eines Polypen um ſeine Nahrung, und Ihr ſeid die Nahrung meines Herzens geworden. Ich gebe mit euch um, rede mit euch, lebe mit euch, ohne euch zu ſehen, und wenn wir uns zum letzten Male geſehen hätten, ſo würden dennoch eure Stimmen in meinem Ohre nicht verrinnen und eure Bilder in meiner Seele leben. Ich liebe euch, Kinderchen!

Dem kleinen, guten Goldſchmidt empfehlen ſie mich!

Lafontaine.

Halle, den 28. Juni 1796.

Nun mein lieber Sander, wie geht's Ihnen mit Sophien? Ich ſitze hier und ſinne mir manchmal ganze Stunden weg, wie ich's machen will, um von Ihnen zu wiſſen, was ich wiſſen will, wie Sie leben, ob Sie vergnügt ſind u. ſ. w. Das Briefſchreiben iſt nicht für mich erfunden. Sehen Sie, ich war einmal in meiner Jugend in ein Mädchen herzlich verliebt; nun ſchlich ich, mit Gefahr beſchimpft zu werden, in ihr Haus, treppauf, an ihr Zimmer. Sie erſchrickt, wie ſie mich merkt, heißt mich gehen. Ich will nicht, ich hatte ſie in 14 Tagen nicht geſehen. Sie, um mich zu beruhigen, reicht mir die weiße Hand durch ein Fenſter, was auf den Saal geht, auf dem ich bin. Ich küſſe die Hand, drücke die Hand an Lippe, Stirn, Wange und Auge und nun mußt' ich fort und ging auch nun befriedigt. Auf der Gaſſe ſchon, ſage ich: du biſt ein Narr, es war ja nichts, gar nichts von ihr. Sehen Sie, ſo eine Hand zum Fenſter hinaus iſt ein Brief von Menſchen, die man liebt. Man thut mit ſo einem Brief, was ich mit der Hand that; man küßt, küßt wieder, küßt hinten, vorn, und es iſt nichts. Da hätte ich an den Brief tauſend Fragen, von denen er mir keine beantwortet und an die er doch ſo gottlos erinnert. Da will ich wiſſen, nichts Wichtiges, nichts Großes. Ach nein, Poſſen! aber die gerade einem eben wichtig ſind, als z. B. ob Sie auch, da Sie nach Halle kommen wollen, ſich auf Halle freuen, ob Sie davon, was Sie davon reden, — ob, wenn Sophie Ihnen das Haar aufwickelt, wohl das Geſpräch auf mich fällt, ob Sie noch wohl an die Abende denken, da wir beide redeten, und Sophie endlich ſo gewaltſam gähnte, daß man mechaniſch den Mund öffnete, um gute Nacht zu ſagen.

Sehen Sie, ich möchte wiſſen, ob und wie bald und wie oft Ihre Frau wieder gelacht hat den Tag, da ich abreiſ'te. Hundert ſolcher Kleinigkeiten möchte ich wiſſen, oder vielmehr, ich möchte mit Ihnen reden, Ihre Augen ſehen, die ſich auf mich wenden, Ihre Hände in meinen haben. Ich möchte Sie haben, lieber Sanders.

Setzen Sie den Fall, Sie gingen durch Halle und Sie wollten mich ſehen und man ſagte: er iſt in die Kirche. Nun gingen Sie in die Kirche, ich träte auf die Kanzel, predigte von der Freundſchaft die rührendſten Dinge. Das wäre doch wahrhaftig Ihnen in die Luft geſagt. Ein Händedruck von mir würde Ihnen doch lieber ſein, als die ganze Predigt. Nein, ein Brief iſt für einen trägen, aber freundſchaftlichen Menſchen, wie ich, in der That das elendeſte Ding von der Welt.

Ein Brief redet daher ſchöne Sachen ſo lange er dauert; dann mäuschenſtill, wenn man noch tauſend Dinge zu fragen hat. Und, in der That, ich habe euch lieb gewonnen. Und nun kein Wort mehr darüber!

Mein Manuſkript ſoll früh genug da ſein. Ich will Ihnen alle Ausreden zum Kommen rauben. Gott mit euch, gute Seelen! Meine Frau grüßt. Der Dietrichs iſt eben jetzt bei meiner Frau. Er grüßt. Auch grüße ich den kleinen Goldſchmidt, den Feßler, den Thürert, den Riethe, den Molter und Alle, die ſich meiner in klarer Andacht erinnern.

Adieu. Ihr, ewig Ihr

Lafontaine.

(Fortſetzung folgt).

Das Erbſchiff.

(Fortſetzung).

Der Steuermann ging auf ſeinen Poſten, der Bootsmann zog ſich vom Quarterdecke zurück, und Andreas ſtieg die Kajütentreppe hinab.

Eine düſter brennende Lampe, welche von der Decke herabhing, erhellte die Kajüte des Kapitans nur ſpärlich, man konnte die einzelnen Gegenſtände nicht ſcharf von einander ſondern. Jede Spur des von Matthias hier gehaltenen Bachanals war verſchwunden, er ſelbſt lag ſtöhnend am Boden, und wälzte ſich hin und her, beides die unerträglichen Vorboten eines nahe bevorſtehenden Erwachens. Andreas trat ein und fiel faſt über den Trunkenen, der ſich in der Nähe der Thür ausgeſtreckt hatte.

„Was iſt das hier?“ rief der Eintretende mit ſtarker Stimme, und ſtieß den Trunkenen fort, „aus dem Wege, damit man ungehindert gehen kann.“

Matthias kollerte einige Schritte weit, öffnete halb die Augen und lallte, ohne ſich zu erheben: „Hollah, Altgeſelle! Gottfried! Bamberger! Wo ſeid ihr? Peſt über euch! Es iſt Lumpengeſindel, alles mit einander!“

„Auf da vom Boden!“ rief Andreas und ſtieß den Trunkenen auf die andere Seite.

Dieſer fuhr auf und blickte mit verglaſeten Augen umher: „Es iſt, wie ich ſage! Alles finſter! Sie ſind fort und laſſen mich für den Reſt ſitzen. Nun muß ich mich mit dem Wirthe zanken und die Zeche bezahlen. Keinen Schilling in der Taſche! Das iſt luſtig! He, Wirthshaus!“ —

Andreas packte ihn mit ſtarker Fauſt und riß ihn empor: „Was ſchreiſt du ſo ungebührlich, Kerl? Weißt du, wo du biſt?“

Matthias ſah dem rieſigen Seemanne verwundert in's Geſicht und rieb ſich die Augen; allmählich kehrte ein Theil ſeiner Beſinnung zurück, er ſchwankte hin und her, und ſagte mit dummem Lächeln: „Recht, Herr! Ich weiß Alles! Das andere Lumpengeſindel iſt mit Eurer Guinee zugleich zum Teufel gelaufen. Ich bin bei Euch, Herr, auf Eurem ſchwarzen Schiffe, das eigentlich auch ein Teufel iſt, aber das thut nichts, denn Euer Portwein iſt gut! Verdamme mich Gott, Herr; ſollen wir nicht eine Flaſche, oder ein Paar, mitſammen ausſtechen?“

„Stille da!“ rief Andreas. „Die Zeit des Schlemmens hat ein Ende. Jetzt ſollt Ihr nach einer andern Weiſe pfeifen lernen, man wird Euch anſtreichen?“ —

„Was iſt das?“ kreiſchte Matthias, mit aller Widerwärtigkeit eines Halbtrunknen. „Ihr wollt mich anſtreichen? Ihr? Ein Ausländer, ein Herläufer, den Niemand kennt! Mich, einen Hamburger Bürgersſohn? Das ſoll Euch theuer zu ſtehen kommen; ſobald Ihr Euch wieder am Lande blicken laßt, ſollen Euch die Knochen entzweigeſchlagen werden. Die ganze Everführer-Gilde hetze ich auf Euch, und wenn es mich zwei Anker Rum koſtet. Aber ich bin noch bei Euch, und will Euch bald von meiner Geſellſchaft befreien. Kommt aber nicht wieder in unſern Keller, ich will es Euch rathen. Heda, Jollenführer! Bringt mich an's Land! Hollah!“ —

„Tölpel!“ rief Andreas erzürnt und ſchüttelte den Burſchen hin und her. „Glaubſt du denn noch im Hamburger Hafen zu ſein? Sammle deinen Sinn, wenn es dir bei deinem ausgebrannten Hirn noch möglich iſt, und du wirſt inne werden, daß der Lucifer auf hohem Meere tanzt. Du biſt jetzt in meiner und ſeiner Gewalt!“

„Was iſt das?“ ſtammelte Matthias, plötzlich todtenbleich geworden, und Andreas ließ ihn fahren. Erſchreckt ſchwankte er hin und her, und ſtürzte vornüber fallend mit dem Kopfe in einen Glasſchrank, die zerſplitternden Scheiben zerſchnitten ihm das Geſicht, das Blut ſtrömte auf den Boden.

„Wenn du mir mit deinem verpeſteten Blute meine Kajüte verunreinigſt, ſo ſollſt du morgen ſo lange auf deinen Knieen liegen, bis du es mit deinen Nägeln wieder abgekratzt haſt. Fort, Burſche! In des Kapitäns Kajüte iſt nicht Raum für deinesgleichen. Hinauf, auf's Verdeck! Dort wird man dich deine Schuldigkeit lehren!“

Er ſtieß ihn vor ſich hin zur Thüre hinaus und Matthias taumelte bewußtlos die Treppe hinan. Andreas folgte.

Der rohe Geſell, der ſo oft die Gäſte ſeiner Mutter durch ſein plumpes Betragen zum gerechteſten Zorne gereizt hatte, erſchien in dieſem Augenblicke faſt bemitleidenswerth. Er ſtarrte in die Nacht hinaus, die ſeinem von Wein getrübten, an ſolche Ausſicht nicht gewöhntem Auge, noch undurchdringlicher erſchien; er ſah die hohen Segel, die wie bleiche Geſpenſter hoch über ihn hinwegragten, er hörte das dumpfe Brauſen der Wellen und das Knirren und Knarren der Taue, was für die aufgeregte Phantaſie eine große Ähnlichkeit mit dem Stöhnen eines Sterbenden hat; er ſah auf die dunklen Geſtalten der Matroſen, die langſam und ohne Geräuſch auf- und abgingen, er rieb ſich die Augen, fuhr mit der Hand über das blutende Geſicht und fuhr vor dieſem ihn erſchreckenden Anblicke mit lautem Weinen zurück.

„Plärrſt du, Burſche, weil dir der Wind um die Naſe weht und dir der See- und Theergeruch zu Kopfe ſteigt?“ ſprach der Kapitän. „Warte! Du ſollſt Schiffsgebrauch kennen lernen! Hollah, Bootsmann! Wo ſeid Ihr? Hier iſt Euer Rekrut! Fort mit ihm, wohin er gehört!“

„Bin ſchon da, Kapitän!“ entgegnete der Gerufene, und ſtreckte die Hand nach dem zitternden Matthias aus: „komm' her, mein Junge, du ſcheinſt mir flügge zu ſein, und es wird Zeit, dir die Flügel zu beſchneiden.“

Er wollte ihn mit ſich fortreißen, da ergriff Andreas den Arm des Bootsmanns, zog ihn auf die Seite und flüſterte ihm zu: „Schont ſeiner geſunden Gliedmaſſen und verwirrt ſeinen Verſtand nicht, er iſt noch trunken; Strenge, äußerſte Strenge, aber keine Tyrannei, Ihr ſteht mir mit Eurem Leben für das ſeine.“

„Ganz wohl, Kapitän!“ erwiederte der Bootsmann, und wandte ſich dann wieder zu ſeinem Rekruten, der ſich willig fortziehen ließ: „Komm', Söhnchen, komm'! Aber was ſehe ich? Du bluteſt ja gar! Sind das Wunden für's Vaterland? Da wird man dir wohl ein Pflaſter auflegen müſſen. Heda, Meiſter Wundarzt, wo ſeid Ihr?“

„Hier!“ antwortete in der nächſten Secunde ſich ſelbſt mit näſelndem Tone der Bootsmann, ein dickes Tauende ſchwirrte um den Kopf des halbtodten Matthias und fiel dann unſanft auf deſſen Rücken nieder; das Gewimmer des Gemißhandelten erſtarb in der Nacht des Kabelgat's, wohinein der Bootsmann ihn geſteckt hatte.

Acht Wochen hatte die Fahrt bereits gedauert und der Lucifer ſchwebte auf den Wellen des atlantiſchen Oceans. Der Kapitän ſtand auf dem Quarterdeck und betrachtete durch ſein Sehrohr einen mitgehenden Segler. Er ſchob es zuſammen, da ſprang ein junger, gewandter Mann in Matroſentracht herbei und nahm es ihm mit einer Verbeugung aus der Hand.

„Mit Erlaubniß, Kapitän; befehlen Sie, daß ich es an Ort und Stelle trage, oder wünſchen Sie es noch zu brauchen?“

„Trage es weg, Matthias!“ entgegnete der Kapitän ruhig, „dann ſpringe hinunter in die Kajüte, bringe mir eine Flaſche-Madeira und eine Cigarre herauf.“

Der junge Mann eilte fort und kehrte alſobald mit dem Verlangten zurück. „Soll ich zundern,*) oder befehlen Sie ein brennendes Licht, um die Cigarre anzurauchen?“

„Bringe ein brennendes Licht, aber vorſichtig, daß es nicht auswehet; der Wind geht ſcharf.“

„Ohne Sorge!“ ſprach Matthias leichthin und drehte ſich um, da ſchrie der Bootsmann, der in dieſem Augenblick am Steuerruder ſtand: „Was iſt das wieder für ein ungewaſchenes Maul? Willſt du deinem Kapitän befehlen, ob und was er ſagen ſoll oder nicht? Für dieſes Wort verdienteſt du wieder einen Tanz zu machen.“

„Um Vergebung, Kapitän,“ ſprach Matthias, bis an die Stirn erröthend, „ich bedachte es nicht, daß meine Entgegnung unſchicklich ſei, ich wollte bloß ſagen, daß ich mich in Acht nehmen würde.

„Fort!“ herrſchte der Kapitän und Matthias ſprang in die Kajüte hinab, kehrte aber alsbald mit einem brennenden Lichte zurück, das er ſorgſam und vorſichtig herbeitrug. (Fortſ. f.)

---

*) Schiffsausdruck für Feuerſchlagen, wozu man ſich einer Zunderbuchſe bedient.

Feuilleton.

.*. **Aus Karlsruhe.** (4. Juni.) — Hr. **Wild** vom k. k. Hofoperntheater in Wien gaſtirte ſeit mehreren Wochen bei uns und bewährt in glänzender Weiſe den hohen Ruf, den ſein eminentes Geſangstalent ſchon ſeit einer Reihe von Jahren ihm geſichert hat. Er trat zuerſt als Zampa auf, und in dieſer Rolle hauptſächlich machte er durch ſein männlich ſchönes Spiel und die ungewöhnliche Energie ſeiner Stimme ausgezeichnetes Glück. — Fräulein von **Haſſelt** vom Hoftheater in München hat auf einer größeren Kunſtreiſe ebenfalls einen Abſtecher zu uns gemacht, und ihre wahre Nachtigallenſtimme hat während ihres ganzen, geſtern als Iſabella in „Robert der Teufel“ beendigten Gaſtrollencyclus das hieſige Publikum nicht bloß entzückt, ſondern zur überſtrömenden Luſt betäubt. Die Vergleichungen zwiſchen dieſer vollendeten Sängerin mit Dem. **Schebeſt** fielen zum Nachtheil der Letzteren aus. —

Mad. **Fiſcher-Achten**, welche ſich uns geſtern als Alice im „Robert“ zur einzigen Gaſtrolle produzirte, erntete jenen enthuſiaſtiſchen Beifall, den ſolch' eine Reinheit und Herzlichkeit der Stimme und ſolch' eine ausgezeichnete Schule, wie ſie dieſer berühmten Künſtlerin zu eigen ſind, nothwendig hervorrufen mußte.

.*. Hr. **de Lamennais** und **Madame Dudevant** ziehen ſich, ſo meldet die allg. Zeitung, von der Redaktion des „Monde“ zurück. Das Mémorial de Rouen ſchreibt: „der Abbé läßt die Welt (le monde) nur darum im Stich, weil die Welt das Blatt im Stich gelaſſen.“

.*. **Großbritanniſche Journaliſtik.** Im J. 18[illegible] zählte man im Ver. Königreich Großbritannien [illegible] Zeitungen, von denen jedoch nur 17 täglich erſchienen; die meiſten waren Wochenblätter. Von ſämmtlichen Zeitungen kamen [illegible] auf England, 66 auf Schottland und 30 auf Irland. Im folgenden Jahre berechnete man die Geſammtzahl auf [illegible]. Im J. 1836 war ſie auf 485 geſtiegen, von denen 82 in Irland (31 in Dublin), ungefähr 60 in Schottland, 100 bis 120 zu London, und 175 im übrigen England und in Wallis erſchienen. Von den Londner Blättern werden nur 10 täglich ausgegeben. Die verbreitetſten derſelben zählen nicht über 6500 Abonnenten. Bevor noch das neue Stempelgeſetz in Ausführung gebracht worden, ſchätzte man die Geſammtzahl der jährlich im V. Königreich gedruckten Bogen auf 200 Mill., von denen beinahe die Hälfte dem Stempel unterlagen.

.*. **Diebſtähle in Großbritannien.** — Dem Parlament iſt eine Tabelle vorgelegt worden, welche folgende intereſſante Ueberſicht gewährt.

In England und Wallis haben Diebſtähle mit Einbruch ſtattgefunden:

	bei Tage	bei Nacht	
im Jahr 1830 . . .	726.	155	in Allem [illegible].
„ „ 1831 . . .	665.	132	
„ „ 1832 . . .	710.	175	

Während dieſer 3 Jahre wurden von den verurtheilten Verbrechern dieſer Klaſſe 18 hingerichtet.

Vom 31. December 1833 an wurde die Todesſtrafe auf die Diebſtähle mit Einbruch bei Tage — nicht mehr, und auf die bei Nacht nur ſelten (in Allem nur 3mal) angewendet; — die Zahl der Diebſtähle mit Einbruch betrug nun:

	bei Tage	bei Nacht	
im Jahr 1833 . . .	679.	90	in Allem [illegible].
„ „ 1834 . . .	516.	227	
„ „ 1835 . . .	391.	282	

.*. **Unter-Meeriſcher Wald an den Küſten von Bretagne.** — Man hat nicht weit von Saint-Brieuc bei ſehr niedrigem Waſſerſtand einen untermeeriſchen Wald (forêt sous-marine) entdeckt. Dieſe Entdeckung erweiſ't von Neuem, welche furchtbare Kataklysmen früherhin die Nordküſten der Bretagne verwüſtet haben. Das älteſte Ereigniß dieſer Art, deſſen man gedenkt, fand im J. 709 ſtatt, wo nach einem entſetzlichen Sturme ein großer Theil der Ufer Armorika's vom Meere verſchlungen wurde. Der Berg Saint-Michel wurde hierdurch vom Feſtlande abgeriſſen, und die Bucht von Cancale trat an die Stelle des alten Waldes von **Seiſſen**, der zu den Zeiten der Druiden ſehr berühmt geweſen. Eine zweite furchtbare Kataſtrophe ereignete ſich im J. 1172, welche einen Theil des Biſthums von Saint-Pol-de-Léon und von Tréguier abriß. — Uebrigens hat ſchon früher Hr. de la Fruglaye in jenen Gegenden Spuren untermeeriſcher Wälder und bei dieſer Gelegenheit auch koſtbare Ueberbleibſel druidiſcher und römiſcher Alterthümer entdeckt.

.*. **Hunter's Steinmetz-Maſchine.** — In einer der letzten Sitzungen der Civil-Ingenieure von London wurde von dem berühmten Ingenieur **Cubitt** bezeugt, er habe geſehen, wie zwei Blöcke, 3 Fuß lang und 14 Zoll breit, der eine ein harter Schiefer, der andere vom härteſten York-Shire-Stein von der von Hunter erfundenen Steinmetz-Maſchine in **drei** Minuten in's Rauhe, und in **vier** Minuten in's Glatte bearbeitet worden ſeien. Es wurde bemerkt, die Verminderung der Koſten betrage nicht weniger als [illegible]. Ein Modell der Maſchine iſt in der Adelaide-Gallerie in London zur Anſicht aufgeſtellt.

.*. **Ueberſetzungen von Artaud's Geſchichte Pius VII.** — Die „Histoire du pape Pie VII.“ des Chevalier **Artaud**, welche als eine gewiſſenhafte Arbeit reichlichen Beifall in Frankreich geerntet, iſt durch den Ritter **Rovida**, einen der ausgezeichnetſten Literatoren von Mailand, in's Italiäniſche überſetzt worden, und ſoll mit Nächſtem auch in Wien in deutſcher Ueberſetzung erſcheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 140. 1837.

Phönix.

Freitag, 16. Juni.

Ein Dichtertraum.

Von Ludwig Bechſtein.

An Friedrich Rückert.

1.

Jüngſt träumte mir von dir, den nie mein Auge ſah,
Und du, der mir ſo fern, warſt mir erfreulich nah.

Doch nicht als deutſchen Mann, der du doch biſt im vollen
Unzweifelhaften Maas, hab' ich dich ſchauen ſollen.

Ein Gaukler Indiens, auf einem Luſtrevier,
Am heil'gen Gangaſtrom, biſt du erſchienen mir.

Auf einem Kaſchmirſhawl, als Teppich ausgebreitet,
Hab' ich dich ſitzen ſehn, zum Spiele vorbereitet.

Von überreichem Schmuck umglänzt war dein Gewand;
Goldreiſe zierten dir und Perlen Arm und Hand.

Farbig, wie Morgenthau, auf eine Flur geſunken,
Glühten in deinem Haar der Edelſteine Funken.

Ein dicht gedrängter Kreis umſtand bewundernd dich,
Doch meiſt bewundernd durch die Andern drängt' ich mich.

Und nun beganneſt du mit wunderſamer Weiſe
Dein wunderſames Spiel in dem erfreuten Kreiſe.

Erſt eine Kugel warfſt du himmelhoch empor,
Dann eine, eine noch, ſtets höher wie zuvor.

Die Kugeln flogen auf, die Kugeln ſanken nieder;
Du fingſt und warfſt, und fingſt und warfſt ſie immer wieder.

Die Kugeln glänzten hell im Sonnengold, und klangen,
Wenn ſie gedankenſchnell ſich durch einanderſchlangen.

Du warfſt mit Leichtigkeit, und fingſt mit Leichtigkeit,
Und Alles ſah erfreut des Spielers Sicherheit.

2.

Du nahmeſt Dolche dann mit kunſtverzierten Griffen,
Im Arabeskenſchmuck, die Schneiden hell geſchliffen.

Du ſchleuderteſt ſie hoch, du warfſt ſie rechts und links,
Gewärtig ſchienen ſie im Fluge deines Winks.

Sie leuchteten um dich, gleich eines Waſſerfalles
Lichthellen Tropfen, und mit Staunen blickte Alles.

Sie funkelten um dich, der ſtets ſie warf und fing,
Gleich eines Panzers Glanz, gleich einem Zauberring.

Du bliebeſt unverletzt, und ſchnell und immer ſchneller
Schwirrte der Reigen jetzt, und hell und immer heller.

Bedroht in jedem Nu ſtillheiter ſaßeſt du,
Und ſahſt voll Seelenruh dem eignen Spiele zu.

3.

Dann eine Kugel nahmſt vom Boden du, von Eiſen,
Und groß und furchtbar ſchwer, an ihr dich zu beweiſen.

Ein Andrer hätte kaum gehoben ihre Laſt;
Dir ſchien die Schwere leicht, die deine Kraft gefaßt.

Die rieſ'ge Kugel lief, weil du ſo wollteſt, lange
Um Arme dir und Leib, gleich einer ehrnen Schlange.

Dann warfſt mit Rieſenkraft die Kugel du hinauf,
Und fingſt bald mit dem Arm, bald mit der Bruſt ſie auf.

Du ließeſt ſie getroſt auf deinen Nacken fallen,
Es ſchlug uns Schauenden das Herz voll Angſt, uns Allen.

Und als uns Schauenden das Herz erzitterte,
Warfſt du zu Boden ſie, der Boden ſchütterte.

Lautjubelnd ſchallte dir des Beifallſturmes Toſen,
Die Kugel ward zur Zier für dich, ein Kranz von Roſen.

Und ruhig wunderbar blickteſt du an die Schaar,
Und anzuſchauen war dein Antlitz lächelklar.

4.

Dann hobeſt Schlangen du aus einem Binſenkorbe,
Und ein Getön erſcholl, wie Heerpauk' und Theorbe.

Gleich aufgerichtet hin die Schlangen ſtellten ſich,
Und züngelten und dann empor ſie ſchnellten ſich.

Und ihrer glatten Haut floß aus ein Farbenglänzen,
Und Reiz und Anmuth war gepaart in ihren Tänzen.

Bezaubernd war es, wie ſie dich umzingelten,
Und ihren Meiſter, dich, mit Kraft umringelten.

Wir ſahen die als Kreis ob deinem Haupte ſchwanken,
Und andre ſich bebend um Arm und Fuß dir ranken.

Doch keineswegs vom Schmerz gepreßt, Laokoon,
Standſt du, nein, wonnenfroh, ein ſel'ger Götterſohn.

Du lenkteſt ihren Tanz mit Luſt und ihre Windung,
Wir ſahen Kraft und Glanz mit freudiger Empfindung —

Und ſtaunten ob der Pracht, und ehrten deine Macht,
Die ſolches ausgedacht und zauberiſch vollbracht.

8.

Wie Träumenden gar oft geſchieht, die traumbeglückt,
So fand ich plötzlich mich dem heitern Kreis entrückt.

Ich ſtand in einem Thal, das paradieſiſch blühend
Den Wanderer umfing, im Abendgold erglühend.

Von Götterfrieden voll ſtand ich im Palmenhain,
Und athmete den Duft von tauſend Blumen ein.

Geſchieden glaubt' ich mich von meinen Erdentagen,
Und fühlte warm das Herz der großen Mutter ſchlagen.

Da ſah ich, daß ganz nah mir ein Bramane ſaß,
Der, ein Tiefſinnender hinblickt' auf Laub und Gras.

Ich trat ihm nah gebückt, ihm Ehrfurcht zu bezeigen;
Mein Grüßen unterbrach des Weiſen tiefes Schweigen.

„Du lieſeſt?“ fragt' ich ihn. „„Den Weda der Natur,
Er ſteht auf Laub und Gras, auf Wald und Strom und Flur.““

Er ſprach's mit mildem Ton, der Weſthauch fächelte
Um mich, der Weiſe ſah mich liebreich, lachelte.

Und Staunen faßte mich, als ich dein Antlitz ſah,
Verwandelt wareſt du, und ich ſo froh dir nah.

Allein mit dir, allein! O ſüßeſte der Wonnen!
An deinem hellen Schein durft' ich mich freudig ſonnen.

Dich, den ich längſt verehrt, tiefühlend deinen Werth,
Sah ich mir zugekehrt, verklärend und verklärt.

(Schluß folgt).

Das Erbſchiff.

(Fortſetzung).

Der Kapitän zündete die Cigarre an, goß ein Weniges von dem Weine in ſein Glas und ſchlürfte es mit Wohlbehagen herunter, mit lauten Worten die Koſtbarkeit des Gewächſes lobend, dann goß er das Glas voll bis zum Rande und reichte es dem Matthias: „Trink' aus!“

„Ich darf nicht!“ entgegnete dieſer.

„Was iſt das?“ fragte der Kapitän, „du wagſt Widerſpruch?“

„Ich bitte Sie inſtändigſt, mir nicht zu zürnen, Kapitän,“ ſprach Matthias und legte die Hand auf's Herz. „Der Wein hat mich an den Rand des Abgrundes gebracht.“

„Teufelsjunge! nennſt du mein Schiff einen Abgrund?“ fuhr Andreas dazwiſchen.

„Ich wollte ſagen,“ fuhr Mathias fort, „er hat mich dahin gebracht, daß ich menſchliche und göttliche Geſetze mit Füßen getreten habe. Ich lernte das einſehen und habe von dem Augenblick an das Gelübde abgelegt, nicht eher einen Tropfen zu trinken, bis ich Alles gut gemacht habe, was ich Böſes that. Ich hoffe, Kapitän, Sie werden mich nicht zwingen wollen, einen Meineid zu begehen.“

„Geh an dein Werk!“ ſprach der Kapitän mürriſch, und Matthias entfernte ſich mit einer ſtummen Verbeugung.

„Bei dem hat es geholfen!“ ſprach der Bootsmann, und ſah ſchmunzelnd auf den Kapitän. Dieſer nahm das gefüllte Glas, reichte es ſeinem Gefährten und ſprach: „Der Matthias iſt von jetzt ab vom Kajütendienſt entbunden; nehmt ihn zu Euch und macht einen tüchtigen Matroſen daraus; jetzt aber wollen wir Leeſegel beiſetzen und raſch den Oſtpaſſat durchſchneiden.“

„Wollt ihr nicht Madeira anlaufen, Herr?“ fragte der Bootsmann.

„Nein!“ entgegnete der Kapitän, und blickte ſehnſüchtig in die Gegend hinaus, wo die Inſel lag, „ich will Keinen wiederſehn, bis mein Werk ganz vollbracht iſt. Will's Gott, ſo iſt das Ziel nicht mehr fern. Steuert Euern Cours!“ —

Ein ganzes Jahr war vorübergegangen, und abermals ſchwamm der Lucifer auf den Wellen des atlantiſchen Oceans. Der Kapitän und die Officiere waren auf dem Quarterdecke verſammelt, die Mannſchaft ſtand ſtumm an den Reilingen. Sie hatten ein ernſtes Geſchäft beendet. Der Oberſteuermann war unlängſt geſtorben, eben jetzt hatten ſie ihm die letzten Ehren erwieſen und ihn in die Tiefe des Meeres hinabgeſenkt.

„Kehren wir zu unſerer gewohnten Beſchäftigung zurück, ihr Herren!“ ſprach der Kapitän, ſeine Umgebung entlaſſend. „Dem Hingeſchiedenen iſt geſchehen was wir ihm noch erweiſen konnten; fortan lebt er in unſerm Gedächtniſſe und in der dankbaren Erinnerung Aller, deren Freund und Wohlthäter er war.“

Hier fielen ſeine Augen auf einen jungen Mann der ſeitwärts von ihm ſtand und mit lebhaftem Erröthen zu Boden ſah. Der Kapitän bemerkte es, winkte ihm näher zu treten und fuhr fort: „Mein bisheriger Unterſteuermann iſt in die Stelle des Verſtorbenen gerückt, ein wichtiges Amt iſt frei im Schiffsdienſt; Ihr Bootsmann, ſeid der nächſte dazu.“

„Gott ſoll mich in Gnaden bewahren, Herr!“ entgegnete dieſer mit einer verneinenden Bewegung, „ich will von Euren Zirkeln und Karten nichts wiſſen. Ich kann nicht leſen und ſchreiben, und beten kann ich nur das Vaterunſer bis zur Vergebung unſerer Schulden, von da ab ſtoße ich immer an. Ihr ſeht alſo, ich bin zu einem gelehrten Manne von Hauſe aus verdorben. Bitte Euch alſo, Herr, laßt mich in meinem Kabelgat und in meiner Segelkammer; anderwärts bin ich nichts nutze.“

„Wen ſoll ich denn aber von euch wählen?“ forſchte der Kapitän.

„Hört, Herr!“ ſprach der Bootsmann, einen Schritt näher tretend, „wenn Ihr mir ein Wort vergönnen wollt, ſo denke ich wohl, einen Ausweg zu finden.

Es iſt nun gerade jährig, da brachtet Ihr einen Jungen an Bord, der war an Leib und Seele gleich verwahrloſt. Er ſtand bis dahin unter meinem Tauende und hat es redlich gefühlt. Aber, wie mein alter Schiffsprediger, der mir auch das halbe Vaterunſer beibrachte, zu ſagen pflegte, die Ausſaat trug tauſendfältige Früchte. Was zum Schiffsdienſt gehört, hat er in Tagen begriffen, ſtatt daß Andere Wochen und Monate dazu gebrauchen, und ich darf ihm das Zeugniß geben, daß kein tüchtigerer und flinkerer Matroſe auf Eurem Schiffe zu finden iſt. Soviel vom praktiſchen Dienſt, und was das Andere betrifft, ſo hat er es von dem verſtorbenen Meiſter Steuermann, — den Gott da unten in dem Rachen eines gefräßigen Hay's wohl bewahren wolle, — weg gekriegt, denn dieſer hatte in der letztern Zeit einen ordentlichen Narren an ihm gefreſſen. Es hat aber auch geholfen, und es iſt eine Freude anzuſehn, wie der Junge mit dem Stifte über die Tafel und mit dem Paſſer*) über die Karte hinfährt. Darum, Herr, wenn Ihr auf das Wort Eures älteſten und treueſten Dieners etwas gebt: Wählt den Matthias!"

„Iſt das euer aller Meinung?" fragte der Kapitän.

„Ja, Herr; wählt den Matthias!" entgegneten die Übrigen, und die Mannſchaft ſtimmte freudig bei.

„Wohlan, ich thue nach eurem Willen!" entſchied der Kapitän. „Matthias! du rückſt zum Grade eines Unterſteuermanns hinauf und trittſt von heute ab in den Kreis meiner Officiere. Gib mir den Handſchlag."

Matthias reichte dem Kapitän die Hand, aber vor Rührung vermochte er kein Wort zu reden; eine helle Thräne glänzte in ſeinem Auge.

„Nun, nun! Warum nicht gar!" polterte der Bootsmann dazwiſchen. „Weinen! Das fehlte noch einem Seemanne. Gebt mir die Hand, Meiſter Matthias! rund iſt die Welt, und, wie mein alter Schiffsprediger, von dem ich das halbe Vaterunſer habe, zu ſagen pflegte, das Glück iſt auch rund. Jetzt haben wir es vor Augen. Heute vor einem Jahre ſtandet Ihr unter meinem Tauende, das Euch ſchnell genug heraufgebracht hat. Heute könnt Ihr mir nun zwar nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, aber ich muß doch gehorchen, wenn Ihr mir etwas befehlt. Nun, macht es nur gnädig und hänſelt den Alten nicht zu ſehr. Aber was iſt mir denn das? Die Augen beißen, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich wittre Land, mir iſt ein Sandkörnchen in's Auge gekommen! Donnerwetter! Iſt nicht Salzwaſſer genug außer Bord's, daß ich auch noch meinen Theil dazu beiſteuern ſoll? Land iſt in der Nähe, ſage ich, Land und das iſt von jeher die Schuld meines Unglücks geweſen."

Der Kapitän lächelte: „Laß es nur gut ſein, alter Kamerad; freilich iſt das Land in der Nähe, wenn dir auch der Staub davon nicht in die Augen geflogen iſt, und ich wundre mich nur, daß wir es noch nicht geſehen haben."

„So hat mich meine Rechnung doch nicht getäuſcht!" rief Matthias plötzlich mit einem lauten Ausbruch der Freude. „Verzeihung, Kapitän, wenn ich gegen die Sitte handle, aber ich habe ſeit der Rückreiſe immer heimlich meine Berechnungen angeſtellt, und dieſer zufolge ſollten wir heute noch Land ſehen. Ich glaubte ſchon gefehlt zu haben, aber Ihre Äußerung gibt mir meinen Muth wieder. Die Sonne ſinkt allmählich nach Weſten zu, wenn noch etwas geſchehen ſoll, müßte es jetzt ſein. Geſtatten Sie, daß ich mich umſchauen darf?"

„Folgen Sie Ihrer Neigung," entgegnete dieſer, „ich wünſche Ihnen das beſte Glück."

(Schluß folgt).

Die Engländer und die Franzoſen.

Michel Chevalier bemerkt in der erſten ſeiner „**Lettres sur l'Amerique du Nord,**" daß man in London lebhaft wünſche, Frankreich möge eine Eiſenbahn anlegen, welche es möglich machen würde, in fünfzehn Stunden von einer Hauptſtadt zur anderen ſich zu begeben. Dies veranlaßt, an eine der größten Entdeckungen der neueren Zeiten, an die Auffindung des galvaniſchen Geſetzes zu erinnern, wonach es hinreicht, daß zwei Körper ſich berühren, um, wechſelſeitig auf einander rückwirkend, eine mehr oder minder thätige Volta'ſche Säule zu bilden. „Dieſe phyſiſche Thatſache," bemerkt er dann weiter, „hat ein augenſcheinliches Analogon in der geiſtigen Welt. Nähert man zwei Menſchen einander, die bis dahin entfernt von einander gelebt, dann wird, wenn dieſelben nur irgend eine bedeutende Eigenſchaft beſitzen, aus ihrer Begegnung gewiß auch ein Funke hervorſprühen. Sind, ſtatt zweier Menſchen, die beiden Pole eurer Säule zwei Völker, dann ſteigert ſich das Ergebniß in dem Verhältniß von einem Volke zu einem Menſchen. Sind die beiden Völker die Britten und die Franzoſen, dann gewinnt dieſe Art von Volta'ſcher Erſcheinung eine wunderbare Intenſität. Es gilt dann vielleicht nichts Geringeres, als die Rettung einer alten Civiliſation, oder die Erzeugung einer neuen!"

„Es iſt leicht wahrzunehmen, daß die herrſchenden Eigenſchaften und Fehler jener beiden Völker in gleichlaufenden Reihen geſtellt werden können, deren entſprechende Momente ſich wechſelſeitig ergänzen würden.

„England glänzt durch ſein Genie für Geſchäfte und durch die Tugenden, die daſſelbe begleiten: die Kaltblütigkeit, die Sparſamkeit, Genauigkeit, Methode und Beharrlichkeit. Das Frankreich zugefallene Loos iſt weit mehr das Genie des Geſchmacks und der Künſte, nebſt dem Eifer der Hingabe, der zum wenigſten mit Zeit und Worten verſchwenderiſchen Leichtigkeit, der Beweglichkeit der Launen und der Ungeregeltheit der Gewöhnungen, welche die Künſtler auszeichnen. Auf der einen Seite alſo: der Verſtand mit ſeinem ſicheren Gange und ſeiner Trockenheit und der geſunde Sinn mit ſeinem: Auf ebener Erde Bleiben; auf der anderen: die Einbildungskraft mit ihrer glänzenden Verwegenheit, aber auch mit ihrer Unkenntniß des Praktiſchen und der Thatſachen, ihren Verirrungen und Fehltritten. Dort eine bewunderungswürdige Thatkraft, um gegen die Natur zu kämpfen und den Erdball in materieller Hinſicht umzugeſtalten; hier eine geiſtige Rührigkeit ohne Gleichen, und die Gabe, mit ſeinen Gedanken das Herz des menſchlichen Geſchlechts zu befeuern. In England induſtrielle Schätze und Goldhaufen, in Frankreich Ideen-Schätze, Brunnen der Wiſſenſchaft, Ströme der Begeiſterung. Auf dem ſtolzen Albion geregelte, aber düſtere Sitten und eine bis zur Ungeſelligkeit getriebene Zurückhaltung; in unſerem ſchönen Frankreich, bis zur Ausgelaſſenheit leichte Sitten, die oft luſtige Fröhlichkeit der alten Gallier, und ein expenſives Sichgebenlaſſen (**sans-façon**), welches bis an Untereinandermiſchung ſtreift.*) Auf beiden Seiten eine ungeheure Doſis Stolz. Bei unſern Nachbarn der berechnende und ehrſüchtige Stolz, Stolz des Staatsmannes und des Kaufmanns, der ſich nur an Macht und Reichthum weidet, der für das Vaterland Eroberungen, unermeßliche Colonien, alle Gibraltar's und alle Sankt-Helena's will, Adlerneſter, von denen aus man alle Ufer und alle Meere beherrſcht; für ſich ſelbſt Opulenz, einen ariſtokratiſchen Park, einen Sitz in der Lordskammer und ein Grabmal in Weſtminſter. Bei uns — der eitle, aber immaterielle (?) Stolz, welcher idealiſche Genüſſe ſchlürft, Durſt nach Beifallsbezeigungen für ſich und nach Ruhm für das Vaterland: für ſich Durſt nach ſpaniſchen Schlöſſern, einem Ordensband, einer Epaulette und einer Strophe von Béranger zur Grabrede; Stolz eines Schauſpielers, eines Paladins in geſchloſſener Bahn. Im Norden des Canals ein Volk, welches die Religion mit Poſitivismus combinirt; im Süden deſſelben eine zugleich ſkeptiſche und enthuſiaſtiſche Raçe. Dort ein tiefes Gefühl für Ordnung und Hierarchie, welches ſich mit einem bis zum Hochmuth geſteigerten Gefühl der menſchlichen Würde verbindet. Hier — ein für Gleichheit leidenſchaftlich begeiſtertes, erregbares, unruhiges, bewegſames Volk, welches deſſenungeachtet fügſam oft bis zur Schwachmüthigkeit, vertrauend bis zur Leichtgläubigkeit und leicht von ſchmeichleriſchen Betrügern zu magnetiſiren iſt, indem es ſich, wie ein Leichnam, mit Füßen treten läßt, ſo lange ſeine Lethargie dauert, und mitunter zur höfiſchen Nachgiebigkeit geneigt iſt. Bei den Engländern die Verehrung der Überlieferungen; bei den Franzoſen Vorliebe für Neuerungen. Bei den Einen Ehrfurcht vor dem Geſetz und Gehorſam gegen die Menſchen, unter der Bedingung, daß das Geſetz ſeine höchſte Regel iſt; bei den Andern — Idolatrie der großen Männer und Unterwürfigkeit unter die Geſetze, wenn nur das Schwert des Cäſar's ihnen zur Schutzwache dient. Auf der einen Seite das meerbeherrſchende Volk, auf der anderen der Schiedsrichter des Continents, die ganze Welt in Bewegung ſetzend, wenn es ihm beliebt, das eine mittelſt ſeines goldnen Hebels, das andere bloß allein durch den Klang ſeiner Stimme.

---

*) Zirkel.

„Fürwahr, aus der wechſelſeitigen Ineinanderſtrömung zweier ſo beſchaffener und in dieſer Weiſe in der Welt geſtellter Völker würden große Wirkungen ſowohl für die allgemeine Sache der Civiliſation, wie für ihre eigene Verbeſſerung hervorgehen!" —

---

*) Qui frise la promiscuité.

Feuilleton.

⁂ **Völkerſtatiſtik des ruſſiſchen Staates.** — Von **Bulgarin's** „Rußland in geſchichtlicher, ſtatiſtiſcher, geographiſcher und literäriſcher Hinſicht" ſind kürzlich die vier erſten Bände erſchienen. Noch acht ſollen nachfolgen. Nach Bulgarin's aus offiziellen Quellen geſchöpften Angaben kann man im ruſſiſchen Kaiſerſtaat $\frac{9}{10}$ der Bevölkerung auf dem Lande, $\frac{1}{10}$ in den **Städten** lebend annehmen. Der Abſtammung nach gibt es gegen 100 verſchiedene Völkerſchaften in Rußland, welche in 12 Hauptſtämme zerfallen, deren vornehmſter der der **Slaven** iſt. Er übertrifft alle übrigen Stämme an Arbeitſamkeit, Körperſtärke und perſönlichem Muth. Zu ihm gehören mehr als 45 Mill. Menſchen, nämlich: Bewohner des großruſſ. Gouvernements 33 Mill., Kleinruſſen 6 Mill., Polen und Litthauer auch 6 Mill., und Serbier, Bulgaren und andere Bewohner ſlav. Urſprungs 1 Mill.

⁂ **Charles Comte.** — Der am 13. April verſtorbene Secrétaire perpétuel der Academie de sciences morales et politiques, **Charles Comte**, war am 23. Auguſt 1782 zu Sainte-Emilie im Dep. de la Lozère geboren. Durch den ſeit 1814 herausgegebenen „**Censeur**" hatte er ſich viele Freunde und Verehrer gewonnen, aber ſich auch heftige Verfolgungen zugezogen. Sein ausgezeichnetſtes Werk iſt dasjenige, welches im J. 1827 erſchienen unter dem Titel: „Traitée de Législation ou Exposition des lois générales suivant lesquelles les peuples prospèrent, depérissent ou restent stationaires." Im J. 1818 war die Tochter des berühmten J. B. **Say** ſeine Gattin geworden.

⁂ **Sirius.** — **Bradley** und mehrere andere ausgezeichnete Aſtronomen halten den **Sirius** für die Central-Sonne des Sternſyſtems, welchem unſere Sonne angehört. Die ſtrahlende Lichtſtärke deſſelben ſoll, nach Joh. **Herſchel**, $3\frac{1}{4}$mal ſtärker ſein, als die jedes anderen Firſterns, erſter Größe. Bradley, der ihn mit den bis jetzt vollkommenſten Teleſkopen geprüft hat, beſtimmt ſeinen Durchmeſſer auf **eine Sekunde**, und folgert daraus, daß er 906,263mal weiter von unſerer Sonne entfernt ſei, als dieſe von der Erde, und daß ſein Durchmeſſer den der Sonne $107\frac{1}{10}$mal überſteige. Hiernach wäre ſein Körperinhalt 649,416mal größer als der unſeres Centralgeſtirns. Dieſes aber, — unſere Sonne, — würde ihren Umlauf um den Sirius in 340,878 Jahren vollenden.

⁂ **Vereine zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Juden.** — In den drei Provinzen des Großherzogthums Heſſen haben ſich in den letzten Jahren, zu **Mainz**, **Darmſtadt** und **Gießen**, drei „Vereine zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Juden" gebildet, welche namentlich für Verbreitung der Handwerke, des Feldbaues und anderer achtbarer Beſchäftigungen bei den Juden ſchon Vieles geleiſtet.

№ 141. 1837.

Phönix.

Samſtag, 17. Juni.

Ein Dichtertraum.

(Schluß).

6.

Und deine Rede floß gleich einer friſchen Quelle
Mir that das Herz ſich auf, ich glänzt' in deiner Helle.

Nachlallen kann ich nur, was du zu mir im Traum
Geſprochen haſt, dein Wort, und ach, nachlallen kaum:

„Es iſt die Poeſie ein wonnenreiches Eden
Am heil'gen Lebensſtrom, nur offen nicht für Jeden.

Ein Teppich, überhüllt ſie mild den Erdenſtaub,
Darauf iſt eingewirkt phantaſtiſch Blum' und Laub.

Die Kugeln, die ich warf, ſind Liebes-Frühlings-Lieder;
War mir ein Lenz verblüht, erblüht' ein andrer wieder.

Lied' iſt ein Phönix, der, in jedem Lenz verjüngt,
Auf Liedesflügeln ſich zu Sonnentempeln ſchwingt.

Und mit ſo hoher Luſt füllt Poeſie die Jünger,
Daß zaubergleich das All belebt' ihr Schöpferfinger.

Jeder Gedanke wird zur Perle, zum Geſchmeid,
Und Schöpferfreude wirft um uns ein Königskleid.

Und wie mit Wonneklang und Sphärenmelodieen
Planeten deſſen Gang um ihre Sonne ziehen,

So ſteht der Dichter ganz erblüht der Lieder Glanz,
Um's Haupt den Freudenkranz mit Sphärenklang und Tanz."

7.

„Doch kann nicht immer hell der Tag des Lebens ſein;
Ein ungebetner Gaſt tritt oft der Schmerz herein.

Sei's, daß von außen her er uns zu nahen ſtrebe,
Sei's, daß ein innres Weh uns peinigend durchbebe.

Dann iſt des Lebens Kunſt auch die, dem Schmerz zu ſtehn,
Mit feſtem Mannesmuth in's Antlitz ihm zu ſehn.

Das ſtählet unſre Kraft, wenn mit dem Schmerz wir ringen,
Zu Boden ringt er uns, wenn wir nicht ihn bezwingen.

Doch nicht dem eignen Schmerz allein, der uns durchtobt,
Auch allgemeiner Noth ſei Kraft und Wehr erprobt.

So ward mein Vaterland, einſt tief in Staub getreten,
Auch mit durch mich erlöſ't, mit zürnenden Gebeten.

Ich ſandte Pfeil auf Pfeil vom klingenden Geſchoß,
Und achtete nicht drauf, ob Manchen das verdroß.

Ich hatte nur das Schwert des Liedes, doch ich ſchwang es,
Und führte nach dem Feind Schwerthiebe des Geſanges.

Aus meinem Herzen kam, all was ich ſang und ſprach,
Mein heißer Zorn, mein Spott, der faſt mein Herz mir brach.

Ich rede nur vom Schmerz, der alle gleich durchzittert,
Verſchweigend, was mein Herz noch ſonſt an Weh durchſchüttert.

Mit Schmerzen prahlen ſoll Keiner, wenn noch ſo voll
Das Herz ihm überſchwoll, das Aug' ihm überquoll." —

8.

„Im Ringen hab ich nie, im Singen nie geraſtet,
Doch hat Verkennung ſchwer einſt auch auf mir gelaſtet.

Mein Beſtes that ich treu, mein Herzblut gab ich hin
Dem Volk, ein Pelikan; Undank war mein Gewinn.

Ich ſtand ein Büßender, für meine Liebe büßend,
Und hielt mich einſam fern, ſingend mein Lied verſüßend.

Die Biene Poeſie trug mir vom Morgenland
Den Honig meines Glücks, und alles Leid entſchwand.

Von Edens Palmen pflückt' ich Blätter, Blüthen, Früchte,
Und kaum in meiner Hand, ward jedes zum Gedichte.

Die Dornenkrone, die der Haß mir aufgedrückt,
Sie ward zum Blumenkranz, der mich belebend ſchmückt.

Sie haben mich verkannt, der nie ein Herz verkannte,
Sie haben mich geſchmäht, der ich ſie Brüder nannte.

Verkennung aber darf nicht niederbeugen dich,
Und mehr verletzen nicht als Roſendornenſtich.

Willſt du der Poeſie mild ſchöne Roſen brechen,
Dann laß dich's wundern nie, wenn dich die Dornen ſtechen.

In Freud und Leid ein Mann, ſtillheiter blicke dann
All deine Schmäher an, ob's einer beſſer kann?“

9.

„Ein hoher Meiſter ſang: Ihr ächten Götterſöhne
Erfreuet euch im Licht lebendig reiner Schöne.

Dem Dichter töne ſtets dies tiefgedachte Wort
Als göttliches Geſetz im tiefſten Innern fort.

Wer in des Herzens Schrein dies heil'ge Wort bewahret,
Dem wird Allherrlichſtes, Allſchönſtes offenbaret.

So ſtand: „„Schem-Hamphoraſch““ im Ringe Salomons,
Das rief die Geiſter vor die Stufen ſeines Throns.

Es iſt das Wort, das einſt vom Himmel trug die Dſchinnen
Auf irdiſches Gefild und wieder trug von hinnen.

Auch uns zum Himmel trägt empor des Wortes Kraft,
Das Edles in uns weckt und Edles aus uns ſchafft.

So ſtets auch herrlicher und glänzender erblüht es
Voll Jugend-Lenzeskraft im Luſthain des Gemüthes.

Wie ſich die Schlange froh im neuen Lenz verjüngt,
Und friſche Farbenpracht um Stein und Zweige ſchlingt,

Laß einen Schlangenkreis ob deinem Haupte ſchweben
Und ſey' an ſolchen Preis dein ganzes Dichterleben.“ —

So ſpracheſt du zu mir, ich lauſchte für und für
Voll hoher Wißbegier und hoher Luſt an dir.

10.

Und fühlte mich beglückt, beſeligt hoch vor Allen,
Und bin in meinem Traum dir an das Herz gefallen.

Im Traume deuteteſt du freundlich meinen Traum,
Mein Glück ward ich verſucht zu nennen keinen Traum.

Du biſt der Sinnende, der Liebende, der Weiſe,
Du ſchaareſt um dich her der Jünger dichte Kreiſe.

Sie lauſchen deinem Wort, dem ſtromgleich mächtigrauſchenden,
Und ſtaunend horchend ſtehn um dich, und ſtill, die Lauſchenden.

Du wirſt gewiß erfreut es ſehn, und nicht verwehren,
Wenn ſie — nachahmend nicht — nacheifernd dich verehren.

Du biſt der, der nicht ſchalt, als er geſcholten ward,
Und biſt der Sieger, dem ſein Müh'n vergolten ward.

Du darfſt im reinen Licht dich freuen und dich ſonnen,
Du haſt den Kranz des Ruhms für immer dir gewonnen.

Sei ſtets ein Vorbild uns, dein Kranz ſei unſer Ziel,
Wir ſah'ns nicht, wenn auf ihn auch manche Thräne fiel.

Dir aus dem Herzen ſchlagt die reinſte Naphthalohe
Und hoch zum Himmel tragt dich das Geſangesfrohe.

So hell im Orient dein Dichterfeuer brennt,
Daß dich der Occident dankbar bewundernd nennt.

Das Erbſchiff.

(Schluß).

Matthias ſprang an die Wanden des Fockmaſtes hinauf und ſtand bald darauf auf der Raae des niedergelaſſenen Bramſegels, den rechten Arm um die Stenge geſchlungen. Er blickte ſcharf und feſt nach dem fernen Horizont; unbeweglich ſeinen Platz behauptend, ſchien er faſt zur Bildſäule geworden. Da riß plötzlich eine Wolke, die bis dahin die Sonne verhüllt hatte, auseinander, das ganze Meer flammte auf und ward mit einem roſigen Scheine bedeckt; ein leiſer Ruf der Bewunderung entfuhr jedem Munde, Matthias regte ſich nicht.

„Zur Wetterfahne taugt der da oben auch nicht!“ rief der Bootsmann dem Kapitän zu und deutete auf Matthias, „denn er ſteht da, wie aus Eiſen gegoſſen, und regt ſich nicht, gerade ſo, wie der Galeerenprinz im Galeihafen zu Livorno, den ich öfters vom Verdeck aus geſehen habe. — Aber weßhalb zum Teufel beugt ſich denn der Matthias ſo vorüber? Es gehört ein ſchwindelfreier Kopf dazu, wenn man, an ſo gefährlicher Stelle ſtehend, dergleichen Kunſtſtücke machen will. Ich würde ihm zurufen, wenn ich nicht fürchten müßte, ihn zu erſchrecken. Aber laß ihn nur herunter kommen, da will ich — ja ſo, das geht nun auch nicht mehr. — Teufelsjunge das! Wenn er nur mit der Hand über ſich nach dem Stage greifen wollte! Aber er kann es ja auch gar nicht einmal erreichen! Der Blitzjunge! Ich möchte ihn prügeln! Mit Verlaub, Kapitän, ich dächte, Ihr ſolltet ihn wieder abſetzen.“

Wirklich ſtand Matthias auf ſeiner gefährlichen Stelle mit ſo weit vorgebogenem Leibe, daß man jeden Augenblick ſein Herabſtürzen befürchten mußte. Aber plötzlich ſchwang er ſich mit einer leichten Bewegung des Oberkörpers in ſeine frühere Stellung zurück, und das vor Freude ſtrahlende Geſicht nach unten gewendet, rief er mit lautſchallender Stimme: „Land! Land! Land!“ —

„Dacht' ich's doch!“ ſchrie der Bootsmann, „er hat es zuerſt von uns Allen, und wenn wir einmal am Lande ſind, wird er das Gras wachſen hören. Aber kommt herab, Meiſter Matthias, und beſchreibt uns Eure Entdeckung etwas näher.“

„Wir ſind am Ziele!“ ſprach der Kapitän und ſchob ſein mächtiges Sehrohr auseinander, es nach der von Matthias angegebenen Richtung wendend, „das Land vor uns iſt Madeira!“

Wirklich war es die von dem Schiffsführer insgeheim ſo erſehnte Inſel. Als nach ein Paar Stunden der letzte Strahl des ſcheidenden Tages über das Meer hinhauchte, erkannte das geübte Auge der Seefahrer die Umriſſe der Gebirge, die nach und nach ein blauer Nebelduft verhüllte.

Ein heiterer Sonntag flammte über die Berge von Madeira auf, als Andreas Schauer rüſtigen Schrittes der Klausnerhütte des heiligen Marco zueilte. Eine ernſte Frau kam ihm entgegen:

„Biſt du es, mein Andreas?“ rief ſie, ihn freudigbewegt in ihre Arme ſchließend. „Gott ſei Dank, daß du da biſt! Der Vater iſt ſehr ſchwach und ich fürchtete ſchon, er würde deine Rückkehr nicht mehr erleben. Haſt du deinen Plan ausgeführt?“ —

„Mehr als das, meine theure Liddy,“ entgegnete Andreas. „Ich wollte einem Weibe vergeben, das ich früher geliebt, und die mich durch ihre kränkende Zurückweiſung ſo tief verletzt hatte; ich habe aber mehr gethan: es iſt mir gelungen, ihren einzigen Sohn der Bahn des Verderbens zu entreißen und dem Leben zurückzugeben.“

„Sei geſegnet für dieſes Werk!“ ſprach Liddy gerührt. „So iſt nun unſer Gelübde gelöſ't, das wir an des Vaters Statt zu erfüllen verſprachen und er kann entſündigt hinüberſchlummern. Ich will dich an ſein Lager führen.“

Bleich, wie ein abgezehrtes Gerippe, lag der Sklavenhändler auf dem Siechbette. Andreas Schauer trat zu ihm, legte die Hand auf ſeine erkaltende Stirn und flüſterte: „Mac Saunders!“

Der Kranke ſchlug die Augen auf und ſtöhnte: „Biſt du's? Bringſt du mir Frieden?“

„Ich bringe ihn dir,“ antwortete Andreas. „Stirb verſöhnt!“ —

„Ich danke dir, mein Sohn; wo iſt Liddy?“

„Hier!“ ſprach dieſe, leiſe weinend, und ſank neben dem Lager in die Kniee.

Mac Saunders legte die Hand ſegnend auf ihr Haupt und ſprach abgebrochen: „Gott ſei mit dir, — er vergelte dir, — was du deinem Vater gethan haſt. — Meine Stunde iſt gekommen. — Wo iſt Vater Marco?“

„Hier bin ich!“ ſprach der noch immer rüſtige Greis, den Gott gewürdigt hatte, ein zweites Jahrhundert zu erleben, „küſſe dies Crucifix! Kraft der Gewalt, die mir gegeben iſt, zu löſen und zu binden, verſöhne ich dich mit deinem Gott und nehme jede Schuld von deinem Gewiſſen. Bete freudig zu ihm, wir beten mit dir.“

Alle knieten nieder; als ſie ſich von ihrer Andacht erhoben, war Mac Saunders verſchieden.

Als die Leiche des Vielbeweinten in die Gruft hinabgeſenkt war, ſchloß Andreas ſein Weib an die Bruſt und ſprach: „Jetzt ſcheiden wir noch einmal, aber dann trennen wir uns nicht wieder. Leb' wohl!“

Mutter Jakob ſaß einſam und verlaſſen in ihrer Kellerſtube, horchte auf das Picken der Wanduhr und beweinte ihren Sohn, den ſie längſt verloren gegeben hatte. Da flog die Thür auf und herein trat Andreas Schauer, gekleidet wie damals, als er die Alte zum erſten Male aufſuchte.

„Habt guten Abend, Frau Jakob!“ rief er mit rauher Stimme, „iſt Euer Rum noch ſo gut als der, den Ihr mir vor Jahr und Tag ausſchenktet?“

Die alte Frau ſtand auf und ging ihrem Gaſt entgegen, den ſie mit einem fragenden Blick anſah.

„Ihr kennt mich wohl nicht mehr?“ fuhr Jener fort, „und ich glaube doch — —“

Aber die Alte ließ ihn nicht ausreden, ſie ergriff ſeine Hand, drückte ſie krampfhaft und rief: „Andreas Schauer! Du biſt's! Meinen Matthias haſt du mir genommen und verſprachſt mir ihn wieder zu bringen. Antworte! Was haſt du mit ihm gethan? Wo haſt du ihn gelaſſen?“

„Er iſt hier,“ ſprach Andreas ſichtlich gerührt. „Willſt du ihn ſehen?“

„Ob ich ihn wiederſehen will?“ ſprach ſie. „Fragſt du, ob eine Mutter ihr Kind wiederſehen will? Matthias, mein Matthias! Wo biſt du, mein Schmerzensſohn?“

„Hier, meine Mutter!“ rief dieſer, in die Stube eilend, und ſank zu den Füßen der zitternden Frau nieder, ihre welke Hand an ſeine Lippen preſſend.

Andreas Schauer ging tiefbewegt auf die Straße hinaus. —

Der Vorhang fällt vor dieſer Scene.

Vater Burkhardt, der Steuermann, erzählt zum Schluſſe dieſer Geſchichte:

Als ich in meinen reifern Jahren einmal in der Bucht von Funchal lag und an der Küſte einen Spaziergang machte, ſah ich eine ernſte Frau von nicht gewöhnlicher Schönheit, die eine wankende Matrone in einem Garten umherführte; ein rüſtiger Fünfziger, als Seemann gekleidet, nahte mit einem jungen Mann, aus deſſen Zügen nichts als Lebensluſt und Lebensmuth ſprach, und, indem ich am Gitterthor vorbeiging, hörte ich wie der alte Seemann ſagte: „Da iſt der Matthias wieder und hat den Lucifer glücklich heimgebracht, er will jetzt einige Monate bei uns bleiben und ausruhen.“ —

Londoner Induſtrieen.

Wer in Frankreich reüſſiren, wer genießen und ſich ausbilden will, zieht gen Paris, wer in England dasſelbe erſtrebt, gen London. Die beiden Städte ſind der Conflux alles deſſen geworden, was groß und herrlich, der Sammelplatz der Gelehrten, Künſtler, Staatsmänner und Millionäre, in ihnen ſtrahlen die erhabenſten Tugenden, Patriotismus, Treue, Aufopferungsfähigkeit, Liebe und Mildthätigkeit: — ſie ſind aber auch die Schlupfwinkel des Laſters und der Schande, der Aufenthalt des Auswurfs der menſchlichen Geſellſchaft geworden; neben Gelehrten, Weiſen und Künſtlern treiben ſich Gauner und Diebe und Mörder umher, neben dem Reichthum das gräßlichſte Elend, neben wenigen Tugenden zahlloſe, ungeheure Laſter. Paris und London ſind die Pflanzſchulen aller Arten von Dieben, Betrügern, Speculanten, Spielern, Banditen und Raubmördern. Der Reichthum der franzöſiſchen, wie der engliſchen Sprache an Bezeichnungen für ebengenannte Mitmenſchen iſt wahrhaft erſtaunenswerth, unſere ſonſt ſo reiche Sprache erſcheint in der Beziehung mangelhaft; ob das ein gutes Zeichen? Keinenfalls exiſtiren in Deutſchland Menſchen, Ausgeburten hölliſcher Leidenſchaften, wie in Paris und London, man ſchlage darum aber Deutſchland nicht höher und jene beiden Länder niedriger an: große Städte waren zu allen Zeiten und in allen Ländern die Wiege alles Schlechten und Böſen. Ein eifriger Republikaner verſicherte einſt in ernſter Rede, daß, um Sittenreinheit und Tugend auf unſerm ſündigen Planeten wieder herſtellen zu können, alle Städte über 20,000 Seelen vernichtet werden und die Einwohner unter den Ruinen und in den Flammen umkommen müßten! Ganz Unrecht hat jener chriſtliche Reformer nicht, lerne man nur erſt das Treiben und Drängen, die Leidenſchaften, die Genußſucht, die Habſucht, den Neid und die Rachſucht kennen, wie ſie ſich in großen Städten geſtalten, wie ſie dort wuchern und bis in's Ungeheure wachſen. Alles will gewinnen, um leben, viel und leicht gewinnen, um gut leben zu können, — darin ſuche man die Quelle und den Urgrund aller Betrügereien und Schlechtigkeiten. Eiferſucht, Trunkſucht und Neid ſind nur untergeordnete Triebfedern, Spielſucht entſteht erſt aus dem Verlangen: zu gewinnen, Ehrſucht finden wir meiſt nur in höhern, gebildeten Claſſen, und der Raub- und Mordſinn, wie ihn die Phrenologie entdeckt, iſt, was auch Gall ſagen mochte, wohl nur eine chimäriſche Annahme, oder eine außerordentliche abnorme Erſcheinung.

Die verſchiedenen Arten, das Leben zu friſten, zu gewinnen, reich zu werden, hier aufzuzählen, liegt außer unſerm Bereiche, wir beſchränken uns auf die unrechtmäßigen und geſetzwidrigen, wie ſie in London erſcheinen, und berückſichtigen unter dieſer Rubrik nicht einmal die Papierſpeculanten und Mäckler, die Wechsler und Wechſelagenten, Kaufleute à hundert und mehr Procent; wir beſchränken uns auf die Speculanten **en détail**, die **en gros** können ungeſtraft wuchern, ſie ſtehen zu hoch, zu ſehr in Credit, um von uns angegriffen, von der löblichen Polizei moleſtirt werden zu dürfen. Alſo zu den niederen Erwerbszweigen, zu den Induſtriellen der unterſten Claſſen, zu den Taſchendieben, Gaunern und Straßenräubern, zu denen, die unter dem Anſcheine eines rechtmäßigen Erwerbs Spitzbübereien betreiben und auch zu denen, die kümmerlich und elend durch irgend eine ungewöhnliche Hantierung ihr Leben friſten. Betrachten wir die erſte Claſſe zuletzt und beginnen mit der zweiten.

Die Engländer bezeichnen diejenigen Induſtriellen, die unter dem Anſcheine eines rechtmäßigen oder geduldeten Erwerbs betrügen und wuchern, durch **Swindlers** (Schwindlers, **aventuriers**, **chevaliers d'industrie**) und durch **Sharpers** (Gauner, **escrocs**, **filous**). Wir finden dieſes Geſichter in allen Ständen, im Großhandel, in Gewerben, in Künſten, in Wiſſenſchaften, in religiöſen Secten und Krambuden, auf den Gaſſen und in Kloaken. Die Mehrzahl davon ſind Diebshehler und nehmen als ſolche eine Licenz als **pawnbrokers** (auf Pfänder zu leihen), als Hauſirer, Kleinhändler, Trödler, Auctionäre, Spiel, Bier und öffentliche Häuſer zu etabliren, oder ſie treiben die Sache **engros**, aſſociiren ſich mit Gleichgeſinnten, miethen eine elegante Wohnung, errichten ein Comptoir, halten Bediente und Equipage, machen Geſchäfte, zahlen anfangs und verſchwinden, wenn ſie genug auf Credit erhalten und verſilbert haben, oder ſich nicht mehr ſicher dünken. Vorſätzliche Bankerotteurs gehören auch wohl hierher, und deren gibt es in London, trotz Strafen und Botany-Bai, viel. Nur die **pawnbrokers** und **auctioneers** wollen wir etwas bezeichnen, die übrigen und andere ähnliche Gewerbtreibende ſind auch bei uns bekannt, obwohl ſie da nicht ſo zahlreich, ſo frech und gewandt ſein mögen, als in England. Die Pfänderleiher, deren 3,000 in London exiſtiren und als Symbol drei große goldene Kugeln vor dem Hauſe haben, nehmen Alles an: Juwelen, Gold und Silber, Kleider und Meubles, ſie nehmen auch ein Taſchentuch, einen Stiefel, leihen oft nur zwei bis drei Pence (6 — 9 kr.) und fragen kaum nach dem Namen und der Adreſſe des Verſetzers, und woher die Pfänder gekommen; es könnte auch leicht ein falſcher Name angegeben werden, da der **pawnbroker** nie eine Legitimation verlangt. Das Meiſte wird nicht wieder ausgelöſ't, da einmal ziemlich viel geborgt und die Intereſſen hoch, dann weil viele Sachen geſtohlenes Gut ſind. Die meiſten, faſt alle **pawnbrokers** ſind daher zugleich Kaufleute, die oft große Lager von Objekten aller Art haben; da liegen Koſtbarkeiten, Kleidungsſtücke, Hausgeräth, Geſchirr, Waffen und Kunſtſachen aus, Manches neu, Manches gebraucht, Vieles ächt, eben ſo Viel unächt, Gutes zu geringen und Schlechtes zu hohem Preiſe. Man ſehe ſich beim Kaufen vor, überall, und beſonders bei den Pfandleihern und Auctionairs, die mit jenen Hand in Hand gehn.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

⁂ Judenverein zur Belehrung über Judenthum und jüdiſche Verhältniſſe. — Zu Mußbach bei Neuſtadt an der Haardt hat auf Anregen des israelitiſchen Lehrers Elſaſſer ſich ein Verein gebildet „zur Belehrung über Judenthum und jüdiſch-religiöſe Verhältniſſe,“ — welcher dieſen Zweck zu erreichen ſtrebt „durch Anſchaffung und Circulation aller wichtigern hierhin einſchlagenden liter. Erzeugniſſe,“ ſo wie durch vierteljährlich ſtattfindende Conferenzen und Vorträge. — Geſchäftsleute und Handwerker, Rabbiner, Aerzte und Lehrer ſind Mitglieder dieſes Vereins, — der hoffentlich viele ähnliche hervorrufen wird.

⁂ Das ruſſiſche Theater zu Petersburg hat im Spieljahre vom 17. April [illegible] bis 10. März 1837 in Allem [illegible] Vorſtellungen gegeben, worunter 34 Benefiz-Vorſt. Neue Stücke wurden [illegible] auf die Bühne gebracht, worunter 24 Originalſtücke, nämlich eine Tragödie, 5 Drama's, 6 Luſtſpiele, 1 Oper, 2 Ballette und 11 Vaudeville's; — und [illegible] Ueberſetzungen, nämlich 24 aus dem Franzöſiſchen, 3 a. d. Deutſchen, 1 a. d. Engliſchen und 1 a. d. Italiäniſchen. Von den 27 dramatiſchen Schriftſtellern, die für das ruſſ. Theater ſchreiben, war Hr. Koni der fruchtbarſte; er lieferte 7 neue Stücke.

⁂ Unterwühlender Pflug. — Ein Engländer, Namens Thomas, hat einen Pflug erfunden, welcher die tiefere Erdſchichte bearbeitet, ohne ſie über die fruchtbarere obere Schichte zu werfen. Die Oſt-Lothian-Ackerbaugeſellſchaft hat dem Erfinder einen Preis von 5 Pfd. St. zuerkannt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 142. 1837.

Phönix.

Montag, 19. Juni.

„Heinrich IV., König der Deutſchen, als Büßer zu Canoſſa,“

von Begas.

Frankfurt a. M., 7. Juni.

Zur Ausſchmückung des Ritterſaales einer alten Burg am Rheine, — deren Beſitzer Herr von Bethmann-Holweg, — hat Herr Begas von Cöln ein höchſt ſehenswerthes Bild gemalt, welches auf einige Tage im hieſigen Städel'ſchen Muſeum den Kunſtfreunden zur Beſchauung dargeboten iſt. Uns beeilend, dieſelben hiervon in Kenntniß zu ſetzen, glauben wir in Kürze das Geſchichtliche in Erinnerung bringen zu müſſen, welches den Stoff zu der hier dargeſtellten Scene gegeben.

Ehrſucht, Willkühr und Weltluſt waren herrſchend geworden im eilften Jahrhundert ſowohl unter den Geiſtlichen, als unter den Laien, ſo daß jene von dieſen ſich oft ſelbſt nicht einmal der Tracht nach unterſchieden. Fürſten verkauften Kirchenämter, Biſchöfe kämpften mit dem Schwerdte gegen weltliche Fürſten; in Deutſchland mißbrauchte Heinrich **III.** die kaiſerliche Gewalt gegen die Großen des Reiches, in Italien ſetzte er die drei Päpſte ab, die um die Statthalterſchaft Chriſti ſtritten. Indeſſen war Hildebrand, der Sohn des Zimmermannes Bonizo zu Soane in Toskana, Mönch und bald darauf Erzieher Heinrich's, des Sohnes des Kaiſers, geworden. Und dem Kaiſer träumte: „Hildebrand ſitze mit ſeinem Söhnlein am Tiſche, und mit Hörnern an ſeinem Kopfe, die hoch bis zum Himmel reichten, ſchleudere er den jungen Heinrich in den Koth.“ Nur auf Verwendung der Kaiſerin ſoll ihr Gemahl den Entſchluß aufgegeben haben, den verhängnißvollen Mönch Hungers ſterben zu laſſen.

Schon in den nächſt darauf folgenden Jahren wurde Hildebrand der einflußreichſte Rathgeber des Papſtes, — ſein Zögling im Jahre 1056, fünfzehnjährig, als Heinrich **IV.**, König der Deutſchen. Während aber dieſer durch Gewaltthätigkeiten und Ausſchweifungen die Zuchtloſigkeit noch ſteigerte, die in Kirche und Reich eingeriſſen war, arbeitete der Zimmermannsſohn von Soane, gleich ſtrenge gegen ſich, wie gegen Andere,*) an einer durchgreifenden Reformation der geſammten abendländiſchen Kirche. Mit aszetiſcher Begeiſterung ſtrebte er das altväpſtliche Ideal möglichſt zu verwirklichen, wonach der Geiſtliche, von der Familie abgeſchieden, durch Selbſtbeherrſchung die Herrſchaft über die Gemeinde, und die kirchliche Hierarchie, von der weltlichen Gewalt völlig emanzipirt, durch ſtrenge Disziplin unter dem Statthalter Chriſti, die Souveränität über die irdiſchen Gewalthaber erringen ſollte.

Sein Streben fand Anerkennung bei den eminenteſten Geiſtern ſeiner Zeit, weil er die dominirenden Ideen der Kirche zu einem großen architektoniſchen Ganzen vereinigte; ſeiner überragenden Geiſtes- und Willensſtärke wurde im Jahre 1073 die päpſtliche Krone zuerkannt.

Als nun Heinrich **IV.** ſowohl die weltlichen als die kirchlichen Geſetze mit Füßen trat; und die furchtbar von ihm mißhandelten Sachſen das Oberhaupt der

---

*) Deßhalb nannte der fromme und gelehrte Cardinal Damiani ihn ſeinen „heiligen Tyrannen,“ ja ſogar ſeinen „heiligen Satan.“

Chriſtenheit um Hülfe anflehten, zumal „das römiſche Kaiſerthum ein ewiges Lehn von Rom ſei," forderte Gregor **VII.** den übermüthigen König zum Gehorſam auf und beſchied ihn, ſich zu verantworten, vor eine römiſche Kirchenverſammlung.

Wer den Biſchof von Rom für den höchſten irdiſchen Stellvertreter Chriſti, für das Oberhaupt der Kirche halten muß, dem die höchſte Binde- und Lösgewalt verliehen, der muß auch, ob Kaiſer, Biſchof oder weß' Standes er ſei, ihm unbedenklich gehorchen, wenn er als Oberhirt ihn zur Verantwortung zieht. Aber Heinrich trotzte ſeinem geiſtlichen Oberherrn, berief eine Synode nach Worms, und vermaß ſich, die hier ausgeſprochene Abſetzung des Papſtes, demſelben durch einen Abgeſandten in der gerade zu Rom verſammelten Synode vorleſen zu laſſen.

Gregor, auf das Beiſpiel des h. Ambroſius, Gregor's des Großen und des Papſtes Zacharias ſich ſtützend, ſprach in Übereinſtimmung mit der Synode — den Bannfluch über den kirchlichen Empörer, unterſagte ihm die Regierung und entband alle Unterthanen deſſelben des ihm geleiſteten Eides.

Faſt alle Reichsfürſten ſagten von dem Gebannten ſich los und beſchloſſen auf dem Fürſtentag zu Tribur, ſich einen anderen König zu wählen, falls Heinrich nicht binnen Jahresfriſt ſich von dem Banne befreie. Zugleich luden ſie den Papſt zu einem in Augsburg zu haltenden Fürſtentage ein, auf welchem alle Zwiſtigkeiten geſchlichtet werden ſollten.

Wirklich begab Gregor, des harten Winters ungeachtet, ſich auf den Weg nach Augsburg, erfuhr aber zu Vercelli, daß Heinrich, der, von Allen verlaſſen, ſich zur Kirchenbuße entſchloſſen, bereits in der Nähe angelangt ſei. Aber Mathilde, die fromme Markgräfin von Toskana, mißtraute dem hinterliſtigen König, und bewog den Papſt, ſich auf ihr ſtarkbefeſtigtes Schloß nach Canoſſa zu begeben.

Hierhin folgte ihm Heinrich, nur begleitet von ſeiner Gemahlin, ſeinem Söhnlein und einem Manne von mittelmäßiger Herkunft, und ließ dem Papſte ſein Geſuch um Löſung des Bannſpruches vorlegen. Gregor wollte erſt auf dem Fürſtentage zu Augsburg ſeinen Entſcheidungsſpruch thun, und obgleich, da der jährige Banntag drängte, Heinrich ſich zu jeder Genugthuung bereit erklärte, und Mathilde und ihre Mutter, die Markgräfin Adelheid von Suſa, und Hugo, Abt von Clugny und Pathe Heinrich's und viele Andere den Papſt mit Fürbitten beſtürmten, ſo widerſtand derſelbe doch lange, weil er an der Aufrichtigkeit des Königs zweifelte, und geſtattete zuletzt, wie wohl ungern, daß derſelbe Buße thue für die dem apoſtoliſchen Stuhle zugefügte Beleidigung. Er ſelbſt that demnächſt den geiſtlichen und weltlichen Fürſten Deutſchlands den weiteren Verlauf in folgender Weiſe kund: „Drei Tage lang, nach Ablegung alles königlichen Schmuckes, elendiglich (**miserabiliter**), nämlich baarfuß und in Wolle gekleidet, vor der Pforte flehend, ließ der König nicht eher ab, mit vielen Thränen um die Hülfe und Tröſtung des apoſtoliſchen Erbarmens zu flehen, bis daß er alle Anweſende, die das Geſchrei vernahmen, zu ſolchem Mitleid und Erbarmen bewegte, daß ſie mit vielen Bitten und Thränen für ihn flehten, und Alle über die ungewöhnliche Härte unſeres Sinnes ſtaunten, einige ſogar ausriefen, es walte in uns nicht ſowohl der Ernſt apoſtoliſcher Strenge, als gewiſſermaßen die Grauſamkeit tyranniſcher Wildheit.*) Endlich, von der Beharrlichkeit ſeiner Reue und durch ſo vieles Flehen aller Anweſenden überwunden, haben wir ihn, nach Löſung des Bannfluches, in die Gnade der Gemeinſchaft und den Schooß der heiligen Mutter, der Kirche, wieder aufgenommen, nachdem er zuvor die vorgeſchriebene Bürgſchaft geleiſtet," — daß er nämlich an einem von dem Papſte zu beſtimmenden Tage ſich vor ein Fürſtengericht ſtellen werde, wo dann, falls er ſich von den Vorwürfen reinige, er, nach des Papſtes Spruch das Königthum behalten, im Gegenfall es ruhig aufgeben ſollte. —

Dies iſt, ſoweit ſich mit Zuverläſſigkeit ermitteln ließ, der Verlauf des denkwürdigen Ereigniſſes, deſſen wichtigſtes Moment darzuſtellen — dem Künſtler, deſſen Bild wir nun zu beſchreiben haben, aufgegeben war.

(Schluß folgt).

---

*) **Sed quasi tyrannicae feritatis crudelitatem. Greg. P. VII. Epist. L IV. ep. 12. ad Germanos in Concil. ed. Harduin Paris. 1714. T. VI. P. 1. col. 1356.**

Reliquien.

(Fortſetzung).

Halle, den 16. Juli 1796.

Heute habe ich viel zu ſchreiben, lieber Sander; damit Sie ſehen, daß ich fleißig bin, ſende ich Ihnen zwei Blätter vom Flaming, 3ter Band. Ich fange an, mir bei der Iglou zu gefallen. Ich hoffe, ſie gefällt Ihnen auch. Fangen Sie aber noch in den erſten Tagen den Druck nicht an, ſondern warten Sie erſt den künftigen Poſttag ab; dann ſoll's gehen: Juchhe!

Die Bücher ſoll ihre Frau in ein oder zwei Poſttagen haben, broſchirt, ich habe ihren Band vergeſſen. Können Sie mir nicht einen Nachdruck vom 2ten Band der Gewalt der Liebe verſchaffen? Es iſt ein elender Menſch! Aber wegnehmen, ich habe das Herz nicht dazu, es könnte Aufſehen machen.

Sie ſind in der That zu gut, guter lieber Sander, wahrhaftig, das ſind Sie. Ihre Freundſchaft für mich in dem Briefe an Böttiger hat mich gerührt, aber mir doch nicht gefallen. Sie halten nicht zu viel von mir, wenn's unter uns beiden bleibt; aber lieber Sander, die Welt verſteht das nicht. Es taugt nicht für die Welt, daß Sie mich rühmen. Lieben Sie mich, ich will Sie wieder lieben, gewiß, das thue ich; aber laſſen Sie uns unſre Freundſchaft pflegen, wie ein

Reſedapflänzchen im Zimmer im Winter. Was brauchen andere Menſchen zu wiſſen, wie wir uns ſehen. Ich ziehe die Rouleaux zu, wenn ich meine Frau auf den Schoos nehme. Sollte ich das nicht? Ihre Liebe wird mich beneidet machen. Ich mag nicht beneidet ſein. Glauben Sie denn, daß man an Beſcheidenheit glaubt? noch weniger an Unbeſcheidenheit, wie Sie geſchrieben haben.

Man wird ſagen: „was der ſich einbildet. Er will incognito hier durch gehen; als ob man ſeine papierne Exiſtenz ſo ſehr bemerken würde!“ das wird man ſagen. Fragen Sie einmal Ihre Sophie, ob ſie nicht meiner Meinung ſein wird. Sie lieben mich, lieber Sander! muß mich darum die ganze Welt lieben? Ich habe Ihnen ja erzählt, daß Herder der Herzogin meine Klara vorgeleſen; ich habe Ihnen aber auch die Anekdote von der abgedankten Sängerin erzählt. Ich bin in der That zu eitel, um mich über dieſe ſchon zu freuen.

Sie lieben mich, lieber Sander, und das iſt mir erfreulicher als alle Ehre, die mir, ich wüßte nicht wer? erzeigen könnte, weil meine Finger eine Feder regieren können. Gott behüte! daß Sie mit mir groß thun wollen, wie das einem Herzen ſo natürlich iſt, dagegen habe ich nichts. Hundertmal ſag' ich meiner Frau: „laß den Sander und ſeine Frau erſt kommen, und du ſollſt ſehen, wie lieb dieſe Menſchen mich haben, ſollſt ſehen, wie gut, wie natürlich, wie bieder dieſe Menſchen ſind, und ſie haben mich dennoch lieb.“ Und meine Frau lacht, und ſagt: „du eitler Prahler! Aber bei andern heißt's die Voſſiſche Buchhandlung, und nicht anders.“

Wenn das dritte Blatt von Flaming kommt, was ich mit großer Freude gearbeitet habe, ſo leſen Sie ein wenig mit Aufmerkſamkeit die Perſiflage der Kantiſchen Kunſtjüngerlein und ich glaube recht glaublich. Ich bilde mir ordentlich etwas drauf ein. Wie Ihnen Emilie gefallen wird, ſoll mich wundern.

Nun thue ich auch vielleicht einen Schritt zu meinem beſſern Lebensgenuſſe, und ich erinnere Sie dabei wieder an einen freundſchaftlichen Vorſchlag von Ihrer Seite. Ich ſtehe im Handel auf einen Garten und ein Wohnhaus, die dicht an der Stadt liegen. Die Ausſicht iſt königlich, der Garten heimlich, ſchön und verborgen, die Saale ſeine Gränze. Kauf' ich ihn, ſo bitte ich Sie um die Realiſirung Ihres Vorſchlags um einen Vorſchuß von der Handlung von einigen hundert Thalern. Auch muß ich ſchon voraus wiſſen, ob ich den Vorſchlag thun kann oder nicht. War es nur ein Wort, das Ihre freundſchaftliche Hitze ſprach, die nur die Liebe erweiſ't, und nicht die Schwierigkeiten, nur an das Vergnügen denkt, einem Freunde einen Dienſt leiſten zu können, und darüber die Hinderniſſe vergißt, ſo ſorgen Sie nicht einen Augenblick darum. Sagen Sie gerade: es geht nicht, ohne ſich in Erörterungen einzulaſſen. Ich will und brauche von Ihnen nur Worte: ja, nein! nicht mehr. Auch bringt mich das nicht in Verlegenheit. Ich habe andere Auswege, die eben ſo weit führen, die mir aber bloß mehr Umſtände machen. Alſo ſorgen Sie darum nicht. Aber wohnen, wenn ich ihn bekomme, werde ich wie ein König. Sie ſollen ihn ſehen, wenn Sie kommen.

Nun Ihre Reiſe hierher, lieber Sander. Sie glauben nicht, wie ich mich auf den Tag freue. Den 29. Auguſt ohngefähr reiſe ich nach Dresden mit meiner Sophie, den 13. oder 14. bin ich wieder in Halle, um Euch, liebe, liebe Menſchen, wieder zu ſehen. Ach ich denke: wir wollen recht, recht vergnügt ſein, recht ſehr glücklich. Ich kann doch in der That nichts Lieberes denken, als Menſchen zu ſehen, die mich lieben, und die ich lieben kann, und bei denen ich nicht nöthig habe, mich zu kitzeln und zu lachen. Das iſt ein anderes als eine Reiſe nach Tieffurth, oder wie das Ding da heißen mag, wo ſie einem zum Lohn nichts weiter verſprechen können, als daß man nicht beklemmt ſein ſoll. Lieber Gott, beklemmt mag ich ſein, wo die Freude, die Freundſchaft, die Liebe das Herz beklemmt, wo man einem Freunde an's Herz ſinkt, von da an die Bruſt einer Freundin taumelt. Gott ſegne Euch, Kinderchen, Euer

Lafontaine.

(Fortſetzung folgt).

Hiſtoriſche Literatur.

8) **Karl Guſtav Jochmann's** von Pernau Reliquien. Aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren geſammelt v. **Heinrich Zſchokke.** Hechingen, F. X. Ribler'ſche Hofbuchhandlung. 1836.

Der Name Jochmann's iſt dem größeren deutſchen Publikum bis jetzt wenig, vielleicht gar nicht bekannt; und doch verdankt ihm die Literatur die anonym erſchienenen „Beiträge zur Geſchichte des Proteſtantismus,“ „die Hierarchie und ihre Bundesgenoſſen;“ Jochmann floh den Glanz literariſcher Berühmtheit ſtets mit einer Art von Aengſtlichkeit, welche dem freien, edlen, tüchtigen Mann liebenswürdig anſtand, der, unabhängig geſtellt, in ſtetem innigen Verband mit ausgezeichneten Zeitgenoſſen, in den verſchiedenſten Ländern die Weltereigniſſe als philoſophiſcher Zuſchauer mit ſcharfen Blicken beobachtet. Der Naturen, wie die ſeinige war, gibt es wenige, in denen ſich feuriges Temperament durch reichhaltige Gediegenheit der Geiſtes- und Gemüthsbildung harmoniſirte, und unerſchrockener ſchlagfertiger Freimuth, durch Witz und Scharfſinn geklärt, ſich in dem engen und tiefen Bette der Reflexion einfing.

Gerade ein ſo organiſirter, durchaus edler, unbeſcholtener und ehrenwerther Charakter muß vorausgeſetzt werden, wenn es ſich um den Werth von Denkwürdigkeiten — zum Theil aus einer Zeit handelt, in welcher Erbärmlichkeit aller Art nicht bloß tolerirt, ſondern ſogar reſpektirt und fetirt wurde; man darf einem Manne glauben, der weder von Geldintereſſen noch von eitler Ruhmſucht beſtochen war, die Wahrheit zu entſtellen, und der anderſeits zu fein gebildet war, als daß ſeine edle Begeiſterung für die Ideale ſeiner Ueberzeugung ſich von Exceſſen hätte dupiren laſſen können. Sein Talent iſt das eines zwar in der Welt, aber nicht bloß durch dieſe gebildeten Ehrenmannes, deſſen Bewußtſein ſich nie von den Begebenheiten fortreißen läßt, der ſie immer in ihrem Zuſammenhang überſieht, als ſchön geordneten Organismus in ſich aufnimmt, auch in ihren geringſten Phänomene, ohne die Mühe des Zergliederns, irgend etwas Charakteriſtiſches findet. Sein Styl iſt die feinſte Converſation, nicht wie ſie ſich im Salon findet, ſondern wie ſie zwiſchen genauen Freunden ausgebildet wird, welche ſich an geiſtiger Höhe gleich ſtehen; nirgends ſchlägt das Belehrenwollen in der Reflexion vor; es iſt überall nur das Object, was in ſeinen verſchiedenſten Facetten gezeigt wird, ſei's im einzelnen oder in allen; eine ungemeine Beleſenheit gibt genug Reflexe. Wie vielfach intereſſant dieſe Reliquien Jochmann's für die neuere Sittengeſchichte, läßt ſich ſchon aus Anführung einzelner Hauptmaterien entnehmen, die durchaus aphoriſtiſch, aber mit ſchlagender faſt epigrammatiſcher Energie weniger entwickelt als herausgerafft und als Zündſtoff hingeworfen ſind, ſo über den originellen Grafen G. Schlabrendorf und Oelsner in Paris, über Robespierre und über die Bürgſchaften der engliſchen Verfaſſung. Jochmann's edler Freund, der greiſe Zſchokke, hat größtentheils aus Jochmann's eigenen (brieſl.) Mittheilungen deſſen Bild trefflich charakteriſtiſch aufgeſtellt. Gewiß beſitzen wir in dieſen Jochmann'ſchen Reliquien eine in ihrer Eigenthümlichkeit werthvollſte Zierde der deutſchen Memoirenliteratur.

Chronik der ſchönen Literatur.

44) Die Fabeln Bidpai's. Aus dem Arabiſchen von Philipp Wolff. 2 Bändch. Stuttgart, J. Scheible. 1837.

Ein Buch, das (wie der Herausgeber mit Recht ſagt) „wohl nächſt der Bibel in die meiſten Sprachen der Welt überſetzt iſt, das ganze Völker begeiſterte und dem Könige und Fürſten Aufmerkſamkeit ſchenkten, und das bei uns in ſolches Dunkel der Vergeſſenheit gerathen, daß außer Gelehrten vom Fach faſt Niemand mehr eine Kenntniß von demſelben hat.“ Die Entſtehung der Fabeln des weiſen Brahmanen Bidpai klingt, von dem Perſer Behrund erzählt, ſelbſt wie eine Fabel; die weiteren Schickſale derſelben, ihre Wanderungen (wie zum Beiſpiel die nach Deutſchland, wo Eberhard im Bart ſie einführte), haben einen romantiſch abenteuerlichen Anſtrich. Dieſe alte Lebensweisheit wieder auf den Markt zu bringen, der von den raffinirteſten Spekulationen ſtrotzt, dürfte zwar nicht wieder eine Speculation ſein, war aber jedenfalls verdienſtlich. Der Herausgeber, ein Schüler des gelehrten Orientaliſten Sylveſtre de Sacy hat ſeine Ueberſetzung der Fabeln Bidpais mit Zugabe von andren morgenländiſchen Erzählungen bereichert, worunter zwei Makamen Hariris; eine Novelle „die Sängerin von Bagdad“ (aus dem Buche: Ausſchmückung der Märkte in Schilderung der Gefühle der Verliebten) iſt unſern Leſern aus Nro. 20 des Phönix d. J. (in einer andern Ueberſetzung) bereits bekannt.

45) König Max I. Gedicht in vier Geſängen von Dr. J. B. Großmann. Würzburg, Etlinger. 1836.

Eine gutgemeinte Huldigung am Grabe eines in den Herzen ſeiner Unterthanen fortlebenden Königs; in ſofern alle Achtung vor der patriotiſchen Pietät des Dichters! Die Dichtung als ſolche aber hat keinen Werth, ſie iſt nüchtern und froſtig, obgleich einzelne Stanzen ſich glatt weg leſen laſſen.

46) Vorträge vermiſchten Inhaltes, gehalten im Muſeum zu Frankfurt a. M. von A. Clemens. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 1836.

Mit Vergnügen wird zweifelsohne Mancher, welcher das nunmehr ſeit dreißig Jahren beſtehende Muſeum als Mitglied oder Gaſt beſuchte, die hier in einem Bande geſammelten Vorträge des Hrn. Dr. Clemens, welcher ſeit einer Reihe von Jahren Mitglied und Beamter an dieſem Inſtitute iſt, zur Hand nehmen, und ſich dabei in angenehm verlebte Stunden zurückverſetzt finden. Eine kurze hiſtoriſche Monographie des Muſeums, welche durch die Erinnerung an die Namen Niklas Vogt, Gerning, Kirchner, Jean Paul, Zacharias Werner, Börne, Stoff zu Betrachtungen bieten dürfte, leitet die Aufſätze ein, deren Stoffe formenverſchieden ſind, poetiſche Schilderungen, Erzählungen und Gelegenheitsgedichte, hiſtoriſche, artiſtiſch-äſthetiſche, philoſophiſche Eſſay's, welche durch das Intereſſe der Objecte und die geſchmackvolle Darſtellungen geeignet waren, das zuhörende Publikum nützlich zu unterhalten, einen Erfolg, welcher ihn auch bei dem leſenden nicht ausbleiben wird.

Feuilleton.

⁂ Londoner Journal-Statiſtik für 1837. — Ein engliſches Blatt gibt folgende Ueberſicht der Hauptjournale von London während des erſten Vierteljahres 1837:

I. Tagblätter. Exemplare werden täglich verkauft

vom	Courier (wigh)	1482.
„	Constitutionnel (radic.)	743.
„	Globe et Traveller (wigh-minist.)	2758.
„	Morning-Advertiser (rad.)	1870.
„	Morning-Chronicle (wigh-minist.)	7300.
„	Morning-Herald (tory)	6758.
„	Morning-Post (tory)	2490.
„	Standard (tory)	3552.
„	Sun (rad.)	2639.
„	Times (tory)	10665.
„	True-sun (rad.)	1565.

II. Wochenblätter. Wöchentlich werden abgeſetzt

Expl. vom	Atlas	3300.
„	Bell's Weekly Messenger	13300.
„	Bell's New Week. Mess.	4933.
„	Champion Herald	6957.
„	Court Journal	1906.
„	Carlton Chronicle	1030.
„	Examiner	4040.
„	John Bull	4330.
„	London Mercury	6661.
„	London Dispatch	8234.
„	News and Sunday Herald	3400.
„	Observer	8461.
„	Patriot	4654.
„	Satirist	3023.
„	Spectator	3770.
„	Sunday Times	10070.
„	Weekly Chronicle	48846.
„	Weekly Dispatch	47307.
„	Weekly True sun	12983.

Außerdem erſcheinen noch dreimal wöchentlich und geben Exemplare aus:

Evening Chronicle	1530.
Evening Mail	2179.
St. James's Chronicle	4564.

⁂ Ruſſiſche Forſchungsreiſe nach Lappland und Novaja-Semlja. — Auf Vorſtellung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg hat der Kaiſer von Rußland zur Verfügung derſelben ein Kriegsfahrzeug ſtellen laſſen, um eine Expedition nach Lappland und Novaja-Semlja zu veranſtalten, hauptſächlich um die dortige, bis jetzt noch nicht erforſchte Flora und Fauna ſo vollſtändig als möglich kennen zu lernen.

⁂ Plato's Geburtstag zu Athen gefeiert. — Mehrere griechiſche und deutſche Muſenfreunde, unter den letzteren namentlich Roß, Ulrich, Brandis, der Archäolog Gerhardt, der Präſident des Miniſterrathes von Rudhardt u. m. a. haben im April d. J. in dem Garten der alten Akademie bei Athen den Geburtstag Plato's gefeiert.

Hierzu Beilage Nº. 4.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 143. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 20. Juni.

„Heinrich IV., König der Deutſchen, als Büßer zu Canoſſa.“

(Schluß).

Wahrſcheinlich dazu beſtimmt durch die Architektur der alten Burg, in welcher das Gemälde aufgeſtellt werden ſoll, hat Herr Begas demſelben die Form gegeben, welche die Fenſter vieler rheiniſchen Ritterburgen aus der Übergangszeit haben, an denen über zwei niedrigeren halben Seitenbogen ſich der faſt hufeiſenförmige mittlere Bogen erhebt. Der Blick des Betrachtenden wird aber gleich auf den büßenden König hingezogen, der in der Mitte des Bildes, baarfüßig, in weißgrauem Büßergewande, mit ungeordnetem, ſtarkem Haupthaare, wie mit verhaltenem Grolle zur Erde ſchauend, mit der linken Seite ſich an die Pforte eines mit kleineren Säulen verzierten Gebäudes lehnt, als harrte er unmuthig, daß ihm dieſelbe geöffnet werde.

Über der Pforte ſteht auf einem Altane, rechts Gregor, in weißem Hausgewande mit rothſammtnem Kragen und gleichfarbiger Kappe, ein blühender Greis, mit reich herabwallendem Barte, nicht unähnlich einem Hohenprieſter aus altrömiſcher Königszeit. Mit zuſammengezogenen Augenbraunen vor ſich hin, wie nach fernem geiſtigen Ziele hinſchauend, drückt er die geſchloſſene Rechte auf ſeine Bruſt, womit angedeutet werden ſoll, daß er ſeiner feſten Überzeugung nach der Fürbitte der Gräfin Mathilde nicht nachgeben könne, die neben ihm auf der anderen Seite des Altans, mit geneigtem Haupte zu ihm aufblickend, auf die Flehenden hindeutet, welche auf beiden Seiten der Schloßpforte den Vordergrund des Bildes einnehmen. Dicht hinter dem Papſte ragt rechts der Kopf des Kreuzträgers hervor; links ſteht mit unbedecktem Haupt ein Ritter, vielleicht der Hauptmann der Leibwache der Gräfin; denn hinter ihm gewahrt man noch einige mit Lanzen bewaffnete Krieger.

Unter dem Altane, im Vordergrunde knieen, flehend, zwei weibliche Figuren, von denen die eine auf der linken Seite höherem, die andere auf der rechten Seite niederem Stande anzugehören ſcheint. Neben der letzteren ſitzt auf einem Säulencapitäl ein junger Geiſtlicher, etwa des Königs Kaplan, der dieſelbe über die Nothwendigkeit der Kirchenbuße zu bedeuten ſcheint, während hinter ihm ein Edelmann die Rechte zum Papſte emporhebend um Erbarmen für den Büßenden fleht. Näher der Mauer des Schloſſes ſitzt auf derſelben Seite, mit ſchwarz umflortem Haupthaare, in tiefem Schmerze verſunken, eine edle weibliche Geſtalt, wahrſcheinlich die Gemahlin Heinrich's, und über ihr ſchaut mit dem Ausdrucke des innigſten Mitleidens ein ſchöner Knabe, wohl des Königs Sohn, zum Büßenden empor.

Auf der anderen Seite ſteht hinter der knieenden Jungfrau ein Bauersmann, in kurzem braunen Wamms, mit umgehängter Hirtentaſche, der mit erhobenen Armen den Oberhirten der Gläubigen um Erbarmen für den tiefgedemüthigten Fürſten anruft; hinter ihm nachdenklich theilnehmend, ein ältlicher Mann, der den Lehrſtand zu repräſentiren ſcheint. Den Schluß dieſer Gruppe bildet nach der Mitte zu ein anmuthiger Knabe, der, nahe an der Pforte ſitzend, zum König aufſchaut, — auf der anderen Seite ein liebliches, kleines Mädchen, welches, an die knieende Jungfrau ſich anſchließend, recht kindlich Antheil nimmt an der allgemeinen, aber von ihm noch nicht verſtandenen Betrübniß.

So ſind um den büßenden König, der die Mitte des Bildes einnimmt, die Figuren in drei Gruppen geordnet, rechts und links die Flehenden und ſtill Trauernden, auf dem Altane der Papſt und die fürbittende Gräfin und deren Gefolge.

Bevor wir jedoch über die Conception des Bildes ſelbſt uns einige Bemerkungen erlauben, drängt es uns, der Meiſterhaftigkeit zu huldigen, mit welcher daſſelbe ausgeführt worden. Vor Allem des ausgezeichneteſten Lobes werth, und als ein weſentlicher Fortſchritt in der neueren Kunſtbildung zu preiſen iſt das reizende Colorit, die zugleich gediegene und ſanfte Färbung und Beleuchtung des Ganzen, die Harmonie, die, wie ein milder Zauber, über daſſelbe ausgegoſſen, an die beſten Werke der Italiäner erinnert. Licht und Schatten ſchmelzen wunderbar ineinander, und obgleich alle einzelnen Parthieen ſich klar und plaſtiſch von einander abſondern, macht ſich nirgends ein ſcharfer Umriß bemerklich. Die Carnation athmet ein warmes künſtleriſch verklärtes Leben: überall in ſchönem Einklange mit der milden Betonung der übrigen Umgebung. Mit gleicher Trefflichkeit ſind die Gewandungen überall angelegt und ausgeführt, und die Säulen, wie alles ſonſtige architektoniſche Beiwerk verrathen zugleich das ſorgfältigſte Studium und den höheren, harmoniſirenden Sinn eines denkenden Künſtlers. Ebenſo geſchmackvoll und verſtändig iſt durchgängig die Zeichnung, deren Anmuth nur durch die etwas ſtarre Haltung des Papſtes und die ſtarke Rückbeugung des Kopfes bei den zwei Hauptfiguren beider Seitengruppen in Etwas gemindert wird.

Dieſe Rückbeugung iſt allerdings hinlänglich motivirt durch die Anordnung des Ganzen; gerade hinſichtlich dieſer aber ſind uns Bedenklichkeiten aufgeſtiegen, die zu beſeitigen uns nicht hat gelingen wollen. Dadurch, daß Heinrich eine erhöhte Stellung in der Mitte des Bildes gegeben, iſt der Papſt und ſeine Umgebung zu weit in die Höhe gerückt worden, ſo daß ſein Haupt bis nahe an die äußerſte Wölbung des mittleren Bogens emporragt. Dieſe Gruppe, die unbeſtreitbar, wenn nicht die meiſte, ſo doch jedenfalls eine gleiche Aufmerkſamkeit anſprechen müßte, wie der büßende König und die beiden Seitengruppen, erſcheint ſchon durch die Ferne, in welche ſie gehoben, als die minder bedeutende und unwillkührlich wird der Blick ſtets auf Heinrich, als die Hauptfigur zurückgelenkt. Gregor hingegen, der doch hier als das Oberhaupt der Chriſtenheit und nach damaliger Vorſtellung der Gläubigen, als derjenige zur Anſchauung kommen ſollte, dem, bis zur Wiederkunft Chriſti, als dem Stellvertreter deſſelben, das Regiment über die ganze Erde anvertraut war. — Gregor erſcheint ſelbſt in der oberen Gruppe nicht in der ihm zukommenden Majeſtät, da er nur die eine Seite des Balkons einnimmt, deren andere Hälfte der für dieſe Scene, wie überhaupt für ihre Frömmigkeit wohl zu weltlich geſchmückten Gräfin Mathilde eingeräumt worden. Eben ſo wenig können wir es billigen, daß Gregor, der ein aszetiſch-ſtrenges Leben geführt, und den annaliſtiſchen Überlieferungen nach ein von geiſtiger und ſeliſcher Arbeit und Faſten abgezehrtes Ausſehen hatte, mit blühender Geſichtsfarbe, und, von den Medaillen abweichend, ſtatt mit kurzem, mit langem Barte, und Mathilde, die in Gregor den Nachfolger Petri verehrt, mit ſtark entblößtem Nacken dargeſtellt, anderſeits es auf keine Weiſe angedeutet worden, daß Heinrich ſeine Buße bei ſtrenger Winterszeit gethan. Am Wenigſten endlich ſcheint uns die Auffaſſungsweiſe des Momentes gelungen, der in der Geſchichte des Mittelalters unſtreitig eine andere Bedeutung anſpricht, als diejenige, welche hier zur Anſchauung gebracht worden.

Gregor **VII.** war der erſte Papſt, welchem die Idee einer römiſch-katholiſchen Theokratie nicht nur zur klaren, vollſtändig ausgebildeten Vorſtellung gekommen, ſondern auch zum unabänderlichen, höchſten Prinzip ſeines ganzen Dichtens und Trachtens geworden. Ihm gegenüber trat die Willkühr und der Übermuth des höchſten weltlichen Fürſten, der, ſelbſtherrlich, ſich „von Gottes Gnaden König der Deutſchen“ nannte, aber durch den allgemein herrſchenden Glauben an die geiſtliche, und zuhöchſt an die päpſtliche unumſchrankte Binde- und Lösgewalt ſich genöthigt fand, in äußerſter Demüthigung das Oberhaupt der Kirche als ſeinen Oberherrn anzuerkennen. Dieſer Moment, in welchem geſchichtlich die Papſtgewalt ihren Culminationspunkt erſtiegen, erheiſchte, den Papſt auch zum beherrſchenden Mittelpunkt der Darſtellung zu machen, was nur dadurch geſchehen konnte, daß der Moment zur Anſchauung gebracht wurde, in welchem Gregor den, durch ſtrenge Büßung gedemüthigten und erſchöpften König von dem fürchterlichen Bannfluche löſte, den, aller Fürbitten ungeachtet, der Papſt drei volle Tage hindurch zu löſen ſich geweigert. In dem Bilde hingegen iſt die Fürbitte zum Hauptmotiv geworden, und — der Geſchichte zuwider — der Papſt während des Königs Buße in deſſen Nähe gebracht, den doch erſt am vierten Tage Gregor vor ſich erſcheinen laſſen, um ihn mit der Kirche zu verſöhnen. Wie der Sklave frei wird, wenn er freien Boden berührt, wie dem zum Tod Verurtheilten Begnadigung zu Theil wird, wenn er dem Fürſten, in Rom ſogar, wenn er einem Kardinale begegnet, ſo ziemt ſich, wo die Geſchichte nicht ausdrücklich das Gegentheil berichtet, einem zum kirchlichen Tod Verdammten den Papſt nur als begnadigend gegenüber zu ſtellen.

Welche Anſicht man indeß hinſichtlich der Auffaſſungsweiſe jenes Momentes auch hegen möge, ſo wird doch gewiß jeder Kunſtfreund nur ungern von einem Bilde ſcheiden, welches des Trefflichen, ſelbſt des Vollendeten ſo Vieles ihm darbietet, und, dem einſtimmigen Urtheile der Künſtler zufolge, die ſich um daſſelbe verſammelt, namentlich durch Colorit und Zeichnung jedenfalls dem Vortrefflichſten zur Seite geſtellt zu werden verdient, was die neuere Zeit hervorgerufen hat.

F. W. Carové.

Londoner Induſtrieen.

(Fortſetzung).

Dieſe Auctioneers halten größere und kleinere Magazine, vor denen Ausrufer die Wohlfeilheit und Güte der zu verſteigernden Waaren rühmen, wie große Anſchlagzettel und kleinere Annonçen, die auf den Straßen an Vorübergehende ausgetheilt werden, daſſelbe beſagen. Da kann man Alles kaufen, kann aber ſicher darauf rechnen, unter hundert, fünfzigmal betrogen zu werden; anfangs ſtaunt man über die Billigkeit, aber nach näherer Betrachtung und Prüfung des Erſtandenen — o wehe! plattirte Waare ſtatt Gold und Silber, unächte Steine, Motten in den Kleidern, oder verpfuſchte, ſchlechte Arbeit und geringe Waaren mit wenig Ausnahmen. — Wucherer, die ſichern Leuten, beſonders ausſchweifenden Söhnen reicher Familien, gegen ungeheuere Zinſen borgen, wandernde Mode- und Parfümeriehändler und Händlerinnen, Kleiderjuden, und zugleich Gelegenheitsſpäher, Taſchenſpieler, die zugleich Taſchendiebe, Commiſſionärs, die Effecten befördern wollen, aber nie an den rechten Ort abliefern, Mäkler, die nur auf das Draufgeld ſpeculiren, Handelsleute mit geſchmuggelten und verfälſchten Waaren u. a. m. könnte man noch zu obiger Claſſe zählen, wir haben aber deren bereits genug, und wenn nicht ſo viele verſchiedenartige Induſtrielle, als in Paris, — wo die **claqueurs**, **trompeurs**, vielartigen **mouchards**, **maquereaux** u. ſ. w. hinzukommen, die Londoner **pawnbrokers** und **auctioneers** dagegen unbekannt ſind, — ſo gibt's doch von den genannten eine größere Anzahl in London, da hier der Erwerb und Betrug leichter und das Leben noch theurer iſt, als in Frankreich's Hauptſtadt. Mr. Colauhoun, eine Magiſtratsperſon in London, welche ſich um die Verbeſſerung der dortigen Polizei ſehr verdient gemacht hat, gibt nach einer ihm noch zu gering ſcheinenden Annahme die jährliche Summe deſſen, was in London geſtohlen (**pilfered**, gemauſ't) und an **pawnbrokers**, **auctioneers**, Hehler (**receivers**) und Kleinhändler (**hawkers** und **pedlars**) von den Dieben um geringen Preis verſchachert wird, auf 700,000 Pfund Sterling an!

Zu einer andern Klaſſe, die meiſt auf elende Art und durch ungewöhnliche Beſchäftigungen das tägliche Brod gewinnt, nebenbei wohl auch **fas** und **nefas** verwechſelt, rechnen wir die Ausrufer, Zeitungsträger und Annonçenvertheiler, zudringliche Wichte, Männer wie Weiber, welche mit kreiſchender Stimme ihre Blätter und die frappanteſten, darin enthaltenen **horreurs**, oder Waaren, Auctionen, Reiſegelegenheiten, neue Etabliſſements u. ſ. w. ausſchreien. Die Annonçenvertheiler ſind in der Regel anſtändiger, als die **newspapers-men**, ſie ſtehen ſtumm und würdig an den Ecken und auf den frequenteſten Straßen und reichen mit einer gewiſſen Grazie ihre Zettel den Vorübergehenden. Damen nehmen ſehr ſelten die angebotenen, farbigen, weichen Ankündigungen, ich glaube aus Furcht, die Recommandationen und Wunderkuren der „galanten" Ärzte leſen zu müſſen, die mit eiſerner Beharrlichkeit ſich und ihre Mittel preiſen. Mr. Sloane et Comp. — Ärzte aſſociiren ſich in London, wie in Paris die Autoren — müſſen wöchentlich viele hunderttauſend Annonçen drucken und vertheilen laſſen, ſie verſorgen einen beträchtlichen Theil der männlichen Bevölkerung der weſtlichen Stadttheile mit Löſchpapier. Andere Annonçenträger tragen im eigentlichen Sinne ihre Annonçen; an 6—8 Fuß langen Stangen ſind Tafeln befeſtigt, auf denen das Bekanntzumachende mit großen Buchſtaben verzeichnet, dieſe Tafeln werden langſamen Schrittes und mit öftern Pauſen an beſonders frequenten Orten durch die ganze Stadt geſchleppt. Ich hatte Gelegenheit, dieſe Induſtrie genau kennen zu lernen. Im Anfang d. J. etablirte ein Deutſcher ein beträchtlich großes Bierhaus am Strand, nahe an der City. Um ſein Geſchäft bekannt zu machen, ſchickte er zwei Monate hindurch täglich (ausgenommen Sonntags, denn da ruht in London Alles, wie der liebe Gott nach den ſechs Schöpfungstagen) achtzig Stromer mit Stangen und Tafeln aus, auf denen ſeine Speiſen und Getränken gerühmt waren. Morgens um 8 Uhr erſchienen jene achtzig Leute; nachdem ſie in Reihe und Glied aufmarſchirt und Appel gehalten war, erhielt jeder ſein Schild und die **ordre du jour**, das heißt die Richtung, welche er zu durchkreuzen hatte und einige gute Lebensregeln und eindringliche Ermahnungen. Bei einbrechender Nacht ſtellten ſich die Schildträger wieder ein, marſchirten auf, traten bei Nennung des Namens aus dem Gliede, lieferten ihre Standarte ab und erhielten **par tête** zwei Schilling, den niedrigſten Preis irgend eines Tagelohns. Zwanzig von ihnen wurden für hinreichend gehalten mit transparenten Kaſten, auf deren vier Seiten des neuen Bierhauſes Namen, Lage und Trefflichkeit in bunten Farben prangte, während der Nacht in den benachbarten Quartieren umherzuziehen, denn die Londner Bierhäuſer werden dann erſt recht frequentirt, wenn der deutſche Philiſter ſich mit ſeiner Hälfte zur Ruhe begibt, und verlaſſen, wenn jenes Philiſterpaar ſich erhebt, gegen 3 — 4 Uhr und ſpäter. Größere Etabliſſements laſſen ihre Annonçen fahren, durch Menſchen, durch ein, zwei und vier Pferde. Der berühmte Wichsfabrikant Black ließ ſtets vier herrliche Gäule mit ſeinen, an den Seiten des Wagens befeſtigten Rieſenannonçen durch die Stadt traben. In jeder Straße begegnen wir ſolchen fahrenden Ankündigungen, gewöhnlich zieht ein Pferd den Wagen, auf dem ein hohes Geſtell aus Brettern errichtet iſt und in grellſten Farben „Eigenlob" verkündet. — Noch ein Wort über die Zeitungsträger, die **newspapers-men**. In London abonnirt man ſich auf ein Blatt nicht bei der Redaktion, bei dem Verleger, oder dem Eigenthümer deſſelben, ſondern bei dem Zeitungsträger, der ſo und ſoviel Exemplare am Morgen empfängt, ſeinen Abonnenten und Kunden überbringt und anderweitig zu verkaufen ſucht, und den Reſt nebſt Einnahme andern Morgens dem Zeitungsbüreau überliefert. In London zahlt in der Regel Jedermann täglich ſein Blatt und beſtellt dies bei dem nächſten **newspapers-men**, der für die tägliche Überlieferung keinen Mehrbetrag erhält.

Zu derſelben Klaſſe gehören die Orangen-, Frucht- und Blumenverkäufer und -innen, die Hundehändler und -innen, welche die niedlichen, in zahlloſer Menge in London gehaltenen Wachtelhündchen (Spagnols) ſtehlen und in fernen Stadttheilen offen verkaufen, die Commiſſionäre und Eckenſteher, — Schuhputzer **à la mode parisienne** exiſtiren unbegreiflicher Weiſe in London nicht, wenigſtens noch nicht, — Seiltänzer **sub divo**, wandernde Muſikanten und große Geiſter, die den Polichinell (Punch) zeigen und reden laſſen — doch über dieſe Leutchen kein Wort, **c'est connu**, wir wollen dagegen unter derſelben Rubrik die Sänger, Irländer, Beſenmädchen, Straßenkehrer, Blinde und Bettler einiger Blicke würdigen. Die Sänger ſind geiſtlicher Art, ſie durchziehen die weniger frequenten Straßen und brüllen Solo oder im Chor gottgeweihte Lieder, die aber aus den Kehlen, den Phyſiognomieen und den Herzen dieſer Leute eben ſo wenig dem Höchſten, wie den Sterblichen hienieden, nicht einmal Engländern, die unter allen Nationen am ſchlechteſten ſingen und das ſchlechteſte muſikaliſche Gehör haben, gefallen können. Seit vier Monaten habe ich das Vergnügen, alle Woche, längſtens alle vierzehn Tage, dieſelbe Truppe wandernder Vokalmuſiker — ich ſpreche nur von einer, unbeſchadet der unzähligen andern — vor meinen Fenſtern vorbeiwallfahrten zu hören, und dann zu ſehen: zwei ſtämmige, lumpige, rothnäſige Kerle in den Vierzigen, jeder ein kleines erbärmliches Kind auf den Armen; in Mitte der Männer ein Weib, dem das Laſter die Krallen ins Geſicht gehauen, und dieſe drei Chriſten ſingen geiſtliche Lieder, ſingen, daß das Pflaſter ſich erweichen möchte und erhalten von den ſehr religiöſen Engländern ſoviel, daß ſie nur zwei bis dreimal wöchentlich nöthig haben, die Ronde in ihren Vierteln zu machen, in den übrigen Tagen können ſie das Roth ihrer Naſe vermehren und erhöhen. Die Leute ſingen proteſtantiſche, biſchöflich-proteſtantiſche Lieder; ſängen ſie katholiſche! Seht die armen Irländer an, ſeht die nakte Mutter mit den drei hungernden Kindern! Die können trotz der Religioſität, Mildthätigkeit und Chriſtenliebe der reichen froſchherzigen Engländer und langweiligen Engländerinnen verhungern und erfrieren, es ſind ja Katholiken! Wenn die Engländer 100 pCt. beſſer wären, als ſie es nicht ſind, man müßte ſie verachten, wenigſtens bemitleiden ob ihrer Intoleranz, ihres fanatiſchen Religions- und Sektengeiſtes. Londons Straßen zeigen euch, was Englands Reichthum und was Englands Armuth iſt: höchſtes Elend bei höchſtem Luxus, Nacktheit im wahrſten Sinne des Worts, Hunger und Froſt dicht neben raffinirter Verſchwendungsſucht — ſoll da nicht einmal den Hungernden, und Leidenden in ihrem übergroßen Jammer der Gedanke beikommen, ſich in die Lage jener Privilegirten des lieben Gottes zu verſetzen und dieſer Gedanke aus übergroßer Wonne in die Fäuſte gerathen! Irländer ſind es, die in Londons Straßen verkümmern. Noth und Elend treibt ſie fort von ihrem Heerd, das Ueberfahrtsgeld nach Amerika iſt zu beträchtlich, die Familie wandert nach London. Hier ergeht es ihr noch trüber, als daheim „auf dem grünen Eiland, das ſo freundlich und fruchtbar und herrlich, aber nicht für die, ſo es bewohnen und bebauen, ſondern für die, ſo in fernen Ländern ſchwelgen, für eine unduldſame, andersgläubige Geiſtlichkeit und für Blutſauger aller Art." (vergl. O'Connel's Reden). Die Irländer verhungern im Vaterlande, ſie wandern weinend aus und kommen nach dem reichen London; Manche finden Arbeit, Manche betteln und ſtehlen, Viele gehen unter, denn die Irländer, ſagt der Engländer, ſind ſchlecht und Katholiken! Und die armen Irländer ſind noch gar ſtolz auf ihre Abkunft, auf ihren Namen; **J am Jrishman, Sir,** erwiedert Euch mit Selbſtgefühl der lumpigſte Burſch, der die Straße fegt, im Winter baarfuß läuft und kein Hemde trägt; ich glaube immer: die Leute denken dabei an die Zukunft und an das ſüße Gefühl der Rache. — (Fortſ. f.)

Feuilleton.

*** **Franzöſiſche Begrüßung einer deutſchen Prinzeſſin.** — In der Anrede, mit welcher die Prinzeſſin Helene von Mecklenburg an der franzöſiſchen Gränze von dem Präfekten des Moſeldepartements, Herrn Baron **Sers**, begrüßt worden, heißt es u. a.: „Die Verbindung, welche Sie ſchließen, iſt für dieſes Königreich der erſte ſchöne Tag einer neuen Aera. Sie wird noch in ſpäter Fernzeit als diejenige bezeichnet werden, die das Band zwiſchen Deutſchland und Frankreich feſtgeknüpft und durch ein großes Beiſpiel jenen weiſen Grundſätzen der religiöſen Duldſamkeit, welche durch unſere glorreiche Revolution ſo glücklich feſtgeſtellt worden, die Weihe gegeben hat."

*** **Teller und Mendelsſohn.** — Der zu ſeiner Zeit berühmte Berliner Theolog Abraham **Teller** (ſo leſen wir in der Ztg. f. d. eleg. Welt) ſandte einſt ſeinem Freunde Moſes **Mendelsſohn** folgende Zeilen:

„An Gott den Vater glaubt ihr ſchon;
So glaubt doch auch an ſeinen Sohn.
Ihr pflegt ja ſonſt bei Vaters Leben
Dem Sohne gern Credit zu geben."

Mendelsſohn erwiederte:

„Wie könnten wir Credit ihm geben?
Der Vater wird ja ewig leben."

*** **Ein böhmiſcher Methuſalem.** — Am 13. Febr. d. J. ſtarb zu Waihirow in Böhmen ein Bauer, Namens Joh. Kindl, welcher 1721 geboren, im J. 1753 zum erſten- und 1790 zum zweitenmal geheirathet. Seine jüngſte Tochter wurde im J. 1819, dem 98ſten ihres Vaters, geboren. Erſt in ſeinem 112ten Jahre übergab er ſeine Wirthſchaft an ſeinen 59 Jahre alten Sohn; noch in ſeinem letzten Lebensjahre konnte er 4 bis 6 Stunden Weges in einem Tage zu Fuß zurücklegen.

*** Man ſagt, **Meyerbeer** gedenke vom Ertrag ſeiner Opern ein Hoſpital in ſeiner Vaterſtadt Berlin zu gründen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller**. — Verleger: **J. D. Sauerländer**.

№ 144. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 21. Juni.

Aus F. G. Wetzel's Nachlaſſe.

1. Auge!

Ein bloßes Auge wenn ich wär',
Wie ſelig wär' mein Loos,
Ich ſchwebt' und ſchwebte hin und her,
Hatt' keine Mühe groß.

In jede Blum' in Berg und Thal
Wie lüſtern wühlt' ich mich,
Und ſicher wär' vor mir kein Strahl,
Verſchläng' ihn brunſtiglich.

Nacht hinter mir und vor mir Tag!
Das ſollt' mein Wahlſpruch ſein,
Und immerdar der Sonne nach,
Dem Frühling hinterdrein!

Und ſie, die mich aus ihrem Kreis,
Die ſtrenge Herrin, bannt,
Ich wär' ihr gegen ihr Geheiß
Doch Tag und Nacht zur Hand.

Würd' überall ein Winkelchen
Doch auszuſpüren ſein,
Da käm' ich ungeſehen denn,
Und pflanzte mich hinein!

Und ſchaute unverwandt nach ihr,
Dem lieben Angeſicht,
Und lebte ewig für und für
Von ihrer Blicke Licht.

Und jedes Mienchen hold und weich
Stöhl' ich der Süßen ab,
Und ſäh' ihr jedes Wörtchen gleich
Von ihren Lippen ab.

Und jedes Lächeln wohl von ihr
Haſcht' ich mit frohem Muth,
Und kühlt' in jeder Thrane mir
Der Sehnſucht brünſt'ge Gluth.

O weg, du dunkle Erdgeſtalt!
Du Laſt von Fleiſch und Bein!
Und, ſüßes Mädchen, möcht' ich bald
Nur Auge, Auge ſein!

2. Erſte Liebe.

Süßer als die erſte Liebe
Weiß ich nichts auf dieſem Rund;
Erſt nur, wenn es wieder drüben
Wird zum erſtenmale lieben,
Wird das arme Herz geſund!

3. Die Roſe.

Ach! klagt die Roſe mir, uns iſt hienieden
Nur Einmal Lieb' und dann der Tod beſchieden,
Nur Eine ſüße Nacht im Arm des Gatten,
Dann — Staub und Schatten!

4. Ewige Nähe.

Wie ſo innig deine liebe Nähe!
Möchte ſchwören manchmal, daß du's biſt,
Wenn ich leibhaft dich vor Augen ſehe,
Und mein Traum das Meilenweit vergißt.

Hinter jedem Buſche mußt du ſtehen,
Und ich eile thöricht auf ihn zu,
Mußt hervor um jede Ecke gehen,
Und ſo treibt mich's ohne Raſt und Ruh.

Ob ich je auf Erden dich umſchließe?
Oder deinem Auge unerkannt,
Wie ein fall'nder Stern vorüberſchieße,
Wie ein Morgentraum, der kam und ſchwand?

Eines aber halt' ich feſt vor allen,
Und das fährt vorbei, nicht unerkannt
Wie die Lichter, die vom Himmel fallen,
Wie ein Dämmertraum, der kam und ſchwand.

Nur Erinn'rung iſt zu dir dieß Treiben,
Alte Liebe zieht mich wieder an,
Seit Jahrtauſenden ſind wir und bleiben
Wir Gefährten auf der blauen Bahn.

Londoner Induſtrieen.

(Fortſetzung).

Über den unglücklichen Irländer wollen wir unſere glücklicheren Landsmänninnen, die heſſiſchen Beſenmädchen ſtellen, **broom-girls**, es ſollen deren gegen 5000 in London vegetiren! Fragt die naiven Mädchen, woher ſie gekommen, ſo werdet ihr aus einem und aller Munde vernehmen: „Aus Butzbach, bei Frankfort, mein Herrchen," — **posito**, daß ein **masculinum** inquirirt — „ſchenken Se mer 'n halben Stüber!" Die fremdartig gekleideten, fremdartig redenden und mit ihren Fliegenwedeln — in London gibt es gar ſehr wenig Fliegen — in den Straßen herumlaufenden Mädchen — Knaben trifft man nur ausnahmsweiſe — ſprechen zu aller Welt in ihrem „Frankforter" Dialekt, und betteln ſo beharrlich und klagen ſo rührend, daß ſie oft eine Seele bewegen und einen halben Penny erhaſchen, denn mit ihrem Handel machen ſie nicht gar große Geſchäfte. Ein Schweſternpaar, welches mein Viertel zu ſeiner Operationslinie erwählt hat, erſcheint, nachdem es meine Wohnung erforſcht, monatlich wenigſtens zweimal bei mir, bringt Fliegenwedel, nimmt dafür Alles, was ihm geboten wird, auch Geld, wenn ſolches vorhanden, und erzählt von ſeinem Handel, von London und von unſerm Vaterlande. Die etwas ſchmutzigen und nichts weniger, als hübſchen Kinder ſind zwiſchen 10 — 14 Jahren, bei Butzbach im Heſſiſchen gebürtig und vor wenigen Monaten erſt angelangt, ſie haben Reiſe und Überfahrt allein übernommen, und mit welchen Mitteln? Hört es, ihr Reiſenden! Eine Verwandte der beiden Kleinen, die ſich ſchon längere Zeit hier aufhielt, ſchrieb auf die Anfrage der Kinder oder deren Eltern, daß ſie zu einer Reiſe nach London 20 fl. bedürften, aber auch mit noch weniger fertig werden könnten. Im letztern Falle müßten ſie aber bis Rotterdam ſich durchbetteln, dort Plätze auf einem nach London ſegelnden Schiffe nehmen, ſich für zwei Tage Lebensmittel kaufen, dann ihre reſtirende Baarſchaft einnähen und gut verbergen, und wenn man ihnen auf dem Schiffe das Geld für die Überfahrt abfordere, ſchrecklich weinen und jammern und ſagen, ſie hätten keines! Die Schweſtern haben den guten Rath befolgt und ſind auf dieſe Art mit 5 fl. hergereiſ't. — Allgemein wird in Deutſchland, vor Allem im Vaterlande der Londoner **broom-girls**, im Heſſen-Darmſtädtiſchen und den angränzenden Staaten, angenommen, daß dieſelben in England moraliſch zu Grunde gehn. Etwas mag daran ſein, denn London iſt, wie jede große, reiche, ſtark bevölkerte Stadt, kein Tugendſpiegel. Aber ſo arg, wie ich vordem in deutſchen Blättern geleſen zu haben mich erinnere, iſt die Sache nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Mehrzahl der herumlaufenden Beſenmädchen zu häßlich iſt; auf einige Ausnahmen dieſer Regel, die in ſeidenen Kleidern, Hüten und geſchminkt einherſtolziren, mag obige Annahme Anwendung finden, aber nur auf Ausnahmen; 90 pCt. von unſern etwas unſaubern Landsmänninnen können Engländer höchſtens nur **par curiosité** anziehn, denn die am wenigſten reizende Londner Dirne iſt eine Venus im Vergleich zu den heſſiſchen **broom-girls**. Der Aufenthalt faſt aller dieſer Mädchen, deren Eltern und Geſchwiſter, wenn ſolche mitgegangen, iſt im Whitechapel, dem verrufenſten Quartiere Londons, welches öſtlich von der City gelegen und vorzugsweiſe von Juden, Deutſchen, Fleiſchern, Trödlern und Diebshehlern, von Dirnen und Wirthen bevölkert, und von Matroſen und der Hefe Londons frequentirt wird. Dort gibt es deutſche Wirthe, deutſche Gelage und deutſche Bälle, auf denen die erwachſenen **broom-girls** zu hunderten ſich einſtellen. Entrée 3 Pence, wofür man noch einen Krug Bier erhält. — Die Straßenkehrer, meiſt Irländer, mitunter auch Ausländer, Franzoſen, Spanier und Deutſche, höchſt ſelten geborne Engländer, poſtiren ſich an den gepflaſterten Fußpfaden, welche über die häufig nur chauſſirten Straßen führen, fegen jene Pfade und bitten die Paſſirenden um eine Gabe. An ſehr frequenten Orten, Oxfort- und Regentſtraße z. B., ſollen ſich Straßenkehrer bei ſchlechtem, ſchmutzigen Wetter, ein, ſelbſt zwei Pfd. St. per Tag verdient haben, jetzt iſt aber die Concurrenz zu groß und dadurch das Verdienſt des Einzelnen geſchmälert. Es darf nicht ein Jeder mit einem Beſen erſcheinen und fegen und ſammeln wollen; unter den Straßenkehrern Londons, wie unter allen Gewerben und Geſchäften, herrſcht ein ſtrenger Korporationsgeiſt; jeder Fremde, jeder gewaltſam ſich Eindrängende wird, wenn es geſetzlich nicht geſchehen kann, ſo lange gehöhnt und maltraitirt, bis er das Feld räumt. — In London darf nicht gebettelt werden, es geſchieht aber hier wie überall, wo dergleichen Verbote exiſtiren. Das Betteln iſt in London nur Blinden, Gebrechlichen und Verſtümmelten geſtattet; da ſind nun Viele blind, die ein treffliches Geſicht, Viele Kruppel, die den geſundeſten Körper haben. Faſt täglich lieſ't man in den Journalen die Entdeckung eines ſehenden Blinden, eines Einärmigen, der den andern Arm künſtlich verborgen hatte, eines Lahmen, der Schnellläufer werden konnte u. ſ. f. Die Blinden werden von Hunden, ſeltener von Kindern geführt, handeln mit Bändern u. dgl. m., tragen ein Becken zur Aufnahme der milden Gaben, und machen ſich durch immerwährendes Klopfen ihrer langen, eiſenbeſchlagenen Stäbe auf den Steinplatten des Trottoirs bemerkbar. Die Gebrechlichen gehn, hinken, fahren und kriechen umher, werden getragen und kauern an Ecken, je nachdem ſie im Stande ſind, ſich fortzuhelfen und auf die eine oder andere Art mehr verdienen. Leute ohne Arme gehen, Lahme hinken, die ohne Füße ſchieben ſich auf kleinen Wägelchen ſelbſt fort, oder laſſen ſich durch Angehörige oder Miethlinge ziehen, fahren auch wohl mit einem Hundegeſpann, einem Eſelein, oder einem kleinen ſchottländiſchen Pferdchen, **pony**. Die ſtabilen

Bettler verdienen am meiſten, indem ſie eine gewiſſe Kundſchaft haben; Erzählungen von reichen Londner Bettlern ſind bekannt. (Schluß f.)

Althochdeutſcher Sprachſchatz
von Graff.

Durch dieſes für die deutſche Sprache wichtige Werk, hat ſich Herr Graff gegründetes Recht auf den Dank aller Freunde des Sprachſtudiums erworben, und man muß die viele Mühe, welche das Abſchreiben und Ordnen ſo vieler Gloſſen, als ſich hier beiſammen finden, erfordert, anerkennen. Leider wird dies nützliche Buch Vielen wegen des hohen Preiſes unzugänglich ſein, und doch hätte dieſer Übelſtand vermieden werden können, wenn der Druck weniger luxuriös eingerichtet worden wäre, was ſehr leicht hätte geſchehen können. Daß ein Mann, welchem ein Schriftwerk viele Mühe gemacht hat, wünſche, es ſchön gedruckt zu ſehen, iſt ganz natürlich; aber bei dieſem Buche, zumal wenn man die Gattung bedenkt, zu welcher es gehört, iſt dennoch viel mehr als billig geſchehen. Daß aber dem Verfaſſer dieſe Arbeit viele, ſehr viele Mühe gemacht habe, ſieht man dem Buche an, da ihn der Stoff, weil er ihm nicht vollkommen gewachſen war, offenbar ſo ſchwer gedrückt hat, daß dies ſo nützliche Werk häufig als ein mühſeliges und beladenes erſcheint. Daher mag es auch kommen, daß ſo manche verderbte Gloſſe ſtatt mit einem Vorſchlag zur Verbeſſerung oder einer wirklichen Verbeſſerung begleitet zu ſein, nur mit einem Fragezeichen verſehen iſt, während es doch oft ſehr leicht war, die Corruptel auf den erſten Blick zu durchſchauen. Z. B. ***abageiz,*** **tippula,** bedarf wahrlich keines Fragezeichens, als ob Wunder was dahinter ſtäke, denn wer hinzuſetzt: lies **ahageiz**, wird ſich gewiß nicht irren, und eben ſo wenig wird der irren, welcher bei der Gloſſe ***apagepatan,*** **dissertorem** ſtatt eines Fragezeichens hinzuſetzt: lies, ***apage Satan,*** **desere me.** Wiewohl dies gar nicht in dies Buch gehörte. Wenn der, welcher einem Wörterbuche Quartbände widmet, dergleichen Dinge nicht beachtet, wer ſoll es dann thun? Doch iſt dies nur ein geringer Tadel, klein gegen ein Übel dieſes Buches, welches auf jüngere Leute im Sprachſtudium nachtheilig wirken kann, freilich nicht allein dieſem Buche eigen, ſondern auch manchem andern, nämlich die abgeſchmackte Sanſcritſcholaſtik, welche von dem durch keinen irgend gültigen Beweis erhärteten Wahn ausgeht, die mit der Sanſcritſprache verwandten andern Sprachen ſtammten von dieſer her, und dieſe ſei überall die entſcheidende. Solcher Aberwitz führt denn natürlich zu den keckſten Behauptungen, und den gewaltſamſten Vergleichungen. Auch Herr Graff ward von dieſer Scholaſtik am Schopf ergriffen und auf allen Irrpfaden bis zur Ermattung und Beſinnungsloſigkeit herumgetummelt. Leider wuchert dieſer Schwindelhafer überall in dem Buche, und beengt die gute Saat, ſie oft zu erſticken drohend. Das Komiſche bei dieſer Sache iſt aber der Hochmuth, welchen die in jener Scholaſtik Befangenen zur Schau tragen, und womit ſie ihren Trödel vor dem Publikum ausposaunen, bis zur Heiſerkeit rufend, **ecco il vero pulcinello.** Zum Lobe des Hrn. Graff ſei es geſagt, daß er, obgleich in dem Syſteme verfangen, doch nicht die hoffärtige Unverſchämtheit, welche viele ſeiner Mitadepten zeigen, unſern Augen darbietet. Ja es verdient dies um ſo mehr bemerkt zu werden, als es eine immer wiederkehrende Erſcheinung iſt, daß mit der Unfreiheit des Geiſtes, welche die ſich irgend einem ſcholaſtiſchen Syſtem ergebenden heimzuſuchen pflegt, ſich der Hochmuth einſtellt, wie es beſonders bei den öfters wechſelnden philoſophiſchen Syſtemen deutlich zu ſehen iſt. Freilich, wenn ſich dergleichen immer ſo naiv kund gäbe, wie neulich bei einem Hegelianer, Namens Meyer, in der Berliner Literaturzeitung, welcher ſagte, um einen Dichter zu beurtheilen, müſſe man Hegel'ſcher Philoſoph ſein, wodurch man über ihm ſtehe, ſo würde es mitunter auch für einen Augenblick unterhaltend ſein. Möge daher dieſer Sprachſchatz des Hrn. Graff den Nutzen ſtiften, welchen er wirklich zu ſtiften geeignet iſt, und die dem Sprachſtudium ſich widmende Jugend nicht auf die Irrwege hinleiten helfen, auf welche ſie verlockt wird, um die Zahl abgeſchmackter Pedanten zu vermehren.

Konrad Schwenck.

Feuilleton.

, Statiſtik der ruſſiſchen Schulanſtalten. — Herr Alexander von Kruſenſtern, der Sohn des berühmten Weltumſeglers, hat kürzlich zu Warſchau einen „Précis du système, des progrès et de l'état de l'instruction publique en Russie" herausgegeben. Dieſem, aus amtlichen Urkunden geſchöpften Bericht entnehmen wir folgende Angaben:

	im J. 1809:	1824:	1835:
Moskau zählte	49 Prof. u. Lehrer.	50 Lehrer.	140 Lehrer.
	135 Studenten.	840 Stud.	419 Stud.
Dorpat —	37 Lehrer.	30 Lehrer.	69 Lehrer.
	193 Stud.	365 Stud.	567 Stud.

Die Zahl der vom Miniſterium abhängigen Schulen betrug:
im Jahre 1809 . . . 409 mit 33,481 Schülern.
„ — 1824 . . . 1411 „ 69,626 —
„ — 1835 . . . 1681 „ 85,707 —

Ueberhaupt ſind in den letzten 10 Jahren 440 Schulen theils neu gegründet, theils völlig umgeſtaltet worden. Das Unterrichtsminiſterium hat jährlich über ungefähr 7½ Millionen Rubel zu verfügen. (Das Budget der Akad. der Wiſſenſchaften beträgt allein 830,400 R. jährlich). Von den 85,707 Schülern, die unter dem Unterrichtsminiſterium ſtehen, werden etwa 23,000 auf Koſten der Krone unterhalten. — In den Kriegs-, Artillerie- und Ingenieur-Schulen werden im Ganzen 6733 Zöglinge unterhalten, für welche im J. 1838 die verhältnißmäßig ſehr bedeutende Summe von 6,855,000 R. verwendet worden. — Die Schulen für die Soldatenkinder zählten in demſelben Jahre 179,981 Zöglinge, deren Unterhalt dem Staate ungefähr 1,000,000 R. koſtete. — Die Zahl der Zöglinge in ſämmtlichen ruſſiſch-katholiſchen geiſtlichen Schulen betrug im v. J. 58,566 Köpfe, welche im v. J. von der Regierung mit 2,500,000 Rubel unterſtützt wurden. — Für die unirten Griechen, die Katholiken und die armeniſchen Chriſten beſtehen 317 geiſtliche Schulen mit [illegible] Zöglingen. — Endlich wurden in den Findelhäuſern zu Petersburg und Moskau mit ihren viel verzweigten Etabliſſements im J. 1836 — 49,[illegible] Kinder verſorgt. — Als Reſultat wird angegeben, daß ſich jetzt in Rußland 441,000 Schüler den höhern Studien widmen, und 415,486 ſich auf Erlernung nützlicher und mechaniſcher Fertigkeiten beſchränken, oder bloß die Elementarſchulen beſuchen. Nehme man nun an, daß 1,050,000 Kinder aus allen Ständen Unterricht empfangen, und ziehe davon die Summe von 460,576 ab, die in den öffentlichen Schulen erzogen werden, ſo blieben für den Unterricht in den Familien noch 587,424 Kinder übrig.

⁂ **Die *LVIII* Ottone.** — Herr A. Creuzé de Leſſer hat den wunderlichen Einfall gehabt, in einem Buche, welches er „Annales secrètes d'une famille pendant dix-huit cents ans" überſchrieben, acht und fünfzig theils hiſtoriſche, theils fiktive Ottone nach einander vorzuführen, von denen der erſte, ein Enkel des Spartakus, Freund des Kaiſers Auguſtus geworden, der letzte, Otto LVIII., als Märtyrer der Contrerevolution, in dem Vendéekrieg ſtirbt. Otto LVII. aber, angeblich der Vater deſſelben, ſtirbt in der Schreckenszeit als Proſkribirter auf einem Speicher, mit — tauſend Flüchen über die Revolution, ihre Ideen und ihre Urheber!

⁂ **Franzöſiſche Geſellſchaft zur Verbreitung frommer katholiſcher Bücher.** — In Frankreich, wo manche praktiſche Menſchenfreunde Unterricht und Religioſität als dasjenige anſehen, auf welches das Hauptaugenmerk zu richten, hat ſich eine Anzahl achtbarer Männer zuſammengethan, die zunächſt in Beſançon unter der Firma von Gauthier und Comp. eine großartige Buchhandlung gegründet, von welcher bereits wohlfeile Ausgaben von Bourdaloue, Maſſillon, Fénélon, Boſſuet, Bergier, Guerin de Rocher und Feller, ſo wie von der Nachfolgung Chriſti und von Werken der Kirchenväter verbreitet worden ſind. Gegenwärtig ſoll dieſer Verein ſeine Etabliſſements erweitern, und ſowohl die Paix als das Journal de Paris empfehlen.

⁂ **Kunſtvereine in England.** — Außer der Art-Union, von welcher bereits die Rede geweſen, hat ſich zu London auch eine „Society for the encouragement of british art" (Geſellſchaft zur Förderung der brit. Kunſt) gebildet, welche ganz in der Weiſe der deutſchen Kunſtvereine eingerichtet iſt.

⁂ **Eliſabeth's Ueberſetzung des Boëthius.** — Einem engliſchen Blatte zufolge hat der Staatsarchivar zu London eine faſt ganz von der eigenen Hand der Königin Eliſabeth geſchriebene Ueberſetzung des weltberühmten Buches des Boëthius, de consolatione philosophiae (vom Troſte der Weisheit), aufgefunden.

⁂ **Barbarei in Nordamerika.** — Ein gewiſſer Cobb verſpricht im „Spectator," einem Zeitblatt aus Nord-Carolina, unter'm 3. Decbr. vor. J., 200 Dollars Belohnung demjenigen, der zwei ſignaliſirte Negerſclaven, die ihm entflohen, entweder ihm ausliefern, oder ſie in ein Gefängniß bringen oder ſie todtſchießen würde, „im letzteren Fall aber," heißt es in der Anzeige, „müßte ich ſelbſt ſie tödten ſehen." — Solche Anzeigen wiederholen ſich oft in amerikaniſchen Blättern, und geben auf das Schmerzlichſte zu erkennen, in welche tiefe Ohnmacht ſowohl das Chriſtenthum als die Rechtsbildung in jenen Staaten geſunken!

⁂ **Die Primitiven Methodiſten** haben vom 19. bis 24. v. M. ihre 18te jährliche Conferenz zu Sheffield gehalten, wonach die Zahl derſelben ſich jetzt auf 65,177 beläuft; ſie haben 400 wandernde und 2343 lokale Prediger, und 983 Kapellen.

⁂ **Adolph Adam's Opern.** — „Der Poſtillon de Lonjumeau," eine komiſche Oper von Adolph Adam, welcher im Oktober v. J. zum erſtenmal in der opera comique zu Paris aufgeführt worden, hat in einem halben Jahre ſchon nahe an 100 Vorſtellungen erlebt, und hierdurch den Ruf des Compoſiteur's, der ſich früher ſchon durch „die Alpenhütte" und „das Donauweibchen" ausgezeichnet hatte, dauernd begründet.

⁂ **Rückert**, kaum mit der Durchſicht des letzten, bereits der Preſſe vertrauten Bandes der zweiten Auflage ſeiner geſammelten Gedichte im Reinen, ſchickt ſich ſchon an, den zweiten Theil der „Weisheit des Brahmanen" zum Drucke gereift darzuſtellen, und auch die „Makamen des Hariri" werden binnen kurzem, vollſtändig bearbeitet, an's Licht treten. Zur Feier des 16. Mai, des Geburtstages des Dichters, haben 37 Leipziger demſelben einen prachtvollen Ehrenbecher, und mehrere Bremer ihm eine wohlgefüllte Kiſte mit Havannah-Cigarren überſendet.

⁂ **Araber und Franzoſen.** — Der Temps bringt folgende Anekdote: „Man beglückwünſchte Juſuf über die Art, wie er franzöſiſch ſpreche. Ich habe, erwiederte er, 800 Araber in meinem Regimente, die franzöſiſch, ſo wie ich, das heißt, ſehr ſchlecht ſprechen; ſchüchterner als ich, wagen ſie den Mund nicht zu öffnen, um ſich dieſer Sprache zu bedienen. Ich habe auch gegen 40 Franzoſen, die gegen 20 arabiſche Worte gut verſtehen; dieſe ſprechen den ganzen Tag arabiſch, geben ſich ſelbſt für Profeſſoren dieſer Sprache, und behaupten, wir radebrechen nur ein ſchlechtes Patois, das ſie corrigiren wollen."

⁂ **Muſikfeſt in Poſen.** — Der Muſikverein in Bromberg wird am 28. und 29. d. M. ein großes Muſikfeſt, das erſte im Großherzogthum Poſen, veranſtalten. Für den erſten Tag iſt Haydn's Schöpfung, für den zweiten das Auserleſenſte aus Händel's Meſſias, nebſt einer vom Dirigenten, Herrn Löwe, componirten Cantate beſtimmt.

⁂ **Deutſche Opern in Afrika.** — In Algier iſt kürzlich „Robert der Teufel" mit großem Beifall gegeben worden, und in Alexandrien ſtudirt man jetzt den „Freiſchütz" ein.

⁂ **Schweizer Reformationsgeſchichte.** — Herr v. Haller hat zu Paris eine Histoire de la réforme protestante en Suisse erſcheinen laſſen.

⁂ **Boydell's Fortbewegungsmaſchine.** — Ein Herr Boydell von Dee Cottage bei Cheſter hat eine Fortbewegungsmaſchine (locomotive engine) erfunden, welche, an ſchwere Wagen u. ſ. w. befeſtigt, dieſelben auf gewöhnlichen Wegen mit großer Schnelligkeit forttreibt. Mit dieſer Vorrichtung iſt vor wenigen Tagen dort ein Verſuch gemacht worden, der von Gelehrten und Praktikern gleichen Beifall geerntet.

⁂ **Gas-Reinigung.** — Hrn. Philipps, Oberaufſeher in den Exeter Gaswerken, iſt es gelungen, das Gas von dem übelriechenden flüchtigen Kali, welches die meſſingenen und kupfernen Röhrchen angreift und der Geſundheit nachtheilig iſt, — zu reinigen. Das Gereinigte gibt eine viel hellere Flamme.

⁂ Eine Mrs. Hurdman hat dem Londoner Verein zur Errichtung neuer Kirchen für den anglikaniſchen Cult in London 80,000 Pf. St. vermacht.

⁂ **Iſraeliten in Rußland.** — Nach Bulgarin's genauen Angaben in ſeinem „Rußland" zählt man im ganzen Kaiſerſtaat 1,495,364 Iſraeliten beider Geſchlechter. Davon befinden ſich 414,813 in Polen (in Warſchau allein 33,934).

⁂ **Vereine für Pferdezucht.** — Am 29. u. 30. Mai fanden die von dem Vereine zur Beförderung der Pferdezucht auf der Loddenheide bei Münſter veranſtalteten Pferderennen ſtatt, und auf den 18. und 19. Auguſt d. J. hat der für Braunſchweig, Hannover, Oldenburg und Bremen gebildete Verein zur Beförderung der inländiſchen Pferdezucht ſein Pferderennen ausgeſchrieben.

⁂ **Die Rauſchkur.** — Ein amerikaniſcher Arzt hat ein Hilfsbuch für Kranke unter dem Titel „die Rauſchkur" herausgegeben, worin er durch vielfältige Thatſachen zu beweiſen ſucht, daß ein mäßiger Champagnerrauſch bei Rheumatismen, Nervenkrankheiten und Fiebern die heilſamſten Wirkungen habe, indem er den Krankheitsſtoff in der Wurzel erſticke.

⁂ **Hiſtoriſch-muſikaliſche Abende im Haag.** — Wie früher Prof. Fétis in Paris, ſo hat im Haag Dr. Kist hiſtoriſch-muſikaliſche Soirée's mit großem Erfolge gegeben. Mit Orlando Laſſo und Sebaſtian Bach beginnend, ſchloß er mit Weber, Roſſini und Mendelsſohn-Bartholdy.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 145. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 22. Juni.

'Mas Aniello.

Bruchſtück einer geſchichtlichen Tragödie

von

Alexander Fiſcher.

Erſter Aufzug. Erſte Scene.

(Marktplatz. Rechts im Hintergrunde die Kirche del Carmine; links ein Schlagbaum mit einer hölzernen Zollbaracke, in der ein Licht brennt. In der Ferne das Meer. Links im Vordergrunde auf den Stufen eines Gebäudes liegt 'Mas Aniello, der zuweilen an ſeinen Netzen flickt. Um ihn herum ſtehen und ſitzen andere Fiſcher. Hier und da ſtellen Handwerker und Krämer Tiſche und Laden auf. Ueber dem Meere graut der Morgen. Links im Vordergrunde ſtehen die Giebel der Häuſer, matt erleuchtet vom feuerſpeienden Veſuv, der rechts außerhalb der Bühne gedacht wird).

Jeronimo

(tritt links auf, umgeben von Weibern und Kindern, ein glänzendes Heiligenbild in die Höhe haltend, mit nicht ganz lauter Stimme:)

Du heil'ger Januarius,
Hör' unſern bangen Morgengruß,
Preiſend dich mit Herz und Munde,
Flehen wir zu dieſer Stunde,
Schütz' uns vor des Feindes Bunde,
Vor Veſuvius Flammenſchlunde,
Bring' uns bald der Freiheit Kunde,
Mache, daß das Land geſunde
Von ſo mancher tiefen Wunde;
Hör' das Flehen in der Runde,
Hör' unſern bangen Morgengruß,
O heil'ger Januarius!

(Der Zug geht vorüber).

Ein Zollbeamter (im Hintergrunde). Kerl, zahle die Abgabe für deine Maccaroni.

Verkäufer. Herr, kann's nicht.

Der Zollbeamte. Du mußt.

Verkäufer. Herr, da iſt mein ganzes Geld, mein letzter Pfennig und 'n Schuft, der mehr —

Der Zollbeamte. — gibt, als er hat? Redensart, Poſſen! — (Ruft in die Baracke). Cletto, ſoll man den Hund von Verkäufer, der die Auflage für ſeine dampfenden Maccaronen nicht zahlen will, binden?

Anaclerio (aus der Baracke antwortend). Ja, ja. Man binde ihn!

Verkäufer. O weh! — Wenn ich nur entwiſchen konnte. — Raſch gewagt, iſt halb gewonnen. — (Er läuft).

Der Zollbeamte. Halt, Galgenſchwengel! Halt! nichtsnutziger Schmuggler! Halt, ſchändlicher Betrüger eines weiſen königlichen Zollamts!

Verkäufer. Thät' Euch gar nicht betrügen, Herr. Meinte, Ihr ließt mich gnädig geh'n.

Der Zollbeamte. Zeit hat Ehre, verſchmitzter, Schurke. — He da! bindet und werft ihn in den Thurm. — Glaubſt du, wir würden noch viel Federleſens mit dir machen?

Verkäufer. Um dieſer Lapperei willen! Mich binden! In den Thurm werfen! O das Elend! (Man ſchleppt ihn fort).

Der Zollbeamte (ruft in die Baracke). Cletto, hört Ihr? Die dreihundert Ellen Stricke werden heute wieder nicht reichen. Ach! ſo laßt doch einmal das ewige Geldzählen und hört mich. Ich ſage —

Ein Bürger (im Vordergrunde, zu Andern). Seht, Herr Nachbar, ſeht, wie noch jetzt der Pulverqualm von dem in die Luft geſprengten Admiralſchiff, das unſer Hab und Gut nach Spanien führen ſollte, dem Meere entlang, an den Inſeln Iſchia und Capri, in ſchwarzen Streifen vorüberzieht. Der Dampf verfinſtert beinahe das Morgenroth. Hat man nicht Vermuthungen? Oder weiß man ſchon, wer 'ne Lunte in die Pulverkammer warf? Iſt's 'raus?

Ein Anderer. Ein Freund Neapels.

Ein Dritter. Ja wohl! Ein Freund Neapels, und tauſendmal ſei er geſegnet. — Kommt, traute Freunde, ſagt mir, hat wohl Jemand von euch dieſe Nacht die flammenden Zeichen am Himmel geſehen? Dort, nach Norden zu!

Ein Vierter. Laßt das, man ſpricht nicht gern davon.

Der Dritte. Warum ſoll man nicht davon ſprechen? Was haben wir noch Schrecklicheres zu erwarten? Das ganze Regiſter aller möglichen Leiden und Qualen iſt ja durchgemacht. Wir haben die gräßlichen Plagen des Krieges erduldet. Unſre Felder ſteh'n verwüſtet! Unſre kräftigſte (ach! mein Sohn!), unſre kräftigſte Jugend liegt ſchmählich dahin gemordet. Eine entſetzliche Peſt raubte uns die liebſten Glieder unſerer Familien. Große Theurung herrſcht überall im Lande, und die habgierige, hartherzige, ſpaniſche Regierung ſaugt unaufhaltſam die letzten Kräfte aus unſern hinfälligen Körpern. O! mir geh'n die Augen über!

Der Vierte. Herr, wenn Ihr über die theuren Zeiten klagt, der Ihr Haus und Hof und Wechſel noch die Fülle habt, wie ſoll ſich dann ſo ein armer Schlucker wie unſer eins geberden?

Der Dritte. Schon oft hört' ich um Mitternacht den Todtenwurm an meinem Lager picken. Man ſollt nicht abergläubiſch ſein, aber das prophezeihe ich euch: nicht lange wird es währen, und ich beziehe ein kleineres Haus, wo mir der Frieden wird, den ich hier in meinen alten Tagen vergebens geſucht. — Mein Haus und übrige Habe wird alsdann unſerm Vicekönig eine willkommene Beute.

(Sie ziehn ſich zurück).

Wieder ein Bürger (der aus dem Zollhauſe kommt, zu einem Andern). 'S iſt zu toll! Wie wär's, wenn wir die Schelme von Zöllnern verjagten?

'Mas Aniello. O, über die Vögel, die im Waſſer fliegen, und über die Fiſche, die im Sande ſchwimmen wollen!

Ein zweiter Bürger. Ei, der verſteht's beſſer.

Dritter Bürger. Der armſelige Lazzaroni.

Ein Bäcker. Haha! der blöde Lump!

'Mas Aniello (ſpringt auf, und gibt ihm einen Fußtritt, daß er zu Boden ſtürzt). 'Mas Aniello heiß' ich, gemaſteter Schuft!

Fiſcher und Bürger. Recht ſo! Ein Lump, wer 'nen Lump ſich ſchmähen läßt.

'Mas Aniello (ſich wieder auf die Stufen ſtreckend). — und wer noch künftig Zölle gibt.

Salvator Roſa (aus dem Thore mit einem Fruchtkorbe).

Säng' ich, was ich haben könnte,
Braucht' ich jahrelange Zeit;
Sing' ich aber, was ich habe,
Ei, ſo wird mein Lied nicht breit.

Ein Bürger. Das iſt die rechte Zeit zu improviſiren!

Salvator Roſa. Wär' ich Zeus, ſo wollt' ich meinen flammenden Dreizack in die Gedärme der frevlen Rotte der Zöllner ſchleudern. — Armes Volk, ich kam aus Rom, verließ die Werkſtätte der Kunſt, um mit dir zu leiden und wo möglich dir beizuſtehen. Armes Volk! und ſo wenig zu bedauern! Nirgend Kraft! Nirgend Muth! Schlaffheit und Verzweiflung überall! Was Wunder, wenn du Nachts am Himmel Kanonengeſchütz, Kriegsgeſpann und feurige Geißeln erblickſt? — He! Euch beißt ein Floh? Knickt ihn!

Ein Bürger. Mich, Herr? Mich nicht.

Salvator Roſa. Dummkopf! (Er ſpeiſt von den Früchten).

(Ein Barbier tritt auf).

'Mas Aniello. Nun, muntrer Barbier? Was iſt? Was ringſt du denn die Hände ſo? Warum klagſt du? Reiß' 'nen Witz.

Barbier. O! hab' längſt den Witz mit den Barbierbecken an den Nagel gehängt. 'S hat ſich Alles ausgewitzt. (Er weint.) Mein Weib verhungert. — Bin ich denn ſo winzig, ſo gar nichts, daß ich nicht Rache nehmen konnte? Herab mit euch! Ihr Heiligen, die ich umſonſt in meinem Kummer angeſchrien, herab in dieſe wollne Mütze.

(Er wirft ſie hin und tritt ſie mit Füßen).

Salvator Roſa. Wahrlich! der Mann braucht keine Schröpfköpfe, um ſich übermäßiges Blut abzapfen zu laſſen. Die Haut ſeiner Wangen könnte man zu Fenſterſcheiben brauchen. Völlerei war gewiß nicht ſeine Sünde. —

Barbier. So! Wuth, Rache, Verdammniß euch! — Nur du ſpring' 'raus, Antonio mein Schutzpatron! Spring' 'raus! (Fort.)

'Mas Aniello. Ei! Barbier, was haben dir denn die frommen Heiligen gethan? Warum wütheſt du denn wider ſie? Hat ſich dein Kopf verdreht, daß du die frommen Heiligen für böſe Herrn, und die böſen Herrn für fromme Heilige hältſt? O! welch' ein Narr biſt du!

Manfred (kommt beſtürzt und ſucht 'Mas Aniello). Wo iſt Tomaſo? — Ach! — Tomaſo, Unglück drängt ſich an Unglück.

(Fiſcher treten um ihn her).

Hört! Hört's Alle!

(Bürger, Weiber und Kinder kommen herbei).

An der Ecke der Straße von Toledo hat der Vicekönig, wahrſcheinlich über Nacht, ein Blatt anſchlagen laſſen, — pſt! gemach, ſeid ruhig, kommt nicht außer euch, gewöhnt euch daran, — auf dieſem Blatt verlangt er von uns, für die Niederlage der Franzoſen ein Geſchenk von einer — Million Scudi.

Das Volk. O! Wehe uns und unſern Kindern! Heiliger Januar, Rettung, Rettung in der Noth!

'Mas Aniello (ſteht auf). Hört ihr's? Eine Million Scudi, nicht mehr und nicht weniger. Sonderbar, gerade eine Million Scudi und nichts darüber. Ich meine, euch Allen wär' geholfen, hätt' er mehr oder minder verlangt. Was?

Salvator Roſa (der indeß mit Manfred geſprochen hat). Ei, der Hagel! die Schrift von der Erhöhung der Obſtſteuer wär' undeutlich? Sie wär' nicht klar und faßlich, ob der Käufer oder der Verkäufer den Zoll zu entrichten hat? — So eben nahm der Eletto von mir, der ich dieſe Früchte kaufte, die Abgabe. Komm, Manfred; wir wollen ihn auf die Probe ſetzen und ſchrauben. Ich will zum Schein dies Obſt an dich verhandeln, und verlangt er abermal von mir die Steuer, ſo geb' ich den Schuft dem Volksgerichte Preis. Laßt uns gehen, gut ſpielen und nicht aus der Rolle fallen.

(Zu den umſtehenden Männern und Weibern:)

Seht ihr das Gold dort?

Mehrere Weiber. Welches? Welches, Herr?

Salvator Roſa. Ich meine das Gold des Frühroths, das jetzt zerſchmilzt und am blauen Himmel in lichten Strahlen auseinander fließt. Man nennt es auch den jungen Tag, den Sieg über die Nacht. O möcht' er euch tröſtlich und erfreulich ſein! Ihr weint? Merkt euch mein Wort:

Iſt der Bogen zu ſtraff,
So reißt der Strang,
Ein ſtrenger Schlaraff
Regiert nicht lang.

(Ab in den Hintergrund).

Manfred. Sei auf der Huth, mein Schwager, und gibt es Händel, ei ſo ſteh' mir tapfer bei.

'Mas Aniello. Manfred?

Manfred. Ja!

'Mas Aniello. Haſt du das mir noch zu ſagen?

(Manfred folgt dem Salvator Roſa).

Mehrere Fiſcher. O Unglück ohne Ziel! wo iſt ein Ausgang im Trübſal?

'Mas Aniello (ſeitwärts). Wie ſagſt du? — Ein unglücklicher Erfolg dieſes Streites ſoll das Zeichen ſein, ob du Linderung ſchaffſt den Schmerzen deiner geknechteten Brüder? —

(Zum Volke hingewandt:)

Ha! wie ſie daliegen! die ſchweißige Stirn auf dem Pflaſter! — Niedergeknickt, wie die Ähren des Kornfeldes bei'm Sonnenbrand. — O!

(Wieder ſeitwärts).

Und du härmſt dich und ſchweigſt? — Und überläſſeſt ihre Glückſeligkeit der Übermacht? — Dem Zufall? — Nein! — Auch ohne dies Zeichen. —

Das Volk. Heiliger, — heiliger Januar!

Mehrere Fiſcher. Wir erliegen dem ſchweren allzuſchweren Druck! — Wenn naht ein Helfer, ein Retter? — O wir verderben!

Pione (für ſich). Jungfrau! Wie ſie die Augen verdrehen! (Laut:) Jammert nicht! 's hilft nicht! Muth, ihr Freunde, Muth!

'Mas Aniello (ſich zu Pione wendend). Wer ſprach das? Pione? Schlag' ein. Biſt ein wackerer Geſelle. Ihr Andern, glaubt ihr, daß, wenn der heilige Jannar eine Kuh ſchenkt, er ſie ihm am Seile auch zuführt? Muth! das iſt euer Retter und Wunderthäter. — Ihr habt mich oft Märchen erzählen und Lieder ſingen gehört; wollt ihr jetzt auch auf meinen Vorſchlag merken? Wollt ihr mir folgen?

Ein Fiſcher. O ja, 'Mas Aniello!

Ein Zweiter. Woll'n im Geheimen zuſammentreten.

Ein Dritter. — und einen Bund machen, 'Mas Aniello!

Ein Vierter. — Und unſere Freunde ſchützen.

'Mas Aniello. Was ſagt ihr? Im Geheimen zuſammentreten! Iſt es denn ein Frevel? Nur unſere Freunde ſchirmen? Warum nicht jeden, der mit uns die ehrne Hand des Zwanges fühlt?

(Zu Einzelen aus dem Volke).

Warum liegt ihr klagend auf der Straße? Was fragt ihr bange, wer euch heut ernähren wird? Meint ihr, Manna wird vom Himmel fallen? Steht auf!

(Viel Volk verſammelt ſich am Thore um Salvator Roſa, der als Verkäufer, und Manfredi, der als Käufer vor dem Eletto Anaclerio ſteht.)

Anaclerio. Was iſt da lang zu disputiren? (Zu Manfred:) Kannſt gehen. (Zu Salvator Roſa:) Du mußt die Abgabe zahlen. Du, der Verkäufer. So will's der Vicekönig, glaub' ich.

Salvator Roſa. Glaub' ich? Elender, rothröckiger Tropf! Deine Liſt iſt grob wie ein Segeltuch. Um hier der Menge des Volks zu ſchmeicheln, entſcheideſt du wider mich, den Verkäufer? Haben nicht du und deine ſchurkiſchen Helfershelfer vor kurzer Zeit von mir, der ich als Käufer kam, die Abgabe gefordert?

Anaclerio. Wie's gerade kommt. Du zahlſt, Schwarzer, oder die Galeere! — Heda, Wache! Nehmt ihm das Obſt! bindet ihn!

(Die Wache tritt auf).

Das Volk. Er droht mit den Galeeren? Duldet's nicht!

Salvator Roſa. Was? drohſt mit den Galeeren? Meinſt du, daß, wenn wir nicht zahlen können, wir leere Eierſchalen oder abgetragene Schuhe wären, die man auf den Miſt wirft? Meinſt du, wir wären dann ein Stuhl, der, nicht mehr zu ſeinem Zwecke brauchbar, zerhauen und im Kamin verbrannt wird? Sind wir denn deinetwegen da? Von welchen Begriffen gehſt du aus? Etwa, daß der Menſch der Herr der Thiere, und die Obrigkeit der Tyrann ihrer Unterthanen? — Hahaha! Muß lachen. Als ob er Begriffe hätte! Griffe thut er genug, Geldgriffe. Begriffe ſind ihm fremd. Meinſt du, daß dieſe Männer hier eine Herrſchaft haben wollen, ohne Schutz und Schirm? Eine Herſchaft, die die Hände in den Schooß legt und den Unterthanen ihr Geld abzwackt? Ja, knirſch' nur mit den Zähnen, Menſchenſchinder! Da, da haſt du meine Feigen und Ohrfeigen dazu — die Menge.

(Er wirft die Früchte dem Eletto vor die Füße und packt ihn an).

Mehrere aus dem Volke. Werft ihn nieder! Schlagt ihm in's Geſicht!

Andere. Hund! Tretet ihn mit Füßen!

Anaclerio (entfliehend). Au, au! Empörung!

(Einige werfen mit Früchten nach ihm; Andere verfolgen ihn).

Mehrere. Packt ihn! Packt den Schurken!

Andere. Knebelt ihn. Macht ihn todt. Reißt die Bude nieder. Steckt ſie in Brand. Stoßt das Sündengeld um!

(Die Zollbude flammt auf).

'Mas Aniello (der Alles ſehr geſpannt angeſehen, ſeitwärts). Jetzt oder nimmer!

(In die Mitte des Volks tretend).

Werthe Neapolitaner! Theure Freunde! Hört die Worte eures Bruders!

Manfred. Laßt uns ſtill ſein, ihn anhören!

Pione. Rede, 'Mas Aniello, wir merken auf.

Ein anderer Fiſcher. Er wirft die Mütze ab. Wie ſeine Augen glühn!

Wieder ein Anderer. Wie die rabenſchwarzen Locken flattern! — Still. —

'Mas Aniello (auf einen Tiſch ſpringend). Hört mich! Gebt keine Gefälle mehr! Keine Gefälle! Hört ihr?

(Das Volk ſtrömt mit vielem Tumulte aus allen Straßen herbei).

Salvator Roſa. Sprich weiter, Mann des Muthes!

Das Volk. Rede fort!

'Mas Aniello. Neapolitaner! Soll ich euch noch lang' an euer unſägliches Elend erinnern, um euch aus der Sinne Taubheit aufzurütteln und zur Rache anzuſpornen? Bedarf es das? He? Soll ich euch an die ſchreckenvolle Seuche mahnen, die eure liebe Vaterſtadt zu einem Kirchhof und jedes Haus zu einem Grabgewölbe machte? Oder an den Krieg mit den Franken, der euch unzähliche Summen gekoſtet? Oder an den Unfug eures eignen Adels, der, in der Tyrannei wetteifernd mit den ſpaniſchen Wüthrichen, ſich mit den Schweiß- und Blutstropfen eures Antlitzes atzt? Oder ſoll ich euch daran mahnen, daß der Vicekönig euch für Schafe, für geduldige Schafe hält, denen er ungerochen das Fell vom Leibe rupfen darf? Was? ihr ſchweigt? edle Neapolitaner, ſeid ihr Haſenfüße, Schlafmützen, Schwachköpfe und Memmen, daß ich fortfahren muß, das große Bild eurer Leiden gänzlich aufzurollen? Was? wollt ihr mit Weib und Kind euch Alles gefallen laſſen und der ſchlechten Herrſchaft euer Letztes vor die gnädigen Füße demüthigſt niederlegen? Seid ihr dem Kriegstod entgangen, um unter der Marter der Knechtſchaft euer Leben auszuhauchen? Was? iſt's nicht unſerer Regierung Pflicht und Schuldigkeit, das Land, das ſie beherrſcht, vor Feinden zu ſchützen? Wollt ihr Kratzfüße machen, danken und ſie beſchenken mit dem Letzten, das ihr auf dem Leibe habt, für verdammte Pflicht und Schuldigkeit? Dolch und Verdammniß! — Sprecht, haben wir nicht einen Freibrief, ausgeſtellt vom Kaiſer Karl, der uns vergönnt, die überflüſſige Bürde unſerer Herren ſtraflos abzuſchütteln? Nicht? — Folgt meinem Beiſpiel und ruft:

Hinweg mit der ſchnöden Herrſchaft!

Das Volk. Hinweg mit der ſchnöden Herrſchaft!

'Mas Aniello. Ja, fort mit ihr. — Ihr Geliebten, vertraut euch und eure Glückſeligkeit mir an. Bin zwar ein blutarmer Mann (wer glaubt's nicht, der mich anſieht?), habe nur 'ne morſche Hütte, 'nen groben Kittel und durchriebnen Gürtel, und ſteh' barfuß vor euch; aber ich ſchwör's bei Gott, dem allgewaltigen, und bei der Jungfrau, der heiligen, wiedererkämpfen will ich euer Recht. Brüder! Habe lang mit euch geduldet und gelitten, tief im Herzen eure ganze Noth empfunden. Bin kein Miethling, der in Gefahren feige euch verläßt, und glaubt mir, mißlingt mein Werk, ſo kann ich für euch ſterben.

Trotz meiner Armuth wenn ihr mir vertraut,
Will ich, wie Moſes ſeines Volkes Land
Der argen Dienſtbarkeit, wie Petrus Rom
Des Irrthums Klau'n entriß, euch und
Mein Heimathland erlöſen.
Wollt ihr mir folgen?

Das Volk. Ja! Wir folgen dir!

'Mas Aniello.

Wohlan! Packt an die Waffen! Nehmet Axt
Und Beil und Büchſ' und richtet Alles auf
Des frechen Adels golderfüllte Schlöſſer,
Und, wie ihr ſie mit eurem Schweiß erbaut,
So ſtürzt und macht ſie all' dem Boden gleich.

Sein Geld, ſein Gut, all' ſeine Herrlichkeit
Schleppt an das Meer, wo ſich, nah einem Born,
Das ehr'ne Standbild Kaiſer Karl's erhebt;
Dort werft ſie hin dem Flammenzahn zum Schmaus.
Behaltet nicht, ja nicht! ſein glänz'ges Gold,
Es iſt des Satans wüſtes Eigenthum
Und wird die Hand, die es behält, verdorren!
D'rauf ſtürmet muthig mit gezückter Waffe
Des Herzogs neue Burg und ruht nicht eh'r,
Als bis er aufgehoben die Gefälle
Und eingeſetzt das alte Recht Neapels. —

Ha! flöße der urkräft'ge Geiſt des Muth's
In eure Bruſt und ſtählte euern Arm,
Und könnt mein Aug',
Der Flammen viele, mächtig glühende,
Auf jedes Denkmal eurer Knechtſchaft ſenden,
All' eure Schmach und tiefen Jammer enden!
Jetzt, theure Brüder, laßt uns Alles wagen!
Wollt ihr nicht kämpfen, ſeid ihr auch nicht werth
Des Glücks, das der Barbar ſogar verehrt. —
Auf! der Erlöſung Glocke hat geſchlagen!
Das Volk.
Auf! der Erlöſung Glocke hat geſchlagen!
'Mas Aniello.
Werft ab das Joch und rächet die Schmach!
(Er entreißt einem Bauer das Beil).
Her mit dem Beil! Kommt, folgt mir nach!
(Er ſpringt vom Tiſch).
Hoch lebe die Freiheit! Hinweg mit dem Adel!
Das Volk.
Hoch lebe die Freiheit! Hinweg mit dem Adel!

Feuilleton.

.*. **Weltbekehrung durch römiſch-katholiſche Metaphyſik!** — Das Diario de Roma berichtet über die Jahresfeier der Akademie für katholiſchen Glauben, welche am 27. April d. J. ſtattgefunden. Cardinal Paolo Polidori hielt bei dieſer Veranlaſſung eine Rede über die Nothwendigkeit, der immer zunehmenden Unfrommigkeit unſeres Zeitalters einen Damm zu ſetzen, und zwar (gerade, wie der von Rom verdammte Hermeſianismus) mittelſt einer durchgreifenden Reform — der philoſophiſchen Studien und namentlich der Metaphyſik, (wie darauf ſchon vielfach in Deutſchland, u. a. durch F. v. Baader und Fr. Schlegel, und in Frankreich durch de Maiſtre u. a. hingewieſen). Er ging die Stadien durch, welche die Verblendung des menſchlichen Geiſtes und die Verderbniß des Herzens durchlaufen und verweilte dann (wie längſt vor ihm de Lamennais) bei dem neueſten und verderblichſten Ergebniß geiſtiger Verirrung, der Gleichgültigkeit — und dem Unglauben. Den Grund derſelben glaubt er in den in Europa herrſchenden vier Hauptſyſtemen, dem engliſchen, von Locke, dem ſchottiſchen, von Stewart, dem deutſchen, von Kant, Fichte und Schelling, und dem franzöſiſchen Eklektizismus zu finden, (als wenn dieſe philoſophiſchen Beſtrebungen nicht ſelbſt ſchon aus dem Ungenügen mit der kirchlichen Ueberlieferung hervorgegangen wären!) Nachdem er ſeine Kritik gegen dieſelbe vorgebracht, gab er an, wie, ſeiner Anſicht nach, die ächte, allein wahre Philoſophie beſchaffen ſein müſſe; namentlich habe ſie ſich als durchaus übereinſtimmend mit der Religion (nämlich der römiſch-katholiſchen) als ihrem einzigen Zwecke, zu erweiſen. Er ſchloß damit, daß Rom, als das Centrum der religiöſen Einheit und der Sitz der Unfehlbarkeit, der Ort ſei, von dem die nothwendige Reform ausgehen müſſe, um ſich über den ganzen Erdkreis zu verbreiten. —

Sollte etwa Rom, wie es erſt durch Kriegsmacht, bürgerliche Geſetze und Literatur, dann durch die Macht des Glaubens, kirchlicher Geſetze und der Kunſt ſich Europa unterworfen, auch beſtimmt ſein, durch eine alle Gegenſätze verſöhnende Philoſophie die zerſplitterte Chriſtenheit wieder zu einigen, und ſo auch durch ein alle denkenden Geiſter eroberndes, überwältigendes Syſtem der Allwiſſenſchaft ſich als die „ewige Stadt" zu bewähren? Ein großer, wenn auch nicht unfreiwilliger Schritt iſt geſchehen: Rom ſelbſt fängt zu erkennen an, daß die geſammte *Materia medica* der Kirche nicht hinreicht zur Heilung des tiefen geiſtigen Leidens der chriſtlichen Welt; daß vielmehr aus weltordnendem göttlich-menſchlichem Geiſte die noch nicht vorhandene — Univerſalarznei an das Licht gebracht werden müſſe. Um ſo mehr iſt andererſeits der Mangel an Ueberlegung zu beſtaunen, welcher noch jetzt von Rom als Centrum religiöſer Einheit, und bei ſolcher Veranlaſſung von Rom als Sitz der Unfehlbarkeit ſprechen kann. — Als jüdiſche u. heidniſche Theologen die gealterten Religionen durch Mythiſirung und Philoſophie zu retten und ihnen Allgültigkeit zu verſchaffen ſuchten, war längſt ein Geiſt in der Ausbreitung begriffen, der die alte Welt zu verjüngen beſtimmt war, — aus dem ſelbſt, — jenen Theologen unbewußt, ihr Streben nach Verjüngung durch Verallgemeinerung — als herbſtliche Blüthe hervortrieb. Der Katholik v. Dr. Weis meint zwar auch im Maiheft d. J. (S. 177.) „Die ganze Menſchheit ſei immer mehr und mehr von dem wahren Wege des Heils abgekommen, und habe ſich hier dem Indifferentismus und dort dem Antichriſtianismus in die Arme geworfen." Er iſt jedoch des Dafürhaltens, „bei ſolchem heilloſen und ſakrilegiſchen Treiben müſſe jeder Denker von der Nothwendigkeit ſich überzeugen, daß der Herr ſeinen Verheißungen gemäß — einſchreiten müſſe, indem nur Er allein dem politiſchen und religiöſen Babel unſerer Zeit ein Ende zu machen vermöge." Ja, Seite 180 erkennt der Katholik bereits „ein bedeutſames Anmelden der Gottheit an der Thüre der irdiſchen Welt" in der — „aſiatiſchen Brechruhr." !!

.*. **Symboliſche Vermählung.** — Der Leipziger Zeitung wird von Paris aus berichtet, „die Prinzeſſin Helene, welche wolle, daß ihre Vermählung ein Symbol des Friedens zwiſchen allen Religionspartheien ſei," habe gewünſcht, daß außer der ihr ſchon angezeigten Ausſtattung von 16 armen katholiſchen Brautpaaren, auch 5 iſraelitiſche und eben ſo viele aus jeder der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen am Tage ihrer Vermählung ausgeſtattet und verheirathet würden. Der Herzog von Orleans hat hierzu 50,000 Fr., u. überdies auch 20,000 für die Redemptoriſten beſtimmt, welche im Innern von Afrika um Bekehrung der Neger und Loskaufung der Chriſtenſklaven bemüht ſind.

.*. **Das Erdbeben in Paläſtina.** — Bei dem furchtbaren Erdbeben, durch welches am erſten Tage d. J. in Paläſtina ſo viele Städte und Dörfer verwüſtet worden, hat ſich der ſonderbare und noch unerklärte Umſtand ergeben, daß, während die beiden Dörfer Lubie und Rani auf dem Wege von Tiberias völlig zerſtört worden, zu Heffar-Renna, das alte Canaa und Galiläa, welches zwiſchen jenen beiden Dörfern und zwar ganz nahe bei Rani liegt, kein einziges Haus umgeſtürzt, überhaupt der Stoß ſehr wenig empfunden worden. Zu Nazareth ſind mehrere Klöſter und Häuſer unbewohnbar geworden.

.*. **Die Brüſſeler Nachdrucker** fangen nun auch an, ihre Piraterie auf franzöſiſche Tagblätter auszudehnen. Sie verſprechen, die Gazette des Tribunaux eine Stunde nach Ankunft der Pariſer Poſt zu liefern.

.*. **Merkwürdiges Spinnenneſt.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 20. Mai las Hr. Audouin eine Abhandlung über eine im ſüdlichen Frankreich lebende Mauerſpinne, die ſich ein kleines Neſt baut, welches mit einer Thüre verſehen iſt, die mit wirklichen Scharnieren befeſtigt wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 146. 1837.

Phönix.

Freitag, 23. Juni.

Gluck in Paris.

I.

In der Straße St. Honoré, dem Haupteingange des Palais-Royal gegenüber, ſtanden an einem klaren Herbſtabende des Jahres 1779 zwei junge Herren, dem Anſehen nach Offiziere, im eifrigſten Geſpräche begriffen. Plötzlich ſprang der Eine etliche Schritte zurück, noch ein Moment — Beider Degen ſchwirrten aus den Scheiden und kreuzten ſich im Scheine der Laterne.

„**Mort de ma vie!**“ tönte es auf einmal, und ein derber Säbelhieb fiel zwiſchen den Klingen der Kämpfenden — „ein Duell auf freier Straße und bei Nacht — ohne Sekundanten? Degen weg, ihr Herren! bis Morgen, dann will ich ſekundiren! Mein Name iſt St. Val, Huſarenrittmeiſter im Leibregiment.“

„St. Val?“ hallte es aus dem Munde der beiden Streiter wieder, und St. Val ſie erkennend, rief lachend: „Wie? Arnault, Monteſpan? Oreſt und Pylades im Kampfe? Beim Jupiter! Das iſt unerhört, was konnte euch entzweien?“

„Ach!“ entgegnete der junge Arnault, „reden Sie nicht von Entzweien, mein Freund und ich wollen nur eine kleine Differenz hinſichtlich unſrer Meinung über die Componiſten der Iphigenia auf Tauris ausgleichen; mein Freund ſtimmt für den Ritter Gluck, ich für den liebenswürdigen Piccini,“ und ſomit ſchickten ſich die jungen Männer an, den Kampf auf's Neue zu beginnen.

Aber — „Bei'm Element, die Degen weg,“ rief St. Val, indem er nochmals kräftig dazwiſchen hieb, und ſprach dann: „Iſt das die ganze Urſache eures Duellirens?“

„Scheint ſie Ihnen zu geringfügig?“ fragte Herr von Monteſpan.

„Durchaus nicht,“ entgegnete der Friedensſtifter — „weiß ich doch, daß die Einwohner von Paris dermalen aus Gluckiſten und Picciniſten beſtehen, aber, Herr von Arnault, wenn Sie wieder mit Gluckiſten ſtreiten wollen, ſo müſſen Sie zuerſt mit Ihrem leiblichen Onkel und Ihrem Abgotte Jean Jaques anfangen! — Folgt meinem Rath, ihr Herren! Degen weg und hinein mit mir in's Palais-Royal, wo ihr im **Café du Feu** euch mit einer Portion Orangeneis das Blut abkühlen könnt. — Es iſt, bei'm Himmel das erſte Mal, daß ich ein Duell zu verhindern ſuche! Aber hier ſcheint es mir nicht das Thörigſte, was ich thun konnte.“

Die allzeitfertige Kampfluſt war, während der Rittmeiſter geſprochen hatte — doch einmal unterbrochen — ſo ziemlich verraucht. Gutmüthig boten ſie einander die Hände, ſteckten die Mordwaffen ein und folgten St. Val.

II.

Die glänzend erleuchteten Säle des **Café du Feu** bildeten zu jener Zeit den Verſammlungsort der Pariſer Schöngeiſter, welche eben in der Mode waren; allabendlich fanden ſie ſich dort zuſammen und mit ihnen eine Menge junger Herren aus den höhern Ständen, Kunſtkenner, Kunſtenthuſiaſten und Freunde, namentlich Künſtler, welche nach Paris gekommen waren zu bewundern, und, wo möglich, ſich bewundern zu laſſen; Letzteres damals freilich noch nicht ſo häufig, wie jetzt

So traf es ſich denn heute, daß, als unſre Freunde eintraten, eine gar bunte Geſellſchaft ſie empfing. Faſt alle jüngeren Notabilitäten, welche Paris aufzuweiſen hatte, waren, um verſchiedene Tiſche vertheilt, zu ſchauen, umdrängt von Anhängern, Bewundern, Kritikern.

An allen Tiſchen ward überlaut docirt, beſtritten, widerlegt. Parteien nahmen Theil — kurz: es war ein Mordlärm und das Feldgeſchrei für diesmal wie überall in Paris: Gluck und Piccini. Obgleich ächte Pariſer und an die tobende Unterhaltung eines Kaffee-Salons gewöhnt, ſchien es doch unſern Freunden für's Erſte um ein ruhigeres Plätzchen zu thun zu ſein. Ein flüchtiger Garçon wurde erwiſcht, feſtgehalten, examinirt, und bald ſaßen die jungen Männer in einem artigen Nebengemache.

Außer ihnen befanden ſich nur noch drei Männer in dieſem Zimmer, der Eine, ſchon bejahrt, ſaß dem Eingange gegenüber in einer Ecke an einem Tiſchchen, welches nur für eine Perſon beſtimmt war, tief im Schatten einer Säule, ſo daß man ſeine Geſichtszüge nicht erkennen konnte; behaglich hingeſtreckt in den Lehnſeſſel, trommelte er leiſe mit den Fingern der rechten Hand auf den Tiſch; das Haupt zurückgelehnt, die Blicke an die Zimmerdecke geheftet, ſchien er die Eintretenden gar nicht zu bemerken und auch in der Folge von dem, was vorging, keine Notiz zu nehmen.

Näher dem Eingange, dem Tiſche gegenüber, woran unſre Freunde Platz genommen hatten, ſaßen die beiden andern Männer. Der Jüngſte mochte kaum zwanzig Jahre zählen, es war ein ſchöner, feuriger Franzoſe, nicht groß aber fein gebaut, ſeine tiefblauen Augen blickten frei und unbefangen umher, von ſchwarzen dichten Brauen überwölbt, der Schnitt ſeines Profils war bedeutend, Mund und Kinn der Antike würdig, die Farbe ſeines Geſichts zeigte jenes ſchöne Braun, wie es dem Provençalen eigen, ſeine Stimme war angenehm, ſeine Bewegungen frei, raſch ohne übertrieben zu ſein — ſeine Kleidung faſt ärmlich, doch ſauber und anſtändig. Den ſeltſamſten Contraſt mit dieſer anmuthigen Erſcheinung bildete die Figur ſeines Nachbars. Dieſer ſchien ungefähr neunundzwanzig Jahre alt und glich ſo ziemlich der Beſchreibung, welche Diderot von Rameau's Neffen entwarf, nur war er nicht ſo lang und hager. In ſeinen Bewegungen war etwas Kraftlos-Ohnmächtiges und in ſeinem ganzen Weſen der Ausdruck verdroſſener Tücke unverkennbar. Sein Haupt bedeckte eine ſtruppige weit abſtarrende ungepuderte Perücke von fahlbrauner Farbe, die Züge ſeines Geſichts waren ſchlaff und hätten für ausdruckslos gelten können, doch die ſtarkſchielenden Augen, ſo wie ein ekelhaft weibiſch-grämlicher Zug um den Mund beſtätigten dem Menſchenkenner ſogleich, was aus dem ganzen übrigen Weſen des Mannes ſich ergab. Seine Ausſprache des Franzöſiſchen war ſchlecht und verrieth den Sachſen.

„O, verzeihen Sie mein Herr!“ ſprach der Jüngere freundlich bittend, „verzeihen Sie, wenn ich Sie mit meinen vielen Fragen beläſtige: aber Sie ſind ein Deutſcher und Ihnen ſelbſt muß daran liegen, daß wir Franzoſen Ihren großen Landsmann richtig würdigen, ihn, der uns bisher kaum geahnte, neue Bahnen zeigte, welche zum Tempel des Ruhmes, der Unſterblichkeit im Reiche unſrer göttlichen Kunſt führen! Sie ſind ſelbſt Muſiker, Componiſt, Sie werden fühlen, was wir dem herrlichen Meiſter verdanken! Reden Sie, was wiſſen Sie von ihm? Und würde er es nicht verſchmähen, einem Jünglinge der das Beſte will, Freund und Rather zu werden?“

Der Andere fuhr langſam mit der flachen Hand über's Geſicht, ſchielte den begeiſterten Redner ſeitwärts an, verzog den Mund zu einem weinerlichen Lächeln und entgegnete hämiſch: „Hm, ja, von dem Herrn Gluck ſoll ich Ihnen reden? — in der That! — ſehr gern! — ob ich gleich nicht recht begreife, was eine ſo kunſtſinnige, gebildete und geſchmackvolle Nation, wie die franzöſiſche iſt, an dieſem Manne ſo Großes und Herrliches finden kann.“

„Wie mein Herr? Reden Sie von dem Schöpfer der Armida, der Iphigenia, des Orpheus?“

„Hm, ja, von dem Nämlichen. Aber die Wahrheit zu ſagen, ſo gilt er bei uns in Deutſchland nicht ſonderlich viel, denn wir wiſſen, daß er von eigentlicher Kunſt, ich meine, von den Regeln, ſo viel wie Nichts verſteht, wie ſolches der gelehrte Herr Forkel in Göttingen und viele andere gelehrte Männer gründlichſt bewieſen haben.“

Der hübſche Jüngling blickte den Sprecher einige Sekunden lang ſtaunend an; endlich verſetzte er beſcheiden: „Ich ſelbſt habe bei weitem nicht alle Regeln der Kunſt ſo ſehr gefaßt, daß ich beurtheilen könnte, in wie fern der harte Vorwurf gegründet iſt, welchen ſeine Landsleute dem Ritter machen; — aber,“ fuhr er mit ſteigender Wärme fort, „davon bin ich feſt und innig überzeugt, daß Gluck ein gewaltiger, edler Geiſt iſt. Was ich bis jetzt von ihm hörte, erregte die würdigſten Gefühle in mir; kein niederer, gemeiner, ja nur alltäglicher Gedanke könnte mir beim Anhören ſeiner Muſik kommen, und, was mich oft äußerlich bedrückt, mich traurig und muthlos macht, es ſchwindet dahin in Nichts vor dem Hochgenuſſe, welchen Gluck's Schöpfungen mir bereiten.“

„Und glauben Sie denn,“ rief der junge Arnault, der mit dem andern näher getreten war, „glauben Sie denn, mein Herr Deutſcher: der gefeierte Piccini würde ſich herablaſſen, einen Wettkampf mit dem Ritter einzugehen, ohne die Gewißheit, es mit einem würdigen Gegner zu thun zu haben?“

Der Angeredete ſchrack über die etwas lebhaft geſprochenen Worte ſichtlich zuſammen und murmelte, indem er zu dem über ihm ſtehenden emporſchielte, in abgebrochenen Sätzen: „Hm! nicht doch! wie könnte ich mich vermeſſen, ſo etwas zu glauben? Ich, o ich hege alle Ehrfurcht vor dem Herrn Gluck, wenn ich gleich nicht Urſache habe, ſeine Freundlichkeit gegen mich zu rühmen! Aber: damit iſt noch durchaus nicht geſagt, daß eben er der Würdigſte ſei. — O! — wir haben noch ganz andere Männer, wie der gelehrte Herr Forkel klar bewieſen hat, und gewiß iſt es, daß der Herr Gluck — was den Kirchenſtyl betrifft —“

„Aber mein Gott!“ unterbrach ihn der braune Jüngling eifrig, „hier iſt ja nicht von Kirchen-, ſondern vom großen Opernſtyl die Rede! Verlangen denn Eure deutſchen Muſikgelehrten, daß Gluck's Armida ſich in einer Nonnenhymne vernehmen laſſe, oder daß ſeine wilden Taurier Motetten im Style des Paläſtrina ſingen ſollen?“

„Nicht doch!“ verſetzte der Schielende, „aber wie der gelehrte Forkel unwiderleglich bewieſen hat, ſo verſteht der Ritter Gluck auch nichts vom Geſange.“

(Fortſetzung folgt).

Fontainebleau.

Die Etymologen ſind uneins darüber, woher der Name „Fontainebleau“ ſtamme; einige behaupten, es ſei zuſammengezogen aus Fontaine belle eau, wie man es wegen den vielen Quellen, welche das Erdreich bewäſſern, benannt habe; andere wollen wiſſen, daß es urſprünglich Fontaine-de-Blaud geheißen, wegen einer Quelle, die ehemals einem Edelmanne, von Blaud, angehört. Ich habe in keinem franzöſiſchen Geſchichtſchreiber eine genaue Angabe darüber gefunden, aus welcher Epoche die erſte Gründung des Schloſſes datirt. Im zwölften Jahrhundert ließ Ludwig VII. eine Kapelle erbauen, welche dem heiligen Saturnin gewidmet war und von Thomas Becket, Erzbiſchof zu Canterbury, während ſeiner Reiſe durch Frankreich feierlich eingeweihet wurde. Ludwig IX. fügte ein Hoſpital hinzu, welchem Philipp Auguſt durch eine eigne Charte das Brod vermachte, das während ſeines Aufenthaltes in Fontainebleau an ſeiner Tafel übrig bleiben würde. Philipp der Schöne gründete daſelbſt ein Kloſter, worin ſpäter die Königin von Schweden für die Ermordung Monaldeschi's Buße that. Franz I. ließ Schloß, Kapelle und Hoſpital abreißen, um Alles wieder ganz neu aufzubauen; er berief Primaticcio, Nicolo, Leonardo da Vinci und noch andere berühmte Künſtler des Auslandes nach Frankreich, um die Galerie von Fontainebleau zu ſchmücken und Schloß und Garten in einen bezaubernden Aufenthalt umzuſchaffen. Alle dieſe Verſchönerungen waren ganz im Geſchmack jener Kunſtepoche, welche man jetzt übereingekommen iſt, die Renaiſſance zu nennen, und welche im Grunde nichts anders war, als eine Reaktion des Heidenthums gegen die chriſtliche Kunſt, eine Empörung der Materie gegen die Herrſchaft des chriſtlichen Geiſtes. Im ſechzehnten Jahrhundert iſt es bereits um den Katholicismus gethan. Die chriſtliche Kunſt, welche die gothiſchen Wunder ſchuf, welche Dante begeiſterte und Cimabue, Giotto, Perugino und Raphael hervorgebracht, neigt ſich ihrem Untergange zu. Die Zeiten des Fleiſches kehren wieder, der Körper proteſtirt gegen die Seele, die ſinnliche Hälfte des Menſchen zwingt ihren Herrn und Gebieter, die geiſtige Hälfte, ihr Vorrechte einzuräumen, welche ſie ſeitdem nicht wieder aufgegeben hat. Franz I. beſtellte für die Fresken ſeines neuen Schloſſes keine Madonnen, keine büßenden Magdalenen, keine gekreuzigten Heilande mehr; auf ſein Geheiß malte Primaticcio wilde Schlachtſcenen und Leonardo da Vinci Dianen im Bade; für ſein Schlafzimmer kaufte er vom Herzog von Ferrara ein Gemälde Michel Angelo's, wo ſich der olympiſche Schwan mit der Leda paart; die Gärten bevölkerten ſich mit antiken Statuen und die Galerieen tapezierten ſich mit mythologiſchen Liebesſcenen, worin die ſchöne Diana von Poitiers abwechſelnd die Rollen der Leda und der Kuh Io ſpielt und Franz I. immer Jupiter iſt.

Es muß in der That arg geweſen ſein, denn Anna von Oeſterreich, welche doch eben keine Zierpuppe war, fand es für nöthig, für mehr als 100.000 Thaler von dieſen ſchlüpfrigen Malereien bei Seite ſchaffen zu laſſen. Die Leda von Michel Angelo wurde verbrannt. Ein anderes Bild, welches den Mars, von dem George Dandin des Olymp in flagranti delicto ergriffen, darſtellte, wurde ebenfalls vernichtet. Die berühmte Grotte auf der Fichteninſel ward verſchüttet. Dieſe Grotte hatte nämlich Franz I. neben dem großen Baſſin bauen laſſen, worin ſich die Hofdamen badeten. „Der ritterliche König,“ ſagte Madame von Villedieu, „pflegte ſich dort zu verbergen und vermittelſt eines im Innern angebrachten Hohlſpiegels die ſich badenden Hofdamen zu betrachten.“

Fontainebleau blieb die Lieblingsreſidenz der franzöſiſchen Könige aus dem Hauſe Valois. Heinrich II., Karl IX. und Heinrich III. bewohnten es nach einander. Ludwig XIV. beſuchte es nur, wenn er in dem Walde von Fontainebleau ſeine Parforcejagden anſtellte, welche van der Meulen verewigt hat. Während der franzöſiſchen Revolution wurden mehrere zum Schloß gehörige Gebäude verkauft oder niedergeriſſen und es fehlte nicht viel, ſo hätte das ganze Schloß daſſelbe Loos getheilt; aber Napoleon widerſetzte ſich dieſem Vorhaben; er ließ die weggenommenen Gemälde und Statuen wieder hinſchaffen und möblirte das Innere mit glänzender Pracht. Er empfing hier Marie Louiſe, welche die Zimmerreihe im linken Flügel bewohnte, deren innere Einrichtung ſich durch ſeltene Eleganz auszeichnete.

Das Zimmer und der Tiſch, worauf Napoleon ſeine Abdankungsurkunde unterzeichnete, ſind ganz gelaſſen, wie er ſie verließ, um von ſeinen im Hof verſammelten Truppen Abſchied zu nehmen und ſich nach Elba einzuſchiffen. Der kleine Tiſch von Acajouholz trägt noch die deutlichen Spuren des kaiſerlichen Unmuths; man ſieht nämlich auf ſeiner Oberfläche einen ziemlich tiefen, mit einem Federmeſſer gemachten Einſchnitt. Reiſende Engländer haben für dieſen Tiſch und das darauf befindliche Facſimile der Erklärung Napoleon's große Summen geboten; aber man hat ſich billig damit begnügt, ihnen bloß die Feder zu verkaufen, womit er ſeine Abdikationsakte ſignirt, was keineswegs ſagen will, daß man dieſe Feder nicht noch ſehen und abermals kaufen kann.

Nachdem Napoleon für ſich und ſeinen Sohn auf die Krone Frankreichs verzichtet, ſtieg er die Treppe Richelieu's in den „Hof des weißen Pferdes“ herunter, welchen ſeine Waffengefährten oder vielmehr ſeine Jünger noch behaupteten, die das franzöſiſche Evangelium der alten Welt mit der großen Stimme der Kanonen gepredigt hatten. In eben dieſem Hofe ſieht man jene merkwürdige Treppe, welche Ludwig XIII. von dem Baumeiſter Jacques Lemercier im Jahre 1634 errichten ließ. Doch in dieſem Raume denkt man weder an Ludwig XIII., noch an die künſtliche Wendeltreppe Jacques Lemercier's; das Bild des Kaiſers ſchwebt unabläſſig vor unſern Augen. Im Innern des Schloſſes ſieht man noch in einem der Zimmer, welche Napoleon bewohnt hat, einen Adler von weißem Marmor, deſſen ausgeſpreizte Flügel den größten Theil eines ebenfalls aus weißem Marmor gearbeiteten Kaminmantels bedecken; in den andern Zimmern erblickt man ſeine Privatbibliothek, einen wunderbar ſchönen Tiſch von Eiſenblech, den er mit 10.000 Franken bezahlt hatte und das Bett Marie Louiſens, worin ſpäter die Herzogin von Angoulême geſchlafen. Die Form des Bettes iſt altväteriſch und wenig graziös, aber die prächtigen Seidenvorhänge mit großen gewirkten Blumen ſind noch gut erhalten. Die Möbel, welche ſich von Joſephinen auf Marie Louiſe, von Marie Louiſe auf die Herzogin von Angoulême und von der Herzogin von Angoulême auf die letzte Königin der Franzoſen vererbt haben, ſind noch immer prachtvoll und neu.

Im Jahre 1830 hielt ſich die Herzogin von Angoulême, welche bei der Nachricht von dem Ausbruche der Julirevolution ſchleunigſt ihre Reiſe durch die mittäglichen Provinzen Frankreichs unterbrochen, einige Augenblicke im Schloſſe von Fontainebleau auf. Fünfzehn Jahre waren kaum verfloſſen, als ſie dieſe prächtigen Zimmerreihen zum erſtenmale wieder geſehen und zu ihrem Gefolge geäußert hatte: „Es iſt eine wahre Freude, Miethsleute zu haben, welche in Abweſenheit der Herrſchaften Alles ſo koſtbar herſtellen laſſen.“ Und jetzt betrat ſie das Schloß, nicht als ſouveräne Herrſcherin, die ihren alten Platz wieder einnimmt und mehr findet als ſie zurückgelaſſen hat, ſondern flüchtig, irrend und zitternd, erkannt zu werden. Keine Hofleute, kein Feſtgepränge um ſie her; einſam in einem kleinen Gemache des Rezdechauſſée, bei ſorgſam verriegelten Thüren, ergoß ſie ſich in bittere Worte gegen Herrn von Polignac, damals Schloßgouverneur von Fontainebleau, welcher ſie um ihre Befehle fragte: „Ihre Familie hat der meinigen ſtets nur Schaden gebracht; ich verlange von Ihnen nichts mehr, als Kleider einer Kammerfrau.“ Am folgenden Morgen reiſete die Herzogin in dieſer Verkleidung ab.

Man ſieht noch heutiges Tags ihr Piano, ihren Stickrahmen und den der Herzogin von Berry; Alles iſt billig an demſelben Platze geblieben, wie auch die Möbel, welche dem Papſte gedient haben, die eiſerne Bettſtelle und die Badewanne des Kaiſers. Welche Erinnerungen und Betrachtungen erweckt der Anblick dieſer unbedeutenden Sachen? Was ſoll man von einer Welt denken, wo die Seidenſtoffe, die Franſen und ſogar die ſpinnenwebendünne Gaze länger dauern, als Regierungsepochen?

Ueber dem Kamine des Thronſaals ſah man ſonſt das lebensgroße Portrait Napoleons von Gerard, da wo jetzt das Portrait Ludwig XVIII. aufgehängt iſt. Das erſtere war noch nicht abgenommen worden, als Ludwig XVIII. Fontainebleau beſuchte. Als er es bemerkte, äußerte einer von den ihn begleitenden Generälen ſein Bedauern, daß man es noch nicht bei Seite geſchafft habe und erlaubte ſich zu gleicher Zeit eine platte Witzelei über die kleine Taille des Kaiſers. Ludwig XVIII. zog ſtatt aller Antwort, ſeinen Hut vor dem Bilde Napoleons ab, grüßte ehrerbietigſt und wandte ſich mit folgenden Worten an den General: „Sie haben Recht, General, er war zu klein für diejenigen, unter denen er lebte. Was werden Sie erſt von meinem Portrait nach meinem Tode ſagen?“ fügte er bitter lächelnd hinzu.

Im Jahr 1817 empfing Ludwig XVIII. die Herzogin von Berry in Fontainebleau, und jetzt 20 Jahre darauf feiert man daſelbſt ähnliche Feſte zu Ehren einer deutſchen Prinzeſſin, welche, wie einſtens die neapolitaniſche, die erſehnteſte Hoffnung Frankreichs geworden iſt.

Für Freunde der Architektur iſt das königliche Schloß höchſt anziehend. Es iſt eine Zuſammenſtückelung von Bauwerken verſchiedener mannigfaltiger Art, an denen das dreizehnte, vierzehnte, fünfzehnte, ſechszehnte, ſiebenzehnte, achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert gearbeitet haben. Nicht weit von der porte doree ſiehet man einen kleinen Thurm, worin die Treppe angebracht iſt, auf welcher der heilige Ludwig in ſeine Zimmer hinaufſtieg. Mancher Theil der Kapelle erinnert ebenfalls noch an die Zeit des h. Ludwig. Der Hof des weißen Pferdes, ſo benannt nach einem von Vignola nach dem Pferde Mark Aurel's modellirten Pferde in Gyps, welches Katharina von Medicis im J. [illegible] dort aufſtellen ließ, iſt im Geſchmack des 16. Jahrh. Einer beſſeren Kunſtepoche gehört offenbar die lange ſteinerne Gallerie des Hofes an, den man cour du Donjon nennt. Dieſe enge Gallerie wird von 188 Sandſteinſäulen getragen, welche zwar ſchlank, aber nicht ſehr graziös ſind. Das meiſte iſt im Geſchmack des 17. Jahrh. ausgeführt. Die Fresken Primaticcio's ſind von Hn. Alaux wieder reſtaurirt worden, unter deſſen Pinſel ſelbſt das wenige Alte, was man noch daran ſah, verſchwunden iſt. G. K.

Feuilleton.

⁂ Faraday über die Inſekten des Dr. Croſſ. — Es iſt in öffentlichen Blättern viel von einer Inſektenerzeugung die Rede geweſen, welche Dr. Croſſ durch galvaniſch-elektriſche Strömungen bewirkt zu haben behauptet. Manche hofften und glaubten ſchon, den Schöpfer hier gleichſam auf der That ertappt zu ſehen, und es mochte ihnen gar bequem ſcheinen, wenn ſie künftig die immer noch etwas myſtiſch lautende Vorausſetzung einer ſchöpferiſchen Weltſeele durch baare Elektrizität erſetzen durften. Ein Schreiben des großen Phyſikers Faraday vom 24. v. M., welches wir der gütigen Mittheilung eines Freundes deſſelben verdanken, ſcheint jedoch die Erfüllung jener Hoffnungen und Wünſche von Neuem auf unbeſtimmte Zeit hin zu vertagen. „Ich habe,“ ſchreibt Hr. Faraday, „die Inſekten, die Hr. Croſſ erlangt hat, geſehen; allein ich glaube, nach Berückſichtigung aller Umſtände, daß ihre Erzeugung rein zufällig war (was purely accidental), und daß das Silicium und der elektriſche Strom keinen Antheil daran gehabt haben (had no part of the matter). Die Inſekten ſind, wie ich höre, eine Art von Milbe (mite). Ich habe ſie nur todt und in Balſam für mikroskopiſche Unterſuchungen aufbewahrt geſehen.“

⁂ Veſuv. — Aus dem Auffinden mehrer Gehäuſe von Schaalthieren, ganz nahe an der Fossa grande will ein Herr Leopold Pilla die Behauptung rechtfertigen, daß der Veſuv ein aus dem Meere emporgehobener Vulkan ſei, da jene Schaalen (Turritella glabra, Cardium ciliare, Corbula gibba) ganz der ſubappenniniſchen Formation angehören.

⁂ Landbauſchule. — Eine ſolche iſt kürzlich in einer Landgemeinde des Departement du Gard errichtet worden. Eine Strecke ödes Land wird zu Wieswachs, Feldbau, Gemüsland und Küchengarten benutzt. Ein Förſter fügt dem übrigen ganz praktiſchen Unterrichte die nöthige Anweiſung hinzu, Forſt- und Obſtbäume zu erziehen; der Stifter unterrichtet die Zöglinge in der Gärtnerei; der Dorfgeiſtliche befördert zeitgemäße Verbeſſerungen, die Nachbarn tragen durch Liefern von Saatkorn und Setzlingen, ſo wie durch ihre Erfahrungen, zur Förderung des Ganzen bei. Der Stifter zieht die Hälfte des Ertrags, die andere Hälfte wird theils den fleißigſten Zöglingen angewieſen, theils in der Gemeinde verkauft; der Ertrag dieſer Verkäufe ſoll die Koſten des Unternehmens decken.

⁂ Neuſeeländiſcher Flachs. — Wie früher in England, ſo auch in Frankreich werden wiederholte Verſuche mit dieſer Pflanze (Phormium tenax) angeſtellt. Im ſüdlichen Frankreich hat ein Manufakturiſt Frauenhauben aus dem Zeuge haben verfertigen laſſen, wovon das Stück nur 3 Franken koſtet. Aus den mit den Fäden dieſes Flachſes angeſtellten Verſuchen geht hervor, daß er die doppelte Stärke des gewöhnlichen Flachſes habe und um ⅓ ſtärker als Hanf, dagegen aber 3,17mal ſchwächer als Seide ſei.

⁂ Induſtrielle Werber. — Dem Hamburger Korreſpondenten zufolge ſollen ſich wieder ruſſiſche Agenten in Frankreich befinden, um franzöſiſche Künſtler und Fabrikanten anzuwerben. Es ſoll eine ganze Handſchuhmacher-Familie nach Petersburg abgehen, und [illegible] Fr. Reiſegeld erhalten. So ſchreitet der moderne Erwerbsgeiſt von Sieg zu Sieg, und während franzöſiſche Journale an der ruſſiſchen Grenze abgewieſen werden, führt nun Rußland ſelbſt — Franzoſen ein.

⁂ Sonnenflecken im März. — Der Aſtronom Paſtorf zu Buchholz hat zu Ende des März d. J. einen Sonnenflecken beobachtet, welcher faſt den [illegible]ſten Theil der ganzen Oberfläche der Sonnenkugel einnahm, alſo nahe an [illegible] Mill. Quadratmeilen groß war. Gleichzeitig waren noch 9 andere Sonnenflecken ebenfalls von ſehr bedeutender Größe ſichtbar. Nur dieſe Flecken zeigten ſich deutlich von ſehr glänzendem Lichtgewölk umfloſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 147. 1837.

Phönix.

Samſtag, 24. Juni.

Percy Byſſhe Shelley.

Im J. 1809 cirkulirte auf der hölzernen Biſchofsbank Londons ein Pamphlet: „die Nothwendigkeit des Atheismus;“ ein Student von Oxford, ein junger Menſch von noch nicht ſiebzehn Jahren, Percy Byſſhe Shelley war's, der es verfaßt und der britiſchen Orthodoxie muthwillig zu Füßen gelegt. — Am achten Juli 1822 wiegten die Wellen des Mittelmeeres die Leiche eines Dichters und legten die Beute ihres Grimmes ſanft an den Strand von Via Reggio. Zwiſchen jener Komödienexpoſition und dieſer Tragödiencataſtrophe fluthet unter betäubenden Orgien des Sturms, von ſeltnen Sonnenblicken beleuchtet, ein Gedicht voll tiefſter Eigenthümlichkeit; der Held dieſes Gedichts, ein Held, mehr nach innen als nach außen thätig, eine Natur mehr leidend als handelnd, doch handelnd im Leiden, als Atheiſt verſchrieen und doch nur ein tieffühlender, edler Skeptiker, ein Schwärmer für die Ideale der Menſchheit, treu in Lieb' und Freundſchaft und treu ſich ſelbſt, dieſe Natur iſt der Dichter Percy Byſſhe Shelley, der vor ſeinem 16ten Jahre ſchon die zwei merkwürdigen Romane „Zaſtrozzi“ und „die Roſenkreuzer“ geſchrieben, und welchem ſein Freund Lord Byron das Zeugniß gab, daß ſeine Poeſie ein ewiges Dürſten und Ringen nach dem Ewigen und Unendlichen ſei. Jener Muthwille des Jünglings, ein artiges Motiv für ein Luſtſpiel, wurde ihm zur Geißel, mit welcher britiſche Prüderie, Bornirtheit, Vorurtheil und Bosheit ein edles Dichterherz zu Tode hetzen. Der junge Zweifler wird, nachdem er ſeine „Nothwendigkeit des Atheismus“ den renomminirteſten britiſchen Theologen geſchickt, vor die Häupter des Collegiums geladen und aufgefordert, zu widerrufen. Statt Widerrufs erbietet er Beweis. Nun wird er relegirt, ſein Vater verſchließt ihm das Haus, ſeine erſte Geliebte, die Seele ſeiner Seele, vermählt ſich darüber mit einem Andern. Gebrochenen Muthes, wie ein Schatten, kommt der edle und liebenswürdige Menſch nach London, die Nächte oft unter freiem Himmel zubringend auf der Treppe eines Hauſes, bis zum Morgen in Träume verſunken. Mit ſiebzehn Jahren ſchreibt Shelly ſeine berühmte „**Queen Mab,**“ eine Dichtung voll kühnſter und gewaltigſter Myſtik, ein Firmament voll großer Gedanken. Im achtzehnten Jahre entflieht er mit einer Miß Weſtbrook nach Gretna-Green; dies erzürnt ſeinen Vater ſo, daß er nun den Sohn ganz verſtößt. Bald folgt bittere Enttäuſchung dem ſüßen Wahn. Er ſucht ſich zu zerſtreuen, zu beſchäftigen. Er geht nach Irland und gibt dort eine Schrift heraus, welche während der mannichfachen damaligen Wirren Aufſehn macht, er ſpricht in der Volksverſammlung und wird — verfolgt. Auf's neue widmet er ſich dann in London dem Studium, Plato und die griechiſchen Dramatiker werden ſeine Lieblingsſchriftſteller; — früher im Materialismus der franzöſiſchen Schule befangen geweſen, neigt er ſich jetzt auf die entgegengeſetzte Seite zu Berkeley's Idealismus. Eine Scheidung befreit ihn nach drei Jahren von dem Gegenſtand ſeiner unglücklichen Wahl, er ſtrömt ſein gepreßtes und verwundetes Herz in dem Gedicht: „Alaſtor oder der Geiſt der Einſamkeit“ aus, in den Wanderungen Alaſtor's ſein eigenes vergebliches Suchen nach einem Weſen, das mit ihm harmonire, ſchildernd. Seine durch vielfachen Kummer, geiſtige Aufregungen geſchwächte Geſundheit beſtimmt ihn zu einem Wechſel des Aufenthalts, er bereiſ't den Continent. Nach England zurückgekehrt, ſtudirt er Medizin und geräth, der älteſte Sohn des reichen Timothy Shelley's, Baronets von Caſtle Goring, der Sprößling einer uralten Familie, in ſolche Armuth, daß er auf der Straße faſt Hungers ſtirbt. 1816 lernt er die ſiebenzehnjährige Mary Godwin, ſpäter als Dichterin des „Frankenſtein" dem größeren Publikum bekannt geworden, kennen, ihre Anmuth und Genialität feſſeln ihn, er vermählt ſich mit ihr, und die innige Harmonie, die zwiſchen ihm und ihr herrſcht, lindert den Schmerz der Wunden, welche die erſte Ehe ihm geſchlagen. Noch im Jahre ſeiner zweiten Verheirathung verläßt er England mit ſeiner Frau und Schwägerin auf's neue und bereiſ't den Continent. In Genf lernt er Lord Byron kennen, mit welchem ihn bis zum Tode die innigſte Freundſchaft verbindet; von Shelley's Phantaſie, Beleſenheit und Geiſtestiefe iſt viel in Byron's damalige Dichtungen übergegangen. 1817 geht Shelley wieder nach England; die Nachricht, daß ſeine erſte Gemahlin ſich im Wahnſinn in einen Brunnen geſtürzt, erſchüttert ihn auf's Tiefſte. Durch einen barbariſchen Beſchluß des Lordkanzlers Eldon werden ſeine Kinder erſter Ehe von ihm genommen und einer fremden Familie zur Erziehung übergeben, aus dem einzigen Grunde, weil Shelley — ein Atheiſt ſei; man ladet ihn vor Gericht, zeigt ihm ein Exemplar der wider ſeinen Willen publicirten **Queen Mab** und fordert ihn zum Widerruf auf; da er ſolchen nicht leiſtet, nimmt man ihm ſeine Kinder. Er zieht ſich mit ſeiner Gattin in die Einſamkeit zurück. 1818 verläßt er England auf's neue, müde der unabläſſigen Angriffe und Verfolgungen einer bigotten Geiſtlichkeit, krank, ſehnſüchtig nach dem Frieden. Er trifft in Venedig mit Lord Byron wieder zuſammen, geht im Winter nach Neapel, wo er unſchuldiger Weiſe in eine tragiſche Begebenheit verwickelt wird, auf welche Byron und Medwin anſpielen, die ſie aber nicht genauer berichtet haben. Von Neapel nach Rom, wo er eines ſeiner größten Werke, den erlösten Prometheus und die Tragödie „die Cenci" ſchreibt. Von Rom eilt er nach Florenz, nach Livorno, Lucca, Piſa, endlich dort, in der zärtlichen Liebe und Sympathie ſeiner Gattin, jene Ruhe gewinnend, die ihm von den trüben und wechſelreichen Ereigniſſen ſeines Lebens bisher verweigert worden. Doch auch dort wurde ſie nicht ſelten geſtört. So befand er ſich im Poſthauſe zu Piſa, um Briefe in Empfang zu nehmen, als ein Fremder, der ſeinen Namen hört, zu ihm ſagt: „Was? Sie ſind der Atheiſt Shelley?" auf ihn losſtürzt und ihm einen Schlag auf den Kopf verſetzt; Shelley ſtürzt beſinnungslos zu Boden und, als er wieder zu ſich kommt, iſt der Fremde verſchwunden, es war ein Engländer. Mannichfache ähnliche Niederträchtigkeiten ließen ſich ſeine Landsleute, die feilen kritiſchen Blätter an der Spitze, zu Schulden kommen. — Mächtig regt ihn alsbald die neapolitaniſche Revolution auf, und ſpäter die griechiſche; ſein lyriſches Drama: „Der Triumph Griechenlands" verdankt ſeiner glühenden Freiheitsliebe ſeinen Urſprung. Um ſeinen Umgang zu genießen, entſchließt ſich Lord Byron, nach Piſa zu ziehen. Die Ankunft Leigh Hunts, für welchen Shelley mit der edelſten Liberalität ſorgt, gab den Anlaß zu Shelley's Tode. Ein furchtbarer Sturm begräbt ihn und ſeinen Freund Williams in den Wogen.

Soeben erſcheint nun (Stuttgart, Verlag der Claſſiker, 1837) Shelley's Tragödie: „Die Cenci," trefflich überſetzt und mit einer intereſſanten Lebensſkizze des Dichters begleitet von Felix Adolphi.

Byron erklärt die Cenci für die beſte Tragödie ſeit Shakespeare. Mag auch die Freundſchaft an dieſem Urtheil Antheil haben, — ein competenter Geiſt ſprach es aus. Jedenfalls, ob in dieſer Tragödie nicht jene eigenthümliche Zauber wunderbarſter, grandioſeſter Myſtik herrſchen, die Shelley's übrige Dichtungen charakteriſirt, mag auch der Stoff undramatiſch ſein, — ſo viel dramatiſches Leben iſt doch in der Tragödie, daß man den Dichter erkennt, im Glutſturme der Leidenſchaft, im Wahnſinne des Schmerzes. Noch im ſataniſchen Geheul klingt ſüße Muſik an, und zwiſchen einem Gewühle voll gigantiſch-teufliſcher Fratzen, die Brocken Urgebirgs hinanwälzen, hat die göttliche Liebeskraft der Poeſie den ungeheuren Stolz, den edlen Trotz des Bewußtſeins ſonnighell heraufbeſchworen.

„Die Geſchichte," ſagt Shelley in der Vorrede, „iſt die, daß ein alter Mann, der ſein Leben in Ausſchweifung und Verbrechen hingebracht hatte, zuletzt von einem unverſöhnlichen Haſſe gegen ſeine Kinder erfüllt wurde, welcher Haß ſich gegen ſeine Tochter in Form einer frevelhaften Leidenſchaft, begleitet mit aller möglichen Grauſamkeit und Mißhandlung, kund gab. Die Tochter, nach langen vergeblichen Verſuchen, dem zu entgehen, was ſie als eine beſtändige Befleckung ihres Körpers und Geiſtes anſah, verband ſich mit ihrer Stiefmutter und ihrem Bruder zur Ermordung ihres gemeinſamen Tyrannen. Das junge Mädchen, das zu dieſem fürchterlichen Schritt durch einen Beweggrund getrieben ward, der noch mächtiger war als das Grauſen der That, war offenbar ein edles und liebenswürdiges Weſen, geſchaffen um die Welt zu zieren und bewundert zu werden, und wurde nur durch den Drang der Umſtände und der Meinung ſo gewaltſam aus ihrer natürlichen Bahn getrieben. Die That wurde ſchnell entdeckt und trotz der dringenden Bitten, die von den höchſten Perſonen in Rom an den Papſt ergingen, wurden die Thäter mit dem Tode beſtraft. Der alte Mann hatte während ſeines Lebens zu wiederholten Malen vom Papſte Vergebung für unerhörte und nicht zu nennende Verbrechen, jedesmal um den Preis von hunderttauſend Kronen, erkauft; der Tod ſeiner Opfer kann daher ſchwerlich einer Gerechtigkeitsliebe zugeſchrieben werden. Der Papſt, neben andern Motiven für ſeine Strenge, fühlte wahrſcheinlich, daß durch den Mord des Grafen Cenci ſeiner Schatzkammer eine ſichere und reiche

Revenüe geraubt ſei. Die päpſtliche Regierung gebrauchte früher die ſtrengſten Maßregeln gegen das Bekanntwerden von Thatſachen, welche ihre Niederträchtigkeit und Schwäche auf ſo tragiſche Weiſe beurkunden; und ſo war es bis auf die neueſte Zeit ſehr ſchwierig geworden, ſich das Manuſcript zu verſchaffen.

Eine ſolche Geſchichte, wenn ſo erzählt, daß ſie dem Leſer alle Gefühle derer, welche einſt darin verwickelt waren, darſtellte, ihre Hoffnungen und Befürchtungen, ihre Intereſſen, Leidenſchaften und Meinungen, wie ſie auf und mit einander wirken und doch alle zu einem fürchterlichen Ziele conſpiriren, müßte, wie ein Licht, eine der dunkelſten und geheimſten Höhlen des menſchlichen Herzens ſichtbar machen.

Bei meiner Ankunft in Rom fand ich, daß die Geſchichte der Cenci in italiäniſcher Geſellſchaft nicht erwähnt werden konnte, ohne ein tiefes und athemloſes Intereſſe zu erregen; und immer neigten ſich die Gefühle der Mehrzahl zu einer warmen Entſchuldigung der ſchrecklichen That hin, zu welcher ſie, die jetzt ſeit zwei Jahrhunderten Staub iſt, durch entſetzliche Mißhandlungen getrieben ward. Alle Klaſſen des Volks kannten die Umriſſe dieſer Geſchichte und nahmen an dem überwältigenden Intereſſe Theil, das ſie, wie es ſcheint, mit magiſcher Gewalt über das menſchliche Herz ausübt. Ich hatte eine Copie von Guido's Gemälde der Beatrice, welches ſich im Palaſte Colonna*) befindet, und mein Diener erkannte ſie auf der Stelle als das Porträt della Cenci.“

(Schluß f.)

---

*) Es iſt jetzt in die Galerie des Palaſtes Barberini übergegangen, und befindet ſich in demſelben Zimmer des Erdgeſchoſſes, wo die Fornarina und Tizians Sclavin hängen. Eben dort findet ſich auch das muthmaßliche Porträt der Lucretia Cenci, gemalt von Scipio Gaetano.

Ballenberger, Stange, Zwengauer.

Frankfurt, am 15. Juni 1837.

Andacht und Liebe haben die chriſtliche Malerei in's Daſein gerufen. Man wollte Anderen, man wollte ſich ſelbſt den Heiland, die jungfräuliche Mutter, und alle die Heiligen vergegenwärtigen, die, alles Irdiſche, alles Endliche der Liebe zu Gott und den Menſchen aufopfernd, dieſen ebendamit Unendliches offenbart, das Bewußtſein unendlicher Beſtimmung verliehen, ſie zur Nachfolge begeiſtert, und Gefühle der Verehrung und des Dankes in ihren Herzen erweckt hatten, die in der Wortſprache keinen zureichenden Ausdruck mehr fanden. Aber alles Innere ſtrebt nach Offenbarung; das Geiſtige will als Allgemeines anerkannt werden, das Gefühlige bedarf der Mittheilung an Andere und ihres Mitgefühls. Verehrung und Liebe ſind Genüſſe, die erſt dadurch zu ihrer Fülle gelangen, daß immer Mehreren an denſelben Theil gegeben wird. Iſt nun in der chriſtlichen Andacht und Liebe der Gegenſtand ein unendlicher, ſo laſſen auch die von ihm erweckten Gefühle ſich nur annäherungsweiſe ausſprechen. Nicht mehr genüget das nur leiſe andeutende, durch beſtimmendes Denken vermittelte Wort. Die Seele, die Empfindung und Begeiſterung, die aus dem Antlitz des Heiligen hervorleuchtend, in das Gemüth des Gläubigen einſtrahlen, werden, aus dieſem zurückſtrahlend, zum Bilde; die Liebe, der Geiſt, die von Jenem in die Menſchheit eingeliebt und eingeſprochen werden, brechen als Geſang aus dem übervollen Herzen hervor, zurückſtrebend in das Herz, aus welchem ſie erſtanden.

So iſt die chriſtliche Malerei und Muſik nur das Ringen: Unendliches, Unausſprechliches zur Anſchauung, zur Vernehmung zu bringen, daher auch jene in ihrer Blüthenzeit vorzugsweiſe Geiſt und Empfindung athmet, wie ſie auf unbeſchreibliche Weiſe im Antlitze ſich kund thun. Alles Übrige, wie es dem Weſen nach eine untergeordnete Bedeutung anſpricht, wurde deßhalb auch lange minder beachtet. Wie aber der Gläubige, wenn ihm erſt das Allerheiligſte gegenwärtig geworden, nach und nach alles Schönſte und Beſte der Schöpfung zur Ausſchmückung des Altars und ſeines Tempels verſammelt, Nichts geringſchätzend, was zu deſſen Verherrlichung zu dienen vermag, ſo haben auch die chriſtlichen Künſtler demnächſt ſich beſtrebt, Alles die Heiligen Umgebende möglichſt zu vollenden, der unſchuldigen Naturwelt hierin nachfolgend, welche zwar ihre Blüthen am reichlichſten ausſtattet, aber auch die Zweige und Blätter kunſtreich geſtaltet, über denen jene ſich zur Sonne erheben.

Dieſe innige Gegenwart des künſtleriſchen Gemüthes in ſeinem Werke, dieſe Hingebung der Liebe an ihren Gegenſtand, welche gleichſam ſelbſt Himmel und Erde, Baum, Pflanze, Gewand und Stein wird, um den Geliebten zu ſchmücken, die Treue und Ausdauer bei Vollbringung des Werkes, die ſich in ſo manchen Kunſtgebilden der altitaliäniſchen und altdeutſchen (vorzüglich der niederländiſchen) Schulen kund geben, — ſie ſind es, die denſelben eine ewige Jugend, eine ſtets ſich erneuende Anerkennung und Wirkſamkeit verbürgen.

Wie nun die unmittelbare Anſchauung des Göttlichen und die urſprünglich göttlich-menſchliche Liebe das Chriſtenthum, — wie die höchſten Typen des Gottmenſchlichen einen Himmel voll Heiliger, — wie dieſe heilige Welt dann ein Paradies voll naiver Kunſtblüthen in's Daſein gerufen, ſo haben wiederholt auch dieſe urſprünglichen Kunſtwerke wieder künſtleriſche Gemüther begeiſtert, und ſie angeregt, die Andacht und Liebe auszuſprechen, die durch das Anſchauen jener erweckt worden.

Als reinen, kindlich unbefangenen Widerklang dieſer Art bietet ein kleiner Tabernackel ſich uns dar, der jetzt in dem hieſigen Städel'ſchen Muſeum ausgeſtellt iſt, und in mehr als einer Beziehung die innige Anerkennung verdient, die ihm bereits reichlich zu Theil geworden iſt.

Herr Ballenberger von Anſpach, dem wir dieſe ungemein zierliche Arbeit verdanken, — bis vor wenigen Jahren zur Maurerzunft gehörend, war, zuerst von Liebe zu den Denkmalen der altdeutschen (ſg. gothiſchen) Baukunſt ergriffen, dann zu München veranlaßt worden, ſich der Malerei zu widmen. Seit zwei Jahren unter Leitung des Direktors des hieſigen Kunſtinſtituts, des Herrn Veit, arbeitend, hat er in jenem Tabernakel uns das zweite von ihm vollendete Werk dargeboten. Auf dem mittleren Bildchen ſehen wir in einer gar lieblichen Landſchaft die heilige Nothburga, welche ihre in der Ferne liegende prächtige Burg verlaſſen, um den ſie umringenden Bedürftigen ihre Gaben zu ſpenden. Auf den beiden Seitenbildern ſtehen Heilige, auf dem rechten Flügel Franziskus von Paula und Benedikt, auf dem linken Aloyſius und Joſeph. Den Tabernakel ſelbſt und ſeine Verzierungen hat der Künſtler im reinſten ſg. gothiſchen Style gearbeitet, und wie jedes Detail mit liebenswürdiger Sorgfalt ausgeführt, ſo ſind auch die einzelnen Parthien wieder zu einem ſehr anmuthigen, harmoniſchen Ganzen vereinigt, — Alles friedlich und anſpruchlos, wie der junge Künſtler ſelbſt. Mußte es uns freuen, in dem gleichzeitig ausgeſtellten großen Bilde von Begas eine ſeltene Meiſterſchaft im Colorit und Zeichnung bewundern zu können, — die reife Frucht zugleich eines reichen eigenthümlichen Talentes und mannichfacher Studien in Paris (bei David), dann in Italien und Berlin, — ſo verſenkten wir doch nicht minder gern uns in jene alterthümliche Stillſeligkeit, die aus jenem Tabernakel, wie mit ein Paar treuen, blauen Augen, uns an eine alte, unvergängliche Liebe zu erinnern ſcheint. Auch hier thut eine Meiſterſchaft ſich kund, — die Meiſterſchaft eines tiefen, liebinnigen Gemüthes, welches durch frommen Fleiß, Geduld und Demuth die Schwierigkeiten überwindet, und Gediegenes und Liebliches hervorbringt, weil gediegener Ernſt und Liebe in ihm walten.

Noch mehrere andere Bilder finden ſich jetzt in der Nähe des kunſtreichen Tabernakel's aufgeſtellt. Nur zwei jedoch möchten hier beſonders zu erwähnen ſein, inſofern auch ſie von eigenthümlicher Meiſterſchaft Zeugniß geben, während die übrigen von Boſe, Ruſtige und einigen Anderen den Anſprüchen nicht genügen, zu denen frühere, treffliche Arbeiten dieſer Künſtler uns berechtigt haben.

Herr Stange von München aber hat uns einen Sonnenſchein zu Anſchauung gebracht, der um ſo dankbarere Anerkennung gebietet, je ſchwieriger es iſt, die glänzenden Nüancen jenes Phänomens darzuſtellen. Wir finden uns hier in eine wildeinſame, felſigte Berggegend verſetzt, über welcher die nachmittägliche Sonne durch leichten Duft- und Wolkenſchleier ſtrahlt. Ein Fuchs, der aus einer in der Mitte ſich aufthürmenden Felſengruppe hervorſchleicht, ſtört nicht, ſondern bezeigt vielmehr die Einſamkeit, in welcher hier der Sonnengott der Mutter Erde naht, als wollte er auch in den Felſen durch den erwärmten Duft Leben zünden, der in mannichfaltigem Glanze das Tagsgeſtirn umſchwebt. Nachdem auf dieſe Weiſe Herr Stange uns gezeigt, daß er der Sonne und ihres wonnigen Lichtglanzes Meiſter iſt, bleibt uns nur noch zu wünſchen, daß er in künftigen Bildern ſie auch in reicher Landſchaft ſcheinen laſſen möge, da erſt in ſolcher ſie ſich in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbart.

Das andere Bild, welches unſere Aufmerkſamkeit gefeſſelt, iſt eine große Landſchaft von Herrn Zwengauer, welcher uns von waldbedeckter Bergeshöhe in eine weite, von Bergeszügen begränzte Ferne hinabſehen läßt. Schon längſt iſt die herbſtliche Sonne hinter den Wolkenſchichten hinabgeſunken, die ihr ermattender Strahl nicht mehr zu überwältigen vermochte. Nur ein gelblicher Schimmer, der aber dem grauen Wolkenzuge ſich in die kühle Luft verliert, erinnert noch an den ſchwindenden Tag. In dem Thale aber, welches ein Fluß durchſchlängelt, und über den fernen Gebirgen lagern ſchon kalte, nächtliche Nebelgeſpinnſte, während im dämmernden Vordergrund einige Landbewohner ihrem Wohnorte zueilen. Der hier dargeſtellte, eigenthümlich poetiſche Naturmoment iſt glücklich aufgefaßt, und wenn auch die Ausführung im Einzelnen bei näherer Betrachtung nicht jene Gediegenheit, jene markige Plaſtizität zu erkennen gibt, ohne welche kein Kunſtwerk als vollendet anzuſehen, ſo iſt doch in der harmoniſchen Haltung des Ganzen, in der kühnen und doch treuen Auffaſſung der reichen, landſchaftlichen Scene eine gewiſſe Meiſterhaftigkeit nicht zu verkennen. Ein großer Naturgedanke iſt zur Anſchauung gebracht, und Alles auf den Geſammteffekt berechnet, den es auf diejenigen nicht verfehlen wird, welche nicht mit einſeitigen, ausſchließenden Prätenſionen und vorgefaßten Meinungen den Werken der Künſtler ſich hingeben. Uns wird die hier dargebotene Ausſicht in einen kühlen Herbſtabend ebenſo als ein Erlebniß in Erinnerung bleiben, wie die treffliche Landſchaft von Funk von Herforden, die vor Kurzem hier ausgeſtellt geweſen, und gleichmäßig durch ſorgfältige Ausführung, Lebendigkeit, Wärme und harmoniſche Färbung einen neuen, erfreulichen Beweis des ächten Talentes dieſes Künſtlers geliefert.

Von Achenbach ſoll mit Nächſtem ein großer Seeſturm zur Ausſtellung kommen. Wir hoffen, darüber Erfreuliches berichten zu können. F. W. Carové.

Notizen.

⁂ In Leipzig erſcheint ein „deutſches National-Archiv für Malerei," eine Sammlung der ausgezeichnetſten Gemälde oder neuern deutſchen Malerſchulen in lithographirten Copien. Alle zwei bis drei Monate eine Lieferung.

⁂ Die Blätter für literariſche Unterhaltung vom 10–16. Juni enthalten einen [illegible] Aufſatz über Graf-[illegible] [illegible]: „Oeſterreich im Jahre 1840."

№ 148. 1837.

Phönix.

Montag, 26. Juni.

Gluck in Paris.

(Fortſetzung).

Alle Anweſenden — den Mann im Winkel ausgenommen — ſchrien laut und wiederholten: „Nichts vom Geſange!“

„Wie ich ſage,“ fuhr der Schielende giftig fort, „nichts vom Geſange verſteht der Ritter Gluck, denn er vermag es nicht, eine ordentliche Melodie regelrecht und in der vorbeſtimmten Art und Weiſe, wie ſolche herkömmlich, durchzuführen: ſein ſogenannter Geſang iſt nichts als eine übertriebene Deklamation.“

Der braune Jüngling ſprang auf, ſeine ſanfte Freundlichkeit war einem edlen Zürnen gewichen und mit kräftigem Ausdrucke ſprach er:

„Mein Herr, Sie ſind nicht werth, ein Deutſcher zu ſein, wenn das, was Sie über Ihren großen Landsmann ſagen, Ihr Ernſt iſt. Daß Gluck ein wahrhaft großer Künſtler iſt, darüber ſind wir in Paris einig, ſeine Gegner ſtreiten nur darüber, auf welcher Seite das Mehr, ob auf Gluck's oder auf Piccini's Seite! — Wir erkennen es alle und wiſſen es zu würdigen, daß Gluck, gleich fern von todtem Regelzwange wie von leerem Tongeklingel den wahrſten, treueſten Ausdruck der Gefühle und Leidenſchaften wiederzugeben und ſomit nach dem einzig wahren Ziele ſtrebt, das dem Operncomponiſten vorleuchten ſoll. Die Kirche, der Concertſaal ſtellen dem Tondichter ein anderes Ziel auf; ob Gluck dies zu erringen vermag, ob er überhaupt darnach ſtrebt — Sie — ich, die Menge wiſſen es nicht! Das aber weiß ich, daß aller Streiterei ein Ende ſein würde, wenn alle darüber im Klaren wären, was Gluck zumeiſt will und wie er ſich nur eine Aufgabe geſtellt, dieſe aber mit aller Kraft verfolgt, wie ſie nur immer dem freigebornen Geiſte zu Gebote ſteht.“

„Wie iſt Euer Name, junger Mann?“ tönte plötzlich eine ſonore Stimme hinter dem Redner. Alle ſchauten ſich um, der Mann aus dem Winkel ſtand da, das Licht der Kerzen fiel hell auf ſein Geſicht.

„Monſieur Gluck,“ riefen alle überraſcht.

„Ich ſelbſt,“ ſprach Gluck lächelnd und wiederholte, zum braunen Jünglinge gewandt, ſeine Frage. Dieſer, zitternd vor Freude, neigte ſich vor dem Meiſter und antwortete:

„Mein Name iſt Etienne Mehul, und ich bin ein Muſiker.“

„Das hört' ich,“ verſetzte Gluck, „beſucht mich doch einmal, hier iſt meine Adreſſe.“ Er reichte ſie ihm hin und wandte ſich dann zu dem Schielenden, der bald roth, bald blaß da ſaß und nicht aufzublicken wagte. Einige Minuten weidete ſich Gluck an der Verlegenheit des armen Sünders, dann ſprach er mit einer Miſchung von Laune und Verachtung: „Mein theuerſter Elias Hegrin! ich freue mich, Euch ſo unvermuthet in Paris zu ſehen, um Euch wieder einmal aus voller Seele ſagen zu können, welch ein jämmerlicher Lump Ihr ſeid! — So, Herr? alſo ich verſtehe nichts von der Muſik und dem Geſange, und dennoch lieſet Ihr Jahre lang in Wien in meinem Hauſe aus und ein, ließet Euch von mir Unterricht ertheilen, Eure Arbeiten corrigiren, und nahmet ohne Gewiſſensſcrupel, was ich aus meiner eigenen Taſche Euch anbot und durch Gönner Euch zuwandte? Freilich, Eurem dummen Hochmuthe konnte es nicht behagen, als ich Euch ehrlich ſagte: Du vermagſt nur die todte Form zu beherrſchen und nicht den Geiſt! Du willſt erzwingen, was ſich nicht erzwingen läßt, nicht um der Kunſt, ſondern um deines irdiſchen Vortheiles willen; und du thäteſt beſſer, ein ehrlicher Schuſter oder Schneider, als ein ſchlechter Muſikant zu werden. Seht, das konntet Ihr mir nicht vergeben, und Ihr liefet hin, ein zweiter Judas, und verriethet mich um dreißig Silberlinge Eurem Kaiphas in Göttingen. Es ſei Euch verziehen, Menſch, denn Ihr dauert mich! Gehet hin in Frieden und beſſert Euch, wenn Ihr könnt; aber ich glaube, es wird ſchwer halten. Denn, wer die Kunſt, die reine, als feile Dirne verläſtert, weil ſie ſeiner niedern Umarmung ſich entzieht, der bleibt ein Lump, ſo lange er lebt. Gott befohlen, ihr Herrn!“

Damit ſchritt Gluck aus dem Zimmer, dem jungen Mehul nochmals freundlich zunickend.

III.

In den Zimmern der jungen Königin Marie Antoinette ging es fröhlich her. — Der Graf von Artois, der Liebling der Pariſer Damenwelt, war von ſeinem Jagdſchloſſe nach der Hauptſtadt zurückgekehrt und hatte ſich dieſen Morgen in Begleitung ſeines Bruders, des Grafen von Provence, eingefunden, um ſich ſeiner liebenswürdigen Schwägerin vorzuſtellen.

Freundlich empfing die Königin den lebensfrohen zwanzigjährigen Jüngling, welchen der Graf von Provence ihr als den Großjägermeiſter des Reiches präſentirte, und dieſer erkundigte ſich mit Laune: „Was gibt's denn Neues in Paris? Wie viele Bälle haben Sie ohne mich vertanzt? Wie viele Intriguen ohne mich eingeleitet und zu Ende geführt? Wer diente meinem Bruder Provence während meiner Abweſenheit als Geburtshelfer, wenn er es darauf anlegte, einen neuen Witz zu gebären? Welches iſt das neueſte Spektakel und worüber ſtreiten ſich die guten Pariſer jetzt?“

„Viele Fragen in einem Athem,“ entgegnete lächelnd Antoinette, „ich beantworte die letzte, weil der Gegenſtand, dem ſie gilt, uns alle lebhaft intereſſirt. Das neueſte Spektakel, welches wir erwarten, iſt der Wettkampf zwiſchen Gluck und Piccini. Beide componiren ein und daſſelbe Buch, da ſoll es denn nun entſchieden werden, welcher von Beiden das Feld behauptet und darüber ſtreiten ſich die Pariſer.“

„Ich bin für Gluck!“ rief lebhaft Artois, „denn bei'm großen Gott, Madame, Ihr Landsmann iſt ein Ehrenmann! Er war mit mir auf der Jagd und that fünf Kernſchüſſe hintereinander; — der Italiäner weiß nicht, wie man eine Büchſe nur hält.

„Und trotz dem,“ ſprach Provence, „iſt mir die Muſik des Italiäners lieber als die des Deutſchen, die man nur recitiren, wobei man aber weder eigentlich ſingen noch tanzen kann, wie unſer Noverre ſehr richtig bemerkt.“

(Fortſ. f.)

Percy Byſſhe Shelley.

(Schluß).

Aus dieſem Stoffe hat Shelley eine Tragödie geſchaffen, deren Details mit den Schönheiten griechiſcher Meiſterſtücke wetteifern, obwohl das Ganze ein ungeheurer Mißgriff iſt, aber ein unſterblicher, wie nur das Genie ihn begehen kann. Der Grund dieſes Fehlers iſt der Hauptcharakter des alten Cenci, welcher ſtatt eines Menſchen als Teufel daſteht, aber in ſo täuſchender Wahrheit, daß ſein Anblick die Haare ſträuben macht. Das dämoniſche der Erbärmlichkeit (im Orſino, Beatricens Freier) entſpricht jenem furchtbaren Alten. Wir heben folgende Scene, die dritte des 1ten Aufzugs, aus, um unſern Leſern einen lebhaften Begriff von der Manier des Ganzen zu verſchaffen:

Dritte Scene.

Eine prächtige Halle im Palaſte Cenci.

Ein Bankett.

Cenci, Lucretia, Beatrice, Orſino, Camillo und Edelleute (treten auf).

Cenci.

Willkommen meine Freunde und Verwandten,
Seid mir willkommen, hochgeehrte Prinzen
Und Cardinäle, Pfeiler unſ'rer Kirche,
Durch deren Gegenwart mein Feſt geſchmückt wird.
Ich habe allzu lang einſiedleriſch
Gelebt und unterdeß, als ich euch fern war,
Hat man mir böſe Dinge nachgeſagt.
Doch hoff' ich, Freunde, wenn ihr dieſes Feſt
Genoſſen, und den frommen Grund, weßhalb
Ich es begeh', vernommen habt, und wenn wir
Uns ein'ge Gläſer zugetrunken haben,
So werdet ihr für Fleiſch und Blut, wie euch,
Mich halten, ſündig zwar, denn Alle ſind
Seit Adam ſo, doch weich und mitleidsvoll.

Erſter Gaſt.

In Wahrheit, Herr, Ihr ſeid zu liebenswürdig,
Ein zu geſelliger und froher Mann,
Um das, was man Euch nachſagt, zu verbrechen.

(Zu einem Nachbar).

Nie ſah ich ſolchen heitern off'nen Frohſinn
In einem Blick.

Zweiter Gaſt.

Ein ſehr erwünſchter Vorfall,
An dem wir Alle gleichen Antheil nehmen,
Hat uns hierher geführt; erzählt ihn, Graf.

Cenci.

Iſt gewiß ein ſehr erwünſchter Vorfall.
Hört: Wenn aus einer Vaterbruſt ein Vater
Zum großen Vater Aller ein Gebet
Entſchickt, ſo oft er ſich zum Schlummer legt,
So oft er ſich von ſeinem Lager hebt,
Ein heißes, ſehnſuchtsvolles Fleh'n, daß er
Ihm einen Wunſch für ſeine beiden Söhne,
Für die er nur dies Ein'ge fleht, gewähre,
Und plötzlich über kühnſtes Hoffen ihm
Der Wunſch erfüllt iſt — wenn er dann ſich freut
Und ſeine Freunde zum Bankette lädt,
Damit ſie ſeine Freude mit ihm theilen,
Dann jauchzt mit mir — denn ich bin jener Vater.

Beatrice (zu Lucretia).

O Gott, wie ſchrecklich! Ein entſetzlich Unglück
Traf ſicher meine Brüder.

Lucretia.

Fürchte nicht,
Er ſpricht zu offen.

Beatrice.

Ah! mein Blut rinnt kalt,
Mir graut vor dieſem fürchterlichen Lachen,
Das ſeine Haut bis zu den Haaren runzelt.

Cenci.
Hier ſind die Briefe. Beatrice, lies
Sie deiner Mutter vor. Ich danke dir,
O Gott, daß du auf wunderbare Weiſe
In einer Nacht erfüllt haſt, was ich wünſchte.
Denn meine pflichtvergeſſ'nen, frechen Söhne
Sind todt! — Ja todt! — Was ſtockt denn euer Frohſinn!
Ihr hört mich nicht; ich ſag' euch: ſie ſind todt
Und brauchen weder Unterhalt noch Kleidung.
Die Fackeln bei dem Leichenzuge waren
Das Letzte, was ſie koſteten. Ich denke:
Papſt Clemens wird doch nicht von mir verlangen,
Daß ich ſie noch im Sarg' ernähren ſoll.
Freut euch mit mir, mein Herz iſt ſeltſam froh!
(Lucretia ſinkt halb ohnmächtig nieder; Beatrice unterſtützt ſie).

Beatrice.
Es iſt nicht wahr! O Mutter, blick' empor!
Denn, wär' es wahr — es iſt ein Gott im Himmel!
Er lebte nicht, um ſich darob zu freuen.
Entmenſchter Mann, du weißt ja, daß es falſch iſt!

Cenci
Nein! wahr wie Gottes Wort; hier ruf' ich ihn
Zum Zeugen, daß ich reine Wahrheit ſpreche;
Er hat durch ihre Todesart gezeigt,
Daß er mir ganz beſonders wohl will. Rocco
Lag neben ſechzehn Andern in der Meſſe
Andächtig auf den Knien, als die Kirche
Einbrach und ihn zu Brei zerquetſchte —
Die Uebrigen entkamen unverletzt
Chriſtofano ward in derſelben Nacht
Und um dieſelbe Stunde aus Verſeh'n
Von einem eiferſücht'gen Mann erdolcht,
Indeß ſein Liebchen bei 'nem Andern war;
Dies zeigt, wie ſehr der Himmel für mich ſorgt.
Ich bitte, meine Freunde, im Kalender
Den Tag als einen Feſttag zu bemerken;
Es war der ſechs und zwanzigſte Dezember.
Leſ't doch die Briefe, wenn ihr meinem Eid nicht glaubt!
(Die Geſellſchaft ſcheint beſtürzt, verſchiedene Gäſte erheben ſich).

Erſter Gaſt.
O ſchrecklich! Ich geh' fort.

Zweiter Gaſt.
Ich auch.

Dritter Gaſt.
Nein bleibt!
Ich glaub', es iſt ein Scherz, obgleich er wahrlich
Mit ſeinem Scherze allzu ernſthaft thut.
Vielleicht daß ſich ſein Sohn mit der Infantin
Verſprochen oder eine Mine Goldes
In Eldorado aufgefunden hat.
Solch' eine Nachricht birgt er uns; bleibt! bleibt!
An ſeinem Lächeln merk' ich, daß es Scherz iſt.

Cenci (einen Becher mit Wein füllend und ihn in die Höhe hebend).
Du heller Wein, der du mit Purpurſchimmer
In dieſem goldenen Pokal bei'm Schein
Der Lampe fröhlich ſchäumſt, ſo wie mein Geiſt
Vor Jubel ſchäumt, daß die verfluchten Söhne
Geſtorben ſind — o! wärſt du doch ihr Blut,
Dann nippt' ich dich gleich einem Sacramente
Und tränkte dich dem Höllenteufel zu,
Der, wenn ein Vaterfluch, ſo wie man ſagt,
Mit raſchen Schwingen ſeiner Kinder Seelen
Ereilt und ſie dem Himmelsthron entreißt,
Bei meinem Jauchzen triumphirt! — Allein du biſt
Jetzt überflüſſig, denn vom Freudentrunk
Hab' ich genug genoſſen, und ich will
Heut keinen Wein mehr trinken. Hier, Andrea,
Schenk' doch den Gäſten ein!

Ein Gaſt (erhebt ſich).
Verruchter Mann!
Wird Keiner unter dieſen edlen Gäſten
Dem Frevel Einhalt thun?

Camillo.
Um Gottes Willen!
Laßt mich die Gäſt' entlaſſen! Ihr ſeid toll;
Was Schlimmes kann daraus entſteh'n.

Zweiter Gaſt.
Ergreift ihn!

Erſter Gaſt.
Ja kommt!

Cenci (zu denen, die ſich erheben, mit drohender Miene).
Wer ſpricht? wer regt ſich?
(zur Geſellſchaft)
Es iſt nichts;
Seid luſtig! — Hütet euch, denn meine Rache
Iſt, wie des Königs Vollmacht — ſie mordet,
Und Keiner wagt den Mörder zu verrathen.
(Das Bankett geht auseinander; verſchiedene Gäſte entfernen ſich).

Beatrice.
Ich bitt' euch dringend, geht nicht, edle Gäſte;
Mag hier verruchter Haß und Tyrannei
Auch von des Vaters grauem Haar geſchützt ſein.
Und weil er ſelbſt, der uns das Leben gab,
Uns martert und dann jubelt; und weil wir,
Die Unglückſeligen, ſein eig'nes Fleiſch ſind,
Sein Weib und ſeine Kinder, die er lieben
Und ſchützen ſollte — ſoll uns keine Zuflucht
Auf dieſer weiten, böſen Erde werden?
O denkt, es muß ein ſchweres Unrecht ſein,
Das erſt die Liebe, dann die Ehrerbietung
In eines Kindes Geiſt zerſtörte, bis
Es ſo die Furcht und Schaam bei Seite wirft.
O glaubt, ich habe viel ertragen, habe
Die Hand geküßt, die uns zu Boden drückte,
Und hielt es nur für väterliche Zücht'gung;
Ich habe viel entſchuldigt und bezweifelt;
Und als kein Zweifel übrig bleibt, da ſucht' ich
Durch Liebe und Geduld ihn zu beſänft'gen;
Und als auch dieſes nicht mehr möglich war,
Da kniet' ich in den ſchlummerloſen Nächten
Und ſandte glühende Gebet' empor
Zu Gott, dem großen Vater; und als dieſe
Nichts fruchteten, ſo hab' ich doch es noch
Ertragen, bis ich jetzt euch treffe, Prinzen
Und Anverwandte, bei dem grauſ'gen Feſt,
Wo meiner Brüder Tod gefeiert wird.
Zwei Brüder bleiben noch, ſein Weib und ich noch,
Und rettet ihr ſie nicht, ſo könnt ihr bald
Auf's Neue ſolch ein Feſt begeh'n,
Wie Väter an der Kinder Grabe feiern.
O Prinz Colonna, Ihr ſeid unſer Vetter,
Herr Cardinal, Ihr ſeid des Papſtes Kämm'rer,
Camillo, Ihr ſeid oberſter Gerichtsherr,
Nehmt uns hinweg!

Cenci (hat während des erſten Theils der Rede mit Camillo geſprochen; er hört das letzte und tritt vor).
Ich hoffe, meine Freunde,
Ihr denkt an eure eig'nen Töchter — oder
Vielleicht an eure Kehlen, ehe ihr
Auf dieſes Mädchen hört!

Beatrice (Cenci's Worte nicht beachtend).
So ſieht mich Keiner an?
Antwortet Keiner? Kann denn *ein* Tyrann
Den Sinn der Beſten, Weiſeſten bewält'gen?
Iſt mein Geſuch vielleicht in ſeiner Form
Nicht regelrecht, daß ihr es mir verweigert?
O daß ich todt bei meinem Bruder läge
Und daß die Blumen des geſchied'nen Lenzes
Auf meinem Grabe welkten und mein Vater
Ein Feſt jetzt für uns Alle feierte!

Camillo.
Ein bitt'rer Wunſch für ein ſo junges Mädchen;
Und können wir nichts thun?

Colonna.
Ich glaube, nichts.
Graf Cenci könnte ſehr gefährlich ſein:
Doch möcht' ich gerne helfen.

Ein Cardinal.
Und ich auch.

Cenci.
Entferne dich, du unverſchämtes Mädchen!

Beatrice.
Entferne dich, Verruchter! Ja verbirg dich,
Wo dich kein Auge mehr erblicken kann!
Verlangſt du Ehre und Gehorſam, du,
Der du ein Pein'ger biſt? Ja, Vater, denke ſtets,
Wenn du auch dieſe Gäſte überwältigſt,
Daß Uebel Uebels bringt. Starr' mich nicht an!
Verbirg dich ſchnell, daß nicht mit Rächerblicken

Die Geiſter meiner Brüder dich verjagen!
Bedecke dein Geſicht vor jedem Auge,
Erſchrick, ſo bald du einen Fußtritt hörſt;
Such' einen dunkeln Winkel, beuge dort
Dein weißes Haupt vor dem gekrönten Gott.
Dann wollen wir umherknien und ihn brünſtig
Für dich und ihn um ſein Erbarmen bitten.
Cenci.
Es ſchmerzt mich, Freunde, daß dieß tolle Mädchen
Die Freude unſeres Feſt's geſchmälert hat.
Lebt wohl! und gute Nacht! Ihr ſollt nicht länger
Die Zänkereien unſeres Hauſes ſehn;
Ein andres Mal!
(Alle, außer Cenci und Beatrice gehen ab).
Mir ſchwindelt das Gehirn;
Gebt einen Becher Weins!
(Zu Beatrice).
Du fleck'ge Viper!
Du Beſtie! ſchön und doch ſo fürchterlich!
Ich weiß ein Zaubermittel, das dich zahm
Und ruhig machen wird. Jetzt fort!
(Beatrice ab).
Andrea,
Komm, füll' den Becher nur mit Cyperwein!
Ich ſagt', ich würde heute nicht mehr trinken,
Allein ich muß; denn, ſonderbar! ich fühle,
Daß mir der Muth entſinkt bei dem Gedanken
An das, was ich zu thun beſchloſſen habe.
(Den Wein trinkend).
Sei du der Jugend feuriger Entſchluß
In meinen Adern, und der Mannheit Kraft,
Und des Alters abgefeimte Schändlichkeit;
Als wärſt du meiner Kinder rothes Blut,
Nach dem ich dürſte. Ja! der Zauber wirkt!
Ich muß es thun, ich werd' es thun, ich ſchwör es!
(Ab).

Fenilleton.

∴ **Karl Lukas über Reform der Gefängniſſe.** — Man diskutirt in Frankreich jetzt nicht mehr die Nützlichkeit einer Reform des Gefängnißweſens, ſondern nur die geeignetſten Mittel, dieſelbe zu bewirken. Hr. Karl Lucas, General-Inſpektor der franzöſiſchen Gefängniſſe hat das Verdienſt, zuerſt den Franzoſen die Nothwendigkeit ſolcher Umgeſtaltung begreiflich gemacht zu haben. Die Hauptreſultate ſeiner Studien hat er in ſeiner Schrift „de la réforme des prisons" — niedergelegt. Seine Theorie geht davon aus, daß die Gefangenſchaft drei weſentliche Zwecke habe: 1) der Entweichung, 2) der wechſelſeitigen Sittenverderbung der Gefangenen und 3) den Rückfällen (Recidives) vorzubeugen. Der zweite dieſer Zwecke ſoll vorzüglich dadurch erreicht werden, daß die Gefangenen nach Geſchlecht, Alter und Moralitätsſtufe geſondert werden.

∴ **Sechſter Welttheil.** — Der Globe bemerkt: „ein neuer Welttheil bilde ſich faſt unter unſeren Augen; der friedliche Ozean iſt auf einer Fläche von 30 Graden der Länge auf ebenſo viele der Breite mit Inſeln überſäet. Jede derſelben ſcheint den Mittelpunkt zu bilden für Korallenbänke, die ſich aus dem Meere emporthürmen. Die Vereinigung weniger ſolcher Bänke nimmt bald die Geſtalt einer kleinen Inſel an, und ſo wie das Meer ſie verlaſſen, überzieht ſie eine reiche Vegetation. Die Natur ſcheint in jenen Gegenden ganz beſonders lebensthätig zu ſein. Vom ſüdlichen Theile Neu-Irlands bis zum Norden der Sandwichinſeln heben ſich Myriaden ſolcher Korallenbänke, und wo dieſe zu langſam wachſen, ſcheint die Natur noch durch vulkaniſche Thätigkeit nachhelfen zu wollen.

∴ **Schneller Dampfboot-Verkehr.** — Das Dampfboot Braganza hat am 26. Mai von Oporto nach Falmouth in 70 Stunden die Nachricht gebracht, daß das Dampfboot Iberia, welches am 23. Mai von Falmouth abgeſegelt, in 66 Stunden zu Oporto angelangt iſt.

∴ **Schriften über „die Malerei der Alten."** — Die preuß. Staatszeitung vom 7. d. M. macht auf die beiden zu Ende v. J. erſchienenen Schriften von Fr. **John** und von R. **Wiegmann** aufmerkſam, welche beide den Titel führen: „**die Malerei der Alten**," und ſeit **Semper's** „vorläufigen Bemerkungen über bemalte Architektur und Plaſtik" und **Kugler's** „Polychromie der griechiſchen Architektur und Skulptur" (Berlin 1835) die bedeutendſten Abhandlungen über dieſen Gegenſtand ſind.

∴ **Gereinigter jüdiſcher Kultus in Prag.** — Die Prager Judengemeinde hat, nach dem Beiſpiele Wiens, eine Synagoge für den gereinigten Gottesdienſt erbauen und ſehr geſchmackvoll in gothiſchem Style dekoriren laſſen. Sie wurde im Mai, am Namenstage des Kaiſers, mit feierlichem Gottesdienſte eröffnet.

∴ **Die aſiatiſche Geſellſchaft.** — Bei Gelegenheit der 14ten Jahresfeier der aſiatiſchen Geſellſchaft zu London, wurde der Tod des hochverdienten Colebrooke und zugleich der Beitritt von 17 **eingeborenen Indianern** zur Geſellſchaft angezeigt. An Colebrooke's Stelle iſt der große Oxforder Orientaliſt, Prof. **Wilſon**, zum Direktor der Geſellſchaft ernannt.

∴ **Die königl. geographiſche Geſellſchaft** zu **Paris** hat in ihrer allgemeinen Sitzung Hrn. **Guizot** zu ihrem Präſidenten ernannt, und dem Hauptmann **Back** den Preis zuerkannt, welcher jährlich dem Reiſenden ertheilt wird, deſſen Entdeckungen die Wiſſenſchaft am meiſten gefördert haben. Hrn. Back's Reiſe in die nördlicheren Gegenden von Amerika hat Bedeutendes den Ergebniſſen der Reiſen von Hearne, Makkenzie, Parry, Franklin und Roß hinzugefügt.

∴ **Das brittiſche Muſeum.** — Am letzten Oſtermontage, wo das brittiſche Muſeum — **zum erſtenmal an einem Feiertag** — offen war, iſt es von 23000 Perſonen beſucht worden.

∴ **Opium-Einfuhr in China.** — Der Price-Current von Canton meldet, daß vom April v. J. bis zum 1. Januar d. J. 17,277 Kiſten Opium, zum Werth von 11,579,983 Doll. nach China abgeſetzt worden ſind. Kein Wunder, wenn die Chineſen immer mehr verdummen und verdumpfen!

∴ **Neapolitaniſche Zeitſchrift.** — In Neapel erſcheint jetzt im ſechsten Jahre ein Journal, welches Hr. Bianchini unter dem Titel herausgibt: „il progresso delle scienze, delle lettere e dell' arti." Welches deutſche Zeitblatt hat von den Leiſtungen und der Tendenz dieſer Zeitſchrift Bericht erſtattet?

∴ **Thermometriſche Uhr.** — Die von Jürgenſen in Kopenhagen erfundene thermometriſche Uhr gibt die **mittlere** Temperatur an, welche im Laufe eines ganzen Tages ſtattgefunden. Ihre Spirale iſt zu dieſem Zwecke ſo conſtruirt, daß ſie mit eintretender Temperaturveränderung ihre Länge und alſo die Anzahl der Schwingungen hinreichend verändert.

∴ **Portrait von Guizot.** — Ein ſehr gelungenes Portrait **Guizot's**, von **Paul Delaroche** gemalt, wird jetzt von **Calamatta** in Kupfer geſtochen.

∴ **Die Leitung des Monde,** welchen Hr. de **Lamennais** aufgegeben, wird, dem Vernehmen nach Hr. de **Lamartine** übernehmen.

∴ **Mittlere Temperatur im Mai d. J.** — **Aragos** Mittheilungen zufolge war die mittlere Temperatur des Mai d. J. + = 10°,0 C. (8°,0 R.), ſeit 50 Jahren die niedrigſte mittlere Temperatur für dieſen Monat. Am meiſten nähert ſich ihr die des Mai im Jahr 1821, wo ſie 12° 0 C. (9°, 6 R.) betrug.

∴ **Die Eiſenbahn von Greenwich** iſt vom 14. Dez. v. J. bis zum 14. Mai d. J. von 655,785 Reiſenden befahren worden. Die Einnahme betrug 17.609 Pfd. St. Alſo wurden im Durchſchnitt täglich von 4035 Paſſagieren 100 Pfd. (c. 1700 Fr.) eingenommen.

∴ Am erſten Juli erſcheint in Wien ein italiäniſches Journal „il Pellegrino", redigirt von einem Hrn. Luciano Taſſani.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 149. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 27. Juni.

Spindler's „König von Zion.“

Die Form iſt am heutigen Roman mitunter ſo ſehr Hauptſache geworden, daß ſie ſchon das Weſen deſſelben zu überwuchern, aus den Wurzeln zu drängen droht. Freilich macht der Stoff noch nicht das Weſen des Romans, ſo wenig wie das Weſen der Dichtung überhaupt aus. Immerhin iſt's wenigſtens erquicklich, einem Stoffe zu begegnen, der ſich mit ganzem Gewicht auf die Intereſſen eines Publikums wirft, deſſen novelliſtiſche Lekture mehr und mehr den Charakter des Boudoirs angenommen hat. Ich möchte den Eſprit, die Eleganz, ſogar das Raffinement nicht aus unſerer neueren Literatur verbannt wiſſen, ich erkenne ſie als Reagens an; — den Sauerſtoff der Energie aber zieh' ich vor, ſei er im Stoff oder in der Idee zu gewinnen. Strömt er aus der Idee unmittelbar in den Stoff, dann zeugt er, — und das Werk wirkt über die Leihbibliothek hinaus, wie's „der Jude“ gethan.

Johann von Leyden („der König von Zion“) iſt ein Stoff, wie ſich wenige finden, woraus ſich ein hiſtoriſcher Roman als Kunſtwerk ſchaffen ließ, und bot Spindler'n freien Raum, freie Ausſicht, von jener Stufe, auf welcher er im „Juden“ ſtehen geblieben, höher empor zu ſteigen, und die ächte Kunſtform eines hiſtoriſchen Romans zu finden. Die Geſchichte des Wiedertäufer-Königs hielt Spindler'n das Poetiſche der Combinationen und der Charaktere entgegen, und es gehörte eine große Blindheit, oder ein geringes Bewußtſein dazu, das Poetiſche unter der hiſtoriſchen Kruſte liegen zu laſſen. Dadurch Verwirrung von Anfang bis zu Ende. Deßhalb der Mißgriff, welcher Einheit, Plaſtik und Wirkung des Ganzen ſtört und verdirbt: das gefliſſentliche Herabziehn der Begebenheiten und Charaktere, ſtatt beide (des Dichters heiliges Recht!) durch ſchöne Menſchlichkeit zur ſittlichen Welt zu erhöhen und im ungeheuren Frevel doch auch das Großartige, bei der Kataſtrophe das Erhebende im Erſchütternden, alſo das Tragiſche zu erwirken. Im Intereſſe der Poeſie wäre es geweſen, wenn Spindler jenen Johann von Leyden geſchildert hätte, wie er aus unbedeutenden Anfängen leichtſinnig von Fehl zu Fehl taumelt, wie er dann in plötzlichem Bewußtwerden des Ungeheuren aufſchreckt, wie er ſich allmählich, da er den Paß hinter ſich verrammt ſieht, im Willen gekräftigt fühlt, ſicher und ſtählern durch's Verbrechen, wie er dann immer trotziger, wilder, durch Verzweiflung zum Wahnſinn wolluſtiger Grauſamkeit gehetzt, ſich behauptet, in einzelnen Momenten in ſeinem eignen Spiegelbilde entſetzt die Nemeſis erblickt, ſie läugnen, ſich gegen ihre Warnung in Genüſſen betäuben will, bis ſie ihn endlich am Schopfe packt, und ihn, der das Höchſte noch nicht hoch genug fand, hinauf zieht in jenen eiſernen Käfig auf dem Lambertithurm in Münſter. Was hat nun Spindler aus dieſem Charakter gemacht? Einen gemeinen Spitzbuben, wie ihn die Nürnberger henkten, wenn ſie ihn hatten, einen feigen, erbärmlichen Wicht, der ſchon im erſten Bande durch Lumperei und Falſchſchwören Eckel erregt, rings um ihn eine lüderliche Wirthſchaft verbuhlten Weibsvolkes, einige handfeſte ungeſchlachte Geſellen und eine Unmaſſe von Tröpfen.

Es ſcheint, daß Spindler die Schneidernatur Johanns nicht ganz aufgeben wollte. Gut! dann blieb ihm ein anderer, ebenſo poetiſcher und effektvoller Hebel, die *Ironie*. Durch eine großartige humoriſtiſche Auffaſſung des Stoffes konnte er elektriſiren. Er konnte ihn ſchildern, dieſen armſeligen, etwas verrückten Schneider, etwa einen von der Race des ſpöttiſchen Volksliedes, er konnte ihn ſchildern, wie er unverſehens in den Strudel ungeheurer Begebniſſe hineingeriſſen wird, die ihn wider Wiſſen und Willen zum Propheten, zum Parteiführer, zum Tyrannen machen, wie ſeine Feigheit gegen dieſe ihm aufgedrungene Miſſion ſich wehrt und ſeine Zaghaftigkeit zur Todesangſt, wie die Todesangſt zu einer Art von Muth wird, wie dann die Sehnen allmählich ſich wieder abſpannen, wie der ganze Charakter unter'm ſchlottern. den Königsmantel abmergelt und dieſen und alle parodirt. Hier war Poeſie für einen Shakspeare, mark- und beinerſchütternde Poeſie welthiſtoriſchen Humors. Eine einzige Scene (die einzige intereſſante und poetiſche in allen drei Bänden), die, in welcher Johann mit dem Scepter auf die Reihe der Krönlein tupft und die Herzoge ernennt, und ein einziger Charakter (der des Peter Bluſt) beweiſen, daß Spindler es vermocht hätte, jene Auffaſſung durchzuführen. Weßhalb that er's nicht?

Die Antwort iſt leicht. Spindler, von der Natur zum Dichter geſchaffen, iſt bei'm Empiriker ſtehen geblieben; der genialſte Empiriker iſt aber noch kein vollſtändiger Dichter. Als der Gott in ihm waltete, zauberte Sp., von ihm hingeriſſen, jene durch die tiefſte Wahrheit rein menſchlicher Empfindung erſchütternden Geſtalten eines Jodik, einer Eſther, ſchrieb er jenen mit Unrecht vielfach verkleinerten Jeſuiten. Da war es für ſein glänzendes Genie an der Zeit, ſich von der Empirie zu emancipiren. Doch er hat dieſer letzteren vertraut, und ſie verlockte, umrauſcht von dem Beifall einer ganzen Nation, die ſich an der Kraftfülle des Genies erquickte, zur Wohlbehäbigkeit, dieſe wieder zur Manier. Die Manier aber verführte ihn, an der *Thatſache*, ſei's hiſtoriſche, ſei's erfundene, haften zu bleiben. Man ignorirt, man vernachläſſigt die *Idee* nicht ungeſtraft; ſie will angebetet ſein, nicht bloß, gelegentlich ergriffen, der Tages-Mode dienen; und ſie hat Recht, denn ſie iſt göttlich. Wo ſie fehlt, wird auch die überraſchendſte Thatſache bloß ein Leichnam ſein.

Aus dieſem Grunde iſt Spindler's „Boa Conſtrictor" mißlungen, iſt ſein „König von Zion" mißlungen.

Das Intereſſe der Geſchichte allein reicht nicht aus; für den Dichter iſt ſie ſtets nur Material, welches pſychologiſch verarbeitet ſein muß, ſonſt wird nie ein poetiſches Werk daraus, deßhalb hat Spindler's Trilogie keine innere Einheit, keine Progreſſion, keine Höhe und keine Tiefe, faſt kann man ſagen: keinen Plan. Wer zuvor kein anderes Werk Spindler's kannte und dieſen Roman zuerſt lieſ't, wird nicht begreifen können, daß letzterer wirklich von jenem Spindler iſt, deſſen Name mit Recht bekannt, ja berühmt iſt, wird in jeder Scene das Buch gleichgültig niederlegen können und es, — bis auf die Tromlitz'ſche Liebſchaft Rynalds und Angelas, bis auf die Sprache herab — matt, trivial nennen. Um wie viel unangenehmer muß dies erſt langjährigen Freunden des Spindler'ſchen Talentes auffallen!

Londoner Induſtrieen.

(Schluß).*

Wir kommen zu der letzten Claſſe von Induſtriellen, welche wir oben voranſtellten, zu den Betrügern, falſchen Spielern, Falſchmünzern, Dieben und Räubern. Die Engländer nennen dieſe Chriſten häufig Juden, **jews**, ſonſt **rogues, pickpockets, plunderers** u. ſ. w. Zuerſt die **pickpockets**, die Taſchendiebe. Paris und London iſt das Vaterland dieſer Leute, die im Laufe der Zeit, durch gute Lehre, gutes Beiſpiel und durch Übung eine bewunderungswürdige Gewandtheit und Unverſchämtheit erlangt haben. Ich mag nicht entſcheiden, ob den Pariſer oder den Londner Taſchendieben der Vorzug gebührt, die Pariſer mögen feiner, höflicher und gewandter ſein, die Londner ſind dagegen unverſchämter, beharrlicher und großartiger. Nur ein Beiſpiel, welches ich vor Kurzem in einer **review** las. Ein reicher Engländer aus der Provinz will nach längerem Beſuche London's wieder heimkehren. Er geht zu ſeinem Banquier und läßt ſich 130 Pfd. St. in drei Banknoten geben. Auf einem Poſtbüreau will er, um den Platz zu zahlen, die Brieftaſche vorziehn, — die Rocktaſchen werden in London der Vorſicht halber innen, unter den Schößen angebracht, — die Brieftaſche iſt mit den Banknoten verſchwunden. Der Gentleman geht zum Banquier zurück, klagt ſein Unglück, läßt ſich die gleiche Summe in gleichem Papier auszahlen, verbirgt daſſelbe in der linken — **sit venia verbis!** — Hoſentaſche und ſteckt ſeine Hand darauf. Auf der Poſt iſt ein groſſes Gedränge, er wartet deßhalb in der Nähe und betrachtet einen Bilderladen. Nach einer Viertelſtunde ſtellt er ſich wieder auf der Poſt ein, will bezahlen und — die Banknoten ſind wieder fort! Das iſt zu arg, der Beſtohlene kann nicht abreiſen, er muß einen neuen Creditbrief erwarten. Während der Zeit ſinnt und grübelt der Mann, wie es möglich geweſen, ihn das zweite Mal zu beſtehlen, er glaubt, daß der zweite Diebſtahl nicht mit rechten Dingen zugegangen, möchte ſich überzeugen und läßt in den **Morning Advertiser** eine Annonce einrücken, daß der Dieb, welcher ihn zum zweiten Male hintergangen, ſich bei ihm melden und angeben möge, wie er zum Ziele gelangt ſei, er ſichere ſtrenge Verſchwiegenheit und 100 Pfd. St. Belohnung zu. Drei Tage nach dem Einrücken dieſer Aufforderung erſcheint in der Wohnung des Wißbegierigen ein anſtändiger, feiner Herr, verſichert ſich, daß er mit dem Bewohner der Stube allein ſei und ſagt dann, daß er nicht nur die zweiten, ſondern auch die erſten Banknoten des ehrenwerthen Herrn an ſich gebracht habe. „Das erſte Mal war Kleinigkeit und nicht der Rede werth, das zweite Mal dagegen erforderte Umſicht.

Ich beobachtete Sie und Ihr Geſchäft beim Banquier, folgte, nahm die Brieftaſche und zwang Sie zur Rückkehr. Da Sie diesmal das Erhaltene ſo gut verwahrten, winkte ich einem Bekannten, einem Aſſocié von mir, der Sie vor dem Bilderladen mit einer Feder hinter dem linken Ohre kitzeln mußte. Sie fuhren, wie vorauszuſehen, mit der linken Hand nach dem gekitzelten Fleck, während dem drängte ich mich hart an Sie und nahm die Banknoten. Anbei erhalten Sie einen Brief, den ich das zweite, wie die Brieftaſche ohne Banknoten, welche ich das erſte Mal nahm, zurück.“ Der Belehrte wollte dem Geſtändigen die verheißenen 100 Pfd. geben, der Mann war aber honnett und empfahl ſich mit den Worten: „Gentleman, ich bin nicht gemein, ich habe genug von Ihnen, behalten Sie Ihr Geld und leben Sie wohl!“ — Taſchentücher, Handſchuhe, Brieftaſchen, Börſen und Uhren kann man in London nie genug verwahren, es iſt oft unbegreiflich, wie ſie verſchwinden. Iſt es nicht anders möglich, ſo ſchneiden die Behenden mit ſcharfen Scheeren und Meſſern die Schöße ab, ſogar goldene Ketten durch. Die meiſten derartigen Streiche werden im Gedränge, in und vor Theatern, in Kirchen, Gerichtsſitzungen, bei öffentlichen Feſten u. ſ. w. verübt. Eine neue Art von Induſtriellen, die Omnibusdiebe, haben ſich erſt neuerlich etablirt, ſie fahren in den unzähligen Omnibus umher, drängen ſich an die Inſitzenden und nehmen, was zu bekommen. Viele Fälle der Art waren kürzlich vor Gericht. — Falſche Spieler, Falſchmünzer, Straßenräuber und Raubmörder gleichen ſich überall; in London haben ſie ein weites Feld, was beſonders die Falſchmünzer exploitiren. Banknoten und Münzſorten werden ſo künſtlich nachgemacht, daß ſie nur der Kenner von ächten unterſcheiden kann; in entlegenen Vierteln ſollen Geldmärkte gehalten werden, auf denen Juden, Trödler, Höker und dergleichen Geſindel falſches Geld für die Hälfte des Nominalwerths erkaufen. Da helfen weder die härteſten Strafen, noch die größte Vorſicht, Gewinn und Genußſucht reizen, mächtiger, als der Strang und Botany-Bai ſchrecken. — Schmuggelei gehört eigentlich nicht unter dieſe Rubrik, wohl aber der nahe mit ihr verwandte und oft zugleich betriebene „Themſeraub.“ Stets liegen in der Themſe, auf einer Strecke von zwei deutſchen Stunden, und in den Docks gegen 20,000 Schiffe, theils beladen, ankommend oder abgehend, theils unbeladen. Obwohl dieſe Fahrzeuge bewacht werden, ſo iſt doch nie zu verhüten, daß bei Nachtzeit Diebe auf Kähnen mit umwundenen Rudern lautlos herbeiſchleichen und Waaren, Holz, Eiſen und Tauwerk entfernen. Oft mögen die Wächter und Matroſen der Schiffe mit jenen **plunderers** unter einer Decke ſtecken. Der erwähnte Mr. Colquhoun, auf deſſen Rath eine „Marine-Polizei“ für die Bewachung der Themſe errichtet ward, gibt die Zahl der „Themſeräuber“ auf 11,000 und den Werth der jährlich von dem Waſſer und von den Quais bei'm Ein- und Ausladen geſtohlenen Waaren und Güter auf mindeſtens eine halbe Million Pfund Sterling an. — Von **Resurrection-men**, Auferſtehungsmänner, welche jüngſt Beerdigte ausgraben und Lebende todtſchlagen, um die Leichname an Anatomen und Anatomieen zu verkaufen, hört man zur Zeit nichts. Die Spekulation war übrigens nicht ſchlecht, noch jetzt, nach bedeutender Preiserniedrigung, koſtet ein Cadaver 4 bis 5 Pfd. St., — in Paris 3 Franken! In England will ſich Niemand ſeciren laſſen, und in Frankeich verkauft der Mann ſein todtes Weib und dieſes jenen, wenn es nämlich in ebenerwähnter Lage des Mannes iſt.

Machen wir den Beſchluß mit einer Art von Betrügern, welche es vorzüglich auf die höhern und höchſten Stände abgeſehen hat. Dieſe Leutchen, Männer wie Weiber, kleiden ſich modiſch, nehmen bekannte, angeſehene Namen an, wohnen faſhionable, geben vornehme Bekanntſchaften und Verwandſchaften an, zeigen Briefe von ſolchen vor, geben und beſuchen Geſellſchaften und drängen ſich allgemach in das Vertrauen einflußreicher und wohlhabender Familien. Die Engländer ſind mißtrauiſch, aber einmal gewonnen, halten ſie feſt und thun viel. Alles gilt bei ihnen eine **reverence**, d. h. eine gute Empfehlung. Bringt eine **reverence** von einem Mitgliede des Parliaments, von einem bekannten Kaufmann oder hohen Angeſtellten und ihr habt jahrelangen Credit, aber ohne **reverence**, und wenn ihr reich und nobel und gentlemanlike ſeid, nur wochenlangen. Hat ſich nun einmal ein **chevalier d'industrie**, der jedoch einige Bildung und für den Anfang einige Mittel beſitzen muß, in das Vertrauen angeſehener Perſonen eingeſchlichen, ſo ſteht ihm der Credit, die Protektion und die Caſſe ſeiner Bekannten offen. — Viele haben das ſo benutzt, daß ſie mit Hunderttauſenden verſchwanden. Die weiblichen Induſtrierieritter ſind noch feiner und frecher, als die männlichen, und reüſſiren häufiger. An einem Hofballe in St. Jamespalaſt hatte ſich vor mehreren Jahren ein Weib gedrängt, das ſich an dem Arme eines hohen Geiſtlichen präſentirte und acceptirt ward. Es bezauberte durch ſeine Schönheit, ſeinen Anſtand und durch ſeinen Anzug. Herr und Frau Biſchofin verließen die glänzende Aſſemblee, aus welcher ſie nicht weniger, als den Werth von 1,700 Pfd. St. an Börſen, Brieftaſchen und Banknoten, Uhren u. ſ. w. mit ſich nahmen. Später ward das Pärchen bei einem ähnlichen Streifzuge entdeckt und der frühere Diebſtahl auf dem Hofballe dadurch zugleich ermittelt.

Als Grund und Urſache der Sittenverderbniß und der in London Statt findenden Betrügereien und Verbrechen gibt Mr. Colquhoun folgende an: die große Zahl der Bierhäuſer und Kneipen (**public-houses**), von deren erſtern allein 6,000 in und um London beſtehn; die ſchlechte Erziehung der Lehrlinge (er hätte die untern Claſſen überhaupt nennen können!); die Menge der Dienſtloſen beiderlei Geſchlechts; die Diebshehler und **pawnbrokers**; die niedern Spielhäuſer (die hohen, wo es um Gold und Banknoten gilt und jeder Lump in anſtändiger Kleidung ſich eindrängen kann, ſchaden alſo nicht?); das Schmuggeln; die Bekanntſchaften und Verbrüderungen in Gefängniſſen (**associations in prison**), und die Proſtitution — zu denen man, nach meiner Anſicht, noch mehrere und recht ſchlagende hinzufügen könnte.

Feuilleton.

.*. Zeitſtimmen. — (VI. Aeußerungen des proteſtantiſchen Pfarrers Stapfer in Paris). In der am 10. April d. J. zu Paris gehaltenen Jahresverſammlung der Traktat-Geſellſchaft ſtellte der Präſident derſelben, Hr. Stapfer (Vater des Ueberſetzers des Göthe'ſchen Fauſt) Betrachtungen an „über die intellektuelle Anarchie und die moraliſche Apathie unſerer Zeit." Er unternahm zu erweiſen, daß die Männer, die an der Spitze der philoſophiſchen Bewegung Frankreichs einherſchreiten, einander ſtets widerſprechen über die Grundprinzipien aller Weisheit und Moral, was eine unheilvolle Verwirrung in den Begriffen von Wahr und Falſch, von Recht und Unrecht zur Folge gehabt habe. Als das einzige Mittel, welches dieſe Wunden der Menſchheit zu heilen vermöge, — bezeichnete er das Evangelium. Man vergleiche die Aeußerungen des Cardinals Polidori in einem früheren Feuilleton.

.*. Portal's Schrift über die ſymboliſchen Farben. — Hr. Frédéric Portal hat kürzlich eine Schrift unter dem Titel „Des couleurs symboliques" herausgegeben, worin er ſich über die Symbolik der Farben in der alten Welt, dem Mittelalter und der neueſten Zeit verbreitet. Den leitenden Gedanken ſpricht Hr. Portal in Folgendem aus: „die Religion und die Bedeutung der Farben verfolgen einen und denſelben Gang; l'une est l'impression de l'autre . . . Dreimal iſt die Menſchheit gefallen (déchue), dreimal wurde ſie rehabilitirt; die dreimal herabgeſunkene (dégradée) Symbolik iſt dreimal wieder an's Licht gehoben worden. Im Leben jeder Religion wiederholt ſich das Bild dieſes großen Drama's, und die göttliche, die heilige und die profane Aera ſpiegeln ſich in der dreifachen Bedeutung der Farben." — Uebrigens ſieht Hr. P. in der überall in der Hauptſache gleichen Farbenſymbolik einen Beweis für die Einheit der Religion unter den Menſchen, und liefert bei dieſer Gelegenheit viele intereſſante und belehrende Zuſammenſtellungen.

.*. Auswanderungen nach Nordamerika. — Dem Morning-Chronicle zufolge kamen Auswanderer an:

Im Jahr	1829	zu Quebek	13.355,	zu New-York	15.064.
„ —	1830 „	—	24.391, „	—	36.224.
„ —	1831 „	—	49.250, „	—	31.739.
„ —	1832 „	—	51.422, „	—	48,589.
„ —	1833 „	—	22,062, „	—	41,702.
„ —	1834 „	—	30.217, „	—	48,110.
„ —	1835 „	—	11,580, „	—	35.302.
„ —	1836 „	—	27,513, „	—	60,541.

.*. Diplomatiſche Literatur zu Berlin. — Eine im Manuſkripte gedruckte und in wenigen Exemplaren an die höchſten Perſonen vertheilte Broſchüre des Staatsminiſters von Kamptz, — in welcher dargelegt war, das Haus Orleans, als nächſter rechtmäßiger Thronerbe, habe durch die Vertreibung des älteren Bourbons das legitime Recht der Nachfolge in ſeinem ganzen Umfange erhalten, — machte nebſt einer ſcharfen Gegenſchrift und Kritik, die von einer der höchſten Perſonen ausgegangen ſein ſoll, zu Ende des v. M. das Tagesgeſpräch zu Berlin.

.*. Wellington's Statüe. — Das Comité für die Errichtung einer Statue des Herzogs von Wellington hielt zu Anfang d. M. eine Verſammlung, in welcher der Bildhauer Sir Francis Chantrey erklärte, das Werk werde ihn vier Jahre lang beſchäftigen und könne mit der zuſammengebrachten Summe nicht hergeſtellt werden. Man beſchloß, die Subſkription noch offen zu halten und vorläufig dem Herzog anzuzeigen, man beabſichtige, ihm eine Reiter-Statüe zu errichten.

.*. Murillo und Rembrandt in London. — Zwei prächtige Gemälde von Murillo und Rembrandt, welche letzthin in den Gallerien von Yates zu London ausgeſtellt waren, ſind von der Regierung für die National-Gallerie angekauft worden. Für das erſte Bild waren ſechs, für das andere zweitauſend Pfd. St. gefordert; gezahlt wurden für beide zuſammen ſiebentauſend Pf.

.*. Der römiſche Kunſtverein. — Aus einem leſenswerthen Schreiben von Rom aus, welches die hannöverſche Zeitung bringt, erſehen wir, daß das Beiſpiel der vielen in Deutſchland entſtandenen Kunſtvereine im J. 1830 eine Anzahl Künſtler und Kunſtliebhaber zu Rom veranlaßte, auch dort einen ähnlichen Verein zu gründen. Die Subſkriptionen beliefen ſich auf 3000 Scudi; Prinz Orſini, der Senator Roms, räumte ein Lokal im ſenatoriſchen Pallaſt ein. Man verſprach ſich goldne Berge; überzeugte ſich aber bald, daß „in Rom eine jegliche Unternehmung, welche einen liberal gemeinnützigen Charakter habe," — entweder an den jede freie Entwickelung hemmenden Bedenklichkeiten der Behörden „oder an dem kleinlichen Egoismus der Nation ſcheitern müſſe." Die Regierung unterwarf die ausgeſtellten Arbeiten einer kleinlichen Cenſur; im zweiten Jahre verlor der Verein das Ausſtellungslokal; die Einnahme ſchrumpfte allmählig auf die Hälfte des anfänglichen Betrages ein; faſt alle Hiſtorienmaler und Bildhauer von Bedeutung zogen ſich zurück; der Katalog beſtand für die letzten Ausſtellungen in höchſtens 200 Nummern — Portraits, Landſchaften und Genrebildern, und man vermuthet, daß das ganze Inſtitut allmählich eingehen werde.

.*. Die Kopenhagener Aſyl-Geſellſchaft hat am 29. v. M. unter Vorſitz des Dr. Münter ihre jährl. Generalverſammlung gehalten. Die Zahl der Mitglieder iſt im letzten Jahre von 343 auf 499, worunter 130 Damen, geſtiegen, das anfänglich für 100 Kinder beſtimmte Aſyl zur Aufnahme von 120 erweitert, ein zweites auf 150 Kinder berechnetes kürzlich eröffnet, und die Errichtung eines dritten nunmehr von der Geſellſchaft beſchloſſen worden. — Außer dieſen Aſylen beſtehen gegenwärtig in Kopenhagen noch zwei andere, die ſchon vor der Stiftung jener Geſellſchaft errichtet worden.

.*. Chauſſenot's Apparat zur Bereitung von Sauerwaſſer und Brauſewein. — Hr. Chauſſenot hat einen ſehr einfachen Apparat conſtruirt, wodurch man in Stand geſetzt wird, in ſehr kurzer Zeit und auf ſehr wenig koſtſpielige Weiſe gashaltige Waſſer (Säuerlinge) und Brauſeweine (mouſſirende Weine) zu bereiten. Der Apparat iſt elegant und kann auf jedem Tiſch als Zierde aufgeſtellt werden. In 10 Minuten verwandelt er eingegoſſenes Waſſer in einen Mineraltrank und gewöhnlichen Wein in — Champagner.

.*. P. Ungarelli, der ausgezeichnete Orientaliſt, hat bedeutende Materialien geſammelt, um, nach der Methode Champollion's, die Erklärung der Hieroglyphen auf den zu Rom befindlichen Obelisken zu geben. Gegenwärtig gibt er die koptiſche Grammatik von Roſſellini heraus, und hat kürzlich auch den erſten Theil ſeiner literariſchen Geſchichte der Congregation der Barnabiten erſcheinen laſſen.

.*. Chineſiſcher Lehrſtuhl in Kaſan. — An der Kaſan'ſchen Univerſität iſt ein Lehrſtuhl für die chineſiſche Sprache errichtet und als ordentlicher Profeſſor für dieſelbe der Archimandrit Daniil, der dieſe Sprache in Peking gelernt hat, berufen worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 150. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 28. Juni.

Vertraute Stimmen.

Der laute Tag ſchließt ſchon den Mund,
D'ran Millionen Leben nippen,
Die gluthbeſeelten Prieſterlippen,
Die den ſo herrlich machen kund,
Von deſſen Hauch die Welten ſtammen.
O ſeht von jenen Feuerworten
Noch dort der Berge Wälderborten
In heiliger Begeiſt'rung flammen.

Die ernſte Friedenstaube Nacht
Im dunkelfarbigen Gefieder
Bringt nun dem Erdentreiben wieder
Auf kurze Stunden Bann und Acht.
Aus Schatten baut ſie die Kapelle,
D'rin Sterne pred'gen, als Propheten,
Und kein Geräuſch darf übertreten
Die cherubimbewachte Schwelle.

Du weites Bethaus, nimm mich auf!
Wie frei durch deine blaue Pforte
Schwingt ſich mein Geiſt von dieſem Orte
Zu alles Geiſtes Quell hinauf.
Frei dürfen alle ſeine Ehrer
Hier zu ihm weinen, zu ihm beten,
Es heben und erquicken Jeden
Die von ihm ausgeſtreuten Lehrer.

Sie pred'gen ſtill' zwar, doch nicht ſtumm,
O wie beredt iſt mir dies Schweigen,
Welch' hochgebor'ne Stimmen neigen
Sich meinem Herzen zu ringsum
Und klingen mir ſo ſüß vertraut
Und wiſſen mir ſo viel zu ſagen,
Was doch in langverſunk'nen Tagen
Kein fremdes Aug' mit mir geſchaut.

Ihr lieben Stimmen, wie bekannt
Tönt ihr an des Gemüthes Pforte;
Sind Seelen eure Strahlenworte,
Und Seelen, mir von je verwandt? —
Seid ihr mir — du mein guter Vater,
Die Mutter, all' ihr Frühverklärten,
Und mir in treuer Lieb' Bewährten —
Beſtellt als Tröſter und Berather? —

Ihr ſeid es! — Dieſem Glauben hin
Darf ich mit Freudigkeit mich geben,
Wie käme ſonſt von meinem Leben,
Von dem, was ich bedarf und bin,
Euch jene innige Erkenntniß? —
So tröſten keine fremden Geiſter;
Verſteh'n nur iſt der Tröſtung Meiſter,
Und wahre Liebe nur — Verſtandniß.

Henriette Ottenheimer.

Gluck in Paris.

(Fortſetzung).

„O! Noverre hat tanzen müſſen," fiel die Königin dem Tadler in's Wort und begann mit anmuthiger Laune zu erzählen, wie der Ritter Noverre frühmorgens zum Ritter Gluck gekommen ſei und ihm erklärt habe, ſeine Muſik tauge nichts und nach ſeinem Scythentanze könne kein Tänzer der großen Oper tanzen. Da habe aber Gluck voller Wuth das Männlein gepackt, ſei mit ihm unter Abſingung des Scythenballets durch's ganze Haus Trepp' auf, Trepp' ab gehoppſt und habe endlich gefragt: „Nun Herr, kann ein Tänzer der großen Oper nach meiner Muſik tanzen?" Worauf denn Noverre ſchnaufend und ſtöhnend erwiedert: „Vortrefflich, beſter Herr, und das Ballet-Corps ſoll tanzen."

Alle lachten und meinten: ein ſolcher Tanzmeiſter ſei gerade recht für die Herren und Damen der großen Oper, welche von Tag zu Tage ſich unleidlicher und anmaßender gebehrdeten.

Da meldete ein Page den Ritter Gluck, welcher ſich eingefunden, mit Ihrer Majeſtät die Clavierſtunde zu beginnen.

„Herein!“ rief die Königin, und Gluck trat ein.

„Eben ſprachen wir von Ihnen,“ redete die Prinzeſſin Eliſabeth ihn an, „und die Königin rühmte Sie als einen guten Tanzmeiſter.“

„So wie mein Bruder Ihrer Geſchicklichkeit auf der Jagd das beſte Zeugniß gab und deßhalb zu Ihrer Partei gehört,“ fügte Provence hinzu.

„Ach laßt ihn!“ rief die Königin, „und macht ihn nicht verdrießlich mit Eurem Geſchwätz, er verliert bei mir ohnehin die Geduld nur zu leicht.“

„Weil du als Königin nicht halb ſo gut mehr ſpielſt denn als Erzherzogin, Antoinette;“ verſetzte Gluck ernſt auf deutſch.

Antoinette entgegnete lachend in der nämlichen Sprache: „Nun warte Chriſtoph, dir ſollen heut' die Ohren klingen! — Fein ſtille, ihr Damen und Herren,“ fügte ſie laut auf franzöſiſch hinzu und trat an den Flügel ihn aufzuſchließen; in ihrer Haſt mochte ſie aber etwas verſehen haben, denn wie ſie auch den Schlüſſel drehte, das Inſtrument war nicht zu öffnen, ungeduldig ſprang ſie endlich auf und [illegible] „[illegible] zu [illegible] mir doch Gluck!“

Und Gluck verſuchte ebenfalls ſein Heil, ihm folgten die Andern — Alles umſonſt: der Flügel war und blieb verſchloſſen.

„Das iſt doch ärgerlich,“ [illegible] die Königin und Gluck brach los: „Welcher [illegible] Narr mag nur das Schloß gefertigt haben?“

„Stille, Herr Ritter,“ bemerkte [illegible] Provence „das Schloß hat der König ſelbſt gemacht, und, wie ich glaube, iſt es eins von der neuerfundenen Art.“ —

Gluck brummte: „der Henker hole die neuerfundene Art.“

Aber Artois war hinaus geſprungen und kehrte jetzt mit dem Könige zurück.

Ludwig **XVI.**, in einer kurzen Jacke, das Haupt mit einer unſcheinbaren ledernen Mütze bedeckt, glühend, berußt im Geſichte, mit derben Händen und einem Bund Schlüſſel und Dietriche am Gürtel, glich in der That eher einem wackern Schloſſermeiſter als einem Könige von Frankreich.

Geſchäftig machte er ſich an den Flügel, prüfte das Schloß mit ernſter Kennermiene und verſuchte etliche Schlüſſel und Dietriche umſonſt — unmuthig ſchüttelte er das Haupt und ſuchte nach anderen Werkzeugen, endlich traf er das rechte, das Schloß krachte, ſprang auf, und mit einer Siegermiene, als habe er eine Schlacht gewonnen, rief er: „Seht ihr? Da iſt's auf! Nun Madame, ſpielen Sie.“

Doch die Stunde war verfloſſen, und die Königin hatte die Luſt zum Spielen verloren. Gluck erwartete das Zeichen, ſich fortbegeben zu dürfen, da bat ihn die Prinzeſſin Eliſabeth: er möge den Verſammelten doch etwas Neues aus ſeiner Iphigenia zu hören geben; und der fünfundſechzigjährige Meiſter, der holdſeligen Königsſchweſter mit einer Verehrung zugethan, wie ſie in der Regel nur ein Jüngling der Geliebten zollt, ſetzte ſich an das Inſtrument und begann die Wahnſinnsſcene des Oreſt.

Alle horchten ſtill und aufmerkſam, am aufmerkſamſten Ludwig **XVI.**, der, als das Tonſtück geendet war, auf Gluck zu trat und mit niedergeſchlagenen Augen, in haſtig abgebrochenen Sätzen alſo ſprach: „Vortrefflich, Ritter, ganz vortrefflich — ich bin ergriffen — erfreut — aber ich will, daß Ihre Oper zuerſt gegeben werden ſoll — mit aller Sorgfalt, mit aller Pracht — ganz wie Sie wollen! und ich hoffe der Erfolg wird für Sie der beſte ſein.“

Der Ritter Noverre und der Signore Piccini wurden gemeldet und angenommen.

Beide traten ein. Noverre, als er den Gluck erblickte, ſtutzte, und ſichtlich war es, daß er ſich von der Gegenwart deſſelben mehr als niedergedrückt fühlte, doch verhinderten ihn ſein Hochmuth und ſeine Eitelkeit, dies länger als einen Moment ſich merken zu laſſen. Piccini benahm ſich fein und unbefangen und als der König ihn aufforderte, ſeinen Gegner zu begrüßen, that er dies mit Würde und Freundlichkeit; Gluck erwiederte dies auf gleiche Weiſe.

„Was bringen Sie uns Neues, meine Herren?“ fragte Antoinette, und Noverre nahm mit feierlichem Anſtande das Wort. „Ew. Majeſtät geruhten zu erlauben, daß Signore Piccini Ihnen eine ſeiner neueſten Nummern aus der Oper Iphigenia auf Tauris vortragen dürfe.“

„Ganz recht!“ fiel ihm die Königin ein und dann ſich zu Piccini wendend fragte ſie verbindlich, „welche Wahl haben Sie getroffen, Herr Capellmeiſter?“

Piccini verbeugte ſich und antwortete: „Der Ritter Noverre wünſcht, daß Ew. Majeſtät mir geſtatten wollten, den Scythentanz **Nro.** 1 vorzutragen.“

Der Graf von Artois ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf und ſelbſt die übrigen hohen Perſonen (der König ausgenommen, der noch verlegener als Piccini und Noverre daſtand) hatten Mühe nicht ebenfalls laut aufzulachen.

„Ich erlaube es Ihnen ſehr gerne,“ ſprach Antoinette.

Piccini ſetzte ſich an den Flügel und begann ſeinen Scythentanz zu ſpielen, wozu der Graf von Provence und Noverre den Takt nickten; die Andern geſtanden, daß Piccini's Tanz unendlich anmuthiger, melodiöſer und tanzbarer ſei, als der von Gluck. Artois aber meinte, leiſe dem Könige zuflüſternd: der Tanz ſei für ſich betrachtet zwar vortrefflich, doch unſtreitig mehr auf den Maskenbällen, in den Sälen der großen Oper, als auf Tauris zu Hauſe.

Ludwig antwortete nicht, ſondern blickte faſt mürriſch vor ſich nieder, Gluck ſtand ernſt und aufmerkſam horchend, in den Zügen ſeines Geſichts ſprach ſich Anerkennung aus und nur hin und wieder ſpielte ein leichter, ſpöttiſcher Zug um ſeinen Mund, wenn Piccini gar zu artig trillerte und klimperte und der gute Noverre mit den Füßen zuckte, als triebe ihn der Inſtinkt, ſich in den zierlichſten Pas zu verſuchen.

Als Piccini endete, erhielt er reichlich Applaus und Noverre unterließ nicht, mit wichtiger Miene zu entwickeln: wie in der ſo eben vernommenen Muſik jener belebende Rhytmus ſich offenbare, welcher allein vermögend ſei, des Tänzers Füße zu bezaubern, daß ſie Seele und Ausdruck den Entrechats und Pirouetten mittheilte.

„Schon gut, Herr Noverre,“ ſagte der König, den Fluß ſeiner Rede unterbrechend, „ich ſtimme Ihnen bei, daß die Muſik des Herrn Piccini ganz vorzüglich iſt, aber ich hoffe auch, daß Sie ſich mit der Muſik des Ritter Gluck verſtändigen werden?“

„Sire,“ entgegnete liſpelnd Noverre, — wir, der Ritter Gluck und ich *ſind* einig.“ Ein tiefer Seufzer folgte dieſen Worten, er ſollte dem Könige andeuten, daß es mit der Einigkeit nicht ſo ganz richtig ſei; doch Ludwig achtete nicht darauf und entließ nach einer Weile die Künſtler für diesmal.

Als am Ausgange der Tuillerien Gluck und Piccini höflich, aber fremd, Abſchied genommen hatten, ſprach Gluck ſchalkiſch zum Balletmeiſter:

„Vergeßt nicht, Herr Ritter! was Euch der König anempfohlen hat. Wenn Ihr mich übrigens bei Sr. Majeſtät verklagt habt, weil ich Euch wider Euern Willen zum Tanze aufzog, ſo ſag' ich Euch hiermit, daß Ihr durchaus keine Urſache habt Euch zu ſchämen, ein Tänzchen mit mir zu machen, denn bin ich auch, — Gott ſei's geklagt! kein ſo großer Tanzkünſtler wie Ihr, ſo bin ich doch, ſo gut wie Ihr, Ritter vom heiligen Geiſt-Orden, als welcher ich mich Ew. Gnaden zu Gnaden empfehle.“ —

Somit warf er ſich in ſeinen Wagen und fuhr nach Hauſe. Noverre blickte ihm ärgerlich nach. Piccini lächelte.

(Fortſetzung folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

67) Rheinſagen aus dem Munde des Volkes und deutſcher Dichter für Schule, Haus und Wanderſchaft. Von Dr. Karl Simrok. Zweite vermehrte Auflage. Bonn, Eduard Weber. 1837.

Die Hoffnung, welche wir bei Anzeige der erſten Auflage dieſes trefflichen Volksbuches ausſprachen, daß nämlich bald eine zweite nöthig würde, iſt binnen weniger Monate in Erfüllung gegangen. Der wackre Simrok hat bei dieſer zweiten Auflage, die ſich auch durch typographiſche Eleganz von der erſten vortheilhaft auszeichnet, alles Entbehrliche ausgeſchieden, und ſie durch eine ſorgfältige Auswahl von vierundzwanzig neuen Sagen (Otto der Schütz, von G. Schwab, das Kreuz in St. Marien zum Kapitol, von J. Kreuſer, ein Kölner Meiſter, von Chamiſſo, Meiſter Tauche, von K. W. Müller, Altenahr, von K. W. Müller, Siegfried und Genoveva, die Schlacht bei Zülpich von Fr. Ritze, die Clemenskirche, Giſela, der Rekrut auf Philippsburg, die Basler Uhr, der arme Leonhard, ſämmtlich vom Herausgeber, die Legende von St. Rupert, von Frau v. Plönnies, die goldene Brücke, von E. Geibel, die Gründung Kreuznachs, der Trunk aus dem Stiefel, das Fräulein von Flörsheim, von G. Pfarrius, Kloſter Himmelreich, das Wunder im Kornfeld, von A. Kopiſch, Kaiſer Heinrich der Heilige, das Uhrwerk im Münſter, Kaiſer Sigismund, von Aug. und Adolph Stöber, der arme Spielmann, von G. Görres), wahrhaft bereichert. Wir können uns nicht enthalten, als Probe der neuhinzugekommenen Romanzen folgende von Simrok mitzutheilen.

Der Rekrut auf Philippsburg.

Vor Philippsburg ein Franzmann lag,
Die Reichsarmee darinnen,
Die Feinde meinten Tag für Tag
Die Feſtung zu gewinnen.
Viel Bomben flogen hin und her,
Und platzten ſie, ſo kracht' es ſehr:
Das mußte man gewöhnen.

Da ſtand beim Sturm einſt ein Rekrut
Abſeits auf einem Poſten;
Er dacht in ſeinem dummen Muth:
„Hier wird's den Hals nicht koſten.
Der d'Asfeld greift dort hinten an,
Hier kann ich ruhig Schildwacht ſtahn.“
Iſt aber anders kommen.

Denn juſt erſahn den ſchwarzen Fleck
Der Franzen ſich ein Dutzend
Und richteten die Leiter keck
Auf ihre Menge trutzend.
Sie meinten ſich ſchon oben drauf
Und klommen ſacht den Rempart auf,
Der Eine hinterm Andern.

„Ei ſieh, ein ſchwarz geſchnauzt Geſicht
Da drüben auf der Mauer;
Und galt mir dieſe Kugel nicht?
Willſt du hinab, du Lauer!“
Doch weil von ſelber Der nicht ging,
So wies er mit der Degenkling,
Ihn höflichſt in den Graben.

Nun, dacht, er, wird wohl Fried im Land,
Ging ruhig auf und nieder,
Doch plötzlich vor der Brüſtung ſtand
Der ſchwarze Schnauzbart wieder:
„Biſt du noch einmal da, du Fratz?
Und haſt noch Pulver? Platz, mach Platz!
Nun aber kommſt du nimmer!“

Da hatt' er doch zuviel geſagt,
Denn vor der Mauer kauzte
Schon wieder, den er zwier verjagt,
Der leid'ge Schwarzgeſchnauzte.
„Ei du verwetterter Franzos,
Wann werd ich dich wohl einmal los?
Da lieg, und komm mir wieder!“

So ging es noch zum viertenmal,
Zum fünften und ſo weiter:
Er ſtieß die volle Dutzendzahl
Den Franzmann von der Leiter.
Doch endlich, als die Stunde ſchlug,
Löſt' ihn der Weibel ab und frug:
Iſt nichts zu rapportiren?

„Ja doch, hier hat mir eingeheizt
Ein ſchwarzer Bärenhäuter,
Ich hab ihm oft den Kopf gebeizt,
Doch ward er nicht geſcheuter.
Wohl zwölfmal hat er angeſetzt,
Doch ſtill im Graben liegt er jetzt.“
Da lagen aber zwölfe.

Man frug beim Kommandanten an:
„Was ſoll er Stechgeld haben?
Nur Einen hat er abgethan;
Doch liegen Zwölf im Graben."
Da lachte der, das war ſein Glück,
Und ließ ihm ein Halbguldenſtück
Für jeden Schnauzbart reichen.

So ſei denn dieſer poetiſche Wegweiſer allen Freunden des zauberiſchen Rheinlandes, der deutſchen Sage und der deutſchen Dichter auf's neue beſtens empfohlen.

---

18) **Der deutſche Salomo**, metriſch von M. **Immanuel Hoch**. Karlsruhe, Muller'ſche Hofbuchhandlung. 1837.

Salomons farbenglühender üppiger Blumenflor in den Grund und Boden deutſcher Lyrik eingepflanzt, und zwar mit beſtem Erfolg; denn für's erſte bleibt das Aechte überall ächt, und für's zweite hat der Ueberſetzer eignes poetiſches Vermögen, um einen der größten Dichter aller Zeiten, in ſeinem lachenden Luxus von Bilder- und Spruchweisheit zu verſtehen. Den Inhalt bilden: **Koheleth** oder der Prediger, als Anfang hierzu folgen Parallelſtellen aus **Horaz**, frei überſetzt, hierauf, Sprüche von **Agur Benjakeh**, dann das **Hohelied**, des **Königs Vermählung** (Pſalm 45), zum Beſchluß **Hausſegen** und **Frauenlob**. Die lobenswerthe Ueberſetzung iſt dem edlen **Weſſenberg** gewidmet, von dem Hoch mit vollem Rechte in der erſten Strophe ſingt:

„Nicht im Purpur, in der Zierde
An des höchſten Prieſters Thron,
Doch im Nimbus **deutſcher** Würde
Ehrt dich Neukatholikon."

„Ueber das Wiſſen des Nichtwiſſens"
von Emil Dietz.

So Vieles kömmt in den Buchhandel und von hier in die Journale, was beſſer immer nur Handſchrift geblieben wäre, — daß man wohl auch einmal von einer Schrift ſprechen darf, die, zwar gedruckt, aber bis jetzt nicht in den Buchladen gegeben, doch weit eher als manche andere veröffentlicht zu werden verdienen möchte. Es iſt dies eine kleine Abhandlung von nur vier Bogen „**über das Wiſſen des Nichtwiſſens**" (Marburg, gedruckt mit Elwert'ſchen Schriften 1838), deren Verfaſſer, Hr. **Emil Dietz**, Candidat der Theologie, ſeinen erſten Verſuch beſcheidentlich zunächſt nur ſeinen Freunden und Bekannten beſtimmt hat, hierzu veranlaßt durch „die, wenigſtens bei dem erſten Anblick ſo erſcheinende, fragmentariſche Darſtellung, ſowie die mitunter zu individuelle Haltung ſeiner Schrift." Wir können dieſe Beſcheidenheit nur loben, freuen uns aber, daß der Zufall uns dieſes Schriftchen in die Hände geſpielt hat. Fanden wir darin auch kaum einige Gedanken, die uns nicht ſchon als Bekannte begrüßten, ſo erfreute uns doch die ganz eigenthümliche Weiſe, in welcher ſie hier vorgetragen worden. Wie viel oder wie wenig der Vfr. auch geleſen haben mag, Alles, was er ſagt, ſcheint aus ihm ſelbſt hervorzuquellen; nirgends die mindeſte Nachbeterei. Was uns aber noch angenehmer überraſchte, war, nächſt dieſer Sicherheit und Selbſtſtändigkeit des Denkens, eine Leichtigkeit und Gefälligkeit der Darſtellung, wie ſie ſonſt gewöhnlich nur dem Geübteren eignet, und zugleich Vertrautheit und Verwandtſchaft mit **Leſſing** und **Lichtenberg** kund gibt. Damit jedoch dieſe Anzeige nicht bloß eine Verſicherung ſei, wollen wir, faſt auf gerathewohl, einige Stellen hier anführen, die vielleicht hinreichen werden, auf den Vfr. und ſein Schriftchen aufmerkſam zu machen.

„Gott hat nicht eine unvollkommene Welt geſchaffen, in der irgend ein Geſchöpf auftreten könne, und ſagen, wie es denn eigentlich **hätte ſein ſollen**. Wir ſind noch viel zu wenig in den Gang der Welt eingeweiht, als daß wir ſagen könnten, dieſes oder jenes dürfte geſchehen, und wir würden andre Dinge ſehen. Noch viel zu viel iſt der Menſch in ſeiner individuellen Lage befangen, um das einzuſehen, was dem Ganzen förderlich iſt. Ja, er ſelbſt hält oft Dinge für das einzige Hinderniß ſeines Wirkens, da ſie gerade nur die alleinige Bedingung deſſelben ſind." (38)

„**Schiller** gehört der deutſchen Nation an, und beſonders dem deutſchen Jüngling; **Göthe** gehört der ganzen Menſchheit an, vom Kinde bis zum Greis. Jeder wird für ſich ſein Theil darin finden. **Göthe** umfaßte alle Individualitäten, **Schiller** war unendlich groß in Einer." (30)

„Das Grundprinzip unſerer Philoſophie, daß ſich in jedem einzelnen Geiſte der Geiſt ganz offenbart, iſt weſentlich das Prinzip der Einheit und Mannigfaltigkeit, nur concret gefaßt." (39)

„Was Göthe mit ſeinem **Fauſt** hat ſagen wollen, darüber hat man ſchon viel geſprochen und geſchrieben. Ich will doch auch meine Anſicht dazuthun. Es ſcheint mir nämlich, als habe er eine **Satyre auf ſich ſelbſt** ſchreiben wollen." ([illegible])

Soviel als Probe für unſere Leſer, dem beſcheidenen Vfr. aber als Zeichen, daß wir ihn bald mit einer größeren Arbeit hervortreten zu ſehen wünſchen, etwa mit einer Entwicklung ſeiner „**Spaziergangs-**," oder auch ſeiner „**Bedürfnißtheorie**."

Feuilleton.

⁂ **v. d. Hagen's Ueberſetzung von Raczynski's Geſchichte deutſcher Kunſt.** — F. H. v. d. Hagen hat den erſten Band der „Geſchichte der neueren deutſchen Kunſt," welche Graf **Raczynski** in franzöſiſcher Sprache herausgegeben, in's Deutſche überſetzt. Die 76 ſchönen Holzſchnitte, welche dem Werke zu ſo großer Zierde gereichen, ſind auch der trefflichen Ueberſetzung eingefügt, und auch dieſer iſt, wie jenem, eine reiche Mappe mit Kupferſtichen von Müller, Felſing, Eichens, Thäter, Lüderitz und Keller beigegeben. Man ſieht mit Nächſtem dem zweiten Bande des Originals — und der Ueberſetzung entgegen.

⁂ **Merkwürdige Manuſkripte.** — Aus der zur Verſteigerung gekommenen Bibliothek von **Roſny** iſt für die königl. Bibliothek zu Paris u. a. der Theodoſianiſche Codex (aus P. Pithou's Verlaſſenſchaft) für 4000 Fr. angekauft worden. Ganz mit Unzial-Buchſtaben geſchrieben, ſcheint er in's ſechste Jahrhundert hinaufzureichen. Leider enthält er aber nur das 6te, 7te und 8te Buch. Auch iſt eine kleine Handſchrift aus dem XIII. Jahrh. angeſteigert worden, welche ein lateiniſches Gedicht des Hilarius auf ſeinen Lehrer Abeilard mit franzöſ. Refrain's, und drei noch unbekannte lateiniſche Myſter's enthält.

⁂ **Die franzöſiſche Traktatgeſellſchaft** hat im Laufe des vorigen Jahres 22,247 Fr. eingenommen und 22,314 ausgegeben; die Zahl der von ihr verbreiteten Traktate beläuft ſich auf ungefähr 500,000, unter denen 61,000 Exemplare des „Almanac des bons conseils."

⁂ **Muſard**, der Pariſer Strauß, gibt jetzt geiſtliche Concerte, und führt Sachen auf von Hayd'n, Gluck, Pergoleſe u. ſ. w., während die Kirchenmuſik zu St. Roch, um anzulocken, Muſard's Tänze vorführt.

⁂ **Blitzableiter für Schiffe.** — Herr Snow Harris hat in einer am 26. v. M. zu London in der Royal-Inſtitution gehaltenen Vorleſung durch Experimente dargethan, daß **Schiffe** eben ſo gut, wie Gebäude auf feſtem Land, wirkſam gegen den Blitz geſchützt werden können.

⁂ **Clavière's Dampfwagen für gewöhnliche Chauſſéen.** — Zu Villette bei Paris wurde kürzlich ein von Herrn Clavière erfundener Dampfwagen für gewöhnliche Landſtraßen probirt, deſſen Locomotiv ſo konſtruirt iſt, daß die Reiſenden nicht durch Dampf und Rauch beläſtigt werden. Dieſer Wagen legte mit ſeinen 30 Paſſagieren 6 Lieues in der Stunde zurück.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller**. — Verleger: **J. D. Sauerländer**.

№ 151. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 29. Juni.

Verſailles.

Am 10. Juni iſt das hiſtoriſche Muſeum von Verſailles mit großem Pomp und Feſtgepränge eingeweihet worden. Das ſtille, öde Verſailles war an dieſem Tage lärmend und belebt, wie zu den Zeiten ſeiner Größe und Herrlichkeit; der Glanz des Hofes und der Schwarm moderner Notabilitäten erfüllte ſeine Galerieen; elegante Equipagen und reiche Livreen belebten ſeine prächtige Avenue. Da wir dieſem Feſte nicht beiwohnten, können wir darüber nur nach Hörenſagen berichten und wir verweiſen die Freunde monarchiſchen Prunks auf die Beſchreibungen der miniſteriellen Blätter. Die Organe der republikaniſchen Preſſe nehmen es den Repräſentanten der hohen Finanz und der kleinen Bourgeoiſie ſehr übel, daß ſie bei dieſer Gelegenheit die Rolle eines neuen Hofadels geſpielt; wir, für unſer Theil, können es dem Bürgerthume nicht verargen, wenn es ſich mit großem Selbſtbehagen und ſtolzer Zufriedenheit in dieſen Prunkgemächern einer abſoluten Monarchie ſpreizt, wo ihre Vorfahren nur auf den Knieen den Stufen des Thrones nahen durften. Und wurden nicht eben dieſe Räume am folgenden Tage Jedermann geöffnet? Halb Paris war am letzten Sonntage in Verſailles. Eine ganze Woche vorher hatte man bereits alle Plätze in den Diligencen und öffentlichen Wagen belegt; ein Privatkabriolet mit einem Pferde für 3 bis 4 Perſonen koſtete an dieſem Tage 40 Franken. Von Morgens 4 Uhr bis gegen Mittag ſah man auf der Straße nach Verſailles eine ununterbrochene Reihe von Equipagen, Diligencen, Char-a-bancs, Tapiſſières, Fiakers, Citadines, Kabriolets und Coucous. Die Gemüſehändler, welche früh Morgens vor Sonnenaufgang ihre Feld- und Gartenfrüchte in die Stadt gebracht, hatten alle vollauf nach Verſailles geladen; in einem kleinen holſteiner Wagen zählte ich 13 Perſonnen, theils ſtehend, theils ſitzend; wer weiß, wie viele noch unter den Bänken gelegen haben mögen. Fuhrwerke, mit 18 bis 20 Perſonen angefüllt und von einem einzigen Pferde gezogen, ſah man ſehr häufig. Beim Hinauffahren der Anhöhe von Sèvres hörte man nichts als unbändiges Gefluch und Peitſchengeknall, welches in die großen Steinbrüche links von der Chauſſée verhallte. In der langen Avenue auf dem Schloßplatze wimmelte es von Menſchen, auf deren Köpfe herab eine ſchwüle Sonnenhitze brannte. Alle Reſtaurants waren angefüllt, alle Pferdeſchoppen beſetzt und wir hatten unſägliche Mühe, ein Unterkommen für unſer Pferd zu finden. Wir beſahen uns zunächſt die neu errichtete Statüe des General Hoche auf dem nach ihm benannten Platze in der Stadt, rechts von dem Place d'Armes. Sie iſt von Bronze und nimmt ſich nicht übel aus. Der General iſt in aufrechter Stellung abgebildet; mit der Linken ſtützt er ſich auf ſeinen Säbel und mit der rechten hält er einen Kriegsmantel, der in weiten Falten hinter ihm herabfällt. Seine Haltung iſt einfach, ungezwungen; das Geſicht ſoll ſehr ähnlich, könnte aber doch etwas ausdrucksvoller, idealer gehalten ſein. Der Bildhauer Lemaire hat die Statüe auf Beſtellung der Stadt Verſailles ausgeführt, welche ihren Mitbürger durch ein würdiges Monument ehren wollte.

Von der Stadtſeite hat das Verſailler Schloß eine häßliche und in verſchiedenen Stylen erbaute Façade; man ſiehet hier noch den von Ludwig **XIII.** angelegten

Schloßbau, welchen Ludwig XIV. durchaus beibehalten wiſſen wollte, trotz aller Vorſtellungen des berühmten Architekten Manſard, der ſich genöthigt ſah, ſein Genie dem launenhaften Ludwig XIV. zu unterwerfen. Ludwig XV. ließ der Dübarry noch einen eigenen Flügel gegen die Stadt anbauen, welcher am weiteſten vortritt und zum Theil die herrliche Kapelle verdeckt. Napoleon, Ludwig XVIII. und Karl X. haben ebenfalls auf dieſer Seite Veränderungen unternommen und neue Bauten angeſetzt, ſo daß dieſe Façade mit Recht vielfach getadelt wird. Auf dem Schloßplatze ſehen wir jetzt die Reiterſtatüe Ludwig's XIV.; das Pferd iſt von dem verſtorbenen Cartellier und der große König, in dem Koſtüm ſeiner Zeit, von Petitot gearbeitet. Um dieſe Statüe herum ſtehen die 12 koloſſalen Standbilder, welche früher den Pont de la Concorde ſchmückten. Vor dieſer Statüe hatte ſich der König aufgeſtellt, um die Nationalgarde der Banlieue und die Linientruppen vorbei defiliren zu laſſen. Gegen 1 Uhr endlich gelang es uns, in's Muſeum vorzudringen; das Gewühl war aber ſo groß, daß man faſt erſtickte.

Das Muſeum iſt nicht, wie man allgemein befürchtete, in den ehemaligen königlichen Wohnzimmern des Schloſſes angelegt, ſondern nur in den Theilen, welche ſeither unvollendet geblieben oder ehemals der Dienerſchaft des Hofes beſtimmt waren. Die große Siegsgalerie von Lebrün, worauf Ludwig XIV. ſo ſtolz war, und die prächtigen Zimmer des Königs ſind wiederum ganz in den alten Stand geſetzt und mit neuen, prächtigen Möbeln bereichert worden, die ganz treu nach Modellen der damaligen Epoche kopirt ſind. Man kann nicht leicht eine königlichere Verſchwendung von Gold und Gemälden ſehen; die Wände und Decken ſind damit überladen; die Thüren ſind mit dem zierlichſten Schnitzwerk geſchmückt; die Säle ſind eben ſo heiter und prächtig als ehemals, und überall tritt uns, wie ſonſt, das Bild des großen Königs entgegen.

In dem Veſtibül vor der Kapelle ſah man ſonſt ein Medaillon von Püget, das den Alexander und Diogenes vorſtellte; an deſſen Statt bemerkt man jetzt einen ſiegreichen Ludwig XIV. Von dieſem Veſtibul gelangt man rechts in die ſogenannte ſteinerne Galerie des rechten Schloßflügels, welche mit Statüen und Büſten der erſten franzöſiſchen Könige und Königinnen beſetzt iſt und geradeswegs in den berühmten Opernſaal führt. Dieſer Schauſpielſaal war ſeit dem Feſte der **gardes du corps** gelaſſen worden, wie er nach jener Orgie ausſah, weder Napoleon noch die Reſtauration hatte je daran gedacht, ihn wieder aufzufriſchen. Die jetzige franzöſiſche Regierung hat ihn neu vergolden und ausmalen laſſen, ganz ſo wie er zur Zeit Marie Antoinettens beſchaffen war. In dem Wappenſchilde über dem Vorhange, darauf jetzt 3 Lilien ausgegraben ſind, habe ich noch vor zwei Jahren die Worte „**l'union fait la force!**" geleſen, welche der contrerevolutionäre Schwindel des Hofes an dem Abende jenes Bankets darauf hatte einſchreiben laſſen. In demſelben Flügel gegen den Garten und das ſogenannte **Bassin du Dragon** erbaut man eine lange Galerie, welche von oben erleuchtet wird, aber noch nicht vollendet iſt. Sie wird den Namen **Galerie Louis Philippe** bekommen und die denkwürdige Begebenheit des Julikönigthums enthalten. Dieſe Galerie, ſo wie der „Saal der Generalſtaaten" ſind die beiden einzigen unvollendeten Theile des Schloſſes. Die Deckengewölbe des zuletztgenannten Saals werden von Herrn Blondel und die Frieſe von Clément Boulanger gemalt.

In der Attike des Hauptgebäudes, in der Mitte, welche auf die Gartenteraſſe hinausgeſchoben iſt, hat man zwei Galerieen von berühmten Perſonnagen gebildet. Dieſelben enthalten die vollſtändigſte Porträtſammlung von allen Marſchällen, Admirälen, Connetables und Kriegern, welche Frankreich durch ihre Thaten verherrlicht haben. Die Porträts ſind in künſtlich ausgeſchnitzte Rahmen von Eichenholz eingefaßt. Darunter iſt der Name jeder Perſonnage nebſt Geburts- und Todestag angegeben. Im Rez de Chauſſée eben dieſer Attike ſiehet man eine Sammlung von Büſten literariſcher Schöngeiſter und Philoſophen, welche das ſiebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert berühmt gemacht.

In dem linken Flügel des Schloſſes, wo die Orangerie befindlich, hat man die Fußböden und Wände eingeſchlagen, welche das erſte Stockwerk in zwei Reihen kleiner, niedriger Zimmer eintheilte, an deren Statt jetzt große Säle und eine lange Galerie eingerichtet worden ſind. Dieſe Galerie hat der König **Galerie des Batailles** genannt; ſie erſtreckt ſich längs der ganzen Façade dieſes linken Flügels und hat 360 Fuß Länge. An ihrem Eingange befindet ſich der glänzend dekorirte „Juliſaal" mit Darſtellungen aus der Julirevolution; unter andern ſieht man hier: den Schwur Louis Philipps von Eugène Deveria, die Ankunft des Herzogs von Orleans im Hôtel de Ville von Larivière, das letzte Gemälde von Gerard u. ſ. w. Auf der entgegengeſetzten Seite, nach der Stadt zu, finden wir zunächſt den Saal von 1792 mit den Porträts aller derjenigen, welche ſich bereits in dieſem Jahre ausgezeichneten und aus gemeinen Soldaten, Unteroffizieren, Lieutenants, Capitäns ſpäterhin Herzoge, Grafen, Barone und Marſchalle geworden ſind. Auf dieſen Saal von 1792 folgt eine lange Reihe anderer Sale, worin die Waffenthaten der Republik, des Conſulats und des Kaiſerreichs dargeſtellt ſind. Im Rez de Chauſſée ſind wieder Büſten und Statüen von Kriegern, Gelehrten und Staatsmännern jener Epoche aufgeſtellt; die meiſten davon ſind in Gyps, einige in Marmor ausgeführt. Am Ausgange dieſer Galerie ſteht die Statüe des General Hoche, in römiſchem Coſtüme, welche lange zuvor auf dem Platze figurirt hat, wo jetzt die Statüe Hoche's von Herrn Lemaire aufgerichtet iſt. In einem ſchönen Veſtibül, welches von eleganten Säulen getragen wird, ſieht man die Büſten aller Mitglieder der kaiſerlichen Familie. Napoleon iſt dreimal abgebildet; einmal als Kaiſer, ein anderes Mal als republikaniſcher General und endlich in ſeinem grauen Überrocke, wie ihn Seurre auf der Vendomeſäule dargeſtellt hat.

Aus dieſem kurzen Überblick erſieht man bereits, daß das Verſailler neue Muſeum eine der vollſtändigſten hiſtoriſchen Sammlungen iſt, welche man je gebildet hat. Die Galerieen und Säle zuſammengenommen, rechnet man, daß eine Mauerfläche von 4000 Klaftern mit Gemälden bedeckt iſt. Die Bilder ſind nach chronologiſcher Ordnung aufgehangen und in die Mauer eingefügt worden; Guirlanden von weißen und goldenen Lorbeeren rahmen ſie ein. Überall hat man, ſo viel es anging, die Symmetrie beachtet; wo dieſe Symmetrie nicht herauskommen wollte, hat man die alten Gemälde verlängert und die neuen verkürzt. Über jedem Bilde iſt eine kleine Tafel angebracht, worauf der dargeſtellte Gegenſtand geſchrieben ſteht; auf dem Rahmen unten iſt der Name des Malers in bronzenen Charakteren zu leſen; und unterhalb des Rahmens ſind die in ſchwarzer Kreide oder Sepia von Herrn Sylveſter Baptiſte ausgeführten Facſimiles der Köpfe von den dargeſtellten Perſonnagen. Dieſe Einrichtungen verdienen aller Orten Nachahmung.

(Schluß folgt).

Gluck in Paris.

(Fortſetzung).

IV.

Die Proben und Vorbereitungen zur Doppelaufführung der Iphigenia nahten ihrem Ende und ſchon war der Tag beſtimmt, wo über Glucks Meiſterwerk das erſte Urtheil der Pariſer gefällt werden ſollte, denn ihm, als dem Älteren der beiden Kämpfer, war der Vortritt überlaſſen worden.

„Wenn Könige bauen, haben die Kärrner zu thun," — das traf auch hier ein; Menſchen, welche von der Muſik ſo viel wie Nichts verſtanden, ſchrieben den Parteien zum Nutz und Frommen grundgelehrte und grundſeichte Abhandlungen über Gluck und Piccini, über die Verſchiedenheit des Styls Beider und über die fragliche Oper, in einem ſo ſichern und zuverläſſigen Tone, als hätten ſie die Originalpartituren der Meiſter eifrigſt ſtudirt; die Parteien aber waren damit ſehr zufrieden, laſen Alles, was ihnen dargeboten wurde, mit einer Erbauung, als wäre es von Rameau und Rouſ[illegible] verfaßt; — und vielleicht eifriger noch, da hier der Scandal nicht fehlte.

Unter den Künſtlern, welche das Werk darſtellen ſollten, herrſchte ebenfalls Zwieſpalt, und der gute Piccini hatte nicht wenig zu thun, durch tauſend Aufmerkſamkeiten, Gefälligkeiten und Schmeicheleien ſeine hochmüthigen und eigenſinnigen Widerſacher ſich in ſo weit geneigt zu machen, daß ſie mindeſtens ſein Werk nicht muthwillig zu verderben, gnädigſt ihm verſprachen. Gluck griff es anders an, er wagte es, zu drohen, und ſiehe da, das Wagſtück gelang, — ſeine Feinde machten gute Miene zum böſen Spiele, denn ſie fürchteten ihn.

Im übrigen verließ er ſich auf den Werth ſeiner Arbeit, dem Wahlſpruche getreu: „Das Wahre bricht ſich überall Bahn," wenn auch nicht ſogleich. — „Ei nun, der ſchlechteſte Erfolg macht das gute Werk nicht ſchlecht."*)

So ſaß er am Tage vor der Aufführung der Iphigenia früh Morgens in ſeiner Stube und rüſtete ſich zur Generalprobe, als ſein Bedienter den jungen Mehul meldete.

„Nur näher, lieber Freund!" rief Gluck heiter, indem er dem Nahenden bis an die Zimmerthüre entgegen trat. — „Gut, daß Ihr kommt, ich hätte Euch ſchon eher erwartet."

„Ich wagte es nicht, Sie früher zu ſtören!" verſetzte Mehul, „doch heute." —

„Nun, heute?" —

„Treibt mich die Angſt her."

„Angſt? und wovor?"

„Morgen wird Ihre neue Oper zum erſten Male aufgeführt. Sie haben ſo viele Gegner. — Ach, wenn der Erfolg dem Werthe Ihrer Schöpfung nicht entſpräche!"

„Nun, dann läßt er's bleiben!" lächelte Gluck.

„Und das vermögen Sie ſo ruhig zu ſagen?"

„Warum nicht? — Gedenkt Ihr, Euch der dramatiſchen Compoſition zu widmen?"

„Ich wünſche es von ganzer Seele und würde ſehr unglücklich ſein, wenn ich fände, daß meine Kräfte dazu nicht ausreichten."

„Prüft ſie, junger Menſch! Friſch an die Arbeit! Nicht lange gewählt — was Euch anſpricht, mit glühender Begeiſterung erfaßt, entworfen und mit ernſter Bedachtſamkeit vollendet! Da wird ſich's bald zeigen, was Ihr könnt, jetzt und — dereinſt. Und wenn ich dich ſo betrachte, da iſt mir's: als könne es dir nicht fehl gehen. Ja, das iſt's, daß wir vom Wege nicht abirren! Es iſt aber ſchwer ſchon an ſich ſelbſt, und die Menſchen und die Welt machen es dem Künſtler noch viel ſchwerer. Wohl Mancher unterlag, von dem ſich Beſſeres hoffen ließ."

„Sie bleiben Sieger!"

„Hm, wie man's nimmt! — Vollkommen iſt nichts auf Erden! und war ich auch mein Lebelang weder ein Narr noch ein Schurke — ohne Fehler bin ich nicht geblieben! Es muß nun einmal Jeder, wohl oder übel, vom Apfel der Erkenntniß eſſen, bevor er das beſte Theil zu würdigen vermag! Es haben's die Meiſten vom guten Vater, aber nur Wenige wiſſen's, bis ſie es entweder unwiederbringlich verſchleuderten, oder in Gefahr geriethen, es zu verlieren. Glücklich der, der es dann noch ſchnell erkannte und feſthält — feſt, und drohte ihm das Herz darüber zu zerreißen. — Was wirſt du ſagen, wenn ich dir geſtehe: daß mir die Erkenntniß des Höchſten, Einzigen erſt ſpät, ſehr ſpät kam? . . . Denk' ich an die frühere Zeit zurück; ſo wird mir oft wunderſam zu Sinn. Muſik war ſchon von früheſter Jugend an mir Alles; als Knabe, in meiner Heimath, dem ſchönen, ernſten Böhmerlande, da vernahm ich ihre Stimme, wie die Stimme des Herrn aus allem, was mich umgab. In den dichten Tannen, düſtern Schluchten, in den romantiſchen Thälern, im Walde, wo fröhlicher Jagdruf erklang, auf den kühnen, ſtarren Felskuppen, aus den brauſenden Strömen und Quellen, tönte es mir in's innerſte Herz hinein, wie ſüße wunderbare Ahnung. Dem Jünglinge ward es verſtändlicher, die Liebe gebot — und es ward Licht! O! das war eine ſchöne Zeit! Damals meinte ich, es ſei nichts ſo groß und göttlich, als daß der kleine Erdenmenſch es nicht gewinnen könne! Doch nur zu bald ward dem Manne das Unmögliche klar. — Der edle Aar ſchwingt ſich zur Sonne empor, doch er erreicht ſie nie und was lähmt nicht alles die Schwingen des Geiſtes! Da kommen böſe Zweifel, falſche Ruhmſucht, die Gier nach Geld, Neid, verletzte Eitelkeit — oft auch die Sorge und wie die häßlichen Erddämonen alle heißen, die ſich an dich hängen und dich wieder herabziehen, ſo oft du es verſuchſt, dem Adler nachzuſtreben. So wird aus dem Knaben, dem Jünglinge, dem Manne — der Greis. Den flieht vielleicht die Thorheit und er erkennt, was recht, und möchte das Schönſte erſchaffen. Aber mit der Thorheit floh auch die Jugend, ihre Gluth, ihre Kraft — und ihm bleiben, wenn es hoch kommt, die Begeiſterung, und die Sehnſucht und — ein Grab."

---

*) Gluck's eigene Worte zu Rouſſeau.

„O nein, nein!" rief Mehul ergriffen, „dir blieb mehr."

„Meinſt du?" fragte Glück und fügte nach einer Weile hinzu: „Nun ja, vielleicht ward es mir etwas beſſer; denn als ich vom Schlechten, Unwürdigen mich los gemacht hatte, kam mir ein ſchöner lichter Traum aus der reinen, heitern Griechenzeit. Aber glaube mir: daß ich ihn feſt hielt und außer mir geſtaltete, war mein Letztes! — und es iſt traurig: daß nicht ein ganzes kräftiges, blühendes Menſchenleben nur einer ſolchen Aufgabe geweiht iſt. — Sei's d'rum, ich ergebe mich, da ich es nicht ändern kann, und ich werd' es tragen, ob mir dieſe Pariſer Schreihälſe für mein Werk Ruhm und Gold bieten oder ob ſie mir es auspfeifen mit Allem, was ihnen nicht zuſagt."

Die Stunde zur Probe ſchlug, Gluck brach das Geſpräch ab und begab ſich in Begleitung ſeines jungen Freundes nach den Sälen der königlichen muſikaliſchen Akademie.

V.

Unterdeſſen ſchritt Nicolo Piccini trübe und verſtimmt in ſeinem Zimmer auf und nieder, von Zeit zu Zeit einen mißmuthigen Blick auf die Partitur ſeiner Oper werfend, welche auf dem Arbeitspulte offen dalag. Einigemale ſprang er raſch hinzu, als ſei ihm ein Gedanke gekommen, welchen er ſeinem Werke noch einfügen wolle; aber immer ließ er die ſchon angeſetzte Feder wieder ſinken, ſchüttelte muthlos, traurig das Haupt und begann ſeine Wanderung auf's Neue.

Da wurde gepocht — Piccini achtete es nicht. Und zum zweitenmale pochte es; zum drittenmale!

Piccini überhörte es.

Nun öffnete ſich endlich die Thüre und Elias Hegrin trat ein. — Piccini fuhr empor, als er ihn gewahrte und fragte unmuthig:

„Was wollt Ihr? Was habt Ihr wieder?"

Und mit dem ihm eignen grämlichen Lächeln verſetzte Elias:

„Mich ſenden der Herr Ritter Noverre; er ſagte mir: Signor Piccini wünſche mich zu ſprechen."

Piccini ſchwieg einige Augenblicke finſter, wie im Kampfe mit ſich ſelbſt, dann ſprach er ſeufzend:

„Es iſt wahr, ich verlangte nach Euch."

„Und womit kann ich meinem verehrten Gönner dienen?"

„Mit Wahrheit," entgegnete Piccini, ihn ſcharf anblickend. „Geſteht es nur, Elias Hegrin, daß Ihr loget, als Ihr mir erzähltet: Gluck hetze alle ſeine Freunde und Bekannte auf, Partei wider mich zu machen."

(Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ **Cagnard-Latour's mikroſkopiſche Vegetation der Bierhefen.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 12. d. M. wurde eine Denkſchrift des Hr. Cagnard-Latour verleſen, deren Haupt-Ergebniſſe die folgenden waren: 1) die Bierhefe iſt eine Anhäufung kleiner kuglichter Körper, der Wiedererzeugung fähig, alſo organiſirt, und nicht eine träge oder bloß chemiſche Maſſe, wie man vorher annahm; 2) dieſe Körperchen ſcheinen dem Pflanzenreich anzugehören, und ſich auf zwei verſchiedenen Weiſen zu regeneriren; 3) ſie ſcheinen auf Zuckerauflöſung nur dann einzuwirken, wenn ſie am Leben ſind, woraus man folgern kann, daß wahrſcheinlich durch irgend eine Wirkung ihrer Vegetation ſie Kohlenſäure aus der Auflöſung entwickeln und ſie in ein geiſtiges Getränk verwandeln. Sie gehen weder durch beträchtliche Erkältung, noch durch Waſſerentziehung zu Grunde.

⁂ **Soziale Phyſik von Quetelet.** — Aus ſtatiſtiſchen Unterſuchungen hat ſich ergeben, daß eine große Anzahl von Thatſachen ſich auf gleichförmige Weiſe entwickele; daß z. B. eine Analogie ſtattfindet zwiſchen Zahl und Beſchaffenheit der in verſchiedenen Zeiträumen an demſelben Ort begangenen Verbrechen. Hr. Quetelet hat ſich zur Aufgabe geſtellt, aus ſolchen Thatſachen die Geſetze abzuleiten, die ſie erzeugen, um aus den Einzelnheiten ein ſynthetiſches Reſultat, eine allgemeine Idee zu gewinnen. In ſeiner Schrift „Sur l'homme et le développement de ses facultés" hat er die Ergebniſſe vieljähriger Forſchungen über dieſen Gegenſtand niedergelegt, und ſeine Theorie ſozialer Phyſik über den Durchſchnitts-Menſchen (l'homme moyen) entwickelt.

⁂ Mgr. **Mai** ſetzt ſeine vatikaniſche Sammlung alter Schriftſteller (Collectio vaticana scriptorum veterum) fort und hat beinahe den Abdruck des griechiſchen Textes des alten und neuen Teſtamentes nach der berühmten vatikaniſchen Handſchrift beendigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 152. 1837.

Phönix.

Freitag, 30. Juni.

Gluck in Paris.

(Schluß).

Elias Hegrin verfärbte ſich ſichtlich, faßte ſich jedoch bald wieder und antwortete: „Ich redete die Wahrheit.“

„Ihr lügt, Elias! *lügt* und *loget* auch damals, als Ihr mir ſagtet, Ihr hättet die Partitur meines Gegners geleſen, und die Arbeit ſei eine kaum *mittelmäßige* Arbeit zu nennen.“

„Ich log nicht, Signore Piccini, und mein Urtheil über die Oper des Ritter Gluck kann ich nur wiederholen.“

„So? nun dann ſteht es ſchlimm um Eure Anſicht über Kunſt; denn jetzt, nachdem ich fünf Proben mit anhörte, muß ich und *werd'* ich es vor aller Welt erklären: daß Gluck's Iphigenia die großartigſte aller Opern iſt, die ich kenne, und daß ich in ihrem Schöpfer meinen Meiſter fand.“

Elias erſtarrte.

„Ich glaubte mit meiner Arbeit da recht viel Gutes geleiſtet zu haben,“ fuhr Piccini halb vor ſich hin redend fort, — „und wahrlich, mein Wille war rein, *das* darf ich mir ſagen, und mein Werk iſt auch nicht ohne alles Verdienſt, — aber o Himmel! wie todt und leer, wie klein, ſchwach und unbedeutend erſcheint es mir, mit Gluck's gigantiſcher Schöpfung verglichen! Ja *Schöpfung*! Meine Arbeit iſt nur eben: eine *Arbeit*, — Menſchenwerk, und wird bald ſpurlos verſchwinden, während Gluck's Iphigenia beſtehen wird, ſo lange der Sinn für Großes und Schönes nicht erſtirbt.“

„Aber Signore Piccini,“ — ſtammelte Elias.

„Schweigt!“ unterbrach ihn Piccini unwillig, — warum logt Ihr? Warum verläumdet Ihr den herrlichen Meiſter und bemüht Euch, ſeine Werke und ſeinen Charakter zu Euch in den Staub herab zu zerren? Fühlt Ihr nicht das Klägliche, Erbärmliche Eures Beginnens? — Ich habe Euch *nie* recht trauen mögen, trotz Noverre's Empfehlung, denn wohlbekannt iſt mir's, daß Noverre den großen Meiſter haßt, weil er ſeiner lächerlichen Eitelkeit nicht genug that; doch hätte ich Euch nie für ſo ſchlecht gehalten, als Ihr nun vor mir ſteht! — Seinen Freunden ſollte Gluck aufgegeben haben, Partei wider mich zu machen? — Da, ſeht hier Briefe von Gluck's Hand, an Arnault, Rollet, Maurepas geſchrieben, worin er meine Arbeit gründlich beurtheilt, das Gute hervorhebt und ſie bittet: meine Oper unbefangen zu hören, wie ſeine, und dann eben ſo ihr Urtheil abzugeben, denn nur um Wahrheit ſei es ihm zu thun. Durch meinen Gönner, den Grafen von Provence, erhielt ich dieſe Briefe von den Empfängern, die er veranlaßte, ſie mir mitzutheilen und ſo meinen grundloſen Verdacht zu widerlegen. — Wie beſchämt ſteh' ich jetzt da; ich ließ mich herab, mit Euch gemeinſchaftliche Sache zu machen! Ich bin der Getäuſchte! aber Ihr? Sagt Menſch! was konnte Euch veranlaſſen, gegen Euern Wohlthäter ſo ehrlos und heimtückiſch zu verfahren?“

Elias war während Piccini ſprach, immer mehr und mehr in ſich zuſammengeſunken. Demüthig mit weinerlicher Stimme verſetzte er nun: „Ach mein theuerſter Gönner! Sie verkennen mich! Nun ja, ich will es geſtehen: ich habe gelogen, ich habe ſchlecht, erbärmlich gehandelt! Aber dennoch bin ich nicht der, für welchen Sie mich halten? — Wenn Sie Alles wüßten! — Ach, ich bin ein unglücklicher Menſch und verdiene nicht Ihren Zorn, ſondern vielmehr Ihr Mitleid! Schon als Knabe wurde mir von meinen Ältern und Geſchwiſtern täglich wiederholt, daß ich ein ungemeines Talent für die Muſik hätte, daß ich ein großer Componiſt würde, und Ruhm und Geld mir dereinſt gar nicht fehlen könnten. In dieſer Vorausſetzung betrieb ich mit Eifer die Kunſt, ſo ſauer es mir auch wurde. — Mein erſtes, größeres Werk wurde in der Stadt, wo ich lebte, wie ein Wunder angeſtaunt, dies beſtärkte mich nur in dem Glauben an meine Größe und ich meinte: ich dürfte jetzt nur in eine große Stadt ziehen, um Ruhm und Geld im vollſten Maße zu gewinnen. Ich ging nach Wien, aber weder Ruhm noch Geld ward mir.“

„Ich weiß es; doch da nahm Gluck ſich Eurer an, unterſtützte Euch, gab Euch Unterricht, corrigirte Eure Arbeiten.“

„Freilich, das that er; aber er ſagte mir auch, daß ich kein Genie beſäße, daß ich nie ein großer Componiſt werden könne.“

„Und log er? Was iſt denn aus Euch geworden? Und könnt Ihr ihn deßhalb haſſen, heimtückiſch verläumden, weil er Euch ehrlich rieth, abzulaſſen von nutzloſem Streben, auf einen kleinen Kreis in unſrer Kunſt Euch zu beſchränken oder lieber ein ehrlicher Schuſter oder Schneider zu werden?“

Da zuckte Elias Hegrin grimmig zuſammen, ſchielte den Redner giftig an und entgegnete im heulenden Tone: „Ja, ich haſſe ihn! — Ich werde ihn haſſen! Was brauchte er mir's zu ſagen? — Wenn ich auch etwas Anderes beginne; ich träumte von Ruhm und Gold — weder Ruhm noch Gold wird mir!! Verdammt ſei er! er hat mir mein ganzes Leben verbittert, ich will ihm das ſeinige wieder verbittern, wo ich kann.“

„So geh', Elender!“ rief voll Abſcheu Piccini. „Geh'! wir haben nichts mehr mit einander gemein; der Gott des Mannes iſt die Ehre! Deine Götzen ſind Selbſtſucht, Eitelkeit, Neid und feige Tücke! Buben deinesgleichen verdienen kein Mitleid: — fort!

Und knirſchend vor Bosheit und ohnmächtiger Wuth verließ Elias Hegrin das Haus Piccini's.

VI.

Piccini's Oper hatte ſehr gefallen, aber die ſeines Gegners hatte den vollſtändigſten Sieg davon getragen und einen bis dahin ſelbſt in Paris noch nicht erlebten Enthuſiasmus erregt.

Von dem Jubel der entzückten Menge begleitet, verließ Gluck nach der dritten Aufführung ſeines Werkes den Opernſaal und fuhr ſeiner ſtillen Behauſung zu. Er hatte nur ſeinen Liebling Mehul bei ſich, der dieſen Abend ſein Gaſt ſein und mit ihm des Sieges ſich freuen ſollte.

In Gluck's Hauſe angelangt, traten Beide in das Zimmer, wo ſchon der gedeckte Tiſch bereitet war, blieben aber ſtutzend am Eingange ſtehen, denn ein Mann, in einen Mantel gehüllt, ſtand am Fenſter und blickte hinaus in die ſternenklare Nacht. Auf das Geräuſch hinter ſeinem Rücken wandte er ſich um.

„Piccini!“ rief Gluck überraſcht.

„Nicht unwillkommen, hoff' ich!“ ſprach Piccini lächelnd.

„Meiner Treu: willkommen!“ entgegnete Gluck, die dargebotne Hand faſſend und derb ſchüttelnd. „O, einen ſo wackern Gegner lob' ich mir.“

„Sprecht nicht von Gegner mehr!“ ſagte Piccini ernſt, — „unſer Kampf iſt beendet, ich erkenne Euch für meinen Meiſter, und freudig ſtolz will ich Euch meinen Freund nennen! Mögen die Gluckiſten und Picciniſten ſich ſtreiten, ſo lange ſie Luſt haben; Gluck und Piccini verſtehen ſich!“

„Und lieben ſich!“ fiel Gluck ihm feurig ins Wort, — „Piccini! Bei meiner Seele, ſo ſei's.“

Verſailles.

(Schluß).

Um dies Muſeum zu bilden, hat man alle königlichen Schlöſſer, Galerien und Speicher ausgeräumt; alles was man nur von Bildern und Statüen, von Stühlen, Bettſtellen, Uhren, Tapeten, Spiegeln und andern Geräthſchaften hat auftreiben können, iſt nach Verſailles geſchafft worden. Trotz dem blieben doch noch manche Lücken in der franzöſiſchen Geſchichte auszufüllen, und man war daher genöthigt, zu Künſtlern und Kunſtmäklern ſeine Zuflucht zu nehmen, welche den Abſichten des Königs und dem Vertrauen des Intendanten der Civilliſte nicht entſprachen. Leider hat man über viele Ankäufe und Beſtellungen zu klagen, womit ein wahrer Unterſchleif getrieben worden iſt. Viele Gemälde ſind zu raſch ausgeführt worden; dahin gehören namentlich die Schlachten von Wagram, Jena und Eylau von Horace Vernet. Die ganze Schlacht von Wagram iſt nämlich weiter nichts, als Napoleon der durch eine Lorgnette ſiehet. Das iſt eine erhabene Schmeichelei, über welche der Kaiſer ſich fürwahr nicht gefreut haben würde: in Worten ausgedrückt, heißt dies Gemälde nichts anderes, als: **la bataille de Wagram c'est moi!** Die Nachwelt, welche alle Helden vergrößert, wird am Ende noch glauben, daß Napoleon ganz allein, mit der Lorgnette in der Hand, die Schlacht bei Wagram gewonnen hat. Die Schlacht von Jena ſtellt vor, wie der Kaiſer einem naſeweiſen Rekruten die Lektion ertheilt, daß er das Maul halten ſolle. In der Schlacht von Eylau hält der Marſchall Oudinot dem Kaiſer das Ohr hin, um die Befehle beſſer zu hören. Zu den beſten Gemälden gehören im Krönungsſaale: die Schlacht bei Abukir von Gros, die Krönungsceremonie Napoleon's von David und die Austheilung der kaiſerlichen Adler an die Armee auf dem Marsfelde ebenfalls von David; in den Sälen der Republik und des Kaiſerreichs: Bonaparte's Beſuch bei den Peſtkranken in Jaffa von Gros, die Zuſammenkunft Alexander's und Napoleon's auf dem Niemen, die Capitulation Madrids, Napoleon's Übergang über den großen Bernhard, die Schlacht bei Marengo und die Schlacht bei den Pyramiden; im Saale von 1792: die Abreiſe der Pariſer Nationalgarde zur Grenze von Léon Coignet; in der Schlachtgalerie: die Schlacht von Taillebourg von Eugène Delacroix, die Schlachten bei Lawfeld von Couder, bei Fontenay von Horace Vernet, bei Auſterlitz von Gerard, der Einzug Heinrich's IV. in Paris von Gerard und das Leichenbegängniß Marceau's von Bouchot. In den Zimmern Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. ſiehet man einige treffliche Jagdſtücke von van der Meulen und mehrere Gemälde von Vanloo und Boucher. Ehemals glänzten hier die Bilder der alten Meiſter, welche jetzt in Louvre befindlich. Am ſchwächſten iſt unſtreitig die Porträtſammlung; hier iſt der Rahmen in der Regel mehr werth, als das Gemälde.

Im Ganzen hat das Muſeum wenig den großen Erwartungen entſprochen; die Lobhudeleien, welche ihm vor ſeiner Eröffnung zu Theil geworden, hatten die Neugierde gereizt, und dieſe fand ſich getäuſcht. Das Bemerkenswertheſte ſind jedenfalls die Dekorationen und Vergoldungen, welche mit verſchwenderiſcher Fülle ausgegoſſen ſind.

Abends ſprangen die großen und kleinen Waſſer des Parks, und ein herrliches Feuerwerk beſchloß die Feier des Tags.

Wir wollen nicht in Abrede ſtellen, daß dies neue hiſtoriſche Muſeum und die projektirte Eiſenbahn zahlreiche Beſucher nach Verſailles ziehen und der armen Stadt eine ergiebige Erwerbsquelle ſichern werde. Aber das eigentliche Leben iſt für immer aus Verſailles verſchwunden; man weckt die Todten nicht mehr aus ihren Gräbern auf, und eine Wirthshausbevölkerung iſt keine Stadteinwohnerſchaft. Heute ſind Stadt, Schloß und Park eben ſo öde und einſam, wie vor 8 Tagen und das wird bis zum erſten Sonntage des nächſten Monats dauern, wo wiederum ganz Paris hinausſtrömt, um die großen und kleinen Waſſer ſpringen zu ſehen und die Drachen und Sphinxe mit ihren Röhren zwiſchen den Zähnen zu bewundern, welche Waſſergarben jeder Form und Größe bilden. Die Pariſer haben Verſailles nie bei andern Gelegenheiten geſehen, weßhalb ſie ſich die Stadt gewöhnlich unter der Geſtalt eines Waſſergottes mit einer abgebrochenen Vaſe, mit einem Fruchthorn und mit einem ſauerſüßen Lächeln denken. Jene herrlichen Statüen, jene langen Alleen, jene teichähnlichen Baſſins, jene weiten Raſenplätze, jene maleriſchen dichten Baumgruppen, jene imponirende Schloßfaçade von mehreren hundert Fenſtern, jene hochaufgemauerten Terraſſen, jener ganze Park endlich, deſſen Grenzen ein weit ausgedehnter Horizont kaum wahrnehmen läßt, — Alles das trauert auf ewig; denn der Pariſer Spießbürger findet keine Worte des Lobes und des Enthuſiasmus mehr für alle dieſe Wunder und Schönheiten. Er hat in den Memoiren des Saint Simon und der Madame von Lafayette geleſen, wie viel Schloß und Garten gekoſtet; er weiß, daß ein ganzes Jahr lang im Durchſchnitt täglich 22,000 Pferde und 6000 Menſchen mit dieſen Arbeiten beſchäftigt waren, und daß das Aufgraben des friſchen Erdreichs einer Maſſe von Soldaten Geſundheit und Leben raubten. Madame Maintenon und der Miniſter Louvois hatten bei ſtrenger Strafe verboten, von dieſen Todten und Kranken zu ſprechen, und Madame Lafayette bemerkt höchſt naiv, daß man dieſe Inconvenienz nicht weiter berückſichtigt habe, weil Frankreich damals gerade Friede gehabt. Die müßige Neugierde betrachtet nichts weiter, als die äußere Form jener koloſſalen Bauten und Waſſerkünſte; der Ernſt unſerer Zeit lieſet darin eine ganze Geſchichte koſtſpieliger, verderblicher Frivolitäten, die mit dem Blute und Schweiß von Millionen Menſchen erkauft worden.

Die beiden Trianons ſind ebenfalls wieder in ihrem alten Glanze hergeſtellt; es heißt, der König werde einen Theil des Sommers in Groß-Trianon zubringen. Klein-Trianon war unter Ludwig XV. der Schauplatz zügelloſer Ausſchweifungen; hier ſiehet man noch die Modelle der erſten **petits appartements**, worin ſo ſcheußliche Orgien begangen worden. Ludwig XVI. ſchenkte Klein-Trianon ſeiner Gemahlin, welche es mit herrlichen Gartenanlagen in engliſchem Geſchmacke verſchönern ließ. Delille und andere franzöſiſche Dichter haben dieſen reizenden Aufenthalt beſungen. Während der Revolution blieben dieſe Orte verlaſſen. Napoleon ließ beide Trianons in den erſten Jahren ſeiner Regierung neu möbliren und einrichten. Er ſelbſt wohnte in Groß-Trianon; Joſephine und ſpäter Marie Louiſe bewohnten Klein-Trianon.

Unmittelbar an Klein-Trianon gränzt der berüchtigte Hirſchpark, den Ludwig XV. anlegen ließ, als das unermeßliche Schloß von Verſailles und die beiden Trianons zu eng wurden, um das Serail zu beherbergen. Jenes kleine weiße Haus dort kann von unerhörten Schandthaten erzählen; das war ein Frauenmarſtall. Hier feierte das Königthum ſeine Saturnalien und ein entartetes Geſchlecht von Prinzen und Prinzeſſinnen ging daraus hervor, ohne Namen und dem Elende und der Schande preisgegeben. Jetzt ſind dieſe Umgebungen ſtumm, wie die Schwefelſeen der heiligen Schrift, auf denen der Fluch des Himmels und der Erde laſtet.

Für viele Pariſer und Fremde iſt Verſailles der gewöhnliche Sommeraufenthalt; man lebt dort in der That eben ſo zurückgezogen und einſam, als auf einem kleinen Landgute. Die Lebensmittel ſind zwar nicht wohlfeiler als in Paris, die Gaſthöfe ſogar noch theuerer; indeß kann man bei gehörigen Vorkehrungen doch billiger leben, als in der Hauptſtadt, und namentlich angenehmer. Alle 40 Minuten gehen Diligencen nach Paris ab, und man kann daher oft genug dahin reiſen, um ſeine Geſchäfte zu beſorgen und die Vergnügungen einer großen Stadt von Zeit zu Zeit zu genießen. Außerdem lebt man in einer ſchönen Gegend. Die Umgebungen von Verſailles ſind äußerſt reizend. Die Stadt ſelbſt iſt traurig; aber rund umher trifft man die herrlichſte Natur. Aus welchem Thore man hinausgeht, ſo ſtößt man ſicher auf ein hübſches Landgut oder ein pittoreskes Dorf. Durch die Grille de Maurepas gelangt man nach Arquencourt und Marly, mit den Bogen der römiſchen Waſſerleitung, welche den Park von Verſailles mit Waſſer verſorgt; beide Ortſchaften liegen in einem wunderlieblichen Thale, das mit einem ungewöhnlich ſchönen Pflanzenwuchſe ausgeſtattet iſt. Die Barrière der Orangerie führt nach Saint Cyr; die Grille von Montreuil nach Jouy und dem romantiſchen Thale der Bièvre. Eine halbe Stunde von der Grille von Glatigny liegt das Dorf Vaucreſſon und auf einer Anhöhe daneben das ſchöne Schloß, welches neulich die Griſi angekauft hat; ganz in der Nähe befindlich iſt Villeneuve-l'Etang, jene prächtige Domäne, wo die Herzogin von Angoulême alle Wunder der neueren Gartenkunſt um ſich verſammelt hatte; kaum war die letzte Aloë in's Gewächshaus gebracht und der Kiosk mit Blumen geſchmückt, als die Julirevolution die Kaſtellaninnen aus ihrem Eigenthum vertrieb und ihre Möbel und ausländiſche Pflanzen an den Meiſtbietenden verſteigerte. Nicht weit davon finden wir Ville d'Avray, berühmt durch ſein gutes Trinkwaſſer und die Hirſchjagden Karl X., als er noch Graf Artois war.

Der ganze Park von Verſailles iſt ringsum mit pittoresken Dorfſchaften beſetzt: Buc, Guyancourt, Bois d'Arcy, Noiſy-le-Roi u. ſ. w. Im Sommer feiert jedes dort ſeine Kirchweih, welche durch große Anſchlagzettel auf den Mauern von Paris bekannt gemacht wird. Alle dieſe Orte werden wenig von den Pariſern beſucht; die meiſten kennen ſie kaum dem Namen nach. Dies iſt auffallend und nur durch den Widerwillen erklärlich, den jeder Pariſer gegen Verſailles und ſeine Umgebungen hat, worin er weiter nichts ſieht, als Denkmale der Mätreſſenwirthſchaft und des Despotismus. Ludwig XIV. und Ludwig XV. haben die Gegend meilenweit in der Runde verdorben. Jene Landſtraßen, jene Wälder, jene Thäler, jene Dörfer ſcheinen noch heutzutage nichts als der große und kleine Park Ludwig XIV.; dieſer Urſprung verräth ſich überall. Jene Weiler erinnern an Trianon, jene Auerhähne, jene Perlhühner, jene Kühe und Tauben erinnern an die Sklaverei der königlichen Faſanerien und Menagerien; kurz Alles bezeichnet den Despotenwillen.

Paris, 16. Juni 1837. C. K.

Feuilleton.

⁂ **Davenport's elektro-magnetiſche Lokomotiv.** — Das American Journal of science and the arts, welches Profeſſor Silliman zu New-York herausgibt, berichtet im Aprilheft über die Vorrichtungen, welche Thomas Davenport, ein Grobſchmied im Staate Vermont entdeckt hat, um bei der mechaniſchen Induſtrie magnetiſche und elektro-magnetiſche Kräfte mit einem höchſt überraſchenden Erfolge anzuwenden. Mit einer kleinen cylindriſchen Batterie, ungefähr 9' lang und 3 bis 4' im Durchmeſſer, erzeugt Davenport eine magnetiſche Kraft von circa 400 Pfd. Ein von ihm gefertigtes Rad von nur 8½' im Durchmeſſer macht in einer Minute über 600 Umdrehungen und hebt ein Gewicht von 24 Pfd. Auch hat er das Modell einer Lokomotive aufgeſtellt, welche auf kreisförmiger Eiſenbahn mit außerordentlicher Geſchwindigkeit ſich fortfortbewegt, und eine geneigte Ebene von größerer Erhebung, als bis jetzt mittelſt Dampf erſtiegen, leicht hinanſteigt. — Die Prof. **Silliman**, **Renwick** und Andere haben berechnet, daß in der angegebenen Weiſe eine kreisförmige galvaniſche Batterie von circa 8' Durchmeſſer mit Magneten von entſprechender Oberfläche wenigſtens 100 Pferdekraft produziren, und zwei ſolche Batterien hinreichen würden, Schiffe erſter Größe über das atlantiſche Meer fortzubewegen. Es darf hier wohl daran erinnert werden, daß ſchon im Mai v. J. bei der Jahresfeier der hieſigen naturforſchenden Geſellſchaft das Modell eines, von Hrn J. P. **Wagner** dahier gefertigten, elektro-magnetiſchen Lokomotiv's vorgezeigt, und daß von Hrn. Dr. **Neeff** in hieſiger Zeitung, und von uns in Nro. 118 des Phönix darüber Bericht erſtattet, und ſpäter davon in Pariſer Blättern Nachricht gegeben worden iſt. Auf dieſem Wege könnte Kunde davon nach Amerika gelangt ſein. Wie dem nun auch ſei, Hr. J. P. **Wagner** hat ſeit dem Mai v. J. ſeine Erfindung noch bedeutend vervollkommnet, und es wäre wohl möglich, daß derſelbe noch bevor die hieſige Eiſenbahn beendigt, auch ohne Beihülfe des amerikaniſchen Grobſchmiedes, ein elektro-magnetiſches Lokomotiv zu Stande gebracht, welche die noch immer nicht ungefährliche Dampfmaſchine zu erſetzen geeignet wäre. — Ein ſolches, ſehr wenig Raum einnehmendes Lokomotiv könnte dann vielleicht auch zur beliebigen Leitung eines Luftballons gebraucht werden, beſonders wenn man demſelben, dem Plane des verewigten Dr. **Krauſe** nach, eine linienförmige Geſtalt gäbe, da mittelſt derſelben er in gleichem Verhältniß **leicht** von der Luft getragen, wie der Wind **geringe** Gewalt über ihn haben würde.

⁂ **Hebräiſch-Anglikaniſches.** — Die anglikaniſche Agende iſt in's — Hebräiſche überſetzt und dieſe Ueberſetzung von der „**Londner Geſellſchaft für die Bekehrung der Juden**" herausgegeben worden. Auch läßt dieſe Geſellſchaft in ihrer Kapelle von **Bekehrten** einmal des Sonntags den chriſtlichen Gottesdienſt (mit Ausnahme der Predigt) in hebräiſcher Sprache halten. Sie glaubt hiermit zugleich es Gott zu erleichtern, ſeine Prophezeihungen hinſichtlich der Juden zu erfüllen, indem ſie dieſelben, nachdem ſie die Taufe empfangen, als **Volk** geſondert zu erhalten angelegen ſein läßt.

⁂ **Der Frauenverein zu Dresden** hat von Oſtern 1836 bis Oſtern d. J. [illegible] Rthlr. Einnahme gehabt, unter denen [illegible] als Ertrag des von der Prinzeſſin Amalia von Sachſen dem Vereine überlaſſenen erſten Bandes ihrer Beiträge zur deutſchen Schaubühne.

⁂ **Eiſenbahnen in Holland.** — Der vielen vorhandenen Kanäle und ſonſtigen Waſſerverbindungen ungeachtet, hat das Gelüſte nach Eiſenbahnen ſelbſt die [illegible] Holländer ergriffen. Das Projekt, **Amſterdam** einerſeits mit **Haarlem**, andererſeits mit **Arnheim** in Eiſenbahnrapport zu ſetzen, hat Aufnahme gefunden, und wird mit Nächſtem zur Ausführung kommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Phönix.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Dritter Jahrgang 1837.

Zweites Halbjahr. (1. Juli bis 31. December.)

◆

Mit artiſtiſchen und literariſchen Beilagen;
(Intelligenzblatt 6 – 12 und Beiblätter zu No. 277 u. No. 289.)

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

ZB 1185

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhalt des Phönix.

(Juli bis December 1837.)

Die Zahlen zeigen die Nummern der Stücke an.

Novellen.

Burmeiſter-Lyſer, Joſeph Haydn's Lehrjahre. 179—182. 184. 186.
Cretineau Joly, ein Mitglied der Deputation der Menſchenrechte. 211. 213. 214.
Doppelte Liebe. 300. 301.
Mettingh, Philippine von, die Partheien. 174—178.
— Schloß Saint-Fargeau. 218. 221. 223. 225. 226. 229.
Moſen, Julius, Vinetus. 171—173.
Müller, Otto, eine Entrepriſe. 265-268. 270. 272.
Müller, Wilh., Mutterliebe. 164—167.
— der Besboßnoi. 273. 274. 276. 278. 282. 283.
Nauſſe, J. H., Miſſiſſippibilder und Abentheuer. 220—222. 224. 226.
Smidt, Heinrich, das Brautſchiff. 284. 285. 287. 289—292. 294. 295. 297—299. 302. 304.

Lyrik.

Anderſen, der fremde Vogel. 286.
Bechſtein, L., an Nanny. 241.
Fues, Franz, des Knaben Heimathliebe. 168.
Grün, A., Vogel und Wanderer. 157.
Hub, Ignaz, der Bergfürſt. 210.
Jude, der, auf dem Feſte Guttenbergs. 180.
Kind, das. 238.
Moſengeil, Fr., Waldglöckchen. 260.
Rodnagel, A., der ſtille Meiſter. 289.
Ottenheimer, H., Sie ſenken dir den Freund hinab. 186.
— Abends. 239.
Paſſow, Franz, Proklos an den Helios. 261.
Sallet, Friedr. von, Junker Grün. 306.
Schefer, Leop., Lebenslied. 292.
Sinnig, Karl, Lyriſches. 192.
Stolterfoth, A. v., König Schwerting. 257.
Vogl, Joh. N., Herr Rudhart und ſein Töchterlein. 206.
Wihl, Ludwig, Feſtgedicht an Fr. Rückert. 308.
Zimmermann, G., Gedichte. 219. 221.

Dramatiſche Poeſie.

Otto von der Weiden, Bruchſtücke aus den Hunnyaden. 242—244. 246. 247.
Sheridan Knowles Wilhelm Tell. 263.

Literatur und Kritik.

Abulfeda's Leben Muhomeds. 279.
Adler's Synagoge. 308.
Aehrenkranz von Balladen ꝛc. 195.
Album cosmopolite. 183.
Alexandre's Schachencyclopädie. 168.
Alpenroſen, Taſchenbuch für 1838. 249. 250.
Altbelgiſche Literatur. 183. 284.
Alvensleben's biograph. Taſchenbuch deutſcher dramat. Künſtler. 186.
— Molière. 230.
— Theaterfreund. 193.
Ambroſch, de Charonte etrusco. 170.
Andryane's Denkwürdigkeiten eines Gefangenen. 255. 258.
Anonymus, neuer, nordamerikaniſcher. 224.
Arbeiten der Akademie der Inſchriften zu Paris. 235.
Argelander über die Fortbewegung des Sonnenſyſtems. 168.
Aroudj's und Khair-Eddin's Chronik. 257.
Artaud's Pius VII. 168.
Aspic. 177.
Aufgefundenes lat. Gloſſar aus dem 10. Jahrhundert. 178.
Ausländiſche Literatur. 298.
Avicenna's verſificirte Logik. 232.
Balzac's alte Jungfer. 255.
— literature ruminante. 228.
— Geſchichte der Größe und des Falls von Cäſar Birotteau. 307.
Barante's histoire des ducs de Bourgogne. 180.
Barrault's revue universelle. 198.
Barrington über Vogelgeſang. 207.
Baxter's Jetzt oder nie. 188.
Bechers 5 neuaufgefundene Homilien des heil. Chryſoſtomus. 289.
Bechſtein's Antheil der Grafen von Henneberg an dem deutſchen Minneſang. 297.
Behlen's Forſt- und Jagdzeitung. 230.
Beiſert's, Bruck's und Lichter's Gedichte. 195.
Belfour über die nationalen Begrüßungsformeln. 199.
Belgiſche dramatiſche Novitäten. 280.
Berberſprache. 204.
Berr's Schriften für die franzöſiſchen Israeliten. 173.
Berthier's Geſchichte der Taubſtummenerziehung. 209.
Beuve, St., Gedichte, neueſte Sammlung. 244.
— Vorleſungen über franzöſiſche Literatur. 269. 285.
Bewegung der franzöſiſchen Preſſe im erſten Semeſter 1837. 172.
— der Wiſſenſchaften. 283.
Bhartrihari's Märchenpreis. 212.
Bibliographie, deutſche. 164.
Bibliopoliſches Jahrbuch für 1837. 184.
Biedenfeld's Dodecaton. 188.
— Erzählungen. 188.
— Geſchichte des Mönchsweſens. 154.
Blanquis Geſchichte der Staatsökonomie. 243.
Bleſſington, Gräfin, die beiden Freunde. 188.
Blin's collection des loix civiles et criminelles des états modernes. 233.
Bohemus Regina Sidonia. 255.
Bonjour's essai sur le régicide. 287.
Bornſtedt' Basreliefs. 209.
Boſe's Ueberſetzung der Ilias in's Bengaliſche. 226.
Boulay-Paty akademiſches Preisgedicht. 180.
Bowring's ſtatiſtiſchen Bericht über Toscana, Lucca ꝛc. 257.
Bran's Minerva. 232. 260. 308.
Braunthal's öſtreichiſcher Muſenalmanach. 209.
Brinkmeier's Mitternachtszeitung. 307.
— Novellen und Erzählungen. 255.
Browne, Was Irrenhäuſer waren, ſind und ſein ſollten. 232.
Brunnow's, Ernſt v., die neue Pſyche. 183.
Brutus und die Tarquinier. 210.
Buch der Weisheit oder Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpai's. 289.
Buchhändlerei, engliſche. 201.
Buchhandels, Organ des deutſchen. 308.
Büchermacherei. 163.
Bücherproduktion und Nachdruck in Nordamerika. 216.
Bürck's Alt und neu. 239.
Bulwer's, E. L., Athens Größe und Verfall. 214.
— Ernest Maltravers. 253.
Burckhardt's, Eduard, allgemeine Geſchichte von 1815—1832. 156.
— über die hannöveriſche Verfaſſungsfrage. 243.
Burdach's Anthropologie. 183. 187.
Burnet's Essai on the education of the eye with reference to painting. 194.
Cahen's Ueberſetzung des alten Teſtaments. 244.
Campanella's philoſophiſche Gedichte. 180.
Carnot, Gregoire's Memoiren. 194.
Caſſagnac's histoires des classes ouvrières et des classes bourgeoises. 219.
Cattaneo, sull interdizioni israelitiche. 208.
Chateauvillard's Verſuch über den Zweikampf. 170.

Chatel's code humanitaire. 298.
Chevalier's Briefe über Nordamerika. 153.
— lettres sur le Mexique. 233. 255.
Codex, merkwürdiger, aus dem 9. Jahrhundert. 304.
Cöleſtina für 1838. 308.
Cohnfeld's Phantasmagorien. 291.
Conſequente Inconſequenz des Berliner politiſchen Wochenblatts. 295.
Cook über die elektromagnetiſche Maſchine. 275.
Cormenin's études sur les orateurs parlementaires. 284.
Courtet de l'Isle Staatswiſſenſchaft auf die Wiſſenſchaft vom Menſchen gegründet. 283.
Couſin und Salvandi. 269.
Dalmatiſche Chriſtiade. 305.
Damitz's Geſchichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich. 305.
Danielewsky's Denkwürdigkeiten. 252.
Delmotte's Orlando Laſſo. 201.
Demidoff's Preiſe, Vertheilung der. 206.
Denis Luis de Souza. 248.
Descartes und Newton. 175.
Deutſche Namen in franzöſiſchen Zeitungen. 208.
Deutſche Novitäten. 284.
Deutſcher Muſenalmanach. 254. 281.
Deutſche Schriftſteller in Frankreich. 197.
Deutſche Ueberſetzung einer chineſiſchen Schrift über Seidenwürmer. 185.
Didier's Ein Jahr in Spanien. 282.
Dieſtel's Kant, Fichte, Schelling und Hegel. 178.
Döllinger's akademiſche Jeremiade. 235.
Donnadieu's confiscirte Schrift. 170.
Dorow's Facſimile's und Handſchriften. 266.
Dove's meteorologiſche Unterſuchungen. 175.
Drechsler contra von Bohlen und Vatke. 167.
Druckſchriften, Statiſtik der ruſſiſchen. 198.
Ducroy's und Langier's Geſchichte der Apothekerzunft in Frankreich. 170.
Dumas, Caligula. 240. 279.
Dumortier über Entwickelung des Embryo im Ei. 185.
Dupin's question des duels. 238.
Dupuy's Thomas a Kempis in Verſen. 176. 242.
Durangel's Duc d'Orleans. 294.
Düſſeldorf. 227. 228.
Egli's Geographie. 165.
Egen, der Haarrauch. 174.
Eichhoff's Claſſification der indo-europäiſchen Sprachen. 206.
Encyclopédie du XIX. siècle. 219.
Engliſche Journale in Oſtindien. 218.
— — zu Canton. 214. 218.
— Literatoren. 289.
—r Nationalverein zur Förderung der Literatur. 239.
— Novitäten. 196.
— Ueberſetzung der Gedichte des Königs von Baiern. 137.
— — von Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde. 251. 281.
Eſchwege's Portugal. 275. 277.
Europäiſche Wiſſenſchaft in Oſtindien. 218.
L'europe industrielle. 210.
Ewald's, des evangeliſchen Miſſionairs Reiſe von Tunis nach Tripolis. 222.
Fallersleben entdeckt die Urſchrift des Siegsgeſangs über die Normannen. 266.
Fauriel's Reimchronik des Kreuzzugs gegen die Albigenſer. 172.
Fettige Literatur. 238.
Feuchtersleben's Beiträge zur Literatur, Kunſt und Lebenstheorie. 230.
Fichte's philoſophiſch-theologiſche Zeitſchrift. 233.
Figaro, der Pariſer lebt auf. 249.
Firuz, Mollah, Georg-Nameh. 209.
Florus unedirtes Gedicht über die Zerſtörung von Herkulanum. 290.
Fo-kue-ki. 231.
Fourier, Charles. 263. 264.
Frankreich, Literatur der Statiſtik von. 199.
Franzöſiſche Literatur. 169—173.
— — neueſte. 248.
— Jagd auf ſpaniſche Handſchriften.
Friedrich's II. Briefwechſel mit Algarotti. 304.
Frigard's Zwingherrnſtreit. 308.
Frohberg, Regina, eigene und fremde Schuld. 251.
Gaillardet, Memoiren des Chevalier d'Eon. 261.
Gaunerei, literariſche. 224.
Gautings, des Eremiten von, Frankreich-Algier. 209.
Gaymard, über Islands Meteorologie. 282.
Gedanken eines Gläubigen. 244.
Gehe, Eduard, vermiſchte Schriften. 183.
Gerando's Werk über Wohlthätigkeitsanſtalten. 238.
Germaniſches Recht. 303.
Ghiſtelek, van, Reiſebericht v. 1481. 164.
Glaſer's Oſt und Weſt. 176.
Gloſſar, lateiniſches, aus dem 10. Jahrhundert. 178.
Goethe's ſämmtl. Werke in Paris. 297.
Göttinger Novität. 304.
Gonzalez's Männerjagd. 251.
Gottſchalk's genealogiſches Taſchenbuch. 287.
Granvella's, des Kardinals, Papiere. 163.
Greſſelin's Syſtem der Univerſalſprache. 222.
Groß's Hamburger muſikaliſche Zeitung. 230.
Großmann, Julie von, Hazardſpiele. 186.
Grün, Anaſtaſius. 224. 232. 234.
Guhrauer findet 10 Briefe von Leibnitz. 297.
Guizot über die jetzige Zeit. 209.
Gutzkow's Telegraph. 279.
Halevy's Geſchichte und Muſterſtücke der franzöſiſchen Literatur. 229.
Halliſche Jahrbücher für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt. 270.
Halm's Griſeldis. 155. Imelda. 300.
Hannover, über das unwillkommene Ereigniß in. 273.
Harro's, Poſaune. 283.
Hartmann's deutſche Bühnengeſchichte. 230.
Hartung's Religion der Römer. 177.
Haſe's theologiſches Votum über das junge Deutſchland. 235.
Heine's, H., Memoiren. 279. Salon. 210.
Heller's Reiſen. 279.
Hilaire, St., Preisſchrift, franzöſiſche, über des Ariſtoteles Organon. 160. 175.
Hinduſtaniſche Ueberſetzung von Gay's Fabeln. 237.
Hiſtoriſch-antiquariſche, franzöſiſche Romanzen. 289.
Hitzig's Votum über Mäßigkeitsvereine. 277.
Höninghaus, Wanderungen durch das Gebiet der proteſtantiſchen Literatur. 196.
Hoffbauer, über den Aberglauben. 235.
Hogg's London, wie es iſt. 214.
Holländiſche Literatur. 301.
Horaz Werke, deutſch. 230.
Houſſaye's une pécheresse. 231.
Hugo, Victor, les voix intérieures, 233. und Orientalen überſetzt. 197.
Humboldt's, Alex., literariſche Arbeiten. 199.
Jacoby. 220. 231.
Janin's Geheimniß franzöſiſch ſchreiben zu lernen. 269. Kronprinzliche Vermählungs-Feſtivitäten. 198. Un coeur pour deux amans. 220.
Illyrien, ſlaviſche Literatur daſelbſt. 308.
Illyriſche Literatur. 259.
— und perſiſche Zeitung. 209.
Illuſtrationen. 293.
Immermann's, die Opfer des Schweigens 239. Grabbe. 277. 278.
Joinville's Credo von 1253. 305.
Jonnès, Moreau de, Statiſtik von Großbritanien und Irland. 188.
Journaliſtik, oſtindiſche. 165.
— portugieſiſche. 222.
Iſidor, eine Dame? 293.
Iſidor's geſammelte Schriften. 183. 277.
Israeli's Henriette Temple. 210.
Italieniſche Journaliſtik. 266.
— Novitäten. 172.
Judenthum, das literariſche. 278.
Kannegießer's Abriß der Geſchichte der deutſchen Literatur. 298.
Kant's ſämmtliche Schriften. 213.
Kapp's ariſtoteliſche Staatspädagogik. 243.
Karte aus dem 14. Jahrhdt. 268.
Kirchenzeitung, Würzburger. 287.
Knight's Vererblichkeit von Neigungen bei Thieren. 223.
Knowles, des Strandeds Tochter. 300.
— Engliſcher Wilhelm Tell. 263.
Kock's, Paul de, der verloren gegangene Ehemann. 251.
Köppen's literariſche Einleitung in die nordiſche Mythologie. 232.
Kogalnitſchan über Geſchichte, Sitten und Sprache der Zigeuner. 275.
Kollmann's, Eliſe, ruſſ. Poeſieen. 275.
Komet. 279.
Kottenkamp, Geſchichte der neueſten Zeit. 230.
Krauſe, Karl Chriſtian Friedrich. 212. 216. 218.
Krauß, über Kartoffelbranntwein. 222.

Kriegsbericht, Napoleon's autographiſcher. 179.
Kritik der Kritik. 298.
Krosnowsky's Gedenkbuch der polniſchen Auswanderung. 158.
Kühne's Novellenſammlung. 197.
Kulturgeſchichte, römiſche. 303.
Kunſtgeſchichtliche Literatur. 304.
Lamartine's Werke, Prachtausgabe. 287.
Lamennais, Le livre du peuple. 300.
Land der Herrlichkeit. 178.
Laube. 260. Literaturgeſchichte. 226.
Laugier's und Ducroy's Geſchichte der Apothekerzunft in Frankreich. 170.
Lawrence's plus de maris, plus de pères. 307.
Lax's Moliere. 255. 282. Weſtliche Blätter. 153.
Legros, die Revolution, wie ſie iſt. 234.
Leibnitz's deutſche Schriften. 247.
Lenau's Savonarola. 249. Tyrol. 199.
Lennep's Roſe von Dekama. 210.
Lerminier, über Benj. Conſtant. 213.
Leroux und Reynaud, encyclopédie nouvelle. 201.
Leroy's Studien über die Myſtere. 186.
Leſſing-Almanach. 308.
Leutbecher über Göthe's Fauſt. 253.
Lewald's Aquarelle. 230. Europa. 239.
Library of the newest english novels, tales and poems. 235.
Lieber's Niebuhr. 252.
Ligue, die. 220.
Literariſche Neuigkeiten aus Paris. 219.
— Zuſtande in Munchen. 288. 293. 297. 300.
Lithographirung der altpariſiſchen heiligen Schriften. 211.
Löwe, über Analogie des Hebräiſchen mit dem Aegyptiſchen. 189.
Löwenthal's Adria. 279.
Louis, théatre français moderne. 235.
Lourdueix, von der univerſalen Wahrheit. 205.
Lyrik, Entſtehung und Charakter der modernen. 280.
Lyſer's neue Kunſtnovellen. 261.
Madler's, der Mond nach ſeinen kosmiſchen und individuellen Verhältniſſen. 240.
Magis Amica Veritas, Converſationsſaal und Geiſterrevüe. 178.
Magnetismus und Pariſer Akademie der Medizin. 241.
Malebranche's Werke. 194.
Manteucci über den Zitterfiſch. 251.
Marggraff's Bücher u. Menſchen. 240.
— u. Stieglitz's neue Zeitſchrift. 235.
Marigny's Reiſe nach der Küſte von Circaſſien. 271.
Marryat's Verhältniß der Schriftſteller zur Ariſtokratie in England. 211. 212.
Martineau, Miß, über den Charakter der Neger. 266.
Mars, der Dlle. Notizen zu ihren Memoiren. 263.
Martin's oeuvres d'histoire naturelle de Goethe. 253.
Maßmanns gothiſches Jubelgedicht. 242.
Maſſon's ne touchez pas la reine. 220.
Meier, über die poetiſchen Richtungen unſerer Zeit. 296.
Meinicke's, das Feſtland Auſtralien. 190.
Meinungsdifferenz zwiſchen Zachariä und Rieſſer. 265.
Melloni's Analogie der Wärme und Lichtpolarität. 273.
Menk's Morondanga. 291.
Menzel. 295.
Messager des sciences et des arts en Belgique. 160.
Michaelismeßkatalog. 266.
Michelet's Geſchichte der letzten Syſteme der Philoſophie in Deutſchland von Kant bis Hegel. 267.
— origines du droit français. 180.
Mickiewicz's Geſchichte Polens. 269.
Milton's verlornes Paradies von Chateaubriand, illuſtrirt. 287.
Mitarbeiter am Weſtminſter Review. 203.
Mitford's, Marry Ruſſel, country stories. 208.
Möſer, J., Reliquien. 303.
Mongoliſche epiſche Gedichte. 234.
Montalembert, über die provenzaliſche Poeſie. 172.
Monumente Europa's. 276.
Moſen's Ahasver. 240. 234.
Müller's, Hermann, Eliſabeth, Königin von England. 282.
— Otto, Frühlingspark. 230.
Münch's allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit. 230.
Münzgeſchichte, kurzer Abriß der. 235.
Mundt's Charaktere u. Situationen. 240.
— Delphin. 298.
— Wanderungen am Spazierſtock. 243.
Museo italiano. Leipziger Wochenſchrift. 284.
Muſeum, Warſchauer, vaterländ. 272.
Muſſet's confessions d'un enfant du siècle. 248.
Nachdruck. 239.
Nachdruck und Bücherproduktion in Nordamerika. 216.
Nathan, der Squatter-Regulator. 199. 200.
Nebel, des Hauſes Ende. 251.
— die Braut von Jeruſalem. 251.
— der Seher von Venedig. 195.
Neues Teſtament in Golddruck auf weißem emaillirtem Papier. 302.
Nevers, Memoiren d. Herzogin von. 154.
Newton und Descartes. 175.
Newton's noch ungedruckte Manuſcripte. 175.
Nothomb: essai sur la révolution belge. 163.
Novitaten. 304.
— portugieſiſche. 242.
Nürnberger's Conjectural-Aſtronomie. 306.
O'Conell's Werk über Irland. 249.
Orotz neues ungariſches, politiſch-literariſches Zeitblatt. 199.
Ortlepp's Bilder der Nacht in lyriſchen Rahmen. 214.
Paſſenrath's Generalblatt der Kunſt-, Induſtrie- und Gewerbvereine Deutſchlands. 274.
Parcival. 230.
Pariſer Novitäten. 158. 301.
Paſſavant's Raphael aus Urbino und ſein Vater 253. 254.
Paty, Boulay-, akademiſches Preisgedicht. 180.
Paulding, des Holländers Herd. 197.
Perſiſche u. illyriſche Zeitung. 209. 239.
Pertz zieht ſich von der Redaktion der Hannövriſch. Zeitung zurück. 274.
Peterſen's Vorleſungen über Göthe's Fauſt. 281.
Pfeilſchifter's Mittheilungen aus Spanien. 235.
Philipp III. 224.
Philippſon's allgemeine Zeitung des Judenthums. 243.
Pinner's Reiſe und Talmud. 243.
Piſtor's Journal: le monde. 289.
Pölitz, über unſere Zeit. 209.
Poetiſche Wettkämpfe der Genter Rhetoriker. 267.
Poiſſon's recherches sur la probabilité des jugemens. 205. 234.
Portugieſiſche Journaliſtik. 222.
Preisaufgabe der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften. 178.
St. Priest, antiquités mexicaines. 219.
Quatremère's Moezz-li-Din-Allah. 231.
Quincy's, Quatremère de, Verſuch über das Ideal in Anwendung auf Zeichnenkunſt. 172.
Raffelsberger's typograph. Karten. 188.
Raimund's ſämmtliche dramatiſche und poetiſche Werke. 251.
Ravenſtein's Rheinlande. 176.
Recht, germaniſches. 303.
Reinbold's neueſte Blumenſprache. 235.
Rekowsky's letzter Stern Marienburgs. 210.
Remacle's gekrönte Preisſchrift über die Findlinge. 211.
Reſchid-ed-Din's Geſchichte der perſiſchen Mongolen. 175.
Reumont's Italia. 197. 246.
Réveillé-Pariſet's Schrift für die geiſtarbeitende Klaſſe. 212.
Revue du XIX. siècle. 219.
— française, neue Reihenfolge. 165.
— retrospective. 162.
— universelle. 219.
Reybaud's, Mme., deux à deux etc. 224.
Reynaud's und Leraux encyclopédie nouvelle. 201.
Rezenſentenrecht. 244.
Rheinwald, die Evangeliſchgeſinnten im Zillerthal. 304.
Rheinweinliedreſtitution an M. Claudius. 256.
Rifaud's Aegypten und Nubien. 156.
Rinne's Lehre vom deutſchen Styl. 288.
Ritter's Geſchichte der Philoſophie, franzöſiſch. 219.
Robert, Carleton's Skizzen und Erzählungen aus dem Leben des iriſchen Landvolks. 209.
— Pickwickier. 209. 251.
Römiſche Culturgeſchichte. 303.
Römiſcher Index. 198.
Romei, Oberſt, gegen Pückler-Muskau. 251.
Romer, über Zend und Pehlwi. 181.
Romig's Zeittafeln der allgemeinen Geſchichte. 154.

Roscoe's wanderings and excursions in South-Wales. 208.
Roſenkranz's Pſychologie. 280.
Royer's aventures de voyage. 280.
Rückblick auf die franzöſiſche Literatur in der zweiten Hälfte von 1836. 169—173.
Rückert's Nal und Damajanti. 250.
Ruſſiſche Novitäten u. Antiquitäten. 240.
— Urkundenſammlung, wichtige. 225.
Rußland und Europa. 209.
Rußlands Literatur. 245.
Sachſen, Amalie von, geſammelte Schauſpiele. 258. 282.
Sächſiſche Schweiz, maleriſches u. romantiſches Deutſchland. 161. 210.
Saintine's Picciola. 242.
— soirées de Jonathan. 243.
Salons, gazette des. 307.
Sand's, George, Drama Mauprat für Bocage. 256. 302.
Savoye's Panorama de l'Allemagne. 297.
— Vorleſungen über deutſche Sprache. 287.
Scävola, der Veteran u. ſein Sohn. 277.
Schefer, Leop., die Sprache des Herzens, herausgegeben von. 277.
— kleine Romane. 214.
Schiller- u. Göthe-Literatur. 202. 204.
Schilling's ſämmtliche Schriften. 183.
Schleiden's Entwickelungsgeſchichte des vegetabil. Organismus ꝛc. 283.
Schleier's, Schrader's, nordalbingiſcher Telegraph. 298.
Schopenhauer, Joh., Richard Wood. 186.
Schriftſtellerinnen, ruſſiſche. 163.
Schrift über den Zuſammenhang der phyſikal. Wiſſenſchaften. 174.
Schulz's Berliner politiſches Wochenblatt. 27
Schuſter, der literäriſche. 266.
Scott, Walter, über Waverley und Byron. 164.
Scribe, les indépendans. 271. 279. 283.
Sibirien, polniſches Werk über. 275.
Siguier's France contemporaine. 180.
Sincerus Dampfboot. 307.
Sinneriz's Don Quixote des 19. Jahrhunderts. 203.
Sionnet, über die Juden in China. 238.
Sicilien und Irland. 209.
Smidt's Seeleben. 195.
Sor, Charlotte de, souvenirs du duc de Vicence. 162.
Soulié's Memoiren des Teufels. 177. 267.
Sourches, memoires secrets etc. 212. 233.
Spaniſche Novität. 294.
Spaniſcher Katechismus. 257.
Spiegel, der, kritiſche Zeitſchrift. 279.
Statiſtik der ruſſiſchen Druckſchriften 1836. 198.
Statistique du bric-à-brac ancien et moderne. 266.
Sternberg's Pſyche. 293.
Strauß contra Steudel. 167.
— Leben Jeſu in's Franzöſiſche überſetzt. 306.
— im quaterly Review. 282.
— Streitſchriften, drittes Heft. 239.
Streckfuß, der Auswanderer nach Amerika ꝛc. 239.
Strickland, Miß A., historical memoirs of the queens of England. 249.
Stückrad's Programm für das Gutenbergs-Jubiläum. 195.
Sue's Latreaumont. 304.
Taillandier's Buchdruck-Einführung in Frankreich. 275.
Tarcy's Geſchichte der hindoſtaniſchen Literatur. 242.
Taſchenbuch, Adrians, rheiniſches. 250.
— Alpenroſen. 249. 250.
— Cornelia. 195.
— Helena. 250.
— Lilien. 250.
— Sileſia. 250.
— Schütze's, der Liebe und Freundſchaft. 249.
— Urania. 282.
Taſchenbücher für 1838. 249.
Tegner's poetiſche Werke, überſetzt. 223.
Times-Abſatz. 175.
Torre's, Lelio della, Della socialità della legge Mosaica. 208.
Trarel (Victor Lenz). 279.
Trollope's, Miß, Vienne et les Autrichiens. 296.
Tromlitz, ſämmtliche Schriften. 183.
Ueberſetzungen in's Böhmiſche. 243.
Ulfilas. 220.
Univerſalconverſationslexikon. 235.
Unpartheiiſche Univerſalkirchenzeitung. 266.
Vaillant de Florival's Ueberſetzung der Geſchichte Armeniens von Moſes von Chorene. 290.
Valery's Reiſen in Corſika, Elba und Sardinien. 159.
Varnhagen von Enſe's Denkwürdigkeiten. 207.
Vaterunſer in 190 Bearbeitungen. 289.
Venedig's Archiv. 242.
Verunglückte belgiſche Revue. 281.
Vicar of Wakefield. 161.
Vogl's Volksmährchen. 230.
Voiſin's Vorleſungen über Phrenologie. 287.
Voltaire's unedirte Briefe an die Herzogin von Gotha. 272.
Voraggio's goldene Legende. 251.
Walden's Natalie. 183.
Wallachiſche Ueberſetzungsgeſellſchaft. 273.
Wedding's Verſuch mit horizontalen Waſſerrädern. 198.
Weichſelbaumer's Tutti-Frutti eines Süddeutſchen. 186.
Weil's Emanzipation der Juden. 194.
Weltendeliteratur. 168. 177.
Wergeland's politiſirende Poeſie. 252.
Werke der hagiographiſchen Geſellſchaft zu Paris. 170.
— von der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Paris herausgegeben. 214.
Wetter's Säkularfeier der Buchdruckerfindung. 235.
Willkomm, Ernſt, Civiliſationsnovellen. 207.
— die Europamüden. 161.
— dramatiſches Journal. 155. 199.
— Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. 225.
Wlaſow's Sammlung älterer ruſſiſcher Reiſebeſchreibungen. 204.
Würdigung der Bundesbeſchlüſſe vom 9. November 1837. 306.
Würzburger Kirchenzeitung. 287.
Wurm, das königl. hannöveriſche Patent, die deutſchen Stände und der Bundestag. 284.
Xylander's Sprachgeſchlecht der Titanen. 166.
Zeitſtimmen. 180.
Zeitung des Aktienweſens. 237.
Zuckergeſchichte. 176.
Zyro's Literatur über Selbſtmord. 197.

Bildende Kunſt, Archäologie.

Achenbach's Brandung. 153.
Altindiſche Denkmäler in Mittelamerika. 258.
Antwerpen, Gemäldeausſtellung. 206. 243.
Ausfuhr ſpaniſcher Gemälde nach England. 176.
Ausſtellung des römiſchen Kunſtvereins. 196.
Avanzi's Gemälde zu Padua. 158. 159.
Bamberger Dom. 260.
Begas' Transfiguration. 198.
Bembo, über die Liebe zur Schönheit. 253. 254.
Berlin, alljährliche Kunſtausſtellung. 308.
Berliner Kunſtzuſtände. 258—260. 268. 269. 275. 276. 279.
— Preisvertheilung f. Sculptur. 202.
Börne's Portrait. 227.
Bonifazius, des heil., künſtleriſche Verherrlichung. 267.
Bordeaux, Montaigne's und Montesquieu's Denkmal daſelbſt. 212.
Breslauer Kunſtausſtellung 1837. 176. 260.
Burnet's Verſuch über Erziehung des Auges. 194.
Cambridge, Fitzwilliam-Muſeum. 222.
Canova's Sammlung von Kunſtwerken feil. 308.
Carlsruher Bildergalerie. 266.
Chateaubriand's Mauſoleum. 244.
Cicognara's Kupferſtich- u. Niellosammlung in Venedig verkauft. 306.
Cölner Dom. 198.
Coloſſale Statue des Herzogs von Sutherland. 175.
Columbus Büſte. 205.
Cortot's Basrelief. 245.
— und Chaumel's Statue der Jungfrau. 176.
Coutant's und Court's großes Gemälde. 303.
David's Büſten von Armand Carrel und Juſſieu 263. — Koloſſale Büſte Ludwig Tieck's. 281. — Neue Statue. 247.
Denkmälerei in Frankreich. 251.
Denkmal, Beiträge zu Gutenberg's. 176.
— Börne's. 218.
— der Malibran. 277.
— für Herrmann. 276.
— für polniſche Könige. 287.
— Goethe's 160.
— Gretry's. 167.
— Guiolett's. 295.
— Guſtav Adolph's. 252.

Denkmal Jakob Böhme's. 283.
— Jean Paul's. 196.
— Kosziusko's in Frankreich. 210.
— Leſſing's. 308.
— Montaigne's und Montesquieu's. 212.
— Mozart's. 230. 251. 283.
— Walter Scott's. 184. 185. 250.
Deutſche Künſtler und deutſcher Patriotismus. 155.
Dialer's Büſte Raimunds. 249.
Dijon, Kunſt- und Induſtrieausſtellung. 204.
Dresden, Gemäldeausſtellung. 193.
Drovetti's ägyptiſche Antiquitäten. 252.
Düſſeldorfer Kunſtausſtellung. 251.
Einen Kapuziner um einen Murillo. 192.
Einnahme von Conſtantine, lithogr. 263.
Elginſche Antiken. 308.
Engliſche Malerſchule im Louvre. 283.
Entſchmückung der Kirchen und Klöſter Spaniens. 267.
Eyk, Gemälde von Johann van. 282.
Fenſter mit Glasmalerei in München. 308.
Flatter's Miltonsilluſtrationen. 287.
Förderung der ſchönen Künſte, Verein für, in Schottland. 210.
Frank's Glasgemälde. 159.
Frankfurt. 241.
Gärtner, Architectur in München. 195. 197. 199.
Geef's Statue Rubens. 294.
Gemäldeausſtellung, Lemberger, erſte. 164.
— Madrid's. 281.
— öſtreichiſche, zu Rom. 198.
Glasmalerei. 291.
Grünewald. 294.
Hannovers ſechste Kunſtausſtellung. 294.
Herſtellung von Latour d'Auvergne's Grabmal. 222.
Hirts, des Archäologen. Tod. 170.
Huſſon's Büſte Louis Philipps. 245.
Jaquotot, Porzellanmalerin. 261.
Illuſtrationen. 293. 274.
Juliſäule auf dem Baſtilleplatz. 287.
Karthago, fünf und fünfzig Kiſten mit Antiquitäten aus. 282.
Kaulbach's Hunnenſchlacht. 282.
— Zerſtörung Jeruſalem's 232.
Kertſcher. Grabmal einer bosporaniſchen Königin aus dem 3. Jahrhdrt. 168.
Keyſer, de. 266.
Kirchliche Bildwerke in Spanien. 308.
Königsberg, Kunſtausſtellung. 220.
Künſte, Verein für Förderung der ſchönen, in Schottland. 210.
Kunſtausſtellung zu London. 210. 266.
Kunſt in England. 308.
Kunſtnovitäten in Frankfurt. 254.
Kunſtverein in England. 222.
— — Leipzig. 242.
— — Poſen. 231.
Kunſtausſtellung zu Rom. 196.
Kunſtverband-Annonce. 280.
Lebrün's Bild der Familie Jabach. 183.
Leipzig, Schwarzenbergs Denkmal. 168.
Leipziger Kunſtausſtellung. 303. 304. 307.
Lennipe's Schule der ſchönen Künſte für Frauen zu Paris. 304.
Leſina, altgriechiſche Inſchriften daſelbſt. 164.
London, oſtindiſche Antiquitätenſammlung. 167.
Ludwig Philipp läßt 6 Säle im Louvre zum Muſeum einrichten. 294.
Lyon, Kunſtausſtellung. 210.
Mainz. 241.
Martin's Marcus Curtius. 282.
— neueſter Kupferſtich. 194.
Mimant's Sammlung ägyptiſcher, griechiſcher, römiſcher Alterthümer verkauft. 308.
Münſter, Provincialmuſeum. 272.
Mumienhüllen von Linnen. 168.
Neher's Cartons zum Schillerzimmer in Weimar. 172.
Nero's Goldmünze. 158.
Oſtindiſche Antiquitäten. 289.
Paris, nächſte große Kunſtausſtellung. 305.
— zur Römerzeit. 158.
Pariſer Pantheon, Sculptur des Thürgiebels am. 181.
Petersburg, Geſellſchaft zur Aufmunterung vaterländ. Künſtler. 308.
Pompeji, Entdeckungen zu. 304.
Preisvertheilung der Akademie der ſchönen Künſte zu Paris. 256.
— für Sculptur in Berlin. 202.
— — — in Paris. 240.
Regensburger Dom. 242.
Reich's Donauſtatue. 300.
Retzſch's Schachſpieler. 251.
Roscoe's Südwallis. 208.
Rückert's Pokal. 294.
Schaller, Gebrüder. 215.
Schirmer's Anſichten der Villa Glinike. 307.
Schüler in Paris. 274.
Schulz, Leop., Anathem des heil. Auguſtin über die Manichäer. 200.
Schwanthaler's Bavaria. 242.
Schwind, Moritz von, 232. 234.
Settegaſt's Auffindung des Kreuzes. 154.
Sculpturen in Paris, Wien, Turin, Rom und Petersburg. 240.
Städelſches Muſeum. 305.
Talleyrand's Gemäldeſammlung. 245.
Tapetengalerie zu Paris. 248.
Thorwaldſens Göthe. 267.
— Muſeum. 160. 174. 274.
— Tänzerin. 266.
Tizian's neuaufgefundenes Gemälde. 172.
Toschi's Kupferſtich. 174.
Vatikan, vorraphaeliſche Gallerie im. 222.
Veit, Philipp. 236.
Verboeckhoven malt in Conſtantine. 290.
Verſailler Muſeum. 170. 208.
Virgils neuaufgefundene Büſte. 187.
Voigt's Denkmal für Thorwaldſen. 271.
Wiener Kunſtausſtellung. 158.
Wismarer Kunſtverein. 163.

Geſchichte und Biographie.

Alexander, Kaiſer von Rußland, u. Fürſt Alexander von Hohenlohe. 208.
Aſtralab, Abälard's und Heloiſens Sohn. 266.
Autographiſcher Kriegsbericht Napoleons. 179.
Bacherer's deutſche Charaktere. 187. 190—194. 197. 200. 201. 203. 204.
— Silhouetten aus der badiſchen Ständeverſammlung. 158. 159. 161. 162. 167. 168. 170.
Beireis. 159. 161—163.
Biſchof, der, von Huesca. 250.
Böttiger's Reliquien. 239. 240.
Buſe, Joh., in Madrid. 239.
Circaſſier, die. 271.
Cope's Leiden und Seegefahren. 166.
Cuſſy, la première fourchette de Paris. 255.
Döring, Friedr., Wilh. 294.
Drouineau. 263.
Fournier, Charles. 263. 264.
Funk's Iffland. 201. 203. 205—210. 215. 217.
Grabbe. 277. 278.
Granvella, Papiere des Kardinals. 163.
Hiſtoriſches Inſtitut zu Paris. 225.
Hofers letztes Schreiben. 272.
Hormayr, Stams und Hohenſchwangau. 185. 188. 191.
Ideen zur Geſchichte der Menſchheit. 261.
Ilitſchewsky, ein ruſſ. Dichter. 271.
Juan, Don. 239.
Keyſer, de. 266.
Krauſe, Karl Chriſtian Friedrich. 212. 216. 218.
Lafontaine, Briefe von. 154. 157.
Laſſo, Orlando. 201.
Laſalle, Franz Anton. 170.
Ligue, die. 220.
Ludwig XV. Brautſchau. 162.
Luther, Joſeph Karl, wird katholiſch. 287.
Mangiamele. 240.
Mars, Dlle. 232.
Maſſabiau. 245.
Meunier. 304.
Niebuhr. 252.
Owen, Robert. 196.
Paganini. 263. 279.
Townshend, der berühmte Fußgänger. 298.

Muſik und Theater.

A. Muſik.

Auber, l'ambassadrice. 266. 279.
— der ſchwarze Domino. 303.
Beethoven-Concert zu London. 179.
Beethovens großer Moment von 1814. 282.
Berlioz's Meſſe. 285. 308.
Birminghamer Muſikfeſt, Dlle. Griſi. 241. 244.
Cap, italieniſche Oper am. 281.
Desmarais hiſtoriſche Violine. 159.
Deutſcher Muſikverein zu New-York. 281.
Elkamp's Oratorium: „die heilige Zeit." 294.
Engliſche Muſik. 222.
Faßmann, Frln. von, zu Berlin. 184.
Frankfurt a. M. 156. 157. 198. 217. 289. 290. 292. 293.
Groß, Hamburger muſikaliſche Zeitung. 230.
Italieniſche Oper am Cap und zu Makao. 281.
Lachner's Cantate: „die vier Menſchenalter". 265.

Meyerbeer's Hugenotten. 223. 224. 268. 282.
Möſer, Auguſt, in London. 168.
Mozarts Don Juan. 287. 289.
— Feier in München. 232.
— Requiem zu Marſeille. 194.
— Zaide. 196.
Muſikaliſches aus London. 211.
— Prachtwerk. 163.
Muſikverein, deutſcher, zu New-York. 281.
Muſikwettkampf zu Gent. 208.
Nourrit in Marſeille. 175.
Opernmuſik in Pariſer Kirchen verboten. 247.
Pariſienne und Marſeillaiſe in der Kirche. 212.
Preisvertheilung des Pariſer conservatoire de musique et de declamation. 306.
Riefſtahl's muſikaliſche Soiréen. 289.
Rieſiges Concert zu Wien. 290.
Rubini. 263.
Spontini's Agnes von Hohenſtaufen. 261. 305.
Stirling, der Miß, Orgelconcert zu London. 259.
Strauß in Paris. 279. 307.
Taccani, Mdme., in Genf und Mailand. 176.
Verbeſſerung des Volksgeſangs in Frankreich. 304.
Werner's neues muſikaliſches Inſtrument. 303.
Wiener Muſikfeſt. 244.
Zimmermann's und Lafond's muſikaliſche Soiréen in Paris. 279.

B. Theater.

Antenor Joly. 240.
Ancelot, Mdme., Schloß meiner Nichte. 214.
Bühnenſtatiſtik, Pariſer. 220.
Bühne, Reſtauration der engliſchen. 280.
Carara, Theater zu. 265.
Darmſtädter Hoftheater. 235.
Dresden, neues Theater zu. 265.
Döring in Wien. 300.
Doligny's franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft in Wien. 304.
Dſchingiskhan. 249.
Elsler. 252. 277. — in Wien. 211.
Große Oper, die, in Paris und Gardel le jeune. 244.
Gutenberg in Mainz. 174.
Italieniſches Theater der Königin zu London. 279.
— — in den letzten Monaten 299. 302.
Koſtſpieligkeit des Pariſer Operntheaters. 168.
La chatte. 277.
Liebhabertheater, zwei, zu Alexandrien. 260.
Löwe in Frankfurt. 195. 223.
— der Frln., Engagement für Berlin. 258.
— Nina, als Griſeldis in Wien. 300.
London, Theaterſchau. 227—229.
Marr. 300.
Meierbeer's Hugenotten. 210. 223. 224.
Mittelalterliches Myſter zu Furnes in Belgien. 216.
Nationaltheater, neues ungariſches. 216. 229.
Pariſer Theater. 298.
Petersburger Schauſpielerhonorar. 201.
Philipp III. 224.
Pirſcher und Schmetzer. 300.
Piquillo. 263.
Prag, aus. 272.
Schauſpielhäuſer, neue. 260.
Schwarze Schauſpielerin in Paris. 188.
Scribe's indépendans. 283.
Taglioni. 243. 277.
Theater zu Athen. 214.
Theaterneuigkeiten aus Italien. 272.
— drei in Paris. 307.
Tourlourou. 247.
Volny, Mdme. 245.

Soziale Zuſtände, ethnographiſche Berichte und Notizen, Humanität.

Abbé Auzou und die Jeſuiten. 170.
Abendländiſches im Morgenland. 206.
Ackerbaufeſt in la Pontonnerie. 238.
Actiengeſellſchaften, franzöſiſche. 243.
Alſton's Drucklettern für Blinde.
Amulette in München. 277.
Anglikaniſcher Declarationseid. 294.
Athen, Erinnerungen an. 269—271.
— Lehrer an der Univerſität. 289.
Auswanderer, deutſche in Nord-Amerika. 242.
Baiern, Ackerbaugeſellſchaften und landwirthſchaftliche Vereine. 251.
— Nichtemanzipation der Juden. 228.
— ſind gegen körperliche Züchtigung als Strafmittel. 257.
Banken, Sparkaſſen ꝛc. in Nordamerika. 189.
Bankrutte, Häufigkeit der, in London. 180.
Bauten, neue. 284.
Belgien, Preßfreiheit 221.
— Prüfungsgeſchworne für das Doctorat in. 277.
— ſein Verhältniß zu Frankreich und Deutſchland. 163.
Berlin, aus. 188—193. 195.
— Journalleſerei u. Conditorei. 245.
— Mäßigkeitsvereine. 216. 277.
— neueſte Bilder aus. 301. 303. 305. 307. 308.
— Pferderennen. 164.
— weiße Frau zu. 267.
Beſoldung der Prälaten von Frankreich und England. 238.
Birmingham, Dampfmaſchinen. 238.
Bittſchrift der Frauen zu Birmingham. 230.
Blindenanſtalten. 169.
Böhmen, die Makrobier des öſtreichiſchen Kaiſerſtaates. 287.
Borneo. 180.
Brandverſicherungs-Geſellſchaften in Großbritannien. 283.
Brandwein und Fleiſchverbrauch in Großbritannien u. Irland. 220.
Braſilianiſche Sympathie für Frankreich. 283.
Bremen, aus. 273.
Breslau, Aufblühen der Gymnaſtik. 256.
Brügge, gekrönte Dichter zu. 207.
Brüſſel, Stadtverſchönerungs-Geſellſchaft. 180.
Bürgerliche Hospitäler in Paris. 180.
Cadix, Stierhetze. 251.
Calais und Dover, Verbindung durch Brücke oder Tunnel. 241.
Calcutta, Oppoſitionsclubbs. 183.
— Schulanſtalt der ſchottiſchen Miſſion. 169.
— und Paris. 180.
Cambridge, königliche Worte des Herzogs von. 285.
Canada, politiſche Frauengeſellſchaft zu. 283.
Carlsruhe, Bildergaleriebau. 266.
Circaſſier, die. 271.
Conſtantinopel, praktiſcher Antifataliſmus zu. 302.
Criminalſtatiſtik, engliſche. 220. 241.
Cultur und Cultus in Verbindung. 163. 165. 166. 169.
Danziger Gymnaſium. 205.
Deutſche Namen in franzöſiſchen Zeitungen. 208.
—r Philogen Congreß 1838. 242.
— Redlichkeit in Nordamerika. 258.
— Univerſität in Nordamerika. 274.
Deutſchland und Rom. 290. 291. 296.
Deutſch-römiſche Pilgrime. 183.
Douai, charakteriſtiſche Preisfrage. 164.
Dresden, erſte allgemeine deutſche landwirthſchaftl. Verſammlung. 201.
— Krankenhülfsverein. 303.
Düſſeldorf. 227. 228.
— Dampfſchifftaufe. 292.
Eiſenbahnertrag zu Birmingham. 242.
Eiſenbahnen, Aufkommen der, in Frankreich. 231.
— in England. 241.
— von Paris nach St. Germain. 226. 242.
Eldorado für Legitimiſten. 198.
Engländer, Spielſucht der. 256.
England, Pairserſchaffungen. 224.
— Sparkaſſen. 174.
— über das Verhältniß der Schriftſteller zur Ariſtokratie in, von Marryat. 211. 212.
— Wirkſamkeit des neuen Armengeſetzes in Bezug auf außereheliche Geburten. 289.
— Wirkſamkeit des Vereins für Erziehung in. 211.
Engliſche Induſtrie. 285.
Engliſcher Liberalismus. 282.
— Methodismus in der franzöſiſchen Schweiz. 301.
— Nationalverein zur Förderung der Literatur. 239.
— Naturforſcher-Geſellſchaft. 275.
Europa und die amerikaniſchen Ureingeborenen. 257.
— Verhältnißzahl der Wahnſinnigen in. 265.
Expeditionen, drei, für Entdeckungen am Südpol. 167.
Faſhionable Aeronauten. 208. 211.
Frankfurter Blumen- und Früchte-Ausſtellung. 231.
Frankreich, Beſchleunigung des Poſtenlaufs. 164.
— Bevölkerung nach dem Steuerquantum. 239.
— Fürſorge für Theater und Bildung dramatiſcher Künſtler. 306.

Frankreich, Nachtſeite des Schulweſens in. 238.
— Orpheonsgeſellſchaft für die Verbeſſerung des Volksgeſangs in. 304.
— Pairscreirung, neueſte, in. 268.
— Pflugſchaarenwettkampf. 178.
— Selbſtmorde in. 251.
— Spielhäuſerabgabe. 257.
— Verbeſſerung des Looſes der Strafgefangenen. 176.
— Vermehrung der Schülerzahl in. 255.
— Zunahme des Steinkohlenverbrauchs. 302.
— — — Staatsausgaben. 270.
Franzöſiſche Redner. 158.
Gallen, St., Schatzgräber und Teufelsbeſchwörer. 306.
Generalverſammlung des Apothekervereins in Norddeutſchland. 212.
Genf, Rouſſeaufeſt. 172.
Gent, Stiergefechte. 238.
— unentgeltliche Schulen. 304.
Gerando, Baron de. 258.
Geſellſchaft zur Beförderung der ſchönen Künſte und der Literatur. 198.
Gießen, aus. 207.
Glasgow, Brandweinconſumtion in. 232.
Gotha, aus. 257.
Gräfenbergiana. 235.
Greenwich und der Tunnel. 181. 182.
Griſi, der Dlle., Wohlthätigkeit zu Birmingham. 241.
Großbritannien, Zunahme des Verbrauchs geiſtiger Getränke. 255.
Guiana, franzöſiſch. 292.
Halle, Verſchönerung von. 187.
Hammer-Purgſtall, Salon des Freiherrn von. 258—260.
Hannöverſchen Staatsgrundgeſetzes Liberalität. 265.
Hannover, Kandidatenüberfluß. 168.
— zweite allgemeine Gewerbausſtellung für das Königreich. 216.
Hennebergiſcher alterthumsforſchender Verein. 297.
Heß, Heinrich, wird von Cornelius mit Lorbeeren gekrönt. 306.
Holland, Glaubensdiſſentrie in. 229.
— Statiſtik des öffentlichen Unterrichts in. 239.
Homöopathiſcher Aerzte 11te Jahresverſammlung. 209.
Humaniſirung des Batlapi's in Süd-Africa. 210.
Induſtrie, die Fee des 19ten Jahrhunderts. 274.
Internationale Geſellſchaften. 275.
Iriſche Geſellſchaft zur Erziehung der Armen. 168.
Israelitiſcher Sheriff zu London. 255.
Italieniſche Schriften über Israel. 208.
Italieniſche und franzöſiſche Irren. 176.
Jubiläum u. Amulette in München. 277.
Kataſtrophe der portugieſiſchen Geiſtlichkeit. 220.
Kleinkinderbewahranſtalten. 220. 270.
Kloſterglockenverſteigerung. 267.
Königsberg, wohlthätige Vereine. 189.
Kopenhagen, Preßfreiheitsgeſellſchaft. 167.
Krug, Profeſſor, Stiftung für katholiſche oder israelitiſche Theologen. 282.
Landesväterlichkeit des Sultans. 164.
Leipzig, Gymnaſtik. 174.
— Projekt der Gründung einer großen allgemeinen Synagoge in. 282.
Liverpool, brittiſche Geſellſchaft zur Förderung der Wiſſenſchaft. 169.
London, aus. 158. 161. 162.
— Bettlerrevenüen. 265.
— der 9. November 1837. 277. (Extrablatt.)
— Fuhrwerksfrequenz in. 243.
— Frucht- u. Blumenausſtellung. 304.
— Geſellſchaften zur Abſtellung der Bettelei in. 289.
— Geſellſchaft zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden. 166.
— Lumpe in. 249.
— Parliamentsbau. 233.
Lübeck und Neuwied, Vereine gegen Trunkſucht. 245.
Lüttich, Dampfmaſchinen in der Provinz. 184.
Lyon, Dampfſchiff ſtromaufwärts. 227.
— Seidenfabriken. 235.
Madrid, Athenäum. 302.
Magnetismus, der, und die Pariſer Akademie der Medizin. 241.
Magyariſche Akademie. 239.
Mainz, der 14. Auguſt in. 196.
Martineau, Miß, über den Charakter der Neger. 266.
Metz, Preisvertheilung für Gartenbau und Gewerbe. 241.
Mexico. 205.
— Mangel an Schulen. 220.
— Sittenverderbniß. 255.
Mikroscop, gewiſſenängſtendes. 168.
Miſſiſippi-Bilder u. Abentheuer. 220. 221. 222. 224. 226.
München, Baſilika. 233.
— Kleinkinderbewahranſtalt. 220.
— öffentliche Turnanſtalt. 193.
Nachdruck. 239.
Naturforſchender Wallfiſchfahrer. 183.
New-Yorker Börſenbau. 233.
Nord-Afrika, ſeine Bedeutung für Deutſchland u. Weſteuropa. 153.
Nordamerika, Abolitionsgeſellſchaften. 266.
— Barbarei in. 304.
— Schnellbotſchaft. 257.
Nordamerikaniſcher Frauenconvent für Emancipation der Sklaven. 247.
Nordamerika, Oppoſition gegen den Nachdruck. 210.
Normänner in Nordamerika. 267.
Norwegen, Beförderung des Unterrichts. 168.
— Dänemark und Israel. 206.
— wohlſtandsbefördernde Geſellſchaften. 164.
Oeſtreich, Sparkaſſen im Kaiſerthum. 194.
Orient und Occident. 255.
Oſtindien, Antrag auf Abſchaffung der Sclaverei daſelbſt. 180.
— Menſchenopfer in. 274.
— Wege nach. 256.
Papſt, der, und der Moderator der ſchottiſchen Kirche. 229.
Paris, aus. 202. 204. 205. 208. 281. 283.
— Caſino-Paganini. 304.
Paris, Geſellſchaft der Schiffbrüchigen. 232.
— gymnaſtiſcher Wettlauf. 274.
— hiſtoriſches Inſtitut. 225.
— naturhiſtoriſche Geſellſchaft. 218.
— phrenologiſche Geſellſchaft. 236.
— Preisfrage einer Wohlthätigkeits-Geſellſchaft. 178.
— Schule der ſchönen Künſte für Frauen. 304.
— Stadthausneubau. 233.
— Tageschronik aus. 226. 227.
— Ueberzahl der Studierenden. 201.
— Vertheilung der Monthyon'ſchen Preiſe. 203.
— Wagen in. 243.
— zur Römerzeit. 304.
Pavia, Univerſität. 281.
Penitenziarweſen in Frankreich und Amerika. 250.
Perſiſche Staatszeitung. 239.
Peſth, Irrenhaus. 165.
Petersburg, franzöſiſche Wohlthätigkeits-Geſellſchaft. 251.
— Geſellſchaft zur Aufmunterung vaterländiſcher Künſtler. 308.
— Vertheilung der Demidoff-Preiſe. 206.
Pferdezahl in Großbritannien u. Frankreich. 208.
Prag, aus. 299.
Preisaufgabe für Somnambulismus. 255.
Polytechniſche Schulen in Baiern und Rußland. 193.
Portugieſiſche Gefängniſſe. 275.
— Journaliſtik. 222.
— Volksſchulen. 277.
Poſtverkehr zwiſchen Perſien und der Türkei. 191.
Preußen, Frequenz ſeiner Univerſitäten. 238.
— Kirchen und Synagogen. 282.
Regensburger Dom. 242.
Reiſe mit dem Dampfſchiff von Paris nach Rouen. 233—235. 237.
Rheinbereiſende. 242.
Rheinkanal im Elſaß. 277.
Römiſche Culturgeſchichte, zur. 303.
Ruſſiſche Ehepeitſche. 201.
— Kloſterverwandlung. 238.
— Knabenſoldaten. 258.
— patriotiſche Stiftungen. 239.
— Schriftſtellerinnen. 163.
— Schulenvermehrung ſeit 30 Jahren. 175.
Sandwichinſeln, Fortſchritte der Civiliſation auf den. 207.
Sanguiniker, der, und der wahre Stand der Dinge in Paris von katholiſch-legitimiſtiſcher Seite angeſehen. 183.
Schleſien, Fortſchritte der Friedensgerichte in. 194.
— zunehmende Wohlthätigkeit. 191.
Schulen in England u. Schottland. 210.
Schweiz, engliſche Methodiſten in der franzöſiſchen. 301.
Schweizer gemeinnützige Geſellſchaften. 255.
Siameſiſche Kindbettquälerei. 300.
Sibirien, gefrorner Boden von. 287.
— über. 275.

Sizilien. 210.
Spanien, Kloſterglocken verſteigert. 267.
— Steinkohlenlager in. 283.
— Mittheilungen aus. 235.
Stettin, landwirthſchaftliche Geſellſchaft. 188.
Taubſtummenerziehung, Geſchichte und Statiſtik der. 209.
Theilnahme des Königs der Franzoſen an der Göttinger Jubelfeier. 243.
Todesſtrafe, Abſchaffung der. 254.
Transkaukaſiens Weinkultur. 201.
Ungarn, Blicke auf. 284. 285. 287.
— Taucherglocken in. 274.
Verſammlung norddeutſcher Schulmänner. 265.
Verſicherungsgeſellſchaften. 243.
Wallachiſche Ueberſetzungsgeſellſchaft. 273.
Wales, Zuſammenkunft der Barden zu Abergavenny in. 277.
Waſhingtoner Kriegsminiſterium. 166.
Waſſerweg von Rotterdam durch Deutſchland nach Odeſſa. 192.
Weſtindien, Bilder aus. 241. 244. 248. 250. 252.
Weſtphäliſche Mäßigkeitsvereine. 164.
Wiener Verein zur Verbreitung guter katholiſcher Bücher. 170.
Wölfis Mäßigkeitsverein. 183.
Wohlthätigkeit der Antwerpnerinnen. 232.
Würtemberg, Briefe aus. 234. 236–238. 240. 241. 251. 253. 256. 262. 268. 269. 273. 275. 279.

Gewerbfleiß, Statiſtik.

Ackerbaufeſt. 238.
Ackerbaugeſellſchaften und landwirthſchaftl. Vereine in Baiern. 251.
Actiengeſellſchaften, franzöſiſche. 243.
Actienweſen. 237.
Antwerpen, Bücherausfuhr durch. 257.
Armengeſetz, neues, in England, in Bezug auf außereheliche Geburten. 289.
Auſtraliens Feſtland. 190.
Auswanderer, engliſche, nach Nordamerika. 252.
Belgiſche Eiſenbahnen. 266.
— — — — deren Ertrag. 282.
Berliner Pferderennen. 164.
Beſoldungen der Pralaten v. Frankreich und England. 238.
Bettler, reiche. 256.
Birminghamer Dampfmaſchinen. 238.
Blanc-Vidal: Europa's regierende Häuſer. 153.
Boulogne, Zunahme des Reiſeverkehr's zu. 176.
Brandweinverbrauch in Nord-Europa. 202.
China's Bevölkerung. 267.
Corſika's Criminalſtatiſtik. 180.
Dampfboot, eiſernes. 178. 256.
Dampfbootmechanismus, neuer. 244.
Dampfſchifffahrt, regelmäßige, von Suez nach Bombay. 175.
Decouverte importante. 292.
Düſſeldorfer Dampfſchifftaxe. 292.
Eiſenbahnen. 267.
— in England. 241.
Eiſenbahnbeſucher. 277.
Eiſenbahn von Arnheim nach Amſterdam und Haarlem. 278.
Eiſenbahn von Birmingham nach Liverpool. 173. 184.
Eiſenbahnvertrag zu Birmingham. 242.
Eiſenbahn von London nach Birmingham. 168.
— von Paris nach St. Germain. 226. 242.
Eiſenbahnprojekte für Frankreich. 160.
England's Criminalſtatiſtik 1836. 220.
— — vergleichende. 241.
— Handel mit China. 175.
— Induſtrie. 285.
— Miſſionsgeſellſchaften. 267.
— Pairserſchaffungen. 224.
Erfindungspatente von 1791—1837 in Frankreich. 174.
Europa's Eiſenproduction. 168.
— und Nordamerika's Sterblichkeit in den Hauptſtädten. 214.
— zunehmender Verbrauch von Colonialwaaren. 205.
Flüchtlinge, politiſche. 189.
Frankreich's Beſchleunigung des Poſtenlaufs. 164.
— bewohnbare Gebäude. 243.
— Dampfmaſchinen. 172.
— Handelsbilanz 1827 u. 1836. 308.
— — hundertjährige. 168.
— Schulden. 306.
— Schulweſen. 238.
— Selbſtmorde. 251.
— Spielhäuſerabgaben. 257.
— Vermehrung der Schülerzahl. 255.
— Zunahme des Steinkohlenverbrauchs. 302.
Geſchlechtsverhältniß, numeriſches, bei den Geburten. 225.
Greenwich und der Tunnel. 181. 182.
Großbritannien's Brandverſicherungs-Geſellſchaften. 283.
— Zunahme des Verbrauchs geiſtiger Getränke. 255.
— und Frankreichs Pferdezahl. 208.
— und Irland's Brandwein- und Fleiſchverbrauch. 220.
Indiſche Dampfſchifffahrt. 170.
Irland, Proteſtanten in. 271.
Italieniſche Journaliſtik. 266.
— und franzöſiſche Irren. 176.
Kairo, Statiſtik des Harems zu. 223.
Kirchen, Vermehrung und Verminderung der katholiſchen. 189.
Königsberg, wohlthätige Vereine. 189.
Kritiſche 14te Jahr, das. 302.
London, Bankrutte. 180.
— Bettler in. 289.
— Bettlerrevenüen zu. 265.
— Fuhrwerkfrequenz. 243.
— zur Statiſtik von. 249.
Lüttich, Dampfmaſchinen in der Provinz. 184.
Lyoner Seidenfabriken, Statiſtik der. 235.
Mortalität in Ackerbau und Fabrikdiſtricten. 198.
Münchens Bierbrauerei. 158.
Neapel, induſtrieller Fürſt in. 210.
Nordamerika, Banken, Sparkaſſen rc. 189.
— Religionspartheien. 223.
— Ueberwucht der Waareneinfuhr. 238.
Oſtindien, Wege nach. 256.
Paris, Bibelgeſellſchaft für Frankreich und das Ausland zu. 228.
— Bewegung d. Bevölkerung zu. 216.
— Bühnenſtatiſtik. 220.
— Einwohnerzahl. 261.
— öffentliche Fuhrwerke zu. 203.
— Wagen in. 243.
— zur Statiſtik von. 206.
Pariſer Hospitäler. 180.
Perlenfiſcherei im Voigtlande. 304.
Politiſche Statiſtik der engliſchen Journale. 245.
Polytechniſche Schulen in Baiern und Rußland. 193.
Portugieſiſche Volksſchulen. 277.
Poſtverkehr zwiſchen Perſien und der Türkei. 191.
Preußen, Zunahme der Bevölkerung. 163. 201.
Rheinbereiſende. 242.
Rieſendampfſchiff zwiſchen London und New-York. 201.
Rußland, Induſtrialismus. 206.
— Sterblichkeitsverhältniſſe und Bevölkerungszunahme. 175.
Schiffsverkehr im Sund. 184.
Schleſien, Fortſchritte der Friedensgerichte. 194.
Schnellarbeit der Volksabgeordneten in England und Frankreich. 175.
Schwediſche Dampfſchiffe. 257.
Souveräne. 287.
Staatsausgaben in England und Frankreich. 270.
Statiſtik der Bevölkerung Frankreichs nach dem Steuerquantum. 239.
— der deutſchen periodiſchen Blätter. 283.
— der franzöſiſchen Conſcribirten. 178.
— der geleſenſten engliſchen Journale. 232.
— der jährlichen Productionen Frankreichs 222.
— der Kirchen und Synagogen Preußens. 282.
— der Lyoner Seidenfabriken. 235.
— der Pariſer Bühnen. 220.
— der politiſchen Confeſſionen in Großbritannien u. Irland. 223.
— der portugieſiſchen Geiſtlichkeit. 218. 220.
— der ſpaniſchen Zeitſchriften. 305
— des franzöſiſchen Officiercorps. 171.
— des öffentlichen Unterrichts in Holland. 239.
— von Großbritannien u. Irland. 188.
— zur, von Paris. 206.
Statistique du bric à brac ancien et moderne. 266.
Tory- und Whig-Pairs. 175.
Waarenausfuhr aus Frankreich, England und Nordamerika. 232.
Walzmühlen. 257.
Waſſerweg von Rotterdam durch Deutſchland nach Odeſſa. 192.
Wiener Omnibus. 302.
Zahl der Wahnſinnigen. 265.
Zigeunerſtatiſtik. 275.

Naturgeſchichte. Naturlehre. Mechanik. Aſtronomie.

Aerolithen. 238.
Analogie der Polariſation der Wärme und des Lichts. 273.

Anneliden, hundertherzige. 242.
Aſtronomie, Conjectural-. 306.
Bären bei Genf. 305.
Birminghamer Dampfmaſchinen. 238.
Brücke, merkwürdige hängende, auf dem Weg von Annecy nach Genf. 157.
Calais mit Dover durch Brücke oder Tunnel verbunden. 241.
Caſtan's Felloplaſtik. 294.
Croß, Inſektenfabrik. 287.
— Thierſchöpfungen. 277. 287. 298.
Dampfboot-Mechanismus, neuer. 244.
Dialyten von Littrow-Plößl. 231.
Einfluß des Mondes auf Thermo- und Barometer. 240.
Eiſenbahnen, Aufkommen der, in Frankreich. 231.
— in England. 241.
Electriſche Kohlenſonne. 292.
Electro-magnetiſche Maſchine. 275.
Engliſche Luftfahrtmanie. 208. 211.
— Naturforſchergeſellſchaft. 275.
Eſchen u. Sanſon: Luftſchiffleitung. 244.
Ettinghauſens magneto-electriſcher Apparat. 274.
Europäiſche Uraffen. 242.
Fallſternnacht. 216.
Fallſternnächte. 275.
Fliegenregen. 198.
Foſſile Elephantenzähne. 266.
— Narwhal-Kinnlade. 214.
— Quadrumanen und Sivatherium am Himalaya. 159.
Granitalter durch Verwitterung ermittelt. 169.
Goeß Scheibentelegraph. 275.
Guiot's concentriſche galvaniſche Batterie. 294.
Haarrauch. 174.
Harlemer Meer ſoll ausgetrocknet werden. 208.
Jacobi's electro-magnetiſche Verſuche in Petersburg. 240.
Jahresverſammlung ſchweizeriſcher Naturforſcher. 253.
Island, Meteorologie. 282.
Kapelle auf Rädern. 282.
Kieninger's Tontelegraph. 258.
Krötenregen. 186.
Leviathan, neueſtes über den. 242.
Luftfahrtmanie, engliſche. 208. 211.
Luftſtein. 304.
Mateucci über den Zitterfiſch. 251.
Meerſchlange, die rieſige. 210.
Metamorphoſe der Pflanzen. 283.
Minirmaſchine. 224.
Moſer: über das Klima der Erde. 205.
Naturhiſtoriſche Geſellſchaft zu Paris. 218.
Nordlicht vom 28. auf 29. Juli. 194.
November-Meteornächte. 153. 277. 287. 298. 301. 303.
Peltier's Hygrometer. 304.
Peripatetiker unter den Inſekten. 258.
Rettungsbombe. 244.
Rieſenrefraktor. 283.
Roche, ungeheuerer zu Oſtende. 164.
Schimpaneſe, ein junger, im Pflanzengarten zu Paris. 267.
Schnellwagen, neuer. 221.
Schwediſche Dampfſchiffe. 257.
Schwilgué reparirt die Uhr des Münſters zu Straßburg. 270.
Seeſchlange, rieſenhafte. 184.
Sibiriens gefrorener Boden. 287.
Siebzehnjahrcicade. 239.
Sonnenflecken, große im März. 184.
Sonnenflecken. 225.
Strafford's unumſtoßbare Wagen. 242.
Steinkohlenlager. 283.
Stephenſon's neueſtes Locomotiv. 281.
Sternſchnuppennacht. 210.
Stromaufwärtsfahrendes Dampfſchiff. 227.
Taubenpoſt, belgiſch-franzöſiſche. 189.
Taucherglocke in Ungarn. 274.
Telegraph, hydrauliſcher. 301.
Theezucht in Frankreich. 160.
Theridomys, ein foſſiles Nagethier. 267.
Vereraux, Naturalien vom Kap. 287.
Verſteinerte Eiche und Buche. 257.
Viktoria-Regina in Guiana. 240.
Werner's neues muſikaliſches Inſtrument. 303.
Zodiakallicht. 230.
Zunahme der Wärme nach der Tiefe der Erde hin. 210.
Zwillinge, merkwürdige in Finnland. 157.

Erfindungen u. Entdeckungen.

A la vapeur geſägtes Brennholz. 287.
Alſton's Drucklettern für Blinde. 289.
Apparate zur Hebung verſunkener Schiffe. 235.
Art, leichte, Obſtbäume zu vermehren. 238.
Barentin's unverbrennliche Strohdächer. 225.
Barlow's Gas-Koch- und Heizapparate. 243.
Bienenkörbe im Wohnzimmer. 242.
Bilharz Kerzenfabrikations-Maſchine. 203.
Buiſſon's Waſſerſcheukur. 267.
Burnet's wohlfeilſte Kupferſtichmethode. 189.
Chili-Chimboraſſo. 302.
Cook's electro-magnetiſche Maſchine. 275.
Corti's Saftumlauf in der Chara. 308.
Dampfbootmechanismus, neuer. 244.
Découverte importante. 292.
Dickmann's unauflösliche Farben. 251.
Dietz's Schnellwagen in Bruſſel. 221.
Dujardin's elektriſcher Telegraph. 175.
Durio's Unverbrennlichmachungsmittel. 266.
Eiſernes Dampfboot. 256.
Elektriſche Leuchte. 222.
Elektriſcher Telegraph und Beleuchtung durch Electricität. 176.
— Telegraph von London nach Edinburg. 178.
Entdeckungen, wichtige. 297.
Erfindungspatente in Frankreich. 153. 174.
Förderung des Keimens durch Kochen des Samens. 161.
French's, Thomas, Simultan-Papierfabrizirungs- und Druckmaſchine. 192.
Furneyron's Turbine. 242.
Galvaniſcher Telegraph. 230.
Gasbeleuchtung für Eiſenbahnen. 189.
Goldſandſchmelzung. 275.
Goſſelin's electriſcher Telegraph. 230.
Heizung durch erwärmte Luft. 289.
Horizontale Waſſerräder. 198.
Hübenthal's wohlfeile Brücke. 193.
Hüneſeld's Verfahren beim Aufbewahren von Pflanzen. 202.
Inſektenvertilgung. 206.
Kanone, Schnellſchuß-. 155.
Kieninger's Telelale. 258.
Korkſtaubpolſter. 258.
Kriſtalliſirung in künſtlicher Atmoſphäre. 181.
Lange-Beaujour Luftfahrt um die Erde. 175.
Luftballonverbeſſerung. 198.
Luftſtein. 304.
Magnethaus in Liſſabon. 279.
Magnetismus, der und die Pariſer Akademie der Medizin. 241.
Mathieu's Minirmaſchine. 224.
Mechanismus, neuer Dampfboot-. 244.
Melloni's Analogie der Polariſation der Wärme und des Lichts. 273.
Milchalkohol und Milchzucker. 242.
Molte's Fulmiſère. 291.
Münchner, electr. Telegraph. 174.
Neelmann's Glasmalerei. 291.
Noller's allervollkommenſte Dampfmaſchine. 184.
Oelgas, tragbares. 224.
Oscillation der Thermometer-Nulle. 178.
Paulin's feuerfeſte Bekleidung erhält den großen Monthyonpreis. 176.
Paſtorff's kugliche Sonnenflecken. 225.
Pelletan's Levigateur. 163.
Peyrouſe, la. 257.
Pflanzenerhaltungskiſten. 199.
Pohl's wohlfeile Mahlmühle. 173.
Raffelsberger's typographiſche Karten. 188. 205.
Sax's Contre-Contre-Baß und neue Baß-Clarinette. 194.
Septemdecim. 239.
Sorel's galvaniſirtes Eiſen. 176.
Stafford's unumſtürzbare Wagen. 242. 308.
Steinkohlenlager. 283.
Stephenſon's Verdoppelung der Eiſenbahn-Geſchwindigkeit. 212.
Telegraph. 167. 173. 174. 175. 176. 178. 191. 251. 275. 301.
Telegraphen-Concurrenz. 191.
Tribouillet's electriſcher Telegraph. 174.
Verbindung von Calais mit Dover durch Brücke oder Tunel. 241.
Verzögerung des Blühens oder Reifens. 176.
Voltaiſcher Telegraph. 251.
Wagen-Ofen. 287.
Walzmühlen. 257.
Webſter's, John, neunkammerige Büchſe. 168.
Werner's neues muſikaliſches Inſtrument. 303.
Wiener muſikaliſche Telephraz. 174.
Wishaw's hydrauliſcher Telegraph. 301.
Zink, nicht oxidirbares. 187.
Zitterfiſch. 251.

Religiöſes und Kirchliches.

Abbé Auzou und die Jeſuiten. 170. 174.
Aberglauben, türkiſcher. 248.
Amulette in München. 277.
Anglikaniſche Päpſtin. 165.

Anglikaniſcher Declarationseid. 294.
Auſpach, israelitiſcher Gerichtsbeamte zu Paris. 157.
Aufhebung der Klöſter in Spanien. 158.
Ausbreitung der katholiſchen Religion in China. 232.
Ausgewanderten, zum Beſten der Zillerthaler. 304.
Ausrottung der Thugs. 193.
Auto da fé, erzbiſchöfliches, von Südmeergöttern in Frankreich. 216.
— katholiſches in Konſtantinopel. 209.
— neapolitaniſches 1821. 155.
Bamberger Dom. 260.
Baſilika zu München. 233.
Beſoldung der Prälaten von Frankreich und England. 238.
Berr's Schriften für die franzöſiſchen Israeliten. 173.
Bibelgeſellſchaft für Frankreich und das Ausland zu Paris. 228.
Biſchof von Huesca. 250.
Bonze und Mandarin. 280.
Brüderſchaften, geiſtliche, in Baiern. 268.
Cahen's Ueberſetzung des alten Teſtaments. 244.
Caſſationsſpruch in Sachen der ſogenannten franz. Kirche. 184.
Cultur und Cultus in Verbindung. 163. 165. 170.
Culturgeſchichte, zur römiſchen. 303.
Dampfſchifftaufe zu Düſſeldorf. 292. (cfr. 270.)
Deutſchland und Rom. 290. 291. 296.
Deutſch-römiſche Pilgrime. 183. 256. 257.
Drouineau. 263.
Duesberg: Kirchen in Paris. 184–186.
Edle adliche und chriſtliche Prieſter. 205.
Einkleidung von 11 Novizen in Ottobeuren. 270.
Enfantin, père, in Lyon. 307.
Engliſcher Methodismus in der franzöſiſchen Schweiz. 301.
Entſchmückung der Kirchen und Klöſter in Spanien. 267.
Erwartung des Meſſias. 304.
Erweiterung des öſterreichiſchen Toleranzedikts für die Juden. 298.
Evangeliſche Geſellſchaft von Frankreich. 222.
— Miſſionsgeſellſchaft zu Paris. 232.
Fourier, Charles, 263. 264.
Frauen, ihre Stellung im Judenthum. 187.
Gedanken eines Gläubigen. 244.
Geiger's rabbiniſcher Freiconvent zu Wiesbaden. 126.
Geſellſchaft für Verbreitung des katholiſchen Glaubens. 238.
— zur Beförderung der chriſtlichen Moral in Paris. 199.
— zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden. 222.
Glaubensdiſſenterie in Holland. 229.
Haupt-Bußfeſt der Hindu's. 237.
Helſen'ſcher Cultus. 276.
Herſtellung der Benediktiner und Ausbreitung des Proteſtantismus in Frankreich. 233.
Jeſuiten in Gallizien. 243.
Jeſuitismus. 238.
Importantissima opera. 196.
Israeliten in Böhmen, Frankreich und Holland. 222.
Israelitiſche Theologie. 303.
Israelitiſcher Sherif für London. 255. 299.
Italieniſche Schriften über Israel. 208.
Jubiläum in München. 277.
Juden in China. 238.
Judenthum, literariſches. 278.
Kairwan und eine mahomedaniſche Prophezeihung. 222.
Kampf für und gegen den Talmud. 221.
Kandidatenüberfluß in Hannover. 168.
Kataſtrophe der portugieſiſchen Geiſtlichkeit. 220.
Katholizismus und Preßfreiheit in Belgien. 221.
Kempis, Thomas a, in Verſen. 242.
Kirchenzeitung, Würzburger. 287.
Kirchliche Bildwerke in Spanien. 308.
Kirchliches aus Belgien. 281.
Kloſterglocken in Spanien verkauft. 267.
Letzte Zeiten zu Konſtantinopel. 205.
London's Sonntagsfeier. 158. 161.
Mahomedaniſche Toleranz. 211.
Marienvolk, das, zu Rom, 226.
Meinungsdifferenz zwiſchen Zachariä und Rieſſer. 265.
Menſchenopfer in Oſtindien. 274.
Meſſias, der jetzt erwartete. 287.
Miſſionsgeſellſchaft, evangeliſche zu Paris. 232.
— in England. 267.
Mitawalla's. 239.
Mittelalterliches Myſter in Belgien. 216.
Muckerprozeß zu Königsberg. 306.
Nemeſis. 204.
Nichtemanzipation der Juden in Baiern. 228.
Norwegen, Dänemark und Israel. 206.
Opernmuſik in den Kirchen von Paris verboten. 247.
Papſt, der und der Moderator der ſchottiſchen Kirche. 229.
Palaſt in Genua den Jeſuiten überlaſſen. 158.
Pariſer hagiographiſche Geſellſchaft. 170.
Pariſienne im Todtenamt. 212.
Philippſon's allgemeine Zeitung des Judenthums. 243.
Pinner's Talmud. 243.
Praktiſcher Antifatalismus zu Konſtantinopel. 302.
Prieſtermangel im Würtembergiſchen. 160.
Projekt der Gründung einer allgemeinen Synagoge zu Leipzig. 282.
Proſelytismus in Frankreich, England und Deutſchland. 231.
Proteſtanten, die Zillerthaler. 133.
— in Irland. 271.
Proteſtantiſche Bibelgeſellſchaft. 222.
— Fakultät in Paris. 155.
Regensburger Dom. 242.
Religiöſe, akatholiſche, Traktatengeſellſchaft für Frankreich. 222.
Religionspartheien in Nordamerika. 223.
Reliquienverehrung in Rußland. 302.
Römiſcher Index. 198.
Sizilien und Irland. 209.
Spaniſcher Katechismus. 257.
Stämme, die zehn, Israels in Nordamerika. 201.
Statiſtik, der Kirchen und Synagogen in Preußen. 282.
— der portugieſiſchen Geiſtlichkeit. 218. 220.
Stephan, Paſtor zu Dresden. 306.
Strauß in England. 282.
— Leben Jeſu in's Franzöſiſche überſetzt. 306.
Strauß'ſche Streitſchriften. 239.
Teller's Gegenantwort auf Mendelſohn's Antwort. 211.
Teufel, der, als Mörder. 306.
Teufelsbeſchwörer in St. Gallen. 306.
Thomaschriſten in Abyſſinien. 189.
Trappiſt de Géramb und und Herr de Lamennais. 184.
Trappiſten. 306.
Türkiſcher Aberglauben. 248.
Uebergang zum Proteſtantismus in Frankreich. 216.
Unpartheiiſche Univerſalkirchenzeitung. 266.
Vaterunſer 190mal. 289.
Verketzerung des Smyrnaer Pfennigmagazins. 160.
Vermehrung und Verminderung der katholiſchen Kirchen. 189.
Verſteigerung indiſcher Götter in London. 209.
Walter, Dr., zu Bonn, erhält vom Papſt einen Orden. 298.
Weil: Emancipation der Juden. 194.
Weltherrſchaftsgelüſte. 194.
Wiener Verein zur Verbreitung guter katholiſcher Bücher. 170.
Wunderthätiges byzantiniſches Marienbild in Rom. 211.

Tagesneuigkeiten, Miscellen.

Alberti's Tod. 283.
Anaſtaſius Grün. 224. 279. 296.
Ancelot, Mad., 214.
Ankündigungen in franzöſiſchen Zeitungen. 206.
Arendt erhält einen Brillantring. 258.
Ariſtokratie, Genfer. 263.
Auber erhält einen Brillantring. 263.
Aufſchneiderei der Chriſtiniſchen und Carliſtiſchen Staatszeitung. 156.
Ausſtellung und Beiſetzung Wilhelm IV. 179. 180.
Auswanderer, deutſche in Nordamerika. 242.
Autographenverſteigerung. 267.
Bardenzuſammenkunft in Wales. 277.
Beer, Wilhelm, 283.
Belgiſch-franzöſiſche Taubenpoſt. 189.
Bendemann in Dresden. 282.
Beriot macht mit Dlle. Garcia eine Kunſtreiſe. 266.
Berlin, die weiße Frau zu. 267.
— neueſte Bilder aus. 301. 302. 305. 306. 307. 308.
Berliner Vollblutsfrage. 188.
Berlins Beitrag zu Mozarts Denkmal. 283.
Beſucherzahl des Verſailler Muſeums. 208.
Bettler, reiche. 256. 265.
Beuve, St. in Lauſanne. 285.

Boieldieu's Sohn ſchreibt eine Oper. 304.
Bonjour. 287.
Bornſtedt, Mad. Dudevant und Lamennais. 227.
Botta's, Carl, Tod. 206.
Braſilianiſche Sympathie für Frankreich. 283.
Braunthal. 232. 254.
Bremen, aus. 273.
Buckingham's apoſtoliſche Erdumreiſung. 203.
Büchner's Tod. 285.
Bulwer wird Geſandtſchaftsſekretär in Konſtantinopel. 210.
Buonarotti's Tod. 242.
Buſe entleibt ſich. 239.
Cambridge, königliche Worte des Herzogs von. 285.
Canova's Sammlung von Kunſtwerken in Venedig feil. 308.
Caſino-Paganini. 304.
Caſten, Friedrich. 294.
Celeſte, Mad., in Europa. 203.
Chatels, des Abbé Predigt. 306.
Chatte, la. 277.
Cicognara's Kupferſtich- und Nielloſammlung. 306.
Clairvoyance, mathematiſche. 240.
Cobbet, ein Witzwort von. 178.
Cöln, aus. 262.
Congrés scientifique de France zu Metz. 163.
Culturgeſchichte, zur römiſchen. 303.
Cuſſy's Tod. 255.
Dampfſchifftaufe zu Düſſeldorf. 292.
Darmſtädter Blumenausſtellung. 155.
Deputirtenankunft in Paris. 279.
Deutſche Zeitung in Paris. 279.
Doctrinäre Conſpiration gegen die antidoctrinären Journale. 216.
Doctrinäre Oppoſition gegen das Giebelfeld des Pantheons. 201.
Dorus-Gras, der Mad., Triumph zu Straßburg. 270.
Drouineau in La Rochelle. 263.
Dſchingiskhan. 249.
Düſſombray oder die zwei Falſchmünzer. 245.
Ehrenlegion, die franzöſiſche. 168.
Elsler, die Fräulein, in Wien. 211.
Elsler, Fanny, Kunſtbegeiſterung. 252.
Engliſche Prophezeihung v. 1730. 180.
— Radikalkur. 161.
Engliſches Petitionsrecht. 216.
Eſte's, Antonio d', Tod. 259.
Fee, die, des 19. Jahrhunderts. 274.
Feile Regierungsblätter. 266.
Feſte bei Vermählung des franzöſiſchen Kronprinzen. 198.
Fontana's Tod. 247.
Fourier's Tod. 257.
Frankreichs Schulden. 306.
Frucht- und Blumenausſtellung zu London. 304.
Gefährliche Zeitungsſchreiberei. 189.
Gegen körperliche Züchtigung, als Strafmittel. 257.
Gerando, Baron de. 258.
Geſpenſt, herzogliches in Berlin. 298.
Gotha, aus. 257. 262. 264.
Gräfenbergiana. 235.
Griſi. 241. 279.
Groß-Hoffinger. 230.
Grundſteinlegung für das Turngebäude in München. 212.
Guſikow's Tod. 263.
Gußkoſten des Gutenbergdenkmals. 170.
Gymnaſtiſcher Wettlauf zu Paris. 274.
Hamburger Antiquität. 304.
— Blumenausſtellung. 173.
Handlungsſchild. 263.
Hannöver'ſches unwillkommnes Ereigniß. 275.
Heine, H., wieder in Paris. 227.
Heß. 306.
Hirt's Tod. 170.
Hoffnungsvolle Antwort eines ruſſiſchen Kaiſers. 184.
Horn's, Franz, Tod. 183.
Hummel's Tod. 261.
Jahresverſammlung der phrenologiſchen Geſellſchaft zu Paris. 236.
Jahresverſammlung der ſchweizer Naturforſcher zu Solothurn und Neuenburg. 253.
Immermann erhält einen ſilbernen Pokal. 178.
Inhaltſchwere Worte des Erzherzogs Johann. 186.
Joel Jacobi. 220. 231. 244.
Journalleſerei und Conditorei in Berlin. 245.
Jubelfeier, Theilnahme des Königs der Franzoſen an der Göttinger. 243.
Kairwan und eine mahomedaniſche Prophezeihung. 222.
Künſtlerfeſt in München. 161.
Lamennais 192. 198.
Laromiguière's Tod. 208.
Laube. 226.
Lehrer auf der Univerſität zu Athen. 289.
Leipzig, aus. 302. 304. 307.
Leſezirkel. 279.
Leukios lieſt in Athen über Lämologie. 283.
Liberalität des hannöver'ſchen Staatsgrundgeſetzes. 265.
London, der 9. Juni in. 277.
Londoner Parlamentshaus. 233.
Lotterie für die Polen in Paris. 307.
Ludwig Philipp erweitert das Louvre-Muſeum. 294.
Macht der Prinzipien. 202.
Mainz, aus. 174. 203.
Marryat in Miſſigan. 249.
Mars, Dlle. 232. 279.
Maſſabiau's Tod. 245.
Meierbeer. 198. 307.
Meunier. 304.
Monſiau's, des Malers Nikolaus Andreas. 175.
Muſterhafte bibliothekariſche Einrichtung in Paris. 189.
Nationaltheater, ungariſches. 216.
Neue Schauſpielhäuſer. 260.
New-Yorker Börſe, neu erbaut. 233.
Niedlich's Tod. 208.
Noel, Jean, der älteſte Schauſpieler. 208.
Nota, Alberto, in Paris. 233.
Ordenspromotionen in Frankreich. 206.
Ordensverleihungen. 189.
— — — an Künſtler. 214.
Ordensverleihungen in Frankreich. 177.
Orient und Occident. 255.
Orpheonsgeſellſchaft in Frankreich. 304.
Owen, Robert in Paris. 186. 196.
Paganini. 189. 263. 279.
Pairscreirung neueſte in Frankreich. 268.
Paris, aus. 202. 204. 205. 208. 281. 283. 288. 290. 291. 293. 295.
Pariſer Stadthaus, neu erbaut. 233.
— Tageschronik. 226. 227. 246–248. 259. 260. 262. 264. 265.
Parſis in Bombay, Mitglieder der aſiatiſchen Geſellſchaft. 194.
Paſſion, päpſtliche. 189.
Pertz. 274.
Peterſen lieſt zu Hamburg über Göthe's Fauſt. 281.
Philologen-Congreß, deutſcher. 242.
Piquillo. 263.
Prag, aus. 299.
Preisaufgabe für Somnambulismus. 255.
Preisvertheilung der Pariſer société d'encouragement. 175.
Preyer die Brüder in München. 2[illegible]2.
Prüfungsgeſchworne für das Doktorat in Belgien. 277.
Recanati, des Grafen Jakob Leopardi di, Tod. 179.
Reformation des engliſchen Briefpoſttarifs. 242.
Reine, Tod der Marie, gebornen Goindorff. 171.
Reſtitution des Rheinweinliedes an Matthias Claudius. 256.
Riedel. 296.
Romei, gegen Pückler-Muskau. 251.
Roſen's Tod. 277.
Rouſſeaufeſt zu Genf. 172.
Rubini. 263.
Rückerts Dank. 294.
Rush, Dr., über das Kriegsminiſterium zu Waſhington. 166.
Savoye. 287.
Schäfer, Auguſt, in Straßburg. 156.
Schauſpielerhonorar zu St. Petersburg. 201.
Schill's Haupt in Braunſchweig begraben. 239.
Schubert in München. 239.
Schuſter, der literäriſche. 266.
Schwab, Guſtav. 226.
Schwätzer, Ein. 274.
Schwarze Schauſpielerinnen zu Paris. 188.
Schweizeriſche Tagſatzung 266.
Schwimmer, Ein. 277.
Seatsfield, der nordamerikaniſche Unbekannte. 172.
Secularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt. 196.
Selbſtmorde, drei, zu Paris. 259.
Seydelmann. 279.
Sigalon's Tod. 222.
Simon, St., und von Rothſchild. 231.
Smith, Sir Sidney. 293.
Sommerlandſchaft in Frankreich. 197.
Staatskleid der Königin Viktoria. 306.
Strauß in Rouen. 307.
Sultaniſche Verordnung gegen Sopha's. 214.
Tachinardi-Perſiani, 263.

Taglioni. 243. 277.
Talvy, Robinſon's Gattin. 181.
Thalberg. 279. 283.
Theater zu Athen. 214.
Thiers. 240.
Tholuk in Stuttgart. 247.
Thorwaldſen. 174. 193. 294.
Tod durch Quarantäne. 274.
Todtenuhr des Königs in Verſailles hergeſtellt. 295.
Tourlourou. 247.
Townshend, 298.
Traum, vorſchauender, des Biſchofs von Autun. 165.
Ueberſetzungsböcke. 268.
Verboeckhoven malt in Conſtantine. 290.
Vial's Tod. 282.
Vierzehnte Auguſt, der, in Mainz. 196.
Volny, der Mad., Weigerung. 245.
Wagen in Paris. 243.
Weishaupt, Karl, war Herzog Karl von Meklenburg? 266.
Weltherrſchaftsgelüſte. 194.
Weltreich, fünftes, großes. 277.
Werner's, Zacharias, Votivfeder. 258.
Weſley's Tod. 258.
Wichtige Entdeckungen. 297.
Wohlfeile Weltberühmtheit. 184.

№ 153. 1837.

Phönix.

Samſtag, 1. Juli.

Nordafrika.

Wie könnte es für Deutſchland, auch wohl für das weſtliche Europa überhaupt gegenwärtig die größte Wohlthäterin werden?

Das einſt ſo fruchtbare, ſo mächtige Karthagerland, das bis zur Üppigkeit ertragsreiche Kyrene, wohin die Ariſtippe zogen, wie ſie, noch behaglicher als in Griechenland, ihre durch Mäßigung verfeinerte Genußlehre ausüben wollten, — langhin ausgeſtreckt liegen dieſe nach uns, Europäern, herüberblickenden Länder immer noch mit dem nämlichen Boden, mit der gleichen Produktivität, unter eben demſelben Klima, wie zur glücklicheren Zeit der den Ocean durchſchiffenden Phönizier, der welterobernden Römer, der nach Europa herüberdrängenden Araber. Sie bieten ſich uns an, als der ſchöne, unſerm Norden wohlangemeſſene Saum des mittelländiſchen, unſere Handelsſchiffe tragenden Meeres.

Und dennoch ſind ſie bis jetzt noch nicht viel beſſer, als unbekannte Einöden. Sie ſcheinen einladend herüber zu rufen an alle die Südküſten von Italien, Frankreich, Spanien, die der Hitze mehr ausgeſetzt, als ſie, nur durch die Cultur milder ſind und wohnbarer.

Warum aber iſt dieſe herrliche Landſtrecke öde, und immer öder geworden?

Der eiſerne Römer wollte kein neues Karthago dort entſtehen laſſen und das ganze phöniziſche Welthandelsland mußte, um dieſer Eiferſucht willen, zu Grunde gehen, ohne daß der übrige ganze Römerſtaat irgendwo ein Reich der Handelsinduſtrie geworden iſt.

Noch unter Kaiſer Hadrian war ſogar die Judenſchaft in der Kyrenaica ſo mächtig, ſo thatkräftig, daß der von dort aus über Cypern bis nach Meſopotamien hin und im Kreis umhergreifende Aufſtand dieſer auf alle Fälle widerrechtlich unterdrückten Nation den menſchenkenneriſchen Imperator zu großen Anſtrengungen nöthigte. Der Stern Jakob's (Bar-Cochab) ſchien in Kyrene aufgegangen.

Nachher machte dort eine düſtere, hierarchiſche Art von Chriſtenthum mit einem Gewimmel von Biſchofſitzen, die ſelten unfruchtbare Gegenden wählten, aber heilige Synoden in Menge und Schismata und Erbſünde-Ketzereien montaniſtiſcher, manichäiſcher und Auguſtiniſcher Modification wie Sand am Meere hervorbrachten, für den Landesanbau ſo wenig als für den Geiſtesanbau Epoche.

Selbſt die Vandalen wurden als Beſitzer von Nordafrika bald mächtig und furchtbar. Aber, als dieſe unterworfen waren, hielten es byzanziſche und römiſche Halbdespoten mit ihren Präfekten für gerathener, das treffliche Land als Provinz auszupreſſen, ſtatt es bis zu einer induſtriöſen Selbſtthätigkeit emporkommen zu laſſen.

Nach den Arabern, die es zwar meiſt nur als den Übergang, um Europa von ſeinem Weſtende her zu überſtrömen, durchzogen, doch aber ſchon die Möglichkeit des Gedeihens zeigten und erfuhren, folgte türkiſcher Despotismus von der ſchlimmſten Art. Räuber waren ſie zu Land gegen die freieren Einwohner, Räuber zur See, denen die Handelseiferſucht — wie lange ſchon? die Abſcheulichkeit geſtattete, mit allen Chriſtenſtaaten, die ſich nicht durch ſchimpflichen Tribut abkauften, nicht im Krieg, ſondern in einer ehrloſen Neckerei zu leben, für welche doch ſo mancher gekaperte Chriſt in den Sklavenkerkern zu Algier, Tunis, Tripoli, Marocco ſchmachtend büßen mußte.

Die Unglücklichen! Sie waren ja gewöhnlich nicht von der Claſſe, die „in weichen Kleidern, in der Könige Häuſern wohnen." Allenfalls bettelten Bettelmönche für ſie und ſich ſelbſt zugleich. Hier und da löſ'te man etliche durch Ranzionen, ſtatt daß der ganze Boden von der kleinen Zahl der türkiſchen Uſurpatoren, die gegen Araber, Beduinen und Chriſten ſich nur als ſchmählich geduldete Tyrannen, und Rechtsverletzer betrugen, längſt von Europa aus, — wenn Chriſten Chriſten wären, — hätte gereinigt werden müſſen.

Endlich hat die (glückliche) Ohrfeige von einem (zu Livorno jetzt ganz behaglich hofhaltenden) *Dey* und eine bourboniſche, wahrſcheinlich ſehr antipopulär gemeinte Politik einem bedeutenden Theil des Landes und der, ſobald die türkiſchen Herrn der Raubneſter weg ſind, gewiß leicht zu mildernden Einwohner Luft gemacht. Und doch ſcheint wieder den trefflichen Gegenden das alte Schickſal zu drohen, daß ſie, weil kein Chriſtenſtaat dem andern ſie und ihren leicht erreichbaren menſchennährenden Wohlſtand gönnt, wiederum ſich ſelbſt, wiederum der Barbarei überlaſſen werden. Warum ſollten ſie nicht vielmehr für das übervölkerte und deßwegen unruhevolle Europa als erwünſchter Ableiter all des entzündlichen Stoffes, warum nicht überhaupt für den großen auch bibliſch ausgeſprochenen Naturzweck: „Füllet die Erde und machet ſie euch (durch Arbeitſamkeit) unterthan!" nach dem gotteswürdigen Wort der weiſen, alten Überlieferung der Geneſis benutzt werden?

Für Deutſchland, für England ꝛc. muß dieſer Naturzweck, daß die Cultur ſich über unſern ganzen Erdplaneten verbreiten ſolle, entweder erfüllt werden, oder wird jeder *alte* Staat die Nichterfüllung durch unabwendbare Unruhen büßen, und am Ende doch zur Beachtung dieſer leicht erkennbaren Weltbeſtimmung genöthigt ſein.

Zunahme der Bevölkerung iſt nur ſo lange zweckdienlich, als der Boden nicht in ſo viele Theile zerſtückelt werden muß, daß ſie, auch gut bebaut, doch nicht mehr den Ackerbauer und durch ihn die Handwerker und Künſte, die Männer der Wiſſenſchaften, der Geſchäfte, der Regierung nähern können und noch weniger die nöthigen Tauſchmittel für die ſonſtigen Bedürfniſſe, und zugleich auch für die zum Rechts- und Waffenſchutz unentbehrlichen Abgaben gewähren. Werden die anbaubaren Theile zu klein und mehren ſich ſogar die Ausgaben auf ſo mancherlei Weiſe, ſo kann das verborgene Übel ſich nicht anders als durch Unbehaglichkeit von unten herauf, wo die Menge der Fäuſte iſt, und durch Aufrührigkeit anſchlägiger Köpfe kund machen, die aber doch nur, daß es anders werden ſollte, ſchreiend fordern, doch aber, wo in der Wurzel geholfen werden müſſe, nicht genau wiſſen können.

Zwar drängt jetzt noch der benutzende Mittelſtand durch die Bürgergarden, regulirte Landwehr die Fäuſte derer, die nichts als ſich ſelbſt verlieren können, zurück. Auch verlangen die Nationen und erhalten mehr und mehr Verfaſſungsgrundgeſetze, wodurch das, was rechtlich da iſt, geſchützt, erhalten, gegen Vergeudung geſichert werden ſolle. Dadurch aber kann doch nicht bewirkt werden, daß auf rechtliche Weiſe mehr da ſei, als die allzukleingewordenen Familiengüter, und die allzuüberfüllten Gewerbe aller Art, beſonders auch bis zu den Studirenden hin, welche Ämter als Entſchädigung der Studirkoſten anſprechen, nach allen Rubriken gewähren können. Und wie bald werden die bei Errichtung der Bürgergarden, Landwehre, Polizeiwachen, Zolleinnehmer ꝛc. unvermeidliche Zeit- und Arbeitsverſäumniſſe und die an manchem Wachetage vermehrten Ehren- und Luſt- und Nothausgaben auch wieder die Folgen zeigen, daß dieſes Hülfsmittel abermals nicht ohne eigene neue Übel ſei.

Was wäre nach all dieſem nothwendiger, als *der Übervölkerung* eine nahe, eine mit Europa noch verbundene, eine das weite Afrika für unſern kleinſten, aber cultivirteſten Welttheil friedlich erobernde Ableitung zu eröffnen? Auch die höher getriebenen Fabrikarbeiten können der täglich ſich mehrenden Einwohnermenge nicht mehr das Nothdürftige ſchaffen. Ohnehin machen ſie zugleich ſo viele arbeitende Hände entbehrlich. Und je reicher *die wenigen Fabrikherrn* werden können, deſto zahlreicher werden die um's Brot gebrachten Arbeiter, welche bald zur Ernährung durch *Armentaxen* zwingen. Je mehr fremder Boden angebaut und bevölkert wird, deſto weiter öffnen ſich die Kanäle zum Abſatz der europäiſchen Induſtrie, welche ſonſt *an der Plethore*, an dem Übergewichte der Produktion über die Conſumtion, erſticken müßte.

Was iſt für Alles dieſes wohl gelegener als Nordafrika? beſonders wenn die gerade jetzt mit Abdulkader geſchloſſene Pacifikation, welche ſchwerlich ohne einen nochmaligen Bruch und eclatanten Sieg für feſt gelten wird, dieſe blutige, kräftige Sanktion in Bälde erhält. Was aber iſt unbegreiflicher, als daß Frankreich dieſen, ihm gleichſam wider Willen zugefallenen Erſatz für die entferntere Colonie weder kräftig ſich aneignet, noch entſchloſſen aufgibt? Was unbegreiflicher, als daß man durch immer erneuerte und immer nur unzureichende Mittel ſich ſelbſt ſchwächt? Würde nicht, wenn die ſeit der Beſitznahme von Algier alljährlich verſchwendete Macht von Menſchen und Geld ſchleunig concentrirt und dem wegen ſeiner Tapferkeit achtbaren Widerſtand der Verdrängten ſeine Schwäche und der aus der neuen Colonie für ſie mögliche größere Gewinn gezeigt worden wäre, jetzt ſchon das nordafrikaniſche Uferland ein geſicherter Zufluchtsort der Überzähligen aus Europa ſein? weit mehr geſichert, als die Urwälder in Amerika, welche erſt der wilden Natur und zum Theil noch den wilderen Urbewohnern abgetrotzt werden müſſen und auf jeden Fall die Auswandernden unſerm Weltheile ganz entfremden?

Ps.

„Die Brandung“

von Achenbach.

Frankfurt a. M., 20. Juni 1837.

Die Natur bleibt ewig jung und ihre Reize üben immer und überall einen wunderbaren Zauber auf das Gemüth des Menſchen, wenn ſich ſein inneres Auge erſchloſſen, wenn er aus dem Alpdrücken der Noth und der Bedürfniſſe zum ſinnigen, beſchaulichen Leben erwacht. Der Chineſe weidet ſich an der Blüthe ſeiner Pflaumenbäume, wie der Araber an den zahlloſen Blüthen des geſtirnten Himmels; der Osmane genießt, ruhend auf grünendem Hügel, der Heiterkeit des Meeres wie der Bretone ſich träumend in die ſchäumende Brandung an ſeinen Felſenufern verſenkt; den Schweizer, wie den Hochländer, wie den Norweger heimelt es magiſch nach ihren Hochthälern und Firnen. Ebenſo hallt aus den Poeſieen aller Zeiten der Preisgeſang der Natur-Schönheiten und -Erhabenheiten wieder, aus dem Schi-king, wie aus dem Mahabarath und der Gita-Govinda, aus den Pſalmen, wie aus Theokrit, aus Virgil, wie aus den Liedern der Minne, aus Oſſian und Taſſo, aus Milton, Klopſtock und viel tauſend andern Dichtern!

Wie aber erſt in der neueren Zeit, durch tieferes Schauen und Forſchen, die Natur in ihr wahres Recht eingeſetzt worden, ſo hat auch in der Poeſie, wie in der bildenden Kunſt erſt in den letzten Jahrhunderten die künſtleriſche Darſtellung der äußeren Natur eine ſelbſtzweckliche Bedeutung gewonnen, und die ſelbſtſtändigen Naturſchilderungen oder Dichtungen ſowohl in der Malerei als in der Poeſie ſind recht eigentlich als Kinder des der Neuzeit angehörigen, innigeren, geiſtigeren Umgangs des Menſchen mit der Natur anzuſehen. Man hatte ſich ſo weit in das Übernatürliche verſtiegen und theilweis an Widernatürliches verloren, daß ein rechter Heißhunger nach der Natur ſich entzündet, und auch die Kunſt, die ſtets der lebenvollſte Ausdruck des innigſten Dichtens und Trachtens iſt, ſich von phantaſtiſcher Darſtellung des Himmels und der Hölle zu ſorgfältiger Nachbildung ſelbſt der gemeinſten, unmittelbaren Wirklichkeiten hinwandte. Die Niederländer ſind in dieſer Richtung bis zum Äußerſten der Darſtellbarkeit vorgedrungen, während die poetiſche Natur Italiens und der Italiäner dieſe letzteren die künſtleriſche Grenze nur ausnahmsweiſe hat überſchreiten laſſen. Je inniger indeß Geiſt und Gemüth der Menſchen ſich der Natur hingaben, um ſo lebhafter trat ihnen aus derſelben von allen Seiten das Bedeutungsvolle, Gemüthliche, Geiſtige entgegen; je tiefer der ideelle Zuſammenhang im Univerſum geahnet, empfunden, erkannt wird, um ſo mehr ſtrebt auch der künſtleriſche Genius, denſelben in ſeinen Erzeugniſſen zu veranſchaulichen. Die möglichſt treue Darſtellung des Wirklichen wird eben damit zum bloßen Mittel herabgeſetzt zur Verſichtbarung reicher, poetiſcher Daſeins- und Lebensmomente, und die Meiſterſchaft im Techniſchen erſcheint nur mehr als unentbehrliche Vorausſetzung zur gediegenen Veranſchaulichung poetiſcher Ideen.

Wenn nun in neueſter Zeit, wo das Scheidewaſſer der Kritik über die geſammte Vergangenheit mit ihren ächten und falſchen Kleinodien ergoſſen, wo die ganze hiſtoriſche Glaubenswelt in das Prüfungs- und Verklärungsfeuer des allgemeinen Geiſtes geſtürzt worden, wenn jetzt ſich ſo viele künſtleriſche Beſtrebungen der Gegenwart und namentlich der unendlich mannichfaltigen Natur zugewendet, ſo iſt dies vor Allem als ein geſchichtlich-nothwendiges Ereigniß anzuerkennen und zu würdigen; denn auch iſt der frohen Hoffnung Raum zu geben, daß nun ebenwohl dieſe Seite des Daſeins ihre volle Verherrlichung von der Kunſt empfangen werde. Und ſchon haben wir, um nur des Nächſten zu gedenken, in dem kurzen Zeitraume weniger Jahre eine Reihe von Bildern hier ausgeſtellt geſehen, die uns jene Hoffnung als wohlbegründet dargethan haben. Wir nennen zuerſt den genialen Leſſing, deſſen landſchaftliche Darſtellungen wir aus dem tüchtigen Boden der Naturwahrheit erblühende romantiſche Dichtungen nennen möchten, ebenſo ausgezeichnet durch techniſche Vollendung als durch poetiſche Bedeutſamkeit. Ihm, dem kräftigen, originellen Sohne des Nordens ſchloſſen zu beiden Seiten ſich der ſanfte Poſe mit ſeinem anmuthigen Bilde und der gemüthreiche Funk von Herforden mit ſeinen landſchaftlichen Idyllen an, während vom Süden herauf wir durch die großartigen Leiſtungen des leider ſo frühe dahingeſchiedenen Fries in eine ſonnigere, lebenvollere Zone hingezaubert wurden, in welcher überall die Poeſie der Geſchichte durch ihre Denkmale mit der hochpoetiſchen Natur zu wetteifern ſcheint. Ihm folgten — auf der einen Seite, vom Himmelslichte begeiſtert, der treffliche Stange mit ſeinen plaſtiſchen Hymnen auf die Sonne, auf der anderen der jugendfriſche Morgenſtern, deſſen Anſichten von Tivoli und Capri uns ſtets wie eigene Erlebniſſe gegenwärtig bleiben werden.

Noch war des Meeres Majeſtät uns nicht zur Anſchauung gebracht worden. Einige kleine Seeſtücke von Achenbach von Düſſeldorf ließen zwar Vieles für die Zukunft hoffen; aber es waren eben nur ſchöne Hoffnungen. So ſchön indeß die Hoffnungen auch waren, ſo hat dieſer junge Künſtler ſie dennoch jetzt weit übertroffen durch das große Bild,*) welches er, — faſt unglaublich, — in wenigen Monaten vollendet und heute im Städel'ſchen Muſeum den Künſtlern und Kunſtfreunden zu überraſchendem Genuſſe dargeboten hat.

Schon entfernt ſich grollend das Unwetter mit ſeinem nachtgrauen Wolkenheer; denn vergeblich hat es gegen die ſtolzen Felſenmaſſen getobt, die ſich auf der rechten Seite des Bildes emporthürmen, und den Vordergrund bilden zu den Gebirgen, die auf dieſer Seite das Meer fernab begränzen. Aber die hohle See iſt zurückgeblieben, und wüthend wälzt ſie eben auf ungeheurer Woge ein verwüſtetes Schiff faſt ſenkrecht in die Höhe, um es bei dem nächſten Wellenwurf an dem felſigen Geſtade zu zermalmen. Während dann auf der linken Seite die aufſchäumenden Wogen ſich in die wetternde, nächtliche Ferne verlieren, beſcheint durchriſſene Wolken das Tageslicht auf der entgegenſtehenden Seite die Wuth des empörten Elementes, deſſen Sturmfluth, an dem Felſenufer gebrochen, zum Himmel aufziſcht, und, wie vor Ingrimm ſchäumend, theils abprallend in weißem Giſchte zurückſtürzt, theils über die abgeriſſenen, abgerundeten Felſenſtücke eilend herabfließt, um bald mit verſtärkter Gewalt den feindlichen Anſturz zu erneuen.

Dies die Hauptmomente eines Bildes, in welchem der entfliehende Sturm ſowohl in den Formen und Tönen der Bewölkung, als in Bewegung und Beleuchtung des Meeres zu ergreifender Darſtellung gebracht worden iſt. Gleich bewundernswürdig iſt der Reichthum der Details und ihre Zuſammenſtimmung zu einem harmoniſchen Ganzen; gleich bewunderungswürdig die Naturwahrheit in Färbung und Zeichnung der Felſen, des Waſſers, der Wolken, und die Kühnheit, Sicherheit und Leichtigkeit in der Behandlung und Ausführung. Man ſieht den Felshäuptern an, daß ſie verwittern, die vom Meer überſprudelten Felsblöcke ſind wirklich naß; die Maſſenhaftigkeit der Wogen mit ihren halbdurchleuchtigen Spitzen, das Blendende des zurückprallenden Giſchtes, die Flüchtigkeit des Waſſerſtaubes, der von der gegeneinander ſchlagenden Brandung aufſteigt, endlich die Schwere der fortziehenden niederen, und, die Leichtigkeit der zerriſſenen höheren Wolkenpartien, dies Alles bezeugt ſowohl die fleißigen Studien als die genial reproduzirende Phantaſie des Künſtlers.

---

*) Es mißt über 12 Fuß in der Breite bei ungefähr 8 in der Höhe.

Nachdem wir hiermit der freudigen Bewunderung ihren freien Lauf gelaſſen, mit welcher das großartige Werk uns erfüllt, wird der treffliche Künſtler uns vielleicht auch einige Bemerkungen geſtatten, zu denen uns daſſelbe veranlaßt. Iſt Anſchaulichkeit und Geſchloſſenheit des Dargeſtellten eine der Hauptbedingungen eines Werkes der bildenden Kunſt, dann iſt auch die Forderung gerecht, daß, wo ein Kampf dargeſtellt wird, die feindlichen Mächte gleichmäßig zur Anſchauung gebracht werden. Es ſcheint uns daher wünſchenswerth, daß, wenn das Meer in furchtbarſter Aufregung wüthet, auch das Toben des Luftgottes vergegenwärtigt werd, durch welches daſſelbe in Aufruhr verſetzt worden. So ſcheint in dem ausgeſtellten Bilde die Wuth der Brandung einen noch wirklich raſenden Wolkenſturm zu erheiſchen, deſſen finſtere Heeresmacht zugleich den ſtarren Felſenmaſſen und der licht aufſchäumenden Brandung gegenüber ſeinen Zorn auslaſſe. Erſt hierdurch würde das Raſen des Meeres anſchaulichſt motivirt, der Geſammteffekt erhöht und die Betrachtung durch den verhältnißmäßigen Gegenſatz in gleichſchwebende Bewegung verſetzt. Das Poetiſche des Momentes aber würde um vieles geſteigert worden ſein, wenn uns nicht bloß ein trümmerhaftes Schiff, welches für ſich allein keine Theilnahme erwecken kann, ſondern auch eine theils ſich an das Schiff anklammernde, theils mit den Wogen ringende Mannſchaft dargeſtellt wäre. Auch die Natur für ſich allein hat ihre Poeſie; aber unſere innerſte Seele wird nur dann ergriffen, wenn der Menſch den lebendigen Mittelpunkt des Naturgedichtes bildet.

Hinſichtlich der Ausführung des Bildes möchte zu erinnern ſein, daß der Künſtler, der, unſers Wiſſens, ſich bisher nur in Darſtellungen von mittlerem Umfang verſucht, uns noch nicht völlig der Behandlungsweiſe ſich bemächtigt zu haben ſcheint, welche einem ſo großen Bilde in der angemeſſenen Entfernung ſeine vollſtändige Wirkung ſichert. Um die einzelnen Partbieen in ihrer Vollendung zu genießen, muß man zu nahe ſtehen, um zugleich das Bild im Ganzen gehörig zu überſehen, und doch iſt der Totaleffekt nothwendig die Hauptſache. Tritt man aber in die hierzu erforderliche Ferne, dann ſprechen die verſchiedenen Partbieen nicht alle ſich gleich verſtändlich aus. Nicht unberührt dürfen wir endlich laſſen, daß die Seevögel, die einzigen lebendigen Geſchöpfe in dieſem Bilde, obgleich die ſehr plaſtiſch hingeſtellten Felſen im Vordergrund umflatternd, doch kaum durch ein paar Pinſelſtriche angedeutet, den Künſtler nicht erkennen laſſen, der das Waſſer in allen ſeinen Details ſo meiſterhaft ausgeführt hat. Die Natur vollendet alle ihre Werke mit gleicher Sorgfalt; in dieſer Beziehung muß allerdings Nachahmung der Natur ein Prinzip, — wenn auch nicht das einzige, noch das höchſte, für den Künſtler ſein.

Dies und mehrere kleinere uns zu Geſicht gekommene, allzu flüchtig, faſt nachläſſig hingeworfene Bilder des Herrn Achenbach veranlaſſen uns zum Schluſſe, den Wunſch auszuſprechen, daß der geniale Künſtler, dem wir einen ſo hohen Genuß verdanken, durch die Leichtigkeit, mit welcher er ſo Treffliches auf die Leinwand zu zaubern vermag, ſich nicht von reiflichem Überdenken ſeines Stoffes, von ſorgfältiger Ausführung aller Theile und von gründlicher Erwägung des hervorzubringenden Geſammteffektes ablenken und abhalten laſſe. Wem ſo viel verliehen, von dem wird auch viel gefordert; wer noch ſo jung ſchon ſo Ungewöhnliches geleiſtet, der hat ſich zu dem Höchſten verpflichtet. —

F. W. Carové.

Feuilleton.

.*. **Die Zillerthaler Proteſtanten.** — Im J. 1730 mußten 30,000 proteſtantiſche Salzburger auf Befehl ihres Erzbiſchofs Eleutherius von Firmian das Land ihrer Väter verlaſſen, von denen der größere Theil in Preußen gaſtliche Aufnahme fand. Und jetzt, nachdem die deutſche Bundesakte (Artik. 16) den verſchiedenen Religionsparteien gleiche bürgerliche und politiſche Rechte zugeſichert, und ſogar Rom eine proteſtantiſche Kapelle in ſich aufgenommen, müſſen wir noch in deutſchen Blättern leſen: „Vierhundert Tyroler aus dem Zillerthal haben eine Deputation nach Berlin geſandt, und verlangen Schutz gegen Glaubensverfolgung. In ihrem einſamen Thale ließ ein erkrankter Fremder einſt eine Bibel zurück, und die armen Leute betrachteten ſtaunend das dicke, vergoldete, mit Bildern verzierte Buch. Endlich fand ſich Einer, der daraus etwas vorlas, und bald erkannten ſie, daß ihnen ihr bisheriger Glaube nicht genüge . . .“ Sie ſchloſſen ſich der proteſtantiſchen Confeſſion an; haben jetzt aber den Befehl erhalten, entweder zur alten Kirche zurückzukehren, „oder Tyrol, wo keine Ketzerei geduldet werde, zu verlaſſen und nach Siebenbürgen zu wandern, wo Sekten geſtattet ſeien.“ — Sie haben ſich an den König von Preußen gewendet und denſelben um Schutz und Aufnahme gebeten, wie vor hundert Jahren den vertriebenen Salzburger geworden. Allerdings werden auch noch im „Diario di Roma“ alle nichtkatholiſchen Chriſten als *Eretici* (Ketzeriſche oder Ketzer), und zu Paris, welches ſich doch für die Hauptſtadt der Civiliſation hält, ſogar die Gemahlin des Thronerben von mehreren legitimiſtiſchen Blättern als *hérétique* bezeichnet; aber dieſe Benennungen thun dort nichts zur Sache.

.*. **Die regierenden Häuſer Europa's von Léon Blanc-Vidal.** — Seit einigen Tagen iſt in der diplomatiſchen Welt viel Redens von einem Werke, welches mit Nächſtem unter dem Titel: „Les maisons régnantes de l'Europe“ an das Licht treten ſoll, reichlich ausgeſtattet mit Portraits und ſonſtigen Verzierungen. Man ſagt, es ſei nach Dokumenten verfertigt, die von ſehr hoch geſtellten Perſonen dem Hrn. Léon Blanc-Vidal zur Verarbeitung mitgetheilt worden.

.*. **Nachträgliches über die ſternſchnuppige Novembernacht.** — Mittheilungen von Arago zufolge wurden in der Nacht vom 12. auf den 13. Nov. vorzüglich zwiſchen 3 und 4 Uhr Morgens zu Boguslawsk unter 60° Breite zahlreiche Sternſchnuppen bemerkt; ſie zeigten ſich zuerſt im Sternbild des Löwen und ſchienen dann ihre Richtung gegen den großen Bären zu nehmen. In derſelben und in der darauf folgenden Nacht bemerkte man deren auch Viele im ſüdlichen Rußland bei den Minen von Lugan.

.*. **Erfindungspatente in Frankreich.** — Dem Bulletin des Lois zufolge ſind allein im erſten Trimeſter d. J. 131 Erfindungspatente (brevets d'invention) ertheilt worden.

.*. **Von den trefflichen Briefen Mich. Chevalier's** über Nordamerika iſt in dieſen Tagen eine, um mehrere intereſſante Kapitel bereicherte, zweite Ausgabe erſchienen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 154. 1837.

Phönix.

Montag, 3. Juli.

Reliquien.

Mitgetheilt von K. W. Böttiger.

(Fortſetzung).

Brieffragmente.

Lafontaine an Sander.

Den 26. November 1796.

Mit den Veränderungen in Werdenberg bin ich ſehr wohl zufrieden, und zwar a priori: denn ich habe ihn noch nicht verglichen. Aber ich habe Ihnen auch keine Veranlaſſung gegeben, zu fürchten, daß ich nicht damit zufrieden wäre. Ich bin auch eben ſo wenig ſo ſtolz zu glauben, daß ich nicht fehle, Sie nicht Verbeſſerungen machen können. Sie haben alſo hiermit feierlich die Erlaubniß, zu korrigiren, wo Sie wollen, was Sie wollen. Ich danke Ihnen ſogar dafür. Ich weiß es zu gut, wie flüchtig meine Feder dahin läuft. Davon nichts mehr.

Was ich auf Oſtern ſchreiben werde? ich weiß es nicht, oder vielmehr, ich kann es Ihnen nicht ſagen. Es geht mir, wie einem, der Geiſter, halb im Finſtern, unſtät von Geſtalt, unhaltbar an Farben ſieht, und dennoch iſt die Bewegung ſeines Gemüthes groß. Alſo: ich ſchreibe! Jetzt ſitze ich nur und ſende meine Gedanken wieder aus in das bunte Gewühl des Möglichen. Ich pflege das ſo. Alle meine Gedanken waren auf den Flaming geheftet. Flaming war das Centrum, in das alle meine Gedanken wie Radien ſtrömten. Jetzt aber bin ich ſelbſt mein Centrum, und nun fliegen meine Gedanken wie Bienen aus, wohin Zufall, Luſt, Duft und Gelegenheit ſie führen, und kehren dann beladen mit Blüthenſaft zur Zelle zurück, fliegen wieder aus, ſammeln, bis ich endlich wieder eine Figur in's Centrum ſchiebe, das ſie bearbeiten müſſen. Ich leſe erſt wieder Alles durcheinander. Heute die Ältern, morgen die Neuern, dann ein Geſpräch von Platon, dann die Cyropädie, dann den Herodot, dann einen Juriſten, wieder einen Staatsgelehrten. Überall bleiben Ideen, Bilder, Gedanken, Empfindungen hängen. Ich bin kein Gelehrter, aber ein Romanſchreiber. Auch ahne ich zuweilen, daß ich zu etwas mehrem beſtimmt bin, als bloß Gedichte zu machen. — — —

Schon früher heißt es in einem in der Mitte des Octobers geſchriebenen Briefe alſo:

Nur Ihnen will ich das Geheimniß vertrauen. Sehen Sie, da las ich den Tacitus, Suetonius, dann den Livius ꝛc., dann den Gibbon. Meine Bruſt wurde ſo voll. Ich ſchloß mit Cicero's Briefen. Und dann gelobte ich es mir, eine Geſchichte des römiſchen Volks zu ſchreiben, nur bis auf Conſtantin den Großen. Denn von da iſt die Geſchichte nichts als ein Faden von Niedrigkeit. Unter dem Nero ſogar ſind noch Römer, Thraſea u. ſ. w. Ich bin jetzt ganz voll davon. Ich leſe, denke, ſchreibe, vergleiche, und die Größe meines Vorhabens ergreift mich immer mehr. Ich fühle die Erhabenheit meines Vorſatzes. Ich werde davon erfüllt und ich werde etwas Gutes ſchreiben.

Aber noch nicht. Vielleicht unter vier Jahren noch nicht, vielleicht noch ſpäter. Gibbon hat den intereſſanten Punkt nicht getroffen. Es iſt zu wiſſen, ob ich ihn treffe? — Thun Sie mir aber den Gefallen und ſagen Niemand etwas davon. Ich gehe umher und trage das Volk in meiner vollen Seele, und finde täglich mehr, unendlich viel.

Tacitus hat viel gethan, aber er ſchrieb als ein

Römer, deſſen Schwiegervater ſelbſt ein Opfer der ſeltſamen Conſtitution geworden war. Er wälzte alle Fehler der Conſtitution auf die Menſchen, welche am Ruder derſelben ſaßen. Er war ein Römer. Er konnte nicht anders ſchreiben. Ein Menſch muß ſie ſchreiben.

Ich wohne in meinem Garten in der ſchönſten Einſamkeit. Sie ſollen im Frühling ſehen, wie glücklich ich wohne, ſo recht, wie die Muſen es lieben. O Freund, wenn ich nun nichts Gutes ſchreibe, ſo bin ich ſchuld. Die Gegend müßte einen Thoren begeiſtern.

Den 1. Juli 1797.

Hier ſende ich Ihnen meine durchgeſehene Clara. Ich habe nur einen Brief eingeſchoben, der ſehr wichtig war, einige Fehler wegkorrigirt. Ich weiß nicht, lieber Sander, und wenn ich noch einmal ſchreiben ſollte, ich würde es eben ſo ſchreiben, mit denſelben Worten. Ich bin nicht zum Korrigiren. Denn meine Phantaſie mißt nicht dahin. Ich habe heiße Thränen bei'm Leſen vergoſſen. —

Den 20. erwarte ich Sie gewiß. B. wird mir ſehr angenehm ſein. Ich ſehne mich recht innig nach den Augenblicken, da ich Sie wieder ſehen werde. Ich bedarf zuweilen eines Menſchen, der mich lieb genug hat, um meine Pläne anzuhören. Ich würde nicht ein Blatt voll ſchreiben, wenn nicht zuweilen Jemand ſagte: „O, das thu!" und bei dem O den Mund recht groß machte.

Ich habe die Idee, eine Prinzen-Moral in Beiſpielen zu fertigen. Dazu bedarf ich wieder eines Menſchen, der ſagte: „O ja!" Sehen Sie, und der fehlt mir hier. Dann laſſen Sie mich nur recht gerade herausgehen. Sag' ich's einem Andern, ſo ſagt der Gute: „aber" — und hat denn ſo viele aber, daß mir die Luſt vergeht, und oben darein, denn die Idee iſt ſcheinbar, wird ſie wohl gar von einem Andern ausgeführt. Das möchte! Allein ich glaube, ich kann ſie beſſer ausführen. Sie werden lachen. Aber doch iſt's ſo. Ich will Ihnen meinen Plan reifer auseinander ſetzen, und Sie ſollen ſehen, daß er gut iſt. Da haben wir ein Buch, wo Lehren und Beiſpiele ſo geradehin den Fürſtenerziehern vor die Augen geſetzt würden. —

Halle, den 31. October 1797.

Ich habe Ihren Voltaire erhalten, l. S., und danke Ihnen herzlich.

Die Comödien, Menſchenhaß ꝛc., Jäger, Indianer in England, Hageſtolzen habe ich geleſen. Die Jäger haben vortreffliche Stellen, aber ſonſt nichts. Es iſt, als wenn man verwirrten Zwirn auflöſ't, wenn man dieſe Comödien lieſ't. Die Alten ließen lieber den Mercur vortreten und den Zuſchauern ſagen, was es geben würde. Hier weiß es keine Seele. Die Leute laufen durch einander ohne Zweck und Ordnung. Es iſt mir ſeltſam damit gegangen. Man ſieht 4 Akte, ohne daß man ſich für das Geſchick des Menſchen intereſſirt. Für die Menſchen allein intereſſirt man ſich wohl, und will ich Menſchen bloß lieben, ſo iſt mir meine Frau dazu lieber als eine andere. Ich hab's bequemer ſo.

Solcher Comödien könnte ich wöchentlich 7 ſchreiben ohne alle Mühe. Die Hageſtolzen ſind ein erbärmliches Geſchöpf. Ich weiß nicht, wie man das ſehen mag. Es ſteht feſt, ich ſchreibe Comödien. Sie ſollen ſehen.

Hier 6 Bogen zu moraliſchen Erzählungen. Gruß und Brüderſchaft! Lafontaine.

Halle, den 23. December 1797.

Nur ein paar Worte und zwar des Dankes für Sie, lieber S.. Es iſt Weihnachten, Sie wiſſen, was das einem Prediger ſagen will. Ihre Freundſchaft, lieber S., hat mich in der That um deſto mehr gerührt, je unerwarteter mir alles das war, was Sie gethan haben. An die Königin kann ich noch nicht ſchreiben, ob ich gleich ſehe, daß ich jetzt ſchreiben muß. Nach Berlin aber, lieber S., kann ich nun nicht eher kommen, als bis dieſer ganze Zeitpunkt vorüber iſt. Ich kann freilich nicht beurtheilen, in wie fern Sie durch das Detail der Begebenheiten veranlaßt ſind, meinen Wunſch an den König ſo, zugleich mit meinem Wunſche abzudanken, zu bringen. Ich weiß überall nicht, welche Hoffnungen Sie haben, haben können, haben müſſen. Ich habe ganz und gar nichts bei Ihrem Briefe gethan, als den Beweis Ihrer Liebe gegen mich mit gewiß gerührter Seele empfunden.

Ich bin zu ängſtlich dabei. Ich berühre wieder Fürſten, ſei es auch in dem Punkte ihrer allermenſchlichſten Seite: ich berühre ſie, und ich fühle, ich kann es nicht, ohne meine freie Sicherheit der Empfindung auf's Spiel zu ſetzen. Sie haben das Eis gebrochen. Ich danke Ihnen dafür, Ihnen; dieſe Ihre Liebe iſt mir mehr, als alle Präbenden der Welt.

Es war mein Wunſch. Er iſt es noch. Ich hielt eine Präbende für den ſchnellſten Weg, meinen Plan auszuführen, und der iſt in der That nichts anders, als einer wollüſtigen Trägheit meiner Kräfte nachzuhängen, verſtehen Sie das? Ich verſtehe es.

Bin ich amtsfrei, ſo gehe ich mit dem Livius, mit dem Diodor nach Italien, mit den Annalen der Menſchen nach Frankreich, der Schweiz, lebe auf, durch die mannichfaltigen Gegenſtände des Großen und Schönen gereizt, die meiner Intuitionskraft wieder neues Leben, durch einen ſchönern Himmel als Deutſchlands geben können, dieſe Intuitionsgabe, die das Stubenleben aller deutſchen Gelehrten ſo niederdrückt. Das will ich, ich will leben, dichten, ſehen, hören, bemerken; ob ſchreiben das mag der Himmel wiſſen. Ich habe Pläne, aber meine Phantaſie vertrocknet in dem einförmigen Treten meines Ganges. Ich lebe hier außen, weil es mich ekelt, mein Spielzeug wieder und wieder anzuſehen.

Iſt es nichts, ſo iſt es gut. So arbeite ich fort. Und muß mir denn das Glück verſagen? Ich glaube nicht. Es gibt tauſend Wege zum Glück, und nur einen zum Unglück: Ungenügſamkeit. Aber das, das, lieber S., das bitte ich Sie, ſagen Sie Niemanden anders, daß ich das will. Man hält für eine Großthuerei, was bei mir nichts iſt als das Gefühl: es wäre ſo beſſer. Laſſen Sie es ruhig gehen, wie es geht. Es iſt gut, den Menſchen zu bemerken, aber mit ihm zu thun ſich machen, iſt thöricht. Theilt man die Hoffnung mit ihm, ſo muß man auch ſeine Furcht theilen. Aber noch eins! lieber S., ich bitte Sie, von nun nie wieder einem Menſchen meine Briefe vorzuleſen, und ſollte es auch in der heiligſten Abſicht ſein.

Ich kann mich immer nicht erwehren, daß es ausſieht, wie Habſucht und Judenaugen, ob ich gleich über mich ſelbſt lachen muß. Lafontaine.

(Fortſetzung folgt).

Die Auffindung des Kreuzes und der heil. Lubentius

von Settegaſt von Coblenz.

Frankfurt a. M., 28. Juni 1837.

Noch brauſ't das Meer, noch ſtürmen die Wolken, noch fletſcht grimmig die Brandung ihre ſchneeweißen Zähne, und ſchaudernd ſehen wir das verſtümmelte Schiff, — eben noch die ſtolze Waſſerburg und der Triumphwagen des kunſtreichen Menſchen, — durch den Kampf wilder Naturmächte unvermeidlicher Zerſcheiterung Preis gegeben.*) Fürwahr ein treffendes Bild des römiſchen Staatsſchiffes, als am Ende der alten Zeit, dahingeſchleudert auf der hohlen See der Leidenſchaften und Suchten, nachdem im Weltorkane Maſt und Steuerruder zerbrochen, es ſcheiterte an den ſtarren Felſenmännern des Nordens!

Aber ſchon war auf ferner Küſte ein anderes, herrlicheres Schiff von der Hand der Liebe gebaut, — das Schiff der Kirche, — bemaſtet mit dem heiligen Kreuze des freien, aufopfernden Gehorſams. Und auf dem Schiffe ſtand dornengekrönt ein göttlicher Steuermann, der dem Sturme Schweigen gebot, und befriedend über die empörten Wogen das milde Öl ſeiner frohen Botſchaft goß. Und, ſiehe! die Seekranken genaſen bei der Berührung des Kreuzes, und die Felſenmänner neigten ihre Heldenſtirne vor den Boten des Friedens, die unerſchrocken das wilde Meer der Völker durchfuhren!

Was ſo einſt die Muſe der Geſchichte mit diamantnem Griffel in ihre ewigen Tafeln verzeichnet, das hat, merkwürdig genug, durch ein ſchönes Zuſammentreffen uns die Muſe der bildenden Kunſt hier jetzt zur Anſchauung gebracht. Der gewaltigen Brandung Achenbach's gegenüber iſt der Carton zu einer Kreuzfindung und der heilige Lubentius, deutſche Heiden bekehrend, (beide von Settegaſt von Coblenz) — aufgeſtellt. Jener ſoll als Altarbild al Fresco in der Kreuzkirche zu Thal-Ehrenbreitſtein ausgeführt werden; der h. Lubentius iſt ein bereits vollendetes Ölgemälde für den Hauptaltar der Kirche zu Kobern an der Moſel. Zur Anfertigung des Carton's iſt Herr Settegaſt, ein Zögling des Direktors der hieſigen Akademie, des Herrn Veit, durch den Düſſeldorfer Kunſtverein beauftragt worden, der, ſeinen liberalen Statuten zu Folge, wenn eine Gemeinde den dritten Theil des Koſtenbetrags für ein Kirchengemälde zu zahlen ſich bereit erklärt, die anderen zwei Drittheile beizutragen beſchloſſen. Wir freuen uns, in den beiden ausgeſtellten Arbeiten des Hrn. Settegaſt die Hoffnung beſtätigt zu finden, zu denen das ſchöne, im vorigen Jahre hier ausgeſtellte Madonnenbildchen deſſelben*) zu berechtigen ſchien.

Die Kreuzfindung, eine reiche, im Ganzen verſtändig geordnete Compoſition von achtzehn mehr als lebengroßen Figuren, ſtellt, der Legende zu Folge, —**) den Moment dar, wo das auf Antreiben der Kaiſerin Helena, Conſtantin's Mutter, zu Jeruſalem ausgegrabene Kreuz Chriſti, bei welchem auch die der beiden Schächer aufgefunden worden, ſich als das des Heilandes dadurch bewährt, daß eine Todte durch Berührung mit demſelben dem Leben wieder gegeben worden. Die Wiederbelebte, neben dem heilenden Kreuze von der Bahre aufgerichtet, und innig dankend zum Himmel emporſchauend, bildet mit Recht den Mittelpunkt der ganzen Darſtellung. Auf der linken Seite knieet im Vordergrunde die Kaiſerin, in verehrende Anſchauung des aufgefundenen Schatzes verſunken, eine edle, trefflich drappirte Geſtalt. Hinter ihr ſteht, das Kreuz berührend, der h. Makarius, Biſchof von Jeruſalem, ſich hinwendend zu den auf der anderen Seiten ſich herandrängenden Gläubigen — und Ungläubigen, wohl um ihnen die weltüberwindende Macht des Kreuztodes zu verkünden. Das Ganze iſt ernſt und würdig gehalten, die Zeichnung frei und bis auf weniges leicht zu Beſeitigendes, rein, die Gruppirung durchgängig befriedigend. Nur auf der rechten Seite wünſchten wir die Scene ebenſo beruhigend abgeſchloſſen zu ſehen, wie auf der linken Seite, was noch leicht dadurch zu bewirken wäre, daß zwei nur theilweis ſichtbare Figuren durch eine mehr der Mitte angenäherte erſetzt würde. Auch läßt eine kleine, ebenfalls aufgeſtellte colorirte Zeichnung derſelben Compoſition mit Grund erwarten, daß bei der Ausführung die Köpfe noch an Ausdruck gewinnen werden. Ob nicht die Compoſition mehr Einheit erhalten haben würde, wenn der Moment aufgefaßt worden, wo eben die Todte, durch Berührung mit dem Kreuze erweckt, in den Umgebenden die mannichfaltigen Empfindungen der Freude, des Staunens, der gläubigen Zuverſicht, der Überraſchung hervorgerufen, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Der junge Künſtler hat Erfreuliches geleiſtet, und wird gewiß noch ſeinem Meiſter und ſeiner Vaterſtadt zum Ruhme gereichen.

---

*) Siehe die „Brandung" von Achenbach in Nro. 130 des Phönix.

*) Siehe Nro. 147 des vorjährigen Phönix.

**) Der Kirchengeſchichtſchreiber Euſebius, der Zeitgenoſſe der Kaiſerin Helena, gedenkt dieſes Ereigniſſes nicht; erſt nach der Mitte des IV. Jahrhunderts weiß der h. Cyrillus davon zu erzählen.

Wir können dieß um ſo zuverſichtlicher hoffen, wenn wir die Fortſchritte gewahren, die das bereits vollendete Altarbild hinſichtlich des Techniſchen zu erkennen gibt. Das Gewand des heiligen Lubentius und die Bibel, die er hält, ſind trefflich gemalt, und die Carnation des halbbekleideten, altgermaniſchen Ehepaares, welches vor dem katechiſirenden Heiligen kniet, iſt warm und kräftig, und läßt Gediegenes für das auszuführende Frescobild erwarten.

Wir begleiten den hoffnungsvollen Künſtler mit unſeren beſten Wünſchen zu ſeiner erſten, entfernt von ſeinem verehrten Meiſter zu vollendenden Arbeit.

F. W. Carové.

Hiſtoriſche Literatur.

3) Zeittafeln der allgemeinen Geſchichte, von L. J. Romig. Stuttgart, Metzler. 1837.

Werke wie dieß ſind ein gutes Mittel, um jener Sorte von Dunkelmännern das Maul zu verkleben, die ihre Naſe bloß deßhalb beſitzen, um ſie überall hineinzuſtecken und aus der ſchönſten Frühlingsblume Mäuſemiſt herauszuriechen, jener Canaille, die ihre Miſerabilität in den abgeſchabten geflickten Mantel der Klugmeiſterei hüllend, in den Coterien unſerer kleineren Städte, wo man ſie zwiſchen Lakaien und Hausknechten duldet, herumſchleicht, alles Werdende verdächtigt und der neueſten Zeit eine Ohrfeige geben zu dürfen und zu können wähnt. Als ob irgend eine Zeit wie nichts die nichts aus der Luft wachſen könnte! Als ob der Sohn nicht das Kind ſeines Vaters wäre; als ob man nicht den Vater mit Fug und Recht an den Pranger ſtellen müßte, wenn er ſeinen Sohn einen Taugenichts werden ließ! Dieſe Peſſimiſten läugnen die Geſchichte, auf welche ſie ſich doch berufen, und indem ſie die Geſchichte läugnen, läugnen ſie Gott, der zum Glück kein Peſſimiſt iſt, der ſich in ewiger Offenbarung bringt in der menſchlichen Vernunft, welche keine göttliche wäre, wenn ſie ſtille ſtünde und ſagte: „Hier laßt uns Hütten bauen," oder gar — zurückginge. Doch es iſt bequem, der Menſchheit in's Geſicht zu ſagen: „du wirſt altersſchwach," wenn man ſelbſt nicht mehr kauen und verdauen kann, der Menſchheit zu ſagen: „du wirſt ſchlecht," wenn man die moraliſche Imputation der eigenen Nichtsnutzigkeit abweiſen will.

Wie geſagt: kein beſſeres Mittel, ſolche Weltverſchlechterungsgläubige zum Schweigen zu bringen, als: wenn man ihnen Werke vor's Geſicht hält, welche die Exiſtenz der Gottheit in ihrer Menſchheit predigen, in der Menſchheit, ſage ich, d. h. nicht bloß im Wechſel der Dynaſtien, ſondern in der Geburt der Ideen, welche größere Stammbäume hinterlaſſen, als alle Fürſten und Völker zuſammen.

Die Intention des Verfaſſers von obengenanntem Werke war eine edle und würdige; mit Luſt und Fleiß hat er ſie ausgeführt. Conciſer, als das Bekker'ſche Werk, leiſtet das Romig'ſche denſelben, vielleicht größeren Nutzen für's allgemeine Bedürfniß, als jenes, und verdient wegen dieſer praktiſchen Brauchbarkeit und großer Billigkeit des Preiſes (bei elegantem Druck) Empfehlung und Verbreitung.

4) Geſchichte des Mönchsweſens, von Freih. v. Biedenfeld. 3 Bände. Weimar, Voigt. 1837.

Es iſt keine Kleinigkeit, ſich wie ein Hamſter durchzuwühlen durch die Dammerde ſo vieler ſeit Jahrhunderten aufgeſchichteter und moderner Abgeſchmacktheiten, aus welcher mancher ungeheure Stamm Nahrung gezogen, reiches Grün und geſunde Früchte erzeugte, mancher daneben freilich nur Sodomsäpfel. Das Mönchsweſen gibt heute, wenn auch nicht den Ton an, doch noch Töne genug von ſich; es hat ſeine Rolle abgeben müſſen, wird aber, wie ein alter Komödiant, noch immer von Rollenwuth gekitzelt, und intriguirt, — weil nicht mehr vor den Lampen, hinter den Couliſſen und im Souffleurloch, — doch noch aus der Verſenkung herauf. Immerhin! die wunderbare Maſchinerie des menſchheitlichen Bewußtſeins, an welchem von Tag zu Tag eine neue Springfeder, ein neues Kammrad zum Vorſchein kommt, hat den baufälligen, morſchen und verroſteten alten Maſchinenapparat überflüſſig gemacht; laß ihn knarren in der Rumpelkammer.

Jetzt, da dieſe alte Maſchine nicht mehr im Gange iſt, da man nicht mehr Gefahr läuft, während man in ihr Inneres blicken will, plötzlich von einem Zahn gefaßt, in's Getriebe hineingeriſſen, zermalmt zu werden, können die Akten zum Spruche kommen. Biedenfeld liefert hierzu eine ſummariſche Vorarbeit, an welcher von Seiten des Verfaſſers Fleiß, Geduld, Parteiloſigkeit, möglichſte Vollſtändigkeit und Eleganz zu rühmen ſind, die man aber von dem Vorwurf einer gewiſſen Flüchtigkeit der Behandlung und eines Mangels an innerer Organiſation des Materials nicht freiſprechen kann, deſſen Maſſe übrigens Erſtaunen erregt. Der dritte Band wird eine hiſtoriſche Ueberſicht aller Hunderte von erloſchenen und noch beſtehenden, geiſtlichen und weltlichen Ritterorden enthalten, und ſomit das Werk abſchließen; es wäre zu wünſchen, daß Biedenfeld, wie er verſprochen hat, auch eine Ueberſicht der Geſchichte der Bruderſchaften (und zwar nicht bloß der deutſchen) als Anhang gebe.

5) Memoiren der Herzogin von Nevers von 1713—1798. Aus dem Franzöſiſchen von Dr. E. Brinckmeier und Fr. Steger. 2 Bde. Braunſchweig, Meyer sen.

Noch haben wir keine Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Bis wir eine ſolche haben, und damit wir ſie erhalten, müſſen uns, abgeſehen von dem pſychologiſchen Intereſſe, die moſchusduftenden, goldgeränderten Billetsdoux willkommen ſein, welche jene in ihrer Frivolität naive, in ihrer Naivetät unbegreifliche, in ihrem Atheismus abergläubiſche, in ihrer Schamloſigkeit prüde und ceremoniöſe Mutter der Revolution an ihre kecken Pagen, an ihre niederträchtigen Höflinge, an ihre intriguanten Kardinale, an ihre gewiſſenloſen, eitlen Prinzen, an ihre ſcandalöſen Abbés, an ihre arroganten Primadonnen, an ihre Philoſophen und Encyclopädiſten ſchrieb. Aus ſolchen Blättern legt ſich, — wie bei einer Kartenſchlägerin, ein Roman, in jedem Roman ein Stück Geſchichte auseinander; die Geſchichte jener Zeit iſt der frivolſte Roman. Einen ſolchen Roman, ein ſolches Stück Geſchichte, alſo ein doppeltes Intereſſe bieten die vorliegenden Memoiren einer Schauſpielerin, der Quinault, oder welche, wie die Ueberſetzer treffend ſagen, „das Verbrechen mit ſeinem vernichtenden Hauchen hinwegweht, ohne ſie zu zerſtören, welche mit inſtinktartiger Behendigkeit dem Verhängniß zu entſchlüpfen weiß, deren feiner Blick ſogleich die rechts und links ſich abſenkenden Wege erkennt." Die Laune eines ſechzehnjährigen Mädchens führt ſie einem Höfling des Regenten in den Arm, der ſie dem Herrn vorſtellt; der Regent ſucht in ihr eine Geliebte, und findet eine Freundin, die ihn zur Achtung zwingt, und daher auch zur Beſtändigkeit. Nach dem Tode des Regenten ſcheint ihr Glücksſtern erloſchen? Mit nichten. Eine Trauung in heimlicher Nacht, in einſamer Kapelle, macht die Schauſpielerin zur Herzogin v. Nevers, welche mit dem blauen Bande des St. Michaelordens ihre Fehler verdeckt und mit dem Anſtande der großen Dame, mit dem Aplomb der vornehmen Welt auf frühere Irrthüme zurück blicken kann. Ein langes Alter, das faſt die äußerſten Gränzen menſchlicher Lebensfähigkeit erreicht, krönt endlich dieſe glückliche Exiſtenz. — Man ſieht, welches Intereſſe der Stoff bietet; mit Lichter, mit franzöſiſcher Leichtigkeit ausgeführt, bietet er eines der intereſſanteſten Sittentableaus, welche wir aus jener Zeit beſitzen, und für deren gewandte Verdeutſchung wir den aufgewandten beiden Ueberſetzern danken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer

№ 155. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 4. Juli.

Fr. Halm's „Griſeldis.“

Am 30. December 1835 verkündigten die Zettel des k. k. Wiener Hofburgtheaters ein neues dramatiſches Gedicht: „Griſeldis“ in fünf Aufzügen von Friedrich Halm. Griſeldis? Friedrich Halm? Ich glaube, die Mehrzahl meiner Landsleute hatte bis dahin eben ſo wenig von der erſten wie von dem letzten gehört. — Ein großes neues Stück im Hofburgtheater macht in allen Cirkeln der Kaiſerſtadt vier Wochen vorher von ſich reden: man intereſſirt ſich dort noch heute mit edlem Enthuſiasmus für etwas, wofür man im übrigen Deutſchland auf's Schmählichſte indifferent geworden iſt, für das Theater, und — was noch ein bischen mehr ſagen will — man intereſſirt ſich im Theater auch noch für die Kunſt. So manchem außeröſterreichiſchen Deutſchen mag dies ſehr fabelhaft klingen; es iſt übrigens ſehr natürlich, denn das Burgtheater hat die beſte Schauſpielergeſellſchaft in ganz Deutſchland, auch beſitzt es ein Repertoir, deſſen jungfräuliche Reinheit durch Hinko den Freiknecht noch nicht entweiht worden iſt, und der Credit dieſes Hauſes beherrſcht die übrigen deutſchen Bühnen mit demſelben Recht, wie die Politik: „Recta tueri!“ die übrigen deutſchen Staaten. —

Griſeldis? Petracha's lateiniſche Novelle vom Grafen Walter von Saluzzo, deren älteſte deutſche Überſetzung „von groſſer ſtätigkeyt ainer Frawen, Gryſel gehaiſſen, getruckt von Johannes Bämler zu Augſpurg anno MCCCCLXXII jare,“ und das ſchöne alte Faſtnachtsſpiel waren den Wienern eine terra incognita. Hie und da ſprach vielleicht ein genau unterrichteter Thuender von einer Maske des Autors. Die guten Leute, die ſich, wenn ein neues Stück im Burgtheater gegeben wird, ſchon des Mittags um 2, 3 Uhr vor die enge, ſchmale Pforte an der Reichskanzelley „anſtellen,“ jene Menge, die „mit Stößen ſich bis zur Kaſſe ficht, und, wie in Hungersnoth um Bret an Bäckerthüren, um ein Billet ſich faſt die Hälſe bricht,“ dieſe eifrige Race war in der unruhigſten Bewegung; aber nicht dieſe allein, auch die Logen, auch das Parquet. Gibt es für die dramatiſche Kunſt irgendwo in der Welt ein Publikum, ſo iſt's, wie geſagt, in Wien. Das Schauſpiel iſt dort eine öffentliche Angelegenheit, eine Lebensfrage. Welche Vermuthungen, welche Vorreden, welche Vorkritiken, mit welcher Ungeduld erwartet man den letzten Takt der Ouvertüre! Der Vorhang geht endlich auf; man ſieht, hört, traut Augen und Ohren kaum; man iſt geblendet, athemlos, der Vorhang ſinkt wieder. Das Uralt-Neue verblüfft ein Publikum, welches oft neues Altes zu ſehen gewohnt iſt. Dieſe Menge wähnt: ſie ſitze im Wald und höre Naturgeſang der Vögel. Soll man ſich nur von der Melodie der Sprache bezaubern laſſen? Soll man der befremdlichen Einfachheit tiefſter Wahrheit huldigen? Darf man's? Wird der Erſte, der die Hand zum Applaus erhebt, von ſeinem äſthetiſchen Nachbar, der zum neunundneunzigſten Male Houwald's „Fluch und Segen“ und „Nro. 177“ zu bewundern gewohnt iſt, nicht mitleidig angeſehen werden? Die Kunſt der Schauſpieler ſiegt endlich. Man applaudirt, vielleicht anfangs nur dem Schauſpieler! Das zweite, das dritte Mal lernt man erſt die Kunſt des Dichters reſpektiren. Ehre den Schauſpielern, die ſolche Lehrmeiſter für ihr Publikum ſind. — Das dritte Mal! — Jetzt erſt weiß man, was man hat, und das öſterreichiſche Naturell ſchlägt durch. Alle Zurückhaltung des Publikums hat jetzt ein Ende; was früher ſchüchterne Sympathie war, wird nun ſchallender Enthuſiasmus. Der Wiener erfährt nun gar, daß Friedrich Halm ein Öſterreicher iſt, da iſt ſeiner Freude kein Ende. Übrigens, wäre Friedrich Halm auch ein Kamtſchadale, der Öſterreicher würde ihn nicht minder freudig begrüßt haben; denn der Öſterreicher iſt noch etwas mehr als tolerant, — er iſt gerecht.

Dieſer Enthuſiasmus flog raſch in's „Reich", wie der Öſterreicher die übrigen deutſchen Staaten titulirt. Faſt alle deutſchen Theater waren, ſchon um der öffentlichen Meinung Genüge zu leiſten, genöthigt, die Griſeldis zur Darſtellung zu bringen, und der Erfolg war allenthalben mehr oder minder derſelbe, wie in Wien.

Mitunter werden jedoch mitten im allgemeinen Beifall auch einzelne Stimmen des Tadels laut, ſo in Stuttgart, ſo in Frankfurt; erſt kürzlich noch ſtellte der geiſtreiche, ſcharfblickende Herrmann Marggraff im zweiten Bande der Dioskuren Halm's Griſeldis in eine Categorie mit Raupach's „Schule des Lebens" und tadelte, „daß in dem erſteren Drama Alles auf einen Faſtnachtsſcherz und auf die ſpitzfindigſte Grauſamkeit hinauslaufe." Die übrigen tadelnden Urtheile kamen darin überein, daß die ernſte Wendung der Cataſtrophe des Drama's — entgegen jener im alten Volksbuch — durchaus verfehlt ſei, indem der Dichter durch dieſe Willkühr einen wüſten Eindruck von Zerriſſenheit und Unbefriedigung hervorbringe, welcher durch die vorhergehenden vier Akte nicht bedingt ſei.

Halm's „Griſeldis" iſt ſoeben im Druck erſchienen, und das Urtheil darüber kann nun, da alle Zuthat des äußerlichen, ſinnenanregenden Effekts wegfällt, ſich rein herausſtellen. Ich glaube: die Kritik darf den Advokaten des Dichters gegen jene tadelnden Urtheile machen. Doch zuerſt iſt der Standpunkt, auf den ſie ſich dieſem gegenüber zu ſtellen hat, auszumitteln.

Die alte Griſeldisſage, die in den Erzählungen von der Genoveva, vom armen Heinrich u. a. ihre Verwandtſchaft aufweiſt, iſt ein ſchönes frommdemüthiges Madonnenbild in einſamer gothiſcher Waldkapelle, an den Fenſterbogen draußen haben Schwalben ihre Neſter gebaut, die Mädchen aus dem Dorfe bringen jeden Morgen friſche Blumen vor das Bild, das ſich in ſeinen mit Schnitzwerk verzierten Tabernakel, wie eine Hausfrau in ihre Schleier, hüllt: es iſt der Nimbus liebinnig gläubiger Ergebung, welcher das reine Magdthum umſtrahlt. — In der Tragödie dagegen (denn eine ſolche iſt das „dramatiſche Gedicht" Halm's) finden wir nicht jene fromm-demüthige Hausfrau der deutſchen Sage, ſondern den Adel des Frauenherzens, wie es zu allen Zeiten iſt, in der Treue ſeines Liebens, in der Unerſchütterlichkeit ſeines Vertrauens, in der Stärke ſeines Willens und in dem erhabenen Stolz ſeines Schmerzes, wenn es nicht mehr hoffen kann. Man ſieht aus dieſer Vergleichung, daß die Griſeldis des Drama's nicht bloß am Schluſſe des Stücks, ſondern ſchon von Anfang her eine ganz andere iſt, als die der alten Sage. —

Als ein Werk, wozu die Inſpiration von durchaus moderner Weltanſchauung, iſt alſo die Griſeldis Halm's zu betrachten, ja gewiſſermaßen ſogar als eine Erſcheinung modernen Lebens. Nicht momentaner Schmerz der Enttäuſchung iſt's, was Griſeldis das Herz bricht; ſondern das zum Bewußtſein ſich klärende Gefühl: von dem, welchem ſie ſich als Gattin hingegeben, nie verſtanden worden zu ſein. Nicht iſt's alſo eine Grauſamkeit: wenn der Dichter, der Cataſtrophe der Sage untreu, ſeine Griſeldis phyſiſch ſterben läßt; — eine unnatürliche Grauſamkeit wär's, wenn dieſe (ſeine) Griſeldis mit ihrem Peiniger ſich wieder verſöhnen könnte, — denn ſie verlöre dadurch nicht bloß am Adel des Gemüthes, ſondern ich möchte ſagen: die Jungfräulichkeit des Charakters ganz und gar, und würde, ſtatt des unbefleckten, himmliſchen, duldenden Engels, eine niedere Magd. Gerade alſo, was man hier und da dem Dichter zum Fehler angerechnet, iſt ſein größtes Verdienſt; gerade dieſe durch und durch moderne Auffaſſung berechtigt uns, an die Selbſtſtändigkeit und — fruchtbringende Kraft ſeines Talentes zu glauben.

Ein anderer Einwand erhebt ſich nun, der ſich minder leicht entkräften läßt, nämlich: „Wenn der weibliche Charakter in ſeiner Naturwahrheit und ſittlichen Bedeutung aus moderner Weltanſchauung entſprang, weßhalb gab ihm der Dichter gerade den Namen: Griſeldis, weßhalb heftete er ihn überhaupt an das unaustilgbare Relief der Sage, woran jede dem Auge des Laien vielleicht unbedeutend ſcheinende Kleinigkeit typiſch iſt?" Ich glaube, daß der Dichter ſich mehr Freiheit für Benutzung des hiſtoriſchen Materials als für das der Sage nehmen dürfe; denn die Sage (von der Art vornehmlich wie eben die der Griſeldis) iſt an und für ſich ſchon etwas gewiſſermaßen als Kunſtwerk Fertiges, während die Geſchichte dem Dichter gegenüber mehr oder minder nur erſt wie Stoff daliegt. Betrachtet man nun die Grundideen und den Hauptcharakter der Halm'ſchen Tragödie als Blüthen moderner Weltanſchauung, und als Erſcheinung modernen Lebens, ſo iſt anderſeits nicht zu läugnen, daß die feudale Staffage, welche der Dichter der Sage entlehnt, ein gewiſſes Mißverhältniß hervorbringt, — ſo z. B., um nur das Bedeutendſte vorzuheben, der im meiſterhaften Bronceguſſe des Feudalweſens ſtarrende Percival. Doch hierüber nichts weiter. Genügt es uns nicht, daß Halm's „Griſeldis" den dramatiſchen Beruf des Dichters auf's unwiderleglichſte beurkundet?

Schon die Expoſition allein würde dafür vollgültige Bürgſchaft ſein; übrigens hält die ganze Compoſition Scene für Scene die Spannung rege, leitet das Intereſſe unvermerkt bis zu der durch ihre hohe, einfache Wahrheit überraſchenden Wendung, hinter welcher die ächt tragiſche Cataſtrophe ſteht. Dieſe Cataſtrophe, in welcher über dem Stolz — die Erhabenheit, über der Befriedigung — die Verklärung aufgeht, iſt ein Meiſterſtück. Iſt es noch nöthig, von dem Talente des Verfaſſers: die Charaktere von innen heraus zur Anſchauung zu bringen, viele Worte zu machen? Alle Reize und ſogar alle Effekte dieſes Drama's entſpringen eben aus der Charakteriſtik. Was aber den Dichter als ächten bewährt, ſind: der Reichthum und die reiche Ökonomie der Details, die Beherrſchung der Motive; hier entfaltet ſich ſein Talent am glänzendſten. Die Sprache neigt im Ganzen noch mehr zum Lyriſchen als zum Dramatiſchen; abgeſehen von dieſer Differenz, an und für ſich, muß ſie aus dem Munde eines Löwe bezaubern. Ich kann mich nicht enthalten, die Erzählung Percival's, wie er Griſelden zum erſtenmale ſah (mit Auslaſſung der Zwiſchenreden) hierher zu ſetzen.

Ich war an einem Sommerabend
In's Waldesgrün zur Jagd hinausgezogen;
In finſterm Unmuth hadernd mit mir ſelbſt,
Die dumpfe Bruſt voll wogender Gedanken,
Schritt ich dahin, und unbewacht vom Auge,
Trägt zögernd vorwärts mich der irre Fuß;
Doch eines Baches ſilberhelle Fluth,
Die jene Wälder tränkt, hemmt meine Schritte;
Ich blick' empor, und ſehe — Königin!
Ein Mädchen ſah ich, überirdiſch ſchön,
Und ihrer Schönheit doch ſo unbewußt,
Ein Mädchen, Königin! dem auf der Stirne
Geſchrieben ſtand in gold'ner Sternenſchrift,
Daß Gott im Himmel, als er ſie erſchaffen,
Mild lächelte, und ſprach: Du biſt vollkommen!
Dies Mädchen, jetzt mein Weib, Frau Königin,
Stand heiter ſinnend an des Baches Rand.
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — Um ihren Nacken
In Wellenringen floß das dunkle Haar,
Und eine Taube ſaß auf ihren Schultern;
Recht heimlich ſaß ſie, kaum die Flügel regend.
Jetzt plötzlich beugt ſie ſich — das Mädchen mein' ich —
Zur Quelle nieder, und die kleinen Füße
Senkt ſie hinab in den Kryſtall der Fluthen,
Sorgſam, was nicht die Welle birgt, bedeckend
Mit ihres kurzen Röckchens buntem Saum;
Ich aber, von des Buſches Nacht umſchattet,
Pries bei mir ſelber ihre Züchtigkeit.
Und wie ſie ſaß und in die Wellen ſchaute,
Die plätſchernd ſpielten um der Füße Schnee,
Da dacht' ſie nicht daran, wie ſonſt die Weiber,
Verliebt dem eig'nen Antlitz zuzulächeln,
Der Fluthen Widerſchein als Spiegel brauchend
Für Putz und Haaresflechte: Wie ein Kind
Blies ſie die Backen auf und ſchnitt Geſichter,
Und jauchzte, wenn ein Zerrbild ihrer Reize
Der Bach ihr wiedergab; da ſprach's in mir:
Auch eitel iſt ſie nicht.
— — — — — — — — — — — — —
Und fernher ſchallend aus der Berge Schooß
Vom Thurm des Kirchleins tönt die Vesperglocke,
Und ſie wird ernſt und ſtill, und ſchüttelt eilig
Die wirren Haare aus dem Angeſicht,
Und aufwärts zu den abendrothen Wolken
Erhebt ſie ſinnend ihren Engelsblick,
Indeß die Lippen flüſternd ſich bewegen,
Wie Roſenblätter in des Windes Hauch.
O ſie iſt fromm, durchzuckt es meine Seele;
Sie aber, ſtill bekreuzend ihre Stirne,
Erhebt das Antlitz, hell vom Abendroth,
Von Andachtsgluth umſtrahlt, und heil'ge Sehnſucht
Umflort mit feuchtem Nebelduft ihr Auge;
Ihr Täubchen nimmt ſie an die volle Bruſt,
Und herzt und drückt's, und küßt ſein Schneegefieder,
Und lächelt, wenn ſein roſenrother Schnabel
Verlangend nach den friſchen Lippen pickt.
Wie würde ſie's erſt herzen, dacht' ich mir,
Wär' es ihr Kind, und ihrer Liebe Frucht! —
Und eine Stimme ſcholl aus den Gebüſchen,
Und rief: „Griſeldis," rief es, „komm, Griſeldis!"
Und ſie, der fernen Stimme Klang vernehmend,
Springt raſch empor, und trocknet kaum die Füße,
Und blitzſchnell über den bethauten Raſen
Fliegt ſie dahin, die Taube über ihr,
Bis in des Dickichts Nacht der letzte Saum
Des flatternden Gewandes mir entſchwebt:
Gehorſam iſt ſie auch, ſagt' ich mir ſelber,
Und mancherlei erwägend kehrt' ich heim.

Effektvolle Anwendung der Maſſen kann ein glücklicher Wurf ſein; die Ausführung der Details, in deren jedem wie ein Reflex die Idee des Ganzen ſchimmert, von denen jedes ſich als ſchön vollendeter Lebenstheil des Ganzen zu erkennen geben muß, — die iſt der ſicherſte Probirſtein, namentlich bei Erſtlingswerken, ob die poetiſche Kraft, die uns durch die Neuheit des Auftretens überraſcht, eine nachhaltige ſei.

Von Halm's Talent glaub' ich dies faſt, nachdem ich ſeine Griſeldis zu wiederholten Malen aufmerkſam durchgeleſen. Man darf der deutſchen Bühne zu dieſer rüſtigen Produktivität, welche für ſie immer ſchöner und vollkommener heranreifen, ſich ihrer ſelbſt immer klarer bewußt werden wird, aufrichtig Glück wünſchen. Nur zweierlei iſt's, wovor ich wünſchte, daß der Dichter auch künftig auf der Huth ſei, erſtens: die Rhetorik, und zweitens: — die Schauſpieler. Die erſte macht junge Talente, welche wie Fr. Halm der Sprache bereits das Geheimniß ihre einſchmeichelnder Magie abgelauſcht haben, gar zu leicht und, ehe ſie's merken, der Poeſie untreu, und die Virtuoſität des Schauſpielers verleitet ſie oft, mehr an die brillante und effektreiche Rolle des Schauſpielers, als an die Innerlichkeit des Charakters zu denken; durch beides aber entſteht, wenn der Sonnenſchein des Beifalls ſich ſanft wärmend drüber legt, mit der Zeit — Manier. Ich fürchte nicht, daß Halm's Geſundheit und Rüſtigkeit ſich davon überraſchen laſſen werde. Er hat gleich bei ſeinem erſten Auftreten die ſchönen Rechte des dramatiſchen Dichters reichlich genoſſen; möge er ſtets auch der heiligen Pflichten eines ſolchen eingedenk ſein.

Man hat kürzlich in mehren deutſchen Blättern Halm mit Grillparzer verglichen, und zwar auf eine ziemlich unpaſſende Weiſe, indem man ſagte: „Die Wiener kämen jetzt von ihrem Enthuſiasmus für Halm nachgerade zurück und lernten einſehen, daß Grillparzer doch ein größerer Dichter ſei." — Wer wird gegen die friſche, morgendliche Lerche, nachdem er ſich anfangs an ihr erfreute, bloß deßhalb ungerecht ſein, weil er ſich plötzlich erinnert, daß ihn eine zauberiſche Nachtigall ſchon lange vorher entzückte! Erwartet, bevor ihr Vergleichungen im Ernſte und nicht bloß zur Spielerei anſtellt, erſt die weitere Entwicklung eines reichen Talentes und ſchämt euch des richtigen Inſtinktes nicht, der euch deſſen erſtes Auftreten herzlich bewillkommen hieß. Ich für meine Perſon hielt und halte Grillparzer (abgeſehen von ſeiner Ahnfrau, deren zahlreiche Schönheiten übrigens auch Niemand abläugnen wird) für den großartigſten deutſchen Tragiker ſeit Schiller's Tode, deſſen einziger Ottokar mehr werth iſt als alle Hohenſtaufendramen Raupach's zuſammen; wenn ich Grillparzern einen Andern an die Seite ſtellen ſoll, ſo wüßt' ich keinen als Immermann; ich halte Grillparzer für eine Zierde des deutſchen Vaterlandes, und jede Verunglimpfung dieſes als Mannes und Dichters gleich edlen Charakters für eine Schande, die den Verkleinerer und die, welche die Verkleinerung dulden, trifft; denn eine Nation ſoll ihre wenigen Tüchtigen als Palladium bewahren, aber ſich nicht darüber kindiſch freuen, wenn ein Lump mit Koth nach ihnen wirft. — Was ich von Halm halte, glaube ich ebenſo aufrichtig ausgeſprochen zu haben. Ich glaube: hier iſt ein Talent, das mit und voran berufen iſt, die dramatiſche Kunſt aus Schmach und Banden erlöſen zu helfen.

Deutſche Künſtler und deutſcher Patriotismus.

Veranlaßt durch einige Bemerkungen F. v. der Hagens über ein Denkmal für Göthe, in Nro. 158 der preußiſchen Staatszeitung legt ein Hr. F. in Nro. 163 deſſelben Blattes „einige Worte unſeren deutſchen Kunſtfreunden an's Herz.“ Er erinnert, daß, während man von mehreren deutſchen Städten aus ſich um Statuen an das Ausland gewendet, die deutſchen Bildhauer ſelbſt größtentheils unbeſchäftigt ſind; ſo namentlich Tieck, Wichmann und Andere in Berlin, von Launitz in Frankfurt a. M., Scholl in Mainz, Klieber in Wien, Henſchel in Kaſſel . . . Er fügt noch einige Notizen bei, aus denen wir folgende hervorheben: „Zu der Statue Guttenberg's hatte Thorwaldſen einen kleineren Entwurf, vielleicht 18 Zoll hoch, ziemlich flüchtig modellirt. Nach dieſem Modell hat einer ſeiner Schüler, Hr. Biſſen, ein Däne, das große Modell zum Bronzeguß ausgeführt . . . Das große Modell zu der Statue Schiller's iſt von Matthiä — früher Penſionair der königl. Akademie der Künſte zu Berlin — ausgeführt.“ Zum Schluſſe bemerkt Hr. F. „er wolle Thorwaldſen gern die Palme als dem größten, talentvollſten jetzt lebenden Bildhauer in Europa zugeſtehen; aber nicht alle ſeine Arbeiten ſeien gelungen; ſein Pius VII. habe in Rom viel Widerſpruch gefunden, die Statue des Copernikus habe durchaus mißfallen.“ u. ſ. w. — zu wünſchen ſei alſo, daß „der deutſche Patriotismus — ſich auch an deutſche Künſtler wende.“

Dieſe Worte ſind gewiß recht gut gemeint, und werden hoffentlich nicht ganz ihren Zweck verfehlen; denn die deutſchen Künſtler ſollen nicht nur leben, ſondern auch hoch leben, d. h. blühen, d. h. reichlich zu hohen Werken veranlaßt werden. Aber wenn einem welthiſtoriſchen Manne oder Ereigniß ein Denkmal geſetzt werden ſoll, dann möchte es doch wohl erlaubt ſein, auch einen Künſtler von wirklich ſchon welthiſtoriſcher Berühmtheit damit zu beauftragen. Ueberdieß hat das Wort Patriotismus in dem Emporium der Kunſt einen etwas erdigen Klang. Wie die Wiſſenſchaft und die wahrhafte Religion, kennt die Kunſt kein anderes Vaterland als den Himmel, und kein kleineres Mutterland als die Erde; — der Künſtler erkennt jeden anderen Künſtler als ſeinen Bruder und fühlt ſich heimiſch, wo ſeinem Genius frei zu ſchaffen vergönnt iſt; der deutſche Patriotismus endlich —

„Iſt es der Einklang nicht? der aus dem Buſen dringt,
Und in ſein Herz die Welt zurücke ſchlingt,“ —

offenbart er nicht gerade darin ſich am eigenthümlichſten und herrlichſten, daß er, ohne Rückſicht auf endliche Beſonderungen dem Guten, Schönen und Wahren ſich rückhaltlos zuneigt, von wo immer es ihm dargeboten werde? Nur wo die deutſche Nation in dieſer ihrer Univerſalität bedroht, ſie fortzuleben gewaltſam verhindert würde, nur da könnte mit vollem Recht an ihren Patriotismus appellirt werden; denn es gälte ihr beſtes, ihr eigenſtes Selbſt.

Feuilleton.

⁂ Dramatiſches Journal. — Binnen wenigen Tagen wird das erſte Heft eines dramatiſchen Journals erſcheinen, an deſſen Spitze der talentvolle und rüſtige Ernſt Willkomm ſteht, und auf welches wir unſere Leſer gerne aufmerkſam machen, da es, durch die geſundeſten jüngeren Kräfte unterſtützt, ein mächtiger Hebel für eine Angelegenheit zu werden verſpricht, gegen welche man unmöglich länger gleichgültig bleiben kann.

⁂ So eben kommen uns vier Probenummern der im Phönix ſchon erwähnten „Weſtlichen Blätter“ zu, welche für das Gedeihen dieſes neuen Journals die beſten Hoffnungen erwecken. Der geiſtreiche und in ſtiliſtiſcher Eleganz gewandte Louis Lax (der Herausgeber) bringt einen einleitenden Artikel: „Der Weſten,“ den Anfang einer Novelle: „Die Eiſenbahn,“ einen Literaturartikel: Zeitliteratur, Proben einer Ueberſetzung von Shakſpeare's „Venus und Adonis.“

⁂ Darmſtädter Blumenausſtellung. — In Darmſtadt wurde von der dortigen Gartenbau-Geſellſchaft in dieſem — wie bereits im vorigen Jahre — nach dem preiswürdigen Beiſpiele Frankfurts eine Blumenausſtellung in dem Orangerielokale des großherzogl. Gartens in der Hügelſtraße eröffnet (vom 22. bis 25. Juni), deren ſehr geſchmackvolles Arrangement eine nicht minder aufrichtige Anerkennung verdient, als der ſchöne Wetteifer der Blumiſten, Ausgezeichnetes zu liefern. Ein köſtlicher Pelargonienflor bildete die Krone der Ausſtellung, in welcher ſich eine Euphorbia Milii (splendens) von Herrn Kunſtgärtner Grüneberg in Frankfurt, und 13 ſehr erleſene Species der Erica beſonders bemerkbar machten.

⁂ Der Freiherr F. von Zedlitz (nicht der Dichter der Todtenkränze) gibt bei den Gebrüdern Reichenbach in Leipzig vom Juli an „Diplomatiſche Blätter für Genealogie und Staatenkunde“ heraus.

⁂ Proteſtantiſche Fakultät in Paris. — Ein franzöſiſches Blatt verſichert, es ſei der Plan gefaßt, bei der Pariſer Univerſität eine Fakultät für proteſtantiſche Theologie, ſtatt der jetzt zu Montauban beſtehenden zu errichten. Die Gazette de France meint, dieß ſei nur die Entwicklung des Wortes des Hrn. v. Barante: „pour *orléaniser* la France, il faut la *protestantiser*.“

⁂ Neapolitaniſches *Auto-da-fé* im Jahr 1821. — Der Nürnberger Correſpondent bringt in Erinnerung, daß noch am 14. Juni 1821 zu Neapel 70 Bände von Voltaire, Rouſſeau und d'Alembert vor dem Polizeipallaſte unter großem Zulauf öffentlich verbrannt worden ſind.

⁂ Schnellſchuß-Kanone. — Man hat in Amerika eine Kanone erfunden, mit welcher man 30 Schüſſe in einer Minute thun kann. In einem Kampfe mit den Seminolen in Florida hat dieſe Erfindung ihre furchtbare Mordmacht bewährt. Es hat ſich ergeben, daß 100 Mann mit einem ſolchen Geſchütz ebenſoviel in der Schlacht ausrichten als 1000 Mann mit einer gewöhnlichen Kanone.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 156. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 5. Juli.

Hiſtoriſche Literatur.

6) Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit. 1815 — 1832. Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zur Erſtürmung Warſchau's. Von Dr. Eduard Burckhardt. Erſte bis dritte Lieferung. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1837.

Als „Supplement- (auch 10ter) Band zu Rotteck's Weltgeſchichte" iſt dieſe Geſchichte der neueſten Zeit des Hrn. Dr. Burckhardt von der Verlagshandlung angekündigt. Man fragt: „Wie die Verlagshandlung zu ſolcher Ankündigung das Recht gehabt habe?" Rotteck lebt noch; noch immer ſtehen ihm Federn aus Adlerſchwingen zu Gebote; er hat gewiß die Fortſetzung ſeiner Weltgeſchichte vorbereitet. Leichter wird die Beantwortung der Frage ſein: „Ob die Verlagshandlung mit ſolcher Ankündigung gut ſpekulirt habe?" aber Profit und Recht gehen nicht immer Hand in Hand.

Es thut mir leid, mit einer Rüge beginnen zu müſſen; ſie lag indeſſen zu nahe und ich wünſchte zunächſt die Formalien erörtert. Vielleicht muß ich mich aber ſelbſt wegen eines ſolchen Formale rechtfertigen.

Wie oben bemerkt, ſind von den ſechs Lieferungen, aus welchen das Buch beſtehen ſoll, erſt drei erſchienen, und bloß dieſe drei liegen mir zur Beurtheilung vor. Sie ſind alſo zwar was Halbes, aber gewiß nichts Ganzes; ſie vergleichen ſich der Hälfte des Kindes, was König Salomo zerhauen laſſen wollte — nein, ſie vergleichen ſich nicht damit! Es muß Tagblättern zuſtehen, im Intereſſe ihrer Leſer ſelbſt nicht völlig Fertiges vor ihr kritiſches Forum zu ziehen. Die Kritik bezieht ſich alsdann nur auf das, was wirklich fertig iſt, und ſie vervollſtändigt ſich, wenn das Werk vollſtändig wurde.

Das „Vorwort" des Hrn. Burckhardt geht vom Herzen und alſo auch zum Herzen. „Nicht ohne Schüchternheit, wenn auch mit friſchem Muthe und freudigem Selbſtvertrauen übergebe ich meinen Leſern ein Werk, an deſſen Bearbeitung ich mit hoher Liebe und fortwährender Begeiſterung gegangen bin." Herr Burckhardt „verſchmäht," wie er ſagt, die Verſicherung, „durchaus unpartheiiſch geſchrieben zu haben," indem er durchaus unpartheiiſch weder ſchreiben könne noch wolle. Damit verknüpft er ſpäter „die heilige Verſicherung," „wiſſentlich auch nicht im Geringſten der Wahrheit untreu geworden zu ſein." Aber das iſt ja gerade die rechte, die einzig erforderliche Unpartheilichkeit des Schriftſtellers. Nebenher hat er — das verſteht ſich von ſelbſt — ſeine Anſicht von den Dingen, welche er erzählt, und macht ſie im Raiſonnement geltend. Dadurch ſchreibt er aber nicht „partheiiſch." Wäre Hr. Burckhardt von ähnlicher Anſicht ausgegangen, ſo hätte er zugleich unterlaſſen, „frank und frei" im Vorworte zu „bekennen," daß er „dem Liberalismus huldige;" die Leſer würden auch ohne Dieſes gefunden haben, wem er huldige, und manche Leute benutzen dies ſicher gegen ihn als eine Selbſtdenunciation. Offenheit hat übrigens überall ihr Ehrenvolles und Liebenswürdiges, ſelbſt da, wo ſie überflüſſig oder verfehlt erſcheint. Ich ſage: oder verfehlt. Denn vergebens wird der Geiſt in ein tönend Wort gefeſſelt, und es gibt vielleicht zwei Dutzend Sorten Liberalismus, ſelbſt wenn man ſich in Umſchreibungen bemüht, wie

Hr. Dr. Burckhardt (S. VII.) gethan hat. Mit ähnlicher Wärme und Herzlichkeit, wie das Vorwort, ſo iſt die Einleitung (S. 1—8) verfaßt. Der Verfaſſer ſchildert da die Schwierigkeiten ſeiner Unternehmung, hauptſächlich ausgehend von den Rückſichten, welche er den Gewalten des Tages widmen müſſe. Als das Hemmendſte nennt er da die Cenſur. Dann bezeichnet er „die beiden Syſteme, deren Kampf das große Drama unſerer Tage ausmacht, mit „Liberalismus und Antiliberalismus," — vielleicht nicht ganz glücklich, jedenfalls ſehr wenig deutſch. In andern Worten würden ſich jene Gegenſätze weit bezeichnender und richtiger haben andeuten laſſen.

In drei Abſchnitte zerlegt Hr. Burckhard die Zeit von 1815—1832. Nämlich von Stiftung der heiligen Allianz (1815) bis zu den Beſchlüſſen des Karlsbader Congreſſes (1820); dann weiter bis 1825, der völligen Niederlage des conſtitutionellen Syſtems; dann endlich bis 1832, der Erſtürmung Warſchau's. Es kommt nicht viel auf ſolche Abſchnitte an; ſie ſind meiſt mehr durch äußere Nothwendigkeiten, als durch innere bedingt, und namentlich gilt dies von kleineren Zeitmaſſen. Aber auf flacher Hand liegt doch, daß in dieſer dritten Periode noch ein Abſchnitt zu machen geweſen wäre: der der Julistage 1830. Mochten ſie auch zum großen Theile in Warſchau's Trümmern untergehen, doch war und iſt der Reſt derſelben bedeutſam genug, wie der Reſt der Bücher, welchen die Sybille dem Tarquinier wiederholt zum Kaufe anbot, ohne vom früher verlangten Preiſe des Werkes auch nur einen Obolus abzulaſſen.

Zu den Quellen (S. 8—20) hätte unter „für Griechenland:" noch das Klüber'ſche Geſchichtswerk gefügt" werden ſollen. Auch findet man wenig über Deutſchlands Spezialgeſchichte, wo die gedruckten Ständeverhandlungen eine ſehr wichtige Quelle geweſen wären. Doch bringen wahrſcheinlich ſpäter gelegentliche Ausführungen dieſes noch nach.

Der erſte Abſchnitt enthält zunächſt die Stiftungsurkunde der heiligen Allianz. Auch Kritiken derſelben enthält er, günſtige, ſo wie ungünſtige. Die letzteren ſind die — Rotteck's, oder wie Hr. Burckhardt ſagt, „eines verehrten Geſchichtſchreibers," (23), ungefähr ſo, wie auf S. 72 „ein gefeierter Geſchichtſchreiber," S. 139 „ein geachteter Schriftſteller," und S. 120 „ein geiſtreicher, bourboniſch geſinnter Staatsmann" vorkommt. Ich meine, daß man zwar ſehr oft die Dinge nicht beim rechten Namen nennen dürfe, aber doch wohl die Perſonen. Oder hätte ich Unrecht und wäre jene Umſchreibungsmethode nicht ſowohl verwäſſernder Ueberſchuß, als ſchützende Nothwendigkeit? — Wenn das iſt, dann geb' ich auch dem Verfaſſer Abſolution für böswillige Ironien, die aber nicht zu Kraft kommen, obgleich ſich doch ſelbſt kaum ein politiſcher Grund denken läßt, welcher auf S. 120 aus des Grafen von Artois (nachmaligen Karl X.) berühmten Buhlerinnen, wie es hätte heißen ſollen, „berühmte Veſtalinnen" gemacht hat.

An die Entſtehungsgeſchichte der heiligen Allianz lehnen ſich dann die Verfaſſungsgeſchichten Naſſaus (S. 28), Sachſen-Weimars (S. 28), Würtembergs (S. 29), Baierns (S. 38), Badens (S. 41) und Heſſen-Darmſtadts (S. 45). In dieſen Erzählungen weht allwärts ein freiſinniger, doch gemäßigter Geiſt, welches letztere mehr als ſeltſam daraus hervorgeht, daß die naſſauiſche Verfaſſungsurkunde vom 1. Septbr. 1814 „eine dem Geiſte der Zeit entſprechende" genannt wird. Unpartheiiſch werden die ſtändiſchen Kämpfe in Würtemberg erörtert. Unrichtig iſt, daß der badiſche, ſtändiſche Ausſchuß während nicht verſammelten Landtags „für Aufrechthaltung der conſtitutionellen Rechte zu ſorgen habe." Seine Gerechtſame umziehen vielmehr einen weit kleineren Kreis. (Bad. Verf.-Urk. §. 51. 57.) Ebenſo iſt unrichtig, daß das Wahlgeſetz im Großherzogthum Heſſen „heftige Aufregung" veranlaßt habe. Dies that nur das landſtändiſche Edikt, welches auch ſpäterhin abgeändert und in die Verfaſſungsurkunde umgeſchmolzen wurde. Das (allerdings mangelhafte) Wahlgeſetz dagegen blieb.

Im Gegenſatze zu dieſen ſtändiſchen Evolutionen anglo-franzöſiſchen Zuſchnitts entwickelt dann die Schrift das Verhalten Norddeutſchlands (mit Ausnahme des einzigen Sachſen-Weimars), und hauptſächlich Preußens (S. 49—66). Die berühmte Verordnung vom 22. Mai 1815, Reminiscenzen des Tugendbundes, die Wirkſamkeit der patriotiſchen Schriftſteller, die politiſche Regſamkeit im Volke, beſonders in Rheinpreußen und durch Görres, dann die Dämmung und Dämpfung alles dieſes, bilden hier die weſentlichſten Anhaltspunkte. Dann iſt die Rede von Öſterreich (S. 66) und vom Verhalten des deutſchen Bundes (S. 69—78).

An andern Thatſachen klimmt wie an Leiterſproſſen die Zeit alsdann weiter fort. Den ausführlichſten Raum nimmt hierzu das Wartburgfeſt (S. 78—85) ein. Dann kommt der Aachener Congreß (S. 86); Stourdza (S. 93); Sand und Kotzebue (S. 94—100); die Judenverfolgungen (S. 101—102); das allmählich ſich ſtärker ausprägende politiſche Leben in den süddeutſchen Ständekammern (S. 102); die Beginne der demagogiſchen Unterſuchungen (S. 103—107); der Carlsbader Congreß und was er beſchloſſen (S. 108—116). — Soweit — für die erſte Periode — Deutſchland.

Frankreich findet — für dieſelbe Periode — von S. 116 bis 206 ſeine Erwähnung. Der Verfaſſer konnte hier mehr aus einem Holze ſchnitzen und war durch Cenſurrückſichten weniger gebunden. Das macht ſich denn vortheilhaft geltend. Beſonders die Partheienkämpfe nach der erſten und zweiten Reſtauration, die Miniſterien, Talleyrand, Richelieu, Decazes und wieder Richelieu, die Proceſſe Labedoyère's, Lavalette's und Ney's, und die meiſt erfolgreichen Beſtrebungen der Camarilla, den Geiſt der Kammern und des Volks in Feſſeln zu legen, ſind hier mit lebhaften und anſprechenden Farben geſchildert. Bedeutungsvoll ſchließt der Abſchnitt mit des Herzogs von Berry Ermordung (13. Februar 1820), ihren nächſten parlamentariſchen Folgen und der Geburt des Herzogs von Bordeaux.

Dann folgt das Königreich der Niederlande (S. 218—225), Dänemark (S. 225—230), Großbritanien (S. 230—275), und Spanien (S. 277). Inmitten der Geſchichte des letzteren ſchließt das dritte Heft. „Die Geſchichte Spaniens unter Ferdinand **VII.** gehört unter die traurigſten und beweinenswertheſten der Erde, und keine Feder iſt im Stande, das unausſprechliche Elend zu ſchildern, welches die edelſten Söhne der Freiheit betraf. Die Henkersbeile, welche noch von dem Blute der Joſephine's rauchten, färbten ſich bald von Neuem mit dem Blute derſelben Männer, welche dem eiſernen Despoten Thron und Vaterland wieder erobert hatten" (S. 228).

Noch weitere Proben des Sinnes der Schrift und der Darſtellung zu geben, würde hier zu weit führen, obgleich die gute Meinung für die Schrift gewiß nur dadurch gewönne. Überall begegnen wir einem warmen und freien Sinne, einer populären Darſtellung, welche doch des Intereſſes für den Gebildeten nicht entbehrt, und einem Beſtreben, wahr zu ſein, wie es mit Recht unter die erſten Reichskleinodien der Geſchichtserzählung gerechnet wird. Allerdings, Poſſelt und Rotteck würden oft gedrängter (ohne dem Reichthume der Notizen Abbruch zu thun), und ſelbſtthätiger betrachtend den Gegenſtand bearbeitet haben, aber es iſt ſchon ehrenvoll genug, einem Poſſelt und Rotteck achtungsvoll ſubordinirt zu ſein, und dabei iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß das Dramatiſiren des Urtheils (indem man weniger ſelbſt urtheilt, als Dritte urtheilen läßt) zugleich ſchütze.

Der zweiten Hälfte des Buches, welche dann noch Manches vervollſtändigen und runden wird, iſt gewiß mit den beſten Erwartungen entgegen zu ſehen.

Der Verleger hat mit hübſchem Druck und Papier ebenfalls das Seinige gethan und drei ſehr gelungene Stahlſtiche (die Porträts Friedrich Wilhelms **III.** Alexanders **I.** und Franz **I.** enthaltend) ſind für das Werk eine wahre Zierde. Dazu bringen die andern drei Hefte demnächſt noch drei Stahlſtiche und eine hiſtoriſch-geographiſche Überſichtscharte.

Karl Buchner.

Frankfurt a. M. (Muſik).

(Ende Juni).

Bei den erſten Tönen der Lerche und Nachtigall (ich rede von den gefiederten) vermindern ſich, Gott ſei Dank, hier die Concerte und wir haben es meiſt mit Opern zu thun.

Das Oratorium Paulus von Felix Mendelsſohn wurde vom hieſigen Cäcilien-Verein unter Hiller's Leitung vortrefflich gegeben. Dies Werk zeugt genügſam von der geiſtigen Richtung ſeines Schöpfers. Die ſtrenge Schule Sebaſtian Bach's ſpricht ſich darin aus, nur freundlicher, faßlicher und dem Bedürfniſſe der Zeit angemeſſener. Es erfaßt nur die erreichbaren Höhen und Tiefen religiöſer Ergüſſe. Es verbindet die lyriſche mit der dramatiſchen Kraft, ohne in beiden die Grenzen des oratoriſchen Styls zu überſchreiten. Die Perſonen der Apoſtelgeſchichte treten hier handelnd, charakteriſtiſch auf. Chor und Choral hauptſächlich zeugen von dem Reichthum ſo erhabener als ſanfter Intentionen, und ſchildern Contraſte, die in der Sache, nicht in der Willkühr liegen. Wir erhoben unſer Gemüth zu der Größe dieſes Werkes, ohne ſeine Länge (es hat 45 Nummern) zu empfinden. — Die techniſche Würdigung deſſelben gehört nicht hierher. Es wurde zweimal hintereinander bei allgemeiner Theilnahme der Kenner aufgeführt. Das Publikum des Cäcilien-Vereins beſteht, außer dem Kerne hieſiger Muſiker und Muſikfreunde, meiſtens aus den Sängern ſelbſt. Es iſt nun entſchieden, daß Ferd. Ries, kaum von ſeiner Londoner, Pariſer Reiſe zurückgekehrt, und nachdem er en passant das Aachner Muſikfeſt dirigirt, die Leitung dieſes Vereins übernommen hat. Es thut Noth, daß er nicht in Einſeitigkeit verwittere, und daß die Begriffe von Claſſicität geläutert werden. Wo ſoll das Gute (von welchem Jahrhundert es ſei) in's Leben treten, wenn es unter ſolchen Anſtalten nicht geſchieht?

Der Index eines andern hieſigen Vereins unter der Leitung des Herrn Organiſten Kellner lockte mich in den Saal des goldenen Roſſes. Da gab es nun den: Sommer aus den Jahreszeiten; ein Duett aus der Schöpfung: und eines von Roſſini; eine Hymne und eine Aria von Mozart; Männerquartetten; ein Lied von W. Speyer und eine Motette von Rink; Alles durcheinander. Da hörte ich manch Gelungenes, viel Mittelmäßiges und über das Mißlungene will ich nicht richten. Es iſt kein Guß da, der die einzelnen Kräfte verbindet: die Schlacken ſind von edeln Metallen nicht geſondert. Kaum hat ſich das Ohr mit dem Einzelnen verſöhnt, ſo ſtören uns Mißklänge wieder. Ich achte den Geiſt, der junge Leute zu einer edlen Tendenz zuſammenführt, ich entſchuldige die öffentliche Produktion, wenn ſie auch etwas frühreif abgebrochen wird; aber ich tadle die Sorgloſigkeit, womit ſie in's Leben tritt, tadle den Anſpruch dabei, das Wagniß über die Kräfte. Schon einmal habe ich ſchonend hingedeutet; aber, nicht beachtet, werde ich in Zukunft härter anpochen, wo nicht, gewaltſam rütteln an den Säulen dieſes neuen Tempels!

Ganz anders ſteht dagegen ein ganz neues Etabliſſement: die Liedertafel, die kürzlich ihr erſtes Stiftungsfeſt feierte, und mit dem hieſigen Liederkranze nun rivaliſirt. Herr Reeb, ein junger feuriger Mann, iſt der Direktor und hat eine ſeltene Disciplin unter die Ritter dieſer Tafelrunde gebracht. Deßhalb herrſcht auch Einheit des Ganzen, wie eine ſehr zu lobende Beobachtung der Nüancen in ihren Geſängen. Unter der großen Zahl von Gäſten bei dieſem Feſte befanden ſich Ries, Felix Mendelſohn, Xaver Schnyder von Wartenſee, Barnet, Tauſig, Drouet, Rieſtahl, Veit, Dahn, W. Wagner, Gutzkow. Die Bahn eines ſolchen Anfangs iſt groß, eben — und ſchlüpfrig!

An Concerten hatten wir ein zwiſchenaktliches. Madame Fiſcher-Maraffa, erſte Sängerin der großen italiäniſchen Oper zu Cadix, ſang Paccini, Mozart und Vaccai, hat eine vortreffliche italiäniſche Schule, aber ſingt mit ſo wenig Empfindung als ſie erregt. Das iſt das traurige Final-Urtheil über ſo viele Phänomene neuerer Zeit. Das Violin-Concert des Herrn Haupt war nicht für die allgemeine Faſſungskraft. Dagegen ſprach Cruſſel's Clarinett-Concert, von Springer vorgetragen, ſehr an. Die Ouvertüre aus Euriantbe eröffnete dies Olla potrida-Concertchen. Auch ſpielte Herr Tauſiz aus Wien im Zwiſchenakt Sachen von Herz und Thalberg. Große Fertigkeit, beſonders mit der linken Hand. Aber die Weihe fehlt. Es ſpricht kein Geiſt aus in ſeinem Spiel. Eine Geburt unſerer Zeit.

Nun zur Oper, die in der letzten Zeit nur durch die Gaſtrollen des ausgezeichneten Künſtlerpaares Herr und Madame Dahn aus München in ihrem Schnelllauf etwas gehemmt werden konnte. In beider Beneficee-Darſtellung, des Taſſo und der Eleonore von Eſte (Taſſo's Tod, von Raupach), war mehr Guß und übereinſtimmende Harmonie, als in zwanzig italiäniſchen Opern zuſammengenommen. Eine Reihe ſolcher Vorſtellungen hinter einander, und die Oper dürfte bald in den Hintergrund treten.

An Gäſten iſt hier immer Überfluß und oft glaubt man vor einer fremden Bühne zu ſitzen. Fräulein Nina Oned hat, ohne beſondern Anklang gefunden zu haben, dieſelbe wieder verlaſſen. Herr Schnepf von Mainz ſang den Alonzo in der Stummen und wurde ignorirt. Hübſche Figur und etwas Spielgewandtheit thun es nicht allein. Doch iſt hier noch nicht Alles verloren, wenn Herr Schnepf bei der Scala anfinge. Die Bolero's und Tarantella's der Demoiſellen Emma und Cantilde Krauſe, der Prinzeſſin in der erſten Scene vorgetanzt, ſind lobend zu erwähnen, und das Einzige, was von unſerm Ballet nicht ausgelacht wird. Herr Michael Greiner von Berlin gab den Diavolo und den Simeon; als zweiter Tenoriſt recht brauchbar. Die Stimme iſt nicht brillant, aber angenehm und der Vortrag ziemlich gebildet. Im Spiel wird er keine Parthie verderben, dabei hat er ein empfehlendes Äußere; er iſt engagirt. Demoiſelle Capitain ſang endlich ihren vielbeſprochenen erſten theatraliſchen Verſuch, als Pamina, wurde empfangen, beklatſcht, herausgerufen und natürlich gleich vorn herein verhätſchelt. Dem. C. iſt ein hübſches Mädchen mit einer blühenden biegſamen Stimme von ſanftem Metalle und ſeltner Gleichheit. Sie hat alle Erforderniſſe zu einer braven lyriſchen Sängerin, hat natürliches Gefühl für Vortrag und geht dabei in eine gute Schule. Sie ſingt jetzt ſchon Stellen mit einem gewiſſen innern Feuer, das nie eingelernt werden kann. Sie hat offenbares Talent. Was alſo noch nicht iſt, muß unter ſolchen Conſtellationen werden. Spiel muß die Zeit geben. Sie ſang noch mehrere Male die Pamina, die Myrrha, den Benjamin und prangt jetzt ohne Stern, aber als Stern auf unſerm Comödienzettel. —

(Schluß folgt).

Feuilleton.

*** Rifaud's Werk über Aegypten und Nubien. Mit Nächſtem iſt der Herausgabe eines Werkes über Aegypten und Nubien entgegenzuſehen, welches, einer Anzeige in der nordiſchen Biene nach zu urtheilen, dem Bonapartiſch-Napoleoniſchen Prachtwerke zur Seite geſtellt werden dürfte. Herr Rifaud aus Marſeille, der von 1813 – 1827 jene Länder durchforſcht, nach und nach über 6000 Zeichnungen gefertigt, die Muſeen in Turin, Rom, Mailand, München und London mit antiquariſchen Koſtbarkeiten verſorgt, 66 Statuen und 6 Grabdenkmäler und Tempel aufgefunden, mehrere hundert Inſchriften abgeſchrieben und im Jahr 1830 gleichſam einleitend ein „Gemälde von Aegypten und Nubien" herausgegeben, iſt jetzt bemüht, den nöthigen Koſtenbetrag zu ſichern, zur Herausgabe ſeines großen Werkes über die beiden Länder. Daſſelbe beſteht aus 5 Theilen Text, mit einem Atlas von 300 Blättern, und jener ſoll zum Druck, wie dieſer zum Lithographiren bereit liegen. Wir bedauren jedoch, hinzufügen zu müſſen, daß, der Verſicherung eines berühmten Reiſenden zufolge, die Zeichnungen des Hrn. Rifaud keineswegs genau ſind, und deſſen geringe wiſſenſchaftliche Bildung wenig Erkleckliches von ſeinen übrigen Leiſtungen gewärtigen läßt.

*** Aufſchneiderei der Chriſtiniſchen und der Karliſtiſchen Staatszeitung. — Man glaubt ſich in die phantaſtiſche Welt des Orlando Furioſo und Don Quixote's verſetzt, wenn man folgendes Résumé aus den ſpaniſchen Zeitungen lieſ't. In den 3 Jahren ſeit 1833 gab es

	der Madrider Staatsztg. zufolge:		der Carliſt. Ztg. v. Oynaro zuf.:	
Gewonnene Schlachten	144.		365.	
Gew. Scharmützel . .	633.		483.	
Gew. Treffen (affaires)	242.		387.	
Ueberrumplungen . .	87.		114.	
Gefangene	21,624	Karliſten.	133,000	Chriſtinos.
Todte	167,123	id.	247,535	id.
Erbeutete Flinten .	[illegible]		84,900.	
— Geſchütze	2,018.		124.	
Getödtete Anführer	391	Karliſten.	69	Chriſtinos.
Ueberläufer . . .	18,937	zu d. Chriſt.	61,019	zu d. Karl.
Eingenommene feſte Plätze			22.	

*** Herr August Schäfer von Eindelfingen im Königreich Würtemberg, der als Verfaſſer und Herausgeber des Werkes: „Die Revolution, hiſtoriſch-romantiſches Sittengemälde der neuen Zeit" (Mannheim, bei Heinrich Hoff, 1835) eine Zeitlang verhaftet war, nachher aber vom badiſchen Hofgerichte in Mannheim völlig freigeſprochen, unterdeſſen aber wieder, wegen derſelben Schrift, vom königl. würtembergiſchen Amte Böblingen, durch Edictalladung vom 4. September 1836, gerichtlich verfolgt wurde, lebe jetzt krank, mit Familie und in äußerſt ungünſtigen pecuniären Verhältniſſen in Straßburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^o. 157. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 6. Juli.

Vogel und Wanderer.

Von Anaſtaſius Grün.

Baſ' und Vetter tafeln im Frei'n
Unter'm Lindenraum;
Schwingt ein ſingendes Vögelein
Flink ſich auf den Baum.

Und es meinen zu verſtehn
Solches Wort die Zwei:
„Wie iſt Gottes Welt ſo ſchön,
Schön und groß und frei!“

Vettern griff des Vogels Sang
Tief wohl in die Bruſt,
Daß vom Raſenſitz er ſprang
Voll von Wanderluſt!

„„Bäschen, meinen Stab hervor!
Schnell mein Bündel geſchnallt!
Häng' mir um mein Kugelrohr
Gegen die Bären im Wald!

Meinen Sonntagsſtaat umſchling'
Einer Bleuſe Flor,
Draus entpuppt der Schmetterling
Fliegt verjüngt hervor!

Tubus komm, mir doppelt nütz',
Fernen ziehſt du heran;
Räuber, dich haltend für Geſchütz,
Hältſt du fern hintan!

Bäschen, Pfeif' und Knaſter auch!
Wenn zu klar die Luft,
Hüll' ich die Landſchaft leiſ' in Rauch,
Da ich ſie lieb' im Duft.

Einen Blitzableiter mir pflanz'
Auf den Regenſchirm,
Daß ich ſo geſichert ganz,
Ob es regn' und ſtürm'!

Flaſchenkeller, Triumph und Sieg
Menſchlichen Geiſtes du!
Daß noch Haus und Hof ich trüg',
Schnecken gleich, dazu!

Lebewohl, und das Weinen laß'!
Ziehn jetzt kann ich getroſt!
Wenn ich etwa vergeſſen was,
Sende mirs nach durch Poſt.““ —

Als der Vetter ſo zum Gehn
Sich hat angeſchickt,
Da begab ſich's, daß das Gehn
Ihm gar nicht mehr glückt.

Vöglein von dem Baum entweicht,
Singt ins Blau hinein:
„Federleicht, ja federleicht
Muß der Wandrer ſein!“

Reliquien.

(Fortſetzung).

An den Chevalier du Vau, welcher die Familie Halden, den Flaming und St. Julien mit ſeinen Kritiken verſehen ihm zugeſchickt hatte.

Halle, den 23. October 1798.

Wenn ich das Datum Ihres Briefs anſehe, mein ſehr theuerer Herr und Freund, ſo ſcheue ich mich beinahe, noch jetzt darauf zu antworten, und dennoch habe ich das von Tage zu Tage gewollt. Kurze Briefe ſchreibe ich zur Noth, bei meiner Briefſchen; allein ich war entſchloſſen, mich über manche Punkte in Ihrem Briefe weitläuftiger zu erklären und ſo verſchob ich das Schreiben bis auf einen müſſigen Morgen. Verſchieben iſt aber, trotz dem Herzen, das treibt, halb Vergeſſen.

Zuerſt laſſen Sie mich die Hauptſache berühren: Sie gaben mir die Hoffnung mich zu beſuchen. Ich bitte Sie recht angelegentlich, dieſe Hoffnung, zu erfüllen, und die Erfüllung nicht weit hinaus zu ſetzen. Ich habe Ihnen eine recht große Rechnung abzulegen, wie ich Ihre Kritik genützt habe, und es iſt mir in der That mehr daran gelegen, Sie zu überzeugen, daß ich ſie hätte nützen können, als es mir jetzt an dem Gebrauche derſelben bei der neuen Auflage der Bücher gelegen war. Sie ſehen, wir müſſen uns ſprechen, obgleich meine Freundſchaft und Liebe dieſer Stunde längſt voran gegangen iſt; nicht weil Sie den Lobredner einiger Seiten meiner Bücher machten, ſondern weil Sie einige Stellen anzeigten, die ich ſelbſt in der ſchönſten Überwallung meiner menſchlichen Gefühle geſchrieben habe.

Dieſe Ähnlichkeit der Gefühle iſt es, mein Theurer, die Ihnen meine Liebe gab, und ich hoffe. ſie hat mir auch die Ihrige erworben.

Über einen Punkt Ihres Briefes muß ich mich näher erklären, eben weil mir an Ihrer guten Meinung von mir ſo viel liegt. Dieſe Stelle Ihres Briefes heißt: „Sie ſchreiben, ich glaube in einem Briefe an Hr. Sander, ich hätte es gar ſtreng genommen; mit unſerm deutſchen Publikum wäre es eine ganz eigene Sache; dieſes könnte nämlich mehr ertragen u. ſ. w.“

Dies aber kann ich nicht ſo geſagt, oder ſo nicht gemeint haben. Meine Meinung war dieſe. Ich habe den allergrößten Theil Ihrer Kritiken gerecht gefunden, und ſie alle in der neuen Auflage, ſo viel es die kurze Zeit erlaubte, aufgenommen, ſogar einige, an deren volle Richtigkeit ich nicht ganz glaubte. Nur eine Seite Ihrer Kritik ſchien mir unrichtig, und das war, was Sie von der Decenz der Jungfrauen forderten; davon ſagte ich, nicht, daß das deutſche Publikum mehr Indelikateſſe des weiblichen Geſchlechtes ertragen könnte, ſondern daß die deutſche Nation keinen Begriff hat von dieſer Zartheit der Decenz, die Sie verlangten. Es gibt eine Decenz der menſchlichen Natur, und wehe dem Schriftſteller, der ſie muthwillig verletzt, wenn auch ſein Publikum noch keinen Sinn dafür hätte. Der Schriftſteller iſt der Lehrer des Schönen und Sittlichen bei ſeiner Nation. Es gibt aber auch eine Decenz dieſes oder jenen Volkes, die auf Gewohnheit, Mode ꝛc. beruhet, und dieſe, auch des allerkultivirteſten Volkes, kann nicht Geſetz für den Schriftſteller einer andern Nation werden, ehe nicht erwieſen wird, daß dieſe Dezenz eine Wirkung der reinern Humanität iſt. Was einer franzöſiſchen oder engliſchen Jungfrau indecent iſt, kann noch immer höchſt decent und zart für ein deutſches Mädchen ſein, und in dieſem Falle iſt es für den Schriftſteller ſowohl als für den Kritiker aus einer fremden Nation ſehr leicht, die Decenz der menſchlichen Natur mit der Decenz der Mode zu verwechſen. Ich z. B. kann ſehr leicht die weibliche Decenz des Mädchens zu leicht genommen haben, und Sie haben ſie vielleicht zu genau genommen. Dieſer Fall ließe ſich nur durch eine genaue Auseinanderſetzung: welche Decenz fordert die Sittlichkeit? beſtimmen. Das war meine Meinung: nicht das Publikum kann mehr ertragen, als das franzöſiſche; ſondern das deutſche Publikum könnte nichts anders ertragen; das war die einzige Seite Ihrer Kritik, die ich nicht zu ſtreng, (das kann die Kritik meines Freundes nie ſein), ſondern: die ich nie richtig fand; daß ich aber auch dabei irren kann, habe ich oben ſchon zugegeben. Sie ſehen, daß wir uns ſprechen müſſen.

Mit dem Anſtoße gegen die Sitten — eines Volkes, aus deſſen Mitte die Menſchen eines Romans hergenommen ſind, bin ich auch noch nicht im Reinen. St. Jülien ſtößt oft gegen die franzöſiſchen Sitten an. Ich habe in der That, ohne die franzöſiſchen Sitten zu kennen, nicht daran gezweifelt, daß dies der Fall mit St. Jülien und Klaren ſein würde. Allein, ſo wenig ich die franzöſiſchen Sitten kenne, ſo wenig kennt ſie mein Publikum. Es gibt allgemein bekannte Sitten, Gewohnheiten, Charakterzüge einer fremden Nation, die ich nicht beleidigen darf, wenn ich nicht ſo gar meinem Publikum lächerlich werden will; allein die feinern Sittenzüge einer fremden Nation, die ich ſo wenig, wie jeder Deutſche, kenne, machen nur daß es nicht wohlgethan iſt, wenn man den Stoff eines Romans aus einer fremden Nation nimmt. Anſtoß dagegen iſt unvermeidlich, indeß: er bleibt unbemerkt.

Bei einer Überſetzung wird es anders; und doch kann der franzöſiſche Kritiker wohl nichts anders ſagen, als: der Deutſche kannte unſre Sitten nicht; der Überſetzer hätte ihn verbeſſern ſollen. St. Jülien iſt ein deutſcher Roman mit franzöſiſchen Namen; nichts mehr.

Nun ein paar Worte noch über meine Bücher. Ihre Kritik hat mir wohlgefallen. Sie werden zwar in der neuern Auflage des Flaming's, Haldens, des Jülien's nichts von den Verbeſſerungen finden, die Sie mit Recht erwarten konnten. Ich habe hier nur einen Flecken weggewiſcht, dort etwas nachgeholfen, da etwas geebnet, was zu rauh war: allein Ihre Kritik forderte einen vollen Umguß der Romane, und der war nicht möglich, und ſagen Sie ſelbſt: was konnte aus dem Helden werden, von dem ich eben ſo innig überzeugt bin, wie Sie es nicht ſein können, daß das Ganze nichts taugt: was konnte aus ihm werden, wenn ich ihn umarbeitete, als ein neues Buch? und wäre dann nicht der Major Halden, die einzige gute Figur darin, die aber mit andern innig zuſammengeſchmolzen iſt, mit verloren gegangen? Das Publikum hat das Buch goutirt, nicht weil es gut iſt, ſondern weil ſehr allgemein intereſſante Gegenſtände darin abgehandelt werden, über die der Major Leben, Licht und Kraft verbreitet. Der zweite Theil taugt gar nichts. Man druckte, trieb mich, und ich ſchrieb, weil alles fertig ſein mußte. Der Verleger weiß nicht, was das heißt: ich kann kein Manuſcript ſenden. Jetzt hätte ich ihn zurück nehmen können, das konnte ich nicht. Die Nachdrucker hätten ihn dem Publikum dennoch gegeben.

Die letzte Hälfte von St. Jülien iſt eben ſo ſchlimm, und Sie haben meine Empfindung in Ihrer Kritik richtig gefaßt. Ich war müde geworden. Es mußte zu Ende. Leider!

Das kommt davon, wenn man vorher keinen Plan macht, und leider den kann ich, ja, ich darf keinen machen. Mache ich einen Plan, zeichne ihn aus, führe Charaktere durch Begebenheiten bis zu Ende, ſehen Sie, dann iſt mir's unmöglich, ganz unmöglich, den Plan auszuarbeiten. Ich bin zu träge dazu. Dann kenne ich die Begebenheiten, ich weiß, wie alles kommt, endigt. Es iſt, wie einem, der einen Roman kennt, man lieſ't ihn nicht noch einmal. Ich habe einige Plane liegen, ganz völlig ausgearbeitet, bis in das kleinſte Detail. Ich geſtehe mir ſelbſt, ſie ſind beſſer als je etwas, was ich noch geſchrieben habe. Aber fange ich an, zu ſchreiben, ſo gähne ich, ich fühle mich ermattet, ich werfe es weg und fange ein anderes Buch an, von dem ich nichts weiß, wo ſich Situationen, Begebenheiten, Verwickelungen von ſelbſt finden. Da nehme ich Theil. Ich lache, ich weine, ich fürchte, liebe, haſſe, weil alles unerwartet kommt.

Gegen das Ende hin, wo ich anfange, vorauszuſehen, da verliere ich nach und nach mein Intereſſe, ich ermüde und vollende mit Gähnen, und beſonders, wenn ich nicht ein Buch in 14 Tagen oder vier Wochen vollenden kann. Eine Pauſe iſt mir allemal tödtlich. Die Klara habe ich anfänglich in Pauſen, die letztern 3 Viertheile vielleicht in 10 Tagen geſchrieben. Das iſt auch das einzige Buch, wo der Anfang nicht der beſſere Theil iſt.

So arbeite ich, ſo allein kann ich arbeiten. Ich habe keine andere Wahl, als: aufzuhören zu arbeiten, oder auf dieſe Weiſe fort zu arbeiten. Ich muß in meinen Romanen mitleben, die Begebenheiten mit durchleben, oder es iſt gar nichts. Mein Herz ſchreibt allein; mein Verſtand iſt ſo träge, daß, wenn er das Geſchäft des Schreibers übernehmen muß, alles vorüber iſt.

Ich hänge mich an einige Perſonen in meinen Romanen, ich liebe ſie; kommen ſie, ſo lebe ich auf; andere fange ich im Gange des Buchs an zu haſſen, ſie machen mir Langeweile, was Wunder, wenn ich ſie auch dem Leſer mache? So iſt es mit mir, darum kann ich nichts umarbeiten. Ich kann leichter ein neues Buch ſchreiben, als ein altes verbeſſern, ich habe nie in meinem Leben eine Predigt aufſchreiben können, weil ich ſie dann gewiß nicht hielt.

Ich ſchreibe Ihnen das, weil Sie mich darnach beurtheilen ſollten; dem Publikum kann das keine Entſchuldigung ſein. So wiſſen Sie, was Sie von meinem Buche denken ſollen. Sie ſehen alſo, mein Liebſter, wie wenig dem Publikum von Ihrer Mühe der Kritik zu gute kommt, und das iſt Schade. Mir aber thun Sie wohl, ſehr wohl. Ihre allgemeinen Betrachtungen über Charaktere, über den Gang des Buchs, über den ſittlichen Zweck, werden eben ſo viel Blitze, die meine Seele erhellen, mein Herz erwärmen, Ideenfolgen anknüpfen. Ihre Kritik eines gegenwärtigen Buchs verbeſſert mit Sicherheit ein künftiges, und ich kann mit nichts anderm ſchließen, als gebe der Himmel jedem Schriftſteller einen Freund wie Sie.

Ich freue mich mit gewiß reiner und großer Freude auf den Augenblick, wo ich Ihnen ſagen und nicht ſchreiben werde, wie herzlich ich Sie liebe, und wie theuer mir die Züge Ihres empfindenden Herzens in Ihrem Briefe geweſen ſind. Ewig Ihr

Lafontaine.

(Fortſetzung folgt).

Frankfurt a. M. (Muſik).

(Schluß).

Madame Janik, von Peſth, gab die Amina und Iſabella (Robert). Dieſe Frau verſteht zu ſingen, und macht viele und mitunter ſehr gute Sachen, aber man glaubt mit der größten Anſtrengung, denn ihre reine Kehlſtimme läßt die leicht geflügelte Überwindung all' dieſer techniſchen Schwierigkeiten nicht zu. Sie hat viel mit dieſer Steifheit des Organs zu kämpfen. Stellenweiſe gefiel ſie; im Ganzen ließen ihre Leiſtungen kalt. Sie iſt engagirt und beſtimmt, nach ihrer Entbindung Demoiſelle Halbreiter, die uns verläßt, zu erſetzen. — Dem. Catinka Heinefetter ſang vor ihrer Reiſe zum Muſikfeſte nach Aachen den Benjamin. Figur und Stimme, beides großartig; aber auch ſonſt gar nichts. Kein Äderchen von ihrer Schweſter Sabine. Da hört alle Beurtheilung auf. — Herr Sevler, als Verſuch in einer größern Rolle, gab den Joſeph. Die Stimme nicht bedeutend, aber rein und ächt tenorkörnig. Vortrag und Spiel lebhaft, weit über den Anfänger. Gefiel ſehr und berechtigt zu Hoffnungen, obgleich für erſte Tenorpartheien ich ihm kein günſtiges Horoskop ſtellen kann. Nun Reichel (großherzoglich badiſcher Hofſänger), als Tell zweimal, Saraſtro, Sir Georg (Puritaner) und Bertrand. Reichel iſt, behaupte ich, was Mittel betrifft, der erſte deutſche Baſſiſt. Herkules-Geſtalt und Stimme, von großem Klang und Umfang, und eine Tiefe, die uns angſt und bange macht. In der „heiligen Hallen"-Aria z. B. läßt er am Schluſſe die Hörner mit fis h plötzlich abbrechen und tritt einen Schritt vor; es iſt Alles Mäuschenſtille, denn was wird nun geſchehen? Da ſetzt er feſt und ſtark das contra h an, läßt es anſchwellen und geht durch das cis und dis in den Grundton hinauf. Wer da nicht außer ſich kommen ſoll, der gehe in ſich. Dieſe Tiefe iſt indeſſen zu phänomenenartig, als daß ſie oft angebracht, von dauernder Wirkung ſein könnte. Reichel ſingt eigentlich tiefer, als er ſoll, aber oft nicht ſo gut, denn in ſeinem cantabilen Vortrage läßt er noch Manches und im Recitativ, wie überhaupt in Allem, was Deklamation betrifft, Vieles zu wünſchen übrig. Er beſitzt eine brillante und kollernde Bravour, vermiſcht dagegen Manches im melismatiſchen Geſange. Sein Spiel nähert ſich im Ganzen der franzöſiſchen Manier, und iſt an den Stellen des Affekts ſehr chargirt. Ein Geiſt der Ritterlichkeit, der in allen ſeinen Parthieen vorherrſcht, gibt daher auch ſeinem Saraſtro eine eigenthümliche Färbung. Er war als Oberprieſter der Iſis ſo liebenswürdig und galant, als es ſich mit ſeiner Würde und — mit der Ruhe Paminens verträgt. Reiche Anerkennung fanden ſeine Verdienſte.

Kaum war Reichel expedirt, ſo eröffnete Madame Fiſcher-Achten und Herr Schmezer (nun herzoglich braunſchweigiſcher Hofſänger) einen Cyclus; Madame Fiſcher ſang die Sara im Kerker (zweimal), die Amina, die Fremde und die Donna Anna, Herr Schmezer den Octavio, den Georg Brown und den Georg im Kerker, den Arthur, Joſeph, Murney, Tamino und Zampa. Urtheile über dieſe beiden Künſtler, die ſo lange die Zierden unſerer Oper waren, wären den Leſern des Phönix bloß wiedergekaute Phraſen. Daß beide günſtig und liebevoll aufgenommen wurden, ganz gute Einnahmen machten, ſehr gefielen und ſo viel als möglich gerufen worden, verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie in dem einen Jährchen keine Rückſchritte gemacht haben, konnte man erwarten, und daß gewiſſe Blätter ihre Mucken nicht laſſen konnten, mußte man erwarten. Da wurde 'mal wieder leeres Stroh gedroſchen und im wahren Sinne des Wortes, nach Noten gelogen oder gewortwitzelt. Man mühte ſich ſehr ab, die Linie aufzufinden, welche die Primadonnenſchaft von der Soubrettenſchaft ſcheidet, die glatte Sängerin von der krauſen und dergleichen; der Eine deutete an, Mad. Fiſcher ſei gar keine dramatiſche Sängerin, ſondern eine lyriſche, der Andere, ſie verſtände nichts von Bravour, wäre aber doch ein vortrefflicher Sargin und eine köſtliche Nachtwandlerin ꝛc. Ging Mad. Fiſcher nicht bei Zeiten, jene Herren hätten ihr am Ende auch noch die Stimme abgeſprochen.*) Ich denke, Mad. Fiſcher wird noch lange durch ihren gefühlvollen, zur Seele dringenden Geſang und durch die Wahrheit ihres Spiels hinreißen! — Zugleich gaſtirte Herr Biberhofer von Breslau als Wallburg (zweimal) und als Don Juan. Da ſind weiche und volle Bariton-Töne, da iſt Figur und ziemliches Spiel. Singen aber muß Hr. B. noch lernen. Dem unglaublichen Furore, das dieſer Sänger, namentlich im Don Juan gemacht, folgte auf der Stelle die Nemeſis am Dintenfaſſe. Der letzte Gaſt war Herr Nießen aus Bremen. Er ſang bis jetzt den Alphonſo im Zampa und mißfiel nicht. Herr Nießen war früher hier engagirt und ich finde, daß die Zeit auch ſeiner Stimme einige Roſen gebracht hat. Mehr kann ich vor der Hand nicht ſagen. Die wenigen Opern, worin ſeit meinem letzten Bericht nicht Gäſte auftraten, waren: Oben und unten von Neſtroy und Müller, worin Meiſinger wie Haſſel, Johann und Damian, die höchſt ergötzlichen Hauptfiguren ſind; die Stumme (denn Herr Greiner iſt nun engagirt), die Falſchmünzer, Medea, und, als neu, Auber's Weißmützen, welche, da ſie keinen Anklang fanden, bis auf weitere Ordre liegen bleiben.

Schmezer gaſtirt noch fleißig fort, und wir empfinden kaum die kurze Zwiſchenzeit ſeiner Entfernung, denn wir laſſen's uns wohl ſein und denken gar nicht an die Folge. Übrigens iſt es meine Pflicht, zu bemerken, daß das Publikum über unſere ausgezeichneten Gäſte die wirklichen Verdienſte unſerer Künſtler nicht überſieht, und daß z. B. Dem. Kratky als Zerline, als Iſoletta, Mad. Ernſt in beiden Elviren, Dem. Halbreiter als Anna Avenel, Dobrowsky als Elwin und Maſaniello, Wiegand als Jakob, Dettmar als Saraſtro und Gaveſton, Jaskewitz als Papageno und Lehr als Villac Umu Beweiſe verdienter Anerkennung und Achtung erhielten. Ehre dem Ehre gebührt.

7.

Feuilleton.

.*. Merkwürdige Zwillinge in Finnland. — Ein ſchwediſches Zeitblatt, „der Morgenſtjerna,“ berichtet von einem Zwillingspaar, welches einen noch intereſſanteren Beitrag zur Teratologie liefert, als die Zwillinge von Siam. Zu Vietocin, einem finnländiſchen Dorfe, waren nämlich vor zwölf Jahren Zwillingsbrüder zur Welt gekommen, in der Art mit dem Rücken aneinander gewachſen, daß, wenn der Eine aufrecht ſteht, die Füße des Anderen in die Höhe gerichtet ſind, während ſein Kopf zur Erde hängt. Beide ſollen übrigens vollkommen ausgebildet ſein. Immer muß nun Einer den Anderen tragen, womit ſie regelmäßig alle Viertelſtunde abwechſeln. In Folge einer Wette hatten ſie vor einem Jahre in Erfahrung gebracht, wie ſchnell ſie ſich, gewiſſermaßen radſchlagend, fortbewegen könnten. Seitdem verrichteten ſie Botendienſte, und kein Pferd ſoll ihnen nachkommen können. In ihrer Heimath werden ſie die Brüder Jurſtiva (Vierſtiefel) genannt.

.*. Ein israelitiſcher Gerichtsbeamter zu Paris. — Hr. Anſpach zu Paris, Glaubensgenoſſe des Baron von Rothſchild, iſt, wie die Gazette de France berichtet, auf deſſen Verwendung zum Subſtitut des königl. Prokurators beim erſten Inſtanzgerichte ernannt worden. Die Gazette fragt, ob Hr. Anſpach ſein Religionsgeſetz verletzen werde, um am Sabbath der Sitzung beizuwohnen u. ſ. w.

.*. Die Gedichte des Königs von Baiern ſind, wie es heißt, recht gut, in's Engliſche übertragen, und der Ueberſetzer dafür vom Kronprinzen von Baiern mit einem koſtbaren goldenen Medaillon beſchenkt worden.

.*. Merkwürdige hängende Brücke. — Auf dem Wege von Annecy nach Genf wird an der Stelle, welche La Caille heißt, eine hängende Brücke gebaut, die 400 und einige Fuß über dem Waſſerſturz, und bei 18 Fuß Breite 600 Fuß lang ſein wird.

---

*) Ein auswärtiges Blatt ſagt ſogar: „Die Alice im Robert ſei eine Aufgabe, die ihr bei aller Anerkennung ewig fern liegt!“ Das heißt denn doch mit frecher Stirn das Heiligthum vom Altare der Wahrheit wegſtehlen.

№ 158. 1837.

Phönix.

Freitag, 7. Juli.

Silhouetten
aus der badiſchen Ständeverſammlung.

Ich hatte Ihnen vor einigen Monaten die Zuſage gemacht, Ihnen ſpäter auch über die Wirkſamkeit unſerer Landſtände, ſo weit ſie vor Ihrem Publikum Intereſſe erregen könne, und vornehmlich über deren Compoſition einige Skizzen mitzutheilen. Ich erfülle mein Verſprechen durch dieſe Silhouetten.

Man hatte ſich auch für die diesjährige Landtagsſeſſion vorgeſehen, aus der Mitte der ſyſtematiſchen Oppoſition der zweiten Kammer, die Wiederholung mehrerer Anträge zu vernehmen, welche ſeit 1831 in unſerer Landtagsgeſchichte mehrmals Epoche gemacht, oder doch als Symptome eines Prozeſſes ſich bekundeten, deſſen Ende ſo leicht nicht vorauszuſehen, in welchem aber bis jetzt die Partheien ihre gegenſeitigen Beſchuldigungen und die Argumentationen ihres Rechtes ſtets ohne Rückhalt geltend gemacht hatten.

Aber weder Theodor **Welker** noch von **Rotteck** ſind bis jetzt mit ihren Anträgen, der erſte mit dem auf Preßfreiheit, der andere mit dem auf Verantwortlichkeit der Miniſter, wieder hervorgetreten, wahrſcheinlich aus Gründen, deren Erwägung nicht an dieſe Stelle gehört.

Das geſammte öffentliche Intereſſe an den Verhandlungen unſerer Stände, das in jüngſter Zeit ſchon ohnedies eine große Schmälerung erlitt, reduzirte ſich darum in dieſem Jahre auf mehrere Akte der Adminiſtration und einige, von dieſer ausgegangene, das innere Räderwerk der Verwaltung betreffende Geſetzes-Entwürfe, hauptſächlich aber auf die Angelegenheit einer zwiſchen Mannheim und Baſel zu errichtenden Eiſenbahn, welche früher all' unſere Lebenspulſe erregt, nochmals aber eine nicht geringe Erſchlaffung zurückließ, weil die Erwartungen und die Conſequenzen des erhofften Erfolgs ſich in eine allzu ſanguiniſche Höhe ſtellten. Mittlerweile nun hatten ſich in dieſem Betreffe die Anſichten und Tendenzen der Adminiſtration ſchärfer und beſtimmter ausgedrückt, und ſeit der aus Nebenius' Meiſterhand hervorgegangene Bericht in dieſer Angelegenheit die erneuten Hoffnungen auf deren Realiſation ſicher geſtellt, drängt ſich auch um die Eiſenbahngeſchichte, wie billig, das meiſte Intereſſe. Man verſichert, ſie werde zweifelsohne in der diesjährigen Seſſion noch zur Berathung der Stände kommen, und das Reſultat dieſer Diskuſſion wird dann ausweiſen, was an allen Wünſchen und Hoffnungen Reales geweſen war.

Unſer Oberhaus hatte diesmal, ſeit lange wieder zum erſtenmale, in Folge einer in ſeiner Mitte vom Freiherrn von **Andlaw** ausgegangenen merkwürdigen Motion **auf Gleichſtellung der politiſchen Rechte der beiden Kammern** in ſolch hohem Grade die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, wie es ſich deren wahrſcheinlich in langer Zukunft ohne dieſelben Anregungsmittel, wie die des gegenwärtigen Falles, nicht wieder wird rühmen können. Der Grund der gedachten Motion iſt kurz folgender: Wenn beide Kammern in einer Finanzangelegenheit nicht einig werden können, ſo werden die Stimmen derſelben **für** und **wider** zuſammengezählt, in welchen Fällen ſich die zweite Kammer natürlich immer im Vortheile befindet, weil ſie aus weit mehr Mitgliedern als die erſte zuſammengeſetzt iſt. Der Antragſteller in der erſten Kammer wollte zur Aufhebung dieſes fatalen, die Macht der Ariſtokratie bedrängenden Unterſchiedes mit ſeiner Motion den Impuls geben, indem er an deren glänzende Ausſtattung alle Kraft ſeiner über die Mehrzahl ſeiner Standesgenoſſen hervorragenden Intelligenz und Dialektik ſetzte und ſagte: „Künftig ſoll jede Kammer eine halbe Stimme haben, und wenn die eine nicht will, ſo hat auch die andere nichts mehr zu wollen.“

Herr von Andlaw iſt der erſte Redner in der erſten Kammer, und das ehrenwerthe doctrinäre Mitglied aus Heidelberg, Hofrath v. Rau, vermag ihm darin nicht die Spitze zu bieten. Er iſt ein noch ganz junger Mann; er weiß in ſeinem Äußern die badiſche Nobleſſe zu repräſentiren und in dem Ausdrucke ſeines Geſichtes einen nicht geringern innern Gehalt ahnen zu zu laſſen, als er ihn wirklich zu beſitzen ſcheint. Das proletariſche Weſen der zweiten Kammer iſt ihm ein Abſcheu, ihre Tendenzen, ſo fern ſie dem Adel nur im Geringſten feindſelig, ein Gräuel, und er verſchmäht es, je zuweilen ihren Sitzungen beizuwohnen, weil er ſich an den vielen ihm hier begegnenden herb markirten Geſichtern ſtößt, die in ihrem Äußern ebenfalls nichts Wenigeres erwarten laſſen, als ſie zu beſitzen ſcheinen.

Herr von Andlaw iſt eine Originalität, und er genießt auch als ſolche eines um ſo größern Anſehens, als er die Sympathieen der Majorität ſtets für ſich hat. Es war darum von vornherein kein Zweifel, daß ſeine berührte Motion im Oberhauſe mit Glanz durchgehen werde, wenn auch ebenſo leicht das Veto der zweiten Kammer zu prädiciren war.

Nur die Nemeſis, die über ihn und ſeine Motion gekommen, raubte ihm einen in der Mitte ſeiner Standesgenoſſen ihn erwartenden Triumph: am Tage der für die Motion angeſagten Diskuſſion verlor ſich Herr von Andlaw, als er ſich zum Sprechen erhoben hatte, in allerlei Abſchweifungen und in eine herbe Kritik der Verwaltung ſeit dem Jahre 1819, untermiſcht mit zahlreichen, eben nicht verhüllten Invektiven auf die jeweiligen Miniſter. Herr von Blittersdorff, unſer Miniſter des Auswärtigen, ſah ſich in ſeiner Eigenſchaft als Regierungskommiſſär genöthigt, den Baron zu dem eigentlichen Gegenſtande der Berathung zurückzuführen und ihn ſeinen Unwillen über die Art, wie er von ſeiner Rednergabe Gebrauch gemacht, empfinden zu laſſen. Von ſeiner langen, der Regierung gehaltenen Strafpredigt aber ermüdet und mit ſeinem Geiſte im Gebiete der publiziſtiſchen Polemik regellos herumſchweifend, war es dem Herrn von Andlaw nicht möglich, geradeswegs und mit Ruhe auf ſeinen Gegenſtand zurückzukommen. Er kündigte an, er werde wegen der in ſeiner ſo eben gehaltenen Rede gegen die Verwaltung erhobenen Beſchwerde ſpäter ſpezielle Anträge ſtellen und verlangte die ſofortige Berathung ſeiner auf der Tagesordnung verzeichneten Motion.

Aber Herr von Andlaw ſchien auf den Organismus der Kammer lähmend gewirkt zu haben, denn nachdem jedes Mitglied alle Spannkraft des Geiſtes durch Anhören ſeiner langen Philippika eingebüßt, war man nicht mehr gemeint, in den heutigen Arbeiten dieſes Betreffes weiter fortzufahren. Alſo ging man durch Kammerbeſchluß zur Tagesordnung über, und die Motion ſelbſt ward nachgehends — mit Vorausſicht ihres Schickſals in der zweiten Kammer — brevi manu ad calendas graecas terminirt. Solch' Ende nahm dieſe merkwürdige Geſchichte zur nicht geringen Schadenfreude der entgegengeſetzten Parthei.

Es bleibt mir von der erſten Kammer, nachdem ich Herrn von Andlaw's genügend erwähnt, nichts mehr zu berichten übrig, was an dieſem Orte Intereſſe gewähren könnte; ich gehe ſonach mit einem Sprunge in die zweite Kammer über, wo uns eine ungleich größere Fülle des Stoffes begegnet. Was aber auch die Verhandlungen dieſer Kammer betrifft, ſo kann ich mich auch hier kurz faſſen. Die Regierung hat meiſtens nur ſolche Geſetzes-Entwürfe vorgelegt, welche die innere Adminiſtration ꝛc. betreffen, und welche durch die in der Natur der Sache liegende Beſchränkung des Diskuſſionsgebiets nur geringe Gelegenheit zur Ergreifung eines größeren parlamentariſchen Standpunktes bieten. Die oratoriſche Weide für die Herren Welker, Rotteck, Itzſtein u. ſ. w. gewährte darum bis dieſen Augenblick wenige Ausbeute. Die Prüfung derſelben hätte auch für unſern Zweck nur ein untergeordnetes Intereſſe, und ich wende mich darum unmittelbar zur Entwerfung von Porträt-Skizzen aus der zweiten Kammer.

Es iſt billig, daß ihr Präſident, der geheime Rath Mittermaier, nun zuerſt zur Zeichnung ſitze. Dieſer Mann macht auf Jeden, der ihn zum erſten Male ſieht, einen gemiſchten, aber bedeutenden Eindruck. Ich habe in meinem Leben noch wenige ſolcher Phyſiognomieen geſehen, die mit dem Charakter der Allgemeinheit doch ſolche frappante, überragende Eigenthümlichkeit verbänden. Sein Profil mit dem überaus langen Kinn und dem hervorſtehenden Unterkiefer, mit einem hellen durchdringenden Auge und einer hohen markirten Stirne wäre ein Vorwurf ſchöner Darſtellung und dürfte leichthin als Typus kräftiger Männerphyſiognomieen gelobt werden. Darin ſpielen alle Metamorphoſen einer äußern feinern Weltbildung, die über jedem Eindrucke energiſch wacht, und allen Umſtänden und Charakteren ſich zu accommodiren weiß, ſo lange nicht die Selbſtſtändigkeit des Mannes dabei Gefahr läuft. Kömmt aber vollends in einzelnen Fällen die Würde und das Anſehen des Präſidenten in's Spiel: dann tritt auf dieſes ſonſt immer ſo gefällige Antlitz der ganze entſchloſſene Ernſt männlicher Geſinnung, und er weiß in ſeiner parlamentariſchen Sphäre zu donnern, wie der blitzeſchleudernde Zeus gegen ſein Götterkollegium.

Als Herr Mittermaier im Jahre 1831 die erſten oratoriſchen Akte ſeiner Volksrepräſentantſchaft laut werden ließ, da vermeinten Manche, welche ihn zum erſten Male hörten, dieſer Herr könne keineswegs ein Heidelberger Profeſſor der Jurisprudenz ſein, ſondern ein feiner dramatiſcher Künſtler, der von Jugend auf in der Kunſt des deklamatoriſchen Vortrags ſich geübt habe. Denn auch im Äußern ließ Herr Mittermaier ſein Profeſſorat in Frage geſtellt ſein. Da war kein Zollbreit jenes Pedantismus zu erkennen, der den Univerſitätsmagiſtern aus der frühern Periode bis über die Juliusbrücke der neuern Zeit nachgefolgt war. Herr Mittermaier übte, während er von ſeinem Sitze aus oder auf der Rednerbühne ſprach, alle Künſte der feinſten Mimik unter Begleitung der lebhafteſten und zugleich eleganteſten Geſtikulation, die ein ehrlicher Badner nur je zu Geſicht bekommen.

Der Ausdruck ſeines Geſichts bezeichnete in ſolchen Momenten nicht ſelten — wenn er ſeiner Argumentation noch äußere Aſſiſtenz verſchaffen wollte — eine hinreißende Schmeichelei, während ſeine wirklich dramatiſche Stimme das eine Mal gleich dem Hammerſchlage eines Voſſiſchen Hexameters, das andere Mal im klingenden Sonettentone einer Matthiſſon'ſchen Empfindung ſich vernehmen ließ. Faſt immer aber blieb der Ton ſeiner Mienen einſchmeichelnd, der Ausdruck ſeiner Worte fein und zart, wie die Wahl derſelben, ſo daß, wenn ſie auch die härteſten Begriffe und Anſchuldigungen bezeichneten, es doch für den Augenblick faſt unmöglich war, an ihnen Anſtoß zu nehmen. Wies er auf irgend eine dunkle Seite der Verwaltung hin, ſo war ſein Geſicht ſo freundlich, ſo bezaubernd — möchte man ſagen, und ſein blaues, helles Auge ſo voll poetiſchen Glanzes, daß es in Wahrheit hätte ſcheinen mögen, er entwickle die Cataſtrophe einer ſozialen Galanterie, und es ſei keineswegs ſeinem Worteköcher ein tödtlicher Pfeil auf den Gegner entfahren. (Fortſ. f.)

Aus London.

(23. Juni).

(Die Feier des Sonntags in England und Sir Andrew Agnew's Bill.*) — Proklamation der Königin Victoria).

Einem ganzen Volke ſoll man nie eine Tugend durchaus abſprechen, eine andere unbedingt beilegen. Dürfen wir alle Franzoſen der Irreligioſität, der Frivolität, alle Italiäner der Feigheit und Trägheit, alle Spanier des Fanatismus und der Unwiſſenheit anklagen? Beſitzen, fragen wir weiter, die Engländer wahre Religioſität, oder iſt das, was wir dafür nehmen könnten, nur Scheinheiligkeit, Sektengeiſt und Gewohnheitsſache? Wir laſſen dieſe Frage unentſchieden, — wahre Religioſität herrſcht in England, wie ſie in Deutſchland, ſelbſt in Frankreich, unter allen Völkern und bei allen Religionen herrſcht, daß dagegen aber auch Scheinheiligkeit, fanatiſcher Sektengeiſt und die leidigen Vorurtheile, denen die Engländer mehr als irgend eine andere Nation unterworfen ſind, in England häufig, ſehr häufig ſind, kann der nicht läugnen, welcher das brittiſche Volk näher kennt, wer mit ſeinen Sitten und Gewohnheiten, ſeiner ſittlichen und politiſchen Bildung, mit ſeinem Clerus und ſeinem Kirchenweſen vertraut iſt. Sehen wir jetzt von allem Andern ab, und betrachten die Feier des Sonntags in England.

Wären die Engländer die größten Sünder dieſer Erde, fehlten ſie gegen alle menſchlichen und göttlichen Gebote — in Bezug auf das dritte müßte man ſie höchlich loben. Sie feiern ihren Sonntag, wie ihn die alten und die dem Alten treuen, modernen Juden feiern; einem wahren engliſchen Chriſten iſt die Entheiligung des Tages des Herrn ein Gräuel, gräßlicher als Bankerott und Betrug, als Völlerei und dergleichen — kleine Vergehen, die er ſich ſelbſt am Sonntage, und dann vorzüglich, ohne Skrupel zu Schulden kommen läßt. Gottlob, daß die Anglikaner bei dieſen Anſichten keine Katholiken ſind, ſie feiern wenigſtens nur die Sonn-, keine Feſttage, ſelbſt bei den drei hohen Kirchenfeſten nur den erſten Tag. Wenn in katholiſchen Ländern alle Feſt-, Heiligen-, Bet-, Buß- und Faſttage eben ſo religiös begangen würden, als in England die Sonntage, ſo müßte dort aller Handel und Wandel ſtocken, obwohl in jenen Ländern beides im Verhältniß zu letzterem nicht in Betracht kommt. Man bedenke nur, daß in England am Sonntage durchaus keine Geſchäfte gemacht werden und gemacht werden dürfen, daß keine Briefe aufgegeben und angenommen werden, daß alle, außer den Victualienläden geſchloſſen ſein müſſen und dieſe, wie die Bier-, Kaffe-, Weinhäuſer u. ſ. w nur in gewiſſen Stunden offen ſtehen, von 11 — 1 und von 3 — 5 Uhr bei hoher Strafe nicht geöffnet werden dürfen und die Mehrzahl, ohne dieſes Gebot, der Kundſchaft halber ſchließt, denn der fromme engliſche Proteſtant würde nie wieder von dem Kaufmanne etwas nehmen, der am Sonntage noch nach 11 Uhr feil hielte. Nur als Ausnahme ſtehn daher in London, wie im ganzen Lande, nach 5 Uhr Abends noch Wirthshäuſer und Tabacksläden, noch ſeltener Bäcker-, Fleiſcher-, Gemüſe- und Obſtläden offen. Am Tage des Herrn iſt Alles todt und leer, gerade im Gegenſatze zum Continente; ſelten Geſellſchaften, nie Tanz und Muſik, jegliches Spiel hart verpönt, das Singen bei 5 Pfd. St. Strafe, ſogar jede Aeußerung lauter Fröhlichkeit. Es iſt mir begegnet, daß ich eines Sonntags Abends mit einem Freunde in dem Privatzimmer eines Wirths, welches neben der Gaſtſtube gelegen, Schach ſpielte. Die Thüre ſtand offen, ein Conſtable bemerkte und denuncirte pflichtſchuldigſt den Frevel. Nach drei Tagen wird der Wirth vorgeladen, der, um ſich aus dem Handel zu ziehn, die Gäſte angibt, welche ſich und den Wirth dadurch nur retten und zehn Pfund erſparen, daß ſie ſich als Fremde ausweiſen und erhärten können, daß ſie nicht um Geld und in dem Privatzimmer des Wirths geſpielt hatten.

Ja, traurig und trübe iſt der Sonntag in England, nicht ein Tag der Erholung, der heitern Ruhe, unſchuldiger Fröhlichkeit, ſondern ein Tag der Trauer, des geiſttödtendſten Nichtsthuns, der Frömmelei und der geheimen Sünde! Die Bier-, Wirths- und Gaſthäuſer dürfen nach 5 Uhr Gäſte aufnehmen, immer vorausgeſetzt, daß Alles ruhig zugeht, nicht geſungen, gepfiffen und geſpielt wird. Da betrinkt ſich dann der fromme Engländer und die nicht minder religiöſe Dirne, der Familienvater und die Mutter, der Herr und der Knecht, das greiſe Alter und die liebe Jugend in der — Stille; naht Mitternacht, ſo wird es lauter, das Bier, der Gin (Wachholderbranntwein), Punſch und Grog machen ihre Rechte geltend; mit dem letzten Schlage der letzten Stunde des ſtillen Sonntags geht das Leben und Toben an, die Straßen füllen ſich, Streit und Zank in und vor den Bierhäuſern, Geſang und Muſik ertönen, Betrunkene ſchwanken und ſtolpern — die Conſtables haben viel zu thun! Gehet am Morgen eines Montags in die Straßen, in die Bierhäuſer, überall Menſchen, die nach dem Tage des Herrn ihren Tag, den blauen Montag feiern; bis Mittag ſind die Bier- und Wirthshäuſer mit Nachtſchwärmern und Betrunkenen gefüllt.

Wenn dieß von einem großen Theile der mittlern und untern Claſſen gilt, ſo gibt es auch viele Ausnahmen, die aus Ueberzeugung oder aus Gewohnheit den Sonntag jüdiſch ſtrenge verleben. Dreimal wird die Kirche beſucht, um 11, um 1 Uhr und am Abend, wo dann im letztern Falle bei Winterszeit die Gotteshäuſer erleuchtet und geheizt ſind. Da ſitzt es ſich freilich bequem, doch das Sitzen koſtet Geld, in den anglikaniſchen

---

*) Bill iſt bekanntlich Geſetzesvorſchlag; eine vor das Unterhaus gebrachte, dort und in dem Oberhauſe durchgegangene und von dem Könige ſanctionirte Bill heißt law, Geſetz.

Kirchen 3 — 4 Pence, in denen der Diſſenter 1 Schill. und mehr, denn die Prediger und Seelſorger aller andern, außer der herrſchenden Stille, müſſen von ihren Pfarrkindern und Zuhörern leben. (Fortſ. folgt).

Feuilleton.

.*. **Paris zur Römerzeit.** — Das „Journal de l'Institut historique" liefert u. a. intereſſanten Aufſätzen eine Reihe von Artikeln, in denen Hr. Alex. **Lenoir** die pariſiſchen Alterthümer verhandelt. Wir erſehen hieraus, daß Paris, welches bei Cäſar und Strabo noch Leutetia, bei Ptolemäus Leucatacia und Lutecia heißt, und nur ein Burgflecken (oppidum) war, ſich damals auf die Inſel beſchränkte, wo der Tempel des **Jupiter** ſtand, den Childebert demnächſt durch **Notre-Dame** erſetzte. Nahe bei dieſem Tempel befand ſich der des **Merkur**, an deſſen Stelle ſpäter der **heilige Landry** trat. Auch ein Tempel des **Teutatès** befand ſich daſelbſt. An die Stelle des Amphitheaters kam im Mittelalter **Sankt-Viktor** zu ſtehen; — das Forum wurde von den Merovingern durch das Schloß Vauvert (vallon vert) verdrängt, ſpäter ein gefürchteter Aufenthalt von Geſpenſtern, von Ludwig d. Heil. (1257) den Jüngern des h. Benno eingeräumt. Nach Süden ſtand auf einer großen Wieſe ein Tempel der **Iſis**, an deſſen Stelle Childebert I. die Kirche **Saint-Germain** erbaute. Gegen Norden auf einem Berge war dem Gotte **Hésus** oder **Mars** ein Tempel geweiht, von dem der Berg erſt Marsberg, dann, ſeit der Märtyrung des h. Dionyſius und ſeiner Gefährten, Mons martyrum, abgekürzt **Mont-Martre** genannt. Das Elyſäum, oder der Begräbnißplatz der alten Lutetia, lag zwiſchen dem Michaelsplatz und der Rue d'Enfer, und dehnte ſich bis zur jetzigen Kirche **Saint-Marcel**, wo damals ein **Cerestempel** ſtand.

.*. **Nero's-Münze.** — In der Bretagne hat man eine höchſt ſeltene Goldmünze gefunden, welche auf einer Seite den Kopf Nero's mit der Umſchrift: Nero Cæsar Aug. Imp. zeigt, auf der anderen Ex SC. in einer Eichenkrone, mit der Umſchrift: Pont. Max. Tr. P. M. P. P., was zuſammen heißen ſoll: „Nach einem Beſchluß des Senates, **Nero Cäſar Auguſtus, Imperator**, *pontifex maximus*, **Tribun des Volkes, Vater des Vaterlandes.**" Fürwahr, ſo lange die Welt ſteht, die furchtbarſte, unabſichtliche Ironie auf die Titel irdiſcher Gewalthaber!

.*. **Pariſer Novitäten.** — Die Debats vom 16. v. M. zeigen u. a. folgende Werke an: *Goethe*, „Hermann et Dorothée," traduit par X. Marmier, avec le texte en regard; — „Bibliothek deutſcher Claſſiker. Erſter Band. **Novalis**; — und **H. Heine**, zur Geſchichte der neuern ſchönen Literatur in Deutſchland. 2 Theile in einem Band. 1837.

.*. **Franzöſiſche Redner.** — In einer Charakteriſtik Richard Lalor **Shiel's** (in der allg. Zeitung) bemerkt ein Pariſer Correſpondent, auch nicht einer von den Mitgliedern der franzöſiſchen geſetzgebenden Senate könne ſich mit dem ebengenannten berühmten Parliamentsgliede meſſen. „**Mauguin**, ſo heißt es in jenem Berichte, ſtellt oft ſinnreiche Bilder auf, aber er iſt ohne allen Aufſchwung; **Berryer** beſitzt die Muſik der Sprache, doch ihm fehlt Genialität; **Thiers** ſtreut nach allen Seiten glänzende Funken ſeines Geiſtes, allein nirgends entzündet ſich die Flamme; **Lamartine** kleidet edle Gefühle in feierliche Worte, dagegen mangelt ihm jeder oratoriſche Takt. Unſere gerichtliche Beredſamkeit weiſ't höchſtens in **Michel de Bourges** einen Redner auf, der an hinreißendem Feuer des Ausdrucks und dichteriſcher Schönheit der Ideen vor dem Irländer nicht zurücktreten darf.

.*. **Gemälde des Avantus zu Padua.** — Hr. Dr. E. **Förſter** berichtet aus Padua, daß er in der dortigen Georgskapelle nun „bereits 21 große Frescobilder, zur Hälfte mit coloſſalen Geſtalten, aufgedeckt," und ſich täglich mehr von der hohen Trefflichkeit derſelben überzeugt. Sie ſtellen die Geſchichten des h. Georg, der h. Katharina, der h. Lucia und mehrere Scenen aus dem neuen Teſtamente dar. Der Name des Malers, der nur als Fragment zum Vorſchein kam, iſt: *Avantus ve* . . . (**Avanzo Veroneſe**). Er gehört der erſten Hälfte des XV. Jahrh. an.

.*. **Krosnowski's Gedenkbuch der polniſchen Auswanderung.** — Hr. Adolph Krosnowski, ein Offizier höheren Ranges der polniſchen Auswanderung, hat in dieſen Tagen einen „Almanach historique" (oder) „Souvenirs de l'émigration polonaise" herausgegeben, worin er, nach mühſamen Nachforſchungen, die Namen aller ſeiner Landsleute aufgeführt, welche ihren Patriotismus im Auslande büßen.

.*. Der ſchönſte Palaſt zu Genua iſt, (wie die allgemeine Zeitung meldet), den Jeſuiten überlaſſen worden. Wer aber ausführlichſt beſchrieben leſen will, wie raſch und glorreich dieſer, von den Todten, oder vielmehr Scheintodten auferſtandene Orden ſich wieder in allen fünf Welttheilen ausbreitet, der brauche nur die unter dem Titel: Unpartheiiſche **Univerſal-Kirchenzeitung** erſcheinende **Staatszeitung** dieſes Ordens zu durchleſen. Dies möchte auch zureichend erklären, warum dieſes Blatt noch nicht von Rom aus verboten worden iſt.

.*. **Ueber die diesjährige Kunſtausſtellung zu Wien** ſchreibt ein Sachkundiger im Korreſpondenten v. u. f. Deutſchland im Allgemeinen: „Neuheit und Originalität der Gedanken vermiſſen wir in den ausgeſtellten Gegenſtänden faſt mehr noch, als gewandte, mitunter tüchtige Ausführung." Er theilt dann die beitragenden Künſtler in drei Klaſſen. An die Spitze der bloßen **Empiriker**, die nur durch das Techniſche ſich auszuzeichnen ſtreben, ſtellt er **Waldmüller**. Von denen, welche in die vorraphaeliſche Zeit zurückſtreben, ſcheint ihm **Führich** der fühlendſte und begeiſtertſte, dem ſich **Kuppelwieſer** und **Steinle** anſchließen. Die dritte Reihe, die der Künſtler, welche „**Naturwahrheit** und die Weihe der **Idee** im richtigen Ebenmaaße zu vereinigen wiſſen, auf dieſe Weiſe jene adeln, dieſer den unverſiegbaren Reiz von Wahrheit, Mannigfaltigkeit und Schönheit verleihen," — eröffnet — bei den hiſtoriſchen Bildern, **Schnorr** mit ſeinem „barmherzigen Samariter." Ihm werden angereiht für Landſchaft und Genrebilder — **Gauermann, Fiſchbach, Dannhauſer** u. a. m.

.*. **Aufhebung der Klöſter in Spanien.** — Wir leſen in Nro. 50 der Univerſal-Kirchenzeitung, als von Madrid aus berichtet: „Die Commiſſion der Cortes hat den Vorſchlag gemacht, **alle** Klöſter gleichmäßig zu proſkribiren. Der Bericht wurde am 30. Mai nebſt dem Geſetzentwurf verleſen. Nach dem erſten Artikel werden in Spanien, den dazu gehörigen Inſeln und in den afrikaniſchen Beſitzungen, alle Klöſter, Collegien und Congregations- und ſonſtigen religiöſen Inſtitute und Häuſer aufgehoben. Dieſer Artikel hat **zu gar keiner Discuſſion Anlaß gegeben**, auch ſcheint ſich **nicht eine einzige** Stimme zu Gunſten ſo vieler ehrwürdigen Inſtitute, die mit einem gemeinſchaftlichen Bannfluche belaſtet werden, erhoben zu haben." Könnte man aber nicht mit größerem Fuge der Vermuthung Raum geben, daß Inſtitute, für welche ſich in den Cortes auch nicht Eine Stimme, — und außerhalb nicht **Eine** Gemeinde ſich erhoben, aufgehört hatten, ehrwürdig zu ſein?

.*. **Bierbrauerei in München.** — Die ſämmtlichen Bierbrauer Münchens haben in dem Siedjahre $18^{36}/_{37}$ nicht weniger als 88,316 Scheffel Malz verſotten, und davon 443,581 fl. Aerarial- und 221,890 fl. Lokalaufſchlag entrichtet.

Druckfehler.

In Nro. 153 ſind in dem Artikel über **Halm's** „Griſeldis" folgende 3 Druckfehler, die man zu verbeſſern bittet: Seite 618, Spalte 2, Zeile 14 von oben leſe man: **pſychiſch** ſtatt **phyſiſch**. — S. 619, Sp. 1, Z. 12 v. o. **weiſe** ſtatt **reiche** (Oekonomie). — Ebd. Sp. 2, Z. 27 v. o. **feſt** ſtatt **faſt**.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 159. 1837.

Phönix.

Samſtag, 8. Juli.

Silhouetten
aus der badiſchen Ständeverſammlung.

(Fortſetzung).

In ſolchen Augenblicken wollten droben auf den Galerieen die ſchönen zahlreichen Zuhörerinnen vergehen in „Bewunderungsſehnſucht“ und allzumal hingen ſie an dem Munde des feinen, liebenswürdigen Mannes, der ſo ganz und gar ihre Herzen verſtrickte.

Tönte ſeine Rede aber irgend eine nationale Seite an, woran die meiſten Sympathieen des Volkes hingen; dann war ſeine Stimme höher, und in lauten vollen Wellenſchlägen humaner Geſinnung brauſete ſie fort, von einem kräftigen Tenor zuweilen zum tiefſten Baß hinabſteigend. Galt es, den Angriffen eines Gegners zu erwiedern, ſo that er's — wenn auch der Sieg durch die Sache ſelbſt ihm geſichert war — nicht mit dem Übermuthe eines ſeiner Kraft ſich bewußten Kämpfers, ſonden in jener unvergleichlichen Art der Überredung, die ſich beim Gegner ſelbſt über jeden gegen ihn zeugenden Beweisgrund zu entſchuldigen ſcheint, daß man dieſen wirklich in Anwendung gebracht.

So kam es ſtets, daß wenn Mittermaier ſeinen Feind geſchlagen, dieſer es ſich's faſt noch zur Ehre anrechnete, auf eine Weiſe verloren zu haben, die es ſcheinbar ungewiß ließ, wer eigentlich der Sieger oder der Beſiegte ſei. Denn Mittermaier — deſſen interpretirender Blick immer ſtarr nach der Zukunft ſah — hielt es für ungemeſſen, da den Triumphator zu machen, wo die ſtille, ſichtbare Anerkennung der Kammer und des Galleriepublikums ihm ſeinen Triumph, wenn auch ohne Eclat — welchen ſein Ehrgeiz wohl verſchmerzen konnte — verkündigte und ſo die „ſtillen Freuden“ ſeines geſchmeichelten Selbſtgefühls verſüßte.

Es läßt ſich leicht denken, daß ein Mann, der in ſolch' kunſtreicher Weiſe die Antipathien der Kammer beſchwor und alle Parthieen kirrte, auf dem Boden ſeines Juſtemilieu bald eine mehr als gewöhnliche Bedeutung gewinnen mußte. Denn Mittermaier's polirte Intelligenz und ſeine ſichtbar nach einer gewiſſen Mediation der Partheien zielende Tendenz in einem Zeitpunkte, wo alle Leidenſchaften mitunter mächtig brauſ'ten und tobten; machten ihn durch ſolche Mäßigung auch der Regierung mehr denn jedes andere Kammermitglied angenehm, ungeachtet er, da das politiſche Profil der nächſten Zukunft noch ſo gar ungewiß vor jedes Auge ſich ſtellte, und die Conſequenzen der franzöſiſchen Juliustage den bisherigen Regierungsgewalten ein ungünſtiges Prognoſtikon ſtellten, ungeachtetet er aus ſolchem Grunde der radikalen Oppoſition keine der Conceſſionen entzog, die er ohne Gefahr auf eine conträre Geſtaltung der Zukunft, als die Gefeierten des Tages ſie geweiſſagt, — thun und machen konnte.

Die Zeit ſetzte der bewundernswerthen Bioſophie Mittermaier's den Lorbeer auf's Haupt, ehe noch zwei volle Jahre hingefloſſen waren.

Im Jahr 1833 nämlich, nach dem Wiederzuſammentritt des Landtags, war man in der zweiten Kammer nicht lange unentſchieden, wer zum Präſidenten zu wählen ſei.

Wer war dazu geſchickter als Mittermaier, der einzige, der es nicht mit der Regierung verdorben und zu dem ſich Conſervative wie Liberale doch des Beſten verſehen zu dürfen glaubten? Hatte Mittermaier nicht in ſeiner eleganten Manier im Jahre 1831 in der vorderſten Reihe der Liberalen gefochten? Und ſeine Perſönlichkeit — hatte ſie ſich nicht in allen Criſen als eine **dea mediationis** erwieſen? —

Alſo Mittermaier ward einer der Candidaten zur Präſidentenwürde, und da Rotteck und, wenn ich nicht irre, auch Duttlinger ſeine Nebenbuhler waren, ſo gerieth die Regierung in um ſo geringere Alternative in Betreff der Beſtätigung. Mittermaier ward Präſident, und die Hoffnungen, die man von ihm in ſolcher ehrenvoller Stellung von Seiten der Kammer, wie der Regierung hegte, blieben in keiner Weiſe unerfüllt. Der neue Präſident, von der Wichtigkeit ſeiner Stellung durchdrungen und jetzt mit einem freiern Überblick der Verhältniſſe meſſend, machte nun in allen hoſtilen Kammerfragen jenes Prinzip der Mäßigung und der Vermittlung geltend, welches mehr denn einen ſtürmiſch aufbrauſenden Kampf, wenn auch nicht niederſchlug im erſten Beginnen, ſo doch ferne hielt von einer Cataſtrophe, welche einen unzweifelhaften Bruch zwiſchen der Regierung und der zweiten Kammer zur Folge gehabt hätte.

Mittermaier ward nun im Jahre 1835 wiederum Präſident, und mit welcher Energie und parlamentariſcher Virtuoſität er die Feuerprobe dieſer ſchwierigen Stellung beſtand, gibt ſeine im laufenden Jahre erfolgte abermalige Wahl zum Präſidenten genügend kund.

Die politiſchen Grundſätze Mittermaier's, wie ſie während ſeiner parlamentariſchen Laufbahn ſich vor uns entwickelt haben, ſcheinen ſich dem doctrinären Syſteme in Frankreich zu nähern, und gleich Herrn Guizot hat man auch Mittermaier'n eine amphibienartige Natur von mancher Seite her zum Vorwurfe gemacht.

Unverkennbar an ſeinen Grundſätzen aber iſt, daß ſie ihre Wurzeln in die Humanität und den Philanthropismus des Jahrhunderts ſtrecken, und daß ſein Ziel in einem auf der Baſis des natürlichen Rechtes im Einklange mit den zu Recht beſtehenden Geſetzen ſich entwickelnden ſozialen Zuſtände der Völker ſich finden läßt. —

Vom Präſidentenſtuhle hinweg ſchreiten wir ſchnurgerade zur radikalen Linken über, um die Männer dieſer Seite, als der bedeutendſten im Saale, zu beobachten.

Da ſtellt ſich mir zuerſt Karl von Rotteck entgegen, das Ideal des badiſchen Oberländervolkes ſchon einige Dezennien lang, der als Führer der alten liberalen Parthei, welche ihre Zweige durch das ganze Land vielfach erſtreckte und mit den mächtigen Schößlingen der auswärtigen Freiheitslehre ſich verſchlang, ſtets einen mehr als gewöhnlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung Baden's übte.

Wie ſehr verſchieden iſt nicht die ganze Äußerlichkeit dieſes Kammermitglieds von der des Präſidenten. Denken Sie ſich einen kleinen nur wenig beleibten Mann mit einem ziemlich großen Kopfe, an deſſen linker Wange eine kleine Geſchwulſt ſich bemerkbar macht, die nur zur Hälfte von der kleinen Halsbinde verdeckt wird, welche ſich ohne beſondere Zierde um ſeinen Hals ſchlingt.

Doch die Phyſiognomie dieſes Mannes zeigt ſich als der körperliche Reflex einer tiefbewegten, reichen Seele, aus welcher die Ideen in heißen aber lichten Farben emporſteigen.

Rotteck darf ſich mehr denn jeder andere ſeiner deutſchen Kampfgenoſſen der Herrſchaft ſeines Geiſtes rühmen, die ohne jegliche äußere Zuthat in mächtiger Höhe ſich gehalten.

Wie Mittermaier's Perſönlichkeit impoſant und ſein Organ voll wohltönenden und durchdringenden Klangs, ſo entbehrt Rotteck aller dieſer Vorzüge, und er kann nichts geben, als das Wort eines äußerlich ganz unſcheinbaren Mannes, das er mit halb heiſerer Stimme ſpricht. Aber dennoch — wenn er nur erſt zum Sprechen ſich erhoben — dann lauſcht Freund und Feind ſeiner Rede; auf den Galerien oben wird es ſtiller, und man hört einen Bauer zum andern faſt ehrfurchtsvoll ſagen: „Seht nur, Gevatter, das iſt der Rotteck!" Die Köpfe des Publikums neigen ſich tiefer als gewöhnlich von der Tribüne herab, es iſt, als wollten ſie die Deutlichkeit der Töne erzwingen, die aus dieſem Munde quellen.

Rotteck ſpricht, die Worte fluthen ihm heraus, wie wenn nimmer der Redequell verſiegen könne, und jeder Hörer auf der Galerie iſt glücklich, wenn er nur die Hälfte davon verſtanden hat. (Fortſ. f.)

Reliquien.

(Fortſetzung).

(Dritte Nummer).

Gottfr. Chriſtoph Beireis.

(1730 – 1809).

In einer Zeit, wo Univerſitäten und ihre Profeſſoren ſo vielfach Gegenſtand der Debatte, des Angriffs und der Vertheidigung geworden ſind, kann es vielleicht Intereſſe haben, auf einen Mann zurückzuweiſen, der durch ſeinen akademiſchen Fleiß als Lehrer ein Muſter, im Übrigen aber ein völliges Original war, der ſelbſt durch die Namen eines Adepten und Charlatans hindurchgehen mußte. An den eines Polyhiſtors*) (wie er dem 1681 auf derſelben Univerſität Helmſtädt geſtorbenen H. Conring beigelegt wurde) wäre man am erſten verſucht zu denken, wenn man aus einem mitzutheilenden Briefe die zehn ganz verſchiedenen Collegia bemerkt, die er oft an *einem* Tage hielt.

---

*) Wie oft wird dies dort geſprochen und geſchrieben, ohne an den muthmaßlichen Urſprung deſſelben zu denken. Die Wunderdoctoren und ihre Gehülfen trugen ſonſt rothe Kleider, scarlatinas, alſo von Scharlach, und dieſe Farbe ſoll die Hausſchaar Karls des Großen, ſeine Leibwächter geweſen ſein, die unter dem Namen Scara vorkommt. Laken heißt Tuch, Gewande davon Scarlaken.

Man hat mit Theilnahme die Schilderung des Beſuches geleſen, welchen Göthe 1805 mit Wolf dem Philologen in Helmſtädt bei Beireis machte. *) Obgleich wir ſpäterhin noch mancherlei Aufklärungen, auch wohl Apologieen über ihn bekommen haben, ſo z. B. in Brockhaus' Zeitgenoſſen erſte Reihe 1818, VIII. Bd. von D. Bücking; ſo darf es nicht Wunder nehmen, wenn Böttiger in Weimar ihn noch einen Charlatan nennt. Dieſer machte 1793 mit ſeinem bald nachher geſtorbenen Freunde, dem Geh. R. Bode in Weimar, eine Reiſe nach Braunſchweig, Wolfenbüttel, Helmſtädt, Harben (zu dem alten Veltheim, deſſen Sohn ſpäter Göthe beſuchte) und zeichnete ſich, wie er zu thun pflegte, gewöhnlich Abends ohne gerade große ſtyliſtiſche Feile anzuwenden, die Erlebniſſe des Tages auf. Aber ſein ungeheures Gedächtniß ließ ihm nichts entfallen, und die Schilderung war lebendig, friſch, wie der Eindruck ihm geblieben war.

Ehe wir jedoch dieſen Theil ſeines Tagebuches hier mittheilen, geben wir erſt den oben angeführten, eigenhändigen Brief von Beireis (mit Beibehaltung ſeiner Orthographie) an ſeinen Freund, den berühmten Leibmedicus Zimmermann in Hannover, vom 26. Juli 1767, aus unſerer kleinen Autographenſammlung.

Wohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Leibmedicus,
Theuerſter Freund!

Von einem Tage zu dem andern habe ich es aufgeſchoben, an E. W. zu ſchreiben, nachdem ich in Ihrem leztern Schreiben eine ſo fürchterliche Drohung für mich geleſen habe. Sie ſagen mir, ich ſoll entweder gar nicht mehr an Sie ſchreiben oder melden, daß ich meine Arbeiten vermindert habe. So ſehr ich auch den Bewegungsgrund verehre, welcher eine ſolche Drohung hervorgebracht hat, ſo bekümmert bin ich über den möglichen Verluſt Ihrer Freundſchaft. Vielleicht glauben Sie nicht, wie ſehr ich dieſen Verluſt empfinden würde. Und dennoch muß ich E. W. berichten, daß ich meine Arbeiten dieſes halbe Jar zu vermehren gezwungen worden bin. Ehe Sie mich aber tadeln, betrachten Sie die Lage, in welcher ich mich befinde. Der Durchl. Herzog hat mich auf ſo mannichfaltige Art mit Gnadenbezeugungen überhäuft. Hätte ich nun jezt meine Arbeiten merklich vermindert, würden meine Neider nicht geſagt haben: „„Nun, da er ſeinen Zweck erreicht hat, hört er auf fleißig zu ſein; hat ſein Fleiß keine unedlen Abſichten gehabt?““ Und iſt ein ſolcher Vorwurf einem Manne nicht ſehr empfindlich? Überdieſes war es mir unmöglich, dieſes halbe Jar meine Arbeiten einzuſchränken. Ich will Ihnen, verehrungswürdigſter Freund, von allen meinen Stunden, die ich zu Vorleſungen beſtimmt habe, Rechenſchaft geben. Des Morgens von 6 — 7 Uhr habe ich Vorleſungen über metallurgiſche Chemie beſtimmen müſſen dem Bruderſohn des Halberſtädtiſchen Kammerdirectors Dietrich. Dieſer junge Mann hat ſich bisher auf dem Harze aufgehalten, und daſelbſt alles, was zur Bergwerk- und Hütten Kentnis gehört, praktiſch und handwerksmäßig erlernet. Da ihm aber ſowohl der Generalbergcommiſſarius von Heiniz als auch der Berghauptmann von Juſti angeraten haben, erſt bei mir die Grundſätze der metallurgiſchen Chemie zu hören, alsdann wolle ihn der erſte nach Sachſen, der zweite nach Schleſien haben, ſo iſt er nach Johannis blos meinetwegen hier angekommen. Er verlangte drei Stunden zu Vorleſungen, die erſte zur metallurgiſchen Chemie, die zweite zur Naturgeſchichte der Foſſilien und die dritte zur Mechanik, Hydraulik und Hydroſtatik. Ich ſagte ihm, dies ſei mir unmöglich ihm zuzugeſtehen, weil ich ſchon neun Stunden des Tages beſezt hätte. Er bezeugte mir aber eine ſolche rürende Traurigkeit über meine Antwort und verſicherte mich in ſolchen Ausdrükken, daß ſein Glück und zeitliche Wolfart davon abhinge, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm noch eine Stunde zuzuſtehen, und wegen der übrigen beiden Stunden es ſo einrichten, daß ich ihm des Abends zwei Stunden täglich beſonders das in der Mechanik nachholete, was ich ſchon in meinen Vorleſungen über die angewandte Mathematik zurückgelegt hatte, damit er hernach in die andern Vorleſungen eintreten konnte, und da ich denen Hrn. v. Veltheim in dieſem halben Jare die Naturgeſchichte von den Foſſilien leſe, ſo ließ ich ihn mit in dieſe Vorleſungen kommen. Sind wir nicht verbunden, wenn wir was zum waren Glücke eines Menſchen beitragen können, auch das äußerſte zu tun? In der Stunde von 7 — 8 trage ich denenjenigen, die im vorigen halben Jare die reine Mathematik bei mir gehöret haben, die angewandte M. vor. Da im vorigen Jare die M. hier nicht geleſen wurde und noch keine gegründete Hoffnung zu einem Lehrer der M. vorhanden war, ſo muſte ich mich wol entſchließen, Vorleſungen über die geſammte M. anzufangen, und dieſes halbe Jar meinem Verſprechen gemäß fortzufahren. Von 8 — 9 Uhr halte ich Vorleſungen über die allgemeine Pathologie! Da keiner von meinen Hrn. Specialcollegen weiter etwas als ſeine öffentlichen Stunden liefert und die Mediciner darauf beſtanden, daß ich ihnen doch ein paar Hauptvorleſungen in der Arzneiwiſſenſchaft halten mögte, weil ſie ſolche durchaus lieber gar nicht, als bei einem andern hören wollen, ſo muſte ich meiner Pflicht gehorchen. Von 9—10 Uhr ſeze ich die mathematiſchen Vorleſungen fort, welche ich im vorigen halben Jare denen Hrn. v. Veltheim, die blos meinetwegen hier ſind, angefangen hatte, und die ſchon vorige Michaelis verſprochene zweite Stunde von 10 — 11 Uhr iſt Vorleſungen über den erſten Teil der Naturgeſchichte, nämlich die Foſſilien, beſtimmt. Von 11 — 12 Uhr leſe ich die pharmaceutiſche Chemie als meine öffentliche Stunde, welche zu leſen ich mich durch meinen Profeſſor Eid verbindlich gemacht habe.

---

*) Werke in Duodezausgabe letzter Hand, Tüb. 1830. XXXI S. 212 u. f.

Von 1 — 2 Uhr leſe ich die gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft. Da ich dieſe Vorleſungen nur alle Sommer halte, und die Juriſten ſchon daran gewöhnt ſind, ſo muſte ich ihren Bitten nachgeben, ſo ſehr ich ſie auch zu bereden ſuchte, dieſe Vorleſungen von einem meiner Hrn. Collegen zu verlangen. Von 2 — 3 Uhr trage ich die Experimentalphyſik vor. Dieſes muß ich meiner Profeſſion gemäß allezeit leſen, und ich mag es kein halbes Jar ausſezen, damit der bisher auſerordentlich anhaltende Fleis nicht durch eine Unterbrechung erkalten möge. Von 3 — 4 Uhr leſe ich die beſondere Pathologie, wozu ich gleichſam gezwungen worden, nachdem ich die allgemeine Pathologie angefangen hatte, weil verſchiedene von meinen Zuhörern Michaelis von hier gehen müſſen, da ſie keine Anatomie ordentlich hören können, und doch vorher die Pathologie von mir erlernen wollten. Von 4 bis 5 trage ich dem jungen Crell, dem Enkel des ſeligen Hofrath Heiſter's, der mir denſelben auf ſeinem Todbette anbefal, nach meinen eigenen Grundſäzen die allgemeine und beſondere Therapie vor. Er hat blos dieſer Vorleſungen wegen einige Zeit hier gewartet und ich kann ihn nicht länger von ſeinen vorzunemenden Reiſen abhalten,

Hier ſehen E. W. die Nothwendigkeit von meinen akademiſchen Arbeiten ein. Sezen Sie ſich an meine Stelle und ich bin überzeugt, Sie würden eben das getan haben, was ich tue. Tadeln Sie mich alſo nicht, wenn Sie auch noch hören ſollten, daß ich ſogar des Sontags einen halben Tag hinter einander Vorleſungen halten muß. Des Kammercaſſirers Abichs Brudern Son, ein großes Genie, welcher künftige Oſtern nach Engelland auf Reiſen gehen will, hat mich ſchon ſeit langen Zeiten angeflebet, ihm einen gründlichen Unterricht von allem, was zum Salzweſen gehört, worüber er von dem Durchl. Herzoge geſezt iſt, zu ertheilen. Ich habe ihm daher, damit er ſeine weite Reiſe nicht blos eine Stunde Vorleſungen tun mogte, die Hälfte des Sontags beſtimmt. Einmal des Vormittags, am zweiten Sontag des Nachmittags, damit ich doch in die Kirche gehen kan. Meine eigenen Grundſäze arbeite ich zu eben der Zeit aus, da ich ſie in die Feder vorſage, und folglich raubet mir dieſe Arbeit in der Woche keine Stunde. Bin ich denn ſicher, l. Fr., daß nach etlichen Jaren wieder Perſonen ſich hier einfinden werden, die die Beſtgründung ihres Glükkes von meinem Vortrage erwarten, da die Akademie ſo ſehr abnimmt? Ich müßte ein ſehr hartes Herz haben, wenn ich von dem Glück, was verſchiedene meiner Schüler hauptſächlich meinen Lehren verdanken, ungerürt bliebe, und meiner trägen Bequemlichkeit mich überlaſſen wolte. Glauben E. W. ſolchen Perſonen nicht, die Sie verſichern wollen, daß ich in Anſehung meines äuſerlichen Anſehens, durch meine viele Arbeiten ſchlechter geworden. Meine Seele iſt von Jugend auf zu übertriebenen Arbeiten angewönet worden und ſie hat daher eine Fertigkeit zu denken erlangt, die den Körper nicht angreifet. Einige hinter einander folgende ſchlafloſe Nächte, wenn notwendige und keinen Aufſchub leidende Privataufſäze in ökonomiſchen, chemiſchen, phyſikaliſchen und mediciniſchen Dingen von mir von Auswärtigen verlangt werden, können freilich auch einige Zeit meinem Körper ein krankes Ausſehen machen, allein in ein par Tagen iſt alles wieder verbeſſert. — — Ich hoffe, der Hr. Prof. Klügel, an dem ich einen Freund zu haben glaube und zu erhalten gedenke, wenn ihn anders meine Neider nicht, wie es ſchon mit Anderen geſchehen, wieder mich durch kleine Ränke einnemen, ſoll mir meine Arbeiten erleichtern helfen u. ſ. w.*)

---

*) Uebrigens las B. auch noch über Muſik, Oekonomie, Forſtcultur, Aeſthetik, Malerei, Numismatik, war Dichter, Concertdirector und Componiſt, und hatte eine große und ſehr uneigennützige mediciniſche Praxis. Seine Privatiſſima indeß, die oft koſtſpielige Experimente erfoderten, ließ er ſich oft mit 3 — 400 Rthlr. bezahlen, und nahm es auch ſonſt mit dem Collegienhonorar ſehr genau.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

*** **Valery's Reiſen in Corſika, Elba und Sardinien.** — Die kürzlich erſchienenen „Voyages en Corse, à l'isle d'Elbe, et en Sardaigne" des Hrn. Valery enthalten gar manches Intereſſante über dieſe theilweiſe noch wenig gekannten Länder. Hr. Valery ſah auch zu Ajaccio in der Kathedrale das Taufbecken von Lava, in welchem Napoleon am 21. Juli 1771 getauft worden, faſt zwei Jahre nach ſeiner Geburt, was in Corſika nicht ſelten vorkommen ſoll. Dem Taufbuch nach iſt Napoleon am 15. Auguſt 1769 geboren, und nicht am 5. Februar 1768, wie er, vielleicht aus Gefälligkeit für die ältere Joſephine, in ſeinem erſten Trauungsakte hat ſetzen laſſen.

*** **Frank's Glasgemälde.** — In München macht die Glasmalerei bedeutende Fortſchritte. Einen neuen, ſehr erfreulichen Beweis hiervon bietet das kürzlich von Hrn. Frank vollendete Chorfenſter für die dortige St. Annen Kirche, welches die Grablegung Chriſti darſtellt, unter derſelben im verkleinerten Maaßſtabe die Auferſtehung; das Ganze von reichen gothiſchen Verzierungen umgeben. Man bewundert ebenſo ſehr die Pracht und Friſche der Farben, wie die Schönheit der Zeichnung, Gruppirung und übrigen Ausführung.

*** **Die hiſtoriſche Violine von Desmarais.** — In einer unlängſt erſchienenen „Description d'un violon historique et monumental" gibt Herr Cyprien Desmarais eine Geſchichte der Violine, deren Geneſis bis in die älteſte Zeit hinaufragt. Für die Urvioline hält Hr. D. den Khinnor der Hebräer, den Thoins der Aegyptier, und den Kinnare der Araber, und findet ſie auch auf indiſchen Monumenten. Ihre jetzige Form aber hat die Geige erſt im Anfang des XIII. Jahrh. erhalten; erſt unter Ludwig XIV. wurde von ihr in der königl. Kapelle Gebrauch gemacht.

*** **Foſſiler Quadrumane und Sivatherium am Himalaya.** — Einem Schreiben des Capitain Cautley zufolge, hat man in den Sewaliks oder ſubhimalayiſchen Vorbergen die foſſilen Ueberreſte eines Quadrumanen gefunden, der größer geweſen ſein müße, als irgend einer der noch vorhandenen Arten. Auch wurde der Kopf eines Sivatheriums entdeckt, wonach daſſelbe vier Hörner gehabt haben muß, zwei vorn und zwei außerordentlich große dreigabliche hinten am Kopfe.

Verantwortlicher Redakteur.: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 160. 1837.

Phönix.

Montag, 10. Juli.

Einige Worte
über
# ein Denkmal für Göthe.

Überall, wo die göttliche Pflanze der Menſchheit in genialen Menſchen zur Blüthe gekommen, ſei es nun, daß ein Genius als Staatsgründer, Geſetzgeber, Held, — als Religionsſtifter, Heiland, Märtyrer, oder als Künſtler, Erfinder, Wahrheitsforſcher Göttliches zur Offenbarung gebracht, überall hat ſich auch, je nach der Empfänglichkeit der Zeitgenoſſen und ihrer Nachkommen der Drang geregt, das Gedächtniß ſolcher Großmenſchen zu verewigen. Wie ſie ſelbſt unſterblich ſind durch das Göttliche, in deſſen Dienſt ſie gelebt, zu deſſen Organen ſie geworden, ſo ſollte auch ihre irdiſche Geſtalt, als geadelt durch den ſie beſeelenden Genius, an der Unſterblichkeit Theil nehmen, die jenen zuerkannt werden mußte. War der Genius Menſch geworden, und hatte er ſein Göttliches den Menſchen zu eigen gegeben, ſo ſollte er auch ſichtbarer Weiſe unter ihnen wohnen bleiben — als die Perſönlichung ihres höchſten Geſammtſtrebens, ihres Wünſchens und Wollens, ihres Dichtens und Trachtens. Strebt der Menſch nach Vergeiſtigung alles Sichtbaren, ſo drängt es ihn nicht minder nach Verſichtbarung, nach Verleiblichung des Geiſtigen. Wir ſehnen uns, denjenigen von Antlitz zu Antlitz zu ſchauen, deſſen Werke oder Thaten, deſſen geiſtiges Selbſt wir uns ſchon angeeignet haben. Es drängt uns, unſeren Angehörigen denjenigen zu zeigen, dem wir ſelbſt den Genuß des Guten, Schönen, Wahren verdanken, den wir als die Ergänzung unſeres beſſeren Selbſtes werth halten müſſen.

Dieſem ächtmenſchlichen Sehnen und Streben verdankt die bildende Kunſt ihr Entſtehen und ihre Blüthe, und auch dadurch bewährt ſich das Volk der Hellenen und die römiſch-germaniſche Kirche als die Blüthe, jenes der alten, dieſe der mittelaltrigen Welt, daß in beiden jenes Streben volle Befriedigung gewonnen. Das Göttliche, menſchwerdend und ſich individualiſirend, — hat durch bleibende Verſichtbarung auch in dieſer Sphäre ſeinen Triumph über die irdiſche Vergänglichkeit gefeiert. Die ganze Perſönlichkeit des Menſchen, oder, mit einem Worte: die Individualität hat aber namentlich durch das Chriſtenthum eine unendliche Bedeutung dadurch empfangen, daß jeder einzelne Menſch gefaßt wurde, als nach dem Bilde Gottes geſchaffen, als Tempel des göttlichen Geiſtes und als beſtimmt zu ewiger Fortdauer, nicht nur ſeinem Weſen, ſondern auch ſeiner verklärten Leiblichkeit nach. Bedeutſam genug ſollte, der Legende zufolge, ſelbſt ſchon einer der Evangeliſten die Mutter des Heilandes in einem Gemälde abgebildet haben. In der Selbſtapotheoſe ſelbſtſüchtiger Imperatoren war die alte Welt und ihre Kunſt zu Grabe gegangen; die Selbſtaufopferung ſich herablaſſender Liebe und willigſten Gehorſams — und deren Verherrlichung durch die begeiſterte Liebe der Gläubigen eröffnete eine neue Zeit und eine neue Kunſt.

In der Art und Weiſe aber, wie das Göttliche ſich nun offenbart hatte, — ſowohl durch Selbſtkreuzigung als durch Kreuzigenlaſſen der irdiſchen Leiblichkeit, — und in der Überſchwänglichkeit ſolcher vergeiſtigenden Offenbarung lag es gegeben, daß die aus ihr ſich entwickelnde kirchliche Kunſt, ſo lange keine anderweitigen Bildungselemente hinzutraten, ſich auf Darſtellung der weſentlichen Momente jener Offenbarung beſchränkte, — daß ſogar ein engherziger Verſtand, abfallend von der allgemeinen Kirche, gegen jede bildliche Darſtellung als gegen eine Verſinnlichung des Geiſtigen eifern und ſtürmen konnte.

Aber auch in der Kirche ſelbſt verfeſtigte die zunehmende Angſt um das Heil der Seele und die Gewärtigung des furchtbaren jüngſten Gerichtes auf lange hin die Schranken der neuen Kunſt.

Erſt als das von der Kirche verworfene Göttliche der klaſſiſchen Welt wieder zur Anerkennung kam, und auch die verſchmähte Natur und Wirklichkeit ihre Rechte wieder geltend machten, entſprang aus der in's Unendliche ſich erweiternden Weltanſicht auch ein in alle Kreiſe des Daſeins eindringendes Kunſtſtreben. Nicht bloß in dem Kirchlich-Heiligen, auch in dem Weltlich-Großen, Schönen und Anmuthigen, auch im Natürlich-Vollkommenen wurde der Abglanz oder Widerſchein des Göttlichen erkannt, und wie der Geiſt nach der einen Seite hin Univerſalität anſtrebte, ſo gewann auf der anderen Seite auch das Partikulare ſeine volle Bedeutung in dem nichts ausſchließenden Allgemeinen.

Dieſe univerſale Tendenz, oder, wenn man lieber will, dieſes Streben nach gediegener Univerſalität, zugleich ein Zurückgehen in das Urweltliche, ein Vertiefen in die Gegenwart und ein freudiges Erhoffen einer ſchöneren, von den Menſchen ſelbſt auf der Erde zu geſtaltenden Zukunft, iſt die eigenthümliche Signatur eines dritten Weltalters, welches, aus einzelnen Lebenskeimen ſchon im XVI. Jahrh. ſich entfaltend, im vorigen Jahrh. das Bewußtſein ſeiner ſelbſt gewonnen, und in Herder und Göthe zum erſtenmal zu voller geiſtiger Blüthe gekommen.

Aus einer und derſelben Wurzel, — dem Herzen des deutſchen Volkes, — erwachſen, ſpricht ſich in ihnen die doppelte Bewegung, die Syſtole und Diaſtole dieſes Herzens auf das vollkommenſte aus. Während in Herder das religiöſe Gefühl, aus der Tiefe eines liebinnigen Gemüthes, in das Göttliche aufſtrebend, alles Einzelne auf ein Allgemeines, alles Allgemeine auf das Eine Unendliche bezieht, ſenkt in Göthe ein gewaltiger Geiſt ſich aus dem freien Aether in die mannigfaltige Wirklichkeit herab, um das Endliche durch künſtleriſche Geſtaltung in ſeiner weſentlichen Eigenthümlichkeit zu vollenden. Jener erhaben in ſeinem unendlichen Streben, dieſer ſchön in ſeinem ſtets gemeſſenen Schaffen und Bilden, jener — ein Welt-Hierophant, die Harmonien des Univerſums rezitirend, während dieſer, ein Weltkünſtler, ſich den Kosmos aneignend, ihn frei in Kunſtgebilden reproduzirt, repräſentiren beide auf eminente Weiſe zugleich ihre Zeit und ihr Volk, und verkünden — als Dioskuren — den Aufgang eines neuen, heiteren Tages.

Jünger als beide, aber beide ergänzend, philoſophiſch, muſikaliſch und aufſtrebend wie Herder, poetiſch, klaſſiſch und genial wie Göthe, wurde Schiller, beide vermittelnd, der dritte in dem heiligen Bunde, und das deutſche Volk akklamirte dem herrlichen Dreigeſtirn, welches durch Geiſt, Phantaſie und Gemüth die Fülle ſeines Innern offenbarte.

Indeſſen war gerade durch die ſelbſtſtändige Entwicklung der einzelnen deutſchen Stämme und deren reiche Individualiſirung das politiſche und kirchliche Leben des Volkes ſeiner Einheit verluſtig gegangen, und theilweiſe eine Beute des Nachbarvolkes geworden, welches, auf Koſten des individuellen und partikularen Lebens zu einer übermächtigen politiſchen Einheit erwachſen. Da wurde durch den Druck von Außen das deutſche Volk inſichzugehen veranlaßt; der Geiſt ſammelte ſich aus ſeinen mannigfachen Beſtrebungen, ein glühendes Vaterlandsgefühl, ein kräftiges Freiheitsſtreben erwachte, und aus dem Kampfe mit den Fremden erſtand das ſiegreiche Volk als politiſch freie Nation. Wer aber wird nicht freudig anerkennen wollen, wie mächtig, anregend und belebend die Strahlen jenes poetiſch-philoſophiſch-religiöſen Dreigeſtirns hierzu mitgewirkt, wie Vieles wir dem Walten jener drei Genien bei unſerer Wiedergeburt verdanken?

Zunächſt war jedoch nur das Bewußtſein und die allgemeinſte Form der nationalen Einheit gewonnen. Die vom fremden Joche befreiten Staaten rangen nun auch nach innerer ſtaatsbürgerlicher Wiedergeburt, und dieſes neue politiſche Leben, die theologiſchen Zerwürfniſſe und die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen abſorbirten eine ganze Reihe von Jahren hindurch die Energie der Nation.

So dürfte ſich erklären laſſen, daß man, der Gegenwart und nächſten Zukunft zugewandt, nicht zum energiſchen Bewußtſein kam, was Alles das Vaterland jenen drei hochbegabten Geiſtern verdankte. Zwar ſprachen ſchon bald nach Geſtaltung des deutſchen Bundes einige Verehrer Göthe's, die ſich am Sitze der Repräſentation der Bundesfürſten zuſammengefunden, den Wunſch aus, daß die deutſche Nation durch ein Denkmal die Verehrung und den Dank bezeuge, die ſie dem Dichterfürſten ſchulde. Abgeſehen aber davon, daß dieſer ſelbſt dem wohlgemeinten Vorhaben bei ſeinen Lebzeiten keine Folge zu geben hat, würde es auch damals noch wohl ſchwerlich die verdiente Theilnahme gefunden haben. Göthe iſt kein Dichter für die Menge; er ſelbſt liebte ſich die

— — — — — ſtille Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht.

Selbſt unter den ſogenannten Gebildeten wird ſeine Größe von Manchen beſtritten. Seine genialſten Werke, die zarte Blüthe der höchſten, univerſalen Bildung, werden eben darum auch nicht von der

Alltagsbildung verſtanden. Es kann deßhalb auch keineswegs befremden, daß das von Bettina Brentano ſchon vor längerer Zeit erfundene, von ihr und dem jüngeren Wichmann modellirte Denkmal, welches Göthe ſelbſt „ein verklärtes Erzeugniß der Liebe des Kindes, eine Apotheoſe ſeiner Begeiſterung und ſeines Ruhmes“ nannte, — dennoch, obgleich in der Hauptſache wohl kaum zu übertreffen, in Göthe's und Bettinen's Vaterſtadt nicht zur Ausführung kam, und demnächſt nur allein dem begeiſterten Kinde zur Veranlaſſung wurde, die deutſche Nation zur Mitwirkung bei deſſen Ausführung aufzufordern.

Indeſſen hat die Nation ihren politiſchen Beſtrebungen, ſo weit als ihre ſtaatsrechtliche Bildung eben reichte, im Weſentlichen ein Genügen gethan. Die theologiſchen Diskuſſionen haben ſich auf die Höhen der Wiſſenſchaft zurückgezogen; für das allgemeinere und tiefere Verſtändniß des großen Dichters iſt Vieles geſchehen, und unter der ſchützenden Palme eines andauernden Friedens treibt zwiſchen den dichten Ähren der Induſtrie auch die bildende Kunſt immer reichlichere Blüthen-Knoſpen. Wie nun dem Aufſchwung, den die deutſche Nation gemeinſam mit Frankreich und England in den letzten fünfzig Jahren genommen, ein — faſt feierlicher Moment tiefen Beſinnens und überlegenden Zurückſchauens auf die Vergangenheit gefolgt, ſo iſt auch bei männiglich das Bedürfniß rege geworden, durch Errichtung von Denkmälern den Genien die gebührende Verehrung zu bezeigen, deren Werken wir vorzüglich jenen Aufſchwung verdanken. So werden dem heroiſchen Luther und den Erfindern der Buchdruckerkunſt, ſo dem Entdecker des Erdumlaufes und den Helden des Befreiungkrieges Statüen errichtet; ſo hat ein kunſtſinniger König allen großen Deutſchen ein Walhalla erbaut, und Schiller und Beethoven, Dürer und Mozart werden mit Nächſtem das deutſche Pantheon ſchmücken. Und wie in Deutſchland, ſo werden in Frankreich und Belgien jetzt überall Plane entworfen und Veranſtaltungen getroffen, das Andenken an große Dahingeſchiedene durch Monumente zu feiern. Selbſt das induſtriöſe, politiſch-gährende England will durch eine coloſſale Statüe Shakeſpear's ſich ſeines größten Dichters würdig erweiſen, und ſogar in dem gedrückten Italien hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, um durch die Bildſäulen ſeiner unſterblichen Sänger der Welt zu zeigen, daß die Nachkommen des göttlichen Dante und Petrarka's, Arioſto's und Taſſo's ſelbſt im Unglück noch alte Dankesſchulden abzutragen bereit ſind, — ſelbſt bei politiſcher Erniedrigung den Sinn für das Hochpoetiſche bewahrt haben!

Auf dieſe Weiſe iſt es für die gebildeten Nationen Europa's gewiſſermaßen zu einem Ehrenpunkt geworden, durch monumentale Vergegenwärtigung ihrer unſterblichen Vorfahren ſich deren werth zu bezeigen, und es darzuthun, daß wenn die Zeitgenoſſen auch nicht ſelten ihre großen Geiſter verkannt oder ſelbſt ſie niederbeugender Bedrängniß preisgegeben ließen, doch das Ächte der Nachwelt unverloren bleibt, und gerade jetzt eine Zeit weltgeſchichtlicher Gerechtigkeit herangekommen, welche nicht nur unverdiente Kronen zu zerbrechen, ſondern auch unvergängliche Kränze „Verdienſten jeder Art“ zu flechten weiß.

Wenn nun ſchon längſt der größte unter den neueren Dichtern Albion's unſerem Göthe gehuldigt, als „dem erſten der lebenden Schriftſteller, welcher die Literatur ſeines Vaterlandes geſchaffen und die von Europa verherrlicht hat,“ *) wenn dieſes Weltdichters Werke der poetiſchen Ehre unſeres Volkes in zwei Welttheilen Anerkennung verſchafft haben, wenn ſein Fauſt, als der genialſte Reflex des großen Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit, ſchon jetzt gleiche welthiſtoriſche Bedeutung gewonnen, wie außer ihm nur Dante und Homer, — dann iſt es doch wohl zu einer Ehrenſache für die deutſche Nation geworden, dem ſchon gekrönten Könige ihres Parnaſſes auch durch Errichtung eines nationalen Denkmales die ihm gebührende Huldigung darzubringen. Daß jetzt, wie ſchon in öffentlichen Blättern gemeldet worden, der in der Geburtsſtadt des deutſchen Dichterfürſten beſtehende Kunſtverein den Plan gefaßt, demſelben ein vaterſtädtiſches Monument zu errichten, und bereits eine, die Ausführung dieſes Vorhabens ſichernde Summe, — zuverläſſigem Berichte zufolge im Betrag von 21,000 Gulden — zuſammengebracht, — iſt allerdings erfreulich, und dem Selbſtgefühle der, mit Reichthümern geſegneten alten Kaiſerkrönungsſtadt entſprechend. Doch glauben wir nur den zahlreichen Verehrern des großen Dichters das Wort von den Lippen zu nehmen, wenn wir den Wunſch hier ausſprechen, daß der Plan zu einem bloß Frankfurtiſchen Denkmal zu dem eines nationaldeutſchen erweitert werden möge. Auch dürfen wir dem Zweifel nicht Raum geben, daß der hieſige Kunſtverein ſich nicht bereitwillig finden laſſen werde, jenem Wunſche zu entſprechen, wenn derſelbe, was wir zuverſichtlich erwarten, baldigſt reichliche Beſtätigung fände. Hierzu würde aber wohl hinreichen, wenn ſofort in allen bedeutenderen Städten ſich Göthevereine conſtituirten und alsbald jenem Kunſtverein von ihrem Zuſammentritt Kunde geben wollten. Es könnte dann eine Zeitfriſt für Sammlung von Unterſchriften und für Einſendung von Planen für das Monument anberaumt und demnächſt ein, dem Geſammtbetrage der unterſchriebenen Beiträge angemeſſener Plan zur Ausführung gebracht werden.

Hat, unter Vorausſetzung, daß das Denkmal nur ein Frankfurtiſches werde, der Kunſtverein ſeinen Plan darauf beſchränken zu müſſen geglaubt, auf öffentlichem Platz eine Statüe des gefeierten Dichters zu errichten, — ſo könnte, bei bedeutend vermehrten Mitteln, der von Vielen gebilligte, und gewiß der Größe und Eigenthümlichkeit des Dichters angemeſſenere Plan eines

---

*) Lord Byron bei Widmung des Sardanapals im Jahr 1821.

Göthe'ſchen Muſeum's verwirklicht werden, in welchem nicht nur die majeſtätiſche Geſtalt des Verewigten an geeigneter Stelle thronen, ſondern auch der reiche Kreis ſeiner poetiſchen Schöpfungen und ſeines wiſſenſchaftlichen Wirkens von den ausgezeichneteſten deutſchen Künſtlern in Fresco-Gemälden und Basrelief's zu verherrlichender Anſchauung gebracht würde.

Wäre hiermit dem Genius Göthe's ein ſeiner würdiger Tempel erbaut, ſo könnten zur Einweihung deſſelben Abgeſandte aller Göthevereine und wer ſonſt daran Theil nehmen möchte, ſich hier verſammeln, und die feierliche Krönung des Dichterfürſten würde den wirklichen Anfang der neuen Aera bezeichnen, in welcher die deutſche Nation ihre Einheit und Einigkeit durch freie Anerkennung ihrer geiſtigen Fürſten bethätigte. Für das Bild eines neuen römiſchen Kaiſers bietet der Krönungsſaal im hieſigen Römer keinen Raum mehr dar; würdig eröffnete Göthe's Statüe die Reihe geiſtiger Majeſtäten in einem nationaldeutſchen Muſeum. F. W. Carové.

Feuilleton.

⁂ Thorwaldſen's Muſeum. — Dem Hamburger Correſpondenten wird von Kopenhagen aus geſchrieben: „Die Männer, von welchen die Einladung zur Unterzeichnung von Beiträgen für ein Thorwaldſen'ſches Muſeum (ein paſſendes Monument für einen ſo großen Künſtler) ausging, haben zu erkennen gegeben, daß ſie ſich nicht für befugt anſehen könnten, die näheren Beſchlüſſe hinſichtlich der Ausführung dieſer Angelegenheit zu faſſen, und deswegen auf den 21. v. M. eine Generalverſammlung angeſetzt, damit die Subſcribenten die Direktoren wählen können." Es wäre zu wünſchen, daß bei allen ähnlichen Unternehmungen ein gleich zarter Sinn hinſichtlich der Befugniſſe ſich zu erkennen gäbe.

⁂ Olbers Sternſchnuppentheorie. — In dem „Jahrbuche für 1837" ſucht Olbers zu beweiſen, daß die Feuerkugeln und Sternſchnuppen kleine Weltkörper ſind, die, wie alle anderen, eine regelmäßige Bewegung haben, und in unſerem Sonnenſyſtem dieſelbe Stelle einnehmen, wie die Infuſorien im Thierreiche. Aus angeſtellten Beobachtungen zieht er die Folgerungen, daß die Sternſchnuppen ſich in Abſtänden von mehreren und ſelbſt von 30 bis 40 Meilen über der Oberfläche der Erde bewegen; daß ihre Geſchwindigkeit der der Planeten gleich und die relative Geſchwindigkeit gegen unſere Erde 5 bis 9 Meilen in einer Sekunde betragen könne. Hinſichtlich ihres Urſprungs meint er, daß man durch dieſelben an die Hypotheſe erinnert werde, welche die vier neuen kleinen Planeten als Bruchſtücke eines größeren, gewaltſam geſprengten, ehemals zwiſchen Mars und Jupiter um die Sonne wandelnden Sternes anſehen möchte. — Wir bedauren, ſolcherlei nichts erklärenden, ſondern den Himmel verfinſternden Hypotheſen noch irgend eine Beachtung von einem ſo verdienſtvollen Aſtronomen ſchenken zu ſehen, dem allnächtlich den ewigen Harmonien der Sphären zu lauſchen vergönnt iſt. Durch bloßes gewaltſames Zerſpringen entſteht nicht einmal ein Kryſtall, zu geſchweigen ein lebendiges Weſen. Welche Analogie bietet ſich vollends dafür, daß Einer aus den „himmliſchen Heerſchaaren," daß einer der Kronbeamten der Sonne, Gewalt leiden und in vier — ſofort ruhig fortkreiſende Weltkugeln zerſpringen werde?! Wie viel ſchöner und tiefer hat ſich über den himmliſchen Haushalt ſchon vor vierzehn Jahrhunderten der platoniſche Boëthius ausgeſprochen, der in ſeinem geiſtvollen Büchlein „vom Troſte der Weisheit" (B. VI. Metr. 6), nach Knorr v. Roſenroth's meiſterhafter Ueberſetzung (im J. 1667!) ſich folgendermaßen vernehmen ließ:

„Biſt du mit reinem Geiſt befliſſen,
Des Allerhöchſten Art zu wiſſen,
So ſchau, wie in der Himmelshöh
Der Lauf der güldnen Sterne geh;
Die im Verbündniß ihrer Scheiben
Bei ihrer alten Ordnung bleiben . . ."
„Der Abendſtern pflegt ſeine Zeiten,
Wenn's Nacht wird, nicht zu überſchreiten,
Auch ſagt er, wie er ſtets gethan,
Als Morgenſtern den Morgen an.
So wird bei wiederholtem Lieben
Der Krieg vom Himmel ausgetrieben!"

⁂ Prieſtermangel im Würtembergiſchen. — Dem „Bemerker" zufolge ſind von den 635 Pfarreien des Bisthums Rottenburg jetzt nicht weniger als 130, und von den 130 Kaplaneien — 80 unbeſetzt; überdies ſoll die Zahl der Aſpiranten ſich bei weitem nicht in dem Verhältniſſe mehren, daß auf eine Abnahme dieſes Nothſtandes zu rechnen ſein dürfte.

⁂ Verketzerung des Smyrnaer Pfennigmagazins. — Ein zu Smyrna erſchienenes Pfennigmagazin, in welches die Herausgeber, — amerikaniſche, proteſtantiſche Miſſionaire, — auch einige religiöſe Aufſätze aufgenommen, iſt, wie der Morning-Chronicle meldet, von dem griechiſchen Patriarchen und der verſammelten Synode für ketzeriſch und verbrecheriſch erklärt worden.

⁂ „Messager des sciences et des arts en Belgique." — Die Hrn. F. de Reiffenberg, J. de Saint-Genois, C. P. Serrure, A. van Lokeren und A. Voiſin geben ſeit einigen Jahren zu Gent unter dem Titel „Messager des sciences et des arts de la Belgique ou nouvelles archives historiques, littéraires et scientifiques," eine Zeitſchrift heraus, von welcher jährlich mehrere Hefte, deren jedem einige Steindrücke beigegeben werden, erſcheinen. Dieſe, beſonders für Archäologie, Literär- und Kunſtgeſchichte werthvolle Zeitſchrift iſt bis jetzt in Deutſchland noch kaum gekannt. Wir werden von Zeit zu Zeit einige Notizen aus derſelben mittheilen.

⁂ Eiſenbahnprojekte für Frankreich. — Folgendes ſind die Eiſenbahnen, welche zunächſt für Frankreich projektirt ſind, und die dafür angeſchlagenen Koſtenbeträge:

Bahn von Paris nach Brüſſel	60	Millionen	Franken.
„ „ Rouen, Havre und Dieppe .	90	—	—
„ „ Lyon nach Marſeille . . .	80	—	—
„ „ Orleans	30	—	—
„ „ Tours	40	—	—
„ „ Alais nach Beaucaire . . .	12	—	—
„ „ Mülhauſen	3	—	—
„ „ la Teſt	3	—	—
„ „ Roanne	4	—	—
	342 Mill.		

⁂ Theezucht in Frankreich. — Mehrere Gartenfreunde in Frankreich verſuchen, die Theepflanze dort einheimiſch zu machen. Die Hrn. Cels ziehen ſie ſchon im reichlichem Maaße ſeit 18 Jahren in Kübeln (bâches), die nur bei Kälte unter 3 Grad bedeckt werden. Im Naturaliſationsgarten zu Marſeille wird ſie in freier Erde gezogen. In der Provence, in Corſika und beſonders im Algieriſchen würde ſie gut fortkommen. Wie wichtig dieſer Anbau, iſt daraus zu ermeſſen, daß China und Japan mehr als 30 Mill. Pfd. jährl. ausführen.

⁂ Franzöſiſche Preisſchrift über des Ariſtoteles Organon. — Die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften zu Paris hat in ihrer Sitzung am 17. Juni, auf Couſins Bericht, Hrn. J. Barthelemy Saint-Hilaire den vor zwei Jahren ausgeſetzten Preis für die beſte Abhandlung über das Organon des Ariſtoteles zuerkannt. Die Arbeit des Hrn. St. Hilaire ſoll höchſt ausgezeichnet ſein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 161. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 11. Juli.

Silhouetten

aus der badiſchen Ständeverſammlung.

(Fortſetzung).

Mit einem guten kräftigen Organe würde v. Rotteck Wunder thun als öffentlicher Redner. Dieſen Reichthum treffender Bilder, dieſe Schärfe der Dialektik, in welcher Gedanke ſich an Gedanken drängt, um mit erdrückender Gewalt der Analyſe den erfaßten Gegenſtand zu umfangen, — finden Sie wohl nicht allzuhäufig in unſern ſtändiſchen Kammern.

Man ſieht gleichſam mit dem geiſtigen Auge, wie in Rotteck's Munde ein Gedanke den andern erzeugt, wie er noch werdend ſich ſchon mit dem kommenden verſchlingt, um jede äußere Überzeugung im Strome mit ſich hinwegzuführen.

Bis jetzt iſt man noch hinſichtlich der verſchiedenen Schattirungen des badiſchen potenzirten Liberalismus ziemlich im Unklaren. Soferne er auf den Landtagen ſeit 1831 zur Offenbarung gedieh, waren die Männer, die als deſſen Wortführer in vorderſter Reihe fochten, zwar einig über die Mittel zum Zwecke, aber dieſe Zwecke ſelbſt waren different. Wie Welker's Ideal ein deutſches, mit republikaniſchen Einrichtungen verſehenes Kaiſerthum war, nach deſſen Verwirklichung all' ſein Sinnen ſtrebte, ſo wollte Rotteck — welche andere Tendenzen man ihm auch immer unterſchob — eine Perfection des deutſchen Verfaſſungsſyſtemes, für welches er freilich immerdar ein amerikaniſches Muſter bei der Hand hatte.

Der Amerikanismus erfüllte für und für Rotteck's am Philantropismus großgeſäugte Bruſt, und alle Antipathieen, die er gegen den europäiſchen Norden hegt, löſen ſich ſtets in den allmächtigen Sympathieen auf, welche in ſeinen Pulſen für die amerikaniſche Freiheit ſchlagen.

Hätte Rotteck nicht dieſe feſtſtehende Idee, wornach Deutſchland nur durch Amerika ſeine einſtige Regeneration empfangen werde, ſo würde ſein politiſches Glaubensbekenntniß minder ungünſtig beurtheilt und minder verdächtigt worden ſein, als es bisher in Wirklichkeit geſchehen.

Aber ich wiederhole es: wer das Ziel des Rotteck'ſchen Liberalismus mit dem Welker'ſchen identifiziren möchte, der iſt im Irrthum. Obgleich dieſe beiden Namen faſt immer neben einander genannt werden, ſo gibt es doch wohl kaum zwei Geiſtesnaturen, die in ihrem innerſten Weſen ſo heterogen und widerſtrebend ſind, wie dieſe beiden. Die innern gegenſeitigen Antipathieen der beiden Männer ſprachen ſich auch lange Zeit in ihrem gemeinſamen Wirkungskreiſe zu Freiburg unverholen aus, bis tiefer greifende Zwecke und das Bedürfniß einer politiſchen Phalanxbildung, einer engeren Concentrirung bei Beginn des Landtags 1831 ſie aneinander ſchloſſen. Nachdem ſie ſieben bis acht Jahre lang ſich in Freiburg befehdet, nannten ſie ſich zum erſtenmale vor den Ohren des Volkes Freunde während der erſten Vorläufer zu der Wichtigkeit des gedachten Landtags. Immer aber verharrten ſie in der Hauptſache ihres politiſchen Strebens, in Bezug auf Zweck, auf dem getrennten Pfade, und gründeten ſo den ſchon angedeuteten unſichern Farbenwechſel des badiſchen Liberalismus.

Rotteck's Ideale für den Zuſtand, in dem wir gegenwärtig proviſoriſch uns befinden, bis zur Verwirklichung ſeines Transatlantismus, objektivirten ſich bis jetzt in Preßfreiheit, Miniſterverantwortlichkeit und unbeſchränktem Wahlrechte des badiſchen Volkes zur Beſetzung der Deputirtenſtellen des Landtages. Um dieſe drei Hauptpunkte, die allerdings lebenbedingend den ganzen Organismus eines freiſinnigen Staatskörpers durchdringen müßten, drehte ſich bis jetzt die geſammte parlamentariſche Thätigkeit Rotteck's und, welche Wege er zu dieſem Zwecke beſchritt, welche reichen und vielfältigen Mittel er dazu verwandte, zeigt uns ein Blick auf ſein Leben ſeit 1831.

Dieſe Mittel aber waren nie die des Revolutionärs, der mit Hintanſetzung aller außer ihm liegenden Rechte und Verpflichtungen mit Gewalt fortſtürmt auf der unter ſeinen Schritten erwachſenden Zerſtörungsbahn, um nur — ſei's um jeden Preis und jedes Opfer — ſein verhängnißvolles Ziel zu erreichen; es waren die Mittel eines ehrlichen Mannes, der für ſeine Ideale Alles zu opfern bereit iſt.

Welker's ganzes Sein iſt ein abſtracktes und doch möcht' ich auf jedes andern Menſchen Logik eher einen Eid ablegen als auf Welker's.

Er iſt nie concret, er faßt nie einen Gedanken auf, der ſich feſt, unabhängig in ſelbſteigenem Leben hineinſtellen ließe in den babyloniſchen Wirrwarr ſich bekämpfender Anſichten, Geſinnungen und Syſteme, um darin einen Halt, einen Kernpunkt zu ſchaffen, von dem ſich die Anſichten in abſtoßender Beſonderheit, mit klarem Bewußtſein des individuellen Willens, abſchälten.

Die Natur hatte Welker nie zum Führer einer politiſchen Parthei beſtimmt in einer Zeit wie die unſrige, in welcher nur ſtreng geprägte Charaktere mit durchgreifender Willenskraft und mit einem Alles in concreto erfaſſenden Geiſte eine Miſſion ſolcher Art erfüllen können; nicht einmal von Rotteck, trotzdem er an der Spitze einer großen politiſchen Parthei ſteht, dürfte darum ihr Führer genannt werden, weil ihm dazu, wie Welker'n, wenn auch nicht in ſo großem Maaße, alle einem Partheihaupte nöthigen Eigenſchaften abgehen.

Welker hat die Sanguinität ſeiner Zunge ſo wenig in der Gewalt als die Sprache, welche er die ſeinige nennt. Welch' ein mühſames Suchen nach dem Ausdrucke, wenn er irgend einer der unſtet in ſeinem Innern ſich durchkreuzenden Ideen eine Form geben will. Welker's öffentliche Vorträge ſind keine Reden im künſtleriſchen Sinne, es ſind abrupte, willkührlich aneinander gereihte Sätze, von denen gewöhnlich jeder nur wenig, und immer etwas Überſpanntes, Unklares beſagen will. Aus dieſen äußern Manifeſtationen der Welker'ſchen Geiſtesnatur darf jedoch nicht auf eine geiſtige Leerheit geſchloſſen werden; im Gegentheil iſt ſein innerer Stoff, auch nach ſeinen unklaren Offenbarungen, durchaus reich und mannichfaltig aber chaotiſch, in welcher letzteren Beziehung Welker's Unbrauchbarkeit für's Leben zu finden iſt.

Selten iſt wohl noch einem deutſchen Parlamentsmitgliede ſo viel betäubender Weihrauch geſtreut worden, wie Welker'n im Jahre 1831 nach dem Erfolge ſeiner Preßfreiheitsmotion; ſelten aber auch fiel Jemand aus der Höhe glühender Träume wieder ſo in den tiefen Sandgrund der Enttäuſchung hinab, wie Welker.

Eine unvertilgbare Wunde ſchlug ihm dieſes Schickſal in ſeinen Lebensnerv, und nimmer werden darum die peinlichen Zuckungen ſeines krankhaften Lebens aufhören. (Fortſ. f.)

Reliquien.

(Fortſetzung).

(Aus K. A. Böttiger's Tagebuche von 1796).

Beireis, der wahre Bombaſtus Paracelſus unſerer Tage, ſeinen nächſten Nachbarn in Helmſtädt eben ſo räthſelhaft und unerklärbar, als jedem durchreiſenden Fremden, die er oft um Mitternacht zu ſich beſtellt, oft, wenn es Prinzen oder ſehr vornehme Perſonen ſind, ſelbſt bei ſich logirt und auf's höflichſte bewirthet. Nie hatte ein Mann weniger Urſache, Charlatan zu ſein, und nie gab es einen größern Charlatan bei ſo viel reellem Fond. Er beſitzt außerordentliche Reichthümer, theils in baarem Gelde, theils in ſeinen vortrefflichen Sammlungen. Das Unbegreiflichſte bleibt immer, woher er, der Sohn eines nicht allzubemittelten Burgemeiſters in Mühlhauſen, die Schätze genommen habe. Die gewöhnlichſte Tradition war vordem, er ſei ein Adept und könne Gold machen. Es iſt auch nicht zu läugnen, daß er allerlei chemiſche Arkana beſitzt und beſonders für eine von ihm erfundene Zubereitung des Zinnobers große Summen von den Holländern bekommen haben mag. Bleibt nun gleich jene Hypotheſe unſtatthaft, ſo iſt man doch nicht im Stande, eine beſſere an ihre Stelle zu ſetzen. Man müßte denn annehmen, was auch ſchon Einige behauptet haben, daß er in heimlichem Zuſammenhange mit den Jeſuiten ſtehe, und einen großen Theil ſeiner Sammlungen und Schätze nur als ein Fideicommiß beſitze. Er iſt nie verheirathet geweſen, hat ſtets nur einen einzigen Bedienten um ſich gehabt, und iſt für ſeine Perſon ſo frugal, daß er noch jetzt in ſeinem 72ſten Jahre ſelten Mittags etwas mehr als ein paar Zwiebacke genießt, die er auf der Straße während der Krankenbeſuche ißt. Er lieſ't als ein wahrer Panſophus nicht allein alle Collegia ſeiner Facultät, ſondern auch Logik und Metaphyſik und was ſonſt nur die Studenten von ihm verlangen mögen, ſo, daß er täglich oft 8 — 10 Stunden und die verſäumten Stunden noch beſonders nachholt. Er hat die größte Praxis in und um Helmſtädt, und kommt zu jeder Stunde bei Tag und Nacht. Da nun ſein fixer Gehalt vom Herzoge gegen 1000 Rthlr. beträgt, er auch alle Collegia in der Ordnung bezahlt nimmt, er eine ſo ausgebreitete Praxis und für ſich faſt gar keine Bedürfniſſe hat: ſo würde ſich vielleicht daraus Vieles von ſeinen Reichthümern erklären laſſen. Auch weiß man, daß, wer nur einmal zu ſammeln anfängt, oft umſonſt oder durch Umtauſch eine Menge Dinge bekommt, die einem Andern ſehr theuer zu ſtehen kommen möchten. Allein dann müßte er doch überall ſehr karg und geldgierig ſein, welches durchaus nicht der Fall iſt. Sehr oft reicht er den Kranken, die er arm findet, beim Weggehn noch ein Geldſtück. Auch iſt die Art, mit der er merkwürdige Stücke für ſeine Sammlungen ankauft, gar nicht auf Schonung des Geldes angeſehen. Gewöhnlich gibt er dann ungemeſſene Commiſſionen, ſo wie er auch nichts vom Umtauſch hält und Alles ſelbſt behält, oder auch, nur einiger Seltenheiten willen, die er noch nicht beſitzt, oft ganze Sammlungen um exorbitante Preiſe erkauft, wenn er gleich das Meiſte davon ſchon in duplo und triplo hat. Kurz den Schlüſſel zu dieſem Geheimniſſe wird man wohl erſt nach ſeinem Tode erfahren.

Da ich ſchon ſonſt und jetzt noch in Braunſchweig und Helmſtädt ſo viel von den abſcheulichen Großſprechereien des Mannes gehört hatte, ſo ging ich mit der vollen Erwartung zu ihm, einen heftig deklamirenden und vordemonſtrirenden Charlatan zu finden. Wie ſehr fand ich mich alſo getäuſcht, als ich in ſein Gaſtzimmer geführt worden war, und nur einen langen, hagern Mann, ſehr einfach und antik gekleidet, mit einem runden, weißgepuderten Perückchen auf dem Kopfe zu mir hereintreten und ohne alles Geräuſch und Anmaſſung ſich mir gegenüber an ein Kaffetiſchchen ſetzen ſah, wo er mir die, für jeden Fremden ſogleich bereite Chokolade einſchenkte, während er eine Taſſe Kräuterthee trank. Sein ſchmales, an den Wangen eingefallenes, blutloſes Geſicht, erinnerte mich an einige Schilderungen in Lavater's Phyſiognomik. Mir war es der wahre Ausdruck eines Roſenkreuzers. Da ich ihm einen Brief von der Dlle. Reſewitz zu übergeben hatte, welche, wie ich nun hörte, mit ihm wegen Juwelen in Unterhandlung ſtand, die eine ihrer Magdeburger Freundinnen bei ihm hatte tariren laſſen, ſo gab dies die Veranlaſſung zu unſerer Unterhaltung, wobei ſich der Mann ſo ſanft, gelaſſen und beſcheiden ausdrückte, daß ich ſchon im Geiſt anfing, ihm den Verdacht abzubitten, den ich aus ſo vielen Erzählungen geſchöpft hatte. Indeß wurde ich nur allzubald eines andern überzeugt. Als er mir erzählt hatte, daß er 8 verſchiedene Sammlungen habe, als 1) eine naturhiſtoriſch-mineralogiſche; 2) eine anatomiſche, worunter auch die berühmte Lieberkühn'ſche meiſt mit Queckſilber eingeſpritzte; 3) eine mechaniſche Sammlung, wozu auch die Automaten gehören; 4) eine Sammlung anatomiſcher und chirurgiſcher Inſtrumente, worunter die neueſten und koſtbarſten engliſchen und franzöſiſchen; 5) ein Apparat zur Chemie und Experimentalphyſik; 6) eine mediciniſche Bibliothek, beſtehend aus lauter alten und ſeltenen Büchern in allen Sprachen, aus ſeltenen Handſchriften, deren er mehr als 300 zählt; 7) eine Gemälde- und Kupferſtichſammlung; 8) eine Münzſammlung: ſo ſtellte er mir zugleich frei, ob ich alle dieſe Sammlungen ſehen wolle, in welchem Falle ich jedoch dieſe Nacht wieder zu ihm kommen müſſe, oder nur einige.

(Fortſetzung folgt).

Aus London.

(Fortſetzung).

Sollte in Deutſchland pro Gottesdienſt 36 kr. erlegt werden müſſen, ob die Tempel wohl ſehr beſucht wären? Dafür könnte man in das Theater gehn, die natürlich an dieſem Tage in England auch geſchloſſen ſind, weßhalb jene Verſuchung hier wegfällt. Außer dem Beſuche der Kirche, wird in extrafrommen Familien von dem Familienhaupte, oder der geiſtlichſten Perſon im nächſten Kreiſe zu mehreren Malen ein Vortrag gehalten, oder vorgeleſen und catecheſirt. Dies ſelbſt in den vornehmen Klaſſen, die eigene Kaplane halten, deren Vorträgen Alles, was zum Hauſe gehört, Diener, Mägde, Stallknechte, die Glieder der Familie, Freunde und Beſuchende beiwohnen müſſen. Religion, d. h. äußere Religioſität, die Kirche, d. h. die herrſchende, und die Geiſtlichkeit, d. h. die edlere der herrſchenden Kirche, in England und Irland die anglikaniſche und in Schottland die presbyterianiſche, ſind in Großbritannien hochgeehrt, und letztere gut bezahlt, fürſtlich, übermäßig, Biſchöfe haben bis 250,000 fl. jährlich z. B. der von Durham, während die armen Vicare, beſonders anderer Secten und Confeſſionen verhungern. Deßhalb verdenke ich es den im Oberhauſe ſitzenden Erzbiſchöfen und Biſchöfen nicht, wenn ſie bei der vorhabenden Kirchenreform klagen und winſeln und ausrufen: „the church is in danger!“ Deßhalb halten dieſe Leute und mit ihnen ihre Anhänger, beſonders die Tories, auf Alles, was den Einfluß und die Macht der Hochkirche vermehrt, deßhalb ſind ſie gegen alle, ſelbſt die vernünftigſten Neuerungen, deßhalb wollen ſie neue, ſtrengere Geſetze, um die Gefahr, die der Kirche, d. h. ihren Einkünften droht, abzuwenden, und das Volk noch abhängiger zu machen, noch mehr zu verdummen. Da dient ihnen denn die heilige Religion als Mittel und Schreckbild, die Religion der Liebe als Mittel, um Haß und Zwietracht zu verbreiten; möchte Alles untergehn, Freiheit, Wiſſenſchaft, Handel und Kunſt, wenn nur die Kirche und die Pfründen und die Zehnten fortbeſtehn!

So ſtrenge der Sonntag in England gefeiert wird, ſo iſt dieſe Feier den geiſtlichen Herrn, deren Anhängern und Sinnes- und Geiſtesverwandten noch lange nicht ſtrenge genug. Schon früher wurden Motionen vor das Parliament gebracht, die Strafen für die Entheiligung des Sabbaths zu ſchärfen, zu verbieten, daß überhaupt etwas verkauft würde, daß ſtrenger auf den Kirchenbeſuch geſehen würde, daß Niemand arbeiten, ſelbſt reiſen dürfe, daß mit einem Worte jeder öffentliche Verkehr abgebrochen würde. Seit Jacob I., unter deſſen Regierung die dermalige Heilighaltung des Sonntags in geſetzliche Kraft trat bis auf den heutigen Tag, ward viel pro und contra geſtritten. Der Eine will es Jedem überlaſſen, in wie weit er den Tag des Herrn begehn zu müſſen glaubt, der Andere will gebieten, ſtrenge Geſetze ſchmieden, wie er begangen werden ſoll. Beide Parteien ſtehn feindlich gegenüber, der kirchliche Streit iſt ein politiſcher geworden, die Tories und ihr Anhang ſind für die beſtehende oder eine noch größere Feier, die Whigs ſind wie immer ſo ziemlich indifferent, und die Radicalen gegen jedes Gebot von Seiten der Regierung, mindeſtens gegen jede Schärfung der beſtehenden Geſetze. Nüancen und Motivirungen finden bei jeder der genannten Parteien ſtatt, als Grundſatz kann man jedoch das Geſagte geltend laſſen.

Es war daher nicht auffallend, daß kürzlich Sir Andrew Agnew*), ein Tory und frommer Baronet, dem Unterhauſe eine Bill vorlegte, die der Entweihung des Sonntags entgegenarbeiten, die beſtehenden Geſetze ſchärfen, neue einführen ſollte.

Der Berichterſtatter verlangte, daß am Tage des Herrn kein Laden, kein Bier- und Kaffehaus geöffnet werde, daß keine öffentlichen Fuhrwerke gehn, kein Geſchäft beſorgt, nichts verkauft und durchaus keine Störung der heiligen Stille geſtattet werden dürfe, die noch nicht mit Strafe belegten Vergehen wollte er durch 3 Pfd. St. geſühnt wiſſen. Demnach hätten am Sonntage die ärmern Klaſſen weder warm, noch überhaupt eſſen können, da auch die Bäckerläden geſchloſſen würden und nicht gebacken werden dürfte; Niemand hätte ſich eine Zeitung verſchaffen können, um einen Theil des langweiligen Tages zu verkürzen; die Sonntagsblätter, eine Erwerbsquelle für unzählige Familien hätten eingehen müſſen; am Sonntage hätte man ſich nicht friſiren und raſiren laſſen, keinen Arzt conſultiren, nichts aus der Apotheke beziehn können; weder Schiffe noch Fuhrwerke dürfen ihren Weg fortſetzen, aller Verkehr ſtockt, die Briefe bleiben 24 Stunden lang liegen, nur der Reiche, der Equipage, Küche und Vorräthe hat, darf ſich am Sonntage pflegen und erholen, der Arme muß darben und ſich langweilen. Und ſollte man meinen, daß jener widerſinnige Vorſchlag viel Beifall gefunden, daß er von Mitgliedern des Hauſes und von einem Theile der periodiſchen Preſſe unterſtützt iſt? Deſto heftiger ſprachen und ſchrieben Andere dagegen, Sir Agnew wurde ein Heuchler, ein Jude, Tyrann und Narr genannt, ihm vorgeworfen, daß er ſelbſt gegen ſeinen Antrag gefehlt habe, und dieſes ihm bewieſen, ferner, daß er die ärmern Klaſſen mehr und mehr unterdrücken und in Abhängigkeit erhalten, die reichern dagegen bevorzugen wolle u. ſ. w. Am ſchärfſten und ſchlagendſten ſprach Mr. Roebuck, ein junges, talentvolles Mitglied des Unterhauſes, ein entſchiedener Radicale gegen den Antrag. Heben wir Folgendes aus ſeiner ironiſchen, durchgreifenden Rede aus: „Die Feier des Sonntags iſt eine jüdiſche, im alten Teſtamente niedergelegte Verordnung, aber weder wir, noch, wie ich glaube, der ſehr ehrenwerthe Präopponent ſind Juden. Uns gilt das neue Teſtament als Norm, und obwohl ich mich nicht rühmen kann, ein großer Bibelheld zu ſein, ſo ſchwebt mir doch das im Gedächtniſſe, daß nie von einer heiligen ſtrengen Feier des Sabbaths in dieſem Buche die Rede, der Heiland ſelbſt ſagte, daß man einen am Tage des Herrn in einen Brunnen gefallenen Eſel herauszuziehn verpflichtet ſei. Noch mehr, wir leſen, daß Jeſus an einem Sabbath über Feld ging und wie ſeine Begleiter Hunger verſpürte. Sie nahmen keinen Anſtand Aehren zu rupfen, auszukörnen und die Körner zu eſſen. Die Feier des Sonntags iſt eine ſpätere Satzung (in England ſeit Jacob I.) und wie alle menſchlichen Verordnungen zu ändern, zu beſſern. Will der ſehr ehrenwerthe Sir Andrew alle Gebote ſtreng gehalten wiſſen, will er altjüdiſche Strenge und Zucht einführen, ſo ſtelle er auch auf die Uebertretung der zehn Gebote die Strafen, welche das alte T. darauf ſtellt, den Tod, in dieſem Falle ſtimme ich mit dem ſtrenggläubigen Baronet, aber niemals wenn er nur 3 Pfd. St. Sühne heiſcht. Wie würde es aber im erſtern Falle mit uns ſtehn, wer würde ferner ſeines Lebens ſicher ſein, wer hat nicht gegen die Gebote geſündigt, wie viele Opfer würde das ſechſte verſchlingen!“ — —

Ob Sir Andrew's Bill durchgehe, ſteht dahin, der geſunde Sinn der Engländer, ſo vorurtheilsvoll ſie ſonſt ſein mögen, wird ſich dagegen ſträuben, denn hier kommt zugleich Vortheil und Gewinn in's Spiel.

(Schluß f.)

---

*) Sir wird zur Bezeichnung des niedern Adels, gentry, vor die Vor- und Familiennamen geſetzt. In England gehören zur gentry die Baronets und Ritter, zur nobility, dem höheren Adel, welche das Prädicat „Lord“ vindicirt, in aufſteigender Linie: Barone, Viscounts, Earls, Marquis und Herzöge.

Feuilleton.

•°• **Künſtlerfeſt zu München.** — Um die Rückkehr des Hrn. **Wagner**, General-Sekretairs der königl. Akademie der Künſte, nach 20jähriger Abweſenheit, zu feiern, hatten am 13. Juni 200 Künſtler und Kunſtfreunde zu Menterſchwaig, zwei Stunden von München, ſich zu einem Feſtmahle verſammelt, als unerwartet der König von Baiern, nur von zwei Flügeladjudanten begleitet, eintrat. Enthuſiaſtiſcher Jubelruf verkündete die Anweſenheit des gekrönten Kunſtfreundes, der auf das Wohl aller Künſtler trank, über eine Stunde verweilte und dann zu Fuß ſich nach München zurückbegab.

•°• So eben ſind die vier letzten Lieferungen (7te—10te) der „Sächſiſchen Schweiz“ (1ſte Sektion des „Maleriſchen und romantiſchen Deutſchlands“) erſchienen. Wir hatten ſchon öfters Gelegenheit, unſere Leſer auf dies in artiſtiſcher Beziehung intereſſante Werk aufmerkſam zu machen, und können nicht umhin, zu bemerken, daß die Stahlſtiche der letzten Lieferungen noch ſolider und wo möglich perfekter vorkommen als die der erſten (hauptſächlich die markigen, charakteriſtiſchen Platten Carter's). Die Fortſetzung dieſes Werkes wird nun ſchneller als bisher, und zwar vom Juli ab alle 14 Tage eine Lieferung erſcheinen. Zunächſt wird Schwaben (Text von G. Schwab, Zeichnungen der Landſchaften von L. Mayer in Stuttgart) beginnen, gleichzeitig: der Harz und Thüringen. Wir haben die erſten Bogen des Schwab'ſchen Textes eingeſehen, und dürfen dem Publikum etwas Gediegenes verſprechen.

•°• Von dem „Vicar of Wakefield,“ dem Muſterroman ſeiner Gattung, der ſo lange Freunde finden wird, als die einfache Naturwahrheit, hat Georg Wigand in Leipzig ſo eben eine ſehr geſchmackvolle, correkte und äußerſt billige Miniaturausgabe (für den Schulgebrauch mit einem kurzen, praktiſchen Vocabular verſehen) publicirt, welche wir mit beſtem Gewiſſen hauptſächlich jüngeren Freunden engliſcher Literatur empfehlen können.

•°• **Engliſche Radikalkur.** — Vor ungefähr drei Wochen ereignete ſich in Mannheim folgender Fall, der unſers Wiſſens in den deutſchen Zeitungen nicht bekannt geworden iſt. Ein junger Mann, Baron St . . . . n aus S . . . . m bei Nierſt . . . im Rheingau, ſeit längerer Zeit leidend, begibt ſich nach Mannheim, und zieht einen dort lebenden engliſchen Arzt zu Rathe. Der letztere erkundigt ſich genau um des Patienten Zuſtand, und ſagt, nachdem er Alles erfahren, ganz einfach und ruhig: „Es iſt gut! Kommen Sie morgen um 9 Uhr in den Gartenpavillon, dort werden Sie ein untrügliches Mittel gegen Ihre Krankheit finden.“ Der junge Baron kommt am andern Morgen an den bezeichneten Ort, macht die Thüre auf und findet den engliſchen Arzt in ſeinem Blute, als Opfer des Spleens, — er hat ſich erſchoſſen. Er geht nach Hauſe, ſtellt ſich vor den Spiegel, unterſucht den Puls ſeines Herzens, nimmt zwei Piſtolen, ſetzt die eine an's Herz und die andere an die Stirn, — ein Druck, ein Schuß, und er ſinkt zerſchmettert zu Boden.

•°• Ernſt Willkomm wird eine in die Intereſſen der Jetztwelt eingreifende Novelle: „Die Europamüden,“ publiciren.

•°• **Förderung des Keimens durch Kochen des Samens.** — P. Herrſchel hatte in Vorſchlag gebracht, daß man Acacienſamen koche, bevor man ihn pflanze. In einer Verſammlung der Londoner Gartengeſellſchaft iſt nun berichtet worden: „der Same, welcher fünf Minuten gekocht, ging nach zwölf Tagen, welcher drei, nach dreizehn, welcher nur eine Minute gekocht, in ſechszehn Tagen auf; Samen, der gar nicht gekocht worden, war am 6. Juni noch nicht aufgegangen.“

In Nro. 156, Seite 628, Sp. 1, Zeile 6 von unten lies: Ueberfluß ſtatt Ueberſchuß.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 162. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 12. Juli.

Silhouetten

aus der badiſchen Ständeverſammlung.

(Fortſetzung).

An die ſkizzirten beiden Coryphäen des badiſchen ſtändiſchen Liberalismus ſchließt ſich in dem Herrn von Itzſtein der Notabilitäten dritte an, — in ſolcher Combination, (ſeit dem Austritte des Buchhändlers Winter in Heidelberg aus der Ständeverſammlung), das Oppoſitionstriumvirat der zweiten Kammer bildend.

Leſen Sie auf der hohen, reflektirenden Stirne und der dominirenden Naſe, welche in Itzſtein's bleichem aber höchſt ausdrucksvollem Geſichte ſich befindet, welch' Geiſtes Kind er iſt. Hr. v. Itzſtein iſt noch der einzige Hort und Halt der Oppoſition, unter deren Füßen man den Boden ſchon theilweiſe hinweggenommen hat. Er iſt der Logiker ſeiner Parthei und ihr Rechenmeiſter. Ein guter Budget-Rechenmeiſter aber iſt von einer geordneten Oppoſition unzertrennlich, wenn ſie Achtung einflößen ſoll. Denn woran ſoll ſie nach unnützem, langem Kampfe ſtets ſchließlich ſich halten, wenn nicht am Budget? Iſt das nicht der Gottſeibeiuns des ganzen conſtitutionellen Syſtems?

Mindeſtens unter der diaboliſch ſecirenden, arithmetiſchen Hand des Hrn. v. Itzſtein. Wenn, wie es während der letzten Landtage ſo häufig geſchehen iſt, die badiſche Oppoſition Niederlage auf Niederlage erlitt, ja nur ſelten ein ehrenhafter Rückzug gelingen wollte, hinter welchem jedoch immer noch das Hohngeſchrei der Gegner zu vernehmen war; ſo rang ſich doch ſtets in den letzten Tagen des Landtags, während der Berathung des Budgets, das Bewußtſein der Kraft, welche ihr einſt entſtrömt, nochmals aus der Mitte der Linken empor, die Scharten auswetzend, die ſie kurz zuvor noch empfangen hatte.

Hr. von Itzſtein ſpricht kurz und klar, er ſagt kein Wort zu viel, aber jedes geſprochene Wort drückt mindeſtens die Hälfte eines Gedankens, wenn nicht den ganzen aus. Seine ganze Richtung iſt eine praktiſche, und keinen größern Greuel ſcheint es für ihn zu geben, als einen bloßen Streit mit Worten, der in's luftige Blaue hinein, ohne realen Grund und Boden, geht.

Sein klares Auge erſchaut an der äußerſten Spitze eines jeden Kampfes, in den er ſelbſt ſich einläßt, immer einen praktiſchen Hort des Lebens, ohne welchen ſonſt die redneriſche Bataille kein Intereſſe für ihn böte. Von Itzſtein ſucht die Zuſtände des badiſchen Staates auf dem Wege radikaler Reformen zu perfektioniren, aber dieſes Behufes ſtellt er ſelten beſondere Motionen, ſondern erharrt ſehr häufig die Berathung des Budgets, deſſen gewöhnlicher Berichterſtatter er iſt, um ſeine Zwecke zu realiſiren. Aber auch nicht eine Blöße von der kleinſten Geringfügigkeit hat ſich dann der Proppſition des Budgets incorporirt, die nicht Itzſtein's ſtechendes Auge entdeckte; ſo unbedeutend ſie auch ſein möge, ſo ſcheint ſie doch dem anatomiſirenden Berichterſtatter nicht zu gering, auf ihrem Grund eine ſcharfe Rüge gegen die Regierung zu erheben und ſie zu beſſerm Haushalt anzumahnen.

Bieten ſich vollends darin offenbare Mißgriffe oder Übertreibungen, die auch nur von ferne ein conſtitutionelles Princip compromittiren, dann genügt es dem Herrn von Itzſtein an einer bloßen Rüge nicht, ſondern, indem er deutlich gegen die Regierungsbank zu erkennen gibt, wie ſehr er jetzt im Rechte ſei, ſchwere Anklagen gegen ſie zu erheben, nimmt er dann doch, mehr und mehr einlenkend, die Miene der Großmuth an, und läßt errathen, wie er gemeint ſei, ein Auge halb zuzudrücken, wenn man gegenſeits dem „Volkswillen" die nöthigen Conceſſionen nicht ferner vorenthalte. Damit nun aber die Regierungsbank keineswegs in Verlegenheit komme, was ſie gewähren müſſe und ſolle, ſo zählt er alle Gebrechen der Verwaltung — ohne dabei einen Miniſter in die Sache zu ziehen — an ſeinen Fingern ab, und gleich jenen engherzigen Menſchenkindern, die an ihre bedienſteten Subalternen nie eine Zahlung machen, ohne dabei ein gewiſſes, wenn auch nur in der Idee beſtehendes, erhöhetes Maaß der Leiſtungen zu verlangen: ſo gerade hält Herr von Itzſtein den rothen Merkgriffel unabläſſig den Miniſtern entgegen, und indem er dann beſonders ſchwierige Poſitionen des Budgets ohne eine Gegenleiſtung gar nicht gewährt haben will, — dekretirt er (ſo viel es ihm als Einzelnem zukömmt) auch keinen minder ſchwierigen Poſten, ohne der Verwaltung eine concrete ſalbungsreiche Mahnung zur Beſſerung u. ſ. w. zu geben.

Ich wiederhole es: von Itzſtein iſt das concreteſte und an eigentlicher Lebensanſchauung reichſte Mitglied, nicht nur der Oppoſition, ſondern der ganzen zweiten Kammer der badiſchen Ständeverſammlung. Er hat bis zu dieſem Augenblicke der Oppoſition noch jene precaire Bedeutung erhalten, mit der ſie einen ſehr zweideutigen Wucher treiben muß, um nicht ganz erdrückt zu werden. So beſchränkt aber dieſer Reſt von Bedeutung iſt, ſo traditionell iſt nebenbei der Ruhm der Oppoſition. Nur in der Vergangenheit hat dieſer noch einen Ruhepunkt; die Gegenwart bietet ihr nichts mehr dar, und es ſind nur alte, tiefeingeprägte Erinnerungen, die gleich feſten Ideen im innerſten Marke der Seele wuchern, welche noch jetzt jeden Fremdling und jeden Badener aus der Provinz, wenn er zum erſten Male in den Saal der zweiten Kammer tritt, an ſeinen Nachbar die Frage thun läßt: „Ach, ſagen Sie mir doch, welches iſt der Rotteck! welches iſt Welker?" — Nach Herrn von Itzſtein wird weniger gefragt.

Hrn. von Itzſtein's Miſſion in der zweiten Kammer iſt darum auch noch nicht zu Ende, und er wird wahrſcheinlich der letzte des Triumvirates ſein, das wir kurz gezeichnet haben.

Sein weißes Haupt (ein Sinnbild wahrer Urbanität), unter welchem aber eine glühende Jünglingsbruſt in ſchnellen Pulſen ſchlägt, wird noch lange — ſo darf man hoffen — in der zweiten Kammer, ein Überbleibſel wunderbarer Geiſtesenergie, ſich erheben, zu freiem Muthe anſpornen für die Sache der Humanität und des Menſchenrechts, die gereinigt von allen Schlacken in neuer Schöne erblühen wird. — (Fortſ. f.)

Reliquien.

(Fortſetzung).

Ich bat nur um Erlaubniß, die Münzſammlung und die Vaucanſon'ſchen Automaten ſehen zu dürfen, da ich mir ein Gewiſſen daraus mache, ihm bei ſeinen jetzt ſo gehäuften Arbeiten (weil er faſt alle Kranke an der damals in H. graſſirenden Ruhr in der Stadt zu beſorgen hatte) mehr Zeit zu rauben. So weit hatte nun alles noch ſeine vollkommene Richtigkeit, denn alle dieſe Sammlungen haben Kenner vielfach geſehen und jede einzelne in ihrer Art einzig gefunden. Dann muß man aber auch ein paar Tage mit der Perluſtration zubringen. Ehe wir nun zur Sache ſelbſt ſchriten, fragte ich ihn, warum er nicht einen catalogue raisonné ſeiner ſo einzigen Sammlungen ſelbſt abfaſſe, womit er gewiß der Welt ein ſehr denkwürdiges Geſchenk machen würde. „Dazu habe ich," erwiederte er, „bis jetzt keine Zeit gehabt, weil ich alle Collegien allein und vom früheſten Morgen bis ſpäten Abend leſen muß. Nehmen Sie hierzu meine übrigen Berufsgeſchäfte, meinen Briefwechſel, und was mir ſelbſt dieſe Sammlungen für beſtändige Arbeit machen, und Sie werden leicht einſehen, daß ich keinen Augenblick Zeit zu ſo etwas übrig behalte. Ich habe immer gehofft, daß ich mir einen Schüler an die Hand ziehen würde, der mich wenigſtens im Collegienleſen übertragen konnte, aber vergeblich. Da war mein College, der Bergrath Crell, einſt ein fleißiger Schüler von mir, von dem ich ſchon etwas hoffen konnte. Was geſchieht? Als er den Curſus bei mir gemacht hatte, fällt's ihm ein, eine Reiſe nach England zu machen. Unterwegs verliert er meine Hefte. Weg war alle Weisheit, und er ergab ſich dem Winde neuer Lehrer. Dieſer Crell hatte einen Sohn, der auch viel verſprach. Ich las ihm zuletzt noch privatissima auch über die Chemie. Er ging von hier nach Göttingen. Dort iſt es, wie Sie wiſſen, mit der mediciniſchen Facultät ganz aus. Sie haben das vorletztemal nicht einmal den ausgeſetzten Preis ertheilen können. Mein Crell ſetzt ſich hin und ſchreibt aus dem, was er bei mir gehört hatte, etwas zuſammen und gewinnt den Preis. Nun, dachte ich, der wird dich einmal hier ablöſen können, vergeblich. Jetzt kommt er nach Hauſe und ſtirbt an der Schwindſucht." Dies Pröbchen war vollkommen hinreichend, mein Urtheil dem, was ich ſonſt gehört hatte, conform zu machen. Es war mir aber gleich noch etwas ſtärkeres zugedacht. Denn bevor wir noch dies Zimmer verließen, zeigte er mir noch einige Merkwürdigkeiten, die nebenbei auf einer Commode ſtanden. Die erſte war die vom Profeſſor Hahn eigenhändig verfertigte Rechenmaſchine. Wir ließen ſie ein Additions- und Multiplicationsexempel machen, die auch den Augenblick fertig waren. „Ja," ſagte Beireis, „Hahn war ein großer Mechaniker und dieſer verdient Achtung. Da hat aber die Canaille, der Leibnitz, auch ſo etwas erfinden wollen; das hat er nur andern abgeſtohlen.“ Dieſer Barbarismus wirkte wie ein Fauſtſchlag auf mein Ohr, und ich ſtand wirklich auf einen Augenblick an, ob ich mich nicht auf der Stelle empfehlen ſollte. Er mochte meinen Abſcheu bemerken und ſchien ſich in der Folge etwas mehr in Acht zu nehmen. Gleich daneben öffnete er eine große Schachtel, worin lauter Labradorſteine waren. Ein in der That ungeheures Stück, welches wenigſtens 14 Pfd. wog, war das größte, was ich geſehen hatte. Es war aber auch das größte in der Sammlung der Brüdergemeinde zu Barby ſelbſt geweſen, und dies bezeugte ein Brief vom D. Lieberkühn in Barby, deſſen Hand ich ſchon kannte, worin er meldete, daß ſie, da die Miſſionen jetzt große Unterſtützung brauchten, auch dies Kabinetsſtück zu verkaufen kein Bedenken trügen. Noch war in einer andern Schachtel ein über 2 Hände breites und 1½ Zoll dickes Stück des ſibiriſchen, elaſtiſchen Sandſteines, welches ich nach Herzensluſt biegen und dehnen konnte.

Wir gingen nun in ein anderes Zimmer, wo erſt die Fenſterläden aufgeriegelt werden mußten, und hier befand ſich nun in mehreren Schränken neben einander das Münzkabinet. Da ich ſchon geſagt hatte, daß meine Liebhaberei an der Nummismatik bloß antiquariſch ſei, ſo hielten wir uns bei den alten Münzen auch am längſten auf. Griechiſche Städte- und Königsmünzen in Gold habe er, wie er mir ſagte, nicht ſammeln wollen. Es waren daher nur einige Alexander, ein paar Philippe und ein Lyſimachus da. Aber höchſt reſpektabel war die Suite der Goldmünzen von den römiſchen Kaiſern. Ich fand ſie vollzähliger als die in Gotha, und ſelbſt die Dresdener hat manche Stücke nicht, die ich als nummos unicos hier zu ſehen bekam.*) —— Einige andere ſollten Münzen des verſchütteten Herculanums ſein, wobei ich noch Folgendes mit anzuhören bekam. Er unterhalte ſeit einigen Jahren einige Menſchen auf ſeine Unkoſten in Neapel, die, wenn die Wachen in den ausgegrabenen Ruinen abgelöſet wurden, den günſtigen Augenblick ablauern und ſich unvermerkt hineinſchleichen müßten. Was ſie nun bei'm Umwühlen an Münzen fanden, das mußten ſie ihm ſchicken, Alles übrige könnten ſie für ſich behalten! — — Unter den Silbermünzen waren auch viele griechiſche Städtemünzen. Da ich über die Ächtheit einiger Münzen meine kleinen Bedenklichkeiten zu äußern gewagt hatte, ſo zeigte er mir, nachdem wir mit den alten Münzen zu Ende waren, in einem Nebenſchränkchen mehrere Käſtchen voll ausſortirter unächter Münzen in Gold, Silber und Bronze, und bewies mir dadurch, daß er auch dies zu unterſcheiden verſtehe. Indeß behielt ich doch über mehreres meine Zweifel. Wir gingen hierauf zu den Bracteaten des Mittelalters fort, wovon, nach ſeiner Angabe, die älteſten unter Friedrich dem Rothbart zu ſuchen waren: dieſe Sammlung war außerordentlich reich und vollſtändig. Aber wie groß war erſt mein Erſtaunen, als wir zu den neuern Münzen kamen. Alle Medaillen, die man auch in den beträchtlichſten Sammlungen ſonſt nur in Silber findet, waren hier, ſobald ſie nur auch in Gold geprägt worden waren, in Gold. Hier war ein erſtaunlicher Reichthum von Spott-, Belagerungs-, Nothmünzen, und was ſonſt die neuere Nummismatik für Seltenheiten hat. Die bei weitem completteſte Sammlung in Gold und Silber waren die päpſtlichen Münzen. Hier ſah ich auch die Spottmünze, als der Prätendent Gibraltar belagerte und eine Münze ſchlagen ließ, mit der Legende: aut vincere aut mori. Die Engländer erwiederten es und gaben eine mit dem Revers: datur tertium: abire. — Eine beſondere Sammlung machten die akademiſchen Jubelfeiermünzen, an 200 Stück, rein in Gold. Auch die berühmten kurſächſiſchen Planetenthaler, die der verſchwenderiſche König Auguſt II. zum Andenken ſeines Planetenturniers prägen ließ, ſah ich hier vorzüglich ſchön. Nach allem, was ich hier zum Theil freilich nur ſehr oberflächlich geſehen hatte, fand ich die Behauptung eines Amſterdamer Juden, der vor einem Jahre dieſe Sammlung geſehen und dem Hrn. v. Veltheim verſichert hatte, daß die Sammlung bloß nach dem Metall geſchätzt, wenn ſie eingeſchmolzen würde, 20000 Rthlr. an Gehalt habe, nicht mehr ſo extravagant und lächerlich.*)

---

*) Wir laſſen hier abſichtlich mehreres aus, was nur den Münzkenner intereſſirt. Einigemal glaubte Böttiger allerdings, ſeinen Mann auf dem faulen Pferde zu finden.

*) Hofrath Bruns in Helmſtädt berichtet indeß in einem Briefe vom 22. Febr. 1809 an Böttiger: Zur Ausmittelung des Erbſchaftsſtempels iſt Beireis ganzes Vermögen von Sachverſtändigen taxirt und auf 60,000 Rthlr. angeſchlagen worden. Die Münzen ſind nach dem Metallwerth zu 6000 Rthlr. taxirt und nach Mühlhauſen geſchickt, wo ein Münzkenner mit Zuziehung kundiger Männer in Gotha ein Verzeichniß anfertigen wird. Uebrigens ſchreibt Bruns, daß er manchmal ſogar 14 Stunden von früh 5 Uhr an geleſen habe. (Schluß f.)

Aus London.

(Schluß).

Le roi est mort — vive la reine! oder, wie es in Frankreich heißt, le roi. Wilhelm IV. iſt nach langem Leben und kurzer Krankheit zu ſeinen Vätern gegangen; — er hatte lange und viel gelebt, und während der ſieben Jahre ſeiner Regierung nach Kräften, wie ſolches nur ein engliſcher König vermag, für das Wohl ſeines Volkes gewirkt. Für einen engliſchen Souverain iſt es ſchon hinlänglich, wenn er das Gute nicht hindert, und das that der offene Seemann Wilhelm nicht. Allgemein iſt daher die Theilnahme, weit verbreitet die Trauer der Engländer, die den geſchiedenen Monarchen loben, preiſen und den beſten Fürſten aus der Braunſchweiger Raçe nennen.

Nicht völlig einen Monat vor dem Abſcheiden des vierten Wilhelm ward die Prinzeſſin Alexandrina Victoria, Tochter des älteſten Bruders Sr. Majeſtät, des Herzogs von Kent und einer deutſchen Prinzeſſin aus dem Hauſe Koburg, verwittweten Fürſtin von Leiningen, volljährig erklärt. Eine eigene engliſche Beſtimmung: der Kronerbe wird mündig und regierungsfähig, wenn er das achtzehnte Jahr erreicht hat, falls ſein Vorgänger nicht mehr am Leben, andernfalls erſt im einundzwanzigſten Jahre. Es erhob ſich daher unter allen engliſchen Partheien die Streitfrage, ob Victoria mit erreichtem 18ten Jahre und bei Lebzeiten ihres königlichen Onkels mündig, oder jenem, als dem Haupte der Familie, noch unterworfen ſei bis zum erreichten einundzwanzigſten? Die Tories, der Herzogin von Kent und deren Tochter herzlich abgeneigt, behaupteten das Letztere, Whigs und Radicale das Erſtere.

Ehe der Streit entſchieden, ſtarb der König, am 20. Juni nach 2 Uhr Morgens in dem Schloſſe zu Windſor. Alsbald ſandten der Erzbiſchof von Canterbury und der Herzog von Norfolk, Earl Marshal of England, Boten gen London, der Kronerbin, dem Parliamente und dem Miniſterrathe das traurige Ereigniß anzuzeigen. In den Morgenſtunden deſſelben Tages verſammelten ſich alle Miniſter in Kenſington-Palace, der beſcheidenen Wohnung der Herzogin von Kent und der Prinzeſſin Victoria, hinter dem Hyde-Park in ſchattigen Baumgruppen gelegen, und überreichten der Most Gracious Queen ihre reſp. Portefeuilles und Siegel. Mit dem Tode des engliſchen Monarchen erlöſchen zugleich das Amt der Miniſter, die Macht des Unterhauſes, welches von Stunde an aufgelöſ't und neu zu erwählen iſt, und viele andere Aemter und Chargen. Die Königin, mit dem dermaligen Miniſterium einverſtanden, wohl gar auf dem Wege der Reform noch weiter vorſchreitend, ſtellte den Miniſtern ihre Siegel wieder zu, inſtallirte ſie von Neuem, verſprach in kurzer, gehaltvoller Rede: treu ihren Pflichten, das Wohl ihres Volkes im Auge behalten, jede weiſe Neuerung unterſtützen und des geſegneten Andenkens des verſtorbenen Monarchen — mit welchem ſie jedoch, oder vielmehr ihre Mutter, nie gut ſtand — würdig regieren zu wollen. Zugleich wurden die Miniſter beauftragt, das Oberhaus, welches, da die Mitglieder erblich, nicht aufgelöſ't wird, und das Unterhaus von Neuem zu vereidigen und für den folgenden Tag die Proclamation auszuarbeiten; beides geſchah am nämlichen Tage. (Die Königin unterſchrieb nur den einen Namen Victoria, in der Eidesformel und andern Schriften ward ſie Alexandrina Victoria genannt, welcher Zuſatz im Oberhauſe Bedenken erregte und ausgeſtrichen ward).

Der 21. Juni war der Tag der Proclamation. Ueberall glänzende Equipagen, feſtlich, häufig in Trauer gekleidete Volksgruppen, beſonders im Kenſington-Garden, im Hyde- und St. James Park; die Horſe- und Life-Guards in glänzender Staatsuniform; die obern Staatsbeamten, ausgenommen der Herzog von Cumberland, nunmehriger König von Hannover, der Lord Glenelg und andere High-Tories, goldgeſtickt und beſternt; die Yeomen der Garde, die Herolde, Trompeter und Gefolge in mittelalterlicher, goldbeſetzter und mit eingeſtickten Wappen geſchmückter Tracht. Um 10 Uhr begab ſich die jungfräuliche Königin in Begleitung ihrer Mutter und zwei anderer Equipagen, in denen Offiziere ihres Haushalts und Damen ihres Hofes, von Abtheilungen der rothen und blauen Leibgarde zu Roß umgeben, von dem Kenſington nach dem alten, winkligen St. James Palaſte. Jubelnd, Hüte und Tücher ſchwenkend begrüßte ſie das Volk. Im St. James's, vor dem eine unzählige Volksmenge, Equipagen, Garden, Muſikchöre, Herolde, Offiziere und Staatsbeamten ſich drängten, begab ſie ſich in die Staatszimmer, deren Fenſter auf einen freien Platz, nach Marlboroughs-Houſe zu, gehn. Die Fenſter wurden geöffnet, die Königin zeigte ſich, umgeben von ihrer Mutter, dem höchſten Adel, den Oberſten der Land- und Seemacht, den Miniſtern und Räthen, dem hocherfreuten Volke. Die überladen reich gekleideten Herolde ritten in Begleitung goldglänzender Trompeter und Pauker vor, und nachdem Stillſchweigen geboten, las ein Herold die Proclamation. Als er geſchloſſen mit den Worten: „God save the Queen" fielen alle Muſikchöre und tauſendſtimmiges Vivat- und Hurrah-Rufen der Menge ein. Victoria, in einfacher ſchwarzer Trauerkleidung, ohne Schmuck, als den, welchen Jugend, Anmuth und Unſchuld verleiht, ſtand dankend, ſich verbeugend und weinend am Fenſter — ein einfaches, blaſſes Heiligenbild in der Mitte ſtrahlenden Glanzes und Reichthums. Der Jubel des Volkes kannte keine Grenzen und währte noch lange, als die Königin am Arme ihrer Mutter ſich zurück, und die Herolde in ihrer Pracht und mit glänzendem Gefolge weiter zogen.

Noch an vier Orten ward die neue Herrſcherin proclamirt: auf Charing-Croß in Weſtminſter, am Temple-Bar vor der City und in Fleet-ſtreet und vor der Börſe in der City. Am Temple-Bar, einem alten, zu der City führenden, aber immer, außer bei dem Einzuge des neuen Monarchen offenen Thore fand die alte Mummerei ſtatt. Die Herolde mußten blaſen und anklopfen und den Lord Major der City um Erlaubniß bitten, die Königin in der treuen Altſtadt ausrufen zu dürfen. Der Lord Major in ſeinem alten goldenen Wagen, von den dicken Aldermen, den Sheriffs und Oberbeamten der City umgeben, hielt auf einem nahen freien Platze, ertheilte nach einigen altherkömmlichen Förmlichkeiten die Erlaubniß, und dann ſetzte ſich der glänzende Zug — alle Straßen waren zur Zeit jeglichem Fuhrwerke unterſagt — in Bewegung. Die Volksmenge war unermeßlich, zahlreicher denn je bei ähnlicher Gelegenheit. — Um 12 Uhr war die Feierlichkeit beendet, die Herolde kehrten nach dem St. James' Palaſt zurück, wo unterdeſſen die Königin die Hohen ihres Landes und die Geſandten des Auslandes empfangen hatte. Gegen 1 Uhr begab ſie ſich wieder nach Kenſington-Palace, wie ſie gekommen, in einfachem und mit zwei Pferden beſpannten Wagen.

Feuilleton.

⁂ Geiger's rabbiniſcher Frei-Convent zu Wiesbaden. — In dieſen Tagen iſt, auf Einladung des Dr. Geiger, Rabbiner zu Wiesbaden, ein „israelitiſch-geiſtlicher Frei-Convent" daſelbſt zuſammengetreten, zu welchem ſich ungefähr ein Dutzend Rabbiner aus mehreren deutſchen Ländern eingefunden haben. Als Zweck dieſer Verſammlung iſt angegeben: „Vorbereitendes Beſprechen der wichtigſten Cultus- und Reform-Angelegenheiten, um allen gerechten Wünſchen entſprechen zu können, wenn die Landesregierungen von den israel. Gemeinden aufgefordert, ſolche Synoden anordnen, um endlich eine Angelegenheit zu ſchlichten, von welcher man bis jetzt noch hier und da die bürgerliche Gleichſtellung der Israeliten abhängig gemacht." Aus dem nahen Baden ſoll kein Rabbiner ſich bei dieſem Convent eingeſtellt haben. Kann eine israelitiſche Synode, ſelbſt des ganzen Volkes, kein Tüttelchen am moſaiſchen Geſetze verändern oder abrogiren, ſo wird doch auch der Wiesbadner Frei-Convent gewiß ſeine gute Früchte tragen, und wäre es auch nur die, daß die verſammelten wackeren Männer ſich überzeugen, über wie wenige der allgemeineren Differenzpunkte ſelbſt ſie ſich gegenwärtig noch völlig einverſtändigen können. Wenn aber ſchon die Reformwilligen ſo vielfacher Meinung, — wie wird ihre Differenz mit der großen Maſſe Altgläubiger zu ſchlichten, wie die Frage zu beantworten ſein, ob die denk-, oder die thalmudgläubigen Rabbiner als die Repräſentanten ihrer Stammgenoſſen anzuſehen, oder ob weder die Einen noch die Anderen hierzu die erforderliche Gewalt oder Bevollmächtigung haben?

⁂ Die „Souvenirs du duc de Vicence," die eben erſchienen, ſind von Mad. Charlotte de Sor im J. 1826 in den Bädern von Bagnière niedergeſchrieben, wie dieſelben ihr dort von Hrn v. Caulaincourt mündlich mitgetheilt worden. Sie enthalten vieles Intereſſante aus der Kaiſerzeit und manche treffende Charakteriſtik. Als beſonders ſprechend werden die Geſtalten von Napoleon, der Prinzeſſin Hortenſe, des Großherzogs von Berg, Talleyrands u. m. a. gerühmt.

⁂ Brautſchau Ludwigs XV. — Die „Revue retrospective" liefert in ihrem letzten Heft die Verhandlungen über die Auswahl einer Prinzeſſin für Ludwig XV. Eine Denkſchrift des Herzogs von Bourbon, — des erſten Miniſters, präſentirt dem König 100 Prinzeſſinnen zur Wahl, von denen jedoch 17 als die Elite vorangeſtellt ſind. Unter dieſen befinden ſich auch die Namen zweier Prinzeſſinnen von Mecklenburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 163. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 13. Juli.

Ueber die fortſchreitende glückliche

Verbindung von Cultur und Cultus

durch die

Beides umfaſſenden Cultminiſterien neueſter Zeit.

Von Geh. K.-R. Paulus.

Wir erlauben uns, vor unſern mitdenkenden Leſern über dieſe wichtige Zeiterſcheinung mit deutlich beſtimmten Begriffen zu beginnen. Cultur und Cult ſind in der Wurzel verwandte Worte. Das Gemüth wird mit Sorgfalt behandelt; alsdann entſteht Cultur. Ein ſorgfältiges Behandeln der vergegenwärtigten Gottheit iſt Cult: beides nach dem Grundbegriffe von colere. Cult bedeutet Gottesverehrung, weil man ſich dabei immer die vollſtändige Redensart cultus dei denkt. Verehrung Gottes iſt daher Erhebung des ganzen Gemüths zur höchſten, innigſten Achtung eines geiſtigen, aber ewig wirklichen, reinen Ideals, eines im Wollen, Wiſſen und Wirken vollkommenen und alſo höchſten, unbeſchränkten, heiligen Geiſtes.

Dieſe Gemüthsſtimmung iſt an ſich — Angelegenheit jedes Einzelnen. Daher bildet ſich jeder Nachdenkende nach ſeiner Denk- und Willenskraft, aber mit freier, ernſter Benutzung des überlieferten Nachdenkens weiſer und gutwollender alterthümlicher und neuer Mitmenſchen, ſein eigenes Nachdenken über die Idee und das Sein eines ſolchen Vollkommnen.

Das Möglichſtgute, was er über Gott aus Vertrauen auf die gewiſſenhafte Anwendung ſeines zum Höchſten und Beſten ſich erhebenden eigenen und anderwärtsher geprüften Nachdenkens mit Zuverſicht annehmen, das heißt, „glauben“ kann, iſt jedes Einzelnen Religion. Glauben bedeutet immer ein Wahrachten, das mehr auf Vertrauen, als auf unmittelbarer Sacherkenntniß beruht. Religion, dieſes fremde, erſt durch die von Geiſtlichen der lateiniſchen Kirche bewirkte Bekehrung Deutſchland's zum Chriſtenthum in der deutſchen Sprache in Gebrauch gekommene Wort bedeutet ſchon eine mehr gedachte Gottesverehrung oder die Kenntniß vom Verhältniß des Menſchen zur Gottheit, inſofern dieſe die Frucht des Nachdenkens (der Meditation) über Gott iſt. Denn durch die vollſtändige Redensart, aus welcher das wiſſenſchaftliche Kunſtwort: Religion, entſteht, wird der Begriff relegere mente deum, d. i. im Nachdenken Gott erfaſſen, ausgedrückt. Wer voll iſt von dieſem ſeinem Nachdenken über die Idee und die Wirklichkeit des Göttlichen, der iſt religiös, voll und begeiſtert von der ihm möglichbeßten Religion, d. i. gottandächtig, da ein wahres, ernſtes Nachdenken unfehlbar auch in Empfindungen und Entſchlüſſe übergeht. Nur vorherrſchen ſollen die Empfindungen nicht, ſondern erſt aus dem Nachdenken entſtehen, weil ſie ſonſt von Afterglauben und Phantaſieſpielen nicht rein zu erhalten wären.

So ſehr wir nun nach dieſer Ableitung des Begriffs einſehen, daß Religion und Religioſität Sache eines jeden Einzelnen und alſo etwas Specifiſch-Individuelles, der Faſſungskraft des Einzelnen Angemeſſenes, iſt und frei bleiben ſoll, ſo gewiß hat doch das Nachdenken des Einzelnen vieles mit dem allgemeinen Nachdenken gemein, welches als Produkt der Verſtandes- und Vernunftkraft alle Menſchen auszeichnet. Dieſes bringt daher auch vieles gemeinſchaftlich Anerkennbare in allen Einzelnen zum Bewußtſein.

Durch das Gemeinſchaftliche in dem Gottesbewußtſein mehrerer kann deßwegen ein Verein derſelben für dieſen Zweck entſtehen; wo jedoch immer der jetzt modiſch gewordene Ausdruck: Gottesbewußtſein, nicht als ein unmittelbares Wiſſen über Gottes Sein und Weſen gedeutet werden ſollte. Jeder Einzelne vielmehr hat nur ein Bewußtſein derjenigen Idee von Gott, die er ſich theils durch Überlieferung, theils durch eigene Denkkraft erworben.

Dieſes Bewußtſein einzeln zu berichtigen und danach zu handeln erkennt Jeder als eine aus ſeiner Natur folgende Selbſtverpflichtung. Das Gute, welches ich vermag, eben das ſoll ich! ſagt ſich der Denkendwollende als Urheber ſeiner Selbſtverpflichtung. Eben dafür aber iſt auch Jedem das Gemeinſchaftliche wichtig, weil er leicht einſieht, wie Vieles er durch Mittheilung oder Überlieferung, als Stoff ſeines religiöſen Nachdenkens und Empfindens erhält. Keiner würde ohne dieſe gleichſam erbſchaftliche Anſammlung religiöſer Begriffe und der damit harmoniſchen Einrichtungen durch ſich allein weit gekommen ſein. Wenn Jeder mit dem Fundamentlichen oder mit den Elementen anfangen müßte, wie oder wenn würde ein Bau entſtehen?

Wiewohl nun der Einzelne auch von dem Überlieferten nur das ſich eigen machen kann und ſoll, was ſeiner Faſſungskraft entſpricht und wiewohl er deßwegen dieſer ſeiner individuellen (perſönlichen) Kraft alle gewiſſenhaft nöthige Freiheit zur Selbſtthätigkeit, gegen allen roheren oder feineren Religionszwang, d. i. gegen alle ohne oder ſogar gegen Überzeugnung aufgenöthigte religiöſe Anſichten und Anſtalten, nach dem angebornen Recht ſeiner Menſchennatur, reſervirt und rechtlich verwahrt; ſo iſt doch Jedem auch leicht überwiegend klar zu machen, wie wichtig theils für das immer mehr zu berichtigende Nachdenken uber das Göttliche, theils aber und vornämlich für die Ausübung und Verwirklichung der Religioſität in ihm ſelbſt und gegen Andere ein gemeinſchaftliches Zuſammenwirken für die Gottesverehrung ſein muß, ohne welches ſogar vieles dem einzelnen Gottesverehrer Nöthige und Förderliche gar nicht oder nicht gut genug zu erreichen wäre. Dieſe Gedankenreihe iſt ſo naturgemäß, daß man deßwegen bei dem Worte Cult ſchon nach dem Sprachgebrauch meiſt allein an das Gemeinſchaftliche in der Gottesverehrung und in allen dafür förderlichen; durch Gemeinſchaftlichkeit der Mittel beſſer erreichbaren Einrichtungen zu denken gewohnt iſt.

Dennoch iſt es beſonders für eine richtige Staatsrechtslehre über jeden Cult und über die in der Wirklichkeit — wegen bedeutenden Verſchiedenheiten in den Faſſungskräften — unvermeidlich ſehr verſchiedene Culte oder — gemeinſchaftliche, die Gottverehrung bezweckende Einrichtungen, durchaus nöthig, daß immer an den Urſprung und Ausgang auch dieſer Gemeinſchaftlichkeit zurückgedacht werde. Sie entſpringt nur aus den Pflichten und Rechten Einzelner, welche Menſchen, d. i. durch Nachdenken ſich regierende, ſein und bleiben ſollen. Das Gemeinſchaftliche darf eben deßwegen, weil es zur Förderung der Einſichten und der Ausübung der Religioſität der dafür vereinten Einzelnen dienen ſoll, nichts in ſich feſt halten und der Geſammtheit aufdringen wollen, was den Einzelnen nach ihren Überzeugungen hinderlich in der Gottandächtigkeit wäre, und zum Ärgerniß, d. i. bis zur Sittenverſchlimmerung anſtößig, werden müßte.

Hieraus iſt abzuleiten, warum und in wie weit das ächte Staatsrecht verſchiedene Culte zuzugeben und rechtlich zu beſchützen habe, weil den Einzelnen, deren Nachdenken über das Göttliche weſentlich verſchiedene und unvereinbare Anſichten, und alſo ebenſo verſchiedene Bedürfniſſe von Einrichtungen, beharrlich hervorgebracht hat, nicht gegen ihre Selbſtüberzeugungs-Pflichten und Rechte zugemuthet werden darf, daß ſie ſich mit einem für ſie anſtößigen Cult zwangsweiſe verbinden laſſen, und, etwa weil im Staate ſo viel möglich Einheit politiſch zu wünſchen iſt, damit begnügen müßten. Der leitende Hauptgedanke muß ſein: Was darf der Einzelne an ſeinen religiöſen Pflichten und Rechten modificiren laſſen und nachgeben, um die aus der Gemeinſchaftlichkeit entſpringenden Vortheile zu genießen, d. i. um an denen ohne das Zuſammenwirken nicht erreichbaren Beförderungsmitteln des Guten Antheil zu haben. (Fortſ. f.)

Reliquien.

(Schluß).

Es waren über dieſer Münzbeſchauung bald 3 Stunden verfloſſen und da ſchon einigemal Boten von Kranken gekommen waren, ſo mußte ich alles Übrige ungeſehen laſſen und mir nur noch die Vaucanſon'ſchen Automaten ſehen zu dürfen ausbitten. Bekanntlich beſtehen ſie aus einem Flötenſpieler und einer Eule, die, wie auch ſchon Nicolai in ſeinen Reiſen angeführt hat, viele Jahre in Nürnberg als Unterpfand für eine Schuld von mehreren 1000 Rthlrn. beim Kaufmann ſtanden und entweder durch den Neid des Künſtlers oder durch lange Vernachläſſigung völlig verdorben waren. Beireis ging ſelbſt nach Nürnberg, erhandelte beide Maſchinen für 6000 Rthlr., und engagirte zugleich zwei Nürnbergiſche Künſtler, die Gebrüder Döllner, ſo lange bei ihm in Helmſtädt ſich aufzuhalten, bis die Automaten wieder in Gang gebracht wären. Der Transport ſelbſt war ſchon ſehr koſtbar; aber noch koſtbarer die Reparatur, die nun jene Künſtler während 6 Monaten ganz nach Beireis Angabe zu Stande brachten. Alle Künſtler in Meſſing und Stahl in der ganzen Gegend wurden in Bewegung geſetzt, alle Uhrmacher mußten mithelfen. Die Nürnberger hatten täglich ein Jeder 1 Rthlr. 8 gr. Auslöſung, und als ſie fertig waren, bekamen ſie 2000 Rthlr., ſo daß man ohne alle Übertreibung berechnen kann, daß die Reparatur wenigſtens eben ſo viel gekoſtet hat, als der Ankauf ſelbſt. —

Dieſe Wundermaſchinen ſah ich jetzt noch zum Beſchluß. Nachdem die Walzen, die mir Beireis ſehen ließ, aufgezogen waren, begann die auf einem hohen viereckigten Piedeſtal ſitzende Maſchine ihr Zauberſpiel, das dadurch von allen ſogenannten Flötenuhren und ähnlichen Inſtrumenten unendlich verſchieden iſt, daß die Töne wirklich durch den Hauch des Mundes in die von den Fingern beider Hände kunſtmäßig regierte Flöte hervorgebracht werden. Man hat dies immer nur für eine Täuſchung halten wollen. Aber ſo wie es ſich mir darſtellte, ſchien die Manipulation mit dem Hauche des Mundes in die Flöte ſelbſt ihre vollkommene Richtigkeit zu haben. — Die Kunſtente iſt ein bloßes Drahtgerippe, das aber alle Bewegungen des Schnabels und des Halſes, das Schreien der Ente und das Freſſen ſo natürlich nachmacht, daß man vergißt, ein bloßes Drahtſkelet vor ſich zu haben und auf einige Minuten wirklich eine ſchwarze Ente zu ſehen glaubt. Vordem fraß dieſe Ente ſogar auf dem Waſſer ſchwimmend. Dies ſcheint ſie aber jetzt doch verlernt zu haben. Überhaupt iſt die Sage wohl nicht ungegründet, daß beide Automaten doch nicht völlig haben hergeſtellt werden können.

Ich beurlaubte mich nun, da es ſchon über ſechs Uhr war, ſo ſchnell als möglich. Noch auf dem Wege durch den Hof zeigte mir der unermüdete Mann verſchiedene Curioſa. Denn alles, was man hier ſieht, iſt faſt eine Rarität. Ich verließ dieſen Mann mit einem ſonderbaren Gemiſch von Empfindungen, und es war mir ungefähr zu Muthe, als wenn man ein Mährchen in tauſend und einer Nacht geleſen und neben den abenteuerlichſten Orientalismen die ſublimſten Züge von dichteriſcher Einbildungskraft bewundert hat. Und doch hatte ich noch ſo wenig vom Ganzen geſehen, nicht einmal das größte Stück unter allen, den Diamant, der ſich freilich nur noch in der Mutter befindet, der aber ſo groß iſt, daß, wenn er geſchliffen werden ſollte, nach der Verſicherung ſeines Beſitzers, alle Diamanten, die ſich in den Schatzkammern der Großen befinden, nicht zureichen würden, ihn zu ſchleifen.*)

Der Mann gibt in der That durch dergleichen unendliche Aufſchneidereien unendliche Blößen. Hätte man mir einige Großſprechereien, die er in meiner Gegenwart ſagte, nur erzählt; ſo würde ich ſie doch vielleicht für bloße Erdichtungen gehalten haben. Denn daß nun auch das Publikum einen eigenen Beruf in ſich fühlt, auf ſeine Unkoſten noch eine Menge Wunderdinge und Ungereimtheiten hinzuzurichten, iſt natürlich, und ließe ſich mit vielen Beiſpielen beſtätigen. So erzählte mir Bruns ein Geſchichtchen, das ſo durchaus fabelhaft klingt, aber doch auch wohl einen Kern der Wahrheit haben mag. Ein junger reiſender Engländer habe Beireis einen Wechſel präſentirt, der auf ihn gezogen, aber in braunſchweig'ſchem Cours zahlbar geweſen wäre. Nun habe B. dem Engländer die Wahl freigeſtellt, in welcher Goldmünze er bezahlt ſein wolle, und dieſer habe natürlich ſeine Landsleute gewählt. Hierauf habe B. ohne Verzug dem Reiſenden 4000 Rthlr. in Guineen ausgezahlt. — Einen andern Beitrag gab mir (Abt) Hanke. Als die Verlegung der Akademie von Helmſtädt nach Wolfenbüttel vom Herzoge ſelbſt mit ſo vielem Eifer betrieben wurde: ſo mußte jeder Profeſſor einen Anſchlag einreichen, wie viel wohl der Transport ſeiner Effekten, Bibliothek u. ſ. w. koſten würde. Beireis, der ſich ſchon an und für ſich gegen dieſe Neuerung ſehr ereiferte, ſchrieb geradezu, daß ſein Transport gar nicht zu taxiren und eben ſo wenig zu bewerkſtelligen wäre. Mündlich ſetzte er hinzu, daß viele, beſonders exotiſche Seltenheiten mit ganz eigener Kenntniß eingepackt und verfahren werden müßten; daß er wohl vordem einen Kerl zum Aufſeher gehabt hätte, der dies Alles verſtanden, daß dieſer aber mit andern Braunſchweigern in den amerikaniſchen Krieg gegangen und nie wieder gekommen wäre. Dies veränderte die Fama bald dahin, daß Beireis geſagt habe, um ſeinen Transport zu beſorgen, müßte er die Leute aus Amerika verſchreiben. Ein Witzling ſchmückte es noch beſſer aus und verbreitete die Sage, Beireis müßte aus allen Welttheilen Leute zum Transport ſeiner Sachen haben, weil die Curioſa jedes Welttheils nur durch Eingeborne fortgeſchafft werden könnten. In dieſer letztern Geſtalt hatte ſich mir auch wirklich ſchon das Mährchen in Braunſchweig präſentirt.

Eins iſt noch merkwürdig an dieſem Wundermanne. Er kennt keine Bequemlichkeiten des Lebens und hat einen außerordentlich abgehärteten Körper. Er beſucht oft um Mitternacht mitten im kälteſten Winter ſeine Patienten ſo, daß er mit bloßen Füßen in die hohen Stiefeln ſteigt und ſo mehrere Straßen auf- und abgeht. Auch weiß man nicht, daß er je krank geweſen ſei. —

(Ein jetzt längſt in Paris angeſtellter Schüler Böttiger's, ein höchſt achtbarer und dienſtfertiger Gelehrter, der 1800 in Helmſtädt ſich aufhielt, urtheilt freilich ſehr nachtheilig von Beireis Vorträgen. „Ja, ich kann ſogar [außer Dutzenden von Anekdoten aus dem Munde bewährter Männer] lange Protokolle über Beireiſiſche Collegien liefern, in welchen letzteren ich als tachygraphiſcher Hoſpitant nachgeſchrieben und mit der größten Selbſtverläugnung alle die feinen Stiche und wüthenden Ausfälle auf einen immer wieder kommenden Gaſt [und das war eben ich] zu Papier gebracht habe. Äußerſt intereſſant ſind dieſe Vorträge wegen der wunderſeltſamen Epiſoden und ihrer unglaublichen Abgeſchmacktheit gewiß. Ich hatte ſchon angefangen, aus ihnen Excerpte und Anthologieen zu machen, allein ich muß geſtehen, daß die dadurch gewonnenen Blumen von einer ſolchen Art waren, daß ich erſchrack und aus Schaam das ganze Werk liegen ließ.") Aus ſeines Collegen Bruns Briefe bemerken wir nur noch: „Er rühmte ſich, einen Diamant zu beſitzen, der alle bekannte an Größe weit überträfe, dieſen zeigte er bloß Auswärtigen und in den letztern Jahren Niemandem, weil er ihn auswärts an einem Orte, den er nicht nennen wollte, zu größerer Sicherheit niedergelegt zu haben vorgab. Er pflegte oft zu ſagen, er würde ihn verbrennen, weil ſein Werth unbezahlbar wäre. Nach ſeinem Tode iſt er nicht gefunden worden; vielleicht hat er ihn weggeworfen, damit ſeine Rodomontade nicht bekannt würde. Ein guter Mineralog, Abicht in Schöningen, der neulich geſtorben iſt und ihn geſehen hat, behauptete, es ſei ein Ceyloniſcher Kieſel."

---

*) Einige kleine Irrthümer kann man leicht nach Göthe, (WW. in 12. XXXI S. 285) der den Diamant ſah, berichten.

Feuilleton.

.*. Belgien's Verhältniß zu Frankreich und Deutſchland. — Nothomb in ſeinem Essai sur la révolution Belge behauptet: „durch die Sprache wird das geiſtige Belgien (la Belgique intellectuelle) der franzöſiſchen Geſellſchaft angehören; mit ſeinen Grundgedanken (par le fond de la pensée) muß es neutral bleiben zwiſchen Deutſchland, England und Frankreich." Ein Fremder aber, der Belgien forſchend durchreiſ't, verſichert dagegen, von zwei Leuten, die einander nicht kennen und in zwei verſchiedenen Städten leben, am Schluſſe von Erörterungen über dieſen Gegenſtand buchſtäblich dieſelben Worte gehört zu haben: „oui, l'avenir de la Belgique appartient à l'Allemagne."

.*. Die Büchermacherei. — Partout comme chez nous. Ein verſtorbener Deutſcher ſchreibt Briefe in die oberweltliche Heimath: — an alles Letzte und vollends an letzte Worte iſt als Prämie ein poetiſches Intereſſe geknüpft; — die Briefe machen Furore; nun muß der Verſtorbene, ſtatt auf ſeinen erworbenen Lorbeeren zu ruhen, durch ein langes Fegfeuer von Briefſtellerei wandern, und dennoch bleiben die erſten Briefe auch die beſten, vielleicht die allein denk- und dankwürdigen von allen. Ebenſo iſt es in Frankreich u. a. Balzac mit ſeinen erſten meiſterhaften Scènes de la vie privée, ebenſo manchen Anderen in Deutſchland und England, ſo jetzt auch wieder Hrn. Alexandre Dumas ergangen. Seine „Impressions de voyage" hatten vor zwei Jahren zahlreiche Leſer gefunden. Nun hat er „*Nouvelles* impressions de voyage" herausgegeben, die weiter nichts als loſe aneinander genähte Flugblätter ſind, die der Vfr. bald für ein Feuilleton, bald für eine Revue auf einer Reiſe geſchrieben; und, Gott weiß, wie viele Impreſſions nun noch nachfolgen werden!

.*. Papiere des Cardinals Granvella. — Das Echo du monde savant, welches zu Paris erſcheint, hat angezeigt, daß Hr. Weiß, Bibliothekar zu Beſançon und die Commiſſion, deren Arbeiten er leitet, damit beſchäftigt ſind, das Wichtigſte aus 85 Foliobänden von Papieren des Kardinals Granvella, des erſten Miniſters Karl's V. und Philipp's II., auszuwählen, um es durch den Druck bekannt zu machen.

.*. Pelletan's Levigateur. — Hr. Pelletan, Prof. der Phyſik bei der medizin. Facultät zu Paris hat eine Maſchine erfunden, die er Levigateur nennt, und bei der Fabrikation des Rübenzuckers die Preſſen erſetzt und beſeitigt.

.*. Der *Congrès Scientifique de France* wird ſeine fünfte Jahresverſammlung in dieſem Jahre zu Metz am 5. Sept. eröffnen und ſpäteſtens am 15. deſſelben Monats beſchließen. Sehr zweckmäßig hat ein Organiſations-Comité ſchon im März reglementariſche Beſchlüſſe gefaßt, und wiſſenſchaftliche Fragen zur Erörterung aufgeſtellt, und dieſe und jene, auf einen Bogen eng zuſammengedruckt, im In- und Ausland verbreitet. Wir empfehlen dies unſeren deutſchen Congreſſen zur Nachahmung. Unter den Anordnungen ſcheint uns Beachtung zu verdienen, daß in der allgemeinen Verſammlung kein Vortrag ohne Genehmigung der Sektion, in deren ſpeciellen Bereich der abgehandelte Gegenſtand gehört, zugelaſſen werde, und daß jedes wirkliche Mitglied des Congreſſes zehn Franken zu zahlen habe, wofür es demnächſt den gedruckten ausführlichen Bericht erhält, den der General-Sekretair in Gemeinſchaft mit den Sekretairen der Sektionen zu bearbeiten haben. Dieſer letzteren ſind ſechs: 1) Naturgeſchichte, 2) Ackerbau, Induſtrie und Handel, 3) Medizin, 4) Geſchichte und Archäologie, 5) Philologie, Literatur, ſchöne Künſte und Philoſophie, 6) Phyſikaliſche Wiſſenſchaften und Mathematik. Im Ganzen ſind 99 Fragen aufgeſtellt. Gleichzeitig wird eine Gewerb-, eine Kunſt- und eine Ausſtellung für Land- und Gartenbau ſtattfinden.

.*. Ueber die Zunahme der Bevölkerung im preußiſchen Staate finden wir in der preuß. Staatszeitung vom 28. Juni folgende Angaben: Das Königreich (mit Ausſchluß von Neufchatel und Lichtenberg) enthielt nach der Zählung

zu Ende 1834 . . . 13,474,671 Einw.
zu Anfang 1820 nur 11,084,993 —
Alſo in 15 J. Vermehrung von 2,389,678 —
In demſelben Zeitraum wurden
daſelbſt geboren . . . 7,593,017,
gleichzeitig ſtarben . . 5,457,209.
Alſo Ueberſchuß der Gebornen 2,135,808.

Auf jede Million Einwohner aber ſind durchſchnittlich jährlich

in den 3 Jahren	geboren	geſtorben	Ueberſchuß
1820, 21, 22 . .	43,709 . .	26,346 . .	17,363.
1823, 24, 25 . .	41,576 . .	[illegible] . .	15,666.
1826, 27, 28 . .	40,449 . .	29,183 . .	11,266.
1829, 30, 31 . .	36,380 . .	30,127 . .	6,253.
1832, 33, 34 . .	39,595 . .	31,637 . .	7,958.

.*. Ruſſiſche Schriftſtellerinnen. — Von Petersburg wird geſchrieben: „Seit Kurzem nimmt man in der ruſſiſchen Literatur wahr, daß auch Damen mit glücklichem Erfolge als Schriftſtellerinnen — freilich nur im Fache der Romantik — auftreten. Man nennt in dieſer Beziehung die Gräfin R . ., die Damen Teploff, Jarzoff, Jichimoff, welche durch ihre Schriften, theils in Verſen, theils in Proſa, großes Intereſſe bei der ruſſiſchen Leſewelt erregen." (P. St. Z.)

.*. Oppoſitionsklubb von Eingebornen zu Calcutta — Zu Calcutta hat ſich unter dem Namen Bungo-Bhaſa-Prokaſika meiſt aus Eingebornen ein Disputirklubb gebildet, der ſich allwöchentlich verſammelt, über religiöſe Gegenſtände jedoch nicht verhandelt. Zu Ende v. J. hat er dagegen mit großem Beifall den Vorſchlag Babu-Kalinath-Roy's angenommen, „alle Maaßregeln der Regierung zu diskutiren, welche als dem Lande nachtheilig angeſehen werden könnten, und betreffenden Falls Petitionen zu beſchließen."

.*. Kunſtverein zu Wismar. — Fräulein von Liſzewska, Mitglied der Malerakademie zu Berlin, hat zu Wismar einen Kunſtverein geſtiftet.

.*. Muſikaliſches Prachtwerk. — Mad. Malibran hat einige ſehr anmuthige muſikaliſche Compoſitionen hinterlaſſen, die jetzt geſammelt zu Paris herausgegeben worden. Noch nie ſoll ein muſikaliſches Werk prachtvoller ausgeſtattet worden ſein. Den zwölf Tonſtücken der verewigten Künſtlerin ſind zehn Steindrücke von Jules David beigegeben, die allein ſchon dieſem Album allgemeinen Beifall ſichern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 164. 1837.

Phönix.

Freitag, 14. Juli.

Mutterliebe.

Erzählung von Wilhelm Müller.

Jede Liebe, die des Menſchen Bruſt verklärt, iſt göttlich; — ſprecht nicht von euren Sinnengluthen, euren Luſtgefühlen, den Wahnbilden des Erdenſchmutzes; — aber die höchſte Heiligung, welche auf Erden das arme Herz in dem Pfuhle der Sünde und des Gebrechens erfaſſen kann, iſt Mutterliebe. Da erhält das Weib, die Sünderin, die Gefallene ſelbſt, den Nimbus einer ſchönern Welt; ſie hat den Säugling mit Schmerzen geboren, ſie hat ihr Leben für ihn eingeſetzt und iſt dafür belohnt durch eine Seligkeit, die ſo rein und lauter, dem Manne, dem Vater nie zu Theil wird. Ein Weib, das nicht verſteht Mutter zu ſein, iſt unter den Seelenmißgeburten das Haſſenswürdigſte, iſt eine Spukgeſtalt, aus den Tiefen der Hölle zur Erde emporgeſtiegen!

Gregorja war von hoher Geburt, ihre Anverwandten umſtanden den Herrſcherthron; ſie war die Nichte jenes Mannes, der zweimal der nordiſchen Welt eine andere Geſtalt gegeben, unter deſſen blinkenden Ordensſtern eine dreifache Blutſchuld gelaſtet hatte, durch die er ſeinen Nachkommen, Alles auf Erden, Macht, Anſehn, Reichthum, nur keinen Seelenfrieden vererbt hatte; denn der Fluch der böſen That wucherte immerfort und in den ſtolzen Paläſten hauſ'te die innere Armuth, unter den Bürden von Goldgeſchmeide und indiſchen Steinen ſchlug kein zufriedenes Herz. Anders war es bei Gregorja; nicht bekannt mit der Schuld der Väter, wurde ſie in dem Stifte erzogen, deſſen klöſterliche Einrichtung ſeine Zöglinge völlig von dem Getreibe der großen Welt, ſelbſt von dem Walten der Eltern und Anverwandten trennt. Unbefangene Kinder werden in dieſe Anſtalt aufgenommen; holde Jungfrauen, ausgeſtattet mit all' den Künſten und Wiſſen, welche jetzt den höhern Ständen nothwendig ſind, werden ſie aus derſelben entlaſſen. Auch für Gregorja ſchlug dieſe Stunde! Sie ſollte in die Welt treten, welche ihr bisjetzt völlig fremd geblieben, welche ſie nur aus Traumbildern der Jugend, ſchön und herrlich kannte. Arme Fürſtentochter! nimmer wird dir die Welt halten, was dir die ſchuldloſe Phantaſie vorgaukelte!

Mit dem brillantenen Namenszuge der Kaiſerin, — der Beſchützerin dieſes Stiftes — geſchmückt, verklärt mit den tauſend Reizen, welche Jugend und Unſchuld dem Menſchen ſpenden, trat ſie in den Kreis der ihr entfremdeten Anverwandten, trat ſie in das Zauberreich des glänzenden Hofes. O, wie war Alles ungleich prachtvoller, gigantiſcher, als ſie es ſich gedacht hatte und doch ſo ganz anders. Mitten in den toſenden Freuden, in den Rieſenfeſten, wo oft in wenigen Stunden ganze Tonnen Goldes vergeudet wurden, fühlte ſie ein Bangen, für welches ſie keine Sprache, keine Worte hatte. Der Unerfahrenen ſchlugen jetzt jene Stunden des Lebens, in welchen das Herz, ſo überreich, dennoch für die Außenwelt verarmt. Da ſah ſie Wladimir, den Bruder ihrer trauten Geſpielin im Stift. Jetzt erkannte ſie den Werth des Lebens, jetzt erſt war die Welt um ſie belebt, beſeelt. Ihr kindlicher Sinn ließ ſie nicht ahnen, welch eine Kluft zwiſchen der reichen Fürſtentochter und dem ſchlichten Gardeoffizier lag. Wladimir war nur von niederm Adel, ſeine Vorfahren hatten ſich weder im Felde noch im Hofdienſte ausgezeichnet; er war faſt arm, und nur ſeine Kenntniſſe und ſeine ſchöne Geſtalt hatten ihm des Kriegers Bahn eröffnet. Doch was iſt der mächtigen Liebe unmöglich? Nach Jahre langem Hoffen ſchlug endlich die Stunde des Glückes. Gregorja reichte Wladimir'n die Hand am Altare; aber in dem Augenblicke, wo der goldne Reif ſie mit dem Geliebten einte, war ſie von dem Vereine ihrer ſtolzen Verwandten ausgeſchloſſen. Sie zog mit ihrem Gatten auf ein fernes Beſitzthum. Beide liebten ſich innig und wahr, und dennoch war dieſe Ehe nicht glücklich. Gregorja war zufrieden; anders war es aber mit Wladimir, dem ſtolzen Manne. Dahin waren ſeine Ausſichten, ſeine Erwartungen, ſeine ſtolzen Pläne; die Hallen der beiden Reſidenzen waren ihm verſchloſſen und, wenn er es wagte, mit ſeiner Gattin in einen höhern Kreis einzutreten, wurde Gregorja wie eine mächtige Fürſtentochter behandelt, er aber mit abſichtlicher Kälte überſehen; es waren dieſelben Giftfäden, mit denen die Erbärmlichkeit ſo oft ein Lebensglück umſpinnt. Da verfinſterte ſich Wladimir's Sinn, der Undankbare warf einen Groll auf ſein ſchuldloſes Weib und über Gregorja kam der größte Schmerz des Lebens: Enttäuſchung, Entheiligung des geliebten Gegenſtandes. Das Schickſal heilte die Wunden, wie es auf Erden Alles heilt: Schmerz mit Schmerz. In das mächtige Reich, deſſen weite Grenzen faſt immer befehdet ſind, brach plötzlich ein tückiſcher Feind. Waldimir eilte gen Aſien's Grenzſcheide, im Kampfe, im Kriege wollte er empor ſteigen und dann ſich an ſeinen Beleidigern rächen; — er fiel in der erſten Schlacht. Der Tod iſt ein heiliger Verſöhner der Menſchen, über jeden Fehler ſeines Opfers zieht er einen dichten Schleier und nur die Tugenden des Entſchlafenen leben in ſchmerzlicher Erinnerung unſterblich fort. So vergaß Gregorja Alles, was ſie von dem Gatten erduldet, ach! ſie hatte ja nie aufgehört, ihn zu lieben; aber ein anderes, heiliges Gefühl goß Troſt in ihr wundes Herz; ihr war ein Sohn, des Vaters Ebenbild geblieben. Auf ihn allein übertrug ſie den ganzen Reichthum ihrer Liebe, nur ihm lebte ſie, nur in ihm athmete ſie. Mit dem Tode ihres Gatten war ſie wieder in den Bund ihrer ſtolzen Familie aufgenommen; ihre durch den Tod gelöſ'te Heirath wurde wie ein verzeihlicher Jugendfehler betrachtet und an den Beſitz der wunderſchönen Frau wurden wieder hohe Pläne geknüpft; aber ſo täuſcht nur einmal das Herz den Menſchen, der ſchöne Traum ihres Lebens war dahin. Für ihren Sohn wollte ſie leben, ſchaffen, nicht für ſich; für ihn forderte ſie ein Glück und ſo betrat ſie wieder die glänzenden Prachtſäle und wandelte mit ihrer ſtillen Trauer, welche die Zeit nicht endete, ſondern nur verklärte, einher.

Jahre waren vergangen, Pawel Wladimirowitſch war ein herrlicher Jüngling geworden, die Gaben der Natur waren mit denen der geſelligen Bildung im Einklang geblieben; Alles, was das Leben verſchönern und veredeln kann, war durch der Mutter Sorge ſein Eigenthum. Während er herangewachſen, war an ihr der Zeiten Flug ſpurlos vorüber gegangen. Faſt ſchöner als in dem kindlichen Jugendalter, ſtand die Mutter neben dem Sohne, wie eine ältere Schweſter. Da erhob ſich wieder die Nemeſis ihres Stammes und ihrem Kinde geſchah, was einſt ihrem Herzen geſchehen.

In dem Gefolge der Kaiſerin befand ſich ein Hoffräulein Praskowja, von blendender, zauberhafter Schönheit; überall wurde ſie angeſtaunt, überall bewundert und dennoch nicht geliebt; ein unerklärbares Etwas lag in ihrem Antlitz, in ihrem Betragen, das Auge und Sinne anzog, während es die Herzen zurück ſtieß. Praskowja und Gregorja ſahen ſich nur bei den gewöhnlichen Hoffeſten; zu den Zirkeln, welche Gregorja's Verwandte um des Thrones Nähe bildeten, hatte das Hoffräulein keinen Zutritt; auch war ihr Vater dem ganzen Stamme der mächtigen —rl— verfeindet und es wechſelten die beiden ſich haſſenden Geſchlechter, das Gift im Herzen bergend, nur, wenn es ſein mußte, freundlich kalte Worte mit einander. Wladimirowitſch hatte ſchon oft Praskowja, dieſe Götterhülle ohne Seele, erblickt; er hatte es nie bemerkt, wie ihr ſtolzes, finſtres Auge auf ihm ruhte, wie ſie ih[illegible]lich entgegen trat, lächelnd, zuvorkomme[illegible]m dann mit einem Laute, mit einem Worte [illegible] zu verwunden; in ihrem Betragen lag ein Haß, ein Groll, den ſelbſt das Larvenſpiel des Hofes nicht ganz verhüllen konnte.

Da wurde in dem tauriſchen Schloſſe einem fremden Herrſcher zu Ehren ein glänzendes Feſt gegeben. In dem Rieſenſaale, der — in Übereinſtimmung mit dem Reiche — auf Erden nicht ſeines Gleichen hat, wandelten die Tauſende der geladenen Gäſte einher, ohne daß einer durch den andern ſich bedrängt fühlte, denn der Umkreis dieſes Gemaches, deſſen Decke auf vierundſechszig Säulen ruht, welche gleich Indiens ſtolzen Palmen emporſtreben und im Umfange ohngefähr zehn Fuß haben, mißt beinahe drei Viertel Werſte. Zum erſtenmale wurde hier eine phantaſtiſche Beleuchtung angewandt, welche die Feenmärchen der Araber in die Wirklichkeit überträgt. Die Lichter werden hinter langen gläſernen Röhren verborgen, in denen ſich goldenes und ſilbernes Laubgeflechte ſchlangenartig emporwindet; durch einen eignen Mechanismus bewegen ſich dieſe kryſtallenen Strahlen, welche alle Wände decken, immerdar, und das zitternde Licht, ſich wiederſpiegelnd in jedem Silber- und Goldſtreife, ſchafft eine magiſche Helle, deren Wirkung, vereint mit dem Glanze der Anweſenden, durchaus unbeſchreiblich iſt.

Der Hof erſchien an jenem Feſte in der reichen und anmuthigen Nationaltracht. In dem glänzenden Gefolge der Herrſcher befand ſich ein Frauenbild, welches alle ihre Mitſchweſtern verdunkelte. Sie war in einem ſammtnen, ſchwarzen Saraſan, — gegen die Sitte des Landes, das bei dieſem Gewande die hellen, freundlichen Farben liebt, — gekleidet; nicht die mindeſte

Gold- und Silberſtickerei war an demſelben angebracht, aber jeder von den runden Knöpfen, welche ſich an dieſem Anzuge von unten bis zu der Bruſt emporheben, war eine orientaliſche Perle; der Kakoſchnik hingegen, der die dunkeln Haare gefangen hielt, war ein kronenartiges Laubgeflechte von blendenden Diamanten. Das Licht der kryſtallenen Beleuchtung, wie das der mächtigen Kronen, welche von der Decke niederhingen, brach ſich in dieſen unſchätzbaren Steinen und warf ſodann einen Nimbus um das zarte; weiße Antlitz, daß es wirklich ſchien, ein entkörpertes Weſen wandle unter den Sterblichen einher; es war Praskowja! Mit ſtummer Bewunderung wurde ſie umringt; Hunderte hatten mit ihr um die Palme des Tages gerungen, ihr allein war der Sieg geworden. Selbſt der hohe Gaſt, dem dieſes Feſt gewidmet war, fühlte die Macht ihres Zaubers, er nahte ſich ihr mit freundlichen Worten, und war, nachdem er die geziemenden Rückſichten beobachtet hatte, ihr treuer Gefährte. Welch ein Triumph für das ſtolze Herz! Alles um ſie, Geburt Würden, Anſehn war vergeſſen; ſie allein gebot durch die Macht ihrer Schönheit und die Stolzen, welche ſonſt auf [illegible] niederblickten, wagten jetzt nur, ſie zu beneiden.

Das [illegible] zum Beginn des Feuerwerkes war gegeben; die [illegible] Gäſte eilten an die Fenſter und auf die Altane, einige gingen indeſſen in den Garten, deſſen Thore jetzt für alle Zuſchauer geöffnet wurden. Durch irgend ein Vergehn fielen einige Schwärmer in die drängende Menge. Ein plötzliches Geſchrei und Gewirre entſtand, welches durch die wechſelnde Dunkelheit und blendende Helle noch vermehrt und bald lebensgefährlich ward. Pawel ſtand in dem dichteſten Volkshaufen, als er neben ſich eine dunkele Geſtalt hülfeheiſchend niederſtürzen ſah. Ein Augenblick und die Unglückliche war zertreten unter den Füßen der herantoſenden Flüchtlinge; da machte ſich der Jüngling gewaltſam Bahn, ergriff die Hülfloſe und eilte mit ihr einer Laube zu, in der er ſich geborgen hoffte. Um ihn ziſchten die Raketen zu Tauſenden empor und ſchufen einen grellen und doch anziehenden Tag, um ihn lärmten laut und furchtbar die künſtlichen Donner; dann verſtummte Alles, es ward dunkel um ihn, und, matt und erſchöpft, fühlte er in ſeinen Armen ein Weſen ohne Leben, deſſen Antlitz und Hände wie im Tode erkaltet waren. Hatte Gott hier ſchon entſchieden, hatte der Vernichter ſchon ſeine Beute errungen, hatte Wladimirowitſch nur für einen Leichnam ſein Leben eingeſetzt? er wußte es nicht, die Finſterniß um ihn her, ließ ihn nichts unterſcheiden, als daß er ein weibliches Weſen in ſeinen Armen hatte. Nach einigen Augenblicken blinkte die bunte Beleuchtung des Gartens wieder auf; ein Dämmerungslicht fiel in die Laube; an ſeiner Bruſt lag die Feindin, an dem Herzen des Haſſenden der Gehaßte. Dennoch konnte Paul ſie nicht laſſen; noch unendlich ſchöner als jüngſt, wie ſie der Heiligenſchein der Juwelen umleuchtete, lag ſie vor ihm; auf dem bleichen Geſichte ruhte jetzt nur ein leichter Schmerz und eine ſelige Milde, aber kein Groll mehr. Jetzt ſchlug ſie die Augen auf: „Conſtantin!“ liſpelte ſie leiſe und ihre Arme umſchlangen ihn feſt und innig. Sonderbar ergriffen Wladimirowitſch dieſe Laute, es war augenſcheinlich, daß ſie ihn verkannte, ein häßlicher Verdacht wollte in ſeiner Bruſt erſtehen, doch erinnerte er ſich, daß ſie drei Brüder habe, einer von dieſen könnte ja wohl dieſen Namen tragen. Leiſe und ſchonend erwiederte er: „Es iſt keiner Ihrer Bekannten, der um Sie weilt; ich bin es, der Sie rettete.“

Fieberhaft ſchauderte Praskowja zuſammen, als ſie den Ton der Stimme erkannte; ſie erhob ſich etwas und ſtarrte mit ihren großen Augen in ſein Antlitz; es war, als ob ſie in ihre Seele den alten Haß zurückrufen wollte und nicht könnte, ihre Arme ſtießen ihn nicht von ſich, ſondern umfaßten ihn mit krampfhafter Stärke, während ſie tonlos ſtammelte: „Sie haben mich gerettet? Erkannten Sie mich?“ Offen und aufrichtig erwiederte der Jüngling: „Ich habe Sie nicht erkannt, aber zweifeln Sie, daß ich für Sie weniger thun würde, als für eine Fremde?“ Ihm ward keine Antwort, aber dagegen ein Anblick, den er von der Fühlloſen nimmer erwartet hätte, eine Fluth heißer Thränen ſtürzte aus dem ſtolzen Auge und netzte ſeine Wange. Ein nie empfundenes Gefühl ergriff Pawel; die Herzloſe, die Mißhandelnde lag in ſeinen Armen, ergriffen von einem verborgenen Schmerze, ſo weich, ſo demüthig und war dennoch in dieſen Schmerzenszähren unendlicher ſchöner als im erheuchelten Stolze. „Wie konnten Sie, Fräulein,“ ſprach Pawel mit leiſem Vorwurfe, „ſich ohne Schutz in den Garten wagen?“ Da ſtockten plötzlich ihre Thränen, über ihr bleiches Geſicht flog die tiefe Röthe der Scham, ſie ſenkte Haupt und Auge, gleich einer ſchuldbewußten Sünderin und ſtammelte: „Ich weiß es nicht!“ Und wiederum, mit ihrer wilden Gluth belebt, rief ſie ſchneidend: „Fort! fort von hier, ich fühle mich nicht wohl!“ Eh' er ihr ſeine Hülfe anbieten konnte, war ſie ihm entflohen, und als er nach dem Sturme der entgegengeſetzten Gefühle die Vorhalle des Palaſtes wieder betrat, hörte er das Rollen des Wagens, der die Sonderbare von dannen trug.

(Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Van Ghiſtele's Reiſebericht von 1481—1485.** — Die erſte Lieferung des Messager des sciences et des arts de la Belgique von l. J. bietet u. a. einen intereſſanten Aufſatz des Hrn. A. G. B. **Schayes** über eine ſeltene Reiſebeſchreibung, die unter dem Titel „Voyage van Mher (myn heer) Joos Van Ghistele“ etc. zum erſtenmale zu Löwen 1550, dann zu Gent 1557, 1563 und 1572, und zu Lyon 1564 in Druck erſchienen. Sie iſt ſo ſelten geworden, daß ſie weder in der großen deutſchen Sammlung von Reiſeberichten in das gelobte Land von 1095—1560, noch in den Sammlungen Ramuſio's, des Abbé Prevoſt, und Valkenaer's ſich befindet, und weder

Beckmann, noch Chateaubriand, Malte-Brun, Hibert und Brunet derſelben Erwähnung thun. Und doch bemerkt Hr. Schaub: „Der berühmte Mandeville, der 1322 den Orient bereiſ't, Rudolph Kirchers von Juchen (1336 – 1350), Stephan v. Gumpenberg (1449), Barbaro (1471), Tucher v. Nürnberg (1479), Breidenbach und Werli v. Zimber (1483), der Pfalzgraf Alexander und der Graf von Naſſau in den Jahren 1483 und 1496, kurz, keiner der berühmteſten Reiſenden des Mittelalters haben ſo viele berühmte Länder der alten Welt durchreiſ't, als Van Ghiſtele, keiner ſo genau und ausführlich die Küſten von Kleinaſien, Syrien, Aegypten, Perſien, Griechenland und Nordafrika beſchrieben.“ Er diente früher im Heere Karl's des Kühnen, der ihn um 1464 zum Ritter ſchlug. Im J. 1477 wurde er Schöff zu Gent, trat am 15. Sept. 1481 ſeine Reiſe in's gelobte Land an, kehrte 1485 zurück, und wurde 1492 Großſchultheiß von Gent, und um 1495 Rath und Kämmerherr Maximilians, des Königs der Deutſchen. Das Jahr ſeines Todes iſt nicht bekannt.

⁂ **Walter Scott über Waverley und Byron.** — In den Times vom 20. Juni iſt ein Brief Walter Scott's an John Murray vom 18. Dezember 1816 abgedruckt, welcher in Beziehung auf Waverley die Erklärung gibt: „Ich freue mich von Herzen mit Ihnen über den Erfolg der Erzählungen, obgleich ich das väterliche Intereſſe an denſelben nicht nehme, welches meine Freunde mir zuzuſchreiben die Güte haben. Ich verſichere Sie, daß ich nie einen Band derſelben geleſen, bevor ſie gedruckt waren, und kann mich nur der übrigen Welt hinſichtlich des Beifalls anſchließen, den ſie den wahren und treffenden Schilderungen, welche ſie von den ſchottiſchen Sitten liefern, ſpenden.“ ꝛc. Im Poſtſkript bemerkt er: „der dritte Geſang von Childe (Harold's Pilgr.) iſt unnachahmlich ... Mein Herz blutet mir, wenn ich (Byron's) gedenke, der ſich ſelbſt aus dem Lande verbannt hat, dem er zur Ehre gereicht (to which he is an honour).“

⁂ **Beſchleunigung des Poſtenlaufes in Frankreich.** — Amtlichen Angaben zufolge legten die Malle-(Brief) Poſten in Frankreich auf den von Paris ausſtrahlenden Straßen 778½ Poſtationen zurück:

im Jahr 1814 in 910 Stunden,
„ „ 1829 in 636 —
„ „ 1836 in 501 —

und doch iſt im Laufe des v. J. noch eine größere Beſchleunigung bewirkt worden, ſo, daß der Weg, der 1814 in 910 jetzt in 409 Stunden zurückgelegt wird.

⁂ **Landesväterlichkeit des Sultans.** — Die Rede, welche der Sultan zu Schumla an alle Ortsobrigkeiten und Oberhäupter der verſchiedenen ihm untergebenen Nationen gehalten, begann mit den denkwürdigen Worten: „das Glück, die Wohlfahrt und die Ruhe aller meiner Unterthanen überhaupt, ohne Unterſchied der Religion, ſind jederzeit mein erſter Gedanke, und alle meine Sorgfalt ſtets auf dieſes Ziel gerichtet geweſen.“ Ausdrücklich wiederholte er dies noch zu den griechiſchen, armeniſchen und jüdiſchen Rajas, ſie noch überdies auffordernd, „zu dem Allmächtigen zu beten für den Ruhm und die Wohlfahrt ſeines Reiches und die Erhaltung ſeiner Tage.“ Der Großſultan ſcheint alſo auch dem Gebete der Ungläubigen einige Wirkſamkeit zuzuerkennen.

⁂ **Berliner Pferderennen.** — Beinahe fünf enggedruckte Spalten der preußiſchen Staatszeitung vom 24. und 25. Juni ſind mit Berichten über die am 22. und 23. vom Verein für Pferdezucht und Pferdedreſſur veranſtalteten Rennen angefüllt. Die concurrirenden Pferdeeigenthümer waren faſt alle von Adel. Vom Kunſtſinn derſelben zeugen viele Namen der Renner. So hieß eine Stute — Heloiſe, eine andere Esmeralda; ein Hengſt hieß Mozart, ein brauner Wallach ſogar Oſſian. Freilich rannte auch der Inceſt mit der Fuchsſtute Queen of Hearts und Truffle mit der Stute Paraſol um die Wette.

⁂ **Deutſche Bibliographie.** — Hr. Hofr. Pölitz bemerkt im Juniheft ſ. Jahrbücher ꝛc. „er erinnere ſich noch der Zeit, wo der Weidmann'ſche Meßcatalog die Alleinherrſchaft in Hinſicht der Bekanntmachung der neueſten Erſcheinungen im Gebiete der Literatur geübt.“ Seit 1797 gebe die Hinrichs'ſche Buchhandlung halbjährlich ein Verzeichniß der wirklich erſchienenen Werke, mit genauer Angabe nicht bloß der Verleger und der Bogenzahl, ſondern auch der Preiſe heraus, welchem ſpäter noch eine das Aufſuchen erleichternde wiſſenſchaftliche Ueberſicht beigefügt worden. Außer den literäriſchen Anzeigern, welche ſeitdem mehreren Zeitblättern beigegeben worden, und der trefflichen literäriſchen Zeitung von Dr. Büchner, erſcheine jetzt, ſeit 1836, eine vom Buchhändler Polet in Leipzig beſorgte „Bibliographie nach Fächern geordnet;“ ſo wie neben dem ſeit vier Jahren beſtehenden „Börſenblatt für den deutſchen Buchhandel,“ (welches ſich ſogar ein „amtliches Blatt des Börſenvereins“ nennt), — noch ein, von Krauſe in Berlin, unter Burchhardts Redaktion verlegtes „Organ des deutſchen Buchhandels oder allgemeines Buchhändler-Börſenblatt.“

⁂ **Altgriechiſche Inſchriften auf Leſina.** — Auf der Inſel Leſina in Dalmatien wurden unlängſt vier uralte griechiſche Inſchriften entdeckt. Eine derſelben ſoll, dem Style, den Buchſtaben und der Eingrabungsart nach aus den Zeiten der Gründung der Kolonie Pharia auf dieſer Inſel herrühren und ſich auf dieſe Gründung beziehen. Eine andere aus dem neunten Jahrh. v. C. ſpricht von Vereinigung der Iſſäenſer mit den Phariern, als ſie vor den Arzinern [illegible] Zuflucht nehmen mußten.

⁂ **Erſte Gemäldeausſtellu[illegible]berg.** — Am 1. v. M. iſt zu Lemberg eine Ge[illegible]ſtellung eröffnet worden, die erſte, die dort ſtattgefunden. Sie beſteht zwar nur aus den beſten Originalien und Copieen dortiger Privatſammlungen; — aber: „L'appétit vient en mangeant.“ Der Ertrag der Ausſtellung iſt zu einem Stipendium beſtimmt für einen der Malerei ſich widmenden Zögling des Taubſtummeninſtituts.

⁂ **Charakteriſtiſche Preisfragen.** — Die königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Künſte zu Douai hat drei Preisfragen aufgeſtellt, deren erſte folgendergeſtalt lautet: „Une nation, d'après les lois de la philosophie et de l'histoire, peut-elle subsister sans *croyances* religieuses *positives*? Nicht minder charakteriſtiſch für die jetzige Zeit lautet die zweite Aufgabe: „développer l'influence des *banques départementales* sur le commerce des provinces.“

⁂ **Mäßigkeitsvereine in Weſtphalen.** — Das Amtsblatt von Münſter in Weſtphalen (vom 10. v. M.) enthält eine Bekanntmachung der königl. Regierung, die Einführung von Mäßigkeitsvereinen betreffend, mit Hinweiſung auf die wirkſamen Beiſpiele in Nordamerika, England und Schweden.

⁂ **Wohlſtandfördernde Geſellſchaften in Norwegen.** — Die norwegiſche Reichszeitung enthält einen erfreulichen, aus amtlichen Angaben geſchöpften Bericht über die Fortſchritte des landbaulichen Wohlſtandes von Norwegen in den letzten ſechs Jahren, aus dem u. a. zu erſehen, daß die königl. Geſellſchaft für Norwegens Wohl — und die, faſt über das ganze Reich verbreiteten Kirchſpiels-, Landhaushaltungs- und andere Geſellſchaften betriebſamen Landleuten Aufmunterung und Unterſtützung haben zufließen laſſen.

⁂ **Ungeheurer Roche.** — Eine Schaluppe, die vom Stockfiſchfang bei Ferol nach Oſtende zurückgekommen, hat einen Rochen (Raie) mitgebracht, welcher 8 Fuß 8 Zoll lang, 6 F. 2 Z. breit und 13 Z. dick war. Sein mit 8 Zahnreihen bewaffneter Rachen hatte einen Umfang von 6½ F. Das Gewicht des Fiſches ſoll 198 Kilogr., alſo nahe an 400 Pfd. betragen. Bis jetzt erinnerte man ſich keines Rochen, der mehr als 300 Pfd. wog.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 165. 1837.

Phönix.

Samſtag, 15. Juli.

Ueber die fortſchreitende glückliche

Verbindung von Cultur und Cultus

durch die

Beides umfaſſenden Cultminiſterien neueſter Zeit.

(Fortſetzung).

Das Gemeinſchaftliche im Cult entſteht in Wahrheit und auf wohlthätige Weiſe nur alsdann, wenn die Urſache der Culttrennung, nämlich das Anſtößiggeweſene, allmählich durch reifere und leidenſchaftloſe Überzeugung nach ſeiner oft nur vermeinten Wichtigkeit gemäßigter geſchätzt werden kann.

So lange der Wahn vorherrſcht, wie wenn das Seligwerden nicht von der gottandächtigen Geſinnung und rechtwollender Geiſtigkeit, ſondern von ausgebildeten Lehrmeinungen abhänge, ſo lange iſt gegenſeitige Verdammung, Sektengeiſt, Servilität gegen die Hierarchie nothwendige Conſequenz. Wahre Gemeinſchaftlichkeit entſteht aus der Gleichheit im beharrlichen Wollen des Guten. Darauf zum Beiſpiel beruhte die jetzt faſt allgemein mögliche Union der lutheriſchen und reformirten Kirchen, welche ehedem einige ihrer Lehren oder Früchte ihres religiöſen Nachdenkens wechſelſeitig für ſo anſtößig, d. i. bis zum Sittenverderbniß unwahr, anſahen, daß beide Theile gegeneinander an dem Seligwerden der Bekenner derſelben zweifelten und ſich wechſelſeitig wie Verdammungswürdige zum Voraus verabſcheuten.

Der dreißigjährige Krieg wäre nicht möglich geworden, wenn die beiderlei proteſtantiſch-evangeliſchen Kirchen nicht einander herzlicher verdammt, gehaßt und verfolgt hätten, als den ſogenannten Antichriſt ſelbſt. Nur das durch allgemeinere Geiſtesbildung möglich gewordene, ſchärfer unterſcheidende Nachdenken hat (freilich ſehr langſam, aber deſto beharrlicher durch ſelbſtbewußte Überzeugung) ſich durchgearbeitet und, wo nicht ganz die Verſchiedenheit der Lehreinſichten, doch überall den Wahn von ihrer verdammlichen Anſtößigkeit bei den Meiſten gehoben. Folglich war es dem ächten Staatsrechte gemäß, die innerlich geſchehene Aufhebung jener unglücklichen und nicht mehr für die meiſten Einzelnen nöthigen Culttrennung, um der Cultur willen und als reifende Frucht der Cultur, zu befördern und ſie reguliren zu helfen.

Dennoch kann das Recht der Staatsgeſellſchaft, und in deren Namen das Recht ihres Oberhauptes, nie bis dahin ſich erſtrecken, daß die kirchliche Gemeinſchaftlichkeit denen aufgenöthigt und entweder durch Schutzentziehung oder ſogar durch poſitive Mittel aufgedrungen würde, in deren Gemüth die ehemals ſo Vielen unüberwindlich geſchienene Lehranſtößigkeit noch nicht auf ſanftere Weiſe gehoben werden konnte. Sie haben ohnehin auch dies für ſich, daß ſie das, was ehedem die Meiſten für unentbehrlich hielten, immer noch nicht entbehren zu können meinen, wenn es gleich indeß aus der Majorität in die Minorität gefallen iſt. Aber ſelbſt, wenn das Staatsoberhaupt zugleich in gewiſſem Sinn ſich als Landesbiſchof, aber nur als polizeiliches Kirchenoberhaupt in der Landeskirche, deren vornehmſtes Mitglied es iſt, betrachten laſſen darf, hat es ſich in dieſer Qualität doch nur die Eigenſchaften eines Hirten, und zwar eines Menſchen- und Völkerhirten zuzuſchreiben, welcher ſeinen hohen Pflichten und Rechten nur alsdann am meiſten genügt, wenn er durch weiſe Regierungsmittel, nicht aber durch Herrſchergewalt diejenigen zurechtweiſ't, welche nach ſeiner immer nur perſönlichen Überzeugung irrthümlich Überzeugte ſind, aber auch als Einzelne auf achtungsvolle Schonung ihrer Überzeugung Anſpruch haben, ſo lange ſie nicht dadurch gemeinſchädlich zu werden ſuchen.

Nur Beiſpiele, wie wenig eine andere Anwendung der polizeilichen Übermacht Gedeihliches wirke, vielmehr die allgemeine Sympathie der Selbſtdenker aller Parthieen gegen ſich habe, ſagen dies durch Erfahrung noch lauter, als die theoretiſch fürſichtigen Stimmführer der Grundſätze.

Nach dieſer Methode des unabläſſigen Zurückdenkens an das Hervorgehen der Gemeinſchaftlichkeit aus den Pflichten und Rechten der Einzelnen ſind die meiſten Schwierigkeiten in Beſtimmung der Pflichten und Rechte des Staats, als des das äußere Recht ſchützenden Vereins, in Bezug auf einheimiſche verſchiedene Culte, zu löſen. Ebenſo ſind auch die Verhältniſſe der verſchiedenen Culte gegeneinander, gleichſam aus den Wurzelbegriffen, beſtimmt abzuleiten.

So zum Beiſpiel ergeben ſich dadurch die Hauptſätze, nach denen die zu unſerer Zeit ſo einflußreiche Frage: Wie ſich der Staat mit ſeinem Rechtsſchutz gegen die durch Privatandachten oder ſogenannte Conventikel entſtehende Culte zu verhalten habe? zu beantworten iſt. Kein Einzelner darf anders als durch Überzeugungsmittel davon abgehalten werden, daß er ſich auf ſeine eigenthümliche Weiſe in der Ausübung ſeiner Gottandächtigkeit ſtärke, d. i. beſonders zu erbauen ſuche. Glauben dies mehrere Einzelne beſſer miteinander thun zu können, ſo benutzen ſie nur den Grund, auf welchem alle Gemeinſchaften mit Recht beruhen. Wer darf es ihnen deßwegen, weil ihre Zahl die kleinere iſt, rechtlich verwehren?

Aber anders muß es ſein, wenn nun dergleichen Zuſammenkünfte, als alleinfromme, Alles, was außer ihnen iſt, verdammen oder zu ſich hereinnöthigen wollen. Alsdann ſind ſie als Vereinigungen nicht zu geſtatten, aus dem allgemein gültigen Grunde, weil ſchon jedem Einzelnen nicht zuzugeben iſt, daß er Anderen, wenn ſie auch ſeine Kinder wären, ſeine Überzeugungen aufzwinge oder die Andersüberzeugten als als Verworfene zu behandeln ſich gewöhne. Noch weniger können dergleichen religiöſe Privatvereine auf den Rechtsſchutz der Staatsgemeinſchaft Anſpruch haben, wenn ſie als Separatiſten dem für größere Einrichtungen unentbehrlichen Zuſammenwirken entgegen ſind. Conſequenter Pietismus aber ſteigt offenbarer oder verſteckter immer bis zum Separatismus! Entſtehen drittens noch überdies in ſolchen alleinfrommen, verdammungsſüchtigen, lichtſcheuen und doch meinungsſtolzen Privatvereinen theils Reizungen zur Leidenſchaftlichkeit und Ausſchweifung, theils Nahrung für Intriken unter ſich und gegen andere, oder erlauben ſie ſich ein Quälen und Unterdrücken der Schwächeren und nicht ganz Folgſamen, ſo iſt ſolchen Vereinen um ſo gewiſſer nicht nachzuſehen, was ſchon als gemeinſchädlich den Einzelnen nicht geſtattet werden dürfte, wenn ſie es auch nur in ihrem Familienkreis als eine Art von Cult geltend machen wollte.

Der Hauptunterſchied, welcher unter den manchfachſten Geſtalten bei der Verſchiedenheit der Culte eintritt, geht daraus hervor, das die meiſten Menſchen die Gottesverehrung nicht als eine Geiſtescultur, ſondern als eine Art von Dienſt betrachten und deßwegen ſich durch allerlei Mittelperſonen, vornämlich durch mythiſche Dichter und prieſterliche Geſetzgeber, offenbaren laſſen, durch welche äußere, zum Theil nöthige, großentheils aber willkührliche erſonnene Handlungen oder Ceremonien entweder dieſem und ſeinem Gott, als vorausgeſetztem Theilhaber göttlicher Macht (polytheiſtiſch), oder auch dem einen höchſten Gott am beſten der gebührende Gottesdienſt geleiſtet werden könne.

Weil dergleichen Diener oder Dienſtleute Gottes, und vornämlich die Leiter derſelben, dem höchſten aller Herren, dem Eigenthümer aller irdiſchen Güter Dienſte zu leiſten und ausſchließungsweiſe ihm anzugehören ſich bereden oder bereden laſſen, ſo entſteht nichts leichter als eine ſehr gefährliche Mißdeutung der Regel: daß man Gott mehr als den Menſchen gehorchen müſſe! Sie iſt nur wahr und anwendbar, wenn Gott als das Ideal der Pflicht, oder der Verbindung des Rechtwollens mit dem Richtigdenken, betrachtet und zugleich deutlich eingeſehen wird, daß die Menſchen in dem vorliegenden Falle Pflichtwidriges gebieten wollen.

Außerdem entſteht leicht aus dem Mißbegriff, daß der Cult oder die Verehrung Gottes in einer Art von Hofdienſt und ſogar in einer gewiſſen ceremoniös pünktlichen Etikette der Gottesdienſtlichkeit beſtehe, eine Selbſterhebung ſolcher Diener Gottes (gleichſam: ſeiner Miniſtralen) gegen und über Alles, was obrigkeitlich Herr ſein muß. Die rechtliche Staatsordnung hat deßwegen immer Urſache, auf diejenigen Culte doppelt aufmerkſam zu ſein, welche im Gegenſatze gegen die Cultur oder die veredlende Ausbildung der rechtwollenden Menſchengeiſter, die Gottesverehrung faſt ganz als einen Dienſt gegen den Machthaber über Alles anſehen. Die auffallendſte Folge dieſer Verwandlung des Cults in Gottesdienſt war, daß man einſt glauben und wie den Ausfluß eines höhern Staatsrechts rechtlich vertheidigen konnte: eben der Herr über Alles könne von ſeinem großen Eigenthum über die Erde das Land eines andern Volks (gleichviel, ob Canaan oder Amerika oder Aragonien) ſeinen eigenthümlichen, moſaiſchen oder chriſtlich genannten Dienſtleuten als einen ohne

Weiteres occupirenden Beſitz geſchenkt und angewieſen haben.

Die weitere Fortbildung der durch bildende Umſtände begünſtigteren Menſchengeiſter hat wenigſtens auf eine Mitte geleitet, daß man zwar mancherlei Andachtsübungen noch als Dienſte gegen Gott mit ceremoniöſer Pünktlichkeit nach Vorſchrift beobachten zu müſſen glaubt, doch aber zugleich werkthätig überzeugt iſt, der Cult oder das wahre colere deum beſtehe zugleich in der Übereinſtimmung aller Handlungen mit dem Willen Gottes als des heiligen Geſetzgebers oder Urhebers aller Moral. Immer aber wird, auch auf dieſer Stufe der Geiſtesbildung, doch noch die gottandächtige Rechtſchaffenheit und deren Ausübung als der Gemüthszuſtand betrachtet, in welchem man Gott wie ein Unterthan den Regenten dadurch verehre, daß man das Rechte deßwegen, weil er es für ſeinen Willen erklärt habe, zu befolgen ſuche. Daraus folgt zugleich, daß die Diener für das Mangelhafte dieſer ſchuldigen Dienſtleiſtungen in dem, was ein Anderer deſto vollſtändiger geleiſtet habe, und in gnädiger Vergebung des Oberherrn das ſuche und finde, was man den Troſt der Religion zu nennen pflegt, nämlich die willkührlich bedingte Amneſtie oder das auf den Gottesbegriff allzumenſchlich übertragene Begnadigungsrecht ſouveräner Vollſtrecker äußerlicher Rechtsſchutzgeſetze. (Fortſ. f.)

Mutterliebe.

(Fortſetzung).

In welchen dunkeln Räthſeln bewegt ſich der arme Menſch, warum haßt er nur das ſo heiß und glühend, was er früher ſo innig geliebt hat? So iſt oft der tiefe Groll nur eine ſchmerzverhüllte Liebe. Seit dem Feſte in dem Palaſt des Tauriers war mit Praskowja und Pawel ein Wandel vorgegangen, der beiden unbegreiflich. Mit all' den Zauberbanden der Liebe fühlte ſich der Jüngling zu der einſt ſo Unbeachteten hingezogen, und ſie, die Stolze hatte für ihn keinen Eigenwillen, war nur ihm ein willenloſes, liebendes Mädchen. Dennoch trotz der zarteſten Hinneigung blieb in Praskowja's Benehmen etwas Räthſelhaftes, etwas Störendes; ihre Laune wechſelte von der ausgelaſſenen Heiterkeit zum finſtern Trübſinne, oft ohne die mindeſte Veranlaſſung; manchmal, in den reinſten, traulichſten Stunden der Liebe, zuckte es krampfhaft um ihre Lippen, als wollten dieſe ein tiefverhülltes Geheimniß des Herzens verrathen, ihre Augen ſchloſſen ſich wie angefeindet von dem Lichte des Tages, und ſie lag in ſeinen Armen, bleich, leblos, kalt, wie in jener Stunde, wo er ſie gerettet hatte. Dann blieb ſie oft halbe Tage jedem Menſchen, ſelbſt dem Geliebten unſichtbar, und keine Bitte vermochte ihr die Urſache dieſes Betragens zu entringen. Da erwachte in ſeinem Buſen jene Hölle des Herzens: die Qual der Eiferſucht. Seinem Gelde gelang es endlich, ſie in jenen Stunden, wo ſie ſich vor jedes Menſchen Blicken zurückgezogen hatte, zu belauſchen. Bebend, mit zurückgepreßten Athem, betrat der Jüngling den geheimen Verſteck. Dieſer Augenblick mußte Alles, ſeiner Zukunft Glück entſcheiden; denn die Verläumdung, der Lebensathem der feinen, gebildeten Welt hatte, aufgerufen durch Praskowja's Prachtliebe und Eigenlaunen, den Stachel gegen ſie erhoben; ſo Manches hatte Pawel vernommen, was nimmermehr ſein reiner Sinn glauben konnte, und was dennoch ätzende Gifttropfen in ſeinem Herzen zurückließ. Dieſe Stunde ſollte Alles erhellen oder Alles in Nacht begraben. Nun ſah er die räthſelhafte Geliebte, ſie war im einfachen Gewande, ihr aufgelöſ'tes, dunkles Haar umhüllte ſie, wie ein dichter Trauerſchleier, ſie lag auf ihren Knieen und betete; er konnte ihre Worte nicht verſtehen, aber ihre bebenden Lippen, ihr ſchmerzbleiches Antlitz zeigten die Inbrunſt ihrer Bitte an. Die treulos gewähnte Geliebte war nur eine fromme Schwärmerin. Ein heiliger Friede, ein feſtes Vertrauen kam ſeit dieſer Stunde über Wladimirowitſch und nie zweifelte er mehr an dem Herzen der Geliebten.

Alle Furien der Zwietracht erwachten, als die ſtolze Familie der —ll— die Kunde von dieſer Liebe erhielt. Gregorja hatte ſich nur mit einem unbedeutenden Gatten vermählt, aber hier wollte der Sohn übertreten zu einem Feind, von dem man keine Verſöhnung verlangte und dem man auch keine geben wollte. Gregorja wurde von ihrer Anverwandten bedrängt, bedroht, beſtürmt; ach, die Arme war ohnehin ſchon ſo unglücklich! Die Hoffnung warum ſie das Leben ertragen, ihren Sohn glücklich zu ſehen, ſchwand dahin. Ihre Erfahrungen, ihre ſchmerzlichen Täuſchungen ließen ſie erkennen, daß aus dieſer Verbindung Dornen ſtatt Roſen ſprießen würden, ſie ſah denſelben Schmerz, der ihre Jugend ertödet, in des Sohnes Bruſt wiederkehren. Alle Gewalt, welche eine arme Mutter über das Herz ihres Kindes hat, wandte ſie an, um des Sohnes Sinn zu ändern, aber vergebens ihre Bitten, ihre Thränen; ſie brachen ſein Herz, aber ſie erſchütterten nicht ſeinen feſten Sinn, nicht ſeine Liebe.

Da that der Vater Praskowja's den erſten Schritt zur Verſöhnung; einem Bittenden gleich, ſtand er in Vorzimmern der mächtigen —ll—; ſie empfingen eine Genugthuung, welche ihr Stolz nimmer gehofft hatte; die Verſöhnung der beiden Familien war geſchehen. Weit hinaus herſchende Pläne wurden nun entworfen und ſollten durch dieſe Vereinigung ausgeführt werden. Der Verbindung der beiden Liebenden ſtand nun nichts mehr im Wege, als die bangende Mutterliebe, denn Alles hatten die Gewaltigen genau berechnet, jede Folge genau erwogen, nur das Herz der armen Gregorja war davon ausgeſchloſſen.

Bebend hielt ſie das inhaltſchwere Schreiben ihrer Anverwandten, welche ihr die plötzliche Verſöhnung meldeten, in den zitternden Händen; in ihrem Herzen wogte ein Schmerz, eine Ahnung, welche immerdar gegen die aufgedrungene Tochter warnte; ſie erinnerte ſich des dunkeln Gerüchtes, welches man ſich leiſe und furchtſam über Praskowja zuflüſterte. Ihre Mutterangſt beſchloß noch einmal den geliebten Sohn zu warnen, ſie machte ihn bekannt mit dem, was ſie vernommen, ſie machte ihn aufmerkſam auf jene Stunden, wo Praskowja wie von der Welt verſchwunden war; aber der Sohn blieb ruhig und entgegnete: „Mutter, auch mich trieb die Eiferſucht zu Zweifel, ich habe mich überzeugt: in jenen Stunden, wo ſie für keines Menſchen Auge ſichtbar iſt, betet ſie in abgeſchloſſener Stille, betet vielleicht für diejenigen, welche ſie verläumden.“ Tief erſchütterten dieſe Worte die Mutter, ſie kannte die giftige Wirkung der Verläumdung, welche ſelbſt das Heiligſte auf Erden nicht verſchont; ſie war ſelbſt fromm, außer der Liebe zu ihrem Sohne war ihr ja nur der Glaube an Gott geblieben, und ſie erwiederte: „Wenn es ſo iſt, habe ich an der Schuldloſen ein ſchweres Unrecht zu vergüten; ich will es ſogleich thun.“ Sie unterſchrieb die Schrift, welcher nur ihre Einwilligung noch mangelte. Diener eilten ſogleich von dannen, um den beiden Familien das glückliche Ereigniß zu verkünden; noch an demſelben Abende wurde die Verlobung bei Hofe bekannt gemacht.

Durch den Segen der Mutter geheiligt und erhoben, warf ſich der glückliche Sohn auf ſeinen Tſcherkeſſier, um der Geliebten ſelbſt ſein Glück und das ihrige mitzutheilen. Sie weilte nicht in der Stadt, ſondern in ihrer Sommerwohnung, ohnweit Strelna, dem Luſtſchloſſe des Großfürſten Conſtantin Pawlowitſch. Tiefe Nacht war bereits, als er bei dem Hauſe der Geliebten anlangte; die ganze Umgebung lag im Frieden; das Haus war bereits rings umher verſchloſſen, kein Fenſter mehr erleuchtet, nur oben in der Theuren Schlafgemach ſchimmerte noch matt die Nachtlampe. Vielleicht ſchlief ſie ſchon, vielleicht trat im freundlichen Traume jetzt ſein Bild vor ihre Seele. Er wollte ja nur ſeine Seligkeit in die Bruſt der Geliebten übertragen, ihr nur die Worte zurufen: „Meine Mutter grüßt dich als Tochter; du wirſt mein Weib!“ Vor dem Fenſter ſtand eine Eiche, raſch erhob ſich Pawel auf ſeinem Tſcherkeſſier und ſchwang ſich von des Thieres Rücken in das Laubgezweige, eben ſo leicht ſtieg er zu des Baumes Gipfel empor. Aber nur einen Blick warf er in das Schlafgemach der Braut, da war es, als ob ſeine Sehnen erſchlafften und das Mark in ſeinen Gebeinen verdorrte; wie von Gottes Hand erfaßt, ſtürzte er von der Höhe nieder. Bei dem Falle hatte er eine Spiegelſcheibe berührt, ſie klirrte und brach zuſammen. Im Gemache entſtand ein Geräuſch, eine Geſtalt erſchien am Fenſter, aber ſchon eilte Wladimirowitſch auf ſeinem Renner dahin. Ihm war noch, als ob er einen Schuß fallen hörte, als ob ein heißer Luftſtrom an ihm vorüber ziſche, doch in der Seelennacht, die ihn umgab, ging Alles dumpf und traumähnlich an ihm vorüber.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

⁂ **Franzöſiſche Ueberſetzung von Edriſi's Geographie.** — Die geographiſche Geſellſchaft zu Paris hat eben den fünften Band ihrer Denkſchriften herausgegeben. Er enthält die Géographie d'Edrisi, von Hrn. **Amédée Jaubert** nach zwei Handſchriften der königl. Bibliothek aus dem Arabiſchen in's Franzöſiſche übertragen und mit Anmerkungen begleitet. Unſtreitig nimmt der Chérif Abu-Abd-Allah-Mohammed-ben-Mohammed-el-Edriß eine der erſten Stellen unter den Reiſebeſchreibern des Mittelalters ein. Die erſte — aber verſtümmelte Ausgabe des arabiſchen Textes erſchien 1590 in Rom, eine lateiniſche Ueberſetzung davon 1619 zu Paris. Der zweite Band, der die vier letzten Klimate enthält, wird bald die neue prächtige Ausgabe vollenden.

⁂ **Oſtindiſche Journaliſtik.** — Obgleich in Indien jetzt ſeit einem Jahre vollkommene Preßfreiheit beſteht, hat ſich doch die Zahl der öffentlichen Blätter nur unbedeutend vermehrt. Zwar ſind kürzlich der **Prabakhar** und der **Prabodh-Tſchandradawa** gegründet worden, in denen mehrere Volksangelegenheiten mit Geiſt beſprochen werden; auch iſt in **Gaya**, dem großen Markte des indiſchen Aberglaubens, eine indiſche, und zu **Ludiana** unter Aufſicht der amerikaniſchen Miſſionaire eine perſiſche Zeitung entſtanden. Dagegen iſt der **Kaudumi**, den der berühmte Ram-Mohun-Roy gegründet, und der **Timir Naſuk** (Zerſtörer der Finſterniß), der mit der einheimiſchen Preſſe entſtanden, eingegangen, und der **Bungadut** erſcheint zwar noch, aber ſein „Bote“ iſt ſehr lahm.

⁂ **Die anglikaniſche Päpſtin der Gazette.** — Die Gazette de France meint, „die Thronbeſteigung der Prinzeſſin Viktoria, welche, wenn nicht den Titel, ſo doch die Funktionen einer **Päpſtin des Anglikanismus** habe, — müſſe dieſem einen tödtlichen Streich verſetzen, weil ſie in Evidenz ſetze, was in dieſem Zweig des Proteſtantismus das **Anſtößigſte** für die **allgemeine Vernunft** ſei: die Vereinigung der geiſtlichen mit der weltlichen Gewalt im Haupte der Regierung.“ Die Gazette hat hier vergeſſen, daß daß dieſes Anſtößigſte u. a. auch im — **Kirchenſtaate** zu finden und ſolche Vereinigung beider Gewalten von den größten Päpſten des Mittelalters in Bezug auf alle Staaten erſtrebt worden iſt.

⁂ **Vorſchauender Traum des Biſchof's von Autun.** — Der Spectateur de Dijon erzählt, der Biſchof von Autun habe zwei Nächte nacheinander im Traume einen Menſchen geſehen, der ſich alle erdenkliche Mühe gegeben, ihm das Leben zu nehmen. Nie habe er ſolche Angſt empfunden. Am Morgen nach dem zweiten Traume habe er dann beim Herausgehen aus der Kirche denſelben Menſchen erblickt, und ihn erkannt, noch ehe derſelbe eine Bewegung zur Ausführung des Mordanſchlags gemacht, von dem die Zeitungen berichtet haben. „der Biſchof,“ heißt es darin, „erſchrack, bedeckte ſein Antlitz und rief ſeinem Kammerdiener. In dieſem Augenblick drückte der Mörder los.“ Derſelbe hatte ſich vorgeſetzt, die Biſchöfe von **Dijon, Bourges, Nevers** ebenfalls zu tödten.

⁂ **Patriotiſche Gründung eines Irrenhauſes in Ungarn.** — Graf Paul von Nadaſdy, Biſchof von Waitzen, hat die Gebäude der **Militärakademie** zu Peſth um 60.000 fl. gekauft, und ſie der Provinz geſchenkt, damit ſie in ein **Irrenhaus** umgeſtaltet werden.

⁂ **Von der** *Revue française*, die ſeit 1830 zu erſcheinen aufgehört, iſt das erſte Heft einer neuen Reihefolge ausgegeben. Die Einleitung ſoll von Hrn. Roiß verfaßt ſein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 166. 1837.

Phönix.

Montag, 17. Juli.

Mutterliebe.

(Fortſetzung).

Welch einen gräßlichen Hohn treibt die waltende Zeit mit dem Menſchengeſchicke! Dieſe Stunde ruft die Jungfrau zu der glänzenden Ballnacht und ihre Geſpielin zu dem Todtenbette der Mutter. Dieſer Augenblick gibt jenem Jüngling ein unverdientes Glück, ſchallende Ehrentitel, glänzende Ordenskreuze und dieſem Unglücklichen eben ſo unverdient den Martertod auf dem Hochgerichte. Freude und Schmerz, Flüche und Gebete einen ſich zu einem Laute. Arme und Blicke heben wir gen Himmel empor, um für ein Glück zu danken, deſſen geträumte Ewigkeit ſchon vernichtet iſt; aber eben ſo oft irren wir auch troſtlos in der Nacht der Verzweiflung umher und wähnen, daß dieſe nimmer und nimmer enden werde, und Gottes Milde hat ſchon das Licht empor gerufen, das uns tröſten und leuchten ſoll.

Der Morgen grauete noch nicht, da lag Gregorja auf ihren Knieen und betete ſo warm und innig, wie nur ein Mutterherz beten kann. Sie dankte Gott für des Kindes Glück, welches der Augenblick ſchon vernichtet hatte, ſie flehte für die Dauer ſeiner Liebe, die ſchon entheiligt war, ſie pries ſeine Seligkeit, — da ſtürmte es in ihrem Vorgemache, zu ihr ſtürzte der Sohn, bleich, entſtellt und tonlos ſtammelte er: „Mutter! Alles iſt dahin! Alles war Larvenſpiel! Lug war ihre Liebe, Lug ihre Gebete, Lug ihre Tugend!“

Nur die bange Ahnung ließ die Mutter errathen, was dem Sohne geſchehen; ſeine Lippe enthüllte das ſündenſchwere Geheimniß nicht, er nannte nie den Namen desjenigen, der an ſeiner Seligkeit gefrevelt hatte, aber in derſelben Stunde meldete er Praskowja's Vater, daß er die Tochter niemals ehelichen könne, und eh' noch der Diener mit dem Schreiben das Schloß verließ, rollte ſein Wagen nach —ſtr—, der fernſten Beſitzung ſeiner Mutter.

In wenig Stunden folgte Gregorja ihrem unglücklichen Kinde.

Wuthentbrannt ſtand der alte General, Praskowja's Vater, mit dem Abſagebrief Wladimirowitſch's in der Hand. Dieſe Zeilen, — dieſer Rücktritt — für welchen keine Urſachen, keine Gründe, keine Entſchuldigungen angegeben waren, verletzten tief den alten Krieger. Er hielt Alles für ein höhnendes, wohlberechnetes Spiel der —rl—'s; er ſchrieb ſogleich an dieſe, vergalt Beleidigung mit Beleidigung und die kaum Verſöhnten waren abermals verfeindet. Der Fluch des Böſen wucherte fort und traf die Schuldloſen ſchwerer als die Schuldigen.

Pawel hatte keine Klage für die erſte Täuſchung des Lebens, keine Töne für ſeinen Schmerz, dennoch verſtand ihn die Mutter; ihre Liebe belauſchte ſeine Träume, ſein Erbleichen, ſein verfinſtertes Auge; wie war er noch ſo überreich im Unglücke, denn für ihn bangte und ſorgte ein Herz, das nur Opfer gab, aber keine forderte. Da kam ein Brief; alle drei Brüder der Verſchmähten forderten ihn. So wie die Beſtimmungen des Zweikampfes geſetzt waren, konnte nur der Tod entſcheiden, dreimal ſollte Wladimirowitſch morden, um ſein Daſein zu erhalten. In den Jugendjahren, wo das Leben noch ſo überreich iſt, vermag es der Menſch am leichteſten zu opfern; auch Pawel zögerte keinen Augenblick, aber ſeine Mutter! Welch ein Loos würde ihr zu Theil wenn er —? Dennoch mußte es geſchehen! Leiſe küßte er, als die Nacht angebrochen war, die ſchlummernden Augen der geliebten Mutter, beſtieg ſein treues Roß und eilte zu dem beſtimmten Kampfplatze. Aber mit Tagesanbruch vermißte Gregorja ſogleich den Sohn. Ihre Lebenserfahrungen ſagten ihr, was geſchehen würde, geſchehen ſollte. Sie warf ſich ſogleich in den Wagen, eilte ohne Raſt, Tag und Nacht, um zu den Füßen des Kaiſers Rettung für des Sohnes Leben zu erflehen! Arme, arme Mutter! umſonſt deine Eile, du kommſt zu ſpät, das Geſchick oder vielmehr des Menſchen Wahnſinn hat ſchon entſchieden!

Auf der letzten Station von Moskau nach Petersburg rennt ihrem Wagen ein Roß ohne Reiter entgegen; es iſt ihres Sohnes Pferd! Dort in der Ferne tragen ſie in blutigen Linnen einen Sterbenden, — o furchtbares, gnadenloſes Walten jener unbegreiflichen Macht, die den Schuldloſen vernichtet, während ſie den Schuldigen verſchont, — es iſt ihr Sohn! es iſt ihr Alles! ihres Lebens Seligkeit!

Noch einmal ruft der Mutter Angſtgeſchrei die entfliehende Seele zurück, noch einmal ſchlägt er ſein Auge auf, „arme Mutter,“ ſtammelte ſeine Lippe. — Es waren ſeine letzten Worte, es war ſein letzter Schmerz, ſein letzter Lebenshauch!

Viele trübe Stunden, viele Jahre ſind ſeit der Zeit vergangen, die beiden Worte des Sterbenden ſind noch nicht verhallt, ſie tönen immerfort in der Mutter Schmerz. Wenn ſie ſich einſam und unbelauſcht glaubt, bebt es einſam von ihren Lippen: „arme Mutter!“ Wenn ſie zu Gott ruft, tönt oft ſtatt des Gebetes aus der Schmerzensbruſt: „arme Mutter!“ Wenn ſie lächelt, wenn man die Arme auf Augenblicke getröſtet glaubt, verneinen den freundlichen Wahn ihre zitternden Laute: „arme Mutter!“

Seht ihr jenen Palaſt, von ſpiegelnden Marmorſäulen geſtützt, deſſen hell erleuchtete Säle die dunkle Nacht umher verdrängen. Aſiens Pracht, Europas Kunſtſchätze, der Erde Reichthümer findet ihr in ihm vereint, glänzende Equipagen rollen die Auffahrt hinan und ihre Beſitzer eilen die Treppen hinauf, über deren Stufen perſiſche Teppiche gebreitet ſind; in den Vorgemächern duften dem Eintretenden in gigantiſchen Porzellanurnen Braſiliens Wunderpflanzen entgegen. Zu welchen Glücklichen führen dieſe Hallen? Sie leiten euch zu einer Todtenbahre, zu einem Leichname drängt ſich die glänzende Menge und die Lichter, welche ſo hell in die Dunkelheit hinein ſchimmern, rufen zu keinem nächtlichen Feſte; es ſind die Todtenlichter, bei der griechiſchen Kirche gebräuchlich. An der Bahre des Ermordeten ſteht die unglückliche Mutter und empfängt die Beſuche der Leidtragenden und hört die herkömmlichen Worte des erheuchelten Mitgefühles und iſt gezwungen, in ihrer Seelenqual ſie mit gleicher Lüge zu beantworten. In der feinen Welt gibt es kein ſichtbares Elend, Alles iſt dort verhüllt, Alles verlarvt, die Thräne auf ihrer Wange darf nur — wie bei ihren lebenden Bildern — ein ſtrahlender Diamant ſein, und ſelbſt in der Todesſtunde ſuchen ſie, wie einſt Roms Gladiatoren, den innern Schmerz mit einem freundlichen Lächeln zu verbergen.

Dort, in einer andern Straße, in einem andern Theile der Reſidenz, wiederholt ſich dieſelbe Trauer. Auch hier, in dieſem Schloſſe, liegt ein Todter, denn beide Kämpfer ſind gefallen! Aber die Glut der Leidenſchaft iſt, ſelbſt bei dem ſchon ergrauten Vater, ſtärker als der Schmerz; ihm ſind noch zwei Söhne geblieben und er wähnt, mit dem Blute des Erſchlagenen die Schmach von ſeiner Ehre getilgt. Wie dort die Mutter, ſteht hier die Schweſter an dem Sarge, und empfängt mit bleichem, wandelloſen Geſichte, mit Augen ohne Thränen, die Gemeinſprüche der Alltagsherzen. Auch in ihrem Innern zuckt der Schmerz, aber es iſt ein anderer, als der der Mutter; es iſt die Höllenqual der Selbſtverdammniß! Sie allein weiß, warum das Entſetzliche geſchehen, ſie allein weiß, daß nur ſie den Bruder wie den Geliebten gemordet hat. Spendet ihr alle Schätze der Welt, den Frieden des Herzens könnt ihr ihr nicht zurückgeben. Möge Gott ihr gnädig ſein, und auch der Menſch die Sünderin milde richten; nur darum ſprach ja der Erlöſer: „ein Reuiger iſt dem Herrn lieber, denn zehn nie Gefallene!“ weil es ſo unendlich ſchwer iſt, ſich von dem Verbrechen zum Heil zu erheben, weil das Laſter ſeine Opfer ſo feſt umklammert und den ihm Verfallenen mit tauſend Feſſeln in dem Abgrunde zurückhält.

Zwölf Jahre ſind ſeit jener Zeit vergangen, — Praskowja's Schickſale darf ich nicht ferner berühren — der Mutter Schmerz iſt derſelbe geblieben, keine Zeit hatte ihn gemildert, kein Wandel einen tröſtenden Schleier über die Vergangenheit gezogen. Die verarmte Liebe in ihrer Bruſt trug ſie nun auf Alles hinüber, was einſt ihrem Sohne lieb und theuer geweſen. Jeder Gegenſtand, den einſt ſeine Hand berührt hatte, an dem ſein Auge freundlich geweilt, war ihr ein Heiligthum, eine Reliquie der Vergangenheit.

Auf der Stelle, wo der Sohn verblutete, ließ ſie eine kleine Kapelle errichten; eine größere Kirche, dem Andenken des Gefallenen geweiht, ließ ſie in ihrem Wohnſitze —T— erbauen. Täglich wird dort für ſeine Seele gebetet.

Die Hülle des Todten iſt noch nicht der Erde gegeben; Mutterliebe hält ſie zurück; in dem Gewölbe des Kloſters ———ſpaskoi iſt dieſelbe aufbewahrt und wöchentlich beten die Mönche viermal an ſeinem Sarge. An dem Tage aber, wo der Unglückliche fiel, betritt ſie die ſchaurige Stätte des Todes; Niemand begleitet ſie, kein Menſch ſieht ihre Thränen, kein Laut tröſtet ſie in ihrem Schmerze. Allein iſt ſie dort mit ihrem Leide, allein ringt ſie dort im Gebete zu Gott um Troſt und Erlöſung, und erſt wenn die Stunde der Mitternacht das Ende des unglücklichen Tages anzeigt, wankt ſie zurück.

(Schluß folgt).

Ueber die fortſchreitende glückliche
Verbindung von Cultur und Cultus
durch die
Beides umfaſſenden Cultminiſterien neueſter Zeit.

(Fortſetzung).

Weil nun aber die Gottheit nur als ein im Wollen, Wiſſen und Wirken vollkommener Geiſt, alſo als reelles Ideal aller wahren Vollkommenheit zu denken iſt, ſo erreicht der rechtwollende und zugleich möglichſt reindenkende Menſchengeiſt die höchſte Idee von Cult oder würdiger Gottesverehrung durch die Überzeugung, daß Gott nichts um ſeiner ſelbſt und um ſeines Wohlgefallens willen, ſondern als der Vollkommene alles abſolut oder relativ Gute nur wegen der Selbſtvervollkommnung der nicht vollkommenen Geiſter, das iſt: um der möglichſten Geiſtescultur willen wolle, daß alſo die Verehrung ſeines Willens in Wahrheit in dem innigſten Beſtreben nach durchgängiger, auf Alles, was in unſern Kräften ſteht, ſich ausdehnender Vervollkommnung beſteht.

Plato und die praktiſchen Weiſen Griechenlands nannten dieſes Streben nach allſeitiger wahrer, freigewollter Vervollkommnung, wenn es nicht bloß aus der eigenen Pflichteinſicht, ſondern zugleich aus Gottandächtigkeit (Religioſität) entſteht, ein Gottähnlichwerden. Der Orientale, und daher auch das Urchriſtenthum bezeichnet dergleichen Gemüther, welche nach Jeſu Wort in der Bergrede nach Math. 5, 48. willensvollkommen ſein wollen, wie der Vater im Himmel, Gottes Familie, Kinder, nämlich gutartig folgſame Kinder des Wahrhaftguten, der Gottheit. Hält doch ſchon der edelgeſinnte Menſch ſich ſelbſt nicht für verehrt durch ein dienſtergebenes Anſchmiegen an ſeine Individualitäten. Nur die, welche in ſeine Vervollkommnungs-Ideen, jeder in ſeiner Sphäre, eingehen und ſelbſtwollend mitwirken, achtet ein erhaben denkender Regent als ſeine würdige Verehrer, und ſie ſind dann auch die, auf welche auch in allen Fällen, wo ſie des Guten überzeugt werden, zu rechnen iſt.

Ein großes Aufrezen des Vervollkommnungstriebs in den gebildeteren Nationen der neueren Mitwelt hat auch dahin gewirkt, daß man in den conſtitutionellen Staatsorganiſationen ſeit dem lezten Decennium des achzehnten Jahrhunderts die vorige Trennung des kirchlichgeiſtlichen von allem weltlichgeiſtigen mit einem Machtwort aufhob und unter den Begriff Cult immermehr alle geiſtige Verbeſſerungen der Völker, alle Anſtalten, welche die menſchliche Perfectibilität vermittelſt der Überzeugung zu entwickeln zu ihrem Zweck haben, kurz, alle geiſtige Cultur zuſammenfaßte und daher Cultminiſterien einführte, denen Alles, was nicht nur in, ſondern auch außer den Kirchen zu geiſtiger Vervollkommnung durch Erziehung und Unterricht aller Art förderlich ſein kann, zur öffentlichen Leitung im Namen der Staatsgeſellſchaft anvertraut iſt. Factiſch iſt, ohne daß viele dialektiſche Discuſſionen vorausgingen, dadurch ausgeſprochen, daß dieſes Alles zuſammengenommen als Mittel zur wahren Gottesverehrung, zum ächten Cult, anerkannt wurde. Und dieſe factiſche Umänderung war und iſt von unüberſehbar wichtigen Folgen.

Ohne Ende war ſonſt der Kampf der Eiferſucht zwiſchen denen, welche über das öffentliche Wohl walten ſollen und denen, welche allein den „Dienſt“ gegen Gott wiſſen und lehren zu können behaupteten, da dieſe den Altar, auf welchem man Gott, und ihnen, Opfer zu bringen hatte, über die Tribunale und Throne, als über das Nur-Weltliche, immer auf's neue zu erheben nicht müde wurden.

Eine der fruchtbarſten Eingebungen des höhern Zeitgeiſtes war es, daß, ohne theoretiſch viel davon zu reden, praktiſch Alles, was das Wollen und Wiſſen vervollkommnet, in den Begriff concentrirt wurde: dies iſt ächter Cult Gottes! Die Gottesverehrung umfaßt das geſammte geiſtige Leben der unter dem Rechtsſchuz des Staats ſich vereinigenden Menſchen. Nur eine reinere Idee von Chriſtenthum als geiſtigem Reich Gottes, nur das große Wort: Wo Gott im Chriſto, durch Rechtwollen des Richtiggedachten, verehrt wird, iſt Er in Wahrheit verehrt! gibt dieſem Concentriren aller geiſtigen Verwaltungsmittel, als Cult, ſeine reellidealiſche Baſis. Aber ohne ein ausdrückliches Wort darüber zu ſagen, war durch die Realiſirung dieſer Idee das ſonſt bei allen mächtig gewordenen Culten mit dem Imperium, wie eine geiſtige Übermacht, ſtreitende Sacerdotium in ſeine Beziehung auf den Kirchencultus mit einem Male enge zurückgewieſen.

Sonſt konnten in jenen univerſellſten wiſſenſchaftlichen Anſtalten, in den für Aufregung des vorurtheilsfreien Nachdenkens in allen Fächern ſo wichtigen Univerſitäten, allein die theologiſche Facultät, weil ſie auf die paſtoraliſche Leitung der Kirche wiſſenſchaftlich, d. i. Ideen und Erfahrung vereinigend, vorbereitete, mit dem Cult zuſammenhängend ſcheinen. Und wie oft wurde ihr dennoch von dem einſeitigen Paſtorationsgeiſt und ſeinen handwerksmäßigen Dienern zugemuthet, daß ſie nur im Dienſt für den Gottesdienſt, für die von ihnen hochwichtig geachteten Ritualitäten und Förmlichkeiten ſtehen, nicht aber durch Wiſſenſchaft die Gottesverehrung in allen Willenshandlungen, im geſammten Geiſtesleben des Menſchen erkennbar machen ſollte.

Die Vereinigung aller unter dem Cultminiſterium drückt aus, daß alle geiſtig arbeitenden Facultäten, beſonders auch die philoſophirende, die ſonſt ſo oft wie eine entlaufene Dienſtmagd der Theologie ſich verdächtigen laſſen mußte, ſich als Organe für die wahre Gottesverehrung, für Beförderung geiſtiger Vervollkommnung, aber nicht bloß durch Lehre für Verſtand und Vernunft, ſondern und hauptſächlich auch durch Erziehung des Empfindens und Wollens, durch Angewöhnung des Rechtſinns und der Gewiſſenhaftigkeit in allen Anwendungen der Kenntniſſe, durch Verfeinerung und Berichtigung des Zartgefühls für das Schöne und Wohlanſtändige, gleichſam im reinen Äther der unbefangenen Wiſſenſchaft vereinigt denken ſollen. Alles Wiſſenſchaftliche iſt und ſoll in der ernſten Behandlung — religiös ſeyn, weil Religion nicht in einer abergläubig dienſtbarmachenden Gottesfurcht; ſondern in dem freiwollenden Streben nach geiſtiger Vervollkommnung beſteht, welches in Jedem, der ernſt genug an Gott, als an das reelle (abſolut-wirkliche) Ideal der Vollkommenheit denkt, lebendig und willensthätig wird. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ Leiden und Gefahren eines jungen Seemanns. — Der Correſpondent eines Londoner Blattes meldet aus Conſtantinopel: „William Cope, Schiffsjunge erſter Klaſſe auf dem königl. Kriegsſchiffe Revenge, ging am Morgen des 15. Aprils mit der Erlaubniß ſeiner Obern auf die Inſel Malta, vor welcher die Revenge ſtationirte. Gegen Mitternacht kehrte er in Geſellſchaft eines ſchon bejahrten Artilleriſten, Alexander Chambers, der auf dem Fort St. Angelo diente, nach ſeinem Schiffe zurück, fand aber keine Bootsleute. Da ſie von einigen Malteſern, mit denen ſie Streit gehabt hatten, verfolgt wurden, ſprang Chambers in das erſte beſte Boot, zog den Gefährten mit ſich und ſteuerte gen die Revenge. Beide waren in trunkenem Zuſtande, Cope fiel alsbald in tiefen Schlaf. Chambers ruderte einige Zeit in ungewiſſer Richtung fort, verlor ein Ruder und ſchlief auch ein. Am nächſten Morgen ſahen ſie mit Schrecken, daß ſie weit vom Hafen entfernt waren, behielten aber noch innerhalb zweier Tage das Land im Auge, konnten ſich aber mit einem Ruder ihm nicht nähern. Am dritten Tage erhob ſich ein heftiger Wind und trieb ſie weiter ſeeeinwärts. Hunger und noch mehr Durſt plagten ſie gräßlich; einiges Regenwaſſer, welches ſie in den Hüten und mit den Kleidern auffingen, war ſalzig, wie das des Meeres, da dieſes bei dem heftigen Winde über ſie und über das Boot ſchlug. Tage vergingen, kein Segel erſchien, der Durſt war unerträglich, Verzweiflung bemächtigte ſich der Unglücklichen. Am Abend des fünften Tages, nachdem ſie brünſtig zum Höchſten gebetet, berathſchlagten ſie über ihr Loos; bei der Annäherung des Todes fragten ſie ſich, ob der Ueberlebende den zuerſt Verſchiedenen verzehren ſolle? Chambers war gegen dieſen Vorſchlag; ſie entſchloſſen ſich zu ſterben, zogen zu dem Ende mehrere Pflöcke aus dem Boden des Bootes, hielten einander umſchlungen und erwarteten das Sinken ihres gebrechlichen Fahrzeugs. Das Boot ſchwankte, aber ſank nicht. Cope, der noch ſtärker war als ſein Unglückgefährte, ſchlug die Pfähle wieder ein und ſchöpfte das eingedrungene Waſſer mit ſeinem Hute aus. Chambers Befinden verſchlimmerte ſich ſtündlich, ſeine Beine waren geſchwollen, ſein Leib eingeſchrumpft, ſeine Augen entflammt, der Mund ſchäumte, die Sprache erloſch, Zeichen von Wahnſinn ſtellten ſich ein: am achten Tage ſprang er über Bord. Cope warf ihm einen Strick zu, den der Sinkende erfaſſen wollte, aber nicht konnte und unterging. Am folgenden Tage, 18 Stunden, nachdem Chambers verſchieden, zeigte ſich dem völlig Entkräfteten, Hinſterbenden, Ueberlebenden ein Schiff, der joniſche Kauffahrer Carysfort, Capitän Martin. Noch hatte er Kraft genug, den Hut auf das übriggebliebene Ruder zu ſtecken und das Ruder zu ſchwenken. Er wurde geſehn, in todtähnlichem Zuſtande auf das rettende Schiff gebracht, zweckmäßig verpflegt und, Dank ſeiner Jugend und kräftigen Conſtitution, bald hergeſtellt. Vom 15. — 24. April hatte er keinen Biſſen Nahrung, keinen Trank, als ſalziges und ſein eigenes Waſſer gehabt! Der Carysfort fuhr nach Conſtantinopel, wohin er den wunderbar geretteten William Cope mitnahm.

⁂ Ein amerikaniſches Blatt gibt folgende, von dem Dr. Rush für das neu erbaute Kriegsminiſterium zu Waſhington vorgeſchlagene Ueberſchrift, die wir mit den Worten des bekannten Verfaſſers hier anführen.

„Den Bürgern der Vereinigten Staaten die Segnungen des Friedens anſchaulich zu machen und einzuprägen, im Gegenſatze zu den Uebeln und Unglücksfällen des Kriegs ſetzet folgende Inſchrift auf das Schild über dem Haupteingange des Kriegsminiſteriums in Waſhington: „„Eine Schlachtbank für Menſchen — eine Anſtalt um Wittwen und Waiſen zu ſchaffen — eine Anſtalt um zerſchlagene Knochen zu machen — für hölzerne Beine — für öffentliche und geheime Laſter — zur Vermehrung der Nationalſchulden — für Speculanten, Papiermäkler und Bankrotte — für Hungersnoth — für anſteckende Krankheiten und Seuchen — eine Anſtalt Armuth und Elend hervorzurufen und Freiheit und allgemeines Wohl zu zerſtören.““ In der Vorhalle des Gebäudes hänget Gemälde auf und malet an Wände und Decke: Menſchenſchädel, zerbrochene Gebeine, Hoſpitäler angefüllt mit Kranken und Verwundeten, brennende Dörfer, belagerte Städte, in denen Mütter das Fleiſch ihrer eigenen Kinder verſchlingen, ſinkende Schiffe, blutgefärbte Flüſſe und Ebenen ohne Bäume und Gehege noch irgend einem Gegenſtand außer zerſtörten und verlaſſenen Wohnungen. Und über eine Gruppe Sterbender ſchreibet mit blutrother Farbe das Wort: „Nationalruhm“ (national glory).“

Daſſelbe Blatt fügt hinzu: „es iſt ein bei den Amerikanern allgemein verbreiteter Grundſatz, daß zwei Dollars, für wohlthätige Zwecke verwendet, mehr Heil bringen, als zweihundert der Direction des Kriegsminiſteriums zugewendete.“

⁂ Ein Urtheil über die neueſte Schrift des Hauptmanns v. Xylander: „Das Sprachgeſchlecht der Titanen“ ꝛc. — Dr. Eichhoff, Bibliothekar der Königin von Frankreich, Profeſſor, Mitglied der Société asiatique zu Paris, Verfaſſer der Parallèle des langues de l'Inde et de l'Europe etc., hat ſich ausführlich über das obige Werk ausgeſprochen. Wenn auch nicht mit einer jeden der vielen tauſend Einzelheiten, welche hier in grammatikaliſcher und lexikaliſcher Hinſicht zur Sprache kommen, ſo erklärt er ſich doch: „völlig einverſtanden mit dem Ganzen und allen daraus hervorgehenden Folgerungen,“ nämlich mit dem von Hrn. v. X. zuerſt nachgewieſenen, urſprünglichen Zuſammenhang der tatariſchen Sprachen mit den übrigen Sprachen von Aſien und Europa und insbeſondere mit dem Griechiſchen. Dr. E. ſpricht ſeine volle Ueberzeugung dahin aus, „daß durch dieſes Werk, für die Sprachwiſſenſchaft und Völkerkunde, ein unermeßlicher Schritt vorwärts geſchehen ſei“ und daß, wenn der hier zum erſtenmal, durch die bisher unbekannten (tatariſchen) Mittelglieder, nachgewieſene Zuſammenhang des Chineſiſchen mit unſern Sprachen, völlig ſicher geſtellt ſeyn werde, — „ſich ein helles Licht über die Urgeſchichte der Völker und die Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts verbreiten, das große Problem, welches in unſerm Jahrhundert ſo viele Geiſter beſchäftigt, gelöſ't erſcheinen und ſich der Ausſpruch der Bibel beſtätigen werde: Erat autem terra labii unius et sermonum [illegible].“

⁂ „Die Londoner Geſellſchaft zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden“ hatte im v. J. ein Einkommen von 14.897 Pf. St., von dem ſie 14.035 ausgab.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 167. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 18. Juli.

Silhouetten

aus der badiſchen Ständeverſammlung.

(Fortſetzung).

Jetzt gehen wir zum eigentlichen Mittelſtande der Kammer über, zu ihrem innerſten Lebenskerne in Bezug auf praktiſche Thätigkeit und reale Tendenzen. Mancher, der im Kreiſe dieſer ſtändiſchen Bourgeoiſie voranſteht, wie Duttlinger, Miniſterialrath Merk und Sander, der Hofgerichtsrath von Raſtatt, die allzumal als vaterländiſche Notabilitäten gelten, dürfte ſich zwar ob ſolcher Reduzirung aus den obern Kammerregionen in das populare Centrum der ganzen ſtändiſchen Combination etwas zurückgeſetzt fühlen, doch hoffen wir, daß der Standpunkt des Wirkens, den wir ihnen angewieſen, ſie für den Glanz der äußeren Rangcompoſition entſchädigen werde. Der Mittelſtand, der cultivirte Mittelſtand, bildet im geſammten Völkerleben allüberall das vornehmſte Lebensprinzip des Staates und ſeiner politiſchen Entwicklungen, er iſt der eigentliche Nerv, durch welchen alle Pulſe des Körpers ſchlagen, und alle Adern ihre nährenden Säfte erhalten.

Laſſen Sie uns in dieſe kernhafte Mitte hineintreten und zuerſt den Mann in's Auge faſſen, der ihre Fahne führt. Es iſt ein wohlbeleibter rothwangiger Fünfziger von mittlerer Größe und ſolidem Wuchſe, der ihn ſo recht als comfortabeln Philiſter charakteriſirt.

In ſeinem Geſichte, in welchem eine ächt deutſche Naſe ſich etwas nach Oben erhebt, ſpielt eine unaufhörliche gutmüthige Ironie, in allen Schattirungen des Humors, der von pedantiſchem Ernſte plötzlich in die jokoſeſte Ausgelaſſenheit übergeht. Sein Auge iſt ziemlich grau, aber der Blick dieſes Auges iſt ſo wunderlich ſeltſam, ſo ſarkaſtiſch und faunenhaft, daß es als Fauſtiſcher Baſilisk einem unbewachten Frauengemüthe in Wahrheit gefährlich werden kann.

Auf dieſen Mann iſt die Aufmerkſamkeit ſowohl der Kammer wie des Galerienpublikums ſtets in nicht minderem Grade als auf die Notabilitäten der Oppoſition und den Präſidenten gerichtet und wenn dieſe Aufmerkſamkeit je zuweilen in lebhafter Weiſe ſich rege zeigt, ſo iſt ſie ſchließlich mit einem leiſen Beifallsgelächter bezeichnet, das das betrachtete Kammermitglied durch irgend einen überraſchenden Ausdruck ſich errungen hat.

Sie vernehmen auf einmal eine ziemlich laute Debatte, in der es etwas unklar hergeht, in welcher die entgegenſtehenden Anſichten ſich durchaus nicht vereinigen können, und zu einer Vereinigung dem Scheine nach auch gar nicht befähigt ſind. Die Diskuſſion droht ſchon mit Difficultäten zu enden, als ſich mit Eins das humoriſtiſche Mitglied erhebt, ein paar hart und ungemein allemanniſch accentuirte Worte ſpricht und den Lärm faſt plötzlich niederſchlägt. Es will Sie bedünken, daß auf manchem Geſichte der Diskutienten eine leiſe Schaamröthe ſich zeige, oder ein Bischen Verdruß und Ärger, während ſie verſtummen. Was hat der ſeltſame Mann Abſonderliches geſagt, daß er dieſe plötzliche Metamorphoſe bewirkte? — Sie erfahren das aus dem unwillkührlichen Beifallslächeln des Publikums. Er hat ihnen einige allgemein verſtändliche, ſo aus dem geſundeſten Menſchenorganismus heraufgedrungene Worte geſagt, auf die es den gelehrten und ungelehrten Köpfen, die ſich ſo eben befehdet, auf einmal klar geworden. Es iſt nichts als ein kleiner Sieg des geſunden Menſchenverſtandes, dem der Lorbeer leider in unſern verkehrten Zeiten gar ſehr erſchwert wird, den das Mitglied feiert.

Nach einer Weile, bei einer andern Debatte, ſehen Sie einen neuen Kampf ſich erheben, aber diesmal nicht über Prinzipien und Meinungen, die noch keine objektive Baſis haben, ſondern um feſtgeſetzte Beſtimmungen, um Formſachen in Betreff der Geſchäftsordnung, die in dieſem Augenblicke verſchieden interpretirt und angewendet werden wollen. Der Mann mit den emporſtehenden Haaren und der großen Stirne erhebt ſich wieder, ſagt als alter Praktiker abermals nur wenige Worte und alſogleich iſt auch eine Harmonie der entgegengeſetzten Meinungen hergeſtellt und über den Streitpunkt die gehörige Klarheit verbreitet. Dieſer Mann, der ſolche Wunder wirkt, iſt Duttlinger, der gelehrte Crimininaliſt aus Freiburg, und der ehemalige Advokat in Meersburg am Bodenſee, wo er allen ſeinen Clienten die Prozeſſe gewonnen. Seit dem Jahre 1819, wo die badiſche Conſtitution in's Leben getreten, befindet ſich Duttlinger in den Reihen der badiſchen Landſtände, in deren Geſchichte er ſtets bedeutende Momente geliefert hat.

Duttlinger iſt ein leibhaftiges Compendium von ſyſtematiſchen Kenntniſſen aller Art, zumal von Menſchenkenntniß, die er ſich während ſeiner langen praktiſchen Laufbahn geſammelt, — und allen Integritäten des geſunden Menſchenverſtandes, der bei ihm durch ein einfaches, bürgerliches, gut verwandtes Leben ſtets friſch und hell erhalten ward.

Zu dieſen Vorzügen reiht er jedwede gute Eigenſchaft eines auf dem Felde der reinen Doktrine wie der Empirie gleich ausgezeichneten Juriſten, dem für keine, auch die ſchwierigſte Rechtsfrage die nöthige, aus dem Codex wie aus der Praxis gleichmäßig geſchöpfte Auskunft ermangelte.

Alle intrikaten in der Kammer ſich erhebenden Rechtsfragen, alle Streitigkeiten über Interpretation der Geſchäftsordnung u. ſ. w. entſcheidet er gewöhnlich mit letzter Stimme und er liebt die Triumphe, welche ſeine ſchlagende Autorität ihm entgegenbringt, wie er nach lange beobachtetem Stillſchweigen plötzlich in den Streit hineintreten und ihn mit Eins entſcheiden kann. Sein Vortrag iſt der eines durchweg gewandten Advokaten, der eher etwas zu viel als zu wenig ſagt, wenn nur irgend ein ſchwaches Verſtändniß des betreffenden Gegenſtandes von Außen, insbeſondere von Seite der entſcheidenden Intelligenz, ſich ihm entgegenſtellt. Im Ganzen kleidet er den Gedanken ſtets in die bezeichnendſten Worte ein, deren er, wenn ſich die obige Rückſicht nicht geltend macht, ſo wenige als möglich macht, und die immer von dem ſtarken Korn und Schrot ſeines Weſens zeugen.

Herr Dutlinger hat ſeit faſt zwanzig Jahren ſeiner Deputirtenwürde vielleicht nicht eine einzige unklare Paſſage in eine Diskuſſion der zweiten Kammer gebracht, und vielleicht war in deren Mitte noch kein Knoten ſo bunt und chaotiſch geſchürzt geweſen, den er nicht gelöſ't oder zu löſen vermocht hätte. Dieſem klaren durchweg rationaliſtiſchen Kopfe iſt meiner Anſicht nach jede Hingebung an Illuſionen unmöglich.

Herr Duttlinger war's, der dem ſchönen Geſchlechte Baden's im Jahre 1835 mit ritterlichem Muthe Emanzipation errang von der Vormundſchaft der Männer, und ſich ein ſpezielles Privilegium, um das ihn mancher Frauenfreund beneiden möchte. Es gibt ehrliche Badener und gute Ehemänner, die den geheimen Rath ſchon in frühern Zeiten kannten, welche die maliciöſe Meinung zu verbreiten ſuchten, Duttlinger's heldenmüthiger Philanthropismus in dieſer Emanzipationsangelegenheit habe ſich durch ſolch' einen gefährlichen Egoismus motivirt, gegen den nachmals von mancher virilen Seite her Einſpruch erhoben werden dürfte.

Und auch in Wahrheit iſt dieſer geheime Rath der mächtigiſte Rivale ſtändiſcher Galanterie zu ſeinem zwiefachen Collegen Mittermaier, der bis zu dieſer widerwärtigen Emanzipationsgeſchichte die bedeutendſte Autorität der Frauen auf conſtitutionellem Grunde geweſen war. Man bemerkt ſeitdem an den beiden ehrenwerther Freunden eine geheime Eiferſucht, die faſt unverhohlen ausbricht, wenn ſie im Gaſthauſe zum „goldenen Kreuz,“ ihrer Carlsruher Herberge, ihre mächtigen, mit „Markgräfler“ gefüllten Gläſer auf's Wohl der anweſenden Deputirtenfrauen leeren. (Fortſ. f.)

Mutterliebe.

(Schluß).

Als ich in der Todtengruft des Kloſters, bei dem Sarge des Gefallenen weilte, und der ernſte Mönch mir die Trauerbegebenheit erzählt hatte; — ich theile ſie hier mit, wie ich ſie vernommen, ohne Etwas hinzuzufügen, nur Einiges habe ich unenthüllt laſſen müſſen, mancher Leſer wird errathen, warum ich es that, — ergriff mich der Gedanke am ſtärkſten, daß die Zeit ihre Macht an dieſer Troſtloſen verloren, daß ſie ſich noch immer nicht überwinden konnte, den Staub dem Staube wieder zu geben. Von dieſen Gefühlen überwältigt, trat ich auf den kleinen Kirchhof des Ortes. „Zwölf Jahre,“ ſprach ich zu mir ſelbſt, „und noch immer hält der Mutter Schmerz der Erde ihr Eigenthum zurück.“ „Ihr ſprecht von unſerer Gebieterin?“ rief eine Stimme neben mir. Ich wandte mich nach dem Fragenden um, es war ein ſchlichter Landmann, in dem einfachen Gewande der Armuth und der Dürftigkeit, dennoch unter den kräftigen, männlichen Ruſſen eine ungewöhnliche Erſcheinung; ſein Geſicht war bleich und abgezehrt und in ſeinem Auge leuchtete ein krankhaftes Leid. „Ja,“ fuhr er fort, „ſie mag ihren Sohn wohl ſehr geliebt haben, weil ſie ſelbſt die Hülle der Verweſung noch feſt hält; aber wie liebte jene Mutter, die ſchon eingebahrt in der engen Behauſung, in des Todes finſterm Reich ihre Kinder nicht laſſen konnte? —

Kennt Ihr die Sage, lieber Herr, von der Mutter, die all' ihre Kinder zu ſich herab rief?" — Ich ſchüttelte ſchweigend das Haupt; der Landmann ſank auf einen großen Grabhügel, wahrſcheinlich die Ruheſtätte vereinter Lieben, nieder; er lehnte, wie ermüdet, das blaſſe Geſicht an das einfache Kreuz der Erinnerung, und begann unaufgefordert:

„Sie lag in ihrem kalten, engen Bette, bleich aber ruhig. Die kleinen Waiſen ſtanden zu ihrem Haupte, lächelten freundlich und freuten ſich der ungewohnten Blumenzier, mit der die Mutter ſchlummerte; in ihrer glücklichen Unwiſſenheit verwechſelten ſie noch den tröſtenden Schlaf mit dem vernichtenden; ſie ahneten nicht, daß dieſe Stunde ihnen geraubt hatte, was einmal verloren, Gott ſelbſt nicht wieder erſetzen kann: das Mutterherz. Aber an der Leiche ſtand noch ein Leidender, gereiſt in der Schule des Unglücks; er wußte, was ein brechendes Auge deutet, er kannte die Seelenfolter, an einem Sterbebette zu ſtehen, mit dem eignen Herzblute helfen zu wollen und doch nicht zu können! —

„Drei Monden deckte der grüne Raſen die Entſchlafene, da ſaß der Vater wieder in ſeiner freudeloſen Hütte und blickte mit trüben Sinnen auf ſeine Kindlein. Sie hatten ſich in der Zeit ſonderbar verändert, ihre rothen Wangen waren erblichen, das Feuer ihrer Augen erloſchen, ſie ſpielten, ſie lächelten nicht mehr, ſie waren ernſt und ehrbar geworden, wie alte Leute, denen der Sturm des Lebens das Herz verödet, die Gefühle erſtumpft hatte. Der Wittwer nahm das Kleinſte in ſeine Arme, liebkoſ'te es und fragte freundlich: „Was fehlt dir, mein liebes Töchterlein, daß du ſo bleich und ſtille biſt?" „Die Kleine ſchauerte, wie vom Fieberfroſt geſchüttelt und antwortete leiſe: „Die Mutter war wieder bei uns und wartete unſerer, aber ſie iſt jetzt immer ſo entſetzlich kalt und da friert mich ſehr, wenn ihre Hand mich berührt." Der Vater verſtummte einen Augenblick bei der unerwarteten Antwort, dann entgegnete er mit tiefem Schmerze: „Du haſt geträumt, mein liebes Kindlein, die Mutter kehrt uns nimmer wieder." „O doch, doch," erwiederte der ältere Knabe, „jeder Zeit, wenn du dich entferneſt, iſt ſie bei uns und jeden Abend, wenn wir im Bettchen liegen, tritt ſie, wie ſonſt, zu uns und legt in unſre gefalteten Hände das Taufkreuz und küßt uns; aber," ſetzte auch er klagend hinzu, „ihr Athem iſt ſo eiskalt und ihre Berührung ſchmerzt im Herzen ſo ſehr." Der Vater ließ ſein Kind von dem Schooße ſinken, er verließ das Zimmer und trat hinaus in den dunkeln Abend, furchtbar hatten ihn der Verwaiſten Worte erſchüttert. Es klang wie Wahnſinn, und doch wieder wie kindiſch unbefangene Wahrheit. Sein finſtres Brüten löſ'te die Räthſel nicht, und als er wieder in die Hütte zurück kam, kauerten die Kinder furchtſam im Winkel und der Knabe flüſterte leiſe, indem er auf auf einen matten Lichtſchein zeigte, den der aufgehende Mond durch das kleine Fenſter warf: „Da ſchwebt die Mutter hin!" Wirklich zog durch das enge Gemach ein ſchwerer Leichenduft! Unfähig das Wunderbare zu erfaſſen, das ihn ſelbſt mit beginnendem Irrſinn anſchauerte, entkleidete er ſchnell die fröſtelnden Kinder, damit ſie ſich im Bette erwärmen möchten, und als er nun dem Knaben das Gewand abzog, fand er in der Taſche, zwiſchen den nutzloſen Dingen, welche die Kinder als theure Schätze aufbewahren, kleine, weiße, blinkende Todtenknochen. „Woher nahmt ihr dieſe?" fragte der Vater entſetzt. „Die Mutter bringt ſie uns zu unſern Spielen," antwortete der Knabe.

„Der Schlaf floh in der Nacht des Vaters Auge; die Sorge, die Angſt und das Unbegreifliche ließ ihn nicht ruhen. Da hört er die kleine Tochter im Schlafe mit ſchwerer Zunge ſprechen, aber ſie hauchte die Worte ſo leiſe, daß er lange nichts verſtehen konnte, endlich rief ſie mit ängſtlicher Bitte: „Mutter, liebe Mutter! laß mich noch bei dem Vater, ich will auch recht artig ſein!" — Am andern Morgen war das Kind erkrankt!

„Er rief die Babuſchka, welche nach dem Tode der Mutter die Kleinen wartete, ſie war in dem Hauſe faſt heimiſch und hatte auch die Todte in ihrer letzten Stunde gepflegt. Schweigend ſchüttelte ſie das greiſe Haupt, als ſie das leidende Kind erblickte; doch bereitete ſie ſchnell einen Heiltrank. „Wird er helfen?" fragte der bangende Vater. „Er wird nicht helfen," erwiederte die Alte düſter, „habt Ihr nicht gehört der Mutter letzte Worte: ich hole die Kinder mir nach, ihnen wird beſſer im Grabe der Mutter, als auf der falſchen Erde ſein. — Sie ſehnt ſich im Sarge nach den Kleinen und wird nicht eher ruhen, bis ſie ſie hinübergezogen in das dunkle Reich." Da ergriff den ſchon ſo ſehr Verarmten ein bittrer Schmerz; auch ſein Letztes, ſein Alles ſollte er verlieren; ihn erfaßte eine neidiſche Wehmuth: „Ich habe ſie geliebt und in meinem Herzen getragen, wie kein Weib auf Erden," ſprach er zu ſich ſelbſt. „Aber mein gedenkt ſie nicht in dem Todesreich, mir erſcheint ſie nicht in den einſamen Schmerzensſtunden, mich ruft ſie nicht zu ſich nieder und raubt mir noch den letzten Troſt des Lebens: meine Kinder!"

„Am Mittag erkrankte auch der Knabe.

„Gegen Abend ſchienen die Kinder weniger zu leiden, ihr heiß beengter Athem wurde freier, ſie verlangten nach ihren Spielen, aber als der Vater ſie ihnen reichte, haſchten die heißen Händchen nur nach den Todtenknochen, ſie umfaßten ſie krampfhaft, lächelten freundlich und Beide riefen mit einem Laute: „Da kommt die Mutter!" Dann ſchloſſen ſie die Augen und waren todt.

„So geſchah es, wie die Sterbende in ihren letzten Augenblicken verſprochen.

„Als die Kleinen zu der Mutter begraben werden ſollten, waren im ganzen Dorfe keine Blumen vorhanden, um die Särge zu ſchmücken. Da ſchloß der Vater die Thüre und wanderte mit der alten Pflegerin in das nächſte Dorf, um Blumen zu erbitten; aber auch dort fanden ſie keine, in dem Orte war eben eine große Hochzeit gefeiert und zu dieſer waren alle bunten duftenden Spenden der Erde verbraucht. Als ſie nun ohne einen grünen Halm zurück kehrten und die Thüre erſchloſſen, fanden ſie dennoch die Särge mit Blüthen geſchmückt: es waren die Todtenblumen von der Mutter Grabe.

„Welche Mutter liebte am innigſten, die, welche die Hülle ihres Kindes auf der Erde zurück hielt, oder dieſe, welche ohne ihre Kinder ſelbſt im Grabe nicht Ruhe hatte?“

Der Erzähler that dieſe Frage mit dumpfer, klangloſer Stimme, und, ohne die Antwort zu erwarten, erhob er ſich ſchnell und ſchritt von dannen.

Bei dem Schluſſe der Erzählung hatten ſich mehrere Einwohner um uns verſammelt und theilnehmend zugelauſcht.

„Wer war der Mann,“ fragte ich ein junges Weib, welche einen Säugling an der Bruſt und eine Thräne im Auge hatte, „der dieſe Mähre erzählte?“

„Ein Mährchen?“ erwiederte ſie faſt erſtaunt, „ach, der arme Mann hat ſeine eigne Geſchichte erzählt.“

Feuilleton.

⁂ Drechsler contra v. Bohlen und Vatke. — Hr. Dr. Drechsler hat kürzlich eine Schrift unter dem Titel herausgegeben: „Die Unwiſſenſchaftlichkeit im Gebiete der altteſtamentlichen Kritik, belegt aus den Schriften neuerer Kritiker, beſonders der Hrn. v. Bohlen und Vatke.“ — Seinen Standpunkt bezeichnet der außerordentliche Profeſſor S. 17 auf folgende Weiſe: „Es hat einmal Gott gefallen, das Reich der Finſterniß durch alle Formen und Stufen hin ſich offenbaren zu laſſen, zugleich aber auch es Schritt vor Schritt zu verfolgen, und in jeder Form, auf jeder Stufe zu überwinden und zu widerlegen. Dies der Inhalt des ganzen welthiſtoriſchen Prozeſſes. In unſeren Tagen iſt es die Form der Wiſſenſchaft, unter welcher das Reich des Irrthums und der Bosheit gegen das Licht kämpft. Alſo iſt es auch die Waffe der Wiſſenſchaft, durch welche jenes finſtere Beginnen in ſeiner Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit dargeſtellt werden ſoll ...“ „Das Vorurtheil,“ heißt es dann S. 19, „welches die alleinige Baſis des Unweſens bildet, welches ſeit einigen Decennien den Namen der Kritik uſurpirt, iſt aber dieſes, daß es niemals und nirgends Wunder und Weiſſagung, überhaupt Nichts, was eine Unterbrechung der natürlichen Entwicklung durch Hereinreichen übernatürlicher, nicht ſchon im Gange jener Entwicklung ſelbſt gegebener Potenzen vorausſetzen würde, gegeben habe, noch geben könne.“ Daß die Hrn. Bohlen und Vatke nicht immer wiſſenſchaftlich verfahren, möchte Hrn. Drechsler zu erweiſen wohl gelungen ſein. Seine Vorausſetzung eines „Reiches der Finſterniß, des Irrthums und der Bosheit“ iſt jedoch ebenſo wenig wiſſenſchaftlich zu rechtfertigen, als das Vorurtheil ſeiner Gegner gegen das „Hereinreichen übernatürlicher Potenzen“ in die geſchichtliche Entwicklung der Menſchheit. (v. Bohlen über d. Geneſis S. XVII. de Wette's Einl. zu d. hiſtor. Buch des a. Teſt. 4te Aufl. S. 177. Vatke's Rel. des a. T.)

⁂ Strauß contra Steudel. — Die von Dr. Strauß früher angekündigte Galerie ſeiner Gegner erſcheint nun unter dem Titel „Streitſchriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jeſu und zur Charakteriſtik der gegenwärtigen Theologie.“ Das erſte kürzlich erſchienene Heft iſt überſchrieben: „Herr Dr. Steudel oder die Selbſttäuſchungen des verſtändigen Supranaturalismus unſerer Tage.“ Dieſe Abhandlung leiſtet im reichlichem Maaße, was der Titel verſpricht.

⁂ Drei Expeditionen für Entdeckungen am Südpol. — Während zu Toulon alle Vorbereitungen getroffen werden für die franzöſiſche Expedition, welche im Auguſt zu einer Entdeckungsreiſe an den Südpol und nach Ozeanien abgehen ſoll, iſt auch zu Philadelphia eine Flotille zum Abſegeln bereit, die aus einer Fregatte, zwei Schonern und einer Goelette beſteht, und ebenfalls den Südpol zu exploriren beabſichtigt. Die Mitglieder des Congreſſes und der Regierung und viele andere gebildete Amerikaner theilen den Enthuſiasmus des Commandanten der Flotille, der eine Flugſchrift über die von den Engländern im Norden gemachten Entdeckungen mit den Worten ſchließt: „laſſen wir den Engländer den Nordpol; aber uns Amerikanern — der antarktiſche Pol!“ Indeſſen haben die bedeutendſten Mitglieder der Geſellſchaften, der Wiſſenſchaften und der Geographie von London den Wunſch ausgeſprochen, daß auch von England aus eine Expedition ausgehe, um mit den Franzoſen und Nordamerikanern zu wetteifern, und ſchon im nächſten Monat wird von Portsmuth aus wahrſcheinlich mehr als bloß ein Schiff zu dieſem Werke abſegeln.

⁂ Sammlung oſtindiſcher Antiquitäten. — Das Muſeum der oſtindiſchen Compagnie zu London hat von der Regierung zu Bombay 7000 Stück indiſcher Antiquitäten zum Geſchenk erhalten, meiſtens in Bildwerken und großentheils trefflich konſervirten Münzen beſtehend, und den ſchönen Grabdenkmälern am Caucaſus entnommen. Die Goldmünzen bringen u. a. die Präge von zwei bisher noch unbekannten Fürſten, welche vor dem Sturze der baktriſchen Dynaſtie, 150 v. C. ſich ereignet, gelobt. Dieſe Sammlung kömmt an Werth derjenigen zum mindeſten gleich, welche, von den franzöſiſchen Offizieren des Runjet-Sing angelegt, ſich jetzt zu Paris befindet.

⁂ Gretry's Denkmal. — Zu dem Monument, welches man Gretry in Lüttich in Erz zu errichten beſchloſſen, hat der dortige Gemeinderath vorläufig 49,000 Franken verwilligt. — Man iſt begierig zu erfahren, wie viel für das Göthemonument von der Regierung der Stadt Frankfurt beigetragen werden wird.

⁂ Der neuentdeckte elektriſche Telegraph. — Der Scotsman von Edingburg und, aus ihm, mehrere Pariſer Tagblätter berichten: „ein ausgezeichneter Gelehrte habe eben eine Entdeckung gemacht, welche die überraſchendſten Reſultate verheiße und einen ungeheuren Einfluß auf die künftigen Fortſchritte der Geſellſchaft üben müſſe.“ Dieſe Entdeckung beſteht in einem elektriſchen Telegraphen, der gebildet wird durch fünf, in Röhren von elaſtiſchem Gummi eingeſchloſſene Dräthe, welche an den correſpondirenden Orten mit einer galvaniſchen Säule in Berührung ſtehen, ſo, daß beliebig hiermit durch jeden Draht ein Zeichen am entgegengeſetzten Ende gegeben werden kann, welches mit den Zeichen der übrigen Drähte leicht zu 26 verſchiedenen Figuren (ſoviel als Buchſtaben) combinirt werden kann. Mittelſt eines ſehr einfachen Mechanismus kann die Verbindung der Drähte mit der Säule ſo leicht aufgehoben und hergeſtellt werden, wie die der Clavierhämmer mit den Saiten. Bei den angeſtellten Verſuchen aber hat ſich gezeigt, daß die Mittheilung der elektriſchen Wirkung bei einer Drahtlänge von 5 Meilen ($1^1/_2$ Stunden) entſtanden war. — Unſere Leſer werden aus Nro. 112 des Phönix des v. J. ſich erinnern, daß der verewigte Sömmering dieſelbe Erfindung bereits im J. 1809 gemacht. Hoffentlich werden deutſche Zeitungen die Kunde von Sömmerings Entdeckung auch nach Frankreich überbringen.

⁂ Preßfreiheitsgeſellſchaft zu Kopenhagen. — Die von zweihundert Patrioten zu Kopenhagen geſtiftete Preßfreiheitsgeſellſchaft iſt fortwährend für ihren Endzweck thätig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 168. 1837

Phönix.

Mittwoch, 19. Juli.

Des Knaben Heimathliebe.

Noch dunkel iſt's, und alle Vögel ſchweigen,
In ſchönen Träumen liegt Natur gefangen,
Nur Nebel aus der Thäler Tiefen ſteigen,
Kaum Dorfgeläute will zu mir gelangen.
Doch — immer zu! Die Sonne wird ſich zeigen,
Bald wird mir Alles winken, lachen, prangen!
Was Fernen, grau, noch meinen gier'gen Blicken
Umſchleiern, nah und näher muß es rücken.

Ich bin im Wald, der ſchwarze Rabe ſchreit,
Die Kuckucks rufen, Lerchen ſchmettern Lieder,
Der Hirſch erwacht, der Jägersſohn juchheit,
Und ferner Treiber Stimmer hallen wieder.
Die Sonne, wach', ihr Morgengold verſtreut,
Und Leben, Wärme thaut auf Alles nieder.
Dem Himmel ruft die Erde Grüße zu,
Er ſeiner Braut: „Wie lieblich ſchön biſt du!“

Die Heimath winkt und dort ihr Blumenthal,
Wo ihre Jugend jetzt „in Maien zieht;“
Geſang erſchallt, und in der Sonne Strahl
Altäre glänzen, die Natur erblüht
Im Brautgewand. Das junge Volk am Mahl,
Auf grünem Teppich hingelagert, glüht
Von Lied' und Freud', und ſeine neuen Fahnen,
Sie flattern doch im Roth der Tulipanen.

Und in dem Thal — wie ſäuſeln da ſo lau
Balſam'ſche Lüfte, ſchöne Mädchenlocken
Umſpielend, ſieh, wie zittert rings der Thau,
Den längſt zu küſſen ihre Arme locken.
Im Wirbeltanz fällt zu der grünen Au
Ein Schnee von Blüthen, daß in weißen Flocken
Die Mädchenſchaar erſcheinet wie begraben;
Die rothen fliegen um die muntern Knaben. —

Die Mutter hier!... auf ihrem Arm ein Kind,
Um ſeine Stirne iſt ein Kranz geſchlungen,
„Sieh dort, er kommt!“ — ruft ſie ihm zu geſchwind —
Und wieder näher bin ich ſchon gedrungen.
Jetzt drückt ſie mich in ihre Arme lind,
Das munt're Kindchen hat ſich losgerungen;
„Komm!“ rufe ich, „du blühend Schweſterlein!“
Und lächelnd ſtammelt es ſein erſtes: „Bruder mein!“

Franz Fues.

Silhouetten
aus der badiſchen Ständeverſammlung.

(Fortſetzung).

Nach der vorherrſchenden Meinung der Conſervativen iſt Herr Duttlinger für eine bedeutendere Stellung im unmittelbaren Staatsdienſte auserſehen und er dürfte vielleicht als einſtiger Präſident des Juſtizminiſteriums mit ſo gutem Rechte ſeinen Platz ausfüllen, als mancher andere Profeſſor vor ihm dieſelbe Laufbahn mit minderen Qualitäten glänzend durchgegangen. Wir verlaſſen Duttlinger, um zu ſeinem Freunde, dem Herrn **Merk**, zu gelangen, den wir als zweite Stütze des badiſchen Conſervatismus angeführt. Es gab eine Zeit, — ſie ſpielte im Jahr 1831, — wo man Herrn Merk, den damaligen Hofgerichtsrath von Freiburg, nicht nur als einen durchaus gewandten, ſcharfſinnigen Juriſten, ſondern auch als einen Liberalen von friſcher Farbe kennen gelernt, der die Herrn von Rotteck, Welker und von Itzſtein zu ſeinen ſpeziellen Freunden zählte.

Als Herr Merk einige Jahre ſpäter nach Carlsruhe verſetzt wurde, um als Collegialrath des Juſtizminiſteriums gegen den Hambacher politiſchen Codex zu votiren, da witterte der Liberalismus in Merk einen Jeſuiten, der dieſe bedenkliche Beförderung nur darum adoptirt habe, um im Dienſte der „guten Sache“ deſto beſſer wirken zu können.

Aber als Welker im Jahre 1835 den alten Freund zum erſtenmale umarmte, da bedünkte ihn, daß ein bedeutender Wechſel im Merk'ſchen Organismus vorgegangen, daß ſeine Pulſe, die früher leicht in Extaſe geriethen, nun ihren gemeſſenen Gang ruhig weiter pochten; daß ſie matt und müd' geworden, indeſſen aus dem Blicke Merk's jene phantaſtiſche Gluth gewichen, in welcher Herr Welker einſt ſeine eigne Seele ſo gerne widerſpiegelte. O Welt und deine Täuſchung! O Luſt der Reſidenz!

Es iſt an einem heißen Julitag des gedachten Jahres. Fatiguirt ſitzen die Volksabgeordneten auf ihren beneidenswerthen Plätzen, manche den Kopf mit dem träumeriſchen Auge nach Unten kehrend, weil deutſches Phlegma auch in Abgeordnetenkammern nicht inſultirt werden darf.

Die, welche nicht die Köpfe hängen, richten mit ziemlicher Aufmerkſamkeit ihren Blick auf einen kleinen Mann, der ſo eben ſich zum Sprechen erhoben. Seine Rechte hängt in der Hoſentaſche, ſeine Linke macht dramatiſche Figuren zum Vergnügen der Damen, die ſich oben auf den Galerieen befinden.

Der Mann ſpricht mit einer ſchwachen, dünnen, faſt widerlichen Stimme, aber in der Weiſe eines Dozenten. Er ſecirt ſeinen Gegenſtand als trefflicher Anatom, doch aus den zerriſſenen Stücken weiß er mit künſtleriſcher Hand ein neues Gebäude, wozu der Riß bereits in ſeinem Kopfe, aufzuführen.

Es iſt eine gewichtige politiſche Frage, um die ſich's handelt, deren nähere Bezeichnung aber hier aus Gründen unterbleiben muß. Einmal ſieht ſie ſo ernſt, ſo pathetiſch, die Phyſiognomie des kleinen Mannes, das andere Mal mit ſchreiendem Contraſte, — ſo liſtig, klug und ſkurril, daß man nicht recht aus der ganzen Sache kommen kann. Dem Hrn. Welker nur, der mit brennendem Auge den Redner verfolgt, ſcheint's plötzlich davor klar zu werden; denn aus freudiger Spannung, der Action ganz gleichzeitig, mit welcher Hr. Merk — denn dieſer iſt der kleine Redner — aus dem Pathetiſchen in's Komiſche übergeht, verfällt Hr. Welker in ein ſchmerzerfülltes Lächeln!

Hr. Merk hatte nämlich eine kühne radikale Frage plötzlich mit einem lächelnden, miniſteriellen Teint überzogen, und in dieſem Momente erkannten Welker und Rotteck mit *einem* Blicke den Untergang des Freundes. Hr. Merk hatte wirklich mit bewundernswerther Kunſt ſeinen Durchbruch aus ſtrictem Liberalismus in den ſichern Hafen des Conſervativmus bewerkſtelligt; er ſchritt langſam unter einem liberalen Bogengange hinweg zum hold lächelnden Ziele, aber mit jedem Schritte ſtreckte er die kleinen Hände hinauf zur Decke, an welcher die radikale Moſaik ſchimmerte, um mit dieſer Koketterie die alten Freunde zu kirren; denn kein vernünftiger Sterblicher bricht gerne ein Freundſchaftsband, von dem er vermuthen möchte, daß die zerriſſenen Fetzen vielleicht einmal in wildem Tanze ihm um's Haupt ſchwirrten, in einem Tanze, vor dem man alle Beſinnung verlieren könnte.

Hr. Merk iſt übrigens nach wie vor im Wirthshausumgange mit der Oppoſition und nimmermehr ließe er einem Mitgliede derſelben in *perſönlichem Betrachte* etwas Böſes geſchehen. Auch iſt die Neigung dieſer Herren zu ihm wie eine alte Liebe, die man nicht los werden kann, wenn auch im Verhältniß einige kleine Perfidie mituntergelaufen, welche die alte Gluth etwas gekühlt. —

Es iſt nichts ſo intereſſant, als Hrn. Merk auf den Kampfplatz treten zu ſehen, wenn einer ſeiner liberalen Freunde wieder irgend eine verfängliche Frage angeregt, für welche er in beſſern Zeiten lebhafte Inclination gezeigt. Bevor er dann zu ſprechen beginnt, räuſpert er ſich und huſtet mehrmals ſo fein und elegant, daß dem Pſychologen das Object zur herrlichſten Studie geboten iſt. Sein Geſicht iſt ganz Lächeln, *ein* Wohlwollen, und wer etwa glauben wollte, daß jetzt lauter Affirmativen für den vorhergehenden Redner folgen würden, der täuſcht ſich, wenigſtens nach dem erſten Anſcheine, nicht. Es wird Alles zugegeben, ja wohl, und noch mehr als das: alles auch nicht geſagte, bloß in die Perſpective geſtellte erhält ſeine Anerkennung. Aber mit Eins wird ſein Lächeln noch feiner, faſt grinzend, und nun folgt die conſervative Clauſel. Sie heißt nach ihrem Typus ſo: Wer empfände nicht mit ihm die tiefen Wahrheiten, die ſein ſehr geſchätzter Freund, der Redner vor ihm, ſo eben ausgeſprochen; ein Muſter ſeien ſie, nicht minder von redneriſcher Gewandtheit, als von profunder Beobachtungsgabe und einem überraſchenden Erkennen deſſen, was da noth thue unter *gewiſſen Verhältniſſen*; aber er müſſe beſtreiten, daß dieſe im vorliegenden Falle vorhanden ſeien, und wenn dies auch, ſo würde die Anwendung des von dem ſehr ehrenwerthen Abgeordneten Gegebenen ein Vergreifen ſein der Zeit und der aus derſelben reſultirenden Entwickelungen; daher rathe er an, zu beharren auf dem Beſitze des Vorhandenen und nur langſam reformirend vorwärts zu ſchreiten mit den Zeitideen und ihren Conſequenzen, die der Menſchheit noch nie etwas ſchuldig geblieben. —

Dieſen Grundtext practizirt Hr. Merk in hundert Variationen. Darum aber kömmt er ſeinen alten Freunden gegenüber gar nicht mehr in Verlegenheit, er compromittirt ſeine Tendenzen von einſtmals gar nicht mehr mit ſeinen Sympathieen von heute. Er entſchuldigt Alles mit „den gegenwärtig beſtehenden Verhältniſſen“, und ſtellt der Zukunft mit ſolcher frappanter Zweideutigkeit das Horoscop, daß die geſammte Oppoſition nichts anders daraus deduciren mag, als: er glaube an die einſtige Realiſation deſſelben Ideals, von dem ſie ſchon lange geträumt.

Aber zweideutig iſt das Horoskop, ich wiederhole es: die Conſervativen und die Ariſtokraten mögen eben ſo gut, wie die Liberalen, eine Andeutung auf den künftigen Zuſtand ihres Hoffens daraus ziehen.

Wo Herr Merk inmitten der parlamentariſchen Debatte nicht mehr mit dem geſunden Menſchenverſtande auskommen kann, da wird er Sophiſt, ein coloſſaler Sophiſt: er ſtreut die Zwietracht regelloſer Begriffe in die feindlichen Reihen und verwirrt ſie der Art, daß ſie nicht mehr ſich zurechtfinden und, nur um ſich zu retten, **mal-grè bon-grè** ſich ergeben müſſen.

Aber immer iſt ſeine Intention eine durchaus praktiſche, eine nützliche, eine vermittelnde: er iſt in Wahrheit auch im Stande, für das Durchfallen oder energiſche Modifiziren eines Geſetzesentwurfs zu ſtimmen, wenn ihm derſelbe als untauglich, als haltlos erſcheint. In der Hauptſache aber iſt Herr Merk dasjenige Mitglied der zweiten Kammer, das die Flügel der Oppoſition ſo beſchneidet, daß dieſelbe immer wider Willen ein Zugeſtändniß machen muß, ohne daß ſie im Geringſten gegen ihre Prinzipien ſündigt. Aus dieſem Grunde iſt Herr Merk der zweite bedeutſame Hort der conſervativen Mitte. —

Nun kommen Sie hervor, Sie Rächer bitterer Schmerzen, ehrenwerthes Mitglied für einen Theil des Kinziggebietes! Auch Sie ſchworen einſt mit mächtiger Stimme zu der Fahne der Liberalen und Sie haben treulich ausgeharrt, bis man Sie wegen gewiſſer fataler Indizien im Jahre 1833 in Verwahrſam brachte. Das war für Hern Sander — der einem patriotiſchen Landsmanne dieſe Anrede vergeben möge — ein verhängnißvolles Jahr, in welchem politiſche Nachtvögel mit grellem Flügelſchlage über den Himmel ſchwirrten und ominöſe Conſtellationen an die dunkle Wolkendecke zeichneten.

Der Liberalismus klagte, Jupiter habe dem gefeſſelten Löwen einige Schmeicheleien in's Ohr geraunt, die den Gewaltigen gebändigt; eine gewiſſe Divination iſt dem Liberalismus unter keiner Bedingung abzuſprechen.

Der damalige widerſpenſtige Advokat, das Ideal der Raſtatter Bauern, ward gleich nach ſeiner Befreiung aus dem politiſchen Schuldthurme zur Entſchädigung für gehabten Verdruß ein Renegat des ſtricten Liberalismus, für den er während des laufenden Landtags jetzt nur noch wenig verwundende Pfeile verſchoß. Er richtete ſein Auge auf eine gute Autorität, auf Herrn Merk, der ihm gerade gegenüber ſitzt, und ſuchte nach ihm ſich zu bilden. Zwar muß man geſtehen, es koſtete ſie Mühe, ſichtbare Mühe, dieſe durchweg proteſtantiſche radikale Natur, den Drang des tiefſten Innern dem Andrange der äußern Mächte zu opfern; man weiß, wie oftmals ein zufälliger Blick auf die Miniſterbank ein beſchuldigtes parlamentariſches Haupt zu Ruhe und Frieden zurückzubringen vermag.

Als der Landtag von 1833 geendigt war, ging das bei deſſen Anfang ſchwer compromittirte radikale Mitglied als Hofgerichts-Aſſeſſor in ſeine Heimath zurück, dem der Hofgerichtsrath auf den Füßen nachfolgte.

Die Regierung hatte hiemit gezeigt, wie ſie reuigen Sündern zu vergeben vermöge, und der ehrliche Badener neigte bedächtig dabei ſein Haupt und ſtellte Betrachtungen über die Natur der Menſchenſeele an, die in zahlloſen Verwandlungen die frappanteſten Farbenſpiele praktiziren kann.

Im Jahre 1835 ſchwebte über Sander's Phyſiognomie noch daſſelbe unabläſſige Danton'ſche Lächeln, womit er ſtets jedwedes Wort an die Kammer begleitete. Aber jetzt war's nur die Maske eines wenigſtens in der Ausübung ächten Conſervativen, der ſeine einſtigen Freunde mit derſelben Waffe ſchreckte, die er damals den Feinden entgegengehalten.

Auch Herr Sander kratzte ſeinen tief darein tätowirten Namen nie von der liberalen Fahne aus, obgleich er nun gegen dieſelbe eine Standarte zu ſchwingen hatte. Indeſſen blieb der Conſervatismus des kaum einige Jahre mehr als drei Dezennien zählenden Herrn Sander ſeiner Natur nach ein bloßer Vertrag, der mit dem Conſervatismus der Herren Duttlinger und Merk die Baſis gemein hatte. Nur glich die Übereinkunft des Herrn Sander mehr einer Nothwendigkeit, er präſtirte, ſo zu ſagen, müſſend.

Die vielen Niederlagen, welche die badiſche Oppoſition in der letzten Zeit erlitten, verdankt dieſe nicht allein der Miniſterbank und den geänderten Zeitumſtänden, ſondern, was leicht in die Augen ſpringt, dem Abfalle ihrer frühern Freunde, unter denen Hr. Sander in Wahrheit nicht der geringſte war.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

.*. Grabmal einer bosporaniſchen Königin aus dem III. Jahrhundert. — In Kertſch wurde im Febr. d. J. von Hrn. Aſchik, Direktor des dortigen Muſeums, bei Eröffnung eines ſog. Hünengrabes ein Sarkophag mit einer großen Menge trefflich erhaltener Gefäße und ſonſtiger Alterthümer gefunden, von denen 8 von Bronze, 11 von Silber und 19 von Gold waren. Ein ſilbernes Gefäß (batillum) trug die Inſchrift ΑΒ und ΒΑCΙΛΕΩC ΡΗCΚΟΤΠΟΡΕΙ, d. h. Gefäß des Königs Rheskuporis. Hr. Aſchik vermuthet mit Grund, daß der Sarkophag die irdiſchen Ueberreſte der Gemahlin des bosporaniſchen Königs Rheskuporis IV., des Zeitgenoſſen Caracalla's bewahrt. Auf dem Antlitz des Begrabenen fand man eine goldene Maske (προσωπον), welche ein weibliches Geſicht in natürlicher Größe darſtellt.

.*. Die franzöſiſche Ehrenlegion ſoll, ihren Statuten zufolge, nur zählen:
2000 Offiz., 400 Commandeure, 160 Großoffiz., 80 Großkreuze;
zählte aber im v. J.
4800 Offiz., 700 — über 200 — über 100 —
Die Zahl der Ritter beläuft ſich auf 50,000.

Koſtſpieligkeit der Pariſer Operntheater. Wir leſen in den Débats vom 20. v. M. „der unermüdliche Hr. Auguis hat der Kammer das Reſultat ſeiner Nachforſchungen dargelegt. Die Subvention, welche der Oper (d. h. der großen) von der Regierung gezahlt wird, beträgt mehr als 5000 Fr. für jede der 150 Vorſtellungen, zu denen ſie jährlich verpflichtet iſt. Die italiäniſche Oper realiſirt dagegen jährlich ein Benefiz von 200,000 Fr., während die komiſche Oper von der jetzigen Regierung 240,000 Fr. erhält, „von der Reſtauration aber nur 120,000 Fr. erhalten hatte." — Hr. Montalivet (Miniſt. d. Innern) ſuchte dieſe Ausgaben durch die Bemerkung zu rechtfertigen, daß jede Vorſtellung der großen Oper 12,000 Fr. koſte, und daß die komiſche Oper nacheinander ſechsmal Bankrott gemacht habe.

Mumien-Hüllen von Linnen. — Durch mikroſkopiſche Unterſuchungen hat Hr. James Thompſon ermittelt, daß die Tücher, in welche die Mumien eingehüllt ſind, aus Linnen beſtehen. Hr. Dutrochet hat dieſe Angabe beſtätigt, wie er denn ſchon vor längerer Zeit entdeckt, daß die Urfäden des Linnen cylindriſch, und wie von Stelle zu Stelle durch Knoten unterbrochen ſind, während die Baumwollenfäden kleinen auf ſich ſelbſt gewundenen Bändern gleichen, ſo, daß ſie eine ſpiralförmige Feder darſtellen. Dieſer Unterſchied bleibt, wie immer dieſe beiden Subſtanzen bereitet werden, ſo, daß man ihn ſelbſt noch in dem aus denſelben bereiteten Papier wahrnehmen kann.

Weltend-Literatur. — Das Ende der Welt muß wirklich ſehr nahe ſein, denn auch der Teufel hat bereits ſeine Memoiren geſchrieben, und am 28. Juni ſollten ſie im neuen Babylon, zu Paris — erſcheinen. Wir leſen zum Wenigſten im Débats angekündigt: *Les memoires du diable* (par Frédéric Soulié). Gleich darunter kündigt ein ehemaliger Zögling der polytechniſchen Schule ein Werk in zwei Bänden an, betitelt: „De *l'unité*, ou: Aperçus *philosophiques* sur l'identité des principes de la science *mathématique*, de la *grammaire générale et de la religion chretienne*" — wahrſcheinlich für das tauſendjährige Reich.

Beförderung des Unterrichts in Norwegen. — Zur Beförderung des wechſelſeitigen Unterrichts und Wiedererrichtung einer Arbeitsſchule in Chriſtiania ſollen nach königlicher Reſolution 200 Spezies aus dem Unterſtützungsfond des Aufklärungsweſens und 100 Spez. aus dem Militärfond jährlich verwendet werden.

Auguſt Möſer in London. — In einem kürzlich zu London von Hrn. Benedikt aus Stuttgart gegebenen Concert ſpielte dieſer mit Thalberg und Moſcheles ein Tripel-Concert für das Pianoforte von Bach; und doch gelang es noch dem jungen Violiniſten Auguſt Möſer aus Berlin, ſich den lauten Beifall nicht nur des Publikums, ſondern auch des Orcheſters zu erwerben.

Candidatenüberfluß in Hannover. — Im Conſiſtorialbezirke Hannover ſollen, öffentlichen Blättern zufolge, 300 Predigeramts-Candidaten ſich befinden, für höchſtens 30 Stellen, welche jährlich zur Erledigung kommen.

Deutſche Schriften in's Ruſſiſche. — Die Serapionsbrüder von Hoffmann, und der in Deutſchland längſt verwei'te Paul Pry von Cramer ſind kürzlich in's Ruſſiſche übertragen worden. Doch wird auch Wachler's treffliches Handbuch der Literatur in's Ruſſiſche überſetzt und der erſte Theil deſſelben iſt bereits gedruckt.

Zweite Ausgabe von Artaud's Pius VII. — Von dem trefflichen Werke des Ritters Artaud: „Vie et Pontificat de Pie VII." erſcheint mit Nächſtem eine ſehr bereicherte zweite Ausgabe.

Denkmal für Schwarzenberg. — Die öſtreichiſche Regierung läßt dem Fürſten von Schwarzenberg zu Leipzig ein Denkmal ſetzen. Plan und Zeichnung ſind dem ausgezeichneten Maler Dittenberger anvertraut.

Argelander über die Fortbewegung des Sonnenſyſtems. — Was Lalande vermuthet, was Herſchel als wahrſcheinlich darzuſtellen verſucht hatte, — daß unſer Sonnenſyſtem ſich im Weltraum fortbewege, — dies, und der Ort, wohin gegenwärtig die Bewegung gerichtet, iſt jetzt mit großer Sicherheit beſtimmt. Hr. Argelander, bisher Prof. der Aſtronomie zu Helſingfors, jetzt auf die vaterländiſche Univerſität Bonn berufen, hat aus Vergleichung ſeiner Beobachtungen von mehr als 390 ſog. Fixſternen, (denn — was darf noch Fix genannt werden?) mit denen, welche Bradley 1755 angeſtellt, — die Bewegung jener 390 Sterne, die Fortrückung der Sonne, deren Richtung außer allen Zweifel geſetzt, und ermittelt, daß unſer Himmelsführer unter die Zahl der ſtärker bewegten Fixſterne gehört. Ob dieſe Bewegungen ſich auf einen gemeinſchaftlichen Centralkörper beziehen oder bloß gegenſeitige ſind, darüber zu entſcheiden, fehlt es noch an zureichenden Prämiſſen. Die Reſultate ſeiner höchſt verdienſtlichen Forſchungen hat Hr. Argelander in ſeiner kürzlich herausgegebenen Schrift: „über die eigene Bewegung des Sonnenſyſtems, hergeleitet aus den eigenen Bewegungen der Sterne" — bekannt gemacht.

Schach-Encyklopädie von Alexandre. — Das Schachſpiel breitet ſich namentlich in Paris ſehr aus. Zahlreiche Cirkel bilden ſich für daſſelbe; eine Zeitſchrift iſt ihm bereits gewidmet. Jetzt hat Hr. Alexandre auch eine „Encyclopédie des Echecs" in franzöſiſcher, engliſcher, italiäniſcher und deutſcher Sprache mit 51 Tafeln herausgegeben, worin er die Fortſchritte der Schachwiſſenſchaft von Demiens und Philidor bis auf die noch lebenden Matadore, de Labourdonnais, Walker u. a. m. reſumirt.

Die iriſche Geſellſchaft zur Erziehung der Armen in Irland hatte im v. J. eine Einnahme von 10,625 Pf. St.; die Ausgaben betrugen 10,625 Pf., die Zahl der Schulen 2353, die der Schüler 135,933, wonach im Laufe des v. J. die der Schulen um 396, die der Schüler um 29,610 zugenommen.

Neunkammerige Büchſe. — Hr. John Webſter Cochrane aus den Ver. Staaten, der ſchon im v. J. in Conſtantinopel vor dem Großſultan mit einem nach ſeiner Erfindung hergeſtellten Zwölfpfünder in 15 Minuten hundertmal gefeuert, — hat unlängſt in Nordamerika eine neunkammerige Büchſe produzirt, womit er Kugeln (30 auf ein Pfund) auf 60 Schritt ferne durch 8 Bretter, jedes von ein Zoll Dicke, getrieben.

Gewiſſenängſtendes Mikroſkop. — Die frommen Indier, die kein Thier tödten zu dürfen glauben, ſind kürzlich zu Calcutta durch ein Mikroſkop in große Gewiſſensangſt verſetzt worden, da ſie ſahen, daß ſie mit jedem Waſſertropfen eine große Menge von Thieren in ihrem Magen vergraben.

Die Eiſenbahn von London nach Birmingham iſt kürzlich zum erſtenmal befahren worden. Der Wagen hat in einer Stunde 30 engl. Meilen, und den Tunnel-Weg unter Primroſe Hill, der ¾ engl. Meil. lang iſt, in 1½ Minute zurückgelegt.

Eiſenproduktion von Europa. — Man ſchätzt ſämmtliches Eiſen, welches jährlich in Europa zu Tage gefördert wird, auf 25,132,000 Centner. Von dieſen liefern: England 7,096,000, Frankreich 2,200,000, Rußland 1,150,000, Oeſtreich 850,000, Schweden 830,000, Preußen 600,000, der Harz, Heſſen und das rechte Rheinufer 600,000, die Niederlande 600,000, Elba, Toscana und die Ufer Italiens 280,000, Piemont 260,000, Spanien 160,000, Norwegen 150,000, Dänemark 135,000, Baiern 130,000, Sachſen 80000, Polen 75000, die Schweiz 30000, Savoyen 25,000.

Hundertjährige in Frankreich. — Von den im J. 1835 in Frankreich Geſtorbenen hatten nur 170, und zwar von den 86 Departementen nur 30 das hundertjährige Alter erreicht. Zu dieſen 170 hat die (ehemalige) Gascogne (5 Dept. begreifend) allein 61, Elſaß dagegen nur einen geliefert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 169. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 20. Juli.

Ueber die fortſchreitende glückliche

Verbindung von Cultur und Cultus

durch die

Beides umfaſſenden Cultminiſterien neueſter Zeit.

(Fortſetzung).

Auch die materielleren Bürgerſchulen, auch die ſogenannten niedern, vielmehr aber allgemein unentbehrlichen Anfangsſchulen ſollen nicht etwa bloß durch die damit verbundenen Katechismusſtunden zum Religiöſen gerechnet werden. Auch durch alles, wodurch ſie des künftigen Bürgers Geiſt zur pflichtgetreuen Selbſtvervollkommnung wecken und anleiten, zieht ſich, wie ein goldener Faden, die Idee: Alles was den Menſchengeiſt vervollkommnet, iſt Cult, iſt Gottesverehrung.

Machen nun die Cultminiſterien dieſe in ihrem Namen und Begriff liegende Ausdehnung der von Aberglauben freien praktiſchen Religioſität über alle unter ihnen concentrirte Unterricht- und Erziehungsanſtalten vorherrſchend, wie viel leichter für ſie, und wie viel gedeihlicher für Alle wird ihnen alsdann ihre Oberaufſicht über das werden, was man ſonſt allzu oft allein als Cultus geltend machen wollte, und worin man deßwegen von der Kirche, als dem Gebiete der Geiſtlichen, den Einfluß der ſogenannten Weltlichen weit entfernt zu halten ſuchte. Wo man viel von Laien und gegen ſie ſpricht, da iſt auf der andern Seite an viel Pfafferei zu denken! Allerdings, wenn ſie, die ſogenannten Laien, nur das Weltliche, nur Gewaltgebote über das, was geglaubt werden und was aus politiſchen Rückſichten erlaubt oder verboten ſein ſollt, in die geiſtige Cultur hineindrängen wollte! Aber ein Culturminiſterium jetziger Zeit muß ja wohl zuvörderſt ſelbſt ein wahrhaft geiſtiges, eine Regierungsanſtalt für „Gottesverehrung im Geiſte und in der Wahrheit“ ſein wollen!

Es wird daher auch die entweder vereinbaren oder im Princip allzu verſchiedenen Landeskirchen im Ganzen und jede einzelne Kirche in Betracht des äußern Cults deßwegen ſehr ſchätzen, und für den höchſten Zweck der Gottesverehrung immer paſſender und wirkſamer zu machen ſuchen, weil nun einmal gewiß iſt, daß auf uns, ſo ſehr zum Nachahmen geneigte Menſchen auch das wohlgeordnete Zuſammenſein für Andachterweckungen meiſt viel mehr wirkt, als die einſame Meditation. Aber eben deßwegen werden die ächtgeiſtigen Culturminiſterien nicht durch Gewaltmittel und Machtgebote, ſondern durch die langſamer, aber ſicher wirkende Vorbereitung der Überzeugung und durch die Auswahl ſolcher Volks- und Religionslehrer, die Gott durch geiſtige Vervollkommnung im Denken und Handeln verehren wollen, unabläſſig dahin leiten, daß die theils von Belehrung und Unterricht, theils von ſacramentlichen und andern gemeinſchaftlich erbaulichen Handlungen abhängigen, kirchlichen Erweckungen der Andacht ſo viel möglich dem geiſtigen Zwecke, die Gemüther zu vervollkommnen, angemeſſen werden.

Dieſes „Rom wird,“ wie alles Bleibendgute, „freilich auch nicht in Einem Tage gebaut.“ Der große Bau erfordert, wie alles Regieren, vornehmlich die Vorbereitung der Bauleute, nach allen ihren Abſtufungen von Cultminiſterialrath bis zum Dorfſchullehrer und ſeinen Gehülfen herab. Die Zeit allein thut nichts, aber die Beharrlichkeit der Menſchen, wenn ihre Fürſorge, ſo lange ihnen dabei die Zeit werden mag, nicht müde wird, jeden Stein für das, was gut an ihm iſt, in die paſſende Stellung, in die Richtung auf das Ziel zu bringen.

Durch dieſe allerdings großen Bemühungen wird den ächten Cultminiſterien eine andere noch weit größere und ſonſt nie zu beendigende Mühe immer mehr erſpart, daß nämlich die Staatsregierung, nie mehr wie eine bloß weltliche (profane), mit der mehr hierarchiſch- als geiſtig-geiſtlichen zu ſtreiten hat, welche unter jeder Geſtalt ſo gerne ihren Cultus der Cultur der Geiſter entgegenſtellte, um unter Uncultivirten über das ungeiſtig gottesdienſtliche deſto irdiſcher herrſchen zu können.

Die äußere Organiſation der an ſich neuen Einrichtung von Cultminiſterien iſt ſo bekannt und in der Natur des einmal gefaßten Begriffs gegründet, daß wir hierüber nur weniges zu ſagen haben.

In größeren Staaten bringt es der Umfang der Geſchäfte mit ſich, daß das Miniſterium des Cult oder der geiſtigen Nationalcultur, von dem des Innern überhaupt adminiſtrativ getrennt iſt. Die Vereinigung beider in den kleineren Staaten hat den Vortheil, daß, wenn die Befehle über die materiellen und die geiſtigen Kräfte und Mittel in einem einzigen Chef und dem Plenum ſeiner Räthe zuſammenlaufen und vereint davon ausgehen, auch das Materielle und deſſen Verwaltungsbehörden deſto gewiſſer volle Thätigkeit für das Geiſtige beweiſen wird, da ſonſt oft bei mechaniſcheren Lokalſtellen ſich weniger Bereitwilligkeit findet.

Immerhin hängt das Meiſte davon ab, daß zur Hauptſtelle ein Mann zu finden iſt, in welchem ſich encyklopädiſche Kenntniſſe mit wiſſenſchaftlicher Wahrheitsliebe und mit Menſchenkenntniß ſo vereinigten, daß er, ohne partheiiſche Vorliebe für irgend eine noch ſtreitige, es ſei kirchliche oder wiſſenſchaftliche, Anſicht, jedes Fach nach ſeinem Werth für das Ganze zu fördern, ohne Rückſicht auf Partheimeinungen nur gründliche und lehrfähige, für Verſchiedenheiten empfängliche Perſonen an die rechte Stellung zu ſetzen und die Gewählten mit harmoniſchem Gemeinſchaftsſinn (dem Eſprit nicht du corps ſondern de l'institution) zu erfüllen weiß, durch gegründete nichtkarge Hülfsanſtalten aber dem Ganzen die durch den Perſonenwechſel leicht gefährdete Beſtändigkeit (Stabilität) ſichert. Was hat unter den Univerſitäten Göttingen im Wechſel der Lehrer und anderer äußerer Umſtände vornämlich erhalten, als die leicht zufließenden Fonds für die fortbeſtehenden, anziehenden Inſtitute der Bibliothek, der Kliniken, der vielerlei inſtructiven Sammlungen, auch der Stipendien für Fähige, der Unterſtützungen für die Nachbildung angehender Lehrer ꝛc., auf der andern Seite aber der von dem Stifter Münchauſen eingepflanzte, in der Folge bewahrte, beneidenswerthe Gemeinſchaftsſinn, durch welchen auch die perſönlich Rivaliſirenden, wenn es das allgemeine Gedeihen und Mehren der Georgia Auguſta gilt, über Privatrückſichten wegzueilen gleichſam traditionell gewöhnt ſind und in einer zeitgemäßen Univerſitätspolitik zuſammenwirken.

Eine bedeutende Schwierigkeit entſteht, ob in einem Lande die beiden zahlreicheren, in den Prinzipien unvereinbaren Kirchen ohne Nachtheil unter einem Miniſterialchef ſtehen können? Denn es iſt ja nicht bloß um gegenſeitige Erhaltung ihrer „Gerechtſame" zu thun, die ein Mann des Rechts auch dem Theil, zu welchem er ſelbſt ſich nicht bekennt, ohne Partheiſucht gewähren wird. Für beide Theile aber fragt es ſich noch viel öfter um Mittel und Wege, um jede nach ihren Prinzipien und Zwecken wirkſamer zu machen. Iſt nun das einzelne Oberhaupt von entgegengeſetzter kirchlicher Überzeugung, wie wird es das ihr Entgegenſtehende auch in der demſelben eigenen Laufbahn zu fördern entſchloſſen ſein? Wie ſchwer iſt es, ſich auch nur in die Prinzipien des andern Theils, und warum er ſich für mehr recht- und richtigdenkend halten könne, immer ganz hineinzudenken! Und wie groß iſt, wenn etwas dem andern, als Opponenten, Angemeſſenes auf die möglichbeſte Art verwirklicht werden ſoll, der Unterſchied, ob man dafür bloß nach der ſtricten Legalität handelt, oder ob man mit ganzem Gemüth und Liebe ſo dafür denkt und ſo wirkt, daß man ſich ganz in den Geiſt und die Lage des Andern hineinverſetzt? Weil dieſe Schwierigkeiten einleuchtend ſind, ſie ſich auch nicht auf das Kirchliche allein, ſondern ebenſoſehr auf Unterricht und Lehrmethoden in mehreren hohen und niedern Fächern beziehen, ſo iſt klar, daß für die oberſte Concentration nicht bloß ein Mann des Rechts voll encyklopädiſcher, die Unpartheilichkeit ſehr erleichternder Kenntniſſe, ſondern auch dies vorauszuſetzen iſt, daß er im Geiſte über all die ſtrittigen Prinzipien und Particularitäten erhaben ſtehe und im edlen Sinn Allen Alles zu werden, nämlich Allen Alles, wodurch eine Vervollkommnung, vielleicht auch nur relativ, zu fordern iſt, zu bereiten und zu gewähren Talent und Muth habe.

Sehr erleichtert wird die ſchwere Aufgabe, wenn die untergeordneten ſpeziellen Sectionen nicht nur für verſchiedene Kirchenculte, ſondern auch für die dadurch doch ſchon in den Methoden differirenden Unterrichtsanſtalten aller Art nie anders, als mit Männern beſetzt ſind, die, wenigſtens vom Parthei-Eifer (Zelotismus) rein, auch das Differente nach ſeiner Anwendbarkeit für Vervollkommnung der Gemüther, als dem höchſten Zweck aller Culte oder Gottesverehrungen, zu achten und jedes in ſeiner Bahn zu fördern geneigt bleiben. Von Stellen höherer anordnender Geſchäftsleute ſollte, wenn auch andere brauchbare Eigenſchaften vorwalten, doch der Zelotismus, dieſer

Charakterfehler, als unduldſamer Eifer für Einſeitigkeiten, geradezu ausſchließen!

(Schluß folgt).

Rückblick

auf die franzöſiſche Literatur in der zweiten Hälfte des Jahres 1836.

Im Phönix des v. J. haben wir in **Nro.** 103 ff. eine Überſicht der Bewegung der franzöſiſchen Preſſe im J. 1835 und in **Nro.** 250 ff. einen Rückblick auf die franzöſiſche Literatur in der erſten Hälfte des J. 1836 gegeben, zu denen ausführliche Berichte des Hrn. A. E. T(iſſot?) in der **Revue de deux mondes** uns die Materialien geboten. Zur Ergänzung der lezteren Überſicht werden wir im Nachfolgenden einen gedrängten Auszug aus einem ferneren Berichte deſſelben Literators liefern, der im Heft vom 15. Mai eben jener Revue (S. 153 — 198) abgedruckt iſt.

Nachdem Hr. T. „die gegenwärtige Unfruchtbarkeit der franzöſiſchen Literatur und die unerklärte Erſtarrung **(engourdissement)** der Geiſter“ beklagt, bemerkt er, daß, „in Ermanglung von Werken erſten Ranges, er eine Stufe herabſteigen mußte,“ um vorzugsweiſe die belehrenden Arbeiten zu berückſichtigen, die er unter die Rubriken Philoſophie, Geſchichte und Literatur geordnet. Auf die Literatur, die er beſonders in einigen früheren Aufſätzen*) beſprochen werden wir in der Folge vielleicht noch zurückkommen.

I. Philoſophie.

In einer an Regeneratoren ſo fruchtbaren Zeit darf man es verwunderlich finden, daß volle ſechs Monate nicht ein einziges philoſophiſches Evangelium, nicht ein neues Programm der menſchlichen Wiſſenſchaft geliefert haben. Einige und zwanzig Bücher und Flugſchriften theilen ſich in kritiſche Studien über alte Syſteme und Abhandlungen über Erziehung. Die lezteren ſind nicht bedeutend genug, um näher beſprochen zu werden. Im Allgemeinen ſind es löbliche Bemühungen die kommenden Geſchlechter vom Zwieſpalt zwiſchen Gefühlen und Prinzipien, von der unordentlichen Schwäzerei, von jener eitlen Neugierde, dem Zweifel und den tauſend geiſtigen Ängſten zu befreien, welche unſere Epoche bis zur Verdummung ermüden.

Unter den kritiſchen Werken verdienen drei beſonderer Erwähnung. Einer ſehr umfänglichen Druckſchrift, welche die **Ouvrages inédits d'Abelard** enthält, iſt eine ſehr belehrende Einleitung des Hrn. Couſin vorangeſtellt. Jene unedirten Werke beſtehen in dem „**Sic et non**“ und in der verſtümmelten Dialektik Abelard's. Das erſtere iſt nur eine Rüſtkammer von Gelehrſamkeit, ein Repertorium von Sentenzen aus den Kirchenvätern, die ſo zuſammengeſtellt ſind, daß ſie die Meinungsverſchiedenheiten derſelben über die Hauptpunkte der Theologie anſchaulich machen; doch bemerkt Abelard im Prolog, daß dieſe Differenzen nur anſcheinlich ſeien, obgleich die Kirchenväter allerdings auch dem Irrthum unterworfen geweſen.

Den Streitpunkt, der zur Zeit Abelard's die Scholaſtiker hauptſächlich beſchäftigte und ſie in Realiſten und Nominaliſten ſpaltete, entwickelt die Einleitung des Hrn. Couſin mit großer Klarheit. „Kömmt den Gattungen und Arten ein eigenes, wirkliches Sein zu, oder ſind es nur Abſtraktionen des Verſtandes?“ Iſt z. B. unter Menſchengeſchlecht ein wirkliches Geſammtweſen zu verſtehen, oder iſt es nur eine verabredete Bezeichnung, ein bloßer Laut, um eine Gruppe anſcheinlich ähnlicher Einzelweſen damit zu bezeichnen? Die Neuerer ließen, dem (mißverſtandenen) Ariſtoteles folgend, alle wahren Begriffe nur durch die Sinne uns zukommen; da dieſe nun bloß Einzelnes (Individualitäten) zur Vorſtellung bringen, ſo ſchrieben ſie nur dieſem Wirklichkeit zu und wurden, weil ſie die Allgemeinheiten zu bloßen Namen machten, Nominaliſten genannt. Die altgläubigen Philoſophen hingegen behaupten, die Gattungen beſtünden durch ſich ſelbſt, ſeien wirkliche und lebendige Subſtanzen, die Individuen nur deren verſchiedene Accidenzen. Man nannte die Anhänger dieſer Meinung Realiſten. „Zwiſchen dieſen beiden Parteien, bemerkt Hr. T., ſpielte Abelard die Rolle eines Schöngeiſtes, der ſich vor Allem durch ein eigenes Syſtem berühmt machen will, und gegen Couſin behauptet er: „*Abélard* fait de l'éclecticisme.“ Zum Erweis führt er des Lezteren Worte an: „die Arten und Gattungen ſind Erzeugniſſe des Geiſtes; es ſind weder Worte, obgleich Worte ſie ausſprechen, noch Dinge außer- oder innerhalb der Dinge; es ſind Begriffe **(conceptions)**.“

„Von der ſcholaſtiſchen Philoſophie zum deutſchen Idealismus,“ meint dann Hr. T., „ſei der Übergang leicht und legitim.“ und wendet ſich ſofort zu der „**Histoire de la philosophie allemande**“ **(2 voll. 8.)** des Hrn. Barchou de Penhoën.

„In fünf Kapiteln, welche — Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling und Hegel überſchrieben, reconſtruirt und formulirt ziemlich deutlich (?) der Vfr. das Syſtem jedes dieſer Philoſophen, indem er die in ihren zahlloſen (!) Werken zerſtreuten theoretiſchen Anſichten zuſammenordnet.“

Aus dem aber, was Hr. T. aus dieſer Geſchichte anführt und darüber und dagegen bemerkt, iſt leicht zu erſehen, daß weder Hr Barchou, noch Hr. T. die Syſteme jener Philoſophie in ihrer weſentlichen Eigenthümlichkeit erfaßt haben.

Die einzige hier noch zu erwähnende Schrift iſt das „**Examen critique de la philosophie de Bacon**“ des verſtorbenen Grafen Joſ. de Maiſtre, welches aus ſeinem Nachlaſſe jezt erſt herausgegeben worden. Es wird darin zu erweiſen verſucht, daß die im **Novum** organum zur Beſeitigung der alten Syllogiſtik vorgeſchlagene Induktions-Methode falſch, und daß alle Wiſſenſchaften bereits auf dem rechten Erfahrungswege im Fortſchreiten begriffen, als Baer aufgetreten. Dieſe Gegenſchrift enthält zwar manche treffende Zurechtweiſung, aber auch nicht wenige Beiſpiele bitterer Feindſeligkeit und frömmelnder Unredlichkeit des Vfrs.*)

---

*) Revue des deux mondes vom 15 Okt. und 15. Dec. 1836 und vom 1. März 1837.

II. Geſchichte.

1) **Allgemeines.** Die Aufgabe des Hiſtorikers wird immer ſchwieriger und gefährlicher. Unſer Jahrhundert, welches Alles wiſſen will und Alles bezweifelt, ſcheint Thatſachen und deren Beweiſe jenen ergreifenden Gemälden vorzuziehen, wo die Kunſt der Compoſition und der Scharfſinn des Urtheils die Fähigkeit des Schriftſtellers beſſer beweiſen als die Anhäufung von Citaten . . . Man muß Geologie und Phyſiologie verſtehen, um die Örtlichkeiten und den Organismus der Völker zu erklären; Theologie, Jurisprudenz und Staatswirthſchaft, um die Dogmen und den Geſetzſtand zu vergleichen; Archäologie, Philologie und Äſthetik, um die Anfänge und Entwicklungen des geiſtigen Lebens kritiſiren zu können. Alle Wiſſenſchaften müſſen beitragen zur Wiſſenſchaft der Thatſachen. Auch iſt zu bemerken, daß beinahe alle ernſten Arbeiten mit mehr oder minder Fug die hiſtoriſche Geſtalt annehmen, weßhalb wir unter dieſe Abtheilung auch Werke begreifen, die nicht unmittelbar hierhin gehören.

Wir beginnen mit dem Wiederabdruck des „**Essai zoologique sur le genre humain**" von Hrn. Bory de Saint-Vincent und dem „**Essai sur les races humaines**" von Hrn. Broc. Bisher hat in Betreff der urſprünglichen Einheit des Menſchengeſchlechts einerſeits der religiöſe Eiferglaube hartnäckig am bibliſchen Buchſtaben (oder vielmehr an der kirchlichen Deutung deſſelben) feſtgehalten, anderſeits die ſg. Aufklärung jede Widerlegung der Überlieferung als einen Sieg der Wiſſenſchaft gefeiert. Gegenwärtig wird mit Ruhe die Löſung jenes Räthſels von der Phyſiologie erfragt. Linnée nahm 4, Blumenbach 5, Cuvier 3, Duméril und Virey jeder 6, Desmoulins 11, Malte-Brun 16 Raſſen an; Hr. Bory, nachdem er die Bimanen in Menſch und Orang-Utang unterſchieden, theilt die erſtere Gattung in 15 Arten, die er ſelbſt wieder in Raſſen und Familien unterabtheilt, jeder jener 15 Arten eine eigene Heimath zuweiſend. Hr. Broc dagegen nimmt mit Hrn. Gerdy eine menſchliche Urgattung und vier, nach der Hautfarbe unterſchiedene Untergattungen an.

„Da der organiſche Mechanismus überall derſelbe iſt, ſo können die beſondernden Benennungen nur von der Geſtalt, dem Umfang (volume) und der Farbe hergenommen werden. Die beiden erſten Merkzeichen ſchienen uns ſehr unzuverläſſig, da alle Welt weiß, daß die vorzugsweiſe erregten Organe ſich auf Koſten der übrigen entwickeln, und daß die Verſchiedenheit der Lebensweiſe hinreichend die der Äußerlichkeiten erklärt." Dieſe Unterſchiede, durch viele Geſchlechter ſich fortſetzend, erzeugen auf die Länge hin ſcharf abgeſonderte Typen. Das dritte Merkmal, der Farbe der Haut und dem Haar entnommen, regt Fragen an, zu deren Löſung vor der Hand noch keine Ausſicht eröffnet iſt.

Als eine „Anwendung der Pſychologie auf die hiſtoriſchen Studien" bietet uns Hr. Lélut, ein ſonſt ausgezeichneter Arzt, eine Abhandlung „**Du Démon de Socrate.**" Zur Charakteriſtik derſelben genügt die Anführung nachfolgender Stelle: „Es ergibt ſich hieraus, daß Sokrates ganz eigentlich ein Narr iſt (**est bien véritablement fou**), da, wenn es ein förmliches und unzweifelhaftes Zeichen von Narrheit gibt, es die Hallucinationen ſind, nämlich der Geiſteszuſtand, in welchem wir unſere eigenen Gedanken für Empfindungen halten, die durch unmittelbare Einwirkung äußerer Dinge verurſacht werden. Der Philoſoph hat, vielleicht 10 Jahre lang, dieſen unabläugbaren Charakter geiſtigen Irrſeins dargeboten." Hr. L. dagegen meint mit Montaigne: „Der Dämon des Sokrates war ein gewiſſer Impuls des Willens, welcher ſich ihm ohne Beirath ſeiner Vernunft darſtellte." Schon längſt aber hat Herr Koreff, ein zu Paris prakticirender Arzt, in einer demſelben Gegenſtand gewidmeten Schrift die Löſung dieſes hiſtoriſchen Räthſels in dem Gebiete des Somnambulismus und des Hellſehens gefunden. (F. f.)

Feuilleton.

⁂ Die brittiſche Geſellſchaft zur Förderung der Wiſſenſchaft wird dieſes Jahr ihre Verſammlung zu Liverpool in den Tagen vom 11. — 18. Sept. halten, wozu, wie zu der jährlichen Zuſammenkunft der deutſchen Naturforſcher, alle Wiſſenſchaftsfreunde eingeladen ſind.

⁂ Blindenanſtalten. — Aus der „Geſchichte des Blindenunterrichts" u. ſ. w. von J. W. Klein, Direktor des Blindeninſtituts zu Wien, erſehen wir, daß es gegenwärtig überhaupt erſt 30 Blindenanſtalten gibt, von denen 11 Bildungsanſtalten für blinde Kinder ſind, 16, die überdieß ſich der Beſchäftigung und Verſorgung erwachſener Blinden unterziehen, 3, mit denen Taubſtummenanſtalten verbunden ſind.

⁂ Alterthum des Granit's durch deſſen Verwitterung ermittelt. — Die Kathedrale von Limoges iſt 600 Jahre alt; der Granit aus dem ſie erbaut, iſt an der Wetterſeite im Durchſchnitt 8 Millimeter (3½ Linien) verwittert; im nahen Steinbruch dagegen zeigt ſich die Granitmaſſe 1 Met. 62 Millim. (c. 5 F. 8 Zoll) tief eingewittert. Wäre nun der Gang der Zerſetzung des Granit der Zeit proportional, dann hätte ſie vor mehr als 50,000 Jahren ihren Anfang genommen.

⁂ Die Schulanſtalt der ſchottiſchen Miſſion zu Calcutta, in welcher ſich 620 hinduiſche Zöglinge befinden, iſt bei den Eingeborenen ſo beliebt, daß die Miſſionäre die Zahl der Schüler leicht auf 3000 ſteigern könnten, wenn ſie die Mittel hätten, dieſelben unterzubringen. Mehrere von dieſer größeren abhängende Anſtalten zur chriſtlichen Unterweiſung ſind jetzt in erfolgreicher Wirkſamkeit in verſchiedenen Theilen von Bengalen, und werden alle von eingeborenen Lehrern geleitet.

---

*) Hostilité flagrante et pieusement déloyale.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 170. 1837.

Phönix.

Freitag, 21. Juli.

Silhouetten
aus der badiſchen Ständeverſammlung.

(Schluß).

Er hat ſehr viel natürliche Rednergabe, ſein Vortrag iſt flüſſig, korrect und gedrängt. Gewiſſe Schlagwörter ſind bei ihm ſtereotyp, doch auch bei häufiger Wiederkehr machen ſie die alte Wirkung wieder. Sein ganzes Weſen iſt einfach und populär, darum ſind auch ſein Witz und ſeine Ironie um ſo derber und kräftiger, mit denen er jedwede Blöſe der entgegenſtehenden Meinung carrikirt. Hr. Sander iſt wie Duttlinger ein gleichſam praktiſches Genie, das mit bewundernswerthem Scharfblicke alle Fäden der menſchlichen Verhältniſſe durchſchaut und ſie erfaßt mit kecker Hand. Deßhalb können die auf bloßer Speculation beruhenden Diskuſſionen mancher Oppoſitionsmitglieder gegenüber dieſem derben geſunden Menſchenverſtande unmöglich beſtehen.

Sander's Lanzenwürfe auf viele in allen Geſtalten variirende Glaubensartikel der Oppoſition und ihre Anwendungen unterſcheiden ſich darin von denen Duttlinger's, daß dem treffenden Wurfgeſchoſſe Sander's noch ein Hohngelächter für den Beſiegten folgt, während die humoriſtiſch und gemüthlich geworfene Waffe Duttlingers noch auf ihrem Fluge verſöhnt. Sander war, als früheres bedingendes Integrum der Oppoſition, der Regierung mehr, als jedes andere Mitglied derſelben, gefährlich. Denn Sander's Liberalismus war ſo populär, ſeine energiſchen Reform-Ideen wurzelten ſo im tiefinnerſten realſten Volksorganismus, daß jedes ſeiner Worte immer ein Aufruf zur Empörung war.

Ohne ſeine allzugroße advocatiſche Hinneigung zu den durchwandernden Polen, die ihn in manchen Dingen nicht wenig verwickelte und welche ſeine Verhaftung zur Folge hatte, wäre ſein Durchbruch wahrſcheinlich noch länger angeſtanden, und mich bedünkt, die Sache der Oppoſition hätte dann nicht ſo bald und nicht ſo tragiſch geendet.

Die gezeichneten drei Männer halten wir für den verkörperten Conſervatismus der badiſchen zweiten Kammer, wenn er vielleicht auch nicht immer nach ſeinen innerſten Materien als ſolcher ſich rechtfertigen konnte. Wir betrachten ihn als eine That, als etwas Gewordenes, für das Auge des Hiſtorikers, der jedem Ereigniſſe ſeine innern Gründe und Entwickelungen vindiziren muß.

Auf dieſem Landtage ward der Geſammtkreis des badiſchen Conſervatismus durch mehrere neu herbeigetretenen Elemente erweitert, von denen jedoch keines die hohen Erwartungen ganz erfüllt hat, die man an ſeine momentane Verpflanzung in die Kammer geknüpft hatte. Der Regierungsrath Dr. Kern iſt das eine, und der Profeſſor Buß, der vierfache Doktor, das zweite Element. Hr. Kern, der einſt mit großem Glanze in der Kammer aufgetreten, iſt an Jahren alt geworden und an Kraft, er taugt für die parlamentariſchen Händel nicht mehr. Das dem Alter natürliche Bedürfniß der Ruhe hat auch bei ihm ſich geltend gemacht. Doch darum nicht mindere Anerkennung verdient das hohe Verdienſt, das dieſer Angeſtellte in manchen ſchwierigen innern Verhältniſſen des Großherzogthums dem Vaterlande geleiſtet. In Hrn. Buß hingegen iſt noch nicht die nöthige praktiſche Klarheit, die einem badiſchen Doktrinair mit Guizot'ſchen Grundſätzen allein Bedeutenz auf parlamentariſchem Grunde erringen kann. Seine Ideen hängen noch im Spinnengewebe der Syſteme, die unter ſich ſelbſt uneins, unklar ſind, und die zur Anwendung nimmer ſich fügen mögen.

Solch' ein ſchwellender, mit compendiöſer Wiſſenſchaft geſchwängerter Kopf, wie dieſes Profeſſor's, der noch nie vom Katheder weggeſchaut, iſt ein Ridicül, wenn er ſich in einer Volkskammer in ſeiner Weiſe geltend macht.

Herr Buß iſt ein nicht geringeres Original (nur ein akademiſches), als Herr Schaaf, der Obervogt von Raſtatt, den ich als Schildträger des „conſervativen Schweifes“ bezeichne. Es iſt noch ſelten von der Regierungsbank eine juridiſche oder überhaupt publiziſtiſche Meinung ausgeſprochen worden, die nicht die Sanktion des Hrn. Schaaf ſich errungen hätte, wenn vielleicht auch auf unbeliebte Weiſe. Damit will ich aber gerade nicht ſagen, als ob Schaaf nur ein ſprechendes Kopfnicken in der Kammer repräſentire, Gott bewahre! Hr. Schaaf ſpricht zuweilen, in Wahrheit, auch eine entgegengeſetzte Anſicht gegen die Anſchauungen der Regierung aus, und nicht ohne Aufgebot aller dialektiſchen Routine, die er während ſeiner parlamentariſchen Laufbahn ſich angeſchafft.

Wenn er aber vollends ſich bemüht, auf Seitenwegen mit der eigentlichen Tendenz der Regierung zuſammenzutreffen, dann iſt es wirklich poſſierlich; er will dann, gegenüber den Anfechtungen des ſtrikten Liberalismus, der hoch auf ihn herabſieht, die Unabhängigkeit der Geſinnung ſich retten, und dies führt ihn zuweilen in's kraſſe Lamentiren, daß das Auditorium ſich die Ohren mit Baumwolle verſtopfen muß, um nicht die Beſinnung zu verlieren. Hr. Schaaf iſt beleſen — er beſuchte ſeiner Zeit viel das literariſche Inſtitut in Freiburg — und er iſt im Stande, zur Integrirung in ſeinem Redeterte ganze Stellen aus Müllner's Schuld, aus Schiller, Göthe — den Shakespeare kennt er nicht — — zu recitiren, um dem Liberalismus Achtung aufzulegen. Hr. Schaaf hatte einſt auf Aufhebung des bisher in Baden noch begünſtigten Poſtfreithums angetragen, und er drang mit ſeinem Antrage durch. Er glaubte damals von ſeinen Committenten oder einer andern Menſchencorporation ſeines guten badiſchen Vaterlandes zum mindeſten einen ſilbernen Ehrenbecher zu erlangen, aber es geſchah nicht. Seitdem iſt über ſeine Zunge kein zweideutiges politiſches Wort mehr gekommen, — er ſteht ſtets an der Regierungsbank, unter deren Fittige er ſich gebettet. Die Stellung Schaaf's in der Kammer iſt, — wenn auch gerade nicht unbedeutend, — ſo doch unſelbſtſtändig, und darum haben wir ihn zum conſervativen Schweif rangirt, ſo ſehr er auch von Zeit zu Zeit einen forcirten Grimm affektirt, mit dem er noch Niemanden hinter den Ofen getrieben. Welker's Wuth auf Schaaf — der überhaupt der Zahmheit ſeines Namens keine Ehre macht, — gilt weder dem Deputirten noch dem Obervogt oder vollends dem Regiſſeur der Raſtatter Liebhaberbühne — das iſt Hr. Schaaf, — ſondern dem indiskreten Geſellſchafter, der mit aufgefangenen Perioden im Privatgeſpräche Perſonen und Zuſtände parlamentariſch compromittirt. — Hr. Mördes, ein ehemaliger Huſarenoffizier, und jetzt ein Heidelberger Magiſter, ſchließt ſich an den Raſtatter Obervogt als zweite Stütze des conſervativen Schweifes an. Die Geſchichte hat bis jetzt von ſeinen parlamentariſchen Thaten geſchwiegen, und wie wenig vielleicht Hr. Mördes ſelbſt mit dieſem Stillſchweigen ſich befreunden mag, ſo wird ſie zweifelsohne darin bis an der Tage Ende verharren.

Hr. Mördes, ſonſt — in Überkommniß aus ſeinen militairiſchen Jugendjahren — ein Mann von Anſtand und äußerem Takte, ſetzt in der badiſchen Kammer allen guten Ton bei Seite und gebehrdet ſich nicht ſelten gleich einem angeſchmiedeten Prometheus, nur daß ihm natürlich des Letzteren Schöpfungstalent wie ſein erhabenes Verbrechen abgehen. Er war ein ganzes Jahr in London, um dort den parlamentariſchen Takt zu ſtudiren, ohne noch zu wiſſen, ob er je in die Lage kommen werde, davon eine Anwendung zu machen; als aber die Pfälzer erfuhren, es ſei ein Mann mit „engliſchem Takte“ unter ihnen, ſo ſchickten ſie ihn als Deputirten nach Karlsruhe, um „der Regierung auf engliſch die Meinung zu ſagen.“ Hrn. Mördes Stellung iſt noch untergeordneter als die des Hrn. Schaaf, aber weil ſie eine Stufe der conſervativen Macht in der zweiten Kammer bezeichnet, ſo mußten wir in dieſen Silhouetten von ihr Kenntniß nehmen. Ob inzwiſchen die Committenten des Hrn. Mördes ſeinen Conſervatismus loben und ob ſie begreifen können, wie leicht ſich in der Reſidenz alle Meinungen und guten Grundſätze modifiziren, das iſt eine Sache, die nicht zu dieſen Conturen gehört. Mördes, der nicht umſonſt Doktor der Heidelberger Juriſten-Facultät geworden, wird als gewandter Advocat jedweder zudringlichen und überflüſſigen Frage begegnen können.

Von den Neutralen der Kammer, die wieder zuſammengeſetzt ſind 1) aus denen, die nicht von vornherein irgend einer Meinung angehören, ſondern welche für jeden einzelnen Fall die Natur deſſelben zur Richtſchnur ihres Urtheils nehmen, und 2) ſolchen, welche bloß durch mimiſche Affirmativen und Negativen (Nicken und Schütteln des Kopfes) ihr Daſein kund geben, komme ich jetzt zu reden.

Dieſe letztern ſind theilweiſe ſehr ehrenwerthe Leute von durchdringendem Menſchenverſtande und der beſten Geſinnung, die aber nur wenig Weſens von derſelben machen. „Ja“ und „nein“! das iſt Alles, was ſie ſagen; aus ihnen mehr herauszubringen, führte zu einem Werke der Verzweiflung. Manche unter ihnen ſind aber auch ſyſtematiſch, d. h. im Kopfnicken, andere hingegen im weiteſten Sinne **generis neutrius**, ſie wiſſen nicht, was ſie wollen, ſie ſind weder Mann noch Weib.

Was die erſtern anbelangt, ſo ſind ſie meiſtens

Männer von Korn und Schrot, Leute, die faſt keiner Illuſionen fähig, die bei gar Manchem, was in der Kammer vorgeht, gleich dem ungläubigen Thomas, den Kopf ſchütteln, und Einem gleich den Vorwurf der Spiegelfechterei an den Kopf werfen. Solcher Männer gibt es Mehrere in der badiſchen zweiten Kammer, die trotz ihrer redneriſchen Paſſivität großer Achtung genießen. Sie ſind theilweiſe hochgeſtellt im Staatsdienſte, und, wie geſagt, ihre Stimmen haben nicht mindern Klang als ihre Namen; doch — *ſchweigen* ſie.

Dr. Guſtav Bacherer.

Ueber die fortſchreitende glückliche
Verbindung von Cultur und Cultus
durch die
Beides umfaſſenden Cultminiſterien neueſter Zeit.

(Schluß).

Noch iſt ein Streit der Zeit in Beziehung auf die *Cultminiſterial-Sectionen des Unterrichts* wichtig: ob nämlich *der alte große Einfluß der Geiſtlichkeit der verſchiedenen Culte, beſonders auf die allgemeinen Anfangsſchulen*, erneuert, oder aber bloß auf den Unterricht in den kirchlichen Unterſcheidungslehren beſchränkt werden ſolle? Daß ohne dieſe und, ehe die Kinder ſie auch nur einigermaßen zu verſtehen reif werden, *Erziehung* zu der *chriſtlichen Religioſität* in die Volksſchulen weit angelegentlicher wieder eingeführt werden ſollte, iſt gewiß kein Zweifel. Aber *chriſtliche Religion* und *Religioſität*, als das wichtigſte Erziehungsmittel zur innigen Rechtſchaffenheit und ſittlichen Geſinnung, — wie ſehr iſt jene *von den kirchlichſtreitigen Dogmen oder übermenſchlichen Lehrbehauptungen* verſchieden!

Auch die größte Gattung von Unterrichts- und Erziehungsanſtalten für Bildung der Menſchengeiſter, die Menge der Bürger- und Volksſchulen hat ſeit mehreren Dezennien im Unterricht viel gewonnen. Dagegen haben Schul- und Gymnaſiallehrer, wenn ſie gleich mehr und beſſer als ehedem *lehren*, doch von ihrem alten Einfluß auf die *Kindererziehung*, auf die Sittenbildung, ſehr zum allgemeinen Schaden verloren, weil auch die häusliche Erziehung viel zu nachgiebig und ſchlaff geworden iſt und man daher auch dem Schulmanne übelnahm, wenn er den jungen Unverſtand und Eigendünkel nicht wie einen ſchon *zum einzigwahren*, nämlich vernunftgemäßen *Freiwollen* reifgewordenen behandelt. Man meint, die Kinder ſollen baldmöglichſt zur Freiheit, zum nichtknechtiſchen Freiwollen, aufwachſen. Aber iſt denn nicht dies allein die wahre Achtung vor der Menſchenfreiheit und die allmähliche Einſetzung in den beglückenden Gebrauch derſelben, daß der Erzieher immer das Ziel, der angehenden Menſchen zur verſtändigen Regierung ſeiner ſelbſt zu bilden vor Augen habe, aber *ſtufenweiſe* ihn nur ſo weit zum Selbſtregieren durch Freiwollen berechtigt erkenne, als die Verſtändigkeit dafür ſich in ihm ſchon entwickeln ließ! *Freiheit ohne parallel laufenden Verſtand* wird nur Ungebundenheit auf dem Wege zum Sturz und Untergang. Freiheit mit einem unſittlich und irreligiös entwickelten ſophiſtiſchen Verſtand wird *Frechheit* bis zum undankbarſten Mißbrauch aller darauf verwendeten Unterrichtsmittel. Darauf allein paßt das ſo ungereimte Reimwörtchen: Je gelehrter, deſto verkehrter!

Die öffentlichen Lehrer entſagten den läſtigen Colliſionen mit dem elterlichen Vorurtheil, welches jetzt erſt wieder durch Schaden zu lernen anfängt, daß der Menſchgeborne erſt durch Erziehung zum Verſtändigwollen im ſittlichen Sinn wahrhaft freiwollend werde und den in der natürlichen Willensfreiheit verwilderten bloß durch ſchlimme Selbſterfahrungen klug werden laſſen zu wollen allzugefährlich ſei.

Gleich unrichtig dagegen iſt es, wenn bei den jetzt beginnenden Entſchlüſſen, *wieder mehr Erziehung*, das iſt, *Bildung der Geſinnung für das Rechte und Wahre*, neben dem gebeſſerten Sachunterricht, in die Schulanſtalten zurückzubringen, dazu unter dem allgemeinen Namen „der Religion" vornämlich nur gewiſſe übergläubige Glaubenswege und kirchliche Unterſcheidungslehren wirkſam wären und daher der Einfluß der dafür kämpfenden *Kirchengeiſtlichkeit* unentbehrlich ſei. Man frage ſich doch einzeln und beſtimmt, wie und wodurch denn jene ſpeciellen, nur an das *Glauben* Anſpruch machenden Sätze zur Erziehung, das iſt, zur *Willensrichtung* auf das ſittlichreligiöſe, ein kräftiges Motiv enthalten? Wird zum Beiſpiel das Kind geneigter und und entſchloſſener werden zur Anſtrengung ſeiner Willenskraft gegen Leidenſchaften, wenn ihm als höchſt nothwendiger Glaubensartikel oft genug vorgeſagt wird: die Leichtigkeit, Böſes zu wollen, komme nicht daher, weil das Gute mehr Anſtrengung erfordert, ſondern von einer ſeit 5,000 Jahren fortgepflanzten Erbſchaft, die jedem ohne Willen angeboren werde? Wird nicht ſchon das Kind denken: „Schlimm genug! Aber was können wir gegen angeborne Familienkrankheiten!"

Der große Unterſchied zwiſchen dem, was der Staat, als rechtliche, bürgerliche Geſellſchaft in allem Unterrichtsweſen zu beſorgen hat, und dem Einfluß der Specialkirchen iſt nach der Natur der Sache durch eine ſehr ſichtbare Gränzlinie leicht zu bezeichnen. Das, was dem bürgerlichen Wohl nöthig iſt, Erziehung und Unterricht zur gewiſſenhaften Sittlichkeit und allgemeinen Chriſtlichkeit, zum Rechtsſinn und zur Rechtskenntniß, zur Geſunderhaltung und Wiederherſtellung, zur Tüchtigkeit in allen Künſten und Erwerbsmitteln, ſoll der Staat und die lokale Bürgerlichkeit *als ihr Bedürfniß* beſorgen, bezahlen, berathen, beaufſichtigen. Was die *ſpeciellen* Kirchengeſellſchaften *Spezielles* für unentbehrlich halten, dafür, wenn es nicht dem Allgemeinen ſchädlich iſt, mögen ſie die Mittel, die Lehrer, die Aufſicht nach ihren ſpeciellen Zwecken und Überzeugungen herbeiſchaffen.

Der Streit der neueſten Zeit, ob die Schuloberaufſichtsſection in den Cultminiſterien, und ob die Schulinſpectionen im Lande unabhängig, oder ein Appendix des Kirchlichen ſein ſollen, möchte ſich für jetzt wohl dadurch beilegen laſſen, daß man eingeſteht, man finde großentheils nur in Perſonen des geiſtlichen Standes tüchtige Ober- und Diſtrict-Schulinſpectoren, daß man aber eben dieſe für Pädagogik vorbereitete nur um dieſer beſondern Tüchtigkeit und nicht um der Kirchlichkeit willen, aus dem Stande der Geiſtlichen herauswähle, weil immer noch unter den Nichttheologen nur eine weit kleinere Anzahl pädagogiſche Kenntniſſe und Methode ſich zu erwerben pflegt. Möge bald und immer mehr das ſo nöthige Intereſſe für alle Unterricht- und Erziehungsanſtalten ſo allgemein werden, daß der Juriſt, der Cameraliſt u. ſ. w. eben ſo gerne und tüchtig an pädagogiſchen Organiſationen und Inſpectionen theilnehmen kann, als der vorurtheilsfreiere, Cult und Cultur vereinigende Theil der Geiſtlichkeit.

Dr. **Paulus.**

Feuilleton.

*** **Franz Anton Lasalle.** — Aus einer „Notice biographique et littéraire du philosophe français Antoine Lasalle,“ welche deſſen Freund, Herr M. **Gence**, kürzlich herausgegeben, erfahren wir, daß Laſalle, Sohn einer Polin und des Grafen von Montmorency-Pologne, im Jahre 1754 geboren, nachdem er Amerika, Aſien und Europa bereiſ't, gegen 1780 nach Frankreich zurückgekehrt, wo er mit Buffon, Garat, Cabanis, Volney, Mercier, Sylveſtre Gence u. m. A. freundſchaftlichen Umgang gepflogen. Im J. 1786 erſchien ſein „Désordre naturel“ (Bern [Auxerre]), zwei Jahre ſpäter zu Paris ſeine „Balance naturelle“ in 2 Bänden, und 1789 ſeine „Mécanique morale“ (Genève [Auxerre]) 2 Vol., in welchen Schriften man bereits das Compoſitionsſyſtem des Hrn. Azaïs vorgebildet findet. In der Revolution emigrirte er nach Italien, gab von 1800 bis 1803 zu Dijon ſeine „Ueberſetzung der philoſophiſchen und hiſtoriſchen Werke **Baco's**,“ nebſt Commentar zu denſelben, in 15 Bänden heraus. Er ſtarb am 21. Nov. 1829 — in äußerſter Armuth im Hotel-Dieu — zu Paris!

*** **Dampfſchifffahrt in Indien.** — Zwiſchen Calcutta und Allahabad (welches noch über Benares hinaus liegt) wird jetzt der **Ganges** von vier Dampfbooten befahren, zu denen ein ſolcher Zudrang iſt, daß ſie nicht die Hälfte der angemeldeten Perſonen und Waaren befördern können. Auch auf dem **Nerbudda** wird die Dampfſchifffahrt bald in Gang kommen, da bei Gurrowara eine Kohlengrube entdeckt worden iſt. „So wird“ (bemerkt der Hamburger Correſpondent) „die Verbindung im Inneren von Indien bald ununterbrochen werden, da von Calcutta bis Agra der Ganges und **Dſchumna** gut zu befahren, die Verbindung des letzteren mit dem **Sutledſch** durch einen Kanal unſchwer zu bewirken, die Eröffnung des Sutledſch in den **Indus** den Weg nach Bombay öffnen würde, und von dort (?) nach Calcutta ſich leicht eine Eiſenbahn anlegen ließe.“

*** **Das Muſeum von Verſailles.** — Die hiſtoriſchen Compoſitionen im Muſeum zu Verſailles beginnen mit der Schlacht von Zülpich im Jahre 496 und enden mit der Einnahme von Mascara am 6. Decbr. 1835. Die Zahl dieſer Gemälde iſt 1000, die der **Porträts** 2000. Die Galerie der **Bildhauerwerke** beginnt mit der Statüe Chlodwig's und ſchließt mit der Büſte des Generals Foy. Die Statüe der Johanna von Arc hat die Unterſchrift: **Marie d'Orleans**; ſie iſt von der Prinzeſſin Marie, der Tochter des Königs.

*** **Chateauvillard's Verſuch über den Zweikampf.** — Vom Grafen von **Chateauvillard** iſt ein „Essai sur le Duel“ erſchienen, welcher von mehreren Marſchällen, General-Lieutenants unterzeichnet iſt und zum Beſten der Armen verkauft wird.

*** **Die hagiographiſche Geſellſchaft zu Paris.** — Da bereits mehr als 100,000 Fr. ſubmiſſionirt ſind, ſo hat die „Société hagiographique“ für Bekanntmachung religiöſer und heiliger Schriften zu Paris ſich am 5. v. M. definitiv conſtituirt, und bereits in den Druck gegeben das „Dictionnaire de la Bible“ von Hrn. **Drach**, Bibliothekar der Propaganda zu Rom, und „La croix dans les deux mondes“ von **Roſelly de Lorgues**. Demnächſt ſollen gedruckt werden: „Histoire générale des Saints en France,“ in 10, „Hist. des Saints illustres in 20 Bänd. in 8., und „Supplemens aux acta sanctorum“ in 30 Vol. in Folio!!

*** **Geſchichte der Apothekerzunft in Frankreich.** — Die Herren Adolphe **Laugier** und Victor **Ducroy** haben unter dem Titel: „Pandectes pharmaceutiques“ eine ſehr belehrende, aus urkundlichen Quellen geſchöpfte Geſchichte der Corporation der Apotheker und Spezereihändler in Frankreich herausgegeben.

*** **Gußkoſten für Gutenberg's Denkmal.** — Die Herren **Crozatier** zu Paris für den Guß des Denkmals Gutenberg's zu vergütenden **Auslagen** (ein Honorar hat derſelbe, nach dem Beiſpiele Thorwaldſen's, abgelehnt) betragen 25,000 Fr.

*** **Confiscirte Schrift des General's Donnadieu.** — Gener. Donnadieu hat ein Werk in Druck gegeben, betitelt: „De la vieille Europe, des rois et des peuples de notre époque,“ welches ſowohl bei dem Verleger als bei dem Verfaſſer ſelbſt mit Beſchlag belegt worden iſt.

*** **Der etruskiſche Charon.** — Ueber dieſe bisher etwas räthſelhafte Götterperſonage hat Hr. Profeſſor Dr. **Ambroſch** kürzlich eine antiquariſche Unterſuchung (De Charonte Etrusco, 4., nebſt 3 Lithogr.) herausgegeben. Er gelangt darin zu dem Reſultate, daß, nachdem **ägyptiſche** Theoſopheme (zwiſchen d. 30 und 40 Olymp.) in die **griechiſche** Religionslehre eingedrungen, der ägypt. **Pſychopompos** (Seelenführer), welcher zugleich **ſtrafender** Dämon war, an die Stelle des älteren ſtygiſchen Fährmanns getreten, — und die immer beliebtere **ſceniſche** Darſtellung des Dämons in ſeinen neuen Funktionen ihn allmählich dem Volke ſo geläufig gemacht, daß die **etruskiſchen** Künſtler ihn in dieſer veränderten Geſtalt zum Gegenſtande ihrer **bildlichen** Darſtellungen wählen konnten.

*** **Abbé Auzou und die Jeſuiten.** — Am 2. d. M. ließ der Polizeipräfekt zu Paris den Abbé **Auzou**, erſten Paſtor der ſg. franzöſiſch-evangeliſchen Kirche, rufen, um ihm zu notificiren, daß er die von ihm angekündigte **Conferenz gegen die Jeſuiten** zu unterlaſſen habe, widrigenfalls ſeine Kapelle geſchloſſen würde. Hr. Auzou hielt um 8 Uhr Abends ſeine Conferenz; am 3. Morgens um 5 Uhr wurden die Pforten der franz. evang. Kirche geſchloſſen!

*** **Der Verein zur Verbreitung guter katholiſcher Bücher zu Wien** hat im Jahr 1836, dem ſiebenten ſeines Beſtehens, 36,464, und im Ganzen von 1830 an — 260,165 Bände in Umlauf geſetzt.

*** Der große Archäolog A. **Hirt** iſt am 29. v. M. zwei Tage nach ſeinem 79ſten Geburtstage geſtorben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 171. 1837.

Phönix.

Samſtag, 22. Juli.

Vinetus.

Eine Bekehrungsgeſchichte, bei'm Weine vorzuleſen.

Von

Julius Moſen.

Die geräumige Feſtſtube im Schöſſerhauſe zu Chorburg war feſtlich mit grünen Kränzen und Guirlanden geziert, reichfaltige Vorhänge ſchmückten die Fenſter, an welchen Orangeriebäumchen mit glänzendem Laube und ſüßduftenden Blüthen ſtanden. Der Fußboden war ſo glatt gebohnt, daß er im Scheine des Kronleuchters wie ein gelber Spiegel ſich ausnahm. Der ausgeheizte Ofen verbreitete eine ſo erquickende Wärme, daß man ſich ſo unter Duft und Blumen in die ſchönſte Sommernacht zurückträumen konnte.

Um die lange Feſttafel herum ſaßen aber die mit beſonderer Sorgfalt geputzten Gäſte, obenan der Schöſſer Vinetus, der Freudengeber, und ihm zunächſt ſeine näheren Freunde, der Ökonomieinſpektor Hahn vom herrſchaftlichen Gute, dann der Diaconus Sittewald, und dieſem zunächſt Doktor Lindenſchmied, der Arzt des Städtchens Chorburg. Ein ſo hohes Feſt war noch kaum in Chorburg gegeben worden; denn heute feierte Vinetus, der ſich gern im Glanze zeigte, das Jubiläum ſeines 50jährigen Lebensalters und ſeiner 25jährigen Amtsführung, und zugleich das Feſt einer 25jährigen Entſagung und Enthaltung vom Genuſſe des Weines; denn ſo lange hatte er Waſſer und wieder Waſſer getrunken. Welche ſchwere Kämpfe hatte er mit dem Waſſerglaſe in der Hand in dieſer Reihe von Jahren den Überredungen zum Weintrinken gegenüber mühſam und ſiegreich geſtritten, welche ſchwere Stunden mit ſeinen eigenen Gelüſten durchgerungen! Aber er war ſtandhaft geblieben. Ein ſolcher langer und ſchwerer Kampf, dieſer fortwährende Sieg verdiente eine Palme, zum mindeſten einen Antheil am heutigen Jubelfeſte.

Saß nun auch Vinetus groß und klar, wie der Waſſerkönig, mit einem mächtigen Cryſtallglaſe voll ſo reiner Flüſſigkeit heute bei der Tafel, ſo fehlten doch für ſeine Gäſte nicht die köſtlichſten Weine, welche unter Pech und Kork mit verblichenen und vermooſ'ten Etiquetten erſchienen, um von ihren Cometenvätern zu erzählen. Wie der wunderliche Refrain eines däniſchen Volksliedes ſchlugen durch alle ſeine Geſpräche die ermunternden Worte: „Doktor Lindenſchmied, trink doch! Diaconus, trink doch! Inſpektor, Wein macht munter, o, ſo lange doch zu!“ Blühten aber auch alle ſeine Gäſte roſenroth auf in der ſüßen Gluth des Weines, ſo blieb dennoch das Geſicht Vinetus' weiß, wie eine Waſſerblume und ſeine Augen wie klare, blaue Vergißmeinnichte an einer Waſſerquelle.

Nur zuweilen flog ein ſarcaſtiſches Lächeln über ſein Geſicht, wenn er die Verwirrung bemerkte, welche der Dämon des Weines in den Gedankenreihen ſeiner Nachbarn anrichtete; denn auch die Tugend hat ihren Stolz; wer möchte nun gar einer ſolchen, ein Vierteljahrhundert geprüften Tugend bei ihrem Jubiläum nicht gern einen kleinen Triumph gönnen? Als aber Lindenſchmied von dem großen Marſchall Ney, bei deſſen Regimente er früher als Wundarzt geweſen war, und der Buttermilch, mit welcher er ihn einſt von einer ſchweren Krankheit curirt haben wollte, und dem ſchrecklichen Tode des großen Mannes zu erzählen anfing, — eine

Geſchichte, welche er bei jedem Trinkgelage und immer wieder anders erzählte, Sittewald aber unter bitteren Thränen gegen das Laſter der Trunkenheit lospredigte, gerieth Vinetus in ſeine roſenfarbige Laune, und lachte vom Himmel ſeiner Entſagung mit göttlicher Genugthuung ſeiner ſelbſt gar erhaben herunter auf ſeine Tiſch- und Zeitgenoſſen, welche, befangen von Wein und Widerſprüchen, ſo tief unter ihm ſtanden. Das iſt der Lohn der Tugend! Nur der Inſpektor Hahn, welcher eine ſo derbe Natur hatte, daß ſie aller Macht des Weines Trotz bot, blieb auch jetzt in ſeinem geiſtigen Gleichgewichte. Um ſo mehr ärgerte ihn der heimliche Triumph des Schöſſers.

Wie einen Stilettſtoß that er daher an ihn die Frage: „Aber warum trinkſt du keinen Wein?“ Vinetus ſank bei dieſer plötzlichen Anrede ſeufzend in ſeinen Großvaterſtuhl zurück. Der grauſame Inſpektor aber fragte wieder: „Heute an deinem Jubelfeſte Waſſer und wieder Waſſer?“ „Quält mich nicht!“ entgegnete kleinlaut Vinetus, „ihr wißt“ — „Nichts wiſſen wir!“ erwiederte Hahn, der Inſpektor. „Was unterſcheidet den Menſchen vom Thiere?“ fragte Lindenſchmied, und antwortete ſich ſelbſt: „daß er Wein trinkt!“ Waſſer iſt nichts, als die dicke Luft, Luft iſt das Element der Vögel, Waſſer das Lebensprincip der Fiſche; ſag' mir nur, was ſoll aus dir nach dieſem Leben werden: ein Fiſch oder Vogel?“ „Alles — Alles,“ entgegnete Vinetus, „nur kein Weindämon! Denkt ihr denn, ich liebe nicht die wunderlichen Geiſter, die neckiſchen Geſellen in Fäſſern und Flaſchen, denkt ihr nicht, daß auch meine Seele in Inbrunſt zu ihren luſtigen Gelagen gezogen wird? Sie wiſſen es zu gut, wie ſie uns um unſer Bischen göttliches Weſen bringen können! O, was gibt ſich dieſes neidiſche Geſindel für Mühe, uns um dieſes himmliſche Erbe zu bringen, und uns hinunter zu ziehen zu ihnen? Aber es iſt doch ein Elend ſo im Leben, wo man nichts iſt, als eine Leidenſchaft, nur ein verfluchtes, einſeitiges Gefühl thieriſch und ungezähmt. Ihr, lieben Freunde, könnt euch ſchon eher mit den Geiſtern des Weines abgeben; euch, die ihr noch zunächſt mit der thieriſchen Natur zuſammenhängt, können ſie eben nicht viel anhaben. So ſtammeſt du, Lindenſchmied, von Kleeblumen her, welche in den Leib der Rinder übergingen, bis eine Kuh fertig war, von dieſer Kuh führeſt du mittelſt der Milch in menſchliches Fleiſch und Blut, deßhalb haſt du noch heute eine Sympathie zur Buttermilch!“ „Stoß mich nicht!“ rief der Inſpektor zum beleidigten Lindenſchmied. Ein lautes Gelächter entſtand. Als aber Vinetus bewies, daß Sittewald eigentlich eine große Kartoffel, und der Inſpektor Meerrettig geweſen wäre, und ſich ſo eigentlich in die menſchliche Geſellſchaft hereingenießt habe, ſchlug ein ſo ausgelaſſenes Gelächter durch die Stube, daß davon der Flügel, welcher in der Ecke ſtand, unwillig zu brummen begann.

„Aber welchem Seethiere,“ fragte der Inſpektor, „verdankſt denn du, Vinetus, deine Herkunft, du, der du Waſſer ſchluckſt wie eine Waſſerhoſe über dem Meere?“

„Ich habe es mir vorgenommen,“ entgegnete Vinetus, „bei dem ſo merkwürdigen Abſchnitte meines Lebens, den wir heute feiern, gleichſam wie auf einer erſtiegenen Anhöhe ein wenig zu verweilen und in die Thäler und Schluchten meines Lebens hinabzublicken. Wie ich noch mit der Studentenmütze auf dem Kopfe und der Mappe unter dem Arme, und meine Augen noch an allen Fenſtern nach ſchönen Mädchengeſichtern herumliefen, lernte ich die liebliche Tochter eines Weinſchenken kennen. Ich erkaufte mir da in einigen Römern Weins tagtäglich die Gelegenheit, ſie zu ſehen und zu ſprechen. Das Mädchen, kaum den Kinderjahren entwachſen, war ſo jungfräulich ſchön und in allem ihrem Weſen ſo beſonders, daß meine ganze Seele in Liebe zu ihr entbrannte. Gar bald bemerkte ich, daß auch ich ihr nicht gleichgültig war.“ „Erzähle mit Umſtändlichkeit deine Krankengeſchichte!“ rief der Doktor; — „aus welchen Symptomen ſchloſſeſt du auf Gegenliebe?“ „Wenn ich noch einen Schluck Wein verlangte,“ fuhr Vinetus fort, „ſo füllte ſie mir das Glas ſtets bis zum Rande.“ „Sehr gut geſchloſſen!“ erwiederte der Doktor; „denn nur die Liebe macht die Frauen freigebig.“ „Dennoch,“ entgegnete Vinetus, „konnte ich mich keiner weitern Gunſt erfreuen, als eines freundlichen Grußes; ich liebte ſie eben, wie nur ein junger Menſch zum erſten Male und mit ganzer Seele ein weibliches Weſen lieben kann. Wie viele Aufmerkſamkeiten und kleine Ränke mußte ich aufbieten, bis es mir gelang, ihre kleine weiße Hand in der meinigen auf wenige Minuten zu feſſeln. Noch heute erinnere ich mich, wie ſie an dem Goldfinger einen Ring mit einem großen, koſtbaren Rubine trug, der keiner Fürſtin Schande gemacht hätte. Sie ſagte zuweilen zu mir: Vinetus, dieſer Ring iſt meine ganze Ausſtattung! Dieſer war mir überaus koſtbar, da er mir immer Gelegenheit gab, ihn zu bewundern und dabei ihr Flaumenhändchen zu erobern. Nachmittags von zwei bis vier Uhr, wo dort noch keine Gäſte waren, kam ich regelmäßig in die Schenke zu der holdſeligen Aloyſia. So hieß ſie nämlich. Schon war ich mit meinen Tranchéen ſo weit vorgerückt, daß ich mich zu ihr auf ihren Fußſchemel hinſetzen, und ſtundenlang in den feuerſprühenden Rubin ihres Ringes blicken durfte. Ach, mein Herz glühte wie er, nur daß es dort noch lebendiger war aber erſt ſpäter, wie dieſer Rubin, ein verſteinertes Feuer wurde.“ „Aber wie ſtand es da mit der Abwartung deiner Collegien?“ fragte Sittewald. „Schlimm genug!“ verſetzte Vinetus. „In einer einſamen Stunde nahm ich einſt Gelegenheit wahr, ihr mein ganzes Herz zu entdecken und ſie mit furchtſam bebender Stimme zu fragen: ob ſie mich liebe?“ Aloyſia erwiederte: „Darf ich denn einen Menſchen lieben, der tagtäglich im Weinhauſe ſitzt, und ſein Geld, ſeinen Verſtand und ſeine Zukunft vertrinkt?“ Dieſe Antwort hatte ich nicht erwartet. Beleidigt entgegnete ich: „Wenn das Alles wahr iſt, was Sie ſagen, ſo iſt es nur für Sie und durch Sie geſchehen!“ „Ach ſo?“ entgegnete ſie erzürnter; „glauben Sie denn, daß ich nur deßhalb Sie bei mir leide, weil Sie meinem Vater den Wein abtrinken?“ „Aloyſia! Aloyſia!“ rief ich, „bringe mich nicht außer mich!“ „Gehen Sie! in Gottesnamen gehen Sie!“ erwiederte ſie noch gereizter. „Glauben Sie, mich beleidigen zu können, weil ich hier in einer Schenkſtube bin? Was denken Sie von mir? Herr Vinetus, ich kann es Ihnen nicht verwehren, hierher zu kommen und Wein zu trinken, ſo viel ſie wollen; aber ich werde gehen, ſo bald Sie wiederkommen!“ „Mein Fräulein!“ antwortete ich tiefgekränkt, „in dieſe Verlegenheit werde ich Sie nie ſetzen!“ Mit dieſen Worten nahm ich meine Mütze und ging hinweg, um nie wiederzukommen.“

(Fortſetzung folgt).

Rückblick

auf die franzöſiſche Literatur in der zweiten Hälfte des Jahres 1836.

(Fortſetzung).

2) Geographie. — Die gelehrten Forſchungen Joach. Lelewel's, über die Kosmographie der Alten, ſind zuſammengeſtellt unter dem Titel „Pythéas de Marseille“*) herausgegeben worden. Polybius und Strabo hielten die Reiſeberichte des Pytheas für fabelhaft; auch Goſſelin verwarf ſie noch. Hr. Lelewel verſucht das Anſehen jenes Reiſenden zu rehabilitiren. Auf den beigegebenen Karten kann man den Gallo-Griechen begleiten, wie er Iberien umſchifft, an der Spitze von Finiſtère den carthagiſchen Seeweg verläßt, Cornwallis berührt, die öſtliche Küſte Britanniens beſtreift, bis zur ultima terrarum Thule (Island oder Feroë), und zuletzt im baltiſchen Meer bis zur Mündung des Tanaïs dringt. Wir glauben, daß Hr. L. dem kühnen Reiſenden die Ehre ſeiner Entdeckungen wiedergegeben hat.

In der erſten Abtheilung der „Histoire de la Géographie du nouveau continent,“ — des Hrn. A. v. Humboldt, verbreitet ſich derſelbe über die Urſachen, welche die Eroberung der neuen Welt vorbereitet und herbeigeführt haben. „Die Kuglichkeit der Erde war ſchon bei den Alten angekündigt durch die Pythagoräer, Ariſtoteles, Strabo, Seneka und Makrobius. Dieſe Meinung, von den Arabern bekräftigt, verbreitet durch Dante, Roger Bako, Albert d. Gr., Vincenz v. Beauvais, Peter v. Ailly, war allgemein angenommen.“ Hr. v. Humboldt weiſ't nach, daß ſchon vor Columbus der Aſtronom Toscanelli, der Kaufmann Martin Behaim u. m. a. auf den Gedanken gekommen, auf einem Wege nach Weſten den Orient zu erreichen. Hr. T. erinnert bei dieſer Gelegenheit, daß ſchon Jean de Béthencourt, Kämmerer Karls VI. und Neffe des Großadmirals, ſich auf den Ozean gewagt zur Entdeckung unbekannter Regionen, aber, auf eigne Koſten ſchiffend, nicht ſo weit nach Weſten vordringen konnte, als er beabſichtigte, ſondern nur bis zu den kanariſchen Inſeln gelangte, von denen er 1402 Beſitz nahm. Möglich wäre nun wohl, daß Pierre d'Ailly, aus deſſen Werken, wie Hr. v. Humboldt erweiſ't, „Columbus ſeine klaſſiſche Gelehrſamkeit und ſeine moraliſche Überzeugung geſchöpft,“ — als Beichtvater des Königs, deſſen Kämmerer Béthencourt war, von dieſem Mittheilungen empfangen, wie auch portugieſiſche und ſpaniſche Chroniken dem Erfolge Béthencourt's den Eifer Heinrichs v. Portugal für Beförderung der Aſtronomie und der Schifffahrt zuſchreiben.

Außer den Arbeiten von Lelewel und v. Humboldt, erwähnt Hr. T. nur noch die von Hrn. Cazeaux beſorgte Überſetzung von Capitain Back's Reiſe in die arktiſchen Regionen in den Jahren 1834 und 1835. (2 Bände mit Karten). Die Genauigkeit des Berichtes, die beigefügten wiſſenſchaftlichen Anmerkungen und die Leichtigkeit der Überſetzung machen dieſes Werk empfehlenswerth.

3) Alte Geſchichte. — Mit Recht wendet ſich die Aufmerkſamkeit der Gelehrten jetzt den paläographiſchen Arbeiten zu, da deren Erfolg ein neues Licht über das Alterthum ausbreiten würde. Hr. Salvolini gibt eine „Analyse grammaticale et raisonnée des anciens textes égyptiens“ heraus. Die erſte davon erſchienene Abtheilung bietet den Text und die Erklärung der berühmten Inſchrift von Roſetti.

Unter den geſchichtlichen Werken verdient zunächſt mit Auszeichnung genannt zu werden die Geſchichte des römiſchen Reiches von der Schlacht von Aktium bis zum Falle des abendländiſchen Reiches, von Hrn. Gayr. Der erſte 700 S. S. ſtarke Band, dem noch zwei andere nachfolgen ſollen, erzählt die Ereigniſſe vom Ende der Bürgerkriege bis auf Nero. Hr. Gayr, ſich ausdrücklich der fataliſtiſchen und der ſymboliſchen Schule entgegenſetzend, gehört auch nicht zu der pittoresken, wohl aber zu der Schule Polyb's und des Tacitus. Mit ſorgfältigem fleißigem Studium verbindet er geſundes Urtheil und klare Darſtellung.

Der Orient wird bald beſſer in Europa, als im Orient ſelbſt gekannt ſein, was großentheils dem Überſetzungsverein zu verdanken, der zu London ſeinen Sitz hat, und auch auswärtige Philologen zur Mitwirkung anregt. Seine Sammlung iſt jetzt durch zwei ſchätzbare Arbeiten bereichert worden. Die Eine derſelben iſt die von Hrn. Dubeux beſorgte franzöſiſche Überſetzung von Tabari's Chronik (ſ. Phönix Nro. 164). Die andere bieten uns die „Lettres sur l'histoire ancienne des Arabes,“ von Hrn. Fulgence Fresnel . . . „In der Wüſte ſind die Haupttage diejenigen, die merkwürdig werden durch das Aufeinandertreffen zweier Stämme, einen kühnen Handſtreich, einen ritterlichen Kampf, eine Vendetta. Der Bericht von einem denkwürdigen Tage, von einem Augenzeugen erſtattet, prägt ſich dem Gedächtniſſe eines Rawi's ein, des Geſchichtner's dieſer Zeit, deſſen Verdienſt darin beſteht, Wort für Wort, ohne Zufügung oder Weglaſſung einer Sylbe, wiederholen zu können, was er gehört. Auf dieſe Weiſe pflanzt die urſprüngliche Abfaſſung ſich völlig unverändert durch mehrere Geſchlechter von Erzählern fort. Im VIII. Jahrh. unſerer Zeitrechnung machte Abu-Ubaydah ſich berühmt durch die große Anzahl und Genauigkeit der Sagen, die er erzählen konnte. Ein Jahrh. ſpäter ſchrieb ein arabiſcher Compilator zu Cordova Alles nieder und nannte die Sammlung das Halsband, weil jeder der 25 Bände, aus denen ſie beſteht, den Namen eines Edelſteines trägt. Dieſe in die erſten Jahrh. unſerer Zeitrechnung hinaufreichenden Überlieferungen ſind in Proſa, der älteſten arabiſchen, die wir beſitzen, verfaßt, und zwar in dem Dialekt, deſſen nur Mahomed vollkommen mächtig geweſen ſein ſoll. Die ungemeinen Schwierigkeiten, die er darbietet, hat Hr. Fresnel mit Hülfe eines arabiſchen Gelehrten zu überwinden geſucht, und dem Texte überdies ſehr reiche Anmerkungen beigefügt.“

---

*) In 8°. mit Karten. A la librairie polonaise.

4) Geſchichte von Frankreich. „Dieſe, an Neuigkeiten arme Abtheilung, hat einen großen Umfang durch den Haufen von ſchon großentheils bekannten Memoiren und Dokumenten, welche in den großen Sammlungen ihre Stelle finden, die durch die Concurrenz der Buchhändler vervielfältigt worden. Eine Ausnahme hiervon iſt zu Gunſten der „**Archives curieuses de l'histoire de France**“ zu machen, welche die Hrn. Cimber und Danjou herausgeben.“ Dieſes jetzt auf 13 Bände angewachſene Repertorium bietet mitunter noch unedirte Urkunden, außerdem Abdrücke meiſtens ſehr ſelten gewordener Flug-Schriften und Flugblätter. Die drei zuletzt erſchienenen Bände (X. bis XIII.) führen uns das Drama der Ligue vor, wie es von der ſechſten Waffenergreifung der Hugenotten im Jahr 1580 bis zum Frieden von 1598 zwiſchen den Königen von Frankreich und Spanien ſich entwickelt. Die Herausgeber führen uns die Sprecher der verſchiedenen Partheien vor, und deuten in beigegebenen kurzen Notizen den geſchichtlichen Werth derſelben an.

Die Sammlung der auf die Geſchichte von Frankreich bezüglichen Aktenſtücke, welche mit königlicher Ermächtigung und mit Hülfe des Budget's veranſtaltet wird, iſt um einen Band vermehrt worden: „**Le Polyptique**“ oder Status der Grundſtücke, Einkünfte und Leibeignen der Abtei St.-Germain-des-Près, der unter Karl d. G. vom Abte Irminon gefertigt.

Für die Geſchichte der neuſten Zeit wird man bedeutende Aufſchlüſſe von den **Mémoires de Lucien Bonaparte** erwarten; hierin aber durch den erſten (von 5 bis 6) im vorigen Jahre erſchienenen Band ſich getäuſcht finden, da er kaum irgend einen charakteriſtiſchen Zug, eine neue Angabe bietet, die zur Berichtigung der bis jetzt geltenden Annahmen dienen könnte. Hoffentlich wird der zweite Band, der die Tragicomödie des 18. Brumaire eröffnet, für welche Herr Lucian Bonaparte der wichtigſte Zeuge iſt, uns für den erſten entſchädigen.

Ungeachtet ſo viele Schriften über Napoleon erſchienen, blieb doch noch ein Werk erwünſcht, worin die Thatſachen in gedrängter, aber nicht confundirender Gruppirung raſch zu den Reſultaten hinführten. Der „**Essai sur l'établissement monarchique de Napoleon**“ von Hrn. Camille Paganel entſpricht dieſem Wunſche. Der Verfaſſer hat hiermit eine treffliche Biographie eines Mannes geliefert, der eine ganze Epoche in ſich abſorbirt. Sein merkwürdiges Talent für den Styl weiß die gewöhnliche Trockenheit analytiſcher Reſümé's zu verhüllen. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ Der Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preußiſchen Staaten hat am 23. Juni die 15te Jahresfeier ſeiner Stiftung zu Berlin begangen, wobei mehr als 4000 Pflanzen aller Zonen und Jahreszeiten aufgeſtellt waren, die von mehr als 5000 Beſuchenden in Augenſchein genommen wurden. In der Feſtverſammlung der Vereinsmitglieder, — deren über 300 gegenwärtig waren — erſtattete der Direktor des Vereins Bericht über den Fortgang deſſelben, der jetzt mehr als 900 Mitglieder zählt, und mit 63, für verwandte Zwecke, und namentlich mehrere für Verſchönerung von Städten und deren Umgegend gebildeten Geſellſchaften in Verbindung ſteht. Zum Schluſſe bemerkte der geiſtreiche Redner: „Eine Zone ſchön blühender Getraide zieht ſich von der Nordweſtküſte von Nordamerika über Japan und ſogar Unalaſchka durch Sibirien bis an den Baikal . . . Was hat uns die Natur dafür gegeben? Laſſen Sie uns einen Traum träumen: — die Blüthe der Menſchheit.“

⁂ Der Verein zur Beſſerung der Strafgefangenen zu Berlin hat einen Bericht über ſeine bisherige Wirkſamkeit daſelbſt herausgegeben. Im J. 1832 haben ſich 39 entlaſſene Strafgefangene bei dem Verein gemeldet; im J. 1833 ſchon 69, im J. 1834 — 99, im J. 1835 108 und im v. J. 133. Von dieſen letzteren konnten 63 berückſichtigt werden. Das Hauptaugenmerk bleibt darauf hingewendet, die jugendlichen Gefangenen durch Unterricht in der Religion und den Elementarkenntniſſen allmählig zu beſſern. Solchen Entlaſſenen, die keine Arbeit finden können, wird in der ſeit Okt. 1833 beſtehenden freiwilligen Beſchäftigungsanſtalt Gelegenheit gegeben, ſich durch Anwendung ihrer Kräfte ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

⁂ Zur Statiſtik des franzöſiſchen Offizierkorps. — Von 16,397 Offizieren aller Grade und Waffengattungen, die ſich in der franzöſiſchen Armee befinden, haben ſieben ihren letzten Grad unter der Republik, 432 unter dem Kaiſerreich, 2450 unter der Reſtauration, und 13,508 unter der jetzigen Regierung empfangen.

⁂ Frau Marie Reine, geborene Goindorf, Ex-Directrice des Journals „La femme libre,“ hat in den letzten Tagen des v. M. ſich in die Seine geſtürzt, und in den Fluthen den Tod gefunden, den ſie, wie es heißt, häuslichen Verdruſſes wegen darin geſucht.

Druckfehler.

In Nro. 167 iſt Zeile 8 von unten in der letzten Spalte ſtatt entſtanden: inſtantan zu leſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 172. 1837.

Phönix.

Montag, 24. Juli.

Vinetus.

(Fortſetzung).

„Das war brav und moraliſch gehandelt!“ entgegnete Sittewald; — „über das Thema der Selbſtachtung werde ich Sonntags über acht Tage predigen.

„Um mich zu betäuben,“ fuhr Vinetus fort, „ſtürzte ich mich wie ein Raſender in das Studium der Jurisprudenz. Die ſcharfe Logik der römiſchen Geſetzgebung machte meinen Kopf immer heller und mein Herz immer kälter. Nur zuweilen zuckte es wie ein tiefer, verhaltener Schmerz in mir unwillkührlich empor.“

„Die Straße, wo Aloyſia wohnte, hatte ich von jener Stunde an vermieden. Nach einiger Zeit machte ich mein juridiſches Examen und erhielt die rühmlichſte Cenſur.

„Da ich einiges Vermögen hatte, ſo glaubte ich nunmehr, mir zu meiner Niederlaſſung als Advokat den Ort auswählen zu können, der mir am beſten zuſagte.

„In dieſer Abſicht ſtrich ich in den Gegenden umher, bis ich an einem Abende drüben über die Hügel herabkam und vor mir das freundliche Chorburg mit dem alten Wartthurme liegen ſah. Einen unausſprechlich freundlichen und friedlichen Eindruck machte die ganze Gegend auf mich. Eine innere Stimme ſagte mir: hier wirſt du glücklich ſein, Vinetus! hier, abgeſchieden von der großen Welt, in dieſem freundlichen Thale wirſt du Ruhe finden!

„Mein Entſchluß war bald gefaßt. Ich ſtieß meinen Stab in die Erde und blieb hier. Gar bald machte ich Bekanntſchaft mit dem Schöſſer Thus, meinem nachmaligen Schwiegervater. Seine einzige Tochter, die nun jetzt meine liebe Frau iſt, war damals in der ſchönſten Blüthe ihrer Jugend. Obgleich ſie eine beſondere Ähnlichkeit mit Aloyſia hatte, ſo darf ich doch eingeſtehen, daß ſie auf mein Herz, welches nun ganz mit Pandectentiteln und alten und neuen Jahrszahlen, mit dem edictum perpetuum und dem ganzen prätoriaiſchen Rechte wie eine Vogelſcheuche ausgeſtopft war, nicht den geringſten Eindruck machte. In meiner jungen Advokatenpraxis lebte ich ſo hin wie ein Zugthier, das in eine Gabeldeichſel geſpannt iſt, ohne rechts noch links zu ſehen.

„Da erhielt ich einſt gegen Abend durch den Poſtboten ein Paquet aus der Univerſitätsſtadt ſchwarz geſiegelt. Ich riß es beſtürzt auf, und das Medaillon, das ich bis jetzt auf der Bruſt trage, fiel daraus hervor.“

Hier löſ'te Vinetus eine Schnur, welche er verborgen unter ſeiner damaſtenen Weſte trug, und brachte ein Medaillen zum Vorſcheine, welches unter Glas ein Porträt auf Elfenbein gemalt zeigte. Der Diaconus wiſchte die Augen aus, zog die Gläſer ſeiner Brille durch das Taſchentuch, und hielt, nachdem er den Blick geſchärft hatte, das Bild an das Wachslicht. Alle traten zuſammen und betrachteten es. Es ſtellte das Geſicht eines jungen Mädchens dar. Das Köpfchen war überaus einfach. Die braunen, reichen Haare waren alle zu einer Krone zuſammengeflochten, welche mehr nach dem Hinterhaupte zu abwärts gedrängt war und weder dem ſchlanken Nacken, noch der ſchön gewölbten Stirne ein Löckchen gönnte. Das Geſicht ſelbſt war edel und faſt ſtolz gehalten. Die Augen waren ſanft und dunkel, nur der Mund ſpröde wie eine noch nicht aufgeblühte Roſenknospe.“

Vinetus Freunde waren alle von dieſer einfachen Schönheit hingeriſſen, ſo daß der Doktor ausrief: „Den letzten Groſchen hätte ich in der Schenke bei dieſem Mädchen verzehrt; ich hätte meine Stiefel auf das Leihhaus getragen und verſetzt!“ „Ich habe noch nie die Gutsherrſchaft bevortheilt,“ rief der Inſpektor, „aber das Mädchen hätte mich zu einem Spitzbuben machen können!“

Nur der Diaconus ſeufzte und ſagte: „Ja die Verführung dieſer Welt iſt groß! Die Beeren an der Schlinge ſind oft verführeriſch, daß auch der Beſte dahineingerathen kann! Wohl dir, Vinetus, daß du der Tugend treu geblieben biſt! Selbſtüberwindung iſt hart, aber ſie belohnt ſich hundertfach bis in das tauſendſte Glied!“

Vinetus entgegnete: „Trink, trink, Diaconus! Ich ſage dir, trink! und höre zu!“ Mit dieſen Worten hing Vinetus das Medaillon wieder um und verbarg es auf ſeiner Bruſt, indem er fort fuhr: „Ihr habt in dieſem Porträt nur einen Schatten von der Schönheit der ſpröden Aloyſia geſehen. Ihr könnt denken, wie ich bei dem Anblicke dieſes Bildes betroffen war. Die alte Leidenſchaft ſtieg wieder in meiner Seele rieſengroß empor; ich ſage euch, mein Herz ſchlug auf, wie eine Feuerflamme.

„Ich nahm endlich den Brief zur Hand und las, was mein Lebelang wie ein Meſſerſtich in meiner Bruſt wühlen ſoll. Der Vater der armen Aloyſia ſchrieb an mich:

„„Vorgeſtern habe ich meine Tochter Aloyſia begraben laſſen. Seitdem Sie uns nicht mehr beſuchten, war es, als wenn jede Freude von ihr gewichen geweſen wäre. Niemand ahnete die Urſache ihres Kummers, und jetzt wiſſen wir ſie eigentlich noch nicht. Von Woche zu Woche jedoch ſiechte mein Kind mehr und mehr, bis es endlich auf das Krankenlager ſank, um nicht mehr aufzuſtehen. Kurz vor ihrem Tode bat ſie mich, Ihnen, Herr Rechtsconſulent, dieſes Medaillon zu überſenden, welches ihr Porträt enthält, das ich einſt auf Bitten eines armen Malers fertigen ließ. Um Ihnen zu zeigen, daß ich in keinerlei Weiſe Vorwürfe weder machen kann, noch möchte, füge ich den Preiscourant der von mir friſch bezogenen Weine bei, mit der Bitte, darauf zu reflectiren, indem ich ſtets auf vorgängige Beſtellung mit der prompteſten Lieferung und wie Sie finden werden, mit den billigſten Preiſen zu Dienſten ſtehe.““

Vinetus ſchwieg jetzt, in den Schmerz der Rückerinnerung verſunken, Lindenſchmied aber füllte leiſe die Becher. Nach einer Weile warf Vinetus die Frage auf: „Hat der Menſch Schmerz und Luſt in ſeiner Gewalt?“

Ohne Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ich brachte nach Empfang dieſes Briefes eine entſetzliche Nacht des Jammers und Leides zu. In der Raſerei des Schmerzes hatte ich mich auf die Dielen der Stube geworfen und wüthete gegen mich ſelbſt bis zum Anbruche des Morgens. Da ſtand ich auf. Meine Seele war bis zur Bewußtloſigkeit verfinſtert. Ich eilte hinaus in die freie Natur und irrte im Walde herum, ohne daß ich die Laſt meines Herzens hätte loswerden können. Ich kehrte wieder in mein Zimmer zurück und warf mich in den Armſtuhl, welcher an meinem Schreibetiſche ſtand. Da fiel mir der unglückliche Preiscourant, welchen mir Aloyſia's Vater mit überſchickt hatte, in die Augen, und zugleich brach ich unwillkührlich in ein ſo unaufhaltſames Lachen aus, daß ich es nicht hätte bezwingen können, und wenn es mein Leben gekoſtet hätte. Ich ſchrieb an den ſpekulativen Weinhändler und erhielt nach dem Verlaufe einer Woche auf meine Beſtellung eine Lieferung vom edelſten Rheinweine. So oft nun der Schmerz um Aloyſia auftauchen wollte, griff ich zum Glaſe und fand immer ſchon auf dem Boden der zweiten Flaſche eine unendliche Fröhlichkeit.

(Schluß folgt).

Rückblick

auf die franzöſiſche Literatur in der zweiten Hälfte des Jahres 1836.

(Fortſetzung).

5. Ausländiſche Geſchichte. Das Intereſſe, welches der Kampf auf der Iberiſchen Halbinſel einflößt, hat im vorigen Jahre nicht weniger als drei allgemeine Geſchichten Spanien's, und mehr als 20 Schriften über die Einrichtungen, Hülfsmittel und jetzigen Kämpfe dieſes Landes hervorgerufen. Wir hätten hier zuvörderſt die von der Akademie der Inſchriften gekrönte Abhandlung des Herrn Papencordt (v. Berlin) über die Wanderungen der Vandalen und ihre Niederlaſſung in Afrika zu erwähnen, wenn dieſelbe in Druck gegeben worden wäre. Von den übrigen Schriften möchte dauernder Werth wohl nur der **„Histoire d'Espagne“** (vom Einfall der Gothen bis zum Anfang des **XIX.** Jahrhunderts) von Herrn Roſſeeuw Saint-Hilaire zuzuerkennen ſein. Der erſte im vorigen Jahre erſchienene Band bezeugt treues Studium der Original-Urkunden, ſtrenge Gelehrſamkeit und beſonders ein richtiges Gefühl für hiſtoriſche Compoſition. Die Ausführung zeichnet ſich vielleicht weniger durch hervorſtechende Vorzüge als durch Vermeidung der jetzt ſo geläufigen Mängel aus. — Auch die Geſchichte des ottomaniſchen Reiches von Herrn von Hammer verdient von Neuem in Erinnerung gebracht zu werden. Der **V.** und **VI.** Band der Überſetzung, die zuletzt erſchienen, umfaſſen (von 1520 bis 1574) die Regierung von Soliman, den die chriſtlichen Völker als den großen begrüßt, und die von Selim **II.**, deſſen Mängel unter dem Abglanz des väterlichen Ruhmes verſchwanden. —

Ob das Türkiſche Reich Beſtand halten könne? Ein Reich, in welchem 14 Millionen Menſchen conglomerirt ſind, wo die eigentlichen Türken, die erobernde Raſſe, kaum $^{1}/_{20}$tel, die Koranglӓubigen höchſtens ein $^{1}/_{3}$tel, der Bevölkerung bilden, die zwei anderen Drittel von verſchiedenartigen Glaubensmeinungen und Geſetzen beherrſcht! Die Zeit, die Alles abnutzt, hat die Schärfe des Säbels abgeſtumpft; man braucht keine andere Urſache für den Verfall eines Reiches zu ſuchen, deſſen Grenzen bloß mit dem Säbel eingefurcht worden. Eine letzte Kriſe wird für nahe genug gehalten, um alle politiſche Cirkel zu beſchäftigen. Doch gibt es Publiziſten, die in der Ottomaniſchen Staatseinrichtung bis jetzt noch nicht wahrgenommene Bedingungen der Kraft und Dauer entdeckt zu haben behaupten. So die Verfaſſer der Denkſchrift: **„La Turquie, ses ressources, son organisation municipale et son commerce"** und der Einleitung dazu. Die letztere (auch abgeſondert unter dem Titel: **„Les deux mondes"** ausgegeben) iſt von Herrn Guſtav von Eichthal (ehemaligem Saint-Simoniſten), verfaßt. Er meint, der Unterſchied, der ſich in den geſammten ſozialen Einrichtungen des Orients und des Occidents kund gebe, ſei in örtlichen und unveränderlichen Urſachen begründet. Beide Welten müßten deßhalb darauf verzichten, einander zu modifiziren, vielmehr mit wechſelſeitigem Wohlwollen die Entwicklung des eigenen Lebensprinzips jedes von Beiden zu fördern ſuchen. Er ſieht in Conſtantinopel und Paris zwei auf die ganze Menſchheit ausſtrahlende Lichtherde; Öſtreich iſt ihm die vermittelnde Fortſchrittsmaſchine, welche, als Conductor, den civiliſirenden Funken leite. — Bedeutender iſt das Hauptwerk, deſſen Verfaſſer, Herr David Urquhart, engliſcher Geſandſchaftsſekretär zu Conſtantinopel iſt. Er ſieht in der Türkei ein Land, mit 3000 (engl.) Meilen Seeküſten, und einem Boden von 5000 Q.-Meilen überſäet mit den mannichfaltigſten Erzeugniſſen u. ſ. w., welches — in ſeiner Integrität zu erhalten, England ein großes Intereſſe hat, da es hoffen darf, dort Herr des Marktes zu werden. — Beide Schriftſteller ſtimmen darin überein, daß die Türkei in ſich ſelbſt die Elemente ihrer Wiedergeburt beſitze, und noch lange Europa als Damm gegen die umſichgreifende Macht Rußland's dienen könne. Das Prinzip der Rettung glaubt Herr Urquhart in den örtlichen und Munizipal-Einrichtungen entdeckt zu haben, welche die Eroberer vorgefunden und durchgängig unberührt gelaſſen hätten. — Wie dem auch ſei, jedenfalls bleibt das Werk des Herrn Urquhart eines der brauchbarſten, um hinſichtlich der Bevölkerung, der Verwaltung, der Finanzen und des Handels der Türkei zu Rath gezogen zu werden.

Intereſſante Überſichten bietet ebenfalls der in zwei Heften in Folio vom Grafen Stanislas Plater herausgegebene **„Atlas historique et militaire de la Pologne."** Hier werden uns auf mehreren colorirten Blättern die Territorial-Revolutionen, die denkwürdigſten Feldzüge, Belagerungen und Schlachten von Anfang des **XVII.** Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag hin vorgeführt. Der gegenüberſtehende Text reſumirt die politiſche Stellung der Epoche, die Stärke und Bewegung der Heere und die allgemeinen Reſultate der Feldzüge. —

Über England finden wir manches Belehrende in den **„Observations recueillies en Angleterre" (2 voll.)** von Herrn Simon, und in **„Angleterre en 1836" (2 voll.)** der Überſetzung der Briefe an Freunde von Hrn. von Raumer. Dieſer Letztere verſäumt keine Gelegenheit, die drei Königreiche auf Koſten des armen Frankreich's herabzuſetzen. Dieſe Schwäche abgerechnet, zeigt er Wiſſen und hohen Verſtand. **„Chez lui la pensée déborde et noie l'observation."** — Das Werk des Herrn Simon contraſtirt mit dem ebenerwähnten durch die Präziſion des Planes und eine Unpartheilichkeit, die von gutem Geſchmack zeugt. Die Schalen der Wage, die er zwiſchen den beiden Völkern hält, ſchwanken auf und ab, ohne jemals zu verwunden. Die ſchwachen Seiten England's — Literatur, Künſte und höherer Unterricht — werden ſchonend berührt; der größte Theil des Buches zeigt den Verfaſſer als gelehrigen Schüler der großen Wiſſenſchaft des **Comfort's** und der Geſetze der induſtriellen Bewegung. —

„Wie und in welcher Geſtalt die Franzoſen ſich die Neuerungen der engliſchen Raſſe aneignen mögen?" Dies iſt das Programm, welches Herr Michel Chevalier ſeinen **„Lettres sur l'Amérique du Nord"** vorangeſetzt. Da nun die Engländer ihre Superiorität hauptſächlich durch Vervollkommnung der Communikationen und die Credit-Wiſſenſchaft behaupten, ſo hat Hr. C. auch ſein Hauptaugenmerk auf dieſe beiden Punkte gerichtet, die umſomehr in Nordamerika die Hauptſache ausmachen, als durch die erſte das Hinderniß, welches die großen Entfernungen bieten, durch den Credit aber der Mangel an aufgeſammelten Schätzen beſeitigt werden muß. — Da bereits eine zweite Ausgabe dieſer Briefe nöthig geworden und ihre Bedeutſamkeit auch in deutſchen Blättern Anerkennung gefunden, ſo dürfen wir übergehen, was auch Hr. T. zu ihrem Lobe ſagt. — Wir werden aber dem in **Nro.** 140 des Phönix aus ihnen Mitgetheilten demnächſt noch einige nicht minder intereſſante Stellen folgen laſſen.

Auch das Werk des Herrn Davis über China, welches Herr Bazin der Ältere in's Franzöſiſche überſetzt hat, iſt bereits ausführlicher in **Nro.** 3 und 4 des Phönix zur Sprache gebracht worden. Wir haben aus Hr. T.'s Überſicht nur noch die Notiz hinzuzufügen, daß Herr Davis 20 Jahre als Handelsagent in Canton zugebracht und, im Gefolge von Geſandten, bis jetzt noch den Europäern unzugänglich geweſene Provinzen durchreiſ't hat, auch das Chineſiſche eben ſo geläufig ſprechen und ſchreiben ſoll, als das Engliſche. Herr Bazin aber hat der Überſetzung noch eine Abhandlung über Sprache und Literatur der Chineſen und die Übertragung mehrerer ausgewählter Stücke der Letzteren beigefügt. Treffend bemerkt übrigens Hr. T.: „der väterliche Despotismus, dem man die Stabilität des chineſiſchen Reiches zuſchreibe, würde es ſchon dem Untergange zugeführt haben, wenn ſein trauriger Einfluß nicht einigermaßen dadurch ein Gegengewicht empfinge, daß das Wiſſen, oder vielmehr die buchſtäbliche Gelehrſamkeit dort zu allen Stellen führe.“ Nicht unwichtig endlich iſt, gegenwärtig, wo die außerordentliche Bevölkerungszunahme in China ſchon nicht mehr mit den Subſiſtenzmitteln in Verhältniß ſteht, daß ein in Nordamerika wohnhafter Franzoſe bei dem dortigen Congreß um Ermächtigung und Unterſtützung eingekommen ſein ſoll zu einer Reiſe nach China, um eine nothwendiggewordene Auswanderung zu veranlaſſen, die, auf der Weſtküſte Nordamerika's ſich niederlaſſend, den Orient in direkte Verbindung mit der neuen Welt bringen würde. —

(Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ Dampfmaſchinen in Frankreich. Als Hr. Bolton, Aſſocié des berühmten James Watt zu Georg III. kam, um ihm eine Vervollkommnung, die ſie bei dem Bau der Dampfmaſchinen angebracht, zu erklären, fragte der König ihn: „Was verkaufen Sie Hr. Bolton?“ worauf dieſer erwiederte: „Was die Könige ſehr lieben, Sire, — Macht!“ — Wirklich bildet die Anwendung des Dampfes ein Hauptelement der engl. Macht. Kann in dieſer Hinſicht Frankreich ſich noch Großbritannien nicht an die Seite ſtellen, ſo ergibt ſich doch aus folgender Ueberſicht, die wir dem Compte rendu des Ingénieurs des mines entnehmen, welch' bedeutende Fortſchritte auch hierin Frankreich unter der Aegide ſeiner Charte und vorzüglich ſeit der, durch den Verſuch ſie zu verletzen, herbeigeführten Befeſtigung und Erweiterung derſelben, gemacht. Es gab dort nämlich bis zum Jahre 1820 überhaupt nur 65 Dampfmaſchinen; ſeitdem wurden eingerichtet:

Im	Jahre	1820	. . 15.	Im	Jahre	1829	. . 56.
„	„	1821	. . 27.	„	„	1830	. . 74.
„	„	1822	. . 58.	„	„	1831	. . 47.
„	„	1823	. . 53.	„	„	1832	. . 66.
„	„	1824	. . 25.	„	„	1833	. . 164.
„	„	1825	. . 60.	„	„	1834	. . 177.
„	„	1826	. . 73.	„	„	1835	. . 292.
„	„	1827	. . 56.	„	„	unbekannt	
„	„	1828	. . 47.	„	„	wann:	56.

Dieſemnach gibt es jetzt 1448 Dampfmaſchinen von etwas über 19000 Pferdekraft.

Außerdem iſt die Zahl der Privat-Dampfſchiffe in den Jahren 1833, 1834 und 1835 von 75 und 82 auf 100 (von 3063 Pferdekraft) geſtiegen; — auch beſitzt die königl. Marine 32 Dampfſchiffe (von 4800 Pferdekraft) und die Poſtverwaltung 10 Dampfboote für das mittelländiſche Meer (von 1600 Pferdekraft.

So ſtellt alſo das verdampfte Waſſer mittelſt der Maſchinen dem franzöſiſchen Staate die Kräfte von mehr als 20,000 Pferden zur Verfügung.

⁂ Der nordamerikaniſche „Unbekannte,“ der Vfr. des „Legitimen,“ des „Virey,“ der „Lebensbilder aus beiden Hemiſphären,“ — der ſeine literäriſche Laufbahn in Deutſchland mit dem politiſch-ſtatiſtiſchen Werke: „die Ver. Staaten von Nordamerika,“ begonnen, und ſich damals auf dem Büchertitel C. Sidons nannte, — unterſchrieb ſich kurz vor Herausgabe des letzteren Werkes (1828) mit: Sealsfield, und gab ſich für einen Geiſtlichen von Pittsburg aus.

⁂ Kreuzzug gegen die Albigenſer — in Reimen. — In der Sammlung geſchichtlicher Urkunden, welche in Paris unter Leitung des Miniſters des öffentlichen Unterrichts erſcheint, gehört auch die „Histoire de la Croisade contre les Hérétiques Albigeois,“ welche von einem Zeitgenoſſen in provenzaliſcher Sprache gereimt, nebſt wörtlicher Ueberſetzung, Einleitung und Wörterbuch von Hrn. C. Fauriel kürzlich herausgegeben worden. Dieſe Reimchronik beſteht aus 9578 theils 12, theils 13ſylbigen Verſen in 214 Abſchnitten; iſt aber von den Herausgebern des B. XIX. der „Collection des Historiens de France“ nicht in dieſelben aufgenommen worden, weil ſie in Nichts Weſentlichem abweicht von der Chronik in Proſa, die ſich im B. III. der Hist. de Languedoc v. Dom Vaiſſette findet.

⁂ Montalembert über die provenzaliſche Poeſie. — Graf v. Montalembert in ſeiner „Histoire de Sainte Elisabeth de Hongrie“ meint: „die provenzaliſche Poeſie der Troubadours repräſentire, wenige Ausnahmen abgerechnet, die materialiſtiſche und unſittliche Tendenz der ſüdlichen Ketzereien damaliger Epoche.“ — „das nationale und katholiſche Epos des Nordens“ erſcheint ihm dagegen in vollem Glanz!

⁂ Italiäniſche Novitäten. — In Palermo hat Bened. Caſtiglia unter dem Titel „Studii“ eine Abhandlung über den Urſprung und die Fortſchritte der italiäniſchen Sprache, und Giuſ. Maffei den erſten Theil ſeiner „Storia della letteratura italiana“ (vom Urſprung der Sprache bis auf die heutigen Tage) herausgegeben; auch eine Abhandlung von Fr. Orres über die erſte Allegorie und den Zweck der „Divina Commedia“ iſt daſelbſt erſchienen. Das nördliche Italien bietet uns die letzten Bände von Martini's Geſchichte der Phyſiologie, Pierracini's Sistema delle cognizioni umane — o Fondamenti di enciclopedia razionale (vol. 1°), dann die Fortſetzung von Rosmini-Serbati's neuem Verſuch über den Urſprung der Ideen, — und eine zweite Ausgabe von Romagnoſi's kleinen Schriften über das philoſophiſche Recht u. ſ. w.

⁂ Bewegung der franzöſiſchen Preſſe im erſten Semeſter d. J. — Die franzöſiſche Preſſe hat in den ſechs erſten Monaten d. J. 3418 Werke zu Tage gefördert, in franzöſiſcher, engliſcher, ſpaniſcher, portugieſiſcher, deutſcher, italiäniſcher, türkiſcher, arabiſcher, lateiniſcher, griechiſcher und hebräiſcher Sprache; ferner 571 Kupferſtiche, Steindrücke u. dgl.

⁂ Das Rouſſeaufeſt zu Genf iſt auch in dieſem Jahre wieder am 29. v. M. gefeiert worden. Funfzehnhundert Kinder aus allen Ständen zogen vor Rouſſeau's blumenbekränztes Wohnhaus, dann auf die Rouſſeausinſel, wo ſie der bronzenen Statue des gefeierten Mannes Kränze und Blumenſträuße zuwarfen, während Rouſſeau's Lieblingslieder und Compoſitionen aufgeführt wurden. — Ihre Fahnen trugen die Inſchrift: „à l'auteur de l'Emile.“

⁂ Verſuch über das Ideal in Anwendung auf Zeichenkunſt. — Hr. Quatremère de Quincy, der vor mehreren Jahren über die Nachahmung in den ſchönen Künſten geſchrieben, hat jetzt einen „*Essai sur l'Idéal* dans ses applications pratiques aux arts du dessin“ (8° E. S. 330) erſcheinen laſſen.

⁂ Nehers Carton's für ein Schiller-Zimmer zu Weimar. — Hr. Bernhard Neher hat zur Ausſchmückung des neuen Flügels am großhzgl. Schloſſe zu Weimar auf Anordnung der Großherzogin eine Reihe trefflicher Cartons für ein dem Andenken Schillers gewidmetes Zimmer gezeichnet, in welchem dieſelben al Fresco ausgeführt werden ſollen.

⁂ Neu aufgefundenes Gemälde von Tizian. — Dem Echo von Mailand zufolge iſt im Palaſte Marcello zu Venedig ein herrliches Gemälde von Tizian entdeckt worden. Es ſtellt Herodias dar mit dem Haupte Johannis des Täufers in einem Becken.

Hierzu Beilage Nº. 5.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 173. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 25. Juli.

Vinetus.

(Schluß).

„Als ich einſt ſo bis ſpät in die Nacht hineingeſchwärmt und vor mir einen friſch angefüllten Becher ſtehen hatte, in welchen ich träumend hineinblickte, war es mir auf einmal, als ſähe ich in eine wunderherrliche Landſchaft hinein. Hohe Gebirgswände mit Reben bepflanzt, einen vorüberziehenden, majeſtätiſchen Strom und darauf vorüberſegelnde Schiffe mit lang hinausflatternden Wimpeln erblickte ich da vor mir. Auf den Schiffen ſelbſt ſprangen und ſangen viele ſeltſame Männchen in abenteuerlichen Trachten mit Federhüten, Schärpen und langen Stoßdegen. Einige von ihnen hingen im Takelwerke und ſpielten auf der Laute, andere blieſen auf ſilbernen Hörnern. So flog Schiff an Schiff vorüber. Endlich kam ein viel größeres Schiff, deſſen Bord von Diamanten und Rubinen ſtrahlte, mit vollen Segeln, welche von blauer Seide waren, herangeflogen. Auf dem Verdecke aber ſtand Aloyſia in ihrer gewöhnlichen Tracht, ein geſchliffenes Kelchglas mit Wein in beiden Händen emporhaltend. Ich wußte nicht, wie mir geſchah. Unter dem Zujauchzen der wunderlichen Männchen auf den anderen Schiffen, welche jezt in einem großen Halbkreiſe umher hielten, ſtürzte ich mich in die Fluth. Da verging mein Bewußtſein.

„Ihr könnt leicht glauben, daß ich nun erſt recht der Zauberei des Weines mich hingab, zumal wenn es Nacht wurde. Bald verwandelte ſich mein Zimmer in eine blühende Roſenlaube mit ſchmetternden Nachtigallen, aus deren geheimnißvollem Dunkel mir Aloyſia entgegentrat, oder in eine ſonnige Blume vom **Cactus grandiflorus**, worinnen ich und ſie wiederum zuſammen ſaßen, ihre Hand mit dem Rubine in der meinigen ruhend.

„Ich erfuhr erſt ſpäter, daß mein Zuſtand zu jener Zeit in der Gegend nicht wenig Aufſehen machte. Es ſchien unerhört zu ſein, daß ein ſo junger, talentvoller Mann, für welchen man mich anſehen wollte, ſich dem Laſter des Trunkes ſo ganz ergeben hatte, daß man ihn faſt für wahnſinnig halten konnte. Mein nachmaliger Schwiegervater glaubte es endlich ſich ſchuldig zu ſein, mit mir aus der Sache zu reden. Eines Tages beſuchte er mich in meiner Behauſung und wußte ſo gewandt mich auszufragen, bis er von mir Alles erfahren, ja ſogar das Bild Aloyſia's geſehen hatte. Er ſagte aber dazu kein Wort, ſondern empfahl ſich."

In dieſem Augenblicke trat Brigitte, die Frau Schöſſerin, herein und präſentirte ſchwarzen Kaffee.

„Ich dachte," rief ihr Vinetus zu, „dich ſchon längſt im Bette." „Habe ich doch faſt wieder ausgeſchlafen!" antwortete ſie. „Ich hatte aber keine Ruhe mehr, deßhalb zog ich mich wieder an, beſorgte euch Kaffee und bleibe noch ein wenig bei euch, wenn die Herrſchaften es erlauben."

„So hatte ich," erzählte Vinetus weiter, „einſtmals wieder bei hereinbrechender Nacht dem Becher zugeſprochen, und ſchon fing mein Zimmer an, ſich in ein großes, hellgeſchliffenes Weinglas zu verwandeln, um deſſen Rand herum mark- und herzerſchütternde Melodieen liefen, als führ' ein Rieſenfinger oben am Glaſe ſcharf im Kreiſe herum. Da ſank auf einmal die Geſtalt Aloyſia's vor mir nieder und ſprach mit unendlich betrübtem Geſichte: „Schade, ſchade um dich, daß du deinen geſunden Verſtand in Wein erſäufſt!" Erſchrokken von dieſer Anrede rief ich aus: „Es geſchieht Alles um deinetwegen! Deinetwegen bin ich ſo ſchlecht geworden!“ „Und deinetwegen“ — erwiederte Aloyſia's Geiſt — „kann ich nicht ruhen im Grabe, da du mich immer wieder zwingſt, dir zu erſcheinen. Vinetus, es wird der Tag kommen, wo wir beide vor Gottes Richterſtuhl ſtehen!“ — Ich war zerknirſcht, ich umſchlang ihre Füße, und rief: „Fordere Alles von mir, ich gelobe, ich halte mein Angelöbniß!“ „So ſchwöre mir,“ entgegnete die Erſcheinung, „nie mehr einen Tropfen Wein zu trinken!“ — „Ich ſchwöre es dir, ſo wahr mir Gott helfe!“ — „Amen,“ ſagte eine dumpfe Stimme. Alles war verſchwunden. Ich ſelbſt lag furchtbar nüchtern auf der Diele. Erſt um Mitternacht raffte ich mich auf, kroch in mein Bett, und ſchlief bis ſpät in den andern Tag hinein. Wie ein anderer Menſch ſtand ich auf, und trank ſeitdem nie mehr einen Tropfen Wein! — Daß ich ein vernünftiger Menſch geworden bin, verdanke ich ihr, der holdſeligen Aloyſia. Laßt ſie hoch leben!“ — „Aloyſia, hoch!“ riefen die Gäſte, nur Brigitte ſtieß in alter Eiferſucht nicht mit an, ſondern rief: „Gott im Himmel, muß ich denn immer von dieſem Weinſchenkenmädchen hören? Ich habe es zwar meinem Vater auf ſeinem Sterbebette verſprochen, dir davon nichts zu ſagen, aber damit du nur weißt,“ fuhr ſie eifrig fort, — „ich machte an jenem Abende deine Aloyſia; — ich war es, die dich ermahnte, beſſer zu werden und keinen Wein mehr zu trinken.“ „Du?“ fragte Vinetus mit langgezogener Stimme und weitaufgeriſſenen Augen, in welchen ein entſetzlicher Dämon aufzuwachen ſchien, „du? du?“ „Ja!“ entgegnete Brigitte, — „mein Vater hieß mich an einem Abende meinen großen, weißen Schleier über mich werfen und nun mußte ich mit ihm in deine damalige Wohnung gehen, und dir die Rede halten, die mich der Vater auswendig hatte lernen laſſen! Ich konnte kaum das Lachen halten, wie du ſo barmherzig dem Weine dich abſchwurſt, und als mein Vater hinter der Thüre ſo grauſig: Amen! ſagte, mußte ich fort laufen, um nicht heraus zu platzen. Sieh, und das iſt die ganze Geſchichte mit deiner Aloyſia, und nun redeſt du auch nicht mehr davon, nicht mehr, Väterchen?“ Vinetus war aber aufgeſprungen und rief mit gellender Stimme: „So wäre Alles nur ein verfluchter Spaß, ein fünfundzwanzig-jähriger, wäſſeriger Spaß?“ — „Sei nur gut!“ beſchwichtigte Brigitte. Vinetus fuhr fort: „Und eines ſolchen Spaſſes halber keinen Wein und nur Waſſer und wieder Waſſer? — Nach C. 57. de O. et A. 44. 7. und Thibaut's Syſtem des Pandecten-Rechts §. 147 iſt ein ſolcher Irrthum eſſentiell und macht den Vertrag null und nichtig, und Kraft aller Rechtsautoritäten zerreiße ich ihn hiermit! Weg mit deinem ſchwermüthigen Kaffee! Und du — elender Waſſerkrug?“ — Hier nahm er das Waſſerglas und ſchmetterte es an die Wand. „So bin ich frei, und nun Opitz, dreifach verruchter Opitz!“ „Eure Gnaden befehlen?“ rief Opitz, der Diener, hinter dem Ofen hervor, wo er ſchon, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, der fünften Henne den Kragen umgedreht hatte. „Opitz!“ rief Vinetus mit verſtärkter Stimme, — „friſche Gläſer her und dazu den noch nicht angebrochenen Korb mit Johannisberger von 1811!“ — „Frau Schöſſerin,“ flüſterte der Diaconus, „Frau Schöſſerin, was haben Sie gethan?“ Brigitte aber lachte und ſagte: „Ja, Väterchen! trink nur ein Glas Wein. Ich hätte es mir nun und nimmermehr vergeben, wenn du auch heute zu deinem und meinem Ehrentage nicht ein Glas Wein getrunken hätteſt.“ Schon ſtanden die friſchen Gläſer und ſechs Flaſchen Kabinetswein vom Jahre 1811 auf dem Tiſche. Vinetus bebte vor innigem Verlangen an allen Gliedern. Mit einer unausſprechlichen Gewandtheit entkorkte er die erſte Flaſche. Mit heiliger, inbrünſtiger Andacht füllte er das weite Becherglas und rief dazwiſchen: „Höre ich wieder das Rauſchen und Säuſeln des herrlichen Weines, das an mein Ohr heranſingt wie das Wehen des Frühlings, wie das heimliche Summen der Bienen im Lindenbaume, wie das Flüſtern des wachſenden Graſes? Sehe ich euch wieder ihr feinen, emporhüpfenden, ſprühenden Funken, euch lieblichen Geiſter der Freude? Willkommen! Willkommen! Seh' ich auch dich wieder, du lieblicher Perlenkranz, der du mit Silber umfaſſeſt die herrliche, goldgelbe Cactusblume des Weines! — Ich grüße, ich faſſe dich!“ Jetzt hielt Vinetus das Becherglas an die Naſe und rief: „Sauge ich wieder ein den Götterduft deiner Roſe, uralter Freudenbringer, Herrſcher Lyäus!“ Mit dieſen Worten ſtand er auf — hielt das Glas hoch empor und rief: „Wie ein Bräutigam nach langem Harren endlich aufthut die Kammer der Braut, ſo komme ich zu dir zurück, Aloyſia! Aloyſia! Wie ein armer Verbannter nach fünfundzwanzig Jahren endlich wieder einzieht in die Thore ſeiner Vaterſtadt, ſo ſteige ich, ihr göttlichen Geiſter, wieder zu euch hinab!“ Nun brachte Vinetus den Wein auf die Zunge, ſchlug die Spitze gegen den Gaumen hinauf, verdrehte die Augen und trank nach fünfundzwanzig Jahren wieder den erſten Tropfen Wein! — Ein namenloſes Entzücken ſchien über Vinetus gekommen zu ſein. Er ſchenkete den Gäſten ein, und ſtieß mit ihnen an, indem er rief: „Hört ihr, wie die Weingeiſter unten in dem Keller jubeln, daß ich wieder bei ihnen bin! — O, nun will ich leben, nun will ich erſt leben! — Was ich bis jetzt für Leben hielt, war nur ein Spaß voll Waſſer, Dinte und Papierfetzen! Freunde, von heute, von dieſem Augenblicke an ſoll erſt mein Leben aufblühen wie eine Aloëſtaude, die ſich erſt ein Jahrhundert lang beſinnt, und dann plötzlich in einer Nacht einen Blüthenwipfel hoch empor treibt, und in einem Augenblick alle Blüthen hineinſtürzt, die ſie von ſo vielen Lenzen her noch nachzuholen hat! Es lebe die wunderbare Blume der Aloë. — Hoch und — nochmals hoch! Schaut an den Wein!! Iſt er nicht klar wie die Sonne am blauen Himmelszelt? Trinkt! trinkt! — Schmeckt er nicht ſo recht ſüß und ſäuerlich zugleich, wie ein gutes Gedicht, daß man nicht weiß, ſoll man lachen oder weinen? Trinkt! trinkt! Iſt er nicht ſubtil, leicht, flüchtig, durchdringend, wie ein bräutlicher Kuß? Trinkt! trinkt!“ Doktor Lindenſchmied folgte auf Commando. So oft Vinetus das Wörtchen: trinkt, rief — ſalutirte er, und trank aus. Der Inſpektor, welchen zuweilen das Zipperlein plagte, hatte ſeinen rechten Fuß wie eine Katze auf ſeinen Schooß gelegt, indem er ihn ſtreichelte und ſtillſchweigend vorbat, daß er es ja nicht übel nehmen möchte, wenn er heute den Grenzſtein der Mäßigkeit in die Taſche ſtecke. Der Diaconus aber beweinte ſich und die Laſter der Welt und trank nur aus verdammtem Inſtinkte, der mit der Moral nichts gemein hat, mit den Anderen bis zum anbrechen Morgen, wo Vinetus ſein Bett, die Übrigen ihre Wohnungen ſuchten.

Da Vinetus ſeit dieſer Zeit nach dem königlichen Staatsdienergeſetze ſchon die zweite Verwarnung wegen übermäßigen Genuſſes geiſtiger Getränke erhalten hat, ſo iſt das Schlimmſte vorauszuſetzen; — er aber wird immer glücklich ſein; denn jeder Tag iſt ihm eine Aloyſia, welche ihm den Zauberbecher voll Wein und Entzücken bringt. Arme Brigitte!

Rückblick

auf die franzöſiſche Literatur in der zweiten Hälfte des Jahres 1836.

(Schluß).

6. Archäologie. Das Abendland hat zwar den Chineſen die Ehre überlaſſen, den Compaß, das Pulver und den Buchdruck erfunden zu haben, obgleich die Erfindungsehre doch eigentlich weniger einer oft zufällig gemachten Entdeckung, als der ſinnreichen Anwendung einer beobachteten Thatſache zukömmt. Doch möchte nunmehr die Erfindung der Stereotypie, die bei den Chineſen nicht über das **X.** Jahrhundert unſerer Zeitrechnung hinaufreicht, dem Abendlande zu vindiziren ſein. Herr Quatremère de Quincy hat nämlich in einer Abhandlung, die ſich in einer von ihm herausgegebenen Sammlung befindet, dargethan, daß ſchon Varro ein Verfahren entdeckt, dem ähnlich, welches man noch jetzt bei dem Drucke von Stoffen und Tapeten in Anwendung bringt. Er ließ nämlich mit dem Grabſtichel ſo viele Elfenbeinplatten ſtechen, als Nüancen in dem Modell-Porträt ſich fanden, und dann ein Linnen nacheinander auf die verſchiedengefärbte Platten mittelſt eines großen Steincylinders preſſen. Dies folgert der gelehrte Akademiker aus einer neuen Erklärung einiger Stellen Varro's und einer im Herkulanum aufgefundenen Darſtellung einer Ateliers-Scene. — In derſelben Sammlung findet ſich eine Abhandlung über die Venus von Milo, die eine der Hauptzierden des Pariſer Muſeums iſt. Herr Quatremère de Quincy macht es höchſt wahrſcheinlich, daß dies ein Werk des Praxiteles iſt. —

Eine Denkſchrift des Herrn von Santarem verdient hier noch erwähnt zu werden, die das einzige Bedeutſame iſt, was die zuletzt herausgegebenen Schriften der **Sociéte d'antiquaires** enthalten. Es wird darin über einige koſtbare in portugieſiſchen Bibliotheken vergrabene Manuſkripte Bericht erſtattet, welche mit herrlichen Miniaturen geſchmückt ſind. Herr von Santarem bemerkt, daß die Miniaturmalerei in Frankreich in hoher Blüthe ſtand, als Italien ſie ſelbſt dem Namen nach noch nicht einmal kannte, und daß die Könige von Portugal Penſionäre zu Paris hielten, welche die Malereien ausführten, die man in jenen Manuſkripten bewundert. Er glaubt in denſelben den Reichthum der Erfindung, die Reinheit des Styles, kurz alle die eminenten Eigenſchaften zu erkennen, welche die Schule Perugino's ſpäter in Anwendung brachte. —

Ein mit Recht geſchätztes Werk, der „**Cours d'antiquités monumentales**“ des Herrn von Caumont, iſt durch einen fünften Band bereichert worden, welcher ſich über die bürgerliche und Kriegsbaukunſt verbreitet. Obgleich die Forſchungen des Hrn. v. C. ſich auf den Weſten Frankreich's beſchränken, ſo verdient er doch den Dank der Künſtler für die gute Beobachtungs-Methode, die er bei uns in Aufnahme gebracht. —

Damit die Monumental-Archäologie ihr wiſſenſchaftliches Anſehen befeſtigen konnte, mußte ſie viele ſo genaue und ſcharfſinnige Forſcher zu den Ihrigen zählen, als Herr Proſper Mérimée ſich erwieſen. In ſeiner Eigenſchaft als Inſpektor der hiſtoriſchen Denkmäler hat er im Jahre 1836 die Monumente der alten Bretagne beſucht, welcher mehr als irgend einer andern Provinz das Gepräge der drei Alter der europäiſchen Civiliſation aufgedrückt iſt. Die Zahl der celtiſchen Denkmäler iſt dort ſehr groß. Der Dolmen von Gavr' Innis zeichnet ſich beſonders durch bizarre Skulpturen und Zeichnungen aus, welche deſſen Wände bedecken. Die altrömiſchen Ruinen haben nur ein ſtrategiſches Intereſſe. Die kirchlichen Gebäude aber reichen nicht über das **XIV.** Jahrhundert hinaus. Das Werk des Herrn Mérimée zeichnet ſich durch ſchlichte klare Behandlung aus. —

7. Geſchichts-Philoſophie. Die Geſchichte, ohne aufzuhören, ein Werk der Kunſt und des Gefühls zu ſein, wird ſich gewiß einmal zur Präziſion einer exakten Wiſſenſchaft erheben. Sie wird ihren genau beſtimmten Endzweck, ihre Experimental-Methode, ihre Bewahrheitungs-Regel haben. Schon längſt iſt dieſe Umwälzung durch inſtinktive Verſuche angekündigt. Das letzte Semeſter des vorigen Jahres hat uns die „**Philosophie de l'histoire**“ gebracht, eine vom Abbé Lechat (in 2 Bänden) beſorgte Überſetzung der von Friedrich von Schlegel im Jahre 1828 zu Wien gehaltenen Vorleſungen.

Der Verfaſſer, der in Folge ſeiner Converſion ſich der katholiſchen Schule angeſchloſſen, erklärt als ſeine Abſicht, daß er die Geſchichte mit der geheiligten Überlieferung wieder verſöhnen wolle. Der geſunden Logik zuwider iſt dies ein Schließen vor der Beweisführung. Eine ſolche Verſicherung iſt unnütz für den Gläubigen und ohne Autorität für ſolche, die ſich ihr Prüfungsrecht nicht nehmen laſſen wollen. Statt einer philoſophiſchen Deduktion hat Herr von Schlegel nur ein Plaidoyer zu Gunſten einer Doktrin geliefert. Ihm zufolge kämpfen vier Kräfte in der Welt miteinander und beſtimmen den hiſtoriſchen Fortſchritt: die Natur oder die materielle Kraft, der individuelle Wille, das böſe Prinzip, über welches man eine Erklärung vermißt, und die göttliche Macht, welche die menſchliche Raſſe erlöſen und zuletzt zur religiöſen Verbrüderung hinführen ſoll. Da dieſe vier Kräfte ſich aber niemals in Handlung zeigen, ſo iſt es unmöglich, ihre Energie zu ermeſſen.

III. Commerzielle Bewegung der Preſſe.

Der Buchhandel iſt ein Markt, der durch die Routine verproviantirt wird. Seine Fabrikation entſpricht mechaniſch unüberlegten Bedürfniſſen. Die Differenz von einem Jahre zum andern iſt daher durchgängig zu wenig markirt, um die Launen der Meinung zu verrathen. Wir beſchränken uns deßhalb hier nur auf Angabe der erheblichſten Veränderungen, wobei das **Journal de la Librairie** zu Grund gelegt wird.

Das Jahr 1835 hatte 82,298 Satzbogen geliefert; das Jahr 1836 lieferte deren nur 79,238. Auch glauben wir, daß die Zahl der Abzüge ſich bedeutend vermindert hat. Die Zahl der gedruckten Bogen ſchätzten wir für 1835 auf 125 Millionen; für 1836 dürfte ſie 100 Millionen nicht viel überſtiegen haben. Eine ſtarke Abnahme zeigt ſich hierbei hinſichtlich der moraliſchen und metaphyſiſchen Wiſſenſchaften, der Mathematik und der Naturwiſſenſchaften, der ſchönen Künſte, der claſſiſchen Literatur und der Geſchichte. Dagegen macht ſich eine Zunahme bemerklich bei der Jurisprudenz, der Politik und der caprizioſen Literatur: den Romanen, dem Theater und der Poeſie. Die ſtärkſte Abnahme zeigt ſich in der *theologiſchen* Abtheilung, welche 14,365 Satzbogen im Jahr 1835, aber im vorigen Jahre deren nur 11,308 produzirt hat. Doch findet keine Verminderung bei der Liturgie und den myſtiſchen Büchlein ſtatt. Die Philoſophie brachte nur 1042 Satzbogen zu Stande. Auch die Wiederabdrücke unſerer Claſſiker ſind von 9188 Bogen auf 6284 herabgeſunken. Als ein ſeltenes Beiſpiel von Übereinſtimmung der Regierung mit dem Lande iſt zu erwähnen, daß die Geſetze zur Förderung der Volkserziehung unter den Buchhändlern eine nützliche Concurrenz erweckt haben. Sie vermehren die Studienbücher und zeigen löblichen Eifer für deren Verbeſſerung. Die Bürgerklaſſe, die für ihren Unterricht ſich an Theater, Romane und Feuilletons hält, konnte in den Leſekabinetten 9,218 Bogen (alſo 1/10.) mehr finden als im Jahre zuvor. Die Zahl der aufgeführten Stücke iſt von 221 auf 296 geſtiegen, von denen 237 gedruckt worden. Im Jahr 1835 nahm es uns Wunder, daß man Reime genug geſchmiedet, um 1220 Bogen damit zu füllen; das Jahr 1836 bot deren ſogar 1663! Eilf große Gedichte (Jocelyn nicht mit eingerechnet), 49 Sammlungen, 19 Überſetzungen, Cantaten, Satyren, Elegien, Opuſcula ohne Zahl!

Auch die einfältige Habſucht, der ohnmächtige Ehrgeiz haben den Druckern ihren jährlichen Tribut entrichtet. *Hundertundſechzehn* Zeitblätter wurden im Jahre 1836 angekündigt. Neun Zehntheile derſelben ſind nicht über die Probenummern hinausgekommen; auf die Hälfte deren, die zu erſcheinen fortfahren, läßt ſich das traurige Wort der armen Leute anwenden: „Daſein iſt nicht leben.“

„Zum Schluſſe nur dies: die Unfruchtbarkeit des zweiten Halbjahres hat die Hoffnungen Lügen geſtraft, zu denen wir uns durch die Erzeugniſſe der erſten Monate des Jahres berechtigt halten durften, und das geſammte Werk, reduzirt auf das ruhmvolle und dauernde Element, entſpricht bei Weitem den Erwartungen nicht, die man von einem großen Volke zu hegen das Recht hat.“ —

Feuilleton.

⁂ **Goſſelin's elektriſcher Telegraph.** — Auch ein H. Goſſelin reklamirt gegen die vom Scotsmen angekündigte Erfindung eines elektriſchen Telegraphen. Er verſichert in den Débats vom 7. d. M., daß er ſchon vor einiger Zeit der Regierung ein Projekt für ſolche Anſtalt eingereicht. Er will ſeine Metalldrähte in bituminöſen Mörtel von 6 Zoll Durchmeſſer faſſen, was nur 90 Cent. bis 1 Fr. Koſten für eine Toiſe veranlaſſe.

⁂ **Berr's Schriften für die franzöſiſchen Israeliten.** — Hr. Mich. Berr veranſtaltet eine zweite, bedeutend vermehrte Ausgabe des „Abrégé de la Bible“ und des „Choix de Morceaux de Piété et de Morale“ zum Gebrauche der franzöſiſchen Israeliten. Dieſem Werke, welches in den Schulen derſelben aufgenommen, wird der Plan eines neuen religiöſen Ritus für die Israeliten beigegeben werden.

⁂ **Auf der Hamburger Blumenausſtellung,** welche kürzlich ſtattgefunden, hatte Hr. Böckmann u. a. an 650 Pelargonien in 220 Sorten aufgeſtellt, unter denen als neue beſonders ſchön auffielen, das Pelarg. pulcherrimum, Denis's perfection, Haricartianum, Admiral Napier, Navarino, Champion of Devon, Statica, Countess of Munster etc. etc.

⁂ **Die Eiſenbahn von Birmingham nach Liverpool** iſt am 3. d. M. eröffnet worden. Die Wagen, um ¾ vor eilf Uhr von Liverpool abgefahren, ſind um 3½ zu Birmingham angekommen, und haben im Durchſchnitt 27½ Meilen in der Stunde zurückgelegt. In einer Stunde wurden nie weniger als 25, einmal aber ſogar 40 engl. Meilen zurückgelegt.

⁂ **Pohl's wohlfeile Mahlmühle.** — Hr. Pohl aus Koſtegard bei Kopenhagen hat eine Maſchine erfunden, womit Mühlen, zu deren Betreibung zwei Pferde nicht ausreichen, durch die Kraft eines Mannes leicht in Bewegung geſetzt werden können. Da dieſe Maſchine mit geringen Koſten zu fertigen iſt, ſo eignet ſie ſich zu allgemeiner Benutzung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 174. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 26. Juli.

Die Partheien.

Skizze von Ph. von Mettingh.

Der alte penſionirte oder, nach dem modernen Ausdrucke: pragmatiſirte Regierungsrath von Adler war ſchon mehrere Stunden verdrießlich, ohne, wie gewöhnlich, die Schritte zu zählen, die er ſeiner Geſundheit für nöthig hielt, und ſo ſchnell als es Gicht und Rheumatismus geſtatteten, in ſeiner Bibliothek umhergewandelt, wo der Anblick der prächtigen Bände dieſer nach ſeiner eig'nen Schätzung unſchätzbaren Sammlung bisweilen die Wallungen ſeines zornigen Gemüthes beſchwichtigte; doch da eben die Pendule 12 ſchlug, und die übrigen goldſtrahlenden Pariſerinnen bald folgten, ob es gleich unter die Qualen ſeines Lebens gehörte, daß es ihm nie gelingen wollte, die zahlreichen Uhren zu ganz gleichem Gange zu zwingen, da rötheten ſich ſeine wohlausgeſtopften Wangen noch höher, und er ſtampfte mit dem Stock auf den Boden. In demſelben Augenblick öffnete Mamſell Dorothea, die Haushälterin des Junggeſellen, von der er bei guter Laune zu rühmen pflegte, daß ſie das einzige pünktliche Frauenzimmer auf Erden ſei, eben ſo verdrießlich als ihr Herr die Thüre und fragte: ob ſie anrichten ſolle. „Einfältige Frage!" brummte der Rath, „meint Sie, ich werde auf den jungen Herrn warten? Der Oheim auf den Neffen, der verdiente Staatsdiener auf den neugebackenen Landtagsdeputirten? Ich hätte Sie für klüger gehalten." Mit dieſen Worten verfügte er ſich in ſein Eßzimmer, das prunkend aufgeputzt, die Glasſchränke reich mit Silbergeſchirr gefüllt, zu einem Gaſtmahle decorirt ſchien, ob es gleich nur die gewöhnliche Hausordnung war; denn Herr von Adler imponirte gern, und hegte überdies die Meinung, daß für ſein werthes Ich das Beſte nicht zu gut ſei. Aber heute ergötzte ihn dieſer glänzende Anblick nicht, da er, wie alle herſchſüchtigen egoiſtiſchen Menſchen, in jeder Vernachläſſigung ein Majeſtätsverbrechen, eine Kränkung ſeiner Würde fand, und über dergleichen Kleinigkeiten mit allen ſeinen Bekannten langwierige Kämpfe beſtand.

Eben hatte Herr von Adler, langſam eſſend, was er für ſehr geſund und dabei vornehm hielt, den Suppenlöffel hingelegt, und Dorothea wollte die Terrine wegheben, als man die Hausthüre raſch öffnen hörte. Dorothea hielt inne. „Die Suppe wird fortgetragen," ſagte Adler gravitätiſch; „mein Diner geht ſeinen Gang fort und der ſaumſelige Herr Neveu können ſich mit den folgenden Speiſen begnügen." — Ein junger, ſchöner Mann trat herein und begann mit Entſchuldigungen, welche der Rath kalt aufnahm. „Du biſt doch mit dem Eilwagen gekommen," ſagte er, „und in der Annonce ſteht, daß dieſer pünktlich halb zwölf eintrifft; ja man machte ſo viel Aufhebens von dieſer neumodiſchen Regelmäßigkeit, daß ich mich verſucht fühlte, einmal die Probe zu machen, wenn ich das ſtarke Schütteln und die gemiſchte Geſellſchaft nicht geſcheuet hätte." — Der Neffe lachte: „Sie wiſſen ſicher aus Erfahrung, wie es in Deutſchland mit den Nachahmungen geht; wir beginnen mit Eifer, ſinken aber dann wieder in unſern alten Schlendrian zurück, worin wir uns behaglicher fühlen, und weil wir Lord Byron's Compliment verdienen müſſen." — „Was iſt das für ein Lord?" fragte Adler neugierig; „etwa ein vornehmer Bekannter von dir?" — „Nicht doch," verſetzte der Neffe, „ein Dichter, der . . .“ — „Laſſen wir die Verſemacher,“ unterbrach der Alte, „ſetze dich, und ich will hoffen, daß du auf deinem Gute ſtrenger auf Ordnung ſieheſt, als bei deinen Reiſeeinrichtungen.“ — Ludolf verſchmerzte den Stich und aß mit gutem Appetit, während der Rath, unmuthig, daß Jener ſich nicht gehörig ärgerte, den Genuß mit allerlei guten Lehren würzte. „Du mußt eingeſtehen,“ begann er, „daß es ein Beweis meiner ungewöhnlich großen brüderlichen Liebe gegen deine ſelige Mutter iſt, daß ich dich, der Störung ungeachtet, vielleicht auf mehrere Monate in mein Haus aufnehme, denn ſo lange kann der Landtag wohl dauern.“ — „Man hat ſogar Beiſpiele von Jahren,“ murmelte der Neffe. — „Ich hoffe, du wirſt meine Güte ſchätzen, keine lärmende Geſellſchaft in mein Haus führen, Abends punkt zehn nach Hauſe kommen, auf den Treppen nicht pfeifen, ſpringen und ſingen, und die koſtbaren Möbel in deinem Zimmer wohl in Acht nehmen, dann dich in allen Stücken nach der Hausordnung richten, die ich dir heute Abend vorleſen will. Iß doch nicht ſo geſchwind, ich bitte dich; ſeit Bonoparte ſein Diner in einer Viertelſtunde abſolvirte, glaubt jeder, er ſei ein großer Mann, wenn er ſeine Mahlzeit unanſtändig hinunterwürgt. Aber wieder auf meine Hausordnung zu kommen, ich ſchelle dem Geſinde einmal, und wehe dem, der nicht erſcheint! Dorothea ſchellt zweimal, und wenn du Aufwartung brauchſt, wirſt du dreimal klingeln, ſo bleibt Alles in Ordnung, und Jeder weiß, wem das Signal gilt. Dieſes vorläufig; die Hausordnung enthält übrigens 58 Punkte, doch wäre es am Beſten, wenn du dir den weſentlichen Inhalt zur Notiz abſchreiben wollteſt.“ — „Freilich,“ entgegnete Ludolf, „ich bin etwas vergeſſen, und möchte lieber . . .“ — er hielt inne, denn er wollte ſagen: „auf dem Blocksberg klingeln;“ aber er bezwang ſich, denn für ihn, den Beſitzer großer, von den Vorfahren tiefverſchuldeter Güter, war der reiche, kinderloſe Oheim eine gar wichtige Perſon.

Dorothea kam mit ernſter Miene herein. „Das Kammermädchen des Stiftsfräuleins von Waldern iſt draußen, mit einer Einladung zum Thee an den Herrn von Willis.“ — „Ich werde aufwarten,“ antwortete Ludolf; „wir machen gewiß Geſellſchaft, lieber Oheim, das Fräulein iſt ja Ihre verehrte Freundin.“ Adler runzelte die Stirne. „Das iſt vorbei — denke dir die Impertinenz — du weißt vielleicht noch, was ich durch ihre verdammte Hundeliebhaberei ausgeſtanden. Nun ſtarben glücklicherweiſe der Poſa und Almanſor an einem Tage, wobei ich meine Herzensfreude, trotz ihrem Lamento, deutlich zeigte, und es dauerte eine Weile, bis ſie wieder Beſtien nach ihrem Geſchmack auskundſchaftete. Nun war aber das Thier theuer, ſie handelte und handelte, ſo ſehr ich auch proteſtirte — bemerke das wohl, — endlich zerſchlug ſich der Kauf wegen ein paar Thalern; da raiſonnirte ich ſo: meine vernünftigen Bitten und Vorſtellungen, die Behaglichkeit meiner Viſiten gelten ihr nicht einmal ein paar Thaler, gehorſamer Diener, und ich blieb weg. Sie iſt nicht gleichgültig geblieben, ſie hätte gern meine Empfindlichkeit beſiegt, aber ich bin unerbittlich, wie der Fels im Meere.“ — „Wie hart, lieber Oheim!“ verſetzte Ludolf, „nach einer Liaiſon von dreißig Jahren! Laſſen Sie mich den Vermittler machen. Wo wollen Sie eine ähnliche Freundin finden? Gleiche Tendenzen, Übereinſtimmung der Anſichten, geiſtreiche, politiſche Geſpräche, Alles iſt dort vereint.“ — „Ja,“ verſetzte der Oheim, „Niemand konnte beſſer über die Franzoſen ſchimpfen und dem ſogenannten Napoleon an ſeiner goldpapiernen Krone-reißen, aber was half uns der Sieg? Habe ich weniger Ärgerniß gehabt ſeit dem heiligen Krieg und der heiligen Allianz? Liberalismus, Carbonaria, Rebellion, Sand nebſt Conſorten, naſeweiſe Journale, die keine Achtung für uns verdiente Männer haben, unſere bündig ausgearbeiteten Druckſchriften für das preisliche Kammergericht zu Wetzlar nicht einmal kennen.“ — „Das Kammergericht mag ſehr weiſe geweſen ſein,“ antwortete der Neffe, „nur war es für die Lebensdauer des Geſchlechts vor der Sündfluth berechnet.“ — Adler zuckte die Achſeln. „Die Prozeſſe dauerten freilich lange, ich arbeitete an dem gräflich-Sayniſchen Erbprozeß, welcher 1635 begann, und 1800 noch ſtark ſchwankte; aber mit welcher Vorſicht wurden auch Gründe und Gegengründe abgewogen. Du kannſt meine Druckſchriften zu deiner Belehrung leſen. Jetzt geht Alles ſchnell und verwirrt, ſtatt Deductionen — Pasquille, ſtatt unterwürfiger Vaſallen — kecke Ständeverſammlungen.“ — „Ei, lieber Oheim!“ rief der Neffe, „Sie waren ja auch auf frühern Landtagen, machen Sie mir meinen Beruf nicht zuwider.“ — „Das iſt ein himmelweiter Unterſchied,“ entgegnete Adler, „damals ging Alles ſyſtematiſch in der ſchönſten Ordnung, wie es ſeit Jahrhunderten gegangen. Wir Cavaliere hielten erſt in irgend einem gaſtfreien Edelhofe, wo es delicate Haſen, Rehkeulen und Schinken gab, den ſogenannten Vorlandtag, wo unter galanten Diſcurſen mit dem adlichen Frauenzimmer ſchon vorher das Nothwendigſte beſprochen wurde. Dann hielten wir etliche regelmäßige Sitzungen, die zur gehörigen Stunde geſchloſſen wurden, damit Niemand's Hausordnung geſtört wurde. Wir bewilligten, was die gnädigſte Landesherrſchaft begehrte, auch zuweilen ein donum caritatis, vertheilten hernach die Laſten auf den Bauernſtand, machten unſere Aufwartung bei Hofe, wurden gnädig und herablaſſend aufgenommen, erhielten artige Geſchenke, wie hier meine rothatlaſſene in Gold und Silber geſtickte Weſte, riefen: „„Vivat der Landesvater und die Landesmutter!““ und gingen nach wohlangewandten Wochen ruhig nach Hauſe. Aber jetzt — verſchont mich mit euern Nachahmungen der franzöſiſchen Nationalverſammlung, des engliſchen Unterhauſes, des amerikaniſchen Congreſſes, und wie die verdammten Vorbilder alle heißen mögen.“ — „Sie wollen mich entmuthigen,“ ſagte der Neffe: „ich bin weder ein Ultraliberaler noch ein Royaliſt; ich möchte nach meinen geringen Kräften zum Wohle des Ganzen mitwirken, und Mißbräuche ohne gewaltſame Umwälzungen wegſchaffen helfen; aber ich kann nicht läugnen, daß mich böſe Ahnungen quälen, und immer tönt der Ruf in meine Ohren: „das Vaterland iſt in Gefahr.“ — „Es ſchlägt eben Eins,“ unterbrach der Oheim, „das iſt meine Stunde zum Spazierengehen, und verdrießliche Gedanken ſtören die Verdauung.“

Ludolf fand wirklich ſeine Zimmer ſchön und koſtbar möblirt; aber er hätte ſeine Rohrſtühle und altmodiſchen Nußbaumtiſche herwünſchen mögen an die Stelle dieſer ſeidenen Sopha's und ſchimmernden Geräthe, denn er wußte, daß Mamſell Dorothea und der Oheim mit Argusaugen auf jedes Stäubchen und jeden Dintenfleck lauern würden, und nichts war ihm unbehaglicher, als ein Sclave ſeiner Geräthſchaften zu ſein, da es ihn oft bei Anderen ergötzt hatte, wenn er bemerkte, daß die Sorge um die feinpolirten Herrlichkeiten ſie ganz beſchäftigt, und die Möbel nicht für ſie, ſondern ſie für dieſe exiſtirten. Zur Vermehrung ſeiner Verſtimmung ſchleppte auch noch Mamſell Dorothea einen Korb mit prächtig gebundenen Büchern herbei, denn Ludolf haßte brillanten Einband, weil er gern Bücher lieh und verlieh, ohne ſich damit zu geniren, obgleich er nicht wie ſeine ländlichen Nachbarn dabei Wurſt und Butterbrod verzehrte, die ihren Doppelgenuß durch große Fettflecken beurkundeten.

„Das iſt wohl gar die Hausordnung, die ich abſchreiben ſoll?“ fragte Ludolf, zwiſchen Lachen und Ärger ſchwankend. — „Nur hier das kleine Werkchen,“ erwiederte Dorothea mit einem Knix, „die andern Bücher aber ſind die Druckſchriften des Herrn, die möchten Euer Gnaden ſtudiren, nur wollte ich unterthänigſt bitten, nicht Abends im Bett, die Vorhänge fangen leicht Feuer, und der Schmutz aus der Lichtſcheere könnte auf die ſeidene Decke fallen.“

Früher, als es ſich in der Hauptſtadt — wie man die mäßig große Reſidenz nannte — ziemen mochte, denn die Landleute, an Frühaufſtehen gewöhnt, ſind überall, vielleicht auf etwas läſtige Weiſen die Erſten — trat Ludolf in den kleinen Saal, worin Fräulein von Baldern ihre Geſellſchaft empfing. Sein Herz pochte ſtärker, als ihm die bekannten Gegenſtände in das Auge fielen, denn die Familie war nicht reich genug, um, wie andere Bewohner der Reſidenz, alljährlich ihre Umgebungen zu wechſeln, auch verehrte Fräulein von Baldern ihre altmodiſche ſilberne Theekanne, wie ein Heiligthum, denn neues Silbergeſchirr, meinte ſie, könne jeder reichgewordene Krämer haben, aber das verſchnörkelte Alte wäre nur im Beſitz vornehmer Familien. Vor mehreren Jahren war Willis mit ſeiner verſtorbenen Mutter hier geweſen, und die Erinnerung an ihre treue, aufopfernde Liebe — jene Liebe, die man ewig vermißt, weil kein irdiſches Gefühl ſo rein von Selbſtſucht uns umfaßt — erweichte ſein Herz. Er gedachte, wie ſie mit ihm geſcherzt hatte über ſeine Aufmerkſamkeit für die kleine Malvina, die jüngſte Nichte der Hausdame, und da ſeine Lage ihm bisher ernſtere Verbindungen nicht geſtattete, ſo war das holde Kind bisher die Dame ſeiner Gedanken geblieben.

(Fortſetzung folgt).

Aus Mainz.

(Aus einem Privatſchreiben).

(Mitte Juli).

— — — Auf allen Zungen, in allen Herzen: Gutenberg! Wollte Gott, ſein Geiſt wäre in allen Köpfen.

Es wundert mich, daß von der Legion Correſpondenten, welche unſere Bundesfeſtung beſitzt, und welche alle deutſchen Blätter belagern, noch keiner auf einen Gedanken kam, der . . . Doch nein es wundert mich nicht! Iſt Gutenberg doch ſogar für Ahasver zum Erlöſer geworden!

Alſo, daß wir uns verſtehen: was in Gutenberg's Feſtangelegenheit comitétiſch-äſthetiſch angeſetzt, bleibt feſt und heilig, und wer der fixen Idee widerſpricht, iſt ein Ketzer oder Narr.

Ich bin ein ruhiger Menſch und mit Allem zufrieden, ſogar damit, daß meine Mainzer ihren Shakspeare brav ſtudirt haben, was man daraus ſieht, daß ſie jedem Feſt-Reiſenden mit Jago zurufen: „Thue Geld in deinen Beutel!“ Der ſilberne Rhein und das goldene Mainz! Alſo: einverſtanden vorneweg mit Allem; aber denken Sie ſich, Freund: die Krone, der würdige Schluß des Feſtes . . . „Nun?“ fragen Sie. „Feſtvorſtellung im Theater!“ — „Und was für ein Stück?“

Johannes Gutenberg.
Große romantiſche Original-Erbärmlichkeit
von
Charlotte Birch-Pfeiffer.

Iſt das nicht ſinnig? Nicht tiefgefühlt? Deutſchland's größte lebende Dichterin verherrlicht das Feſt.

Meine Landsleute mögen mir's nicht übel deuten, wenn ich mir die Freiheit nehme zu bemerken, daß ich mir keine größere Kleinlichkeit einbilden kann. Bei dem Namen Gutenberg denkt man doch außer an die Menſchheit auch an's Vaterland; in dieſem Deutſchland, das der Welt einen Luther gab, vergißt man bei einem Nationalfeſt die Welttragödie Göthe's, und gibt den Gutenberg der Birch-Pfeiffer. Wir ſollten uns ſchämen. Wenn, wie billig, der Dichtkunſt dabei, wo eines Weltbewegers Gedächtniß gefeiert wird, das Wort und der Ehrenplatz vergönnt iſt, ſtünde es uns goldenen Mainzern wohl an, Deutſchland's größte Mimen zu veranlaſſen, ſich zu einer Darſtellung des Göthe'ſchen Fauſt's an jenem Tage zu vereinigen. L. Löwe iſt uns jetzt nahe (in Frankfurt), Seydelmann (Mephiſto) würde nicht anſtehen, die Lindner desgleichen, bis zu den kleinſten Parthieen hinab würden ſich gewiß die beſten deutſchen Schauſpieler von nah und fern freudig einfinden, um endlich den Fauſt vor einem ganzen Volke würdig darzuſtellen; die Initiative zu einem allgemeinen deutſchen dramatiſchen Feſte zu geben, wäre des Tages würdig und würde uns keine Schande machen.

— z —

Feuilleton.

.*. **Die proteſtantiſche Aſſociation zu London.** — Von London aus wird berichtet, daß zu Anfang des v. M. die dortige proteſtantiſche Aſſociation in einer Verſammlung von ungefähr 100 Perſonen eine Petition an das Parliament um Ausſchließung der Katholiken aus demſelben zu richten beſchloſſen, worin es unter andern heißt: „Die Zulaſſung von Katholiken zu politiſcher Gewalt in einem chriſtlichen Staate iſt eine direkte Verletzung des Verbandes, der zwiſchen demſelben und dem moraliſchen Lenker des Weltalls beſteht, eine Verbrüderung der Nation mit dem Götzendienſte, und kömmt der Anerkennung der Ungläubigen gleich, daß die Religion mit der perſönlichen Befähigung zur Civilverwaltung in einem ſolchen Staate Nichts zu ſchaffen habe.“ In ſchönſter Harmonie hiermit ſteht, daß kürzlich ein presbyterianiſcher Geiſtlicher in Londonderry verhaftet worden, weil er gegen die Suprematie des Königs in geiſtlichen Angelegenheiten gepredigt.

.*. **Zahl der von 1791 — 1837 in Frankreich ertheilten Erfindungspatente.** — Amtlichen Urkunden zufolge wurden in Frankreich vom 1. Juli 1791, der Epoche der Einführung, bis zum 1. Jan. d. J. im Ganzen genommen 7375 Erfindungs-, Vervollkommnungs- u. Einführungspatente ertheilt, und zwar Erfindungspatente auf 5, 10 und 15 Jahren 5641. Von der Geſammtzahl kommen auf —

die conſtitutionelle Monarchie von 1791—1798 incl. für 8 Jahre .	67 Patente,
— Republik vom J. 1, 2 bis 14 für 14 Jahre	301 —
das Kaiſerreich von 1806—1813 für 8 Jahre	66 —
die Reſtauration von 1815—1830 für 16 Jahre	[illegible] —
— Julimonarchie von 1830—1836 für 7 Jahre	2016 —

In der vom Journal de Commerce vom 6. d. M. gebotenen Ueberſicht finden wir Erfindungspatente ertheilt: im Jahre 1793: 4, J. 4 der Rep. 6, J. 8 der Rep. 16, — J. 13 der Rep. 33, im J. 1806 (des Kaiſerreiches) 66, im J. 1816: 121, — im J. 1825: 346, endlich die höchſte Zahl im J. 1834 mit 426;

.*. **Gymnaſtik zu Leipzig.** — In Leipzig iſt am 3. d. M. der öffentl. Unterricht in körperlichen Uebungen auf einem ſehr zweckmäßig dazu eingerichteten Platze zunächſt mit 100 Schülern, welche nach dem ausdrücklichen Wunſche ihrer Eltern ſich dazu gemeldet hatten, eröffnet worden. Es iſt bereits von ſo vielen Seiten und noch unlängſt in den Frankfurter Jahrbüchern ſo Beherzigenswerthes über die Unentbehrlichkeit gymnaſtiſcher Uebungen zum Gedeihen der Jugend geſagt worden, daß zu hoffen ſteht, man werde bald in allen civiliſirten Städten nicht bloß die Abgeſchiedenen durch koſtbare Steine zu ehren, ſondern auch die erſt werdende Generation durch, ohnehin ſehr wenig koſtſpielige — gymnaſtiſche Anſtalten zu einem friſchen kräftigen Leben zu fördern ſich angelegen ſein laſſen.

.*. **Thorwaldſen's Muſeum.** — Die Subſkribenten für Thorwaldſen's Muſeum haben am 21. v. M. eine Generalverſammlung gehalten, und 15 Repräſentanten gewählt, welche im Verein mit Thorwaldſen ſelbſt die erforderlichen Beſchlüſſe über Verwendung der eingeſammelten Kapitalien faſſen werden.

.*. **Schrift über den Zuſammenhang der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften untereinander.** — Ein engliſches Werk, welches unter Arago's Leitung in's Franzöſiſche überſetzt, unter dem Titel „De la connexion des sciences physiques“ erſchienen iſt, erfreut ſich reichen Beifall's, auch der Gelehrten. Klar, bündig, mit großer Vollſtändigkeit ſind darin die wichtigſten Phänomene, Entdeckungen und Experimente, die dem Gebiete der Phyſik angehören, dargeſtellt.

.*. **Der Haarrauch.** — Da noch Manche, ſelbſt ſolche, die ſich liebhaberiſch mit der Naturkunde befaſſen, die Meinung äußern, bald, der ſog. Höhenrauch entſteige den Poren des Erdballs, bald, er ſei ein Erzeugniß der Atmoſphäre, ſo bringen wir in Erinnerung, wie ſchon Hr. Egen in einer vor zwei Jahren herausgegebenen Abhandlung: „der Haarrauch“ — erwieſen, daß derſelbe von den Moorbränden an der Nordſee, und der eben angeführte Namen von Haar oder Hardt herrühre, was in Weſtphalen eine mäßige Berghöhe bezeichnet. Die Hochmoore, auf denen jener Rauch erzeugt wird, erſtrecken ſich in dem etwa 15 Meilen breiten Küſtenſaume der Nordſee vom Süderſee bis zur Niederelbe, alſo über einen Raum von ungefähr 300 Quadratmeilen, und nehmen beinahe ¼ dieſes Flächenraumes ein. Hr. Egen weiſt in ausführlichen Tabellen nach, an welchem Datum in jedem Jahre ſeit 1820 das Moorbrennen an der Nordſee angefangen, und wie an den folgenden Tagen der Rauch ſich ringsum in die Länder ausgebreitet hat. So kam u. a. ein ſolcher Rauch, der am 21. Mai im Norden aufgeſtiegen, Nachmittags um drei Uhr nach den Niederlanden, und bedeckte Abends die Länder von der Nordſee bis Coblenz, von Arnheim bis Minden, ſchon an demſelben Tage war er in Paris, am 23. Mai in Straßburg.

.*. **Franzöſiſche Jagd auf ſpaniſche Handſchriften.** — Dem Vernehmen nach ſendet die franzöſiſche Regierung jetzt auch einen Literator, man nennt Hrn. Roſſew Saint-Hilaire, nach Spanien, um koſtbare Handſchriften und ſeltene Drucke zu kaufen, die jetzt nach Schließung der Klöſter und Zerſtreuung mehrerer Bibliotheken leicht zu haben ſein werden. Wird auch hierbei Deutſchland müßig zuſehen und — leer ausgehen?

.*. **Elektriſcher Telegraph zu München.** — Prof. Steinheil in München verſucht den von Gauß (und vor demſelben von Sömmering) angegebenen Plan zu einem elektro-magnetiſchen Telegraphen dort in Ausführung zu bringen.

.*. **Tribouillet's elektriſcher Telegraph.** — Hr. Goſſelin hat gegen den Scotsmen die Priorität der Erfindung eines elektriſchen Telegraphen in Anſpruch genommen. Jetzt nimmt das „Echo de la Frontière“ gegen Hr. Goſſelin dieſe Priorität für Hrn. Tribouillet zu St. Amand in Anſpruch, der die Idee zu ſolchem Telegraphen ſchon 1820 gehabt und ſie 1826 bekannt gemacht habe.

.*. **Muſikaliſcher Telegraph zu Wien.** — Während in Frankfurt a. M., Paris, Edinburg und München elektriſche Telegraphen erfunden und an beiden letzten Orten Verſuche zu deren Ausführung angeſtellt werden, ſoll in Wien ein muſikaliſcher Telegraph — oder wohl richtiger Telephraz (Fernſprecher) erfunden und bereits am 28. Juni ein Verſuch damit angeſtellt worden ſein, und der Vortheil dieſer Einrichtung vorzüglich in ſchneller und klarer Mittheilung aus einer Entfernung von 2000 Wiener Klaftern beſtehen.

.*. **Die Sparkaſſen in England.** — Dem Parliament vorgelegten Ueberſichten nach ſind ſeit Errichtung der Sparkaſſen in England, alſo ſeit 1817, in dieſelben 20,760,228 Pf. St. eingelegt und nur 5,641,330 zurückgezahlt worden, ſo, daß 15,111,890 Pf. St. darin verblieben.

.*. **Kupferſtich von P. Toſchi.** — Als Seitenſtück zu P. Toſchi's bekanntem Stich nach Raphael's „Spasimo di Sicilia“ erſcheint jetzt bei Artaria und Fontaine in Mannheim ein Stich von demſelben Kupferſtecher, nach Daniel Ricciarelli's (genannt di Volterra) Kreuzabnahme. Volterra's Hauptwerk iſt in der Kapelle Maſſimi auf Trinità del monte, wo er für Helena Orſini die Geheimniſſe des Kreuzes in einer Folge von acht Bildern darſtellte. In dieſem herrlichen Cyclus muß die „Kreuzabnahme“ als ſein Meiſterſtück betrachtet werden, wie ſie denn auch von jeher mit Raphael's „Transfiguration,“ und der „Communion des ſterbenden Hieronymus“ von Dominichino, als eines der drei ſchönſten Altarbilder in Rom angeſehen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 175. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 27. Juli.

Die Partheien.

(Fortſetzung).

Aus dieſen halb trüben, halb heitern Träumereien wurde er durch die Tante aufgeſtört, die bei ſeiner Meldung ihre Toilette beſchleunigt hatte, und ihm mit ihrer gewöhnlichen ſteifen, kerzengraden Haltung und mit huldreichem Lächeln entgegen kam. Obgleich oberflächliche Beobachter nur ihre Thorheiten ſehen mochten, ſo konnte doch dem Tieferblickenden nicht entgehen, daß ſie des innigſten Mitleids würdig ſein dürfte. In ihrer Erſcheinung konnte man noch Spuren ehemaliger ausgezeichneter Schönheit bemerken, und wie Alle, denen dieſe vergängliche Zaubergabe zu Theil geworden, wollte ſie ſich den Verluſt zwar nicht eingeſtehen, fühlte ihn aber doch in neuen Qualen. Wer einmal gewöhnt iſt, Aufſehen zu erregen, zu herrſchen, mit einer freundlichen Miene zu entzücken, der lernt nie begreifen, daß er unbedeutend, unbeachtet werden könne, dem iſt die Gleichgültigkeit, an welche Andere gewöhnt ſind, eine tödtliche Beleidigung, jede Vernachläſſigung — ein Dolchſtoß, und ein ruhiges, ſtilles Leben — Höllenqual. Was der Armen die Welt früher gegeben, hatte ſie ihr auch wieder genommen, keine Erinnerung wahrer, wenn auch im Grabe rührender Liebe, gab ihr Befriedigung und ruhigen Hinblick in eine zweite Welt; ſie ſuchte noch immer hier, wo ſie überall zurückgeſtoßen wurde, ihren einzigen Genuß, und die verletzte Eitelkeit iſt ein nagender Vampyr, der unſättlich ſeinen Raub bis an die Todespforte umklammert. Nur wirkliche Liebe und Hingebung, nur jene ſtille, ich möchte ſagen, geheimnißvolle Frömmigkeit, die das Lob der Menſchen flieht, vermag die Frauen mit ihrem, in jedem Verhältniß herben Loos auszuſöhnen, das nur in der Jugend ein paar Sonnenblicke vergolden; denn was bleibt ihnen in den Tagen des Alters? Den Vermählten Gleichgültigkeit, oft Treuloſigkeit des Gatten; den Müttern Sorge, oft Undank, faſt immer Vernachläſſigung der Kinder; den Unverheiratheten Einſamkeit und oft Verſpottung.

Ludolf fühlte bei der Anrede der Tante die frühern Anklänge nachhallen, und ſeine Begrüßung, gefühlvoller als höflich, begann mit Reminiscenzen an ſeine Mutter, aber das Fräulein gedachte nicht ohne Verlegenheit der langjährigen Freundſchaft mit einer alten Frau, deren Sohn ſich zum Landtagsdeputirten qualifizirte, denn ſie unterbrach ihn ſchnell: „Ihre theure Mutter hatte viel Güte für mich, viel Nachſicht mit meinen Unbeſonnenheiten, und ich hoffe, lieber Herr von Willis, Sie werden ähnliche Geſinnungen zeigen, weil ich mich in einer Lage befinde, wo ich den Rath, die Theilnahme einer bejahrten Freundin ſchmerzlich vermiſſe. Mein Bruder hat den ſeltſamen, wenn auch gutgemeinten Gedanken gehabt, mich auf ſeinem Todbette zur Vormünderin der Seinigen zu ernennen, — es ſind wohl liebe Kinder, aber ſie machen mir doch viele Sorge.“ Indem traten die beiden älteſten Kinder herein, die in der ganzen Fülle der Zwanzig blühten. Die zweite, — Theone, überraſchte Willis, wie ihn noch nie ein weibliches Weſen überraſcht hatte, denn zu ſeiner Zeit war ſie in einer franzöſiſchen Penſion. Nicht das prachtvolle Ebenmaß ihrer hohen Geſtalt, nicht die Fülle ſchwarzer Locken, nicht das Feuerauge, das ſüdliche Gluth forderte und verhieß, das Alles war es nicht, das hatte er ja wohl ſchon öfter einzeln oder vereinigt geſehen, aber der ſeltſame Ausdruck dieſer herrlichen Züge, das Abgemeſſene ihrer Darſtellung, das kalte, ſtolze Lächeln des Roſenmundes, deſſen Schönheit doppelt gegen die marmorbleichen Wangen abſtach, die mehr an eine Bildſäule, als an ein lebendiges Weſen mahnten, das erſchien dem guten Willis wie ein reizendes, verführeriſches Räthſel. Er wußte nicht, daß hier ein herrliches Geſchöpf im Strudel der Zeit untergegangen war, daß es heute eine Charlotte Corday, morgen eine Seherin von Prevorſt, übermorgen eine Philoſophin a la Staël war, wie es gerade Laune und Eitelkeit fügten.

Mit ihr hatte die Tante vorzüglich große Noth, denn es ging ihr, wie vielen Leuten, die ſelbſt thöricht, Andere klug und vernünftig machen wollen, und dabei glauben, daß man mit Vorſtellungen und Raiſonnements viel ausrichte, ſtatt der Zeit und der Gewalt der Nothwendigkeit es zu überlaſſen, die unerbittlich und ſicher jede Selbſttäuſchung zerſtören und den Menſchen in das Gleis der Gewöhnlichkeit zu zwingen wiſſen.

Hinter den Damen zeigte ſich Adalbert, deſſen ſich Willis noch als eines vorlauten, verzogenen Knaben erinnerte. Er kam von der Univerſität, war lang aufgeſchoſſen, hagern Antlitzes, das ein unförmlicher Backenbart ſchmückte, trug ungeheuere Sporen, wie ein Kavallerieoffizier, war ein Ultraliberaler, was man früher die Deutſchen unbedingt nannte, über deren Treiben der Renegat von Dörring ſo Wunderliches berichtet, dichtete patriotiſche Lieder, faſt ſo herrlich wie jenes berühmte Gedicht der dreiunddreißig von Follen, in welchem die Mainzer Commiſſion tiefen Sinn ſuchte und — fand; ließ den, einer fürſtlichen Bruſt beſtimmten Dolch, den er im Buſen trug, ein wenig hervorblinken, kurz, er war der Mann ſeiner Zeit, ſo wie die jungen Männer der Vergangenheit mit Siegwart weinten, mit Werther ſich erſchießen wollten, und dann als Kantianer, ſpäter als Naturphiloſophen frommen Eltern und Lehrern Schrecken und Graus einzujagen ſtrebten, und ſich um ſo widerſpenſtiger ſtellten, je mehr die Anderen warnten, ermahnten und baten, wo ſie nur ruhig hätten abwarten ſollen, bis die ſchillernden Seifenblaſen von ſelbſt in Nichts zerfloſſen wären.

Adalbert hielt ein Buch in der Hand, aus dem er ſogar im Spazierengehen den Schweſtern vorlas, und deſſen Anblick die Tante immer außer ſich brachte; es waren die Memoiren aus St. Helena, von Las-Caſas, denn unbegreiflicher Weiſe war der despotiſche Napoleon das Idol der Freiheitsſchwärmer geworden, und, um der Vorleſung zu entgehen, rief die Tante: „Wo iſt denn Malvina? Ich muß ſie ihrem alten Freund vorſtellen.“ — „Wie immer, im Garten,“ antwortete Sidonia, ein ruhiges, wohlgenährtes Mädchen; „es iſt erſtickend heiß, aber ſie verläßt ihre Blumen nicht, und möchte am Ende jäten, wie eine Magd.“ — „Es iſt zwar eine geiſttödtende Beſchäftigung,“ bemerkte Adalbert, „aber doch immer noch beſſer, als jenes dumpfe Nichtsthun vieler jungen Mädchen, es iſt wenigſtens eine Lebensregung, ein Streben nach Thätigkeit, und dieſes Bedürfniß zu handeln iſt den höchſten menſchlichen Naturen eigen, und wird zur Qual, wenn es nicht befriedigt werden kann. So fühlte der Heros, der als ein zweiter Prometheus an den Felſen geſchmiedet von dieſem Geier zerriſſen wurde.“ — „Geh’ mit deinem Heros,“ ſchmähte die Tante, „er grämte ſich zu Tode, weil er nicht mehr Tauſende zur Schlachtbank führen und Plebejer-Töchter auf Throne heben durfte.“ — „Das war eben,“ entgegnete Adalbert,“ „das noch immer lebendige republikaniſche Prinzip in dem großen Weltbeſieger.“ — „Dieſe republikaniſche Geſinnung,“ meinte Willis, „malte ſich darin doch etwas zweideutig, ſo wie ſeine Neigung zur Preßfreiheit bei Palms Todtſchießen. Seine eigentliche Natur zeigte ſich auch in der ſtaunenswürdigen Schwäche gegen Ordensbänder, Kreuze und ähnlichen Tand, ſo daß er bei der Vorſtellung der weſtphäliſchen Deputirten ſein erſtes Augenmerk auf das Kreuz des armen Abts von Königslutter richtete und ſich geärgert abwandte, da er die Unbedeutendheit jener Decoration erfuhr.“ — „Sie ſind ein Abtrünniger, Herr von Willis!“ rief Adalbert, „wie oft haben Sie hier in dieſem Saal durch ihr Rühmen Napoleons die Tante gekränkt.“ — „Das war in jener Zeit,“ verſetzte Willis, „da man ihn zu einem Ungeheuer ſtempeln wollte und ich ihn für einen hochbegabten ſeltenen Mann hielt, wofür ihn auch die Nachwelt gelten laſſen wird, während man ihn jetzt zu einem Götterbild erheben will. Ich weiß wohl, daß man es durch ſolche gemäßigte Anſichten mit allen Partheien verdirbt, und darum laſſen wir die kläglichen, politiſchen Diskuſſionen, beſonders in dieſem heitern, ſchönen Kreis.“ — Die Tante neigte ſich freundlich, denn die letzten Worte entwaffneten ſie, aber Theone wandte ſich zürnend von dem Frevler ab. „Wer nicht eine ganze Meinung verfechten mag, wer nicht Alles an ſeine Überzeugung ſetzt, der iſt des Daſeins unwürdig,“ ſprach ſie mit dem Ton einer Pythia, und wäre ſie alt und häßlich geweſen, ſo hätte Willis ihr Weſen höchſt lächerlich gefunden, aber die Thorheiten der Jugend und Schönheit finden immer Entſchuldigung in dem Herzen, oder vielleicht beſſer geſagt, in der Sinnlichkeit der Männer, und Willis fühlte ordentlich Verlangen nach einem Kampf mit der ſtolzen Gegnerin, aber er ſchwieg, um die Tante nicht aufzureizen. Dieſe bezeigte ihm ihren Beifall. „Sie ſprechen aus meiner Seele, lieber Willis, warum die ſüßeſten geſelligen Freuden durch dieſe widerwärtigen Streitigkeiten ſtören? Toleranz iſt mir das ſchönſte Wort, in welchen ſchönen Bildern reden Rouſſeau und Voltaire davon! Ja, Duldung iſt der Wahlſpruch meines Lebens!“ — „Die beiden genannten Herrn,“ murrte Adalbert, „predigten auch, wie gewiſſe Leute, Toleranz, während ſie ſelbſt keinen Widerſpruch ertragen mochten, und der Eine ſeine unbegränzte Eitelkeit in ein Hofkleid, der Andere in den Mantel des Cynikers verhüllte." — Die duldende Tante fuhr hoch auf. „Ich verbitte mir allen Hohn über Männer, die Friedrich der Große ſchätzte und zu deren Füßen alle Geiſter des achtzehnten Jahrhunderts lagen." — „Ich bin Adalberts Meinung," entſchied Theone. „Beide waren nicht rein genug von Selbſtſucht und niederm Thun, um makelloſe Apoſtel der Freiheit zu ſein." — „Was nennſt du Freiheit?" ſchrie die Tante, „Zügelloſigkeit? Regierung der Beſenbinder?" — „Um des Himmels willen," unterbrach Willis, „da bricht ja ſchon wieder der Kampf in voller Flamme aus! Wollen wir nicht etwa aus Clauren vorleſen, um mit ſeinen Waſſerbächen die Glut zu löſchen?" — „Die Mode iſt vorbei," lachte Adalbert, „es iſt wirklich ganz unbegreiflich, daß in dem Lande der Kraft, in dem Lande der Germanen ſolcher frivoler Unſinn, ſolche ſchamloſe Gemeinheit Beifall finden konnte." — „Es iſt ein Schandfleck unſerer Tage," bekräftigte Willis, „vielleicht gefiel es den erbärmlichſten Leſern und Leſerinnen, daß ſie noch immer beſſer waren, als die dortigen Ideale, und vielleicht ſchmeichelte es der Neigung für Freiheit und Gleichheit, daß vor Geſchichten von Torniſterlieschen und ähnlichen Griſetten die Bildniſſe hoher, fürſtlicher Frauen gleich Wirthshausſchildern aufgehangen werden durften." — „Wohl war es eine erbärmliche Zeit," ſagte Theone, „alte Heroen der Vorzeit verſchwanden vor der Theatermanie und kein Geſpräch konnte aufkommen, kein Verdienſt ſich geltend machen vor Clauren und Henriette Sonntag." — „Und keine ſchöne Dame," fiel Adalbert ein, „gab es doch in jeder Stadt einige Engel, aber jene Armida gebot allein über die Männerherzen." — „Das bewirkte die Affennatur der Menſchen," fügte die Tante hinzu, „dieſes Witzwort Voltaires hat ſich nie glänzender bewährt, und man wird 1926 ſehr lachen, wenn zufällig die beſtäubten Tagsblätter von 1826 Leſer finden ſollten; es fehlte nicht viel, daß für Henriette ein förmlicher Cultus wäre angeordnet worden." — „Trotz dem zu hoffenden Fortſchreiten der Menſchheit," meinte Willis, „wird es doch bei unſern Urenkeln auch nicht an Thorheiten fehlen, aber freilich findet man immer diejenigen, welche uns ein langer Zeitraum entrückt hat, unbegreiflicher, als das uns Näherliegende, wenn es auch noch ſo verrückt iſt. So können wir jetzt kaum faſſen, wie ganz Paris noch 1650 glauben konnte, daß die Berührung eines Dornes, angeblich aus Chriſti Dornenkrone, das ganz von einem Krebsſchaden zerfreſſene Geſicht der Demoiſelle Perrien geheilt habe; und wie tiefgelehrte, edle wahrheitsliebende Männer, wie Arnould und Racine, ſolche Ungereimtheit mit voller Überzeugung niederſchreiben mochten." — „Bei ſolchen Wunderkuren," ſagte Theone, „darf man nicht nach unſern irdiſchen Begriffen urtheilen, hier waltet unergründlich die geheimnißvolle Macht der Natur."

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

⁂ Auzon's franzöſiſch-katholiſche Kirche und die franzöſiſche Staatsbehörde. — Gegen die vom Polizeipräfekten verfügte Schließung der ſog. franzöſiſch-katholiſchen Kirchen zu Paris hat Hr. Auzon, als Oberhaupt dieſer ſeit ſieben Jahren beſtehenden Sekte, in öffentlichen Blättern Proteſt eingelegt. Wir erfahren daraus, daß kürzlich gegen Abbé Laverdet, Prieſter dieſer Kirche, der ſeinen Kultus in Senneville bei Mantes ausgeübt, vom Gerichtshof zu Verſailles entſchieden worden: „die von der Charte proklamirte religiöſe Freiheit ſei nur auf die damals ſchon beſtehenden Religionen anzuwenden, daher der ſog. franzöſiſch-katholiſche Kultus nicht zu den erlaubten zu zählen. „Dieſe Entſcheidung," bemerkt Hr. Auzon, „iſt ſofort von der Regierung angenommen worden, obgleich die Entſcheidung des Caſſationshofes noch nicht erfolgt iſt ... Bis die Juſtiz geſprochen, iſt es meine Pflicht, gegen dieſe neue Charte zu proteſtiren." Der „Moniteur," das Organ der Regierung, fand ſich hierdurch zu der berichtigenden Erklärung veranlaßt, die Behörde habe nicht gewußt, daß Hr. Auzon gegen die Jeſuiten zu predigen gedenke; „auch habe ſie ſich darum nicht zu bekümmern." Es habe ſich nur um eine polizeiliche Maaßregel gehandelt, welche nothwendig, da mit den Verſammlungen nach 6 Uhr Abend Uebelſtände für die öffentliche Ordnung verbunden. — Auch ſeien nicht alle ſog. franzöſiſch-katholiſche Kirchen geſchloſſen worden, ſondern nur die des Hrn. Auzon.

⁂ Von Lange-Beaujour in Möglichkeit geſtellte Luftfahrt um die Erde. — Schon viele Aeroſtaten ſind Opfer ihres Muthes geworden; Pilaſtre Durozier und Romain; Graf Zambeccari in Italien, Olivari 1802 zu Orleans, Mosment im Jahre 1806, Bittorf zu Mannheim 1812, Madame Blanchard 1819, und noch 1824 Harris zu London und Sadler zu Boston. Doch lockt es noch immer, wie in die Tiefe, — ſo in die Höhe, die ja auch eine Tiefe — die des Himmels — iſt! Hr. Lange-Beaujour hat der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 10 d. M. ein Mittel, den Luftballon zu lenken, in Vorſchlag gebracht. Da das Gas ſechs Wochen ſeine Eigenſchaft behält, und Hr. L. Beaujour eine Einrichtung erfunden zu haben behauptet, die vier Wochen lang in der Luft zu bleiben und faſt in gerader Richtung horizontal fortzuſchiffen geſtatte, wozu die Muskelkraft des Menſchen hinreichen würde, ſo könnte man, bei nicht ganz ungünſtigem Wind, da in fünf Minuten eine franzöſiſche Meile zurückgelegt wird, in weniger als einem Monat die Luftfahrt um die Erde vollenden.

⁂ Sterblichkeitsverhältniſſe und Bevölkerungszunahme in Rußland. — Dem Petersburger Journal (des Miniſteriums des Innern) zufolge betrug, vom Jahre 1804 bis 1834, die Anzahl der über 100 J. alt gewordenen Männer unter 15,878,177 Sterbfällen 22,140. Im Allgemeinen ſterben jetzt weniger im blühenden Alter, als früher, d. h. es erreichen jetzt mehr Menſchen ein hohes Alter, als früher. Aber früher kamen auf 100 nach dem 15ten Jahre Geſtorbene 110 Sterbfälle von Perſonen unter 15 J.; jetzt 131. Nimmt man die mittlere Zahl vom ganzen Zeitraum, ſo hat ſich die Bevölkerung in Rußland jährlich um 308,140 Seelen vermehrt, d. h. es wurden jährlich anderthalbmal mehr Menſchen geboren als geſtorben ſind.

⁂ Dujardin's elektriſcher Telegraph. — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 10. d. M. wurde ein Projekt des Hrn. Dujardin zu einem elektriſchen Telegraphen verleſen, und Hr. Becquerel mit Hrn. Savary zur Prüfung dieſes Vorſchlags ernannt.

⁂ Newton's noch ungedruckte Manuſkripte. — Die Akademie der Wiſſenſchaften zu London hat den Nachkommen J. Newton's alle von ihm hinterlaſſene Manuſkripte abgekauft, um das Wichtigſte daraus mit Nächſtem der Oeffentlichkeit zu übergeben.

⁂ **Die ſpaniſche Schule im Pariſer Muſeum.** — Das Pariſer Muſeum, welches aus der ſpaniſchen Schule bis jetzt nur den „Armen“ von **Murillo**, die „Anbetung des Hirten“ von **Ribeira** und die „kleine Infantin“ von **Velasquez** beſaß, ſoll jetzt durch die Ankäufe, die Baron Taylor für die franzöſiſche Regierung in Spanien gemacht, in Beſitz einer Reihe von Bildern geſetzt ſein, welche einen Ueberblick über die Geſchichte jener Schule gewähren, — von **Gallegos** an bis auf **Goya**, Tiepolo's Schüler, in deſſen ſatyriſchen Kunſtprodukten ſelbſt Mönche nicht verſchont ſind. Unter den 400 neuangekauften Bildern ſollen ſich namentlich 20 **Murillo's**, 18 **Ribeira's**, 17 **Velasquez**, 80 **Zurbarans**, 15 **Alonzo Cano's** befinden, überdies eine Menge anderer Meiſterſtücke — von **Juan de Jouanes**, **Ribalta**, **Espinosa**, **Greco Villegas**, **Careño**, **Carducho**, **Sanchez Coello**, **Juan de Toledo**, **Morales**, **Esteban**, **Melindez**, **Vergara**, **Yanes**, **Ayala**, **Caſtillo**, **Valdez**, **Correa**, **Orente**, **Blas de Prado**, **Conga** und vielen Anderen.

⁂ **Coloſſale Statüe des Herzogs von Sutherland.** — Dem Herzoge von Sutherland wird auf dem Gipfel eines Berges, der den Namen Benvragaie trägt und 1400 Fuß über das Meer hinausragt, eine 30 Fuß hohe Statüe errichtet, welche auf ein Oktogon zu ſtehen kommen wird, das 76 Fuß hoch, und am Fuße 16 Fuß 6 Zoll, an dem oberſten Ende 9 Fuß im Durchmeſſer haben ſoll. Dieſe Statüe, deren Skulptur Hrn. Theodſtone aufgetragen iſt, wird weit und breit, auf Land und Meer von beiden Ufern des Frith von Moray geſehen werden können.

⁂ **Regelmäßige Dampfſchifffahrt von Suez nach Bombay.** — Die engliſche Regierung und die oſtindiſche Compagnie haben Hrn. **Waghorn** beauftragt, eine direkte Dampfſchifffahrt zwiſchen **Indien** und **Aegypten** in Gang zu bringen. Dreimal monatlich wird ein Dampfboot von **Suez** nach **Bombay** abgehen, und da dieſe Abfahrt mit der Ankunft des franzöſiſchen Dampfbootes in Alexandrien correſpondirt, ſo wird man alsdann in 35 — 40 Tagen von Paris nach Bombay reiſen können; nämlich in 3 Tagen von Paris nach Marſeille, in 10 T. von Marſeille nach Alexandrien, in 3 — 4 T. von Alex. nach Suez, und in 20 — 22 T. von Suez über Mokkah nach Bombay. Für dieſelbe Entfernung brauchte man bisher 4 — 5 Monate.

⁂ **Preisvertheilung der Pariſer** *Société d'encouragement*. — In der allgemeinen Sitzung der Société d'encouragement zu Paris (v. 5. d. M.), welcher **Thenard** präſidirte, wurden 21 Medaillen von Bronze, Silber, Platina und Gold an Gewerbsleute vertheilt, die im Laufe des Jahres ſich durch Erfindungen oder Verbeſſerungen verdient gemacht haben.

⁂ **Vermehrung der Schulen in Rußland ſeit 30 Jahren.** — Dem Journal von Petersburg zufolge hat die Zahl der Schulen und der Schüler in Rußland in folgendem Verhältniß zugenommen:

im J. 1804 gab es überh. dort 687 Schulen mit 109,236 Schülern.
„ „ 1824 . . . . 2119 — „ 263,224 —
„ „ 1835 . . . . 3078 — „ 460,085 —

Von den Schulen werden jetzt 2041 auf Koſten des Staates erhalten, der auch 252,311 Freitiſche gewährt.

⁂ **Englands Handel mit China im Jahre 1836.** — Speziellen Ueberſichten nach betrug für den Handel Englands mit China im J. 1836:

die Einfuhr von		die Ausfuhr für	
Opium . . .	18.000,000 Doll.	Thee	13,420,000 Doll.
roher Baumw.	8,257,000 —	rohe Seide . .	2,780,000 —
Wollartikeln	2.000,000 —	Zinnober . .	505,000 —
Baumwollfabr.	1,000,000 —	Varia . . .	
Baumwollgarn	493,000 —		
Varia			
	38,417,000 —		23,652,000 —

⁂ **Tory- und Whig-Pair's.** — Der **Sun** berechnet, daß ſeit Georg's III. Thronbeſteigung (1760) bis auf heute die Tory-Miniſter 60 J. am Ruder waren und 195 Pair's ihrer Parthei creirt haben. In den 13 übrigen Jahren haben die Whig-Miniſter 69 Whig-Pair's ernannt, ſo daß die Torys ein Uebergewicht von 126 Pair's erhalten. Nun findet ſich aber, daß in den Hauptfragen, welche ſeit dem Anfange des Miniſteriums von Lord Grey die Partheien geſpalten, die Majorität im Durchſchnitt 90 war. Ohne Pairs-Creirung ſeit 1761 würden alſo die harten Zerwürfniſſe nicht ſtatt gefunden haben.

⁂ **Descartes und Newton.** — Aus Mittheilungen, die der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften zu Paris in ihrer Sitzung vom 2. d. M. gemacht worden, würde ſich ergeben — einmal, daß, wie ein aufgefundener Brief von **Huyghens** meldet, **Descartes** habe ein Manuſcript von Snellius gehabt, in welchem die ganze Theorie der Strahlenbrechung, die jener ſpäter als ihm eigenthümlich publizirte, entwickelt geweſen; — dann, daß **Newton's** Gleichgültigkeit gegen das ſchöne Geſchlecht nicht ſo ſtark war, wie ſeine Biographen behaupten, da ein von ihm aufgefundener Brief eine förmliche Liebeserklärung enthält.

⁂ **Schnell-Arbeit der Volksabgeordneten in England und Frankreich.** — In den erſten vier Sitzungen des **Hauſes der Gemeinen** in der letzten Woche des Juni, welche zuſammen 24 Stunden füllten, wurden nicht weniger als 430 einzelne Akte erledigt, ſo daß 3 Minuten 24 Sekunden auf jede kommen. Und darunter waren Abänderungen wichtiger Geſetze, und Bewilligungen großer Geldſubſidien. — Anderſeits hat das **Charivari** berechnet, daß die **franzöſiſche Deputirtenkammer** in ihrer vorletzten Sitzung 2,145,650,900 Franken in 10 Minuten, alſo 3,576,083 Fr. 10 Cent. in einer Sekunde verwilligt habe.

⁂ **Dove's meteorologiſche Unterſuchungen.** — Herr Prof. **Dove**, Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, hat kürzlich „Meteorologiſche Unterſuchungen“ herausgegeben, welche eine populäre Darſtellung des geſammten Gebietes der Meteorologie enthalten, und ſich eben ſo ſehr durch genaue und vollſtändige Angabe des Thatſächlichen, als durch richtige Beurtheilung und anziehenden Vortrag vortheilhaft auszeichnen.

⁂ **Druck der Preisſchrift über Ariſtoteles.** — Die gekrönte Preisſchrift des Hrn. **Barthélemy Saint-Hilaire** über das „**Organon des Ariſtoteles**“ iſt bereits in Druck gegeben worden.

⁂ **Reſchid-ed-Din's Geſchichte der perſiſchen Mongolen.** — Die franzöſiſche Regierung hat beſchloſſen, die bedeutendſten **perſiſchen** Handſchriften, die ſich auf der königl. Bibliothek befinden, nebſt Ueberſetzungen, die von den gelehrteſten Orientaliſten beſorgt werden, auf Staatskoſten drucken zu laſſen. Schon iſt der erſte Band in Folio erſchienen, welcher die Geſchichte der perſiſchen Mongolen, von **Reſchid-ed-Din**, überſetzt und erläutert von Hrn. **Etienne Quatremère** enthält. Das Titelblatt, die Blatt-Einfaſſungen und ſonſtige Verzierungen ſind alle nach **Aimé Chenavard's** geiſtreichen Zeichnungen in Holz geſchnitten.

⁂ **Nikolaus Andreas Monſiau**, Mitglied der alten Malerakademie und Zeitgenoſſe David's, iſt in dieſen Tagen im Alter von 83 Jahren geſtorben. Beſonders bekannt hat er ſich durch drei Gemälde gemacht, — die **Peſt von Marſeille**, den **Löwen von Florenz** und die **Vorleſung des Tartuffe bei Ninon**, — welche, in Kupfer geſtochen, viel Beifall gefunden haben.

⁂ **Nourrit**, ſo ſchreiben die Débats, hat zu Marſeille ein unedirtes Muſikſtück von **Meyerbeer**, le Poëte mourant (paroles de Millevoye) geſungen, „qui a obtenu un succès d'enthousiasme.“

⁂ „**Die Times**,“ das geleſenſte Blatt in England, haben im März d. J. täglich über 18000 Exemplare abgeſetzt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Eduard Duller**. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 176. 1837.

Phönix.

Freitag, 28. Juli.

Die Partheien.

(Fortſetzung).

Ludolf verneigte ſich lächelnd und legte den Finger auf den Mund. „Du weißt,“ fuhr die Tante heftig auf, „daß mir dieſe Alfanzereien bis in den Tod verhaßt ſind, Ihr wäret auch im Stande, gleich den unverſtändigen Bauern in Orlach, das Haus niederzureißen, wo der ungezogene Mönch ſpuken ſollte. Was hat es mit Hohenlohe, mit dem unverſchämten Kaſſeler Wunderdoctor für ein ſchmähliches Ende genommen?“ — „Den Letzten,“ ergänzte Ludolf, „habe ich ſelbſt geſehen und keine unſerer modernen Comödienfiguren hat mich ſo ergötzt, denn die ganze Zuſammenſtellung war der Feder eines Holbergs würdig. Beſonders poſſenhaft erſchien die ſcheue, faſt religiöſe Verehrung mit welcher der vierſchrötige Lümmel im Damenkreiſe empfangen wurde. Ich glaubte früher, es gehöre doch ein gewiſſer romantiſcher Anſtrich, die Gebehrdung eines ägyptiſchen Magiers, eine prunkvolle Darſtellung a la Caglioſtro, dazu, um auf die Phantaſie jenen betäubenden Eindruck hervorzubringen, aber ſeit ich den rohen, einfältigen Soldaten in ſeinem platten Dialekt den vornehmen, gebildeten, zartfühlenden Frauen gute Lehren geben hörte, ſah, wie er ihre Theetaſſen mit Biergläſern vertauſchte, und mit den pöbelhafteſten Redensarten um ſich warf, ſeitdem wundere ich mich nicht mehr über das Gelingen feineren Betrugs, ſondern nur darüber, daß das Publikum nicht viel öfter genarrt wird. Ungemein ſpaßhaft war auch die derbe, ächte Natürlichkeit, mit der jener Böhm häßliche, alte Weiber abwies, die in ihrer Gebrechlichkeit beſonders an ſeine Hülfe appellirten, und welche er unter allerlei Vorwänden zu verſcheuchen ſtrebte, und dabei murmelte: „ach! die ſind alt und kalt,“ — während er mit ſichtlichem Wohlgefallen bei jüngern, hübſchern Damen ſeine Künſte übte. Wenn man ihn recht in Eifer bringen wollte, mußte man die Göttinger Profeſſoren loben, dann ergoß er ſich in Schimpfreden, weil ſie ihm wahrſcheinlich die gebührende Verachtung bewieſen hatten. „Bravo!“ rief die Tante, „ich finde überhaupt, lieber Herr von Willis, daß wir in vielen Dingen übereinſtimmend denken; es iſt natürlich, wir hatten ja dieſelbe mütterliche Lehrerin, und Ihr Oheim, an den ich noch immer mit Wehmuth und Verehrung denke, hat Ihre Anſichten beſtimmt.“ Ludolf küßte die dargebotene Hand, während das älteſte Fräulein beinah laut lachte, Adalbert intonirte: „Polen iſt noch nicht verloren,“ und Theone verfiel wieder in jenes ſtarre Hinbrüten, aus welchem ſie der Streit nur momentan erweckt hatte.

Ungewöhnliches Geräuſch auf den breiten, ſonſt todtenſtillen Straßen der Reſidenz und raſches Wagenraſſeln riefen Sidonien an das Fenſter, wo ſie den Späherblick in die Ferne ſandte und dann laut rief: „Der Erbprinz! wahrlich der Erbprinz! er kommt aus Italien zurück.“ Alle drängten ſich herbei, den blondgelockten, freundlichgrüßenden Herrn zu ſchauen; nur Theone wandte ſich ab, und Willis bemerkte, wie die ſtolze Fürſtenfeindin über den Eifer der Andern verächtlich lächelte.

Indeſſen war Malvina hereingekommen, aber ſo leiſe aufgetreten, daß Willis ſie jetzt erſt bemerkte, und die kleine, ſogenannte Braut, wie in frühern Zeiten, mit einem Kuß begrüßen wollte, aber ſie wich ſcheu und empfindlich zurück. Das roſige Geſichtchen verlor ſich faſt unter einer dichten, häßlichen Haube, Nacken und Hals verhüllten ſchwarze Tücher, die ganze Geſtalt war abſichtlich vermummt und entſtellt, und doch ſchien unter dieſem Schleier der Abgeſtorbenheit und Entſagung eine verſchlingende Gluth zu walten, wie der Vulkan unter Schnee und Eis brennt.

„Lieber Willis,“ ſagte jetzt die Tante, während der dünne Thee mit wenigem Zwieback umhergereicht wurde, „ich hoffe, Sie machen heute Abend mit mir und etlichen Freundinnen eine Parthie Whiſt.“ — „Ich dachte,“ fiel Sidonia ein, „Sie würden mich in das Theater begleiten — man gibt Robert den Teufel mit dem köſtlichen Nonnenballet, dabei wird der Erbprinz gewiß in der großen Loge erſcheinen und mit Jubel empfangen werden.“ — „Das gibt freilich ein herrliches, ſerviles Vergnügen,“ höhnte Adalbert, „aber Willis wird gewiß vorziehen, wenn es ſeine, ſoll ich ſagen, altmodiſche Galanterie gegen Damen erlaubt, mit mir den Verein Germania zu beſuchen, wo heute eine trefflich gelungene Lobrede, an deren Ausarbeitung ich großen Antheil genommen, auf den ſchwerverkannten Robespierre vorgeleſen, und dann glühende, politiſche Gedichte abgeſungen werden.“ — „Theurer Freund!“ erwiederte Willis, „politiſche Gedichte ſoll ich hören? Mir will dieſe Wortverbindung nicht in den Sinn. Die ſüße Göttergabe, die weiche Sprache der Muſen, die uns aus der harten Wirklichkeit in liebliche Träume wiegen ſoll, die wollt Ihr in den Fußangeln der Politik fangen und ihren zarten Schmetterlingsſtaub verwiſchen? Wollt Ihr die Nachtigall Trompeterſtückchen lehren?“ — „Ich ſehe ſchon,“ bemerkte die Tante holdſelig, „Sie bleiben bei meinem Whiſt!“ Und wirklich erſchienen eben zwei weibliche Ungeheuer, die ſich die Tante aus Hunderten zur Folie erleſen haben mochte, zwei halbtaube Schweſtern, welche ſich immer bei dem Pfennigsſpiel auf das Gräulichſte zankten, worauf gleich der Martertiſch für Willis herbeigeſchoben wurde.

Theone flüchtete an das Fortepiano im Nebenzimmer, und Willis horchte zur großen Freude der Schweſtern, die von ſeiner Zerſtreutheit profitirten, den bezaubernden Tönen der feindlichen Amazone. Plötzlich öffnete ſich langſam die Thüre, und feierlich, obgleich etwas verlegen, trat Herr von Adler herein. Die Tante gab ſich unglaubliche Mühe zu erröthen, und ſchlug märchenhaft die Augen nieder, Willis ſprang erfreut auf, und die Schweſtern ſtießen einander an, damit die etwas weniger mit Taubheit Behaftete recht Acht geben ſollte, wie ſich die Verſöhnung der entzweiten Liebenden geſtalten werde.

„Meine gnädige, verehrungswürdige Freundin,“ ſagte Adler, „es ſind nun gerade zwei Jahre, vier Monate, drei Wochen, daß ich mich bewogen gefunden, meine Viſiten einzuſtellen. Sie haben hinlänglich Zeit gehabt, über Ihr Unrecht nachzudenken, den Werth meiner Freundſchaft zu erwägen, und dieſen Verluſt zu würdigen; denn ich erweiſe gern Gefälligkeiten, wenn es ohne Mühe und Schaden geſchehen kann, und ſtimme nie ein, wenn Andere über meine Freunde läſtern, obgleich ich ſie auch nicht vertheidige, denn Alteration ſchadet meiner Geſundheit.“ — „Ja, ich bin überzeugt, daß Sie unverändert ſind,“ antwortete das Fräulein bitterſüß; „aber ich weiß nicht, ob dieſe Art, eine Verſöhnung einzuleiten, meiner würdig iſt.“ — „Ich bürge für des guten Oheims Reue und künftiges Betragen!“ rief Willis und präſentirte dieſem eilig ſeine Karte. „Beſiegeln Sie die erneute Freundſchaft mit einem gewonnenen Robber.“ Sie haben das Glück, der Partner unſerer liebenswürdigen Freundin zu ſein.“ Adler nahm den Stuhl und küßte des Fräuleins etwas widerſtrebende Hand. „Aber ich ſehe, du haſt nur noch wenig Marken, bezahle erſt deine Schulden.“ Es gab noch eine lange Rechnung mit den tauben Schweſtern, denn ſie wollten keinen Heller verlieren und doch auch ihre Würde behaupten und keinen zu viel annehmen.

Um zu Theonen zu gelangen, mußte Willis an Malvinen vorübergehen, die in einer Ecke ſaß und fleißig ſtrickend in einem Erbauungsbüchelchen las, das von dem Seelenbräutigam handelte. „Liebe Malvina,“ ſagte Willis, „achten Sie denn nicht auf das herrliche Spiel Ihrer Schweſter?“ Malvina ſeufzte: „mein Ohr iſt ſolchem weltlichen Geklimper verſchloſſen; ich lauſche nur den Harmonieen am Throne des Lämmleins.“ — „Aber holde Kleine,“ erwiederte Willis, „wie verändert ſind Sie — ſo ernſt, ſo ſtill, welch fröhliches Kind waren Sie im dreizehnten Jahre.“ — „Ich habe den den alten Menſchen ausgezogen,“ entgegnete ſie, „ich bin durch die enge Pforte eingegangen und meiner Gnadenwahl gewiß, ich bedaure Sie, der noch draußen auf dem breiten Pfad in der Finſterniß wandelt und ſeine Wiedergeburt verſäumt.“ — „Wollen Sie mich bekehren?“ fragte Willis. Sie hob das begehrliche Auge einen Moment auf und ſagte dann: „Soll ich Ihre Führerin ſein?“ — „Sie können nur in das Himmelreich leiten,“ verſetzte er lachend; „Sie werden nicht immer ſpotten,“ meinte Malvina. „Es wird das Lachen werden theuer, wenn Alles wird vergehn mit Feuer,“ dann ſchlug ſie ihr Büchelchen wieder auf und gab weiter keine Antwort.

Willis ging zu Theonen und vertiefte ſich bald mit ihr in einen Streit über Muſik; ihr leidenſchaftliches Ergreifen jedes Gegenſtandes, ihr ſchnelles Verſtehen und dann wieder ihr ſtarres Verſinken, ihre plötzliche Hinneigung und dann wieder ihr ſprödes Zurückſtoßen; alle dieſe ſchroffen Gegenſätze ihres Weſens, durch ihre ſeltene Schönheit wunderbar herausgehoben, zogen ihn mächtig an. Es ſchien eine geheime Pein, eine verborgene Sehnſucht alle Widerſprüche ihres Daſeins hervorzurufen, und Willis heftete ſeine Gedanken, mehr als ihm gut ſein mochte, auf die Löſung dieſer Aufgabe. Auch ſchien es ihm beim Abſchied, als ob Theone ihm mehr Aufmerkſamkeit ſchenke, aber der Oheim tadelte auf dem ganzen Weg ihre Anmaßung und Keckheit. Auch mit dem Fräulein Tante war er nicht zufrieden. „Hör' einmal," ſagte er, „es iſt doch ſonderbar, daß ich allein mich gar nicht verändere, und immer ein hübſcher Mann bleibe, das Fräulein dagegen hat gewaltig an Runzeln zugenomen; aber die Malvina, das iſt ein wohlgezogenes Kind, ſo fleißig an ihrem Strickſtrumpf, hat hübſche, rothe Bäckchen und volle gewölbte Händchen, ein vernünftiger Mann könnte ſich keine beſſere Ehefrau wünſchen." —

(Fortſetzung folgt).

Die Rheinlande

von Mannheim bis Cöln; in vier Karten topographiſch, hiſtoriſch, ſtatiſtiſch und itinerariſch dargeſtellt, mit Situationsplanen, Überſichtskärtchen, Skizzen und Vignetten ausgeſtattet und erläuterndem Texte für den Reiſegebrauch verſehen. Im Maaßſtab von 1:200,000 entworfen von **Auguſt Ravenſtein**, Sekretär bei der Fürſtlich Thurn und Taxiſchen General-Poſt-Direktion. Frankfurt a. M., Friedrich Wilmans. 1837.

Wenn gleich noch Verblendung und Selbſtſucht und Willkühr dem Genius der Zeit, ſeinen Fortſchwung zu hemmen, bald im Verborgenen in die Ferſe ſtechen, bald ſchamlos, ſogar am lichten Tage ihm ſchmähliche Feſſeln anzulegen verſuchen, — ihre unheilige Kindſchaft durch Verhöhnung und Verletzung des Heiligſten kund gebend, — ſo bezeugen es doch tauſend und aber tauſend Stimmen, Zeichen, Thaten und Werke, daß eine neue Zeit begonnen, deren Genius, wie Herkules in der Wiege, die giftigen Schlangen unſchädlich zu machen weiß, und vor keiner der härteſten Arbeiten zurückbebt. Das große Werk der Civiliſation, der Humaniſirung, welches dieſer Heros begonnen, will jener Genius jetzt über die ganze Erde verbreiten; er will die Völker durch wechſelſeitigen Verkehr und Unterricht auf's innigſte mit einander verbünden; er zieht Alles und Alle in den Lebenskreis allgemein-menſchlicher Bildung herein. Je umfaſſender aber ſein Streben, je tiefer er in die ganze Mannichfaltigkeit des Daſeins eindringt, um ſo unentbehrlicher werden zuſammenfaſſende Überſichten, welche den Einen den Gebrauch und Genuß ihres Daſeins erleichtern, und zugleich den Andern und zwar möglichſt Vielen das Mittel bieten, ſich bekannt zu machen. Wer hierzu die Hand bietet, der arbeitet im Dienſte des Zeitgeiſtes und verdient den Dank Aller, die mit Recht ſich Zeitgenoſſen nennen dürfen, weil ſie weder den abgeſchiedenen Göttern der Vergangenheit, noch dem Götzen einer erträumten Zukunft huldigen. Auch der Verfaſſer der vorliegenden Überſichten, der ſchon durch mehrere treffliche Karten und den Plan von Frankfurt a. M. rühmlich bekannt worden, hat durch ſeine neueſte Arbeit ſich gerechten Anſpruch auf ſolchen Dank erworben. Er hat ſich, wie er im Vorwort bemerkt, das Bedürfniß der größten Zahl von Reiſenden vergegenwärtigt, „denen nicht ſowohl ein tiefes Studium der zu berührenden Gegenden, als vielmehr der Genuß neuer Anſchauungen, verbunden mit der Kenntniß des Beachtenswertheſten und allgemein Intereſſanteſten, als Hauptzweck erſcheint." Er hat ſich überzeugt, „daß eine Trennung der Bücher, Karten und Pläne nicht geeignet iſt, die Orientirung zu erleichtern." Dies hat ihn auf die glückliche Idee geleitet, „das topographiſche Bild mit dem ethnographiſchen und ſtatiſtiſchen Notizen in ein Ganzes zu verſchmelzen, und auf dieſe Weiſe die Mühe des zeitraubenden Nachſuchens zu erſparen, ſo wie einen möglichſt vollkommenen Überblick zu verſchaffen." Als Probe der Ausführbarkeit dieſer neuen Idee bietet Herr Ravenſtein uns nun eine Überſicht der Wege 1) von Mannheim und Heidelberg nach Frankfurt, 2) von Hanau und Frankfurt nach Bacherach und Caub, 3) von Kreuznach und Bingen nach Andernach und 4) von Andernach bis Worringen unter Cöln. Notizen über Poſtenlauf, Dampf und Marktſchifffahrt, die Pläne aller bedeutenderen Städte, auf welchen durch Ziffern auf alle Sehenswürdigkeiten hingewieſen wird, dann der Rheinlauf von Leopoldshafen bis Mainz und von Düſſeldorf bis Nymwegen, der Moſellauf von Trier bis Coblenz und der Lahnlauf von Gießen bis Ems, ſo wie eine Skizze des Odenwaldes und die Gegend um Düſſeldorf und Elberfeld, theils am Rande theils auf kleinen aufgehefteten Kärtchen, endlich zierliche Vignetten, welche intereſſante Gebäude und Gegenden darſtellen, ſind beigegeben, und dies Alles auf vier Tafeln, welche den Raum von 16 Octavſeiten einnehmen, zuſammengedrängt. Die topographiſche Zeichnung und die Vignetten ſind in ſchwarzer, die Namen und Notizen in hellblauer, die Flüſſe und der Rheinſtrom in grüner, die Landesgrenzen in anderen Farben ausgeführt, wodurch alle Details ſich ſehr deutlich und auf eine den Augen gefällige Weiſe von einander ſondern. Überdies weiſen noch beſondere Zeichen überall auf die geographiſchen, hiſtoriſchen, induſtriellen und itinerariſchen Partikularitaten hin, ſo daß dieſe wenigen Blätter für die Überzahl der Reiſenden jeden andern Wegweiſer überflüſſig machen. Was die lithographiſche Ausſtattung derſelben betrifft, ſo genügt es, zu bemerken, daß Herr Buchhandler Wilmans dieſelbe den Herrn Streng und Schneider anvertraut hat, aus deren Buch- und Steindruckerei bereits ſo viele treffliche Arbeiten hervorgegangen ſind. — Für den Gebrauch würde das Ganze vielleicht noch zweckmäßiger eingerichtet werden, wenn die 4 doppelt zuſammengeſchlagenen Tafeln in 8 nur einfach zuſammenzulegende getheilt und die Pläne der Städte auf einer neunten Tafel beſonders abgedruckt würden. — Gewiß aber wird dieſer ſchöne Verſuch, das Weſentlichſte der Reiſebücher, Karten und Pläne ſo überſichtlich und compendiös zuſammenſtellen, ſich des ungetheilten Beifalls der Reiſenden zu erfreuen haben und Herr Ravenſtein ſich hierdurch veranlaßt finden, ſeinen Plan, ganz Deutſchland und die Nachbarſtaaten auf gleiche Weiſe zu bearbeiten, recht bald in Ausführung zu bringen. Als erſte Fortſetzung iſt angekündigt: Leipzig, Dresden und die ſächſiſche Schweiz in 4 Blättern, welche zur Oſtermeſſe 1838 erſcheinen ſollen. —

Feuilleton.

∴ Die Breslauer Kunſtausſtellung von 1837, die vierte im Cyklus der fünf auf der rechten Elbſeite belegenen Städte, iſt nach 6wöchentlicher Dauer am 9. d. M. geſchloſſen worden. Die fünfte Auflage ihres Katalogs weiſet 1082 Nummern nach, unter denen 778 Gemälde, Zeichnungen und Bildwerke. Von den erſteren gehörten an Originalbildern 92 der hiſtoriſchen, 240 der landſchaftlichen Gattung; ferner waren aufgeſtellt 84 Seeſtücke, 30 Architekturen, 206 Genrebilder (wovon 9 Kopieen), 29 Militär- und Jagdſtücke, 53 Thierſtücke und Stillleben, 41 Porträts und 38 Bildwerke mit Einſchluß einer Korkarbeit. Verkauft wurde für circa 3000 Rthlr., (vom Kunſtverein für 1230). Die Geſammt-Einnahme an Eintrittsgeld und Erlös vom Katalogverkaufe belief ſich auf 3613 Rthlr. — Eingeſendet waren Kunſtwerke von Düſſeldorf, Berlin, München, Dresden, Wien, Paris, Amſterdam, Neapel. Von den von Schleſiern ausgeſtellten Arbeiten werden als die ausgezeichnetſten genannt: „das ſegnende Chriſtuskind in Wolken,“ und zwei allegoriſche Köpfe, „die Unſchuld“ und „das Vertrauen“ von Julius Hübner, und drei Landſchaften von Siegert (in Breslau): „der Golf von Palermo,“ — „die Ruinen des Theaters von Taormina“ und ein „See in den Karpathen.

⁂ Die Beiträge zu Guttenberg's Denkmal. — Einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Völker-Diagnoſtik liefert, daß zum Denkmal Guttenberg's — ganz Deutſchland (mit Ausnahme des Großherzogthum Heſſen), nicht völlig 5400, Frankreich nur 830, das große Rußland 470, Italien doch 300, — aber Großbritannien, — welches jährlich viele Millionen für Verbreitung von Druckſchriften in alle Welttheile ausgibt, nur 80. — das reiche Belgien, welches Millionen durch Druck und Nachdruck verdient — 14, die Schweiz, Deutſchlands Geſchwiſterkind, und des Rheines Mutter, — nur 8 fl. 43 kr. beigetragen!

⁂ Italiäniſche und franzöſiſche Irren. — In einem intereſſanten Bericht, den ein Engländer im New Monthly-Magazine über die Irrenhäuſer in Frankreich erſtattet, findet ſich folgende Stelle: „Der römiſche Gelehrte erzählte Mehreres von italiäniſchen Wahnſinnigen, unter denen, wie er meinte, die Leidenſchaften ſich viel ſtärker und heftiger äußerten, als bei irgend einem anderen Volke.“ „Die Liebe,“ bemerkt er, „hat ſchon oft den Italiänern, und ſelbſt den Männern das Gehirn verrückt!“ „Liebe,“ ſagte hierauf Hr. Esquirol (einer der ausgezeichnetſten Irrenärzte Frankreichs), „o, die bringt einen Franzoſen nur ſelten in's Irrenhaus; ich habe noch niemals einen Patienten mit dieſer Krankheit bekommen. Ein Franzoſe tödtet ſich wohl in einem Anfall von Gluth und Leidenſchaft, aber ſelten harrt er ſo lange aus, um darüber verrückt zu werden.“

⁂ Verbeſſerung des Looſes der Strafgefangenen in Frankreich. — Die Strafgefangenen, die früher 20 — 25 an der Kette wandern mußten, um nach Breſt zu gelangen, haben jetzt in dem neu eingeführten Zellenwagen in 75 Stunden den Strafort erreicht. Neueſten Nachrichten zufolge beabſichtigt die franzöſiſche Regierung eine auf moraliſche Beſſerung berechnete Totalreform der Bagno's.

⁂ Statüe der Jungfrau Maria von Cortot und Chaunel. — Zu Marſeille iſt am 2. Juli eine ſilberne Statüe der Jungfrau im Triumph von einer Prozeſſion nach der alten Kapelle Notre-Dame-de-la-Garde gebracht worden. Dieſe Bildſäule iſt von Hrn. Chaunel in getriebener Arbeit (repoussement au maillet) nach einem Modell des Hrn. Cortot meiſterhaft gefertigt worden. Das Volk zieht aber die minder ſchöne ältere vor, die deßhalb in einer Seitenkapelle aufgeſtellt werden mußte.

⁂ Zuckergeſchichte. — Aus der kürzlich in England erſchienenen Schrift „Conversation on nature and art“ erſehen wir, daß das Zuckerrohr, ſchon vor mehr als 2000 Jahren in China angebaut und zu raffinirtem Zucker verarbeitet, ſpäter auch in Indien gebaut und das Produkt: *Zucca mambu* (Zucker des Bambus), im Abendland aber „indiſches Salz“ genannt, bei den Griechen noch als etwas ſehr Koſtbares und Seltenes angeſehen, von Theophraſt zuerſt erwähnt worden iſt. — Von den mittelaltrigen Völkern lernten zuerſt die Portugieſen den Zucker in den weſtlichen Häfen Oſtindiens kennen, über das Zuckerrohr aber brachte erſt Marco Polo zuverläſſige Kunde nach Europa. Indeſſen pflanzte der Anbau des Rohres ſich von Indien fort nach Arabien, und nahm von hier ſeinen Weg über Aegypten, Sicilien und Madeira nach Hispaniola, Braſilien und Barbadoes, von wo er nach den übrigen Inſeln des brittiſchen Weſtindiens drang.

⁂ Oſt und Weſt. — Die zwei erſten Blätter dieſer, ſeit dem erſten d. M. zu Prag von Hrn. R. Glaſer herausgegebenen Zeitſchrift liegen vor uns. Mit Anmuth und Würde tritt ſie ein in den großen Reigen ihrer deutſchen Schweſtern, und berechtigt zu ſchönen Hoffnungen für die Zukunft. Eine geiſtreiche Epiſtel von W. Alexis eröffnet werthvolle Mittheilungen aus der Literatur der ſlaviſchen Völker. Dieſe beginnen mit einem ſchönen Mährchen aus dem Ruſſiſchen, und der Ueberſetzung eines volksthümlichen dalmatiſchen Gedichtes. Hieran ſchließt ſich eine Ballade von Egon Ebert, und zwei herrliche Gedichte von Friedrich v. Sallet, die zu den Beſten gehören, was die neueſte Lyrik uns dargeboten. Außerdem bieten dieſe zwei Bogen noch einen Bericht über den illyriſchen Nationalverein für Literatur und Kunſt und bibliographiſche Notizen über die neueſten Erſcheinungen der böhmiſchen Literatur, Betrachtungen über den heurigen Oſtermeßcatalog, Abendunterhaltungen bei dem Compoſiteur Tomaſchek und einige kleinere Aufſätze vom Grafen von Buquoy und von Carové. Druck und Papier ſind ausgezeichnet ſchön.

⁂ Nachfolgung Chriſti in Verſen gebracht. — Wie früher der Code Napoleon, ſo iſt jetzt auch — Gerſen's Codex des Katholicismus, — das Buch von der Nachfolgung Chriſti in franzöſiſche Verſe gebracht worden. Cardinal Bernetti hat dem Ueberſetzer, Hrn Dupuy, ehemaligen Ordonnanzoffizier des Herzog's von Berry, eigenhändig für das ihm überſendete Exemplar derſelben gedankt. „Auf dieſe Weiſe,“ heißt es in ſeinem Briefe, „erhob David ſeine Gedanken an Gott zur Höhe der erhabenſten Poeſie.“

⁂ „Madame Taccani, die berühmteſte jetzt lebende Vocaliſtin, hat in Genf Furore gemacht und iſt jetzt in Mailand. Sie iſt an den vortrefflichen italiäniſchen Dichter den Grafen Ottavio Tasca, verheirathet; der ſich auch in Paris mit Glück in franzöſiſchen Verſen verſuchte.“ (A. Z.)

⁂ Zunahme des Reiſeverkehr zu Boulogne. — Die Zahl der Reiſenden, die im verfloſſenen Halbjahre zu Boulogne aus- und eingeſchifft, hat die des vorhergehenden Halbjahres um 3538 überſtiegen.

⁂ Elektriſcher Telegraph und Beleuchtung durch Elektrizität. — Auch in dem Journal d'Angers macht ein junger Fabrikant bekannt, daß er ſich ſchon längſt mit einer Arbeit über einen elektriſchen Telegraphen beſchäftigt, die er der Akademie der Wiſſenſchaften vorlegen wolle. Doch werde er jetzt nur die Priorität für eine andere Entdeckung in Anſpruch nehmen, an die er gegenwärtig die letzte Hand lege, und welche eine Privat- und allgemeine Beleuchtung durch Elektrizität betreffe.

⁂ Verzögerung des Blühens und Reifens. — Hr. Loiſeleur-Deschamps hat ein Mittel gefunden, das Blühen der Pflanzen und das Reifen der Früchte um Monate zu verzögern. So hat er der Akademie der Wiſſenſchaften im Juli eine blühende Hyazinthe, im vorigen Dezember erſt dann gereifte Birnen präſentirt.

⁂ Sorel's galvaniſirtes Eiſen. — Verſuche, die von mehreren Mitgliedern der Société d'encouragement zu Paris gemacht worden, beſtätigen, daß das von Hrn. Sorel galvaniſirte Eiſen — eben durch den Galvanismus gegen Oxydation geſichert iſt.

⁂ Ausfuhr ſpaniſcher Gemälde nach England. — Auch Engländer haben ſich die Kloſterſtürmerei in Spanien zu Nutze gemacht. Erſt kürzlich hat der engliſche Botſchafter zwei Fourgons mit Gemälden aus aufgehobenen Klöſtern nach Santander abgehen laſſen, wo ſie eingeſchifft werden.

⁂ Den großen Monthyon'ſchen Preis von 8000 Fr. hat die Akademie der Wiſſenſchaften am 3. d. M. dem Obriſt-Lieutenant Paulin für ſeine neuerfundene feuerfeſte Bekleidung zuerkannt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 177. 1837.

Phönix.

Samſtag, 29. Juli.

Die Partheien.

(Fortſetzung).

Ein paar Tage ſpäter kam Willis ſehr verſtimmt in der Dämmerung von einem Bankett, das man bei Hofe den Deputirten gegeben, deren größter Theil die ſo oft getadelte Verſchwendung, das lukulliſche Mahl und die köſtlichen, fremden Weine recht gern mitgenoſſen hatte. Ihn quälte der Gedanke, wie wenig in den letzten Sitzungen geleiſtet worden war, er berechnete, wie viel jede unnöthige, breit ausgeſponnene Debatte das arme gedrückte Land koſte, wenn man die Zeit mit armſeligen Discuſſionen über den Hauſirhandel der Judenknaben, über die Verſetzung eines Unterbeamten, über die Erbauung eines Backhauſes und mit ähnlichen Kleinigkeiten vergeudete. Wie manche Deputirte ſprachen, um zwei Stunden lang hohle Phraſen zu deklamiren, während Andere die Inſtitutionen des kleinen Ländchens immer mit Frankreich und England vergleichen wollten und von parlamentariſcher Wichtigkeit träumten, noch Andre bloß aus Eigenſinn einem gehaßten Gegner widerſprachen oder die Staatsregierung bei den wohlgemeinteſten Vorſchlägen zu necken und zu hemmen ſtrebten. Die Abgötterei, welche ſo viele mit ſich ſelbſt trieben, der Dünkel, die Anmaßung, die Bemühung, Aufſehen zu erregen, mit dem Publikum zu kokettiren durch beſonderes Geräuſch bei'm Kommen und Gehen, durch Aufhäufen eines Montblanc von Papieren vor ſeinem Sitze, dieſer Egoismus, der nur ſein Ich geltend machen will und dem Wohl des Ganzen nicht einen Gulden der Diäten, nicht eine Regung der Eigenliebe opfern mag, alle dieſe Erbärmlichkeiten, die einen hohen Beruf verdunkeln, empörten ſein Gefühl und er ſehnte ſich nach ſeinem ſtillen Gut, wo er zwar alle dieſe Mißbräuche mit faſt unerſchwinglichen Abgaben bezahlen mußte, aber doch der Pein entging, den unverſiegbaren Quell aller dieſer Übel zu ſehen und ſich geſtehen zu müſſen, daß die langerſehnte Rettung durch eine Conſtitution faſt ſchwerer als die Willkühr der Vergangenheit auf dem gequälten Landmanne laſten müſſe, und daß das Ganze beinahe nur zu einem koſtſpieligen Luxusartikel erniedrigt worden ſei, während es die höchſte Wohlthat für Volk und Regenten ſein könnte.

Er wollte bei Theone Zerſtreung ſuchen und wählte den nächſten wohlbekannten Weg durch den Garten, doch indem er verſuchte, ob die Thüre offen ſei, hörte er den Schlüſſel in das Schloß ſchieben und ſtand erſtaunt vor Malvinen, die erſchrocken zuſammenfuhr, doch ſich ſchnell faſſend ſagte: „Die Tante glaubt, ich ſei wegen Kopfweh früh zu Bett gegangen, ich hoffe, Sie werden mich nicht verrathen.“ — „Gewiß nicht, liebe Malvina,“ entgegnete Willis, „aber Sie werden dem Freunde ihres Hauſes doch die Frage erlauben: warum Ihre Tante nicht wiſſen darf, daß Sie vielleicht einen harmloſen Beſuch bei einer Freundin abſtatten?“ — „Die Tante iſt voller weltlicher Vorurtheile,“ verſetzte Malvina, „und ob ich gleich mit Freuden zur Märtyrerin meiner Überzeugung werden möchte, ſo würde ich doch untröſtlich ſein, wenn ſie mich gefangen hielte und ich die Verſammlung der Heiligen nicht mehr beſuchen dürfte.“ — „Erlauben denn Ihre Heiligen,“ fragte Willis, „daß Sie Ihre Tante betrügen, daß Sie ſich der Gefahr ausſetzen, Ihren guten Ruf zu verlieren?“ — „Sie reden die Sprache der Unbekehrten,“ zürnte Malvina, „das Urtheil der Weltkinder und Sünder iſt gewogen worden und zu leicht befunden; ich hülle mich in den Mantel der Gerechtigkeit und in das blutige Kleid des Lämmleins." — „Ich will ſchweigen," ſagte Willis, „aber unter der Bedingung, daß Sie mir erlauben, Sie zu begleiten; ich muß mich überzeugen, ob Sie ohne Nachtheil ſolche geheime Zuſammenkünfte beſuchen dürfen." — „Recht gern," antwortete Malvina, „auch Ihr verſtockter Sinn wird ſchmelzen wie Wachs, und Sie werden Buße thun im Sack und in der Aſche, wenn Sie unſern Apoſtel, den eifrigen Meiſter Zacharias hören, der mit Engelzungen redet von dem himmliſchen neuen Jeruſalem, in deſſen goldene Thore wir nächſtens einziehen, wenn das gehörnte Thier in dem Abgrund verſiegelt iſt."

Unter ähnlichen Geſprächen, wobei es Willis zweifelhaft blieb: ob dieſe Exaltation Ernſt oder Heuchelei, entflammte Sinnlichkeit oder geiſtige Überſpannung ſei, kamen ſie an ein hohes, verfallenes Gebäude in der Vorſtadt, das unbewohnt ſchien, denn kein Licht ſchimmerte durch die Fenſterladen, aber die Thüre ſtand offen und auf der Treppe vernahm man die leiſen Tritte der zahlreichen Heraufſchleichenden. „Sie führen mich wirklich hoch, bis in den Himmel," flüſterte Willis, denn man ſtieg bis auf den Boden, wo etliche Lampen ein ſchwaches Licht auf die dichtgedrängte Verſammlung warfen. Es war eine wunderliche Zuſammenſetzung; jedes Alter, jeder Stand hatte ſeine Repräſentanten aufzuweiſen. Junge Mädchen mit ächten Schaafsphyſiognomieen ſtanden neben Weibern, die abgefeimte Spitzbübinnen in Amors, oder auch in andern Reihen geweſen, vielleicht noch jetzt ſein mochten. Nirgends ſah man wohl ſolche Satyrgeſichter unter den Männern, ſolche verſtörte tiefeingeſunkene, ſolche im wüſten Leben zertrümmerte Geſtalten, die hier alle Gewiſſenslaſten abwerfen wollten, und mit jämmerlichen Geberden, Schluchzen und Ächzen ſich zu entſündigen glaubten. Ein berühmter erweckter Leinweber war an dieſem Abend der Redner und bewegte Arme und Beine auf eine wahrhaft gräßliche Weiſe, während er mit ſeiner Grabesſtimme, von hektiſchem Huſten unterbrochen, begann: „Ich Sünder, ich Verdammter, von Sündern Abgeſtammter" ꝛc. Er ließ nun ſeiner Phantaſie freien Spielraum in Schilderungen der ewigen Höllenſtrafen und ſah zuweilen triumphirend umher, die Wirkung ſeiner diaboliſchen Schilderungen zu beobachten, auch konnte er vollkommen befriedigt ſein, denn ſeine Zuhörer verdrehten die Augen, zitterten, weinten, und viele Frauen ſchienen nahe daran Krämpfe zu bekommen. Malvina ſchmiegte ſich dichter an Willis und liſpelte ihm in's Ohr: „Solche Bilder erſchüttern Mark und Bein, ſo wird der alte Sauerteig ausgefegt, die Seele ſchmückt ſich zum Kuß des Himmelsbräutigams und wünſcht zu verſchmelzen in Luſt und Sehnſucht." Dabei drückte ſie ſeine Hand und blickte ihn ſo ſeltſam an, daß Willis ſich abwandte und, ſtatt von ihrer Glut erregt zu werden, nur das innigſte Mitleid empfand, und mit Schmerz dachte: wie manches geſunde, friſchblühende Leben hier im Schlamm der Verkehrtheit und des Laſters untergehen möge.

Indeſſen gewahrte Willis eine gewiſſe Unruhe in der Verſammlung: man horchte geſpannt und wirklich ließ ſich unten Geräuſch vernehmen, dann Gepolter auf der Treppe, und ängſtlich griffen die Männer nach ihren Hüten und Stöcken. Der begeiſterte Leinweber donnerte zwar mit gleicher Heftigkeit, und das viel nähere Gericht nicht ahnend, gab er ſich eben die größte Mühe, die Poſaune des jüngſten Gerichts nachzuahmen, aber der größte Theil ſeiner Zuhörer war zu beſtürzt, um ferner darauf zu achten, denn das Schreckenswort: „die Polizei," ſchlich von manchen bebenden Lippen. Jetzt pochte es heftig, und nach wiederholten Schlägen ſchrien rauhe Stimmen: „Aufgemacht!" und nun blieb auch der Leinweber im brennenden Schwefelpfuhl ſtecken, den er con amore auszumalen ſich beſonders vorbereitet hatte. „Aufgemacht!" erſcholl es wieder, und etliche vornehme Mitglieder des Conventikels, die den Scandal beſonders fürchteten, beeilten ſich die Lampen auszublaſen. Auch Willis, der dem Spotte ſeiner Bekannten zu entgehen wünſchte, faßte Malvina's Arm und hoffte mit ihr in der Dunkelheit unerkannt zu entkommen. Doch jetzt ſprangen die Schlöſſer, und die Polizeiſoldaten drangen herein. Die beſtürzte Geſellſchaft drückte ſich wie eine Heerde Schaafe um den Eingang zuſammen, die Vorderſten liefen und ſtürzten die Treppen hinunter, dabei fehlte es nicht an Jammer und Wehklagen. Der verdutzte Leinweber wurde gefangen und Willis hörte noch lange ſein entſetzliches Geheul, als er mit ſeiner Gefährtin ſchon entwiſcht war; doch mußte auch er fürchten, erkannt worden zu ſein, denn der Mond ſchien hell, und er hatte unter den Soldaten einen Bekannten bemerkt. Dieſer Gedanke war ihm äußerſt unangenehm und lieh ſeinen Ermahnungen an Malvina noch mehr Schärfe. Erſt weinte ſie, doch als ſie ſich wieder in ihrem Garten in Sicherheit fand, verdoppelte ſie ihre Liebkoſungen und ſagte: „Die Frommen wurden zu allen Zeiten von den Gottloſen verfolgt. aber der Tag der Rache wird anbrechen, ehe die Rotte Korah es ahnet, bleibe du nur bei uns, Theuerſter! wie ſüß iſt die Gemeinſchaft der Heiligen, der Liebesblick der Wiedergebornen, der Kuß ſchweſterlicher Hingebung, das himmliſche Verlangen der durſtigen Seele, die …" — Willis winkte ihr zu ſchweigen, denn aus der Laube klangen die Accorde von Theonen's Guitarre und er lauſchte tiefbewegt, denn ſie mußte in beſonders weicher Stimmung ſein, ſo in Schmerz aufgelöſ't zerfloſſen die Töne, als ſie ſang:

Wie ſich die Sonne birgt im Wolkenſchleier,
Wie trüber Duft um Zweig und Blumen ſchwimmt,
Ein matter Strahl im Weſten noch verglimmt,
Als ſei's ein fremdes, ein erborgtes Feuer?

Wie farbenlos die Fluren dann erbleichen,
Das Laubendach vom jähen Sturm zerſplittert,
Nicht mehr der Vogel ſüßes Neſt vergittert,
Und ſchreckenvoll auf immer ſie entweichen!

Mitnehmen ſie das holde Reich der Töne,
Dem Sturmgeheul folgt laſtend, banges Schweigen,
Von Tropfen ſchwer ſieht man das Laub ſich beugen,
Hin ſind die Blüthen, hin iſt alles Schöne.

So iſt's, wenn von der Liebe reichem Kranze,
Die erſte Blüthe welkend niederfällt,
Der erſte Zwiſt den ſüßen Traum vergällt:
Er prangt einzig ſtets im Frühlingsglanze.

Ach! die Gewohnheit iſt ihm Nebelhülle;
Des Glücks Gewißheit iſt ihm geiſt'ger Thau,
Sie überhaucht die Luſt mit mattem Grau,
Der Ueberdruß ſchreckt mehr als Sturmgebrauſe.

Dann zieht hinweg die reiche Zaubergabe,
Die ſonſt das bange Herz in Schlummer lullt;
O ſprich, iſt's deine oder meine Schuld?
Nimm nicht mit dir auch meine ganze Habe.

Vergönne mir die Phantaſie, die gold'nes Licht
Um ſelbſtgeſchaff'ne Bilder leuchtend webt;
Und wenn kein Wunſch nach neuer Liebe ſtrebt,
Die Tröſterin nimmt der Verſtoßenen nicht.

„Hören Sie die arge Sünderin,“ liſpelte Malvina, „wie ſie jammert und winſelt über die Strafe ihrer Thorheit und weltlichen Verblendung, dieſe Götzendienerin des Zeitgeiſtes ſinkt immer tiefer in's Verderben.“ — „Die ſchöne, bezaubernde Theone eine Sünderin?“ fragte Willis. — „Gewiß,“ entgegnete Malvina, „die Welt hat ihr den Lohn gegeben, den ſie den Kindern Babels am Ende reicht — Galle und Wermuth. Sie vergaffte ſich in …“ — Eben trat Theone aus der Laube, und wie ſie daher ſchwebte, im leichten weißen Gewande, vom Mondlicht angeſtrahlt, glich ſie der ſchaumentſtiegenen Liebesgöttin. Malvina ſchlüpfte in einen Nebengang, und Willis eilte der reizenden Erſcheinung entgegen. Sie war überaſcht, aber freundlich und mild, ihr ganzes Weſen ſchien in ſanfte Wehmuth aufgelöſ't, und der Geiſt des Widerſpruchs und der Verkehrtheit ganz entwichen. Sie nahm ſeine halben Erklärungen, die der Zauber des Momentes ihm entlockte, ſo verſtehend auf, als exiſtire ſchon lange ein ausgeſprochenes Verhältniß zwiſchen ihnen, und wenn Willis ſein Auge in das ihrige verſenkte, ihre Hand an ſein heftigklopfendes Herz drückte, ſo begegnete er feuchten, hingebenden Blicken, und fühlte ſich im höchſten Grad wonnig und doch zugleich unheimlich aufgeregt. Sie bat ihn zwar, ſich zu entfernen, aber ſie lehnte ſich doch feſter auf ſeinen Arm, ſie ging zwar nach der Terraſſe, die zu dem Hauſe führte, aber ſie lauſchte doch ſeinen feurigen, etwas verwirrten Reden und ihre Antworten ſchienen dabei ſeltſam zerſtreut. Plötzlich fragte ſie, wie aus einem Traum erwachend: „Wiſſen Sie, daß übermorgen Maskenball iſt, daß ich Ihre Dame ſein will?“ — „Wie glücklich machen Sie mich, theuerſte Theone!“ rief Willis. — „Wir wollen Niemand in unſer Geheimniß ziehen,“ fuhr ſie fort, „beſorgen Sie ſich ein römiſches Coſtüm. Sie ſollen Brutus, ich will Porzia ſein. Verſtehen Sie mich, der Brutus, der bei Philippi fiel, und ich will nachher auch Kohlen verſchlingen, wie Porzia, ach! ſie brennen nicht ſo heiß wie … Und kommen Sie morgen Abend wieder hierher, ich erwarte Sie mit Sehnſucht.“

Bei dieſen Worten flog ſie fort und ließ ihn befremdet, in ſeltſamer, zweifelhafter Stimmung zurück; das Übermaaß und das Plötzliche ihres Wohlwollens kam ihm ſo zweideutig vor, daß er ſich deſſen kaum erfreuen konnte. (Schluß f.)

Literatur.

Die Religion der Römer, nach den Quellen dargeſtellt von J. A. Hartung. 1836.

Da das Buch für das große Publikum beſtimmt iſt, welches Bildung genug beſitzt, um die Götterlehre der Römer faſſen zu können, ſo will ich es demſelben anzeigen. Das Geſuch, es kritiſch für gelehrte Blätter zu beleuchten, habe ich ſtandhaft abgelehnt, weil ich es in dieſer Hinſicht unter der Kritik finde. Der Verfaſſer ſitzt auf einem hohen Pferde und ſieht auf die Philologen herab, was er allerdings von der Höhe, in welcher er ſich befindet, leicht kann, denn dieſe dürfte beinahe ſo ſteil und erhaben ſein, als die, welche den Ritter von der Mancha auf dem unvergleichlichen Roß Zapfenhölzern nicht ſchwindeln machte. Etwas ſonderbar iſt dies freilich, da er doch, wenn der Meßcatalog mich nicht getäuſcht hat, ein Buch über die griechiſchen Partikeln geſchrieben hat, was ganz, wie die allertrokkenſte Philologie ausſieht; er müßte denn etwa dieſe Redetheile zu einer Komödie verarbeitet haben, wie nach Welkers genialen Forſchungen der Grieche Kallias das Abc, oder in Verſen, wie die unſterbliche Arbeit des berühmten Fibel über ebenbeſagtes Abc abgefaßt iſt. Doch darauf kommt nichts an, denn die römiſche Mythologie iſt in dieſem Buche ſo ungenügend und in winzigen Vermuthungen abgehandelt, daß das Publikum nichts daraus lernen kann; aber lernen kann es daraus, wie man renommire, denn in dieſem Fache iſt der Verfaſſer zu Hauſe, darin leiſtet er Etwas, und Arm in Arm mit einem andern philologiſchen Renommiſten, dem Hrn. Hefter, kann er ſein Jahrhundert in die Schranken fordern. Dieſe und ähnliche Leute, wenn ſie die Arbeiten einiger neue Anſichten zu Tage fördernder Alterthumsforſcher geleſen haben, und es geht dadurch in ihren Köpfen ein Dämmerlicht auf, verwundern ſich über dieſen Widerſchein fremder Ideen, meinen gleich, es ſeien ihre eigenen, verbergen ſorgfältig, was ſie entlehnt, um originell zu erſcheinen, wodurch denn mancher von ihnen, nach Göthe's Auslegung dieſer Originalität, ein Narr auf eigene Hand iſt. Aber ich darf nicht vergeſſen, daß der Renommiſt, um welchen es ſich hier handelt, allerdings eine wahrhaft ſublime Originalidee aufzuweiſen hat, welche wirklich intereſſant iſt. Virgil nämlich ſagt: „die Seelen, welche mit Schuld befleckt ſind, würden in der Unterwelt gereinigt.“ Hr. Hartung aber reinigt ſie von noch ungethanen Freveln, worin ſicherlich eine eben ſo tiefe als erhabene Myſtik zu erkennen. Wäre nicht Hr. Hartung unfehlbar, ſo würde ich glauben, er habe in der Eile Virgils Worte falſch überſetzt, und dergleichen kann Jedem begegnen, aber einem ſolchen antik-romantiſchen Großſprecher, d. h. einem, der den Thraſo mit dem Rodomont in glücklichſter Verſchmelzung darſtellt, nimmermehr. Er verſteht alle Sprachen gründlich, und ſchreibt, nebenbei geſagt, einen Styl, welcher bald leiſe andeutend wetteifert mit dem unnachahmlich zarten Worte Francesca's.

> Galeotto war das Buch und der's verfaßte,
> An dieſem Tage laſen wir nicht weiter,

bald ernſt, feierlich, tief unverſtändig

> Raphegi mal Amech izabi almen
> So thät es aus den dicken Lippen vor,
> Für die ſich nicht geziemen ſanftre Pſalmen.

Daraus, daß ich hier Dante's Hölle citire, wolle der Leſer nicht ſchließen, dies Buch ſei werth, in die Hölle zu kommen, denn der Verfaſſer iſt nicht unfromm und durchaus kein Hexenmeiſter. Doch um, wie es im Sprüchwort heißt, wieder auf beſagten Eſel zu kommen, nämlich auf des Verfaſſers ſublime Originalidee, ſo kann ich ſie zwar nicht faſſen, und der Leſer gewiß auch nicht, aber ſie iſt „des Schweißes der Edlen werth." Wie der Verfaſſer zu dieſer Auslegung gekommen, iſt nicht leicht anzugeben, da es auf dem gewöhnlichen Wege nicht geſchehen iſt. Vielleicht iſt er Beſitzer einer verborgenen Gemüthseinfalt,

> Denn was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
> Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Vielleicht iſt es höhere Eingebung, woran bei ſolchen Dingen vielleicht geglaubt werden darf, und von Manchen geglaubt wird, wie ich mit einem Beiſpiele belegen kann. Ein in der Literatur rühmlichſt bekannter Mann pries mir einmal die ſchöne Anſicht von Maria als Meerſtern, worauf ich äußerte, daß meines Wiſſens Marjam durch **maris stilla**, d. i. Meertropfen überſetzt, und durch einen Schreibfehler in **maris stella**, d. i. Meerſtern verderbt worden. Alles Ernſtes erwiederte er, daß dieſer Schreibfehler durch den h. Geiſt veranlaßt worden ſei, um die Menſchen auf das Wahre zu führen. Hier würde freilich die höhere Eingebung die der Genien des Dünkels und der Anmaßung geweſen ſein, da beide dem Verfaſſer mit ihrer ganzen Kraft beiſtehen. Am natürlichſten aber erſcheint es mir, des Mannes Weisheit aus ſeinem Genie zu erklären, was freilich etwas Dunkles iſt, denn was iſt Genie? Ein Naturphiloſoph, welcher ſich in Bonn bei Errichtung der dortigen Univerſität habilitiren wollte, trug vor, es gebe eine Rückenmarksprotuberanz, welche beim Rindvieh ſich als Hörner geſtalte, beim Menſchen als Genie. So mag es denn ſein, daß der Verfaſſer mit einer ſolchen Rückenmarksprotuberanz glücklich behaftet iſt und darum hohe Ideen hat. Leid thut es mir, daß ſich ſonſt keine Originalideen in dieſem Buche befinden, mit welchen ich den Leſer unterhalten könnte, denn alles Übrige ſind nur angewandte Ideen anderer Leute, verſchiedenartiges Mehl, woraus der Verfaſſer als rüſtiger Bäckerknecht einen einfarbigen grauen Teig geknetet hat. Freilich ließe ſich die Kritik üben und nachweiſen, wie windig, ſeicht, unverſtändig vieles behandelt worden, wenn ein Anderer dieſes Buch geſchrieben hätte. Wir haben es aber mit einem Unfehlbaren, hoch auf dem Zapfenhölzern in feierlicher Haltung Thathandlungen, wie Tieck überſetzt, verrichtenden Philologen oder Nichtphilologen, was er auch ſein mag, zu thun, und ſolche irrende Ritter begehen keine Irrthümer. Ja, wenn er ſich ſelbſt im zweiten Theile des Buchs eines Irrthums im erſten zeiht, ſo glaubt ihm das Publikum nicht, denn er hat zwar das zweitemal, wie ſich von ſelbſt verſteht, Recht, und es iſt dies nur eine geiſtreiche Neckerei des Publikums, welches freilich geneigt iſt, bei widerſprechenden Sätzen nur den einen gelten zu laſſen. Solche Widerſprüche löſen ſich in der Analyſis des philologiſchen Unendlichen auf, und da der Verfaſſer weiß, daß dieſe hohe Wiſſenſchaft nicht Jedermann zugänglich iſt, ſo ſcherzt er auf dieſe Weiſe, denn daß es Hrn. Hartung einfallen könne, bei ihm ſei ein Irrthum möglich, das traue ihm ja Niemand zu. Daß er gegen Andere von oben herab und mit erlauchter Verachtung ſich benehme, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Zwar meint Creuzer, welcher ſich dazu verſtanden, eine Recenſion dieſes Buchs zu ſchreiben, der Vfr. habe ſein weder im Guten noch im Böſen gedacht, aber er irrt ſich, denn er hat, obgleich den Namen Creuzer nicht erwähnend, dennoch deſſen im Böſen gedacht. Der berühmte Alterthumsforſcher mag dies um ſo leichter überſehen haben, als er an Schnödigkeiten gewöhnt iſt, denn er kann füglich die Calderoniſchen Worte auf ſich anwenden:

> Dinge hat man mir geſagt,
> Die man nicht ſagt dem geringſten
> Waffelbäcker von Aſturien,
> Und das Alles mir nichts dir nichts.

So möge denn das Publikum ſich an jener Originalidee und an der Renommiſterei des Verfaſſers erfreuen, in Ermanglung von etwas Beſſerem, und ich will ſchließen, des Buches würdig, mit den Worten aus Dante's Hölle:

> Pape Satan, pape Satan, Aleppe.

Und damit Gott befohlen.

Konrad Schwenck.

Notizen.

*** Ordensverleihungen. — Der König von Frankreich hat Herren A. v Humboldt, Herrn v. Candolle und dem Fürſten Pückler-Muskau das Großkreuz, und den Herren Profeſſoren Blumenbach, Heeren und Creuzer das Kreuz der Ehrenlegion verliehen. Victor Hugo iſt zum Offizier und Alexander Dümas zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

*** Unter dem Namen „Aspic" erſcheint jetzt zu Paris ein „Moniteur général des modes," der ſich beſonders auszeichnen ſoll — par une heureuse critique de tous ces jolis riens qui constituent la vie élégante.

*** Von den „Memoiren des Teufels" von Soulié mußte ſchon nach 8 Tagen eine neue Auflage veranſtaltet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 178. 1837.

Phönix.

Montag, 31. Juli.

Die Partheien.

(Schluß).

Zu Hauſe fand er zu ſeinem eben ſo großen Erſtaunen den Oheim noch wach und auf ihn wartend, freilich mit der Uhr in der Hand, aber doch mit ungewöhnlicher Freundlichkeit. „Du biſt ein Glückskind,“ hub Adler an, „du kannſt jetzt eine erwünſchte Carriére machen, und zugleich für mich erlangen, was längſt mein Herzenswunſch geweſen iſt. Man hat bemerkt, daß deine Stimme nicht ohne Gewicht in der Ständeverſammlung iſt, und da die Miniſter nächſtens den Vorſchlag machen werden, die Apanage des Erbprinzen bedeutend zu erhöhen, weil er viel braucht, auch in Rom und Neapel Ehrenſchulden tilgen muß, ſo verſpricht man mir den Orden, und dir eine paſſende Anſtellung, wenn du den Antrag unterſtützen willſt.“ — „Sie wiſſen, lieber Oheim,“ entgegnete Willis, „daß unſer Budjet obnehin zu den traurigſten Betrachtungen Veranlaſſung gibt. Ihr Herren in der Stadt habt keine Gelegenheit, die Noth des Landmannes, ſeine vielfachen Sorgen und unzähligen Entbehrungen zu beobachten, ſonſt würdet ihr zittern, ihm neue Laſten aufzubürden. Während im Theater, oder bei Ballfeſten, der Lichtglanz die Augen blendet, erliſcht in den Dörfern, trotz der langen Winterabende, ſchon gar früh der ſchwache Schein, weil der Arme das Öl ſparen muß. Während ihr Leckerbiſſen aus Paris und London verſchreibt, iſt dieſen Gedrückten ſchon Salz ein Luxusartikel, und die Erquickung des Kranken ein paar Tropfen mörderiſchen Brantweins von Kartoffeln, weil dieſer wohlfeil iſt.“ — „Ich merke,“ ſagte Adler, „du lernſt wahnſinnige Tiraden von Adalbert, du willſt auch ein Ultra werden.“ — „Ich bin weder ein Liberaler noch ein Serviler,“ verſetzte Willis, „in Deutſchland ſollte nach meiner Anſicht nur eine Parthei ſein, die der Wunſch des allgemeinen Wohls beſeelte. Wohin hat andere Nationen das unzeitgemäße Streben nach Volksherrſchaft und Volksmündigkeit geführt? Zu unſäglichem Elend und zuletzt — zu ärgerem Despotismus. In Griechenland unter die macedoniſchen Tyrannen, in Rom unter die Proſcriptionen der Triumvirn, unter die Tiberius und Nerone, in England unter Cromwel, und in Frankreich unter Napoleon's eiſernen Scepter.“ — „Ich will mit Fräulein Baldern reden,“ meinte der Oheim, „ſie ſoll dein hochfliegendes Geſchwätz widerlegen, mich greift vieles Sprechen an, auch iſt es ſpät, ich habe meine gewöhnliche Stunde übergangen und werde nun eine jämmerliche Nacht haben.“ Brummend ſchlich er in ſein Kabinet.

Theone empfing am Abende des Maskenballs ihren Brutus mit ſo feierlichen Mienen, als ſei ſie wirklich Porzia, auch konnte ſchwerlich die Römerin liebreizender geweſen ſein. Sie äußerte ſich lobend über Willis Coſtüm; „nur etwas fehlt meinem Brutus,“ ſagte ſie und neigte das ſchöne Haupt mit ſo hinreißender Anmuth an ſeine Bruſt, als wolle ſie ihn zu Liebkoſungen berechtigen; „und ich habe dafür geſorgt,“ jetzt zog ſie einen blinkenden Dolch mit goldenem Griff hervor; „aber nicht bloß zur Zierde, nicht zum Maskenſcherz, im Ernſte ſoll mein Brutus den Dolch brauchen.“ — „Liebſte Theone!“ lachte Willis, indem er den Dolch einſteckte, „ich bin ein ehrlicher, deutſcher Landjunker, und tauge durchaus nicht zu einem italiäniſchen Rinaldini; du ſollſt deine Gabe rein und funkelnd zurückerhalten, die du auf jeden Fall beſſer dem wilden Adalbert geſpendet hätteſt.“ — „Er iſt auch bewaffnet,“ entgegnete Theone, „ein glorreiches Unternehmen …“ Sie wurde von der Tante unterbrochen, welche den modernen Brutus in ihr Kabinet beſchied.

„Wie ich von meinem verehrten Freunde vernommen,“ hub Fräulein Baldern mit dem Ton und den Geberden einer Sibylle an; „wollen Sie abſichtlich Ihr Glück von ſich ſtoßen, wollen ſich nicht in der Welt pouſſiren und nicht die Gelegenheit am Schopf ergreifen, wie der Kluge thut. Der durchlauchtigſte Erbprinz beehrte vor ſeiner Abreiſe häufig mein Haus mit ſeiner Gegenwart, er liebte Unterhaltung, er pflegte mich mit den franzöſiſchen, geiſtreichen Damen des vorigen Jahrhunderts, einer Tencin, einer du·Deffand zu vergleichen, und bewies ſich auch gegen meine Nichten, beſonders gegen Theonen herablaſſend und gnädig, obgleich Adalberts rüdes Benehmen ihn verletzen mußte. Jetzt hat er mich wieder ſeines huldreichen Andenkens verſichern laſſen, und mir aufgetragen, mit meiner gewöhnlichen Feinheit und zarten Gewandheit die Einleitung zu treffen, daß er heute Abend unbemerkt im Gewühle des Balles ſich geheim mit Ihnen unterhalten könne. Folgen Sie alſo, wenn die Maske eines Magiers Ihnen winkt.“ — „Folgen will ich gern, meine Gnädigſte,“ antwortete Willis, „aber ich paſſe gar nicht zu ſolchen Umwegen und Intriguen. Ich werde meine Anſicht dem Prinzen ehrlich mittheilen, und dadurch ſchwerlich ſeine Gunſt gewinnen. Das Land vermag keine neue Bürde zu tragen, wollte Gott, daß man ihm die Laſt erleichtern könnte.“ — „Verſprechen Sie nur Ihre Stimme und die Unterſtützung Ihrer Freunde,“ meinte das Fräulein, „wahrſcheinlich geht wegen der Oppoſition der Vorſchlag doch nicht durch, aber man muß Ihnen in jedem Falle Wort halten und Ihre Bemühung belohnen.“ — „Das hieße falſch gegen jede Parthei handeln,“ entſchied Willis, „und welchen Vorwurf müßte ich mir machen, ſolch gewagtes Spiel mit den Intereſſen das Landes zu treiben, das mir vertraute und mich zum Vertreter ſeiner Rechte erwählte.“ — „Hören Sie nur den Prinzen,“ bat die Tante; „er iſt freilich beredter, vielleicht auch liebenswürdiger als ich, und geneigter, Ihren Starrſinn zu überwinden.“ Sie entließ ihn pikirt und Willis flüchtete zu Theonen in's Vorzimmer, wo auch Adalbert wartete, und Malvina mit ihrem gewöhnlichen Strickzeug in der Ecke ſaß, nur las ſie diesmal nicht nicht dabei, wie ſonſt in ihrem Traktätlein, ſondern betrachtete wohlgefällig einen vollblühenden Roſenſtock, der wie Adalbert höhniſch bemerkte, ein galantes Geſchenk des alten Adlers ſei. Willis goutirte dieſen Scherz nicht ſonderlich, und Malvina's ſtolze, abweiſende Mienen gegen ihn, und ihr ſichtliches, berechnendes Nachſinnen berührten ihn noch unangenehmer.

Unter den Larven, unter dem zweckloſen Umhertreiben, unter der erzwungenen Luſt des Balles wurde ihm nicht wohler, um ſo mehr, da Theone in der heftigſten Spannung war, obgleich ſie ihm leidenſchaftliche Zärtlichkeit zeigte, die ihm erkünſtelt ſchien, und ihn darum bald entzückte, bald peinigte. Jetzt erſchien der Magier im Saal, als gerade Theone ſich im Walzer feſt an ihn ſchmiegte, und er gewahrte, das ſie in dieſem Augenblicke convulſiviſch zuckte. Sie zog ihn in ein Nebenzimmer. „Nun hören Sie mich, Willis,“ ſprach ſie faſt athemlos mit furchtbarer Anſtrengung, „dieſer Moment entſcheidet über unſer Leben. Mein ganzes Weſen ſoll dir gehören, deine Sclavin will ich ſein bis in den Tod, wenn du mir gehorchſt in dieſer Stunde. Wo haſt du den Dolch, welchen ich dir vertraute?“ Willis zog den Dolch hervor und ſagte faſt außer Faſſung: „Liebſte Theone, treibe deine Maskenſcherze nicht ſo in ernſtem Tone.“ — „Scherz?“ wiederholte ſie gellend, „wenn mein Herzblut ſiedet, wenn mein Gehirn ſich im Kreiſe dreht. Scherz! während Adalbert und ſeine Freunde auf mein Signal harren, um hervorzubrechen, um unſere morſche Verfaſſung umzuſtoßen, und das Signal iſt der Dolchſtoß, den du in das Herz des Prinzen führen wirſt, der in unſern Schlingen gefangen iſt, indem er dir eine geheime Unterredung bewilligt.“ Willis trat entſetzt zurück. „Ich, ein Mörder! der Mörder eines gutmüthigen, wenn auch leichſinnigen Fürſten? Doch ich vergeſſe mich, und nehme einen tollen, viel zu weit getriebenen Spaß für Ernſt.“ — „Du willſt mich nicht rächen?“ jammerte Theone, „ſoll ich meine Schmach auf den Straßen ausſchreien und mir Rächer werben?“ —

„Schließt überall die Thüren, daß Niemand entwiſche!“ riefen jetzt mehrere Stimmen im Tanzſaal, und auch in das Nebenzimmer drangen Bewaffnete, und fielen über Willis her, der mit dem Dolch in der Hand als der Gefährlichſte erſcheinen mochte. „Das iſt der Anführer!“ ſchrie Einer. Ein Anderer riß ihm die Maske ab und überhäufte ihn mit Schmähungen. „Euer Complott iſt verrathen, der närriſche Adalbert, den Ihr verführet habt, iſt mit den übrigen armen, jungen Leuten ſchon verhaftet, aber Ihr ſolltet Euch ſchämen, ein geſetzter Mann, ein Landtagsdeputirter!“ — „Ei mein Himmel,“ ſchrie ein dritter Soldat, „das iſt ja der ſaubere Vogel, der uns damals entwiſchte, als wir den Stillen ihr Neſt ausnahmen, nun kann er alte und neue Sünden zuſammen im Thurm abbüßen.“ Von allen dieſen Beſchuldigungen betäubt, erdrückt von dem Gedanken, wie ſehr die Umſtände jeden Verdacht begründeten, ließ ſich Willis ohne Widerſtand fortſchleppen.

Als er nach jahrelanger Haft, nach qualvoller Unterſuchung endlich entlaſſen und ſchuldlos erklärt wurde, fand er Theonen als öffentliche Geliebte des Prinzen, was ſie ſchon früher heimlich, nur durch Anwandlungen raſender Eiferſucht unterbrochen, geweſen ſein mochte, Adalbert durch ihre Fürſprache als unterwürfigen Kammerjunker, und Malvina, noch immer verſtohlen die

Conventikel der Heiligen beſuchend, als Gemahlin, ſorgſame Pflegerin und erklärte Erbin des alten Herrn von Adler, der durch die Verwendung ihrer Schweſter mit mehreren Orden prunkte.

Der traurige Willis kehrte, um viele Erfahrungen reicher, aber ſonſt in jeder Hinſicht ärmer, auf ſein einſames Landgut zurück.

Converſationsſaal und Geiſterrevüe.

Ein *Panorama* intereſſanter Perſonen, Gedanken- und Zeitmaterien, für Menſchenkenntniß und Wiſſenſchaft. Gedacht und geſammelt von *Magis Amica Veritas*. Stuttgart, bei Schweizerbart. 2—8. Lieferung.

Die vielverſprechende Firma: Magis Amica Veritas! iſt in Deutſchland, wiewohl überall, noch nicht die gangbarſte. Deswegen kommen wir auf's neue zu ihren fortgeſetzten Lieferungen zurück. Schon unſer Jahrgang 1836 hat auf dieſelbe durch Auszüge aus einem, den oft Mißkannten nach eigener Beobachtung ſchildernden charakteriſtiſchen Artikel über *Göthe* aufmerkſam gemacht. Indeß iſt in ſieben Lieferungen ein *Allerlei* ſchon von 176 Artikeln — bis zu dem über Fichte's Offenbarungstheorie — alphabetiſch geordnet erſchienen. Allerdings ein *Allerlei* für allerlei Leſer und allerlei Leſeſtunden. Aber keinem, auch der kleineren Artikel wird man abſprechen können, daß er ein ausgewählter und für Gebildete von Intereſſe ſei. Wie manches Zeitblatt lieſ't man, ohne ſich etwas daraus ausgewählt zu wünſchen. Hier hat ein Vielbeleſener, ein für vielerlei Empfänglicher, nur das, was er *für ſich ſelbſt ausgewahlt* wünſchte, weil er es nicht bei ſich wie todt liegen laſſen wollte, auch für Andere auserleſen. Nicht aber mechaniſch. Schon das *wahre Auswählen* iſt nicht Taglöhnersarbeit. Daß es auch weder dem Verfaſſer noch dem Veleger hier um Taglohn zu thun iſt, beweiſ't das Beſtreben, in einem ſo anſehnlichen Format, mit engem und doch gefälligem Druck denen, die nur Ausgewähltes wünſchen, deſſen viel, und um den äußerſt wohlfeilen Preis von *dreißig* Kreuzern je für *ſechs* ſolche volle Bogen zu gewahren. Überdies iſt nicht leicht ein Artikel ohne Verbeſſerung, bald durch Abkürzungen (was iſt mehr ein Verbeſſerungsmittel als — die Zeiterſparung?), bald durch Berichtigungen, Zuſätze, Erläuterungen, ſo daß der Auswählende ſie ſich dadurch näher aneignete. Schwerlich gewährt irgend eine der viel theureren Zeitſchriften lauter Eigenthümliches. Doch ſind mehrere der bedeutenderen Artikel ganz eigen und mit Kraft entworfen. Wir berufen uns in Lieferung I. auf den vollen Abſchnitt Nro. 6 *alte und junge Zeit* und *Göthe'ſche Ariſtokratie*; II. Nro. 25 gibt eine ſtrengere Kritik, *Bettina* betreffend. Nro. 65. Fenck und ſein Lebensretter. IV. Nro. 67. *Friedrich der Große und die Bildung des Zeitgeiſtes*. S. 300 bis 313. Nro. 78. *Geſetz* und was ſoll Geſetz ſein. Nro. 80. *Gewißheiten* und wie findet ſie der Menſchengeiſt? Nro. 96. Habeas corpus. Ein Wort über *proviſoriſche Verhaftungen*. Nro. 103. S. 469 bis 473. Über *Hegel* als Begriffslehrer u. ſ. w.

Der Zweck der ganzen Sammlung iſt, wie der voranſtehende Januskopf, ernſt in die Vergangenheit, freundlich in die Zukunft blickend, dies wohl ſagen will, eine vielfache Aufforderung, daß unſere flüchtig vorwartseilende Mitwelt nicht ſo gar ſchnell das Vergangene, wodurch ihre jetzigen Tendenzen, wenn ſie glücklich ein Ziel erreichen ſollen, gut vorbereitet ſein müſſen, wie in's Nichts verſunken vergeſſe. Wer zurückblickt, woher und wie die *Aufklärung* kam, wird ſie ſich nicht leicht wie *Aufklärerei* wegſophiſtiſiren laſſen. Wer den authentiſchen Artikel *Franzöſismus im Übergang auf die Julirevolution* Nro. 66 erwägt, wird gegen die *Egoiſterei* unter den Revolutionären gewarnt und geſtählt ſein. Wie mühſam wäre es, aus *Göthe's* Briefwechſel mit Zelter, aus *Baggeſen's* und Reinhold's Briefwechſel u. A. das Charakteriſtiſche zuſammenzuſtellen. Hier iſt's geſchehen. *Göthe* beſonders wird in mehreren Artikeln faſt von allen Seiten kennbar gemacht, auch der edeleigenſinnige und abſolute *Fichte*, auch zum Theil ſchon *Schiller*. Wir hoffen noch recht vieles Unerwartete von den folgenden ſieben Lieferungen. Alsdann möchten wir den Verleger veranlaſſen, daß er das Ganze, ſo wie es ſich ſelbſt legitimirt, als etwas *nicht bloß für den Augenblick* Zuſammengebrachtes, vielmehr als ein Ausgewähltes anbiete, welches *ein Beſitzthum für längere Zeit* zu werden verdient und die Firma: Magis amica Veritas! im pro und contra verificiren ſoll.

Kant, Fichte, Schelling und Hegel, nach — Dieſtel!

In einer wunderlichen Schrift des verhafteten Predigers G. H. *Dieſtel*, betitelt: „J. H. *Schönherr's* Prinzip der *beiden Urweſen* als die nothwendige Grundlage wahrer Philoſophie,“ welche mit einer Abhandlung des Archidiakons J. W. *Ebel* unter dem gemeinſamen Titel: „*Verſtand und Vernunft* im Bunde mit der *Offenbarung Gottes* durch das Anerkenntniß des *wörtlichen* Inhalts der h. Schrift,“ zu Leipzig erſchienen, treffen wir S. 14–19 auf folgende pikante Stellen: „*Gott* mußte es ſich gefallen laſſen, im Namen *Kant's* als Poſtulat der praktiſchen Vernunft, im Namen *Fichte's* als die Idee einer allgemeinen Weltordnung, im Namen *Schelling's* als die Identität des in ihm ſich evolvirenden mannigfaltigen Naturlebens, und im Namen *Hegel's* als die Identität des in ihm ſich evolvirenden mannigfaltigen Geiſteslebens — zu regieren. Die Schöpfung, das Gegebene im Bereich des philoſophiſchen Forſchens, mußte es ſich dagegen gefallen laſſen, durch *Kant* auf eine chaotiſche Subſtanz reducirt, durch *Fichte* auf die Spitze des Ich geſetzt und zu einer Ergänzung dieſer Spitze, gleichſam zu einem Punkt auf das I, comprimirt, durch *Schelling* göttlich und durch *Hegel* endlich gar annihilirt zu werden ...“ So „iſt die große Welt bei *Kant* zu einem bloßen Nothbehelf des in Verlegenheit kommenden Denkens, bei *Fichte* zu einem bloßen Hebel, welcher das Ich zum Bewußtſein und zur Herrſchaft bringt, bei *Schelling* zu einer in ſich gährenden elementariſchen Maſſe, und bei *Hegel* zu einem Winde und zu einem Wehen geworden, ... das zwar dem Namen nach aus Gott kommen und zu Gott führen ſoll, doch dem Weſen nach aus Nichts komme und zu Nichts führt ...“ „*Kant* ließ die *Einfachheit des Geiſtes* ſich beſchwängern mit der Immanenz der Begriffe von Zeit und Raum; *Fichte* mit einem Nichtich; *Schelling* mit der Differenzirung des Indifferenten; *Hegel* mit der immanenten Negation des Poſitiven, und ſo gebaren denn dieſe Philoſophen eine *Gottheit*, welche *Kant* als ein Fundament für die Moral poſtulirte, *Fichte* als ein zweckmäßiges Arrangement in das Nichtich inſtallirte, *Schelling* als ein offenes Grab für alles concrete Daſein, welches — alle Differenzen indifferenzirt, — evolvirte, und *Hegel* als eine ſich negirende Affirmation, welche ſich negirend ewig ſich affirmire, negirend affirmirte und affirmirend negirte; — und gebaren eine *äußere Welt*, eine Schöpfung, — welche Kant aus des Schöpfers Hand nur wie eine durch einander geworfene Maſſe hervorgehen ließ, in welche erſt der Menſch die Ordnung des Raumes und der

Zeit hineintrage; welche **Fichte** in ſein Ich verſchlang, um durch den Prozeß der Verdauung zum Selbſtbewußtſein zu kommen; welche **Schelling** als einen leiblichen, und **Hegel** als einen geiſtigen Akt der Gottheit anſah, wobei ſie ſich ſelbſt zerſpalten und entäußert habe, mit ſich ſelbſt folglich in Zwieſpalt und Uneinigkeit gerathen ſei, dabei ihrer ſelbſt und folglich des Guten vergeſſen, und dergeſtalt eine große Sünde begangen, die im Verlauf der Aeonen, indem die Gottheit entweder, im Gehorſam gegen **Schelling's** Gebot, die Differenz in die Indifferenz, oder, im Gehorſam gegen **Hegel's** Gebot, die Natur in den Geiſt zurückführen und auflöſen müſſe, nur gebüßt und wieder gut gemacht werden könnte."

Die Kritik dieſes Sündenregiſters müſſen wir unſern Leſern anheim geſtellt ſein laſſen.

Feuilleton.

⁂ **Preisfrage einer Pariſer Wohlthätigkeitsgeſellſchaft.** — Die Société des établissemens charitables zu Paris hat als Preisfrage aufgeſtellt: „Was können und müſſen im gegenwärtigen Zuſtande der Civiliſation und der Induſtrie in Frankreich die Manufakturherren und Arbeitsvorſteher (chefs d'ateliers) thun, um die Lage der arbeitenden Klaſſe, deren ſie ſich bedienen, zu verbeſſern?" Die Geſellſchaft wünſcht, daß vorzüglich zur Erörterung gebracht werden: 1) die Maaßregeln, die erforderlich, um die Arbeiter den phyſiſchen und moraliſchen Gefahren zu entziehen, die häufig aus dem Aufenthalt und Verſammeltſein in den Arbeitsſtuben reſultiren; 2) die Mittel, die anzuwenden, um die Arbeiter auf dem Wege der Religion und der Sittlichkeit zu erhalten, und ihnen Mäßigkeit, Ordnung und Sparſamkeit anzugewöhnen, indem man den Manufakturherren und Arbeitsvorſtehern beweiſ't, daß es in ihrem Intereſſe liege, dieſes Ziel zu erreichen. — Tauſend Franken ſind als Preis ausgeſetzt.

⁂ **Preisaufgabe der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften.** — Die philoſophiſch-hiſtoriſche Klaſſe der königl. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften hat in der öffentl. Sitzung vom 6. d. M. folgende Preisaufgabe geſtellt: „Die auf uns gekommenen Schriften oder Stücke von Schriften, welche den Namen von **Pythagoräern** und **pythagoräiſchen Frauen** tragen, ſollen nach vorgängiger Sammlung und Darlegung des zerſtreuten Stoffes, ſo weit die erſtere noch nicht von den letzten Bearbeitern geliefert iſt, in Beziehung ſowohl auf Sprache und Darſtellungsgabe, als auf den philoſophiſchen Inhalt und in allen übrigen erforderlichen Rückſichten, einer ſorgfältigen Kritik unterworfen, und über ihre Aechtheit oder Unächtheit ein begründetes Urtheil gefällt werden."

⁂ **Das Land der Herrlichkeit.** — Die **evangeliſche Kirchenzeitung** zählt (Nro. 53 vom 1. Juli) „das Hegel'ſche Syſtem mit zu den Hinderniſſen, welche der Ausbildung einer reinen Harmonie zwiſchen der **unverletzten** bibliſchen Glaubenslehre und der unverletzten aſtronomiſchen Weltanſchauung im Wege ſtehen." Sie reſtaurirt dagegen ihr „**Land der Herrlichkeit**" aus Dr. W. **Pfaff's** „**der Menſch und die Sterne**," und verſichert (in Nro. 54): „Wir wiſſen alſo nun mit wiſſenſchaftlicher Evidenz von einer unendlich großen, **wahrhaft** und **weſentlich höheren** Welt. Hier in unſerer Weltregion waltet die Schwere, und hält die Weltkörper zuſammen, und erhält ihren Kreislauf; — **droben** waltet ein höheres Geſetz für die Trennung und Gruppirung der Geſtirne; **eine zu unendlicher Leichtigkeit verklärte Schwere** (!), ein Weben geheimnißvoller Kräfte der **abſtoßenden Freiheit** und der **anziehenden Liebe**, ein heiteres Gleichgewicht zwiſchen iſolirender Selbſtſtändigkeit in familiariſirender Hingebung, wodurch der freieſte, verſchlungenſte Sternreigen entſteht, gleich als würden die Bewegungen jener Welten geleitet von den mächtigen Tönen eines hohen Liedes."

⁂ **Elektriſcher Telegraph von London nach Edinburg.** — Der Scotsman vom 29. Juni liefert ſchon eine Berechnung der Koſten für Anlage eines elektr. Telegraphen von London nach Edinburg. Hiernach würden 25 Drähte 25,000 Pfd., die Einhüllung und Eingrabung derſelben 75,000, die ganze Anlage mithin 100,000 Pfd., alſo nur ſo viel, als 6—7 engl. Meilen Eiſenbahn koſten, da, nach parliamentariſchen Unterſuchungen, eine Meile im Durchſchnitt 13,700 Pfd. (300,500 Fr.) zu ſtehen kömmt. Wird nun auf Mittheilung eines Buchſtabens 1 Sekunde gerechnet, ſo würden für 65 Worte (ſo viel enthält wohl ein gewöhnlicher Handelsbrief?) durchſchnittlich ungefähr 5 Minuten erfordert. Arbeitete nun der Telegraph 12 Stunden täglich, und bezahlt für jeden Brief 5 Schilling, ſo würde dieß ein tägliches Einkommen von 36 Pfd. abwerfen, alſo 10,800 Pfd. für 300 Tage im Jahr. — Schon iſt deßhalb der Regierung ein Antrag gemacht, und Anſtalten ſind getroffen, um die Drahtleitung auf eine Länge von 50—100 Meilen zu verlängern.

⁂ **Pflugſchaaren-Wettkampf in Frankreich.** — „Dann werden ſie ihre Schwerter in Pflugſchaaren umwandeln" (Jeſ. 2, 4.) Dieſe Verheißung ſcheint in Erfüllung gehen zu wollen. Zwiſchen Ploërmel und Joſelin liegt die ſchöne Haide (lande) von Mi-voie, altberühmt durch einen Kampf, der zwiſchen Bretonen und Engländern dort gekämpft worden. Am 16. Mai d. J. ſtrömten wieder tauſende von Menſchen hier zuſammen; wieder ſollte mit der Schärfe des Eiſens ein Kampf hier ausgefochten werden! Aber die Eiſen waren Pflugſchaaren mannichfacher Geſtalt, der Kampf ein Wettkampf in Geſchick und in Fertigkeit, zu welchem 150 Ackerbauer ſich gemeldet, — und die Tauſende, die zuſammengeſtrömt, waren Landleute, die Zeugen ſein wollten des friedlichen Kampfes und des Sieges, der kein Blut, ſondern nur freudig vergoſſenen Schweiß koſten ſollte.

⁂ **Oszillation der Thermometer-Null.** — Aus den Beobachtungen, die Hr. **Despretz** angeſtellt und der franz. Akademie der Wiſſenſchaften am 10. dieſ. Mon. mitgetheilt hat, ergibt ſich, daß die Null des Thermometers ein im Verlauf der Experimente und ſelbſt unter dem Einfluſſe der Temperaturwechſel der Atmoſphäre ſtets oszillirender Punkt iſt, ſo daß die Phyſiker, bevor ſie eine beſtimmte Temperatur nehmen, zuerſt die Stellung der Null ihres Thermometers ermitteln müſſen.

⁂ **Statiſtik der franzöſiſchen Conſkribirten.** — Nach amtlichen Dokumenten waren auf der letzten franzöſiſchen Conſkriptionsliſte 326,298 junge Leute eingeſchrieben. Hievon konnten 153,859 leſen und ſchreiben, 11,784 konnten nur leſen, 149,195 konnten weder leſen noch ſchreiben, von 9480 konnten die Fähigkeiten nicht unterſucht werden. — Aehnliche Verhältniſſe ergaben ſich bei den 80,000 jungen Leuten, die gezogen wurden.

⁂ **Aufgefundenes lateiniſches Gloſſar aus dem X. Jahrhundert.** — Herr Charles **Friry** von Commercy hat im Departement der Vogeſen ein latein. Gloſſar aus dem X. Jahrh. aufgefunden, welches ein beſonderes Intereſſe dadurch erhält, daß ein großer Theil der lat. Worte in angelſächſiſcher Sprache erklärt ſind. Eine treue Abſchrift iſt bereits an die königl. Bibliothek nach Paris eingeſendet.

⁂ **Ein Witzwort Cobbett's.** — Der **Scotsman** erzählt: „Der verſtorbene Cobbett pflegte zu ſagen: Alles iſt in unſerem Lande **königlich**: die Regierung, die Armee, die Flotte, das Parliament, — kurz, alles bis auf die Hofſchuſter, Hofſchneider, Hoftafeldecker u. ſ. w. herab; nur Eines iſt national — die **Schuld**, „the national debt!" Eigentlich ſollte ſie die **Tory-Schuld** heißen."

⁂ **Ein eiſernes Dampfboot** von 125 Fuß Länge und 19 Fuß Breite, welches der Paſcha von Aegypten zu ſeinem Privatgebrauch zu Liverpool hat bauen laſſen, iſt zu Ende des v. M. dort vom Stapel gelaufen.

⁂ Bei einem zu Düſſeldorf am 24. v. M. **Carl Immermann** zu Ehren veranſtalteten Feſtmahl wurde demſelben ein prächtiger ſilberner Pokal überreicht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№. 179. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 1. Auguſt.

Joſeph Haydn's Lehrjahre.

Erſte Abtheilung.

I.

In dem letzten unſcheinbaren Häuschen des Dorfes Rohrau, — an der Grenze von Ungarn und Öſtreich, lebte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein junges Ehepaar, treu und fleißig, ſchlicht und recht und wohlgelitten von allen Nachbarn. Der Mann, ein ehrlicher Wagner, ward insgemein nur der luſt'ge Jobs genannt, ſeiner luſtigen Schwänke halber, welche er — (unbeſchadet ſeiner anerkannten Frömmigkeit!) — immer in Bereitſchaft hatte und zum Beſten gab, wo es ſich ſchickte und wo er wußte, daß man ſie gern hörte. Sein Weibchen hieß Eliſabeth, kein Menſch im Dorfe aber und noch ſonſt wer, mehrere Meilen im Umkreis, rief ſie anders als „Hübſch-Elschen!" und in der That konnten Jobs und Elschen für das ſchmuckſte Paar in der ganzen Gegend gelten.

Die Ungarn, wie die Öſterreicher und Böhmen haben alle eine große Liebe für die Muſik! „In zwei Häuſern drei Geigen und ein Hackbrett," heißt das Sprichwort — und es lügt nicht! —

Daher iſt es denn aber auch nichts Seltenes, daß Leute aus der ärmern Klaſſe, wenn ihr erlerntes Handwerk ihnen nicht ſo viel einbringt, als ſie bedürfen, um vor dem dringendſten Mangel geſchützt zu ſein, wohlgemuth zur Geige, zum Hackbrett oder zur Harfe greifen, Sonntags am Wege oder in den Schenken aufſpielen und dadurch in der Regel ſo viel gewinnen, daß ſie wohl gar — wenn ſie nicht lüderlich ſind — noch ein Übriges für kommende Zeiten zurücklegen können.

Der luſtige Jobs hatte lange Zeit nicht daran gedacht, auf gleiche Weiſe ſeinen etwas allzubeſcheidenen Hausſtand ein wenig mehr in die Höhe zu bringen, als ihm aber eines Tages Hübſch-Elschen erröthend ſagte: „Jobs! es wird halt Zeit, daß wir was vor uns bringen, denn bald — werden wir unſerer drei ſein" — da machte Jobs einen Freudenſprung, umarmte Hübſch-Elschen, und entgegnete: „Schau, nun bezieh' ich meine Violine und deine Harfe neu und künftigen Sonntag gehn wir an den Weg vor'm Wirthshaus und ſpielen luſtig auf und ſingen eins dazu, und, wem's gefällt, der ſchenkt uns was, und wer ein Rappelkopf iſt, der geht vorüber und wir laſſen ihn gehn! — Gott und die Mutter Gottes werden weiter helfen!"

Und am nächſten Sonntag-Nachmittag ſaßen der luſtige Jobs und Hübſch-Elschen am Wege vor dem Wirthshauſe des Dorfs, und Jobs ſtrich die Geige und Hübſch-Elschen ſpielte die Harfe und ſang dazu mit heller lieblicher Stimme. Es ging aber kein einziger Rappelkopf mürriſch vorüber, ſondern wer des Wegs daher kam, blieb eine Weile ſtehen und lauſchte wohlgefällig, und wenn er endlich weiter ging, ſo warf er mindeſtens einen blanken Dreikreuzer der hübſchen jungen Frau in die Schürze. Es läßt ſich denken, daß Jobs und ſein Weibchen, als ſie am Abend nach Hauſe kamen, nicht trauriger waren, und alle Sonntag ſpielten ſie von neuem auf und ſangen dazu, ſo lang es ging.

II.

Als nun nach einigen Jahren der alte Schulmeiſter aus dem nahgelegenen Städtchen Haimburg an einem Sonntag-Nachmittag ebenfalls des Weges daher kam, blieb er verwundert und lächelnd ſtehen über das, was er hörte und ſah.

In der wilden Laube nämlich, dem Wirthshauſe gegenüber, ſaß der luſtige Jobs und fiedelte wieder, und neben ihm Hübſch-Gläſchen die Harfe ſpielend und dazu ſingend; zwiſchen Beiden aber am Boden ſaß ein kleiner lieber bausbäckiger Junge von ungefähr drei Jahren, der hatte ein Brettchen an den Hals geſtemmt juſt wie eine Geige und fiedelte mit einer Weidenruthe darauf herum, wie mit einem natürlichen Violinbogen, das Drolligſte und zugleich Merkwürdigſte war aber wohl: daß der kleine Menſch genau Takt hielt, pauſirte, wenn ſein Vater pauſirte und Mutter Gläſchen Solo hatte und dann mit dem Vater wieder auf ein Sechzehntel einfiel und dabei ganz ſich gebehrdete wie dieſer. — Manchmal erhob er ſogar ſein klares Stimmchen und jauchzte damit recht vernehmlich in den Refrain des Liedes hinein. —

„Iſt das Euer Knabe, Spielmann!“ fragte der Cantor, als das Lied zu Ende war, und Jobs verſetzte:

„Freilich Herr! 's iſt mein kleiner Seperl!“

„Der Junge ſcheint ſchon Luſt und Liebe zur Muſik zu haben — ?“ —

„Was ſollt' er nicht! Meiner Treu', wenn's auf mich ankommt, ſo bring' ich ihn, ſobald ſich's thun läßt, zu Einem, der's ſo recht verſteht und es ihm beibringt! Es wird aber wohl noch eine Zeit dauern, weil er bei aller Luſt und Liebe noch gar ſo klein und dümmlich iſt.“

„Wir wollen das weiter beſprechen,“ ſprach der Cantor und ging ſeiner Wege, und Jobs und ſeine Frau begannen auf's neue ein ſchönes Lied und der kleine Joſeph that es ſeinem Vater nach mit Geigen und Jauchzen dazu, wie die kleinen Engel im Himmel, wenn ſie in's „Hallelujah!“ der großen mit einſtimmen.

III.

Aber der Cantor kam von nun an alle Woche ein paarmal in die Wohnung des luſtigen Jobs, ſich mit ihm über den kleinen Seperl zu beſprechen, und der Kleine ward gar bald Herzensfreund mit dem gutmüthigen, alten Manne.

Das ging ſo an die zwei Jahre fort, da ſprach der Cantor zu dem luſtigen Jobs: „Nun wär's die rechte Zeit, und wenn du mir nun den Seperl überlaſſen willſt, ſo nehm' ich ihn mit mir und fang' an, ihn zu lehren, was er wiſſen muß, um ein braver Kerl und ein tüchtiger Muſikant zu werden.“

Jobs beſann ſich nicht lange, denn er ſah wohl ein, wie gut der Unterricht des Meiſter Wolferl ſeinem Seperl bekommen würde, und, hatte auch Hübſch-Gläſchen mehrere Bedenklichkeiten, den Seperl von ſich zu laſſen, weil es doch ihr lieber Bube und einziges Kind war, ſo gab ſie doch auch endlich nach, denn Jobs ſagte: „Der Bube bleibt immer unſer! und war er bis jetzt unſer einziges Kind, ſo iſt noch nicht damit geſagt: daß wir nicht mehr bekommen könnten! denn wir ſind — Gottlob! Beide jung und friſch und haben uns lieb.“

Er ſagte daher zum Cantor Wolferl, als der das Nächſtemal wieder kam: „Topp! hier iſt der Seperl! haltet ihn gut und denkt daran: daß er unſer Augapfel iſt.“

„Ich werd' ihn halten wie meinen eignen!“ verſetzte der Cantor und ſchaute dabei gen Himmel, als wolle er den lieben Gott zum Zeugen ſeines Verſprechens anrufen.

Hübſch-Gläſchen packte darnach die wenigen Kleidungsſtücke Seperl's in ein Bündelchen, gab dem Jungen noch eine Schnitte Brod mit Salz und eine Schale Milch, ſegnete ihn und herzte ihn und gab ihm dann das Geleit bis an die Thür' der Hütte, wo ſie ihn mit drei Kreuzen zeichnete und dann in's Stübchen zurückkehrte. Jobs ging bis zum halben Weg nach Haimburg mit, und kehrte dann ebenfalls zurück — worauf Wolferl und Seperl ſelbander fortſchritten, bis ſie das Ziel ihrer Wanderung, Wolferls Häuschen, erreichten.

Wolferl war ein alter Junggeſell, aber einer von der guten Sorte, deſſen Herz, trotz ſeines grauen Kopfes, noch immer jugendlich und warm alle guten Menſchen liebte und ſelbſt gegen die minder guten duldſam und nachſichtig war, weil er gar wohl wußte, wie ſchwach und wankelmüthig das Menſchenherz oft iſt. Die durchaus Schlechten und Boshaften dagegen haßte er eben ſo ſehr, als er die Guten liebte, und mied jede Gemeinſchaft mit ihnen; „denn,“ ſprach er, „wer einmal wirklich ſchlecht und verderbt iſt, der bleibt es mindeſtens hier, und der Umgang mit dem Guten beſſert ihn nicht mehr, im Gegentheil! er wird den Guten mit in's Verderben reißen.“

Dies ſagte er dem kleinen Joſeph täglich, und lehrte es ihn, wie das Singen, Blaſen und Paukenſchlagen, und wahrhaftig der Joſeph begriff es zugleich mit der Muſik, und empfand es wie die Muſik, und übte es wie die Muſik, ſo lange er lebte.

Was aber Jobs ſeinem Weibchen zum Troſte geſagt hatte, als ſie ihren Erſtgebornen mit dem alten Cantor ziehen ließ, das traf richtig bald ein; denn im folgenden Jahre ſchon (1737) ward ein Söhnlein von den glücklichen Eltern begrüßt, und von ihnen in der heiligen Taufe Michael genannt.

Und wieder verfloß ein Jahr und noch eins, und der Joſeph ward ein geſchickter Junge, der eine ſo helle, klare Stimme hatte, wie ſeine Mutter; die Violine ſo gut ſpielte, wie ſein Vater, außerdem auch noch Horn blies und die Pauken ſchlug bei den geiſtlichen Muſiken, welche Wolferl an Kirchweih- und andern Feſten veranſtaltete. Vor allem aber ward der Joſeph ein treues, ehrliches Gemüth, das Gott vor Augen hatte, ſtets zufrieden und luſtig dreinſchaute, und allen Menſchen wohlwollte, weßhalb denn auch alle Menſchen ihn wiederliebten, und der alte Wolferl oft mit Freudenthränen ausrief: „Wahrlich! ich ſage euch, in dieſem Joſeph wird Gott der Welt einſt offenbaren, daß gleichwie das Himmelreich, ſo auch das Reich der herrlichen Tonkunſt nur denen gehört, ſo ſchuldlos und reines Herzens ſind.“

Jemehr aber Wolferl nun merkte, welch ein ausgezeichnetes Talent für die Kunſt dem Knaben verliehen worden, um ſo ernſter dachte er daran, einen Gönner aufzufinden, der ſeinen lieben Pflegling den weiteren Weg zum erſehnten Ziele führen möge, denn daß ſeine eigne Kraft hierzu bald nicht mehr ausreichen würde, fühlte er, ſo oft er den Eifer und das Geſchick beobachtete, mit welchem Joſeph ſich ſeinen Studien widmete. Da fügte es denn endlich der liebe Gott, daß der Herr von Reuter, k. k. Capellmeiſter und Muſikdirektor an der St. Stephanskirche in Wien, den Herrn Dechant von Haimburg beſuchte; — der Herr Dechant erzählte dem Herrn v. Reuter von dem Seperl, dem Sohne des luſtigen Wagners Jobs Haydn, dem Pflegling und Schüler des alten Cantors Wolferl, und alsbald kam den Capellmeiſter die Luſt an, den Knaben kennen zu lernen.

Der Dechant war alſogleich willig, ihn und ſeinen Pflegevater kommen zu laſſen, doch Herr von Reuter verſetzte lächelnd: „Nein, nein! Hochwürdigſter Herr! nicht vorgeführt will ich den Buben haben, ich will ihn aufſuchen und ihn wo möglich belauſchen in ſeinem Thun und Treiben, bevor er mich erblicken und meine gute Abſicht errathen ſoll, denn daß ich, — wenn ich den Knaben ſo herzig finde, wie Ew. Hochwürden glauben, daß er ſei, — Alles thun werde, ihn weiter zu führen, verſteht ſich von ſelbſt.“ Am andern Morgen begab ſich demnach der Herr von Reuter nach der Wohnung des Cantors und trat ſtill und ungemeldet in’s Haus — in’s Zimmer. Da ſaß der Joſeph allein am Poſitiv und ſpielte einen einfachen aber erhebenden Choral eines alten deutſchen Meiſters. Reuter blieb ſichtlich ergriffen auf der Schwelle unter der Thür ſtehn und lauſchte wohlgefällig. Der Knabe war ſo vertieft in ſein Spiel, daß er den Eintretenden nicht eher bemerkte, als bis er den Choral geendet hatte und nun zufällig ſich wendete, da ſchaute er den Fremden, verwundert zwar, doch gar freundlich und offen mit ſeinen ehrlichen ſchwarzen Augen an.

„Recht brav, mein Sohn!“ ſprach nun der Herr von Reuter, — „wo iſt dein Pflegevater?“

„Im Garten!“ erwiederte der Knabe, „ſoll ich ihn holen?“

„Hol’ ihn und ſag’ ihm: der Capellmeiſter Reuter wünſche ihn zu ſprechen — (der Knabe wollte gehen). — Halt! nicht wahr? du biſt doch der Joſeph Haydn —?“

„Ja, ich bin der Seperl.“

„Gut, ſo geh.“

Und Joſeph ging und holte ſeinen alten Meiſter Wolferl, der mit gezogenem Sammtkäppchen und vielen Reverenzen den Herrn Capellmeiſter und Muſikdirektor an St. Stephan willkommen hieß in ſeiner geringen Behauſung. — Der Herr von Reuter dagegen lobte gar ſehr das tüchtige Spiel des Joſeph, erkundigte ſich angelegentlich, was der Junge ſonſt noch gelernt habe und examinirte dieſen endlich förmlich.

Joſeph beſtand das Examen über die Maßen gut und Herrn von Reuter’s Zufriedenheit ſtieg mit jeder Antwort, welche er auf ſeine Frage erhielt.

Endlich beredete er ſich wohl eine Stunde lang eifrig mit dem alten Wolferl und ſchied erſt um die Mittagsſtunde. Joſeph mußte ihn begleiten und für dieſen Tag ſein Mitgaſt bei dem Herrn Dechant ſein.

Nach acht Tagen ſaßen der alte Wolferl, der luſtige Jobs und Hübſch-Elſchen mit ihrem kleinen Michael auf dem Schooße faſt kleinlaut beiſammen und ſprachen von dem guten Seperl, welcher dieſen Morgen mit dem Herrn von Reuter nach Wien gereiſ’t war, um als Chorknabe im St. Stephan einzutreten. (F. f.)

Ausſtellung und Beiſetzung der irdiſchen Ueberreſte Wilhelm’s IV.

Der fünfte engliſche König aus der braunſchweigiſchen Raçe, der biederſte und einfachſte unter allen, der Sailor-King William IV. ſtarb im 72ſten Lebensjahre zu Windſor, 20. Juni. Kein Monarch England’s iſt bei Lebzeiten von dem größern Theile des brittiſchen Volkes mehr geliebt und nach dem Tode inniger, aufrichtiger betrauert worden, als der vierte Wilhelm, der während ſeiner ſiebenjährigen Regierung mehr für das Wohl des Volks that, als ſeine vier Vorgänger, die vier George zumal. Das Volk nennt ihn ſeinen „Reformkönig,“ ſeinen offenen ehrlichen „Seemannskönig,“ der das Gute wenigſtens nie hinderte, — eine Prärogative der engliſchen Monarchen, die nie ſchlecht handeln, wohl aber das Gute hintertreiben können — weiſe, beliebte Räthe und Miniſter wählte, den Tories, ſobald es ſich um Volkswohlfahrt und zeitgemäße Fortſchritte handelte, feſt entgegentrat und nur einmal, trotz Intriguen aller Art, trotz der geliebten Gattin Mahnen und Drängen und der hohen Geiſtlichkeit Bitten und Gebeten, ſich bewegen ließ, den Tories das Ruder der Britannia in die Hand zu geben (1834). Aber die auf unredlichem Wege und gegen den Wunſch der Nation erſtrebte Herrſchaft währte nicht lange, nur wenige Tage, durch ganz England, Wales, Schottland und Irland ein Schrei der Mißbilligung, die größern See- und Handelsſtädte murren laut, die City in London drohte mit einem Aufſtande. Wellington trat ab, um, wie England, das aufgeklärte, volksthümliche England wünſcht, nie wieder aufzutreten. Der Held von Waterloo hat ſich überlebt, man ſehe ſeine Perſon an, man höre ſeine Reden! Er hätte das Schwert, welches ihn zu Ehren, Macht, Titeln und Reichthümern auf unbegreifliche Art und Weiſe brachte, nie mit der Rednerbühne, mit dem Staatsruder vertauſchen ſollen. Doch ſtand er hoch in der Gunſt des jüngſt verſtorbenen, wie der beiden vorhergehenden Monarchen, dieſe Gunſt äußerte der vierte Wilhelm noch in den letzten Tagen, als ihm auf ſchwerem, ſchmerzlichem Krankenlager am Jahrestage der Schlacht bei Waterloo, wie das üblich, die dreifarbige franzöſiſche Fahne, die dort ſo ſchmählich ſank und erſt nach 15 Jahren wieder erſtand, von Wellington überſchickt ward. Rührend, herzlich waren die Worte, die der alte König da ſprach, er liebte England, England’s Ruhm und England’s Volk über Alles; mochte er bisweilen ſchwach handeln, menſchlich fehlen — England hat einen biedern, wohlmeinenden Regenten verloren, es trauert tief und findet nur Troſt und Hoffnung in der jungen, liebenswürdigen Nachfolgerin, der Most Gracious Queen Alexandrina Victoria, der Nichte des geſchiedenen Fürſten, einer Jungfrau, die trefflich erzogen, mit äußerm Liebreiz, Seelenadel, Kenntniſſe und guten Willen verbinden und auf dem Wege vernünftigen, zeitgemäßen Fortſchrittes weiterſchreiten zu wollen ſcheint.

Es iſt Brauch in England, die verſtorbenen Regenten erſt mehrere Wochen nach ihrem Hinſcheiden beizuſetzen, je nachdem die Vorkehrungen zu dieſer Leichenfeierlichkeit, die grandios und der Macht und des Reichthums der britiſchen Nation würdig, früher oder ſpäter beendigt werden, in drei, vier, fünf und mehr Wochen. Der Leichnam wird einbalſamirt und zwei Tage vor der Beiſetzung in der königlichen Familiengruft zu Windſor ausgeſtellt. Zu dieſer Ausſtellung, die am 7. Juli begann, wie und noch mehr zu der Beiſetzung am 8. Juli ſtrömte Alles, was in und um London Zeit, Wagen oder Geld hatte, nach der alten Sommerreſidenz der engliſchen Herrſcher. Das herrlichſte Wetter begünſtigte die in Schwarz gekleideten Schaaren der Pilgrime zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, die gen Windſor zogen, um dem geliebten Regenten die letzte Ehre zu beweiſen. Der Andrang an beiden genannten Tagen war übergroß, in der kleinen Stadt Windſor kein Unterkommen, kein Platz in einem Gaſthauſe zu bekommen. Betten waren für zwei Nächte lange im Voraus mit drei Guineen bezahlt, am Beerdigungstage keines für jenen Preis auf eine Nacht zu erhalten. Die Zahl der Gäſte wird, nach einem gewiß nicht übertriebenen Maaßſtabe, auf 30,000 geſchätzt, meiſt vornehmern und reichen Familien angehörig, die mit ihren Equipagen und in Gemeinſchaft mit den zahlloſen öffentlichen Fuhrwerken die Straße von London nach Windſor wahrhaft bedeckten und letztere Stadt in eine Wagenburg umſchufen. Es war Ref. gelungen, am Morgen des 8. Juli einen beſcheidenen Platz auf einem öffentlichen Wagen zu erhaſchen, halb ſitzend, halb hangend mußte er die 22 engl. Meilen von London nach Windſor ſich rollen laſſen, ſtets in Furcht bei dem übermäßig ſchnellen Fahren ſein Gleichgewicht zu verlieren, oder die eine Hand, mit welcher er ſich an der eiſernen Brüſtung der Out-side klammerte, zu ermüden und hoch oben vom Wagen herab zu ſtürzen. Doch Gott iſt mit ſeinen Treuen! ohne Unfall durchflogen wir die herrliche grünende Ebene, an Wieſen und Parks vorbei, links und rechts Villen und Schlöſſer, die üppigſte Vegetation, der kräftigſte Baumwuchs — England iſt ein geſegnetes Land, fruchtbar und reich! Aber nil sub sole perfecti! Drei Viertel des Jahres ruht dicker, undurchdringlicher Nebel auf dieſem Lande, deſſen ſchönſte Flächen ein reicher, herrſchſüchtiger Adel und eine ſtolze, aufgeblaſene Geiſtlichkeit beſitzt; die Parks der Großen, die in England und Wales ein Drittel des Flächeninhaltes einnehmen, ſind dem Volke und Jedem verſchloſſen; das Volk iſt kalt, wie das ſeine Inſel umgebende Element, abſtoßend, verſchloſſen, ſelbſtſüchtig und nur auf ſeine Intereſſen bedacht. England iſt ſeine Welt, außer England kein Land, welches ihm bekannt iſt, kein Volk, mit dem es ſympathiſirt. Old England for ever! Von dem luſtigen Altengland habe ich bis dahin nichts wahrgenommen. — Windſor iſt ein impoſantes, umfangreiches Schloß, mit Wällen und Gräben umgeben, in verſchiedenem Styl, von verſchiedenen Baumeiſtern, in verſchiedenen Jahrhunderten aufgeführt. In den letzten Decennien iſt es von einem kundigen Architekten reſtaurirt und die verſchiedenartigen Bauten und Anhängſel ſind jetzt, ſo gut es gehen wollte, in Symmetrie gebracht. Das Schloß iſt in ſeinem Umfange ausgedehnter, als die Tuilerieen und der Louvre in Paris zuſammengenommen. Die engliſchen Regenten reſidirten hier ſeit geraumer Zeit den größern Theil des Jahres, nur ausnahmsweiſe hielten ſie ſich in dem unwürdigen winkeligen St. Jamespalaſte in London, oder in dem freundlichen Sommerſitze Brighton auf. Vor Mittag langte unſere Stage-coach von vier flüchtigen Thieren gezogen und von einem dicken ſelbſtgefälligen Gentleman Coach-man geführt, in Windſor an. Die Glocken des nahen Eton, dem größten claſſiſchen Gymnaſium in England, wo die Söhne der engliſchen Ariſtokraten für ſchweres Geld claſſiſch, einſeitig und ariſtokratiſch erzogen werden, hallten in langgedehnten Trauertönen wie die von Windſor, Kanonen donnerten in gemeſſenen Zwiſchenräumen von den Wällen des alten Windſor-Caſtle. In der Stadt ein reges Leben, nirgends ein Unterkommen, glücklich, wer ſich in London verproviantirt hatte. — Die öffentliche Schau der Königsleiche währte bis 3, an dem verfloſſenen Tage bis 4 Uhr; um 9 Uhr Abends ſollte ſie in der St. Georg's Kapelle, die im Schloſſe gelegen, in die Gruft der Väter geſenkt werden. Der Andrang der Menge, die das Paradezimmer und den König auf dem Paradebette ſehen wollte, war immens, nur wenige Bevorzugte hatten ſich Billete zu verſchaffen gewußt und dadurch Gelegenheit, mit Muße und ohne ſich drängen zu laſſen, ohne lange zu warten, den Strahlen der Mittagsſonne ausgeſetzt zu ſein und ohne in Ohnmacht zu fallen — ein Glück, welches häufig ſpielte, beſonders unter den zahlreichen Ladies, die mehr drängten und ſtießen und ungeduldiger waren, als die ſteifen Gentlemen, — durch einen andern Weg in die Waterloo-Gallery zu gelangen und ihre Neugierde zu befriedigen. Der königl. Leichnam war von ſeinem Todtenlager in einem Privatgemach in die White-Chamber gebracht, einbalſamirt und in einen bleiernen Sarg gelegt, in der Nacht vom 6. auf den 7. in einen Mahagoniſarg geſetzt und in die große Waterloo Gallery transportirt. Jener lange, hohe Saal iſt mit zahlreichen Gemälden, die durchgängig Scenen aus der Schlacht, worin die Engländer ſiegten und worauf ſie ſo unendlich ſtolz ſind, regelmäßig und mit Portraits von Kriegern, die ſich dort rühmlich hervorthaten, behängt: Multa sed non multum. Für die Ceremonie war er mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen und der Boden belegt, die Fenſter waren geſchloſſen. In der Mitte der Galerie erhob ſich in Zeltesform ein Thronhimmel von ſchwarzer Drapperie, reich mit Sternen und Emblemen geſtickt und mit Franzen beſetzt. Unter dem Thronhimmel ſtand auf einer Eſtrade der Sarg, um ihn reichgekleidete, goldglänzende Lords, Kammerherren, Offiziere, Garden und Diener mit Trauerſchärpen und mit umflorten Waffen. Sechs große maſſiv-ſilberne Candelaber, auf jeder Seite des Sarges drei, und viele ſilberne Armleuchter, beſonders im Hintergrunde des Thronhimmels, am Kopfende des Sarges, neben der Fahne von Großbritannien und dem engl. Wappen angebracht, verbreiteten ein dämmerndes, magiſches Licht in der großen Galerie. (Schluß folgt).

Notizen.

. **Großartiges Beethoven-Concert zu London.** — Zu London wurde ein Concert zum Andenken Beethoven's veranſtaltet, welches dem Morning-Chronicle zufolge die größte und prächtigſte muſikaliſche Aufführung werden ſollte, die jemals, nur vielleicht mit Ausnahme des Concerts zu Händel's Gedächtniß, zu London ſtattgefunden. Jeſus am Oelberg und die giganteske Choral-Symphonie, das letzte Werk Beethoven's für das große Orcheſter, wurden hier zur Aufführung gebracht. — Die Schröder-Devrient, Braham, Keppert, Bennett, Seguin, Biſhop, Balfe ꝛc. ſangen. Leider war es nicht zahlreich beſucht.

. **Autographiſcher Kriegsbericht Napoleon's.** — Hr. Jauffret, Bibliothekar der Stadt Marſeille, hat in dieſen Tagen unter den Manuſkripten der ihm untergebenen Bibliothek einen autographiſchen Bericht (relation) über den ägyptiſchen Feldzug von Napoleon Buonaparte entdeckt, und ſofort der königlichen Bibliothek überſendet.

. **Graf Jacob Leopardi di Recanati,** ein Freund des Grafen Auguſt von Platen, bekannt als Dichter und als Proſaiſt, iſt am 14. Juni, erſt 40 Jahre alt, zu Neapel geſtorben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 180. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 2. Auguſt.

Joſeph Haydn's Lehrjahre.

(Fortſetzung).

Zweite Abtheilung.

I.

Es ſchlug acht Uhr früh — und in der Leopoldſtadt ward es lebendig! eine gewaltige Menſchenmenge drängte ſich auf der Brücke durcheinander, Fratſchelweiber und Schuſterjungen, Mehlſpeiſenhändler, Tabulettkrämer, — feine Reiter und grobe Fiaker! hinein in die Stadt und heraus! und mitten durch das dickſte Gedränge ſchlüpfte, aalgewandt und ſchmiegſam, der allbekannte Herr Wenzel Puderlein, Haarkünſtler, Bürger und Hausbeſitzer in der Leopoldſtadt.

Bald hatte er den Weg, welcher die Leopoldſtadt von der Stadt trennt, durchmeſſen und eilte flüchtigen Schrittes durch Gaſſen und Gäßchen, dem Graben zu, wo ſeine vornehmſten Kunden, welche er jeden Morgen zu bedienen hatte, wohnten.

Er ſchlüpfte ſogleich in eins der anſehnlichſten Häuſer, ſprang zwei Stiegen hinauf, zog die Klingel und ſchritt — nach dem das Stubenmädchen ihm die Pforte des Vorſaals geöffnet — im Bewußtſein ſeiner Würde keck durch den Saal auf eine Flügelthüre zu. — Hier aber machte er Halt, ſetzte die Füße in die gehörige Poſition, nahm demüthig den Hut ab und klopfte beſcheidentlich dreimal an die Thür.

„Herein!“ tönte drinnen eine gewaltige Baßſtimme. Wenzel Puderlein erſchrack und fuhr einen Augenblick was weniges zurück, dann aber faßte er ſich ein Herz, zog den Drücker nieder, öffnete die Thür und trat in's Gemach.

Ein ſtattlicher ältlicher Mann ſaß in großgeblümtem Schlafrock und in einer Federmütze am Schreibtiſch und erhob ſich, als er den Eintretenden gewahrte, indem er ſprach: „Gut, daß Er kommt, Puderlein' mach' Er ſich an's Geſchäft, aber ſchnell, das rath' ich Ihm, denn eben hat die Kaiſerin nach mir geſchickt, in einer halben Stunde muß ich dort ſein.“ Somit ſetzte er ſich in einen Seſſel und Wenzel Puderlein begann ſogleich ihn zu friſiren, ohne (ganz ſeiner Natur zuwider!) auch nur einziges Wörtchen zu reden, wohl wiſſend, wie ſtrenge ſolches bei dem erſten Leibarzt Ihrer k. k. Majeſtät verpönt ſei.

Doch nicht allzulange durfte er dieſe größte aller Qualen — die des Schweigens nämlich — erdulden, indem bald darauf abermals die Thüre geöffnet wurde und ein ſchöner Jüngling von etwa 16 bis 17 Jahren in's Zimmer trat, auf den älteren Herrn zuſchritt, ihm ehrerbietig die Hand küßte und ihm einen guten Morgen wünſchte.

Der alte Herr dankte kurz und fragte dann: „Was war es denn, was du dir geſtern Abend von mir ausbitten wollteſt, als es gerade 11 ſchlug und ich dich zu Bette ſchickte?“

Der Jüngling lächelte anmuthig und verſetzte: „Ich wollte Sie bitten, mein Vater, daß ich — wenn es Ihre Zeit erlaubte — Ihnen den jungen Mann vorſtellen dürfte, welchen ich mir zum Lehrer auf dem Clavier wünſchte.“

„Ja ſo! — Nun dieſen Nachmittag meinthalben! Aber wer hat ihn dir empfohlen?“

„Sein herrliches Spiel, das ich geſtern ſo glücklich war, bei dem Fräulein von Martinez zu hören.“

„Ah! Ew. Gnaden meinen den jungen Haydn?!“ platzte Puderlein heraus und fuhr ſogleich erſchrocken zuſammen, nichts gewiſſer erwartend, als daß nun ein furchtbares Donnerwetter von Seiten des alten Herrn über ſein Haupt hereinbrechen werde. Aber wider alles Erwarten maß ihn der alte Herr bloß einen Augenblick, wie verwundert, von Kopf bis zu den Füßen und fragte dann gleichmüthig: „Kennt Er den jungen Menſchen, und was weiß er von ihm?“

„Ob ich ihn kenne?“ verſetzte Puderlein. — „O freilich, Ew. Gnaden! ich kenn' ihn! Was ich von ihm weiß? O! gar viel! denn ſchauen S', Ew. Gnaden! ich hab' auch die Ehr' gehabt, den Herrn Capellmeiſter von Reuter viele Jahre zu friſiren, bei dieſem war der Haydn eine Zeit lang im Hauſe, — 's mögen jetzt 10—11 Jahre her ſein, — nu! da hab' ich ihn, ſo zu ſagen, von Kindheit an gekannt. Hernach hab' ich ihn wohl hundertmal in St. Stephan in den Meſſen mit ſingen hören, wo er Chorknabe geweſen iſt, ſeit einem paar Jahren aber haben ſ' ihn fortgejagt.“

„Fortgejagt? — alle Teufel! warum?“ —

„Ja, ſchauen S' Ew. Gnaden! er hat eine ſo ſchöne, helle Stimme gehabt, wie keine Sängerin in der Oper, da haben die frommen und hochwürdigen Herren zu St. Stephan gewollt: der Haydn ſollt ſich, — — na, Ew. Gnaden werden ſich ſchon denken, was — — Aber was geſchieht? mein Pepi, als er das hört, bekommt einen Schreck, daß er das hitzige Fieber kriegt, und als er endlich wieder geſund ward, ſo iſt ſeine ſchöne Stimme — wutſch! — Aber ein Mandl iſt er geblieben! weil ſie ihn aber an St. Stephan als Mandl nit haben brauchen gekonnt, haben ſ' ihn fortgejagt.“ —

Der alte Herr that — was noch kein Menſch von ihm geſehen hatte — er lachte, daß ihm der Bauch wackelte. „Da hat der liebe Gott den frommen Herren zu St. Stephan einen garſtigen Strich durch ihre Rechnung gemacht!“ rief er. „'s iſt ihnen recht geſchehen! Doch was treibt der junge Haydn jetzt?“

„Ja, ſchauen S' Ew. Gnaden! der arme Teufel muß ſich's halt ſauer werden laſſen mit Stunden geben, Aufſpielen zum Aufhacken wo's vorkommt, auch ſoll er ſelber ſchon componiren, oder wie ſie's nennen! Nu, aber was hilft's, daß er ſich plagt? Er wohnt da in dem Hauſe, wo der Herr von Metaſtaſio wohnt, aber nit im erſten Stock wie der Herr Hofpoet, ſondern fünf Stiegen hoch, und wenn er des Winters zu Haus iſt, ſo muß er ſich in's Bett legen und drin arbeiten, damit er nit erfriert, denn ſchau'n Sie, er hat in ſeiner Kammer wohl einen Ofen — o ja! aber kein Geld, um Holz zu kaufen, damit einzuheizen.“

— „Das muß anders werden! das ſoll anders werden!“ rief der Herr van Swieten, indem er vom Stuhl aufſtand, „bin ich fertig?“

„Halten S' zu Gnaden! nur noch das Bandl am Haarbeutel.“ —

„'s iſt ſchon gut ſo! laß Er's nur und pack' Er ſich ſeiner Wege!“ Puderlein verſchwand. „Und du, Gottlieb! hilf mir meinen Rock anziehen, reiche mir Stock und Hut, und dieſen Nachmittag führe deinen jungen Lehrer zu mir!“ Somit ging er, und freudig flog der junge Herr van Swieten an den Schreibtiſch, um an Haydn eine Einladung zu ſchreiben: dieſen Nachmittag in ſeines Vaters Wohnung ſich einzufinden.

II.

Indeß ſaß Joſeph Haydn gar trübſelig und beinahe hoffnungslos in ſeinem Stübchen, und ſo wenig es ſonſt ſeine Art war, eine Stunde im müſſigen Hinbrüten zu verbringen, — diesmal drohte es faſt zu arg zu werden, und ſein guter Humor gerieth in Verſuchung, ihm für immer Ade zu ſagen, wie ſeine einzige Freundin und Beſchützerin, das Fräulein Martinez.

An dieſem Morgen nämlich war die liebenswürdige junge Dame abgereiſet; Haydn hatte ſie im Clavierſpiel und im Geſang unterrichtet, und dafür von Metaſtaſio freien Tiſch und freie Wohnung — in der fünften Etage — erhalten. Beides hörte nun mit der Abreiſe des Fräuleins auf, und Joſeph war ärmer an Geld als zuvor, denn Alles, was er außerdem noch verdiente, war gewiſſenhaft ſeinen Eltern zugeſandt worden, und nur ſo viel hatte er für ſich behalten, als eben unumgänglich nöthig war, ſich anſtändig, wie wohl nur ärmlich, zu kleiden. —

Andere Gönner und Freunde hatte er nicht! Metaſtaſio, der einzige, der ihm näher ſtand, kannte nur ſein anſpruchloſes Äußeres und war zu bequem, um ſich ſonderlich nach den nähern Verhältniſſen des Jünglings zu erkundigen, oder ſich dafür zu intereſſiren. — Trocken hatte er dem Joſeph es geſagt: daß — da Fräulein Martinez Wien verlaſſen, mithin ſein Stundengeben vorbei ſei, er ſich bis zu Ende des Monats — nach einer andern Wohnung umſehen könne, und Joſeph war zu ſchüchtern und zu voll Ehrgefühl, um etwas anderes darauf zu erwiedern, als: „daß er für das bisher genoſſene Gute danke und ſich eine neue Wohnung ſuchen werde.“ — Über das Wo? dachte er jetzt nach und fragte endlich laut ſeufzend: „Wohin ohne Geld?“

Da wurde, ohne vorhergegangenes Anklopfen, die Thüre ſeines Zimmers aufgeriſſen und kecken Anſtandes, mit funkelnden Blicken trat Herr Wenzel Puderlein in's Gemach.

„Zu mir!“ — rief der edle Friſeur, indem er gebietend das Brenneiſen wie einen Comandoſtab gegen Joſeph ausſtreckte und den Puderbeutel gefühlvoll an's Herz preßte. — „Zu mir ſoll Er, verwaiſeter Jüngling! ich will Sein Vater, Sein Schützer, Sein Ernährer ſein, denn ich hab' ein Gefühl für's Große und Erhabene und hab's geſpürt, was Er für ein Genie werden kann, wenn man Ihm auf die Sprünge hilft; für ſich allein kommt Er auf keinen grünen Zweig, weil Er zu dumm iſt, die Menſchheit zu faſſen, wie ich ſie zu ſeſſen verſteh'. Ich will Ihm die Kunſt beibringen, ich! und, wo Er es nit in Jahr und Tag capirt hat und nit mit allen Hunden gehetzt iſt, ſo muß Er ein Dalk ſein und ich geb' Ihn auf." —

„Ach mein werther Herr von Puderlein!" — entgegnete verwundert Haydn. — „Sie wollen ſich meiner annehmen? eben jetzt, wo ich weder aus noch ein weiß? O, wie ſehr erkenn' ich Ihre Güte! aber womit habe ich armer Schelm ſie verdient und wie ſoll ich Ihnen danken?" —

„Das geht Ihn nichts an!" ſprach Puderlein kurz, „wird ſich Alles finden zu ſeiner Zeit! Jetzt vorerſt ſetzt Er ſich auf den Stuhl dahier und rührt ſich nit, bis ich Ihm die Erlaubniß gebe. Ich will der Welt zeigen: was ein Mann von Genie ſelbſt aus einem mittelmäßigen Kopf zu bilden vermag."

„Wollen Sie mir denn gar die Ehre anthun, mich zu friſiren, Herr von Puderlein?" —

„Nit gefragt, ſondern hingeſetzt!"

(Fortſetzung folgt).

Ausſtellung und Beiſetzung der irdiſchen Ueberreſte Wilhelm's IV.

(Schluß).

Der Sarg war mit ſilbervergoldeten Verzierungen reich beſchlagen und mit folgender Inſchrift verſehen: **Depositum Serenissimi, Potentissimi et Excellentissimi Monarchi GULIELMI QUARTI, Dei Gratia Britanniarum Regis, Fidei Defensoris, Regis Hanoverae A. C., Brunsvici et Luneburgi Ducis. Obiit XX. die Junii, Anno Domini MDCCCXXXVII Aetatis Suae LXXII Regnique Sui VII.** Ueber dem Sarge hing eine Purpurſammetdecke, reich mit Gold geſtickt und wie auch der Sarg, mit Wappen geſchmückt; auf der Decke lag die Krone von England am Haupte, die von Hannover in der Mitte und am Fußende der Hoſenbandorden mit Inſignien und der Inſchrift in großen Charakteren: **Honi soit qui mal y pense.** An der hintern Wand war, wie bemerkt, die königliche Standarte und die Wappenſchilder von England aufgehängt und mit ſilbernen Armleuchtern erhellt. Am Sarge und auf dem Purpurmantel befanden ſich Wappen der übrigen Beſitzungen des engliſchen Fürſtenhauſes, etwas ferner vom Sarge ſtanden ſechs Bannerträger, je drei auf jeder Seite, mit den Bannern der Union, von Schottland, Hannover des heiligen Georg, von Irland und Braunſchweig. Dicht neben dem Sarge, am obern Ende, ſaßen zwei Lords und zwei **Grooms of the Bedchamber**, Herrn, die gewiß noch nie ein Bett gemacht hatten und von denen die beiden letztern, wie ihre Benennung beſagt, auch keine „Stallungen" zu ſein ſcheinen. Auf der Eſtrade ſtanden außerdem noch Offiziere des königl. Haushaltes, Kammerherrn und Herolde, neben denſelben in doppelten Reihen die Bannerträger, **Yeomen of the Guards** in ihren mittelaltrigen, goldgeſtickten und mit Wappen geſchmückten Waffenröcken und Garden der königl. Leibwache und reich uniformirte Haustruppen. — Die Zuſchauer d. h. die nicht Privilegirten, ohne billets de faveur, wurden auf der Nordſeite des Schloſſes eingelaſſen, je dreihundert oder etwas mehr auf einmal und durften ungefähr zehn Minuten in der Galerie verweilen. Das Gedränge vor dem äußern Eingange war arg, eine kluge Vorſichtsmaßregel verhinderte Unglücksfälle und das zu heftige und ungeſtüme Vordringen. Inmitten des Platzes, auf welchem die Menge harrte, waren von zwanzig zu zwanzig Schritte feſte Barrieren gezogen, zwiſchen denen ſo Viele Platz hatten, als auf einmal in das Schloß gelaſſen wurden, den leeren Platz vor der erſten Barriere nahm alsbald die vor dem zweiten verſammelte Menge ein und ſ. f. Die polizeiliche Aufſicht war trefflich, die Angeſtellten artig und hülfreich, konnten aber doch nicht verhindern, daß Manche im Gedränge oder durch den Einfluß der Sonnenſtrahlen ohnmächtig und viele Taſchendiebſtähle exercirt wurden. Nicht ſo freundlich erwies ſich das am Abend zur Abwehr des Volks aufgeſtellte Militär, beſonders wurden die reitenden Leibgarden getadelt. — Der Weg zur Waterloogalerie führte durch mehrere, mit ſchwarzem Tuch belegte Gänge und eine große, altgothiſche, mit trefflichen Sculpturen bedeckte Halle; der Ausgang war auf einer andern, dem Eingange entgegengeſetzten Seite. Das Betragen der Zuſchauer war gemeſſen und würdig, Todtenſtille herrſchte, nur unterbrochen durch das Läuten der Glocken und den Donner der Kanonen. Man berechnet, daß in den ſechs Stunden am Freitage und in den fünf am Sonnabend, in denen der Sarg ausgeſtellt, 15000 Menſchen ſich um ihn drängten, 1300—1600 in einer Stunde. Einer der anweſenden Kämmerlinge hat ſich die Mühe genommen zu zählen und das Reſultat einem Journal mitgetheilt. — Um 3 Uhr des Nachmittags des Sonnabends war die Schau vorüber, die Vorkehrungen zur Beiſetzung mußten getroffen werden. Die früher errichteten Barrieren wurden weggenommen, neue dagegen auf der Platform vor der Südſeite des Schloſſes und im innern Hofe, welche Plätze die Proceſſion zu durchſchreiten hatte, errichtet. Um 9 Uhr ſtieg eine Rakete, die Kanonen donnerten von Minute zu Minute, alle Glocken hallten: der feierliche Zug ſetzte ſich in Bewegung. Der ganze zu durchſchreitende Raum war mit Spalieren der Garde zu Fuß, von denen je der dritte Mann eine Wachsfackel trug, beſetzt. Die verſchiedenen Muſikchöre, die dem Zuge vorſchritten, ſpielten Trauermärſche; ruhig, würdig wie der nahende Zug verhielt ſich die zahlloſe Menge während der Proceſſion, vielleicht das Großartigſte, was man der Art ſehen kann, die Celebritäten, den Reichthum und den ſoliden Geſchmack Englands zumal in ſich vereinigend, eröffneten Muſikchöre, die „Trommler, Pauker, Trompeter und Pfeifer des königl. Haushaltes," deren kurze Waffenröcke vor Goldbeſatz die Grundfarben nicht erkennen ließen, und mehrere Garderegimenter; darauf folgten Marſchälle und Pagen mit ſchwarzen Stäben; Penſionäre der Land- und Seemacht, die in Windſor leben, Diener und Angeſtellte im königl. Haushalte des verſtorbenen Königs und der Königin Wittwe; Kapläne, Doctoren und Apotheker; dann Stallmeiſter aller Prinzen und Prinzeſſinnen von königl. Geblüt und Adjutanten in geſchmackvollen, überreichen Trachten; Kammerherrn und Leibdiener Wilhelm's IV. Eine zweite Serie bildeten die Civil- und Juſtizbeamten, die erſten Collegien und Miniſter Englands; eine dritte die Pairs und die älteſten Söhne der Pairs nach ihrem Range, worauf die Barone, dann die Viscounts, Earls, Marquis und zuletzt die Herzöge und dazwiſchen Herolde und Biſchöfe; eine vierte die Miniſter und erſten Würdenträger des Reiches, der Earl-Marſchall von England, Herzog von Norfolk, der Staatsminiſter von Hannover und die Erzbiſchöfe. Folgten die Offiziere der **Yeomen of the Guards** und ſechs Pairs mit den früher genannten Bannern, dann die königl. Standarte und die Krone von England und Hannover auf rothſammetnen Kiſſen getragen, von Lords und Privatdienern des verſtorbenen Königs umgeben. Jetzt erſchien der Leichenwagen. Ueber dem Sarge hing ein Purpurſammetmantel, deſſen Zipfel Herzöge und älteſte Söhne von Herzögen trugen, den Thronhimmel von gleicher Größe Pairs von England, Generäle und Admiräle. Die höchſten Orden des engliſchen Fürſtenhauſes, wie ſolche, die der verſtorbene Regent von andern Höfen erhalten hatte, wurden auf Sammetkiſſen hinter dem Sarge getragen, unmittelbar vor dem erſten Leidtragenden, dem Herzoge von Suſſex, Bruder Wilhelm's IV., einer würdigen, Ehrfurcht gebietenden, hohen Geſtalt, ganz in Schwarz gehüllt, den reich mit Brillanten beſetzten Stern des Hoſenbandordens auf der Bruſt und die glänzende Kette mit den Inſignien deſſelben Ordens um den Hals. Den erſten Leidtragenden umgaben vier Herzöge und ſechszehn Pairs, den Zweiten, den Prinz Georg von Cambridge, außer Suſſex, den einzigen Anweſenden aus der königl. Familie, der Herzog von Meiningen, der Fürſt von Leiningen und der von Heſſen-Philippsthal, die Wilhelm IV. zu Teſtamentsvollſtreckern ernannt hatte. Den Zug beſchloſſen Gardeabtheilungen. — Um 10 Uhr ſchritt die Proceſſion in die St. Georgenkapelle, eine alte, große gothiſche Kirche, unter welcher ſich die Familiengruft der engliſchen Regentenfamilie aus dem Hauſe Hannover befindet. Es war Referent unmöglich, in das Innere der Kirche zu dringen, denn nur mit Billets verſehene Perſonen wurden eingelaſſen, eine Ausnahme machten zwei bis dreihundert „dumme Jungen“ von Eton, unnütze Burſchen aus reichen Familien. Die Geſänge, Gebete und andere Ceremonien währeten bis nach 11 Uhr, die Beiſetzung ſelbſt bis 1 Uhr. Merkwürdiges iſt nach engliſchen Journalen in der Kapelle nicht vorgegangen, wenn nicht das, daß es ſehr ſchwül geweſen, etliche in Ohnmacht gefallen, und ein Glas Waſſer mit drei Schillingen (1 fl. 48 kr.) bezahlt wurde. Die Königin Wittwe, von zehn Damen in tiefer Trauer umgeben, ſoll in einer Nebenkapelle der Ceremonie beigewohnt haben, doch iſt ihre Anweſenheit von andern Seiten auch bezweifelt, und wie das in England Brauch, hat man darüber Wetten pro und contra eingegangen. — Wie der Heiland und ſeine Jünger, d. h. was die Reiſe betrifft, langte ich in honetter Geſellſchaft, müde, körperlich und geiſtig ermattet, am andern Morgen in London an, denn an eine Fahrgelegenheit war nicht zu denken, wenn man nicht Gold bieten konnte. Viele Equipagen rollten vorbei und hatten noch viel Platz, oft die Rückſitze nicht beſetzt, aber — wie die Engländer nun einmal menſchenfeindlich ſind, weder ein chriſtlicher Gentleman noch eine chriſtliche Lady bot mir müdem Chriſten einen Platz an.

A. Jäger.

Feuilleton.

∴ **Zeitſtimmen.** (VII. Clanier's „France contemporaine"). — Herr **Clanier** kündigt eine Zeitſchrift an, die er unter dem Titel: „France contemporaine" herausgeben will. Im Proſpectus erklärt er: „Wir ſind müde der Lügen, der Sophismen, und conjecturalen Gehäſſigkeiten und Zuneigungen. Müde ſind wir der Hohe, des Chaos, welche uns alle unſere Tugend-Hiſtrionen, unſere Freiheitsſchreier, alle unſere Prediger des alten Régime's, unſere lächerlichen Neuerer bereitet haben. Was uns am lebhafteſten drängt, das iſt das Bedürfniß einer hohen Wahrheit, welche alle unſere geiſtigen Eroberungen berichtige, unſere Gegenwart beſchütze und uns die Entwicklung und den civiliſirenden Einfluß unſeres National-Genie's verbürge." Die „Gazette de France" bemerkt hierzu: „Cette disposition d'esprit est assez commune aujourd'hui."

∴ **Häufigkeit der Bankrutte in London.** — Ein engliſcher Correſpondent des National ſchreibt: „Ich habe in dieſen Tagen eine ſtatiſtiſche Tabelle geſehen, welche einer der Bankdirectoren über den Zuſtand des Ladenhandels in London gefertiget. Es geht daraus hervor, daß unter 100 Häuſer des Weſt-Ends oder der City es ungefähr 70 gibt, welche jene Art von honetten Bankerott gemacht haben, die man „Arrangement de famille" nennt; einige derſelben haben die Operation ſogar drei bis viermal wiederholt, ohne daß ihr Kredit dadurch gelitten." Solches leichte Abfinden (mit circa 25—30 Procent) hat ſeinen Grund darin, daß dem Schuldner ein „Beneſiz" zu Gebote ſteht, in Folge deſſen, wenn er ſich auf zwei Monate in den Schuldthurm ſtecken läßt, die Gläubiger aller ferneren Anſprüche verluſtig gehen.

∴ **Akademiſches Preisgedicht.** — Hrn. **Boulay-Paty** iſt von der franzöſiſchen Akademie der Preis zuerkannt worden, welcher ausgeſetzt war für das beſte Gedicht über den — Arc de Triomphe de l'Etoile.

∴ **Calcutta und Paris.** — Die Anzeige, daß die Bonite an der Mündung des Ganges angekommen, iſt in 63 Tagen von Calcutta aus über Aegypten nach Paris gelangt.

∴ **Borneo.** — In dem kürzlich erſchienenen Werke „The Eastern Seas," (by Georg Windsor Earl) wird bemerkt, daß **Borneo** in demſelben Verhältniß zu Oſtindien (und China) ſtehe, wie Amerika zu Europa. Es wandern nämlich diejenigen dahin aus, die Schutz gegen religiöſe Verfolgungen ſuchen, oder durch Uebervölkerung verdrängt werden. Auch auf Borneo müſſen die Ureinwohner (man faßt die ganz verſchiedenartigen Stämme unter dem Collectivnamen **Daiaks** zuſammen) — ſich immer weiter in's Innere zurückziehen. Man ſchätzt jetzt die Zahl der Eingewanderten auf etwas über 300,000; (Chineſen 150,000. – Malayen 30000, Bugis 10000, Araber 400, u. ſ. w.); die der Daiaks, die im Bereich der Anſiedlungen wohnen, auf 250 000. Außerdem leben noch drei Stämme in Borneo, in denen ſie die Küſten, umfahren; dieſe Stämme heißen Lanun's, Orang-Badschu's und Orang-Tidong's. Die Daiaks ſelbſt behaupten, im Innern der Inſel gebe es auch Wollhaarige und Menſchen mit Schweifen, gleich Affen.

∴ **Criminalſtatiſtik von Corſika.** — Statiſtiſchen Tabellen des Hrn. **Robiquet** zufolge ſind in den fünf Jahren von 1831—1835 auf Corſika 330 Perſonen (worunter 17 Frauen) getödtet oder tödtlich verwundet worden, im Durchſchnitt alſo jährlich 66, während in den 11 vorangehenden Jahren die Durchſchnittszahl nur 50 betrug. Fände Gleiches in Frankreich Statt, dann würden jährlich 11.012 Menſchen gewaltſam um's Leben kommen. Während jener 5 Jahre wurden überdies noch 448 Perſonen (worunter 30 Frauen) auf nicht tödtliche Weiſe verwundet. Unter den 330 Getödteten waren 50, unter den 448 Verwundeten 145 mit dem **Stilett** angegriffen worden.

∴ **Engliſche Prophezeihung von 1730.** — Von **London** aus läßt das Frankfurter Journal ſich berichten, ein Kalender von 1730 enthalte folgende Vorausſagung:

„So ſteht es in den Sternen geſchrieben:
Anno tauſend achthundert dreißig und Sieben
Wird das Jahr ohne Frühling vorübergehn
Und Englands Thron ohne König ſtehn."

∴ **Von Barante's** „*Histoire des ducs de Bourgogne*" iſt zu Brüſſel eine achte Auflage mit werthvollen Anmerkungen und urkundlichen Nachträgen von Hrn. v. **Reiffenberg** erſchienen.

∴ **Brüſſeler Stadtverſchönerungs-Geſellſchaft.** — Nach dem Vorgange mehrerer deutſcher Städte hat ſich kürzlich zu Brüſſel ein Verein gebildet, welcher beabſichtigt, die Stadt zu verſchönern, und zu dieſem Zwecke u. a. leere Plätze, Gärten, einige Straßen u. ſ. w. ankaufen will, um geräumige und luftige Häuſer, Galerien, Bazars u. a. Bequemlichkeiten für das Publikum darauf zu erbauen. Das hierzu erforderliche Kapital iſt auf mehrere Millionen Franken angeſchlagen und in ganz kleine Aktien abgetheilt, ſo, daß auch die zahlreichere, aber geldärmere Volksklaſſe ſich dabei betheiligen kann.

∴ „*Origines du droit français*" **von Michelet.** — Was **Vico** für das alte, beſonders das römiſche, was Jacob **Grimm** für das germaniſche, das hat jetzt Hr. **Michelet** für das altfranzöſiſche Recht verſucht. In ſeinen „Origines du droit français" einer Abhandlung, welche er ſeiner geſchätzten „Histoire de France" beigefügt, hat er das alte Recht aus den älteſten Formeln und Symbolen entwickelt.

∴ **Die bürgerlichen Hoſpitäler in Paris.** — Im Jahre 1835 hat die Verwaltung der bürgerlichen Hoſpitäler in Paris 70.438 Kranke in den Spitälern verpflegt, 10.447 Perſonen in Verſorgungshäuſern unterhalten, für den Unterhalt von 21.186 Findlingen und 1676 Waiſen geſorgt, und 60.520 Hausarmen Unterſtützungen verabreichen laſſen.

∴ **Antrag auf Abſchaffung der Sclaverei in Oſtindien.** — Im engliſchen Unterhaus iſt am 19. Juli die Abſchaffung der Sclaverei in Oſtindien zur Sprache gekommen. Sir John **Hobhouſe**, ohne entſcheidende Antwort zu geben, erklärte jedoch im Namen der Regierung, daß ſie zur Emancipation geneigt ſei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 181. 1837.

Phönix.

Donnerstag, 3. Auguſt.

Joſeph Haydn's Lehrjahre.

(Fortſetzung).

Gehorſam ſetzte ſich Joſeph, und alsbald begann Herr Wenzel Puderlein ihn nach der allerneueſten Mode zu friſiren. Als er damit fertig war, ſprach er mit Stolz: „Wahrlich, Haydn! — wenn ich Ihn ſo betracht' und denke, was Er war, eh' ich Ihm den Kopf zurecht ſetzte, und was Er nun iſt, — ſo möcht' ich Ihn, ohne Anmaßung, ein von mir erſchaffenes Weſen nennen! aber ich bin nit ſo ſtolz und ſo ſag' ich Ihm denn nur: daß Er, ſo lang Er da als ein Menſch auf zwei Beinen einhergeht, erſt durch mich eine menſchliche Viſage bekommen hat. Nun hör' Er und merk' Er auf! Er zieht ſich ſogleich, ſo gut wie möglich, an, oder um mich noch deutlicher auszudrücken: Er wirft ſich preſtiſſimo in ſeinen beſten Staat und packt dann ſeine wenigen Habſeligkeiten zuſammen, daß ich ſie dieſen Abend hier kann abholen laſſen. Dann verfügt Er ſich in die Leopoldſtadt in mein Haus an der Donau Nro. 7, ſteigt die Stufen hinauf, klopft an und macht meiner Jungfer Tochter ſein Compliment und ſagt: Er wäre der und der, und der Herr v. Puderlein hätt' Ihn geſchickt, und, wann ihn hungert oder dürſtet, ſo läßt Er ſich was zu eſſen geben und ein Glas Ofener oder Kloſterneuburger und verhält ſich im Übrigen ruhig, bis ich heim komm' und Ihm ausführlich ſage: was ich mit Ihm vorhabe! Adieu!" —

Somit trollte Herr Wenzel Puderlein zur Thüre hinaus und Joſeph ſtand ſehr ſchön friſirt, aber auch ſehr verdutzt, eine Weile mitten im Stübchen. Als er endlich wieder zur Beſinnung kam, dankte er mit Thränen ſeinem Gott, der ihm das Herz eines großmüthigen Beſchützers erweckt habe, wodurch ſeine bittere Noth nun auf einmal ein fröhliches Ende nehmen werde; dann packte er, wie Wenzel Puderlein ihm geheiſſen, ſeine wenigen Kleider und vielen Noten zuſammen, kleidete ſich ſorgfältig an, ſchloß ſein Stübchen ab, und nachdem er ſehr gerührt von dem reichen Metaſtaſio Abſchied genommen, wanderte er getroſt und zuverſichtlich, das Herz voll Freude und den Kopf voll neuer Melodieen, der Leopoldſtadt und dem Hauſe ſeines Gönners zu. —

Als der junge Herr van Swieten eine halbe Stunde ſpäter nach dem jungen Componiſten fragte, wußte Signor Metaſtaſio keine Antwort zu geben, wohin der „Giuſeppe" gekommen ſei. — Wie manche leidenvolle Stunde bereitete dieſe Vergeßlichkeit des gefeierten Dichters und reichen Mannes dem armen unbekannten und doch ſo ungleich größeren Jüngling Haydn!

III.

Als Joſeph nach einer ziemlich langen Wanderung endlich vor Herrn Puderlein's Hauſe ſtand, wurde ihm doch ein wenig ſeltſam zu Muthe, und es wollte ihm ſogar bedünken: als verſpüre er ſo eigentlich von Muth gar nichts mehr in ſich, eine ganz natürliche Folge des Gedankens: daß er in wenigen Augenblicken allein vor einem fremden jungen Mädchen ſtehen und mit ihm converſiren ſolle, welches denn allerdings bei ſeiner Blödigkeit und Unerfahrenheit nichts Leichtes für ihn war. — Indeß: gethan mußte der Schritt ſein, — er faßte ſich ſo gut er konnte, ging in's Haus, die Treppe hinauf und klopfte an.

Die Vorſaalthüre wurde geöffnet und ein allerliebſtes Mädchen von 18 — 19 Jahren trat dem zagenden Joſeph entgegen.

Joſeph ſtand verlegen vor ihr, ſtotterte ſein Compliment und ſeine Beſtellung von Herrn Wenzel Puderlein und die ſchöne Nanny hörte ihn an mit einer Miene, worin ſich Wohlgefallen und Mitleid, — letzteres mit der gedrückten Lage des Jünglings, ausſprachen.

Als er endlich geendet, nahm ſie ihn — (worüber er nicht wenig erſchrack) ohne alle Verlegenheit traulich bei der Hand und, ihn in's Wohnzimmer ziehend, ſprach ſie mit gar einſchmeichelnder Stimme: „Kommen S' nur, Musjö Haydn, 's iſt halt ſchon gut ſo, und ich glaub's, daß mein Papa 's gut mit Ihnen meint, denn er bekümmert ſich um jede Dummheit und möcht' gern jeden armen Teufel zu ſich in's Haus nehmen, wann er merkt, daß nur noch ein gutes Haar an ihm iſt! von Ihnen hat er mir ſchon viel vorgeplauſcht und Sie mögen ſich darauf verlaſſen, daß er Ihnen forthilft, denn er hat gar vornehme Bekanntſchaften! Wenn Sie ſich nur'n Biſſel in ſeine Grillen ſchicken, denn freilich iſt er oft wunderlich!“

Joſeph betheuerte, daß er ſich ſchon ſchicken wolle, und Nanny fuhr fort: „Sonſt halten S' ſich nur an mich, denn ſchauen S': am End' führ' ich doch allein das Regiment hier im Hauſe, und ſelbſt der Papa muß halt, wie ich will. Nu aber ſagen S', was Sie ſchaffen? zieren S' ſich nit! 's iſt noch lang bis Mittag und Sie müſſen hungrig ſein vom weiten Weg.“ —

Joſeph konnte dies nicht läugnen, bat ſich aber nur beſcheidentlich ein Butterbrot und ein Glas Waſſer aus.

„Ah pah!“ entgegnete lachend Nanny und hüpfte zur Thüre hinaus. Bald kehrte ſie zurück, hinter ſich den Lehrbuben, welchen ſie dermaßen mit kalter Küche, einer Flaſche und ein paar Gläſern bepackt hatte, daß der Arme faſt unter ſeiner Laſt erlag, ohne es jedoch zu wagen, eine Miene zu verziehen, denn allerdings war er, als jahrelanger Hausgenoß, ſchon hinlänglich von Jungfer Nanny's Regentſchaft überzeugt.

Nanny ordnete geſchäftig den Tiſch, was ihr allerliebſt ſtand, füllte dem Joſeph das Glas und hieß ihn freundlich von den kalten Backhändeln und, was ſonſt noch zur Auswahl bereit ſtand, zulangen. Und Joſeph langte zu, erſt blöde — dann muthiger! Als er endlich auf Nanny's Zureden ein paar Gläſer Wein geleert hatte, ließ er ſich's, ohne Scheu, ſo gut ſchmecken, wie ſeit langer Zeit nicht und machte nebenbei die Bemerkung, daß, wenn die Jungfer Nanny Puderlein auch lange nicht ſo vornehm und gelehrt ſei, als ſeine geſchiedene Gönnerin, das von ihm über alle Maßen hochverehrte Fräulein von Martinez, — ſie dennoch, was Jugend, Schönheit und artiges Weſen beträfe, es wohl mit den allervornehmſten Damen in Wien aufnehmen könne. — Kurz und gut: als Herr Wenzel Puderlein nach Verlauf einiger Stunden in's Zimmer trat, fand er den Joſeph gar aufgeweckt mit glänzenden Augen und Wangen wie Roſen, — ſterblich verliebt in die hübſche Nanny.

IV.

Mehrere Monate ſchon lebte Joſeph Haydn in dem Hauſe des Herrn Wenzel Puderlein, Bürgers, Hausbeſitzers und berühmten Friſeurs in der Leopoldſtadt in Wien, und kein Menſch in der herrlichen Kaiſerſtadt wußte, wohin der arme, aber auch ſehr talentvolle und artige junge Clavierſpieler und Componiſt gerathen war! Umſonſt forſchten ſeine wenigen Freunde, umſonſt der junge van Swieten, umſonſt endlich ſelbſt Metaſtaſio. Joſeph ſchien ſpurlos aus Wien verſchwunden; denn Herr Wenzel Puderlein hielt ſeinen Aufenthalt ſorgfältig verborgen, und verwunderte ſich und lamentirte ſogar am meiſten über den Verlorenen, wenn ſeine hohen Kunden ihn fragten: ob denn er, der doch Alles wiſſe, nichts über Joſeph's jetzigen Aufenthalt ſagen könne? Er glaubte ſeine guten Gründe und das größte Recht zu haben, die bisher im Leben noch nie geübte Tugend des Schweigens jetzt zu üben, indem er, wie er ſich ſelbſt ſagte, nichts Anderes bezwecke, als einen unerhört glücklichen Menſchen aus dem Joſeph zu machen! Aber er allein wollte es, Niemand ſollte ihm dabei helfen, und ſelbſt ſein Schützling nicht eher etwas davon erfahren, als bis er dem Glücke mitten im Schooße ſäße.

Joſeph ließ ſich Alles gefallen, und war in ſeinem Gott vergnügt, daß er jetzt ungeſtört Sebaſtian Bach's Werke ſtudiren, ſich im Quartettſatz verſuchen, ſich ſatt eſſen und endlich Tag für Tag die ſchöne Nanny ſehen und mit ihr koſen konnte. — Es fiel ihm unter ſolchen Umſtänden gar nicht auf, daß er gewiſſermaßen wie ein Gefangener in Puderlein's Hauſe lebte, den Tag über entweder auf ſein freundliches Stübchen oder in das Gärtchen hinterm Hauſe gebannt war und nur in der Abenddämmerung mit Herrn Puderlein und Nettchen vor der Linie ſich ergehen durfte. — Es fiel ihm nicht ein, nach anderm Umgang, als dem ſeiner Hausgenoſſen und ſeiner nächſten Nachbarn, — (welche ihn unter dem Namen eines Herrn Joſeph kannten), — zu verlangen, und gutmüthig lieferte er Herrn Wenzel Puderlein eine beſtimmte Anzahl Menuetten, Ländler und Walzer ab, welche zu componiren dieſer ihm aufgegeben. Herr Wenzel Puderlein aber trug die Tänze zu einem ihm wohlbekannten Tanzwirth in der Leopoldſtadt, der ihm für jede vollſtimmige Menuette zwei Gulden C. M., für einen Ländler $1\frac{1}{2}$ u. ſ. w. zahlte. Dieſes Geld verſchloß Wenzel Puderlein gewiſſenhaft in eine Caſſe, um es zu ſeiner Zeit zu Joſeph's Beſten zu verwenden. Zu dieſem Behufe erkundigte er ſich fleißig nach Joſeph's größeren Arbeiten und ob er nicht bald etwas fertig habe, was er mit Ehren dem größeren Publikum bekannt machen könne?

„Ach ja freilich,“ verſetzte Joſeph, „dies Quartett da — wenn ich's vollendet haben werde — dürfte ſich ſchon hinauswagen unter die Leute; denn mit Gottes Hülfe denk' ich was Tüchtiges d'raus zu machen! — Aber was hilft mir's, 's wird's halt wieder kein Verleger annehmen wollen, haben mich doch ſchon oft genug zurückgewieſen, weil ich kein berühmter vornehmer Herr bin, und keinen Gönner habe, dem ich's dediciren könnte.“

„Das wird ſich Alles finden!“ ſchmunzelte Buderlein. „Mach' Er das Dings nur fertig, ohne jedoch ſeine Tänze zu vernachläſſigen! Ich ſag' Ihm: mit Kleinem fängt ein kluger Kerl an, und hört mit Großem auf! Alſo friſch!“ — (Fortſ. f.)

Greenwich und der Tunnel.

Zwei Stunden von der Londonbrücke, auf dem ſüdlichen Ufer der Themſe, liegt Greenwich, eine Stadt, die mit London zuſammenhängt und ſich täglich mehr der Metropolis anſchließt und verbindet. Seit neuerer Zeit iſt der Verkehr zwiſchen beiden Örtern durch den „**Greenwich Railway**“ noch belebter geworden, und wird mehr zunehmen, wenn der, zwiſchen beiden projektirte und über die Hälfte vollendete Tunnel gangbar ſein wird. Das freundliche Greenwich ladet an heitern Tagen Einheimiſche und Fremde in ſeine grünenden Anlagen und Umgebungen, zur Beſichtigung des weltberühmten Hoſpitales, des Parks, des Obſervatoriums; der ſchwellende Raſen und die Wirthshäuſer ohne Zahl ſind mit fröhlichen Menſchen überſäet, in Greenwich ſchwindet engliſcher Stolz, ſchwinden engliſche Vorurtheile; auch der Engländer fühlt bisweilen das Bedürfniß, Menſch unter Menſchen zu ſein, ſich mit den Fröhlichen zu freuen, ſich an der Natur zu laben, das Drückende, Beengende der Häuſermaſſen, des übergeſchäftigen Treibens und Drängens zu fliehen; der Londoner geht dann nach Greenwich. Am beſuchteſten iſt der Ort in der Pfingſtwoche, in welcher daſelbſt Meſſe gehalten wird. Auch mich trieb es in jener Woche, die ſchon öfter geſehene Stadt, mit einigen Freunden zu beſuchen und auf dem Rückwege den Tunnel, der bis dahin des ungünſtigen Wetters halber noch aufgeſchoben war, zu betrachten. — Alle Speditionsgelegenheiten Englands ſind trefflich und im Verhältniſſe zu dem Übrigen billig. Von London nach Greenwich gehn unzählige, verſchiedennamige und verſchiedenartige Gefährte, ſchneller und wohlfeiler der Dampfwagen und am angenehmſten, d. h. wenn das Wetter günſtig, Dampfſchiffe oder kleinere von rüſtigen Schiffern geruderte Boote. Hinwärts nahmen wir den Dampfwagen, oder vielmehr die unabſehbare Reihe hinter einander an dem Locomotiv gehängter Wagen, die von Viertelſtunde zu Viertelſtunde abfahren und für 6 Pence (18 kr.) den Paſſagier in ungefähr acht Minuten nach Greenwich führen.

Die Eiſenbahn, eine der erſten, die erſtanden, läuft auf hohen, von Backſteinen erbauten Schwibbogen, die einer Brücke, noch mehr aber einem alten römiſchen Aquaduct ähnlich ſind. Die Bahn iſt höher als die umſtehenden, dort zwar nur kleinen Häuſer und nur für die Dampfwagen beſtimmt, ſelbſt Fußgängern verboten. Wenn man in dieſer luftigen Höhe in reißender Schnelle, ohne ſichtbare Kräfte fortgetrieben wird, und auf der nahen Themſe den Wald der Maſten, die eilenden Dampfſchiffe, etwas ferner, die Docks und die Weltſtadt betrachtet — wahrlich, es drängen ſich mächtige Gefühle, es erhebt ſich ein innerer Stolz, der Glaube tritt hervor, daß die Menſchheit der Gottheit näher ſteht, als wir glauben und wiſſen wollen. Vor Greenwich wird ausgeſtiegen, die Bahn führt noch nicht ganz hin, wird aber fortgeſetzt. Bei neu erbaueten und in Arbeit begriffenen Schwibbogen, deren Wölbungen, wie man beabſichtigt, zu Waarenlagern u. ſ. w. benutzt werden ſollen, vorbei, zur Linken die Themſe und auf beiden Seiten einzelne Wohnungen, gelangen wir nach dem Ziele unſerer Ausflucht. Welches Leben, welches Gewimmel und Getümmel! Ich ſah noch nie eine ſolche Meſſe, wenigſtens nicht ſo viel Menſchen auf einem ähnlichen Raume beiſammen. Wahret die Taſchen, die Tücher in den Hut, wer eine Uhr hat, knöpfe den Rock zu, und wer Geld, verberge es ſo ſicher, als möglich. Der engliſche Pöbel iſt roh, der roheſte, ſo mir bekannt; in ſeiner ganzen Nacktheit habe ich ihn bei Greenacre's Execution kennen lernen, die dort geäußerte, wiehernde Freude, gräßliche Rohheit und Gemeinheit werde ich nie vergeſſen. Auf dem Greenwicher Markte etwas Ähnliches: drei bis vier aus Brettern errichtete Theater, auf demſelben Platze, müheten ſich ab, den John Bull zu amüſiren, ihre Plätze zu füllen und bei der Menge zu ſammeln, zu dem Ende machten ſich Acteurs und Actricen der nahen Bühnen gegenſeitig ſo ſchlecht, daß es eine Schande war, aber der Pöbel lachte und zahlte; je derber der Witz, deſto mehr und beſſer. Unter Allen mußten wir lange weilen, man konnte nicht vor-, nicht rückwärts, man wurde von dem Haufen getragen, unfähig zu widerſtehn, kam eine günſtige Welle, ſo rückte man etwas vorwärts, im nächſten Augenblicke konnte aber auch widerwärtige Fluth rückwärts treiben. Die Weiber waren ärger als die Männer und die — Matroſen. Glücklich dem Gedränge entkommen, wanderten wir dem Greenwich-Hoſpital zu. Dieſe Anſtalt, für invalide und altersſchwache Seeleute der königlichen Marine beſtimmt, iſt eine der großartigſten und es möchte nur das **Hôtel des Invalides** in Paris ihr gleich kommen. Wilhelm und Maria ließen die Gebäude, deren prächtigſte Façade hart an der Themſe erbauet, von dem Strom aus die überraſchendſte Anſicht darbietet, aufführen und der Gründer und der reichen Nation würdig ausſchmücken und einrichten. Vier von Portlandſandſtein erbaute, mit Säulen und Bildwerk gezierte Hauptgebäude nehmen, je zwei neben einander, eine Länge von beinahe 500 Schritten ein, und ſind durch einen, über hundert Schritte breiten, mit Raſen bepflanzten und feſtgeſtampften, bequemen Gängen verſehenen Zwiſchenraum von einander geſchieden. In der Mitte dieſer Hauptgebäude erheben ſich zwei gleichförmige Thürme, der eine über der Kirche, der andere **vis-a-vis**, über der Gemäldehalle. Hinter den vier Paläſten befinden ſich aus Backſteinen aufgeführte Nebengebäude, in Höfe getheilt, in denen die Mehrzahl der alten Seehelden einquartirt iſt, indem die ſtattlichen Vordergebäude großentheils von Angeſtellten, Officieren, Ärzten u. ſ. w. eingenommen ſind. In allen Gebäuden befinden ſich gegen 3500 Menſchen, von denen 2710 alte gediente oder verwundete und verkrüppelte Seeleute. Außer dieſer Anzahl erhalten noch durch dieſelbe Anſtalt 32,000 gediente und penſionirte Marineſoldaten und Matroſen der britiſchen Kriegsflotte, je nach ihrem Range, Alter, Art der Verwundung und Lähmung, Unterſtützung oder völligen Unterhalt, indem ein Gemeiner von 5 bis 27 Pfd. St. jährlich erhalten kann. Die alten, watſchelnden Männer, unter denen viele gräßlich verſtümmelt ſind, können ſich nach langem Mühſale doch wenigſtens in ihren alten Tagen, wenn nicht des Lebens freuen, ſo doch ohne Sorge und gemächlich leben — das muß, meiner Anſicht nach, den Soldaten anfeuern zu Gehorſam, Ordnung und Muth, denn ruhiger und ſtandhafter wird er Gefahren entgegen gehn, leiden und entbehren, wenn er die Überzeugung hat, daß ſein Land ihn als Altersſchwachen, als Krüppel nicht verläßt, ſondern liebevoll für ihn ſorgt. Die alten Invaliden wohnen in geräumigen Sälen, je ſechszehn Mann zuſammen, deren jeder eine abgeſchloſſene Zelle, einer kleinen Cajüte ähnlich, für ſich allein hat; neben dieſen Verſchlägen führt ein breiter Gang durch die Länge des Saales, in deſſen unterm Ende das Vordertheil (**rostrum**) eines engliſchen Kriegsſchiffes aus frühern Zeiten prangt, nach deſſen Namen das ganze Gemach benannt iſt. Neben dem heiligen Denkmale ſteht, wie vor einem Altare, ein Leſepult mit Bibel und Geſangbuch. In der Mitte des Saales iſt die **fire-side**, ein Lieblingsplatz für Engländer, wo denn hier auch die Schlafzellen aufhören und um einen großen Kaminplatz genug iſt für die 16 Bewohner des Gemaches, die ſich bei hellem Kaminfeuer, das nie zu erlöſchen ſcheint, — wenigſtens loderte es an einem warmen Tage gegen Ende Mai in allen Sälen gleich luſtig, — ihre Fahrten und Züge erzählen und die alten Glieder wärmen und dehnen, dabei auch in geliefertem guten Bier auf die Geſundheit ihrer Nation, ihres Königs und ihrer tapfern Admiräle trinken und den zinnernen Bierkrug durch eine Pfeife Taback würzen können, zu welchem Zwecke ſie ein wöchentliches Taſchengeld erhalten, denn der Seemann kann bekanntlich ohne Taback, gleich viel wie er ihn conſumirt, nicht leben, und in Greenwich ſollen, allem Anſcheine nach, die alten Krüppel nicht nur nicht leben, ſondern gemächlich und reichlich leben. Jeder Penſionär erhält täglich ein Pfund treffliches Fleiſch, ein gleiches Gewicht vorzüglich guten, weißen Waizenbrodes, weit beſſer als deutſcher Bauernkuchen, Käſe und Butter, Suppe, Gemüſe und zwei Pots, ungefähr zwei Maaß, Bier. Für Kleidung (dunkelblaue Oberröcke, gleichfarbige Pantalons und runde, niedrige Filzhüte) für Wäſche ꝛc. ꝛc. iſt gleichfalls zweckmäßig und reichlich geſorgt, eben ſo für kleinere Bedürfniſſe durch oben angegebenes Taſchengeld. Der Greenwicher Seemann *) kann, wenn es Jahre und Körper geſtatten, fröhlich und frei ſich bewegen, kann ausgehn, wann es ihm beliebt, kann heirathen, die Anſtalt verlaſſen und eine jährliche Penſion wählen, er iſt mit einem Worte beſſer gehalten, als irgend ein Veteran in einer ähnlichen Anſtalt, was Wohnung und Koſt, Wein ausgenommen, anbetrifft, ſelbſt beſſer, als der allgemein reſpektirte und reichlich dotirte Invalide in Paris und Avignon. (Schluß f.)

---

*) Im nahen, ſüdöſtlich von Greenwich, ebenfalls an der Themſe gelegenen Woolwich iſt ein Hoſpital für die engliſchen Landtruppen.

Feuilleton.

∴ Romer über Zend und Pehlwi. — In der Sitzung der aſiatiſchen Geſellſchaft in London am 1. d. M. überreichte Hr. Wilſon eine Abhandlung über die Authenticität der Zend- und Pehlwiſprachen von Romer, und bemerkte, daß dieſelbe werthvolle Beiträge zur Aufklärung dieſes Gegenſtandes enthalte. Bekanntlich halten die Orientaliſten des Continents durchgängig die in jenen Sprachen geſchriebenen Werke wenigſtens inſofern für ächt, als ſie annehmen, daß jene Sprachen einſt geſprochen wurden. Die engliſchen Orientaliſten hingegen meinen faſt einſtimmig, jene Bücher ſeien durchaus neues Machwerk, (wie ſolches vom Deſatir allerdings erwieſen), ſo, daß ſogar die Sprache, in denen ſie geſchrieben, eine willkührlich-componirte ſei.

∴ Die Skulptur des Thürgiebels des Pariſer Pantheon's iſt beendigt. Die Hauptfiguren deſſelben ſind: — das Vaterland, der Ruhm und die Freiheit. Um dieſe allegoriſchen Geſtalten gruppiren ſich Fénélon und Voltaire, Rouſſeau und Monge, Mirabeau, Carnot, David, Manuel, Napoleon und viele Andere, die wahrſcheinlich nicht weniger als jene ſich auch verwundern werden, ſich hier beieinander zu finden. Die Gazette meint, wir ſeien wieder bei der Zeit der römiſchen Kaiſer angelangt, welche aus lauter Verſöhnungsluſt verſuchten, Jeſus Chriſtus in die Tempel neben die Götter des Heidenthums zu placiren. — Dieſer Vergleich hinkt zwar; aber ein Bein deſſelben ſcheint uns geſund.

∴ Talvj — Robinſon's Gattin. — Herr Robinſon, Profeſſor am theol. Seminar zu New-York, wird Ende Juli mit ſeiner Gattin (geborenen Jacobs aus Halle), welche unter dem Namen Talvj als Herausgeberin der ſerbiſchen Lieder rühmlichſt bekannt iſt, nach Europa zurückkehren.

∴ Kryſtalliſirung in künſtlicher Atmoſphäre. — Hrn. Gaudin iſt es gelungen, in einer künſtlichen Atmoſphäre unauflösliche Salze zu kryſtalliſiren. Mehrere ſo gewonnene ſchön ausgebildete mikroſkopiſche Kryſtalle wurden der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris in der Sitzung vom 17. Juli präſentirt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 182. 1837

Phönix.

Freitag, 4. Auguſt.

Joſeph Haydn's Lehrjahre.

(Fortſetzung).

Und Joſeph arbeitete, was er konnte, dabei aber ward er von Tag zu Tag verliebter in die hübſche Nanny, — dieſe kam dem hübſchen ſchwarzbraunen Jungen auf halbem Wege entgegen. Wenzel Puderlein merkte das gar bald. Da jedoch Alles ſehr unſchuldig und ehrbar zuging, ſo war es ihm ſchon recht und er ließ die jungen Leutchen gewähren, nur manchmal ein wenig bariſch darein fahrend, wenn Joſeph über dem Getändel die Arbeit vergaß oder Nanny die Wirthſchaft.

Bei weitem nicht ſo ruhig ſah es Monſieur Ignaz, Puderleins Geſell und bisheriges **fac-totum**, mit an, indem er glaubte, ältere Anſprüche auf Jungfer Nanny's Liebe zu haben! Der Himmel mag wiſſen, wie viel oder wie wenig Wahres daran war.

Wie dem geweſen ſein mag, ſo viel ſtand feſt, daß „Musjö" Ignaz Gift und Galle kochte, ſo oft er die hübſche Nanny und den Joſeph beiſammen ſah! Puderbeutel und Brenneiſen hätte er oft in ſeinem Grimme zwiſchen Beide ſchleudern mögen, wenn er ſie zärtliche Duette ſingen hörte, denn es iſt zu ſagen, daß Nanny eine allerliebſte Stimme hatte, die Muſik ſehr liebte und Joſeph's eifrige Geſangsſchülerin war.

Das Herz des zürnenden Nebenbuhlers ertrug endlich die Qualen der Eiferſucht nicht mehr und eines Morgens trat er vor den Herrn hin, ihm das Geheimniß der Liebenden (wie er wähnte) zu enthüllen. Doch wie ward ihm, als Wenzel Puderlein, — ſtatt in wüthenden Zorn auszubrechen, und den Joſeph ohne Weiteres zum Hauſe hinauszuwerfen, lächelnd verſetzte: „Was Er mir da ſagt, Musjö Natz, ſchau Er, das hab' ich ſchon lange gemerkt, und 's iſt halt ſchon gut."

„Nein!" rief Ignaz nach einer langen Pauſe ſprachloſen Erſtaunens, losbrechend. „Nein, Herr von Puderlein! es iſt halt nit gut! — Ei ſeht doch, als ob Sie nit wüßten: daß ich, — ich Ihre Jungfer Tochter ſchon ſeit Jahren anbete und liebe."

Jetzt war das Erſtaunen an Herrn Puderlein und ebenfalls zornig entgegnete er: „Kein Wort hab' ich gewußt! kein Wort weiß ich! kein Wort will ich wiſſen! — Was? Natz! iſt er toll? meine Tochter betet Er an und liebt er? — was fällt Ihm ein? Geh' Er, nehm Er ſeinen Puderbeutel und 's Brenneiſen und bedien' Er ſeine Kunden und mach' Er ſich keine aufwärtsſtrebenden Gedanken, denn meine Tochter will nichts von Ihm wiſſen und ich auch nicht, wenn er ſo dalket iſt."

„Oho! ſo haben S' alle zwei Beide nit immer geſprochen! Es gab eine Zeit, Herr von Puderlein! wo Sie und Ihre Mademoiſelle Tochter —"

„Halt Er den Mund und pack' Er ſich!" —

„Herr von Puderlein, Sie ſind ein Mann von Ehre! ſei'n Sie gerecht und dankbar für meine langjährigen treuen Dienſte! Ich hab' Ihnen immer das Wort geredet bei andern Leuten, wann ſie ſagten: „„Der Herr von Puderlein iſt ein alter Filz und Dalk!"" ich hab' geſagt: das iſt nit wahr! wenn's auch oft die Wahrheit geweſen iſt, was die Leute geſagt haben."

„Nu hör' Er auf!"

„Herr von Puderlein! ſein Sie großmüthig! ich bitte Sie fußfällig! geben S' mir Ihre Tochter zur Frau!" —

„Eine Watſche werd' ich Ihm ſogleich geben, wenn Er nit zur Vernunft kommt." —

„Was?" kreiſchte Ignaz aufſpringend, „was? eine Watſche?*) mir? einem freigeſprochenen Geſellen der Perückenmacher-Zunft?" —

„Und wär' Er ein König und wär' Er ein Kaiſer und hätt' Er eine goldne Kron' auf'm Kopf und einen Scepter in der Hand, hier in meinem Hauſe bin ich Herr und Gebieter und werd' Ihm eine Watſche geben, wenn Er mir's zu toll macht."

„Gut!" verſetzte Ignaz trotzig, „recht gut, Herr von Puderlein! wir ſind geſchiedene Leute! in dieſer Stund' noch verlaſſ ich dies verrätheriſche Haus und Sie und Ihre Perückenſtöcke! aber ich werde mich zu rächen wiſſen, das können S' glauben, Sie! Und wenn das Malheur über Sie und Ihre ungetreue Tochter und den gelbſchnäbeligen Clavierſpieler hereinbricht, ſo denken S' — an den Natz Schuppenpelz."

Damit ging der Geſelle, packte ſeine Habſeligkeiten zuſammen, ließ ſich ſeinen Lohn auszahlen und verließ racheſchnaubend das Haus. Herr von Puderlein war ſehr erboſt, Nanny lachte und Joſeph ſaß im Garten, ſich um nichts kümmernd, als um ſein Quartet, woran er eben arbeitete.

(Fortſ. f.)

---

*) Ohrfeige.

Greenwich und der Tunnel.

(Schluß).

Außer der Architektur der vier Hauptgebäude, der Façaden nach der Themſe und dem innern Hofe (**square**) zu, in welchem eine Statüe Georg **II.** ſteht, außer den beiden Thürmen, den geräumigen Speiſeſälen und a. m., halten wir uns nur noch bei der Gemäldehalle und der Kirche, die gegen ein billiges Eintrittsgeld Fremden offen ſtehn, auf. Zu der Gemäldeſammlung führt der Weg durch ein impoſantes, von mächtigen Säulen getragenes Portal; die Halle, vor welcher ein Entrée und hinter welcher eine zweite kleine, iſt 106 Fuß lang, 36 breit und 50 hoch und mit Gemälden engliſcher Seetreffen, engliſcher Seehelden und engliſcher Könige geſchmückt. Unter den vielen Tableaux gibt es viel gute, viel mittelmäßige, auch recht mißlungene. Die Decke der Halle iſt geſchmackvoll gemalt, ſie koſtet allein gegen 7000 Pf. St. Wir halten uns bei den Seetreffen, in denen Nelſon die Haupt- und die am häufigſten wiederkehrende Rolle ſpielt, nicht auf und betrachten nur noch in der hintern Halle neben einigen Gemälden, ein Relief, den Tod Nelſon's, nach einer Zeichnung von Weſt, mehrere außerordentlich künſtliche Modelle von Kriegsſchiffen und in einem Glaskaſten, die von Motten zernagte Uniform Nelſon's die er am Tage der Schlacht am Nile trug, einen einfachen, blauen Habit von feinem Tuche, ohne Stickerei, ohne Epaulette, mit einfachen gelben Knöpfen, auf denen ein Anker eingegraben. Der Gemäldeſammlung gegenüber ſteht die Kapelle, vor derſelben, in einem achteckigen Veſtibul, vier ſymboliſche Figuren, wie ich meine, Glauben, Liebe, Hoffnung und Wohlthätigkeit. Eine geſchmackvolle Treppe führt von hier durch ein einfaches, aber geſchmackvolles Portal in die Kirche, die freundlich, helle aber auch, wie alle anglikaniſche Tempel, ſehr einfach. Bemerkenswerth ſind nur mehrere Reliefs und ein großes Gemälde von Weſt, als Altarblatt, der Schiffbruch oder vielmehr St. Pauli Rettung aus dem Schiffbruche. — Dem Hospitale gegenüber, nur durch eine breite Straße getrennt, liegt in freundlichen Gartenanlagen, eine Schule für die Kinder von Seeleuten (**Naval Asylum**), wo 3000 derſelben unentgeldlich unterrichtet, theilweiſe frei erzogen und nach der Schulzeit verſorgt werden, die Knaben, wenn es ihnen genehm, auf der königlichen Marine, die Töchter durch Dienſt und Ausſteuer.

Weſtlich von dem Hospital und der Schulanſtalt erhebt ſich, von dem niedrigen Ufer der Themſe ſanft aufſteigend, der Park von Greenwich. Es iſt eine üppige, freundliche Anlage, oder vielmehr Natur, denn Kunſt ſcheint hier nichts gethan zu haben; nur die unterſten Baumpflanzungen ſind geregelt, ſonſt Alles, wie es ein fruchtbarer Boden erzeugt, hohe, mächtige Bäume und friſcher, ſchwellender Raſen. Kein Gebüſch, keine Blumen, aber Hirſche und Rehe ohne Zahl, weidende Pferde und Schaafe und Gänſe und dazwiſchen fröhliche Menſchen, ſpielende Kinder, verſtümmelte Krieger, lockende Nymphen. Von zwei Hügeln bietet ſich eine überraſchende Ausſicht auf das unten liegende Hospital, auf die Themſe und die Tauſende von Fahrzeugen, auf London und die ganze flache, grünende Umgegend, ſo weit es der ſtete Nebel erlaubt. Nur an heitern Tagen kann man einen Theil des zwei Stunden entfernten London — wir rechnen von der Paulskirche, als dem ungefähren Mittelpunkte — überſehn, gewöhnlich nichts oder nur die erſten Häuſermaſſen, die, wie ſchon erwähnt, mit denen von Greenwich zuſammenſtoßen. Auf dem einen der Hügel ſteht das weltberühmte Greenwicher Obſervatorium, nach deſſen Lage der Meridian von Greenwich, mit dem von Paris die gewöhnlichſte geographiſche Maaßannahme, gerechnet wird. Es ſollen ſich auf demſelben vorzügliche Inſtrumente befinden; ich war jedoch, da es mit Umſtänden verknüpft iſt und ich eben ſo wenig Aſtronom wie Aſtrolog bin, noch nicht dort.

Den Rückweg nahmen wir nicht über den tobenden Markt, ſondern fern von dem wüſten Getümmel auf Nebenwegen. Aber überall Menſchen, man kann in der Nähe von London und zumal während der Meſſe in Greenwich dort nicht allein ſein, fort und fort erſchallt wilder Frohſinn, wanken Berauſchte und locken Dirnen. Zwiſchen Greenwich und London, ungefähr in der Mitte zwiſchen beiden oder etwas näher nach dem Mittelpunkte der letzteren, iſt der Ort, wo ein rieſiger Plan in's

Werk geſetzt wird, ein Plan, den man früher als Chimäre verſpottete, den aber dennoch Spekulanten aufnahmen, aber wieder verließen, weil die Ausführung zu ſchwierig, die Koſten zu ungeheuer, der Erfolg zu unſicher, den aber in neuerer Zeit nach reiflicher Überlegung Andere wieder aufgefaßt haben und mit Nachdruck verfolgen und eines ſichern Ausgangs, der Krönung ihrer Aufopferungen und Ausdauer ſo gut wie gewiß ſind — ich meine den Weg unter der Themſe, den Tunnel. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts projektirte man einen Durchgang unter der Themſe, da eine Brücke der Schiffahrt hinderlich ſein würde, der Strom unterhalb London auch außerordentlich an Breite zunimmt. Den damals aufgegebenen Plan ergriff Mr. Brunel, ein Franzoſe, von neuem und legte ſeine Anſichten, die Ergebniſſe ſorgfältiger Unterſuchungen 1823 einer Geſellſchaft vor. Nachdem dieſe die Sache nochmals überlegt und durch Sachkundige die Erdarten unter der Themſe hatte prüfen laſſen, brachte ſie das Projekt vor das Parliament und erhielt im Juni 1824 die Sanktion. Alsbald ging Brunel an's Werk: er begann auf der Südſeite des Stroms, in der Grafſchaft Surrey, zwei engliſche Meilen von der letzten Brücke über die Themſe, der **New-London-bridge**, an einer geeigneten Stelle, wo das Erdreich günſtig, ein bläulicher Thon, und der Strom nicht zu breit war. Der umſichtige Baumeiſter ging folgendermaßen zu Werke: auf der angegebenen Seite des Stroms, 150 Fuß von dem Bette deſſelben entfernt, brach er ſenkrecht in die Erde in einer Tiefe von 63 Fuß ein, erweiterte und mauerte den Schacht oder Thurm aus und begann die weiteren Operationen. Aber ſchon bald mußte er, da gefährliche Lagen Sand unter dem thonigen Grunde ſich zeigten, den frühern Plan aufgeben und den Tunnel weniger tief graben. Zur Sicherung der Arbeiter gegen herabſtürzendes Erdreich und eindrängende Wellen ward die Vorkehrung getroffen, daß jeder Arbeiter in einer ſichern, feſten Zelle allein ſich befindet, zu welchem Ende aus Holzwerk ein Gebäude errichtet, ſo breit und hoch als die Dimenſionen des Tunnels, und in dieſem Gebäude, welches fortzubewegen, verſchiedene Fächer, wie in einem Bücherbrette angebracht ſind. Die Höhe des Tunnels iſt 22½ Fuß, die Breite 38, dabei aber zu bemerken, daß das Mauerwerk mit eingerechnet. Daſſelbe beſteht aus Backſteinen, die mit einem waſſerdichten Cement zuſammengefügt werden und zwar ſo, daß jeder Druck von Außen die Maſſen nur feſter und haltbarer macht, indem der Tunnel, an den äußerſten Seiten ein Oblong, nach der Mitte, d. h. der Öffnung zu, die Cirkelform annimmt und die gewölbten Bogen, oben wie unten und an den Seiten, jeder Einwirkung widerſtehn. Dieſe Bauart rettete die aufgegebene Fortſetzung des rieſigen Werkes, ohnerachtet es bis zum Januar 1828 ſchon über 400 Fuß fortgeſchritten war. In jenem Monat nämlich brach, was ſchon früher, namentlich im Mai des vergangenen Jahres geſchehn, das Waſſer der Themſe mit ungeheuerer Gewalt in den Tunnel, verſchüttete Alles und ließ die Entrepreneurs an einem glücklichen Ausgange verzweifeln. Doch der unverzagte Brunel wankte nicht, er verſtopfte die Öffnungen und Einbrüche mit Thon, von oben, von der Themſe aus, pumpte dann das Waſſer und räumte endlich den Schutt aus dem Tunnel. Das Mauerwerk, die Bogen, die Pfeiler ſtanden unverſehrt, das ermuthigte den Meiſter und ſeine Anhänger, und es gelang ihrem unermüdlichen Eifer, obwohl die Mehrzahl ihrer frühern Theilnehmer ihnen untreu geworden, nach Verlauf von 7 Jahren neue Mittel zuſammenzubringen und das angefangene Werk fortzuſetzen. Seit ungefähr zwei Jahren wird wieder am Tunnel gearbeitet, man iſt über die Hälfte der Flußbreite, gegen 800 Fuß dermalen vorgerückt und kein Zweifel, daß das Werk vollendet werden wird. Es iſt erlaubt, gegen den Erlag von 1 Schilling **pro** Perſon einzutreten oder vielmehr hinunterzuſteigen; in dem zuerſt angelegten breiten, tiefen Thurme ſind neben Dampfmaſchinen und Werken bequeme Treppen angebracht, die bis vor den mit Gas erleuchteten unterirdiſchen Weg führen. Dieſer beſteht aus zwei Theilen, zwei Bogen, die ſich in der Mitte auf mächtige Pfeiler ſtützen; der eine Weg iſt für die kommenden, der andere für die gehenden Menſchen und Gefährte beſtimmt. Auf Abbildungen gleicht der Tunnel **en miniature** beinahe einer Brille. Nach meiner Meinung hätten einmal die beiden Fahrwege breiter und höher und die Wege für die Fußgänger geräumiger und bequemer angelegt werden können, und dann kann ich nicht recht abſehn, wie die Einfahrten angebracht werden ſollen; rechnet man den Tunnel nur zu 60 Fuß Tiefe, ſo müßte doch eine nicht allzu abſchüſſige Einfahrt eine bedeutende Strecke vor demſelben anheben. Und dies auf beiden Seiten, welche Mühe, welche Koſten! Möge ein glücklicher Ausgang das Werk krönen, den Baumeiſter und die Entrepreneurs belohnen.

Nach der Beſichtigung des Tunnel war die Dämmerung eingebrochen. Ein milder Maiabend — wie herrlich mußte es ſich auf der Themſe heimfahren zwiſchen den ſchwankenden Schiffen, den erleuchteten Häuſern am Ufer und den Gasflammen in der Ferne! Wir nahmen ein Boot, gerade groß genug für die Geſellſchaft, und ruderten der Nebelſtadt zu. Links tauchte der hell erleuchtete **Greenwich-Railway** auf, auf beiden Seiten flimmerten die hellen Gaslampen; jetzt wurden die weitſtrahlenden Candelaber der erſten Brücke, der **New-London-bridge**, und dann auch die der nächſtfolgenden ſichtbar. Tief in Nebel lag zur Rechten der alte Tower mit den finſtern Mauern und den vier weißen Thürmen, und weiter weſtwärts wurde die Kuppel von St. Paul's ſichtbar, von der in dumpfen Schlägen die neunte Stunde ertönte.

Ludwig Löwe.

Nicht der berechnende Verſtand allein iſt's, was den Schauſpieler zum Künſtler macht, nicht das Raffinement in der Analyſis, — ebenſo wenig wie andrerſeits kräftiges Organ, impoſante Geſtalt, Inſtinkt, Empirie, jedes für ſich allein, oder alle dieſe untereinander verbunden, ſchon genügen, um die auf der Bühne verſuchte Menſchendarſtellung zum Kunſtwerk zu weihen. Was den Künſtler und ſein Werk weiht, iſt die ſchöpferiſche Kraft, welche alle jene urſprüngliche Vermögen ſammt allen Errungenſchaften in ſich, als in den Mittelpunkt zieht, und die Forſchungen des Verſtandes, und die durch dieſe harmoniſch geordneten Bilder der Phantaſie als vollendet Menſchliches unterm Sonnenblick der Begeiſtrung wiedergebiert. Bei dem bildenden Künſtler geht dieſer geheimnißvolle Moment der Vollendung ſeines Kunſtwerkes voran, — beim mimiſch darſtellenden Künſtler iſt das umgekehrte Verhältniß. Erſt in dem Augenblick, da der Schauſpieler, nachdem er vielleicht Monate lang mit dem Werke des Dichters gerungen, es endlich darſtellt, erſt in dieſem Augenblick iſt er ein freier Künſtler, iſt ſeine Kunſt ihm Selbſtzweck, und nur jener Schauſpieler, aus welchem in dieſem Augenblicke nicht der raffinirende Verſtand ſpielt, ſondern die Begeiſterung, — „die trifft und zündet" — nur ein ſolcher trägt den Gott in der Bruſt.

Ein ſolcher iſt Ludwig Löwe.

Man hat mit dem Worte: Objectivität, ſeit der erſte Kritiker es in den Mund genommen, viel Affenſchande getrieben. Jeder legt es nach ſeiner eignen Bequemlichkeit aus. Mich dünkt, ächte Objektivität ſei jene, durch welche der Künſtler, ſei's Dichter, Schauſpieler, Maler oder Bildhauer, im Moment des Schaffens nicht über ſeinem Stoffe ſteht, ſondern mit ſeinem Stoffe ganz und gar eins iſt. Beim Schauſpieler aber iſt, wie ich kurz vorher erwähnt, die Darſtellung ſelbſt — das Schaffen, und nur der hat die Weihe, der während der Darſtellung nicht was er einſtudirt hat, mißt und wägt, ſich ſelbſt gleichſam belauernd und controllirend, ſondern, der hingeriſſen von dem Stoffe, in den er ſich eingelebt, eben nur dieſer ſelbſt iſt und dieſen ſelbſt gibt. Dieſer Stoff iſt der Menſch, der aus dem Einen Urſprünglichen zu tauſendfältiger Erſcheinung ſich entfaltende Mikrokosmus: das Bewußtſein des Höchſten-Menſchlichen iſt der Grund der Begeiſtrung des Künſtlers.

Dies iſt's, was L. Löwe in jeder ſeiner Darſtellungen offenbart, und darum verdient er vor Vielen den Preis. Es handelt ſich bei ihm nie um eine Rolle, ſtets um den Menſchen; er copirt den Dichter nicht, ſondern er ſchafft mit dem Dichter. Man wird mir zugeben, daß ein ſo ſchaffender Schauſpieler zugleich ein denkender iſt, und etwas mehr als das, was man auf gut hausbacken einen „denkenden Schauſpieler" zu nennen gewohnt iſt.

Zur näheren Charakteriſirung Ludwig Löwe's noch Folgendes! In der Perſönlichkeit: ſtrotzende Lebenskraft, in edlen Organen, wie goldner Wein in goldenen Pokalen, ausbrauſend, — als Errungenſchaften: der Adel ſittlicher Freiheit, ſociale Feinheit, die bis zur männlichen Grazie ausgebildet iſt; harmoniſche Beherrſchung der Mittel, von denen er keines einſeitig emportauchen läßt. Und doch ſtrotzen ſeine Kunſtwerke (das ſind ſeine Darſtellungen) von Effekten; aber er macht ſie nicht, — ſie kommen von ſelbſt, naturgemäß, wie die Knalleffekte der Geſchichte, wie die erſchütternden Eindrücke ächter Poeſie. Wenn er als Percival in der Scene, wo er Griſeldis verſtößt, ſich ſelbſt vergeſſend, die Stufen herabeilt, in Griſeldis Arme ſtürzen will, ſo iſt das kein Theatercoup, ſondern ein Triumph des menſchlichen Herzens.

Löwe's Gaſtſpiel auf dem Frankfurter Nationaltheater iſt ein gutes Omen für dies. Es bewies auf's neue (wie früher ſchon das Gaſtſpiel des Hrn. und der Mad. Dahn) daß die Empfänglichkeit des Publikums für das Schauſpiel keineswegs ſo abgeſtumpft, ja ſo unwiederbringlich verloren iſt, als man glaubt und dem Publikum glauben machen will; es bewies, von welcher Wichtigkeit der Einfluß ausgezeichneter Künſtler auch auf minder befähigte einheimiſche Mitglieder eines Bühneninſtituts ſei, wie dieſe durch jene elektriſirt, angeſpornt, weiter gebracht werden können. Man wird in Bezug auf das ſtändige Perſonal durchſchnittlich wenige Vorſtellungen hierorts aufzählen können, in welchen mit gleicher Liebe, mit gleichem Enthuſiasmus ein Enſemble zu Stande gebracht wurde; natürlich darf man hierbei auch nicht vergeſſen, daß Löwe in den Hauptparthieen, ausgezeichnet ſekundirt wurde, ſo als Garrick durch Meck (Hild), als Percival durch Dem. Lindner (Griſeldis) und Weidner (Cedric), als Hamlet durch Dem. Lindner (Ophelia), Grahn (Laertes), Weidner (König). Ebenſo wenig darf vergeſſen werden, daß Becker, deſſen Rollenfach Löwe ſpielte, im Hamlet ſich gerne verſtand, den Horatio zu übernehmen, ein ſeltnes Beiſpiel, welches Lob und — Nachahmung verdient.

Löwe trat außer in den ebengenannten Rollen bisher noch als Correggio und Karl Ruf (Schachmaſchine) auf und wird noch den Ph. Brock in den Mündeln und den Taſſo in Kerker und Krone geben. Ich wollte, wir könnten ihn auch als „Narr" im „Lear" und in einigen feinen Luſtſpielen und Converſationsſtücken, in welchen er unerreichbar iſt, ſehen.

Zum Schluſſe ſeien hier die Auffaſſungen ſeiner vier erſten Rollen ſkizzirt.

Sein Garrick: in jedem Zug — das Genie, — das Genie voll Saft und Kraft, überſchwellend, durchgreifend, dominirend, die Ironie durchaus als Poſitivität: — demgemäß ſein fingirter Johnſon gedrungen, ein Temperament, eine Gottesgeißel von Gelehrtenſamkeit, eine faſt deutſche ſchlagkräftige Pedanterie.

Sein Correggio: weich, duftig, ganz ſpirituel, doch ohne jene Verſchwommenheit, in welcher Ohlenſchläger ihn mit breitem Pinſel, faſt wie einen Pinſel, hingemalt, — die Senſitive, mit einem Wort: das Innenleben.

Sein Percival: die Mannes-Urkraft, die noch nicht zur Klarheit gekommen; im Moment, da ſie durch den Schmerz ihrer bewußt wird, unſern Augen entrückt, ſo daß die Tragödie mit dem Fallen des Vorhanges nicht aus iſt, und wir gerechten Grund haben zu fragen: „Was wird aus Percival?" Löwe reißt in dieſem Percival das Reinmenſchliche ſo meiſterhaft unter der ſtarren Kruſte feudaler Borniertheit heraus und empor, entwickelt mit ſo überraſchender Wahrheit das Tragiſche aus den Verhältniſſen, in welchen dieſer Charakter gleichſam vor unſern Augen wächſt, daß man, wie geſagt, bei ſeiner Darſtellung die Kataſtrophe ungenügend findet, Percival's Geſchick bejammert, die Verzichtende unverſöhnlich nennen muß.

Sein Hamlet: eine durchaus edle Natur, aber ein Menſch des Temperaments; keine Idee von Spleen oder Schwäche, obwohl gehälftet durch das weltalte Dilemma: Wollen und Können; ſein Wollen ernſt, aufrichtig, aber in jedem Augenblick vom Können am Schopf gepackt, und zurückgezerrt; daraus denn die Ironie, die Blüthe ſeines ganzen Lebens, eine Ironie, die, ſo negativ ſie ſcheint, doch in jedem Moment mit ihrer vollen Poſitivität durchblitzt. Erſt wenn ſie ſich auf Raffinement einläßt, iſt der Untergang unvermeidlich, denn da beginnt der Kampf gegen die Natur. Aber H. kämpft doch, und vollbringt, wenn auch — unterliegend, alſo — beruhigt, bewußt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 183. 1837.

Phönix.

Samſtag, 5. Auguſt.

Burdach's Anthropologie.

Der Menſch nach den verſchiedenen Seiten ſeiner Natur, oder Anthropologie für das gebildete Publikum. Von Karl Friedrich Burdach, Dr. der Philoſophie und Medizin, königlich preußiſchem Hof- und Medizinalrath und Profeſſor zu Königsberg. In 5 Abtheilungen. 788 SS. mit 3 Kupfertafeln von Lehmann. Stuttgart. 1837. P. Balz'ſche Buchhandlung.

Jede Zeit hat ihre Bedürfniſſe, — leibliche, gemüthliche, geiſtige. Eine Steigerung der Bedürfniſſe beurkundet einen Fortſchritt der Zeit. Im Mittelalter fand die Leſewelt ihr Genügen an ein Paar Gebetbüchern, Legenden, Mähren und Liedern, denen ſpäter etwa noch irgend ein Reiſebericht voller Wunder und Abenteuer ſich anſchloß. Die Gedanken waren auf das myſtiſche Jenſeits, auf die poetiſche Vergangenheit, die nebelhafte Ferne und die zukünftige — Ewigkeit gerichtet; das Gemüth dürſtete aus der engbegrenzten Gegenwart nach phantaſtiſcher Unendlichkeit, nach dem Außerordentlichen, Wunderbaren, Geheimnißvollen. Von eigentlicher Wiſſenſchaft konnte nicht die Rede ſein; der Geiſt war eingeſchnürt in die kirchlichen Glaubensſatzungen; ſeine Denkverſuche ſtammelte er in einer abgeſtorbenen Sprache — der immenſen Mehrheit unverſtändlich. Im Übergange vom Knaben- zum Jünglingsalter herrſchen andere Bedürfniſſe als in den reiferen Jahren.

Gegenwärtig trägt das Leben und Streben der gebildeteren Völker eine ganz andere Signatur. Immer allgemeiner thut ſich das Bedürfniß kund nach Erkenntniß der Wahrheit, nach freier Durchbildung der Wirklichkeit und nach vollem Genuſſe der Gegenwart. Der Geiſt will Alles durchſchauen, das Gemüth will ſich in Allem heimiſch finden, das Göttliche ſoll als ein Allgegenwärtiges erkannt werden. Klarheit, Freiheit, Allumfaſſung und Harmonie ſind die höchſten Strebziele der gegenwärtigen Zeit. Dies erweiſ't ſich namentlich durch die Druckſchriften, die ſich der allgemeinſten Theilnahme zu erfreuen haben. Zu dieſen gehören aber, um hier nur Deutſchland's zu erwähnen, — nächſt den encyklopädiſchen Converſations-Wörterbüchern, den Stunden der Andacht und den politiſchen Zeitblättern, beſonders die populären Bearbeitungen der Weltgeſchichte und der Naturkunde im Ganzen und in ihren beſonderen Zweigen. Manches iſt bereits zur Befriedigung der hiermit ſich kundgebenden Bedürfniſſe geſchehen; noch vieles dafür zu thun. Nachdem Oken und Schubert Treffliches über die drei irdiſchen Naturreiche, Littrow eine ſchätzbare populäre Bearbeitung der Himmelskunde geboten, war es daher gewiß zeitgemäß, daß Hr. Burdach „den Menſchen nach den verſchiedenen Seiten ſeiner Natur“ zum Gegenſtand einer allgemeinfaßlichen Darſtellung genommen.

Kant hatte hierin, wie in ſo vielen andern, Bahn gebrochen, und Vieles iſt ſeitdem geſchehen, um den Menſchen ſich ſelbſt kennen zu lehren. Die Geſchichte iſt vorurtheilsfrei erforſcht, zahlreiche Beobachtungen ſind angeſtellt, über alle Völker der Erde ſind Erkundigungen eingezogen worden, die Philoſophie hat den weſentlichen Organismus der Wahrheit zu ermitteln, und Einſicht in die wahrhafte Methode zu gewinnen geſucht. Dabei hat das Mikroſkop manches Geheimniß enthüllt und der Steindruck hat die Kunde davon verbreitet. Auch hinſichtlich der anſprechenden Darſtellungsweiſe ſind die deutſchen Forſcher auf der von Leſſing und Herder eröffneten Bahn fortgeſchritten, und der lebhaftere Verkehr mit Frankreich hat auch hierin ſich förderlich erwieſen.

Ob und inwieweit nun Hr. B. den Forderungen entſprochen, zu welchen bei ſolchen Vorausſetzungen die deutſche Leſewelt berechtigt erſcheint, darauf wird man hier keine ausführlich erörternde Antwort erwarten. Im Allgemeinen beurkundet das vorliegende Werk ein gründliches Studium, ·genaue Bekanntſchaft mit den neueſten Ergebniſſen der Naturforſchung, und ein ſchönes *Streben* nach vollſtändiger Erfaſſung und leicht überſehbarer Anordnung des Gegenſtandes. Die Sprache iſt gewählt, ohne geſucht zu ſein; der Styl bündig und doch fließend; aus dem Ganzen eine geſunde, jugendfriſche Weltanſicht hervorleuchtend. —

Was Herr B. unter *Anthropologie* begreift, darüber hat er ſich Eingangs ſeines Werkes in folgender Weiſe ausgeſprochen: „Das Streben nach univerſeller Bildung charakteriſirt vornehmlich unſer Zeitalter, und wie die Wiſſenſchaften ihre gegenſeitige Verwandtſchaft anerkennen, ſo wollen ſie ihre Ausbeute auch zum Gemeingute der gebildeten Welt machen. Eine ſolche Zuſammenſtellung der auf die *geſammte Natur* des Menſchen ſich beziehenden Reſultate der Wiſſenſchaften iſt es, was wir unter *Anthropologie* verſtehen.“ Dieſe Reſultate ſind dann in 5 Abtheilungen zuſammengeſtellt, überſchrieben 1) das *leibliche Leben*, 2) das *animale Leben*, 3) das *Seelenleben*, 4) der *Verlauf des Lebens*, 5) das *Menſchengeſchlecht*.

Gewährt nun auch jene Definition der Anthropologie keine klare Vorſtellung von dem Gebiete und den Grenzen derſelben, und läßt die Beſonderung des Lebens in ein *leibliches*, *animales* und *ſeeliſches* ſich ſprachlich nicht rechtfertigen, ſo könnte man doch leichter ſich über dieſes Formelle hinausſetzen, wenn der mannichfaltige Stoff demnächſt zweckmäßig unter jene Rubriken vertheilt wäre. Die Unterabtheilungen, die Herr B. gewählt, führen aber einen doppelten Mißſtand mit ſich. Einestheils veranſchaulichen ſie nicht überall gehörig die Conſtruktion der verſchiedenen Syſteme durch Darlegung der Elemente und ihrer Wechſelbeziehung aufeinander; anderntheils wird öfter, was in eines jener fünf Gebiete gehört, in einem anderen erörtert. So handelt gleich die *erſte* Abtheilung vom *Blute*, von der Ernährung und Abſonderung, von der Blutbildung (wobei ſchon von der Verdauung und Athmung die Rede), und von der Lebenskraft. Dann wendet ſich Herr B. in der II. Abtheilung zum „Seelenorgan“ (dem Nervenſyſtem), zu den ſg. „*Außenwerken* der Seele“ (der „Bewegung und Sinnesthätigkeit,“ wo beiläufig auch der Knochenbau zur Sprache kömmt), und zur *animalen Thätigkeit*, wo bereits von den Einwirkungen des Organiſchen auf *Seele* und *Geiſt* vielfach die Rede, während Knochen, Muskeln und Nerven doch unſtreitig zum *leiblichen* Leben, alſo in die erſte Abtheilung gehören.

Die III. Abtheilung verbreitet ſich erſt über die ſinnliche, dann über die ſinnlich-geiſtige, demnächſt über die *geiſtige* Sphäre, wendet ſich nun zurück auf das *Weſen* der *Seele*, wobei vom Gliederbau derſelben die Rede, und ſpricht zuletzt vom Schaffen und von der Aufgabe der Seele, wobei auch ihrer Krankheiten kurz gedacht wird.

In der IV. Abtheilung wird erſt der allgemeine Charakter des Lebenslaufes erörtert, worauf Zeugung, Leben im Mutterleibe, Geburt, Kindheit, Jugend, Mittelalter (?), Alter, Schlaf und Tod (und Fortdauer nach dem Tode) verhandelt werden. — Die V. Abtheilung endlich verbreitet ſich erſt über die Stellung des Menſchengeſchlechts in der organiſchen Welt (beginnend mit dem kosmiſchen und telluriſchen Leben), beſpricht dann die „Verhältniſſe der *organiſchen Welt*,“ geht über zu den Verſchiedenheiten im Menſchengeſchlechte und ſchließt das Ganze mit „*Entwicklung des Menſchengeſchlechtes*,“ wobei von der Bildung der Erde und der Entſtehung, Fortdauer und Vertheilung der *organiſchen Weſen* ausgegangen, und mit kurzen Erörterungen über Vaterland, Vermehrung, Verbreitung, Urgeſchichte und Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts geſchloſſen wird. —

War es einmal die Abſicht des Herrn Verfaſſers, der Anthropologie ſolchen Umfang zu geben, ſo würde der reiche Stoff ſich unſeres Erachtens zweckmäßiger in folgender Weiſe haben anordnen laſſen: Vom kosmiſchen Leben zum Organismus unſeres *Sonnenſyſtems* und zur Bildung unſeres *Planeten* übergehend, konnte vom allgemeinen Leben des Letzteren ausgegangen werden, um vom Reiche der *Kryſtalliſation* zum *Pflanzen-* und *Thierreiche* aufzuſteigen, deſſen Geneſis in dem *Menſchen* ihren Sabbath feiert. Aufzuzeigen wäre dann, wie der Menſch in Wahrheit, in Beziehung auf jene menſchliche Welt ein *Mikrokosmos*, zugleich eine Recapitulation und Sublimation aller übrigen irdiſchen Geſchöpfe. Hier nun beginnend bei dem gewiſſermaßen mineraliſchen Knochengebäude, böte das pflanzliche Zellengewebe und Gefäßſyſtem den Übergang zur eigentlich animaliſchen Formation, welche, mittelſt des Ganglien- Cerebral- und Nervenſyſtems, die unmittelbare Vorausſetzung des eigenthümlichen *Seelenlebens* bildet. Angelangt in der weſentlich *innerlichen* Welt — wäre dann von der Sphäre des rein plaſtiſchen, *organiſirenden* Lebens in die ſelbſtſtändige *Gemüthswelt*, von dieſer in die *geiſtige* Sphäre emporzuſteigen, in welcher das Wahrnehmen der geſammten Außenwelt zur Veranlaſſung des freien Denkens und Wollens wird, um im freien Lieben und Schaffen den Culminationspunkt zu erreichen, den die ehrwürdigſte aller Überlieferungen als göttliche Ebenbildlichkeit des Menſchen bezeichnet. — Auf dieſe Weiſe bei dem Gemeinbegriff des Menſchen angelangt, wäre dann zu deſſen Differenzirungen und zur Aufhebung der Differenzen durch Bildung immer reicherer Gemeinweſen überzugehen. Aufzuzeigen wäre dieſemnach, wie das menſchliche Weſen urſprünglich in die beiden Geſchlechter, dann in Raſſen und weiterhin in Stämme und Völker unterſchieden, um ein über die ganze Erde verbreitetes natürliches Menſchenreich zu bilden, welches, — von unwillkührlichen Beſonderungen im Phyſiſchen, Sittlichen und Religiöſen ausgehend, durch deren Wechſelbeziehung einerſeits zu immer größeren Individualiſirung, anderſeits durch Darlebung der letzteren zu immer umfaſſenderer Gemeinſamung und immer gediegenerer Organiſirung und freierer Harmoniſirung überzugehen — ſich beſtimmt zeigt. — (Schluß folgt).

Die deutſch-römiſchen Pilgrime.

Kurz nach der Julirevolution iſt bekanntlich der damalige Abbé de Lamennais mit Abbé Lacordaire und dem Grafen Montalembert nach Rom gepilgert, um unmittelbar den Ausſpruch des Papſtes über die demokratiſch-hierarchiſche, und — revolutionär-katholiſche Lehre, die ſie von ihrer Journalkanzel verbreitet, entgegen zu nehmen, d. h. in der Zuverſicht, daß der Papſt dieſelbe ſofort genehmigen, oder daß es ihnen gelingen werde, — Rom — zu bekehren: — Das wetterleuchtende Encyclicum vom Auguſt 1832 offenbarte den Pilgrimen, daß Rom irreformabel, — und ſchreckte zwei dieſer Kirchenſchaafe in den Glaubenszwinger zurück; das dritte aber entſprang Rom, und ſtürmte über Felſen und Fluren — über alle Grenzmarken hinaus an das Ende der Erde, dahin, wo die letzten Menſchen wohnen, die freilich — auch wieder die erſten ſind.

Auch zu dieſem Drama liefert Deutſchland ein Nachſpiel. Was in Frankreich eine politiſche, durchaus praktiſche Richtung nimmt, das ſchlägt in Deutſchland in philoſophiſche Syſteme aus. Das Selfgovernment des Hrn. de Lamennais tritt in Deutſchland als rationaliſtiſch-katholiſcher Hermeſianismus auf. Hermes und de Lamennais wollten ihre Kirche von immer drohenderem Untergang retten: Dieſer meinte es lange eben ſo ehrlich mit der Kirche, wie Hermes bis an ſeines Lebens Ende. Aber beide verkannten die Grundprinzipien derſelben, durch die ſie geworden, was ſie iſt, durch die allein ſie noch ihr verkümmertes Daſein friſtet. De Lamennais vindizirte den Gläubigen politiſche Autonomie, Hermes meinte mit der Selbſtgewalt der Vernunft auf philoſophiſchem Wege in das Himmelreich des Glaubens eindringen und deſſen geheimnißvolles Dunkel mit der Fackel der Vernunft völlig durchleuchten und aufklären zu können. Dieſer verkannte das theoretiſche Kirchenprinzip: daß der Menſch vor Allem ſeine Vernunft unter dem Glauben an die Autorität der Kirche gefangen nehmen müſſe. Jener verkannte das praktiſche Prinzip, daß eine Weltökonomie, deren Haupt in den Himmel ragt, nur eine ſtreng hierarchiſche in dem Sinne ſein kann, daß keinem Untergeordneten irgend eine Selbſtſtändigkeit gegen ſeine Obern zuſtehe. Ein ſtets von der Gottheit erleuchteter, daher unfehlbarer Gebieter und Seelenhirt heiſche unbedingten, uneingeſchränkten, man kann ſagen: blinden Gehorſam. Im Theoretiſchen darf ihm nirgends ein ſelbſtſtändiges Gewiſſes oder Gewiſſen, im Praktiſchen nirgends ein Recht, eine Freiherrlichkeit, welcher Art ſie immer ſei, entgegentreten.

Die Unverbrüchlichkeit des katholiſchen Syſtems führte in Frankreich durch das Encyclicum von 1832 zu jener Kriſe, in welcher de Lamennais von ſeiner Kirche auszuſcheiden ſich genöthigt ſand; in Deutſchland wird ſie durch das päpſtliche Dekret, welches die Hauptwerke von Hermes verbietet, höchſt wahrſcheinlich auch zu einer Kriſe hinführen. Schon ſind die Bonniſchen Hermeſianer mit ihrem Erzbiſchof, und dieſer mit dem preußiſchen Miniſterium des öffentlichen Unterrichts in Conflikt gerathen, und während die hermeſiſchen Profeſſoren Elvenich und Braun nach Rom gepilgert, um eine Zurücknahme jenes Bücherverbotes zu erwirken, hat der Erzbiſchof von Köln zur Unterdrückung der Hermeſiſchen Lehrmeinungen Theſen aufgeſtellt, durch deren Annahme alle Geiſtliche ſeiner Diözeſe der Verwerfung der Hauptlehren des Hermes zuſtimmen ſollen. Nun wird zwar in einer Zeitung von Rom aus berichtet, daß der Papſt jene zwei Pilgrime „ſehr gnädig aufgenommen, und dem General der Jeſuiten aufgetragen, mit denſelben über die Schriften des Hermes zu conferirenz“ in einem anderen Blatte dagegen wird von Wien aus verſichert, „der Papſt habe ſeinen Unterſtaatsſekretär, Monſignore Capaccini, an den König von Preußen abgeſendet, um dieſen „zur Unterdrückung der Hermeſiſchen Lehren zu bewegen.“ Wir werden zu ſeiner Zeit über den Ausgang dieſer deutſch-römiſchen Händel berichten.

Chronik der ſchönen Literatur.

49) Geſammelte Schriften von Iſidor. 2 Bände. Leipzig, Julius Wunders Verlagsmagazin. 1837.

Das Feld, welches dieſer pſeudonyme Autor auf dem weiten Terrain der Novelliſtik ſich gewählt hat, grenzt dicht an jenes Gebiet, das wir von Laube mit ſoviel Takt als Geſchmack, mit ſoviel Menſchen- als Salonkenntniß cultivirt ſehen. Es iſt das feinere Converſationsſtück, welches Iſidor vorliebig wählt und die pſychologiſchen Tendenzen, die darin verhandelt werden, ſind Procente der Gegenwart, welche er gewiſſenhaft zum Kapital ſchlägt. Die Vergleichung mit Laube drängt ſich unwillkührlich auf, wenn auch der Styl Iſidor's noch nicht die Glätte und Transparenz des Laube'ſchen erreicht hat; — dagegen hat der Erſtere von Beiden vor dem Zweiten größeren Reichthum der Empfindung und lebhafteres Vermögen, dieſe in freier Plaſtik zu fixiren, voraus. Wir begrüßen in Iſidor einen von den wenigen Novelliſten, die nach etwas Höherem ſtreben, als nach bloßer Unterhaltung eines abgeſtumpften Publikums.

50) Natalie oder: Thränen ſind edle Saat. Novelle in Briefen, von E. J. F. Walden. Dresden und Leipzig, Arnold. 1837.

Eine larmoyante Entſagungsgeſchichte, durch einen doppelten Hochverrath pikant gemacht. Eine edle Tochter ſteht im Mittelgrund einer fetten Weide von Gemeinplätzen; ihr Vater wühlt daneben wie ein Torfgräber in's Bodenloſe der Gemeinheit. Das Büchlein iſt Deutſchlands Töchtern gewidmet, die daraus wenig Reſpekt vor ihren Vätern lernen werden.

51) Vermiſchte Schriften von Eduard Gehe. 3r Theil. Bunzlau, Appun. 1837.

Das Intereſſanteſte in dieſem Bande iſt unſtreitig die hiſtoriſche Novelle: „die Gründung von Charlottenburg,“ in welcher die geiſtreiche feingebildete Charlotte von Brandenburg, der liebenswürdige Leibnitz, Händel, Pufendorf, Franke, Thomaſius Gottſched als Knabe, u. ſ. w. mit Gewandtheit zuſammengeſtellt ſind, und jeder Einzelne von dieſen Charakteren mit gleicher Wahrheit und Präciſion ſich durchgeführt findet. Das Ganze ſtellt ſich als eine lebhafte Sittenſchilderung jener Zeit dar. Köſtlich iſt die Epiſode Gottſched's, als petit maitre, in ſeiner pedantiſchen Jugendliebe zur Weißenborn. Mit dem Einzuge des erſten Preußenkönigs in Berlin und einem Traume Charlottens, in welchem ſich Preußens Geſchick in der Neuzeit verkündigt und eine Parallele zu der verewigten Louiſe angedeutet iſt, ſchließt dieſe Erzählung, welche wohl nicht bloß in Preußen allein Freunde finden wird. Das Drama: „das Gaſtmal zu Rudolſtadt“ behandelt die bekannte Anekdote von Alba und der Gräfin von Schwarzburg.

32) Sämmtliche Schriften von Guſtav Schilling. 61—65ſter Band. Dresden und Leipzig, Arnold. 1837.

Die Manier dieſes Schriftſtellers iſt hinlänglich bekannt. Ein motivirtes Urtheil über denſelben käme für ihn ſelbſt und für das Publikum um eine Reihe von Jahren und von Bänden zu ſpät. Daher genügt ſtatt eines ſolchen die Anzeige vom Erſcheinen der neuen Serie von Bänden dieſes fruchtbaren Novelliſten, welche den „Mann wie er iſt“ und faſt zwei Duzzend jener novelliſtiſchen Kleinigkeiten enthalten, wie ſie in Zeitſchriften und Taſchenbüchern geſucht werden.

33) Sämmtliche Schriften von A. v. Tromlitz. Zweite Sammlung. 26—34ſtes Bändchen. Dresden und Leipzig, Arnold. 1836—1837.

Mit dem Publikum, welches Tromlitz ſich gewonnen, mag ich eben ſo wenig als mit dem Schilling's einen unnützen Streit anfangen; es iſt harmlos, wie die Ritter und Edeldamen dieſes Autors, und wird ihm eben ſo wenig treulos werden, als dieſer ſelbſt ſeiner bequemen Art, die Geſchichte zu romantiſiren. Die vorliegenden Bände enthalten Bunterlei, eine Novelle aus Spinolas Zeit, „Schloß Rödelheim“ und eine moderne: „das Lotterieloos“ eine zweibändige preußiſche aus dem 14ten Jahrh. „der Ordensbruder“ und eine ſpaniſche: „die Erſcheinung“ endlich eine vierbändige: „das Opfer“ aus der Zeit des wackren Frundsberg und ſeiner „frommen Landsknechte“ (die beſte von allen). Tromlitz ſteht keine Stufe höher und keine tiefer als G. Schilling, was den äſthetiſchen Werth der Manier betrifft, doch hat Schilling mehr Lebhaftigkeit, wenn auch ſein ganzes Weſen heutzutage ſchon veraltet iſt. Tromlitz war ebenſo fruchtbar, aber nie ſo friſch als Schilling. Wenn daher Schilling's Figuren nicht mehr modern, und ſeine Farben abgeblaßt ſind, ſo muß man von Tromlitz ſagen, daß er die perſonifizirte Stabilität der Novelliſtik darſtellt.

34) Die neue Pſyche. Novelle von Ernſt v. Brunnow. Bunzlau, Appun. 1837.

Eine verunglückte Nachbildung des reizenden antiken Mährchens in einer modernen Handlung. Die Rolle Amors ſpielt in der Novelle ein Maler Oskar Berkheim, die der Pſyche eine Gärtnerstochter aus Tivoli, welche den Geliebten aus Neugierde verräth, leidet, und endlich mit ihm verſöhnt und glücklich verheirathet wird; der Olymp iſt ein Gartenſaal in einem hochgräflichen Schloſſe, deſſen Bewohner edle ſentimentale Seelen ſind, welche ſich in wechſelſeitigen Complimenten erſchöpfen. Bei weitem beſſer als Cadre und Charakteriſtik ſind manche Details, worin richtige Anſichten über bildende Kunſt zur Sprache gebracht werden, und das als Epiſode artig durchgeführte Verhältniß zwiſchen dem modernen Amor der Gräfin Angelika und dem Dichter.

Feuilleton.

⁂ **Die Sanguiniker und der wahre Stand der Dinge in Paris von katholiſch-legitimiſtiſcher Seite angeſehen.** — Der Pariſer Correſpondent mit dem Erdzeichen in der allgemeinen Zeitung (dem Vernehmen nach Hr. Baron v. Eckſtein) meint, die Pariſer „Sanguiniker“ ließen ſich in drei Categorien vertheilen: 1) Verkünder des Zeitalters der Doktrinairs, ideale Zukunft unter der Herrſchaft des Hrn. Guizot; 2) Herolde und Proſpektusſchaffer des Zeitalters der Humanitaires, ideale Zukunft unter dem Geiſte des Hrn. de Lamartine; 3) Enthuſiaſten, verzückte Propheten, belletriſtiſch-artiſtiſch-romantiſch-bibliſche Verkünder des Zeitalters des wiedergeborenen Katholizismus, ideale Zukunft unter der Herrſchaft des Abbé Lacordaire... Aber weder das Volk, noch die Bürger, noch ſogar der Kern des alten Legitimismus weiß von allen dieſen ſchönen Dingen etwas ...“ Nachträglich erwähnt Hr. v. E. noch einer vierten Categorie, — der Poeten „in deren Herrſchaft ſich Alex. Dumas und V. Hugo theilen, — und welche einen romantiſchen Republikanismus bilden, der mit Doktrinairs und Hof capitulirt.“ Ueber Allem dieſem, meint Hr. v. E., möge man „den wahren Stand der Dinge (?) nicht vergeſſen: die praſſenden Reichen, die darbenden Volksklaſſen, den Eifer der Induſtrie, den Mißmuth der Pädagogie, die Eigenliebe der Bürger, die Apathie der Pairs und Deputirten, die Bedeutung des neuen Königthums, die untergeordnete Stellung aller unſerer Miniſterien, den Haß der Demagogen und die irre Gährung in den Gemüthern, durch Kurzweile und Langweile je zu Zeiten unterbrochen.“

⁂ **Altbelgiſche Literatur.** — Unter den in letzter Zeit bekanntgemachten älteren poetiſchen Produktionen Belgiens verdienen folgende hier angezeigt zu werden: 1) *Theophilus*, gedicht der XIV. eeuw, gevolgd door drie andere gedichten van het *zelfde tydvak*, uitgegeeven door *Ph. Blommaert*. (Gent. 1836). Der Herausgeber hat ein Gloſſar und Anmerkungen beigefügt. 2) *Klagt-Schrift van J. D. Walkers*, pastoor van Edelaere, of Audenaerde door de Geusen ingenomen, a. 1578. (Audenaerde. 1836. — 3) *Le Livre de Baudouyn*, comte de Flandres, suivi de fragmens du roman de Trasignyes, publié par MM. *Serrure* et Voisin, (Bruxell. 1836) mit einer intereſſanten Einleitung und einem Gloſſar.

⁂ Des „*Album Cosmopolite*“ **erſtes Heft** iſt von den Hrn. Rittner und Goupil ausgegeben worden. Es enthält Zeichnungen von Bendeman in Düſſeldorf, vom Prinzen Gagarin von Petersburg, von Karl Schulz von Berlin, von Koekkoek von Amſterdam und mehrere intereſſante Autographa.

⁂ **Das Jabach'ſche Bild von Lebrun.** — Das berühmte, auch von Göthe vielbelobte Jabach'ſche Familienbild von Lebrun, bisher im Beſitz der Familie von Groote in Köln, iſt für das königl. Muſeum zu Berlin angekauft und bereits dort ausgeſtellt worden.

⁂ **Franz Horn.** — Am 19. Juli ſtarb zu Berlin der, wie es in einer nekrologiſchen Notiz der preuß. Staatszeitung heißt, „durch ſeine dichteriſchen, literäriſchen und hiſtoriſchen Arbeiten rühmlichſt bekannte und durch ſeinen ehrenwerthen Charakter allgemein geachtete Dr. der Philoſophie Franz Horn.“ Zu Braunſchweig 1787 geboren, hatte er von Jugend auf Freude am Dichten empfunden. Noch in ſeinen Univerſitätsjahren ſchrieb er drei Romane: „der Einſame, oder der Weg des Todes,“ „Guiscardo der Dichter oder das Ideal“ und „Victors Wallfahrten.“ Von ſeinen ſpäteren, vorzüglich der Kritik und Geſchichte der deutſchen und engliſchen Literatur gewidmeten Arbeiten, haben ſein Werk „die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen von Luther's Zeit bis zur Gegenwart“ und ſeine Vorleſungen über Shakſpeare die allgemeinſte Anerkennung gefunden.

⁂ **Naturforſchender Wallfiſchfahrer.** — Das Haus Grenus und Compagnie zu Genf, — welches von ſeinem bedeutenden Wallfiſchfanggeſchäft einen wiſſenſchaftlichen Nutzen ziehen will, wird ſeinen größten Wallfiſchfahrer eine Reiſe um die Welt machen und die für Ethnographie, Zoologie und Botanik wichtigſten Länder beſuchen laſſen; auch erbietet es ſich, einen Genfer Naturforſcher koſtenfrei die Reiſe machen zu laſſen, unter Bedingung, daß er bei der Zurückkunft ſeine Sammlungen dem Genfer Muſeum übergebe.

⁂ **Mäßigkeitsverein zu Wölfis.** — Pfarrer Credner zu Wölfis hat eine Anzahl Einwohner ſeines Orts zur Stiftung eines Mäßigkeitsvereins bewogen.

Berichtigung.

Man bittet in Nro. 176 im Artikel: „die Rheinlande,“ in der erſten Columne Zeile 18 von unten nach ſich einzuſchalten: „mit dem Weſentlichſten eines Gebietes,“ und Z. 12 v. u. ſtatt „und den Plan“ zu leſen: „der Umgegend.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 184. 1837.

Phönix.

Montag, 7. Auguſt.

Joſeph Haydn's Lehrjahre.

(Fortſetzung).

V.

Herr Wenzel Puderlein ſah den Augenblick immer näher rücken, wo er die Aufmerkſamkeit der großen Kaiſerſtadt auf ſich als einen Schützer und Förderer eines ausgezeichneten muſikaliſchen Genius lenken werde. — Die Tänze, welche Joſeph für den Tanzwirth in der Leopoldſtadt geſetzt hatte, tönten ſchon in den Sälen des hohen und höchſten Adels wieder, allgemein pries man ihre Leichtigkeit, ihre Anmuth und die Jugendfriſche, die in ihnen wehe! Aber vergebens forſchten die Herren und Damen bei den Muſikern nach dem Namen des Componiſten! keiner wußte ihn zu nennen und — Joſeph hatte keine Ahnung, welches Aufſehen ſeine leichthingeworfenen Nebenarbeiten in der Welt machten. Deſto beſſer aber wußte es Herr Wenzel Puderlein und erwartete mit Ungeduld die Vollendung des erſten Quartetts.

Endlich lag das Manuſcript fertig da und Puderlein nahm es an ſich, lief damit zum Notendrucker und ordnete Alles zum Druck an, wobei ihm die Summen, welche er für Joſeph's Tänze von dem Leopoldſtädter Tanzwirth erhalten hatte, gute Dienſte leiſteten. — Haydn, der da wußte, daß ſein wunderlicher Mäcen nur für ihn und ſeinen Vortheil ſorge, ſtellte Alles ihm und dem lieben Gott anheim, fing ein neues Quartett an und hatte das alte bald faſt vergeſſen.

Wer aber nicht vergeſſen hatte, das war Musjö Ignaz Schuppenpelz, und gar zu gerne hätte er Herrn Puderlein einen rechten Hauptpoſſen geſpielt.

Die Gelegenheit fand ſich bald; ſein neuer Prinzipal ſchickte ihn eines Morgens zu dem Barone von Fürnberg, ihn zu friſiren. Zufällig befand ſich der junge Herr van Swieten bei dem Barone und erzählte im Laufe des Geſprächs von dem geſtrigen Balle bei'm Fürſten Eſterhazy und den allerliebſten neuen Tänzen des unbekannten Componiſten. Im Feuer des Geſprächs trat er an den Flügel und begann einen Ländler, worüber Musjö Ignaz die Ohren gewaltig ſpitzte, denn nur zu wohl war ihm die Weiſe bekannt: war es doch Nanny's Lieblings-Ländler, welchen Joſeph eigends für ſie geſetzt hatte.

„Fünfzig Ducaten wollte ich darum geben,“ rief der Baron, als van Swieten geendet hatte, „wenn ich den Namen des Componiſten wüßte!“ —

„Fünfzig Ducaten?!“ ſchrie Ignaz auf, „Ew. Gnaden — halten's zu Gnaden! aber ich glaub' halt, den Namen des Muſikanten könnt' ich Ew. Gnaden nennen.“

„Wenn du es mit Gewißheit kannſt, ſind 50 Ducaten dein,“ verſicherten einſtimmig Fürnberg und Swieten.

„Ich kann's, Ew. Gnad'n! 's iſt der Pepi Haydn.“

„Wie? Joſeph Haydn? Woher weißt du? ſprich?“ ſo riefen beide Herrn auf den Friſeur ein, und dieſer erzählte, was er wußte von Haydn's Aufenthalt und Stillleben in Herrn Wenzel Puderlein's Hauſe; wobei er nicht unterließ, ſeinen ehemaligen Brodherrn als einen gräulichen Filz, Rappelkopf und Erztyrannen zu verſchwärzen.

„Abſcheulich!“ riefen Swieten und der Baron, als Ignaz ſeinen Bericht ſchloß, „abſcheulich! dieſer alte Friſeur läßt den armen jungen Menſchen, vor aller

Welt verborgen, für ſeine Habſucht ſich abarbeiten, hält ihn wie einen Gefangenen. — Wir müſſen ihn befreien."

Ignaz unterließ nicht, den beiden Herren zu verſichern, daß ſie damit ein Gotteslohn verdienen würden, und gab ihnen genaue Auskunft, wann Herr Puderlein nicht zu Hauſe wäre, wenn ſie vielleicht mit dem jungen Haydn allein Alles abreden möchten.

Der junge Herr van Swieten beſchloß ſogleich, noch am nämlichen Morgen, zur Stunde, wann Herr Puderlein ferne ſein würde, ſeinen Liebling aufzuſuchen, und nahm ſogleich den edlen Ignaz in Beſchlag, der ſich nicht wenig blähte, als er mit dem Baron in den erſten beſten Fiaker ſtieg und, ihm gegenüberſitzend, nach der Leopoldſtadt fuhr.

Vor dem Hauſe Puderleins angelangt, blieb Ignaz im Wagen ſitzen, der Baron ſprang in's Haus, die Treppe hinauf, in das ihm genau bezeichnete Zimmer, wo Joſeph Haydn eben eifrig an einem neuen Quartette ſchrieb.

Man denke ſich das Erſtaunen des Jünglings, als er den vornehmen Beſuch gewahrte, er vermochte es nicht, ein Wort hervorzubringen, ſondern bückte ſich nur unaufhörlich vor ſeinem hohen Gaſt.

Deſto eifriger redete der junge Swieten auf ihn ein; mit aller Heftigkeit und allem Feuer, das der der Jugend eigen, ſchilderte er ihm die Betrübniß ſeiner Freunde (von denen Joſeph nichts wußte) über ſein unerklärliches Verſchwinden. — Dann ſprach er von dem Beifalle, welchen ſeine Compoſitionen gefunden, und wie man ſich noch bis dieſen Augenblick vergebens frage: wer denn der treffliche Componiſt ſei und wo er lebe? Endlich ſchloß er: „Ihr Glück iſt jetzt gemacht! Der kunſtſinnige Baron von Fürnberg, mein Vater, ich, — wir alle wollen uns Ihrer annehmen, wir wollen Sie dem Fürſten Eſterhazy vorſtellen! Alſo machen Sie ſich bereit, dies Haus zu verlaſſen, um — je eher je lieber, — der unwürdigen Tyrannei eines alten, halb verrückten und habſüchtigen Perückenmachers zu entgehen."

Joſeph wußte noch immer nicht, was er reden ſollte, denn mit jedem Worte des jungen Swieten ſtieg ſeine Verwunderung, endlich ſtammelte er erröthend: „Ew. Gnaden irren ſehr, wenn Sie zu glauben belieben, ich würde in dieſem Hauſe tyranniſirt. Im Gegentheil! der Herr von Puderlein behandelt mich wie ſeinen leiblichen Sohn, und ſeine Tochter liebt mich, wie ihren Bruder! — Er nahm ſich meiner an, als ich hülflos und verlaſſen, ohne alle Mittel zu meinem Lebensunterhalte, daſtand —"

„Sei denn wie ihm wolle!" fiel ihm Swieten ungeduldig in's Wort, „genug, hier im Hauſe iſt nicht mehr Ihres Bleibens! In die große Welt müſſen Sie! Unter ganz andern Verhältniſſen, Ihres Talents würdig. Sagen Sie das ihrem bisherigen Wirth, im Guten oder Böſen, wie Sie Luſt haben und es angemeſſen finden, morgen holen der Baron und ich Sie ab." — Damit umarmte er den jungen Haydn mit Heftigkeit, verließ wieder das Zimmer und das Haus, und fuhr nach der Stadt zurück; Joſeph ſtand da und rieb ſich die Stirn und wußte nicht, ob alles ein Traum oder Wirklichkeit geweſen ſei. (Schluß f.)

Die Kirchen in Paris.

Von J. Duesberg. *)

Mit der Prieſterherrſchaft iſt's in Frankreich vorbei, die Julitage haben ſie geſtürzt; es war die letzte entſcheidende Schlacht, womit ſich der Krieg ſchließt, den Voltaire begonnen. In der Kunſt mag das religiöſe Prinzip walten, hier hält es ſich durch geiſtige Kraft; das Talent iſt der einzige Despot, dem die Franzoſen ſich fügen. Verſemachen, Malen und Meißeln, das hat nichts auf ſich, damit gelangt man zu keinem Miniſterium, und kann obendrein bettelarm werden. Und ſelbſt die Kunſt iſt nicht katholiſch: La Martine gilt für einen Ketzer, Scheffer's Chriſtus iſt ein Proteſtant, kein Pfarre. würde ihm ſeine Kirche öffnen. Mit dem Kunſtgetändel können die Gefallenen ſich tröſten, weiter darf es aber nicht kommen; kein Prieſter hat Zutritt in die Kammern; der allerchriſtlichſte König hat keine Hauskapelle und keinen Aumônier, das geht von oben nach unten; dem alten Conſtitutionel ſträubt ſich das Haar unter der Schlafmütze, ſobald er einen Jeſuiten wittert. Bekäme ein Abbé Händel auf der Straße mit einem Chiffonnier, das Volk würde dieſem beiſtehen, Abbé Châtel nehme ich aus. Der Mann hat es verſtanden, Ungläubige zu fanatiſiren; das Volk verehrt ihn und glaubt an ihn, wie die erſten Chriſten an die Apoſtel; es iſt der Papſt, den es ſich gemacht. Der Gottesdienſt wird in ſeiner Kirche auf Franzöſiſch gehalten; ſomit verſteht der Plebejer die Andacht und ſein Selbſtgefühl wird nicht verletzt. Châtel iſt ein ſchlauer und gewandter Redner, und die Beredſamkeit gilt gar viel in Frankreich; die Beredſamkeit hat Ludwig den Sechszehnten auf's Schaffot geführt. Ein Discours iſt der Maaßſtab, der an jede Capazitat gelegt wird; er gehört zu den öffentlichen Beluſtigungen, wie Vaudeville's und Feuerwerke. Napoleon hatte die Eloquenz ſeiner Geſetzgeber in goldene Ketten geſchlagen, er nannte ſie ſeine Taubſtummen; dafür mußten aber an ſolennen Tagen ſeine Miniſter und Staatsräthe rhetoriſche Amplifikationen halten, über die Lage des Reichs, die Exploits der großen Nation. Molé, der jetzige Präſident des Conſeil, iſt ein großartiger Charakter, er hat die offenſte, magnanimſte Politik, die je in Frankreich geherrſcht; dabei iſt er ein Mann von ſcharfem Verſtande und gelehrter als irgend ein franzöſiſcher Staatsmann, allein auf der Tribüne ſcheint er verlegen, das Improviſiren will ihm nicht gelingen, ſein Ruhm bleibt zweifelhaft. Die Franzoſen wollen vor Allem, daß man es verſtehe, die Phraſe tanzen zu laſſen, und die rhetoriſchen Ballets beklatſchen ſie beinahe mit derſelben Begeiſterung, als die poetiſchen der Taglioni. Gasparin, ein tüchtiger Beamter, mußte das Miniſterium des Innern niederlegen, weil er kein Parleur war: „Il ne tient qu'à vous de rester au ministère," ſagte ihm ein witziger Deputirter, „vous n'avez qu'à *parler*." Der Abbé Châtel verſteht das Parliren meiſterhaft; er hat eine ſonore Phraſeologie und energiſche Deklamation; er facht in ſeinen Zuhörern patriotiſche Leidenſchaften an. Napoleon und der Adler, der trikolore Drapeau, dieſe allmählich verlöſchenden Symbole des kaiſerlichen Kriegsruhms leben in ſeinen Predigten wieder auf und thun Wunder; das begeiſterte Nationalgefühl bezeigt ſich denn auch dankbar; Châtel und Franconi haben es am Beſten verſtanden, von der Unſterblichkeit des Kaiſers zu leben. Bei'm Volke hat Châtel den Ruf eines Thaumaturgen; die Faſcination ſeines Blickes ſoll eine heilende Kraft ausüben. Oft wird der Primas der franzöſiſchen Kirche zu verzweifelten Kranken gerufen, die dann auch wohl geneſen; heilen doch die Homöopathen zuweilen ihre Patienten! Châtel iſt bereits dreimal aus dem Allerheiligſten verjagt worden, weil er die Miethe nicht bezahlen konnte; doch iſt es ihm gelungen, ein viertes Etabliſſement zu gründen. Der Gottesdienſt wird jedesmal durch die Journale angezeigt.

---

*) Verfaſſer der „Wanderung nach Rueil" in Nro. 110 und 111. Durch Verſehen blieb damals der Name des Autors weg. Anm. d. Red.

Der orthodoxe Clerus hat ſolchen Charlatans gegenüber einen mißlichen Stand; er kann von ſeiner Doktrin nicht ein Haar breit weichen. „Rom geht nie rückwärts," ſagte der unlängſt verſtorbene Abbé Pradt; es geht aber auch nie vorwärts. La Mennais, der gewaltſam vorwärts wollte, riß ſich ſo gewaltſam los, daß er über Hals über Kopf bis an die Colonnen des Journals „le Monde" fortſtürzte, das bekanntlich die republikaniſchen Intereſſen vertritt, hier hat er George Sand zum Collegen; in Gemeinſchaft mit der geſchiedenen Marquiſe arbeitete der Exgeneralvikar an der Regeneration der Geſellſchaft, wofür er monatlich 1000 Francs bezog, für einen Republikaner iſt das ein ganz honnetes Honorar. La Mennais hat früher ſeiner Kirche große Dienſte geleiſtet. Das Heiligthum ſtrahlte lange vom Glanze ſeines Genius. Sein Buch: „De l'indifférence en matière de religion" erfüllte die Gläubigen mit Jubel, die Indifferenten ergötzten ſich an den geiſtreichen Strafpredigten, an dem genialen Zorne des beredten Prieſters. Dieſer Theolog handhabt den Syllogismus eines Demoſthenes. Seine Wiſſenſchaft, die längſt vor ihren Feinden geflohen war, führte er kühn auf den Kampfplatz zurück, mit allen geiſtigen Waffen ausgerüſtet, die ſie verzweifelnd von ſich geworfen hatte. Nach der Julirevolution wollte La Mennais die junge Freiheit an den alten Rieſen zu Rom verkuppeln; er wollte Rom, das ewige, retten! Für den Frevel mußte er Abbitte thun; les paroles d'un Croyant, die herrlichen Bilder, womit darin dem Aufruhr die Stirne bekränzt wird, das Prachtgewand der Elokution, das der Prieſter um die Schreckensgeſtalt des Jakobinismus wirft, erfüllen mit grauſiger Luſt; man glaubt einen gefallenen Seraph zu hören, der mit melodiſchem Harfenſpiel die Imprecationen begleitet, die er durch das Heiligthum ertönen laßt.

Seitdem der franzöſiſche Clerus auf ſich ſelbſt reduzirt iſt, ſucht er, was ihm an Macht verloren gegangen, an Talent und Tugend wieder zu gewinnen, er iſt fleißig, er ſchreibt, die Theologie iſt gegenwärtig in Frankreich die thätigſte Wiſſenſchaft; auf der Kanzel erſchienen in den letzten Jahren Redner, welche mit den beſſern politiſchen Talenten den Vergleich aushalten; wir nennen bloß Lacordaire und den Abbé Coeur. Mit jedem Jahre werden die Ceremonien des Kultus prachtvoller, aber, man muß es geſtehen, dieſe Pracht iſt nicht die Verherrlichung eines wahren, religiöſen Gefühls, es iſt ein weltlicher Prunk, der durch weltliche Luſt zum Gotte der Armen und der Leidenden leiten ſoll. Zuviel Eleganz und Kunſt iſt dabei; man ſieht eine Maſſe Prieſter und Leviten im Heiligthume aufmarſchiren, ſie führen ihre Evolutionen mit derſelben gedankenloſen Präziſion aus, wie die garde montante im Hofe der Tuilerien. Und ſonſt fällt dem deutſchen Katholiken gar Manches bei'm franzöſiſchen Cultus auf, in vielen Stücken weicht die gallikaniſche Kirche von der römiſchen ab. Tritt man in eine Pariſer Kirche, zur Zeit, wo kein Gottesdienſt gehalten wird, ſo iſt der ganze Raum des Schiffes frei; die Bänke, auf welche bei uns die Gläubigen, ohne Unterſchied des Standes, in ächt evangeliſcher Gleichheit knieen, ſind hier unbekannt, dafür hat man roh zugehauene Strohſtühle, wie auf den Promenaden, kein Schuhflicker würde ſie in ſeinem Schoppen dulden, in den reichſten Tempeln der Hauptſtadt müſſen die eleganteſten Damen ſich damit begnügen. Für einen ſolchen Stuhl werden an gewöhnlichen Tagen 2 Sous bezahlt, an Sonntagen drei und an Feſttagen, wenn Muſik zu hören iſt, oder irgend ein berühmter Kanzelredner predigt, ſteigt die Taxe auf 4 Sous; der Arme muß dieſer Bequemlichkeit entbehren und auf die kalten Platten knieen. Gleich bei'm Eingange der Kirche ſitzt ein alter Mann oder ein altes Weib, eben nicht in der reinlichſten Kleidung, und reicht den Eintretenden einen ledernen Wedel, der in Weihwaſſer getunkt iſt. Dieſen berührt man mit der Fingerſpitze und macht ſodann das Kreuz; ſonſt tritt der Franzoſe ziemlich sans façon in das Gotteshaus, ſchaut ſich dreiſt um, lorgnirt die Damen, dreht dem Allerheiligſten den Rücken und benimmt ſich faſt wie im Schauſpielhauſe. Bei beſonderen Veranlaſſungen drängt man ſich mit derſelben neugierigen Haſt und zankt ſich um die Plätze und macht Queue, ganz wie im Théatre français, wenn die Mars auftritt.

(Fortſetzung folgt).

Bibliopoliſches Jahrbuch für 1837.

(Leipzig, J. J. Weber).

Nicht bloß für den Buchhändler, auch für den Gelehrten wird dieſer zweite Jahrgang des bibliopoliſchen Jahrbuches von Intereſſe und Nutzen ſein, da in demſelben eine möglichſt vollſtändige und genaue Statiſtik des deutſchen Buchhandels und mehrerer Inſtitute zu finden iſt, welche als Förderungsmittel der Humanität im näheren oder ferneren Beziehungen zu Literatur und Buchhandel ſtehen, wie z. B. Journaliſtik und Maurerei. Als wichtiges Dokument ſteht die neue ſächſiſche Verordnung über die Verwaltung der Preßpolizei (vom 13. October vorigen Jahres) voran; an dies Aktenſtück ſchließt ſich ein beachtenswerther Artikel, welcher die Progreſſe der Rechts-Idee über ſchriftſtelleriſches und buchhändleriſches Eigenthum entwickelt, und die bisherigen Geſetze in Deutſchland gegen den Nachdruck zuſammenſtellt, von der churfürſtl. ſächſiſchen Erledigung einiger Landesgebrechen, 1653 und 1657 an, bis auf die Bundesbeſchlüſſe von 1819 und 1835 und die neueſten Spezialverordnungen; angehängt iſt der von mehreren Buchhändlern bei'm Wiener Miniſtercongreß 1834 übergebene Entwurf eines Regulativs für den literariſchen Rechtszuſtand in Deutſchland. — In dem Aufſatze: „Bruchſtücke aus dem Tagebuche eines Buchdruckers" ſind mit praktiſcher Detailkenntniß mehrere Lebensfragen des Verhältniſſes zwiſchen Buchhandel und Buchdruck verhandelt, von denen manche auch in Bezug auf Literatur Beherzigung verdienen. — Sehr vollſtändig und genau iſt die Geographie und Statiſtik aller mit Leipzig in Bezug auf Buch-, Kunſt- und Muſikalienhandel in Verbindung ſtehenden Städte; die Ueberſicht der deutſchen Journaliſtik dagegen nicht fehlerfrei, indem hier manche (hauptſächlich politiſche) Blätter, die längſt zu erſcheinen aufgehört, als noch beſtehend angeführt, manche andere neuentſtandene ausgelaſſen ſind. — Eine Schluß-Beigabe bilden die Ueberſichten der europäiſchen Univerſitäten und der deutſchen Gymnaſien, der Freimaurerlogen (wobei übrigens auch Manches zu berichtigen), endlich die der Bäder und Heilquellen Deutſchlands.

Feuilleton.

⁂ **Hoffnungsvolle Antwort eines ruſſiſchen Kaiſers.** — In einem gewichtigen Aufſatz über Rußland, den Hr. A. Loève-Weimars der Revue des deux mondes (vom 15. Juli d. J.) einverleibt, bemerkt derſelbe: „bis zur Regierung Alexander's ſeien die Ländereien mit den Bauern, die davon abhingen, von der Krone auf immerwährend verliehen worden; unter Alexander und ſeitdem würden ſie dagegen nur auf gewiſſe Anzahl von Jahren concedirt." Er erzählt bei dieſer Gelegenheit: „Ein ruſſiſcher Baron, der einſt ein Landgut als erbliches Geſchenk ſich erbeten," erhielt folgende auf Befehl des Kaiſers erlaſſene, *ſchriftliche* Antwort: „die meiſten ruſſiſchen Bauern ſind Sclaven. Der Kaiſer braucht ſich darüber nicht auszulaſſen, was Entehrendes (flétrissant) und Unglückliches in dieſem Verhältniß liegt; es genüge zu wiſſen, daß S. M. *geſchworen, die Zahl jener Unglücklichen nicht zu vermehren*, und dieſem nach ſich zum Grundſatz gemacht, nicht einen einzigen Bauern Jemand zum vollen Eigenthum zu geben."

⁂ **Der Trappiſt de Géramb und Hr. de Lamennais.** — In mehreren franzöſiſchen Blättern iſt ein Schreiben abgedruckt, in welchem ein Trappiſt, Bruder *Marie Joſeph de Géramb*, ohne Hrn. de Lamennais perſönlich zu kennen, in ſehr wohlmeinender, eindringlicher Weiſe denſelben einladet, mit ihm nach Rom zu reiſen, um „mit ihm ſich zu den Füßen des *Stellvertreters* Chriſti zu werfen," und ihm zu bekennen: „mein Vater, ich habe gegen den Himmel und gegen dich geſündigt!" Er werde dann „im Papſte den würdigen Repräſentanten des verzeihenden Gottes finden; — die Kirche werde ſich freuen, das *wohldenkende* Europa ihn bewundern" u. ſ. w. Die von einem Blatte gegebene Nachricht, als ſei Hr. de Lamennais mit Hrn. v. Géramb abgereiſ't, müſſen wir um ſo mehr für eine bloße Journaliſten-Malice gegen den bisherigen Redakteur du Monde halten, als andere Blätter verſichern, Hr. de Lamennais ſei jetzt zu Sézanne auf dem Landgute eines ſeiner Freunde mit Ausarbeitung eines Werkes beſchäftigt, welches den Titel: „Du Peuple" erhalten ſoll.

⁂ **Caſſationsſpruch in Sachen der ſog. franzöſiſch-katholiſchen Kirche.** — Der franzöſiſche Caſſationshof hat unterm 23. den Pourvoi in der Sache des franzöſiſch-katholiſchen Geiſtlichen *Laverdet* verworfen. Merkwürdig iſt unter den Erkenntnißgründen folgender: „der Artikel fünf der Charte, indem er jedem Bürger das Recht gibt, frei ſeine Religion zu bekennen, (professer), beabſichtigte nicht, die öffentl. Ausübung der Kulte der Wirkſamkeit der Behörden (autorité) zu entziehen . . Woraus folgt, daß *irgend ein Kultus öffentlich nur dann ausgeübt werden kann, wenn er ſpeziell von der Regierung autoriſirt iſt* . . . Im vorliegenden Falle iſt es aber außer Zweifel, daß der (franz. kath.) Kultus, deſſen ministre der Reklamant zu ſein behauptet, niemals auf ſolche Weiſe autoriſirt worden, ſondern die Ausübung deſſelben bis auf den Tag, von welchem im Prozeß die Rede, nur tolerirt geweſen."

⁂ **Fräulein v. Faßmann.** — Der Berliner Oper iſt in Fräulein *v. Faßmann* eine würdige Nachfolgerin der unvergeßlichen Milder-Hauptmann gewonnen. So konnten jetzt in kurzen Zwiſchenräumen Armide, Iphigenie und Alceſte wieder — und zwar auf das Befriedigendſte zur Aufführung gebracht werden.

⁂ **Walter Scott's Denkmal.** — Dem Verfaſſer des Waverley wird im George Square zu Edinburg ein Denkmal geſetzt. Eine Säule von 130 Fuß Höhe wird die Statüe des Dichters tragen.

⁂ **Die Eiſenbahn von Birmingham nach Liverpool** hat in der erſten Woche fünf, in der zweiten ſiebentauſend Pf. Sterl. eingetragen.

⁂ **Bonaparte's Schreiben an Tippu-Sahib.** — Der Breslauer Zeitung zufolge befindet ſich unter den Papieren, die man in Tippu-Sahib's Palaſt zu Seringapatnam fand, noch ein folgender Brief:

„Die einige und untheilbare franzöſiſche Republik.
Freiheit. Gleichheit.
Buonaparte, General en chef, an den erhabenen Sultan, unſern größten Freund Tippu-Sahib.
Hauptquartier Kairo, 7. Pluviose. J. VII. der einigen und untheilbaren Republik.

Du biſt bereits unterrichtet von meiner Ankunft an den Küſten des rothen Meeres, mit einem zahlreichen und unbeſiegbaren Heere, voll Verlangen, *dich von dem eiſernen Joche Englands zu befreien* . . . Ich wünſche von Dir über Maſket oder Mocha, ſo wie über Deine eigenen politiſchen Verhältniſſe belehrt zu werden. Ich erſuche Dich, mir einen verſtändigen Mann nach Suez oder Kairo zu ſenden, der dein Vertrauen beſitzt und mit mir unterhandeln kann. — Möge der Allmächtige Deine Macht vermehren und Deine Feinde vernichten. (Gez.) *Buonaparte*."

⁂ **Nollet's allervollkommenſte Dampfmaſchine.** — Dem Belge zufolge hat Hr. Prof. *Nollet*, welcher bei dem belgiſchen Staatsmuſeum angeſtellt iſt, eine höchſt wichtige Entdeckung gemacht. Sie beſteht in einer Dampfmaſchine, welche durchaus keiner Gefahr des Zerſpringens unterworfen, ſehr wohlfeil iſt, und wenig Raum einnimmt, aber eine Bewegkraft beſitzt, welche bei gleicher Temperatur mit den gewöhnlichen Maſchinen von 6mal größerer Kraft iſt, während ſie nur ⅓ des gewöhnlich nöthigen Brennſtoffes erfordert.

⁂ **Dampfmaſchinen in der Provinz Lüttich.** — In der Provinz Lüttich ſind jetzt nicht weniger als 216 Dampfmaſchinen in Thätigkeit, die zuſammen die Kraft von 5445 Pferden haben. Während es in Frankreich keine ſolche Maſchine von mehr als 100 Pf. Kraft gibt, ſo gibt es deren in der Provinz Lüttich 18 von 100 bis 300, 20 von 50—100 Pf. Kraft.

⁂ **Die rieſenhafte Seeſchlange.** — Das Journal du Havre vom 24. Juli verſichert, ein durchaus glaubwürdiger Reiſender, der mit dem amerik. Paketboot le Havre kürzlich nach New-York geſegelt, habe bei ſeiner Rückkehr im Havre beſtätigt, was bereits in New-Yorker Blättern geſtanden: daß nämlich auf der Höhe der Azoren, gar nicht fern vom Schiffe, von den Reiſenden eine Seeſchlange geſehen worden, welche ungefähr vier bis fünfmal ſo lang als das Schiff geweſen und deren dicke Ringe wie eine Fäſſerkette zu bilden ſchienen. Niemand habe vor Schrecken zu ſprechen gewagt, bis, nachdem das Ungethüm einige Zeit gleichlinig mit Schiffe ſich fortbewegt, es wieder in den Abgrund untergetaucht.

⁂ **Große Sonnenflecken im März d. J.** — In Ende März d. J. wurde an der Sonne ein Flecken beobachtet, der faſt den 300ſten Theil der ganzen Oberfläche dieſes Geſtirnes einnahm und nahe an 900 Mill. □Meil. groß war. Gleichzeitig wurden noch neun andere Flecken, ebenfalls von bedeutender Größe wahrgenommen. Alle waren von ſehr glänzendem veränderlichem Lichtgewölk umfloſſen. Dies ſcheint von Neuem Herſchel's Anſicht zu beſtätigen, wonach die ſog. Sonnenflecken nur Oeffnungen im Lichtgewölk der Sonne, durch welche man auf deren dunklen Kern hinabſieht.

⁂ **Durant's Geſchichtstafeln.** — Hr. Simon *Durant*, ehem. Zögling der polytechniſchen Schule hat eben „Tableaux synoptiques chronometriques et synchroniques" herausgegeben, welche zum Studium der allgemeinen Geſchichte ſehr brauchbar ſein ſollen.

⁂ **Schiffverkehr im Sund.** — Vom 1. Januar bis 30. Juni d. J. haben 5315 Schiffe den Sund paſſirt, alſo 588 mehr als im erſten Semeſter des v. J., während aber unter jenen die Zahl der Schiffe mit europäiſcher Flagge zunimmt, hat die amerikaniſche Flagge bedeutend abgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 185. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 8. Auguſt.

Stams und Hohenſchwangau.

Von

Joſeph Freih. von Hormayr. *)

Seit das hiſtoriſche Taſchenbuch auf 1831 *Hohenſchwangau's*, dieſer durch alle Reize der Alpennatur und durch die großartigſten Erinnerungen germaniſcher Vorzeit reich geſchmückten Stelle am wilden Lechſchlund, zwiſchen anmuthreichen Seen und an der dreifachen, baieriſch-, ſchwäbiſch-tyroliſchen (oder rhätiſch-alemanniſchen) Grenzmark vorübergehend mit Liebe erwähnte, hat der, minder dem claſſiſchen Alterthum als der alterthümlichen Größe des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes mit hehrer Begeiſterung zugewendete durchlauchtigſte Kronprinz von Baiern, *Maximilian*, jenen claſſiſchen Boden vor dem Vandalismus derjenigen gerettet, die in dieſer heiligen Klippe nichts erblickten als *Steine*, die ſie auf *Abbruch* verkaufen wollten!?

Seither ſchwelgt Alles, was Kunſt und Alterthum liebt, an dem wahrhaft einzigen Vorzug jener bis in die Römerzeit hinaufreichenden Feſte. Alles pilgert, der unruhigen Schweiz vergeſſend, dahin, wo nach einander der Sitz der löwenkühnſten deutſchen Geſchlechter, der *Welfen*, der *Hohenſtauffen* und der *Schyren* geweſen iſt: — ein Vorzug, von des Kronprinzen Adlerauge ſo ſchnell aufgefaßt, als kraftvoll zur Wirklichkeit gebracht.

Sein Hochgefühl deſſen, was die Hohenſtauffen, (wenn auch vielleicht zu früh, doch unabläſſig und heldenherrlich) verfolgt und was der Größe des deutſchen Namens mit dieſen heroiſchen Schwaben untergegangen iſt, bleibt ein unſchätzbares Samenkorn für unſre, zum alten Muth und zur alten Treue wiedererwachten deutſchen Gauen. Des Götterjünglings Conradin blutiger Ausgang war die erſte, heißgeliebte Aufgabe jenes hohen Talentes, dem das Andenken des letzten Stauffen im Heiligthume des Herzens zu leben, niemals aufgehört hat.

„Oh Mutter, Mutter, du haſt wahr geſprochen und welche Schmerzen bring' ich über dich!?" war Conradin's letztes Wort, ehe ſein Haupt unter dem Schwerte des Nachrichters fiel. — Er war auch zeitlebens ein Sohn der bittern Schmerzen. Der Vater hat ihn niemals geſehen. Die verlaſſene Eliſabeth aß zu Landshut, zu Donauwörth, zu München das Gnadenbrot ihres Bruders Ludwig's des Strengen. Am Bodenſee, am Neckar ſchwebten bereits Klagelieder auf den Lippen des Volkes über den Fall und das Unglück des kaiſerlichen Hauſes. Vom römiſchen Stuhle wurden beide Sicilien und Deutſchland förmlich ausgeboten. Alle gegenwärtigen und alle künftigen Stauffen wurden unbedingt verflucht, verworfen und aller Rechte verluſtig erklärt. Mit heißer Liebe und tödtlicher Angſt bewahrte Eliſabeth den jungen Conrad an ihrem Herzen. Sein Stiefſohn, der Baſtardheld Manfred hatte ſich kühn in Neapel behauptet. Die Liebe des Volkes, die Zuverſicht des Heeres ſchienen ihm zugewendet. Es ſoll Eliſabeth den weiſen Steingadner Abt Berthold an Manfred abgeſendet haben, das Reich der Waiſe von ihm zu fordern. — Manfred entgegnete: — „Er habe es eingenommen durch ſiegreiche Waffen. Nach ſeinem

---

*) Aus dem im Herbſte d. J. erſcheinenden 27ſten Jahrgang des Taſchenbuchs für vaterländiſche Geſchichte, von Joſeph Freih. v. *Hormayr*.

Tode möge es dem Conradin werden, doch dazu müßte er in Italien erzogen ſein. Ein Deutſcher werde keinen Gehorſam mehr finden.“ Bald darauf (erzählen Schrift und Sage) ließ er Briefe deutſcher Herren ausſtreuen, das Kind Conradin ſei geſtorben, und als dieſe Briefe keinen Glauben fanden, Geſandte nach Deutſchland abgehen. Sie fanden Eliſabeth in tiefer Trauer von mehreren Knaben umgeben, alle in gleicher Kleidung und faſt des nämlichen Alters. — Als die Geſandten den Conradin begehrten, auf daß ihn der Oheim Manfred zum König erziehe, wies ihnen Eliſabeth einen der um ſie verſammelten Kaben. Sie brachten ihm köſtliche Kleider, Spielzeug und Zuckerwerk. Er aß von letzterem, kränkelte und ſtarb bald!! Wehklagend eilten nun die Geſandten heim, behängten zu Venedig ihre Galeere mit ſchwarzen Segeln und Wimpeln, ſchon von Ferne ihrem Gebieter und ihrem Volke verkündend: „Conradin ſei nicht mehr.“

Den Stolz des Knaben ſoll die Heirath ſeiner königlichen Mutter mit einem bloßen Grafen ſo verwundet haben, daß er nicht mit ihr in die tyroliſchen Berge zog, ſondern in Baiern verblieb, ja, daß er vor der Mutter nicht mehr aufſtand. — Freilich war dieſer Graf Meinhard von den adriatiſchen Küſten und von den ungariſch-kroatiſchen Draumooren bis an den Lech ſo gewaltig, daß der Graf von Habsburg ihm nicht zu vergleichen, der Baierherzog Ludwig aber in ſeinem durch geiſtliche Fürſten und unbändige Barone vielfach zerriſſenen Land ihm nicht gar ſo ſehr voraus war. Conradin kam indeſſen doch häufig zur geliebten Mutter nach Innsbruck. In der Abtei der Wiltau wies ſich vieler Fürſten und Herrn Verſammlung ſtattlich und ſchimmernd. Einmal war er auch auf Schloß Tyrol, dem gewöhnlichen Sitz ihres Hofhalts. — Am 8. Mai 1261 zu Illmünſter, ohnferne der Burg Scheyern, gelobte der neunjährige, ſeinem Alter weit vorausgeeilte Conradin den Abgeſandten der Gibellinen zu Florenz ſein baldiges Erſcheinen in Welſchland. Sie ſchwuren dem Knaben und ſchwuren ſeinem Oheim Ludwig. Eliſabeth wiederholte die Mähre „von der Höhle des Löwen, zu welcher die Fußſtapfen nur hinführen, aber nimmer zurück.“ Die Geſandten erbaten ſich zum Wahrzeichen des jungen Herrleins mit Vehe gefütterten Mantel. Er ward in Genua, er ward in Lucca als ein Heiligthum gezeigt. — Da der Himmel nicht helfen wollte wider Manfred, rief der Papſt die ganze Hölle zu Hülfe, in dem unheiligen Bruder des heiligen Ludwig, in Carl von Anjou. In der Schlacht bei Ceperano ſchlug und erſchlug Carl (26. Febr. 1266) den Manfred. Das neue franzöſiſche Regiment mißfiel dem wetterwendiſchen Volke noch weit mehr. Von Sicilien bis Verona gingen wiederum Machtboten, die den jungen Conradin, der in Deutſchland nichts als Geringſchätzung und Mangel erfuhr, zu Sieg und Ruhm und an das Reich ſeiner Väter beriefen. Die alten Vaſallen ſeines Hauſes ſammelten ſich um ihn. Die Herzoge von Baiern, ſeiner Mutter Brüder, rüſteten, ließen ſich aber auch noch von Conradin das meiſte verpfänden und abtreten, was zum ſtauffiſchen Erbe noch übrig war, Meinhard deßgleichen. Diesſeits der Alpen war für Conradin Nichts mehr zu verlieren, jenſeits der Alpen war für den letzten Stauffen Alles zu erobern. Nur Eliſabeth widerſprach beharrlich: „Alle bisherigen Erfahrungen ſind abſchreckend, der jetzige Erfolg höchſt zweifelhaft, die Gefahr iſt das einzige Gewiſſe. Darf ich den einzigen Sohn den offenen Angriffen, den heimlichen Nachſtellungen fremder Völker und boshafter Herrſcher ausſetzen, um künſtlich berechneter Möglichkeiten eines äußern Erfolges willen? Italien hat die Hohenſtauffen immerdar tückiſch angelockt und ihnen Kraft und Bluts ausgeſogen. Sollte ſich der letzte dieſes Stammes nicht vielmehr warnen als verführen laſſen, nicht ein mäßiges Beſitzthum in dem heitern Schwaben vorziehen jenen trügeriſchen, von finſteren Mächten umgewühlten Zauberboden? nicht das Leben mit redlichen Freunden und Lehensmannen vorziehen dem Bekämpfen feindlich, dem ängſtlichen Bewachen zweideutig Geſinnter, dem überall mit Zerſtörung begleiteten Abmühen nach einem unreichbaren Ziele?“ — Sechzehn Jahre zählte der goldgelockte, heldenſchöne, blühende Jüngling, (egregius forma, pulcherrima forma conspicuus) fein gebildet, (literis omnibus imbutus, literatus juvenis, qui latinis verbis optime loquebatur,) deſſen Minneharfe wohl öfters auf Hohenſchwangau erklang. — (Maneſſes Sammlung.) Nicht älter als ſechzehnjährig war Friedrich, ſein großer Ahn, als er wider den Rath ſeiner Getreuen, wider das Flehen ſeiner Gattin, aus Sicilien durch tauſend Gefahren mit nicht mehr als ſechzig Mann an den Bodenſee, nach Conſtanz kam, wo der Gegenkaiſer Otto mit ſeinem Heere die Flucht ergriff vor dem, „alle Menſchen bethörenden, apuliſchen Zauberkind,“ vor welchem er ſich erſt in des Harzes dunkeln Schluchten, in ſeinem braunſchweigiſchen Erblande ſicher wußte und ſich bald darauf bei Bouvines geſchlagen und von den meiſten Fürſten verlaſſen ſah. — Conradin's Muth ſteigerte ein Zwillingsbruder an Schönheit und Geburt, an Alter und an Schickſal, mit ihm am baieriſchen Hofe erzogen, Friedrich von Öſterreich, Sohn der babenbergiſchen Gertrud und Hermanns von Baden, der ſeinen Anſpruch an Öſterreich ſo wenig gegen Ottokar zu verwirklichen vermochte, wie Conradin den ſeinigen gegen Manfred und Carl. —

Dieſer Jüngling Friedrich, der wie ein erfahrener Heeresfürſt die alten franzöſiſchen Hauptleute geſchlagen und in einem kühnen Zuge durch unwegſames Gebirg Alle überraſcht und Alle getäuſcht hatte, ſchrie, als er das Haupt des geliebten Conradin fallen ſah, in unermeßlichem Schmerze ſo gewaltſam auf, daß alles Volk in Thränen und Schluchzen ausbrach. Dann konnte er nicht genug eilen, bis auch ſein Haupt in den Sand rollte. — Die Sage will, ein urplötzlich aus den Lüften herabſchießender Adler habe den rechten Fittig durch Conradin's Blut gezogen und ſich dann auf's Neue emporgeſchwungen! Gleich nach ſeinem Blutamte wurde der Henker von einem anderen niedergeſtoßen, auf daß er ſich nicht rühmen könne, ſolches Blut vergoſſen zu haben! Die Stelle des Richtplatzes ſoll zeither immer feucht geblieben ſein und zu gewiſſen Zeiten bluten! — Der Tyrann Carl hatte ausdrücklich verboten, die theuern Leichen in geweihter Erde zu begraben. Kaum duldete er, daß ſie mit Steinen bedeckt wurden. Nach anderen ließ er ſie auf dem Judenkirchhof einſcharren. (Fortſ. f.)

Die Kirchen in Paris.

(Fortſetzung).

Die Funktionen des Sakriſtans ſind zwiſchen mehrere Offizianten getheilt; da iſt der Tréſorier, der Portier ꝛc. dieſe müſſen wenigſtens die ordres mineurs oder kleinen Weihen haben, der Schweizer iſt in der Kirche, was der Tambourmajor bei'm Regimente; meiſtens ein hochaufgeſchoſſener Burſche mit hochgewölbter Bruſt, breiten Schultern und derben Fäuſten; an Sonn- und Feiertagen wird er auf's Prächtigſte ausſtaffirt; da trägt er eine rothe Uniform mit Goldborten auf allen Näthen, zwei hoch aufſchwellende goldene Epaulettes grains d'épinards, einen goldbortirten Federhut; er iſt die Freude der Kinder und alten Weiber; gewöhnlich ſticht gegen die magnifike Kleidung das gemeine Geſicht widrig ab. So ſteht er ſtolz und ſich brüſtend und die Rechte auf dem gewaltigen Knopfe ſeines Stabes geſtützt am Eingange des Schiffes und hält die andrängende Menge in Zucht und Ordnung. Er ſchreitet vor dem Prieſter her, der zum Altare tritt und ſchafft ihm Raum durch's Gedränge. Der Bedeau iſt dagegen ganz ſchwarz gekleidet; habit français, eine Stahlkette auf der Bruſt, ein ſchwarzes mit Silber ausgeſchlagenes Stäbchen in der Hand ſind die Kennzeichen ſeines Amtes; er iſt, wie der Schweizer, mit der Polizei beauftragt, hält ſich aber ſtets zunächſt in der Nähe der fungirenden Geiſtlichen auf. Bei jedem Gottesdienſt, die ſtille Meſſe ausgenommen, ertönt der Choral mit Begleitung des Serpent. Ich wundere mich nicht, daß das muſikaliſche Gefühl in der Maſſe der Nation noch immer nicht erwacht; von Jugend auf werden ihnen die Ohren durch dieſes Gebrülle verdorben. Selten nimmt die Gemeinde Antheil am Geſange, doch habe ich wohl ſogenannte Hymnes ſingen hören, nach Melodien aus bekannten Opern, z. B. „Femmes voulez-vous éprouver, si vous étez encore sensibles" oder „oh! le bel oiseau, maman" An hohen Feiertagen gibt die Kirche wohl Glockenſpiele zum Beſten, da werden ebenfalls Arietten aus Vaudevilles aufgeführt. In St. Roch hörte ich einmal das bekannte Lied: „Oui, c'est l'amour, c'est l'amour, c'est l'amour," dieſes Durcheinander von Andacht und Weltlichem in lüſternen Erinnerungen, dieſer Contraſt gottesfürchtiger Worte und Theater-Arien fällt Niemanden auf; die liebe Jugend, die Soeurs de Charité an ihrer Spitze, ſingt mit der aufrichtigſten Andacht die üppigen Weiſen, welche des Abends die Habitués der kleinen Theater ergötzen, das fällt um ſo mehr auf, da in Frankreich die Katholiken hinſichtlich des Theaters Puritaner ſind. Jeder Franzoſe, der ſich bekehrt, fängt damit an, daß er nicht mehr in's Theater geht; ein größeres Opfer weiß er ſeinem Seelenheil nicht zu bringen, das Theater iſt ein Werk der Hölle: jeder franzöſiſche Acteur und inſonderheit jede Actrice iſt dem Gottſeibeiuns von rechtswegen anheimgefallen; der große Talma ſiedet gegenwärtig ſo gut wie Nero, den er hienieden ſo trefflich gab, und die Malibran büßt ihr herrliches Talent auf einem ewig glühenden Roſte ab. Daher haben die frommen Geiſtlichen öfters Anſtand genommen, verſtorbene Schauſpieler in der Kirche einzuſegnen und auf den Gottesacker zu begleiten.

Die großen kirchlichen Feierlichkeiten werden mehrere Tage vorher in den Journalen angeſagt, ganz wie die Représentations extraordinaires der Theater, die Annonce nennt den Künſtler, welcher die Orgel ſchlägt, die Muſikſtücke werden aufgezählt, welche der Gläubige hören wird; vornehme Damen geben ſich zu Dames quêteuses her; ihre Schönheit, der Glanz ihrer Toilette lockt die junge, elegante Welt. St. Roch machte mit dergleichen Theaterprunk den Anfang und bekam großen Zuſpruch; St. Sulpice und St. Euſtache wurden eiferſüchtig, ſie veranſtalteten nun häufig ſolche Frauenbeluſtigungen; da kein Entré gehoben wird, ſo fehlt es nicht an zahlreichem Beſuch. An ſolchen Tagen ſind die Zugänge der Kirchen bis weit in die Straßen hinein mit Bettlern beſetzt, doch zeigen ſich dieſe nicht zudringlich, das Pariſer Volk iſt ſtolz; es hat ein ſo hohes Gefühl ſeiner Menſchenwürde, daß nur der Hülfsbedürftige den Unbekannten grüßt und dieſer Gruß — bettelt. Der Straßenjunge lehnt ſich gegen jede harmloſe Zurechtweiſung auf und wehrt ſich gegen den Stärkſten, ein höfliches Wort vermag Alles über den roheſten Chiffonnier. Es liegt in der franzöſiſchen Natur etwas Ritterliches, ein angeborner Adel der Geſinnung, der bis in die niedrigſten Regionen der Plebs reicht und ſich oft bei Leuten, die nicht leſen noch ſchreiben können, durch eine überraſchende Vornehmheit der Sprache kund gibt. Die fanatiſche Verehrung Napoleons zeigt, wie ſehr auch der Gemeinſte für alles Hohe und Große empfänglich iſt; noch vor wenigen Tagen hatten wir davon ein merkwürdiges Beiſpiel. Ein Invalide, ein alter Troupier des Kaiſers, als er ſein Ende nah fühlte, hielt beim Gouverneur um die Erlaubniß nach, vor dem Bilde ſeines Empereur zu ſterben, Marſchall Moncey ſtand dem Waffengefährten in ſeinem letzten Todeskampfe zur Seite.

Die älteren Kirchen von Paris liegen in düſteren und krummen Straßen, zwiſchen unförmlichen Maſſen hoher Häuſer, haben niedere Thürme und machen daher nicht den geringſten Effekt; von einer Anhöhe betrachtet laſſen ſie ſich kaum neben den umliegenden Gebäuden erkennen; ſo ſind St. Denis, St. Martin, St. Jacques; das Innere iſt im Allgemeinen dunkel und ſchwerfällig. St. Méry und St. Germain l'Auxerrois machen eine Ausnahme, letztere Kirche iſt bekanntlich in Folge des Amneſtiegeſetzes kürzlich dem Cultus wieder gegeben worden, das Volk hatte das Gotteshaus übel zugerichtet. Alles Holzwerk muß neu hergeſtellt werden, das Äußere, obgleich ein Durcheinander verſchiedener Bauſtyle, ſieht ſich gut an. An Thürmen und Thürmchen, an kleinen Pyramiden, Arabesken und allen möglichen architektonalen Verzierungen iſt Überfluß. St. Méry iſt leicht und kühn gebaut, vielleicht die ſchönſte Kirche zu Paris. Ich ſah ſie neulich wieder, als eben der Erzbiſchof die Firmung ertheilte, ſie war feſtlich geſchmückt, Orangebäume bildeten eine Allee im Chore, dazwiſchen erhoben ſich vergoldete Candelabres, alle Altäre ſtanden voll Blumen von Oben bis Unten, rechts vom Hauptaltar war ein carmoiſinrother Thronſitz aufgeſchlagen für den Prälaten. Während die Mädchen in ihren langen Schleiern vorüberzogen, und Geſang und Muſik ſie empfing, bemerkte ich Blutſpuren an einem Pfeiler: es war das Blut der tapfern Republikanerſchaar, welche vor einigen

Jahren hier den Tod der Helden ſtarb. — St. Sulpice iſt ein immenſes, freiliegendes Gebäude, dennoch imponirt es nicht, es iſt eine enorme Maſſe kleinlicher Details. Die beiden Thürme hat Victor Hugo ſehr treffend mit zwei Clarinetten verglichen. Die größte Merkwürdigkeit in dieſer Kirche iſt, daß der Meridian von Paris, nach welchem bekanntlich die franzöſiſchen Gelehrten die Längegrade berechnen, das Schiff quer durchſchneidet. Ohnweit des Chors ſieht man einen breiten Streifen von weißem Marmorſteine von Norden gegen Süden, mitten durch zieht ſich die Mittagslinie, auf welche, durch eine am nördlichen Fenſter in der Mauer angebrachten Öffnung den 21. Juni am Mittag die Sonnenſtrahlen fallen. Die Mittagslinie geht auch durch den großen Hörſaal des Obſervatoriums, wo Arago gegenwärtig ſeine aſtronomiſchen Vorleſungen hält. Das Seminaire St. Sulpice iſt von Alters her berühmt und hat merkwürdige Männer gebildet: Talleyrand ſtudirte hier die Theologie; man erzählt von ſeinem Aufenthalte in dieſen heiligen Mauern nicht viel Erbauliches. Sonntags zieht die junge, hier ſich ausbildende Schaar in der Kirche auf; es ſind mitunter derbe und kecke Phyſiognomien, mit Backenbärten und blitzenden Augen, denen die Uniform beſſer ſtünde, als der Chorrock. Wir wiſſen kaum, ob wir das Pantheon hier anführen ſollen, denn ſeit ſieben Jahren hat es aufgehört als Kirche zu dienen. Das Portal iſt reich und prachtvoll, je näher man kommt, je mehr ſtaunt man über deſſen grandioſe Verhältniſſe; es wäre groß genug, um für ſich allein eine ſtattliche Kirche zu bilden. Die Kuppel mit dem Säulenkranze ragt weit über die Hauptſtadt und zeigt ſich zuerſt dem nahenden Reiſenden aus der Ferne. Der übrige Theil des unermeßlichen Denkmals iſt zu nackt; die Seitenmauern bieten kahle Flächen dar, welche das Auge ermüden; ohne Verzierung, ohne Öffnung, nichts als lange und breite Reihen von Quadern, die in beträchtlicher Höhe grau und düſter übereinander aufſteigen; man glaubt die Mauern einer Citadelle oder eines Kerkers zu erblicken. Das Innere gleicht den gewöhnlichen katholiſchen Kirchen, die Wände im Mittelpunkte des Kreuzes hat man mit ſchwarzen Marmortafeln bekleidet, auf welchen die Namen der gebliebenen Julihelden in goldenen Lettern eingegraben ſind. Ohngefähr in der Mitte der Kirche ſteht auf einem kleinen Altare die Büſte des Marſchalls Ney. Thiers hat viel auf Ausſchmückung der Pantheons verwendet; es war die Rede davon, eine koloſſale Bildſäule der Freiheit oben auf dem Knauf der Kuppel aufzurichten. Eine Zeitlang ſah man eine hölzerne Figur auf dieſer Spitze, um danach den Effekt der projektirten Statüe zu ermeſſen; bei dem Verſuche blieb es; unterdeſſen trat Thiers aus dem Miniſterium. Die Clerisei kann dieſes Projekt dem Herrn Thiers nicht verzeihen, wie er denn überhaupt als der Freiſinnigſte unter den Miniſtern am meiſten von den Legitimiſten gehaßt wird. Über dem Portal ſteht in großen goldenen Buchſtaben: Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Bekannt iſt Talleyrand's Witzwort: „En attendant les grands hommes, on y met des senateurs." Unter allen Denkmälern von Paris bringt keins einen ſo verſchiedenartigen Eindruck hervor, je nachdem die Witterung, der Zuſtand der Atmoſphäre iſt, indem es rund umher einen weiten Raum um ſich hat. Bei ganz hellem, funkelndem Himmel zeichnen ſich die majeſtätiſchen Linien ſcharf und rein am blauen Hintergrunde ab, die großen Maſſen treten unter dem nach allen Seiten herabrieſelnden Lichte ſtrahlend hervor; der vergoldete Knauf der Kuppel und die Fenſter blitzen weithin. Dann hat aber freilich das Ganze etwas Feſtliches, Triumphirendes, wie es ſich aber für ein Trauerdenkmal und ein Leichenhaus nicht ziemt, und das ſoll es doch eigentlich ſein. Morgens, im Herbſtnebel, wenn die hinter dem Pantheon aufgehende Sonne den Dunſt leicht röthet und verklärt, nimmt ſich das halbverhüllte rieſige Gebäude ganz phantaſtiſch und geſpenſterhaft aus; ziehen des Nachts die Wolken darüber, bricht ſich der Wind in den Säulen der Kuppel, klingen ferne Trommeln, ſchlägt eine Glocke in dem benachbarten Thurme von St. Etienne Dumont an, ſo hat man einen Anblick von nicht zu beſchreibender Erhabenheit; der Gedanke dringt in die Todtengruft und verweilt in den Särgen Rouſſeau's und Mirabeau's; die ganze ungeheure Cataſtrophe, welche beide herbeigeführt, richtet ſich vor uns auf in ihrer entſetzlichen Größe.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

∴ **Dumortier's Werk über Entwicklung des Embryo's im Ei.** — Der „Courrier belge" zeigt an, daß mit Nächſtem eine Abhandlung des Hrn. Dumortier über die allmählige Entwicklung des Embryo's im Ei erſcheinen werde. Aus dem darüber Mitgetheilten entnehmen wir folgende höchſt intereſſante Angaben: „Hr. D. hat ein völlig durchſichtiges Ei einer gewiſſen Art von Waſſerſchnecke entdeckt, deſſen tägliche Veränderungen er vom erſten bis zum 20ſten Tage beobachtet, gezeichnet und beſchrieben hat. Man ſieht zunächſt das ellipſoidiſche Ei mit einer opaliniſchen, klaren Flüſſigkeit gefüllt. Bald zeigt ſich nach einem Focus hin eine Art von Nebuloſität, wie man ſie unter den Sternen gewahrt; — dieſes Nebliche zieht ſich ziemlich bald zur Geſtalt einer kleinen Kugel zuſammen, welche täglich wächſt, und in der Flüſſigkeit um ſich ſelbſt zu rotiren anfängt. Deutlich ſieht man die Maſchen (mailles) füllen; das Bewunderungswürdigſte ſind zwei Pulſationscentra, die ſich einander nähern, um zuletzt nur ein Herz zu bilden, welches man ebenſo regelmäßig ſchlagen ſieht, wie ein menſchliches Herz. Es hat die Geſtalt eines Sak's, welcher ſich verlängert und auch ſich zurückzieht bei jeder Diaſtole und Syſtole. — Der Embryo fährt ſo in zwei Theile ſich zu bilden fort, die zuletzt ſich miteinander verbinden um als ein Ganzes in's Daſein zu treten. Iſt das Thierchen auf Koſten der Flüſſigkeit, in welcher es rotirt, vollendet, dann durchbricht es die Hülle und erſcheint ausgeſtattet mit allen ihm zum Leben erforderlichen Organen."

∴ **Wohlfeile Weltberühmtheit.** — Der von Hrn. Dr. Menzel ſo freundlich in's Morgenblatt aufgenommene alberne Spaß des Hrn. v. Kaiſerlingk über die wiſſenſchaftliche theologiſche Arbeit des Dr. Strauß, die jetzt ſchon zwei Jahre lang die ganze proteſtantiſche und aproteſtantiſche deutſche Theologenwelt in Bewegung ſetzt, — iſt nachgerade auch von der Revue germanique in's Franzöſiſche überſetzt worden, und durch dieſe hat der plumpe Witz des Hrn. v. Kaiſerlingk den Weg zurück nach Deutſchland genommen. Das Journal de Francfort liefert nun behaglich einen großen Auszug aus dieſer Ueberſetzung, und ſo iſt alle Wahrſcheinlichkeit dafür vorhanden, daß der Name des Hrn. v. Kaiſerlingk von den Gänſekielen dreier Journaliſten bis in das Herz von Rußland, vielleicht ſogar bis nach Sibirien und Conſtantinopel ſpedirt werden wird.

∴ **Deutſche Ueberſetzung einer chineſiſchen Schrift über Seidenwürmer.** — Der König von Würtemberg hat die chineſiſche Abhandlung über die Maulbeerbäume und die Seidenwürmer, welche Stanislaus Julien zuerſt in's Franzöſiſche übertragen, aus dieſem in's Deutſche überſetzen laſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 186. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 9. Auguſt.

„Sie ſenken dir den Freund hinab."

Sie ſenken dir den Freund hinab,
Dem deine Seele ſich zu eigen
Als ſeine andre Halfte gab,
Und betten ihn in dunkles Schweigen.
Von deinem Herzen losgeriſſen,
An dem ſo ſelig er geruht,
Liegt kalt, auf kalter Erde Kiſſen,
Des Heißgeliebten Lebensglut.

Dein Tag iſt aus, dein Sonnenlicht
Mit ſeines Auges Strahl verglommen;
Was hält dich, daß dein Herz nicht bricht,
Wenn Stab und Leuchte ihm genommen?
Du ſchauſt faſt freudig in die Tiefe,
Die ihren Raub zurück nicht giebt,
Als ob dein Gatte drin nur ſchliefe —
Sprich, haſt du ihn denn nicht geliebt?

„Ihn nicht geliebt?! — Von ſeiner Hand
Steht irgendwo für mich geſchrieben:
Ein unzerſtörbar Phosphorband
Webt um die Geiſter treues Lieben.
Durch ſchwerer Prüfung Flammenſtunden
Es unverſehrt ſich ziehen kann,
Und loſ't der Tod es auch hier unten,
Gott knüpft es droben wieder an.

Viel mehr vom Himmel thut ſich auf
An lieben Hügeln, dran wir klagen,
Als von der Erde, denn hinauf
Iſt das uns Theure ja enttragen!
Und froh blick' auf das Grab ich nieder, —
Wohl gibt den Freund es nicht zurück;
Doch mich vereinigt bald es wieder
Mit meinem treuen Lebensglück.

Henriette Ottenheimer.

Joſeph Haydn's Lehrjahre.

(Schluß).

Die hübſche Nanny aber, welche in der Küche gelauſcht — und Alles mit Schrecken vernommen hatte, lief jammernd ihrem Vater entgegen, als er zu Hauſe kam, ihm Alles zu erzählen. Auch Puderlein erſchrack mächtig! doch bald faßte er ſich und gebot mit funkelnden Blicken ſeiner Tochter: ihm zu folgen und dabei ein Erkleckliches zu weinen.

Alſo gerüſtet, ſchritt er nach Haydns Zimmer; dieſer, der ihn kommen hörte, faßte ſich, ſo gut es ging, öffnete die Thür und trat ihm entgegen, um ihn von dem ſeltſamen Beſuch zu unterrichten.

Aber Puderlein ſtieß ihn in's Zimmer zurück, trat ſelber, von der weinenden Nanny gefolgt — hinein, und rief pathetiſch: „Halt Barbar! wohinaus —?"

„Zu Ihnen!" verſetzte Joſeph, „ich wollte Ihnen erzählen —"

„Iſt nicht nöthig!" fiel Puderlein ihm in's Wort, „weiß ſchon Alles! — Du haſt mich verrathen und willſt mir jetzt davon gehn wie ein Vagabund!" —

„Ach nicht doch, Herr von Puderlein! Hören S' doch nur —"

„Ich will nichts hören! Deine Empörung iſt klar! Klar dein Verrath, an mir, wie an meiner Tochter! O Undankbarkeit, ſiehe hier deinen colorirten Schattenriß! Dieſen Jüngling habe ich geliebt wie meinen Sohn! Ich habe ihn, als er verlaſſen war, unter mein gaſtliches Dach genommen, ich habe ihn gekleidet und genährt! Ich habe ihn eigenhändig friſirt und habe für ſeinen Ruhm geſorgt, und zum Danke verräth er mich und meine unſchuldige Tochter! Ja, Verführer! auch dieſes in Thränen ſchwimmende Mädchen haſt du auf deinem ſchwarzen Gewiſſen!“

„Aber um aller Heiligen willen! Herr von Puderlein! ſo hören S' mich doch nur! ich will ja nicht von Ihnen gehn! ich will ja nicht undankbar ſein, im Gegentheil! ich will all' mein Lebtag Ihnen danken, was Sie an mir gethan haben, ſo viel ich kann.“

„Und dieſes Mädchen heirathen?“

„Heirathen?!“ wiederholte Joſeph ſtaunend und prallte drei Schritte zurück, „heirathen? ich? — Ihre Tochter?“

„Wen ſonſt? — Haſt du ihr nicht geſagt: daß ſie hübſch wäre, daß du ſie leiden könnteſt — haſt du nicht freundlich mit ihr gethan, ſo oft du mit ihr geredet.“

„Nun freilich, aber —“

„Kein Aber! du mußt ſie heirathen oder du biſt ein ſchändlicher Verführer! Meinſt du, ein tugendhaftes Wiener Mädel läßt ſich's nur ſo von jedem Gelbſchnabel ſagen: daß's hübſch iſt und daß man's leiden kann? Nichts da, unter unſern Mäd'ln herrſcht noch das goldne Zeitalter! Unſchuld und Tugend geht ihnen halt über Alles! ſie laſſen ſich nicht die Cur ſchneiden von Dem und Dem! werfen nicht ihre Netze aus nach Dieſem oder Jenem, ſie warten ſtill und eingezogen, bis der Eine kommt, der ihnen ſagt: daß er ihnen gut iſt, d. h.: daß er ſie heirathen will, und dieſen lieben ſie dann und ſind ihm treu und darum ſind die Wiener Mädel in der ganzen Welt berühmt —! — Du haſt meiner unſchuldigen Nanny geſagt: daß ſie hübſch wär' und daß du ſie leiden könntſt; da hat ſie gedacht, „der will mich zur Frau!“ und hat ſich nicht lang beſonnen, ſondern gedacht: „ich nehm' ihn!“ und hat dich geliebt und jetzt willſt du ſie der Schande preis geben und ſie verlaſſen?“

Joſeph ſchwieg kleinlaut. Puderlein fuhr fort: „Und ich — hab ich ſo rabenſchwarzen Undank von dir verdient? He? etwa dafür?“ — Herr Puderlein zog bei dieſen Worten ein zuſammengerolltes Papierheft hervor, entrollte es und hielt es dem verdutzten Joſeph dicht vor's Geſicht, dieſer ſchrie laut auf, denn — gar ſchön in Kupfer geſtochen — erblickte er die Worte: „Quartetto für zwei Violinen, Bratſche und Violoncello, geſetzet von dem Herrn Joſeph Haydn, Clavierſpieler und Componiſten in Wien. Wien, 1751.

„Ja!“ rief triumphirend Wenzel Puderlein, als er Haydns freudiges Starren wahrnahm, „ja, ſchrei Er nur und mach nur Augen ſo groß wie'n Kugelhopf, das hab' ich gethan! mit dem Geld', was ich mir für ſeine Tänze von dem Tanzwirthe zahlen laſſen, hab' ich Druck und Papier beſtritten, daß Er eine große Arbeit von ſich in die Welt ſchicken kann. Noch mehr! ich hab's bei meinen hohen Kunden endlich ſo weit gebracht, daß Er als Organiſt bei den Karmelitern angeſtellt' iſt! da, hier iſt ſeine Beſtellung! und nun geh, Barbar! und ſtürze mich und meine unglückliche Tochter in ein kummervolles Grab!“

Aber Joſeph ging nicht, ſondern mit Thränen in den Augen ſtürzte er in Herrn Puderlein's Arme, der gewaltig ſtrampelte und zappelte, als wolle er ihn zurückſtoßen, doch Joſeph hielt ihn feſt und ſchrie mit heller Stimme: „Herr von Puderlein! hören S' mich! es iſt ja kein Falſch in mir! laſſen's mich Sie Vater nennen! geben S' mir Ihre Nanny zur Frau! ich will ſie heirathen! lieber heut als morgen! und will ſie ehren und lieben mein Lebenlang! ach! ich bin ja wahrhaftig kein ſchlechter undankbarer Menſch.“

Da wurde denn endlich Wenzel Puderlein ruhig, er ſank erſchöpft in ſeinen Sorgenſtuhl und rief dem jungen Paare zu: „Kommt her, meine Kinder! da kniet vor mir nieder, daß ich euch meinen Seegen gebe! dieſen Abend iſt Verlobung und in vier Wochen die Hochzeit.“

Und Joſeph und Nanny knieten vor Herrn Puderlein nieder und er ſegnete ſie, und alle weinten ſehr und waren ſehr gerührt. Am Abend aber ging's luſtig zu in dem Hauſe Nro. 7 an der Donau in der Leopoldſtadt, denn der Herr Organiſt Joſeph Haydn beging ſeine feierliche Verlobung mit der ſchönen Nanny, der eheleiblichen Tochter des Herr Wenzel Puderlein — Bürgers und Hauseigenthümers in der Leopoldſtadt in Wien.

Mächtig erſchracken der junge Herr van Swieten und der Baron Fürnberg, als ſie am andern Morgen vorfuhren, den jungen Haydn aus Herrn Puderlein's Hauſe zu entführen — und ihn als den Bräutigam der ſchönen Nanny fanden. — Sie machten ihm insgeheim ernſte Vorſtellungen, doch Joſeph war unerſchütterlich und hielt dem Herrn Puderlein und ſeiner Braut ſein Wort als ein ehrlicher Junge. —

Allerdings fand er ſpäter: daß der Schritt, welchen er gethan, wohl ein wenig zu übereilt geweſen; doch bereute er ihn nie ſo eigentlich und tröſtete ſich, wenn ſeine irdiſche Muſe ihm je zuweilen ein bischen gar zu mißtönig aufſpielte, mit der ewigjungen, ewig liebenswürdigen, überirdiſchen Genoſſin, die jeden ächten Muſikanten durch's Leben geleitet und ſich ihm ſo hold und lieb erwies, daß wohl noch nach Jahrhunderten der Name Joſeph Haydn mit frommer freudiger Rührung von unſern ſpäteſten Enkeln genannt wird.

Burmeiſter-Lyſer.

Die Kirchen in Paris.

(Schluß).

Die Kuppel der Invalidenkirche, hier le Dome genannt, mit ihrer koloſſalen Fleche, ſind beide ſtark vergoldet; dieſer königliche Luxus iſt hier vielleicht am unrechten Orte. Das Innere der Kirche zerfällt in zwei Theile: der größere dient den Invaliden als Bethaus, der kleinere oder eigentliche Dom dient den Fremden zur Beluſtigung und bereichert den Concierge, der täglich Beſuch hat und von den Schauenden ein nicht unbedeutendes Trinkgeld erhält. Der Dom der Invaliden bildet eine Rotonde von unbeſchreiblicher Pracht; Gold, Marmor, die ſchönſten Stukaturarbeiten ſind zur Dekoration verſchwendet worden; am Hauptaltar, mit hohen Säulen und Heiligen, iſt nicht leicht etwas zu finden, was nicht von Gold oder vergoldet; unter den Grabmälern haben wir beſonders den Cenotaph bemerkt, in welchem das Herz des Vicomte von Turenne ruht. Im Dom der Invaliden ſind auch die in Algier erbeuteten Fahnen aufgehängt; reiche, ſchwer in Gold geſtickte Trophäen, des prachtvollen Denkmals würdig. Unter der Reſtauration erſchien bei gewiſſen Feierlichkeiten der Hof im Dom und wohnte dem Gottesdienſte bei. Seit den Julitagen finden darin nur bei außerordentlichen Gelegenheiten religiöſe Handlungen ſtatt; ſo wurde die Leichenfeier der durch Fieſchi's Höllenmaſchine Erſchoſſenen hier gehalten, der Zudrang war ſo groß, daß beinahe neues Unglück entſtanden wäre und die Neugierigen einander erdrückt hätten, wie neulich im Champ de Mars bei der Vermählungsfeier der Prinzeſſin Helene. Nie habe ich ein ſchauluſtigeres Volk geſehen, als die Franzoſen; bei erſten Vorſtellungen bildet ſich mitten im Januar, bei Wind und Regen, die Queue ſchon um drei Uhr Nachmittags, wenn die Büreaux um halb ſieben eröffnet werden. Selten geht es im Schauſpielhauſe auch an gewöhnlichen Tagen ohne Wortwechſel ab; dergleichen Altercationen haben mitunter einen blutigen Ausgang.

Es iſt hier der Ort, der ſogenannten Chapelle expiatoire in der Rue d'Anjou St. Honoré zu erwähnen; ſie wurde bereits unter Ludwig dem Achtzehnten angefangen, und iſt allerdings in einem ganz angemeſſenen Style erbaut, aber trotz der Trauerſymbole und der langen düſteren Cypreſſenalleen, wird die Wirkung verfehlt; es iſt auch hier wieder Alles zu nett, zu elegant, zu geputzt, um Rührung zu erwecken. Zu der Kapelle führen Kreuzgänge, an deren Wänden Marmorplatten befeſtigt ſind, darauf ſollen die Namen der Schweizer eingegraben werden, welche am 10. Auguſt in den Tuilerien geblieben; bis jetzt ſind nur noch die Steinplatten zu ſehen. Die Kapelle bildet ein recht elegantes Hemicyklium; in der Mitte des Durchmeſſers iſt die Hauptthüre angebracht, die ſich aber nur vor königlichen Perſonen öffnet; die Fremden, welche das Trauerdenkmal beſuchen, werden durch Seitenthüren eingeführt. Die Architektur der Kapelle hat einen ernſten Charakter, aber ſie iſt theatraliſch dekorirt; das Teſtament Ludwig's des Sechzehnten iſt mit goldenen Lettern auf eine ſchwarze Marmortafel eingegraben; unter der Kapelle befindet ſich die Gruft, in welcher die Gebeine des unglücklichen Monarchen und der Königin Marie Antoinette ruhen; eine Lampe brennt vor dem Sarge oder brannte vielmehr; die Julirevolution hat ſie ausgeblaſen und die dreifarbige Fahne auf die Kuppel des Monuments gepflanzt. Eine Treppe führt aus der Kapelle in die Gruft; den Fremden, der ſie zu beſuchen geſonnen iſt, warnen wir vor der verderblichen Kälte des unterirdiſchen Aufenthalts; es iſt übrigens der einzige Ort des ganzen weitläufigen Monuments, wo ſich wirklich der Zweck deſſelben dem Gemüthe offenbart; da er nicht in's Auge fällt, ſo haben die Dekorateurs ſeiner verſchont; man ſieht nichts als die nackten Mauern und den ſteinernen Sarg; dieſer Sarg iſt der Markſtein, an welchem die neue Ära der Weltgeſchichte beginnt.

Nôtre Dame de Paris hat Victor Hugo berühmt gemacht; wer den Roman geleſen, findet ſich ſehr getäuſcht, wenn er die Kirche ſieht. Sie hat etwas Romantiſches, aber es reicht nicht aus. Vor einem Bilde von Delaroche, bei einer Tragödie von Delavigne fühlt man ſich beklemmt, es iſt ein verhaltener Schmerz darin, der äſthetiſch widerlich iſt; es iſt wie eine Morgenröthe, die in kaltem Nebel untergeht; das Gemüth wird gereizt, es ahnt nur den Genuß, es flieht aber mehr und mehr, ſowie die Sehnſucht wächſt. Notre Dame weckt das Bedürfniß des Erhabenen, Weiten, der ſchauerlichen Größe, aber gewährt keine Befriedigung. Kaum hat der Geiſt die Flügel geöffnet, ſo ſtößt er allerwärts an, die Bogen ſind zu niedrig, die Pfeiler ſtreben nicht in einem Fluge aufwärts, überall ſind hemmende Querlinien, an denen die urſprünglich großartigen Verhältniſſe ſich brechen, und die maſſiven Thürme ſind abgeſtumpft und liegen ſchwer und plump auf dem Gebäude, das dennoch zu den großartigſten Monumenten von Paris gehört; die Kirche der Abtei von St. Denis iſt die einzige in Frankreich, die, unſerm Gefühl nach, den ächten gothiſchen Charakter hat; der Thurm ragt weit in die Wolken hinein und erweckt ein Gefühl des Staunens und der religiöſen Erhebung, wie kein anderes Monument in Frankreich. Wir werden nächſtens einen beſonderen Artikel darüber mittheilen.

Die neueſte Kirche in Paris iſt Nôtre Dame de Lorette; die Katholiken ſind ſelbſt nicht damit zufrieden. Man kann ſich nichts mehr Weltlicheres, Üppigeres denken. Ein ächter Pariſer Salon; reich vergoldet mit einem Plafond im Styl der Renaiſſance, Lampen mit Kriſtallkegeln, wie in einem Kaffeehauſe, es fehlte nichts, als daß man während des Gottesdienſtes Kaffee und Limonade herumreichte. Das Schiff iſt einige 50 Schritte lang und durch koloſſale Säulen von dem Seitengang geſchieden, die wieder jeder durch eine Säulenreihe in zwei Theile durchſchnitten werden. Die Wände ſind durchaus getafelt, und ſowohl in den Seitengängen als im Schiffe mit Gemälden von gleichzeitigen Meiſtern geziert, die trefflich zum Ganzen paſſen; eklatante Farben, theatraliſche Roſen, Eleganz ohne Begeiſterung, nüchterne Correktheit, Prunk und Augenblenderei und alle ſo ganz in derſelben Manier, daß man ſie ſammt und ſonders einem Meiſter zuſchreiben möchte. Auf einer dieſer koketten Tafeln hab ich einen groben Verſtoß gegen die katholiſche Orthodoxie bemerkt: eine Frau fleht die heilige Jungfrau um Hülfe für eine Kranke an; der Himmel öffnet ſich und Maria ſteigt mit dem Jeſukinde herab. Im Himmel kann die Mutter Gottes doch unmöglich mit dem Knaben auf den Armen gedacht werden! Auch darf ſie nicht ſelbſt gewähren, ſondern nur durch ihre Fürbitte wirken. Nôtre Dame de Lorette liegt im quartier de Chaussée d'Antin, am Ende der Rue Lafitte, wo die Bankiers wohnen; der Clerus wollte der reichen Finanzariſtokratie einen anmuthigen Aufenthalt verſchaffen, der nicht allzuſehr gegen ihre reichen Salons abſteche und wo ſie in aller Herrlichkeit ſich demüthigen und mit dem Himmel ihre Rechnung abſchließen könnte. Die Kuppel über dem Hauptaltare iſt noch verhüllt; die Malereien ſind noch nicht vollendet. Mit den immenſen Summen, die bei dieſem Bau verſchwendet wurden, hätte man ein ernſtes, würdiges und religiös-ſchönes Gotteshaus errichten können; aber zur Errichtung einer katholiſchen Kirche werden katholiſche Künſtler erfordert, und wie wir im Anfang unſeres Aufſatzes ſagten, die Kunſt iſt nicht katholiſch, ſondern allgemein religiös.

Die Madeleine iſt ihrem Äußeren nach hinlänglich bekannt; über das Innere können wir vor der Hand nichts ſagen, da ſie noch immer geſchloſſen iſt.

Chronik der ſchönen Literatur.

55) Tutti-Frutti eines Süddeutſchen, von Karl Weichſelbaumer. Erſter Band. München, G. Franz. 1837.

Die Leſer kennen bereits Proben dieſes Buches, welche wir im Januar und Februar mittheilten. Das Hauptſächliche und Charakteriſtiſche an dieſem Tutti-Frutti iſt der ſtiliſtiſche Ausdruck feinerer Converſation. Gewöhnlich faßt man das Weſen derſelben ſehr irrig auf, man überzieht das chamäleontiſche Farbenſpiel ihrer Oberfläche in ein bloßes Oszilliren und Phosphoresciren. Man thut ihr Unrecht. Sie iſt weniger zerflatternd als ſchwebend, weniger zweideutig als vielſeitig beleuchtend und weniger vornehm als klarumfaſſend; dagegen auch weniger concret, weil leichtſinnig, und leichtſinnig, weil allzu — ſicher. Die Elemente dieſer Converſation finden ſich nun ausgebildet, wenn auch nur fragmentariſch — muſiviſch in Weichſelbaumers Tutti-Frutti, in wechſelnden Verhältniſſen, von der Höhe geiſtreicher Reflexion der Jetztzeit bis herab zu mancher prekären Witzmanier, die nur noch als Ragout von Sonſt gelten kann. Im Allgemeinen aber iſt wie geſagt, dieſe Ausbildung moderner Converſation in den feinſten Spitzenarabesken beachtenswerth, dies abſichtsloſe Ineinandergreifen geiſtiger Fühlhörner, dies Anſtaunen verſchiedenartigſter Kulturmomente wie zum Deſſert. Der Humor darin iſt, mit geringen Ausnahmen, deren Natur wir kurz vorher angedeutet, der zuthulich-behäbigſte bourgeois gentilhomme von der Welt; ſelbſt die Ironie nur eine höher oder tiefer geſtellte Allegria, welche am meiſten zugibt, wenn ſie zu verſagen ſcheint.

56) Richard Wood, Roman von Johanna Schopenhauer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1837.

Lange genug wurde dieſer Roman erwartet, — wenn ich nicht irre, faſt ebenſo lange, als — die Revolution, die von Steffens z. B. nämlich. Es iſt was Fatales um das lange Warten laſſen und viel von ſich ſprechen machen in der Belletriſtik. Steffens ließ auf ſeine Revolution ſo lange warten, und nun macht er doch keine dadurch. Richard Wood nun iſt einer der intereſſanteren Romanen der Schopenhauer geworden, unter deren Tugenden man weit und breit ſuchen muß, bis man die Kürze darunter findet. Ich rechne es übrigens ihr, als einer Frau, nicht zum Vorwurf. Mag der Roman eines Mannes dreinwettern, dreinſchlagen, blitzgleich zünden, im Sturm mit ſich fortreißen, — die Schopenhauer verſteht es, einen breiten Strom anmuthig zu beſchiffen, auf jeden Uferwinkel, auf jeden Thalausgang aufmerkſam zu machen, die wechſelnden Beleuchtungen trefflich zu verwenden. Die ältere Schule, der ſie angehört, und in welcher ſie gewiß zu den bedeutenderen Coryphäen gehört, läßt den Leſer nie außer Athem kommen, erſpart ihm ſo viel als möglich große Sprünge und cajolirt ſeine Phantaſie, ſtatt, wie wir es thun, dieſer etwas zuzumuthen, dieſer einen Stoß mit Spornen zu geben. Dies iſt der Grund, weßhalb die Schopenhauer ihr Publikum nie verlieren wird. Ihre Schriften haben mehr Leſerinnen als Leſer, aber unter den erſteren ſind's gewiß keine Näherinnen wie für manche Romane, die von ſog. Männern geſchrieben ſind. Jedenfalls iſt die Schopenhauer, ohne unweiblich zu ſein, mehr Mann in ihren Schriften als manche Männer, denen zum Weibe nichts fehlt als der Unterrock.

57) Hazardſpiele von Julie v. Großmann. Bunzlau, Appun. 1837.

Bei weitem lebhafter als Frau Schopenhauer iſt dieſe Dame, welche in ihren Hazardſpielen das ſtreng-novelliſtiſche Moment faſt noch beſſer zu detailliren verſtand als die Schopenhauer das des Romans, was viel ſagen will. Julie v. Großmann iſt aber nicht bloß lebhafter, ſondern auch unruhiger, und das kommt daher, weil ſie mehr dramatiſches Geſchick hat; — „Miß Emmy“ oder „der Parforcereiter“ iſt beinahe bloß Cadre eines Dramas; gleicher Natur iſt „die Verlobung.“ Ich glaube: ein franzöſiſcher Autor würde beide Stoffe gewiß eher als Dramen, denn als Novellen bearbeitet haben. Dieſe rapide Entwicklung, dieſe Anſchaulichkeit kann natürlich das das Intereſſe des Leſers nur ſchärfen, und vielleicht würde letzteres noch mehr in Athem gehalten, wenn das eigentlich ruhiger wäre; dieſe Dame beſitzt ſehr viel Talent für die Novelle und wird es immer ſchöner entfalten.

58) Biographiſches Taſchenbuch deutſcher dramatiſcher Künſtler und Künſtlerinnen. Herausgegeben von L. v. Alvensleben. Zweiter Jahrgang 1837. Mit 5 Portraits. Leipzig, Magazin für Induſtrie und Literatur.

Obwohl die lithographirten Portraits von Schauſpielern ꝛc., auf welche wohl mancher der Betheiligten mit Schmerzen gewartet haben mag, ſo abſcheulich ſind, daß man ſie eher als Muſter von Nichttreffen und Carrikiren anpreiſen könnte, ſo erfüllt dies Büchlein doch im übrigen ſeinen Zweck vollkommen. Ich bin nicht der Meinung, daß man im Allgemeinen Schauſpielern irgendwie zur Unſterblichkeit helfen ſolle, (wenigſtens zum Glauben daran, was ohne Zweifel die meiſten Pränumeranten und Subſcribenten für gewiß annehmen); verdienſtlich iſt's aber ſicherlich, wahrhafter Künſtler Lebensmomente in Skizzen, noch beſſer, wie hier meiſt der Fall, in treffenden Charakteriſtiken zu greifen, Prinzipe daraus zu faſſen, Lehren zu abſtrahiren, Anregung zu wecken. Solches iſt im vorliegenden Almanach meiſt der Fall, gewandte Darſteller haben zum Theil vortreffliche, meiſt treffende Portraits geliefert. Ein nicht unintereſſantes Gegenſtück hierzu bilden flüchtige Federſkizzen über 36 jetzt lebende bekannte deutſche dramatiſche Dichter und Tonſetzer.

Feuilleton.

⁂ Inhaltſchwere Worte des Erzherzog's Johann. — Aus der Djenica illirska (Illyr. Morgenſtern) theilt Nro. 7 von „Oſt und Weſt“ uns folgende inhaltſchwere Worte mit, welche Erzherzog Johann bei der Gründung des Johanneums (zur Verbreitung der Kultur unter den Illyriern) geſprochen: „die Nothwendigkeit, gründliche Kenntniß an die Stelle hohler Vielwiſſerei; Kraft, und Feſtigkeit an jene der immer weiter um ſich greifenden Frivolität und des egoiſtiſchen Zurückziehens, — reges Leben und unerſchütterliche Faſſung an die Stelle dumpfen Hingebens, einer ſchmählichen Gleichgültigkeit, eines kargen Abfindens mit ſeinen Pflichten zu ſetzen, — mit ganzem Herzen ſich anzuſchließen an's theure Vaterland, auf die höchſte Nationalangelegenheit, die Erziehung, unabläſſig ſein Augenmerk zu richten, hat ſich wohl nie ſo ſtark, als in unſern Tagen ausgeſprochen.“

⁂ Leroy's Studien über die Myſtere. — Hr. Oneſime Leroy hat „Etudes sur les Mystères“ herausgegeben, welche eine aus Handſchriften geſchöpfte Analyſe und die intereſſanteſten Züge aus den religiöſen, hiſtoriſchen und komiſchen franzöſiſchen Dramen von der Zeit Ludwig's des Heiligen bis auf Franz I. enthalten.

⁂ Krötenregen. — Der „Pilote du Calvados“ ſchreibt, daß am 15. v. M. bei einem Gewitterregen in der Nähe des Schloſſes Beaucoudray es kleine Kröten geregnet habe, die eine große Fläche bedeckt. Der Berichterſtatter verſichert, ſelbſt mehrere der geregneten Kröten geſehen zu haben.

⁂ Robert Owen von New-Lanark in Schottland, Stifter der Zufluchtsſäle (salles d'asile) und der Cooperativ-Geſellſchaften ꝛc., befindet ſich jetzt einige Tage zu Paris.

№ 187. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 10. Auguſt.

Deutſche Charaktere.

Von

Dr. Guſtav Bacherer.

I.

Ludwig Winter.

Es war im Sommer des Jahres 1819, gerade einen Tag zuvor, ehe der vor kaum vier Monaten zuſammengetretene erſte Landtag Badens, nach der nicht lange vorausgegangenen Einführung der Conſtitution, nicht ſowohl geſchloſſen, als vielmehr verlegt werden ſollte, als ſich noch einmal aus der Rundreihe der Abgeordneten ein kleiner Mann erhob, ein unterſetzter Vierziger, um ein letztes ernſtes Wort aus dem Grunde ſeines Herzens heraus an die ſcheidende Kammer zu ſprechen. Schon früher, vor mehreren Wochen, hatte dieſer Mann, als die Verhältniſſe des Adels und das auf dieſelben bezügliche badiſche Edikt zur Verhandlung kamen, Worte geſprochen, welche hell und durchdringend wiedertönten im Lande und um ſo gewaltiger die elektriſchen Lebensfäden der Menſchen erfaßten, als ſie neu, und, wenn ſchon nicht unvermuthet, ſo doch wider augenblickliches Erwarten, lebensfriſch und heiß in viele tauſend reich empfängliche Herzen ſtrömten. Dieſer Mann ſtellte damals die Behauptung auf: Es ſei gefährlich für die Sicherheit des Staates und des Thrones, dem Begriff und der Würde der Regenten entgegen, wegen der daraus entſpringenden Mißbräuche **für die Freiheit** verderblich u. ſ. w., vor Allem aber mit dem Weſen der Repräſentativ-Verfaſſung unverträglich, dem Adel, **außer dem ihm zugewieſenen Antheil an der geſetzgebenden Gewalt**, den er in frühern Zeiten auf dieſe Weiſe nicht gehabt habe, auch noch Antheile an der vollziehenden Gewalt (denn darum handelte es ſich) als Erbeigenthum anzuvertrauen, gleichviel in welche Formen auch ſolche möchten eingekleidet ſein.

Solche Worte, ſolche Grundſätze hatte **Ludwig Winter** — denn dieſer war der kühne Sprecher — mit unvergleichlichem parlamentiſchem Radicalismus, ein ächter Sohn des badiſchen Oberlandes, auf den wehenden Wipfel des neuen politiſchen Lebensbaumes gepflanzt, welchen die Badner durch ihren ehrenwerthen Patriotismus ſich errungen aus der Hand ihres vor Kurzem auf den Thron gelangten Großherzogs **Ludwig**, dem dies Kleinod von ſeinem edlen Vorfahr **Karl** als Vermächtniß an ſein Volk überwieſen ward.

Sie hallte wieder, dieſe kühne aber wahrhafte Sprache, mitbringend das Echo aus hundert befreundeten Gemüthern, wie den kreiſchenden Mißklang ſchwerer Antipathieen, welche ſie im Herzen der hohen und niedern Ariſtocratie gleich ſehr erregt hatte.

Es war damals kein Unglück für die Liberalen, daß gerade Freiherr von **Türkheim**, das ehrenwerthe Mitglied der erſten Kammer, dazu erkoren ward, dem hartnäckigen Vorkämpfer der Plebejer die Stirn zu bieten. Denn indem der edle Freiherr in allzuglühendem Eifer für die Würde, und, was noch mehr beſagen wollte, für die ſchwer angegriffenen Rechte ſeines Standes gerieth, ward er auch maß- und tactlos in Rede und Styl ſeiner Replik gegen die Negationen des verhaßten Mitgliedes im Hauſe der Gemeinen. Nicht nur gegen dieſes Mitglied ſpeziell ſchleuderte er harte Beſchuldigungen, ſondern er ſchuf für die ſämmtlichen Mitglieder der zweiten Kammer die Bezeichnung „Revolutionärs,“ ein Wort, welches freilich in den letzten dreißig Jahren mehr denn je in Cours und gegenſeitigem Austauſch war.

Am heutigen Tage nun, dem Tage zuvor, ehe die Kammern auseinandertraten, glaubte Winter den Vorrath ſeiner bittern Pillen entladen zu müſſen, zum Gebrauche des Barons, der ſo ſehr des Abfluſſes ſeiner Galle bedürfe, als er ſich's angelegen ſein ließ, die des Herrn Winter und die aller ſeiner Collegen aufzurühren. Winter frug ihn jetzt, den edlen Baron, in jenem Tone der Anzüglichkeit, wie er ſtets *nur ihm* in allen ſeinen parlamentariſchen Kämpfen unverwüſtlich eigen geblieben war — und mit jener maliciöſen, proletariſchen Ruhe, die den Glacéhandſchuhen und feinen Manſchetten ſo manches unheimliche Zirpen und Zittern gebracht hat — in einer ſolchen äußern Verfaſſung frug er jetzt den ehrenwerthen Ankläger der erſten Kammer: Wer denn eigentlich die Revolutionärs ſeien, von denen er ſpreche — ob diejenigen, die einen *gegenwärtigen*, einen *beſtehenden* Zuſtand erhalten wiſſen wollten, die ihn *darum* zu erhalten wünſchten, weil neun Zehntheile des Volkes und mehr als dieſe damit zufrieden ſeien und ihn nicht abgeändert haben wollten; oder diejenigen, jene Wenigen, welche gerne Himmel und Erde in Bewegung ſetzen möchten, um einen beſtehenden Zuſtand umzuſtürzen, und einen an ſeine Stelle zu ſetzen, der ihren Anſprüchen mehr zuſage! — — Und was ihn berechtige, die in einem Zeitraume von zwanzig Jahren erworbene Reputation eines ehrlichen Mannes auf ſo grundloſe Weiſe — indem er ihn Angeſichts des Regenten einen Revolutionär, einen *Gleichheitsſtürmer* ſchelte — anzutaſten, eine Reputation, die er in einem weit höhern Sinne ſein wohlerworbenes, unantaſtbares Eigenthum nennen könne, als der edle Baron den ganzen Plunder ſeiner grundherrlichen Vorrechte? — —

Herr Winter dachte in dieſem Augenblicke gewiß nicht daran, daß die Form und der Inhalt ſeines Commiſſionsberichtes über die Verhältniſſe des Adels (über das Adels-Edikt), wie dieſe ſeine Replik auf die Angriffe des Herrn von Türkheim ihn ſo ſchnell in eine Stellung bringen würden, in welcher man ſeinen popularen Radicalismus zu brechen und ſein Geſchäfts- und dialektiſches Talent für die Sympathieen der Regierungstendenzen zu benutzen gedachte.

Zwar konnte ihn Großherzog Ludwig nicht leiden, den kleinen trotzigen Mann mit der proteſtantiſchen Miene, mit dem regierenden Blick, dem zornigen Munde und ſeinem mühſam cultivirten Hochdeutſch, dem die Härten des allemanniſchen Provincialismus, wie die eiſernen Schuppen eines moderniſirten mittelalterlichen Panzers anhingen — dieſen Mann, der ihn im Adel, den er mehr denn je einer ſeiner Vorfahren ſich verpflichtet und geneigt fühlte, — beleidigt hatte. Aber Ludwig war ein Mann von durchdringendem Geiſte und einer gewiſſen divinirenden Kraft, die er durch eine Maſſe von Erfahrungen, die er mit ſich auf den Thron brachte, geſtählt zugleich und geläutert hatte.

Er ſah ein, daß es nöthig ſei, in den glacirten Körper der Verwaltung ein Glied zu ſtecken, deſſen ſaftiges warmes Lebensmark friſche Kräfte darin emportreibe und es fähig mache zum Kampfe, den die neuen, dem Volke gewährten politiſchen Lebens-Elemente dagegen erheben würden. Ludwig gedachte die Plebejer mit derſelben Waffe ſich ferne zu halten, die ſie ihm drohend entgegengeſtreckt, und dieſer Gedanke entſprach dem berechnenden Geiſte des Fürſten folgerichtiger als ſeinem Gemüthe die gleichſam aprioriſche Überzeugung, daß es ihm vielleicht gelingen werde, die Grundſätze eines Mannes zu erſchüttern, der zu kühn und unumwunden ſeinen Lieblings-Ideen und ſeinen hergebrachten Anſichten entgegengetreten.

Winter war indeſſen durchaus kein Plebejer mehr in der Klaſſe der Staatsdiener; er hatte es bereits ſo weit gebracht, wie der gelehrte Rechnungs-Meiſter und Staats-Ökonom, Herr Nebenius, ſein Schwager, nämlich zum geheimen Referendar. Das will im Großherzogthum Baden nicht wenig beſagen, ein geheimer Referendar iſt da ſchon ein Mann von Bedeutung. Ja, Winter vereinigte jetzt ſchon mit ſeiner Abgeordnetenſtelle ein Regierungs-Commiſſariat, und dieſer Umſtand erhöhete noch den Conflict, in den er ſich mit den Sympathieen der Nobleſſe geſetzt hatte. Dieſe hielt ſich zugleich von beiden Seiten angefochten und blamirt: vom Volksrepräſentanten und vom Commiſſär der Regierung. Wenn je Entrüſtung und heißer Haß kochten in der ſtolzen Bruſt eines Patriziers des alten Roms über einen plebejiſchen Emporkömmling, der ſein keckes, markirtes Haupt als Volkstribun auf der Rednerbühne des Marktes ihm drohend entgegengeſtreckt, ihm, der früher kaum Notiz genommen von ſolch niedrigem, ſtaubgebornem Leben: ſo flammte jetzt in der geſammten badiſchen Ariſtokratie Haß empor gegen den geheimen Referendar, der trotz ſeiner langen offiziellen Laufbahn alle Ceremonie gegen antiquirte Begriffe vergeſſen und bei Seite geſetzt, der auch nicht eine einzige Höflichkeitsregel aus Knigge's Umgang mit den Menſchen in die Säle des Ständehauſes gerettet hatte, ja der — und das war das Unerhörte — mit einer unvergleichlichen Gemüthsruhe ſeine proletariſche Arroganz noch mit dem amtlichen Heiligenſcheine des Regierungs-Commiſſariats zu umhüllen ſchien. (Fortſ. f.)

Burdach's Anthropologie.

(Schluß).

Zu einer ſolchen wahrhaften Anthropologie, die offenbar ſelbſt eines der höchſten Produkte des menſchheitlichen Organismus ſein wird, bietet das vorliegende Werk werthvolle Vorarbeiten dar. Wer nur irgendwie in die Idee des *Lebens* eingedrungen, in welchem jedes Moment einer Sphäre alle übrigen Momente derſelben vorausſetzt, und ebenſo die einzelne Sphären einander wechſelſeitig bedingen, — der wird bei der Schwierigkeit, wir möchten ſagen: Unendlichkeit der Aufgabe die Mängel in dem vorliegenden Verſuche gewiß mit Nachſicht zu beurtheilen geneigt ſein.

Wir nannten die Aufgabe eine *unendliche*; hiermit wollten wir zweierlei andeuten. Alles Lebendige iſt ein in ſich ſelbſt kreiſendes Aneignen, Verarbeiten, Bilden, wieder Ab- und Ausſcheiden, wobei ſtätige Wechſelbeziehung zwiſchen dem Mittelpunkt und dem Umkreis, zwiſchen Äußerung und Innerung, Urſache und Wirkung, ſo daß überall zugleich Anfang und Ende, und jedes nur durch alles Übrige ſein Verſtändniß gewinnt. Die Natur des Menſchen iſt aber auch in ſich ſelbſt eine unendliche, indem ſie von ihrem geheimnißvollen Urſprung an in ſtätiger Entfaltung ihres Weſens begriffen, ſo daß jede Entwicklung zum Grunde, zur Vorausſetzung einer ferneren Entwicklung wird. Was ſich entwickelt — iſt die *Natur* des Menſchen; die wiſſenſchaftliche Auffaſſung und Darſtellung dieſer Natur, — die Anthropologie, — iſt daher ſelbſt eine niemals vollendbare Arbeit. Die Schwierigkeit dieſer Arbeit wird aber noch beſonders dadurch erhöht, daß in dem Augenblicke, wo der Geborene zum eigenthümlich *menſchlichen* Daſein erwacht, jene Spontaneität, jenes individuelle Belieben als eine Macht hervortritt, welche, von der Naturnothwendigkeit abgeſondert, bald die Natur zum bloß dienenden Stoffe herabſetzt, bald wieder von ihr zum Gehorſam genöthigt wird, beides jedoch in der Art, daß genaue Sonderung des Natürlichen vom Willkührlichen eine ſehr ſchwer zu löſende Aufgabe iſt. Eine nicht minder große Schwierigkeit ergibt ſich anderſeits aus den geheimnißvollen Verhältniſſen, in welchen das *Weſen* des einzelnen Menſchen ſowohl mit dem Weſen anderer Menſchen, als mit der *über*menſchlichen Welt ſteht, deren ſtätige *Einwirkung* auf die Menſchheit eben ſo wenig geläugnet werden kann, als die der Sonne auf die Erde, als die Herrſchaft der Weltordnung über die einzelnen Welten und ihre Ordnungen, — deren Wirkungsweiſe aber eben ſo ſchwer zu erkennen, als die der plaſtiſchen Seele, welche aus wenigen Elementen den unendlich reichen und kunſtvollen Organismus des Menſchen bereitet.

Dieſe Schwierigkeiten werden immer nur eine annäherungsweiſe Vollendung der Anthropologie geſtatten; Herrn Burdach wird indeß das Verdienſt bleiben, durch ſeine fleißige Arbeit Vieles zur allgemeinen Verbreitung der bedeutendſten bis jetzt gewonnenen Reſultate anthropologiſcher Forſchungen beigetragen zu haben.

Manche Parthien ſeines Werkes gewähren klare Einſicht in die Ökonomie des menſchlichen Organismus; beſonders ſchätzbar iſt in der erſten Abtheilung die Vergleichung des Lebens mit dem Geiſte, in der dritten, was über das Verhältniß der beiden Geſchlechter zu einander bemerkt iſt. Überall wird auf objektive Weiſe die materialiſtiſche Naturanſicht bekämpft, wie u. a. in folgender trefflichen Bemerkung: „Wie der Lebensgeiſt den Organismus erzeugt und erhält, ſo iſt auch er es allein, welcher ein in ihm entſtandenes Mißverhältniß hebt, und die Krankheit beſeitigt. Der Arzt heilt nicht, ſondern ſetzt nur den Organismus in ſolche Verhältniſſe, wo er ſich ſelbſt heilen kann. Die Heilkraft der Natur iſt die durch Begegnung eines Hinderniſſes geſteigerte Selbſterhaltung.“ (115)

Am wenigſten befriedigend iſt in der Darſtellung des Organismus die Beſchreibung des Nervenſyſtems. Hr. B. laßt hier den weſentlichen durch Rückenmark und die eigentlichen Nerven vermittelten Gegenſatz des Cerebral- und Ganglienſyſtems unbeachtet, obgleich nur hierdurch der durch Gefühl und Sinnlichkeit vermittelte Gegenſatz zwiſchen Geiſt und organiſirender Lebensſeele ſein natürliches Verſtändniß gewinnen kann. Wenn übrigens Hr. B. gegen die Annahme von Nervengeiſt, *Nervenäther* ꝛc. proteſtirt, weil dies „vom Gebiete der *Erfahrung* ableiten würde,“ ſo bleibt er dieſem Grundſatze nicht getreu: denn weiterhin bezeichnet er „die Thätigkeit von Gehirn und Nerven“ als ein „Analogon der *Elektrizität*,“ obgleich er hinzuſetzen muß, „indem der Nerve (richtiger wohl: die durch den Nerven geleitete Kraft) Bewegung in ſeinem Muskel erregt, wirkt er nicht auf das Elektrometer.“ Indem er aber zuletzt bemerkt, jene Thätigkeit ſei „ein *Mittleres* zwiſchen *geiſtiger* und *körperlicher* (?) Wirkſamkeit“ (233), dann ſcheint er vergeſſen zu haben, daß er im Vorhergehenden (215) „von ätheriſchen *Mittelweſen* zwiſchen *leiblicher* und *geiſtiger* Natur,“ als von „*Geſpenſtern*“ geredet. Und doch lebt und webt zwiſchen der begränzten Äußerlichkeit des Leibes, wie jedes eigentlichen Körpers und der unbegränzbaren Innerlichkeit des Geiſtes die ganze Mannigfaltigkeit von Kraftweſen oder weſenhaften Kräften, welche man ihrer körperdurchdringenden Flüchtigkeit nach eben ſowohl *ätheriſche* als *ſeeliſche* nennen könnte, wie dann insbeſondere das, die Nervengebilde belebende, und durch ſie wirkſame Agens eben ſo gut als *Nervenäther*, wie als Nervengeiſt — oder als „Analogon der Elektrizität“ — oder der Sonnenkraft bezeichnet werden kann. —

Dies veranlaßt uns, noch eine andere Inconſequenz zu berühren, die uns beſonders aufgefallen iſt. Einmal nämlich bemerkt Hr. B.: „die *Kraft* komme nicht zum Daſein außer an der *Materie*“ (306), und „die Seelenthätigkeit *bedürfe immer*, um individuell, alſo endlich ſich zu verwirklichen, des *leiblichen* Lebens, als der *materiellen* Unterlage“ (330). Dann meint Hr. B. S. 616: „Wo die individuelle Seele, zur Perſönlichkeit gelangend, vom Unendlichen durchdrungen iſt, kann auch dieſes bei'm Verfalle des *Leibes* ihr einen neuen Organismus *ſchaffen*. Und doch hatte Hr. B. anderwärts ſo ſchön bemerkt: „Alle höhere Kraft iſt aber das Weſen, die Grundurſache, und liegt ſchon in der niederen, nur als *Keim*, unentwickelt und unenthüllt" (310), und: „Das Leben bereitet ſich in jedem Alter für das folgende, wie in jeder Nacht für den nächſten Tag vor" (120), alſo doch wohl auch in dieſem Leben für das künftige, in der Erdennacht für den Tag des Himmels. Worin könnte aber dieſe Vorbereitung beſtehen, wenn nicht in der Bildung eines *ätheriſchen* Organismus für die lebendige, der irdiſchen *Leiblichkeit* entſchwebende Seele?

Am meiſten dürfte gegen die *pſychologiſche* Abtheilung zu erinnern ſein, was jedoch hier nicht näher zu erörtern iſt. In der letzten Abtheilung ſcheint uns beſonders ungenügend, was *für* Abſtammung aller Menſchen von Einem Paare beigebracht wird. Dieſe Frage hatte nur für Generationen ein lebendiges Intereſſe, welche die von der Natur geſetzten Unterſchiede für unverbrüchlich hielten. Nachdem aber die Bildung ſich zur Idee Eines einigen Gottes und einer einigen Menſchheit erhoben, dürfen die gewichtvollen Gründe nicht unerwogen bleiben, die in neueſter Zeit für die *Urſprünglichkeit* mehrerer Raçen geltend gemacht worden. Anderſeits können wir aber Hrn. B. nicht beiſtimmen, wenn er von den erſten Menſchen behauptet, daß ſie, „erſt in der Sinnenwelt heimiſch werdend, *keine religiöſen* Vorſtellungen haben *konnten*," und hierin, wie hinſichtlich der Sprache „den jetzigen Bewohnern der ſüdlichen Endſpitzen der Erde glichen" (760). Die Geneſis mit ihrem Brudermord und manchem Anderem weiſt zwar auf furchtbar rohſinnliche Anfänge zurück; aber ſie hat auch Sagen von anfänglichem Verkehren *höherer Weſen* mit dem *Menſchheitskinde* aufbewahrt, und neuere Theoſophen haben in mancherlei Schlußreihen ihren Glauben an *kindliche* Urreligion und darauf hindeutende *Überlieferungen* Indiens, China's und Ägyptens bekräftigt gefunden.

Druck und Papier des vorliegenden Werkes ſind gut, und die drei beigefügten Kupfertafeln eine angenehme Zugabe. Wir vermiſſen aber auf denſelben vor Allem eine Darſtellung des Nerven- und Ganglienſyſtems, der Struktur des Auges, und der Differenzen der Hauptraçen in der Schädel- und Geſichtsbildung derſelben.

F. W. Carové.

Ueber die Stellung der Frauen im Judenthum.

In einem Aufſatze über „die *Stellung des weiblichen Geſchlechtes* in dem *Judenthume unſerer Zeit*," welche im dritten Bande der gehaltvollen „*Zeitſchrift für jüdiſche Theologie*" (H. 3) ſich findet, leſen wir u. a. Folgendes: „Die Stellung des weibl. Geſchlechts hat, nach dem *beſtehenden Judenthume*, ſo viel *Unnatürliches* und Zeitwidriges, hat ferner ſo viel Uebelſtände im Leben und ihrem Gefolge, daß eine ſchleunige und genügende Abänderung mehrerer *beſtehender* Gebräuche dringend nöthig iſt . . ." „Die völlige Unterordnung der ledigen Tochter unter den Willen des Vaters, der ſie ſogar zur *Sclavin verkaufen* kann; die Hingabe derſelben an den Mann, ohne nach ihrer *Einwilligung* zu fragen; die *Beſitzergreifung* des Weibes von Seiten des Mannes durch dargereichte Geſchenke, ſei es an den Vater oder an die Tochter; — daß es dem Manne geſtattet iſt, *mehre Frauen* zu *ehelichen*, und das Weib, das Mißfallen in ſeinen Augen gefunden, nach *Belieben* zu *entlaſſen*; — der Uebergang der Frau in den *Beſitz* des *Schwagers*, wenn der Mann kinderlos geſtorben, — dies Alles ſind Zeichen, daß dem Weibe die Selbſtſtändigkeit und das aus dieſer fließende perſönliche Recht (von dem *bibliſchen* Judenthume) nicht zuerkannt wurde . . ." „Das *thalmudiſche* Judenthum entzieht zwar die völlig herangereifte Jungfrau völlig (?) dem Willen des Vaters, — verlangt die Einwilligung des Mädchens (? auch des noch nicht mündigen) zu ſeinem Eintritte in die Ehe, und erkennt ſogar die ſpätere Weigerung der *Frau*, wenn ſie in den Jahren ihrer *Unmündigkeit* von dem Vater dem Manne übergeben worden, als gültig an;" — endlich führten auch „europäiſche Geſittung und germaniſche Anſichten von dem Weibe und deſſen Würde Gerſchom Ben Jehudah (im XI. Jahrh.) zu der alsbald *ſanctionirten* (?) Beſtimmung, daß von nun an die *Vielweiberei* verpönt ſei, eine Entlaſſung der Ehefrau nur mit ihrer Einwilligung geſchehen dürfe . . ." „Dennoch bleibe die geſellſchaftliche Stellung des Weibes im Judenthume *unnatürlich*; denn es iſt *geſetzlich* mit Schranken umgeben, die nicht die Natur ihm geſteckt hat . . ." „*Frauen, Sclaven* und *Kinder* werden auf *eine* Stufe geſtellt, und ſelbſt die Förderung des *geiſtigen* Lebens unter den Frauen wird als gefährlich betrachtet . . ." „Ja, man ſcheut ſich noch immer nicht, in unſeren Gotteshäuſern das unwürdige Lob auszuſprechen: „*geprieſen ſeiſt Du Herr, daß Du mich nicht zum Weibe gemacht!*" . . . „Nicht genug, daß das Weib von jedem höhern Leben ausgeſchloſſen iſt, — muß auch das zarte Gefühl des denkenden Weibes durch den Eintritt in die Ehe, wie durch die Stellung in derſelben tief verletzt werden . . ." Denn „*gewöhnlich erkaufe* man (dem Mädchen) einen Garten, und, wenn dies Geſchäft vorüber iſt, läßt das *Geſetz* es wiederum vom Manne *erkaufen*!" . . . Dies und mehreres Andere — „ſind abgeſtorbene, aber noch mit ihren Leichenhänden die Gegenwart umklammernde Anordnungen, welche das Glück ſo manches Weibes zerſtören!" . . . Zur Abſchaffung derſelben werden Vorſchläge gemacht, und wo ſo klar das Uebel eingeſehen, ſo offen es bekannt wird, da iſt der erſte Schritt zur Heilung deſſelben geſchehen, dem bald der zweite nachfolgen wird.

Notizen.

∴ *Verſchönerung von Halle.* — Die ſtädtiſche Behörde in Halle iſt fortwährend mit der Verſchönerung dieſer Stadt beſchäftigt und wird dabei durch den Eifer einzelner Privatperſonen, neue geſchmackvolle Häuſer aufzuführen, unterſtützt. Unter dieſen zeichnen ſich die des Hrn. Prof. d'*Alton* in, und des Hrn. Prof. *Wegſcheider* vor der Stadt beſonders aus.

∴ *Neuaufgefundene Büſte Virgil's.* — Hr. *Durocher*, ein junger franzöſiſcher Reiſender hat bei Caprea eine gut erhaltene Büſte Virgil's ausgegraben, welche zu den beſten Werken römiſcher Kunſt gehören ſoll. Virgil zeigt in dieſer Büſte eine große Aehnlichkeit mit Talma.

∴ *Nichtoxidirbares Zink.* — In einer Fabrik des Eure-Departements iſt es gelungen, ein nichtoxydirbares Zink zu bereiten; ſelbſt Scheidewaſſer von 18 – 20 Grad. greift daſſelbe nicht an. Die Regierung hat für die Bereitung deſſelben ein Erfindungspatent ertheilt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 188. 1837.

Phönix.

Freitag, 11. Auguſt.

Stams und Hohenſchwangau.

(Fortſetzung).

Über Eliſabeth ſind die Traditionen gar mancherlei: — ſie ſei nach Neapel geeilt, den Sohn zu ſuchen und, wenn er gefangen wäre, ihn zu löſen, ſei aber dafür zu ſpät gekommen und habe die Hinrichtung mit angeſehen, darauf für mehrere Wochen Bewußtſein und Sprache verloren und Speiſe und Trank verſchmäht?! — Nach Anderen ging ſie auf einem Schiffe, an dem Alles, ſogar Segel und Taue ſchwarz geweſen, nach Neapel, die Leiche zu begehren, aber Carl hat es verweigert, weil der Deutſchen rachgieriger und herriſcher Stolz darin nur einen ewigen Stachel finden und weil das Andenken ihrer einſtmaligen Herrſchaft im unterſten Italien dadurch verewiget werden würde. Es ſoll ihr vergönnt worden ſein, eine rothe Porphyrſäule auf der Blutſtelle zu errichten. Später wurde darüber eine Capelle erbaut. Die frommen Väter der Carmeliter hätten Eliſabeth zugeſichert, Conradin's Leiche an ſich zu bringen und ihr dieſelbe nach Deutſchland zu liefern. Doch der böſe König blieb auf ſeinem Starrſinn und die Carmeliter bargen Conradin's und Friedrich's Leichnam hinter ihrem Hochaltar. Nach Raumer (der in ſeinen Hohenſtaufen alles Einſchlägige mit Fleiß und mit Liebe geſammelt,) verſchwand in unſerer Zeit ſelbſt die Säule, und anſtatt der Capelle ſteht ein Schenkhaus auf dieſem, alle Reize des göttlichſten Meerbuſens entfaltenden Platz. — Eliſabeth hatte nun keine dringendere und heiligere Sorge als eine würdige Ruheſtätte zu begründen und dabei ein Kloſter des damals hochgefeierten Ordens von Ciſterz.

Der Ort war bald gefunden: ein claſſiſcher, welfiſch-ſtauffiſcher Boden. Am obern Inn lag eine Hauptburg der Welfen, ihres jüngeren Zweiges, der Grafen von Eppan und Ulten und mehrerer mit den Welfen in unläugbarem, wenn ſchon nicht hinlänglich aufgeklärtem Zuſammenhange ſtehender Geſchlechter, der Grafen von Eſchenlohe und Hertenberg und der Schwangauer. — Die Regeſten geben darüber unzweifelhafte, häufige Spuren. Die alten Comitate des Oberinnthals, erſterer von der Melach und Sill anfangend, bis an den Fern und die Finſtermünz waren welfiſch, und Botzen (ſpäterhin Eppan) des letzteren Hauptort. Ihre war auch das Eiſack- oder Norithal, aber daß Herzog Welf ſich gegen Conrad **II.**, mit deſſem Stiefſohn, Herzog Ernſt, und mit deſſen Freunde Werner von Kyburg erhob, brachte des Eiſackthal an Brixen. — Jenſeits der Fern und jenſeits des Scharnitzer Waldes, auf beiden Lechufern, an den Quellen der Iſar und Loiſach, ſtand die wahre Urwiege der Welfen. In der Eiswelt des Ötzthales waren ſie, die Welfen, gleichfalls Herren. Richlindis, die Welfentochter, brachte dem Gemahl Adalbero von Sempt und Ebersberg, Gut im Ötzthal, wovon er welches zu Lengenfeld nach Freiſing vergabte. Die Nonnen von Chiemſee hatten ebenfalls dort durch welfiſche Großmuth, wie in Arams und Hötting bei Innsbruck, feſten Fuß gefaßt. Ohnferne der Burg Petersberg, im dichten Eichwald, ſtand eine armſelige, hölzerne Capelle Johannes des Täufers im Rufe von Zeichen und Wundern, und deßhalb ſchon vom Biſchof Altwin zu Brixen, Heinrich's **IV.** getreuem, von den Welfen vertriebenem Anhänger, mit reichem Ablaſſe beſchenkt. An dieſen

Weiler Stams reihen ſich zahlreiche, welfiſch-ſtaufiſche Rückerinnerungen. Der Grafenſitz war eſchenlohiſch, zu Hertenberg, von dem Markgrafen von Ronsberg und Irſee auf die verſchwägerten Eppaner und Ulten, von dieſem mit Vorbehalt der Lehenshoheit für die naheverwandten Burgauer an Eſchenlohe geliehen. Das nahe Telfs gehörte mit Dienſt, Patronat und Eigen den Weilheimern, der Eſchenlohe Stammesvettern. — Metz, mit dem Urfar am Inn, hatte der alte Welf nach Weingarten vermacht, dieſes aber es frühzeitig wieder vertauſcht. Aus Petersberg, das Friedrich II. und Conradin beſeſſen, dachte die Brixener Kirche einen rechten Cryſtalliſationspunkt zur Fortſetzung und zur Ausbreitung im obern Innthale zu machen, zumal bei dem plötzlichen Erlöſchen vieler und großer Geſchlechter und bei ſo häufigem Beſitzeswechſel. Am Fuße des Petersberges, deſſen Burghut zum Theile die Schwangauer von den Welfen und Stauffen, (zugleich mit uralt welfiſchen im Ötzthale) hatten, waren Höfe und Güter bis hinunter nach Pfaffenhofen, Oberhofen und Flauerlingen am eſchenlohiſchen Grafenthurm von Hertenberg, an die welfiſchen Hausſtiftungen von Raitenbuch, Polling, Steingaden, Weingarten und Füeſſen gelangt. Seit dem Untergang der Stauffen war die reichslehnbare Eigenſchaft von Stams wieder aufgewacht. Als Meinhard und Eliſabeth die Stiftung von Stams vorhatten, kaufte er von Jörg, Bartholmä und Conrad von Schwangau ihren Antheil an dem Ort um 23 Mark Silbers. Einen andern Theil hatte mit der Eſchenlohiſchen Agnes, Albero der letzte vom mächtigen römiſchen Hauſe Wangen erheirathet und an Ulrich Millo weiter verliehen. Einiges beſaß Heinrich der Kämmerer von Kemnath, den Traungauern, Hattenbergen und Rettenbergen blutsverwandt. Bartholmä von Schwangau hatte auch noch den Weiler Hauland, oder Stams, auf dem Berge. Mit großer Freigebigkeit und zu theueren Preiſen löſete Meinhard Alles an ſich. — Zu Tann, bei Stams, hatte Raitenbuch zwei Höfe, den einen aber im alten, heftigen Streite mit den Schwangauern, ſo daß mordbrenneriſcher Überfall der Canonie daraus entſtand. Meinhard's Großmuth trat abermal dazwiſchen und beide Höfe gediehen an den Abt Friedrich von Stams. — Leicht fiel es Meinharden durch ſeinen Freund, den neuerhobenen König Rudolf, das Hinderniß wegen des Reichlehens zu beſeitigen.

Er und Eliſabeth wendeten ſich an den Abt von Kaiſersheim, eine Ciſtercienſercolonie dahin zu ſenden. Sie ſchrieben an deſſelben Ordens Äbte von Lützel und Raitenhaslach, denen Eliſabeth noch am 23. Jänner 1272 ſagte, ſie würden ſich gegen Gott und die Kirchen verantwortlich machen, wenn ſie länger zögerten, die fromme Gemeinde von 13 Mönchen ungeſäumt nach Stams abzuordnen und ſie in ihren hochgeachteten Orden aufzunehmen. — Faſt anderthalb Jahre nach Eliſabeths Tode, am 12. März 1275, fertigte Meinhard erſt den förmlichen Stiftsbrief, der die Pfarreien Silz und Mays, die Höfe von Tann und von Staudach, die Hürden auf dem Stamſerberg und den Ort Stams mit jeglicher Zugehörde in Feld und Wald, Waſſer, Wunn und Weide der neuen Kirche ſchenkte, unter Zeugenſchaft des Biſchofs Bruno von Brixen, Grafen von Kirchberg, auch eines ſchwangauiſchen Geſippten, der Grafen von Eſchenlohe, Ulrichs von Taufers, Alberos von Wangen, Eginos des Vogten von Matſch, der Milſer, der Brüder von Freundsberg, der Taxant, Ehrello, Trautſon, Imſt, Rottenburg, Kuffenſtein, Matray, Vellenberg ꝛc. — Es iſt in Wahrheit eine innige Verbindung zwiſchen Stams und Hohenſchwangau.

Doch nicht Welfen und Stauffen allein, noch ein ſpäterer, großer Fürſt feſtete das geſchichtliche Band zwiſchen Stams und Hohenſchwangau. Er hat ihre alten Erinnerungen noch enger geſchlungen und friſcher geknüpft, es war Kaiſer Ludwig der Baier. Gleich den alten Welfen und Stauffen kam auch Ludwig öfters nach Schwangau herüber, von Weilheim und von ſeiner Lieblingsſtiftung, von Ettal. Noch heißt von ihm am weſtlichen Ufer des nahen Planſees die friſche Quelle, bei der er von Lärm und Mühen der Hofjagd geraſtet, der Kaiſerbrunn. Spätere Verehrer des unvergeßlichen Verfechters deutſcher Ehren, deutſcher Freiheit und Selbſtſtändigkeit, gruben ſeinen Namen in den Stein, brachten ein einfaches Kreuzbild an den Felſen am Kaiſerbrunn. Doch hat wohl noch Höheres als die Jagd, Ludwigen nach Hohenſchwangau geführt. Das von ſeiner Vatersſchweſter Eliſabeth gegründete Stams hatte unter ſeinen urſprünglichen Stiftungsgütern in der Nähe Hohenſchwangau's, auf dem älteſten Welfenboden, anſehnliches, im Laufe der Zeiten mehrfach ausgetauſchtes Beſitzthum. So mag wohl Ludwig, von Ettal und Hohenſchwangau aus, mehrmals auf der nahen Stamſer Pfarre Neſſelwang ſeinen Freund beſucht haben, den dortigen Pfarrer, Bruder Johann von Kempten. Schon die gleichzeitigen Stamſer Aufzeichnungen des in Paris ausgebildeten Bruders Marcus von Lindau und Anderer nennen ihn „virum sanctissimum et mirae contemplationis, qui futura multa praedixit,“ beide Brüder, Ludwig und Rudolf, beſuchten den prophetiſchen Mönch öfters. Um ſeinetwillen erhielt das Kloſter Stams Brief und Siegel über Zoll- und Mauthfreiheit in Rudolf's Geleit und daß, wenn ihm ein von Rudolf herrührendes Leben geſchenkt würde, die lehenbare Eigenſchaft todt und ab, und das Gut, der Abtei „frei und luteigen“ ſein ſolle. — Beide Brüder zu verſöhnen, gelang jedoch dem Bruder Johann von Kempten nicht. — (Schluß f.)

Aus Berlin.

(Ende Juli).

Seit meinem letzten Berichte hat ſich eben kein welthiſtoriſches Ereigniß bei uns zugetragen. Der Frühling iſt gekommen, aber nur um uns um den Genuß, den er uns zu bringen ſchuldig iſt, zu betrügen, denn auch die Natur feiert eine Reaktionszeit, und verſucht, uns unſere angeſtammten Rechte vorzuenthalten. Das iſt nun leider nicht zu ändern. — Dann iſt Wollmarkt und Pferderennen geweſen, das „alte Junkervergnügen,“ und nun haben uns die Großen und wer ſonſt Geld zu reiſen hat, verlaſſen, und Berlin ſieht ſeinen langweiligen Monaten entgegen. Wer nicht gezwungen iſt, zu bleiben, der macht ſich dann gern aus dem Staube. O hätte auch ich ſie erſt geathmet die friſche Reiſeluft, und könnte ich mich ſtärken an der Naturkraft der Gebirgswelt und mich erholen von dem mühſamen, unerquicklichen, arbeitſchweren Daſein!

Doch ein Correſpondent iſt wohl eigentlich verpflichtet, ſeine ſubjektiven Empfindungen zu unterdrücken und ſich an die objektiven Zuſtände zu halten. Wie aber, wenn nun die Ernte des zu Berichtenden ſo karg iſt, daß eigentlich gar nichts zu berichten wäre. Es gibt bei uns keine unausſtehlichere Frage, als die: „Was gibt es Neues?“ Bei uns paſſirt nun einmal, wie, in Deutſchland überhaupt, nichts Neues, die Fortſchritte unſerer Geſchichte liegen in unſern Kulturverhältniſſen, nicht in unſern Thaten. Den guten Leuten, die uns nach dem „Neuen“ fragen, kann man aber gewöhnlich nicht davon ſprechen, ſo muß man denn bei dem alten „Ich weiß nichts“ bleiben. Es iſt ein wahres Glück, wenn 'mal irgend ein tüchtiger Diebſtal oder eine Mordthat geſchieht, oder wenn ein berühmter Mann ſtirbt, dann hat man doch etwas zu erzählen, und iſt nicht ewig in Verlegenheit, als ein Ignorant zu erſcheinen. Aus dieſen drei Kategorien könnte ich Ihnen auch Einiges mittheilen, z. B. daß ein Poſtſekretär aus der Poſtkaſſe 80,000 Thaler geſtohlen hatte, daß er aber in Hamburg „wiedergekriegt“ wurde, wie wir hier ſagen, weil er ſo dumm war, dort eine ſo große Menge Papiergeld in Gold umzuſetzen, daß er auffällig werden mußte. Ferner könnte ich Ihnen erzählen, daß ein hieſiger Student aus religiöſem Fanatismus ſeine Wirthin, deren Tochter er bekehren, die aber nicht genug beten wollte, zu ermorden verſucht hat. „Ich will euch Alle todtſchlagen,“ rief er, „die ihr unheilig ſeid und nicht glaubet!“ Das iſt wieder eins von den traurigen Ergebniſſen der pietiſtiſchen Richtung. Der Pietismus iſt ein böſer Makel in unſerm Leben. Könnte er Wurzel faſſen, und um ſich greifen, ſo würde er das Leben zu dem langweiligſten Puritanismus abplatten, der je dageweſen. Es hat ſich jetzt ein förmlicher Tugendbund bei uns etablirt, der ſich öffentlich in den Zeitungen dazu für berufen erklärt hat, auf die Unterdrückung unmoraliſcher Kupferſtiche und Gemälde auf Doſen und dergl. hinzuwirken. Daß dergleichen dem Anblick der Jugend entzogen wird, iſt ganz gut, allein das iſt Sache der Polizei, die ſich ja überdies um Alles bekümmert; will nun aber ein pietiſtiſcher Verein dieſes Amt übernehmen, ſo kann dies, wie es die Geſchichte hinlänglich nachweiſt, für Leben und Kunſt verderblich werden. — Von verſtorbenen bekannten Männern habe ich den Miniſter des Auswärtigen, Ancillon, den Kriegsminiſter General von Witzleben, den Direktor des grauen Kloſters, Kopke, der in der Literatur als Überſetzer des Plautus bekannt iſt, und den Schauſpieler Lemm zu erwähnen.

Die Verdienſte dieſer Männer abzuſchätzen, erlaſſen Sie mir wohl. Über Ancillon wäre viel, aber kaum ſchon Genügendes zu ſagen, da ſeine Wirkſamkeit noch nicht der Geſchichte anheimgefallen iſt. Ob ſich ſeine Staats- und Regierungsphiloſophie in der Wirklichkeit Geltung verſchaffen kann, ſoll die Zukunft erſt in ſeinem Schüler bewähren. Daß der Herr von Werther Ancillon's Nachfolger geworden, iſt eine alte Zeitungsnachricht. Auch die Differenzen, die bei der Verheirathung der jetzigen Herzogin von Orleans zwiſchen unſerm König und dem Herzog Karl von Mecklenburg ſtatt fanden, übergehe ich als zu bekannt. Nur dies eine noch nicht ſo bekannte Faktum erwähne ich, daß einen Tag nach der Abreiſe des Herzogs in Monbijou, dem Palais deſſelben, der Königin der Niederlande vom Kronprinzen ein Thee gegeben wurde, zu dem der ſämmtliche Hof erſchien. Die Königin war nämlich alle Jahr dort bewirthet worden, diesmal aber konnte es nur, nachdem der Herzog abgereiſt war, geſchehen. Ob dieſer nun wiederkommen, oder ob er, wie es heißt, nach Rom pilgern werde, ſchwebt noch im Ungewiſſen. Nach der Abreiſe des Herzogs ſcheint der Kronprinz freier in die Staatsverhältniſſe zu greifen. Von ihm erwartet man auch mit Sehnſucht die Beförderung der Eiſenbahnen, deren Realiſirung immer noch in suspenso iſt. So lange das Expropriationsgeſetz fehlt, kann ſchwerlich etwas zu Stande kommen; man ſagt, es ſolle im Nothfalle, wenn die Actionäre ſich nicht mit den Grundbeſitzern einigen könnten, gegeben werden. Allein wie viel Zeit geht durch dieſe Zögerung verloren! Die Bahn nach Potsdam könnte längſt fertig ſein. — Es iſt ein Unglück, daß man bei uns Alles „langſam“ reifen ſehen will: das Reifenlaſſen ginge noch, aber man ackert und ſäet auch aus lauter Vorſorge ſo langſam, daß man viel ſchöne Ernten dadurch einbüßt. Von der unglücklichen Anſicht, daß „Preußen der Eiſenbahnen gar nicht bedürftig ſei,“ iſt man nun doch endlich zurückgekommen, wenn man auch noch nicht auf dem Punkt ſteht, einzuſehn, daß es Thorheit iſt, ſich Kulturbedürfniſſen hindernd entgegenzuſtellen. Wo die Geſchichte vorwärts dringt, da iſt kein Halt, da iſt Nothwendigkeit des Fortſchreitens. Wer ihr in den Weg tritt, wird zermalmt, und wer am Wege ſtehn bleibt, um ſie vorüberzulaſſen, der bleibt bald ſo weit zurück, daß er ſie nicht mehr einholen, nicht mehr errufen kann. (Fortſ. folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

59) Dodecaton oder das Buch der Zwölfe. Aus dem Franzöſiſchen von Freiherrn Ferdinand v. Biedenfeld. Zweites Bändchen. Weimar, Voigt. 1837.

In Nro. 124 zeigten wir das Erſcheinen des erſten Bändchens dieſes Werkes an, welches dem deutſchen Leſer in trefflicher Ueberſetzung einen intereſſanten Ueberblick der actuellen Notabilitäten franzöſiſcher Belletriſtik verſchafft. Das Zweite nun iſt ſo eben erſchienen. Die Piecen, welche darin enthalten, eignen ſich faſt noch mehr als die des erſten Bändchens, den Geiſt der franzöſiſchen Tagesliteratur zu charakteriſiren. Da iſt von A. Dumas eine Skizze, die rechte Hand des Sieur de Giac, ein Abdruck der gedrungenen, melodramatiſch effektreichen Manier, in welcher der Franzoſe den hiſtoriſchen Roman behandelt. In Proſper Merimée's „Ames du purgatoire" ſpielt der famöſe Don Juan de Maranha die Hauptrolle; da iſt das Phantaſtiſche mit pſychologiſcher Virtuoſität benutzt. Die franzöſiſchſte von allen Piecen aber iſt Alfred de Vigny's Proverbe dramatique „Sie kommt mit einem blauen Auge davon;" hier iſt die Frivolität der guten alten Zeit, die bekanntlich von Geburt eine Franzöſin war, mit einer Fineſſe behandelt, die hart an der Grenze des Unbeſchreiblichen vorbeiſtreift.

60) Erzählungen von Freiherrn v. Biedenfeld. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1837.

Leichtblütig, leichtfüßig ſchlüpfen dieſe Novellen zwiſchen zahlloſen andern auf dem literariſchen Markt und erhaſchen die Aufmerkſamkeit des Leſers, eh' er daran denkt. Faſt von jedem Genre bietet ſich hier eine elegante Probe, vom hiſtoriſch-romantiſchen, vom pſychologiſchen, vom phantaſtiſchen; dem erſten gehören die „italiäniſchen Bilder aus dem 16ten Jahrhundert" „der wilde Gelehrte" und „Hal Mehl Cantemire", dem zweiten „fixe Ideen" und „aus den Papieren eines Selbſtmörders", dem dritten die „goldenen Schnecken" an. Bei keiner wird der Leſer Gewandtheit der Darſtellung und Amuſement vermiſſen.

61) Die beiden Freunde. Aus dem Engl. der Gräfin Bleſſington übertragen von Dr. Heremann Franz. Zwei Bändchen. Zeitz, Julius Schieferdecker. 1837.

Hätten vor vier bis fünf Dezennien die damaligen Matadore der deutſchen Buchhändler die Meiſterwerke deutſcher Schriftſteller ſo elegant ausgeſtattet, wie Hr. Julius Schieferdecker in Zeitz dieſe Ueberſetzung eines Romans, ſo wären ihnen Bürgerkronen aus deutſchem Land nicht ausgeblieben. Aber 1837 gilt dieſe Eleganz einer Hecuba! „Was iſt ihm Hecuba?" Beſäßen wir lieber eine ſo ſchöne Ausgabe Goethes, wie dieſe „der beiden Freunde!" Die Gräfin Bleſſington iſt eine Dame, an welcher der Ueberſetzer wahrhaft zum Ritter geworden, denn er hat auf's Tapferſte ihrer Oberflächlichkeit in Deutſchland Eingang erſtritten. Mit Damen rechten wir nicht; von dem Ueberſetzer aber wünſchen wir, daß er ſein Talent auf gediegenere Werke verwenden möge. Laſſen wir doch den Engländern ihre Moden und — ihre Nachſicht.

Feuilleton.

⁂ Baxter's „Jetzt oder Nie." — In Berlin ſcheinen viel frommgläubige Bücher verbraucht zu werden. Die örtliche Produktion, ſogar die reiche vaterländiſche Literatur dieſer Gattung genügt nicht mehr; man überſetzt jetzt auch ältere engliſche Erbauungsbücher. So ſind u. a. kürzlich auch mehrere Schriften Richard Baxter's in's Deutſche übertragen worden, der als Almoſenier in Cromwell's Heere diente und 1691 ſtarb. Das zuletzt von Hrn. Prediger Kuntze überſetzte Schriftchen Baxter's iſt überſchrieben „Jetzt oder Nie." Von welcher Art daſſelbe iſt, mögen folgende, auf's Geradewohl aufgehobene Stellen zu erkennen geben: „Lebet als ſolche, die da glauben, daß es ein ewiges Leben gibt, welches den Bekehrten ewige Freude, den Unbekehrten aber endloſe Strafen und ewiges Wehe bringen wird . . . Wenn der Anblick des Himmels oder der Hölle euch ohne Weiteres beſſer als alle Gründe dazu verhelfen würde, die Spöttereien der leichtſinnigen Welt zu widerlegen, — warum ſollte nicht ein geſunder Glaube an Himmel und Hölle in gewiſſem Grade daſſelbe vermögen? Lebet als ſolche, die da glauben, daß uns dieſes Leben als die einzige Zeit der Vorbereitung für ein ewiges gegeben iſt, und daß alles, was die Sorge für euer Heil erheiſcht, jetzt und nur jetzt geſchehen kann, ehe eure Zeit abgelaufen iſt." (128. 129).

⁂ Statiſtik von Großbritannien und Irland von Moreau de Jonnès. — Der als Statiſtiker berühmte Moreau de Jonnès hat in dieſen Tagen eine „Statistique de la de Brétagne et de l'Irlande" (1 vol. 8) herausgegeben. Er hat berechnet, daß im Jahr 1833 von 37000 Webſtühlen im Ganzen aus 150 Mill. Kilogr. Baumwolle, 85 Mill. K. Wolle und 190 Mill. K. Flachs 376,200,000 Metre Stoff bereitet worden, genug, um die Erde 8mal zu umſpannen. Den Brutto-Ertrag des ver. Königreichs ſchätzt er hinſichtlich des Bodens auf 7, hinſichtlich der Induſtrie auf 11, den Reinertrag aus Beiden auf 6 Milliarden Franken.

⁂ Landwirthſchaftliche Geſellſchaft zu Stettin. — Unter Vorſitz des Grafen von Itzenplitz auf Bardekewitz hat die landwirthſchaftliche Geſellſchaft zu Stettin am 22. Juli ihre zweite Generalverſammlung gehalten. Dieſe Geſellſchaft beſteht aus Landwirthen, Fabrikbeſitzern und Kaufleuten und bezweckt, die Wechſelbeziehungen zwiſchen Landbau, Fabriken und Handel hervorzuheben und nutzbar zu machen.

⁂ Die Berliner Vollblutsfrage. — Nachdem in der preußiſchen Staatszeitung in acht; (nicht in fünf Spalten wie wir voreilig in Nro. 164 meldeten) über Pferderennen in Berlin — berichtet worden, hat ſich dort auch eine lebhafte Debatte „über die Vollblut-(Adels)-Frage" hinſichtlich der Pferde entſponnen. Ein Artikel in Nro. 180 u. 181 bekämpft die „Anhänger des Vollblutsſyſtems in der Pferdezucht;" Nro. 205 liefert einen ſehr großen Gegenartikel, welcher in der Hauptſache mit der Behauptung ſchließt, daß die Engländer alle ihre großen Pferdezucht-Reſultate nur erreicht haben, weil ſie Homogeneität und Conſtanz „ſich zum Ziel geſteckt und in ſo beharrlicher Conſequenz durch ſtrenge Inzucht verfolgt und erreicht haben." — Zuvor war bemerkt: „die angeregte Frage über Grund oder Ungrund der in Betreff der Staats-Geſtüts-Einrichtungen ſeit einiger Zeit in Druckſchriften behaupteten Mängel werde man an dieſem Orte nicht erörtert ſehen wollen, ſie ſei *alterius* indaginis."

⁂ Eine ſchwarze Schauſpielerin zu Paris. — Mit Nächſtem wird auf den Pariſer Theatern eine junge Negerin, Namens Cecily, auftreten, die ſich ſchon auf dem franzöſiſchen Theater zu New-Orleans ausgezeichnet hat. Erſt 21 Jahre alt, ſoll ſie in ihrem Spiel zugleich mit Mademoiſelle Mars und Mad. Dorval einige Talentsverwandtſchaft zeigen.

⁂ Raffelsbergers typographiſche Karten. — Es iſt Hrn. Franz Raffelsperger zu Wien gelungen, das geographiſche Bild einer Karte auf eine leichte Art durch typographiſche Vorkehrungen zu liefern, und daſſelbe mittelſt der Buchdruckerpreſſe in jeder beliebigen Zahl mit gleichzeitiger Anwendung mehrerer Farben für Gewäſſer, Straßen u. ſ. w. zu vervielfältigen. Die Karten werden hierdurch zu bedeutend billigeren Preiſen als bisher verkauft werden können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 189. 1837.

Phönix.

Samſtag, 12. Auguſt.

Der Jude auf dem Feſte Guttenberg's.

Dem Tag, den ſegnend feiert die ganze Menſchenwelt,
Dem Mann, der alle Pfade des Lebens hat erhellt,
Der Kunſt, die allem Volke der Kenntniß Früchte beut,
Bringt auch der Enkel Jakob's ein Lied des Lobes heut.

„Wie! beugt der ſtarre Jude vor Bildern jetzt ſein Knie?
Bekennt er, daß von Fremden er ſeine Weisheit lieh?
Hebt flehend er vom Boden die kraftentleerte Hand?
Entſagt im Reich des Denkens er auch dem Widerſtand?“

Nicht beuget jenem Steinbild ſich mein ergrautes Haupt,
Dem Menſchen nicht der Nacken deß, der dem Gott nur glaubt.
Ich habe froh durchſchritten die Thore dieſes Orts,
Den Sieg hier mitzufeiern, Gottlob, den Sieg des *Worts*!

Ich bin die Welt durchzogen wohl eine lange Zeit,
Hab' rüſtig durchgekampfet manch' blutgenährten Streit.
Im Kampf mit Stahl und Eiſen, da hatt ich wenig Glück;
Doch wich im Kampf des *Wortes* vor Niemand ich zurück.

Das ahnete mein Vater ſchon bei dem Segen dort:
„Die Hand, die Hand iſt Eſau's; doch Jakob's iſt das *Wort*!“ *)
Als Gott mich auserwählte, Lichtträger ihm zu ſein,
Gab er mir keine Waffe, als nur das *Wort* allein.

Schwer haben mich gefeſſelt ſo Babylon als Rom,
Als nieder in die Tiefe mich zog ihr mächt'ger Strom;
Doch über alle Fluthen hielt mir das Haupt empor
Das *Wort*, die Himmelsgabe, die niemals ich verlor.

Das *Wort* war ſtets mein Harniſch, das Wort war mein Panier,
Hoch über Bergesſpitzen ein Leuchtthurmsfeuer mir,
Es ward in Noth mein Labſal, in Dürftigkeit mein Gut,
Ein Balſam der Belebung einſtrömte meinem Blut.

Ich ward verfolgt, verfluchet, gemartert auf den Tod.
Mein Name ſchmachbeladen, mein Leben mordbedroht;
Der Geiſt war haßumlagert, der Leib in Banden lag — — —
Ich ſchweige von den Qualen, ſonſt trübt' ich dieſen Tag.

Doch als mein letztes Erbtheil ſchon traf des Feindes Gier,
Schuf ich ein Heer von Zeichen lebend'ger Thaten mir.
In tauſend und in tauſend Symbole eingepreßt,
Hielt jede der Geſtalten das Ewig-Eine feſt.

Das waren ſtarke Typen, geſchnitzt aus Flammengrund!
Hieroglyphenreihen, mir tief im Herzen kund.
Das waren dunkle Schriften, d'rin Gott verborgen lag;
In ihrem Dunkel ſtrahlte für mich ein Frühlingstag.

Bald wühlten nun die Feinde in der Geſtalten Heer,
Die Klugen warfen Netze in meiner Zeichen Meer,
Verläumder ſchoſſen Pfeile voll Giftes mir in's Herz,
Mit meinen Heiligthümern trieb jeder Spötter Scherz.

Schier drohte da zu ſchwinden die überſpannte Kraft,
Iſrael's Geiſt ward müde, zum Sterben faſt erſchlafft.
Ein Funke nach dem andern erloſch im wüſten Sturm,
Und Finſterniß beſiegte die Leuchten auf dem Thurm.

Zwar nicht verſchloß den Schriftſchatz ich im geheimen Schacht,
Zwar nicht verbot das Leſen mir trübe Prieſtermacht.
Das Forſchen war geboten; doch nur von Mund zu Mund
Ward in des Volkes Kreiſen die theure Lehre kund.

Da ward mir in der Stunde der tödtlichſten Gefahr,
Vom Himmel reiche Hülfe, glanzvoll und wunderbar.
Durch Guttenberg vollzog ſich der Spruch, von Gott geſandt:
„Wie Waſſerfluth den Meeresgrund füllt Kenntniß einſt das Land.“ *)

Schnell griffen Jakob's Söhne zur neuen Geiſterkunſt,
Aëronauten flogen durch Nebel und durch Dunſt,
Was ein Gemüth empfunden, was ein Verſtand erdacht,
Ward ſchnell zu allen Brüdern in jedem Land gebracht.

---

*) Gen., Kap. 27 V. 22.

*) Jeſ., Kap. 11 V. 9.

„Vernimm, verſteh, belehre und ſchreibe!“ *) alſo ſprach
Zu mir die Stimme Gottes, der kam ich ſpärlich nach;
Doch durch der Preſſe Allmacht erfüll' ich ganz die Pflicht,
Belehre, ſchreibe, drucke — ſo fehlt der Segen nicht.

Bis in die kleinſte Hütte drang Weisheit hell und frei,
Verſtändniß lehrete ſichten den Waizen von der Spreu.
Sich Wiſſenſchaft zu ſammeln, ward jedes Menſchen Ruhm,
Nicht mehr allein der Reichen und Lehrer Eigenthum.

So lange Licht nur brannte in wen'ger Menſchen Haus,
Loſch bald ein Sturm, ein Regen die kargen Lichter aus;
Doch nun in jeder Wohnung iſt helle Gluth zu ſehn,
Da kann kein Regen löſchen, da kann kein Sturm verwehn.

Zum Ringen um die Wahrheit zog raſtlos mich mein Sinn,
Vierhundert Jahre floſſen auf's Neu im Kampfe hin.
Jetzt meinen Sinn verſchanzend in meines Glaubens Burg,
Forſcht' ich mit hellem Brande die finſtern Räume durch.

Ich hab's allein begonnen, vollbracht hab' ich's allein!
Ich hab' allein gekeltert der Wahrheit edlen Wein!
Kein Menſch hat mir geholfen **), ich ſchulde keinen Dank;
Ich trug allein die Fahne, die nie zu Boden ſank.

Seht hier mich unbezwungen, ſeht hier mich unverletzt!
Der alten Zeichen Menge entſag' ich willig jetzt,
Durch's Wort hab' ich geſtritten, durch's Wort hab' ich geſiegt,
Dies Zauberſchwert genügt mir, wo mich ein Feind bekriegt.

Doch mehr noch, als ich hoffte, erwarb mir dieſer Gang:
Mitkämpfer für das Gute aus jedem Volk und Rang;
Sie reinigten die Waage des Rechts von Roſt und Wahn,
Und ſah'n, daß ihre Väter nicht gut an mir gethan.

Da reichten ſie die Hand mir und lieh'n mir Schirm und Stab,
Und löſ'ten meinen Armen die alten Feſſeln ab.
Wir ſah'n uns an und ſtaunten, das Herz von Scham durchwühlt,
Daß uns getrennt und feindlich ein Nichts ſo lange hielt.

So hat das Wort geſieget, mehr als das Schwert vermocht;
Dem ew'gen Licht der Wahrheit ſchuf Guttenberg den Docht;
Das Licht brennt immer heller, der Docht bleibt ſtark und klar,
Mehr denn ſonſt hundert Jahre hilft jetzt ein einz'ges Jahr.

Der Schatz, der mir vertraut iſt, und den ich treu bewacht,
Wird jetzt in allen Zungen in's fernſte Meer gebracht;
Die Wildheit wird gezähmet, der Blutgier wird gewehrt,
Und ſo wird einſt zur Pflugſchar das allerletzte Schwert. ***)

Dies Alles dank' ich freudig dem gotterfüllten Mann,
Deß Feſt aus allen Ländern uns heute zog heran.
Die Gabe, die ich bringe, ein Herz, das warm ihn ehrt,
Iſt traun ſo viel als Eines in dieſem Kampfe werth!“

Aus Berlin.

(Fortſetzung).

Die Erfindung des Dampfes iſt eine wichtigere als die des Schießpulvers. Auch dieſe hat freilich einſt die Phyſiognomie Europa's verändern helfen, aber ſie hat die Völker gegeneinander getrieben, die Erfindung des Dampfes iſt dazu beſtimmt, ſie zueinander zu führen. Wie wichtig iſt nicht ſchon für Deutſchland allein dies Moment, daß die verſchiedenen Stämme, welche trotz der Geſchichte von ſo vielen Jahrhunderten ſich doch noch immer fern ſtehen, ja kaum kennen, ihre Verwandtſchaft fühlen und einſehn lernen. Welche wohlthätige Folgen können daraus erſprießen, wenn der Süddeutſche zu dem Norddeutſchen kommt, wenn dieſer ihm die Schätze ſeiner geiſtigen Kultur, jener dem Norddeutſchen den Reichthum ſeines Gemüths erſchließt, und eine wechſelſeitige Anziehung dieſer Pole des deutſchen, ja des menſchlichen Lebens überhaupt möglich gemacht wird. Bewegung, Bewegung das iſt das Zauberwort, welches Deutſchland's Traumzuſtand zum Wachen bringen kann, muß und wird. Und denken wir nun gar weiter an die erhöhtere Communikation mit Frankreich und England, an die Eröffnung des Orients, ſo thun ſich die Pforten einer neuen Geſchichtsepoche vor unſern Blicken auf. Das Völkerleben iſt es, das für dieſe zukünftige Epoche den Mittelpunkt der Geſchichte bilden wird.

Für Berlin iſt die durch die Eiſenbahnen erfolgende Verbindung und Mittheilung wie für ganz Deutſchland von der größten Wichtigkeit. Nicht allein, daß dadurch ein belebterer Verkehr für die Provinzen herbeigeführt wird, und ſomit die Zuſtände des ganzen Staates einen höheren Charakter gewinnen, wenn die Kultur aus dem Herzen der Hauptſtadt ſich in die Adern der Provinzen ergießt, nein auch in Beziehung auf das ſogenannte Ausland, wozu bekanntlich unſere Zeitungen auch alle nicht preußiſchen Länder Deutſchland's rechnen, thut uns ein Austauſch und Wechſel Noth. Wir haben ſo viel Kultur aufgeſtapelt, daß es Zeit iſt, ſie in Umlauf zu bringen, damit ſie nicht verſtocke. Berlin iſt, wir dürfen uns deſſen rühmen, die Centralſtadt der geiſtigen Bildung Deutſchlands. Die preußiſche Regierung hat es ſich, dem Urſprunge des Staates, dem Proteſtantismus getreu, unabläſſig angelegen ſein laſſen, die Wiſſenſchaft und theilweiſe auch die Kunſt zu fördern und zu beſchützen, ſie hat dem forſchenden Geiſte in Berlin eine Heimathſtätte bereitet, von der aus er ruhig dem Gange der Geſchichte begleitend folgen kann, und der deßhalb magnetiſche Anziehungskraft auf die Geiſter überhaupt ausüben muß. Sie hat den Schlußſtein zu dieſem Gebäude der Kultur durch die Errichtung der Berliner Univerſität gelegt, zu der ſie aus jeder Region des deutſchen Vaterlandes partheilos die wiſſenſchaftlichſten Männer beruft, denen ſie unbedingte Lehrfreiheit geſtattet. Die unwandelbare Überlieferung der höchſten und tiefſten Geiſteskultur iſt damit für immer geſichert, der Fortſchritt der Wiſſenſchaften dadurch unmittelbar bedingt. — Aber wir müßten uns belügen, wenn wir ſagen wollten, daß damit ſchon Alles gethan ſei. Was hilft es, wenn der Profeſſor docirt und ſeine ſchwerfällige Gelehrſamkeit mißmuthig von dem Schüler nach Hauſe getragen wird, der nur darin Troſt findet, daß er, was er zum Examen braucht, ſchwarz auf weiß und ſomit ſicher beſitzt, was hilft es ſelbſt, wenn einige fähigere Köpfe die Wiſſenſchaft wieder zur

---

*) Deut., Kap. 6 V. 5, 8, 10. Kap. 11 V. 20.
**) Jeſaias, Kap. 63 V. 3.
***) Jeſaias, Kap. 2 V. 4.

Wiſſenſchaft verarbeiten? Es iſt wenig für die Bildung gethan, wenn dieſe nicht national iſt. — Deutſchland hat, ſagt man, eine geiſtige Nationalität. Allerdings, die Gelehrten, die Schriftſteller, ſie wiſſen, was ſie wollen, ſie ſind ganz eins, wenn auch nicht einig, über den Zweck und die Tendenz ihres Lebens, — ſie bilden den Kern einer Nation. Aber bedürfen ſie nicht, wenn ſie wahrhaft wirken wollen, dieſer ſelbſt in ihrer Nationalität? Was iſt der Dichter ohne Volk, was iſt ſelbſt der Gelehrte ohne Publikum? Eine verkümmerte Pflanze, die mühſam nach Licht ringt! —

Was hat, frage ich, die neue Geſchichte Deutſchland's und ſeine Widergeburt heraufgeführt? Der nationale Aufſchwung ſeiner Literatur und die Zuſammenraffung der Nation, welche die Geſchichte gebot. — O daß man das nicht immer im Auge behalten hat! Gibt es ſchönere Jahre in der ganzen deutſchen Geſchichte als 1813 und 14? Man mag antworten: ihre Schönheit war die Siegesfreude, und eine ſolche kann einem Volke nur ſelten, nur nach dem Verlauf von Jahrhunderten werden. Nun ja! der Krieg wird theuer erkauft, er iſt ein nothwendiges Übel und man ſoll es niemals herbeiwünſchen, ja man ſoll dahin ſtreben, es abzuwehren, ſobald es möglich iſt. Denn der Menſch hat innerhalb ſeines Lebens auch im Friedenszuſtande ſo viel zu kriegen und zu ſtreiten, daß es faſt wie Frevel erſcheint, wenn er das koſtbare Blut ſtromweiſe in blindem Fanatismus vergießt.

Energie und Thatkraft ſoll dem Menſchen immer einwohnen; er iſt nicht Menſch in der Wahrheit ſeines Weſens, wenn er nicht in Thaten ſein Daſein ausprägt. Das Wort iſt auch eine That. Wohl alſo! Gebt uns dieſe Bahn frei für unſere Thatkraft! Die Literatur iſt das Schlachtfeld des Friedens. Auch hier gibt es Lorbeern zu erwerben, auch hier erſtehen Heroen und es fehlt nicht an zu Bekämpfenden und an Siegen und Niederlagen, auf welche die ganze Nation voll Verlangen und Theilnahme ſieht und harrt.

Aber wie mühſam muß die arme deutſche Literatur ſich durchſchleppen, wie muß ſie ringen, um die Koſten ihrer Feldzüge zu beſtreiten, wie geringen Sold hat ſie ihren Kämpfern zu bieten und wie gefährdet iſt das Terrain, auf dem ſie doch zu kämpfen gezwungen iſt, wenn ſie nicht untergehen will. Rings auf den Höhen, an allen Grenzen drohen ihr beſchränkende Feinde! —

Was Deutſchland für ſeine Literatur zu thun vermag, zu thun verpflichtet iſt, das zeigt das Beiſpiel des kleinen Weimar. Amalie und Ernſt Auguſt haben ſich unſterblich gemacht durch ihre kenntnißreiche Theilnahme an der Literatur und ihre Pflege derſelben. Jene Vereinigung von Schriftſtellern, die ſie hervorzurufen wußten, hat das Höchſte und Beſte gefördert und gehoben. Dieſe Zuſtände ſind nun zwar, es iſt wahr, vorüber, und dürfen kaum wieder in gleicher Weiſe hervorgerufen werden. Denn es hat ſich an dem Beiſpiele Göthe's gezeigt, zu welcher ſelbſtgefälligen Erſchlaffung, zu welchem kalten Egoismus der Eintritt eines Dichters in den Beamtenſtand führt. Der Dichter ſoll Dichter bleiben, als ſolcher gehört er der Natur. Hätte Göthe den Urtypus ſeiner Bildung nicht verläugnet, hätte er nicht ſeiner urſprünglichen Kraft ſich entſchlagen, er ſtände zweifelsohne größer da; wir hätten mehr Shakſpeare-ähnliche Dramen, wie Egmont und Götz. — Dieſe Meinung, welche übrigens mit dem ſonſtigen Verunſtalten und Verkennen Göthe's vom bornirten patriotiſchen Standpunkte nichts gemein hat, hat Gervinus in der neueſten Zeit mit Recht hervorgehoben, und ich theile ſie mit voller Seele. — Die neueſte Literaturepoche hat nun den wichtigen Schritt für die Förderung ihrer Intereſſen gethan, daß ſie das Schriftſtellerthum zu einem Stande erhoben hat, daß ſie ſich Mittel und Wege eröffnet hat, welche bezwecken, daß ein Schriftſteller nicht mehr Hofrath zu werden, oder um eine Penſion zu betteln braucht, um zu exiſtiren. Der Schriftſteller nimmt als ſolcher eine beſtimmte Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft ein, und dieſe iſt gezwungen, ihn als ſolchen zu achten. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Campanella's philoſophiſche Gedichte.** — Bei Anzeige der „Poesie filosofiche" von Thomas Campanella, welche Hr. Orelli, Prof. an der Zürcher Univerſität, im J. 1834 zu Lugano — zum erſtenmal für Italien — in Druck gegeben, erinnert Hr. Werder in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik (Nro. 10) an den eigenthümlichen Umſtand, daß das äußere Schickſal dieſer Gedichte ſich gleich geblieben von ihrer Entſtehung an bis auf den heutigen Tag. Als Campanella noch im Gefängniß zu Neapel geſchmachtet, ſei es ein Deutſcher, — Adami, — geweſen, der dem Gequälten Troſt, und ſeine Lieder nach Deutſchland gebracht, und hier eine Auswahl derſelben in Druck gegeben. Anderthalb Jahrhunderte ſpäter habe wieder ein Deutſcher, — Herder, — jene Gedichte der Vergeſſenheit entriſſen. „Wenn irgend einer," bemerkt Hr. W. ſehr ſchön, „voll geweſen iſt von dem Beruf ſeiner Nation, — eine Roma des Geiſtes zu gründen, Alles, was Geiſt iſt, zu ihrer Provinz zu machen, das einzige Weltreich das nicht zerfallen kann — ſo iſt es Herder geweſen." Ihm und Adami ſich anſchließend, biete nun Hr. Orelli jene Auswahl von philoſophiſchen Gedichten — der Heimath dar, die den merkwürdigen Mann geboren ... Von dieſem, von Campanella, ſagt Hr. Werder u. a. ſehr treffend: „der höchſte Muth und die höchſte Kraft, der Muth der Wahrheit und die Kraft des reinen Willens ſind die Pulſe ſeiner Seele, und hochhinweg über Gewalt und Schmach der Zeitlichkeit wird er von ihnen getragen." — Und noch ſchöner: „Er iſt ein Sohn einer Uebergangszeit, eines ihrer willigſten Organe, das ſich in ihrem Dienſt verzehrt. Hingegeben in aufopfernder Begeiſterung rüttelt er an den verſchloſſenen Pforten der Zukunft, ihr Licht ahnend, — in dem Fundamente unſrer Freiheit liegen ſeine Thaten verſenkt." Sollte, was zu hoffen, ein deutſcher Dichter uns mit einer treuen Ueberſetzung jener Gedichte beſchenken, ſo wäre zu wünſchen, daß er den Urtext abdrucken ließ und dieſe Ausgabe mit dem Bildniß Campanella's ſchmückte, welches wir in der Wallrafſchen Gemäldeſammlung in Köln geſehen zu haben uns erinnern.

⁂ **Dr. Löwe über Analogie des Hebräiſchen mit dem Aegyptiſchen.** — Hr. Dr. L. Löwe, Mitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Paris, hat in einem einleitenden

Verſuche, der aus dem Asiatic Journal unter dem Titel: „The Origin of the Egyptian language proved by the Analysis of that and the Hebrew (Lond 1837), beſonders abgedruckt erſchienen, gegen Renaudot und Quatremère de Quincy die Vermuthungen Blumberg's, Barthélemy's und Georgi's, welche im Aegyptiſchen eine Analogie mit dem Hebräiſchen zu finden geglaubt, dadurch tiefer zu begründen ſich bemüht, daß er einige hundert Worte analyſirt hat, „welche in der hebräiſchen und ägyptiſchen Sprache durch ähnliche Laute und Charaktere ausgedrückt werden.“ (13) So bemerkt er u. a. daß der Aegypt. Artikel der oder dies (p. pi) eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Hebräiſchen hier oder dies hier (p'h) zeigt, und fügt hinzu: „ich kann mit den Grammatikern nicht übereinſtimmen, welche das Haupt- oder das Zeitwort für die Urgrundlage der Sprachen halten. Ich ſollte denken, es ſei immer das Deutendſte geweſen, zu zeigen, was wir wünſchen; deßhalb war der Artikel pi (the) oder das Zeitwort dies die wahre Grundlage aller Sprachen.“ (10) — Es iſt ſehr zu wünſchen, daß Hr. Löwe veranlaßt werde, ſeinem einleitenden Verſuch bald ein recht ausführliches Werk über die Verwandtſchaft jener beiden Sprachen folgen zu laſſen.

.*. Banken, Sparkaſſen ꝛc. in Nordamerika. — Dem True-Sun entnehmen wir folgende Angaben: „In ſämmtlichen vereinigten Staaten Nordamerika's gibt es jetzt im Ganzen 667 Banken und 145 Hülfsbanken, deren Geſammtkapital ſich auf nahe an 380 Mill. Doll. beläuft; — im Staate New-York — 101 Banken mit einem Kapital von 37,601,460 Doll., 17 Sparkaſſen-Anſtalten, mit einer Hinterlage von 4,845,319 Doll., ferner beſitzt der Staat New-York jetzt 11 Eiſenbahnen (für 553 Meilen Weges), und 108 Dampfboote für den Hafen von New-York. Zeitblätter gibt es 255 in dieſem Staate, wovon 68 in der Stadt New-York. Endlich gibt es in dieſer letzteren 15 See-Verſicherungs-Compagnien mit einem Kapital von 3½ Mill. Doll., denen mit Nächſtem 6 Feuerverſicherungsgeſellſchaften mit mehr als 4 Mill. Kapital ſich anſchließen werden.

.*. Avanzi's Gemälde zu Padua. — „Ein Schreiben aus Padua ſagt, daß die dort angeblich von Hrn. Förſter entdeckten Freskogemälde keineswegs neuentdeckte, ſondern bekannte Bilder von Luzio v. Avanzi ſeien, über welche Roſſetti 1765, Brandoleſe 1795 und Moſchini 1826 lange Abhandlungen geſchrieben, und von denen man aus dem Jahre 1630 eine Zeichnung beſitzt ...“ (H. C.)

.*. Muſterhafte bibliothekariſche Einrichtung in Paris. — Der Miniſter des öffentl. Unterrichts in Frankreich hat die Anordnung getroffen, daß eine der öffentl. Pariſer Bibliotheken im ſog. Pays latin (dem Quartier, wo die meiſten Studierenden wohnen) bis Abends 11 Uhr geöffnet, geheizt und erleuchtet bleibe. Eine ſolche Fürſorge verdient beſonders von deutſchen Bibliothekaren beherzigt zu werden.

.*. Thomaschriſten in Abyſſinien. — Franzöſiſche Blätter verſichern, die Hrn. Combes und Tamiſier hätten in Abyſſinien, mitten unter heidniſchen Horden, in einer Gegend, in welche vor ihnen kein Europäer gekommen, Völkerſchaften entdeckt, welche, durch den Apoſtel Thomas bekehrt, allen ſpäteren Veränderungen des Chriſtenthums fremd geblieben ſeien; von der Meſſe, der Hoſtienverehrung, der Anbetung der Gottesgebärerin wußten ſie nichts, dagegen beſaßen ſie mehrere von den unſeren verſchiedene, — jedoch nicht bedeutend abweichende — Evangelien. Die jungen Reiſenden ſind jetzt mit Herausgabe ihrer Reiſebeſchreibung beſchäftigt.

.*. Burner's wohlfeilſte Kupferſtichmethode. — Dem Hamburger Correſpondenten zufolge hätte Hr. John Burner eine Kupferſtichmethode erfunden, welche es möglich machte, ein Blatt, welches bisher eine Guinee koſtete, für einen Shilling zu liefern. Der Stich des bereits ausliegenden Blattes nach Raphael: „Paul predigend zu Athen,“ ſoll ſogar ſchöner als der frühere Kupferſtich von Halloway ſein.

.*. Politiſche Flüchtlinge. — Man zählt gegenwärtig (der preuß. Staatszeitung zufolge) in Frankreich 6360 politiſche Flüchtlinge, die von der Regierung Unterſtützung erhalten, darunter befinden ſich:

Polen	5131.
Italiäner	696.
Spanier	500.
Hannoveraner. . . .	2.

.*. Wohlthätige Vereine zu Königsberg. — Der zum Andenken Dinters (des Vfs. der Schullehrerbibel) zu Königsberg in Preußen gegründete Verein hat im Herbſte v. J. die erſte Klein-Kinder-Bewahrſchule daſelbſt gegründet und eröffnet und im März d. J. eine zweite Schule dieſer Art errichtet. — Der eben dort beſtehende Verein für Wiſſenſchaft und Kunſt hat auch in den letztverfloſſenen drei Jahren ſich angelegen ſein laſſen, Jünglingen von ausgezeichneten Geiſteskräften für wiſſenſchaftliches Studium oder von bedeutenden Anlagen für die Kunſt, die unentbehrlichen Mittel zu ihrer Ausbildung zu gewähren. Für wiſſenſchaftliche Zwecke ſind acht Zöglinge, und ebenwohl fünf Maler und ein Tonkünſtler durch Stipendien unterſtützt worden.

.*. Vermehrung und Verminderung der katholiſchen Kirchen. — Dem Ami de la Religion zufolge vermehrt ſich die Zahl der Katholiken in Schottland, wo dieſelben jetzt 24 Kapellen haben, dem Univers zufolge haben dagegen allein die proteſtantiſchen Akatholiken 13 Kirchen und Kapellen in Paris, — und der Ami de la Religion klagt, daß daſelbſt nach und nach viele katholiſche Kirchen untergehen, „bald um Straßen zu eröffnen, bald um Magazine anzulegen, bald um in Ballſäle und Theater ſich umzuwandeln ... Vor der Revolution befanden ſich mehr als 300 Kirchen von Kapiteln, Pfarreien, Mönchs- und Nonnenklöſter u. ſ. w. zu Paris. Dreiviertheile dieſer Kirchen ſind verſchwunden!“

.*. Gefährliche Zeitungsſchreiberei. — Hr. Koſſuth, der zu Peſth eine Landtagszeitung in Manuſkript herausgegeben, ſteht jetzt, dieſer Herausgabe wegen vom Fiskus des Hochverrathes (nota infidelitatis) der mit Verluſt des Kopfes und Vermögens beſtraft wird, angeklagt, — vor der königl. Tafel.

.*. Ordensverleihungen. — Hr. Kommiſſionsrath Kuttner, Begründer der Hagelſchaden-Verſicherungsanſtalt, iſt vom Fürſten von Sondershauſen in den Adelſtand erhoben worden, und der als ſtaatswirthſchaftlicher Schriftſteller bekannte Geh. Conferenzrath Lotz in Coburg hat das Commandeurkreuz des Ordens de Nossa Senhora da Conceicao de Villa Vicosa erhalten.

.*. Paganini, der ſeit einigen Jahren an heftiger Neuralgie leidet, hält ſich jetzt zu Paris auf, um, nachdem alle anderen Mittel ſich fruchtlos erwieſen, bei der Homöopathie Hülfe zu ſuchen. Eine für Kunſt begeiſterte engliſche Familie beherbergt den genueſiſchen Künſtler, der nun oft und gern eine junge Clavierſpielerin, die auch ein wunderbares Kunſttalent beſitzen ſoll, mit ſeiner Wundergeige begleitet. Sein 12jähriger Sohn, der in die Fußſtapfen des Vaters tritt, nimmt Theil an dieſem unbeſchreiblich herrlich Conzert.

.*. Belgiſch-franzöſiſche Taubenpoſt. — Von 49 Tauben, welche von der Geſellſchaft v. Abeona von Tours nach Brüſſel Morgends um neun Uhr entlaſſen worden, iſt eine ſchon Nachmittags um 5 Uhr 34. Minuten zu Brüſſel angekommen, und hat alſo, da die Entfernung 135 Lieues beträgt, mehr als 13 L. in einer Stunde zurückgelegt.

.*. Schöne päpſtliche Paſſion. — Der Papſt läßt ſich die Bereicherung und Anordnung des von ihm geſtifteten — hetruriſchen Muſeum's ſehr angelegen ſein. Im vertraulichen Geſpräch ſoll er dies ſeine „Passione“ nennen.

.*. Gasbeleuchtung für Eiſenbahnen. — Man hat im Werke, die Eiſenbahn von Brüſſel nach Antwerpen mit Gas zu beleuchten, damit man ſie auch Nachts befahren kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 190. 1837.

Phönix.

Montag, 14. Auguſt.

Ludwig Winter.

(Fortſetzung).

Ich habe geſagt: der ganze badiſche Adel, vorzüglich jene Faction, welche zugleich auch materielle Intereſſen zu wahren hatte, alſo der grundherrliche, war in tiefem unverſöhnlichen Haß entbrannt gegen das kecke, übermüthige Mitglied der zweiten Kammer, welches mit frecher Hand den Jahrhunderte alten Nimbus ſeines Standes mit harter, tödlicher Waffe geſchlagen. Dieſer Haß iſt heute noch derſelbe wie vor achtzehn Jahren, nur hat er ſich tiefer in die Bruſt begraben, aber die junge Generation hat ihn mit heißem Blute eingeſogen und er erbt in dieſer fort auf Sohn und Enkel. Seit den Erfahrungen der Juliustage von 1830 hat auch die badiſche Ariſtokratie, zwar nicht vergeſſen — ſo etwas vergißt ſich nicht — was ſie Beleidigendes von Winter erfahren, aber ſie hatte doch das Gedächtniß daran in minder ſchroffe Formen gehüllt, man gedachte es jetzt dem Staatsrathe nicht mehr mit jener beißenden bittern Sprache, die einſt, trotz ſeiner erhöheten Stellung, ja gerade darum, um ſeine Ohren gegellt, — denn man machte den geänderten Verhältniſſen, man machte der Nothwendigkeit die gebührende, wohlverſtandene Conceſſion, wenn auch mit feiner Höflingsmiene.

Großherzog Ludwig — auf dieſen muß ich wieder zurückkommen — empfand nicht ſo eigentlich Haß gegen Winter, aber einen tiefen unbeſiegbaren Widerwillen, als gegen den Mann, der der Erſte und faſt Einzige es gewagt, ſo ganz gegen alle Rückſicht, mit ſolch unerhörter allemanniſcher Accentuation des Ausdrucks, ſeine ganze dreiſte Skepſis gegen die Unumſtößlichkeit eines Begriffes zu ſchleudern, der bis jetzt für die allein haltbare Unterlage des Thrones wie des Staates in der Reichsgrammatik gegolten hatte.

Aber dieſe Abneigung des Fürſten gegen Winter war das Gefühl des Weltmanns, der aus ſeiner beneidenswerthen Behaglichkeit mit Eins aufgeſtört wird durch den lauten Lärmruf eines Dritten, einen Lärmruf, der ſeiner bisherigen liebſten Umgebung gilt, welche ausgeſcholten wird als ungeziemend ſolch einem hochſtehenden Manne.

Der Fürſt ſah ein, daß der Mann, welcher nun von denen, gegen die ſein Ruf gerichtet war — als übermüthiger Schreier verrufen wurde — daß derſelbe, trotz dem, daß er auch ſeine Indignation erregt, doch in manchen Punkten Recht habe, und daß dieſe eine ernſte Erwägung verdienten, bevor man den Stab über den Inculpaten breche.

Auch wußte Ludwig ſehr gut, eine gewiſſe herausfordernde Malice Winters von den gut begründeten Wahrheiten zu unterſcheiden, welche als Kern der rauhen Schale auf den Regierungstiſch niedergelegt wurden.

Er hörte ſie allzumal mit jenem ſkurrilen Lächeln an (das dem Geſichte keines Sterblichen eigener war, als dieſem Fürſten), die Einflüſterungen der hochadelichen Clienten, die auf muſterhafte Zurechtweiſung des geheimen Referendars, des übermüthigen Volkstribuns drangen. Er nickte ihnen Beifall zu, was ihm bei ſeiner eigenen Meinung gegen Winter leichter ankam, aber ſein divinirender Gedanke hatte bereits etwas Anderes beſchloſſen.

Er erkannte das Bedürfniß einer Stütze, welche, aus dem friſchen Lebensſtamme des Volkes und der

Wiſſenſchaft entſproſſen, ſich ſchützend am Staatsgebäude emporſchlinge und jedem widerwärtigen und feindlichen Andrange, wie von Innen ſo von Außen, wehre, und deren Lebenskräfte ſich inoculirten in den Körper des Staates ſelbſt.

Je weniger nun aber, gegenüber Herrn Winter, des Fürſten Auge voll Illuſionen war, um ſo minder konnte er ſich auch in der Abſchätzung ſeines Werthes täuſchen, um ſo tiefer mußte ſich in ihm das Bewußtſein deſſen, was dieſer Mann als Freund wie als Feind zu leiſten vermöge, einprägen. So ließ er alſo, der Fürſt, den geheimen Referendar in ſeiner amtlichen Stellung nicht nur ungekränkt, ſondern, obgleich er ihm ſein perſönliches Mißfallen über das, was er auf dem vergangenen Landtage angeregt, deutlich, ja offen ſeine Abneigung fühlen ließ, ſo ſtellte er ihn insgeheim dem Hofe und der ganzen Adelsklaſſe als jenes Prinzip in Perſon entgegen, deſſen Tendenzen in geradem Gegenſatze gegen alle Lebensintereſſen anſtrebten, welche bisher die Vorrechte des Adels, ſein ganzes Sein, erfüllten, und welches, in ſo weit die Intereſſen des Landes, des Volkes (ein identiſcher Begriff), mit jenen der neuen conſtitutionellen Regierung ſich verſchlängen, auch in der Hand des Fürſten, *wenn er es für nöthig finde*, die Kraftarme gegen ſie ausſtrecke.

Indem Großherzog Ludwig in ſolcher Weiſe die hohe Ariſtocratie, als Schutzmauer gegen jedes populare Attentat, um ſo feſter an ſich knüpfte, als er ſie fühlen ließ, daß er ſich noch mit andern Kräften verbinden könne, welche, indem ſie ihn faſt unbeſiegbar machten, zugleich die patriciſchen Intereſſen ganz in den dunkeln Hintergrund werfen würden — ſo rettete er zugleich gegenüber dem Volke ſeinen chevaleresken Stolz, den er, der leidenſchaftliche Protector der Uniformen, — ungeahnt und ungerächt nie verletzen ließ.

Im Jahre 1824, nach zwei weiteren Landtagsſeſſionen, die dem Fürſten alles conſtitutionelle Weſen und Treiben ſo recht in ſeiner innerſten Seele verleidet und widerwärtig gemacht hatten, in welchen Winter aber als Mann von feſter Geſinnung ſich bewährt, ernannte er gleichwohl dieſen, ſelbſt treu ſeinem einmal angenommenen Syſtem und ſeiner Überzeugung, — zum Staatsrathe mit Sitz und Stimme im Staatsminiſterium, und mit dieſem Schlage — indem er damit elektriſch die Nobleſſe erſchütterte, zugleich aber den Anmuthungen des Volkes — obwohl ſie in verſchiedenartigem Sinne gedeutet wurde, — eine Conceſſion machte, hatte er allerdings einen Streich gethan, in mancher Hinſicht ſo bedeutungsvoll für die Hoffnungen und Beſtrebungen der Partheien, als von großem Gewichte für den künftigen Gang der Verwaltung und der Regierungs-Initiativen, welches Gewicht unglückſeligerweiſe nur von dem Einfluſſe weniger Individuen niedergedrückt wurde. Dieſe, die nächſte Umgebung des Regenten bildend, flochten zugleich den Cauſalnexus einer Tragödie und thaten einen tiefen Schnitt in den jungen Baum der Verfaſſung, indem ſie mit Einſtimmung ziemlich willenloſer Angeordneter die Beſtimmung durchſetzten, nach welcher anſtatt alle zwei Jahre nur alle drei künftig die Kammern zuſammenberufen werden ſollten. — Die widerſtrebenden Kräfte ſchlugen im wilden Kampfe gegeneinander, bis endlich eine verſöhnende Cataſtrophe durch den Tod des Fürſten eintrat.

Wir übergehen um ſo lieber dieſen Kampf, als deſſen Zeichnung in der Feder eines Badeners — gleichviel, welcher politiſchen Confeſſion er ſein möge — nur grelle Farben auf die Tablette rufen könnte, und um ſo weniger er uns ſelbſt ſtreng charakteriſtiſche, markirte Züge zu der Silhouette zu verleihen vermöchte, in deren Entwerfung wir begriffen ſind. Die Geſchichte wird einſt das *ihrige* thun, wir vermögen nur einzelne Striche hinzuwerfen, die auch nur Einzelnes andeuten und anregen ſollen, damit es ſich einſt in dem Colorite des Geſchichtsſchreibers, der über vollendetem Stoffe herrſcht, wenn durchaus nicht als bedingende, ſo doch als hervorſchimmernde Nebenfarbe und paſſende Staffage hindurch ziehe.

Großherzog Ludwig war den 30. März des Jahres 1830 zu ſeinen Vätern heimgegangen, und es folgte ihm auf dem Throne ſein älteſter Halbbruder Leopold, der erſte Sproſſe aus der zweiten Ehe Karl Friedrich's, ſeit längerer Zeit der erklärte Nachfolger ſeines Bruders und der Baum der Hoffnungen des Volkes durch die Richtung des Geiſtes, wie durch die Weſenheit ſeines Gemüthes, von welcher manche Kunde durch das Land gegangen und die Herzen ihm zum Voraus entgegengebracht hatte.

Als Leopold den erledigten Scepter ergriff, da ſchien der warme Hauch eines neuen Geiſtes durch das Volk zu wehen und allen Geiſtern das Ziel friſchen lebendigen Strebens, den Gemüthern aber einen neuen Haltpunkt ihrer Wünſche, ihrer Hoffnungen darzureichen.

Mit dem erſten Frühlingsodem dieſes Jahres überhaupt ſchien ein neues geiſtiges Lebensprinzip in die Seelen zu fließen. Die phyſiſchen Pulſe pochten ſchneller, aber ſie wurden von einem unnennbaren Drange getrieben, über welchen ſich die Gemüther ſelbſt für den Augenblick keine Rechenſchaft zu geben vermochten.

(Fortſetzung folgt).

Aus Berlin.

(Fortſetzung).

Das Verdienſt dieſer That muß vor Allen den Schriftſtellern der ſogenannten jungen Literatur vindicirt werden. Es muß Heine nachgerühmt werden, daß er zuerſt den Muth hatte, ſich der politiſchen Intereſſen in einem Maaße und in einer Ausdehnung zu bemächtigen, wie Niemand vorher es gewagt, und es muß Mundt, Gutzkow, Laube und Kühne nachgerühmt werden, daß ſie dieſen von Heine in's Leben gerufenen Kampf in Bezug auf die ſocialen und literäriſchen Zuſtände Deutſchland's mit Muth und Entſchloſſenheit fortzuführen geſtrebt haben. Es war leider nur vorauszuſehen, daß die hierdurch erregten Intereſſen mit denen der Regierungen in Conflikt treten mußten; denn Gutzkow namentlich war über das Maaß hinausgeſchritten. Doch das ſind nun ſchon Zuſtände, die der Vergangenheit angehören. — In großem Irrthum aber befinden ſich die, welche die gewaltſam unterdrückten Intereſſen für vertilgt und erloſchen halten; ſie ſind eben nur ſuſpendirt. Berlin hat, wie in jeder früheren Epoche der neueren deutſchen Literatur, ſo auch in der jüngſten und gegenwärtigen den größten Einfluß ausgeübt. Denn wer will es leugnen, daß wie die Schlegel aus der Fichte'ſchen, ſo jene Koryphäen der jungen Literatur aus der Hegel'ſchen Philoſophie erwachſen ſind. Hegel's philoſophiſch-hiſtoriſche Weltanſchauung bildet überhaupt den Culminationspunkt der wiſſenſchaftlichen Bildung des 19. Jahrhunderts, es gibt kein höheres, edleres und wahreres Ziel, als das, die Idee in der Objektivität aufzuſuchen, die Vernunft der Wirklichkeit nachzuweiſen. Jeder Zwieſpalt des theoretiſchen und praktiſchen Erkennens iſt in dieſem Streben gelöſ't, das Denken hat ſich ſelbſt gefunden. Aber Hegel hatte es auch zugleich ſelbſt ausgeſprochen, daß die Philoſophie nur grau in grau malen, daß ſie nur das Weſen in dem Geweſenen erkennen, nicht aber Neues erſchaffen könne, er hatte ihr nur das Nach-Denken, die Nacharbeit der Geſchichte vindizirt, und er überließ es dem Leben, aus ſeiner ewig friſch pulſirenden Kraft neue Geſtaltungen hervorzurufen. Hier nun mußte die junge Generation, welche dieſes Leben in ſich ſprühen und glühen fühlte, anknüpfen. Sie mußte das Gemüth, das in der Hegel'ſchen Philoſophie zu ſehr in den Hintergrund gedrängt, ja faſt erſtarrt war, wieder zu ſeinem Rechte bringen, die Schaffungskraft der Phantaſie mußte wieder geheiligt werden. Theodor Mundt war es, der hierauf zuerſt und am glühendſten drang. „Die Vernunft," ſagte er, „iſt der heilige Geiſt des Syſtems, das Verbindende zwiſchen der göttlichen Wahrheit und der menſchlichen Philoſophie, der Verſtand iſt die ordnende organiſche Kraft, das Geſetz und Gleichmaaß der Glieder, das Gefühl iſt das menſchliche Blut, der feurige Puls der Bewegung, welcher in allen Adern des Syſtems quellen und ſchlagen muß. Die Phantaſie iſt die über dem logiſchen Ernſt aufgehende Sonne, welche ſelbſt über die begriffene und demonſtrirte Schöpfung noch Licht, Farbe und Vogelgeſang auszugießen im Stande ſein ſoll. So wird die Philoſophie ausſehen, wie ein lebendiger Menſch, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat." An Mundt ſchloß ſich zunächſt und am engſten ſein Freund und Kampfgenoſſe G. Kühne an, indem er eben ſo glühend wie Jener auf die Vereinigung der Philoſophie mit der Poeſie drang, „dann," meinte er, „würde ſie erſt recht Volksthum. Die Philoſophie unſerer Zeit," ſagte er einmal, „hat es noch nicht zur ſchönen Form gebracht. Das iſt nicht unwichtig, das iſt vielmehr eine Frage über ihr Sein und Nichtſein." — In dieſer Tendenz lag nun die Berechtigung, ja die Nothwendigkeit, von der Subjektivität aus die Neugeſtaltung der Poeſie durch den philoſophiſchen Gedanken zu unternehmen. Man ging wieder zu dem Punkt zurück, von dem Göthe ausgegangen war, man wollte die Schilderung der für das Leben bedeutendſten Seelenzuſtände aus der Fülle des Gemüths reproduciren. Die Reaktion des Sinnlichen gegen den Druck des Geiſtes, die religiöſen Zuſtände und vor allen die Verhältniſſe des weiblichen zu dem männlichen Charakter ſchienen hierzu paſſende Gegenſtände. Ja die unmittelbare Gegenwart ſchien dazu aufzufordern. In Berlin hatte Rahel längſt einen Kreis zu bilden gewußt, der die gewöhnlichen Umgangsverhältniſſe weit überragte, der das Innerſte der Seele an das Tageslicht zu beſchwören wußte, Berlin gehörte ferner Bettina und Charlotte Stieglitz an, jene in der Liebe die göttliche Begeiſterung, dieſe den Wermuth des Lebens findend, und den Todeskampf mit ihm kämpfend. Und aus Fankreich trat uns ein anderes Weib entgegen, ausgerüſtet mit der Kraft der Poeſie, die, was Jene nur in ſtiller Ahnung und Sehnſucht in ſich hineinlebten, kühn und mit männlichem Muthe auszuſprechen wagte, indem ſie es in plaſtiſch vollendete Gebilde der modernen Romantik hüllte. George Sand iſt würdig, neben Göthe geſtellt zu werden in der Gattung des Romans, ja ihr iſt bei gleicher bildender Kraft eine umfangreichere Tiefe des Gemüths und auf jeden Fall eine edlere Seele zuzuſchreiben.

Neben ihren Schöpfungen müſſen nun, was Mundt, Kühne, Gutzkow und Laube für die Poeſie hervorgebracht haben, in den Schatten treten, ja es iſt kaum damit zu vergleichen. Überhaupt iſt zu ſagen, daß die poetiſche Kraft Jener nur gering war. Darin, daß ſie reproduciren mußten, lag ihre Schwäche. Die nordiſche Reflexionsrichtung war zu überwiegend in ihnen, ihre Poeſie war reflektirt, nicht urſprünglich. Die Emancipation des Fleiſches hatte Heine einſt weit glühender dargeſtellt als ſie. Die Vereinigung der Poeſie und der Philoſophie iſt ein noch nicht errungenes Ziel der modernen Poeſie, es wird und kann erſt erreicht werden, wenn wir in unſern politiſchen und ſozialen Zuſtänden ein Analogon des antiken Lebens gefunden haben werden, wenn das Leben ſelbſt ſich in Thaten ausprägt. Frankreich hat darin vor Deutſchland ſchon jetzt einen unbedingten Vorſprung. Uns fehlt jede Öffentlichkeit, wir müſſen, wie Mahadöh, „der Gott der Erde," in das Innere der Häuſer hinabſteigen, wenn wir Menſchen menſchlich ſehen wollen, und dann iſt es auch oft nur ein verlornes Kind, das uns ſein Herz eröffnet. So lange wir nun auf dieſe Weiſe der Nothwendigkeit unterworfen ſind, mühſam nach Stoffen zu ſuchen, unterliegen wir auch dem Fehler, bloß nach unſerer Imagination zu dichten und in Idealismus zu verfallen.

Wer nicht Göthe's objektiv bildende Kraft oder wenigſtens Tieck's Individualiſirungskunſt beſitzt, dem iſt die Möglichkeit, das Höchſte in der Poeſie zu erreichen, faſt ganz abgeſchnitten. Wie aber, wenn die Wirklichkeit das Talent begünſtigt, die herrlichſten Schöpfungen erſtehen, zeigt evident das Beiſpiel des Verfaſſers der transatlantiſchen Reiſeſkizzen und ſelbſt das der Düdevant, inſofern ſie erlebte Zuſtände ſchildert.

Göthe fällt in Eckermann's Geſprächen folgendes ſtrenge Urtheil über die jüngſte Literaturepoche: „Alle im Rückſchreiten und in der Auflöſung begriffenen Epochen ſind ſubjektiv, dagegen aber haben alle vorſchreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unſere ganze jetzige Zeit iſt eine rückſchreitende, denn ſie iſt eine ſubjektive. Dies iſt nicht bloß an der Poeſie, ſondern auch an der Malerei und vielem andern zu ſehen. Jedes tüchtige Streben dagegen wendet ſich aus dem Innern hinaus auf die Welt." Hiergegen iſt aber Manches zu bemerken. Vor Allem dies, daß jeder Menſch eine ſubjektive Bildungsepoche durchgemacht haben muß, ehe er ſich an die Welt zu wenden fähig wird, wie ſich denn in Göthe ſelbſt dies Moment auf's klarſte wiederſpiegelt. Sodann iſt zu behaupten, daß die Poeſie aus der Subjektivität unſerer Zeit weit ſchneller zur Auffaſſung der objektiven Verhältniſſe gelangt, wie das vorige Jahrhundert, weil die hiſtoriſchen Zuſtände uns weit näher liegen als jenem, ja daß überhaupt die ſubjektive Bildung unſerer Zeit eine tiefere iſt, wie dies die neueſte Lyrik hinlänglich aufweiſt. Darin aber hat Göthe Recht, daß ein zu langes Verweilen in der Subjektivität ein Fehler und das Stehenbleiben darin ein Rückſchritt iſt. Für die Malerei hat dies unlängſt Adolph Schöll bei ſeiner Beurtheilung der neueſten Produkte der Düſſeldorfer Schule im Morgenblatt auf's ſchärfſte nachgewieſen, er hat gezeigt, daß die Düſſeldorfer, ſelbſt die Ausgezeichnetſten, wie Hildebrandt, deßhalb noch nicht die höchſte Stufe der Kunſt erreicht haben, weil ſie ſich in der Darſtellung von ſubjektiven Zuſtänden, die gar nicht zu malen ſind, verlieren. Eben dies ließe ſich für die Poeſie thun. Heine namentlich unterliegt dem Vorwurf, daß er aus der Subjektivität nicht heraus kann, und daß er deßhalb ſtehen geblieben iſt. Demſelben Mangel unterliegen Laube und Gutzkow, in geringerem Maaße Mundt und Kühne. Laube's Poeſieen ſind deßhalb ſo arm, weil er ein Meiſterwerk geliefert zu haben glaubt, wenn er irgend einen Seelenzuſtand, von einer Schauſpielerin, oder wie in ſeiner neueſten Novelle „das Glück," eines ganz gewöhnlichen Menſchen ausmalt und dieſe Malerei mit der muſikaliſchen Ausführung allerlei intereſſanten Beiwerks ausſtattet, gerade ſo wie die Düſſeldorfer ihre Bilder mit meiſterhafter Technik kleinlicher Dinge verzieren. Laube iſt deßhalb in ſeinem äußern Gebahren, wie in ſeinen Literaturbetrachtungen, die auf den Charakter wahrer Kritik keinen Anſpruch machen können, in ein formell-pedantiſches Weſen verfallen, das ihn zu einer ſtereotypen, für ſein Fortſchreiten wenig Hoffnung gebenden Richtung hingetrieben hat. Gutzkow hat die Subjektivität bis zur Starrheit in ſich ausgebildet. Die ſtachlichte Härte des norddeutſchen Charakters iſt in ihm verſteinert; und er paralyſirt, was tüchtig an ihm iſt, durch dieſe Härte. Mundt und Kühne dagegen haben ſich ihrer gründlicheren philoſophiſchen Bildung gemäß aus dieſer Richtung emancipirt, auch ſie geben ſich der Eigenthümlichkeit des Gegenſtandes hin, aber nicht, um ſich darin zu verlieren, ſondern um ihn zu beherrſchen und ſeine univerſale Bedeutung zu erfaſſen. Kühne's Kritiken in der eleganten Zeitung, ſowie Mundt's Charakteriſtiken in ſeiner Kunſt der deutſchen Proſa ſind Meiſterſtücke der ſubjektiv-objektiven Kritik. Ihre bisherigen Poeſieen aber unterliegen gleichfalls jenem Mangel der einſeitigen Subjektivität, und es iſt immer noch zweifelhaft, ob ſie in der Poeſie eine hohe Stufe zu erlangen fähig ſind. Sie werden es nur vermögen, wenn ſie dem objektiven Weltſtoffe ſich hingeben. —

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

*** „Das Feſtland Auſtralien," eine geographiſche Monographie — nach den Quellen dargeſtellt von C. E. Meinicke — welche kürzlich zu Prenzlau erſchienen, iſt, der Verſicherung R(itter?)'s in der preuß. Staatszeitung nach „ein, mit ſeltenem Fleiß und gründlicher Kritik bearbeitetes, mit vielen eigenthümlichen Anſichten durchflochtenes Werk." — Aus den von Herrn Meinicke geſammelten Thatſachen geht hervor, daß das Klima von Auſtralien wegen der Milde und Regelmäßigkeit der Trockenheit und Dunſtreiheit der Temperatur eines der geſündeſten der Erde. Die mittlere Temperatur in Sidney iſt im Frühling 18, 6 C., im Sommer 22, 3, im Herbſt 17, 0, im Winter 12, 6. — Faſt allen Reiſenden iſt die Einförmigkeit der dortigen Vegetation aufgefallen. Zwar zählte Brown dort 4200 Pflanzenarten (von denen $^{7}/_{10}$ Auſtralien eigenthümlich ſind); aber die Hälfte aller Arten gehört allein 11 Familien an; das Geſchlecht Eucalyptus bildet in Oſt-Auſtralien mindeſtens $^{4}/_{5}$ aller Wälder, und dieſem und dem Acacia-Geſchlecht gehört mehr als die Hälfte aller Pflanzen-Individuen des ganzen Landes an. Dazu kommt, daß die Blätter der vorherrſchenden Pflanzen vertikal ſtehend und auf beiden Seiten gleiche Hautdrüſen haben, des Glanzes und der Friſche des nördlichen Laubes ermangeln. Auch die Blumen ſind zwar ſchön, aber einförmig und auffallend duftlos. Merkwürdig iſt, daß ebenſowohl dies Land reich an ſchön gezeichneten, als es arm an Singvögeln iſt. Mit dem Reichthum an Vögeln contraſtirt die Armuth an Säugthieren und die Einförmigkeit in deren Bildung; faſt alle ſind Beutelthiere. Sehr raſch verbreiten ſich aber die von den anderen Welttheilen eingeführten Pflanzen und Thiere.

Druckfehler.

Nro. 185 Seite 740 Spalte 2 Zeile 22 von unten lies: „die Maſchen (mailles) des Zellgewebes ſich nach und nach mit feineren Maſchen füllen."

Nro. 186 S. 744 Sp. 2 Z. 7 v. ob. lies: „wenn das eigentlich Epiſche ruhiger wäre; dieſe Dame beſitzt ſehr viel Talent für die Novelle und wird es immer ſchöner entfalten."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 191. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 15. Auguſt.

Stams und Hohenſchwangau.

(Schluß).

Auf Bruder Johannes Vorwort gab Ludwig Stams die Zollfreiheit in ſeiner Stadt München und bei ſeinem Hauptzoll am Lech. — Bruder Johann, zwiſchen 1285 und 1288 geboren, ging, ein ſtiller, zu ſchwärmeriſcher Frömmigkeit geneigter Knabe dem Zimmermanns-Gewerbe ſeines Vaters nach, und that vor den Augen ſeiner tödtlich erſchrockenen Eltern einen Fall vom Gerüſte des Thurmes der fürſtlichen Stiftskirche zu Kempten, der eben ausgebeſſert wurde. Seine wundergleiche Erhaltung ſchrieben die Eltern dem blitzesſchnell gethanen Gelübde zu, ihn ſeinem Namensheiligen in Stams zu weihen. Wirklich trat er auch ſpäterhin in dieſes Stift, nachdem er vorhin bereits den Weltprieſterſtand ergriffen, und verwaltete die beiden nach Stams gehörigen Pfarren, Neſſelwang, im Algäu, und Mays, (des altrömiſchen Majä unſern Meran und des alten Hauptſchloſſes Tyrol). Es waren merkwürdige Jahre, in denen der große Ludwig auf Tage oder Stunden, Hohenſchwangau beſucht, 1312, das Jahr bittern Zwiſtes mit der Mutter Mechtild und dem Bruder Rudolf, 1332, bei der Grundſteinlegung zu Ettal, 1345, als Frankreichs Ränke eine halbe Welt für Ludwig bewegten, 1347, als Ludwig der Brandenburger die auf Tyrol belagerte Margarete befreite und die Welſchen und Böhmen unter dem Gegenkönig Carl in wilde Flucht ſprengte, auf der die Biſchöfe von Trient und Chur gefangen wurden und Carl ſelber mit genauer Noth entrann. — In den beiden letzteren Jahren war Bruder Johann nicht mehr in Neſſelwang, doch iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß der Kaiſer auf öfterem Zuge durch das Innthal den theuren Freund in dem theuren Stams beſucht habe? Bruder Johannes und ſein Abt Ulrich von Rietz traten offen auf gegen die vom Kaiſer eifrig betriebene Vermählung Ludwigs mit der Maultaſche. An der Spitze ſeiner Brüder, mit vorgehaltenem Stabe wehrte Beiden, als Gebannten, der Abt Ulrich den Eintritt in ſeine Kirche. Wieder trat der ſo milde als ſtandhafte Kaiſer in's Mittel, und bewog Ludwig und Margarethen zu einer Urkunde der Verſöhnung, die in jener rauhen Zeit ein ruhmwürdiges Denkmal zarter Großmuth zu heißen verdient.

Ein bairiſches Volksbuch ſagt über Ludwigs letzte Jahre: „Kein noch ſo hartes Opfer konnte den Papſt verſöhnen. Ludwigs Innerſtes, ſeine Macht, ſein Ruhm, ſein Haus, ſeine Völker waren ſchwer getroffen. Die Tugend der Treue ward ihnen zur Untreue, die heiligen Triebe der Natur ihnen zum Verbrechen gemacht. — Das Alles änderte keineswegs Ludwigs religiöſen Sinn, milderte nicht ſeine Großmuth gegen die Klöſter, erkaltete nicht ſein weiches, leicht bewegtes Herz. — Wiewohl gebannt, verflucht und aus der Gemeinſchaft der Gläubigen verſtoßen, hörte er im alten Hof oder bei den Franziskanern unerkannt die Meſſe, und that, hinter einem am Strahlenkranze durchbrochenem Heiligenbilde verborgen, Blicke voll Wehmuth nach dem Hochaltar.“

„Ich habe geſündiget, o großer Gott, aber ich habe Dir Treue gehalten im Herzen und im Glauben, darum vergib mir!“ — ſprach mühſam der große Ludwig, auf der Fürſtenfelder Kaiſerwieſe plötzlich vom Pferd ſinkend und in den zitternden Armen der Seinigen den letzten Seufzer verhauchend. (11. Octbr. 1347). Vierundzwanzig Jahre in einem fort haben ihm die Päpſte unermüdbar geflucht. Aber der Himmel erlaubte ſich öfters, anderer Meinung zu ſein. — Er hat ihn, inmitten ſchwerer Prüfungen, vielfach geſegnet.

Das Merkwürdigſte iſt, welches troſtreiche Gerücht über Ludwigs Hinſcheiden aus den Klöſtern Stams und Ettal alsbald wie ein Lauffeuer über ganz Deutſchland erging: — „In dem 1347. jare. Am 11. tag des weinmonats, ſeiner kayſerlichen Mayeſtäten regierens in dem 33. jare, iſt der durchleuchtigiſt Fürſt und Herr Ludwig der **IV.** des namens römiſcher kayſer, von dieſem jammertall abgeſchiden, dem und allen Chriſtgläubigen Gott der allmächtig ſeine göttliche Gnad und Barmherzigkayt mittaylen. Amen. §. — Zuwiſſen auch am andern tag nach todt des kayſers — iſt geſchehen in kloſter ſtamps, hat ein andechtiger Vater verpracht den Dienſt gottes, und meß geleſen. So er nun kam und bis auf die wort der heiligen wandlung: ſchwig er ain klaine Zeit gar ſtill, darnach ſprach er zu teutſch zu dreymall, dieſe nachvolgende wort. O wie wee, wee dir iſt, und wird doch ſchier wol beſſer! Nach dieſen worten ward er verpringen ſein Ampt und wandeln. Auch ſo wollt er nieſſen das hochwürdig Sacrament. verzoche er abermahls eine kleine Zeit und ſchwieg ſtill. Darnach ſprach er, wie vor in teutſch zu dreymall. O wie wee, wee dir iſt, und wird doch ſchier wol beſſer! Nachdem wardt er das Sacrament nyeſſen. Des alles vernam der Altardiener, und ſo die meſſ volendt und verpracht ward, fragt der Altardiener gar themüetiklich den prieſter, was er doch mit den Deutſchen wortten, die er in dem Ampt der meſſ alſo gemelt, gemaint oder angezaigt hette? Antwurte der prieſter und verkündt im, wye kayſer Ludwig geſtorben, und in der meſſ fürkummen, in groſſer pein ſey, aber doch ſchier darauß erlöſt werde. Daran menigklich mag merken, das er iſt in Genaden Gottes des almechtigen.“

Bruder Johann von Kempten ſtarb am 21 Juni 1330 faſt 70jährig. — Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als Zwietracht ſeine Brüder theilte, ſie den frommen Abt Conrad von Feldkirch abſetzten, und den unruhigen Heinrich von Albrechtseck an ſeine Stelle erwählten.

Ludwig Winter.

(Fortſetzung).

Großherzog Leopold hatte kaum einige Monate den badiſchen Thron inne, als Alles umgewandelt ſchien in dem herrlichen, reichbegabten Lande, Alles im innerſten Lebensborne erregt durch die Zauberruthe, mit welcher er alte Wünſche, alte Hoffnungen in Form und Materie zu verwirklichen begonnen hatte. Er reiſ'te allenthalben im Lande herum, zuerſt in der Pfalz, — dann in den mittlern Gegenden, und als er endlich in das alte Land der Zähringer, hinauf in das blühende Eden ſeiner Ahnen gelangte, da umrauſchten ihn ſchon die Julilüfte, die auf Adlerflügeln vom Rheine herüberwogten, und indem mit den lauten Tönen der Freude der Jubelruf des Volkes ihn umfluthete, ſo vernahm er bereits darin jenes allmächtig ſehnende Verlangen, welches der heiße Brand der Juliusſonne in alle Gemüther gegoſſen. Es war der Monat September, in welchem er im Oberlande war, und als der kommende Oktober den Fürſten wieder in ſeiner Reſidenz erblickte, da waren in ihm und den Männern, welche ihn allüberallhin begleitet hatten, noch lebendig friſch und warm die Erinnerungen, die ſich dort eben tief, hinſichts der ungeheuchelten Liebe eines wackern Volkes und ſeiner billigen Erwartungen, in ihren Buſen eingegraben. Das war von großer Bedeutung für den nächſten Abſchnitt des Verwaltungsſyſtems und der conſtitutionellen Geſchichte Badens.

Denn nachdem der Fürſt jetzt mit eigenem Auge die Sympathieen und Antipathieen des Volkes geſchaut und hingehalten das eigene Ohr an die von ſelbſt ertönende Äolsharfe der Bedürfniſſe ſeiner Unterthanen: — dann war es wohl jenen Männern, die ihn begleitet — unter ihnen Winter voran — bei gutem Willen ein um ſo Leichteres, den richtigen Takt zu treffen, der von nun an und immerdar in der Verwaltung und ihren fortſchreitenden Entwickelungen einzuhalten.

In dieſem Augenblicke aber gerade wurden allen Ernſtes die Vorarbeiten zu der im Frühjahre 1831 verfaſſungsgemäß zuſammentretenden Ständeverſammlung aufgenommen, und das ernſte Verlangen der Regierung, ihre neuen Intentionen allerwärts mit den Bedürfniſſen des Landes in Einklang zu ſetzen, konnte nun gleichbald ſich bewähren. In der kurzen Zeit dieſes Prüfungsprozeſſes, der um ſo minder ſchwierig war, als die Anſichten über das, was zu thun, unter den Mitgliedern faſt des ganzen Staatsminiſteriums dieſelben, ſonach conform mit jenen des Fürſten ſelbſt waren, — hatte bereits die franzöſiſche Juliustragödie im tiefen Nordoſt wie in einigen Gegenden des deutſchen Vaterlandes ebenfalls gezündet, und der Odem des neuen Weltgeiſtes, der ſolche Wirkungen ſchuf, war nicht geeignet, das badiſche Regime, auch bei minderer Energie des Guten, als ſie in Wahrheit vorhanden war, in den gefaßten Vorſätzen wankend oder ſchlaff zu machen.

Alſo geſchah es, daß der neue Landtag, nachdem — da ſo eben die letzte Landtagsperiode zu Ende gelaufen, manches Neue, von den Ereigniſſen der Gegenwart emporgetriebene Element in die Zahl der Volksrepräſentanten eingetreten, unter guten ja den beſten Auſpizien begann, welche noch je bis jetzt als Conſtellation über einem deutſchen Landtage geſtanden. Von dieſem Zeitpunkte an datirt ſich auch jene umfangsreiche Wirkſamkeit, welche Winter, theilweiſe unter den Fittigen des

Staatsminiſterialpräſidenten von Reizenſtein, bis jetzt als Chef der ganzen innern Verwaltung, als vornehmſtes Triebrad aller Adminiſtrationsakte eingenommen hat, und mit welcher er bisher gleichſam die innere Geſchichte Baden's geſchaffen. Freiherr von Reizenſtein nämlich, den ich ſo eben genannt, hatte ſich vor Jahren, von manchen fürſtlichen Intuitionen aus der letzten Zeit Ludwig's unangenehm berührt, in betrachtende Ruhe zurückgezogen, nicht ohne indeſſen mit ſtillem Rathe dem Lande fürder zu nützen, das für ihn, den Mann voll erleuchteter Grundſätze und edler Humanität, den Reſtor der badiſchen Staatsweisheit, jederzeit ein Gefühl tiefer Verehrung bewahrt hat.

Nun hatte der neue Fürſt kaum das erledigte Erbe ergriffen, als alſogleich deſſen Ruf an Herrn v. Reizenſtein erging, wieder einzutreten in das Geſammtminiſterium als Miniſterpräſident, welchem Ruf der edle Greis mit geſenktem Haupte zwar, doch mit der unverloſchenen Kraft des Jünglings folgte.

Der durch ſeine kühnen Tendenzen und ſeine Wirkungen im innern Organismus des deutſchen Verfaſſungslebens hochberühmte Landtag des Jahres 1831, begann im Märze, wie ſchon geſagt: unter verhängnißvollen, aber für das kühne Wiederaufleben des Conſtitutionalismus — im identiſchen Sinne mit dem Erwachen des Volkes zur geſetzbegründeten Freiheit — glücklichen Auſpizien.

Das Vertrauen, welches der verſtorbene Großherzog in die Tüchtigkeit Winter's geſetzt und das unter den ſchwierigſten Verhältniſſen der Verwaltung durch den letztern ſtets glänzend, mit der nebenſeitigen Erfüllung aller Pflichten eines Ehrenmanns, bewährt ward, — ging in noch höherm Grade auf den neuen Fürſten über, der auch in perſönlicher Beziehung dem Staatsrathe und nunmehrigem Miniſterial-Chef wahrhaft gewogen war, und bereits in eigenen Angelegenheiten als Markgraf eben ſo wohl Winter's ehrenfeſte Geſinnung als ſeine muſterhafte Geſchäftsgewandtheit, ſeine adminiſtratoriſche Tüchtigkeit kennen zu lernen mehr als hinlängliche Gelegenheit gefunden hatte.

Ludwig Winter'n alſo wurden bei'm Beginnen dieſes Landtags zunächſt die Ruder des Staatsſchiffes anvertraut, um es hindurchzuſteuern durch die drohenden Stürme, die dem Blicke des forſchenden Staatsmannes bei der Conſtellation aller politiſchen Verhältniſſe der Gegenwart und mit Hinſicht auf das eigene Gähren der erregten Lebenselemente des Volkes und ſeiner neuen Vertreter — als unausbleiblich, als die nothwendige Folge einer tief in dem Geiſtesprozeſſe dieſer Tage begründeten Urſache, erſcheinen mußten.

Winter aber war nicht bloß als der erſte Hort der Regierungsbank in die Mitte der Stände getreten, ſondern ihn hatte der Wahlbezirk des Landamtes Karlsruhe zugleich zu ſeinem Repräſentanten gewählt, und ſo wieder, wie theilweiſe auf den frühern Landtagen, ſtand er auch jetzt als vermittelndes Prinzip zwiſchen Thron und Volk, diesmal nur im Gefühle größerer Kraft und freiern Muthes, wenn auch unter relativ ſchwierigern Verhältniſſen als einſt und je, wo die Gefahren nur von Innen kamen und die Prozeſſe ſich im eigenen Lebensmarke des Staates entwickelten.

Welchem Geiſte, der die pochenden Lebenspulſe jener neuen politiſchen Aera gefühlt, ſteht nicht noch das Gedächtniß an die denkwürdigen Verhandlungen dieſes erſten badiſchen Landtags unter Großherzog Leopold's Regierung lebhaft vor Auge?

Ganz Deutſchland blickte — ja, und auch das conſtitutionelle Ausland — nach dem kleinen Baden, das ſich hinſchlängelnd weit entlang dem brauſenden, herrlichen Rheinesſtrom gleich den alten Phöniziern am Meeresgeſtade, den erſten geiſtigen Tauſchhandel mit den Ideen der neuen Zeit zu treiben ſchien, indem es ſie hinwegtrug nach allen Richtungen des deutſchen Vaterlandes, unbekümmert darum, ob ſie dort dieſelben Früchte wie im lavaſtrömenden franzöſiſchen Mutterlande zeugen würden.

Die beiden anfänglichen politiſch großen Fragen, welche allüberall, aber auf jenem Boden hauptſächlich, wo nach gegebenen Rechten oder Verheißungen dieſelben Präſtanda zu präſtiren waren, ſich geltend machten, bildeten die Preßfreiheit und die Verantwortlichkeit der Miniſter, welche beide durch die in ihrer ganzen Weſenheit höchſt freiſinnige badiſche Verfaſſung von vornherein zugeſichert waren.

Die erſtere Frage ward bekanntlich durch Welker's Motion auf Herſtellung der Preßfreiheit, die zweite aber durch Duttlinger's Antrag: „Die miniſterielle Verantwortlichkeit zu einer Wahrheit zu machen," — etwas tumultariſch angeregt.

Herrliche, oratoriſche Talente entwickelten ſich bei dieſer Gelegenheit, und wenn man auch ſich nicht überzeugen konnte, daß, was Form und Ökonomie der meiſten Reden betraf, das Zeitalter des Demoſthenes wiedergekehrt ſei, — ſo mußte man doch allgemein, ſchon den deutſchen Kerngedanken loben, der mit radikaler Schwungkraft jetzt aus dem lange verhaltenen ſtillen Gähren hervorbrach und die Gemüther im deutſchen Oſt und Weſt zu lebendiger Sympathie entflammte.

(Fortſetzung folgt).

Aus Berlin.

(Fortſetzung).

Laube hat jetzt die Redaktion der Mitternachtszeitung niedergelegt, weil er trotz der großen Meinung, die er von ſich hegt, doch wohl fühlte, daß er nicht Kraft genug hat, um die objektiven Zuſtände zu beherrſchen. Er hat uns jetzt verlaſſen, weil er in die Nothwendigkeit verſetzt iſt, eine unfreiwillige Sommerwohnung in Muscau auf 1½ Jahr zu beziehen. Zu dieſer Strafzeit iſt er nämlich theils für Demagogica, theils für ſchriftſtelleriſche Verbrechen durch Begnadigung verurtheilt (es waren urſprunglich 7 Jahr), man hofft indeß, auch dieſe $1\frac{1}{2}$ Jahr noch reduzirt zu ſehen und zwar um ſo eher, als man die früheren 9 Monate Unterſuchungsarreſt nicht angerechnet hat. Laube wird zunächſt zwei Bände als Fortſetzung des jungen Europa publiciren „die Politiker“ und ſodann die „Reiſenovellen“ beſchließen. Auch beabſichtigt er einen „Abriß der deutſchen Literaturgeſchichte“ zu verfaſſen, früher wollte er auch „eine Weltgeſchichte in zwei Bänden für gebildete Journalleſer“ ſchreiben, ſcheint aber dieſen Plan aufzugeben. Er möge ſich hüten, nicht in unwiſſenſchaftliche Mittelmäßigkeit zu verfallen. Er hat jetzt Hegel's Werke mit in ſein Strafaſyl genommen, das Studium derſelben wird ihn hoffentlich in ſeiner Kenntniß fördern.

Mundt erwarten wir jetzt von Hamburg, wo er ſeit ſeiner Rückkehr von London weilt, zurück. In Kühne's Journal ſchreibt er über die in London erlebte season. — Mundt hatte ſich in Berlin in eine weit liebenswürdigere Stellung zu den hieſigen Literaten wie Laube, deſſen äußeres Weſen abſtoßend wirkt, zu ſetzen gewußt. Um Mundt hatte ſich eine Vereinigung jüngerer und älterer Schriftſteller gebildet, deren Tendenz, urſprünglich auf ungezwungenes, perſönliches Zuſammenkommen begründet, für die Zukunft höchſt fruchtbar werden kann. Die deutſchen Zuſtände leiden ſo ſehr an Zerſplitterung und in Berlin iſt namentlich die Iſolirung ſo ſtark, daß ein ſolcher Centralpunkt höchſt wünſchenswerth war.

Heinrich Stieglitz hat uns dagegen, wie es ſcheint, für immer verlaſſen, es iſt ihm nicht zu verdenken. Berlin iſt kein Klima für die Lyrik. Der Lyriker bedarf eines allgemeinen Lebens des Gemüths, aus dem er ſeine Empfindungen nehmen und in das er ſie unmittelbar ergießen kann. Bei uns aber ruht das Gemüth verſchloſſen in der Tiefe des Herzens, wie die Perle in der Muſchel, und ehe die harte Schaale nicht durchbrochen wird, tritt es nicht hervor. Dafür iſt es aber auch ein ächtes Kleinod. Doch das kann dem Dichter nicht genügen. Er muß frei und frank durch die grünen Auen der Poeſie ſtreifen und ſein Lied ſingen können, wie der Vogel in den Zweigen, gewiß, daß man ihn höre. Deßhalb iſt Süddeutſchland, wie ehemals, noch immer die Heimath des Geſanges. Schwaben, Öſterreich und Franken haben uns auch in der neueſten Zeit unſere größten Lyriker gegeben. Norddeutſchland hat bis jetzt nur in Schleſien, Pommern und in der Mark einen Centralpunkt für die Lyrik, die aber zunächſt nur eine provinzielle ſein und erſt allmählich ſich zu univerſeller Bedeutung emporarbeiten kann. Doch hat ſie dieſen Prozeß wohl ſchon begonnen. Schleſien hat uns herrliche Dichter gegeben, Eichendorff's Waldgeſang klingt ſo friſch und rauſchend wie der Schwaben Naturverherrlichung, und Hoffmann von Fallersleben ſingt den Schmelz des Liebelebens ſo zart wie der Franke, auch Gieſebrecht hat uns aus Pommern ſchöne, herrliche Lieder voll univerſellen Gehaltes herübergehaucht. Kopiſch iſt ein Meiſter des humoriſtiſchen Liedes, Gaudy ſingt in Heine's Ton, aber mit origineller Ironie, Holtei ſchafft für das moderne Volkslied. — Der Ehrwürdigſte unter Allen aber, ſteht der alte Chamiſſo da, der das greiſe Haupt wiegt, und neue gewichtige Stoffe denkt, die das Mark der Zeit treffen ſollen. — Auch Gruppe hat für die Ballade manches Schöne geſchaffen, leider hält er ſich nur in ſeiner unverwüſtlichen Arroganz für den erſten unter den lebenden Dichtern. — Weiter ab ſteht die jüngere Dichterſchule, die alljährlich den Embryo eines eigenen Muſenalmanach producirt, den ſie mit eigenem Gelde bezahlt. — Ihr Häuptling iſt Ferrand, ein unbezweifeltes Talent, das aber in Monotonie untergeht. Schweitzer und Sallet, dieſer dem Rhein, jener Schleſien gehörig, halte ich für die bedeutendſten unter dieſen Dichterjünglingen, denen zu wünſchen iſt, daß ſie ſich ihrer Aufgabe, Berlins univerſelle Bedeutung zu begreifen, bewußt werden mögen. —

Das meiſte Intereſſe der Gegenwart nimmt, wie es in der Natur der Sache liegt, der Roman in Anſpruch, denn der Roman iſt das moderne Epos, und dem Stofflichen gehört der Beifall der Menge. Wie man früher auf die neuen Erſcheinungen des Dramas ſah, ſo blickt man jetzt auf den Roman. Berlin iſt auch in dieſer Gattung hinter dem übrigen Deutſchland nicht zurückgeblieben. Willibald Alexis gehört zu unſern bedeutendſten Romandichtern, ſein Cabanis iſt eine Muſterdichtung für die Benutzung nationaler Intereſſen. Ihm reiht ſich Theodor Mügge an, der aber eine andere Richtung, die einen univerſelleren Charakter trägt, eingeſchlagen hat. Der Ideenkampf der Revolution iſt es, in dem er ſich vorzüglich bewegt. (F. f).

Notizen.

∴ Zunehmende Wohlthätigkeit in Schleſien. — In den beiden Jahren 1835 und 1836 wurden in Schleſien zu 1128 Stiftungen für Kirchen, Schulen, Armenanſtalten und ſonſtige wohlthätige Zwecke zuſammen nahe an 217.000 Rthlr. verwendet, — in mehreren vorhergehenden Jahren jährlich im Durchſchnitt 100.000.

∴ Telegraphen-Concurrenz. — Hr. Goſſelin im Havre verſpricht, die Verbindung zwiſchen dieſer Stadt und Paris mittelſt des von ihm erfundenen elektriſchen Telegraphen werde nicht mehr als 300.000 Fr. koſten, während bei den von Schotten angegebenen Plänen die Koſten für eine ſolche Strecke mehrere Millionen betragen würden.

∴ Poſtverkehr zwiſchen Perſien und der Türkei. — Für diejenigen, welche die Anfänge großer Umgeſtaltungen, wie das erſte Knospen im Frühling, zu belauſchen lieben, wird die ſcheinbar dürre Nachricht nicht unwillkommen ſein, daß jetzt eine Poſt eingerichtet worden, welche zweimal monatlich die Fahrt von Trapezunt nach Tauris macht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 192. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 16. Auguſt.

Lyriſches.

Von

Karl Sinnig.

1.

Hinaus in die weite Gotteswelt,
Friſch folge dem Wandermuth;
Doch wo dich ein Liebchen in Thränen hält,
Da werde dein Weilen zum Bleiben,
Und's wird dir noch eins ſo gut!

Ich aber raſt' in keiner Stadt
Bis unter des Grabes Moos:
Kein Aug' um mich geweinet hat,
Als wollt es mich nicht laſſen;
Blieb liebearm, heimathslos.

Doch nach des Tages ſchwülem Lauf,
Wenn betend ich mich neig'
Und ſchlage dann die Augen auf,
Wie fühl' ich im heiligen Dunkel
Mich liebumſtrahlt, heimathsreich!

2.

Sei ſtill, mein Aug', und weine nun nicht mehr,
Es hat die Welt ja doch genug der Zähren;
Schau auf zum Himmelsaug', wie thränenſchwer!
Und nach der Menſchen Augen ſieh umher,
Wie Viele doch, die ſich faſt nie ganz klären.

Das Seltnere, doch Schönre ſuche du,
Lieb Aug', auf dieſer Erde fromm zu wagen,
In tiefen Seelenlächelns thät'ger Ruh,
Zu lächeln ſtets dem Vater droben zu,
Was auch an Leid und Luſt er gibt zu tragen.

3.

Warum ſtets fließen meine Zähren
In ſolcher ſchönen Maiennacht?
Noch kann ich mir es nicht erklären,
Wie ich auch hin und her gedacht.

Iſt es die wunderheil'ge Stille?
Das leiſe Rauſchen im Gezweig?
Iſt es in bleicher Mondſcheinhülle
Der Blümlein ſchlummerndes Bereich? —

Dir, Himmel, iſt's wie mir ergangen,
Denn deiner Thränen Perlenreih'n
Seh' ich an allen Blättern hangen.
O Himmel, ſag, was ſoll das ſein?

4.

Sollt' ich in den Schlöſſern hauſen,
Die ich baut' in Jugendträumen,
Einem Rieſen kaum geheuer
Wär's wohl in den ſtolzen Räumen.

Oder wohnt' ich in dem Hüttchen,
Das ich wünſcht' im Liebentzücken,
Längſt hätt' ich mir's Hirn zerſtoßen,
Oder wär' erkrummt am Bücken.

Tauſend Dank denn, hoher Meiſter,
Daß du trotz des Knaben Mahnen
Bauteſt zum Bedarf des Mannes
Nach den weiſ' entworfnen Plänen.

5. Draußen und drinnen.

Hier im Walde möcht' ich wohnen,
Wo das Häuschen rebumſchmiegt
Unter ſtolzen Eichenkronen
An des Lenzes Buſen liegt.

Froh geborgen möcht' ich lauſchen,
Was der Kelch dem Kelch vertraut,
In der Vöglein Liebestauſchen
Sorglos miſchen meinen Laut.

Daß ein holdes Lied ich fände,
Blühend wie der grüne Hag!
Daß mir ſo das Leben ſchwände,
Nur ein duftger Maientag! —

Alſo trug ich's froh im Herzen,
Trat alſo zum Häuschen ein;
Brannten auf der Flur drei Kerzen
Einem Todten in dem Schrein.

Saß zu Häupten, ſtill verglimmend
Wie das Kerzenlicht, ein Kind,
Mit dem Aug in Thränen ſchwimmend
Sah mich's an ſo wunderlind.

„Dies dein Vater, liebe Kleine?“
Und ſie nickt' und weinte ſehr.
„Biſt im Haus mit ihm alleine?“
Und ſie blickte ſcheu umher.

Laut ward's jetzt im Zimmer oben,
Zitternd ſprach das Kind; „„O bleib!““
Einer rauhen Stimme Toben
Überſchrie ein flehend Weib.

„Kind, was ſoll der Zorn bedeuten
Wo zum Frieden mahnt der Tod?“ —
„„Konnten's Grabmal nicht beſtreiten,
Borgten Geld in dieſer Noth.

Geſtern hat's der Mann gegeben:
Will's zurück: gehört er hätt',
Daß uns nur das nackte Leben
Blieb durch Vaters Krankenbett.““

Weinend ſah das Kind nach oben,
Weinend zu mir auf ſodann;
Auf den Arm hab' ich's gehoben,
Schluchzend ſchmiegt' es mir ſich an.

Von dem Sarge, von dem Kinde
Sah ich in den grünen Wald —
Schien mir faſt mein Maitraum Sünde
Vor des Lebens Schreckgeſtalt.

Ludwig Winter.

(Fortſetzung).

Bei einer ausführlichern Schilderung der badiſchen zweiten Kammer und ihrer Combinationen von 1831 bis zu dieſen Tagen — durch welche dieſe Charakteriſtik am gehörigen Platze eine größere Vollſtändigkeit erreichen wird — werden Form und Materie mancher damals gehaltenen Reden eine nähere Beſprechung erhalten; hier hab' ich nur vorzugsweiſe zu erwähnen, welche Reaktion dieſen neuen mit ſolcher Gewalt hervorbrechenden Beſtrebungen von Seiten der Regierungsbank in der Perſon des Miniſterialchefs Winter zu Theil ward, welche Aktion dieſer ſelbſt im affirmativen Sinne als Abgeordneter und ſodann in der gemeinſamen Eigenſchaft — nicht ohne das Wort zu widerholen — als vermittelndes Prinzip zwiſchen dem Throne und dem Volk auf die parlamentariſche Schaubühne brachte.

Ich habe ſchon im Vorübergehen erwähnt: in Winter war der geſunde Geiſt des Volksſtammes, unter dem er geboren, war jener kernhafte Gedanke, jener klare, ſtarre und durchdringende Blick des Allemannen, aller Illuſionen gefährlichſter Feind, übergegangen, ja hatte er, ein perſonifizirtes Abſtractum jenes Geiſtes, um den jedoch die wiſſenſchaftliche und ſoziale Cultur noch die gehörige Weihe gegoſſen, ſich jetzt reſultirt, — ſo ſich gerirend auf der Regierungsbank in ſeinen gedoppelten Eigenſchaften.

Winter hatte an dem Tage, als Welker ſeinen Antrag auf Herſtellung der Preßfreiheit begründete, mit ſeinem klaren Blicke durch die während dieſes Motionsvortrages gemachten Interpellationen eine Reihe ſchwerer Divinationen für Baden's conſtitutionelle Geſchichte der nächſten Zukunft eröffnet.

Schon hatte er dem Redner, — deſſen lange, in übermäßigen Perioden ſich bewegende Rede ſeinen concreten Sinn auch formell beleidigt hatte — zugerufen: Er möge bei ſeinem Gegenſtande bleiben und nicht auf ein Gebiet abſchweifen, worauf allgemeinere politiſche Fragen des deutſchen Bundes compromittirt werden könnten. Die badiſche zweite Kammer ſei ja nicht berufen, das Maaß ihres Urtheils über die geſammten deutſchen Angelegenheiten auszugießen, ſondern über die ſpeziellen Verhältniſſe des Landes zu berathen. Er fühle ſich angetrieben, der Kammer Vorſicht und Klugheit in allen politiſchen Fragen von deutſcher Bedeutung anzuempfehlen, ihr Mäßigung in jedem Stücke anzurathen.

Aber ſchon glühte in Welker's Kopfe jene gewaltige Phantaſie, welche ihn fortriß von dem Wege concreter Diskuſſion in jene, in grellem Farbenreflere ſchimmernden und blendenden Gebiete der politiſchen Speculation.

In Winter's Seele ſtieg die erſte Ahnung der kommenden Zukunft herauf, und es drängte ihn, auch nach der erfolgten weitſchweifigen Proteſtation Welker's, die der Kammer empfohlene Klugheit ihr nochmals dringend an's Herz zu legen.

Aber Hr. Welker ſchaute nun zum erſtenmale mit jenem halb ſpöttiſchen, halb mitleidigen Lächeln zu Hrn v. Rotteck hinüber. Schon hatte ſich jene gewappnete, ſyſtematiſche Oppoſition gebildet, deren Mitglieder nachmals während der Dauer dieſes Landtages der Reihe nach mit den ihnen zugetheilten Rollen hervortraten, weniger in unmittelbarer Action gegen das gegenwärtige Regime, als vielmehr gegen die ſchwierigen Reminiscenzen, welche dem Lande aus der Regierungs-Zeit des vorigen Fürſten und ſeiner Verwaltung überliefert waren.

Herr Tuttlinger, der gelehrte Criminaliſt aus Freiburg, ein ſtets in der originellſten Färbung ſich bewegendes Integrum der Oppoſition wie zugleich der conſervativen Mitte, ein gedrungenes Original wie im Leben, ſo in allen Beſtrebungen ſeines politiſchen Geiſtes, — verlangte Verantwortlichkeit der Miniſter (wie die Verfaſſung ſie zuſagt), in jener klaren und ſcharfen, faſt derben Dialektik, wie ſie neben ihm kein Mitglied der Kammer in gleichem Grade je beſeſſen hatte.

Dieſe beiden faſt in einem Athem geſtellten Forderungen, vom lauten Applaus der Kammer unterſtützt, waren geeignet, einen Gegner, der nicht die gleichen Kräfte der Intelligenz, ſei's in Affirmativen oder in Negativen, entgegenzuſetzen vermochte, im Sturme aus dem Sattel zu heben.

Hr. Winter aber ſaß indeſſen mit einer frappanten Gemüthsruhe an ſeinem Miniſtertiſche, kritzelte mit unglaublicher Nonchalance unbeſtimmte, geometriſche Figuren mit ſeinem Bleiſtift auf einen Fetzen Papier, dem das Portefeuille als Unterlage dienen mußte, — oder ſchob gemächlich die ſilberne Tabacksdoſe aus einer Hand in die andere, hie und da eine Priſe nehmend und mit ſeinem unvergleichlichen Lächeln hinauf zu den Gallerien ſehend, von wo eine unglaubliche Zahl neugierigen Volkes jeder Art und Gattung ſich bald ſeine Stimmführer, bald den bürgerlichen Miniſterialchef beſah.

Aber dieſes Volk konnte gar nicht klug aus ſeinem factiſchen Miniſter, Herrn Winter, werden. Einmal ſchien er mit dem Kopfe zu nicken und ſich als Abgeordneten ſehr ſympathetiſch mit den Wortführern des Tages und der Kammer zu geriren; das anderemal runzelte er finſter die Stirne, ſchnitt ein maliciöſes Geſicht und hielt noch ſeine Lorgnette vor das ohnehin ziemlich ſtechende Auge, wie um dem Redner, deſſen Worte ihn alſo afficirt hatten, in das Innerſte ſeiner Seele und des Syſtems ſeiner Gedanken zu dringen. Man ſah den Kampf des Staatsmannes mit dem Abgeordneten des Volkes, man ſah die Pflichten gegen den vorhandenen Staatsorganismus ſich kreuzen mit gewiſſen Sympathieen, die, ſo ſchön ſie waren in ihrer urſprünglichen Geſtaltung, dennoch einem Auge wie Winter's ſchon auf den erſten Blick als für die Dauer unfähig der Identificirung mit einem Realen, unfehlbar ſich darſtellen mußten. Aber der Staatsmann darf nicht in die Verhältniſſe hineinfahren, ohne den von Außen andringenden Motiven — die den Cauſalnexus des begonnenen Dramas und ſeiner Cataſtrophe zu ſpinnen vermögen — die nöthige, politiſch-kluge Conceſſion zu machen. In jenen Tagen aber, an welchen man den ſeltſamen Kampf in Winter's Antlitz bemerken konnte, — in jenen Tagen war der Geiſt, der im Herbſte des vorhergegangenen Jahres in faſt allen Richtungen vom Rheine her durch Deutſchland fuhr, noch nicht vom Boden des Vaterlandes gewichen, im Gegentheile, fing er nun erſt in einem lebenskräftigen Theile des deutſchen Norden, in Hannover, zu wühlen an, in der Folge das Miniſterium Münſter ſtürzend und die Auftritte von Oſterode und Göttingen erzeugend. (F. f.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung).

Dann hat ſich ein Anonymus, der ſich jetzt als Frau von Palzow ausgewieſen hat, aufgethan, weiter ab ſtehen im zweiten Gliede Rellſtab, Heinrich Smidt, der in der Schilderung des Seelebens jetzt ſeine eigentliche Sphäre gefunden hat, und wer ſonſt noch für Leihbibliotheken in Berlin ſchreibt. Häring hat ſich ſeit ſeinem Hauſe Düſterweg ſo verdüſtert, daß er aus der Verdüſterung gar nicht herauszukommen vermag. Sechsmal, ſagte er, habe er einen neuen Roman begonnen, aber auch ſechsmal ſei der Anfang in's Feuer gewandert. Die politiſchen Zuſtände, äußerte er, ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Er ſcheint ſich unterdeſſen mit der Ausführung ſeiner Reiſeerfahrungen zu beſchäftigen, Island beſchäftigt ihn viel, aber auch Deutſchland. In Büchner's deutſchem Taſchenbuch erſcheinen von ihm „Reiſewanderungen durch die goldene Aue" unter einem höchſt corrupten Titel, den ich vergeſſen habe. — Häring hat ſich in ſeinem Hauſe in der Wilhelmſtraße nach dem Garten heraus einen Novellenthurm gebaut, darin hauſt er und ſein Vetter Rellſtab. Der Thurm hat nur ein Zimmer und ein plattes Dach, von wo aus man eine herrliche Ausſicht genießt. So läßt ſich's gut Novellen ſchreiben. Aber weder bei ihm, noch bei Rellſtab ſcheint dieſe ſchöne, ſo recht zum Zurückziehen und innerlichen Arbeitenlaſſen der Phantaſie geeignete Wohnung einen weſentlichen Fortſchritt hervorgebracht zu haben. Der Grund iſt: Häring geht in ſeiner Ängſtlichkeit, Rellſtab in ſeiner Breite unter. Der Letztere hat, wie man ſagt, einen neunbändigen Roman, deſſen Stoff die franzöſiſche Revolution ſein ſollte, ſchreiben wollen, hat es aber glücklich unterlaſſen. Wir haben ſchon mit Mühe das Vierbändige 1812 heruntergewürgt, und nun gar 9 Bände! Als Kritiker verfolgt Rellſtab noch immer ſeine alte Gluck-Begeiſterung, und ſeinen Spontini-Haß. Den wahrhaft Gebildeten kann er zwar auch als Kritiker nicht viel gelten, indeß muß man ihn gewähren laſſen, da er für den Maßſtab unſerer charakterloſen Zeitungen ein höchſt ehrenwerther Charakter ſchon dadurch iſt, weil er irgend wie etwas Charakteriſtiſches hat, und weil er Spontinis tyranniſcher Opernherrſchaft die Spitze bietet.— Theodor Mügge will ſich in ſeinem neuſten Roman „Tänzerin und Gräfin", an dem er arbeitet, der neuſten Zeit und ſomit den modern ſocialen Zuſtänden nähern. Dann wird er den „Toussaint l'Ouverture" ſchreiben als Fortſetzung des Chevalier. Unlängſt war er auch mit der Herausgabe von Memoiren beſchäftigt, die ihm von einem preußiſchen Kammerherrn übergeben waren, und die ſehr intereſſanten Verhältniſſe des Hofes der Königin Caroline von Neapel berührten; die Herausgabe wurde aber auf „höheren Polizeibefehl" durch den Miniſter von Rochow unterdrückt. Der Miniſter ſoll ſich bei dieſer Gelegenheit in ſehr zarten (?) Ausdrücken über die Schriftſteller geäußert haben, und manche dieſer Äußerungen ſind in der That originell genug. In Büchner's deutſchem Taſchenbuch erſcheint von Theodor Mügge gleichfalls eine Novelle, deren Held „Schill" iſt. — Ob Frau von Paltzow, die Verfaſſerin von Godwin-Caſtle, einen neuen Roman ſchreibt, iſt mir unbekannt. — Auch der alte Steffens iſt wieder mit einer Dichtung „die Revolution" hervorgetreten, die aber leider nur den traurigen Anblick ſeines gänzlichen Verfalls gewährt. Er tritt darin auf eine des

Dichters wie des Philoſophen gleich unwürdige Weiſe den Tendenzen der Zeit gegenüber, auf eine Weiſe, die uns nur Mitleid einflößen kann. Die Öffentlichkeit iſt ihm das „abſcheulichſte Ungeheuer; Staat, Vaterland die finſtern Dämonen unſerer Zeit.“ Die Emancipation des Fleiſches nennt er „einen ächt ſchlächtermäßigen Ausdruck“ und die Emancipation der Frauen „das dummſte, platteſte, philiſterhafteſte Gerede.“ — Er predigt „totale Hingebung an Gott und an den Fürſten“ und verlangt ſtatt der conſtitutionellen Repräſentation „die Wiedererweckung der Zünfte.“ Was iſt darüber zu ſagen? Nichts! Der Stoff ſelbſt, der der Revolution zu Grunde liegt, iſt ein fingirter und ſtellt ein ganz jämmerliches Revolutioniren, das man unſerer Berliner Schneiderrevolution an die Seite ſtellen, durchaus aber nicht mit dem Namen „Revolution“ belegen kann, dar. Dem Kunſtwerth nach iſt die Revolution die ſchwächſte von Steffen's Novellen. Im Süden wird man ſich zweifelsohne ſehr indignirt darüber fühlen; wir, die wir Steffens in der Nähe haben, ſind an ſeinen Pietismus ſchon gewöhnt und verzeihen ihm dieſen bei ſeinen Vorleſungen, ſeines ſonſtigen Phantaſiereichthums wegen. Für die ſpekulative Philoſophie ſelbſt ſteht er ganz nutzlos da. —

Bei Steffens fällt mir ein, daß ich zu erwähnen habe, daß Schleiermacher jetzt auf dem Kirchhofe, wo er ruht, ein recht ſchönes Denkmal erhalten hat. Auf einem Fundamente von Granit erhebt ſich ein abgekürzter mit einem Frontiſpiz verſehener Obelisk von grauem ſchleſiſchem Marmor, in den eine Niſche gehauen iſt, welche Schleiermacher's herrliche von Rauch aus carrariſchem Marmor gearbeitete Büſte ziert. Auf dieſe Weiſe ſollten wir zunächſt alle unſere großen Männer nach ihrem Tode ehren; ſpäter mag man ihnen, wenn Zeit und Gelegenheit günſtig ſind, Statuen errichten. Für Berlin wäre es bald Zeit, an ein Denkmal Fichte's und Hegel's zu denken. Ihre Statuen, vor die Univerſität geſtellt, würden eine herrliche Zierde der Stadt abgeben. — Doch es iſt hieran in dieſer Periode der materiellen Intereſſen wohl noch nicht zu denken. — Die Eiſenbahnen intereſſiren jetzt mehr, als Hegel und Fichte; — nun, auch ſie haben, wie ich ſchon oben erklärt, ihr Gutes. — Ich kehre zur Literatur zurück.

Vom Drama und von den Dramatikern in Berlin iſt wenig zu ſagen. Raupach hat bisher alle Kräfte der Bühne in Anſpruch genommen, oder man hat ſie vielmehr an ihn verſchwendet. Denn ſeine Dramen entbehren durchweg der individuellen Wahrheit, ſie ſind Theaterſtücke und keine Kunſtwerke, ja zur größeren Hälfte gehören ſie zur platten Mittelmäßigkeit. Wie im Phönix, ſo hat man dieſes Urtheil auch in Berlin in beſſeren Beurtheilungen hervorgehoben. H. Häring meinte darauf in ſeiner Correſpondenz im Morgenblatt: dies ſei ungerecht, Raupach ſei zwar kein Shakſpeare, aber er ſei doch eine Macht, und man dürfe ihn nur ſo behandeln, wenn durch ihn andere Dichter unterdrückt worden ſeien. Darauf iſt zu ſagen: „Eine Macht iſt Raupach nur dadurch geworden, daß man Alles und Jedes von ihm in Berlin gab, und ihn in ſeiner liederlichen Producirung beſtärkte. Allerdings aber hat er auch zur Unterdrückung anderer Dichter beigetragen. Warum hat man Grabbe untergehen laſſen? warum hat man Immermann's Dramen nicht gegeben? warum hat man noch in der letzten Zeit, J. Moſen's Heinrich den Finkler nicht in Scene geſetzt? — Grabbe's ſpätere Dramen ſind mit leichter Mühe bühnenrecht zu machen, alſo auch Grabbe's ſcheinbare Wildheit iſt kein Hinderniß. —

(Fortſ. folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Thomas French's Simultan-Papierfabrizirungs- und Druckmaſchine.** — Ein ſchönes Angebinde für unſeres Guttenbergs viertes Jubiläum bringt uns die im Weſten aufgehende Sonne. Der „Bon Americain“ berichtet uns nämlich Folgendes: „Wir haben eben ein Blatt Papier von 100 Fuß Länge auf 2 F. Breite geſehen, welches auf beiden Seiten mittelſt einer Maſchine und einer einzigen Operation gedruckt iſt. Dieſe wundervolle Maſchine, deren Erfinder Hr. Thomas French von Utica iſt, macht es einer einzelnen Perſon möglich, ein Papier von beliebiger Länge zu fabriziren, und ebenſo beliebig viel Abdrücke eines Werkes oder Journals darauf zu machen, ohne einzuhalten und ohne Hülfe eines Anderen, als eines Handlangers, der die Lumpen an das äußerſte Ende der Maſchine zu bringen hat. Dies geſchieht, indem die Typen von ſtereotypirten Platten auf der Oberfläche zweier Cylinder angebracht werden, welche der Maſchine, die das Papier macht, angefügt ſind. Aus den Cylindern hervorgehend, findet das Papier ſich bereits in geeignetem Zuſtande von Feuchtigkeit, und geht ſo zwiſchen zwei, durch beſondere Vorrichtung gleichmäßig mit Schwärze getränkten Walzen hindurch — um ganz gedruckt hervorzutreten. — Das Werk, welches wir auf dieſe Weiſe gedruckt ſahen, war Robinſon Cruſoe, der auf 100 Seiten in 12° beſteht.

⁂ **Einen Kapuziner um einen Murillo.** — Franzöſiſche Blätter erzählen, der Marſchall Soult habe mehrere ſeiner trefflichſten ſpaniſchen Bilder zu Sevilla erworben. Als hier die Mönche eines Kapuzinerkloſters, in welchem eine halbe Compagnie Franzoſen ermordet worden, ſämmtlich erſchoſſen werden ſollten, ließ ſich der Marſchall erweichen, und für jeden Murillo u. dgl., die ihm gebracht wurden, gab er einen jener Mönche los. Daher ſoll er ſcherzweiſe bei mehreren ſeiner Bilder auf die Frage, was eines oder das Andere koſte, erwiedern „pas trop, cela m'a couté un capucin.

⁂ **Waſſerweg von Rotterdam durch Deutſchland nach Odeſſa.** — Zuverläſſigen Nachrichten zufolge werden die Kammerſchleußen des Donau-Mainkanals ſolche Breite und Länge erhalten, daß die großen Mainſchiffe den Kanal befahren können, wodurch eine direkte Fahrt von Odeſſa nach Rotterdam möglich und der Umweg durch des Mittelmeer erſpart wird.

⁂ **De Lamennais.** — Während einige voreilige Tagblätter Hrn. de Lamennais nach Rom reiſen ließen, oder ihn gar ſchon zum Trappiſten machten, bringt das Journal des Côtes du Nord uns die Kunde, daß der berühmte Schriftſteller am 13. v. M. der Preisvertheilung in der Schule de la Providence beigewohnt, welche er zu Saint-Brieuc geſtiftet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 193. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 17. Auguſt

Ludwig Winter.

(Fortſetzung).

Alltäglich aber umdröhnte das Ohr der deutſchen Adminiſtratoren — wie ſie die allgemeine Zeitung zum Frühſtücke leſen — der Kanonendonner von Warſchau's Wällen und der Rumor der blutigen Schlachten, welche die neuen Grundprinzipe des Völkerlebens den alten, harten Formen des Alleinwillens Einzelner geſchlagen.

Herr Winter las die allgemeine Zeitung zum Frühſtücke ſo gut wie ein Anderer, und der unangenehme Eindruck, den die Lettern der ſonſt durchgehends conſervativen Cotta'ſchen Offizin bei dieſer Lektüre einſtens auf ihn hervorgebracht, verfehlte die paſſive Wirkung nicht, welche er einige Stunden ſpäter manchen ſtürmiſchen Worten der Abgeordnetenkammer entgegengeſetzt.

Die Forderungen der Gegenwart, vom Hauche des Weltgeiſtes angeregt, hatten am Schluſſe des Landtags — wenn ſchon die Hauptſtadt Polens unter den Streichen des gewaltigen Czaars gefallen — ihr triumphirendes Siegesgeſchrei nach allen Gegenden des Badnerlandes hingetragen, ohne daß auf Winter, für den ſpeciellen Theil, der ihm zur Wahrung der Thrones- und Staatsintereſſen war aufgetragen worden, der Vorwurf hätte zurückfallen können, er hätte nicht an ſeinem Orte das Seine gethan, oder als hätten die beiden Eigenſchaften, in denen er in der Kammer thätig, oft ſeine Grundſätze und Pflichten compromittirt oder in Colliſion gebracht.

Winter gab nach, aber er ließ es in ſeiner ſcharfen proteſtantiſchen Weiſe nicht an Warnungen fehlen, es nicht zu weit zu treiben mit den Forderungen, damit nicht über dem hohen Punkte, den ſonſt die Gewährung erreichen müſſe, die Forderungen ſelbſt haltlos zuſammenſtürzten. Welker lächelte ſtets zu ſolchen Mahnungen. Welker hielt wenige ſeiner langen, aus unlogiſch aneinandergereihten Sätzen conſtruirten Reden, nach welchen er nicht mit einem gewiſſen gebietenden Verlangen nach den Galerien blickte. Ich mußte dies hier epiſodiſch erwähnen, weil nicht nur die in jedem Worte Welker's hervortretende Beſtrebung, ſondern auch namentlich die Form, worin dies geſchah, einen Mann von den Grundſätzen Winter's erbittern, ſonach immerhin den Keim zu gewiſſen, früher oder ſpäter ſich manifeſtirenden Kämpfen legen mußte, die nach dieſer hinzutretenden perſönlichen Abneigung Winter's gegen Hrn. Welker für dieſen und ſeine ganze Parthei übel, mindeſtens unangenehm ausſchlagen mußten.

Als aber erſt in der Nacht vom 28 Februar auf den 1. März d. J. 1832 auf dem Schloßberge zu Freiburg die Wachtfeuer der errungenen Preßfreiheit brannten, welche die fröhlichen Jünger der Alberta-Ludovica entzündet, als bereits der erſte Welker'ſche Artikel im „Freiſinnigen“ geſetzt war, der am kommenden Tage zugleich mit der Preßfreiheit ſeinen Lebenslauf beginnen ſollte: da lächelte Hr. Welker nicht bloß, da ſang ſeine Seele Dithyramben, ſein Geiſt flog jauchzend über die Welten hin. Vom dritten Stockwerke ſeines Wohnhauſes, beim Breiſacher Thore, hielt er lange begeiſterungſprühende Reden und unten ſtanden, freudig horchend, nach Mitternacht, die Kehlen heiſer von einem improviſirten Freiheitsliede des Herrn von Reichlin-Meldegg, die Studenten aller Facultäten.

Als in Karlsruhe die erſte Kunde einlief von den

Frühfrüchten der Preßfreiheit, — da überkam Herrn Winter jenes Grauen des Staatsmannes, der einem feindſeligen Volkselemente allzuviel Conceſſionen gemacht zu haben vermeint, und der nun, von ſeinem politiſchen Gewiſſen in die Enge getrieben, mit unruhigem Spleen hin- und herſinnt, das gemachte Böſe wieder zum Guten zu führen. Schon um die Zeit der Frühlingstag- und Nachtgleiche, alſo drei Wochen nach dem Eintritte der Preßfreiheit, während welcher draußen die Stürme nicht minder wühlten und drängten, wie in den badiſchen Menſchen die innern — um dieſe Zeit ſchon hätte man Herrn Winter bis ſpät in die Nacht hinein mit ſeinem ehrenwerthen Schwager, dem Staatsrathe Nebenius, dieſen unvergleichlichen, politiſchen Anatomiker, der mit ſeiner kameraliſtiſchen Skepſis und und ſeiner ſchlagenden Dialektik den Ständen ſchon ſeit dem Jahre 1819 gar Vieles zu ſchaffen gemacht, — mit dieſem hätte man ihn können noch in ſpäter Nacht beiſammen ſitzen ſehen, rathend und ſinnend, wie der gewaltige Dämon zu bändigen, den man leichtſinnig aus ſeinen Feſſeln gelaſſen. Die Note, welche dieſe beiden Herren als Reſultat ihrer Privatſitzungen des andern Tages im Plenum des Staatsminiſteriums abgaben, mag der geeigneten Schlagkraft nicht ermangelt und ſo den ſichern würdigen Gang theilweiſe, neben andern erleuchteten Intelligenzen, vorbereitet haben, welche die Regierung unter den ſchwierigen Verhältniſſen der nahen Zukunft gehen mußte.

Herr Winter ließ es indeſſen an fortlaufenden, wohlgemeinten Mahnungen an die politiſchen Wortführer in Freiburg nicht mangeln, und die Regierung, um von dort eine Antipathie hinweg zu nehmen, welche hierorts Mäßigung zu predigen nicht ganz geeignet ſchien, — berief ſogar den daſigen Kriesdirektor und Rektor der Univerſität, Freiherrn von Türkheim, von ſeiner Stelle hinweg und auf den Poſten des abtretenden Miniſters des Äußern, Herr von Berſtett, der ſeines vorgerückten Alters wegen ſich nach Ruhe ſehnte. An Hrn. v. Türkheim's Stelle aber ward ein Mann befördert, deſſen Name ſchon vielfachen Anklang in der öffentlichen Meinung gefunden, deſſen Perſönlichkeit manchem der Verfechter des Freiburger Liberalismus befreundet war, und deſſen Charakter von Freund wie Feind gleich ſehr geachtet ward. Dieſer Mann war Herr von Kettenacker, der bisherige Stadtdirektor von Karlsruhe und ebenfalls ein Schwager des Miniſterialchefs Winter, ſonach das unmittelbare Organon ſeiner vermittelnden Perſönlichkeit in dem bereits auftauchenden heftigen und alle Grenzen überſpringenden Kampfe der freien Preſſe gegen wohlbegründete Rechte der Vergangenheit und Reminiscenzen aus der Geſchichte, die man nicht ſo mit einem einzigen Griffelzuge verwiſchen konnte.

Kurzum, die Verwaltung that, was ſie thun konnte, um die Kataſtrophe abzuwenden, welche unter ſich entwickelnden Verhältniſſen im Innern wie Außen dem hiſtoriſch prüfenden Auge als unausbleiblich ſich darſtellen mußte. Der Mai kam und mit ihm das verhängnißvolle Hambacherfeſt, wohin der badiſche Liberalismus ſeine zahlreichen Repräſentanten entſendet hatte, während zu faſt gleicher Zeit eine Art Volksfeſt zu Badenweiler, in manchen Punkten dem Hambacher ähnlich, von der Freiburger Preßfreiheit und dem radicalen Oberländervolke gefeiert ward. Dort hielten Hr. v. Rottek, Welker und deren Freunde in den von Menſchen übermäßig ſtrotzenden Wirthsſälen ihre gewaltigen Reden, und die Studioſi öffneten die Fenſterflügel, damit draußen das ſtürmende Volk, wenn auch nicht die Worte, ſo doch deren Schall vernehmen möchte.

Was ſie ſprachen, das klang gleich einem Orakel von Ohr zu Ohr, und die Herren hatten die Genugthuung, daß ein ſonſt ehrbarer Müllheimer Bürger, der früher ſchon manches ſchlechte Gedicht in das Freiburger Unterhaltungsblatt geliefert hatte, zum ſtürmiſchen Ergötzen der ganzen Volksmenge gleichfalls eine Rede improviſirte, worin viel Coquetterie mit Freiheit und Gleichheit getrieben ward, obgleich ſich nachmals die Zuhörerſchaft geſtehen mußte, nur wenig oder ſo zu ſagen gar nichts vom Ganzen verſtanden zu haben.

Herr v. Rottek inzwiſchen und Herr Welker hatten bei dieſem Feſte Dinge geſprochen, welche eine allzu nahe Hingebung an die nationalen Sympathieen von Hambach verriethen, als daß ihnen nicht die beſondere Aufmerkſamkeit der badiſchen Regierung, wie der Hambachiade jene des geſammten deutſchen Bundes, hätte zu Theil werden ſollen. Den beiden Freiburger Profeſſoren ward ein neuer Prozeß gemacht, — ſchon waren mehrere Preßprozeſſe gegen die Herren anhängig und bereits erledigt — und dieſes neue Datum der badiſchen Preßfreiheit ward in das rothe Merkbuch in Carlsruhe verzeichnet, das man dort unter dem Schutze der öffentlichen Meinung, und der Geſchichte wegen, aufgeſchlagen.

Als aber vor den Augen Deutſchlands dieſe beiden Volksfeſte hiſtoriſch ſich abgerollt, und der Freiſinnige mit täglich ſteigender Heftigkeit ſeine von ſeinen Gründern ihm gegebene Beſtimmung zu erfüllen fortfuhr: da erkannte man in Carlsruhe das ſchnelle Nahen einer Cataſtrophe, welche, indem ſie allgemeine deutſche, tief erregte Verhältniſſe zur Ruhe und zu geſchichtlichem Ebenmaaß zu bringen den Zweck haben mußte, in ihrem dramatiſchen Laufe zugleich die badiſchen Wirren mit verſchlang. (Fortſ. f.)

Aus Berlin.

(Fortſetzung).

Doch wir leben wohl überhaupt in einer Zeit, in der das Drama nicht blühen kann. Der Boden, in dem es allein wurzeln kann, iſt die Freiheit. Wo man nicht mit der Geſchichte frei ſchalten und walten kann, da iſt es ſchwer und am beſten gar nicht zu dichten. Bei uns aber dürfen ſelbſt Schiller's Tell und Göthe's Egmont nicht gegeben werden. Da kann ſich kein Dichter ermuthigt ſehen, ſich dem Drama zuzuwenden. Wenn ſie nicht Lyriker ſind, werden ſie ſich dem hiſtoriſchen Roman zuwenden.

Aber ſollte man nicht meinen, daß Spindler, Duller oder Mügge nicht ſehr gut ein tüchtiges Drama zu dichten im Stande wären? Man ſollte es denken! Nun, warum ermuntert man ſie nicht dazu?

Willkomm will jetzt eine eigene Zeitſchrift für die Intereſſen der dramatiſchen Dichtkunſt eröffnen. Ich fürchte, er kommt zu früh damit. Bald, bald wird es Zeit ſein, aber noch iſt ſie nicht da! Für das größte dramatiſche Talent der Gegenwart halte ich J. Moſen, doch möchte ich auch wohl von Freiligrath und von Anaſtaſius Grün ein Drama haben. Warum zögern dieſe beiden Dichter ſo lange mit der Herausgabe ihrer Gedichte?

Das Luſtſpiel iſt die einzige Gattung des Dramas, die in der neueſten Zeit einige Fortſchritte gemacht hat. Hier hat auch Raupach weſentliche Verdienſte, wie denn überhaupt anzuerkennen iſt, daß er Bühnengeſchick und Talent hat, und daß er zuweilen auch Gutes produzirt hat, nur gelangt man ſtets, wenn man aus ſeinen 90 Dramen, die er mindeſtens bisher geſchrieben, das Gute herauslieſt, zu einem ſehr traurigen Reſultat, indem man kaum zwei oder drei Dichtungen, die wirklich anerkennenswerth ſind, herausfindet. Raupach verlebt den Sommer jetzt regelmäßig auf ſeinem Landgute in Schleſien, kann aber das Schreiben immer noch nicht laſſen. Im vorigen Winter brachte er wieder mehrere Luſtſpiele auf die Bühne, die aber ſo gut wie durchfielen. Er hat überhaupt ſeit zwei Jahren keins ſeiner Stücke mehr mit Glück durchgebracht. Dies wird ihn wohl allmählich mürbe machen. Er hat auch bereits allmählich den Stücken der Prinzeſſin Amalie, denen von Bauernfeld und von C. Blum Raum gelaſſen. Der letztere bearbeitet wieder ein Luſtſpiel von Sheridan Knowles, möge er ſo glücklich damit ſein, wie mit der Herrin von der Elſe. Sein letztes eigenes Produkt „die Verlobung in Genf" war eben nicht vorzüglich.

Auch Cosmar macht ſich jetzt mehr wie ſonſt geltend, doch meiſtentheils nur mit guten Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen.

Unſere Oper hat ſich jetzt einigermaßen klaſſiſch koſtümirt. Man gibt wieder Gluck, wie einſt in der alten Blüthe unſerer Opernzeit. Das Engagement der Dllen Faßmann und Löwe macht dies jetzt möglich. — Doch fehlt es uns noch gewaltig an einem guten Tenoriſten, denn Eichberger kann uns nicht genügen. Die Aufführung des Poſtillons von Longjumeau iſt unlängſt bedeutend reüſſirt, ſie wurde aber auch vortrefflich executirt. Die Löwe iſt ein Schatz für uns, den wir nicht genug ſchätzen können. —

Zum Schluß meines Berichtes habe ich nun noch einige Worte über die hieſige Journaliſtik zu ſagen. Wie ſie iſt, iſt ſie zwar kaum der Rede werth. Die Verhältniſſe ſind einmal ſo, daß kein bedeutender Schriftſteller ſich dazu hergeben kann, ihr zu dienen. Indeſſen könnte doch etwas mehr geſchehen. Wenn auch die univerſalen Intereſſen nicht beſprochen werden dürfen, ſo könnten doch die äſthetiſchen Intereſſen vertreten ſein. Das Converſationsblatt, welches H. Marggraff redigirt, war bisher noch das einzige, das einer ſolchen Tendenz nachſtrebte. Allein Markgraff iſt für die Poeſie nicht produktiv genug und für die Kritik iſt auch er viel zu ſubjektiv, als daß er in unſerer auf das Energiſche, ja auf das Forcirte gerichteten Zeit, die nur durch die Gewalt der Prinzipien beherrſcht werden kann, ein Gewicht in die Wagſchale zu legen vermöchte. Er wird jetzt, um den Vorwurf Gutzkow's, als ſei er nicht produktiv, zu nichte zu machen, bald möglichſt einen Roman publiciren; auch ſoll in Willkomm's Zeitſchrift ein Trauerſpiel von ihm „Kaiſer Heinrich IV." gedruckt werden. Auch von Mundt wird ein Trauerſpiel, das einen bibliſchen Stoff zum Gegenſtand hat, „Simſon" erſcheinen. Dies wird zu intereſſanten Beobachtungen Veranlaſſung gegeben, es wird ſich dann herausſtellen, in wie weit unſere nordiſche Reflexionsrichtung ſchon für das Drama tauglich iſt. Daß ſie ihm am nächſten liegt, erhellt leicht. Ich wünſchte, auch Kühne, Laube und Gutzkow wendeten ſich dem Drama zu, der Letztere hat es ja wohl ſchon verſucht. Über ſeine lyriſchen Produkte haben wir hier oft recht herzlich lachen müſſen. In einigen war poetiſche Kraft, das iſt nicht zu leugnen, dann aber trat wieder die baare, nackte, dürre Reflexion ſo graß hervor, daß die Poeſie unwillkührlich zur Ironie ihrer ſelbſt wurde. — Indem ich wieder auf die junge Literatur komme, fällt mir ein, daß ich bisher den Mann, der wie Neſtor unter den Iliumſtürmern weilt, Varnhagen von Enſe, unerwähnt gelaſſen. Nicht mit Unrecht haben ſie dieſen zu ihrem Schutzfreund und Berather gewählt. Keiner beſitzt von den Lebenden des alten Geſchlechts, ſo viele Erfahrung, ſo viele weiſe Mäßigung, vereint mit ſo viel jugendlichem Muth und ſtreitfertiger Heroenkraft. Zwei Epochen hat er durchlebt, die Alles einſchließen, was den Deutſchen an wahrhaft nationalen Schöpfungen gegeben wurde; er hat Göthe nahegeſtanden und war der Schlegel und Fichte's Freund. Was er aber Eigenſtes producirt hat, das hat ihm die lebendige Geſchichte ſelbſt aufgedrängt, und er hat es als Künſtler reproducirt. Die hiſtoriſche Schilderung mit Götheiſch bildender Kunſt vereinigt zu haben, iſt ſein unſterbliches Verdienſt. Seine Biographieen, ſeine Schilderung der Schlacht von Wagram und des Feſtes des Fürſten von Schwarzenberg ſind Meiſterſtücke durch und durch. — In ſeinen letzhin erſchienenen „Denkwürdigkeiten" trat uns Varnhagen's Verdienſt recht mit leuchtender Klarheit entgegen. Sein eigenes Leben eröffnete uns eine helle Durchſicht in jene wichtige Übergangsepoche vom 18. in's 19. Jahrhundert, die Wirkſamkeit Fichte's, die ſich in ſeinen Schülern, beſonders in Schleiermacher ausſpricht, ließ uns ſo ſcharf in die Tiefe der Zeit blicken, daß uns nichts Wünſchenswertheres geboten werden konnte. Die Biographieen, welche den erſten Band füllen, reihen ſich wie Fixſterne und Kometen um das Sonnenſyſtem jener Epoche, deren Mittelpunkt die Umwandlung der europäiſchen Menſchheit durch die franzöſiſche Revolution und die in engem Zuſammenhang damit ſtehende Geſtaltung der deutſchen Philoſophie bildet. Es iſt kein leeres Gerede, wenn geſagt wird, daß die Phaſen jener ſich in dieſer wiederholt haben, wenn Kant's Philoſophie mit der conſtituirenden Verſammlung, Fichte mit Napoleon, Hegel mit der letzten Geſtaltung der Revolution durch die Conſtitutionen verglichen wird. — So eben iſt von Varnhagen die Biographie der Königin Charlotte von Preußen erſchienen, die einen reichen Anekdotenſchatz jener Zeit enthält und mit bewunderungswürdiger Klarheit und Schönheit geſchrieben iſt. Leider leidet er viel von Kränklichkeit. — Möchte er doch bald ſeine eigne Biographie fortſetzen! — (Schluß f.)

Oeffentliche Turnanſtalt zu München.

Die Sorge für die Erziehung der Neugebornen hat der Menſch mit den höheren Thierklaſſen gemein. Darin aber kann er ſich von dieſen unterſcheiden, daß er ſeinen Kindern eine vollkommnere Bildung bereitet, als ihm ſelbſt zu Theil geworden. Wer dürfte aber jetzt noch in Abrede ſtellen, daß durch allgemeine Einführung gymnaſtiſcher Uebungen, ein tüchtigeres Geſchlecht herangebildet würde, als das jetzt lebende, jetzt mündige iſt? Die Nützlichkeit, was mehr iſt, die Unentbehrlichkeit der Gymnaſtik für Kindheit und Jugend iſt durch die neuerdings gepflogenen literäriſchen Debatten zu einem Axiom geworden; das Prinzip ſteht feſt, es gilt jetzt deſſen baldigſte Realiſirung. Schon iſt uns mehrmals die Freude geworden, darauf hindeuten zu können, was an mehreren Orten von Staatswegen zu dieſem Endzweck geſchehen. Bis jetzt aber das Erfreulichſte iſt, was wir eben in Münchner Blättern leſen. Hier findet ſich eine von Dr. F. Maßmann, (ord. Prof. an der Univ. und Miniſterialſekretär) unterzeichnete Bekanntmachung, auf welche aufmerkſam zu machen wir uns gerne verpflichtet fühlen. „Zufolge allerhöchſter Fürſorge,“ ſo lauten die Eingangsworte, „wird die hieſige (Münchner) öffentliche Turnanſtalt durch ſchon begonnene vollſtändige Herſtellung ihrer Gerüſte und Einfriedung, ſo wie durch Erbauung eines eigenen Wächterhauſes mit beſonderem Turnſaale für Winter und Wetter auf dem Platze ſelbſt, in den Stand geſetzt werden, die ebenmäßigen Leibesübungen der hinzutretenden Jugend erfreulich und erfolgreich fortzuführen. Durch deßhalb erlaſſenes Miniſterialreſkript ſind die Rektoren der königl. Gymnaſien, lateiniſchen Schulen, dann die Vorſtände ſämmtlicher Lehranſtalten der Hauptſtadt von der Wiedereröffnung der Anſtalt bereits in Kenntniß geſetzt und veranlaßt worden, die ihnen anvertraute Schuljugend auf den Nutzen fleißigen und regelmäßigen Beſuches dieſer ſo wohlthätigen, durch die väterliche Weisheit und Huld S. K. Maj. dargebotenen Anſtalt entſprechend aufmerkſam zu machen, welche nicht bloß auf die körperliche Entwickelung, ſondern auch auf die ſittliche Veredlung der Jugend ihren heilſamen Einfluß üben könne und ſolle.“ —

Hiermit tritt alſo im Königreich Baiern die Gymnaſtik, wie Minerva, gleich behelmt und beſchildet, — in das Leben. Die Regierung hat ihre Vaterpflicht geübt, ſo wie ſie deren bewußt geworden iſt. Was als heilſam erkannt, wird ſofort Kraft königl. Fürſorge und Autorität in Ausführung gebracht; es ruft mit machtvoller Stimme diejenigen zur Theilnahme, die nicht ſchon zuvor es herbei gewünſcht und gebeten. Die Eltern faſſen zu dem Neuen Vertrauen, welches mit ſolcher Gewährſchaft ihnen entgegen kömmt; die Jugend wird mit doppeltem Eifer ſich auszuzeichnen ſtreben, da der Staat es der Mühe werth gehalten, auch für das, was Viele nur für ein Spiel halten, ſo väterliche Sorge zu tragen. Die Jünglinge, zu voller, gediegener Ehrenhaftigkeit heranreifend, werden die Väter ſegnen, die, wenn ſie nicht ſchon eine Krone tragen, ſie darum verdienen, daß ſie die herangewachſenen Jünglinge zu ganzen Männern erziehen.

Wir hoffen in Bälde auch von der alten Franken- und Sachſenſtadt am Maine Erfreuliches in dieſer Angelegenheit melden zu können. E.

Feuilleton.

⁂ Ausrottung der Thugs. — Nachrichten von Kalkutta vom 13. Febr. d. J. zufolge hat die Kommiſſion für Unterdrückung der Thugs (ſ. Nro. 165) ihren Bericht für 1836 erſtattet. Hiernach wurden 474 Mordthaten aufgefunden (317 Leichname ausgegraben), 346 Thugs verhaftet und gerichtet, und von dieſen 37 mit dem Tode beſtraft, die übrigen zur Transportation nach Penang und zu harter Straßenarbeit verurtheilt. Man hofft, dieſe Mörderkaſte werde in wenigen Jahren völlig ausgerottet ſein.

⁂ Wohlfeile Brücke. — Zu Witepſk hat am 13. Juni der ruſſiſche Staatsrath v. Hübenthal nach eigener Erfindung eine Brücke in Zeit von zwei Minuten 20 Sekunden über den Witpafluß ſchlagen laſſen, welche aus zwei koniſchen Flößen beſteht, deren Baſis die Ufer berühren, deren Spitzen aber in der Mitte des Fluſſes zuſammentreffen und ſo einen gegen den Strom gekehrten ſtumpfen Winkel bilden, der jeder Waſſergewalt widerſteht.

⁂ Polytechniſche Schulen in Baiern und Rußland. — Der Kaiſer von Rußland hat den General Tſcheffkin nach München geſchickt, um ſich mit der Einrichtung der dortigen polytechniſchen Schulen bekannt zu machen, die als Muſter zu den in Rußland zu errichtenden dienen ſollen.

⁂ Thorwaldſen wird, der ausdrücklichen Verſicherung eines römiſchen Correſpondenten der Hamburger Zeitung zufolge in dieſem Jahre gewiß nicht, im nächſten — ſchwerlich nach Deutſchland kommen.

⁂ Dresdner Gemäldeausſtellung. — Bei der letzten Ausſtellung der Düſſeldorfer Gemälde iſt eine ſo bedeutende Summe eingenommen, daß nach Abzug der bedeutenden Koſten noch 500 Rthl. an die Künſtlerwittwenkaſſe gezahlt werden konnten.

Anzeige.

Ich habe die Redaktion der allgemeinen Theaterchronik niedergelegt, und indem ich dies hiermit zur Kenntniß meiner Geſchäftsfreunde bringe, verbinde ich damit die Anzeige, daß ich ſofort ein neues Blatt unter dem Titel „Theaterfreund“ herausgeben werde. Alle die, welche mir in dem früheren Wirkungs- und Geſchäftskreiſe ihre Theilnahme, ihre freundliche Mitwirkung oder ihr ehrendes Vertrauen ſchenkten, bitte ich, mir dieſe auch in Bezug auf den Theaterfreund zu erhalten.

Leipzig den 1. Auguſt 1837.

F. v. Alvensleben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 194. 1837.

Phönix.

Freitag, 18. Auguſt.

Ludwig Winter.

(Fortſetzung).

Ehe noch der deutſche Bund die Beſchlüſſe vom 28. Juni publicirte, hatte es natürlich an manchen Mahnungen für das Carlsruher Kabinet nicht gefehlt, und auch nicht an Zumuthungen, denen von der Regierung nicht einſeitig entſprochen werden konnte, wenn auch gleich die Zuſammenſetzung des Kabinets nicht ſchon gegen jeden Gewaltſtreich deſſelben geſichert hätte. Auch proteſtirte die Regierung gegen jeden Eingriff des Bundes in die innere Angelegenheiten des Landes, und Winter namentlich erklärte, ſein Portefeuille eher niederzulegen als einzugehn in die dringenden Intentionen, deren Verwirklichung durch das Geſammtintereſſe Deutſchlands motivirt ward. Mittlerweile geſchah von Seiten des Bundes, ohne Badens Einwilligung, was von dieſem nicht zu ändern war; es erfolgten die Junibeſchlüſſe, welche die badiſche Preßfreiheit vernichteten, und nicht lange darauf erfuhren ſie die Promulgation durch die badiſche Regierung, wodurch ſie für das Land in geſetzliche Wirkſamkeit getreten. Ohne Inconſequenz gegenüber ſeinen Grundſätzen und ſeinem ausgeſprochenen Worte, das nur auf den Antheil des badiſchen Kabinets hinſichtlich der Creirung der Junibeſchlüſſe ſich beziehen konnte, contraſignirte Winter dieſen ſtaatsminiſteriellen Act, und eine neue Ordnung der badiſchen Dinge, als theilweiſer Ausfluß des deutſchen offiziellen Geſammtwillens ward in ziemlich ſcharfer Perſpective nun dem Volke eröffnet. Noch immer in gewaltiger Erregung gehalten von denſelben Männern, denen es noch vor wenig Wochen durch Schrift und Wort ſeine perſönlichen Huldigungen gezollt, rumorte das Volk, — ehe die Promulgation der Bundesbeſchlüſſe ſtattgefunden — gewaltig über die ſogenannten „Gewaltsſtreiche" der Bundesverſammlung, und ziemlich kecke Stimmen verlauteten, man ſei gewillt, ſich eher ſelbſt Recht zu verſchaffen, wenn die Regierung nicht ſelbſt dazu gemuthigt und mit guter Abſicht gewarnet ſei. Zahlreiche Proteſt-Adreſſen gegen die Bundesbeſchlüſſe, durch jene Emiſſäre colportirt, welche man von Freiburg aus nach allen Richtungen hin verſandt hatte, — wurden nach Carlsruhe abgefertigt, und darin dem Fürſten das Blut und Leben des Volkes als eigen verſchrieben für den Fall gewaltſamer Reaktion gegen die „unglückſeligen" Junibeſchlüſſe. In Freiburg aber, dieſer niedlichen Hügelſtadt, wurden tagtägliche Concilien zur Abwehrung der fürchterlich hereinragenden Gefahr verſammelt und hiebei Reden gehalten, wie ſie feuriger nie aus dem Munde eines O'Connell oder eines Mitgliedes der ehemaligen Pariſer Bergparthei in den neunziger Jahren hervorkamen.

„Es war ein ewiger Rumor draußen im Pfauen," dem blühenden Fernes des Freiburger Radikalismus, wo ſchon ſo mancher Toaſt auf das Wohl eines einigen freien Germaniens getrunken worden, und ſchon ſo manches politiſche Bruderverhältniß geſchloſſen und geſchworen ward, wo die ſchönen Freiburger Frauen den Männern des Tages die ſchäumenden Becher kredenzten, wo Küſſe kreiſ'ten zur Freude des Mahles.

Das war eine ſchöne Zeit, das waren die Tage von Aranjuez für die Freuden der Radikalen Freiburg's — und nun ſo ſchnell, ſo eilig drohten ſie vorüberzugehen!

Im zweiten Stocke des Hauſes, in einem mächtigen

Tanzſaale, befand ſich das mit tapezirten Mauern umgränzte Forum, und wo ſonſt die Geweihten der Tonkunſt die Strauß'ſchen Walzer ſpielten für begierige Füße, da ſtunden in den Tagen, von denen die Rede, die Männer der ehrwürdigen Alberto-Ludovica, die Gefahr der Gegenwart beſchreibend, welche für die noch kaum errungene Freiheit ſchon in den ſchweren, von Frankfurt herüberrollenden, politiſchen Nebelwolken ſich dräuend enthülle. Dieſe Gefahr zu beſchwören mit Gut, Blut und Leben, ward nun gelobt, und hundert Studentennamen quollen in die bereitliegenden Adreſſen, in denen dem Großherzoge inſinuirt wurde, daß auch die nervigen Hände der Hauenſteiner nicht feiern würden, wenn es den Kampf des Vaterlandes gelte. Aber die Nemeſis ſchwebte ſchon finſter heran, und warf mit einem ſchneidenden Paradoxon Vernichtung in alle Redensarten, die man der Freiheit zu Liebe gethan.

Die Regierung, unter Promulgation der Junibeſchlüſſe, bedauerte ſehr, daß das Preßfreiheitsdrama ſolch ein übles, doch durch deren erſte Faktoren motivirtes, tragiſches Ende genommen, und ſtellte die Perſpective, daß man an ſeinem Orte das Geeignete thun werde, einem Zuſtande, der durch den prinzipuellen Geſammtwillen Deutſchlands aufgehoben ſei, bei ſeiner Rückkehr in statum quo ſo viel Spuren ſeines ehemaligen Daſeins, als nur möglich, mitzugeben.

Noch hofften Welker und die gleichen Sinnes mit ihm waren, das Beſte; da eröffnete eines Tages Herr von Kettenacker — es war um die Mitte Auguſt's — den Maratoren der Univerſitäten, daß er den Befehl in der Taſche habe, die Univerſität nach eigenem Ermeſſen plötzlich zu ſchließen, wenn die Drohungen gegen den deutſchen Bund nicht noch gerade ein Ende nehmen. Dieſe Eröffnung war faſt kaum geſchehen, als wenige Tage darauf die Regierung ſelbſt mit einem unmittelbaren energiſchen Handgriff die letzte Scene der Handlung ausſpielte. Es erſchien ein ſtaatsminiſterieller Erlaß, durch welchen eine Reorganiſatin der Univerſität mittelſt einer beſonders hiezu delegirten Regierungscommiſſion angeordnet ward, und worin ſonach ein Anathem gegen die Freiburger akademiſchen Zuſtände der Gegenwart ausgeſprochen war. In dieſen Schlußfolgerungen des Regierungswillens ſchienen endlich die politiſchen Wortführer von Freiburg doch mehr als einen bloßen Schreckſchuß der Staatsgewalt zu erblicken, und ihrem Auge ſtellten ſich nun gewiſſe Unvorſichtigkeiten, die man begangen, zu ziemlich grellem Bewußtſein dar. Die Initiative dieſer Reorganiſation wohlerkennend, ſahen ſie die Reſultate derſelben mit einem Blicke voraus, und als ſie wirklich erfolgt war, hatte ſie ſich keineswegs in ihrer Divination betrogen. Herr Welker und Herr von Rotteck wurden von ihren Lehrſtühlen abberufen, indem man ihnen eine verhältnißmäßig anſehnliche Penſion auswarf.

So redete die Sache der Preßfreiheit im Großherzogthum. Die Collegien der Univerſität, welche während der Monate September und Oktober nicht nur der akademiſchen Obſervanz gemäß, ſondern Kraft eines höchſten Dekretes geſchloſſen waren, begannen im November wieder, doch der ſchwere Traum des vergangenen Sommers ließ eine harte Erſchlaffung zurück. Die Studenten waren um ein Semeſter Wiſſenſchaft gekommen, und ihre Köpfe hatten ſich dafür mit einer ſolchen Maſſe polizeiwidriger Ideen angefüllt, daß es ihnen ſchwer fiel, ihrer nur ſo mit Eins wieder ledig zu werden. Sie bedurften einer bedeutenden Nachkur, und Herr Winter verſchrieb ihnen dieſes Behufs die wirkſamſten Pillen, indem er über die Herren eine ſo geartete polizeiliche Aufſicht verhängte, daß ſie nochmals auch bei dem ſchlechteſten Willen etwas zahm werden mußten. Diejenigen unter ihnen aber, welche während der vergangenen Monde in der vorderſten Reihe der liberalen Akademiker fochten, und welche für die Zwecke der Zukunft die neue Burſchenſchaft im „badiſchen Hofe“ ſtifteten, wandten ſich nach Heidelberg, wo ſich im Verlaufe dieſes Winters die gleichgeſinnten jungen Leute von nah' und fern ſympathiſch zuſammenfanden.

In Freiburg indeſſen war es öd' und ſtille geworden, aus der ſonſt ſo lebendigen Muſenſtadt ſchienen die Freuden des Lebens alle gewichen, da die luſtigen Studentenfarben und die Uniform verſchwunden waren. Die Philiſter, in deren Händen jetzt faſt kein Geld mehr floß, ſeit die Dinge ſich alſo geſtaltet hatten, ſchnitten jenen Männern, denen ſie die Schuld hiervon beimaßen, fatale Geſichter, und ſo erlebten von Rotteck und Welker das traurige Schickſal, daß dieſelben Independenten, von denen ſie zuvörderſt Theilnahme in ihrem politiſchen Unglück erwartet hätten und die noch vor wenigen Monaten ganze Nächte hindurch ſalomoniſche Lieder des Preiſes vor ihren Fenſtern ſangen, — ſie jetzt als die Gründer ihres materiellen Elends anſahen und darnach mit Gedanken und Wort behandelten.

Herr von Rotteck, mit ſeiner unverwüſtlichen Philanthropie und dem hiſtoriſchen Seherblick, welchem eine ſolche Erſcheinung nicht fremd ſein konnte, lächelte, ſich ſelbſt tröſtend. Herr Welker ſcholt auf das Spießbürgerthum.

Ob er eine Ahnung hatte vom 3. April des kommenden Jahres (freilich nicht von ſeinem Ausgange und ſeinen Conſequenzen), oder, ob ihm in dunkler Nacht republikaniſche Träume trügeriſch geweiſſaget — ich weiß es nicht; aber feſt, unerſchütterlich feſt blieb in ſeiner Bruſt der Glaube an den Sieg der „guten Sache,“ die nur für den Moment habe unterliegen können. (F. f.)

Emanzipation der Juden.

Die erſte Kammer und die Juden in Sachſen. Von Dr. J. **Weil**, Vorſteher einer Lehr- und Erziehungsanſtalt. Hanau 1837. Bei F. König. 22 SS.

Mit Recht beginnt Herr Dr. **Weil** ſeine Philippika mit der Bemerkung: „Die **Philiſterei** hat eine Naivetät, die man ergötzlich finden kann. Ein umgekehrter Galiläi, hört ſie vergeblich die überzeugendſten Gründe, daß die Erde ſich fortbewegt; ſie ſtampft mit dem Fuße und ſchreit: „und doch ſteht ſie ſtill!“ . . . Wenn ſie ſich aber aus ihren Werkſtätten und Kramläden hinaus in die Öffentlichkeit wagt, und ihre Pfenningsleidenſchaften da Widerhall finden, wo hochſtehende Männer eine Würde gegen Deutſchland, eine Ehre gegen die Nachwelt zu behaupten haben, — dann hört die Sache auf ergötzlich zu ſein und wird empörend.“ Nur dies könnten die modernen Philiſter, wenn ſie keine Philiſter wären, darauf erwiedern, daß Israel ſelbſt ſeit achtzehn Jahrhunderten zwiſchen den Zähnen murmle: „und doch ſteht die Menſchheit ſtill,“ — obgleich das Chriſtenthum über die Volksreligionen und der neuere Humanismus über die Kirchenſchranken hinausgeſchritten ſind, und ſelbſt ſo manche einzelne Israeliten in die Bewegung hineingezogen haben. —

Mit Recht hebt ſofort Herr Dr. Weil hervor, daß, während auf dem vorigen Landtage als Recht erkannt worden, ein Geſetz „zur Beſeitigung der gegründeten Beſchwerden der Juden“ zu geben, dies auf dem gegenwärtigen „ſo gedeutet worden, daß es ſich ſelbſt zerſtört;“ und fährt dann mit bitterer, aber gerechter Ironie fort: „Der Jude — ſagen ſie — wolle keinen Ackerbau treiben, und ſie wollen ihn beſſern; darum verbieten ſie ihm, Grundeigenthum zu erwerben und erlauben ihm nur in Dresden und Leipzig zu wohnen! Der Jude — ſagen ſie — hänge am Talmud und wolle vom Alten nicht laſſen, und ſie wollen ihn erziehen; darum verbieten ſie ihm deutſchen Gottesdienſt und jede neuere Form der Liturgie, doch mit großmuthiger Ausnahme der Leipziger Meſſe, weil da chriſtliche Liebe nicht geſtattet, die reichen jüdiſchen Käufer aus dem Auslande durch Verbot ihres Gottesdienſtes nicht zu verſcheuchen! Und wie ſie ſich fürchten! Anderthalb Millionen Menſchen vor achthundert, — worunter wenigſtens 600 arme Teufel!“ — „„Aber die Erfahrung hat gelehrt (wurde in der erſten Kammer behauptet), daß die Juden überall, wo ihnen Bürgerrechte eingeraumt wurden, dieſe zum Nachtheil ihrer Mitbürger mißbraucht haben, und ſchlechter geworden ſind.“ Dagegen erinnert Herr Dr. Weil an die, jener Behauptung auf das Entſchiedenſte widerſprechenden Erklärungen, welche in den franzöſiſchen Kammern, in Belgien, Holland und Dänemark, ſchon in den Jahren 1813 und 1814 in Preußen, dann in Hamburg, in den Kammern von Baden, Würtemberg und Heſſen abgegeben worden! Ebenſo wird mit Recht an die Worte des Domherrn Günther in der ſächſiſchen Kammer erinnert: „Haben nicht tauſend Beiſpiele gezeigt, daß ſonſt höchſt billige (!) Männer, wenn es auf das Mein und Dein ankam, eben ſo wenig Nachſicht mit ihren Schuldnern gehabt, als irgend ein Jude?“ Und an die Bemerkung des Prinzen Johann von Sachſen: „Der Betrug, der von den chriſtlichen Weinhändlern verübt wird, iſt ſo arg, daß den Juden Nichts übrig bleibt.“ — Mit Recht auch wird der Behauptung eines Mitgliedes der erſten Kammer: „Sachſen ſei ein chriſtlicher Staat, folglich dürfe ein Jude nicht eine Hufe Erde darin beſitzen,“ entgegengeſetzt, daß hiernach „das ſächſiſche Chriſtenthum nicht die Religion der Liebe, ſondern die des Beſitzes und ein chriſtlicher Staat ein ſolcher ſei, wo jeder unter ſchwerem Drucke leben müſſe, der ſich von der Wahrheit gewiſſer Dogmen nicht überzeugen konne!“

Wenn ferner „ein namenloſer Redner mit zwei Namen (Herr Ziegler und Klipphauſen)“ in der erſten Kammer ſagen konnte: „Iſt denn in der Wahrheit des Juden Zuſtand ſo beklagenswerth? Ich kann das nicht zugeben. Im Gegentheil, ihr Zuſtand iſt beſſer als der der arbeitenden Klaſſen, ein wahrer Zuſtand des Wohlſtandes“ u. ſ. w.; wenn Herr Vicepräſident von Deutrich meint, der Zuſtand der Juden ſei gar nicht ſo übel; „offen ſtünde ihnen der Zutritt zu den Künſten und Wiſſenſchaften, offen die unzünftigen Gewerbe, offen das Eintreten in die dienende Klaſſe;“ — dann können wir es Herrn W. nicht verargen, wenn er über die Außerungen dieſer Herren die ſcharfe Lauge ſeines Spottes ergießt, und dabei auf die doppelte Inconſequenz aufmerkſam macht, daß man den Juden zwar Arzte, nicht aber Apotheker, daß man ihnen Schriftſteller, nicht aber Buchhändler zu werden geſtattete.

Hinſichtlich der den Juden geſtatteten Handwerke macht endlich Hr. W. auf das faſt Illuſoriſche dieſer Vergünſtigung aufmerkſam, wonach, da dabei das Verhältniß zur chriſtlichen Bevölkerung feſtgehalten werden ſoll, kaum 20 — 25 Individuen ſich zum Handwerke beſtimmen können.

Zum Schluſſe ermahnt Hr. W. ſeine Glaubensgenoſſen, „durch würdiges Benehmen, durch kräftiges, zeitgemäßes Streben die Vorurtheile gegen ſie auf die edelſte Weiſe zu wiederlegen, und die liebloſe Geſinnung ihrer Gegner durch die That zu beſchämen . . . In der Neuzeit ſeien der Beiſpiele gerechterer und liebevollerer Geſinnungen gegen ſie ſo viele, daß ſie ſich wohl hüten mußten, in die Ungerechtigkeit zu verfallen, welche gegen ſie geübt wird, wegen eines Beiſpiels über Alles und Alle abzuſprechen.“

Wir wollen hier nicht mit dem Herrn Verfaſſer darüber rechten, daß er in dieſer Ermahnung durch lebhafte Theilnahme ſich zu ſtrafenden Bezeichnungen hat hinreißen laſſen, welche, als in das rein Subjektive eingreifend, die Grenze des Gebührlichen überſchreiten; aber auch die lebhafteſte Theilnahme möchte nicht füglich als Entſchuldigung geltend zu machen ſein, weder für die gleich zum Eingang vorgebrachte Außerung: daß „in der hohen Kammer des Landes, das ſo lange und ſo blutige Kämpfe für ſeine Glaubensfreiheit beſtand, Gewiſſensfreiheit und Menſchenrechte gehöhnt werden, um dem ſchmählichſten Kaſtengeiſte zu genügen;“ — noch für die Schlußzeilen, in denen Hr. W. ſeine Glaubensgenoſſen mit der Gewißheit tröſtet, „der hohe Weltengeiſt werde auch in ihr Vaterland des Lichtes Strahlen ſenden, die zu erwärmen, deren Herz kalt und lieblos ſich abwendet von Allem, was Menſchenglück erhöhen, Menſchenliebe befördern und eine beſſere Zukunft ſchaffen konne!“ —

Die geſetzgebenden, wie die richterlichen Behörden ſind als Geſchworene, hinſichtlich ihrer Geſinnung und ihres Gewiſſens nur dem alldurchſchauenden „Weltengeiſt“ verantwortlich. Nur ihre allerkennbar an den Tag gegebenen Außerungen und Handlungen verfallen dem öffentlichen Gericht und ſind ebenſo nach allgemeinen Grundſätzen zu richten. Ein Geſetz kann die Intereſſen Vieler verletzen, und dennoch der Geſetzgeber dazu durch Wohlmeinung und Gewiſſen beſtimmt worden ſein. Kaſtengeiſt vorzuwerfen möchte vollends am Wenigſten den Anhängern einer Religion geziemen, deren Grundlehren und heilige Geſchichte ihre Angehörigen als eine Kaſte auserwählter und alleinreiner Gottesverehrer über die übrige Menſchheit erhoben und von ihr abgeſondert hat. Allerdings iſt dieſer Kaſtengeiſt auch in die Chriſtenheit übergegangen; aber zugleich iſt die Kaſte bedeutend erweitert worden und die Theilnahme an den göttlichen Privilegien nicht durch natürliche Abſtammung bedingt.

Übrigens hat Sachſen in der Reformation nicht für unbedingte Glaubensfreiheit gekämpft, ſondern nur für die Freiheit von der römiſchen Kirchengewalt.

Von Gewiſſensfreiheit und Menſchenrechten endlich möchte bei dieſer Veranlaſſung zu ſprechen ſich wohl nicht als ſtatthaft erweiſen laſſen. Unter jener iſt doch höchſtens dies zu verſtehen, daß man weder zu irgend einem Glaubensbekenntniß, noch zu einer dem Gewiſſen widerſtreitenden Handlung gezwungen werde. Von Keinem von Beiden iſt aber in Sachſen die Rede. Überdies iſt das bloße Gewiſſen des Einzelnen ein gar bedenkliches Ding, da nicht leicht ein Gräuel zu erdenken, welches Einzelne zu begehen nicht ſchon durch ihr ſg. Gewiſſen angetrieben worden. Das einzelne Gewiſſen erhält ſeine Würde erſt durch das Allgemeine, das von einer Gemeinſchaft als wahr, recht oder gut anerkannt iſt.

Wie nun der Rechtskreis des einzelnen Gewiſſens nur dasjenige begreift, was dem Einzelnen, als ſchlechthin individueller Perſönlichkeit zuſteht, ſo befaſſen umgekehrt die ſg. Menſchenrechte nur dasjenige, was allen Menſchen — nach ihrer allgemeinen Menſchenſchaft — gleichmäßig zukömmt, keineswegs aber das, was der Menſch nur als wirkliches Mitglied einer beſonderen Gemeinſchaft, einer Glaubens-, Volks-, Staats- oder ſonſtigen partikularen Geſellſchaft in Anſpruch zu nehmen befugt iſt. Die Wiſſenſchaft erweitert zwar ſtätig das Ideal des allgemeinen Menſchenrechtes, und die Civiliſation breitet die wirkliche Anerkennung dieſes Ideals immer weiter aus; Hr. Dr. W. hat aber nicht nachgewieſen, daß die erſte Kammer des Königreichs Sachſen wirklich in Deutſchland anerkannte Menſchenrechte geſetzlich feſtzuſtellen ſich geweigert. Wenn übrigens auch von dem Standpunkt der Humanität aus ernſte, dringende Worte für die Emanzipation der Juden in Sachſen an die dortige geſetzgebende Behörde zu richten ſind, ſo möchte von Seiten der Iſraeliten, welche ſich für ihre Perſon von dem Moſaiſchen Partikularismus losgeſagt und die iſolirenden Geſetzes- und Satzungsſchranken durchbrochen haben, doch ſtets erwogen werden, daß dieſelbe Nachſicht und Milde, die ſie von den Chriſten für die große Zahl von altgläubigen Juden in Anſpruch nehmen, auch von ihnen für die Chriſten erwartet werden darf, welche noch ebenſo in ererbter Spannung gegen die Iſraeliten, wie nicht wenige von dieſen in uraltem Vorurtheil gegen die Nichtiſraeliten und deren Religionsformen befangen ſind.

Wir bedauren übrigens von ganzem Herzen, daß die Hoffnung, welche Hr. W. noch auf die zweite ſächſiſche Kammer ſetzen zu dürfen geglaubt hat, neueſten Berichten zufolge, auf keine Weiſe in Erfüllung gegangen iſt.

F. W. Carové.

Feuilleton.

⁂ Sparkaſſen im Kaiſerthum Oeſtreich. — Die erſte von der Regierung ermächtigte Sparkaſſe in Oeſtreich wurde am 4. Okt. 1819 in einer Vorſtadt Wiens eröffnet; — am Ende d. J. waren nahe an 29.000 fl. eingelegt. Aber erſt 1825, als ſchon 2 Mill. Kapital ſich gebildet, wurde auch in Prag eine ſolche Kaſſe errichtet, deren Beiſpiel bald Mailand, Grätz, Laibach, Inſpruck u. a. Städte folgten. Gegenwärtig haben die Sparkaſſen der öſtreichiſchen Monarchie 30 Mill. fl. Conv. Geld in Verwahrung, von denen 17 der Hauptſtadt angehören.

⁂ Fortſchritte der Friedensgerichte in Schleſien. — Im Oppelner Amtsblatt wird angezeigt, daß im v. J. 1836 von 369 Schiedsmännern in Oberſchleſien 10,000 Streitſachen wirklich verglichen, und nur in 1413 Fällen eine Verſöhnung nicht zu Stande gebracht worden. Im J. 1835 wurde — verhältnißmäßig nicht in halb ſo viel Streitſachen die Vergleichung bewirkt.

⁂ Mozart's Requiem iſt zu Marſeille am 31 v. M. in der Hauptkirche zum Gedächtniß der in den glorreichen Julitagen von 1830 Gefallenen aufgeführt worden.

⁂ Weltherrſchaftsgelüſte. — Dem Diario di Roma zufolge verlas Hr. Wiſeman (u. a. auch Conſultor der heil. Congregation des Inder) in der Academia di Religione catolica eine Abhandlung „über den gegenwärtigen Zuſtand des Proteſtantismus in England, und über das Bedürfniß, das derſelbe fühlt und ausdrückt, eine oberſte und unfehlbare Autorität in Glaubensſachen (d. h. einen Dalai-Lama) anzunehmen.“ Noch immer kann das hinfällige Rom ſeine Weltherrſchaftsträume nicht aufgeben. Und doch findet die Unfehlbarkeit der römiſchen Geiſterautorität kaum noch hier und dort einen ſchüchternen Anhänger!

⁂ Parſis in Bombay Mitglieder der aſiatiſchen Geſellſchaft. — In der letzten Sitzung der königl. aſiatiſchen Geſellſchaft zu London wurde mitgetheilt, daß die Königin Viktoria das Patronat über die Geſellſchaft annehme, und ein Schreiben verleſen, in welchem 13 Parſis von Bombay den Wunſch ausſprechen, ſich der Geſellſchaft, zu deren Mitgliedern ſie erwählt worden, nützlich machen zu können.

⁂ Martin's neueſter Kupferſtich. — Der geniale Martin hat ſeinen Marcus Curtius in vergrößertem Maaßſtabe in Kupfer geſtochen. Es ſoll eines der trefflichſten Blätter dieſes geiſtreichen Künſtlers ſein.

⁂ Burnet's Verſuch über Erziehung des Auges. — John Burnet hat einen „Essai on the Education of the Eye with reference to Painting mit vielen ſehr ſchönen Kupfern herausgegeben, worin er als Künſtler den Kunſtjüngern recht brauchbare Rathſchläge gibt.

⁂ Contre-Contre-Baß und neue Baßklarinette. — Die Inſtrumentenmacher Sax, Vater und Sohn, zu Brüſſel, ſind beide erfinderiſche Köpfe. Während der Sohn an einer Baßklarinette arbeitet, welche ganz neuen Effekt darbieten ſoll, hat der Vater ein Inſtrument ſeiner Erfindung beendigt, welches den Contre-Baß zu allen jetzt bekannten Inſtrumenten bilden wird.

⁂ Nordlicht vom 28. auf den 29. Juli. — Von Breslau wird berichtet, daß das Nordlicht, welches auch am Rhein am 28 v. M. beobachtet worden, in Schleſien von 10 Uhr Abends bis 2 Uhr Nachts faſt ununterbrochen einen fortwährenden Wechſel der anmuthigſten Lichterſcheinungen dargeboten, — Anfangs von Wetterleuchten und mehreren hellleuchtenden Sternſchnuppen begleitet.

⁂ Carnot hat aus Gregoire's Papieren Memoiren deſſelben mit einer trefflichen Einleitung herausgegeben, und ſoll jetzt mit Ausarbeitung einer Biographie ſeines Vaters beſchäftigt ſein.

⁂ Malebranche. — Die ſämmtlichen Werke dieſes tiefſinnigen Philoſophen, welche zuletzt in zwölf Bänden erſchienen, hatten ſich ſehr ſelten gemacht. Die Hrn. de Genoude und de Lourdoueix verdienen daher unſeren Dank, daß ſie eine neue Ausgabe jener Werke veranſtalten. Die 12 Bände werden in zwei Quartbänden zuſammengefaßt, von denen der erſte jetzt erſchienen, der zweite am 15. d. M. ausgegeben wird.

Druckfehler.

In Nro. 189, Seite 756, Spalte 1, Zeile 14 von oben lies: Zeigwort ſtatt: Zeitwort.

N^ro 195. 1837.

Phönix.

Samſtag, 19. Auguſt.

Die Architektur des Oberbauraths von Gärtner in München.

Schon längſt haben wir gewünſcht, den Leſern unſer früher gemachtes Verſprechen zu erfüllen, ihnen Mittheilungen über die hieſigen architektoniſchen Kunſtſchöpfungen zu geben. Wir haben von den vielen und höchſt bedeutenden Bauten des Oberbauraths v. Gärtner, welche über die Hälfte der herrlichen Ludwigsſtraße ausfüllen, geredet; da aber von dieſen Gebäuden noch keines ganz vollendet, die meiſten nur in der rohen Mauermaſſe daſtehen, und von Planken und Baugerüſten ſo umſtellt ſind, daß man wenig oder gar nichts von ihnen erkennen kann. ſo waren wir nicht im Stande, ohne Anſicht der Pläne und Zeichnungen etwas Genaueres darüber zu ſagen. Bei einem ſo ausgedehnten Wirkungskreis, wie Gärtner ihn hat, iſt einem ſolchen Manne jede Stunde Zeit koſtbar; dies erwägend, haben wir lange angeſtanden, uns die Einſicht der Pläne zu erbitten. Da dies nun endlich geſchehen iſt, ſo wollen wir dem Leſer mittheilen, was wir in dieſer kurzen Zeit unſerm Gedächtniß eingeprägt haben.

Da Gärtner, wie bekannt, der Schöpfer eines ganz neuen Bauſtyls, des ſogenannten Rundbogenſtyls iſt, ſo wollen wir zuvor die Charakteriſtik deſſelben im Allgemeinen verſuchen in Beziehung auf die übrigen gebräuchlichen Stylarten. Daß das Grundelement dieſer Bauart: der Rundbogen, mit dem ſogenanten Byzantiniſchen Styl übereinſtimmt, iſt nicht zu läugnen; jedoch weicht ſie in der freien ſchöpferiſchen Behandlung der Fundamental-Projektionen, der Profilirungen, und der unbeſchreiblich ſchönen Ornamentirung von jenem Style ſo durchaus ab, daß ſie als ganz eigenthümlich betrachtet werden kann, um ſo mehr, da ſie wegen klimatiſcher, lokaler und wegen des Zwecks bedingter Verhältniſſe ſich nicht an alte, oft eingebildete Regeln halten kann. Durch dieſen eigenthümlichen Charakter haben Gärtner's Gebäude vor allen übrigen in München vorhandenen einen auffallenden, individuellen Typus. Es liegt tiefer, als in der Neuheit der Erſcheinung, daß ſie einen eigenen ergreifenden Eindruck machen, und ohne für die Vorzüge der übrigen Bauarten blind zu ſein, können wir nicht umhin zu geſtehen, daß ihre aus Zweckmäßigkeit hervorgehenden charakteriſtiſchen Abweichungen ihr das Hauptgepräge verleihen, und ſie zum Gegenſtand der größten Bewunderung machen. Die Gefälligkeit der Rundbogenform hat ihren Grund in einer unbedingten höhern ſtatiſchen Sicherheit, als der Spitzbogen oder der horizontale Sturz zuläßt. Eine andere Eigenthümlichkeit, daß bei den Rundbogen keine Fenſterverdachungen oder Simſe angewendet werden, iſt für das hieſige Klima nicht allein höchſt zweckmäßig, indem dadurch eine Menge von Koſten an Bedeckungsmaterial und unaufhörlichen Reparaturen erſpart werden, ſondern auch in äſthetiſcher Beziehung für das Gebäude von größter Wirkung. Dieſe ruhigen großen Mauermaſſen ſeid nicht überall von Auswüchſen verkleinert und verkümmert, ſondern bieten eine imponirende Fläche und Lichtmaſſe, in welchen die bedeutenden Fenſtervertiefungen mit ihren untergearbeiteten reichen Profilirungen die gehörige Schattenmaſſe und Abwechſelung bringen. Es umziehen dieſe Gebäude wohl Gurtgeſimſe, aber ohne jene übertriebene Ausladung und Gliederung der Gebäude im florentiniſchen Style, die bei ihrer

Entſtehung ſchon den Keim der Zerſtörung in ſich tragen. Dieſe Gurten ſind häufig bloße breite Bänder, entweder verziert mit Blätter- und Blumenverſchlingungen, welche mittelſt Streifen oder Stengeln die ſchönſten und geſchmackvollſten Arabesken bilden, oder verziert durch ſchmale neben einander liegende Prismen, oder ſonſtige ſich wiederholende, mathematiſche Figuren, welche die angenehmſte Wirkung machen. Beſtehen die **Gurten** aus bloßen architektoniſchen Gliedern, ſo haben dieſe wenig Ausladung. Die Dachgeſimſe, häufig gekrönt mit durchbrochenen Verzierungen oder Stirnziegeln, ſind ebenfalls in einem ganz neuen und entſprechenden Geſchmack, von einfachen aber edlen Profilirungen und an manchen Gebäuden von Kragſteinen getragen, welche unter ſich durch kleine Rundbogen verbunden ſind. Die Fenſtervertiefungen ſind, wie geſagt, bedeutend und berechnet für hinlängliche Schattenwirkung, welche ein Gebäude am meiſten hebt. Die Einfaſſungen liegen hinter der äußern Mauerfläche, und ziehen ſich, wo nicht Säulchen angebracht ſind, an den Seiten und Bögen in ununterbrochenen Linien um die ganze Öffnung. Dieſe Öffnung iſt häufig wieder in zwei Rundbogen getheilt, welche auf Säulchen ruhen, wovon das Mittlere zum Anſchlagen der Fenſter dienen wird. Ausgezeichnet ſchön ſind die Kapitale der Säulen, zierliche Blumen und Blätter durchſchlingen ihre Stengel daran, und dadurch, daß ſie ſo tief unterarbeitet ſind, daß ſie frei ſtehen und an Stengel vorſpringen, zeigen ſie ſich durch tiefe Schatten und Durchſichtigkeit in der angenehmſten Leichtigkeit. Die Dächer der Gärtner'ſchen Gebäude ſind flach und dadurch in Harmonie mit dem Ganzen. Wir müſſen uns mit dieſer allgemeinen Schilderung dieſes neuen Rundbogenſtyls begnügen, werden aber bei der Beſchreibung der einzelnen Gebäude noch ſpeciellere Merkmale anführen können, und wollen jetzt nur noch einige kurze Notizen über Gärtner's Leben mittheilen.

(Fortſetzung folgt).

Aus Berlin.

(Schluß).

Doch ich bin von der Journaliſtik wieder abgekommen. Allein nicht ſo ganz wie es ſcheint, denn ich hätte, von ihrem Beruf redend, nothwendig auf Varnhagen zurückkommen müſſen. Seine Richtung, die hiſtoriſch-biographiſche iſt's, welche von der Journaliſtik verfolgt werden muß, das hiſtoriſche Leben Deutſchland's muß ſo energiſch wie möglich erweckt werden. Dann mögen die literäriſchen Intereſſen, die ihren Centralpunkt in der Kritik der Erſcheinungen der Gegenwart haben, hervortreten, und zuletzt möge in dem Feuilleton der Neugier des Augenblicks gefröhnt werden, aber nur, um eine Brücke zu ſchlagen über die trennenden Gewäſſer des Canals und des Oceans, und, damit das eigene Leben belebt werde. Die Vermittlung Deutſchland's mit England, Frankreich und Amerika iſt eine weſentliche Aufgabe der Journaliſtik. Daß nun dieſen Intereſſen in unſern mittelmäßigen Journalen, die meiſtentheils ſo flach und leer ſind, daß man ſie gar nicht anblicken mag, nicht genügt wird, brauche ich wohl kaum auszuſprechen, es iſt leider ein allgemein bekanntes Übel. Berlin hat außer der wiſſenſchaftlichen Kritik und der literäriſchen Zeitung kein bedeutendes Organ für die Intereſſen der Literatur. Doch was thut's? Man lieſt die elegante Zeitung und den Phönix, vielleicht noch das Morgenblatt, mit Ausnahme des Literaturblattes, denn Herr Menzel hat die wenige Bedeutung, die er für uns gehabt, längſt eingebüßt, und man begnügt ſich vorläufig damit. Nur iſt's immer ſchlimm, daß man kein würdiges Organ für ſeine Liebe oder für ſeinen Zorn hat. Bis man ſich an ein auswärtiges Blatt wendet, iſt das Intereſſe der heißblutigen Gegenwart, welches das Beſte gebiert, verraucht. Auch iſt es zu beklagen, daß die Gelehrten, welche dem Leben auf eine unverantwortliche Weiſe fern ſtehen, namentlich die Hegelianer, in der Schlechtigkeit der Journaliſtik einen Grund für ihre Schwerfälligkeit, um nicht zu ſagen: Faulheit finden können. Doch gibt es unter dieſen auch bereits eine jüngere Generation, welche ihr ſchwer erworbenes Wiſſen leichter zu Tage zu fördern verſtehen. Dazu gehört der **Dr. Mager**, von deſſen Geſchichte der neueren franzöſiſchen Literatur jetzt der erſte Band ausgegeben iſt, ein vortreffliches Werk, auf das ich ſpäter zurückzukommen gedenke. Ihm wird ſich der Dr. Meyen mit einer Geſchichte der neueren deutſchen Literatur anſchließen. Von **Dr. Guhrauer** erwartet man eine ausführliche Arbeit über Leibnitz, eine Probe davon enthielten Mundt's Dioskuren. Indem ich dieſer gedenke, fällt mir ein, daß ich von einem Schriftſteller nicht geſprochen, deſſen ich nur ungern erwähne, es iſt **J. Jacobi**. Es iſt Schade um dieſen talentvollen Israeliten, daß er einen Verrath an dem Liberalismus begangen hat, daß er nothwendig mit dem traurigſten Banquerott enden muß. Wir haben hier ſeinen „Klagen“ in Hinſicht ihres poetiſchen Verdienſtes Gerechtigkeit widerfahren laſſen, aber wir haben die in ſeiner arroganten Vorrede hervortretende politiſche Tendenz auf's Stärkſte desavouirt, und desavouiren ihn ſelbſt perſönlich. Er läßt jetzt ein Buch drucken, „philoſophiſche Rhapſodien“ oder wie es heißen ſoll, das ein gräuliches Gemiſch von Leo-Tholuck'ſcher Glaubensbornirtheit enthalten wird. Man wird, wie über den guten Steffens, viel darüber zu lachen bekommen. In dieſem Jacobi ſpiegelt ſich das gemeine jüdiſche Element, das dem Vortheil auf jede Weiſe nachrennt, auf eine höchſt gehäſſige Weiſe als Entwürdigung geiſtiger Capacität ab. — Als Gegenſatz zu dieſer pietiſtiſchen Verdüſterung will ich noch des ſtets munteren und heiteren **Glaßbrenner** erwähnen, der trotz des Verbotes ſeiner Berliner Volksbilder immer friſch und zwar nur um ſo ungeſtörter darauf losmalt. Es iſt höchſt albern, von dieſem Genre gering zu ſprechen. Es ſpiegelt ſich darin das Moment eines zwar noch rohen, aber der größten Zukunft entgegenſehenden Volkslebens ab, das uns vielleicht einmal ein modernes ariſtophaniſches Luſtſpiel geben kann. Ich wünſche Glaßbrennern, daß er die Zeit noch erleben möge, in der dieſes Moment hervortreten darf, in der der politiſche Witz erlaubt ſein wird, und die Ereigniſſe des Tages, wie einſt in Athen, dem harmloſen Gelächter Preis gegeben werden dürfen. — Glaßbrenner wird, wie ich vernehme, ſeine bisher zu loſe zerſtreuten Bemerkungen über das Berliner Volksleben zu einem gediegeneren Ganzen verſchmelzen.

Indem ich ſo von den höheren Stufen der deutſchen Nationalität zu der unterſten, aber lebendigſten Stufe des niederen Volkslebens hinabgeſtiegen bin, und ich auch dieſe trotz des darin umherwankenden Geſindels nicht verſchmäht habe, weil meine Anſchauung überall auf Totalität und concrete Durchdringung des Lebens gerichtet iſt, ſchließe ich meinen Bericht, und zwar mit dem Wunſche, daß meine Leſer meine freimüthigen Bemerkungen über die Zuſtände und die hervortretenden Perſönlichkeiten der Gegenwart ſo harmlos, wie man ſie im Leben nimmt, hinnehmen mögen. Wie für dieſes, ſo iſt auch für die Literatur Schärfe die Würze jeder Schilderung, charaktervolle Stärke die Würde des Darſtellenden. Eine energiſche Auffaſſung der Zuſtände iſt Geſetz, eine Verletzung der Perſönlichkeit aber Unrecht und Maaßloſigkeit. Der Kern der Dinge liegt in den Tendenzen, die Perſonen bringen nur die ausführende Gewalt der Geſchichte hinzu. Dieſe angreifen, heißt deßhalb den Fauſtkampf des Boxers wählen, ſtatt des ritterlichen Schwertes.

Frankfurt a. M., 8. Auguſt (Theater).

Geſtern beſchloß Ludwig Löwe den Cyclus ſeiner Gaſtrollen als Taſſo in „Kerker und Krone“ von Zedlitz. Eine Vergleichung der Zedlitz'ſchen Tragödie, welche hier eine Novität war, mit der nicht ſehr lange vorher gleichfalls zum erſtenmale aufgeführten Raupach'ſchen beſchäftigte das Publikum ſehr. Mag es ſein, daß Raupach es beſſer verſtand, das Intereſſe in einen engeren Kreis zu bannen, in welchem er es feſthalten konnte, oder daß Zedlitz trotz mancher Effekte, welche in den erſten drei Akten aufgeſtapelt ſind, in den beiden letzten das Intereſſe nicht mehr emporzuſchrauben verſtand; — kurz, das Publikum gab der Raupach'ſchen Tragödie den Vorzug.

Was Zedlitz, wenn auch freilich nur in Redensarten, leider nirgends durch Situationen und Handlung angedeutet, — das Poſitive männlichen Stolzes, der bei Göthe mit feiner Ironie als tragiſche Charakterkrankheit bei Raupach als elegiſche Schwindſüchtelei durchgeführt iſt, alſo dieſe gute Intention Zedlitzens traf wie ein Blitz in den Zündſtoff des Löwe'ſchen Temperaments. Löwe ging weiter als der Dichter, der ihm wahrlich Dank wiſſen muß. Löwe machte aus dem Wenigen, was Zedlitz ihm gegeben, das Ganze, was Zedlitz ſich vielleicht gedacht. Löwe ſchuf den Taſſo, den Zedlitz hatte ſchaffen wollen, der aber dem Dichter in der Mitte verunglückte, ſo daß der Kopf wohlausgewachſen, während die Beine zu klein geblieben.

Löwe's ſchöpferiſche Kraft ſtellte den Taſſo hin, der der wirklich die **Gerusalemme liberata** und nicht bloß den **Aminta** geſchrieben. Dieſe freie Poieſis iſt das Große an Löwe; man ſieht an ihm immer das Genie; das Genie reißt uns mit „urkräftigem Behagen“ fort, und nachträglich fühlen wir an dieſem Behagen, das alle unſere Geiſtesvermögen harmoniſch übermächtigt, wie thätig der Verſtand dem Genie diente, wie wahrhaft künſtleriſch er in dieſer aufging.

Nach Löwe muß Weidner genannt werden. — Weidner iſt doch wahrhaftig noch immer groß, wenn er nur will. Freilich will der Alte nicht immer. Hier in „Kerker und Krone“ hat er eigentlich nur eine Repräſentationsrolle, er iſt nur eine verkörperte Reflexion; aber wie verſteht's dieſer Mann, eine ganze Epoche zu repräſentiren! Sein Anblick allein (Maske und Coſtüm) imponirt. Dieſem Alten ſind die geiſtigen Fühlhörner noch ſo friſch und feiner als tauſend Jungen.

Demoiſelle Lindner konnte aus ihrer Rolle eigentlich gar nichts machen. Die Leonore der Zedlitz'ſchen Tragödie iſt nicht jenes ewigwahre wunderbare Räthſel des weiblichen Herzens, welches wir im Göthe'ſchen Drama bewundern, ſie iſt nicht viel mehr als eine bis zum Tode getreue Liebhaberin. Was die Lindner mit ihrer unnachahmlichen Nobleſſe daraus machen konnte, hat ſie gethan. Sie iſt ſtets groß, wenn und wo ſie graziös ſein kann. Opheliens Wahnſinn iſt gewiß nie bezaubernder dargeſtellt worden als von ihr.

Im Ganzen konnte die Aufführung beſſer ſein, als ſie war. Aber da kommen die Steckenpferde, kommt der Schlendrian. Man kann es den Schauſpielern nicht verargen. Denn alle Parthieen außer Taſſo ſind eigentlich bloß Lückenbüßer und — Taſſo ſelbſt iſt eigentlich keine Parthie; nur Löwe macht eine daraus. Becker war, wie neulich im Hamlet, ſehr gefällig, er ſpielte den Alfons.

Das Haus war (wie bei der Repriſe des Hamlet) ſo gefüllt, daß das Orcheſter ausgeräumt werden mußte. Frankfurt bewies, das es für was Beſſeres Sinn habe, als für ſinnloſes Operngedudel, daß es für das Beſte und Höchſte Sinn habe. Löwe reiſ'te am andern Abend nach Carlsruhe, wo er vorläufig vier Rollen geben wird. Vielleicht gibt er in Darmſtadt den Garrick (in Deinhardſtein's Luſtſpiel), es wäre dies ſehr zu wünſchen, damit das dortige Publikum, welches das wahrhaft Gute höher zu ſchätzen weiß, als vielleicht irgend eines in Deutſchland, nach mehren Jahren doch endlich wieder einen fremden Künſtler zu ſehen bekäme.

Chronik der ſchönen Literatur.

62) Cornelia, Taſchenbuch für deutſche Frauen. Auf das Jahr 1838. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Heidelberg, Engelmann.

Ein wunderlicher Kampfplatz! Wunderliche Kämpfer! Die Schranken von Marcipan, der Sand — Broſam. Die Streitenden — Hermaphroditen, in Panzern von goldgeränderter Seide, blanke Bilder auf Stahl vor ſich als Schilde hinhaltend; ihre Waffen — bald Speere, leicht und dünn wie Zahnſtocher, bald ſchweres Geſchütz, Weckauf Tromlitz, Burlebaus Blumenhagen. In ſeiner wohlgepolſterten Loge aber ſitzt der Kampfrichter: Publikum, und ſtochert ſich mit den Speeren die Zähne, oder läßt ſich ſchwerhörig, wie er iſt, von jenen Böllern und Katzenköpfen ein Concert vormuſiciren, nickt, fährt auf, beſinnt ſich und ſpricht endlich halb ſchlafend, halb wachend, ſein Urtheil. Es iſt menſchenfreundlich von ihm, daß er keine der Tournierfähigen kränkt, ſondern jedem den Preis zuerkennt, indem er ſie alle in die Taſche ſteckt; — der Oger! Er hat gut ſitzen und zuſehen, indeſſen die armen Almanache, die ganze mythologiſche und hiſtoriſche Flora plündern, um ihre blaſirten Waaren friſch zu blaſonniren. Glücklicher Oger! Unglückliche Almanache! Am ſicherſten fährt am Ende doch der von euch, der zuerſt auf dem Kampfplatze eintrifft; er trifft wenigſtens noch keine Gegner, und das iſt auch ein Sieg.

Am früheſten iſt diesmal Cornelia vom einjährigen Schlafe erwacht. Gewiß war es der ſchöne Morgentraum von Hellas, der ſie erweckt, das Bild der Griechenkönigin blieb ihr; es ſpiegelt ſich auf dem Stahlſtichſchilde, unter deſſen Schutze Cornelia ihre Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen erwartet. Ein intereſſantes, anmuthiges Geſicht, das dieſer erſten Fürſtin aller Hellenen, — eine proteſtantiſche, deutſche, ſinnende Stirne, Nord und Süd Deutſchlands, eingepflanzt in dieſem Götterboden: Hellas! O möchte Deutſchland ſich ſo helleniſiren wie Hellas ſich germaniſirt!

Doch zur Sache! Es iſt freilich bei einem Taſchenbuch wenig davon zu ſagen; die Form thut hier alles. Sachen wären demnach Blumenhagen, A. v. Schonen, J. v. Meerheim, Julius Schoppe, Neuffer und Haug (Gott hab' ihn ſelig), Seid und ein ſichrer C. M. Ed., oder, mit andern Worten und juriſtiſch ſtrenger genommen, die Erzählungen: Arabella, die Freundſchaftsprobe, Peter Schöffer, Miß Molly und diverſe Gedichte. Die intereſſanteſte Erzählung iſt die von Schonen, da iſt Pfeffer auf viel Sentimentalität, und viel Salz der Wahrſcheinlichkeit in einer dünnen Suppe voll Unwahrſcheinlichkeit. „Peter Schöffer" gehört in einen abgeſtandenen Genre. Die braven Gernsheimer haben ihn viel ſchöner behandelt, ſie haben ihm ein Monument geſetzt; der Novelliſt Meerheim hat nichts zu ſeiner Unſterblichkeit beigetragen. Blumenhagens „Arabella" lawirt zwiſchen Walter Scott und — dem Dutzendreich. Blumenhagen iſt Doctor medicinae und ſpekulirt, glaub' ich, darauf, die zu curiren, die er als Novelliſt zu Patienten gemacht. Da fällt mir unter andern bei — daß Blumenhagen (es war, glaube ich im v. J.) eine Verſchwörung ſeiner Feinde witterte, welche ſich der meiſten deutſchen Journale bedient haben, weil zufällig die meiſten darin überein kamen, daß Blumenhagen einer von der Race: „Good people and bad musicians" ſei. Es wäre ſchrecklich, wenn Blumenhagen wie Cäſar an der Säule des Pompejus fallen ſollte, und alle Salbader Deutſchlands von der Elbe bis an den Harz ſein Grab bewäſſerten! Gott bewahre uns davor. „Miß Molly" von Julius Schoppe iſt als Ueberſetzung leicht, flink und gewandt. Man kennt doch leicht den Franzoſen unter uns ſchwerfälligen Deutſchen heraus. Die Gedichte ſind Ballaſt.

---

63) Mein Seeleben. Wahrheit und keine Dichtung. Von Heinrich Smidt. 3 Bände. Hayn, Berlin. 1837.

Die See-Romantik, an der das deutſche Publikum durch E. Sue, Wilſon und Marryat Geſchmack gewonnen, hat bei uns bis jetzt (Sternberg kann hier nicht angeführt werden) nur einen einzigen, aber einen trefflichen Repräſentanten: Heinrich Smidt. Seine „Seemannsſagen und Schiffermährchen" verbürgen auf's eclatanteſte ſeinen Beruf. Dies „Seemannsleben" wird die vorgefaßte günſtige Meinung für ihn befeſtigen; dies Buch iſt kein Roman, intereſſirt aber mehr als ein ſolcher, weil die Charaktere originell ſind, die Abentheuer überraſchende Situationen bieten, die Scenerie höchſt lebendig iſt und hie und da gar hübſche Sagen ſich finden, wie die „vom Prinzen Fernando in Livorno," „die Geſchichte des Negers vom Thurm der ſieben Sclavinnen." Die Auffaſſung kann ſich mit der Marryat's, mit welcher ſie verwandt iſt, gar wohl meſſen; nach meiner Anſicht übertrifft die ſchlichte, ruhige Weiſe unſeres wackern Landsmanns die etwas manierirte Bizarrerie des Briten.

---

64) Der Seher von Venedig. Ein pſychologiſches Nachtgemälde menſchlicher Verirrungen in den Labyrinthen des Aberglaubens und der Myſtik. Von W. M. Rebel. Mannheim, Löffler. 1837.

Ein Buch ſo recht für Leihbibliotheken! Geiſtererſcheinungen, ein geheimnißvoller Grieche, am Ende ein ganz vernünftiger Aufſchluß, damit der Gevatter Schneider und Handſchuhmacher und die Ladenjungfer ſich nichts in den Kopf ſetzen. Bei allem dem ſieht man, daß der Verfaſſer Talent hat. Das möge er denn künftig hin beſſer anwenden.

---

65) Aehrenkranz von Balladen, Romanzen und Sagen der deutſchen Dichter neueſter Zeit 1815—1837. Leipzig, Julius Wunder. 1837.

Der Zweck, welcher durch dieſe Sammlung erreicht werden ſoll, iſt ſehr lobenswerth: die reifere Jugend mit den neueren und neueſten deutſchen Dichtern bekannt und unſere neue Poeſie ſomit, ſo zu ſagen, flüſſig zu machen, in's Volk zu bringen. Der Inhalt der acht Bücher, in welche (wir ſehen nicht ab, weßhalb?) der Stoff vertheilt wurde, zeigt, was für ein Reichthum in dieſem Fach produzirt wurde. Da ſind Rückert, Uhland, Platen, Kerner, Lenau, G. Schwab, Ebert, Vogl, Bechſtein, Maltitz, Kopiſch, Moſen, Raupach, Immermann, Zedlitz, H. Marggraf, Chamiſſo, Simrock, Wackernagel, Stolterforth, Willkomm, Kahlert, Seidl, W. Müller, Stöber, Reinick, Wenzel, Bube, Stieglitz, M. v. Oer, Minding, Eichendorf, Saller, und noch viele ander, die hier anzuführen uns der Raum mangelt, da ſind noch manche andere, die mitunter treffliche Romanzen und Balladen gedichtet, welche in dieſe Sammlung nicht aufgenommen ſind. Und doch klagt der deutſche Zopf über die Sterilität der deutſchen Poeſie!

---

66) Gedichte von Fr. Beiſert, Adolph Bruck und Rudolph Lichter. Oppeln, Baron. 1837.

Drei ſchwärmeriſche Jünglinge haben, nachdem zwei von ihnen zur Univerſität abgegangen, dies Büchlein drucken laſſen und den etwaigen Ertrag zum Beſten einer milden Stiftung des Gymnaſiums in Oppeln beſtimmt. Sie ſind ſehr beſcheiden; einer von ihnen z. B. wünſcht ſich S. 37, wenn er ein Zauberer wäre nichts, als — in einen Faden verwandelt zu werden.

---

67) Programm für das Gutenbergs-Jubiläum des 19ten Jahrhunderts. Von Georg Stückrad. Offenbach, Wächtershäuſer. 1837.

Das viele Hin- und Herreden über die „Stimmen der Minorität," aus welchen Geiſt und Energie hervorblitzen, ſcheint dem braven Manne, der dieſe verfaßt, ein bischen in den Kopf geſtiegen zu ſein. Nun ſitzt er bereits auf hohem Roſſe, aber diesmal iſt ſein Witz ein Backel. Die Schulmeiſtereien über Journalismus, Buchhandel, Preßfreiheit und Cenſur ſind mattherzig und abgeſchmackt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: D. J. Sauerländer.

Nº 196. 1837.

Phönix.

Montag, 21. Auguſt.

Der vierzehnte Auguſt in Mainz.

Ein europäiſches Feſt, und ein deutſches Volk, das die Arena füllt! Nur an den verſchiedenen Farben der Fahnen erkennt ihr die Geſonderheiten der Stämme; — die widerſtreitenden Klänge der Dialekte geben auf in der Harmonie der Begeiſterung. Dieſer Tag bezeichnet eine Epoche für Deutſchland: — in deſſen Morgenflammen ging im deutſchen Volke das Bewußtſein auf, daß es eine Macht ſei durch ſich ſelber, wenn es nur will, daß es aus wehrhaften Brüdern beſtehe. Dieſer ſchreitende Pilger, den ihr in Gutenberg's Wappen ſeht, — iſt das deutſche Volk, das ſeine Erlöſung findet, indem es den Völkern der Erde Erlöſung bringt. Seht ihr im weiten Halbkreiſe des Amphitheaters, in der Reihe der fünfundzwanzig Stadtewappen und Fahnen — nicht Wittenberg's Wappen ſo frei und ſtolz wie daneben Rom's „**Senatus Populusque Romanus**?" Wenn dieſe Nachbarſchaft Wittenberg's und Rom's ein Spiel des Zufalls iſt, ſo müßt ihr geſtehen, daß der Zufall diesmal ein erhabenes Epigramm gedichtet, mit einem Richtſchwert ſtatt des Stachels, und mit einer frohen Prophezeihung als Pointe. —

Seht hin! Wie den Rhein und den Main herab zahlloſe bewimpelte Schiffe ſchwimmen; feſtliche Lieder, Siegsmuſiken rauſchen über die brauſenden Fluthen dahin; Geſchütze werden auf den Verdecken gelöſt, und von den Ufern antworten Kanonen und bringen den Willkomm. Wie drängt das Gewühl am Strande! Von Nord und Süd, von Oſt und Weſt ſind Deutſche zuſammengeſtrömt, als gäb' es eine neue Kaiſerkrönung zu ſchauen; — doch was Höheres gilt's: die Apotheoſe eines Befreiers!

Schon am frühen Morgen iſt der Platz umlagert, ſind alle Blicke auf die Hülle gerichtet, welche das Standbild Gutenberg's birgt. Ein geſchmackvolles Amphitheater iſt erbaut, geſchmückt mit den Wappen von Mainz, Gernsheim, Bamberg, Rom, Wittenberg, Paris, Frankfurt a. M., Göttingen, Ofen, London, Brüſſel, Oldenburg, Wien, Elville, Cöln, Straßburg, Baſel, Leipzig, Utrecht, Heidelberg, München, Prag, Stuttgart, Deſſau und Breslau, jedes Wappen iſt mit einer Mauerkrone geſchmückt, und über jedem flattert auf hoher Lanze die Flagge des Landes; im Hintergrunde wallen die Banner Öſterreichs, Preußens und Heſſens über dem mit Blumengewinden verzierten Balkon des Theaters. Gegenüber erhebt ſich das Podium für die Sänger der Liedertafel (man ſprach von 1200 Perſonen, welche dort zuſammengekommen). Der Platz ringsum iſt mit Maien geſchmückt. Vor dem Standbilde ſteht eine Preſſe, daneben die Rednerbühne. Auf dem Wege von dem Dome bis zum Gutenbergsplatze iſt von öſterreichiſchen und preußiſchen Militär der Platz für den Zug frei gehalten. Die Stunde ſchlägt; die Glocken rufen zur Verſammlung der Einheimiſchen und Fremden im Dome. Menſchen ſchienen aus der Erde zu wachſen. Der große Platz reicht nicht hin, ſie alle zu faſſen. Dächer werden abgedeckt, auf Dächer Gerüſte gebaut; auf den höchſten ſiehſt du die Zuſchauer rittlings wie Seiltänzer ſitzen. Die Thürme des Doms, die Galerie des Hauptthurmes wimmeln von Köpfen, zu jeder Lucke drängt ſich ein Geſicht heraus.

Das Hochamt iſt zu Ende. Rauſchende Blechmuſik verkündigt den auf dem Gutenbergsplatze Verſammelten das Nahen des Zuges. Die Schranken thun ſich auf. Die Mainzer Fahne entfaltet ſich, den Buchdruckern und Schriftgießern vorangetragen, den Greif auf der Spitze; ſeht Gutenberg's Wappen, den ſchreitenden Pilger. Immerzu, unabſehbar entwickelt ſich, unter feſtlichen Weiſen der Zug, das Standbild umkreiſend; es folgen die Corporationen aus verſchiedenen Städten mit ihren Bannern; Künſtler und Gelehrte von nah und fern ſchließen ſich den Druckerherren, Druckern, Gießern an; aus Straßburg und Cöln, aus Leipzig und Stuttgart, aus allen Gauen des deutſchen Vaterlandes finden ſie ſich hier wie Brüder zuſammen; hier der **Colonia Agrippina** folgend, dort (die Mehrzahl von allen) die Frankfurter dem ſilbernen Adler, auf Frankfurts prachtvoller Fahne, Andere den Bannern von Darmſtadt, Mannheim, Carlsruhe; Deputationen bringen Adreſſen, die — mit der Gutenberg's-Bibel — auf den Stufen der Rednerbühne niedergelegt werden. Die Gutenbergskommiſſion mit ihrem Präſidenten Pitſchaft, die ſtädtiſchen Behörden, die Direktionsmitglieder der Mainzer literariſchen und artiſtiſchen Inſtitute, die Häupter der Geiſtlichkeit, die Staabsoffiziere ſchaaren ſich im Halbkreiſe um das verhüllte Standbild. Da ſchallen die einfach erhabenen Weiſen des Neukom'ſchen Tedeums aus tauſend Kehlen; du blickſt auf die ungeheure Eſtrade, und ſiehſt gleich Telegraphen, die von unſichtbaren Händen geleitet werden, die taktirenden Arme der Direktoren; plötzlich trifft langer dumpfer Trommelwirbel dein Ohr, und eh' du's erwarteſt, donnern Böller den Takt.

Das Tedeum verhallt; der Pulverdampf zieht ſich in lichten, durchſichtigen Ringeln empor; — da beſteigt der Präſident der Gutenbergskommiſſion die geſchmackvoll drapirte Rednerbühne. Er rollt das Faktiſche der Erfindung und der Monumentalangelegenheit nochmals auf, prägt die Bedeutung beider in wohlgefügten Perioden aus und übergibt der Vaterſtadt das Eigenthum des durch Beiträge der ganzen gebildeten Welt zu Stande gebrachten Monumentes. Die ſtädtiſche Behörde übernimmt es. Nicht durch die Worte in Erz: ***Proprietas Moguntiae,*** iſt ihr Eigenthumsrecht auf Thorwaldſen's Meiſterwerk für alle Zeiten geſichert, die Horden des Kaukaſus würden ſich, kämen ſie an den Rhein, wenig um dieſe Worte bekümmern; es iſt der Vaterſtadt vor jedem Frevel geſichert durch das geiſtige Miteigenthum der ganzen gebildeten Welt, als ein Palladium der Civiliſation. Verflucht ſei der Barbar, der je Hand anlegt, um des Standbildes Erz etwa in Geſchütz umzuſchmelzen.

Trompeten und Paucken, Donner des Geſchützes, vieltauſendfaches Hurrah! . . Die Hülle fällt, wie einſt die Binde vom Auge der Menſchheit, da Gutenberg ſein Werk erfunden. In erhabener Feierruhe des Vollbringens, doch des Ferneren noch ſinnend, den einen Fuß zum Fortſchreiten vorangeſetzt, ſteht er vor allen Blicken im Mittagsſonnenglanz. — Ein Mittagsſonnenglanz deutſcher Herrlichkeit! Durch einen Zufall bleiben Binden (von der Zeltvorrichtung übrig) um ſeine Arme!! Ein Gehülfe klimmt hinan, zerſchneidet ſie! „Strick entzwei! — Wir ſind frei!" Ja, frei! Seht hin! Frei, wie die Bibel, die jetzt dort offen liegt auf der Rednerbühne Stufen, die einſt mit Ketten geſchloſſen war an's Pult der Sakriſtei. — „Heil dir Moguntia!" ſtimmt jetzt die Liedertafel an und das ganze Volk, vornehm und gering, an Fenſtern und auf Dächern, wiederholt den Refrain; auf dem Balkone des Theaters ſtehen drei Fürſten und ſingen mit. Indeſſen wird — wie in Gernsheim beim Schöfferfeſt — vor dem Monument Schrift gegoſſen, und ein typographiſches Impromptü: „Es werde Licht! und es ward Licht!" raſch geſetzt und gedruckt. Bald flattern tauſende von Blättern, wie weiße Tauben über den Häuptern des Volkes hin, das ſie im Fluge haſcht. Der Inhalt ſtehe hier:

Nacht war herangezogen,
Die Erde hüllend ein;
Nur an dem Himmelsbogen
Wacht' eines Sternes Schein.
Da rauſcht's, wie Geiſteswehen,
Und eine Stimme ſpricht:
„Noch einmal ſoll vergehen
Die Nacht; Es werde Licht!"

Da löſen Götter-Funken
Sich ab vom Sternenlicht;
Sie ſind herabgeſunken
Und ſieh'! das Dunkel bricht.
Dort, wo der Main ſich mündet,
Begrüßt den Vater Rhein,
Hat's gleich dem Blitz gezündet,
Doch mild wie Mondesſchein.

Kam's nicht als Feuerregen
Des Zorns aus Götterhand;
Es wurde als der Segen
Des Lichts herabgeſandt.
Nun ſtrahlt's durch alle Zonen,
Sind Wolken noch ſo dicht,
Und wo nur Menſchen wohnen,
Sie beten: Es ward Licht!

Von einer Menge anderer Lieder, welche am Vortage während der Fahrt nach Mainz und am 14. Auguſt von den verſchiedenen Corporationen geſungen wurden, verdient eines von W. Wagner aus Frankfurt a. M. als ächtes Volkslied den Preis.

Muſterhaft war die Ordnung, welche während des Feſtes — Dank den trefflichen Voranſtaltungen des Feſtkomités (und der Gefälligkeit aller Mainzer) — aufrecht erhalten wurde; der Athem des Feſtes: Begeiſterung, trug gleichfalls nicht wenig dazu bei. Es bedurfte der Bajonnet- oder Kolbenſtöße nicht, ſelbſt bei den unterſten Klaſſen des Volkes nicht.

Dem allgemeinen Rendezvous folgte ein großes deutſches Sympoſion in den Sälen des Hofes zum Gutenberg. Mit deſſen Erwähnung ſei dieſe Skizze geſchloſſen, denn es ſchloß mit einem Toaſt, der alles Folgende in den Schatten drängte. Deßhalb erwarte man nicht, hier das Löwe'ſche Oratorium: Gutenberg, welches des Abends um 7 Uhr im Theater aufgeführt wurde und wobei Hr. Haizinger und Hr. Linker ſangen, beurtheilt, oder den Buchdruckerball, den Feſtball am folgenden Tage, beſchrieben zu finden; eine der nächſten Nummern des Phönix wird kurze Skizzen des Schifferſtechens und der Mainzer Kunſtausſtellung bringen. Hier ſei nur geſagt, daß jenes Sympoſion in den Sälen des Hofes zum Gutenberg eine außerordentlich große Menge von Gelehrten, Künſtlern und Buchhändlern aus allen Weltgegenden vereinigte, etwas Großartiges hatte. Der Präſident Pitſchaft, der ſtädtiſche Beamte, der Buchhändler Fr. Fleiſcher, der Freih. v. Wedekind, und mehrere andere Herren brachten Toaſts, dem Andenken des Unſterblichen, den Häuptern des deutſchen Staatenbundes, dem Gouverneur der Feſtung Mainz, der Stadt Mainz, den Deputationen, der deutſchen Wiſſenſchaft u. ſ. w. Heinrich König aus Hanau aber, der Vfr. der hohen Braut, hob ſein Glas und brachte, Anlaß nehmend, von der willkommnen Adreſſe Frankfurts an Mainz, einen Toaſt der frohen Hoffnung, daß Gutenberg's Manen von Frankfurt her die heiligſte Huldigung nicht ausbleiben werde: die Freiheit der Preſſe!

Dieſe Hoffnung ſchließe die Erinnerung an den 14. Auguſt ab. Wird die Sekularfeier durch die Verwirklichung dieſer Hoffnung den Akt abſchließen, der mit der Enthüllung des Standbildes begann?

Robert Owen.

Paris iſt ſeit lange die Weltbühne, auf welcher alle die Wunderlichkeiten und Contraſte, alle die Überſchwänglichkeiten und Abſurditäten zu Wort und mitunter zu That kommen, die ringsumher von den Bewohnern der Logen, des Paradieſes, des Parterres und der Souterrain's beherbergt werden. Nach Unterdrückung der Saint-Simoniſten, nach natürlichem Verkommen des Fourierismus und des modernen Templerthums, nach unmerklichem Verhallen der Paroles d'un croyant und unbeachteten Reformationsverſuchen Chatel's und Auzou's — war eine kleine Ruhezeit eingetreten. Jetzt tritt ein neuer Sprecher für das Menſchengeſchlecht dort auf; aber er kommt von Jenſeits — des Nordmeer-Ermels, es iſt Robert Owen, der nicht müde wird für das, was er als nothwendig zum Heile der Menſchheit erkannt zu haben glaubt, nicht nur Zeit und Worte, ſondern auch Geld und Mühe aufzuwenden. Das ſehr bedeutende Vermögen, welches er theils ererbt, theils erworben, hat er ſeit länger als 30 Jahren einer Reihe von philanthropiſchen Unternehmungen gewidmet. Er hat kurz nach 1800 die große Anſtalt zu New-Lanarck, in England, ſpäter (1824) New-Harmony in Pennſylvanien und vor einigen Jahren eine dritte zu Orbeiſton bei Glasgow gegründet. — Wer ihn perſönlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, wird ihm einen ehrenhaften Charakter, liebenswürdige Beharrlichkeit und wahrhaft menſchenfreundliche Geſinnungen nicht abſprechen können.

Am dritten dieſes Monats hat er nun im Pariſer Athenäum ſein neues ſoziales Lehrgebäude zu exponiren, oder vielmehr exponiren zu laſſen angefangen. Da er ſelbſt nur engliſch ſpricht, ſo läßt er eine franzöſiſche Überſetzung ſeiner Vorträge vorleſen; ladet aber ſeine Zuhörer und Zuhörerinnen ein, denn auch Damen wollen an der Beglückung des Menſchengeſchlechtes Theil nehmen, — ihre Einwürfe vorzubringen, die ihm dann ſofort in's Engliſche überſetzt werden, worauf er unverweilt ſeine Antwort ebenwohl dem Gegner übertragen läßt. Ein zahlreiches Auditorium wohnt aufmerkſam und theilweis als Oppoſition lautwerdend — den Vorträgen bei, deren Hauptſache auf Folgendes hinausläuft:

Die Menſchheit befindet ſich in einem durchaus verkehrten Zuſtande. Die Grundurſache davon iſt ein Urirrthum, in welchem zu allen Zeiten der Menſch über ſeine natürlichen Kräfte und ſeine Beſtimmung verſunken. Dieſer Irrthum beſteht darin, daß man glaubt, der Menſch erhalte bei ſeiner Geburt das Vermögen, ſich beliebig eine Glaubensmeinung und einen guten Willen zu bilden. Deshalb macht man ihn für ſeine Handlungen und Gefühle verantwortlich, und tadelt oder lobt Dinge, die eben ſo unabhängig von ſeinem Willen ſind, als die Farbe ſeiner Haare oder die Züge ſeines Antlitzes. „Warum," fragt Herr Owen, „warum den Menſchen beſtrafen oder belohnen deshalb, weil er ſo iſt, wie Natur und Geſellſchaft ihn gemacht haben?"

Dieſer Irrthum hinſichtlich der Verantwortlichkeit, meint er, habe dem Geiſte individuellen Eigenthums, ſo wie allen Varietäten religiöſer Ideen, Formen und Ceremonien, die auf den verſchiedenen Theilen des Erdballs angenommen ſind, Entſtehung gegeben, ſo wie den Verbrechen, die auf der Erde begangen werden, und der individuellen Claſſifizierung, welche dem allgemeinen Glück entgegenſtehe. Kurz, Hr. O. behauptet, die Glaubensmeinungen, Gefühle und Benehmungen des Menſchen ſeien nur das Ergebniß natürlicher Wirkungen und äußerer Eindrücke, und da alle Geſetzbücher mit dem Geſetz der Natur in Widerſpruch ſtünden, ſo könnten ſie nur Übles erzeugen.

Hiernach ſieht er die Abtheilung der menſchlichen Geſellſchaft in Klaſſen als ein Haupthinderniß der phyſiſchen und geiſtigen Entwicklung der Menſchen und als die Hauptquelle aller Übel an, welche auf der Menſchheit laſten.

Das Heilmittel findet er deßhalb in einer neuen Claſſifizirung, durch welche alle Menſchen, groß und klein, ohne Unterſchied, Mitglieder einer Geſellſchaft werden ſollen, welcher Alle eine große Maſſe Nutzen bringen, und aus der Alle, Männer, Frauen und Kinder, Vortheile ziehen können, die ihnen jetzt verſagt bleiben.

Hr. O. verſichert, ſeine Theorie ſei ſehr leicht in Ausführung zu bringen; die Hauptſchwierigkeit dünkt ihm die, den Regierungen es begreiflich zu machen, daß es ihnen leichter werde, die neue Geſellſchaft zu organiſiren, als die alte aufrecht zu erhalten.

Die neue Claſſeneintheilung beſteht indeß in nichts Anderem, als in einer Abtheilung nach dem Alter, ſo daß es verſchiedene Serien von Beruf und Beſchäftigung geben ſoll, je nachdem man noch nicht 5 Jahre alt iſt, oder älter als 5, — 10, — 15, — 20, — 25, — 30, — 40 Jahre u. ſ. w. In allen Claſſen ſoll nur der natürliche Trieb walten und weder von Lohn noch von Strafe die Rede ſein.

Der franzöſiſche Berichterſtatter im National, dem wir die Hauptzüge der beiden erſten Vorträge entnommen, bemerkt hierbei, daß wenn nur diejenigen, die das vielfache Elend des Volkes zu lindern verheißen, das Unterpfand der Ehrlichkeit, Überzeugung und guter Abſichten bieten, ihren Vorſchlägen der Eingang in die Öffentlichkeit nicht zu verſagen iſt, da man nie vergeſſen müſſe, daß bei dem Aufſuchen des Steines der Weiſen, des trinkbaren Goldes und einiger anderen Chimären, die Alchymiſten des Mittelalters die

Wiſſenſchaft gefunden, welcher die Menſchheit die meiſten Fortſchritte verdankt, die ſie bis jetzt hinſichtlich ihres materiellen Wohles gemacht hat.

In einer dritten Conferenz, welche Hr. D. am 6. dieſes Monats gehalten, erwartete man, daß die Art und Weiſe angegeben würde, auf welche er den Übergang vom alten zum neuen Zuſtand bereiten wolle. Hr. D. beſchränkte ſich aber faſt ganz darauf, ſchon Geſagtes zu wiederholen, ohne irgend ein praktiſches Mittel zur Verwirklichung ſeines Planes anzugeben.

Er hatte ſich bereit erklärt, nach Beendigung ſeines Vortrages auf alle Einwürfe die man ihm machen würde, zu antworten. Nur eine Frage wurde laut: „wie er in ſeiner neuen Geſellſchaft die Arbeit organiſiren wolle?“ Hr. D. aber antwortete ausweichend — erſt, dies ſei eine Detailfrage, dann die Antwort darauf würde zu weitläufige Erörterungen erheiſchen, und erklärte ſofort die Conferenz für geſchloſſen.

Gewiß werden unſere Leſer ebenſo lebhaft beklagen, daß ein ſo wohlwollender Mann, wie H. D., in ſolcherlei Abſurditäten verfallen kann, wie diejenigen ſind, welche die dogmatiſche Grundlage ſeiner Weltanſicht ausmachen, — wie ſie die Höflichkeit bewundern werden, mit welcher ein gebildetes Auditorium ſolchen Vorträgen bis zu Ende beigewohnt hat. Bedarf es doch nur des allergewöhnlichſten Menſchenverſtandes, um einzuſehen, daß es abſurd iſt, einmal zu behaupten, die Menſchen würden auf nothwendige Weiſe durch ihre Natur beſtimmt, und dann wieder, ſie ſeien von Anfang an durch einen Irrthum zum Glauben an Verantwortlichkeit beſtimmt worden, aus welchem dann die Geſetze und Einrichtungen der Menſchen hervorgegangen, welche ſämmtlich mit dem Geſetz der Natur in Widerſpruch ſtünden, als wenn nämlich, was allen Individuen einer Gattung, bis auf einen Einzelnen zukömmt, nicht als aus ihrer Natur hervorgehend anzuſehen ſei! Daß Hr. D. durch ſeine Natur zur Verwerfung der ſittlichen Freiheit und der Verantwortlichkeit beſtimmt werde, wollen wir glauben; er mag es dann aber ſich auch gefallen laſſen, wenn die Menſchheit von der Natur beſtimmt wird, eine Behauptung für verrückt zu erklären, welche ihrem Geſammtbewußtſein widerſpricht und ſie in das Thierreich herabſtürzen würde, über welches ſie ſich nur durch ihre Willensfreiheit erhebt. —

Denkmal

für Jean Paul Friedrich Richter.

Zu Wunſiedel hat ſich ein Verein gebildet, um dem daſelbſt (am 21. März 1763) geborenen Jean Paul Friedrich Richter ein Denkmal zu errichten. Ein erzgegoſſenes Standbild des Dichters auf granitnem Würfel ſoll vor dem Geburtshauſe deſſelben aufgeſtellt werden. Der Verein bittet in einer eigenen Bekanntmachung „Künſtler des In- und Auslandes zu Rath für edle, entſprechende Formung des Bildes.“ Verbunden wird damit ein Muſeum in des Dichters Geburtshaus, welches Reliquien, auf des Dichters Perſönlichkeit hinweiſend, darbieten wird. Freunde und Freundinnen deſſelben werden zu Beiträgen eingeladen, deren Ertrag, wenn er die Koſten des Denkmals überſteigt, zu einer wohlthätigen Stiftung verwendet werden ſoll zum Gedächtniß des gefeierten, edlen Mannes. Richter hat ſtets nach dem Höchſten geſtrebt und bis zu ſeinem letzten Athemzuge der Menſchheit und in ihr ſeinem Volke die innigſte und reinſte Liebe bewahrt. Auf einzige Weiſe hat die Univerſalität und der Partikularismus der deutſchen Nationalität ſich in ihm individualiſirt. Wer, der ihn kennt, wird nicht freudig ein Scherflein zu ſeinem Denkmal beitragen? Zur Einſammlung aber möchten doch wohl ſeine wärmſten Freunde in jeder Stadt eine Buchhandlung mit gehöriger Vollmacht verſehen. — Gegen die Benennung Richtersplatz für die Stelle, wo das Denkmal aufgerichtet, möchten wir aber, — als Richtplatz zu ähnlich — proteſtiren.

Die Secularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt

iſt in der Verſammlung von Gelehrten und Druckherren zu Mainz am 16. d. M., nachdem ſich dieſelbe für competent erklärt, einen definitiven Ausſpruch zu erlaſſen, auf den Johannistag 1840 feſtgeſetzt worden.

Feuilleton.

*** Hofrath André in Offenbach läßt jetzt eine bisher unbekannt gebliebene Oper W. A. Mozarts, „Zaide“ ſtechen. Sie iſt, ſo viel ſich aus den Reliquien des Textes (wahrſcheinlich von Stephani) vermuthen läßt, mit der „Entführung aus dem Serail“ verwandt und manifeſtirt noch ganz den primitiven Operuſtyl, enthält viele große Arien, ein ausgezeichnet ſchönes Quartett ꝛc. Carl Gollmick in Frankfurt, als Tonſetzer und muſikaliſcher Kritiker gleich vortheilhaft bekannt, hat die ſchwierige Arbeit übernommen, die Reliquien des Textes aneinander zu fügen und zu ergänzen; Hofrath André, der das Original-Manuſkript Mozarts beſitzt, hat die fehlende Ouverture und das fehlende Finale dazu componirt.

*** *Importantissima Opera.* — Nicht als Novität, vielleicht eher bereits als Antiquität im Buchladen, finden wir in der, von Hrn. Dr. J. V(alentin) Höninghaus herausgegebenen unpartheiiſchen Univerſal-Kirchenzeitung vom 3. d. M. eine ſehr ausführliche und anempfehlende Anzeige der Schrift des Hrn. Dr. Julius V(al). Höninghaus: „das Reſultat meiner Wanderungen durch das Gebiet der proteſtantiſchen Literatur oder: die Nothwendigkeit der Rückkehr zur katholiſchen Kirche u. ſ. w. In dieſer von der Pergayſchen Verlagshandlung in Aſchaffenburg unterzeichneten Anzeige wird u. a. angeführt, daß „ſogar die zu Rom erſcheinende Zeitſchrift „Annali delle scienze religiose,“ — dieſe Schrift — eine importantissima opera nennt.“

*** Engliſche Novitäten. — Unter den eben zur Anzeige gebrachten Schriften ſind die bemerkenswertheſten: „Leben, Tagebuch und Briefwechſel von Wilberforce, herausgegeben von ſeinen Söhnen,“ dann „das Leben des Lord Howe mit Briefen der drei letzt verſtorbenen Könige von England.“ Auch ſoll Mrs. Trollope mit Ausarbeitung einer Biographie des Kaiſers Franz II. beſchäftigt ſein, wozu Fürſt Metternich ſie reichlich mit Materialien verſehen habe. Mit Nächſtem ſoll auch Howitt's „Rural life“ in England erſcheinen, und Laird und Oldfield's „Expedition into the Interior of Africa“ hat bereits die Preſſe verlaſſen.

*** Die Ausſtellung des römiſchen Kunſtvereins iſt nunmehr geſchloſſen. Die Einnahme betrug 1812 Scudi. Unter den 6 vom Verein angekauften Bildern gehören 4 den deutſchen Malern (Gmelin, Folz, Catel und Rittig) an.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 197. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 22. Auguſt.

Die Architektur des Oberbauraths von Gärtner in München.

(Fortſetzung).

Gärtner iſt 1792 zu Koblenz geboren. Sein Vater, Chur-Trier'ſcher Baudirektor, wurde durch die franzöſiſche Revolution veranlaßt, Koblenz zu verlaſſen, und Dienſte in derſelben Eigenſchaft bei dem Fürſtbiſchof von Würzburg zu nehmen. Nach ſeiner Mediatiſirung kam Würzburg an Baiern, und der junge Gärtner zog mit ſeinem Vater nach München, der hier als Hofbauintendant angeſtellt wurde. Hier hatte der junge Gärtner Gelegenheit, ſich nicht nur eine gute, wiſſenſchaftliche Bildung anzueignen, ſondern auch ſeinen Hang zur Kunſt, zu welcher er ſich ſpäter ausſchließlich neigte, zu befriedigen. Von den Jahren 1809 bis 1812 beſuchte er die Akademie der bildenden Künſte und zog darauf nach Paris, um ſich unter Percier weiter auszubilden. 1814 ging er durch Deutſchland nach Italien, bereiſ'te Neapel und Sicilien, und kehrte nach vierjähriger Abweſenheit nach München zurück. 1819 ging er über Holland nach England, wo er mit ſolcher Auszeichnung aufgenommen wurde, daß er zu bleiben beſchloß. 1820 aber erhielt er den Ruf als Profeſſor der Baukunſt nach München. 1822 übertrug man ihm die oberſte Leitung über die artiſtiſchen Theile an der Porzellan-Manufaktur, und über die eben erwachende Glasmalerei. Von dieſer Zeit an übertrug ihm ſein Monarch die Reihe jener Bauwerke, welche er mit der Pfarrkirche zum heiligen Ludwig eröffnete, und welche nach ihrer Vollendung als eine ganz beſondere Zierde der Reſidenzſtadt München daſtehen werden; von ihnen wird gleich die Rede ſein.

Gärtner iſt ein Mann von äußerſt lebhaftem und durchdringendem Geiſt, begünſtigt von der Natur mit einer jener kräftigen Körperconſtitutionen, welche das Ausdauern einer ſolchen fruchtbaren Kunſtbethätigkeit möglich macht. Bei der perſönlichen Leitung und Controle ſeiner zahlreichen Bauten, außerdem noch in ſeiner Amtsſtellung als Oberbaurath und Profeſſor der Akademie der bildenden Künſte von einem ausgedehnten Geſchäftskreis in Anſpruch genommen, müßte Gärtner der Menge ſeiner Arbeiten unterliegen, oder Manches vernachläſſigen, wenn ihm nicht eine raſche Überſicht, eine ungemeine Schärfe, und eine nie erſchlaffende Rüſtigkeit des Geiſtes zu Gebote ſtünden. S. M. der König hat auch in Anerkennung ſeiner ausgezeichneten Leiſtungen ihn zum Ritter des Civilverdienſtordens ernannt, und ihm die Ehre erwieſen, ihn unter die Zahl ſeiner Begleiter nach Griechenland aufzunehmen.*) Wenn wir dieſe Auszeichnungen, und die Übertragung dieſer wichtigen und zahlreichen Bauten zuſammennehmen, ſo glauben wir zur Annahme berechtigt zu ſein, daß ihn ſein Monarch mit beſonderer Huld und Gnade beehre, und ſind davon überzeugt, daß Gärtner derſelben würdig iſt.

Unter ſeinen Gebäuden nennen wir zuerſt die Bibliothek. Sie erhebt ſich unterhalb des Kriegsminiſteriums, (nach dem Thore zu) in einer Länge von

---

*) Bekanntlich hatten v. Schinkel und v. Klenze Entwürfe zum neuen Reſidenzbau in Athen gemacht, und Gärtner, der ebenfalls zu einem ſolchen Entwurf aufgefordert wurde, hat den Vorzug bekommen. Dieſer neue Reſidenzbau in Athen ſchreitet raſch in der Ausführung voran, und da er in manchen Beziehungen ſehr intereſſant iſt, ſo wollen wir nächſtens darüber berichten.

518′ und einer Höhe von 84 Fuß. Ihr Grundplan bildete urſprünglich ein Parallelogram von 263 Fuß Breite und einer Länge von 518 Fuß. Die Längenflügel waren nach dem erſten Plane in der Mitte durch eine großartige Treppe verbunden, und dies Treppenhaus theilte den innern Hofraum in zwei gleiche Theile. Die Treppe liegt grade hinter dem Hauptveſtibül, wäre dem Eintretenden in ihrer ganzen Pracht ſichtbar, und würde dem Gebäude zur größten innern Ausſchmückung gereicht haben, wie überhaupt ſolche großartige Treppenanlagen im Innern der Gebäude denſelben eine unbeſchreibliche Würde verleihen. Man hat in der Ständeverſammlung vorläufig für gut gefunden, dieſen Treppenbau, ſo wie die hintere Seite des Parallelograms vom Plane zu ſtreichen; dadurch iſt der Architekt genöthigt geweſen, ſich darauf zu beſchränken, die Communikation mit den obern Etagen durch eine unbedeutende obzwar nicht unbequeme Treppe herzuſtellen, zu gleicher Zeit aber auch ſolche Räume, welche wegen der Stille und Abgeſchiedenheit beſſer nach hinten gelegen wären, auf die vordere Fronte zu vertheilen. Es ſteht aber zu erwarten, daß man in der Zukunft das Bedürfniß fühlt, den anfänglichen Plan des Architekten gänzlich auszuführen, und das Gebäude als ein ſolches Ganzes herzuſtellen, als es derſelbe projektirt hat. Die vordere Façade iſt ohne Riſalite oder Vorſprünge, welche der König nicht liebt, weil ſie den Eindruck, den ſolche Maſſen erwecken ſollen, theilen. Das Erdgeſchoß iſt quadrirt; die folgenden Etagen zeigen die Ziegel ohne Verputzung. Sie haben eine angehme gelbliche Färbung, ſind geſchliffen, und gewähren ein moſaikartiges Anſehen. Die Bogen der Fenſter in den höhern Etagen ſind von einem anderthalb Fuß breiten, ungefähr einen Zoll vorſpringenden flachen Kranz von hochrothen Ziegeln umzogen; dieſe Kränze ſind oben mit den Fenſterbogen nicht concentriſch, ſondern machen eine unbedeutende Spitze und bilden eine wohlthuende Unterbrechung der Mauerflächen. Die Einfaſſungen der Fenſteröffnungen ſind durch ihre reiche und tiefe Gliederung von außerordentlichem Effekt. Dieſe Öffnungen ſind, wie faſt durchgängig bei den Gärtner'ſchen Gebäuden in den mittlern Etagen von größerm Umfange als in den übrigen. Das Dachgeſimſe iſt ſehr ſtark ausladend, indem von anderthalb zu anderthalb Fuß maſſive Kragſteine angebracht ſind, welche ſtark vorſpringen und oben unter ſich durch halbrunde Bogen verbunden ſind. Sie tragen auf dieſe Weiſe die obern Glieder des Geſimſes und eine Krönung, welche dicht nebeneinander liegenden Stirnziegeln gleicht. Hinter dieſen liegen die Regenrinnen, deren Abflüſſe innerhalb der Mauern heruntergehen. Das flache Dach iſt mit blaßfarbigen Ziegeln gedeckt. Zu den drei Eingangsportalen mit reich verzierten Thoren führt von beiden Seiten eine breite Treppe hinan, welche wie der Podeſt hinter einem Baluſtergeländer liegt. Zwiſchen den Baluſter (eigentlich Säulchen, welche Halbbogen tragen) des Podeſtes ſind vier Poſtamente, auf welchen die vier Koryphäen der antiken Geiſteskultur, Homer, Ariſtoteles, Thukydides und Hippokrates, auf Seſſeln ſitzend, Platz finden werden. Im Innern werden die untern Räume des Erdgeſchoſſes zu den Dienſtlokalen, Archiven, Aufbewahrung der Incunabeln &c. benutzt worden; ſie ſind maſſiv überwölbt und feuerfeſt, die übrigen Etagen enthalten in großen Sälen und breiten Corridors die Schätze der Bibliothek, und zwar ſind ſie in Repoſitorien aufgeſtellt, zu denen die Diener und Cuſtoden ohne halsbrechende Leitern und Treppen überall mittelſt Galerien, welche zweifach vor den Repoſitorien hergehen, mit der größten Bequemlichkeit Zugang finden. —

Unterhalb dieſem ſchönen Gebäude, das in edler Einfachheit, aber majeſtätiſcher Großartigkeit daſteht, erblicken wir nach dem Thore hin die neue Ludwigskirche, zwar von Außen noch nicht ganz vollendet (indem die Thurmſtapel noch nicht ganz ihr Ende erreicht haben, wonach erſt die maſſiven Hauben oder Spitzen kommen), aber doch ſchon weit genug vorangeſchritten, um ſich von ihren ſchönen Verhältniſſen, ihrer reichen Pracht, und der eigenthümlichen Wirkung des Ganzen einen Begriff machen zu können. Die Thürme und vordere Façade ſind von Kehlheimer Kalkſtein, der beinahe ſo weiß wie Mamor iſt. In gleichem Tone ſind die übrigen von Backſtein aufgeführten Theile der Kirche verputzt; man wird ſich kaum vorſtellen können, in welchem ſchimmernden Glanze ein ſolches Gebäude erſcheint. Die Dächer ſind gedeckt mit verglaſ'ten Ziegeln, in den lebhafteſten Farben und zu den geſchmackvollſten architektoniſchen Figuren zuſammengeſtellt, ſo daß ſie wie Moſaiken oder reiche Teppiche ausſehen. — Der Grundplan der Kirche bildet ein Kreuz. Die ganze Länge des Mittelſchiffes beträgt 248 Fuß, die Breite ohne die Seitenſchiffe 56 Fuß. An dem Ende der Querlinie des Kreuzes liegen die Kapellen, deren äußerſte Enden 128 Fuß von einander entfernt ſind. In der vordern Anſicht erhebt ſich das Mittelſchiff in einer Breite von 63, und in einer Höhe von 120 Fuß mit dem Kreuz. In die Vorhalle tritt man über einige Stufen durch drei Bogen, welche auf zwei Säulen ruhen, und an die Seitenmauern ſtoßen. Darüber ſind in paſſender Höhe 5 Niſchen, mit dem Heiland und den vier Evangeliſten (von Schwanthaler); über ihnen im Giebelfelde eine Roſette. Auf den untern Akrotorien ſtehen am Fuße des Giebels die beiden Hauptapoſtel, Paulus und Petrus, auf der Spitze aber ein Kreuz. Reiche Blumen- und Blätterverzierungen ziehen ſich von den untern Akroterien bis zur Spitze, die ganze Breite der vordern Anſicht der Kirche mit den Thürmen beträgt 138 Fuß. Die Thürme ſelbſt ſind 240 Fuß hoch und bis in die Spitze maſſiv von Hauſtein, denn die Hauben ſind aus reich verzierten Hauſteinen aufzuführen.

(Schluß folgt).

Ludwig Winter.

(Fortſetzung).

Das Jahr 1833 war unter ſtillen Wünſchen und geſchäftigem Wirken zwiſchen den Männern der gleichen Geſinnung, und unter den drohenden aber verdeckten Gewitterſchlägen eines finſter brütenden politiſchen Fanatismus herangekommen.

In den deutſchen Ständeſälen überall, wo in dieſem Jahre die geſetzliche Seſſion begonnen worden, wechſelten die Parteien ſchwere Worte des Kampfes und man vernahm ein lautes Dröhnen der volksthümlichen Elemente wider die Beſchlüſſe des Bundestages aus dem vergangenen Jahre, durch welche jedwede Verfaſſung ſich bedrohet glaubte. Dieſe Zeit war ſchwer und ſchwierig, wie nicht wieder, ſeit Sand's Haupt für die Geſetze gefallen iſt.

Der badiſche Landtag ſeinerſeits begann faſt zu derſelben Zeit, als die Apriltage Frankfurt's ihre heiße revolutionäre Ladung entließen, und neu und warm, ein drohendes Gewitterzeichen, kam die Kunde des unglückſeligen Ereigniſſes nach Karlsruhe herüber, als man hier gerade mit einem, von Hoffnung wie von Furcht gleich ſehr bewegten Muthe dem Beginne des Landtags entgegen ſah.

Aber mit dem Schlage von Frankfurt, den er ſelbſt geführt, ſanken auch die letzten Hoffnungen des deutſchen Republikanismus zertrümmert nieder, wenn anders die an ſeiner Spitze ſtehenden Männer die Wahrzeichen vernommen, die aus dem Schutte ihrer zertrümmerten Plane, den Sieg der mit Recht und zu Geſetze beſtehenden Sache verkündigend, emporgeſtiegen.

Ich bin keineswegs gewillt, einen nähern Zuſammenhang des badiſchen Ultraliberalismus mit dem Aprilattentate zu behaupten oder darzuthun; ob man vermuthen dürfte, daß, wenn ein Schlag dieſer Art geſchehen wäre, die weitern parlamentariſch anzubringenden Begehren alsdann zum beſſern Erfolge mindeſtens verbreitet worden wären — wenn es nämlich nicht gelang, durch die mancherorten in's Werk gerichtete Revolutionirung Deutſchland's jeden conſtitutionellen Handgriff unnöthig zu machen — darüber läßt ſich doch wohl nichts Beſtimmtes ſagen. Jene Vorausſetzungen aber, welche durch einen guten Erfolg des Aprilattentates bedingt waren, ſtürzten mit deſſen tragiſcher Cataſtrophe nieder. Man ſah Herrn Welker und die übrigen Koryphäen ſeiner, ſelbſt wieder in Fraktionen abgetheilten Parthei nicht mehr mit jenem kühnen Lächeln in den Ständeſaal treten, mit dem ſie ihn vor anderthalb Jahren, in einer Unſumme ſtolzer Hoffnungen überſtrömend, verlaſſen hatten. Wie war Alles ſo anders geworden in dieſen achtzehn Monden! wie furchtbar waren ſie enttäuſcht! Dieſer Landtag hatte durchaus jene Bedeutung nicht, welche ihm von ſo vielen Seiten prädizirt worden war.

Herr v. Rotteck zwar begründete bald ſeine Motion, die Ernennung einer Commiſſion begehrend, welche damit beauftragt werde, den Zuſtand des Vaterlandes in Erwägung zu ziehen, um hiernach die geeigneten, auf ſolche Erwägung gebauten Anträge der Kammer vorzulegen.

Er that's mit jener glänzenden Dialektik, die im Schmucke reicher Farben das Auge des unbewaffneten Verſtandes leichthin täuſcht und blendet, und, anſtatt die Gedanken der meiſten Hörer zu erregen, deren Phantaſie im Sturme hinwegnimmt. Wer damals — es war an einem heißen, ſchwülen Sommertage, dem 3. Juli — die lange Motion des ehrenwerthen Publiziſten aus Freiburg angehört, den koſtete es Mühe, trotz aller eigenen, dagegen widerſtrebenden Vernunftgründe und trotz der durch eine nachgefolgte Kammererörterung bewirkte Schwächung ihrer Farben — von dem Gegentheile der darin enthaltenen Behauptungen ſich Zeugenſchaft zu geben.

Herr von Rotteck, hauptſächlich gegen die Bundesbeſchlüſſe zu Felde ziehend, entwarf nebenbei ein düſteres und grandioſes Gemälde von der „gigantiſchen Schmach, welcher die deutſche Nation durch jene Beſchlüſſe anheimgegeben, und von der völligen Rechtloſigkeit, die über das geſammte deutſche Vaterland, und im Beſondern über Baden gekommen.“ Wenn es mit den darin angeführten Thatſachen ſich in Wirklichkeit ſo verhalten hätte, dann wäre dem armen Badnervolke nichts übrig geblieben, als, wie einer der Abgeordneten aus dem Centrum treffend bemerkte, ſich in Maſſe ausſchreiben zu laſſen, und insgeſammt nach dem gelobten Amerika hinüberzuwandern, ſtatt in einem Lande zu bleiben, wo die rohe Gewalt das Recht gefangen hält.

Die Motion wurde indeſſen, mit Hinſicht auf einige, derſelben integrirende, allgemeine Wahrheiten mehrſeitig gebilligt, aber auch von den erſten Rednern der Linken — Welker und von Itzſtein — zugegeben, daß es nicht an der Zeit ſei, ihren Gegenſtand zur Berathung zu bringen.

In dieſer denkwürdigen Conceſſion, „daß es nicht an der Zeit ſei, über die Rotteck'ſche Motion zu diskutiren,“ lag das ganze Geheimniß der ſchweren Niederlage, welche die deutſche Oppoſition, nicht durch die Juni-Beſchlüſſe, ſondern durch das Attentat vom 3. April erlitten. Aber es war ein blutiger Schmerz, mit welchem dies Geſtändniß ſich aus der Bruſt Welker's entrang, und ſeine Blicke, als er dem Merk'ſchen Antrage beitrat: „Den Gegenſtand mit der zu Protokoll niederzulegenden Erklärung auf ſich beruhen zu laſſen, daß die Kammer, ſich an die Antwort auf die Dankadreſſe anſchließend und die in letzterer ausgeſprochene Geſinnung wiederholend, dahin ſich ausſpreche, daß eine die Verfaſſung verletzende, und die verfaſſungsmäßigen Rechte beſchränkende Interpretation der der Bundesbeſchlüſſe vom 28. Juni 1832 rechtgültig nie geſchehen könne“ — — — trafen brennend auf Winter, den Miniſterialchef, der mit einer namenlos frappanten Gleichmüthigkeit bisher an ſeinem Tiſche ruhig ſaß, ohne nur mit ſieben Worten die Diskuſſionen zu unterbrechen, dabei mit ſeiner niedlichen Doſe gemüthlich ſpielte und bisweilen eine recht comfortable Priſe nahm.

Überhaupt nie, während der ganzen ſpätern Verhandlungen hatte ſich der kernhafte, das Oberſte nach Unten kehrende, und Alles, was nur von ferne als Phantaſie oder Gefühls-Erguß ſich kund gab, mit der ſchneidendſten Ironie durchbohrende Staats-Humor — wie ich L. Winter's innerſte Geiſtesmanifeſtation nennen möchte — ſo charakteriſtiſch wie in jenen Tagen ausgeſprochen.

Des Miniſters Namensbruder nämlich, der Buchhändler Winter von Heidelberg, dieſer Mann mit dem kerngeſunden radikalen Blute und dem ſtarren, blauen, proteſtantiſchen Auge unter ſeinem anſtändigen Glatzkopfe — durch ſeine politiſchen Grundſätze ſchon als altes Mitglied ſeit 1819 der äußerſten Linken angehörig, — unterließ nicht, mit jener pfälziſchen, derben Satyre, mit der er ſtets dem Gegner gegenüber gewaffnet iſt, dem Herrn Miniſterialchef die Bemerkung zu machen, daß er glaube, die Regierung habe an moraliſcher Stärke und Kraft ſeit 1831 wirklich zugenommen, weil die Regierungskommiſſion in dem gedachten Jahre Bedenken getragen, eine weit minder wichtige Motion anzuhören, während ſie heute die hochwichtige Rotteck'ſche Motion mit denkwürdiger Indifferenz vernommen habe.

„Die Zeiten ändern ſich!" — dies waren die vier einzigen Worte, welche L. Winter mit unvergleichlichem, tödtlichem Lakonismus dem Pfälzer erwiederte, nach wie vor mit der Tabacksdoſe ſpielend.

Da wollte es das ehrenwerthe Mitglied für Heidelberg bedünken — und alle Männer ſeiner Parthei — der Kanonendonner vor den Wällen Warſchau's ſei wirklich ſtumm geworden, und auch der letzte Schimmer des germaniſchen Tricolor ſei in der blutigen Sonne des 3. Aprils erbleicht. Es durchzog fröſtelnd, wie in Nebelſchauern, des Heidelbergers Bruſt, und gerne, wenn auch nur zu ſeinem Privatergötzen, hätte er noch einige Zwölfpfünder ſeines republikaniſchen Sarcasmus gegen den Miniſter geſchleudert, wenn nicht ein momentaner Seherblick in die Zukunft die Weihe der Beſonnenheit über ihn ausgegoſſen.

Deutſchland kennt das Schickſal dieſer Motion. Die Kammer hatte deren Druck beſchloſſen, aber die Regierung hielt es für angemeſſen, diesmal ihre Autorität zu üben, und durch ein höchſtes Reſcript den Druck zu unterſagen. Dieſer Regierungsact führte vielfache Erörterungen herbei, und der Kampf der Oppoſition wider dieſen ſcheinbaren Eingriff der Regierung in die Rechte der Kammer war hartnäckig und kühn.

Das ähnliche Schickſal der Erfolgloſigkeit hatte die ſpäter zur Begründung gekommene Motion Welker's, die Gefahren des Vaterlandes und die Schutzmittel gegen dieſelben betreffend. An einem andern Orte ſoll auch obige Motion eine nähere Beleuchtung erhalten. (F. f.)

Feuilleton.

⁂ Literatur der Schriften über Selbſtmord. — Hr. Ferd. Friedr. Zyro, ord. Prof. der Theologie zu Bern, hat eine „wiſſenſchaftlich-praktiſche Beurtheilung des Selbſtmord's nach allen ſeinen Beziehungen" (Bern, Chur und Leipzig, 1837) herausgegeben „als Lebensſpiegel für unſere Zeit." Dieſe leſenswerthe Schrift liefert zum Schluſſe die Literatur der über denſelben Gegenſtand erſchienenen Schriften.

Die erſte hier angeführte iſt: „Le suicide" von du Verger de Hauranne (1609); dann folgt John Donne's βίος ἀθάνατος (Lond. 1644) zur Vertheidigung des Selbſtmordes, und gegen dieſe Schrift: „*Pelicanicidium* or the christian adviser against self murther (Lond. 1655). Ferner ſchrieben gegen den Selbſtmord Rachelius (1630), Prätorius (1698), Stürmer (1700), Heumann (1703), Marperger (nöthige Warnung für den verderblichen Selbſtmord 1715), Hecker, (de αὐτοχειρίᾳ martyrum, 1730); Robeck (1736), Watts (1740), von Bar (Anti-Hégésias 1761), Leß (1767), Miller (1771), Winkler (1773), Dumas (1777), Fr. Wilhm. Reichard (1778), Salzer (1783), Grodbeck (1785) Hume? (Essays on the suicide 1785), Burkhard (1786), Knüppel (1790), Block (1792), ein Ungenannter „über das Mittel gegen das Ueberhandnehmen des Selbſtmord's" (1792), Gruner (1793 u. 1799). Müller (1796), Tzſchirner (1805), Oertel (1806), F. Oſiander (1813), G. W. Hermann (1819), Tallavania (1834), J. H. G. Schlegel, (das Heimweh und der Selbſtmord, 1835), Guillon (Entretiens etc. 1836), v. Blumröder (größtentheils nach Guillon 1837). — Eine „Geſchichte der Vorſtellungen und Lehren vom Selbſtmord" hat der fleißige Stäudlin im J. 1824 herausgegeben.

⁂ James Paulding. — Der dritte und vierte Band der bei J. D. Sauerländer erſcheinenden „Bibliothek klaſſiſcher Schriftſteller Nordamerika's" wird „des Holländers Herd" von dem trefflichen James Paulding enthalten, von welchem das Publikum in oben erwähnter Ausgabe bereits den Roman: „Wettlauf nach Weſten" erhielt.

⁂ Der Nationalverein zur Aufmunterung und Entwickelung der Literatur in Belgien hat am 25 v. M. in Lüttich ſeine dritte öffentliche Sitzung gehalten. Aus dem über die Wirkſamkeit des Vereins verleſenen Berichte ergibt ſich u. a. daß die Zahl der Abonnenten auf die von demſelben herausgegebene „Revue Belge" ſeit dem v. J. von 500 auf 600 geſtiegen.

⁂ Deutſche Schriftſteller in Frankreich. — Heine iſt in Boulogne, Victor Lenz-Travel nach den Pyrenäen, Marſeille, im Begriff den Orient zu beſuchen. Raumer und Gans werden in Paris erwartet. A. v. Bornſtedt wallfahrtet durch Burgund längs den Ufern der Loire und ſtattet einen Beſuch bei Mad. Dudevant (George Sand) ab, wo der vertraute Pariſer Zirkel der bekannten Schriftſtellerin verſammelt iſt.

⁂ Kühne gibt eine Sammlung von Novellen heraus.

⁂ Bei Alexander Duncker in Berlin erſcheint binnen Kurzem ein Buch, das intereſſant zu werden verſpricht: „Italia" herausgegeben von Alfred Reumont, mit Beiträgen von Hagen, Kopiſch, Leo, Rumohr, Witte u. m. a.

⁂ Die Sommerlandſchaft iſt ſeit vielen Jahren in Frankreich nicht ſo ſchön geweſen, wie jetzt. Burgund gleicht einem üppigen, reizenden Garten. Paris iſt nicht mehr in Paris, ſondern auf Reiſen.

⁂ Victor Hugo's „Voix intérieures" erſcheinen in einer Ueberſetzung von H. L. B. Wolff in Jena als 16r Band, Hugo's „Orientalen", überſetzt von Freiligrath als 17r Bd. der Sauerländer'ſchen deutſchen Geſammtausgabe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: D. J. Sauerländer.

№ 198. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 23. Auguſt.

Der Dom von Cöln.

Als Conrad von Hochſtedten, Erzbiſchof von Cöln, im Jahre 1248 den Rieſenbau jenes Domes begonnen, der ſeines Gleichen nicht hat auf der weiten Erde, war faſt ganz Europa zu einer einigen Kirche, zu einer großen, ſtreng ineinandergefügten Pyramide erwachſen, deren dreifache Krone, dem allgemeinen Glauben nach, über die irdiſchen Wolken hinaus — in den Himmel emporragte. Alle gläubigen Völker waren Ein Volk geworden, das Volk der katholiſchen Chriſtenheit. Geſchieden waren ſie zwar noch in allen natürlichen und in den meiſten weltlichen Beziehungen; aber im Kirchlichen, Geiſtlichen verband ſie Ein Glaube, Eine Verfaſſung, Eine geheiligte Sprache, Ein Geſetz, Eine Wiſſenſchaft und eine Kunſt, — in den Kreuzzügen ſogar Eine That, wie für die großen Kirchenbauten Ein großer Werkmeiſterbund. Und nicht nur zur Eroberung des heiligen Grabes floſſen ungeheure Geldſummen aus allen Ländern der Chriſtenheit zuſammen; auch zur Erbauung großer Gotteshäuſer (domus dei) wurden Beiträge aus fernen Gegenden dargeboten. So ſind noch Urkunden vorhanden, welche erweiſen, daß England ſehr bedeutende Beiſteuern zum Aufbau des Cölner Domes geliefert. Auf dieſe Weiſe konnten von 1248 bis 1323 jährlich ungefähr dreihundert Arbeiter zur Ausführung jenes wundervollen Bauriſſes angeſtellt bleiben, von welchem vor wenigen Jahren durch glückliche Fügung ein koſtbares Fragment in einer Bauernhütte des Odenwaldes wieder aufgefunden worden. Leider wurde in jenen 76 Jahren nur der Chor vollendet, während von dem übrigen Gebäude die Säulen des Schiffes nur bis zur Höhe von ungefähr 40 Fuß, und einer der beiden Thürme bis zur Höhe von etwa 160 Fuß, alſo nur bis zu einem Drittheile der ihm beſtimmten Höhe ſich erhoben! Leider! denn die Zeit der höchſten Blüthe der abendländiſchen Kirche lief ſchon mit dem **XIII.** Jahrhundert zu Ende! Die ſtolze Pyramide der päpſtlichen Weltherrſchaft barſt entzwei von der Spitze bis zum tiefſten Fundamente — um nie mehr ihre alte Herrlichkeit wiederzugewinnen, ſondern um allmählich zur Dammerde für einen die ganze Menſchheit überſchattenden Lebensbaum zu verwittern.

Zuerſt ſpaltete ſich die päpſtliche Krone; dann erhob das Rechtsſchwert des Kaiſers ſich gegen das geiſtliche Gewaltſchwert des Papſtes. Der freie Geiſt empörte ſich gegen grauſamen Glaubenszwang; durch die ganze Chriſtenheit hallte ein lauter Schrei um unverweilte Reformation der Kirche! Und immer tiefer drang die Spaltung von dem Haupte der Chriſtenheit bis in ihr Herz, bis in ihr innerſtes Mark. Siebzig Jahre währte das päpſtliche Schisma; die weltlichen Fürſten mußten Selbſtherrſcher werden, da das geiſtliche Oberhaupt in ſich ſelbſt uneinig geworden; mit ihnen ſonderten ſich die Nationen aus der zur bloßen Form gewordenen Kirchengemeinſchaft; — überall Zwieſpalt, überall Haß und Kampf auf Tod und Leben, überall Scheiterhaufen für Templer, für Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes, für heldenmüthige Ketzer wie für ſchuldloſe Juden!

Eine ſolche Zeit geſtattete keine großen gemeinſamen Werke. Der religiöſe Geiſt zog ſich zurück in ſein Allerheiligſtes, in das geheimnißvolle Innerſte, aus welchem nur vereinzelte Blüthen ſchwärmeriſcher Myſtik hervortrieben; die künſtleriſche Phantaſie flüchtete ſich in die ſtille Zauberwelt der Farben; der Thatendurſt drang hinaus über die Grenzen der bekannten Welt. Aber der Cölniſche Dom blieb unvollendet — auf lange Zeiten hin ein erhabenes Denkmal zugleich des großartigſten Menſchenvereines, den bis dahin die Geſchichte geſehen, und der Vergänglichkeit auch der reichſten Lebensgeſtaltung, wenn ſie zum Kerker geworden für den auf- und fortſtrebenden unendlichen Geiſt! Wie Petrarka jenen erhabenen Torſo im J. 1350 geſehen und beſchrieben, ſo findet er ſich noch abgebildet in der Nürnberger Chronik, welche im J. 1493 erſchien. Selbſt als der Gipfel eines Strebepfeilers des Chores (um 1435) zuſammengeſtürzt, wurde nicht einmal ein Verſuch zu deſſen Herſtellung gemacht. Erſt 300 Jahre ſpäter (im J. 1736) wurden die Flügel mit einem hölzernen Dache verſehen; aber während vollen fünf Jahrh. — von 1324 — 1824 — wurde nicht ein einziger Stein dem herrlichen Bauwerke hinzugefügt.

Alles war indeſſen anders geworden! Das Erzbisthum Cöln — einem proteſtantiſchen Königreich einverleibt; die römiſch-katholiſche Kirche, nun ſelbſt ein welthiſtoriſcher Torſo, wie der Cölniſche Dom, in zahlloſe mehr oder minder widerrömiſche Kirchen ſich ſpaltend, während weit über dieſen Trümmern der ausſchließenden Chriſtenheit ſchon der goldene Baum der Humanität ſeine immergrünen Zweige hinaustreibt! Erloſchen iſt der letzte Scheiterhaufen der Glaubensdespotie, ein neuer, ſchöpferiſcher Geiſt webt über dem europäiſchen Völkermeer, ein Geiſt der Verſöhnung, der Freiheit und friedlicher Geſtaltung gemeinſamen Wiſſens, Weſens und Wirkens! Während katholiſche Völker ihre Kirchen verwüſten, ihre Heiligenbilder vertrödeln, werden dieſe von Proteſtanten gekauft, werden proteſtantiſche Kirchen mit neuen Kunſtwerken geſchmückt. Zum Danke für geleiſtete Hülfe ertheilen aller-katholiſchſte Könige mächtiggewordenen Juden katholiſche Ordenskreuze, und reiche Juden erbauen armen chriſtlichen Gemeinden neue Kirchen. Im reinigenden Lichte immer weiter greifender Öffentlichkeit erhebt ein allgemeiner Glaube ſich über iſolirenden Meinungsdifferenzen, bildet ſich die Überzeugung von einem allgemeinmenſchlichen Recht, arbeitet die Wiſſenſchaft an einem unverwüſtlichen Salomoniſchen Tempel, und für alle, Menſchenwohl und Menſchenwürde fördernden Beſtrebungen bilden ſich freie Vereine aus Mitgliedern der verſchiedenſten Volks- und Kirchengenoſſenſchaften.

Die Blüthe dieſer Zeit iſt der freie Geiſt, der allem Göttlichen, allem Schönen, Guten, Wahren und Rechten, allem ächt Menſchlichen in Gegenwart und Vergangenheit ſich zuwendet und es freudig ſich anzueignen ſtrebt.

Dieſer Geiſt nun iſt es, der auch die idealiſche Erhabenheit des Cölniſchen Domes zu Anerkennung gebracht, und zuerſt die Erhaltung des unvergleichlichen Torſo's beſchloſſen, demnächſt ſogar auf deſſen Ausbau Bedacht genommen hat, nicht abgeſchreckt durch die ſehr großen Schwierigkeiten, die ſelbem entgegenſtanden und auch jetzt noch nicht als völlig überwunden anzuſehen ſind.

Eine neue Maſoniſche Schule bildete ſich ſeit J. 1829 zu Cöln; die alte Domgruft in den Steinbrüchen des Drachenfels wurde wieder eröffnet, und elf ungeheure Strebepfeiler, welche das Dach des Chores ſtützen, wurden mit all' ihrem zierlichen Schnitzwerk, von ungefähr 80 Arbeitern in kaum acht Jahren völlig erneuert. Nahe an 500,000 fl. ſind zu dieſem Zwecke verwendet, und hiervon mehr als die Hälfte von S. M., dem König von Preußen huldreichſt verwilligt worden.*) Würde nun in gleicher Weiſe fortgearbeitet, dann könnte binnen 70 — 80 Jahren das herrliche Gebäude vollendet werden. Eine Hauptſchwierigkeit iſt bereits überwunden, denn ſchon ſind Arbeiter gebildet, welche ſogar in derſelben Zeit noch einmal ſo viel zu leiſten vermögen als die Arbeiter bei Wiederaufnahme des Werkes, und dem jungen Architekten Namens Zwerner, der das Unternehmen leitet, fehlt es weder an Kunſteifer, noch an dem erforderlichen Talent und Geſchick, um das Begonnene ſeiner Vollendung entgegenzuführen.

Auch die andere Hauptſchwierigkeit, die ſich der Ausführung dieſes Planes entgegenſtellt, möchte nicht unüberwindlich ſein. Schon haben wir (im Feuilleton zu Nro. 51) auf ein Schriftchen „über den Dom in Cöln" aufmerkſam gemacht, welches von der königl. preuß. Regierung zu Düſſeldorf vertheilt worden, worin, auf den Grund eines Gutachtens des kunſtverſtändigen Bau-Inſpektors de Laſaulx von Coblenz, der völlige Ausbau des Domes in Ausſicht geſtellt wird, wenn jährlich 50,000 Rthlr. darauf verwendet würden. Jetzt bringt uns auch eines der letzten Blätter des Londoner Athenäums**) einen Correſpondenzartikel von Cöln, in welchem Europa zu Beiträgen Behufs jenes Ausbaues aufgefordert wird. Gerne übertragen wir daraus folgende Stelle: „Cöln, gewiſſermaßen Mittelpunkt zwiſchen Frankreich, Holland, Deutſchland und Belgien, mit England und dem Norden durch den größten Strom von Nordeuropa verbunden, ſo reich an Allem, was Freunden der Kunſt und des Alterthums werth iſt, ſollte es nicht hoffen dürfen, daß Europa zu einem Werke beitragen werde, welches ihm angehört? Würde es nicht eben ſo weiſe als edel ſein, eine praktiſche Schule für gothiſche (altdeutſche) Architektur aufzumuntern und wieder zu beleben, ähnlich derjenigen, die dort im vierzehnten Jahrhundert beſtanden?... Mögen Alle beitragen; der Gläubige für den Glauben, der Kunſtliebhaber für die Kunſt, der Freund jeder Verbeſſerung um dieſer willen, und wenn ein Geiſt uns

---

*) Im Feuilleton zu Nro. 64 iſt in der den Cölner Dom betreffenden Notiz ſtatt von [illegible] zu leſen: von [illegible] – 1835

**) Nr. [illegible], v. [illegible]. Juli.

Alle durchdringt, — dann werden Kriege den Ausbau der Cölner Kathedrale nicht unterbrechen, die Zeit wird ihn nicht in Stocken gerathen laſſen, und, wie die Dinge jetzt ſtehen, ſo braucht Europa wohl nur Kunde hiervon zu erhalten, um durch bereitwilliges Entgegenkommen das Gedeihen jenes Unternehmens zu ſichern."

Daß nun der großartigſte, in ſich vollendete Entwurf eines Werkes altdeutſcher Baukunſt zur völligen Ausführung gebracht werde, dies wird gewiß Jedem, der nur irgendwie Sinn hat für das Schöne und Erhabene, als etwas höchſt Wünſchenwerthes erſcheinen, ſelbſt wenn es erſt kommenden Geſchlechtern vergönnt ſein ſollte, ſich des Anblicks des Vollendeten zu erfreuen. Der Koſtenbetrag aber iſt unbedeutend, wenn alle gebildeten Völker, wenn alle Fürſten Europa's dazu beitragen wollten, und man die erforderliche Summe mit den ungeheueren Summen vergleicht, welche für andere Zwecke verwendet werden. Der einzige, einigermaßen ſcheinbare Einwand möchte nur etwa darin beſtehen, daß man es unpaſſend finde, auf allgemeinſame Koſten die Kirche einer Confeſſion zu vollenden, welche ſich ſo ſchroff, ſo feindlich allen anderen Glaubensgenoſſenſchaften gegenüberſtellt. Aber iſt, bei dem raſchen Entwicklungsgange der neueſten Zeit, bei dem allgewaltigen Durchbruch eines allverſöhnenden Geiſtes nicht mit Zuverſicht zu erwarten, daß, noch bevor jenes altehrwürdige Haus des Herrn vollendet, ſich auch die bis jetzt noch getrennten Kinder des Herrn zu einer neuen, ſeiner würdigen Gemeinde vereinigt haben werden? Oder hat der Eifer, mit welchem auf dem Gebiete der Forſchung und der Wiſſenſchaft jetzt für und gegen die Unterſcheidungslehren zwiſchen den verſchiedenartigſten Gläubigen und Denkern gekämpft wird, eine andere Bedeutung für die Zukunft, als daß alle — bewußt oder unbewußt — nach allgemeiner Einverſtändigung ringen? Auch die eingeſponnene Raupe zernagt die kunſtreiche Hülle, durch welche ſie ſich von der übrigen Welt abgeſchieden; aber ſie zerſtört ihr eigenes Werk nur, um an dem Lichte der Sonne die prächtigen Flügel zu entfalten, die ſie im Verborgenen ſich geſtaltet, und, ungehemmt ihre Flügel ſchwingend, in die bunte Schaar ihrer Geſchwiſter ſich zu miſchen, die ein gleicher Liebeszug zu gleicher Selbſtbefreiung getrieben! —

Gerne ſtimmen wir daher in den Aufruf ein, der von dem geſchwiſterlichen England aus an die Gebildeten Europa's ergangen, und wenn das Athenäum ſich bereit erklärt, eine Subſcriptionsliſte zu jenem ſchönen Endzweck zu eröffnen, ſo glauben wir, da im Bereiche des Phönix bereits überall Kunſtvereine beſtehen, jenem Beiſpiel auf geeignete Weiſe zu entſprechen, wenn wir dieſe Vereine hiermit einladen, ſich der Subſcribentenſammlung zu jenem Zwecke zu unterziehen und hinſichtlich des Weiteren ſich etwa mit dem Düſſeldorfer Kunſtverein, in deſſen Bereich der Cölniſche Dom liegt, in Verbindung ſteht.

An dem Erfolge glauben wir nicht zweifeln zu dürfen, und gewiß würde es dem XIX. Jahrhundert zum Ruhme gereichen, wenn es auf ſo freiſinnige Weiſe ein Werk zur Vollendung brächte, deſſen Ausbau durch fünfhundertjährigen Zwieſpalt gehindert worden iſt.

F. W. Carové.

Frankfurt a. M. (Muſik).

Seit meinem letzten Berichte trat auf dem ſonſt ſo bewegten Meere unſerer Bühne Windſtille ein. Die Gäſte haben das Weite geſucht, und nachdem ſie den Rahm von der Caſſe abgeſchöpft, empfinden unſere Sänger wieder das Glück der Einſamkeit, — denn faſt bei allen Opern blieb das Haus leer. Aber nach langer Zeit beſitzen wir doch wieder eine ſelbſtſtändige Oper. Unſere Sänger lernen ſich kennen, ihre Kräfte wägen, vertheilen, auf einander anwenden, und ein Rundes, ein Ganzes hervorbringen, was ihnen bei dem Zulauf der vielen Gaſtrollanten unmöglich gemacht worden war. Die Oper kann dabei nur gewinnen, und (wenn man ihr Zeit zur Ausdruck läßt) das Publikum mit ihr, und folglich auch die Caſſe. — Hiſtoriſche Novitäten ſind bald aufgezählt. Die Herrn Nieſſen und Biderhofer ſind engagirt. Der Enthuſiasmus für Letzteren iſt von ſeinem Chimboraſſo herabgeſtiegen, und die Anerkennung für die Verdienſte des Erſteren ſteigt dagegen aufwärts. Herr Nieſſen, oft beſchäftigt und abgeſchliffener in ſeinem Spiele, dürfte mit der Zeit noch gute Ernte machen. Kurz nach Reichel's Abſchied ſang Herr Jaskewitz den „Tell" und gefiel. Beſonders gab er die Scene nach dem Apfelſchuß: „Mit dieſem zweiten Pfeil durchſchoß ich Euch" u. ſ. w. (bekanntlich eine Beilage Guhr's) mit draſtiſcher Wirkung. Von Herrn Klein hört und ſieht man nichts mehr, er müßte denn ſeine vierte Auflage des „Othello" erleben. Herr Geyler, der vor einem halben Jahre ohngefähr in ſeinem erſten Verſuch als Joſeph ſehr anſprach, verdient mehr beſchäftigt zu werden. Dem. Kratky gaſtirte kürzlich in Braunſchweig (eine gefährliche Modulation für eine Sängerin), hat dort ſehr gefallen, und iſt wiedergekommen! Mad. Janik iſt ihrer Stimme nachgefolgt. Beide ſind durchgegangen. Dem. Capitain, viel beſchäftigt, erwirbt ſich eine tüchtige Routine und verſpricht ſehr brauchbar zu werden. Die „Hugenotten" werden jetzt präparirt für die Meſſe, und doch geben die Opern in ihr Accelerando ununterbrochen fort. In kurzer Zeit ſah ich (trotz Baumeiſter's und Löwe's Gaſtſpielen) Opferfeſt, Titus, Zampa, Fauſt, Aſchenbrödel,*) Tell, Figaro, die Stumme, Medea, Fra Diavolo, Norma, Armand, Nachtlager in Granada, Zauberflöte und Falſchmünzer, worunter mehrere wiederholt, und manche, namentlich Armand und Medea präminirend gegeben waren. Bei 20—26 Grad Hitze kann man nicht mehr verlangen.

An Concerten waren wir arm. Der junge Pianiſt Aloys Tauſig von Wien gab im Weidenbuſch ein Abendunterhaltung, bei Tage begonnen und beendigt. Er ſpielte Herz, Thalberg, Lafond par coeur, und ſeine Fertigkeit, beſonders die ſeiner linken Hand wurde bewundert. Wer mehr Lob verlangt, leſe Blätter, welche dieſen jeden, falls talentvollen jungen Mann durch ungemeſſene Lobeserhebungen — erniedrigen. Er war reichhaltig unterſtützt, und mußte Frankfurt nach wochenlangem Hangen und Verlangen mit ſehr geringem Egreß wieder verlaſſen. — Herr **Neukirchner**, königl. würtemb. Kammermuſikus, ſpielte vor und nach dem Schauſpiel „Garrick" ein Concertino und Variationen über Alpenlieder auf dem Fagott. Ein Virtuoſe ex professo. Schöner Ton, Bravour, Sieg über alle mögliche Schwierigkeiten, ſicheres Abſpringen vom tiefſten bis zum höchſten Ton, und ein vorzügliches Pianiſſimo waren zu loben, aber waren auch dem Geſchmack untergeordnet. Die Compoſition ſchmiegt ſich einmal wieder recht ſclaviſch unter der Deſpotie des Inſtruments. Ich möchte ſagen: „Des Virtuoſen Soli waren Knutenhiebe, worunter das Orcheſter ächzte." Aber ſo was wird als geniale Verirrung beklatſcht. So auch hier. Quotidianus typus!

---

*) Schmezer's Benefice und letzte Gaſtrolle.

7.

Feuilleton.

⁂ Geſellſchaft zur Beförderung der ſchönen Künſte und der Literatur zu Brüſſel. — Aus belgiſchen Blättern erſehen wir, daß zu Brüſſel eine Geſellſchaft im Entſtehen iſt, welche bezweckt, ein ſchönes Gebäude mit zahlreichen Galerien für Ausſtellungen zu errichten, und eine Naturgeſchichte der Künſte mit Kupferſtichen der beſten lebenden Meiſter herauszugeben. Auch will ſie für Herausgabe von verdienſtvollen literäriſchen Werken Sorge tragen, Muſeen eröffnen und Concerte veranſtalten. — Es iſt dies ein Unternehmen, welches, wenn es in Ausführung käme und Beſtand gewänne, den ſchönen Beweis liefern würde, daß Brüſſel nicht nur eine freie und ſehr reiche, ſondern auch eine der höheren Bildung huldigende, ihre Freiheit und ihren Reichthum ſchön verwendende Stadt iſt.

⁂ Der Abbé J. Lamennais, der mit George Sand ſo innig durch geiſtige und republikaniſche Sympathieen verbunden, lebt dieſen Sommer mit dieſer berühmten Schriftſtellerin auf deren Landgute Châtre, wo ſich der ganze Schweif ihrer Anhänger zu einem vorzüglichen Sommerleben verſammelt hat. Der bekannte Schauſpieler Bocage gibt daſelbſt Gaſtſpiele. Lamennais trat von dem „Monde" ab, weil es ihn ſehr genirte, jeden Tag ein beſtimmtes Penſum ſeiner Ideen entwickeln zu müſſen. Dennoch iſt das Gerücht allgemein verbreitet, daß er im Herbſt mit Mad. Dudevant und ſeiner Parthei ein neues Journal herausgeben würde, worin er ſeine republikaniſch-religiöſen Grundſätze weiter entwickeln und populariſiren will.

⁂ Römiſcher Index. — Kürzlich ſind von der päpſtlichen Inquiſition folgende Werke in den Index eingetragen worden: 1) *La morale universelle* ou les devoirs de l'homme fondés sur sa nature. 2) Histoire de la déstruction du Paganisme en Occident par Beugnot. 3) Una Lezione Accademica, sulla pena di morte letta nella Università di Pisa il 18 Marzo 1836. 4) Eine italiäniſche Biographie und 5) ausgewählte, noch nicht edirte Briefe des Fra Paolo Sarpi, und 6) „La Beduina," eine Erzählung von Poujoulat.

⁂ Transfiguration von Begas. — Hr. Profeſſor Begas hat ein Altarbild für die Kirche zu Krummoels im Reg.-Bezirk Liegnitz vollendet, welches mit Nächſtem von Berlin nach ſeinem Beſtimmungsorte abgehen wird. Es ſtellt die Verklärung des Herrn dar und ſoll von ausgezeichnetem Werthe ſein. Chriſtus, welcher mit Moſes und Elias auf dem Tabor nicht ſchwebt, ſondern ſteht, bildet die Hauptgruppe, welcher die der zu ſeinen Füßen gelagerten Jünger durchaus untergeordnet iſt. Ausführlich wird über dieſes Werk des trefflichen Künſtlers in der preuß. Staatszeitung vom 4. d. M. berichtet.

⁂ Jules Janin hat in einem ſchönen Büchlein, welches bei Bourdin erſcheint, die Feſte von Fontainebleau, Verſailles und Paris zur Feier der Verehlichung des Kronprinzen beſchrieben.

⁂ Das Land der Zoolu's, die Eldorado für Legitimiſten. — Im Miſſion's-Magazine findet ſich ein Schreiben aus Kuruman in Südafrika, worin wir folgende curioſe Notiz finden: „die Zoolu's ſind ein gutartiges Volk, kennen aber weder Religion, noch Gott. Der König allein iſt der Gegenſtand ihrer Anbetung und ſein Ruhm und Lob wird Tag und Nacht verkündigt. Sein Ehrgeiz beſteht darin, alle Arten Vieh der Welt zu beſitzen."

⁂ Horizontale Waſſerräder ſind ſchon ſeit einiger Zeit in Nordamerika in Anwendung gebracht. In einer Abhandlung: „Verſuch mit horizontalen Waſſerrädern" (Berlin 1837) iſt nun die ungemeine Nützlichkeit derſelben durch die von Hrn. Wedding in Berlin angeſtellten Verſuche erwieſen.

⁂ Oeſtreichiſche Gemäldeausſtellung zu Rom. — Der öſtreichiſche Geſandte zu Rom hat in ſeinem Palaſt eine Ausſtellung von Kunſtwerken öſtreichiſcher Maler eingeleitet, zu welcher 23 Künſtler 190 Nummern geliefert haben. Den meiſten Beifall ſollen die hiſtoriſchen Bilder des Tyrolers Koch und die Landſchaften von Marco, den man den ungariſchen Claude Lorrain nennt, geerntet haben.

⁂ Statiſtik der ruſſiſchen Druckſchriften im J. 1836. — Im J. 1836 erſchienen in Rußland 674 Originalwerke (8340', Druckbogen) und 124 Ueberſetzungen (2666 Dr.) An Zeitſchriften kamen im Bereich der Ober-Cenſurverwaltung 46 (4024 Dr.) heraus. (L. Z.)

⁂ Mortalität in Ackerbau- und Fabrikdiſtrikten. — Das Journal du Commerce bringt uns folgende Ueberſicht. Es ſtarben im Jahre 1834 in England:

in Ackerbaudiſtrikten:		in Fabrikdiſtrikten:	
Gloceſter .	1 von 64 Einw.	Cheſhire .	1 von 53 Einw.
Hereford .	1 ,, 63 —	Lancaſhire .	1 ,, [illegible] —
Monmouth	1 ,, 70 —	Middleſex .	1 ,, [illegible] —
Suffolk .	1 ,, 67 —	Staffordſhire	1 ,, 56 —
Suſſex . .	1 ,, 71 —	Warwickſhire	1 ,, 52 —
Wilts . .	1 ,, 66 —	Yorkſhire .	1 ,, 60 —
Durchſchnittl.	1 ,, 67 —		1 ,, 54 —

⁂ Meyerbeer hat Paris auf mehrere Monate verlaſſen, um in Baden-Baden, wie gewöhnlich, den Sommer in fruchtbarer Muße zuzubringen. Er iſt in voller Arbeit an zwei neuen Opern, von denen er die eine der Opera comique, die andere wieder Herrn Düponchel, Director der großen Oper, zugeſagt hat.

⁂ In Kurzem erſcheint eine neue Revue unter dem Titel: „Revue universelle" von dem bekannten frühern Saint-Simonianer Barrault redigirt, welcher das bekannte geiſtreiche Buch über den Orient geſchrieben hat. Sie hat ſich, wie die neue Revue française et étrangere einen größern Umkreis für ihre Beſprechungen gezogen als die ſchon bekannten.

⁂ Clifton's Verbeſſerung des Luftballons. — Wenn wir dem Briſtol-Mirror Glauben ſchenken dürfen, ſo hat ein Architekt von Clifton die Conſtruktion eines Luftballons entdeckt, welche eine horizontale Impulſion geſtattet, wodurch 30 – 60 Meilen in einer Stunde durchſchifft werden können. Ueber dieſe Erfindung ſoll bereits der Regierung ein Bericht vorgelegt ſein, da ein ſolcher Aeroſtat beſonders auch in Kriegszeiten von großem Nutzen ſein könnte. Die Form des Ballons ſoll einfach und impoſant ſein; der Umfang den des großen Naſſau-Ballons von Green noch Einiges überſteigen. Die Koſten dieſer neuen Maſchine werden auf 1200 Pf. angeſchlagen.

⁂ Fliegenregen. — Die Times berichten aus dem Plymouth-Journal, daß am 24. v. M. gegen 7 Uhr Abends zu Redruth (in Cornwallis) ein Regenſchauer kleiner gelben Fliegen in der Hauptſtraße gefallen, der ſo dicht war, daß er denen, die eben dort gingen, große Unbequemlichkeit verurſacht, beſonders da ſie Geſichte und Hände derſelben ſchmerzhaft gebiſſen oder vielmehr geſtochen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 199. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 24. Auguſt.

Der erſte Amerikaner in Texas.

Die Anzahl derer, welche in Amerika das Land der nüchternſten Proſa erblicken, iſt leider noch immer ſehr groß. Schuld daran iſt die völlige Unkenntniß des geſammten amerikaniſchen Lebens. Wie gewöhnlich hält man ſich bei Beurtheilung des entlegenen Landes und ſeiner Bewohner an die Städte. Was in ihnen Sitte iſt, glaubt man mit Fug und Recht auch anwenden zu können auf das ganze unermeßliche Reich. Weil die ſtark bevölkerten Küſtenſtädte eine handeltreibende Bevölkerung bergen, ſchimpft man alle Amerikaner Krämer, denen der Klang des Geldes über Alles im Himmel und auf Erden gehe. Es bedarf bei ſolchen aus albernen Vorurtheilen erwachſenen Vorſtellungen nur noch der abgeſchmackten Salbadereien gewiſſer Reiſenden, die mit blank gewichſten alteuropäiſchen Stiefeln, an deren Abſätzen jedoch auch der alte Schmutz ihres Mutterlandes nicht fehlt, den Boden der neuen Welt betreten, um die thörigſten Fabeln von der transatlantiſchen Republik in allen Ländern der alten Welt als glaubwürdige Facta zu verbreiten.

Einem eingefleiſchten Europäer wird es immerdar ſchwer ankommen, dem neuen, friſchen und freien Nordamerika Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Es gehört ſo gar viel Selbſtüberwindung, eine ſo große Doſis republikaniſcher Selbſtſtändigkeit dazu, um zu erkennen, daß auch in einer allem Europäiſchen entfremdeten Lebensweiſe eine hohe Poeſie und nebenbei eine Glückſeligkeit verborgen liegt, von der ſich nur der Blödſinn nicht überzeugen kann. Der freie, gerechtigkeitsliebende Mann ſollte deßhalb kein Mittel ſcheuen, um dieſe erbliche Drehkrankheit, in der tauſend und abertauſend Europäer herumduſeln, möglichſt bald zu heben, und mich dünkt, es gibt gar keine beſſere Medicin dafür, als Bücher, wie das unter dem angeführten Titel.*) Der unbekannte Verfaſſer, ſei er nun ein geborner Amerikaner oder ein Eingewanderter, beurkundet in jedem Worte eine ſo tiefgreifende, geiſtig überſchauende Bekanntſchaft mit Nordamerika, daß in ſeine Darſtellung nur der Mißmuth Zweifel ſetzen kann. Es iſt ein eigener Schriftſteller, dieſer Mann, der ſo völlig von allen andern abweicht, daß man ihn billig ein Phänomen nennen darf. Wir Deutſchen leben noch immer des Glaubens, poetiſch ſei nur das ſogenannt Romantiſche, die wunderliche Grillenfängerei unſerer traumhaften Phantaſie, unſere ſtubenduftige Gemüthlichkeit oder die etwas abgegriffene Sagenwelt des Mittelalters. Mit der Neuzeit und ihren praktiſcheren Fragen mögen nur Wenige etwas zu thun haben, und dieſe Wenigen ſetzen ſich bei einem etwaigen kräftigen Verſuche der Gefahr aus, verkannt und gelegentlich auch reſpektive verläſtert zu werden. Der Amerikaner iſt beſſer daran; denn „We are in a free country" ſagt der glückliche Mann, und da iſt natürlich weder Geiſt noch Leib gefährdet, wenn er auch zufällig anders lebt und denkt, als es Gerichtsbank und Altarblatt haben möchten.

Die Gegenwart ſoll unpartheiiſch ſein, hört man oft und wiederholt behaupten. Es iſt möglich, wenn man die Poeſie in der verſchwommenen Sentimentalität der ſiebziger oder ſechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ſuchen will. Unpoetiſch iſt eigentlich nichts, was Realität hat, eher könnte man das allzu ſpirituell Zerflatternde poeſielos nennen. Mir iſt die Zeit hochpoetiſch und ich wünſchte nur, unſere bürgerlichen Einrichtungen möchten es erlauben, dieſes Poetiſche an und in dieſer Zeit sans gêne entwickeln zu laſſen. Das iſt aber leichter geſagt als gethan und „calculire ich" — um mit dem Kentukier zu reden, „werden wir einſtweilen zufrieden ſein müſſen, wenn wir aus der Ferne uns dieſe Periode ſanft zufließen laſſen. Habe die Notion, thue geſcheit daran. Sichern uns ſelber, brauchen uns kein Haus weiter weiſen zu laſſen. Calculire, calculire, iſt ein Fact!" —

---

*) Der vollſtändige Titel heißt: Nathan, der Squatter-Regulator oder: der erſte Amerikaner in Texas. Der transatlantiſchen Reiſeſkizzen ſechster Theil. Vom Verfaſſer des Legitimen ꝛc. Zürich, bei Schultheß. 1837.

Der Verfaſſer des Legitimen, dünkt mich, beſitzt das unbezahlbare, ich möchte ſagen — amerikaniſche Talent, die handgreiflichſte Wirklichkeit, das rein Materielle in der Großartigkeit ſeiner Erſcheinung ſo darzuſtellen, daß in dieſer kunſtloſen Ausprägung, die nur ein Echo, der Natur abgelauſcht, iſt, eine hohe Poeſie liegt. Cooper verſuchte etwas Ähnliches, beſaß aber nicht jene weitſchauende Intelligenz, die Gegenwart und Zukunft zuſammenknüpft und die Poeſie der Zukunft mit ſo hinreißendem Zauber hinſtellt als das eigentlich Welt- und Menſchheit-Erlöſende. Cooper verlor ſeine amerikaniſche Weltnatur in den ſchottiſchen Hochlandsnebeln, die W. Scott ihm über's Meer geſchickt hatte. Von alle dem weiß der Verfaſſer dieſes Nathan nichts. Der Mann iſt ein ſtarker, liebenswürdiger Amerikaner, groß gewachſen wie es ſcheint in den Backwoods, der immer „in ſeinen eigenen Schuhen ſteht" und Intelligenz genug beſitzt, um das Mangelhafte des jungen Staates frei und frank zu tadeln, aber auch wieder ein ſo geſunder Demokrat iſt, daß er wohl erkennt, wie eine Republik nur durch ein ſtetes Beſprechen ihrer Mängel friſch und kräftig bleiben kann.

Nachdem in den letzten Theilen dieſer „transatlantiſchen Reiſeſkizzen" uns der Verfaſſer bekannt gemacht hat mit dem Leben der Pflanzer, führt er uns jetzt in die Hinterwälder, an die Grenze des entlegenſten Weſten, Louiſiana und Texas. Die geordnete Regierung der old dominion hat noch nicht Fuß gefaßt in jenen undurchdringlichen Cypreſſen- und Magnolienwaldungen, nur der geſunde, praktiſche Verſtand der Auswanderer aus den alten Staaten regiert, und gründet in ihrem Selfgovernment von eigener Erfindung die erſte Baſis neuer Staaten. Ein unerſchütterliches Vertrauen auf die eigene, moraliſche Kraft, die nirgends ſich glänzender und den wahrhaftigen Menſchen ehrender entwickeln kann, als in jener großartigen Natur, im ununterbrochenem Kampfe mit den Elementen und den Liſten des Indianers, läßt ihn fühlen, daß der Mann nur der geſunden Vernunft und der unbegrenzteſten Freiheit bedarf, um glücklich, groß und edel zu werden. Wir treten in die Hinterwälder. Die Staffage bildet der bunte Teppich der Prairien, umwoben von den Gaukeleien der Luftgebilde, den Sumpfnebeln und dem poetiſchen Schweigen einer Natur, die noch wenig entweiht wurde von den Händen civiliſirt verdorbener Menſchlein. Dort waltet der Squatter mit Axt und Rifle. Sein Blockhaus iſt zugleich ſeine Wohnung, ſein Gerichts-, Gemeindehaus und Magazin. Geſetze gibt es keine. Sie ſind ſich alle ſelbſt Geſetz, denn ſie beſitzen einen geſunden Menſchenverſtand, den ſie gebrauchen können, ohne bei Thron oder Kanzlei zuvor um Erlaubniß bitten zu dürfen. Die Menſchen ſind roh, was man ſagt, etwas ungeſchlacht, aber voll Kraft, voll hohen Muthes, unerſchütterlicher Ausdauer, und fromm, weil frei und unabhängig. Denn gottlos und ungläubig, gottesläſterlich und irreligiös macht nur die Unfreiheit, der Zwang und Druck von Geſetzen, die im Widerſpruche ſtehen mit der angeborenen Freiheit des Menſchen und der Heiligkeit der geſunden Vernunft.

Als Repräſentanten dieſer unbeſtechlichen Naturmenſchen ſtellt der Verf. einen Mann hin, Namens Nathan. Dieſer Mann iſt nüchtern und kalt bis zur Trockenheit. Ihm gilt nichts, als das Recht, ſeine Axt, ſein Rifle und die Kraft ſeines Armes. Ein geſunder Blick, noch geſchärft durch die unabläſſigen Gefahren, in welche die Verhältniſſe ihn ſtürzen, erſetzt ihm Alles, womit die gewöhnliche Civiliſation ſich zu brüſten pflegt. Vermittelſt dieſes Blickes aber durchſchaut er auch jeden noch ſo fein erfundenen Kniff eines Andern, mag dieſer ſich nun dabei auf Herkommen und Rechte berufen, oder nicht. In einem freien Lande geboren, kennt er keine andere Regierungsform als die republikaniſche. Alle übrigen erſcheinen ihm, wie billig, unvernünftig, und als ihm Einer gelegentlich einmal rebelliſchen Sinn vorwirft, antwortet er ganz trocken: „Habe die Notion, bin ein freier Mann, — der nie ein Rebell ſein kann, calculire ich. Iſt Grundſatz einer geſunden Demokratie, thut ein freier Mann, was er fur Recht anerkannt hat." Man ſollte glauben, dieſe eiskalte Verſtändigkeit ermüde den Leſer, ſtoße ab und ſei aller Poeſie bar und ledig, allein gerade in ihr entwickelt ſich ein poetiſcher Zauber, der mit unwiderſtehlicher Gewalt jedes unbefangene Gemuth mächtig ergreift. Die Verſtändigkeit, gerichtet auf die größten Weltintereſſen, wird in ihrer höchſten Potenz bei weitem poetiſcher, als all unſer gemüthlich verpinſeltes Familienleben, unſer Schwebeln und Nebeln und ſublimes Düfteln. Es iſt die Poeſie des praktiſchen, induſtriellen Amerika's, das im Arme der Freiheit ruht. In dieſen Darſtellungen zeigt ſich zum erſten Male, was die Poeſie vermag, bewegt ſie ſich ungebunden im Ätherdufte der Freiheit. Unſere altweltliche Poeſie birgt unerreichbare Reize, aber es ſind nur die Reize eines vergoldeten Schmerzes, der umherklirrt in den Feſſeln einer lächelnden Knechtſchaft. Davon weiß jene transatlantiſche Poeſie nichts. Sie iſt ohne Schmerz, aber voll Stolz und Muth; das Bewußtſein einer hohen Kraft, — der die Zukunft der Welt angehört, macht ſie in einem gewiſſen Sinne hart und doch wieder ſo elegiſch ſanft, ſo hingebend natürlich, daß ſelbſt die Sprache in Tönen patriarchaliſcher Einfachheit lallt, und die Erzählenden Homer's Ideenweiſe nachzuahmen ſcheinen.

(Schluß folgt).

Die Architektur des Oberbauraths von Gärtner in München.

(Schluß).

Durch zwei jede 77 Fuß lange Arkaden iſt die Kirche noch mit zwei Nebengebäuden, jedes 60 Fuß breit, welche zu Pfarrwohnungen dienen werden, verbunden. Durch die mit Gitterwerk verſchloſſenen Öffnungen der Arkaden wird man auf maleriſche Baumgruppen ſehen, wahrſcheinlich werden auch auf die Galerien dieſer Arkaden lebendige Ziergeſträuche geſtellt werden. Über den Seitenſchiffen, welche zu beiden Seiten der längern Kreuzlinie des Mittelſchiffes je drei Kapellen bilden, ſieht man von außen über den Dächern durchbrochene Strebepfeiler angebracht, welche der Franzoſe **arcs boutants** nennt. Dieſe Strebepfeiler verleihen dem Äußern des Gebäudes einen außerordentlichen Schmuck; überhaupt iſt daſſelbe durch ſeine neue und eigenthümliche Geſtaltung, durch ſeine große Maſſen und doch zierlichen Verhältniſſe, durch die farbige Deckung, die erſte, welche wir in dieſer Art ſahen, durch den Glanz des weißen Materials, das wie Marmor ausſieht, von außerordentlicher Wirkung, von welcher wir dem Leſer durch dieſe Schilderung nur einen geringen Begriff machen können. Die innere Ausſtattung wird hinter der äußern nicht zurückbleiben. Da noch keine genauen Zeichnungen, ſondern nur bloße Brouillons dazu vorhanden waren, ſo können wir nichts weiter anführen, als daß alle Theile ſo reich als möglich verziert werden. Die unbemalten Deckenfelder erhalten einen blauen Grund mit goldenen Sternen, die Gurten werden farbig und plaſtiſch verziert, die Fenſter mit farbigen zu architektoniſchen Figuren verbundenen Gläſern verſehen. Bemerkenswerth iſt das ſchöne und impoſante Verhältniß der innern Breite des Mittelſchiffes von 56½ Fuß zu einer Höhe von 88½ Fuß. Die Ornamentirung des Ganzen im Innern, namentlich der Kapelle, wird im Styl des Doms des h. Franz von Aſſiſi gehalten werden. Von den Frescobildern dieſer Kirche, von Cornelius' Meiſterhand, haben wir ſchon in Nro. 72 und 73 des Phönix berichtet. Von den Bildern der Kapellen, (Geburt und Tod Jeſu), und von den Deckenbildern reden wir zu einer andern Zeit.

Nach der Ludwigskirche folgen zwei Gebäude, von denen das eine zu einem Clerikalſeminar, das andere zu einem Inſtitut für adliche Fräulein beſtimmt iſt. Dieſe bilden mit der Univerſität einen Platz von 422 F. im Quadrat, durch welchen in der Mitte die Ludwigsſtraße führt. Die Univerſität hat nämlich zwei Flügel, jene zwei Gebäude aber ſind in der Mitte von einer Straße getrennt, welche auf das Mittel der Univerſität zuſtößt, ſonſt würden ſie eine ähnliche Figur bilden wie Letztere, nämlich eine Hauptfaçade mit zwei vorgehenden Flügeln. Sie ſind ebenfalls im Rundbogenſtyl gehalten. Die Fenſter beſtehen in den obern Etagen aus drei, durch zierliche Pfeiler getrennte Öffnungen. Auch dieſe Gebäude zeichnen ſich durch ſchöne Verhältniſſe und edle Einfachheit aus, und werden mit der Univerſität einen der herrlichſten und anſehnlichſten Plätze Münchens bilden, zumal, wenn, wie zu erwarten iſt, in der Mitte ein ſchöner Springbrunnen oder ein Monument angebracht wird. Da die Breite der Ludwigsſtraße 130 F. beträgt, ſo wird dieſe Ausſchmückung für die Paſſage kein Hinderniß ſein.

Die Univerſität iſt ein impoſantes Gebäude von zwei Etagen, und einem Erdgeſchoß, und hat mit beiden Flügeln eine Totallänge von 783 F. Durch den gegebenen Raum, auf dem es erbaut iſt, und welcher ein unregelmäßiges Viereck bildet, ferner durch die ſchon vorhandenen Adalbert- und Veterinärſtraßen, iſt der Architekt genöthigt geweſen, die Flügel von verſchiedener Größe zu projektiren, indem der linke ſieben, der rechte drei Fenſteröffnungen hat. Freilich wäre zu wünſchen geweſen, daß er hätte die Symmetrie beibehalten können. Bei dieſem enormen Gebäude indeſſen, das man auf einen Blick nicht überſehen kann, wenigſtens nicht von einem Standpunkt in der Nähe, iſt dieſes kein Uebelſtand; ſolche Beiſpiele finden wir an den ſchönſten Gebäuden, beſonders in Italien.

In der Mitte des Gebäudes finden ſich 9 Portale, ſo, daß die Studenten aus- und eintreten können, ohne ſich zu reiben oder zu rennen, wie ſie ſich ausdrücken. Die Fenſter der erſten Etage ſind in der Mitte durch eine Säule in zwei Theile getheilt, auf welcher, wie in der Ecke auf Halbſäulen, ſich die beiden Rundbogen ſtützen; über dieſe beiden Rundbogen zieht ſich wieder ein ganzer Halbbogen. Die dadurch entſtehende Figur aller Fenſter wird einen blauen Grund erhalten, und in der Mitte eine vergoldete Medaille, mit dem Portrait eines Gelehrten in **terra cotta**. Die inneren Anſichten der Fenſteröffnungen erhalten ebenfalls eine farbige Verzierung. Dieſe ſparſamen Farben auf einem ſchönen Sandſteinton, womit das Ganze verputzt wird, ſind von äußerſt angenehmer Wirkung, und werden mit den übrigen Verzierungen, einem aus farbig gebrannten Ziegeln gebildeten, moſaikartigen Fries, dem Geſimſe von Sandſtein und der darüber angebrachten Krönung von durchbrochener Zeichnung, die Univerſität zu einem der ſchönſten Gebäude der Hauptſtadt machen. Durch die erwähnten neun Eingänge tritt man in ein Veſtibül, welches den Anblick auf eine prachtvolle Haupttreppe gewährt. Zur gehörigen Communikation ſind in den Ecken, wo die Flügel an die Hauptfaçade ſtoßen, ebenfalls Treppen angebracht, und an anderen Stellen, wo es nöthig iſt. Vor den Sälen und Gemächern ziehen ſich überall Corridore. Zu ebener Erde ſind einige Hörſäle für Chemie und

Phyſik, Laboratorien, Wohnungen des Hausmeiſters, Zimmer der Profeſſoren ꝛc. In der erſten Etage liegen lauter Hörſäle, und die Aula, welche durch zwei Etagen geht. Die Profeſſoren treten durch ein Garderobezimmer von hinten in die Aula. Die zweite Etage nimmt die Univerſitätsbibliothek auf.

Die an die Univerſität und Löwenſtraße ſtoßende noch offene Bauſtelle wird durch Errichtung eines General-Bergwerks- und Salinen-Adminiſtrationsgebäudes, in einer Länge von 186′, in dieſem Jahre noch ausgefüllt. Der Entwurf iſt ebenfalls von Gärtner, ſo wie auch die Entwürfe zu dem ſchon errichteten Blindeninſtitut, das die andere Ecke der Löwen- und Ludwigsſtraße bildet, und zu dem Damenſtift, eingerichtet zu 23 Wohnungen, welches in einer Länge von 444 Fuß aufgeführt iſt. Alle dieſe hiergenannten höchſt anſehnlichen Bauten Gartner's, welche die neue Ludwigsſtraße eröffnen, bilden mehr als die Hälfte dieſer herrlichen Straße. Alle ſind in eigenthümlichem Style, aber unter ſich durchaus verſchieden. Sie ſind alle wirklich ſchön, und zwar, daß man nie von dem Einen ſagt, dies iſt ſchön, ohne daß man genöthigt iſt, es von den Übrigen auch zu ſagen. Sie finden auch allgemeine Anerkennung, und Seine Majeſtät der König ſoll die edle Einfachheit und würdevolle Großartigkeit dieſes Bauſtyls allen andern Bauſtylen vorziehen. So viel verlautet, iſt es Befehl des Königs, daß alle dieſe Bauten 1842 vollendet ſein ſollen.

Feuilleton.

.·. **Literatur der Statiſtik von Frankreich.** — Die erſten ſtatiſtiſchen Dokumente, welche man über Frankreich beſitzt, ſind die Mémoires der Intendanten der Provinzen, welche auf Befehl Ludwig's XIV. zur Belehrung ſeines Enkels gefertigt wurden. Einen Auszug daraus ließ Graf v. Boulainvilliers im J. 1727 unter dem Titel: „Etat de la France" erſchienen. Die neueſte ſtatiſtiſche Arbeit über daſſelbe Land iſt die jetzt von Hrn. Martin (du Nord), Handelsminiſter, herausgegebene Statistique „générale de la France" (in 2 Bänden). Von den nach Boulainvilliers Auszug erſchienenen Werken über dieſen Gegenſtand ſind die Description von „Piganiol de la Force" und das „Dictionnaire" vom Abbé Expilly von geringem Umfang; reichhaltiger „Moheau's Recherches et considérations sur les populations de la France," (1778); unter den Arbeiten vor 1789 die werthvollſten Necker's „Traite de l'administration des Finances," und beſonders Lavoiſier's: „Apercu sur la richesse territoriale de la France." Auf Napoleon's Antreiben erſchien ſpäter das treffliche Werk „de l'Industrie française" v. Chaptal, worin alle Reſultate zuſammengeſtellt, die er von 1800 bis 1812 zu ſammeln Gelegenheit hatte. Aus der Reſtaurationszeit bleibt uns nur die ſchätzbare Arbeit, welche Hr. v. Chabrol über die Stadt Paris herausgegeben. Nach der Befreiungswoche des J. 1830 fing man endlich an, ſich mit den materiellen Intereſſen des Landes zu beſchäftigen, was denn zunächſt zur Errichtung eines „Bureau de statistique" (im Bereich des Handelsminiſteriums) Veranlaſſung gab. Die erſte Frucht deſſelben war der im J. 1835 unter der Verwaltung des Hrn. Duchâtel erſchienene Recueil. Der nun von Hrn. Martin herausgegebene erſte Band der allgemeinen Statiſtik zeigt, wie Treffliches von dieſer Anſtalt zu erwarten.

.·. **Die Geſellſchaft zur Beförderung der chriſtlichen Moral zu Paris** hat durch ihre unermüdliche Betriebſamkeit bereits die Abſchaffung der Zahlenlotterie in Frankreich erzielt; jetzt arbeitet ſie vorzüglich an Abſchaffung der Todesſtrafe und der öffentlichen Spielhäuſer und an Verbeſſerung des Looſes der Gefangenen. Auch hat der ritterliche Dutrone, der ſchon vielfache Beweiſe — nicht nur ſeiner Menſchenfreundlichkeit ſondern auch ſeines Muthes gegeben, die Errichtung von Vereinen in Vorſchlag gebracht, deren Mitglieder verſprechen, keinen Zweikampf einzugehen, und alles zu thun, um auch Andere davon abzuhalten.

.·. **Belfour über die nationalen Begrüßungsformeln** — In der letzten Sitzung der königl. Literaturgeſellſchaft zu London wurde eine intereſſante Abhandlung des Hrn. Belfour über die verſchiedenen Begrüßungsformeln bei den Völkern des Morgen- und Abendlandes verleſen. Hr. B. machte u. a. auf das Charakteriſtiſche aufmerkſam, welches in dem orientaliſche Salam und Alei-Koum Essalam (Friede ſei mit dir), im Griechiſchen εὖ πράττε (handle, wirke mit Erfolg) und χαῖρε (freue dich) und im Römiſchen ave (habe viel, nach Anderen, lebe), vale et salve (ſei ſtark, geſund und kräftig) zu erkennen.

.·. **Pflanzenerhaltungskiſten.** — Es werden jetzt lebendige Pflanzen von Rio-Janeiro nach Petersburg und von Calcutta nach London und Paris verſendet, ohne daß eine Ueberfahrt von 5—6 Monaten ſie im mindeſten verändert. Man legt oder ſtellt ſie in Kiſten von 3—4 Fuß, und bedeckt ſie mit feuchtem, tüchtig geſchlagenem Letten, (terre glaise); dann werden die Schachteln hermetiſch geſchloſſen, um ſie vor Vertrocknen wie vor Waſſer zu bewahren. Die Verwaltung des Muſeums der Naturgeſchichte zu Paris hat den Commandanten des Aſtrolab's, Hrn. d'Urville, der eine große Entdeckungsreiſe zu machen im Begriffe ſteht, ein Modell jener Pflanzenerhaltungskiſten zuſenden laſſen.

.·. **Neues ungariſches, politiſch-literariſches Zeitblatt.** — Vom 1. d. M. an erſcheint zu Preßburg der „Hirnok" (Herold), ein der Politik, Literatur, Technik und Humoriſtik gewidmetes Blatt, in ungariſcher Sprache, deſſen Redaktion der als Publiziſt rühmlich bekannte von Orosz [illegible].

.·. **Literäriſche Arbeiten des Herrn Alexander v. Humboldt.** — Wir erfahren durch die Débats, daß Hr. Alex. v. Humboldt gegenwärtig den Druck des erſten Bandes ſeiner „Voyage géognostique dans l'Asie boréale" beſorgt, wovon eine deutſche Ausgabe durch ſeinen Reiſegefährten, Hrn. Roſe redigirt wird. Zugleich bereitet Hr. v. Humboldt eine neue vermehrte Ausgabe ſeiner „Fragmens asiatiques," und arbeitet an ſeinem Kosmos, in welchem er die Phyſik der Welt exponirt. Da er aber gewöhnlich bis drei Uhr Morgens arbeitet, ſo bleibt ihm noch Zeit genug, um auch die Herausgabe der hinterlaſſenen Werke ſeines Bruders vorzubereiten, von welchem wir, außer ſeinen ſprachlichen und kritiſchen Arbeiten u. a. noch eine Ueberſetzung des Agamemnon von Aeſchylus und 6—7hundert noch nicht edirte Gedichte zu erwarten haben.

.·. Der Proſpekt von Willkomm's „Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie und Theater" iſt ausgegeben. — A. Fiſcher, von welchem wir im Phönix ein dramatiſches Bruchſtück (Maſaniello) mittheilten, iſt Mitredakteur. Die Worte des Proſpekts enthalten beherzigenswerthe Andeutungen. Unter den Mitarbeitern, die ihre Theilnahme zugeſagt, finden ſich die Namen: Bauernfeld, Blum, Duller, Ebert, Elsholz, Grillparzer, Holtei, Kühne, Lewald, Leitner, die beiden Marggraff, Moſen, Mügge, Mundt, Seydlitz, Schulze, Wieſe.

.·. Nicolaus Lenau beſchäftigt ſich mit einem großen Epos: „Tyrol." (Der Stoff iſt die Inſurrektion Tyrols 1809).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 200. 1837.

Phönix.

Freitag, 25. Auguſt.

Der erſte Amerikaner in Texas.

(Schluß).

Abgeſehen von dieſer Poeſie des Urwaldes, die nicht Allen behagen wird bei dem überreizten Geſchmacke, womit man unſere Gaumen gekitzelt hat, iſt das Buch merkwürdig, indem es die Beſitznahme Louiſiana's durch die Squatter erzählt, lange ehe es den Vereinſtaaten einfiel, ſich wirklich jenes Landes zu bemächtigen. Der Squatter-Regulator Nathan iſt dieſer Mann der That, in ſeiner Art ein Charakter, vor dem Napoleon ſelbſt Reſpekt gehabt haben würde, was ich von Nathan dem Kaiſer gegenüber kaum behaupten möchte. Denn dieſer Mann iſt ein ſo unerbittlich ſtarrer Republikaner, daß er ſeine mit Blut errungene Pflanzung augenblicklich verläßt, als die Union ihn durch den Sheriff nach ſeinen Papieren und Schenkungsurkunden fragt. Er geht nach Texas, denn mit einem Geſetze, das den freien Mann die Scholle, die er urbar gemacht hat, nicht ruhig beſitzen laſſen will, mag Nathan nichts zu thun haben. Der Squatter läßt alles im Stiche, und wendet ſich nach dem ſpaniſchen Texas, um fern von jedem Zwange das ſternenbeſäte Panier dort zu entfalten.

Um dem Leſer anſchaulich zu machen, wie Nathan zu ſprechen, Schlüſſe zu machen und ſeinen Verſtand zu gebrauchen pflegt, mag hier die Stelle folgen, in welcher er ſeinem Schwager beweiſ't, daß Louiſiana nothwendig zu der Union gehöre, und Niemand, als ein ächter Amerikaner ein Recht habe, ſich in dieſem Landſtriche einzuniſten.

„Haſt du nicht gehört, Aſa, ſag' ich, und weißt du nicht, ſag' ich, daß der Vater Miſſiſippi in unſerm Lande entſpringt? Und iſt dieſer Vater Miſſiſippi nicht das grauſamſt allmächtigſte Waſſer, das auf dem Erdboden zu finden iſt, und drüber hinaus? Und nimmt er dir nicht, der Miſſiſippi, hier einen Brocken Landes von einem Schock Quadratmeilen mit den Bäumen dazu, mir nichts dir nichts weg, dort einen andern Brocken und führt ihn fort, wie ein alter brummiger Bär eine jährige Sau, und verſchlingt ihn eben ſo, oder wirft ihn von da ein zwanzig oder hundert Meilen weiter unten aus?"

„Das thut er," ſagt Aſa, „habe es ſelbſt geſehen, wie er oberhalb Memphis einen Fetzen Landes mit Bäumen ſo groß, daß die dünnſten Äſte Maſtbäume zu Dreideckern abgeben konnten, abriß, und war ſchier, als ob die Welt zu Ende ging, wie das ganze Land ſo weggeriſſen wurde. War mächtig grauſam zu ſchauen — und ſtanden mir das erſte Mal in meinem Leben die Haare zu Berge, weißt Nathan," ſagt er, „daß mir die Haare nicht oft gen Berg ſtehen."

„Wohl weiß ich das, ſage ich; ſage dir aber, Aſa, ſag' ich: iſt nicht das ganze Louiſiana ein aus ſolchen Brocken und Fetzen zuſammengeſetztes Land? ſage mir das, Aſa, ſag' ich."

„Das weiß ich nicht, calculire, es mag ſo ſein, weiß aber nicht, bin nicht ganz gewiß," ſagt Aſa.

„Aber davon biſt du doch gewiß, Aſa, und haſt es wohl öfters auch gehört und ſelbſt geſehen, daß dieſes Louiſiana nichts iſt, als Miſſiſippi-Bottom? — purer Miſſiſippiboden — Niederſchlag des Flußſchlammes vom Miſſiſippi, und daß dieſer Flußſchlamm von unſerm Lande herabkommt?"

„Das weiß ich," ſagt Aſa.

„Und daß aus dieſem Flußſchlamme Louiſiana entſtanden iſt, aus unſerem Schlamme, Mann, amerikaniſchem Schlamme, auf den die Franzoſen und Spanier keinen Strohhalm Anſpruch haben."

„Das wäre?" ſagt Aſa, „habe die Notion, ſie haben nicht —"

„Wohl Mann! Und wenn der allmächtig trübe Miſſiſſippi oben unſer Land wegführt, und wie der Bär die Sau verzehrt, und darüber dick und ſchmutzig geworden, und dieſen Schlamm wieder ausgeworfen — ſo der Bär auswirft, was ſtinkt und ſchmutzig iſt, wem gehört der Auswurf, Aſa, ſage mir das? ſag' ich — wem anders, als dem, dem der Bär gehört, und der Bär, gehört er nicht dem, in deſſen Lande er iſt? Sage mir das, Aſa, ſag' ich, gehört der Bär, der Miſſiſſippi, nicht uns?"

„Das behaupt' ich auch," ſagt Aſa, „und wollte ihn ſehen, der da anders ſagte. Wollte ihm die fünf Knöchel in die Weichen drücken, daß ihm die Luſt verginge."

„Und wenn der Miſſiſſippi unſer iſt und unſer Land verzehrt, gehört nicht ſein Auswurf auch uns, und haben wir nicht das Recht auf dieſen Auswurf? ſag' ich; ein ſo gutes Recht und beſſeres Recht, als die Frenchers und Spanier haben? ſag' ich."

„Aber ſie waren eher da, Nathan, die Frenchers und Spanier, eher da, als wir, ſagt' Aſa."

„Und wir ſind ſpäter da, Aſa — ſpäter, ſind zur eilften Stunde gekommen, Mann, aber deßhalb ſind wir doch bei der Frolic, wollen den Frenchers und Spaniern nicht ihr Recht nehmen, kein Pferdehuf ſoll ihnen verloren gehen, aber wollen uns unſer Recht auch nicht nehmen laſſen, haben ſo viel Recht auf Louiſiana, als die Frenchers und Spanier, und wollen dieſes Recht behaupten, Aſa, ſag' ich." —

In dieſer Weiſe raiſonnirt, calculirt und ruminirt der Mann des Waldes, oft mit einer Schärfe und Dialektik, die aber fremd iſt jeder Heuchelei, daß der berühmteſte Staatsredner zu ihm noch in die Schule gehen könnte. Alle ſchulgerechte Logik muß dieſer Friſche des natürlichen Verſtandes weichen, und gerne wird der Philoſoph ſich gefangen geben und zugeſtehen, daß *der* Menſch, welcher aus eigener Kraft und unter Verhältniſſen, wie ſie allein der Menſchennatur angemeſſen ſind, ſich ruhig entwickeln kann, jedes Raffinement ſogenannter wiſſenſchaftlicher Bildung, die weit richtiger Zuſtutzung heißen ſollte, völlig zu nichte macht. — Und dabei trägt und hält dieſen ſtarren Sohn der Natur eine ſo innige Gottergebenheit, eine Frömmigkeit, die zwar nicht in Kirchen groß gezogen wurde, ſondern nur unter'm Dach des ſternbeſäeten Himmels oder dem wehenden Zelt des grünen, flüſternden Waldes, wie wir ſie vergeblich ſuchen möchten in der alten Welt, vereint mit ſo hoher Geiſteskraft und ſo unerſchütterlicher Charakterfeſtigkeit. Ein ſchöner Beweis, daß der Radikalismus nicht zur Irreligioſität, die Freiheit nicht zur Läſterung führt. Nur *ganz* muß ſie dem Menſchengeſchlecht verabreicht werden, ſonſt freilich bildet ihr nur Carrikaturen, Heuchler und ſuffiſante Böſewichter. Wie Nathan, der Held der Hinterwälder Amerika's, der freundlos bis in's hohe Mannesalter zuletzt einen treueren Freund findet, als ihn je die alte Welt hervorbringen kann, auch über dieſen Punkt urtheilt, möge zum Schluſſe noch hier ſtehen:

„Habe von achtzig Jahren fünfzig verlebt," ſagt der Greis," ohne zu kennen, was man einen Herzensfreund, einen ſich ſelbſt vergeſſenden Freund nennt, einen Freund, treu bis in den Tod. Hatte zwei Freunde, auf die ich mich immer verlaſſen, und die mich auch nie verlaſſen. Und war der eine der große Freund *droben*, und war der andere *mein Selbſt*. Und waren das die einzigen beiden wahren Freunde, und calculirte nicht, daß es noch einen dritten geben könnte. Es gab aber einen dritten, und zwang ſich dieſer dritte in mein Herz ein und meine Seele, und lehrte mich Etwas kennen, das ich auf dieſer Erde nicht kennen gelernt hatte: wahre Freundſchaft. Und ſeit nun dreißig Jahren, daß ich weiß, was Freundſchaft iſt, was ich in meinen früher verlebten fünfzig Jahren nicht gekannt, nicht gewußt. Und preiſe ich dieſe glückliche Kenntniß, und will ſie in Ehren halten alle Tage meines Lebens, und ſollen es meine Kinder."

Wohl dem, der deſſen ſich erfreuen kann, wir minder Glücklichen müſſen zufrieden ſein, wenn auch hierin, wie in Allem, nur der Schein uns ſo lange mit Hoffnung täuſcht, bis das Herz gebrochen und erſtorben iſt unter den immerwährenden Meißelſchlägen des Schickſals, mit dem wir uns müde ringen, ohne völlig zu ſiegen.

A.

Ludwig Winter.

(Fortſetzung).

Alſo dieſer Landtag ging vorüber, troſtlos für die, welche Welker's Ideenkreiſe angehörten, aber erfreulich in Bezug auf die Fortſchritte, welche die Verwaltung auch in der abgelaufenen Landtagsperiode gemacht hatte. Nur das Gedächtniß an eine Ironie, mit welcher der Alles in Antitheſe und doch wieder in Syntheſe verſetzende Welthumor auch auf dieſem badiſchen Landtage ſeine denkwürdige Rolle ſpielte, brachten jene Mitglieder mit ſich nach Hauſe, welche ſchon im Jahre 1819 Berufene des Volkes geweſen.

Unſere Leſer kennen nämlich den Kampf, welchen damals L. Winter gegen das Adels-Edikt und den Berichterſtatter in dieſer Angelegenheit kämpfte. Der Letztere war Niemand anders, als der nunmehrige Miniſter des Auswärtigen, Frhr. v. Türkheim, der nun friedfertig und traulich plaudernd, mit ſeinem alten, in ſeinem innerſten Verſtandesweſen radicalen Feinde, auf einer Bank zuſammenſaß.

„O warum haſt du uns das gethan, du gräßliche, alle Verhältniſſe verſchlingende und zugleich verkehrende

Weltironie!“ Dieſe Worte prägten ſich im Antlitze des Heidelberger Winter aus und ſeines ehrenwerthen Freundes, des Theologen Fecht, wenn ſie hinüberſtarrten zu der Regierungsbank, auf welcher zwei, ihrer Natur nach ſich ewig widerſtrebende Elemente verſöhnt, in tiefer Harmonie vermählt ſchienen. Berg und Thal kommen nimmermehr zuſammen, doch die Menſchen, und wenn ihre Seelen ſich unſterblich feindlich entgegenſtehen. Und dennoch war die Stellung L. Winter's, — ſeit er, an der Spitze der Verwaltung ſtehend, die conſervativen Waffen aus Überzeugung und aus Pflichtgefühl gegen die drohenden Offenbarungen des Zeitwillens gerichtet, — gegenüber den Schwertträgern der alten guten Sache keine andere geworden, in welcher Beziehung auch immer man ſie nehmen möge. Winter war der Ariſtokratie noch immer jenes feindſelige, aus dem Volksgeiſte herausgeborne Prinzip, welches einſt den erſten tödtlichen Schlag auf ihre Rechte, ihre polizeiliche und moraliſche Bedeutung geführt, und den Haß und den Spott des Volkes auf ſie übergetragen.

Darum immer, in einer wahrhaft dämoniſchen Satyre, trieb es ſie an, in Winter, wenn auch nicht offen, ſo doch im Stillen, daſſelbe Prinzip zu bekämpfen, gegen welches dieſer ſelbſt mit einem Theile ſeiner Waffen losſchlug.

Ja, ſie erkannten nicht unſchwer, was er ihnen damit nütze, aber auch dieſe Erkenntniß vermochte bis auf den heutigen Tag nicht, ihre tiefe, faſt inſtinktmäßige Antipathie wider ihn zu paralyſiren. Doch hat neben dieſer nur theilweiſe erklärbaren Abneigung auch eine gewiſſe Scheu Platz gegriffen, welche, zugleich aus Achtung und Furcht zuſammengeſetzt, charakteriſtiſch genau die Stellung bezeichnet, in welche die Geburtsariſtokratie gegenüber dem bürgerlichen Miniſter ſich geſetzt.

Sie konnten dem Manne, ſo ſehr auch ihre traditionellen Sympathieen dagegen anſtrebten, doch nimmermehr jene gebührende Anerkennung verſagen, welche ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit und ſein nie wankender Muth. mit welchem er gleich ſehr den beiden, dem conſtitutionellen Prinzipe feindlichen Partheiungen, — dem patriziſchen wie dem plebejiſchen Elemente, — wenn nämlich ihre Anſprüche ein ſtaatsgefährliches Extrem berührten, — widerſprach und widerſtand, — unfehlbar ihm verſchaffen mußten.

Winter's große Bedeutung für die badiſchen Verhältniſſe, für die gegenwärtige politiſche Geſtaltung des Großherzogthums, beruht auf dem Talismane, den er durch ſeine Geburt, ſeine Verdienſte, und die Conſequenzen ſeines Lebens ſich errungen.

So vielen Widerſtand er auch, hauptſächlich ſeit dem Jahre 1833 bis auf dieſe Tage, dem emporſtrebenden politiſchen Geiſte des Volkes entgegengeſetzt, und ſo feindſelig er oft die Waffen zurückſtreckte, die ihm das Volk ſelbſt in die Hand gegeben, dennoch immerdar iſt er dem letztern jener mächtige verkörperte Grundſatz geblieben, welcher aus dem Volke heraus auf die Stufen des Thrones geſtellt, auch für und für die Rechte und Intereſſen des Volks ſchützend vertheidigte und repräſentirte.

Das verblieb aber eben auch in den Augen des Adels die grellſte Schattenſeite an Winter's ganzer Erſcheinung, daß er unabläſſig, in ſo harten Kampf er auch mit ſeinen gefeiertſten Repräſentanten gekommen war, des Volkes Liebling blieb, ſeiner Hoffnungen und ſeines Vertrauens erſte Säule.

Ohne Winter, auf den ſich damals alle Augen richteten, wären die letzten Monde des Jahres 1832, wo alle Elemente im Volke gährten, ſchwerlich ſo ruhig dumpf vorübergegangen, als es in Wirklichkeit geſchah.

Auf dem, dieſen Ereigniſſen gefolgten Landtage hätten zweifelsohne die Motionen von Rotteck und Welker's eine andere Richtung genommen und zu andern Reſultaten geführt, wenn nicht Winter zugleich als Volkstribun und als Anwalt des Staates ſeinen ſtechenden negativen Ernſt allen Anmuthungen und Evolutionen der ſtändiſchen Linken entgegengeſetzt.

Wie aber — trotz jener ſtarren Negation — Winter's innerſtes Weſen ſtets volksthümlich war und es geblieben iſt während ſeiner ganzen öffentlichen Stellung bis auf dieſe Tage, alſo iſt's auch ſeine Perſon und ſein äußerer Menſch.

Seht ihn nochmals an, den ſchlichten, ruhigen Mann im einfachen Fracke und den Pantalons, die auch nicht eine Spur pikanter Modernität an ſich tragen, mit der braun und grün geſtickten ſeidenen Weſte, aus welcher eine einfache bürgerliche Hemdkrauſe hervorguckt. (F. f.)

Das Anathem des h. Auguſtinus über die Manichäer.

(Hiſtoriſches Altarbild [Carton] von Leopold Schulz aus Wien).

In Nro. 135 des Phönix, wo wir über ein Altarbild des Malers Schulz, vorſtellend den Märtyrer-Tod des heiligen Florian, berichteten, haben wir am Schluſſe von einem Pendant zu dieſem Bilde geredet. Da derſelbe nunmehr im Carton vollendet iſt, ſo wollen wir verſuchen, dem Leſer etwas Näheres darüber mitzutheilen. Auch in dieſer Compoſition hat der Künſtler wieder bewieſen, daß er jede Aufgabe, die er ſich ſtellt, mit feinem Kunſttakt löſ't. Schulz verſteht in hohem Grade, in ſeinen Bildern die Wirkung des Hauptgedankens durch einen Reichthum von unterſtützenden Motiven auf's Äußerſte zu ſteigern. Alle ſeine einzelnen Figuren bedeuten was, und ſind nicht etwa zur Conſtruktion dienende bloße Lückenbüßer. Darum herrſcht in ſeinen Bildern eine lebendige Fülle, welche durch eine ſehr edle Zeichnung noch mehr gehoben wird, und dem Beſchauer recht den Genuß des innern Gedankens bequem und angenehm macht. Um nun dem Leſer den wichtigen Geſichtspunkt zu verſchaffen, aus welchem der Künſtler ſeine Schöpfungen aufgefaßt hat, erachten wir es für dienlich, ehe wir zur Beſchreibung des Bildes übergehen, die nöthigen hiſtoriſchen Daten in Kürze anzuführen.

Über den Stifter der Sekte der Manichäer, der am Ende des dritten Jahrhunderts auftrat, hat die Geſchichte verſchiedene Nachrichten. Daß er ein Schwärmer war, der ſich für den im neuen Teſtament verheißenen Paraklet hielt, und der ſich eine Reinigung des Chriſtenthums zur Aufgabe machte, iſt eben nicht ſo gewiß, als daß ſich ſeine Anhänger ſeit der Mitte des vierten Jahrhunderts, obwohl ſie in dem Rufe vorzüglicher Sittenreinheit ſtanden, weit härteren Verfolgungen ausgeſetzt ſahen, als alle übrigen Ketzer. Sehr ſchnell hatten ſie ſich aus Perſien, ihrem erſten Geburtslande, durch Syrien, Kleinaſien, Nordafrika, ſelbſt nach Italien ausgebreitet; jedoch ſtand ihre Zahl mit dem Raum dieſer Verbreitung in keinem Verhältniſſe. Wer über ihr Lehrſyſtem ausführliche Nachrichten haben will, der ſehe den neunten Theil von Graf Stolberg's Geſchichte der Religion Jeſu nach.

Sie theilten ſich in zwei Claſſen, in die Auserwählten und in die Zuhörer. Erſtere mußten ſich aller fleiſchlichen Genüſſe enthalten, aller thieriſchen Nahrung und des Weines, ja ſie durften nicht einmal Baumfrüchte abpflücken, weder arbeiten, noch ſich auf irgend eine Art beſchäftigen, ſondern lediglich ihr Leben in frommen Contemplationen hinbringen. Die Zuhörer aber hatten die Obliegenheit, dieſe wahnſinnigen Müßiggänger zu ernähren; dieſe durften zwar heurathen, mußten aber ſo viel als möglich die Fortpflanzung verhüten und Armuth als das höchſte Gut betrachten. Mani, ihr Stifter, von dem ſie auch den Namen führen, hatte ſein Lehrgebäude zwar auf chriſtlichem Grunde aufgeführt, verwarf jedoch gänzlich das alte Teſtament und ließ vom neuen nur wenig gelten. Aus den Schriften des Scythianus, eines ägyptiſchen Schwärmers, und aus denen ſeines Schülers Terebynthus oder Buddas, ſchöpfte er ſeine aus chaldäiſch dualiſtiſchen Ideen und gnoſtiſchen Mythen gewobene Welt- und Geiſterlehre. — Einer der eifrigſten Gegner der Manichäer war der heilige Auguſtinus, der in ſeiner Jugend ſelbſt neun Jahre unter ihnen Zuhörer war. Nachdem dieſer nach manchen Verirrungen, wozu auch eine zu große Neigung zum andern Geſchlechte gehörte, endlich durch die Bekanntſchaft mit den Briefen des Paulus eine gänzliche Umwandlung ſeines Lebens und ſeiner Anſichten bewerkſtelligt hatte, verbarg er ſich in der Einſamkeit, kehrte dann nach Afrika zurück, und wurde zu Hippon von dem dortigen ſehr betagten Biſchof zu ſeinem Gehülfen und Nachfolger ernannt. Hier nun war es, wo er in einer öffentlichen Disputation einen Häuptling der Manichäer-Sekte, Namens Fortunatus, gänzlich widerlegte und beſiegte, und zwar ſo, daß dieſer die Stadt verlaſſen mußte, ungefähr um das Jahr 394. Valerius, ſo hieß jener alte ehrwürdige Biſchof von Hippon, erkannte die geiſtige Überlegenheit des Auguſtinus an, und ſetzte ſich, ſtatt das Wort zu führen, unter die Zuhörer. Dieſen geſchichtlichen Moment hat der Künſtler zur Aufgabe ſeiner Compoſition gemacht.

Um den Sinn der Handlung auf eine erhabene und für den Beſchauer eindrucksvolle Weiſe durch eine ſogenannte bildliche Paraphraſe oder Allegorie zu bezeichnen, hat der Maler in der Höhe des Bildes zwei auf Wolken knieende Engel angebracht, welche ein Buch tragen, mit dem griechiſchen Buchſtaben A und Ω. Denn im Himmel iſt die ewige Wahrheit begründet, indem Chriſtus ſagte; ich bin der Anfang und das Ende, ich bin das Buch des Lebens. Der heilige Geiſt, in Geſtalt einer Taube, ſchwebt über dem Auguſtinus und überſtrahlt ihn; durch ihn inſpirirt, verkündigt Auguſtinus das ewigbegründete Wort Gottes. Während er mit ſeiner Rechten auf die heilige Schrift deutet, erhebt er die Linke zum Bannſpruch. Hoheit und Begeiſterung ſpricht in ſich ſeiner glorreichen, von einem faltigen Gewande umfloſſenen Geſtalt aus. Seine Züge haben jene edle erhabene Bildung, welche ihm gleichzeitige Geſchichtsſchreiber beilegen, und wodurch er nicht weniger als durch das Feuer ſeiner Worte ſeine Zuhörer ſoll hingeriſſen haben. Zu ſeiner Rechten ſehen wir die Männer ſeiner Parthei; unter den Zuhörern ſtehen zwei Doktoren, welche den Mann Gottes mit heiliger Scheu betrachteten; auf der nämlichen Seite ſteht ein Mönch, der die Worte von Auguſtinus aufzeichnet, und mehrere andere Mönche, deren Züge Ruhe, Aufmerkſamkeit und tiefe Bewunderung ausſprechen. Valerius ſitzt im Vordergrunde, und wendet vom Zuſchauer ſein Geſicht zum Auguſtinus. In ſeiner Geſtalt ſpricht ſich recht der alte gute Biſchof aus, der im Gefühl ſeiner Unzulänglichkeit gerne einem höheren Geiſt es überläßt, die Ehre Gottes zu verkünden. Ihm gegenüber ſitzt Fortunatus, der verlegen und verwirrt in einem aufgeſchlagenen Buche nach einer Stelle ſucht, die ihn von der Beſchämung retten ſoll. Hinter ihm ſteht das böſe Prinzip, in einer Geſtalt verkörpert, in deren Zügen man Tod und Teufel zugleich erkennen konnte. Sie ſucht ihm Muth zuzuſprechen, kann aber ſelbſt keinen Einwand gegen die ewige Wahrheit finden. In den übrigen Geſtalten dieſer Seite, welche von den ſogenannten Auserwählten ſind, herrſcht eine außerordentliche dramatiſche Mannichfaltigkeit. Alle ſind ergriffen von dem Worte, von dem Anathem des heil. Auguſtinus, und geben, jeder nach ſeiner individuellen Erregſamkeit, ihre Bewegung zu erkennen. Ein ganz Verſtockter, weder mit den gehörigen Gründen bewaffnet, um ſeine Meinung geltend zu machen, noch zur Unterwerfung geneigt, verhält ſich die Ohren und möchte lieber den Streit bei Seite geſetzt haben. Zwei Andere erwarten noch mit großer Spannung, daß ſie ihr Haupt (Fortunatus) retten ſoll. Wieder ein Anderer gibt ſich überwunden, hört den Bannfluch und mit Zerknirſchung die Worte des Auguſtinus: „Wer nicht glaubt das Wort Gottes, der ſei verdammt ewiglich," er faltet die Hände und will ſich gern ergeben und beſſern. Ein Anderer, deſſen Aufregung und Furcht auf's Höchſte geſtiegen, und der ſie durch wilden Blick und heftige Bewegung an den Tag legt, ahnet eine böſe Zukunft für ſeine Sekte, entſetzt ſich, und ſieht durch den Bannſpruch ihr ganzes Lehrgebäude zertrümmert. Im Hintergrunde ſieht man junge Manichäer, welche ſelbſt aus Büchern prüfen wollen, allein auch ſie verſpüren, wie einen elektriſchen Schlag, das erſchütternde Machtwort des Auguſtinus. Einer unter ihnen will ſie abhalten von ihren nichtigen Forſchungen, und macht ſie auf den großen Mann aufmerkſam. In allen Zuhörern auf dieſer Seite herrſcht Unruhe und Unſicherheit, veranlaßt durch die Erkenntniß ihres unſeligen Irrthums, in den ſie der böſe Geiſt gebracht und der gleichſam Wurzel in ihrem bethörten Innern geſchlagen hat, und zwar um ſo feſter, als ſie ſich durch ihren ſittlichen und aſcetiſchen Wandel gleichſam über alle erhaben und unfehlbar hielten. Daß dieſes Bild bei dem Kenner ſeine Wirkung nicht verfehlt, davon wird den Leſer dieſe getreue Schilderung überzeugen. Die ſchöne äußere Einkleidung dieſes reichhaltigen Motivs erregt ſelbſt beim Laien, der in den innern Geiſt der Compoſition nicht eindringt, Bewunderung. — Am Schluß müſſen wir noch unſer Bedauern ausſprechen, an Schulz, der jetzt in ſein Vaterland zurückgekehrt iſt, einen nicht minder tüchtigen Künſtler als vortrefflichen Menſchen aus unſrer Mitte verloren zu haben. Wir zweifeln nicht, daß ihm auch dort und überall in jeder Beziehung Anerkennung zu Theil werde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: D. J. Sauerländer.

№ 201. 1837.

Phönix.

Samſtag, 26. Auguſt.

Auguſt Wilhelm Iffland.

Kommentirende Fragmente zu ſeinen „Fragmenten über Menſchendarſtellung auf deutſchen Bühnen.“

Von J. Funck.

(Zweite und letzte Lieferung *).

Zur Jugendgeſchichte. — Zwei Reliquien. — Berlin. — Krankheit. — Tod.

Der erſte Band von Iffland's dramatiſchen Werken enthält deſſen „theatraliſche Laufbahn“ bis zu ſeiner Anſtellung als Direktor des [illegible] Theaters unter König Friedrich Wilhelm dem [illegible]

Obwohl nicht vollkommen erſch[illegible] [illegible] doch hin, den [illegible], ihren Hauptmomenten nach zu befriedigen; ich [illegible] kann aus meiner [illegible], keinen weitern Beitrag von Wichtigkeit liefern. Nur ein nicht unintereſſantes Faktum, was zur Zeit der Flucht Iffland's aus dem Vaterhauſe gehört, bin ich im Stande zu geben, das außer dem hiſtoriſchen Intereſſe zugleich von pſychologiſchem Werthe iſt, weil der edle, ſittliche Charakter des Künſtlers darin ſich ſchon ſo frühe ausſpricht.

Ich verdanke die Mittheilung dieſes Faktums dem großherzoglich heſſiſchen Rechnungsprobator Hrn. Becker in Darmſtadt und gebe ſie hier nach deſſen eigenen Worten:

„Mein im Jahre 1821 dahier verſtorbener Vater, der großherzogliche Hofkommiſſär Becker, erzählte mir folgendes Zuſammentreffen mit Iffland:

„„Auf einer meiner frühern Reiſen in den 1770r Jahren, welche ich, in der Eigenſchaft als General-Inſpektor und Reiſekommiſſarius des vormals dahier beſtandenen Zahlen-Lotterie-Inſtituts, nach Niederſachſen machte, traf ich bei meiner Retour auf der Landſtraße, einige Stunden von Kaſſel, einen jungen Mann mit einem Bündelchen unterm Arme, dem ich die Ermüdung anſahe, und da er auf meine Frage an ihn, wohin ſeine Reiſe gehen ſolle, „nach Kaſſel,“ antwortete, ſo lud ich ihn ein, ſich zu mir in mein Cabriolet zu ſetzen, indem Kaſſel auch das Ziel meiner heutigen Tour ſei. Im Laufe des Geſprächs entdeckte mir der junge Mann Folgendes:

„„„Ich heiße Iffland, bin von Hannover gebürtig, habe Theologie ſtudirt, und ſoll mich nun entſchließen, Pfarrer zu werden; ich habe aber gegen dieſen Stand, aus der einzigen Urſache, weil es dem Geiſtlichen oft obliegt, Kranke und Sterbende beſuchen zu müſſen, eine ſolche Abneigung und gränzenloſe Furcht vor anſteckenden Krankheiten, daß ich mich um keinen Preis entſchließen könnte, dieſer meiner frühern Beſtimmung nachzukommen. *)

„„„Dagegen fühle ich mich hingezogen, Schauſpieler zu werden, und bin deßhalb auf dem Wege nach Gotha, woſelbſt ein gewiſſer **Eckhof** jungen Männern, welche ſich dieſem Stande widmen wollen, Unterricht gibt.“““

---

*) Die erſte gab der „Phönix“ in Nro. 104. 106. 110. 113. 114. 117. 119.

*) Davon erwähnt Iffland in ſeinem Lebensabriß nichts. Um ſo intereſſanter und wichtiger erſcheint **hier** deſſen offenes Geſtändniß gegen einen Unbekannten. Die Wahrheit hat der geehrte Herr Einſender verbürgt. Da nun, als Iffland ſein Leben zwanzig Jahre ſpäter niederſchrieb und herausgab (1798), er nichts davon erwähnt, ſo geht daraus hervor, daß er dieſe Schwäche — obwohl eine ſehr menſchliche und verzeihliche — öffentlich nicht wollte hervortreten la-

„„Unter dieſen Mittheilungen““ — fährt mein Vater in ſeiner Erzählung fort, — „„waren wir nach Kaſſel gekommen, und da Iffland keine Bekanntſchaft daſelbſt hatte, ſo rieth ich ihm, in dem Gaſthofe, wo ich ſchon mehrmalen eingekehrt, gleich mir, über Nacht zu bleiben. Dieſes geſchah, und am darauf folgenden Morgen kam Iffland auf mein Zimmer und eröffnete mir, daß es ihm an dem benöthigten Reiſegelde bis Gotha mangele, und fragte bei mir an, ob ich ihm auf ſein ehrliches Geſicht einen Friedrichsd'or leihen wollte. Ich erklärte mich hierzu bereitwillig und bemerkte ihm dabei, daß ich wahrſcheinlich binnen einiger Zeit eine Reiſe nach Oberſachſen machen würde, wo ich mich nach ihm erkundigen und freuen würde, wenn er in ſeinem Vorhaben glücklich geweſen.

„„Im Jahre 1779 fand meine Reiſe nach Oberſachſen wirklich ſtatt, und ich erfuhr auf meine Nachfrage im Gaſthofe zu Gotha, daß Iffland daſelbſt wirklich angekommen war und gute Fortſchritte mache. Ich ließ mich zu ihm führen, er beſuchte mich dagegen, und vor meiner Abreiſe erhielt ich noch folgenden Brief von ihm, mit welchem er mir den früher gemachten Vorſchuß zurückſandte.““

„„„Würdiger Mann!

Nehmen Sie zurück, was Sie mit einem edelmüthigen Zutrauen gaben, deſſen wenige fähig ſind; nehmen Sie es zurück mit meinem unbeſchränkteſten Danke, mit der heiligen Verſicherung, daß ich alles in mir aufbieten werde, was ich kann, wenn ich je einem der Ihrigen nützlich ſein könnte; oder wenn mir das Glück verſagt ſein ſollte, ſo gelobe ich Ihnen, daß mein Dank für Ihre Güte ſich bis auf jenen erſtrecken ſoll, der meiner bedarf, oder wenn je eine Art Mißtrauen in mir gegen einen Unglücklichen aufſteigen ſollte, daß ich denken will: das that der edle Mann an dir; thue es auch, werde ſeiner würdig!

Mit der vollkommenſten, unveränderlichſten Achtung bin ich ewig

Dero
Gotha, tief verbundener Diener,
den 4. Sept. 1779. Auguſt Wilhelm Iffland.“““

„Er hat redlich bis an das Ende ſeiner Tage Wort gehalten; ſein ganzes Leben zeugte von der Ausführung der in dieſem Briefe ausgeſprochenen Vorſätze; denn es war ein fortgeſetztes Wohlthun, öfters mit Hintanſetzung ſeiner eigenen ökonomiſchen Kräfte. — Der dafür mit ſo manchem Undanke belohnte Iffland aber bewahrte und übte ſelbſt die Pflicht der Dankbarkeit bis zu ſeiner letzten Stunde!“ —

Iffland ſagt uns zwar in ſeiner theatraliſchen Laufbahn, daß er den 15. März 1777 auf dem herzoglichen Hoftheater in Gotha die Bühne zum erſten Male betreten, nicht aber in welcher Rolle.

Es war die des Juden in einem kleinen, längſt vergeſſenen Nachſpiele: Der Diamant. — Wenn jedoch gleichwohl das Stück vergeſſen iſt; — es muß wieder in Erinnerung gebracht werden, um unſers Künſtlers willen! —

Im Theaterkalender von 1779 heißt es ſchon damals von ihm: „Herr Iffland wird, ſonderlich im Fache der komiſchen Alten*) und überhaupt der Karikatur-Rollen einſt ein guter Schauſpieler werden. Die Bühne kann ſich Glück zu der Acquiſition dieſes noch jungen, aber talentreichen Mannes wünſchen.“

Schon damals gab er die außerordentlichſten Beweiſe von ſeiner ſeltenen Kunſtfertigkeit in der Mimik. Er kopirte den ernſthaften Eckhof**) bald mit ſo großer Vollkommenheit und Ergreifen aller ſeiner Eigenheiten, daß dieſer nicht ſelten in vollem Ernſte darüber entrüſtet wurde. Aber der feurige Jüngling fand leicht Mittel, ihn wieder zu beſänftigen, und erbte von dem nur zu bald entſchlafenen Meiſter, außer der Lorenzodoſe und dem Stocke, die ihm als ein Vermächtniß zu Theil wurden, noch manche andere bewunderte Eigenſchaften der Eckhof'ſchen Darſtellungskunſt.

Das bedeutungsvolle Vermächtniß bewahrt obenerwähnter Gothaer Theaterkalender, in zwei kleinen Gedichten, die ebenfalls der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdienen. Sie mögen daher auf's Neue hier eine Stelle finden.

An Iffland,

bei Überreichung einer Doſe aus Eckhof's Nachlaß.
Den 22. Julius 1778.

„Nimm! — Heiliger, als einſt Lorenzo's Doſe
Dem guten Yorick, ſei ſie dir;
Denn Eckhof's Name ruht auf ihr!
Nimm, küſſe täglich ſie — und danke deinem Looſe!
Du ſah'ſt ihn noch, warſt ihm noch Zögling, Pflegeſohn.
O, rufe jetzt mit warmer Reue Zähren,
Auf alle ſie zurück, die Lehren,
Die deinem Leichtſinn oft vorüberflohn!
Such' auf der Bühne, ſuch' im Leben
Dem Unvergeßlichen — ſuch' ihm nur nachzuſtreben!
Dann wird — dies ſei dein größter Lohn! —
Dann wird ſein Genius zufrieden auf dir ſchweben.“

Gotter.

An Iffland,

als er mir Eckhof's Stock zeigte.

„Heilig wie die hölzerne Doſe
Sei der Stock des guten Eckhof's dir;
Und der Genius des Edlen ſchwebe
Um dich für und für!
Groß als Künſtler werde, wie dein Lehrer,
Reiß' entzückt zum Himmel jeden Hörer,
Locke warme Thränen ab. — —
Freund, umfaſſe deinen Stock, und komme
Mit zu Eckhof's Grab!
Laß dahin vereint uns wandeln,
Laß uns ſchwören, ſo zu handeln,
Wie er uns einſt vorgelebt.
Und wenn du, gebückt vom Alter,
Einſt an ſeinem Stocke ſchleichſt,
Müß' die Welt bekennen, daß als Künſtler
Und als braver Mann du Eckhof gleichſt!“

Wagenſeil.

---

*) Der 19jährige Jüngling!

**) Geb. den 12. Auguſt 1720. Geſt. 16. Juni 1778.

(Fortſetzung folgt).

Ludwig Winter.

(Fortſetzung).

Die Hände dieſes ehrenfeſten Mannes hätten ſie gerne mit gleißender Seide umgeben, die Herren jenſeits des Volksſyſtems, dann hätten ſie ihm dieſelbe mit Vergnügen gedrückt und ſich ausgeſöhnt mit ihm.

In das Wörtchen „von“ ſogar, das unſchätzbare, nur um ihn gegenüber der öffentlichen Meinung zu compromittiren, indem ſie als einen der ihrigen ihn äußerlich bezeichneten, — hätten ſie gar gerne mit goldener Vignette ſeinem ominöſen, die Schauer des Froſtes vor ſich hintreibenden Namen vorgeſetzt, wenn er dazu ſich nur hätte entſchließen können. Aber dem edeln Fürſten, der ihn adeln wollte, um nur ihm die Eigenſchaft, in welcher er functionirte, auch im Staatskalender verleihen zu können, dieſem ſetzte er den Starrſinn eines römiſchen Cato entgegen, und gelobte, lieber für immer eines höhern äußern Glanzes zu entbehren, als ſich ihn auf Koſten des Bürgerthums zu erringen.

So etwas vergißt ein Volk, wie das badiſche, nicht, ein Volk, deſſen ächter allemanniſcher Urſtoff ſich durch Zeit und Cultur zu einem der edelſten und ſtolzeſten Stämme der vielgliedrigen deutſchen National-Eiche herangebildet, und in welchem hell und kräftig alle Lebensſaiten wiedertönen, welche Licht und Wahrheit einſt in Schwung geſetzt.

Hätte Winter die ſchwere Ruthe der Gewalt von ſeinem Standpunkt aus über dieſes Volk hingehalten, hätte Winter ihm gedroht, wie man nur drohen kann; ich glaube, die Badener hätten ſich darein im Gedächtniß deſſen ergeben, was Winter einſt gethan und was er kurzlich noch geopfert hatte.

Denn wo ein Mann wie Ludwig Winter gehandelt, wer ſeinen Grundſätzen und dem Stolze innerer Kraft und ſeiner Miſſion jene Genugthuung gegeben, wie es durch dieſen Staatsmann geſchah, den konnte ein ſo ſtolz- und edeldenkendes Volk nie mißverſtehen, was er auch thun und was er laſſen mochte.

Wo aber ruht nun das weitere Geheimniß der Niederlage, welche die Beſtrebungen des badiſchen Ultra-Liberalismus erlitten?

In dieſem Zauberbande, welches aus der in Winter perſonifizirten Vermittlung zwiſchen Thron und Volk geerbt und über dem Lande ausgebreitet iſt.

Die meiſten deutſchen Völker haben einen Ehrgeiz anderer Art, als wir ihn in gewiſſen großen und grellen Epochen der Geſchichte anderer Völker gewahren können; es iſt nicht der Nebelglanz politiſchen Ruhmes, wie er etwa aus den Ruinen einer Staatsumwälzung über dem eigenen Volksglücke aufſteigt; auch nicht die Spiegelfechterei eines ſich ſelbſt beſchauenden und laut und renomiſtiſch ſich ſelbſt, ſeine eigene Größe preiſenden „Nationalſinnes“ iſt es, was des Deutſchen weites Herz erfüllen und ihn tröſten mag für ſeine Gegenwart und ſeine Zukunft; ſondern es iſt die Gewährung eines faſt unausſprechlichen, der tiefſten Volksempfindung entſproſſenen Gefühles, welches wunderbar gemeinſam mit manchen Erinnerungen, die uns über die Patriarchate der alten Welt übrig geblieben, zugleich den Nexus bildet, der es für und für an ſeinen Fürſten knüpft, mit deſſen Geſchlechte ſich alle Erinnerungen aus ſeiner eigenen (des Volks) Geſchichte vereinen. Dieſes faſt unbeſtimmte Gefühl in einer unvollkommenen und ungenügenden Umſchreibung möchte man den familiären Rapport des Volkes mit ſeinem Fürſten nennen. Die inneren Tendenzen des deutſchen Völkerlebens ſind durchaus patriarchaliſch. Drum darf zwiſchen ſie und das perſönliche Prinzip, welches dieſe Tendenzen zuſammenhält, nicht ein drittes geſtellt werden, das die Beiden auseinander dränge oder ſie ſich gegenſeitig entfremde, — ſondern vielmehr ein ſolches muß in ihrer Mitte Platz gewinnen, das als ein Übergang aus der Tiefe des Volkes zu der Höhe des Thrones anzuſehen. So lange ein feudaliſtiſcher Adel zwiſchen dem Throne und dem Volke ſtand, war jener familiäre Rapport allerdings ſuspendirt. Bis er das Geſchmeide der Schranzen durchdrungen, — und wenn er dann gleichwohl noch den Silberpanzer des Fürſten erreicht, — hatte ſeine Zauberkraft die Spitze verloren, und er ſchlich wirklos zurück in die Hütten und die ſtillen Thäler, woraus er gefloſſen.

Aber die Zeit hat den Feudalismus getödtet, — wenn auch noch manche ſchwere Erinnerung an ihn fortlebt, — und ſie gebar in demſelben Vertilgungsprozeſſe ein altes Element zu neuem Leben wieder, das in den meiſten deutſchen Staaten den beſagten Nexus bilden ſollte, aber nur in wenigen wirklich bildet.

Das Bürgerthum ward durch die Conſtitutionen emancipirt und erhielt als die erſte Stütze des Thrones die verdiente Anerkennung. Nunmehr ſieht man in den Miniſterien mancher ſüddeutſchen Staaten faſt nur bürgerliche Fonds; dadurch aber ward die Emanzipation des Bürgerthums in dieſen Staaten vollendet und der Verfaſſung jene ſolide Unterlage gegeben, wie wir in den vergangenen ſtürmiſchen Jahren ſie zu prüfen Gelegenheit gefunden haben. Würtemberg und Baden ſchlugen mit denſelben Kräften die in beiden Ländern aufgeſtiegenen Gährungen des ſanguiniſchen Zeitgeiſtes nieder, welchem jene entſprungen waren. Hier focht Ludwig Winter, dort *Schlayer* aus Tübingen, der Bäckersſohn. Sie fochten Beide zugleich für den Thron und das Volk, denn ſie fochten für die *Conſtitution*. Das mußte der *Ultra*liberalismus der beiden Länder freilich desavouiren, weil *er* es war, der bekämpft ward (als das *Extrem* eines ſonſt anerkennungswerthen Grundſatzes), nicht aber die weſentlichen, durch die Verfaſſung geſicherten Freiheiten des Volkes, welcher in unſern Zeiten auch die Beſchlüſſe des Bundestages nichts anhaben können, der ſo gut Geſchichte ſtudirt, wie der ſüddeutſche Liberalismus

Das Volk aber, als nur die erſte künſtlich erregte

Betäubung vorüber war, erkannte, auf welcher Seite das Recht und die Wahrheit ſich befände, und gab dies durch jene Indifferenz zu erkennen, in welche es von nun an in Betreff der politiſchen Fragen verfallen und womit es unwillkührlich alle bisherige Furchtbarkeit der Oppoſition gebrochen hatte. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

*** **Die zehn Stämme Iſrael in Nordamerika?** — Herr **Sam. Frey**, ein in Deutſchland geborner Iſraelit, der in England ſich hat taufen laſſen, gibt jetzt zu New-York in Nordamerika, unter dem Titel „the jewish intelligencer," eine, zunächſt ſeinen ehemaligen Glaubensgenoſſen beſtimmte Monatſchrift heraus. In derſelben ſucht er, — was ſchon Andern, namentlich **William Penn**, **James Adair**, Dr. **Jonathan Edwards** u. ſ. w. wahrſcheinlich geſunden, als gewiß darzuthun, daß nämlich die nordamerikaniſchen Indianer die Abkömmlinge der (angeblich) verkommenen zehn Stämme Iſrael's ſeien. Er gründet ſeinen Wahrſcheinlichkeits-Erweis hauptſächlich auf folgende Punkte: 1) Spuren des Hebräiſchen in der Sprache der Indianer, 2) die Verehrung des „großen Geiſtes," der an Jehovah erinnere; 3) Verwandtſchaft einzelner indiſcher Volksſagen mit bibliſchen Ueberlieferungen; 4) Aehnlichkeiten in Sitten, Vorurtheilen, religiöſen und andern Einrichtungen der Indier mit denen der Juden. — Man vergleiche hiermit, was im Feuilleton zu Nro. 60 aus **Dickenſon's** Vortrag in der aſiat. Geſellſchaft zu London, und a. a. O. über eine jüdiſche Niederlaſſung im Inneren Afrika's angeführt worden.

*** **Engliſche Buchhänderei.** — Das Londoner Athenäum führt bittere Klagen über die engliſchen Buchhändler und meint, wenn „die Buchhändler in den Tagen der guten Königin Anna" wegen ihrer Ignoranz in der Literatur getadelt (censured) worden, ſo zeigten die jetztlebenden, daß ſie ſogar ihr eigenes Handelsintereſſe nicht verſtünden, da ſie „Alles und Jedes drucken ließen, woraus ſie ihr Kapital herauspreſſen könnten," und dann zu allen möglichen Mitteln griffen, um ihre ſchlechten Waaren an den Mann zu bringen. Hierdurch werde das Publikum nach und nach vom Kaufen abgeſchreckt und Schriftſteller von Talent und Verdienſt müßten ſchwer darunter leiden. Es ſei daher Zeit, daß das Publikum zu ernſten Mitteln greife, dieſem Unfug zu ſteuern. Worin dieſe Mittel beſtehen ſollen, iſt jedoch nicht bemerkt.

*** **Die erſte allgemeine deutſche landwirthſchaftliche Verſammlung** wird am 2. October d. J. zu Dresden eröffnet werden und bis zum 7. deſſelben Monat dauern. Die Herren **Pabſt**, Oeconomierath zu Darmſtadt, **Schmidt**, Oeconomiecommiſſär zu Oſchatz, **Schweitzer**, Profeſſor zu Tharandt, und **Teichmann**, Gutsbeſitzer zu Muckeren, haben das Verdienſt, zu dieſer Verſammlung die Anregung gegeben zu haben.

*** Der *Encyclopédie nouvelle* 3e Band iſt jetzt erſchienen. — Dieſes Werk, deren Herausgabe die Herren **P. Leroux** und **Jean Reynaud** (zwei der geiſtreichſten ehemaligen Simoniſten) ſich unterzogen, zeichnet ſich durch Reichthum an trefflich gearbeiteten Artikeln aus. Unter den Mitarbeitern begegnen uns die aus dem Globe bekannten Namen **Abel Tranſon** und **Ed. Charton**, ferner Geoffroy St. Hilaire, Pauthier, u. ſ. w. u. ſ. w.

*** **Doktrinaire Oppoſition gegen das Giebelfeld des Pantheons.** — Die Doktrinairs proteſtiren im Journal de Paris gegen die noch nicht enthüllte Giebelſkulptur des Pantheons von David, weil **Voltaire**, **Rouſſeau**, **Monge**, **Carnot**, **Manuel** und die **Freiheit** mit phrygiſcher Mütze ſich nicht mit der Religion und der Monarchie vertrügen.

*** **Zunahme der Bevölkerung Preußens von 1834—1837.** — Amtlichen Angaben nach wurden in den 25 Regierungsbezirken des preußiſchen Staates im Laufe des Jahres überhaupt

geboren 548,534
es ſtarben 373,500

Ueberzahl der Gebornen . . 175,034.
Im J. 1835 betrug derſelbe Ueberſchuß 152,272

Vermehrung in beiden Jahren 327,306.
Die Zahl der Einw. Ende 1834 betrug 13,509.927.
Ende 1836 hatte hiernach der preuß.
Staat (Neufchatel nicht einbegriffen) eine Bevölkerung von . . . 13,837,233.

Ehen wurden im ganzen Staate im vor. Jahre geſchloſſen 125,391, alſo durchſchnittlich auf 100,000 Lebende 908.

*** **Ruſſiſche Ehepeitſche.** — In einem engliſchen Blatt leſen wir: „Wenn ein ruſſiſches Mädchen auf dem Punkte ſteht, ſich zu verehlichen, fragt der Vater, mit einer Peitſche bewaffnet, den Bräutigam, ob er dieſe Jungfrau zum Weibe nehme. Antwortet dieſer bejahend, dann gibt der Vater ſeiner Tochter drei leichte Peitſchenhiebe auf den Rücken, indem er zu ihr die Worte ſagt: „„dies, mein liebes Kind, ſind die letzten Schläge, die du von deinem zärtlichen Vater erhältſt. Ich übergebe meine Gewalt und — meine **Peitſche** an deinen Mann; er weiß beſſer als ich, welchen Gebrauch er davon machen muß."" Der Bräutigam, der alſogut die Regeln des Anſtandes kennt, um die Peitſche unmittelbar anzunehmen, verſichert den Vater, ſeine Tochter werde deren nimmer bedürfen. Aber der Vater dringt auf deren Annahme, und die Peitſche wird dem Bräutigam übergeben."

*** **Orlando Laſſo.** — Aus der „**biographiſchen Notiz** über Roland de Lattre (Orlandus Laſſus)," welche Hr. **Dehn** aus dem Franzöſiſchen des Hrn. **Delmotte** überſetzt hat, geht nun hervor, daß jener große Tonkünſtler eigentlich Roland Lattre hieß, 1520 zu Mons geboren, als Kapellmeiſter des Herzogs von Baiern 1570 von Kaiſer Maximilian geadelt, und wahrſcheinlich 1593 zu München geſtorben. Dieſe Notiz liefert auch ein chronologiſches Verzeichniß aller gedruckten und ungedruckten Werke des berühmten Meiſters.

*** **Ueberſchuß von Studirenden bei den Fakultäten zu Paris.** — Wie auf deutſchen Univerſitäten, ſo iſt auch bei den franzöſ. Fakultäten außerordentlicher Zufluß von Studenten. Bei der mediciniſchen und der Rechtsfacultät zu Paris reichen die Examinatoren kaum aus. Einer derſelben ſagte kürzlich: „die Eltern müſſen ſehr eitel, die jungen Leute ſehr blind ſein! Von all' dieſen Doktoren und Advokaten in spe werden kaum fünfzig zu Vermögen und Anſehen gelangen; die übrigen ſind verdammt: Romantiker, Thierärzte, Zahnausreißer, Journaliſten oder verſchämte Arme zu werden.

*** **Rieſenhaftes Dampfſchiff zur Fahrt zwiſchen London und New-York.** — Dem Courier zufolge wird jetzt ein Dampfſchiff von 1800 Tonnen Gehalt gebaut, welches 80—100,000 Pfd. St. koſten, auf 233 Fuß Länge, 37 F. 1 Zoll Breite und zwei Maſchinen haben wird, jede von 250 Pferdekraft. Man berechnet, daß es von London nach New-York in 15 und zurück in 12 Tagen fahren wird, wozu es 540 Ton. Steinkohlen für die Hin-, und 300 für die Rückfahrt braucht.

*** **Schauſpielerhonorare zu Petersburg.** — Die Zeitung für die elegante Welt hat aus ſicherer Quelle erfahren, daß der Tenoriſt Breitinger in Petersburg jährl. 15,000 Papier-Rubel nebſt 100 Rbl. Spielhonorar und 3 Monaten Urlaub, — die **Taglioni** aber 150,000 Rbl. jährl. erhält, mit Erlaubniß, die Saiſon in London zu tanzen. (Ein Papier-Rubel iſt ungefähr 2/5 fl."

*** **Weinkultur in Transkaukaſien.** — Zu Tiflis hat ſich eine Geſellſchaft gebildet zur Vervollkommnung des Weinbaues der Transkaukaſiſchen Provinzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 202. 1837.

Phönix.

Montag, 28. Auguſt.

Schiller- und Göthe-Literatur.

Wie lange werden wir wiederkäuende Thiere es uns noch gefallen laſſen, daß man uns fort und fort den Brei um den Mund ſchmiert, den wir längſt verdaut und in eignes Blut verwandelt haben ſollten? Können wir kein Beefſtake eſſen, ohne eimerweis breite Bettelſuppen nachzugießen? Können wir keinen Stern erſter Größe an unſerm Literaturhimmel ſehn, ohne einen ungeheuern Kometenſchweif von Verherrlichern, Verdammern, Vertheidigern, Erklärern, Brief- und Geſprächsherausgebern und Beſuchserzählern? Wann werden wir endlich die tiefe Lächerlichkeit fühlen, die darin liegt, jedem einzelnen großen Schriftſteller eine ganze geflickte Lumpenliteratur anzuhängen, ſtatt daß die hierauf zerſplitterten Kräfte vielleicht etwas Tüchtiges, Poſitives hervorbringen könnten? — Aber worin hat die übertriebene Menge ſolcher Schriften ihren Grund? Iſt die größere Maſſe des deutſchen Publikums wirklich ſo ſtumpf, ſo träge zum ernſten Nachdenken, ſo gefühllos für das Schöne und ſo unempfänglich für das Inhaltvolle, daß ſie nicht im Stande wäre, auf ihre eigne Hand und ohne Schulmeiſter einen Genius zu verſtehen und zu verehren? — Dieſe Frage möchten wir keineswegs unbedingt verneinen. Anders aber ſteht es mit der folgenden: Iſt dem Übel durch jene Schwätzereien, und ſollten ſie auch geiſtreich ſein, abgeholfen? — Keineswegs! Im Gegentheile kann man dreiſt behaupten, daß Werke dieſer Art für das lebendige Verſtändniß unſerer beiden größten Dichter bis jetzt noch Wenig oder gar Nichts geleiſtet haben und auch Nichts leiſten werden. Wer eine Dichtung nicht durch ſelbſtgebildetes Gefühl und ſelbſtſtändige Auffaſſungskraft verſteht, dem wird ſie durch keine von außen kommende Erläuterung erſchloſſen werden. Höchſtens ein angelerntes Urtheil kann er dadurch erlangen, der Kern der Sache bleibt ihm ewig unzugänglich. Wer dies aber vermag, für den iſt jede Erläuterung unnütz. Ja es können ſolche Schriften dazu dienen, das ächte Weſen der Poeſie zu verdunkeln und in den Staub zu ziehen, und die lebendige Erkenntniß durch Engherzigkeiten und Schiefheiten zu erſticken und zu verwirren. Dies geſchieht um ſo mehr, da der Standpunkt meiſt ein durchaus falſcher iſt. — Man begnüge ſich mit einer ruhigen, äſthetiſchen Würdigung eines Kunſtwerks, um ſie in den Archiven der Literaturgeſchichte niederzulegen; dann aber ſei die Sache abgethan. So geſchieht es jedoch bei uns nicht, denn nun erſt kommen die Streitſchriften und die philoſophiſchen Explicationen an die Reihe. Erſtere ſind ihrer Natur nach nur Eintagsfliegen, ſie können nicht anders, als einſeitig, und höchſtens für den Augenblick relativ gültig ſein. Überdies ſind ſie meiſt nur im Intereſſe perſönlicher Eitelkeit oder einer literariſchen Parthei geſchrieben. Am beſten wär's, man verſchonte uns ganz damit, denn dem Publikum iſt damit weder gedient noch geholfen! — Was aber ferner die Einmiſchung der Philoſophie in die ſchöne Literatur betrifft, ſo müſſen wir uns ſolche vor der Hand noch gänzlich verbitten und, ſo viel als möglich, vom Leibe zu halten ſuchen. Hätte die Philoſophie jenen höchſten Grad allgemeiner Durchdringungskraft und Anſchmiegſamkeit erreicht, wie es ſich die Anhänger jedes neueſten Syſtems einbilden, dann freilich fiele das philoſophiſche Urtheil mit der äſthetiſchen Wahrheit zuſammen, und wir könnten getroſt die Kritik den Philoſophen überlaſſen. Dieſe Befugniß hat ſich aber die Philoſophie unſerer Zeit noch keineswegs erworben. Wie jede Wiſſenſchaft im Intereſſe des Syſtems mißhandelt worden iſt, wie in der Geſchichte Thatſachen ignorirt oder gar verdreht wurden, um ſie in willkührlicher, ſyſtemgemäßer Verbindung erſcheinen zu laſſen, eben ſo ſchlimm iſt es der Poeſie ergangen. Ihrem göttlichen, erhabenen Gliederbau ſoll der Schnürleib des ſtarren Syſtems mit gewaltſamer Ungeſchicklichkeit angezwängt werden. Das eigenſte Weſen der Kunſt: Individualität und Plaſtik wird als Nebenſache behandelt. Alles ſoll zuletzt Allegorie, Symbol und ſpekulative Gedankenverkettung ſein. Unbefangenheit, Anſchauung und Ahnung werden nicht gefühlt und gewürdigt. Dadurch aber ſieht man, daß die Herren gar nicht wiſſen, wovon eigentlich die Rede ſei. — Allerdings iſt jedes ächte Kunſtwerk, ähnlich dem religiöſen Mythus, ſo organiſch, ſo allumfaſſend, reich entfaltet und keimbergend, daß ſich am Ende allerlei und jederlei Meinungen, Auffaſſungen und ſelbſt Syſteme darin finden und conſequent daraus entwickeln laſſen, ſo wie ſich die Apocalypſe zu tauſend widerſprechenden Auslegungen willig hergibt. Aber das poetiſche Kunſtwerk trägt, als Kern, etwas in ſich, das über alle jene Deuteleien hoch hinausragt. Sein tiefſtes Weſen iſt durchaus prophetiſcher Natur, und will man es in das Reich der abgeſchloſſenen, ſpekulativen Erkenntniß herabziehen, ſo heißt das das Weſen der Sache ganz und gar verkennen. Das Kunſtwerk iſt durch Begeiſterung entſtanden und die Begeiſterung allein kann es erſchöpfend verſtehn.

Dazu kommt, daß beide beſprochene Arten von Schriften, die Streitſchriften und die philoſophiſchen, für das Publikum ſo gut wie nicht vorhanden ſind. Erſtere beruhen oft auf Zänkereien und Einſeitigkeiten, die jedem nur Gebildeten höchſt gleichgültig ſein müſſen, letztere ſind in einem ungenießbaren, nur Wenigen verſtändlichen Jargon geſchrieben. So erhalten wir zuletzt eine Literatur, von Literaten einzig und allein für Literaten geſchrieben, und das Publikum hat uns dieſen Mißgriff durch gänzliche Gleichgültigkeit für unſer Thun und Treiben ſchon tief genug fühlen laſſen.

Aus allem Geſagten folgt, daß dergleichen Werke, wenn ſie einmal bis zu einer gewiſſen, unbeſcheidenen Menge angewachſen, als Mißbrauch und Auswuchs ſchlechtweg zu verdammen ſind. Sie überſchwemmen und betäuben das Publikum, das ſo nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf ſteht, immer mehr und helfen, mit anderm Schlechten vereint, das Tüchtige, Poſitive, an dem wir ſo ſehr Mangel leiden, theils im Entſtehen erſticken, theils laſſen ſie es nicht aufkommen. Zu entſchuldigen ſind ſie nur, wenn hochbegabte, mit vorherrſchend kritiſchem Talent ausgeſtattete Geiſter ihre Auffaſſungsweiſe öffentlich ausſprechen. Aber auch dann ſuchen wir nicht Belehrung für uns ſelbſt, wir wollen nur den uns intereſſanten Mann näher kennen lernen, und das könnten wir gewiß noch viel beſſer, wenn er es über ſich gewänne, ſelbſtſchaffend und nicht dar- und zerlegend aufzutreten.

1) Schiller's Dichtungen nach ihren hiſtoriſchen Beziehungen und nach ihrem Zuſammenhange, von H. F. W. Hinrichs. Erſter, lyriſcher Theil. Leipzig. 1837.

Der Verfaſſer dieſes Werkes iſt ein Hegelianer. So lange man das noch, faſt bei allen Schülern Hegel's, auf der erſten halben Seite erkennen kann, iſt das ein Beweis, daß ſie fortfahren, eine abgeſchloſſene, unzugängliche Secte zu bilden, und daß ſie ihre Sendung: die große und ſcharfe Weltanſchauung Hegel's (wie ſie ſich ſelbſt treffend ausdrücken) flüſſig und im Publikum lebendig zu machen, nicht allein noch nicht erfüllt, ſondern noch gar nicht verſtanden haben. Das Schlimmſte dabei iſt, daß auch die unbegabteſten Geiſter, die ſchwächſten Köpfe ſich leicht in Hegel's Schriften oberflächlich einleſen, und dann, vom undurchdringlichen Panzer einer dem Publikum fremden, jargonartigen Terminologie geſchützt, in der Literatur eine für den Augenblick impoſante Rolle ſpielen, während ſie in ihrer angebornen Nacktheit nur ausgepfiffen werden könnten. Jeder, der in Hegel's Schriften auch nur geblättert hat, weiß, mit wie geringen Koſten ein ſolches Coſtüm erworben iſt.

Ohne auf den Verfaſſer die ausgeſprochnen, harten Worte anwenden zu wollen, müſſen wir jedoch bekennen, daß er keineswegs zu denen gehört, von denen Fortbildung und lebendiges Wirken zu hoffen wäre. Seine Darſtellung ſpaltet ſich in zwei ganz verſchiedene, ſich durchkreuzende Weiſen; theils iſt ſie hegeliſch, theils deutſch. Seine Aufgabe iſt: Schiller's lyriſche Dichtungen nach dem Syſteme zu ordnen, in Verbindung zu bringen und zu erläutern. Schon die Eintheilung und der Fortgang von: „Liebe zu Zweifel und Reſignation, Wehmuth, weibliche Natur, Ideal und Kunſt, Wiſſen, Nemeſis, Liebe und Treue, und endlich Demuth," deutet auf Willkühr und Gezwungenheit; und in der That ſind die Übergänge und der Zuſammenhang äußerſt ſchwach gehalten. Die Erläuterungen im Hegel'ſchen Idiom ſind für das Publikum unverſtändlich, für den, der mehrere Sprachen ſtudirt hat, bieten ſie wenig Neues und Erhebliches, wohl aber viel Verkehrtes, Paradoxes und Unerwieſenes dar. Leider fehlt uns der Raum, die Belege hierzu beizubringen, was uns keineswegs ſchwer fallen würde. — Da aber, wo der Verfaſſer nicht hegeliſch, ſondern bloß deutſch ſchreibt, zeigt er eine noch weit größere Schwäche. Wir finden hier biographiſche Notizen, die anderswo ſchon gegeben waren, ſonſt aber faſt nur matte und geiſtloſe Umſchreibungen des Schiller'ſchen Textes, die bisweilen bis zur allerunbegreiflichſten Trivialität herabſinken; z. B.:

„Stirbt der Menſch vor Alter, ſo iſt das nicht anders zu erwarten. Er hat die Mühen des Lebens durchgemacht und das Seinige gethan. Aber den Tod des Jünglings erwartet man ſo bald noch nicht.“ —

„Wenn das Weib viel nach Gründen fragt und zu kritiſiren anfängt, geht es über ſeine Sphäre hinaus. Die kritiſche Frau wird gewiß nicht unterlaſſen, auch bald ihren Mann zu kritiſiren. Kommt er alsdann mit ſeiner Antikritik nicht gegen ſie auf, ſo iſt er bald das fünfte Rad am Wagen.“ —

„Demüthig iſt der Menſch nur, wenn er ſeinen Eigenwillen aufgibt und ſich ſelbſt bezwingt. Dies iſt ohne Kampf nicht wohl möglich und iſt ein ſchwerer Kampf. Der Menſch iſt ſein eigener, ärgſter Feind und muß kämpfen, wenn er ſich bezwingen ſoll.“ —

Um uns dergleichen Neuigkeiten zu ſagen, [illegible] es ſich wohl der Mühe, ein Buch zu machen, [illegible] dem faſt nichts zu loben übrig bleibt, als der gute Wille!

(Schluß folgt).

Aus Paris.

(15. Auguſt 1837).

Halb Paris iſt im Bade, auf dem Lande oder auf Reiſen; der Hof reſidirt im Schloß von Eu, die Diplomaten verjüngen ſich in Carlsbad, Töpliz und Baden-Baden, die ehrenwerthen Mitglieder der Pairs- und Deputirtenkammer erholen ſich in ihren Landſtädten und Schlöſſern von den Beſchwerden der letzten Seſſion, und die Reichen genießen in ihren Parks die Friſche und Kühle der Villagiatura. Der wohlhabende Mittelſtand hat die Landhäuſer in der Umgegend von Paris bezogen; jeder Klein- und Großkrämer, der es nur irgend machen kann, miethet in den benachbarten Ortſchaften der Hauptſtadt eine Sommerwohnung für ſeine Familie; ihn ſelbſt halten zwar Geſchäfte die Woche über in Paris zurück; ſeine Frau und die Kinder dagegen bringen gewöhnlich ſechs Monate auf dem Lande zu. Dieſe Sitte iſt ſehr löblich und in doppelter Hinſicht vortheilhaft, einmal betragen die Koſten für die weibliche Toilette auf dem Lande viel weniger als in der Stadt, und dann verſchafft dieſer Aufenthalt den Kindern Gelegenheit, ſich Bewegung im Freien zu machen und anſtatt des Dunſtes enger, dumpfer Gemächer eine reine, geſunde Luft einzuathmen. Die unbemittelte Bürgerklaſſe, welcher Geſchäfte und Vermögensumſtände nicht erlauben, ein Landhaus zu miethen, ſuchen jeden nur erträglichen Sonntag das Freie. Landkutſchen, Diligencen, Gondoles, Dampfböte, Omnibus, Coucou's und Tapiſſieres laden an ſchönen Feiertagen immer volle Fracht; im Walde von Boulogne, Saint-Germain, Vincennes und Belleville, im Park von Saint Cloud, auf den Prés Saint Gervais, kurz an allen von der Natur nicht ganz ſtiefmütterlich behandelten Punkten ſieht man ganze Familien im Grünen an Tiſchen ſitzend oder auf dem Raſen gelagert, ein mitgebrachtes Mahl verzehren. Bald begegnet man Kindern und Damen, die auf Eſeln reiten, bald einem luſtigen Schwarm junger Leute, welche auf elenden Kleppern eine Cavalcade veranſtalten; hie und da, im Gebüſche verſteckt, ſitzt ein Liebespaar, die Stunde des Tanzes abwartend: am lieblichſten aber iſt es mitanzuſehen, wie die Kinder ſich ſo weidlich tummeln, die gemeinſten Waldblumen pflücken, den Schmetterlingen nachlaufen und tauſend Purzelbäume ſchlagen. Selbſt die niedrigſte Volksklaſſe nimmt an dieſen Vergnügungen Theil und es iſt wahrhaft wunderbar, wie das Bischen Natur um Romainville und Belleville ſein Recht auf die roheſten Gemüther ausübt; ich habe mehr als einmal meine Freude daran gehabt, zuzuſchauen, mit welcher munteren Laune erwachſene Mädchen und Burſche „Bäumchens“ (à quatre coins) und „Verſteckchens“ (cache-cache) ſpielten, anſtatt in ſchmutzigen Pintenſchenken Zeit und Geld zu verlieren. Der ökonomiſche Sinn, die ſchickliche Fröhlichkeit, welche der Bürgerſtand überall in ſeinen Vergnügungen offenbart, kann auf die niederen Volksklaſſen nicht ohne Einfluß bleiben. Früher verdarb der Hof den Adel, der Adel den Bürger und dieſer das Volk; für die Zukunft muß die Beſſerung von unten ausgehen.

Der Sommer iſt hier die Jahreszeit der Dorfkirchweihen in den Dörfern um Paris. Die Gemeinden der Banlieue unterlaſſen nie, das Programm ihrer Kirmeß in Paris an allen Straßenecken anſchlagen zu laſſen und die Einwohner der Hauptſtadt einzuladen. Manche dieſer Volksfeſte dauern 8, 14 Tage; ſie bieten vollkommen den Anblick eines kleinen Jahrmarkts dar; ein Maibaum, mit Bändern geſchmückt, darf nie fehlen; Karrouſſel's, Glückshäfen ſind in Menge vorhanden; wilde Thiere, Schlangen, wilde Menſchen, die Kieſelſteine verſchlingen und rohe Kaninchen eſſen, werden vielfach ausgetrompetet: Muſik, Tanz, Feuerwerk, kurz alle Elemente einer Meſſe und eines Volksfeſtes ſpielen dabei ihre Rollen. Die bedeutendſte Kirchweih iſt die von Saint-Cloud, welche aber erſt am Ende dieſes Monats eintritt; der beſuchteſte Jahrmarkt um Paris iſt die ſogenannte Fête des loges in Saint Germain en Laye, welches Feſt im Monat September jedes Jahr unter großem Lärm und Spektakel gefeiert wird und worüber wir zu ſeiner Zeit berichten werden.

Einen beträchtlichen Theil der jetzt in Paris lebenden Bevölkerung bilden die einheimiſchen oder vielmehr die inländiſchen und ausländiſchen Fremden. Wenn die Blume der ſchönen und vornehmen Welt Paris verläßt, ſchicken gewöhnlich die Departements die Creme ihrer faſhionablen Societät nach der Hauptſtadt. Deutſche ſtrömen das ganze Jahr hindurch nach Paris; die meiſten Landsleute ſieht man jedoch erſt gegen Herbſt, um welche Zeit ſie ſich auch am bemerklichſten machen; da dann die Auswanderung der Eingebornen den höchſten Gipfel erreicht hat und Paris einer Wüſte gleicht. Die Spuren der Departemental-Invaſion ſieht man am deutlichſten in den öffentlichen Muſeen, deren Wände in dieſem Augenblick von den verſchiedenſten Zungen und Dialekten ertönen. Die Tuilerien, der Jardin des Plantes, der Garten des Luxemburg, beſonders aber das Palais-Royal und die Boulevards wimmeln von fremdartigen Spaziergängern, welche die Vorſehung alljährlich den Pariſer Beutelſchneidern ſendet. Dieſe Menſchenanleihe, welche die Provinzen und das Ausland der franzöſiſchen Hauptſtadt machen, rettet auch die Theater von ihrem Untergange; wer bei einer Hundstagshitze von 26 Graden noch in's Schauſpiel gehen mag, muß ein Freibillet haben oder aus Marſeille oder aus Frankfurt ſein. Im Müſard'ſchen Concertſaal erſtickt man beinahe; in franzöſiſchen Zeitungen haben Sie vielleicht geleſen, daß an den Saal eine Gartenterraſſe ſtoße, wo man eine balſamiſche Luft einathme und ſich nach Belieben ergehen könne; dieſe famöſe Gartenterraſſe iſt aber keine 20 Schritte lang und 10 Schritte breit und ganz von hohen Mauern eingeengt. Nach der Journalanzeige mußte man glauben, die hängenden Gärten von Babylon ſeien nicht prachtvoller geweſen. Müſard kennt ſein Publikum; die Welt will belogen und betrogen ſein, daher belügt und betrügt er ſie nach Kräften. Haben Sie die rührende Scene zwiſchen Müſard und Paganini geleſen, wovon nämlich die Blätter ſprachen? Das war eine abgekartete Komödie, wenn anders die Geſchichte wirklich ſich ereignet hat. Außer Napoleon und einer gewiſſen hohen Perſon, die ich nicht näher bezeichnen will, gibt und gab es nie zwei ausgemachtere Schauſpieler, als Müſard und Paganini. Die Gründe dafür ſind ſo gemein wie Brombeeren, und darum will ich ſie hier nicht aufführen. Franconi's luſtige Bude in den Champs-Elyſées und der Garten von Tivoli wird viel von einem gewiſſen Theil der ſchönen Welt beſucht; weßhalb die „gelben Handſchuhe,“ welche in Paris zurückgeblieben, am liebſten an beiden ebengenannten Orten ihr Hauptquartier aufſchlagen.

Die Feier der Julitage iſt ganz verklungen und ſchon lange vergeſſen; vierzehn Tage ſind ſeitdem verſtrichen und zwei volle Wochen nach einem Feuerwerk oder nach einer ſonſtigen Volksluſtbarkeit ſind hier gerade ſo gut, als anderswo ein ganzes Jahrhundert; wir erwähnen daher der Julifeſte nur im Vorbeigehen und bloß, daß die Lampen dies Jahr ſehr ſchlecht gebrannt haben und das Feuerwerk zur Hälfte nicht aufgegangen iſt. Ich weiß nicht, ob die Schuld am Wetter oder an Herrn Ruggieri gelegen, ſoviel iſt gewiß, der berühmte Feuerwerker, welcher die Schwärmer, Raketen, römiſchen Lichter und Feuerbouquetts ſeit der Regierung der Katharina von Medicis bis auf die neueſte Zeit fabrizirt, hat den 10,000 auf der Terraſſe des Tuileriengartens, an den Quais und in den elyſäiſchen Feldern verſammelten Zuſchauern eine mittelmäßige Freude bereitet. Das Publikum hat ſich bitter getäuſcht nach Hauſe begeben. Glücklicherweiſe ſind die Julifeſte ohne öffentliche Unglücksfälle vorübergegangen; nur eine einzige Naſe ſoll von einem Schwärmer abgeriſſen worden ſein und ſich nirgends wiedergefunden haben; jedoch zweifelt man noch an der Wahrheit dieſes Faktums.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

.*. **Preisvertheilung für Skulptur zu Berlin.** — In der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Künſte zu Berlin zur Feier des 3. Auguſtes hielt Prof. und Direktor Tölken eine Rede, aus welcher wir Folgendes entnehmen: Die Sammlung der Gypsabgüſſe enthält jetzt, durch Geſchenke auswärtiger Fürſten und koſtſpielige Ankäufe, 1708 Gegenſtände, worunter 206 Gruppen und Statüen, 302 Büſten, Köpfe und Masken und 1200 Reliefs . . . Zur Bewerbung um den diesjährigen Preis für Bildhauerei hatten ſich 6 Concurrenten gemeldet. Die vorläufige Aufgabe war: „Kadmos im Kampf mit dem Drachen“ (en relief); die Hauptaufgabe, wozu 4 Bewerber zugelaſſen: „Merkur bringt den Titanenbrüdern Prometheus und Epimetheus die Pandora.“ Den Preis, ein Reiſeſtipendium von jährl. 500 Rthlr. auf 3 Jahre erhielt Karl Friedr. Theod. Reinhardt aus Berlin, Schüler des Profeſſor Tieck. Wegen der großen Vorzüglichkeit ſämmtlicher Bewerbungsarbeiten wurden auch den 3 übrigen Concurrenten Belohnungen zugeſprochen und deren Namen ausgerufen: J. G. Metz (21 Jahre alt), C. J. Ed. Gebhard (23 J.) und J. H. Schievelbein (19 J.)

.*. **Die Macht der Prinzipien.** — Es kann jetzt kaum mehr etwas unter Gebildeten verhandelt werden, ohne daß in wenigen Sätzen gleich das Prinzip hervorſpringe, welches alle Einzelnfälle beherrſcht. Ein Beiſpiel finden wir in den „Bemerkungen ꝛc. die Vermählung des Kronprinzen von Frankreich betreffend,“ welche in der a. Beil. z. allg. Ztg. vom 9. d. M. abgedruckt. Hier leſen wir: „König Louis Philipp iſt offenbar bis zur letzten Viertelſtunde vor dem Ableben des letzten Bourbons älterer Linie, ungeachtet ſeines eventuellen Succeſſionsrechtes, ein eben ſo illegitimer König, als der letzte der Franzoſen ſein würde, wenn er ſich des Thrones bemächtigt hätte. Eine andere Anſicht dürfte in der That nicht durchzuführen ſein, ohne zu der Irrlehre der Volksſouveränität die Zuflucht zu nehmen.“

.*. **Verfahren zur Aufbewahrung von Pflanzen.** — Profeſſor Dr. Hünefeld zu Greifswalde hat ein Verfahren entdeckt, Pflanzen mit Beibehaltung ihrer Formen und Farben zu trocknen und aufzubewahren. Die Gewächſe werden in Bärlapp-Pulver (Sem. Lycopod.), das zuvor 12—24 Stunden in einem Backofen getrocknet und dann abgekältet worden, in einem undurchſichtigen, gutgeſchloſſenen Gefäße gebracht. Im unterſten und oberſten Theile deſſelben befindet ſich trockenes Chlorcalcium (ſalzſaurer Kalk), um die Feuchtigkeit anzuziehen. Vier bis fünf Tage reichen zum völligen Trocknen hin. Ausführlich beſchrieben findet ſich dies Verfahren in Erdmann's Journal der techn. Chemie B. X. St. 1.

.*. **Branntweinverbrauch in Nordeuropa.** — Statiſtiſchen Angaben zufolge wurden im J. 1837 in Preußen 165 Million Quart Branntwein gebrannt; in Dänemark gibt es bei einer Population von 1,000,000 Einw. 2000 Branntweinbrenner, und außerdem werden jährlich noch 60,000 Faß Branntwein eingebracht; in Schweden endlich war die Bereitung geiſtiger Getränke zu ſolcher Ausdehnung gelangt, daß für das ganze Jahr 1838 die Branntweindeſtillation verboten werden mußte! Nirgends leſen wir aber, daß die Geiſtlichen die Initiative zur Bildung von Mäßigkeitsvereinen ergriffen!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 203. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 29. Auguſt.

Auguſt Wilhelm Iffland.

(Fortſetzung).

Iffland erwarb ſich während ſeiner Anſtellung in Berlin die Zufriedenheit des nachfolgenden Regenten Friedrich Wilhelm III., deſſen Königshauſe er während der Leidensperiode die unerſchütterlichſte Anhänglichkeit widmete, in ſo hohem Grade, daß er 1811 zum Generaldirektor aller königlichen Schauſpiele erhoben und mit Ertheilung des rothen Adlerordens dritter Klaſſe belohnt ward.

Deſſenungeachtet pflegte er oft zu bedauern, daß er aus der herrlichen Natur des Rheins in eine Sandgegend, und aus der Mitte der empfänglichſten Zuſchauer in ein Publikum verſetzt ſei, welches am Schauſpieler nicht genießen, ſich nicht von ihm ſtimmen und hinreißen laſſen, ſondern nur ſeine Kritik an demſelben üben wolle.

Wer wollte ihn wegen des Erſten tadeln? Und doch wußte er ſeinen Hang zur Natur auch bei Berlin mit Genuß zu verſorgen, daß er ihren Reiz zwar ohne Fülle, doch in allen Stunden der Erholung und Tag für Tag zu ſeiner Erquickung hatte. In dem Thiergarten ſelbſt beſaß er ein angenehmes Landhaus, wo er ſeine ganze Haushaltung hatte und auch im Winter lebte, wo er täglich faſt die Ruhe wieder fand, die er bei ſeiner übergroßen Reizbarkeit, als Direktor des Theaters und Schauſpieler, in der Stadt verlor; wo er im Umgang mit ſehr wenigen Freunden ſich einer überſchwänglichen Heiterkeit und dem traulichſten Verkehr mit den Seinigen überließ, Verwandten von ihm und ſeiner Frau, deren ſeiner Geiſt Bewunderung und richtige Beurtheilung ſeiner Kunſt, deren Anhänglichkeit an ſeiner ganzen Perſönlichkeit, die einſamen Stunden ſeiner Muße, wo der Schauſpieler auch noch, wenn auch nur noch in einer werthen Perſon, ein Publikum haben will, eigenthümlich vortrefflich ausfüllten.

Hier in dieſer ländlichen Abgeſchiedenheit, wo man den Zügen ſeines ſtillen Wirkens mehr nachgehen konnte, zeigte ſich vornehmlich ſein von Natur aus weiches, ſchönes und edles Herz, am hervorſtechendſten ſeine Wohlthätigkeit, ſeine Freigebigkeit. Seinem öffentlichen Treiben zufolge iſt wohl bisweilen geargwohnt worden, daß er reicher Einnahme ſehr begehre; und er hat ſie wirklich gehabt, wie gebraucht, doch nur für Andere.

Was indeß die Weiſe des Berliner Publikums anbetrifft, die er häufig bitter als Unart empfand und rügte, nämlich bei ſeinem Genuß unaufhörlich zu kritiſiren oder auch gar den Genuß über die Kritik vergeſſen und einzubüßen; ſo muß man ſie in ihren Richtungen auf ihn aus verſchiedenen Geſichtpunkten betrachten, was hier weitläuftiger auszuführen, nicht an rechter Stelle ſein würde.

Unbeſtritten bleibt es, daß Iffland ſich als Direktor ſehr große Verdienſte um die Berliner Schaubühne erwarb. Doch kann man auch nicht in Abrede ſtellen; daß er ſie mit mehr durchgreifender Selbſtſtändigkeit höher gebracht haben würde, wenn er nicht ſelbſt die Kunſt des Schauſpielers ausgeübt hätte. Als Genoſſe von den Schauſpielern unter ſeiner Leitung, der mit ihnen auftrat, mußte er häufig den Argwohn erregen, daß er die Rollen zu ſeinem Vortheil vergebe, Talente zurückſetze, die in gewiſſen Darſtellungen — obwohl gewiß nur ſehr wenigen — Nebenbuhler der ſeinigen wirklich waren, oder zu ſein wähnten; und ſollte ſich nie bei ihm eine Mißgunſt, ein Neid, eine Befürchtung, die ihn nicht mehr unpartheiſch ſein ließen, feſtgeſetzt haben? Überhaupt verlor er durch die Gleichheit, worin er als Schauſpieler mit ſeinen Untergebenen geſtellt war, an dem obwaltenden Gleichmuthe, wodurch man gebietet und ordnet, an dem freien Blick über das Ganze. Dazu kam, daß die Berliner Bühne mehre ausgezeichnete Talente und Günſtlinge des Publikums zählte, die alle einzelne für ſich, und unter Allen am meiſten glänzen wollten, unbekümmert um die Wirkung des Stücks überhaupt. Dieſes Streben ward um ſo nachtheiliger, weil es neben ſo hervorſtechenden unbeſchreiblich elende Schauſpieler auf der Berliner Bühne gab, und ſomit die Hoffnung ſchwand, daß je ein größeres Ganzes von Darſtellung zu Stande komme.

Solche widerſtrebende Elemente zuſammen zu zwängen, war eine herkuliſche Arbeit auch für den freieſten, mannhafteſten und einſichtsvollſten Direktor. Wie durfte da Iffland das Widerſpenſtige der berühmten Künſtler der Bühne zu brechen unternehmen? Er, welcher fürchten mußte, und wohl nicht mit der Erfahrung verſchont blieb, daß ein von der Direktion verletzter Kunſtgenoſſe ſeine Parthei im Publikum wider ihn ſtimmte, und dem Schauſpieler Iffland den Groll wider den Direktor vergalt? —

Zu der Spannung, die zwiſchen ihm und einem Theil des Berliner Publikums von Zeit zu Zeit bemerklich wurde, trug auch das Verhältniß bei, in welches er ſich ſich zu der überaus großen Geſelligkeit in der preußiſchen Hauptſtadt ſetzte. Schon der Schwall ſeiner Geſchäfte, ſeine Studien, ſeine Luſt an ländlicher Stille, vertrugen ſich nicht mit einem Umhertreiben in Geſellſchaften. Dann hatte er Erfahrungen genug gemacht, daß die Unterhaltung, auch Beluſtigung, welche man allenthalben von dem Schauſpieler zu erwarten pflegt, ſo wie er in einen geſelligen Zirkel tritt, von der Mehrheit der Berliner mit einer Art von Zuverſicht, faſt Zudringlichkeit erwartet würde. Er wich daher, ſo viel wie möglich Einladungen aus, und vermied vermiſchte größere Geſellſchaften. Zum Theil war den Berlinern eine ſolche Abſonderung unbegreiflich, und ihrer Freude an Geſelligkeit muß man zu Gute halten, wenn ſie ſein Benehmen ein wenig übel empfanden.

Einladungen von den vornehmſten Häuſern und Perſonen lehnte Iffland auch aus Neigung nicht ab, doch durfte er es gleichfalls ſeiner Verhältniſſe wegen nur ſelten. Dann erſchien er ſchon aus Stolz mit der äußerſten Zurückhaltung, und wer ihn unter Staatsmännern, unter Hofleuten ſah, hätte leicht in ihm einen der wichtigſten und geheimnißvollſten vermuthet. Nun wollen die Vornehmen auch wohl den Naturadel des Talents anerkennen, und am füglichſten im Schauſpieler; allein ſie wollen für ihre Anerkennung der Natur, für eine gewiſſe Gleichſetzung derſelben mit Herkommen und menſchlichen Machwerk, doch eine Vergütigung, irgend eine Unterhaltung haben. Ein Schauſpieler, der Staatsmännern wie ein Staatsmann gegenüber ſitzt, iſt ihnen zum Ärger, als ſpielte er eine Satyre auf ihren Stand, oder macht ihnen Langeweile.

Beide Klaſſen, ſowohl diejenigen, deren Einladung Iffland ablehnte, als bei welchen er erſchienen war, wurden noch verſtimmter, wenn ſie hörten, und in Berlin ſprach ſich dergleichen ſo ſchnell herum, wie heiter, liebenswürdig, luſtig er unter wenigen Menſchen ſei, die ihm zuſagten. Hier zeigte er ſich, wie der Schauſpieler und der Menſch ſich in ihm einander durchdrungen hatten; und im Strom der Erzählungen, welchem er ſich hier überließ, machte er einen noch größeren Reichthum des mimiſchen Talents, als auf dem Theater kund. Es verargten ihm die Berliner, daß er in ihren Geſellſchaften nicht einer der Haupterzähler werden wollte, wie man zu haben gewohnt war; die Rollen von Engel, Zöllner und Andern hätte Iffland dort ſo viel meiſterhafter ſpielen können.

Gab es einige Spannungen zwiſchen ihm und einem Theil ſeines Publikums, ſo verloren ſie ſich, wie beinahe alle Spannungen in Berlin, in dem Haß gegen die franzöſiſche Tyrannei und in der Vaterlandsliebe, womit ſich alle Volksklaſſen zuletzt gegen die Unterdrücker erhoben.

(Fortſetzung folgt).

Ludwig Winter.

(Fortſetzung).

Doch ich kehre zu meinem ſpeziellen Gegenſtande zurück.

Herr Ludwig Winter hatte auf dem Landtage 1835, der ihn nun als wirklichen Miniſter auch dem Namen nach begrüßte, noch mehrere Lanzen mit der Oppoſition zu brechen, auf eine nicht immer ergötzliche Weiſe.

Ein altes Feuer begann wieder hervorzubrechen, nochmals drohend, das „zarte Verhältniß“ zwiſchen der Regierung und den Ständen entzweizubrechen, das vor zwei Jahren ſo oft die Gefahr eines Schiffbruchs gelaufen war.

Der hauptſächlichſte Kampf galt wieder der urſprünglichen 1831r Oppoſition, den Herren Welker, von Rotteck und von Itzſtein. Der Letztere hatte ihr — wie wir ſchon früher anderwärts gezeigt*) — durch das mathematiſche Concretum ſeines Verſtandes und ſeiner Dialektik, wie durch die Richtung ſeiner Forderungen ſelbſt auf das Reale, noch immer eine gewiſſe Bedeutung gerettet.

Die Frage des Anſchluſſes Baden's an den Zollverein, dieſe Lebensfrage für die commerziellen und induſtriellen Intereſſen Baden's, und ſeine vornehmſten Culturtendenzen überhaupt, war die Hauptaufgabe für dieſen Landtag, und ſie beſchäftigte darum auch mehr denn einen Drittheil ſeiner Thätigkeit. Die Blamage, welche der badiſchen Oppoſition bei dieſer Gelegenheit zu Theil wurde, lebt noch zu friſch in dem Andenken der deutſchen Nation und des ganzen cultivirten Europa, als daß ich in eigener Zeichnung noch einmal ſie vor des Leſers Auge führen möchte. Was von Rotteck und ſeine Parthei einſt als erſte Forderung der *deutſchen Nationalintereſſen* hingeſtellt, eine Vereinigung nämlich der geſammten Bruderſtämme zu einem großen deutſchen *Handelsbunde, zu größerer Einigung der vielfach heterogenen und zerriſſenen Lebens- und Culturtendenzen der Deutſchen* wie zu engerer Verſchmelzung ihrer nationalen Sympathien als der gewaltigſten Schutzmacht gegen jede politiſche Bedrängung von Außen: was ſie einſt in den glühendſten Farben als ſolche Forderungen hingeſtellt, das *bekämpften* ſie jetzt mit denſelben Mitteln der Dialektik und einer erfindungsreichen Phantaſie. Man ſtellte ſich auf den politiſchen Standpunkt der Frage, und verſuchte die Gefahr darzuthun, welche den kleinen ſüddeutſchen Staaten und ihren Verfaſſungen durch eine Incorporirung in die Handelsintereſſen Preußen's, von Seite dieſes Staates in rein politiſchem Betrachte erwüchſen. Man divinirte ein Protectorat Preußen's über Süddeutſchland und in Folge deſſen eine allzugroße und gefährliche Einwirkung auf ſeine innere Angelegenheiten u. m. a.

---

*) Siehe Silhouetten aus der badiſchen Ständeverſammlung. Phönix Nro. 168 – 170., Monat Juli.

Der Kampf war hart und ſchwer, aber der Sieg deßhalb um ſo ernſter und ſchöner, den die patriotiſchen Freunde des Zollvereins ſich endlich errangen. Indeſſen hatte die Oppoſition durch ihre Inconſequenzen in der deutſchen Öffentlichkeit ſich vielfach compromittirt, und bei der Mehrzahl des badiſchen Volkes ſich um den Credit gebracht.

Ich habe früher ſchon erwähnt, wie Welker's ganze Art und Weiſe, der regelloſe Fluß ſeiner Zunge, einen tiefen unbeſiegbaren Widerwillen in L. Winter's Bruſt hervorgebracht. Manches intereſſante Datum der Zollvereinsverhandlungen iſt durch den Umſtand für das größere Publikum verloren gegangen, daß ein Haupttheil derſelben bei verſchloſſenen Thüren geſchah; aber nach dem, was man in den letzten öffentlichen Sitzungen mitanhören konnte, und was durch vertraute und diskrete Eröffnung zu unſern Ohren gelangt iſt, darf mit Gewißheit geſchloſſen werden, daß auch in den geheimen Sitzungen manches harte Wort zwiſchen der Regierungsbank und der Oppoſition gefallen, ja und dies mit um ſo weniger Zurückhaltung von Leidenſchaftlichkeit, als nicht ein aufmerkſames und maliciöſes Publikum ſeinen kritiſchen Richterſtuhl auf den Galerien aufſchlagen konnte.

Herr Welker ſprach — wir dürfen dies an dieſem Orte nicht übergehen — faſt drei Stunden am Tage der Entſcheidung, aber nicht eine halbe Stunde über den eigentlichen Gegenſtand der Tagesordnung, ſondern über die zertretenen Hoffnungsblüthen der hochedlen und in tiefer Schmach darniedergehaltenen deutſchen Nation, über den Gram der Blume Germania, welche niedergetreten werde durch die Tritte der Machthaber. Freiheit, Freiheit, Freiheit! Dies vielfach gemißhandelte, göttliche Wort kehrte mehrmals in einer einzigen Periode der langen Rede wieder, ſo bis zu ihrem endlichen Schluſſe ſich wiederholend; als grobes Geſchütz jenem Worte aber hintendrein folgte der Generalbegriff „Deuſchland,“ und nur wunderſelten, und dann mit gedämpfter Stimme hörte man das beſcheidene Wort „Baden,“ als ob dieſe Geringfügigkeit nicht einmal einer Anſtrengung der Zunge würdig. Welker ſprach nie für Baden, ſondern immer nur für Deutſchland, für die deutſche Nation; für jenes nur als Ingredienz der letztern.

Sogar, als es ſich auf dieſem Landtage um den ſimpeln badiſchen Fleiſchaccis handelte, hielt Hr. Welker einen ſelbſtſtändigen Sermon über die Bedeutung der *germaniſchen* Accise und der ihnen entſpringenden Conſequenzen für die *deutſche Freiheit!* --

(Schluß folgt).

Aus Mainz.

(Fiſcherſtechen. — Muſik. — Diſputation).

Unter den Volksfeſten war wohl zuerſt das große *Fiſcherſtechen* auf dem Rheine zu beachten. Dieſes Klettern auf hohen Maſten, dieſes aufrechte Einherſchreiten auf einem horizontalen, ſchlüpfrigen, ſchmalen Balken, wobei es weit leichter iſt, in's Waſſer zu ſtürzen, als aufrecht zu bleiben, dieſes Turnen auf leichten Kähnen, dieſer Entenfang u. ſ. w., ſie ſind für die ungezügelte Volksluſt wie geſchaffen; ſo was ergötzt, und iſt für die Kämpfenden mit keiner Gefahr verbunden. Was ſchadet's, wenn ein ſolches Amphibium in die Fluthen ſtürzt? im nächſten Momente iſt es ja doch wieder aufgetaucht, und es war am Ende weiter nichts als ein kühlendes Rheinbad! Impoſant war der Anblick des Rheines bei dieſem Fiſcherſtechen. Die Strecke von der „neuen Anlage“ bis zum ſog. „Neuthor“ war überſäet mit großen und kleinen Schiffen, prangend in den Nationalfarben, dahinſchaukelnd auf den lieblichen Wellen, von Muſik begleitet, und von einem Damenflor geziert. An den beiden Ufern des Rheins mögen bei dieſer Gelegenheit 60.000 Menſchen dem ſchönen Schauſpiel fröhlich zugeſchaut haben. Die Preiſe wurden dann feierlichſt vertheilt; die Sieger ließen ſich's wohl ſein, und die Beſiegten zechten auch mit! — Merkwürdig bleibt es, daß bei der ungeheuren Volksmenge, die an dieſem Volksfeſte Antheil nahm, doch nicht der geringſte Unfall ſich ereignete, und daß die Volksfreude von Exceſſen anderer Art durchaus auch nicht im mindeſten geſtört worden. Alles bewegte ſich in den Grenzen einer anſtändigen Fröhlichkeit, und nicht das unbedeutendſte Einſchreiten der Polizei war nöthig, um dieſe muſterhafte Ordnung aufrecht zu erhalten.

Von den muſikaliſchen Feierlichkeiten bei dem Gutenbergsfeſte wurde *Neukom's* Tedeum, ſchon früher im Phönix erwähnt. Das Oratorium „Gutenberg“ von Dr. *Löwe* in Stettin wurde von der Liedertafel mit mehreren Geſang-Vereinen aufgeführt. Ein wahrhaft claſſiſches Muſikſtück, mit impoſanten Chören, in einem ernſt-erhabenen Style geſchrieben, und reich an ausgezeichnet ſchönen Stellen. Der Componiſt dirigirte ſelbſt, und er hatte die Freude, ſein Werk vortrefflich an's Licht treten zu ſehen, in einer Weiſe, wie man es bei Dilettanten nicht erwarten ſollte. Auch Neukom dirigirte ſein herrliches Tedeum ſelbſt, das 1200 Sänger vortrugen, darunter mehr als die Hälfte Schulknaben, denen der Meiſter ein beſonderes, öffentliches Lob ertheilte, und vorſchlug, man ſollte jedem dieſer Knaben eine Denkmünze geben für den Fleiß bei der

Ausführung des Tedeums. Nie habe er eine größere Präciſion bei einer ſolchen Sängermaſſe wahrgenommen! Ein ſolches Zeugniß aus dem Munde des Componiſten ſelbſt muß allerdings ſtolz machen. — Ferner verdienen die **Militär-Concerte** ehrende Erwähnung. Wir ſind gewohnt, von dieſen virtuoſen Muſik-Corps, ſowohl öſtreichiſcher wie preußiſcher Seits, **nur** Treffliches vortragen zu hören; bei dieſer Gelegenheit aber zeichneten ſie ſich vorzüglich aus, und erhielten reichen Beifall. — Endlich iſt noch unter den muſikaliſchen Feſtlichkeiten die **Feſtoper** hervorzuheben. Es war Weber's „Oberon"; **Haitzinger** mit ſeinen ſüßen, ſchmeichlenden, herzlichen, einzigen Tönen entzückte als **Hüon**, Mad. **Fiſcher** aus Mannheim mit ihrer kräftigen, edlen Stimme als **Rezia** die Zuſchauermaſſe, unter deren Laſt das Theater faſt brach, die eine furchtbare Hitze und erhöhte Eingangspreiſe nicht ſcheute, wo es galt, ſich an Weber zu ſtärken. — Der „Gutenberg" der Mad. Birch-Pfeiffer, der auch bei'm Feſte zum Vorſchein kam, machte wenig Glück. Man hielt es für eine umſo größere Entwürdigung, daß dieſes Machwerk an die Reihe kam, weil es einen edlen und großen Namen an der Stirne trug.

Noch eins — die **öffentliche Disputation** über die Jubiläumsfrage. Wie? ſollte unſer Stadt-Vorſtand, als er in ſeinem Programm der Gutenbergsfeier dieſe **Jury** von Gelehrten, Buchdruckern ꝛc. auf den Morgen des dritten Feſttags zuſammenberief, nicht daran gedacht haben, daß er hier in ein Weſpenneſt ſtechen werde? Dachte er nicht an die Vertheidiger des Jahres 1436, an die des J. 1440, an die des J. 1450? Sie alle haben ihre Gründe, wie wäre es möglich, in wenigen Stunden hier zu einem Reſultate zu gelangen? Aber, aufrichtig aufrichtig geſagt, er dachte nicht daran, durch den Ausſpruch dieſer gelehrten Jury allen weitern hiſtoriſchen Forſchungen über die Frage, wann die Erfindung der Buchdruckerkunſt gemacht worden ſei, ein Ziel zu ſetzen. Vielmehr, ſo ſcheint es uns, ging die Abſicht bei Feſtſetzung dieſer öffentlichen Disputation dahin, daß man ſich berathe, ob nach dem Beiſpiele der drei vorhergegangenen Jahrhunderte das Jubiläum im 400ſten Jahre (alſo 1840) zu feiern ſei, indem man es dahin geſtellt laſſe, ob das Jahr 1440 wirklich das Erfindungsjahr ſei, — oder aber, ob man etwa durch eine Preisſchrift genau das Datum der Erfindung ermitteln laſſen, und darnach das Jubiläum feſtbeſtimmen wolle. Wenigſtens wurde Letzteres vom Präſidenten der Verſammlung vorgeſchlagen. Allein die Discuſſion nahm eine andre Wendung; man ſchien allgemein von der Eruirung der hiſtoriſchen Frage abſtrahiren zu wollen und den Pietäts-Gründen, die für das Jahr 1840 ſprechen, hold zu ſein. Es wurden in dieſer denkwürdigen Verſammlung, die mitunter von bedeutenden literariſchen Notabilitäten beſucht war, mancher geiſtvolle Vortrag gehalten, mancher lichtvolle Moment hervorgehoben, und, was dieſe Verſammlung beſonders zierte, war die Ruhe und die ſchöne Haltung bei der Discuſſion, obwohl manche divergirende Meinung vorkam. Gegen Ende der Verſammlung wurde mit großer Majorität beſchloſſen, das Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunſt ſei im Jahre 1840 am 24. Juni zu begehn. Nach dieſem, faſt alle Anweſenden befriedigenden Beſchluß, wurden noch mehre „Lebehoch's" ausgebracht und in Herzlichkeit und Innigkeit ſchied man, erfreut über die intereſſanten Bekanntſchaften, die man in dieſer Verſammlung zu machen Gelegenheit hatte. Dr. R.

Feuilleton.

∴ **Buckingham's apoſtoliſche Erdumreiſung.** — Ein Engländer, Namens **Buckingham**, kündigt in einem kürzlich in Druck gegebenen Schreiben an, daß er im Begriff ſtehe, eine Reiſe um die Erde zu machen, über Nordamerika, Mexiko, China, Auſtralien, Indien und Aegypten. Als Endzweck dieſer Reiſe gibt er an, daß er überall „**Mäßigkeit, Erziehung, Barmherzigkeit und Frieden** predigen wolle;" näher, daß er Bildung und Förderung von Mäßigkeitsvereinen und von Schulen für Kinder und Erwachſene empfehlen, die mit dem Druck verbundenen Künſte, wo ſie unbekannt ſind, mittheilen und Zeitſchriften gründen, die Vortheile der Einigung und Zuſammenwirkung (cooperation) lehren, Gefangene beſuchen, und ſo noch gar Vieles thun wolle, — was freilich — um nur einigermaßen verwirklicht zu werden — die Kräfte eines Einzelmenſchen um Vieles überſteigt. Möge ſein Vorhaben recht Viele begeiſtern, ſich ihm anzuſchließen, und einen Miſſionsverein zu begründen, der auf nachhaltige Weiſe die **Humaniſirung** der Wilden vorbereite, welche durch einſeitige Verbreitung theilweis antiquirter Religionsſekten nur ſehr kümmerlich eingeleitet wird.

∴ **Vertheilung der Monthyon'ſchen Preiſe zu Paris.** — Die franzöſiſche Akademie hat am 9. d. M. ihre Jahresſitzung zur Vertheilung der von **Monthyon** geſtifteten Preiſe gehalten. Der erſte **Tugendpreis** (von 5000 Fr.) wurde Hrn. **Mathieu Martinet**, Adjutant bei dem erſten Cüraſſier-Regiment zu Paris, zuerkannt. Bei der fürchterlichen Kataſtrophe auf dem Marsfelde drang dieſer ehrenreiche Krieger fünfmal in das Gewühl und rettete neun Menſchen aus demſelben. Vor einigen Jahren hatte er einem ſeiner Waffengenoſſen das Leben gerettet, indem er unter das Rad einer Mühle tauchte; ein andermal holte er Pulver aus einem Brande, deſſen Exploſion ein Hospital in die Luft geſprengt haben würde. Mehr als 20 Menſchen verdanken ſeinem Heldenmuthe das Leben. — Den zweiten Tugendpreis (von 3000 Fr.) erhielten fünf, den dritten (von 1000 Fr.) ſieben Perſonen. — Die Akademie ertheilte ferner einen Preis von 6000 Fr. dem Hrn. A. **Dufau** für ſeinen „Essai sur l'état physique, moral et intellectuel des aveugles-nés," und Medaillen von 3000 Fr. Hrn. B. **Saintine** für den Roman „Picciola," — Hrn. de **Laville de Mirmont** für den „*Libéré*, tableau dramatique," und Hrn. E. **Fouinet** für „*Allan*, ou le jeune déporté à Botany-Bai," endlich eine Medaille von 5000 Fr. **Azais** für deſſen „Physiologie du bien et du mal."

∴ **Madame Céleſte**, eine franzöſiſche Tänzerin, welche in den ver. Staaten große Berühmtheit erlangt hat, iſt wieder in Europa angekommen. Dem Vernehmen nach bringt ſie 200,000 Doll., — eine Million Franken, — mit zurück, die ſie in zwei Jahren ſich zuſammengetanzt.

∴ **Mitarbeiter am Weſtminſter-Review.** — Das von Jer. Bentham gegründete **Weſtminſter-Review**, mit welchem kürzlich das London-Review vereinigt worden, und das von Hrn. J. **Mill** und T. **Robertſon** redigirt wird, zählt unter ſeinen Mitarbeitern, außer vielen Notabilitäten in Frankreich und Deutſchland, — in England die beiden Brüder **Bulwer**, Hrn. G. **Grote**, den Publiziſten W. **Molesworth**, Miß Hariett **Martineau**, den Statiſtiker **Hickſon**, die humoriſtiſchen Dichter **Peacock** und Leigh **Hunt**, Profeſſor **Wheatchon** für die ſcientifiſchen Artikel, Fort. **Prandi** für Philoſophie, **Witty** für Geographie und **Chorley** für die ſchönen Künſte.

∴ **Oeffentliche Fuhrwerke zu Paris.** — Es gibt jetzt in Paris 775 Remiſe-Cabriolets, 900 Fiakre's, 750 ſtändige und numerirte Cabriolets, 1488 Omnibus, in allem 3913 öffentl. Wagen, von welche Jeder durchſchnittlich täglich 15 Franken verdient. Hierdurch allein kommen alſo jährlich 21,423,675 Fr. in Umlauf.

∴ **Kerzenfabrikationsmaſchine von Bilharz.** — Candidus **Bilharz**, Büchſenmacher zu Penzing, hat eine Maſchine erfunden, um in kurzer Zeit ſehr große Quantitäten von **Kerzen** jeder Art zu verfertigen, die, mit **unverbrennlichen** kurzen Dochten verſehen, ſich durch gleichförmigeres Licht und dadurch vortheilhaft auszeichnen, daß ſie des Putzens nicht bedürfen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: D. J. Sauerländer.

№ 204. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 30. Auguſt.

Schiller- und Göthe-Literatur.

(Schluß).

2) Göthe und ſeine Widerſacher, oder der neue deutſche kritiſche Parnaß, mit Einleitung und einigen Seitenſtufen von Dr. K. Reck. Erſtes Bändchen. Weimar. 1837.

Leider kann der Verfaſſer nicht deutſch ſchreiben, und das iſt, wenn auch noch lange nicht die höchſte, doch vorläufig immer die erſte Anforderung an jeden Schriftſteller. In der Einleitung ſagt er: „Gern füge ich mich jetzt ſolchen freundlich nachſichtigen Wünſchen, wie die verſchämte, ſehnend widerſtrebende Braut den Küſſen des Bräutigams.“ — Wozu dieſes unanſtändige, ja ekelhafte Gleichniß? Weiter, im Werke ſelbſt, heißt es: „Die Blüthe ihrer (der Hebräer) Literatur iſt brennend von tiefer Tinctur und Färbung und geſättigt — voll gewürzhaften Duftes. — Gleichſam vegetabiliſcher, mit Feuchtigkeit geſchwängerter, die innere Glut temperirender Stoff iſt eigentlich gar nicht vorhanden, ſondern alles gleichſam Sehne, Nerv, alles Extract, zuſammengepreßt durch die combinirte Kraft des Hebels und der Schraube, geprägt unter dem Stempel. — Die ganze Pflanze beſteht gleichſam nur aus der Frucht und dem Samen.“ —

Dieſe, keineswegs mit Mühe ausgeſuchte, Stelle, charakteriſirt die Schreibart des Verfaſſers. Eine verworrene, ſchwülſtige, ſchwankende (man höre nur das in obiger Stelle dreimal wiederholte, zuletzt poſſierlich werdende „gleichſam!“) Überſchwenglichkeit, eine betäubende Häufung theils unpaſſender Gleichniſſe aus den Naturwiſſenſchaften, Weitſchweifigkeit und Verrenktheit im Satzbaue machen das Leſen des erſten Viertheils faſt unerträglich. Ob ſich ſpäter die Sprache wirklich bedeutend abklärt, wie es uns beim Leſen erſchien, oder ob dies bloß Wirkung der Übung war, fällt ſchwer zu entſcheiden.

Das Reſultat des Werkes iſt ohngefähr: „Die Bibelüberſetzung Luther's muß als die mächtige Grundlage unſerer neuen Literatur betrachtet werden. Niemand aber hat den darin wohnenden Geiſt tiefer gefaßt, mächtiger befeſtigt und vielſeitiger wiedergeſtaltet, als (gegen die bisherige Meinung Vieler) gerade Göthe. Er ſelbſt iſt, durch ſeine plaſtiſche Kraft und Rundung, durch ſeine Gedanken-Tiefe und Fülle, vor allen durch ſeine vielſeitige Aſſimilirungskraft, in ſeinen Werken wiederum zur Grundlage geworden, von der alle neueſten literariſchen Beſtrebungen ausgehen müſſen, wenn ſie nicht Verirrungen werden ſollen. Letzteres iſt namentlich jetzt zu befürchten, da die franzöſiſch-romantiſche Literatur bedeutenden Einfluß auf die unſere gewinnt und deren Selbſtſtändigkeit bedroht. Es muß daher gerade jetzt Göthe's Verächtern und Widerſachern mächtig entgegengewirkt werden, um Göthe'n in Ehren, und dadurch unſrer neueſten Literatur, die überdies an ſchwankender Unbeſtimmtheit, Zerſplitterung und Zeugungsloſigkeit krankt, ihre mächtigſte Stütze zu erhalten.“ —

Vieles, was der Verfaſſer ſagt, iſt wahr, Manches ſogar neu und treffend; aber wozu überhaupt dieſer „Kampf um Göthe's Leiche,“ wie es der Verfaſſer ſelbſt, mit unzeitiger Sentimentalität, wiederholend bezeichnet? Wir ſollten meinen, dieſe Sache könne man ohne alle Gefahr als längſt abgethan betrachten. Dem wahrhaft verſtehenden Theile des Publikums ſind die Angriffe auf Göthe von Haus aus nur lächerlich, zum Theile ſelbſt in ſchlechter, niedriger Abſicht geführt erſchienen. An der Andern Urtheil aber, die ſich durch forcirten Tugendbombaſt, oder verblendetes politiſches Toben in der Verehrung eines Genius, wie Göthe, irre machen laſſen, iſt herzlich wenig gelegen. Meint der Verfaſſer wirklich, der Straßburger Münſter könne zum Wanken gebracht werden, wenn ihn Übermüthige mit Koth und Steinen bewerfen? Wo iſt in der ganzen Literaturgeſchichte ein Beiſpiel, daß Kritiker und Kläffer je vermögend geweſen wären, einen großen Dichter ſeines Ruhms und ſeine Werke ihrer ewigen Dauer zu berauben? Mit Taſſo, der doch ein Geiſt von weit weniger Umfang und Tiefe war, als Göthe, trieben ſie es auf's Äußerſte; ja ſie brachten ihn ſelbſt ſo weit, daß er an ſeiner eignen Dichtung verzweifelte, ſeine kräftigen, plaſtiſchen Geſtalten für hohle Allegorien erklärte und eine elende Verhunzung ſeines Werkes, ſtatt einer Verbeſſerung, lieferte. Und dennoch (ſo unverwüſtlich iſt die Kraft des Ächten) wird ſein Gedicht, in ſeiner urſprünglichen Reinheit, fort und fort genoſſen und bewundert. —

Was die Gefahr betrifft, die unſrer Literatur von Seiten der franzöſiſchen droht, ſo ſcheint uns der Verfaſſer hier Geſpenſter zu ſeh'n. Auf jeden Fall geht er in ſeinen Befürchtungen zu weit. Wenn auch einige Schriftſteller ſich dem Auslande zuneigen, ſo bedroht dies noch lange nicht die Exiſtenz einer ganzen Literatur. Wäre die Gefahr aber wirklich und in hohem Grade vorhanden, ſo könnte ſie gewißlich nicht durch eine polemiſche Schrift, ſondern nur durch ſelbſtſtändige Schöpfung abgewendet werden. —

Ähnlich müſſen wir auf die Klage über die Schwäche und Zerſplitterung unſrer neueſten Literatur antworten. Das iſt uns ſchon ſo oft vorgejammert und übertrieben worden, daß wir es vollkommen überlegt haben. Wozu noch ein Wort darüber verlieren? Iſt dies nicht wieder ein Zeichen von Schwäche? Der Verfaſſer ſetze ſich lieber ſelbſt hin und ſchaffe etwas Tüchtiges; wenn er dies aber, wie wir vermuthen, nicht vermag, ſo möge er trauern und ſchweigen! —

Wir müſſen, nach dem Geſagten, dieſes Buch, ſo wie das oben beſprochene, zu der großen Zahl der gänzlich überflüſſigen rechnen, obgleich dem Verfaſſer mancher richtige Blick und eine redliche, wenn gleich von Eitelkeit nicht ganz unbefleckte Geſinnung nicht abzuſprechen ſind. Friedrich von Sallet.

Ludwig Winter.

(Schluß).

Aber ſolche Geſten hätten ja einen ehrſamen Bürgersmann in Verzweiflung bringen können, geſchweige denn einen Miniſter. Als darum Welker, nur wenige Tage vor dem Schluſſe des Landtags, im Anfall eines politiſchen Spleens, nochmals über den Ausgang der Zollvereinsfrage ſich ausließ und, in übermäßigem Eifer erglühend, geſprochen: „Ich rede im Namen meines Volkes, meines unterdrückten Volkes," — da hielt Miniſter Winter nicht länger an ſich, er gerieth in eine, an ihm noch nie bemerkte Ueberwallung, und er erhob ſich in jener alt allemanniſchen Weiſe, in welcher ſein ganzer patriotiſcher Stolz gegenüber dem doktrinären Fremdling ſich ausſprach: „Berufen Sie ſich nicht auf das Volk" — rief er Welker'n entgegen — „das Volk weiß nichts von Ihnen und will nichts von Ihnen wiſſen, das ſind Ihre eigenen überſpannten und unbrauchbaren Grundſätze!" —

Etwas Schlimmeres hätte Hr Winter nicht ſagen können, tiefer konnte er Hrn. Welker nicht beleidigen, als indem er, ſich ſeiner Macht in der öffentlichen Meinung bewußt, ihn geradezu im Namen des Volkes desavouirte.

Freudenloſer für die Oppoſition hatte noch kein Landtag geendet, und faſt kaum die Hoffnung, daß nach zwei weitern Jahren, wenn nur erſt der rechte Schütze gen Louis Philipps Haupt gezielt — daß es dann anders ſein werde — oder daß vielleicht die amerikaniſche Völkerſonne mit allmächtigem Lichtſtrahle nach nach Europa herüberzünde, eine neue Bewegung der Geiſter erſchaffend — nur dieſe ſo ungewiſſe Hoffnung vermochte ſie aufrecht zu halten in den düſtern Momenten der Gegenwart.

Das Jahr 1837 kam und mit ihm der Landtag, welcher die **Patres conscriptos** in dieſen Monden in Carlsruhe verſammelte. Das Völkerſchickſal hat bisher den Franzoſenkönig wider die Mordgier der politiſchen Leidenſchaft geſchützt, und die amerikaniſche Sonne hat genug zu thun, ihrer eigenen Heimath zu leuchten, damit die Keime des dortigen Lebens zur Subſtantialität eines Weltbewußtſeins emporwachſen können.

Auf dieſem Landtage Baden's hat man bei mehr denn einer Gelegenheit die Bemerkung gemacht, daß gewiſſe alte Wunden, die der überſchwängliche Radikalismus empfangen, noch nicht vernarbt ſind, und daß er nur der veränderten Zeiten harrt, um heilenden Balſam auf die Wunden zu legen, und mit den gleichen Motiven wie ehemals, ein gleichwohl verändertes Ziel zu erringen.

Die Verwaltung Badens hat in neueſter Zeit durch die Penſionirung des Freiherrn v. Türckheim und den Eintritt des ehemaligen Bundestagsgeſandten Freiherrn v. Blittersdorff in das Staatsminiſterium, an v. Türkheim's Stelle als Miniſter des Auswärtigen, einen heterogenen Impuls erhalten, in Folge deſſen, wenn er herrſchend werden ſollte, der Gang der Verwaltung in ihrer Thätigkeit nach Außen, wie auch theilweiſe nach Innen, ein von dem bisherigen ziemlich abweichender ſein dürfte.

In dem Momente, als dies niedergeſchrieben wird, liegen inmitten der badiſchen Adminiſtration zwei Prinzipe in nicht unhartem Kampfe, und es wäre eine ſchwierige Divination, voraus zu verkünden, weſſen der Sieg einſt ſein werde.

Aber mögen die Verhältniſſe auch werden, wie ſie wollen — mögen immer ſchwierigere Conſtellationen, die nahende Zukunft weiſſagend, an den politiſchen Himmel Deutſchlands treten, möge dunkler und dunkler der Wolkenſchleier der Gegenwart das Auge der hohen Adminiſtratoren umhüllen, welche berufen ſind, der hiſtoriſchen Zukunft das Horoscop zu ſtellen: — ſoweit Baden an ihr Theil hat und ſo lange Ludwig Winter das Scepter der inneren Verwaltung führt und ſeine Wange noch friſch geröthet iſt in der Kraft des Lebens — — ſo lange wird man ihn ſitzen ſehen von je zwei zu zwei Jahren auf der Regierungsbank im Ständeſaale, mit ſeiner Doſe ſpielend, aber den ſtechenden, die Menſchen wie die Natur der Verhältniſſe gleich ſehr im innerſten Kerne erfaſſenden Blick gegen Freund und Feind erhoben, eine Stütze des Bürgerthums und des Conſtitutionalismus am badiſchen Throne, ſonach eine Säule des letztern ſelbſt und ein Vermittler zwiſchen ihm und dem Volke immerdar!

Die badiſche und die deutſche Geſchichte haben einſt für Winter mehr als ein Blatt zur Verfügung, und aus der Zerriſſenheit der Parteien heraus, ihrer Leidenſchaft und ihres Haſſes, wird an dem Tage, da Winter ſeine Miſſion vollendet, einſt ein Myrthenkranz hervorſprießen, um die Schläfe eines müden Hauptes zu decken.

Aus Paris.

(Fortſetzung).

Die Journale lügen nämlich ſeit einiger Zeit, daß es wirklich zum Erbarmen iſt und zum Todtſchießen oder vielmehr zum Todtlachen. Seitdem keine Kammerſitzungen mehr ſtattfinden und die Hofintriguen in dem unteren Departement der Seine vorgeben, ſind einige Journale, welche ihr Format vergrößert haben, in große Verlegenheit gerathen. Ihre ſonſt den parlamentariſchen Debatten gewidmeten Spalten füllen jetzt zahlreiche **Faits de Paris** höchſt intereſſanter, lügneriſcher Natur aus. Anſtatt der abweſenden Redner in der Kammer haben die Redaktionen eine Menge Correſpondenten des In- und Auslandes beſtellt, welche, wir müſſen es eingeſtehen, ergötzliche Proben ihres Erfindungsgeiſtes einſchicken. Die Zahl der ſchrecklichen Begebenheiten und romantiſchen Abenteuer, welche ſie täglich aushecken, iſt in der That unglaublich. Ich erinnere Sie nur an die erſchreckliche, 483 Fuß lange und 37 Fuß, 11 Zoll dicke Meerſchlange, welche in der Revue du Havre zum Vorſchein gekommen; ferner an den neuen Chevalier d'Eon und das waſſerköpfige Kind, welches eben dieſelbe Revue gezeugt; endlich an alle die Schlangen, welche das zeitungslesende Publikum ſeit drei Wochen hat verdauen müſſen; Schlangen, welche von Ziegen ernährt wurden; Schlangen, welche gegen ganze Linienregimenter zu Felde gezogen ſind; Schlangen, welche in ihrem Bauche junge Hühner großgezogen, und Schlangen, welche jungen Amerikanern aus dem Bauche hervorgekrochen. Als die Schlangen aus der Mode kamen, brachte das Journal de Paris die Nachricht von einer ungeheuren Meerſpinne, welche dreimal ſo groß als ein Elephant ſei und ein ganzes Schiff in den Abgrund ziehen könne. In der Nähe von Cadix ſei dies Monſtrum geſehen worden; es habe ſelbſt ein Attentat auf die andaluſiſche Goelette la Morica verſucht, aber der über ſolche Unverſchämtheit und Frechheit entrüſtete Schiffszimmermann habe ihr die Pfote abgehauen, welche im Muſeum von Cadix deponirt ſei, um allen Ungläubigen und Spöttern das Maul zu ſtopfen. In Cadix oder in Paris muß ein Spötter leben, der ſich mit Journaliſtik befaßt und das ehrenwerthe franzöſiſche Volk für ſehr leichtgläubig und philiſterhaft halten muß! — Noch lächerlicher übrigens war die zum hunderttauſendſten Male wiedergekäuete Nachricht, daß Herr von Talleyrand am Sterben ſei, während der alte Diplomat in Valenons ruhig auf ſeinen Krücken einherſtolzirt und ißt und trinkt, wie ein Diplomat. Wie kann man nur noch glauben, daß Talleyrand ſtirbt? Talleyrand iſt ja kein gewöhnlicher Menſch, wie ein anderer, ſondern jenes myſteriöſe Weſen, welches von Anbeginn der Welt an zu verſchiedenen Zeiten bald unter dieſem, bald unter jenem Namen, bald in dieſem, bald in jenem Lande erſchienen iſt. Im Paradieſe hat man es unter dem Namen Luzifer gekannt, der ſich damit amüſirte, unſere Stammeltern zu bereden, in den Apfel zu beißen; in Judäa hieß es Beelzebub, der das auserwählte Volk Gottes zu einer Menge Schlechtigkeiten bewog; in der afrikaniſchen Wüſte trug es den Titel Satanas, welcher den heiligen Antonius verſuchen wollte, den Chahüt zu tanzen; in Deutſchland kennt man es als Mephiſtopheles, der junge, unſchuldige Mädchen mit Lovelace-Manieren verführt und ein höchſt unanſtändiges Hohngelächter aufſchlägt, wenn er Jemanden hat in der Suppe ſitzen laſſen; in Frankreich endlich reſidirt es ſeit 84 Jahren in leibhaftiger Geſtalt als Talleyrand, Fürſt von Benevent, welcher ſich zum Spott in einen Biſchofsornat ſteckte und, nachdem er dieſen in die Neſſel geworfen, mit Eidſchwüren, Völkerglück, Protokollen und Calembourgs ſpielte. Daraus wird Jedem klar und begreiflich werden, daß das Weſen, welchem man den Spitznamen Talleyrand gegeben hat, nicht an einer Krankheit ſterben kann. Wenn es am Ende ſeiner gegenwärtigen Verkleidung überdrüſſig geworden iſt, wird es plötzlich, ich weiß nicht wohin verſchwinden, und anſtatt Memoiren, wie die Buchhändler einfältiger Weiſe glauben und dem Publikum vorſchwätzen, einen ſtarken Schwefelgeruch hinter ſich zurücklaſſen. Damit iſt aber keineswegs geſagt, daß die Erde ſeiner für immer los ſei; leider kommt dieſes bejammernswerthe Weſen immer unter einem andern Namen und in immer andern Geſtalt wieder zum Vorſchein. Wer weiß z. B. ob es nicht einſt in Frankreich heißen wird: Talleyrand iſt geſtorben, es lebe Thiers!

Ein höchſt wichtiges Ereigniß in dieſem Monate iſt die Promulgation des neuen Geſetzes über die Pariſer Nationalgarde; alle hier anſäſſigen Fremden und die Einheimiſchen, welche nicht gern patrouilliren, ſind wie vom Schlage gerührt. Die Ausländer nämlich, welche ſeither in den **hotels meublés** wohnten und keine eigenen Möbel hatten, brauchten keine Nationalgardendienſte zu thun; nach dem neuen Geſetze hört dieſe Beſtimmung auf und nach Verlauf von zwei Monaten müſſen alle jene angeſiedelten Fremden, d. h. alle, welche über ein Jahr die Hauptſtadt oder die Banlieue bewohnen, die Bürgerwachen beziehen. Die Pariſer Nationalgarde wird dadurch etwa um 10—15,000 Mann verſtärkt werden; denn außer den Fremden gibt es auch zahlreiche Einheimiſche, welche ſelbſt den kürzeſten Aufenthalt in ein einer Wachſtube verabſcheuen. Mehrere von dieſen Schildwachtſcheuen haben ſeit Jahren alle nur erſinnlichen Mittel aufgeboten, um dieſer eckelhaften Trommelſucht aus dem Wege zu gehen; ich kenne Leute, die alle drei Monate auszogen und ſich in einem andern Quartiere einmietheten; Andere beſtechen ihren Portier und bezahlten ihm eine Rente, ſo lange ſie nicht auf die Parade, noch auf die Wache mußten; ein Vaudevilliſt endlich hatte auf ſeiner Stubenthüre eine Blechplatte annageln laſſen, worauf zu leſen ſtand: **Madame Corniquet, sage-femme!** Und in der That, nie iſt es dem Sergentmajor eingefallen, ein Wachbillet für Madame Corniquet auszuſtellen.

Eine zweite wichtige Begebenheit für die Pariſer war die Eröffnung der Eiſenbahn nach Saint-Germain; da aber dieſelbe bloß in Gegenwart von privilegirten Perſonen ſtattgefunden hat, und das Publikum erſt am 20. d. M. zugelaſſen werden wird, ſo behalte ich mir vor, Ihnen dann ein Weiteres davon zu erzählen. — In der franzöſiſchen Literatur gibt es wenig Bemerkenswerthes für den Augenblick. Victor Hugo's „innere Stimmen" finden noch immer Echo in den Blättern; für den Winter verſpricht man intereſſante Romane, Dramen u. ſ. w., welche in ländlicher Zurückgezogenheit ausgearbeitet und ſchon jetzt unter dem Geſange der Nachtigallen vorgeleſen werden. Einſtweilen haben wir hier Muße, die literariſchen Novitäten aus Deutſchland zu ſtudieren. Die Herren Bär und Ettinghauſen haben nämlich ſeit dem 1. Juli d. J. ihre deutſche Leſeanſtalt und Buchhandlung eröffnet und ſich dadurch ein weſentliches Verdienſt um alle hier lebenden Deutſchen und Freunde deutſcher Literatur erworben. Das Leſekabinet iſt ganz gut gelegen, im Mittelpunkte der Stadt, in der Nähe des Palais-Royal und der königlichen Bibliothek, an dem Platze, wo einſt die komiſche Oper geſtanden, in welcher Louvel den Herzog von Berry ermordete. Es kann nicht fehlen, dieſe Anſtalt wird ein Vereinigungspunkt der Deutſchen in Paris werden, und die nach der Hauptſtadt reiſenden Landsleute werden ſich hier die leichteſte Auskunft über ihre Pariſer Bekannten und Freunde verſchaffen. Es war wirklich eine Schmach, daß man, ohne beträchtliche Koſten, früher kein einziges, neuerſchienenes deutſches Werk haben konnte; d. h. man mußte es ſich ſelbſt anſchaffen; nicht einmal eine vollſtändige neuere Ausgabe unſerer klaſſiſchen Autoren fand man in den öffentlichen Bibliotheken; die Bibliothekare wußten Einem keine Auskunft über die vorhandenen deutſchen Bücher zu geben und ich habe einmal acht Tage nach den „Blumen-Frucht- und Dornenſtücken" von Jean Paul geſucht. Privatleute liehen hier nicht gerne Bücher weg, weil man ſie ſelten wieder zurückerhielt, und ſo waren die zahlreichen hier ſich aufhaltenden Deutſchen auf die wenigen deutſchen Bücher und Zeitſchriften beſchränkt, welche man bei Galignani und in einigen andern Leſezimmern fand. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ Die Berberſprache. — Herr Hodgſon, der ſich längere Zeit in Algier aufgehalten, hat mehrere Schreiben an die philoſophiſche Geſellſchaft von Philadelphia gerichtet, worin er bemerklich macht, daß ſehr viele Länder-, Städte- und Flußnamen in Afrika, aus alter wie aus neuerer Zeit, ſich nur aus der Sprache der Berbern (oder Kabylen) erklären laſſen, welche die eigentlichen Ureinwohner eines Theiles von Nordafrika geweſen zu ſein ſcheinen. Hr. Hodgſon hat nachzuweiſen ſich bemüht, daß die Berberſprache auch mit den Sprachen Nubiens, Abyſſiniens und Altägyptens in Verbindung ſtehe. Merkwürdig iſt u. a., daß Thot, im berberiſchen „Anat," der Name des altägyptiſchen Hermes, des Hellſehenden, iſt, den Oſiris, als er die Erde durchwandern wollte, ſeiner Gattin Iſis zum Rathgeber beſtellt.

⁂ Wlaſow's Sammlung älterer ruſſiſcher Reiſebeſchreibungen. — Wir leben wirklich zur Zeit der allgemeinen Auferſtehung der Todten. Sogar in Rußland ruft man die Abgeſchiedenen aus dem Staube, noch ehe das neue Leben Früchte getragen. Ein Hr. Wlaſow gibt zu Petersburg eine 6bändige Sammlung älterer ruſſiſcher Reiſen heraus, von denen die älteſte, die des Hegumen Daniel in's h. Land, dem XII. Jahrh. angehört. Auch findet ſich darunter die Reiſe Nikitins nach Indien im J. 1470, und zwei Reiſebeſchreibungen von Koſaken, die 1567 und 1620 nach China gereiſet.

⁂ Nemeſis. — Als der römiſche Katholicismus das Abendland beherrſchte, waren die Juden von der bürgerlichen Rechtsgemeinſchaft ausgeſchloſſen. Das Allgemeinere ſchloß das ſich Iſolirende aus. In Nordamerika ringt jetzt die univerſale Freiheit ſich in's Daſein. Nun leſen wir in der Univerſal-Kirchenzeitung (v. 10. d. M.) „daß die Bewohner von Maſſachuſſets im vorigen Winter dem Congreſſe zu Waſhington die Petition vorgelegt: „„den Katholiken in den nordamerikaniſchen Staaten das Bürgerrecht nicht zu geſtatten, wenn ſie nicht ihre Religion abgelegt hätten.""

⁂ Kunſt- und Induſtrieausſtellung zu Dijon. — Die Geſellſchaft der Freunde der Künſte und der Induſtrie zu Dijon hat ihre Ausſtellung am 11. d. M. eröffnet. Sie beſteht aus zwei Abtheilungen. Die der ſchönen Künſte nimmt drei Säle des Muſeums ein und bietet mehr als hundert Gemälde; die der Induſtrie-Erzeugniſſe befindet ſich im Veſtibül des Saales der philharmoniſchen Geſellſchaft.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 205. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 31. Auguſt.

Auguſt Wilhelm Iffland.

(Fortſetzung).

Jenen Haß und dieſe Liebe theilte er in einem außerordentlichen Grade. Er haßte die Franzoſen ſeit vielen Jahren. Die erſten Drangſale, welche die Revolution über Deutſchland brachte, erlebte er als Augenzeuge und empfand ſie auf das ſchmerzlichſte, weil ſie der ſchönen Heimath ſeiner Kunſt und ſeiner Lieblingsempfindungen galten. Seinem Sinne für Zartheit der Denkart, für Feinheit der Sitte war die ſansculottiſche Manier verbrecheriſch, und die Richtung der Volksgrundſätze gegen Adel, Höfe und Fürſten, welchen er viele Gunſt verdankte, fiel ihm um ſo läſtiger, als er nicht bloß aus Neigung, ſondern auch aus Dankbarkeit, die für ihn ein unſchätzbares Gewicht hatte, denſelben herzlich zugethan war. Sein Grimm wider die Neufranzoſen galt für ſo ſtark, daß eine Dame aus altem Geſchlecht ihm einſt entdeckte, ſie habe für einen Hinterhalt geſorgt, der einem verruchten franzöſiſchen Kriegskommiſſär den Garaus machen ſollte, und ihm zumuthete, die Anführung zu übernehmen, was freilich ſeiner Sittlichkeit ſo wenig zuſagte, als ſeinem Muthe.

Endlich vertrieb ihn die Revolution ſogar völlig aus den geliebten Gegenden. Da hing er ſich mit einem gewiſſen ritterlichen Enthuſiasmus an das königliche Geſchlecht von Preußen und inſonderheit an die Königin Luiſe, welche für Geiſt und Talent ſeiner Art unleugbaren Sinn hatte und jede Achtung, die ſie empfand, mit der regſten und liebenswürdigſten Offenheit ausſprach. Wenn die Erniedrigung Deutſchland's ihn ſchmerzte, das Unglück der preußiſchen Monarchie ihn kränkte und vielfach das Intereſſe ſeiner Kunſt, auch ſeiner Lage beeinträchtigte: ſo war er bis in das Innerſte betrübt und zermalmt über das Unglück des königlichen Geſchlechts, beſonders der Königin.

Die drückenden Verhältniſſe, unter welchen er während der Occupation von Berlin durch fremde Truppen gelebt hatte und die für ihn als Direktor der königlichen Schauſpiele beſonders läſtig waren, hatten ſcheinbar mehr ſein Gemüth als ſeine Geſundheit angegriffen. Nur für ſeine Berufspflichten lebend und ſich ihnen ganz hingebend, war es ihm ein unerträgliches Gefühl, wahrzunehmen, wie zu jener Zeit das Theater in Gefahr kam, zu Grunde zu gehen. Einerſeits hatte bei den Einwohnern jede Aufforderung zur Zerſtreuung und Freude der Niedergeſchlagenheit und dem Kummer, den die Gegenwart erzeugte, und der ahnungsvollen Beſorgniß für die Zukunft Platz gemacht, und nur wenig beſucht ward das Theater, deſſen Einkünfte dadurch bedeutend vermindert wurden: auf der andern Seite vermehrten ſich täglich die Ausgaben durch die ſtets ſich erneuernden Anforderungen der fremden Machthaber, welche mehrmals nicht nur gedroht hatten, franzöſiſche Schauſpieler auf Koſten der Stadt nach Berlin kommen zu laſſen, ſondern auch dieſe Angelegenheit ernſtlich einzuleiten im Begriffe waren. Unter ſolchen Umſtänden hielt ihn nichts ab, durch perſönliche Anſtrengungen das drohende Ungewitter, wo möglich, zu beſchwören — und wirklich gelang es ihm, das Werk, welchem er mit ganzer Seele vorſtand, vom Untergange zu retten.

Seine Verdienſte um das Theater in jener unglücklichen Epoche ſind von Wenigen gekannt, von noch Wenigeren anerkannt worden.

Der Erhaltung des Theaters gab er ſich ganz hin und opferte derſelben Geſundheit und Kraft auf.

Faſt ohne Ausnahme ging er des Morgens um 5 Uhr zu ſeinen Berufsgeſchäften, leitete die Anordnung der Dekorationen, Maſchinerien und Garderobegegenſtände der neuen Vorſtellungen, hielt die Proben ab, beſorgte die Direktionsgeſchäfte, führte eine weitläufige Correſpondenz, lehrte die jungen Schauſpieler und Schauſpielerinnen die Rollen in den neuen Stücken, und trat dennoch faſt täglich in mehr oder weniger angreifenden Rollen auf, weil ſein Spiel noch öfters die Menge einlud, und der ſpäte Abend führte ihn erſt nach Hauſe zurück, wo er bis tief in die Nacht ſeine eigenen Rollen einſtudirte.

Durch dieſe Lebensweiſe erſchöpft, und tief gebeugt durch die allgemeine Noth, wurde er es noch mehr durch die Anforderungen der damaligen Machthaber. Kaum war ein neues Schauſpiel einſtudirt, der mühſame Plan auf die Vorſtellungen einer Woche entworfen, ſo wurden von ihm andere, oft durch obwaltende Umſtände nicht aufzuführende Stücke, neue Muſiken, Ballets und dergleichen verlangt, die auszuführenden Vorſtellungen verworfen, und ſo die getroffenenen Verkehrungen umgeſtoßen.

Aber auch ſeine perſönlichen Feinde ließen die Gelegenheit nicht unbenutzt, Verdrießlichkeiten jeder Art auf den gekränkten Mann zu häufen.

Nicht ſelten, wenn er im Begriffe war, aufzutreten, erhielt er, bald anonym, bald unterzeichnete Briefe voller Vorwürfe, Anträge, Beurtheilungen, die keinen andern Zweck hatten, als ihm wehe zu thun und durch erregte Galle ſein Spiel zu verderben. Doch dieſes gelang den Schadenfrohen nicht. — Erſchwert haben ſie ihm gewiß manchen Abend, doch ſeine innere Kraft ſiegte, und wenn er ſich auf der Bühne befand, wenn er äußerlich ſo launig, ſo wahr und ſchön die Charaktere darſtellte, ahnete Niemand, was im Innern ſeines Gemüths vorging.

Zu den Anforderungen, welche an Iffland ergingen, gehört unter andern auch das Verlangen der franzöſiſchen Behörden, daß er die damals in Paris mit Beifall aufgeführten kleinen Luſtſpiele von Picard und andern, möglichſt ſchnell auf die Berliner Bühne bringen möchte. Um auch hierin zu willfahren, übernahm es der raſtlos-thätige Mann, die Überſetzung der verlangten Stücke ſelbſt zu verfertigen. Ermüdet von der Tageslaſt, kam er Abends um 10 Uhr nach ſeinem Landhauſe zurück und ging ſogleich an die übernommene läſtige Arbeit. Er diktirte die deutſche Überſetzung, die er ſofort, während des Leſens des Originals machte, einem Sekretär in die Feder, und in wenigen Nächten war mehrentheils eine ſolche Überſetzung vollendet und wurde unverzüglich einſtudirt und gegeben.

Bei dieſer Lebensweiſe, bei dem unaufhörlichen Kraftaufwande, verbunden mit ſolchen Anſtrengungen des Geiſtes, erhielt ſich dennoch, dem Anſcheine nach, ſeine Geſundheit auf eine bewundernswürdige Weiſe, obgleich nicht zu verkennen war, daß ſein Gemüth erſchüttert, ſeine Heiterkeit verſchwunden war und ſeine Kräfte vergeudet wurden.

Es war im Herbſte 1811, als er, einer Erholung höchſt bedürftig, eine Kunſtreiſe unternahm, die ihn zuerſt nach Breslau führte. Hier, wie überall, erweckte ſeine dramatiſche Kunſt den höchſten Enthuſiasmus. — Hier war es aber auch, wo er ſich ſelbſt den frühen Keim zum Tode bereitete. Seine Stimmung war ſchwermüthig und trübe, als beherrſchte ihn ein Vorgefühl der nachfolgenden drei Jahre. So ſchrieb er unterm 9. Auguſt aus Breslau: „Möchte ich doch die tiefe Schwermuth aus meiner Seele nehmen können, davon ich ganz erfüllt bin! Es iſt nicht Lebensüberdruß, aber voller Überdruß am Lebensverkehr. Ich bedarf nicht zu beten: Schaff' in mir, Gott! ein reines Herz — wohl aber — ſchaff' in mir, Gott! ein frohes Herz!"

Dennoch ſpielte er dort mit ganzer Seele, weil er mit ganzer Seele verſtanden wurde. Angegriffen durch die kraftvollen Rollen, die er gegeben hatte, ließ er ſich, obgleich von einem heftigen Catharr befallen, dennoch gern bewegen, einige Tage über die verabredete Zeit zu bleiben und die Bühne noch einigemal zu betreten. Nun aber berief ihn eine zweite dringende Aufforderung, die er zu erfüllen verſprochen hatte, auf einen beſtimmten Tag nach Frankfurt am Main. Um die in Breslau zugegebene Zeit wieder zu gewinnen, reiſete er, fortwährend am Bruſtcatharre leidend, und von einem — dem erſten — Blutauswurf ergriffen, hin nach dem Orte, wo er erwartet wurde.

Von der Krankheit, die er, leider! zu gering achtete, und von der ermüdenden Reiſe erſchöpft, kam er, dem ſein Wort überall ſo heilig war, zwar an dem feſtgeſetzten Tage an, doch zu ſpät, um, wie er ſich's vorgenommen hatte, noch an demſelben Abend auftreten zu können. — Weder die Bitten ſeiner ihn begleitenden Gattin, noch die Vorſtellungen ſeiner Freunde und die Warnungen des Arztes, hielten ihn aber ab, am folgenden Tage ſein Verſprechen zu erfüllen. Ein überfülltes Haus, das ſeiner wartete, eine Verſammlung von ausgezeichneten Zuſchauern, die ihm den höchſten Beifall zollten, riß ihn unwillkührlich und gegen ſeinen Vorſatz zur ausdrucksvollſten Darſtellung hin. Die Folge davon war, große Erhitzung, vermehrtes Abend-Fieber, verſtärkter Huſten, welchem allem ſich eine Heiſerkeit zugeſellte. Doch auch dieſe dringenden Beweggründe hielten ihn nicht ab, am folgenden Tage ſehr früh nach Darmſtadt zu reiſen und noch an demſelben Abend dort aufzutreten. (Fortſ. f.)

Aus Paris.

(Fortſetzung).

Eine deutſche Leſeanſtalt und Leihbibliothek war daher ein dringendes Bedürfniß, welchem die Herren Baer und Ettinghauſen auf eine ſehr philanthropiſche Weiſe abgeholfen haben. In einem bequemen, ſtillen Salon in der Rue Louvois 8 findet man eine reichliche Auswahl von deutſchen Zeitungen und Zeitſchriften politiſchen, belletriſtiſchen und wiſſenſchaftlichen Inhalts, Broſchüren und außerdem die geleſenſten Pariſer Tagblätter und franzöſiſchen Revuen. Ein kleines Nebenzimmer iſt für diejenigen eingerichtet, welche Auszüge machen oder arbeiten wollen. In einem anſtoßenden Gemach iſt eine bereits mehrere tauſend Bände ſtarke Leihbibliothek vertheilt, wo man Alles vereint findet, was die ältere klaſſiſche Periode und die neuere und neueſte Zeit unſrer Literatur Ausgezeichnetes und Gutes hervorgebracht. Das monatliche Abonnement koſtet nicht mehr als in allen übrigen franzöſiſchen Leſekabinetten. 6 Franken; diejenigen, welche Bücher und Zeitſchriften nach Hauſe mitzunehmen wünſchen, zahlen dafür den mäßigen Preis von 10 Fr. Wir halten es für unſere Schuldigkeit, alle nach Paris reiſenden Deutſche auf dieſes Leſeinſtitut aufmerkſam zu machen und unſere Landsleute aufzufordern, daſſelbe in ihrem eigenen Intereſſe aufrecht zu erhalten. Schon mehrmals hatte man den Verſuch gemacht, einen ſolchen Leſeverein in's Leben zu rufen; allein die Unternehmer fanden, daß die hieſigen Deutſchen ihrer Einladung zur Subſcription nicht entſprachen und ließen daher die Sache ſinken; die Herren Baer und Ettinghauſen haben aber keine Koſten geſcheut und, obſchon ſie keine den bedeutenden Auslagen ihrer Anſtalt entſprechende Anzahl Subſkribenten gefunden, ſich keineswegs dadurch einſchüchtern laſſen. Wir wünſchen daher ihrem Leſekabinette von ganzem Herzen guten Fortgang und die thätige Mitwirkung aller derer, welche eine unintereſſirte Entrepriſe zu unterſtützen pflegen. Das böswillig erſonnene Gerücht, welches Victor Lenz (Traxel) in der Abendzeitung verbreitet, daß nämlich die Eigenthümer des Baer'ſchen Leſekabinetts eine Demagogenzeitung herauszugeben beabſichtigten, iſt reine Faſelei und Fraubaaſerei.

Eine große Feierlichkeit der letzten Woche war die öffentliche Sitzung, welche die franzöſiſche Akademie alljährlich zur Belohnung der Tugend und zur Austheilung des **Prix Monthyon** zu halten pflegt. Da wir dieſem Tugendfeſte beigewohnt haben, wollen wir hier Einiges darüber ſagen. Die Tribünen waren mit eleganten Damen und zahlreichen Zuhörern angefüllt. Rechts von Herrn Lebrun, dem Direktor der Akademie, hat Herr Villemain, lebenslänglicher Sekretär, Platz genommen; links ſitzt ein Unſterblicher, deſſen glorreicher Name uns nicht zu Ohren gekommen iſt. Bald nach 10½ finden ſich die verſchiedenen Mitglieder der 4 Klaſſen des Inſtituts ein, und die Verſammlung wird vollzählich. Herr Dupaty folgt, wie ein Schatten, ſeinem Freunde Herrn von Jouy und ſtellt ſich neben ihn. Die hagere ſterile Geſtalt des neuen Akademikers bildet einen ſonderbaren Contraſt mit dem großmächtigen zerzauſeten Kopfe des berühmten Repräſentanten der alten franzöſiſchen klaſſiſchen Literatur; uns iſt unwillkührlich das drollige Paar eingefallen, welches Frédéric Lemaitre und Serres im Theater der Porte Saint-Martin und Daumier und Philippon durch den Grabſtichel im Verlage bei Aubert ſo berühmt gemacht haben. Herr von Jouy muſtert mit gleichgültigem Blick die anweſende Verſammlung und grüßt mit vieler Grazie ſeinen ehemaligen Nebenbuhler Herrn Victor Hugo, der nur eine günſtige Gelegenheit abwartet, um die Stufe, welche ihn von der Unſterblichkeit trennt, zu überſchreiten. Der Miniſter Salvandy, im grüngeſtickten Kleide, ſetzt ſich unter Herrn Arago; er trägt das rothe Band der Ehrenlegion, und ſein ungeduldiges Auge verräth, daß er die Eröffnung der Sitzung erwarte. Da nimmt Herr Villemain das Wort und lieſet mit etwas lärmender Stimme und forcirten Geſten ſeinen Bericht über die den Sitten förderlichſten Werke, welche im Jahr 1837 erſchienen ſind, und über den Preis der Dichtkunſt. Nachdem er im Eingang in ſehr rühmenden Ausdrücken das Werk des Herrn von Tocqueville über Amerika erwähnt, welches bekanntlich ſeinem Verfaſſer die akademiſche Krone von 1836 und das Ehrenkreuz eingetragen hat, bezeichnet Herr Villemain den Verſuch über den phyſiſchen, moraliſchen und intellektuellen Zuſtand der Blindgebornen von Herrn Dufau als eins der nützlichſten und gewiſſenhafteſten Bücher, welche im Laufe des Jahres 1837 veröffentlicht worden ſeien. Herr Villemain findet in dieſer Arbeit eine ſpiritualiſtiſche Lektion und nimmt daran Veranlaſſung, einige pompöſe Phraſen über die Seele, jene erlauchte Gefangene und gebieteriſche Herrin des Körpers anzubringen. Das Werk des Herrn Dufau hat einen Preis von 6000 Franken erhalten. Eine Medaille von 3000 Franken iſt Herrn von X. B. Saintine für ſeinen Roman, Picciola betitelt, zuerkannt worden. Picciola iſt eine allerliebſte Novelle, welche Sie ohne Zweifel kennen; aber keiner von den hieſigen Hohenprieſtern der Kritik hatte es ſich träumen laſſen, daß ſie den **prix Monthyon** bekommen würde. Ein anderer Tugendpreis von 3000 Franken iſt dem Herrn Delaville de Mirmont zugefallen für ein dramatiſches Gemälde, in Verſen und in 5 Abtheilungen, deſſen Titel „der befreite Galeerenſclave" lautet. Herr Villemain verſichert, daß die Tendenz des Verfaſſers ehrlich gemeint und höchſt philanthropiſch, aber doch ein wenig paradoxal und revolutionnair ſei. Der befreite Galeerenſclave des Herrn Delaville iſt nämlich eine arme Waiſe, welche die Noth und das Elend in ſeiner Jugend zum Diebſtahl verleiten. Nachdem der Verurtheilte ſeine Strafzeit abgeſeſſen hat und durch Reue, Arbeitſamkeit und harte Prüfung geſühnt, in den Schooß der Geſellſchaft wieder zurückkehret, wird er überall verſtoßen und kann ſeine verlorne Ehre nicht wieder herſtellen. Dieſes Stück hat übrigens nach der Ausſage des Herrn Villemain ſelbſt nur einen Fehler, daß es nicht geſpielt werden kann. (Schluß f.)

Feuilleton.

⁂ **Edle adlige und geiſtliche Prieſter.** — Mehr und mehr hört man jetzt von Adligen, welche durch wahrhaft edle Paſſionen für Kunſt, Literatur, Wiſſenſchaft u. ſ. w. ihren Geburtsadel zeitgemäß zu legitimiren ſtreben. Ebenſo kommen jetzt auch mitunter Beiſpiele vor, daß wohlordinirte Prieſter durch altchriſtliche Wohlthätigkeit ſich als ächte Menſchheits-Prieſter erweiſen und nun mit vollem Recht Hochwürdige genannt werden. So wurde kürzlich von einem Cardinal in Neapel berichtet, daß er Alles verkaufe, um es den dortigen Kranken und Armen zu geben. So leſen wir heute, daß der Cardinal Feſch 30 Gemälde ſeiner ſchönen Sammlung nach Lyon geſendet, um ſie dort zu Gunſten der brodloſen Arbeiter verkaufen zu laſſen.

⁂ **Danziger Gymnaſium** — Am 3. d. M. iſt zu Danzig ein neues Gymnaſialgebäude eingeweiht worden, zu deſſen Aufbau der König 10,000 Rthlr. geſchenkt, die Stadtgemeinde 40,000 aus eigenen Mitteln bewilligt hatte.

⁂ **Mexiko.** — In einem Briefe über Mexiko, den der geiſtvolle Michel Chevalier in den Débats hat abdrucken laſſen, ſagt er u. a. von jenem Lande: „Es iſt wahrhaft ein irdiſches Paradies, wo alle Jahreszeiten in einen ewigen Lenz zuſammenſtießen, alle Culturen ſich vermiſchen; — ein herrliches Land, das juſt halbwegs von zwei Enden, dem weſtlichen und dem öſtlichen des alten Feſtlandes liegt. Wenn die Welt je in ein Reich vereinigt werden ſollte, — und Gott weiß, ob die Eiſenbahnen und die Dampfboote nicht unſeren Enkeln dieſe unermeßliche Umgeſtaltung vorbereiten, — ſo müßte Mexiko die Hauptſtadt ſein. Von da ſendete der Gebieter der Welt ſeine Decrete in 20 Tagen nach New-York, Buenos-Ayres und Chili, in 30 T. nach Paris, Madrid und London, und in 40 T. nach Conſtantinopel, Alexandrien und Petersburg, in 50 T. nach Calcutta und Peking!“ ... Nicht unbemerkt können wir laſſen, daß derſelbe Gedanke von einem einzigen Weltreich, in welchem die Hauptſtadt durch ein allgemeines Telegraphenſyſtem mit allen übrigen Ländern in lebendigen Verkehr geſetzt würde, ſchon in dem Tagblatte des Menſchheitlebens ausgeſprochen, welches der verewigte Dr. K. C. F. Krauſe im J. 1811 zu Dresden herausgegeben.

⁂ **Letzte Zeiten zu Conſtantinopel.** — Aus engl. Blättern erſehen wir, daß kürzlich zu Conſtantinopel, nach altem furchtbarem Brauch, vier Frauen aus türkiſchen Harems wegen geſetzwidrigen Verkehrs mit Chriſten — zum Tode verdammt und in den Bosporus geworfen worden. Nach völlig neuem Brauch dagegen hat die Pforte eine Quarantaine in den Dardanellen errichtet. Doch fängt die Note, durch welche den fremden Geſandſchaftskanzleien davon Nachricht gegeben wird, noch mit den Worten an: „da mit Erlaubniß des Allerhöchſten die Peſt zu Smyrna und deſſen Umgebungen ausgebrochen ꝛc.“ In einem Schreiben aus Conſtantinopel, das die Morningpoſt liefert, wird übrigens bemerkt, die jetzt oft ſich wiederholenden Fehltritte türkiſcher Frauen und die nicht mehr ſeltenen Selbſtmorde in der Hauptſtadt, (in den letzten 14 Tage tödteten ſich drei Türken), — „ſeien in den Augen der rechtgläubigen Muſelmänner ein ſicheres Zeichen, daß das Ende der Zeiten nicht mehr ferne.“

⁂ **Inauguration der Büſte des Columbus.** — Am 6. d. M. wurde, auf Veranlaſſung des Marquis di Negro die Büſte des Genueſen Chriſtoph Columbus im Schloſſe de la Viletta bei Genua feierlich inaugurirt.

⁂ **Der Don-Quixote des XIX. Jahrhunderts von Fr. Ginneriz.** — Ein merkwürdiges Buch iſt erſchienen, welches betitelt iſt: „*Le Don Quichotte du 18e (?) siècle, appliqué au 19e, ou voyage autour du Monde de M. Legrand, héros, philosophe moderne, chevalier errant et réformateur de tout le genre humain.*“ Der Verfaſſer, Hr. Juan Francisco Ginneriz, iſt ein Spanier und hat das Buch ſpaniſch gedacht, aber franzöſiſch geſchrieben. Es ſtellt einen Mann dar, deſſen Gehirn geſtört worden durch philoſophiſche Werke, und der, um ſeine ſublimen Theorien auf die Menſchheit anzuwenden, eine Miſſion allgemeiner Regeneration unternimmt. Dieſe in mehrere Welttheile unternommene Reiſe gibt oft zu ſehr komiſchen Incidenzen Veranlaſſung und zu Unterhaltungen, die der ſatyriſche Petit, des Reformator's Bedienter, mitunter pikant macht. Das Thema ſelbſt ſcheint uns jedoch nicht glücklich gewählt. Als Cervantes ſein unſterbliches Werk ſchrieb, hatte das Ritterthum ſich überlebt; eine neue Zeit hatte begonnen. Die Umgeſtaltung der mittelalterigen Welt iſt aber noch keineswegs an ihr Ende gekommen, vielmehr muß noch immer ritterlich gekämpft werden gegen Vorurtheile und Vorrechte mancherlei Art. Zwar gibt es unter den Rittern des neuen Geiſtes auch nicht wenige Abenteurer; aber die eigentlichen Don-Quixote des XIX. Jahrh. ſind doch nur diejenigen, welche jetzt noch einen Gregor VII., Luther oder Ludwig XIV. nachäffen wollen.

⁂ **Ueber Raffelsberger's angebliche Erfindung.** — In Bezug auf die, in Nro. 188 über eine Erfindung des Herrn Raffelsberger enthaltene Notiz wird uns von einem Sachkundigen bemerkt: „Nach Mittheilungen, welche Hr. R. im Laufe des v. J. gemacht, beſtehe jene Erfindung in nichts Anderem, als in der Kunſt auch nicht-rechtwinklig ſich ſchneidende typographiſche Zuſammenſtellungen hervorzubringen, eine Kunſt, die ſich allerdings auch auf das Darſtellen von Landkarten anwenden laſſe, (wie Didot in Paris bereits vor einigen Jahren den Beweis geliefert), die aber auch ſchon zu Frankfurt a. M. von der Buchdruckerei der Hrn. Streng und Schneider bei dem Tableau der Frankfurter Jahrpoſt-Einrichtungen in Anwendung gebracht worden; übrigens habe Didot die Manier, Landkarten ausſchließlich durch bewegliche Typen zu produziren, bald wieder aufgegeben. Wie aber die beweglichen Typen in Verbindung mit Lithographie zu karthographiſchen Darſtellungen zweckmäßig benutzt werden können, davon habe die oben gedachte Druckerei ſchon mehrfache Beweiſe, zuletzt noch in Ravenſtein's Rheinlanden (ſ. Nro. 176) geliefert; — ſo lange daher Hr. R. keine ausgeführte Proben vorgelegt, welche nach anderen Grundſätzen, als die eben erwähnten Druckwerke behandelt, könne er nicht als Erfinder einer neuen Manier der Kartendarſtellung gelten.“

⁂ **Moſer über das Klima der Erde.** — Zur Geburtsfeier des Königs von Preußen hat die deutſche Geſellſchaft zu Königsberg eine öffentliche Sitzung gehalten, in welcher u. a. Herr Profeſſor Moſer „über das Klima der Erde und deſſen Veränderung“ geleſen, in welchem er nachwies, daß ſich die Erdwärme in 2000 Jahren kaum um $^{1}/_{30}$ Grad Reaumür vermindert habe.

⁂ **Zunehmender Verbrauch von Colonial-Waaren in Europa.** — Eingeführt in Europa wurden:
Kaffe: im J. 1730: 600,000 Ct., im J. 1788 ſchon 1,500,000 C.
Thee im J. 1730: 3,000,000 Pf., im J. 1788 ſchon 26,000,000 Pf.
Zucker im J. 1730: 1,450,000 C., im J. 1816 ſchon 6,527,000 C.

⁂ **Lourdueix von der univerſalen Wahrheit.** — Hr. v. Lourdueix, ein geiſtreicher Freund der reſtaurationsſüchtigen Gazette, kündigt als mit Nächſtem ſeinen Schreibtiſch und die Preſſe verlaſſend — zwei Bände an: „de la vérité universelle, pour servir d'introduction à la philosophie du verbe.“

⁂ Herr Poiſſon, Mitglied des Inſtituts, hat in dieſen Tagen „Recherches sur la probabilité des jugemens“ herausgegeben. Es ſoll ein treffliches Werk ſein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 206. 1837.

Phönix.

Freitag, 1. September.

Herr Rudhart und ſein Töchterlein.

Von

Johann N. Vogl.

Zu Kuttenberg im Herrenhaus
Herr Rudhart ſitzt bei Sang und Schmaus.

Das volle Glas hebt ſeine Hand
Zum Preis der ſchönſten Magd im Land.

Er hebt das Glas und leert den Wein
Zum Preis dem eignen Töchterlein.

Viel edle Herr'n am Tiſche ſind;
„Sprecht, wer will freien um mein Kind?

„Doch muß er ſein an Silber reich,
Wie Keiner ihm in Böhmen gleich.

„Und führt er in ſein Haus ſie ein,
So muß dies pur von Silber ſein.

„Vom feinſten Silber, weiß und blank,
So Bett als Tiſch, ſo Stuhl als Schrank.

„Auf daß, gleich einer Königin,
Sie leben mög' und ſterben drin.

„Und wer erfüllt nicht mein Begehr,
Der wag' zu freien nimmermehr.

„Das ſchwör' ich bei Sanct Wenzeslaus!“
D'rauf ſtürzt ſein Glas Herr Rudhart aus.

Herrn Rudhart's ſchmuckes Töchterlein
Pflückt Blumen ſich im Morgenſchein.

Sie ſteckt die Blümlein an die Bruſt
Hat nur an Malv' und Nelke Luſt.

Da tritt ein ſchmucker Knapp ihr nah',
Noch nie ſie einen ſchön'ren ſah.

„Gott grüß, Gott grüß, ſchön Jungfräulein,
Was wandelt Ihr ſo gar allein?

„O laßt mich geh'n an Eurer Seit',
Will ſein zu Eurem Dienſt bereit.

„Will flechten Euch manch ſchönen Kranz
Von Malv' und rothen Nelken ganz.“

Der Knappe mit dem Mägdlein geht,
Nach Malv' und rother Nelk' er ſpäht.

Er pflückt ihr Blumen ſchön und fein,
So lang' voll Blumen ſteht der Hain.

Er ſchlingt ihr manchen Kranz um's Haupt,
Bis Herbſtwind jeden Zweig entlaubt.

Doch als der Winter kommt zumal,
Da ſind verwelkt die Kränze all'.

Ein Blümchen nur blüht ihr noch treu,
Das Blümchen aber nennt ſie: Reu'.

„Mein Kind, wie ſiehſt du bleich und krank?
Was iſt dein Schritt ſo matt und wank?“

„„Ach, Vater, daß Ihr's nie gehört,
Ein Buhle hat mein Herz bethört.

„„Dem ſchwur ich Treue bis zum Tod,
Umblüht von Malv' und Nelke roth.““

„Und ſchwurſt du ihm bei Blum' und Strauß,
So ſchwur ich bei Sanct Wenzeslaus.

„Nun laß uns halten feſt und treu,
Was wir geſchworen alle Zwei.“

D'rauf läßt er tief im Bergesgrund
Aushöhlen ein Gemach zur Stund'.

Bekleiden läßt er Diel' und Wand
Mit Silber bis zum Deckenrand.

Und ſetzet Tiſch und Stuhl und Schrein
Von Silber auch ſodann hinein.

Von Silber ſchön und wunderbar
Hinſtellt er eine Wiege gar.

In dieſer liegt ein Kind darein,
Das auch geformt aus Silber fein.

Und als dies Alles ſo geſcheh'n,
Heißt er mit ſich das Mägdlein geh'n.

Und führt's durch Stollen, Schurf und Schlund
Hinunter in der Zeche Grund.

Und führt es in das Kämmerlein,
So dort gehöhlt im Felsgeſtein.

Stellt Brot und Licht ihr hin zum Fuß,
Und geht dann wieder ohne Gruß.

Er geht und ſchließt das Pförtchen d'rauf
Und läßt's vermauern bis hinauf.—

So ſtarb in Gram und tiefem Leid
Im ſilbernen Gemach die Maid.

Auguſt Wilhelm Iffland.

(Fortſetzung).

Dieſe Anſtrengungen, ſo wie die trübe Stimmung ſeines Gemüths erwähnt er ſelbſt in einem Briefe vom 5. September aus Frankfurt am Main: „Der Kopfcatharr,“ ſchreibt er, „ſtehet noch, und die Bruſt iſt leidlich, das Ganze ohne Fieber. Im Spiele vermeide ich möglichſt Anſtrengung, außerdem bin ich matt, pflege treu Diät und Ruhe. — Geſtern Abend waren, ſeit dem 4. Auguſt, zwanzig Rollen geſpielt und 140 Meilen gereiſet.

„Mich beſiegen die gewaltigen Stunden, und der innere Haushalt meiner kindlichen Seele iſt ſo treu und wahr, als der Weltlauf verkrüppelt iſt, und weil er eben das iſt, bedarf es einer beſchränkten Führung, an die ich ſtets gewöhnt werden muß.“

In jener Epoche war es, wo er ſeine ſo ſtarke und geſunde Lunge unwiderruflich verdarb. Ein kitzlender Huſten, mit wiederholtem Blutauswurf, eine geringe Heiſerkeit, die er durch mancherlei nicht immer zweckmäßige Mittel bekämpfte, ſchien er wenig zu achten, und in dieſem Zuſtande kam er, nach einem für ihn ſtets herzerhebenden, kurzen Aufenthalt in Mannheim, woſelbſt er, ſo wie in Braunſchweig, einigemal die Bühne betrat, nach Berlin zurück.

Dieſe bedenklichen Zufälle kümmerten ihn wenig; um ſo mehr aber ſchien er beſorgt über ein Nagelgeſchwür am Fuße zu ſein, welches ihm das Gehen erſchwerte und bis auf den Knochen Wurzel gefaßt hatte. Die Ruhe, welche dieſes äußerliche, durch die ſorgfältige und geſchickte Behandlung des General-Chirurgus Görke, gehobene Übel, einige Wochen hindurch erforderte, ſchien ſeinen angegriffenen Lungen zwar gut zu bekommen, doch hörte der Huſten mit einem verdächtigen Auswurfe weder damals, noch je wieder gänzlich auf, und war ſeinem ihn behandelnden Arzte, dem Geheimen Rath Formey, von Anbeginn an ein gefahrdrohender Zufall.

Deſſenungeachtet und, ob es gleich von allen Seiten weder an Ermahnungen noch Bitten um Schonung ſeiner Geſundheit fehlte, übernahm er, ſo wie es ſein Fußübel nur zuließ, ſeine gewohnte, thätige Lebensweiſe. Unendlich oft machte ſein Arzt ihn auf die Gefahr und auf die zu berechnenden Folgen ſeines Bruſtübels aufmerkſam, ohne jedoch etwas anderes als ein Verſprechen für die nächſte Zeit von ihm erlangen zu können. Wenn dann eine neue Färbung ſeines Auswurfs mit Blut, ein vermehrter, ſchlafraubender Huſten ihn dringend an die Haltung ſeines Verſprechens mahnte, und er ſelbſt die drohende Gefahr einſah, glaubte er viel gethan zu haben, wenn er des Morgens einige Stunden ſpäter ſich den Geſchäften hingab und nur zweimal in der Woche aufgetreten war.

Eigentlich ſpielte er leidenſchaftlich gern. Die Stunden, die er als Schauſpieler durchlebte, waren von jeher für ihn die genußreichſten geweſen, und in den letzten Jahren ſeines Lebens waren es die einzigen, wo er, abgezogen von der Laſt der Geſchäfte, eine Ruhe genoß, die er ſonſt nirgends fand. Auch griff ihn das Spielen nicht an. — Sein glückliches und geübtes Gedächtniß machte ihm das Erlernen der Rollen ſehr leicht. Stets war er beſſerer Laune und von heitrer Stimmung an Abenden, wo er die Bühne betreten hatte. Seine Bruſt ſchien nie davon zu leiden, und auf dem Theater iſt er niemals vom Huſten befallen worden. — Er ſelbſt behauptete, nach gegebenen Vorſtellungen ſich freier auf der Bruſt zu fühlen.

Dieſe Umſtände, ſo wie die Nothwendigkeit, ſein Gemüth, das auf ſeinen Geſundheitszuſtand ſo ſichtbar einwirkte, durch dieſe Lieblingsbeſchäftigung aufrecht zu erhalten, waren die Veranlaſſung, daß der Arzt weniger bei ihm darauf drang, eine Zeit lang die Bühne gar nicht zu betreten. Fand ſich, wie es öfters der Fall war, in der Witterung oder in ſeinem Befinden ein Grund, nicht zu ſpielen, ſo fiel es ſichtbar auf, wie ungemein viel ihm dieſes Opfer koſtete. Der Unmuth, den es bei ihm erregte, war ihm unbedenklich nachtheiliger, als das Geben einer nicht zu ſchweren Rolle. Bei ihm beſtätigte ſich deutlich Kant's Behauptung, daß das Gemüth zum Meiſter krankhafter Gefühle werden könne und eingewurzelte körperliche Übel zu erleichtern im Stande ſei.

Im Übrigen war er der folgſamſte und doch zugleich der beſcheidenſte Kranke. Er hatte den Grundſatz, daß man vorſichtig in der Wahl des Arztes ſein müſſe, — aber dagegen blind in dem Vertrauen. Nie fand ihn dieſer ungeduldig, weder über die Dauer ſeines Übels, noch über die erforderlichen Einſchränkungen in der Diät, oder über das Einnehmen der Arzneien; — vielmehr nahm er nicht nur unverdroſſen, ſondern gern Arzneimittel, und man hatte eher dafür zu ſorgen, daß er die Vorſchrift nicht übertrete, als daß er ſie nicht erfüllte.

Bei der mehrjährigen Dauer ſeiner Leiden, bei der unvermeidlichen Zunahme derſelben, die er ſelbſt nicht verkannte, war es wohl natürlich, daß von vielen Seiten her ihm allerhand Kuren und Hülfsmittel vorgeſchlagen, empfohlen und faſt aufgedrungen wurden. Nie wankte er aber einen Augenblick in dem einmal ſeinem Arzte geſchenkten Vertrauen, und ſtets ſprach er offen darüber mit ihm. Dies war noch in der letzten Periode ſeiner Krankheit der Fall, mit der ihm angelegentlichſt empfohlenen Anwendung des Mesmerismus. Er ſelbſt hatte aber kein Vertrauen zu dieſen Heilungsverſuchen: „Wenn ich heilbar bin,“ ſagte er zu ſeinen Freunden, „ſo werde ich auf dem gewöhnlichen und bekannten Wege geneſen; — bin ich es nicht, — ſo wird auch kein Magnetiſeur mir das Leben verlängern können. Im erſten Falle würde ich undankbar und ungerecht gegen die Bemühungen meines Arztes ſein; — im zweiten aber durch das Nichtgelingen meiner Kur dem Mesmerismus ſchaden.“

Während der Abgeſchiedenheit, worin ihn ſein Geſundheitszuſtand, wenigſtens zum Theil von der Bühne gehalten hatte, beſchäftigte er ſich mit verſchiedenen literariſchen Arbeiten. An der Fortſetzung ſeines Lebenslaufs des Souffleurs Leopold Böttger, eines höchſt launigten Gemäldes des Lebens der Schauſpieler bei kleinen Theater-Geſellſchaften, welches im Theater-Kalender des Jahrs 1812 erſchienen war, hatte er nicht nur gearbeitet, ſondern auch ſein Luſtſpiel: Die Familie Sarning, war am Ende dieſes Jahres geendet und wurde im nächſten Februar aufgeführt.

So verfloß dem Verewigten unter bittern, körperlichen Leiden, niederbeugenden Affekten und überhäuften Berufsgeſchäften das harte Jahr 1811.

Er nahm indeſſen an Allem, wobei er nützlich ſein und ſich wohlthätig erweiſen konnte, den wärmſten Antheil. So intereſſirte er ſich lebhaft damals für das Gelingen eines Conzertes eines fremden Violiniſten und und ſchrieb deßhalb folgendes Billet, welches ſeinen ſonſt ſchon ausgeſprochenen Glauben an die Seelenwanderung andeutet: „Der arme Mann gehet mir nicht aus der Seele! Wer weiß, wo er und ich, ſchon vor Jahrhunderten in einen Theil gefügt, wirkten! Der chriſtlichen Lehre will ich damit nicht widerſpechen, aber auch die Anflüge der ſeltſamen Ahnungen nicht würgen.“

Noch betrat er in dem Jahre 1812 mehrmals die Bühne und ſchien ſich zu erholen. Zuletzt gab er im October die Rolle des armen Poeten mit ausgezeichneter Laune. Hierauf unternahm er eine Reiſe nach Carlsruhe, wohin eine Einladung des Großherzogs ihn berief. Sein Spiel erweckte dort den größten Enthuſiasmus, und es wurden ihm ſehr ehrenvolle und vortheilhafte Anträge gemacht, in die Dienſte des genannten Fürſten zu treten. Er fühlte, daß er dort mehr Ruhe haben würde, wozu ihn ſein Geſundheitszuſtand mächtig anmahnte. Er ſelbſt ſchrieb: „Die Eindringlichkeit des Großherzogs iſt lebendig, willenſtark und gütig. Will man mich dort haben, ſo wäre es allerdings ein Platz für Leben und Ruhe.“

Seine Liebe zum preußiſchen Staat bewog ihn aber, das Anerbieten abzulehnen, ſo ſehr auch ſeine verminderten Kräfte und die Stimmung ſeines Gemüths ihm die Direktionsgeſchäfte erſchwerten. Er ſelbſt ſagt darüber in einem Briefe: — — — — „Aber daß ich gar keinen Sinn mehr für mein dortiges Geſchäft habe, das thut mir weh. Zur Pflicht wird das Pflichtgefühl mich bewegen, das iſt aber auch Alles; dieſes Geſchäft aber will mehr als Pflicht Was Berlin mit dem Theater geworden iſt, ward es, weil ich mehr als Pflicht gethan.“

Abgemagert, gewaltig vom Huſten geplagt und übel ausſehend, kam er Ende Dezember zurück und betrat deſſenungeachtet Anfangs Januar 1813 wieder die Berliner Bühne. Sein Zuſtand war inmittelſt viel bedenklicher geworden, und das eintretende Frühjahr brachte keine Erleichterung. Die Zeitumſtände, welche damals neue Beſorgniß in jedem Herzen erregten, drückten ſein Gemüth völlig nieder.

Als aber der Krieg wieder ausgebrochen war und die Hauptſtadt in Gefahr gerieth, auf's neue von dem Feinde beſetzt zu werden, hielt er es für rathſam und ſelbſt für nothwendig für ſich, eine zweite Occupation nicht abzuwarten. Höchſt krank am Körper und durch der Zeiten Druck an ſeinem Gemüth tief angegriffen, verließ er im Mai Berlin und ging nach Breslau. Die gefahrvolle Lage des ihm ſo theuren Vaterlandes, der große Kampf, welcher bevorſtand und der Deutſchland's und beſonders Preußens Schickſal entſcheiden ſollte, und vor Allem ſeine treue Anhänglichkeit und ehrfurchtsvolle Liebe zum Vater des Vaterlandes, waren Quellen von ſteter Unruhe und ſorgenvollen Erwartungen für ſein edles Herz. Höchſt nachtheilig wirkte dieſe Gemüthsſtimmung auf ſeine Geſundheit. Schnell und unaufhaltſam verſchlimmerten ſich bereits vor ſeiner Abreiſe alle Zufälle und bedenklicher ward mit jedem Tage ſein Zuſtand.

Schon längſt war der Schlaf größtentheils von ihm gewichen, aber nunmehr traten zuerſt während der Nacht ſo bedeutende Erſtickungsanfälle ein, daß der Kranke eiligſt das Bett verlaſſen mußte. — Dieſe Zufälle nahmen eine periodiſche Form an und kamen ſchon des Abends um 7 Uhr. — Ihre Dauer war verſchieden, — aber höchſt ängſtlich der Zuſtand des Leidenden. Sein Athem verkürzte ſich bei der geringſten körperlichen Bewegung, das Steigen der Treppen, Anfangs nur erſchwert, ward bald ganz unmöglich, der Auswurf vermehrte ſich, leichte Fieberbewegungen, häufiges freiwilliges Erbrechen, griffen ihn an; — der Appetit und mit ihm die Kräfte ſchwanden, der Körper magerte ſichtbar ab, das Geſicht fiel zuſammen. — Er ertrug mit ſeltener Seelenkraft, ohne Murren, dieſe harte Prüfung, und noch verzweifelte er an der Möglichkeit ſeiner Geneſung nicht und betrieb unausgeſetzt ſeine Dienſtangelegenheiten.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

⁂ **Norwegen, Dänemark und Jsrael.** — Daß bei Erklärung der Verhältniſſe zwiſchen Juden und anderen Völkern, Religion, Rechtszuſtand und Rechtſchaffenheit, ſo wie deren Gegentheil, nicht immer ausreichen, zeigt ſich bei zwei benachbarten Völkern. Die Norweger haben eine durchaus demokratiſche Verfaſſung und die päpſtliche Glaubensherrſchaft hat ſich nie bei ihnen feſtſetzen können, auch wird ihre Rechtſchaffenheit gerühmt. Dennoch dulden ſie keinen jüdiſchen Anſiedler und ſollen, wie die Allg. Zeitung für das Judenthum berichtet, ſogar „gegen jüdiſche Schiffbrüchige ſchauderhaft (?) verfahren.“ In Dänemark hingegen, welches ſo lange dem ſelbſtgewählten Abſolutismus des Königthums gehuldigt und durch Sittlichkeit keineswegs ausgezeichnet iſt, war ſelbſt in den früheren Jahrhunderten, als die Juden faſt überall gedrückt und verfolgt wurden, ihre Lage erträglich, und, wie Hr. Cohen (in der kürzlich von ihm herausgegebenen „hiſtoriſchen Schilderung der Stellung der moſaiſchen Glaubensgenoſſen in Dänemark)“ verſichert, — nach der Denk- und Anſichtsweiſe jener Zeiten ſogar gut.

⁂ **Vertheilung der Demidoffſchen Preiſe zu Petersburg.** — Bei Vertheilung der diesjährigen Demidoffſchen Preiſe durch die kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg haben 27 gedruckte Werke, von denen 24 in ruſſiſcher Sprache, concurrirt. Den vollen Preis von 5000 Rubel erhielten: Viceadmiral v. Kruſenſtern für ſeinen Atlas der Südſee nebſt zwei Bänden hydrographiſcher Memoiren; — Prof. Argelander in Bonn, für ein aſtronomiſches Werk (DLX Stellar. fix. positiones etc.) und der Oberſt Uſchakoff für die Geſchichte der Feldzüge in der aſiat. Türkei im J. 1828 und 1829. Außerdem erhielten acht Schriftſteller jeder den halben Preis von 2500 R.

⁂ **Eichhoff's Claſſifikation der indo-europäiſchen Sprachen.** — Hr. F. G. Eichhoff, in ſeiner gründlichen Abhandlung, betitelt „Parallèle des Langues de l'Europe et de l'Inde (Paris 1836) theilt die indo-europäiſchen Sprachen in 6 Familien. An die Spitze der I. Familie ſtellt er mit Recht das geheiligte Idiom der Brahminen, das Sanskrit mit ſeinen 50 Buchſtaben, welches ſchon zu Moſis Zeiten ſeine gegenwärtige Form hatte, und durch Wortreichthum, Klarheit und ausgebildete Grammatik in Erſtaunen ſetzt. Zu dieſer Familie gehören noch das Prakrit, welches, ein unausgebildetes Sanskrit, neben dieſem die Profanſprache war; — dann vorzüglich das Pali, Bengali und Hinduſtani. An die Spitze der II. Familie, welche die perſiſchen Sprachen begreift, ſtellt Hr. E. das Zend, die h. Sprache der Magier, und das Pehlvi, beide von gleichem Stamme mit dem Sanskrit, ſpäter vom Parſi verdrängt. Die III. Familie, die der romaniſchen SS., begreift das Phrygiſche, Griechiſche, Etruskiſche und Lateiniſche. Die germaniſchen SS. bilden die IV. Familie, umfaſſend die Sprachen der Deutſchen, Sachſen (Holländer), Angeln, Normannen (Edda) und Gothen. Die V. Familie, die der ſlaviſchen Stämme, zerfällt in 3 Zweige, das Serviſche, Lettiſche und Tſchechiſche (Böhmiſche). — Die VI. Familie endlich bildet der celtiſche Sprachſtamm, zu welchem nur das Gäliſche und Cymeriſche gehört.

⁂ **Inſektenvertilgung.** — Bei der letzten Verſammlung der engliſchen Gartenbaugeſellſchaft wurde eine Mittheilung des Herrn Ingram von Southampton verleſen, welcher zur Vertilgung der rothen Spinne (red spider), der Blattläuſe (green fly, aphis), des Blaſenfußes (thrips) der Schildläuſe (?) (scale) und anderer ſchädlicher Inſekten folgendes den Pflanzen auf keine Weiſe nachtheiliges Mittel angibt. Man braucht nämlich die Pflanzen nur in einen verſchloſſenen Raum zu bringen und zwiſchen die Töpfe fein zerſtoßene Lorbeerblätter zu ſtreuen. Die meiſten Inſekten gehen ſchon in Zeit von einer Stunde zu Grund; nur die Blaſenfüße und Schildläuſe werden erſt in acht Stunden ausgerottet. Für ein Treibhaus von 20 Fuß Länge auf 12 F. Breite reichen zwei Büſchel Lorbeerblätter hin. Die Wirkung wird der Ausdünſtung von Blauſäure zugeſchrieben, wie denn auch Hr. Waterhouſe in einer der letzten Sitzungen der engl. entomologiſchen Geſellſchaft als unfehlbares Mittel zur Vertilgung der Inſekten aus alten Büchern, Holzrahmen u. ſ. w. angegeben, dieſe Gegenſtände nur kurze Zeit in ein wohlverſchloſſenes Gefäß zu bringen, in welches man einige Tropfen Blauſäure gießt.

⁂ **Karl Botta,** aus Piemont, iſt kürzlich, nach langer, ſchmerzlicher Krankheit geſtorben. Ihn überleben ſeine Geſchichte des Befreiungskrieges der vereinigten Staaten, und die Geſchichten Italiens von Guicciardini an fortgeſetzt bis auf 1789—1814. Auch als Dichter hat er ſich rühmlichſt bekannt gemacht, beſonders durch ſeine Belagerung von Veji.

⁂ **Induſtrialismus in Rußland.** — Der ruſſiſche Kaiſer hat eine Commiſſion ernannt, welche über Anwendung der elektro-magnetiſchen Kraft auf Bewegung der Maſchinen, insbeſondere von Fahrzeugen, Verſuche im Großen, nach der Methode des Prof. Jakobi in Dorpat anſtellen ſoll.

⁂ **Abendländiſches im Morgenland.** — Zu Lucknow in Indien ſtieg am 27. Dec. v. J. der Aeronaut Robertſon, in Gegenwart des Sultans auf, welcher demnächſt einem Regiment ſeiner regelmäßigen Truppen die Fahnen überreichte.

⁂ **Die Ankündigungen in franzöſiſchen Zeitungen.** — Das British and Foreign Review verſichert, ein franzöſiſches Zeitungsblatt mit 5000 Abonnenten könne auf 60,000 Fr. Einnahme bloß für Ankündigungen rechnen; der Conſtitutionnel nehme 120,000, das Journal des Debats ſogar 200,000 Fr. davon ein.

⁂ **Zur Statiſtik von Paris.** — Man zählt in Paris mehr als 4000 Weinhändler, und ebenſo viele Chiffoniers (d. h. Lumpenſammler), 1750 Gelehrte und Literatoren und 1713 Krämer, 1400 Schuſter, 1350 Aerzte und 1100 Bijouteriehändler, ferner 800 Limonadiers, 660 Buchhändler, 601 Bäcker, 600 Baumeiſter und — 215 Leſekabinette.

⁂ **Die Gemäldeausſtellung zu Antwerpen,** welche am 1. d. M. eröffnet worden, zählt über 600 Gemälde und 40 Skulpturen.

⁂ **Affentheater zu Hamburg.** — Zu Hamburg findet das Schreyer'ſche große Wiener Affentheater großen Beifall. In einem Kunſtbericht darüber heißt es u. a.: „Soviel iſt gewiß, daß wir hier noch kein zweites, ſo vollſtändiges Quadrupedentheater ſahen.“

Abfertigung eines Namenloſen.

Der von Herrn Dr. K. Weil herausgegebene „deutſche Courier“ enthält in Nro. 119 u. 120 ohne Namensunterſchrift eine ganze Reihe ungezogener Ausfälle auf den Vfr. der in Nro. 194 des Phönix abgedruckten Beurtheilung von Hrn. Dr. J. Weil's Schriftchen: „Die erſte Kammer und die Juden in Sachſen.“ Da dieſe Beurtheilung durchaus keine Perſönlichkeit enthält, und ihr Vfr. ſeinen Namen unterzeichnet hat, ſo wird man es für Recht erkennen, wenn derſelbe den Angriffen eines Anonymen, der ſich ungeziemender Waffen bedient, der ſelbſt nicht einmal Menſchen- von Bürgerrechten zu unterſcheiden weiß, — keine andere, als dieſe kürzeſte Abfertigung angedeihen läßt. Wer nicht nur die allgemeinſten Regeln literäriſchen Kampfrechtes, ſondern ſogar das ABC der allgemeinſten Rechtskunde ignorirt, der iſt vom Katheder und der journaliſtiſchen Tribüne ab-, die — Schulbank zu verweiſen.

E.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: D. J. Sauerländer.

Nro 207. 1837.

Phönix.

Samſtag, 2. September.

August Wilhelm Iffland.

(Fortſetzung).

Jetzt trat aber ein ihn ſehr beunruhigender Zufall ein. Seine Füße ſchwollen in einer Nacht bedeutend an. Zum erſten Male ſah ihn Dr. Formey erſchrocken und muthlos. Er verſchwieg ſeine Beſorgniß nicht, aber ſehr bald gewann das kräftige Gemüth die Oberhand; ſelbſt ſeine gute Laune verließ ihn nicht.

Seinem Arzte rief er am andern Morgen, indem er ſeine geſchwollenen Beine mit komiſcher aber bedeutungsvoller Miene betrachtete, ſcherzend entgegen: „Alles gut, — aber mein Gepöte! mein Gepöte!“

Unter ſolchen körperlichen und Gemüths-Leiden verließ er, wie bereits geſagt, Berlin und ging über Breslau nach Reinerz, um dort die ihm angerathene Molkenkur und den Brunnen zu gebrauchen. In einer ſo elenden Verfaſſung langte er dort an, daß ſein von ihm mit Recht hochgeſchätzter dortiger Arzt, der Medizinalrath Dr. Wetzel, über ſein Vorhaben, die Kur zu gebrauchen, in Verlegenheit gerieth, denn ſchon damals ſchien ſein naher Tod unvermeidlich. Mit liebevoller Sorgfalt und geſchickter Umſicht behandelte dieſer würdige Arzt unſern Freund, der den edlen Mann nie genugſam anpreiſen konnte.

Der Erfolg der Kur übertraf jedoch alle Erwartung und der faſt aufgegebene Kranke erholte ſich in dem Maaße, daß er mit den dankbarſten Gefühlen Reinerz verließ. Sein Aufenthalt daſelbſt, ſo ſehr die politiſchen Begebenheiten jener Zeit, verbunden mit der Nähe des Kriegsſchauplatzes, ihn auch beunruhigten, gehört zu ſeinen glücklichſten Tagen in den letzten Jahren. Die reine Bergluft, die er dort genoß, das Erklimmen der Anhöhen, das ihm dort wieder möglich geworden war, die bezaubernden Gegenden, das erhebende Gefühl der vorſchreitenden Geneſung, hatten die ſeligſten Empfindungen in ihm erregt. Sein religiöſer Sinn war reger geworden. Gern und andächtig beſuchte er die dortige katholiſche Kirche, wie er denn überhaupt das Feierliche dieſes Gottesdienſtes liebte. Unter den damaligen Gefühlen war dieſe Anziehung ſtärker geworden. Auch der Umgang mit den dortigen Brunnengäſten, deren viele zu den gebildetſten Männern gehörten, ſo wie die Muſik, hatten einen neuen und großen Reiz für ihn gewonnen.

So geſtärkt und wie neugeboren an Leib und Seele, kam er nach Berlin zurück, und betrat ſechsmal kraftvoll die daſige Bühne, und auch dieſen langentbehrten Genuß konnte er nicht genug rühmen. Staunend ſah ihn die Verſammlung mit dem Aufwande ſeiner ganzen und hohen Kunſtfertigkeit, mit der ihm eigenen Genialität den Wilhelm Tell, den Bittermann in Menſchenhaß und Reue, und mehrere andere Rollen unübertrefflich geben.

Bei ſeiner Rückkehr nach Berlin war, nach ſeiner eigenen Äußerung, ſein Zuſtand nicht mehr ſo gut als in Reinerz. Doch ſchrieb er dies der Reiſe zu, und da inzwiſchen die Kriegsanſichten wieder ungünſtiger zu werden ſchienen, ſo war auch ſeine Heiterkeit vermindert, ob er gleich gegen den Zuſtand, worin er ſich bei ſeiner Abreiſe befand, immer noch ungemein gewonnen hatte. Verſchwunden waren die Fieberbewegungen und die Geſchwulſt, beſſer die nächtliche Ruhe, trefflich der Appetit und gut der geſammte Kräftezuſtand.

Feſt nahm er es ſich damals vor, in den vorigen

Fehler einer zu großen Anſtrengung nicht wieder zu verfallen, und hätte er ſich damals unverbrüchlich Wort gehalten, ſo würde er vielleicht ſeine Tage bedeutend verlängert haben. Es war ihm aber leider weder gegeben noch vergönnt, die nöthige Ruhe zu ſeiner Wiederherſtellung zu genießen. Bald nach ſeiner Rückkehr übernahm er die Leitung des ganzen Werks, und trat bereits den 11. Oktober 1813 im gutherzigen Polterer mit ſcheinbar voller Kraft wieder auf. Er hatte es ſich zum Geſetz gemacht, von nun an nie mehr als zweimal in der Woche zu ſpielen; dieſes hat er auch, bis auf wenige Ausnahmen, gehalten, aber mehr behindert durch die zunehmende Kränklichkeit und Abſpannung ſeiner phyſiſchen Kräfte, als gebunden durch das ſich auferlegte Geſetz.

So oft er aber auftrat, war es mit anſcheinender alter Leichtigkeit und Laune, und wenig merkte man ihm ſeine vielen Leiden an. Zum letzten Male und ſchon ſehr viel kränker, gab er am 5. Dezember den Luther in der „Weihe der Kraft,“ und beſchloß eigentlich damit ſeine theatraliſche Laufbahn. Er geſtand ſelbſt, von der Rolle angegriffen zu ſein. Dies war er auch in dem Grade, daß er vor der Hand auf jede weitere Vorſtellung völlig Verzicht leiſten mußte. Dieſes leider zu ſpät beobachtete Geſetz der Schonung hielt jedoch den vorſchreitenden Verlauf des Übels nicht mehr ab. Er gab häufiger als zuvor mit Blut ſtark gefärbten Schleim von ſich, und bekam bald darauf, nach einer unvorſichtigen Erhitzung, ein heftiges Blutſpeien, wobei das Geblüt ganz rein und unvermiſcht in einer Quantität von mehreren Unzen ausgeworfen wurde. Sein täglich ſich verſchlimmernder Zuſtand bewog ihn, an das Beſtellen ſeines Hauſes ernſtlich zu denken. Er brachte das ſchwere Opfer, das Landhaus, welches er ſich im Thiergarten erbauet und das er ſeit vielen Jahren bewohnt hatte, zu verkaufen, und eine Wohnung in der Stadt zu beziehen: auch regulirte er ſeine eigentlich perſönlichen und Geldangelegenheiten mit großer Ruhe.

Dieſe bedenkliche Lage, worin er ſich in Hinſicht ſeiner Geſundheit befand und die er keinesweges verkannte, verhinderte ihn jedoch nicht, noch immer thätig zu ſein. Er ſchrieb bei Gelegenheit der Rückkehr der königlichen Familie ein kleines Stück — Liebe und Wille. — ſo wie noch ſpäterhin den Prolog zur Ankunft der Kaiſerin von Rußland. Am Ende dieſes Prologs öffneten ſich die Wolken im Hintergrunde des Theaters, man ſah eine ſchöne Gegend mit den Büſten Friedrich Wilhelm's und Alexander's, über welche Friedrich der Große und Katharina die Große ihre Hände ſegnend emporhoben. In dieſem Prolog übernahm er es noch, den großen Friedrich darzuſtellen und betrat zum letzten Male in dieſer die höchſte Ehrfurcht gebietenden Geſtalt, die Bühne am 23. Januar 1814.

Seine Kräfte ſchwanden indeſſen immer mehr, die Geſchwulſt der Füße hatte zugenommen, das Athemholen wurde bei der geringſten Bewegung gehemmt, und im Unterleibe ſammelte ſich Feuchtigkeit. Im Gefühle ſeiner zunehmenden Krankheit, vielleicht auch das Unvermögen der Kunſt dagegen einſehend, verlor er dennoch nicht völlig den Glauben an die Möglichkeit ſeiner Geneſung. Hoffnungsvoll richtete er ſeinen Blick nach Reinerz, wo er ſchon einmal Rettung vor der andringenden Lebensgefahr gefunden hatte und wohin die angenehmſten Rückerinnerungen ihn riefen.

In der Überzeugung, daß bei ſeiner damaligen Lage nichts mehr zu verlieren war, da er überdies durch ſeine Abweſenheit den Geſchäften, denen er ſich noch immer zu ſeinem großen Nachtheil unterziehen wollte und welche durch die bevorſtehende Rückkehr des Königs und der Truppen zuzunehmen drohten, entzogen wurde, und da er endlich ſeine letzte Hoffnung darauf bauete — ſo willigte ſein Arzt in die Ausführung ſeines Vorhabens ein.

Nach einer höchſt mühſamen Reiſe, auf welche ſeine, die ganze Krankheit hindurch mit treueſter Hingebung und unermüdeter Sorgfalt ſich aufopfernde Gattin ihn begleitete, kam er in Reinerz an, aber in einem ſolchen Zuſtande der Erſchöpfung, daß er von der Kur keinen Gebrauch machen konnte. Nach vierzehn Tagen trat er die Rückreiſe über Breslau an, wo er faſt eben ſo lange verweilte und wo die theilnehmende Sorgfalt und die bewährte Hülfe des von ihm und von Allen hochverehrten Geheimen Raths Behrends ſein Leben noch friſtete und ſein Herz mit der höchſten Achtung und Dankbarkeit für den edlen Mann erfüllte.

Ermattet, athemſchwach, geſchwollen an Händen und Füßen, des Nachts mit Erſtickungsgefahr kämpfend, kam er nach Berlin zurück. Zwar verließ ihn die Liebe zum Leben nicht ganz, aber geſchwächt war ſie in einem hohen Grade, obgleich ſein Geiſt ſich noch über die körperlichen Leiden erhob und, in heiteren Momenten, warmes Gefühl für alles zeigend, was edel, gut und pflichtgerecht war, die ihn beſuchenden Freunde mit falſcher Hoffnung täuſchte.

Innigſt gerührt und dankbar für alle Beweiſe von Theilnahme, die er von allen Seiten erhielt, war er höchſt beglückt durch die Merkmale von hoher Gnade, die ſein angebeteter Monarch ihm in den letzten Tagen ſeines Lebens gab. Sein Gemüth wurde ſichtbar erheitert und ſeine Leiden ſchienen ſich dadurch zu vermindern. Ein ſehr ſchönes Bild des Verewigten, von Graff gemalt, erkaufte der König für die Berliner Bilder-Galerie. Dies veranlaßte ihn, wenige Tage vor ſeinem Ende am 15. September, folgende Dankſagung an den geliebten Monarchen zu richten, die des Aufbewahrens werth iſt, weil ſie die kräftigen Gefühle ſeines Gemüths, ſelbſt in den letzten Momenten ſeines hinwelkenden Daſeins, ausdrückt.

„Ew. Majeſtät hohe Gnade für mich, iſt mir durch den königlichen Staatskanzler angezeigt worden.“

„Was kann ich, Unverdienter, ſagen, als was ich in jeder Beziehung mit unnennbarem Gefühle ſage: —

Gott erhalte den König! — Meine Abbildung in Ew. Majeſtät Beſitz weiſet den Ehrenplatz mir an nach dieſem Leben.“

„Ew. Majeſtät huldreicher Antheil belebt meine Kräfte dahin, daß wenn ich auch nie das Ganze aus Sorge und Auge gelaſſen, ich doch nunmehr nach und nach das ganze innere Geſchäft wieder übernehmen kann.“

„Gott gebe mir Kräfte, um ſie dem Dienſte meines geliebten Herrn ferner widmen und an ſeiner Heldenbahn mich erheben zu können.“ —

So erhielt ſich immer noch bei ihm die Hoffnung zum Leben. Noch deutlicher ſpricht ſich dieſe aus in einem Briefe, den er ſeiner von ihm innigſt geliebten Schweſter, der Frau Ober-Commiſſär Eiſendecher in Hannover, zwei Tage vor ſeinem Tode ſchrieb.

„Sei verſichert,“ endiget er ſein Schreiben, „daß die Rückerinnerungen zu meinem ſüßeſten Lebensgenuß gehören, und daß ſie es ſind, die mich über manche ſchlafloſe Nacht, ſogar angenehm, weggebracht haben. Die Liebe für dich iſt der Geiſt in meinem Leben, und mein Leben wärmt und nährt ſich an dieſer Flamme. Welch einen Genuß werd' ich haben, wenn ich, wie ich es doch im kommenden Jahre mit Zuverſicht hoffe, da ich es in dieſem ſchon ſo gewiß wollte, auf 14 ruhige Tage zu dir gehen kann! —

„Der Himmel erhalte dich! und füge alle Dinge, wie ſie deinem Herzen lieb und werth ſind“ ꝛc.

So iſt bis an ſein Ende ſein Geiſt regſam, ſein Herz gefühlvoll geblieben. — Er hat viel, ſehr viel gelitten, — aber er iſt den ſanfteſten Tod geſtorben.

Als ihn ſein trefflicher Arzt den 21. September Vormittags beſuchte, war er in ſeinem gewöhnlichen Zuſtand, zufrieden mit Allem, nicht klagend, ungeachtet er, wie immer, die Nacht größtentheils ſchlaflos zugebracht hatte. Das heitere Wetter an dieſem Tage erweckte in ihm die Luſt, eine kleine Spazierfahrt zu unternehmen. Er ließ ſich nach dem Wagen tragen und fuhr eine halbe Meile weit bis nach Charlottenburg, wo er ein kleines Frühſtück genoß. Wieder nach Hauſe zurück, war er wohl, aß mit Appetit, dictirte noch Briefe, huſtete jedoch faſt noch mehr als gewöhnlich. In der Nacht konnte er nirgends Ruhe finden und ließ ſich von einem Stuhle zum andern bringen, bis er gegen 5 Uhr Morgens in eine Ecke des Sopha's ſich ſetzen ließ. Kaum war er da gelagert, ſo verſicherte er, wie er es fühlte, daß er dort gewiß Schlaf finden würde. Er verlangte, daß ſein treuer Pfleger, der brav und redlich bei ihm bis an das Ende ſeiner ſchweren Leiden ausgeharrt hat, Herr Sekretär Maurer, ſich an die andere Ecke deſſelben Sopha's ſetzen und daß der Bediente in das Nebenzimmer gehen ſollte.

Ermüdet, wie Alle waren, ſchlief nicht nur Iffland, ſondern es ſchliefen die beiden Genannten ein. Nach etwa einer Stunde erwacht Herr Maurer und freut ſich über den ruhigen Schlaf des Kranken. Doch tritt er bald näher an ihn, findet ihn in der ruhigſten Stellung, den Kopf auf den Arm geſtützt, ſo wie er eingeſchlafen war, — leblos. — Keine Verzerrung ſeiner Züge, kein Schweiß auf ſeiner Stirne, kein Zeichen von Todeskampf entſtellte den Erlöſten. Ruhig lag ſeine Hülle, um den langen Schlaf zu ſchlafen.

Am Nachmittage deſſelben Tages wurde in des General-Chirurgus Görcke und geheimen Rathes Formey Gegenwart die Leiche obducirt.

Äußerlich fand man die Hände, die Schenkel, das Scrotum, die Füße ſtark angeſchwollen, die übrigen Theile abgemagert, die Haut glatt und eben.

Bei Eröffnung der Bruſthöhle ſtürzten ſechs bis ſieben Maaß helles Waſſer entgegen; die beiden Lungenflügel waren größtentheils davon bedeckt geweſen. Der rechte war in eine verhärtete, knorpelartige Subſtanz verwandelt und zeigte beim tiefen Einſchneiden vielfache mit Eiter angefüllte Stellen. Der linke war völlig geſund, das Herz groß, das Rippenfell an mehreren Stellen angewachſen. Der Unterleib enthielt an 20 Maaß gelblicher Lymphe. Die Leber, ſo wie alle Eingeweide des Unterleibes waren in ihrem naturgemäßen Zuſtande. In der Gallenblaſe fand ſich ein unbedeutender Gallenſtein.

Ruhe mit der Aſche des Edlen! (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

60) Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften von K. A. Varnhagen von Enſe. 2 Bände. Mannheim, Hoff. 1837.

Die Spende, die uns der Verfaſſer in dieſen zwei Bänden darbietet, iſt ſo mannichfaltig, als anregend und meiſt erfreulich. Einen großen Theil nimmt eine biographiſche Bildergalerie ein, in der uns, theils in des Verfs. Beſchreibung und Erzählung, theils in eignen Briefen und Fragmenten der Beſchriebenen, eine Reihe von Porträts vorgeführt wird, die mitunter faſt karrikaturenmäßige Seltſamkeit und Ergötzlichkeit mit der tiefſten pſychologiſchen Bedeutſamkeit und dem ehernen Ernſte des Lebens vereinen. Manche der Dargeſtellten ſtanden in directer Einwirkung auf die Geſchichte der vergangenen Tage, andere nur in ſtillen, doch nicht weniger mächtigen und für uns belehrenden Beziehungen zu derſelben. — Die Denkwürdigkeiten des Verfs. ſelbſt, im zweiten Bande, ſchließen ſich hieran als eine Erweiterung. Sie ſind reichhaltig und anziehend. Unter vielem Andern wird uns hier namentlich ein Bild des frühern literariſchen Thun und Treibens ſo lebendig vorgeführt, wie wohl nirgends ſonſt. — Außerdem gibt uns der Verf. Kritiken und äſthetiſche Bemerkungen, mit feinem Takt, eindringendem Verſtändniß und ruhiger Klarheit dargeſtellt. Den Schluß machen Gedichte, welche wenigſtens beweiſen, daß ein bewußter und hochgebildeter Geiſt nie Abgeſchmacktheiten hinſtellen kann, ſollte er ſich auch in einem Gebiete verſuchen, zu dem ihm der angeborne Beruf fehlt. — Mit dieſer dankenden Anerkennung könnten wir es bewenden laſſen, wenn wir uns nicht leider in dem Falle befänden, Oppoſition ergreifen zu müſſen, — nicht gegen den Verf. ſelbſt, ſondern nur gegen die zu hohe Meinung, die Andere, durch ſeine wohlwollende Perſönlichkeit beſtochen, von ſeiner Stellung als Schriftſteller gefaßt und verbreitet haben. Seine glänzenden Eigenſchaften ſind, namentlich von Laube und Mundt, ſo trefflich charakteriſirt worden, daß es überflüſſig wäre, dies zu wiederholen. Auch würde es uns ſchlecht gelingen, da uns jene feine, abgewogene und anmuthige Eleganz, die in der Schreibart des Verfs. ſelbſt vorwaltet, und ohne die man ſolche nicht genügend ſchildern kann, gänzlich abgeht. Aber man hat uns dieſe Schreibart als in der Geſchichte der deutſchen Sprache Epoche machend bezeichnet, und iſt hierin wohl zu weit gegangen. Abgeſehen davon, daß ſie ſich hierin nicht genug allgemeinen, umfaſſenden und durchgreifenden Inhalts bemächtigt, ermangelt ſie, troz anderer Trefflichkeiten, der bezwingenden Kraft. Behaglichkeit ſtreift mitunter an Selbſtgefälligkeit, Schonung an Weichenlaſſung, feines Maßhalten an Zaghaftigkeit, leiſes Andeuten an Verflüchtigung, ruhige Haltung zwiſchen klug geſezten Gränzen an Eintönigkeit. Auch der Kritik des Verfs. fehlt die eiſerne Fauſt, die das Schlechte zermalmt und das Rechte mit Kraft auf den Thron hebt. Seine Urtheile können mehr ein ſtiller Troſt für den Schriftſteller, der ſein Werk verſtanden fühlt, als literariſch wirkſam ſein. Ein Saz wie der: „Golderz, aber voll Schlacken; ſolches Metall, wie edel und ächt, hat keinen Cours im Leben, aber man kann Reichthümer auf dieſe Art beſizen," auf Arnim angewendet, verliert ſeine Bedeutſamkeit, weil man genau dieſelben Worte von ſo manchem andern Schriftſteller ſagen könnte. Der Ausſpruch über Tieck: „Er iſt ein Dichter; und der einzige, der bei uns neben Göthe ſtehen darf!" wird den Meiſten des Publikums, ſelbſt des gebildeten, wegen der gar zu allgemeinen Andeutung, als ganz unbedeutend erſcheinen. Ein Mann von Fach würde ihn etwa ſo umſchreiben: „Tieck iſt, ſeit Göthe, der einzige deutſche Dichter, der eine eigenthümliche, reiche und reife Weltanſchauung uns in einem großen Kreiſe fertiger Gebilde entfaltet hat, während wir von Andern nur andeutende, wenn auch ſchöne Accorde zu hören bekommen."

Doch genug der Krittelei! Wir wollten nur andeuten, daß, um in unſerer Sprache eine Epoche zu bezeichnen, nicht Brüſſeler Spizen, ſondern Donnerkeile erforderlich ſind. Laſſen wir den Verf. in ſeiner Sphäre ſtill und unverkümmert fortwirken, Gutes ſtiften und Schönes verbreiten. Dank und ruhmvolle Anerkennung können ihm, auch für dieſe beiden Bände, nicht entgehen.

Friedrich von Sallet.

69) Civiliſationsnovellen. Von Ernſt Willkomm. 1ſter Band. (Enthält 1) Dioramenbilder. 2) Herz und Zeit). Leipzig, Julius Wunder. 1837.

Ernſt Willkomm's Muſe iſt keine deutſche Hausfrau, welche ihre Gäſte mit Thee und Butterbrod regalirt, nicht eine Tochter der Luft, die, auf ſchneeweißem Zelter reitend, mit ſüßen Weiſen in Waldesheimlichkeit lockt, nicht eine Todtenbeſchwörerin Manto, welche Heldengräber ſprengt; — ſie iſt eine Amazone, die, ganz in Eiſen gehüllt, mit der Schärfe des Eiſens den Vorhang von oben bis unten durchſtäbt, welcher die Gegenwart von der Zukunft ſcheidet, — entſchieden in Liebe und Haß, furchtbar in ihrer Liebe und liebend in ihrem Haß; die ſchwarze wallende Flagge der Neuzeit: die Rauchſäule iſt ihr Banner. — Alles an dieſen Novellen iſt neu, ſelbſt die kühne, energiſche Sprache, deren Ausdrücke, wie ein enganſchließendes Kleid die Fülle der Glieder, den ſtrozenden Reichthum ſchwellender Gedanken zeigen, indem ſie denſelben umhüllen. Zwiſchen dieſen Andeutungen, die Prophezeihungen ſind, ſchallt, bald leiſe, bald furchtbar laut, ein Schmerzensſchrei der Gegenwart, wodurch die Combinationen, die oft allzuſtark in's Auge ſpringen, recht eigentlich erſt die Wahrheit poetiſchen Lebens erhalten. Hauptſächlich gilt dies von der erſten Novelle: Dioramabilder, in welcher — bis auf die etwas gewaltſam herbeigeführte Kataſtrophe — die Wahrheit der Subjectivität mit jener der Objectivität, und der culturhiſtoriſche Zweck mit der freien Plaſtik auf's Glücklichſte zuſammentreffen. In „Herz und Zeit" herrſcht die Abſtraktion allzuſehr vor, und beeinträchtigt der Gedanke den Selbſtzweck des Kunſtwerks; die Ironie, welche in den Dioramabildern die Erfindung als warmer Lebensathem durchſtrömt, iſt in „Herz und Zeit" Winterfroſt, und wirkt, ſtatt tragiſch zu erſchüttern, faſt grauſam bis in Mark und Bein hinein; die Schuld liegt, wie ich glaube, darin, daß Willkomm ſich ein zu beengtes Terrain wählte, um ſeine Idee in einer Compoſition auszuführen; was er im Roman in Details motiviren mußte, konnte er in der Novelle nur mit ein paar flüchtigen Strichen andeuten, und ſo wird, fürchte ich, die Ausführung ſeiner tragiſch großartigen Idee Manchen verlezen, der gewiß mit äſthetiſch-ethiſcher Befriedigung die Verkörperung derſelben in einem Romane beobachtet hätte; das ausgezeichnete Talent, welches ſelbſt in der Skizze wie in der erſten Novelle hell durchleuchtet, bürgt dafür. Ich zweifle nicht, daß Willkomm manchen Widerſpruch erfahren wird von Kleingläubigen, Krebsgängern, Ofenſizern und „Gemüthlichen;" eben ſo wenig zweifle ich, daß er ſich darüber tröſten, daß dieſe friſche, geſunde, ſtämmige Natur ſich nicht irre machen laſſen werde durch Moraliſtereien, welche man ſeiner überraſchenden cultur-hiſtoriſchen Weltanſicht entgegenſezen wird, noch daß er auf ſeinem neugebahnten Wege ſich zu weit ab von der Selbſtzwecklichkeit des Kunſtwerks verirren werde. Ich fürchte es nicht; denn er hat uns bereits in dieſen zwei Novellen über den Reichthum ſeines produktiven Fonds hinlänglich überzeugt. Glückauf!

Feuilleton.

.*. Aus Gießen. — Sieben Profeſſoren unſrer Univerſität wohnen in dieſem Herbſte verſchiedenen Gelehrtenverſammlungen bei, und zwar gehen die Profeſſoren Wilbrand, Nebel und Ritgen zu der Verſammlung der deutſchen Naturforſcher in Prag, — der Geh.-Rath v. Löhr und der Oberſtudienrath Hillebrand als Deputirte unſerer Univerſität nach Göttingen zur Sekularfeier; Profeſſor Liebig wohnt der Liverpooler Gelehrtenverſammlung bei, und Profeſſor Adrian iſt vom „Congrès scientifique de France" zu der in Mez ſtattfindenden Verſammlung eingeladen worden.

.*. Fortſchritte der Civiliſation auf den Sandwichsinſeln. — Das reichhaltige Ausland berichtet über die Zeitung der Sandwichsinſeln: „Dieſes Blatt wird ſehr gut redigirt und iſt von hohem Intereſſe. Man findet in ihm — auch Auszüge aus Journalen von Siam, Canton, Calcutta, Singapore, Californien, — aus europäiſchen und amerikaniſchen Blättern . . ." Hätte ſich Cook ſolches vor ſechzig Jahren wohl träumen laſſen? Dem Berichte des Auslandes zufolge beſchäftigt die Erziehung die Aufmerkſamkeit aller Klaſſen in Honolulu; die Zeitung iſt mit Artikeln über dieſen Gegenſtand gefüllt, und eine Schule wird jezt dort erbaut, in welcher arme Kinder Wohnung und Unterricht erhalten ſollen. Die Kaufleute haben Geſchenke hierzu gemacht, die Handwerker wollen ohne Lohn arbeiten. Die Stadt hat auch einen Hülfsverein für arme kranke Matroſen . . ." Zum Verkauf werden übrigens u. a. auch angeboten Pariſer Damenſchuhe, kölniſches Waſſer, u. dgl. m.

.*. Gekrönte Dichter zu Brügge. — Auch Brügge hat jezt ſeine gekrönten Dichter. Am 6. d. M. wurden dort im Saale der Geſellſchaft für Beredſamkeit Preiſe ausgetheilt, welche ausgeſezt waren für das beſte Gedicht über: „den Lof der Volksbeschaving" (Lob der Civiliſation) und für die beſte Cantate, deren Gegenſtand „de Lieflykheyd der maand Mey" (die Lieblichkeit des Maimonats).

.*. Barrington über Vogelgeſang. — Das New Monthly Magazine enthielt kürzlich einen intereſſanten Aufſaz über den Geſang der Vögel. Aus Barrington's Beobachtungen wird darin u. a. die wichtige Bemerkung mitgetheilt, daß einem Vogel ſelbſt die Stimme ſeiner Gattung abgehen kann, wenn man ihn aus dem Neſte genommen, bevor er älter als zwei Tage geworden. Die Neſtlinge können nämlich zwar vor dem 7ten Tage nicht ſehen, aber gleich im erſten Augenblick ihres Lebens ſchon hören, denn die Stimme der Eltern verkündet ihnen die Ankunft des Futters. Werden ſie nun, bevor ſie den Geſang von ihren Eltern lernen konnten, in die Nähe anderer Vögel gebracht, ſo nehmen ſie die Geſangweiſe derſelben an, wovon Barrington zahlreiche Beiſpiele anführt. So entſteht bei den Vögeln, wie bei den Menſchen die Frage, wer denn die Erſtgeſchaffenen ihre Sprache gelehrt?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 208. 1837.

Phönix.

Montag, 4. September.

Auguſt Wilhelm Iffland.

(Fortſetzung).

„Alles was ein Meiſterwerk dem Schauſpieler verſchaffen kann, dauert gewöhnlich nicht ſo lange, als die Erſchöpfung, welche dadurch bei ihm veranlaßt wird. Welche Werke ſchuf Eckhof oft mit Verſchwendung aller Seelenkräfte! Keine Leinewand hat ſie uns aufbehalten. Kaum erinnert man ſich noch der unſchätzbaren Augenblicke, wo er in dem Zeitraum zweier Stunden eine Kraft die andere verdrängen, ein Feuer das andere verzehren hieß, und ſelbſt in den Ruhepunkten der Natur es uns verbarg, daß die Maſchine die Gewalt der Seele nicht ausdauern konnte. Er iſt nun nicht mehr — und alles, was denen, die ſeine Werke zurückrufen möchten, langſam traurig über die Diſteln auf ſeinem Grabe entgegenhallt, iſt: — Er war da!“

So klagt Iffland über den dahingeſchiedenen Meiſter und Lehrer! So klagen wir jetzt über den großen Nachfolger! Nicht durch dieſe Worte aber, ſondern durch ſeine Werke hat er ſeinem Vorbilde auf dem mit Diſteln bewachſenen Grabe das ſchönſte Denkmal errichtet, weil er in ſeine Fußtapfen tretend ihm würdig nachfolgte, und getreulich erfüllt, was Gotter und Wagenſeil in den oben mitgetheilten Gedicht-Reliquien von ihm hofften.

Auf Iffland folgte Devrient, — dieſem Seydelmann, und ſo könnte man denn doch vielleicht ſagen: daß des Mimen Kunſt nicht ganz ſpurlos vorüberginge, indem aus der Aſche der Geſchiedenen ein neuer fortlebender Phönix erwächſt! —

Vier noch ungedruckte Briefe Iffland's.

I.

Mannheim, den 6. Februar 1796.

An Demoiſelle Witthoeft in Mannheim.

Hier überſchicke ich Ihnen das Vermächtniß. Die Tochter darin war und iſt Demoiſelle Nicola beſtimmt: nur hat die grabeskalte Aufnahme der zweiten Vorſtellung der Advokaten mich mit dem hieſigen Publikum ſcheu gemacht, und daher eile ich nicht zu meinen Stücken. — Schlagen Sie mir Rollen von den Ihren vor, ich will gleich dazuthun. Die Kleine hat entſchiedenes Talent, und man muß es in Wirkſamkeit ſetzen.

Laſſen Sie, die Sie das verſtehen, mich ein Wort von meiner Regieführung ſagen, in ſo fern ſie mein iſt, in ſo ferne ich nicht bloß Verwalter fremder, gutgedachter, gutgemeinter, übereilter und in das Ganze oft nicht paſſender Meinungen bin. Denn nur dem, der das Ganze mit ſeinen innern Mängeln und Vorzügen genau kennt, iſt eine planmäßige Führung möglich.

Da wird zu wenig Geld gegeben, und Höflichkeit und Nachſicht muß das erſetzen; dort iſt von Alters her zu viel Vorrecht eingeräumt und man kann den Schaden nicht ausheben, ohne daß mit dem Riß das Ganze ſich verzerrt. Hier iſt der eiſerne Fleiß ſo nöthig wie das Genie, und fordert alſo eben die Egards. Anderwärts fordern Blicke in die Zukunft, Vorbauungen, Plane, wenigſtens Erſatzmöglichkeiten, einen Anſchein, um Unentbehrlichkeit zu verhüten. Da habe ich gänzliches Nichtachten der Intendanz auf die Arbeiter zu verbergen, hier wieder deren Garnichtachtung der Intendanz, die mit — Zuckertütchen oft das Ganze halten könnte, und nicht hält. Nehmen Sie dazu den Geiſt unſerer Zeiten, der alle dieſe Nüancen ſcharf ſchattirt: ſo haben ſie mich an der Stelle eines ohnmächtigen Miniſters an einem kleinen, ohnmächtigen, uneinigen Hofe.

Nun nehmen Sie, daß in den nach meinem Vermögen beſtgeleiteten Planen, wenn ſie oft mühſam zuſammengetragen ſind und an loſen Faden das Ganze halten — oft zur Unzeit, raſch und vorſchnell von oben her Eingriffe geſchehen, die Alles wieder loßreißen, trennen, fallen laſſen, verſchieben und an Laune und Muth und gegenſeitigem Zutrauen auf ein Jahr vielleicht wieder verwirren — ſo ſagen Sie ſich dann, wie wenig ich aus irgend einer Begebenheit des Theaters, die ich veranlaßt habe — oder zu veranlaſſen ſcheine, mit Rückſicht deſſen, was eigentlich mein Wille, mein Plan iſt, zu beurtheilen bin?

Meine Rückſichten ſind drei.

1) Möglichſte Hebung jedes Talents bei Anfängern durch Ausbrechung aus der gewöhnlichen Bahn.

2) Jedes Aufgebot, um denen Platz zu verſchaffen, die nicht glücklich ſind, Talent verrathen, das hier ſo oft, ſei es durch Partheiſucht oder Ungeduld, unterdrückt ward, und an keinem Orte weniger unterdrückt zu werden bedarf, als hier.

3) Ausbreitung des Zirkels großer Talente, die beſtändig auf ſelbem Wege, ſich abſchleifen. Nur muß dieſes, nach meiner Meinung, nach und nach, nicht beſtimmt und ohne dem Gedeihen der beiden obern Punkte zu widerſtreben, geſchehen; welches auch in ſo fern geſchehen kann, als die jetzige Art der Schauſpiele mehr auf mehrere Rollen gearbeitet ſind.

So nun laſſen Sie mich dieſen dritten Punkt auf Sie anwenden. Wir beide ſind nicht gemacht, uns mit Rechenpfennigen und Spielmarken auszuzahlen. Warum ſollen wir umeinander fremd herumgehen, wo wir zu einem Zwecke wirken können? —

Von Ihrer Seite hindert Mißtrauen in mich, das ich — ich weiß nicht wie — erregt habe, das Ihnen gegeben ſein kann, das ich nicht verdiene. Mit einem Worte, manchmal ſind Sie offen, Sie ziehen ſich aber ſchnell zurück, und es iſt ſichtbar, daß Sie glauben, mit mir auf Ihrer Huth ſein zu müſſen. Manchmal thut mir das leid, manchmal ärgert es mich. Ich denke, warum will mich eine Perſon nicht verſtehen, die vermuthen muß, daß ich ſie verſtehen kann, und die mich ſicher begreift? Der Zuſtand, wo zwei gleiche Kräfte aus einer Konvenienz ſich wie Nullen begegnen, iſt tödlich langweilig, und dies Gefühl, wenn es bei guten Menſchen auch nicht in üblen Muth ausartet, artet doch in keine Annehmlichkeit beider Theile aus.

Ändern Sie das ab. Seien Sie offen in Betreff aller Dinge, die Ihnen nur einige Annehmlichkeit geben können. Sagen Sie mir gerade heraus: das wünſchte ich, das nicht. Offen heraus ſage ich Ihnen dann meine Meinung, meine Wünſche, meine Gründe. Heute gebe ich einen Weg auf, den ich gehen wollte, weil Sie ihn anders gegangen wünſchen, morgen entſagen Sie einem Wunſche, wenn der meinige entgegenſteht, und ich Sie überzeuge.

Eine Lebhaftigkeit, womit jeder ſeine Meinung vorträgt, iſt kein Zank. Die Länge, womit jedes von uns auf einmal anerkannter Meinung beharrt, iſt nicht Eigenſinn. Wir gehen vielleicht einmal unausgemachter Sache von einander, aber dann vermeiden wir uns nicht. Nur ſage Niemand, daß er überzeugt ſei, wenn er es nicht iſt.

So kann es ſein. Ob es ſo ſein wird, ſteht bei Ihnen. Ich biete mich an. Ich weiß, daß Sie mich offen finden werden, denn ich bin es. Ich weiß, daß dieſer Brief Ihnen nicht mißfallen kann, denn er iſt gut gemeint. Ob aber der gute Eindruck bleiben wird? Das weiß ich nicht; — dann habe ich das Gute für uns beide und eben darum für das Ganze gewollt.

Ihr
Freund und Verehrer,
Iffland.

(Fortſetzung folgt).

Aus Paris.

(Schluß).

Ein Roman, der eben ſo wenig bekannt iſt, als das Drama des Herrn Delaville, hat dieſelbe Belohnung erhalten; das iſt nämlich das Buch des Herrn Ernſt Fruinet, Allan oder der junge Deportirte in Botany-Bay. Bei Gelegenheit dieſes Werks hebt Herr Villemain mit Recht den großen Einfluß des Romans auf die moderne Bildung hervor. Dieſer in Geſellſchaft von Leuten, welche ihre Unſterblichkeit den Alexandrinern verdanken, etwas gewagte Enthuſiasmus verdüſtert mehrere homeriſche Stirnen; aber der Redner erringt in hohem Grade den Beifall eines ſeiner Collegen. Er wendet ſein kleines grünes Auge nach dem Verfaſſer Alonzo's und der Verfaſſer Alonzo's klatſcht dreimaligen Beifall. — Herrn Azais iſt für ſeine unſchuldige Compenſations-Theorie und ſeine Phyſiologie des Guten und Schlechten ein Preis von 5000 Francen zuerkannt worden. — Herr Boulay-Paty hat den Preis für die Dichter errungen. Der aufgegebene Gegenſtand war der Triumphbogen der Barrière de l'Etoile. Mehr als 400 Preisbewerber haben ihre Werke der Akademie überſandt. Herr Villemain bezeichnet unter andern eine elegante Dichtung von Mademoiſelle Moreau; aber, bemerkt er, „man erkennt Herminien, welche in ihrer ſchweren Rüſtung wankt und ſchwankt.“ Dieſer der guten alten akademiſchen Zeit würdige Vergleich ſcheint den Herren Jouy und Düpaty ſehr zu ſchmeicheln. Der Redner ſchließt endlich ſeinen Bericht, indem er im Namen der Akademie das

Bedauern ausſpricht, nicht Alle nach Gebühr belohnen und aufmuntern zu können. — Herr Boulay-Paty lieſet darauf ſein gekröntes Dichterwerk vor und erhält allgemeinen Beifall; Victor Hugo, Düpaty und alle Zuſchauer haben geklatſcht. In dem Gedicht kam übrigens manches Drollige vor; die franzöſiſche Nationaleitelkeit ward in folgenden zwei burlesken Verſen beſungen: der Poet wendet ſich an den Triumphbogen und redet ihn an:

„Si quelqu'un devant toi porte la tête basse,
On est bien sûr que c'est un étranger qui passe."

Zum Beſchluß der Sitzung las Herr Lebrun als Direktor der Akademie eine Rede über den Werth und Nutzen der Tugendpreiſe; — ein ziemlich abgenutztes Thema, welches der Redner jedoch mit Glück behandelte.

Man hat in der letzten Zeit viele Schnurren von den hieſigen Literaten wieder aufgewärmt und ihnen allerlei närriſche Pläne aufgebürdet. So hieß es z. B., daß mehrere von den literäriſchen Celebritäten des Tags ſich als Candidaten zu den nächſten Wahlen für die Deputirtenkammer melden würden, weil ihnen die Pforten der Akademie hartnäckig verſchloſſen blieben. Zu dieſen Candidaten zählt man die Herren V. Hugo, A. Dümas, A. Karr, J. Janin und Balzac. Den Namen des Letzteren ſcheint ein gottloſer Spottvogel mit auf die Liſte der Wahlkandidaten gebracht zu haben; denn es iſt Jedermänniglich bekannt, daß Herr von Balzac nicht im Stande iſt, den Wahlcenſus zu zahlen. Der Luxus und Aufwand, den der berühmte Romanſchreiber in der Auswahl ſeiner Spazierſtöcke getrieben, hat ſeit einiger Zeit ſeine Finanzen ſehr in Unordnung gebracht, wie es die Geſchichte, welche neulich die Gazette des Tribünaux von Herrn von Balzac erzählt hat, zur Genüge beweiſet; das Genie iſt immer ein ſchlechter Rechenmeiſter und verſteht nichts von Regeldetri. Schon im Jahr 1834 hatte ſich Herr von Balzac in die Nothwendigkeit verſetzt geſehen, ſeine Marquisſchaft*) von Entragues zu veräußern; ſeitdem hat er auch noch ſein Schloß von Vielleregle an ſeinen Verleger verkauft, und es iſt ihm nur eine Baronie von Saint-Aubin übrig geblieben, welche höchſt unbedeutend iſt und keine 250 Fr. Abgaben an den Fiskus zahlt. Herr Balzac iſt übrigens ſo wenig darauf bedacht, Deputirter zu werden, daß er ſich engagirt hat, den Grafen Demidoff auf einer Reiſe durch Klein-Aſien zu begleiten, welche zwei Jahre dauern ſoll.

Man erzählt ſich hier ferner folgende Anekdote von einem deutſchen Literaten. Einer von unſern Landsleuten, ein junger Schriftſteller, beſuchte hier einen berühmten Bankier, an den er empfohlen war. Beim Weggehen bat ihn dieſer, doch Etwas in ſein Album zu ſchreiben, welches hier ſeit einiger Zeit ſehr Sitte wird, wie bei uns früher die Manie mit Stammbüchern. Der Aufgeforderte nahm hierauf die Feder und ſchrieb folgende Zeilen:

„Salomon von Rothſchild, leihen Sie mir 100,000 Fr. und vergeſſen Sie auf ewig Ihren Freund N. N."

Herr von Rothſchild begnügte ſich über das Anſuchen zu lächeln und den Spaß ganz hübſch zu finden. Wäre er ein vornehmer Herr geweſen, ſo hätte er gewiß dieſe ſchöne Gelegenheit, 100,000 Fr. auszugeben, nicht unbenutzt vorübergehen laſſen.

Es wird in dieſem Sommer unendlich viel gebaut; wenn die Ausgeflogenen wiederkommen, finden ſie ein ganz neues Paris mit Trottoirs von Aſphalt und Gasbeleuchtung. In der Cité, im Quartier du Temple werden neue Straßen durchgebrochen; die Winkelgaſſen werden erweitert und gerade gemacht, zum großen Mißbehagen des Bibliophile Jacob; längs der Quais pflanzt man Bäume und da wo früher der erzbiſchöfliche Palaſt ſtand, iſt jetzt eine hübſche Promenade angelegt. Was mir ſeit einiger Zeit bei meinen Wanderungen durch die Stadt auffällt, ſind die ungeheuren Affichen von jeder Form, Farbe und Länge. Seit dieſem Sommer iſt wirklich ein übermäßiges Umſichgreifen dieſer Veröffentlichungsweiſe bemerkbar geworden; da man die Anſchläge von den öffentlichen Monumenten verbannt hat, ſind ſie raſch über die Häuſer der Privatleute hergefallen. Vor zwei, drei Monaten wurden die Affiches-Monſtrons nur von dem Herrn Schleſinger, Muſikalienhändler, den Gebrüdern Didot, Buchhändler und den Journalredaktionen angewandt; heutiges Tags aber läßt Jedermann ſolche coloſſale Maueranſchläge drucken; die Dampfſchiffe zwiſchen Paris und Saint-Cloud, die engliſche Brauerei in den elyſäiſchen Feldern, die Jagdflinten von Robert und Lefoucheur, das Racahout des Arabes, welches, wenn ich nicht irre, Zahnſchmerzen heilt, und das Paraguay-Roux, welches die Odalisken im Harem des Sultans gewöhnlich zu frühſtücken pflegen; — alles das und noch tauſend andere Dinge werden in gigantiſchen Affichen angezeigt. Viele Pariſer Häuſer ſind gegenwärtig ſo bunt, wie eine Harlekinsjacke; das iſt ein Gemiſch von grünen, gelben, rothen, gemsfarbenen und weißen Anſchlägen; die Afficheurs fallen ſich einander in die Haare, um ein Stück von einer Mauer oder eine Straßenecke zu erobern. Das Niedlichſte bei der ganzen Sache iſt der Umſtand, daß alle dieſe Anſchläge ſich gegenſeitig zehnmal des Tages überkleiſtern. — Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne beſcheinen friedlich den Monde und die Pair: um 8 Uhr begräbt beide die lange grüne Affiche des Siècle; eine Stunde ſpäter verſchwindet das Siècle unter dem Dampfſchiff von Rouen und dieſes bedeckt ſofort wiederum ein Gewehrhändler und ſo geht es fort bis 8 Uhr Abend, wo über der erſten Affiche etwa 15 andere geklebt ſind; — am folgenden Morgen ſieht man von allen 15 keine Spur mehr; denn um Mitternacht, wo in Deutſchland die Geiſter umgehen, ſtehen hier die Chiffonniers auf und halten ihren nächtlichen Umzug, wobei die Annoncen verſchwinden. Jede von den zahlreichen Affichen hat etwa 20 bis 25 Sous gekoſtet, der Chiffonnier erhält dafür etwa 2 Centimes, wenn es gut geht. Alle Welt will leben!

---

*) Balzac hatte bekanntlich ſchon eine Menge Romane geſchrieben, bevor er zu ſeinem hohen Rufe gelangte. Die Herzogin von Abrantes erweckte zuerſt das ſchlummernde Gefühl des jungen Balzac, welcher anfangs als pſeudonymer Marquis von Entragues, dann als Graf von Vielleregle, als Baron von Saint-Aubin u. ſ. w. ſeine Geiſteserzeugniſſe dem Leſepublikum mittheilte.

Vom Theater nächſtens. Zum Schluß noch eine Neuigkeit, die franzöſiſche Journaliſtik betreffend: Das Charivari wird wahrſcheinlich ſeine republikaniſche Farbe wechſeln. Der jetzige Eigenthümer des Blattes, Herr Dulacq, will es an eine Aktiengeſellſchaft verkaufen, und da die Republikaner gerade kein Geld wegzuwerfen haben, wird wahrſcheinlich das Miniſterium oder die dynaſtiſche Oppoſition ſich in den Beſitz des Charivari ſetzen. Eine andere Frage iſt, ob die gegenwärtigen Redakteure, die Herren Alteroche, Albert Flerr und Desnovers, nicht ein neues Charivari ſtiften oder wenigſtens ein in demſelben Sinne, wie das Charivari, geſchriebenes Journal herausgeben werden. C. K.

Feuilleton.

⁂ **Kaiſer Alexander von Rußland und Fürſt Alexander von Hohenlohe.** — Sion theilt aus den „Lichtblicken und Ergebniſſen des Fürſten Alex. v. Hohenlohe“ mit, daß, als Kaiſer Alexander von Rußland im September 1822 zu Wien war, derſelbe den Wunſch geäußert, den Fürſten von Hohenlohe kennen zu lernen, und, als dieſer präſentirt worden und ihn feierlich angeredet, wie Fürſt v. H. ſchreibt, — „auf ſeinen Knieen um deſſen prieſterlichen Segen gebeten,“ den derſelbe ihm auch feierlich ertheilt. Sion ruft hierbei aus: „Wie begegnen ſich zwei Alexander von dem politiſchen und kirchlichen Pol auf dem Aequator der Liebe.“ !!

⁂ Die *Country Stories* von **Mary Ruſſell Mitford**, welche in dieſen Tagen erſchienen, ſchließen ſich den früheren Produktionen derſelben, welche unter dem Titel: *Our village* und *Belford Regis* das engliſche Landleben ſchildern. Das Athenäum verſichert, jene Landgeſchichten ſeien, wie die vorangegangenen Erzählungen, voll ſchöner geſunder Empfindung und feiner Naturbeobachtung, mit gelegentlichen Zügen artigen und zarten Humor's. Niemand verſtehe die Wunderlichkeiten (*oddities*) ländlicher Nachbarſchaften und Städte ſo durchaus, als Fräulein Mitford; ſie male dieſelben mit eben ſo viel Gutmüthigkeit als Treue, ſo daß man Gefallen daran finde, ſelbſt wenn man darüber lachen müſſe.

⁂ **Joh. Gottfr. Niedlich**, Profeſſor an der Akademie der Künſte zu Berlin, iſt am 13. v. M. im 71ſten Jahre ſeines Alters geſtorben. Am 4. Sept. zu Berlin geboren, wurde er 1789 Lehrer bei der dortigen Zeichnenſchule, dann, nach vierjährigem Aufenthalt (von 1794—1798) in Italien, im J. 1801 Profeſſor bei der Akademie und Mitglied des akad. Senats. Seit 1820 leitete er den Unterricht nach Gypsabgüſſen. Seine Meiſterhaftigkeit zeigte ſich vorzüglich im Fache der Ornamente in gezeichneten Vorbildern und bei der Zimmerdekorirung in Leimfarben.

⁂ Herr **Laromiguière**, Profeſſor der Philoſophie an der *Faculté des lettres* zu Paris, und Mitglied des Inſtituts, der ſich beſonders durch ſeine „Leçons de Philosophie“ (3e Ausg. 1833) berühmt gemacht hat, iſt am 12. v. M., 81 J. alt, geſtorben.

⁂ **Deutſche Namen in franzöſiſchen Zeitungen.** — Die *Gazette de France* vom 12. v. M. bietet folgende Stelle: „*Je viens de lire vraiment de belles choses dans le Geiger'sche Wiss Zeits*, (ſoll heißen: Geiger'ſche wiſſenſchaftliche Zeitſchrift) répété par le *die Niedergeburt* (ſ. h. Wiedergeburt) ou la régénération, qui voudrait bien régénérer le peuple d'Israel, mais qui ne le peut pas.“ Ein Seitenſtück dazu liefert das Journal du Commerce vom 14. v. M., wo auf eine Stelle aus Jean-Paul Bezug genommen, in welcher von *Leibger* (Leibgeber) und *Siebenkas* (Siebenkäs) die Rede.

⁂ **Italiäniſche Schriften über Israel.** — Auch in Italien kommen die Angelegenheiten der Juden lebhafter zur Sprache. So erſchien kürzlich zu Mailand eine Schrift des Dr. **Carlo Cattaneo** „Sull' interdizioni israelitiche“ etc. (über den politiſchen Zuſtand der Juden in Italien) und zu Padua unter dem Titel: „Della socialità della legge Mosaica“ eine Rede des Profeſſors **Lelio della Torre** im Rabbinerinſtitut zu Padua.

⁂ **Muſikaliſcher Wettkampf zu Gent.** — In den Tagen, da das Weltfeſt zu Mainz gefeiert, wurde zu **Gent** ein großer muſikaliſcher Wettkampf gehalten. Schon ſeit länger als zehn Jahren beſteht in Belgien eine **Geſellſchaft der h. Cecilia**, welche ſich die Förderung der ausübenden Tonkunſt angelegen ſein läßt. Auf den 13 v. M. waren nach Gent die Muſikchöre der umliegenden Städte und Garniſonen geladen. Kunſtrichter waren beſtellt. Es kämpften die muſikaliſchen Geſellſchaften von **Lochriſty**, **Ardoye**, **Brüſſel**, **Lille**, **Menin**, **Deynze** und mehrere Andere miteinander; die genannten wurden gekrönt; auch das Muſikchor der Guiden erhielt einen Preis. Drei Tage währete der Jubel.

⁂ **Der älteſte Schauſpieler**, der von der irdiſchen Schaubühne abgetreten, war wohl Jean Noel, der am 13. Jan. 1829 zu Paris 118 J. alt geſtorben. Er hatte im achten Jahre die Bühne betreten, 99 Jahre lang auf ihr mit ſteter Brauchbarkeit gewirkt, 2760 Rollen geſpielt. Er war 29,010mal aufgetreten, 130mal König, 990mal ein ehrlicher Mann und 23,500mal ein Schurke und Unglücklicher geweſen, überdies 1040mal geſtorben, ohne je die heitere Laune und ſein gutes Herz zu verlieren.

⁂ **Faſhionable Aëronauten.** — Nachdem der Continent ſich der Pferderennliebhaberei ergeben und dieſes koſtbare Vergnügen ſomit nichts Apartes für die ſtolzen Engländer mehr iſt, muß die hohe faſhionable Welt Englands ſich wohl um andere erhabnere Vergnügungen umſehen. Die Luftſchifferei ſcheint beinahe hierzu berufen. Wir leſen nämlich, daß Hrn. **Green** auf ſeiner letzten Luftfahrt am 10. v. M. mehrere hohe Perſonnagen begleitet, unter denen **Lord Durham**, **Lord J. Lennox** und ſeine Gemahlin, **Lord A. Fitz-Clarence** und Hr. R. **Holland** ſich befanden.

⁂ Von **Roscoe's** *Wanderings and Excursions in South Wales* iſt das dritte Heft erſchienen, welches ſich durch treffliche Kupferſtiche vor vielen ähnlichen Werken auszeichnet.

⁂ **Pferdezahl in Großbritannien und Frankreich.** — Das Sporting Magazine gibt die Anzahl der Pferde in Großbritannien auf 2,116,195 an, die, (durchſchnittlich das Pferd zu 15—16 Pf. St. geſchätzt) einen Werth von 210 Mill. Thlr. repräſentiren. Das **viel** größere Frankreich beſitzt nur 2,147,276 Pferde, deren Geſammtwerth, (da das Stück nur auf 300—350 Fr. geſchätzt wird) nur 200 Mill. Thlr. ergibt.

⁂ Das **Haarlemer** Meer ſoll ausgetrocknet werden. Schon hat der König von Holland eine Kommiſſion ernannt, um den Plan und die Koſtenberechnung darüber vorzulegen.

⁂ **Ordenspromotionen.** — Der König der Franzoſen hat die Herren **Alex. Duval**, **Bouilly** und **Meyerbeer** zu Offizieren der Ehrenlegion ernannt.

⁂ Das **Muſeum von Verſailles** wurde im Juni d. J. von 145,000 und im Juli von nahe an 134,000 Perſonen beſucht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 209. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 5. September.

Auguſt Wilhelm Iffland.

(Fortſetzung).

II.

Hamburg, den 25. September 1796.

An Madame Nicola, geborne Witthoeſt,
in Mannheim.

Eben läßt mich Madame Beck den Brief leſen, den Sie ihr ſchreiben. Er intereſſirt mich wie Sie ſelbſt. Was Sie über das dortige Theater ſchreiben, muß mich anziehen. Ich habe dieſem durch 16 Jahre meine Blüthe, mein Talent, meine ſchönſte Zeit gewidmet. Sie kömmt nie wieder! — Ich glaube es Ihnen als Künſtlerin, und — wenn wir uns ſchon ſelten ſahen — als Freundin ſchuldig zu ſein, offen ein Wort darüber zu ſagen.

Ich habe Alles wohlerwogen, was Sie ſchreiben. Herr von Dalberg wird gleichgültig, ſagen Sie, das Ganze ſinkt! Kommt wieder! Eben davon iſt die Rede.

Sie kennen mich, ohne daß ich mich beſchreibe! Habe ich für das Theater, das ſeit 1793 alle Augenblicke dem Sturze nahe war, etwas, habe ich Vieles dafür gethan? War ich des Opfers fähig? Oder ſahe ich nur mich? — Ihre Erfahrung und Meinung mag es beantworten, mein Gewiſſen erhebt mich, und, wer noch zweifeln will, dem kann mein Schreibtiſch Belege geben.

Schon ſeit dem Jenner dieſes Jahres iſt die Gleichgültigkeit des Herrn von Dalberg im Steigen und Fallen. Schon länger ſind manche — ſo manche Unſicherheiten unſerer Lage, die ich verborgen habe, und die ich vielleicht nicht hätte verbergen ſollen! Es iſt mein Wille zurückzukehren! Aber es iſt mein feſter Wille, mich und meine Zukunft nicht mehr, nie mehr auf Laune zu bauen, ſo lange das in meiner Macht ſteht.

Herr von Dalberg iſt ein gutmüthiger Mann, aber ſein Humor iſt leicht verſtimmt, und nach ſeinem Stande iſt er mehr als wir andre fremder Einwirkung unterworfen. Er mißhandelt Beck's auf eine mir gar nicht faßliche Art und Weiſe. Er ſchreibt mir, wie man Jemanden ſchreibt, der den Erlöſer preiſen muß, wenn er nur wieder einrücken darf. Wie? den 14. Juli befiehlt er Jedermann, ſich auf ein Jahr Brot zu ſuchen, den 13. September ſchreibt er mir, ich ſolle ſchleunig rückkehren, oder er wolle andere Maßregeln nehmen. Derweile ruft des Königs eigner Brief mich nach Berlin, Schröder's Einladung hieher. Hier, zu Berlin, zu Weimar, ſind mir theils reiche, theils ſolide Erbieten geſchehen. Jeder Andere, der die dortigen Kaſſen-Mängel kennt, der nicht, wie ich, ehrlich für das Ganze rückſichtlich für den Baron dächte, würde das annehmen und nicht Kataſtrophen abwarten, deren Möglichkeit Niemand beſſer kennt, als ich — wo wir am Ende dem Zufall überlaſſen, oder nach München gewieſen ſind, welches Verhältniß mir, wenn ich einmal von Mannheim an einen fremden Ort muß, das Unangenehmſte wäre.

Was ſoll ich von der Dauer der Mannheimer Bühne und des Herrn Dalberg's eignem Glauben daran halten, wenn ich hier Briefe leſe, wo er Akteure, Aktricen und Sängerinnen auf ein Jahr ſelbſt ausbietet?

Mich dünkt, das rechtfertigt mein Zögern. Und ich — verheirathet — darf doch endlich wohl fragen, wie ſtehen wir in Mannheim? Kann das Ganze dauern, ſo kann es meine Zögerung nicht umwerfen. Soll ich bloß kommen, um die Einnahme vor der Hand zu verbeſſern und dann in Gottes Namen abwarten, wie es wird: ſo wäre ich ein Thor, der indeß allen Verbindungen entſagt hätte. Das kann ich nicht wollen.

Man hätte es bei der Lage dort nicht auf drei Spieltage forciren ſollen, da ohnehin Vorſtellungen, die uralt ſind, nichts eintragen und das Perſonal ermüden, wohingegen zwei Vorſtellungen mit Anſtand hätten gegeben werden können. Außerordentliche Begebenheiten rechtfertigen einen außerordentlichen Gang der Dinge. Das iſt es, was ich von Herrn von Dalberg für mich jetzt erwarten muß, oder — dann zwinge er mich ja ſelbſt zu einer Entſcheidung in meiner Lage! Was koſten mich die Emigrationen? Kann ich das ohne Erwerb verlieren? Überhaupt — was koſtet mich Mannheim? Was koſten mich die Dinge, die meine Stelle unvermeidlich machte? Vor Gott: Ich könnnte Rechnung ablegen, Gutmüthigkeiten kann ich mir vorrechnen, Verſchwendungen wahrlich nicht! — Und die Regie! — Was duldete, fraß ich nicht ein, um Herrn von Dalberg Ruhe zu laſſen, die ihm mein Vorgänger nicht ließ. Wie wenig mußte er mir das Dank, und welche Bitterkeiten ſagte und ſchrieb er mir oft? Wie oft galt bei der Truppe für Schwachheit, was doch berechnete Duldung war? — Dies alles könnte ich nun auf dem Fuße nicht mehr forttragen. Ausgedehntere Vollmacht müßte mich in den Stand ſetzen nicht mehr zu bitten, wo ich zu verlangen hätte.

Wie viel iſt nun unterdeß verdorben, was faſt nicht herauszureißen iſt. Wie weit ſind die Forderungen einer Seite, die nun alles zu erreichen gewohnt iſt, für die Zukunft gleichſam berechtigt? Alles das hätte man bei zweimal ſpielen größtentheils vermieden und das Gewicht nicht ſo ſehr verſtärkt. — Wovon ſoll ſich das Theater erhalten, wenn Frieden iſt? Wenn die Einnahme, die jetzt 2300 fl. iſt, wieder, wie vorher, auf 8—900 fl. kommt? — Alles dieß kann Herr von Dalberg beſſer als ich wiſſen; aber der Frage iſt es doch wohl werth? Ich kann doch nicht wie ein Schaaf rückkehren, um hernach mir wieder ſagen zu laſſen: „Alles iſt ohne Rettung verloren!“

Glauben Sie mir: ich bin nicht leichtſinnig. Ich wünſche die Erhaltung der Bühne. Aber — wenn ich ſchon etwas aufopfern will — ſo kann ich doch nicht Alles aufopfern.

Es iſt mir nicht gleichgültig, was Sie und etwa noch Einige in dem Punkte von mir denken; alſo legte ich Ihnen einige Reflexionen über meine Lage vor. Erhalten Sie ſich geſund, grüßen Sie Ihren wackern Mann. Die große Starkin habe ich viel von Ihnen unterhalten.

Von ganzem Herzen
der Ihre,
Iffland.

(Schluß folgt).

Geſchichte und Statiſtik der Taubſtummen-Erziehung.

Herr Ferd. Berthier, Zögling der Pariſer Taubſtummenſchule, und demnächſt einer der geſchickteſten Profeſſoren bei dieſer Anſtalt, hat kürzlich eine „Histoire et statistique de l'éducation des sourds-muets“ herausgegeben, aus welcher hier Einiges angeführt werden mag.

Den erſten wirklich erfolgreichen Verſuch, den Taubſtummen eine Bildung beizubringen, ſchreibt man dem ſpaniſchen Benediktiner Pedro de Ponce († 1584) zu, „deſſen Schüler,“ wie ſpaniſche Autoren ſagen, „ſich in den Wiſſenſchaften ſo auszeichneten, daß ſie ſelbſt in den Augen des Ariſtoteles für geſchickt hätten gelten können.“ Im Jahre 1620 gab Pedro Bonnet, Secretair des Connetables von Caſtilien, ſeine Kunſt, die Stummen im Sprechen zu unterrichten (arte para enseñar à hablar à los mudos), heraus. Er erfand oder vervollkommnete das Handalphabet, welches demnächſt mit einigen Modifikationen vom Abbé de l'Epée angenommen, und in allen Schulen von Frankreich, Italien, Deutſchland, Rußland, Schweden, Amerika ꝛc. ſich verbreitete. Er fügte eine Beſchreibung der Stellungen und Bewegungen bei, die man den Stimmorganen geben muß, um Laute und Artikulationen hervorzubringen.

Ähnliche Bemühungen in Italien und England. Hier hatte John Bulwer ſchon 1684 ſeinen „Freund der Taubſtummen“ herausgegeben. In den Niederlanden (nicht, wie Hr. B. ſchreibt, in der Schweiz) machte Conrad Amman 1692 ſeinen „Surdus loquens“ und 1700 eine Diſſertation über die Sprache bekannt, über welche der Abbé de l'Epée einen Commentar ſchrieb. (Was Deutſchland ſchon früher geleiſtet, iſt ſchon von E. Schmalz in ſeiner „Geſchichte und Statiſtik der Taubſtummenanſtalten ꝛc.“ 1830 zuſammengeſtellt worden). Herr Berthier berichtet ausführlich, was der Abbé de l'Epée und ſein Nachfolger, der Abbé Sicard, für den Taubſtummenunterricht gethan, und — was ſie noch zu thun übriggelaſſen.

So viel iſt gewiß, daß ſeit 50 Jahren mehr für dieſe Unglücklichen geſchehen, als in den 5000 Jahren zuvor. Mit Recht dekretirte die Nationalverſammlung am 21. Juli 1791: „Der Name des Abbé de l'Epée (des Stifters der Taubſtummenanſtalt zu Paris) ſoll unter die der Bürger verzeichnet werden, welche ſich am höchſten um die Menſchheit und das Vaterland verdient gemacht haben.“

Den ſtatiſtiſchen Überſichten zufolge, welche Hr. B. mittheilt, würde jetzt in Europa 3290, in den Vereinigten Staaten 411, auf der ganzen Erde überhaupt 3732 Taubſtummen die Wohlthat des Unterrichts zu Theil. Man rechnet aber in Frankreich auf 32 Mill. Einwohner 20,189 Taubſtumme, während in 60 Anſtalten deren nur 794 Aufnahme finden! — Nach Schmalz (in dem oben angeführten Werke deſſelben) gäbe es auf der Erde 508,113 Taubſtumme, von denen im Jahre 1830 in 117 Anſtalten 3320 aufgenommen ſeien.

Chronik der ſchönen Literatur.

70) Oeſterreichiſcher Muſenalmanach. Herausgegeben von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Gerold, Dresden und Leipzig, Arnold. 1837.

Nicht weniger als ſiebenundſechzig Lyriker, und darunter mindeſtens zwanzig, deren Namen zum Theil durch größere dramatiſche und epiſche Dichtungen ehrenvoll bekannt ſind, repräſentiren in dieſem Muſenalmanach die öſterreichiſche Dichterſchule. Iſt dieß von manchem unberufenen Schreier ſo oft verſchrieene, von manchem mitleidaffektirenden Nebenbuhler ſo oft bedauerte öſterreichiſche Volk wirklich ſo ſteril? Hätte Oeſterreich ſtatt jener ſiebenundſechzig auch bloß Grillparzer, A. Grün, Lenau, Halm, den erſten mit ſeinem tragiſchen Schmerz, den zweiten mit ſeinem Freiheitsſtolz, den dritten mit ſeiner elegiſchen Spekulation, den vierten mit der reizenden Melodie ſeiner Sprache, ſo würde jeder, der von der Sterilität Oeſterreichs ſpricht und ſo zum tauſendſten Mal in Oeſterreich nur kraſſen, den Geiſt überwuchernden Materialismus ſieht, ſich lächerlich machen. Aber Oeſterreich hat noch den edlen Hammer, die dramatiſchen Dichter Bauernfeld, Deinhardſtein, Gerle, Horn, Pannaſch, Zedlitz, die Epiriker Pyrker, Ebert, Frankl und Vogl, den luſtigen Caſtelli, die ſinnigen Lyriker Feuchtersleben, Seidl, Hermannsthal, Manfred, Mayrhofer, Zedlitz, Braunthal; nur der Roman will in Oeſterreich nicht recht gedeihen; der Oeſterreicher lieſt lieber Romane, als daß er welche ſchreibt.

Das Erſcheinen dieſes öſterreichiſchen Muſenalmanachs wäre ſchon deßhalb ſehr erfreulich, weil er endlich einen Ueberblick der produktiven Kräfte Oeſterreichs darbietet, wenn dieſer auch lange noch nicht vollſtändig iſt (ſo z. B. fehlen die Namen Grillparzer und Zedlitz). Doch davon abgeſehen, wird auch der Inhalt beitragen, das alberne Vorurtheil, daß in Deutſchland durch literariſche Commis-voyageurs fortwährend über Oeſterreich unterhalten wird, zu entkräften. — Im Ganzen herrſcht in dieſem öſterreichiſchen Muſenalmanach eine ernſte Stimmung vor; dieſe Poeten, die ſo laut und fröhlich nach außen zu leben, dichten nach innen hinein; ihre Lyrik iſt der ungeheure Schlagſchatten zu den heitern Tagesbeleuchtungen des öſterreichiſchen Sinnenlebens, eine Nacht voll Ahnungen. Intereſſant iſt es, daß die Heinemanie, die auch den öſterreichiſchen Poeten einige Zeit lang gewaltig im Kopfe ſpukte, nur noch bei wenigen von ihnen zu finden iſt, während ſie im nördlichen Deutſchland faſt noch immer der erſte Impuls iſt, der jungen Talenten die Knoſpenhülſe zerbricht. Nicht minder intereſſant iſt es, daß die Phantaſtik der öſterreichiſchen Poeten ſich von Skeletten und Geſpenſtern losgewunden, daß ſtatt dieſer Wunder überall die Keime einer erhabneren Welt- und Zeitmuſik emporſchießen; man ſieht ſie in allen Nüancen nach einer Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes ringen, zu der ſie ſich — ich möchte ſagen: heranleben mußten, weil den Meiſten der Weg der Spekulation unbekannt und verſchloſſen blieb; wo früher nur ein glücklicher Inſtinkt vorhanden war, zeigen ſich jetzt allenthalben Achtung gebietende Errungenſchaften.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die einzelnen Poeten charakteriſiren und die lyriſchen Beiträge eines jeden einzelnen von ihnen beurtheilen. Doch können wir nicht umhin, als die ausgezeichnetſten zu bezeichnen: A. Grün's „Fünf Stunden,“ Lenau's „Zwei Sonette,“ Mayrhofer's „Kerze,“ Braunthal's „Terzinen,“ Weigl's „ewiger Bau,“ die „Lieder vom Lande“ eines Ungenannten, und F. Halm's prachtvolles Sprach- und Gedankenmauſoleum für Franz I.

---

71) **Die Pickwickier.** Komiſcher Roman aus dem Engliſchen von Roberts. 16 Bdchn. Leipzig, J. J. Weber. 1837.

Einer der beſten humoriſtiſchen Romane, welcher in neuerer Zeit auf engliſchem Grund und Boden gewachſen iſt. Für uns Deutſche haben die köſtlichen Abentheuer des Herrn Pickwick ein mehrfaches Intereſſe, erſtens, weil in unſerer Literatur dieß Genre fehlt, dann, weil wir, die wir mit Collegs, Clubbs, Reſſourcen, Caſinos, und Gott weiß was noch für Cockneygeſellſchaften in reichem Maaße geſegnet ſind, eine ſo ungeheure Portion von Philiſterdickkopf in unſerm geſelligen Leben haben, daß wir die edlen Pickwickier, als wären ſie unſre Zwillingsbrüder oder Spiegelbilder, verſtehen können, was einem Pariſer gewiß ganz und gar unmöglich wäre, — endlich, weil dieſe Memoiren des edlen Pickwick-Clubbs, eine wahrhaft vollendete Camera, in welcher die Originale nicht verzerrt zum Vorſchein kommen, ſondern in welcher nur die närriſche Realität mit einem hübſchen Hintergrund und erklecklicher Staffage verſehen und in Rahmen gefaßt; ſomit fällt ſogar nebenbei noch Inſtruktives als Procente für uns ab, was wir Deutſche ſtets gern aufheben; in der That, wir lernen aus dieſen köſtlichen Skizzen manche uns bisher unbekannte Seite des geſelligen Lebens in England kennen. Wie gut Meiſter Pickwick's Portrait getroffen, zeigt die Anerkennung ſeiner Landsleute, die ihn ſeither auf der Bühne typiſch ſanctionirt haben.

---

72) **W. Carleton's Skizzen und Erzählungen aus dem Leben des iriſchen Landvolks.** Aus dem Engliſchen von Roberts, mit einem Vorwort von Jürgens. 3 Theile. Leipzig, Weber. 1837.

Man darf ſagen, daß durch die Ueberſetzung dieſer Traits and Stories of the Irish Peasantry, welche bereits eine vierte Auflage erlebten, unſre Literatur bereichert worden, denn, obwohl wir bereits manche treffliche Schilderungen Irlands beſitzen, ſo lernen wir aus Carletons Gemälden doch die wahrhaft originelle Natur des unglücklichen Volks, das die geprieſene grüne Inſel bewohnt, in einer Reihe von Details kennen, deren jedes charakteriſtiſch neu und überraſchend iſt. Das Verdienſt des Ueberſetzers (vielmehr Bearbeiters) zu überſehen, wäre ungerecht. Er hatte hier bei Aſſimilirung des Dialektes eine noch ſchwierigere Aufgabe als bei der Verdeutſchung des Pickwickiers; der Dialekt iſt hier der Nationalteint, und es war keine Kleinigkeit, aus den verſchiedenen Farben, die auf der großen Palette: Deutſchland, nach der Reihe zu Gebote ſtehen, die rechte Miſchung hervorzubringen. Dem ausgezeichneten Copiſten, der uns ein intereſſantes Gemälde vervielfältigt, muß man Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

---

73) **Basreliefs von Adelbert v. Bornſtedt.** 2 Theile. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1837.

Dieſe Schilderungen aus Burgund, Lauſanne und Genf bieten ein doppeltes Intereſſe, ein hiſtoriſches und ein ſociales; Bornſtedt iſt einer von jenen wenigen Reiſenden, denen die Salons der Notabilitäten offen ſtehen, und die mit feinem Anſtand dem ſocialen Leben den Puls zu fühlen wiſſen. Das iſt ſein eigentliches Verdienſt, welches in den geiſtreichen Croquis über Lizt, George Sand, Bouvier, Genfer Leben und Genfer Sitte eclatant zum Vorſchein kommt; die Leſer des Phönix, denen wir bereits früher mehre Bruchſtücke aus dieſen Basreliefs mitgetheilt, werden dieſe Anſicht beſtätigen. Das nächſte Intereſſe bilden die biographiſchen Bauſteine, welche Bornſtedt an Ort und Stelle aufgefunden und eingefügt, ſo die Mittheilungen über Byron, die Stael, Bonſtetten. Die Darſtellung iſt zwar von künſtleriſcher Vollendung entfernt, aber gefällig, flüchtig, gewandt, wie das geſprochene Wort eines geiſtreichen Geſellſchafters, deſſen Andeutungen und Aufſchlüſſe allenthalben willkommen ſind.

---

74) **Frankreich — Algier.** Vom Eremiten von Gauting. München, Franz. 1837.

Der Eremit von Gauting, welcher in den Münchner Blättern ſeiner Zeit eine Rolle ſpielte, bekam in ſeinen alten Tagen die Luſt, nach Algier zu reiſen. Aus dem Chaos ſeiner Reiſenotizen bringt er nun ein buntes Gemengſel von Concerten zu Tage, welches der Oertlichkeit halber, die darin beſprochenen Intereſſe erregt, obwohl man auf jeder Seite dem Confuſionskobold begegnet, der den Eremiten Zeit ſeines Lebens zu allerlei Bizarrerien verleitet. Das Buch wird dem Franzoſenfreſſer in Stuttgart gefallen; denn an Stellen gegen Frankreich vom Caliber des „Quos ego!“ fehlt es darin nicht. Zu guter Letzt ſteht ein Sendſchreiben an den heiligen Vater in Rom, lateiniſch abgefaßt, wohl in der Vorausſetzung, daß der P. M. nicht deutſch verſteht, — und in's Deutſche überſetzt, damit die Münchnerinnen es verſtehen können; der Inhalt dieſer Epiſtel iſt ein Vorſchlag zur Chriſtianiſirung der Ungläubigen, (oder Gläubigen, wie man nun will), nebſt der Verſicherung, daß der Eremit von dem Mufti und dem „Schriftgelehrten“ des Korans Auftrag erhalten, den Papſt um einen wohlconditionirten Miſſionär zu bitten!

Feuilleton.

⁂ Guizot über die jetzige Zeit. — In der Verſammlung des Alterthumsforſchervereines der Normandie, welche am 8. v. M. zu Caen gehalten worden, ließ Herr Guizot, — der zum wenigſten hinſichtlich der franzöſiſchen Zuſtände als competenter Richter anzuſehen ſein dürfte, folgende Klage vernehmen: „Bergen läßt ſich nicht, daß die wahre und uneigennützige Verehrung der Wiſſenſchaft unter uns abgenommen hat. Man will Aufſehen, ſchnelle Befriedigung der Eigenliebe oder materiellen Nutzen. Eitle Marktſchreierei und gierige Speculation nehmen heutzutage in der Literatur und ſelbſt in der hiſtoriſchen Literatur einen großen Platz ein. Könnte eine ſolche geiſtige Erniedrigung die allgemeine und herrſchende Geſinnung werden, ſo wäre es um die Wiſſenſchaft geſchehen.“ Zum Schluſſe bemerkte Hr. Guizot: „das ganze vergangene Frankreich, das Frankreich der alten Verfaſſung, — der Revolution, — des Kaiſerthums, — der Reſtauration haben Repräſentanten in dem jetzigen Frankreich. Dieſe Epochen unſeres Nationallebens muß man richtig kennen, ſo wird man auch gegen diejenigen unſerer Zeitgenoſſen, die ihnen in gewiſſen Beziehungen noch angehören, gemäßigt, unpartheiiſch, billig ſein.“ Hiermit iſt jener große Fortſchritt der Bildung angedeutet, welcher auch für Frankreich eine neue Entwicklungsepoche eröffnet. Er beſteht darin, daß die Fortgeſchrittenen den Zurückgebliebenen ein hiſtoriſches Recht zuerkennen, und dieſe hierdurch auch zur Billigkeit gegen jene bewegen.

⁂ Geh.-Rath Pölitz über unſere Zeit. — Bei Anzeige des zweiten Heftes der deutſchen Briefe von G. F. König, bemerkt Hr. Geh.-Rath Pölitz im Septemberheft der Jahrbücher für Geſchichte und Politik: „wie viel würde der Vf. als gründlicher Gelehrte und Schriftſteller zu leiſten vermögen, wenn das verſöhnende Wort der Amneſtie über ihn ausgeſprochen würde; und haben es Oeſtreich und Frankreich gethan, warum ſollte es nicht auch in Hannover geſchehen können? Ref. hat nämlich die feſte Ueberzeugung, daß, wie ſich Friede, Sicherheit und Ruhe in unſerer Zeit in Deutſchland begründet haben, die einzelnen Thatſachen aus der zweiten Hälfte des J. 1830 überall der Vergeſſenheit übergeben werden ſollten.“

⁂ Rußland und Europa. — Der Referent in der ruſſiſchen Leſebibliothek über das franzöſiſche Drama „Don Sebastien de Portugal,“ welches Graf Alex. Przezdziecki zu Petersburg herausgegeben, bemerkte u. a., (wie wir in Nr. 4 von Oſt und Weſt leſen) „nach unſerer Meinung ſollte ſich nie ein Ausländer in die franzöſiſche Schriftſtellerei einlaſſen, wenn er dieſer Sprache auch noch ſo mächtig wäre . . . In ſeinem ſlaviſchen Vaterlande franzöſiſche Dramen u. ſ. w. herausgeben — heißt, ſeine Mutterſprache herabſetzen, die ganze Welt mit dem Skandale unſerer Erziehung bekannt machen und ſich mit dieſer Lächerlichkeit rühmen. Europa, und beſonders den Franzoſen gegenüber, ſollen wir Ruſſen nur unſere ruſſiſche Sprache kennen.“ — Uns ſcheint ein ſolcher kategoriſcher Imperativ in doppelter Hinſicht unſtatthaft. Fürs Erſte hebt — ein bloßes Soll die Thatſache nicht auf, daß die franzöſiſche Literatur die Amme der ruſſiſchen war und theilweiſe noch iſt; — fürs Andere geziemt einem der Amme noch nicht entwöhnten Volke keine ſo reckenhafte Sprache. Erſt wenn Rußland ſich die Bildung Europa's angeeignet, darf es ſich den hochciviliſirten Völkern zur Seite, oder, wenn es will, gegenüber ſtellen. Ein Knabe muß nicht ſchon den Mann ſpielen wollen, wenn er nicht Spott oder Zurechtweiſung ernten will. Das aufſtrebende, nach europäiſcher Bildung trachtende Rußland nimmt unſere lebhafte Theilnahme in Anſpruch; das gegen Europa ſich iſolirende, dünkelhafte wird ein Gegenſtand des Mitleids.

⁂ Sizilien und Irland. — Unglückliche Inſeln, von der Natur ſo reich ausgeſtattet, durch geſchichtliche Verſchränkungen ſo hartnäckig von civiliſirender Bildung und rechtlicher Freiheit ausgeſchloſſen! „Es ſei, ſo wird von Palermo unterm 20. Juli geſchrieben, — es ſei in den Tagbüchern der Geſchichte aufgezeichnet, daß im XIX. Jahrh. in einem europäiſchen Staate Menſchenfleiſch gefreſſen worden iſt; Kinder wurden lebendig geſpießt und gebraten u. ſ. w.!!“ — Dann auch: „Man hat das Banner der h. Roſalie, Schutzpatronin von Palermo, unter dem Geſchrei: Tod den Fremden! Freiheit für Sizilien! herumgetragen.“ — Der Atlas aber bemerkt in den erſten Tagen v. M. in Betreff der diesjährigen Parlamentswahlen: „An mehreren Stellen ſind an 30,000 Menſchen in blutiger Schlägerei aneinander geweſen! ... An roher Wuth übertreffen die irländiſchen indeß alle in Engl., Wales und Schottland vorgefallenen Wahlkämpfe . . . Katholiken feuerten aus ihren Häuſern auf Orangemänner; — in Downpatrik hatten die Orangemänner wüthende Schlägereien untereinander . . . In Tipperary feuerte ein proteſtantiſcher Geiſtlicher aus ſeinem Fenſter auf einen katholiſchen und ſchoß ihm durch den Arm!“

⁂ Eilfte Jahresverſammlung homöopathiſcher Aerzte. — Am 10. v. M. fand zu Frankfurt a. M. die erſte größere Verſammlung deutſcher homöopathiſcher Aerzte ſtatt, doch hatten in Allem ſich nicht über 90 Homöopathen (darunter 21 Doktoren) eingefunden. — In der an dieſem Tage gehaltenen Sitzung ſprach u. a. Herr Dr. Paſſavant einige Worte im verſöhnlichen Tone; das meiſte Aufſehen aber erregte ein Vortrag des Hrn. Dr. Metz von Darmſtadt, unter der Aufſchrift: „Contraria contrariis, Arm in Arm mit Similia similibus,“ worin er auf Vereinigung der beiden feindlichen Parthien unter der Idiopathie antrug. Für das nächſte Jahr wurde Dresden als Ort der Zuſammenkunft erwählt. Kleinere Verſammlungen haben ſchon ſeit zehn Jahren jährlich ſtattgefunden, erſt zu Köthen, dann in Naumburg, Leipzig, Braunſchweig, Magdeburg u. ſ. w.

⁂ Georg-Nameh von Mollah Firuz. — Der ſehr gelehrte perſiſche Hohepriester, Molla Firuz, der im J. 1810 den (höchſt wahrſcheinlich apokryphen) Deſatir zu Bombay herausgegeben, hat bei ſeinem vor einigen Jahren erfolgten Tode unter dem obenangeführten Namen ein Heldengedicht in 336 Kapiteln (und 2000 Diſtichen) hinterlaſſen, in welchem er — mit Gott und Zoroaſter beginnend — die Eroberung von Indien durch die Engländer feiert und ſein Epos — oder vielmehr ſeine Reim-Chronik bis zum Jahr 1819 herabführt. Dieſes Gedicht wird jetzt auf Koſten der Regierung lithographirt, und der erſte Band iſt bereits erſchienen; zwei andere folgen nach. Das Ganze ſoll „eines der bizarrſten Produkte der Miſchung von Nationen und Civiliſationen ſein, die in britiſch Indien jetzt vor ſich geht.“

⁂ Katholiſches Auto-da-fé — in Conſtantinopel. — Ein Rundſchreiben des Patriarchen von Conſtantinopel, welches am 10. Mai d. J. in den Kirchen der Hauptſtadt verleſen wurde, verbietet unter Androhung der Excommunikation und anderer angemeſſener (!) Strafen, die — Bibel und andere Schriften zu leſen, welche von der Bibelgeſellſchaft in London gedruckt werden. Noch an demſelben Tage begab ſich ein erzbiſchöfl. Commiſſär in die verſchiedenen Pfarreien der Stadt, ſammelte alle dergleichen Schriften, und übergab dieſelben im erzbiſchöfl. Palaſte dem — Feuer!

⁂ Verſteigerung indiſcher Götter zu London. — Am 17. v. M. wurden zu London 70 indiſche Götter in Lebensgröße — öffentlich verſteigert. Die Brahminen hatten ſich lange mit Erfolg der Verſendung dieſer Idole nach Europa widerſetzt. Sie wurden an die Herren Baring u. Comp. adreſſirt und für 1000 Pf. St. fakturirt. — Sie treffen nun zu London mit den Heiligenbildern aus Spanien zuſammen.

⁂ Eine perſiſche Zeitung erſcheint ſeit Kurzem zu Teheran, und eine illyriſche zu Agram.

Nº 210. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 6. September.

Der Bergfürſt.

Hell leuchtet der Himmalaya
Herüber auf Kandahar,
Bewundernd ſteht der Rajah,
In Demuth der Tſchandalar.

Im Purpurmantel prächtig,
Umfloſſen von Hermelin,
Ein Sultan, herrſcht er mächtig
Im Wolkenbaldachin.

Die Prieſter ihm zur Seiten,
Kho, Mus-Tagh und Belur,
Verkünden in blaue Weiten
Gigantiſch des Hohen Natur.

In glänzender Pagode
Entzückt der Hindu lauſcht,
Wie auf dem Abendrothe
Der Flügel Bramah's rauſcht.

Tief rollt durch goldne Matten
Der Sind im heil'gen Traum;
Es breitet hehre Schatten
Der Banianenbaum.

Hell leuchtet der Himmalaya
Herüber auf Kandahar —
Da reicht ein ſtolzer Rajah
Die Hand dem Tſchandalar.

Ignaz Hub.

Auguſt Wilhelm Iffland.

(Schluß).

III.

Berlin, den 20. Oktober 1796.

An Dieſelbe.

Dank für Ihre Güte, Freundſchaft und Wärme! — Was Ihro Excellenz auf ſechs Bogen, die ich als ein ehrlicher Eſel ihm geſchrieben habe, Offenes, Ehrliches und Aufklärendes geantwortet haben, kann die Meyern Ihnen ſagen.

Vor Gott, vor meinem Gewiſſen und der Welt: — ich habe das Meinige gethan, weiß nichts mehr zu thun und laſſe nun das Schickſal walten. Ich treibe nicht mein Schickſal, — wahrlich nicht. Es beſtimme nun mich, ich laſſe mich treiben. Niemand kann beſſer wiſſen als ich, wie nöthig in der Welt, zehnfach in der Pfalz, die beſtimmteſten Sicherheiten ſind. ich habe nur allgemeine verlangt, und, ſtatt ſie zu beantworten, ſagt der Herr Baron: „meine Bedenken hätten ihn lachen gemacht, ſie wären wie die des Samuel Smith!“

Das iſt ein wenig ſtark, wenn ein Menſch offen, warm, und mit dem Ausdrucke, daß er gern wiederkomme, geſchrieben hat. Freilich ließe ſich mit Beck's Alles auf der Stelle ausgleichen, ſtatt deſſen antwortet ihm Herr von Dalberg gar nicht. —

Es iſt genug, und führe es das Weſen, was uns leitet, zum Beſten; — ich weiß und habe nichts mehr zu thun. — Es ſcheint mir, der Herr Baron hat das Ganze ſatt. Iſt es das, ſo iſt es ja, ohne das tolle Geſchreibe, in zwei Zeilen abgethan. Wenigſtens habe ich ihm ſeine Intendanz nicht ſehr ſauer gemacht. Sie auch nicht, auch nicht Beck's — einige kleine Heftigkeiten ſeinerſeits abgerechnet. Und waren die ohne Reizung? Auch manche andre haben ihn nicht gereizt. Daß er Friede und Freude haben möchte, war meiner Regie Zweck und ich ließ mich deßhalb oft maltraitiren. Das Ende trägt die Laſt. Ich gehe gegen 40 zu, und muß nachgerade zu ſehen, wo mein und meines Weibes Stuhl feſt ſtehe! — Bin ich übermüthig, wankend, verſchwendete ich für mich oder für Unglückliche? Bin ich habſüchtig, iſt es zu vermuthen geweſen, daß ich nach 17 Jahren leicht daran denken konnte, meinen Heerd zu verſetzen? Verdiene ich perſönliche Achtung oder nicht? — Bemeſſen Sie darnach des Barons überkalte Antwort!

Ihr herzlicher Freund,
Iffland.

IV.

Berlin, den 2. December 1796.

An Dieſelbe.

Ihr Brief, meine theure, geſchätzte Freundin, gehört mit zu denen, die mir das Herz zerreißen! Denken Sie ſich die von Becks! — O Gott, Gott! — ich ſage mit dem Grafen im „Richter“ vom Herrn von Dalberg: „er hat ein Band zerriſſen, das ſtärker war, als er ſelbſt wußte!“ —

Sie kennen mich ja; kannte denn nach 17 Jahren Herr von Dalberg mich nicht? Und wenn er meine Ehrlichkeit kannte, wie er meine übrige Lage kennt, mußte er, mit ſeinem Gebot, wenn er eines thun konnte, ſo kaufmänniſch auf meine Beſcheidenheit berechnet, bis zur letzten Stunde warten?! — Den 21. October ſchrieb ich ihm: „ich könne mich des Andringens nicht mehr erwehren.“ Damals hatte ich ja nur die Gewißheit meines erſt geſchenkten, dann widerufenen Kapitals gefordert, — hätte er, ſtatt der Antwort auszuweichen, gerade zugeſagt: ich beſtätige; ſo hätte ich dann um eine Zulage gebeten. Da er aber den Punkt nicht einmal klar beantwortete, — was ließ ſich hoffen? Den 15. unterſchrieb ich und weinte! Den 17. kam endlich ein Brief, wo er das Geſchenk beſtätigte und ein neues hinzufügte! Zu ſpät! Herr von Dalberg kann den Ruf kennen, den ich durch Fleiß und Ehrlichkeit erworben habe. Hätte er, ſtatt dem Grafen Hatzfeld zu ſchreiben: „Sagen Sie mir, wie er dem Publikum und beſonders dem Könige gefällt,“ dem Grafen eine Vollmacht gegeben — (dies war den 12ten November), mit mir zu handeln, hätte er mich nicht für den — ſagen Sie es ſelbſt — ſo ganz unverhältnißmäßigen Gehalt von 1400 fl. zurückverlangt, hätte er meine Liebe zu ihm ſelbſt, zu meinen Freunden, zu meinem Garten, zu dem guten Theater nicht gar ſo kaufmänniſch behandelt, — hätte er es beſſer gewürdiget, und nur etwas für mich zu thun, meinethalben auch nur — ſcheinen wollen, — keine Ehre und kein Geld hätte von Mannheim mich getrennt, das tief, — tief in meinem Herrzen lebt!

Aber ſo — von der einen Seite, außer Höflichkeiten, kein Wort; von der anderen, — jede Güte, 3000 Thaler und ein Benefice jährlich, und 1200 Thaler Penſion und alle Schulden bezahlt,*) — — ich frage Sie, was konnte ich thun? Und dennoch — ſo wahr ich ſelig zu ſterben wünſche — wäre ich zurückgekommen ſein, wäre das, gegen das hieſige — geringe Anerbieten des Herrn von Dalberg etwas weniger kalkulirt, nur früher geſchickt!

Ich weiß nun noch nichts vom Herrn von Dalberg, ſeit ich ihm mein Hierbleiben gemeldet habe; — weiß nicht, ob er an den König gleich geſchrieben und von des Königs Gutmüthigkeit — mich zurückerbeten hat: weiß nicht, was er, von alle dem, was er mit guter Art — thun kann, — auf gute Art — gethan hat!

In meiner Seele lebt mein ſtilles Verhältniß, was ich dort hatte, — leben meine Freunde, — lebt das ſchöne Land, — lebt er ſelbſt, der mich ſtets verkannte — Herr von Dalberg — unerſchüttert!

Ich bin nicht habſüchtig, — ich bin gut, — meinen Freunden treu, — — laſſen Sie mich nichts mehr ſagen und hoffen, daß die Vorſicht geleitet hat, was dort geſchehen mußte, freilich jetzt geſchehen ſein müßte, indem ich dies ſchreibe, — laſſen Sie mich enden, und Ihnen ſagen, daß ich Ihnen ſo gut bin, als ich Sie verehre!

Iffland.

---

*) Der König Friedrich Wilhelm II. ſoll, ſicherem Vernehmen nach, damals für Iffland 14.000 fl. Schulden bezahlt haben.
J. J.

Heine's „Salon,“

dritter Theil.

Gab es wohl je einen ſo wunderlichen Baumeiſter, wie den „ungezogenen Liebling der Grazien“, Heinrich Heine? Da baut er aus Mondesſtrahlen den zierlichſten Kiosk, ſpannt einen florentiniſchen Himmel darüber, ſäet blaue deutſche Augen ſtatt der Sterne darein, dekorirt den Kiosk mit dem vollſtändigen Ameublement der Königin Mab, ſogar Viridis ſilbernen Topf nicht vergeſſend; da läßt er muthwillig Gedanken wie Träume, Träume wie Gedanken als Springquelle ſteigen und fallen, bevölkert ein Spiegelkabinet mit tauſend ächten Heine's, denen der ſehr edle und ſehr wackere Cavalier, Monſieur Türlütü aufwartet, kurz, da zaubert er ſeinen Traumpalaſt auf derſelben Stelle, von der geſchrieben ſteht: „Hier iſt gut wohnen, hier laſſet uns Hütten bauen;“ er thut's, ſieht ſich ſein Werk an und findet es wohlgemacht, — aber der Teufel plagt ihn wie einen Engländer, und nun muß er vorn und hinten noch was d'ran bauen, vorn eine Polizeiwachtſtube und hinten eine Rumpelkammer. Wenn das Innere des Hauptbau's dadurch auch nichts litt, wenn drinnen auch wie vor und eh die träumeriſche deutſche Nachtigall herumflattert und ihre wunderbaren Töne erſchallen läßt, — der Totaleffekt von außen iſt doch damit verdorben, gerade wie bei ſchönen Kathedralen, an welche Gevatter Gewürzkrämer und Bandverkäufer ihre Hütten angeklebt haben. Die Polizeiwachtſtube nun iſt die Vorrede über den Denunzianten, der Zauberkiosk ſind die florentiniſchen Nächte und in der Rumpelkammer ſpuken die „Elementargeiſter,“ welche aus alten Excerpten, wie ich ſelbſt ſie zu Dutzenden daliegen habe, ohne Höllenzwang beſchworen ſind, um die weißen Bogen von 10 bis 18 anzuſchwärzen. Wer verträumte nicht noch einmal mit Entzücken jene florentiniſchen Nächte, in denen die Poeſie Heine's aus einem fatalen Fieberzuſtande erwacht, der zwiſchen Tag und Dämmerung, zwiſchen Ja und Nein, zwiſchen einem muthwilligen Droh'n und einem ſcheuen Bereuen die Mitte hielt? Wozu bedurfte Heine je der Politik? Um ſeinen Namen im Preiſe ſteigen zu machen? Wahrhaftig nicht; — wer einmal das Buch der Lieder geleſen, wird nichts Weiteres von Heine verlangt haben, als den Heine, wie er leibt und lebt; denn wie er leibt und lebt, iſt er ein Poet. Die unglückſelige „Vaterſchaftsklage“ kam dazwiſchen, die Vaterſchaftsklage auf das junge Deutſchland, und nun baut Heine eine feſte Burg à la Luther, oder genau geſprochen: eben — die Polizeiwachtſtube. Es iſt ein trauriger Anblick, einen Poeten, deſſen Waffen nicht bloß Worte ſind, ſondern ein Lächeln, ein Blick, ein Sonnenſtrahl, etwas was wir andre alle haben, am Ende die ganze Welt, — einen ſolchen Poeten auf einmal mit dem Haſelſtock in der Hand zu ſehen, als hechtgrauen Polizeidiener maskirt! Den graziöſen, leichtfüßigen Heine, der nie gerne Pulver roch, ſondern ſtets mit den Pfeilen des ſpitzbübiſchen, uraltjungen Eros ſchoß und doch ſtets das Schwarze traf, gegenüber einer ſiebenfachen Hornhaut zu ſehen! Es handelt ſich nämlich um den penſionirten Wolfgang in Stuttgart. Heine konnte ſich die Mühe ſparen, den Stuttgarter Narciß durchzuwalken, wie es dieſer verdient; Heine walkte bereits eine Mumie durch, denn Börne hatte, wie jene geheimnißvolle, furchtbare, eiſerne Jungfrau, den Franzoſenfreſſer bereits an ſich gedrückt und mit tauſend Dolchen durchbohrt, Börne hatte ſterbend den Todten in Spott eingepökelt und ſo als Pickelhäring der Nachwelt überliefert. Es war ebenſo unnöthig, als unwürdig, einer ſolchen Mumie noch den Haſelſtock zu appliciren, — des Haſelſtocks halber war es Heine's unwürdig, — Heine's, der die „florentiniſchen Nächte“ geſchrieben!

Chronik der ſchönen Literatur.

75) Das maleriſche und romantiſche Deutſchland. 2te Sektion. Schwaben, von Guſtav Schwab. 1te und 2te Lieferung. Leipzig, Georg Wigand.

Dies ſchöne Unternehmen gedeihe rüſtig. Die ſächſiſche Schweiz iſt kaum beendigt, da liegen bereits zwei Hefte von Schwaben vor, und die erſten Lieferungen von Thüringen und dem Harze ſind demnächſt zu erwarten. Die Zeichnungen der Landſchaften Schwabens ſind ſämmtlich von Ludwig Mayer in Stuttgart, welcher mit Guſtav Schwab die intereſſanteſten Punkte ſeines Vaterlandes bereiſ'te, und treffliche Veduten geliefert, die Stiche ſind von Lacey und Carter; bisher erſchienen Anſichten von Canſtadt, Marbach, Weinsberg, Wimpfen, Guttenberg und Heilbronn. Guſtav Schwab iſt bei Abfaſſung des Textes gewiſſenhafter zum Werke gegangen als Tromlitz, und hat Geſchichte und Sage ſo wie die Reliquien alter Kunſt durch Sangesſtücken landsmänniſcher Dichter anſprechend verbunden.

76) Die Roſe von Dekama. Ein hiſtoriſcher Roman von J. van Lennep. Aus dem Holländiſchen. 3 Bände. Aachen und Leipzig, Mayer. 1837.

Ein Roman in Walter Scott'ſcher Manier, ſchon deßhalb intereſſant, weil er das Originalwerk eines Holländers iſt, (denn man darf annehmen, daß drei Viertel der holländiſchen Literatur aus Ueberſetzungen [und zwar meiſt aus dem Deutſchen] beſtehn). Wenn auch nicht durch Originalität überraſchend und elektriſirend, empfiehlt ſich dieſer Roman durch eine gewiſſe derbe Natürlichkeit, die den Autor charakteriſirt, welchem das Talent, ſcharf zu individualiſiren und die Aufmerkſamkeit durch geſchickt verwebte Begebniſſe zu feſſeln nicht abgeſprochen werden kann.

77) Henriette Temple. Eine Liebesgeſchichte; aus dem Engliſchen des d'Israëli, von Dr. G. N. Bärmann. 3 Theile. Berlin, Alexander Duncker. 1837.

Einer der zarteſten und duftigſten engliſchen Romane, die uns in neuerer Zeit zu Geſichte gekommen, eine reizende Symphonie, in welcher das bezaubernde Grundthema: „Erſte Liebe“ mit pſychologiſcher Meiſterſchaft durchgeführt iſt. Die ſorgfältige deutſche Bearbeitung Bärmann's, verdient lobende Anerkennung.

78) Der letzte Stern Marienburgs, oder der edle Bürgermeiſter. Hiſtoriſch-dramatiſches Gemälde in 5 Akten, von Ferd. v. Rekowski. Danzig, Gerhard 1837.

Ein fünfgliedriger hiſtoriſch-dramatiſcher Bandwurm, comme il faut. Wenn ihr aus irgend einem braven Manne einen dramatiſchen Helden machen wollt, ſo habt die Güte und thut es mit etwas weniger Langweile und mit etwas mehr Talent. Da ſind ellenlange Monologe und Dialoge in einer gebildeten Sprache, „die für euch denkt,“ aber keine Spur von dramatiſchem Intereſſe; und das ſollte doch, mein' ich, bei einem Drama die Hauptſache ſein. Schlafmützen, wie der arme Hochmeiſter Erlingshauſen, ſind uns ſelten vorgekommen, das iſt ein wahres Original von Jammer; die übrigen Perſonnagen ſind aus der Garderobe bekannt.

79) Brutus und die Tarquinier. Hiſtoriſche Tragödie von E. H....... Peſth, Guſtav Heckenaſt. 1837.

Der Dichter dieſer Tragödie iſt augenſcheinlich ein junger Mann. Man merkt's an den vielen Mängeln ſeines Werkes, aber man ſieht es auch an der Gluth ſeiner Begeiſterung, an der Wahrheit ſeiner Empfindung, an allen den hundert kleinen Reizen, welche dieſe Tragödie ſchmücken. Laßt uns dies eminente Talent freudig begrüßen, dieſen friſchen, aus ſich ſelbſt ſchöpfenden freien und ſtolzen Geiſt, der nichts als — Jahre braucht, um das Größte zu leiſten. So eine gedankenſchwellende und doch keuſche, ſo eine eherne Sprache, die an Shakespeare erinnert, die großartige Auffaſſung des Tyrannen ſogar, geſchweige die des Befreiers, überraſchen, übermannen bei dem jetzigen Zuſtand des deutſchen Schauſpiels, in dieſer jämmerlichen Zerfloſſenheit und Salbaderei, bei dieſem elenden Wettſtreit zwiſchen Raupach und der Birch-Pfeiffer. Der Hauptmangel ſogar, der auf dem Werke haftet, iſt, wie geſagt, ein Beweis mehr für den dichteriſchen Beruf dieſes jungen Anonymus; es iſt dies ein Mißverhältniß der Innerlichkeit zur Aeußerlichkeit, auf Koſten der letzteren, etwas, was ich zwar einen Mangel, aber deßhalb keinen Irrthum nennen möchte. Jede Seite der Tragödie liefert einen Beweis für meine Anſicht, daß in dieſem jungen Ungar (?) der deutſchen Bühne eine neue Hoffnung heranwachſe. Die Scene (S. 96–98), in welcher Brutus ſeine Narrenkleidung auszieht und ſich rüſtet, wüßte ich mit nichts zu vergleichen als mit einer merkwürdig damit verwandten, welche jedoch, als noch ungedruckt, dem Dichter unmöglich bekannt ſein konnte, ich meine die Scene in Grabbe's „Hermannsſchlacht“ (welche ich im Manuſkripte kenne), wo Hermann die römiſchen Waffen wegwirft und die vaterländiſche Tracht und Wehr anzieht.

Feuilleton.

.*. **Sizilien.** — Dem National vom 15 v. M., der eine gehaltvolle Notiz über Sizilien mittheilt, entnehmen wir folgende Angaben: „Dieſes Land, welches früher 6 Millionen Einwohner hatte, zählt deren jetzt wenig über 1½ Mill. Früher durch ſeine Schulen berühmt, hat es deren jetzt höchſtens nur noch 100, die von Mönchen und Jeſuiten geleitet werden, und noch wird dort die Unbeweglichkeit der Erde gelehrt. Die Kunſt iſt wie das wiſſenſchaftliche Leben erloſchen. Dagegen laſten auf ihm 12,000 Mönche, die ihren Reichthum noch durch Betteln vermehren, 20,000 Nonnen, und 20.000 Advokaten, welche die Prozeſſe verewigen und die Familien ruiniren." Der National erinnert aber auch an folgende Thatſache: „Als die durch England vermittelte Verfaſſung im J. 1810 an die Stelle der ſtändiſchen Einrichtung trat, welche Sizilien ſeit den Königen von Arragonien beſeſſen, exiſtirten noch alle jene Feudalrechte, alle Laſten, welche die großen Herren des Mittelalters dem Volke aufgeladen. Die ſizilischen Großen, um dem Volke die Wohlthätigkeit der neuen Ordnung der Dinge zu Gemüth zu führen, verzichteten einſtimmig auf dieſe Privilegien, promulgirten das Geſetz, welches dieſelben abſchaffte, und brachten ohne Zögern das Opfer der ſehr bedeutenden Summen, die ſie bis dahin bezogen."

.*. **Nordamerikaniſche Oppoſition gegen den Nachdruck.** — Das North-American Review macht neuerdings auf die Nothwendigkeit aufmerkſam, auch ausländiſchen Schriftſtellern Schutz gegen Nachdruck zu verleihen. Es meint: „ein amerik. Buchhändler werde jetzt kein Narr ſein, einem inländiſchen Autor ein angemeſſenes Honorar für ein Werk zu zahlen, deſſen Abſatz ohnehin noch zweifelhaft, während er für gar Nichts das neueſte Werk eines populären engl. Schriftſtellers erhalten könne, von dem er ſicher, eine Auflage zu verkaufen!" „In unſerem ganzen Lande" — ſo verſichert der Reviewer, „gibt es kaum ein Dutzend berühmter Leute, deren Schriften von den Verlegern honorirt werden . . ." Nebenbei macht er noch auf den Mißſtand aufmerkſam, daß jetzt das Land mit den ſchlechteſten und incorrekteſten Ausgaben überſchwemmt werde, da jeder Nachdrucker dem anderen vorauskommen wolle.

.*. **Humaniſirung der Batlapi's in Südafrika.** — Das Evangelical Magazine berichtet, daß im Auguſt v. J. bereits 1300 Individuen des Stammes der Batlapi, der einen Zweig des Betchuana-Volkes bildet, ſich zum Chriſtenthume bekehrt hatten, und zwar vorzüglich durch die Bemühungen der beiden eingebornen Prediger Thabé und Makume. Die Batlapi's waren aber unter allen ſüdafrikaniſchen Stämmen, mit denen die Miſſionäre in Berührung gekommen, gerade diejenigen, die in tiefſter Erniedrigung lebten. Jetzt beſuchen über 300 Kinder die Schulen!

.*. **Der Verein für Förderung der ſchönen Künſte in Schottland** hat im erſten Jahre ſeines Beſtandes nur 700 Pf. St. eingenommen; im vorigen Jahre ſchon 1300 Pf.; aber nach dem kürzlich von ſeinem Ausſchuß erſtatteten Bericht im Laufe d. J. bereits 2100 Pf., wozu aus 62 Städten beigetragen worden. Unter dieſen werden auch Neapel, Petersburg, New-York und ſogar Neu-Süd-Wallis genannt.

.*. **Kosziusko's Denkmal in Frankreich.** — Am 3. Sept. d. J. wird das Denkmal feierlich eingeweiht werden, welches dem Andenken Kosziusko's zu Polonia-Sur-Loing bei Fontainebleau von den zahlreichen Freunden der polniſchen National-Unabhängigkeit und des unglücklichen Muthes gewidmet worden.

.*. „*L'Europe industrielle*" iſt der Titel, unter welchem ein „Journal des intérêts positifs" angekündigt wird, das alle zwei Tage zu Paris erſcheinen ſoll.

.*. **Die rieſige Meerſchlange.** — In Pariſer und in einigen deutſchen Blättern iſt jetzt viel von einer Rieſenſchlange die Rede. Im Feuilleton der Débats vom 26. Juli führt Herr Baron v. Zivrey eine große Reihe von theilweis unbeſtreitbaren geſchichtlichen Zeugniſſen aus alter und neuer Zeit auf, welche die Exiſtenz eines ſchlangenartigen Seeungeheuers — außer Zweifel ſetzen. Schon im J. 1825 hatte die „retrospective review" (und aus ihr die Revue britannique) durch Zeugniſſe conſtatirt, daß, wie Hr. Zivrey bemerkt, „die Nordmeere jetzt der gewöhnliche Aufenthalt jener Meerſchlange zu ſein ſcheinen, und daß deren Exiſtenz in Norwegen offenkundig iſt." Hr. Z. meint, ſchon die Bibel (u. a. Jeſai. 26), deute in ihrem Leviathan auf dieſe Schlange hin, und daß die 120 Fuß lange Schlange, welche Regulus am Bagrada-See 256 v. C. mit Wurfmaſchinen bekämpfen mußte, wirklich exiſtirt habe, dies ſei eine von vielen unverwerflichen Zeugen bezeugte Thatſache. Wir fügen nur noch die Bemerkung hinzu, daß, wie uns die Vermuthung nicht unpaſſend ſcheint, der Wallfiſch gehöre noch zu dem Reiche der vorweltlichen Ungeheuer, wir für möglich halten, daß das Meer, weit weniger als das Feſtland von jener urweltlichen Kataſtrophe betroffen, auch noch mehrere Geſchöpfe der Urzeit in ſeinem ungeheuren Schooße verberge.

.*. **Sternſchnuppennacht vom 10. auf den 11. Auguſt.** — Herr Arago zeigte in der letzten Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften (vom 14. v. M.) an, daß in der Nacht vom 10. auf den 11. v. M. (bekanntlich die vierte den Cyklus der kritiſchen Nächte beſchließende) viele Sternſchnuppen, (étoiles filantes — was wir lieber mit Fallſterne überſetzen möchten) beobachtet wurden. Zwei Zöglinge des Obſervatoriums zählten deren von 11 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens 291, alſo c. 73 pr. Stunde. Aber der älteſte Sohn des Hrn. Arago zählte deren ſogar 104 in 50 Minuten zwiſchen 10. und 11. Uhr Abends. Die Richtung der Aerolithen (?) ging durchgängig zum Zeichen des Stieres hin; doch zog eine gewiſſe Zahl derſelben nach einem andern Himmelspunkt. Auf der Breslauer Sternwarte wurden in derſelben Nacht von 9 Uhr 9 Min. Abends bis 3 U. 18 M. Morgens 358 Fallſterne beobachtet und verzeichnet.

.*. **Henry Lytton Bulwer**, ehem. Mitglied des Hauſes der Gemeinen für Mary-le-Bone und Legations-Sekretär zu Brüſſel, iſt an die Stelle des Herrn Urquhart zum Geſandtſchaftsſekretär in Conſtantinopel ernannt.

.*. **Induſtrieller Fürſt in Neapel.** — Charakteriſtiſch für die jetzige Zeit iſt, daß dem Fürſten Satriano ein zehnjähriges Privilegium verliehen worden iſt auf Einführung der — Leinwand-Spinnerei-Maſchinen im Königreich Neapel.

.*. **Zunahme der Wärme nach der Tiefe der Erde hin.** — Die Röhre des arteſiſchen Brunnens, welche in der Ebene von Grenelle bei Paris gebohrt wird, iſt jetzt ſchon bis zur Tiefe von 1230 Fuß gelangt, wo der Thermometer 23°, 5′ ſteht, während er an der Oberfläche nicht über 10°, 5′ ſich erhebt. Nach Arago's Berechnung müßte das Waſſer in einer Tiefe von 700 Metres (2135 Fuß) 33° Hitze haben.

.*. **Kunſtausſtellung zu Lyon.** — Am 1. Nov. d. J. wird die Geſellſchaft der Kunſtfreunde zu Lyon abermals eine Ausſtellung veranſtalten, die bis zu 31. Decbr. dauern ſoll. Bei der letzten Expoſition hat dieſer Verein für 30.000 Fr. Gemälde und ſonſtige Kunſtgegenſtände gekauft; da ſeitdem ſeine Mittel ſich bedeutend vermehrt haben, ſo wird er auch ſeine Ankäufe vermehren können. Künſtler haben vor dem 15. Okt. ihre Arbeiten an den Ausſchuß jenes Vereines (au palais Saint-Pierre) einzuſenden.

.*. **Die Schulen in England** haben in d. J. eine Unterſtützung von 20,000 Pf. St. und die in Schottland eine Unterſtützung von 10,000 Pf. vom Parliament erhalten.

(P. St. Z.)

.*. **Die Hugenotten** wurden am 16. v. M. in der großen Oper zu Paris zum 62ſtenmal aufgeführt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 211. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 7. September.

Ein Mitglied der Deputation des Menſchengeſchlechts.

Ein geiſtvoller Mann, der ſeit der Julirevolution ſich fälſchlich für einen Präfecten, Diplomaten, Staatsrath oder dergleichen hielt, drang eines Morgens in meine beſcheidene Wohnung zu Rom, auf dem Monte Pincio, bei der Dreifaltigkeitskirche, der mächtigen Marmortreppe, die auf den ſpaniſchen Platz führt, gegenüber. Ich ſchlief ſo feſt, als man im 23. Jahr ſchläft, wenn man Abends keine Sorge mitbringt und Morgens keine Unruhe zu ſcheuen hat, wie man in dieſer milden römiſchen Atmoſphäre ſchläft, die, durch beſtändig plätſchernde Brunnen erfriſcht, immer kühl auf den Flügeln des Morgenwindes den ſüßen Duft der Orangen uns zuweht. —

„Ich komme,“ begann der geiſtvolle Mann, der nur eine untergeordnete Stelle bekleidet, „um Sie zu fragen, ob Sie wohl heute einen kleinen Ausflug nach dem Schloß St. Angelo mit mir zu machen Luſt haben?“

Bei dieſem Vorſchlag machte ich eine Bewegung der Ungeduld, meine Lippen murmelten eine Verweigerung, dann, den Kopf tiefer in die Kiſſen vergrabend, bat ich meinen Wecker, mich nicht mehr dem Vergnügen des Schlafs zu entziehen, um mich auf das Schloß St. Angelo zu bringen, an dem ich mehr als einmal jeden Stein analyſirt, jede Zinne gezählt und den Erzengel gemeſſen habe, der, ſein flammendes Schwert in der Hand, den Gipfel ziert.

„Sie haben Unrecht, ſehr Unrecht,“ verſetzte mein Beſucher, „denn ich habe einen Fund gemacht, eine Menſchen-Ruine, die für ſich allein alle die aufwiegt, die der Herzog von Blacas, Gonſalvi oder Tortonia mit großen Koſten der Tiber und den Eingeweiden der Erde entreißen. Es iſt kein Obelisk, auch keine hetruriſche Vaſe, noch ein Manuſcript von Cicero, das Ihr Freund Mai oder Monſignor Teſta dechiffriren kann, noch ſelbſt ein Apollo oder eine verſtümmelte Bachante, für die einige Engländer ein paar hundert Pfund vertauſchen möchten. Ich habe etwas Beſſeres, etwas viel Beſſeres entdeckt: eine verkörperte Geſchichte, ein Original, das uns im Augenblick entſchwinden kann, die Revolution in der Wiege, auf der That ertappt, welche man im Bagno ſtudiren kann. Wollen Sie mit?“

Ich kleidete mich an, indem ich mit halbem Ohr den Worten lauſchte, die ich trotz aller angewandten Mühe nur ſchwer begriffen hätte.

Als ich bereit war, dem Cicerone, der mich erwartete, zu folgen, ſprach dieſer: „Sie können ſich ohne Zweifel nicht vorſtellen, was ich Ihnen zuſage. Das iſt die Sache,“ führ er in gewichtigem Redefluß fort:

„Nach meiner Gewohnheit ſaß ich geſtern Abend an einem kleinen Tiſch im Caffé Greco und ſchwamm im Rauch von all den Künſtlercigarren und plauderte über Geſchichte, Revolution, Charlatane, Redner und Schwätzer mit dem alten Abbé Fea. Der gelehrte Alterthümler erzählte mir Anekdoten der tempi passati, Erinnerungen aus der Gegenwart, immer mit einiger pathetiſcher Moral verknüpft, als er mir plötzlich von einer lichten Idee angeregt den Vorſchlag machte, den ich auf Sie übertrug. Ich habe ihn ohne Bedenken angenommen, denn ich bin nicht ſo ungläubig, wie Sie. Auf das Wort des Abbé hin gehe ich auf das Schloß St. Angelo und nehme Sie mit.“

Auf dem Corſo fanden wir den Abbé Fea, zierlich geputzt und niedlich gepudert, auf uns warten. Der gute Alte grüßte uns mit einem freundſchaftlichen Lächeln, dann ſprach er: „Wenn die Revolution ihre Wunder gehabt hat, ſo werde ich Ihnen ſicher eins davon vorſtellen; aber, meine Herren, ich bitte, keine müßigen Fragen, keine indiskrete Neugier, denn, was ich Ihnen zeigen will, iſt ein Fragment der Geſchichte, ein Wrak, das die Ereigniſſe hierher verſchlagen haben, eine Trümmer des ſouverainen Volks, ein Mann endlich, der in ſeinem eben ſo langen als vielbewegten Leben Stunden des Ruhms und Jahre des Unglücks geſehen hat. Laſſen Sie ſich von keinem Lachen und von keinem Mitleiden überraſchen, Sie würden ſeinen Stolz beleidigen; und vor einem Mitglied der Deputation des Menſchengeſchlechts können Sie wohl das Haupt neigen, denn dieſer Mann hat bei der großen Verſammlung am 14. Juli 1790 einen Theil des Univerſums repräſentirt. Er hat den Caglioſtro und den Talleyrand gekannt, Mirabeau hat ihm die Hand gereicht und Lafayette ihn in die Arme geſchloſſen; er hat ſich mit dem Herzog von Orleans, Bürger Egalité, gedutzt und nun von Glorie zu Glorie, von Schmach zu Schmach, von Revolution zu Revolution iſt der arme Deputirte des Menſchengeſchlechts ein confiſcirter Mephiſtopheles unter das mächtige und breite Schwert, das das Grabmal des Kaiſers Hadrian beſchützt, gerathen. Hier ſtehen wir vor dem Schloß, welches ihm die Geſetze zum letzten Aſyl gewährt haben. Nehmen Sie die Miene gewöhnlicher Beſucher vor ihm an. Richten Sie Ihre Worte nicht an ihn, laſſen Sie ihn an mich kommen, an mich, der ich ihn einſt im Glanz ſeines Eintag-Glückes gekannt habe, und ich verſichere Sie, daß ſeine Unterhaltung ſpäter für Sie eine nützliche Lehre enthalten kann."

Jetzt traten wir unter das gothiſche Thor des Schloſſes St. Angelo. Der Abbé Fea flüſterte dem wachthabenden Offizier einige Worte in's Ohr, worauf uns erlaubt wurde, die mächtige Treppe der Veſte hinanzuſteigen. Die Galeerenſclaven gingen ſie paarweiſe herab, bewaffnet mit ihren ewigen Beſen, ſo fröhlich ſingend, als irgend ein ehrlicher Bürger der guten Stadt Rom, der ſich nach St. Peter begibt, um den päpſtlichen Segen zu empfangen, oder nach Frascati, um eine Villagiatura zu beginnen. Unſer Führer wurde von einigen als alter Bekannter begrüßt und der Alterthümler erröthete nicht über dieſe Gunſtbezeugung, aus der ganz einfachen Urſache, weil mehr als einer dieſer Sträflinge ihm bei ſeinen Nachgrabungen hülfreiche Hand geleiſtet hatte. Auf der Plate-Form des Monuments angekommen, warfen wir unſere Blicke mit einer Bewunderung, die ſelbſt die Sättigung nie erſchöpfen kann, auf das Panorama des ewig einz'gen Roms. Schon traf die Sonne das Pantheon des Agrippa und die Baſilika, die bewundernswerthe Nebenbuhlerin, welche das Genie eines Michel Angelo ihm zu geben wagte. Ihre Strahlen, noch durch die Dünſte der Nacht gebrochen, erleuchteten mit einer dichteriſchen Helle den Monte-Mario und die Antonins-Säule. Die Glocken von tauſend Kirchen riefen zur Morgenandacht, und ſchon breitete Rom, hervorgetreten aus den Dämmerungen, in die es ſich nur mit Widerwillen verhüllt, vor der Begehrlichkeit des Fremdlings wie des Gelehrten die Pracht ſeiner Marmor, ſeiner Tempel und ſeiner Paläſte aus, auf welchen man die ganze Weltgeſchichte mit Blut- oder Lichtſtrahlen niedergeſchrieben wiederfindet.

Verſunken in dieſes immer neue, immer erhabene Schauſpiel, hatten wir alle drei den Gegenſtand unſeres Beſuches und den Deputirten des Menſchengeſchlechts vergeſſen, als ein kleiner Alter mit gelben und leidenden Geſichtszügen, mit zitternden Händen und wankenden Schritten ſich leiſe unſerm Abbé Fea näherte und indem er ihm — mit einer unſchreiblichen Miſchung von Familiarität und Gutmüthigkeit in der Geberde — auf die Schulter klopfte, uns aus dem ſtummen Staunen riß.

„Heute wird die Sonne ſchön heiter, nicht wahr, mein Herr Abbé? Eine Juliusſonne?"

„Iſt ſie auch ſo glänzend," erwiederte der Antiquar, „als die der Föderation?"

„Niemals wird ſie mit ſo reinem Glanze leuchten. Das war ein Tag der Wiedergeburt, deſſen Vorläufer meine Mitbrüder und ich waren, ein Tag des Ruhmes und des Heils, eine Zeit der Brüderlichkeit und der Gleichheit, welche wir uns unter der Ägide dieſes guten Anacharſis Clootz Frankreich zu bieten beeilten und die Könige haben ſich gegen uns verbündet. Die Könige trafen unſere Häupter mit unverſchuldetem Bannſtrahl, aber ſie werden den Lohn ihrer That ernten, denn wie Anacharſis ſagte, wir ſind die Auserwählten der Völker, die Samuels der Nationen, die Joas der Univerſalrepublik."

„Nun, nun, armer Matteo, laſſe nur nicht dem Hauskobold von frühem Morgen an den Zügel ſchießen, wie Vater Mallebranche zu ſagen pflegte. Still von den Träumen eines Deputirten des Menſchengeſchlechts. Dieſe Herren kennen dich nicht, und vielleicht langweilt ſie deine Rede?"

„Sie langweilen! Mein Vater, nicht möglich! Ich habe vor dem Herrn Grafen Riquetti von Mirabeau geredet, er hat mir zugehört, vor dem Herrn Marquis von Lafayette, der mich liebte, vor dem Herrn Herzog von Orleans, der mich hochverehrte, vor dem Herrn Robespierre, der mich vergöttert haben würde, wenn ich es verlangt hätte. Dieſe Herren ſind jung, ſie kennen die Welt und die Menſchen nicht, wie wir beide. Wie du, haben ſie nicht die Geheimniſſe der Erde durchforſcht, um das Wiſſen hervorzuholen, wie ich, wiſſen ſie nicht am Finger herzuzählen, wie die Revolutionen entſtehen. Wir müſſen ſie belehren, und wenn ſie mir zuhören wollen, beginne ich."

Wirklich verlangten wir nichts Anders; unſer Führer hatte uns etwas Außerordentliches verſprochen. Der Pfiffige wollte durch eine Art von Wegweiſen das erlangen, was er in unſerm Namen vielleicht vergeblich erbeten hätte. Auf ein Zeichen des Einverſtändniſſes ließen wir uns denn gleichfalls nöthigen. Darauf begann der Wortführer des Menſchengeſchlechts alſo:

„Unter dieſem Kittel, den mir die päpſtliche Großmuth alle zwei Jahre reichen läßt, haben Sie, Mitbürger, ohne Zweifel Mühe einen Mann zu erkennen, deſſen Name neben den bedeutendſten und berühmteſten eingeſchrieben iſt; aber die verbündeten Mächte haben meinen Untergang geſchworen, die Könige ſuchen den letzten Repräſentanten des Erdballs zu demüthigen, der ſie unter dem Umſturz ihrer Throne zerſchmettert hätte; aber . . .“

„Matteo, mein alter Matteo,“ nahm ſanft der Abbé Fea das Wort; „keine Clubbrede, keine Rednerfeuerwerke, wie ſie deine Jugend vernommen hat, wie wir ſie noch in den Werken und Tagblättern des Liberalismus finden, der an Eure Stelle getreten iſt. Du weißt, ich liebe das nicht. Steige von dem Kothurn herab, worauf man dich gezwungen hat, herab von dem Dreifuß, von welchem herab du Orakelſprüche ertheilt haſt. Kommen wir auf das zurück, was wir in Wirklichkeit ſind, dieſe Herren und ich, einfache Menſchen, die eine Morgenkühle benutzen, um die über Rom aufgehende Sonne zu bewundern; du ein braver Mann, oder dergleichen, den der Papſt ernährt, unterhält auf Koſten der Kirche, während er dich recht wohl in irgend einer dunklen Spittel-Zelle Hungers ſterben laſſen könnte.“

(Fortſetzung folgt).

Capitän Marryat

über das Verhältniß der Schriftſteller zur Ariſtokratie in England.

(Aus dem Auguſtheft des New Monthly Magazine).

Schriftſteller, wie Doctoren, ſind nicht leicht einerlei Meinung.

Als ich neulich die, unter dem Titel „Diary of a Désennuyée,“ erſchienene, ſehr unterhaltende Schrift las, leiteten mehre Stellen derſelben meine Gedanken zurück auf Heinrich Bulwer's Werk über Frankreich. Unter ſeinen Bemerkungen über den Einfluß der Schriftſteller in dieſem Lande findet ſich folgende:

„Ein franzöſiſcher Schriftſteller, mit dem ich vor einiger Zeit in Paris zuſammengetroffen bin, ſagte mir, ein gutmüthiger, junger Engländer von hohem Adel, deſſen Namen ich hier nicht nennen will, habe ihm erzählt, Tänzer und Sänger fanden ſehr gute Aufnahme in den höhern Zirkeln England's, Schriftſteller nicht.“

„Est il possible, qu'on soit si barbare chez vous?“

Er fügt dann ſpäter hinzu:

„Als ein Schriftſteller bekannt zu ſein, erweckt ſicher ein ungünſtiges Vorurtheil gegen Euch. Erſtlich meinen die Leute, Ihr ſeid kein Mann von Stand, und Euer Großvater, der, wäret Ihr ein Banquier oder ein Metzger, oder hättet Ihr ſonſt ein Geſchäft, in ſeinem Grab in Ruhe gelaſſen worden wäre, wird gegen Euch heraufbeſchworen.“

Bulwer führt ſodann Verſchiedenes an zum Beweis, daß Schriftſteller weder bei der Regierung noch bei der Ariſtokratie Großbritanien's Mäcene finden. Er hebt die Vortheile hervor, welche die franzöſiſchen Literaten durch ihr Inſtitut genießen: die Standeserhöhungen, die Ordensverleihungen, die Jahrgehalte, welche ihnen zu Theil werden, und macht wirklich den Gegenſatz recht anſchaulich.

Die Verfaſſerin des „Tagebuchs“ möchte die Behauptungen Bulwer's gern in Abrede ſtellen, aber indem ſie dies verſucht, gibt ſie dieſelbe alle zu bis auf eine — nämlich: daß Schriftſteller bei der Ariſtokratie in England nicht die gute Aufnahme finden, wie in Frankreich.

Sie ſagt:

„Was meint Heinreich Bulwer mit ſeiner Behauptung, daß Schriftſteller in der Geſellſchaft hier willkommnere Aufnahme finden, als in England?

„Sie haben vielleicht eine unabhängigere und ehrenvollere Stellung, ſind weniger der Unannehmlichkeit ausgeſetzt, ſich von hochgebornen Wittwen, welche die Gönnerinnen ſpielen, gleich ausländiſchen Beſtien zur Schau ſtellen laſſen zu müſſen (being lionized), ſind ſicherer, Beförderungen von der Staatsgewalt zu empfangen; aber mit Ausnahme von Mignet und Mérimée, welche mehr ihrer Perſönlichkeit und ihrer amtlichen Stellung halber geſucht werden, als wegen ihres ſchriftſtelleriſchen Rufes, bin ich kaum mit Einem derſelben zuſammengetroffen. Zu den Parthien der Miniſter des Grand Référendaire und anderer öffentlichen Beamten werden Künſtler und Schriftſteller zugezogen, als Glieder eines politiſchen Syſtems; aber man trifft ſie nicht — wie einen Moore, Rogers, Chantrey, Newton, und Andere — in den Boudoirs der Elite an oder bei den ausgeſuchten Fêten eines Devonſhire-Houſe.

„Der Beruf eines homme de lettres iſt hier jedoch ein Geſchäft, welches ſeine Belohnungen und Vortheile hat und eine beſondere, unabhängige Claſſe bildet. Gemeinſchaftlich mit den Künſtlern ſtreben ſie nach Standeserhöhungen in der Akademie, und ſind in der jetzigen Ordnung der Dinge reichlich mit Ehrenſtellen und Gehalten bedacht worden.“

Man ſieht alſo, in Frankreich werden ſie als ein Glied des politiſchen Syſtems zu den Parthien der Miniſter u. ſ. w. zugezogen; ferner: ſie ſind von der Regierung begünſtigt worden durch Standeserhöhungen und reichliche Begabung mit Stellen und Gehalten. Sonach liefert die Gegnerin ſelber den Beweis, daß Heinrich Bulwer Recht hat. In einem andern Abſchnitte deſſelben Werkes findet ſich folgende ſpaßhafte Stelle: der Rath einer Dame von Welt an ihren protégé bei ſeinem Eintritt in die höheren Zirkel Londons.

„Brütet über ihren Büchern ſo viel Ihr wollt, aber kommt nicht mit den Schriftſtellern ſelbſt in Berührung,“ — ſagte ſie, als ich vorſchlug, ihn bei einem der beliebteſten Tagesſchriftſteller einzuführen. „Dieſe Leute verwenden ihren Geiſt auf ihre Werke — derjenige Theil von ihnen, welcher ſich in der Geſellſchaft bewegt, iſt ein bloßer Erdkloß und gleicht den Treſtern, die nach Auspreſſung des Weines in der Kelter zurückbleiben. Im Geſpräche mit einem guten Schriftſteller ſeht Ihr zuweilen, wie beim Aufſteigen eines neuen Gedankens ſein Aug' erglanzt und ein Lächeln um ſeine Lippen ſchwebt, aber nicht für eine Welt wird er denſelben äußern. Er gehört zu ſeinem nächſten Werk und wird ſogleich im Hauptbuch ſeiner täglichen Gedanken eingetragen. Werth: 3 Sch. 6 Pf. Des Mannes Geiſt iſt in ſeinem Schacht; man kann ihm nichts zumuthen, daß er denſelben unentgeldlich bearbeite oder die Ausbeute wegſchenke.“

Dürfen wir aus dieſer Stelle einen Schluß ziehen, ſo iſt es der: Obwohl Einige unter den Großen ihre Gönnerſchaft auch auf Schriftſteller erſtrecken, ſo iſt doch im Allgemeinen die Stimmung jener Claſſe jedenfalls gegen dieſelben. Ich muß ſagen: nie hat mir Etwas ſo viel Vergnügen gemacht, als das Leſen obiger beißenden Bemerkung. Es iſt viel Wahrheit in derſelben, und doch iſt ſie nicht wahr. In Zukunft, wenn ich in Geſellſchaft, was man ſo nennt, hübſche Sachen ſage, werde ich genau wiſſen, wie viel das, was ich während des Nachteſſens oder der Abendparthie zum Beſten gegeben habe, in klingender Münze werth iſt, indem ich es nach Dreiern und Sechſern zuſammenrechne. So viel iſt klar, wenn ein Schriftſteller ein halb Dutzend hübſche Sachen ſagt, ſo bezahlt er damit vollkommen ſein Nachteſſen.

Im „Student“ macht Eduard Bulwer einige Bemerkungen, durch welche er in ſcharfen Gegenſatz mit der Verfaſſerin des „Tagebuchs“ tritt. Indem er den Beweis führt, daß die meiſten Schriftſteller aus ihren Werken zu erkennen ſind, ſagt er:

„Schriftſteller ſind die einzigen Menſchen, welche wir in der That kennen; die übrigen Menſchen ſterben, ohne daß man von ihrem Charakter mehr als die Oberfläche kennt.“

Demnach haben die Leute es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie in ihren Erwartungen von einem Schriftſteller, den ſie in Geſellſchaft treffen, getäuſcht werden. Sie brauchen nur ſeine Werke zu leſen. Gefallen ihnen dieſe, ſo muß ihnen auch der Urheber gefallen. — Weiter ſagt Eduard Bulwer im Gegenſatze zu der Armuth des Schachtes:

„Ich denke, der Mann iſt von einem geringen Schlag, deſſen Geiſt nicht unendlich höher iſt, als ſeine Werke, der ſich nicht einer unerſchöpflichen Fülle von Gedanken, Gefühlen und Erfindung bewußt iſt, die er nie Muße haben wird, im Drucke zu verkörpern. Der wahrhaft große Geiſt hinterläßt im Sterben nur ein Tauſendſtel ſeines Reichthums der Nachwelt, die ſein Erbe iſt.“

Ich mag gern Alles ſo neben einander ſtellen. Es liegt ein eigner Reiz darin, die Leute hinter einander zu hetzen, darum thut man's ſo gern. Indeß, die zu Anfang aufgeworfene Frage verdient ordentlich entſchieden zu werden, und wie bei einem Vergleiche, wo ein Dritter zugezogen wird, wenn die beiden Theile nicht einig werden können, will ich die Rolle des Unpartheiiſchen übernehmen und ehrlich den Gegenſtand erörtern, der wichtiger iſt, als man auf den erſten Blick glaubt. (Schluß f.)

Feuilleton.

⁂ Mahomedaniſche Toleranz. — Abd-el-Kader ben Dielani, von Bagdad, Haupt einer der berühmteſten Familien von Irak-Arabien, als er kürzlich vom Kaiſer von Marokko, der eine ſeiner Töchter zum Weibe genommen, nach ſeiner Heimath zurückreiſend, nach Ouled Chelul bei Algier gekommen, wurde von vielen dort umherwohnenden Mahomedanern befragt, wie ſie es mit den (ungläubigen) Franzoſen zu halten hätten? Abd-el-Kader ben Dielani, ſo berichtet der „Moniteur algérien“ vom 12. v. M. verſicherte: „diejenigen verſtunden ſchlecht den Koran, die meinten, er gebiete, die Chriſten auch ohne Grund zu bekriegen. Er las mehrere Stellen daraus vor, welche vielmehr beweiſen ſollten, die Religion Mahomet's und die chriſtliche Religion ſeien Schweſtern, und diejenigen, welche dieſelbe üben, könnten auf gleiche Weiſe Gnade vor Gott finden.“

⁂ Wirkſamkeit des Vereines für Erziehung in England. — In der letzten Sitzung der Geſellſchaft für Freunde der Erziehung für England und das Ausland, welche zu Mancheſter gehalten worden, verſicherte der Sekretär, in der Hauptſtadt wüchſen 150,000 Menſchen in der Unwiſſenheit und der Sünde auf. In der Liverpoolerſtraße allein ſeien von 700 Einwohner kaum 30 unterrichtet; es gebe ſelbſt Oertlichkeiten, wo die Inſpektoren der Contributionen für das Armengeſetz kaum die Verzeichniſſe der Steuerpflichtigen zu fertigen fähig ſeien! — Die Geſellſchaft, ſo leſen wir im Globe, hat ſeit ihrer Entſtehung 100 Schulen gegründet, 100,000 Kinder erziehen laſſen und 1200—1500 Lehrer gebildet, — dies Alles mittelſt 1700 Pf. St. jährlicher Beiträge.

⁂ Muſikaliſches aus London. — Rubini geht auf kurzen Beſuch nach Bergamo, ſeiner und — merkwürdig — ſo vieler anderer Tenoriſten Geburtsſtadt. Lablache will in Baden ſeine Geſundheit herſtellen, Griſi, Albertazzi und Tamburini bereiten ſich zur Abreiſe auf das Birminghamfeſt. Einen Vorgeſchmack dieſes Feſtes werden die Londoner am 12. Sept. haben, wo in Exeter-Hall Mendelſohn-Bartholdy's Oratorium Paulus unter deſſen eigener Leitung aufgeführt wird.

⁂ Teller's Gegenantwort auf Mendelſohn's Antwort. — In der geiſtreichen Antwort Mendelſohn's auf Teller's Verſe, die wir in Nro. 143 mitgetheilt, finden wir in der Zeitung für die elegante Welt jetzt noch folgende Gegenantwort Teller's (als „von freundlicher Hand“ mitgetheilt):

„Wird gleich der Vater ewig leben,
So könnt ihr doch Credit dem Sohne geben;
Das Haus iſt gut, die Firma heißt:
Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt.“

⁂ Wunderthätiges byzantiniſches Marienbild zu Rom. — In Rom, das nach dem Katechismus bekanntlich „Lehrerin und Meiſterin aller übrigen katholiſchen Kirchen“ iſt, — „ziehen jetzt, ſo wird der allg. Zeitung berichtet, unzählige Züge von Menſchen, barfuß unter Abſingung der Litanei nach der Kirche, wo ein berühmtes byzantiniſches Madonnenbild aufgeſtellt iſt, welches in früheren Jahrhunderten bei Peſtfällen die Stadt wunderſam gerettet haben ſoll, und vor welchem man dort die größte Ehrfurcht hat.“

⁂ Gekrönte Preisſchrift über die Findlinge. — Die Geſellſchaft der wohlthätigen Anſtalten (établiss. charitabl.) zu Paris (deren Präſident der Herzog v. Doudeauville) hatte für d. J. als Preisaufgabe geſtellt, die Geſchichte der Findlinge und der Geſetze in Betreff ihrer, die Angabe der Urſachen ihrer angeblichen Vermehrung und der zweckmäßigſten für ſie zu treffenden Veranſtaltungen. Der Preis (von 1000 Fr.) iſt Hrn. Remacle, ehemal. Magiſtratsbeamten von Nismes, zuerkannt worden.

⁂ Lithographirung der altparſiſchen heiligen Schriften. — Die Parſen zu Bombay ſind ſeit einigen Jahren mit leidenſchaftlichem Eifer mit ihrer alten Literatur beſchäftigt. Sie haben u. a. den Vendidad, (den bedeutendſten Theil der Zend-Aveſta) in einem großen Folioband lithographirt, und mehrere Schriften über ihren Cultus herausgegeben.

⁂ Engliſche Luftfahrt-Manie. — Die in Nro. 200 ausgeſprochene Vermuthung ſcheint ſich beſtätigen zu wollen. Wir leſen nämlich in den Débats: „Die Manie der Auffahrten iſt jetzt ſo im Schwunge (en vogue) zu London, daß am 14 v. M. drei Ballon's in verſchiedenen Gärten aufgeſtiegen ſind. Im erſten war Herr M. Green und drei ſeiner Freunde, im zweiten ſein Bruder C. Green, im dritten Mad. Graham.“

⁂ Die Fräulein Elsler wurden bei ihrem Abſchied von Wien im Kärnthnerthor-Theater mit einem Donner von Beifall überſchüttet, wie die älteſten Liebhaber ihn noch nie erlebt zu haben behaupten. Die talentreichen Schweſtern hatten aber auch reiche Wohlthaten den Armen von Baden und Wien geſpendet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 212. 1837.

Phönix.

Freitag, 8. September.

Karl Chriſtian Friedrich Krauſe.

(K. C. F. Krauſe's handſchriftlicher Nachlaß. Herausgegeben von Freunden und Schülern deſſelben. Erſter Band. Die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntniß. Herausgegeben von Hermann Karl von Leonhardi. (Mit 3 Steindrucktafeln.) Göttingen. Dietrich'ſche Buchhandlung. 1836. Vorbericht des Herausgebers LVI. Überſicht des Ganzen XXVI. und 517). —

Erſter Artikel.

> Was glänzt, iſt für den Augenblick geboren;
> Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat, erſt für Frankreich und Deutſchland, dann, immer weiter auskreiſend, für ganz Europa, theilweis ſchon für andere Welttheile, eine Kriſe begonnen, welcher, wie noch keiner früheren, eine, nicht bloß welthiſtoriſche, ſondern auch eine univerſalmenſchliche Bedeutung zuerkannt werden muß. Die Geiſter, die Prinzipien aller Zeiten und Völker ſind wie durch ein gewaltiges Zauberwort erweckt worden; aus allen Welttheilen ſtürmen ſie zuſammen; — überall treffen ſie mit ihren ausſchließenden Prätenſionen aufeinander, überall entſpinnt ſich — oder wüthet — oder entſcheidet ſich ſchon der Kampf um die Herrſchaft über die Menſchen. So iſt die hiermit eröffnete Weltzeit ihrem Hauptcharakter nach eine kritiſche, d. h. eine prüfende, polemiſche, urtheilende und entſcheidende. Wie bei einem gewaltigen Sturme jeder Baum, jede Staude, jede Pflanze ihre Lebenskraft, ihr Recht da zu ſein und fortzubeſtehen erhärten muß, ſo muß auch in der Menſchenwelt jetzt Alles, was noch forthin gelten und beſtehen will, ſeine Berechtigung erweiſen. Dürre Bäume, die in ruhigen Zeiten noch lange ihre Stelle in Mitten des grünen Waldes einnehmen durften, brechen jetzt zuſammen, und knicken, zuſammenſtürzend, ſelbſt gar manche liebliche Blume, die in ihrem Bereiche fröhlich emporwuchs!

In dieſer allgemeinen Aufregung thun ſich beſonders zweierlei Beſtrebungen hervor. Die Meiſten kämpfen für partikulare Prinzipien oder Intereſſen, — theils für ſolche, die in irgend einer früheren Zeit ſchon zur Geltung gekommen, theils für ſolche, die erſt mit mehr oder minder Recht auf Anerkennung Anſpruch machen. Nur Wenige umfaſſen das Ganze, und ſtreben die überall hervorbrechenden Diſſonanzen harmoniſch aufzulöſen, die widerſtreitenden Partheien auf ein gemeinſames, alle befriedendes Ziel hinzulenken. Dieſe Wenigen nun werden durchgängig von allen Partheien am heftigſten befeindet, weil die Einſeitigkeit ſich weit mehr durch die umfaſſende Gediegenheit als durch die entgegenſtehende Einſeitigkeit gefährdet findet. Aber gerade in dieſem Nothſtande bewährt ſich die Geiſteskraft, der Seelenadel derjenigen, die, vielfach verkannt, bedrängt, verfolgt, gerade durch den mannichfachen Widerſtand, dem ſie begegnen, in der Überzeugung von der Nothwendigkeit ihres Strebens bekräftigt, zu immer eifrigeren Anſtrengungen begeiſtert werden.

Einer dieſer wenigen war Karl Chriſtian Friedrich Krauſe, der, ſtets dem Höchſten zugewandt, wie er ſich ſelbſt zum Tempel göttlichen Geiſtes, ſo auch der Gottheit einen ihrer würdigen Tempel zu erbauen geſtrebt — im Äther der Wiſſenſchaft durch Geſtaltung eines allumfaſſenden Syſtemes der Wahrheit, — im wirklichen Leben durch Begründung eines Gliedbaues von Vereinen zur Verwirklichung aller in der Beſtimmung der Menſchheit begründeten Zwecke. Ein Deutſcher von Geburt — hat er ſich ſtets im ſchönſten und edelſten Sinne als Deutſcher, als Germane bewährt, indem er, feſt wurzelnd in dem Weihthume der Familie, kräftige Zweige treibend in jeden höheren Lebenskreis, zuhöchſt alle Menſchen mit reiner, unauslöſchlicher Bruderliebe umfaßte, und in den mannichfachſten Bedrängniſſen alle ſeine Kräfte aufbot zur Verklärung ſeines Volkes, zum Siege der Humanität, zur Verherrlichung Gottes unter den Menſchen. Unſchuldig wie ein Kind, begeiſtert für alles Schöne, Erhabene und Liebenswerthe wie ein Jüngling, thatkräftig, arbeitfroh, wahrheitdürſtend und charakterſtark wie ein Mann, war er zugleich mild und nachſichtsvoll, hingebend und hülfreich, — ein ganzer Menſch im vollen, beſten Sinne des Wortes. Das Ziel, dem er von Anfang an zugeſtrebt, war das größte, herrlichſte, edelſte, welches dem Menſchen in's Auge zu faſſen vergönnt iſt; — ſich ihm anzunähern hat er auch die mühevollſten Arbeiten nicht geſcheut. Was ihm in dieſer Arbeit zur Überzeugung geworden, das hat er zu jeder Zeit, was es ihn auch koſtete, auf das Freimüthigſte ausgeſprochen. Was er als Pflicht, als höchſte Aufgabe des Lebens gelehrt, das hat er ſtets auch dargelebt, und wenn er in ſeinen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen bei weitem das Ideal nicht erreicht hat, das er ſich aufgeſtellt, ſo lag dies in der Unendlichkeit der Aufgabe, in fortwährender Ungunſt der äußerlichen Verhältniſſe — und in der individuellen Beſchaffenheit ſeines Geiſtes, über welche ſich zu erheben kein Sterblicher vermag. Wenn aber, — was freilich nur zu häufig unbeachtet bleibt, — des Menſchen eigenthümlichſter Werth in demjenigen beſteht, was er mit Freiheit aus den ihm dargebotenen Mitteln in die Wirklichkeit ruft, wenn ſeine Würde an dem uneigennützigen, unabläſſigen Streben für die höchſten Intereſſen der Menſchheit, an der ſtäten Übereinſtimmung des Gewiſſens und Wirkens zu ermeſſen, — dann wird auch die gerechtere Nachwelt dem frühe Dahingeſchiedenen die Krone nicht verſagen, die — vor Vielen, geiſtig reicher Begabten und darum Hochgefeierten — ihm zuerkannt werden muß. Wir aber ſchätzen uns glücklich, daß durch die nunmehr begonnene Herausgabe des handſchriftlichen Nachlaſſes des ehrwürdigen Weiſen uns Veranlaſſung geboten wird, ſeinem Andenken ein paar Worte innigſter Verehrung und Freundſchaft zu widmen. —

Karl Chriſtian Friedrich Krauſe, am 6. Mai 1781 zu Eiſenberg im Altenburgiſchen geboren, iſt der einzige Sohn eines geachteten Mannes, der, damals Lehrer an der dortigen Stadtſchule, ſpäter Pfarrer zu Nobitz wurde. Nachdem er zu Donndorf, Eiſenberg, Altenburg ſeine Schulſtudien beendigt, bezog er im Jahre 1797 die Univerſität Jena, wo er, dem Wunſche ſeines Vaters gemäß, ſich für den theologiſchen Beruf vorbereiten ſollte, aber unwiderſtehlich zum Studium der Philoſophie und Mathematik ſich hingezogen fühlte. Bereits früher mit Kant, Plato und Spinoza bekannt geworden, boten vorzüglich Fichte's und Schelling's Vorleſungen ihm neuen Stoff zu eigenen Forſchungen dar. Auch entfaltete ſchon in den nächſten Jahren ſeine Eigenthümlichkeit ſich nach den verſchiedenen Richtungen hin, die in der Folge das reiche Gewebe ſeines geiſtigen und gemüthlichen Lebens gebildet.

Die innigſte, energiſchſte Beſtrebung aber, welche der ganzen Entwicklung ſeines Weſens Einheit und Weihe gegeben, entſprang aus ſeinem tiefen, liebevollen durch und durch religiöſen Gemüth. Dieſes führte ihn, als er 1800 ſich auch dem Studium der Rechtsphiloſophie zugewendet, zur Idee eines allgemeinen Menſchheitbundes, als höchſten Bedürfniſſes der Gegenwart und Strebzieles der geſammten weltgeſchichtlichen Entwicklung. Dieſe Idee zum Ideale auszubilden, dem Ideale Freunde zu gewinnen und es in das Leben einzuführen, war die heiligſte Angelegenheit, — gleichſam der zum Himmel aufſchießende Stamm ſeines Lebens, aus welchem als Zweige die übrigen Beſtrebungen hervortrieben, die ihre Kraft und ihre Bedeutung von demſelben empfingen. Die Menſchheit ſollte, aufſteigend von dem möglichſt gediegenen, reichlichſt ausgebildeten Individuum, als Mitglied des heiligen Familienvereines, ſich zu immer größeren, höheren Vereinen für alle weſentlichen Werke verketten, bis ſie als vollendeter, humaner Organismus ein der Gottheit würdiges Ganzes geſtaltete. Zur Verwirklichung dieſes Ideales ſollte ſich ſchon jetzt ein Verein bilden, der, auf alles Allgemeinmenſchliche gerichtet, allen geöffnet wäre, die an der Löſung jenes göttlich-humanen Werkes mitarbeiten wollten. Es war dies die, zu höherer Klarheit und Gewißheit durchgedrungene Idee, welche ſchon im **XVII.** Jahrhundert dem trefflichen Valentin Andreä und dem, ſeiner Zeit weit vorangeeilten Amos Comenius († 1671) in ſeiner Panenergeſie (Halle 1702) vorgeſchwebt hatte, und deren Aufleuchtungen Krauſe einestheils in den Myſterien der Alten, anderntheils in dem Freimaurerbund ahnete.

Zunächſt fühlte er nun das Bedürfniß, jener Idee eine ſtrengwiſſenſchaftliche Grundlage zu geben, die, von dem allgemeinſten Gewiſſen ausgehend, das ganze Gebiet der reinen Erkenntniß als ein einiges organiſches Syſtem zur Anſchauung brächte. Nachdem er ſich daher im Jahre 1802, — wahrſcheinlich um ſich der nothwendigſten Exiſtenzmittel zu verſichern, — als Privatdozent zu Jena habilitirt, bemühte er ſich einerſeits, die Mathematik zur Würde einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft, anderſeits, die übrigen philoſophiſchen Disziplinen zu mathematiſcher Evidenz zu erheben. So gab er in den nächſten drei Jahren, während welcher er zu Jena Vorleſungen hielt, nacheinander eine Grundlage des Naturrechtes (1r Theil. 1803), einen Grundriß der Logik (1803), dann die Grundlage eines philoſophiſchen Syſtems der Mathematik (1804) und einen Entwurf des Syſtemes der Philoſophie (1r Theil. 1804) heraus, in denen er, vom einzelnen, unmittelbar Gewiſſen aus, zur Erkenntniß der allbegreifenden Wahrheit hinzuführen ſtrebte. Je mehr er ſich aber in ſeine Arbeit vertiefte, um ſo lebhafter fühlte er, daß die Philoſophie, als die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, noch manche Kenntniſſe vorausſetze, die zu erwerben er bis dahin nicht Gelegenheit gehabt. Dies beſtimmte ihn gegen Ende 1804, vorläufig die akademiſche Laufbahn zu verlaſſen, und zuerſt nach Rudolſtadt, dann im Jahre 1805 nach Dresden ſich zu begeben, um ſeine Studien über Kunſt, Erdkunde, Geſchichte u. ſ. w. zu vollenden.

Zu Dresden, wo er bis zum Jahre 1813 ſich aufhielt, beginnt ein neues Stadium ſeines Lebens und Wirkens. Der Gedanke, daß „die Menſchheit ſich zu einem organiſchen und harmoniſch-lebenden Weſen zu vollenden habe,“ daß hierzu ein Verein erforderlich, welcher alle Menſchen umfaſſe, alle Kräfte entwickle, alles Wahre, Schöne und Rechte ſammle und zur Geſammtbildung wie zum Geſammtwohle verwende, war ihm zur innigſten Überzeugung geworden. Da er nun „glaubte, daß in der Ausbildung eines lebendigen Weſens Nichts unvorbereitet geſchehe, ſo hoffte er ein Gebiet zu entdecken, wo der Ausführung ſeiner Idee ſchon vorgearbeitet, wo er das Leben ſeines Menſchheitbundes anknüpfen könne.“*) Dies führte ihn im Jahr 1805 in den Freimaurerbund, „wo er die Idee des Reinmenſchlichen — als Ahnung entdeckte,“ und hierdurch beſtimmt wurde, die Vergangenheit zu erforſchen, „um die dem Maurerbund zu Grund liegende Idee als begründet im Menſchengeiſte und als auch früher unter den Menſchen vorhanden nachzuweiſen.“ Mit Hülfe der Vorarbeiten von Bode, Vogel, Nicolai, Schneider und Feßler und der reichen maureriſchen Bibliothek Moßdorfs, arbeitete er nun jenes reichhaltige Werk aus, welches zum erſtenmal im Jahre 1810 unter dem Titel: „Die drei älteſten Kunſturkunden der Freimaurerbrüderſchaft“**) zu Dresden in 2 Bänden erſchien. Kurz zuvor hatte er ſeine „Höhere Vergeiſtigung der echt überlieferten Grundſymbole der Freimaurerei (in 12 Logenvorträgen, 1. Ausg. 1809. 3. 1820) herausgeben. In dem erſten dieſer beiden Werke wies Krauſe geſchichtlich nach, daß der maſoniſche Verein anzuerkennen ſei als „ein keimender, in Ahndung der Idee gebildeter Anfang des von ihm (von Krauſe) philoſophiſch erkannten Menſchheitbundes;“ aber auch, daß „das Verbergen und Geheimhalten, dem wahren Geiſte der Maſonei fremd, nur als eine im Leben des Bundes vorübergehende Erſcheinung gelten könne.“ In beiden Werken aber bemühte er ſich darzuthun: „daß die Logenthätigkeit der Brüderſchaft, bei aller ihrer jetzigen unverkennbaren und von zahlloſen Brüdern anerkannten und beklagten Verderbtheit und Unausgebildetheit, dennoch von den einſichtigen und wohlgeſinnten Brüdern nicht verlaſſen werden ſolle und dürfe, ſondern, daß es höchſte Zeit ſei, auf die (von ihm) angegebene Art zur Reinigung, Veredlung, Neubelebung des Logenweſens mitzuwirken,“ — da die Brüderſchaft „fähig und dazu beſtimmt ſei, ein erneuer Keim und Anfang des Menſchheitbundes zu werden,“ was jedoch dadurch bedingt, daß ſie einen „offenen Verein für Menſchlichkeit und Menſchheit bilde.“*)

Obgleich nun Krauſe verſichert, daß er „Nichts im Druck bekannt gemacht, woran ein allgemeines Geſetz der Brüderſchaft, oder ein Beigeſetz ſeiner Loge, oder inſonderheit das von ihm bei ſeiner Aufnahme geleiſtete Gelöbniß, oder das beſtehende Gebrauchsrecht ſeiner Loge ihn verhindert hätte,“ —**) obgleich dieſer Verſicherung von den achtbarſten Freimaurern beigepflichtet worden und deren Unrichtigkeit erweiſen zu wollen keinem Sachkundigen einfallen kann, ſo wurde dennoch Krauſe der Verletzung des Ordensgeheimniſſes beſchuldigt. In einem am 17. Dezember 1810, in allgemeiner Verſammlung der vereinten Logen zu den 3 Schwertern und den wahren Freunden zu Dresden gehaltenem und in Druck gegebenen Vortrag erwies zwar Herr Auguſt Riquet (Prediger bei der evangeliſch-reformirten Gemeinde zu Dresden), daß durchaus kein Grund zu einer Anklage gegen Krauſe vorhanden ſei, zugleich verſichernd, „durch Krauſe's maureriſche Reden ſei er wieder für den Bund gewonnen worden, von dem er ſich loszuſagen im Begriffe geſtanden, überſättigt mit Eckel von den gewöhnlichen mechaniſchen Spielereien, vor dem gehaltloſen Treiben und dem leeren Scheinweſen in den Logen, und daß ſehr viele Brüder ſich mit ihm in demſelben Falle befänden.“***) Deſſenungeachtet wurde Krauſe, wie ſelbſt ein edles Mitglied des Maurerbundes, in einer Zeitſchrift berichtet, „obſchon Alles, was er von den Gebräuchen und Lehren der Brüderſchaft in den Kunſturkunden abdrucken ließ, früher gedruckt, nicht nur der Brüderſchaft, ſondern auch der ganzen Welt vorlag, . . . dennoch gezwungen, ſeine Loge zu meiden, und von der Thorheit, im Bunde mit der Unwiſſenheit und Feigheit, zum Verräther geſtempelt.“†) Man hatte ihm, von einigen Großlogen aus, als er das baldige Erſcheinen der Kunſturkunden angekündigt, durch den verſtorbenen Böttiger in Dresden die Ausſicht auf eine ſehr einträgliche Stelle für den Fall eröffnen laſſen, wenn er einwillige, daß ſein Werk nur an Meiſter vertheilt werde. Als er die Erfüllung deſſen, was er für heilige Pflicht — auch gegen den Brüderbund — hielt, der Begründung ſorgenfreier Exiſtenz vorgezogen, hatte er bis an ſein Lebensende Haß und Verfolgung von Seiten vieler ſeiner ehemahligen Bundesbrüder zu ertragen. Man verzieh ihm ihm nicht, daß er die Geheimnißkrämerei, und manche Spielerei als den Haupturkunden und der vernünftigen Beſtimmnng des Bundes widerſprechend erwieſen, und, wie noch im Jahr 1830, eine Loge in gedrucktem Cirkular geklagt, auf ähnliche Weiſe, „wie Lenning, Moßdorf, Wedekind u. m. A. auch die parties honteuses der Freimaurerei aufgedeckt hatte." *) Man verzieh ihm nicht, daß er „geſchichtlich erwieſen, daß die Bruchſtücke reinmenſchlicher Lehre in der Brüderſchaft der Freimaurerei von Außen gekommen ſind, als Ergebniſſe der freien Entwicklung von Wiſſenſchaft und Kunſt, durch die Philoſophen alter, neuer und neueſter Zeiten, früherhin vorzüglich durch die Kuldeer und 1717 durch Benutzung der Gedanken des Comenius und des Seldenus." **) Krauſe hatte in reinſter Begeiſterung für das Fortſchreiten der Menſchheit dem Freimaurerbund das edelſte, erhabenſte Ziel brüderlicher Wirkſamkeit vor Augen geſtellt; er hatte dieſes Ziel als in der geſammten Geſchichte, in der Vernunft und in reiner Liebe begründet erwieſen; er hatte Jahre lang ſich der mühevollſten Arbeit, den angeſtrengteſten Studien unterzogen, um den Bund, dem er angehörte zu zeitgemäßer Verjüngung und Verklärung hinzuführen; — ſein Lohn war: verkannt und geſchmäht zu werden, war ſchmerzlichſte Verlaſſenheit von Seiten vieler Mitglieder des Bundes, — freilich aber auch innigſte Liebe und Verehrung anderer Brüder und Nichtmaurer, die ihn zu würdigen verſtanden, vor Allem die nie getrübte Heiterkeit des Geiſtes und Gewiſſens, — die unverwelkliche Blüthe eines ſtets dem Göttlichen gewidmeten, für das Wohl ſeiner Mitbrüder ſich aufopfernden Lebens! —

---

*) Siehe deſſ. drei älteſte Kunſturkunden, 2. Aufl. I. S. X. XI. CVI.

**) B. I. 596 SS. Dresden 1810. B. II. 543 SS. 1813.

*) Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei, Art. Krauſe. (Leipzig. 1824) B. II. S. 216 f.

**) Ebd. S. 220.

***) S. 18 des obenerwähnten, im J. 1811 zu Dresden gedruckten Vortrages.

†) A. F. Fiſcher, Pfarrer in Borna, in der von ihm hgb. neuen Zeitſchrift für Freimaurerei (Altenburg 1833) Jahrg. 1832 und 1833. Heft 3. S. 77 f. — Pr. Riquet trat ſofort aus dem Verein; Oberhofprediger Reinhard, als er Kr.'s Ausſchließung erfuhr, brach in die Worte aus: „Tantaene coelestibus animis irae.“

(Ein zweiter beſchließender Artikel folgt).

---

*) Fiſcher a. a. O. S. 77.

**) S. Lenning's Encykl. B. II. S. 33. Art. Heldmann. —

Feuilleton.

⁂ Die Denkwürdigkeiten des Marquis de Sourches. — Herr Adhelm Bernier, Mitglied der Geſellſchaft für franzöſiſche Geſchichte, hat in dieſen Tagen zum erſtenmal herausgegeben die „Mémoires de la cour de France sur la fin du règne de Louis XIV., par le Marquis de Sourches Grand-prévot de France." Hr. Th. Barrière, der dieſelben in den Débats zur Anzeige bringt, ſcheint deren Aechtheit nicht zu bezweifeln. Er verſichert, ſie ſeien pikant, kühn, wunderlich, und verbreiteten ein neues Licht über die Sitten und Gebräuche des Jahrhunderts Ludwig's XIV.; auch zeigten ſie, wo, in einer im Ganzen unterwürfigen und ehrfürchtenden Geſellſchaft, die Herrſchgewalt Widerſtand, der Glaube Ungläubigen und die Geſetze Rebellen begegnet. In jener ſo ſtrengen Monarchie ſei die Macht oben, der Gehorſam unten, — aber die Inſubordination zwiſchen dem Thron und der Nation geweſen. Beweiſe dafür liefert Hr. v. Sourches auf jeder Seite. Colbert trifft ſchöne Anordnungen für die Mauth; aber an der Grenze tödten die Edelleute die Mauthner, um keine Gebühren zu bezahlen. Trifft die Strenge der Disziplin einen adligen Cadetten, dann revoltiren ſeine Kameraden, greifen zu den Waffen, tödten den Feldwebel der Wache und ſtürmen die Thüre des Gefängniſſes. Ludwig XIV. hört, daß zu Verſailles, vielleicht ſogar am Hofe in der Faſtenzeit Fleiſchſpeiſen genoſſen werden. Er läßt ſofort den Schloßvogt (prevôt du palais) vor ſich erſcheinen, um zu erfahren, wer ſein Gebot zu übertreten wage? „Voilà, Sire, lui repond M. de Sourches, un bien fâcheux commandement qui va me mettre *toute la cour sur les bras.*"

⁂ Bharttihari's Mädchenpreis. — Das erſte Heft des erſten Bandes der Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes, welche jetzt von mehreren ausgezeichneten Orientaliſten herausgegeben wird, enthält unter andern werthvollen Mittheilungen, einige Uebertragungen aus Bharttihari von Rückert. Wir erlauben uns folgende ſchöne Strophe daraus hier anzuführen:

„Sich ſelbſt und uns betrügt der Schriftgelehrte,
Der ungebührlich ſchöne Mädchen ſchimpft.
Zwar iſt das Paradies die Frucht der Buße, —
Doch Mädchen ſind die — Paradieſesfrucht."

⁂ Réveillé-Pariſe's Schrift für die geiſtarbeitende Klaſſe. — Unter den Werken, welche von der Akademie der Wiſſenſchaft zu Paris in der öffentlichen Sitzung am 21. v. M. der Belohnung werth gehalten worden, findet ſich als Nro. 2 die „Physiologie et Hygiène des hommes livrés aux travaux de l'esprit," (en 2 voll.) von Hrn. Réveillé-Pariſe.

⁂ Montaigne's und Montesquieu's Denkmal. — Die franzöſiſche Regierung hat von Neuem eine Subvention von 4000 Fr., zu den ſchon im J. 1835 bewilligten 2000, zugeſtanden, welche als Beitrag dienen ſollen zu den Koſten für die von der Stadt Bordeaux dem Andenken Montaigne's und Montesquieu's gewidmeten Statuen.

⁂ Die Pariſienne im Todtenamt. — Bei dem Todtenamte, das zu Ende Juli zu Paris den im Juli 1830 für die Aufrechthaltung der Verfaſſung Gebliebenen gehalten, wurden in einer der Hauptkirchen die Marſeillaiſe und die Pariſienne, letztere ſogar während der Monſtranz-Erhebung, — geſpielt.

⁂ Stephenſon's Verdopplung der Eiſenbahngeſchwindigkeit. — Der engliſche Genieoffizier Stephenſon, der Erfinder der beſten Locomotiv-Maſchinen für die Eiſenbahnen, ſoll eine neue Vorrichtung erfunden haben, welche die jetzt hervorgebrachte Impulſivkraft verdoppeln würde. Auf dieſe Weiſe würde man 24 — 36 Lieues in einer Stunde zurücklegen.

⁂ Die Generalverſammlung des Apothekervereins im nördlichen Deutſchland hat am 18. v. M. zu Braunſchweig ſtattgefunden, und ward nicht bloß von vielen wirklichen und Ehrenmitgliedern, ſondern auch von anderen ſich für den Verein intereſſirenden Männern beſucht.

⁂ Grundſteinlegung für das Turngebäude zu München. — Am 25. Auguſt, dem Geburts- und Namensfeſte des Königs von Baiern, wurde zu München der Grundſtein eines Gebäudes gelegt, das durch allerhöchſte Fürſorge der dortigen Turnanſtalt zu Theil werden ſoll, deren thätiger und kundiger Leiter Prof. Maßmann iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: D. J. Sauerländer.

Nº 213. 1837.

Phönix.

Samſtag, 9. September.

Ein Mitglied der Deputation des Menſchengeſchlechts.

(Fortſetzung).

Der Abgeſandte des Menſchengeſchlechts war kein Schüler mehr, er begriff ſogleich, was ſein Zwiſchenredner, deſſen Aufmerſamkeit er erhalten wollte, begehrte, und, indem er ſo raſch und leicht den Ton wechſelte, wie ein Improviſator das Thema, oder ein Höfling während der Revolution Miene, Sitten und Kokarde ändert, fuhr er alſo fort:

„Ich weiß noch bis zur Stunde nicht, in welchem Land ich geboren bin, ich erinnere mich ſogar nicht mehr deutlich, ob ich es je gewußt habe; Alles, worauf ich mich beſtimmt beſinne, iſt, daß ich einſt mit dem Grafen Caglioſtro auf dem Wege nach Straßburg in einem Wirthshauſe zuſammentraf. Dieſer Italiäner war ein großes Genie; er hatte Alles geſehen, Alles erforſcht, Alles voraus geſehen; er hielt mich für würdig, mich dem großen Werk, das er beabſichtigte, anzuſchließen: er erwies mir die Ehre, mich zum Kammerdiener zu erwählen. In ſeiner Schule lernte ich von ihm Alchemie, Politik, Religion, Alles, was er lehren konnte. Ich erfuhr wohl ſo viel davon, als ſein Zögling, der Kardinal von Rohan, er ließ mich tiefer in ſeine Geheimniſſe eindringen, als Condorcet, als Cabanis, als ſo viele Andere, die dem großen Manne huldigten; endlich nach ſo außerordentlichen Triumphen wurde Caglioſtro verhaftet, abgeführt, geworfen in dies Gefängniß von St. Angelo, wo er ſtarb, hier unter uns, jenes Gitterfenſter, das Sie von hier aus erblicken; aber er hatte den Samen zu einer Revolution geſtreut, er hatte uns vorausgeſagt, daß wir ſie ernten würden. Ich war nicht der Letzte, der Hand an's Werk legte.

„Was für ein unſterblicher Bürger war Hr. Clootz! Einer von den Gedanken, worauf Caglioſtro hätte ſtolz ſein dürfen, keimte in ſeinem preußiſchen Gehirne. Clootz, um die Ideen der conſtituirenden Verſammlung zu entwickeln, um ſeinen revolutionären Enthuſiasmus zu beleben, der mitunter durch die Schmeicheleien des Hofs geſchwächt wurde," — — „und vielleicht auch," fügte ganz leiſe unſer gute Abbé bei, — „durch das Gewicht der Vernunftgründe und Gewiſſensbiſſe," — „Ja, Clootz," fuhr der Deputirte des Menſchengeſchlechts fort, ohne weiter auf den ihn Unterbrechenden zu achten, „faßte den Entſchluß, das Weltall mit der Revolution, die von Frankreich ausging, in Verbindung zu ſetzen. Er ließ mich rufen, er theilte mir ſeine Pläne mit; am andern Tage, meine Herren, war ſeine Deputation gefunden, ſie war bereit aufzutreten."

„Einige Marronen-Neger, nach Paris geflüchtet, mußten Afrika repräſentiren. Herr von Lafayette gab uns einen oder zwei Amerikaner aus ſeiner Dienerſchaft, um die vereinigten Staaten vorzuſtellen.

„Barbarour ſandte uns Marſeiller, die ſich in Orientalen verkleideten, und da ich viele deutſche, ſpaniſche und italiäniſche Pflaſtertreter kannte, ſo ſuchte ich bei ihnen die brauchbarſten aus. Herr Clootz übertrug mir China, ich wurde Mandarin, ein Gelehrter von Peking. Darauf, als wir das Vergnügen hatten, bei der Nationalverſammlung vorzukommen, als ſie uns durch das Organ ihres Präſidenten die Ehre des Sitzes zugeſtand, ha, ich denke noch an dieſen Moment von Glück und Trunkenheit! Der Mandarin wurde mit unſäglichem Jubel empfangen. Ich ſaß zur Rechten des Präſidenten, eine Ehre, die einige Monate ſpäter dem Tyrannen Capet, ehemaligem Ludwig XVI. nicht immer zu Theil ward. Die Conſtituirenden waren entzückt und jauchzten uns in einem Zuge Beifall zu, deſſen wir in Wahrheit ſehr würdig waren.

„Bei der Föderation am 14. Juli war ganz Frankreich gegenwärtig, beinahe auf dieſelbe Weiſe repräſentirt, wie wir das Menſchengeſchlecht repräſentirten, wie Herr von Talleyrand und der Abbé Louis den Clerus, der Herr Herzog von Orleans die Bourbons, Mirabeau und Lafayette den Adel repräſentirten. Das war wieder ein großer Tag, ein Tag, der einen Abſchnitt im Leben bezeichnet. Der Herr Biſchof von Autun bot mir ſeinen Segen an, ich nahm ihn an, und er hat mir vielleicht ſo viel Unheil gebracht, meine Herren! Der Generalcommandant der Nationalgarde lud uns zur Duzbrüderſchaft auf ein Bürgerbanquet ein. Wir tranken zuſammen auf das Wohl aller Völker der Erde, auf das Waſhington's und das des Großtürken, auf die Entthronung Pius VII., wie auf den Tod Catharinens von Rußland, und von da, Bürger, datiren alle meine Unglücksfälle.

„Der Mandarin aus der Fabrik von Anacharſis Clootz war einige Tage ſpäter genöthigt, Condition zu ſuchen, halbtodt vor Hunger wie ein Theaterſtatiſt, deſſen Direktor Bankrot gemacht hat. Der Sturm der Revolution ſtob ſchon alle die auseinander, die an dem Altar der Föderation ſich ewige Bruderliebe geſchworen hatten. Mirabeau, vergiftet, ſah ſich von ſeinen Mördern unter patriotiſchen Blumenkränzen im Pantheon beigeſetzt; Tallevrand warf ſeinen Biſchofſtab, der ihm keinen Nutzen mehr brachte, den Hunden hin, um ſich auf ſeine Krücke zu ſtützen, mit der er ſo weit kam; das Volk ſchrie Zeter über den Marquis beider Welten, der ihm mit Flintenſchüſſen auf demſelben Marsfeld antwortete, das jüngſt Zeuge unſers Bürgereides war.

„Aber als nun der 21. Januar das Haupt Ludwig's XVI. hatte fallen ſehen, als die eine und untheilbare Republik ſich auf den Thron und die Kanzel geſchwungen hatte, fühlte man, daß ich für das öffentliche Wohl von einigem Nutzen ſein könnte. Chaumette gab mir eine Rolle bei den Feſten der Vernunft. Ich wurde der Laquai der Göttin Freiheit. Ich ſchlug den Takt zu den Chorgeſängen der Greiſe, Frauen und Kinder, die im Falſet das **champ du départ** anſtimmten oder die Marſeiller Hymne brüllten. Mehr als einmal belud man meine Schultern mit Prieſterſchmuck. Ich zog mit andern Brüdern und Freunden von mir vor dem verſammelten Convent auf, bald einen Biſchof darſtellend, welcher die Abzeichen des Fanatismus von eifrigen Bürgern den Tempeln und Altären geraubt, auf der Tribüne niederlegte, bald zum Brandopfer die Kutte eines armen Mönchs, die mir der Kapuziner Chabot lieh, bringend. Der ſelige Herr Robespierre verordnete in einer Sitzung, daß Frankreich das höchſte Weſen anerkenne. Ich that, wie ganz Frankreich, und nahm ohne Widerrede die Exiſtenz einer Gottheit, der großen Erbauerin des Weltalls an. Aber als mein Schutzherr, Anacharſis Clootz, ſeinerſeits unter dem Meſſer der Gleichheit, Bruderliebe und Freiheit fiel, traf mich ein eben ſo entmuthigender als ſchrecklicher Gedanke mitten in's Herz. Ich wollte nicht mit meinem Blute die Opfer, die ich für die Sache der Völker gebracht hatte, bezahlen, ich verließ die Parthie und begab mich graden Wegs nach Rom.

„Von dieſem Tag an,“ ſagte der Abbé, „kenne ich dein Leben, Freund Matteo, wenigſtens eben ſo gut, als du, und wenn es deiner Eigenliebe etwas ſchwer fallen ſollte, es zu erzählen, ſo will ich dein Biograph ſein.“

„Ich weiß es, mein Herr Abbé, und will nicht vorgreifen. Du kannſt meine Geſchichte ausführen, es lohnt wohl der Mühe. Streift ſie nicht in alle Revolutionen des Zeitalters? Iſt ſie nicht mit allen Begebenheiten verknüpft, wie ich jetzo mich in dieſe ewigen Mauern gebannt ſehe, in dieſen ungeheuren Kerker, wo ich beinahe eben ſo glücklich bin, als an der Seite des Altars der Föderation oder auf den Teppichen der Tuillerieen, am Tage als Gott durch dieſen guten Herrn von Robespierre wieder eingeſetzt wurde.“

„Aber,“ erlaubte ich mir den Abgeſandten des Erdballs zu unterbrechen, „treiben Sie nicht mit alledem einen Scherz, um unſre Leichtgläubigkeit zu täuſchen? Waren Sie im Ernſt ein Mitglied jener bekannten Geſandtſchaft des Menſchengeſchlechts, wovon die Revolution und ihre Söhne ſo großen Lärmen machten, und welche noch heutzutage die Neſtbrut des Liberalismus ſo hoch ſtellt, dieſe unreifen Baſtardgeburten blutiger Taſchenſpieler?“

Der Alte ſah mich mit großen Augen an, mit Augen, die meinen Unglauben zu beklagen ſchienen. Ein Lächeln des Einverſtändniſſes gegen den Abbé Fea hin und des Mitleids mit mir, verwirrte meinen Verſtand; darauf zog er aus ſeinem grauen Kleid eine Pfeife hervor ſtopfte ſie gemüthlich und erwiederte mit ungezwungenem Anſtande:

„Ich habe die Ehre gehabt, meine Herren Franzoſen, Hand an Ihre Revolution zu legen. Ich ſchmeichle mir und rühme mich deſſen, ſie hatten keine Urſache, es mir ſchlechten Dank zu wiſſen.“

Während er dieſe Worte ſprach, entzündeten ſeine farbloſen Zahnladen, worin noch einige ſchwarze Stumpfen die Stelle ehemaliger Zähne bezeichneten, ſeine Pfeife und Tabakswolken trafen unſre Naſen und wirbelten zu den Füßen des Erzengel Michael empor.

„Ja,“ fuhr er fort, „ich habe die National Aſſemblee geſehn, ſie nahm mich zwiſchen zwei Geſetzvorſchlägen, wie einen Meſſias der Propaganda und der Verbrüderung auf, ſie hat mir ihre Arme geöffnet. Bei der Föderation habe ich die Hand des Maire Bailly gedrückt und wurde von Herrn von Talleyrand umhalſt, lange

Zeit war ich ein Gott oder ſo etwas dergleichen. Seit vielen Jahren bin ich nur noch ein armer Teufel, über den jeder glaubt lachen zu dürfen, während tauſend Andere, die, wie ich begonnen haben, Titel und Schlöſſer beſitzen; Herr Fea kennt mich genau.“

„Das iſt wahr, Matteo, vor langer Zeit ſind wir uns zum erſtenmale begegnet, und da ich dir das Vergnügen nicht rauben will, das zu erzählen, ſo überlaſſe ich dich deinen Erinnerungen. Wir wollen zuhören.“

„Ich folge,“ antwortete der Mann, indem er die Aſche ſeiner ausgegangenen Pfeife auf die Bruſtwehr der Baſtion ausklopfte, „ich folge alſo.“ (Schluß f.)

Capitän Marryat

über das Verhältniß der Schriftſteller zur Ariſtokratie in England.

(Schluß).

Blicken wir zurück in's vorige Jahrhundert; in welcher Stellung finden wir da die Schriftſteller? — Sie ſehen ſich unter dem hohen Adel nach Gönnern um und widmen dieſen ihre Werke in Lobreden, deren kriechende Schmeichelei Einen anekelt. Damals ſtand die Ariſtokratie viel weiter vom Volk ab, als jetzt.

Allgemach iſt das Volk vorwärts gegangen, und in demſelben Verhältniß haben ſich auch die Schriftſteller von den Banden der Knechtſchaft frei gemacht und die Laſter und Thorheiten ſowohl, wie die Vorrechte derer angegriffen, vor denen ſie einſt das Knie beugten.

Das Vorwärtskommen des Volks und das Sinken der Ariſtokratie ſind, Eins wie das Andere, durch die Preſſe bewirkt worden. Die Stellung der Schriftſteller hat ſich gewaltig geändert. In früherer Zeit ſehen wir Männer, wie Dryden, Otway und manche Andere (Rieſen in ihren Tagen) ſich um des lieben Brotes willen erniedrigen. Gegenwärtig erſcheint ſelten eine Zueignung, und in den wenigen, welche erſcheinen, iſt die Schmeichelei fein. Die Schriftſteller betrachten die Leſewelt als ihre Gönnerin und halten die Ariſtokratie für nichts weiter, als ein Stück und Theil jener. Dasſelbe gilt im Verhältniß zur Regierung. Schriftſteller laſſen ſich nicht mehr ſo leicht kaufen, wie früher; ſie finden es vortheilhafter, in Übereinſtimmung mit der öffentlichen Meinung zu ſchreiben, als für die Regierung. Bedenkt man, daß bei dem raſchen Vorrücken des Volks zur Erkämpfung eines größeren Antheils an der Regierung des Landes, bei Nachweiſung und Abſtellung von Mißbräuchen, bei'm Niederreißen all der Schranken, welche allmählich morſch geworden, — daß bei all dieſem die Schriftſteller und die Preſſe die Leiter und daß bei dieſen ſteten Anfällen die Ariſtokraten der angegriffene Theil geweſen ſind: dann darf man ſich nicht wundern, wie vielleicht unbewußt, bei letzteren ein Wiederwille gegen die Preſſe und gegen Schriftſteller überhaupt entſtanden iſt.

Die Preſſe iſt die Feindin der Ariſtokratie geweſen und wird es vermuthlich noch lange Zeit bleiben. — Es hieße ihr zuviel zumuthen, ſollte ſie dem Feind in ihrem Lager Zutritt geben. Denn wohlgemerkt, es mag Einer eine politiſche Flugſchrift oder einen Roman ſchreiben, — in beiden Fällen hat er Gelegenheit ſeine Empfindungen auszudrücken, dem Publikum zu ſchmeicheln, indem er ſich mit deſſen Meinungen übereinſtimmend erklärt. Ja der dichtende Schriftſteller hat größeren Einfluß, als der politiſche. Im Letzteren ſieht man von vorn herein den Parteimann; den Erſteren lieſet man zur Unterhaltung und wird, ohne es zu merken, von ſeiner Anſicht hingeriſſen. Auf einen Leſer einer politiſchen Flugſchrift (beiläufig geſagt, werden dieſelben in der Regel nur von den mit dem Verfaſſer Gleichgeſinnten geleſen) kann man hundert rechnen, die eine Dichtung durchleſen, ſo daß demnach die Meinungen des dichtendenden Schriftſtellers viel weiter verbreitet werden. — Da auf der andern Seite die meiſten Werke ebenſowohl um des Vortheils, als um des Rufes willen geſchrieben werden, faßt man ſie natürlich ſo ab, daß man ſich durch dieſelben der Zuneigung der Mehrheit nicht verluſtig macht, weil ſie ſonſt keinen großen Abſatz finden. Und da die Mehrzahl ohne Zweifel liberal iſt, ſo enthält jedes Werk, das jetzt erſcheint, mehr oder weniger Angriffe gegen die höhern Claſſen. Wenn darum ein in den beſten Zirkeln wohl gelittener Mann ein Werk ſchreibt, ſo genügt es, zu ſagen: „Er iſt ein Schriftſteller,“ — ohne daß ſein Buch geleſen iſt, um ihn dieſes Vorzugs in einem gewiſſen Grade zu berauben. Schriftſteller ſind die Feinde der höheren Claſſen geweſen. Du biſt Schriftſteller geworden, ſomit biſt du in die Reihen unſerer Feinde getreten. Heinrich Bulwer hat ſonach Recht, wenn er ſagt: „Als Schriftſteller bekannt zu ſein, erweckt ein ungünſtiges Vorurtheil bei den höhern Claſſen.“

Nach dieſen Bemerkungen zum Beweis, daß die Ariſtokratie und die Preſſe einander feind ſind, wollen wir nun prüfen, ob und welche Werthſchätzung Schriftſteller beim Erſcheinen in der Geſellſchaft verdienen. Hier hoffe ich zu zeigen, daß es mehr ihr Mißgeſchick, als ihre Schuld iſt, wenn ein ungünſtiges Vorurtheil gegen ſie obwaltet. Sie werden überſchätzt, bevor man ſie ſieht und nachher ſchätzt man ſie ungebührlich gering.

Man lieſet die Werke eines Schriftſtellers, man findet Gefallen daran und wünſcht mit ihm perſönlich bekannt zu werden. Man verſpricht ſich großes Vergnügen, erwartet aus ſeinem Munde, als Impromptü's, dieſelben geiſtreichen Bemerkungen, denſelben Gedankenfluß, dieſelbe lebendige Darſtellung, welche ihn ſo manche Stunden des Forſchens und Nachdenkens gekoſtet haben, oder die eine Frucht ſeiner glücklichſten Stimmung geweſen ſind, und das von Einem, der vielleicht faſt als ein Fremdling in eine große Geſellſchaft tritt. Iſt das recht und billig? Habt ihr unter euren andern Freunden je einen gefunden, welcher gleich beim erſten Zuſammenſein einer ganzen Geſellſchaft von Fremden Eins vorgeigt? Sind nicht Schriftſteller eben ſo zurückhaltend und ſchüchtern, ja noch vielmehr, als andere Leute? Und doch macht ihr ihnen Zumuthungen, als wären ſie Poſſenreißer, die einen Sack voll Kunſtſtücke auszupacken hatten zur Unterhaltung der Geſellſchaft. Schon die Bemerkung, daß man dies von ihm erwartet, macht den Mann ſchweigſam, und ſeine Anſtrengung, eure Erwartung zu befriedigen, raubt ihm einen Theil ſeiner Kraft.

Die Folge iſt, ihr ſeid in eurer Erwartung getäuſcht, und eben ſo die Geſellſchaft, der ihr vermeldet habt: Herr Soundſo wird ſich heute einfinden. Wäret ihr erſt mit ſeiner Perſon genauer bekannt worden, dann würdet ihr den Unterſchied gefunden haben, und der, in Betreff deſſen ihr behauptet, eure Hoffnungen ſeien gewaltig fehlgeſchlagen, würde ſich ſehr unterhaltend gezeigt haben. Andererſeits iſt einige Wahrheit in der Bemerkung der Déſennuyée, daß „gewiſſe Schriftſteller ihre Gedanken nicht ausſprechen, weil ſie dieſelben für ihre Bücher brauchen.“ Allein das können nach Bulwer's Bemerkung nur Schriftſteller zweiter Claſſe ſein, welche freilich die Mehrzahl bilden.

Meiſt ſind ſie Wortwitzler, allein Wortwitz iſt nicht der

Maßſtab für einen Schriftſteller. Oder vielleicht ſind andere Schriftſteller zweiten Ranges zugegen; dann wiſſen ſie, ſie befinden ſich in der Geſellſchaft literariſcher Taſchendiebe.

Zum Beweis, daß die Bemerkung der Déſennuyée nur Schriftſteller zweiten Ranges trifft, wollen wir die geſelligen Talente derer vom erſten Rang betrachten. — Hier kann ich bloß von denjenigen ſprechen, welche ich kennen gelernt habe, — außerdem mag es viele andere geben. Wo ſind ſolche Geſellſchafter zu finden, wie Coleridge, Karl Lamb, Johann Malcolm und viele Andere jetzt Verſtorbene? Und von den Lebenden brauch' ich bloß zu erwähnen Croker, Prof. Wilſon, Bulwer, Lockhard, die Smiths und beim anderen Geſchlecht die Frauen Somerville, Auſtin und Jameſon.

All' dieſe ſind Schriftſteller erſten Ranges in ihren verſchiedenen Gattungen, und ich kann dreiſt die Aufforderung erlaſſen, eine gleiche Zahl aus der ganzen Maſſe der Nichtſchriftſteller aufzuſuchen, die ſo geiſtreich oder ſo angenehm in Geſellſchaft ſind. Noch viel mehr läßt ſich zum Vortheil von Schriftſtellern ſagen. Es gibt welche, deren Unterhaltung mehr werth iſt, als ihre Schriften, — ich will ſie nicht namhaft machen, weil ſie es vielleicht nicht als Compliment aufnehmen würden; aber ſie ſind der beſte Gegenbeweis wider die Bemerkung der Déſennuyée, daß Schriftſteller von Talent ihre Gedanken für ihre Bücher bewahren, da eben ſie in der Geſellſchaft gewöhnlich den Faden der Unterhaltung von Anfang bis zu Ende fortführen. Immerhin findet ein auf der Verſchiedenheit der Gemüthsart beruhender Unterſchied ſtatt. Manche, gewohnt, ſtets in Geſellſchaft zu ſein, machen keinen Unterſchied, ob ſie mit der gegenwärtigen Umgebung bekannt ſind oder nicht; Andere, wie Karl Lamb, die mehr zurückgezogen ſind, müſſen ſich behaglich fühlen und können bloß in kleineren Kreiſen und unter Freunden nach ihrem wahren Werth erkannt werden. Manche glänzen am meiſten, wenn ſie keine Nebenbuhler haben; Andere ſind nur dadurch zu erregen, daß andere Leute von Talent in der Geſellſchaft ſind, und ihre Geiſtesfunken können, wie bei Stahl und Stein, nur durch Zuſammenſtoß hervorgelockt werden.

Dürft' ich den Schriftſtellern einen Rath geben, ſo wär' es der, ſich nicht unter die große Welt zu miſchen, ſondern auf ihre Freunde zu beſchränken. Bei dieſem Verfahren würden ſie in viel größerer Achtung ſtehn. Vor Allem mögen ſie meiden, was die Déſennuyée „Skinnerſche Löwenfütterungen“ nennt, zum Beſten gegeben von ſolchen, welche Talente nicht zu ſchätzen wiſſen, und welche, um ihre Menagerie zu füllen, euch mit fremden Schwindlern und einheimiſchen Spitzbuben zuſammenbringen. Dies iſt erniedrigend.

Nun noch eine Bemerkung. — Schriftſteller haben in England wenig zu erwarten von der Regierung und der Ariſtokratie. Jahrgelder ſind wohl gegeben worden, aber nur um politiſcher Meinungen willen, nicht als Belohnung des Talents. Daß die Ariſtokratie mit wenigen Ausnahmen das Talent nicht gepflegt hat, iſt wahr; dafür muß ſie jetzt büßen. Sie hat dem Schriftſteller ihre Thüren verſchloſſen, und dieſe haben allmählich ihre Macht untergraben. Wie weit dies noch gehen kann, läßt ſich nicht ſagen; das aber ſteht feſt: die Preſſe iſt mächtiger, als König oder Lords, und wenn der Kampf fortdauert, müſſen Letztere ſich vor dem Einfluß Erſterer beugen, ſo daß dieſe reichliche Vergeltung empfängt für die Vernachläſſigung, der ſie früher unterlegen hat.

J.

Lerminier über Benjamin Conſtant. *)

Von wie gewaltigen und wunderlich contraſtirenden Zeitumſtänden war doch das Leben Benjamin Conſtant's durchkreuzt! Als ſeine Erziehung theils in England, theils in Deutſchland vollendet war, begann er ſeine politiſche Laufbahn in Mitten der franzöſiſchen Republik. Das Conſulat machte ihn zum Tribun. Einen Augenblick glaubte er, er könne die Freiheit retten, wenn er ſie mit Rede und Schrift vertheidige; aber das Kaiſerthum machte aus dem Tribun einen Verbannten. Nachdem er Deutſchland durchirrt, kehrte er 1814 nach Paris zurück. Einen Augenblick glaubte er, die Freiheit könne aufblühen an der Seite des alten Königthumes, — als Napoleon wieder auf die Schaubühne trat. Er ließ ſich hinreißen von der Sache des Unglück's und des Genie's; einen Augenblick glaubte er, die Freiheit könne nicht mehr von dem Adler erſtickt werden, ſelbſt nach eben erfochtenem Siege, — als Waterloo einbrach. Benjamin Conſtant erkannte nun, daß das Leben für ihn nur ein ſteter Kampf ſein werde; er nahm ſein Geſchick dahin, er ſchrieb, er ſprach zur Vertheidigung des Rechtes und der Freiheit; er conſpirirte nicht — ſelbſt nicht in den letzten Jahren der Reſtauration; er glaubte nicht mehr an die Möglichkeit des Triumphes einer plötzlichen Umwälzung, als die drei Tage herankamen. Da ſammelte er alle ſeine Kräfte, um den Erfolgen einer Sache zu dienen, deren Unfälle ihn ſtets treu befunden. Aber mit einem Male durchſchaute er gewiſſe Dinge und gewiſſe Menſchen; eine unendliche Wehmuth ſtieg ihm zu Herzen — und er ſtarb …

Zwiſchen dem Genius und dem Geſchick eines Menſchen finden Verhältniſſe der Wechſelwirkung ſtatt. Die natürlichen Anlagen haben Einfluß auf die Leitung des Lebens; aber die Ereigniſſe, die daſſelbe durchkreuzen, verſtärken und ſteigern auch noch den natürlichen Hang. Es lag im Genie Conſtant's, die Ideen und die Dinge nicht in ihrer eigentlichen Bejahung, ſondern in ihrem Gegenſatze zu ergreifen. Dieſer natürlichen Neigung nach eignete er ſich mehr zum kritiſchen Beobachter als zum dogmatiſchen Denker, mehr zum Tribun als zum Miniſter. Aber wie ſehr iſt er durch die äußeren Umſtände, durch ihre raſche und gewaltſame Dazwiſchenkunft dazu ermuthigt, darin beſtärkt und genährt worden. Wundert euch nicht, wenn Benjamin Conſtant die Freiheit beſonders als eine Bürgſchaft und als Vertheidigung anſieht: Robespierre iſt eben verſchwunden, Buonaparte übt die Diktatur, die Bourbonen bewohnen die Tuilerieen. Conſtant wird auch die Religion als eine Zuflucht mehr anſehen gegen alle Gewaltherrſchaften, welche die Erde unterdrücken. Kurz, er wird Alles von der Seite, in Oppoſition, ſelten wird er die menſchlichen Dinge in ihrer viereckten Grundlage, ihrer umfaſſenden Syntheſe und ihren fruchtbaren Erzeugungen auffaſſen.

Darum iſt jedoch Benjamin Conſtant nicht minder groß, als diejenigen ihn ſich vorſtellen, die ſeinen Ruhm und ſein Andenken verehren. Er hatte Genie, er hatte ſo viel Geiſt (esprit), als irgend Einer in Frankreich; er verſtand Alles; er ſchrieb wundervoll; er faßte in wenige Seiten viele Gedanken, er verbreitete Licht über Alles. Die Feinheit ſeiner Bemerkungen hinderte niemals die Popularität ſeiner Schriften, denn auch die ſinnreichſten Ausführungen kleidete er ſtets in durchſichtige Klarheit. Europa identifizirte ſeinen Namen mit der Sache der Liberalität, und bei Vielen iſt Benjamin Conſtant an die Stelle Montesquieu's getreten.

---

*) Aus der Anzeige von Benjamin Conſtant's Schrift: Du Polythéisme romain, von Lerminier, in deſſen Études d'histoire et de philosophie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 214. 1837.

Phönix.

Montag, 11. September.

Ein Mitglied der Deputation des Menſchengeſchlechts.

(Schluß).

Als in Paris nur noch an dem ſtets von Blut triefenden Gerüſte der Guillotine etwas zu holen war, verſuchte ich, ob ich in Rom meine Leidenſchaft für das Glück des Menſchengeſchlechts nützlich anwenden könnte, ohne mein Leben zu riskiren und ohne das dritter Perſonen allzuſehr in Gefahr zu bringen. Damals war in dieſer Stadt unter unſern Füßen viel Zündſtoff der Zwietracht. Die franzöſiſche Revolution hatte hier ſchon Früchte getragen. Ich war einer der Helden, die ſie hatten beſeitigen helfen, deßhalb war ich willkommen, man ſuchte mich auf, man ſchmeichelte mir. Aber bald fielen die republikaniſchen Herren in das päpſtliche Gebiet ein. Man rief Rom zu ſeiner Wiedergeburt auf. Die alten Adler, der alte Senat von den Galliern der neuen Brennus unterſtützt, erklimmten das Kapitol, um die Freiheit dort einzuſetzen. Meine früheren Verdienſte warfen mich unter die Reihen der verſammelten Väter, der Rienzi, mit jenem Glückswurf, der einen franzöſiſchen Korporal auf die heilige Straße brachte; endlich als die Poſſe aufgeführt war, als die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt ſich frei fühlte, nachdem wir kräftig die Bande des Fanatismus und der prieſterlichen Einfalt gebrochen hatten, ſahen wir ein, daß die Brüder und Freunde aus Frankreich wenigſtens eben ſo despotiſch, eben ſo habſüchtig waren als die ſouverainen Hohepriеſter, deren ehrwürdigen Nachfolger wir hatten vertreiben helfen, deren Bilder wir umgeſtürzt hatten.

Das Elend kehrte in unſere Hütten ein, aber ein ſo ſchmutziges Elend, wie man es nur in dieſem Lande findet, wenn der Ausländer nicht mehr zu ſchröpfen iſt. Ich mußte mich entſchließen, um leben zu können, alle Mittel zu ergreifen und warf mich mit einigen kräftigen Traſteverinern in die Gebirge und da keine Ruſſen und Engländer in Poſtchaiſen mehr die Alterthümer Roms bekomplimentirten und ſich zum Vergnügen auf der Tour anfallen ließen, ſo ſtürzten wir auf die Küchenwagen der Proviantmeiſter, wir kämpften Aug' in Auge mit dem Troß der republikaniſchen Generale, die, indem ſie Freiheit und Gleichheit auf den römiſchen Boden führten, ſich alle Mühe gaben, dagegen die werthvollen Gemälde, Kunſtgegenſtände, die koſtbaren Madonnen und reichen Kloſterreliquien einzutauſchen und wegzuführen.

Eines Nachts gerieth ich durch einen glücklichen Zufall an einen meiner ehmaligen Geſellſchafter bei der Föderation; in Königs Dienſt war dieſer Mann ſehr lange zu Toulon zurückgehalten worden, wie mich nun der Dienſt des Papſtes im Schloß St. Angelo feſthält, er hatte ſpäter in ſeiner Eigenſchaft als gezwungner Bewohner des Südens, ſehr gerne vor den Augen des erſtaunten Frankreichs die noch unter dem Säbel der Paſcha's ſeufzenden griechiſchen Provinzen repräſentirt. Seitdem hatte er überall ein wenig herumgepfuſcht, was ihm aber mehr eingebracht hatte, als mir. Als ich ihm an dem Saume des Waldes von Viterbo wiederbegegnete, war der eingeſchwärzte Grieche nichts mehr und nichts weniger als ein fetter Lieferant, der den unbeſchuhten Ruhm unſrer Soldaten mit ſchwarzem, hartem Brode nährte und der den Weg zum Glücke ſchneller gemacht hatte, als Bonaparte den ſeinigen, ſo ſehr er Bonaparte war, zur Beſiegung Italiens.

Ich machte mir gar kein Gewiſſen daraus, dieſen Ex-Bruder und Freund auf ſeiner Siegesbahn aufzuhalten, er hatte Schätze aller Art bei ſich, ſein Wagen war mit Raphael's, Caravaggio's und Corregio's ausgeſtopft, Kirchenſchätze waren neben Silbergeld und republikaniſchen Aſſignaten aufgehäuft, die zum Sold des Heeres hätten dienen ſollen. Der Grieche erkannte ohne Mühe den Mandarin wieder und wir duzten uns, ſo viel er wollte, ohne daß es ihm jedoch etwas geholfen hätte, denn wir ließen ihn ſo nackt zurück, wie er die armen Helden Championnets gelaſſen hatte.

Doch auch dieſer Erwerb, ſo reichlich er war, konnte nur eine zeitlang dauern. Meine Traſteveriner, obgleich von einem Deputirten des Menſchengeſchlechts bearbeitet, konnten ſich nicht entſchließen, ſich das Kirchengut zuzueignen, weil ſie fürchteten, es möge ihnen eine ſolche Entheiligung Unglück bringen. Wir wandten uns alſo nach Rom, um uns andere, vielleicht noch ſchwerere Unthaten vergeben zu laſſen. Ich begleitete ſie zu dem Abbé Fea, der damals den Franzoſen jedes Stück des Zehnten, den ſie von der Pracht der heiligen Stadt entnahmen, beſtändig ſtreitig machte. Der gute Prieſter nahm uns mit einem Künſtler- und Antiquar-Hochgefühl auf, daß wir gerührt wurden, er hob die Reichthümer auf, die wir ſeinem Eifer anvertrauten und bemerkte ſich unſre Namen, um ſich bei gelegener Zeit daran zu erinnern. Sie ſehen, daß ſeine Erkenntlichkeit mich nicht im Stiche ließ, wenn ich ſeiner Hülfe bedurft habe."

Bei dieſen Worten in einem Bagno ausgeſprochen von einem ausgedienten Galeerenſclaven, konnten wir, mein Gefährte und ich, nicht länger ernſthaft bleiben; ein Gelächter, aber ein ſolches Göttergelächter, das den Olymp erſchüttert haben würde, durchbrach unſre Bruſt. Der Abbé ſah uns erſtaunt an. Matteo ſelbſt, der ſeine nachläſſige Stellung wieder angenommen, ſchien überraſcht von unſerem unzeitigen Ausbruche der Luſtigkeit, und gleichſam um uns mit einem Worte zu ſchlagen, rief er: „nicht wahr, mein Vater, um mir das Leben zu retten, haſt du mich hierher geſchafft?"

„Ja, bloß darum," ſagte Fea, „und wenn du mir erlaubſt, will ich dieſen Herren beweiſen, daß du nicht zu weit gegangen biſt."

„Thut das, Herr Abbé, thut es," verſetzte der Mandarin der conſtituirenden Verſammlung; „ich räume das Feld." Nach Vollendung dieſer Rede zog er ſich nach und nach in den Hintergrund zurück und blieb endlich zu den Füßen des Erzengels ſtehen, der den rebelliſchen Satan überwältigt und lehnte ſich theilnamlos an den Sokkel der chriſtlichen Statue. —

„Dieſer Mann hier," fuhr der Alterthümler fort, indem er auf ihn zeigte, „den das Alter zittern macht, dieſer Mann hier, meine Herren, muß ſich allerdings erkenntlich beweiſen, und trotz ihrem Gelächter, ſollen ſie ſehen, daß er recht hatte, ſich ſo auszudrücken: ich weiß nicht, was er nach der guten That, die er ihnen ſo einfach erzählt hat, anfing, aber, während Miollis Rom beſetzt hielt, befand er ſich, wie er mir ſpäter geſtanden hat, unter der Dienerſchaft des Herrn von Tournon, des Präfecten der Tiber; von da ging er nach Neapel, wo ihm Salicetti einen untergeordneten Poſten bei der Polizei übertrug; drauf, als alles wieder in's Geleiſe kam, als es am Veſuv keinen König mehr aus der kaiſerlichen Fabrik gab, als auf dem Kapitol keine franzöſiſchen Generale mehr, ſtatt des heiligen Vaters, Befehle ertheilten, wurde der arme Mandarin — Lazzarone. Die ſchönen Tage der Revolution waren verſchwunden, er wollte ſein Leben in Ruhe an der Chiaja beſchließen. Aber ſeine alten Genoſſen ſchloſſen ihre Rechnung mit dem Schickſale noch nicht, wie er, ſie verlangten mehr, als die hellen Strahlen der Sonne und zwei oder drei gebackne Fiſche, auf der Toledoſtraße an der Bude verzehrt. Neue Bewegungen erſchütterten abermals dieſes Italien, das ſich noch kaum in etwas erholt hatte. Matteo, deſſen ſchwache Seite man kannte, wurde von neapolitaniſchen Carbonari's gebraucht, gefährliche Papiere den Verbündeten in Rom zu überbringen.

„Dieſe Rolle, die er ohne Zweifel nur von der vortheilhaften Seite betrachtet hatte, ſagte dem Vertrauten von Clootz, dem Redner des Menſchengeſchlechts, deſſen er gegen Sie in Liebe gedachte, wohl zu, ſie erinnerte ihn an ſeine ſchöne Zeit der Föderation, an ſeine ſo ſeltſam dem Dienſte der Intriguants und Revolutionsſpekulanten gewidmete Jugend. Matteo kam in Rom an, aber um in voller Sicherheit in der Stadt ſich umhertreiben zu können, kleidete ſich der Mandarin nicht in die Tracht von 1790; der Stab eines Büßers, der breitrandige Muſchelhut, das Pilgergewand erſchien in ſeiner Hand, auf ſeinem Haupt und ſeinen Schultern. Mit dieſer Verkleidung betrat er das Hospitium, wo alle frommen Pilger aufgenommen werden. Kaum angelangt, hielt Matteo den Zweck ſeiner gefährlichen Sendung nur vor denen geheim, die ihn nicht zu wiſſen verlangten. Die Polizei hatte ſchon Verdacht, und es waren keine 14 Tage um, als der arme Teufel auf dieſer Welt nur noch eines Beichtvaters bedurfte.

„In dieſem äußerſten Moment, warf er wohl ſeine Blicke zurück auf ſein vielbewegtes Leben. Er hatte nur eine gute Handlung verrichtet, er gedachte ihrer, und ich war nicht wenig erſtaunt, als ein zum Tode Verurtheilter mich vor dem letzten Gang zu ſprechen wünſchte. Chriſtenpflicht gebot mir, dieſem Wunſche Genüge zu leiſten. Denken Sie mein Entſetzen, als ich, hinabgeſtiegen in den Kerker, worin der Angefeſſelte ſchmachtete, Matteo erkannte, der, einen Räuber beraubend, der Kunſt und Religion einen weſentlichen Dienſt geleiſtet hatte. Er mahnte mich an mein Verſprechen, ich gelobte, Alles zu verſuchen, um es zu halten.

Noch an demſelben Abende beſchwor ich den Kardinal Gonſalvi um Gnade für den Schuldigen und ich erhielt ſie."

Nun wandten ſich unſre Augen nach dem Greis, deſſen Kräfte in den Sonnenſtrahlen wieder aufzuleben ſchienen; noch ſtand er, nächſt dem heiligen Michael, unbeweglich unter dem flammenden Schwert, womit der Erzengel ihn bedroht. Wir näherten uns ihm mit einem gewiſſen Intereſſe, das mit Neugier verſchwiſtert war und ich fragte ihn, warum er, begnadigt, doch in dieſes Staatsgefängniß eingeſperrt ſei?"

„O," verſetzte er mit Lebhaftigkeit, „ich bin frei; Herr Fea verrichtete nichts halb, aber was ſoll ich in der Welt, wo kein Freund, kein Anverwandter mein Alter verpflegen würde? Ich verlangte nach der Vergünſtigung, hier den Reſt meiner Erdentage zubringen zu dürfen. Man hatte mir das Leben zugeſtanden, man geſtand mir auch Brod zu, und dann, ich habe es Ihnen ſchon geſagt, in dieſem Schloß, in dieſem Zimmer unter dem meinigen hat mein Lehrer Caglioſtro ſeinen letzten Seufzer verhaucht. Ich wollte in einem Punkt ihm ähnlich ſein. Zwiſchen dieſen beiden ſchmalen Fenſtern, die ſich faſt berühren, liegen ſo viele Erinnerungen für mich, ſeit meinen guten Tagen bis zu dem Moment, da es mir unmöglich wurde, ihnen zu entgehen."

„Und der Deputirte des Menſchengeſchlecht nennt Ihnen noch nicht einmal alle ſeine Vergnügungen," fuhr der Abbé Fea fort, „er hat mehrmals welche gehabt, die wohl ſeinen revolutionären Stolz kitzeln konnten."

„In der That, mein Herr Abbé, und wenn ich nur einen Augenblick den Kardinal von Maury hier ſeine Sünden am Reich und ſeine Sarcasmen, womit er uns bei der conſtituirenden Verſammlung überſchüttete, hätte beweinen ſehen, es war genug, um einen ſchwierigeren Mandarin als mich, zu beglücken. Entſinnen Sie ſich, mein lieber Fea, wie meine Anweſenheit den von der heiligen Kirche ausgeſtoßenen Fürſten demüthigte, als er gehüllt in ſeinen ſchwarzen Leibrock, der ihn ſo drückte, und den er bis an's Knie heraufzog, auf dieſem Kerker Luft ſchöpfte und dann mit ſeinem großen, damals erloſchenen und todten Feuerauge, zwei von ſo verſchiedenen Punkten ausgegangene Glorien betrachte, deren ſo verſchiedene Lebensbahnen im Schloß St. Angelo zuſammenliefen Und doch, glauben Sie es, meine Herren — trotz den Vorwürfen, die ich mit Recht an dieſe arme, von Verzweiflung getödtete Eminenz richten konnte, hing ich mit Liebe an dem Cardinal Maury, die er ſeiner Seits erwiederte. Er führte mir meine ſchönen Tage in's Gedächtniß zurück, er war noch ein lebendiges Andenken an die Revolution. Nun gibt es an dieſem Aufenthalt nur Pöbel-Gefangene, nur Verſchwörer ohne Energie, nur zwei oder drei Carbonari's, deren Phantaſie ſich nie bis zu dem Großartigen der Ideen eines Caglioſtro oder Anacharſis erheben kann. Bürger, die Welt entartet, und ich bemitleide ſie ſo ſehr, daß ich ſie lieber hinter dieſen dichten Mauern betrachten mag, als mitten in euren kleinlichen Revolutionen." Als der Geſandte des Menſchengeſchlechts dieſe Worte vorbrachte, hatte er eine ſo komiſchtragiſche Miene angenommen, daß wir alle drei gewahr wurden, wie ihm die Revolution zu Kopfe ſtieg. Der Abbé Fea gab uns ein Zeichen, ihn ſeinen Träumereien zu überlaſſen, und ſo folgten wir ihm auf den Heimweg.

„Aber Ihr Mandarin iſt ein Narr," ſtieß derjenige heraus, welcher mich dem Schlaf entriſſen hatte, um mir dieſe beklagenswerthe Trümmer unſerer geſellſchaftlichen Wiedergeburt zu zeigen.

„Nicht mehr, als Sie, mein junger Freund," verſetzte der Abbé Fea, mit einem Ton freundſchaftlicher Autorität. „Dieſer Menſch hat etwas revolutionären Sauerteig in ſeinem Innern, der tauſend üble Leidenſchaften in Gährung ſetzte; er hat ſich, wie ſo viele Andere, zu Allem, was man von ihm verlangte, willig hergegeben. Caglioſtro hat ihn verdorben, Cloots hat ihn mit Leib und Seele den anarchiſchen Ideen übergeben, er hat eine Epoche voll Blut, Entwürdigung und Elend durchgemacht und ſich an Alles angeklammert, was ſeine verkehrten Gelüſte befriedigen konnte. Bei dieſem Spiel, wenn ihm das Glücksrad günſtig geweſen wäre, würde er von Gleichheitsgnaden längſt Herzog oder Graf ſein, oder wohl an dieſer Sache verzweifelnd, Republikaner in einer Monarchie, wie wir viele kennen. Er iſt ein Ehrgeiziger, den das Glück auf der unterſten Staffel ſtehen ließ, während es ſo vielen Andern auf den Sproſſen dieſer Leiter emporhalf. Meine Herren, ich wünſche, daß Ihnen dieſe Lektion gut anſchlage. Ich habe die Ehre, Ihnen mein Compliment zu machen."

„Hol' dich der Teufel, alter Antiquar!" brummte mein Wecker in den Bart, indem er dem Abbé Fea mit den Blicken folgte, der ſich mit abgemeſſenen, kleinen Schritten nach der St. Peterskirche wandte, als er uns am Brückenkopf verlaſſen hatte. „Wenn das Mitglied der Deputation des Menſchengeſchlechts kein Narr iſt, ſo iſt es doch ſicher ſein Biograph, denn als ſolcher hat dieſer ſich erwieſen, indem er uns zu ſeinem Revolutionsmönch auf Beſuch brachte, deſſen Geſchwätz wir zwei Stunden lang mit Geduld anhörten."

Ich warf einen verſtohlenen Blick auf den Söller, woſelbſt noch immer der alte Matteo dämpfte und auf meinen Gefährten, der ſeinen Arm unter den meinigen geſchoben hatte und mich mit ungewöhnlicher Haſt fortzog; in meiner kreideweißen Unſchuld konnte ich den Grund gar nicht errathen, warum der ehrwürdige Fea uns dieſe Lektion hatte geben wollen.

Wenn, nach dem Jahr 1828, der gelehrte Abbé Nachricht von meinem geiſtvollen Mann eingezogen hat wenn er noch vor ſeinem Tod erfahren hat, was aus ihm geworden iſt, dann hat Herr Fea einſehen müſſen, daß unter den vielen ertheilten Lektionen, wenigſtens einige unfruchtbar daneben fielen.

J. Cretineau Joly. (Revue du 19me ſiècle).

Chronik der ſchönen Literatur.

90) Kleine Romane von Leopold Schefer. 3ter, 4ter und 5ter Band. Bunzlau, Appun. 1837.

In Nro. 286 des Phönix vom vorigen Jahre zeigten wir das Erſcheinen der zwei erſten Bände der geſammelten kleinen Romane L. Schefer's an. Der Inhalt dieſer neuen Folge beſtätigt unſer damals gefälltes Urtheil. Gleichwohl müſſen wir bekennen, daß der Inhalt jener zwei erſten Bände von dem der folgenden noch übertroffen wird. Die Krone von allen iſt das „Weihnachtsfeſt in Rom." Das Lebensprinzip der Schefer'ſchen Novellen-Poeſie tritt hier in ſchöner freier Plaſtik auf, wiewohl Schefer, der durch und durch orientaliſcher Natur iſt, es nicht laſſen kann, ſelbſt ſeine plaſtiſchen Bildwerke, (gleich jenem heitern Jünglingsvolk der Griechen) zu — bemalen und wenigſtens ſeinen Friesreliefs einen Goldgrund zu geben, welcher ſeinen Compoſitionen einen fremdartigen, faſt magiſchen Ton verleiht.

91) Bilder der Nacht in lyriſchen Rahmen von Ernſt Ortlepp. Leipzig, Julius Wunder. 1837.

Dies Buch iſt ein Blick in ein Grab, in deſſen ſchlammige Wände ein Verzweifelnder ſich einwühlt. Lache Niemand über den Unſinn, der in dieſem Buche ſteht, jedes Wort iſt wie ein Tropfen Todesſchweißes. Es handelt ſich hier, wie man ſieht, um kein Buch, ſondern um einen Menſchen. Rette, wer kann! Und zwar jetzt, jetzt, eh's zu ſpät iſt!

92) Athen's Größe und Verfall von Edward Lytton Bulwer. Aus dem Engliſchen von Otto von Czarnowski. 4 Bände. Aachen und Leipzig, J. A. Mayer. (Bulwer's ſämmtliche Werke 23r — 26r Band).

Man würde ein Unrecht gegen jene Leſer, die geiſtreiche Unterhaltung ſuchen, begehen, wenn man dies Werk Bulwer's ſtatt unter der Chronik der ſchönen Literatur zu rangiren, unter der ſtreng-hiſtoriſchen Literatur ſubſumiren wollte und dadurch vielleicht Manchen vor dem Leſen zurückſchreckte. Wer Bulwer's Pompeji und Rienzi mit Vergnügen geleſen, wird dies „Athen" mit vielleicht noch größerem leſen; denn hier hat Bulwer alle gewöhnlichen ſogenannten romantiſchen Behelfe, um einen hiſtoriſchen Stoff beim größeren Publikum einzuführen, verſchmäht, und ſtatt deren einzig alle jene Gaben walten laſſen, welche ihm für die Darſtellung ſo reichlich zu Gebote ſtehen; Einfachheit, Klarheit und Anſchaulichkeit, ſind mit ſeiner bekannten ſtyliſtiſchen Feinheit, mit ſeiner delikaten Converſations-Façon auf's glücklichſte vereinigt.

Feuilleton.

„ Sterblichkeit in den Hauptſtädten Europa's und Nordamerika's. — Nach Dr. John Hogg's „London wie es iſt," beträgt die jährliche Sterblichkeit:

in London	1 auf 40		in Philadelphia	1 auf 31.
„ Petersburg	1 „ 37		„ Neapel	1 „ 28.
„ New-York	1 „ 36		„ Brüſſel	1 „ 25.
„ Berlin	1 „ 34		„ Amſterdam	1 „ 24.
„ Paris	1 „ 32		„ Wien	1 „ 22.

Von allen Ländern Europa's ſoll Sizilien das ungeſundeſte Klima und die größte, — England überhaupt genommen — die geringſte Sterblichkeit haben.

„ Die aſiatiſche Geſellſchaft zu Paris hat im v. J. ihre Arbeit vier Werken zugewendet. Eine von Klaproth begonnene Grammatik der georgiſchen Sprache wurde von Broſſet umgearbeitet, vollendet und mit einer Chreſtomathie begleitet, welche einen Blick in die Literaturgeſchichte dieſes Volkes geſtattet. Der Druck einer kritiſchen Ausgabe der Geographie Abulfeda's wurde faſt zur Hälfte beendigt. Auch von der Chronik von Caſchmir, deſſen Herausgabe Capitän Troyer, ein Deutſcher, beſorgt, haben die ſechs erſten Bücher die Preſſe verlaſſen. Endlich wurden die Arbeiten für Herausgabe der Tagbücher von Schulz und für den Stich der von ihm in Armenien copirten Keil-Inſchrift ſo weit gefördert, daß im nächſten Jahre die erſte Lieferung derſelben erſcheinen kann.

„ Engliſche Journale zu Canton. — Zu Canton erſcheinen jetzt drei engliſche Blätter: das älteſte, der „Canton register," ein Wochenblatt, erſcheint ſeit 10 Jahren; „Chinese repository" iſt eine Monatſchrift (von 48 Seiten), welche ſeit 6 Jahren beſteht, und mehr als 700 Abonnenten hat, von denen mehr als ⅓ in Nordamerika, und an 40 in England; es liefert auch Auszüge aus chineſiſchen Blättern. Die „Canton-press," ein Wochenblatt, erſcheint erſt ſeit zwei Jahren, und iſt hauptſächlich dem Handel gewidmet.

„ Sultaniſche Verordnung gegen — Sopha's. — Der Sultan hat verordnet: „da nach Ausſage des Hakim Baſchi, die Gewohnheit, den ganzen Tag auf der Ottomane zu liegen — die Türken ähnlich viel ſchwächer macht, als die Franken, ſo ſollen in Zukunft alle türkiſche Zimmer auch mit Stühlen verſehen und die Sopha's nur dazu benutzt werden, des Nachts darauf zu ſchlafen."

„ Foſſile Narwhal-Kinnlade. — Der ungeheure foſſile Kopf, der ungefähr 30 Meilen von Neu-Orleans in Louiſiana nicht weit vom Miſſiſſippi in einer Tiefe von 30 und einige Fuß gefunden worden, iſt nun zu London angelangt. Hr. Rivière, Profeſſor der Naturgeſchichte zu Paris, hat das Monſtrum unterſucht, und gefunden, daß es die obere Kinnlade eines zur Wallfiſchfamilie gehörigen Thieres iſt, der nach der Meinung vieler Paläontologen zur Gattung Narwhal des Mittelmeers gehört (abgebild. b. Cuvier, Ossem. foss. V. pl. 26). Dieſer Theil der Kinnlade hat 17 Fuß Länge und 7 F. Breite.

„ Theater zu Athen. — Noch ringt Athen ſich aus dem uralten Schutte empor, und ſchon hat es zwei Theater — ein griechiſches und ein italiäniſches. Das kürzlich erſchienene Luſtſpiel „die verliebte Familie," welches dem Staatsrath Rizzo zugeſchrieben wird, hat dem Publikum mehrere Tage Unterhaltung gewährt.

„ „Das Schloß meiner Nichte," ein neues Stück von Madame Ancelot wurde in der vorvorigen Woche auf dem Théâtre français mit großem Beifall aufgenommen.

„ Ordensverleihungen an Künſtler. — Der Componiſt Herz, der Dichter Méry und der Kupferſtecher Müller haben das Ritterkreuz der Ehrenlegion erhalten.

An Iffland's und Hoffmann's Freunde und Verehrer.

Meine in der Abendzeitung „an die Verehrer Iffland's und Devrient's" geſtellte Bitte hatte ſich eines ſehr geringen Erfolges zu erfreuen. Ich erneuere dieſelbe hiermit, modificire ſie aber dahin:

> mich zum dritten Bande meiner „Erinnerungen in biographiſchen Denkſteinen," der Iffland'ſche und Hoffmann'ſche Briefe enthalten wird, mit ſolchen gütigſt zu unterſtützen. Auf Verlangen bin ich auch erbötig, die gefälligſt einzuſendenden Briefe anſtändig zu honoriren.

Bamberg, im Auguſt 1837.

J. Funck.

Hierzu Beilage No. 6.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 215. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 12. September.

Ungedruckte Briefe Iffland's.

Mitgetheilt von J. Funck.

I.

An den Ober-Konſiſtorial-Rath Böttiger
in Weimar.[*]

Mannheim, den 1. Juni 1796.

Lieber, herzlicher Mann!

Aus Krieg und Sorge, Kälte und Leere, Armuth, Theurung, und faſt — Peſtilenz, reiche ich mit der ganzen Fülle dankbarer, froher Rückerinnerung Ihnen meine Hand dar! Nehmen Sie ſie, faſſen Sie ſie gern. Es iſt die Hand eines Mannes, den ſein Beruf nie vielſeitig gemacht hat; gute Eindrücke wirken tief und lange fort auf mich. Kann ich beſſere empfangen, als die, womit Weimar mich veredelt hat? — Wer hat meine Kunſt mit mehr Tiefe und Wärme umfaßt, als Sie! Wer hat das, was in den Darſtellungen nichts ſcheint, und eben deßhalb ſo viel koſtet,[*]

---

[*] Iffland ſpielte bekanntlich als Gaſt vom 28. März bis 25. April vierzehn Male in Weimar folgende Rollen: 1) den Grafen Wodmar im deutſchen Hausvater, von Gemmingen. 2) Den Czar Peter in: die Strelitzen, von Babo. 3) Den Stabschirurgus Rechtler in ſeinem Stücke: Scheinverdienſt. 4) Den Kriegsrath Dalner in ſeiner: Dienſtpflicht. 5) 6) Zweimal den Lieutenant Wallen in Schröder's: Stille Waſſer ſind tief. 7) Den Treumund in: der ehelichen Probe, von Dalberg. 8) Den Hauptmann Poſert in ſeinem Stücke: Der Spieler. 9) Den Hofrath Reinhold in ſeinen: Hageſtolzen. 10) Den Commiſſär Wallmann in ſeiner: Ausſteuer. 11) Den Oberprieſter in Kotzebue's: Sonnenjungfrau. 12) Den Franz Moor in Schiller's: Räubern. 13) Den Licentiat Wanner in ſeinem Stücke: Der Herbſttag. 14) Den Göthe'ſchen Egmont.

Böttiger beſprach dieſe Rollen mit wahrer Meiſterſchaft in einem bald darauf erſchienenen, leider jetzt beinahe vergeſſenen Buche: „Entwickelung des Iffland'ſchen Spiels in vierzehn Darſtellungen auf dem Weimariſchen Hoftheater. Leipzig, Göſchen, 1796.“ — Dies Buch verdient noch heute jungen Schauſpielern — vielleicht ſelbſt gewandten Künſtlern — als ein Kunſtkatechismus empfohlen zu werden, obwohl es ſchon damals hochachtungswerthen Männern Stoff genug zur Ironie und Satyre lieh (man erinnere ſich nur an den geſtiefelten Kater und Zerbino von Tieck), die wir dennoch eben ſo zu bewundern haben, als die — keineswegs dadurch getrübte — Treue ſelbſt. Böttiger's Schrift iſt eine treffliche, tiefdurchdachte, noch heute in ihrem vollſten Werthe daſtehende, — man ſage dagegen, was man will. Die Anekdötchen, die die ſchlaffe Menge erdichtete, Böttiger's Kritik dadurch noch mehr zu verdächtigen, daß ſie an Iffland's Ausſpruch ſelbſt appellirte, der ſich über das Buch lächelnd und ungünſtig ausgeſprochen haben ſollte, ſind gänzlich unwahr, wie dies das nachſtehende Schreiben am deutlichſten bezeugt. Auch nach einem Jahrzehnt hatte er ſeine Meinung nicht geändert; denn in den Jahren 1804 und 5 ſprach er zu Leipzig mit ſeinen Freunden noch mit höchſter Achtung von Böttiger's kritiſchem Talente. — Dem großen Mimen Wolff war ſein Urtheil ein Evangelium, wie dies zwei vor mir liegende Briefe an Böttiger, geſchrieben in den Jahren 1817 und 1822 bezeugen, worin er im erſten u. a. ſagt: „Ihr Urtheil, hochverehrter Herr, hat mich belehrt, und ich werde mir es für die Folge ad notam nehmen; denn gegen den Richterſpruch, der aus Ihrer Feder kommt, wird nicht geſtritten, er wird befolgt!“ Im zweiten: „Sollten Sie nochmals eine Vorſtellung der Iphigenia ſehen, ſo werden Sie gewahr werden, daß ich in der Darſtellung von Oreſtes Wahnſinn, als er ſich im Elyſium wähnt, durch Ihre Kritik belehrt und überzeugt, Ihren Anſichten folge.“ —

Iffland gefiel in Weimar ſo ſehr, daß ihm ſchon während ſeiner Anweſenheit glänzende Anträge zu einem feſten Engagement und Führung der Direktionsgeſchäfte gemacht wurden, worüber er ſich aber aus Rechtlichkeitsgefühl nicht auf der Stelle entſcheiden konnte. — Hierauf bezieht ſich dieſer Brief. — J. F.

[*] Wer hat, — füge ich hinzu — ſeine Kunſt wohl je von einem erhabenern Standpunkte betrachtet, als es hier geſchehen, und wer würde, ſelbſt wenn die Bürgſchaft praktiſcher Bewährung fehlte, nicht ſchon nach dieſem Worte Iffland den erſten Platz in Deutſchland's Kunſt-Walhalla einräumen? J. F.

edler gewürdigt, als Sie? Ach! Weimar hat mich verwöhnt! Hier — ſieht man mich, weil ich Ruf habe; aber man ſieht mich, wie den Bolongaro'ſchen Taback diejenigen betrachten, die niemals ſchnupfen. Die Leute ſagen: — — „ei der Tauſend!" — und damit Holla! — Nun, — ſei es!

„Sie kommen aus dem Olymp auf die Erde," ſagte Herr von Dalberg bei meiner Rückkehr. Ich ſchwieg ernſthaft ſtille. Seitdem ſahen wir uns nicht.

Ich habe angefangen, ernſtlichſt auf mein Dorthingehen zu arbeiten. Auf einmal ſchreibt mir Kirms, daß man Beck's dort nicht wolle!! — Sie ſind, — oder er iſt mein 20jähriger Freund! — Ach! man hält ihn dort auch nicht einmal für einen Künſtler! Kommen Sie Freund zu uns, zu mir, mir und ſehen Sie ſelbſt! Es trennt mich nicht geradezu von Weimar, aber es betrübt mich. Sie können ſich das denken. Sie wiſſen, und man hat es ja in Weimar geſehen, daß ich nicht auf's Geld ſehe. Aber ich ſehe auf den Frieden, der höher iſt, als alle Vernunft! Ich werde Ihnen nächſtens mehr davon ſchreiben. Aber da ich nun noch da bin, ſehen Sie die Rheingegend. Kommen Sie, wohnen Sie bei mir. Ich kann Sie gemächlich bei mir empfangen. Lieber Böttiger! Für Sie wäre es eine eigene Menſchenkunde, für mich ein Glück, eine Herzenswonne! O thun Sie es! —

In acht Tagen kommt, was Sie von mir erwarten, leben Sie wohl, vergnügt, und gedenken Sie deſſen, der Ihrer nie vergeſſen wird, ſo lange er denken kann!

Iffland.

II.

An den Ober-Konſiſtorial-Rath Böttiger
in Weimar.

Hannover, den [illegible] Auguſt 1796.

Mein Herzensfreund!

Die Klarheit meines ehrlichen Herzens macht, daß ich dort dunkel ſcheine. Ich will einige Punkte hier hinſetzen, offen, unverſtellt, unbemäntelt, wie meine Seele vor Gott daliegt. Ziehen Sie den Strich und die Summe darunter.

1) Ich und meine Frau, dieſe, wo möglich, noch dringender, wünſchen nach Weimar.

2) Mein jetzt bekannter Abgang von Mannheim macht, daß alle übrigen — und wie viel arme und alte — Mitglieder hintangeſetzt werden, da ich — das iſt ja nicht unbeſcheiden geſagt — die Exiſtenz oder Nicht-Exiſtenz jenes Theaters ausmache.

3) Bis Ende September iſt das ganze Theater ausbezahlt, ich auch.

4) Erklärte ich dort oder jetzt meinen Abgang, ſo fiel alles Intereſſe an meinem, mit eilftauſend Gulden zurückgelaſſenen Beſitz nicht nur weg, ſondern es wäre Alles der üblen Privatempfindung beleidigter Einwohner und Obern ausgeſetzt.

5) Erkläre ich jetzt den Abgang: ſo bin ich, wie ich unſerm Kirms in Eile ſchrieb — aller Anſprüche auf mein Dekret verluſtig.

6) Kommen die Franzoſen nach Baiern: ſo muß der Churfürſt ſie mit Millionen abkaufen. Die Pfalz iſt entkräftet, das Theater hat ein Ende. — Hat es dies ohne mein Zuthun: ſo folgt Abfindung, oder das Recht, meine dortigen (von alten Zeiten) Gläubiger, die ich zwar an mein Dekret weiſen könnte, aber es nicht will, ſondern redlich bezahlen, — in mäßigen Terminen zu bezahlen.

7) Endet das Theater durch meine Schuld: ſo iſt dies Alles, natürlich, entgegengeſetzt.

8) Meine Reiſe koſtet von Mannheim über Würzburg hierher 372 fl. Meiner Schweſter gebe ich monatlich für 4 Perſonen 88 fl. Ein Theil meines Haushalts in Mannheim geht fort. Woher dieſe unermeßliche Ausgabe von 141 fl. Gage nehmen? — durch Arbeit. Wo arbeiten? — wo Ruhe iſt. Konnte, kann ich noch für den Augenblick in Weimar Ruhe vermuthen? — um ſo weniger, da ich fürchte, wenn nicht Churſachſen ſich total à toutes forces armirt, daß die ſächſiſchen Herzogthümer, par contrecoup, nicht von Fulda her, ſondern von Bamberg her, leiden werden.

9) Mehr als alle Arbeit, muß eine Reiſe über Berlin, Hamburg und Bremen mich entſchädigen.

10) Ginge es mit Pfalz und Baiern über Vermuthen gut, was doch nicht gedenkbar iſt, da die Franzoſen heut in Regensburg ſind: ſo laſſe ich erſt das Theater ſich organiſiren, — ſichere erſt den Armen und Alten Brod — und gehe dann.

11) Litten aber die ſächſiſchen Herzogthümer und ich hätte Mannheim abandonnirt, ſo ſäße ich zwiſchen zwei Stühlen.

12) Mir iſt bewußt, daß Ihr Herzog ſehr ungern ſieht, daß Herr von Dalberg déſobligirt würde. Er wünſcht es mit ſeiner Bewilligung. Dies genirt mich ſehr. Wie würde er es je bewilligen? Wie würde er nicht Alles anwenden, es durch den Herrn Coadjutor, bei dieſer Stimmung des Herrn Herzogs, zu vereiteln? — Wie ſtände ich dann? — Darüber beſonders wünſche ich, wo möglich, beruhigende Auskunft! Sondirung des herzoglichen Willens!

13) Wenn Weimar mich beſitzen will, kann es an der Entſcheidung auf einen Monat hin nicht liegen, da es klar iſt, daß ein 16jähriges Verhältniß, wenn ſchon ungern getragen, ſich nicht ſo auf Tag und Datum, ſondern mit Rückſichten brechen läßt.

14) Je ehrlicher ich gegen Mannheim handle, je mehr muß ich zu Weimar gewinnen, wo ich dann bleibe.

15) Ich habe jeden Widerwillen an Mannheim, viele Liebe für Weimar.

16) Herr von Dalberg hat bei vielen Fehlern, die andere ſeines Standes auch und manchmal mehr haben, viel Gutes. Er hat Inconſequenzen gegen mich begangen. Er hat viel Gutes für mich gethan. Erkennt-

lichkeit und Ehre wollen es, daß ich ihm gegenüber nie ſchlecht erſcheine!

17) Dafür entſcheidet die jetzige Kriſe. Ich kann nun unzweideutig ſcheiden.

18) Nun iſt Sorge für mich — die präponderante Betrachtung, das einzige Ziel!

19) Nun kann Mannheim nicht mehr die Sicherheit geben, die meine Verbindlichkeit egaliſiren müßte, wenn ſie ſie dort exigiren wollten.

20) Nun läßt ſich denken, daß ich mit Ehre gehe.

21) In Weimar ſagte ich es ſtets, daß der Erfolg des Krieges entſcheiden müßte.

22) Ich ſchrieb es nieder, daß ich meinen Abgang von Mannheim nicht brüsquiren könnte.

23) Daß ich gegen Herrn von Dalberg perſönliche Verbindlichkeiten habe.

24) Der Hof hat ſeit zwei Jahren keinen Zuſchuß gegeben. Die Kaſſe hat 11000 fl. aufgenommen, die die Gagen bis September ſind von einem auch aufgenommenen Kapitale bezahlt. Die Exiſtenz des Theaters ward durch die fremden Truppen bewirkt. Dieſe ſind weg, der Staat iſt verſchuldet, — werden die überrheiniſchen Ämter genommen, ſo iſt kaum ein Civil-Etat denkbar, geſchweige ein Etat des Luxus. Woher ſoll die Pfalz an das Theater jährlich 16,750 fl. zahlen?

25) Mannheim iſt nur auf zwei Monate proviantirt. Sein Schickſal muß ſchnell enden.

26) Ein pfälziſcher Separat-Frieden iſt ohne Millionen nicht denkbar. Die Millionen enden das dortige Theater, und laſſen nur das Münchener Hoftheater übrig, wohin ich nicht will.

Dies, beſter Böttiger, ſagen Sie dem wackern Kirms, dem Ehrenmanne, dem geliebten Freunde, dem unvergeßlichen Manne! — Ihr Manuſkript kommt in 5 Tagen a dato von hier weg. Wollen Sie mir indeß die andere Hälfte ſenden? Sie ſoll dann auch gleich folgen. — Herzlich und ewig

Ihr
Iffland.

(Schluß folgt).

Die Gebrüder Schaller aus Wien.

In unſerm Aufſatze unter der Aufſchrift: Die Plaſtik zu München und Schwanthaler (im Nro. 186 und f. des Phönix) haben wir zweimal den Namen Schaller genannt. Der Erſtgenannte dieſes Namens iſt der berühmte Bildhauer Schaller in Wien, Profeſſor an der k. k. Akademie der bildenden Kunſt und Onkel unſerer Brüder. Der Zweitgenannte iſt der ältere derſelben, Ludwig, ebenfalls Bildhauer, und zwar jetzt in München, und von ihm wollen wir hier zuerſt reden.

Wären allgemeiner Ruf und Anforderungen von allen Seiten zu ſelbſtſtändiger Thätigkeit der einzige Maaßſtab für den Werth eines Künſtlers, ſo möchte Ludwig Schaller kaum der Erwähnung werth ſein. Wenn aber inniges Erfaſſen der Kunſt, Begeiſterung für ihre heilige Bedeutſamkeit und eine nicht gewöhnliche Einkleidung poetiſcher Motive in plaſtiſche Weſenheit, eine kunſtgeſchickte und treffende Geſtaltung zur plaſtiſchen Wirklichkeit, den ächten Künſtler ſtempeln, ſo erkennen wir Ludwig Schaller unbedenklich als einen ſolchen an. Und dann liegt in der That etwas Rührendes in der uneigennützigen Befliſſenheit, mit welcher dieſer Künſtler ſeine Gebilde an's Licht fördert. Früh und ſpät in ſeinem Atelier beſchäftigt, läßt er ſeinen Geiſt weder durch Lebensbedrängniſſe noch durch Nichtberückſichtigung ſeiner Leiſtungsfähigkeit von dem Höhern der Kunſt zum Materiellen hinüberziehen. Obwohl Schaller's Formen rein und ſchön ſind, ſo möchten wir doch noch mehr die Art ſeiner Auffaſſung in ſeinen Schöpfungen rühmen, bei welcher er immer von dem Grundſatze ausgeht, daß das Ausprägen geiſtiger Begriffe durch die Geſtalt der wichtigſte Punkt der Plaſtik ſei, daß die Individualität eines neuen Kunſtmotiv's ſich eben in der individuellen plaſtiſchen Geſtaltung unverkennbar ausſprechen und die äußere Handlung den innern Beweggrund erkennen laſſen muß. Schöne Formen allein, gefällige Bewegungen (häufig gefällige Reminiſcenzen) vermehren die Anzahl der Geſtalten, aber für den Geiſt iſt dann nichts Neues erſchloſſen. Schon in der Wahl ſeiner Süjets und der poetiſchen Motive derſelben bekundet L. Schaller ſich als einen Künſtler höherer Klaſſe. Wir erwähnen hier nur ſeiner Sternbilder, Hochreliefs, von denen unten näher die Rede ſein ſoll. Was die Alten ſelbſt als die ſchwankendſten Gebilde ihrer ausſchweifenden Phantaſie betrachteten, das ſehen wir in plaſtiſcher Geſtaltung verkörpert. Von dieſen Sternbildern der Alten eine Schilderung oder Geſchichte in ſcharfer Linien einer klarbegränzten Objektivität zu geben, hieße den poetiſchen Schleier dieſer duftigen Geſtalten ſogleich in's Nichts verflüchtigen. Die Phantaſie der Alten hatte die Unendlichkeit des Aethers, in welchem früher nur ihres Daſeins unbewußte Weltkörper ſchwammen, mit bekannten Geſtalten bevölkert. Helden und ſchöne Weiber leuchteten aus den undurchdringlichen Tiefen des Weltenraumes befreundete Strahlen hernieder. Waren dieſe Sterne dieſe Weſen ſelbſt oder von den Weſen bewohnt, deren Namen ſie führten, wer fragt danach? Und ſehen wir Schaller's Sternbilder, fällt es uns ein, wenn wir nicht etwa ohne alle Kenntniſſe der Mythen und ohne Phantaſie ſind, zu fragen, was bedeutet das? Ewige Wahrheit des Schönen, Poeſie, oder wie wir dieſen geiſtigen Zauber nennen ſollen, an deſſen goldenen Fäden jede höhere Luſt der erweiterten Bruſt geknüpft, ſie allein erzeugen die geheimnißvollen Regungen der Seele, welche ihre Tiefe erfüllen und als Phantaſiegebilde in ſchwankender Geſtaltung emporſchwellen. Der Künſtler ſucht ſie in Bildern zu fixiren, als Brennpunkte für Strahlen einer unbegränzten Imagination.

Schaller's urſprüngliche Idee bei dieſen Sternbildern war, die Decke eines Schlafgemachs nach einer paſſenden architektoniſchen Anordnung in Hoch- und Flachreliefs damit zu verzieren. In der Mitte ſollte der Mond ſtehen, ein rundes Bild, in welchem Diana auf einem von Rehen gezogenen Wagen fährt. Harpokrates ſteht ihr zur Seite, und eine verſchleierte Geſtalt, die Dämmerung (gleichſam eine Supplement-Mythe, vom Künſtler erfunden) lenkt die Thiere. Auf dem erſten Viertel der Decke, deren Eintheilung wieder einem Sterne gleicht, ſehen wir Hesperus hinaufziehen, unter ihm im zweiten großen Felde, die Dioskuren, Sinnbild der Freundſchaft. Auf dem zweiten Viertel iſt Orion dargeſtellt, wie er die ſchmerzende Wunde am Kopfe hält und ſein brechendes Auge auf die Diana wendet. Unter ihm erſcheinen die Hyaden, welche ihren todten Bruder beweinen. Sinnbild des Unglücks, unheilbringendes Geſtirn. Das dritte Viertel der Decke zeigt uns die Jungfrau mit dem treuen Hund. Unter ihnen im großen Feld tauchen die Plejaden aus dem Meere auf. Heilbringendes Geſtirn. Auf dem letzten Viertel ſteigt der Morgenſtern hernieder, in den Fluthen des Okeanos ſeine Tagfackel löſchend. Unter ihm das Sternbild der Berenice, als Liebesgeſtirn. Von dieſer Compoſition ſind drei Sternbilder auf Medaillons in Gyps ausgeführt. Sie ſind zu ſchön, als daß ſie nicht eine nähere Beſchreibung verdienten. Hesperus, ein ſchöner geflügelter Jüngling ſteigt am Himmel auf. Halb wachend, halb träumend ſenkt er das Haupt; wie ein guter Genius aller Müden gleitet er ſanft durch den Aether dahin. Mit der Linken preßt er aus einem Gefäß den ſüßen Schlaf auf die Erde, mit der Rechten ſtützt er nachläſſig auf ſeiner Schulter eine halbgeſenkte Fackel, hinter ihm ſchwimmt ein ſchlafender Schwan, der ſeinen Kopf in ſeinen Flügeln verſteckt. Dieſes Bild zeigt uns allegoriſch das holde Geſchenk der Nacht, den ſüßen Schlaf, welcher Ruhe über die Müden ausgießt und die Fackel der Leidenſchaft erliſcht. Die Schönheit der Form und der Bewegung in dieſem Reliefbild, die Tiefe des Gedankens, welcher einen Reichthum von Ideenaſſociationen erweckt, verſetzen die ſinnigen Beſchauer in eine nicht bloß vorübergehende Stimmung.

Das zweite ausgeführte Sternbild iſt nicht die Jungfrau des Thierkreiſes, ſondern jene, welche zum Lohn ihrer kindlichen Liebe unter die Sterne verſetzt wurde. Sie hatte ſich am Grabe ihrer Eltern erhängt, aus Schmerz über deren jammervollen Tod. Sie wurden von ihren eigenen Söhnen erſchlagen, welche ihren erſten Weinrauſch an einem Bacchusfeſte für Bezauberung hielten. Da man die Leiche dieſer Jungfrau fand, als ſie gerade vom Winde hin- und herbewegt wurde, ſo gab dieſer Umſtand Veranlaſſung zu den ſogenannten Schaukelfeſten. Wir ſehen ſie auf unſerm Relief als zarte Jungfrau, die ſich in einem Schleier ſchaukelt, den ſie ſelbſt mit emporgehobenen Händen hält, ohne daß er ſonſt befeſtigt wäre, daher das Aetheriſche, Geiſtige dieſer Figur. Neben ihr ſteht der treue Hund, welchen ſie bei ihren erſchlagenen Eltern antraf. Ein drittes Sternbild ſtellt Berenice, Gemahlin des Ptolemaus Euergetes vor, berühmt durch ihre Liebe zu ihrem Gatten und ihren Kindern. Ihr vielbeſungenes ſchönes Haupthaar, das ſie für die glückliche Heimkehr ihres Gemahls aus dem Kriege abzuſchneiden gelobte, wurde mit ihr unter die Sterne verſetzt. Der Künſtler hat ſie dargeſtellt, wie ſie ihr Kind das Gehen am Gängelbande lehrt.

Unter andern bedeutenden Arbeiten des Künſtlers führen wir die Reliefbilder aus dem Leben deutſcher Künſtler an den Decken zweier Sale in der Pinakothek an. Im erſten Saale ſehen wir auf dem erſten Relief den Johann v. Eyk, wie er ſeinen Bruder als den heiligen Lucas malt. Auf dem zweiten Bilde unterrichtet J. v. Eyk den gefangenen König René von Anjou im Malen. Im dritten machen Kaufleute dem König Alphons von Neapel ein Bild von demſelben Meiſter zum Geſchenk. Im vierten: J. v. Eyk zeichnet die Stiftung des Vließordens. Im zweiten Saale auf dem erſten Reliefbilde: Kaiſer Maximilian läßt Albrecht Dürer ſeinen Triumphwagen vorführen. Auf dem zweiten iſt dargeſtellt: Die Künſtler von Antwerpen geben Dürern ein großes Feſt, bei welchem ihm von der Stadt der Ehrenwein überſendet wird. Drittes Bild: Hans Holbein wird von Thomas Morus dem König Heinrich dem Achten vorgeſtellt. Viertes Bild: Holbein, am Hofe des Königs, malt das Porträt der Gemahlin desſelben, der nachmals enthaupteten unglücklichen Anna Boleyn.

Eine kleine Figur von Schaller verdient Erwähnung; ſie ſtellt Shakeſpeare vor, wie er, an einen Couliſſenkaſten gelehnt, Rollen vertheilt. Eine höchſt originelle Auffaſſung. Ferner haben wir im Atelier des Künſtlers eine lebensgroße Figur geſehen, welche die Hygea vorſtellt. Der Obertheil des Körpers iſt nackt, der Untertheil von einem leichten Gewande umfloſſen, das durch ein Band auf der Achſel gehalten wird. Die Göttin läßt eine erkrankte Schlange aus einer Schale trinken. Herrliche Formen und Bewegung, weiches Fleiſch und vollendete Ausführung zeichnen dieſe Statue aus. Sie würde jedem paſſenden Gemache zur höchſten Zierde gereichen. (Vergl. Nro. [illegible] des Phönix vom vorigen Jahre).

Die neueſte Arbeit des Künſtlers iſt eine lebensgroße weibliche Büſte. Sie iſt das Portrait der Gemahlin des berühmten Schnorr von Carolsfeld, über welchen wir im Phönix ſchon berichtet haben. L. Schaller hat in dieſem Portrait ſeine Meiſterſchaft im Portraitiren bewieſen, und wir fügen nur noch hinzu, daß der ſchöne Kopf dieſer Dame, den der Künſtler in den feinſten Zügen und Ausbildungen wiedergegeben hat, eine ſeiner würdige Aufgabe war. Von ſeinen fernern Leiſtungen reden wir zu ihrer Zeit, und erwähnen zum Schluſſe noch eines Cartons zu einem Friesrelief, worauf eine Schlacht Karl's d. G. gegen die Sachſen vorgeſtellt iſt. Da dieſe Compoſition durch ihren Umfang, Zeichnung und Gedanken einen genauen Bericht erfordert, ſo reden wir ein anderes Mal darüber. —

Eduard Schaller, der Bruder des Bildhauers, iſt Hiſtorienmaler, und ſchon ſeit langer Zeit in Wien, aus dieſem Grunde kennen wir ihn und ſeine Leiſtungen weniger. Von dieſen haben wir indeſſen einen nicht geringen Begriff bekommen durch ein hiſtoriſches Ölbild, die wilde Jagd nach der bekannten Volksſage vorſtellend, welches auf dem hieſigen Kunſtverein ausgeſtellt war. Über einer Nachtlandſchaft im ächt hiſtoriſchen Styl zieht das unheimliche Toben der wilden Jagd. Röthlicher Schein färbt die Wolken. Wilde Thiere aller Gattungen, mit Ridinger'ſcher Meiſterſchaft gezeichnet, ſtürzen hervor. Wölfe, Bären, Luchſe, Hirſche, Hunde in geſtrecktem Laufe mit offenen Rachen, man glaubt ſie heulen und bellen zu hören; eben ſo vermeint man das widrige Gekrächze von einem ganzen Heer von Raubvögeln zu vernehmen. Hinter ihnen der wilde Jäger auf feuerſchnaubendem Roſſe. Um ihn und hinter ihm ſeine Gefährten, ebenfalls auf wilden Rennern. Der Eine ſtößt in's Hifthorn, der Andere knallt mit der Peitſche, der Dritte ſchreit ſein Halloh. In dem ganzen Zuge von Thieren und Jägern iſt eine reißende Bewegung, man vermeint ſie vorüberrauſchen zu hören. Zur Steigerung des Eindrucks trägt eine am Boden knieende Gruppe ungemein bei. Ein Jäger birgt ſich unter die ſchützenden Arme eines Eremiten, der jenem Graus in der Luft das Kreuz zur Abwendung entgegen hält. Ein erſchrockener Hund des Jägers verkriecht ſich unter ſeinem Herrn. — Dieſes Bild iſt in der Compoſition, Farbe und Zeichnung eines der beſten hiſtoriſchen Staffeleibilder, welches wir kürzlich geſehen haben; wir ſprechen den Wunſch aus, bald wieder etwas eben ſo Gediegenes von dieſem Künſtler zu Geſichte zu bekommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: D. J. Sauerländer.

№ 216. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 13. September.

Karl Chriſtian Friedrich Krauſe.

Zweiter Artikel.

Was Alle angeht, ſollen Alle betreiben, wenigſtens wiſſen.
Amos Comenius.

Es iſt eine geſchichtlich erweisbare Thatſache, daß in den drei letzten Jahrhunderten, aus den Kämpfen der Kirche mit dem Staate, der Laien mit den Prieſtern, der niedern weltlichen Klaſſen mit den höheren, der Völker und der Religionsgenoſſenſchaften untereinander, ſich der Lichtgedanke des Allgemeinmenſchlichen, das lebendige Gefühl für Humanität und das Bedürfniß erzeugt hat, jenem Gedanken und dem ihm entſprechenden Gefühl in der äußerlichen Wirklichkeit auch eine entſprechende Stätte der Wirkſamkeit und des gemeinſamen Genuſſes zu bereiten. Dieſes Bedürfniß hatte, nach mehreren ephemeren Verſuchen, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Freimaurerbund in's Daſein gerufen. Leſſing und Herder brachten jene ideale Bedeutung des Bundes demſelben zum Bewußtſein. In Krauſe iſt ſie im vollen Sinne des Wortes — Menſch geworden. Er gab dem Bunde — zum wenigſten in Deutſchland — das klare Bewußtſein ſeiner geſchichtlichen Entſtehung; aus Geſchichte, Gegenwart und Vernunft entwickelte er die Nothwendigkeit und die Art und Weiſe der zeitgemäßen Umgeſtaltung des Bundes; — es ſei uns vergönnt, die hierauf bezüglichen Hauptideen des vielverkannten Mannes, bevor wir zu ſeiner anderweitigen Wirkſamkeit übergehen, in der Kürze mit ſeinen eigenen Worten darzulegen.

„Die jetzige Wiedergeburt," ſchreibt Kr., „und die Höherbildung der Staaten, Religionsgeſellſchaften, Wiſſenſchaften und Künſte in Europa verlangt, daß in klarer Anſchauung der Ideen und der Geſchichte der Menſchheit ein Menſchheitbund organiſirt, daß alle, welche zur Erkenntniß und Liebe der Menſchheit gelangt ſind, in demſelben vereinigt werden, — damit die edleren Völker Europa's," — welches „jetzt die Lebensmitte der Menſchheit iſt," — „ſich der Ideen der Menſchheit und ihres Bundes klar bewußt werden und auf ſie wohlgeordneten, geſelligen Fleiß richten." — „Unter allen europäiſchen Nationen iſt vorzüglich die deutſche berufen, jene Ideen durch geſellige Kunſt in die Wirklichkeit einzuführen; keine andere Nation kommt ihr gleich an allſeitiger, harmoniſcher Bildung, und an gleichförmiger Empfänglichkeit für alles Menſchliche, und für jede Eigenthümlichkeit, worin ſich das Menſchheitleben bei den verſchiedenen Völkern der Erde verſchieden entfaltet" . . . Bis jetzt aber iſt „die Freimaurer-Brüderſchaft — ihrem Geſchichtsbegriff und reinem Geiſte nach — der einzig beſtehende geſellige Verſuch, die Ideen der Menſchheit, des Menſchheitlebens und des Menſchheitbundes zur Anſchauung zu bringen, und den offenen Menſchheitbund vorzubereiten." In ihrer erſten Periode war ſie eine „Geſellſchaft wirklicher Baukünſtler, welche die reinmenſchliche Lehre der alten Baucorporationen, ſo wie ſchon Vitruvius ſie enthält, mit der reinchriſtlichen und reinmenſchlichen Lehre der unpäpſtlichen Geiſtlichen in England vereinigten" . . . „Die zweite Periode begann $^{1717}/_{1723}$ durch Bildung der großen Loge zu London und Anderſon's Conſtitutionsbuch," indem der Bund ſich losſagte von der Baukunſt und „ſich umbildete zum Schauplatz reinmenſchlicher Beſtrebungen und ſo über die ganze Erde in einzelnen Logen ſich verbreitete" ... „Jetzt iſt es Zeit, durch völlige Wiedergeburt die dritte Periode zu beginnen — im Geiſte der jetzt höher aufgelebten Menſchheit;" — denn „die Freimaurer-Brüderſchaft hat keine ihr eigene, der übrigen Menſchheit unbekannte Lebenswiſſenſchaft und Lebenskunſt" ... „Das Eigenthümliche des neuen (harmoniſchen) Zeitalters, welches jetzt in Europa ſich gründet, das Weſen und der Gipfel ſeines Lebens, iſt aber das Anſchauen des ganzen Urbildes der Menſchheit und des Menſchheitlebens als eines organiſchen Ganzen, und das bewußte Streben, alle menſchlichen Dinge im Geiſte gottinniger Menſchheit zu vollenden" ... Nothwendig iſt deßhalb, daß die Maurerſchaft zum Menſchheitbunde regenerirt werde, welcher „alle Menſchen als ganze Menſchen, alle menſchlichen Kräfte und Werke, ſofern ſie im Ganzen ſind und mit dem Ganzen wechſelwirken, umfaſſe," — womit „volle Offenheit — ohne alle Ausnahme weſentlich verbunden."*)

Dies ſind die Grundideen, auf welche Krauſe's Vorſchläge zur Umgeſtaltung des Freimaurerweſens ſich ſtützten. — Als nun ſein Streben den Bund für dieſe Selbſtverjüngung zu begeiſtern, an den Vorurtheilen, der Geheimnißliebhaberei und den partikularen Intereſſen einiger einflußreicher Mitglieder der bedeutendſten deutſchen Logen geſcheitert,**) wandte er ſich an die deutſche Nation, und vereinigte ſich mit mehreren Gleichgeſinnten im J. 1811 zur Herausgabe eines Tagblattes des Menſchheitlebens, in welchem viel Treffliches über Recht, Staat, Geſchichte, Religion, Publizität u. m. a. vorgetragen wurde. Um dieſelbe Zeit eröffnete er zu Dresden Vorleſungen über das Urbild der Menſchheit, in denen er in ſyſtematiſchem Zuſammenhange aus der Idee Gottes und des in Gott ſeienden Univerſums zur Idee der Menſchheit und des einzelnen Menſchen herabſtieg, um von dieſem und der Familie aus, durch Entwicklung des Ideales eines Organismus der Menſchheit, dieſe ſelbſt zum einigen, ſeligen Leben in Gott hinzuführen. Mag auch Manches in dieſem Gliedbau des Allweſens und näher der Menſchheit — ſowohl im Allgemeinen als im Einzelnen — ſich vor dem Richterſtuhl der wiſſenſchaftlichen Kritik als unhaltbar erweiſen, — ſo iſt doch die Idee im Ganzen ſo großartig, die Ausführung mehrerer Parthien ſo gelungen, die Sprache ſo rein, der Alles beſeelende Geiſt ſo edel und liebenswürdig, daß die deutſche Nation wohl ſtolz auf dieſes Erzeugniß ihres Geiſtes und Gemüthes ſein dürfte.

Leider ſcheiterte aber das Tagblatt des Menſchheitlebens ſchon nach wenigen Monaten an Hinderniſſen, die dem Verleger von Seiten der verborgenen Feinde Krauſe's in Dresden entgegengeſetzt wurden. Die ſchönen Friedensworte, die als „Urbild der Menſchheit," im J. 1812 im Druck erſchienen, verhallten bald in den politiſchen Stürmen.

Krauſe zog im folgenden Jahre, von den Kriegsläuften bedrängt, mit ſeiner Familie nach Berlin, in Hoffnung, dort einen größeren Wirkungskreis für ſeine wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zu gewinnen, weßhalb er ſich auf der dortigen Univerſität als Privatdozent habilitirte.

Schon früher hatte er ſich überzeugt: „jede Höherbildung des Menſchheitlebens fordre und urſache eine Reinigung und Höherbildung der Sprache" ... „Wie nun das deutſche Volk jetzt ein neues Leben beginne, ſo müſſe auch ſeine Sprache ein neues, reineres und freieres Leben gewinnen. Mit bewußter Kunſt und wiſſenſchaftlicher Tiefe müſſe ſie in ihren urſprünglichen Anlagen und Kräften erkannt, in ihrer ganzen freien Fülle und Macht entfaltet werden." Vieles war von ihm zu dieſem Zwecke vorgearbeitet. Verwandte Beſtrebungen, denen er in Berlin begegnete, veranlaßten ihn, dort im J. 1814 eine Geſellſchaft für deutſche Sprache zu ſtiften, an welcher die ausgezeichnetſten Sprachforſcher, Heinſius, Zeune, Wolke, Sauer, Radlof u. m. a. Theil nahmen. Aber ſchon im folgenden Jahre fand er ſich genöthigt, der in Berlin herrſchenden Theurung wegen, wieder nach Dresden zu ziehen, wo er ſich nun vorzüglich der Ausarbeitung ſeines „Urwortthumes der deutſchen Volksſprache" widmete, welches durch Wiſſenſchaftlichkeit und Vollſtändigkeit die früheren Leiſtungen eines Fulda, Campe, Adelung und Anderer überbieten ſollte. Als Einleitung hierzu gab Krauſe im J. 1816 eine Abhandlung heraus „von der Würde der deutſchen Sprache und von der höheren Ausbildung derſelben überhaupt, und als Wiſſenſchaftsſprache insbeſondre." Obgleich aber ſeine Ankündigung jenes Urwortthumes — als „neuen vollſtändigen Wörterbuches der deutſchen Volksſprache," — deſſen Herausgabe 1817 beginnen ſollte, — auf das kräftigſte von mehreren der berühmteſten deutſchen Sprachgelehrten empfohlen wurde, ſo fand doch die dafür eröffnete Pränumeration nicht die gewünſchte Aufnahme, und auch in dieſem nationalen Unternehmen, wie früher in ſeinen maſoniſchen Beſtrebungen, erfuhr Krauſe jene Ungunſt, die vor ihm ſchon Keppler und ſo viele andere edle Männer in ihrem Wirken begleitet hatte. Wie ſein Streben aber aus ſeiner eigenſten, gediegenen Natur hervorging, ſo ließ er ſich nach wie vor durch äußeres Mißgeſchick in Verfolgung ſeiner großartigen Plane nicht aufhalten.

Nachdem er in Geſellſchaft eines, die Koſten allein beſtreitenden Freundes im J. 1817 eine Reiſe durch

---

*) Aelteſte Kunſturkunden I. 1. S. XIII. XV. XX. XXV f. Vergl. Urbild der Menſchheit S. [illegible], [illegible] und Tagblatt des Menſchheitlebens S. 17 u. ſ. w.

**) Die urkundlichen Beweiſe davon haben ſich u. a. in [illegible] Abhandlung über den Einfluß geheimer Geſellſchaften auf das Wohl der Menſchheit, neu herausgegeben von Fr. Moßdorf, Freiberg 1811, in Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei, Leipzig 1824, Moßdorf's Mittheilungen an denkende Freimaurer, Dresden 1818, und [illegible] [illegible] [illegible].

Frankreich, Italien und Deutſchland gemacht, wandte er ſich mit friſcher Kraft an die Umarbeitung des erſten Bandes der „drei älteſten Kunſturkunden der Freimaurer-Brüderſchaft,“ deſſen erſte Ausgabe erſchöpft war, und an die Vollendung des zweiten und letzten Bandes dieſes Werkes, welches, wie ſeine „höhere Vergeiſtigung der ächtüberlieferten Grundſymbole der Freimaurer,“ von der bereits eine dritte Ausgabe nothwendig wurde, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf jene Geſellſchaft geblieben.

Indeſſen hatte er neben ſeinen maſoniſchen, mathematiſchen und ſprachlichen Arbeiten auch ſeine rein-philoſophiſchen Studien fortgeführt, über deren Reſultate er im J. 1824 als Privatdozent zu Göttingen Vorleſungen eröffnete. Sowohl in dieſen, als in den, in den folgenden Jahren von ihm herausgegebenen philoſophiſchen Schriften bewährte er ſich als ſcharfſinnigen, ſyſtematiſchen, ſelbſtſtändigen Forſcher, deſſen Streben ſtets auf Gründlichkeit, Klarheit und Univerſalität gerichtet blieb. Dieſe zweite Reihenfolge ſeiner druckſchriftlichen, philoſophiſchen Mittheilungen, eröffnete er im J. 1825 mit der erſten Abtheilung ſeines Abriſſes des Syſtemes der Philoſophie, und einem Abriß des Syſtemes der Logik, von welchem 1828 eine zweite, vermehrte Auflage erſchien. In demſelben Jahre folgten — erſt ein Abriß des Syſtemes der Rechtsphiloſophie, dann die Vorleſungen über das Syſtem der Philoſophie, in welchen Krauſe zuerſt die Grundzüge ſeiner Lehre vollſtändig und wiſſenſchaftlich darlegte. In den „Vorleſungen über die Grundwahrheiten der Wiſſenſchaft,“ welche 1829 erſchienen, exponirte er dann die Art und Weiſe, wie das Denken von dem Gewiſſeſten aus, über welches alle übereinſtimmen müſſen, zur Wiſſenſchaftlehre hinzu führen ſei, (S. 1 — 243); zeigte dann in der Wiſſenſchaftgeſchichte (S. 243 — 500) den Gang, welchen die Entwickelung des philoſophiſchen Denkens von der älteſten bis auf die neueſte Zeit genommen, wobei er zuletzt ſchlagend nachwies, wie die Syſteme von Fichte, Schelling und Hegel auf keine Weiſe als Vollendung der Wiſſenſchaft anzuſehen ſeien, und ſchloß (von S. 501 — 586) mit Darlegung der Grundwahrheiten der verſchiedenen philoſophiſchen Diſziplinen.

Das Syſtem zu exponiren, welches Krauſe in den bisher angeführten Schriften aufgeſtellt hat, müſſen wir uns hier verſagen, uns darauf beſchränkend, im Allgemeinen den Standpunkt und das Prinzip dieſes Philoſophen hier anzudeuten, wie das Weſentlichſte derſelben in ſeinen Schriften ſich auf den einfachſten Ausdruck zurückgeführt findet. — So leſen wir in den zuletzt erwähnten Vorleſungen (S. 494) folgendes: „Der rechte ſubjektive Anfang der menſchlichen Wiſſenſchaft in der Grundſchauung: Ich iſt wiedergewonnen; auch iſt bereits der rechte Fortgang gefunden, wonach der ſich ſelbſt erkennende Geiſt ſich zur Erkenntniß Gottes, auch als des Prinzips der einen Wiſſenſchaft, erhebt,“ — welches Prinzip „als der objektive Anfang und als der Inhalt der einen Wiſſenſchaft von vielen Denkern bereits wiedergefunden und anerkannt iſt. Jetzt gilt es, daß die Wiſſenſchaftsforſcher im Geiſte dieſer Einſicht die Wiſſenſchaft ſelbſt als einen Organismus vollführen.“ Näher wird das Prinzip der einen Wiſſenſchaft in folgender Weiſe beſtimmt: „Gott, als Urweſen, iſt außer und über allem Beſonderen, außer und über dem Weltganzen, welches in Gott, unter und durch Gott iſt. Auf keine Weiſe aber kann geſagt werden, daß die Welt Gott ſelbſt iſt, obgleich ſie, in ihrer Endlichkeit mit Gott der Weſenheit nach ähnlich, eine Darſtellung der Weſenheit Gottes ſelbſt in Gott, und zugleich mit Gott-als-Urweſen weſentlich vereint iſt.“ *)

Spinoza war, ächt-orientaliſch, vom Gedanken Gottes, als abſoluter Subſtanz, ausgegangen, von deren unendlichen Attributen er den Gegenſatz von Ausdehnung und Denken hervorgehoben, — die, nothwendig aufeinander bezogen, ihren Schluß in dem einzelnen Menſchen finden, welcher im Erkennen Gottes und im Leben nach ſeinem Willen ſeine volle Freiheit und Seligkeit findet.

Leibnitz hingegen, ächt deutſchen Geiſtes, hatte Gott als unendliche Urmonade beſtimmt, deren Fulgurationen unzählige, beſchränkte, aber in ſich ſelbſt unendliche Monaden ſeien, die, in verſchiedenartigen Entwicklungszuſtänden, als Leib und Seele ſich zueinander verhaltend, durch eine, von Gott präſtabilirte Harmonie zur vollkommenſten Welt zuſammengeſchloſſen würden, worin jede Monas zu freier, unendlicher, individueller Entwicklung beſtimmt iſt, und das Böſe und alles Übel durch Gottes Weltregierung aufgehoben wird.

Krauſe's Syſtem, welches er ſelbſt Panentheismus und organiſchen Harmonismus nennt, iſt als ein Verſuch anzuſehen, den abſoluten Subſtanzialismus Spinoza's und den Monadismus des Leibnitz in einer gediegenen Conſtruktion zu vereinigen. Ihm iſt „Gott das Eine, ſelbe, ganze, ſich ſein ſelbſt bewußte, ſelige (All-)Weſen,“ in welchem, und durch welchen, die Welt als „Inbegriff aller beſtimmten, ihrer Art nach endlichen Weſen,“ — unterſchieden iſt in Natur, als „das Leibweſen,“ und Vernunft, als Geiſtweſen, — und vereinigt zur „einen unendlichen Menſchheit, welche in dem einen Univerſum überall in Gott iſt,“ **) in der Weiſe, daß jedes Einzelweſen zu unendlicher Entwicklung ſeiner Individualität, und zugleich zur Geſtaltung eines harmoniſchen Weltorganismus beſtimmt iſt, unter Gottes über jeden Einzelnen, wie über das Ganze eine waltender Vorſehung.

(Schluß folgt).

---

*) Ebend. S. 174.

**) Die hier zuletzt angeführten Stellen haben wir Krauſe's mit nächſtem im Buchhandel erſcheinender Philoſophie der Geſchichte (S. 38, 40 f. 151 f.) entnommen, deren Durchſicht wir der freundlichen Mittheilung des Herausgebers verdanken.

Feuilleton.

⁂ **Doktrinäre Conſpiration gegen die antidoktrinären Journale.** — Der Pariſer Correſpondent der Hannoverſchen Zeitung enthüllt uns eine Verſchwörung gegen die Freiheit der journaliſtiſchen Preſſe in Frankreich, deren Perfidie, wenn die Thatſachen (wie faſt nicht zu bezweifeln) gegründet ſind, den offenen Treubruch, den die Juliordonnanzen begangen, weit überbietet. Nachgewieſen iſt, daß die ſog. materiellen Koſten (Stempel, Porto, Papier ꝛc.) eines der größeren täglich erſcheinenden Pariſer Journale für jedes Exemplar und jeden Abonnenten 43 Franken jährlich betragen, wozu noch die allgemeinen Koſten für Satz, Druck, Redaktionshonorar, die jährlich durchgängig ſich auf 200,000 für jedes Journal belaufen, zu rechnen ſind. So muß — ein Journal zu 60 Fr. 7000 Abonnenten haben, um ſeine Koſten zu decken. Herr *Emil Girardin* ſoll nun ſchon dem Miniſterium Caſimir-Périer den Vorſchlag zur Gründung mehrerer 40-Franken-Blätter gemacht haben, um hiermit alle ſelbſtſtändige Organe der Partheien zu vernichten. Aber erſt das *doktrinäre* Miniſterium hat die Ausführung dieſes Planes unterſtützt. Emil Girardin iſt mit einem 40-Frankblatt hervorgetreten; dieſem folgte der „Siècle." Das letztere Blatt mit 12,500 Abonnenten ſoll nun ebenſo, wie das Blatt Girardin's, in einem Jahre 300,000 Fr. zugeſetzt haben; beiden ſoll dieſe Summe aus den geheimen Fonds des Miniſteriums zugeſchoſſen worden ſein. In Folge dieſes Accaparement's der Zeitungsleſer ſoll jetzt der baldige Untergang des „National," des „Monde," des „Bonsens," der „France," der „Europe," des „Courrier Français" u. m. a. unausbleiblich ſein, und nur noch die „Débats" durch ihre Annoncen, die „Gazette" und die „Quotidienne" durch legitimiſtiſche Opfer, und ſo noch ein paar weniger bedeutende Blätter ihr Daſein friſten! — Aber Untreue ſchlägt ihren Herrn, und beſonders die neueſte Zeit ſchlägt überall die geheimen Conſpirationen der Intrikanten *gegen* die Freiheit ſehr bald durch die offene Conſpiration der Nationen *für* die rechtliche Freiheit zu Boden!

⁂ **Erzbiſchöfliches Auto-da-fé — von Südmeergöttern in Frankreich.** — Kürzlich wurden in Hâvre de Grace zwei Kiſten ausgeſchifft, welche kleine, grob geſchnitzte Baumſtrunke enthielten. Die Mauthner wußten nicht, welche Gebühren ſie von dieſer wunderlichen, im Tarif nicht aufgeführten Waare erheben ſollten. Es waren Götterbilder des Südmeers, welche von den Miſſionären als Siegeszeichen dem Erzbiſchof von Paris überſendet worden. Die Mauth wußte ihren Tarif elaſtiſch zu machen und beſteuerte die fremden Götter aus den Archipelen der Marquiſen, von Mendoza und Sandwich. Auf eine bloße Ordonnanz aber, die aus dem erzbiſchöfl. Palaſte hervorging, wurden die abgeſetzten Idole, — ſo lebendig, als ſie eben noch waren, — verbrannt. — Glücklicher fuhren die indiſchen Götter in England, von denen wir kürzlich berichtet. Die Verſteigerung derſelben hat Hrn. Georg Robins 125,000 Fr. eingetragen, alſo 1500 Fr. für jeden Gott. Auch Pariſer Handelshäuſer ſollen ſich bereits einige Parthien aſiatiſcher und auſtraliſcher Götter beſtellt haben. Der Handel in dieſem Artikel verſpricht einträglich zu werden.

⁂ **Bücherproduktion und Nachdruck in Nordamerika.** — Die Zahl neuer Werke belief ſich in den V. Staaten in den Jahren 1834 und 1835 auf 1013, welche 1300 Bände ausmachten und nahe an 1,300,000 Doll. koſteten. Im J. 1836 ſtieg die Anzahl bedeutend; — Boſton, New-York, Philadelphia und Hartford lieferten davon 19 Zwanzigtheile . . . Nachgedruckte Werke erlebten ſchon öfters dort 3 oder 4 Auflagen, während die Herausgeber des Originals nur *eine* abſetzen konnten. Der Fall iſt ſogar vorgekommen, daß von einem Buche, von welchem in England nur 4000 Exemplare (in 4 Aufl.), in Amerika 100,000 Exempl. verkauft worden ſind.

⁂ **Ueber die Fallſtern-Nacht vom 13.—14. Nov.** v. J. hat B. *Robert*, der dieſelbe auf der Inſel Mauritius beobachtet, an Herrn Arago berichtet: „an allen Theilen des Himmels, ſo weit er nicht mit Wolken bedeckt war, ſah man, namentlich einige Grade ſüdwärts vom Zenith eine große Menge ſog. Sternſchnuppen, welche den Himmel in allen Richtungen durchzogen, und zu zahlreich waren, um gezählt werden zu können. Ihre Bahn war nicht gerade, wie die der gewöhnlichen Sternſchnuppen (?), ſondern ſie beſchrieben alle Arten von Curven. Um 4 Uhr Morgens war das Phänomen in ſeiner größten Stärke; einige Augenblicke vor dem Aufgange der Sonne wurden noch Sternſchnuppen bemerkt."

⁂ **Bewegung der Bevölkerung von Paris im J. 1836.** — Dem Recueil administratif du département de la Seine zufolge wurden im J. 1836 in Paris 28,935 Kinder *geboren*, von welchen 4747 in Hoſpizien zu Welt gekommen; außer der Ehe waren 9613 gezeugt und von dieſen kommen 4264 auf jene 4747. — *Geſtorben* ſind in demſelben Jahre 25.298 Perſonen, und von dieſen nicht weniger als 9296 in Hoſpizien!

⁂ **Europäiſche Wiſſenſchaft in Oſtindien.** — Ein *Engländer* in Indien hat einen Traktat über das Sonnenſyſtem geſchrieben und in's *Hinduſtani* überſetzt. Das Werk wurde auf Koſten des Königs von *Oude* gedruckt; eine Ausgabe enthält das Hinduſtani in *perſiſcher*, die andere in *römiſcher* Schrift.

⁂ **Die zweite allgemeine Gewerbeausſtellung für das Königreich Hannover** iſt am 12. v. M. eröffnet worden. Der Hauptkatalog zählt 2551 Nummern, für die Nachträge ſollen ſchon über 1000 Nummern eingeſendet ſein. Im Vergleich mit der erſten, im Frühjahr 1835 veranſtalteten Ausſtellung, bietet die jetzige bei Weitem zahlreichere und bedeutendere Arbeiten; faſt in allen Gewerbszweigen laſſen ſich weſentliche Fortſchritte bemerken.

⁂ **Das engliſche Petitionsrecht.** — Treffend bezeichnet ein deutſcher Reiſender in der preuß. Staatszeitung das „*Petitionsrecht*" (verbunden mit dem journaliſtiſchen Polterrecht) als „ein Sicherheitsventil, welches den Dampfkeſſel der engliſchen Staatsmaſchine vor dem Zerſpringen ſchützt."

⁂ **Mittelalterliches Myſter in Belgien.** — Man erfährt durch den Courier de la Meuse, daß noch am 30. Juli d. J. zu *Furnes* in Belgien das Leiden Chriſti auf dieſelbe Weiſe vorgeſtellt worden, wie dies bei den Myſterien des Mittelalters der Fall war. „Alle Akteur's gingen baarfuß, die kleinſten Umſtände der Paſſion, Worte und Geberden, wurden dargeſtellt, Büßende beiderlei Geſchlechts folgten der Prozeſſion nackten Fußes, mit ſchwerem Kreuze beladen, nur mit dem Bußgewande bekleidet."

⁂ **Uebergang zum Proteſtantismus in Frankreich.** — In der Gemeinde zu *Sionville* bei Cherbourg iſt durch hartnäckige Verweigerung des Biſchofs, einen von der Gemeinde gewünſchten Pfarrer zu inſtalliren, ein Schisma ausgebrochen. Nahe an 200 Einwohner haben, dem miniſteriellen Journal de Cherbourg zufolge, ihren Entſchluß erklärt, zum Proteſtantismus überzugehen, und bereits ein Lokal gemiethet, welches zum Gottesdienſt eingerichtet werden ſoll.

⁂ **Mäßigkeitsverein zu Berlin.** — Die Reiſe des Herrn Baird nach Berlin zur Ausbreitung der Mäßigkeitsvereine ſcheint nicht erfolglos bleiben zu wollen. Einem ſo eben dort erſchienenen „kurzen Bericht über die Entſtehung und einfache Begründung hieſiger Mäßigkeitsvereine," und den Bemerkungen des Hrn. Polizei-Raths Merker in ſeinen „Beiträgen" (Nro. 33) zufolge ſieht der dort bereits begründete Mäßigkeitsverein, um in's Leben zu treten, nur noch ſeiner amtlichen Beſtätigung entgegen.

⁂ **Das neue ungariſche Nationaltheater** iſt ſeiner Vollendung nahe, und ſoll noch im Laufe d. M. mit einer — Ueberſetzung von *Schenk's* Beliſar eröffnet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 217. 1837

Phönix.

Donnerſtag, 14. September.

Ungedruckte Briefe Iffland's.

(Schluß).

III.

An den Hofkammerrath Kirms in Weimar.

Berlin, den 20. Oktober 1796.

Mein theurer, werther Freund!

Eine tödtliche Krankheit, mit deren Schwäche ich hieher von Hamburg kam, läßt mich auf Ihren Brief, dies Andenken Ihres Herzens, den ich mit Thränen der Erkenntlichkeit las, erſt heut antworten.

Damals wußte ich, ſo wahr ich ehrlich bin, nichts von meinem hieſigen beſtändigen Engagement, und jetzt kann ich nur muthmaßen, daß man mir es antragen werde. Man ſagt ſich hier, es werde ſehr glänzend ſein, und unter uns, es werde über 3000 Thlr. gehn. Gott weiß, was daran iſt. Eine ſo große Summe, unter Bedingungen der nur literariſchen Direktion, verdiente freilich Überlegung. — Ohne Ruhe, ohne deren Evidenz in der Grundlage des Engagements, ſage ich entſchieden Nein! Ich würde das ſogar gleich ſagen, wenn ich dort nur — nach allen angetragenen Modifikationen — einige Ausſicht hätte, mit Beck's zu leben! Vergeben Sie, beſter Mann, dem ehrlichen Herzen ſeine Wünſche, da es ehrliche Wünſche ſind. Da ich dann für das Herzensglück Summen aufzuopfern bereit bin, ſo ſehen Sie die Wahrheit meiner Seele, und Wahrheit erregt ja immer guter Menſchen Theilnahme, und gut, ſeelengut ſind Sie ja wahrlich!

Es iſt eine harte Lage für einen ehrlichen Mann, der lieber der Stimme des Herzens folgen wollte, als dem, was man Klugheit nennt, wenn dieſe Klugheit ihm, weil er nicht mehr allein ſteht, ſondern Hausvaterpflichten für die Zukunft hat, wenn dieſe ihn mit einer Gattung Obergewalt zwingt, zu balanciren. Das iſt meine Lage, und wahrlich wohl iſt mir dabei nicht. Ich wollte, Alles wäre vorüber, und ruhig ſäße ich in meinem Kämmerlein!

Begreiflich muß es aber Ihnen ſein, und wer wird es mehr begreifen, als Herr von Göthe, daß unter dieſen Umſtänden meine Lage in einem unangenehmen Zwieſpalt iſt. Kann ich denn wohl ſagen: ich will nicht nach Weimar kommen? So ſpräche ich gegen mein Herz. Kann ich aber vor dem letzten Zuge meines Lotto's heut ſagen: ich komme gewiß? So werden Sie mich nur unvernünftig nennen. So iſt es jetzt.

Mitte November gehe ich von hier ab; in 14 Tagen muß alles entſchieden ſein, ob Ruhe und Reichthum für hier entſcheiden ſollten. Ohne Ruhe will ich kein Geld, alſo glaube ich: es wird Nichts. Soll ich dadurch, daß ich dieſe Wahrheit ſage, Weimar verloren haben? Es wäre hart!!

Gott ſei mit Ihnen, und wenn mir die Hoffnung verloren geht, bleibe mir der Freund!

Iffland!

Das Honorar meines Stücks geben Sie nur an Herrn Rath Krauſe.

IV.

An den Theater-Direktor Schröder in Hamburg.

Berlin, den 21. Oktober 1796.

Mein ſehr geliebter Freund und Bruder!

Geſund und mit Dank für Ihre Güte ſind wir hier angekommen. — Mein Auftreten hat ſich bis Mittwoch verſchoben, da der König den Tag mich in Potsdam zuerſt zu ſehen verlangt; dann Donnerſtag hier.

Das Publikum ſcheint viel Wärme und Güte für mich zu haben. Es iſt mir wahrſcheinlich, aus einigen Prämiſſen, daß man mir hier Anträge machen wird, die nicht ohne Bedeutung ſein können. Soll ich meiner Seele geheimſte Stimmung dabei dem Bruder und Freunde anvertrauen? So muß ich ſagen, daß die Sache ſelbſt mich erfreut, daß beträchtliche Vortheile mich natürlich hin- und herwerfen werden. Aber der Hang, die Leidenſchaft nach Ruhe iſt größer in mir, als Geldſucht, die ich nie kannte — und die Wünſche der Ambition, ſeit ich dies Phantom in der Nähe geſehen, und von dieſem Rauſche doch einiges gekoſtet habe, ſchränken ſich nur auf das ein, was in mir iſt, was ich mir geben und Niemand mir nehmen kann. Sehr reich bin ich durch dieſe frühe Überzeugung, und ſehr ruhig in den entſcheidendſten Momenten. — Wie ich oft ſagte: mich ſchiebe mein Schickſal — nicht ich mein Schickſal — dies iſt meine Lebensweiſe, bei der ich mich, wenn nicht beſonders im hellen Lichte, doch ſehr ruhig befand!

In Hamburg intereſſirt mich — ganz und gar und durchaus nicht Hamburg — aber wohl und ſehr Ihre Schöpfung, Sie und Ihr Hausweſen, und die Wirkungen Ihres Geiſtes und Herzens! Denn von Hamburg habe ich es nie faſſen können, daß das Publikum ſich ſelbſt ſeine Ehre und Freude ſo bevortheilen kann, daß es dumpf und ruhig Sie in einer zu frühen Kunſtruhe läßt, da ſeine Wärme Sie erbitten müßte, wenn Sie der Mann des Herzens ſind, das ich in Ihnen glaube und achte.

Sie können Recht gehabt haben, vor Ihrem Selbſtgefühl den Schritt zu thun. Die Hamburger hatten und haben großes Unrecht, Ihnen den Schritt nicht ſanft aus der Macht zu winden! Nun ſage ich — geſchah das am grünen Holz, was wird u. ſ. w.

Übrigens hat Herr Redlich mir Notizen verſprochen, ohne welche auch jeder Vergleich mit andern Verhältniſſen eine abſolute Unmöglichkeit iſt. Komme es wie es wolle, — ſo fließe mein Leben, nützlich, darein bemerket, übrigens ſtill dahin. Mit dieſem Grundſatze gehe ich den Begebenheiten entgegen, die meiner harren.

Meine Frau und ich empfehlen uns herzlich Ihnen, der lieben, ſanften, verehrten Frau und Papa Seiler, auch Herr Schützer und Frau.

Ihr
Iffland.

V.

An den Theater-Direktor Schröder in Hamburg.

Berlin, den 6. November. 1796.

Ich will den Schluß Ihres Briefes beantworten, mein geehrter und geliebter Bruder! — Vor allen das, daß man geglaubt hat, ich würde eine Rede halten! Wie und in welcher Art hätte mir auch dazu nur der Gedanke kommen können? Und wie kann ein Schauſpieler ohne Wiſſen, Willen und Verlangen des Direktors auf irgend einer Bühne, außer ſeiner Stelle, ein Wort an das Publikum ſagen? Nie hatte ich Willen oder Wunſch zu dieſer Charlatanerie! Daß ich den höflichen Empfang, den das Publikum mir einige Male gewährte, nie durch ein Gegenkompliment auf mich ziehen wollte, iſt ein Beweis, daß es mir nicht an Delikateſſe fehlt, und daß ich entfernt bin von Präſumtion.

„Wo iſt der Schauſpieler ein freier Mann wie hier?" ſagen Sie. Nach meinem Begriff iſt nur der eigentlich ein freier Mann, dem ſeine Umſtände verſtatten, Niemanden zu dienen. Der eigentliche freie Schauſpieler iſt der, der am wenigſten täglich ſpielen, alſo am meiſten der Kunſt ſich widmen kann, nicht dem Erwerbe der Kunſt folgen muß! Ob ich den Launen eines Hofmarſchalls, oder Entrepreneurs folgen muß, den Theatergeſetzen, welche Einer gab, oder welche Mehrere gaben, gilt gleich. Geſetzen muß ich folgen und nie ſind fremde Geſetze — oder ſelten — die Norm unſerer beſondern Überzeugung und können es auch nicht ſein. —

Hamburg hätte, oder das Publikum handelte nicht nach *Esprit de Corps.* —

Wo, in welcher kleinen, in welcher allerkleinſten Stadt, läßt das Publikum die Privathandlungen der Schauſpieler ſo evident auf ihre Vorſtellungen übergehen, als dort? Wo iſt, ich bin oft darüber erſtaunt, wie in der großen Stadt, bei den durchkreuzenden Geſchäften das möglich iſt, — wo iſt des Geſages und geſagt haben ſollens, des Wieder- und Wiedergeſages ſo viel, wo durchkreuzt ein hingeworfenes Wort, in hundert und aber hundert Geſtalten ſo ſchnell alle Brücken, Märkte, Comptoire, Stege ꝛc. und durchziſchelt Abends alle Bänke und Logen, als dort? — Ich habe — mit Abſicht — Niemand dort beſucht und geſehen, wie mehr war es alſo mir auffallend, den Wiederhall aller kleinen Sitten von Worms in dem großen Hamburg, deſſen Comptoire die Kräfte der Welt anziehen und abſtoßen, wie ſie wollen, zu finden.

Man habe nun wider Sie etwas als Direktor, oder als wohlhabenden Mann, der der Hamburger nicht bedarf, — wie ſoll ich das Phlegma, den ſtumpfen, dummen Unwillen eines Volks erklären, das ſein eigen Vergnügen brach liegen läßt, um zu haſſen! Es iſt nicht das, wie die Boudet'ſche Geſchichte, nicht das franzöſiſche Theater, was die Leute grollen macht. Nein! Es war das ſchöne Haus in der Alſter, es iſt nun Rellingen, was das ehrſame Volk von einem, der es nicht durch einen täglichen Börſentritt erworben hatte, nicht in Frieden genießen ſehen wollte.

Nein, republikaniſche Staaten der kleinen Gattung — große kenne ich nicht — mögen den Wiſſenſchaften gedeihlicher ſein, als monarchiſche; den Künſten ſind ſie es wahrlich nicht! Nur das Verhältniß der Freundſchaft, oder gerade zu, das Geld, können dahin einen Künſtler fixiren.

Dies iſt das Bekenntniß, was ich ehrlich und offen Ihnen ablege. Sie, Ihr Haus, Ihre Art zu denken, zu empfinden, zu handeln, haben wahrlich des Anziehenden genug, für Jemand, der gewohnt iſt, nicht in's Kleine zu handeln und zu rechnen. Aber das, und das iſt es auch allein, was — zu Ihnen allein geſagt — Hamburg der Reflexion werth für einen Künſtler machen kann. Dazwiſchen, — zwiſchen Ihrer Perſon, — zwiſchen einer Art Reichthum und Unruhe hier, zwiſchen ehrlicher Sehnſucht, der Macht der Gewohnheit, dem ſchönen Himmel und fröhlichen Menſchen, aber Unſicherheit des Staats zu Mannheim — und geringere Einnahme, aber große Wärme, Ehrlichkeit und Geſelligkeit in Weimar, — dazwiſchen ſtehe ich nun, fühle mich Tag und Nacht hin- und hergeworfen und wünſche herzlichſt, daß, ſtatt meiner, irgend ein Zufall entſcheiden möge; denn ich beſtimme ungern mein Schickſal. Es iſt eine Lage, die unangenehmer nicht ſein kann. Zieht heute mich ein Brief dahin, ſo reißt ein anderer mich dorthin. — Ein weniger ehrlicher oder ein habſüchtiger Menſch, würde ohne Kampf, für hier entſcheiden.

Vergebung für die Länge, dem Vertrauen Ihres Bruders

Iffland.

VI.

Berlin, den 29. November 1796.

Schließen Sie aus meinem liegengebliebenen Briefe auf die zerſtreute Lage meiner Seele, darin ſie Tag und Nacht herumgeworfen wurde.

Der Zufall hat entſchieden, ich bleibe hier!

Lange erwartete ich von Herrn von Dalberg verdiente Anträge, die ich, eben weil ſie verdient ſind, nicht fordern wollte.

3000 Thaler Gehalt und ein Beneſice reizte mich nicht. Ich machte, da Herr von Dalberg außer Höflichkeiten gar nichts Entſcheidendes ſchrieb, den Antrag zur Übernahme meiner Schulden und des Verluſts am Verkauf. Als der König am 14. dieſes dazu 14,000 fl. bewilligte, den obigen Gehalt und 1200 Thaler Penſion — ſo waren die Würfel geworfen.

Wahrſcheinlich iſt es um die Heiterkeit meiner Seele gethan. Wahrſcheinlich habe ich gegen ökonomiſche Ruhe die Ruhe meines Lebens vertauſcht! Sei es! Ich will fleißig ſein. Nur nach und nach ändern, daß ich mit Hülfe meiner wirthſchaftlichen Frau nach 10 Jahren von Erſparniß, den Verkauf meiner Prätioſen, Sammlung meiner Werke, Verkauf meines Grundſtücks und mein bischen Geld zuſammengenommen, meinen Heerd hinſetzen kann, wo ich die Erde ſchön und die Sonne fruchtbar finde! Ich bin dann 46 Jahre, wenn ich noch lebe, — und da iſt Raum zwiſchen Tod und Leben, zum ruhigen Blick in die Menſchen und ihren Verkehr.

Bleiben Sie mir gut, — und, wo ich beſſer ſein könnte, denken Sie an manches, was wahrlich gutmüthig iſt.

Wer dann über uns am Ruder iſt, habe ein freundliches Auge auf uns Beide!

Iffland.

VII.

An den Hofkammerrath Kirms in Weimar.

Berlin, den 21. November 1796.

Mein Freund, mein Bruder!

Denn ſo handelt nur ein Bruder am andern! Da ſitzen meine Frau und ich und reden mit der Perle des Dankes im Auge von Weimar und mehr als von Weimar, vom edlen Kirms, deſſen Hand ich an mein Herz lege, den ich liebe und verehre. Wahrſcheinlich haben da Feinde meine Seele verkauft.

Seine Majeſtät bezahlen meine Schulden, — habe die Ruhe gegen Gold getauſcht, denn ich erhalte 3000 Thlr. Gold, ein jährliches Beneſice und 1200 Thlr. Penſion, wenn ich bleibe; denn auf ewig habe ich mich nicht engagirt. Freund! die Schulden haben entſchieden. Nur dieſe! Das glauben Sie ja wohl, wenn Sie von den ehrlichen geliebten Becks mich getrennt wiſſen.

O Gott! — da ſitze ich, man wünſcht mir Glück, — mein Kopf hängt, und ich weine über mein Glück, bin kalt bei Ehre und Geld und ſchlafe wenig, denn mein armes Herz iſt zerriſſen. — Eben kömmt Ihr Brief und das mir bekannte Couvert ſetzt mich gleich mit meinen Gedanken nach dem friedlichen Belvedere unter treue Freunde — und dann ſehe ich hier — Pracht und Leere!

Es iſt geſchehn!

Ich werde hier nicht ausdauern.

In drei Jahren kann ich allenfalls hier zurückzahlen. Ich will ſparen. — Dann führe Gott mich in Ruhe zu Ihnen.

Dieſe letzte hoffnungsvolle Stelle Ihres Briefs, dieſe ſüße Stelle, dieſe liebe Stelle, für die ich Sie ſegne und an mein Herz drücke, — zeigt mir Licht in der Nacht!

Machen Sie dem verehrten gnädigen Herzoge einen mündlichen Bericht, — drücken Sie meinem Böttiger die Hand, — ich kann heute nicht, — ich ſehe für Waſſer die Buchſtaben nicht.

Ihr
dankbarſter, wärmſter, innigſter Freund
Iffland.

Frankfurt a. M. (Muſik).

Unſere Oper iſt förmlich zum Hôtel geworden, denn Gäſte kommen und gehen fortwährend, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie genoſſen werden, ſtatt zu genießen. Wenn man ſich nun den Magen verdirbt, wer trägt die Schuld, Gaſt oder Wirth? das iſt die Frage. Herr Kreipel vom Peſther Theater gab den Sever und den Almaviva im „Barbier von Sevilla" und ſchlüpfte durch. Wieder ein Miniatur-Sänger, der weder kalt noch warm macht, einer von den tauſend Unberufenen, die da hingehen und das reine Evangelium der Geſangkunſt predigen wollen. Stimme iſt heut zu Tage der Ruin der Schule; beſäße man ſie nicht, man wäre wenigſtens genöthigt, ſich zu bilden. Sie aber verführt zu den unzähligen Emeuten gegen die heiligen Geſetze der Tonkunſt. Wer nicht den Muth hat, die ſtillen Tugenden eines nützlichen Bürgers zu üben, darf nur ein paar Töne in ſeinen Organwerkzeugen entdecken, um flugs dem Kosmopolitismus zu huldigen, und an der Kunſt zum Verräther zu werden. Warum ſich auch in pedantiſcher Schule mühſelig Tüchtigkeiten erwerben, da es noch Künſte gibt, die ohne Schule zum Gipfel führen? warum ſich Sitz und Stimme im Staate erringen, da in Thaliens Staaten die Throne an den Meiſtſingenden verſteigert werden, und die Stimme allein ſchon zum Demoſtheniſchen Salze wird? . . . Darum ſollte man die, welche ohne innern Beruf in die Muſik hinein quackſalbern, zur Unterſcheidung Stimmhaber ſtatt Sänger heißen. — Hr. Götz vom Hoftheater zu Weimar ſang den Max, ſcheint noch Anfänger auf der Bühne, iſt es aber keineswegs im Geſange. Er verſteht Gefühl und Regel mit einem reinen, vollen, wenn auch nicht ſtarken Organ zu vereinigen. Das Publikum erkannte dieſe Vorzüge. — Mad. Baumeiſter vom Stadttheater zu Nürnberg (Gattin des hieſ. Schauſpielers) verſuchte ſich als Agathe. Da iſt viel zu wünſchen übrig. Eine junge hübſche Frau möge heut zu Tage von dem Gefallen vor ihrem Spiegel nicht auf das Gefallen ihrer Talente ſchließen. Unſer Publikum namentlich iſt ſehr difficil geworden, es hat lehrreiche Erfahrungen theuer erkaufen müſſen. Künſtler oder Sänger, die hier gaſtiren wollen, ſollten ſich vorher von den Anſprüchen der hieſigen Auditoren unterrichten laſſen; ſie würden ſich und ihnen die Täuſchung erſparen. — Hr. Biberhofer iſt nur halb der unſere, da ſeine Parthien noch immer als Antrittsrollen numerirt werden. In dieſer Beziehung gab er den Capitän Johann (Falſchmünzer) und den Zampa. Beide Diebsfiguren ſind ohnedies ſo charakterlos gezeichnet, daß ein denkenderer Mime dazu gehört, etwas Selbſtſtändiges daraus zu machen, als Hr. B. es iſt. Die ewige Süßlichkeit in Haltung, Mienenſpiel, Ton und Vortrag fängt an, nachgrade auch ſeinen Anbetern langweilig zu werden. Jedenfalls legen ſich allmählig die Beifallsſtürme, und das gibt uns Hoffnung, daß dieſer jedenfalls mit ſchönen Mitteln begabte junge Mann, bei Zeiten den Zeigefinger über die Naſe legen werde. — Dem. Kratky, von Braunſchweig zurückgekehrt, trat wieder in ihre alten Rechte, ſang die Maria (Falſchmünzer) Ännchen, Roſine und wurde lebhaft empfangen. — Daß Mad. Ernſt eine Sängerin und keine Stimmhaberin iſt, beweiſt ſie in jeder Parthie. Man kommt doch am Ende dahinter, daß Kunſt höher ſteht, als Mittel. Während tauſende dieſer Kartenhäuſer einſtürzen, ſcheint jene auf ihren alten Säulen noch ſtets empor zu wachſen, und baut ſich auf Trümmern neue Throne. Das Piedeſtal, worauf ſich Mad. Ernſt ihren Tempel gegründet, iſt die italiäniſche Oper. — Fünfmal nacheinander gab die franzöſiſche Geſellſchaft der Hrn. Doligny und Alix Repräſentationen mit immer ſteigendem Beifall. Da hörten wir denn auch Vaudevilles, die freilich für deutſche Ohren als martervolle Parodien der edeln Geſangkunſt erſcheinen mochten, aber in Frankreich auf jedem Theater du Vaudeville ihr urſprünglich Nationalrecht ſtets behaupten werden. Wer in der Comédie-Vaudeville leichte, gefällige, auf momentane Unterhaltung gebaute Couplets ſucht, die mit geflügelter Zunge, dem Recitativ nicht unähnlich, halb geſungen, halb geſprochen worden, wird ſicher ſeine Rechnung dabei finden. Der nach künſtleriſchen Prinzipien forſchende Äſthetiker bleibe freilich lieber zu Hauſe, oder er müßte denn am 26. Auguſt in der hieſ. Kathedrale geweſen ſein, wo der Cäcilienverein unter Leitung des Ferdinand Ries an Schelble's **Castrum doloris** das erſchütternde Requiem (C-Moll) von Cherubini gab. — Einer Todtenfeier von ſo ergreifender Wirkung haben wir noch ſelten beigewohnt.

Zwei Concerte gab kurz nacheinander Anton Bohrer. Aber ſo ſehr er auch ſeine Geige meiſterte, und Geſchmack mit Mechanismus einte, ſo brav ihn auch hieſige Künſtler unterſtützten, war doch die allgemeine Theilnahme ſeiner Tochter Sophie (einem Kinde von acht Jahren) zugewandt, die jetzt ſchon eine eminente Kraft, Präziſion, Perlenrundung der Paſſage, ja ſogar ein geſchmackvolles Cantabile mit allen Triumphen über Schwierigkeiten verbindet. Man glaubt eine kleine Fee vor ſich zu ſehen, ſo unnatürlich ſcheint es, daß ein Kind von ſo zartem Wuchſe und kleinem Händebau, einen ſo tiefen rapiden Anſchlag, einen ſo gebildeten Ausdruck beſitzen könne. Aber es iſt an dem, und folgendes Urtheil eines kleinen Mädchens, das vor mir ſaß, war daher ſo überraſchend als treffend: „Man glaubt immer, ein Großes wäre in dem Kinde verſteckt.!"— Der Kleinen Lehrerin war bis jetzt noch die eigne Mutter. Der Bürgen genug, daß weder Geißel noch Trichter die Triebfedern dieſer außerordentlichen Frühreife ſein konnten. Wahre Intenſität bedarf deren nicht. Vom Flügel zur Puppe, und zu Beiden mit gleichem Frohſinn, ſagt man, eile das Wundermädchen — gut, ſo wird es nicht ſelbſt zur Puppe werden.

7.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 218. 1837.

Phönix.

Freitag, 15. September.

Schloß Saint-Fargeau.

(Novellette).

Der Mond ſchien hell auf die herbſtliche Landſchaft und auf das alte, unregelmäßige Herrnhaus von St. Fargeau, ſo daß man alle ſeine Baufälligkeiten, die ſchadhaften Dächer und Fenſter, die Lücken in den Umgebungsmauern und das hochaufgeſchoſſene, artige Wäldchen von Neſſeln darunter deutlich gewahren konnte. Glänzende Tage hatte das — jetzt nur noch ſo genannte Schloß — geſehen, es war zuweilen die Reſidenz der Herzoge von Montpenſier geweſen, und das Wappen der Joyeuſe mit den ihren vereint, prangte noch überall, wenn auch von dem Zahn der Zeit und der Unbill des Wetters angegriffen, denn ſeit mehreren Decennien ging es ſeinem gänzlichen Verfalle entgegen, da während der Minderjährigkeit der einzigen Erbin dieſer Häuſer, der Bruderstochter Ludwig's des Dreizehnten, die Vormünder, der leichtſinnige Vater Gaſton von Orleans an der Spitze, nur zu rauben ſtrebten, und das Eigenthum der kleinen Anna von Montpenſier gewiſſenlos verſchleuderten. Auch als die junge Dame die Verwaltung ihres mütterlichen Vermögens endlich ihrem Vater entriſſen und angeblich ſelbſt übernommen hatte, wurde ſie von den Geſchäftsführern überall betrogen, und brauchte ſo viel Geld zu Diamanten und Perlen, zu Feſten im Palais Luxembourg und beſonders zu dem kleinen Kriege der Pariſer Fronde, in welchem ſie als Heldin figurirte, daß ſie nichts zur Erhaltung des Stammſitzes ihrer Ahnen verwenden konnte, um ſo weniger, da ſie ihn nie geſehen und auch nicht die geringſte Luſt fühlen mochte, das lebensreiche, lärmende Paris um dieſer Einöde willen zu verlaſſen.

*

Heute Abend war es im Innern der dicken Mauern nicht ſo dunkel, ſo geiſterhaft ſtill wie gewöhnlich, und in der geräumigen Küche ſtellte ſich ein wunderliches Gemälde im Geſchmacke der niederländiſchen Schule dar. Das Feuer praſſelte luſtig, und am knarrenden Spieße hingen alte Hähne und ein ebenfalls hochbejahrtes Schaaf wurde theils gekocht, theils gebraten; doch ſchien ſeine Zähheit dieſen beiden Methoden, es zu erweichen, noch immer zu widerſtehen. Auf dem hohen, ausgeſchnitzten Lehnſtuhle, dicht am Feuer, ſaß Monſieur Guiloire, der ſich gern Herr Caſtellan tituliren ließ, und ertheilte mit Würde ſeine Befehle an ein paar Bauernmägde, die gleich Pferden auftraten und dabei mit den Holzſchuhen tapfer klapperten. Neben Monſieur Guilloire ſaß ein alter dürrer Mann mit verſchrumpftem, verwittertem Geſicht, in dem nichts Lebendiges war, als die flackernden Augen. Er ſtand zuweilen auf, machte ſeltſame Sprünge und Verbeugungen, plauderte unaufhörlich und leerte dann wieder ſeinen Becher mit großen Lobeserhebungen des verehrten Herrn Caſtellan's. Es war Monſieur Raiſin, der Anführer einer wandernden Comödiantenbande. Guiloire, gutmüthig, ſorglos und vergnügungsſüchtig, hatte dieſen Nomaden gerne Obdach gewährt. Um die dampfenden Töpfe, in welchen das ſteinharte Schaaffleiſch kochte, kauerten die zwei alten Damen der Geſellſchaft, die abwechſelnd bald die Königinnen aus Mohrenland und die ſpaniſchen Duennas, welche in den damaligen Stücken viel vorkamen, bald das Weib des Sganarel, auch im Nothfall Äthiopier und Saracenen, Räuber und Mörder agirten, aber jetzt ganz friedlich die magere Brühe ausſchöpften und über Brodſchnitte goſſen. Monſieur Leandre, der bleiche, hohläugige Primo-Amoroſo verſchmähte es nicht, ihnen mit ſichtlichem Heißhunger beizuſtehen, und auch der Scapin der Geſellſchaft ſchien im Ernſte ſo unerſättlich bei der leckern Bewirthung des Herrn Guiloire, als er ſich zuweilen auf der Bühne ſtellen mußte. Alle ſchwatzten zu gleicher Zeit, und die augenblickliche Befriedigung ließ ſie mit dem doppelt leichten Sinne, von Franzoſen und wandernden Artiſten, alles Elend vergeſſen, das aus ihren eingeſunkenen, verzerrten Geſichter ſprach. Alle trugen Kleider von den ſchreiendſten Farben, auf irgend einem Trödelmarkt erkauft und wohl oder übel angepaßt; aber durch Wind und Wetter war Feuerroth und Dunkelblau zu milden Schattirungen herabgeſunken, und hatte einen gelblich weißen Schein angenommen, ſo wie die Goldſtickereien und Ketten in das Grünliche und die ſilbernen Borten in's Schwärzliche ſpielten.

Ganz von den Übrigen abgeſondert, und theilnahmlos an dem Lärmen, ſaß ein junges Weib in der dunkelſten Ecke. Das unſtäte Leben mochte auch ihre Schönheit verwiſcht haben, aber doch waren ihr noch Spuren ſeltener Lieblichkeit geblieben; die großen, dunkeln Augen flammten noch zuweilen auf, wie vielleicht in beſſern Tagen, nur in tiefen Höhlen verſunken; das rabenſchwarze reiche Haar umſchattete das bleiche Geſicht, worüber zuweilen eine plötzliche kränkliche Röthe hinflog, und floß dann in ſchönen Flechten herab, die phantaſtiſch mit Silber- und Goldflittern geſchmückt waren. Sie wiegte einen engelgleichen Knaben von etwa vier Jahren auf dem Schooß, und ſah mit ſchmerzlicher Freude zu, wie er in kindiſcher Luſt einen Eierkuchen verzehrte, was ihm wohl ein ſeltener Leckerbiſſen ſein mochte. Neben ihr ſtand ein junger Mann mit feinen Zügen, aus denen eine ſeltene Miſchung von Humor und Melancholie ſprach, er tändelte mit dem Knaben und ſeufzte dazwiſchen, er richtete Scherze an die Mutter und vermiſchte ſie mit trübſinnigen Betrachtungen. Seine Kleidung war zwar auch vernachläſſigt, aber doch nicht ſchmutzig und zerriſſen, wie bei den übrigen Geſellen, auch lag in ſeiner Erſcheinung etwas über die Umgebung Hervorragendes, aber das junge Weib achtete doch wenig auf ſeine artige Bewerbung. Er hatte ſich im Reden zu ihr herabgebeugt und ſpielte mit ihrem glänzenden Haare. Heftig wandte ſie ſich um, und zornig blitzten ihre Augen. „Laßt mich in Ruhe Monſieur! ich weiß wohl, daß ich verachtet, verlaſſen, beſchimpft bin; aber weil ich von meinen Eltern verſtoßen und der Arbeit unkundig mit dieſem Volk im Land umherziehen muß, ſo bin ich doch keine feile Dirne, die ...“— „Ihr ſeid ein Engel, ſchönſte Louiſon,“ fiel der junge Mann ihr in's Wort, „verſpart ſolche tragiſche Aufwallungen zu Euern Forcerollen, wenn Ihr die Scythenkönigin Tomyris vorſtellt und das Haupt des armen Cyrus ſonder Erbarmen in das Faß voll Blut taucht, damit werdet Ihr das Publikum zu wildem Beifalle zwingen, aber mir, Euerm demüthigen Verehrer und Diener, ſchenkt den Sonnenblick Eurer Huld, die alle trüben Bilder aus meiner Seele verſcheucht.“ — Louiſon ſchüttelte den Kopf, „Ihr übertreibt das Komiſche in Euren Rollen, die ganze Welt lacht über Eure Poſſen, keine Verkleidung iſt Euch fratzenhaft genug, und bei mir ſpielt Ihr den Schwermüthigen.“ — „Ich zeige mich nur Euch, wie ich bin,“ erwiederte Jener, „ich bin ja auch nicht unter dieſen Herumſtreichern geboren, nur tolle Laune und Überdruß am ſteifen, regelrechten Wirken hat mich zu Ihnen geführt. In mir ſtreiten zwei Weſen, übermäßige Luſtigkeit und trübſinnige Verſunkenheit wechſeln ab, und peinigen mich auf verſchiedene Weiſe; unter einem gewiſſen Geſichtspunkte verblaßt der Glanz der Welt, ich ſehe mich nur von gaukelnden Schatten umringt, und ſtrebe vergeblich in der ewigen Veränderung, in dem unaufhörlichen Verwelken und Dahinſchwinden etwas Dauerndes zu erfaſſen. Ich ſpotte über die Liebe, und verzehre mich doch in ihrer Gluth; nur du, reizende Louiſon, hältſt mich hier feſt, nur holdſeliger Frauen Gunſt verleiht dem armen, ſchalen Daſein Werth und Bedeutung.“ — Louiſon ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie finſter: „Ich kann Euch nur mit den Verſen antworten, die Ihr in Eurem „Etourdi“ ſelbſt gedichtet:

Cette fille a du coeur et dans l'adversité
Elle sait conserver une noble fierté.

(Fortſetzung folgt).

Karl Christian Friedrich Krauſe.

(Schluß).

Eine Kritik dieſer Conſtruktion liegt außer dem Zwecke dieſes Aufſatzes, welcher nur die Aufmerkſamkeit der Leſer auf die bis jetzt noch zu wenig gekannte Wirkſamkeit und Schriften jenes eben ſo verehrungswerthen als liebenswürdigen Weiſen hinzulenken beſtimmt iſt.

Krauſe's Verdienſte um die Mathematik haben wir noch nicht berührt. Sie ſind (nach dem Urtheile Sachkundiger) von größter Bedeutung und ſtellen ein neues, das höchſte Prinzip der Forſchung in dieſer Wiſſenſchaft auf; dem mathematiſchen Denker wird ein anderes Ziel ſeines Strebens als bisher angewieſen. Nicht mehr bloß auf das unmittelbare Wiſſen und auf ſeine ſtrenge Bewahrheitung, ſondern auf die Ableitung deſſelben aus den urſprünglichen und zwar nothwendigen Grundbegriffen kommt es an. Der einfache, natürliche, nicht wie bisher ein künſtlicher Zuſammenhang der Grundwahrheiten unter ſich und mit den höhern Ableitungen iſt das nun vorliegende große Problem, und Krauſe war einer der erſten, der bedeutende Schritte zu ſeiner Löſung gethan. Daß ſich ihm dabei neue Methoden und neue Gebiete der Wiſſenſchaft enthüllten, ihm wichtige Entdeckungen, z. B. in der höheren Geometrie gelangen, zeugt augenſcheinlich von dem hohen Werthe ſeiner Forſchungsweiſe. Ein Umſtand aber, der ſelbſt hartnäckige Zweifler auf den großen Schatz, den er zu heben angefangen, aufmerkſam machen mußte, liegt in dem unwillkührlichen Zuſammentreffen anderer jetziger

Forſcher mit ſeinen Methoden und Reſultaten: ſo daß Krauſe einſt an die Spitze der Männer geſtellt werden wird, die in der Entwicklung der mathematiſchen Wiſſenſchaften die Epoche begründen, welche in unſerm Jahrhundert, und zwar zunächſt in Deutſchland, unfehlbar zum Durchbruche kommt.

Nun hatte er zwar auch zu Göttingen, wie früher zu Dresden und Berlin, einzelne begeiſterte Freunde und Schüler gewonnen. Obgleich aber ſeine Vorleſungen über Logik, Rechts- und Sittenlehre, und andere Zweige der Philoſophie weit vorzüglicher waren, als die eines **Schulze** und anderer gleichzeitig dozirender ſogenannter Philoſophen, ſo wurde ihm dennoch keine Beförderung zu Theil. Nicht ſelten mit zahlreicher Familie dem drückendſten Mangel ausgeſetzt, entſchloß er ſich zuletzt, im Jahre 1831, nach **München** überzuziehen, in Hoffnung, auf der dortigen Univerſität ein **Lehramt** zu erhalten, welches ihm zu Göttingen vom Partheigeiſt beharrlich vorenthalten worden.

Leider endete er hier ſchon im folgenden Jahre (am 27. Sept.), von unabläſſig angeſtrengteſten Arbeiten und vielfachen äußerlichen Bedrängniſſen erſchöpft, ſein ſtets der Erkenntniß Gottes, dem Wohle der Menſchheit und der angelegentlichſten Erfüllung ſeiner Pflichten gewidmetes Leben!

Sein frühes Hinſcheiden war um ſo bedauerlicher, als er nicht nur eine zahlreiche, größtentheils noch unverſorgte Familie, ſondern auch noch mehrere ſeiner bedeutendſten Arbeiten, wie namentlich ſein **Urwortthum** und ſeinen **Gliedbau der Wiſſenſchaft** unvollendet zurückließ; auch ſollte dem „**Urbild der Menſchheit**“ noch das „**Geſchichtbild**“ derſelben und eine „**Würdigung des geſammten Lebens der Gegenwart**“ folgen.

War es uns aber ſchmerzlich, berichten zu müſſen, wie der edle Mann von Einzelnen des Bundes, dem er die ſchönſten Jahre ſeines Lebens, dem er ſeine beſten Kräfte gewidmet, zurückgeſtoßen, verlaſſen, — ja ſogar verfolgt worden, — wie er, ſeiner wiſſenſchaftlichen Leiſtungen ungeachtet, von den Univerſitäten ſtets der Noth des Lebens überlaſſen geblieben, — ſo gereicht es uns zu um ſo höherer Freude, nun anzeigen zu können, daß es den mehrjährigen Bemühungen des Freiherrn **Hermann Karl von Leonhardi** und mehrerer mit ihm vereinter Freunde und Schüler *) in Verbindung mit dem älteſten Sohne des Abgeſchiedenen gelungen, ſowohl die Herausgabe (theilweis ſelbſt die Vollendung) der nachgelaſſenen Schriften deſſelben zu ſichern, als ebendamit deſſen Angehörigen „einen Erſatz für ihr zum größeren Theile der Wiſſenſchaftsforſchung geopfertes Familienerbe zu verſchaffen.“ **)

Der handſchriftliche Nachlaß beſteht „aus den Vorarbeiten und theilweiſen Ausführungen zu dem **Syſteme der Weſenlehre**, und zu dem **deutſchen Urwortthume**,“ und enthält, in 4 Hauptabtheilungen, 1) **reinphiloſophiſche**, 2) **mathematiſche**, 3) **ſprachwiſſenſchaftliche** und 4) **geſchichtphiloſophiſche und vermiſchte Schriften**, welche zuſammen in ungefähr 25 Bänden erſcheinen ſollen. Den größeren Theil der Herausgabe hat Hr. **von Leonhardi** übernommen; die Herausgabe der mathematiſchen Abtheilung beſorgt Hr. Prof. **Heinrich Schröder**.*)

Der vorliegende **erſte** Band der philoſophiſchen Abtheilung, welcher Krauſe's **Vorleſungen über „die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntniß“** — für Gebildete aus allen Ständen enthält, — wird gewiß von allen noch nicht in ein Syſtem feſtgebannten Freunden wiſſenſchaftlicher Forſchung als eine gewiſſenhafte, die logiſche Erkenntniß fördernde und erweiternde Arbeit dankbar aufgenommen werden. Der Herausgeber, Hr. v. **Leonhardi**, hat in einem gediegenen Vorbericht alles dasjenige zweckmäßig zuſammengeſtellt, was die Leſer über die Entſtehung dieſes Werkes, ſein Verhältniß zur Hegel'ſchen Logik, und deſſen Bedeutung für die Wiſſenſchaft und das Leben aufzuklären beſtimmt iſt. Sowohl hier (XXVIII. SS.), als in der muſterhaft ausgearbeiteten Überſicht des Inhalts (XXIV. SS.) und den zahlreichen, zur Erläuterung und Ergänzung beigefügten Anmerkungen hat Hr. v. L. ſeinen **wiſſenſchaftlichen Beruf** zur Herausgabe der philoſophiſchen Werke ſeines Lehrers und Freundes auf das Vollſtändigſte bewährt, wie er durch mehrjährige, uneigennützige und allen Hemmniſſen trotzende Bemühungen, ohne welche die Herausgabe des Nachlaſſes wohl ſchwerlich zu Stande gekommen wäre, einen ſchönen, in jetziger Zeit leider nur zu ſeltenen Beweis von **Pietät** gegen ſeinen Lehrer gegeben, welche eben ſo ſehr den Schüler, als den Meiſter, dem ſie gewidmet iſt, ehrt.

Herr v. **Leonhardi** iſt aber nicht der Einzige, der dem zu frühe Dahingeſchiedenen mit inniger Verehrung und Liebe zugethan iſt. Wer, ohne von Vorurtheilen verblendet zu ſein, den wahrhaft religiös-humanen Forſcher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, mußte ihm für immer gewogen werden. So unterſchreiben auch wir aus innigſter Überzeugung, was wenige Wochen nach ſeinem Hinſcheiden einer ſeiner Freunde*) zu ſeinem Gedächtniſſe geſchrieben: „Sein ſcharf denkender Geiſt, womit er in die Tiefe der Wiſſenſchaft eindrang, ſein liebevolles Gemüth, ſein tadelloſer Wandel, ſo wie ſeine menſchenfreundliche, unermüdete Thätigkeit, verbunden mit einem unerſchütterlichen Muthe, machen ihn des Andenkens der Mit- und Nachwelt werth; ſeine Forſchungen und Leiſtungen auf dem

---

*) Dr. A. **Peters**, B. **Strauß**, **Juſtus Le**[illegible] und Prof. **Zeune**.

**) S. XXXIV des Berichtes, welcher dem hier [illegible] erſten Bande von Krauſe's handſchriftlichem Nachlaſſe vorgedruckt iſt.

*) Der Subſkriptionspreis auf einzelne Bände oder Abtheilungen beträgt ⅔ des Ladenpreiſes, d. i. für 36 Bogen 2 Rthl.

**) Dr. und Pfarrer A. A. Fiſcher in der neuen Zeitſchrift für Freimaurerei. Jahrgang 1832 und 1833. H. III. S. 63.

Gebiete des Maurerthums, ſeine Liebe und Treue gegen den biederen Männerbund haben ihn hoch über ein ſinnliches Denkmal im Maurervereine gehoben, und es bedarf ſein Name keiner Gedächtnißfeier, um den Brüdern einer ſpätern Zeit bewahrt zu werden; dennoch achtet es die Dankbarkeit ſeinem Geiſte verwandter Brüder für Pflicht, auf ſein Grabmal den Kranz der Liebe zu legen, und dies um ſo mehr, je öfter den Hochverdienten während ſeines Lebens menſchliche Leidenſchaft verwundete, verwundete — ſelbſt durch Bruderhand!…"

Auch der Unterzeichnete, indem er dem Andenken des Vielverkannten dieſe Zeilen widmet, iſt nur der Erfüllung einer **Pflicht** ſich bewußt, wie er ebenwohl überzeugt iſt, daß es eine heilige **Pflicht** für die deutſche Nation iſt, durch Förderung der hier zur Anzeige gebrachten Herausgabe der hinterlaſſenen Schriften eines ihrer edelſten Forſcher demſelben das einzige ſeiner würdige Denkmal zu ſetzen.

Welches Urtheil auch die Wiſſenſchaft über das philoſophiſche Syſtem des Verewigten fallen mag, ſeine Verdienſte um die höhere Mathematik und mehrere andere philoſophiſche Disziplinen, ſeine ſprachwiſſenſchaftlichen Arbeiten, ſeine ebenſo gründlichen als freiſinnigen maureriſchen [illegible], und vor allem ſeine ächt humanen Beſtrebungen und die reinſte, ſelbſtaufopfernde Liebe zu ſeiner Nation haben ihm einen gerechten Anſpruch auf deren dankbare Anerkennung erworben, und wir hoffen, nicht vergeblich ſie an die Erfüllung einer eben ſo ſchönen als heiligen Pflicht erinnert zu haben!

F. W. Carové.

Denkmal für Börne.

Im Augenblick liegen in Paris an drei verſchiedenen Orten Subſcriptionsliſten für ein Denkmal **Börne's** auf. Siebenhundert Francs ſind ſchon gleich nach ſeinem Tode eingeſammelt worden. Börne ruht, wie wir ſelbſt durch den Augenſchein uns verſichert haben, auf einem der ſchönſten Plätze des grandioſen Père la Chaise, und ein Denkmal, welches ſich, ſeiner würdig, auf dem Raſen, der ſeine irdiſchen Ueberreſte umkleidet, erhöbe, würde zugleich nicht allein ſeine Anhänger, ſondern ſein Vaterland ehren, dem er als Schriftſteller angehört, wie irgend Einer. Börne's Denkmal darf nicht ärmlich ausſehen, da ringsherum die ſinnigſten Denkmäler für die größten Männer, die in der neueren Weltgeſchichte eine Rolle geſpielt haben, im großen Style ſich erheben. Es muß mit jenen wetteifern an Sinnigkeit und erhabener Einfachheit. Der Künſtler, der ſich als Freund Börne's der Arbeit unterziehen will, iſt derjenige, der auch die unſterblichen Züge Göthe's mit ſeinem kunſtvollen Meißel gebildet hat: **David**. David iſt kein reicher Mann, ſonſt würde er die Arbeit umſonſt ausführen. Vor Allem iſt alſo Geld nöthig. Da jetzt über dem Grabe Börne's die Leidenſchaften ſich verſöhnt haben, und ſelbſt ſeine heftigſten Gegner, wenn ſie edel ſind, ihre Waffen mit Achtung ſenken müſſen, könnten wohl deutſche Blätter ſich einer Subſcription unterziehen, um zur Ausführung jener Idee beizuſteuern. — Im Comptoir des Handelshauſes Hamberger und Leristhal, wie im Beer'ſchen Salon liegen Subſcriptionsliſten offen. Dieſe beiden Adreſſen würden gewiß mit Vergnügen die Sammlungen in Deutſchland mit den franzöſiſchen Fonds vereinigen und nach jedem Empfang öffentliche Rechnung abſtatten.

Geſammtausgabe von Kant's Schriften.

Was ſchon längſt von Vielen gewünſcht war, deſſen Verwirklichung dürfen wir nun mit Nächſtem entgegenſehen. **Roſenkranz** und **Schubert**, Profeſſoren in Königsberg, kündigen eine Geſammtausgabe der Kant'ſchen Schriften an, welche in 10 Bänden bei Voß in Leipzig erſcheinen wird. Auch von **Kant's Briefen** und aus einem bedeutenden **handſchriftlichen Nachlaß**, den die Königsberger Bibliothek beſitzt, wird das Intereſſanteſte mitgetheilt werden. Eine **Biographie** des großen Philoſophen von **Schubert**, und die **Propädeutik und Geſchichte der Kant'ſchen Philoſophie** von **Roſenkranz**, jede in einem Bande, dann das Bildniß des Weltweiſen und das Facſimile ſeiner Handſchriften aus verſchiedenen Lebensperioden bilden eine werthvolle Zugabe. Wir wünſchen dieſem Unternehmen um ſo mehr das reichlichſte Gedeihen, da wir mit Roſenkranz überzeugt ſind, daß mehr, als wir es wiſſen, unſere jetzige wiſſenſchaftliche, moraliſche und religiöſe Bildung auf der Kant'ſchen Philoſophie ruht, — und ihr Studium, und ihre Kenntniß wenigſtens nach irgend einer Seite hin jedem Gebildeten wichtig, ja nothwendig iſt.

Feuilleton.

⁂ **Naturhiſtoriſche Geſellſchaft zu Paris.** — Noch herrſcht die größte Confuſion in der Synonymik, der Nomenklatur und der Claſſifizirung der verſchiedenen Specialitäten der **Naturgeſchichte**. Um dieſem ſehr hinderlichen Mißſtand Abhülfe zu bringen, organiſirt ſich jetzt in Paris eine Geſellſchaft, deren Hauptzweck iſt, in allen Abtheilungen jener Wiſſenſchaft wenn auch nicht eine einſtimmige Benamung, ſo doch **eine vollſtändige Synonymik** auf den Grund authentiſcher Exemplare feſtzuſtellen, welche über die ganze Erde verbreitet werden und entſcheidend conſultirt können, was man unter dieſem oder jenem Namen zu verſtehen habe. — Hoffentlich werden die **Chemiker**, die **Politiker** — die **Theologen** und ſonſtige Babylonier — dieſem trefflichen Beiſpiele bald folgen.

⁂ **Engliſche Journale in Oſtindien.** — Die geſammte **engliſche** Bevölkerung vom Indus bis nach Canton beſteht, ſo verſichert das Ausland, aus nicht mehr **100,000** Perſonen, von denen **20,000** gemeine Soldaten. Dieſe Bevölkerung beſitzt über **60** Journale der verſchiedenſten Art. Die zahlreichen politiſchen Blätter enthalten nicht ſelten höchſt intereſſante Mittheilungen über den Orient, außerdem gibt es Journale für die Armee, für den Handel, Miſſionsangelegenheiten, Jagdweſen, Medizin u. ſ. w. Auch literäriſche Blätter ſind ſeit **20** Jahren viele entſtanden, aber ſehr bald wieder verſchwunden. Eines der ausgezeichnetſten iſt das Journal der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen, welches, ſeit **6** Jahren in monatlichen Heften, mit vielen Kupfern und Steindrucken ausgeſtattet, erſcheint. Es verbreitet ſich über alle Theile der Naturwiſſenſchaften, der hiſtoriſchen und antiquariſchen Kenntniß von Indien. Von **500** Exemplaren, welche davon abgezogen werden, gehen nur **30** nach Europa. (Es koſtet jetzt **16** Rupien).

⁂ **Statiſtik der portugieſiſchen Geiſtlichkeit.** — Bei der Unterſuchung im J. **1820**, welche durch die Conſtitution herbeigeführt wurde, ergab ſich, daß in ganz Portugal **16,000** Weltgeiſtliche, **8292** Mönche und **4430** Nonnen, zuſammen **28,722** geiſtl. Perſonen vorhanden waren. Die Einnahmen der Klöſter berechnete man im J. **1826** zu **6** Mill. Thlr. — Seitdem ſind die Klöſter aufgehoben, und ſeit Oktober v. J. die **Beſoldungen der Pfarrer** (im Betrag von **666,000** Rthlr.) eingezogen worden. Da nun jedes Kirchſpiel, deren es **4034** gibt, ſeinen Geiſtlichen ſelbſt bezahlen ſoll, ſo iſt die Geiſtlichkeit in große Noth gerathen, und Wohlunterrichtete ſind der Meinung, daß die Zahl der Weltgeiſtlichen, — denen die Gemeinden jetzt ſo wenig wie möglich zahlen, — mit der jetzigen Generation auf **6000** herabſinken werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 219. 1837.

Phönix.

Samſtag, 16. September.

Gedichte von G. Zimmermann.

Verſchiedener Wein.

Wer vor Volk und Fürſtenthron,
Feurig für das Gute,
Ob ihm Haß und Mißgunſt droh'n,
Spricht mit treuem Muthe:
Wein, wie Hochheim's Hügel ihn,
Bacharach's ihn ſchicken,
Soll ihm, nach des Tages Müh'n,
Leib und Seel' erquicken!

Aber Wein von Hatzenpfort
Und Jenenſer Krätzer,
Streng und herb, wie ſchon das Wort,
Würg' hinab der Schwätzer,
Der auf der Tribune lügt
Bürgerſinn, der Heuchler!
Sich um Amt und Titel ſchmiegt
Insgeheim, der Schmeichler!

Sänger Suchenwirth.

Wohl! Ich bin ein Suchenwirth,
Will's nur frei verkünden,
Euch' den Wirth auf meiner Fahrt,
Weiß ihn auch zu finden.

Doch ich bin der einz'ge nicht,
Seh's an Geiſt-Verwandten,
Die Soldaten thun es auch
Und die Muſikanten;

Und wo Schild und Drudenfuß
Ihm zur Seite winken,
Hält der Akademikus,
Wieder eins zu trinken.

Große Herr'n, die trinken Wein,
Wie wir Andern Waſſer,
Aber weil ſie Herren ſind,
Schilt man ſie nicht Praſſer.

Mancher, der nach Außen fromm,
Schimpft uns ſchnöde Zecher,
Leert daheim, nach Türkenbrauch,
Becher über Becher.

Doch ſo mancher Ehrenmann
Muß zu Hauſ' entbehren,
Der doch gerne dann und wann
Möcht' ein Schöppchen leeren.

Aber ſo kein Tröpfchen, ach!
Kommt ihm an die Lippe;
Denn daheime, wie ein Drach',
Wachet die Xantippe.

Sieh' da, mit plauſiblem Schein
Stiehlt er ſich vom Liebchen,
Schleicht durch's Hinterpförtchen ein
In des Wirthes Stübchen.

Und je dunkler, deſto baß
Will's ihm dort behagen,
Braucht den Tag nicht, um das Glas
An den Mund zu tragen.

Und er hat ſein zweites Glas
Kaum zu ſich genommen,
Ruft er muthig: „Ha, nun mag
Mir Xantippe kommen!“

Denn der Wein iſt Zaubertrank,
Der den Mann verdreifacht,
Der von manchem Sklavenzwang
Legitim uns frei macht!

Und mir gilt ein volles Glas
Mehr als Buch und Büchlein!
Und: in vino veritas,
Iſt ein uralt Sprüchlein.

Taglang könnt' ich wohlgemuth
Bei dem Wirth ſtudiren,
Wo man recht in Saft und Blut
Alles kann vertiren!

Schloß Saint-Fargeau.

(Fortſetzung).

„Nun, Monſieur Raiſin," rief der Caſtellan laut, „jetzt wollen wir die Geſundheit meiner hohen gnädigen Gebieterin trinken! Mademoiſelle ſoll leben, die erſte Dame Frankreich's! möge ſie unſere Königin werden!"— „Verehrter Herr," erwiederte Raiſin, „ich habe doch dabei einiges Bedenken, unſer junger Monarch iſt vierzehn Jahr jünger als Mademoiſelle." — „Was ſchaden ſo ein paar Jahre," entgegnete der Alte in ſeiner Weinlaune, „Mademoiſelle iſt ſchön, reich, ſo reich, daß ſie ſelbſt nicht weiß, wie viel ſie beſitzt, Herzogthümer, Fürſtenthümer, Grafſchaften, Marquiſate, Alles gehört ihr; und dabei iſt ſie eine Heldin, hat bei Orleans gefochten und die Stadt eingenommen; darauf haben ſie die Bürger auf einem Strohſeſſel im Triumph durch die Straßen getragen, und ich glaube gewiß, der Mazarin muß nun nachgeben, daß die Vermählung unſerer Dame mit dem König die erſte Friedensbedingung ſei." — „Ihr werdet unfehlbar die ſicherſten Nachrichten haben," verſetzte Monſieur Raiſin; „aber in Sully, wo wir geſtern ſpielten, murmelte man von böſen Gerüchten, und daß der Mazarin mit dem Hof ohne Widerſtand in Paris eingezogen ſei. Doch was kümmern uns die Welthändel? Erlaubt nur, verehrter Gönner, daß wir Euch mit Proben unſerer Künſte aufwarten dürfen. Mademoiſelle Louiſon! ſetzt endlich den kleinen Liebling auf die Erde, kommt näher und tanzt die erſte Entrée des hochberühmten Ballets „die Beſenbinder."" Louiſon, mit ihrem Kind ſpielend, überhörte den Zuruf, dagegen legte Mamſell Barſine, welche eben das alte Schaaffleiſch zerlegte, geſchwind das Meſſer weg und ſtellte ſich in die erſte Poſition, was aber doch mit Schwierigkeiten verbunden war, da die zerriſſenen Schuhe nicht haften wollten. „Sind Sie ſchon wieder auf dem Platz?" rief Herr Raiſin unwillig, „können Sie niemals vergeſſen, daß Sie vor dreißig Jahren die Tochter der Herodias tanzten? Jetzt gehören Sie aber unter die Invaliden, und taugen zu nichts mehr, als zu Hexen, Hofdamen, Volk und Soldaten." — Der Caſtellan lachte aus Herzensgrund, aber Mamſell Barſine warf dem ungeſchliffenen Direktor Blicke zu, wie ſie als Agrippina auf Nero ſchleuderte, während dieſer nochmals Louiſon herbeirief, und zugleich ſeiner Violine gräßliche, zerreißende Töne entlockte nach der damals allbeliebten Weiſe:

Un vent de Fronde
Se leve ce matin,
Je crois qu'il gronde
Contre le Mazarin.

Der junge Mann nahm Louiſon den weinenden Knaben ab, und ſie tanzte, obgleich mit trüber Miene und geſenktem Haupt, die halsbrechendſten Sprünge, welche den Schloßmägden ſo wohl gefielen, daß ſie in einem Winkel Nachahmungen verſuchten, indeſſen die alten Schauſpielerinnen ſich auch wie Kreiſel drehten, und der Jubel und Lärmen ſo arg wurde, daß Niemand gewahrte, als die Thür heftig aufgeriſſen wurde, bis der neue Ankömmling mit gewaltiger Stimme ſchrie: „Iſt denn hier ein Hexenſabbath los oder komme ich in's Narrenhaus?" Höchſt beleidigt erhob ſich Monſieur Guilloire, aber der Schrecken dämpfte den Zorn, denn er erblickte den eleganteſten Reitknecht ſeiner Zeit in Mademoiſelles glänzender Livree, an der ein Überfluß von gelben Bändern und Goldborten verſchwenderiſch den Diener der prachtliebenden, reichen Dame bezeichneten, der ſich noch immer verwundert und höhniſch umſah, und dann endlich wieder ausbrach: „Das iſt ja ein erbärmliches Eulenneſt! was wird Mademoiſelle ſagen? Ach! unſer ſchönes Paris, unſer Cour, unſer Palaſt, der Satan verſchlinge den Mazarin, der mich hierher jagt!" — „Bringen Sie Befehle von der gnädigſten Herrſchaft?" fragte endlich Guilloire. — „Was Befehle," entgegnete Jener, „ich bin voran geritten, Mademoiſelle wird in zehn Minuten hier ſein." — Monſieur Guilloire fuhr zurück. „Was? Wie? Unſere Dame? Sie ſcherzen, lieber Herr." — „Ich bin nicht zum Spaß mit Ihnen gelaunt," antwortete der Reitknecht mit allem Dünkel, den das Geſinde ſo gern zeigt, wo es den Herrn ſpielen darf, „unſere Parthei iſt beſiegt, der Herzog von Orleans iſt nach Blois verwieſen, der Prinz von Condé, unſer großer Held, irrt flüchtig umher, und unſere Mademoiſelle iſt hierher exilirt." Monſieur Guilloire ſchlug die Hände zuſammen, es rieſelte ihm eiskalt über den Rücken. „Schaffen Sie nur das Geſindel da weg," ermahnte ſein neuer Hofmeiſter, „zünden Sie Lichter an, öffnen Sie die beſten Zimmer und laſſen Sie vor allen Dingen geſchwind räuchern, Mademoiſelle iſt an Parfüms gewöhnt, und wahrhaftig in unſerm Pferdeſtall im Palaſt Luxembourg duftete es lieblicher und war Alles reinlicher als in dieſer Spelunke."

Guilloire war ganz niedergedonnert, die Comödianten ſahen trübſelig auf die vollen Schüſſeln, nur der Direktor, im Schickſalswechſel ergraut, packte gleichmüthig ſeine Violine ein, Louiſon nahm ihren weinenden Knaben auf den Arm und ihr unzertrennlicher Begleiter, der die Sache wie ein Luſtſpiel zu betrachten ſchien, rieth vorerſt dem Sturm zu weichen und in die Scheune zu flüchten. Er leuchtete mit einer halbzerbrochenen Laterne dem buntſcheckigen Zuge voran, deſſen Mitglieder ſich wenigſtens mit Lebensmitteln beluden, und Guilloire ſuchte mit ſchwerem Herzen die verroſteten Schlüſſel zu den Prunkgemächern hervor, fluchte über die ſorgloſen, gleichgültigen Mägde, die ſein Treiben mit offenem Mund angafften und Alles verkehrt ausrichteten, was er ihnen ſtammelnd und freilich verwirrt genug befehlen mochte.

Mademoiſelle, die das Reiten auch noch in ſpäteren Jahren dem gezwängten Fahren in den damaligen ſchwerfälligen, zehnſitzigen Caroſſen vorzog, und ſich überhaupt in der Rolle einer Amazone gefiel, ſprengte jetzt durch das dichte Gras und die üppig wuchernden Neſſeln des Hofs und betrachtete traurig ihre künftige, düſtere, verfallene Reſidenz, an deren Portal Guilloire, in jeder Hand ein Talglicht haltend, ſtand, während die ungeſchlachten Mägde mit etlichen ſchwarzen, trieſenden Öllampen in der Hausflur und auf der Treppe die Dunkelheit in Licht zu verwandeln ſtrebten, aber auch dadurch den Staub und Schmutz der Steinverzierungen und künſtlich geſchnitzten Treppengeländer erſt recht ſichtbar machten, auch die Lieblinge des Monſieur Guilloire, das Federvieh, welches auf allen Vorſprüngen hockte, in ſeiner ſüßen Ruhe aufſtörte, daß es nun ſchwirrend und ſchnatternd aufflog, und Mademoiſelle befremdet das wunderliche Geflatter über ihrem ſtolzgehobenen Haupt gar nicht zu deuten wußte. Sie trat in den weitläuftigen Saal, nicht mit dem wohlgefälligen Behagen eines Alterthümlers, ſondern mit dem bittern Gefühl einer Weltdame, die hier geſchieden von den Freuden und Triumphen der Hauptſtadt in Einſamkeit und Langweile vegetiren ſollte. Sie deutete ihrer Begleiterin, der jungen, eiteln Gräfin von Fiesque, ſchweigend auf den ungeheuern, unförmlichen Pfeiler, der in der Mitte des Gemachs die niederige, geſchwärzte Decke ſtützte, warf ſich in einen Seſſel, der ſo ſchwer war, daß man ihn nicht von der Stelle rücken konnte, auch erſt auf einigen Stufen erſteigen mußte, und weinte laut, was überhaupt bei der kleinſten Widerwärtigkeit ihre Gewohnheit war, während Frau von Fiesque die Hände jammernd zuſammenſchlug.

Mademoiſelle war damals nicht mehr fern von dem verhängnißvollen dreißigſten Jahr, aber blühend in kräftiger Geſundheit, von ſtattlichem Wuchs und würdiger Haltung. Erbin der großen Reichthümer ihrer im erſten Wochenbett verſtorbenen Mutter, hatte man ſie ſchon in der Wiege mit einem zahlreichen, vergötternden Hofſtaat umgeben und ihr Vater, Gaſton von Orleans, der bei ſeinen zerrütteten Finanzen und ſeiner zweiten Vermählung mit der armen Prinzeſſin von Lothringen, ihres Geldes bedurfte, war nicht ihr Erzieher, ſondern ihr erſter Schmeichler geweſen. Dieſes verderbliche Nachgeben hatte ſie bei aller angeborenen Gutmüthigkeit und Gerechtigkeitsliebe, doch ſelbſtſüchtig, übermüthig, eigenſinnig und gebieteriſch werden laſſen. Der Menſch iſt weit mehr ein Geſchöpf ſeiner Zeit, als er ſelbſt im Wahn ſeiner freien Anſicht glaubt, und darum ſind Memoiren ſo intereſſant, weil ſich in den Erfahrungen Einzelner die Richtung des Zeitgeiſtes und die Geſchichte der Geſittung abſpiegelt. Mademoiſelle — wie ſie ihre Zeitgenoſſen ausſchließlich nannten, ohne einen weitern Namen hinzuzufügen — erſcheint in ihren Memoiren als die wahre Repräſentantin eines Vierteljahrhunderts; die Heldin der Fronde, die wunderlichſte Miſchung von Frivolität, Anſtand, Weltluſt und Ahnenſtolz mit ſeltſamem Aberglauben und kindiſchem religiöſem Formenweſen, wobei Gott wie ein irdiſcher Monarch behandelt wurde, dem man beſonders zu gewiſſen Zeiten, als in den Faſten nach ausgetobtem Carneval oder an hohen Feſten und nach Krankheiten ehrerbietig die Cour machte.

Eine merkwürdige Ironie des Geſchicks zieht ſich äffend durch ihr ganzes Leben, weil ihre Reichthümer viel Bewerbungen um ihre Hand veranlaßten, ſie auch ſelbſt leidenſchaftlich wünſchte, ſich glänzend zu vermählen und doch immer ein ihr verborgener Dämon dazwiſchen trat. Die Staatsminiſter hielten es nämlich der Klugheit gemäß, ſie keinem fremden Fürſten zu geben, der durch ihre großen Beſitzungen feſten Fuß in Frankreich faſſen konnte, ſo wie man auch bei einheimiſchen Prinzen den Mißbrauch ſolcher Macht fürchtete, und als nun vollends Mademoiſelle im Frondekrieg ſich zu den Mißvergnügten geſellte, ſogar die Kanonen der Baſtille gegen das königliche Heer richten ließ, da verrieth Mazarin im erſten Zorne ſeine Überzeugung, daß die Politik verbiete, ihr je ein Ehebündniß zu geſtatten, indem er ausrief: „Eben hat ſie ihren Gatten erſchoſſen.“

Sie war ſo wenig Meiſter ihrer erſten Aufwallungen, daß ſie in Kummer und Zorn gleich lächerlich erſchien. So brach ſie auch jetzt in faſt kindiſcher Verzweiflung aus: „Welch ſchreckliches Schickſal! vom Hofe verwieſen, aus dem Palais Luxembourg, das die Königin, meine Großmutter, baute, verjagt, und nicht einmal eine meinem Stande gemäße Wohnung zu haben. Wie ſoll ich hier repräſentiren? Ich wollte mich tröſten, wenn der abſcheuliche Mazarin mich in mein ſouveraines Fürſtenthum Dombes exilirt hätte, wo mir mein Parlament in rothen Roben entgegen gekommen wäre, mich knieend in aller ſchuldigen Unterthänigkeit bewillkommt, und das Volk gerufen hätte: es lebe der König und Mademoiſelle! aber hierher in dies verwünſchte Rattenneſt!“ — —

(Fortſetzung folgt).

Literariſche Neuigkeiten aus Paris.

*** In Kurzem erſcheint bei Desrez in Paris unter dem Titel: „Histoire des classes ouvrières et des classes bourgeoises“ ein für die Geſchichte und die Gegenwart höchſt wichtiges Werk. Der Verfaſſer, **Granier de Caſſagnac**, einer der Hauptredakteure des Journals „La Presse,“ hat nach langen Studien den Zuſtand dieſer wichtigen Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft durch den ganzen Verlauf der Jahrhunderte hiſtoriſch zu entwickeln verſucht. Das Werk wird ein neues Licht auf dieſen vernachläſſigten Theil der Geſchichte werfen, und beſonders auch die jetzige Bedeutung der arbeitenden Klaſſe in Frankreich herausſtellen.

*** Die franzöſiſche Ueberſetzung der **Geſchichte der Philoſophie** von Heinrich **Ritter** durch B. J. **Tiſſot** iſt vom 1.—4. Band vollendet, welcher die griechiſche und römiſche Philoſophie bis zur Entſtehung der neuplatoniſchen Schule zu Alexandrien entwickelt. Die Ueberſetzung iſt mit einem ſeltenen Fleiße, großer Umſicht und gediegener Kenntniß der deutſchen Sprache ausgeführt.

*** **Mexikaniſche Alterthümer.** — Als eines der ausgezeichnetſten und koſtbarſten ethnographiſchen Werke der neueren Zeit, ſind unter der Direktion des Vicomte von Saint-Prieſt erſchienen: „Antiquités mexicaines,“ welches in drei verſchiedenen Ausgaben (zwei Bände, einen Supplementband und einen Atlas in Folio enthaltend) zu 500, 600 u. 750 Francs verkauft werden. Der Text iſt in der berühmten Druckerei von Jules Didot, die Lithographien in der bekannten Engelmann'ſchen

Offizin gedruckt. Dieſes Werk enthält vollſtändig alles, was bis jetzt über die Alterthümer der neuen Welt bekannt worden iſt; die berühmteſten Reiſenden und Gelehrten haben daran gearbeitet. Wir führen erſt ſeinen vollſtändigen Titel an und erlauben uns, mit einer kleinen Geſchichte, Entſtehung und Vollendung des Werkes zu ſchließen. Der Haupttitel: „Mexikaniſche Alterthümer“ wird durch folgenden Zuſatz weiter erläutert: „Berichte über die drei Expeditionen, welche auf Befehl des Königs von Spanien in den Jahren 1805, 1806 und 1807 zur Unterſuchung der aus den Zeiten der Entdeckung übrig gebliebenen Alterthümer, unternommen wurden, vorzüglich derjenigen von Mitla und Palenqua. Mit einer Zugabe von 300 Zeichnungen, nach der Natur aufgenommen, und einer Karte des Landes. Angehängt iſt eine Parallele dieſer Monumente mit denen Aegyptens und Hindoſtans, und eine Abhandlung über den Urſprung der Ureinwohner der beiden Amerika's, über die verſchiedenen Alterthümer dieſes Continents, wie auch über die Analogien der amerik. Sprachen mit denen der alten Welt.“

Gegen das Ende des Jahres 1750 entdeckten Reiſende, welche ſich in den Wäldern von Yucatan verirrt hatten, die Ruinen von Palenqua, welche einen Raum von 6—8 Meilen einnahmen. Man zweifelte lange an der Glaubwürdigkeit ihrer Wunderberichte. Indeſſen beſchloß der Vicekönig von Mexiko, im Jahr 1786 den Antonio del Rio an jenen Ort zu ſenden. Dieſer Reiſende gelangte bis Palenqua, fand die frühern Berichte genau, und verfaßte eine Beſchreibung aller Gebäude, welche noch ſtanden; unglücklicherweiſe gingen aber ſeine Zeichnungen verloren. Im Jahre 1805 wurde endlich eine genauere Unterſuchung vorgenommen, welche 3 Jahre dauerte, während welcher Capitän Dupaix, der Chef der Expedition, 3 Entdeckungsreiſen anſtellte. Die dritte führte ihn nach Palenqua. Er entdeckte auf ſeinen großen Streifzügen zahlreiche Alterthümer und Monumente von der größten Bedeutung, unter dieſen Brücken und Pyramiden, die einen eigenen Charakter trugen, theils in Backſtein, theils in Stein aufgeführt, unterirdiſch gewölbte Gräber, Götzenbilder von Granit und Porphyr, coloſſale Basreliefs in Marmor oder Granit gemeißelt oder leicht in stucco modelirt, Fragmente eines Thierkreiſes, endlich Hieroglyphen, von den ägyptiſchen verſchieden, lauter beredte Zeugen von der Exiſtenz früher ebenſo gebildeter und blühender Völker als die Aegyptens und Indiens.

Die zahlreichen Originalzeichnungen von Caſtaneda, dem Vorſtand der die Expedition begleitenden Künſtler, von jenen Monumenten und denen des Muſeums zu Mexiko, wie auch der Bericht, welchen der Capitän Dupaix während ſeiner drei Entdeckungsreiſen abfaßte, wurden ſorgfältig in den Archiven bis zum Jahre 1828 verwahrt, wo der Abbé Baradere die Erlaubniß erhielt, dieſe koſtbaren Materialien nach Frankreich zu bringen, mit der Bedingung, ſie mit entſprechendem Glanze herauszugeben.

Im Intereſſe der Wiſſenſchaft wurde der Rahmen dieſes Werkes noch beträchtlich vermehrt. Alexander Lenoir beſchäftigt ſich mit der Unterſuchung der Zeichnungen Caſtanedas, und fand überraſchende Spuren der Aehnlichkeit mit den Monumenten anderer Völker des Alterthums. Auch Warden, Mitglied des Inſtituts, wie auch Farcy, Baradere, Alexander v. Humboldt und Chateaubriand lieferten Beiträge, und ſo konnten die Unterſuchungen zu der außerordentlichen Vollſtändigkeit gelangen, die wir an ihnen bewundern müſſen. Der Preis dieſes Prachtwerks iſt ſo hoch, daß ſich nur Bibliotheken und reiche Privaten den Beſitz verſchaffen können, das einzige Uebel, was wir an dieſer großartigen franzöſiſchen Publication auszuſetzen haben.

.*. Die erſte Lieferung der „Revue universelle“ iſt am 31. Auguſt mit dem Motto: Conscientia recti endlich ausgegeben worden. Der reiche und gediegene Inhalt rechtfertigt die Erwartungen, die man bei der erſten Anzeige an dieſe neue Revue ſtellte. In der kurzen aber preciſen Introduktion wird das Glaubensbekenntniß der Redaktion abgelegt, welches verſpricht, im humanen Geiſte des Jahrhunderts alle Erſcheinungen der Gegenwart zu erklären, um vom Wechſel der Zukunft nicht überraſcht zu werden. Die Hauptartikel ſind folgende: Ueber die Intereſſen Frankreichs im Orient, von E. Barrault, dem St. Simoniſten. Barrault, der über die orientaliſchen Angelegenheiten ſich ein Wort mitzuſprechen erlauben darf, behauptet, daß die Selbſtſtändigkeit des Orients von der Zeit an gefährdet war, als er ſich der europäiſchen Civiliſation in die Arme warf, und daß ihm eine Theilung zwiſchen Rußland, England, Frankreich nahe bevorſtehe; der zweite Artikel von Rodet über die franzöſiſchen Kolonien; dann über Kanäle und Eiſenbahnen von dem Grafen Pillet-Will und Dufau. Intereſſant iſt die Beurtheilung der neuen hiſtoriſchen Schule, welche ſich durch Michelet, beſonders in ſeiner Geſchichte Frankreichs, gebildet hat. Die inneren Stimmen Victor Hugo's werden von Darthenay beurtheilt. Ueber die Monumente von Kairo und die arabiſche Architektur verbreitet ſich ein Artikel von L. Davezies.

Ueber die Münchner Pinakothek wird im letzten größeren Artikel viel Wahres geſagt. Der Anhang beſteht aus drei Bülletins. Das hiſtoriſche gibt eine Ueberſicht der Ereigniſſe im Monat Juli, den Vertrag von Tafna, den die Regentſchaft in Algier geſchloſſen hat, die ſpaniſche Conſtitution vom 18. Juni 1837, eine Statiſtik Frankreichs, einen Bericht über die finanzielle Lage der Departements, eine Statiſtik der evangeliſchen Miſſionsanſtalten. Das bibliographiſche Bülletin beurtheilt 30 franzöſiſche, 2 engliſche, 9 deutſche, 3 italiäniſche, 1 ſpaniſches, 3 portugieſiſche Werke mit einer außerordentlichen Vorliebe für deutſche Literatur. Das wiſſenſchaftliche und literäriſche Bülletin berichtet über die Académie des Sciences, über die Geſellſchaft de l'Histoire de France, über die neueſte lyriſche Oper: „l'Ammil.“ Wir haben den Inhalt abſichtlich etwas weitläufig angegeben, damit ſich auch in Deutſchland die Aufmerkſamkeit auf dieſe neue Revue lenke, die ſie im hohen Grade verdient. Man muß ſich freuen, daß in Frankreich, während der Journalismus flau wird, das literäriſche Leben ſich mehr in die Revue zurückzieht, wo der ernſten Wiſſenſchaft würdigere Schranken eröffnet werden.

.*. Der Encyclopädie von d'Alembert und Diderot, welche den ſkeptiſchen Geiſt des 17. und 18. Jahrhunderts in ſich zuſammenfaßt, ſtellt ſich die neueſte „Encyclopédie du XIX. siècle“ geradezu entgegen, welche auf moraliſchen und kirchlich-religiöſen Fundamenten ihr Gebäude aufrichten will. Von den 53 Bänden, in welchen der ganze Cyklus des menſchlichen Wiſſens abgehandelt werden ſoll, ſind zwei Bände in vier Lieferungen erſchienen. Die ausgezeichnetſten Männer Frankreichs haben daran Theil genommen. Im Ganzen gleicht die Einrichtung unſerm deutſchen Converſations-Lexikon. Die Artikel über Deutſchland ſind allzuflüchtig gearbeitet und wimmeln von entſtellenden Druckfehlern; außerdem ſind bei der Entwicklung der deutſchen Literatur die wichtigſten Namen vergeſſen, und unbedeutende hervorgehoben. Die Geographie Deutſchlands haben Arnold Guyot, die Geſchichte Deutſchlands Prosper Faugère, die deutſche Sprache der Sprachlehrer Suckau und die deutſche Literatur, die im Ganzen noch am beſten weggekommen iſt, hat Philarète Chasles behandelt.

Damit in Verbindung ſteht die „Revue du XIX. siècle,“ welche die Gegenwart beſpricht, während die Encyclopädie ſich nur mit der Vergangenheit beſchäftigt und z. B. alle Biographien lebender Schriftſteller ausſchließt.

Die Revue hat in der neueſten Zeit ihre Aufmerkſamkeit auf deutſche Literatur gewandt und in einer ihrer letzten Lieferungen einen gutgeſchriebenen Artikel, vielleicht in ganz Frankreich den erſten, über Friedrich Rückert geliefert, wie auch zwei andere: „über die Wirkungen der romantiſchen Schule des Schlegel“ und „über Bettina Arnim nebſt einigen überſetzten Briefproben.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 220. 1837.

Phönix.

Montag, 18. September.

Miſſiſſippibilder und Abentheuer.

Von J. H. Rauſſe.

I.

Auf dem Miſſiſippi.

Am frühen Morgen fuhren wir in den Mund des Ohio. Sein ſeifengrünes Waſſer ſchneidet ſich ſcharf ab gegen das lehmige Gelb des Miſſiſſippi. — Aus keinem Lande Europa's erinnere ich mich eines ſo wüſten Geſichts, als das iſt, welches Amerika beim Ohiomund macht. Der Grundzug im Charakter der Miſſiſſippilandſchaften iſt eine wüſtchaotiſche Formloſigkeit. Man glaubt ſich in einer Schöpfung, die noch im Werden begriffen iſt, in welcher die Materie ſich zu keiner Endgeſtaltung gerungen hat.

Der Miſſiſſippi iſt ein ungebändigt wüthendes Raubthier, das noch nicht gefeſſelt iſt an die Fanggrube eines feſten Bettes, er iſt wie eine vorſündfluthliche Rieſenbeſtie, die wild durch die Wälder bricht, und Bäume abweidet. Wo heute Wald, iſt übers Jahr Miſſiſſippi, und wo heute Miſſiſſippi, iſt ums Jahr ein hölzerner Thurm aus Treibholz auf angeſchwemmter Lehmbank.

Der Anblick des Miſſiſſippi iſt für die kleine und zaghafte Menſchenſeele ein ſchreckenbringender; er iſt auch für die furchtloſe ein unbehaglicher. Das iſt das Mißbehagen der Miſſiſſippibilder, daß ſie bei wüſter Geſtaltloſigkeit der erhabenen Ewigkeit entbehren, welche das Meer hat. Wenn der Blick über den Ocean fliegt, und nirgend einen Baum findet, wo er ſich ſetzen kann, nirgend einen Hügel mit graſigem Ruheplatz: ſo iſt's ihm unverwehrt, weiter zu ziehen in die Ewigkeit. Aber in den Miſſiſſippilandſchaften flattert er ängſtlich umher, und findet keinen Platz, der zur Ruhe ladet; und wenn er dann fort will, weit weg und immer weiter, ſo fängt er ſich im wüſten Waldgeſtripp wie eine geängſtete Fledermaus in einer Perücke.

Die Wälder des Miſſiſſippi haben einen dichten Filz aus Unterbuſch und Röhricht. Viel entwurzelte Stämme und ſchleimiger Lehm auf dem Buſch gemahnen an die Überſchwemmungen des Frühlings. — —

Die Stadt Trinidad am Ohiomund beſteht aus zwei Häuſern, welche bloß einen Oberſtock haben, bis wohinan die Frühlingswaſſer hinaufſteigen. Man erzählte mir, daß manchem Reiſenden, der auf den hölzernen Stufen die Belle-Etage erſtiegen, der Rückweg ſehr erleichtert worden ſei, indem man ſeine blutige Leiche aus dem Fenſter in den Strom geworfen. — —

Bis Trinidad hatten wir auf dem Abwärtswaſſer des Ohio raſche Fahrt. Aber von hier an, beſonders beim Eintritt in den Miſſiſſippi, kämpfte das Dampfboot nur langſam gegen die Strömung, die ſo reißend iſt, daß ein Fahrzeug mit niederm Druck nicht Kräfte genug hätte, um waſſerauf zu rudern. — Man merkte nur dann ein ſchwaches Vorwärts, wenn man auf feſte Uferpunkte viſirte.

In dieſem Unbehagen der Langſamkeit muſterte ich mir die Reiſegeſellſchaft, die ſeit Trinidad an Zahl gewonnen hatte. Die Farmer-Familien von früher waren verſchwunden, und außer mir, einem Engländer und drei unverheiratheten Deutſchen, beherbergte das Parterre des Bordes nur „Gamler" (falſche Spieler und Banditen).

Ich weiß nicht, ob bis nach Deutſchland die Kunde von jener Mordbande gedrungen iſt, welche zwei Jahre hindurch an den Ufern des Miſſiſſippi geraubt hat und manche Leiche geworfen in den ſtygiſchen Fluß. Es hat dieſe Geſellſchaft viertauſend Köpfe oder achttauſend dolchfertige Hände gehabt, die über eine Längenſtrecke von tauſend Meilen verbreitet geweſen ſind. Heimathloſes Raubzeug aus allen Nationen hat die Krallen dieſes Mordkörpers abgegeben, deſſen heimliche Häupter angeſehene Leute, ſelbſt höchſte Gouvernementsbeamte geweſen ſind. Die Bande hat ihre Generalzuſammenkünfte in Arkanſas gehalten, und ihr letztes Ziel iſt geweſen, mit Hülfe der ſchwarzen Bevölkerung die weiße der Südſtaaten niederzumetzeln auf einem großartig genialen Plünderzug durch dieſes ungeheure Land.

Was ich von den Thaten dieſer Bande gehört, iſt proſaiſch blutroth, wie gemeine Metzgerei. Aber was man mir von dem geheimnißvoll verſchleierten Feldherrn flüſterte, hatte ſo romantiſchen Ton, daß mich ſehnlich verlangte nach Anblick und Entzifferung dieſer ſeltſamen Hieroglyphe aus der alten Welt. Er ſei noch jung, ſagte man mir, Ägypter von Geburt oder Spanier, und ſein Name oft genannt, aber leiſe, von der Mündung des Miſſiſſippi bis hinauf zu ſeinen Quellen. Wenn man von „Mr. Black“ oder vom „Spaniſchen Carl“ ſich erzähle, ſo horche man ſchreckenbefangen, ob die Fußtritte des Furchtbaren ſich näherten. — — —

Erſt in St. Louis hab' ich erfahren, daß meine Reiſegefährten im Dampfboote: „Rapide,“ verſprengte Glieder jener Bande geweſen ſind, von deren Häuptern gleichzeitig zu New-Orleans die meiſten auf dem Block gefallen. — — —

Die Geſellſchaft der „Gamler“ ſaß ſchon am frühen Morgen um zwei große Tiſche, und vergnügte ſich an einem hohen Kartenhazard.

Bekanntlich iſt in der ganzen Union jedes Spiel um Geld verboten, ſogar das Kegeln und Billard. Im Oſten hilft man ſich durch Spitzfindigkeiten; man ſchleicht auf einem Paſchweg um's Geſetz herum. Z. B. verbietet das Law das „Neunkegelſpiel,“ ſo ſetzt man ganz verloren hinten einen zehnten Kegel, und amüſirt ſich ungeſtraft unter den Augen der Polizei. Vom Billard dürfen die Wirthe keinen Geldſatz nehmen; da haben ſie denn Bons auf Getränke eingeführt, und man muß für jede verlorene Parthie einen ſolchen Zettel zu beſtimmtem Preiſe kaufen, und erhält Getränk dafür.

Das iſt die Weiſe, wie man im Oſten mit dem Geſetz umſpringt, oder drum herumſpringt; im Weſten hingegen braucht man nicht den Schlauſinn in Unkoſten zu ſetzen; man ſtopft dem Geſetze lieber ein Tuch in's Maul und knebelt ihm die Hände. Im Oſten ſchändet man das Geſetz durch Hinterliſt, im Weſten durch Gewalt. — —

Es frommt nicht, die Geſtalten des gemeinen Laſters zu zeichnen. Aus der Geſellſchaft der ſpielenden und fluchenden Banditen will ich nur zwei herausheben, als Typen der vielen hundert, deren blutgetränkte Heerſtraße der Miſſiſſippi iſt.

Der erſte war eine Mephiſtophelesfigur von ordinärſter Art, hinkend mit dem linken Bein, ſein ſtruppiges Haar ſtand aufgerichtet auf dem Scheitel, wie ein Hahnenkamm, auch wie Vipernbrut, die ſich im Neſt auf halben Leib erhebt, um auszuſchauen nach einem Geräuſch. Das Geſicht war zerätzt vom Gifte der Blattern, und jede Blattergrube ſchien die Höhle einer Schande, eines Laſters. Dies Geſicht gleiß'te in arſenikaliſcher Freundlichkeit, und war gemerkt mit dem Brandmal tiefſter Mannesſchande, mit dem Stempel der Feigheit. Deßhalb empfand man gegen dieſes Thier nur Ekel und Verachtung, nichts von Haß.

Der hinkende Bandit war Amerikaner von Geburt; doch ſprach er etwas Deutſch und benutzte die geringe Fertigkeit, um ſich den Dutchmen im Schiff als Vermittler zu Landkäufen anzutragen. Er ſelber beſitze einen hübſchen Farm, den er billig ablaſſe. Doch waren die Deutſchen klug genug zu erwiedern, ſie dächten nicht an's Kaufen, ſie ſuchten Schiffsarbeit in St. Louis, da ſie zuſammen in drei Geldbeuteln keinen ganzen Dollar beſäßen.

Zuletzt wandte der gute Landmäkler ſeinen Schritt zu mir; doch ſchied er, nach einem laurenden Blick aus ſeinen ſchiefgeſchlitzten Kateraugen, ohne ſein Gewerbe anzubringen.

Dieſer Mephiſto vom jämmerlichſten Genre, dieſer Fliegengott trug einen lächerlich langen Frack, der erſt unterhalb der elenden Waden ſeine Endſchaft erreichte. Vermuthlich lag der lange Beſitzer dieſes Kleidungsſtücks im Miſſiſſippi. — Denken Sie ſich noch einen niedrigen breitrandigen Hut auf dem Kopf des Gamler's und enge Modeſten in fuchsrothen Halbſtiefeln, ſo haben Sie die ganze Erſcheinung, wenn Sie anders es der Mühe werth halten, ſich ſolch eine Erſcheinung auszumalen. — —

Der zweite Bandit hätte den Rock des erſtern mit Anſtand tragen können; ſo hochgewachſen war er. Seine Kleidung war die ſtutzerliche eines Weſtyankey. — Blaue Pantalons und gleichfarbige Jacke von erträglich feinem europäiſchen Tuch. Der Wuchs dieſes Menſchen hatte Anlage zur Schönheit; er war ſchlank und ebenmäßig; nur entbehrte er der Muskelballen, die dem Manne gebühren.

Wenn der erſtere ein unſauberer Geſell war, und ein Unterthan des Bachus, ſo war der zweite ſo ſauber, wie es einem Verehrer der Venus geziemt. Dies war er augenſcheinlich; um ſeine Augen lag ein blauer Schein, und darum ſtand geſchrieben: Wollüſtling. Das Auge mochte einſt Muth gehabt haben; jetzt aber war es ruinirt; die Seele hatte den Muth in den Armen der ſchlechteſten Weiber gekühlt und gebüßt. —

Dieſe beiden Männer ſchienen ſich eines Übergewichts über ihre Kameraden zu erfreuen; unter Allen ſchlugen ſie die geſchickteſte Volte und trafen am ſicherſten mit dem Meſſerwurf. — —

Der lange Engländer war erbleicht beim Anblick des zweiten Banditen; er raunte mir in's Ohr, er habe den Mann zu Newgate im ſchwerſten Eiſen geſehen; doch alles Eiſen ſtreiſe dieſes Geſchöpf von ſich, wie die Schlange den Balg; kein Kerker könne ihn halten. „Ob wir je St. Louis ſehen werden," ſchloß er ängſtlich, „das iſt ſehr zweifelhaft!" — —

Ich ging aus dem Raum des Bootes hinaus auf die Gallerie, um an der freien Sonne den Eckel verdampfen zu laſſen, den dieſe Menſchen mir gegeben. Ich hätte keine ſchlimmere Minute wählen können.

Wir waren gegenüber einer Bank aus Lehm, die ſo fett glänzte, als habe ein Töpfermeiſter ſie zum Glaſiren beſtrichen Hier hatte ſich Treibholz angeſetzt, und die Fluth zerrte an den [illegible] Stämmen deſſelben und bewegte ſie, daß ſie ſchwä[illegible] wie Rieſenſchlangen, die ſich im Schlamm an heißer Sonne baden und walzen.

Vorüber an dieſem Neſt trieb die Strömung ein dunkelfarbiges Geſicht, das zu einer Negerleiche gehörte. Sie hatte ſchon viele Tage als Waſſerpaſſagier gereiſet, wie der Schwulſt bewies. Dennoch trug der Schädel ſichtbare Spuren vom Schlag einer Holzart, und die Farbe der Jacke war noch kenntlich roth, nicht von Blut, ſondern aus der Färberei. Ich möchte ſagen, dieſer Todte habe das Anſehen eines fetten Schlemmers gehabt, deſſen überſattes Geſicht nach einem apiciſchen Mahl deutlich ſpricht, es wünſche zu vomiren. Solches Bild würde ich unverbeſſerlich finden, wenn ich nicht ſpäter ein beſſeres erlebt hätte. Später ſah ich durch die Sümpfe des mexikaniſchen Meerbuſens einen abgeſtandenen und geſchwollenen Kaiman treiben, welchem der Neger noch viel ähnlicher ſah, als einem ſatten Menſchenfreſſer. Neger und Kaiman ſchwammen auf dem Rücken und hatten über dem Bauch die Pfoten gefaltet, als ob die Gleißner beteten, oder ermeſſen wollten, ob der geſchwollene Wanſt noch zu umklaftern ſei.

„Sieh! Ein Gemordeter!" rief ich zum Steuermann der neben mir ſtand.

„**Never mind**!" ſagte dieſer, und war ſo geſchickt, daß er den Tabacksſaft in den offenen Mund der Leiche ſpritzte, welche von der Strömung hart an unſerm Boot vorübergewirbelt wurde. Er belächelte den geſchickten Wurf und wandte der Scene den Rücken. — — —

Ich habe gezittert vor der Tugend; ich habe verblödet und verſchämt das Auge niedergeſchlagen, wenn ſie mich anblickte aus zwei verſchämten und merkwürdig ſchönen Mädchenaugen, und wenn ſie ſechzehnjährige Fingerſpitzen legte auf einen Schmerz in der Bruſt oder unter der Stirne. Aber vor dem verkörperten Laſter hatte ich nie gebebt, als jetzt auf dem Miſſiſſippi, wo die Waſſerſchlangen ſich regten im Schleim und die Mörder ein Meſſerwerfen hielten und der Neger mit zermerſchtem Schädel vorüberſchwamm.

(Fortſetzung folgt).

Die Ligue.

Die Bände **X** bis **XIII** der ***Archives curieuses de l'histoire de France*** liefern eine Reihe intereſſanter Urkunden zur Geſchichte der Ligue von den Jahren 1580 bis 1598. — Herr T(iſſot?) bemerkt hierüber Folgendes in der ***Revue des deux mondes*** (v. 15. Mai d. J.): „Dem Voltaire'ſchen Liberalismus zufolge ſoll die Ligue nur eine, von den lothringiſchen oder ſpaniſchen Fürſten bezahlte Orgie geweſen ſein. Der neue katholiſche Liberalismus dagegen behauptet, ſie habe für die Emanzipation des Volkes gekämpft und die franzöſiſche Nationalität befeſtigt. Wie dem auch ſei, ſo kann man doch nach den von der heiligen Union ausgegangenen Aktenſtücken jedenfalls behaupten, daß ſie nicht das Bewußtſein ihres politiſchen Werkes gehabt. Ebenſo gibt in dem Gegenlager Nichts das Intereſſe zu erkennen, welches, wie man vorgibt, die erſterbende Feudalität mit die Sache der Ketzerei verband. Auch räth die Klugheit, die an das Publikum gerichteten Proklamationen, die Reden, die von den auf dem Schauplatze figurirenden Perſonen ausgegangen, nicht wörtlich zu nehmen. Man leſe die „„Erklärungen des Königs von Navarra über die gerechten Veranlaſſungen, die ihn bewogen, die Waffen für die Vertheidigung und zur Beſchützung der reformirten Kirchen Frankreichs zu ergreifen,"" und man wird von dem frommen Eifer, von der Uneigennützigkeit Heinrich's erbaut werden. Zieht er das Schwert, ſo thut er es wider Willen, und nur für die Sache des heiligen Namens Gottes, für die Freiheit des Gewiſſens, für die Herſtellung einer guten und rechtſchaffenen Juſtiz."

„Man befrage dagegen d'Aubigné, den indiskreten Vertrauten, der ſich rühmt, zu Füßen des königlichen Bettes geſchrieben zu haben, ſo wird er naiv erzählen, wie die Gemahlin des Béarner's, ſeines Herrn, ohne andere Zwecke, als um ſeinem Bruder Heinrich **III.**, den ſie verabſcheute, Verlegenheiten zu bereiten, alle Weiber in Bewegung geſetzt, die in mehr oder minder geſetzmäßiger Verbindung mit den proteſtantiſchen großen Herren ſtanden, und namentlich zwei Kebsweiber des Königs — ihres Gemahles; — daß ſie ſelbſt ſich bei dem Herrn von Turenne verwendet, um zu einer neuen Waffenergreifung zu veranlaſſen, ſo daß ein Bruch, den man am franzöſiſchen Hofe ſpaßhaft ***la guerre des amoureux*** nannte, zum öffentlichen Vorwort das ernſte und religiöſe Manifeſt hatte, welches die ***Archives curieuses*** jetzt wieder an's Licht gebracht. Trifft man demnächſt auf die Bannbulle, welche Sixtus **V.** gegen die Prinzen von Bourbon, die Häupter der Reformirten, geſchleudert, dann erinnert man ſich zugleich daran, daß derſelbe Papſt Heinrich dem Dritten den Mord der Guiſen gerathen, welche die Häupter der Ligue und die Schutzherren des Katholizismus in Frankreich waren. — Man muß daher die

Herren Cimber und Danjou, die Herausgeber jenes Archiv's, loben, daß ſie ſich enthalten haben, bloß auf den Grund der Urkunden jener Epoche die Löſung der großen Probleme philoſophiſcher Geſchichte, welche ſie darbieten, zu löſen.“

Feuilleton.

⁂ Kleinkinderbewahranſtalten in München. — Eine Anzahl von Damen in München, die regierende und die verwittwete Königin an der Spitze, hat in der Vorſtadt Au eine Kleinkinderbewahranſtalt gegründet, deren Nutzen dort um ſo erheblicher, da jener Stadttheil nur von der arbeitenden Klaſſe bewohnt iſt, unter welcher ſich eine große Zahl Kinder lediger Perſonen befindet. Nun hat ſich in dieſen Tagen aus jenem Vereine ein Ausſchuß von 90 Damen gebildet, welche ſich es zur Pflicht gemacht, abwechſelnd je einen Tag unter jenen Kindern zuzubringen und die Aufſicht über ſie zu führen. Dieß iſt jetzt die vierte Anſtalt dieſer Art, welche in Baierns herrlicher Hauptſtadt zu Beſtand und Blüthe gekommen, und — wie überall das von oben gegebene Beiſpiel ſich fruchtbar erweiſ't, ſo ſind bereits auch in den angränzenden Ortſchaften — Haidhauſen und Gieſing ähnliche Anſtalten im Gange. Dieß ſind goldene Früchte am jugendlich grünenden Baume der Humanität, ebenſo erhaben über die Kloſtergemeinſchaften des Mittelalters, deren Mitglieder durchgängig nur für das Heil ihrer eigenen Seele beſorgt waren, — wie die Idee der Menſchheit erhaben über die Glaubensmeinung von einer alleinberechtigten Kirchengenoſſenſchaft iſt.

⁂ Engliſche Criminalſtatiſtik von 1836. — Ein engliſches Blatt liefert die auf Befehl des Parliaments gefertigte Ueberſicht der im J. 1836 vorgekommenen Criminalfälle. Die Zahl der in England und Wales im v. J. begangenen Verbrechen und Vergehen beträgt hiernach 20,984. Im Ganzen wurden 14,771 Angeklagte, und hiervon 494 zum Tod, zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt, aber wirklich hingerichtet wurden nur 17 Verbrecher. Von den Angeklagten gehörten etwas über 17,000 dem männlichen, und nahe an 3900 dem weiblichen Geſchlecht, und zwar: von 12 Jahren und darunter 336 dem männl., 50 dem weibl., — von 12—16 J. 1722 Knaben und 315 Mädchen, von 16—21 J. 5123 Jünglinge und 969 Jungfrauen: — Weder leſen noch ſchreiben konnten 5590 M. und 1435 Frauen; nur ſehr dürftig leſen und ſchreiben 8,965 Angeklagte. — Die meiſten Verbrechen kommen auf Middleſex, Lancaſter, York, Surrey und Kent. Im Vergleich zu den beiden vorhergehenden ſtellte ſich Folgendes heraus:

im Jahr 1834 gab es 15,992 Verurtheil. und 6456 Losſprech.
„ „ 1835 „ „ 14,789 — „ 6215 —
„ „ 1836 „ „ 14,771 — „ 6002 —

⁂ Mangel an Schulen in Mexiko. — Michel Chevalier in ſeinen geiſtvollen Briefen über Mexiko, die jetzt nach und nach von den Débats mitgetheilt werden, bemerkt u. a. „der Volks- und Elementarunterricht in Mexiko iſt noch ganz ſo beſchaffen, wie zur Zeit der Spanier. Die Geiſtlichkeit hat ihn in Händen und denkt weniger als irgend je daran, das Volk leſen zu lehren; ſie hat zu große Angſt vor den Büchern, die bei der beſtehenden Preßfreiheit ihren Beichtkindern in die Hände gerathen könnten. Der Schulen ſind ſogar jetzt weniger, als ehedem, was mit der Verminderung der Zahl der Welt- und Kloſtergeiſtlichen zuſammenhängt.

⁂ Kataſtrophe der portugieſiſchen Geiſtlichkeit. — Der treffliche Liſſaboner Correſpondent der allg. Zeitung bemerkt in einem ſehr leſenswerthen Aufſatz über die Geiſtlichkeit in Portugal (in A. Z. zu 23. v. M.) „Es iſt eine eigene Erſcheinung in Portugal: ungeachtet das Pfaffenregiment dem Volke längſt verhaßt war, ſo waren doch die Geiſtlichen für ſie unantaſtbare Männer, die bei jeder Gelegenheit für ſie beten konnten, und für Geld ſogar beten mußten. Sie waren oft das Orakel, welches man unter dem unmittelbaren Schutze der Heiligen und ihrer Eingebungen glaubte. Und nun, wie mußten die Mönche ihre Kirchen, Klöſter und Patrone verlaſſen, ohne daß eine Hand zu ihrem Schutze ſich erhob . . . Sonſt krochen die Beichtkinder vor ihrem Pfarrer; jetzt muß dieſer vor ihnen kriechen, damit er ſein Brod nicht verliere!“

⁂ Ulfilas. — Hr. v. Gabelenz und Löbe haben die Bruchſtücke der Bibelüberſetzung von Ulfilas, welche bis jetzt aufgefunden worden, geſammelt herauszugeben angefangen. In den Prolegomenen zeigen ſie, daß höchſt wahrſcheinlich die ganze Bibel, mit Ausnahme der vier Bücher der Könige, in's Gothiſche (nicht Fränkiſche) überſetzt worden.

⁂ Herr Dr. Joel Jacoby hat in der allg. Zeitung vom 30. v. M. eine Erklärung abgegeben, aus welcher wir folgende literar-hiſtoriſche Stelle ausheben: „Es iſt wahr, ich habe als Jüngling einige liberale Broſchüren herausgegeben, zur Zeit eines Alters, in welchem ich nicht für meine Geſinnung noch für meine Darſtellung zurechnungsfähig ſein konnte; dieſe Schriften ſind längſt vergeſſen, und ihre Edition iſt die einzige Verbindungslinie zwiſchen dem Liberalismus und meiner Perſon.“

⁂ Branntwein- und Fleiſchverbrauch in Großbritannien und Irland. — Man wirft den Irländern vor, daß ſie im Genuſſe geiſtiger Getränke unmäßig ſeien. Und doch ſtellt ſich, nach der von Moreau de Jonnès kürzlich herausgegebenen Statiſtik des ver. Königreiches, das Verhältniß folgendergeſtalt heraus: verbraucht werden jährlich an alkoholiſchen Getränken —

in England 473,130 Litres, alſo 3½ Litre auf jeden Einw.
„ Schottland 227,110 „ „ 9½ — „ „ —
„ Irland 340,000 „ „ 4½ — „ „ —

Iſt nun auch der Verbrauch des Alkohols in Irland bedeutend, ſo kann er hauptſächlich nur dadurch vermindert werden, daß man die Irländer in Stand ſetzt, ſich beſſere Nahrungsmittel zu verſchaffen. Jetzt kommen nämlich auf jeden Einwohner

in England 168 Pfund Fleiſch,
„ Schottland 106 „ „
„ Irland 123 „ „

⁂ Die zwei neueſten Erſcheinungen der ſchönen Literatur in Paris ſind von Michel Maſſon und Jules Janin. Der Roman des erſteren „Ne touchez pas la reine“ ſpielt in Spanien und iſt reich an dramatiſchen Effekten; der Roman „Un cœur pour deux amans“ des letzteren feſſelt durch die liebenswürdige Leichtigkeit und die Eleganz des Styls.

⁂ Kaum hat George Sand ihren Roman „Mauprat“ in 2 Bänden erſcheinen laſſen, ſo veröffentlicht die „Revue des deux mondes“ den Anfang eines neuen, der „Maitres mosaistes.“ In jedem neuen Roman ſucht der geniale Geiſt des Weibes eine feſtere moraliſche Baſis zu gewinnen, und wir glauben jetzt nicht mehr befürchten zu müſſen, daß George Sand in einer verderblichen Richtung untergehen könnte. Ihr Styl iſt wahrhaft Göthe'ſch, klar und kryſtalliniſch.

⁂ Pariſer Bühnenſtatiſtik. — Im v. M. kamen 22 neue Stücke auf den Pariſer Bühnen zur Aufführung, nämlich ein Luſtſpiel, eine Pantomime, 2 komiſche Opern, 4 Dramen, und 14 Vaudevilles. Den Débats zufolge, haben hierbei einige und 40 Autoren ſich in ungefähr 12 Erfolge zu theilen.

⁂ Kunſtausſtellung zu Königsberg. — Die jetzt geſchloſſene, ſiebente Kunſt- und Gewerbeausſtellung zu Königsberg bot 601 Gemälde, 90 Zeichnungen und 19 Gegenſtände des Kunſt- und Gewerbfleißes. Im Ganzen wurden 51 Gemälde für 5004 Rthlr. verkauft, von denen 5 für 1070 Rthlr. vom Stadt-Muſeum erworben wurden. Eintrittskarten brachten 1334 Rthlr. ein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 221. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 19. September.

Gedichte von G. Zimmermann.

Lied bei'm Becher.

Wir wollen nun nach altem Brauch
Die Becher leeren und füllen;
Die Stillen im Lande, die thun es auch,
Allein, allein im Stillen!
Wir aber wir rufen ohne Zwang
Bei'm Becherſchall, bei'm Saitenklang:
„Einen Becher in Ehren
Zu füllen, zu leeren,
Wer will's uns wehren?“

Und ſchelten ſie im frommen Zorn
Uns arge Geſellen und Zecher;
Wir wiſſen auch: des Lebens Born
Quillt nur im mäßigen Becher.
Der Freude, der Freude wahres Kind
Stürzt zum Genuß nicht taub und blind.
„Einen Becher in Ehren
Zu füllen, zu leeren,
Wer will's uns wehren?“

Der Wein, der unſer Herz erfreut,
Er ward uns vom Himmel gegeben;
Dem Böſen erregt er nur böſen Streit,
Dem Guten Geiſt und Leben.
Dann ſtrömen Gedanken, wie Fluth an Fluth,
Dann ſchlägt das Herz ſo voll und gut.
„Einen Becher in Ehren
Zu füllen, zu leeren,
Wer will's uns wehren?“

Der Tyrann.

Wenn der Sonne mächtig Auge
Schon dem Lenz entgegenwinkt,
Ihren Blick, den liebevollen,
Schon der Baum mit Hoffnung trinkt:

Weicht der Winter an dem Tage
Feig vor dem gewalt'gen Blick;
Aber tückiſch gegen Abend
Kehrt er, wie der Wolf, zurück.

„Schließ' am Tage,“ ruft er ſpottend,
„Sonne, deine Blumen auf!
Meine blinkenden Kryſtalle
Blüh'n des Nachts nur ſchöner d'rauf!“

Und er haucht mit kaltem Athem
Auf die neubelebte Flur,
Tödtet Keime, tödtet Knospen,
Frühen Lenzes erſte Spur.

Und er kneipt dem armen Wand'rer,
Dem der Tag ſo wonnig ſchien,
Blau und braun mit Froſt die Wangen,
Daß er eilender muß zieh'n.

Doch, Tyrann, dein nächtlich Wüthen
Zeigt ſchon den geſchlag'nen Mann.
Wenn die Zeit kommt der Erfüllung,
Fällt der mächtigſte Tyrann.

Kommen und Gehen.

Das Schickſal ruft; wir geh'n und kommen,
Wir werden gütig aufgenommen,
Die Gegenwart umſpielt die Bruſt;
Das Auge lockt der Reiz des Neuen,
An Tage, die verdämmert, reihen
Sich friſche Stunden neuer Luſt.

Tag wird vom Tag dahingezogen,
Das Leben fließ't in ſanftern Wogen,
Und was uns fremd war, iſt bekannt.
Als ob ſie keine Wurzel triebe,
Zart, unbemerkt entkeimt die Liebe
Und knüpft ſich ſtill der Freundſchaft Band.

Auf einmal ruft's: „Ihr müßt euch trennen!“
Und Niemand fragt uns: ob wir's können,
Und haben wir's uns nicht verſeh'n.
Ach, die wir von der Erde ſtammen,
Wir kommen freudig nur zuſammen,
Um weinend wieder wegzugeh'n.

Schloß Saint-Fargeau.

(Fortſetzung).

Der arme Guilloire, welcher glaubte, es gebe in der der ganzen Welt nichts, das die Prunkgemächer im Schloſſe Saint-Fargeau übertreffe, ſchüttelte ſchmerzlich den Kopf, und die Gräfin von Fiesque, welche Paris mit ſeinen Feſten und galanten Rittern nicht vergeſſen konnte, ergoß ſich in Jammer und Wehklagen über das Geſchick ihres Gemahls, der mit dem Prinzen von Condé geächtet, vielleicht vergebens ein Obdach ſuche. „Wir ſind die Opfer unſerer blinden Hingebung an die Häupter der Fronde,“ wiederholte ſie immer, „und mich hält bei dem Ruin meines Hauſes nur die Hoffnung aufrecht, daß Euere Hoheit uns nicht ganz werden ſinken laſſen.“ Mademoiſelle überhörte dieſe Anſpielung, denn ſie war wie die meiſten reichen, ledigen Perſonen nicht ſonderlich großmüthig. Frau von Fiesque fuhr fort: „Welche Langeweile werden wir in dieſer Einöde erdulden, wie ſoll man die ſchleichenden Tagesſtunden ausfüllen? Und wie werden uns die Geſpenſter in dieſen grauenvollen, dunkeln Mauern ängſtigen.“ Mademoiſelle fiel heftig ein: „Das iſt ſehr beleidigend, Madame, daß Sie ſich unterſtehen zu glauben, meine erlauchten Ahnen müßten hier als Spuckgeiſter herumwandern.“ Sie richtete dabei ihre Aufmerkſamkeit auf die an der Wand hängenden Familienbildniſſe und lief plötzlich mit der ihr eigenen Raſchheit nach dem Kamin, über welchem der Stammbaum der Herzoge von Montpenſier, deſſen letzte Blüthe ſie war, in ſeiner ganzen Herrlichkeit prangte. „Bringen Sie Lichter hierher, lieber Guilloire,“ rief ſie und wiſchte eifrig mit ihrem Taſchentuch Staub und Spinnengewebe von dem theuern Baume mit den vielfach verſchlungenen, bunten, vergoldeten Äſten und Wappen; „dieſer Anblick verſöhnt mich mit meinem Exil! — Ich wußte wohl, daß ich von väterlicher Seite von großen Fürſten abſtammte, aber ich glaubte mit Beſchämung, mein Vater habe ſich um des Geldes willen vergeſſen, indem er meiner Mutter ſeine Hand gegeben; doch wie ſchön ſich auch hier meine mütterliche Abkunft darſtellt, bis auf die Wurzel Ludwig den Heiligen! O! ſehen Sie doch, beſte Fiesque, wie hier die Grafen von la Marche, meine Ahnherrn, die Königstochter von Spanien und Neapel heimführen, und hier die ganze Verzweigung meiner Verwandtſchaft mit meinem theuern Vetter von Condé.“ Die Gräfin von Fiesque, erſchöpft von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe, hungrig und verdrießlich, hörte ſchweigend zu, während Mademoiſelle immer feuriger fortfuhr: „Hier, Liebe, wollen wir recht Genealogie ſtudiren, und eine vollſtändige Galerie von Familienbildniſſen anlegen; die Kronenträger fehlen nicht in meinem Geſchlecht, aber auch meine heldenmüthigen Verwandten aus dem Hauſe Guiſe ſollen ihren Platz erhalten. Ich will das Schloß neu und nach meinem Sinn einrichten. Guilloire, beſtellen Sie morgen Baumeiſter, Maler, Arbeitsleute, ich will meine Maillebahn anlegen,“ ſie ſprang an das Fenſter, „wahrhaftig! die Allee im Garten hat wunderſchöne Bäume, man muß nur aushauen, den Grund ebnen, pflanzen, ich werde über Alles die Oberaufſicht führen.“

„Ach! da kommt auch endlich meine Schwiegermutter an,“ ſeufzte die Gräfin von Fiesque und deutete auf eine ſchwerfällige Carroſſe, die eben in den Hof raſſelte. Die alte Marquiſe von Fiesque war Mademoiſellens Gouvernante, oder richtiger geſagt, ihre erſte Dienerin geweſen, und ſchien höchlich erſtaunt, ihre Gebieterin ganz vergnügt zu finden, während ſie ſelbſt und die begleitenden Kammerjungfern kein Ende ihrer Lamentationen finden konnten.

Guilloire hatte indeſſen mit vieler Mühe eine Art von Tafel gerüſtet, auf welcher das alte Geflügel, welches er zum Theile den armen Komödianten wieder entriſſen hatte, ganz appetitlich prangte, denn dieſe wohlgehaltenen Urväter des Gänſe- und Entengeſchlechts waren von ungewöhnlicher Größe, und die alte Marquiſe blickte lüſtern darnach, denn über gutes Eſſen vergaß ſie jeglichen Kummer, ſo daß ſie auch einige Jahre ſpäter an einer Indigeſtion ſtarb, wie Mademoiſelle in ihren Memoiren weitläuftig berichtet. Die Marquiſe huſtete, ſcharrte mit den Füßen, rückte die Stühle, aber nichts konnte Mademoiſellens Aufmerkſamkeit von dem Stammbaume mit ſeinen herrlich gemalten, vergoldeten und verſilberten Wappenſchilden ablenken. In Verzweiflung warf ſie zuletzt ein Glas auf den Boden, und nun endlich drehte ſich Mademoiſelle um, huldreich bemerkend: daß ſie es hier mit der Etikette nicht ſo ſtreng nehme, und die Damen mit ſich wolle ſpeiſen laſſen was ſie hoffentlich mit allen übrigen Entbehrungen verſöhnen werde. Sie nahm Platz und neben ihr die alte Marquiſe.

Mademoiſelle aß zerſtreut, ohne ſich zu beſchweren, aber kaum verſuchte die arme Marquiſe abwechſelnd die verſchiedenen Braten, als ein neues Donnerwetter über Guilloire losbrach, der ſein eiſernes Geflügel ſelbſt nicht zu vertheidigen wagte; doch er fand unerwartete Hülfe. „Ich finde es gegen den Reſpekt,“ ſagte Mademoiſelle, „daß Sie meine Domeſtiquen in meiner Gegenwart ausſchelten; ich bin mit Guilloire's Dienſteifer zufrieden, und ich dächte, meine Billigung ſei hier allein entſcheidend. Sie, Frau Marquiſe, müſſen ohnehin meine Nachſicht bewundern, denn Ihre ſchlechten Anſtalten ſind ſchuld, daß mein Train noch zurück iſt, daß alſo weder Tapeten, noch Möbel, noch Betten angekommen ſind, und wir folglich keine gute Nacht hoffen dürfen. Wären Sie ſtill geweſen, ſo hätte ich Ihre Fehler nicht gerügt, obgleich, wenn ich ſelbſt die Reiſeanſtalten treffe, Alles in Ordnung iſt; aber ich mußte es Ihnen diesmal überlaſſen, weil wichtigere Dinge meinen Geiſt beſchäftigten. Ich verzeihe Ihnen übrigens, denn die Enkelin Heinrich's IV. kann, wie er, Bequemlichkeiten entbehren, und als ich vor einigen Jahren mit der Königin, meiner Tante, aus Paris fliehen mußte, habe ich in dem alten Schloſſe von Saint-Germain ſo gut auf bloßer Erde geſchlafen, wie meine königlichen Ahnherrn im Feldlager.“ —

Nachdem Mademoiſelle dieſe Rede mit majeſtätiſchem Anſtand, unter tiefem Schweigen der Anweſenden gehalten hatte, befahl ſie, ihr in ihr Schlafzimmer vorzuleuchten, aber kaum verhallten ihre Tritte in der Galerie, als ein heilloſer Lärm ausbrach. Die junge Gräfin weinte, die alte Marquiſe ſchimpfte, und die Kammerjungfern, wie gewöhnlich noch verwöhnter und anmaßender als die Herrſchaften, wollten vollends raſend werden, und verlangten tauſend Bedürfniſſe der Toilette von Guilloire, die er nicht einmal dem Namen nach kannte. Beſonders herriſch forderten ſie Kohlpfannen, um eine Salbe zu bereiten, welche zu den damals üblichen Schönheitsmitteln gehörte und wozu Eierweiß, Milch, Speck, Hammelsfüße und noch andere Ingredienzien eingekocht wurden, die Guilloire durchaus herbeiſchaffen ſollte, der ſich zuletzt die Ohren zuhielt und vor den kreiſchenden, klagenden, zankenden Weiberſtimmen die Flucht ergriff. Aber unten raſſelten ſchon wieder Rüſtwagen mit Möbel, Betten und Tapeten über den Hof, denn damals ſahen ſich die Großen wegen der erbärmlichen Wirthshäuſer genöthigt, alle Luxusartikel mitzuſchleppen, ſo daß bei den häufigen Reiſen der königlichen Familie erſt die Wege einigermaßen fahrbar und die elenden Brücken, welche faſt alle ohne Geländer waren, ausgebeſſert werden mußten. Darum ſind auch die Memoiren der Zeitgenoſſen mit ſchrecklichen, halsbrechenden Reiſeabentheuern erfüllt, da man im Widerſpruch mit Brücken und Straßen, die Fuhrwerke, wahrhafte Häuſer darſtellend, liebte, wo man, wie in einem Zimmer, Converſation führen konnte, was freilich Franzoſen über Alles geht. Auch jetzt waren Unglücksfälle nicht zu vermeiden geweſen, und Guilloire ſollte Verwundete verbinden und Geſunde ſättigen. Treulich ſtand ihm der junge Schauſpieler, den die Geſellſchaft Molière nannte, bei; ihn ergötzte das tolle Treiben und ſeine dichteriſche Phantaſie ſonderte die romantiſchen, poetiſchen, ſogar die burlesken Einzelheiten von dem rohen Stoff der Wirklichkeit. Auch trat plötzlich eine Zaubergeſtalt in den Kreis der Gemeinheit. Aus einer von Mauleſeln getragenen Sänfte ſtieg nämlich ein ältlicher Mönch und half einer Dame heraus, die, als ſie die Sammetmaske, die übliche Schutzwehr gegen Sonnenbrand und rauhe Luft, abnahm, faſt die düſtere Halle durch den Glanz ihres roſigen Antlitzes erleuchtete. Guilloire achtete zwar nicht darauf, er ſah in dieſer Fee nur eine Vermehrerin ſeiner Qualen, da ſie mit einer Stimme, deren Wohllaut wie Flötentöne, wie Nachtigallengirren klang, die ängſtliche Frage an ihn richtete: „Ich bin doch nicht irr? Ich bin doch in Saint-Fargeau, guter Herr?“ — Der gute Herr erwiederte rauh: „Es iſt hier kein Platz; wahrlich, Madame, wenn Sie nicht zu dem Gefolge gehören, ſo darf und kann ich Sie nicht aufnehmen“ — „Sie müſſen,“ entſchied die Dame, welche von Männern keinen Widerſpruch gewohnt ſein mochte, und ſah dem verdrießlichen Guilloire mit herzgewinnender Freundlichkeit in's Auge; „weiſen Sie mir nur ein kleines Plätzchen an, ich bin die Genügſamkeit ſelbſt, und noch dazu auf der Flucht.“ — „Ich weiß keinen Rath,“ ſtöhnte Guilloire, denn eben rieſen wieder zwanzig Stimmen ſeinen Namen, „ich falle um vor Müdigkeit! beim Weltuntergang kann es nicht ſchlimmer hergehen.“ — „Freilich iſt unſere Welt untergegangen,“ ſeufzte die Dame, „die Helden und Heldinnen der Fronde ſchweifen umher, wie die Ritter und Frauen im raſenden Roland, aber weil es ſo gar ſchlimm geht, muß es nothwendig beſſer werden, und ich vertraue auf meinen Stern.“ — „Mit Recht,“ fiel Molière ein, „wo Euere Sternenaugen leuchten, findet Ihr überall Diener und gehorſame Unterthanen.“ — „Das ſcheint doch hier nicht der Fall zu ſein,“ meinte die Schöne, und wandte ſich nun mit ihrem Anliegen von dem mürriſchen Guilloire zu dem willigen, jungen Manne, der aber auch keinen Rath wußte, denn in das Zigeunerlager ſeiner Geſellſchaft wagte er die feine Fremde nicht zu führen. (Fortſ. f.)

Miſſiſſippibilder und Abentheuer.

(Fortſetzung).

Ich ſah ihm lange nach und dachte, wenn ich vielleicht bald hinterdrein ſchwömme, mit dem Wespenſtich eines Banditen in der Bruſt, wandernd zum Golf, ohne die Floſſen zu regen, — mit Eckel dacht' ich, wie dann ein grinſender Jankey Taback auf mich wehrloſen Schwimmer ſpritzen werde. Es iſt doch ein groß Herzeleid, zu ſterben ſo fern von der Hütte, in welcher du geboren biſt, ſo fern von liebenden Händen, die über deine müden Augen den Vorhang der Wimpern herablaſſen, weil ja die Komödie ausgeſpielt iſt! Es iſt ein Grauen mit ſolchen offenen Augen wie ein wüſter Nachtwandler den Miſſiſippi zu bewandern!

Ach! es iſt ein trauriges Vorrecht des einſiedleriſchen Unglücklichen, daß wie die Hoffnungen und Wünſche nur über ſeine Seele ziehen, Zugvögeln gleich über das Meer ohne Blätter und Moos und weiches Rehhaar zu bringen für ein Neſt auf lange Zeit — ſo auch die Furcht!

Es gibt verfeite Plätze im Wald, die kein Regen netzet und kein Thau; im Walde gibt's Ruinen mit ſchwarzen Thürmen, die ſo böſem Zauber verfehmt ſind, daß ſelbſt der Uhu, der König der Nacht, ſie ängſtlich meidet, und ſeine Pagen, die Fledermäuſe, mit Schrecken vorüberflattern!

Ja! man hat mir geſagt, es gäbe ruinenhafte Männerſeelen unter ſo mächtigem Bann, daß ſelbſt der Uhu des Schauders ſie ſchaudernd vermeidet!

Ich aber glaube das nicht! Ich pflege meine Ängſte wegzubeten. — Dann trat ich mit einem anſtändig langweiligen Geſicht zurück in die Geſellſchaft der Banditen. Dieſe hatten die Karten beiſeit gelegt und die

Meſſer gezogen, um ein Scheibenwerfen zu halten, — zum Vergnügen und zur Ausbildung im Fach.

Jeder Amerikaner im Weſten trägt ein dolchartiges Meſſer, das aufgeſchlagen einen feſten Rücken hat, und durch den Druck einer Feder zuſammengelegt wird, wie ein gewöhnlicher Taſchenkneif. Jeder Amerikaner liebt es, mit ſeinem Meſſer zu ſpielen und zu ſchnitzeln, und die Dampfböte tragen die Spuren dieſer kindiſchen Liebhaberei ſo ſehr, wie bei uns zu Land die Gemächer, in denen eine unglückliche Jugend mit Gelehrſamkeit gefoltert wird.

Der Mexikaner, der Miſſiſſippibandit und der zu New-Orleans, haben eine ſeltene Fertigkeit, dieſe Meſſer ſo zu werfen oder zu ſchnellen, daß ſie mit Sicherheit und tödtlicher Kraft ein Menſchenherz auf acht Schritte weit treffen. Das Meſſer wird in die hohle Hand gelegt, und eine unmerkliche Bewegung der Sehnen am Fauſtgelenk ſchleudert die Spitze des Geſchoſſes ſo tief in's Ziel, daß der weiße Griff noch lange zittert. — Dieſe Klingen ſind vom vorzüglichſten Stahl und kommen faſt alle aus engliſchen Fabriken, obwohl ſie nur ſelten im engliſchen Detailhandel im Lande ſelbſt getroffen werden.

Die Banditen im „Rapide“ warfen nach einer Scheibe, die ſie mit Kreide auf die Bretterwand der Steerage verzeichnet hatten. Zum Scherz ließ einmal der hagere Mörder von Newgate ſeine Klinge dicht neben dem Ohr des einen Deutſchen vorbeiziſchen. Der arme Menſch, dem die Angſt zugedacht war, wurde von derſelben in's Herz getroffen, und kroch mit einem bleichen Geſicht hinauf zu ſeinem Lager. Ihm folgten ſeine beiden Kameraden, ſich verkriechend hinter den Brettern, wie unter Kaſematten.

Schon näherten wir uns St. Louis, und noch waren den Gaunern alle Spekulationen auf die Börſen der Deutſchen fehlgeſchlagen. Wirklich ſchienen ſie das Mährchen von der Armuth ſo lange zu glauben, bis ſie auf unzweideutige Beweiſe vom Gegentheil ſtießen. Sie hatten die Menge Kiſten, welche die Deutſchen als vermögende Anſiedler für den Miſſouri bei ſich führten, zur Effektenmaſſe des Engländers gerechnet. In dieſem Wahne hatten ſie keine Verſuche gemacht, ſich derſelben zu bemächtigen: denn der Engländer wird geachtet und gefürchtet; er bringt die Kenntniß der Landesſprache mit und iſt im Stande, vor der Court ſein Recht zu behaupten. Ganz anders iſt es mit dem Deutſchen.

Kaum hatten die Banditen vom Britten erfahren, daß die Maſſe Gepäck den Deutſchen gehöre, als ſie ungeſäumt zuſammentraten, während ihre lüſternen Blicke die Gegenſtände ihrer Raubſucht betaſteten. Dieſe Dinge erſchienen ihnen plötzlich viel reizender, da die Möglichkeit des Raubes ſich aufthat, ſo wie in den Augen eines Wüſtlings eine Frau ſich auffallend verſchönt, wenn ihm geflüſtert wird, ihr Ruf ſei ſchlecht.

Ich hatte genug von der leiſen Berathung verſtanden, um den Zweck derſelben zu kennen, aber nicht genug, um die Mittel zu erfahren. Ich empfahl den Deutſchen Achtſamkeit, und ſie poſtirten ſich auf ihre Güter mit Geſichtern, die ein ſeltſames Ragout aus Ängſten und verunglückten Efforts zu Courage bildeten. — —

Es war Mitternacht, als am Werft zu St. Louis die heulenden Dämpfe entlaſſen wurden, wie Hexen aus dem Schornſtein ſtürmend. Die meiſten Paſſagiere verließen ſogleich das Boot; mit ihnen auch der Engländer. Nur die Deutſchen ſaßen unbeweglich feſt auf ihren Koffern, wie verblüffte Enten auf dem Neſt, über welchem der Habicht kreiſet. Ganz unbekannt in der Stadt, konnten ſie um Mitternacht weder ein Gaſthaus ſuchen, noch hülfreiche Hände zur Fortſchaffung ihrer Effekten finden.

Die Banditen leiſteten gütigſt Geſellſchaft. Nur einer war gegangen, um bald mit einem Flaſchenkorb zurückzukehren. Der blatternarbige Voiteur nahte mit einem der Gefäße den Deutſchen und offerirte ſehr freundlich ein Gläschen. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

*** Kampf für und gegen den Talmud. — Auch das Fieber der Polemik greift jetzt urgewaltig um ſich. Wie aber die Cholera von Oſten nach Weſten, ſo breitet jene Kreiſe ſich von Abend nach Morgen, vom modernſten Rationalismus nach dem altorientaliſchen Dogmatismus aus. Während in einer nordamerikaniſchen Stadt zwei Predigtamts-Candidaten mit Prügeln um die Kanzel gekämpft, während in Deutſchland ein muthbitzender Hegelianer mit Juden und Andern aller Art einen ſchweren Strauß zu beſtehen, hat nun in der Univerſal-Kirchenzeitung vom 30. v. M. ein israelitiſcher Ritter mit geſchloſſenem Viſir den „Fehdehandſchuh aufgenommen,“ den einer ſeiner Stammgenoſſen zu Anfang d. J. in 30 antitalmudiſtiſchen Theſen dem Rabbinismus hingeworfen. Dieſen Theſen ſetzt jener Ritter 15 andere entgegen, von denen die erſte lautet: „der Talmud (Miſchnah und Gemara) iſt der Ausleger der Thora und bildet das mündliche Geſetz Moſis.“

*** Katholizismus und Preßfreiheit in Belgien. — Wie wenig Katholizismus mit Preßfreiheit ſich verträgt, zeigt ſich jetzt recht augenſcheinlich in Belgien. Die Verfaſſung ſichert allgemeine Preßfreiheit; die orthodoxen Katholiken dagegen wenden alles auf, nur ſolche Bücher bei der katholiſchen Bevölkerung aufkommen zu laſſen, welche die geiſtliche Cenſur durchlaufen haben. So berichtet der Conſervateur Belge, „die dortige Geſellſchaft zur Verbreitung guter Bücher gehe fortan unter biſchöfliche Leitung über, ſo, daß künftig kein Buch von jener Geſellſchaft ausgegeben werden dürfe, welches nicht die beſondere Genehmigung der geiſtlichen Behörde erhalten.“

*** Neuer Schnellwagen von Dietz in Brüſſel. — In dieſen Tagen ſah man zu Brüſſel ein Fuhrwerk von der Erfindung des dort wohnenden Mechanikus Dietz. Vier aneinanderhängende Wagen, jeder mit fünfzehn Perſonen beladen, jeder mit 6 unter dem Kaſten angebrachten Rädern, fuhren — zuſammen nur mit 4 Pferden beſpannt — im Galopp dahin, und wie der Lynx verſichert, ſollen dieſe Wagen alle Meſſagerien in jeder Hinſicht übertreffen. Hr. Dietz verſpricht, durch einen zur Fortbewegung anzubringenden Remorqueur alle Schwierigkeiten zu überwinden, welche bisher ſich dem Gebrauche des Dampfes auf Pflaſterſtraßen entgegengeſtellt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 222. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 20. September.

Miſſiſſippibilder und Abentheuer.

(Fortſetzung).

Plötzlich blitzte mir ein Licht durch die Höhle des verbrecheriſchen Vorhabens.

„Trinkt nicht!“ rief ich, „es iſt Gift oder Schlaftrunk!“ Der Hinkende warf mir einen Blick wie Gift zu und dolmetſchte den Kameraden meine Worte.

Es brannte nur eine Wallrathkerze in der ganzen Steerage. Durch die Dämmerbeleuchtung ſtreifte der lange Bandit aus Newgate, ſchon halb berauſcht, einen zornfunkelnden Blick längs der Gallerie, ſpähend nach dem Unverſchämten, der den ſichern Plan vernichtet. — Es war Zeit, daß ich aus meiner Loge hinabſprang, um freie Gewalt über Glieder und Waffen zu gewinnen.

Der Mordgeſelle ergriff mit der Linken die verhängnißvolle Flaſche; aus ſeiner Rechten ſtach die Spitze eines aufgeſchlagenen Meſſers.

„Trink du ſelbſt!“ rief er, als er vor mich getreten, „trink oder iß!“ Er meinte den Stahl.

Ich hatte mich nicht entkleidet gehabt und trug am Gurt um meine Hüften eines jener kurzen Seitengewehre, wie man ſie auf Saujagden in meinem Vaterlande führt, ein **couteau de chasse**, das weder zu lang iſt für die raſcheſten Griffe, noch zu kurz, um nicht in's innerſte Gemach des Körpers zu dringen, und allda das Leben zu ſpießen. Im Rückwärtsſprung hatte ich die Klinge gezogen, und jetzt ſprang ich den Schritt wieder vorwärts zum Banditen, über welchen ſein Rauſch mir ein entſchiedenes Übergewicht verlieh.

Es war zu dunkel, um mit den Blicken die Spitze des feindlichen Stahls zu hüten. Das iſt auch am Tage nicht die beſte Manier. Haben Sie vielleicht in einer Schlucht der Abruzzen einem rothjackigen und ungewaſchenen Banditen gegenübergeſtanden? Oder haben Sie nur in einem zahmen und gemüthlichen deutſchen Zimmer, worin warmer Rumthee und ein Pflaſterdoktor zur Hand waren, mit einem halbnackten und halbbepanzerten Studenten die Klinge gekreuzt? Dann werden Sie wiſſen, daß ehe das körperliche Handgelenk den Hieb thut oder den Stoß, die Seele einen Arm hebt, um zu ſtoßen. Sie gewahren das deutlich durch die Augen Ihres Gegners, wie durch ein geöffnetes Fenſter. — —

Das Fenſter, durch welches ich die Mörderſeele fixirte, war blind angelaufen vom heißen Hauch des Weingottes. Der wüſten Seele ward's im wüſten Gemach ſo unheimlich, wie dem Raubthier in der Höhle, wenn Jägeraugen hineinſchauen. Dann zieht die Beſtie halb aus Furcht und halb zur Vertheidigung den Körper in einen Ballen zuſammen, und rutſcht ohne ſichtbare Bewegung zurück in den innerſten Schlupfwinkel.

Der Bandit glitt zurück, ohne daß man ihn ſchreiten ſah. Doch jetzt avancirte die ganze Bande als ſein Hülfschor, mit funkelnden Klingen, wie ein Trupp Wölfe mit gefletſchten Zähnen, und es ſchien um mich geſchehen, wenn nicht ein **deus ex machina** mich rettete.

In der Dämmerung des Abends war ein fremder Mann in's Boot gekommen und hatte ſich gleich in eine der Schlaflogen gelegt, ſtumm, ſo lange er wachte. Als er aber entſchlummert war, hatte man ſchwere Schlafſeufzer und zorniges Traumgemurmel gehört, zwiſchen das Murmeln waren volltönige ſpaniſche Flüche gefallen, wie gewichtiger Tropendonner zwiſchen das träumeriſche Rauſchen der Nacht. Dann hatten die Banditen aufwärts gehorcht und ein geflüſterter Name war von Munde zu Munde gegangen, ſchnell und leiſe wie Schwalbenflug.

Zwiſchen meine Angreifer und mich fiel etwas hinab von oben, — ein dunkler Ballen, während das Weſen die Luft zertheilte, — eine ſchwarze Athletengeſtalt, als es ſtand und einen gebietenden Arm ausſtreckte. Vor dem Wink des **diabolus ex machina** erſtarrte die Bande zur unbeweglichen Gruppe, und nun blickte der Höllengott auf ſie und mich mit ſolchen dunkeln Augen, wie ſie der bodenloſe Abgrund einer Gebirgsſchlucht hat. Wer einen Schritt vorwärts gethan, den hätte der Abgrund verſchlungen.

Der Dunkle ergriff die Kerze und hielt ſie ſo dicht in mein Geſicht, daß etwas Bart zu Aſche wurde.

Fragt der Leſer, welcher Geiſt in dieſer Nachtgeſtalt wohne, und mit welchem Namen die Menſchen ſie getauft?

„**The Earl!**“ flüſterte es unter den Banditen. „**Mr. Black!**“ ziſchelten andere Stimmen.

Mein Präceptor ſagte mir ſtets, nur auf einem guten Gewiſſen ſchlafe ſich's feſt und lange. O dann hat der Earl eine Primaſorte von Gewiſſen; denn trotz dem Ziſchen der Keſſel und dem Brauſen der Räder und dem Geſchrei der Entenflinten hatte er einen tiefſinnigen Schlaf gethan. Solche Muſik und die Stimme des Meerſturms iſt vielleicht der liebſte Schlafgeſang des Meiſter Schwarz, und die Sonne mag ſeine Nachtlampe ſein. Das lullt ihn in wiegenhafte Träume, und wenn ein kreiſender Jäger im Miſſiſſippiwald ein Übriges thut und ihn anheult, dann phantaſirt der ſchlafende Earl von einer Serenade, die ſein ungetreues Spaniermädchen ihm bringt, und hohnhaft ſieht man es zucken über ſeine Lippen.

Das Leben iſt dem Mr. Black ein alberner und bornirter Präceptor geweſen; das Leben hat ihn durch Unglück erziehen wollen. Aber Mr. Black iſt keine Ente, die während des Sturmes einen ſcheuen Kopf in den Moraſt ſteckt und die Schloßen mit dem Stock parirt; er iſt auch keine Duenna, die Gebete plärrt, wenn der Himmel wie ein beſoffener Wachtmeiſter donnerwettert, — nein, dieſer ſpaniſche Earl iſt ein Sturmvogel, der je höher ſteigt, je dichter die Donnerkeile des Unglücks auf ihn fallen. Da iſt er während anhaltenden Unwetters ſo hoch gelangt, wo es keine Wolken und Donnerberge mehr gibt, ſo hoch, daß er aus ſeinem Chimboraſſoniveau das Meer nicht vom Lande unterſcheidet, noch den Menſchen vom Wolf, noch die Tugend vom Laſter. Da oben jagt er wie ein melancholiſch wahnſinniger Adler, wie ein Meteor, und wenn's ihm gelüſtet zu fallen, ſo ſchlägt er, wie ein Meteorſtein, klaftertief in die Erde, auf was er fällt.

Als Mr. Black mit der Kerze vor mir ſtand, ſtieß ein kurzer Nachtwind durch die offenen Fenſter des Bootes, und während er wühlte in den flatternden Locken der Nachtgeſtalt, ſauſ'te und brauſte es aus dem [illegible], wie [illegible] [illegible].

Soll ich das Kerzenlicht werfen über die Formen der Nachtgeſtalt? Nein, ich habe zu dieſer Stunde nichts geſehen an dem ganzen Mann als Auge und Locken; die Geſtalt erſchien mir als ſchwarzes Rieſenauge beſchattet von flatternden Wimpern.

Mr. Black und ich wechſelten zwei lange Blicke; ſie boten ſich Liebe und nahmen Liebe, und unſer Handſchlag war ein Eid der Treue.

Und wie kam ich friedfertig polizeigemäßer Menſch zur Liebſchaft mit dieſem Sirocko? O! das Herz iſt ein ſonderbar eigenlaunig Weſen! Das Herz hält nicht ſtill, wenn die Leichenmänner mit der philoſophiſchen Sonde kommen, um ſeine Geheimniſſe zu erforſchen! Wie kam denn die ſtille und zärtliche Wolluſt Sophie zur Liebſchaft mit dem lauten Sturmwind Mirabeau?

„Unſere Liebe iſt noch jung,“ ſagte der Earl, „und ich will ſie nicht kränken, daß ich dieſen Prairiehunden befehle deiner zu ſchonen.“

„Thut mit dieſem Manne, wie euch beliebt; er wird euch thun, was ihm beliebt.“

So ſprach er zu der Meute der Rothen, ging an den Rand des Bootes und ein weiter Sprung führte ihn auf das Steinpflaſter von St. Louis, allwo in der Stille der Nacht ſeine Schritte langſam verhallten.

II.

Beim Herrn Lux in St. Louis.

Im Mittelpunkte der Miſſiſſippiſtraße liegt ein kleines Haus, in welchem man zu Zeiten ſo wilde Geſichter ſieht, daß die wildeſten rothen mit Kriegsmalerei noch friedfertig dagegen erſcheinen. Das iſt der Bar des Mr. Luchs, eines alten Pelzjägers, und der Lieblingsort der Büchſenſchützen von den **rocky-mountains**.

Wenn man in dies Häuschen tritt, ſo findet man ſich in einer Trinkſtube, und am Ladentiſche findet man einen unterſetzten Mann von feſter Geſtalt, daß die Maſſen derſelben mit Keulen zuſammengeſchlagen ſcheinen. Im Geſichte dieſes Mannes ſieht man viele Gruben oder Grübchen, in denen aber niemals die Grazien gewohnt haben, ſondern die Pocken. Dieſe Grübchen ſtehen dieſem Geſichte wie Hammerſchläge, die ein ungeſchickter Schmidt beim Ausarbeiten deſſelben zu tief in das Eiſen geſchlagen, und über dieſe Pockenhöhlen werfen zwei verrenkte, ſchielende Augen ein grünes Licht.

So ſtark der Körperbau dieſes Mannes iſt, ſo wenig fleiſchig iſt er. Die Flechſen liegen wie Taue auf ſeinen Gliedern, und die Muskeln ſind zäh und hart wie Flechſen. Es iſt ein Körper, der während vieler Jahre unter den Gluthen der amerikaniſchen Sonne trainirt iſt, wie das Rennpferd, das Alles ausſchwitzen muß, was nicht Knochen oder Sehne iſt.

Das iſt Herr Lux, der alte Jäger vom Felſengebirge, der in frühern jungen Jahren dem wilden Leben und blutigen Handwerk mit einer Art Phantaſterei nachgehangen hat. Doch jetzt iſt er zu Verſtand gekommen, und verlacht alle Schwärmerei und liebt einzig das Geld.

Herr Lux erfreut ſich einer guten Geſundheit. Er hat, umgeben von feindlichen Indianern, einen Tag lang bis an die Unterlippe im faulenden Moraſt geſteckt, — zugleich mit manchem Kaiman — und er hat oft ſeine Glieder auf das Eis der Felſenberge zum Schlafen geſtreckt; er hat mit Bären in einer Höhle gelegen; auch hat er einſt, als er fluchend nach dem letzten Cent geſucht, nichts in der Weſtentaſche gefunden, als eine junge Klapperſchlange.

Herr Lux gleicht keinem Geſchöpfe mehr als einem Luchs. Bisweilen ſieht er auch aus wie ein Zauberluchs, nämlich wenn er hinter dem Bar ſteht, und es mit bloßem Drucke ſeiner Finger veranſtaltet, daß das dürre Ladenholz Porter ſprudelt oder Whiski; dann thut er mehr mehr als Moſes, der nur wohlfeiles Waſſer ſpringen ließ. — —

Ich traf es ſo glücklich, daß ich gerade eine Compagnie neu geworbener Pelzjäger fand, die Tages darauf abfahren ſollten, und nun die letzte Nacht mit Trinken zuzubringen gedachten. Sie hielten ihren Vorſatz getreulich, und ſetzten den Herren Lux in ſolche Thätigkeit, daß der Budentiſch nicht aufhörte, Fontainen von Spiritus zu treiben.

Unter der buntſcheckigen Rotte, die in mehr als ſechs Sprachen durch einander redete oder fluchte, ſuchte ich beſonders nach irgend einem alten Abenteurer, der ſchon eine Dienſtzeit von ſieben Jahren da oben geweſen, und mir Dinge erzählen könnte, die des Aufhorchens werth ſind. Ich fand bald an Geſicht und Kleidung meinen Mann heraus — einen Geſellen mit graumelirtem Haupthaar, an deſſen ungefärbter Lederkleidung ſo viel Blut klebte wie Schmutz. Lächerlich! dieſer alte Wolf der Wälder hatte die Eitelkeit gehabt, ſich in St. Louis einen modernen weißen Strohhut zu erhandeln, und Roſabänder vom alten Mörderſchädel flattern zu laſſen. Sein breites Maul und ſeine gierigen Augen unter der Krempe erinnerten mich an den Wolf, der die Sonntagshaube Großmütterchens auf den Kopf geſtülpt, um das Rothkäppchen zu freſſen. Im Übrigen war er in Büffelhaut gekleidet. Ein kurzer Kaput war mit Riemen vom gleichen Zeuge oder vielleicht mit Wolfsflechſen beſetzt, wie eine Kurtka mit Poſamentarbeit. Dieſer Rock, der nur bis auf die Hälfte der Schenkel reichte, ſchloß ſich an eine enge Ledermodeſte, und den Reſt der Bekleidung machten zwei Gamaſchen aus Büffelhaut, die zugleich die Schuhe enthielten. Um den entblößten Hals des Mannes war wie ein Bandelier ein Seil geſchlungen, und darin hing, wie ein Orden, eine kleine Axt. Neben derſelben, im Gürtel um dieſe Venustaille, ſteckten zwei Meſſer und eine Piſtole.

Das iſt die Uniform der Männer von den Felsbergen.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

.*. Die religiöſe (akatholiſche) Traktatengeſellſchaft für Frankreich, welche am 10. April ihre 15te Jahresverſammlung gehalten, hat, dem dabei erſtatteten Bericht zufolge, in 15 Jahren fünfthalb Millionen Traktätlein verbreitet; im letzten Jahre wurde eine halbe Million derſelben von den Freunden begehrt. Das Comité hat 6 neue Traktate in ſpaniſcher Sprache den 10 ſchon vorhandenen beigefügt; es will auch ſolche in italiäniſcher Sprache herausgeben. Der von der Geſellſchaft herausgegebene „Almanach des bons conseils“ iſt, wie im vorhergehenden Jahre, in 61,000 Exemplaren aufgelegt worden. Die Jahreseinnahme beſtand in 23,754, die Ausgabe in 22,314 Franken. In Rom ſind zwar die Traktate in den Index gekommen, und in Frankreich haben zwei biſchöfliche Faſtenbriefe vor der Geſellſchaft und ihrem reformatoriſchen Werke gewarnt; dennoch ſollen ihre Traktätlein, in Kaſernen, Gefängniſſen und ſonſt an manchen öffentlichen Orten ausgetheilt, ſchon viel Gutes geſtiftet haben.

.*. Kairwan und eine mahomedaniſche Prophezeiung. — In der eben erſchienenen erſten Lieferung der „Reiſe des evang. Miſſionars C. F. Ewald von Tunis nach Tripolis“ leſen wir S. 49 Folgendes: „Nur eine Tagereiſe von Munaſtir liegt die ſehr berühmte Stadt Kairwan. Daſelbſt befindet ſich das Grab eines Jugendfreundes Mahomed's, und die größte und ſchönſte, mit 500 Granitſäulen geſchmückte Moſchee der Berberei. Dahin wallen die Pilger, denen es nach Mekka zu reiſen nicht vergönnt iſt. Die Sage behauptet: „„einſt werde Mekka in die Hände der Chriſten fallen, und dann werde Kairwan der große Wallfahrtsort der Moslemin werden.““ . . . Der Ort wird für ſo heilig gehalten, daß kein Chriſt ohne ganz beſondere Erlaubniß des Bei und dann nur unter Begleitung von mehreren Mamelucken dieſe Stadt betreten darf . . . In der Kapelle, die über das Grab des Heiligen gebaut iſt, wird Tag und Nacht der Koran geleſen.“

.*. Herſtellung von Latour-d'Auvergne's Grabmal. — Der König von Baiern hat verfügt, daß das Grabmal des tapfern Latour-d'Auvergne zu Neuburg des Helden würdig ausgeſchmückt und die Inſchrift deſſelben: „à la memoire de Latour-d'Auvergne, premier grénadier de France, tué le 8 messidor an VIII. de l'ère républicaine 27. Juin 1800 — in Erz gegoſſen werde. Mit Recht wird hierbei an die Worte erinnert, womit ein Feiergeſang für junge deutſche Helden ſchloß, die 1814 in Frankreich zur Erde beſtattet wurden:

„Wer ſeinen Tod im heil'gen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erd' im Vaterland.“

.*. Groſſelin's Syſtem der Univerſalſprache. — Herr Hip. P. bringt im Journal de Commerce vom 29 v. M. zur Anzeige, daß von Hrn. A. Groſſelin ein Syſtem der Univerſalſprache ausgearbeitet worden. Einleitend bemerkt er: „jedes Jahrhundert hat ſeine herrſchenden Gedanken. Einheit iſt das Ziel, welchem in unſeren Tagen alle Arbeiten der Geſchichte und der Wiſſenſchaft zuſtreben (convergent), — iſt das Ziel, welches man immer verfolgt, und welches zu verfolgen man vielleicht auch dann noch wohl thut, wenn die Hoffnung es jemals zu erreichen ſchon verſchwunden wäre. Die Einheit iſt auch der Traum jener großherzigen Menſchen, welche auf der Erde jene allgemeine Verbrüderung zu verwirklichen ſtreben, die, in den Verheißungen des Evangeliums geſchrieben, von Vielen nunmehr im Himmel erwartet wird. Von den zahlloſen Schwierigkeiten, die zu überwinden, um zu jener Communion aller Glaubensmeinungen, Civiliſationen und Intereſſen zu gelangen, ſcheint aber eine grundweſentliche zu ſein; — ſie beſteht in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Sprachen.“ Daß aber Hrn. Groſſelin's Erfindung nicht geeignet, dieſe Schwierigkeit zu beſeitigen, geht hinlänglich aus dem darüber erſtatteten Bericht hervor.

.*. Die Israeliten in Böhmen, Frankreich und Holland. — Wir leſen im Journal de Commerce vom 1. d. M., daß der General-Gouverneur von Böhmen ein Rundſchreiben an die Kreishauptleute erlaſſen, um ihre Anſichten einzuholen über die Maaßregeln, die zur Verbeſſerung der Lage der Juden zu ergreifen ſeien. Bei dieſer Gelegenheit bemerkt das franzöſiſche Blatt: „die durch die franzöſiſche Revolution entwickelten Grundſätze haben den religiöſen Vorurtheilen einen derben Schlag verſetzt, die noch in allen Ländern, ſelbſt einem Theile von Frankreich mit einbegriffen, gegen die Israeliten beſtehen, und es wird noch großer Anſtrengungen und vieler Jahre bedürfen, um die Schranke niederzuwerfen, die zwiſchen ihnen und den Chriſten zum wenigſten im Geiſte der Maſſen, beſteht . . . Nächſt Frankreich beſitzen die Juden in Holland geſetzlich die meiſten Rechte; — das Geſetz ſieht ſie als Bürger, nicht als Glaubensgenoſſen an. Aber die geſellſchaftlichen Vorurtheile ſind ausſchließender, und ſowohl im geſelligen als im Geſchäftsleben halten noch Viele, ſelbſt aus den höheren Ständen, die Religionsunterſchiede feſt."

⁂ **Engliſche Muſik.** — Méry, bei Beſchreibung eines Feſtaufzugs der Mäßigkeitsgeſellſchaft zu Liverpool in der Revue de Paris, macht folgende Bemerkung: „Ich bin ganz vernarrt in die engliſche Muſik. Jeder Executirende ſpielt mit einer Unabhängigkeit, welche mir zu ganz beſonderer Freude gereicht; — arbeitet für ſich und kümmert ſich wenig um ſeine Nachbarn. Ein engliſches Orcheſter beſteht aus einer Menge von Solo's, die nicht jene Monotonie des Enſemble's haben, welches man in der Oper und bei den Italiens zu bewundern pflegt. In der That, ein engl. Künſtler hat nicht auf ſeine Bürgerrechte verzichtet; indem er eine Klarinette oder ein Horn zur Hand nimmt, ſteht es ihm frei, nach ſeiner Phantaſie zu ſpielen und den Despotismus eines Direktor des Orcheſters von ſich abzuſchütteln; alle Tyrannei iſt ihm verhaßt. Ein Orcheſter bei ihnen iſt wie eine repräſentative Harmoniekammer, wo jedes Mitglied ſeine Freiheiten bewahrt und in die Noten-Urne legt, was ihm gefällt. Fürwahr, dieſe ſymphoniſche Freiheit führt oft ziemlich ernſte Mißlichkeiten für die Zuhörer herbei; aber auch die Zuhörer haben ja das Recht, — nicht zuzuhören." ..

⁂ **Die evangeliſche Geſellſchaft von Frankreich**, welche am 19. April ihr viertes Jahresfeſt zu Paris begangen, hat viererlei Arbeiter, die ſie Herumträger (colporteurs), Evangeliſten (évangélistes), evangeliſirende Lehrer (instituteurs) und Diener des Wortes (ministres) nennt. Im erſten Jahre ihrer Entſtehung (1833) konnte ſie nur 6 Arbeiter ausſenden, 1834 ſchon 17, im J. 1835 ſtieg deren Zahl auf 30, und im v. J. auf 43, nämlich 12 colporteurs, 9 instituteurs, 8 évangélistes, und 14 ministres. Ihre Einnahme betrug im v. J. 57,073, die Ausgabe 59,223 Franken. — Der Zweck der Geſellſchaft iſt, wie ſie ſelbſt verſichert, „die evangeliſchen Wahrheiten in Frankreich zu verbreiten, ohne Unterſchied des Cultus." Unter jenen Wahrheiten verſteht die Geſellſchaft: „den Sündenfall des Menſchen und ſeinen Zuſtand der Verdammniß, die Rechtfertigung durch den Glauben, die Wiedergeburt und die Nothwendigkeit der Heiligung, d. h. das Heil als Werk der Gnade und Barmherzigkeit des dreieinigen Gottes." — Obgleich nun von katholiſchen Geiſtlichen das Leſen des neuen Teſtamentes als eine Ketzerei verdammt und die heilige Schrift den Flammen preisgegeben worden, ſollen doch im v. J. nicht weniger als 100,000 Exemplare derſelben in Frankreich verbreitet worden ſein.

⁂ **Sigalon.** — Der Temps bringt die traurige Kunde, daß Herr Sigalon, der unlängſt jene treffliche Copie vom jüngſten Gericht Michel Angelo's gefertigt, die nun in der Ecole des beaux arts zu Paris bewundert wird, am 16. v. M. zu Rom von der Cholera hingerafft worden.

⁂ **Die Geſellſchaft zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden** in England hat im v. J. etwas über 350,000 Franken eingenommen. Die Zahl der jetzt durch ihre Bemühungen getauften Juden beläuft ſich gegenwärtig auf 231.

⁂ **Statiſtik der jährlichen Produktionen Frankreichs.** — Die Débats ſchlagen wahrſcheinlich aus zuverläſſigen Quellen ſchöpfend, den Werth der jährlichen Produktionen Frankreichs auf 6 Milliarden Franken an, wovon

auf	Getreide	1,900	Millionen	Franken
„	Fabriken und Manufakturen	1,400	——	—
„	Wein	800	——	—
„	Wieſenwachs	700	——	—
„	Hausthiere	650	——	—
„	Gemüſe und Früchte . . .	262	——	—
„	Holz	141	——	—
„	Mineralien	97	——	—
„	Flachs und Hanf	50	——	—
		6000	Millionen	Franken.

⁂ **Elektriſche Leuchte.** — Das „Echo du Monde savant" verſichert uns, daß ein Phyſiker jetzt — buchſtäblich genommen — das Licht auf Flaſchen gezogen habe. Da er wahrgenommen, daß der leere Raum, wenn man ihn elektriſire, leuchtend werde, hat er eine Glaskugel von 3 Zoll im Durchmeſſer mit einem Hals von 30 Zoll Länge fertigen laſſen, ihn mit Queckſilber gefüllt und dann umgeſtürzt, um ihn auszuleeren. Das Queckſilber ſank nieder und hielt ſich auf 28 Z. in dem Halſe. Nun wurde die Kugel über dem Merkur hermetiſch mit dem Löthrohr geſchloſſen, und der hierdurch gewonnene leere Raum durch eine galvaniſche Säule mit Elektrizität gefüllt. Die auf dieſe Weiſe leuchtend gewordene Kugel wurde an der Decke eines Zimmers befeſtigt, wo ſie nun eine künſtliche Sonne bildet, die aber die Augen nicht blendet.

⁂ **Fitzwilliam-Muſeum zu Cambridge.** — Lord Viscount Fitzwilliam hat der Univerſität Cambridge 100,000 Pf. Sterling vermacht, von deren Intereſſen ein Muſeum erbaut werden ſoll, beſtimmt, die Sammlung aufzunehmen, die er dieſer Univerſität geſchenkt hat. Der Bau wurde vor zwei Jahren nach dem Plane von Georg Baſevi jun. begonnen, und ſchreitet jetzt ſeiner Vollendung entgegen.

⁂ **Vorraphaeliſche Galerie im Vatikan.** — Den Kunſtfreunden iſt ein neuer Genuß im Vatikan dargeboten. Der Papſt hat eine Sammlung vorraphaeliſcher Gemälde, von denen der größte Theil früher im Beſitze des Grafen Mariotte war, im Saale Braccio Chiaramonti aufſtellen laſſen. Es finden ſich darunter Bilder von Cimabue, Doſſi, Giotto u. ſ. w.

⁂ **Dr. Krauß über Kartoffelbranntwein.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 28. v. M. wurde u. a. eine Abhandlung des Dr. Krauß von Düſſeldorf über die ſehr nachtheilige Wirkung des Kartoffelbranntweins verleſen. Namentlich ſchreibt er das Ueberhandnehmen des delirium tremens dem häufigen Gebrauche deſſelben zu, und bemerkt, $^3/_4$ der in Schweden, und $^1/_2$ der in Rheinpreußen, ſo wie ſehr viele der in Rußland begangenen Verbrechen ſei dem Mißbrauch des Branntweines zuzuſchreiben.

⁂ **Kunſtverein in England.** — Die den deutſchen Kunſtvereinen nachgebildete engliſche Art-Union zählt erſt 300 Mitglieder, und hat für die, von denſelben im erſten Jahre ihres Beſtehens zuſammengeſchoſſenen 300 Guineen neun Gemälde, faſt lauter Landſchaften und davon drei in Waſſerfarben, zur Verlooſung unter die Intereſſenten gekauft.

⁂ **Die proteſtantiſche Bibelgeſellſchaft zu Paris** hat am 19. April d. J. ihr 19tes Jahresfeſt begangen. Im v. J. ſind 2871 Bibeln und 5431 neue Teſtamente ausgetheilt worden. Die Einnahme belief ſich auf 57,300 die Ausgabe auf 40,095 Franken.

⁂ **Portugieſiſche Journaliſtik.** — Dem Morning Chronicle zufolge ſenden die Haupt-Journale der verſchiedenen Partheien in Portugal wöchentl. von Liſſabon in die Provinzen:

Examinador und Correio (chartiſtiſche Blätter) zuſam. 7740 Ex.
Diario „ Nacional (demokrat. —) — 4290 „
Ecco (Miguelist. Blatt) . . . . — 2410 „

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 223. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 21. September.

Schloß Saint-Fargeau.

(Fortſetzung).

„Iſt denn die Marquiſe von Fiesque noch nicht angekommen?“ fragte endlich die Dame. — „Ja, zur Strafe unſerer Sünden,“ verſetzte Guilloire, „die kleine Alte iſt ſchlimmer als der Teufel, und wenn Sie zu ihr gehören, ſo ...“ — Die Fremde betrachtete ihn nicht weiter und Moliérens Arm faſſend, ſagte ſie: „Bringen Sie mich nur zu ihr, Sie ſcheinen wohlwollender gegen arme, fahrende Ritterinnen, als jener widerwärtige Major Domus, von dem ich nichts weiter wiſſen will.“

Unterwegs empfahl die Schöne ihren Begleiter, den Mönch, der ganz erſchrocken in der Halle zurückgeblieben war, der Sorge des dienſtbefliſſenen Moliére und ſcherzte über die Wirren des Augenblicks mit dem Leichtſinn eines Weſens, das die Wechſelfälle des Lebens und die Folgen eigner Thorheiten immer glücklich zu wenden verſteht.

Die alte Marquiſe lag keifend und huſtend in einem niedrigen, äußerſt ſchlechten Feldbett, vor ihr ſtand ſtatt des Leuchters eine zerbrochene Flaſche, in deren Hals das Lichtſtümpfchen flackerte. Sie murmelte allerlei Verwünſchungen und betete dazwiſchen aus ihrem Thomas a Kempis, aber bei dem Anblick der Dame, von der Moliére ſich tiefbeugend beurlaubte, klappte ſie haſtig das Gebetbuch zu und rief mit einer Miſchung von Staunen, Vorwurf und Schadenfreude: „Ei, Frau von Chatillon! Sie auch auf der Flucht? Wo ſind Ihre Verehrer und Beſchützer? Wo iſt der glattzüngige, verführeriſche Abbé Fouquet, der Ihnen 50,000 Livres aus dem Staatsſchatz verſprach, wenn Sie unſere Sachen verrathen wollten und den Prinzen Condé mit dem Herzog von Lothringen entzweiten? Wo iſt ...“ — „Laſſen Sie mich doch zu Athem kommen,“ entgegnete Frau von Chatillon, indem ſie den Kleiderbündel, den ſie unter dem Arm trug, beſeitigte, und aus einer Ecke des Zimmers einen ungeheuren, mit Leder beſchlagenen Armſeſſel an das Bett mit großer Anſtrengung hinfuhr, (denn zum Tragen war er zu ſchwer), in welchen ſie ſich nun gemüthlich lagerte. „Sehen Sie, liebe Marquiſe,“ ſagte ſie ganz unbefangen und fröhlich, „nun iſt mein Nachtquartier in Ordnung, nun will ich auf Ihre Vorwürfe antworten, und gleich geſtehen, daß ich eine Sünderin, und, was das Schlimmſte iſt, jetzt eine arme, betrogene Sünderin bin; aber theuerſte Freundin, die Hand auf's Herz, wenn man Ihnen ſolche goldene Berge verſprochen hätte, würden Sie nicht auch Kinder und Kindeskinder verrathen haben? Abſcheulich iſt es aber, daß man mir nicht Wort hielt, daß Mazarin, als der Herzog von Lothringen mit ſeinen Truppen abgezogen, und er nun des Sieges gewiß war, mich eben ſo gut wie Euch für vogelfrei erklärte, daß meine Güter von Soldaten beſetzt ſind, und daß ich in dieſem Augenblick, wie die Prinzeſſinnen in den Romanen unſerer Scudery, nichts beſitze als ein Bischen Schmuck und die Garderobe, welche ich unter dem Arm trage.“ — „Ich bewundere Ihren Gleichmuth,“ verſetzte die Marquiſe, „laſſen Sie ſich nur vor Mademoiſelle nicht blicken, ſie iſt wüthend über Ihr Betragen und wenn ich aus alter Freundſchaft und chriſtlicher Nachſicht Ihre Parthie nehmen wollte, ſo fürchte ich doch ...“ — „Beruhigen Sie ſich,“ fiel Frau von Chatillon ein, „ich weiß ein ſicheres Mittel, den Zorn unſerer

Juno zu entwaffnen. Ich habe unterwegs einen Ambaſſadeur aufgeleſen, ich ſage Ihnen, einen wirklichen Ambaſſadeur, faſt ſo lächerlich und wunderlich, als ſende ihn der König von Pegu oder von Siam, oder als ob ihn Don Quichotte von des Prieſter Johannes Hofe zu unſerm Vergnügen geholt hätte.“ Nun lachte Frau von Chatillon recht herzlich und wiegte ſich in ihrem Seſſel. — „Was ſoll der Unſinn, Sie mißbrauchen meine Geduld,“ zürnte die Marquiſe und ſtieß, wie ſie ihre Nachtmütze verdrüßlich und gravitätiſch über die Ohren ziehen wollte, zufällig an den gläſernen, ungewöhnlichen Leuchter, ſo daß die Bouteille klirrend herunter fiel, das Licht erloſch und die Damen im Dunkeln verblieben. Frau von Chatillon lachte noch ausgelaſſener, dann fuhr ſie fort: „Jetzt können wir noch beſſer im Schutz der Finſterniß die Geiſter, welche über Mademoiſellens Geſchick walten, heraufbeſchwören, aber Alles ſoll weiſe Magie bleiben, und nur in Plutus, nicht in Pluto's, Behauſung wollen wir ſteigen und Alles ſoll mit Hymens Kränzen endigen.“ — „Ich glaube Sie ſind völlig verrückt,“ zankte die Marquiſe, „ich halte mir ſchon längſt die Ohren zu, Sie können es im Dunkeln nicht ſehen; ich will ſchlafen, ich bin Ihrer Poſſen ſatt, und wie gerädert von der Reiſe, den ſchrecklichen Stößen, dem vielen Kummer und dem ſchlechten Eſſen.“ — Ganz leiſe flüſterte Frau von Chatillon: „Aber Geld iſt bei meinem Plan zu verdienen, ſehr viel Geld.“ — Die Marquiſe richtete ſich hoch im Bett auf. „Was ſagen Sie, Liebchen? Was iſt das für ein Plan? So reden Sie doch, kleine Puppe.“ — „Nun, mein Ambaſſadeur,“ begann Frau von Chatillon, „kömmt aus den Bärenwäldern Germanien's und hat einen Freier für Mademoiſelle in der Taſche, einen Freier, der unſer Fürwort trefflich bezahlen will, und nun gute Nacht, geliebte Freundin, laſſen Sie auch mich von der ſchweren Tagesarbeit ausruhen.“

Moliére ſah ſich indeſſen nach dem Mönche um, den ihm Frau von Chatillon mit einem ſüßen Händedruck, der auf ſein empfängliches Herz nicht ohne Wirkung blieb, empfohlen hatte. Er fand ihn unten in der Halle bei Guilloire und den Reſten der Damenmahlzeit, die ihm trefflich mundeten, denn ſein Löwengebiß vermochte kräftig das alte Federvieh zu zermalmen, und es mit Cyder hinunterzuſpülen. Er war ſo vertieft in dieſen hohen Genuß, daß Moliére endlich allein nach der Scheune wanderte, wo die Künſtler nun ubernachten mußten. Der Weg führte in den Garten durch eine Allee dichter Ulmen, von denen der Nachtwind das falbe, dürre Laub raſchelnd herabſchüttelte, und nur ſpärlich warf das Mondlicht ſeltſame, täuſchende Lichtblitze und Schlagſchatten auf den düſtern Weg, ſo daß Moliére, nicht weniger abergläubiſch als ſeine Zeitgenoſſen, in jedem phantaſtiſch verbogenen Strauch einen Spuckgeiſt zu ſehen glaubte, und erſchrocken zuſammenfuhr, als er etwa zehn Schritte vor ſich etwas Weißes erblickte, das auf einer Baumwurzel zuſammengekauert ſaß. Jetzt vernahm er leiſe, melodiſche Töne, und dann ſang die Erſcheinung deutlich:

„Arrière donc les vains discours,
Qu'après les nuits viennent les jours
Et le repos après l'orage;
Autre sorte de reconfort
Ne me satisfait le courage
Que de me resoudre à la mort.
La mort a des rigeurs à nulle autre pareilles,
On a beau la prier,
La cruelle qu'elle est se bouche les oreilles
Et nous laisse crier.“

Die Geſpenſterfurcht wich vor dieſen wohlbekannten Verſen des alten Malherbe, auch die Stimme war ihm nicht fremd, aber um ſo ſchmerzlicher erregt trat er näher. „Louiſon!“ — rief er, „warum verweilen Sie hier in der kühlen Nachtluft, die Ihrer ſchwachen Bruſt ſo gefährlich iſt? Wollen Sie ſich tödten?“ — „Das wäre das Beſte,“ antwortete ſie, folgte ihm aber doch, als er ihre Hand ergriff und ſie empor hob. Die zarte, weiße Hand war brennend heiß, und doch zitterte der übrige Körper in Fieberfroſt. — „Theure Louiſon!“ bat Moliére und drückte zärtlich ihre Hände, „mäßige Deinen Schmerz, ich bin Dir ſo aufrichtig ergeben, ich möchte ſo gerne Dein Freund, Dein Tröſter ſein, ich wollte Dir die Wahl laſſen, ob ich Dein Bruder, Dein Diener, oder Dein Geliebter ſein ſollte, nur laß' mich nicht zuſehen, daß der Gram Dich verzehrt. Schenke mir Dein Vertrauen, löſe das Siegel ſtarren Schweigens von Deiner beklemmten Bruſt, und leichter wird die Laſt des Kummers werden, meine ſüße Roſe wird wieder aufblühen, wenn ein fühlendes Herz ihren Kummer theilt.“ — Moliére wartete vergebens auf Antwort, ſie ſchritt ſchnell neben ihm her, ſchien ganz in ſich verſunken und fragte dann wie im Traume: „Was ſpielen wir morgen? Die Medea oder die Guiſiade?“ — „Ihr achtet nicht auf meine Worte, Ihr verſchmäht meine innige Theilnahme,“ — ſagte Moliére gekränkt. — „Verzeiht mir, guter Herr,“ antwortete ſie, „ich wußte nicht wo ich war; meine ſchwarzen Gedanken umgeben mich zuweilen wie eine Mauer, wodurch kein Ton des Lebens dringt, wie ein Sargtuch, das mich eng umſchließt, und heute Abend, Barmherzigkeit! ich habe ihn geſehen!“ — „Wen haſt Du geſehen?“ fragte Moliére. — „Niemand! Niemand!“ rief ſie mit gellender Stimme, und rannte ſo ungeſtüm fort, daß ihre langen Locken im Wind flatterten. Beſorgt folgte ihr Moliére, plötzlich wandte ſie ſich um, faßte ſeine Hand, und warme Thränen fielen darauf nieder. „Ihr allein habt Mitleid, Ihr redet freundlich mit einem armen, gequälten Geſchöpf,“ ſagte ſie, „Ihr verachtet mich nicht und haltet mich nicht für toll, weil mein Kopf brennt, und das Leid mir die Bruſt ſprengen will.“ Sie neigte ſich zu ſeinem Ohr und flüſterte: „Ich habe ſeine Stimme gehört, er iſt hier verſteckt, ob er mich ſucht?“ — „Ach! glückliches Mädchen! Wer ſucht Dich, Louiſon?“ — fragte Moliére, „wie peinigſt Du mich mit dieſem halben Vertrauen, mit dieſen verwirrten Andeutungen.“ — „Ihr habt Recht,“ verſetzte Louiſon kalt und zog ihre Hand weg,

„das ſind alles leere Träume, Hirngeſpinſte; ich will zu meinem Kinde gehen.“

Die Sonne des folgenden Morgens beleuchtete Scenen ähnlicher Verſtörung in dem Schloß von Saint-Fargeau, denn Mademoiſelle war früh aufgeſtanden und begann mit unruhiger peinlicher Thätigkeit hundert Geſchäfte auf einmal. Sie gab Befehle, was zuerſt ausgepackt werden ſollte, gebot hier eine Scheidewand, dort einen Pfeiler umzureißen, erklärte dem Baumeiſter, wie ſie die Appartements verändern wolle und ſchloß mit den herbeiſtrömenden Arbeitsleuten ſelbſt Accorde ab, wobei ſie mit vieler Selbſtgefälligkeit ihre angeborne Umſicht und ihren ſchnellen Überblick bewunderte, während ſie natürlich überall betrogen wurde. Die Großen glauben überhaupt nicht, wie ungemein ſchlau die ſcheinbar beſchränkteſten Individuen der geringeren Klaſſen ſind, wenn es Geldvortheile betrifft. (Fortſ. f.)

Die Hugenotten.

(Große Oper in fünf Abtheilungen, aus dem Franzöſiſchen des Scribe; von J. F. Caſtelli. Muſik von Meyerbeer. In Frankfurt zum erſtenmale am 3. September).

Die erſte Vorſtellung eines ſolchen Werkes iſt heut zu Tage völlig zum Ereigniſſe geworden. Die Kräfte einer ganzen Kunſtperiode conzentriren ſich auf dieſen Punkt, und die Journale von 4 Nationen ſpitzen ihre Pfeile, ſtreichen ihre Salben, Wunden zu ſchlagen und zu heilen. Wer aus den Reſultaten dieſer Journale Licht ſchöpfen will, wäre nicht beſſer dran, als wenn er ewig im Dunkeln tappte. Diesmal aber harmoniren doch die meiſten Stimmen, die ſich bisher erhoben in der Hauptſache, denn das Final iſt immer: die Compoſition ſei eine ſtolze Rieſin, von einem pygmäenartigen Ungeheuer huckepack getragen. Ich ſtimme dieſem großen Final-Urtheile von Herzen bei, ſetze aber noch hinzu, ſie ſei ein Rührei von muſikaliſchen Vortrefflichkeiten und poetiſchem Unſinne.

Meyerbeer, der jetzt alle Springfedern in Händen hat, iſt drauf und dran, die heilige Muſika völlig aus ihren Angeln zu heben. Man iſt ſogar verſucht zu glauben, er wolle im edlen Reformationseifer den Wendepunkt herbeiführen, der zur Natur und unaufgeputzten Wahrheit zurückführt. Iſt das aber nicht der Fall, ſo iſt freilich die Frage: Steht denn die Muſik wirklich auf ſo ſchwachen Füßen, daß man ihr Opium oder Merkurius eingeben muß, um ihre Nerven zu neuer Thätigkeit zu reizen? Ich glaube nicht. Die Muſik wird immer für den Menſchen bleiben, was ſie in ihren klaſſiſchen Perioden ihm war, eine freundliche und bildende Göttin. Das Publikum verlangt dieſen Barbarismus gar nicht. Wäre dies, die Tempel würden unbeſucht bleiben, worin die Sterne des vorigen Jahrhunderts noch immer leuchten. Aber bedenkt man, daß unter all' den Inconſequenzen, welche die heutige rein ſpekulative Muſik bietet, ein Publikum nie mündig werden kann, wenn man ihm täglich ſagt: das ſind die Stimmen, die Pulsſchläge der Äſthetik, wenn man ſeine äußern Sinne ſtets nur reizt, und ſo unvermerkt ihm auf's Neue den Fallhut der Kunſt-Kindheit aufdrückt, ſo wundere man ſich nicht, wenn es ſich auch recht kindiſch freut über all' die bunten Bilder, die, wie in einer **laterna magica**, vor ihm vorübergezogen werden, oder wenn es ſich in der Noth der Zerſtreuung, aus Langweile, Gewohnheit, Neugierde und all' den äußern Motiven, die ihm den Theaterbeſuch zum Bedürfniß machen, wenn es ſich am Ende über allen Schönheitsvergleich hinwegſetzt.

Aber der Typus iſt gegeben. Dieſer Genre tyranniſirt nun einmal unſere Zeit. Publikum, Directionen, Componiſten und Künſtler ſchwimmen mit dem Strome, der bereits ſeine beiden Ufer übertreten. Wir müſſen warten, bis der zurückgebliebene Schlamm einſtens deſto fruchtbarer klaſſiſchen Boden düngt. Jetzt kommt es nur noch darauf an, wie ſich der Genius in dieſem Genre ausſpricht. Unſere Hugenotten, wenn auch aus dieſer verderblichen Schule entſproſſen, tragen immer neuerdings wieder, und ſchlagend, das Gepräge eines eminenten Talentes, einer wahrhaft romantiſchen Schwungkraft, und aller Elemente, welche das muſikaliſche Drama entzünden. Dennoch brachten ſie es nicht ganz dahin, daß wir, obgleich ſchon an dieſe Schule gewöhnt, ihr blindlings huldigten; und wenn wir unſer Intereſſe nur für ſolche Nummern ausſprachen, deren Inhaltseinheit dem Componiſten geſtatte, ein ununterbrochenes Ganzes zu geben, wenn wir bei den prächtigſten Wirren ſtumm blieben, ſo iſt das kein kleiner Beleg für meine obige Behauptung.

„Wir meſſen die heranſchreitende Rieſin, nehmen aber in ihrer ungeheuern Natur viel abgeſonderte Theile wahr!“

Über das Buch iſt der Stab ſchon ſo entſchieden gebrochen worden, daß die Bemühung, ſeine Mängel alle aufzuzählen, überflüſſig geworden iſt. Herr Scribe, der ſeine Werke aus ſeinem genialen Ärmel wie Spreu ſchüttelt, wonach die Componiſten wie nach Goldkörnern laufen, hat die hiſtoriſchen Perſonen des 24.—25. Auguſtes 1572 faſt alle ignorirt, ſich ſelbſt ſeine eigenen Helden geſchnitzt, und auf den Nacken einer matten Liebesgeſchichte die Schreckensſcene der Pariſer Bluthochzeit geſchleudert. Die zügelloſe Margaretha von Frankreich, die Gemahlin des Prinzen von Bearn (ſpäter Heinrich IV.), welche bekanntlich den Herzog von Guiſe liebte, tritt hier bloß als Sängerin auf. Ihre Liebesintriguen hat der Dichter auf die Tochter des katholiſchen Grafen St. Bris, Valentinen, übertragen, welche jedoch als Braut, und ſpäter als Gattin des Grafen Nevers, einen proteſtantiſchen Edelmann Raoul von Nangis liebt, der ſie aber erſt im vierten Act emancipirt, weil er ſie drei Acte lang treulos wähnt, ſich im fünften von ſeinem Diener Marcell, einem eingefleiſchten Hugenotten, auf der Straße mit der plötzlich gewordenen Wittwe Nevers über Hals und Kopf trauen, und ſich gleich darauf von katholiſchen Partheien ſammt Frau und Diener erſchießen läßt. Die Blutnacht in der Geſchichte, mitten unter den Hochzeitsfeſten Margarethens mit dem Prinzen von Bearn angezettelt, benutzt Scribe ſinnreich für ſeine Knalleffekte. Von Katharinen von Medici, der Mutter Margarethens, der eigentlichen Urheberin der Bartholomäus-Nacht, von dem Herzoge von Guiſe, von dem Prinzen Condé und ſelbſt von Coligny, den Ephoren jener Religionspartheien, iſt hier gar nichts zu verſpüren. Nur Beauvais Nangis, bekanntlich ein Vertrauter Heinrich's des Dritten, iſt hier in Raoul Nangis, einen proteſtantiſchen Edelmann, verwandelt, und von dem hiſtoriſchen Umſtande, daß der wackre Grillon ſich weigerte, den Herzog von Guiſe zu ermorden, findet ſich in der Oper ein ſchwacher Schatten, in dem Grafen Nevers, der im vierten Acte ſeinen Degen zerbricht, da er nicht Theil an dieſer heimlichen Verſchwörung nehmen will. — Es iſt alſo der Standpunkt aller Perſonen verrückt, iſt des Wirrwarres, ſind der Unwahrſcheinlichkeiten ſo viele, daß man mit dem Textbuche in der Hand ſich nicht zurecht findet. Die einzige, conſequent gehaltene Perſon iſt Marcell, der, wie ein treuer Hund, an der Seite ſeines Herrn ſtirbt. Er iſt die eigentliche Hauptperſon der Oper, und meiſterhaft hat der Componiſt den Ton des alten Rituals gehalten, worin Marcell beſtändig lebt und webt. — Herr Scribe hat einmal ein Stück ſchreiben wollen, wie die Welt noch keines erlebt hat, und — es ſind Stücke daraus geworden. (Schluß f.)

Frankfurt a. M. (Theater).

Bald wird das Frankfurter Theater von anſtändigen Menſchen nicht mehr beſucht werden können. Neulich mißhandelte ein Sänger auf der Bühne in einem Zwiſchenakt ſeinen allgemein geachteten und ſehr achtungswerthen Vorgeſetzten, und ein andermal mißhandelte jene liebenswürdige Genoſſenſchaft, welche ſich bemüht, im Publikum den Ton anzugeben, eine Schauſpielerin, welche in ihrem achtundſechszigſten Jahre noch rüſtig und trefflich wirkt, aus keinem anderen Grunde, als, weil ſie von einer Krankheit kaum geneſen, um das Repertoire nicht zu ſtören, auf dringende Bitten der Direktion, nicht ſo laut ſprechen konnte, als man im Parterre ſchrie. Was ſagt die Journaliſtik dazu? Darf ſie die Ungezogenheit vertheidigen? — Ihr ſprecht von Kunſt? Geht in die Menageriebuden!

Die hübſche Charlotte Hagn gibt nächſtens hier Gaſtrollen.

Feuilleton.

*** Knight über Vererblichkeit von Neigungen bei Thieren. — In der im v. M. gehaltenen Sitzung der Royal society zu London wurde eine Abhandlung von Thomas Andreas Knight „über die erblichen inſtinktiven Neigungen (propensities) der Thiere“ verleſen, worin er mehrere Thatſachen zum Erweiſe dafür anführt: „daß inſtinktive Hinneigungen zu Vollbringung beſtimmter Verrichtungen, — unabhängig von Erziehung, — von den Eltern auf die Jungen vererbt werden,“ — eine Beobachtung, die durch 60jährige Erfahrungen beſtätigt gefunden. So erzählt er: „ein junger Dachshund deſſen Eltern zur Vertilgung der Iltiſſe aufgezogen, und ei Wachtelhund, deſſen Vorfahren mehrere Generationen durc für das Schnepfenaufſuchen abgerichtet, waren miteinande aufgewachſen. Jeder von beiden aber, als er zum erſtenmal di Beute anſichtig geworden, auf welche ſein Erbinſtinkt gerichtet, habe dieſelbe eifrig verfolgt, ohne auf jene zu achten, welche ſein Genoſſe nachjagte.“ Auch bemerkte Hr. Knight, „da Verhalten der Schnepfen habe ſich ebenwohl in den letzten 6 Jahren bedeutend verändert, indem ihre Furcht vor den Menſchen ſich durch Vererbung um Vieles geſteigert.“

*** Religionspartheien in Nordamerika. — Der allgemeinen Kirchenzeitung vom 2. d. M. zufolge, wäre di Bevölkerung der ver. Staaten Nordamerika's unter die verſchiedenen Confeſſionen folgendermaßen vertheilt:

I. Akatholiken:	
Methodiſten	5,000,000.
Presbyterianer	2,175,000.
Congregationiſten	1,400,000.
Episkopale	600,000.
Univerſaliſten	600,000.
Lutheraner	540,000.
Reformirte	450,000.
Chriſtianer	300,000.
Quäker	220,000.
Unitarier	180,000.
Anabaptiſten	43,300.
Mennoniten	12,000.
Shakers	9000.
Mähriſche Brüder	5000.
Swedenborgianer	4000.
	11,538,300.
II. Katholiken	800,000.

Hiernach läßt ſich würdigen, was Herr Ed. Gruber in de eben erſchienenen Schrift: „Ein Blick auf die ver. Staaten Nordamerika's“ behauptet: „die Anzahl der Katholiken iſt ſo groß, daß ſie, mit dem Präſidenten Jackſon an ihrer Spitze, um den vorzüglichſten Einfluß im Staate mit den Presbyterianern in Kampf treten können und wirklich treten;“ — und — „die Lutheraner leuchten an Anſehen und Mehrzahl vor den übrigen Partheien hervor.“ — Beiden Behauptungen widerſprechen auch auf das Entſchiedenſte die Briefe des wohlunterrichteten Michel Chevalier.

*** Statiſtik der Harems zu Kairo. — Einer Notiz in den Blättern für literäriſche Unterhaltung zufolge, gibt es zu Kairo und in deren Umgegend 1450 Harems vornehmer Muſelmänner, in welchen zuſammen etwa gegen 18000 Frauen ſich befinden. Einige dieſer Harem befaſſen über 300, andere nicht über 8 oder 10 Frauen. Unter dieſen zählt man

freie türkiſche Frauen	3200,
Circaſſierinnen und Georgierinnen	3000,
Schwarze	1800,
Abyſſinierinnen	1500,
griechiſche Sclavinnen	4—500.

*** Statiſtik der politiſchen Confeſſionen in Großbritannien und Irland. — Der Globe verſichert, aus den parliamentariſchen Liſten erhelle, daß die Whigs in der Bevölkerung des vereinigten Königreichs ein bedeutendes Uebergewicht beſitzen. Es gebe nämlich:

in England	6,368,650 Whigs	u. 6,379,830 Tories,
„ Irland	5,000,000 —	u. 2,500,000 —
„ Schottland u. Wales	2,000,000 —	
	13,368,650 Whigs	u. 8,879,830 Tories.

*** Von Eſaias Tegner's ſämmtlichen poetiſchen Werken iſt eine im Ganzen ſehr gelungene deutſche Ueberſetzung von Ernſt Theodor Meyerhoff in dieſen Tagen zu Berlin in zwei Bänden erſchienen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 224. 1837.

Phönix.

Freitag, 22. September.

Miſſiſippibilder und Abentheuer.

(Fortſetzung).

Ich fragte den Alten nach manchen Dingen, und beſonders nach dem Wege zu den Forts auf den **rocky-mountains.** Er konnte nur ſagen, es wechſele Prairie mit Wald und man paſſire viele Flüſſe, oder doch ihre Mündungen in den Miſſouri. Dann wollte er wiſſen, weßhalb ich mich ſo dringend erkundige, ob ich etwa Luſt zum Dienſte verſpüre, und wie ich ihm ſagte, daß ich nur forſche, um es zu wiſſen, flog ein boshaftes Lacheln über ſein Geſicht, und er meinte, er könne mir wiſſenswerthe Sachen erzählen. Schon das ſei des Aufhorchens werth, daß der Weg von St. Louis zum Felſengebirg viel weiter ſei als von London nach St. Louis; doch das ſei noch beachtenswerther, daß die höchſte Kuppe des Gebirges hoch genug ſei, um ſich die Pfeife mit einem langen Fidibus an der Sonne anzuzünden.

„Merkwürdig, in der That!" erwiederte ich, die Lippe beißend. „Doch was gibts dort für Freuden, die einen ſo weiten Weg belohnen?"

„Die Vergnügen ſind mancherlei," erwiederte er, „mir iſt es ſtets das Liebſte geweſen, die Klapperſchlangen wahnwitzig zu machen."

„Und wie?" fragte ich.

„Mittelſt Taback," ſprach er; „nämlich, wenn ich eine Pfeife ausgeraucht, ſo thu' ich mich nach einer Zwiebel um, die ich der erſten beſten Natter auf den Rücken ſetzte, daß ſie feſtgebannt iſt. Dann erhebt ſie den Oberleib, öffnet einen ziſchenden Rachen, und gießt Gift aus dem Beutel in den hohlen Zahn. Ich aber gieße ihr das Tabacksöl in's Maul, und geb' den Narren wieder frei. Dann ſpringt ſie wie ein Hanswurſt im Wald umher, und in die Luft hinein, bis ſie das Springen und Leben ſatt hat. Drum lieb ich die Thiere. und ſage, ich bin ihr König und ſie meine Hofnarren, welche die Schellen am Schwanze tragen, ſtatt am Kopf." — —

Neben dem alten Spaßvogel ſaß ein Mann mit einer Baſchkirennaſe, und ein anderer ohne alle Naſe und Ohren, ein Ruſſe, dem dieſe Zierden abgeſchnitten waren, weil man in Sibirien nur wenig auf die Toilette gibt. Der Verſtümmelte rühmte ſich, unter tauſend Gefahren entkommen zu ſein.

Weiter im Innern des Zimmers ſprach ein junger Menſch, in deſſen Weſen und Bewegen man noch einige Flitter früherer Stutzerei gewahrte, mit einem ernſthaften Mann in Spaniertracht, der die Würde und den Stolz ſeiner Nation ſelbſt in der verruchteſten Verſunkenheit nicht abgelegt hatte. Das glänzend ſchwarze Haar dieſes Mannes war eingefangen in eine grüne Redeſilla, und der flache und breitkrämpige Sombrero darüber paßte ſo gut in die Hitze der amerikaniſchen wie der ſpaniſchen Sonnenſtrahlen. Ich weiß nicht, ob der Mann den nationalen braunen Mantel nur eben bei Seite gelegt wegen der Schwüle, oder ſchon früher wegen Geldmangel; aber ſeine Füße hatten die nationale Bekleidung, zugeknöpfte lederne Gamaſchen, die Jüſte-Milieu zwiſchen den Stiefeln des Europäers und den Büffelſocken des Wilden ſind. — Auf dem Rücken der Chupa, eines Kamiſols ohne Ärmel, war mit bunten Tuchlappen die Geſtalt eines Blumentopfes genähet, und nun glaubt jeder meiner Leſer, der in Spanien geweſen, einen Maulthiertreiber aus Kaſtilien vor ſich zu ſehen. Allein er irrt; denn dieſer Mann im Bar des Herrn Lux geſteht ſelber, daß er die Chupa einem Kaſtilianer abgezogen, weil der fühlloſe Leichnam des warmen Rockes nicht mehr bedurfte.

Da, wo der Ladentiſch des Herrn Lux die innere Wand berührt, ſitzt auf demſelben ein Mann mit türkiſch gekreuzten Beinen. Der Anzug dieſes Seltſamen ſcheint der Garderobe einer tollen Phantaſie entronnen, und doch iſt dieſe Kleidung bis auf kleine Nüancen, noch heute in Andaluſien zu ſehen. Nur die weißen Beinkleider aus elaſtiſch enganſchließendem Trikot, ſtatt aus weit umfließender Baumwolle, ſtören das Conterfei eines Stutzers von Sevilla. Sonſt fehlt ihm nichts, was einen Anſpruch auf den Namen eines Majo gibt, nicht die Schuhe mit großen Schleifen, nicht die ſeidenen Strümpfe, noch das ſeidene Jäckchen, noch der Seidenmantel aus hochrother Farbe.

Bei der kleinſten Bewegung dieſes Mannes ſpringen an Beinen und Armen die Muskeln vor, wie harte und kühne Thaten. Das widerſpricht dem Stutzeraufzug nicht; denn es konnte der Menſch vielleicht ein Matadore geweſen ſein, der ſich eben ſo trägt wie ein verliebter Lautenſchläger; und wahrlich, die düſtern Schatten auf dieſem Geſicht ſtimmen beſſer zum Klang des Speers als der Guitarre! Dieſe Wolken, die ſo ſchwarz ſind wie Nacht, und das weiße Haar, das auf die Nacht herabfällt wie Schneegeſtöber auf düſtern Wald, werden unheimlich hervorgehoben durch die Lichter der bunten Tracht.

Der Mann ließ für gewöhnlich die Augenwimpern ſo weit herabhangen, daß er nichts ſehen konnte, als ſeinen eigenen weißen Bart; aber als er ſie einmal erhob mit einem Zornwort, da flog ein rother Schein über das düſtere Antlitz, wie Nordlicht über eine ſkandinaviſche Nacht.

Es ſchlug Mitternacht, und der Seltſame ſprang vom Tiſch auf, um zu ſcheiden.

„Bleibt noch, Cavallero!“ bat der Mann mit dem Blumentopf auf ſeinem Rücken. „Ich beſchwör' Euch bei der unbefleckten Jungfrau, bleibt unter guten Chriſten zur böſen Stunde!“

„Ich dank' Euch, Sennor!“ erwiederte der Andaluſier, und entwickelte in ſeinen Mantelfalten ſo viel Grandezza wie Grazie. „Ich dank Euch nochmals; aber mich friert's, und ich muß hinaus, mich wärmen am Mond. Morgen bei Sonnenaufgang im „guten Geiſt,“ wenn es Vestra merced gefällig iſt.“

Er ging und ich folgte, bis ich ſah, daß er den Miſſiſſippi entlang ſeine Schritte zum „guten Geiſt“ richtete. Das iſt ein gar verrufenes Haus, ein Haus, das, wie jenes Vogelneſt des Zauberers, die Eigenſchaft beſitzt, unſichtbar zu machen. Schon manche Geſtalt hat man ſchreiten geſehen in die graubemalte Thür des „guten Geiſtes,“ aber nimmer zurückkehren an das goldene Licht des Tages.

„Es iſt nirgends gemüthlicher als juſt im guten Geiſt,“ ſo hatte der alte Felſenjäger zu mir geſprochen, „und man findet nirgends einen ſtärkern Whiski und gefälligere Mädchen, und um deßwillen muß man dem Wirth, dem lieben Alten, ſeine kleine Unarten zu Gute halten. Überhaupt, mein Herr, iſt denn irgend Jemand für etwas Anderes geboren als für den Tod? Und — geſtorben oder geſchlachtet, das iſt alles eins.“

Dieſe Lobrede auf den „guten Geiſt“ ſummte noch in meinem Gedächtniß, und dennoch folgte ich dem Majo wie ſein Schatten durch die Mondnacht, — es war ja an der Thür noch Zeit genug zur Umkehr.

III.

Im „guten Geiſt.“

Der bunte Andaluſier beflügelte ſeine Schritte und ich that es noch mehr. Er hatte nicht gewahrt, daß ich ihm auf den Ferſen hänge, und als er jetzt plötzlich ſtutzte, um ſich umzuſchauen nach dem Gräuſch meines lauten Schrittes auf einer liegenden Eiſenſtange, erſchrack er, einen Menſchen ſo nahe zu ſehen, und ich — erſchrack mehr. Denn weil er ſo unerwartet ſich ſtellte, trat ich auf den Kopf ſeines Schattens und hatte eine Empfindung, als trete ich auf den Schwanz einer Klapperſchlange.

Eine Biegung des Weges hatte unſer Verhältniß zum Mond geändert; der Mann ſtand jetzt zwiſchen demſelben und mir, und konnte aus dem Schatten ſeines Sombrero in mein angeleuchtetes Geſicht ſehen.

„Ihr hier? Bei der heiligen Jungfrau von Carmel, Ihr ſeid es, bei dem ſo eben meine Gedanken waren.“

„Ich dank' Euch, Sir! für die Ehre, aber ich glaube Ihr irrt in meiner Perſon.“ So antwortete ich in Verwunderung.

„Ihr ſeid kein Deutſcher.“

„Ich bin es.“

„Nein, beim Kreuz! Ihr ſeid der Bruder der Sennora Dolores!“

Dabei flatterten, wie er ſich zu mir beugte, aus ſeinen Augen unter dem Schatten der Hutkrempe Blicke wie Nachtvögel; es waren die ſchwirrenden Fledermäuſe des Wahnſinns, die unter dieſem Sombrero niſteten.

Der Andaluſier legte ſeinen Arm in den meinen, und ſagte, ich müſſe mit ihm in den „guten Geiſt,“ um ein Vermächtniß zu empfangen, das ich übergeben ſolle an ſeinen Todfeind Rodrigo.

Das Mondlicht fiel in meine Augen, der Mond hat mich immer zu phantaſtiſchen Streichen verleitet, und ſo ließ ich auch diesmal mich in die graue Thür geleiten, nachdem ich mit der Rechten nach meinen Piſtolen geforſcht und ſie gefunden.

Im zweiten Stock führte mich mein Wirth in ein Zimmer an der Fronte und Miſſiſſippiſeite des grauen Hauſes, und nachdem er allda die Fenſter aufgeſtoßen und den Sombrero abgeworfen, kreuzte er die Beine und ließ ſich auf den platten Boden nieder, ſo daß der Mond über ſein Antlitz fiel. — Es war kein Geräth im ganzen Zimmer; der Raum war nackt, wie Adam vor dem Sündenfall, aber nicht ſo ſchuldlos.

(Schluß folgt).

Die Hugenotten.

(Schluß).

Um zu meiner Rechtfertigung dem Leſer einen Begriff von den Bizarrerieen zu geben, wovon das Buch wimmelt, will ich nur die Hauptbegebenheit des dritten Acts citiren: Nach einer kurzen heitern Introduction von Bürgern, Kaufleuten, katholiſchen Studenten, Mönchen, Griſetten u. ſ. w., die ſich auf der Schreiberwieſe, am Ufer der Seine, an Tiſchen gruppirt, erſcheinen Hugenottiſche Soldaten, die ſich ganz ohne Veranlaſſung aufſtellen, im Angeſichte einer katholiſchen Kirche ein Rauf- und Sauf-Lied ſingen, und nach dieſem Privat-Concerte ganz ruhig davon gehen. Unmittelbar darauf zieht unter heiligem Choral eine Prozeſſion über die Bühne, Valentinen und Nevers zur Kirche geleitend. Unter dieſem Choral entſpinnt ſich Converſation und Streit zwiſchen Marcell und dem Volke, von dem „Rataplan" der Hugenotten unterbrochen. Dieſen Wirrwarr löſ't ein Zigeuner-Tanz ab. Kaum iſt der zu Ende, ſo ertönt die Abendglocke, und ein Scharwächter ſingt ein Notturno mit Chor, worin er zur Ruhe mahnt. Die verſchleierte Braut macht unterdeß eine dunkle Promenade auf der Schreiberwieſe, und wird ſo Zeugin einer Verſchwörung, die ihr Vater gegen Raoul anzettelt. Dieſe entdeckt ſie in einem langen Duett dem Marcell. Darauf ein Duell, das ſich ſonderbar genug vermehrfacht, indem Raoul ohne irgend eine Verabredung plötzlich zu katholiſchen Secundanten gelangt; Caſtelli macht dabei einen derben Schnitzer, da er zur Nachtzeit „Wind und Sonne" theilen läßt, während es im Original ausweichend heißt: „**Réglez les lois.**" Aus dem verrätheriſchen Kampfe zwiſchen dem das Rataplan der Hugenotten und der Choral Luther's (eine feſte Burg) auftauchen, wird eine kleine Schlacht, eine Art von Emeute, und zu bewundern iſt nur, daß während dieſer langen Rauferei kein Menſch fällt. Aber das war Herrn Scribe noch nicht genug, er läßt zwiſchen papiſtiſchen und lutheriſchen Weibern, die ſich in die Haare wollen, ſich einen Zankchor entſpinnen, und das Wirren dieſes Finals löſ't endlich die Königin, welche in der Überſetzung ſogar Bürgerblut rinnen ſieht. Nach einigen Interventionen, worin die Braut, von Marcell aufgefordert, eine Zeugin gegen ihres Vaters Intrigue auftritt, und von dem Vater zur Vermeidung aller Mißverſtändniſſe noch einmal als Braut dem Ungeliebten zugeſprochen wird, naht ſchließlich der Brautzug — alles bei Nacht — mit ſeinem eignen Orcheſter. Faufaren und Märſche, Zigeuner-Tänze und Hochzeitskränze, Gefecht, Fluch, Segen, Rache, Tod, Wonne und Schmerz, Fackeln und Pferde, alles tobt, fluthet durcheinander, und der Componiſt darf ſich gewiß hier nicht über Mangel an contrapunktiſchen Motiven beklagen. Das Geſetz der Harmonie muß ein weites Gewiſſen haben, denn der chromatiſche Spektakel wird am Ende ſo betäubend, daß die Angſttöne eines Geviertheilten ſicher keine Störung in dieſen Accordenfolgen machen würden. Ein ſolches Final aus der romantiſchen Schule iſt für mich immer eine ſchöne Verzweiflung! — Und aus ſolch einem Buche, das nach der heutigen Tendenz franzöſiſcher Operndichter nur aus bunten Flecken beſteht, ſoll die edle Tonkunſt ihre Integrität erweiſen!

Und ſo fühlte ſich unſer Componiſt auch ſeinerſeits gedrängt, alle Regiſter zu ziehen, um ſtets neue muſikaliſche Intereſſen zu erwecken. Er iſt Meiſter in der Combination der Inſtrumente. Er verſucht ſich daher gerne und mit Glück darin. Wir hören z. B. gleich im erſten Act eine **Violon d'amour** zur Romanze Raoul's, einen Schlachtgeſang obligat mit großer Trommel, Piccolo-Flöte und Fagott, und im fünften Acte Bachmann's neu conſtruirte Baßclarinette, von [illegible] wahrhaft großartiger Wirkung man ſich keinen Begriff machen kann. Von den andern Utenſilien der jetzigen Opernmuſik, von den Melodieen der Pauken oder Trompeten, von einer ganzen Generation glänzender Blechinſtrumente auf der Bühne will ich gar nicht reden. Meyerbeer's Geſchmack indeſſen ſchützt ihn vor dem Verdachte, daß er Effecte ſucht, obgleich er ſie gern und oft erzeugt. Er läßt uns grade in dieſer Oper tief empfinden, daß ſein Genius auch der einfachen vernünftigen Handlung, bloß durch die Selbſtſtändigkeit ſeiner Compoſition, ein bleibendes Intereſſe geben könnte. Er hat nicht nöthig, zu ſolchen verzweifelten Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen. Er hat ſowohl lyriſche als hochdramatiſche Adern, hat ſo viel Zartheit als Energie. Er beweiſ't es in all' den Nummern und Stellen, wo ihm der Dichter Zeit ließ, ein Ganzes durchzuführen. Dazu gehören: die chevalereske Einleitung, Raoul's erſte Romanze, Marcell's Hugenotten-Lied (obgleich es durchaus nicht hierher paßt), Luther's Choral, vortrefflich inſtrumentirt, das kleine Terzett im zweiten Act D-dur; das Mannerquartett Es-dur, der Choral der Jungfrauen G-Moll, das ganze Septett im dritten Acte, der Geſang des Scharwächters, der Spottchor der Weiber; die grandioſe Verſchwörungsſcene; das ſchöne Duett zwiſchen Raoul und Valentinen; das letzte Terzett mit dem ergreifenden Trauungsſermon Marcell's. Da iſt er klar, da wird er verſtanden, und der Beifall hat einen gefühlten Grund.

Es war keineswegs meine Abſicht, mich in Zergliederungen der Muſik einzulaſſen, die immer für einen Journalartikel zu viel, und für ein muſikaliſches Blatt zu wenig ſagen würden. Ich wollte bloß auf das Labyrinth deuten, wohin ſich ein wahrhaft göttlicher Funke verirren kann, und auf die verderbliche Richtung des heutigen Genre. Könnten ſich doch die Gefühle aller deutſchen Künſtler in das Flammenſchwert eines zürnenden Cherubs vereinigen, das dieſen abtrünnigen Sohn des Paradieſes zwänge, umzukehren. Denn auf dieſem Wege wird ſich Meyerbeer wie den unſterblichen Lorbeer erſchreiben, nach welchem er ſtrebt! Wer dieſe Oper beſuchte, und iſt anderer Meinung, der ſehe in etwa 50 Jahren die deutſchen Repertoire durch, ob ſie nicht gelichtet ſein werden von allen Apollnons des allgemeinen Kunſtſinnes, der Sänger, und der Theaterinſtitute ſelbſt!

Was die Aufführung in Frankfurt betrifft, ſo übertraf ſie jede Erwartung. Die Oper iſt bereits viermal bei vollem Hauſe gegeben worden, und der anweſende Componiſt lobte beſonders die ungemeine Präciſion der Chöre und des Orcheſters. Die Solo-Parthieen waren durch die Damen Ernſt, Kratky, Capitain, durch die Herren Dobrowsky, Jaskewitz, Wiegand, Dettmer beſetzt und mit Fleiß repräſentirt. Dem Herrn Kapellmeiſter Guhr, wie dem Opernregiſſeur, Herrn Linker, gebühren Ehre und Anerkennung. Coſtüme und Decorationen waren neu, und alle ſceniſchen Arangements reich und geſchmackvoll. Mehr kann man nicht verlangen. 7.

Feuilleton.

⁂ Ein neuer ausgezeichneter nordamerikaniſcher Anonymus. — Die Nordamerikaner haben mit dem Schwerte die Engländer zur Anerkennung ihrer Selbſtſtändigkeit genöthigt; jetzt ſcheinen ſie mit der Feder auch einen literariſchen Eigennamen erobern zu wollen. Noch iſt überall von den transatlantiſchen Skizzen die Rede, und kaum erſt hat das Athenäum dem trefflichen Channing gehuldigt, ſo bringt es ſchon wieder das Werk eines (ungenannten) Amerikaners, die „Incidents of travel in Egypt, Arabia Petraea and the holy Land" (2 voll. New-York) zur Anzeige, mit dem Bemerken: „these are two very pleasant volumes," und mit der Verſicherung: „in dem ganzen Werke findet ſich nicht ein einziges langweiliges Blatt." Es fügt dann noch hinzu: „in der That ſind die Beſchreibungen ſo geiſtvoll, und eine ſo lebendige Kraft und Wahrheit herrſcht in der Erzählung, daß, indem man dieſes Buch lieſ't, man den Vfr. auf ſeiner Reiſe zu begleiten glaubt, und allmählig etwas wie perſönliche Theilnahme an ſeinen Abentheuern gewinnt." Von den intereſſanten aus dieſer Reiſe mitgetheilten Stellen mögen folgende hier zur Probe dienen: „Nach dem Frühſtück beſtieg ich ein Donkey und ritt an die Stelle, wo das alte Heliopolis lag, nahe bei dem Dorfe Matarea, ungefähr vier Meilen von Kairo, am Rande des reichen Landes von Goſen. Strabo beſuchte dieſe Ruinen dreißig Jahre vor Chriſto und beſchreibt ſie faſt gerade ſo, wie wir ſie jetzt noch ſehen. Ein großer Sonnentempel ſtand ehemals dort. Herodot und Plato ſtudirten Philoſophie in den Schulen von Heliopolis; ein barbariſcher Perſer ſtürzte ſeine Tempel, ein fanatiſcher Araber verbrannte ihre Bücher, und ein einziger Obelisk, 67 Fuß hoch über ein Feld ſich erhebend, welches bis an ſeinen Sockel beackert und bearbeitet iſt, ſteht noch dort, ein wehmutherregendes Denkmal früherer Größe und ewigen Ruhms."

⁂ Ferner folgende Stelle: Er erzählt, daß er zu Kairo eingetroffen, als eben dort die Caravane von Pilgrimen gelagert, welche im Begriffe ſtand, nach Mekka zu ziehen. „Sie beſtand aus mehr als dreißigtauſend Wallfahrern, welche von den Ufern des caſpiſchen Meeres, den äußerſten Grenzen Perſiens und Afrika's nach vielhundertjähriger Gewohnheit zuſammengeſtrömt, um von Kairo aus ihre 50tägige Pilgerſchaft anzutreten ... Weithin über die ſandige Umgegend waren jene Wallfahrer mit vielleicht 20,000 Kameelen und Dromedaren, gelagert, Männer, Frauen und Kinder, Thiere und Gepäcke, Alles durcheinander in buntem Gewirre. Einige hatten ihre Zelte noch nicht aufgeſchlagen, einige rauchten, andere kochten ſich Kaffe, einige aßen, andere jauchzten oder fluchten, andere verrichteten knieend ihr Gebet, wieder andere beeilten ſich, dem Strome ſich anzuſchließen, der ſchon mehrere Meilen weit in die Wüſte ſich fortwälzte ... Der Gegenſtand des allgemeinen Intereſſes war aber die große Kiſte, welche die Geſchenke und den Schmuck für das Grab des Propheten enthielt. Das Kameel, welches dieſe geheiligte Laſt trägt, iſt mit Fahnen und reichen Decken geſchmückt, und wird mit frommer Sorgfalt gepflegt. Hat es ſeine Reiſe vollbracht, dann darf keine gemeine Laſt mehr ihm aufgeladen werden. Es lebt und ſtirbt geehrt von allen guten Muſelmännern."

⁂ Anaſtaſius Grün proteſtirt in der Allgemeinen Zeitung energiſch gegen eine „literariſche Gaunerei" des Ritters Braun v. Braunthal in Wien, welcher im Oeſterreichiſchen Muſenalmanach für 1838 einen Dichter A. Grün einführt, den man mit Anaſtaſius Grün für einen und denſelben zu halten ſich leicht verleiten laſſen konnte. Anaſtaſius Grün hat für Braunthal's Oeſterreichiſchen Muſenalmanach keine Beiträge geliefert.

⁂ Philipp III. — Vor zwölf Jahren hatte ein junger Profeſſor dem Ausſchuß des Théatre français zu Paris ein Trauerſpiel von 5 Akten in Verſen, deſſen Held Philipp III., überſendet. Keine Antwort war ihm zu Theil geworden. Später widmete er ſich der Induſtrie und ſein Trauerſpiel der Vergeſſenheit. Groß mochte daher ſein Erſtaunen ſein, als er vor wenigen Tagen erfuhr, Philipp III., jahrelang ungeleſen, ſei bei Fertigung eines dramatiſchen Inventars von Hrn. Védel, Direktor des franzöſiſchen Theaters, entdeckt, geleſen, als vortrefflich dem Ausſchuß überhändigt und auch von dieſem als ein ausgezeichnetes Werk anerkannt und zu baldiger Aufführung beſtimmt worden!

⁂ Engliſche Pairserſchaffungen. — Das „New Monthly-Magazine" liefert folgende zwei intereſſante Ueberſichten von Pairscreirungen durch die Miniſter und die Könige von England: Lord Chatam creirte 9 Pairs, L. Bute 9, George Grenville 4, L. Rockingham 4, Herzog v. Grafton 0, L. North 27, L. Shelburn 0, Fox 7, Pitt 90, Adington 21, L. Grenville 3, Herzg. v. Portland 4, Perceval 0, L. Liverpool 50, Canning 7, L. Goderich 6, Herzg. v. Wellington 2 und Graf Grey 23. Von Heinrich III. (1264) wurden Pairs creirt 2; Eduard I. ſchuf deren 7, Eduard II. — 6, Eduard III. — 1, Heinrich VI. — 5, Heinrich VII. — 1, Heinrich VIII. — 6, Eduard VI. — 2, Maria 2, Eliſabeth 9, Jakob I. — 13, Karl I. — 10, Karl II. — 16, Jakob II. — 1, Wilhelm III. — 7, Anna 14, Georg I. — 15, Georg II. — 20, Georg III. — 145, Georg IV. — 46.

⁂ *Deux à deux* von Mad. Reybaud. — In weniger als achtzehn Monaten iſt der pſeudonyme H. Arnaud zu einer célébrité romancière geworden. Les aventures d'un renégat, dann Pierre, zuletzt le chateau de Saint Germain, — jedes ein Roman in zwei Bänden, — haben bereits drei Auflagen erlebt. Jetzt iſt bei Ladvocat ein neuer Roman: Deux à deux von H. Arnaud erſchienen, welcher ſich auf dem Titel als — Mad. C. Reybaud zu erkennen gibt. Ein fünfter, aber ſchon vor deux à deux beendigter Roman derſelben Verfaſſerin iſt unter der Preſſe und ſoll im October unter dem Titel Espagnoles et Françaises ausgegeben werden.

⁂ Eine Minirmaſchine iſt von Herrn Mechanikus Mathieu zu Brüſſel erfunden worden, welche den härteſten Boden ſo ſchnell durchbohrt, daß in einer Minute 7 Millimetre tief eingedrungen wird, und ein Mann in einer Stunde vollbringt, wozu ſonſt der Stärkſte mehr als einen Tag brauchte.

⁂ Das tragbare Oelgas wird bereits zu Petersburg zur öffentlichen Beleuchtung verwendet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 225. 1837.

Phönix.

Samſtag, 23. September.

Jahrbücher
für Drama, Dramaturgie und Theater.

(Herausgegeben von E. Willkomm und Alex. Fiſcher. 1ſter Band. 1te und 2te Lieferung. Leipzig 1837. Julius Wunder).

„Es ſcheint, ein Volk, das glänzt durch geiſtige Tiefe, deſſen unergründliches Gemüth das aller andern Nationen überwiegt, das vermöge dieſes Vorzuges von der Natur zum Poeten geboren iſt unter den Völkern, und das bloß durch die Scheu vor dem Leben zum Philoſophen ward — ein ſolches Volk iſt berufen, durch ein raſches Ergreifen des Lebens ſich über alle übrigen Völker emporzuſchwingen. — Die Zeit der Thaten iſt noch nicht vorüber in dem Willen der Geſchichte, nur die Form derſelben hat ſich geändert. Sonſt nannte man blutige Schlachten, zertrümmerte und verbrannte Städte große Thaten; jetzt begrüßt man mit dieſem Namen jene Gebilde, die der ſinnende Schöpfergeiſt der civiliſirten Menſchheit aus Blut und Grabesduft der Vergangenheit zu geſtalten weiß. Ein Wiedererwecken des Geiſtes der Geſchichte in künſtleriſchem Gewande, umflort vom Schimmer der Freiheit, das iſt auch eine That, und zwar die That der Gegenwart, weil ſie wieder zur That der Zukunft begeiſtert. Nur die Rollen hat die Welt gewechſelt, die Masken vertauſcht, um die Menſchheit der Vollendung entgegen zu führen. Um wieder zur That zu kommen, fordert uns die Zeit auf, den Gedanken als Schöpfer hervortreten zu laſſen, und vorbildend aus dem müden Chaos ſchläfriger Unthätigkeit die Herrlichkeit einer neuen Welt zu erſchaffen, die in der Zukunft erſt als hiſtoriſches Factum daſtehen wird. Das iſt die Aufgabe der Zeit, die Aufgabe der Literatur des Tribunen der Völker — und vor Allen die Aufgabe des Drama's, dieſes offenen Parlamentes, wo der Bettler mit dem Könige weint, jubelt, lebt und ſtirbt, und keine Willkühr herrſcht, weil das Gewiſſen der Geſchichte gebietet. Das Drama, geboren aus dem Leben der Vergangenheit und groß gewiegt am Leben der Gegenwart, wird die Mutter ſein für die That der Zukunft! — Darum wollet ferner nicht mehr ſcheiden, ihr Deutſchen, das Leben und die Kunſt, wie ihr bisher es gethan, und ein Drama ſuchen, ohne die Oriflamme des Lebens ihm voranzutragen! Das hat euch bisher keines gegeben, ſtrotzend von Nervenſaft und dem Marke des Löwen. — — — Das deutſche Drama ſitzt ein geblendeter Simſon, noch immer unmuthig in der Halle der Philiſter, die über ihm hintoben im ſinnenberauſchenden Tanze. Möchte aber doch der Zorn den gezähmten Rieſen erfaſſen, und er, ſich rächend für die angethane Schmach, die Schwibbogen über ſich zuſammenſtürzen. Dann würde aus den rauchenden Trümmern ein junger Held ſich erheben und in ſeinem Arme würde das Leben ruhen. Dieſer Held wäre das Drama der modernen Welt, geboren aus Schmerz und Gram, aus Freud' und Luſt der Vergangenheit, wie der Zukunft."

Mit dieſen von Begeiſterung diktirten Worten, eröffnet Ernſt **Willkomm** die neue dramaturgiſche Bauhütte, in welcher verſchiedene Riſſe für einen neuen Tempel entworfen und Baumaterialien zur Errichtung eines ſolchen einſtweilen zuſammengetragen werden ſollen.

In der That, es iſt kaum denkbar, wie ein Volk, deſſen ſchönſte Errungenſchaft das Bewußtſein iſt, ein

Volk, deſſen Strebkraft von Tag zu Tag nach allen Seiten hin weiter ausgreift, noch länger bei der ſcandalöſen Fäulniß ſeiner Bühnenzuſtände gleichgültig bleiben könnte. Man betrachte nur das Chaos derſelben ein wenig genauer! Die Nationalität mit Füßen getreten, — die Schauſpieler in Grund und Boden verhudelt und ſchachmatt durch das Tretrad fremdländiſcher Produkte, in deren innere Lebensnothwendigkeit ſie nicht eingehen können noch mögen, — das Publikum verſchlappt durch die Trivialität der Schauſpieler und der Überſetzungsfabriken. Die Intendanzen, Direktionen und Aktionäre — für Capitalien und Zinſen beſorgt, nur auf Beduinen, Elephante, Rhinoceroſſe bedacht und ſelbſt ſeltne ächte Künſtler nur als Surrogate für jene drei Gattungen von Zugthieren betrachtend, als nothwendige Übel, die man bald wieder los zu werden froh iſt! Was ſoll noch weiter daraus werden? Wie hoch kann man einerſeits die Anforderungen noch ſchrauben, wie noch tiefer anderſeits ſich erniedrigen? Können die Schauſpieler noch indifferenter, können die Hof- und Stadttheaterdirektoren noch geiſtloſer werden, als ſie bereits ſind? Unmöglich! Die Überſättigung der Sinne, der Eckel iſt da; — einer Naturnothwendigkeit zufolge, kommt nun das geiſtige Bedürfniß an die Reihe, das ſich durchaus nicht abweiſen läßt.

Der Roman hat zukünftigem Meſſias unſerer Literatur, dem modernen Drama vorgearbeitet. Wo jener aufhörte, beginnt dieſes, es ſteht auf den Schultern des modernen Romans. Der Roman machte unſer eigenſtes Selbſt zum Objecte der Kunſt. Das Drama hat dieſes bereits künſtleriſch gegebene Object der Nation als vollendet Höchſtes, als Eigenſtes wiederzugeben. Alſo als Lebensnothwendigkeit wird Nationalität (nicht im bloß geſchichtlichen Sinne) der Athem des neuen Drama's ſein.

Von der dichteriſchen Produktivität hängt alles ab; alſo — von dem Muthe der Dichter! Der Produktivität kommt von Seiten der Nation das materielle geiſtige Bedürfniß, alſo die Empfänglichkeit entgegen. Die Produktivität der Nation im Allgemeinen aber bedarf jetzt dringend der dramatiſchen Form, um nicht bloß im Blätterwuchs auszuwuchern und dann allmählig einzudorren, die Produktivität wird, iſt ſie nur einmal da, die Schauſpieler, welche ihr taugen, ſchon erziehen. Die Schauſpieler werden wollen müſſen, und das Publikum wird dann wohl auch wollen müſſen.

Es verdient gewiß Anerkennung, daß in den neuen Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie u. Theater auch der Produktivität ein Terrain eingeräumt iſt, doch fürchte ich, daß ſie dies nur mehr oder minder als Magazin benutzen wird. Zuerſt von der Bühne herab muß die Produktivität des Dichters wirken; auf dem Wege zur Bühne, durch die Preſſe, verliert ſie den friſcheſten Reiz. Auch glaube ich, läßt ſich durch den Vordruck im Allgemeinen wohl keine Vermählung der Produktivität mit dem Theater hoffen. Ein wahrhaft vollendetes dramatiſches Kunſtwerk war zu allen Zeiten nur jenes, welches aufgeführt werden konnte. Das Hauptverdienſt und die Hauptwirkung dieſer Jahrbücher wird gewiß die Dramaturgie ſein.

Und doch kommt letztere ohne Zweifel zu früh, weil das Drama überhaupt noch nicht da iſt. Hoffentlich kommt es bald, bis dahin möge ſein anticipirtes Organ alle zukünftigen Intereſſen derſelben rüſtig vertreten, alle hie und da leichtſinnig verſchleuderten Lebensfunken auffangen und bewahren und anderſeits nicht müde werden, alle faulen Flecke des jetzigen Bühnenweſens aufzudecken, alle Thorheiten und Erbärmlichkeiten der Intendanzen und Schauſpieler ſchonungslos zu geißeln, und auf dieſe Weiſe vor allen Dingen den Moderſchutt aus dem Wege zu räumen, damit ein friſches Leben freien Platz ſich zu regen und eine gereinigte Atmosphäre vorfinde. Jedenfalls iſt von dieſem Organe das Beſte zu hoffen, denn es verdankt dem reinſten Willen, der tüchtigſten Geſinnung, jugendlicher Hoffnung und männlicher Kraft ſeinen Urſprung. Machen wir unſre Leſer, deren ganzes Intereſſe wir von dieſem Unternehmen angeregt wünſchen, auf den Inhalt der erſten Doppel-Lieferung aufmerkſam.

Herrmann Marggraff hat darin eine Tragödie „Kaiſer Heinrich der Vierte“ mitgetheilt, und dadurch von ſeinem dichteriſchen Talente eine Probe abgelegt, welche zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt, wenn auch die Tragödie als ſolche, weder der Bedeutung des Stoffes, noch den Anforderungen, welche man an ein dramatiſches Kunſtwerk als Ganzes zu machen berechtigt iſt, genügend entſpricht. In Bezug auf den Stoff hat Marggraff, wohl der dramatiſchen Ökonomie wegen, einen Charakter ausgelaſſen, ohne welchen der hiſtoriſche Begriff Heinrich's **IV.** gar nicht zur Anſchauung gebracht werden kann, nämlich Gregor den Siebenten. Wenn Marggraff eine Tragödie Kaiſer Heinrich **IV.** betiteln wollte, ſo durfte er nicht bloß eine Cataſtrophe ſchreiben, welche ſo oft in der Geſchichte wiederkehrt, daß ſie an und für ſich das Intereſſe verliert, ſo tragiſch ſie unter gegebenen Verhältniſſen iſt. Die Empörung eines Sohnes gegen ſeinen Vater kann bei Heinrich dem Vierten nur als Schlußſtein der als Erlebniſſe dramatiſch veranſchaulichten ganzen Vergangenheit des Kaiſers Bedeutung haben. Ohne Canoſſa, ohne den im Elend ſterbenden Gregor, verliert ſie jede Pointe, und wird zur unnützen Grauſamkeit.

Marggraff's Tragödie beginnt mit der Wahl Herrmann's zum deutſchen Könige in Bamberg, und ſchildert die Vermählung der Markgräfin Mathilde mit dem jungen Welf, den Abfall der Söhne Konrad und Heinrich, bis zu dem Tage in Ingelheim und dem Tode des Kaiſers in Lüttich. Das hiſtoriſche Material iſt ſehr verſtändig und geſchickt dramatiſirt; aber das eigentlich dramatiſche Intereſſe fehlt, denn die dramatiſche Handlung ſcheidet ſich nicht genug von den hiſtoriſchen Begebenheiten, und nur in einzelnen Scenen ſchlägt die Begeiſterung durch und reißt den Genießenden mit fort. Als ſolche Scenen bezeichne ich die 4te des zweiten Akts (den Tod des Biſchofs Burchard in Goslar, deren Effekt jedoch am Ende durch das hier kritiſch-ironiſch angewandte triviale Motiv: einen Todten mit dem Fürſtenmantel zu bedecken, geſchmälert wird); ferner die faſt luſtſpielartigen Epiſoden zwiſchen Konrad, Welf, Mathilde und Beatricen im 3ten Akt und die 2te Scene des 5ten Aktes (die Entſetzung des Kaiſers, worin wahrhaft erhabene Momente). Die Zeichnungen der Charaktere haben verſchiedenen Werth. Der Held (Heinrich IV.) iſt faſt in Holzſchnittmanier gezeichnet, mit ſcharfen Schnitten, aber ohne Beachtung der feineren Nüancen, welche eine Individualität noch mehr als das Maß im Großen zu einer ſolchen machen, und mit Vernachläſſigung vieler hiſtoriſcher Reflexe; Canoſſa's geſchieht nur interimiſtiſch Erwähnung. Bei weitem trefflicher iſt Heinrich V. geſchildert; da iſt Conſequenz und inneres Leben, wiewohl auch eine Reminiſcenz der Auffaſſung und Durchführung Richard's III. von Shakſpeare. Einfach, aber gediegen ſind der alte Welf und Friedrich von Hohenſtaufen geſchildert, doch erinnert letzterer gleichfalls zuweilen an Shakſpeare'ſche Züge (Faulconbridge, Hotſpur). Die Frauen ſind etwas flach gehalten, der ſchwankende Konrad dagegen meiſterhaft. Die Volksſcenen ſind flüchtig lebendig ſkizzirt, aber das Hauptverdienſt ſcheint mir der markige, kernige Ausdruck des Dialogs, der reich iſt an überraſchenden Wendungen, an kecken Bildern (ohne deswegen bloß rhetoriſch zu ſein), an einer kräftigen Entſchiedenheit und Prägnanz des Gedankens. — —

An Marggraff's Tragödie ſchließen ſich Mittheilungen über den Fauſt von Ph. v. Leitner. Die Geneſis und Bedeutung der Fauſtidee iſt darin kurz entwickelt, als Einleitung zu einem Auszuge aus dem Volksbuch.

E. Willkomm beginnt eine Reihe von Silhouetten dramatiſcher Dichter mit einer Skizze über Grabbe, welche ſehr geiſtreich geſchrieben iſt, aber für die Hieroglyphen dieſes eigenthümlichen Charakters doch nicht den rechten Schlüſſel gibt, weil dem Schilderer gerade die wichtigſten biographiſchen Details fehlten. Das höchſte Intereſſe gewähren darin mehrere Reliquien Grabbe's (Brieffragmente und Skizzen aus „Chriſtus“ und „Alexander“), welche Willkomm mittheilt. An Grabbe's Portrait (im Steindruck) iſt nur die Stirne ähnlich, Auge, Mund und Ausdruck dagegen nicht. Auch iſt ein charakteriſtiſcher Brief als Facſimile beigegeben.

Die Rubrik: dramatiſche Literatur, enthält kurze Beurtheilungen über neuere dramatiſche Werke (Raimund's, welcher leider falſch und unwürdig aufgefaßt iſt, Hauch's, Wenzel's, Rank's und über Kichora Komara).

Dramatiſche, dramaturgiſche und theatraliſche Notizen ſchließen dieſe 1ſte und 2te Lieferung. Das folgende Doppelheft wird eine Tragödie: „Cola Rienzi“ von dem genialen Julius Moſen, einen Artikel: Theater und Akademie von Ernſt Willkomm, Kritiken, Correſpondenzen und Notizen enthalten. Format, Druck und Papier ſind ſehr anſtändig und elegant.

Schloß Saint-Fargeau.

(Fortſetzung).

Die mitgebrachten Möbel wurden nun aufgeſtellt, die Tapeten und Teppiche angenagelt und Mademoiſellens tiefe Altſtimme dominirte mächtig über die heiſeren Töne der Marquiſe und den Diskant der Kammerzofen, ſo daß Guilloire, wieder in Schweiß gebadet, nicht wußte, wo er beginnen, wo er enden ſollte, bis Moliére ihm zu Hülfe kam, deſſen Gewandtheit, durch ſpaniſche Wände und Tapeten die Zimmer zu theilen und die gröbſten Fehler zu maskiren, Mademoiſellens Aufmerkſamkeit erregte. Ihre unruhigen umherſchweifenden Blicke hafteten einen Augenblick auf ſeinen Zügen und dann fragte ſie Guilloire: „Wer iſt der junge Mann?“ — „Ein Schauſpieler,“ verſetzte Guilloire. — „Nicht doch,“ entgegnete Mademoiſelle, indem ſie freundlich herablaſſend Moliére herbeiwinkte, „ich beſinne mich, daß ich Euch auf Reiſen mit meiner königlichen Tante geſehen habe; Ihr ſeid Herr Poquelin, der Sohn des Tapezierers Ihrer Majeſtät.“ Moliére verbeugte ſich überraſcht. „Ihr wundert Euch über mein Gedächtniß?“ fuhr Mademoiſelle triumphirend fort, „wen ich einmal ſah, und ſei der Menſch auch noch ſo unbedeutend, den erkenne ich nach Jahren ſogleich wieder, das iſt ein Erbſtück meines Großvaters Heinrich des Vierten und eine wahrhaft königliche Eigenſchaft, die mich auch bei dem Pariſer Volk ſo beliebt machte. Alſo Herr Poquelin, Ihr habt das Gewerbe Eures Vaters verlaſſen?“ Moliére murmelte etwas von Jugendthorheiten. „Ich tadle Euch darum nicht,“ fuhr Mademoiſelle fort, „Comödie iſt mein Lieblingsvergnügen und ich ſchätze gute Comödianten, das kann Euch über jede andere Mißbilligung tröſten.“ — „Durften wir es wagen, vor Eurer Hoheit unſere Kunſt darzulegen,“ bat Moliére, — und Mademoiſelle rief hocherfreut: „Wie, Ihr habt hier Eure Bande? O! das iſt herrlich! Ihr könnt in dem Saal mit dem großen Pfeiler Euer Theater aufſchlagen, eilt, nehmt ſo viele Handwerksleute als Ihr wollt, damit ich morgen nach Paris ſchreiben kann: daß man nicht am Hofe glauben möge, ich müſſe hier vor Langeweile ſterben, ſondern daß meine Geiſteskraft auch im Exil ungebrochen bleibt, was bei vielen Menſchen nicht der Fall iſt. Erinnert Ihr Euch noch, Poquelin, wie kläglich die arme Prinzeſſin von Condé ſich geberdete, als ſie bei Bourdeaux vor der Königin, wegen ihres gefangenen Gemahls einen Fußfall that? Die unglückliche Perſon ſah recht übel aus, that den Fußfall ungeſchickt, ohne Würde und Grazie, und war dabei geſchmacklos gekleidet, ſo daß man nur wenig Mitleid empfinden konnte.

Sie paßte durch ihre Geburt nicht in das Haus eines Bourbons, aber die Gunſt ihres Oheims, des Kardinals von Richelieu, hob dies Gewürm aus dem Staube." — „Die beklagenswerthe Dame wird ihre Erhebung nicht lange genießen," ſagte Molière, „man glaubt allgemein, ſie leide an unheilbarer Auszehrung, und habe nicht den Troſt, bei ihrem Gemahl Theilnahme zu finden." — „Es iſt natürlich," verſetzte Mademoiſelle, „daß mein Vetter Ludwig von Bourbon mit ſeinem hohen Sinn und königlichen Hochgefühl wenig Neigung für eine Niedriggeborne empfindet." Molière neigte ſich ehrfurchtsvoll, doch malte ſich in in ſeinem ſpöttiſchen Lächeln die Erinnerung, wie oft er bemerkt hatte, daß der Prinz, trotz ſeinem königlichen Hochgefühl, die Pariſer Griſetten nicht verſchmähte.

Mademoiſelle wurde durch einen Pagen geſtört, der ein Billet überbrachte, welches ſie mit ſichtlichem Vergnügen las, dann die alte Marquiſe aufforderte, ſie in ihr Cabinet zu begleiten und Molière gnädig entließ. „Eben wollte ich mir eine Audienz ausbitten," ſagte die Marquiſe, indem ſie auf Mademoiſellens huldreiche Einladung Platz nahm, und ſich über ein zweites Frühſtück hermachte, welches für die Prinzeſſin aufgetragen war, wobei ſie beſonderes Behagen über einen ganz warmen, fetten Kuchen äußerte. Die mäßige Mademoiſelle warnte vor dem übermäßigen Genuß dieſes unverdaulichen Backwerks. — Aber die Marquiſe entgegnete mit vollem Munde: „Es wird von den Ärzten verſchieden darüber geurtheilt."

„Mein Vetter Carl von England iſt heimlich hier angekommen," begann nun Mademoiſelle mit Wichtigkeit, „er iſt in dem Garten verſteckt, und meldet mir in einem eben ſo zärtlichen als ehrerbietigen Billet, daß er ſich zu meinen Füßen werfen wolle, um ſeine frühere Bewerbung zu erneuern. Ich muß geſtehen, es liegt etwas Ritterliches darin, daß er mich gerade jetzt in Ungnade und Exil aufſucht." — Die Marquiſe beſeitigte geſchwind noch ein Stück Kuchen und antwortete dann kauend: „Der Prätendent von England, denn König nennt ihn kein Menſch mehr, iſt ein leichfertiger, vagabundirender Herr, und ſpinnt überall Liebſchaften mit gemeinen Dirnen an, dabei iſt derſelbe arm wie eine Kirchenmaus, und es wäre Jammerſchade, wenn meine geliebte Gebieterin ihre Reichthümer in ein ſolches Faß der Danaiden werfen wollte." — „Sie übertreiben," verſetzte Mademoiſelle, „England's Krone iſt nicht ohne Reiz für mich; ich würde eine Armee werben, ſelbſt in den Krieg ziehen und den Uſurpator ſtürzen." — „Ach! Cromwell ſitzt feſt in England!" ſeufzte die Marquiſe, „und auch im Fall des Gelingens hätten ſich Eure Hoheit für Buhlerinnen und Günſtlinge aufgeopfert, die an Ihrer Stelle herrſchen und die Schwäche Ihres Gemahls mißbrauchen würden." — Mademoiſelle ſchien etwas empfindlich, doch beſann ſie ſich und erwiederte: „Ich bin auch weit entfernt, einen Entſchluß zu faſſen, ich habe Zeit zur Überlegung und Wahl, denn mein anderer Vetter, der große Condé, wird auch in wenigen Stunden hier ſein, und Sie kennen die rührende, ehrfurchtsvolle Ergebenheit, welche er mir gewidmet, ſeit ich ihm an dem Thor Saint-Antoine das Leben rettete." — „Der Prinz von Condé," verſetzte die Marquiſe, „iſt ein Kriegsheld, ein ehrenwerther Fürſt und beſitzt große, wenn auch ſtark verſchuldete Güter; aber er iſt im Punkt der Maitreſſen auch nicht gewiſſenhaft und das Allerſchlimmſte ſcheint mir, daß ihn das Sakrament bindet, wenn ſeine Ehe auch unglücklich iſt. Es wäre traurig, wenn die ſchönſte und reichſte Prinzeſſin Europa's ſich einer Leidenſchaft für ihn hingeben wollte, denn was die Kränklichkeit ſeiner Frau betrifft, ſo iſt das ja eine alte, bewährte Erfahrung, daß ſchwächliche läſtige Weiber, die immer ſterben wollen, wenigſtens neunzig Jahr alt werden." (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Wichtige ruſſiſche Urkundenſammlung.** — Auch Rußland will ſeiner Vergangenheit inne werden — um deſto rüſtiger fortſchreiten zu können. Einen neuen, ſehr reichhaltigen Beitrag zu ſolcher Selbſterkenntniß liefert die kürzlich zu Petersburg erſchienene **Sammlung der wichtigſten Denkmäler (1820) in Beziehung auf ruſſiſche Geſchichte, Diplomatik und Jurisprudenz** (4 Bd.), welche neues Licht über die Zeit vom XIV. bis Anfang des XVIII. Jahrhunderts verbreitet.

⁂ **Das hiſtoriſche Inſtitut zu Paris** hat die **dritte Jahresverſammlung** ſeines **hiſtoriſchen Congreſſes** am 11. d. M. im dortigen Stadthauſe eröffnet. Die Sitzungen werden bis zum 27. d. M. fortgeſetzt. Auch auswärtige Gelehrte werden Theil an den Diſcuſſionen nehmen. Herr **Buchez**, Herausgeber der Histoire parlementaire de la Revolution, hat die Eröffnungsrede gehalten, Herr Eug. Monglave Bericht über die Arbeiten der Geſellſchaft von ihrer Stiftung an erſtattet.

⁂ **Das numeriſche Verhältniß der Geſchlechter bei den Geburten.** — In der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris wurde die Fortſetzung des Werkes **über die numeriſchen Verhältniſſe der Geſchlechter bei den Geburten** von **Herrn Giron de Buzaraigues** überreicht, welcher als Ergebniß ſeiner Forſchungen angibt, daß die Vermehrung der Muskelkraft des Vaters auch die Vermehrung der Knaben zur Folge habe, und daß bei unehlichen Geburten die Zahl der Knaben überwiege.

⁂ **Paſtorff's kuglige Sonnenflecken.** — Hr. Paſtorff zu Berlin, der den Sonnenflecken beſondere Aufmerkſamkeit widmet, entdeckte im Jahr 1834 zwei kleine, ſchwarze, völlig runde Körper, die dieſemnach von den gewöhnlichen Sonnenflecken völlig verſchieden ſind, und die er 6mal an der Sonnenſcheibe vorüberziehen ſah. Ihre relativen Entfernungen voneinander veränderten ſich zu Ende v. J., und als Hr. P. ſie am 16. Febr. d. J. wieder beobachtete, fand er, daß die Schnelligkeit ihrer Bewegung ſehr wechſelnd iſt.

⁂ **Unverbrennliche Strohdächer.** — Herr Barentin in Leipzig hat ein Verfahren entdeckt, Stroh- und Schindeldächer gegen jede Feuersgefahr zu ſchützen. Ein Verſuch, den die dortige Kreisdirektion anſtellen ließ, muß zu Gunſten der Erfindung ausgefallen ſein, da das königl. Miniſterium des Innern die Anwendung derſelben empfohlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 226. 1837.

Phönix.

Montag, 25. September.

Schloß Saint-Fargeau.

(Fortſetzung).

Mademoiſelle hob ihr Haupt noch höher als gewöhnlich. „Ich habe es meiner erhabenen Geburt und auch zum Theil Ihrer Erziehung zu verdanken, daß mir alle Galanterie ein Greuel iſt. Verlieben wäre unter meiner Würde, ſollte ſich aber ein großer Potentat finden, deſſen Hand ich mit Schicklichkeit annehmen könnte, ſo möchte ich meiner Beſtimmung folgen.“ — „Die Conſtellationen ſind bis jetzt ungünſtig geweſen,“ bemerkte die Marquiſe, und Mademoiſelle rief heftig: „Sie würden ſich richtiger ausdrücken, wenn Sie ſagten: daß meine Feinde, beſonders die Königin Mutter mir die beſten Pathieen entzogen. Als der Kaiſer meine Hand wünſchte und ich ſogar meinen Geheimſchreiber nach Wien ſandte, wodurch ich eigentlich meiner jungfräulichen Würde etwas vergab, ſcheiterte mein Plan durch die Intriguen des franzöſiſchen Geſandten.“ — „Dieſe Parthie hat mir nie gefallen,“ ſagte die Marquiſe, „der Kaiſer war zum drittenmal Wittwer, ſteckt tief in Schulden, iſt alt, garſtig und hat große Kinder.“ — „Und wenn er Urgroßvater geweſen wäre,“ unterbrach Mademoiſelle, „ein Kaiſer bleibt immer jung und ſchön für eine Prinzeſſin, welche ſich hoher ſtandesmäßiger Geſinnungen rühmen darf.“ — „Wir wollen nicht ſtreiten, der Geſchmack iſt verſchieden,“ entgegnete die Marquiſe, „aber der Herr, den ich Eurer Hoheit vorſchlagen möchte, iſt jung, liebenswürdig und ganz bezaubert von Ihren Tugenden und Vorzügen. Zugleich muß ich um Gnade für eine bußfertige Sünderin bitten, welche den Geſandten dieſes Fürſten hierher gebracht hat.“ Sie öffnete die Thür, und Frau von Chatillon flog zu Mademoiſellens Füßen, deren erſte Bewegung war, ſie zornig wegzuſtoßen. Auch ſah Frau von Chatillon, die ihren Kleiderbündel eröffnet und Toilette gemacht hatte, durchaus keiner Büßerin ähnlich. Sie trug eine ſchimmernde mit Silberfaden durchzogene Robe von Aurorataft mit goldener Beſetzung, auf dem Kopf einen ellenhohen fächerähnlichen Zierrath, wie man auf den Kupfern der älteſten Ausgaben von Molière's Werken dergleichen abgebildet findet, und ein Halsband von Rubinen, das die Weiße des Halſes und der Schultern, die keine neidiſche Verhüllung deckte, beſonders hervorhob. Frau von Chatillon, mit wahrhaft ſpartaniſcher Kühnheit ausgerüſtet, überſah gänzlich Mademoiſellens verächtliche Mienen, denn ſie gehörte unter diejenigen Menſchen, denen jede Demüthigung gleichgültig iſt, wenn ſie nur ihren Zweck erreichen, wobei ihnen vielleicht auch dunkel der Gedanke vorſchwebt, daß ſich nach gewonnenem Sieg wohl auch Gelegenheit zur Rache finden möge. Sie weinte, ſie bekannte ihre Schuld, die ſie nur Unbeſonnenheit nannte, ſie benutzte dann, als Mademoiſelle erweicht ſchien, die Kenntniß ihrer ſchwachen Seite, und ſprach mit Begeiſterung von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Prinzeſſin und wie alle Fürſten der Chriſtenheit nach einem ſolchen Kleinod ſchmachteten. — „Stehen Sie auf, Madame,“ ſagte endlich die beſänftigte Dame, „wenn gleich harte Beſchuldigungen gegen Sie ſind erhoben worden, ſo will ich doch nimmer glauben, daß die Wittwe eines Chatillon, eine geborne Montmorency, ihre Parthei verrathen und die Geſetze der Sittlichkeit verletzen konnte.“ Frau von Chatillon ſtand auf, küßte Mademoiſellens Hände und ergoß ſich nun im Verein mit der Marquiſe in

Lobeserhebungen des Herzogs von Pfalzneuburg, den ſie übrigens ſo wenig kannten, wie den Mann im Mond. Mademoiſelle runzelte die Stirne und rümpfte ihre anſehnliche Naſe. „Was wollen Sie mit dem Herzog von Pfalzneuburg, Sie werden mir doch nicht vorſchlagen, mich zu einem kleinen deutſchen Prinzen zu erniedrigen?“ Die Marquiſe und Frau von Chattillon rühmten nun um die Wette die alte, rühmliche Abkunft des Herzogs und ſeine glänzenden perſönlichen Eigenſchaften; die Marquiſe nahm ſogar einen Anlauf von Gelehrſamkeit, und deducirte, daß er von dem römiſchen Kaiſer Ludwig dem Baier abſtamme, und dieſes Argument verfehlte nicht ganz ſeine Wirkung, aber Mademoiſelle fand es doch gar zu unanſtändig, daß keine Geſandtſchaft, kein feierlicher Aufzug, kein bevollmächtigter Miniſter, ſondern ein bloßer Mönch bei Nacht und Nebel angezogen komme, um eine ſolche wichtige Unterhandlung zu beginnen. Alles, was die Damen von ihr erlangen konnten, beſtand darin, daß ſie heute Abend vor der Comödie ihm eine Audienz ertheilen wolle, zu der er aber ganz geheimnißvoll über verfallene Fruchtböden, die an Mademoiſellens jetziges Boudoir ſtießen, geführt werden ſollte.

Zwei ganz erſchrocken hereinſtürzende Edelknaben unterbrachen die Verhandlung, und eben wollte Mademoiſelle den Mangel des Reſpekts in dieſer unziemlichen Anmeldung verweiſen, als ein ſchlanker Mann mit ſtarkgebogener Adlernaſe, in äußerſt vernachläſſigter Kleidung, zerriſſenem Halskragen und mit Staub bedeckt den beſtürzten Pagen folgte. Mademoiſelle erkannte ihn ſogleich, denn auch in den Tagen ſeines Glanzes war er immer im höchſten Grad unachtſam auf Putz und Mode. „Mein Vetter! mein theurer Condé!“ rief ſie und die innere Bewegung beſiegte ihre ſonſtige Strenge und Förmlichkeit, ſie machte ſogar faſt eine Bewegung, als wolle ſie ihm die Wange bieten, doch begnügte ſich der Prinz, ihre Hand zu küſſen. Auch er war bewegt, als Mademoiſelle Thränen vergoß und der vergangenen Zeiten gedachte. „Ach!“ wiederholte ſie, „muß ich den Sieger von Lens und Rocroi als Verbannten, Geächteten wiederſehen!“ — „Mein eignes hartes Geſchick vermag ich mit Faſſung zu ertragen,“ entgegnete Condé, „aber Ihre Leiden, theuerſte Couſine, brechen mein Herz, Ihre Großmuth hat mir die glänzendſte Lage geopfert, man verfolgt Sie, weil Sie mein Leben retteten, weil Sie dem ſogenannten Rebellen die Thore von Paris öffneten und mein Haupt dem Blutgerüſt entzogen.“ — „Das war der ſchönſte Tag meines Lebens,“ verſicherte Mademoiſelle, „ich bereue meine Thaten nicht, ich würde im ähnlichen Falle wieder eben ſo handeln; die Geſchichte meiner Verbannung wird mir bei der Nachwelt zur Ehre gereichen.“ — „Sie haben den völligen Triumph meiner Feinde vereitelt,“ ſagte Condé, „Sie haben mich vor Schmach und einer zweiten Gefangenſchaft bewahrt, dafür edle Freundin, bin ich ewig dankbar, obgleich mein Leben mir jetzt ſehr gleichgültig iſt. Ich muß zu den Spaniern flüchten, ich muß mein Vaterland, die Armeen, an deren Spitze ich ſonſt focht, die Vaſallen, die mir ſo treu ergeben ſind, ich muß Alles verlaſſen, und die Gnade der Fremden erbetteln, — das iſt hart!“ Er warf ſich auf einen Seſſel und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Mademoiſelle ſchluchzte, ſie lehnte ſich an ſeine Schulter, und die andern Damen zogen ihre Schnupftücher aus den Taſchen. Doch Condé ſchämte ſich bald der Weichheit, die ihn überraſcht hatte; er ſprang auf, ſein Auge blitzte und das ihm eigenthümliche, höhniſche Lächeln ſpielte wieder um ſeinen Mund. „Nicht immer werden meine Feinde ſiegreich ſein!“ rief er aus, „ich kehre vielleicht einſt wieder wie Coriolan aus der Verbannung, und dann …“ Er hielt inne, ſein Blick traf Frau von Chatillon, die er erſt jetzt gewahrte, und die Röthe des Zorns, der Überraſchung, wohl auch ſüßer Erinnerungen, ſtieg auf ſeine Wangen. Frau von Chatillon, die ſich nun bemerkt ſah, fand es jetzt an der Zeit, ihre Rolle zu ſpielen. Sie fing an zu zittern, umklammerte einen Stuhl, als bedürfe ſie einer Stütze und hauchte mit ſterbenden Tönen: „Hülfe! nur ein Glas Waſſer.“ — Aber ehe die unbehülfliche Marquiſe es ihr reichen konnte, ſank ſie in maleriſcher Stellung zu Boden. Condé zuckte, er bezwang ſich ſichtlich, keine Bewegung zu zeigen, doch Mademoiſelle, die, obgleich von Klatſchereien umringt, doch durchaus nichts glaubte, was ihre Eitelkeit verletzte, und ſelbſt zu ſittlich war, um die doppelte Natur der Männer zu begreifen, hatte nie die Verbindung des hochgefeierten Helden mit dieſer zweideutigen Frau für möglich gehalten, und empfand Mitleid bei dieſem Theaterſtreich der ſchönen Troſtloſen. Sie zog ihr Riechfläſchen aus dem Buſen und beſprengte mit eignen, hohen Händen die Ohnmächtige, dann half ſie ihr, ſich aufzurichten, und führte ſie zu dem Prinzen. „Frau von Chatillon hat ſehr gefehlt,“ hub Mademoiſelle an, „aber ſie iſt für ihre Thorheit hart beſtraft und durch die Argliſt unſerer Feinde hintergangen worden. Sie bereut ihr Vergehen; ich habe ihr verziehen, und hoffe, mein edler Vetter wird nicht weniger großmüthig ſein.“

(Schluß folgt).

Miſſiſſippibilder und Abentheuer.

(Schluß).

Aus dem Geſichte des Sitzenden waren die Springlichter des Irrſinns gewichen, um der Dämmerbeleuchtung ſchwermüthiger Erinnerungen Platz zu machen. Er erzählte mir ſein Leben, weil ich der Bruder der Sennora Dolores ſei, und wie er an die traurigſte Stelle gekommen war, löſete er die verſchränkten Arme, um mit der rechten Hand ſein Auge zu bedecken. Ich glaubte, er weine; doch er, der meine Vermuthung ſah, verſicherte, er thue es, weil das gelbe Mondenlicht die Schärfe der Menſchenaugen ſtumpfe, wie bekanntlich auch die Schneide des Dolches. Aber am Tone ſeiner Stimme empfand ich dennoch, daß er weine.

Mit den Klängen ſeiner Erzählung miſchten ſich die Stimmen des Miſſiſippi, der viel Treibholz angeſetzt, und dumpf dawider brauſete. Auch aus einem Nebenzimmer röchelte eine Menſchenſtimme Begleitung, wie aus halb abgeſchnittener oder ganz ſchlafender und ſchnarchender Kehle.

Abwärts mit den Miſſiſippiwellen war während der Rede des Andaluſiers manche Stunde gefloſſen, einmündend in den Golf der Vergangenheit. Fernher von einem Farm am Ufer ſcholl ſchon ein Hahnenſchrei, doch war es noch finſtere Nacht in dickem Nebel. Der Mond war ſchon lange gegangen, und jetzt ging auch der Majo mit grandioſen Schritten entlang den Korridor. Er kehrte wieder mit brennender Fackel, und erbot ſich, mir heimzuleuchten, damit ich bei der Nebelnacht nicht in den Rachen des Miſſiſippi ſtürze, oder in die Spitze eines Dolches. Er zog den ſeinen aus dem Gurt, und reichte ihn mir zum Angedenken; ich neſtelte das Jagdmeſſer von meinen Hüften, und kuppelte es um die ſeinigen.

Schon ſeit lange hatte ich bekannte Züge in ſeinem Geſichte gefunden, die ich aber nicht zuſammenleſen konnte in einen Namen. Wie ich jetzt beim Schnallen des Wehrgehänges mich zu ihm neigte, forſchte ich tiefer in dieſem Antlitz, und er, der es merkte, fragte befremdet, ob ich aufgehört habe, ihn zu kennen?

Ich ſagte, ich erinnere mich nur einer Geſtalt, die der ſeinen verwandt ſei, und die mir bei Fackellicht in tiefer Nacht erſchienene ſei wie jetzt die ſeine. Doch das ſei ein Mann geweſen mit glänzend ſchwarzem Rabenhaar, ein Mann von dreißig Jahren.

„Und wie alt haltet Ihr mich?“ fragte der Greis, indem er ſeine Geſtalt aufrichtete.

„Ihr habt zwei Menſchenalter hinter Euch,“ ſprach ich.

Er lächelte, und ergriff eine kurzgeſtielte Axt, und ſchleuderte ſie mit ſolcher Kraft, daß ſie ziſchend die Luft zerſchnitt, durch den langen Korridor, und die Thüre eines entfernten Gemaches zertrümmerte.

„Iſt das der Wurf eines ſiebzigjährigen Arms?“ fragte der ſpaniſche Carl, — denn er war es, — jetzt erkannte ich ihn. „Geht,“ fügte er hinzu, „und im Künftigen habt ein beſſeres Gedächtniß für Menſchen, die Euch das Leben gerettet.“

Ich ſah ſtaunend in das Geſicht, aus dem in wenigen Tagen der hohe Sommer gewichen war, verdrängt vom Schnee des tiefſten Winters. Der Greis griff in ſeine weißen Locken. „Weiß,“ ſagte er, „ſchneeweiß gebleicht durch ſechs Worte meines Todfeindes!“

„Horch!“ rief er, „das iſt ſein Schritt — Rodrigo nahet!“

Ich hörte die Stille der Nacht erbeben und dröhnen unter Schritten wie von einem ſteinernen Mann. Die durchwachte Nacht und die ſchauerliche Erzählung hatten mir ein wildes Fieber in der Phantaſie angezündet. Mir war es, als ſei ich in dem Opernhauſe, wo ich zum erſtenmal den ſteinernen Gaſt geſehen, und gehört wie es gebebt unter den Statuenſchritten des ſteinernen Geſpenſtes. Ich blickte ſcheu auf die Thüre, und jeden Augenblick erwartete ich den Eintritt eines Felſen in Menſchengeſtalt.

Jetzt waren die Schritte angelangt bei der Schwelle, und zwei Thiere trugen gräßlich wilde und plumpe und ſchwergeſenkte Nilpferdköpfe in das Zimmer. Es waren zwei Doggen, und ihnen auf dem Fuß erſchien die Geſtalt ihres Herrn und das Geſicht des Doggenherrn mit ſeinen erdrückend erhabenen und ſteinernen Zügen.

„Don Rodrigo!“ ſchallte es aus dem Munde des bunten Sevillaſtutzers in Tönen, die knirſchten vor Wuth und zitterten vor Angſt.

„Don Diavolo!“ tönte es durch die Zähne Rodrig's mit metallloſer Stimme, mit einer Stimme, wie ich ſie nie gehört im Reich der Töne. Vielleicht haben die Felſen, wenn am ſpäteſten Tage die Stummheit von ihnen genommen wird, ſolche Stimme, und vielleicht werden einſt die Gebirge mit dieſen Tönen Zwieſprach halten über die Meere. — — —

Die Geſchichte vom ſpaniſchen Carl, die ich in dieſer Nacht gehört, iſt zu Ende gekommen in dieſer Nacht.

Tageschronik aus Paris.

Die arge Hitze iſt den Theatern nicht günſtig geweſen; der vorige Monat brachte nur ein Drama hervor, welches vor und nach ſeinem Erſcheinen viel Spektakel verurſacht hat. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß dies Drama auf dem Theater der Porte-Saint-Martin geſpielt worden iſt. Herr Harel, Schauſpieldirektor dieſes Boulevardtheaters, verſteht ſich meiſterhaft darauf, eine Sache in's Gerede und in den Gang zu bringen. Wenn das Publikum ihm den Beifall eines in Scene geſetzten Stücks verweigert, ſo erzwingt er ihn; wie das anzufangen? fragt ihr. Dieſe Wiſſenſchaft handhabt Hr. Harel auf eine bewundernswürdige Weiſe. Einige Kunſtgriffe haben wir ihm abgelernt, wir wollen den Leſer damit bekannt machen. Zuvor müſſen wir jedoch bemerken, daß Hr. Harel bereits die energiſchen Mittel abgenutzt hat, um das Publikum an ſein Theater zu feſſeln; ich erinnere nur an die Beduinen des Atlas, an den Elephanten Kiouny, der auf dem Seile tanzte, an die ſpaniſchen Stiergefechte, an das Sterberöcheln der Mademoiſelle Georges auf der Bühne, an die 100ſte letzte Vorſtellung des Tour de Neſle u. ſ. w. Der Herr Direktor fühlt daher wohl, daß, wenn er ferner noch wirkſame Effekte hervorbringen will, ſtarke Reizmittel angewandt werden müſſen; aber ſelbſt dem pfiffigſten Kopfe wird es am Ende ſchwer, etwas Neues und immer etwas Neues ausfindig zu machen. Wenn man auch das Genie Figaro's, Gilblas', Mascarilles und Frontin's in ſich allein vereinigt, ſo langt man doch nicht immer mit jedem Griff in die Taſchenſpielertaſche ein neues Kunſtſtück hervor. Demohnerachtet hat Hr. Harel jüngſt bewieſen, daß er allein mehr, als alle vier zuſammengenommen iſt. Da die einfachen, bürgerlichen und ſentimentalen Dramen des Hrn. Rougemont ſich überlebt hatten und keinen „unerklärlichen Zulauf“ mehr fanden, fing Hr. Harel an, den allmähligen Ruin ſeines Theaters zu befürchten und darüber nachzugrübeln, wie er die Beduinen des Atlas und die vier Queues der Duchesse Lavaubalière verdunkeln könnte. Aber wie ſollte er das machen? Er hatte ſeither Alles, Alles in der Welt exploitirt, nur Eins hatte er vergeſſen, nämlich ſich ſelbſt zu exploitiren. Dieſer Vergeſſenheitsfehler hat er eben wieder gut gemacht und fernerhin mangelt nichts ſeinem Ruhme; er kann mit Recht für das erfindungsreichſte Genie des 19. Jahrhunderts genannt werden. Das neue Drama hat jetzt das Licht der Welt erblickt und iſt nicht anders als eine chargirte Bearbeitung des böhmiſchen Mägdekriegs von van der Velde. Die Zurüſtungen vor der erſten Aufführung waren wirklich intereſſant und merkwürdig. Schon ſechs Wochen vorher fing man an, Komödie in dieſer Hinſicht zu ſpielen. Wer die große Verläumdungsarie kennt, die Baſil im Barbier von Sevilla ſingt, kann ſich ungefähr eine Vorſtellung von der Charlatanerie des Hrn. Harel machen; der große, der ungeheure, der unermeßliche Succeß, welcher vorher ausposaunt wurde, ſchien nach dieſer Muſik in Noten geſetzt zu ſein. Ich für mein Theil habe dieſe Harel'ſchen Theaterbülletins mit größerer Theilnahme und Aufmerkſamkeit geleſen, als die emphatiſchen Bülletins vom ſpaniſchen Kriegstheater; denn der Mägdekrieg auf der Porte-Saint-Martin verſprach bei weitem dramatiſcher zu werden, als die Spiegelfechtereien des Don Carlos und der Chriſtine. Anfangs verbreitete man ganz piano das Gerücht, Hr. Harel gehe damit um, ein Drama für ſein Theater zu verfaſſen; das Gerücht lief von Mund zu Mund und fand bald ſichere Beſtätigung in der Nachricht, daß Hr. Harel ſich zum dramatiſchen Autor mache und ſein erſtes Melodram ſchreibe, deſſen Titel noch ein Geheimniß ſei. Einige Tage darauf verriethen die Journale dieſen myſteriöſen Titel, welcher lautete: der „Gelehrtenkrieg" (guerre des savans). Nachdem dieſer Titel ein wenig im Publikum bekannt geworden war, reizte man auf's neue die öffentliche Neugierde dadurch, daß man dieſen erſten Titel abläugnete und den „Gelehrtenkrieg" in einen „Mägdekrieg" umtaufte, was viel ſonderbarer klang. Als man vierzehn Tage lang über den Mägdekrieg hin- und hergeſchwatzt und die Caprice des Hrn. Harel, ſich als dramatiſchen Dichter aufzuwerfen, belächelt hatte, erſchien in allen Pariſer Journalen die Anzeige, daß die Porte-Saint-Martin für das neue in Scene zu ſetzende Drama hübſche Figurantinnen brauche und deßhalb alle hübſchen Frauen, die bei der Truppe eingeſchrieben zu ſein wünſchten, auffordere, ſich gefälligſt in's Sekretariat der Porte-Saint-Martin zu bemühen und daſelbſt die Bedingungen, unter denen ein Engagement ſtattfinden könne, in Kenntniß zu nehmen. Dieſe Anzeige brachte in der liebenswürdigen Zunft der Pariſer Modiſtinnen, Wäſcherinnen, Näherinnen, Plätterinnen u. ſ. w. eine wahre Revolution hervor. Dies war das Crescendo, das Forte der großen Arie, welche Hr. Harel dem Publikum vorſang, und er ſtieg nun zu den höchſten Tönen der Tonleiter hinauf. Nachdem die ebenerwähnte Annonce ihre Wirkung gethan hatte, machte ein neuer Avis dem Publikum bekannt, daß das Corps der weiblichen Freiwilligen für den Mägdekrieg vollzählig ſei und für die Folge keine Anerbietungen mehr angenommen würden. Darauf folgte die Periode des Anſchlagzettels; acht Tage lang las man auf der Affiche: „Wegen der noch unvollendeten Dekorationen zum „„Mägdekrieg"" gibt das Theater der Porte-Saint-Martin heute Abend die letzte Vorſtellung des Tour de Nesle." Am folgenden Tage war es die letzte Vorſtellung der Herzogin v. Lavaubalière; am dritten die der Auberge des Adrets u. ſ. w. Unten auf dem Zettel las man jedesmal in großen Lettern: „Demain première représentation de la guerre des servantes." Den Tag darauf hieß es: „Relâche pour la répétition générale de la guerre des servantes." Drei Tage hinter einander ward dieſes Manoeuvre wiederholt und am vierten Tage verkündete eine ſechs Fuß hohe Affiche dem verehrlichen Publikum, daß die Porte-Saint-Martin dieſen Abend auf allgemeines Verlangen eine letzte Vorſtellung des Tour de Nesle und der diebiſchen Elſter gebe, worin Hr. Moeſſard zum letztenmale die Rolle des Gervais ſpielen werde. Am Tage darauf fand natürlich wegen Couliſſenveränderungen keine Vorſtellung ſtatt; dann war Mad. Georges krank; endlich, nachdem alle Stufen der Charlatanerie durchlaufen, kam der Tag der erſten Aufführung wirklich herbei. Aber an dieſem ſo lange erſehnten Tage wurden keine Billette an der Kaſſe ausgegeben; ein großer Theil der Zuſchauer, welche ſich in den Schweif geſtellt hatten, mußten unverrichteter Sache wieder abziehen; alle Plätze ſeien auf die fünf erſten Vorſtellungen im voraus vergeben, hieß es am Bureau. Am Tage nach der erſten Aufführung berichteten die Journale, daß die Wagenreihe ſich von der Porte-Saint-Martin bis an den Baſtilleplatz erſtreckt, daß man ſich an den Thüren geſchlagen und mehrere Perſonen für todt aus dem Saale getragen habe. Auf dieſe Weiſe macht Hr. Harel alle ſeine neuen Dramen mouſſiren, um mich eines Kunſtausdrucks zu bedienen. Die Feuilletoniſten prophezeien dem Mägdekrieg hundert aufeinander folgende Vorſtellungen, woran jedoch ſehr zu zweifeln; denn es iſt ein höchſt gewöhnliches Drama, worin Dolch, Gift, Tod und Teufel Hauptrollen ſpielen; lauter Reizmittel, welche dem blaſirten Gaumen nicht mehr behagen. Die Scenerie iſt prächtig und luxuriös. Auffallen muß, daß kein franzöſiſcher Kunſtrichter an den van der Velde'ſchen Mägdekrieg erinnert hat, der doch in's Franzöſiſche übertragen worden iſt. Das kommt wahrſcheinlich daher, weil die Hauptariſtarchen des Feuilletons von Paris abweſend ſind.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ Guſtav Schwab in Stuttgart, der ſeine dortige Profeſſur ſchon lange gern mit einer einträglichen Pfarrſtelle verwechſelt hätte, iſt von der Regierung erhört worden. Herr Schwab wird demnach Stuttgart binnen Kurzem verlaſſen, um ſeiner neuen Beſtimmung als Pfarrer eines bedeutenden Dorfes bei Tübingen ſich zuzuwenden. Eines der Hauptmotive, welche Herrn Schwab zu ſeiner Bitte um Verſetzung als Pfarrer veranlaßt hatten, ward durch die vielfältigen Beſuche aus- und inländiſcher Gelehrten, Künſtler ꝛc. gebildet, denen er mit Verluſt von Zeit und Geld den Cicerone und Gaſthalter machte. Die Redaktion des poetiſchen Theils des Morgenblattes ſoll nun in andere Hände übergehen.

⁂ Das Marien-Volk. — Das „Univers" theilt ein Schreiben von Rom vom 15. v. M. mit, worin berichtet wird, wie Tags zuvor „das mirakulöſe Bild der h. Jungfrau, welches der h. Lukas gemalt, von S. Maria Maggiore" — in vierſtundenlanger Prozeſſion „in die Jeſuitenkirche, welche ſich (bedeutungsvoll) in Rom's Mittelpunkte befindet, übergeſiedelt worden," wo dann der Papſt, gerührt von dem Bußeifer der Römer, ihnen zugerufen: „Ihr ſeid das Volk Mariens!" — wie, hiervon begeiſtert, die Römer Abends die Stadt auf das Prächtigſte illuminirt, und der h. Jungfrau viele tauſend Altäre auf den Straßen errichtet und davor geſungen, der h. Vater aber „von der Höhe des Quirinals herab — den großen päpſtlichen Segen *orbi et urbi* (dem Weltrund und der Stadt) ertheilt habe." — Es ſcheint jedoch nicht, daß das Marienvolk durch ſeine Bußübungen ſehr gebeſſert worden; denn mehrere deutſche Zeitungen bringen eine römiſche Correſpondenz-Nachricht vom 30 v. M., wonach am 26. Auguſt gegen das für die Juden eingerichtete Hospital ein lebhafter Angriff geſchehen. „Das Volk wollte es in Brand ſtecken, und wurde nicht eher ruhig, als bis das Militär anrückte und Feuer gab. Sein ganzes Vertrauen zur Befreiung von der Cholera ſetzt nun — neueſten Berichten zufolge — das Marienvolk auf den nächſten Feiertag ſeiner Königin („*questa è nostra regina*" — ſagen ſie), an welchem ſie das Herz derſelben mit neuen Feſtlichkeiten zu beſtürmen gedenken."

⁂ Ueberſetzung der Ilias in's Bengaliſche. — Babu Jeiſchunder Boſe von Calcutta, hat das erſte Buch der Ilias in das Bengaliſche überſetzt.

⁂ Die Eiſenbahn von Paris nach St. Germain hat in den erſten 14 Tagen (vom 26. Auguſt bis 9. September) 110,253 Franken eingetragen. Es haben in dieſer Zeit 97,190 Perſonen dieſelbe befahren.

⁂ Laube arbeitet in Muskau rüſtig an ſeiner neuen Literaturgeſchichte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 227. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 26. September.

Düſſeldorf.

Eine von beiden Partheien mit Erbitterung geführte Fehde ſpaltet in dieſem Augenblick die Einwohnerſchaft Düſſeldorf's. „Hie Fahne!“ — „Hie Scotti!“ ſind die Loſungen der dortigen artiſtiſchen Welfen und Waiblinger.

Die Sache iſt folgende: Im Frühling dieſes Jahres erſchien bei **Schreiner** in Düſſeldorf eine Schrift: „**Die Düſſeldorfer Malerſchule in den Jahren 1834, 1835 und 1836.** Eine Schrift voll flüchtiger Gedanken, von A. **Fahne**;“ wir werden weiter unten die darin aufgeſtellten Behauptungen näher mittheilen. Hier nur ſo viel, daß die Tendenz des Büchleins nichts anderes ausſprach, als was in Düſſeldorf ſelbſt Jedem bekannt war, und worüber Düſſeldorfer Künſtler ſich auch im Auslande freimüthig ausſprachen; daß durch die Fahne'ſche Schrift einerſeits materielle Intereſſen der Rheiniſchen Malerſchule und des Rheiniſch-weſtphäliſchen Kunſtvereins gewahrt werden ſollten, anderſeits vor Einſeitigkeit und Dünkel der erſteren gewarnt wurde, welche die unausbleiblichen Folgen einer von Munde zu Munde wandernden Lobhudelei ſein und allmählich zur Entartung führen mußten.

Indeſſen: die Wahrheit gut zu verdauen, iſt nicht Jedermanns Sache. Eine Proteſtation gegen die Fahne'ſche Schrift, welche die Dinge beym rechten Namen nannte, ließ ſich vorausſehen. Es erfolgten zwei für eine. Die erſte ging direkt vom Kunſtverein ſelbſt aus, und erklärte die Behauptungen Fahne's für **unwahr**. Fahne vertheidigte im Juni dieſes Jahres ſeine Theſen durch Vorlegung der Beweiſe. Die zweite Proteſtation war dickleibig und ſo plump wie der Pſeudonyme des Mannes, der als Ritter der Angegriffenen auftrat; ſie führte den Titel: „**Die Düſſeldorfer Malerſchule oder auch Kunſt-Akademie in den Jahren 1834, 1835 und 1836** und auch vorher und nachher. Eine Schrift zur Äußerung einiger Gedanken, von J. J. **Scotti**,“ (Düſſeldorf, Schreiner 1837). Sie war ſo grob als die erſtere Proteſtation vornehm, und ſo confuſe, als die Fahne'ſche Schrift klar und verſtändlich, und veranlaßte eine Replik Fahne's, welche unter dem Titel: **Meine Schrift, „die Düſſeldorfer Malerſchule,“ und ihre Gegner,** ſoeben gleichfalls bei Schreiner erſchien. Eine Karrikatur, welche gleichzeitig umherflattert, zeigt einen Ritter mit einer Fahne und einer ungeheuren Schreibfeder ſtatt des Schwertes auf einem tollen geifernden Stier hinſprengend, an deſſen Schwanz zwei Paletten befeſtigt ſind und in deſſen Keulen Pinſel mit Farbenblaſen ſtecken. Wenn man weiß, daß **Scotti** in ſeiner Gegenſchrift ſich ſelbſt **Ittocs** nannte, bedarf der [illegible] keiner weiteren Erklärung.

Es kann nur befremden, daß die Fahne'ſche Schrift zu einem Zankapfel geworden, da doch die „**Kreuz- und Queergedanken eines Dresdener Ignoranten vor den Düſſeldorfer Bildern, von Heinrich Paris**,“ wovon mir ſoeben die zweite Auflage *) zugeſchickt wurde, von Düſſeldorf aus keine Entgegnung fand, und doch hatte dieſer ſogenannte Ignorant gerade einige der renommirteſten Düſſeldorfer Bilder, wie **Steinbrück's** „Elfen,“ **Blank's** „Goldſchmiedstöchterlein,“ den „Heinrich IV. in Canoſſa“ von **Begas**, beſonders aber **Bendemann's** „Jeremias,“ auf's härteſte getadelt, ja das letztere ſogar „**unverſtändlich**,“ „**proſaiſch**,“ „*une beauté impie*“ genannt! Freilich, mit welcher Feinheit, mit welchem Takt, mit welcher ruhigen ſicheren Beweiskraft! Und dann war es doch auch nur eine Privatanſicht über einzelne Bilder; keine direkte Oppoſition gegen die Richtung, kein Angriff perſönlicher Intereſſen.

Fahne hingegen war, wenn auch mit weniger Grazie als der mit Unrecht ſich zum Ignoranten ironiſirende Dresdener, doch mit mehr Feuereifer und Schlagkraft der Richtung gegenübergetreten; hatte die Intereſſen der Rheinländer vertheidigt, und die Sciſſion in der Düſſeldorfer Akademie ohne weiters aufgedeckt, überzeugt (**wie wir**), daß Deſchs nigung verborgener Schäden dieſe nur ärger macht, daß die Wahrheit allein, ob ſie auch ſchmerze, heilt.

---

*) Dresden und Leipzig. Arnold'ſche Buchhandlung. 1837.

Jahne beginnt mit der Geſchichte der Malerakademie in Düſſeldorf. Hören wir ihn ſelbſt: „Im Jahre 1777 wurde die Malerakademie zu Düſſeldorf durch die Munificenz des Churfürſten Carl Theodor von der Pfalz geſtiftet. Sie wurde reich mit allem Nothwendigen dotirt. Insbeſondere kauften die Landſtände für ſie die ſo bedeutende und berühmte Kunſtſammlung des Akademie-Direktor Krahe, beſtehend in 14,000 und mehr Originalzeichnungen und Skizzen, über 23,000 Kupferſtichen und verſchiedenen Kupferplatten, die ſämmtlich noch gegenwärtig den größten Schatz unſerer Stadt ausmachen und, nach Schulen abgetheilt, die Original-Werke der berühmteſten Maler, eines Raphael, Giulio Romano, Carracci, Guido Reni, Dominichino, Buonarotti, Titian, Dürer, Rubens, van Dyck und Rembrandt enthalten. Ferner wurde zu ihrem Nutzen eine nicht unbedeutende Sammlung von Abgüſſen antiker Kunſtwerke aufgeſtellt, und durch Schenkung entſtand nach und nach eine Bibliothek von vielen hundert Bänden. Hierneben ſtand ihr die große weltberühmte, jetzt nach München entführte Bildergalerie zu Gebote.

„Dem glänzenden Anfange folgte ein nur kurzer Flor. Schon im dritten Decennium ihres Daſeins raubten ihr Frankreichs verwüſtende Kriege Mittel und Kräfte. Die koſtbare Galerie wurde vor der Invaſion nach München geflüchtet, die Fonds wurden zu anderweitigen Zwecken verwendet; nur die uneigennützigen Opfer einiger Kunſtfreunde und akademiſcher Lehrer konnten das ſparſame Leben erhalten, welches die franzöſiſche Herrſchaft ihr noch verſtattet hatte.

„Unter preußiſchem Scepter erſt gab P. Cornelius der Schule neues Leben, der Meiſter der Compoſition. Seinen perſönlichen Eigenſchaften vielleicht mehr noch als ſeinem großen Künſtlerruhme verdankte er die Schüler, welche ſich um ihn ſammelten. Es war das Künſtlerleben früherer Jahrhunderte, welches ſich entwickelte. Meiſter und Jünger ſtanden nebeneinander, Liebe zog Liebe groß, und dieſe Unmittelbarkeit, dieſes der Kunſt würdige, bildende, innige Verhältniß ſchloß den feſten Kreis um das Ganze, und ließ von der Akademie, welche der Staat im Jahre 1822 gleichſam von Neuem ſtiftete, und unter Cornelius Leitung ſtellte, Produkte erwarten, welche der innerſten Anſchauung abgewonnen und nicht einem falſchen Ehrgeize und niedriger Brodluſt abgedrungen ſind.

„Cornelius ſah nur, wie die Saat aufging, er folgte dem Rufe nach München, wo umfaſſenderes Wirken ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahm, und übergab Schadow das Direktoramt, der vom Staate dazu berufen war.“

Jahne berichtet nun weiter die Stiftung des Rheiniſch-weſtphäliſchen Kunſtvereins, das Programm deſſelben hatte beſonders auf Öffentlichkeit der Kunſt gedrungen, wodurch „nicht nur die Kunſt ſelbſt, ſondern auch die Kultur des Volkes gewinnt.“ — „Die Stiftung des Vereins iſt,“ fährt Jahne fort, „für die Akademie nicht ohne Einfluß geblieben; qualitativ und quantitativ haben ſich ſeit ſeinem Entſtehen die Kunſtprodukte geändert. Im Jahre 1829 waren 109 Kunſtwerke, im Jahre 1832 146, im Jahre 1835 190 und im Jahre 1836 247 ausgeſtellt. In drei Jahren hat ſich alſo die Produktivität faſt verdoppelt. Was vor vier Jahren noch Räuber, Schleichhändler und Wilddiebe waren, ſind jetzt mindeſtens Kirchengängerinnen, Pagen und Uhlandskinder. Man ſieht, wie die wüſte, ſich ſelbſtüberlaſſene Phantaſie nach und nach durch Nachdenken und durch Lektüre ſich geregelt hat. Es iſt, als ſei man vom Rinaldo an die Taſchenkalender gegangen, und jetzt in der Geſchichte am Blättern. Blättert fleißig; ihr werdet aber nur die letzten Blätter für euch beſchrieben finden. Hier nur liegt der Stoff für eine glückliche Thätigkeit, mag man es auch ungern geſtehen, und lieber eine andere Anſicht in alle Welt hinein ſchmuggeln. Weder die heilige Hiſtorie noch der altklaſſiſche Mythus können den Stolz unſrer Schule bilden. Schon im Allgemeinen ſind unſere lebenspraktiſchen vernünftelnden Zonen und Zeiten ſolchen Darſtellungen wenig gewogen, unſerer Schule insbeſondere fehlt dazu das innere Leben, die lebendige Anſchauung, das wahre Künſtlerbewußtſein. Die Anſichten ſind zu ſehr Anſichten ohne Kraft. Die Phantaſie iſt dem Erlernten verfallen, ſie iſt weder ſchöpferiſch noch erſchöpfend und friſtet ſich faſt kümmerlich durch Bekanntes, was ſie auffriſcht und zu modificiren ſucht. Mit der fehlenden, vollen Gewalt und Herrſchaft über den Stoff fehlt auch die Lebendigkeit in den Bewegungen, Beſtimmtheit und Harmonie im Ausdrucke, Gewandheit in Anwendung der Gegenſätze und vieles andere, was erſt an dem Modelle und an der todten Malerpuppe zum Leben kommt. Dieſe übertragen ihre kalten Wendungen auf die Leinwand, und dem Gebilde, welches beide zuſammen mehr ſchaffen als ergänzen müſſen, kann das angefaltene, zierliche Gewand und die ängſtlich ausgeführten Nebenpartien keinen Geiſt einhauchen.

„Wohl nur den trügeriſchen Lockungen verdanken wir (es ſind wenige Ausnahmen, wo innere Kraft entſchied) diejenigen Verſuche, welche über die gezeichnete Grenze hinaus in der Geſchichtsmalerei gemacht ſind. Man ſieht dieſen an, daß ſie kein Produkt des Lebens, ſondern der Schule ſind. Gelang es auch der Gelehrſamkeit, Anachronismen in Sitte und Gebrauch zu vermeiden: ſo ſtanden die Anachronismen des innern Lebens deſto deutlicher auf jedem gemalten Geſichte geſchrieben. Das was einigen, zum Beiſpiel Bendemann, gelungen iſt, iſt mehr Compoſition d. h. nach äſthetiſchen Regeln zuſammengeſtellte Individualitäten, als geiſtiges, dem Werthe des Gegenſtandes vollkommen angemeſſenes Produkt der Erfindung.

„Unſere Düſſeldorfer Schule iſt und kann nichts anderes ſein, als eine veredelte niederländiſche. Ihre Produkte ſind der reinen Naturanſchauung abgewonnen. Die umgebende Wirklichkeit ſchafft, und was ſie ſchafft iſt ebenſo pikant und charakteriſtiſch wie es die alte holländiſche Schule darbietet; aber es iſt edler, es iſt würdiger. Wie die Erziehung unſerer Maler iſt ihr Stoff, bürgerlich-chriſtlich. Dieſe bürgerlich-chriſtliche Welt, dieſer lauwarme Zuſtand wird der heiligen Hiſtorie keine Ideale liefern. Da mag man leicht dem äußeren Sinne Schmeichlendes ſchaffen, ob aber dieſe Schöpfung geiſtig befriedigen muß, das ſteht auf einem andern Blatte, und wird ſich darnach beantworten, wie das Kräftige ſich gegen einander abgeſchliffen hat, wie der Chriſt in dem Bürger untergegangen iſt. Es ſcheint alſo, was die Hiſtorie betrifft, zweifellos, daß nur (wenige Ausnahmen abgerechnet) diejenigen, welche mit dem tiefdenkenden Leſſing an der Spitze unſere bürgerliche (bürgerlich-religiöſe) Malerei behandeln, richtig ihren Standpunkt begreifen und eben deßhalb in der vollen Kraft ihrer Fähigkeiten den vollen Glanz unſerer Schule bilden.

„Die Nachwelt wird den Werth unſerer Converſationsmalerei feſtſtellen, ſie wird unſere Anſicht: man müſſe gedachte Kunſtgattung etwas nieder halten, damit die höhere deſto beſſer gedeihe, beurtheilen, und prüfen, ob wir uns ſogar ſoweit verführen laſſen dürften, unſere Künſtler dieſes

Faches in den Recenſionen nur beiläufig anzuführen und bloß Schrötter einen Platz zu gönnen."

„Welche Zukunft," fragt nun Jahne weiter, „hat unſere Schule bei dieſem Stand der Dinge zu erwarten? Keine. Wenn die Verhältniſſe ſich nicht ändern: ſo wird ſogar das bald vernichtet ſein, was aufzuziehen zwei Jahrzehnde ſich Mühe gaben. Es fehlt unſerm Künſtlerleben jene Jüngerſchaft, welche das Alterthum ſo groß gemacht hat. Statt des Bedürfniſſes und der Nothwendigkeit, der Innigkeit und Wärme, ſtatt des wechſelſeitigen Ermunterns und Warnens, ſtatt der beſcheidenen Unterordnung unter das Genie und die Kraft, ſtoßen wir auf ein Hinderlichwerden, auf lärmendes Mißachten, auf Zwietracht, Intrigue, Eigendünkel, Überſchätzung, Kälte und andere Hinderniſſe, welche das hohe Ziel der Kunſt, wenn auch nicht ganz vereiteln, doch in das Weite hinausſchieben, und es bewirken, daß viele Talente, welche ſonſt ein nützliches Glied der Kette ſein würden, verkommen und ihre Beſtimmung verfehlen." (Schluß f.)

Londoner Theaterſchau.

(Monat Auguſt).

> „The ancient Greeks and Romans had no name
> To express a school and playhouse but the same."
> *Butler.*

Schon ſeit mehreren Wochen ſind die beiden Theater Drurylane und Coventgarden geſchloſſen; am 19. Auguſt folgte ihrem Beiſpiele die italiäniſche Oper mit einer Supplementvorſtellung der „Anna Bolena" und „Prova d'un opera seria." Die Helden und Heldinnen der erſtgenannten Bühnen reiſen theils im Lande umher und geben Gaſtrollen, theils haben ſie bis zur Wiedereröffnung ihrer reſp. Häuſer (Coventgarden Ende September oder Anfangs October und Drurylane im nächſten December) mit andern Theatern in der Hauptſtadt und in der Provinz contrahirt; die Italiäner reiſen nach dem Continente und finden ſich bis Mitte Herbſt allgemach in Paris ein, oder ſie bleiben noch einige Zeit in dem langweiligen ihre Kunſt überreichlich lohnenden England, geben Concerte, Gaſtrollen in den Bädern und auf den größern Bühnen der Provinz, oder bei reichen, Kunſt und Luxus liebenden Privaten. In Drurylane trat in letzter Zeit die Schröder-Devrient auf, viel Beifall und reichen Lohn erntend, aber doch nicht in dem Maaße, wie früher. Sie altert, die vormals und auf der Bühne noch immer liebliche Landsmännin, die kunſtgerechte und hochgebildete Prieſterin der Thalia; jüngere Heldinnen treten mit ihr in die Schranken und das undankbare, wankelmüthige Publikum vergißt ſo bald das alte Verdienſt und wendet ſich, der Mode und der Menge folgend, dem neuen zu. Auch die Paſta ließ ſich einige Male in Drurylane, wie in Concerten und Privatcirkeln hören; nach langer Abweſenheit zeigte ſie ſich wieder mehr aus Noth, wie man ſagt, denn aus Sehnſucht und Beruf; ſie ſoll ihr vordem geſammeltes Vermögen rein verzehrt haben und wieder gezwungen ſein, öffentlich aufzutreten. Was von der andern Künſtlerin geſagt iſt, hat eben ſo und noch mehr Bezug auf dieſe, die, da ſie deſſen bald inne ward, ſich bald zurückzog. Demohnerachtet, da auch die leichtfüßige Taglioni auf demſelben Theater und in derſelben Zeit mit der Schröder-Devrient und der Paſta auftrat, erwarb das Engagement dieſer Coryphäen des Geſanges und des Tanzes dem Hauſe viel Zuſchauer, obwohl die Preiſe erhöht waren, und der half-price, ſonſt nach 9½ Uhr beginnend, aufhörte, war Drurylane alle Abend gedrängtvoll, ganz im Gegenſatze zu dem nahen Coventgarden, obgleich hier die Preiſe erniedrigt, der half-price beibehalten, mehrere tüchtige Künſtler und Künſtlerinnen erworben waren und die Auswahl der Stücke, meiſt claſſiſche von Shakspeare u. ſ. w. nichts zu wünſchen übrig ließ. Das Londner Publikum gleicht allen andern: es verlangt Geſang, Tanz, oder Poſſen und Vaudevilles, Dramen und Tragödien, wenn dieſe nicht „rechte horreurs" enthalten, werden kaum beſucht. Coventgarden hätte ſich, da kein Theater in London direkt vom Gouvernement ſubventionirt wird, gar nicht halten können, wenn es nicht nach dem Hauptſtücke eine Operette, einen Theil einer Oper, ein Vaudeville, oder ein Ballet hätte folgen laſſen, um wenigſtens half-price Zuſchauer anzulocken. — Das italiäniſche Opernhaus wurde, wie erwähnt, am 19. Auguſt für dieſe Saiſon geſchloſſen. Als Extravorſtellung wurde, nach vielen hintereinanderfolgenden Benefizen der Griſi, Albertazzi, des Tamburini, Lablache, Rubini u. ſ. w. „Anna Bolena" gegeben. Ein ſehr ärgerlicher Vorfall trat ſtörend ein: als Ivanoff in ſeiner Rolle erſcheinen ſollte — kam Niemand. Das Orcheſter präludirte, gab eine Symphonie — Lablache und die Griſi traten auf, aber bei dem Lärmen, Pochen und Pfeifen des höchſt zahlreichen und höchſt ungeduldigen Publikums wieder ab. Der Direktor Laporte war ſchon ſtürmiſch verlangt: nach dem flüchtigen Davoneilen der Griſi und dem langſam gemeſſenen Abtreten Lablache's ward der Ruf nach Laporte hundert und tauſendſtimmig wiederholt; ſchon machten die Dandy's im Parterre Anſtalt, auf die Scene zu dringen. Da erſchien, nach Verlauf einer halben Stunde und länger, der Direktor, entſchuldigte ſich und verſprach, da es ihm augenblicklich nicht möglich, andern Tags die Gründe der Störung in öffentlichen Blättern angeben zu wollen, zugleich auch, daß die Oper alsbald fortgeſetzt werden würde. Beides geſchah, letzteres in wenigen Minuten (Ivanoff erſchien nämlich), jenes andern Tags. Die Stockung war, wie meiſt alle Stockungen im menſchlichen Leben, durch Geldangelegenheiten herbeigeführt. Laporte hatte Ivanoff noch nicht völlig ausbezahlt, und da dieſer, ſchon durch ſeine Verluſte im Jahre 1836 gewitzigt, in ſeinem Contrakte ſtipulirt und ſpäter durch ſeinen Anwald zu dreien Malen hatte wiederholen laſſen, er würde nicht wieder auftreten, wenn ihm ſein ganzes Salair vor dem Schluße der Saiſon nicht ausbezahlt würde, ſo fällt alle Blame auf den Direktor, der ſie dadurch noch vermehrte, daß er den weltberühmten Tenoriſten in öffentl. Blättern ſchmählich angriff, dieſer dagegen ſich gemeſſen vertheidigte und ſeine Handlungsweiſe durch einleuchtende Gründe beſchönigte. — Bei dem Tumulte im Opernhauſe, der wirklich arg war, da die Engländer, wenn ſie in ihrem Rechte gekränkt zu ſein wähnen, Anſtand und Sitte bei Seite ſetzen können, zog ſich die Königin aus ihrer Loge zurück, welchem hohen Beiſpiele viele hohe Perſonen folgten, die jedoch, ſo viel uns bekannt, nach beigelegter Störung insgeſammt, wiederum nach dem hohen zuvörderſt gegebenen Exempel, ihre Logen wieder einnahmen. Die Königin liebt die italiäniſche Oper ungemein, ſie wohnte, nachdem die erſte Trauer vorüber (die Engländer trauern in drei Abtheilungen), faſt allen Vorſtellungen der Italiäner bei, welche Vorliebe ihr von vielen Blättern ſchonungslos vorgehalten wird. — Mehr Beifall als Anna Bolena fand die Prova d'un opera seria, worin die Griſi und Lablache ſich wahrhaft übertrafen; allgemein iſt das Urtheil, daß beide in der Vollkommenheit auf engliſchem Boden noch nicht gehört und geſehen wurden; neben dem vollkommenſten Geſang war ihr Spiel vortrefflich, ſie hatten das Komiſche ihrer Rollen ſo wahr aufgefaßt, daß man vergaß „ſpielen" zu ſehen, man glaubte „in's Leben" verſetzt zu ſein. Der Applaus war ungemein, für engliſches Gefühl und engliſche Faſhion unerhört. (Fortſ. f.)

Tageschronik aus Paris.

(Schluß).

Die am Samstag vor acht Tagen eröffnete Eiſenbahn nach Saint Germain-en-Laye verſpricht den Einwohnern dieſer Stadt den Beſuch von ganz Paris. Jedoch erſpart ihnen die Schnelligkeit, womit die Fahrt bewerkſtelligt wird, einen großen Theil der Unannehmlichkeiten und Bewirthungskoſten. In 26 Minuten fährt man hin und in 26 Minuten wieder zurück. Man hat alſo vollkommen Zeit, einen Spaziergang auf der Teraſſe zu machen, die herrliche Ausſicht auf das Seinethal zu genießen und zur Stunde des Mittageſſens wieder nach Paris zurückzuſehen. Die Stadt Saint-Germain hat ohnehin keine ſehenswerthen Merkwürdigkeiten. Wenn man die Terraſſe und das Schloß ausnimmt, ſo findet man daſelbſt nichts als ſchlechtgepflaſterte, ſchmutzige Gaſſen, einige Reiterkaſernen, eine Kirche im Bauſtyl der Zopfzeit und höchſt unanſehnliche Privatgebäude. Das alte Schloß ſoll in ſeinem Innern viele für den Architekten merkwürdige Details haben, iſt aber leider dem Publikum unzugänglich geworden, ſeitdem man es in eine militäriſche Strafanſtalt verwandelt hat.

Man macht, wie geſagt, die Reiſe nach Saint-Germain in 25 Minuten; dort halten Dampfſchiffe, welche die 70 Meilen zu Waſſer nach Rouen in 10 Stunden zurücklegen und mit den Dampfböten in Rouen correſpondiren, welche die Paſſagiere nach 8 Stunden im Hafen von Havre an's Land ſetzen, d. h. in einer Entfernung von 130 Stunden. Obſchon Julien das Pulver nicht erfunden hat, ſo muß man doch geſtehen, daß er eine ziemliche Doſis Verſtand beſeſſen, als er die bewegende Kraft des Dampfes erfand und anwandte; wenn das ſo fortgeht, kann man die Pferde der Meſſagerien Laffitte und Gaillard nur abſchlachten und ihr Fleiſch an die Reſtaurants zu 25 Sous verkaufen. Wer wird in Zukunft mit Kleppern reiſen wollen, die nur 3 Lieues in einer Stunde zurücklegen, wenn der Poſtillon nicht umwirft? Die Pariſer Touriſten und Flaneurs träumen ſchon mit Entzücken von der nahebevorſtehenden Zeit, wo ſie in Bordeaux frühſtücken, in Genf zu Mittag ſpeiſen, im Frankfurter Theater den Abend zubringen und die andere Hälfte der Nacht zur Rückreiſe nach Paris benutzen können. Die Induſtrieritter wünſchen dieſen Culturfortſchritt noch ſehnlicher, als die Touriſten und Flaneurs. Das Jahrhundert will die Siebenmeilenſtiefel anziehen, und es ſcheint wirklich, als hätten wir ein Stück von jenem Wunderteppich entwendet, wovon in den Mährchen der Tauſend und Einen Nacht die Rede iſt, welcher ſeinen Beſitzer in einem Nu 500 Meilen weit fortſchaffte. Die großen Spekulationsgenies brüten Tag und Nacht über einer vor ihnen ausgebreiteten Landkarte von Europa; ihre Einbildung kennt keine Hinderniſſe; ſie gräbt Gebirge durch, füllt Abgründe aus und baut Brücken über alle Ströme. Eiſenbahnprojekte ſind an der Tagesordnung, und es offenbart ſich für dieſe Neuerung, deren revolutionäre Folgen unberechenbar ſind, eine wahre Begeiſterung, ſelbſt an der Börſe, wo ſie freilich nichts weiter iſt, als Schwindelei. Wir wünſchen den Eiſenbahnen von ganzem Herzen Fortgang und Ausdehnung über weite Länderſtrecke; ſchon die kleine Entfernung von fünf Meilen nach Saint-Germain, auf dieſe Weiſe zurückgelegt, hat uns unendlichen Genuß bereitet. Wenn man nach Verlauf von 25 Minuten vom Place de l'Europe am Pecq (ſo nennt man den Fuß der Anhöhe, worauf die Stadt gebaut iſt) anlangt, glaubt man die eben vollbrachte Reiſe im Traume gemacht zu haben; wie viel Berge ſind vor unſeren Blicken in der Ferne aufgetaucht, in wie mannigfachen Windungen ſchlängelte ſich der Fluß durch die Ebene und wie zahlreiche Dörfer ſchienen längs des Wegs an uns vorüber zu fliegen! Wenn man auf dieſe Art reiſt, hat man allerdings nicht das Vergnügen, am Abend das Schellengeklingel der Karrenpferde und das melancholiſche Glockengeläute der Dorfkirchen aus der Ferne zu hören, noch den bläulichen Dampf der friedlichen Bauernhütten aufſteigen zu ſehen; aber wir für unſer Theil verzichten gerne auf dieſes Vergnügen und tauſchen ohne Bedenken dagegen eine ſchnelle Fahrt ein; denn wenn es auch für einen poetiſchen Maler ganz erbaulich ſein mag, eine Hütte rauchen zu ſehen, ſo iſt es für einen proſaiſchen Reiſenden höchſt unerbaulich, zweitauſend Hütten nach einander rauchen zu ſehen. Uebrigens können die ſchönen Landſchaften der Welt durch das Beſchauen aus der Vogelperſpektive und dadurch, daß ſie pfeilſchnell an uns vorüberfliegen, nur gewinnen; die Einbildungskraft, welche ſtets der Wirklichkeit voraneilt, leiht ihr noch neue Reize und manche kleine Stadt, welche, an einen Bergabhang in der Ferne hingelagert, uns entzückend ſcheint, würde uns vielleicht ſehr garſtig und langweilig vorkommen, wenn wir ſie mit dem Reiſeſtab in der Hand durchwanderten. Der ewige Jude, welcher weder die ſchrecklichen Tables d'hôtes zu drei Franken, noch die harten Betten der Gaſthöfe kennt, iſt für uns das ſchöne Ideal eines Reiſenden.

Aber es iſt Zeit, einzulenken. Man ſagt gewöhnlich, Paris iſt das Rendezvous von ganz Europa; in dieſem Augenblick iſt die Place de l'Europe das Rendezvous von ganz Paris, folglich das Rendezvous von ganz Europa. Die Pariſer und vorzugsweiſe die Pariſerinnen träumen von nichts als von Eiſenbahnen, und die Bewohner der Rue de Londres liegen den ganzen lieben Tag über am Fenſter, um die ununterbrochene Proziſſion zu ſehen, welche ſich durch ihre Gaſſe wälzt. Letzten Sonntag haben 30,000 Perſonen die Reiſe nach Saint-Germain gemacht; der Zudrang war ſo ſtark, daß ein Bataillon Munizipalgarden und ein Regiment Linientruppen den ungeſtümen Eifer der Eiſenbahnverehrer zügeln mußten. Man macht Queue vor dem Saale der Paſſagiere, wie vor der großen Oper, wenn die Taglioni oder Elßler wieder zum erſtenmal nach langer Abweſenheit auftritt. Dieſer geräumige und auf's eleganteſte dekorirte Saal, welcher etwa 1000 Reiſende faßt und in der Mitte des Place de l'Europe erbaut iſt, gewährt in der That einen merkwürdigen Anblick. Kaum hat die Glocke das Signal zur Abfahrt geläutet, ſo ſieht man dieſe Menge wie ſchäumende Wogen zur Thüre hinausſtürzen und die Plätze im Sturmlauf einnehmen; man klettert auf die Diligencen, man ſpringt mit einem kühnen Satz in die Berlinen, kurz, ehe man ſich's verſieht, iſt die ganze lange Wagenreihe mit Paſſagieren bedeckt. Die Nachzügler, welche Hühneraugen oder zu enge Stiefel haben, finden nie Platz; denn wenn ſie ankommen, ſind die Wagen ſchon eine Meile von Paris entfernt.

Wie die beſten Dinge in der Welt, ſo hat auch die Eiſenbahn ihre Schattenſeite; ſie hat die Converſation getödtet; alle Geſpräche ſind nichts als Dampf; ſpricht man vom Theater, frägt man nach dem Befinden, ſo erhält man zur Antwort: „Schienen, Wagen, — was weiß ich.“ Selbſt die feinſten Salondamen, welche vor 14 Tagen nichts weiter kannten, als die neueſten Moden, kramen gegenwärtig Theorien über Dampfmaſchinen auf und raiſonniren über Atmoſphären, Sicherheitsventile, Kolben, Cylinder, Hähne u. ſ. w. wie ein Zögling der polytechniſchen Schule. Dieſe Manie wird hoffentlich nur vorübergehend ſein; ſie hat mich ſelbſt angeſteckt; denn ich bin heute redſeliger geweſen, als ich Anfangs vorhatte. Wenn ſich mein heutiger Bericht nicht ſchon über Gebühr ausgedehnt hätte, ſo würde ich Ihnen noch einige Neuigkeiten mittheilen; das erneuerte Begräbniß der berühmten franzöſiſchen Schauſpielerin, Mademoiſelle Clairon, welche bekanntlich mit dem letzten Markgrafen von Anſpach vermählt war, das Abenteuer einer andern franzöſiſchen Schauſpielerin vom Vaudeville, welche ein deutſcher mediatiſirter Fürſt gewaltſamer Weiſe hat entführen wollen, das Souper, welches Mademoiſelle Dejazet, die geiſtreiche Aktrice des Palais Royal, am Sankt [illegible] ihrem Patron zu Ehren veranſtaltet, — alles das und noch manches Andere böte mir noch reichlichen Stoff zur Fortſetzung; allein genug für heute.

E. K.

Notizen.

⁂ H. Heine iſt ſeit einigen Tagen aus Boulogne wieder in Paris eingetroffen.

⁂ Von Börne iſt ein vortreffliches Porträt auf Subſcription erſchienen.

⁂ A. v. [illegible] iſt von ſeiner ſüdlichen Reiſe wieder in Paris angelangt; — Madame Dudevant (George Sand) wird erſt im Spätherbſt erwartet; — Lamennais ebenfalls erſt zum Winter.

⁂ Am 9. d. M. iſt zum erſtenmale zu Lyon ein Dampfſchiff ſtromaufwärts gefahren.

Nº 228. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 27. September.

Düſſeldorf.

(Schluß).

Jahne gibt folgende Erklärung dieſes Phänomens: „Bis zur Zeit, daß Schadow Direktor wurde, waren faſt ausſchließlich Jünglinge aus unſerer Nähe Mitglieder der Akademie geweſen, die alle, wie oben ſchon angedeutet, zu Cornelius in einer Art Jüngerſchaft geſtanden hatten, und die unter ſich in politiſchen Anſichten wenig von einander abwichen. Schadow aber zog manchen Landsmann ſeines entfernten Geburtslandes hierher, welcher dem Lehrer folgte, und veranlaßte auch ſonſt noch manche Eingeborene der öſtlichen Provinzen der Monarchie, unſere Akademie mit ihrem Beſuche zu beehren. Unter dieſen waren viele, welche Meiſterrechte für ſich in Anſpruch nahmen. Das Verhältniß des frühern Direktors zu ſeinen Schülern hatte etwas ähnliches nicht gekannt. Dort war die Selbſtſtändigkeit der Schüler in der Kraft des Lehrers untergegangen; jetzt ein Lehrer mit vielen Schülern, die ebenſo viele Lehrer darzuſtellen, und welche die der Verhältniſſe noch ungewohnten und für eine ſolche Selbſtſtändigkeit wenig gebildeten Einheimiſchen zu beherrſchen ſchienen. Dieſe fanden wenig Behagen an ſolcher Unterordnung, und waren darüber um ſo unzufriedener, als ſie, und zwar wie natürlich mit Unrecht, im eigenen Lande die Herrſcher zu ſein, viel natürlicher fanden. Derjenige, welcher hier ſühnen konnte, war ſelbſt ein Fremder, und wenig mit den einheimiſchen Verhältniſſen und Weiſen bekannt. So litt denn gleich die Einigkeit und Innigkeit, und es ſchien gleich anfangs, daß eine ſchaffende Meiſter- und Jüngerſchaft auch wohl ſpäter nicht gelingen würde. Das Vorurtheil trat auf, und ſcheint geholfen zu haben, die gefährliche Spannung zu vermehren.“

Doch hatten bei alledem alle Rheinländer und Weſtphalen eine gewiſſe Gleichheit in der Lebens- und Denkweiſe, welche das Gegeneinanderſtreben vermied. „Anders war es mit Rheinländern, Weſtphalen und Oſtländern. Der leicht ſich hingebende, anſcheinend an Leichtfertigkeit ſtreifende Rheinländer, wurde von dem formellen in ſich abgeſchloſſenen Oſtländer abgeſtoßen; er fing an, das den climatiſchen Verhältniſſen des Letztern entſproſſene Ceremoniel für einen Mantel zu halten, die wahren Geſinnungen darunter zu verbergen, die Zurückgezogenheit der Oſtländer glaubte er für Mißachtung fremder Thätigkeit, ſeinen Anſtand für Vornehmthuerei, und endlich ſelbſt das Zuſammenhalten ſämmtlicher Oſtländer unter einander, welches bei Landsleuten, die im fremden Lande leben, ſo nothwendig und natürlich iſt, für eine Verſchwörung gegen rheiniſches Beſtreben und gegen die Exiſtenz rheiniſcher Künſtler halten zu müſſen. Dieſes Zuſammenhalten beſonders ſcheint ein erheblicher Anlaß zu den Mißhelligkeiten geworden zu ſein.

„Und dennoch wäre es gelungen, eine Innigkeit hervorzurufen, wenn die andern Mißverhältniſſe zurückgeblieben wären. Aber als die hierhergekommenen Oſtländer ſobald erwirkten, was bei gemeinſamem Vaterlande, gemeinſamen Inſtitutionen und Sitten ſo leicht wurde, als ſie ſchnell ein feſtes inniges Band um ſich ſchlangen, da dachte man ſich den Direktor als Landsmann ohne Weiteres mit in dem Bunde, und glaubte nach und nach zu empfinden, daß der Direktor mehr Neigung für ſeine Landsleute habe, als für die Rheinländer. Man wollte bemerken, daß jene mit mehr Liebe behandelt würden, daß ſie zu ihrem Direktor in einem gewiſſen Freundſchaftsverhältniß ſtänden, und man wollte nicht bloß wiſſen, daß jener Vorſchub in der Aufnahme in die Akademie, in der Gewinnung der Stipendien und in dem Verkauf der Bilder (abgeſehen von dem Vereine) geleiſtet werde, ſondern auch, daß zu ihnen der Direktor ſich ausſpreche, und ihnen den Schlüſſel zur Kunſt überliefere. Die Jüngerſchaft, welche die Rheinländer und Weſtphalen gerade für ſich glaubten in Anſpruch nehmen zu können, fanden ſie denen zugewendet, welche ihnen gleich anfangs ein Stein des Anſtoßes waren. Sie fingen an, ihre Vereinzelung deſto bitterer zu empfinden, und ſtatt durch gemeinſames Handeln, durch eine noch geſteigerte Thätigkeit mögliche Mißſtände zu beſchwören, und durch feſtes Aneinanderhalten, durch eine vollendete Kunſtbildung und durch Produktivität zu überbieten, vereinzelte man ſich noch mehr, und ſuchte durch bloße Worte ſeines Unmuthes Herr zu werden.

„Der erſte Riß war da. Auch er wäre wohl verſchwunden; es würden, dafür bürgt das Zuſammenhalten zwiſchen Direktor und Oſtländern, auch die Rheinländer und Weſtphalen Vertrauen gefaßt haben, wenn nicht die Überfüllung der Akademie ein neues Hinderniß geſchaffen hätte."

Über das Verhältniß des Meiſters zu den Schülern ſpricht Jahne ſich folgendermaßen aus: „Der Meiſter iſt gezwungen, ſo will es unſere Ordnung der Dinge, ſich in die ihm zugetheilten Talente zu finden. Er muß ihren Werth ſtudiren, nach ihren Kräften muß er ſie ausbilden. Was die individuelle Erziehung anbetrifft, ſo kann ein Direktor nur Wenigen ſeine volle Aufmerkſamkeit zuwenden, und nur die vorangegangenen Umſtände konnten es mißdeuten laſſen, wenn er in dieſer Beziehung zu ſeinen Jüngern, wie oben gedacht, ſich hingezogen fühlte; ſie nur konnten den Schluß daraus möglich machen, daß die Rheinländer zurückgeſetzt ſeien. Was die allgemeine Erziehung angeht, ſo kann auch hier nicht jeder Gattung der Kunſt dieſelbe Liebe und Berückſichtigung werden, ſondern es muß derjenigen die beſondere Achtung zugewendet werden, welche ſie nach der individuellen Idee von Vollkommenheit verdient. Der Direktor iſt Hiſtorien-Maler. Die Hiſtorie iſt alſo der Gegenſtand ſeiner Beachtung und ſeines Nachdenkens. Dieſer Gattung Malerei redet auch unſer Verein das Wort. Er hat den Satz aufgeſtellt: der Künſtler müſſe für das öffentliche Leben malen; es iſt dieſem Anweiſung ertheilt, wie er ſeinen Zweck erreichen kann, es iſt ihm recht leicht beſchrieben, und es ward ihm dabei geſagt: daß nur Bilder für das öffentliche Leben die volle Achtung verdienen. Der Verein hatte Unrecht. Was bedurfte es mehr als der beſtimmten Erklärung, der Verein will nur Bilder für das öffentliche Leben kaufen und gut bezahlen; andere würdige Bilder will er auch kaufen, aber weil ſie dem Zwecke des Vereines nicht entſprechen, geringer honoriren, und dieſer beſtimmten Erklärung conſequente Folge geben! Die Reizmittel, welche man zur Vermehrung der Actien angewandt hat, haben ſich gegen die Kunſt gewendet. Indem man allen Gattungen der Kunſt einen großen Markt eröffnete, hat man die Ateliers der Akademie mit Zöglingen überfüllt. So wie Ruhm und Wettpreis den Eigenthümer ermuthigen, ſein Leben und das ſeines ihm treu dienenden Pferdes im Rennen auf das Spiel zu ſetzen: ſo ſehen wir eine Menge Maler in das Gebiet der Hiſtorie ſich verirren, wir ſtoßen auf Compoſitionen mit dem Habitus des Stilllebens, mit den Köpfen und dem Ausdrucke der Akademie-Modelle, mit der Grazie der Malerpuppe u. ſ. w. Das Vortreffliche, welches dieſe Unglücklichen in den Grenzen ihrer Fähigkeit zu vollbringen im Stande geweſen wären, der Nutzen, den ſie der Kunſt geleiſtet hätten, wenn ſie von dem Genie zur Ausführung ſeiner Ideen benutzt worden wären, iſt jetzt, wo ſie ſich in Sphären verirrt haben, in denen ſie den Stoff nicht mehr zu beherrſchen im Stande ſind, zu einem ſauer vollbrachten Handdienſt zuſammen geſchrumpft.

„Aber nicht bloß die Überfüllung der Akademie und die mannichfache Richtung ihrer Zöglinge war dem Jüngerleben hinderlich, ſondern auch die Weſenheit der Anſtalt ſelbſt.

„Als für unſere Akademie die Beſtimmung nothwendig wurde, wie lange man ſie zu ſeiner Ausbildung beſuchen dürfe, da mußte dieſe Maßregel Unangenehmes erzeugen und insbeſondere fanden ſich die Rheinländer und Weſtphalen durch ſie gekränkt. Man meinte, ehe man einen Rheinländer und Weſtphalen von der Akademie entfernen könne, müßten zuvor alle Oſtländer entlaſſen worden ſein. Die Akademie, ſo wie der Verein, ſei dem Namen und der Beſtimmung nach für Rheinland und Weſtphalen, und wenn man auch Auswärtige zulaſſe, ſo müßten nur ſolche Gegenden berückſichtigt werden, die ſich ähnlicher Anſtalten nicht zu erfreuen hätten; die der übrigen Gegenden müßten an ihre Heimath verwieſen werden. Auswärtige begünſtigen, ſo lange das Bedürfniß des Inlandes noch nicht befriedigt ſei, dürfe nicht ſtatt finden. Dieſe Anſichten ſprachen ſich auch da aus, als die überfüllten Säle der Akademie jedem die Aufnahme in die Akademie erſchwerten. Man bemerkte, daß Oſtländer, die noch immer in großer Anzahl hierher kamen, bei ihrer Ankunft hier Plätze offen fanden (natürlich weil ſie ſich frühzeitig genug gemeldet haben mochten, und jedenfalls nicht eher reiſ'ten, als bis ſie der Aufnahme gewiß waren), während mancher Rheinländer keine Aufnahme fand, und in die Heimath zurückgeſchickt werden mußte (weil er die Reiſe zu übereilt angetreten hatte). Unter dieſen Weggeſchickten mochte ſich manches Talent finden, welches jetzt, wo die Akademien alles reſorbirt und jede andere Ausbildung unmöglich gemacht haben, unangenehm empfunden wurde, und zu Mißverhältniſſen in die Wagſchaale fiel.

„Es ergab ſich ferner, daß einige auf Reiſen gegangene Rheinländer den Urlaub überſchritten hatten, und bei der Zuhauſekunft ihre Plätze in der Akademie beſetzt, wie man ſagte, mit Oſtländern beſetzt fanden, ja daß einige dieſerhalb von der Anſtalt ausgeſchloſſen wurden.

„Die ungeheure Maſſe der Künſtler war zu einem großen Theile zu dem Abſatze ſeiner Produkte auf die Actien des Vereins angewieſen. Je größer die Zahl der Anwärter auf die Unterſtützungen wurde, deſto ſchärfer mußte die Beurtheilung über die Art, über die Billigkeit der Vertheilung ausfallen, beſonders da ſich daran noch der Ehrgeiz der Rheinländer knüpfte, welche in der Geſchichte als die Begründer der Künſte und Wiſſenſchaften aufgezeichnet, gern als würdige Nachkommen ihrer Voreltern genannt ſein wollten.

„Hier nun war die verwundbarſte Stelle, und die Zurückſetzung, welche auch in dieſen Punkten die Rheinländer zu erleiden glaubten, war weit empfindlicher. Es wurde das Übel nun um ſoviel gefährlicher, als das mangelnde Vertrauen ſchon in Mißtrauen ausgeartet war, und als man überall nur eine Quelle annahm, zu der alle übrigen Übelſtände in ſekundairen Verhältniſſen ſtehend betrachtet wurden.

„Gekränkte Liebe und beleidigter Ehrgeiz ſchmerzt, aber die Einbuße des Einkommens ſchmerzt auch. Man wollte wiſſen, daß auch den Ausſchuß des Kunſtvereins die Vorliebe für die Oſtländer lenke. Man behauptete, nicht bloß ſo weit erſtrecke ſich die Gunſt, daß man von den Oſtländern mehr kaufe, als von den Rheinländern und Weſtphalen, welche doch der Anzahl nach und der Natur der Akademie gemäß, den Vorzug verdienten, ſondern auch ſoweit, daß man von jenen das Schlechte erſtehe, während von dieſen viel Gutes unbeachtet, und manches verdienſtvolle Talent ohne Unterſtützung bleibe; ja es ſeien von Oſtländern Bilder gekauft, die, wie bekannt, durch die vereinigten Kräfte Vieler entſtanden ſeien, welche ihren Landsmann unterſtützt hätten, um ihm Brod zu geben. Man tadelte es insbeſondere bitter, daß den oſtländiſchen Künſtler, die gar gut ohne Unterſtützung beſtänden, die Produkte abgekauft würden, welche ſie ſonſt nirgends los werden könnten, und welche an ſich keinen Werth hätten. Man tadelte es, daß von dem Profeſſor Begas das Bild, die Ausſetzung Moſis, gekauft war; daß man aber auch die Farbenſkizze zu dieſem Bilde gekauft hatte, fand man ebenſo unverzeihlich, als daß Sohn für ſeine Farbenſkizze zum Urtheile des Paris 20 Luisdor gezahlt worden waren. Man fragte, ob der Ankauf eines ſolchen hingeworfenen Skizzchens mit allerliebſt nackten Figürchen ein Hinwirken genannt werden dürfe, die würdigſten Denkmale des Strebens der Kunſt der Nachwelt zu überliefern. Ob ſich etwas Ähnliches von einem Jakob und Rahel ꝛc. ſagen laſſe, und ob es verantwortlich ſei, daß man 2000 Thaler verwende, um ein Bild von Bendemann ſtechen zu laſſen, welches ſo klar die Spur des Werdens in ſich trage und, worin ſo wenig wahrer Geiſt liege, daß man es, abgeſehen von dem Colorit, als Idee, höchſtens zu einem Titelkupfer vor einer Taſchenbuchs-Novelle verwenden dürfe; ob denn in ſolchen Bildchen das ganze hohe Streben der Kunſt verwirklicht ſei, und ob man keine großartigeren Aufgaben für die Kunſt kenne, und ob es, ſo lange bis man zu einer Anſchauung von dieſen gekommen ſei, nicht menſchlicher und zugleich für die Kunſt erſprießlicher wäre, wenn man, ſtatt der Eigenliebe eines Malers zu fröhnen, viele aufſtrebende Genies glücklich mache.

„Die Spannung ſtieg ſo hoch, daß ſelbſt äußerliche Verhältniſſe die Erbitterung vermehrten. Z. B. Einſt gab der Direktor den Oſtländern einen Kaffe auf dem Hofe der Akademie; bei dieſer Gelegenheit ſoll der Mißgriff geſchehen ſein, daß man das Eingangsthor der Akademie ſperrte. Diejenigen, welche an dieſem Tage zu ihrer Arbeit in ihre Ateliers wollten, ſollen gezwungen geweſen ſein, durch das Fenſter des Portiers den Eingang zu gewinnen. Das iſt ein zu bitterer Beweis der mangelnden Liebe, ſprach man; es werden uns nicht bloß die Ateliers verſchloſſen, ſondern wir ſollen auch öffentlich heruntergeſetzt werden. Das Publikum ſoll es wiſſen, wer die Lieblinge ſind, und wir ſollen es fühlen, wie man ſolche Lieblinge hebt. Schon an dem geſchloſſenen Eingange ſollen wir nachdenklich gemacht werden, wir ſollen durch das Gitter ſchon die erſte Ahndung bekommen, wir ſollen über den Hof vor den verſammelten Gäſten vorbei paradiren, um hinter uns her in unſer Atelier herein ſchallen zu hören: das war auch ein Ungeladener.

„Nur ein Mittel wüßte ich, dem Künſtlerleben ſeine würdige Ruhe zu geben, es beſteht darin, daß eine ſtrenge, ernſte Kritik unſerer Schule ſich annimmt, eine Kritik, welche eben ſo klar und deutlich, als wiſſenſchaftlich und tief, eben ſo offen und aufrichtig, als ſchonend und mild, eben ſo unpartheiiſch und ſtreng, als zweckgemäß und wahr die Intereſſen der ganzen Kunſt ins Auge faßt. Zu einer ſolchen Kritik meine ich, müßten wir uns aber noch anders zuſammen finden. Nirgend ſcheint mir eine collegialiſche Verfaſſung nothwendiger. Wir bedürfen Stärke, Tiefe, Umfang, Mannigfaltigkeit und Klarheit, eine reproducirende und freie Einbildungskraft, Geſchmack auf Allgemeinheit der Gefühle gegründet, Urtheilskraft, von Vernunft und Gewiſſen getragen, immer geſpannte Thätigkeit und vollendete Technik. Es muß ſich das Lebendige an dem Regelſtrengen, das Heftige an dem Kalten, das Extreme an dem Extremen mildern, eine beſtimmte, verſtändliche, kräftige und edle Sprache muß das Verbundene verſchmelzen; es muß uns Ideelles und Reelles, Individuelles und Univerſelles handlich ſein. Wir ſind dieſe Kritik der Schule ſchuldig, wir müſſen ſie ſchon der Lehrer willen veranſtalten, damit dieſen das ſchwere Amt erleichtert werde. Aber die Kräfte? — Sie werden nicht fehlen. Es iſt ja alles der Einigkeit ſo leicht, laßt uns doch einig ſein, laßt uns doch anfangen! Die Ausſtellung iſt zu gewiſſen Zeiten nur denjenigen offen, welche zu der ſchaffenden Geſammtkritik beitragen wollen. Wer zu dieſer Zeit Eintritt findet, muß ſein Urtheil über die Kunſtgegenſtände geben. Es wird ſo lange diskutirt, bis man über die äußerſten Gründe einig iſt. Die Gründe werden mit dem Reſultate gedruckt, letzteres entſcheidet auch über den Ankauf der Kunſtprodukte. Man wird recht vieles gegen meinen Vorſchlag einzuwenden haben, man wird von Schulmeiſterei und von Gedankenzwangsjacken ſprechen und wird nach wie vor bei der Behauptung ſtehen bleiben, es möge ein jeder eine Kritik ſchreiben, ſo gut er könne. Sollte man auch wohl dabei vergeſſen, daß jede Kritik, welche ihren Anforderungen nicht genügt, tiefe Rechtsverletzungen für alle die enthält, über welche ſie ſich äußert, Rechtsverletzungen, welche nicht ſo leicht, vielleicht gar nicht wieder gut gemacht werden können. Die ins Publikum gebrachte Kritik muß in der Regel allen denen eine Wahrheit ſein, die nicht aus eigener Anſchauung ein ſelbſtſtändiges Urtheil ſich ſchaffen können, und auch denen, welche ſelbſt im Angeſichte der Kunſtgegenſtände wegen mangelnder Bildung einer Beurtheilung nicht fähig ſind. Der Kritiker weiß es und muß es wiſſen, daß ſeine Sünde die Sünde von Millionen iſt.“

Dies die Hauptthemata der Fahne'ſchen Schrift. Möchte ſie recht bald eine beſſere Entgegnung finden, als die monſtruöſe Scotti'ſche, die beſte, nämlich eine factiſche. Möchte eine Erkenntniß im Geiſte und in der Wahrheit eine Reform hervorbringen, in welcher einſeitige Oppoſition gegen andere Richtungen, welche genau betrachtet, nur ein Hinderniß gegen die Entwicklung und die Dauer der Düſſeldorfer Richtung ſelber iſt, aufgingen, damit man nicht von einer Düſſeldorfer und von einer Münchner Schule, ſondern von einer deutſchen Kunſt rede, die zur Weltkunſt werden wird, vielleicht eher, als die deutſche Literatur zur Weltliteratur.

Londoner Theaterſchau.

(Fortſetzung).

Das engliſche Opernhaus oder Lyceum beginnt ſeine Saiſon, wenn das italiäniſche die ſeine beendet; dieſes Jahr jedoch gaben, da die Italiäner ungewöhnlich lange weilten, beide Häuſer noch einige Vorſtellungen zuſammen. Man mag ſich aus einer frühern Mittheilung über das Lyceum erinnern, daß dieſes Gebäude während ſeiner Vacanz von einer franzöſiſchen Truppe unter der Leitung des Mr. Brunn occupirt war. Die Leiſtungen dieſer Geſellſchaft waren durchaus nur mittelmäßig, die Wahl der Stücke ſchnurſtracks gegen engliſchen Geſchmack; wir ſagten dem Unternehmen einen üblen Ausgang voraus. Unſere Prophezeihung iſt eingetroffen; das „franzöſiſche Theater“ ward geſchloſſen, bevor der Pachttermin des Direktors zu Ende; der Direktor hatte es nämlich für gut befunden, zu bankerottiren, eine Spekulation, die hieſige Bühnenpächter und Regiſſeurs häufig machen. Manche der Frenchmen und Frenchwomen fanden auf dem kleinern Theater der Mad. Veſtris eine Zuflucht, Manche waren ob des Ueberfahrtsgeldes nach dem luſtigen Frankreich verlegen, da der Aufenthalt in London bekanntlich ſehr theuer, Mr. Brunn im letzten Monat keine Gage zahlte und das franzöſiſche Völkchen gern luſtig lebt. Was Mr. Brunn gethan, hat Mad. Veſtris vor ihm ſchon unzählige Male gethan; dieſe Dame fallirt faſt alljährlich; oft iſt es in einem Jahre mit einem Male nicht abgethan. Nichts deſto weniger lebt die unglückliche Künſtlerin mit dem möglichſten engliſchen Comfort; zur Zeit hat ſie ihre kleine Bühne in der Nähe des Strandes, Cirque Olympique gedeihen, ebenfalls geſchloſſen und gibt mit ihrer Truppe in Liverpool Vorſtellungen. — Das engliſche Opernhaus ſcheint dem Beiſpiele des vorgegangenen franzöſiſchen Theaters folgen zu wollen; allgemein werden, wenigſtens bis jetzt, ſeine Leiſtungen getadelt; möglich, daß der Tadel wirkt und daß die Direktion, welche in die Hände eines aus der Zahl der Acteurs gewählten Comitée gelegt iſt, nach dem Schluße der italiäniſchen Oper mehrere Künſtler und Künſtlerinnen von dort zu engagiren ſich bemüht. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß unter den ſogenannten Italiänern viele Engländer und Engländerinnen, Franzoſen, z. B. Lablache, ein Ruße, Ivanoff und aus andern Nationen Repräſentanten figuriren. — Eine der erſten Vorſtellungen im engliſchen Opernhauſe war „The little Laundress," „die kleine Wäſcherin," eine neue Operette, die im Ganzen mißfiel, obwohl einige Parthieen anſprachen, auch manche Rollen ziemlich beſetzt waren. Die Heldin, Miß Rainforth, ſang gut, ſpielte aber ſchlecht, Andere ſangen ſchlecht und ſpielten leidlich. Das Sujet iſt jenſeits des Kanals, aus Frankreich geholt. Eine Pariſer Operntänzerin, Mademoiſelle Guimard, (Miß Horton), ſoll vor der Favoritin Dubarry tanzen, lehnt dieſes Anſinnen der hochmüthigen Maitreße jedoch ſehr hochmüthig ab. Ob dieſer unziemlichen und beleidigenden Weigerung wird ſie verfolgt und flieht nach einem Dorfe in der Nähe von Paris zu einer Jugendfreundin, der Wäſcherin Madelon (Miß Rainforth). Der Tänzerin folgt einer ihrer Anbeter, der Graf Laverrière (Mr. Brindal). Das Trifolium lebt äußerſt fidel, verthut viel Geld, macht Aufſehen, wird entdeckt und von Gensd'armes eines ſchönen Morgens aufgehoben. Die geniale Madelon rettet den Grafen und die Tänzerin durch ein Gewebe von Lügen und geht ſoweit, ſelbſt ihren Charakter zu verdächtigen, um nur die Freunde nicht ſchmählich abgeführt zu ſehen und im Kerker zu wißen. Dieſer Freundſchaftsdienſt kommt jedoch zu den Ohren des eiferſüchtigen Verlobten der kleinen Wäſcherin, des Mr. Tranquille (Mr. Compton), welcher ganz im Gegenſatz zu ſeinem Namen ein eiferſüchtiger Brauſekopf. Die arme verlaßene Madelon geht, da Tranquille durchaus nichts mehr von ihr wißen will, nach Paris, dem Rendezvous aller femmes perdues im weiten Frankreich. Durch Zufall trifft ſie einſt auf die wieder in Gnaden angenommene Tänzerin, erzählt der Gefeierten ihre Noth und bewegt die Freundin, daß dieſe ihre Sache verficht und glücklich zu Ende führt d. h. Tranquille heirathet Madelon. Wie mager! mußte man den Stoff aus Frankreich holen? Die Rolle eines Tanzmeiſters, eines dem Willen des Verfaßers nach leichtfüßigen Pariſer professeur de danse, wurde von einem ſonſt tüchtigen Künſtler, Mr. M'Ian, gräßlich verunſtaltet; der Mann gleicht einem Elephanten und trat auf wie Puck in dem Faſtnachtszwiſchenſpiele im Fauſt. — Die Compoſition iſt von J. Barnett und das Beſte am Ganzen.

Das Haymarket-Theater, dem grandioſen italiäniſchen Opernhauſe gegenüber, öffnet ſeine Pforten und ſeine Kaße, wenn Drurylane und Coventgarden die ihrigen ſchließen. Ein ſehr faſhionables, ſucceßvolles Theater — dieſes kleine, elegante Haymarket! Mr. Macready, ein ſehr talentvoller, aber ſehr intereſſirter und ſchlechtzahlender Künſtler iſt der derzeitige Direktor, der neben ſeinem eigenen Sterne erſter Größe nur untergeordnete Firſterne engagiren würde, wenn dadurch die Kaße nicht allzuſehr litte. Begonnen hat er zwar in jenem Geiſte, doch allmählich eines Beßern belehrt, ſeine Gebote erhöht und mehrere tüchtige Subjekte acquirirt. Auf dieſer Bühne werden hauptſächlich neuere Erſcheinungen, Dramen wie Luſtſpiele, aufgeführt, ältere der beßern Schule jedoch nicht gänzlich ausgeſchloßen. M. Power, der nur für eine Zahl von Vorſtellungen engagirt iſt, findet ungemeinen Beifall in ſeinen „iriſchen Charakteren," die er trefflich repräſentirt. (Ob Mr. Power geborner Irländer, iſt mir nicht bekannt, wohl aber, daß er längere Zeit am Dubliner Theater war, einer Pflanzſchule für die vorzüglichern der Metropolis). Eben ſo hat Haymarket durch die kürzliche Erwerbung der Mrs. Waylett und Mr. Phelps ſein Renommée bedeutend erhöhet, jene Dame, wie dieſer Herr, gehören zu den vorzüglichern dramatiſchen Künſtlern Englands. Mr. Phelps trat bisjetzt einmal und mit allgemeinem Applaus im „Shylock" als Shylock auf. (Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ Nichtemanzipation der Juden in Baiern. — Bei Motivirung eines Antrages, den Hr. Dr. Willich in der zweiten baieriſchen Kammer am 30. v. M. zu Gunſten der Emanzipation der jüdiſchen Glaubensgenoßen ſtellte, bemerkte er zum Schluße: „fürchtet man, die 50,000 Juden Baierns würden die Herrſchaft über die vier Millionen Chriſten erlangen? Nein, eine andere Herrſchaft wird eintreten: die des Geſetzes, der Humanität, der Gleichheit der Rechte, und dieſe Herrſchaft führt nicht zur Feindſeligkeit, ſondern zur Annäherung, zur Verbruderung aller der Kinder, die nur einen Vater anbeten." — Der Antrag wurde verworfen. Der Staatsminiſter des Innern bemerkte hierbei u. a. „es ſei an den Iſraeliten ſelbſt, durch Verſchmelzung ihrer Sitten mit den unſrigen, ſich der Emanzipation würdig zu machen . . . Alle Iſraeliten in Baiern hätten aber zur Begründung einer kirchlichen Oberbehörde nicht einmal 3000 fl. zuſammengeſteuert!" — Da jedoch vom Miniſterium ſelbſt die Emanzipation bereits als Ziel in Ausſicht geſtellt wird, ſo wäre bei Erwägung der Mittel, die zu demſelben hinführen können, die mehrfach durch Erfahrung erhärtete Thatſache nicht zu vergeßen, daß die „Verſchmelzung der Sitten," falls ſie einen Rechts- oder Pflichtgrund abgeben kann, — weit ſicherer durch die Emanzipation ſelbſt herbeigeführt wird, als durch fortgeſetzte Abſonderung.

⁂ Die für Frankreich und das Ausland zu Paris beſtehende Bibelgeſellſchaft, die ſich dort ſeit fünf Jahren aus den methodiſtiſch geſinnten Mitgliedern der älteren proteſtantiſchen Bibelgeſellſchaft gebildet, hat am 21. April d. J. ihr 5tes Jahresfeſt gefeiert. Dem Jahresbericht zufolge wurde im v. J. eine Million Exemplare der h. Schrift verbreitet, der vierte Theil davon durch die amerikaniſche, die Hälfte durch die Londoner Bibelgeſellſchaft. Von den Bibellagern der Pariſer Geſellſchaft wurden 23,496 Exemplare der h. Schrift ausgegeben. — Die Jahreseinnahme betrug 62,260, die Ausgabe 66,137 Franken.

⁂ *Balzac's littérature ruminante.* — Herr v. Balzac bezeichnete gelegentlich als littérature *ruminante* (wiederkäuende Literatur) diejenige, welche alte Sachen unter neuen Titeln herausgebend, ſich und die Leſer mit ein und derſelben Speiſe wiederholentlich füttert. Im neueſten Heft der Revue des deux mondes wird nun Hr. v. Balzac ſelbſt des Ruminationsſyſtem's beſchuldigt und wegen ſeiner **Grand-Bretèche** und ſeiner Vieille Fille, die er jetzt im vorletzten Bande der Scènes de la vie de province wiedergekäut, bitter perſiflirt.

Druckfehler-Berichtigung.

In der von mir in dieſem Blatte im Monat Auguſt unter der Rubrik: „Deutſche Charaktere" abgedruckten Charakteriſtik: „Ludwig Winter" hat ſich eine Anzahl an und für ſich unbedeutender, gleichwohl aber widerwärtiger Druckfehler eingeſchlichen, deren nachträgliche Verzeichnung indeßen von nur geringem Nutzen für die Sache ſein würde, da die Druckfehlerberichtigungen meiſtens das Schickſal haben, mit dem Texte nicht verglichen zu werden. Ich bitte daher, bloß im Beginne der Charakteriſtik, wo von der Vertagung des badiſchen Landtags von 1819 die Rede iſt, nicht den Setzermißgriff „verlegt" gelten zu laßen, da dies bekanntlich bis jetzt noch keinem deutſchen Landtag geſchah. Die oftmalige ſtörende Verwechslung des beziehungsweiſen Vorworts mit „ſein" ꝛc., ohne daß eine Beziehung im Satze ausgedrückt wird, kömmt zum Theil meiner Handſchrift zur Laſt. Dr. G. Bacherer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 229. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 28. September.

Schloß Saint-Fargeau.

(Schluß).

Frau von Chatillon neigte ſich tief, faſt ſo tief, als ob ſie die Kniee des Prinzen umfaſſen wollte, und ſandte ihm zugleich einen Blick, der unter Thränen flammte, der ſo viel Sehnſucht verkündete, ſo wonnige Erhörung verhieß, daß Condé ſeinen Groll ſchmelzen fühlte, und er nur noch die Verlegenheit empfand, ſo ſchnell nachzugeben, auch dauerte ihn Mademoiſelle gewiſſermaßen, die arglos die Friedensſtifterin vorſtellte. Er gewährte Frau von Chatillon eine Art von unholder Verzeihung, und führte dann Mademoiſelle, die ſelig lächelte, daß ſie ſo viel Gewalt über ihn beſitze, in eine Fenſterbrüſtung, wo er ihr ſeine ernſten Pläne für die Zukunft mittheilte, und den Rath hinzufügte: daß ſie ſich mit dem Hofe verſöhnen möge, ohne auf ihn Rückſicht zu nehmen. Er wies ihre Geldanerbietungen gerührt und dankbar, aber mit Feſtigkeit zurück, ohne daß Mademoiſelle bemerkte, wie er dadurch ſein Geſchick von dem ihrigen trennte. Sie ſah darin nur ſeine Beſcheidenheit und nahm ſeine freundſchaftliche Wärme, ſein Anerbieten, ihr im ſchlimmſten Falle auch ein Aſyl in Spanien zu bereiten, für ſichere Beweiſe ſeiner Leidenſchaft für ſie, deren deutlicheren Ausdruck ihm die Ehrfurcht und ſeine unglücklichen häuslichen Feſſeln unterſagten. Um ihn für dieſen bittern Zwang zu entſchädigen, vertraute ihm Mademoiſelle, daß der vertriebene Carl Stuart, der oft abgewieſene Bewerber um ihre Hand, in wenig Minuten erſcheinen werde. „Ich kann ihm den Troſt meines Anblicks nicht verſagen,“ fügte Mademoiſelle hinzu. — „Theure Couſine,“ antwortete Condé lebhaft, „bleiben Sie feſt bei Ihrem frühern Entſchluß, Sie würden als die Gemahlin dieſes leichtſinnigen Mannes in jeder Beziehung unglücklich ſein. Folgen Sie dem Rath Ihres wahren Freundes: unterſtützen Sie den armen, irrenden Cavalier mit einem Beutel voll Gold, aber nehmen Sie dieſem Wüſtling jede Hoffnung auf Ihren Beſitz.“ — „Sie ſind ſehr heftig, mein guter Vetter,“ antwortete Mademoiſelle, „Ihre Theilnahme rührt mich tief, und ohne mich weiter zu erklären, was mir mein Zartgefühl verbietet, nehmen Sie mein Verſprechen, nie einen Entſchluß ohne Ihre Billigung zu faſſen.“ Sie reichte ihm die Hand und ließ ſie ihm ſo lange, daß Condé mit einer tiefen Verbeugung die Scene beendigen wollte, als die Ankunft des Prätendenten ihn befreite.

Gegen dieſen Freier zeigte Mademoiſelle zwar Höflichkeit, aber kältere Förmlichkeit, und gegen Condé jene Abneigung, die er immer empfunden, und welche noch durch den bittern Gedanken vermehrt wurde, daß ſie jetzt faſt auf gleicher Stufe ſtänden, und er vielleicht bald als eben ſo verachteter Abentheurer in fremden Ländern umherziehen müſſe. Dagegen ertrug der Prätendent alles Demüthigende ſeiner Lage mit leichtem Sinn, wenn die Geldverlegenheiten nicht gar zu groß waren; doch ſcherzte er auch darüber. Er rühmte ſeine Fortſchritte in der franzöſiſchen Sprache, die er bloß um ſeiner ſchönen Couſine willen erlerne; zugleich ließ er ſich den Champagner und das übrige Frühſtück nebſt dem fetten Kuchen der Marquiſe trefflich ſchmecken, und fand nun auch Zeit, der reizenden Frau von Chatillon einen Theil ſeiner Aufmerkſamkeit zu widmen. Aber dieſe verfolgte andere Plane, und ſpielte diesmal gegen ihn die Spröde, ſeufzte tief, ſchien immer mit Thränen zu kämpfen und genoß keinen Biſſen.

Im untern Raum war indeſſen das Theater aufgeſchlagen worden, und die Geſellſchaft probirte Molière's Etourdi, aber die arme, verſtörte Louiſon machte dem Autor und dem Direktor viel zu ſchaffen. Sie ſollte außer ihrer Rolle noch eine Sarabande tanzen, und allerlei ſchmeichelhafte Verſe zu Mademoiſellens Lob deklamiren, aber ſie weinte beſtändig, und geſtand zuletzt auf Molière's Dringen, daß der Geiſt ihres verlornen Geliebten ihr geſtern Abend im Garten erſchienen ſei, und daß ſie darüber gänzlich ihre Rolle vergeſſen habe. Molière fragte als Liebender und Dichter gleich pikirt: „warum ſie denn ihr Geliebter verlaſſen habe?“ Das arme Märchen wußte wenig zu erzählen, ſie kannte nicht einmal den Namen ihres Ungetreuen. Nahe bei dem kleinen Beſitzthum ihrer Eltern war er der Gaſt eines Großen geweſen, und plötzlich ohne Abſchied verſchwunden. Dieſe Erinnerungen ſtürmten auf Louiſon's ſchwachen Geiſt ein und ſie achtete gar nicht mehr auf Moliére's Bitten und Tröſtungen, doch als der Direktor grob wurde und Drohungen ausſtieß, übte die alte Furcht noch einmal ihr Recht und ſie verſprach in wenigen Stunden ihre Rolle wieder zu lernen. „Ja, ich will auftreten, ich will mich putzen,“ ſagte ſie mit irren Blicken, „aber heute zum letztenmal, heute geht Alles zu Ende.“ Sie tanzte nun ihre Sarabande mit der Reſignation der Verzweiflung, daß Moliére das unglückliche Geſchöpf mit Wehmuth anſah, das ſo beklommen athmete und deſſen bleiche Wangen die Bewegung mit unnatürlichem Roth färbte. Der Direktor lobte ſie nun und nannte ſie ein gutes, folgſames Kind, das nur zuweilen ſeine närriſchen Launen habe. Beim Rückweg durch den Garten nahm ſie Molière's Arm an, war freundlicher als ſonſt, bat ihn ſich ihres kleinen Knaben anzunehmen, und hörte gelaſſen die zärtlichen Erklärungen, welche ſie ſonſt immer zurückgewieſen. Sie kamen an eine verwilderte, dichtverwachſene Laube, und ſie weigerte ſich nicht, dort auszuruhen. Molière's Herz pochte in freudiger Erwartung, aber erſchrocken, mit dem tiefen Reſpekt eines Franzoſen ſeiner Zeit, fuhr er zurück, denn im Innern ſaß der Prinz von Condé und neben ihm in Thränen der Reue und Verſöhnungswonne zerfließend, die holdſelige Frau von Chatillon, welche heute keinen Blick für den gefälligen Molière hatte.

Mademoiſelle ſchmückte ſich mit ungewöhnlicher Sorgfalt zu der Audienz des deutſchen Botſchafters, und zu dem feſtlichen Abend im Theater zwiſchen ihren beiden fürſtlichen Bewerbern. Sie ließ ihren unſchätzbaren Schmuck auspacken und wählte ihre koſtbarſten Perlen, weil Perlen auch bei Halbtrauer ſchicklich waren und ihre jetzige Lage das Prunken mit Diamanten verbiete. Ein reiches Diadem von Perlen des reinſten Waſſers, und faſt ſo groß wie jene berühmten birnförmigen des Königs von Spanien, zierte ihre blonden Haare, welche aber leider! ſchon zu früh zu ergrauen anfingen, was Mademoiſelle beſonders ſchmerzlich empfand, weil dieſes ein Erbſtück des Hauſes Guiſe war, da ſie hingegen ihre häßlichen Zähne geduldig anſah, da dieſer Uebelſtand die ganze Nachkommenſchaft Heinrichs IV. ausdrückte. Ein ſchweres, rothes Atlaskleid umſchloß ihre hohe, majeſtätiſche Geſtalt; das Mieder war mit herrlichen Perlen geſchnürt und Feſtons von ungewöhnlich großen Perlen ſchlangen ſich um den Saum des Gewandes.

Zur beſtimmten Stunde führten die alte Marquiſe und Frau von Chatillon, den ſeltſamen Ambaſſadeur über die Bodentreppe herab, wo er ſo ſehr ſtolperte, daß er faſt der Länge nach zu Mademoiſellen's Füßen fiel. Die Damen brachen in lautes Gelächter aus, und der betäubte Geſandte konnte ſich nur mühſam aufraffen. Nun hielt er eine lateiniſche Rede, von der Mademoiſelle wenig, eine deutſche, von der ſie gar nichts, und zuletzt eine franzöſiſche, von der ſie doch etwas verſtand. Zuletzt überreichte er den ſchwülſtigen Brief des Herzogs von Pfalzneuburg. Mademoiſelle antwortete ſtolz: „Der Herzog, Ihr Gebieter, erweiſ't mir viel Ehre, aber ſeine Tanten, die Königinnen von Frankreich und England, ſo wie meine übrigen hohen Verwandten, würden es mir verdenken, wenn ich die Hand eines kleinen Fürſten annehmen wollte.“*) Der Mönch blinzelte mit dem rechten Auge, ſchüttelte den Kopf, und zog dann ein kleines Bildniß hervor. „Mein gnädigſter Landesvater iſt ſchön von Angeſicht,“ ſtotterte er, und überreichte das Porträt. „Er iſt auch ſchön von Leibesgeſtalt,“ und nun nahm er aus ſeiner Taſche ein Paket und entrollte ein ungeheures Bild in Lebensgröße. „Ei, wie galant, der Herr hat eine ſcharmante Figur!“ rief Frau von Chatillon. Die Marquiſe ſetzte ihre Brille auf, und bewunderte auch den rieſigen Landesvater, indem ſie hinzufügte: ſeine Reſidenz Düſſeldorpe ſolle groß und ſchön ſein. „Meinen Sie,“ bemerkte Mademoiſelle höhniſch, „das wäre ein Käfig für eine Tochter Frankreichs?“ — „Mein gnädigſter Landesvater,“ ſagte der Mönch, „hat gegründete Hoffnung in der Churwürde zu ſecundiren, da das regierende Haus dermalen auf ſchwachen Füßen ſteht.“**) — „Warten Sie alſo mit Bewerbungen um hohe Damen, bis er Churfürſt iſt.“ verſetzte Mademoiſelle. — „Mein gnädigſter Landesvater,“ fuhr der Mönch immer in demſelben Ton fort, „kann unter ſeinen Ahnfrauen kaiſerliche Prinzeſſinnen aufweiſen, und ſeine Familie iſt mit dem Hauſe Lothringen verwandt. Euer Hoheit könnten täglich auf die Jagd gehen, beſonders iſt die Wolfsjagd ſehr luſtig; auch fehlt es an unſerm Hofe nicht an Ergötzlichkeiten. Opitzen's Daphne wurde vorigen Winter 63mal aufgeführt, und immer das Ballet, die glückſeligen Schäfer, dabei getanzt.“ — „Das klingt freilich verführeriſch und beſonders ſehr abwechſelnd,“ meinte Mademoiſelle. — „Die verſtorbene Gemahlin meines gnädigſten Landesvaters,“ antwortete der Mönch, „fand ſich dabei ſehr glücklich, ſie war eine königliche Prinzeſſin von Polen.“ — „So! alſo ein Wittwer!“ rief Mademoiſelle verächtlich. — „Mein gnädigſter Landesvater war verreiſ't,“ ſagte der Mönch, „und kam unerwartet ſchnell zurück, worüber die gute Dame ſich ſo übermäßig freute, daß ſie in Folge dieſer Gemüthsbewegung ſtarb.“ — „Mein Himmel!“ rief Mademoiſelle lachend, „das iſt ja eine raſende Paſſion geweſen! Sagen Sie Ihrem gnädigſten Landesvater: ich fürchte ſehr den Tod, und möchte mich alſo nicht der Gefahr ausſetzen, ihn ſo übermenſchlich mit Lebensgefahr zu lieben, und übrigens iſt Anna von Montpenſier nicht geneigt, ſich in eine Bärenhöhle zu vergraben.“ Sie wandte dem Mönch den Rücken, und die Damen führten den Schwerbeleidigten fort, während Mademoiſelle nun in ihrem Salon mit dem Stammbaum und dem Pfeiler ihre beiden fürſtlichen Gäſte empfing, und zwiſchen ihnen, im vollen Genuſſe befriedigter Eitelkeit, die Treppe hinab wandelte, um das Schauſpiel mit anzuſehen. Auch flüſterte ſie der hinter ihr ſitzenden Marquiſe triumphirend in's Ohr: „Drei Freier an einem Tage, das iſt ſehr ſchmeichelhaft für eine exilirte Prinzeſſin.“

---

*) Siehe Memoires de Mademoiselle de Montpensier. Tom. III.

**) Das Haus Pfalzneuburg erlangte wirklich die Churwürde 1685.

Die erſten Scenen des Schauſpiels gingen vortrefflich von Statten, und Molière entwickelte ſchon die Anlagen, welche ihn ſpäter zum Meiſter ſeiner Kunſt machten. Mademoiſelle gab häufig Gnadenzeichen des Beifalls und beachtete darüber nicht, was in ihrer Nähe vorging. Jetzt trat Louiſon als Celia auf; ſie blickte nach den Zuſchauern und erbebte ſichtlich. Das Blut ſtieg ihr in die Wangen und überglühte die Schminke. Sie ſtarrte unverwandt nach dem Prätendenten, der eben galant, im tiefſten Reſpekt, Mademoiſellens Handſchuh küßte, und hörte nicht, wie Molière ſprach:

> „Ah! que le ciel m'oblige en offrant a ma vûe
> Les celestes attraits dont vous êtes pourvue.“

Louiſon verfehlte zu antworten; eine lange, peinliche Pauſe entſtand: der Souffleur bemühte ſich vergebens, der Direktor ſtampfte mit den Füßen, Molière flüſterte ihr die erſten Verſe der Rolle zu, alles war vergebens, ſie blieb ſtumm. Plötzlich ſprang ſie, mit der Haſt und Gewandtheit einer Wahnſinnigen, über die Lampen, und ſtand vor dem Prätendenten. „Nimm mich auf!“ ſchrie ſie mit unbändiger Anſtrengung, „ich will in deinen Armen ſterben.“ Sie ſank zuſammen, und hatte den Dolch ſicher geführt, das Blut ſpritzte bis auf Mademoiſellens Gewand, die entſetzt aufgeſprungen war. „Louiſon!“ rief der Prätendent erſchrocken und umfaßte die Sinkende mit beiden Armen. „Stirb nicht, ſüßes Mädchen! verzeihe mir! ſei wieder mein.“ — „Was iſt das für ein Greuel in meiner Nähe?“ ſprach Mademoiſelle ganz verwirrt und ſah ſich nach allen Seiten um, aber die Plätze um ſie her waren leer, bis auf den der alten Marquiſe, die ſie anſtarrte, während der Prätendent mit der Heftigkeit, welche dem vorübergehenden Schmerz leichtſinniger Menſchen eigenthümlich iſt, die ſterbende Louiſon bejammerte, und mit Schwüren ewiger Liebe wiederbeleben wollte. „Vetter Condé!“ rief Mademoiſelle indeſſen, „geben Sie mir Ihren Arm, — ich fürchte mich ſo ſehr vor Sterbenden, und überdies iſt es unſchicklich, länger hier zu verweilen.“ — „Haben denn Euer Hoheit nicht geſehen,“ ſagte die Marquiſe, „wie der Prinz mit der frechen, unverſchämten Chatillon flüſterte und liebelte? Sein leichter Wagen ſtand angeſpannt vor dem Schloſſe, und er iſt mit ihr davongefahren, doch glaubte ich: er habe ſich heimlich bei Euerer Hoheit beurlaubt.“

Mademoiſelle ſtand ſprachlos; endlich nach einer Weile ſagte ſie matt und zerknirſcht: „Liebe Marquiſe, laſſen Sie den deutſchen Mönch rufen, ich will überlegen; die verſtorbene Herzogin war doch eine Prinzeſſin von Polen, und . . .“ — „Ach!“ ſtöhnte die Marquiſe, „der iſt voll Zorn über die ſchnöde Behandlung ſchon vor dem Schauſpiel verſchwunden.“ Mademoiſelle ſtützte ſich auf die Marquiſe und wankte nach dem Ausgang, wo ihr der bleiche, traurige Molière begegnete. „Was ſagen Sie dazu, Hr. Poquelin? Man will ja behaupten, Sie hätten dieſe Creatur geliebt.“ — „Alles auf der Erde iſt weſenloſer Schatten,“ erwiederte Molière mit bitterm Lächeln, „Freude und Kummer ſind gleich erbärmlich, nichts iſt einer Thräne werth.“ — „Sie vergeſſen,“ ſagte Mademoiſelle, „daß es doch etwas Reelles gibt, den Vorzug einer hohen Geburt, wodurch wir über niedrige Wallungen erhoben werden.“ Und mit dieſem Troſt verſchloß ſie ſich in ihr Cabinet.

Ph. von Mettingh.

Londoner Theaterſchau.

(Schluß).

Wir hatten mit Obigem eine Ueberſicht der größeren Bühnen der engliſchen Hauptſtadt, der faſhionablen, die ihre Seaſon haben und in denen Ariſtokratie und Reiche ihre Logen miethen und engliſch zahlen müſſen. Man rechnet bisweilen zu jenen fünf Großmächten noch eine ſechſte – wie die Gebrüder Rothſchild als Appendix, ſelbſt als Macht zu den europäiſchen Großmächten – das Surrey-Theater, jenſeits d. h. ſüdlich von der Themſe, in dem minder angeſehenen Stadttheile gelegen. Wenn dieſe Bühne von andern an Glanz, weniger an Ausdehnung übertroffen werden mag, ſo hat ſie wiederum in Hinſicht vieler Acteurs und Actricen und der Wahl der Stücke manchen Vorzug. Ein neues Drama zieht beſonders an: „The Law of the land, oder London in the last century.“ Ich ſah es bei ſeiner zweiten Aufführung, am 8. September, zu half-price, zwei Tage vorher, bei der erſten fiel ein ſtörendes Ereigniß ein. Im erſten Akte gingen allmählich alle Lichter und Kronleuchter aus, das Publikum meinte, dies gehöre zur Scene und war ruhig, als aber allgemach völlige Finſterniß eintrat und dieſe zu lange andauerte, als die Acteurs die Scene verlaſſen hatten, das erſchreckte Orcheſter gefolgt war, da ging dem Publikum, welches ſchon über eine Viertelſtunde in ſchweigender Nachtſcene verharrt hatte, die Geduld aus und konnte nur durch den jetzt mit zwei Leuchtern auf der Bühne erſcheinenden Direktor beruhigt werden, der da ſagte, daß böſer Wille, oder ihm nicht zur Schuld fallende Nachläſſigkeit das Gas [illegible] gemacht habe, dieſer Unfall jedoch binnen Kurzem reparirt werden ſolle. Darauf wurden mehrere Leuchter und Lichter herbeigeſchafft und nach einer halben Stunde war das Gaswerk wieder in Ordnung und das Stück konnte unter allgemeiner Zufriedenheit und rauſchendem Beifall fortgeſpielt werden. — In der Kürze verſuchen wir die Analyſe dieſes neuen, allgemein anſprechenden Drama zu geben. Ein Factum liegt zu Grunde, das traurige Ende eines im vorigen Jahrhundert in London bekannten und geehrten Mannes, des Dr. Dodd, der ſich durch das Spiel ruinirte und endlich, um ſich zu retten, eine Obligation verfälſchte, welche Fälſchung nach damals ſtrengen, kürzlich gemilderten Geſetzen, ihm den ſchmählichen Tod durch Henkershand bereitete. Der Name Dodd iſt im Stücke nicht genannt, wie auch vieles motivirt, manches extendirt, dagegen treten Dodd's Zeitgenoſſen und Freunde, Dr. Johnſon, Boswell und Henry Fielding unter ihren Namen, aber nur als Nebenperſonen auf. Der Held des Stücks iſt ein gewiſſer Dodsworth (Mr. Cooper) der eben den unglücklichen Dodd repräſentirt. Dieſer Dodsworth iſt der Liebling des reichen Sir Peregrine Platitude (Mr. Davidge), der ihm die Hand ſeiner Tochter Amelia (Miß Grant) zugedacht hat. Dodsworth liebt indeſſen eine andere Dame, Lucy Primma (Mrs. Honner) wie auch Amelia ihren Liebhaber hat, den Lewis Robſon (Mr. Lyon), einen ſchönen Mann, aber mit ſehr leichten Sitten und ſchlechten Grundſätzen. Dieſer Robſon deteſtirt Dodsworth in Folge einer ehrloſen Handlung ſeinerſeits, von welcher jener Zeuge. Er kann ſich ſeiner Auserwählten nicht nähern und faßt daher den Entſchluß, ſie mit gleichgeſinnten Freunden nach Straßenräuberart in ſeine Gewalt zu bringen. Er überfällt Vater, Tochter und den begleitenden Dodsworth auf einer Reiſe, muß aber der Tapferkeit und Geiſtesgegenwart des letztern weichen und unverrichteter Sache abziehn. Durch dieſen chevaleresken Streich iſt die romanhafte Amelia jedoch ſo ſehr für ihren Retter eingenommen, daß ſie das väterliche Haus heimlich verläßt, zu dem Geliebten flieht und ſich mit ihm verbindet. Darob iſt der Vater ſo ergrimmt, daß er die pflichtvergeſſene Tochter enterbt und ſeinen Günſtling Dodsworth zum Univerſalerben einſetzt. — Es verrinnen mehrere Jahre, Robſon, durch das Teſtament des alten Platitude enttäuſcht, hat ſeine Gattin verlaſſen und ſich in das Vertrauen des gutmüthigen Dodsworth einzuſchleichen gewußt. Aber ſein Haß gegen den frühern Feind iſt womöglich noch geſteigert, ſein ganzes teufliſches Sinnen geht darauf hinaus, ſeinen Wohlthäter zu verderben. Das Spiel, wahrſcheinlich falſches Spiel, was jedoch im Drama nicht ausdrücklich bezeichnet, ſcheint ihm das geeignetſte Mittel. Es gelingt, Dodsworth verliert an ſeinen treuloſen Freund und deſſen Conſorten den letzen Shilling ſeines beträchtlichen Vermögens. Robſon beredet ihn, um ſeine Verluſte in etwas zu decken, zu einer Fälſchung, die dem ſo angeſehenen Dodsworth leicht gelingen, vielleicht auch paſſiren konnte. Robſon hat die Obligation verfertigt, jener nur nöthig zu unterzeichnen; es geſchieht, der Betrug wird entdeckt, die Thäter belangt. Robſon weiß ſich, wie das nach engliſchen Geſetzen nicht ſchwierig, aus der Affaire zu ziehen, Dodsworth wird zum Strang verurtheilt und executirt. Das Volk jedoch, welches aus dem Verlaufe des Prozeſſes Robſon's Niederträchtigkeit erſehen, wüthet gegen den Schändlichen, der ſich der Volksrache nur durch Selbſtmord entzieht. Dieſes iſt alles tragiſch genug, wird aber durch mehrere humoriſtiſche Zwiſchenſcenen und beſonders durch zwei Rollen, die des Rum Rabs (Mr. Honner), eines Gentleman-Straßenräubers nach altengliſchem Schlage, und Salomon Snails, eines Conſtables, motivirt. Beide Rollen, wie auch die früher genannten ohne Ausnahme, waren tüchtig beſetzt, gut einſtudirt und durchdacht und daher effektvoll. Das Drama ward bis jetzt bei immer vollem Hauſe alle Abende wiederholt. —

Wir haben nun die größern Theater der engliſchen Hauptſtadt aufgezählt; das neue St. James-Theater kann nicht füglich unter dieſelbe Rubrik gebracht werden, es exiſtirt nur kurze Zeit, verſpricht aber viel, obwohl der Raum beſchränkt. Es iſt zur Zeit für einige Monden geſchloſſen. Das äußerlich und innerlich geſchmackvolle Coburg-Theater ſteht ſchon ſeit längerer Zeit leer. Den Cirque Olympique der Mad. Veſtris haben wir ſchon genannt, es bleiben uns noch die Bühnen zweiter (wozu die der Mad. Veſtris gehört) und der dritten Klaſſe. Lobend müſſen wir unter dieſen Aſtley's Theater, jenſeits der Weſtminſterbrücke, dem Cirque Olympique des Mr. Franconi in Paris ähnlich, aber bei weitem vollkommener, das Strand-, Adelphie-, Victoria-, Queens- und Garricks Theater erwähnen; über die Leiſtungen dieſer Bühnen, wie über die der dritten und letzten Klaſſe in einem andern Berichte. Zugleich werden wir dann neben der Aufzählung und Beſchreibung dieſer Inſtitute die von Vaux-Hall, welches im Anfange dieſes Jahres geſchloſſen wird, der White-Conduit-Gardens und einiger ähnlichen Etabliſſements in London, die mimiſche und dramatiſche Vorſtellungen exhibiren, geben.

Feuilleton.

⁂ **Der Papſt und der Moderator der ſchottiſchen Kirche.** — Unſere Zeit iſt reich an den pikanteſten Contraſten. Aus dem „Diario romano" kam uns die Kunde, in einer am 22. v. M. vom Cardinal Odescalchi, Generalvikar des Papſtes erlaſſenen Bekanntmachung — werde „den Gläubigen kund gethan, daß auf Befehl S. H. ſo eben zur öffentlichen Verehrung ausgeſetzt wurden: die Häupter der heil. Petrus und Paulus in der Laterankirche, das h. Angeſicht und der h. Finger des Apoſtelfürſten in der Vatikanskirche u. ſ. w. u. ſ. w. ſo wie alle die ausgezeichnetſten und wunderkräftigſten Bildniſſe der Mater Sanctiſſima; für jeden Beſuch — ertheilt der h. Vater vollen Ablaß, ohne dabei hinſichtlich der Art des Beſuches etwas vorzuſchreiben, damit Jedermann dieſen geiſtlichen Schatz einzeln für ſich oder allein mit ſeiner Familie gewinnen könne." — An demſelben Tage brachte die allgemeine Zeitung uns von London folgende Correſpondenznachricht vom 30. v. M.: „der Moderator der ſchottiſchen Kirche, (Präſident der presbyterianiſchen Generalſynode), Dr. Gartner, iſt, weil er bei der letzten Wahl als entſchiedener Vertheidiger eines Torycandidaten aufgetreten, — von ſeiner eigenen Gemeinde im Bildniß — verbrannt worden."

⁂ **Halévy's Geſchichte und Muſterſtücke der franzöſiſchen Literatur.** — In dieſen Tagen iſt ein neues Werk von Leon Halévy erſchienen unter dem Titel: Histoire et modèles de la littérature française (2 voll. in 18). Es ſoll eine bündige aber vollſtändige Revue aller franzöſiſchen Literatoren von Joinville bis Chateaubriand ſein. Nicht weniger als 324 Proſaiſten und Poeten ſind darin gewürdigt, außerdem noch 240 Schriftſteller erwähnt. Intereſſante Bruchſtücke von allen Notabilitäten ſind dieſer Arbeit eingeflochten, welche neben ähnlichen von Barante und Chenier beſonders ihrer Vollſtändigkeit halber eine ehrenvolle Stelle einnehmen dürfte.

⁂ **Glaubensdiſſenterie in Holland.** — In Holland nimmt die Separation von der (ſtabilirten) reformirten Kirche noch immer zu, und gibt Veranlaſſung zu Einſchreitungen der Staatsbehörden, welche nicht geſtatten, daß mehr als 19 Separirte ſich zu kirchlichen Zwecken verſammeln. Der ſchweizeriſchen evangeliſchen Kirchenzeitung zufolge haben die holländiſchen Diſſenters ſogar durch vielfach erlittene Verfolgungen von Seiten der Gewalthaber und durch Mißhandlungen von Seiten des Volkes ſich veranlaßt gefunden, ihre Verſammlungen auf dem Zuiderſee zu halten, um hier ſich ungeſtört von ihren Geiſtlichen predigen und die Sakramente verabreichen zu laſſen.

⁂ **Das ungariſche Nationaltheater zu Peſth** iſt am 22. v. M. mit „Belizár," einem Trauerſpiel in fünf Aufzügen eröffnet worden. Zum Vorſpiel wurde das von Hrn. v. Vörösmarty zu dieſer Feier verfaßte Stück „Arpád Ebredése" gegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 230. 1837.

Phönix.

Freitag, 29. September.

Parcival.

(Leben und Dichten Wolfram's von Eſchenbach. Herausgegeben von Sant-Marte. Erſter Band. Parcival.

Auch unter dem beſonderen Titel:

Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eſchenbach. Aus dem Mittelhochdeutſchen zum erſten Male überſetzt von Sant-Marte. Magdeburg, Verlag der Creutz'ſchen Buchhandlung. 1836. 8.)

Unſtreitig beſteht das Hochpoetiſche des Mittelalters vorzuglich in dem, durch Liebe und Treue ſich vermittelnden Gegenſatze von Natur und Gnade, von heidniſcher, durch Kampfesmuth bedingter Selbſtverherrlichung und chriſtlicher, durch Selbſttödtung bedingter Gottſeligkeit. So ſind perſönliche Wehrhaftigkeit und Kampfesluſt, Frauendienſt und Treue gegen den zeitlichen Herrn, zuhöchſt aber Frömmigkeit und Ringen nach göttlicher Gnadenerweiſung — die Elemente der romantiſchen Poeſie, deren Erzeugniſſe ſich zunächſt dadurch von einander unterſcheiden, daß entweder eines dieſer Elemente darin vorherrſcht, oder ſie ſich einander mehr oder minder die Schwebe halten. Wie nun in den Nibelungen und der Karolingiſchen Sage die nordiſche Heldenhaftigkeit, in Triſtan und Lancelot die Frauenliebe, in den Lobgedichten auf Maria und die Heiligen die Andacht als vorherrſchend erſcheinen, ſo finden dieſe Elemente in den großen Dichtungen ſich innig verſchmolzen, welche der Artur- und der Gralſage ihre Entſtehung verdanken, und ganz vorzüglich in jener Trilogie, die uns in Titurel, Parcival und Lohengrin aufbewahrt iſt. Unter dieſen letzteren möchte dann gerade Parcival als das Gedicht auszuzeichnen ſein, in welchem Liebe und Treue, Naturkraft, und geheimnißvolle göttliche Gnade zu gleichmäßigſter Verherrlichung gelangt ſind.

Die Trilogie aber, als deren Kern und Krone wir Parcival anſehen, iſt noch dadurch beſonders merkwürdig, daß in ihr mit den angegebenen drei Elementen noch jenes vierte vielfältig verſchmolzen, welches ſich das ganze Mittelalter hindurch — bis auf die neuere Zeit im Gegenſatze gegen das kirchliche Chriſtenthum behauptet hat, eben weil dieſes, ſich ſelbſt unbewußt, theilweiſe in demſelben wurzelt. Es iſt dies kein anderes — als jenes Zauberweſen des Heidenthums, in welchem geheimnißvolle Mächte in das menſchliche Leben eingreifen, und in die mannigfaltigſten Conflikte gerathen mit den himmliſchen Weſen und der Freiheit und Selbſtherrlichkeit des Menſchen. —

Näher faßte das Mittelalter die geſammte Welterſcheinung als ein einzig grandioſes Drama auf, welches, von der Gottheit ausgehend, mit der Schöpfung der Engel, der Natur und des Menſchen beginnend, durch den Abfall Luzifer's und ſeiner Schaaren, durch den Sündenfall der erſten Menſchen und die Störung der Naturordnung zu immer contraſtvolleren Verwicklungen hinführt, aber durch Menſchwerdung, Opfertod und Auferſtehung des Sohnes Gottes zur Peripetie gelangt, und — von dem, nun zwiſchen Chriſtus und Satan hervorgetretenen Gegenſatz aus, — der Entſcheidung entgegengeht, indem erſt die Übermacht der abgefallenen Engel durch Chriſtus gebrochen wird, dann die Sünde des Menſchen durch Gnade und Freiheit bekämpft und künftig auch die Natur durch völlige Ausſcheidung des Infernaliſchen zur urſprünglichen Herrlichkeit von der Gottheit zurückgeführt werden ſoll.

In dieſer Weltanſchauung war natürlich Chriſtus das eigentliche Herz des Univerſum's und in der heiligen Geſchichte des Gottmenſchen ſein zugleich freier und nothwendiger Opfertod der geheimnißvolle Born des ewigen Lebens. Aus dieſem Borne zu ſchöpfen, unmittelbar Theil zu nehmen an dem Opfer, — ſowohl an deſſen Darbringung als an dem Dargebrachten ſelbſt, — wurde deßhalb der glühendſte Wunſch der Gläubigen, und Selbſtopferung (Askeſe) und Theilnahme am Heilopfer (Communion) die Syſtole und Diaſtole des chriſtlichen Lebens.

Nur auf dieſe Weiſe eröffnet ſich uns das Verſtändliche für die myſteriöſe Dichtung vom heiligen Gral,*) welche den Mittelpunkt des heroiſch-religiöſen Epos Parcival's bildet.

Dieſer Gral iſt nämlich, worauf ſchon Görres im Vorworte zum Lohengrin hingedeutet, urſprünglich jener Weltbecher der altindiſchen und altperſiſchen Religionen, welcher den Naturgott als Opfer in ſich faßt; er iſt, wie es im Parcival heißt, jene Schale von Edelſtein,

„Wunderkräftig klar und rein,
Mit Namen Lapis Exillis.
Durch ihn verbrennt der Phönix
Zu Aſche ſich; doch dieſe ſchafft
Ihm Leben wieder, ſo daß empor
Aus ihr er ſteigt mit neuer Kraft,
Und ſchöner, als er war zuvor.“ **)

Es iſt aber auch der Becher, den Chriſtus den Jüngern zum Abendmahle gereicht, und in welchen Joſeph von Arimathia das Blut aus der Seite des Heilandes aufgefaßt hat.

„Auf Erden ließen zurück ihn Schaaren,
Die, als von Sünden ſie gereinigt,
Zu den Sternen wieder ſind aufgefahren.“ ***)

Es waren dies die Engelſchaaren, die theilnahmlos beim Kampfe Lucifers gegen Gott geblieben, zur Erde hinab verwieſen worden, des Grales zu pflegen. †)

„Nachmals hat ſich ein Bund vereinigt
Von Getauften keuſch und rein,
Des heiligen Grabes Hüter zu ſein.
Glückſelig iſt, und hochgeehrt,
Wer zu dem Graldienſt wird gegeben.“ ††)

Er ſelbſt, der Gral, erbaute ſich einen wundervollen Tempel auf Montſalvas in Salvatierra (Arragonien), wo, „geſendet von des Höchſten Hand,“ am heiligen Charfreitag

„eine glänzend weiße Taube ſchwingt
Vom Himmel ſich herab und bringt
Eine Oblate weiß und klein,
Legt ſie hin auf den heiligen Stein,
Und ſchwingt ſich himmelan dann wieder“ †††)

Dieſe Hoſtie gibt dem Edelſteine die Kraft, daß er „als Trank und Speiſe darzugeben“ vermag, was irgend nur „die ritterliche Brüderſchaft,“ der Templeiſen, die zum Dienſte des Grals beſtellt iſt, wünſchen mag, und daß

„dem Menſchen kann kein Leid geſchehn
Am Tag, da er den Stein geſehn,
Und eine Woche nach der Zeit
Bleibt er vom Tode noch befreit;
Wer täglich ihn erblicken kann,
Dem, ſei es Jungfrau oder Mann,
Bleibt unverändert Farb und Haut,
Wie in ſchönſter Blüthe ſie ward geſchaut,
Und die zum Graldienſt ſind geweiht,
Von Todſünden bleiben ſie befreit.“ *)

Auf ihm auch iſt jedesmal in lichter Schrift zu leſen, wer zu ſeiner Hut und wer zum Königthume über die ganze Hüterſchaft erkoren, ſo wie, was ſonſt in ſeinem Dienſte geſchehen ſoll.

Der erſte König aber, den er ſich erwählt, war Titurel, — einer Chronik zufolge, — abſtammend von Titurijon und Elizabel, eines Königs von Arragonien Tochter. Ihm war zunächſt ſein Sohn, mit Namen Frimutel, und dann Amfortas, des letzteren älteſter Sohn, gefolgt, deſſen Schweſter Herzeleide mit Gamuret, einem Abkömmling von Mazadan und einer Fee, den Helden unſeres Gedichtes gezeugt. Indeſſen hatte Amfortas nach anderer Minne geſtrebt, als das Geſetz des Grales ihm geſtattet, **) und war reitend —

„auf Abentheuer in Liebespein
Und Liebesluſt“ —

von einem heidniſchen Fürſten, der den Gral erobern wollte, mit vergiftetem Pfeile verwundet worden. ***) Von dieſer Wunde konnte er jedoch, wie auf dem Grale ſelbſt geſchrieben ſtand, nur dadurch geheilt werden,

„wenn ein Ritter, des Ortes unbekannt,
Hinkomm' und frage nach dem Wehe,
Das dort er reich entfaltet ſehe,
Doch ohne daß es Jemand wage
Ihn aufzufordern zu der Frage.“

Wie nun Amfortas ſchwerer Strafe verfallen, weil er „nach unreiner Minne“ geworben (Sp. 327), und, wie er ſelbſt geſteht, der „Hoffart“ nicht fremd geblieben und „nach Reichthum geſtrebt (Sp. 366), ſo iſt es Parcival, — eigentlich wohl Parſeh-fal, was im Arabiſchen „der Reine, Arme, Dumme“ oder Einfältige (im beſſeren Sinne des Worts) bedeutet, — welcher dem Leidenden Heilung zu bringen, aber auch an deſſen Stelle des Grales König zu werden erkoren iſt, und das Gedicht, welches ſeinen Namen trägt, iſt nichts Anderes, als die Lebensgeſchichte dieſes Gralkönigs — von ſeiner Geburt an bis zur Vollbringung ſeines Erlöſungswerkes.

Nach etwas weitſchweifiger Erzählung von Gamurets Kampf- und Liebes-Abentheuern, führt der Dichter dieſen Helden nach Kanvoleis in Spanien, wo er im Turniere Herzeleiden, die Königin von Waleis, ſich zur Gemahlin erkämpft. Weil er aber, von Neuem auf ritterliche Abentheuer ausgezogen, den Tod findet, will Herzeleide ihr einziges Kind, Parcival, vom Ritterleben entfernt halten, und erzieht ihn in der Wüſte von Soltane. Als er indeß zufällig von Artus Kunde empfangen, zieht er, ein unſchuldiger Jüngling, hinaus, verwickelt durch ſeine kindliche Einfalt ſich in mancherlei Abentheuer, wird Ritter an Artus Hofe, und erwirbt ſich durch ſeinen Heldenmuth die Hand der holden Konduiramur. Nun treibt es ihn, ſeine Mutter wieder zu ſehen; auf dem Wege zu ihr trifft er aber in der Wildniß den kranken König Amfortas, der ihn zum Beſuche nach Montſalvas ladet. Obgleich ihm jedoch hier reichlich Veranlaſſung geboten wird, jene Frage zu ſtellen, von welcher des Königs Heilung abhängig iſt, unterläßt er es dennoch, in ſeiner Einfalt der Lebensregel des weiſen Gurnemanz gedenkend, „nicht zuviel zu fragen." Wie zur Strafe dafür wird er von Montſalvas ausgeſchloſſen und in manche Fährlichkeit verwickelt. Da er ſich aber bewußt iſt, „nach des Meiſters Lehren" gethan zu haben, ſo verfällt er durch ſein Mißgeſchick in Zweifel an Gott und der Vorſehung, und ruft aus:

---

*) Vielleicht abzuleiten von Sang réal oder royal, dem Blute des Heilands, welches der Becher enthielt.

**) Parcival, Sp. 324.

***) Ebd. Sp. 314.

†) Ebd. Sp. 326.

††) Ebd. Sp. 314.

†††) Ebd. Sp. 325. (Beſſer ſtände wohl ſtatt Oblate — Hoſtie?)

*) Parcival, Sp. 324 und 326.

**) Vergl. ebd Sp. 327.

***) Ebd. Sp. 332.

„Weh, was iſt Gott?
— Der Quell ſeiner Macht iſt ausgefloſſen!
Treu dient' ich ihm mit Arm und Herzen,
Doch ſeine Gnade lohnt mit Schmerzen.
Nun will ich auf den Dienſt ihm ſagen;
Hat er Haß, den will ich tragen." (Sp. 129).

Dennoch ſtrebt er unabläſſig, den Gral wieder zu finden, und jener verhängnißvollen Frage, von der ihm Kunde geworden, ihr Recht zu thun.

Eingeflochten werden jetzt — allerdings zu lange ablenkend von dem Helden des Gedichtes — die Abentheuer Gawan's, eines tapfern Ritters von des Artus Tafelrunde.*) Parcival aber trifft in einem großen Wald auf einen greiſen Büßer, der ihm vorwirft, daß er ſelbſt an heiligem Tage, — es war gerade Charfreitag — bewaffnet auf Abentheuer herumſchweife. Parcival erwiedert ihm hierauf:

„Wie die Tage ſind benannt,
Das iſt mir alles unbekannt.
Ich diente einem, der heißt Gott,
Zu dem ich mit feſter Treu' mich drängte,
Bevor ſo läſterlichen Spott
Seine Gunſt über mich verhängte; . . ."

jetzt „nenne er den nur mit Haſſe, — der ſeine Gnaden ihm verſagt, und ihn mit Sorgen hat beladen!" (Sp. 309. 210)

Hiermit ſind wir an den Wendepunkt im Leben Parcival's gelangt; denn kaum hat er den Büßenden verlaſſen, ſo gedenkt er, einſam dahinreitend — „zum erſten Male — ſeines Schöpfers,"

„Wie der gewaltig, der das All
Der Welt durch ſeine Kraft vollbrachte. (Sp. 311).
Iſt — ruft er — Gottes Kraft ſo hehr,
Daß Menſch, Gethier und Erd' und Meer
Sie offenbaren, ſo will auch ich
Ihm hohen Preis nicht vorenthalten.
Auf denn mein Roß und zeige dich,
Ob Gottes Kräfte in dir walten." (Sp. 313).

Sofort läßt er dem Roß die Zügel ledig, und bald hat es ihn nach „Fontaene la Salvage" getragen, wo der „keuſche Trevrezent," ſeiner Mutter und des Amfortas Bruder „mit Faſten und Kaſteyen" ringt,

„ſich ſeinem Gotte ganz zu weihen,
Und daß, den Teufel zu bezwingen,
Seiner Keuſchheit mag gelingen." (Sp. 317).

(Schluß folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

83) Molière's dramatiſche Meiſterwerke. In einem Bande. Ueberſetzt von L. v. Alvensleben. Leipzig, G. Wigand. 1837.

Eine Fabrikarbeit. Wenn man eine Ueberſetzung von Molière's Meiſterwerken verſpricht, darf man in dem von dieſer Bezeichnung gezogenen Kreiſe nicht bloß den Tartuffe, den Geizigen, den Menſchenfeind, die Schule der Männer, die Schule der Frauen und die gelehrten Frauen einbegreifen, ſondern wird auch den George Dandin, den Amphitryon, den malade imaginaire, den bourgeois gentilhomme, die Facheux, den Don Garcia, den cocu imaginaire, den Don Juan, den Monſieur de Pourceaugnac einbegreifen müſſen. Andrerſeits durfte das deutſche Publikum, welches bis jetzt noch keine auch nur erträgliche Ueberſetzung der Molière'ſchen Komödien beſitzt, (Zſchokke nämlich hat ſie faſt völlig umgearbeitet) auch eine meiſterhafte Ueberſetzung der Meiſterwerke zu fordern berechtigt ſein. Herr v. Alvensleben hat ſich die Sache ſehr leicht gemacht, und ſich nicht einmal die Mühe genommen, den Tartuffe, den Miſanthrope, die école des maris, die école des femmes, die femmes savantes metriſch zu übertragen, und jene lebendige Grazie der feinſten Converſation, durch welche die genannten Komödien ſich auszeichnen, gänzlich durch eine ungeſchlachte, liederliche Proſa verwiſcht.

84) Quintus Horatius Flaccus Werke. Deutſche Ueberſetzung mit gegenüberſtehendem Urtext. 1ter Theil. (Die 5 Bücher der Oden). Leipzig, Wigand. 1837.

Volle Anerkennung verdient dagegen dieſe Unternehmung, die wir hier nicht vom philologiſchen, ſondern vom geſelligen Standpunkte betrachten. In derſelben niedlichen, eleganten Ausgabe wie Shakeſpeares Werke und Goldſmith's Vicar of Wakefield, welche gleichfalls aus G. Wigand's Officin hervorgingen, wird allen Freunden des großen römiſchen Dichters eine ſehr angenehme Spende geboten, deren innerer Werth ſchon dadurch verbürgt wird, daß die beſt renommirten Ueberſetzungen der einzelnen Oden im Versmaaß des Originals ſorgfältig ausgewählt und geſammelt ſind, und treffliche neue hinzukamen. Mit Recht darf dieſe Ausgabe allgemein empfohlen werden.

85) Aquarelle aus dem Leben, von Auguſt Lewald. 3ter und 4ter Band. Mannheim, Heinrich Hoff. 1837.

Daß Lewald in jenem Genre, für welchen er ſelbſt in dem obigen Titel die eigenthümlichſte Bezeichnung gefunden, Meiſter iſt, hat er durch die zwei erſten Bände, welche im v. J. erſchienen und auf welche wir das Publikum aufmerkſam machten, bewieſen; es iſt leicht vorauszuſehen, daß die hier gebotene Fortſetzung derſelben der Leſewelt ebenſo willkommen ſein wird. Als Cabinetsſtücke wollen wir die Pariſer Tabletten bezeichnen, welche auch von den Leſern der „Europa," denen ſie bereits bekannt ſind, gewiß mit Vergnügen wieder geleſen werden. An die Gränze der Memoirenliteratur ſtreifen die intereſſanten Erinnerungen an Kotzebue's Theaterleben in Königsberg, die an Karl Schall und an den liebenswürdigſten und unſchädlichſten aller Demagogen, G. A. Freiherrn v. Maltitz. Die übrigen Bilder ſtehen zwar an Werth den eben genannten nach: doch verſcheucht die ſaubre und elegante Manier, in welcher ſie ausgeführt ſind, jedes ſtrengere Urtheil.

---

*) Nur ſehr äußerlicher Weiſe kann er als Repräſentant des weltlichen Ritterthums Parcivaln, als einem Repräſentanten des geiſtlichen Ritterthums entgegengeſetzt werden, da der Gral ſelbſt, nach dem Parcival ſo eifrig ſtrebt, faſt nur irdiſche Genüſſe und Vorzüge gewährt.

86) Frühlingspark, von Otto Müller. Zwei Theile. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1837.

Novelliſtiſche Verſuche eines jungen Mannes, welche von Talent zeugen, das freilich in jeder Beziehung noch einer gewiſſenhaften allſeitigen Ausbildung bedarf. Wir machen ihn auf dieſe Nothwendigkeit um ſo lieber aufmerkſam, da er neben ſeinem Talent auch ein ſchönes Streben an den Tag legt, welches über die Atmoſphäre der gewöhnlichen Novelliſtik hinaus und empor zu wollen ſcheint.

87) Volksmährchen, von Johann N. Vogl. Wien, Franz Tendler. 1837.

Der bekannte Balladendichter bietet hier einen Kranz von Volksmährchen, deren Heimath die Wälder Slavoniens ſind. Er verdankt ihre Kenntniß der Mittheilung eines Slavoniers, Peter Tomaſchewich, und verſtand es, die lokalen Eigenthümlichkeiten derſelben mit jener Einfachheit, wie ſie ihm gegen fremdes Eigenthum und gegen die deutſche Literatur Pflicht war, wiederzugeben. Es ſind ihrer im Ganzen fünf, welchen zum Theil Elemente zu Grunde lagen, die mit urſprünglich deutſchen Volksmährchen (wie bei dem kleinen Kerza, dem ſlavoniſchen Däumling) zum Theil mit öſtlichen, auf deutſchen Boden verpflanzten und deutſchgewordenen, (wie die Kinder im Walde), zum Theil mit Motiven deutſcher Volksſchwänke (der Meiſterlügner), und britiſcher (das böſe Weib und der Teufel) verwandt ſind. Das Mährchen von der Hexe Corva und ihre Knechten und von Schön Jela ſcheinen ſlavoniſche Autochthonen. Eine Fortſetzung dieſer Mittheilungen, welche zur Aufhellung einer uns faſt ſo gut wie unbekannten Nationalität dienen, wäre ſehr wünſchenswerth; — möge Vogl bei einer ſolchen auch manche novelliſtiſche Styltrivialität vermeiden, welche in ſeiner Darſtellung der obengenannten fünf Mährchen als unwillkührliche Reminiſcenz hie und da noch kleben geblieben.

88) Beiträge zur Literatur, Kunſt- und Lebens-Theorie, von Dr. Freiherrn Ernſt v. Feuchtersleben. Wien, Mösle's Wittwe und Braumüller. 1837.

Die dichteriſche und künſtleriſche Produktivität entwickelt ſich in Oeſterreich fort und fort energiſch und achtunggebietend; eine Philoſophie der Kunſt hingegen exiſtirt in Oeſterreich bis jetzt noch nicht, man müßte denn die coloſſalen äſthetiſchen Compilationen Ficker's zu dieſer Würde erheben; am Ende iſt der Mangel deſſelben nicht ſo empfindlich, wenn man Talente, wie A. Grün, Lenau, Grillparzer beſitzt. Bei jenem bisherigen, völligen Mangel einer Baſis muß man Werke, wie das obengenannte, welches der Verfaſſer ſelbſt keine Theorie, ſondern bloß Beiträge zu einer ſolchen benannte, nach dem, was ſie für Oeſterreich bedeuten, und nicht danach, ob ſie für die deutſche Literatur im Allgemeinen von Belang ſind, bemeſſen; von jenem Standpunkte aus wird man der Feuchtersleben'ſchen Sammlung von Bauſteinen ihren richtigen Platz anweiſen müſſen. Es ſind Bemühungen, aus den Kunſtwerken — meiſt nach Göthe'ſcher Anſchauungsweiſe — Prinzipien zu abſtrahiren und dieſe Abſtraktionen einſtweilen aneinanderzureihen; eine eigenthümliche, philoſophiſche Spekulation ſuche man nicht; der Verfaſſer behandelt ſeine Themata mehr als geiſtreicher Dilettant, wie denn auch ſeine Darſtellung ruhiger, beſonnener und polirter Dilettantismus iſt.

Feuilleton.

⁂ Münch's „Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit“ wird von dem tüchtigen Kortenkamp, der jetzt wieder in Stuttgart wohnt, fortgeſetzt; Münch ſetzt ſich zu gleicher Zeit ſelbſt fort in dem von ihm gemeinſchaftlich mit G. Bacherer herausgegebenen Taſchenbuch der neueſten Geſchichte.

⁂ Vom 4. Oktober an erſcheint eine Hamburger muſikaliſche Zeitung, herausgegeben von G. A. Groß, (in Commiſſion bei Schuberth und Niemeyer). Proſpektus und Probeblatt dieſes neuen Unternehmens, welche vor uns liegen, qualifiziren es als empfehlenswerth.

⁂ Groß-Hoffinger hat vor einiger Zeit Stuttgart verlaſſen und ſich nach Wien zurückbegeben, woſelbſt er eine Conceſſion zur Herausgabe eines literäriſchen Journals empfangen haben ſoll. Indeſſen verlautet noch nichts weiter von dieſem muthmaßlichen neuen Sterne am deutſchen Journaliſtenhimmel, und er wird daher wahrſcheinlich, im Intereſſe der öſterreichiſchen Literatur, — denn die eigentliche deutſche Literatur hat ihn ſchon umſtändlich genug desavouirt — bei der bloßen Idee Groß-Hoffinger's, wie es ihm ſchon ſo manchesmal paſſirt, ſein Verbleiben behalten.

⁂ Ein Dr. Karl Hartmann in Karlsruhe beabſichtigt die Herausgabe einer Deutſchen Bühnengeſchichte von dem erſten Beginne einer deutſchen Bühne bis auf die heutigen Zeiten. Er ſoll im Beſitze der vornehmſten, darunter einiger, ſonſt Niemandem außer ihm zugänglicher Quellen ſein, welche von der Ausführung ſeines Vorhabens etwas Tüchtiges und Verdienſtliches erwarten laſſen.

⁂ Bittſchrift der Frauen von Birmingham. — Die Frauen von Birmingham haben an die Königin Victoria um Aufhebung der Sclaverei eine Bittſchrift gerichtet, welche ſchon 37,000 Unterſchriften trägt.

⁂ Der galvaniſche Telegraph iſt auf der Eiſenbahn von London nach Birmingham unter Leitung des Profeſſors Wherſtone und des Ingenieurs Stevenſon mittelſt vier Kupferdrähten bereits in einer Entfernung von 25 engl. Meilen mit vollkommenem Erfolge angewendet worden. Die Drähte ſind ſtark mit Hanf umwickelt, und ihre Enden an ein Diagramma befeſtigt, auf welches die 24 Buchſtaben des Alphabets eingegraben ſind, mit denen die Drähte durch bewegliche Claves in Verbindung ſtehen.

⁂ Das Zodiakallicht — ein Sonnenſchweif. — Hr. Ferd. Lau, Lic. med. et chir. ſpricht im Hamburger Correſpondent vom 6. d. M. die Vermuthung aus: „daß das Zodiakallicht nicht, wie angenommen wird, die Sonne atmoſphärenartig, in Geſtalt einer Linſe umgebe, ſondern daß daſſelbe ein Lichtſchweif ſei, der ſeine Spitze nach dem Sternbilde des Krebſes hingerichtet habe, und länger ſei als die Diſtanz der Erde von der Sonne.“ Er ſtützt ſeine Annahme auf Beobachtungen, die er 1831 in Braſilien gemacht, wo jenes Licht ſich im April und Mai und im Oktober und November zeigt.

Zum Vortheile
von
Mozart's Denkmal in Salzburg.

Subſcriptions-Einladung.

Mozart's Gedächtniß wurde auf der hieſigen k. Hof- und National-Bühne durch eine außerordentliche Vorſtellung gefeiert, zu welcher Herr Dr. Heinrich Stieglitz den Text lieferte. Freundliche Aufnahme und mehrfältige Aufforderung wurden Veranlaſſung, dies Gedicht dem Drucke zu übergeben, und der Herr Verfaſſer beſtimmte den Erlös daraus ebenſo für das Mozart-Denkmal, als der Ertrag jener Vorſtellung ſelbſt dafür beſtimmt war.

Es wird zum Preiſe von 30 Kreuzern in wenig Tagen erſcheinen, und nur um die Größe der Auflage nach dem Bedürfniß beſtimmen zu können, erlaubt ſich Unterzeichneter, die Freunde und Verehrer Mozart's hiermit ergebenſt einzuladen, ihre Beſtellung gefälligſt bald zu machen.

München, den 25. Auguſt 1837. G. Franz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 231. 1837.

Phönix.

Samstag, 30. September.

Parcival.

(Schluß).

Hier erhält auch Parcival endlich Belehrung über den Gral (Sp. 313), nachdem er Trevrezent ſeinen ſündigen Zweifel an Gottes Gerechtigkeit bekannt und dieſer ihn belehrt:

> „Daß immer treu der Menſch ſoll bleiben
> Mit Dienſte Dem, deß Hülfe groß,
> Und den zu helfen nie verdroß,
> Bei jedem Erdenherzeleid;“
> Der ſich ſogar „ſo gnadenreich erwieſen,
> Daß ſeine edle hohe Art
> Um uns zum Menſchenbilde ward.“ (Sp. 319.)

Doch fügt Trevrezent auch die Warnung bei, Parcival möge nicht „in Einfalt wähnen,“ den Gral je einmal

> „zu erringen; denn der heilige Gral
> Bleibt jedem immerdar verloren,
> Den nicht der Himmel ſelbſt erkoren
> Zu ſeinem Dienſt.“ (Sp. 324.)

Nachdem nun Parcival auf ſeines Oheim's Reden ſich Gott mit ganzem Herzen wieder zugewendet, ſcheidet er in Hoffnung, vor Allem den Gral und dann auch ſein liebes Weib, Konduiramur, wiederzufinden.

Von Neuem wird indeß Gawan's Geſchichte wieder aufgenommen, und erſt nachdem uns deſſen Abentheuer mit der übermüthigen Orgueilleuſe und dem böſen Zauberer Klinſchor (des Virgilius von Neapolis Neffen) erzählt, und auch Artus mit ſeiner Tafelrunde in dieſe Mähren verflochten, führt der Dichter — nach überlanger Ausſchweifung — wieder den gralſuchenden Parcival herbei, und meint:

> „Zu des Liedes Wendepunkt ſind wir gekommen.“
> (Sp. 473.)

In der That aber naht daſſelbe ſchon dem Schluſſe. Gawan's Abentheuer enden friedlich mit dreifachem Vermählungsfeſte; Parcival aber, gemahnt durch

> „der Liebe Glück rings überall
> An ſein geliebtes ſüßes Weib“

bricht in die Klage aus:

> „Wie raſtlos nach dem Gral ich ringe,
> So wirft der Kummer ſeine Schlinge
> Mir ſtets um's Haupt, und Sehnſucht zehrt
> An meinem Mark . . .“ (Sp. 506.)

Doch faßt er ſich wieder und bricht die Kette verſuchender Gedanken mit den Worten ab:

> „Das Glück liebt, Freud' über die zu verhängen,
> Die nach vergänglicher Luſt ſich drängen!
> Freud' all dieſen Schaaren mag Gott reichen!
> Ich muß von dieſen Freuden weichen.“

Drauf wappnet er ſich,

> — „daß er ertödte
> Durch neue Noth die alten Nöthe,“ (Sp. 508.)

verläßt die Liebbeglückten in Artus Lager, trifft alsbald auf einen kampfgerüſteten Ritter, über welchen er durch Gebetes Kraft die Oberhand behält, und durch glückliche Fügung vom letzten Streiche abgehalten, im Gegner ſeinen heidniſchen Halbbruder Feirefiß erkennt, den er dann jubelnd in Artus Lager führt.

Hiermit iſt ſeiner Prüfungen Kette abgelaufen, und wie bis jetzt ſein Herz

> — „nicht konnten ſchwärzen
> Unreinheit, Zagheit, Wankelmuth,“ (Sp. 510.)

ſo wird ihm nun der höchſte Lohn zu Theil. Auf feierlicher Tafelrunde, die Artus ihm zu Ehren hält, kömmt Botſchaft von Montſalvas, und Kundrie la Sorcière verkündet ihm:

> „Wohl dir des hohen Theiles,
> Du Krone menſchlichen Heiles!
> Die Inſchrift iſt geleſen jetzt,
> Die zum Herrn des Grals dich eingeſetzt.

Konduiramur, dein ſüß Gemahl,
Und Loherangrin ſoll, dein Sohn,
Mit dir verbleiben bei dem Gral,
Und dein Weib theilen deinen Thron." (Sp. 598.)

Sofort zieht Parcival mit Feireſiß nach Montſalvas, wo noch Amfortas der Geneſung harrt, — fleht, feſt vertrauend hier mit brünſtigem Gebet drei Stunden lang,

„zur heiligen Dreieinigkeit,
— — — daß ſich des Armen
Der Allerbarmer mög' erbarmen;"

tritt dann „mit gläubigem Sinne" zum Könige hin,

„Und fragt: „Oheim, was quälet dich?"
Und, ſiehe! mit Glanz füllt ſich die Halle —
Und Amfortas — iſt geneſen. (Sp. 547 f.)

Nun huldigen Alle dem jungen, frommen Helden als des heil. Grales auserkornem Hüter und als „Herrn und König von Terre de Salvas" (Sp. 548). Er aber eilt alsbald ſeiner Gemahlin Konduiramur entgegen, die, als ſie Kunde von ſeiner Erwählung zum Könige empfangen, mit ihren beiden Söhnen ſich auf den Weg zu ihm begeben. Zuvor jedoch geht Parcival zur Klauſe Tevrezents, der nun zu ihm die inhaltſchweren Worte ſpricht:

„Geheimnißreich wirkt Gottes Hand; —
— Gott iſt Menſch, ſein Vater das Wort;
Gott iſt Vater und Sohn zugleich;
Sein Geiſt iſt großer Hülfe reich!
Ein größeres Wunder geſchah noch nicht —
Als daß, da von euch ſein Geſicht
Gott abgewandt in Zorn und jetzt
Seine ewige Trinität
In Gnad euch wieder eingeſetzt
Durch euer gläubiges Gebet.."
„Es thut mir leid, daß ihr vergebens
So viele Jahre eures Lebens,
Seid forſchend nach dem Gral geritten;
Denn nie wird er durch Kampf erſtritten."*)

Entlaſſen mit des frommen Oheims Segen, trifft nun Parcival ſein Ehegemahl auf dem Plimizol, wo auf dem Schnee drei lichte Blutstropfen ihm ſeiner Liebe Bild einſt vorgezaubert. Vereinigt ziehen ſie dann ein auf Montſalvas; Feireſiß empfängt die Taufe, vermählt ſich mit Urepanſe de Joie, der keuſchen Pflegerin und Königin des Grales,**) und zieht mit ihr zurück in's Heidenland, das Chriſtenthum dort zu verbreiten. Amfortas aber dient

. . . „frei der Schmerzen
. . . mit keuſchem Herzen
Dem Grale ferner, und manchen Streit
Noch focht er zu ſeiner Herrlichkeit." (Sp. 569.)

Wohl berichtet dann die Aventüre noch in gedrängter Kürze, wie Lohengrin, vom Gral der Fürſtin von Brabant zum Gemahle erkoren, nach wenig Jahren glücklicher Ehe wieder nach Montſalvas zurück gekehrt, weil die Fürſtin ſich nicht enthalten konnte, eine ihr verbotene Frage an ihn zu ſtellen; beſſer aber hat, — wie Wolfram von Eſchenbach uns bemerkt, — der provenzale Kyot, dem er die Sage entliehen, damit geſchloſſen:

„Wie Herzeleidens Sohn zum Gral,
Nachdem Amfortas ihn verloren,
Ward, wie's verordnet ward, erkoren." (Sp. 579.)

Die Gralſage ſelbſt aber, deren Blüthe uns im Parcival erhalten, hat weder in Kyot's Gedicht ihren Urſprung, noch findet ſie in dieſem oder im Lohengrin ihren eigentlichen Schluß.

Wolfram von Eſchenbach ſelbſt erzählt (wahrſcheinlich Kyot hier folgend), daß Flegetanis,*) ein Heide, von Mutter Seite von Salomon, aus altem Iſraelitengeſchlecht herſtammend,

„weit älter, als bis zum Schild uns ward
Die heilige Taufe im Gefecht,
Wider des Teu'fels arge Art
Und der Hölle Feuer," (Sp. 312.)

zuerſt Beſcheid gab „von des Grales Heiligkeit und Wunden," als er „in den Sternen einmal geleſen, und geheimnißvolle Kunde von ihm gefunden" (Sp. 314). So weiſ't alſo das Gedicht in dieſer Stelle, — wie ſonſt auch durch viele arabiſche Namen, auf den Orient zurück, aus dem der heilige Becher ſelbſt nach Montſalvas gekommen. Erinnert kann hier nun an die merkwürdige Thatſache werden, daß gegen Ende des **XI.** Jahrhunderts (im Jahre 1070) ein anderer Jude, Simeon Seth, kaiſerlicher Beamte am Hofe von Byzanz, der den Orient bereiſ't, eine fabelhafte Geſchichte von Alexander aus dem Perſiſchen in's Griechiſche übertragen, aus dem ſie früher in's Arabiſche, dann in's Perſiſche überſetzt worden war, und daß demnächſt wieder ein Jude, der ſich hatte taufen laſſen, Seth's griechiſche Übertragung in das Lateiniſche überſetzt, aus dem bald darauf der Stoff in franzöſiſche Gedichte überging. —

Die Gralſage aber war, wie aus vielen altfranzöſiſchen, brittaniſchen und deutſchen Gedichten und Romanen zu erſehen, im Mittelalter ſehr verbreitet, und es verdient bemerkt zu werden, daß nächſt den Pſalmen, die 1457 zu Mainz, und nach Virgil, Lukan, Horaz, Ovid und Tibull, die in den zwei folgenden Jahrzehnden zu Rom zum erſten Male in Druck erſchienen, von größeren deutſchen Dichtungen Titurel und Parcival die erſten waren, die durch Guttenberg's unſterbliche Erfindung in einen größeren Leſekreis eingeführt worden. Hand in Hand erſchienen ſie im Jahr 1477 zu Mainz, — nach Anderen zu Straßburg — zum erſten Male im Druck.

Merkwürdig iſt aber auch, daß, wie einer anderweitigen Sage zufolge der Gral ſchon frühe (etwa um das elfte Jahrhundert?) der in Verderben verſunkenen Chriſtenheit wieder entrückt, und nach dem Orient, und zwar nach Indien, zurückgebracht worden, wo dann Titurel mehr als 300 Jahr alt geſtorben, — eben ſo die Gralgedichte, als die Chriſtenheit durch die Reformation in den unchriſtlichen Hader verfallen, faſt mit einem Male aus dem Gedächtniß des Abendlandes geſchwunden, da bis auf die neueſte Zeit hin keine Ausgabe davon erſchienen und ſelbſt die erſten Abdrücke bis auf vielleicht nur 5 bis 6 ſich verloren haben.

---

*) Sp. 549. 550.

**) S. Sp. 164 und 167.

*) Von Görres zum Lohengrin S. VI. aus „Felek daneh" — Himmelskundiger — abgeleitet.

Erſt ſeitdem der Geiſt durch entſchiedenes Ungenügen mit dem Überkommenen, zugleich hinaus auf die ideaſiſche Zukunft, und auf die Vergangenheit zurückgetrieben worden, ſind auch Titurel und Parcival und Lohengrin wieder von den Todten auferweckt, und der h. Gral aus ſeiner Verborgenheit wieder an das Licht gebracht worden. Doch iſt Titurel noch gar nicht, Lohengrin erſt 1813 nach ſehr fehlervollen Abſchriften von Görres, nur Parcival, nachdem Müller einen ſehr mangelhaften Abdruck beſorgt, vor wenigen Jahren (1833) von Lachmann mit einſichtsvoller Kritik — durch den Druck wieder veröffentlicht worden.

Hiermit ſind indeß dieſe Dichtungen nur erſt wieder einem kleinen Kreiſe von Leſern zugänglich gemacht, da ſie nicht ohne vorläufiges Studium der mittelalterlichen deutſchen Sprache (Wolfram dichtete ſeinen Parcival im Jahr 1205) verſtanden werden können, welches jedem Freund — und jeder Freundin der Poeſie und ihrer Geſchichte zuzumuthen uns weder billig noch verſtändig zu ſein dünkt. Vielmehr ſind wir zum Voraus zahlreicher Zuſtimmung gewiß, wenn wir das Unternehmen des Herrn San-Marte als ein ſehr zeitgemäßes und achtungswerthes bezeichnen, der ſeit einer langen Reihe von Jahren die wenigen einem ernſteren Lebensberufe abzumüßigenden Erholungsſtunden der Überſetzung des Parcival's in das Neudeutſche, wie aus dem Werke ſelbſt hervorleuchtet, mit Liebe und ausdauerndem Fleiße gewidmet.

Wie leicht ſich die Überſetzung lieſ't und wie einfach ſie, dem Tone der alten deutſchen Sänger angemeſſen, durchgängig gehalten, konnten unſere Leſer ſchon aus den von uns angeführten Stellen entnehmen. Von der Schwierigkeit einer ſolchen Übertragung werden ſie ſich aber zur Genüge überzeugen, wenn ſie auch nur die acht erſten Zeilen des Originals, die wir hier anführen wollen, durchleſen.

Jſt Zweifel herzen nachgebur
Das muß der ſelen werden ſur,
Geſchmehet vnd gezieret
Jſt, wo ſich parieret —
Jn eines verzagten mannes mut,
Alſo Agelaſter varbe thut.
Der mag darnach weſen gail,
Wann an im ſein beide tail
Des Himels vnd der Hellen.*)

Verderben wird der Seele kund,
Wohnt Zweifel in des Herzens Grund.
Wenn unſtät edles Mann's Gedanken
Zwiſchen Treu und Untreu wanken,
Geziert iſt und geſchmäht ſein Preis, —
Er gleich der Elſter, ſchwarz und weiß.
Und doch kann ihm noch werden Heil,
Denn beide haben an ihm Theil,
Höll' und Himmel . . .

Es iſt hier der Ort nicht, auf eine Kritik des Einzelnen einzugehen, die allerdings manches zu erinnern finden würde, wie z. B. in obiger Stelle gleich die erſte Zeile ſich zu weit vom Text entfernt, und in der dritten das Beiwort edel ein nicht paſſender Zuſatz iſt, wie dann auch die ſchlichte Redeweiſe mitunter durch moderne Wortbildungen geſtört wird, z. B. Hochgewinn (Sp. 14), Frauenfreundſchaftsband (15), Thatendrang (17), Viſionair (313) u. ſ. w.

Jm Ganzen genommen zeugt die Überſetzung von ſorgfältigem Studium des Originals und von nicht geringer Gewandtheit in Behandlung der Sprache. Auch die ausführliche Einleitung, in welcher Herr San-Marte ſich über Wolfram von Eſchenbach und ſein Zeitalter, über den Gegenſtand der Dichtung, Lehnsweſen, Ritterthum, Adel, Hierarchie, Chriſtenthum und Heidenthum verbreitet, ſo wie die Anmerkungen zu einzelnen Stellen des Textes, ſind fleißig gearbeitet und fördern das Verſtändniß des Gedichtes. Doch werden gewiß manche Leſer mit uns bedauern, daß Herr San-Marte ſich durch allzugroße Beſcheidenheit hat abhalten laſſen, die Gralſage in ihrem Zuſammenhange darzulegen und durch eine ausführliche Analyſe und Beurtheilung des von ihm übertragenen Gedichtes den Leſern den Genuß deſſelben zu erleichtern, da nicht Jedem gerade Gelegenheit geboten iſt, die Schriften von Lachmann, Roſenkranz und Gervinus, auf welche er verweiſ't, ſofort zu Rath zu ziehen. Um ſo mehr müſſen wir wünſchen, daß Zeit und Umſtände es ihm recht bald geſtatten mögen, einen zweiten Band nachfolgen zu laſſen, in welchem er nicht nur die Überſetzung der lyriſchen Gedichte Wolfram's, deſſen Fragment vom Titurel, den h. Wilhelm von Orange in angemeſſenem Auszuge und eine möglichſt vollſtändige Biographie des Dichters, ſondern auch eine kritiſche Unterſuchung über die Sagen vom h. Gral und dem Prieſterkönig Johannes, nebſt einem Auszug aus dem jüngern Titurel und einer Überſetzung des Wartburgkrieges zu liefern verſpricht.

Möge Herr San-Marte zur Herausgabe dieſes zweiten Bandes recht bald durch wohlverdientes Entgegenkommen des deutſchen Publikums veranlaßt werden, welchem in dem vorliegenden Gedicht ein eben ſo unterhaltendes als vielfach belehrendes Werk dargeboten iſt. Finden auch in ihm, wie in faſt allen größeren altdeutſchen Gedichten, ſich mehrere Parthieen, welche durch eine faſt geſchwätzige Breite ermüden, ſo bietet es doch auch ſo viel ächt Poetiſches, die Charaktere ſind ſo kräftig durchgeführt, das Ganze iſt überhaupt ein ſo reicher und treuer Spiegel des mittelalterlichen höheren Ritterthumes, ſeiner eigenthümlichen Religioſität und Geſittung, ſo wie der wunderbaren, durchaus naiven Verſchmelzung von heidniſchen und chriſtlichen, germaniſchen und franzöſiſchen Elementen, welche jene Zeit ſo recht eigentlich zum Mittelalter ſtempelt, — daß nicht leicht Jemand dieſes Werk ohne lebhaft empfundenen Dank gegen denjenigen aus der Hand legen wird, der mit ſo ſeltener Liebe und Beharrlichkeit ſich der nicht geringen Mühe unterzogen, es dem gebildeten Publikum leicht zugänglich zu machen.

---

*) Da uns Lachmann's kritiſche Ausgabe nicht zur Hand, ſo führen wir obige Stelle aus der erſten Ausgabe von 1477 an.

Aber auch die Verlagshandlung verdient unſeren Dank dafür, daß ſie in einer Zeit, welche faſt nur von Blättern lebt, ſich zum Verlage dieſes dem Modegeſchmack ſchwerlich zuſagenden Buches entſchloſſen, und durch ſchönes Papier und eben ſo gefälligen als correkten Druck dem Leſer ſo freundlich entgegengekommen iſt.

F. W. Carové.

Fo-kue-ki.

Aus Ampère's reichhaltigem Bericht über dieſes Werk ſchöpfen wir folgende Angaben, die uns beſonders beachtenswerth ſcheinen. Der chineſiſche Fo-Prieſter Fa-hian unternahm im Jahr 400 unſ. Zeitr., aus Glaubenseifer eine Reiſe durch die weſtlich von China belegenen Länder, in denen damals der Buddha- (oder Fo-)Dienſt in ſeiner Blüthe ſtand. Von ihm hat ſich das Werk Fo-kue-ki, d. h. „Beſchreibung der buddhiſtiſchen Reiche" erhalten, welches von Abel-Remuſat überſetzt, von ihm, und nach ſeinem Tod theilweis von Jul. Klaproth und von Hrn. Landreſſe mit Anmerkungen begleitet, von dem letzteren kürzlich herausgegeben worden iſt. Fa-hian hat in 16 Jahren eine Strecke von ungefähr 3000 Meilen durchreiſ't, indem er von Nordchina aus ſeinen Weg durch die große Sandwüſte der Tataren nehmend, über Kaſchmir nach Afganiſtan und Perſien, und von hier über Indien, Ceilon und Java zurück nach China gepilgert. Sein Reiſebericht bringt manche neue Thatſachen. So erſieht man aus demſelben, daß die Lehre Buddha's im IV. Jahrhundert v. C. am rechten Ufer des Indus in Kaferiſtan Wurzel gefaßt hatte: auch im centralen Indien fand Fa-hian dieſe Lehre herrſchend und blühend. Nicht minder merkwürdig iſt, daß auch die Lehre der Tao-ſſö, bekanntlich eine kurz vor Kung-fu-dſü entſtandene Sekte der chineſiſchen Himmelsvernunft, — damals in Indien Aufnahme gefunden. Viel iſt bei Fa-hian von Irrlehrern die Rede, wie es denn ſchon zu Buddha's Zeiten 96 ketzeriſche Sekten gegeben haben ſoll! Eine Vergleichung indiſcher, chineſiſcher, cingaleſiſcher, birmaniſcher, japaniſcher, tübetiſcher und mongoliſcher Sagen über den Urſprung des Buddhismus macht es höchſt wahrſcheinlich, daß Buddha um die Mitte des X. Jahrh. v. C. geboren. Fa-hian's Reiſebericht beſtätigt dieſe Annahme; auch erfahren wir durch ihn mit Beſtimmtheit, daß die Wiege jener Religion und vermuthlich der Geburtsort des Stifters am Ganges zu ſuchen iſt. — Der Sage nach war Buddha früher gleichzeitig im Himmel ein Gott und auf Erden ein heiliger König (wie Jehovah). In dieſer Götterſeligkeit aber überkam ihn die Sehnſucht, das Menſchengeſchlecht zu retten. Er ſelbſt wählte ſich die Mutter aus, die ihn gebären ſollte, ſtieg herab und wurde unſeres Gleichen, um uns zu erlöſen, d. h. uns aus dem ſtürmiſchen Meere des Geburtenwechſels in den Sicherheitshafen ewiger Verſunkenheit in Buddha zu befördern. Durch die wahre Lehre kann man ſich nämlich über alle irdiſche Leiden und alle Wechſel des Daſeins erheben, indem man alle Begierden unterdrückt, und durch vollkommene Seelenruhe zur Herzensreinheit und hiedurch, — wie auch Sophi's und viele chriſtliche Myſtiker lehrten, — zur Vergottung, zum Verſunkenſein in Gott — gelangt. So abſtrakt übrigens die Metaphyſik oder reine Dogmatik des Buddhismus, ſo mannigfaltig und verworren iſt ſeine Mythologie. Unſere Kunde von dieſer letztern erhält durch Fa-hian's Reiſebericht vorzugsweiſe vielfache Bereicherungen. — Alle Länder, wo der Buddhismus Wurzel geſchlagen, haben ſichtbare Spuren von der einſtmaligen Anweſenheit des göttlichen Stifters und ſeiner Wunder aufzuweiſen. Unter andern zeigte man unſerem Pilger den Ort, wo Buddha, auf der Flucht vor ſeinen Feinden, von einem armen Brahmanen (deſſen Kaſte bekanntlich die Buddhiſten verfolgt) um ein Almoſen angeſprochen wurde, und, da er ſelbſt, als Büßer, ganz ohne Mittel war, ſich binden und dem Könige — ſeinem Feinde — ausliefern ließ, damit das Geld, welches die Ueberbringer zum Lohne empfingen, als Almoſen dienen könne! — Eine Menge anderer Handlungen, die von ihm erzählt werden, beweiſen ſeine univerſelle Hingebung, ſeine unerſchöpfliche Liebe zu allen Creaturen, wie er u. a. ſich von einer Tiegerkatze auffreſſen läßt, um ſie vom Hungerstode zu retten! Daher athmet auch die buddhiſtiſche Moral zarte Schonung, die ſich auf alle Geſchöpfe erſtreckt. Durch den Einfluß dieſes Religionsſyſtem's wurde zu Attila's Zeit in dem Lande, wo jetzt die rohen Afghanen hauſen — die Todesſtrafe abgeſchafft, und Fa-hian berichtet, daß in der buddhiſt. Stadt Magadha öffentliche Hoſpitäler waren, „wo man die Armen, Waiſen und Krüppel mit allem dem verſorgte, was ſie bedürfen, und wo die Kranken unentgeldlich behandelt und verpflegt wurden." — Das hier Angeführte wird hinreichen, auf ein Werk aufmerkſam zu machen, welches einen reichen Beitrag liefert zur Kunde des Buddhismus und ſeiner Geſchichte, einer Religion, welcher noch gegenwärtig mehr Bekenner zählt als Mahommed, Chriſtus und Moſes.

Feuilleton.

. Der Kunſtverein zu Poſen, der erſt ſeit wenigen Monaten gegründet, zählt bereits 1150 Mitglieder. Die jetzt geſchloſſene Ausſtellung, auf welcher ungefähr 800 Kunſtgegenſtände ſich befanden, hat an Eintrittsgeldern beinahe 1000 Thlr. eingebracht.

. Aufkommen der Eiſenbahnen in Frankreich. — Viele Conseils généraux der Departemente haben auf Anlegung von Eiſenbahnen angetragen; der des Dept. der Charente auf eine ſolche Bahn von Paris über Chartres, Tours, Poitiers u. ſ. w. nach Bordeaux.

. *Une pécheresse* von Arſène Houſſaye, ſollte betitelt ſein: *les pécheresses*; denn die ganzen dicken 2 Bände liefern nur eine Sammlung von mehr oder minder widrigen Sünderinnen.

. Joel Jacoby, der Klagende und Entſagende, ſteuert mit vollen Segeln der Redaktion des „Berliner politiſchen Wochenblattes" zu.

. Moezz-li-Din-Allah. — Herr Quatremère hat kürzlich das Leben dieſes fatimidiſchen Khalifen herausgegeben, welcher 24jährig dem Khalifen Almanſor, ſeinem Vater, im J. 952 unſ. Zeitr. nachgefolgt, und 23 J. regiert hat.

. Littrow-Plößl'ſche Dialyten. — Nach Littrow's Angaben fertigt der Wiener Optiker Plößl jetzt Teleſkope, — er nennt ſie dialytiſche Fernröhre, oder Dialyten, — welche bei $^2/_3$ der bisherigen Größe, leichter zu handhaben ſind, und beim aſtronomiſchen Gebrauch ſich ſowohl an Lichtſtärke als an ſcharfer Begrenzung der Objekte vorzüglicher als Frauenhofer'ſche Refraktoren erwieſen haben ſollen. Dabei ſoll ein Dialyt bedeutend wohlfeiler ſein als ein gewöhnlicher Refraktor.

. Saint-Simon und von Rothſchild. — Herr v. Eichthal, vor ſechs Jahren den Saint-Simoniſtiſchen Finanzen vorſtehend, ſoll jetzt mit Herrn v. Rothſchild zu Paris bei der dortigen Regierung um die Erlaubniß eingekommen ſein, die Eiſenbahn von Paris nach St. Germain bis Poiſſy verlängern zu dürfen.

. Die Frankfurter Blumen- und Früchteausſtellung währte vom 21.—24. September. Kohlliebhaber fanden ſich durch zwei Gemüſe-Rieſen überraſcht. Ein Engländer wollte im Schatten derſelben ein Diner veranſtalten. Darmſtadt hatte 34 Arten von Kartoffeln aus einem Garten dazugeſchickt. Ein Conditor ſervirte eingemachte Früchte dazu, jedoch mit der Bitte, ſie nicht zu berühren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 232. 1837.

Phönix.

Montag, 2. October.

Moritz von Schwind.

„Viele ſind berufen, wenige auserwählt,“ heißt es in der heiligen Schrift von den Völkerlehrern. Unter den Kunſtjüngern iſt es nicht anders. Schwind gehört zu den Auserwählten.

Moritz von Schwind wurde den 21. Januar 1804 in Wien geboren; er ſtudirte bis 1819, lernte zuerſt bei L. Schnorr in Wien (einem Bruder des Münchener Schnorr), dann an der Akademie daſelbſt, und ging 1828 nach München, wo er bis jetzt nach einer kurzen Abweſenheit gelebt hat. Anfangs September geht er nach Leipzig.

Nach langem Hin= und Herſinnen, ſeiner Richtung eine bezeichnende Benennung zu geben, fällt uns keine beſſere ein, als: humoriſtiſche Romantik. Wir vermeſſen uns nicht zu behaupten, daß dieſe Benennung durchaus die richtige oder erſchöpfende ſei, daß wir aber nicht ganz Unrecht haben, wird aus dem Folgenden hervorleuchten. Durch Schwind's Schöpfungen ſchimmert in breiten Streifen das holde Licht des Poetiſch=Komiſchen, des höhern, edlen Humors, des ächten dramatiſchen Witzes (Witz der Handlung, ein anderer und beſſerer als Wortwitz). Man lieſ't in ſeinen Bildern, wie in einem Buche, man findet darin einen reichhaltigen Stoff und iſt befriedigt durch die Deutlichkeit und Klarheit der Schreibart. Alles, womit heitere und feinfühlende ſchöne Geiſter ihre liebliche Phantaſiewelt beleben, Gnomen, Zwerge, Undinen, Sylphen, Elfen, Schutzgenien, eine Welt der heiterſten Genüſſe, geiſtreicher Scherze, ſchalkhafter aber nicht unbequemer Neckereien, und entzückende Träume, eine Welt ſolcher Sommernachtsträume, in denen die zarteſten Gedanken des Dichters ſich verkörpern, wo vor der aufgeregten Phantaſie unzählige liebliche Geſtalten auftauchen und wieder verſchwinden, wie Demanten auf dem Schnee in einer Mondſcheinnacht, alles dieſes ſind Schwind die liebſten Stoffe. Eine einzige von ihm gezeichnete Nixe, ein Rübezahl bringt uns auf alle dieſe Gedanken. Von einzelnen Compoſitionen dieſer Art ſoll ſpäter die Rede ſein. Vor allem müſſen wir von einer Arbeit des Künſtlers aus frühern Jahren reden. Das Sujet dazu hat ihm Figaro's Hochzeit geliefert, dieſes unübertreffliche Luſtſpiel von Beaumarchais, unübertrefflich in Beziehung des ächten und feinen Komiſchen, der dramatiſchen Fülle, der ſchimmernden, poetiſchen Heiterkeit, welche über das ganze Stück ihren Glanz verbreitet. Wir ſehen hier in 30 Blättern den Brautzug. Die beiden Paare, Figaro und Suſanne, Marzeline und Bartholo, werden zur Trauung begleitet. Wir können uns das Vergnügen nicht verſagen, über dieſe einzelnen Blätter weiter unten etwas Näheres zu ſagen. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Blätter in Kupfer geſtochen würden. Sie müßten jedem Freunde des ächt Komiſchen willkommen ſein. Obwohl darin keine eigentlichen dramatiſchen Scenen vorkommen, außer in dem begleitenden Maskenzuge, ſondern nur Figuren des Stücks, das Perſonal, ſo ſind doch alle Charaktere ſo ſcharf gezeichnet, der Geiſt der Komödie ſo treu aufgefaßt und wiedergegeben, daß man ſich lebhafter aller Scenen des ganzen Stücks erinnert. Die charakteriſtiſche, ſpaniſche Grandezza und anmuthige Gravität, die komiſche Ernſthaftigkeit und deren ſchalkhafte Perſiflage, die Heiterkeit, Schicklichkeit und der Anſtand, das Pathetiſche, das den Alten durch immerwährende Affektation zur andern Natur geworden iſt, und das die Jungen mit verbiſſenem Lachen mitmachen, dann der Glanz ehemaliger feudaliſtiſcher Verhältniſſe, Loyalität der Unterthanen und vertrauliche Herablaſſung edler Adeliger; das Liebesſehnen und die Schwärmerei, Sehnen nach Liebeskummer, um im verliebten Schmerze Genuß zu finden, und noch viele andere köſtliche Motive, welche die ſpaniſche Komödie charakteriſirt, finden wir in dieſen meiſterhaften Zeichnungen. Wir ſehen hier wieder, daß nicht techniſche Ausbildung, Farbenſchmuck, genreartige Wahrheit das Weſen der Kunſt allein ausmachen, ſondern der innere Gedanke, in dieſer einfachen Einkleidung und deutlichen Schrift ausgedrückt. Aber man muß ſie leſen können. Wir wollen jetzt den Inhalt der Blätter nach der Reihenfolge angeben. 1) Ein Herold zu Pferde, ſchöne Figur, zwiſchen Knabe und Jüngling ſchwankend, um ſein Banner flattern Bänder. Er und ſein Zelter ſtrahlen im reichſten Schmuck. 2) 3) 4) Muſikanten, junge und alte, in komiſchen Bewegungen, ſteif, pathetiſch, nachläſſig, und ungenirt. 5) 6) Tanzende; auf dem erſten Blatt ein Tänzer, der mit zwei Tänzerinnen in der reizendſten Bewegung voranſchwebt; eben ſo die zwei Paare des folgenden Blattes, die in nicht minder maleriſchen Verſchlingungen über dem Boden ſchweben, und mit Caſtagnetten klappern. 7) Don Kurtio, der Advokat, ſchreitet gravitätiſch voran, man ſieht ihm ſeine Selbſtüberſchätzung an, hinter ihm, mit eben ſo wichtiger Miene, aber größerer Wohlbeleibtheit, ſein Amtsdiener, er trägt ein zerriſſenes Exemplar des ſogenannten **Diritto feudale (jus primae noctis)**, welches der edle Graf großmüthig bei dieſer Veranlaſſung aufgehoben hat. 8) Hellebardiere, größtentheils Invaliden, die ſich aus ſoldatiſcher, taktgemäßer Bewegung nichts mehr machen, jeder hebt den Fuß nach Belieben auf; jedoch ſind alle bemüht, eine Haltung zu zeigen, welche ein jeder nach ſeinen Begriffen von kriegeriſchem Anſtande für die beſte hält. 9) Der Haushofmeiſter, der Gärtner mit einem großen Strauße, Bediente, alle zu edel, um Karrikatur zu ſein, aber höchſt drollig. 10) Junge Burſche und Mädchen aus dem Dorfe, mit einem Fahnenträger. 11) Wieder Dorfbewohner, voran ein Mann mit einer ſchwangern Frau und einem Kinde. Alte und junge Paare, lauter gutes Landvolk, dem man die Ehrfurcht auf den Geſichtern lieſ't, da der Graf und die Gräfin hinter ihnen ſind. 12) Ein Mandolinenſpieler mit vier Kranzjungfern. Obwohl man den erſten nur von hinten ſieht, ſo fällt doch die reizende Bewegung auf, in welche ſeine ſchöne Formen gegoſſen ſind. 13) Drei Pagen, zwei mit den Hochzeitringen, welche ſie auf Tellern auf Kiſſen tragen, in der Mitte ein Fahnenträger. 14) Figaro und Suſanne. 15) Bartolo und Marzelline mit einem Fahnenträger. 16) Zwei Wappenträger mit dem Wappen des gräflichen Paars. 17) Der edle Graf von Almaviva und ſeine ſchöne Gemahlin. Wir halten das Epitheton edel zur Genüge bezeichnend für die äußere Würde und Haltung, und den innern Adel der Denkungsart, in welchem uns auf dieſem Blatte der Graf und die Gräfin ſo entgegentreten, wie ſie im Stücke erſcheinen. 18) Drei Hofdamen. Eine junge und zwei alte. Es ſcheint, als wenn die beiden Letzteren alte Jungfern wären. Sie ſind nicht zum Gefühl der Würde ihres Geſchlechts gekommen; der Künſtler hat ſie höchſt komiſch in ihrem ganzen Weſen dargeſtellt. Die vordere hat einen etwas dicken Kopf für ihren ſonſtigen Embonpoint, die andere iſt ſehr hager, und da ſie an ihrem Putz etwas zu arrangiren hat, mit der Hand an einer Spitze oder einem Bande auf der Achſel zupft und hinſieht, ſo hat man den ganzen Anblick ihrer ſcharfen Geſichtsprofilirung. Beide ſind mit Putz überladen und halten ſich ſo gerade und ſteif, als es ihnen ihr Alter und ihre Kräfte geſtatten. 19) Dann kommen vier Ritter, Gäſte, kräftige Geſtalten mit bedeutungsvollen Zügen und charakteriſtiſchen Bewegungen. 20) Jetzt beginnt der Maskenzug, eröffnet durch einen Wagen mit zwei Böcken beſpannt; auf und neben dem Wagen groteske phantaſtiſche Figuren, Kinder mit Affen- und Hundslarven ꝛc. 21) 22) 23) enthalten Charaktermasken aus der Luzinde. Jedoch beabſichtigt Schwind an deren Stelle auf einem Blatte Arlequin, Colombine und Policinello, und auf dem andern Pantalon, Pierrot und Tartaglia zu zeichnen. 24) (Die folgenden Masken nehmen einen dramatiſchen Charater an, und ſind dazu, weil ſie nur zufällige, wir mögten ſagen, Verzierungen ſind, berechtigt). Amor leuchtet zwei verliebten Paaren mit einer Laterne, die er auf einem hohen Stock trägt. Die weibliche Geſtalt des erſten Paares iſt verſchleiert, ſie bückt ſich in eilender Bewegung vorn über; ihr Seladon flüſtert ihr verliebte Worte zu, welchen ſie gern Gehör geben möchte, wenn ſie allein wären; das andere Paar küßt ſich hinter der Maske, welche der Führer vor ihre Geſichter hält; das Anmuthige ihrer Stellung und das reizend Komiſche ihrer Handlung wird noch luſtiger dadurch, daß ſie in ihrer verliebten Blindheit glauben, ſie könnten hinter ihrer Maske ihre Tändeleien verbergen. Man wird an den Strauß erinnert, der glauben ſoll, ſeinen Verfolgern verborgen zu ſein, wenn er den Kopf in den Buſch ſteckt und ſelbſt nichts ſieht. 25) Papageno und Papagena mit einem großen Ei. Drollige, zwergartige Mohren mit dem Kopfputz von Federn, gaukeln und tanzen hinter ihnen her. 26) Ein Serenadenſänger, herrliche Geſtalt in verliebter Extaſe; hinter ihm ſteht ein Eiferſüchtiger mit der Hand am Degengriff; er iſt bis auf ſein horchendes Ohr in einen weiten Mantel gehüllt. Dann folgt ein betrunkener Einſiedler, der, ſich auf einen Schaarwächter ſtützend, vorantaumelt; Letzterer ſcheint nach ſeinem gutmüthigen Ausſehen mehr darauf bedacht zu ſein, ihn heim als auf die Wachtſtube zu führen. 27) Die Jahreszeiten. Voran der Frühling, ein zarter nackter Knabe mit holdem Lächeln. Hinter ihm der Winter, ein alter Mann, er hüllt ſich in ſeinen Mantel, vorn aus ſeinem Buſen ſchauen einige Reiſer hervor. Seine Kopfbedeckung hat die Form eines Daches, und erinnert uns an das Wohnliche, an das Zuſammenſein im Winter; an den Füßen hat er Schlittſchuhe. Sommer und Herbſt folgen ihnen neben einander. Der Sommer, eine volle weibliche Figur, trägt in der Hand einen Heliotrop. Der Herbſt iſt über und über mit Weinlaub und Trauben bedeckt; er ſpielt eine Schalmei. 29) Ihnen folgt noch ein Maskenzug von Rittern, Zwergen, Mohren, Herkules unter ihnen, auf den Schultern trägt er einen Liebesgott, ꝛc. 30) Den Beſchluß macht Cherubin. Er war zu Hauſe geblieben. Wir ſehen ihn knieend vor der Gärtnerstochter, welche in einer Roſenlaube ſitzt. Voll verliebten Drangs möchte er auch gern Hochzeit ſpielen; denn die erſten Regungen ſeiner Bruſt äußern ſich nur noch in Spielereien. Dieſer Cherubin, eine Hauptfigur der Komödie, der überall zugegen iſt, und ſich in alles miſcht, ſcheint in dem Zuge ſchon ein paar Mal vorzukommen, erſtens als Herold voran, dann als Mandolinenſpieler. Er war zwar damals verbannt, aber der Künſtler hat uns ſehr ſinnreich durch ſein ſcheinbares Auftreten zuweilen an ihn erinnern wollen.

Wir möchten jedem Kunſtfreunde wünſchen, dieſe genial componirten Blätter zu Geſichte zu bekommen; wir zweifeln nicht daran, daß in jedem Leſer ſchon durch unſere dürren*) Worte der Wunſch erregt iſt, ſie vor ſich zu haben. Da, wie geſagt, Schwind dieſe Blätter vor 10 Jahren gezeichnet hat, als er noch nicht ein ſo ausgebildeter Zeichner war, wie er jetzt iſt, ſo kommen einzelne Fehler darin vor, die aber ſehr leicht abzuändern, und kaum der Rede werth ſind. Aber eine nettere und reinere Federzeichnung als dieſe, haben wir nie geſehen, ſo ſcharf und rein, wie geſtochen, und eben ſo flüſſig. Da die Ausführung unbedeutend und kaum mehr als Contur iſt, ſo muß man um ſo mehr die Sicherheit bewundern, mit welcher die Schatten und Drucker an ihren rechten Platz geſetzt ſind, wodurch die Figuren äußerſt lebendig werden. Wir ſind der Anſicht, daß es einen wahren Künſtler erfordert, in dieſer Manier mit ſo Wenigem ſo Viel zu leiſten. Zu bedauern und nicht zu billigen iſt, daß Schwind ſich durchaus keine Mühe gibt, dieſe Blätter durch den Kupferſtich zu vervielfältigen, und manchem Kunſtfreunde eine wahre Freude durch ihren Beſitz zu verſchaffen. Als gemalter Fries, in Lebensgröße, wäre dieſer Zug die ſchönſte Ausſchmückung eines Gartenſalons, oder ſonſt eines zu heiterm Aufenthalte beſtimmten Gemaches.

(Schluß folgt).

Köppen's literäriſche Einleitung in die nordiſche Mythologie.

Erſt nachdem Arngrimo Johnſon, Paſtor auf Island, im J. 1628 die jüngere und Brynjulf Swendſen, Biſchof von Skalholt, im J. 1643 die ältere Edda wieder aufgefunden, iſt die nordiſche Mythologie auch ein Gegenſtand des Studiums geworden, erſt in Island ſelbſt, dann in Dänemark, Schweden und Deutſchland. Das XVII. Jahrhundert begnügte ſich jedoch größtentheils mit antiquariſchem Sammeln, das XVIII. Jahrh. faſt bis zu Ende mit flachen, dürren Erklärungsverſuchen. Die Studien, die Thormod Torfäus und Arnas Magnäus, ſpäter Suhm in Skandinavien begonnen, wurden durch Herder in Deutſchland einheimiſch. Weit ab ſchweiften demnächſt hier die phantaſtiſchen Mythologen Görres, Kreuzer Kanne u. ſ. w., denen theilweiſ ſelbſt noch der beſonnenere Mone ſich anſchloß, — bis erſt die herrlichen Brüder Grimm wie ein hellſtrahlendes Nordlicht über der wirren Dämmerung aufgingen, in welcher die altgermaniſche, altſkandiſche Welt eingehüllt lag. Viele neue Quellen ſind indeß eröffnet, Vieles iſt über einzelne Theile des nordiſchen Alterthums geſchrieben worden. Es iſt daher ſehr erfreulich, daß Herr Oberlehrer Köppen zu Berlin es unternommen, in der kürzlich von ihm herausgegebenen „literäriſchen Einleitung in die nordiſche Mythologie“ (Berlin S. 304) alles dasjenige mit kritiſcher Umſicht zuſammenzuſtellen, was denjenigen zu wiſſen nöthig, die dieſen hochwichtigen Gegenſtand gründlich kennen zu lernen wünſchen. Hr. Köppen bekämpft hier ebenſoſehr diejenigen, die, wie der euhemeriſtiſche Torfäus alle Gottheiten zu hiſtoriſchen Menſchen-Individuen verirdiſchen, als diejenigen, welche, wie noch Mone hinſichtlich Odin's gethan, die hiſtoriſchen Individuen zu abſtrakten Weſenheiten oder Ideen verflüchtigen wollen. In Betreff des Urſprungs der nordiſchen Mythologie ſpricht Hr. K. ſich jedoch wohl etwas zu kategoriſch in folgender Weiſe aus: „die nordiſche Mythologie,“ ſagt er, „hat außer der allgemein menſchlichen gar keine Beziehung zur indiſchen, perſiſchen, ägyptiſchen, griechiſchen u. ſ. w. und es iſt freche Willkühr, eine aus der anderen abzuleiten, oder auf einen anderen gemeinſchaftlichen Urquell, als auf den einen ſich ſelbſt gleichen Menſchengeiſt zurückzuführen.“

Feuilleton.

⁂ Ausbreitung der katholiſchen Religion in China. — Aus Nro. 249 des Auslandes ſchöpfen wir folgende intereſſante Nachrichten: „Es gibt gegenwärtig katholiſche Kirchen in allen Provinzen China's, welche an vielen Orten öffentliche Kapellen haben, und ihren Gottesdienſt ungeſtört verrichten, ſeitdem die Miſſionen die Klugheit gehabt, ſo viel als möglich Prieſter unter den Chineſen ſelbſt zu bilden. Sie haben dazu zwei Seminarien gegründet, das eine in Macao für die ſüdlichen Provinzen, das andere in der Tartarei jenſeits der chineſiſchen Mauer, wo die Prieſter für die nördlichen Provinzen und für Peking erzogen werden . . . In Peking hat ſich eine katholiſche Kirche erhalten, die mehr als 26,000 Chriſten zählt . . . In vielen Hauptſtädten (der Provinzen) iſt der chriſtl. Cultus ganz öffentlich; — ſo lange (nämlich) die Regierung die Anweſenheit von Europäern nicht vermuthet, übt ſie die vollkommenſte Toleranz gegen die Chriſten.“ — Da die Geſtaltung der katholiſchen Kirche der ſtatariſchen Bildung der Chineſen um viele Jahrhunderte näher ſteht, als der Proteſtantismus, ſo iſt es wohl begreiflich, wie ſie dort leichter Eingang findet, als die proteſtantiſche Miſſion.

⁂ Avicenna's verſifizirte Logik. — Unter den drei Urkunden der Philoſophie der Araber, welche Hr. Dr. Aug. Schmölders unter dem Titel: Documenta philosophiae Arabum herausgegeben, iſt die zweite: Avicenna's Compendium der Logik in jambiſchen Trimetern mit paarweiſen Reimen. Dem arabiſchen Texte iſt eine lateiniſche Ueberſetzung beigefügt.

---

*) Denn es ſind wirklich, in Vergleich zu dem Gegenſtande, von dem ſie handeln, nur dürre Worte. Wer kann alles, was man dabei fühlt, in Worte kleiden? Es iſt ſehr ſchwer, nur auf entfernte Weiſe das mit Worten zu erreichen, was alles eine ſolche geiſtreiche Compoſition enthält.

⁂ Statiſtik der geleſenſten engliſchen Journale. — Amtlichen Angaben zufolge wurden in der erſten Hälfte d. J. von engl. Blättern Exemplare ausgegeben:

Morgenblätter:	
Times (conservativ.)	1,003,000.
Morning Chronicle (minist.) .	1,105,000.
Morning Herald	1,050,000.
Morning Post	407,000.
Morning Advertiser	755,000.
Constitutionel (jetzt eingegangen)	116,130.
Abendblätter:	
Standard (conservat.)	537,000.
Globe (minist.)	450,000.
Sun	436,000.
Courier	235,300.
True Sun	125,500.

Ueberhaupt gehören von den 217 Zeitungen, welche in England erſcheinen, 112 der Reform-, 84 der Tory-Parthei, die übrigen keiner dieſer beiden an. Von den erſteren wurden in den 6 erſten Monaten dieſes Jahres 4,466,572, von den zweiten 2,319,543, von den zuletzt erwähnten 403,743 Ex. ausgegeben.

⁂ Die evangeliſche Miſſionsgeſellſchaft zu Paris hat am 20. April d. J. ihre 13te Jahresverſammlung gehalten. Sie bezweckt, die Kräfte der Freunde des Miſſionswerkes zu vereinigen, Miſſionare zu bilden und ſolche zu den afrikaniſchen Völkern zu ſenden. Aus dem Jahresbericht erſehen wir, daß 5 Stationen im ſüdlichen Afrika, von der Geſellſchaft gegründet und unterhalten, in materieller Hinſicht in blühendem Zuſtande ſind, nämlich Wagenmakers Vallei, Bethulie, Morija, Beerſaba und Motito, an welchen 6 Miſſionare und ein Gehülfe arbeiten. In intellektueller und moraliſcher Hinſicht wirken ſie höchſt vortheilhaft auf die umgebenden Völkerſchaften ein. Die Schulen von Bethulie, Beerſaba und Motito zählen 80, 100 und 50 Zöglinge. Die Miſſionare machen ſich noch beſonders verdient durch Ueberſetzungen in die verſchiedenen Volksdialekte. — Die Einnahme der Geſellſchaft belief ſich im v. J. auf 45,077, die Ausgabe auf 56,044 Franken.

⁂ „*What Asylums were, are, and ought to be*" (Was Irrenhäuſer waren, ſind und ſein ſollten) iſt der Titel einer ſchätzbaren Schrift, welche Hr. J. Browne kürzlich zu Edinburg herausgegeben. Aus der ſtatiſtiſchen Abtheilung derſelben übertragen wir folgende Bemerkungen: „den Berechnungen Halliday's zufolge ſcheint das Verhältniß der irren zur nicht irren Bevölkerung 1 zu 1000, zu ſein. In Wales iſt das Verhältniß 1 zu 800, in Schottland 1 zu 574. Bei den mit den Engländern in Allem ſo verwandten Nordamerikanern aber findet ſich, nach Dr. Brigham's Berechnung, unter je 262 Einwohner ein Irrer. Dieſe Disparität hat wohl ihren Grund in der raſchen Vermögenserwerbung und den luxuriöſen Sitten, denen unſere transatlantiſchen Brüder ausgeſetzt ſind …" „Bei der Erwägung der Urſachen der Geiſteskrankheiten iſt mir oft aufgefallen, daß die Hälfte derſelben ſich auf Verbrechen, Thorheiten und Unwiſſenheit zurückführen laſſen. Ziehen wir Esquirol's im J. 1835 bekannt gemachte Tabelle, welche 1557 Krankheitsfälle begreift, zu Rathe, und rechnen wir 337 Fälle ab, in denen das Uebel vererbt zu ſein ſcheint, dann ergibt ſich, daß 579 theils Ausſchweifungen der Leidenſchaft, theils der Schwäche ungebildeten Geiſtes zuzuſchreiben ſind. Die neueſten Arbeiten von Guerry und Quetelet beſtätigen dieſe Annahme …" „Im Allgemeinen zeigt ſich, daß die Profeſſionen, welche am meiſten mit zeitlichen und ſelbſtiſchen Intereſſen verknüpft ſind, und die Dispoſitionen, welche laſterhaft ſind oder zum Laſter hinführen, gerade diejenigen ſind, über welchen jenes Mißgeſchick am ſtärkſten laſtet."

⁂ Mademoiſelle Mars. — Nachdem ſich mehrfach Streit über Alter und Abſtammung der berühmten Mars erhoben, der bis jetzt nicht geſchlichtet werden konnte, iſt es Hrn. Nefara gelungen, den Taufſchein jener genialen Künſtlerin im Kirchenbuch von Saint Germain-l'Auxerrois zu Paris aufzufinden. Im Journal de Commerce ſteht er abgedruckt. Hiernach wurde Anne-Françoiſe Hippolyte (Mars) am 9 Febr. 1779 geboren. Ihre Eltern waren Jacques-Marie Bouret (Monvel), bourgeois de Paris und deſſen Gattin Jeanne-Marguerite Salvetat.

⁂ Die Geſellſchaft der Schiffbrüchigen zu Paris (la Soc. *des naufragés* établie à Paris), welcher man Erfindungen und Apparate für das Meer verdankt, die ſchon ſo vielen Menſchen das Leben gerettet, hat dieſer Tage zu Vincennes einen Verſuch mit einer Rettungsbombe gemacht, welcher vollkommen gelungen und ſehr vortheilhafte Erfolge verſpricht.

⁂ Wohlthätigkeit der Antwerpenerinnen. — Die Damen von Antwerpen wetteifern ſeit einiger Zeit — nicht in lebenkürzenden und entſtellenden Schnürleibern oder anderem ähnlichem Scheinwerk, ſondern in herzerweiternden, lebenfördernden Arbeiten für die Armen der Stadt und der umliegenden Dorfſchaften. Eine gegenwärtig von ihnen zum Vortheil der Bedürftigen zu Schooten eröffnete Ausſtellung ſoll aber an Schönheit alle anderen übertreffen, die bereits im Laufe d. J. von ihnen veranſtaltet worden. Und doch finden ſich auf einer anderen, ebenfalls jetzt eröffneten mehr als 1000 Arbeiten ausgeſtellt.

⁂ Furchtbare Branntwein-Conſumtion zu Glasgow. — Dem New statistical account of Scotland zufolge ſind zu Glasgow 1393 Perſonen zum Debit geiſtiger Getränke berechtigt. Da nun die Zahl der dort wohnenden Familien 19,467 beträgt, ſo kommt eine Branntweinſchenke auf je 14 (genauer $13^{97}/_{100}$) Familien! Bringt man aber alle diejenigen in Rechnung, welche auch ohne Erlaubniß geiſtige Getränke debitiren, und anderſeits die Familien, welche keine Schenken beſuchen, dann kann man annehmen, daß zu Glasgow auf je 18 Familien eine Branntweinſchenke zu rechnen.

⁂ Das neueſte Heft der von Dr. Bran herausgegebenen Minerva enthält zwei in wichtige ſociale Fragen der Gegenwart ſcharf eingehende Artikel, auf welche wir unſere Leſer aufmerkſam machen; der erſte „Preßfreiheit und Cenſur nach Hegel'ſchen Principien" ſtellt bei Beſprechung des Löffler'ſchen Werkes über die Geſetzgebung der Preſſe eine hübſche Anzahl jeſuitiſcher Schlaftränke zuſammen, wie ſie in neueſter Zeit bald hie bald da meiſt mit liberalen Etiketten präſentirt werden; in dem zweiten Artikel wird die durch das königliche hannöver'ſche Patent vom 5. Juli angeregte ſtaatsrechtliche Frage mit Nachdruck, Entſchiedenheit und Feinheit verhandelt.

⁂ Die Münchner Mozartsfeier am 15. Auguſt fiel glänzend aus. Zu Grunde lag dieſelbe Idee, wie bei der Darmſtädter (Mozart's Leben poetiſch, plaſtiſch und in Fragmenten aus ſeinen Hauptwerken vorzuführen). Heinrich Stieglitz hatte entſprechende und melodiöſe Verſe dazu gedichtet. Seine Dichtung iſt jetzt gedruckt bei G. Franz erſchienen, der Ertrag des Verkaufs derſelben iſt zum Vortheile der Salzburger Monumentskaſſe beſtimmt. Mit Vergnügen machen wir Mozart's Freunde auf die angenehme Dichtung aufmerkſam.

⁂ Braunthal hat in der Allgemeinen Zeitung auf Anaſtaſius Grün's Proteſtation geantwortet. Seine Antwort iſt eine Herausforderung, die darauf angelegt ſcheint, Anaſtaſius Grün zu einer Erklärung in Bezug auf ſeine Pſeudonymität zu veranlaſſen. Wer die Gründe kennt, warum Anaſtaſius Grün dies nicht kann, wird in Braunthal's Erwiederung mehr als bloße Gereiztheit finden.

⁂ Die beiden Preyer (der Frucht- und Blumenmaler J. W. P. und ſein Bruder der Landſchafter) haben vor Kurzem mit mehren andern Rheinländern und Weſtphalen Düſſeldorf verlaſſen und ſind nach München gezogen.

⁂ Wilhelm Kaulbach in München beſchäftigt ſich mit einer neuen Compoſition: die Zerſtörung Jeruſalem's durch Titus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 233. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 3. October.

Reiſe mit dem Dampfſchiff von Paris nach Rouen.

Rouen, den 17. September 1837.

Obſchon ein berühmter franzöſiſcher Rechtsgelehrter in einem ſeiner glänzenden Plaidoyers neulich die Behauptung aufgeſtellt, daß das Geſetz in ſeiner unfehlbaren Weisheit Alles vorausgeſehen habe, ſo gibt es indeß doch einen Mißbrauch, welchen weder der Code Napoleon noch das preußiſche Landrecht unterdrückt und den wir einzig und allein aus Achtung vor unſern Leſern vermeiden. Ein ſolcher Mißbrauch iſt unſeres Erachtens ein Reiſebericht, welcher unabänderlich anfängt: „Von meiner früheſten Jugend an äußerte ſich bei mir die Luſt an Reiſen . . . Am . . März 17 . . beſtiegen wir den Bord des . . . ., welcher nach . . . . geladen hatte . . . ., es wehete ein kühler Nordoſtwind . ., der Himmel war rein und heiter u. ſ. w.“ (wir bitten den Leſer zu bemerken, daß ſchönes Wetter beim Anfange der Reiſe ſtets einen ſchrecklichen Sturm weiſſagt) und ebenſo unabänderlich ſchließt: „Nachdem ich allen dieſen Gefahren glücklich entronnen, bin ich endlich wieder in den Schooß meiner geliebten Familie zurückgekehrt; ich danke dafür dem Himmel und erwarte den Tod, ohne ihn zu wünſchen noch zu fürchten.“ Der Leſer hat nichts Ähnliches von uns zu beſorgen. Unſere Reiſe iſt überdies ſo wenig ergiebig an intereſſanten Abentheuern und romanhaften Unfällen, daß wir einen Augenblick auf den Gedanken kamen, die Beſchreibung derſelben zu betiteln: Wahrhaftige Erzählung alles deſſen, was uns nicht begegnet iſt. Das hätte uns jedoch in endloſe Längen verwickelt; indem wir das Gegentheil ergreifen, können wir uns viel kürzer faſſen. Vor allen Dingen verſchweigen wir die Gründe, welche uns bewogen haben, die Feder des Touriſten anzuſetzen; unſer hauptſächliches Trachten geht dahin, den Leſer zu beruhigen, indem wir ihm vorher kund und zu wiſſen thun, daß er bloß einzelne unterwegs geſammelte Notizen auszuſtehen habe. Zu welchem Ende macht man eine Reiſe, wenn man ſie nicht beſchreiben darf? Und vielen Leuten, welche weder Geld noch Muße haben, während der ſchönen Jahreszeit in's Bad zu gehen und eine Vergnügungsreiſe zu machen, wird es vielleicht nicht unangenehm ſein, von den ſchönen Ufern der Seine und den reichen Fluren der Normandie ein wenig ſprechen zu hören. Doch zur Sache!

Da wir mit dem Dampfboote fahren, wäre es nicht mehr als billig, dem Leſer etwas über Newcomen, Watt und Fulton zu ſagen, deren erfinderiſchem Genie wir die Dampfſchiffe verdanken; allein das haben ſchon ſo viele Reiſende zwiſchen Mainz und Coblenz gethan, daß wir es für unnütz halten. Wenn's dem Leſer beliebt und er keine Langeweile während der Fahrt befürchtet; ſo ſchiffen wir uns ſofort am Quai d'Orſey in der Stadt Rouen ein, welche dreimal wöchentlich die Seine zwiſchen Paris und Rouen hinauf- und hinuntergeht. Alle Dampfboote ſehen ſich einander ähnlich: in der Mitte Schornſtein, Dampfkeſſel, Maſchine, Küche und andere Commoditäten: auf dem hintern Verdecke die erſten und theuerſten Plätze, deren Paſſagiere durch ein ausgeſpanntes Zelt gegen die Sonnenſtrahlen geſchützt ſind und bei Regenwetter in einem eleganten Salon der Kajüte ſich die Zeit vertreiben, wie es ihnen gut dünkt; auf dem hintern Verdecke die zweiten und billigſten Plätze, wo unten und oben geraucht, Karte geſpielt und geſchnappſt wird. Der Unterſchied im Preiſe der Plätze iſt unbedeutend; die erſten koſten 12, die zweiten 9 Franken. Was uns gleich anfangs an der Stadt Rouen auffiel, war die ſanfte, pfeilſchnelle Bewegung, womit ſie den Strom hinabglitt; wir verſpürten wenig oder gar nichts von den Stößen der Dampfmaſchine; die Erſchütterung war ſo gering, daß ein Schönſchreibmeiſter in der Kajüte ſeine Kunſt eben ſo gut, als auf ſeinem Arbeitszimmer, hätte beweiſen können. Und dennoch ging es ziemlich ſchnell; denn das Verſprechen des Proſpektus, die Paſſagiere in 15 Stunden von Paris nach Rouen zu ſchaffen, ward richtig erfüllt. Das hatte bisher noch keine Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft geleiſtet und dieſer Erfolg macht den Gebrüdern Guilbert, den Erbauern der Stadt Rouen, alle Ehre. — Die Gebrüder Guilbert ſind indeß weder Mitglieder der Akademie, noch haben ſie die Prätention, es zu werden; aber es ſind tüchtige Mechaniker, welche die Erfahrung und Praxis für ſich haben, was oft mehr werth iſt, als die vollſtändigſte algebraiſche Formel. Es iſt ihnen gelungen, ein ſchwieriges Problem glücklich zu löſen, nämlich, ſehr wenig Waſſer zu ziehen; ihr Dampfſchiff, welches 300 Perſonen mitnehmen kann, geht nur 18 Zoll tief. Mancher Akademiker, welcher durch a und b bewieſen, daß die nach ſeiner Theorie erbauten Dampfböte höchſtens nur die Stromoberfläche berühren würden, hat dies Reſultat bloß auf dem Papiere zu Stande bringen können; auf der Seine iſt ſein Projekt in's Waſſer gefallen. Aber wir halten uns bei dieſen Präliminarien etwas zu lange auf; die Stadt Rouen hat unterdeß ſchon eine ziemliche Strecke zurückgelegt; ſuchen wir, ſie wieder einzuholen.

Vom Quai d'Orſey aus ſind uns rechts die Tuilerien, die elyſäiſchen Felder, die Feuerpumpe der Gebrüder Perrier in der Vorſtadt Chaillot und die zahlloſen orthopädiſchen Anſtalten am Quai Billy, links die Deputirtenkammer, das Invalidenhôtel, das unermeßliche Marsfeld und die Militärſchule liegen geblieben. Bei dem Gutleut-Thor (**Barrière des bons hommes**) verlaſſen wir das Weichbild von Paris und es deckt ſich vor uns ein lachendes Landſchaftsgemälde auf: längs dem rechten Seineufer ſieht man Paſſy, am Abhang und auf dem Gipfel eines Hügels erbaut, welchen im Jahre 1814 die Preußen unter Blücher beſetzt hielten; Auteuil, gar heimlich in einem ſchönen Thale zwiſchen dem Boulogner Gehölz und der Verſailler Straße gelegen, zur Hälfte aus ſchönen Landhäuſern beſtehend, welche von jeher der Lieblingsaufenthalt berühmter Männer waren. Boileau, Lafontaine, Molière, Racine, Helvetius, Franklin, Condorcet, und in der letzten Zeit unſer um ein Jahrhundert zu früh geſtorbene Landsmann Börne verlebten daſelbſt den Sommer. Am linken Ufer begrüßen wir das von militäriſchem Lärm erfüllte Vaugirard, das einſame, verlaſſene Grénelle, eine auf den Sand gerathene Colonie des Spekulanten Violet, das von lauter Wäſcherinnen bevölkerte Vanvres, welches an dem gegenüberliegenden Point dû Jour einen Zwillingsbruder hat. Weiterhin folgt Iſſy, ein Dorf uralten Urſprungs, wo man den Fremden noch die Überreſte eines Iſistempels zeigt: merkwürdiger indeß iſt das alte gothiſche Luſtſchloß des Königs Childebert, und das Haus, worin im Jahre 1639 die erſte franzöſiſche Oper, die Paſtorale, von Pierre Perrin aus Lyon aufgeführt wurde. Iſſy gegenüber bildet die Seine die Inſel Vaukouk und oberhalb der Brücke von Sèvres die Inſel Séguin; beide ſind nach ihren Eigenthümern benannt worden. Auf einer ziemlich ſteilen, bewaldeten Anhöhe, deren Gelände mit Weinbergen und prächtigen Landhäuſern bedeckt iſt, erhebt ſich Meudon mit ſeinem terraſſenförmig aufgemauerten Schloßbau und ſeiner gothiſchen Kirche, deren Pfarrer Rabelais geweſen. Eine ſchöne ſteinerne Brücke verbindet das auf dem rechten Ufer gelegene große Dorf Boulogne, wo Herr von Rothſchild ein herrliches Schloß nebſt Park beſitzt, mit dem auf dem entgegengeſetzten Flußufer befindlichen Städtchen Saint-Cloud, hiſtoriſch merkwürdig durch den Meuchelmord Heinrich's **III.** und den Staatsſtreich des 18ten Brümaire. Nach Saint-Cloud und ſeinem prachtvollen von Lenôtre angelegten Park zieht zunächſt der Mont-Valérien unſere Aufmerkſamkeit an; er liegt iſolirt in der Ebene, wie der Petersberg bei Halle, hat übrigens, ebenſo wie dieſer, nichts außerordentlich Pittoreskes, noch Impoſantes. Auf der Höhe ſtehen einige Gebäude, welche während der Reſtauration die Jeſuiten beherbergten. (Fortſ. f.)

Neueſte franzöſiſche Literatur.

Von J. Duesberg.

Les voix intérieures, par V. Hugo.

Ich bin nicht der Anſicht der Kritiker, die da wähnen, die wahre Poeſie ſei erſt ſeit ungefähr zwanzig Jahren in Frankreich erſchienen. Wo Corneille groß iſt, da überragt er Alles, ſelbſt Shakſpeare; Racine gilt ſogar Herrn Schlegel für einen durchaus liebenswürdigen Dichter. Molière gehört den Franzoſen nicht allein an; er gehört in die geringe Anzahl der Geiſter, auf welche die ganze Menſchheit Anſpruch machen kann. Freilich erſtreckt ſich von dem ſogenannten goldenen Zeitalter bis in die Anfänge der Reſtauration eine lange poetiſche Wüſte; daran hat die Kritik viel Schuld. Sie wies jeden Dichter auf die Muſter zurück, die ſie zugleich für unerreichbar erklärte, und da ſie außer der Nachahmung kein Heil für die Poeſie ſah, und das Nachgeahmte immer wieder von Neuem kopirt wurde, ſo fiel es immer ſchlechter aus, und ſomit behielten die Rezenſenten Recht. Voltaire ſelbſt mußte ſich den drei Einheiten fügen. Glücklicherweiſe lag ſeiner Poeſie ein Syſtem zum Grunde; Corneille und Racine waren Heiden, Voltaire war ein Philoſoph, d. h. im franzöſiſchen Sinne des Wortes, ein Feind des Katholizismus. Die erſten Spuren der neuern, der chriſtlichen Poeſie in Frankreich, finden ſich ſeltſam genug bei J. J. Rouſſeau. In der neuen Heloiſe klingen die erſten Akkorde der romantiſchen Poeſie an; wir erinnern hier bloß an die nächtliche Fahrt der beiden Liebenden auf dem Genferſee. Dann kam Bernardin de St. Pierre; in ihm kleidet ſich das durchaus chriſtliche Gefühl, welches die Anſchauung der erhabenen Naturſcenen erweckt, zum Theil noch in mythologiſche Formen; es iſt eine Übergangspoeſie. B. de St. Pierre ſteht zur größeren Hälfte im 18. Jahrhundert; er hat es zunächſt mit den geſellſchaftlichen Verurtheilen zu thun, wie die Encyklopädiſten; ſein berühmter Roman „Paul et Virginie" iſt ein poetiſches Plaidoyer gegen allen geſellſchaftlichen Zwang. Madame de Latour heirathet einen jungen Offizier, der ihr nicht ebenbürtig iſt, und muß daher auf ihre Mitgift Verzicht leiſten; daraus entſpringt das ganze Gedicht. Nach dem Tode ihres Mannes verbirgt ſie ihre Armuth in den Wildniſſen der Inſel Bourbon; hier trifft ſie eine Unglückliche, welche betrogen und verſtoßen worden; ihr Sohn Paul iſt ein Baſtard, zwei Sklaven ſind ihre Diener, gleichfalls Opfer der Ungerechtigkeit und Irrthümer der Menſchen. Mit unerbittlicher Conſequenz verfolgt der Dichter ſeinen Plan; Virginie wird zurückgerufen nach Europa, der Familienſtolz fühlt ſich durch ihre Lage gekränkt, und führt die Cataſtrophe herbei. Der Funke, der bisher in der franzöſiſchen Poeſie glimmte, ſchlägt endlich bei Chateaubriand in helle Flammen auf; mit dem „Genius des Chriſtenthums" beginnt für Frankreich eine neue Aera der Literatur; der Impuls, den dieſes Werk der franzöſiſchen Geiſtesbildung gab, vibrirt noch fort. Als Jüngling vertrieb die Revolution Chateaubriand aus ſeinem Vaterlande; er ging nach Amerika und durchzog die Wildniß, um den weſtlichen Durchgang des Polarmeers zu ſuchen, ſtatt deſſen fand er eine neue Proſa, eine neue Sprache, großartig und erhaben, wie die Schauſpiele, die ihm die Natur darbot. Zu Paris würde ein geiſtreicher Journaliſt aus ihm geworden ſein, doch wären ſeinem Genius die Salons zu eng geweſen, um die Flügel auszubreiten. In den Urwäldern, wo der Sturz eines Baumes durch die unermeßlichen Räume wie ein Donner forthallte am Niagara, an den Ufern der Rieſenſtröme, die ſich wie Meere ausbreiten, erſchienen ihm jene grandioſen Bilder, welche die Pariſer Kritiker Anfangs verhöhnten, weil ſie nicht in den engen klaſſiſchen Rahmen paßten. Mit dem „Genius des Chriſtenthums" hört die Herrſchaft der mythologiſchen Traditionen auf; die Kunſt wird ſpiritualiſtiſch, obgleich nicht orthodox; weder Chateaubriand noch La Martine ſind katholiſch. Auf La Martine folgte Victor Hugo, ein umfaſſenderes Talent, zugleich kritiſch und ſchöpferiſch; bei La Martine hat die Begeiſterung mehr Spontoneität, Victor Hugo hat ſeinen Genius in ſeiner Gewalt. Wenn La Martine betet, wenn ein Strahl von oben ſeine Harfe berührt, dann hauchen ſie die ſchönſten Melodien aus, die je der Lyra eines Sterblichen entſtrömten. Sobald er ſich an längere Dichtungen wagt, die nach einem berechneten Plane zu führen ſind, deſſen Bau der Verſtand begründet, ſo ſinken ihm die Flügel. Der Tod des Sokrates, der letzte Geſang des Childe-Harold und Jocelyn bieten treffliche Stellen dar; im Ganzen aber ſtehen ſie kaum über dem Mittelmäßigen. Die mannichfaltigen Arbeiten V. Hugo's ſind zu bekannt, als daß wir hier darauf zurückkommen dürften. V. Hugo's Perſonen ſind eigentlich keine Menſchen und keine Charaktere, ſie ſind mit blendender Farbenpracht ausgemalt, aber es ſind auch bloß Gemälde, ſie begegnen ſich nicht, ſie ſprechen nicht; der Dichter ſchiebt ſie hin und her und ſteht hinter ihnen und ſpricht an ihrer Statt. Sein Element iſt die Lyrik, und alles Große und Schöne in ſeinen Dramen und in Notre Dame de Paris iſt lyriſch. Als Lyriker iſt er hinlänglich gewürdigt und wir können unſere Anzeige darauf beſchränken, daß die voix intérieures auf gleicher Höhe mit ſeinen frühern Arbeiten ſtehen.

Lettres sur le Mexique, par Michel Chevalier.

Herr Chevalier theilt aus Real del Monte ſehr anziehende und wichtige Nachrichten über die jetzige Zuſtände Mexico's mit. In zwei Monaten erlebte er fünf Verſuche zu Revolutionen. Das iſt etwas ganz Gewöhnliches; es wird dabei ordentlich nach Regeln verfahren; der erſte Akt heißt pronunciamento. Irgend ein Offizier ſpricht ſich gegen die beſtehende Ordnung der Dinge aus. Der zweite Akt iſt der Grido oder Schrei; man ſetzt die Beſchwerde ſchriftlich auf; im dritten Akt ſtellen ſich beide Partheien auf und ſchlagen ſich, jedoch ſo behutſam als möglich, um Unglück zu verhüten; eine der Partheien läuft am Ende zum Henker; wird der inſurgirende Theil geſchlagen, ſo widerruft er, ſiegt er, ſo wird auf Mexico marſchiert. Im vierten Akte hält der Sieger ſeinen Einzug in der Hauptſtadt und der Geſchlagene ſchifft ſich ein zu Vera-Cruz oder Campico; daſſelbe gilt für den größten Theil von Südamerika. Das Land iſt keine vierundzwanzig Stunden ruhig, keine Straße iſt ſicher, man reiſ't nur in zahlreichen Caravanen; nicht einmal inmitten der Hauptſtadt iſt man vor Plünderung geſichert. Man hat Beiſpiele, daß Leute zu einer Stunde, wo am meiſten Spazierende draußen ſind, ausgeplündert wurden. Auf der Alameda (öffentlicher Spaziergang) wurde ein engliſcher Chargé d'affaire am hellen Mittage angefallen. Jährlich werden in der dortigen Morgue an 900 Leichen ermordeter Perſonen ausgeſtellt. Die früher vermögenden Familien ſind verarmt. Der Ackerbau liegt darnieder. Die Minen warfen vor dem Befreiungskriege 120 Millionen ab, jetzt iſt der Betrag auf 90 herabgeſunken. Zuweilen ſind die Bergleute im Falle, den Räubern förmliche Schlachten zu liefern. Auswärtige, welche Manufakturen zu errichten wagten, würden in Lebensgefahr gerathen; die Eiferſucht der Eingeborenen duldet keine Fremden. Doch haben einige franzöſiſche Tapezierer ihr Glück gemacht. Als Iturbide Kaiſer wurde, kam einer derſelben zu ihm und ſchlug ihm vor, ihm ein Bett zu bauen, dem des Napoleon in den Tuilerien ähnlich. Der Volksunterricht iſt ſo ſchlecht, wie früher unter den Spaniern und zugleich in den Händen der Geiſtlichkeit.

Memoires secrets et inédits de la cour de France sur la fin du règne de Louis XIV, par le marquis de Sourches, Grand-Prevot de France.

Wie ſind dieſe Memoiren in die Hände des Herausgebers gekommen, und wie hat es ſich gefügt, daß er ſtatt der drei Bände, aus denen ſie beſtanden, nur einen gefunden? Dieſe und andere Fragen, die ſich auf die Ächtheit des Manuſkripts beziehen, beantwortet der Herausgeber in einer Einleitung, worauf wir verweiſen müſſen; der uns zugemeſſene Raum erlaubt uns bloß Einiges zur Unterhaltung der Leſer auszuheben.

Zur Zeit, wo der König noch in das Fräulein La Vallière verliebt war, hatte er ihr ein kleines Haus innerhalb des Palais-Royal geſchenkt. Alle Abende beſuchte ſie dort der König und ſpielte mit ihr. Die Offiziere und Hofbeamte ſeines Gefolges hielten ſich unterdeſſen in einem kleinen Saale auf gleicher Erde, wo ein Billard ſtand. Zwei Offiziere, Busca und Callonet bekamen Händel; Busca erſticht ſeinen Gegner, und wird ſofort auf Befehl des Königs feſtgenommen; allein ſeine Freunde helfen ihm durch; er rettet ſich zu ſeiner Geliebten, Mlle. Allart, Kammerfrau der Henriette von England. Mlle. Allart gab ihrem Liebhaber eine Börſe voll Gold, womit er über die Grenze flüchtet.

Inmitten ſo ſtolzer heftiger Brauſeköpfe mußte Ludwig XIV. natürlich zum Zwange der Etikette greifen, um ſie deſto leichter in Unterwürfigkeit zu erhalten. Nur die fremden Kardinäle durften an des Königs Tafel eſſen; Eingeborne konnten, als Unterthanen, dieſe Ehre nicht haben. Ranuli, der päpſtliche Nuntius, aß eines Tages mit Ludwig XIV. zu Mittag, an einem ſehr langen Tiſche, mit zwei Couverts in großer Entfernung, beide an derſelben Seite. Herr Sourches berichtet, das Diner ſei magnifik geweſen.

Als der Doge von Genua nach Paris kam, mußte er die goldenen Nägel von ſeiner Karroſſe abmachen laſſen; nicht einmal die Prinzen von Geblüt hatten das Vorrecht, ſolche an ihren Equipagen zu führen.

Außer dieſen Thatſachen in Betreff der Etikette, die wir ſehr abkürzen, findet ſich noch manches Wunderliche und Kurioſe. Ein Chevalier de Savoie tödtet einen Herrn Bannier in England; der Londoner Gerichtshof verurtheilte ihn, mit einem glühenden Eiſen auf die innere Seite der Hand gebrannt zu werden. Der König von England konnte ihn nicht begnadigen; er ſuspendirte aber die Vollziehung des Urtheils auf 99 Jahre.

Ein Offizier, der ſeine Stelle verloren, ſtößt ſich den Degen durch den Leib, zu Paris nämlich; er wird geheilt und geſteht, daß er ſich das Leben haben nehmen wollen; deshalb verurtheilt ihn das Gericht zum Galgen! Ludwig XIV. begnadigte ihn.

Die wunderlichſte aber unter dieſen wunderlichen Geſchichten iſt, daß Frau von Guilleragues nach dem Tode ihres Mannes per interim die Geſchäfte beſorgt; eine Dame als Ambaſſadeur beim Großſultan! Dann kommen Beſchreibungen der Hoffeſte; der Coſtüme, des Schmucks der Damen, der Carrouſſels; eine ergiebige Quelle von Nachweiſungen für Romandichter. Unter den Deviſen der Ritter bemerken wir die des Herzogs von Valentinois; eine Biene auf einem Blumenbeete mit der Aufſchrift: De todas un poquito (von Allem ein Wenig). Der General Lafayette hatte ein kriegeriſches Symbol angenommen: ein Blitz, der aus den Wolken fährt, mit den Worten: „qu'il meure, pourvu qu'il brille.“

Collection des lois civiles et criminelles des états modernes. Rennes, Blin, libraire-editeur.

Was bis jetzt erſchienen, enthält die Strafgeſetzbücher von Oſterreich, dem Königreiche beider Sicilien und Braſilien, überſetzt von Herrn Foucher, Generaladvokaten zu Rennes. Das Studium des Criminalrechts iſt in Frankreich von jeher vernachläſſigt worden; die Franzoſen beſitzen wenig gute Werke über dieſen Gegenſtand; vorliegende Sammlung liefert den franz. Juriſten wichtige Materialien, die den meiſten bisher unzugänglich geblieben. Aus dem braſilianiſchen Codex, als dem wenigſt bekannten, mag Einiges zur belehrenden Unterhaltung hier ſtehen. Nicht allein die Religion darf weder durch That noch Worte in Braſilien verunglimpft werden, es iſt auch verboten, gewiſſe Wahrheiten aus dem Bereiche der Philoſophie zu läugnen; wer z. B. Zweifel über die Unſterblichkeit der Seele äußert, wird zu einjähriger Gefängnißſtrafe und einer beträchtlichen Geldbuße verurtheilt. Außer dem katholiſchen wird kein Gottesdienſt geduldet; das Gebäude, in welchem die Ceremonien eines andern Cultus gefeiert werden, wird niedergeriſſen. Der Ehebruch des Mannes zieht dieſelben Strafen nach ſich, wie der Ehebruch der Frau; in keinem andern Strafgeſetzbuch wird eine ähnliche Verfügung gefunden. Schwerlich wird übrigens dieſer Codex in allen ſeinen Theilen angewendet; es iſt vielleicht keine Nation in Europa, mit welcher ſich eine ſolche Geſetzgebung vertrüge.

Feuilleton.

⁂ Fichte's philoſophiſch-theologiſche Zeitſchrift. — J. H. Fichte, der Sohn des großen Philoſophen gleichen Namens, hat jetzt zu Bonn eine „Zeitſchrift für Philoſophie und ſpekulative Theologie“ herauszugeben angefangen. Dieſe neue Zeitſchrift bezweckt einestheils: die Intereſſen chriſtlicher Spekulation rein und lauter zu vertreten, dieſe Spekulation weiter auszubilden und ſie auch nach anderen Richtungen hin zu wenden, anderntheils die tiefgreifenden Fragen, welche jetzt die chriſtlichen Kirchen bewegen, auf philoſophiſchen Boden zu ziehen und hier ſie ihrer Löſung oder gegenſeitiger Anerkenntniß entgegenzuführen. Die zwei erſten Hefte liefern Aufſätze von Staudenmaier, C. H. Weiße, H. Nitzſch und dem Herausgeber. — Wir wollen hoffen, daß dieſe Zeitſchrift mehr leiſtet, als ihr Titel zu erwarten berechtigt; denn dieſer ſtellt als zwei Disziplinen nebeneinander, was der wahren, allumfaſſenden Wiſſenſchaft nur verſchiedene Namen für die eine, reine Erkenntniß des Abſoluten ſind.

⁂ Herſtellung der Benediktiner und Ausbreitung des Proteſtantismus in Frankreich. — Das „Univers“ berichtet, daß der Orden der Benediktiner in Frankreich durch eine Bulle Gregor's XVI. wieder hergeſtellt und das Haus dieſes Ordens zu Solesmes zur Abtei erhoben worden ſei; -- als wenn Inſtitutionen durch Machtſprüche wieder in's Leben gerufen werden könnten, deren Lebensprinzip ſchon längſt erloſchen? Das „Journal du Commerce“ dagegen führt in einem weitläufigen Artikel aus, wie in Lyon, Macon, und an mehreren anderen Orden Frankreichs der Proteſtantismus, beſonders durch die evangeliſchen Bibelgeſellſchaften, bedeutend an Ausbreitung gewinne. Daß bei den unteren, theilweis noch ſehr kirchgläubigen Ständen im ſüdlichen Frankreich ſolche Ausbreitung der Bibelgläubigkeit ſtatt finden könne, mag ſein; — die gebildeten Stände dagegen bedürfen einer anderen Verſöhnung, als der Rückzug in's Kloſter oder in die Bibel-Veſte ihnen darbieten kann. Reiche, die mit ſich ſelbſt ſo uneinig geworden, wie früher die Kloſterwelt und die Hierarchie, der ſie angehört, und wie ſpäter die Bibliolatria und ihre weltlichen Hirten, ſolche Reiche können nicht Beſtand halten. Der Bibelglaube kann nicht heilen, weil — er ſelbſt des Arztes bedarf.

⁂ Alberto Nota. — Ein franzöſiſches Tagblatt zeigt an: „Hr. Alberto Nota, der erſte dramatiſche Dichter Italiens, befindet ſich zu Paris. Hr. Védel, Direktor des Théatre français und Hr. Duponchel, Direktor der großen Oper haben ſich beeifert, ihm das Entrée in ihre Theater anzubieten.

⁂ Der Neubau des Pariſer Stadthauſes, welcher in den nächſten fünf Jahren vollendet werden ſoll, wird 6 Millionen Franken koſten.

⁂ Die New-Yorker Börſe, die durch Brand zerſtört, wird jetzt nach dem Muſter des Berliner Muſeum's wieder aufgebaut.

⁂ Das neue Parliamentshaus zu London ſoll in gothiſchem Style erbaut werden; 770,000 Pf. St. ſind jetzt hierzu bewilligt.

⁂ Die Baſilika, welche zu München der Glyptothek gegenüber erbaut wird, ſoll eines der prächtigſten Gebäude dieſer Stadt werden. Schon ragen die 64 Säulen empor, die deſſen Wölbung zu tragen beſtimmt ſind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 234. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 4. October.

Reiſe mit dem Dampfſchiff von Paris nach Rouen.

(Fortſetzung).

Ehemals war der Mont-Valérien ein beſuchter Wallfahrtsort; beſonders groß war der Zudrang der Gläubigen in der Nacht auf Charfreitag; allein dieſer fromme Eifer ſcheint ſolche ſkandalöſe Scenen veranlaßt zu haben, daß Ludwig **XIV.** am 27. März 1697 die Kloſterkirche zu ſchließen befahl. Während des Kaiſerreichs dienten die leerſtehenden Kloſtergebäude Verſchworenen zum Sammelplatze; Napoleon, welchem dieſe Nachricht zu Ohren kam, ſandte eines Nachts fünfundzwanzig Gardegrenadiere dahin ab, welche eine Menge conſpirirender Schwarzröcke verhafteten und die Stätte dem Erdboden gleich machten, wie es ihnen geheißen war. Der Kaiſer ließ jedoch das Kloſter prächtiger als je wieder aufbauen und wollte eine Succurſale zu dem Stifte in Ecouen daraus machen. Nach der Rückkehr der Bourbone kamen die Wallfahrten nach dem Mont-Valérien wieder in Aufnahme; jedoch die bei weitem größte Mehrzahl der Pilger, ſagt man, blieb unten am Fuße des Berges in dem Dorfe Süresne, um ſich an dem edlen Landweine zu laben, welcher eben ſo übelberufen iſt, als der Grünberger, das abſcheulichſte Getränk, welches eine menſchliche Gurgel hinunterſchlucken kann. Von Süresne nach Neuilly gelangen wir in einigen Minuten; ſchade, daß wir nicht Zeit genug haben, um alle Schönheiten am Ufer zu muſtern: die allerliebſten in Gärten verſteckten Landhäuſer, die ſchönen Obſt- und Gemüſeanpflanzungen im Großen, u. ſ. w. Aber es iſt keine Möglichkeit, vom Dampfſchiffe aus alle Dinge zu genieſſen; denn wir haben dazu nur gerade ſo viel Zeit, als uns der Guckkaſtenmann in den elyſäiſchen Feldern geſtattet, um die fünf Welttheile und das Grab des Kaiſers auf Sankt Helena zu ſehen.

Neuilly war im dreizehnten Jahrhundert ein Hafen. Heinrich **IV.**, welcher hier beinahe ertrunken wäre, befahl, anſtatt der alten Fähre eine Brücke zu bauen welche ſeitdem durch eine ſchönere von Perronet erſetzt worden iſt. Dieſelbe hat 800 Fuß Länge und wölbt ſich in fünf mächtige Bogen über die Seine; ſie iſt in gleicher Linie mit dem Triumphbogen und der prächtigen Avenue der Neuilly. In dem Schloſſe von Neuilly war es, wo die Deputirten im Jahre 1830 dem Herzoge von Orleans die Urkunde überreichten, welche ihn auf den Thron von Frankreich berief. Seitdem iſt es die Sommerreſidenz des Königs Ludwig Philipp **I.** Ganz in der Nähe des Dorfes bemerkt man das Schloß Saint-James, die letzte Wohnung der Prinzeſſin Borgheſe Pauline, der Schweſter Napoleons, im Jahre 1815 Generalquartier des Herzogs von Wellington, im Jahre 1837 Privateigenthum des kleinen Ex-Miniſters Thiers. Die beiden Seine-Inſeln, zwiſchen welchen man hindurchſchifft, enthalten hübſche Gartenanlagen; ſie gehören dem König und ſind an verſchiedenen Punkten mit Schildwachen beſetzt. In einer von den Buchten ſieht man eine äußerſt zierliche Gondel, deren ſich die Prinzen zum Spazierenfahren bedienen. Den größten Theil der Bevölkerung von Neuilly bilden Wäſcherinnen, welche in der Umgegend von Paris nach Verlauf von 20 Jahren ſich alle reich waſchen und von ihren Renten leben. — Jetzt befinden wir uns ſchon nahe an 2 Stunden auf dem Waſſer, haben bereits 6 Brücken und ich weiß nicht, wie viel Dörfer paſſirt, ſind aber noch ſo in der Nähe von Paris, daß wir den Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile mit Händen greifen zu können wähnen; dieſe enorme Maſſe will uns nicht aus dem Auge noch von der Seite weichen; bei der Brücke von Neuilly ſehen wir ihm gerade in's Angeſicht.

Hinter Neuilly folgen auf dem linken Ufer: Courbenoin, mit ſeiner rieſenmäßigen Kaſerne und einem Kranz von niedlichen kleinen Landhäuſern auf den Höhen umher, unter denen ſich das Schlößchen des ehemaligen Generalpächters Popa durch ſeine graziöſe und elegante italiäniſche Bauart ausgezeichnet; Asnières, alſo benannt nach den zahlreichen Eſeln, welche es auf ſeinem Gebiet ernährt; am rechten Ufer: Clichy-la-Garenne, der Lieblingsaufenthalt des Königs Dagobert, in den neunziger Jahren Sitz des famöſen contrerevolutionären Clubbs von Clichy, welchen der 18. Fruktidor des Jahres V aufhob; Saint-Ouen an der Seine, mit einer Fähre, allgemein geſchätzt wegen ſeinen vortrefflichen Spargel und fetten Schweine; die Pompadour beſaß hier einen prächtigen Landſitz, welchen Ludwig **XVIII.** im Jahre 1814 dem Grafen Potozki abkaufte und ſeiner Maitreſſe, der Frau von Cayla, ſchenkte; das ehemalige Necker'ſche Schloß gehört der Familie Ternaux. In Epinay ſur Seine ſtarb der König Dagobert an einem ſtarken Durchfall, wovon in dem alten franzöſiſchen Volksliede, welches die Pariſer Bonnen ihren Kleinen vorſingen und alle Studenten auf dem Waldhorne blaſen, ſo naiv die Rede iſt. Die Straße von Paris nach Rouen führt zu Lande über Epinay, wo wir die beiden Thürme der Cathedrale von Saint-Denis zum letzten Male erblicken, indem hier die Seine eine Krümmung macht und ſich wieder ſüdlich wendet.

Hinter Epinay verlaſſen wir das Departement der Seine; mit Argenteuil beginnt das Departement der Seine und Oiſe, welche ſich unterhalb Conflance und Pontoiſe vereinigen. Die Lage von Argenteuil in einem Amphitheater von Weinbergen und Gärten, iſt äußerſt reizend. Vor 60 Jahren trieben die Bewohner dieſes bedeutenden Fleckens noch ſtarken Weinhandel; aber ſeitdem iſt die Schlechtigkeit des Weins von Argenteuil ſprichwörtlich geworden, und man rühmt nur noch die guten Linſen, Spargel, Feigen und Bauſteine von Argenteuil, welche letztere ſogar nach England ausgeführt werden. Im Mittelalter war dieſer Flecken eine beträchtliche Feſtung, welche über eine Stunde Umfang und 16 Stadtthore hatte. Es war in Argenteuil, wo die gefühlvolle Heloiſe ihren Schmerz hinter den Mauern eines Bernardinerkloſters vergrub.

(Fortſetzung folgt).

Moritz von Schwind.

(Schluß).

Wir wollen jetzt noch einige der bedeutendſten Arbeiten Schwind's anführen, über welche wir zu einer andern Zeit näher berichten werden. Jedes einzelne Werk iſt ſo geiſtreich, mit ſo unerreichbarem Humor und feinem Witze zu Tage gefördert, ſo voll Sinn und Leben, daß wir es uns zum Vorwurf machen würden, bloß oberflächlich von ihnen zu reden. Was wir vom Figaro geſagt haben, erachten wir ſelbſt wenig mehr als bloße Nomenklatur der einzelnen Sujets, im Vergleich zu dem, was wir darüber ſagen könnten. Von Schwind ſind erſchienen in chronologiſcher Ordnung: Vignetten und Holzſchnitte zu „Tauſend und Eine Nacht“ bei Max in Breslau, 1826; Vignetten zu Spindler's „Vergißmeinnicht“, Jahrg. 1829, 30, 31; Holzſchnitte zu Duller's „Freund Hein“ 1831 (Hallberger); Umriſſe zu Bechſtein's „Fauſt“ bei Leo in Leipzig; „David und Abigail,“ Ölbild, vom Kunſtverein in München angekauft, 1830. Einunddreißig Deckenbilder in dem Königsbau in dem Leſezimmer S. M. der Königin. Dieſe Bilder, zum größten Theil von bedeutendem Umfange, ſind enkauſtiſch, al Fresco auf blauem Grund, und in hetruriſcher Manier ausgeführt und zwar nach Dichtungen von Tieck. Aus der geiſtigen Verwandtſchaft des Dichters und des Malers kann man auf den Werth dieſer Bilder ſchließen. Die „Zwerge“, im Beſitz des Oberſt von Heidegger, 1836. „Tritonen“ für Eskeles in Wien, 1836. Compoſitionen für Hohenſchwangau, Ritterburg S. K. H. des Kronprinzen. Sie ſind: „Die Geburt Karl d. G.; „Autaris und Theodelinde;“ „Wilkina Saga;“ „Jugend eines Ritters,“ nach Angabe S. K. H.; „Armida und Rinald;“ „Frühlingsfeſt der nordiſchen Götter“ aus der Edda. Dieſe Compoſitionen ſind von andern Künſtlern mit mancher willkührlichen Abänderung ausgeführt worden.

Von einer andern großen Compoſition des Künſtlers haben wir ſchon früher bei Beſchreibung des neuen Feſtſaalbau's in München ꝛc. geredet. Nämlich in dem Saale Rudolph's von Habsburg wird in einem fortlaufenden Frieſe das Aufblühen künftiger Geſchlechter, als das Werk der weiſen und kräftigen Regierung Rudolph's, prophetiſch durch Züge von Kindern dargeſtellt. Auch über die meiſterhaften Compoſitionen werden wir einen eignen Bericht einſenden.

Wir erwähnen hier noch einiger Federzeichnungen: „Ritter Kurt's Brautfahrt“ nach dem Göthe'ſchen Gedicht. „Der getreue Eckart,“ zwei vortreffliche Compoſitionen. „Rübezahl;“ er ſchleicht, den Kopf in einer Kapuze, durch glattes Schlagholz, in der Hand einen langen Stab. Er denkt auf einen Schalksſtreich, möchte aber gern wieder im Verborgenen ſein, er ſieht nicht rechts noch links, um nichts zu ſehen. In ſeiner Bewegung drückt ſich zwar keine Furcht aus, aber doch alle Merkmale ſeiner ſolitairen Exiſtenz. Er kommt uns vor, wie ein Wild, das aus einem Dickicht in ein anderes ſchlüpft, huſch! man ſieht es nur auf einen Blick. Auf einem andern Blatte ſehen wir eine Fee, die Niva, eine Hamadryade, eine Figur aus der böhmiſchen Sagengeſchichte. Unter dichtem, ſchattigen Gehölz ſitzt ſie auf einer ausgeſpülten Baumwurzel über einem Waſſer. Alle Dichtungen, welche wir geleſen von Najaden, Undinen, Nixen, Nymphen ꝛc. fielen uns ein, als wir dieſes Blatt ſahen. Wir kennen noch viele andere Zeichnungen dieſer Art von Schwind. Aus allen haucht der Geiſt romantiſcher Heiterkeit; Laune, Witz, Humor, eine Art edler Schalkhaftigkeit ſind ihre Hauptingredienzien. Wir kennen keinen Künſtler von ähnlicher oder verwandter Richtung, Schwind muß höchſt originell genannt werden. Noch fällt uns ſein „wunderlicher Heiliger“ ein, ein Bilderroman, ein Enſemble von Bildern auf einem Blatt, in denen man die ganze Geſchichte zweier Zwillingsbrüder lieſ't. Hier iſt der Künſtler Dichter und Maler zu gleicher Zeit. Und nun noch einige Worte über die Zwerge. Ein Gefangener (wenn man ihn ſieht, denkt man an alle Gefangene, von denen man geleſen und gehört hat) ſieht, liegend, wie Zwerge zu ſeiner Befreiung wirken. Lauter abentheuerliche Geſtalten erſcheinen in ſeinem Kerker. Einer ſteigt auf den andern, der oberſte ſägt die Gitter durch. An einem andern Gitter hängt ein Zwerg auf der Lauer; er muß Wache halten. Eine ſchwebende Jungfrau nähert ſich mit Speiſe und Trank, um die wohlthätigen Zwerge zu erquicken. Dieſem allen ſieht der Gefangene aufmerkſam aber ruhig zu, er will doch ſehen, was das für ein Ende nimmt; er hat die Augen offen; aber er ſcheint ſelbſt nicht recht zu glauben, was er ſieht, es iſt ihm wie im Traume. Welch eine anſpruchsloſe, aber anziehende originelle Idee!

Schwind geht jetzt nach Leipzig. Bliebe er hier bei uns, ſo würden wir ihn (nach Art des Catoniſchen, ego quidem censeo etc., oder wie jener Sklave, der dem Darius Codomannus, damit er ſeinen Zorn gegen die Rebellen nicht fahren ließe, immer bei der Mahlzeit zurufen mußte: Herr, gedenke der Griechen!) bei jeder Gelegenheit apoſtrophiren: Schwind, gedenke des Figaro! und nicht eher aufhören, bis er ihn herausgäbe.

Briefe aus Würtemberg.

Erſter Brief.

Würtemberg, das vermöge ſeiner geographiſchen Lage und der aus dieſer ſich reſultirenden kleinen Verhältniſſe ſeines Staatslebens dem einheimiſchen Blicke wie der Beobachtung von außen keine großen Momente politiſcher Entwickelungen bietet, beherbergt gleichwohl einen Volksſtamm, der bezüglich der politiſchen Bildung jedem andern deutſchen an die Seite geſetzt werden kann. Iſt es eine Thatſache, daß Preußen politiſch und intellectuell im deutſchen Norden präponderirt, ſo iſt es nicht minder wahr, daß Würtemberg in der erſten Reihe der ſüddeutſchen Bildung ſteht und zugleich den Schildträger des öffentlichen Geiſtes des Südens repräſentirt. Dieſe hervorſtechende politiſche Bedeutſamkeit des alten Schwabenvolkes iſt nicht von heute oder ehegeſtern, ſondern ſie datirt ſich, wie Jeder weiß, der nur halbwegs die Geſchichte kennt, von den früheſten Zeiten her, durch liberale Inſtitutionen, wie ſie die Würtemberger unter ihren Brüdervölkern einzig beſeſſen, nicht nur ſtets aufrecht erhalten, ſondern mit den Verhältniſſen der Zeit auch zu immer größerer Entwicklung geführt. Dieſe Inſtitutionen aber ließen den Schwaben in ſeinem Landsmann immer nur ſeinen Bruder, und zwar im reinſten patriarchaliſchen Sinne erkennen, einen zu einem gemeinſamen Lebenszwecke und durch gemeinſames Intereſſe verknüpften Bruder. — Bis auf dieſe Tage haben ſich daher auch faſt alleine nur im weiten deutſchen Vaterlande in den niedlichen Thälern und den freien Bergen des Schwabenlandes manche patriarchaliſche Sitten rein und von der neuen Über- und Mißcultur unberührt erhalten, Sitten, welche freilich nur von Gemüthern für und für gepflegt werden konnten, deren Einfachheit und harmloſer Sinn nach dem Patriarchenthume der älteſten Zeit ihre Wurzeln ausſtrecken. Deßhalb, wie ſeine politiſchen Einrichtungen frei und eigenthümlich, ſo waren es ſeine Neigungen und Bedürfniſſe und ſein häusliches Leben, welche den Schwaben deßhalb im deutſchen Völkerbunde faſt auch immer iſolirt erhielten. Trotz ſeines patriarchaliſchen Kaſtengeiſtes aber, der alles Fremde ängſtlich von ſich ausſchließt und eine faſt tückiſche Verſchloſſenheit gegenüber jedem fremden Dialekte bewahrt, hatte ſich der Schwabe in den Winkeln ſeiner Berge und engen Thäler, während andere deutſche Völker am Rheine den Feind bekämpften, ſtets gerne mit dem Bekritteln der Bruderſtämme und ihres Thuns und Laſſens abgegeben, und zuweilen recht vernünftige Urtheile ſich hinter die Ohren geſchrieben, indeſſen draußen die übrigen deutſchen Völker ihre eignen dummen Streiche „Schwabenſtreiche“ nannten.

Die Schwaben proteſtirten nie gegen dieſe außerſchwäbiſche Galanterie, ſondern begnügten ſich damit, am warmen Ofen ſich über die Windbeutelei ihrer deutſchen Stammbrüder luſtig zu machen und in Entäußerung ſogar ihrer Nationalehre ſich als Ableiter des ausländiſchen und inländiſchen Witzes immerdar gebrauchen zu laſſen. Der Schwabe rächte ſich an ſeinen Spöttern durch ſeine ſteigende Intelligenz, die ihn nun in unſern Zeiten an die Spitze der ſüddeutſchen Cultur geſtellt hat. Weil die Würtemberger immer ziemlich freie Inſtitutionen hatten, und weil ſie ſtets überhaupt ihr Vaterland und ihr gutes Recht über alles liebten, darum unterſuchten ſie auch immer gerne die Handlungen ihrer Fürſten und anderer Menſchen, die hoch im Leben ſtanden und durch ihre Stellung auf Wohl und Wehe der Menſchen außergewöhnlich zu wirken vermochten. Kein

Wunder, wenn bei einem ſolchen Volke, deſſen Lebensprinzip auf einer ungeheuren Neugierde, auf einem naiven unverwüſtlichen Drange, — nicht nach Neuem, ſondern nach Neuigkeiten beruht, — kein Wunder, wenn bei und unter einem ſolchen Volke die Publiziſtik in unſern Zeiten zu etwas Anſehnlichem gedeihen mußte.

Es war im Jahr 1789, in dieſem ominöſen Jahr, da der galliſche Hahn der lieben alten Zeit ſo bedeutend die Perrücke ſchüttelte und ausſtäubte, als ein ſpeculativer Buchdrucker, der eine halbe Preſſe und dabei einige Schulden im Vermögen hatte, den genialen Einfall bekam, mehrere Privatverbindungen, die er in Frankreich hatte, nebſt einigen Straßburger Zwergblättern dazu zu benutzen, um ſeine überaus neugierigen Mitbürger immer **au courrant** gegenüber den Ereigniſſen der franzöſiſchen Revolution zu erhalten. Es war ein Blättchen, das in ſeiner urſprünglichen Geſtaltung den gegenwärtigen Pietiſten- und Muckertractätchen glich, und den guten Leuten faſt in derſelben Weiſe den heiligen Geiſt der Politik einimpfte, wie die zuletzt beſagten Tractätchen heutzutage den Obſcurantismus und epikuräiſchen Gemüthsdrang. Obgleich die Cenſurpolizei in jenen Zeiten auf einer ziemlichen Höhe der Vollendung angekommen war, und es kein Schweres geweſen wäre, in jenem ehrenwerthen Inſtitute bei den ſo bedenklichen Verhältniſſen des Auslandes, Anſtoß zu geben, ſo geſchahe dies vom Gründer des „Schwäbiſchen Merkurs,“ wie jenes Duodezwochenblatt getauft wurde, doch keineswegs. Gleichwohl bildete hierfür der „Schwäbiſche Merkur“ den Anhaltspunkt des öffentlichen Geiſtes im Schwabenlande, und da ſchon eine einfache Darſtellung der Thatſachen, die jenſeits des Rheins alltäglich ſich abrollten, genügend war, um die Geiſter in reger Spannung zu erhalten, ſo war dem Schwaben ſein Merkur bald ſo unentbehrlich und theuer, daß bereits im erſten Jahre des Daſeins des ſchwäbiſchen Merkurs die geſammte Zeitungspreſſe und Publiziſtik des Landes in ihm ſich repräſentirten. Das junge harmloſe Blatt, das für die Ereigniſſe nichts konnte, welche es pikant machten, nahm die lebhafte Inclination der Schwaben mit in's neue Jahrhundert hinüber, und jetzt ſchon hätte manche ehrbare Familie eher auf das Salz an die Suppe, als auf den Merkur verzichtet. Ach, es iſt ſchon gar alt das Geheimniß, welches das Schwabenland und den „Schwäbiſchen Merkur“ für immer unzertrennlich gemacht, und die ſchwäbiſche Hauspolitik mit jenem Blatte identiſizirte. Eine reiche Geſchichte warf ihr rothes Lavalicht und ihre labyrinthiſchen Schlagſchatten über die Menſchheit Europa's, Throne ſtürzten und Völker ſanken unter, ja das ganze Staatengebäude Europa's drohte nochmals zu wanken, während die Individuen im großen Menſchheitskampfe wie die Fliegen ſtarben beim Hauche des Herbſtwindes, und männiglich, wer ſich erhob, für die Ehre der in den Staub getretenen Menſchheit zu ſprechen, ſtumm gemacht wurde für ewige Zeiten. Nur jenes ſchwäbiſche Blatt, — kann es eine größere Antitheſe geben? — nur jenes ſchwäbiſche Löſchpapier hielt ſich feſt im Kampfe und im Drange der Zeiten, unnahbar, während über dem Erlanger Zeitungsſchreiber und der nunmehrigen Augsburger Allgemeinen Mord und Tod ſich lagerten, rettete es ſich durch die Stürme der Zeit, die übrige Erde mochte untergehen, Schwaben konnte es nicht, denn ſein Merkur hielt ſich wacker und Schwaben klammerte an den Merkur ſich feſt. Es liegt wirklich eine Novelle in dem Verhältniſſe dieſes Zeitungsinſtitutes zu dem Volke, ſeinen Neigungen und Bedürfniſſen. Nur eine Cataſtrophe, von der dämoniſchen Neuzeit geſchürzt, hätte dieſes Verhältniß unterminiren und zum tragiſchen Sturze führen können. Als der „Schwäbiſche Merkur“ nämlich nach der Julirevolution den Anfall bekam, mit der Zeit fortzuſchreiten und für die neuen Sympathieen Parthei zu nehmen, in dieſem Beſtreben aber es vornämlich auf den Herzog von Naſſau abſah, auf welchen er durch die Feder eines Wiesbadener Correſpondenten alltägliche Pasquillen ſchleuderte, da wandte ſich Hr. v. Marſchall im Namen ſeines Souverains an die hohe deutſche Bundesverſammlung und ließ von derſelben abſtimmen, ob der beſagte ſchwäbiſche Revolutionär noch länger in der Reihe der deutſchen Federhelden zu toleriren ſei. Hätte — glaubwürdigem Vernehmen nach — der badiſche Bundestagsgeſandte damals nicht ſeine Stimme noch zu Gunſten des Merkurs in die Wagſchale gelegt, ſo hätte man damals dem unſchuldigen Pasquillanten ſolch' ein tiefes Grab gegraben, daß ihm eine Auferſtehung — gleichviel in welcher Geſtalt — wahrſcheinlich unmöglich geweſen wäre.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

⁂ Mongoliſche epiſche Gedichte. — Hr. v. d. Gabelentz ſtellt im erſten Heft der Zeitſchrift für Kunde des Morgenlandes die Vermuthung auf, daß die größeren und kleineren Bruchſtücke von Gedichten, — welche Sſanang Sſetſen in ſeine, von J. Schmidt (1829) herausgegebenen Geſchichte der Oſtmongolen eingeflochten, — einem epiſchen Cyklus dieſes Volkes angehören und vielleicht noch jetzt in deſſen Munde fortleben, wie dies wahrſcheinlich auch zu Sſetſen's Zeit (um 1662) der Fall geweſen. Ob ſie aber aus einem der ſieben Sſudur's entlehnt, welche Sſetſen ſelbſt als Quellen ſeines Geſchichtswerkes angibt, ſei aus deren Ueberſchriften nicht zu entnehmen.

⁂ Die Revolution, wie ſie iſt, von Legros. — Unter dem vielverſprechenden Titel: **La révolution telle qu'elle est**, hat Hr. Legros eben in zwei Bänden die noch nicht edirte Correſpondenz des Wohlfahrtsausſchuſſes mit den Generalen und Repräſentanten des Volkes, welche zu den Armeen und in die Departements abgeordnet waren, herausgegeben.

⁂ Preisaufgabe der Pariſer Schule der ſchönen Künſte. — Herr Quatremère de Quincy hat folgende Aufgabe zur Erwerbung des Preiſes geſtellt, den die **Ecole des beaux arts** für die beſte hiſtoriſche Landſchaft ausgeſetzt: „Apollo, die Herden bei Admet, König von Theſſalien, hütend, erfindet die Leier. Man ſieht eine Stadt und den Fluß Amphriſus.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 235. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 5. October.

Reiſe mit dem Dampfſchiff von Paris nach Rouen.

(Fortſetzung).

An Colombes, Bezons, Carrières-Saint-Denis, Chaton und Croiſſy vorüber zieht das Luſtſchloß Malmaiſon, der Lieblingsaufenthalt Joſephinens, unſere Blicke auf ſich; am entgegengeſetzten linken Ufer liegen die Dörfer Lachauſſée mit einem alten Schloſſe, welches die ſchöne Gabriele bewohnte; Bougival, der Geburtsort des Rennequin Sualem, welcher die berühmten Maſchinen von Marly erbaute, die zwei Millionen koſteten, ihrem Erbauer aber ſo wenig eintrugen, daß er vor Hunger ſtarb, am 29. Juli 1708, wie ſein Leichenſtein beſagt, den man im Wirthshauſe der Wittwe Philibert zu Marly-la-Machine eingemauert ſieht. In Marly ließ ſich bekanntlich der launenhafte Ludwig **XIV.** eine Einſiedelei für ſeine alten Tage bauen. Dieſe Einſiedelei koſtete dem Staate über eine Milliarde und war ein prachtvolles Schloß mit 12 Pavillons und eben ſo viel aufgemauerten Terraſſen. Ein verfallener Portikus und ein ſchöner Waſſerbehälter von Marmor iſt Alles, was von dieſem Prachtbau Manſard's übrig geblieben. In Marly allein verſtattete Ludwig **XIV.** ſeinen Umgebungen, ſich bis auf einen gewiſſen Grad von den ſtrengen Regeln der Etikette frei zu machen; die Hofdamen durften die kleine Toilette anlegen und die Edelleute ihren Hut in Gegenwart des Königs aufbehalten. Daher galt es bei Hofe für die größte Ehre, zu den „Marly's“ Sr. Majeſtät zu gehören. Die Ordenskette und den Leuchter vorzutragen, ging allein über dieſe Gunſt. Man mußte entweder vom älteſten Adel ſein oder bei Mademoiſelle Balbier, der ehemaligen Stubenmagd der Wittwe Scarron, in Gnade ſtehen, um in den kleinen Kreis der Auserwählten zu kommen, welche 3 oder 4 Tage lang vom Morgen bis in den Abend um den König waren. Die ordinären Unterhaltungen waren Landsknecht, Blindekuhſpiel und Schaukeln; wenn der große Ludwig bei außerordentlich guter Laune war, ging man mit ihm an den Gartenteich und fütterte die Karpfen. Das war das **non plus ultra** erlauchter Huld!

Eine halbe Stunde unterhalb Marly liegt das Dörfchen Le Pecq, am Fuße der Anhöhe, auf welcher die Stadt Saint-Germain erbaut iſt, ſo daß es als Vorſtadt von Saint-Germain betrachtet werden kann. Als wir da vorüberfuhren, kam gerade ein Transport Reiſender auf der Eiſenbahn an, und es war ein fürchterliches Gedränge am Ufer. Denn Alles, was in Paris den billigen Fahrpreis nur irgend aufzutreiben im Stande iſt, ſtrömt nach Saint-Germain auf der Eiſenbahn und will wenigſtens einmal der Neugierde und Mode wegen dieſes Locomotiv erproben. Das Logenfeſt, der große Jahrmarkt in Saint-Germain, welcher regelmäßig um die Mitte des Monats September gehalten wird, hatte nur eine deſto größere Menge von neugierigen Liebhabern herbeigelockt. Die große Gartenterraſſe, von welcher man eine einzig ſchöne Ausſicht auf das Seinethal und gegen Paris hat, war mit Volk bedeckt. Die herrliche Lage von Saint-Germain bewog ſchon Ludwig den Dicken, hier ein Luſtſchloß zu bauen, welches ſeine Nachfolger, beſonders Franz **I.**, Heinrich **IV.** und Ludwig **XIV.**, erweitern und verſchönern ließen. Letzterer ließ die prächtige, ſchon unter

Heinrich IV. begonnene Terraſſe fertig waren, welche nun das Hauptziel der Sonntagsausflüge des Pariſer Spießbürgers iſt und 1200 Klafter weit längs des Waldes hinläuft. An die Terraſſe ſtößt der Park mit angenehmen Spaziergängen und an dieſen das alte Schloß von unregelmäßiger Form, mit 5 Pavillons an den Ecken und mit breiten Gräben umgürtet. Es iſt leider nun in eine militäriſche Strafanſtalt verwandelt und den Beſuchern unzugänglich geworden. Margaretha von Valois, Tochter Franz I., Heinrich II., Karl IX. und Ludwig XIV. wurden hier geboren. Der zuletzt genannte Fürſt vertauſchte das Schloß von Saint-Germain mit dem in Verſailles, weil er den Anblick der Thürme von Saint-Denis nicht ertragen konnte, die den ſtolzen Halbgott auf Grabgedanken brachten. Die Lavallière, Jakob II. von England und Maria Stuart bewohnten ebenfalls Saint-Germain. Die Stadt, welche ſich hinter dem Schloſſe ausdehnt, hat außer einigen ſchönen Reiterkaſernen und einer neuen Kirche, kein merkwürdiges Gebäude.

Von Saint-Germain bis nach Maiſon-Laffitte ſind die Ufer der Seine in einemfort mit hübſchen Landhäuſern bedeckt, wovon eins reizender als das andere erſcheint. Hundertmal wünſchte ich mir, in einem dieſer lieblichen Wohnſitze jenes ruhige, glückliche, idylliſche Leben führen zu können, wovon uns die Dichter und Romanſchreiber ſo häufige Gemälde entwerfen; aber während ich mein ſpaniſches Luftſchloß an einem dieſer köſtlichen Punkte aufbaute, brachte mich das Dampfboot vor ein anderes Haus, noch ſchöner gelegen, als das erſte, oder vor eine ärmliche Hütte elenden Ausſehens, und dann legte ſich meiner Habgier Stillſchweigen auf, der Worte Seneka's eingedenk: „Quidquid vult, habere nemo potest." das heißt zu deutſch: „Freue dich des Lebens, weil ꝛc." oder: „Behalte, was du haſt!" Wenn ich reich wäre, würde ich mir doch eine Karthauſe in Maiſons-Laffitte kaufen. Der große Schloßpark daſelbſt iſt nämlich von Spekulanten in lauter kleine Grundſtücke zerſchlagen worden, auf denen man ſich nach Belieben anſiedeln kann, d. h. wenn man ſich dazu verſtehen will, ein Haus zu bauen, deſſen Eigenthum nach einer gewiſſen Reihe von Jahren an die Aktionäre zurückfällt. Straßen und Plätze ſind nach berühmten Männern benannt; in der Mitte iſt der Markt; für ein Theater hat man bereits Sorge getragen und die kleinen Häuſer nehmen ſich gar niedlich aus. Das alte, von Manſard erbaute Schloß, einſt Eigenthum des Herzogs von Montebello, liegt auf einer Anhöhe am linken Seineufer; breite Avenüen führen zu ihm hinauf und ſeine Bauart verräth den grandioſen Styl des Zeitalters Ludwig XIV. Während der Reſtauration beſaß es Laffitte, nach dem das Dorf heutzutage benannt wird, und war ein Zufluchtsort aller verfolgten Liberalen.

Bei dem Dorfe Herblay macht die Seine den vierten Ellenbogen, ſeitdem ſie Paris verläßt; ſie beſpült rechts Conflans mit maleriſchen alten Kloſterruinen und Andreſis, das Andreſiacum der alten Römer, welche hier eine Flotte ſtationiren hatten, um die Bewohner dieſer Gegend im Zaume zu halten. Überreſte von Thoren und alten Mauerthürmen ſprechen dafür, daß dieſer Ort früher wichtig war. Der Kirchthurm von Andreſis iſt einer der ſchönſten, welche ich in der Umgegend von Paris kenne. Es mochte Mittag ſein, als wir unter der Brücke von Poiſſy durchfuhren, wo der Strom abermals eine ſtarke Krümmung macht; den vielfältigen Schlangenwindungen nach zu urtheilen, ſcheint die Seine wirklich ungerne Paris zu verlaſſen; um eine Entfernung von 6 Lieues zurückzulegen, macht ſie dreißig. Poiſſy iſt der Geburtsort des heiligen Ludwig und der große Viehmarkt für Paris, welcher monatlich im Durchſchnitt 4000 Ochſen, 1200 Kühe, 7000 Kälber und 32,000 Hämmel nach der Hauptſtadt liefert. Von Poiſſy nach Verneuil und von da nach Meulan vermeidet die Seine alle Umwege; aber zwiſchen Meulan und Mantes erlaubt ſie ſich wiederum eine ſtarke ſüdliche Ausbiegung. Mantes zeichnet ſich vor allen franzöſiſchen Landſtädten durch reinliche Bauart aus und hat deßwegen den Beinamen „die hübſche" erhalten; ſchon von weitem entdeckt man die beiden durchbrochenen Thürme ſeiner Kathedrale; eine ſchöne ſteinerne Brücke verbindet die Stadt mit dem gegenüberliegenden Flecken Limay, einem beſuchten Wallfahrtsort. Nach Mantes folgt links das Schloß von Rosny, Geburtsſtätte Sully's und während der Reſtauration Landſitz der Herzogin von Berry, welche daſelbſt im Jahr 1820 ein Hospital für arme Dorfkranke gründete, in deſſen Kapelle das Herz ihres ermordeten Gemahls aufbewahrt iſt. Es dauert nicht lange, ſo ſehen wir Rolleboiſe und Vetheuil mit ihren pittoresken Schloßtrümmern. Eine der ſchönſten Anſichten bietet der Flecken Roche-Guyon, welcher ſeinen Namen dem ſteilen Felſen verdankt, an deſſen Fuß er hingelagert iſt. Sein altes, an den Felſen gelehntes, mit Thürmen und Gräben umgürtetes Schloß, bildet ein unregelmäßiges Ganze von antiken und modernen Gebäuden, einige davon, behaupten die Architekten, ſtammen aus der erſten Zeit der Normannenzüge her; die merkwürdigſten darunter ſind eine in den Felſen gehauene Kapelle und ein auf dem höchſten Gipfel des Felſens erbauter Thurm, welcher majeſtätiſch in die Lüfte hineinragt, die ganze Gegend beherrſcht und mit dem Schloß durch eine lange in den Felſen gearbeitete Treppe zuſammenhängt.

Da wo die Epte mit zwei Armen in die Seine mündet, betritt man das Departement der Eure, welche oberhalb des Städtchens Pont de l'Arche ſich in die Seine ergießt. Vernon mit ſeinen alten hölzernen Baracken macht keinen günſtigen Eindruck; die Stadt hat außer der ſchönen gothiſchen Pfarrkirche kein ausgezeichnetes Gebäude. In der Nähe von Vernon liegt das Schloß von Bizy, worin Ludwig Philipp als Herzog von Orleans einen Theil des Sommers zuzubringen pflegte.

Von nun an begleitet uns rechts eine Kette von Kreidebergen bis nach Klein-Andelys, über deſſen Haupte ſich gigantiſche Burgruinen erheben. Es ſind dies die Trümmer des von Richard Löwenherz gebauten Chateau-Gaillard, deſſen Name in den Annalen der franzöſiſchen Geſchichte in mehr als einer Hinſicht berühmt geworden. Das war eine Meiſterfeſte, ſagt Wilhelm von Guiart; ſie hatte ſiebenzehn Thürme, 8 Fuß dicke Mauern und ein ſchreckliches Anſehen. Nach Richard's Tod eroberte Philipp Auguſt die Burg durch unſägliche Anſtrengungen, am 6. März 1204. Hundert Jahre ſpäter war Chateau-Gaillard Zeuge eines andern Drama's. Die Königin Margarethe von Burgund, dieſelbe, welche der Dichter des Tour de Neſle auf die Bühne der Porte Saint-Martin gebracht, wurde auf Befehl ihres empörten Gatten von Meuchelmördern mit ihren eigenen Haaren erdroſſelt. Die Schweſter Margarethens, Johanna von Navarra, Gemahlin Karl's des Schönen, ſaß ebenfalls im Schloſſe Gaillard gefangen; aber es ſcheint, daß ſie ihr früheres ehebrecheriſches Leben bereut und man ihr erlaubt habe, in ein Kloſter zu gehen und das Keuſchheitsgelübde abzulegen. (Schluß f.)

Gräfenbergiana.

⁂ Die wunderlichſte deutſche Badeſaiſon, die Gräfenberger, iſt vorüber; vielleicht hat mancher unſerer Leſer von ihr bis jetzt nichts Näheres gehört. Blicken wir denn auf ihre Reize zurück, und hoffen wir, daß wir hierdurch vielleicht den einen oder andern Rheumatiker bekehren und liefern!

Im nordweſtlichen Zipfel von öſterreichiſch Schleſien ſteckt dies Gräfenberg, das in neueſter Zeit Mode geworden, das ungalanteſte Bad von der Welt, das Bad des Zähneklapperns, wo es meiſtens kalt, windig und regneriſch iſt, wo die Buchen erſt nach Johannis zu grünen anfangen und der Schnee erſt Mitte Juli ſchmilzt, um Mitte September friſchem Platz zu machen, wo man ſelten mehr als 8 bis 10 + R.° genießt, und nur das Vieh gutes Futter zu erwarten hat. Dies alſo das Tempe der Waſſerpatienten!

Betrachten wir uns jetzt den dortigen Waſſerdoktor, Herrn Prießnitz. Er iſt ein freundlicher, ſanfter, zurückhaltender Mann, ſchlank, mittelgroß, blond, fein blatternarbig, nicht von bedeutenden Zügen, jedoch die blauen Augen voll Wohlwollen. Die Zahl der Patienten Gräfenberg's, welche bei'm Eintritt in die kalte Traum- und Zauberſphäre des Herrn Prießnitz unbedingt ſeiner Herrſchaft ſich unterwerfen müſſen, iſt drei- bis vierhundert; man findet an der table d'hôte große Geſellſchaft, 250 Perſonen aus Italien, Ungarn, Rußland, Norwegen, England, Polen ꝛc. Aber welche table d'hôte! Eine table d'hôte für Kamtſchadalen.

Wollene Bekleidung auf bloßer Haut muß der Gräfenberger Badegaſt, ſo wie er anlangt, ſogleich ablegen, weil Prießnitz ſie für höchſt ſchädlich hält. Man genießt 20 Gläſer friſch geſchöpftes Waſſer täglich und außerdem viele kalte rohe Milch, Honig, Butter, Erdbeeren ꝛc.

Die Kur nun iſt folgende: Um 4 oder 5 Uhr Morgens wird man geweckt, in große dicke Wolldecken eng eingewickelt und dann hoch mit Betten bedeckt. Nach einer Stunde reibt der Eingewickelte mit ausdauernder Anſtrengung Hände und Bruſt unter den Decken, ſo auch die Füße gegen einander, bis reichlicher Schweiß ausbricht. So ſchwitzt man ſtundenlang fort, bis zur Unbehaglichkeit, gegen welche Oeffnen der Fenſter und kaltes Trinken nichts mehr helfen. Auf kranke ſchmerzende Stellen legt man bei'm Schwitzen in friſches Waſſer getauchte ausgewundene Tücher. Hierauf begibt man ſich in's Kellerbad, man ſteigt in die großen hölzernen Wannen, in welche von den Bergen ſtets ein Strahl friſchen Waſſers zu- und abläuft, das ſich in den heißeſten Wochen nur bis + 6 R.° erwärmt. Das Baden dauert 1 bis 3 Minuten, je nach Behagen. Prießnitz ſagt: „Betreibt Baden und Schwitzen, Douchen und Trinken ſo lange es euch, nach den erſten Gewöhnungen, ein wohlthätiges Gefühl gewährt, und nicht einen Augenblick länger.“ Gleich nach dem Bade legt man gut ausgewundene ganz kalte Umſchläge auf die leidenden Stellen und erneut dieſe Ueberſchläge, welche ganz dicht anliegen müſſen, mehrmals am Tage. Nun begibt man ſich auf die Promenade und trinkt ſechs Gläſer kaltes Quellwaſſer. Von der Promenade ſteigt man zu den Bergdouchen. Dieſe liegen im dichteſten Fichtenwalde am ſteilen Abhange des Hirſchbadkammes. Das Waſſer hat nur + 3 bis 6° R. Die zahlreichen Felſenquellen ſtrömen 7- bis 8hundert Fuß am Hirſchbadkamme herunter, werden in Rinnen aufgefangen und ſtürzen mit freiem Falle noch 8 bis 17 Fuß auf einen hölzernen Boden. 2 bis 6 Minuten iſt die Douchezeit. Der 17 Füßer wirkt ſo heftig, daß man glaubt durchlöchert zu werden. Beim Ankleiden trinkt man 3 Gläſer Waſſer. — Gegen Abend wird wieder geſchwitzt; um 6 Uhr badet man ab, promenirt, trinkt Waſſer und begibt ſich alsdann früh zu Bette.

Könnt ihr euch eine reizendere Saiſon denken? —

⁂ Auch eine Waſſerliteratur beſitzt Deutſchland bereits; wir meinen hier nicht die Novelliſtik, ſondern eine Literatur der Waſſerheilkunde, die von Tag zu Tag in mehren Canälen ſich ergießt. Am beſten ſind alle Reſultate der Hydropathie in dem bei Brockhaus erſchienenen Reſümé zuſammengefaßt. Vor Kurzem erſchien auch ein mediziniſches Volksbuch: „die neueſten Erfahrungen aus dem Gebiete der Waſſerheilkunde,“ geſammelt und geordnet von J. Joh. Weiß (Breslau, Leuckart 1837). Da iſt nun das Pindar'ſche το ὕδωρ μὲν ἄριστον in allen Regiſtern von der Agonie an bis zu den Leichdornen herab durchgeſpielt. Immerhin iſt's ſchon gut, wenn das Volk mit ſeinem guten, ſtarken, treuen Glauben wieder auf's Allereinfachſte zurückgeführt wird; trifft alſo, wie's nicht anders ſein kann, auch nicht jede Waſſerkurprophezeihung zu, ſo iſt's ſchon ein Gewinn, wenn die Leute ihre Apotheke in der Natur zu ſuchen angewieſen werden.

Literariſches Allerlei.

⁂ Ueber den Aberglauben hat Dr. J. H. Hoffbauer in der Meyer'ſchen Hofbuchhandlung zu Lemgo ein populäres Schriftchen herausgegeben, welches für die Menge ebenſo empfohlen zu werden verdient als das früher erſchienene Volksbuch deſſelben Verfaſſers: Gott und das Wichtigſte aus der Natur. Den Mangel eines wiſſenſchaftlichen Schematismus erſetzt eine lebendige, eindringliche Darſtellung und das Intereſſe, welches die Schilderung der mit den Climaten in Wechſelwirkung ſtehenden religiöſen Anſichten und Meinungen der verſchiedenſten Völker erregt.

⁂ „In welchem Jahre iſt die Buchdruckerkunſt erfunden worden und wann iſt das Säkularfeſt der Erfindung zu feiern?“ — Hr. G. Wetter, welcher im v. J. die vortreffliche kritiſche Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt herausgegeben, hat dieſe Frage in einem bei J. Wirth in Mainz erſchienenen Schriftchen beantwortet, welches zum Gutenbergsfeſte erſchien und als Erinnerung daran betrachtet werden darf. In einer ſcharfen Polemik gegen Schaab, der 1436 als das Erfindungsjahr feſtgeſetzt wiſſen will, entwickelt Wetter ſeine hiſtoriſchen Beweisgründe, aus welchen hervorgeht, daß das Jahr 1430 als das der Erfindung der Buchdruckerkunſt anzunehmen iſt.

⁂ Ein Theolog, welcher „den Criminalrichter in der Poeſie und den Gerichtsdiener in der Literatur ſcheut,“ iſt eine intereſſante Erſcheinung. Ein ſolcher iſt Dr. Karl Haſe, welcher unlängſt ein theologiſches Votum über das „junge

Deutſchland" herausgegeben, worin eine lobenswerthe Mäßigung vorherrſcht und dem Chriſtenthum ſeine heitere Menſchlichkeit vindicirt wird.

⁂ Daß die Roſe der deutſchen Liebenden, die durch Blumen reden, noch nicht ausgeſtorben, zeigt ſich dadurch, daß unſre Buchhändler auf ſie noch immer ſpekuliren. Bei Ed. Eiſenach in Leipzig erſchien: „Die neueſte Blumenſprache oder neue ſinnige und vollſtändige Deutung der Blumen" ꝛc., von Guido Reinhold. Hier eine Probe daraus:

„Iriſtuberoſe. Orientaliſch: zum Bal paré, der morgen uns vereint, wirſt du nicht fehlen, daß — ein Kutſcher uns vereint."

O erſter Liebe ſüßes Hangen, Bangen:
Was kann der deutſche Michel mehr verlangen?

⁂ Von der eleganten „*Library of the newest english novels, tales and poems*" (in Julius Wunder's Verlagsmagazin in Leipzig) ſind die drei Hefte des zweiten Bandes erſchienen.

⁂ Das deutſche Univerſal-Converſationslexikon (Leipzig, Belgiſche Buchhandlung), auf deſſen Vorzüge wir in Nro. 278 des Phönix vom v. J. ausführlicher aufmerkſam gemacht, iſt nun mit ſeiner zehnten Lieferung (30ter Bogen) bis Cam vorgerückt. Gerne empfehlen wir dies reichhaltige ſorgfältig redigirte Werk wiederholt unſern Leſern.

⁂ Herr von Pfeilſchifter hat „Mittheilungen aus Spanien" herauszugeben begonnen, intereſſante Fragmente aus ſpaniſchen Zeitſchriften aller Farben über Land und Volk, Wiſſenſchaft und Kunſt, die jetzige politiſche Umwälzung und den Krieg. Das erſte Heft enthält Berichte über die Belagerung und Entſetzung von Bilbao, über das Gefecht bei Brunol, den Stand der Streitmacht beider Partheien, den Charakter der Kriegführung, die Regierung des Don Carlos, den Zuſtand der Provinzen, den Juſtizbeamten von Senabria und die neue Verfaſſung, ferner eine biographiſche Skizze Pizarros, und Nekrologe Iribarrens und D. Joaq. Lor. Villanuevas, literäriſche Artikel über Evaristo San Miguels Aristocracia und das Drama los amantes de Seruel von Hartzembuch, über die ſpaniſchen Zeitſchriften ꝛc., endlich Proben der neueſten ſpaniſchen Poeſie. — Mannigfaltigkeit genug, um das durch den jetzigen Kampf in Spanien geſpannte Intereſſe der deutſchen Leſer auf dies Unternehmen zu lenken.

⁂ Die neun Lieferungen der vierten Serie des „Theatre français moderne," welches J. Louis in Deſſau herausgibt, bringen die beſſern neueſten Erſcheinungen, welche auf der franzöſiſchen Bühne Succeß erlangten, Caſimir Delavignes „Don Juan d'Autriche" die „Berline de l'émigré," Scribe's „Chut!" und „Camaraderie," den „Gamin de Paris," den „Kean" von Alex. Dumas, die „Madame Favart" von Xavier und Maſſon, auch eine Abhandlung über das franzöſiſche Drama vom Herausgeber.

⁂ Bei dem — hauptſächlich in Süddeutſchland angeregten Intereſſe für eine Reform des geſammten deutſchen Münzweſens glauben wir einer kürzlich erſchienenen Schrift: „Kurzer Abriß der deutſchen Münzgeſchichte, nebſt einem Vorſchlag zur leichten Einführung eines allgemeinen deutſchen Dezimalmünzfußes" (Nördlingen, Beck) erwähnen zu müſſen; in letzterem Vorſchlag wird als Grund oder Hauptrechnungsmünze der ſogenannte deutſche Currentthaler angenommen, wovon $9^{7}/_{10}$ Stücke jetzige 10 Conventionsthaler ausmachen, in deſſen Dezimalmünzen alle nach der feinen kölniſchen Mark und auf den Grund des Conventionsfußes ausgeprägten Geldſorten im 20 fl. und 24 fl. und ſächſiſchen Münzſyſtem ohne Bruch im runden Gelde aufgehen.

Feuilleton.

⁂ Döllinger's akademiſche Jeremiade. — Die öffentliche Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu München am 25. Auguſt zur Feier des Geburts- und Namensfeſtes des Königs von Baiern — wurde von Herrn Dr. Döllinger mit einer Rede eröffnet, die, — mit Bezug auf Guizot's Klagen ſich ebenwohl in ſehr — bittere Klagen ergoß. Er meinte Hr. Döllinger, „daß — alles und jedes Wiſſen verknüpfende Band ſei gelöſet und die einzelnen Zweige der Wiſſenſchaften ſeien zerriſſen! ... Aber ſchlimmer noch als die Spaltung der individuellen Geſinnungen, als das zerreißende Hinzerren der Gemüther nach jenem, was keinen Beſtand hätte noch haben könnte, ſei die allgemeine Verbreitung eines eigenthümlichen antihiſtoriſchen Sinnes ... welcher auch unſerer Literatur ihren Charakter einhau[illegible]. So hätten wir jetzt ſtatt großer umfaſſender Werke — [illegible] Aufzüge ohne feſten Ausgang und klares Ziel ... Die Schulen der Gelehrſamkeit — ſeien dem kleinlichen Sektengeiſte und ſelbſt der Keckheit individueller Beſchränktheiten gewichen ... Nicht ſo gar ſelten müſſe ein witziger Einfall die Stelle gründlich erforſchter Wahrheit vertreten ... Das freilich ſei der größte Fehler des wiſſenſchaftlichen Treibens unſerer Zeit, daß es zuviel vom Treibhauſe, zu wenig von geſetzmäßiger Entwicklung eines kräftig in Gottes freier Natur auf organiſche Weiſe emporſtrebenden Stammes in und an ſich habe." — Gutes und Erfreuliches aus unſerer Zeit wußte Hr. Döllinger blutwenig, — ein Heilmittel aber eben ſo wenig als die Urſache der allgemeinen Krankheit anzugeben. Die ganze Rede war für alles Andere, nur gerade nicht für eine Feſtrede zu halten.

⁂ Die Arbeiten der Akademie der Inſchriften zu Paris. — Aus dem Bericht, den Herr Sylveſtre de Sacy über die Arbeiten der verſchiedenen Commiſſionen der Académie des Inscriptions et belles lettres im erſten Semeſter d. J. erſtattet, erſehen wir, daß der „Recueil des historiens de France" bis zum XX. Bande fortgeſchritten, welcher mit dem Abſchnitt des Werkes von Guillaume de Picu-Laurent über den Krieg der Albigenſer ſchließen wird, der die Jahre 1227—1272 befaßt. Vom „Recueil des historiens des Croisades" iſt ſowohl der erſte Band der abendländiſchen, als der erſte der morgenländiſchen Schriftſteller unter der Preſſe. Von den „Notices et extraits des manuscrits iſt der Bd. XIII. in Arbeit, ſowie der Bd. XIX. der „Histoire littéraire de la France," welcher 117 Notizen von Schriftſtellern enthält, die von 1256—1285 geſtorben. Unter dieſen befinden ſich 39 Troubadours, denen ſich dann die Trouvères und ſonſtigen Romantiker jener Zeit anſchließen. Dieſer Band (über 900 S. ſtark) ſoll gegen Mitte 1838 die Preſſe verlaſſen.

⁂ Statiſtik der Lyoner Seidenfabriken. — Dem Berichte des Präfekten des Rhone-Departements zufolge betrug die Zahl der Webſtühle, welche für Lyon gearbeitet, —

vor der Revolution von 1789 nie über 16 —	17,000,
unter dem Kaiſer	12,000,
unter der Reſtauration	27,000,
aber im Jahre 1835 mehr als . . .	40,000.

In den fünf Jahren von 1828—1832 wurde jährlich im Durchſchnitt für 115,000,000 Franken Seidenzeug fabrizirt, wovon für 88,000,000 ausgeführt, für 27 Mill. im Lande verbraucht wurden. — Im J. 1835 betrug aber die Produktion 140, die Ausfuhr 90—95 Million.

⁂ Schleiermacher's Büſte, die das, demſelben auf dem neuen Kirchhofe bei Berlin gewidmete Denkmal ſchmückt, ſoll ein wahres Meiſterwerk ſein; kein Porträt gebe ſo voll, kühn und fein, ſo ideal und doch in allen Details getroffen, die Züge des berühmten Redners wieder, als dieſe von Rauch gefertigte Büſte.

⁂ H. Stieglitz und H. Marggraff beabſichtigen in München zuſammen eine neue Zeitſchrift herauszugeben.

⁂ Das Darmſtädter Hoftheater hat jetzt wieder einen Intendanten (den Grafen Lehrbach) und eine erſte Sängerin (Mad. Reichel).

⁂ Apparate zur Hebung verſunkener Schiffe. — Man macht jetzt in England Verſuche, verſunkene Schiffe durch pneumatiſche Apparate wieder empor zu heben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 236. 1837.

Phönix.

Freitag, 6. October.

Philipp Veit.

Der Saal mit Veit's Fresken im Städel'ſchen Inſtitute iſt ſeit einigen Wochen dem Publikum geöffnet, und wird von demſelben fortwährend auf's fleißigſte beſucht. Zu wiederholten Malen haben wir im Phönix uns über dies Werk des großen Meiſters ausführlich ausgeſprochen, und zwar zuerſt über die Idee und Anlage des Ganzen, ſo wie die über die al Fresco-Ausführung der Italia und Germania in **Nro.** 254, vom Jahre 1835, dann, als der Carton der großen mittleren Compoſition: „Die Einführung des Chriſtenthums in Deutſchland durch Biſchof Bonifacius" vollendet war, in **Nro.** 116 des vorigen Jahrganges; unſer Urtheil concentrirte ſich in der Anerkennung einer dreifachen Bedeutung und Bedeutſamkeit jener Compoſition, vom künſtleriſchen, vom hiſtoriſchen und vom religiöſen Standpunkte aus; wir erklärten den neuen Carton für eines der vollendetſten Werke des Meiſters. Die detaillirte Beſchreibung der Compoſition, welche wir damals mittheilten, geſtattet uns jetzt, da die Ausführung al Fresco vollendet iſt, nur noch die Bemerkung, daß, wie alles Leben der allegoriſchen Geſtaltendichtung ſich in der Figur der Religion und jener des Heidenbekehrers zuſammendrängt und von beiden gleichſam auszugehen, allen übrigen Handelnden ſich mitzutheilen ſcheint, ſo auch der Zauber der Farben ſich in jenen beiden Geſtalten und dem Engel mit dem Buche des Lebens concentrirt; im vollen Lichte und in voller Wärme treten dieſe drei bedeutſamſten Geſtalten vor den übrigen Gruppen hervor, ziehen zuerſt die Aufmerkſamkeit auf ſich und leiten ſie, läuternd, zu der Idee hinan, welche ſich in dem ganzen Bilde incorporirte.

Ein neues Ölgemälde Veit's: „Die beiden Marien am Grabe des Heilands," welches im Locale des Kunſtvereins aufgeſtellt iſt, zählen wir zu dem beſten des Künſtlers, nicht bloß was die Compoſition, ſondern auch was die techniſche Ausführung betrifft. An dieſem Bilde kann mancher gefeierte Künſtler lernen, wie Ergreifendes ſich mit geringem Aufwande äußerer Effektmittel erreichen läßt, wenn man das Innerſte des Menſchengemüthes zu erfaſſen und — darzuſtellen verſteht, — wie himmelweit Schmerz von Weinerlichkeit verſchieden iſt, Ausdruck von Sentimentalität. Die beiden Marien ſitzen trauernd vor dem Felſengrabe; keine Landſchaft, kein Beiwerk ringsum, wodurch die Aufmerkſamkeit von den beiden Frauen abgelenkt werden könnte oder die Bedeutung der Situation veranſchaulicht zu werden brauchte. Die beiden Geſtalten ſprechen deutlich genug. Milde Jungfräulichkeit iſt der Charakter Beider, und doch kennt ihr gleich die Mutter heraus, der Schmerz hält ſie noch immer niedergebeugt, während die Trauer der Jungfrau ſchon aufſtrebt, ſchon gehoben iſt vom Unſterblichkeitsbewußtſein der ächten Liebe. Das iſt Adel des Schmerzes, wie die Kunſt in jeder Leidenſchaft das Reinmenſchliche als Allerheiligſtes hervorheben und adeln ſoll. Der keuſchen einfachen Lieblichkeit der Zeichnung vermählt ſich harmoniſch der weiche, warme, wahrhaft poetiſche Duft und Dämmer des Colorits. Wie wir hören, beabſichtigt Profeſſor Felſing in Darmſtadt einen Stich nach dieſem Bilde zu fertigen.

Wir können bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, unſeren Leſern eine kurze Lebensſkizze des Meiſters mitzutheilen, auf welchen Frankfurt, wo er lebt und wirkt, ſtolz zu ſein, Grund hat.

Philipp Veit iſt zu Berlin im Februar 1793 geboren. Im Jahre 1802 kam er mit ſeiner Mutter und mit Friedrich Schlegel nach Paris, wo er in der école polymathique bei Herrn Bätet bis 1804 Unterricht genoß. Später beſuchte er in Cöln die lateiniſche Schule, erhielt Unterricht im Griechiſchen und hörte bei Friedrich Schlegel Vorleſungen über Logik. In Berlin, wohin ſich ſeine Mutter mit ihm zurückbegeben, fand er im grauen Kloſter Gymnaſialunterricht, bildete ſich in Sprachen aus und fing zu zeichnen an. Immer entſchiedener trat jetzt, nach dem Beiſpiele ſeines älteren Bruders Johannes, ſeine Neigung zur Malerei hervor; und da ſich ebenmäßig damit auch ſein Beruf immer auffallender entwickelte, ſo fand ſein Wunſch Erfüllung und er kam zu Profeſſor Matthäi nach Dresden, unter deſſen Anleitung er ſich im Zeichnen vervollkommnete. 1816 verließ er Dresden und begab ſich nach Wien, um die dortige Akademie der Künſte zu beſuchen. In Wien fing er an, in Öl zu malen. Die koſtbaren Kunſtſchätze der kaiſerlichen Sammlung im Belvedere wurden ſeiner Begeiſterung und ſeiner Geſchmacksbildung beſſere Lehrer, als die an der Akademie angeſtellten, welche die Selbſtſtändigkeit des Genius unter's eiſerne Conſcriptionsmaß eines zünftigen Schlendrians zu ſtellen bemüht waren. Der junge Veit und mehrere gleichbegabte, gleichgeſinnte und befreundete Geiſter, worunter Ferdinand Olivier, der treffliche Landſchafter (jetzt Sekretär der königl. Akademie der Künſte in München), waren entſchloſſen, dieſes Joch nicht zu dulden und bildeten eine gewappnete Oppoſition gegen den Eunuchismus der Akademie.

Die Kampfbegeiſterung des Jahres 1813 riß auch den thatkräftigen jungen Maler mit ſich fort; er folgte dem allgemeinen Aufgebot als Freiwilliger in der preußiſchen Armee. 1814 malte er in Berlin das Porträt der liebenswürdigen Prinzeſſin Wilhelm. Im Januar 1815 kam er nach Wien zu Friedrich Schlegel zurück, und malte dort das Porträt der Gräfin Zichy, ſo wie ein Altarblatt: „Maria mit Jeſus und Johannes“ für die Kirche zu Heiligenſtadt bei Wien. — Im Auguſt deſſelben Jahres trat er die Reiſe nach dem gelobten Lande Italia an; ſein Bruder Johannes war ihm ſchon 1811 nach Rom vorangegangen. In Rom findet ſich nun, vom heiligen Geiſt der Kunſt zuſammengeführt, eine Anzahl junger Männer, welche in freundſchaftlichem Wettkampf nach dem Höchſten ringend, gemeinſam in das Studium der göttlichen alten Meiſter ſich vertiefen, und eine neue urkräftige Kunſt aus dieſem Schachte emporzaubern, jeder einzelne den andern aneifernd, belehrend, tadelnd, jeder gerne vom andern lernend und annehmend, und doch jeder ſeine Eigenthümlichkeit bewahrend. Der milde jungfräuliche Overbeck, der gewaltige Cornelius, der ſinnige ernſte Wilhelm Schadow, die derbe Tyrolernatur Koch's, der fein gebildete Julius Schnorr, — dieſe ſind's, in deren Geſellſchaft Veit mit einem Male tritt.

Mit Overbeck, Cornelius und Wilhelm Schadow vereint, malte Veit in Rom die erſten Freskobilder, zu denen der preußiſche Conſul Bartholdy in ſeinem Zimmer Gelegenheit, ſowie die nothwendigen Mittel gab. Das Thema war die Geſchichte Joſeph's in Ägypten, Overbeck malte deſſen Verkauf in die Sclaverei, W. Schadow die Traumdeutung im Gefängniß, Cornelius die Traumdeutung vor dem Pharao, Veit Joſeph und Suleicha. In der einen Lunette des Saales malte Overbeck die Allegorie der ſieben Jahre der Hungersnoth (eine trauernde Mutter mit ſieben dem Hunger erliegenden Knaben), Veit in der andern Lunette die ſieben Jahre der Fruchtbarkeit (eine liebliche Mutter mit ſieben blühenden Kindern), den Carton dieſes Lunettenbildes beſitzt jetzt das Städel'ſche Inſtitut, Herr Müller in Frankfurt a. M. hat ihn für das große artiſtiſche Werk des Grafen Raczinsky in Kupfer geſtochen, der Müller'ſche Stich übertrifft einen in Rom ſelbſt nach der Freske gefertigten (in der ape italiana) bei weitem. — Nach Vollendung der Fresken bei Bartholdy malte Veit in einer Galerie des Vaticans, in einer Lunette, eine allegoriſche Compoſition (worin die Hauptfigur die chriſtliche Religion) zum Andenken einer Reſtauration, welche Papſt Pius VII. im Coliſeum ausführen ließ, um deſſen Einſturz zu verhüten.

Dieſem Werke folgten die in der neueren Kunſtgeſchichte als Beginn einer Epoche bekannten Fresken in der Villa Juſtiniani, welche ihr Eigenthümer, der Marcheſe Maſſimo, durch deutſche Maler ſchmücken zu laſſen unternommen hatte. Overbeck malte einen Saal mit Fresken aus Taſſo's Gerusalemme liberata, Julius Schnorr einen andern mit Scenen aus Arioſt's Orlando furioso, Veit malte das Paradies aus Dante's divina comedia an der Decke eines dritten Saales, deſſen Wände Koch mit Scenen aus Hölle und Purgatorio ſchmückte (einen Contur von einer Seite des Deckenbildes theilt das Kunſtblatt zum Morgenblatt).

Dies gemeinſame Wirken ſetzten die Freunde in der Pfarrkirche S. Andrea delle Frate fort. Veit malte darin als Stationsbild das Niederfallen Chriſti unter dem Kreuze; die Freunde und mehrere junge deutſche Künſtler führten die übrigen Stationsbilder aus. Außerdem malte Veit in Rom in Öl noch die chriſtliche Religion, in derſelben Größe wie jene im Vatican, für die Herzogin von Sagan, und den Kopf dieſer Figur für den König von Preußen, — verſchiedene Bildniſſe in Öl, theils ganze lebensgroße Figuren, theils Bruſtbilder, ferner Judith (im Beſitze des Herrn Quandt in Dresden), Chriſtus auf dem Ölberge (im Beſitze des Barons Ampach zu Naumburg), den anklopfenden Chriſtus (geſtochen von Rißt), für die Kirche der Damen du sacré coeur zu Trinita de monti in Rom ein Altarblatt: Madonna von der unbefleckten Empfängniß, umgeben von Engeln (davon ein Umriß im giornale delle belle arti in Rom).

Im September 1830 verließ Veit Rom und reiſ'te nach Frankfurt a. M., wo er jetzt als Direktor der Kunſtſchule am Städel'ſchen Inſtitute wirkt. Hier vollendete er ſein Ölgemälde: die Darſtellung im Tempel (im Beſitze der Frau Rieß in Frankfurt a. M., ein Stich darnach im Raczinsky'ſchen Werke, vergleiche Nro. 131 des Phönix von 1835) und malte ein Altarblatt für die neue Kirche in Bensheim an der Bergſtraße, der heilige Georg.

Zunächſt beſchäftigten ihn die Compoſitionen zur Ausſchmückung der neuen Säle des Städelſchen Inſtituts, deren Ausführung in Waſſerfarben verſchiedenen andern Künſtlern überlaſſen wurde, im Antikenſaal im Geſchmack hetruriſcher Vaſengemälde: Prometheus, Dädalus, Pallas und Penelope und der Schild des Achilles; an der Decke des Saals der Altdeutſchen und Italiäner mehrere Köpfe alter deutſcher und italiäniſcher Künſtler, und über den beiden Eingangsthüren des Saales der Altdeutſchen zwei Compoſitionen: „Die Ermunterung der alten Kunſt durch den Genius der erneuernden,“ und „den Bund der Architektur mit Sculptur und Malerei.“

An Ölgemälden ſchuf Veit in Frankfurt „Maria mit dem Jeſuskinde und Johannes“ für den Kunſtverein und „Maria mit dem ſchlafenden Kinde in Betrachtung deſſelben (im Beſitze des Herrn Alexander Bernus, vergl. Nro. 131 des Phönix von 1835), ferner die „Ausſetzung Moſis“ (vergl. 254 des Phönix 1835). Eine herrliche Zeichnung „der Schild des Achilles“ (vergl. Phönix 1835 Nro. 50) iſt unter Glas und Rahmen in einem Saale des Städel'ſchen Inſtituts aufgeſtellt.

Die neueſten Werke Veit's ſind die in dieſen Blättern mehrfach und ausführlich erwähnten Fresken im Städel'ſchen Inſtitut, welche im vorigen Jahre vollendet wurden (von Italia und Germania finden ſich 2 Holzſchnitte im Raczinsko'ſchen Werke, von der mittlern Compoſition: Bonifazius, wird mit Nächſtem eine Steinzeichnung von N. Hof erwartet) — und das zu Anfange dieſes Artikels genannte Ölgemälde: die beiden Marien.

Briefe aus Würtemberg.

(Fortſetzung).

Die neuere Zeit, die ſo viele Publiziſten gemacht, weil die Ereigniſſe einen dazu heranbildeten, die aber vornehmlich in Schwaben die Geiſter weckte und ſpannte, mußte in dieſem Lande, als eine natürliche Conſequenz, auch ein höheres Bedürfniß zur Befriedigung des öffentlichen Geiſtes gebären, die ennuyante und meiſtens ſehr geiſt- und ſchmackloſe Referats-Monotonie des Merkurs konnte dem innern Drange und den Wünſchen des Volkes nicht mehr allein genügen. Schon früher waren kleinere periodiſche Blätter, welche nach dem ſie alle wegen der Priorität ſeines Daſeins überflügelnden Merkur zur Reſumirung der politiſchen Begebenheiten gegründet worden, dazu benutzt werden, um die innern ſpeziellen Angelegenheiten des Landes, im Intereſſe der verſchiedenen Wünſche, Anſichten und Syſteme, denen die Partheien ſich hingegeben und gehuldigt — zu beſprechen und zu erörtern. Unter dieſen Zeitſchriften aber, — als Organ der vorherrſchenden Stimmung und politiſchen Glaubensconfeſſion des Landes — machte ſich hauptſächlich der „Hochwächter“ geltend, ein mit Intelligenz, jedoch, gegenüber der Verwaltung und allen Branchen und Stufen ihrer Thätigkeit, mit rückſichtsloſem und nicht ſelten cyniſchem Radikalismus geſchriebenes Blatt. Ein genialer Kaufherr, der aus dem Laden ſich jetzt in den Buchhandel begeben, Herr Lieſching, ſtand damals an der Spitze des neuen bürgerlichen Liberalismus, gegen Beamtenwillkühr und das Magnatenthum der Büreaukratie und das Schreckbeweſen einen Robespierre'ſchen Terrorismus übend. Das war eine Zeit des Weheklagens und Zähneklapperns für einen großen Theil des Beamtenſtandes, der auf dem ſchwankenden Brette der Neuzeit aus der guten alten Zeit noch mühſam ſich herübergerettet. Die würtembergiſche Regierung ſtellte den Tendenzen jenes Hochwächters nicht nur keine Hinderniſſe entgegen, ſondern, ſo fern ſie Gutes wirkten und der Verwaltung das Werk der Reorganiſation und Reformation erleichterten, wurden ſie als willkommne begrüßt. Der öffentliche Geiſt der Schwaben aber, an und für ſich ſchon lebendig, ward hierdurch immer mehr und mehr angeregt, der angeborne Drang, ſich nach Allem zu erkundigen, um Alles zu erfahren, was im Staatsleben, was im Hofe und in allen Sphären, hoch und nieder, der Verwaltung vorgehe, ward nachgerade ein unbändiger, ſo daß der Hochwächter nicht mehr einzig genügte, um alle Anfragen, Kritiken des würtemberger Volkes in ſich zu faſſen. In jeder bedeutenderen Oberamtsſtadt entſtanden deßhalb ſogenannte Wochen- und Intelligenzblätter, worin geklatſcht, raiſonnirt und kritiſirt wurde nach Herzensdrang und nach Belieben. In Stuttgart aber erwuchſen faſt gleichzeitig eine „Neckarzeitung“ und eine „Stadtpoſt,“ jene anfängſich mit einer ziemlich gemäßigten Tendenz, bis die ökonomiſche Verzweiflung ſie in die Arme des potenzirten Liberalismus lieferte, in denen ſie auch nach weniger Zeit ſchon zu Grunde ging. Die Stadtpoſt des Herrn Frankh indeſſen, deren ſich alsbald der würtembergiſche Republikanismus bemächtigte, griff Gott, die Hölle und die Regierung an, bis endlich die Vortheile eines andern Verlegers ihn den Republikanern entrißen, um ihn der, ſeiner Stirne eingeprägten ſpeziellen Miſſion eines ſtädtiſchen Klatſchblattes zuzuführen. Das Blatt nahm ſodann in der Gemeinheit der Krähwinkelei ein Ende, um als „würtembergiſcher Landbote“ einen tragiſchen Schwanengeſang anzuheben.

Nachdem Frankreich ſich einen Juliuskönig geſetzt, wurde der Hochwächter immer kecker und unumwundener, und wollte ſich in gar keine Anſtandsgarderobe mehr fügen. Man ſtellte ihn darüber zu Rede und da er nicht genugſältig ſich auszureden vermochte —

ſo gab man ihm ein Interdikt und ſein Wächterruf verſtummte. Bei ſeiner Aſche weinten viele ſchöne Seelen, Männer und Frauen, Jünglinge und Greiſe. Solche Thränen aber befruchteten die Aſche des Erſchlagenen und aus ihr ſtieg der „Beobachter“ hervor. Dieſes Blatt iſt jetzt das bedeutendſte Blatt in Würtemberg, es iſt die eigentliche Handhabe des würtembergiſchen Liberalismus und der ſchwäbiſchen Publiziſtik. Ein ähnliches Blatt exiſtirt im geſammten Deutſchland nicht. Der Fremde, der es zum erſtenmale in die Hand nimmt, geräth in die Verſuchung zu glauben, der König von Würtemberg habe ſeinem Volke unbeſchränkte Preßfreiheit gegeben. Denn unter den Fittigen einer durchaus liberalen Cenſur werden da die härteſten Dinge wider Perſonen, Zuſtände und Verhältniſſe des Inlandes geſchrieben. Die Flügel werden ihm faſt nur bei ſolchen Debatten beſchnitten, welche auf die Verhältniſſe des Auslandes ſich beziehen. Denn auch dieſes wurde früher hart mißhandelt, weil man ſeine Adminiſtrationen für die veranlaſſende Urſache anſahe, daß die einheimiſche, eigene zu keinen Reformſchritten, im Sinne der Hochwächterparthei, ſich entſchließen konnte. Seit der eingetretenen ſtrengeren Cenſur gegen Beſprechung der Verhältniſſe des Auslandes, tritt der „Beobachter“ in dieſen Dingen natürlich von ſelbſt leiſer auf, dafür forcirt er aber die Naivität eines ſchwäbiſchen Bauernmädchens, um ſeine Satyre nach allen Seiten, Verhältniſſen und Perſonen hin ſpielen zu laſſen. Sein maliciöſer Witz, ſo leiſe er auch aufgetragen und ſo gelinde er nüancirt werden mag — wird von dem leſenden Volke nicht mißverſtanden; ſelbſt die gelehrten Witze, die mit den alten Kloſter- und Mönchswitzen ſo Manches gemeinſam haben, verſtehet jetzt das Volk. Die letzten Jahre, in denen die Völker gar bedeutende Fortſchritte in der Bildung gemacht, ſind ſo anzüglich und witzig geweſen, daß man jetzt die dahin einſchlägige Cultur in den Städten und in den Salons minder denn auf dem Lande und in den Schenken findet. (F. f.)

Jahresverſammlung der phrenologiſchen Geſellſchaft zu Paris.

Am 10. September hielt die phrenologiſche Geſellſchaft von Paris ihre Jahresverſammlung in der Salle St. Jean, welche außerdem Concerten für Arme, Lotterien für junge Oekonomen, franzöſiſchen, italiäniſchen und deutſchen Improviſationen, den Rieſen-Concerten der philharmoniſchen Geſellſchaft und Exhibitionen für Bedürftige aller Art gewidmet iſt. Aerzte und Fremde hatten in großer Anzahl, auch einige Damen, aber das phrenologiſche Perſonal vollſtändig ſich eingefunden. In den Einladungsbriefen hatte es geheißen: „nous aurons Vito Mangiamele“ (den mathematiſchen Hirtenknaben aus Sizilien); ſtatt ſeiner aber fanden die Neugierigen nur einen Gypsabguß ſeines Schädels.

Herr Profeſſor Brouſſais eröffnete die Sitzung. Er wollte über die Phrenologie in Beziehung auf die ſozialen Verhältniſſe und die ſich ihr entgegenſtellenden Hinderniſſe ſich verbreiten; ſeine Rede war aber nur eine Anpreiſung dieſer Kunde, deren Subſtanz ſich etwa ſo reſümiren läßt: „ohne Phrenologie keine Moral, keine Geſellſchaft, keine Sicherheit und kein Glück! Mit ihr wird man an ſicheren Zeichen das Innerſte des Menſchen erkennen, die Heuchelei wird entlarvt, und es gibt fortan keine Betrogenen mehr.“

Er ſelbſt hatte aber vor 1830 ſich über Gall's Lehre folgendergeſtalt ausgeſprochen: „Es iſt betrübt, daß ſich ernſte Bedenklichkeiten gegen ein ſo bequemes Syſtem erheben. Vor Allem liegt die Schwierigkeit am Tage, unſere Neigungen und Vermögen abzugrenzen, oder ſie auf eine ſo kleine Zahl von Hauptpunkten zurückzuführen, daß ſie die ziemlich geringe Zahl von Organen, aus denen Gall den Schädel zuſammenſetzt, nicht überſchreiten . . . Es iſt unmöglich, die Organe materiell zu umſchreiben, welche für [illegible] Erſcheinungen angenommen werden, die nicht immer ein und demſelben Bündel von Nervenfibern entſprechen dürften, und in der That nicht immer den geiſtigen oder wirklichen Prädominanzen entſprechen.“ —

Nach Herrn Brouſſais trat der Sekretär der Geſellſchaft, Hr. Auguſte Luchet auf, und klagte, daß die Phrenologie jetzt allgemein verſpottet (bafouée) ſei, meinte aber, „ſie ſei ein gutes Kind; ſie lache über die Biſſe des Neides, verachte das Geſchrei der Thorheit und Unwiſſenheit, und tröſte ſich über dieſe Schmerzlaute mit dem Gedanken, daß das Evangelium ebenſo begonnen, und ſie dann wohl auch wie dieſes triumphiren werde.“

Die Arbeiten der Geſellſchaft während des abgelaufenen Jahres waren von geringem Belang. Sie beſchränkten ſich größtentheils nur darauf, Beſtätigungen für ſchon aufgeſtellte Sätze zu ſuchen. Nun hat zwar der wunderbare Rechner Vito Mangiamele den Rechnen-Hübel nicht; die Phrenologen halfen ſich aber hier, wie ſie ſchon bei Fieschi es gethan, dem der Mordhöcker fehlte, und bei Lacenaire, deſſen Schädel die ſchönſten Verhältniſſe zeigte: „Man iſt nicht zu [illegible] thematiker, wie man wohl glauben konnte; — um zu ſo [illegible] n, ſo complizirten Berechnungen zu gelangen, bedarf es [illegible] Zuſammenwirkung der Organe der Cauſalität und der Confiancation; beide Hübel ſind bei dem jungen Hirten ſehr hervorragend, — wie Sie hier ſehen können;“ — dabei zeigte Herr Brouſſais den Gypsabguß des Schädels unſeres Rechners. Aber diejenigen, die den Knaben ſelbſt geſehen, erinnern ſich ſehr wohl, daß gerade da, wo die Phrenologen eine Erhöhung ſehen wollen, ſich eine Vertiefung befindet.

Von der nun folgenden Rede des Dr. Foſſati „über das Malertalent“ ließ ſich wenig verſtehen, da er das Franzöſiſche allzuſtark italiäniſirte. Leicht zu behalten war jedoch die oft wiederkehrende Phraſe: „la phrénologie a *roussi,**) elle *roussit* beaucoup, elle *roussira* d'avantage.“ —

Den Schluß machte ein Vortrag über den Schädel des Hauptmanns Dumont-d'Urville. Da aber, als dieſe Rede begann, ſchon 5½ Uhr geſchlagen, und das Organ der Alimentivität, welches die Phrenologen hinter die Ohren verſetzen, ſich wahrſcheinlich in den Höhlen des Magens verſpüren ließ, ſo deſertirten die Zuhörer in Maſſe, und — unſer Pariſer Berichterſtatter — that desgleichen.

Wir ſtimmen ihm aber völlig bei, wenn er hinzufügt: „Die Phrenologie iſt noch nicht als Wiſſenſchaft vorhanden. Es iſt unſtreitig eine ſinnreiche Lehre, die aber bis jetzt nur aus einigen Wahrheiten, aus vielen Lügen und einer großen Zahl von Täuſchungen beſteht. Viele und unbeſtreitbare Thatſachen ſprechen für einige von ihr aufgeſtellte allgemeine Geſetze; wenn ſie aber in's Einzelne übergeht und unſer Gehirn in 35 Bröcklein Nervenſubſtanz zertheilt, die genau 35 Anlagen entſprechen ſollen u. ſ. w., — dann muß man ihre Prätenſionen zurückweiſen und — vorurtheilsfreier Forſchung das Weitere anheimſtellen.“

---

*) So ſprechen die Italiäner häufig réussi aus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 237. 1837.

Phönix.

Samſtag, 7. October.

Reiſe mit dem Dampfſchiff von Paris nach Rouen.

(Schluß).

Kaum ſind wir eine halbe Stunde von Chateau-Gaillard entfernt, ſo macht uns der Cook am Bord auf zwei faſt gleich hohe Bergkegel aufmerkſam, zwiſchen denen ſich ein weites Thal öffnet. Dieſe Zwillingsberge, welche man höchſt graziöſer Weiſe die „Höhe der beiden Liebenden“ (la côte des deux amants) benannt hat, beherrſchen eine der ſchönſten Landſchaften in der ganzen Normandie; zu ihren Füßen ſchlängelt ſich die Seine in tauſend Windungen, zahlreiche Inſeln bildend und fruchtbare Wieſen bewäſſernd; ein wenig weiter bemerkt man die Andelle, welche freudigen Laufs der Seine in die Arme eilt, und ganz in der Ferne gewahrt man die Thürme von Pont de l'Arche. Auf der Spitze des einen dieſer Berge, an deſſen Abhang heutzutage die beſcheidenen Hütten der Dorfbewohner von Amfonville hingelagert ſind, ſtand ehemals das alte Ritterſchloß eines mächtigen Vaſallen des Herzogs von der Normandie. Sein Name iſt mit den Ruinen ſeines Schloſſes im Strome der Zeiten verſchwunden, aber die Sage hat noch das Andenken von dem Schrecken aufbewahrt, welchen er ſeinen Nachbarn und Untergebenen einflößte. Dieſer gefürchtete Ritter war der Vater des ſchönſten Fräuleins, welches je die Sonne beſchienen, und es war weit und breit im Lande nur die Rede von ihren körperlichen Reizen und den trefflichen Eigenſchaften ihres Geiſtes. Die edelſten Ritter warben um ihre Hand und buhlten um ihre Liebe; aber der Vater verweigerte fortwährend bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande ſeine Einwilligung. Eines Tags jedoch, von den zahlloſen Freiern ſeiner Tochter beſtürmt, ſchien endlich der alte Haustyrann ſeine Abneigung gegen die Heirath aufgeben zu wollen; aber er verknüpfte mit dem Beſitze ſeiner Tochter eine ebenſo abſurde, als grauſame Bedingung: Der Ritter, welcher das Herz des Burgfräuleins gewonnen, ſolle erſt dann in alle Rechte des Gemahls treten, wenn er ſeine Eroberung auf dem Rücken den ſteilſten Felſenpfad hinan bis auf die Höhe trage, und zwar ohne eine Minute unterwegs innezuhalten. Ein Ritter, welcher ſich geliebt wußte, erbot ſich, die Probe zu beſtehen; das ſchwere Wagſtück gefiel ihm, er zweifelte keinen Augenblick, mit einer ſo ſüßen Laſt in den Armen den ſteilen und abſchüſſigen Felſenweg in einem Anlaufe zu erklettern. Er nimmt die Geliebte auf die Schulter und ſteigt mit ihr die Höhe hinan; die Schiedsrichter erwarten ihn oben; er fühlt ſeine Kräfte verdoppelt; alle Zuſchauer bewundern ſeinen Muth, alle Umſtehenden beneiden ſein Glück; er nähert ſich dem Ziele; er erreicht es . . . . . . Aber an der vorgeſchriebenen Stelle angelangt, wankt und ſchwankt er, bis er zu Boden ſinkt; ein Angſtgeſchrei läßt ſich vernehmen; der Bräutigam war todt und die Braut rafft den Leichnam von der Erde auf und ſtürzt ſich mit ihm vom Felſen herunter . . . . Die Sage berichtet, daß der Burgherr, über den Verluſt ſeiner einzigen Tochter untröſtlich, auf der Plattform des Felſens eine Kapelle erbauen und darin die beiden Liebenden beſtatten ließ. Aus dieſer Kapelle ward ſpäter ein großes Kloſter, wovon heutzutage noch das Haus des Abtes übrig iſt, welches man die „Priorey der beiden Liebenden“ nennt.

Unterhalb des Zuſammenfluſſes der Seine und Eure liegt das ſchon erwähnte Städtchen Pont de l'Arche, welches aus der Ferne ſich wie ein Anhängſel ſeiner langen Brücke ausnimmt; man behauptet, daß man die Meeresfluth bis hierher ſpüren könne. Bald begrüßen wir Elbeuf, die reiche Fabrikſtadt, deren Tuchmanufakturen ihres Gleichen ſuchen. Jedoch nun fängt es an, Nacht zu werden und es iſt uns nicht vergönnt, der Anſicht von Rouen zu genießen, wo wir geſtern Abend um 9 Uhr nach einer fünfzehnſtündigen Fahrt angelangt ſind und einige Tage zu verweilen gedenken. Was wir während unſeres hieſigen Aufenthaltes Merkwürdiges ſehen und beobachten, wollen wir in unſerm nächſten Bericht mittheilen. Bevor wir dieſen ſchließen, könnten wir wohl die Frage erörtern, ob die Diligencen oder die Dampfböte zu Reiſen tauglicher ſind? — eine Frage, welche noch keineswegs definitiv entſchieden iſt. Auf den Dampfſchiffen hat man allerdings keinen Staub zu ſchlucken, kein Umſpannen abzuwarten, keine Stöße auszuhalten und keine verpeſtete Luft einzuathmen; aber man langweilt ſich, — ein beklagenswerther Übelſtand; es herrſcht keine geſellige Laune-und Verträglichkeit; im Gegentheile, man ſieht meiſtens mürriſche, ſauertöpfiſche, verdroſſene Mienen. In den Diligencen dagegen ſpielt ein ununterbrochener komiſcher Roman; der Zufall und die Nothwendigkeit wirft fünf oder ſechs Perſonen in einen und denſelben rollenden Kaſten, wie iſt es da möglich, zu grollen und zu ſchmollen? Eine Reiſe mit der Diligence iſt eine Feuerprobe geſellſchaftlicher Tugenden. Man ſchwatzt, man lacht, man macht ſich luſtig über eine Naſenſpitze und wer kein ungezogener Miſanthrop iſt, ſchwatzt und lacht mit. Dann rückt die Stunde des Mittageſſens heran, und an der table d'hôte erſchöpft man ſich auf's Neue in Dummheiten, Calembourgs und Höflichkeiten. Endlich breitet die Nacht ihre ſchwarzen Fittige aus und führt nur eine deſto günſtigere Gelegenheit für beide Geſchlechter herbei, ſich gegenſeitige Aufmerkſamkeit durch leiſes Zuflüſtern, feſtes Aneinanderſchließen, und alle handgreiflichen Zeichen ſtummer Hochachtung zu beweiſen.

Auf dem Dampfſchiffe iſt man zwar auch, aber nicht an table d'hôte und in ganz verſchiedener Gemüthsſtimmung. Selbſt wenn man dem Reiſenden Rehbraten und Ortolane auf einem Dampfboote vorſetzte, ſo wäre derſelbe doch im Voraus überzeugt, daß der Reſtaurateur an Bord ihn eben ſo ſchinden und rupfen wird, wie er die Rehkeule geſchunden und die Ortolane gerupft hat. Er beſtellt alſo ſchlechtweg ein Beefſteak oder Cotelette; aber bei jedem Beefſteak und Cotelette, welches der Kellner bringt, hört man ewige Jeremiaden, ewiges Zurückſehnen nach den Fleiſchtöpfen Ägyptens, die man ſo unbeſonnen verlaſſen hat; ferner ewige Klagen über die langſame Bedienung, heftige Proteſtationen gegen die ſchlechte Aufwartung, allſeitiges Lärmen, Beſchwerdeführen und Fluchen über die Kleinheit oder geringe Beſchaffenheit der verabreichten Portionen. Es gibt wenig Paſſagiere, welche nicht wegen eines Beefſteaks mit dem Schiffskoch in offene Fehde gerathen. Der arme Koch, bei dem man 10 Cotelettes, 20 Omelettes und 15 Beefſteaks mit geröſteten Kartoffeln auf einmal beſtellt, läßt ſich ſeiner Seits regelmäßig in eine Diskuſſion mit den Reiſenden ein; jener bemerkt, daß er keine ſechs Arme und Beine habe; dieſer erwiedert die Bemerkung in demſelben ſchnippiſchen Tone; der Koch wird zornig und während dieſer Zeit verbrennen die Cotelettes und braten die Saucen in den Kaſſerollen ein. Daher kommt es auch wohl, daß man uns mit ſo ſchlechter Koſt auf der Stadt Rouen traktirt hat; der gewöhnliche Tiſchwein, den man für Beaune ausgab, war höchſt wahrſcheinlich um Süresne oder Argenteuil gewachſen; als wir beſſeren verlangten, erhielten wir zur Antwort, es gebe keinen andern. Man ſpeiſet nach der Karte und die Gerichte ſind ſo theuer, wie bei Very und den beſten Reſtaurans in Paris. Nach dem Eſſen ſteigt man auf's Verdeck und macht eine kleine Promenade; aber die Langeweile bleibt des Reiſenden treueſte Gefährtin. Auffallend iſt um dieſe Zeit das häufige Gähnen. Die gemeinſchaftliche Hauptunterhaltung iſt das Paſſiren einer Brücke, wenn der Keſſel ſein monotones Geräuſch auf einige Sekunden nachläßt und der Schlot umgelegt wird. Dieſe Operation geht ſelten ohne einen weiblichen Überraſchungsſchrei vorüber; es gibt ſogar nervöſe Damen, welche von Ohnmachten und Übelwerden ſprechen. Glücklicherweiſe dauert die Kriſis nicht lange; der Schornſtein ſteigt wieder in die Höhe und zieht nach wie vor ſeinen mächtigen Schweif von Dampf hinter ſich her. Darauf fährt jeder fort, das zu thun, was er ſeither gethan; man gähnt, man ſtrickt, man pfeift, trällert eine Opernarie vor ſich hin, betrachtet die Dampfmaſchinen, die vorüberfliegenden Schwalben und Krähen, ſieht durch den Tubus u. ſ. w. Nach dem Frühſtück und Mittageſſen, wenn die Verdauung glücklich bewerkſtelligt iſt, kommt es nicht ſelten vor, daß zwei Paſſagiere ſich einander anreden und ein Geſpräch über die Richtung der Wolken oder die romantiſche Poeſie anfangen. Dieſe Geſpräche ſind für reiſende Touriſten, welche das Publikum in alle Geheimniſſe einweihen, von unſchätzbarem Werthe und verdienen in Gold eingerahmt zu werden. Hier eine Probe davon: „Wenn ich nicht irre, mein Herr, habe ich ſchon voriges Jahr die Ehre gehabt, mit Ihnen die Reiſe auf dem Dampfſchiff von Chalons nach Lyon zu machen. Sie hatten damals dieſelbe Mütze, und dieſelben hirſchledernen Kamaſchen, woran ich Sie ſogleich wieder erkannt habe. Die Ufer der Saone ſind doch ſchöner, als die der Seine, nicht wahr? Jene bieten ein reicheres Naturpanorama; finden Sie nicht? Aber die Küche der Lyoner Dampfſchiffe iſt vorzüglicher, als die der Pariſer; was halten Sie davon?" — „Unſer Nachbar behauptet, daß der Schlot nicht dicht genug ſei und eine zu große Menge Dampf verliere." — „Stellen Sie ſich vor, ich und meine Frau haben geröſtete Nieren, eine Sole und ein Beefſteak gehabt." — „Ich ſehe, daß der Herr ſich viel mit Mechanik abgegeben hat. In früheren Jahren habe ich auch wohl den Vorleſungen Fourcroy's beigewohnt, bin ich auch mitunter in Geſellſchaft geweſen, wo Bouillon-Lagrange ſeine geiſtreichen Theorien entwickelte." — „Für ein Beefſteak, eine Sole und einen Schweizerkäſe, rathen Sie mal, wie viel man mir abgenommen hat?" — „Wenn der Dampfkeſſel ſpränge, das wäre eine fatale Geſchichte." — „Was für eine abſcheuliche Küche! wenn ich bedenke, daß . . ." — „Thut nichts zur Sache; ein Dampfſchiff bleibt doch eine ſchöne Erfindung!"

Die Skizze dieſes Geſprächs iſt nach der Natur gezeichnet. Da wir nun doch einmal angefangen haben, die Phyſiognomie eines franzöſiſchen Dampfſchiffes zu beſchreiben, wollen wir zum Beſchluß noch einiges über unſere Reiſegeſellſchaft hinzufügen. Die Majorität derſelben beſtand aus Pariſern, Magiſtratsperſonen, Künſtlern und Kaufleuten. Auf dem Vorderverdeck ſaßen einige leſende Damen und Engländer, auf dem zweiten Platz herrſchten die Kinder Israels und die deutſche Sprache vor; die franzöſiſche Nation vertraten einige Epiciers und ein Sergeantmajor mit gewichſtem Schnauzbart, der beſtändig Cigarretten rauchte. Am bemerklichſten auf dem ganzen Verdeck machte ſich eine Art Commis-Voyageur mit einem röthlichen Ziegenbart. Er trieb ſich überall umher, viſitirte alle Löcher und Ritzen und ſuchte Jedermann aufzuheitern durch ſchlechte Späſſe und Kunſtſtücke. So oft das Dampfboot anhielt, um einige Paſſagiere unterwegs abzuſetzen, drängte er ſich ohnfehlbar gegen die Baluſtrade vor und rief den Ausſteigenden Phraſen folgender Art nach: „Bien de bon soir, Mesdames! bien des choses à M. votre époux! . . . Heda, das Packet! Der Nachtſack iſt zurückgeblieben; Sie haben die Hutſchachtel vergeſſen! Vergeſſen Sie nicht, mich der Frau von . . . beſtens zu empfehlen." Da er nur für den zweiten Platz gezahlt hatte, ſo war es luſtig mit anzuſehen, welche Umwege, Märſche und Gegenmärſche er jedesmal machte, wenn er den Kapitän auf ſich zukommen ſah. Von ſeinem Koffer und Gepäck war nichts zu bemerken; ſein Sammetrock und ſein Pfeifenbeſteck war, glaube ich, ſeine ganze Bagage. Eine zweite hervorſtechende Perſonnage des Dampfſchiffs war ein in Jagdhabit gekleideter Herr, welcher bei Meulan eingeſtiegen und viel von ſeinem Beſuch im Lager bei Compiègne erzählte, indem er mit Grafen, Baronen, Majors, Generälen u. ſ. w. verſchwenderiſch um ſich warf und nebenher die Wörter: Jagdfrevel, Haſenſchrot, Treibjagen, Rebhühner, Schweiß und einige andere Waidmannsausdrücke beſtändig im Munde führte. Außerdem befanden ſich noch zwei myſteriöſe Weſen auf dem Verdeck, aus denen wir nicht recht klug werden konnten; ſie ſprachen wenig, rauchten ſtark Havanacigarren und trugen Noten in ihr Portefeuille ein. Wir glauben ihnen kein Unrecht zu thun, wenn wir ſie als hommes de lettres qualifiziren, wie man im altfranzöſiſchen Style ſagte; denn in unſern Tagen läuft man, zumal in den franzöſiſchen Provinzen, ſelten Gefahr, ſich dem Irrthum auszuſetzen, wenn man dieſen Titel der erſten beſten Perſon gibt, welche man auf der Straße antrifft, ſollte es ſelbſt eine Dame ſein.

Sturm, Schiffbruch und andere Abentheuer haben wir auf unſerer Fahrt nicht erlebt, wenn wir nicht etwa einen Brand und eine Hungersnoth dahin rechnen wollen. Den Brand veranlaßte der obenerwähnte Sergeantmajor, deſſen unausgelöſchtes Cigarrenſtümpchen einer Dame auf den Rock fiel; die Hungersnoth verurſachte der Reſtaurateur am Bord, weil er ein ungeduldig erwartetes Frühſtück eine Stunde zu ſpät ſervirte.

Von dem, was wir hier in Rouen geſehen, ein anderes Mal. — ß.

Briefe aus Würtemberg.

(Fortſetzung).

Ein halb hingeworfener Gedanke, der leiſeſte Entwurf irgend einer, die Landesverhältniſſe betreffenden Anzüglichkeit oder einer liberalen Ironie findet dort ein üppiges Treibhaus, wo er zur reifen Geburt herangezogen wird. Dieſe Gutmüthigkeit, die vom Volke ſo gut verſtanden wird, ſchadet mehr, als jeder offene, auch noch ſo kecke Angriff, ſei's auf die Regierung, auf Perſonen oder Zuſtände. In jener Zeit, wo die Cenſur in Würtemberg faſt gar nicht ausgeübt wurde, im Beginne dieſes Jahrzehnts, wo die ausländiſchen Verhältniſſe die Geburt der inländiſchen „Deutſchen allgemeinen Zeitung" geſtatteten, machte das würtembergiſche Volk eine Bildungsphaſe durch, welche auch die fatalſte Zukunft nicht mehr zu paralyſiren vermöchte. Vergebens ſtrebte damals die „Stuttgarter Zeitung" des Herrn v. Cotta gegen die Ideen an, welche die Organe des Liberalismus verbreiteten. Die Zeitung des radikalen Buchhändlers, Hrn. Erhard, die gedachte allgemeine, ging nicht aus Mangel an Abonnenten, ſondern bekanntlich an einem andern Übel unter, das in jener Zeit vielfältig anſteckend war. Die „Stuttgarter Zeitung" indeſſen ſtarb an Alters- und Geiſtesſchwäche, auch da ein Abſatz von einem Dutzend Exemplare auf die Dauer keine Zeitung erhalten kann, obgleich ein badiſches Zeitungsinſtitut von derſelben Tendenz, das eine corrupte außerdeutſche Politik geboren, derſelben precairen Exiſtenz ſich zu erfreuen hat.

Aus dieſen Prämiſſen geht hervor, daß der würtembergiſche Liberalismus, ungleich dem Liberalismus anderer ſüddeutſcher Staaten, einen unzweifelhaften Sieg aus der ſchwierigen Neuzeit in die nächſte Gegenwart ſich herübergerettet, wenn ſchon er einen Theil dieſes Sieges der loyalen Liberalität der Regierung ſelbſt zu danken hat. Die Weſenheit jenes Sieges aber, beſteht nicht in einer vorherrſchenden Stellung in der Kammer der Abgeordneten, ſondern vielmehr in der Allgemeinheit liberaler Anſichten und Tendenzen, die über dem ganzen

Lande ausgebreitet ſind, und die im ſtrikteſten Radikalismus wurzeln.

Nur in einem Lande indeſſen, wo neben ſolchem politiſchem Lebensdrange in den Gemüthern noch ein anderer edler Anker ſteht, wo die Ideen der Wiſſenſchaft, der Kunſt, des Friedens, in der Idee des Lebens ſelbſt ſich identifiziren, wo die Tiefe der Geiſter vor jedem Austreten des innen fließenden Stromes ſchützt, — da kann man dieſen politiſchen Geiſt ungeſtört walten laſſen, denn ſeine Raiſonnements ſind Conſequenzen, in denen er von Zeit zu Zeit die Rechte des Individuums und der Geſammtheit nach Außen exercirt.

Der König von Würtemberg kennt ſein Volk, es ſind die Schwaben, unter welchen die Hohenſtaufen groß geworden, dieſelben Schwaben, deren Väter einſt die erſten gewappnet ſtanden im Kampfe wider Deutſchlands Feinde und die Feinde der deutſchen Freiheit; aber auch die Nachkömmlinge jener Schwaben ſind's, die einſtmals im ſüßen Liede die Religion des Gemüthes weithin durch die Welt trugen, und welche ihr Blut verſpritzten am heiligen Grabe für ihren Glauben, für ihren Gott, den ſie niemals in ihren Thaten verläugnet haben. Das Leben des Schwaben bedingt ſein volles Gemüth und theilweiſe ſeine innere Freiheit, und nur das Bewußtſein der neuen Zeit, welche dieſem Volke mehr denn jedem andern ſich aufgedrängt, iſt es zuzuſchreiben, daß es immer eine Fauſt dazu macht, wenn der volle Strom ſeines Innern friedlich überquillt.

Zweiter Brief.

Worauf die würtembergiſche Publiziſtik baſirt, iſt in meinem erſten Briefe allgemein angedeutet. Ein Volk, das ſeine ſelbſtſtändigen Lebenstendenzen hat, und eine freiſinnige Verfaſſung, unter deren Schutze jene ruhig ſich entwickeln können, wird zuerſt darnach ſtreben, durch die unabhängigen Organe ſeiner Wünſche und Meinungen dem Ziele näher zu kommen, an welchem es die möglichſte Vervollkommnung ſeiner Intereſſen erſchauen kann.

Es wählt die Männer ſeines Vertrauens auf den Landtag, und was dieſe hier auszurichten vermögen, das iſt dann abgethan, ohne daß Einer unter ihnen, oder wer ſich ſonſt dazu berufen fühlt, ſeine Zuflucht zum außerſtändiſchen Worte nöthig hat. Die Verhältniſſe der neuern Zeit, in moraliſcher, politiſcher wie literariſcher Beziehung ſo verworren, waren auch nach ihrer rein politiſchen Natur ſo complizirt, daß die Kammern der Ständeverſammlung nicht ausreichten, in dieſelben Klarheit und Ordnung zu bringen. Die Partheien ſchlugen daher auch auf einem andern Terrain, auf einem rein publiziſtiſchen, ihren Kampfplatz auf, indem ſie durch die geſchriebene Rede, mit den Waffen der Dialektik nun gegeneinander zu Felde zogen, um ihren Anſichten den Sieg zu retten, oder Harmonie in die entgegenſtehenden Meinungen zu bringen. Das ſchon genannte Blatt, „der Beobachter," war bisher der Schildträger der liberalen Kämpfer, unter welchen einige Notabilitäten Eigenthumsrechte an ihn beſitzen, während Hr. Menzel auch ſchon ſein Literaturblatt für ſpezielle, politiſche Zwecke benutzte. Hr. Paul Pfizer aber trat ſchon mehrmals, neben ſeinem Antheile an den Deklamationen des Beobachters, zugleich in beſondern Broſchüren für die Anſichten der Kammeroppoſition in intricaten Streitfragen des öffentlichen Rechtes und der Verfaſſung hervor. Seit ſeiner Schrift über das Recht der Steuerverweigerung auf Seiten der Kammern, iſt indeſſen nichts Namhaftes mehr in dieſem Gebiete von ihm zu Tage gekommen, und er ſchien in letzter Zeit ſeinen conſtitutionellen Eifer darauf zu beſchränken, bloß durch die periodiſche Preſſe für den Sieg ſeiner Anſichten und des Oppoſitionsſyſtemes zu wirken. Auf Seite der Conſervativen und der eigentlichen Regierungsfreunde iſt eine nicht mindere Unthätigkeit in der letzten Zeit wahrzunehmen, ein Symptom indeß, das eher erfreulich als niederſchlagend erſcheinen dürfte. Denn dieſer faſt unwillkürliche Waffenſtillſtand der beiden Partheien ſcheint eine verſöhnende Kataſtrophe anzukündigen.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

.°. Das Haupt-Bußfeſt der Hindu. — Ein katholiſcher Miſſionär ſchreibt über das zu Ehren der Göttin Kali zu Calcutta begangene Bußfeſt, welches das feierlichſte im ganzen Jahre iſt, u. a. Folgendes: „an verſchiedenen Orten, beſonders an den Straßenecken und auf den Kreuzgaſſen bemerkte ich Menſchen, die ihre Zungen mit einer langen Eiſenſtange durchbohrt und dieſe darin hängen hatten, und nach dem Takte von Inſtrumenten damit umher tanzten. Andere hatten ſich tiefe Wunden in den Seiten und an den Schultern beigebracht, durch welche Schlangen von beträchtlicher Länge gezogen waren, die ſich in Ringen um den Körper wanden. Wieder andere laßen ſich mehrere an einem Seile befeſtigte Haken in den Rücken ſchlagen, und blieben, nachdem ſie an dieſem in die Höhe gezogen worden, eine Viertelſtunde und mehr in der Luft ſchweben, je nach dem Grade ihrer Bußfertigkeit, wobei ſie Klagetöne ausſtoßen, die als Zeichen der Zerknirſchung und als Lobgeſänge auf Kali angeſehen werden." — Auf Nachfrage erfuhr der Miſſionär, ſolche Büßer ſeien alle aus der Hefe des Volkes; die Reue habe jedoch keinen Antheil an den Martern, die ſie ſich auflegen, ſondern die Reichen erkauften ſie zur Verherrlichung des Feſtes. — Der Miſſionär beklagt mit Recht dieſe für Geld übernommene Bußübungen. Leider gibt es aber auch in Europa noch Orte in katholiſchen Ländern, wo Arme für Reiche mühvolle Bußgänge verrichten.

.°. Hinduſtaniſche Ueberſetzung von Gay's Fabeln. — Raja Kali Kriſchna Bahâdur, Ehrenmitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft von Paris, hat im v. J. zu Calcutta Gay's Fabeln in's Hindoſtaniſche überſetzt, und ſie mit dem Texte zur Seite im Druck erſcheinen laſſen. In der dazu geſchriebenen Vorrede wird, nach orientaliſcher Sitte, erſt Gott, dann, obgleich Kali Kriſchna zur brahminiſchen Religion ſich bekennt, Mahomed — geprieſen.

.°. Seit Auguſt v. J. erſcheint eine „Zeitung des Aktienweſens."

Nro 238. 1837.

Phönix.

Montag, 9. October.

Das Kind.

Den Vater geſtern, die Mutter heut'
Trugen die Männer hinaus;
Das Kind ſitzt ganz alleine
Im kahlen, öden Haus.

Die Vettern und Baſen nahmen das Geld,
Den Hausrath noch dazu.
„Nehmt auch ein armes Waislein!“ —
„„Ei, was kümmerſt uns du!““

Die Vettern gingen, das Kind blieb da,
Setzte ſich nieder und weint':
„So hab' ich nun gar niemand,
Der's ehrlich mit mir meint.“

Die Fenſter offen, und offen die Thür',
D'raus ſie trugen die Truh'!
Es weinte ſich müd', in Thränen
Fielen die Augen ihm zu.

Ein Wand'rer kam noch ſpät vor's Haus,
Mag weit gegangen ſein.
„Ihr lieben Leute, laßt mich
Nachts euren Gaſt hier ſein.“

Er ging hinein; und bänglich ward's
Ihm bei der Todtenruh';
Er deckt mit ſeinem Mantel
Das Kind gar ſorglich zu.

„Schlafe, ſchlafe ruhig, mein Kind,
Schliefſt ja in Thränen ein,
Fragteſt, wo Vater und Mutter ſind,
Warum ſie dich laſſen allein?
Da ſteht eine Thrän' auf deiner Wang',
Und niemand küßt ſie dir auf?
Vater und Mutter ſehen ſo bang
Mit ſchweren Herzen d'rauf. —
Und wie träumſt du ſo ſchwer:
Sie lägen, von Allen vergeſſen,
Und hätten auch deiner vergeſſen;
O, gräm' dich nicht ſo ſehr!
Könnte ein Vater vergeſſen?
Vergeſſe denn ich mein Kind?
Träume nicht ſo vermeſſen, —
Ich weiß, wie Väter ſind.
Du träumſt: ſie lägen tief unten,
Ein jedes im engen Schrein,
Sie aber geh'n auf bunten
Lenzau'n in lichtem Schein.
Laß deine Vettern und Baſen
Nicht denken an die unter'm Raſen,
Keinen denken an dich!
Schlaf' ſüß bis zum hellen Morgen!
Laß fahren ihr Helfen, dein Sorgen,
Siehe, du haſt ja mich!“

* * *

Das Kind erwacht, mit Schrecken ſieht's,
Wie bei ihm ſitzt der Fremde;
Reibt ſich das Aug' und ſchämt ſich ſehr
In ſeinem engen Hemde.

„Fürchte dich nicht, du liebes Kind,
Daß ich zu dir gekommen.
Haſt du kein and'res Kleid?“ — „„Ach nein,
Die Vettern haben's genommen.““

„Sind deine Vettern gar ſo ſchlimm,
So helfen dir die Pathen!“
„„Herr, ich hab' niemand auf der Welt,
Der liebe Gott wird rathen.““

„Was bau'ſt du auf den lieben Gott,
Und kannſt ihn doch nicht ſchauen?“
„„Weiß nicht, warum? doch hab' ich halt
Zu ihm ein recht Vertrauen.““

„Nun, wenn du das Vertrauen haſt,
So will ich dich ankinden,
So laß uns gehen durch die Welt,
Ob wir ein Obdach finden.

„So laß uns geh'n, bei Jung und Alt,
Bei Reichen und bei Armen.“ — —
„„Und nimmt mich auch kein Menſch in's Haus,
Gott wird ſich doch erbarmen.““

* * *

Es iſt ein armes Haus,
Worin der Storch ſechs Kinder gebracht,
Bei'm ſechsten hat der Vater gedacht:
„Wo ſoll denn das hinaus?“

Und wie das ſechste kam,
Kam auch der Mann mit dem Waiſenkind.
„Ach, liebe Leut', ich bin faſt blind,
Erbarmt euch nicht mein Gram?

„Das Kind iſt brav und fromm;
Ich kann's nicht führen durch die Welt;
Bei euch — da wär's wohl gut beſtellt,
D'rum ſagt dem Kind Willkomm!“

Der arme Mann ſieht's ein.
„Wo ihrer ſechſe kamen,
Da mag in Gottes Namen
Auch noch das ſiebente ſein.

„Großvaterſtuhl iſt dort;
Ihr ſeid wohl müd' vom Wandern, Freund?!
Nun, nehmt vorlieb, 's iſt gut gemeint ...“
„„Dank' ſchön, muß heut' noch fort.““

„Ein Bischen Brod und Wein,
Das werdet Ihr doch nicht verſchmäh'n,
Mein ält'ſter Bub ſoll mit Euch geh'n ...“
„„Schön Dank! ich geh' allein.““

* * *

Was aus dem Kind geworden iſt?
Ein armer Mann, ein guter Chriſt.
Nie macht' im Lotto er Gewinnſt,
Stets war der Pflug ſein ganz Verdienſt.

Es hat ihn keine blut'ge Schlacht,
Berühmt, kein Mammon reich gemacht,
Er blieb ſich treu, er blieb ſich gleich; —
Er glaubt' an Gott. — war er nicht reich?

Und als er endlich ſterben mußt',
Da pries er Gott aus voller Bruſt.
„Ich hab' als Kind ihm einſt vertraut,
Ich hab' mein' Tag nicht ſchlecht gebaut!“

Briefe aus Würtemberg.

(Fortſetzung).

Von der politiſchen Literatur darf ich daher ohne große Umſchweife auf die andern Branchen der neueſten, in Würtemberg zum Vorſcheine gekommenen deutſchen Literatur übergehen, und da den Theologicis in academiſcher Beziehung bisher der Vorrang gelaſſen wurde, ſo will ich auch hier dieſe Sitte zu meiner Richtſchnur nehmen. Herr David Strauß, der Verfaſſer des Lebens Jeſu, hat bis jetzt zwei Hefte ſeiner Würdigungen der vielfachen und von den verſchiedenſten Standpunkten aus, ſeinem Buche zu Theil gewordenen Kritiken drucken laſſen, und hauptſächlich iſt es das zweite Heft, welches hier einen beſonders großen Eindruck gemacht hat, und den es auch auf das ganze übrige Deutſchland machen wird. Dieſes Heft beleuchtet nämlich die Kritiken Eſchenmaier's und W. Menzel's, welcher erſtere für ſeinen, die freie wiſſenſchaftliche Forſchung beengenden Myſticismus und Supernaturalismus, der letztere aber für ſeine Unwiſſenſchaftlichkeit im gegenwärtigen Urtheile insbeſondere, und ſeine kritiſche Unzureichenheit, ſeine Partheilichkeit u. ſ. w. im Allgemeinen — zurechtgewieſen wurde. Strauß's Angriffe auf Menzel ſind ſchlagend und tödtlich, aus mehrfachem Grunde. Bei ſeiner Würdigung nämlich ſo zu ſagen ſich aller Perſönlichkeit entäußernd und bloß auf den objectiven Standpunkt der Unterſuchung ſich ſtellend, zeigte Herr Strauß ſo bündig, klar und überzeugend die hohle Spiegelfechterei des Menzel'ſchen Urtheils über ſein Buch, daß die Literatur für dieſen einzelnen Fall das Richteramt Menzel's unbedingt desavouiren muß; aber auch ſeine geſammte übrige kritiſche Thätigkeit wird dann in einer ruhigen, ſcientiviſch-gründlichen, darum für Hrn. Menzel ſehr ernſthaften Weiſe beſprochen. Nachdem Göthe und Hegel gegen die übertriebenen Anfechtungen des Stuttgarter Kritikers in Schutz genommen werden, weſſen es indeſſen nicht mehr bedurft hätte, folgt eine Ehrenrettung Johannes von Müller's, dieſes großen Mannes von ächt deutſcher Geſinnung und deutſcher Kraft, den nur die Größe ſeines Gemüthes, welche den Verhältniſſen einer gewaltigen Zeit ſich opferte, dem Mißverſtändniſſe, dem Neide und der Verkennung enger Seelen preis geben konnte. Herr Menzel hatte an dieſem Manne eine literariſche Pasquillanten-Denunciation verübt, wie ſie ſeit Klotzen's Zeiten nicht wieder vorgekommen. Herr Strauß ſchlug die vielfältigen cyniſchen Angriffe Menzel's auf den Geſchichtſchreiber der Schweizer und Deutſchen mit jenen eigenen Worten des großen Mannes nieder, welche gerade Herrn Menzel's Turnier-Patriotismus und deſſen Grimm angefacht. Unzweifelhaft und unwiderſtreitbar geht aus den von Herrn Strauß zum Gegenbeweiſe wörtlich abgeſchriebenen Stellen gerade das Gegentheil oder mindeſtens die Nichtigkeit deſſen hervor, was Hr. Menzel in ſeinem pſeudoliberalen Zeloten-Eifer dargethan. Wenn man die Replik des Hrn. Strauß unbefangen prüft, die Theſen und Antitheſen einander entgegenhält, ſo kann man das Verfahren Menzel's wider Johannes v. Müller in keiner Verſion begreifen. Die Strauß'ſche Schrift, die auf's Neue die bedeutende Geiſtesgewandtheit und die wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit des Verfaſſers vom Leben Jeſu documentirt — was von jedem anerkannt werden muß, der auch die Behauptungen jenes Buches nicht ſanctioniren möchte — hat Hrn. Menzel'n einen furchtbaren Stoß gegeben, von welchem er nimmer wieder ſich erheben wird. Menzel ſteht als Kritiker jetzt am Abende ſeiner Thätigkeit, ſeine

Stimme hat in Deutſchland ausgeklungen, und wenn er mit ſeiner alten Arroganz in den deutſchen Literaturverhältniſſen noch immer mitreden will, ſo wird er ſich höchſtens noch zu allem Übrigen lächerlich machen. In unſern Zeiten genügt es nicht mehr, Suade zu haben und den Leuten Grobheiten zu machen, ſondern man muß ein gutes Herz im Leibe haben, einen guten Willen in der Bruſt, und in einem gewiſſen Theile des Kopfes, der bei ſo manchen unſerer modernen Leute mit Waſſer gefüllt iſt, muß ein tüchtiger Schatz von Kenntniſſen und eine durchgebildete Einſicht ſich befinden, die zu einem kecken Worte — zum Frommen der Zeit — allein berechtigen können. Hr. Menzel wird wohl daran thun, an ſeinem eigenen beſſern Selbſt zuvörderſt, wenn er, nachdem er jetzt ſo lange negirt, an etwas Poſitives ſich hält und aus den Erfahrungen ſeines Lebens und aus den Kreiſen ſeiner vielfältigen Studien etwas Tüchtiges zu Stande zu bringen ſucht, das die Irrthümer und Perfidien ſeiner letzten kritiſchen Thätigkeit wieder mit der Literatur verſöhnt. In Börne's letzter Schrift: „Menzel der Franzoſenfreſſer,“ wurde an Menzel's Charakter eine neue Seite Preis gegeben, die meinen obigen Wunſch unterſtützen muß. H. Heine's Vorrede zum dritten Theile ſeines Salons, welche Hrn. Menzel's kritiſche Bedeutſamkeit ſchonungslos ſecirt und zu Nutz und Frommen der neueſten Kritik noch einzeln in den Buchhandel, der größern Verbreitung wegen, gegeben wurde, verdient gleichfalls Berückſichtigung. —

Die hiſtoriſche Literatur hat in neueſter Zeit nur Weniges von Bedeutung bei uns hervorgetrieben. Die Geſchichte ſcheint überhaupt bei uns nachgerade mehr denn jeder andere Zweig der Literatur als Handhabe des Broderwerbs angeſehen zu werden, während doch wirklich für Geſchichte die Wenigſten berufen ſind. In gleicher Weiſe ſehen die Buchhandlungen ſelbſt die hiſtoriſchen Verlagsartikel für gute Priſen an.

Der rühmlich bekannte Profeſſor Söltl in München, der Verfaſſer einer ſehr brauchbaren Geſchichte der Deutſchen, gab bei Scheible eine Monographie König Maximilian Joſeph's von Baiern heraus, welche ſehr gelungen zu nennen iſt. „Prinz Eugen von Savoyen,“ ein geſchichtliches Gemälde von W. Zimmermann, heftweiſe erſcheinend, ſchreitet raſch vorwärts und ſteigert immer mehr die Hoffnungen, welche man gleich anfänglich von dem Unternehmen hegen durfte.

Dagegen ſind alle Freunde der Geſchichte und der Publiziſtik ſehr ungehalten über die hieſige Ausgabe einer Auswahl der Gentz'ſchen Werke, die von einem Freiburger Profeſſor, Dr. Weick, beſorgt wird, der vor einigen Jahren auch die neue Ausgabe der politiſchen Annalen durch Indolenz zu Grunde richtete, und das gedachte obige Unternehmen jetzt durch ſeine allerorten ſichtbare Unfähigkeit, Geſchmackloſigkeit und Indolenz in knabenhafter Weiſe maltraitirt. Im Intereſſe und für die Ehre der deutſchen Literatur wäre zu wünſchen, daß eine bedeutendere Buchhandlung, als die hieſige Rieger'ſche, die einem ſolchen Unternehmen zugleich auch äußern Glanz verleihen könnte, der ſämmtlichen Gentz'ſchen Werke ſich bemächtigte und ſie unverſtümmelt durch einen tüchtigen, die Redaktion beſorgenden Gelehrten ediren ließe. Denn ein zweiter Gentz wird in Deutſchland noch lange nicht wieder erſtehen, darum ſollte man um ſo mehr — in ehrenhafter Weiſe — mit ſeinem Namen und mit ſeinem Geiſte wuchern. Hoffen wir das Beſte! — Der literariſchen Erzeugniſſe unſerer eigentlichen Fachwiſſenſchaften, die in Würtemberg ſo blühend, wie nur irgendwo ſich entwickeln, — mache ich an dieſem Orte keine Erwähnung. Die offiziellen academiſchen Literaturzeitungen mögen ſich ihrer aller einzeln ermächtigen, wir werden von ihnen am geeigneten Orte ſo ferne nur Notiz nehmen, als ſie allgemeine Momente der Geiſtescultur, der Entwicklungen unſerer Intelligenz und unſeres Lebens andeuten.

Von W. Menzel — was ich nachträglich noch bemerke — iſt die dritte Auflage ſeiner deutſchen Geſchichte vor Kurzem nun vollendet erſchienen. Soviel ich das Werk angeſehen, iſt es etwa um ein Fünftheil vermehrt worden, und wirklich hat eine Maſſe früherer erſtaunenswerther Irrthümer, Unterlegungen u. ſ. w., wie es bei einem Werke, das in ſeiner urſprünglichen Anlage mit einer ungeübten Hand und bloß im Intereſſe einer turnirenden Renommiſterei geſchrieben worden, nicht anders zu erwarten ſtand, — wirklich hat dieſe Maſſe grober Irrthümer ſtellenweiſe einer beſſern Prüfung, Einſicht und objectiver Anſchauung Platz gemacht. Doch bleibt noch immer das Werk, das aller hiſtoriſchen Kunſt ermangelt, das Machwerk einer fleißigen Compilation, deren Monotonie durch burleske Floskeln und nichts beſagende Humanitätsphraſen unterbrochen, die Lectüre ſonach nebenbei pikant machen mußte.

Ich werde ſpäter noch das Werk einer eigenen Prüfung unterwerfen, zu deren Behuf bereits eine Menge Notizen vorhanden liegen. — (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ Nachtheile des Schulweſens in Frankreich. — Schon wußte man, daß gegenwärtig von den 38,000 Gemeinden in Frankreich kaum die Hälfte mit Schulen verſehen, und daß die Regierung bei den Departements- und Gemeinde-Verwaltungen nur mit äußerſter Mühe es dahin bringen kann, daß ſie, wie das Geſetz vorſchreibt, alljährlich eine Summe für den Unterricht votiren. Herr Lorain, Mitglied der Pariſer Univerſität, der im Jahr 1833 als Schulinſpektor Frankreich durchreiſte, hat aber jetzt ein Werk herausgegeben, welches über den höchſt traurigen Zuſtand des Schulweſens in ſehr vielen Gegenden jenes Landes genaue einzelne Angaben mittheilt. Aus dem, was in der auß. Beil. zur Allg. Ztg. (Nro. 435) hiervon angeführt, heben wir nur das Bezeichnendſte hervor: „Oft kann man ganze Cantone von 20–25 Gemeinden antreffen, in denen auch nicht eine einzige Schule iſt . . . Im Departement des Landes ſind Gemeinden von ungefähr 1500 Einwohnern, von welchen kaum 30 ihren Namen unterzeichnen können . . . Im Allgemeinen iſt der geiſtige Rückſtand im Süden und Weſten Frankreichs bei weitem auffallender, als im Norden“ . . .

„Unſere Väter,“ ſagen die Landleute mit unverwüſtlichem Phlegma, „wußten nicht mehr, als wir; unſere Kinder brauchen auch nicht mehr zu wiſſen“ … Im Dept. der Haute-Vienne haben mehrere Munizipalvorſtände ſogar die geſetzliche Beſteurung zum Vortheil des Unterrichts verweigert, „weil der Unterricht dem gemeinen Volke mehr ſchädlich als nützlich ſei“ … Als Regel kann man annehmen, daß in „allen Landesgemeinden die Schule während 7 und 8 Monaten des Jahres leer ſteht“ … Auch haben über die geringe Zahl von Schulgebäuden und deren ſchlechte Beſchaffenheit — durch ganz Frankreich hin — „die Schulinſpektoren einen fortwährenden Schrei des Jammers ausgeſtoßen“ … Einer derſelben erklärt: „er ſei überzeugt, daß die drei Viertel der Krankheiten ihrer Landkinder keine andere Urſache haben, als die abſcheuliche Unreinlichkeit, Dunkelheit und die verpeſtete Luft, die in dieſen Höhlen herrſche.“ An manchen Orten haben die Schulen gar kein eignes Lokal; an vielen gibt man den Kindern nicht einmal eine Bank!!

⁂ **Jeſuitismus.** — Sehr unpartheiiſch theilt die Unpartheiiſche Univerſal-Kirchenzeitung vom 14. v. M. das Schreiben eines Jeſuiten von Calcutta aus mit, worin es u. a. heißt: „das ſicherſte Mittel, etwas Solides zu Stande zu bringen, ſcheint uns die Erziehung der Kinder zu ſein, daher wir auch ihr unſere beſondere Sorgfalt widmen. Bisher gab es nur proteſtantiſche Inſtitute in der Stadt, für Katholiken eine Quelle von Irrthümern und Ausſchweifungen.“ (!)

⁂ **Die Geſellſchaft für Verbreitung des katholiſchen Glaubens.** — Den Annales de la propagation de la foi zufolge betrug die Einnahme der in Frankreich für Verbreitung des katholiſchen Glaubens beſtehenden Geſellſchaft —

im Jahr 1833 . . . . 364,056 Franken,
„ „ 1834 . . . . 404,943 —
„ „ 1835 . . . . 541,830 —
„ „ 1836 . . . . 729,668 —

Zu der letzteren Summe hat Frankreich 649,009, Belgien 53,603, Schweiz 13,575, Sardinien 7,130, Deutſchland 4,277, England nur 175, Spanien, Italien gar Nichts beigetragen. Die Ausgaben beliefen ſich im Jahr 1836 auf 729,712, wovon 680,115 zur Unterſtützung von Miſſionen in Griechenland, der Türkei, und mehreren Ländern in Aſien, Amerika und Auſtralien.

⁂ **Ueberwucht der Waareneinfuhr in Nordamerika.** — Einem engliſchen Blatte zufolge wurde in Nordamerika mehr ein- als ausgeführt für den Werth von

14 Millionen Dollars im Jahr 1832,
18 — — „ „ 1833,
22 — — „ „ 1834,
28 — — „ „ 1835,
61 — — „ „ 1836!

⁂ **Ackerbaufeſt zu la Pontonnerie.** — Auch in dieſem Jahre hat wieder im Bezirk von Montargis eine Verſammlung der Freunde des Ackerbau's und der Landwirthſchaft zu Anfang v. M. ſtattgefunden, mit einem Wett-Pflügen begonnen und mit Preisaustheilung geſchloſſen. Es wäre wohl zu wünſchen, daß ähnliche Feſte auch in unſerem Deutſchland allgemeiner in Aufnahme kämen, als bis jetzt geſchehen.

⁂ **Die Duellfrage.** — Herr Dupin hat unter dem Titel: „Question des duels,“ das Réquiſitoire im Druck erſcheinen laſſen, welches er als General-Prokurator des Caſſationshofes am 22. Juni d. J. gehalten zur Entſcheidung der Frage: „ob bei dem jetzigen Beſtand der Geſetzgebung der Urheber einer im Zweikampf vollbrachten Tödtung kraft des Criminal-Geſetzbuches verfolgt werden müſſe?“ Hr. Dupin bejaht die Frage.

⁂ **Sionnet über die Juden in China.** — Abbé Sionnet, Mitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft zu Paris, hat kürzlich ein Schriftchen herausgegeben, betitelt: „*Essai sur les Juifs de la Chine*, et sur l'influence qu'ils ont eue sur la littérature de ce vaste empire, avant l'ère chrétienne.

⁂ **Frequenz der preußiſchen Univerſitäten.** — Das Beiblatt zu den Berliner Jahrbüchern für wiſſ. Kritik gibt eine Ueberſicht der Frequenz der preuß. Univerſitäten im Sommerſemeſter 1836 (? oder 1837?). Hiernach wurden dieſe (7) Univerſitäten beſucht von 4545 Studirenden, wovon 3750 In-, 795 Ausländer waren, 4256 dem Bürger-, 289 dem Adelsſtande angehörten. Theologie ſtudieren 1736, Jurisprudenz 1045, Medizin 914, Philologie und Philoſophie 673, Kameralwiſſenſchaften 177. Von den 795 nichtpreußiſchen Studenten gehörten 536 dem übrigen Deutſchland an, 67 waren in Rußland, 59 in Dänemark und Holſtein, 46 in der Schweiz, 26 in Polen, 17 in England, 14 in Holland und Belgien, nur 5 in Frankreich heimiſch. — Von den Univerſitäten war Berlin die beſuchteſte. Es fanden ſich dort 1677 Studirende, in Breslau 768, Bonn 675, Halle 673, Königsberg 367, Greifswald 203 und auf der Akademie Münſter 201.

⁂ **Die Beſoldungen der Prälaten von Frankreich und England** ſind, dem Morning Chronicle zufolge, kürzlich in nachſtehender Weiſe von den geſetzgebenden Gewalten regulirt worden. Es bezieht jetzt

in Frankreich:

der Card. Erzbiſchof (95,000 Fr.)	1,041 Pf. St.	13,
der Erzbiſchof von Paris . . .	1,041 „ „	13,
ein Erzbiſchof (15000 Fr.) . . .	625 „ „	
ein Biſchof	416 „ „	13,
zuſammen	3,125 Pf. St.	

in England:

der Erzbiſchof von Canterbury .	15,000 Pf. St.,
„ — „ York . . .	10,000 „ „
ein Biſchof (in der Regel) . .	4500 „ „
der — von Durham . . .	7000 „ „
zuſammen	36,500 Pf. St.
Jährlicher Unterſchied	33,375 Pf. St.

⁂ **Die Birminghamer Dampfmaſchinen.** — Innerhalb der Stadt Birmingham ſind ſeit 1780 bis jetzt 169 Dampfmaſchinen errichtet worden, wovon 17 im Jahre 1834 und 22 im J. 1835. Zuſammengenommen haben ſie 2700 Pferdekraft. Der tägliche Kohlenverbrauch dabei beträgt 216 Tons.

⁂ **Stiergefechte zu Gent.** — In Gent wird mit obrigkeitlicher Erlaubniß ein Stiergefecht nach Art der ſpaniſchen angekündigt; wahrſcheinlich als weltliches Complement zu dem kürzlich in Belgien aufgeführten (ſpaniſchen) Muſter?

⁂ **Ruſſiſche Kloſterverwandlung.** — Der nordiſchen Biene zufolge iſt „vor Kurzem das Poſhaiskiſche Kloſter bei Wilna aus einem römiſch-katholiſchen in ein griechiſch-ruſſiſches umgeſtaltet worden.

⁂ **Aerolithen.** — Hr. van Hoff hat im New Edinb. philosophical Journal (Aprilheft d. J.) ausführlich die Anſicht von Berzelius und von Ende bekämpft, welche die ſog. Luftſteine für Auswürfe aus Mondvulkanen erklärt. Hr. van Hoff nimmt mit Chaldni eine Urmaterie im Raume an, welche durch eine phyſikaliſch-chemiſche Wirkſamkeit plötzlich aus, wahrſcheinlich gasförmiger Geſtalt in feſte Körper coagulirt und dann von der Erde angezogen wird

⁂ **Leichte Art, Obſtbäume zu vermehren.** — Das Quarterly Journal of Agriculture bringt Nachricht von einer neuen Art, Apfelbäume fortzupflanzen, welche von den böhmiſchen Gartenfreunden vielfach in Anwendung gebracht worden ſei. Man ſteckt den Schößling in eine Kartoffel und dieſe in die Erde, ſo, daß jener nur ein oder zwei Zoll über den Boden hinausragt. Von der Kartoffel genährt, ſchlägt er Wurzel, wächſt empor und trägt die beſten Früchte, ohne daß er gepropft zu werden brauche.

⁂ **Fettige Literatur.** — In Aachen erſchienen unlängſt: „Bratwürſte nach der Speckſeite geworfen!“ Ein erhabener Pendant zu den vorjährigen „Sommerſproſſen auf dem Geſichte der ſchönen Literatur.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 239. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 10. October.

Abends.

Wunderbarer Hain der Treue
Dort am blauen Vaterhaus,
Deine gold'nen Lilien ſtreue
In das Aethermeer hinaus.
Wenn die ſanften Lichter glühen,
So in ihrem Kelch ſie tragen,
Muß es im Gemüthe tagen,
Und der Nachtmai muß erblühen.

In den Grund, den düſt'ren, öden
Kranker Seelen fällt ſein Strahl,
Und davon durchdrungen röthen
Tauſend Blüthen ſich zumal;
Wie ſie leuchtend ſich entfalten
Siehſt du auch von ſeinem Wehen
Neu und lebenswarm erleben
Längſt verſunkene Geſtalten.

Tauſend heiliger Gefühle
Höhentkeimten Blumenflor,
Der ſchon in des Tages Schwüle
Seinen Jugendſchmelz verlor,
Tauſend Bäume, die, vom Brodem
Dieſer Welt vergiftet, ſtarben,
Kußt mit neuen Zauberfarben
Jenes milden Frühlings Odem.

Mährchenhaft erweckt er wieder
Manchen todten Freudenhall,
Und die ſtummen Sehnſuchtslieder
Unſ'rer Herzensnachtigall.
Durch den ſtillen Seelengarten
Tönen ſie wie Freiheitsahnung,
Deren ſüße Himmelsahnung
Stärkt zum gläubig-frommen Warten.

Denn ſie künden ja den neuen
Lenz des Morgens, der erwacht,
Um uns ewig zu erfreuen,
Wenn nach kurzer Todesnacht
Sich von unſ'rem Aug' die Binden
Löſen aller Erdenmängel,
Und wir, mit der Kraft der Engel,
Auch der Engel Freiheit finden.

Henriette Ottenheimer.

Reliquien.

Mitgetheilt von K. W. Böttiger.

(Vierte Nummer).

K. A. Böttiger's, damals Rector's zu Guben, Relation einer kleinen von Guben nach Gotha und Weimar über Leipzig und Schulpforta vor fünfzig Jahren gemachten Reiſe in einem Briefe an einen Freund.

Guben, den 27. October 1787.

Endlich bin ich, Dank ſei es dem Himmel, nach einer monatlichen Wanderſchaft durch Sachſen munter und geſtärkt an Geiſt und Köper wieder in meine Heimath zurückgekommen. Es war gerade Zeit, daß dies geſchah. Allgemach fing wirklich die leidige Noſtalgie an, mich anzuwandeln und mir die auch ſchon von Andern gemachte Erfahrung zu beſtätigen, daß ein ganz unbefangener Reiſender weder Frau noch Amt haben, kurz, wahrer Kosmopolit ſein müſſe. Mir iſt's jetzt wieder ſo wohl in meiner Klauſe, bei meinem Weib, unter meinen braven Gubnern, im Zirkel meiner Schüler, daß mir jetzt die Verſe Catull's zur lebhafteſten Empfindung kommen:

Quid est beatius quiete, quum viae
Labore fessi venimus larem ad nostrum
Desideratoque acquiescimus lecto.

Und in dieſer behaglichen Hausvaterempfindung wende ich nun eines meiner erſten Feierſtündchen zum ſüßen Geſchäfte an, Ihnen, mein Beſter, etwas von meiner Reiſe vorzuplaudern und dadurch den von mir ſelbſt abgeriſſenen Faden unſeres Briefcommerziums, in welchem mein Geiſt und mein Herz ſo viel Nahrung fand, ſo viel an mir iſt, wieder anzuknüpfen. Und nun hängt es bloß von Ihnen ab, ob eine baldige, von mir ſchon jetzt ſehnlich gewünſchte Antwort ihn unzerreißbar conſolidiren ſoll.

Das entfernteſte Ziel meiner Reiſe war, wie Sie aus meinem letzten Briefe wiſſen, Gotha,*) und eine kleine Welt von berühmten Männern und Sehenswürdigkeiten, die man dort beiſammen antrifft. Um nun im Vorbeigehen der intereſſanteſten Berührungspunkte ſo viel als möglich zu erhalten, nahm ich hinwärts von Leipzig aus die gerade Direktion über Naumburg und Schulpforta nach Erfurt und Gotha, rückwärts aber ging ich in einer wo nicht Hogarth'ſchen doch peregrinirenden Wellenlinie über Erfurt, Weimar, Jena, Gera nach Leipzig zurück. In Gotha ſelbſt habe ich zehn Tage Standquartier gemacht, an den übrigen Orten nur ein oder ein paar Nachtlager.

Bei meiner erſten Ankunft in Leipzig war eben Blanchard im Begriff, ſeinen aëroſtatiſchen Hokus-Pokus zu machen. Ich ſahe das Luftmännchen und ſeine Maſchine, konnte es aber, dem Zureden meiner Freunde ohngeachtet, nicht von mir erhalten, die Expedition ſelbſt mit abzuwarten. Der Franzmann hat auch bei dieſer Gelegenheit den ökonomiſchen Geiſt der Sachſen erprobt, indem er bei ſeinen 28 Luftreiſen nirgends ſo magere Ernte gehalten hat, als in Leipzig und das von Rechtswegen! **Sed haec** οὐδὲν πρὸς Διόνυσον! werden Sie ſagen. Um Verzeihung! ſehr viel. Denn die verwünſchte Luftſpringerpoſſe war die ganzen drei Tage über das einzige Lieblingsthema aller Unterhaltungen in Leipzig und raubte mir ſelbſt bei Männern die Zeit zu intereſſanten literariſchen Geſprächen. Doch brachte ich bei Morus, Reiz, Beck und auch bei Ihrem lieben Keil einige angenehme Stunden zu. Letzterer wird Ihnen wohl, wenn er ſein Verſprechen gehalten hat, dies ſelbſt ſchon gemeldet haben. Allen brachte ich auch Grüße von Ihnen; Alle, beſonders der liebe Morus, freuten ſich Ihres Wohlſeins, und daß wir ſo gute Freunde zuſammen wären.

Bei Erneſti, mit dem ich einen ganzen Morgen verplauderte, ſah ich unter andern die ganze Correſpondenz, die wegen des Oberbibliothekariats mit Heyne in Göttingen gepflogen worden war. Heyne war feſt entſchloſſen zu kommen, hatte ſchon in Hannover und London wegen ſeiner Dimiſſion angefragt, der Miniſter Gutſchmidt that ſich ſchon um ein Logis für ihn um, als ein dumm geſchriebenes Billet von Marcolini*) an Heyne letzteren auf einmal kopfſchen und das herrliche Projekt rückgängig machte. Glücklich, daß nun noch Adelung, durch Vermittelung der katholiſchen Patrum in Leipzig die vielbeworbene Braut heimführte. Das iſt nun freilich ein Mann zu dieſer Bibliothek, wie Ihr Nikolai zu Ihrer Orgel. Ich habe in Leipzig einen Brief von ihm geleſen, worin er über die Schätze ſeiner Bibliothek ganz in Ekſtaſe ſchwebte. Er ſchätzt ſie auf 120,000 Bücher, 200,000 kleinere Piecen gedruckt und 4000 handſchriftliche Volumina. Von nun an werden jährlich 2000 Rthl. zur Anſchaffung neuer Bücher gegeben und die ganze Summe aus der Doublettenauction 30,000 Rthl. liegen auch noch zu Adelung's Verbrauche fertig. Er ſelbſt hat 68 Centner eigene Bücher nach Dresden geſchafft, woraus er nun die kurfürſtliche Bibliothek recrutiren und überhaupt ein eigenes Journal über die Bibliothek ſchreiben will.

Quae Palatinus molimina fremet Apollo! —

In Naumburg logirte ich einen Tag bei'm neuen Domprediger Förſter, einem alten akademiſchen Freunde von mir. Er iſt der Verfaſſer des mit vielem Beifalle aufgenommenen Lehrbuchs der chriſtlichen Religion und ein Mann voll ſtrebſamer Thatkraft zur Aufklärung. Ein eben ſo ſelten berührter als wichtiger Punkt für die Kanzel. Hier lernte ich auch Döring's Nachfolger, an der Stadtſchule, den Rector Müller, kennen, einen thätigen, lebhaften Schulmann, Wilken's präſumtiven Nachfolger im fetten Rectorate zu Zeiz. Den Nachmittag ſpazierte ich an einem der ſchönſten Herbſttage durch paradieſiſche Thale zur Mutter Pforta. Welch eine unbeſchreibliche Wonne!

Geiſter abgeſchied'ner Freuden
Wandelten mir hier zur Seiten,
Jugendſcenen um und um
Schufen mir Elyſium!

Vater Barth, dem ich's im Voraus gemeldet hatte, empfing mich mit offenen Armen, in welche er mich ſo feſt einſchloß, daß ich erſt den folgenden Tag gegen Abend nach Naumburg zurückkommen konnte. Wahrlich Freund, Sie würden die gute Matrone, unſere Mutter Pforta, kaum mehr kennen, ſo ſehr hat Geißler's und des neuen Schulverwalters oder, wie er nun betitelt wird, Rentmeiſters Herbſt Putztoilette ihre ehrwürdigen

---

*) In Gotha war der von der früheſten Jugend an treueſte, und auch in Schulpforta und Leipzig unzertrennliche Freund — deren Freundſchaft auf der Schule ſogar ſprüchwörtlich war — der noch in Gotha lebende 81jährige Oberconſiſtorialrath und Ritter Döring, auch des Unterzeichneten väterlicher Freund, der bekannte Herausgeber des Livius, Horaz, Catull u. ſ. w. Böttiger war 1784 Döring's Amtsnachfolger in Guben, der Hauptſtadt der (jetzt preußiſchen) Niederlauſitz, geworden. S. meine biographiſche Skizze Böttiger's, aus den Zeitgenoſſen 1837. 43, 44 beſonders abgedruckt. Leipz. bei Brockhaus, mit B.'s Porträt. K. W. Böttiger.

*) Graf Marcolini war kurfürſtl. Oberkammerherr, und zu ſeinem Reſſort gehörten damals die meiſten Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Sammlungen in Dr. Ueber ihn eine ſehr intereſſante, von der Hand eines ſehr angeſehenen Staatsmannes mit Anmerkungen und Berichtigungen verſehene Memorabilie Böttiger's, zur Zeit noch ungedruckt.

Runzeln überſchminkt und, wo's möglich war, bekleiſtert und gefirnißt. Viele Verbeſſerungen ſind wirklich ſehr gut z. B. in der Kirche; allein das Zuſammenſchlafen aller Knaben überwiegt offenbar durch ſeine ſchädlichen Folgen alle übrigen guten Einrichtungen auf einmal.*) Übrigens hat die Schule durch Barth's Rectoratsverwaltung ſchon jetzt wieder an Solidität des Unterrichts und Eifer für die echt portenſiſche Philologie unendlich gewonnen. Unter Geißler'n wurden nicht weniger als 15 Journale und gelehrte Zeitungen unter den Alumnen geleſen. Novitäten- und Journalſucht, und Deutſchmichelei, wie es Barth mit einem ſelbſtfabricirten Ausdrucke benennt, graſſirten, vom Rector unterſtützt, wie verderbliche Seuchen. Lateiniſche Verſe belächelte Geißler als unnütz, und lateiniſche Stylübungen waren beinahe ganz abgeſchafft. Da hat nun freilich Barth gewaltig reformirt und iſt dabei mit manchem Schooßkinde eben nicht ſäuberlich gefahren. Allein er wird vom Präſidenten von Berlepſch, der ſelbſt ein altmodiſcher Portenſer iſt, auf's Nachdrücklichſte unterſtützt, und ſo lange dieſer an der Spitze des Oberconſiſtoriums iſt, welches freilich wohl nicht lange mehr ſein dürfte, geht's mit B. gewiß gut. Dieſer hat ihm auch bei der ſcandalöſen Pasquillgeſchichte, wo er ſich freilich übereilt hatte, glücklich durchgeholfen. Eben dieſe Geſchichte hat ihm den zeitigen Schulinſpector, den Vicekanzler von Zedtwitz, der ihn vorher ſo lieb hatte, daß er ihm ſeinen Sohn in Penſion gab, ganz zum Feinde gemacht. Doch ſagt man, dieſer werde zum Glück für Barthen ſein Inſpectorat bald niederlegen. Der thätigſte Lehrer nach Barth iſt der brave Conrector Hildebrand. Er arbeitet an einer Ausgabe der Διονυσιακων des **Nonnus Panopolita.** Mit dem Tertius Weiske iſt man weit weniger zufrieden, deſtomehr aber mit dem neuen Cantor Fleiſchmann. Der neue Inſpector Gehe iſt zum Anfange ſehr kahl beſtanden. Morus, der gewiſſenhafte Morus ſchüttelte ſelbſt den Kopf und über die Predigten, die er dieſe Meſſe hat drucken laſſen. Der Diakonus Liebel wird binnen hier und Oſtern gewiß anderwärts verſorgt und da bewirbt ſich unſer Freund Hartung in Lübben um dieſe Stelle. Doch genug für jetzt von unſerer Mutter.

Ich mache einen Sprung und bin in Gotha. Die erſten Nachrichten, die mir beim erſten Ave Freund Döring entgegenbrachte, war, daß der edle Koppe (Generalſuperintendent, Loffſlars Vorfahrer) von Gotha weg nach Hannover gehe. Wahrlich keine Freudenpoſt für mich, da ich auf Koppens Veranlaſſung größtentheils dieſe Reiſe nach Gotha mitgemacht hatte. Doch dies that mir in der Folge keinen Eintrag. Es verging kein Tag, daß ich nicht wenigſtens eine Stunde, oft den ganzen Abend bei ihm' oder wenigſtens in ſeiner Geſellſchaft beim Hofrath Geißler zubrachte. Selige Wonneſtunden! Es iſt ein ſelten ſchöner Mann an Körper und Geiſt, gleich großer Philolog und Theolog. Daß ich ein Schüler von Morus war und Grüße von ihm brachte, knüpfte mich, wenn ich nicht irre, bei der erſten Unterredung feſt an ſein Herz an. Denn auch er wird Enthuſiaſt, wenn er von den **privatissimis** ſpricht, die er bei Morus gehört hat. Jetzt kann ich Ihnen unmöglich von den 100 intereſſanten Geſprächen Rechenſchaft geben, die ich mit dieſem herrlichen Manne gehabt habe. Erwarten Sie aber in künftigen Briefen recht oft das Κοππιος ἔφα. Ich hab' ihn auch predigen hören. Mit Zollikoffer's Stimme ſprach er das Gebet als **Exordium.** Dann exegiſirte er die letzte Hälfte des 18. Kapitels des Johannes ſeines Lieblings, über den und nicht über die Evangelien, die er ſeither predigte, und nun zog er noch aus dem 32. Vers eine herrliche mir unvergeßliche Betrachtung über die chriſtliche Freiheit. Hier war nun ſein Vortrag immer äußerſt ſimpel, der geſellſchaftlichen Unterhaltung gleich. Aber wie es nun beim Schluſſe zur Anwendung kam, da hob ſich Stimme und Ausdruck immer mehr. Er fing an zu erſchüttern: **He bruis'd and pour'd soft balm in the bruis'd breast.** — Er hat mir gar mannigfaltige Liebe bewieſen und mich auch dem Herzoge vorgeſtellt. Er will meiner auch in Hannover gedenken, wo er vielleicht in wenigen Jahren der erſte Geiſtliche im Kurfürſtenthume ſein kann, da ſeine drei Vorgänger im Conſiſtorium, Jakobi, Chapeſeau und Schlegel, alle ſchon ſehr bejahrt ſind. — (Schluß f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

89) Der Auswanderer nach Amerika ꝛc., von G. F. Streckfuß, 2 Theile, (1836 und 1837). Zeitz, Immanuel Webel.

Alles, was Amerika betrifft, hat heute beſonderen Anſpruch auf unſere Aufmerkſamkeit; denn Amerika reagirt theoretiſch und praktiſch ſo mächtig auf die alte Welt, daß nur unbedingte Bornirtheit, nehme ſie auch was immer für einen ehrwürdigen Namen vor, ſich mit Händen und Füßen gegen das Anerkenntniß jenes Rapportes ſträuben kann. Das obengenannte Werk iſt halb ſubjektiv, halb objektiv; die erſte Hälfte nimmt ein engeres, perſönliches, die zweite, ein allgemeines Intereſſe in Anſpruch. Das Ganze zeigt ſich, ſo aphoriſtiſch es ausſieht und — iſt, als praktiſch und bietet auch für den, welcher den fremdartigen Schauplatz bloß aus Neugier und Unterhaltungsſucht kennen lernen will, eine Menge Punkte, welche die Aufmerkſamkeit feſſeln und zu gleicher Zeit belehren.

90) Alt und Neu. Roman in 2 Theilen, von August Bürck. Leipzig, Kummer. 1837.

Nach langem Schweigen, bietet Bürck, der zuerſt mit zwei romantiſchen Werken, dem Drama „König Artus“ und der Erzählung: „der Sängerkrieg auf Wartburg“ aufgetreten, den Fortſchritt des Dichters begrüßen. Die Antitheſen der alten einen modernen Sittenroman, welchen wir als einen nicht unbedeuten zur neuen Welt bilden das Grundthema dieſes Romans, der mit vieler Geſchicklichkeit durchgeführt iſt, manche Fragen modernen Lebens hin und wieder discutirt und eine angenehme Unterhaltung gewährt.

---

*) Es geſchah ja unter Aufſicht, und war am Ende minder bedenklich, als das des Ober-, Mittel- und Untergeſellen in der weniger beaufſichtigten Zelle. Was man übrigens in früherer Zeit unter beanten verſtand, vergleiche die oben angeführte biographiſche Skizze. S. 5.

Feuilleton.

.·. **Die magyariſche Akademie.** — Wir erfahren durch Nro. 3 von „Oſt und Weſt,“ daß Nikol. Revay den Plan zu dieſem Gelehrtenverein ſchon 1784 dem Kaiſer Joſeph II., aber erfolglos vorgelegt, und dieſer Gegenſtand von Neuem auf den Landtagen von 1791 und 1808 zur Sprache gekommen. Erſt als Stephan von Szécheny 60,000 fl. C. M. als Begründungsfond geſchenkt, trat die Akademie in den Jahren 1825 — 1827 in's Leben. Seitdem wurde das Capital durch Beiträge bedeutend vermehrt, und war 1833 ſchon bis zur Summe von 300,000 fl. erwachſen. Auch ſchenkten die Grafen Teleky der Akademie ihre Bibliothek von 30,000 Bänden. Als erſte literariſche Früchte ſind die Zeitſchrift „Tudomanytar“ und ein magyariſches Wörterbuch erſchienen. Der Verein beabſichtigt vorzüglich Ausbildung und Bearbeitung der Nationalſprache und Veredlung der Nationalliteratur. Er wird deshalb ſowohl Originalproduktionen als auch Ueberſetzungen alter und neuer Claſſiker fördern, Preisfragen aufgeben, die dramatiſche Poeſie vorzüglich unterſtützen, ausgezeichnete Manuſcripte zum Druck befördern und reichliche Honorare für dieſelben zahlen, erſchienene Schriften beurtheilen, und die werthvollen belohnen. Der Schutzherr der Geſellſchaft iſt der Palatin von Ungarn.

.·. **Nachdruk.** — Das franzöſiſche Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten hat (dem Journal général de l'instruction zufolge) den deutſchen Regierungen Mittheilungen gemacht, welche einſtimmig Beifall fanden. Indeſſen hat das Großherzogthum **Heſſen** ſich bis jetzt allein angeboten, die vorgeſchlagene durchgreifende Reciprocitäts-Maßregel **auszuführen.** Es handelt ſich um ein **europäiſch-gültiges** Recht des literariſchen Eigenthums.

.·. **Perſiſche Staatszeitung.** — Seit dem Mai d. J. erſcheint zu Teheran monatlich eine Staatszeitung, auf einem Foliobogen von chineſiſchem Papier lithographirt und gedruckt. Oben auf der erſten Seite ſteht ein leeres Schild mit der perſiſchen Krone, als Schildhalter zwei Löwen, hinter denen die Sonne aufgeht; in einigen Nummern ſtehen die Löwen auf dem Fiſche oder Drachen, auf dem, nach mahumedaniſcher Mythe — die Erde ruht. Die erſte Seite führt den Titel: „Nachrichten aus den Königreichen des Orients,“ die zweite den: „Nachrichten aus den Königreichen des Occidents.“

.·. *Septendecim* (die Siebzehnjahrcicade). — Wir können es nicht unterlaſſen, mit ein paar Worten einer naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeit zu gedenken, welche — in Nr. 230 des Pfennig-Magazin's ausführlich beſchrieben wird. Was ſchon ſeit 100 Jahren in Maryland und Pennſylvanien beobachtet worden, hat ſich 1834 von Neuem beſtätigt. Alle 17 Jahre erhebt aus der Erde, — auch die feſteſte Rinde durchbohrend, — ein Heer von Myriaden Cicaden, welche binnen 10 — 15 Tagen ſich vollſtändig entwickeln, ihre Eier in die äußerſten Zweige von Bäumen oder Sträuchern legen und — ausgelebt haben. Indeſſen ſterben die durchbohrten Zweige ab, der erſte Wind ſtreut ſie auf die Erde, aus den Eiern gehen Raupen hervor, die ſich in die Erde eingraben, — um nach **ſiebzehn** langen Jahren zur Hochzeit aufzuerſtehen, und, wie ihre Erzeuger, nach wenigen Flittertagen — zu entſchlafen

.·. In **Darmſtadt** beſteht jetzt ein **ruſſiſches Dampfbad** mit vortrefflicher Einrichtung. Ein zweiſtöckiges Haus iſt dazu erbaut und mit allen Bequemlichkeiten, elegant und zweckmäßig eingerichtet worden. Der zweite Stock des Gebäudes enthält Wohnungen für Fremde, zu deren Aufnahme auch zwei in der Nähe ſtehende Häuſer eingerichtet ſind.

.·. **Immermann's** neue Tragödie: „**die Opfer des Schweigens**“ wird in **Frank's** „Taſchenbuch dramatiſcher Originalien“ (Brockhaus) erſcheinen.

.·. **Hofrath von Schubert** iſt von ſeiner Reiſe nach München zurückgekommen.

.·. **Patriotiſche Stiftungen in Rußland.** — Ruſſiſchen Correſpondenznachrichten zufolge hat im verfloſſenen Jahre **Tertkow** eine Million Rubel und 1300 Leibeigene zur Gründung einer Cadettenſchule in Worrunz geſchenkt, — **Bachtin** ebenfalls eine Million zu gleichem Zwecke für die Stadt Orlow, — und **Bekerow** dieſelbe Summe für eine wohlthätige Anſtalt in Moſkau auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt!

.·. **Engliſcher Nationalverein zur Förderung der Literatur.** — Dem „Spectator“ zufolge hat ſich zu London ein **Nationalverein von Literatoren** gebildet, welcher bezweckt, Männer von Talent dadurch bei ihren Arbeiten zu fördern, daß ſie für Herausgabe und gebührende Honorirung ihrer Werke Sorge trägt. Das Geſellſchafts-Capital ſoll 100,000 Pfd. in 10,000 Aktien betragen.

.·. Das **dritte Heft** der **Strauß'ſchen** „Streitſchriften“ nimmt die evangeliſche Kirchenzeitung, die Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik und die Kritiken des Dr. Ullmann vor.

.·. **Der deutſche Maler Johann Buſe**, der nach Madrid gereiſ't, um dort einige Bilder zu copiren, hat, ſpaniſchen Blättern zufolge, aus Verzweiflung über das Mißlingen einer Copie des berühmten Spaſimo di Sicilia, in den erſten Tagen v. M. ſich entleibt. Mehrere Gelehrte und Künſtler krönten die Leiche des Unglücklichen mit einem Lorbeerkranze und beſtatteten ſie auf die feierlichſte Weiſe zur Erde.

.·. Das **Haupt Schill's**, welches bisher das Muſeum der Univerſität Leyden beſeſſen, iſt am 24. September in Braunſchweig begraben worden.

.·. **Statiſtik des öffentlichen Unterrichts in Holland.** — Amtlichem Berichte zufolge, belief ſich im J. 1835 die Anzahl der **Studirenden** auf den Univerſitäten auf 1527 (70 weniger als im J. 1834); hiervon kamen 771 auf Leyden, 491 auf Utrecht, 265 auf Groningen. Die Zahl der **Primairſchüler** war in demſelben Jahre in 2190 Schulen 304,459, davon 173,578 Knaben und 130,881 Mädchen. — Im Anfang des J. 1836 zählte man auf eine Bevölkerung von 2,285,663 Seelen 246 998 Elementar-Schüler.

.·. **Die Mitawallas.** — In den weſtlichen Provinzen von Hindoſtan gibt es noch eine den Thugs verwandte Mörderſekte, welche ſich Mitawallas oder Leckerbiſſen-Männer nennen. Ihre Züge erſtrecken ſich bis zum Reiche Nepal. Sie ſchließen ſich den Reiſenden an und bringen ihnen Gift in Speiſe, Trank oder Taback bei, worauf ſie dieſelben, wenn ſie geſtorben oder auch nur betäubt ſind, berauben.

.·. In **Lewald's** „**Europa**“ ſteht ein intereſſanter Beitrag zur Geſchichte des **Don Juan.** Er exiſtirte wirklich, hieß **Don Juan Tenorio**, war ein Sohn des tapfern Admirals Alonzo Jufre Tenorio, Spielgenoſſe und ſpäter Ober-Kellermeiſter Peters des Grauſamen, nahe verwandt mit der ſchönen Maria Padilla, Ritter der Banda und führte einen ſpringenden rothen Löwen im goldnen Felde mit drei gewürfelten Balken im Wappen.

.·. **Statiſtik der Bevölkerung Frankreichs nach dem Steuerquantum.** — Einer von der franzöſiſchen Regierung bekannt gemachten ſtatiſtiſchen Ueberſicht zufolge, gibt es jetzt in Frankreich

5,205,411 Einwohner, welche weniger als 5 Fr. Steuer zahlen;
5,242,846 — „ von 5 bis 100 „ — —
445,271 — „ mehr als 100 „ — —

Von den Letzteren beträgt die Zahl der eingeſchriebenen Wähler 172,968. Bei den Wahlen haben aber nur 129,390 ſich eingefunden, und von dieſen haben circa 80,000 für die Deputirten der Majorität, 50,000 für die der Oppoſition geſtimmt.

Die Zulaſſung des Schluſſes des in Nro. 234 dieſes Blattes enthaltenen, „Briefe aus Würtemberg“ überſchriebenen, Aufſatzes, verbis: „Als der Schwäbiſche Merkur“ usque ad finem, iſt von hieſiger Ober-Cenſurbehörde mißbilligt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^ro 240. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 11. October.

Reliquien.

(Schluß).

Über das Gotha'ſche Gymnaſium ein anderesmal. Es iſt wohl keine Übertreibung, wenn ich vielen Kennern nachſage, daß es in ſeiner jetzigen Einrichtung vielleicht von keinem einzigen in Deutſchland übertroffen wird. Ich habe es von innen und außen kennen lernen, mir auch Lectionskataloge, Schulordnung und alles mitgebracht, die ich Ihnen, wenn Sie Luſt haben, einſt mittheilen will. Jetzt iſt alles, nebſt vielen Büchern, die ich auf der Reiſe gekauft habe, noch in Leipzig. Döring erfüllt, da er bloß lateiniſche Stylübungen und Autoren, die Aufſicht über die Disciplin aber mit dem Generalſuperintendenten gemeinſchaftlich hat, alles was man von ihm verlangt und würde, wenn auch dies nicht wäre, als vertrauter Freund Geißler's und Koppen's, der beiden Lieblinge des Herzogs, keinen offenbaren Widerſpruch zu beſorgen haben. — — — — Mit ihm ſo wohl als Geißler, die Sie beide herzlich grüßen, habe ich einen herrlichen Sonntag in Schnepfenthal zugebracht. Gewiß, dies Inſtitut iſt für Zöglinge, wenn ſie nur einſt nicht Gelehrte von Profeſſion werden wollen, unverbeſſerlich. Es ſind deren jetzt mit Salzmann's eigenen 2 Söhnen 15, alles blühende, herrliche Knaben. Salzmann ſelbſt iſt, den kleinen Egoismus der Schriftſtellerei abgerechnet, ein ganz edler Mann. Nicht ſo — der ein weibliches Inſtitut angelegt hat; der iſt ein ausgemachter Windbeutel. Jüngſt, als das älteſte der Mädchen — — aus L — — das 15. Jahr erreicht hatte, wurde vom ganzen Inſtitut ein Feſt gefeiert, weil ein Mädchen reif geworden ſei. Sie können denken, was die Epigrammatiſten, deren dort ſo viele ſind, wie die Fliegen in einer Bauernſchenke, dieſen ſchönen Stoff benutzt haben. Doch auch hiervon ein andermal eine weitläuftigere Nachricht, ſo wie überhaupt von einer Menge berühmter Menſchen und Dinge in Gotha, von dem Triumvirat der großen Griechen Manſo, Kaltwaſſer, Jakobs, von den Dichtern und Schöngeiſtern, Gotter, Ewald, Reichard, von dem koſtbaren Münzkabinet, den Bibliotheken, dem Bildhauer Döll, dem guten Dichter und Diakonus Schmidt und den übrigen Raritäten, quae

— loquacem
delassare valent Fabium.

In Weimar logirte ich bei dem mündlich und ſchriftlich komiſchen Profeſſor Muſäus. Seine witzigen Einfälle ſind in ganz Thüringen in Cours. So hat er, um nur etwas von ihm anzuführen, auf einer Anhöhe hart an Weimar an, einen wüſten Fleck zu einem ſchönen Garten umgeſchaffen. Das niedliche Gartenhäuschen darinnen nennt er ſein Tusculanum. So oft er nun von einer witzigen Hirngeburt entbunden iſt, und deren liefert er gewöhnlich zu jeder Meſſe einige, ſo illuminirt er zum Spectakel für ganz Weimar alle Fenſter und Fenſterchen dieſes Gartenbelvederes mit Lampen oder in Ermangelung derſelben auch angezündeten alten Beſen. Dem Gartenhäuschen gegenüber ſteht ein kleiner Tempel mit der Überſchrift: **Deae Cloacinae sacrum!** Man findet im Hintertheil wirklich eine ſehr bequeme Gelegenheit ſich jedes Überfluſſes zu entledigen und dabei an den Wänden Repoſitorien mit Romanen und allerlei Modebrochüren. Dieſe Bequemlichkeit, ſagte er, habe er aus **Dr. Semler's** Lebensbeſchreibung gelernt. Man hält es aber in Weimar und der umliegenden Gegend für einen ſchlimmen Streich, der einem Schriftſteller geſpielt werden könne, wenn es bekannt wird, daß Muſäus ſein Buch in ſeiner Cloacinenbibliothek aufgeſtellt habe.

Bei Herder'n habe ich eine herrliche Abendſtunde zugebracht. Anfänglich war er, nicht ganz natürlich, etwas zurückhaltend, wurde aber, als ich ihn nur auf eine beſtimmte Materie gebracht hatte, außerordentlich mittheilend und offen. Er hat mir Beiträge zu meinem Martial verſprochen und durch ſeine freundſchaftliche und zuvorkommende Vermittlung habe ich fünf alte Ausgaben des Martial aus der Weimar'ſchen mit herrlichen Schätzen verſehenen Bibliothek mitgenommen. Auch Herder hat die, ſo wenig großen Männern verliehene Gabe, durch mündliche Unterhaltung und das Geiſtvolle ſeiner Perſon wenigſtens eben ſo viel Achtung einzuflößen, als durch ſeine vortreffliche Schriften. Außer ihm habe ich in Weimar nur noch Bode'n*) und Schiller'n**) geſehen. Wieland hatte ſich unglücklicherweiſe für mich den Tag vorher eine ſtarke Indigeſtion an den Hals gegeſſen und war daher leider nicht zugänglich. Doch ich eile zum Schluſſe; Sie möchten ſonſt müder vom Durchleſen als ich vom Reiſen ſelbſt werden.

In Jena beſuchte ich unter andern den Hofrath Eichhorn, wo ich auch den liebenswürdigen und gelehrten Profeſſor Oberthür aus Würzburg kennen lernte. Er arbeitet jetzt am Apparate zu ſeinem Joſephus, der drei Bände ſtark werden wird, dann an einer theologiſchen Encyklopädie für ſeine Seminariſten. — Bei Schützen habe ich das rieſenmäßige Inſtitut der allgemeinen Literatur-Zeitung genauer kennen lernen. Es iſt ſicherlich eine der größten literariſchen Finanz-Unternehmungen, die je in neuern Zeiten zu Stande gekommen ſind.***) Die Societät der Unternehmer hat einen Palaſt erbauet, in welchem Schütz und mehr als zwanzig Perſonen, die alle zur Literatur-Zeitung gehören, beiſammen wohnen. Schade, daß gerade Döderlein nach Altorf verreiſet war, und ich ihn alſo nicht perſönlich kennen lernen konnte.

Dafür habe ich bei (Superintendent) Roſenmüller in Leipzig ein herrliches Mittagsmahl gehalten und dieſen würdigen, für Sachſens Aufklärung äußerſt wichtigen Mann mit unendlicher Zufriedenheit kennen lernen. Für meinen Martial habe ich auf der ganzen Reiſe viel gewonnen. Reiche (in Leipzig) nimmt ihn in Verlag und bezahlt die Unkoſten für die Vergleichung von mehrern auswärtigen Manuſcripten. Andere Subſidien habe ich mir in Menge verſchafft; dahin gehört auch die genauere Bekanntſchaft mit Heyne in Göttingen durch Koppe.*)

Und nun, mein Beſter, ſind Sie wohl für heute mit mir zufrieden? eine baldige, herzliche und recht lange Antwort wird mir der beſte Beweis davon ſein. —

Ich verbleibe mit unveränderlicher Treue

Ihr
Böttiger.

---

*) Mit Geheimen-Rath Bode, dem Manne merkwürdiger Schickſale vom gemeinen Soldaten an, dem Ueberſetzer des Triſtram Schandy, Montaigne u. ſ. w., dem auch in der maureriſchen Welt wohlbekannten Forſcher, ſtand Böttiger ſpäter in Weimar, bis zu Bode's Tod 1793, in den innigſten Verhältniſſen, und hat manches ſehr Intereſſante über ihn niedergeſchrieben, auch vor dem 6. Bande von Montaigne einen Abriß ſeines Lebens gegeben. Dem dies Mittheilenden iſt Bode auch darum merkwürdig, weil er als Leiche, im Leichenhauſe zu Weimar, wohin mein Vater mit mir ging, um noch einmal ſeinem Freunde die todte Hand zu drücken — meine erſte, früheſte Erinnerung iſt.

**) Schiller war damals nur zum Beſuche in Weimar.

***) In den ſchon zum Drucke abgegangenen Mittheilungen aus B.'s literariſch-handſchriftlichem Nachlaſſe, welcher im erſten Bändchen Memorabilien über Weimar und deſſen berühmteſte Männer enthält, iſt auch unter den Rubriken Bertuch und Wieland der Stiftung der Jenaer L.-Z. ausführlich gedacht. Ein zweites Bändchen, wenn es dazu kommt, wird etwas von den Reiſetagebüchern Böttiger's (alles mit der ihm eigenthümlichen, lebhaften Beobachtungs- und Auffaſſungsgabe niedergeſchrieben) und ein drittes eine kleine Auswahl von Briefen verſtorbener Weimar'ſcher Freunde und Freundinnen B.'s an ihn enthalten. Der oft beſprochene Martial iſt übrigens nie erſchienen und B.'s Apparat dazu an einen Gelehrten verkauft worden.

*) Unter den mehr als 25000 vorgefundenen Briefen iſt Böttiger's und Heyne's vollſtändiger Briefwechſel einer der intereſſanteſten für die Geſchichte der neueren Philologie und Archäologie, und verdiente wohl eine beſondere Herausgabe.

Briefe aus Würtemberg.

(Fortſetzung).

Die ſchöne Literatur hat in der jüngſtvergangenen Zeit auch nur weniges Bedeutſame geliefert, aber auch dieſes Wenige übergehe ich, weil es mir hier nicht um Nomenclatur zu thun iſt, und doch würde bei einer nähern Vorführung dieſer Artikel jene ſtets als das Weſentlichſte und Beſte davon reſtiren. Eigentliche Talente für den größern Roman, für den hiſtoriſchen, gibt es im geſammten Deutſchland wenige, auf würtembergiſchem Boden aber wird ſich die Zahl faſt gar auf Null beſchränken. Unſere jüngern Talente ſind zumeiſt allzuſehr zerſplittert, in ſich ſelbſt zerfallen, zu zerriſſen, als daß ihre Kräfte zur Beherrſchung eines großartigen Stoffes, zu ausdauernder Arbeit auf dem Felde der Ideen wie der Empirie ſich aufraffen könnten. Unſere Zeit, welche vielleicht die größten Maſſen Geiſtes producirt, ſeit die Welt ſteht, die ſich aber durch Charakterloſigkeit, Mangel an Muth, redlichem Sinne und Energie charakteriſirt, wie einestheils auch durch trübe kraftloſe Wäſſerigkeit, — unſere Zeit iſt ſo voll und öd, ſo großmüthig und nichtswürdig, ſo gewaltig und ohnmächtig-feig, ſo verheißend und treulos, — daß in dieſen Antitheſen das Geheimniß unſerer innern Zerriſſenheit und unſeres innern Unglückes liegt, wie, wenn die Phraſe mir erlaubt iſt, eines geiſtreichen Blödſinns, ſo daß die höhere Kraft der Produktion unter der Anzahl der geiſtigen Produzenten nur noch einem kleinen zerſtreuten Häuflein verliehen iſt.

Aus ſolchem Grunde zerſplittert ſich die neueſte ſchöne Literatur im geſammten Deutſchland, namentlich aber im Süden, in kleinen, vom Augenblicke eingegebenen Arbeiten, in denen, weil an deren Spitze keine belebende Idee ſteht, — darum auch gewöhnlich durch den ganzen Inhalt keine ſolche zur Offenbarung dringt. So erſtehen alljährlich in Stuttgart eine Menge Novellen, Erzählungen, kleiner Romane, Skizzen, Bilder u. ſ. w., daß von ihnen allein die Buchhandlungen Deutſchlands zur Hälfte gefüllt werden könnten, nach Verlauf einiger Meſſen aber ſind ſie vergeſſen, ſelbſt in den Leihbibliotheken, wo ſie aufgeſpeichert liegen. —

Die Poeſie iſt bei uns Schwaben nachgerade auch ſehr übel daran. Wie Heine treffend bemerkte, ſo reichen in unſerer Zeit die Gelbveigelein, der Mondſchein und andere Requiſiten dieſes Genre's nicht mehr aus, um als Dichter zu gelten. Ein Sonett oder ein Lied, das nach monatlangen Geburtswehen endlich in's Leben dringt, verräth öde und arme Anlagen, und wer ſo lange mit der Erzeugung ſich härmen muß, der verlegte ſich lieber auf etwas Beſſeres. Laube hat im zweiten Theile ſeiner „neuen Reiſenovellen“ unter der Rubrik: „Stuttgart und die Schwaben“ ein tüchtiges Wort über die ſchwäbiſche Dichterſchule geſprochen, deſſen Beherzigung nur dieſer ſelbſt zu gute kommen wird. Ungemein intereſſant für die Geſchichte der neueſten poetiſchen Literatur iſt ein ſo eben erſchienener kritiſcher Verſuch Guſtav Pfizer's, unter dem Titel: „Uhland und Rückert,“ in welchem die Leiſtungen der beiden großen Dichter, die in ihren poetiſchen Tendenzen ſo verſchieden, in ihrer innerſten Natur aber gleichwohl ſo verwandt ſind, nach einem Maßſtabe betrachtet werden ſollten, der aus dem Weſen der Poeſie ſelbſt entnommen worden. Hr. Pfizer verwahrte ſich gegen den etwaigen Vorwurf, als ob jene beiden Namen von ihm willkührlich von ihm zuſammengeſtellt worden. Obgleich auch ſonſt vielfach ausgezeichnete Männer, träfen ſie doch anerkanntermaßen auf dem Felde der lyriſchen Poeſie mit ihren bedeutendſten Leiſtungen zuſammen; während Rückert's ſehnende Phantaſie gerne zum Orient ſchwebe, wo nach der Sage das Paradies geweſen, ſchließe ſich Uhland's Gemüth in ſeinen Forſchungen an die Heimath, an ihre Vorzeit, an das Germaniſche im weitern Sinne, an; beſchäftige er ſich mit den Schätzen der altdeutſchen Poeſie, woran ſich Forſchungen über altfranzöſiſche Poeſie und über nordiſche Mythologie knüpften.

Von dem herrlichen Rückert aber ſagt er dann an einer Stelle treffend Folgendes, was wir nicht umhin können, hier herzuſetzen: „Unter den geiſtigen Factoren von Rückert's Poeſie darf mit Recht die Phantaſie zuerſt genannt werden, — die, unabhängig von äußern Stoffen, aus ſich ſelbſt die Ideen oder Seelen der Gedichte erzeugende Kraft, welche ſodann von der Einbildungskraft verwirklicht werden, — wenn man anders in zwei Akte theilen darf, was urſprünglich nur einer iſt. — Wie ein klarer Quell glänzenden Goldſand emporſpielend, ſprudelt Rückert's Phantaſie, und jedes Goldſandkörnchen iſt ein Lied; ſie kann füglich eine orientaliſche genannt werden, und wir ſind weit eher der Anſicht, daß das Gefühl der geiſtigen Verwandtſchaft Rückert zum Orient hinzog, als daß er durch ſeine orientaliſchen Studien ſich die Weiſe des Orients angeeignet habe.“

G. Pfizer, ſelbſt ein ehrenwerther Dichter, und auch im kritiſchen Gebiete ein bedeutendes Talent, hat ſeinen Beruf, auf letzterem Boden zu wirken, durch den obigen Verſuch wiederholt in einer Weiſe dargethan, daß dafür der Dank der Literatur ihm gebührt. Die Verbreitung der kleinen Schrift iſt im Intereſſe einer zu verallgemeinernden Begriffsbeſtimmung über das Weſen der Poeſie und die innern Tendenzen der beiden größten jetzt lebenden deutſchen Dichter, ſehr zu wünſchen.

(Schluß folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

91) Charaktere und Situationen. Vier Bücher Novellen, Skizzen, Wanderungen auf Reiſen und durch die neueſte Literatur. Von Th. M. (Theodor Mundt). 2 Thle. Wismar und Leipzig, 1837. H. Schmidt und Coſel's Rathsbuchhandlung.

Theodor Mundt's Stellung war, ſeit er an den geiſtigen Kämpfen der neueſten Zeit Theil genommen, weſentlich eine human-vermittelnde, wie ſein Streben ein verſöhnendes; es iſt nichts Zufälliges, ſondern ein Ergebniß dieſer ſeiner Weſenheit, wenn zwiſchen ihm und Varnhagen von Enſe, dem feinen, beſonnenen, anregenden Beobachter, welcher in der neueſten Zeit die Poſition Knebel's einnimmt (nur mit größerer Activität als jener), ſowie zwiſchen dem kosmopolitiſchen Weltgänger Semilaſſo eine innige Sympathie beſteht.

Faſt alle Werke Theodor Mundt's tragen deutlich die oben angedeutete geiſtige Signatur, und bezeichnen ihn dadurch als wichtigen Factor in der neueſten Entwickelung deutſcher Geiſtesrichtungen; keines ſeiner früheren Werke aber weiſ't ſo beſtimmt ſeine Aufgabe nach als dies ſein neueſtes, in welchem Mundt zerſtreute Emanationen ſeiner Spekulation, von welcher ſeine Produktion mehr oder minder beherrſcht wird, als Ganzes zuſammenfaßte und ſich ſelbſt für eine neueſte Literaturgeſchichte objektivirte. Durch alle dieſe einzelnen Arbeiten ſchlingt ſich als Grundzug das Streben, ſich über die Lebensbedingungen einer Zukunft zu verſtändigen, über deren Nothwendigkeit wohl Niemand ſich länger täuſcht, welche in einer Verinnigung der Schönheit mit der Wahrheit und Freiheit zur Erſcheinung kommen wird, — das Streben ferner, die Differenzen, in welche dieſe Zukunft bereits mit der Gegenwart gerathen, auf eine jener allein geziemende und von derſelben bedingte Weiſe (die humane nämlich) auszugleichen, endlich das Streben, den Kampf ſelbſt zum Object der ſchönen Darſtellung zu adeln, und durch dieſe Emanzipirung derſelben von der Subjectivität jene Verſöhnung zunächſt einzuleiten.

92) Bücher und Menſchen, von Herrmann Marggraff. Bunzlau, Appun. 1837.

In Herrmann Marggraff ringt die Productivität mit der Speculation, doch ſcheint er zu überſehen, daß letztere, wenn ſie nur künſtleriſch erſchöpft wird, abſolute Produktion ſein kann und ſein muß. Ich glaube, daß Marggraf ein bei weitem größeres Talent für die poetiſche Produktion als für die Speculation beſitzt, daß er aber bis jetzt noch zwiſchen beiden ſchwankt, für welche er ſich entſcheiden ſolle. Sein obengenanntes

Werk, eine Sammlung verſchiedener Aufſätze, Ergebniſſe ſeiner journaliſtiſchen Thätigkeit, ſcheint mir ein hinreichender Beweis für dieſen Kampf ſeines inneren Menſchen, ſo wie ein Beweis ſeines dichteriſchen Talentes, welches ſich durch die Kraft äußert, Charaktere mit wenigen Strichen, oft rhapſodiſch, und voller Unruhe, doch ſtets mit Energie und äußerſt lebendig zu ſchildern. Es geht ihm nichts ab, als ein großer Stoff und — Ruhe für einen ſolchen.

Feuilleton.

∴ Ruſſiſche Novitäten und Antiquitäten. — Herr Pogodin, von deſſen Geſchichte Rußland's jetzt die zweite Auflage gedruckt wird, berichtet aus Moskau in der Zeitſchrift des Böhmiſchen Muſeum's, mit Nächſtem erſcheine ſeine Chronik von Pskow und der Schluß ſeiner hiſtoriſchen Memoiren. Beendigt ſei Sacharow's Buch über die ruſſiſchen Gewohnheiten, und, Snegirew's Sammlung der (ruſſiſchen) Sprüchwörter, bald auch Obolensky's Jahrbücher v. Kiew. Woſtokow ſchreite zur Herausgabe des Evangeliums von Oſtromirow; wahrſcheinlich werde Sewiſew die der Swaroslawiſchen Sammlung vom J. 1076 übernehmen. Vom Metropoliten Jewjeni ſei eine Biographie Konrad's zu erwarten. Ein Lexikon, Biographieen denkwürdiger Ruſſen enthaltend, habe bereits Bantyſch-Kamenſky in 5 Theilen herausgegeben. — Ferner meldet Hr. Pogodin, daß Grab des Fürſten Waſſil Georgiwic († 1205) ſei in Putiwla, und die Lebensgeſchichte des Theodoſius, eine Arbeit Neſtor's, wobei ſich auch Briefe Simon's und Polykarp's befanden, in einer Pergamenthandſchrift vom J. 1406 entdeckt, und viele altnordiſche, engliſche und andere Münzen, die ſämmtlich dem XI. und frühern Jahrhunderten in der Umgegend von Roſtow aufgefunden worden. — Nachträglich merkt er an, daß der Metropolit Jewjeni, der gelehrteſte Prälat Rußland's, am 7. März d. J. im 70. Jahre ſeines Alters geſtorben.

∴ „Vetter Heinrich.“ — Am 7. v. M. wurde in Dresden zum erſtenmal „Vetter Heinrich,“ ein Schauſpiel in 5 Akten gegeben. Es iſt dies ein neues dramatiſches Werk von derſelben erlauchten Künſtlerin, welcher die deutſchen Bühnen bereits „Lüge und Wahrheit,“ den „Oheim“ und den „Landwirth“ verdanken. „Der Beifall ſteigerte ſich,“ wie die Leipziger Zeitung berichtet, „mit jedem Akte.“ Am Schluſſe „vereinte ſich der allgemeinſte Beifall in ein ſtürmiſches Hervorrufen ſämmtlicher Darſteller, — da der Dank für die Schöpferin dieſer Dichtung ſelbſt nur der ſtillen Verehrung vorbehalten bleiben mußte.“

∴ Alexander Dümas hat eine Tragödie: „Caligula“ mit ungemeinem Beifall dem Comité des Théâtre français vorgeleſen.

∴ Einfluß des Mondes auf Thermo- und Barometer. Hr. J. H. Mädler hat in dem trefflichen Werke: „Der Mond nach ſeinen kosmiſchen und individuellen Verhältniſſen“ ꝛc, welches er mit Wilh. Beer herausgegeben, — als Reſultat ſeiner faſt 20jährigen meteorologiſchen Beobachtungen gefunden, daß, je nachdem der Mond in der Erdnähe oder Erdferne ſich befindet, —

der Unterſchied im Thermometerſtand 0°, 30,
„ — „ Barometerſtand 0‴, 203,
dagegen erſterer für das erſte und letzte Viertel 1°, 01,
— letzterer „ Neu- und Vollmond . . 0‴, 923

beträgt.

∴ Jacobi's elektro-magnetiſche Verſuche. — Hr. Prof. Jacobi von Dorpat, wird jetzt ſeine großen elektromagnetiſchen Verſuche zu Petersburg beginnen. Er erhält für die fünfjährige Dauer derſelben eine jährliche Gehaltserhöhung von 4050 Thlr. Für ſeine Maſchine iſt ihm der unbeſchränkteſte Verbrauch von Platinamaſſen zugeſtanden.

∴ Julius Moſen wird ſein Epos: „Ahasver,“ woraus das Morgenblatt ſeiner Zeit ein wunderſchönes Fragment mitgetheilt, auf Subſcription erſcheinen laſſen. In dem Proſpekte ſpricht er ſich über Stoff und Intention aus, eine herrliche Probe liegt dem Proſpekte bei. Der Subſcriptionspreis iſt 1 Thlr. pr. C. Die Friſt zur Subſcription währt bis Michaelis l. J. Sobald eine hinreichende Anzahl Subſcribenten vorhanden, beginnt der Druck, die Verſendung aber zur nächſten Oſtermeſſe.

∴ Skulpturen in Paris, Wien, Turin, Rom und Petersburg. — Während in Paris täglich einige tauſend Menſchen nach dem Pantheon wandern, um zu ſehen, wie Hr. David das Vaterland unter ſeine Söhne Bürgerkronen austheilen läßt, — und zu Wien Klieber's Basrelief für das Piedeſtal zu Hofer's Denkmal die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, — wird in Turin eine von Bogliani gearbeitete ſilberne Statue der Jungfrau bewundert, welche die Bürgerſchaft — zum Dank für das Aufhören der Cholera — hat anfertigen laſſen; in Rom aber erregt allgemeine Aufmerkſamkeit eine kleine, in der Peterskirche auf dem Grabe des Apoſtels aufgeſtellte, von Galli, einem Schüler Thorwaldſen's, modellirte Gruppe, welche Chriſtum darſtellt, wie er dem h. Petrus die Schlüſſel überreicht. In Sankt Petersburg endlich harren die Statuen von Kutuſoff und Barclay de Tolly auf dem Platze der Kaſanſchen Kirche ihrer feierlichen Enthüllung.

∴ Herr Antenor Joly, der das Privilegium des zweiten „Théâtre français“ erhalten, darf auf demſelben Dramen, Luſtſpiele mit Chören und Ballet und Vaudevilles mit neuen Arien aufführen. Drei muſikaliſche Notabilitäten: Caraffa, Halévy und Adam haben bereits ihre Mitwirkung zugeſagt. Das neue Theater wird im Mittelpunkte der Neuſtadt Paris gebaut und „Théâtre de la Renaissance“ getauft werden.

∴ Mathematiſche Clairvoyance. — Dem italiäniſchen Knaben Mangiamele wurde kürzlich im Havre vom General Gourgaud die Frage geſtellt, welches die Kubikwurzel ſei von 70,189,443,085? Nach 3 — 4 Minuten gab er richtig die Zahl 4,125 an. — Dann fragte man: welches iſt die Zahl, die zum Quadrat von 257 hinzugefügt, die fünfte Potenz von 13 gibt? Mangiamele antwortete alsbald: „es iſt 304,744.“ Dann, einen Augenblick überlegend rief er aus: „ich habe mich geirrt, ich habe 500 vergeſſen, die gewünſchte Zahl iſt 305,244.

∴ Der kleine Thiers kann ſich über ſein Ex tröſten; ſein Präſidium liegt jetzt unter dem Grundſtein der Aequatorpyramide von Carabury!

∴ Salomon Müller's Reiſe in's Innere von Sumatra und Borneo. — Der berühmte Naturforſcher, Salomon Müller von Heidelberg, wird nach 14jähriger Abweſenheit dort zurückerwartet. Er hat 3 Jahre auf Sumatra zugebracht, und dort und auf Borneo, wo er 150 Meilen in's Innere eingedrungen, vieles Neue in den drei Naturreichen entdeckt. Unter anderen hat er auf Borneo einen Orang-Utang acquirirt von fünf Fuß zwei Zoll Pariſer Maaß Größe.

∴ Preisvertheilung für Skulptur zu Paris. — Bei der am 16. v. M. ſtattgehabten Preisvertheilung der Akademie der ſchönen Künſte zu Paris hat L. L. Chambard (geb. 1811), Zögling des Hrn. David, den erſten, und P. v. Willain (geb. 1815), Zögling des Hrn. Pradier, den zweiten großen Preis für Skulptur erhalten.

∴ Victoria Regina iſt der Name, welcher, mit Erlaubniß der Königin von England, einer, von Hrn. H. Schomburg am 1. Januar d. J. auf dem Fluſſe Berbice im britiſchen Guiana entdeckten Rieſenpflanze beigelegt worden. Sie iſt der Waſſerlilie verwandt; ihr Blatt hat 5 — 6 Fuß im Durchmeſſer. Die Blume, aus vielen hundert Blumenblättern beſtehend, und von angenehmem Geruch, iſt weiß mit Roſa und lebhafterem Roth variirend. Der Blumenknopf mißt 12 — 13 Zoll im Durchmeſſer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^ro^ 241. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 12. October.

An Nanny.

(Mit einem Buche).

Von Ludwig Bechſtein.

Noch immer klingt das alte Zauberwort
Gleich einer ſüßen Mutterſtimme fort,
Das Wort, das Thränen deinem Aug' entlockt,
Und dich erſeufzen macht: „Ach, wär' ich dort!
Ach, wär' ich dort, wo meine Wiege ſtand,
In meinem *Heimathlande*, wär' ich dort!
Wo ich der Jugendliebe Roſen fand,
Die Freudenblumen, längſt ſchon abgedorrt;
Wo wunderſam die Lilie Poeſie
Auf Bergen blüht, andeutend manchen Hort,
Der in den Tiefen des Gemüthes ruht;
O fänd' mein Herz dort wieder ſeinen Port!
Im Vaterland, in meiner Liebe Land,
Wohin mein Sehnen zieht — ach, wär' ich dort!“

Und weil dein Herz am Heimathland ſo hängt,
Daß es mit Schmerz und Wehmuth ſein gedenkt,
So ſendet dir durch mich dein Heimathland
Ein Pfand, daß es auch liebend dein gedenkt.
Mit Lächeln winkt es dir: du Ferne, komm!
Was bleibſt du ſo im ſtillen Schmerz verſenkt?
Spann' deiner Heimathliebe Segel aus,
Und heimathwärts dein Nachen ſei gelenkt!
Komm' wieder an der Heimath treues Herz,
Dem deine volle Liebe ſei geſchenkt!
Du zeigſt zur Ferne, und die Ferne hat
In ſtarre Feſſeln nur dich eingeengt;
Dein weiches, ſehnſuchtvolles, warmes Herz
Hat ſie mit Härte, eiſeskalt, gekränkt,
Und dich, die Dürſtende nach Lieb' und Glück,
Hat ſie mit bitterm Wermuth nur getränkt.

So — eine bleiche Heimwehkranke nur,
Zum Brunnen der Geneſung wanke nur;
Du kennſt den Born, daraus dein Leben quillt,
D'rum im Entſchluſſe nicht mehr ſchwanke nur!
Du Wehmuthblume ſtiller Paſſion
Am grünen Stab der Hoffnung ranke nur.
Dorthin gerichtet, wo der Quell dir winkt,
Sei, treu ausharrend, dein Gedanke nur.
Oft hat ein Schwimmender dem Wogengrab
Entrungen ſich auf ſchwacher Planke nur;
Dein Rettungskahn, er ſei ein Wanderſtab,
Und dann mit Liebesblicken danke nur!

Bilder aus Weſtindien.

Berbice.

Aus dem Maſtkorb eines Schiffes, das an der Mündung des Fluſſes vor Anker lag, ſah ich zum erſten Male die Gegend, in welcher ich längere Zeit zu verweilen beſtimmt war. Links lagen Fort Myers, die neue Batterie und Fort St. Andrews, wo überall die brittiſche Farbe im Winde flattert; über dem letzteren liegt die Niederlaſſung von Neu-Amſterdam, wo das Gouvernements-Haus iſt. Die ganze Gegend iſt niedrig und ſumpfig; hinter den drei Forts breitet ſich weithin eine ungeſunde, ſumpfige Savanne aus. Der Canje kömmt aus dem Innern des Landes und ergießt ſich zwiſchen Fort St. Andrews und Neu-Amſterdam in den Berbice. In der Entfernung ſieht man nichts als *Buſchwerk*, wie man es hier zu Lande nennt; in Europa würde man „Waldung“ ſagen. In der Mitte des Fluſſes liegt die Krabben-Inſel, die ziemlich dicht bewaldet und nur von Papageien bewohnt iſt; ein undurchdringlicher Wald bedeckt das entgegengeſetzte Ufer, wo die Fahne von York-Schanze weht; etwas weiter aber ſteht ein einſames Haus, des Fährmanns Wohnung, der die Reiſenden auf dem Weg nach Demerara überſetzt. Es gibt wohl kein Punkt, wo ſich die außerordentliche Flachheit dieſes Theils des ſüdamerikaniſchen Feſtlandes beſſer darſtellt.

Der Canje, deſſen ich gedacht habe, entſpringt in einer unermeßlichen Entfernung und windet ſich zwiſchen dem Corantin und Berbice daher; ſeine Ufer ſind kaum acht Stunden von ſeiner Ausmündung aufwärts bebaut.

Der Berbice iſt eine bedeutende Strecke für Fahrzeuge, die vierzehn bis fünfzehn Fuß im Waſſer gehen, ſchiffbar; die Fahrt iſt in allen Jahreszeiten ſicher und gefahrlos; da man von heftigen Sturmwinden in dieſen Colonien nichts weiß.

Die Ausfuhrartikel dieſer Colonie ſind Baumwolle, Kaffee und Zucker; die erſten zwei Artikel ſind in großen Quantitäten hier zu haben, da die meiſten Anſiedlungen am Fluſſe Kaffee, die an der Seeküſte Baumwoll: produciren; der Zuckeranpflanzungen ſind weniger, obgleich viel unbebautes Land da iſt, das ſich zu dem Anbau des Zuckers vorzüglich eignete.

Man darf ſich von den Forts, deren ich hier gedacht habe, keine großen Vorſtellungen machen. Das Fort St. Andrews z. B. iſt eine kleine, niedrige Befeſtigung, die aus vier Baſtionen beſteht, von einem Graben umgeben, und mit achtzehn Zwölfpfündern verſehen iſt; es iſt eine deutſche Meile von der Mündung des Fluſſes und eine Stunde von der Stadt Neu-Amſterdam gelegen; hinter ihm dehnt ſich die große Savanne aus, über welche der Paſſatwind unaufhörlich weht und in gewiſſen Monaten moderige und ungeſunde Dünſte, welche die ſtarke Sonnenhitze in dieſen ſumpfigen Weidelanden erzeugt, herüber führt.

Unter der holländiſchen Regierung kannte man in Berbice kein Zollhaus. Die Schiffe, welche hierher Handel trieben, kamen von Amſterdam, zahlten die Abgaben, bevor ſie ihre Heimath verließen und kehrten mit ihren Gütern dahin zurück; ſeit die Engländer die Colonie beſitzen, beſteht ein Zollhaus hier. Vor dem Jahre 1795 durfte kein fremdes Schiff mit den Colonien Verkehr treiben; die nöthigen Bedürfniſſe kamen gradenwegs aus Holland und die Erzeugniſſe gingen natürlich dagegen dorthin zurück. Da jedoch Geräthſchaften, geſalzene Fiſche und Ähnliches, nicht in hinreichender Menge aus dem Mutterlande anlangen konnte, erlaubte man gelegentlich amerikaniſchen Kauffahrern, ihre Ladungen in Berbice abzuſetzen; ſie erhielten aber baares Geld oder Papier zur Zahlung, denn Güter durften Fremde durchaus nicht ausführen. Als nun der Handel mit Holland durch den Krieg unterbrochen wurde, erhielt die Colonie Erlaubniß, mit den Schiffen neutraler Nationen zu verkehren und ihre Produkte, ſtatt der Zahlung, in Baarem abzugeben. Lebensmittel, Sämereien, Baumaterialien bildeten die Gegenſtände der Einfuhr.

Die örtliche Lage der Colonie hindert jedoch geſetzwidrigen Verkehr, da alle einlaufenden Schiffe die verſchiedenen Forts paſſiren müſſen. Fregatten können nicht einlaufen, da das Waſſer nicht hoch genug iſt, um größere Kriegsſchiffe, als Schaluppen, einzulaſſen.

Das einzige natürliche Erzeugniß dieſer Colonie iſt Bauholz, welches in großer Menge hier zu finden iſt; in dem Innern des Landes, in den höher liegenden Gegenden gibt es eine Menge der härteſten Holzarten.

Ich war noch nicht lange in Berbice angekommen, als ein hübſcher Schoner unter amerikaniſcher Flagge mit einer Ladung Sklaven, grade von der afrikaniſchen Küſte kommend, ſtromaufwärts ſegelte. Sobald ich erfuhr, daß der Schoner ein Sklavenſchiff ſei, eilte ich an Bord deſſelben. Niemals in meinem Leben fühlte ich den Schauer und Schrecken, der mich ergriff, als ich, auf dem Deck angelangt, mich von einem Haufen unglücklicher Weſen umgeben ſah, welche größtentheils, aller Wahrſcheinlichkeit nach, in ihrer Heimath geſtohlen, an Bord eines fremden Schiffes eingeſperrt und in ein fremdes Klima gebracht worden, um wie Vieh, von Menſchen einer andern Farbe, anderen Sitten und Lebensweiſe gekauft zu werden. Dieſes Schiff ſollte das letzte ſein, das mit einer ähnlichen Ladung hier einlief!

Die ganze ſchwarze Schaar war ein Haufe kaum belebter Automaten, auferſtandene Haut und Knochen, ſo daß ich an die Trompete des jüngſten Tags dachte und lauter Leichen, die eben dem Grabe entflohen, vor mir zu ſehen wähnte. Und er ſprach zu mir: „Menſchenkind, werden dieſe Gebeine leben?“ Und ich verſetzte: „O Herr, mein Gott, nur du weißt es.“

Nackt ſtanden dieſe arme Geſchöpfe um mich — Stumpfſinn und Unwiſſenheit waren in ihren Zügen ausgeprägt, und, obgleich ihre Haut ſchwarz war, glänzte doch ein weißer Schein hindurch, ſtets ein Zeichen der Ungeſundheit. Über zweihundert und fünfzig drängten ſich auf dem Deck; viele grüßten freundlich, als ich an ihnen vorüber kam; ſie ſchnatterten unaufhörlich in einer mir unverſtändlichen Sprache; die Stimmen waren übelklingend, der Geruch, den ihr Körper verbreitete, höchſt unangenehm.

Auf dem untern Deck waren viele von ihnen in ihrer ganzen angeborenen Trägheit hingeſtreckt. Der Kapitän zeigte mir auch vier oder fünf ſchwarze Höhlen, welche, wie er verſicherte, unerläßlich ſind, um ungeſtüme und bösartige Charaktere in Zucht zu halten; in einer derſelben ſah ich einen ſtarken Neger, der verſucht hatte, über Bord zu ſpringen, um ſeinem Leben ein Ende zu machen.

Als ich die Cajüte, welche der Kapitän und der Steuermann inne hatten, im Hintertheil dieſes Schiffes erreichte, fand ich fünf oder ſechs junge Mädchen, nackt, wie ſie zur Welt gekommen waren; ſie bildeten das Harem dieſer zwei Sultane und ſahen wohlgenährt aus.

Einige waren häßlich, andere nicht unſchön und eine von ihnen wirklich hübſch, ſowohl was die Bildung des Geſichts als den Wuchs betraf; ich konnte ſie nicht ohne Widerwillen anſehen, denn ſie hatten ſämmtlich die ganze Frechheit unſerer verworfenen Straßendirnen an ſich. Ich blieb an Bord, bis man das Mittagsmahl unter dieſe unglücklichen Geſchöpfe vertheilt hatte, — jedes erhielt eine kleine Portion Welſchkorn, das in Seewaſſer gekocht und mit Thran geſchmelzt war, — worauf ich mich an das Land ſetzen ließ, entſchloſſen, dem Verkauf am nächſten Morgen beizuwohnen. (F. f.)

Briefe aus Würtemberg.

(Schluß).

Eine nähere Beſprechung unſerer *kritiſchen Inſtitute* erlaſſen Sie mir. Das Literatur=Blatt, das jetzt nur noch Auszüge aus den anzuzeigenden Schriften gibt, iſt auf Zero herabgeſunken, der „Spiegel,“ wie man ſagt, ein Reſerveblatt Menzel's für den präſumtiven Fall ſeines baldigen Rücktritts vom Morgenblatte, geht über eine gewiſſe Linie nicht heraus. Die Kritiken in der „Europa“ allein fußen in neuerer Zeit auf einem objectiven Boden und vermehren darum auch das Intereſſe, das man ſeit länger für ſie genommen hat. Was unſere *periodiſche ſchöne Literatur* betrifft, ſo macht das *Morgenblatt* nach einem allgemeinen Dafürhalten in neueſter Zeit mehr Rückſchritte als Schritte vorwärts. Der Ton darin wird bedeutend ſteif, monoton und langweilig und die glacirte Pedanterie, mit der es in Sachen der Sozietät zuweilen zu Werke geht, und womit es gleichſam an ſeine alte, aber unter den Wehen der neuen Zeit zu Grabe gehende Autorität erinnert, macht ſich nachgerade lächerlich. Es war auch eine recht ſeltſame, wenn gleich nicht ſeine letzte Grille vom alten Herrn von Cotta, daß er nach dem Abſchiede der Thereſe *Huber* einen praktiſchen Arzt an die Spitze des Inſtitutes ſtellte, aus dem Motiv, weil dieſer junge Aesculap den einſtigen Redakteur des Morgenblattes, den trefflichen *Wilhelm Hauff* zum Bruder hatte. Beim beſten Willen hat Herr *Hermann* Hauff, der — zu ſeiner Entſchuldigung muß es geſagt werden — die Redaktion nur aus Rückſichten übernommen hat, nicht die gehörige Routine und die eigene produktive Kraft, die bei einem Amte ſolcher Art nie fehlen darf. Er hat, wie aus ſeinen Anordnungen im Morgenblatte hervorgeht, von ſchöner Literatur und Kunſt weder eine tiefere Ahnung noch einen klaren Begriff, weßhalb auch von ihm die Grazien der Anatomie und dem Klinikum geopfert werden, das der praktiſche Arzt Hr. Hauff in dem von ihm redigirten Morgenblatte in Wahrheit ſeinen ehrbaren Standesgenoſſen eröffnet hat. Wenn es ſo fortgeht, ſo wird das Morgenblatt noch ganz mediziniſch werden, bis es endlich an Altersſchwäche oder einem andern Übel ſtirbt.

Die *„Europa“ Lewald's* ihrerſeits ſcheint ſeit einiger Zeit Fortſchritte zu machen, nämlich in buchhändleriſcher Beziehung, nicht aber in Hinſicht nach Innen. Jene Lebensfriſche nämlich, welche früher in dieſer Zeitſchrift waltete, droht in neuerer Zeit ganz und gar aus ihr zu weichen und franzöſiſche Mattigkeit und franzöſiſche Unnatur an eine Stelle zu treten, wo früher nicht ſelten echt deutſcher Geiſt und deutſche Natur gehauſ't. Möchte dieſer Wink von Lewald beachtet werden.

Das ſcandalöſe *Compilations*= und Nachdrucks=Blatt: *„Die Erheiterungen,“* wird in neuerer Zeit immer dicker und bausbäckiger, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man von fremdem Eigenthum ſich nährt.

G. Bacherer.

Aus Mainz.

(Ende September).

Im Sommer haben wir hier kein Theater, keine Conzerte; aber wir haben eine anziehende Umgebung, eine reizvolle Natur und — eine *große Kunſtausſtellung*. Ob das für die Genüſſe in Thalien's Wohnung entſchädigt? Ich glaube wohl! Das Theater, ein Schatten von dem, was es ſein ſollte, iſt höchſtens noch tauglich zum Amüſement in trüben Winterabenden; die Conzerte, wie man ſie gewöhnlich hat, befriedigen bloß die Luſt gereizter Sinne; nur die ſchöne Natur und die plaſtiſche und die zeichnende Kunſt geben wahre, nachhaltige Genüſſe! — Alſo ein Wort von unſerer jüngſten großen Kunſtausſtellung. Fünf Wochen lang war unſerem Publikum für ein Geringes der Zutritt zu einer, durch unſern Kunſtverein veranſtalteten, Gemälde-Ausſtellung, die dreihundert Bilder zählte, geſtattet, und das Publikum hat von dieſer Veranſtaltung den möglichſt beſten Gebrauch gemacht. Stets ſahen wir die Säle ſtark beſucht, und mit aufmerkſamer Theilnahme die Gebilde der Kunſt bewundert. Gewiß, es iſt nicht das kleinſte Verdienſt unſeres Kunſtvereins, daß er durch dieſe regelmäßigen Ausſtellungen Sinn und Liebe für Malerei bei unſern Bewohnern verallgemeinert hat; denn indem er dieſes that, hat er zugleich für Geſchmacksbildung und Empfänglichkeit für edlere Genüſſe ſein Scherflein beigetragen. Die Ausſtellung ſelbſt anlangend, ſo war unter dieſen dreihundert Gemälden manches Gute, doch mehr Mittelmäßiges und Schlechtes, von ganz ausgezeichneten Stücken gar wenig. Warum kein einziges ausgezeichnetes Gemälde aus Düſſeldorf, aus dieſer uns ſo nahen und befreundeten Stadt, wo eine Fülle vortrefflicher Productionen vorhanden iſt? Gerade aus Düſſeldorf hätten wir diesmal Ausgezeichnetes erwartet! Aus München dagegen kamen uns ſehr viele Gemälde zu; ebenſo aus Paris, Straßburg, Carlsruhe, Hamburg, Frankfurt; Vieles kam auch aus Holland, und ſogar aus London, Rom und Petersburg. Etwa 150 Maler (in 44 Städten wohnend) haben ſich bei der Ausſtellung betheiligt. Am beſten war bei der diesjährigen Ausſtellung das Fach der Landſchaften bedacht, und beinahe 200 Gemälde dieſes Faches hatten wir zu beſchauen, darunter manche höchſt verdienſtliche Arbeit, doch weit mehr Mittelmäßiges. Die Reihe der Hiſtoriengemälde war äußerſt winzig und die Productionen ſelbſt meiſt unbedeutend. Genrebilder hatten wir eine ziemliche Reihe, doch kein's derſelben feſſelte unſer Intereſſe in beſonderem Grade, kein's zeichnete ſich durch tiefen Humor und Witz aus. Im Gebiete des Stilllebens und der Thierſtücke war dagegen ſehr Braves ausgeſtellt, und auch die Architectur lieferte einige ſehr verdienſtliche Arbeiten, ſowie die Portrait-Malerei. Wie geſagt, wir wären in Verlegenheit, ſollten wir das beſte Gemälde der Ausſtellung nennen, da nichts Hervorſtechendes da war. — In Betreff des Ankaufs von Gemälden zum Zwecke der Verloſung hätte man übrigens diesmal ein beſſeres Reſultat erwarten ſollen, da die Ausſtellung ſelbſt ſo viele Theilnahme fand. Es wurden von unſerm Vereine etwa für 1000 fl. Gemälde gekauft, und auch Privaten brachten Einiges an ſich. So unbedeutend indeſſen dieſe Verloſungsſumme ausfiel, ſo muß man bedenken, daß die Sache hier noch neu iſt, und daß man ſich erſt mit dieſen Gemälde-Verloſungen des Vereins mehr befreunden muß. Erwägt man übrigens, daß von den fünf Vereinen des rheiniſchen Kunſtverbandes doch an 80 Gemälde angekauft worden ſind, ſo iſt das im Ganzen doch ein Reſultat, das die Künſtler befriedigen kann.

Bildende Kunſt.

Frankfurt a. M.

Der Kunſtverein bot in den letzten vierzehn Tagen eine Menge Novitäten, deren bedeutendſten wir hier erwähnen wollen. Obenan ſteht Ph. Veit's Meiſterwerk: „Die beiden Marien,“ wovon wir bereits in Nro. 235 ausführlicher ſprachen. Das Portrait einer Römerin, von Peliſſier, verdient volle Aufmerkſamkeit wegen ſeines köſtlichen lebendigen Colorits. Unter den Landſchaften, die in großer Anzahl vorhanden geweſen, ragt eine von dem jetzt in Frankfurt lebenden genialen Funk (wieder eine Mühle in einem engen Thale) hervor; zunächſt iſt eine von unſerm wackern Ehemant zu erwähnen, welcher ſein Talent augenfällig mit glücklichſtem Succeß immer ſchöner heranbildet. Eine Landſchaft von Ahlborn, eine Marine von Thöming und mehrere Skizzen von Haanen entſprachen den Renommées dieſer Maler auf keine Weiſe. Der talentvolle Preſtel hatte vier charmante Thierſtücke geliefert, zwei Maler aus Ludwigsburg dagegen, Fr. Maurer und Mali, durchaus unbedeutende Landſchaften. Der Glockengießer Mappes hatte eine Büſte Göthe's und deſſen bekannte ganze Figur (ſtehend, die Hände auf dem Rücken) und den Kopf der Niobe in Bronze aufgeſtellt, welche volles Lob verdienen. Von einem alten niederländiſchen Meiſter, Koedyck (einem Zeitgenoſſen Gerard Dow's), war ein vortreffliches Genrebild: „der Bader,“ zur Schau geboten.

Feuilleton.

*** Der Magnetismus und die Pariſer Akademie der Medizin. — Die außerordentliche Beilagen zur Allgemeinen Zeitung Nro. 478—81 (29. Sept.) enthalten, unter der Aufſchrift „der thieriſche Magnetismus und die Akademie der Medizin in Paris“ den Bericht eines „Pariſer Correſpondenten“ über eine Unterſuchung, welche die genannte Akademie verfügt hat, zur Erhärtung der von Dr. Berna aufgeſtellten Behauptung, daß er eine von ihm magnetiſch behandelte Kranke beliebig auf beſtimmte Zeitfriſt gegen Verwundungen unempfindlich zu machen vermöge. Der Correſpondenzbericht iſt aber weiter nichts als eine ſehr wenig veränderte Ueberſetzung des ſehr albern witzelnden Berichtes eines gegen den Magnetismus, — offenbar aus Mangel an Kunde von demſelben, — eingenommenen franzöſiſchen Arztes in dem Journal des Débats. Auch hat Dr. Berna durch die Zeitungen das Schreiben veröffentlicht, welches er an den Präſidenten der Akademie der Medizin gerichtet, um gegen den derſelben erſtatteten Bericht zu proteſtiren, da darin „die Thatſachen theils entſtellt, theils verſchwiegen,“ u. ſ. w., was Alles er in Bälde durch eine „mit unverwerflichen Belegen“ verſehene ausführliche Widerlegung erweiſen werde. In der Akademie ſelbſt hat Hr. Huſſon ſich gegen den erſtatteten Bericht erhoben, — und bis jetzt iſt noch kein Ausſpruch erfolgt. — So viel geht indeſſen ſelbſt aus den vorliegenden Berichten hervor, einestheils: daß Hr. Dr. Berna vermeſſentlich ſich anheiſchig gemacht, magnetiſche Erſcheinungen hervorzurufen, die zwar ſchon öfters ſtattgefunden haben, auf deren Erneuerung er aber nicht mit Gewißheit zum voraus rechnen konnte; anderntheils, daß die von der Akademie deputirten Aerzte in ſo entſchiedener Eingenommenheit gegen den Magnetismus befangen waren, daß durch ihr mißtrauendes Benehmen die magnetiſche Wirkſamkeit des Dr. Berna leicht mehr oder weniger paralyſirt werden konnte.

*** Vergleichende Criminalſtatiſtik England's. — Herr Poiſſon hat in der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 16 v. M. ein Werk überreicht: „Sur la probabilité des jugemens en matière criminelle et en matière civile.“ Er führt darin an, daß in England von 1805—1831 die Zahl der vor den Geſchwornengerichten Angeklagten ſich ſtätig vermehrt hat, und zwar ſo, daß für England und Wallis allein die mittlere Zahl derſelben jährlich in den

7 erſten Jahren ungefähr 5000,
zweiten 7 „ — 6000,
dritten 7 „ — 9000,
vierten 7 „ — 13,000 geweſen,
aber im Jahr 1832 auf 21,000 geſtiegen.

Wir können noch hinzufügen:

daß ſie im Jahr 1834 auf 22,245 ſich vermehrt,
dann aber . . . 1835 „ 20,942 „ —
und . . . . . 1836 „ 20,713 herabgeſunken iſt.

Verurtheilt wurden, nach Hrn. Poiſſon

in der erſten Periode etwas weniger als 60 von 100,
„ „ zweiten — „ mehr „ 63 „ „
„ „ dritten — „ weniger „ 68 „ „
„ „ vierten — . . . . faſt 70 „ „

Hinzuzufügen iſt, daß verurtheilt wurden

im Jahr 1834 . . . . . 713 bis 1000,
„ „ 1835 . . . . . 703 „ „
„ „ 1836 . . . . . 718 „ „

*** Preisvertheilung für Gartenbau und Gewerbe in Metz. — Am 19. v. M. fand zu Metz eine feierliche Vertheilung der Preiſe ſtatt, an diejenigen, welche ſich bei der dortigen Gartenbau- und Gewerbausſtellung ausgezeichnet hatten. Die Feier wurde durch die Mutte, — die größte Glocke von Metz, — eingeläutet, die vor 80 nur in Bewegung geſetzt wurde, um dem König und ſeiner Familie einen guten Abend zu wünſchen. Wahrſcheinlich hält der jetzige Glöckner den Gewerbfleiß für einen König, und die Preisvertheilung für deſſen Krönung?

*** Eiſenbahnen in England. — Ein engliſcher Ingenieur, Namens Wiſhaw, hat berechnet, daß die geſammte Länge der 45 neuen Eiſenbahnen, welche dem letzten Parliament in Vorſchlag gebracht worden, 1,233 engl. Meilen beträgt; die Baukoſten werden auf 19,352,000 Pf. St., die Länge der erforderlichen Tunnel's auf 25 engl. Meil., die Zahl der Brücken, mit Ausſchluß der Viadukte, auf 1825 angeſchlagen. Zu den Schienen wird man über 190,000 Tonnen Eiſen brauchen. — Projektirt, aber vom Parliament vorläufig noch zurückgeſetzt, ſind 27 Eiſenbahnen für 794 engl. Meil. Wirklich im Bau begriffen in England und Wales ſind 19, deren Geſammtlänge 846 engl. Meil. beträgt; der Koſtenanſchlag dafür lautet auf 16,782,000 Pf. St.

*** Verbindung von Calais mit Dover durch Brücke oder Tunnel. — Ein anderer engliſcher Ingenieur, Namens Coppett, projektirt jetzt ſogar, eine Art von ſteinerner Brücke von Calais nach Dover zu führen. Der Plan iſt bereits zu London in Kupfer geſtochen. Die Ausführung deſſelben ſoll nur 1600 Mill. Fr. zu ſtehen kommen. Fände dieſer Vorſchlag nicht Beifall, ſo gedenkt Hr. Coppett jene beiden Städte durch einen Tunnel mittelſt eiſerner Röhren von 3 Fuß Dicke und 18 Fuß Durchmeſſer für den geringen Betrag von einer Milliarde miteinander in Verbindung zu bringen.

*** Dem. Griſi hat dem General-Hoſpital in Birmingham, wo ſie bei dem Muſikfeſte mitwirkte, 100 Guineen zum Geſchenke gemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 242. 1837.

Phönix.

Freitag, 13. October.

Die Hunyaden.

Bruchſtücke einer hiſtoriſchen Tragödie.

Von

Otto von der Weiden.

1. Act. 1. Scene.

Waldgegend einige Stunden von Belgrad. Abend. Heftiges Gewitter und Regen.

(Man hört hinter der Scene den Ton eines Jagdhorns).

Der König. Der Ban.
(beide in Jagdkleidung).

König.

So ſah ich doch das Wetter niemals raſen!
Der Regen ſtürzt in Strömen aus den Wolken,
Und Blitze ziſchen zündend durch die Luft.
Als ob die Hölle in den Wipfeln tobte,
So brauſ't der Sturm und ſplittert alle Eichen.
Hu, welch ein Wetter! Naß bis auf die Haut!
Hab' keinen trocknen Faden mehr am Körper.
Vom Blaſen iſt die Kehle mir vertrocknet,
Reich' mir zu trinken, ſonſt verdurſte ich.

(Er ſetzt ſich auf einen Baumſtamm, der Ban reicht ihm die Jagdflaſche).

So, das erfriſcht die müden Lebensgeiſter;
Trink' auch! der Wein gibt Kraft und du biſt müde.

Ban.

Ich trinke euer Wohl, mein König.

König.

Dank
Dir. Nun, mein Freund, das Wohl wird ſich bald finden,
Wenn ich auf weichem Lager trocken ruhe.
In Fieberfroſt erzittert jedes Glied;
Ich bin todtmüde; keinen Schritt vermag
Ich durch die Dornen weiter mich zu ſchleppen.
Kein Lichtſtrahl dringt durch dieſe Finſterniß.
Der Blitz allein beleuchtet unſer Lager;
Der Regen macht das Übel immer ärger,
Und höhniſch pfeift der Sturm und lacht uns aus.
O, hol' der Böſe Euch und Eure Jagden,
Wenn das der Lohn iſt, der des Müden wartet.
Noch einmal blaſe, daß der Wald ertönt.

Ban (bläſ't).

Kein Horn ertönt; der Wald iſt ausgeſtorben,
Wir beide ſind allein hier, wie es ſcheint.

König (aufſpringend).

So mag der Donner in den Donner ſchlagen!
Ein jeder Ton geht bei dem Sturm verloren.
Was nun zu thun?

Ban.

Ich denk': wir bleiben hier.
Gar oft hab' ich im Walde übernachtet,
Im Kriege gibt es ſelten weich're Lager.

König.

Ich aber nicht! Es wär' das erſte Mal.
Es iſt, bei Gott, ein königlich Vergnügen.
Bei Sturm und Regen hier im Moos zu liegen!

Ban.

Hier iſt es trocken Herr, kein Tropfen dringt
Durch dieſer dichten Zweige ſchirmend Dach.
Wenn Ihr Euch hier an dieſe Eiche lehnet,
So werdet vor dem Wind Ihr Ruhe finden.

König (ſetzt ſich).

Der Platz iſt wirklich gut; ſchlaf', wenn du kannſt.
Wärſt du nicht Ban, du ſollt'ſt mein Kämm'rer werden.

Ban (hat ſich unweit des Königs niedergelegt).

Schlaft wohl, mein König.

(Pauſe, während welcher der Ban entſchläft und der König unruhig von einer Stelle zur andern rückt und endlich aufſpringt).

König.

Nein, es iſt unmöglich!
Ich muß mich wahrlich vor dem Blitze ſchämen,

Ich bin der Herr von ſo viel tapfern Männern,
Und faſt zu Thränen bringt mich dieſe Nacht.
Dort jener ſchläft, als läge er auf Seide.
Was die Gewohnheit thut! Seit ſeiner Kindheit
Lebt er im Feld, er ward in Schlachten groß
Und ich?! — auf meiner Mutter weichem Schooß.
(Er betrachtet ſtaunend den Schlafenden).
Ein freundlich Lächeln ſpielt um ſeine Lippen,
Die ſtarke Rechte preßt er feſt auf's Herz.
Das ſei mein Feind, will Cilly mich bereden,
Der laure, mir die Krone zu entreißen,
Sein Schwert zu färben mit des Königs Blut.
Nein, Ulrich, ſolch ein Antlitz trägt kein Mörder,
Und, wer nach Kronen ſtrebt, ſchläft nicht ſo ruhig.
Auf dieſer hohen, edeln Stirne ſpiegelt
Sich alles Hohe, alles Edle ab. —
Auf Cilly's Antlitz malt ſich Mißvergnügen,
Der Neid, die Ehrſucht gruben tiefe Furchen;
Doch feſſelt die Gewohnheit mich an ihn
Und unentbehrlich iſt er mir geworden,
Denn lenkt er nicht mit ſich'rer Hand den Staat?
Er trägt die Laſt des Herrſchens auf den Schultern
Und ich die Luſt; gern gönn' ich jene ihm.
Er iſt ein alter Kettenhund der Krone,
D'rum knurrt er Jeden an, der ihr nur naht.
Er iſt ein Feind von Hunyady's Söhnen,
Und haßt ſie ebenſo, wie ihren Vater.
Doch nun will ich dem eignen Herzen folgen,
Denn müde bin ich's, gängeln mich zu laſſen.
Ich hoff', in Hunyad's Sohn den Freund zu finden,
Denn nimmer täuſcht dies edle Angeſicht.
Hier ſtehe ich und grüble und mich friert,
Daß alle Glieder an einander klappern.
Des Blitzes bleiches Licht huſcht durch den Wald
Und zeigt der Phantaſie geſpenſt'ge Bilder.
Mir graut. Ob Niemand in der Nähe weilet?
Nach meiner Rechnung iſt's tief in der Nacht.
Ich will noch einmal in das Jagdhorn ſtoßen,
Vielleicht, daß jetzt ein menſchlich Ohr mich höret.
(Er bläſ't).
Nichts — neckend ruft das Echo mir zurück.
(In der Ferne antwortet ein Horn.)
Ha, endlich, meine Müh' war nicht vergebens.
(Er bläſ't noch einmal, das Horn antwortet näher.)
Erwache Schläfer, denn es nahet Hülfe,
Es zeigt ſich Ausſicht auf ein warmes Lager.
Ban (aus dem Schlafe auffahrend).
Oh — Anna!
König.
Ha, er träumt von der Geliebten,
Iſt glücklich, während ich vor Kälte zitt're.
Ban (aufſtehend).
Verzeihet Herr, mir träumte hier ſo ſchön.
König.
Ich glaub' dir's wohl, mir ward es nicht ſo gut,
Denn Sturm und Regen ließen mich nicht ſchlafen.
Doch endlich hat man meinen Ruf gehört.
Pancraz von Ronnow (hinter der Scene).
Von hierher kam der Ruf, holla, gebt Antwort!
(Er tritt auf mit Dienern).
König.
Hierher, mein Freund, wir haben uns verirrt
Und bitten Euch, uns aus dem Wald zu führen,
Denn waidlich hat der Sturmwind uns gezauſ't
Und tüchtig hat der Regen uns gewaſchen.
Pancraz.
Es macht mir Freude, Ritter, Euch zu dienen,
Und gern nehm' ich in meinem Haus Euch auf.
Burg Ronnow iſt ſtets gaſtlich noch geweſen,
Bequem erreichen wir's in einer Stunde.
Verweilet hier, ich laß' die Roſſe bringen,
Sie konnten uns nicht in das Dickicht folgen.
(Ab mit einem Diener).
Ban (zu einem der Diener).
Pancraz von Ronnow, nennet ſich dein Herr?
Diener.
So iſt's, geſtrenger Herr, Pancraz von Ronnow.
Ban.
Und eine Tochter hat er, iſt's nicht ſo?
Diener.
Nur eine Tochter, Anna, heißt ſie, Herr.
Ban.
Und deines Herren Stammſchloß liegt am Weg,
Der hier von dieſem Wald nach Belgrad führt?
Diener.
Ganz recht, zwei Meilen von der Stadt.
Ban (zum König).
Mein König,
Ihr werdet heut' noch dem Gewitter danken;
Das Fräulein iſt das ſchönſte Frauenbild,
Das ich im Leben je geſehen habe.
Ich ſah ſie nur zwei kurze Augenblicke,
Doch ſchöner ſah ich nie ein Angeſicht.
König.
Ich glaub': ſie iſt ein Engel, ſie vermochte
Den Joſeph ja in Feuer zu verſetzen,
In deſſen Bruſt der glüh'ndſte Blick erfriert,
Seitdem ein unbekanntes Bild d'rin thronet,
Und ſchon im Voraus beb' ich für mein Herz.
In jedem Falle iſt's ein Abentheuer,
So wie's uns alle Tage nicht begegnet.
Pancraz (zurückkommend).
Wenn's Euch gefällt, die Roſſe ſind bereit,
Sie ſteh'n von dieſem Orte nur wen'ge Schritte.
König.
Wir folgen Euch.

1. Act. 5. Scene.

(Anna's Schlafgemach).

Anna (öffnet ein Fenſter).
Die Frühlingsluft trägt ihre Blüthenwellen
Erfriſchend aus dem Thal zu mir herauf.
Mit Demantperlenputz hat alle Auen
Der junge Morgen feſtlich ausgeſchmückt.
Im weißen Frühlingsſchmuck prangt jeder Baum,
Die Vögel hüpfen zwitſchernd durch die Büſche,
Am Walde ſpielt das Reh mit ſeinen Jungen
Und jede Kreatur freut ſich des Tag's. —
Ich bin nicht froh, des Traumes ſüße Bilder
Verſcheuchte ja der erſte Morgenſtrahl.
Du ſtille Nacht, in deinem ernſten Schweigen
Zeigt mir ein Gott des liebſten Mannes Bild.
Du biſt ſo kurz, ach mögſt du ewig weilen,
Denn fern von ihm iſt mir der Tag nur Qual.
Ihr Frühlingswinde tragt mein heißes Sehnen
Zu ihm, zu ihm, — —
Daß ich ihn liebe, flüſtert ihm in's Ohr.
O Nachtigall, du die verſteht mein Klagen,

Flieg' hin zu ihm und ſag' von meiner Pein,
Daß ich in heißer Sehnſucht mich verzehre,
Und wie ſein Blick die Lieb' in mir erweckt,
Wie dieſer einz'ge Blick die heiße Flamme
Im jungfräulichen Herzen angefacht,
Wie unter ſeiner Glut mein Stolz zerronnen, —
Dies ſag' ihm, dies und führ' ihn her zu mir;
Mit Liebesarmen will ich ihn umfaſſen,
Um niemals, niemals von mir ihn zu laſſen.
Doch eitler Traum! die ſüßen Phantaſieen,
Sie werden nie zur Wirklichkeit erblühen. —
O Liebe wie haſt du mich umgewandelt,
Den ſpröden Stolz in Sehnſucht aufgelöſ't.
Das Jagdroß ruht, es ruht der ſichre Bogen,
Seitdem ſein Blick die Seele mir durchdrang.
Ich bin beſiegt, beſtraft für meinen Spott, —
Durch einen Mann!? — Nein, nein, es war ein Gott!

Jerta. Anna.

Jerta.
O Herrin freuet Euch, auf Nacht folgt Tag.
Anna.
Ein jeder neuer Tag bringt neuen Gram.
Was haſt du Mädchen? deine Augen funkeln?
Jerta.
Ahnt Ihr's denn nicht? der Ritter iſt gefunden
Und denkt, wer's iſt? Graf Hunyad iſt's, der Ban!
Anna (faßt Jerta heftig bei der Hand).
Jerta, Jerta!
Jerta.
O glaubt es nur, ich ſelbſt,
Ich hab' mit eig'nen Augen ihn geſehn,
Ein ſolches Bild das vergeß' ich nicht.

Anna
(ſteht einige Augenblicke regungslos und preßt beide Hände auf's Herz).
Wo iſt er, wo? Ich muß ihn ſehn, ihn ſehn,
Sonſt ſprengt das volle Herz die enge Bruſt.
(Anna ab).

Jerta.
Welch einen Lärm das gute Fräulein machte,
Wenn's an den Tag kam, daß 'nen hübſchen Jungen
Ich mehr geliebt, als grad' das Fräulein wollte.
Wie hat ſie ſich doch ſo geſchwind verwandelt, —
Es ſtellt ſich eine ſpröder als die andre,
Im Grunde denken wir doch Alle gleich.
Hübſch iſt der Ban, das muß der Neid ihm laſſen,
Doch iſt der König mir bei weitem lieber,
Das iſt ein junger, gar ſehr munt'rer Herr,
Man merkt ihm gar nicht ſo den König an;
Allein, daß er ſo frei mit einem ſchäkert, —
Nun man verzeiht's ihm ſchon, nur einen König
Gibt's ja im Reich. Solch Liebesabentheuer.
Iſt mir grad' recht, da ſpiel' ich die Vertraute,
Es regnet Geld für mich von allen Seiten.
D'rum Jerta ſchlau Verwirrung angerichtet,
Damit das Ding ſich in die Länge zieht,
Denn war mal Hochzeit, dann iſt es vorüber.
Ich muß doch ſpioniren, ob ich nichts,
Was in den Kram mir paßt, erlauſchen kann.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

.*. **Philipp Buonarotti.** — Die Pariſer Demokraten haben wieder eines ihrer wenigen älteſten Häupter verloren; Philipp Buonarotti, ein Nachkomme Michel-Angelo's, ſtarb im Septbr. d. J. Zu Piſa am 11. Novbr. 1761 geboren, war er, begeiſtert von den neuen, weltumwälzenden Idealen, im Jahre 1792 nach Paris gekommen, und hatte ſich hier den Jakobinern angeſchloſſen. Im folgenden Jahre durch Conventsbeſchluß naturaliſirt, wurde er vom Wohlfahrtsausſchuß mit mehreren Sendungen beauftragt. Nach dem Sturze Robespierre's gefangen geſetzt, verband er ſich mit Babeuf, Darthé und anderen Republikanern, mit denen er, nachdem ſie freigelaſſen, eine Verſchwörung anzettelte, aber, von Neuem verhaftet, zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt wurde. Der erſte Conſul ermäßigte die Strafe auf Confinirung in eine Stadt der öſtlichen Departements. Später ernährte Buonarotti ſich zu Genf vom Tonſetzen, und als er dieſen Ort verlaſſen mußte, ſchrieb er in Belgien (1828) ſeine „Conspiration de Babeuf." Nach der Julirevolution kehrte er nach Paris zurück, wo ſeine Verbindung mit den Republikanern ihm eine kurze Haft zuzog. Einer der eifrigſten derſelben, Hr. Trélat, Mitredakteur des National, hielt ihm die Leichenrede, bei welcher gegen 500 Perſonen anweſend waren.

.*. **Garcin de Taſſy's Geſchichte der hindoſtaniſchen Literatur.** — Herr Garcin de Taſſy, Profeſſor an der königl. Bibliothek zu Paris, hat aus orientaliſchen Quellen biographiſche Notizen über nahe an 700 hindoſtaniſche Schriftſteller, nebſt zahlreichen Auszügen aus ihren Werken, geſammelt. Er befindet ſich jetzt zu London, um dort ſeine Nachforſchungen fortzuſetzen, behufs der Herausgabe ſeiner „Geſchichte der hindoſtaniſchen Literatur," welche die Reſultate ſeiner Studien darüber umfaſſen ſoll.

.*. **Deutſcher Philologen-Congreß für 1838.** — Bei den Zuſammenkünften, welche die Philologen während des Göttinger Jubelfeſtes gehalten, iſt auf Thierſch's Anregung und unter Humboldt's Beitritt und Vorſitz, ein alle zwei Jahre zu haltender gelehrter Landtag, nach Art der Verſammlung der Naturforſcher, verabredet, Thierſch ſofort zum Vorſteher erwählt, und Nürnberg zum Orte der nächſten, im Septbr. 1838 zu eröffnenden Verſammlung beſtimmt worden. Zugleich wurde bereits eine neue Ausgabe des Plinius verſprochen.

.*. **Deutſche Auswanderer in Nordamerika.** — Nach einer Veranſchlagung der „Geſellſchaft der Freunde der Ausgewanderten" beläuft ſich die Zahl der erſt ſeit zwei bis drei Jahren in Nordamerika eingewanderten, aber nicht mit dem Bürgerrecht beliehenen Deutſchen auf 157,000, wovon allein im Staate Ohio 40.000, in Miſſouri 30.000, in Indiana 20,000, in Kentucky, wie in der Gegend von Pittsburg in Pennſilvanien, und in Louiſiana 15.000 ſich befinden.

.*. **Schwanthaler's Bavaria.** — In Schwanthaler's Atelier in München iſt ſeit einigen Tagen das Modell zu einer Bavaria zu ſehen, welche auf eine Anhöhe zu ſtehen kommt. Die Statue ſelbſt wird 54, das Fußgeſtell ungefähr 27 Fuß Höhe erhalten.

.*. **Hundertherzige Anneliden.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 25. v. M. wurde ein Schreiben des Hrn. Milne-Edwards über den Kreislauf des Blutes bei den Anneliden verleſen. Dieſer gewandte Naturforſcher gibt Kunde vom Vorhandenſein einer gewiſſen Zahl von Herzen bei denſelben, welche ſich bei einigen Arten bis zum vollen Hundert ſteigt.

.*. **Neueſtes über den Leviathan.** — Die Frankfurter O. P. A. Ztg. vom 27. v. M. liefert aus dem zu Drontheim erſcheinenden norwegiſchen Avis einen Bericht über die myſteriöſe Seeſchlange, welcher von einem ebenſo aufgeklärten als zuverläſſigen Manne herrühren ſoll. Hiernach hatte das Ungeheuer ſich ſeit Anfang der Hundstage an verſchiedenen Stellen in dem an die Vogtei Foſen grenzende Meerdiſtrikt gezeigt. „Eines dieſer Seeungeheuer," heißt es in jenem Bericht, „ſcheint ſich beſtändig bei Storfoſen und den Kragvaag-Inſeln aufzuhalten." Es iſt verſchiedenen Fiſchern plötzlich ſehr nahe gekommen. „Von ganz glaubwürdigen Männern iſt verſichert worden, daß man die Länge der Schlange auf 6—800 Ellen, oder vielleicht noch mehr annehmen kann ... Am dickſten iſt ſie gleich hinten am Kopfe, wie es ſcheint, von der Dicke eines ſchweren Pferdes; ſeine ſchwarzen Augen ſind von der Größe eines gewöhnlichen Tellers, ohne glänzend oder ſehr beweglich zu ſein; (tellergroße Augen bei nur pferdedickem Hals?) die Haut iſt glatt und dunkel; auf der Naſe zeigen ſich dicke Haare, wie an einem Seehunde, von 2—3 Quartier Länge, auf dem Nacken etwas Mähnenähnliches ... Ihre Bewegungen und Geſtalt ſind ſchlangenförmig." — Auch das Morgenblatt verbreitet ſich in Nro. 216—219 über den wiederauftauchenden Leviathan durchgängig mit Hrn. Pivrey in den Débats übereinſtimmend.

∴ **Die Eiſenbahn von Paris nach St. Germain** hat im erſten Monat ihres Beſtehens eingetragen (vom 26. Aug. bis den 24. Septbr.):

in den erſten 14 Tagen für 97,199 Reiſende . 119,253 Fr.
„ „ zweiten „ „ 106,536 — . 121,279 „
Zuſammen . . . 240,532 Fr.

∴ **Ertrag der Eiſenbahn von Birmingham.** — Seit Eröffnung der großen Verzweigung der Eiſenbahn von Birmingham, vom 2. Juli bis zum 2. September, betrug die Einnahme 46,462 Pf. St. (1,161,550 fl.), alſo ungefähr 5000 Pf. in jeder Woche. Hiervon wurden 41,492 Pf. für 94,220 Reiſende eingenommen.

∴ **Reformation des engliſchen Briefpoſttarif's.** — Die engliſche Poſtdirektion beabſichtigt, Briefcouverte mit dem Poſtſtempel zu verkaufen, jedes für einen halben Penny. Jedermann kann dann nach Bedürfniß viele oder wenige kaufen, ſeine Briefe darein ſiegeln, die ſofort für London und einen Umkreis von 12 engl. Meilen frankirt ſind. Sollte das Reſultat günſtig ſein, ſo würde die Poſt eine zweite Klaſſe von Couverten drucken laſſen, die für zwei Pence durch ganz England frankirten. Hierdurch würde die Communikation, die bisher durch ſehr großes Briefporto erſchwert war, ſehr gewinnen, und in Folge hiervon auch die Poſt nichts verlieren, beſonders da es ſich dann der Mühe nicht mehr lohnte, Briefe auf anderen Wegen zu ſpediren. Möchte auch in Deutſchland dieſer Plan Eingang finden!

∴ **Portugieſiſche Novitäten.** — Außer den Fortſetzungen einiger wiſſenſchaftlicher Zeitſchriften, des Panorama, der Bibliotheca familiar e recreativa und des Archivo popular, iſt im ganzen Monat Auguſt zu Liſſabon nichts erſchienen, als der ſtatiſtiſche Almanach von Liſſabon für 1837, — dann das alphabetiſche Repertorium für portugieſiſche Verwaltungsbehörden, und eine Novelle, betitelt: Der jüngſte Tag (o dia dos finados). Dagegen wurden zwei Leſekabinette von franzöſiſchen Bücherkrämern errichtet, mit einer niedlichen Franzöſin auf dem Präſidentenſtuhl und einem Schreibgriffel in der Hand.

∴ **Milch-Alkohol und Milchzucker.** — Schon im XIII. Jahrh. hatte Marco Polo von den Kalmücken, und in neuerer Zeit Grieve von den Tartaren berichtet, daß ſie aus Stutenmilch ein geiſtiges Getränk („Kumiß," oder nach Polo „Ariks") bereiteten. Der große Chemiker Scheele hatte beſtritten, daß Milch oder Milchzucker in alkoholiſche Gährung gebracht werden könnten. In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 11. v. M. iſt dagegen Bericht über die Entdeckung des Herrn Heß erſtattet worden, dem es gelungen, Kumiß aus Milch ſo wie aus Milchzucker zu bereiten. — Merkwürdig iſt, daß während vor 1835 der Milchzucker nicht unter den in Frankreich eingeführten Artikeln ſich befand, von demſelben in dieſem Jahre 3708 Kilogramm (von denen 3411 aus der Schweiz) als eingeführt verzeichnet ſtehen.

∴ **Fourneyron's Turbine.** — Herr Fourneyron hat einen Bewegapparat erfunden, den er Turbine (Kreiſelrad) nennt, und mit welchem Staunenswürdiges geleiſtet werden ſoll. Dem Hamburger Correſpondenten zufolge iſt dieſer Apparat jetzt in St. Blaſien im Schwarzwalde in einer der Spinnereien des Herrn von Eichthal angebracht. Eine Leitung von 18zölligen gußeiſernen Röhren längs eines Bergabhangs führt Waſſer 1200 Fuß weit in einen geſchloſſenen Behälter, der eine Turbine umſchließt, und mittelſt dieſes Waſſerrädchens von nur 1 Fuß Durchmeſſer, welches aber in einer Minute ungefähr 2300mal umläuft, ſoll nun eine gemeſſene Kraft hervorgebracht werden, welche der von 60 Pferden gleich, — bei einem Verbrauch von nur einem Cubikfuß in der Sekunde.

∴ **Venedig's Archiv.** — Venedig beſitzt jetzt das reichſte und die älteſten Urkunden bewahrende Archiv in Europa. Nach mehrjährigen Arbeiten iſt es jetzt im Kloſter dei Frari in 268 Sälen, Salons und Gängen, deren Wände von unten bis oben mit Fächern bedeckt ſind, vertheilt.

∴ **Europäiſche Uraffen.** — Aus den Debatten in der letzten Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 18. v. M. geht hervor, daß an dem Vorhandenſein kleiner, ungeſchwänzter Affen auf dem Felſen von Gibraltar nicht zu zweifeln, daß das Vorkommen foſſiler Affenſchädel in den Spalten des Felſens es auch höchſt wahrſcheinlich mache, daß jene kleine Menſchenkarrikatur ſchon ſeit dem höchſten Alterthum dort heimiſch ſei.

∴ **Stafford's unumſtürzbare Wagen.** — Ein Herr Stafford hat die Conſtruction eines eleganten Wagens erfunden, der dadurch vor dem Umwerfen geſichert iſt, daß der Kaſten, wie der Compaß auf den Schiffen, immer eine wagerechte Lage behauptet, ſelbſt wenn die Räder auf einer Seite, wie bei einer Probefahrt geſchehen, drei Fuß höher zu ſtehen kommen, als die der andern Seite. Die Trefflichkeit dieſer Einrichtung iſt ſo einleuchtend, daß die einflußreichen Mitglieder des Unterhauſes vorhaben, bei Eröffnung deſſelben die Aufmerkſamkeit der Regierung auf dieſe unumſtürzbaren Wagen hinzulenken.

∴ **Bienenkörbe im Wohnzimmer.** — Herr Jebb, ein Bewohner von Connecticut, hat eine Vorrichtung erfunden, vermöge deren die Bienen ihre Zellen in einem Wohnzimmer anlegen und daſelbſt ihren Honig bereiten können. Dies geſchieht in kleinen Schubkäſtchen, aus denen man den Honig herausnehmen kann, ohne die Bienen zu tödten. Der Bienenkorb hat die Geſtalt eines Buffets und ſteht mit der freien Luft durch eine Röhre in Verbindung. Sobald ein Schubkäſtchen oder mehrere mit Honig angefüllt ſind, zieht man ſie heraus und läßt die Bienen in einen anderen Theil des Stocks.

∴ Von Herrn **Saintine's „Picciola"** iſt eine neue Ausgabe in 16° erſchienen. Das von der Akademie gekrönte Büchlein wird nun auch vom Publikum gekrönt.

∴ **Zahl der Rheinbereiſenden.** — Im Jahre 1828 beförderten die rheiniſchen Dampfſchiffe 30,000 Reiſende. In dieſem Jahre 1837 wird ihre Zahl auf 150,000 ſteigen. Die Engländer ſind noch immer die überwiegende Anzahl.

∴ **Der Kunſtverein zu Leipzig,** der erſt vor wenigen Monaten in's Leben getreten, hat ſchon 1100 Aktien (jede zu 3 Rthlr. auf das Jahr) ausgegeben.

∴ **Der Regensburger Dom.** — Zur Reſtauration des Regensburger Domes ſind kürzlich wieder 14000 fl. angewieſen worden. Sein Inneres hat in dieſen Tagen durch die von **Eberhard's** Meiſterhand ausgeführten Grabdenkmale **Sailer's** und **Wittmann's** neue herrliche Zierden gewonnen.

∴ **Gothiſches Jubelgedicht.** — Maßmann hatte zum Göttinger Jubiläum ein Feſtgedicht in **gothiſcher** Schrift und Sprache überſendet.

∴ **Thomas à Kempis in Verſen.** — Herr **Dupuy**, ehemaliger Ordonnanzoffizier des Herzog's v. Berry, hat das Büchlein von der Nachfolge Chriſti in franzöſiſche gereimte Rede übertragen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 243. 1837.

Phönix.

Samſtag, 14. October.

Die Hunyaden.

(Fortſetzung).

1. Act. 7. Scene.

(Burggarten).

Ambroſius. Jerta.

Ambr. Du biſt ein Engel von einem Kammerkätzchen.

Jerta. Ihr ſeid ſicher kein Heiliger.

Ambr. Mädchen du biſt ſpitz.

Jerta. Ihr nicht, denn Euer Bauch iſt kugelrund.

Ambr. Danke Gott, daß — — —

Jerta. Heiliger Vater, Ihr ſeid ein unheiliger Bruder.

Ambr. Biſt du verliebt, Mädchen?

Jerta. In Euch ſicher nicht, ſonſt wohl zu Zeiten, — und Ihr?

Ambr. Wenn ich ein hübſches Kammerkätzchen ſehe.

Jerta (lacht). Wahrhaftig, Ihr ſeid ein luſtiger Beichtvater für einen luſtigen Herrn.

Ambr. Mein Herr iſt nicht luſtig.

Jerta. Warum denn nicht?

Ambr. Weil er in dein Fräulein verliebt iſt.

Jerta. O weh! er hat ſie ja kaum geſehen.

Ambr. O, doch ein Stück von ihr.

Jerta. Pfui!

Ambr. Willſt du meine Liebe und viel Geld verdienen?

Jerta. O Ihr unheiliger Vater!

Ambr. Ich will weder dein Vater noch dein Bruder ſein, die Stelle deines Liebhabers gefällt mir weit beſſer.

Jerta. Meint Ihr? Nun das iſt meines Liebhabers Stelle und ich verſichere Euch, er iſt an der rechten und wärt Ihr an dieſer, ſo wärt ihr an eines andern Stelle, alſo an der falſchen.

Ambr. Du biſt eine Sophiſtin, Jerta.

Jerta. Ich verbitte mir die Schimpfwörter, ich bin ein ehrliches Mädchen und keine wie Ihr ſagt.

Ambr. Alſo willſt du mein Geld nicht?

Jerta. Wer ſagt das?

Ambr. Und meine Liebe?

Jerta. Nun ſprecht, was wünſcht Ihr?

Ambr. (küßt ſie). Für's erſte deine Lippen zu koſten.

Jerta. Schämt Euch doch, hier ſieht es ja jeder, — und dann?

Ambr. Sollſt du dem Könige Gelegenheit geben, dein Fräulein ganz allein zu ſprechen, etwa machen, daß ihre Kammerthüre offen bleibt.

Jerta. Das wird nichts helfen, das Fräulein iſt verliebt.

Ambr. In wen?

Jerta. In den Ban.

Ambr. Deſto beſſer.

Jerta. Doch halt, ſo geht es. Ihr dürft mich aber um keinen Preis verrathen.

Ambr. Bei Leibe nicht.

Jerta. Hättet Ihr bei Gott geſagt, ſo würde ich Euch nicht geglaubt haben, allein da Ihr es bei Euerm Leibe thut, ſo will ich's wagen. Nun hört. Das Fräulein hat den Ban nur einmal geſehen, nie reden hören. Jeden Abend iſt ſie allein in dieſer Laube und Ihr kennt das Sprichwort: Bei Nacht ſind alle Katzen grau. Wie, wenn wir den König anſtatt des Banus dort hin ſchickten? Beide heißen Ladislaus, eine Schleife will ich ihm im Namen des Fräuleins geben, — es muß glücken.

Ambr. Du biſt ein kleiner Teufel.

Jerta. Nun kommt, ich zeige Euch den Garten, —

Ambr. Beſonders bitte ich dich, mir die dunkelſte Laube recht genau zu zeigen.

Jerta. Und ſage Euch Alles, was Ihr noch wiſſen müßt, um den König gehörig vorzubereiten, denn da er des Banus Freund iſt, ſo würde er ihm doch nicht gern — —

Ambr. (zieht eine Börſe hervor). Hier haſt du etwas für deinen guten Rath.

Jerta. Nun kommt, hier könnte man uns belauſchen.

2. Act. 3. Scene.

Saal im Schloſſe des Banus zu Belgrad.

Mehre Stufen, welche den ganzen Saal durchſchneiden, führen zu einer Säulenhalle, von der herab man in den Turnierhof ſehen kann. Erbeutete türkiſche Fahnen und Waffen ſchmücken die Wände. Des Königs Leibwache hat die Säulenhalle beſetzt. Auf der erſten Stufe ſtehen Herolde in die Farben des Banus gekleidet. Der Saal iſt mit Gäſten erfüllt, darunter einige geharniſchte Ritter.

Der König, in koſtbarem Waffenſchmucke, ſteht in der Mitte, hinter ihm ein Page mit dem gekrönten Helm. Rechts von ihm Eliſa und Mathias; links Maria und der Ban, welcher ebenfalls gerüſtet iſt. Ulrich, Gara, Podjebrad, Szilagyi, der Biſchof, Roſenberg, Alexis, Gäſte und Diener.

(Eine Salve aus den Kanonen der Stadt. Die Trompeten verſtummen auf den Wink der Herolde).

König.

Nochmals willkommen, würd'ge, edle Frau.
An dieſer Stelle fühl' ich mich bewegt
Von hoher Ehrfurcht für den todten Helden.
Mir iſt's, als halle noch ſein Schlachtenruf
In dieſen feſtlich jetzt geſchmückten Sälen,
Es weht ſein Geiſt aus jedem Stein mich an.

Eliſa.

Weckt nicht den Schmerz in ſeines Weibes Bruſt;
Selbſt Männeraugen füllen ſich mit Thränen
Bei dem Gedanken, daß Hunyades ſtarb.

Biſchof.

Es muß die Welt ſich immer neu gebären,
Nach thatenvollem Leben folgt der Tod.
Das Alte machet ſtets dem Jungen Platz,
Und, bricht den Stamm des Todes eiſ'ge Hand,
So blüh'n in neuer Kraft die jungen Sproſſen,
Zwei Söhne leben Euch, ſie ſind die Erben
Geworden ſeines Sinn's und ſeines Ruhmes.

König.

Was ich dem Vater ſchuldig bleiben mußte,
Will ich an ihnen zu vergelten ſuchen.
Hört's tapfre Ungarn, höre es mein Volk,
Als Brüder nimmt ſie dankbar an ihr König.
Verkündet laut es durch mein ganzes Reich,
Hunyades Söhne ſind des Königs Brüder.

Szilagyi.

Heil unſerm König, heil den würd'gen Brüdern!

Alle.

Vivat der König! Vivant ſeine Brüder!

(Eine Salve des Geſchützes. Trompeten. Der Ban und Mathias knieen vor dem König).

König (hebt ſie auf und küßt ſie).

Steht auf, an meiner Bruſt iſt euer Platz.

Ban.

Ob auch mein Mund verſtummt, laut ſpricht das Herz,
Und ſein Gefühl verſiegelt meine Lippen.
Laut ſchwör' ich es vor Gottes Angeſicht,
Hier auf des würd'gen Biſchofs heil'ges Kreuz,
Ich will mich würdig Eurer Liebe zeigen.

Mathias.

Ich fühl's, ich bin nur ein Planet des Bruders,
Und ſein Glück führt das meine mit herbei;
Doch einſt wird der Planet der Sonne gleichen,
Und dann den Brudernamen ſich verdienen.

Eliſa.

Vor Überraſchung ſteh' ich ſprachlos da,
Und ungelenk bewegen ſich die Lippen.
Des Dankes Laut bleibt an der Schwelle ſteh'n,
Das Herz ruft ihn zurück, er iſt zu matt
Und blöde flieht er ſchnell zurück zum Herzen.

Ulrich (leiſe zu Gara).

Hör', Gara, grad' zu recht geleg'ner Zeit
Flog eine Mücke in das Auge mir.

(Laut).

Es ſind von hoher Rührung alle Edeln
Bewegt. Die Thräne, die mein Auge füllet,
Seit Jahren ſchon ein nicht geſeh'ner Gaſt,
Gibt von des Herzens Regung offne Kunde.

Szilagyi.

Sagt Graf, weint Ihr vor Ärger oder Freude?

Ulrich.

Ich habe dieſen Argwohn wohl verdient
Und ohne Groll ertrag' ich Euern Spott.
Ich lebte ſchon zu lange in der Welt,
Um jedem Menſchen unbedingt zu trauen,

(zum Ban)

Und deßhalb fehlte ich auch gegen Euch.
Ich ſag' es offen, Hunyad war mein Feind,
Und dieſe Feindſchaft erbten ſeine Söhne;
Doch jetzt, von ihrem Werthe ganz durchdrungen,
Geſteh' ich tief beſchämt mein Unrecht ein. —
Ich habe keine Söhne, ſeid die meinen,
Betrachtet mich von heut als euern Vater.

König (gibt ihm die Hand).

So recht, mein Oheim, ſo gefällſt du mir.

Szilagyi (halblaut).

Die Peſt auf dieſen heuchleriſchen Schurken!

Eliſa.

Unglaublich ſcheint es, was Ihr ſpracht, Graf Ulrich.

Biſchof.

In Aller Mienen kann man Zweifel leſen,
Der Euch verläumdet; darum ſchwöret hier,

(auf ſein Kreuz zeigend)

Daß Euer Wort aus reinem Herzen fließet.

König.

Unfehlbar wird ein Schwur die Zweifel bannen,
Und ſicher, glaub' ich, wirſt du ihn nicht ſcheu'n.

Ulrich.

Nein, ſicher nicht. Ich ſchwör' auf dieſes Kreuz,
Daß Redlichkeit nur meine Zunge lenket.

Ban (umarmt ihn).

So heiß' ich gern als Vater dich willkommen;
Wie ward in einer Stunde ich ſo reich.

(Ulrich umarmt und küßt Eliſa die Hand).

(Zum König).

Lies in den naſſen Blicken meinen Dank,
Mein ganzer Wortſchatz iſt zu arm dafür.

Podjebrad.

Nimm meinen Glückwunſch, tapfrer Hunyad.

Ulrich.

Zu viel konnt' unſer König dich nicht ehren.

Gara und Roſenberg.

Nie war der König einem Würd'gern gnädig.

Szilagyi (gerührt).

Verdamm' mich Gott, du biſt ein braver Junge.
Hol' dieſe Mantelträger all der Teufel,
Du bleibſt mein lieber Laslo, damit gut.

Ban (ihm die Hand reichend).

Mein alter Oheim bleib mir immer gut.

König.

Doch nun genug. Ich ſehe Kampfluſt glühen
In jedem Blicke dieſer tapfern Ritter,

Und länger will ich nicht das Feſt verzögern.
Doch ſeh' ich mich im Kreis vergebens um,
Es fehlt ein liebenswerther, ſchöner Gaſt,
Fräulein von Rennow fehlet bei dem Feſte.

Alexis (tritt vor).

Verzeiht, mein König. Ich bin abgeſchickt,
Sie zu entſchuld'gen, denn ein Unwohlſein
Von ernſter Art befiel den alten Herrn,
Und Sorge um den Vater hieß ſie bleiben,
Sonſt, glaubt es Herr, blieb' ſie gewiß nicht aus.

König.

Ha, das iſt ärgerlich, höchſt ärgerlich,
Es fehlt dem Feſte ſeine ſchönſte Krone,
Es iſt nur ſternenhell, kein Sonnenſchein.
Doch ſag' dem Fräulein, wie ich es verehre.
Hier ihre Schleife ſei des Helmes Zier,
Ich will an dieſem Tag Ihr Kämpfer ſein,
Und werfe hier den Panzerhandſchuh hin,
Behaupte kühn vor Jedem, daß das Fräulein
Die ſchönſte Jungfrau ſei im ganzen Reich,
Die tugendhaft'ſte auf der ganzen Erde;
Wer es beſtreitet, heb' den Handſchuh auf.

Ban (hebt ihn nach einer Pauſe auf).

Ich heb' ihn auf, mein königlicher Bruder.

(Alle zeigen ihr Erſtaunen).

König.

Du Bruder? Nun mir wird ein würd'ger Gegner.
Man wird doch endlich nun erfahren, wer
Die Schöne iſt, die jetzt dein Herz beherrſcht.

Eliſa.

Wie Ihr, bin ich begierig, wen er nennt.

Ban.

Kein weiblich Aug' hat meinen Sinn beſtrickt,
Ich ehre Tugend, wo ich Tugend finde,
Und ſtets bin ich bereit, für ſie zu kämpfen,
Selbſt wenn ich ſie in meiner Schweſter ſehe.
Die höh're Schönheit mag dem Fräulein bleiben,
Doch iſt ihr Herz ſo ſchwarz wie dieſes rein.

Marie.

Du handelſt unrecht, ſo mich zu beſchämen.

König.

Du wählteſt einen würd'gen Gegenſtand,
Jedoch erklärt dies nicht den hohen Zorn,
Mit dem du ſprichſt von meiner Dame Ehre.

Ban.

Ich gebe gern im Kampfe die Erklärung,
Für jede andre iſt die Zunge ſtumm.

König.

Biſt du ſo ungeſtüm? Wohlan zu Roß,
Die gute Sache wird mir Stärke geben.

(Der König, mehre Ritter und Diener ab; die Wache folgt und die Gäſte begeben ſich in die Säulenhalle).

Alexis (hält den Ban auf).

Mein hoher Herr, hört nur ein einzig Wort,
Soll ich dem Fräulein melden, was ich ſah?

Ban.

Sag' ihr, dies ſei die Rache, die ich nehme;
Faſt ſchäm' ich mich, es riß der Zorn mich hin,
Doch ſchändlich war es, ſo mit mir zu ſpielen.

Alexis.

Sie ſendet tauſend Grüße Euch und dies.

(Er reicht ihm einen Brief).

Ban.

Du fängſt ſchon früh ein ſchlechtes Handwerk an.
Behalte ihren Brief und ihren Gruß.
O Gott, ſie iſt ſo ſchön und ſo verworfen!

(Trompetenſtoß).

Es rufet mich zum Kampf, Gott beſſ're dich.

(Ban ab).

Alexis.

Hört' ich auch recht? Ich hab' wohl falſch verſtanden.
Ein gräßlich Mißverſtändniß waltet hier,
Viel Trübſal bring' ich ihr durch dieſe Kunde.
Wohl beſſer iſt's: ich ſchweige; ja ſo ſei's,
Das Mißverſtändniß löſ't die Zeit wohl auf,
Und ihr erſpar' ich manche trübe Stunde.

(Ab).

Sara und Ulrich treten in den Vordergrund.

Sara.

Sie reiten eben in die Schranken ein.

Ulrich.

Gleich geht der Teufel los, mir ſtockt der Athem.

(Horchen geſpannt. Trompetenſtoß).

Sara.

Ha nun!

Ulrich.

Laß ſchnell uns an die Schranken eilen.

(Bewegung unter den Zuſchauern).

Mehre Stimmen.

Das iſt Verrätherei!

Tumult in den Schranken, man hört in denſelben durch den Lärm hindurch den Ruf: Vivat Corvinus, nieder mit dem König!

Ulrich (das Schwert ziehend).

Verrath! Verrath! Rettet den König, Verrath!

(Alle Ritter ab mit gezogenen Schwertern).

Eliſa.

Gott was bedeutet das?

Marie (wirft ſich in ihre Arme).

O Mutter, Mutter!

Einige Damen.

Sie flieh'n, ſie flieh'n!

Andere.

Der König iſt gerettet, der Banus ſtürzt!

Eliſa.

Mein Sohn!

Marie.

Mein Bruder!

(Alle ab zu verſchiedenen Seiten, ſo daß die Bühne eine Zeitlang leer bleibt).

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

⁂ **Dr. A. Kapp's Ariſtoteliſche Staatspädagogik.** — Dr. Alex. Kapp, der ſchon durch „Platon's Erziehungslehre," die er vor 4 Jahren erſcheinen laſſen, ſich als gründlichen Kenner Platon's bewährt, hat nun auch „Ariſtoteles Staatspädagogik, als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen" herausgegeben. Durch vollſtändige Sammlung aller auf dieſen Gegenſtand bezüglichen Stellen aus ſämmtlichen Werken des Stagiriten und ſinnvolle Verarbeitung derſelben zu einem überſichtlichen Ganzen, hat er ſich ein neues Verdienſt erworben — ſowohl um alle Freunde des klaſſiſchen Alterthums, als ganz beſonders um die Pädagogen, und diejenigen, welche berufen ſind, bei der Regeneration des Erziehungsweſens als Geſetzgeber mitzuwirken. Faſt durchaus trägt Hr. Kapp die lichtvollen Anſichten des großen Philoſophen mit deſſen eigenen, treu übertragenen Worten vor. Beſonderes Intereſſe bietet die zweite Abtheilung, worin ausführlich erſt die Erziehung vor der Geburt, dann die phyſiſch-pſychiſche Erziehung bis zum ſiebenten Jahre, — die Bildung des Leibes durch Gymnaſtik, die der Seele durch Muſik, Grammatik, Graphik, Mathematik, Dialektik, Rhetorik, Philoſophie und Staatswiſſenſchaft, — zuletzt die ethiſche, oder die Geſammterziehung des ganzen Menſchen beſprochen wird.

⁂ Von Theodor Mundt haben wir „Wanderungen am Spazierſtocke" (Erinnerungen ſeiner Reiſe nach Paris und London) demnächſt zu erwarten.

⁂ Franzöſiſche Aktiengeſellſchaften. — Das „Journal de Commerce" vom 22. v. M. liefert einen Courszettel der Aktien von anonymen und Commandit-Geſellſchaften, auf welchem der Cours der Aktien angegeben iſt, von nicht weniger als 252 verſchiedenen franzöſiſchen Geſellſchaften und zwar von 25 für Verſicherung, 16 für Banken, 15 für Dampfſchiffe und Bote, 22 für Canäle, 8 für Eiſenbahnen, 9 für Gasbeleuchtung, 44 für Journale, 22 für Meſſagerien und Omnibus, 20 für Bergwerke und Hütten, 4 für Seefiſchereien, 9 für Märkte und Entrepôts, 8 für Brücken, 6 für Theater, 6 für Druckereien und Buchhandlungen und 28 für verſchiedenartige ſonſtige Unternehmungen.

⁂ Bei dem Auftreten der Taglioni in Petersburg (am 15. Sept. als Sylphide) waren die Eintrittspreiſe um's Vierfache erhöht.

⁂ Die Kunſtausſtellung zu Antwerpen, welche den ganzen Auguſt dem Publikum unentgeltlich geöffnet war, iſt ſeit dem erſten v. M. geſchloſſen. Sie zählte 362 Nummern. Den meiſten Beifall fanden zwei höchſt heitere Genre-Bildchen: die „Rückkehr aus der Schenke" und „die Verſammlung der Gevatterinnen," beide von A. Pez von Antwerpen, einem Schüler F. de Brakeleer's. Dem Meiſter ſelbſt verdankte die Ausſtellung ihr ſchönſtes hiſtoriſches Bild: „le dévouement des magistrats et des citoyens d'Anvers," in lebensgroßen, ſehr ausdrucksvollen Figuren. Unter den hiſtoriſchen Bildern verdienen noch beſondere Auszeichnung: „Cromwell" von Louis Gomer's aus Antwerpen, „Maria Thereſia's Beſuch der armen 100jährigen Wittwe zu Clavienburg" von J. Geirnaert, und „Ugolino" von Ed. de Biefore. Sehr vielen Beifall fanden die Landſchaften von Jakob Jakobs zu Mecheln.

⁂ Neueſter Roman von Saintine. — Von Herrn X. B. Saintine, dem Verfaſſer der Picciola, iſt ein neuer Roman, die Soirées de Jonathan bei Dupont zu Paris erſchienen.

⁂ Ueberſetzungen in's Böhmiſche. — In's Böhmiſche wird überſetzt: Irving's „Alhambra," von J. Maly und Zſchokke's „die Branntweinpeſt," von W. Filipek; ferner für's Theater: Raupach's „Robert der Teufel," von J. K. Tyl, Töpfer's „der beſte Ton," von J. Prochazka, „Käthchen von Heilbronn," von W. Filipek und Raimund's „Verſchwender," von J. N. Stepanek. Von Raimund's Zaubermährchen ſind bereits überſetzt und auf der böhmiſchen Bühne mit Beifall aufgenommen worden: „der Diamant des Geiſterkönigs" von Prof. Machacek, „der Bauer als Millionär," von Dr. Chmelensky und „der Alpenkönig und der Menſchenfeind," von W. Filipek. — (Oſt und Weſt Nro. 10).

⁂ Gas-, Koch- und Heiz-Apparate. — Die Times vom 16. v. M. bringen eine Anzeige des Herrn Barlow, (12 little Saint Thomas Apostle, queen street, Cheapside), welcher von ihm fabrizirte Oefen ankündigt, die durch Gas geheizt werden, von zwei Guineen und darüber, für Kirchen, Kapellen, Kaffeehäuſer, Fabriken, Schlafzimmer u. ſ. w.; und ebenſolche Gasapparate zum kochen, zur Bereitung von Glühwein, Kaffee u. ſ. w. — Dieſe Apparate können jeden Dienſtag und Donnerſtag von 12—2 Uhr eingeſehen werden.

⁂ Dr. Pinner's Reiſe und Talmud. — Mit Nächſtem ſoll zu Berlin das „Tagebuch des Herrn Dr. Pinner während ſeiner 3jährigen Reiſe durch ganz Deutſchland, Frankreich, England, Italien, die Türkei und Rußland, mit beſonderer Rückſicht auf den politiſchen und moraliſchen Zuſtand der Juden in allen dieſen Ländern," in drei Bänden erſcheinen. Auch will Hr. Dr. P. nunmehr, (ſo verſichert die Preuß. Staatszeitung), zur Herausgabe ſeiner deutſchen Ueberſetzung des ganzen Jeruſ. und Babyl. Talmud's in — 20 Foliobänden ſchreiten, — in der That — ein großartiges Monument für den jetzt ſchon an vielen Orten in den letzten Zügen liegenden Rabbinismus.

⁂ Blanqui's Geſchichte der Staatsökonomie. — Herr Blanqui ainé, Profeſſor der Staatsökonomie bei dem Conservatoire des arts et des métiers zu Paris, der ſich ſchon durch mehrere werthvolle Arbeiten ausgezeichnet, hat jetzt den erſten Band ſeiner „Histoire de l'économie politique en Europe" herausgegeben, welcher die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft von ihren Anfängen bis auf Colbert behandelt. Der zweite Band wird den Schluß liefern.

⁂ Ueber die hannöver'ſche Verfaſſungsfrage hat Dr. C. Burckhardt eine intereſſante Broſchüre herausgegeben.

⁂ Philippſon's „Allgemeine Zeitung des Judenthum's," welche am 25. October erſt ihr drittes Quartal beginnt, — beſitzt jetzt direkte Correſpondenten in den bedeutendſten Städten, und findet ſo allgemeine Theilnahme, daß der Verleger kürzlich bereits angezeigt, ſeinem Unternehmen ſei eine vieljährige Dauer geſichert.

⁂ Die Jeſuiten in Gallizien. — Nach franzöſiſchen Blättern iſt der öffentl. Unterricht in Gallizien den Jeſuiten wieder übergeben worden. Als der Biſchof von Lemberg ihnen Kloſter und Kirche St. Nikolaus zurück ſtellte, ſprach er: „Nehmet euren Sitz wieder ein, den die Unbill der Zeiten euch geraubt" (accipite sedem vestram, quam injuria temporis vobis ademit).

(Hamburger Correſpondent).

⁂ Wagen in Paris. — Vor Ludwig XIII. gab es wenige Wagen in Paris. Heinrich IV. ſchrieb eines Tages an Sully, er könne ihn nicht beſuchen, weil die Königin ſich gerade ſeines Wagens bediene. Im J. 1815 zählte man in Paris 15,048 Wagen, im folgenden Jahre 17,072, dann 18,276; gegenwärtig 32,500.

⁂ Fuhrwerksfrequenz zu London. — Ein Herr aus Yorkſhire hat am 19. v. M. zu London die Fuhrwerke aller Art gezählt, welche in der König-Wilhelmſtraße an der London-Brücke von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abend vorbeigefahren. Er zählte deren nicht weniger als — 11,000.

⁂ Bewohnbare Gebäude in Frankreich. — Aus dem vom franzöſiſchen Handelsminiſterium veröffentlichten ſtatiſtiſchen Werk iſt zu erſehen, daß es in Frankreich 6.619,351 bewohnbare Häuſer und Gebäude gibt, von denen 96,000 Eigenthum des Staates ſind; — Waſſer- und Windmühlen 82,946.

⁂ Verſicherungs-Geſellſchaften. — Johann de Witt, ein Schüler des Carteſius, war der erſte, der die Wahrſcheinlichkeitsberechnung auf Verwaltungsgegenſtände in Anwendung brachte, um die Größe einer lebenslänglichen Rente der Wahrſcheinlichkeit der Lebensdauer nach zu berechnen. Aber Halley in England war der erſte, der Sterblichkeits-Tabellen bekannt machte. Dieſe dienten unter der Königin Anna zur Grundlage für die erſte zu London (1706) geſtiftete Lebensverſicherungs-Geſellſchaft. Im J. 1720 traten zwei neue Verſicherungsgeſellſchaften hinzu; jetzt gibt es deren in England ungefähr 50.

⁂ Theilnahme des Königs der Franzoſen an der Göttinger Jubelfeier. — Es gereicht dem König der Franzoſen zur Ehre, daß er freundnachbarlich zur Säkularfeier der Univerſität Göttingen den dortigen weltgelehrten Veteranen — Blumenbach, Heeren und Gauß das Kreuz der Ehrenlegion verliehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 244. 1837.

Phönix.

Montag, 16. October.

Die Hunyaden.

(Fortſetzung).

2. Act. 6. Scene.

Die Vorigen. Der **Ban**, **Szilagyi** und der **Biſchof** treten ein.

Ambroſius.
Lupus in fabula.

Ulrich.
Sei mir gegrüßt, mein lieber theurer Sohn,
Wie freut es mich, daß vom Verdacht du frei.
Ich heiße euch willkommen edle Herrn.
Mir konnte heut' nichts Froheres begegnen,
Als euch bei mir zu ſeh'n. Was führt euch her?
Ihr tretet ſelten über meine Schwelle.

Ban.
Mich trieb die Sehnſucht her, mit Euch zu reden.

Szilagyi.
Auch mich die Sehnſucht, (leiſe) dir den Hals zu brechen.

Ulrich.
Es decken dunkle Wolken deine Stirn.
Die Sorgen ſchütte aus in meine Bruſt,
Ich will als Vater redlich mit dir theilen.

Ban.
Ich habe Feinde an des Königs Hof.

Ulrich.
Unmöglich! Sag', wer könnte dich wohl haſſen?
Selbſt meinen Haß haſt ſiegreich du bezwungen,
Den Feind verwandelt in den wärmſten Freund.

Szilagyi.
Graf, Eure Redlichkeit iſt weltbekannt.

Ban.
Auf Eure theure Freundſchaft bau' ich feſt,
D'rum komm' ich jetzt, mir Euern Rath zu holen.
Was denkt Ihr von dem Mann, der freundlich lügt,
Er liebe mich und dingt zugleich die Mörder?

Ambroſius.
Unglaublich faſt.

Ulrich.
Ich ſteh' zu Stein erſtarrt.

Ban.
Deſſ' gift'ger Mund den heil'gen Schwur verhöhnt,
Deſſ' meuchleriſcher Dolch mich ſchon erwartet,
Indem er ſchwört auf dieſes Biſchofs Kleid,
Daß Redlichkeit nur ſeine Zunge lenket.

Ambroſius (für ſich).
Wir ſind verrathen, Alles iſt verloren.

Ulrich (unruhig).
Du ſprichſt ſehr ſeltſam. Nenne mir den Mann,
Nicht kann mein redlich Herz den Frevel faſſen,
Doch hüte dich, daß du nicht falſch beſchuldigſt.

Ban (immer lauter).
Ja, nennen will ich ihn, nun merke auf,
Der Schurke und Verräther heißet Cilly!

Ulrich.
Seid Ihr betrunken? kommt Ihr mich zu morden?

Ban.
Den Henker bring' ich nicht um ſeinen Lohn.

Biſchof (den Brief hinhaltend).
Iſt dies nicht Eure Handſchrift, Euer Siegel?

Szilagyi.
Ha ſeht, wie jetzt die bleiche Memme zittert!

Ulrich (verſucht es den Brief zu entreißen).
Ein Teufel ahmte meine Handſchrift nach.

Der Ban und Szilagyi (vor den Biſchof tretend).
Der Teufel, der den Brief ſchrieb, der warſt du!

Ulrich (zieht ſchnell das Schwert und führt einen Hieb gegen den Ban, der zwar noch gerüſtet, aber ohne Helm daſteht).
Nimm dies und fahr' zur Hölle, frecher Knabe!

Szilagyi (der jede Bewegung Ulrich's beobachtet, hat zu gleicher Zeit mit Ulrich das Schwert gezogen und fängt den Hieb auf; er lacht)
Das war verunglückt, Laſlo, ſtoße zu.

Ban (hat das Schwert gezogen und ficht mit Ulrich).
Dank Oheim. (Ulrich fällt).

Ambroſius.
Hülfe, Mord! herbei die Wache!
(Ab).

Szilagyi (der ruhig dem Kampfe zugeſehen hat).
Recht ſo, mein Laslo, das hieß gut gefochten.

Ulrich (wirft mit letzter Anſtrengung ſein Schwert nach dem Ban).
Verflucht ſei'ſt du, verflucht dein ganz Geſchlecht!
(Stirbt).

Biſchof.
Der Frevler fand des Frevels blut'gen Lohn,
Es ſei der Himmel ſeiner Seele gnädig.
(Betet an der Leiche).

Ban.
Jetzt fort zum König, Alles ſoll er wiſſen.
Ihr ſaht es ja, er zog zuerſt das Schwert.

Die Vorigen. Podjebrad. Wache. Mehre Edelleute.

Podjebrad.
Laut heult es durch die Hallen: „blut'ger Mord!"
Was iſt geſchehen? Sprecht, Ihr ſeid erhitzt.
(Er erblickt Ulrich).
Gerechter Gott, wer führt' den raſchen Stoß?

Ban.
Es fing der Falſche ſich in eigner Schlinge.
Lies dieſen Brief, dann richte über mich.
Er zog zuerſt, ſein Tod war Gegenwehr.
(Podjebrad lieſt den Brief und gibt ihn ſchweigend weiter).

Einige.
Der hinterliſt'ge Mann.

Andere.
Ha, dieſer Heuchler!

Podjebrad.
Es wird der König raſen, wenn er's hört.

Die Vorigen. Der König. Gara. Ambroſius. Gefolge.

König.
Ein gräßliches Gerücht drang mir zum Ohr;
Graf Ulrich ſei ermordet, ſchreit das Volk.
(Er erblickt die Leiche).
Mitleidenswerther Anblick, theurer Ohm!

Gara (wirft ſich neben der Leiche nieder).
O ſtrömt in Thränen über, meine Augen,
Schwemmt weg von meiner Bruſt den herben Schmerz,
Der krampfhaft mir das Herz zuſammenſchnüret.
O Fluch dem Mörder, Fluch dem blut'gen Mörder!
Ich liebte dich, du warſt mein einz'ger Freund,
Und ach, nun biſt du kalt und ohne Leben!

König (zum Ban).
Dich nennt als Mörder ſchaudernd das Gerücht.

Ban.
Er fiel im off'nen Kampf, er zog das Schwert;
Schützt' nicht mein Ohm dies unbedeckte Haupt,
So läg' ich blutig jetzt an ſeiner Stelle.

Gara.
Du lügſt! Er liebte dich wie ſeinen Sohn!
O Undank ohne Maas, o ſchwarze That,
Die Rache athmend laut zum Himmel ſtöhnet!
O grauſes Weh, o ſchmerzensvoller Anblick,
Den edeln Körper blutend hier zu ſeh'n.
Mein König, ach, dir ſtarb ein großer Mann,
Es iſt dein halbes Reich nicht werth wie er.

Biſchof (zum König).
Leſ't dieſen Brief, er zeugt von ſeiner Schuld.

König.
Das ſind hier todte Worte, todt Papier,
Dort fließt ſein Herzensblut. Ich liebte ihn.

Gara.
O das Papier, die Feder ſind geduldig.
Man ahmte oft ſchon eine Handſchrift nach.
Räch' ſeinen Tod, wo nicht, ſo mög' ſein Geiſt
Den Schlaf dir ſcheuchen von den müden Augen,
Sein blutiges Geſpenſt dich ſtets verfolgen,
Bis du gerächt die himmelſchrei'nde That.

König.
O wie dein Schmerz und wie ſein fließend Blut
Mit Haß für ſeinen Mörder mich erfüllet.

Podjebrad.
Nur nach dem Recht, mein König, dürft Ihr richten.

Biſchof.
Entfernt die Leiche, daß ihr Anblick nicht
Zur Ungerechtigkeit den König lenke.
(Die Leiche wird hinweggetragen).

Ambr. (folgt).
O Cilly, Cilly, alſo mußt du enden!

König.
Du biſt des Reiches Palatinus, Gara,
Von allen Ungarn ſelbſt dazu erwählt.
Wenn auch der Ban dir gleich am Range ſteht,
Ich gebe Macht dir, über ihn zu richten.

Szilagyi.
Herr, nur Magnaten dürfen den Magnaten,
Und nicht der Palatinus darf ihn richten.

König.
Ich will es ſo, d'rum keine Widerrede.

Gara.
So ſprech' ich denn in Euerm Namen Herr:
Michael Szilagyi und Ihr Graf Biſtricz,
Gebt eure Schwerter ab, ihr ſeid verhaftet.
Euch Biſchof ſchützt der Kirche heilig Kleid,
Der Erzbiſchof von Gran, er wird Euch richten.

Szilagyi.
Mein Schwert abgeben, Bube?! Nimmermehr!

Ban.
Hier iſt mein Schwert, — des Vaters ſiegreich Schwert.

Szilagyi.
Nein, Laslo, nein, wir haben Macht genug,
Im offnen Kampf das Recht uns zu erzwingen.
Vor dieſen Thoren lagert unſer Heer,
Ein Wink von dir und Alle ſitzen auf.

Gara (zum König).
Nun könnt Ihr ihre Denkart kennen lernen.

Ban (gibt ſein Schwert an Gara).
Ich geb' es hin, vertrauend auf mein Recht.

Szilagyi (wirft heftig ſein Schwert zur Erde).
So nehmt das meine auch, ich mag keins tragen,
In Weiberkleidern will ich ferner gehen.
Ein Schurke iſt, wer jetzt ein Schwert noch trägt,
Denn Hunyad's Sohn gab Hunyad's Schwert hinweg.
(Alle ungariſchen Edeln legen ſchweigend ihre Schwerter zu ihren Füßen nieder, Podjebrad war unbewaffnet).

König (nach einer Pauſe, während welcher er erſtaunt im Kreiſe umherſieht).
Du, Gara! bürgſt für ſie. Nun fort nach Ofen!
(Der Vorhang fällt).
(Ende des 2. Acts).

(Fortſetzung folgt).

Bilder aus Weſtindien.

(Fortſetzung).

Der Sclavenmarkt.

Der Morgen zog, wie gewöhnlich, an einem glänzenden Himmel herauf und verſprach den ſchönſten Tag. Mein Freund, Kapitän Yates, und ich nahmen bei guter Zeit unſer Frühſtück ein, worauf wir mit einigen Bekannten in die Stadt hinauf gingen, um dem Handel mit Weſen unſerer Art beizuwohnen, — eine Scene, welche für mich völlig neu war. Wir kamen zeitig genug, um den Jubel der Unglücklichen, ihr lautes Geſchrei und Händeklatſchen zu hören, — der Ausdruck unbeſchreiblichen Glückes, nach einer langen Seereiſe wieder feſten Boden unter ſich zu fühlen. So wie ein Boot mit ſeiner Ladung anlegte, wurden die Armen von einem der Matroſen des Schooners auf einen freien Platz hinter dem Gouvernements-Haus geführt, wo der Markt ſtatt finden ſollte. Mein Herz bebte, als ich eine Anzahl weißer Coloniſten ſah, welche ſich ſofort den Gefangenen näherten und ſie Glied für Glied unterſuchten, wie es wohl bei einem Pferdemarkt mit Pferden zu geſchehen pflegt.

Die Preiſe, welche man für die Sclaven anſetzte, waren hoch, da die Ladung, wie bemerkt, die letzte ſein ſollte und eine Menge Käufer anweſend waren. Wenn ein Handel geſchloſſen war, trollte der neue Sklave mit einem Veteranen von der Plantage ſeines Herrn fort, ohne irgend einem ſeiner Unglücksgefährten Lebewohl zu ſagen oder das geringſte Gefühl hinſichtlich ſeiner Lage zu verrathen. Einige junge, ſtämmige, gutgewachſene Neger wurden mit 150 Pfund bezahlt, andere mit 100, Knaben mit 40 — 50 Pfund. Mein Freund Yates faßte eine Art Zuneigung zu zwei Knaben, die er ſogleich an ſich kaufte. Dieſe kleinen ſchwarzen Schelme waren elf bis zwölf Jahre alt, — wir werden ſpäter auf ſie zurückkommen. Frauen, die in geſegneten Umſtänden ſchon weit vorgerückt waren, wurden um faſt den doppelten Preis bezahlt.

Die große Anhänglichkeit, welche dieſe armen Neger einem aufmerkſamen und gütigen Herrn erweiſen, erwies ſich bei dieſer Gelegenheit auf eine ungewöhnliche Weiſe hinſichtlich eines gutmüthigen kleinen Mannes, Mynheer Catz, welcher in kleiner Entfernung am Canje Fluſſe aufwärts, eine bedeutende Kaffee-Pflanzung hatte. Er hatte zwei ſeiner Feldneger mit ſich gebracht, um ihnen die Freude zu machen, ſich unter den neuangekommenen Negerinnen zwei Weiber auszuſuchen, da ihnen keine der verheirathbaren ſchwarzen Schönheiten auf ſeiner Beſitzung anzuſtehen ſchien.

Nachdem der alte Catz ſich unter den Negerinnen gehörig umgeſehen hatte, zeigte er auf zwei ziemlich hübſch ausſehende Mädchen und fragte, ob ſie ihnen gefielen. Einer der Neger rief ſogleich: **Si, Massera** (Ja, Herr), und faßte die Hand des einen Mädchens. Der andere, ein großer, ſtämmiger, gut ausſehender Neger, antwortete ſeinem Herrn ſo: „Nein, nein! Maſſa, mir nicht nöthig Weib wegen ſchön, — mir nöthig der Weib, daß er arbeit für Maſſa und arbeit für mich.“ — „Gut denn,“ ſagte der lächelnde Alte, „wähle nach Gefallen.“ Nach fünf Minuten trabte der Burſche zu ſeinem Herrn heran, an der Hand ein gut gebautes junges Weib mit ungemein einfachen Geſichtszügen führend; es ergab ſich ſpäter, daß ſie der andern weit vorzuziehen war, obgleich ſie ihr an Körperkraft und Gewandtheit nachſtand.

Unter der Menge von Käufern und Kaufliebhabern war eine ältliche holländiſche Dame von ungeheurer Größe und verhältnißmäßigem Umfang, welche uns alle durch die unanſtändige Weiſe empörte, mit welcher ſie die Neger, die zu verkaufen waren, unterſuchte. Ich erfuhr, daß ſie die Eigenthümerin einer Pflanzung am Fluß, jenſeits der Stadt, ſei; ſie war gerade noch recht gekommen, um einige Neger von der robuſteſten Conſtitution habhaft zu werden. Alle Welt zürnte oder witzelte über ihr Benehmen, — ſie ließ ſich aber nicht irre machen und erſt, als der Kauf abgeſchloſſen war, ließ ſie ihrem Zorne gegen uns freien Lauf. Endlich waren alle Sclaven verkauft und weggebracht. Es darf bemerkt werden, daß bei der Menge abgeſchloſſener Käufe keine Mutter von ihrem Kinde getrennt wurde, und daß ich unter den Erwachſenen nicht einen einzigen ſah, der den geringſten Kummer gezeigt hätte, ſich von ſeinen Gefährten zu trennen.

Faſt alle Sclavinnen, welche ich in dieſen Colonien beobachtet habe, ſchienen mir ſo glücklich zu ſein, als man es hienieden nur ſein kann. Früh am Morgen, auf das von dem Aufſeher gegebene Zeichen, begleiteten ſie ihre Männer auf das Feld; in der Regel durften ſie geraume Zeit vor jenen nach Haus zurückkehren, um das Eſſen zu bereiten. Am Abend, nach vollbrachtem Tagewerk, ſah ich ſie gewöhnlich haſtig ihrer Hütte zueilen, um ihre kleinen Kinder aufzuſuchen, die zu jung waren, um Theil an der Arbeit zu nehmen. Mit dieſen Kleinen im Arm oder auf dem Rücken eilten ſie dann in den Obſtgarten und kamen mit Körben auf dem Kopfe zurück, in welchen ſich alle Arten köſtlicher Früchte befanden, als Ananas, Pomeranzen, die verbotene Frucht u. ſ. w., um ſich und die Ihrigen in der Kühle des Abends daran zu erlaben.

Ich bemerkte überall in dieſem Lande bei dem weiblichen Geſchlechte mehr Frohſinn, Heiterkeit und Lebendigkeit als bei den Männern; ſie ſind genügſamer als letztere, vielleicht auch leichtſinniger.

Als wir am Fort St. Andrews landeten, folgten uns die zwei Negerknaben in die Kaſerne, wo Yates ihnen ſofort römiſche Namen gab. Den Häßlicheren nannte er Nero, den andern Scipio. Den letzteren war er ſo gütig, meiner Erziehung anzuvertrauen. Dieſer Antrag machte mir große Freude, ſo wie das arme Kind, in deſſen Zügen ſich Gutmüthigkeit und Milde ausſprachen, die es auch, wie ich ſpäter fand, in hohem

Grade beſaß. Wir ließen ſie in dem Fluſſe baden und ſich waſchen; am andern Morgen wurden ſie in weiße Hemde und Hoſen gekleidet und folgten uns zum Mittageſſen, einander angrinſend und ſo vergnügt, als wäre ihnen das höchſte Lebensglück zu Theil geworden. Die erſten zwei Tage ließen wir ſie hinter unſern Stühlen ſtehen; am dritten mußten ſie aufwarten, und nun begann eine Reihe ſo lächerlicher Scenen, daß uns oft die Thränen in die Augen traten. Yates begann mit Nero: „Nero, den Senf!" Der arme Nero verſtand nicht mehr als den Klang ſeines neuen Namens und ſtand, ſeinen Herrn anſtarrend, mit offenem Munde da. „Den Senf, Nero!" wiederholte Yates und deutete auf den Nebentiſch Nero flog weg und der Aufwärter, der nahe ſtand, deutete auf den Senftopf; der arme Nero aber hatte ſich nicht Zeit genommen, der Richtung des Fingers gehörig zu folgen, ergriff eine Eſſigflaſche und eilte damit zu ſeinem Herrn; dieſer that, als geriethe er in den größten Zorn, ſchickte ihn zurück und rief: „Senf! Senf! Jetzt war der arme Knabe glücklicher und brachte das Verlangte zurück, worauf Yates, um ſeinem Gedächtniß eindringlich zu Hülfe zu kommen, ihm befahl, den Mund zu öffnen; während er ihm einen kleinen Löffel des Inhalts in den Mund goß, rief er: „Senf! Senf!" und der kleine Burſche tanzte in dem Saale herum und ſpie und huſtete und rief dazwiſchen aus Leibeskräften: „Senſt, Senſt, Maſſa! O Senſt, Senſt, Maſſa!" (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Die große Oper in Paris und *Gardel le jeune*.** — Aus einem intereſſanten Artikel über die große Oper in Paris von Caſtil-Blaze in der Revue de Paris (v. 24. v. M.) iſt zu erſehen, daß im Theaterjahr von Oſtern 1787 bis Oſtern 1788 die Académie de Musique (welche erſt im Jahr 1791 ſich *Opéra* genannt) bei einer Einnahme von 1.069,185 Fr. ein Deficit von 154,007 Fr. gehabt. Auch erfahren wir, daß der noch lebende *Gardel le jeune* am 4. Februar 1758 geboren, im J. 1774 als Tänzer zum erſtenmal in der Oper aufgetreten, im J. 1787 dort Balletmeiſter geworden. Nach 1789 gab er die beiden Pantomim-Ballette „Telemach" und „Pſyche." Letzteres iſt bis jetzt 912mal aufgeführt worden.

⁂ **Großes Muſikfeſt zu Wien.** — Die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates wird unter Mitwirkung von 700—800 Sängern und Inſtrumentiſten vom 5.—7. k. M. zur 25ten Jubelfeier ihrer Gründung die Schöpfung von Haydn aufführen.

⁂ **Das Birminghamer Muſikfeſt** hat am 19. v. M. mit dem Oratorium „die Himmelfahrt" von **Neukomm** begonnen. Am Abend wurde **Mendelsſohn's** Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" gegeben. Am folgenden Tage leitete der eben Genannte ſelbſt die Aufführung ſeines Oratoriums „**Paulus**," worauf Compoſitionen von **Händel** und **Beethoven** geſungen wurden. Abends wurde **Roſſini's** „Semiramis," am folgenden Tage **Händel's** „Meſſias" aufgeführt. Am 21. v. M. gab man **Häſer's** Oratorium „der Triumph des Glaubens" und **Mendelsſohn** ſpielte auf der Orgel eine Fuge von Bach.

⁂ **Rezenſentenrecht.** — Wie früher **Müllner** als Rezenſent eines poetiſchen Produktes des Dr. **Nürnberger**, ſo iſt jetzt Profeſſor **Friedländer** als Rezenſent der wunderlichen Schrift des Garde-Auditeur's **Nicolai** über Italien, vom Oberlandesgericht zu Naumburg in der gegen ihn erhobenen Injurienklage des Rezenſirten freigeſprochen worden, da öffentliche Kritiken, ſo beißend ſie auch ſein mögen, nur dann ſtrafbar werden, wenn ſie abſichtlich nicht die ſchriftſtelleriſche, ſondern die **Privatperſönlichkeit** verletzend angreifen.

⁂ **Von Cahen's Ueberſetzung des alten Teſtament's** aus dem Hebräiſchen in's Franzöſiſche ſind ſchon acht Bände erſchienen, welche die geſchichtlichen Bücher enthalten. Mit Nächſtem wird der neunte Band folgen, der die Prophezeiungen des Jeſaias enthält.

⁂ **Chateaubriand's Mauſoleum.** — Auf der Inſel des Grand-Bé zu St. Malo wird ein Mauſoleum für Herrn v. Chateaubriand errichtet, deſſen Einweihung durch den Biſchof von Rennes Hr. v. Chateaubriand ſelbſt mit Nächſtem beiwohnen ſoll. — Politiſch iſt derſelbe ſchon ſeit der Julirevolution zu den Todten zu rechnen.

⁂ **Dr. Joel Jacobi.** — In Beziehung auf deſſen in der Allgemeinen Zeitung abgegebene Erklärung behauptet ein Berliner Correſpondent des Fränkiſchen Merkur's: „Man will ihm für das **Gegentheil Zeugen**, ja ſelbſt **Geſtändniß** entgegenſetzen."

⁂ **Neueſte Gedichtſammlung v. Sainte-Beuve.** — Unter dem Titel „Pensées d'Août" hat Herr Sainte-Beuve eben ein neues Bändchen mit Gedichten herausgegeben, das erſte, welches ſeit ſeinen „Consolations" erſchienen.

⁂ **„Gedanken eines Gläubigen"** ſind eben erſchienen in der ſehr rechtgläubigen Karl Kollmann'ſchen Buchhandlung zu Augsburg, — als „Seitenſtück zu den Worten eines Gläubigen des Abbé de Lamennais, aus einer **ſpaniſchen** Handſchrift frei übertragen vom Einſiedler von St. Maria von Villa Pignaro bei Rom." Dieſe Gedanken ſind für 6 ggr. zu haben.

⁂ **Neuer Dampfboot-Mechanismus.** — In London iſt ein kleines Dampfboot gebaut worden, welches, ſtatt durch Räder an den Seiten, durch eine Art von Schraube (screw) unter dem Kiel fortgetrieben wird. Es hat den Weg von London nach Brodſtairs mit einer Geſchwindigkeit von 9 engl. Meilen auf die Stunde zurückgelegt. Der Erfinder hat ein Patent dafür erhalten, und ſchon beabſichtigt eine Dampfboot-Compagnie dieſen Mechanismus in größerem Maaßſtab in Anwendung zu bringen. Er bietet den Vorzug, daß das Schiff ſich gleichmäßiger und ſtätiger fortbewegt, und paßt beſſer für das Meer, auf welchem die Seitenräder bei heftigem Wellenſchlag oft über das Waſſer hinausragen.

⁂ **Sanſon's Luftſchiffleitung.** — Der Meſſager vom 19. v. M. hatte angezeigt, daß Herr v. **Eſſchen** von Brüſſel ein Mittel entdeckt, die Luftbälle beliebig zu lenken. Ein Hr. A. J. **Sanſon**, wohnhaft Rue Richelieu Nro. 11 zu Paris, nimmt nun in demſelben Blatt v. 26. in ſeinem und der franzöſiſchen Nation Datum für Erfindung eines Apparats, welcher den dreifachen Zweck des Aufſteigens, Ziehens (traction) und Dirigirens der Aeroſtate erreicht. Das Modell im Kleinen ſei bereits in Arbeit, und werde einem Kinde das Mittel darbieten, ſich in die Luft zu erheben, zu lenken und zu promeniren. — Auch hofft er, Dampfmaſchinen dabei in Anwendung bringen zu können.

⁂ **Rettungsbombe.** — Mit dieſem menſchenfreundlichen Geſchütz, von dem kürzlich Kunde gegeben, hat man kürzlich zu Vincennes Verſuche angeſtellt, die vollkommen den gehegten Erwartungen entſprochen. Der Strick, an dem die Bombe befeſtigt war, hatte eine Länge von 1830 Fuß.

Hierzu Beilage N°. 7.

No 245. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 17. October.

Literatur in Rußland.

Eine feſtwurzelnde, politiſche Meinung von Rußland's gegenwärtigem und künftigem Einfluß auf Deutſchland's innere und äußere Selbſtſtändigkeit warf uns bisher einen ſo gewaltigen Schlagſchatten auf die Entwicklungen des geiſtigen Lebens im Nordoſten, daß wir Deutſche — nicht ſowohl uns hüteten, als vielmehr es verſchmähten, jene zu erforſchen. Gerecht, vielleicht oft allzugünſtig eingenommen für alles Fremde, ließen wir uns zum erſtenmale auf einer Ungerechtigkeit, einer Intoleranz, ja ſogar auf einer Indolenz ertappen; wir ſperrten unſern literariſchen Weltmarkt vor aller ruſſiſchen Einfuhr ab, aus Furcht vor Infection und Juchtengeruch. Eine bornirte Anſicht, eine verkehrte Maßregel. Jemehr wir Grund zu Beſorgniſſen vor der Ausbreitung einer Weltherrſchaft haben, die ſich gegen Oſten zu ein immer weiteres Terrain im Rücken zu öffnen ſucht, um die Quellen wieder zu finden, welche ſich ſchon einmal über den Weſten ergoſſen, um ſo rathſamer dürfte es vielmehr ſein, auch die Ausbreitung der geiſtigen Macht Schritt für Schritt aufmerkſam zu verfolgen. Kennen wir ja doch bis heute kaum die Baſis des geiſtigen Lebens in Rußland, noch das Entwicklungsgeſetz deſſelben! Ein numeriſcher Calcül aber reicht hier keineswegs aus, ſo wenig wie ein hiſtoriſcher Maßſtab bei einem Staate, deſſen *europäiſche* Geſchichte erſt ſeit ein paar Jahrhunderten datirt. Was aber für uns Deutſche hiebei noch beſonders in Betrachtung kommt und Intereſſe gewähren muß, iſt die Reaction unſres eignen geiſtigen Lebens auf eine immer noch in größerer Ausbildung begriffene Literatur, in welcher, unter den vielen fremden Elementen, womit ihre nationale Eigenthümlichkeit ſich amalgamirte, das deutſche nicht das unbedeutendſte war und iſt.

In der neueſten Zeit ſind nun allerdings mehre Verſuche unternommen worden, uns mit der ſchönen Literatur Rußland's bekannt zu machen. Faſt zu gleicher Zeit erſchienen „nordiſche Blüthen,“ „Novellen und Skizzen,“ ein „ruſſiſches Hundert und Eins,“ — aus welchen freilich noch kein Überblick gewonnen, kein gültiger Schluß gezogen werden konnte, obwohl dieſe Spekulationen wenigſtens dienten, die Aufmerkſamkeit des größeren Publikums auf unſre öſtlichen Nachbarn zu lenken. *Puſchkin's* Tod, der dazwiſchen fiel, rückte das Intereſſe bedeutend vor, die ſociale Stellung des Mannes brachte dies mit ſich; mit Überraſchung lernte man einen „ruſſiſchen Byron“ kennen, freilich einſtweilen nur aus Bruchſtücken, welche in dieſer oder jener Zeitſchrift in Überſetzungen mitgetheilt wurden. Hier iſt auch der Ort, des *Lehrbuches der ruſſiſchen Literatur* von Dr. *Friedrich Otto* (Leipzig und Riga, Eduard Frantzen's Buchhandlung, 1837) zu erwähnen, welches zu Anfang dieſes Jahres erſchien; dieſe Arbeit kann hauptſächlich nur dadurch Intereſſe erregen, da ihr das Werk eines *Ruſſen*, des Staatsrathes *Gretſch*, zu Grunde liegt; leider bricht ſie aber gerade bei der neueſten Zeit ab, und kann überdem als ein ſkelettartiges Abrégé nur mehr für Ruſſen Intereſſe haben, als uns Deutſchen einen klaren Überblick verſchaffen; die Eintheilung in zwei Hauptparthieen, eine hiſtoriſche und eine biographiſche, iſt ungeſchickt, und zerſchneidet jeden Lebensnerv; abgeſehen davon, daß der Darſtellung die Veranſchaulichungskraft völlig mangelt.

Mit um ſo größerer Freude begrüßen wir H. König's „literariſche Bilder aus Rußland“ (Stuttgart. Cotta, 1837) als das erſte vollſtändige, charakteriſtiſche und lebendige Panorama der Geiſtesentwicklung in Rußland, mit hiſtoriſcher Baſis, mit Perſpektiven auf die nächſte Zukunft. Wir verdanken dies treffliche Werk, welches nicht bloß für den Fachgelehrten Intereſſe hat, ſondern auch hauptſächlich bei dem größern gebildeten Publikum durch die Plaſtik der Gruppen und Charaktere, und durch die Eleganz der Form Eingang finden wird, — einem glücklichen Zufall. Ein junger ruſſiſcher Schriftſteller, Herr Melgunoff aus Moscau, welcher ſich ſeit den letzten acht Jahren mit ſeiner vaterländiſchen Literatur beſchäftigt, hielt ſich ſeit einigen Monaten — ärztlicher Behandlung wegen in Hanau auf, wo der Verfaſſer der hohen Braut, der daſelbſt als Staatsbeamter lebt, ihn genau kennen und ebenſo ſeine hohe wiſſenſchaftliche Bildung als ſeinen Charakter ſchätzen lernte. Aus den mündlichen Mittheilungen dieſes Gelehrten, ſo wie aus mündlichen und brieflichen ſeiner Landsleute, mit welchen H. König ſeither in intereſſante Berührungen gekommen, entſtand nun dies Buch, welches demnach ächt ruſſiſche Elemente enthält, denen ein feingebildeter, klarſehender und auf der Höhe unſrer Literatur ſtehender deutſcher Geiſt zum glücklichen Dolmetſch geworden iſt.

Verſuchen wir, die Hauptmaſſen dieſes Werkes in verkleinerten Umriſſen hier wiederzugeben.

Seit Peter's des Großen Tode ſehen wir die zwei getrennten Sprachen, welche Rußland bis dahin beſaß, die Volksſprache und die kirchlich-ſlawiſche (die Bibelſprache), einander immer mehr durchflechten, und zur Erzeugung einer literariſchen Sprache ſich durchdringen. Als älteſtes Denkmal raget aus der Volksſprache der Heldengeſang vom Zuge Igor's gegen die Polowzer (zwölftes Jahrhundert) hervor, um ihn gruppiren ſich die nach Form und Gattung ſehr verſchiedenen Volkslieder und die Volksmährchen. Die erſteren ſcheiden ſich in drei großen Cyclen ab, in den des erſten Wladimir, Großfürſten von Kiew, vor ſeiner Annahme des Chriſtenthumes, in den Iwan's des Schrecklichen und in den Peter's des Großen. In den Volksmährchen erſcheint das chriſtlich-byzantiniſche und zauberhaft-orientaliſche mit dem italiäniſchen Elemente verſetzt; ein vorſpringendes Charakteriſtiſches iſt hier überdem: die Satyre. — Die Kirchenſprache datirt vom neunten Jahrhunderte (Erfindung und Einführung des cyrilliſchen Alphabets, — Guß einer hieratiſchen Sprache aus vier ſüdlichen Dialekten des Slawiſchen, in die Form der griechiſchen Grammatik). Die erſte Vermittlung der Volksſprache mit der Kirchenſprache kommt zuerſt in Chroniken zum Vorſchein, welche von Mönchen für das Volk geſchrieben wurden; als Blume dieſer Mittelſprache hat ſich die Sage von der Schlacht von Mamaj erhalten.

Bevor ſich aus dieſer neuen Mittelſprache eine eigentliche Bücherſprache bildet, bleibt die Kirchenſprache als Schriftſprache noch eine Zeit lang vorherrſchend. Als kirchliche Schriftſteller treten nun in den Vorgrund: Dimitry der Heilige (geb. 1651), Verfaſſer ſlawiſcher Dramen geiſtlichen Inhalts in ſylbenzähligen Reimverſen; ſein Hauptwerk: die Heiligenlegende in 4 Bänden; — Theophan Prokopowitſch (geb. 1681) — Georgy Konißky (geb. 1717), Platon (geb. 1747), Philaret (geb. 1782), Innokenty. Nur Dimitry ſchrieb in der kirchlichen Sprache, die übrigen ſtanden auf der Höhe der Volksſprache, der ſie in ihren Umwandlungen folgten, und welche ſie durch einen Schimmer der Kirchenſprache zu verklären ſuchten.

Unter den älteren weltlichen Schriftſtellern begegnet uns zuerſt Fürſt Kantemir (geb. 1708 in Conſtantinopel, von urſprünglich türkiſcher Familie) fällt mit ſeiner früheſten Produktion ſo zu ſagen in die Zeit des Alphabets der ſich emancipirenden ruſſiſchen Volksſprache unter Peter dem Großen, eröffnet die neuere ruſſiſche Literatur zwiſchen 1730—1740 mit Satyren. Ihm zunächſt ſchließt Lomonoſſow an, welcher für die Sprache ſchöpferiſch auftritt. Er erſchafft die ruſſiſche Metrik, und bricht faſt für alle Branchen der poetiſchen und oratoriſchen Produktion Bahn, iſt Lyriker, Dramatiker, Didaktiker, Grammatiker, Geſchichtſchreiber, Naturforſcher. An ihn reiht ſich Derſchawin (geb. 1743 in Kaſan), noch bis jetzt der erſte, originellſte und volksthümlichſte, ruſſiſche Poet im feierlichen Gedicht, — „eine große Naturſchönheit, die nichts durch menſchliche Einrichtung Erkünſteltes an ſich trägt, und ſo groß wie die Alpen, der Sirius und der imatriſche Waſſerfall iſt, die er beſungen hat, titaniſch in ſeiner lyriſchen Kraft,“ außerdem auch in der Satyre ausgezeichnet und als Dramatiker. „Bei dem Namen Derſchawin hat der Ruſſe ungefähr eine Vorſtellung, wie man in Deutſchland bei dem Namen Göthe hat.“ Nowikow, ein Jahr jünger als Derſchawin, iſt der ruſſiſchen Literatur praktiſch von höchſter Wichtigkeit, als Journaliſt, dann durch ſeine „ruſſiſche Bibliothek,“ als Buchhändler und Großmeiſter aller ruſſiſchen Freimaurerlogen.

An der Spitze der zweiten Periode der ruſſiſchen Literatur ſtehen Karamſin und Dmitrijew. Karamſin's Ruhm ſtammt von ſeiner Geſchichte des ruſſiſchen Reiches, welches als Stolz und Zierde der ruſſiſchen Literatur betrachtet wird. (Zwölf Bände, bis 1611 reichend). Als Novelliſt ſchuf er im ſentimentalen Genre eine Sprache der eleganten Geſellſchaft für die Bücherwelt nach franzöſiſchen Muſtern. Was er der Proſa, wurde Dmitrijew der Poeſie, hauptſächlich durch ſein großes dramatiſch-epiſches Gedicht: „Jermak, Eroberer von Sibirien.“ In jene Epoche gehören die Fabeldichter: Chemnizer und Krylow (erſterer mehr Verpflanzer, letzterer in Erfindung und Sprache faſt ausſchließlich originell) — die Luſtſpieldichter: Wiſin, Kapniſt und Gribojedow, jeder von dieſen dreien hinterließ eine Komödie, die ſich bis jetzt in der Literatur, wie auf der Bühne erhalten und als treue ſatyriſche Sitten- und Zeitgemälde noch lange erhalten werden; Wiſin (geſt. 1792) ſchrieb den Nedoroſl (Mutterſöhnchen), Kapniſt (geſt. 1823): die Chikanen, Gribojedow (geſt. 1828): „Weh' dem Geſcheidten!"

Wir ſtoßen jetzt auf eine Dichtergruppe, für deren Haupt Schukowsky gelten kann, und welche ſich der Schule und Periode Karamſin's anſchließt. Schukowsky (geb. 1783), hauptſächlich deutſchen und engliſchen Dichtern folgend, tritt zu Karamſin in das Verhältniß des Romantikers zum franzöſiſch gebildeten Claſſiker. Er überſetzt Don Quixote nach Florian, Gray's Elegie auf den Kirchhof, Bürger's Leonore, Schiller's Jungfrau von Orleans, Uhland, Byron, Hebel, Herder's Cid. Seinen Ruf verdankt er hauptſächlich ſeinen patriotiſchen Heldenliedern von 1812 und ſeinem Liede auf die Rückkehr zum Kremel. Er hat am meiſten deutſche Art und eine gewiſſe Verwandtſchaft mit Schiller. Batüſchkow, der zweite dieſer Gruppe, brachte das Element der ſüdlichen (italiäniſchen) Romantik in die ruſſiſche Poeſie, ſchrieb ein Gedicht, Taſſo's Tod und überſetzte Schiller's Braut von Meſſina. Wäſemsky, der dritte jener Gruppe, mehr zu den Franzoſen ſich neigend, nimmt eine Stellung in der ruſſiſchen Literatur ein, die mit der Nodier's in der franzöſiſchen und Varnhagen's in der deutſchen einige Ähnlichkeit hat, als Vermittler der poetiſchen Generationen und durch die Veredlung der Kritik als Wächterin des Geſchmacks und des Salon-Anſtandes.

Die zweite Dichtergruppe eröffnet Alexander Puſchkin (geb. 1799), in welchem die nationale Eigenthümlichkeit (in Stoff und Sprache) auf's mächtigſte ſich Bahn bricht. Sein erſtes größeres Gedicht: „Rußlan und Ludmilla" bewegt ſich im wladimirſchen Sagenkreiſe, ein Mährchen im Geiſte Arioſt's, doch ſchon ganz volksthümlich gehalten. Sein zweites Gedicht: „Der kaukaſiſche Gefangene," verräth engliſche Studien und Byron's Einfluß. In Beſſarabien entſtand ſein Gedicht: Die Zigeuner, ein poetiſch ſo eigenthümliches Gemälde, als das Zigeunerleben in Beſſarabien ſelbſt. In ſeinem Roman in Verſen: Eugen Onegin gibt er eine Schilderung des Weltlebens in der Reſidenz und in den Provinzen, das an Byron's Don Juan erinnert und das populärſte von allen ſeinen Werken geworden iſt. Sein dramatiſches Talent entfaltete ſich in Boris Godunow. In dem Gedichte Poltawa (deſſen Hauptheld Mazeppa) erreichte er den Gipfel der hiſtoriſch-dichteriſchen Sprache in einer abwechſelnd epiſchen und dramatiſchen Darſtellung. Baratinsky, ein Freund und Zeitgenoſſe Puſchkin's, zeichnet ſich nebſt vielen kleineren lyriſchen Dichtungen hauptſächlich durch eine größere epiſche: die Zigeunerin aus. Er beſitzt dieſelbe tiefe Anſchauung, dieſelbe Miniaturmalerei der menſchlichen Seele wie Balzac. — Dieſe zweite Dichtergruppe wird durch Baron Delwig ergänzt, welche das deutſch-gemüthliche Element neben Puſchkin's Objectivität und Baratinsky's franzöſiſchem Beobachtungsgeiſt repräſentirt.

Die dritte Dichtergruppe wird von den Notabilitäten der jüngeren Generation gebildet, welche einer Vermählung der Philoſophie mit der Kunſt nachſtrebt. Wenewitinow (geſt. 1827 erſt 22 Jahre alt) eröffnet ſie, ein ruſſiſcher Novalis, Lyriker. In Chomäkow, welcher zwei Dramen: „Jermak" und „der falſche Demetrius" geſchrieben, ſcheint der Geiſt vorherrſchend und ſich in ungewöhnlicher Höhe und Breite zu entfalten, er glüht von Patriotismus und beſitzt ein ungeheures Gedächtniß und eine gründliche Kenntniß fremder Literaturen. Benedictow, der jüngſte ruſſiſche Dichter, iſt 1835 mit einem Bande Gedichte aufgetreten, die ſchon 1836 eine zweite Auflage forderten, er zeichnet ſich durch tiefen Ernſt, Tiefe des Gedankens und des Gefühles aus. H. König charakteriſirt dieſe dritte Dichtergruppe alſo: Wenewitinow hat die Erſcheinungen des inneren Lebens, Chomäkow die der Geſchichte und Benedictow die Erſcheinungen der Natur zum Gegenſtand der Begeiſterung genommen. Auf dieſe Weiſe umfaſſen ſie das ganze Gebiet des Denkens, — das ganze Univerſum.

Als Novelliſten ſind Marlinsky, Fürſt Odojewsky, Gogol und Pawlow von Bedeutung. Der erſte (er heißt eigentlich Beſtuſchew, und ſtarb vor einigen Wochen) gründete den erſten Almanach in Rußland und ſchrieb ſeit 8 bis 10 Jahre Novellen, in welchen er ſich immermehr vom W. Scott'ſchen Einfluſſe frei zu machen ſuchte. Seine Force beſteht in der Malerei der Scenerie. Fürſt Odojewsky trat zuerſt mit Mährchen im Hoffmann'ſchen Geſchmack und mit Apologen auf. In der jüngſten Zeit greift er ſeine Stoffe aus dem Leben der Gegenwart und beweiſ't ſcharfe Beobachtungsgabe und ironiſchen Blick, er hat einen einfachen, correkten Styl. Gogol hat einen friſchurbares Talent und iſt in Sittenſchilderungen aus Kleinrußland, hauptſächlich in eigenthümlich humoriſtiſchen, ſehr glücklich; er ſchrieb auch originelle Luſtſpiele. Pawlow widmete ſich zuerſt dem Drama, überſetzte Schiller's Maria Stuart und Shakſpears Kaufmann von Venedig und trat 1835 als Novelliſt auf. Er liebt das Graſſe, doch entwickelt er eine ungemeine Kenntniß des weiblichen Herzens.

Das dramatiſche Element war im ruſſiſchen Volke urſprünglich nicht vorhanden, es wurde von Weſten her nach Rußland verpflanzt. Der erſte Dramatiker war Sumarokow, im Geiſte der Franzoſen gebildet; — der erſte ruſſiſche Schauſpieler, der Aufſehen machte, war Wolkow, welcher 1746 nach Petersburg kam und 1756 das erſte öffentliche ruſſiſche Theater gründete.

Unter den dramatiſchen Dichtern Rußland's repräſentirt Fürſt Schachowsky (geb. 1770), Scribe, Kotzebue und Raupach zugleich, Sagoskin iſt etwas gediegener, das Liebhabertheater iſt ſein beſtes Luſtſpiel. Sagoskin ſchrieb auch zwei hiſtoriſche Romane in Walter Scott'ſcher Manier. Kukolnik trat zuerſt 1833 mit einer dramatiſchen Phantaſie: Torquato Taſſo auf, die bis jetzt ſein beſtes Werk geblieben iſt; Schiller's Einfluß iſt unverkennbar. Er iſt ſehr fruchtbar und liefert alle 4 bis 6 Monate ein fünfactiges Trauerſpiel.

Als Kritiker ſind Merſläkow, Schewirew, Katſchenowsky und Pugodin bedeutend, — die zwei erſtern und der letzte auch als Dichter wirkſam, Schewirew zeichnet ſich beſonders durch ſeine Oppoſition gegen Karamſin aus; er gründete die Schule des hiſtoriſchen Scepticismus.

Unter den Journaliſten repräſentirt der ſibiriſche Kaufmannsſohn Polewoy, ein Autodidact, das gegen die ariſtokratiſche Literatur ſich auflehnende plebejiſche Element. Bekannter als er, ſind in Deutſchland Gretſch, der Herausgeber der nordiſchen Biene, wichtig durch ſeine ruſſiſche Grammatik, und deſſen Freund Bulgarin, ein Nachahmer Jouis. Senkowsky, welcher unter dem Namen Tütündſche Oglu unſern Hammer bei Gelegenheit der Schrift des Letzteren sur les origines russes herabzuſetzen ſuchte, ſchreibt ſeit 1833 als pſeudonymer Baron Brambeus und eröffnete bei dem ruſſiſchen Cotta, dem Buchhändler Smirdin in Petersburg, die encyclopädiſche Zeitſchrift: Leſebibliothek (monatlich 25 Bogen Lexikonformat), ein oberflächlicher Geiſt, welcher dazu beiträgt, die Literatur in die Hände des Buchhandels zu ſpielen und die dadurch begonnene Anarchie der literariſchen Verhältniſſe zu vergrößern. Die Journaliſtik, bemerkt H. König, könnte mit Recht der große Kirchhof der ruſſiſchen Literatur genannt werden, wo viele jugendliche Kräfte, viele tüchtige Talente und ebenſoviele unerfüllte Hoffnungen begraben liegen.

Aus dem ganzen Überblick geht hervor, „daß die ruſſiſche Literatur einen entſchieden eklektiſchen Charakter trägt, der ſie vor den übrigen Literaturen auszeichnet, das Eklektiſche iſt aber in derſelben nichts Zufälliges, Oberflächliches, Angeklebtes, ſondern tief in das Naturell des Volkes eingedrungen und zu deſſen Charakter verwachſen. Jedes fremdeindringende Element fand in der Nation einen wahlverwandten Keim, mit dem es ſich verband und durchdrang. Jede ausländiſche Richtung war gewiſſermaßen nur ein belebender Anhauch, der eine entſprechende Ausbildung weckte.“

Feuilleton.

⁂ Talleyrand's Gemäldeſammlung. — Talleyrand ſoll ſeine reiche Gemäldeſammlung dem König verkauft haben.

⁂ Vereine gegen Trunkſucht zu Lübeck und Neuwied. — Zu Lübeck hat ſich ein „chriſtlicher Enthaltſamkeitsverein“ gebildet, deſſen Mitglieder am 20. Juli d. J. (wie es im Gründungsſtatut heißt) „vor dem Angeſichte Gottes, in Gegenwart oder Abweſenheit ihrer Mitbürger“ gelobt, — von nun an keinerlei gebrannte Waſſer zu trinken; noch ſie Frau und Kindern zu geſtatten u. ſ. w. — Zu Neuwied aber ſind 76 Gaſt- und Schenkwirthe, Beſitzer von Branntweinbrennereien und Detailliſten am 18. Auguſt d. J. zuſammengetreten, welche „den freiwilligen Entſchluß gefaßt, — keinem Trunkenbolde berauſchendes Getränk zu verkaufen“ u. ſ. w. „Dieſe Ausſchließung ſoll alle Perſonen treffen, welche durch ein aus dem Bürgermeiſter, den Ober-Pfarrern und Gemeinde-Vorſtehern beſtehendes Sittengericht als mit der Trunkſucht behaftet — bezeichnet“ oder ſonſtwie als der Unmäßigkeit ergeben bekannt ſind u. ſ. w. . . . — Die Wiediſche Kreis-Synode hat dann in ihrer Verſammlung am 18. v. M. beſchloſſen, auf die Bildung von Vereinen nach Maasgabe des oben erwähnten Statuts bei allen Gemeinden ihres Bereiches hinzuwirken.

⁂ Politiſche Statiſtik der engliſchen Journale. — Der „London dispatch“ führt zum Beweiſe, daß die radikalen Grundſätze in England in großer Gunſt ſtünden, an, daß in gleicher Zeit Exemplare abgeſetzt worden:

vom (radikalen) London dispatch	202,750,
„ London Mercury	114,000,
„ John Bull	100,000,
„ Spectator	73,300,
„ Atlas (Tory)	60,000,
„ Observer	170,000,
„ Examiner	100,325,
„ Age (Hannover)	74,000,
„ News	66,496.

⁂ Journalleſerei und Conditorei in Berlin. — Von Berlin aus wird bemerkt, daß die Journalleſerei dort einen untrennbaren Bund mit der Conditorei geſchloſſen zu haben ſcheine, da alle Leſezirkel, welche nicht mit den Confiſeurs in Verbindung geſtanden, entweder geſcheitert ſind oder ſchwächlich kränkeln. Gegenwärtig ſollen die Zuckerkünſtler Stehely, Kourtin, Joſti, Sparonogni, d'Heureuſe, und Giovanolli die beſten Geſchäfte in Süßigkeiten machen, da ſie dieſelben in prächtigen Sälen zum Verkaufe bieten, in denen zugleich ein reicher Vorrath von Zeitſchriften zur unentgeltlichen Benutzung aufgelegt ſind.

⁂ Herr Jean-Antoine-François Maſſabiau, Mitglied des Institut historique, iſt am 22. v. M. zu Paris geſtorben. Er war zu Figeac am 21. Oct. 1763 geboren. „Trop consciencieux peut-être,“ bemerken die Débats, „il travaillait beaucoup plus ses ouvrages que ses succès.“ Unter ſeinen werthvollen Arbeiten möchten wohl ſeine Abhandlung „Sur l'esclavage“ und ein Werk „Du rapport des diverses formes du gouvernement avec les progrès de la civilisation,“ die ausgezeichnetſten ſein.

⁂ Die ſpaniſchen Bilder, welche Baron Taylor auf Koſten der franzöſiſchen Regierung für das Louvre gekauft, ſind in Marſeille glücklich angekommen.

⁂ Das Basrelief für den Fronton der Deputirtenkammer in Paris hat Hr. Cortot, (Mitglied des Inſtituts) auszuführen. Zwei andere große Basrelief's, welche die Hintermauer der Hauptfaçade des genannten Gebäudes ſchmücken ſollen, ſind den Herren Pradier und Rude übertragen.

⁂ Auf den Antrag von Ingres erhält die Académie de France eine Marmorbüſte Louis Philipp's von Huſſon.

⁂ Mad. Volnys (am Théâtre français) weigerte ſich, die Meſſalina im „Caligula“ von Alex. Dumas zu ſpielen. Der Dichter ſoll ihr geantwortet haben: „C'est justement, Madame, avec une reputation aussi belle que la vôtre qu'on peut braver ce rôle-là.“

⁂ Im „Théâtre de la Gaîté“ macht ein neues Stück, „Düſiombray“ oder „die zwei Falſchmünzer“ Furore.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 246. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 18. October.

Die Hunyaden.

(Fortſetzung).

3. Act. 3. Scene.

Gefängniß.

Ban.

Laßt ab von mir ihr ſüßen Traumgebilde,
Ihr malt mit morgenrothgefärbtem Pinſel
Mir grauſam das verlorne Paradies,
Und weckt die Sehnſucht auf nach jener Zeit,
Als holder Wahn noch meinen Buſen füllte.
Wie ſüßer Duft Italien's würz'ge Haine,
Durchſtrömte Liebe meine Männerbruſt;
Mein Inneres glich einem hehren Dom,
Durchzittert von der Orgel heil'gen Tönen,
Glich einem üpp'gen Thal, von Morgenroth beſchienen, —
Jetzt einer Felſenſchlucht, durchbrauſ't vom Strom,
Jetzt einem Grabe voll von Schutt und Schlamm. —
Du raubteſt mir der Seele heil'gen Frieden,
Du warſt es, du, — o göttergleiches Weib,
Geſchaffen, mich zum Gotte zu erheben,
Und dieſes Weib war eine Buhlerin.
Ich will zur Ruhe gehen, — —
Eiskalt griff eine Hand in's warme Leben.
Sei mir willkommen Tod, du ſtiller Freund,
Dem ich ſo oft voll Muth in's Aug' geſehen,
Führ' mich zur Ruh', denn mein Geſchäft iſt aus.

Anna (ſtürzt herein und eilt in ſeine Arme).

O Laslo, habe ich dich endlich wieder.

(Der Ban duldet ſchweigend ihre Umarmung und ſieht heftig bewegt zur Erde).

Ich hab' geweint, gegrämt mich und gehärmt,
Nun bin ich hier, nun ſchwindet aller Gram.
An deinem Herzen iſt mir wieder wohl,
O lieber Laslo, theurer, theurer Mann!

Ban.

Ich bin dein Laslo nicht.

Anna (läßt ihn erſchrocken und betrachtet ihn regungslos).

Ha, welche Stimme!
Ja, ja, er iſt's, mag auch die Stimme lügen.
Das iſt des Freundes theuere Geſtalt,
Das iſt ſein Aug', ſo zürnend es auch blickt.

Ban.

O hätte dich dies Auge nie geſehen.

Anna (faßt zärtlich ſeine Hand).

Was that ich dir, wie fehlte deine Anna?
Des Herzens leiſeſtes Gefühl war dein.

(Pauſe. Sie läßt ſeine Hand).

Ein finſt'rer Geiſt tritt zwiſchen unſre Liebe,
O könnten meine Thränen ihn beſchwören!

Ban.

Kannſt du mich überreden, daß ich blind,
Taub dieſes Ohr? Was ich geſeh'n, gehört,
Schilt dich Verrätherin an deiner Liebe.
Geh', laß mich ſterben, ich vergebe dir.

Anna.

Sprich was du hörteſt? Nein du ſahſt nicht recht,
Mißtrau' dem Auge, traue meiner Liebe,
Die rein und ächt in meinem Herzen lebet.

Ban.

Verſuche nicht durch gleißneriſches Wort,
Den einmal ſchon Betrog'nen zu bethören.
Geh', ich vergebe dir, geh', mich laß ſterben.

Anna.

Nein, nein, du darfſt nicht ſterben, nein, o nein!
Ein Irrthum hält die Seele dir gefangen;
Glaub' mir, er klärt ſich auf, — o komm', o komm'!
Entflieh' mit mir, die Thore ſtehen offen.

Ban.

Geh', lebe! mich laß ſterben.

Die Vorigen. Der Kerkermeiſter. Jerta.

Kerkermeiſter.

Um der heiligen Jungfrau Willen! wir müſſen ſchnell entfliehen, wir dürfen nicht zögern, denn es umſchleichen verdächtige Geſtalten das Haus, leicht könnte es zu ſpät ſein und all euer Geld könnte meinen Kopf nicht retten, ich bitte euch: eilt. (Ab).

Anna.

Laslo! Laslo!

(Sie wirft ſich vor ihm nieder).

Erhör' mich Laslo, höre auf mein Fleh'n,
O flieh' mit mir, denn bald iſt es zu ſpät.
Man ſchleppt in Feſſeln hin dich zum Schaffott,
Es lauert ſchon des Henkers blankes Schwert!
Sieh', zitternd klammre ich mich an dein Knie,
Mit Thränen bettelnd um dein theures Leben.
Durchbohre dieſes Herz, das für dich ſchlägt,
Verkenne mich, verachte mich, doch flieh',
Stoß' mit dem Fuß mich von dir, aber flieh'!

(Der Ban iſt erſchüttert und bedeckt ſeine Augen mit der Hand).

Jerta.

O, mein Herz möchte brechen über den Jammer! Weg falſche Scham, nur das Geſtändniß meiner Schande kann ihn retten. (Sie kniet vor dem Ban). Herr, Herr, verzeiht mir, ich bin das verworfenſte Weſen, Reue, entſetzliche Reue zerfleiſcht mein Inneres; — ich bin die Schuldige. Ich verrieth das Fräulein an den König, in welchem ſie Euch zu umarmen wähnte, — von mir erhielt er die Schleife. — Euere Namen ſind dieſelben, — es war finſter, — nie hatte ſie Euch reden hören, — o, verzeiht!

Ban.

Unglückſel'ge! (er zieht Anna zu ſich herauf, die an ſeine Bruſt ſinkt).
Anna, kannſt du verzeih'n?

Anna.

Ach, Alles, Alles, aber Laslo flieh'!

Ban.

So täuſchte mich dies Engelsantlitz nicht!
Fort, fort von hier, jetzt hat dies Leben Werth.

Anna.

O könnt' ich jetzt, Geliebter, für dich ſterben!

(Sie eilen nach der Thür. Tumult hinter der Scene. Alexis und der Kerkermeiſter ſtürzen herein).

Alexis.

Ach Fräulein, Alles, Alles iſt verrathen!

Kerkermeiſter.

Ich Unglücklicher, ich bin verloren, alle Ausgänge ſind beſetzt, ich bringe mich um! (Ab).

Die Vorigen. Gara mit Wache.

Anna (fällt ohnmächtig in des Ban's Arme).

Zu ſpät!

Ban.

Ein Schwert! ein Schwert!

(Einige von der Wache wollen Anna aus ſeinen Armen reißen, er ſtößt ſie mit Kraft zurück und ruft verzweifelnd):

Gerechter Gott, ein Schwert!

Gara.

Ergreift und feſſelt ihn.

(Einige Soldaten ergreifen den Ban hinterrücks, der ſich über Anna gebeugt hat, welche eben die Augen aufſchlägt).

Anna.

O Gott, zu ſpät!

Ban.

Leb' wohl, der Himmel wollt' es nicht, leb' wohl.

Gara.

Bewahrt ihn ſicher. Fräulein, folget mir.

Anna (zum Ban).

Dich retten muß ich, oder will dir folgen!

(Sie geht von Alexis unterſtützt mit Gara und Wache ab).

3. Act. 6. Scene.

Schenke.

(Mehre Ungarn ſitzen und trinken).

Johannes. Alexis. Wirth.

Johannes. Ich weiß es, Ihr liebt meinen Herrn, Euch kann ich vertrauen. Ich bin von der Gräfin voraus auf Kundſchaft geſchickt, aber ich ſehe wohl, ich komme zu ſpät, denn bis Morgen iſt's unmöglich, Hülfe herbei zu ſchaffen, d'rum müſſen wir hier etwas wagen.

Alexis. Ein raſcher Angriff auf die Wache, welche den Banus begleitet, kann ihn retten. Ein großer Theil der Bürger iſt für ihn geſtimmt. Sind dort jene zu gebrauchen? kann man mit Geld etwas bei ihnen ausrichten?

Johannes. Dieſe da? Für ein Quart Wein hängen ſie ihren eignen Vater. Es ſind tüchtige Kerls dabei.

Erſter Ungar. Wirth, bringt mehr Wein.

Wirth. Bezahlt erſt den, welchen ihr ſchon getrunken habt. Eure Gurgeln haben ein gutes Gefälle, aber eure Beutel ein deſto ſchlechteres.

Zweiter Ungar. Schaff' nur Wein an, Alterchen, wir trinken auch auf deine Geſundheit.

Wirth. Bis ihr euch krank geſoffen habt und ebenſo die Auszehrung bekommt, wie ſie euer Beutel gewöhnlich hat. Nichts da. Geht nach Hauſe.

Alexis. Herr Wirth, hier iſt Geld, ich zahle für dieſe ehrlichen Leute, gebt ihnen ſo viel ſie trinken mögen.

Mehre Ungarn. Victoria! du alter Krippenhetzer, Wein her, du Kellerwurm!

Erſter Ungar. Das iſt ein nobler junger Herr! Kennt Ihr uns denn?

Alexis. Eure Geſichter gefallen mir und, wenn mir recht iſt, ſo dienten mehre von euch unter dem Banus.

Mehre Stimmen. Ich! — ich auch — hier ich, Herr!

Zweiter Ungar. Meinen kleinen Finger gäbe ich darum, könnte ich dem Banus helfen.

Mehre Ungarn. Vivat Herr, Eure Geſundheit.

Alexis. Ich danke.

Erſter Ungar. Ja, der Banus war ein guter Herr, es iſt'ne Schande, daß wir's leiden.

Zweiter Ungar. Wahrhaftig eine Schande!

Johannes. Und was werden die Oſtreicher für höhniſche Geſichter machen! Nein wahrhaftig, das kann kein ehrlicher Ungar leiden! Teufel noch einmal, ſollen dieſe deutſchen Ochſen unſer edelſtes Blut ungeſtraft vergießen? Wer meint es gut mit dem Banus?

Alle durcheinander. Ich! ich! wir Alle! Vivat der Ban, Vivat!

Johannes. Nun wohlan! Helft ihm, ſchlagt die Hunde nieder, befreit ihn, jagt unſern Königsjungen fort, ihn machen wir zum König!

Einzelne Stimmen. Recht ſo, fort mit den Oſtreichern, fort mit dem König!

Wirth. Rebellion! Gott ich werde gehängt!

Erſter Ungar. Halt's Maul, ſonſt erſäufe ich dich in deinem allerſchlecht'ſten.

Alexis. Seid ihr alle entſchloſſen, den Ban zu befreien? Nun dann ſagt: ja.

Alle. Ja!

Zweiter Ungar. Aber Obrigkeit muß ſein, wem gehorchen wir, wer führt uns an?

Wirth. Angeführt werdet ihr ſchon werden! Gott, Rebellion in meinem Hauſe!

Erſter Ungar. Halt's Maul, Hundeſohn! Er hat Recht, einen Hauptmann müſſen wir haben.

Eine Stimme. Seid Ihr, junger Herr, unſer Hauptmann!

Alle. Ja, Ihr Herr, Ihr ſeid ein nobler Herr, ein ſplendider Herr! Vivat unſer Hauptmann! Vivat!

Alexis. Gut, ich will euer Hauptmann ſein, folgt mir nur, wohin ich euch verangehen werde. Es lebe der Ban, Vivat Corvinus!

Alle (zieh'n die Säbel). Vivat Corvinus! nieder mit dem König!

Johannes. Ruhig, ruhig, man hört euer Gebrüll zehn Straßen weit. Verſchlaft nur nicht mit dem Rauſch euer Verſprechen.

Erſter Ungar. Was denkt Ihr Herr! Wir gehen lieber gar nicht ſchlafen und bleiben gleich beiſammen. Ich weiß, wo noch eine luſtige Compagnie zuſammenſitzt, ſpart nur den Wein nicht, ſo ſind ſie unſer.

Wirth. Beſeſſen wollen ſie zur Hölle fahren!

Zweiter Ungar. Es ſind tüchtige Klingen darunter.

Alexis. Geht nur hübſch vernünftig und ruhig über die Straße.

Alle durcheinander. Unſer Hauptmann hat Recht. 's Maul gehalten! Vivat unſer Hauptmann — pſt — ſtille.

(Die Ungarn ab).

Johannes. Haben dieſe Kerls einen Rauſch, ſo könnt Ihr ſie durch die Hölle führen! — Sorgt nur dafür, daß ſie nicht nüchtern werden.

Alexis. Komm' ihnen nach, wir dürfen nicht ſäumen, in einigen Stunden bricht der Tag an.

(Schluß folgt).

Tageschronik aus Paris.

7. October 1837.

Paris fängt an, für die ſchöne, reiche und vornehme Welt wieder bewohnbar zu werden; es regnet, der Wind pfeift durch die Straßen, die Blätter fallen von den Bäumen, die Kamine rauchen und der Himmel hat ſeinen grauen Mantel wieder angezogen. Noch vierzehn Tage und die Luſtſchlöſſer werden leer ſtehen und die Bäder von Dieppe und Baden-Baden verlaſſen ſein. Schon ſind die Winterſchwalben für's Theater Favart, d. h. die italiäniſchen Sänger und Sängerinnen, eingetroffen, und die Faſhion wird nicht zögern, das ſtille Landleben mit den geräuſchvollen Freuden der Hauptſtadt zu vertauſchen. Die ſchönen Pariſerinnen verbergen ſich nur ſo lange in den ſchattigen Alleen ihrer Parks, als ſie die Sonnenſtrahlen fürchten, welche den weichen Sammet ihres zarten Teints verderben. Wenn aber der Wind die von den erſten Octobernebeln gelb gefärbten Blätter ſchüttelt und damit den Streuſand der Baumgänge bedeckt, wenn der wider den Rauchfang plätſchernde Regen die Unterhaltung am bereits flackernden Kaminfeuer kalt und einſylbig erſcheinen läßt, ſo erwacht in ihnen die Erinnerung an Paris, welches man ſtets mit ſo großem Vergnügen verläßt und mit noch größerem Vergnügen wiederſieht. Die edlen Burgfrauen der Chauſſée d'Antin, der keuſchen, ländlichen Freuden ſatt, legen den einfachen Strohhut ab und ſetzen den Sammethut auf. Der Geſang der Nachtigallen im nahen Gebüſch iſt verſtummt; man beeilt ſich daher, die Nachtigallen in der Rue Lepelletier ſchlagen zu hören. Die Engländer ſind in ihren faſhionablen Sitten gerade die Gegenfüßler von den Franzoſen; ſie bringen die beiden ſchönſten Monate des Jahres in der Hauptſtadt, und den übrigen Theil des Jahres auf dem Lande oder auf Reiſen zu. Es würde uns zu weit führen, wenn wir unterſuchen wollten, ob der brittiſche Comfort der franzöſiſchen Mode vorzuziehen. Für London beſteht die Lebensfrage in Nebeln; Paris aber richtet ſich nach dem Wechſel der Temperatur.

Man ſehe nur einmal, welche plötzliche Reaction in allen Dingen eingetreten iſt; die Leidenſchaften, welche der Sommer begünſtigte, ſind plötzlich erloſchen; die Land- und Seeungeheuer, welche die ſchönen Tage benutzten, um aus ihrem Verſteck hervorzukriechen, ſind wie verſchwunden; die ſcandalöſe Klatſchchronik erzählt keine befremdenden Anekdoten und romanhafte Abentheuer mehr; die 800 Ellen langen Meerſchlangen und thurmdicken Meerſirinnen ſchlafen wieder in den Tiefen des Ozeans: Alles richtet ſich nach dem Thermometer des Ingenieur Chevalier und nach der wetterwendiſchen Laune der Atmoſphäre; ganz Paris hat ſeit der letzten Woche eine ernſthafte, feierliche, ruhige Miene angenommen. Es iſt ſchon über vierzehn Tage, daß die Journale keinen einzigen wirklich vorgefallenen Selbſtmord in ihre lügneriſchen Tagsprotokolle einregiſtrirt haben; die ruinirten und blaſirten Leute nehmen ihre Zuflucht nicht mehr zu dieſem äußerſten Mittel; Entſagung und Hingebung ſind in die verwundeten Herzen eingekehrt; die Dichter haben den Kleinmuth, ſich nicht mehr zu zerſtören: ſie wollen alle leben, die einen von den Zinſen ihrer Kapitalien, die andern von dem Ertrage ihrer Verſe; mit einem Wort, der Selbſtmord iſt etwas rein Phantaſtiſches geworden; man betrachte alle dahin einſchlagenden Erzählungen als bloße Anzeigen. Viel mehr Wahrſcheinlichkeit haben dagegen die Erzählungen idylliſcher Gattung, wie z. B. die Geſchichte jener gefühlvollen Miß, welche ſich jeden Morgen in den Garten des Palais-Royal begibt, in Begleitung von mehreren Bedienten, welche große Käfige voll Vögel tragen, denen Miß Annette Leben und Freiheit ſchenkt. Kann man ſich etwas Rührenderes denken, als dieſe von einer ſchönen weiblichen Seele veranſtaltete Idyllenſcene mitten im Herzen des ſo ſittenverderbten Paris!

Wenn der Herbſt einen günſtigen Einfluß auf die Sitten der Hauptſtadt ausübt, ſo bringt dieſelbe Jahreszeit dagegen eine babyloniſche Verwirrung in den Moden hervor. In den Straßen und auf den Spaziergängen kreuzen ſich die verſchiedenartigſten Herren- und Damenanzüge: grüne Fracks mit weißen Beinkleidern, Mäntel mit Pelzkrägen, Witſchoura's und Muffe, mouſſelinene Kleider und Strohhüte, — alle dieſe Toilettengegenſtände ziehen in bunter Mannichfaltigkeit vor unſern

Blicken vorüber. Dieſe rechnen auf Sonnenſchein, jene auf Nordwind. Dieſe zweideutigen Übergangsepochen, wo die Temperatur ſich in einer Art Kriſis befindet, machen die Verzweiflung der eleganten Welt aus. Bei der Wiedereröffnung der italiäniſchen Oper, welche in dieſen Tagen ſtatt gefunden, waren alle vier Jahreszeiten in den Koſtümen der Zuſchauer repräſentirt. Die Schneider, Putzmacherinnen und Modiſtinnen haben jetzt alle Hände voll zu thun und keinen Augenblick Ruhe; die Boutiquiers putzen ihre Ladenthüren und Fenſterſcheiben; die Kaffetiers laſſen neu vergolden und die Theater ſingen Hoſannah und ſegnen die unfreundliche Jahreszeit. Die Orcheſterdirektoren der öffentlichen Conzerte treffen wüthende Anſtalten und der bevorſtehende Winter ſcheint vorzugsweiſe muſikaliſch werden zu wollen. Eine dicke ſchwarze Wolke von einfach- und doppeltgeſchwänzten Noten, welche gegenwärtig nur noch als ein kaum wahrnehmbarer Punkt am Horizont erſcheint, zieht immer näher und näher heran und wird binnen Kurzem über Paris platzen. Die öffentlichen Conzerte, welche ſeit zwei Jahren die letzten Gränzen des Fortiſſimo erreicht zu haben ſchienen, ſind ſtets im Steigen begriffen, und Apollo auf dem Parnaß und Herr Deleſſert auf Erden wiſſen allein, wie das enden wird. Mehr als dreihundert Violiniſten beſtreichen gegenwärtig ihre Fiedelbögen mit Kolophonium; 25 Contrebaſſe brüllen und brummen vor Ungeduld und 80 Clarinette ſtellen vorläufig ihre ſchrillenden Proben an. Jüllien iſt in Zukunft nicht mehr der einzige Nebenbuhler Müſard's; mehr als ein Ehrgeiziger träumet und ſinnet, den Napoleon des Contretanzes vom Throne zu ſtoßen; eine mächtige Ligue hat ſich gegen ihn verbündet, und wird nächſtens den Winterfeldzug eröffnen. Möge Herr Müſard glücklicher ſein, als ſein Vorgänger und keine Schlacht bei Leipzig erleben! Laſſen wir einmal die verſchiedenen Muſikantenheere aufmarſchiren und vorbei defiliren; nur anſtatt wie der alte Priamus auf den Thurm Ilium's zu ſteigen, klettern wir auf einen der Strohſtühle des Müſard'ſchen Conzertſaals; wenn derſelbe nicht feſter gebaut iſt, als die Mauern von Jericho, ſo laufen wir große Gefahr, unter ſeinen Trümmern begraben zu werden; denn die feindlichen Armeen rücken unter einem mörderiſchen Trompetengeſchmetter heran. In der vorderſten Reihe ſchwingt ein eleganter Kapellmeiſter den Kommandoſtab und beginnt den Angriff, indem er die Sturmglocke der Hugenotten läutet und ſeinem Gegner mit Congreve'ſchen Raketen vermiſchte Noten an den Kopf ſchleudert; ich brauche wohl kaum, den Namen des Feldmarſchalls zu nennen; an den ſchönen, langen, ſchwarzen Haaren und weißen Handſchuhen hat man ſchon längſt Herrn Jüllien erkannt, welcher mit dem Marſch der Tartaren aus dem Jardin turc heraufzieht, woraus ihn die kalten nebligen Herbſtabende vertrieben haben; er hat ſein Zelt zuſammengepackt und die Linie der Boulevards verfolgt, um ſich eine wärmere und bevölkerte Gegend zu ſuchen. — Der zweite Kapellmeiſter, an der Spitze dieſer aus angeworbenen Rekruten beſtehenden Armee, iſt Maeſtro Valentino, ehemaliger Orcheſterchef bei der komiſchen Oper; er hat ſo eben ſein Generalquartier in dem alten Generalquartier Müſard's ſelbſt, nämlich in dem Conzertſaale der Rue St. Honoré, aufgeſchlagen und dieſelben Echo's, welche die Müſard'ſchen Quadrillen wiederholt haben, ſind im Begriff, die Quadrillen ſeines Nebenbuhlers zu wiederholen. Hinter dieſen beiden Anführern folgen andere Truppen, ebenfalls angeführt von Generälen, welche kleine ſchwarze Stäbe anſtatt der Degen ſchwingen; ſie heißen Beaudouin, Tolbeque, Rubner; dieſe begnügen ſich nicht, das Publikum durch die Accorde ihrer Inſtrumentalmuſik herbeizulocken, ſondern ſie ſpielen ihm auch zum Tanze auf, und ihr Zelt verwandelt ſich je nach Gutbefinden in einen Conzert- oder Ballſaal. Die Arrièregarde endlich bildet ein zahlreiches und gut eingeübtes Regiment, welches ein großer, ſchwarzer, magerer Mann befehligt, der verrückt, indem er mit einem Fiedelbogen ohne Pferdehaar auf einer ſaitenloſen Geige einen Kriegsmarſch ſpielt. Dieſer fremdartige Mann mit langen Haaren, mit langen Armen, mit langen Fingern und langem Leibe iſt — Paganini, welcher expreß aus Italien nach Paris gekommen iſt, um Director eines öffentlichen Conzerts zu werden und ſeine teufliſchen Harpeggio's den Müſard'ſchen Contretänzen entgegenzuſetzen. Das Duell der Paganiniſchen Violine mit der türkiſchen Trommel Müſard's verſpricht intereſſant zu werden. (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

93) Italia. Mit Beiträgen von A. Hagen, A. Kopiſch, H. Leo, C. Fr. v. Rumohr, K. Witte und Anderen. Herausgegeben von Alfred Reumont. Berlin, Alexander Duncker. 1839.

Dies mit größter Eleganz ausgeſtattete Werk enthält Bilder aus Italien, keine manierirte engliſche Stahlſtiche, ſondern gediegene Aufſätze von geſchätzten deutſchen Dichtern und Gelehrten, welche einzelne Parthien des gelobten Landes in Gegenwart und Vergangenheit markig und treu zu ſchildern unternommen, wie ſie dieſelben genoſſen oder erforſcht. Ein artiges Gedicht von Emanuel Geibel zu dem eleganten Titelkupfer: „Das Mädchen von Albano“ (nach E. Magnus) eröffnet den Reigen. Dann folgt eine ſinnige Novelle: „Schönheit ein Traum“ von Rumohr, hierauf eine Ueberſetzung des dramatiſchen Feſtſpieles „Orpheus,“ von Angelo Poliziano (lebte zwiſchen 1454 und 1494). „Beatrice,“ eine Erzählung aus Dante's Jugendleben, von Alfred Reumont, wird durch das Intereſſe der Perſönlichkeit des unſterblichen Dichters, nicht minder wie durch die angenehme Darſtellung feſſeln. Freunden der Literargeſchichte bietet K. Witte zwei gediegene Abhandlungen über Minnegeſang und Volkslied in Italien, das letztere ein Thema, worin Kopiſch, welcher hier die Entdeckung der ſeither weltberühmten blauen Grotte, wobei er perſönlich betheiligt geweſen, ſchildert, in ſeinen Agrumi eine Fülle der reizendſten Dokumente geſammelt. Freunde von Rechtsalterthümern werden Herrn Heinr. Leo für ſeinen Aufſatz „Zur Geſchichte der Verfaſſung in den zum longobardiſchen Herzogthume Benevent gehörigen Ländern, von der Einwanderung der Longobarden bis zum Jahr [illegible]“ Dank wiſſen. Möge ein lebhafter Antheil des Publikums den Herausgeber zur Fortſetzung dieſes mußvollen Werkes auffordern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 247. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 19. October.

Die Hunyaden.

(Schluß).

4. Act. 4. Scene.

Der Marktplatz zu Ofen.

(Im Hintergrunde das Schafot. Lux ſteht als Scharfrichter auf demſelben. Der Platz um daſſelbe iſt durch Soldaten beſetzt, die bis zum Ende der Scene ſich ruhig verhalten und nur zur Vertheidigung bereit ſind).

Viele Ungarn.

Erſter Ungar (völlig betrunken, ſchlägt wüthend um ſich).
So müßt ihr einhau'n, — ſo — ich hab's gelernt!
Gebt keine Gnade, — nieder — haut ſie nieder,
Huſſa, der Banus! Vivat! Huſſa, ho!

Zweiter Ungar.
Beſoff'nes Vieh, du ſchrei'ſt ſie alle wach.

Erſter Ungar.
Iſt Alles eins, der Banus, huſſa, ho!

Alle.
Huſſa, der Banus, Vivat! Huſſa, ho!

Zweiter Ungar.
Die Kerle brüll'n wie eine Heerde Ochſen.
Der Muth ſcheint in die Kehle euch gefahren,
Verſchreit ihn nicht, denn ſonſt lauft ihr davon.

Erſter Ungar.
Iſt Alles eins, haut Alles in die Pfanne!
(Mehre Andere bemächtigen ſich ſeiner).

Dritter Ungar (gleichfalls betrunken).
Freunde, — Trinkgenoſſen — Waffenbrüder!

Einige.
Still, ruhig, unſer Prediger will reden.

Zweiter Ungar.
Er heult ſchon vorher, eh' er's Maul aufthut.

Dritter Ungar.
Ich will'ne Rede halten, Trinkgenoſſen.

Mehre Ungarn.
Nur immer angefangen, alte Tonne.

Dritter Ungar.
Wir ſind verſammelt hier zu einem Zweck,
Das heißt, ein Zweck führt uns gemeinſam her.

Erſter Ungar (taumelt mit einer Weinkanne zu ihm).
Da, trink mal eins, der Athem geht dir aus.

Dritter Ungar (trinkt).
Dieweil der Wein die Herzen thut begeiſtern,
Sind wir begeiſtert, Freunde, Trinkgenoſſen!
Das heißt, der Geiſt iſt über uns gekommen,
Und rührend iſt's, begeiſtert Volk zu ſeh'n —
Begeiſtert durch des Weingeiſts ſtarken Geiſt.
Ihr edeln Freunde, Brüder, Trinkgenoſſen, —
Es rührt mich tief, verzeihet meine Thränen.

Zweiter Ungar.
Der Teufel hol' mich, wenn ich ihn verſtehe.

Dritter Ungar.
Dieweil der Ban ſoll ſterben, Trinkgenoſſen,
Der edle Geber, vieles — vieles Weins, —
Dieweil er, wenn er todt, nichts geben kann,
Iſt's unſer Zweck, ſein Leben zu erhalten, —
Damit er mehr des Weins noch geben kann.
Begreiflich, klar, ihr Brüder, Trinkgenoſſen,
Iſt mein begeiſtert Wort vom Geiſt des Weins,
Und von dem Zweck, der uns allhier vereint.
Darum erlaubt, daß dieſen Zweck ich noch —

Vierter Ungar (ſchnell auftretend).
Was ſteht ihr müßig hier? Die ganze Stadt
Lebt wie ein Bienenhaus, denn Unerhörtes
Erfüllt mit Grau'n und Hoffnung alle Herzen.
Mit fliegendem Gewand und loſem Haar,
Mit hoch erhob'nem Schwert ſtürmt eine Jungfrau her,
Ihr Auge blitzt, ihr Mund ſpricht Flammenworte,
Und Jung und Alt bewaffnet ſich zum Streit.
Sie iſt des Banus Braut, ein Heldenmädchen,
Ihn zu befrei'n, zog ſie von Belgrad her.

Dritter Ungar.
Darum erlaubt, daß dieſen Zweck ich noch —

Vierter Ungar.
Schweig, ſchweig, Johannes, dort ſtürmt ſie einher.
Die Vorigen. Anna. Alexis mit einer Fahne des Ban's. Johannes. Volk.
Anna (ein Schwert in der Hand).
Zum Kampf, ihr Ungarn, auf zum blut'gen Kampf!
Schwingt euer freies Schwert, verjagt die Knechte,
Befreit den Ban, verjagt den Königsbuben,
Gebt einem Andern, ihm der Ungarn Thron!
Mehre Stimmen.
Vivat Corvinus, nieder mit dem König!
Alexis (die Fahne ſchwingend).
Dort naht der Zug, ihr Freunde, folgt mir nach.
(Man hört gedämpfte Trommeln).
Anna.
Zum Kampf, zum Kampf! ich eile euch voran!
Viele Stimmen.
Wir folgen Euch. Vivat der Ban! Vivat!
(Alle ab, außer der Wache, welche bei dem Schafot bleibt. Geſchrei und Waffengetöſe hinter der Scene. Die Sturmglocke wird geläutet. Es fällt ein Schuß).
(Mehre Ungarn fliehen über die Bühne).
Flieh't, fliehet ſchnell, der Hauptmann iſt gefallen!
Andre Ungarn.
Das Fräulein iſt gefangen! fliehet! flieh't!
(Ab).
Alexis, tödlich verwundet, von Johannes geführt.
Johannes.
Ihr Ungarn, ſteht! es iſt noch nichts verloren!
Die Feigen flieh'n, ſie ſind nicht aufzuhalten.
Alexis.
Verlaſſ' mich, ſuch' die Fliehenden zu halten.
(Er ſinkt nieder).
Der Schuß iſt tödtlich, — laß mich hier — entflieh'!
Johannes.
O Gott, Euch ſo zu ſeh'n! — Die feigen Hunde! (Ab).
Fliehende und Verfolgende über die Bühne.
Alexis.
Leb' wohl, o Sonnenlicht, leb' Erde wohl.
Es naht der Tod, — ich fühl's, — der Schuß traf gut.
Ich komme zu euch — Vater — Mutter — Bruder —
Es wird ſo dunkel — — Anna — Anna!
(Stirbt).
Gara mit Soldaten, ihm folgt der Ban in Ketten, an ihn hält ſich Anna.
Gara.
Verfolgt die Hunde, haut ſie alle nieder.
Ban (erblickt Alexis).
Du arme Blume, ſchon ſo früh verblüht!
Anna.
Der ging voran, — o ihm iſt wohl, — ſo wohl —
Ach, ich hab' keine Thrän', ihn zu beweinen,
Verſieget iſt ihr Quell. O Gott, o Gott!
(Sie umarmt heftig den Ban).
Gara.
Macht Euerm Abſchied bald ein Ende, Graf.
Ban.
Ihr ſeid ein bittrer Mahner, Palatinus.
Anna.
Gott ſchütze den Verſtand! o Laslo! Laslo!
Ban (küßt ſie).
Zum ew'gen Lebewohl nimm dieſen Kuß,
Wenn jenſeits unſre Seelen ſich nicht finden,
Und ſelig du als Engel oben ſchwebſt.
Anna (an ſeiner Bruſt).
O, wo iſt Seligkeit? Nur hier, nur hier!
(Der Lärm der Kämpfenden nähert ſich wieder dem Markt, einige Oeſtreicher kommen fliehend).
Ein Offizier (zum Palatinus).
Der Haufe wächſt wie eine Schneelawine,
Schon ſind die Unſern weit zurückgedrängt.
Gara.
Entfernt Euch, Fräulein. (Zur Wache). Ihr thut Eure Pflicht.
(Der Ban wird von Anna getrennt; er verläßt ſie mit ſchmerzvollem Blick; ſie verſucht es, ihn zu halten, ihre Kraft iſt erſchöpft, ſie ſinkt zitternd in die Knie und ſtreckt in der Verzweiflung ihre Arme flehend zu Gara empor, der ſich kalt abwendet).
Anna.
Menſch! — Unthier, — Gott! — zerſchmettert dich kein Blitz?
(Die Anzahl der fliehenden Oeſtreicher mehrt ſich. Der Banus iſt auf das Schafot geſtiegen, auf dem Lur als Scharfrichter ſteht).
Gara (zu Lur).
Vollende ſchnell, ſo wird der Sturm ſich legen.
(Der Banus kniet nieder. Schon dringen die ſiegenden Ungarn, Johannes an der Spitze, wieder vor, die Oeſtreicher ſind zurückgedrängt. Durch den Raum, der beide Partheien trennt, ſieht man das Schaffott. Anna ſtreckt zitternd ihre Arme nach dem Banus aus; der Scharfrichter erhebt das Schwert, die Kämpfenden ſtehen wie feſtgebannt. Anna erhebt ſich halb, als wolle ſie zu dem Banus eilen, — ein furchtbarer Schrei der Anna, die wie leblos niederfällt. Der Vorhang fällt ſchnell).
(Ende des 4. Acts.)

Tageschronik aus Paris.

(Fortſetzung).

In der **Rue du Mont Blanc**, neben der belgiſchen Geſandtſchaft, wird der famöſe Conzertſaal gebaut, deſſen Leitung, wie es allgemein heißt, Paganini übernommen hat. Seit mehreren Monaten ſind zahlreiche Arbeiter damit beſchäftigt, den Bau des Locals zu vollenden, welches durch ſeinen Glanz und ſeine prächtige Ausſchmückung Alles übertreffen wird, was man in der Art je geſehen. Unter der Eingangsthüre lieſet man bereits in goldenen Buchſtaben die Inſchrift: **Concerts Paganini.** Eine halbe Million ſoll allein auf die innere Ausſtattung verwandt werden; Ball-, Conzertſäle, Leſezimmer, Alles ſoll hier beiſammen ſein, wie in einem deutſchen Caſino. Die barockſten Malereien, die ſtrahlendſten Kronleuchter, die auffallendſten Dekorationen ſtreiten ſich um den Beſitz der Decken und Wände. Was die Conzerte anlangt, ſo ſollen dieſelben ſpeciell von Paganini dirigirt werden; das Orcheſterperſonal übt bereits die von dieſem befremdenden Maeſtro gewählten Muſikſtücke ein, und damit in dieſen Conzerten Alles einen teufliſchen Anſtrich habe, ſo iſt eigends die Einrichtung getroffen, daß die Eſtrade der Muſikanten nicht mit dem Saal, worin das Publikum verſammelt iſt, communicirt; alle Mitſpielenden gelangen auf einer unter dem Fußboden angebrachten Wendeltreppe zur Eſtrade, ſo daß ſie direct aus der Hölle herauszukommen ſcheinen. In den Zwiſchenacten wird man als Abkühlungsmittel Bowlen mit röthlichen und bläulichen Flammen herumreichen, welche das Publikum als Punſch genießen kann. Um Mitternacht beginnt die Runde des Sabbaths nach der Arie der Wolfsſchlucht; und bei anbrechender Morgenröthe werden alle anweſenden Gäſte dieſes hölliſchen Feſtes vermittelſt eigner Omnibus d. h. auf neuen von alten Hexen gelenkten Beſenſtielen, in ihre Wohnung geſchafft.

Der Eröffnungstag dieſes Paganini-Conzerts iſt noch nicht feſtgeſetzt; der Eintrittspreis ſoll 10 Franken betragen. Der Saal Ventadour hat ebenfalls noch nicht ſeine Pforten geöffnet und die Adminiſtration der Conzerte in der **Rue Saint Honoré** thut einſtweilen noch nichts anders, als die Mauern der Hauptſtadt mit [illegible]ſchen grellrothen Anſchlägen bedecken. Müſard, der große Müſard allein, hat letzten Sonntag ſeine Winterconzerte feierlich eingeweihet und demnach alle ſeine Rivalen überflügelt. Sein neues Local in der **Rue Vivienne** iſt erweitert und verſchönert worden. Die Orangenbäume, welche den ganzen Sommer über ſo viel ſchöne Frauen in ihrem Schatten luſtwandeln ſahen, haben ſich unter Dach zurückgezogen, um zierlichen griechiſchen Säulen Platz zu machen, und binnen wenigen Tagen iſt der ganze Gartenraum in einen prächtigen Ballſaal verwandelt worden, wo man den unermeßlichſten Galopp aufführen kann. Es wäre Jammerſchade, wenn die Adminiſtration der Müſard'ſchen Conzerte keine Erlaubniß zu Maskenbällen erhielte; denn der famöſe Ball am vergangenen Faſtnachtsdienſtag in der großen Oper würde von den Bällen im neuen Saal der **Rue Vivienne** verdunkelt werden.

Außer den Conzerten ſind gegenwärtig auch die Congreſſe in der Mode. Der hiſtoriſche Congreß, welcher unter ſeinen Mitgliedern ſehr viele ausgezeichnete Männer, aber keinen einzigen Hiſtoriker, aufzuweiſen hat, der phrenologiſche Congreß und der ſcientiviſche Congreß haben ihre öffentlichen Sitzungen im Saal Saint Jean wieder erneuert. Leider geht es mit den hiſtoriſchen und wiſſenſchaftlichen Congreſſen, wie mit den politiſchen und diplomatiſchen Congreſſen; das ſind große Reden, welche mit einer großen Schmauſerei enden; bei'm Nachtiſch trinkt man auf die Geſundheit aller Anweſenden, und dann bringt man dem Kaiſer, dem Bacchus, den Eiſenbahnen und dem Doctor Gall ein Lebehoch.

Die Eiſenbahn nach Saint Germain iſt noch immer **en vogue**; die Fragen der Induſtrie beſchäftigen alle Gemüther, ſelbſt die kürzlich bekanntgemachte Ordonnanz der Kammerauflöſung hat die Pariſer davon nicht abwenden können. Die Induſtrie greift überall um ſich und belagert uns hier von allen Seiten. Es ſcheint, als hoffe man von der Induſtrie, ſie werde Frankreich von dem gehäſſigen Centralſyſtem befreien. In Paris kann man nicht über die Straße gehen, ohne daß die Induſtrie Einem überall entgegentritt. Auf den Boulevards, auf dem Grèveplatz, am Eingang der eliſäiſchen Felder hat ſie ihre Öfen angezündet und erfüllt die Luft mit einem vulkaniſchen Dampf; denn ſeitdem man das Asphalt hier mit Glück in Zubereitung von Trottoirs angewendet hat, pflaſtert man alle Boulevards mit Erdpech. Der Place de la Concorde wird von einem Ende bis zum andern aufgewühlt: zu beiden Seiten des Obelisken gegen die Madelaine und die Deputirtenkammer gräbt man zwei Baſſins zu Fontainen aus; die Seitenflächen des Platzes werden mit Asphalt gepflaſtert, welcher den Marmorfußboden der Paläſte nachahmt, und an den Ecken des Platzes erheben ſich die acht Piedeſtals mit ihren Bretterhäuſern, in denen Bildhauer an allegoriſchen Statuen der acht größten Städte Frankreich's arbeiten. Wenn das ſo fortgeht, hat ſich Paris binnen kurzem ganz neu gehäutet, und bereitet denen, welche es in den letzten Sommermonaten nicht geſehen haben, eine große, unerwartete Überraſchung. Erſtlich verheißt man zwei oder drei neue Theater; die Architecten, Maurermeiſter, Actionäre und Dichter ſind in voller Arbeit. Der alte Spieltempel Fraskati's, am obern Ende der Rue Richelieu, iſt beinahe gänzlich eingeriſſen und auf ſeinen Trümmern wird ſich das neue Theater de la Renaiſſance unter der Direktion des Herrn Anténor Joly erheben.

(Schluß folgt).

Leibnitz's deutſche Schriften.

Im zweiten Bande von Mundt's Dioskuren gibt Herr Dr. Guhrauer uns von einer ſehr intereſſanten Abhandlung Kunde, welche Leibnitz im Jahr 1670 in deutſcher Sprache verfaßt und überſchrieben: „Bedenken, welchergeſtalt *securitas publica interna et externa* und *status praesens* im Reich jetzigen Umſtänden nach auf feſten Fuß zu ſtellen.“ Dieſe, in geſchichtlicher und rechtswiſſenſchaftlicher, philoſophiſcher und literar-hiſtoriſcher Hinſicht bedeutſame, erſte deutſche Schrift des großen deutſchen Mannes, deren Manuſkript ſich zu Hannover befindet, war bis jetzt noch völlig unbekannt. Wir freuen uns daher anzeigen zu können, daß ſie zu Anfang des nächſten Jahres im Druck erſcheinen wird. Hr. Dr. Guhrauer, der ſeinen Beruf zur Herausgabe der Schriften Leibnitz's bereits durch die von ihm bekannt gemachte Diſſertatien deſſelben (de principio individui, ſ. Nro. 52 d. Phönix) beurkundet, hat es unternommen, zunächſt ſämmtliche, aus den Handſchriften vervollſtändigte deutſche Schriften von Leibnitz herauszugeben, und das ebenerwähnte Bedenken wird die Reihe derſelben eröffnen. — Als Probe daraus vorläufig einige allgemeine Bemerkungen.

In Bezug auf die damalige Lage des „Römiſchen Reichs“ meint Leibnitz, die dem Reich damals „gleichſam über'n Kopf ſchwebende Hauptgefährlichkeiten“ ſeien „nicht etwa die übel eingerichteten Commercien und Manufacturen, das grundverderbte Münzweſen, die Ungewißheit der Rechte und Saumſeligkeit der Proceſſe, die nichtswürdige Erziehung und unzeitige Reiſen unſrer Jugend, der überhand genommene Indifferentismus cum in *fidei*, tum in *moralibus* et *politicis* rebus (in Glaubens-, moraliſchen und politiſchen Angelegenheiten) und der folglich einreißende Atheismus; die gleichſam mit einer fremden Peſt angeſteckten Sitten, der Religien verbitterte Zwiſtigkeiten: welche Stücke zuſammengenommen uns zwar langſam ſchwächen und, wenn wir uns nicht bei Zeiten entgegenſetzen, endlich unfehlbar ruiniren, nicht aber verhoffentlich alſobald über'n Haufen werfen können. Was unſre Republik aber auf einmal ſtürzen kann, iſt ein innerlicher und äußerlicher Hauptkrieg, dagegen wir ganz blind, ſchläfrig, bloß, offen, zertheilt, unbewehrt und nothwendig entweder des Feindes, oder, weil bei jetziger Anſtalt ſolchem ſelbſt nicht gewachſen, des Beſchützers Raub ſein.“ — Als einziges Rettungsmittel erſcheint ihm „eine wohlformirte, beſtändige Allianz,“ — nämlich „eine Partikularunion gewiſſer conſiderabeln, der Gefahr nächſten, oder des Reichs Angelegenheiten ſich für andern annehmenden Stände.“

Von Frankreich ſagt Leibnitz, es ſei „fatal und von der Vorſehung Gottes vorbehalten, ein Führer der chriſtlichen Waffen in der Levante zu ſein, . . . das ihm gegenüberliegende Afrika anzugreifen, die Raubneſter zu zerſtören, Aegypten ſelbſt, ſo eines der beſtgelegenſten Länder in der Welt, anzugreifen, und — ſelbige Länder wohl gar zu übermeiſtern.“ — Auch meinte Leibnitz, „man faſſe anjetzo zu Rom genugſam, daß durch Religionskriege nichts zu gewinnen; — Summa, daß endlich, da Gott ſeinen Segen gibt, durch friedliebende Conſilia zur chriſtlichen Liebe und Einigkeit in der Chriſtenheit ſich Alles anlaſſe.“

Herr Veit in Berlin hat den Verlag dieſer werthvollen Reliquien eines der größten Geiſter unſerer Nation übernommen, und wir zweifeln nicht, daß er ſie des edlen deutſchen Mannes würdig ausſtatten werde. Bis jetzt kannte man Leibnitz nur durch ſeine lateiniſchen und franzöſiſchen Schriften; Herr Guhrauer wird das Verdienſt haben, der deutſchen Literatur die in deutſcher Sprache verfaßten Schriften des großen Denkers reſtituirt, und hiermit die reiche Krone deſſelben durch einige bis jetzt noch fehlende Lorbeerblätter ergänzt zu haben. E.

Nordamerikaniſcher Frauenconvent für Emanzipation der Sclaven.

Ein engliſches Tagblatt bringt uns einen Auszug aus einem gedruckten Bericht über den Convent, welcher von New-Yorker Frauen zur Abſchaffung der Sclaverei abgehalten worden iſt. Wir theilen das Wichtigſte aus dieſem in jeder Beziehung denkwürdigen Aktenſtück mit. Die Verſammlung fand am 9. Mai d. J. und an den drei folgenden Tagen ſtatt. Sie wurde in aller Form von 71 abgeordneten Frauen der Staaten von New-Hamſhire, Maſſachuſſets, Rode-Island, New-York, Jerſey, Pennſylvanien und vom Ohio conſtituirt. Hunderunddrei Frauen der Staaten von Süd-Carolina und Connektikut wurden zu correſpondirenden Mitgliedern ernannt, und es ſcheint, daß faſt alle ſich in der allgemeinen Sitzung eingefunden haben. Die größte Ordnung herrſchte in der Verſammlung; die Beſchlüſſe wurden mit Ruhe und Würde gefaßt, und alle Anweſenden zeigten ſich von dem religiöſen Gefühle durchdrungen, welches dieſem Frauenvereine ſeine Entſtehung gegeben.

Gleich durch einen der erſten Beſchlüſſe wurde der Frage die richtige Stellung gegeben. „Wie ſehr wir uns auch freuen.“ erklärten nämlich die Frauen des Conventes, „daß in der Behandlung unſerer verſclavten Brüder und Schweſtern eine Milderung eingetreten, ſo dürfen wir doch nicht aus den Augen verlieren, daß die Hauptfrage nicht die Behandlung, ſondern das Prinzip ſelbſt betrifft. Es kann nämlich auf keine Weiſe irgend ein Compromiß ſtatt finden über ein die geheiligten Rechte der Menſchheit verletzendes Herkommen, ſo lange noch ein Menſch als Eigenthum eines anderen Menſchen angeſehen werden kann.“

Mehrere Beſchlüſſe wurden dann gefaßt, in denen die Widerſetzlichkeit der Staaten des Nordens gegen die Diſcuſſion dieſer Frage mit Recht aus Handelsintereſſen abgeleitet wird. Die Mitſchuld dieſer Staaten wurde als „Nationalverbrechen“ gebrandmarkt.

Daß hierbei dieſe Frauen von dem Beruf, in dem ſie ſie handelten, und von deſſen Würde tief durchdrungen waren, ſpricht ſich u. a. in dem Beſchluſſe derſelben aus, in welchem ſie Folgendes erklären: „Da gewiſſe Rechte und Pflichten allen moraliſchen Weſen gemeinſchaftlich zuſtehen, ſo iſt für das Weib nun die Zeit gekommen, ſich frei in dem Kreiſe zu bewegen, den die Vorſehung ihr angewieſen, und nicht mehr innerhalb der Schranken ſich halten zu laſſen, welche durch verderbte Gewohnheiten und eine falſche Anwendung der h. Schrift um ſie gezogen worden. Es iſt vielmehr Recht wie Pflicht des Weibes, die Sache der Unterdrückten in unſerem Lande zu vertreten, und alles, was in ihrer Gewalt ſteht — mit Stimme, Feder, Geldmitteln und der Macht ihres Beiſpiels — zu thun, um das abſcheuliche Syſtem der amerikaniſchen Sclaverei zu vernichten . . . Der Convent glaubt feſt, daß das Vorhandenſein eines unmenſchlichen Vorurtheils gegen die farbige Bevölkerung die Haupturſache der amerikaniſchen Sclaverei iſt. Je näher wir nun den Druck ſehen, in welchem unſere Brüder und Schweſtern ſchmachten, um ſo tiefer ſind wir von der Grauſamkeit dieſes widerchriſtlichen Vorurtheils überzeugt, welches ſie an den Boden unſerer ſg. freien Staaten ſchmiedet, ihnen alle Quellen des Unterrichtes und der evangeliſchen Moral verſchließt, und ſie in die Ketten der Abgötterei gebannt hält. Es iſt daher eine feierliche Pflicht für jede Amerikanerin, für Abſchaffung dieſes fürchterlichen Übels zu beten, und an die Grundſätze der chriſtlichen Gleichheit zu appelliren, indem ſie zu gleichen Gebeten, wie zu gleichen Rechten diejenigen beruft, die ebenſo wenig um der Farbe ihrer Haut, als um der verſchiedenen Haar- oder Augenfarbe willen davon ausgeſchloſſen ſein ſollen. Es iſt daher Pflicht jedes Abolitioniſten, Alles aufzubieten, um Tages-, Abends-, und Sonntagsſchulen zu gründen und zu erhalten, die Allen, ohne Unterſchied der Farbe geöffnet ſeien, die Farbigen zum Lernen zu ermuntern und die Lehrer in ihrem ſchönen und edeln Berufe zu unterſtützen. Wir werden allen unſeren Einfluß gebrauchen, um die Emanzipation unſerer farbigen Freunde zu bewerkſtelligen, und ſo lange es noch in unſeren Kirchen Bänke gibt, auf denen ſie allein ſitzen ſollen, werden wir uns auf dieſe Bänke ſetzen und an der Seite unſerer unglücklichen Geſchwiſter um deren Befreiung zu unſerm gemeinſamen Vater die inbrünſtigſten Gebete richten.“

Notizen.

⁂ Im Théâtre de Vaudeville macht die Bagatelle: „Tourlourou“ fortwährend das Publikum lachen.

⁂ Der Erzbiſchof von Paris hat die Opernmuſik in allen Kirchen der Hauptſtadt verboten. Fortan alſo bloß Orgeln!

⁂ Tholuck iſt ſeit zwei Wochen in Stuttgart; er wohnt bei dem bekannten Dichter und Pietiſten Albert Knapp.

⁂ Die neue Statue von David, der Gladiator im Tuileriengarten, wird von allen Kennern als das beſte Werk der neuern franzöſiſchen Plaſtik bewundert.

⁂ Der berühmte Kupferſtecher Fontana, ein Schüler Raphael Morghens, iſt am 18. v. M. 74jährig geſtorben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 248. 1837.

Phönix.

Freitag, 20. October.

Bilder aus Weſtindien.

(Fortſetzung).

Da dieſe zwei Knaben unſere ſteten Begleiter auf der Jagd, bei'm Fiſchen und auf unſern Ausflügen zu Land und zu Waſſer waren, wuchs ihre Anhänglichkeit an uns von Tag zu Tag und es war in der That wundervoll zu ſehen, mit welcher Schnelligkeit ſie unſere Wünſche ausfindig machten, und wie raſch ſie die engliſche Sprache lernten. Meines Scipio's Liebling war ein junger Affe, den ich von einem Neger gekauft hatte. Dieſes kleine Thier trennte ſich nur ſelten von Scipio; er ſchlief, in ein Bettuch gehüllt, neben ihm und begleitete ihn, wohin er ging. Abends pflegte er, auf meinem Knie ſitzend, Grog mit uns zu trinken und wurde manchmal ſo lächerlich betrunken, daß es höchſt ergötzlich war, ihn mit aller der ausgelaſſenen Heiterkeit eines berauſchten Menſchen über uns lachen zu ſehen. Fury, einer von Yates' Jagdhunden, ein zottiger, boshafter kleiner Teufel, war dem niedlichen Affen eben ſo gewogen wie Scipio. So oft wir Morgens die Hunde zuſammenriefen, um auf die Jagd zu gehen, ſetzte ſich Jacko ohne Weiteres rittlings auf Fury's Rücken und ſchlang ſich ſein langes Haar um die Hand; ſo ritt er durch Binſen und hohes Gras, durch Sumpf und Waſſer, durch Wald und Thal. Oft wenn die kleine Fury ſchwimmen mußte, und der arme Jacko kaum den Kopf über dem Waſſer hatte, ſchrie er in der Angſt aus Leibeskräften; aber er hütete ſich wohl, das feine, lange Haar des Hundes je fahren zu laſſen.

Folgender Vorfall charakteriſirt nicht nur das Jägerleben in dieſen Gegenden, ſondern auch meinen Freund Yates und unſere zwei kleinen Neger. Yates und ich, von Nero und Scipio gefolgt, gingen eines Morgens die Ufer des Berbice entlang, auf die Jagd; wir ruderten unſer Boot das Ufer hinab, während die Hunde, durch das kurze Gebüſch, welches am Lande des Fluſſes wächſt, vor uns verſteckt, das Ufer entlang jagten. Wir waren noch nicht weit, als die Hunde laut wurden, als ſeien ſie einem Wild auf der Spur. Wir handhabten ſogleich die Ruder aus aller Kraft, damit wir nicht hinter ihnen zurückblieben, als ein naher, raſcher Fall in das Waſſer unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

Die Ruder wurden ſogleich hingelegt und Gewehre bereit gehalten, um fertig zu ſein, wenn das Thier die Naſe aus dem Waſſer ſteckte; bald ſahen wir auch etwas tauſend Schritte ungefähr von uns auftauchen und mit Macht dem Ufer zurudern. Wir merkten uns die Stelle, wo das Thier an das Land ſprang, riefen alle unſere Hunde in das Boot, ruderten eilig an die bezeichnete Stelle und ſprangen da an das Land. Einer unſerer Hunde war dem Thiere bald auf der Fährte, gab Laut und faſt zwanzig unſerer Hunde umbellten es. Ich darf nicht übergehen, zu bemerken — daß hier das Gebüſch in runden Maſſen von verſchiedener Höhe wächſt, und daß der Raum zwiſchen ihnen, an dem Ufer des Fluſſes, gewöhnlich ein weicher Schlamm iſt; in einem ſolchen hatten die Hunde Laut gegeben.

Ich beging die eine Seite des Gebüſches und Yates die andere. Plötzlich hörte ich ein ſchärferes Bellen der Hunde und dann rief mir Yates von der andern Seite. Ich lief ſo ſchnell als ich konnte und ſah meinen Freund in dem Schlamme ſteckend und mit einem mächtigen

Thiere ringend. — „Zu Hülfe! bindet ihm die Beine!“ brüllte er mir zu, während das Thier ihn mit ſeinen Füßen auf und nieder ſtieß. Ich nahm ſogleich mein Taſchentuch, packte die beiden Hinterfüße des Thieres und knebelte ſie ſo feſt zuſammen, daß es uns nicht mehr entgehen konnte. Yates machte ſich nun, ganz mit Schlamm bedeckt, los.

Es ergab ſich, daß das Thier eine Art Nilpferd war, der Geſtalt nach von dem afrikaniſchen abweichend, nach ſeiner Lebensart u. ſ. w. jedoch ganz dieſem ähnlich und in den Colonien der Waſſerhaſe genannt. Sein Kopf; namentlich der Mund, iſt ganz geformt wie der des Haſen; auch die langen Vorderzähne ſind die deſſelben Thiers. Es hatte die Größe eines unſerer ſtärkſten Schweine; das Haar auf dem Rücken war ſtarr und von einer ſchmutzigen braunen Farbe; das unter dem Bauch und an der innern Seite der Füße weißlich; der Rücken breit, der Schweif ſehr klein, die Ohren kurz und aufrecht ſtehend; der Kopf ziemlich dick und ſtark. Es iſt ein grasfreſſendes Thier, ſonſt würde mein Freund nicht ſo gut davon gekommen ſein. Als ich ihn fragte, ob er das Thier erkannt hätte, bevor er ſich auf daſſelbe geſtürzt — antwortete er: „Nein! es ließ mir nicht Zeit dazu, ſondern ſtürzte ſo eilig an mir vorüber, daß ich mein Gewehr nicht brauchen konnte — wollte ich es alſo habhaft werden, mußte ich mich mit meinem ganzen Gewicht auf es werfen.“ — „Wenn es aber ein Jaguar oder Tiger geweſen wäre?“ fragte ich; „was hättet Ihr gethan?“ — „Ganz daſſelbe und wenn er gradenwegs aus Bengalen gekommen wäre.“ Wirklich war er ein ſo leidenſchaftlicher Jäger, daß er, ohne Zweifel, in der Hitze ſein Leben an das Wageſtück geſetzt hätte.

Von unſern zwei ſchwarzen Knaben war mittlerweile nichts zu ſehen und nichts zu hören; wir wußten durchaus nicht, was aus ihnen geworden ſein könne; als wir jedoch unſere Beute gegen das Ufer zu ſchleppen anfingen, ſahen wir ſie auf dem Boden hingekauert und zum Tode erſchreckt — ſie waren Zeugen von dem Kampfe geweſen, den mein Freund beſtanden hatte und konnten nicht begreifen, wie er ſein Leben gerettet habe. Es iſt in der That auffallend, daß dieſe wilden Völker ſich vor wilden Thieren bei weitem mehr fürchten, als wir Europäer.

Nicht ohne viele Mühe ſchafften wir dieſes ſeltſame Thier in das Boot und brachten es wohlbehalten in das Fort, wo wir es in dem Kaſernenhof einſperrten. Das ſchlaue Thier ſtürzte ſich jedesmal, wenn ein Hund in den Hof kam, in das dort befindliche Waſſerbehälter und bereitete ſich in der Mitte deſſelben zum Kampfe; kamen die Hunde ihm nahe, ſo ergriff es dieſelben mit ſeinen Vorderpfoten und tauchte ſie ſo raſch unter das Waſſer, daß die Hunde des Spiels ſehr bald müde wurden und von dem Bade betäubt aus dem Behälter zu entrinnen ſuchten. Eines Morgens fanden wir, daß das ergötzliche Thier, durch ſeinen kurzen Aufenthalt bei uns an Sitten nicht eben viel verfeinerter, Mittel ausgemacht hatte, ſich in ſeine heimathlichen Wildniſſe zu retten. Das Fleiſch des Waſſerhaſen iſt weiß und zart wie das des Kalbs und wird für ſehr wohlſchmeckend gehalten; wir konnten uns nicht entſchließen, unſern Gefangenen zu ſchlachten.

Die früher erwähnte Canje Bai war ſehr oft der Schauplatz unſerer Waidmannsvergnügungen und in dem dichten Gezweige der ſchönen Waldbäume fanden wir ſtets hübſche Vögel, nach denen wir ſchoſſen.

Eines Tages dehnten wir unſern Ausflug gegen zwölf Meilen am Strome hinauf aus und mußten Mynheer Catz, deſſen Kaffee-Plantage uns zunächſt lag, um ein Nachtlager anſprechen. Dieſer kleine Mann war urſprünglich ein Jude geweſen und ſtammte aus Holland; als herumziehender Krämer, den Kaſten auf dem Rücken, war er zuerſt in dieſer Colonie geſehen worden. Nach vielfachen Mühſeligkeiten, nach jahrelangen Anſtrengungen und Entbehrungen kaufte er ſich eine Pflanzung; bald fügte er eine zweite und dritte hinzu, auf welcher wir ihn beſuchten. Er hatte eine einzige Tochter, eine Meſtize, an welcher er mit einer wahren Abgötterei hing; ſie erhielt ihre Erziehung in einem der erſten und koſtbarſten weiblichen Erziehungsinſtitute zu London und ſollte ſein ganzes Habe erben.

(Fortſetzung folgt).

Tageschronik aus Paris.

(Schluß).

Es herrſcht in der That gegenwärtig eine wahre Bauwuth in Paris; Regierung und Privatleute bauen um die Wette; die Bauſteine müſſen theuer ſein. Eine Maſſe Arbeiter ſind am Bau der Staatsgefängniſſe beſchäftigt. Den Dieben und Mördern hat man zwei neue palaſtähnliche Gefängniſſe an der Barrière d'Aulnay gebaut, ſeitdem aber das neue Geſetz über die Pariſer Nationalgarde in's Leben getreten iſt, wurde das Bedürfniß eines neuen Gefängniſſes für ſtrafbare Nationalgardiſten allgemein gefühlt. Da die Namenregiſter und ſomit auch die Strafbarkeit ſich vermehrt, ſo wurde das **Hôtel Bazancourt**, vulgo **Hôtel aux haricots**, in der **Rue des fossés St. Bernard**, für zu eng befunden. Indem überdies das den größten Verbrechern applizirte Strafſyſtem bedeutende Verbeſſerungen erhielt, ſo war es nicht mehr als billig, daß die widerſpenſtigen Bürgermilizſoldaten gleichfalls dieſer Wohlthat theilhaftig gemacht würden. Der erzwungene Trappismus des Syſtems von Auburn wird in dieſem neuen Gefängniſſe herrſchen, welches ſich ſchräg dem Baſtillenplatz gegenüber erhebet. Jeder Verurtheilte ſoll ſeine eigne Zelle bekommen und alle Vortheile der Einſamkeit genießen. Die Dichter und Literaten, welche keine Uniform anlegen wollen oder vom Poſten laufen, können während ihrer Gefangenſchaft ruhig ihre angefangenen Arbeiten fortſetzen, mit Ausnahme der Stunden, wo alle Gefangene im großen Geſellſchaftsſaal verſammelt ſind, um die

Lektüre eines Kapitels aus Julius Cäſar's Commentarien oder Vauban's Befeſtigungskunſt anzuhören. Die beſondere Reinlichkeit, welche im ganzen Hauſe aufrecht erhalten wird, raubt natürlich den Lakäde's und Pelliſſan's der Pariſer Bürgermiliz die unſchuldige Zerſtreuung, Mäuſe zu zähmen und Spinnen Muſikunterricht zu geben.

Von dem neuen königlichen Collège, welches Herr Salvandy erbauen laſſen wollte, hört man gegenwärtig nichts mehr und das Projekt ſcheint aufgegeben. Dagegen ſpricht man viel von einer Maſſe neuer Romane, die unmittelbar aus den Druckereien hervorgehen werden. Alexander Dümas hat endlich ſeinen „Caligula" im Théâtre français vorgeleſen und wir werden ihn im Laufe dieſes Winters ſehen. Herrn Caſimir Delavigne's Luſtſpiel, die „Popularität" betitelt, ſoll in dieſen Tagen zur Aufführung kommen. Außerdem verkündet man ein anderes Drama, deſſen Titel noch ein Geheimniß und deſſen Vfr. — Madame Sand iſt; es wird die Emanzipationsfrage der Weiber behandeln. Endlich ſagt man, daß auch Herr von Balzac eine Komödie in 5 Akten ſchreibe.

Die letzte Neuigkeit, welche wir heute noch mittheilen, betrifft eine neue Mode; die Pariſer Haarkünſtler, welche ſeit Menſchengedenken die Damen nur mit Blumen coeffirten, wollen dieſen Winter auch die Früchte als Kopfputz aufbringen. Die Modelle der neueſten Coiffüren in den Salons der Haarkräusler ſind nichts als Wachsköpfe, mit Kornähren und Trauben geſchmückt; mitten in einer Haarlocke ſieht man anſtatt der ſonſt üblichen Roſen jetzt Aprikoſen, und wenn man dem Dinge nicht Einhalt thut, ſo werden die Damen auf den nächſten Winterbällen mit einem Diadem von Birnen erſcheinen; die Trauben werden als Ohrgehänge dienen und die Melonen als Stirnbänder. In dieſem Falle können die Dichter die Tanzſäle fortan nicht mehr mit Blumenbeeten, ſondern nur mit Obſtgärten vergleichen.

C. K.

Neueſte franzöſiſche Literatur.

Vor einiger Zeit erſchien zu Paris ein bizarres Buch, das unbekannt geblieben; es führt den Titel: Napoléon et la conquête du monde. Der Verfaſſer nimmt an, daß die Franzoſen 1812 nicht geſchlagen werden. Napoleon rückt gegen Petersburg vor. Eine halbe Stunde von Petersburg erſcheint der ruſſiſche Senat in Begleitung aller Beamten, den Fürſten Conſtantin an der Spitze, welcher Napoleon die goldnen Schlüſſel der Hauptſtadt überliefert. Daſelbſt angelangt läßt Napoleon den Kaiſer Alexander und den König von Schweden zu ſich berufen. Nach einer langen Anrede macht Napoleon Bernadotte wieder zum Marſchall von Frankreich, und ſtellt das Königreich Polen her, Alexander muß eine Kriegsſteuer von 50 Millionen Rubel und einen jährlichen Tribut von 20 Millionen Francs bezahlen. Der ganze Winter wird mit Unterjochung des übrigen Rußland's zugebracht, und Frankreich beſaß demnach im Jahr 1812 Holland, Hannover, Holſtein, Oldenburg, Italien und Illyrien. Im Jahr 1813 geht es wo möglich noch beſſer, Napoleon verläßt St. Petersburg im April, Alexander begleitet ihn bis Cronſtadt, zieht als Sieger in Stockholm ein, von da begibt er ſich nach Hamburg, wo ihn ein Congreß von Königen erwartet; zu Hamburg berathen ſich die verſammelten Monarchen über England's Schickſal. In Abweſenheit des Kaiſers kommt die Kaiſerin Marie Louiſe mit einer Tochter Clementine Napoleon nieder; Napoleon erläßt ein Dekret des Inhalts, daß hinfüro ſeine Kinder den Titel König oder Königin vom Geblüte anzunehmen hätten. Ein drittes Kind, Gabriel Karl Napoleon, geboren im Februar 1814, erhält die Qualifikation König von England. England ſieht ein, daß ſein Sturz nahe. Nach der berühmten Schlacht vom 4. Juni 1814, in welcher der Herzog von Cambridge verwundet wurde und der Feind 22 Generale und 50,000 Mann verloren, rückt Napoleon in London ein, und ſpricht: „Il n'y a plus d'Angleterre." England wird in zwanzig Präfekturen eingetheilt. Sodann erobert der Kaiſer die Republik St. Marino vermittelſt eines Feldſchützen, der den Freiſtaat zufällig einnimmt. Nach dem Tode des Papſtes Pius VII. wird der Cardinal Feſch zum Papſte ernannt. Zu Paris wird eine Feſtung auf dem Montmartre angelegt. Frau von Staël empfängt zu Coppet einen Beſuch von Napoleon und wird zur Ducheſſe erhoben. Sodann wird Moreau nach Frankreich berufen und zum Herzog von Hohenlinden gemacht. Im Jahre 1817 kommt Marie Louiſe mit einem Prinzen in die Wochen, welcher mit dem Titel König von Öſtreich begrüßt wird und ſtirbt, Joſephine wird zum zweiten Male Napoleon's Gemahlin. Zweite Expedition nach Ägypten. Die Flotte wird vom Grafen Sidney Smith befehligt. Napoleon entdeckt die Stadt Palmyra und den babyloniſchen Thurm; der Iſthmus von Suez wurde durchſtochen, China erobert, das neue Meer entdeckt; die Inſel Helena in die Luft geſprengt; Rückkehr nach Europa; allgemeiner Enthuſiasmus, ein junger Menſch ſtürzt ſich unter die Räder des kaiſerlichen Wagens, bloß um einmal die Blicke Napoleon's auf ſich zu ziehen; Amerika, Afrika und Aſien gehören einem einzigen Despoten.

Das iſt nun freilich tolles Zeug; nie erſchienen mir aber Napoleon's Thaten wunderbarer, als da ich dieſe Ausgeburten eines faſt wahnſinnigen Gehirns las; wenn Bonaparte am 18. Brümaire erdolcht worden, und es hätte irgend ein ähnliches Genie die Ereigniſſe erträumt, die wirklich erfolgten, würden ſie uns nicht gleichfalls unmöglich und abſurd erſcheinen?

Les Confessions d'un enfant du siècle par M. Alfred de Musset.

Dieſes Kind des Jahrhunderts iſt ein ſehr alltägliches, ein leckerer Burſche, der in Liebe ſchwelgt, nämlich in Pariſer Liebe, in bezahlter, unſinniger, tückiſcher Luſt; nachdem ihm die femmes Geld und Kräfte aufgezehrt, kommt die Reue und die Tugend und die Langeweile; Octave, ſo heißt das Kind des Jahrhunderts, findet die keuſchen Liebkoſungen ſeiner Brigitte fade und monoton; nur an ihren Thränen hat er noch Freude, daher quält er ſie zum Zeitvertreibe, Brigitte läßt ihn laufen, und das iſt das einzige Vernünftige, was ich im Buche habe finden können.

Die Franzoſen ſind die erſten Stylvirtuoſen in der Welt; die Form erſcheint mir deßwegen ſo leicht bei ihnen, weil ſie ſo fleißig ausgearbeitet iſt; das Höchſte, was ihre belletriſtiſchen Produkte gewähren, iſt Genuß, darum ſind ſie ſo geſucht und verdienen es, denn Poeſie ſoll doch am Ende Genuß gewähren, nur zum Nachdenken regen ſie nicht auf! Dennoch habe ich manchmal über H. Muſſet nachgedacht; warum iſt er bei ſeinem großen Talente ſo wenig populär geworden; ich glaube es kommt daher, weil A. Muſſet ſo wenig liebt als ſein Held; V. Hugo iſt nicht bilderreicher, hat nicht mehr Energie und weiß ſeine Stylarabesken nicht feiner und zierlicher zu ciſeliren; aber Hugo ſympathiſirt mit den Leiden der Menſchheit; Muſſet iſt ein Egoiſt, ſeine Poeſie funkelt wie der Gletſcher im Strahle einer kalten Dezemberſonne. Auch iſt ſein Geſichtskreis beſchränkt; bis jetzt hat man von ihm drei poetiſche Compoſitionen, la coupe et les Lèvres, Rolla und les confessions, in allen dreien beſingt er die Débauche, und mit welcher Wonne beſingt er ſie, mit welch unbezähmbarer Fruchtbarkeit ſtrömen ihm die Bilder zu, und wie ſinkt die poetiſche Begeiſterung zuſammen, ſobald der Wüſtling ſich erhebt und bekehrt. Dennoch iſt Rolla eines der ſchönſten Gedichte, die überhaupt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben wurden, und Niemand hat die Reue und die Leiden eines Gefallenen kräftiger beſchrieben als A. Muſſet; ſo hat Voltaire, der Atheiſt, die ſchönſten Verſe über Gott und religiöſe Gefühle gedichtet.

Luis de Souza, von Ferdinand Denis.

Das Buch ſollte heißen, le **Marquis de Kleist** oder **Cid-Aral**, denn dies iſt der Held des Buches; ein Held iſt er aber eigentlich nicht; in den meiſten neuen Romanen könnte man füglich den Helden, Hauptſchurke, Hauptnarr oder beides zugleich nennen. Luis de Souza thut weiter nichts, als das Weib eines andern zu heirathen, der noch am Leben iſt. Herr von Kleiſt iſt ein Seigneur allemand und ein Marquis, allerdings eine originelle Figur, indem es bis jetzt noch keinen deutſchen Marquis gegeben hat. Auf der Univerſität zu Piſa hat er angefangen Aſtrologie und Cabbaliſtik zu ſtudiren; hierauf iſt er in das Land Fez gewandert, wohin ſich die Flüchtlinge von Granada zurückgezogen, wo ſich die gelehrteſten Rabbiner verſammeln: hier ſetzt Cid-Aral ſeine Studien fort und gilt bald für den Gelehrteſten, aber er fühlt ſich höchſt unglücklich: das Geheimniß der Schöpfung bleibt noch immer ſeinen Blicken verſchloſſen. In Portugal geht's ihm nicht beſſer; ſodann wandert er nach Ägypten. Vor ſeiner Abfahrt macht er einen Verſuch, Geiſter zu citiren, der aber ohne Erfolg bleibt, obgleich er ſich dazu des Kopfes eines geſchlachteten Kindes bedient. In Ägypten ſteigt Cid-aral in die unterirdiſchen Todtengrüfte; er ſtößt auf Statüen, welche Menſchenopfer darſtellen, nun drängt ſich ihm der Gedanke auf, die ägyptiſchen Prieſter hätten Menſchen geſchlachtet, um aus ihrem Todesringen das Geheimniß des Lebens zu errathen. Der Zufall führt Manaſſe den Juden zu ihm, an dem armen Teufel verſucht der Marquis ſein Experiment, das ihn aber auch nicht weiter fördert. Hierauf reiſet er nach Liſſabon zurück und fällt der Inquiſition in die Hände, die ihn mit Ruthen peitſchet und ihm das Leben läßt zu meinem größten Leidweſen, denn ich hätte den Marquis gerne ein wenig braten ſehen. Wäre das Buch nicht ſo ernſthaft geſchrieben, man könnte es für eine Parodie des Fauſt halten. F. Denis hat Talent und viel erworbenes Wiſſen; er würde beſſer thun, eine verſtändige Geſchichte zu ſchreiben, als ſeine Kräfte an dergleichen Unſinn zu vergeuden. Überhaupt, wer in Verſuchung geräth, eine Fauſtiade zu ſchreiben, ſolle doch ja bedenken, daß Göthe unter allen deutſchen Dichtern den klarſten, ſchärfſten Verſtand beſaß.

Michel Chévalier sur le Mexique.

H. Chevalier fährt fort, über Mexiko und deſſen Bewohner höchſt Intereſſantes mitzutheilen. Die Einwohner der Stadt, d. h. den $^{9}/_{10}$ der Weißen ſind friedfertige Menſchen, ohne Ehrgeiz, ohne Energie weder zum Böſen noch zum Guten. Zwiſchen den Weißen und Indianern findet man die Meſtizen, unter dieſen ſind die Rancheros oder kleinen Gutsbeſitzer in den Dorfſchaften die kühnſten und muthigſten: ſie ſind von athletiſchem Wuchſe, führen ſtets eine Lanze oder einen Säbel, den ſie geſchickt zu handhaben wiſſen; ihr Coſtüm iſt pittoresk: runde mit Gold oder Silber verbrämte Jacken, Beinkleider von Sammet, gemslederne Gamaſchen, der Hut mit breiten Rändern iſt mit einer ſilbernen Schleife geziert und mit einem kleinen Bilde der h. Muttergottes von Guadelupe. Die höheren Klaſſen werden als ſehr verderbt geſchildert, Schurkerei und Dieberei ſind an der Tagesordnung. Vornehme Damen verſtehen ſich meiſterhaft darauf ein Halstuch oder einen Schleier im Laden zu escamotiren. Mancher Kaufmann verliert auf dieſe Weiſe an 10,000 Fr. an Werth. Spiel iſt eine Hauptleidenſchaft. Ein Pfarrer kam jährlich nach St. Auguſtin auf die Kirchweihe; er ritt dicht an ein Fenſter des Spielſaals, reichte einem Croupier einen Sack mit 80,000 Fr., den er in einem Male wagte. Verlor er, ſo gab er dem Maulthier die Sporen und ritt gleichgültig nach Hauſe zurück: wenn er gewann, entfernte er ſich gleichfalls mit derſelben gleichgültigen Phyſiognomie.

Die Regierung iſt ſehr väterlich gegen die Banditen, die ungehindert ihr Handwerk treiben. Mexiko hat eine Morgue wie Paris: wird aber beſſer verſehen; es ſollen jährlich mehre Tauſend Leichen ausgeſtellt werden.

J. Duesberg.

Feuilleton.

⁂ **Tapeten-Galerie zu Paris.** — Vor der Revolution befanden ſich im königl. Garde-Meuble zu Paris mehr als 30,000 Ellen koſtbarer Tapeten. Mehr als drei Viertheile hiervon wurden unter der Republik, dem Kaiſer und der Reſtauration verſchleudert, verkauft, geſtohlen, — ein unerſetzlicher Verluſt; denn die Tapeten, welche Franz I. nach Zeichnungen von Raphael und Giulio Romano fertigen ließ, ſo wie die aus der erſten Zeit der Gobelins wurden als unnachahmliche Meiſterwerke angeſehen. — Jetzt hat der König von Frankreich im Louvre eine große Tapeten-Galerie eröffnet, welche, 700 Fuß lang, auf zwei Wänden 75 koſtbare Tapeten (v. 2000 Quadrat-Ellen) darbietet. Die älteſte derſelben ſtammt noch aus dem XIV. oder XV. Jahrh.; die neueſte iſt eine Copie des Gemäldes von **Gros**, welches den Kaiſer darſtellt, wie er die Peſtkranken zu Jaffa berührt.

⁂ **Türkiſcher Aberglauben.** — In einem intereſſanten Artikel über türkiſche Sitten und Regierung im Morgenblatt (Nro. 296) leſen wir u. a., daß die Armeen der Türken nicht vorwärts gehen, ihre Flotten ſich nicht rühren, wenn nicht vorher das **Horoskop** geſtellt iſt und gut geſprochen hat; auch muß bei allen außerordentlichen Unternehmungen der Sultan vorher ſeine **Aſtrologen** über den günſtigen Augenblick fragen. Alle Türken glauben, daß **manche Leute Glück**, andere Unglück bringen; dieſe nennen ſie **Ogurſuz**, jene **Ogurlu**. Auch den **Edelſteinen** ſchreiben ſie großen Einfluß zu auf die, welche ſie tragen; böſen dem Smaragd und Saphir, guten dem Rubin, Jaspis, Karniol, beſonders dem Türkis.

⁂ Der Pariſer **Figaro** iſt von den Todten auferſtanden. Als Prime gibt er gratis 8 Bände der Werke des Hrn. v. Balzac.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 249. 1837.

Phönix.

Samſtag, 21. October.

Savonarola.

Ein Gedicht

von

Nikolaus Lenau.

(Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1837).

Auf der Grenzſcheide zweier weltgeſchichtlicher Epochen ſteht ein erhabener Charakter, mit dem Antlitze des geiſtigen Janushauptes in die Vergangenheit ſchauend, mit dem andern prophetiſch in die Zukunft blickend. Dieſer Charakter iſt der Dominikanermönch Hieronymus Savonarola; deſſen ganze geſchichtliche Bedeutung zu erfaſſen nur möglich wird, wenn man, ihm zu beiden Seiten, die Medicäer nicht überſieht, welche in Florenz, die Borgias, welche in Rom vom Stuhle des Apoſtelfürſten herab, — die einen durch die Emancipation der abſoluten Schönheit, die andern durch jene der Zügelloſigkeit — der wahrhaft chriſtlichen Freiheit (die nach rein-kirchlichem Begriffe unter der Oberlehnsherrlichkeit der Theokratie ſich behauptete) den Todesſtoß gegeben. Savonarola iſt ein Stamm, der aus den großen Herzen Gregor's VII. und Innocenz III. mächtig und unerſchütterlich emporgewachſen und in ſeiner Krone noch einmal, — zum letztenmale, jene wunderbare Blüthe der chriſtlichen Myſtik entfaltete, deren Düfte das ganze Mittelalter durchwallen, rein und lauter erhalten durch die ſpirituelle Aſcetik, welche zu jener Myſtik das zweite Lebenselement des kirchlichen Organismus war. Von der Cataſtrophe der Hohenſtaufen an, mit welcher — ein beachtenswerthes folgerecht-verbürgendes Symptom! — auch die Myſtik in der Poeſie abſtirbt, tritt zwiſchen jene zwei Grundſtoffe des kirchlichen Lebens der Materialismus des weltlichen Beſitzes, und gibt den erſten mächtigen Impuls zum Sturze der Kirche, ein Materialismus, der bis zu Alexander dem Sechſten hinanwächſt, und ſich dieſen gleichſam als Typus wählt, in welchem der ewige Fall der Hierarchie zur Erſcheinung kommt. Wie nun in Alexander dem Sechſten der Ruin der alten Kirchenmacht und die Nothwendigkeit einer neuen Ära fixirt iſt, ſo ſammelt ſich in dem begeiſterten Mönche Savonarola noch einmal die alte Herrlichkeit der chriſtlichen Theokratie und trifft, von innen heraus nach Läuterung drängend, hier mit der durch den Verfall der römiſchen Kirche auch von außen her bedingten, geſchichtlichen Nothwendigkeit der Reformation zuſammen. Die beiden Träger dieſer Tendenzen müſſen naturgemäß auf Leben und Tod gegeneinanderſtoßen, müſſen durcheinander untergehen, damit aus der Aſche von beiden eine neue weltgeſchichtliche Form jung und blühend hervorſteige; die Flammen, in welchen Savonarola ſtirbt, verzehren den morſchen Ring der Infallibilität Rom's, und die chriſtliche Freiheit, für welche jener große begeiſterte Mönch freudig ſein Leben läßt, entwickelt ſich in Bälde, nachdem ſeine Aſche in den Arno geſtreut worden, zur ſchrankenloſen, weltumfaſſenden, allgemein-menſchlichen Freiheit, welche ein anderer Mönch, der von Wittenberg, gleichfalls über einem Scheiterhaufen, der ſymboliſchen Nemeſis für Savonarola, proclamirt.

In dieſer erhabenen Bedeutung der Cataſtrophe Savonarola's liegt das Geheimniß ſeiner poetiſchen Erſcheinung. Lenau, einer unſerer edelſten Geiſter, hat dies Geheimniß in tiefſter Bruſt begriffen und in ſeinem

Gedichte einfach, würdig und impoſant zur Erſcheinung gebracht. Aus der edlen und vollendeten Plaſtik ſeiner Dichtung ſchimmert allenthalb die weltgeſchichtliche Bedeutung durch die Individualitäten; die wenigen ſymboliſchen Seitenfiguren, welche er mit weiſer Ökonomie an den Haupthelden ſtellte, vollenden die Klarwerdung, ſo wie die Verklärung des herrſchenden Gedankens.

Die Dichtung ſcheidet ſich in folgende Hauptmomente:

1) Der Beruf. Bedeutungsvoll ſchrieb Lenau ſeinem Werke das Motto: **„Vocati sumus ad militiam dei"** (aus Tertullian) an die Stirne. In den erſten ſechs Gedichten ſehen wir den Knaben Savonarola, frommer Eltern Kind, in einer ſtürmiſchen Nacht aus dem Vaterhauſe entwichen; vergebens ſucht ihn die beſorgte Mutter überall. Ein Brief des Sohnes gibt ihnen Aufſchluß und verkündet deſſen Beſchluß.

„O Vater, Mutter, Gott befohlen!
Ihr Lieben ſeid nicht trüb gemuth,
Daß ich ſo plötzlich und verholen
Entwichen eurer treuen Hut.

„Ich zog von euch mit bitt'ren Schmerzen,
Ich kämpfte lang, bis ich's vermocht,
Denn lange hat im Kindesherzen
Der bange Zweifel mir gepocht.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

„Mein Geiſt in ſchlummerloſen Nächten
Durch dieſe Welt zu Gott ſich rang,
O zeige mir den Weg, den rechten!
Fleht' ich zu Jeſu heiß und bang.

„So kniet' ich letzte Nacht im Haine,
Umbrauſ't vom wilden Donnerflug,
Gebadet im Gewitterſcheine,
Und betete und frug und frug:

„O Gott, ſoll ich der Welt entweichen
Und dem, was lieb mir in der Welt,
So gib, o Herr, mir jetzt ein Zeichen,
Daß du zum Streiter mich beſtellt!

„Da ſchlug der Blitz den Baum in Splitter,
D'ran ich gelehnt, ich blieb geſund!
Mich ſchlug der Strahl zu Gottes Ritter,
Auf ewig ſteht der ernſte Bund.

„Und jeden Tropfen meines Blutes,
Und meines Geiſtes letzte Kraft
Trag' ich zum Kampf voll frohen Muthes,
Bis mich der Tod von hinnen rafft."

Im Dominikanerkloſter Bologna's bittet Savonarola den Prieſter um die Aufnahme in den Orden und als Novize ſchließt er, der beiden Gottesſtreiter Huß und Hieronymus gedenkend, mit Domenico da Pescia, der gleichfalls das Ordenskleid genommen, jenen Freundſchaftsbund, der in den Flammen des Scheiterhaufens ſich erprobte. Er empfängt nun die Prieſterweihe und beginnt ſein Predigeramt;

Ein Wunſch durchglüht ſein ganzes Leben,
Sein Trachten immer, überall
Iſt nur, die Kirche zu erheben
Von ihrem ungeheuren Fall.

Er ſpricht die Sehnſucht vieler Herzen
Gewaltig aus von Ort zu Ort;
Es haben ihre bangen Schmerzen
Geläutert ſich in ſeinem Wort.

2) Er wird Prior von San Marco zu Florenz. Der Lenz ſeines Lebens weicht dem Sommer der That.

In Säuſeln predigt er dem begeiſtert lauſchenden Volke, das von nah und ferne herbeigeſtrömt, die große Weihnacht der Menſchheit,

Die Sehnſucht, die ſo lange Tage
Nach Gotte hier auf Erden ging,
Als Thräne, Lied, Gebet und Klage;
Sie ward Maria und — empfing,

in Donnern predigt er gegen den Unglauben, dieſen uralten, wandernden Ahasver, der ſich vom Dornenſtrauche alljährlich ſeinen Wanderſtab bricht, gegen die Naturvergötterer und Abgöttler, gegen die Verderbniß der römiſchen Kirche, und predigt prophetiſch von der Wiedergeburt des Chriſtenthumes.

Die Herzen werden ſich verſöhnen
Einſt unter Einem Freudenzelt,
Und die Natur wird ſich verſchönen,
In Liebe athmen wird die Welt.

Die Herzen werden ſich verbünden,
Sich bringen jeden Gottesgruß,
Von Bruſt in Bruſt hinüberwunden
Wird, Gott entſtrömt, ein Freudenfluß.

Und finden werden ſie gemeinſam
Den Weg, das Leben und das Licht,
Was keiner kann erringen einſam,
Wer nur ſich ſelber Kränze flicht.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Ja! endlich wird die Stunde ſchallen,
Wo jener Strauch nur Roſen bringt,
Und wo ein Chor von Nachtigallen
Auf ſeinen ſanften Zweigen ſingt.

Dann liegt der Stab des Abgemühten
Zerbrochen auf dem grünen Rain;
Dem Strauch zu Füßen unter Blüthen
Wird Ahasver begraben ſein.

3) Papſt und Medicäer, geiſtliche und weltliche Despoten ſind auf den kühnen Prediger des neuen Gottesreiches, der chriſtlichen Freiheit aufmerkſam geworden; die drohende Gefahr abzuwenden, wird ihm der Auguſtiner Mariano entgegengeſtellt, welcher ihn durch die gleichen Waffen ſchlagen ſoll. Der Kampf beginnt. — Mariano ficht mit allen Rednerkünſten von der Kanzel herab gegen die Asketik und Myſtik Savonarolas und mit ſophiſtiſcher Gewandtheit ſucht er das Volk an der materiellen Seite zu faſſen, preiſet Lorenzo's von Medici Walten und Verdienſte um Florenz, vindicirt dem ſchönen, ewig heiteren Hellenenthum ſeine Rechte und verſchmilzt es unmerklich mit dem Chriſtenthum.

„Die Menſchheit hat in Gottes Lichte
Geblüht ſchon längſt und ehedem;
Der Strom der heiligen Geſchichte
Entſprang nicht erſt in Bethlehem."

Savonarola antwortet darauf in ſeiner nächſten Predigt, deckt die Sophismen des von dem Despoten gedungenen Auguſtiners auf, zeigt auf's neue

— — in flammend wahren Zügen,
Wie ſchwer die Kirche Chriſti krank,
Wie tief von ſeinen hohen Flügen
Ihr matter Geiſt zur Erde ſank,

verficht begeiſtert den neuen Bund der Liebe, und den Spiritualismus und den Glauben gegen den Materialismus,

„Wie ſchnell auch die Gedanken rennen,
Kein Forſchen und kein Grübeln frommt,
Der Geiſt kann nur den Geiſt erkennen,
Wenn ihm der Geiſt entgegen kommt."

und bricht nach einer Definition der chriſtlichen Freiheit in die Prophezeihung aus:

„Gott wird Italien ſchrecklich ſchlagen,
Weil es für ſeine Stimme taub;
Gott wird die Medici verjagen,
Ihr Werk hinwerfen in den Staub.

Gott wird, heimſuchend die Verbrecher
Nicht einem Trinker ähnlich ſein,
Dem in den ſchönen goldnen Becher
Ein Schalk gegoſſen ſchlechten Wein,

Ausgießt den ſchlechten Wein der Zecher,
Macht das Geſchirr vom Nectar leer,
Doch wirft er ſeinen goldnen Becher
Dem Wein zu Haſſe nicht in's Meer“

Dann:

„Es muß die Kirche ſich erneuern,
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Peſt und wilden Kriegesfeuern
Erſchütternd zu: Gedenke mein!“

Den leuchtenden Abſchluß dieſer Lebensepoche des gewaltigen Mannes macht ſein Erſcheinen am Sterbebette Lorenzo's des Erlauchten, deſſen Seelenkampf in der Todesſtunde mit größter Meiſterſchaft geſchildert iſt. Der ſterbende Lorenzo fleht bei Savonarola um den Segen und um ein ſtärkendes Gebet. Savonarola erwiedert ihm die herrlichen Worte:

„O Fürſt, den Segen will ich ſprechen
Zu deiner Rückkehr in den Staub,
Willſt du dem Volk die Feſſeln brechen,
Gibſt du zurück den großen Raub.

Glaubſt du an Gottes heil'ge Freiheit,
Mußt glauben du zu gleicher Friſt,
Daß Chriſtus iſt ein Gott der Freiheit
Daß nimmer ein Despot ein Chriſt.“

Der wenige uns vergönnte Raum zwingt uns nur noch die vorletzte Strophe dieſer Sterbepredigt hier mitzutheilen:

O Fürſtenhut — und Sterbenszüge!
O Zepter — und die Fauſt entzwei!
O Majeſtät, du bittre Lüge!
Lorenzo, mach die Brüder frei!

Lorenzo verſucht ſeinen Despotismus zu rechtfertigen, durch ſein Beſtreben, das Volk glücklich zu machen.

„Es kann ein Volk nur Gott beglücken,
Doch du, Lorenzo! mach es frei,“

erwiedert Savonarola unerſchütterlich und kämpft dann gegen das reſtituirte Hellenenthum an. Als Lorenzo ſich vertheidigt, bricht der Mönch eine friſche Roſe, hält ſie ihm nebſt dem Evangelium vor's Geſicht und ſpricht: „Wie du, reichbegabt von Gott, den einzigen Sinn des Geruches entbehrteſt (aus Roscoe hiſtoriſch bekannt), ſo verſpürteſt du auch nie die Bedeutung dieſes Buches.“ Und ungeſegnet ſtirbt Lorenzo.

Als Schlußſtein dieſer Lebensepoche hat der Dichter einen alten Juden Tubal, einen ungläubigen Chriſtenhaſſer, hingeſtellt, deſſen drei Söhne Innocenz VIII. getödtet, um durch Transfuſion ſein Leben zu verlängern. Dieſer Tubal vermittelt das Intereſſe für die andere Despotie, gegen welche Savonarola kämpft, die geiſtliche nämlich.

4) Das vierte Hauptmoment im Leben Savonarola's, das politiſche, tritt nun hervor. Der König von Frankreich rückt mit Heeresmacht heran, erobert Fivizano und ſtürmt gegen Florenz. Pietro Medici unterhandelt feige mit ihm, ſtatt zu kämpfen, und die Verachtung und Wuth des Volkes über dieſen Verrath wird Anlaß zur Vertreibung der Medicäer, Savonarola aber hält nun durch ernſte Mahnung den Siegeslauf des Königs auf und rettet Florenz. Immer höher wächſt jetzt ſein Anſehen, ſeine Bedeutung. Rom bietet ihm den Cardinalshut, wenn er aufhören wolle, gegen den römiſchen Stuhl zu predigen; er weiſet das Anerbieten zurück, und reizt dadurch den Zorn Alexander's VI. auf's Äußerſte, deſſen Zügelloſigkeit ergreifend vor's Auge geführt wird, wir ſehen ſeine beiden Söhne um die eigne Schweſter als Nebenbuhler entbrannt, belauſchen den Brudermord. — Die Peſt, die Geißel Gottes für Gomorrha's Frevel, ſchwirrt über Italien. Savonarola waltet im allgemeinen Elend als Vater des Volkes und opfert, wenn er den Kranken die Tage geweiht, ſeinem großen Werke, der Kirchenreform, die Nächte; er fordert die Könige der Erde zur Unterſtützung auf. Da trifft ihn endlich des Papſtes Bann, gegen welchen jener ſich auf der Kanzel vertheidigt, der Curie alſo ihr Ende prophezeihend:

„Die Hand des Herrn wird niederſchlagen
Und euer Werk zerbricht, zerſtiebt,
So wahr Millionen Herzen ſchlagen,
So wahr noch Gott die Menſchen liebt.“

5) Das Märterthum folgt raſch. Savonarola wird in San Marco belagert. Schlacht in der Kirche. Boten der Staatsgewalt kommen, gebieten Ruhe, und laden den Prior und Domenico vor die Signorie. Beide nehmen, des Huß und Hieronymus gedenkend, von den Brüdern Abſchied. Inzwiſchen beſtürmt der Papſt mit Bitten und Beſtechungen die Signorie und ſeine Feinde, die Anhänger der Medici, die Zügelloſen treiben es auf's Äußerſte. Er ſoll ſeine Ketzereien widerrufen, wird auf die Folter geſpannt, bleibt aber ſtandhaft und ſieht im Geiſte das neue Reich der Liebe. Seine Standhaftigkeit verblüfft die Richter und macht ſie rathlos, bis endlich der ſchamloſe Ceccone ſich den Feinden des Mönches anbietet, die Sache in's Reine zu bringen; man nimmt dies an und Ceccone — verfälſcht nun die Prozeßacten. In Folge dieſer Scheußlichkeit wird Savonarola verurtheilt. Er wird dann auf dem Schafot ſeiner prieſterlichen Würden entkleidet und beſteigt mit dem treuen Domenico den Scheiterhaufen. Der alte Chriſtenhaſſer Tubal fühlt ſich bei'm Anblick des Märtyrers von der Glaubensmacht bezwungen, die Liebe erwacht in ſeinem Herzen, er ruft:

„— — — — Laß dich umfaſſen!
Ich glaube dir! Mit dir iſt Gott!
Man geht ſo ſelig und gelaſſen
Nur für Meſſias in den Tod.“

Die Menge hält ihn zurück, er bricht ſich aber Bahn und fleht bei S. um die Taufe. Savonarola thut es mit den Worten:

„Ich taufe dich in deinen Zähren
Und ſegne mit dem Kreuze dich.“

Hierauf ſpricht er mit lauter Stimme das Glaubensſymbolum und ſegnet das Volk. Die Flammen ſchlagen empor und verzehren ihn. Die Aſche wird in den Arno geſtreut. Der alte Tukal zieht dabei mit hinaus und ſchleicht dem langen Leichenzug der Wellen nach, der mit dem Staub von hinnen rauſcht. Am Wieſenraine ſieht er ein Kreuz, wirft die Krücke hin, blickt zum Chriſtusbilde hinauf „und ſtirbt, das Haupt an's Kreuz gelehnt.“ —

Dies die Hauptmomente der Lenau'ſchen Dichtung, über welche wir unſer Endurtheil (da wir den Standpunkt bereits zu Anfang dieſes Artikels feſtgeſtellt und auf die einzelnen Vorzüge und Schönheiten aufmerkſam gemacht) in Kürze darin zuſammenfaſſen, daß wir ſie als einen ächten Schatz in unſerer Nationallitteratur betrachten, durch welchen des Dichters Namen der Nachwelt erhalten werden wird.

Chronik der ſchönen Literatur.

Taſchenbücher.

Ein Stoß Taſchenbücher liegt vor uns, auf welche wir unſre Leſer aufmerkſam zu machen haben. Keine geringe Aufgabe bei einer ſo ungeheuren Concurrenz einerſeits, bei dem enggeſchloſſenen Kreiſe der Contribuenten andererſeits. Denn immer ſind es dieſelben literariſchen Kräfte, welche ſich zerſplittern und der buchhändleriſchen Spekulation aufopfern, — und faſt durchgängig iſt es der engliſche Stahlſtich, der ſich geltend machen will. Seien wir aufrichtig, geſtehen wir es nur, daß dieſes ganze Almanachweſen, ſo wie es jetzt iſt, nur ein literariſches Leichenhaus iſt, in welchem Scheintodte und wirklich Todte im Sonntagsſtaate, mit natürlichen und gemachten Blumen aufgeputzt zur Schau geſtellt werden. Wohl möchte man bei dieſen ewig wiederkehrenden Erzählungen mit jenem Mathematiker auch einmal fragen: Was iſt damit bewieſen? Ich bin nicht ſo rigoros, zu verkennen, daß eine angenehme Unterhaltung auch was werth ſei, aber ich bin ſo frei, gegen die angenehme Unterhaltung zu proteſtiren, wenn ſie noch etwas weiteres erwirkt, nämlich eine Verſchlappung der ganzen ſchönen Literatur. Ich bin keineswegs gegen das Almanachweſen im Ganzen, und habe, wie man ſehen wird, auch gegen die einzelnen Taſchenbücher, die in ihrer Art das Mögliche leiſten, wenig einzuwenden, aber ich bin überzeugt, daß es hoch an der Zeit wäre, auch bei den Taſchenbüchern die Zeit zu berückſichtigen, allenfalls ſo wie es K. Buchner in ſeinem deutſchen Taſchenbuch unternommen. In einer Epoche, in welcher die Journaliſtik ſo tief ſinkt wie heute, iſt es an den beſſeren Köpfen, ſich mit aller Energie der Taſchenbücher zu bemächtigen und für die Maſſe der Ideen ein in Reih' und Glied aufgeſtelltes Publikum zum Fahneneide zu gewinnen. Vielleicht kommt auf dieſem Wege Leben und That; das wenigſtens iſt gewiß, daß die Talente durch dies Manöver am allererſten mit dem geſelligen Leben zuſammentreffen und von ihm lernen und annehmen würden. Die eben angedeutete Rückwirkung könnte dann nicht ausbleiben.

94) Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft gewidmet, von St. Schütze. Frankfurt a. M., Fr. Wilmann's. 1838.

Ohne den guten alten Herrn aus der guten alten Zeit weh thun zu wollen, kann man doch nicht umhin, ſie, wenn ſie mitten zwiſchen rüſtige Streiter der Gegenwart geſtellt, in Reih und Glied mit dieſen ſalutiren, ein wenig à la „Briquet“ und „Sanſquartier“ zu finden. So nehmen ſich z. B. in dieſem Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft f. 1838, welches mit artigen Zeichnungen von Sonderland ausgeſtattet iſt, die gemüthliche Moral und der etwas blaſſe und zopfige Spaß Prätzel's wunderlich aus, unmittelbar neben der herrlichen, leidenſchaftſprühenden Beſchreibung Othello's: „Mirage,“ von Ferd. Freiligrath; — die „Ueberſchwänglichen,“ von Stephan Schütze, neben den friſchduftigen, ſinnigen Liedern J. G. Seidl's. Dieſe bunte Miſchung von Alt und Neu, von Herbſt und Frühling iſt ein unglücklicher Mißgriff von Seiten der Redaktion, eine Diſſonanz, die am allerwenigſten in einem Taſchenbuche vorkommen durfte. Zwei Erzählungen, eine gut erfundene und wacker durchgeführte Familiengeſchichte: „Der Erbſchleicher,“ von Blumenhagen, und eine ebenſo intereſſante, hiſtoriſch romantiſche, von L. Storch: „Die Dame aus England“ können den Leſer die — gelind geſprochen — ſehr abgegriffenen Späße in der Erzählung von St. Schütze: „Der unentſchloſſene Freier“ vergeſſen machen. Eine Zierde dieſes Taſchenbuches ſind morgenländiſche Gedichte von F. Rückert, beſonders zwei aus der „Weisheit des Brahmanen“ entlehnte Bruchſtücke.

95) Alpenroſen. Ein Taſchenbuch für 1838. Herausgegeben von A. E. Fröhlich, H. W. Wackernagel und K. R. Hagenbach. Aarau, Chriſten.

Alle Elemente des friſchen, frohen, freien, frommen Schweizervolkes und Schweizerlandes kommen hier in den mannigfachſten Schattirungen ihrer Originalität zum Vorſchein; Poeſie in bunten Blüthen, deren ſchönſte Wackernagel, Hagenbach, J. J. Schneider, A. Burckhard, X. Schnyder, ein ſicherer A. B. und noch mancher andre beſcheidene Anonymus geliefert, Volksſagen (von Albert Schott), hiſtoriſche Aufſätze (David Joris, von Trechſel), Erzählungen (die ſchwächſte Seite des Taſchenbuchs und der Schweizerliteratur überhaupt), ſinnige, nationelle Arabesken (Sprüche und Sitten der Heimath, von Karl Steiger, die Hirtenſtäbe, von K. R. Hagenbach, die Viſion in der Chriſtnacht) friſche lebendige Naturſchilderungen (Klara's Briefe ab dem Rigi, von dem Fabeldichter A. E. Fröhlich) — welch eine Fülle des Stoffes, welche Abwechslung! Da die ſchweizeriſche ſchöne Literatur ſich noch immer meiſt in Journalen verzettelt, ſo überſehe man dieſes Taſchenbuch nicht; es bietet einen Ueberblick, der als Anhalt und Anknüpfungspunkt gelten kann.

Feuilleton.

⁂ Der ſpekulative Director des Cirque olympique in Paris hat wieder einen Treffer gezogen, und zwar diesmal einen chineſiſch-tartariſchen. Dſchingis-Khan mit ſeinen chineſiſchen Proſpekten und tartariſchen Lagern zieht die Bewunderer der 100 Tage mächtig an. Die Decorationen ſollen wahrhaft feenartig ſein.

⁂ Am 5. d. M. wurde Ferdinand Raimund's Todtenfeier in Gutenſtein begangen und ſein dort errichtetes Denkmal enthüllt, eine von Dialer modellirte und von Köhler in Erz gegoſſene Büſte.

⁂ Von der Königin Victoria aufgefordert, wird Miß A. Strickland „Historical Memoirs of the Queens of England“ nach gleichzeitigen Denkſchriften, Staatsakten ꝛc. verfaſſen. (K. Buchner's Literariſche Zeitung).

⁂ O'Connell ſchreibt jetzt ein Werk über Irland. Sein Sohn iſt in dieſem Augenblicke in Paris, um über die irländiſche Brigade, die in der Revolution eine große Rolle ſpielte, offizielle Belege zu ſammeln; das Kriegsminiſterium ſoll hierzu intereſſante Mittheilungen gemacht haben.

⁂ Capitän Marryat befindet ſich jetzt in Makinaw (Miſigan) um einem Rath der ſechs Nationen beizuwohnen und die Indianer zu ſtudiren.

⁂ Ein franzöſiches Journal läßt ſich verſichern: London hat jetzt 30,000 Diebe, 20.000 Bettler und 10,000 Spieler von Profeſſion. — Runde Summe: 60,000 Lumpe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 250. 1837.

Phönix.

Montag, 23. October.

Bilder aus Weſtindien.

(Fortſetzung).

Fort Myers und Barbadoes.

Ich war ſeit langer Zeit unwohl — das kalte Fieber iſt in keinem Klima ein angenehmer Beſuch, in den heißen Klimaten kann es ein gefährlicher werden. Luftveränderung wurde allgemein als das wirkſamſte Gegenmittel vorgeſchlagen und ich freute mich, als unſer Befehlshaber eines Tags in mein Zimmer trat und mir ankündigte, ich ſollte das Kommando auf dem Fort Myers, an der Mündung des Fluſſes übernehmen. Das Einpacken war in jener Zeit eine leicht abgethane Arbeit, bei der mein Scipio hülfreiche Hand leiſtete. Das Garniſons-Boot lag bereit und ich hatte es bereits beſtiegen, als ich Anna, die Magd meines Obriſten, mit einem Korb auf dem Kopf, aus dem Fort herabkommen ſah. Den Korb in das Boot ſtellend, rief ſie: „Maſſa, Obriſt ſenden Euch das und hoffen auch, daß Ihr beſſer werdet.“ Ich dankte ihr und ihrem guten Herrn und fand bei näherer Unterſuchung des Korbs, daß er ein tüchtiges Stück engliſchen Käſes, ein Dutzend Flaſchen Madeira, Thee, Zucker und Kaffee und ſechs Flaſchen ſtarken Londner Porter enthielt. Ich ſtreckte mich auf meiner Matratze nieder, die vier ſchwarzen Ruderer zogen tüchtig an und in kurzer Zeit landete ich an dem Orte meiner neuen Beſtimmung. Fort Myers fand ich nicht in den Regeln der Kunſt und nicht auf ſehr ſolidem Grund erbaut; es war mit einem Graben umgeben und hatte zwei Kanonen, deren eine das Meer, die andere den Fluß beſtrich. Meine Wohnung erinnerte mich mehr, als irgend etwas der Art geſehenes, an ein von Knaben auf einem Tiſch erbautes Kartenhaus. Sie beſtand zu ebener Erde aus einem Zimmer, das etwa acht Fuß im Geviert hatte; auf einer Treppe, welche mit einer Leiter die ſprechendſte Ähnlichkeit hatte, kam ich an eine Fallthüre, welche ſich in mein Schlafgemach öffnete, wo ein kleines Fenſter die ausgedehnteſte Ausſicht auf das Meer gewährte. Mein kleiner ſchwarzer Scipio ſchlief in dem untern Zimmer, während ich mir der reinern Luft und ſchönen Ausſicht wegen das obere Gemach ausſchließlich vorbehielt.

Der Wechſel wirkte im Anfange wunderbar auf mein Befinden; meine Kräfte nahmen ſchnell zu und ich konnte mich bald wieder der Vögeljagd hingeben, welche in den nahe liegenden dichten Waldungen vorzüglich ergiebig war.

Schon waren während der kurzen Zeit, die ich in Fort Myers zubrachte, mehrere Kauffarteiſchiffe keck genug geweſen, unter meinen Kanonen in den Fluß einzulaufen, ohne ihre Flaggen aufzuhiſſen, um zu zeigen, welcher Nation ſie angehörten. Ich hatte Befehl, am Ende jedes Monats, an den Kommandanten von Neu-Amſterdam Nachricht von den verſchiedenen Schiffen einzuſenden, welche in den Fluß einliefen oder ihn verließen; ich ſollte meinen Inſtructionen gemäß auf jedes Schiff Feuer geben, das ſeine Flagge nicht aufzöge. Ich ſtand eines Abends auf dem Walle und ſah nach einer Brigg, welche in den Fluß einlief und eben unter meiner Kanone war, ohne ihre Flagge zu zeigen, obgleich ſie die brittiſche Fahne von dem Fort Myers flattern ſehen mußte. Zwei Artilleriſten ſtanden an der Kanone. Ich hieß ſie, ſich fertig machen. Die Brigg hatte jetzt das Fort im Rücken: von unſerer Flagge aber hatte ſie keine Notiz genommen. „In die Hölle mit ihr!“ rief ich erboſ't: „einen Schuß über die Maſten weg!“ Ich hatte das Wort kaum ausgeſprochen, ſo flog auch die Kugel ſchon an den Spitzen der Maſten hinweg. Die Brigg lief jedoch ſtromauf — die Fluth kam ihr dabei trefflich zu ſtatten — ohne ſich um unſern Wink im geringſten zu bekümmern; ſchon war ſie faſt aus unſerm Bereich, als ich befahl, einen zweiten Schuß in ihr Takelwerk zu ſchicken. Es krachte und ich ſah mit meinem Fernglaſe, daß der Kanonier gut gezielt hatte. Die amerikaniſche Flagge flog jetzt im Nu herauf und die Brigg ließ die Anker fallen. Das wird euch beſſere Sitten lehren, dachte ich und befahl Scipio, mein kleines Boot loszumachen, entſchloſſen, an Bord des Schiffes zu gehen, um zu ſehen, welchen Schaden der Schuß angerichtet und zugleich, mich nach der Ladung ein wenig zu erkundigen, da ich vermuthen mußte, die Brigg habe Pferde an Bord; denn eine Ladung Heu lag auf dem Decke faſt bis zur Spitze des Maſtes aufgehäuft; auch ſah ich Zuchtvieh auf dem Deck, das mit dem Waſſer faſt in einer Linie war. In dieſer ganz unſeemänniſchen Art und Weiſe hatte ich ſchon viele Schiffe dieſer Nation in den Fluß einlaufen ſehen. Ich beſtieg mein Boot, zog an dem Maſt ein Segel auf und lief das Ufer entlang, bis ich weit genug vor der Brigg war, um bei einer ſtark in das Meer auslaufenden Strömung auf ſie anhalten und anlegen zu können. Scipio hatte in ſeiner Eile vergeſſen, den Ballaſt in mein Boot zu thun, was, obgleich wir einige Male nahe daran waren umzuſtürzen, ohne Zweifel unſer Leben rettete. Wir waren nun dem amerikaniſchen Schiffe trotz der ſtarken Gegenſtrömung nahe gekommen und ich rief nach einem Tau; man warf uns jedoch keines zu und ein langer Sparren, der über dem Hintertheile des Schiffes lag, fing die Spitze meines Maſtes auf. Die Strömung war jetzt ungeheuer und ehe ich das Gefährliche meiner Lage recht gewahr werden konnte, füllte ſich das Boot mit Waſſer und der Maſt fiel nieder. Ich rief laut um Hülfe — Niemand näherte ſich zu unſerm Beiſtand, ja, wenn ich vorher da und dort einen Matroſen geſehen hatte, ſo waren dieſe jetzt verſchwunden und ich ſah Niemand von der Bemannung der Brigg ſich nach uns umſchauen. „Tauſend Dank, kleiner Burſche!“ rief ich, „daß du den Ballaſt vergeſſen haſt, ſonſt wären wir ſchon längſt eine Speiſe der Fiſche.“ Der arme Scipio grinſte mich an; in ſeinen Zügen malten ſich Schrecken und Freude. Die Nacht war jetzt angebrochen und wir ſahen nichts um uns als die dicke Finſterniß. „Komm,“ ſagte ich heiter, — uns bleibt nur eine Hoffnung uns zu retten, — wir müſſen das Ufer zu erreichen ſuchen.“ Bis an den Gürtel im Waſſer ſetzte ich mich an das Steuerruder; es war unmöglich, bei einer ſo ſtarken Strömung fortzukommen. Des armen Scipio's Zähne fingen an zu klappern und mir erging es bald nicht beſſer, denn die Kälte war furchtbar. Ich erhielt den guten Jungen in ſteter Bewegung, denn er mußte mit einer alten Ledermütze, welche ich damals zu tragen pflegte, das Waſſer aus dem Boote ſchöpfen, was ſich freilich als eine ſehr überflüſſige Arbeit erwies, denn das Boot war an ſo vielen Seiten leck, daß es die größte Ähnlichkeit mit einem Siebe hatte. Die Strömung trieb das elende Fahrzeug augenſcheinlich in das offene Meer hinaus und ich begann, meine Gebete zu dem Allmächtigen emporzuſenden, denn an eine Rettung war nicht mehr zu denken; der arme Scipio theilte meine Gefühle und rief mir jeden Augenblick zu, ob „Maſſa noch ſein in die verfluchte Boot.“ Eine Bewegung im Waſſer ließ uns endlich glauben, das Boot ſenke ſich und gehe unter. Wir ſaßen beide ſchweigend und in einer fürchterlichen Faſſung, während unſer Boot über die rauhe, erregte Stelle hinwegtanzte und ſich dann wieder in ſo ruhigem, ſtillen Waſſer fortbewegte, wie vorher. Was mochte die unruhige Stelle nur bedeuten? dachte ich und mir fielen die zahlloſen Fiſche aller Art ein, welche es in dieſen Waſſern gibt, und die Geſchichte von dem unglücklichen Matroſen, welche mir wenige Tage vorher erzählt worden war, erfüllte mich jetzt mit unſäglichem Schauer. Ein hübſcher, junger Menſch, ein Matroſe, wurde rittlings auf dem Aſte eines verwitterten Baumes ſitzend gefunden und mit großer Mühe an Bord eines Kolonial-Schoners aufgenommen, wo er, ehe er ſtarb, folgende Geſchichte erzählte: — Sein Schiff ſegelte vor dem Winde dieſe Küſte entlang; durch einen Zufall fiel er in der Nacht über Bord und rief, als er wieder über das Waſſer kam, nach Beiſtand; das Schiff hatte aber in dieſer Zeit bereits eine große Strecke zurückgelegt und niemand konnte ſeinen Ruf vernehmen. Die Umriſſe des Schiffes verloren ſich an dem ſternenhellen Horizont. Er war ein guter Schwimmer. Er wandte ſich daher dem Lande zu und arbeitete ſich nach Kräften fort, in der Hoffnung, es zu erreichen. Er war aber nicht weit gekommen, als er gegen etwas anſtieß, das auf der See ſchwamm. Es zeigte ſich, daß es ein Baumſtamm war, den die Strömung des Fluſſes in das Meer geführt, er beſtieg denſelben rittlings und ließ ſeine Beine in das Waſſer hängen. Er bemerkte bald, daß ſich Fiſche um ihn ſammelten; bald fühlte er, daß einer derſelben nach ſeinem Fuße ſchnappte und ihn, da er zurückfuhr, faſt in das Waſſer geworfen hätte. Der Tag brach an, — mit jeder Stunde ſammelten ſich mehr hungrige Bewohner der Tiefe um ihn und griffen ihn mit großer Gier an: er hatte keine Kraft, ihnen zu widerſtehen und mit jedem Biß riſſen ſie ihm ganze Stücke Fleiſch von den Gliedern. Das Waſſer rings um ihn röthete ſich von ſeinem Blute. In den fürchterlichſten Qualen hätte der arme Mann vergehen müſſen, wenn der Schoner nicht gekommen wäre. Er hatte keine Stunde auf dem Deck des Schiffes zugebracht, als er den Geiſt aufgab.

Die Erinnerung an das Schickſal dieſes Armen war nichts weniger als tröſtlich in meiner gegenwärtigen

Lage. Das Herz ſchien mir in der Bruſt ſpringen zu wollen, — Scipio gab längſt keine Antwort mehr auf meine Fragen, — ich war auf das Fürchterlichſte gefaßt, als mein treuer ſchwarzer Knabe plötzlich mit gellender Stimme ausrief: — „Maſſa! Maſſa! der Schiff! der Schiff!“ — Ich blickte um mich und ſah einen Schoner, der in den Fluß einlief. Der Leſer denkt ſich meine Gefühle! So ſorgfältig als ich konnte, um das ſchwache Boot, das uns glücklich über dem Waſſer hielt, nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, ſtand ich auf und brüllte aus Leibeskräften: — „Ein Mann über Bord! Ein Mann über Bord!“ Ich nehme an, daß die Leſer bekannt ſind mit dem Zauber, den dieſes Wort auf jeden Seemann ausübt und wie ihm das Leben nichts iſt, wenn dieſer furchtbare Ruf auf dem Deck oder aus den Fluthen erſchallt. Der Steuermann hörte meinen Ruf ſogleich, — augenblicklich ſah ich, wie die Segel in dem Winde ſchwankten. Ein kleines Boot wurde niedergelaſſen und in fünf Minuten waren wir auf dem Deck geborgen.

(Schluß folgt).

Der Biſchof von Huesca.

Es fehlt jetzt nicht an Charakterſchilderungen; ſelten aber trifft man auf einen „Mann von Charakter.“ Um ſo willkommener wird unſeren Leſern ein Bericht ſein, den die Sentinelle de Bayonne in dieſen Tagen gebracht, zugleich verſichernd, daß die Redaktion die Wahrheit der Thatſache verbürge.

„Der Biſchof von Huesca, des Franziskanerordens, — berühmt durch ſeine Freiſinnigkeit in einem Lande, in welchem die Klöſter in ihren Zellen nur eine Meinung dulden, — führte den Vorſitz in der Kammer der Proceres, als Don Carlos und ſeine Nachkommen von den Procuradores auf immer von der Thron-Folge ausgeſchloſſen wurden. Der Biſchof von Huesca legte den Proceres dieſe Abſtimmung vor und ſprach mit Nachdruck für deren Annahme. Don Carlos und ſeine Nachkommen wurden ausgeſchloſſen.

Sehr bald erwiederte der Prätendent dieſen Beſchluß mit einem Dekret, welches Todesſtrafe über alle Proceres und Procuradores ausſprach, die an jener Abſtimmung Theil genommen hatten.

Als nun im Mai d. J. Don Carlos ſich Huesca näherte, bat man inſtändigſt den Biſchof, die Stadt zu verlaſſen, um ſich unausbleiblicher Rache zu entziehen. Beharrlich lehnte er dieſen Rath ab, indem er ſagte: „es ſei nicht Gewohnheit der Großwürdenträger der Kirche, in ſchwierigen Zeiten ſolches Beiſpiel von Feigheit zu geben.“

Don Carlos, nachdem er ſich der Stadt bemächtigt, bezog den biſchöflichen Palaſt. Der Biſchof verſchloß ſich in ſein gewöhnliches Zimmer, in welchem nichts als ein Gurtbett, zwei gewöhnliche Stühle, ein Tiſch und ein Crucifix ſich befanden. Echevarria und ein anderes Haupt der Expedition ließen ſich zu ihm führen und luden ihn ein, ſich Don Carlos zu präſentiren. „Ich habe meinen Palaſt bewaffneten Männern übergeben,“ erwiederte der Biſchof; „ich erkenne hier keinen legitimen König. Zieht euch zurück!“ — Darauf kam Moreno und drohte, die Zimmerthüre einſchlagen zu laſſen, wenn man ſich nicht beeile, ſie ihm zu öffnen. Nun öffnete der Biſchof: „Was wollt ihr von mir,“ ſprach er mit Gelaſſenheit, „ſind es die Reichthümer, die ihr im Zimmer eines Biſchofs vermuthet, welche euch antreiben, ſein Gebet und ſeine Zurückziehung gewaltſam zu ſtören? Sehet zu — und nehmet . . . Oder erinnert ſich vielleicht derjenige, der euch ſendet, des Präſidenten der Proceres? Wohlan, nehmet mein Haupt; die Revolutionen bedürfen der Märtyrer, und das Blut eines Prieſters wird der Sache des katholiſchen Königs fruchtbringend ſein.“

Der Prätendent wagte nicht, ſich Antlitz zu Antlitz einem Manne von ſolcher Kraft und Entſchiedenheit gegenüberzuſtellen. Die Zelle des Biſchofs wurde verſchont; aber der Palaſt ſchamlos geplündert.“

Das Penitenziarweſen in Frankreich und Amerika.

Der edle Diſſenter John Howard war der erſte, der in den 70er Jahren die Aufmerkſamkeit der engliſchen Regierung auf das Elend der Gefangenen, auf den ſchrecklichen Zuſtand der Gefängniſſe hingelenkt. Nachdem er hier zu einigen verbeſſernden Geſetzen Veranlaſſung gegeben, brachte er, alle europäiſchen Höfe bereiſend und demnächſt durch ſein treffliches Werk: „The state of the prisons in England and Wales“ (1777), die menſchenfreundliche Theilnahme an dem Looſe der Gefangenen allgemein an die Tagesordnung. Über der Pforte des Gefängniſſes zu Rom hatte er (1780) die Worte geleſen: „Ein Geringes iſt es, die Böſen durch Furcht vor der Strafe zurückzuhalten, wenn man ſie nicht durch die Zucht, die man beobachtet, beſſert.“ Der Gedanke war ſchön; aber er ſtand nur auf dem kalten Steine. Howard meinte, alle Regierungen ſollten bei ihren Repreſſiv-Maasregeln ſich durch jenes Axiom leiten laſſen. Für die leibliche Geſundheit der Eingekerkerten geſchah nun Einiges; die Idee eines Penitenziar-Syſtems wurde aber erſt in den 90er Jahren in Frankreich in Anregung, demnächſt zuerſt in Amerika auf zweckmäßige Weiſe in Ausführung gebracht.

Von dort iſt dann die Kunde der bedeutenden Reſultate nach Europa gekommen, die durch jenes Syſtem erzielt werden. Man hat auch hier Verſuche damit angeſtellt; durchgängig iſt man aber nur bei dem Äußerlichen ſtehen geblieben. Die Vereinzlung allein iſt es nicht, welche die Gefangenen in Amerika beſſert, ſondern dieſe Iſolirung — unterſtützt durch die mächtigen Hülfsmittel einer vorſorglichen Verwaltung. Nichts wirkt mehr auf den Menſchen, als die Einſamkeit. Dieſes Mittel kann aber heilſam oder verderblich wirken, jenachdem es mit Einſicht oder ohne Ueberlegung angewendet wird. Der auf ſich allein zurückgeführte Menſch wird bald beſſer, gefühlvoller, mitleidiger. Iſt aber die Prüfung zu hart, zu andauernd, dann ermattet die Seele und der Menſch ſtirbt oder wird verrückt.

Die erſten Wirkungen der Vereinzlung in Amerika waren höchſt betrübend. Große Sterblichkeit, Selbſtmorde, Blödſinn oder Narrheit, häufige Rückfälle nach der Freilaſſung, — dies die Folgen des Heilmittels, ſo lange man bei deſſen Anwendung nicht mit verſtändiger Unterſcheidung verfuhr. Die Gefängniſſe ſtanden unter Aufſicht von Männern, die nicht beſſer waren, als die Directeurs de prisons in Frankreich. Aber man forſchte nach den Urſachen dieſer Mißſtände und man entdeckte ſie. Edle Bürger machten die Verbrecher und ihre Beſſerung zum Gegenſtand angelegentlicher Forſchung. Bald begann die wirkliche Reform der amerikaniſchen Penitenziarien, als tugendhafte Männer, durch vieljährige Staatsdienſte empfohlen, das Ehrenamt ſuchten, die Verurtheilten zu leiten und zu belehren. Man ſah nun Ärzte, Magiſtrate, Gelehrte, ſich eifrig um dieſen Beruf bewerben; — die Gefängniſſe hatten fortan nicht mehr bloß zum Zwecke, die Geſellſchaft vor den Verbrechern zu ſichern, ſondern verirrte Menſchen wieder zu ihr zurückzuführen, ſittlich Kranken Geneſung zu bereiten.

Der Erfolg hat das Werk gekrönt.

Vergleicht man jetzt aber den Zuſtand der Gefängniſſe in Nordamerika mit dem der Gefängniſſe in Frankreich, dann ſtellen ſich folgende für das Letztere höchſt betrübende Reſultate heraus: In Frankreich iſt die Sterblichkeit 1 von 14, in Amerika 1 von 49. In Frankreich iſt das Verhältniß der Rückfälligen nach der Freilaſſung 1 von 4, und bis jetzt hat es noch immer zugenommen; in den ver. Staaten wird nur von 19 einer rückfällig. — Doch iſt mit Zuverſicht zu hoffen, daß es den vereinten Beſtrebungen der Société de la morale chrétienne und vieler anderen Menſchenfreunde gelingen werde, auch für Frankreich bald befriedigendere Reſultate zu erzielen.

Chronik der ſchönen Literatur.

96) Rheiniſches Taſchenbuch auf das Jahr 1838. Herausgegeben von Dr. Adrian. Mit 7 Stahlſtichen. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.

Von allen den Herren (oder Damen, nur drei haben ſich genannt), die zu dem diesjährigen rheiniſchen Taſchenbuch contribuirten, lenkt Storch gewiß zuerſt die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſeine Novelle: „Die Tochter des Blitzes.“ Der Inhalt entſpricht an Originalität dem bizarren Titel. Storch hat eine pſychologiſch höchſt merkwürdige, franzöſiſche Criminalgeſchichte bearbeitet, und zwar nicht bloß ſehr effektreich, ſondern auch mit ſolcher wahrhaft poetiſchen Kraft, daß dieſe Novelle vor vielen ſeiner größeren Romane unbedingt den Vorzug verdient. Der Herausgeber Dr. Adrian, deſſen wohlgetroffnes Porträt den Titel ſchmückt, hat in ſeiner bekannten, gefälligen und anſprechenden Manier fünf ſüd-iriſche Traditionen behandelt, die ſechs gelungenen Stahlſtiche in paſſende, novelliſtiſche Rahmen gefaßt und eine kleine Erzählung: „Die Sardinierin,“ von ächt nationeller Färbung geliefert. Eine Erzählung von Otto Müller: „Die Mondblume,“ erinnert an einzelne Motive alter Volksmährchen, mit welchen das des Nachtwandelns zu einer criminaliſtiſchen Cataſtrophe verflochten iſt. In den Genrebildern aus dem Volksleben der Kaiſerſtadt: „Brigittenkirchtag in Wien“ ſpiegelt ſich Erlebtes; unbedeutend iſt das Reiſeabentheuer: „Die Seeräuber“ und das Genrebild: „der Hermaphrodit,“ deſſen Inhalt übrigens auch uns Augen- und Ohrenzeugen verbürgten.

97) Lilien, Taſchenbuch hiſtoriſch-romantiſcher Erzählungen für 1838, von C. v. Wachsmann. Mit 6 Stahlſtichen. Leipzig, Focke.

Herr v. Wachsmann hat als Novelliſt einen ausgedehnten Leſekreis, welchem er mit dieſem Taſchenbuche — wir zweifeln nicht — keine unwillkommene Spende darbrachte. Er bietet darin vier Novellen: „Der Leuchtthurm,“ „der Kretin,“ „die Conquiſtadoren“ und „der Beſeſſene,“ von welchen wir die dritte, worin die Eroberung Mexiko's durch die Spanier behandelt iſt, für die gelungenſte halten; zunächſt ſtellen wir den Leuchtthurm. Der Verſuch, einen Kretin als Gegenſtande ſchöner Darſtellung zu behandeln, ſcheint uns unſtatthaft; ein ſolches unglückliches Geſchöpf iſt aus phyſiologiſchen Gründen unfähig, eine Rolle zu ſpielen. Dem Schwanke: Der Beſeſſene, worin verſchiedene moderne Tendenzen mit harmloſer Satyre vorgenommen werden, wünſchten wir — im Intereſſe des Verfaſſers — daß er ungedruckt geblieben wäre.

98) Helena, Taſchenbuch für 1838. Zweiter Jahrgang. Bunzlau, Appun.

Dies Taſchenbuch darf man in die Reihe der beſſten ſtellen, welche die Saiſon uns gebracht. Emerentius Scävola, Henriette Hanke, Leopold Schefer und C. Herloßſohn haben beigeſteuert, der erſtere wieder ein eigenthümliches pſychologiſches Gemälde, voll intereſſanter Antitheſen, die zweite eine Liebesgeſchichte, welche mit ächt weiblicher Delikateſſe die feinſten Nüancen erſchöpft, und die Perle des Taſchenbuchs genannt werden darf, Leopold Schefer vier Novellen, — Revelationen der Räthſel, in denen das Künſtlergemüth ſein Allerheiligſtes entſchleiert, — Herloßſohn endlich eine markige, lebensfriſche Novelle: „Der Gondoliere,“ ſo zu ſagen: die am meiſten plaſtiſche von allen. Die engliſchen Stahlſtiche, zu denen L. Schefer eine nicht ganz gelungene, erklärende kleine Novelle geſchrieben, ſind vortrefflich.

99) Sileſia, Taſchenbuch auf das Jahr 1838. Brieg, in Commiſſion bei Schwartz.

Eine anſpruchsloſe, gleichwohl recht intereſſante Spende, in welcher bloß Stoffe aus Schleſiens Geſchichte und Sagenwelt behandelt ſind. Wir machen beſonders auf eine Scene aus Logau's Jugendleben am Hofe der Herzogin Dorothea Sybilla aufmerkſam.

Feuilleton.

⁂ Legung des erſten Steines zu Walter Scott's Denkmal. — Am 2. d. M. wurde mit großen Feierlichkeiten der erſte Stein zu Walter Scott's Denkmal in Glasgow gelegt. Die Magiſtrate, die Freimaurer-Geſellſchaften, und alle ſonſtigen Honoratioren zogen auf den dazu beſtimmten Platz. Die jüngeren Maurerlogen machten in der Nähe deſſelben Spalier, um die Großloge von Schottland bis auf den Platz ſelbſt gelangen zu laſſen, wo dieſelbe den erſten Stein mit den gewöhnlichen maureriſchen Weihungen legte. Der Lordprobſt hielt dann eine Rede, worin er beſonders hervorhob, daß, wenn es nie an Urſachen zu Spaltungen fehlen könne, es eine Pflicht ſei, alle Gelegenheiten zu ergreifen, die Menſchen in jenen Gefühlen der Zuneigung und des Wohlwollens zu vereinigen, welche eines der ſchönſten Attribute der menſchlichen Natur ſeien. Auf der Säule lieſ't man folgende Inſchrift: „Dieſes Monument, eine dem Andenken des Baronets Walter Scott dargebrachte Huldigung, wurde von den Bürgern von Glasgow errichtet zum Gedächtniß ihrer Bewunderung für ſein Genie, ihres tiefen Gefühles für die Ehre, die daraus auf ſein Geburtsland zurückſtrahlt, und ihrer Dankbarkeit für das Vergnügen, welches ihnen das Leſen ſeiner Werke bereitet hat. Der erſte Stein dazu wurde durch den ehrenw. Wilhelm Mills, Lordprobſt von Glasgow gelegt, in Gegenwart der Magiſtrate der Stadt u. ſ. w. am 2. October 1837 im erſten Jahr der Regierung der Königin Viktoria.“

⁂ Friedrich Rückert's liebliche Dichtung: „Nal und Damajanti,“ erſcheint demnächſt in einer vom Dichter revidirten und theilweiſe umgearbeiteten neuen Auflage, bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

⁂ Behlen's Forſt- und Jagdzeitung, eine ſeit vielen Jahren beſtehende Zeitſchrift, wurde nun auch im Königreich Baiern durch Miniſterial-Reſcript auf Regie-Koſten bei allen Forſtämtern des Königreichs eingeführt, was auf's Neue für die Gediegenheit derſelben ſpricht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 251. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 24. October.

Briefe aus Würtemberg.

Dritter Brief.

Nachdem meine erſten Briefe ſich hauptſächlich über die Culturzuſtände Würtemberg's nach den Richtungen in Politik und Literatur ausgebreitet, ſo komm' ich nunmehr im gegenwärtigen zu den Verhältniſſen der Sozietät im engern Begriffe, während mein letzter Brief mit dem innern Cultus unſeres Volkes, mit ſeinen Tendenzen in der öffentlichen Sitte und den Richtungen ſeiner Gemüther im religiöſen Punkte, ſich beſchäftigen ſoll.

Der geſellſchaftliche Geiſt eines Volkes ſcheint mir immer den Barometerſtand ſeiner politiſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zu verkundigen. Wo rege Tendenzen in der Politik, Wiſſenſchaft, Literatur, Kunſt und Induſtrie, wie in Frankreich und England, vorherrſchen, da iſt auch das öffentliche Leben im Durchſchnitte friſch und heiter, keck und energiſch, und wenn es ſich auch in Clubbs und geheimen Geſellſchaften zuweilen aus dem Grunde geltend macht, damit die verſchiedenartigen Geiſter mit um ſo weniger Gène ſich geniren können.

Wo große Staatseinrichtungen dem Auge größere Verhältniſſe bieten, da ſind auch in ſozialer Beziehung die Menſchen großartiger, ihr Auge ſchwimmt mehr über der Scholle weg, um am Maſſenhaften, am Gewaltigen feſtzuhaften. Wenn ſie auch aus ſolch' einzigem Punkte auf der Menſchheitsſtufe nicht höher ſteigen, ſo haben doch ihre Anſichten und meiſtens auch ihre Empfindungen vor jenen, den kleinſtaatlichen Menſchen, faſt durchgängig das Attribut der Größe voraus, um das ſie von ſolchen, welche geſellſchaftliche Größe zu ſchätzen wiſſen, immer werden beneidet ſein.

Was ich in meinen erſten Briefen von dem patriarchaliſchen Sinne der Schwaben bei einer politiſchen Erörterung geſagt, das gilt jetzt von ihnen vornehmlich in dem Augenblicke, da ich auf ihre geſelligen Einrichtungen und Beſtrebungen zu reden komme.

Kein Volk liebt mehr die ſoziale, ja ſo zu ſagen, familiäre Abgeſchloſſenheit, als das alte Volk der Sueven. In dieſen engen Thälern aufgewachſen, in welche das Würtembergerland eingezäumt iſt, gewöhnen ſie ſich, im geſellſchaftlichen Punkte, nur an eine ſehr kurze Perſpective, ihre Anſichten ſtehen da nicht höher als ihre kleinen Berge, von denen ſie überall umringt ſind.

Das Ideal ſeiner Kleinſtädter konnte Kotzebue nirgendsher als aus weiland einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt genommen haben, wo ſolch' ein juriſtiſcher Kanzleimann ein Magnat iſt, ein Tyrann in höchſt eigener Art, den als Vaſallen die Vetter Müller-, Metzger- und Bäckermeiſter umgeben. Da ſind die Lebensformen unnennbar eng und inſipid, und man begreift kaum, wie dieſe Leute in ſolcher Engheit der geſellſchaftlichen Begriffe nicht frühzeitig für die Menſchheit zu Grunde gehen.

Auf dem Lande iſt es ſchon weit ſchöner und beſſer, die Lebensbaſis iſt da eine patriarchaliſche, wie in Steyermark, in der Schweiz und auch auf manchen Punkten Norddeutſchland's. Die Entfernung von dieſer Baſis iſt der Grund des karrikirten Lebens der ſchwäbiſchen Kleinſtädte. Eigentliche Fixſterne der Reſidenz, als welche ſie ſich geltend machen, müſſen auch ihre Beſtrebungen, bei einem einfachen Hinblicke auf ihr Vorbild, einen Abdruck der beſchränkten Lebensanſichten gewähren, in denen ſie befangen ſind, und aus denen ſich der Schwabe auch im Auslande nur mit höchſter Anſtrengung losringen kann. Die heimathliche Scholle klebt ihm immer an, was jenſeit ſeiner Berge liegt, das iſt ihm ein profaner Grund, vor dem fremden Boden (als ſolchem) wie vor jedem fremden Dialekte hat der Schwabe gleich großen Abſcheu. Was nicht in ſeiner Zunge zu ihm ſpricht, das hält er für Affectation, für Verzerrung, für Lug und Trug; wie er ſeinen eigenen „Memminger Mau“ (Mond) hat, ſo hat er auch ſeine eigene Erde, ſeine eigene Welt, in welche kein Fremder hineinkommen kann, ohne momentan des Eigenthümers Harmonie zu ſtören. Der Schwabe ſcheint ein Feind des Lebens, wenigſtens des nicht-ſchwäbiſchen, zu ſein, dafür lebt er aber mehr nach Innen, er grübelt gerne, und zwar am liebſten über Dinge der Religion oder über menſchliche Weisheit. Darum hat es wohl im Schwabenlande zu allen Zeiten große Myſtiker, Fanatiker und auch Philoſophen, aber wenig Diplomaten, Leute für die Welt und das Leben, gegeben. Was nun die poetiſche Ader der Schwaben betrifft, ſo iſt ſie wohl früher, als das Volk noch unter den Waffen lebte und ſich mit den deutſchen Bruderſtämmen in gewaltigen Stämmen miſchte, groß und herrlich geweſen und hat ſie alle deutſchen Gemüther erfreut und befruchtet; in der Neuzeit aber iſt ſie, trotz des Umſtandes, daß ein Schiller, ein Uhland und Andere ſich Schwaben nennen, im Grunde doch precär und einſeitig geworden, und hat ſie nimmermehr des engen ſchwäbiſchen Urſprungs ſich begeben können. Schiller's poetiſcher Geiſt allein flog über Welten hin und ſpannte über die ganze Menſchheit Netze aus: aber dem elegiſchen Lautenklange Uhland's ſelbſt — von den untergeordneten Mitgliedern der ſchwäbiſchen Dichterſchule gar nicht zu reden — ſpringt die ſchwäbiſche Alp mit ihren Hügeln nach, daß ſeine Muſe, wenn ſie die ſchwäbiſche Grenze kaum paſſirt, faſt nicht mehr zu Athem kommen kann. Wenn nicht einmal das poetiſche Gemüth die heimathlichen Schranken durchbricht, was will man dann vom Schwaben in ſeiner ſubſtantiellen Weſenheit erwarten?

Der Schwabe iſt ehrlich gegen ſeinen Mitbürger, er iſt fleißig, und nur ſein reiches, phyſiſches Produktionsvermögen machte ihn in neuerer Zeit zum Speculanten, ließ ihn ſeine Heimath verlaſſen, um eine neue ſich jenſeit des Oceans zu ſtiften, wo weite Steppen ſind und wo die Natur der Menſchen bedarf, um gedeihen zu können. Dort kann ſich ſeine Produktion auf Zinſen legen, er iſt verſichert; dort erzeugt er keine Revolutionäre mehr. Wenn aber nach einem halben Jahrhunderte die Blätter der nordamerikaniſchen Union uns von einem neuen Schwabenſtaate reden, ſo werden die Conturen ihres Charakters an die geometriſchen Verhältniſſe der ſchwäbiſchen Alp erinnern, der Schwabe, obgleich auf dem ganzen Erdboden um ſeiner Subſiſtenz willen zerſtreut, verliert ſeinen eigenſten Charakter nie. Der Stuttgarter kann jahrelang die Welt umſegeln, aber auf der hohen See, wo alle irdiſchen Proportionen im unermeßlichen Elemente zerſtäuben, wo alle menſchlichen Verhältniſſe und Größen dieſer Erde vor dem unendlichen, ewigen Himmel unterſinken — da verſetzt er ſich an die Ufer des Neſenbaches, weil er dort oft im kurzen Schatten der Weiden und Pappeln mit ſeinem Liebchen gewandelt.

Die ſchwäbiſchen Magiſter durchziehen die ganze Welt mit ihrem pädagogiſchen Felleiſen, um das karge Brod des Hofmeiſterthums zu verzehren. In der Schweiz wimmelt's von ſolchen Leuten, ja, die dortige gelehrte Erziehung liegt größtentheils in ihren Händen; zwei Drittheile der gelehrten Deutſchen, die in Rußland ſich aufhalten, ſind gleichfalls Schwaben. Aber glaubt ihr, ſie würden anders im Auslande, dieſe Leute? Mit einem Haarbeutel zogen ſie von dannen, und mit einem ſolchen kehren ſie zurück, — ſie wurden geboren, ſie gedachten auf ihren weiten Wanderungen der ſchwäbiſchen Alp und dann ſtarben ſie! —

Das iſt ihr Lebenslauf. Die Noth treibt ſie fort, denn da in Würtemberg das Volk auch faſt nur Magiſter produzirt, ſo würde ſolches gelehrte Geſchlecht am Ende ſich ſelbſt verzehren, wenn nicht der Hunger ſie auseinander ſtäubte. Aber, wie ſchon angedeutet, ſie verzehren nur fremdes Brod; ſie vergeſſen ihre kleinen grünen Hügel nicht, die ſo nervenverzehrenden Wein erzeugen, und trotz der äußern, wenn ſchon unbeholfenen Geſchmeidigkeit, die ſie in der Fremde zeigen, halten ſie ſich gleichwohl für geiſtige Auserwählte, die da Broſamen fallen laſſen unter uncultivirtes Volk.

Ich komme, nach dieſen allgemeinern Prämiſſen, aus denen Jeder das Gehörige ſich deduciren kann, auf die Formen des ſozialen Lebens in der würtembergiſchen Reſidenz, aus der mehr oder minder das öffentliche Leben des ganzen Landes ausſtrömt. Hier hab' ich alſo nur zu bemerken: Stuttgart iſt das Centrum Schwaben's, das alle Capricen und Eigenheiten des ganzen Landes vereinigt, und damit iſt ziemlich viel geſagt.

Der Stuttgarter Bürger indeſſen, das muß man geſtehen, der ſchon hie und da über die Grenze gekommen, der vielleicht als Handwerker jenſeit des Rheines und des Meeres geweſen, der hat nicht ſelten einen Anſtrich weltbürgerlicher Humanität, den er aber gewöhnlich für ſich behält, oder damit in ſeinen eigenen ſpießbürgerlichen Kreiſen prunkt. Der ächte ſolide Stuttgarter Bürger aber, der ſich rühmen kann, die geliebte Heimath niemals verlaſſen zu haben, der gibt ſich nie mit einem Fremden ab, ohne vorher ſeinen Geburts-, ſeinen Heimathsſchein und übrigen Perſonalien geleſen zu haben. Aber auch dann iſt er in Betreff der Perſönlichkeit des Fremden mit ſich noch nicht im Reinen: könnten die Schriften nicht alle unterſchlagen ſein? O es iſt keinem Fremden zu trauen, wenn er auch nur aus dem badiſchen Schwarzwalde oder aus den hechingiſchen Provinzen kommt, die mitten in Würtemberg liegen, denn ſein Dialekt iſt doch ſchon anders accentuirt, und wer weiß was dahinter ſtecken mag.

Weil darum in jüngſter Zeit, wegen des leidigen Literaturtreibens, dem Stuttgart einen großen Theil ſeiner Blüthe verdankt, gar ſo viele und verſchiedenartige fremde Schriftgelehrte einwanderten, denen man doch die allgemeinſte Reſource der Gebildeten einer jeden Reſidenz, das Muſeum, nicht verbieten konnte (was von Seiten der Mehrzahl der Stuttgarter Bourgeoiſie für einen großen Verrath an der ſchwäbiſchen Ausſchließlichkeit ausgegeben ward), — ſo ſtifteten die Bürger, die ſich durch „Fremde" nach und nach verdunkelt ſahen, ein eigenes Bürgermuſeum, mit dem erſten und vornehmſten Grundſatze voran: „Kein Fremder darf an der Geſellſchaft Theil nehmen; und männiglich, wer nicht Stuttgarter „Burger" iſt, betrachten und behandeln wir als Fremde."

Dieſe Engherzigkeit erſtreckte ſich ſogar bis auf die in Stuttgart lebenden Staatsdiener und Subalternen, weil auch ſchon dieſe in die reine philiſtröſe Krähwinkelei, vielleicht ſchon wegen ihres häufigen Verkehrs mit den „Fremden," einen Mißton, eine unbürgerliche oder vielmehr unſpießbürgerliche Idee bringen könnten.

Ihr dort draußen im deutſchen Norden, die ihr dieſe Fortſchritte der ſchwäbiſchen ſozialen Cultur nicht kennt, und die ihr euch ſo glücklich fühlen müßt im Vergleich zu uns, — ihr werdet ausrufen: „Laßt euern Spießbürgern ihre Zöpfe, was kümmert's euch? Seid ihr nicht Mannes genug, um für euch in dieſer bürgerlichen Barbarei zu leben? Seid ihr denn nach Schwaben gegangen, um eure geraden Glieder, ſo geſund und ſtark, auf dem dortigen ungepflaſterten Grunde zu zerſchellen?"

O ihr habt gut reden, ihr kühle vernünftige Menſchen, die ihr den ſüddeutſchen Wein und die ſüddeutſche Sonne nicht kennt, in welcher die Gemüther ſchneller und heftiger pochen, und wo die Mädchen ſchöner und ſchneller blühen, als — mais je demande pardon! — bei euch in euerm kalten, regnichten Norden! Wißt ihr, daß hier gerade die bürgerlichen Blüthen dieſer Art die ſchönſten ſind und am längſten unter ihrem Geſchlechte duften? (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

100) Ferdinand Raimund's ſämmtliche dramatiſche und poetiſche Werke. 3ter und 4ter Band. Wien, Rohrmann und Schweigerd. 1837.

Als wir in Nro. 129 des Phönix von d. J. die erſten zwei Bände der Raimund'ſchen Werke anzeigten, entwarfen wir eine ſkizzirte Charakteriſtik des Dichters und ſeines Wirkens für die Volksbühne. Es bleibt uns demnach hier nur übrig, den Inhalt der zwei letzten Bände anzugeben. Sie faſſen in ſich, Raimund's erſten dramatiſchen Verſuch, die Zauberpoſſe: „Der Barometermacher auf der Zauberinſel," eine glückliche Umbildung des Mährchens von der „Prinzeſſin mit der langen Naſe," „die gefeſſelte Phantaſie," eine ſeiner ſinnigſten Dichtungen, die gleichwohl nicht ſehr populär geworden, das tragikomiſche Mährchen: „Die unheilbringende Zauberkrone," welche noch weniger in's Volk einzudringen vermochte und ſein letztes und vollendetſtes Mährchen: „Der Verſchwender," eine wahre Apotheoſe des öſterreichiſchen Volkscharakters, der in ſeiner vollen Herzensgüte und liebenswürdigen Naivetät nirgends ſo rein und ſcharf ausgeprägt erſchienen als in dieſem „Schreiner Valentin;" lyriſche Dichtungen und Repetitionsverſe ſeiner Couplets, ſorgfältig geſammelt, ſind allen Freunden des trefflichen, unglücklichen, unvergeßlichen Mannes willkommene Reliquien. Vogl hat am Schluſſe eine Biographie Raimund's beigegeben, welche etwas oberflächlich gehalten iſt, faſt nur die äußeren Data enthält, und keinen Blick in des Volksdichters inneres Leben gewährt. Ein ſehr ähnliches Porträt des Verewigten (nach einer größeren Steinzeichnung von Kriehuber) iſt dem Titel des vierten Bandes beigegeben.

101) Des Hauſes Ende. Trauerſpiel in 5 Aufzügen; nebſt einem Vorſpiel: „Die Scheidenden," von Dr. W. M. Nebel. Mannheim, Tobias Löffler. 1836.

102) Die Braut von Jeruſalem. Religiös-romantiſches Gedicht in 10 Geſängen, von Demſelben. Mannheim, Löffler. 1836.

Vor einiger Zeit zeigten wir in dieſen Blättern einen Roman, „der Erbe von Venedig," von Nebel an; derſelbe hat uns nun mit den obengenannten beiden Werken angenehm überraſcht. Zuerſt erfreut uns das Trauerſpiel: „Des Hauſes Ende" (die Geſchichte Konradin's von Schwaben gab den Stoff) durch einen verſtändigen Plan und eine Menge origineller, wahrhaft poetiſche Kraft bezeugender Details; gänzlich mißlungen, unſicher und verſchwommen iſt der Charakter Konradin's ſelbſt, deſto vortrefflicher und markiger aber der „Carl's von Anjou." Nicht zu billigen iſt der Wechſel der Versmaße (des trochäiſchen und jambiſchen), wofür ſich weder in den Situationen noch in der Peripetie der Charaktere ein Grund nachweiſen läßt, der jenen Wechſel erforderte. Wir glauben, daß Nebel bei einiger Wachſamkeit auf ſein Talent im Dramatiſchen Befriedigendes würde leiſten können. Das religiös-epiſche Gedicht: „Die Braut von Jeruſalem" zeichnet ſich vor der Tragödie durch innere Einheit und Abrundung der Form vortheilhaft aus, die Erfindung iſt frei, klar und intereſſant; — die Octavreime, in welchen das Gedicht abgefaßt iſt, rollen wie in ſanften anmuthigen Wellenſchlägen dahin.

103) Die Pickwickier. Aus dem Engliſchen, von Roberts. Leipzig, Weber. 1837.

In Nro. 200 zeigten wir das erſte Bändchen dieſes originellen Romanes an; die Fortſetzung ſteht dem Anfang nicht bloß nicht nach, ſondern überbietet ihn an drolligen Situationen.

104) Der verlorengegangene Ehemann. Aus dem Franzöſiſchen, von Paul de Kock. Die Männerjagd. Erzählung, nach E. Gonzalez. Breslau, Leuckart. 1837.

Paul de Kock iſt keine Lektüre für die haute volée in Frankreich, die Mittelklaſſen, und noch mehr die Griſetten ſind ſein Publikum; natürlich: ſie finden ſich ſelbſt, wie ſie leiben und leben, in ſeinen Werken wieder, und zwar aus irgend einem geſunden Spaß, aus irgend einem burlesken Abentheuer, wie der Krämer aus dem Laden herausguckend, Epicier, Student und Griſette, ſelbſt der gute alte Papa müſſen herzlich lachen und der letztre ſchiebt wohl die Nachtmütze zurück und ſpricht zwiſchen Drohen und Lachen: „Ah le mauvais farceur!" Paul de Kock, nachdem man ſeine Novellen und Genrebilder längſt durchpfeiffert, hat ſich ſeit einiger Zeit darauf gelegt, ſeine Romane ſelbſt zu dramatiſiren; eine ſehr vernünftige Spekulation!

„Die Axt im Haus erſpart den Zimmermann!"

Gewiß würde auch die obengenannte Novellette ſich ohne Mühe in eine ſehr burleske Scenenreihe verwandeln laſſen, aus welcher Malß uns einmal einen originellen weiblichen Hampelmann localiſiren könnte.

Die Erzählung nach **Emanuel Gonzalez** bewegt ſich in einer etwas feineren Nüance der Mittelklaſſen und verflicht einige in Paris wirklich vorgefallene Facten durch eine artige Intrigue.

105) **Eigne und fremde Schuld.** Roman von **Regina Frohberg.** Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1838.

Ein Familienroman vom guten alten Genre, mit allen Sorten von Rührung und Schwermuth, wie ſie ehedem Mode waren; dabei aber das Anzuviel von „Gemüth" immer durch Geiſt und Erfahrung modificirt.

Feuilleton.

∴ **Denkmälerei in Frankreich.** — Mehrere Städte Frankreich's haben beſchloſſen, den Männern, durch die ſie berühmt geworden, Statüen zu errichten. So hat kürzlich Verdun von Herrn Lemaire die Statue von **Chevert**, Straßburg die von **Kleber**, Verſailles die von **Hoche**, und St. Lô die des General **Lemarrois** fertigen laſſen. Die Vendée hat neue Beiträge für ein Denkmal des General **Travot**, Cahors dem Marſchall **Beſſières** eine Statue votirt.

∴ **Proſelytismus in Frankreich, England und Deutſchland.** — Daß die legitimiſtiſchen Blätter in Frankreich über das Umſichgreifen des **Proteſtantismus** Klage führen, wurde ſchon früher bemerkt. Jetzt leſen wir im Hamburger Correſpondent (vom 30. v. M.), daß „nicht allein aus Irland, ſondern auch aus England Tory-Blätter über das Umſichgreifen des **Katholizismus** berichten." So klagen Berliner Blätter über Ausbreitung des **Nationalismus**, und Leipziger und andere Blätter über Zunahme des **Myſticismus und Pietismus** in Deutſchland.

∴ **Selbſtmorde in Frankreich.** — Von 1827 bis — und mit eingeſchloſſen 1835 ſind in Frankreich 46,900 Individuen zufälligen Todes geſtorben, 17,534 durch **Selbſtmord** umgekommen, 413 hingerichtet worden. Im Durchſchnitt fanden jährlich 1947 — Selbſtmorde ſtatt; im J. 1827 gab es deren 1542 und 2235 im J. 1835; zu Paris allein zählte man von 1831 — 1836 deren 1333, von denen 849 auf das männliche, 484 auf das weibliche Geſchlecht kommen. Erſtickung durch kohlenſaures Gas iſt das Tödtungsmittel, deſſen ſich die Meiſten beider Geſchlechter bedient haben.

∴ **Oberſt Romei gegen Pückler-Muskau.** — Das Journal de Smyrne enthält ein Schreiben des franzöſ. Oberſten Romei zur Widerlegung der glänzenden Schilderung, welche Fürſt Pückler-Muskau von Aegypten entworfen.

∴ **Der Voltaiſche Telegraph.** — Das Journal du Commerce vom 1. d. M. reſtituirt Deutſchland die Ehre der Erfindung eines Voltaiſchen Telegraph's. Ein Gelehrter beſchreibt ausführlich den Telegraphen, welchen der (verewigte) Sömmering, *célèbre physiologiste de Munich*, im J. 1812 in einer eigens darüber herausgegebenen Schrift in Vorſchlag gebracht habe.

∴ **Düſſeldorfer Kunſtausſtellung.** — Zur diesjährigen Ausſtellung des Kunſtvereines für die Rheinlande und Weſtphalen ſind von 131 Künſtlern (unter denen 28 nicht zur Düſſeldorfer Schule gehören) 228 Oelgemälde eingeſendet worden. Es befinden ſich darunter 99 Genrebilder und Portraits, 85 Landſchaften und Architekturen, 15 hiſtoriſche und 13 bibliſche Gemälde, 7 Frucht-, 6 Thier-, und 3 Blumenſtücke.

∴ **Mozart's Denkmal zu Prag.** — Zu Prag hat man, um Mozart ein ſeiner würdiges Denkmal zu ſtiften, beſchloſſen, deſſen ſämmtliche Werke, und zwar alle Orcheſter-Compoſitionen im Partitur-Satz in der möglichſten Vollſtändigkeit in der dortigen Bibliothek aufzuſtellen, wo ſie, gleich allen andern Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Werken, den Künſtlern und Kunſtfreunden zum Gebrauch dienen ſollen.

∴ **Dickmann's unauflösliche Farben.** — Porträtmaler Dickmann aus Hamm hat eine Farbenbereitung erfunden, welche ſich als unauflöslich erweiſ't gegen kaltes und ſiedendes Waſſer, Alkohol, Terpentinöl, Seifen- und Scheidewaſſer und ſtarke Aetzlauge. Auch ſoll bei Bildern, die mit ſo präparirten Farben gemalt ſind, keine Verdunkelung derſelben für die Folge zu befürchten ſein. Mehrere mit deckenden und durchſichtigen Farben auf Holz und Papier gemalte Bilder, welche Hr. Dickmann dem Kunſtverein zu Münſter präſentirt, widerſtanden ſiegreich jenen Flüſſigkeiten, mit denen ſie behandelt wurden.

∴ **Die goldene Legende des Jakob von Varaggio.** — Von der *Aurea Legenda* des genueſiſchen Erzbiſchof's **Jacobus v. Varaggio**, (gewöhnlich de Voragine genannt), welche, in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. geſchrieben, im XIV. Jahrh. ſo außerordentliche Verbreitung erhielt, daß ſie beinahe kanoniſches Anſehen erlangte, ſind, nach Panzer, bis zum J. 1500 vierunddreißig Ausgaben des Original's erſchienen.

∴ **Ackerbau-Geſellſchaften und landwirthſchaftliche Vereine in Baiern.** — In Baiern hat ſeit drei Jahren die Zahl der Ackerbaugeſellſchaften von 17 auf 180, und die der landwirthſchaftlichen Vereine ſich von 30 auf 280 vermehrt.

∴ **Stierhetze zu Cadix.** — Hr. **Roſſeeuw Saint-Hilaire** beſchreibt in der *Revue de Paris* ein Stiergefecht, welchem er zu Cadix beigewohnt. Fünfzehntauſend Zuſchauer und Zuſchauerinnen hatte das blutige Feſt herbeigezogen. Zum Schluſſe bemerkt er: „Geſtern, am Tage der **Himmelfahrt**, hat, nach der Verſicherung aller Kenner, die ſchönſte Corrida ſtattgefunden, die man noch auf dem Puerto geſehen: achtzehn Pferde wurden dabei getödtet, alle Picadores und einige Chulilos wurden verwundet, und ſelbſt Montès (dem berühmteſten Matador der Halbinſel) wurden die Kleider durch die Hörner des Stieres ganz zerriſſen."

∴ **Franzöſiſche Wohlthätigkeitsgeſellſchaft zu Petersburg.** — Zu Petersburg beſteht ſeit 1821 eine **franzöſiſche Wohlthätigkeitsgeſellſchaft**, welche unglücklichen Franzoſen ſchon ſehr große Dienſte geleiſtet. Kürzlich wurde zu ſolchem Zwecke eine Lotterie von ihr veranſtaltet, welche 20,000 Franken eingetragen hat.

∴ **Engliſche Ueberſetzung von Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde.** — Die neueſten engliſchen Blätter kündigen „Goethes Correspondence with a child" als eine Erſcheinung der nächſten Woche an; aber ſie ſchütteln ſchon im Voraus den Kopf dazu. Die Ueberſetzung iſt in Berlin veranſtaltet und gedruckt und ſoll 30 Schilling (10 Thlr.) koſten — deren Ertrag jedoch zu einem Denkmal für Göthe beſtimmt ſei . . . (M. f. d. L. d. A.)

∴ **„Der Schachſpieler," von Retzſch.** — Dieſe allegoriſche Zeichnung: „**Satan ſpielt mit dem Menſchen um deſſen Seele**," welche in einem geſchmackvollen Stiche mit einem erläuternden Text (deutſch, franzöſiſch und engliſch) von E. Bar. v. **Miltitz** erſchienen, nimmt unter den ſchönſten Compoſitionen des Dresdener Meiſters einen Vorderplatz ein. Das alte Mährchenmotiv, welches Retzſch aufgriff, birgt einen kleinen Kosmos von Gedanken.

∴ **Matteucci über den Zitterfiſch.** — In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 8. d. M. wurde ein Auszug verleſen aus den *Recherches physiques, chimiques et physiologiques sur la torpille* des großen italiäniſchen Phyſikers Ch. **Matteucci**. Aus den, an mehr als 100 lebendigen Zitterrochen angeſtellten Verſuchen haben ſich dem Hrn. M. folgende Reſultate ergeben: 1) das zur Entladung und deren Richtung nothwendige Element iſt das Ergebniß des letzten der 4 Gehirnlappen; 2) dies Element wird dem Organ mitgetheilt, aber nicht darin bereitet; 3) eine elektriſche Strömung ladet das Organ ebenſo wie dieſes Element; 4) wenn aber der Nerv unterbunden wird, dann wird jene animaliſche Elektrizität nicht fortgeleitet, obgleich die Unterbindung die gewöhnliche Elektrizität nicht hemmt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 252. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 25. October.

Bilder aus Weſtindien.

(Schluß).

Ich kniete nieder und dankte der Vorſehung für die wunderbare Rettung vom gewiſſen Tod, und als ich mich wieder erhob, ſah ich den armen Scipio in derſelben demüthigen Stellung. Die Mannſchaft des Schooners beſtand aus drei Negern, welche einem Pflanzer an der öſtlichen Küſte gehörten und eine Ladung Baumwolle an Bord hatten, welche ſie einem in dem Fluſſe liegenden, nach Europa beſtimmten Schiffe zuführen ſollten. Wenn die innigſte Liebe und Freundſchaft uns verbunden hätte, konnte ihre Güte gegen mich und Scipio nicht größer ſein. Einer der Schwarzen ergriff Scipio und rieb ihm die Glieder ſo lange, bis ſein Blut wieder in der natürlichen Bewegung war; die beiden andern leiſteten mir denſelben Dienſt, ſo daß auch ich mich bald wieder behaglicher fühlte.

Der Schoner ſetzte ſich bald wieder in Bewegung und wir erreichten die Stelle, welche uns durch die erregten Wellen ſo großen Schrecken eingeflöſ't hatte; als ich mich nach dem Grunde dieſes Schwellens der Wellen erkundigte, erfuhr ich, daß hier, ungefähr drei Stunden von dem Ufer, eine Sandbank ſei, welche an dem Auslaufe des Fluſſes ſich gebildet habe und die Macht der über ſie hinrollenden Wellen breche. Wir hatten kaum Wind genug, um uns durch die ſtarke Gegenſtrömung durchzuarbeiten, und der Morgenhimmel röthete ſich bereits, als ich wohlbehalten am Fort Myers anlegte und alsbald das Bett aufſuchte. Scipio verbot ich, irgend jemand von unſerm Unfall und dem Verluſte meines Bootes zu ſprechen. Er gehorchte dieſem Befehle pünktlich, wie ich glaube, denn ich hörte des Vorfalls niemals erwähnen.

Am nächſten Tage wollte ich nach Neu-Amſterdam gehen, um den Kapitän des amerikaniſchen Schiffes wegen ſeines barbariſchen Benehmens zur Rede zu ſtellen; bei'm Frühſtück fühlte ich jedoch die Rückkehr des alten Feindes, des kalten Fiebers, das mich nun wieder über einen Monat in das Bett bannte. Ein Tag wie der andere — Froſt am Morgen, Hitze am Abend — Schwellen der Beine — Schwäche des ganzen Körpers. Der Staabsarzt kam täglich und als ich wieder einigermaßen bei Kräften war, hieß es, der Zuſtand meiner Geſundheit fordere dringend, daß ich die Colonie ſogleich verlaſſe. Ein Schiff, nach Barbadoes beſtimmt, lag zur Abfahrt bereit; ich wurde an Bord gebracht und nach drei Tagen ſtieg ich zu Barbadoes an das Land, als hätte mir nie das Geringſte gefehlt, ſo mächtig wirkt in dieſen Himmelsſtrichen die Luftveränderung. Ich nahm meine Wohnung in der Schenke der Nancy Clark, einer ziemlich berühmten ſchwarzen Frau, auf welche die Neger dieſer Inſel ein Lied gedichtet haben, das ungefähr ſo lautete:

Wenn ihr geht zu Nancy Clark,
Nimmt ſie euch in's Dunkel;
Hat ſie euch im Dunkel,
Setzt es Scheidewaſſer.
Wenn ihr geht zu Evin Auſtin,
Nimmt ſie euch in's Zimmer;
Hat ſie euch im Zimmer,
Setzt es Wein und Waſſer.

Alle Neger, welche ſich an dem Landungsplatze zuſammenfanden, als wir vor Anker gingen, brüllten dieſes Lied und als ich mich nach dem Sinne der Worte erkundigte, erzählte man mir, das Lied ſei in Folge des Benehmens der Nancy Clark gegen ein junges farbiges Mädchen gedichtet worden; ſie habe in einem Anfalle von Eiferſucht der farbigen Schönheit Scheidewaſſer in das Geſicht geſpritzt, um ſie um ihre Schönheit zu bringen, was ihr leider auch vollkommen gelungen ſei. Suſy Auſtin, ein anderes farbiges Weib, ſtand der andern Schenke vor und war gewiß nicht ungehalten auf den Dichter dieſes Liedchens. Wie dem auch ſei, ich befand mich recht wohl bei Nancy Clark und würde ihr Haus nicht verlaſſen haben, hätte nicht ein entfernter Verwandter, der zufällig von meiner Ankunft hörte, mich in einer Weiſe, der ich nicht widerſtehen konnte, in ſein Haus eingeladen. Seine und ſeiner Familie Güte hat mir den Aufenthalt auf dieſer Inſel wunderbar verſchönert.

Eines Tages lernte ich bei Tiſch einen engliſchen Arzt kennen, der eben aus England kam — ein hübſcher, kräftiger junger Mann, ganz Luſt und Leben. Ich ſah, wie er über die Menge guter Gerichte und über den trefflichen Appetit ſtaunte, mit welchem wir es uns ſchmecken ließen, während er ſich mit Gemüß begnügte, nicht mehr als ein Glas Wein trinken wollte und erklärte, geiſtige Getränke ſeien der Tod in dieſem Klima. Kurz, ſein Geiſt war dermaßen mit den Gefahren beſchäftigt, welchen man in der heißen Zone ausgeſetzt ſei, daß er, indem er ſie zu vermeiden ſuchte, zehn Tage nach ſeiner Landung das Fieber bekam und nach drei Tagen ſtarb. Zu große Ängſtlichkeit und Sorgfalt führen gewöhnlich zu ſolchem Ende. Der Europäer, welcher in dieſe Länder kommt, kann nichts Schlimmeres thun, als ſich das Leben auf ſolche Weiſe verbittern. Alle Rathſchläge, welche man hinſichtlich des Verhaltens, des Eſſens, Trinkens u. ſ. w. geben kann, ſind nichtig. Wenn man fünfzig Ärzte fragt, ſo werden ſie alle in irgend einem Punkte von einander abweichen. Mein Rath iſt, heiter zu ſein, ſo gut zu leben als man kann, Wein und andere Spirituoſa zu trinken, ſo viel jemanden behagt und ſich ſo viel Bewegung zu machen, als man Luſt hat. Einen gewiſſen Punkt aber in allem dieſem darf man nicht überſchreiten. Der Wein entflammt das Blut der jungen Leute, und es iſt daher gefährlich, zu viel zu trinken. Mancher kann viel geiſtige Getränke vertragen, mancher kann ſie gar nicht entbehren; es iſt ſonach unmöglich, hier etwas Beſtimmtes zu ſagen. Man muß ſich in Acht nehmen, ſich unnöthigerweiſe der brennenden Sonnenhitze auszuſetzen; man thue es aber ohne alle Furcht und Scheu, wenn es ſein muß. Überhaupt ſei man nicht bange und furchtſam, und die ungeſundeſten Gegenden dieſes Landes werden ihren Einfluß auf den Geſundheitszuſtand gar nicht oder nur in geringem Grade äußern.

Ich fand den Aufenthalt auf dieſer Inſel ſehr angenehm, ſehr behaglich. Noch heute denke ich mit Vergnügen an die Abende, welche ich dort zubrachte, an die Heiterkeit des ſternbeſäeten Himmels, an die kühle Luft, die vom Meere her wehte und an den Frohſinn, der in unſern geſelligen Kreiſen herrſchte, wo das Liedchen oft gehört wurde:

Come, let us dance and sing,
While Barbadoes bells do ring,
Quashi scrapes the fiddle-string
And Venus plays the lute. *)

Mein Urlaub ging leider zu Ende, und ein kleines nach Berbice beſtimmtes Schiff brachte mich nach Fort Andrews zurück.

---

*) Kommt, laßt uns tanzen und ſingen,
So lange Barbadoes' Glocken klingen,
Quaſchi geigt, daß die Saiten ſpringen
Und Venus ſpielt die Laute.

Niebuhr.

(Erinnerungen aus meinem Zuſammenleben mit Georg Berthold Niebuhr, dem Geſchichtſchreiber Rom's. Von Franz Lieber, Prof. der Geſchichte und politiſchen Oekonomie in Columbia (Süd-Carolina), Verf. des „Stranger in America" u. a. Aus dem Engliſchen überſetzt, von Dr. Karl Thibaut. Heidelberg, bei C. F. Winter. 1837. 250 S. kl. 8.)

Unter dem Titel: „Reminiscences of an intercourse with G. B. Niebuhr, the historian of Rome. By Frances Lieber," erſchien ſchon im Jahre 1835 zu London eine kleine Sammlung von aphoriſtiſchen Bemerkungen über verſchiedene Gegenſtände von gelegenheitlichen Außerungen und Urtheilen über allgemein hiſtoriſch merkwürdige Begebenheiten und Perſonen, welche Niebuhr, der berühmte Hiſtoriker, geſprächsweiſe dem Herausgeber, Herrn Franz Lieber, einem nachmals nach Amerika ausgewanderten Deutſchen mitgetheilt hatte. Das kleine Werkchen war alſo urſprünglich eigentlich deutſch und Herr Dr. Thibaut hat das Verdienſt, dieſe Art von Reliquie unſeres gelehrten Landsmannes der Literatur ſeines Vaterlandes wiederzugeeignet zu haben. Die engliſche Ausgabe iſt der als Überſetzerin deutſcher Werke in's Engliſche und kürzlich noch auf's Neue durch Herrn v. Raumer's „England" bei uns bekannt gewordenen Mrs. Auſtin dedicirt. Die Materialien dazu wurden, wie Herr Lieber dort in der Dedication bemerkt, in Italien geſammelt und in Amerika zu einem Buch zuſammengeſetzt.

Man könnte dieſe Erinnerungen einigermaßen mit den Geſprächen zwiſchen Göthe und Eckermann vergleichen, doch ſind es noch weniger eigentliche Geſpräche als die letzteren; die Mittheilungen ſind noch kürzer und abgeriſſener, auch ganz anekdotenartig in kleinen, ſelbſtſtändig unter beſonderen Überſchriften beſtehenden Abſätzen wiedergegeben und zwar ſo, daß nur hie und da zufällig oder auch durch beſondere Wahl des Herausgebers, um doch einigermaßen Gleichartiges nebeneinander zu ſtellen, eine Anekdote, Bemerkung oder Mittheilung mit der anderen in einer gewiſſen inneren Verbindung ſteht. Das Mitgetheilte iſt im Ganzen verſtändig ausgewählt; man wird nicht, wie z. B. in dem Göthe'ſchen Briefwechſel, in einer geiſtreichen Unterhaltung durch die Botenfrau geſtört und nebenbei mit Teltower Rübchen traktirt; Alles, was hier angeführt wird, betrifft Gegenſtände von allgemeinem Intereſſe; man muß nur bedauern, daß man von allen dieſen intereſſanten Dingen aus einem ſo ſachenkundigen und geiſtreichen Munde, wie Niebuhr's, nicht mehr erfährt, als hier gegeben wird, freilich der Natur der Umſtände nach vielleicht nur gegeben werden konnte. Was frommen uns ſo allgemeine und dabei ganz abgeriſſene, mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden außer allem Zuſammenhang ſtehende Bemerkungen, wie z. B. S. 192.

Alexander Hamilton.

„Alexander Hamilton war einer der gewaltigſten Geiſter der neueren Zeiten. Er hatte Reſourcen in ſich, wie keiner ſeiner Zeitgenoſſen.“ —

Oder S. 202.

Herodot.

„Es iſt unmöglich, einen wahrheitsliebenderen Mann als Herodot zu finden und dennoch hat er Manches berichtet, das nicht wahr iſt.“ —

So richtig das auch ſein mag, ſo erfahren wir doch dadurch weder etwas für Niebuhr Charakteriſtiſches, noch werden wir hier beſonders über Hamilton oder Herodot belehrt. Eben ſo wenig bezeichnend iſt es, wenn unter einer beſonderen Überſchrift „Attila“ erzählt wird, daß man am Hofe Attila's lateiniſch geſprochen und Farcen in dieſer Sprache aufgeführt habe. Solches und Ähnliches, Äußerungen wie man ſie wohl in der Geſellſchaft eines Gelehrten häufig hören wird, bezeichnen doch zu wenig den Mann, der ſie thut, um ſo ganz abgeriſſen daſtehen zu können. Wir lernen höchſtens dabei etwas, was wir aus irgend einem andern, ſonſt ganz gleichgültigen Buch oder aus dem Geſpräch eines übrigens wenig intereſſanten Mannes, der wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſitzt, auch hätten erfahren können. Auch erſcheint in einer lebendigen mündlichen Unterhaltung dies Alles noch viel anders, als es hier erſcheinen muß, wo in den vereinzelt ſtehenden Sätzen, die geiſtreich hingeworfenen Gedanken des großen Geſchichtſchreibers nur wie einzelne, nicht aneinander gehörige Steinchen einer zerbrochenen Moſaik durcheinander liegen, von welcher die bedeutendſten Stücke, die das Ganze urſprünglich vereinigten und zuſammenhielten, fehlen. Wir tadeln nicht das Vorhandene an ſich, wir beklagen nur, daß es nicht vollſtändiger und in einem lebendigen Zuſammenhang wiedergegeben iſt, weil wir ſo bei allem urſprünglichen Werth deſſelben doch nichts damit anzufangen wiſſen. Wer gewohnt iſt ſeine Kenntniſſe aus einem gründlicheren Unterricht herzuleiten und ſich nicht mit einem ganz oberflächlichen Eindruck von den Dingen um ihn zu begnügen, der wird auch mit dieſen unzuſammenhängenden Steinchen nie zufrieden geſtellt werden können. Freilich denken wir dann nicht an die nicht ganz unbedeutende Zahl von Leſern, denen das zerſtreute Leben in der ſogenannten großen Welt nicht Zeit und Neigung genug übrig läßt, ſich mit Studien zu beſchäftigen, die eigentlichen Fleiß erfordern, oder Bücher zu leſen, die anhaltenderes und zuſammenhängenderes Denken nöthig machen. Dieſe bekommen hier mit leichter Mühe eine Menge zerſtreuter Notizen, allerlei Kenntniſſe und fertige Urtheile über die mannichfachſten Gegenſtände, über Literatur, Kunſt, Wiſſenſchaft, Politik ꝛc., von denen ihnen vorher kaum der Name bekannt geweſen. Sie haben dabei den Vortheil, daß dies Alles einfach und verſtändig vorgetragen iſt, daß ſie es leicht auswendig behalten und gelegentlich in ihrem Geſellſchaftskreiſe wieder zu Markt bringen können. Wie ein Schmetterling in einem Garten können ſie von Blume zu Blume und dazwiſchen wieder nach Belieben auf den dürren glatt geſtrichenen Sandweg fliegen, um auf ſeiner Oberfläche die Spuren deſſen, was ſie dort gefunden überzutragen. Sie finden hier wie in ihren Salons eine Unterhaltung, die nie länger als höchſtens zwei Minuten bei der nämlichen Sache zu verweilen nöthigt und auf die pikanteſte Weiſe die verſchiedenartigſten Dinge zur Sprache bringt. Da ſind Homer und die Päpſte, Napoleon und Klopſtock, Spanier und Slaven, Türken und Proteſtanten, Attila, Ablaßkrämer und Kapuziner, Alles in bunteſter Miſchung durcheinander. Auch manche hübſche Anekdote wird erzählt, von denen wir beiläufig eine zur Ergötzung der Leſer hier mittheilen zu dürfen glauben, denn die Sache iſt ſpaßhaft genug. S. 232.

Ein Kapuziner.

„Etwas Merkwürdiges trug ſich jüngſt in Neapel zu. Der Beichtvater des Königs von Neapel iſt ein Kapuziner: er wünſchte einen Orden mit dem damit verknüpften Gehalt. Der König bewilligte ihm denſelben, aber der Erzbiſchof verweigerte dem Mönch die Erlaubniß, das Ordenszeichen auf ſeinem Kapuzinergewand zu tragen. Man appellirte an den Papſt; er bewilligte durch Diſpenſation, daß der Kapuziner die gewöhnliche Kleidung der Geiſtlichen mit dem Ordenszeichen trage. Aber es entſtand eine neue Schwierigkeit wegen des Bartes.“ — Wir erhalten dieſe Anekdote ohne weiteren Vor- oder Nachſatz und es bleibt dem Leſer überlaſſen an die Lektüre dieſes ſeltſamen Falles allerlei eigene Grillen über nicht ſeltene, ähnliche, merkwürdige Fälle von Ordensverleihungen anzuknüpfen.

Auf dieſe Weiſe erfahren wir nun freilich gerade über das, was uns hauptſächlich in dieſem Buch intereſſiren würde, über Niebuhr's Individualität, das Wenigſte, wenn auch hier und da Bemerkungen vorkommen, die für Niebuhr's Eigenthümlichkeit charakteriſtiſcher ſind, als das vorher Erwähnte. Die meiſten der Mittheilungen beziehen ſich immer auf Dinge, die mehr Sache des Wiſſens, als Sache eines eigenthümlichen Urtheils, einer ſubjektiven Denkungsweiſe ſind. Man erkennt hier die Beſchäftigung des Hiſtorikers, deſſen Sinn hauptſächlich und zunächſt auf genaue Beſtimmung äußerer Thatſachen, weniger auf innere moraliſche Zuſtände gerichtet war; wo er dieſen letzteren begegnet, iſt es immer bei der Beobachtung und Erforſchung des äußerlich Faktiſchen, wo er ſie darſtellt, geſchieht es ebenfalls im Gewande der wirklichen Thatſachen. In dieſer Beziehung ſcheint es nicht unintereſſant, wenn Niebuhr ſelbſt äußert (S. 125): „Ich trage eine ganz beſondere Sorge, daß ſich die Metaphyſik nicht in meine hiſtoriſchen Studien miſche. Es ſollte möglich ſein, daß zwei Gelehrte, die zwei gänzlich verſchiedenen philoſophiſchen Syſtemen angehören, zu denſelben Reſultaten gelangten, was den hiſtoriſchen Fortſchritt und die Entwickelung einer Nation betrifft.“ Und dann darauf: „Ich habe es aufgegeben, metaphyſiſche Bücher zu leſen.“

Wir möchten am liebſten dieſe „Erinnerungen“ als eine Art Stammbuchblatt betrachten, das Herr Lieber, zum Andenken an den ausgezeichneten der Welt und der Wiſſenſchaft zu früh entriſſenen Mann, und zugleich als ein Zeichen ſeiner eigenen Pietät und Dankbarkeit für Niebuhr, allen Freunden und Verehrern deſſelben darbieten wollte. Herr Lieber hatte in den bedrängteſten Umſtänden an Niebuhr einen edlen Wohlthäter und Freund gefunden. Er erzählt uns dieſes ſelbſt in der Einleitung zu den Aphorismen, der eine biographiſche Skizze Niebuhr's vorangeht. Dieſer erſtere Theil, der bis S. 81 reicht, iſt zugleich gerade mit der intereſſanteſte von dem ganzen Buch, weil wir hier nicht bloß Niebuhr als Gelehrten, ſondern als handelnden Menſchen ſehen, und man kann die Schilderung der Umſtände, die Herrn Lieber zuerſt in Niebuhr's Haus führten und der Verhältniſſe, unter denen er deſſen näheren Umgang genoß, nicht leſen, ohne Theilnahme mit den Schickſalen des

Herausgebers zu entwinden und ohne zugleich mit der größten Achtung für den edlen und liebenswürdigen Charakter Niebuhr's erfüllt zu werden.

Herr Lieber hatte das Mißgeſchick gehabt in Folge politiſcher Verbindungen, einige Zeit zum Gefängniß verurtheilt geweſen zu ſein, und, nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt, noch unter polizeilicher Aufſicht leben zu müſſen.

Er entſchloß ſich daher im Jahr 1821, noch in jugendlicher Begeiſterung für Freiheitsideen, nach Griechenland zu gehen, um den Griechen im Kampf für ihre Freiheit beizuſtehen. Nach vielen harten Erfahrungen und ausgeſtandenem Ungemach kam er 1822 von dort im Hafen von Ankona in den betrübteſten Umſtänden an. „Anderthalb Scudi," erzählt er, „war Alles, was in meiner Börſe blieb, nachdem ich den Capitän der Tartane bezahlt hatte." Glücklicher Weiſe konnte ihm ein Univerſitätsfreund, den er in Rom vermuthete und der ſich zufällig auch wirklich dort befand, einiges Geld ſchicken, um wenigſtens die Koſten der Quarantaine zu bezahlen. Im entgegengeſetzten Falle hätte er dem Schiffscapitän dafür als Matroſe dienen müſſen. Die Behörden in Ankona waren angewieſen, Keinem, der aus Griechenland käme, den Paß nach Rom zu viſiren. Er ſchlich ſich alſo „mit einem Paß der in den elendeſten Umſtänden war" und von allen Mitteln entblößt nach Rom. Wir überlaſſen dem Leſer, in der gutgeſchriebenen Erzählung des Vfr. ſelbſt das Einzelne nachzuleſen und geben hier nur die Schilderung, die er S. 42 von ſeinem Anzuge macht, als Beweis von ſeiner traurigen Lage, als er ſich bei der preußiſchen Geſandtſchaft in Rom meldete und von Niebuhr auf's Liebreichſte und Humanſte aufgenommen wurde.

„Mein Anzug beſtand bis jetzt in nichts Beſſerem, als ein Paar ungeſchwärzter Schuhe, wie man deren nicht ſelten in der Levante trägt; einem Paar Socken von grober, griechiſcher Wolle; bräunlichen Beinkleidern, wie ſolche oft die Schiffscapitäne des mittelländiſchen Meeres tragen; einem kurzen blauen Ueberrock, durch den zwei Kugeln hindurchgegangen waren — ein Schickſal, welchem auch die Tuchkappe hatte unterliegen müſſen. Socken und Beinkleider waren außerordentlich kurz, ſo daß, wenn ich ſaß, beide mir die Gnade verſagten, zuſammenzuſtoßen." — — In dieſem Aufzug war er bei Niebuhr zu Tiſch. „Herr Niebuhr," ſagte er, „bemerkte vielleicht, daß mich Etwas in Verlegenheit ſetzte und er verdoppelte noch, wo möglich, ſeine Güte." Niebuhr behielt dann den Vfr. bei ſich im Hauſe und trug ihm an „ihn in der Erziehung ſeines Sohnes Markus zu unterſtützen." (S. 21) „Er ſagte zu mir, in einer Sprache, die ſich tief in mein Herz eingegraben hat: „Seien Sie nicht muthlos; kommen Sie zu mir und finden Sie ſich in meinem Hauſe wieder." Später als Niebuhr nach Bonn gegangen und Herr Lieber ihn verlaſſen hatte, correſpondirten Beide noch mit einander. Herr Lieber war ſo unglücklich, nach ſeiner Rückkehr nach Berlin, abermals gefangen geſetzt zu werden. Niebuhr beſuchte ihn in Köpenik und Herr Lieber glaubt, daß er ſeine „zweite Befreiung größtentheils Niebuhr's Bemühungen verdanke." Herr Lieber ging dann nach London und von da nach Amerika. Wir ſchließen hier unſeren Bericht und empfehlen unſeren Leſern das Weitere, was noch über Niebuhr beſonders mitgetheilt wird, in dem Buch ſelbſt zu leſen, welches, wie ſchon bemerkt, die Verehrer Niebuhr's als ein anſpruchloſes Opfer der Pietät des Verfaſſers freundlich aufnehmen werden. —ſ.

Feuilleton.

.*. **Danilewsky's Denkwürdigkeiten.** — Großes Aufſehen erregen jetzt zu Berlin die kürzlich vom ruſſiſchen Generallieutenant und Senator A. Michailowsky-Danilewsky herausgegebenen „Denkwürdigkeiten aus den Feldzügen von 1813–1815." Dieſe Feldzüge werden als ſteter Siegeszug der Ruſſen dargeſtellt, bei welchem die Deutſchen nur nebenbei mitgewirkt, zum Theil bloß das Zuſehen gehabt hätten. Eine tüchtige Feder ſoll jedoch bereits beſchäftigt ſein, die Anmaßungen des ruſſiſchen Schriftſtellers, der die bekannten Napoleoniſchen Bulletin's noch um Vieles überbietet, auf das gebührliche Maaß zurückzuweiſen. Indeß ſind in Rußland drei deutſche Ueberſetzungen zu gleicher Zeit veranſtaltet und angekündigt worden. Einer der Ueberſetzer, der ruſſ. Garde-Offizier Jakowleff, macht es ſogar den „ſchreibeluſtigen" deutſchen Nachbarn zur Pflicht, ſich mit dieſem Buche beſonders vertraut zu machen. — Um beſcheiden zu bleiben, bedürfen wir keines fremden Unterrichtes; um uns aber von Neuem daran zu erinnern, daß wir von jenen freien Helden abſtammen, welche die Legionen des Varus geſchlagen und den römiſchen Uebermuth gezüchtigt, würde es nur des Verſuches eines hochmüthigen Kriegsvolkes bedürfen, die geheiligten Grenzen unſeres Vaterlandes zu überſchreiten. Dann würden die ſchreibluſtigen Deutſchen ſich wohl auch wieder als die kampffrohen Streiter für Recht und Freiheit, Fürſt und Vaterland erweiſen!

.*. **Kunſtbegeiſterung des Fräuleins Fanny Elsler.** — Für die nächſten Tage kündigt man auf der großen Oper „La Chatte métamorphosée en femme" an. Um ihre Rolle in dieſem Stücke ſpielen zu können, hat Fräulein Fanny Elsler, welche einen natürlichen Abſcheu vor Katzen hatte, ſich mit einem kleinen weißen Kätzchen nach und nach befreundet. So weit geht die Liebe zur — Kunſt!

.*. **Wergeland politiſirende Poeſie.** — In Norwegen hat die Poeſie ſich der Politik zugewendet. Der Hannoveriſchen Zeitung nach durchläuft der Dichter Wergeland das Land und predigt den Bauern den übertriebenſten Republikanismus, deſſen Grundſätze er in einem Gedichte, betitelt: „Die Schöpfung, der Menſch und der Meſſias" aufgeſtellt hat. Zugleich betreibt er die Auflöſung der Union mit Schweden.

.*. **Waarenausfuhr aus Frankreich, England und Nordamerika.** — Es wurden, ſo leſen wir in der Gazette de France, ausgeführt:

	aus Frankreich:	England:	Ver. Staaten v. Nordamerika:
im Jahre 1821 für	430,700,000.	917,500,000.	232,700,000 Fr.
„ „ 1835 „	577,400,000.	1,184,200,000	539,700,000 „
Zunahme in 14 J.:	146,700,000.	266,700,000.	307,000,000 Fr.

.*. **Engliſche Auswanderer nach Nordamerika.** — Den Mauth-Tabellen nach belief ſich die Zahl der Auswanderer aus England:

	im Jahre 1832:	1834:	1836:
nach den engliſchen Colonien von Nordamerika	66,339.	40,060.	34,226,
nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika	32,980	33,074.	37,774,
zuſammen	99,319.	73,134.	72,000.

.*. **Drovetti's ägyptiſche Antiquitäten.** — Das Berliner Muſeum hat durch Vermittlung des Geh. L.-Rathes Dr. Bunſen die reiche Sammlung ägyptiſcher Alterthümer des Hrn. Drovetti in Livorno für 40,000 Fr. acquirirt. Unter den Koſtbarkeiten dieſer Sammlung iſt wohl das Koſtbarſte die coloſſale Bildſäule des ſitzenden Rhamſes III., des größten der ägyptiſchen Könige; — ſie hat eine Höhe von 10–11 Fuß.

.*. Am 6. Nov. wird **Guſtav Adolph's Denkmal** bei Lützen enthüllt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 253. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 26. October.

Pietro Bembo
über die Liebe zur Schönheit.

(Mitgetheilt aus J. D. Paſſavant's mit Nächſtem erſcheinenden Werke: „Raphael aus Urbino und ſein Vater Giovanni Santi“).

Raphael iſt der Silberblick einer der reichſten und großartigſten Epochen unſerer Geſchichte. Die mittelalterliche Welt war in Fluß gerathen durch Entdeckung einer neuen, durch Wiederauferſtehung der antiken Welt. Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft, ſchwärmeriſche Andacht und Begeiſterung für Schönheit und Verherrlichung der Gegenwart feierten ihre Verlobung im Morgenroth einer neuen Zeit. In Raphael und ſeinen Werken kam die naive, lebendige Freude dieſes bräutlichen Morgens auf wundervolle Weiſe zum Ausbruch, wie aus Dornen die Roſe erblüht, wenn der aufſteigenden Sonne die Sehnſucht der Erde entgegeneilt. Wie ein Bote des Himmels berührte er nur leiſe die Erde; liebenswürdig, wie der Frühling, überſchüttete er die Welt mit duftenden Blüthen, und zauberte bei flüchtigem Verweilen eine Fülle idealer Geſtalten in's Daſein. Mit Recht haben Mit- und Nachwelt ihn den Göttlichen genannt. Was er geſchaffen, hat von Jahrhundert zu Jahrhundert Tauſend und aber Tauſende entzückt; wie er ſelbſt geworden, was er war, wie ſeine unſterblichen Werke entſtanden, und was Alles wir dieſem einzigen Genius verdanken, — dies zu erfahren — iſt für jeden Freund des Schönen vom höchſten Intereſſe. Indeſſen ließen die Verehrer des erlauchten Künſtlers faſt drei Jahrhunderte lang ſich an demjenigen genügen, was Vaſari (1550) über ihn und ſeine Werke berichtet.

Die Jahrhunderte, in denen das Mittelalter mit dem jugendlich ungeſtümen Geiſte der neuen Zeit um die Weltherrſchaft rangen, — das ſechszehnte voll erbitterter, blutiger Religionskämpfe, das ſiebenzehnte, in welchem der Himmel von den Rauchwolken der Scheiterhaufen verdunkelt, die Erde mit dem Blute der Kämpfer für Recht und Freiheit benetzt wurde, das achtzehnte, in dem ein Geiſterſturm überall Kerker und Ketten zerſprengte, — ſie waren nicht geeignet, die Forſchung auf das Kunſtgebiet einer Religion hinzulenken, welche fortwährend entweder Grund oder Vorwand des allgemeinen Zwieſpaltes war.

Erſt nachdem die franzöſiſche Revolution den Sieg des neuen Geiſtes zu weltgeſchichtlicher Entſcheidung gebracht, gedachte er auch wieder ſeiner erſten Liebeszeit, und wie der gereifte Mann von der ernſten Arbeit des Lebens ſich gerne im Zaubergarten ſeiner poetiſchen Jugend erholt, ſo ſehen wir auch ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts die denkende Betrachtung ſich zurückwenden zur Blüthezeit der griechiſch-chriſtlichen Kunſt.

Von Neuem wird uns nun durch Füßli, Braun, Rehberg, Quatremère-de-Quincy — das Leben und Wirken Raphael's vorgeführt, wenn auch zunächſt faſt nur ſchon Bekanntes mit mehr oder minder Fleiß und Geſchick zuſammengeſtellt wurde.

Indeſſen reift die Erforſchung der Vergangenheit ſelbſt zur Wiſſenſchaft und zur Kunſt; man fühlt die Nothwendigkeit, auf die Quellen zurückzuſteigen, ſie zu prüfen und jede geſchichtliche Erſcheinung aus der eigenthümlichen Schichtung zu begreifen, aus welcher ſie erwachſen.

Aus dieſem Bedürfniß ſind theilweis die werthvollen Arbeiten des Padre Pungileoni (1822) und des

Herrn von Rumohr (1831) und K. Nagler (1836) zur genaueren Erkenntniß Raphael's und ſeiner Schöpfungen hervorgegangen. Obgleich aber namentlich der zuerſt Genannte mehrere neue Quellen eröffnet, von Rumohr helle Blicke in jene große Kunſtepoche gethan, und Nagler eine fleißige Compilation dargeboten, ſo blieb doch noch Manches in Raphael's Geſchichte unverſtanden, und es fehlte ebenwohl an einer vollſtändigen und kritiſchen Ueberſicht ſeiner Werke und der davon gefertigten Nachbildungen.

Dieſem doppelten Mangel Abhülfe zu bringen, hat Herr J. D. Paſſavant, der ſich ſchon rühmlich durch ſeine „Kunſtreiſe durch England und Belgien" (1833) bekannt gemacht, eine ganze Reihe von Jahren dem Studium Raphael's gewidmet, Italien, Frankreich, Deutſchland und England durchreiſ't, alle hier zugängliche, Raphael angehörige oder ihm zugeſchriebene Werke ſelbſt in Augenſchein genommen, und in den bedeutenderen Bibliotheken jener Länder vieles Neue aufgefunden, wodurch die vorhandenen Arbeiten über jenen Meiſter theils berichtigt, theils ergänzt werden konnten.

Es gereicht uns nun zur hohen Freude, anzeigen zu können, daß Hr. P. die Reſultate ſeiner vieljährigen Forſchungen zu einem Werke verarbeitet hat, welches mit Nächſtem unter dem Titel: „Raphael aus Urbino und ſein Vater Giovanni Santi" — (in 2 Theilen mit 12 Kupfern) bei Herrn Brockhaus im Druck erſcheinen wird. Der erſte Theil enthält zunächſt alles, was Hrn. P. über Giovanni Santi's Leben und Werke zu ermitteln gelungen, dann eine möglichſt vollſtändige Lebensbeſchreibung Raphael's, welcher in einem Anhange die geſchichtlichen Belege und erläuternden Zuſätze beigegeben ſind. Der zweite Theil bietet das Verzeichniß der ſämmtlichen Werke Raphael's, ſowohl ſeiner Gemälde und Zeichnungen, als auch ſeiner architektoniſchen und Bildhauerwerke, nebſt genauer Angabe aller darnach gefertigten Kupferſtiche und Lithographien.

Da Herr Paſſavant ſelbſt die Kunſt übt, deren genialſtem Meiſter er ſeine vieljährigen Studien gewidmet, ſo iſt nicht zu bezweifeln, daß er den ungemein reichen Stoff, den er auf ſeinen Reiſen geſammelt, mit genügender Sachkenntniß verarbeitet, und es freut uns um ſo mehr, ſchon zum Voraus auf ſein Werk aufmerkſam machen zu können, da das intereſſante Fragment, welches hiernach mitzutheilen er freundlichſt geſtattet, uns verbürgt, daß er auch die Entwicklung des geiſtigen Lebens des großen Künſtlers zur Anſchauung zu bringen geſtrebt.

Auf dieſe hatte unſtreitig der Aufenthalt Raphael's an dem glänzenden Hofe von Urbino in den Jahren 1504 und 1505 den förderndſten Einfluß. Hier waren damals nicht nur ein Giuliano da Medici, Andrea Doria, Graf Baldaſſar Caſtiglione und andere Notabilitäten des hohen Adels, ſondern auch Pietro Bembo, Bern. Div. da Bibiena, Ceſare Gonzega, Bern. Accolti (L'unico Aretino) und mehrere andere große Literatoren jener Zeit in ſchönſter Geſelligkeit verſammelt. So beſchrieb auch demnächſt Graf Bald. Caſtiglione, als er in ſeinem Werke: „il libro del Cortegiano" das Bild eines vollkommenen Hofmannes zu entwerfen unternahm, den Hof von Urbino, wo er ſich von 1505 — 1508 aufgehalten hatte.

Er theilte ſein Buch in verſchiedene Abendunterhaltungen, in denen die mannigfaltigſten Gegenſtände zur Sprache gekommen, und fügte Andeutungen hinzu, wie ein vollkommener Hofmann dieſelben aufzufaſſen habe. Da er und Pietro Bembo (geb. 1470, † 1547), deſſen geiſtvolle Rede über die Liebe zum Schönen er mittheilt, auf das innigſte mit Raphael befreundet waren, ſo wird man gewiß mit hohem Intereſſe die eben erwähnte Rede Bembo's in nachfolgender meiſterhafter Übertragung, welche wir der Güte des Hrn. P. verdanken, durchleſen, da ſie einen Blick in das hochgebildete Hofleben gewährt, an welchem Raphael mehrere Jahre hindurch Antheil genommen. Wie innig aber Graf Caſtiglione dem genialen Künſtler zugethan war, ergibt ſich u. a. aus dem Briefe, den er am 20. Juli 1520 von Rom aus ſeiner Mutter nach Mantua geſchrieben. Hier leſen wir die einfach rührenden Worte: „Jo son sano, ma non mi paro essere a Roma, perche non vi è più il mio proveretto Raffaello. Che Dio abbia quella anima benedetta!" — Sein Buch „del Cortegiano," ſchon 1518 vollendet, erſchien, wenn wir nicht irren, zum erſtenmale im Drucke zu Venedig im Jahre 1528 und es iſt gewiß höchſt verdienſtlich, daß Hr. Paſſavant die Aufmerkſamkeit auf daſſelbe u. a. auch in dem hier folgenden Abſchnitt ſeines Werkes hingelenkt hat.

* * *

Der Hof von Urbino ſtand damals in ſeiner ſchönſten Blüthe; und um noch ein anſchauliches Bild des höhern geſellſchaftlichen Lebens zu geben, welches auch auf Raphael's Bildung einen entſchiedenen Einfluß ausübte, ſo ſtehe hier die Beſchreibung einer der Abendunterhaltungen, welche, nachdem der Herzog Kränklichkeit halber ſich zurückgezogen hatte, in den Gemächern der Herzogin ſtatt fanden. Sie iſt dem ſchon öfters erwähnten „*Libro del Cortegiano*" des Grafen Caſtiglione entlehnt, und zeigt uns den geiſtreichen und liebenswürdigen Pietro Bembo, wie er, dazu aufgefordert, ſeine Anſichten über die Schönheit und die Liebe mittheilt.*) —

---

*) Seit Mitte des 15ten Jahrhunderts war in Italien durch die flüchtig gewordenen Griechen und beſonders durch den Schutz, welche ſie bei den Medicaern in Florenz erhielten, das Studium der Platoniſchen Schriften wieder lebhaft in Aufnahme gekommen, und wurde auch von den ſchönen Geiſtern am Urbiner Hofe mit Eifer betrieben. Schon im Jahr 1505 hatte Pietro Bembo durch ſeine Geſpräche über die Natur der Liebe (Gli Asolani von dem Schloß Azolo, wo er ſie ſchrieb, ſo genannt) als ein geiſtreicher Verehrer des Platon ſich Ruhm erworben, und nachfolgende Betrachtung iſt gleichfalls in ihren Hauptzügen dem Gaſtmahl des Platon nachgebildet. Daß Raphael's vertrauter Umgang mit dieſen Männern auch auf deſſen Anſichten Einfluß hatte, iſt natürlich, und offenbarte ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten, wie wir ſpäter ſehen werden. (Anm. des Verf.)

Graf Caſtiglione läßt ihn ſeine Rede beginnen mit Betrachtungen über die der Jugend eigenthümliche, körperliche Schönheit und ſinnliche Liebe, und zeigt dann, wie die Schönheit der Seele der eigentliche Grund der leiblichen Schönheit ſei; wie daher die Liebe zur Seele weit edleren und dem reifern Alter würdigeren Genuß darbiete. Sehr geſteigert und veredelt werde aber die Liebe, wenn ſie ſich ein Bild der allgemeinen Schönheit ſchaffe, welche ſie jedoch nie vollkommen, ſondern nur theilweiſe in einzelnen Individuen finde. So groß und edel indeſſen auch dieſe Liebe ſei, ſo könne man ſie doch nicht vollkommen nennen, da ſie aus der durch die Wahrnehmung der Sinne entſprungenen Imagination entſtehe.

„Iſt nun unſer Hofmann,“ *) ſo läßt der Graf ſeinen Freund Bembo fortfahren, „zu jenem Grade gelangt, ſo will ich doch nicht, obgleich er ſich für einen viel glücklicheren Liebhaber halten darf, als die, welche dem Elend der ſinnlichen Liebe unterworfen ſind, daß er ſich begnüge, ſondern daß er kühn vorwärts dringe, dem Führer auf der erhabenen Bahn folgend, welcher ihn bis zum Ziele der wahren Glückſeligkeit leitet; daß er, ſtatt mit den Gedanken außer ſich ſelbſt zu gehen, wie er thun muß, wenn er die körperliche Schönheit betrachten will, ſich nun in ſich ſelbſt kehrt, um diejenige zu betrachten, welche man mit den Augen des Geiſtes ſieht. Dieſe werden nun anfangen ſcharf und durchdringend zu werden, wenn die des Körpers die Blüthe ihrer Schönheit verlieren. Dann wird die Seele, der Sünde entfremdet, gereinigt durch das Studium der wahren Philoſophie, erfahren in der geiſtigen Weisheit und geübt in den Dingen des Geiſtes, ſich zur Betrachtung ihres eigenen Weſens kehren; ſie wird ſo zu ſagen, von dem tiefen Schlaf erwacht, die Augen öffnen, welche Alle haben, aber nur wenige gebrauchen, und in ſich ſelbſt einen Strahl jenes Lichtes erblicken, welcher das wahre Bild der Engelsſchönheit iſt, von welchem es dann dem Körper einen ſchwachen Schatten mittheilt.

(Schluß f.)

---

*) „Il cortegiano,“ hier ſo viel als der in der höheren Bildung vollkommene Mann bei Hofe. (Anm. des Vfrs.)

Literatur.

Über den Fauſt von Göthe. Von Dr. J. Leutbecher. Nürnberg, Renner und Comp. 1838.

Unter den vielen und mancherlei Schriften über den Göthe'ſchen Fauſt mag vorliegende eine rühmliche Stelle behaupten, und alle Berückſichtigung des Aeſthetikers verdienen.

Der Verfaſſer bahnt ſich zuvörderſt als gründlicher Deutſcher, aber nicht mit pedantiſch ängſtlichem, ſondern mit freiem Schritte den Weg zu dem Hauptgegenſtande ſeiner Schrift. Er gibt eine hiſtoriſch-kritiſche Darſtellung der Entſtehung und Entwickelung der Teufelsidee, wie ſie von den Perſern auf die Juden und von dieſen in das Chriſtenthum übergegangen und im germaniſchen Mittelalter grotesk und auf eine in die heiligſten Intereſſen der Menſchheit verderblich eingreifende Weiſe iſt ausgebildet worden. In dieſer Entwicklung, ſo wie in dem, was er über das Mittelalter und deſſen Literatur überhaupt vorausgeſchickt hat, legt er große Kenntniſſe dieſer Zeit und ihres beſonders in Sage und Poeſie ſich offenbarenden Geiſtes an den Tag. Er zieht hierauf eine Parallele zwiſchen dem Zauberglauben der Heiden, beſonders der Griechen und Römer und dem der Chriſten. Hier hätten füglich die mythiſchen Vorſtellungen von der Hekate und ihrem Zauberſpuck erwähnt werden ſollen; wobei Creuzer's Symbolik und des Anti-Symbolikers mythologiſche Briefe, worin über dieſen Gegenſtand gründlich abgehandelt wird, benutzt werden konnten. Überhaupt iſt zu tadeln, daß er den Unterſchied zwiſchen dem heidniſchen und dem chriſtlich-mittelaltrigen Zauberglauben nicht mehr hervorgehoben und die Einwirkung der Dämonenlehre bei den Neuplatonikern auf das Chriſtenthum ganz übergangen hat. — Hierauf redet er von dem Zauberer Virgilius, die älteren Sagen vom h. Theophilus und vom Merlin bei Seite laſſend, und geht dann zur Fauſtſage über. — Ihm erſcheint Fauſt als der Menſch überhaupt, in ſeiner Geiſtigkeit und Natürlichkeit, der alle dem Menſchen mögliche Formen annehmen, jeden beliebigen Charakter tragen, ein Timon, ein Philoſoph, ein Epikuräer, ein Wüſtling, ein Dichter, Pietiſt, Jeſuit u. ſ. w. ſein könne. So paſſe er als allgemeine Idee für jede Art der Poeſie, komiſche ſowohl als tragiſche, oder die aus beiden Arten gemiſchte, die tragi-komiſche, und daher ſo mancherlei Bearbeitungen dieſer Sage. Es gebe ſo viele Fauſte, als es Dichter gibt, die dieſen Gegenſtand behandeln; die Subjektivität des Dichters wirke hier wunderbar. — Nachdem der Verfaſſer einen bibliographiſchen Conſpekt der bis jetzt erſchienenen deutſchen Bearbeitungen der Fauſtſage aufgeſtellt, wobei an 30 ſolcher Produktionen namentlich angeführt werden, geht er zu einer gedrängten kritiſchen Darſtellung der wichtigſten Bearbeitungen über. — Zuerſt kommt die Fauſtſage nach Widmann dargeſtellt; dann wird die älteſte, volksgemäße, dramatiſche Bearbeitung der Sage, oder der Marionetten-Fauſt vorgeführt. Der Verfaſſer gibt uns eine deutliche und kräftige Skizze dieſes, gegen Ende des XVI. Jahrhunderts gedruckten Drama's, in welchem die der älteren deutſchen Poeſie und Denkweiſe unentbehrliche luſtige Perſon oder der Hanswurſt, deſſen Rolle häufig der Teufel oder die Teufel ſelbſt übernehmen mußten, hier in der Perſon des Kaſpars, als Bedienter des Fauſt, aufgeführt iſt: eine Perſon, die auch anderwärts im deutſchen Marionetten-Theater auftritt und ſprüchwörtlich geworden iſt. Wir finden in dieſem Volks-Drama viele Elemente und Züge, die ſpäter von Leſſing, noch mehr aber von Göthe und Andern ſind benutzt und verarbeitet worden. — Hierauf paſſirt „der wunderthätige Magus“ von Calderon die Muſterung. Die Idee zu dieſem Stücke, meint der Verfaſſer, habe der ſpaniſche Dichter wohl aus einer Bearbeitung der Sage vom h. Theophilus genommen, welche mit der Fauſtſage nahe verwandt ſei. Intereſſante Stellen aus dem Drama werden herausgehoben. Dann kommt der Verfaſſer auf den „Doktor Fauſt,“ von Chriſtoph Marlowe, einem Vorläufer Shakeſpear's. Auch von dieſem, mit engliſchem Humor gedichteten Stücke gibt er eine Skizze und theilt bedeutende Scenen mit. Nachdem er beiläufig noch andere engliſche Dramen Fauſtartigen Inhalts erwähnt, kommt er auf Byron's: the deformed transformed, und beſonders auf deſſen „Manfred,“ welcher hauptſächlich mit Göthe's Fauſt verglichen werden kann, und ſtellt uns dieſen in ſeiner troſtloſen Einſeitigkeit und Einſamkeit und mithin Verſchiedenheit vom Göthe'ſchen Fauſt vor, in welchem doch das Ende eine befriedigende und beruhigende Löſung gewährt. — Hierauf folgen deutſche Bearbeitungen, welche, den Fauſt von **Klingemann** ausgenommen, alle früher erſchienen ſind als der Göthe'ſche, von welchem bekanntlich das erſte Fragment 1788 herauskam. — **Leſſing's** intereſſantes Bruchſtück „Fauſt" ſtehet voran. Es werden kräftige Scenen mitgetheilt und mit Recht behauptet: daß Leſſing mit dieſer ſeiner Idee wohl den Impuls dazu gegeben habe, daß die Sage vom Fauſt von ſpäteren Dichtern mehr philoſophiſch aufgefaßt wurde. — Sehr anſprechend iſt die darauf folgende Skizzirung der Bearbeitungen des genialen Malers Friedrich **Müller**. Kraftvolle, erſchütternde Scenen aus dieſen humoriſtiſch-tragiſchen Produktionen, die weniger geleſen werden, als ſie's verdienen, werden mitgetheilt. — Bei der Skizzirung des „Fauſt," von **Klingemann**, welches zwar ein bühnengerechtes, effektreiches Stück, aber ohne philoſophiſche Tendenz und höhere tragiſche Wirkung iſt, hätte ſich der Verfaſſer noch kürzer faſſen ſollen. Vielleicht auch bei der Darſtellung und Beurtheilung des „Fauſt und Don Juan," von dem zu früh abgeſchiedenen Dichter **Grabbe**; ein Stück, welches übrigens bei allen Fehlern und Verſtößen gegen dramatiſche Geſetze, voll tragiſcher Wirkung und voll genialiſcher Kraft iſt. — Zuletzt kommt **Klinger's** „Fauſt."

Dieſer humoriſtiſch-ſatyriſche Roman des großen Dichters voll herber troſtloſer Wahrheiten und ſittlicher Karrikaturen iſt 1791, alſo lange vor dem „Fauſt" ſeines berühmteren Landsmannes und Freundes erſchienen.

Von nun an beſchäftiget ſich der Verfaſſer ausſchließlich mit dieſer, in ſeiner Art einzigen, poetiſchen Produktion. Er zerlegt den Grundgedanken der Dichtung, ohne als kritiſcher Anatom zu erſcheinen; er faßt das Dichtwerk ſelbſt mit dichteriſchem Sinne auf. Manches, was auch forſchenden Leſern früher entgangen iſt, hat er in ſeiner Eigenthümlichkeit und Weſenheit aufgegriffen und feſt gehalten; manche dunkle Seite erhellt; Räthſelhaftes aufgelöſ't und ſo das herrliche Werk uns näher befreundet, in welchem der Dichter vor allen ſich ſelbſt mit ſeinen Beſtrebungen und Irrungen und ſeiner Zeit, aber auch die Vorwelt, abgeſpiegelt hat. — Nach dem Verfaſſer enthält der Göthe'ſche Fauſt das Ringen nach dem höchſten Wiſſen, nach der höchſten Seligkeit und Freiheit, welches die ganze Geſchichte der Menſchheit webt; es iſt die Geſchichte vom Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen, welche ſo alt iſt als die Menſchheit ſelbſt und ihr ewig bleiben wird.

Er ſucht überhaupt darzulegen: daß die Grundidee des „Fauſt" der Anſicht des Chriſtenthums nicht ſo geradezu widerſpreche, als ſo manche Hyperorthodoxe vermeinen, vielmehr in der reinen Idee des chriſtlichen Gottes und ſeiner Weltordnung ſelbſt gegründet ſei, wobei der Verfaſſer es nicht an Ausfällen gegen zu „ſtrenge Dogmatiker und Zeloten" fehlen läßt. — Intereſſant iſt beſonders der letzte Abſchnitt der Schrift, worin Bemerkungen über das Verhältniß des zweiten Theiles des „Fauſt" zum erſten vorkommen.

Bekanntlich können ſich viele Leſer mit dieſem zweiten Theile nicht recht befreunden: ſie vermiſſen den großen ſchöpferiſch begeiſterten Dichter darin, finden zuviel Fremdartiges, Eingelegtes, wodurch der Total-Eindruck geſtört werde, zu wenig organiſchen Zuſammenhang mit dem erſten Theile. — Unſerm Verfaſſer dagegen iſt die Einheit und Harmonie beider Theile klar, wie das Sonnenlicht, und er bemüht ſich überhaupt, dieſen angefochtenen Theil gegen ſeine Widerſacher zu beſchirmen und ihn für viele Leſer in ein helleres, deutlicheres und freundlicheres Licht zu ſtellen. — Möchte es ihm bei Vielen gelingen!

Die Darſtellung des Verfaſſers iſt klar, entwickelnd, fortſchreitend, von Zeit zu Zeit polemiſch, die Diction größtentheils edel, lebendig, oft blühend, von poetiſchem Sinne zeugend. — Oft billigen und loben, oft auch tadeln müſſen wir die eigenthümlich neugebildeten, äſthetiſchen und philoſophiſchen Kunſtausdrücke, die zuweilen an die Art der Wortausprägung des Philoſophen **Krauſe** erinnern, den der Verfaſſer, wie aus einer Stelle erhellt, mit Recht ſehr verehrt.

Der Göthe'ſche Fauſt iſt ein großer Dom, der im Geiſt und Glauben des Mittelalters wurzelt, zwar von einem Meiſter, aber nach und nach und in verſchiedenen Stimmungen fortgebaut und mit mancherlei phantaſtiſchem Nebenwerk, mit Arabesken, Thier- und Dämonen-Geſtalten ernſter und komiſcher Art verziert, ja dem ſelbſt altklaſſiſches Bau- und Bildwerk ein- und angefügt iſt, wobei es denn auch an Verwirklichung moderner Zeitideen nicht mangelt. — Wer wollte nicht gern an der Hand eines ſo geiſtreichen, umſichtigen und wohlbewanderten Führers, als unſer Verfaſſer iſt, in dieſem erhabenen Dome herumwandeln? —

Feuilleton.

∴ **Bulwer's** *Ernest Maltravers.* — Der neueſte Roman des geiſtreichen Britten beginnt mit folgender Widmung: „*To the great german people* (dem großen deutſchen Volk), *a nation of thinkers and of critiks* (einer Nation von Denkern und Kritikern), *a foreign but familiar audience* (einem ausländiſchen und doch ſachkundigen Publikum), *profound in judgment, candid in reproof, generous in appreciation* (tief im Urtheilen, ehrlich im Tadeln, edel im Würdigen) *this work is dedicated by an english author* (iſt dies Werk von einem engliſchen Autor gewidmet). Die **Times** meinen, es ſchicke ſich nicht wohl, einer ſo gefeierten Nation nur eine unvollendete Novelle in drei Bänden vorzulegen. „Hätte der Mann (Bulwer), fährt ſie fort, Sauerkraut erfunden, oder eine Enzyklopädie geſchrieben, oder eine Univerſität geſtiftet, hätte er dann **mehr** ſagen können?"

∴ *Oeuvres d'histoire naturelle de Goethe trad. avec annot. par Martins.* — Herr **Turpin** hat ſich mit einem tüchtigen Ueberſetzer, Herrn C. F. **Martins** zu einer würdigen franzöſiſchen Ausgabe von Göthe's Metamorphoſe der Pflanzen und deſſen Abhandlungen über den Urtypus der Schöpfung und die Geſtaltung anorganiſcher Maſſen vereinigt. Der Ueberſetzer hat dieſe Sammlung mit erklärenden und hiſtoriſchen Anmerkungen begleitet, und Hr. Turpin einen Atlas beigegeben, den wir vielleicht noch lange bei den deutſchen Ausgaben vermiſſen werden.

∴ **Die Jahres-Verſammlung der ſchweizeriſchen Naturforſcher**, welche im v. J. zu **Solothurn**, wurde d. J. im Juli zu **Neufchatel** gehalten. Mehr als 130 Naturforſcher fanden ſich ein, unter ihnen Leopold von Buch, El. de Beaumont, Charpentier und Agaſſiz. Feſt reihte ſich an Feſt, und das iſt ſchon immer Etwas. An Verabredungen, erſprießlich für Forſchung und Wiſſenſchaft, wird es aber auch nicht gefehlt haben. Wo Menſchen ſich zu einem höheren, gemeinnützigen Zwecke vereinigen, bleibt auch der Segen, der das Gedeihen gibt, nicht aus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 254. 1837.

Phönix.

Freitag, 27. October.

Pietro Bembo
über die Liebe zur Schönheit.

(Schluß).

„Indem nun die Seele für irdiſche Dinge blind wird, macht ſie ſich im hohen Grade ſehend für die himmliſchen, und wenn die bewegenden Kräfte (**virtù**) des Körpers durch die beſtändigen Contemplationen abgezogen oder vielmehr durch den Schlaf gebunden ſind, und die Seele von jenen nicht gehindert wird, gewahrt ſie eine gewiſſe verborgene Spur der wahren *Schönheit der Engel*. Von dem Glanze dieſes Lichtes entzückt, beginnt ſie ſich zu entflammen, und ſo begierig folgt ſie ihm, daß ſie gleichſam trunken wird und vor Verlangen, ſich mit dieſem zu vereinigen, glaubt die Spur Gottes gefunden zu haben. In der Betrachtung deſſelben nun ſucht ſie, wie in ihrem ſeligen Ende, ſich auszuruhen; und glühend in dieſer beglückenden Flamme erhebt ſie ſich zum geiſtigen Schauen (**intelletto**); und hier, weiter nicht von der Dunkelheit der irdiſchen Nacht umſchattet, ſieht ſie die *göttliche* Schönheit. Indeſſen genießt ſie dieſelbe auch dann noch nicht völlig, denn ſie betrachtet ſie nur mit ihrem beſondern Vermögen zu ſchauen, das nicht vermag die unermeßliche, *allgemeine* Schönheit (**belezza universale**) zu faſſen; daher, mit dieſem Glücke noch nicht zufrieden, gibt der Seele *die* Liebe noch größere Glückſeligkeit, welche von der beſondern Schönheit eines Körpers ſie zu der allgemeinen Schönheit aller Körper führt. So gelangt ſie im höchſten Grad der Vollkommenheit des beſondern Schauens, zur allgemeinen Intelligenz (**intelletto universale**)! Von hier fliegt die Seele, entzündet vom heiligen Feuer der wahrhaft göttlichen Liebe, ſich mit der Engelsnatur zu vereinigen, und verläßt nicht nur völlig die Natur der Sinne, ſondern bedarf auch nicht mehr der Thätigkeit des Verſtandes. Denn, in einen Engel verwandelt, erkennt ſie alle erkennbare Dinge (**coso intelligibile**), und ſieht ohne Schleier und ohne Wolke das unermeßliche Meer der *reinen göttlichen Schönheit*. Sie nimmt es in ſich auf und genießt dieſe höchſte Glückſeligkeit, welche durch die Sinne unerfaßlich iſt.

„Wenn nun die Schönheiten, welche wir täglich mit unſern verfinſterten Augen in den vergänglichen Körpern ſehen, die doch nichts anders, als nur höchſt ſchwache Zeichen und Schatten der Schönheit ſind, uns ſo ſchön und liebenswürdig erſcheinen, daß ſie zuweilen in uns ein ſo heftiges und entzückendes Feuer entzünden, daß wir glauben, keine Seligkeit könne ſich mit der vergleichen, die wir manchmal bei einem einzigen Blick empfinden, der uns von dem Auge eines geliebten Weibes kommt; — welche beglückende Bewunderung, welches beſeligende Staunen müſſen wir uns dann vorſtellen, das ſich der Seelen bemächtigt, die zur Anſchauung der *göttlichen* Schönheit gelangen! Welche ſüße Flamme, welche milde Gluth müſſen nicht die ſein, welche entſpringen aus der Quelle der hohen und wahren Schönheit, die der Urſprung einer jeden andern Schönheit iſt, die, immer ſchön, nie wächſt und nie abnimmt, nur durch ſich ſelbſt in vollkommener Einfachheit ſich allein gleich iſt, von nichts anderm abhängig, aber auf eine Weiſe ſchön, daß alle andern ſchöne Dinge nur ſchön ſind, weil ſie an ihrer Schönheit Theil haben! — Das iſt jene Schönheit ungeſchieden von der höchſten Güte, welche mit ihrem Licht alle Weſen ruft und zu ſich zieht, und nicht nur den geiſtigen den Geiſt gibt, den vernünftigen die Vernunft, den ſinnlichen den Sinn und die Luſt zu leben, ſondern auch den Pflanzen und den Steinen, als eine Spur ihrer ſelbſt, die Bewegung mittheilt und den ihrer Natur eigenthümlichen Inſtinkt. — So viel größer und beglückender nun iſt dieſe Liebe über die andere, als die Urſache, die ſie erregt, vorzüglicher iſt. — Und gleichwie das materielle Feuer das Gold läutert, ſo zerſtört und verzehrt dieſes heiligſte Feuer in den Seelen was noch Sterbliches in ihnen iſt, und belebt und verſchönt jenen himmliſchen Theil, welcher früher durch die Natur der Sinne faſt erſtorben und begraben war. — Dies iſt der Scheiterhaufen, auf welchem, wie die Dichter ſchreiben, Hercules auf dem Gipfel des Berges Oeta verbrannte und dadurch göttlich und unſterblich geworden ſei; — dies, der feurige Buſch Moſ̃, die geſpaltenen Feuerzungen, der feurige Wagen des Elias, das Feuer, welches die Gnade und Glückſeligkeit in den Seelen derjenigen verdoppelt, welche würdig ſind es zu ſehen, wenn die Seele, von dieſem irdiſchen Elende ſcheidend, den Flug zum Himmel nimmt.

„Richten wir alſo alle Gedanken und Kräfte unſerer Seele nach dieſem heiligſten Lichte, welches uns den Weg zeigt, der zum Himmel führt, und indem wir auf demſelben uns von den Neigungen entkleiden, mit denen wir im Hinabſteigen angethan waren, ſteigen wir auf der Leiter, welche auf dem unterſten Grade den Schatten der ſinnlichen Schönheit einnimmt, zu dem erhabenen Gemach, in welchem die himmliſche, liebliche und wahre Schönheit wohnt, die in den geheimſten Sitzen Gottes verborgen iſt, auf daß ſie die ungeweihten Augen nicht ſehen können; und dort werden wir das beglückendſte Ziel unſeres Sehnens finden, wahrer Ruheort von der Arbeit, zuverläſſiges Mittel in den Drangſalen, heilende Arznei in den Krankheiten, ſicherer Hafen in den wilden Stürmen des aufgeregten Meeres dieſes Lebens.

„Welche wird alsdann, o heiligſte Liebe! die ſterbliche Zunge ſein, die dich würdig zu preiſen vermöchte? Du ſchönſte, beſte, weiſeſte; aus der Einigung der göttlichen Schönheit, Güte und Weisheit ſtammſt du; und in dieſer ſtehſt du, und aus dieſer, durch dieſe kehrſt du im Kreiſe in dieſe zurück! Du ſüßes Band der Welt, Mittel zwiſchen den himmliſchen und irdiſchen Dingen: wohlwollend neigſt du die obern Kräfte zur Leitung der niedern; und indem du die Geiſter der Sterblichen zu ihrem Urgrunde wendeſt, vereinigſt du ſie mit ihm. Du verbindeſt durch Eintracht die Elemente, bewegſt die Natur zur Erzeugung, und das, was wächſt, zur Fortpflanzung des Lebens! Du vereinigſt die getrennten Weſen; den unvollkommenen gibſt du die Vollkommenheit, den ungleichen die Gleichheit, den feindſeligen die Freundſchaft, der Erde die Früchte, dem Meer die Ruhe, dem Himmel das belebende Licht! Du biſt die Mutter der wahren Freuden, der Gnaden, des Friedens, der Sanftmuth und des Wohlwollens; Feindin der Rohheit und des Haſſes; kurz Anfang und Ende alles Guten. Und da es dir gefällt, in der Blüthe der ſchönen Körper und der ſchönen Seelen zu wohnen, und dich aus ihnen ein wenig den Augen und dem Sinn derer zu zeigen, welche dich zu ſchauen würdig ſind, ſo glaube ich, daß du jetzt bei uns deine Wohnung genommen haſt. Würdige du uns, Herrin, zu hören unſere Bitten; ſenke dich ſelbſt in unſere Herzen mit dem Glanz deines heiligen Feuers, erleuchte unſere Finſterniß, und — als treuer Führer im dunkeln Labyrinth — zeige uns den wahren Weg; berichtige den Trug der Sinne, und, nach langem Umherſchiffen, gib uns das wahre und alleinige Gut. Laß uns jene geiſtigen Wohlgerüche empfinden, welche die Kräfte des Geiſtes beleben, und die himmliſche Harmonie ſo übereinſtimmend hören, daß keine Zwietracht der Leidenſchaft mehr Raum in uns finde. Berauſche du uns an jener unerſchöpflichen Quelle der Befriedigung, welche ſtets erfreut und niemals ſättigt, und die dem, welcher aus ihren lebendigen und klaren Wäſſern trinkt, den Vorgeſchmack wahrer Seligkeit gibt. Reinige du mit den Strahlen deines Lichtes unſere Augen von der finſteren Unwiſſenheit, auf daß ſie nicht mehr die ſterbliche Schönheit ſchätzen, und erkennen, daß die Dinge, welche bei'm erſten Anblick ihnen erſcheinen, nicht ſind; und daß die, welche ſie nicht ſehen, wahrhaft ſind. Nimm an unſere Seelen, welche ſich dir zum Opfer bringen; brenne ſie in dieſer lebendigen Flamme, welche alle materielle Häßlichkeit zerſtört, auf daß ſie, gänzlich vom Körper getrennt, ſich mit ewigen und ſanften Banden mit der göttlichen Schönheit vereinen, und daß wir, von uns ſelbſt entfremdet, wie wahrhaft Liebende, in den Gegenſtand der Liebe umgewandelt werden können, und, von der Erde entrückt, zum Mahle der Engel angenommen werden, wo, von Ambroſia und unſterblichem Nektar geſpeiſ't, wir zuletzt des glückſeligſten und belebendſten Todes ſterben, wie jene alten Väter ſtarben, deren Seelen in brennender Tugend der Contemplation du dem Leibe entriſſeſt und mit Gott verbandeſt!“

Nachdem Bembo bis hierher mit ſolcher Begeiſterung geſprochen hatte, daß er abweſend und außer ſich ſelbſt zu ſein ſchien, ſtand er ruhig und bewegungslos, die Augen zum Himmel gewandt, wie erſtarrt; bis daß Signora Emilia, welche gleich den andern höchſt aufmerkſam ſeiner Rede zugehört hatte, ihn an einer Falte ſeines Gewandes faßte, und — leiſe ſchüttelnd — ſagte: „Gebt acht, Herr Pietro! daß mit dieſen Gedanken ſich Euch nicht auch Eure Seele von dem Körper löſe!“ —

„Signora,“ antwortete dieſer, „das wäre der Wunder erſtes nicht, welches die Liebe in mir bewirkte.“ —

C.

Neueſte franzöſiſche Literatur.

Recherches sur la probabilité des jugemens en matière criminelle et en matière civile. Par M. Poisson, membre de l'institut.

Die Berechnung der Wahrſcheinlichkeiten iſt ſtreng genommen eine Täuſchung; aller Calcül, der von Ungefähr ausgeht, trügt. Als Gymnaſtik des Geiſtes intereſſirt dieſe Wiſſenſchaft, wie die Franzoſen ſagen; Pascal legte den Grund dazu auf folgende Veranlaſſung. Der Chevalier de Meré gab dem berühmten Geometer folgendes Problem zu löſen auf: „Zwei Perſonen ſpielen mit einander; bei jedem Spiel wird nur ein Rechenpfennig genommen; beide beſitzen eine gleiche Geſchicklichkeit. In einem Augenblick, wo ſie eine verſchiedene Anzahl von Rechenpfennigen beſitzen, hören ſie auf zu ſpielen, ohne die Partie zu endigen. Was kommt jedem vom Einſatze zu?“ Pascal löſete das Problem auf. Es werden anderwärts ähnliche Probleme erdacht. Huygens gab eine kleine Abhandlung über die Chancen im Spiele heraus. Johann von Witt wendete zuerſt die Probabilitätsrechnung auf politiſche Fragen an. Halley entwarf die erſten Sterblichkeitstabellen, worauf ſich die erſten Lebensverſicherungsanſtalten gründeten. Alle Aſſekuranzen beruhen bekanntlich auf der Berechnung der Probabilitäten von Bernouilli. Dem großen Baſeler Mathematiker verdankt man das Theorem, welches ſeinen Namen führt, es gibt die Anleitung, das Eintreffen eines Ereigniſſes zu berechnen, inſofern man weiß, wie viel Mal es in einer gewiſſen Anzahl von Fällen eingetreten iſt; es ſetzt voraus, daß die Urſache ſtets dieſelbe bleibe, dieſe Urſache iſt aber höchſt veränderlich.

Auf Bourgot's Veranlaſſung ſchrieb Condorcet ſein Werkchen: Essai de l'explication de l'analyse à la probabilité des décisions rendues à la pluralité des voix; der Verfaſſer beſchränkt ſich auf allgemeine Betrachtungen, und geht auf die Praxis nicht ein. In dem Essai philosophique sur les probabilités, von Laplace, weiſet der Verfaſſer nach, wie ihm die Lehre von den Wahrſcheinlichkeiten die Mittel an die Hand gegeben, die Geſetze der Bewegungen des Mondes, der Ebbe, Fluth ꝛc. zu ergründen. Die Vervollkommnung der aſtronomiſchen Tafeln beruht zum Theil auf den Fortſchritten dieſer Lehre. In ſtaatswiſſenſchaftlichen und Rechtsfällen waren bisher minder befriedigende Reſultate erzielt worden. Vielleicht thäte man am klügſten, ſich in dieſer Beziehung auf den geſunden Menſchenverſtand zu verlaſſen. Wie die deutſchen Denker das Wiſſen in metaphyſiſche Formen bannen, ſo legen die franzöſiſchen Savants den Ergebniſſen ihrer Forſchungen die Feſſeln des Calcüls an; das ſcheint gelehrter und exakter und iſt im Grunde nur bequemer. Es würden ganz andere Geiſteskräfte dazu gehören, die Beziehungen der Naturphänomene mittelſt Worten darzuſtellen, als mit ſtereotypen Formeln, die weder zum Geiſte noch zum Gemüthe ſprechen. Bernardin de St. Pierre, der in ſeinen études de la nature die Natur von der poetiſchen Seite auffaßt, wird von den Gelehrten mit Verachtung genannt; er iſt in Irrthümer verfallen, die nicht zu läugnen ſind; Newton und Laplace haben ſelbſt geirrt, und es ſteht noch gar Manches als unantaſtbar im Reiche der Naturwiſſenſchaften da, was die kommenden Jahrhunderte umſtürzen werden. Aber die großen moraliſchen Reſultate, welche Bernardin de St. Pierre in ſeinen magnifiken Schilderungen darſtellt, ſind ewig wie der Geiſt und die Seele des Menſchen. Doch kehren wir zu den Probabilitäten zurück. Was Poiſſon mit ſeinem Werke will, mögen folgende Beiſpiele darthun.

Nach der gegenwärtigen Geſetzordnung beſteht die Jury aus zwölf Mitgliedern; ſieben Stimmen bilden demnach die Majorität für oder gegen den Angeklagten. Geſetzt nun, die Zahl der Geſchworenen ſollte auf neun reduzirt werden, der Miniſter beauftrage den Staatsrath mit Ausarbeitung eines Geſetzes; wie viel Stimmen würden dann zur Majorität feſtzuſetzen ſein? Vorausgeſetzt, daß die Legislatur im übrigen unveränderlich bleibe. Die von H. Poiſſon aufgeſtellten Formeln ſollen nun genaue Anweiſungen geben, die Frage zu löſen, in ſo fern man eine gewiſſe Anzahl Fälle, die unter gegenwärtiger Gerichtsordnung ſtattgefunden, vorher verglichen.

Ferner ſind in Civilangelegenheiten drei Richter erforderlich, um ein Urtheil in erſter Inſtanz und ſieben um ein Urtheil in zweiter Inſtanz (appel) zu fällen. Würde nun die Zahl der Appellationsräthe auf ſechſe herabgeſetzt, was wäre im Falle zu thun, wo die Stimmen getheilt wären, d. h. wenn drei Richter pro und drei Richter contra ſtimmten? beſtänden für die Partheien dieſelben Garantien, wie früher, wenn bei getheilten Stimmen in beiden Gerichten das Appellationsurtheil als die Beſtätigung des in erſter Inſtanz erfolgten Erkenntniſſes betrachtet würde? Darüber und über ähnliche Subtilitäten gibt H. Poiſſon Auskunft. Wir hätten dagegen einzuwenden, daß, obſchon das Recht an und für ſich unabänderlich iſt, dennoch oft gar verſchiedenartig erkannt wird; zum Beweiſe dienen ſo viel Vergehen, die bei verſchiedenen Nationen verſchiedentlich beſtraft werden. Sodann ſind die Menſchen keine Syllogismen; nur reine Verſtandesbegriffe können nach den Geſetzen des Calcüls kombinirt und geregelt werden. Die Leidenſchaften, das Alter, Anſichten und Vorurtheile treiben ihr Spiel mit uns. Unter der Reſtauration wurde Sauchees Lemaire zu gefänglicher Haft und Geldbuße verurtheilt, weil er wahr geſagt, daß der Herzog von Orleans zur Regierung gelangen würde; ließe er ſich heut zu Tage begeben, deſſen Sturz zu prophezeihen, ſo würde ihn ähnliche Strafe treffen. General Donnadieu gelangte unter Chaille ſo zu Ehren durch dieſelben Grundſätze, die ihn kürzlich nach St. Pelagie geführt. Es iſt faſt kein politiſches Verbrechen, das nicht irgend einmal zur Tugend würde. Norgens ſtimmen wir dem Grundſatze bei, daß die Theorie der Probabilitäten in der Wahl der Anſichten und Entſchlüſſe keine Willkür laſſe, ſobald man, durch deren Hülfe, die vortheilhafteſte Wahl beſtimmen könne; es kommt nur darauf an, zu beſtimmen, wann dieſer Fall eintritt.

Kunſtnovitäten in Frankfurt a. M.

Die Winter-Saiſon läßt ſich gut an. Die Direktion des Muſeums hat ein vielverſprechendes Programm erlaſſen, in welchem ſie zu erkennen gibt, daß ſie mancherlei Bemerkungen zu Herzen genommen, die im Laufe des Sommers ihr durch mehrere Tagblätter zur Kenntniß gebracht worden. Es gereicht ihr zur Ehre, daß ſie die Stimme der Öffentlichkeit beachtet. Um ſo befremdender war es, daß ſie bei Eröffnung des Muſeums, welche am letzten Freitage ſtattgefunden, der ihr geſchenkten Aufmerkſamkeit uneingedenk, ſich mit dürren Worten die fernere Beſprechung der Muſeums-Angelegenheiten in den Tagblättern verbat, bloß aus dem Grunde, weil dadurch leicht einige Mitglieder des Muſeums ſich von Mittheilungen abhalten laſſen möchten. Gewiß, die meiſten Mitglieder aber dürften wohl gerne auf Mittheilungen verzichten, welche die öffentliche Beſprechung ſcheuen, die wenigſten die Abweiſung der Publizität genehmigen. Wir unſerſeits können uns nicht durch jenen Wunſch abhalten laſſen, des Erfreulichen zu gedenken, welches gleich am erſten Abend dargeboten worden. Vor allem müſſen wir der Muſeumsdirektion es Dank wiſſen, daß ſie die Soirée mit einer neuen Symphonie unſeres wackeren **Schnyder von Wartenſee** eröffnet, einem Werke, welches durch Gedanken-Reichthum und einfachen, edlen Styl ſich rühmlichſt vor den überkünſtelten, modiſchen Lärmſtücken auszeichnet. Eine Fülle ſchöner Motive iſt kunſtvoll, aber ungezwungen, zu einem wohlgefälligen Ganzen verarbeitet, welches man öfter zu hören wünſcht, um alles Einzelne inniger genießen und nach Verdienſt gehörig würdigen zu können. Die Simplizität, in welcher das Ganze gehalten, bezeugt eben ſo ein tiefes Studium der **Haydn'ſchen** Symphonien, wie das Tiefempfundene mehrerer Melodien an **Mozart**, und das Überraſchende mancher Wendungen und Übergänge an **Beethoven's** originelle Meiſterhaftigkeit erinnert. Nur dadurch dürfte vielleicht dieſes Kunſtwerk noch Einiges gewinnen, wenn einzelne Parthieen durch reichere Inſtrumentation gehoben und hiermit dem Ganzen mehr Ausdruck und ein entſchiedenerer Charakter verliehen würde. — Übergehen wir nun mit Schweigen die poetiſchen Mittheilungen, da wir deren Auswahl nicht loben können, ſo dürfen wir doch nicht unerwähnt laſſen, daß Fräulein **Elsner** mit entſchiedener Virtuoſität das große Clavier-Concert in Es-dur von Beethoven vorgetragen, und daß zum Schluſſe der dritte Akt von **Gluck's** Iphigenie in Aulis gegeben wurde, wobei nur dies zu bedauren, daß die herrliche, metallreiche Stimme der Fräulein **Kratky** nicht gebührend von den übrigen Stimmen unterſtützt worden iſt. Jedenfalls iſt ſehr zu loben, daß man nach einer ganzen Reihe von Jahren einmal wieder die Aufmerkſamkeit auf jenen ritterlichen Tondichter hingewendet hat, und wir ſchöpfen hieraus frohe Hoffnungen für den kommenden Winter.

Auch die Freunde der bildenden Kunſt dürfen mit Nächſtem einem reichen Genuſſe entgegenſehen, da die Direktion des hieſigen **Kunſtvereins** im Laufe des künftigen Monats eine Kunſtausſtellung zu veranſtalten gedenkt, für welche zwar nicht viele, aber ausgezeichnete Bilder eingeſendet werden ſollen. Nicht minder freut es uns, ſämmtlichen Mitgliedern jenes Vereines anzeigen zu können, daß ihnen von der Direktion der wohlgelungene Steindruck eines der anmuthigſten Bilder zugedacht iſt, welche hier zur Ausſtellung gekommen ſind. Es iſt jenes wunderliebliche Heſſenmädchen von **van Embde**, welches, läſſig an ein Brückengeländer ſich anlehnend, eben ein Blumenorakel befragt hat, ob ſie geliebt werde oder nicht. Herr Lithograph **Vogel**, der ſich ſchon vielfach um Förderung der Kunſt verdient gemacht und noch kürzlich ein trefflich in Stein gezeichnetes Porträt des genialen **Leſſing** von Düſſeldorf geliefert, hat auch dafür Sorge getragen, daß das unvergleichliche Bildchen von **Embde's** möglichſt treu durch eine Lithographie in verkleinertem Maßſtabe wiedergegeben werde, und ſein Bemühen iſt von ſchönem Erfolge gekrönt worden. Die von J. Fay hier unter Leitung des Hrn. Vogel gefertigte Steinzeichnung iſt zu Paris von **Lemercier** gedruckt worden, und gehört unſtreitig zu den ſchönſten Gaben, welche noch von deutſchen Kunſtvereinen an ihre Mitglieder vertheilt worden ſind. —

Feuilleton.

⁂ **Ritter Braun von Braunthal** hat dem von ihm durch ſeine Erwiederung in der Augsburger Allgemeinen Zeitung injuriös beleidigten Grafen **Auersberg** am 11. d. M., in Gegenwart zweier Zeugen von Adel, eclatante Abbitte geleiſtet, und eine Ehrenerklärung für den Grafen Auersberg in der Augsb. Allg. Zeitung vom 19. abdrucken laſſen. In einem unſerer nächſten Blätter werden wir unſeren Leſern einen **ausführlichen Bericht** über den ganzen Hergang aus **verläßlichen Quellen** mittheilen.

⁂ **Moſen's „Ahasver.“** — In Nro. 210 zeigten wir unſeren Leſern an, daß J. Moſen ſein Epos Ahasver auf Subſcription herausgeben wird und theilten die Bedingungen mit. Hier folgt — in Moſen's eigenen Worten — deſſen Auffaſſung.

Den Stoff des Gedichtes zeigt der Titel an. Die Sage von Ahasver, welcher dem Heilande auf dem Todeswege nach Golgatha die Ruhe vor der Schwelle ſeines Hauſes verwehrt hat, iſt die ausgebreitetſte in der Chriſtenheit, und doch hat die Volkspoeſie dieſe Sage ſo wenig verarbeitet und gegliedert, daß ſie immer noch in ihrer uranfänglichen rohen Andeutung von Mund zu Mund geht, ohne je von einem Dichter zu einem Kunſtwerke in höherem Sinne geſteigert worden zu ſein. Die Urſache möchte darin zu ſuchen ſein, daß dieſe Sage nicht im Chriſtenthume, ſondern im Gegenſatze zu demſelben, in der Weltgeſchichte ihre Erklärung findet. Durch eine ſolche Auffaſſung wird der Held der Sage, welcher dort nur leidend und contemplativ iſt, von ſelbſt in Thätigkeit und in Conflicte geſtürzt, hierdurch aber zum epiſchen Helden gemacht. Eine Auffaſſung in dieſem Sinne dürfte den Weg zu dem Epos der neueren Zeit andeuten; denn dies iſt die Form, in welcher eine Zeit von ihrem Standpunkte aus die Götter- und Menſchengeſchichte zu begreifen ſucht, wie das Helenenthum in der Ilias Homer's, das katholiſche Mittelalter in Dante's göttlicher Comödie. Wie weit dieſes allerneueſte epiſche Gedicht dieſe nothwendige Aufgabe zu löſen verſucht hat, will ich ſorglos der Zeit ſelbſt zum Richterſpruch anheimſtellen.

Das ganze Werk hat vier Abtheilungen. Als Eingang dient der „Bannſpruch“ mit fünf Geſängen; dann folgen die **drei** großen Friſten, in welchen Ahasver die Löſung des Fluches verſuchen ſoll; die **erſte** umſpannt den Zeitraum von Chriſti Tode an bis zur Zerſtörung Jeruſalems, — die **zweite** — bis zu Julian, dem Apoſtaten und dem vergeblich verſuchten Wiederaufbau Jeruſalems, — die **dritte Friſt** geht bis zu Muhamed und der Eroberung Jeruſalems durch die Moslemen. Jede Friſt enthält ſieben Geſänge, ſo daß das ganze Werk aus 26 Geſängen beſteht. — Möge die zahlreichſte Theilnahme Moſen's Plan fördern. Biete jeder, der in der Literatur Sitz und Stimme hat, die Hand dazu! Moſen's Unternehmen iſt ein Verſuch, die Literatur vom Buchhandel zu emancipiren! Ueberſehe dies doch ja Niemand!

⁂ Auf den diesjährigen **Deutſchen Muſenalmanach**, der Uhland's (nicht ſehr ähnliches) Porträt als Titelkupfer bringt, hat man folgendes Bonmot gemacht:

Im Muſenalmanach, anſtatt
Mit einem neuen Gedichte,
Erſchein' ich auf dem erſten Blatt
Mit einem neuen — **Geſichte**!

L. Uhland.

⁂ **Abſchaffung der Todesſtrafe.** — Der Staat Maine iſt nun wirklich mit dem ſchönen Beiſpiel vorangegangen, die Todesſtrafe aufzuheben. New-Hampſhire hat es ſogleich nachgeahmt und es iſt zu hoffen, daß das Ergebniß des Experiments in dieſen beiden Staaten von der Art ſein werde, um alle Staaten der Union zu vermögen, dieſe unmenſchliche Strafe in allen Fällen aus ihren Geſetzbüchern zu verbannen.

(Allgemeine Zeitung).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 255. 1837

Phönix.

Samſtag, 28. October.

Briefe aus Würtemberg.

(Fortſetzung).

Ja ich verkündige, wenn auch als ſchlichter Proſaiſt, das Lob und den Preis der bürgerlichen Stuttgarterinnen, denn ſchöner als dieſe werden ſie ſelbſt in dem üppigen ſchönheitsreichen München nicht angetroffen. Seht, hierin liegt der Fremden Groll und Mißvergnügen, und hier iſt die Großmacht der Stuttgarter Bourgeoiſie baſirt.

Dieſelbe Ausſchließlichkeit, wie dieſe bürgerliche, tritt zu Stuttgart auch in allen übrigen ſozialen Beziehungen hervor: der Fremde erſcheint immer als ſtörend, und nur jahrelange Bekanntſchaft vermag in einzelnen Fällen die herrſchenden Vorurtheile zu zerſtreuen.

Das Muſeum ſelbſt beſteht nur aus Coterien, Clubbs u. ſ. w., einen eigentlichen öffentlichen Anhaltspunkt hat es nicht. Die Leitung der Vergnügungen darin und des literariſchen Geſchäftsganges, wird von einer familiären, halbgelehrten Clique beſorgt, die auch das Schlechteſte anſchafft, was die ſchlechte würtembergiſche Preſſe produzirt, während von den vorzüglichſten außerſchwäbiſchen Erſcheinungen der deutſchen Literatur in all' ihren Gebieten, gewöhnlich nur auf's Geradewohl Notiz genommen wird, als ob Schwaben die ganze deutſche Intelligenz erfüllte, oder wie wenn es außerhalb Schwaben keine Welt mehr gäbe! —

In dieſer Beziehung ſteht Stuttgart, das ſeine 36,000 Menſchen zählt und das als Sitz der ſüddeutſchen Literatur angeſehen wird und angeſehen werden muß — faſt ſämmtlichen größeren Städten Süddeutſchland's nach, iſt es ſogar weiter hinter Freiburg im Breisgau zurück, von Carlsruhe, Mannheim ꝛc., deren Muſeen allgemein durch ihre Vortrefflichkeit bekannt ſind, gar nicht zu reden. In dieſem Stuttgarter Muſeum ſuchen Sie vergebens nach den erſten politiſchen Zeitſchriften Deutſchland's, die Augsburger allgemeine ausgenommen, die man wegen des Herrn v. Cotta hält. Dafür treffen Sie drei Exemplare des ſchwäbiſchen Merkurs an, den die Schwaben ſo übermäßig genießen, daß ich dieſem Umſtande ihren ſteten unphilanthropiſchen Paroxismus zuſchreiben möchte.

Eine hieher gehörige Anekdote, die mir jüngſt erzählt worden, macht ſich in meinem Kopfe als fixe Idee geltend, ſo bald ich mir einen Schwaben vorſtelle, der in den letzten Zügen liegt. Er hat die letzte Ölung ſchon genommen, und ſeiner Seele ſtünde jetzt nichts mehr im Wege, um ruhig gen Himmel zu fahren. Da aber fällt ſein Blick noch einmal auf den ſchwäbiſchen Merkur, der über dem Gebetbuche auf dem Nachttiſchchen liegt, und mit dieſem Blicke wacht auch die Begierde zum Leben auf's Neue auf. Man hatte ihm denſelben während ſeiner ganzen Krankheit vorleſen müſſen, und dieſe Lektüre legte, mehr denn Witſchel's Morgen- und Abendopfer, auf ſeines Fiebers Wunden ſtets Balſam und Troſt. Nun ſoll er heute vom Leben ſcheiden, ohne die Nachrichten des heutigen Tages noch vernommen zu haben: ſein ſterbender Blick fällt nun faſt gleichzeitig auf ſeine am Krankenbette ſtehende Tochter und dieſe erkennt auch in dem halberloſchenen Blicke noch die alte flammende Sehnſucht. Sie lieſ't ihm den ſchwäbiſchen Merkur ſo leiſe, ſo zart, wie möglich, vor, ſie fängt hinten bei den unzähligen Anzeigen, bei Kraut und Käſe, an, und hört bei der würtembergiſchen Chronik auf. Über das Geſicht des Sterbenden zieht noch einmal ein gieriges, ſeliges Lächeln und als die leſende Tochter zu der Stelle kommt, in welcher die Redaktion verkündigt, daß das Regiſter zum verfloſſenen Jahrgange gefertigt und zu jedes Abonnenten Gebrauch verſendet ſei — in dieſem Momente verſcheidet der Schwabe mit wollüſtigem Entzücken in ein beſſeres Leben, in dem der Merkur auf chineſiſchem Velinpapier edirt wird.

Hier habt Ihr das wahre Bild eines ſterbenden Schwaben, gewiß für jeden treffend, der dieſes Volk kennen gelernt. Ihn verläßt ſein neugieriges Krähwinkelthum nicht vor der Pforte der Ewigkeit!

In Stuttgart findet man in allen öffentlichen Verhältniſſen, ſo ferne ſie nicht den ſozialen coincidiren, eine ſeltene Liberalität. Hier iſt man von keinen zweifarbigen Röcken genirt, und während dieſe anderwärts zuweilen ſtörend in alle geſellſchaftlichen Beziehungen einwirken, ſind ſie es gerade hier, welche faſt einzig und allein nebſt dem höhern Beamtenſtande durch Urbanität excelliren.

Nur bei dieſer engherzigen Bourgeoiſie finden Sie ariſtokratiſche Einrichtungen, aber in dieſes Wortes härteſtem Begriffe. Ihre Excluſivität hat einen blaſſen chineſiſchen Anſtrich.

Man wird mich fragen, ob bei einem ſolchen Abſperrungsſyſteme, bei dieſer ſcheinbaren gemüthlichen Engbrüſtigkeit, nicht zugleich, um mich ſo auszudrücken, die bürgerlichen Muſen ſchweigen? Darauf muß ich, vielleicht zum Erſtaunen Vieler, eine verneinende Antwort geben. Es iſt gerade, wie wenn durch dieſe ſtarre Abgeſchloſſenheit die Geiſter und die Gemüther in ihrer originalen Färbung ſich friſcher und lebendiger erhielten. Sie ſcheinen alles Fremde deßhalb abzuwehren, um nicht ihre Penaten und das um ſie emporklimmende Familienfeuer zu profaniren.

Wenn Sie des ſpäten Abends durch die Straßen dieſer alten Stadt wandeln, durch dieſe bisweilen räucherigen und ſchlechten Straßen, auf denen nicht nur die mittelalterlichen Häuſer ſchwer und dennoch dürftig laſten, ſondern auf deren unnennbar ſchlechtem Pflaſter Sie ſich todesmüde gehen: da klingen Ihnen von hier und dorther ſtille, aber glühende Lieder entgegen, mit zartem Lautenklange begleitet, der von der Kunſt ſüßer Melodien zeugt.

Ja, bei'm dunkeln Abend, oder wenn die Nacht rings ihre ſchwarzen Schatten ausgebreitet, da können ſie ſingen und muſiziren, dieſe ſterilen und excluſiven Menſchen, daß einem darüber das eigene Herz zerſpringen möchte. Ach, nur an Melodien iſt unſer Jahrhundert reich, die Harmonien aber ſcheinen längſt aus der Welt gewichen!

Die Stuttgarter und Stuttgarterinnen, darin eine Ausnahme von den nationalen Qualitäten der Schwaben ſtatuirend, haben bisweilen nicht nur treffliche Eigenſchaften für Muſik, ſondern die Kunſt des Geſanges iſt unter den beſſern Klaſſen ſo ziemlich allgemein verbreitet. Doch hat es auch, vorzüglich in der Kirchenmuſik, ſchon hervorragende Talente unter den Schwaben im Allgemeinen gegeben, wie früher der treffliche Schubart, der geharniſchte Dichter, und in neuerer Zeit der wackere Kocher hiefür eclatante Beiſpiele lieferten. Wäre der Grundzug des ſchwäbiſchen Charakters nicht ein chriſtlich-myſtiſcher, wären ſie nicht Hexen- und Geſpenſterſeher, ich glaube, ſie wären weit muſikaliſcher, weil ihnen, wie mir aus manchen Beobachtungen erſcheint, dieſes Element gleichfalls angeboren iſt. Ihre Myſtik aber verſcheucht oder verhindert immer den hellen Ausbruch der ihnen eingebornen profanen Muſik, im Gegenſatze zur Kirchenmuſik. Vielleicht iſt in Stuttgart nur die Reſidenzluft, die überhaupt eine Feindin aller Myſtik iſt, daran ſchuld, daß die Kehlen gedeihen und die Muſik im Schwunge iſt.

Aus demſelben vorherrſchenden Motive hat der Schwabe auch keine innerliche Inclination für das Theater, für die Thaten der Bühne. Der Grundſchwabe liebt nur noch den Harlekin, wie ihn die Deutſchen nach der Reformation kennen lernten, oder eine religiöſe Comödie, worin Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geiſt durch dickleibige Jungen repräſentirt werden.

Selbſt in Stuttgart iſt, auch unter den wohllebenden Klaſſen, nicht eine Spur jener Theatermanie zu finden, wie ſie in andern Reſidenzen angetroffen wird. Es gibt ehrbare Suttgarter Bürger, die in ihrem Leben nie im Theater waren, und die, um in ihrer eigenen Lesart zu reden, alles „Comödiantenweſen" mit innerſter Seele verachten und verſchmähen. Der Stuttgarter Bürger ſetzt ſich des Abends in ſein Weinhaus, trinkt einige Schoppen ſeines ſchillernden Neckarweines, und politiſirt und räſonnirt, aber ganz im Stillen, wenn's ſein kann, weil der Stuttgarter ſeit neuerer Zeit immer gerne als ein guter Bürger paſſirt. Ludwigsburg liegt nur drei Stunden von Stuttgart, und die Reſidenz iſt ſchnell changirt. 1832 waren die Stuttgarter die Radikalſten unter den Radikalen, nebſt den dicken Bauern von Heslach, einem Dorfe ganz nahe bei der Reſidenz, deſſen Bewohner das Bürgerrecht von Stuttgart haben. Es war ſehr erbaulich, dieſe Leute in dem gedachten Jahre revolutionsſtürmend alltäglich nach Stuttgart zu den gemeinſchaftlichen Berathungen des Wohlfahrtausſchuſſes wallfahrten zu ſehen; in der Rechten hatten ſie einen bedeutſamen Knittel, auf dem Rücken ſchleppten ſie ſchweres Mehl nach, um es ſich in der Reſidenz backen zu laſſen, und den Mund hatten ſie faſt immer bis zum Erſticken mit Brod gefüllt.

Dabei räſonnirten ſie wüthend über die Regierung und das „Herrengeſindel," über die Noth der Zeiten, von jenem Geſindel erzeugt, riefen nach Brod und Freiheit mit vollgeſtopftem Munde, mit ihren dicken, feiſten, rothen Wangen, und mit dem centnerſchweren Mehl auf ihrem Rücken!

Ein einziges Wort des Königes, daß es ihm nicht länger möglich ſei, unter dieſem hungernden Volke zu leben, und daß er darum ſein Haus in Ludwigsburg aufſchlagen wolle, wo die Leute mit ihm und ſeiner Regierung noch immer zufrieden geweſen: dieſes einzige harmloſe Wort ſchlug gleich einem ſchmetternden Blitze den ganzen revolutionären Patriotismus der Stuttgarter und der Heslacher zuſammen, und in unterwürfigen Adreſſen thaten ſie das Gegentheil deſſen dar, weſſen man ſie bezüchtigt hatte.

Die Handſchuhmacher und Seifenſieder, früher die wüthendſten Revolutionäre, wurden jetzt mit Eins raſende Royaliſten, und verfluchten die Anführer des Liberalismus, die ſo drohendes Unheil über die gute Stadt Stuttgart und die unſchuldige „Burgerſchaft“ gebracht.

Ein vornehmer Wirth, als ein Ultraradikaler bekannt, bei dem daher die Leute ſeiner Geſinnung auch ſtets ſich zu verſammeln pflegten, warf, nachdem er jenen Entſchluß gehört, einige ſeiner Gäſte fluchend zur Thüre hinaus, und rannte zum Magiſtrat, demſelben ſeine guten Geſinnungen gegen den König zu inſinuiren.

(Fortſetzung folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

106) **Molière's** ſämmtliche Werke, überſetzt von L. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, F. Freiligrath, W. v. Lüdemann, M. Runkel, E. Weyden, O. L. B. Wolff, L. Lax u. A. Herausgegeben von **Louis Lax.** Erſtes Bändchen. Aachen und Leipzig, J. A. Mayer. 1837.

Man ſollte es kaum glauben, daß **Molière**, einer der größten Geiſter, welche je wirkten, bei uns Deutſchen, die wir ſo zu ſagen die Lebenselemente aller Nationen in unſer Fleiſch und Blut verwandelten, nur ſehr oberflächlich bekannt iſt, — Molière, deſſen Komödien längſt nicht mehr ſeinem Vaterlande allein, in welchem ſie den Inbegriff eines Jahrhunderts darſtellen, ſondern der Welt angehören, Molière, den man nur mit Shakespeare und Calderon zugleich nennen kann. Und dennoch iſt uns in Deutſchland ſein Name nur eine Autorität, die meiſten jener Werke kennen wir nur als Tradition. Wie viele, die vom malade imaginaire, vom Tartuffe, vom Miſanthrope ſprechen, haben dieſe Stücke geleſen? und wenige Stücke, wie z. B. „der Geizige“ und „der Tartuffe“ ſind durch Zſchokke auf unſre Bühne verpflanzt worden, das iſt faſt alles, was man von Molière im größeren deutſchen Publikum kennt, denn die Bearbeiter jener älteren deutſchen Localopern, wie des „Rochus Pumpernickel,“ „des Neuſonntagskindes“ u. a., verſchwiegen wohlweislich, aus welchen Quellen ſie ihre, das Zwerchfell erſchütternden Motive entlehnten. Unſerm Zſchokke bleibt um Molière daſſelbe Verdienſt, welches Schröder ſich um Shakespeare erwarb.

Gerade jetzt, da die Armuth unſerer deutſchen Bühne an Originalluſtſpielen beinahe lächerlich geworden iſt, ſcheint mir der Gedanke des trefflichen Lax (eines Schriftſtellers von ächt franzöſiſcher Eleganz), endlich eine Ueberſetzung von Molière's ſämmtlichen Werken im Metrum des Originales zu veranſtalten, ein ſehr glücklicher, deſſen Ausführung wohl auch für die Produktivität anregend wirken dürfte; was mich dies hoffen läßt, iſt der eclatante Erfolg, den vor nicht ſehr langer Zeit die Aufführung eines Molière'ſchen Meiſterwerkes auf der Dresdener Hofbühne errang; möchte doch die von Lax veranſtaltete neue Ueberſetzung bald mehre andere Bühnen zu ähnlichen Verſuchen veranlaſſen!

Der Herausgeber hat ſein Unternehmen mit einer kurzen Biographie Molière's eröffnet und in dem erſten Bändchen den „Médecin malgré lui“ wahrhaft vortrefflich übertragen; dieſe Ueberſetzung lieſ't ſich — unbeſchadet ihrer Treue — wie ein deutſches Original. O. L. B. **Wolff** überſetzte „die Schule der Männer,“ eines der feinſten und köſtlichſten Stücke Molière's. Ohne dem bewährten Talente meines Freundes nahe treten zu wollen, muß ich jedoch hier bekennen, daß, meiner Meinung nach, ſeine Freiheit in der Behandlung des Versmaßes ſich nicht als vortheilhaft erweiſ't; gewiß war es die Beſorgniß, daß die Anwendung des reinen Alexandriners im Deutſchen Monotonie hervorbringe, der Grund, welcher ihn beſtimmte, die rhythmiſchen Freiheiten des antiken Senarius anzuwenden; indeſſen iſt gerade der Alexandriner bei'm metriſchen franzöſiſchen Luſtſpiel etwas ſo durchaus Charakteriſtiſches, daß deſſen ſtrenge Form im Deutſchen höchſtens Modificationen der Reimfolge geſtattet, wie ich ſie mir bei Uebertragung des „étourdi“ erlaubte. Ueber letztere, von welcher das erſte Bändchen den erſten Act (bis auf ein paar Verſe) bringt, ſteht mir natürlich kein Urtheil zu; nur muß ich hier bemerken, daß ſich einige Druckfehler einſchlichen, von denen einer (eigentlich eine Verſchiebung des Satzes) mich in den Verdacht, einen Neunfüßler gemacht zu haben, bringen kann, während ich mir nur erlaubte, einen Alexandrer in der Mitte abzubrechen, um ein Wortſpiel nicht aufzuopfern.

107) **Regina Sidonia.** Hiſtoriſcher Roman aus dem öſterreichiſchen Succeſſionskriege, von **Bohemus.** (G. Ortz). Zwei Theile. Bunzlau, Appun. 1837.

Die Schickſale eines franzöſiſchen Fräuleins, welches von einer böhmiſchen Grafenfamilie adoptirt worden, hauptſächlich deren Abentheuer auf einer Flucht, bilden den intereſſanten Vorwurf dieſes Romanes, deſſen Hintergrund die Kriegsläufte in Böhmen zu Zeiten Karl's VII. und Marien Thereſien's treu und mit Energie gemalt ſind. Die Charaktere, beſonders des Marquis de Sechelles, des muthigen Fräuleins und der alten Generalin ſind conſequent durchgeführt.

108) **Novellen und Erzählungen**, von Dr. E. **Brinkmeier.** Braunſchweig, Meyer sen. 1837.

Acht Erzählungen, deren anſprechende Erfindung durch eine gefällige Darſtellung gehoben wird. Am gelungenſten ſcheinen mir die ſagenartigen Stoffe, wobei zu bemerken, daß das Verdienſt der Erfindung dem Erzähler gebührt, der ſeine Elemente ſo gut zu verbinden und nationell zu färben verſtand, daß die daraus entſtandenen Erzählungen mehr oder minder leicht für Bearbeitungen wirklich vorhandener Sagenſtoffe genommen werden können.

109) **Die alte Jungfer.** Scenen aus der Provinz nach der Reſtauration, von **Balzac.** Breslau, Leuckart. 1838.

Eines der originellſten Werke des franzöſiſchen Modeerzählers. Der gazellenartigen Lebhaftigkeit des Originals im Deutſchen nachzukommen, alle die Fineſſen deſſelben ſo viel wie möglich wiederzugeben, iſt keine Kleinigkeit; der anonyme Ueberſetzer leiſtete darin, ſoviel man nur verlangen kann.

La première Fourchette de Paris.

Ganz kürzlich iſt Herr von Cuſſy im einundſiebzigſten Jahre geſtorben. Wer kennt Paris und nicht den Herrn von Cuſſy, den erſten Gaſtronomen unſerer Zeit, den Mitbewerber von Brillat Savarin in der ächten Feinſchmeckerei? Herr von Cuſſy, der Sohn eines Marquis, war noch junger Offizier bei'm Ausbruch der Revolution, wanderte aus, widmete ſich aus eigenem Antriebe der höhern Kochkunſt und ſtudirte mit Eifer alles, was Deutſchland's, England's, Italien's, — ja ſelbſt Rußland's genialſte Feinſchmecker zur Förderung dieſer Wiſſenſchaft geleiſtet. War er gleich ein Franzoſe, ſo kann man ihn doch des Vorurtheils für ſeine vaterländiſche Wiſſenſchaft nicht beſchuldigen; ſchon 1815 ließ er dem Roaſtbeef völlige Anerkennung widerfahren, und man kann mit Recht ſagen, er war der erſte

Franzoſe, der großmüthig und unpartheiiſch genug war zuzugeben, daß eine engliſch zubereitete Hammelskeule von ſeinem gebildeten Chriſtenmenſchen verſchmäht werden könne.

Als Napoleon Kaiſer wurde, kehrte er in ſein Vaterland zurück und empfing, ſtatt Rang und Vermögen eines Marquis, bloß einen Freiherrntitel und einen Kammerherrnſchlüſſel. Herr von Cüſſy bewunderte Napoleon's Kriegertalent, fand aber deſto mehr zu tadeln an ſeinem Geſchmack. Was letztern betrifft, brachte der große Herrſcher es höchſtens bis zum Unterlieutenant. Die Reſtauration konnte unſerm Marquis den kaiſerlichen Baron nie vergeben; ſelbſt Ludwig der Achtzehnte, der ſeine Talente zu würdigen verſtand, ſcheiterte an den Vorurtheilen ſeiner Höflinge, wiewohl er ihn gar zu gern zum Aufſeher der königlichen Leibmahlzeiten ernannt hätte. Herrn de Cüſſy blieb nichts übrig, als ſich ſelbſt ein Amt aufzuſuchen, nicht weniger einträglich und ſeiner Eigenthümlichkeit zuſagend, als der Poſten eines Kammerherren; er wurde Controleur der Märkte von Poiſſy und Sceaux, ſo, daß kein feiſter Ochſe für die Hauptſtadt eingekauft werden konnte, ohne daß er davon Nachricht hatte und ihn beſichtigte.

Doch die beſte Weiſe, dieſen merkwürdigen Mann unſerer Zeit zu ſchildern, iſt eine kurze Mittheilung ſeines täglichen Treibens. Er ſtand nicht früher auf, als nöthig, um eilig ſich auf den Weg zu machen, an den Tagen, wo ſein Amt ihn auf den Viehmarkt rief. Sein Frühſtück war immer ein ausgeſuchtes und merkwürdiges. War dies Geſchäft beendigt, ſo kehrte er in die Stadt zurück und fand ſich innerhalb der zwölf Pariſer Arrondiſſements jederzeit an demjenigen Tiſche ein, auf welchem das vorzüglichſte Mahl angerichtet wurde. Wie er dies erfuhr, wie er immer auf die rechte Fährde gerieth, blieb der Welt ein Räthſel, doch wo es irgend ein köſtliches Mittagsmahl gab, konnte man ſicher darauf rechnen, Herrn von Cüſſy hinkommen zu ſehen, und überall nahm man ihn freundlich auf; wer ihn zum Gaſt hatte, konnte ſich rühmen, das ausgeſuchteſte Diner gegeben zu haben. Nach der Mahlzeit ſah man Herrn von Cüſſy in dieſer oder jener Soirée, und von da ging er in den Club, wo er meiſtens Zuſchauer blieb, oder auch bisweilen ſein Glück verſuchte, bis der Tag anbrach. Andere pflegten dann wohl übernächtig das Lager zu ſuchen; nicht ſo Herr von Cüſſy, der unverweilt ſich auf den Fiſchmarkt begab, jeden vielverſprechenden Seefiſch, jeden ſtattlichen Flußkoſter beäugelte und genau Acht gab, für welchen Kennerhaushalt das Appetitlichſte und Köſtlichſte eingekauft wurde. Nun wußte er auch, wo er das nächſtemal ſpeiſen würde.

Seine Freunde ließen ihm die folgende Grabſchrift ſetzen:

Ci-gît De Cussy,
La première Fourchette
de Paris.

Feuilleton.

⁂ Sittenverderbniß zu Mexiko. — „Die Sitten," ſchreibt Michel Chevalier von Mexiko aus, „ſind, äußerlicherweiſe, hier nicht völlig ſo verderbt bei der Ariſtokratie, als zu Lima und in Braſilien. Die Ausſchweifung nimmt ſich zum wenigſten die Mühe, ſich zu verbergen. Uebrigens ſchwinden Ehrlichkeit und Zartgefühl immer mehr. Ehre iſt ein Wort, welches bald nur mehr bei Spielſchulden einen Sinn haben wird . . . Der Eid iſt eine Myſtifikation, der Freimuth ein Betrug, die Gerechtigkeit eine Räuberei. Der Diebſtahl iſt in die Nationalſitten übergegangen; vornehme Damen excelliren, wie man ſagt, in der Kunſt, in den Magazinen ein Halstuch oder einen Schleier zu eskamotiren. (Aehnliches wurde kürzlich von römiſchen Damen berichtet). Die Frauen der niederen Stände ahmen das Beiſpiel der Vornehmen nach. Es gibt Läden zweiten Ranges in Mexiko, deren Eigenthümer den Werth des jährlich Entwendeten auf 10,000 Fr. anſchlagen." Auch herrſcht noch immer hier eine ungeheure Spielſucht. „Man hat mir einen Pfarrer genannt, der jedes Jahr nach Sankt Auguſtin bei Mexiko mit einer Summe von 80,000 Fr. komme. Er reitet an das Fenſter eines Spielhauſes, reicht, ohne abzuſteigen, ſeinen Beutel mit Gold hinein, um ihn auf eine Karte ſetzen zu laſſen. Ob er verliere oder gewinne, — ohne ſein Geſicht zu verändern — reitet er ſofort nach ſeinem Dorfe zurück.

⁂ Die Schweizer gemeinnützige Geſellſchaft hat in den letzten Tagen des Auguſt ihre Jahresverſammlung zu Genf gehalten, wo aus 13 Kantonen ſich 300 Mitglieder eingefunden hatten. Allgemein wichtige Fragen bildeten die Gegenſtände der Verhandlungen. Unter andern wurde für eine Sekundärſchule in Schwyz, welche dortige Bürger gegen den Einfluß der Jeſuiten geſtiftet, ein Beitrag von 1000 Franken votirt.

⁂ Vermehrung der Schülerzahl in Frankreich. — Den Debats zufolge hat die Zahl der Schüler in den Jahren 1833 bis 1836 in folgender Weiſe zugenommen:

	1833:	1834:	1835:	
die juriſtiſche Fakultät hatte	4,467	4,897	5,137	Schüler,
„ mediziniſche — —	2,013	2,446	2,678	—
„ Secundärſchulen hatten	59,275	59,926	66,904	—

Die Zahl der Knaben, welche im Jahre 1829 die Primärſchulen beſuchten, betrug nur 969,340; im J. 1833 war ſie auf 1,200,715 und 1834 auf 1,697,391 geſtiegen.

⁂ Denkwürdigkeiten eines Gefangenen. — Bei Buchhändler Ladvocat in Paris ſollen in dieſen Tagen die Memoires d'un prisonnier d'etat du Spielberg erſcheinen, deren Vfr. Alexander Andryane, ein Leidensgenoſſe des Grafen Gonfalonieri, kürzlich in einem franzöſiſchen Blatte (dem Journal de Commerce) ein erſchütterndes Bild von der Verurtheilung ſeines kranken Freundes entworfen.

⁂ Ein israelitiſcher Sheriff für London. — Die Stadt London hat Herrn Moiſes Montefiore zum Sheriff für London und Middleſex erwählt. Der engliſche Courier ſieht dieſe Wahl eines Israeliten zu einem ſo wichtigen Amte als hoffnungsreiche Vorbereitung zur Wahl von Israeliten in das Unterhaus an, falls die Lordskammer ſich noch länger deren Emanzipation widerſetzen ſollte.

⁂ Zunahme des Verbrauch's geiſtiger Getränke in Großbritannien. — Im vereinigten Königreich wurden an geiſtigen Getränken verbraucht:

im Jahr 1817 . . . . 9,200,000 Gallonen,
„ „ 1827 . . . . 18,200,609 —
„ „ 1836 . . . . 26,745,000 —

Während die Bevölkerung in 20 Jahren ſich nur um 33% vermehrt, hat der Verbrauch der geiſtigen Getränke ſich verdreifacht! Im Durchſchnitt kam 1820 auf jeden Einwohner eine, im J. 1833 aber $1\frac{1}{2}$ Gallone.

⁂ Orient und Occident. — Bisher hatten die reichen Indier, vom brahmaniſchen wie vom muhammedaniſchen Glauben, ein Vorurtheil gegen das Reiſen nach Europa. Ram-Mohun-Roy, der die verſöhnende Wahrheit in England und Frankreich — geſucht, hat die Bahn gebrochen. Jetzt hören wir, daß auch der muhammedaniſche Prinz Jamh-ud-Din, deſſen Familie ein anſehnliches Reich in Indien beherrſcht hatte, im v. J. ſich in England aufgehalten. Er hat dort oſtindiſche Stock's angekauft, die ihm nun ein bedeutendes Stimmrecht bei der brittiſchen Verwaltung ſeines Vaterlandes ſichern.

⁂ Preisaufgabe für Somnambulismus. — Dr. Burdin zu Paris hat bei der dortigen Akademie der Medizin 3000 Fr. hinterlegt für denjenigen, der durch Thatſachen beweiſen würde, daß die Somnambulen durch einen anderen Sinn ſehen als mittelſt der Augen. Die Akademie hat eine Commiſſion ernannt, beſtehend aus den Herren Gérardin, Huſſon, Double, Chomel, Louis, Moreau und Dubois welche dieſe Frage zur Entſcheidung bringen ſollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 256. 1837.

Phönix.

Montag, 30. October.

Briefe aus Würtemberg.

(Fortſetzung).

Ich war verpflichtet, dieſer intereſſanten Vorfälle hier epiſodiſch zu erwähnen, da ich vom ſpießbürgerlichen Charakter des Stuttgarters rede. Ich muß es wiederholen: der ſolide Stuttgarter Bürger beſucht nie das Theater; ſeine Töchter läßt er hinein, weil ſeine Frau ihm ſagt, es ſchicke ſich ſo, Fräulein Luiſe müſſe doch auch, ſo zu ſagen, zeigen, daß ſie Geſchmack an den ſchönen Künſten habe; dieſer Geſchmack gehöre ja jetzt zur Mode und zum „**bong — tong.**" —

Der Bürger aber ſchimpft über den guten Ton, der ihn um „nichtsnutziger" Dinge willen um ſein gutes Geld bringt, und lobt die Pietiſten, die das Theater für einen Tempel Babel's verſchreien, worin Zöllner den heidniſchen Göttern opferten. Der Stuttgarter Theater-Ruhm iſt überhaupt nicht ſo real, wie man der Welt ſchon weiß machen wollte; weder in Bezug auf ein athenienſiſches Publikum, das man der Bühne parallel ſetzte, noch in Hinſicht auf die Leiſtungen der letztern. Wer nicht aus innerſtem Drange, aus wahrhaftiger Liebe zur Kunſt in das Theater ſich begibt, wen die Langweile, die Mode und ſein Indifferentismus hineintreiben, deſſen Geſchmack wird nicht ſo leicht gebildet werden, und in Extaſe wird er ſo bald nicht zu verſetzen ſein. Ich glaube nicht, daß das Stuttgarter Publikum Geſchmack hat, mindeſtens nicht eine ideale Linie jenes Geſchmackes, wie wir ihn in den meiſten norddeutſchen Städten treffen. Aber trotz dieſes, die Kunſt und die Künſtler allerdings lähmenden Indifferentismus, könnte eine gute Bühne nicht um ſo minder Vortreffliches wirken, ja nach und nach gerade könnte ſie alle Spur jener Indifferenz verwiſchen. Denn da der Schwabe ein inneres tiefes Leben durchlebt, ſo wäre, trotz der vielen Hemmniſſe, welche ſeine geſellſchaftlichen Begriffe, ſeine Anſchauungsweiſen und ſeine angebornen quaſi-myſtiſchen Tendenzen ihm entgegenſetzen, der ſchlummernde dramatiſche Gott in ihm gleich wohl früher oder ſpäter zu wecken. Aber ſo lange die Bühne in Stuttgart Bedeutung hat, ſtund keine Intendanz an ihrer Spitze, die entweder durch Geſchmack, äſthetiſche Bildung, noch durch ein ernſtes, aufrichtiges Beſtreben, das Publikum von den Brettern herab zu bilden oder zu begeiſtern, ſich ausgezeichnet hätte. Das Theater wurde ſtets, und nach den enggeiſtigen Anſichten des gegenwärtigen Intendanten vornehmlich für ein Converſationshaus, für eine Spaßmachers-Anſtalt angeſehen und nach dieſen Anſichten behandelt. Herr Graf von Leutrum meint es gewiß in ſeiner Weiſe gut, aber für ein ſolches gutes Gemüth iſt ihm wenig Dank zu wiſſen. Von relativ vortrefflichen Künſtlern und Künſtlerinnen wird durchgängig nur Mittelmäßiges geleiſtet; aus dem Grunde, weil im Repertoire gleichfalls durchſchnittlich nur die Mediocrität vertreten wird. An der Stirne des Inſtitutes thront anſtatt lebendiger geiſtiger Freiheit, eine gewiſſe ſervile Unrechnungsfähigkeit, und die Stelle der Grazien und Muſen hat eine kahlköpfige Philiſterei eingenommen.

Der Zuſtand der Stuttgarter Bühne wie der meiſten ſüd- und wohl auch norddeutſchen, iſt ein ziemlich jämmerlicher, und ich werde mir die Freiheit nehmen, dieſe Behauptung an dem geeigneten Orte vom gehörigen Standpunkte aus rückſichtslos zu beleuchten.

Im Gebiete der bildenden Kunſt haben einzelne vielbekannte Schwaben Bedeutendes geleiſtet; doch iſt mit beſonderm Bezug auf Malerei der Geſchmack der Schwaben und ihre Anſicht dieſer Kunſt ein ziemlich barbariſcher. Auf dem Lande gilt ein Maler überhaupt nur ſo viel als ein *Häuſeranſtreicher*, in Stuttgart gibt's vornehme Bürger, die dieſelbe Anſicht haben, einen Künſtler dieſer Art ſehen ſie über die Achſeln an. Darum gedeiht die Kunſt in Stuttgart und dem geſammten Würtemberg nicht; von oben, woher in Dingen dieſer Sphäre die vornehmſte Anregung ausgehen ſoll, kommt kein belebender Impuls, und bloß der menſchlichen Eitelkeit verdanken einige eben nicht bedeutende Maler und Lithographen ihre precäre Exiſtenz in Stuttgart.

Warum thut die Regierung ſo wenig in dieſem Punkte? Iſt es denn nicht der Poeſie zunächſt die bildende Kunſt, die alles *Schöne* verherrlicht und das *Gute verſchönt*? Und waren die alten Griechen, die in beiden Künſten ſo groß waren, keine vortrefflichen Bürger?! Seht nach München, wo die Kunſt erſproßte in hochherrlicher Blüthe! Und ſind nicht dennoch die Münchener wackere, ruhige Bürger, die Schiller's Worte von der Bürgerpflicht nicht wie die Schwaben im Munde, ſondern im Herzen tragen? —

Ich ſchließe mit einem Aufrufe an die würtembergiſche Regierung, ſich der verlaſſenen Künſte anzunehmen! Mit dem Wachsthum ihrer Blüthen wird auch das verkümmerte ſoziale Leben in Stuttgart und Würtemberg tiefere und freundlichere Wurzeln faſſen; die lange in ſich ſelbſt verſenkten Gemüther werden endlich nach Außen ſich ergießen und die fremde Menſchheit mit größern Fühlhörnern, als bisher, betaſten. Wie, der Schwabe ſollte noch länger und länger in dieſen engen Feſſeln der Sozietät verbleiben!

Habt ihr denn, die man euch, weil ihr den größten Theil der ſüddeutſchen Literatur beherbergt, ſchon die Vorkämpfer der ſüddeutſchen Kultur geheißen hat, keinen größern Ehrgeiz? Wollt ihr dieſen Ruhm dadurch zu Schanden machen, daß man euch im großen Menſchheitsbunde die Krähwinkler nennt, die zu einem eigentlichen Philanthropismus ſich nicht erheben können! Dehnt eure Gemüther einmal in die Welt und in die fremden Berge hinaus, und wahrlich, wie höher dann hier eure Gefühle in dem großen Menſchheitsmeere ſchwelgen, und wie um ſo feſter und kecker euer Blick zum Himmel emporſchwebt, der bisher immer an der Spitze der ſchwäbiſchen Alp iſt hangen geblieben — alſo auch um ſo theurer werden euch eure lieblichen Thäler und eure Berge werden!

Ihr ſeid vor Jahrhunderten die kühnſten und tapferſten Streiter geweſen wider die Feinde des Chriſtenthums, und wie mit der Hand ſo mächtig, ſo kämpftet ihr auch mit dem Liede, daß euch allein beinah' der deutſche Minneſold zu Theil geworden. Aus eurer Mitte gingen gewaltige Ideen aus, Ideen der deutſchen Freiheit waren's, Ideen eines großen herrlichen Vaterlandsbundes wider die Welſchen und wider alle andern eurer Erbfeinde. Damals fühltet ihr euch im höchſten Sinne des Wortes *Deutſche*; ihr ſchluget deutſche Schlachten, ihr ſanget deutſche Lieder, und ihr wurdet die Schildträger der deutſchen Treue genannt. Jahrhunderte ſind ſeitdem an euch vorübergegangen, in euren Bergen ſtehen noch ſtumme aber mächtige Zeugen, an die alte Herrlichkeit eurer Thaten, an die Geſinnungen eures Geiſtes euch gemahnend. Die Stürme der Zeit haben die Burgen eurer Edlen in Ruinen verſchüttet, aber über ihrem Schutte herrſcht noch ihrer Ehre Glanz: das macht, der alte Geiſt hat bis jetzt unſichtbar in ihnen fortgewaltet. Wie ſteht es aber um euern Geiſt ſeit jenen Zeiten? Aus *thatkräftigen Deutſchen* ſeid ihr *einſeitige Schwaben* geworden; aus Weltbürgern Spießbürger; aus Helden wurdet ihr ſylbenſtechende Magiſter, mit gepuderten Köpfen und einem ſcheuen Blicke, der über euern Schwarzwald kaum hinausreicht.

Wollt ihr Spießbürger und engherzige Sylbenſtecher, und das ſowohl in der Politik wie im öffentlichen Leben, bleiben? Meinethalb: Aber wenn einer unſerer Enkel einſt die deutſche Geſchichte dieſes Jahrhunderts ſchreibt, dann wird er mit einem Norddeutſchen, der euch jüngſt in euren Bergen geſehen, an den Schluß ſeines letzten Kapitels ſetzen: Trauriges Schwabenthum! —

(Fortſetzung folgt).

Die deutſch-römiſchen Pilgrime.

Zweiter Akt.

Wir haben in Nro. 189 berichtet, was Maßen auch von Deutſchland aus gelehrte Pilgrime ſich nach Rom begeben, um den Papſt — zu bekehren. Wollte de *Lamennais* ihn demokratiſiren, ſo wollten die Herren *Braun* und *Elvenich* ihn *hermeſianiſiren*, oder, was ſo ziemlich daſſelbe iſt — *rationaliſiren*. Die deutſchen Pilgrime haben hiermit dieſelbe gute Meinung und Ehrlichkeit an den Tag gelegt, wie die franzöſiſchen; freilich aber auch eine gleich naive Unbedachtſamkeit und eine noch weit größere theilweiſe Bornirtheit. De *Lamennais* hoffte nur, den Papſt zu einem Genieſtreich zu begeiſtern, indem er ihn bewegen zu können vermeinte, die Gläubigen einigermaßen von der unbedingten Autorität der überkommenen Kirchenſatzungen zu emanzipiren. Nachdem aber „*Rom geſprochen*,“ verwog er ſich nicht, auf Rückruf des Ausſpruchs anzutragen, ſondern beugte ſich erſt, ſo gut er eben konnte, und fuhr, nachdem er ſich auf einen Augenblick hatte nöthigen laſſen, ſich völlig zur Erde zu werfen, alsbald ſchnellkräftig federnd wieder empor, um fortan auf eigenen Füßen zu ſtehen und nun mit Bewußtſein, wie früher unbewußt — *ſein eigener Papſt zu ſein*. — Anders die Herren *Elvenich* und *Braun*, über deren *römiſche Händel*, da ſie ein Gegenſtand der Journalberichte und hierdurch des Taggeſpräches geworden, wir Einiges zur Orientirung hier andeuten wollen.

Georg Hermes, Doktor der Theologie und Philoſophie, hatte als Profeſſor der Theologie zu Münſter in Weſtphalen im J. 1818 eine „Einleitung in die chriſtkatholiſche Theologie“ herausgegeben, gegen welche, obgleich ſie ohne Approbation der kirchlichen Behörde erſchienen, damals weder von den dortigen ausgezeichneten Theologen, — einem Katerkamp, Kiſtemaker, Brockmann u. A., — noch von dem jetzigen Erzbiſchof von Cöln, der zu Münſter in hohem kirchlichem Amte ſtand, ein Widerſpruch erhoben wurde. Vielmehr genoß Hermes, ſowohl als Lehrer wie als Schriftſteller, eines ungewöhnlichen Vertrauens bei allen geiſtlichen Behörden, und eines noch ſeltenern bei ſeinen Schülern, die ihm bis zur heutigen Stunde eine ausgezeichnete Verehrung bezeigen. Im Sommer 1820 wurde er als Profeſſor der Theologie auf die neugeſtiftete Univerſität Bonn berufen, wo ihm — dem Vernehmen nach, „ein ungewöhnliches Vertrauen“ von der hohen und niederen Geiſtlichkeit entgegenkam, und „ſeine Wirkſamkeit als Lehrer ſchnell einen großen Umfang gewann.“ *) Wirklich dürfte ſeine Lehre jetzt in Deutſchland verhältnißmäßig die meiſten Anhänger unter den katholiſchen Geiſtlichen und Lehrern zählen, da die Beſtrebungen Möhler's in Tübingen, Baader's in München und Günther's in Wien, ſo wie der Anticölibatair's in Baden und Schleſien, bei Ermangelung eines durchgebildeten Syſtems, es bis jetzt auch nicht zur Bildung einer compakten Schule und Parthei zu bringen vermocht haben. Sehr bald hingegen traten Schüler des Hermes mit einzelnen Abhandlungen und demnächſt mit einer eigenen Zeitſchrift hervor, um den philoſophirenden Demonſtrationen ihres Meiſters ein größeres Publikum zu gewinnen.

Das Charakteriſtiſche der Hermes'ſchen Lehre beſteht aber der Hauptſache nach in Folgendem:

Wie Hegel in ſeiner Enzyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften, deren erſte Auflage im Jahre 1817 erſchienen, die Forderung aufgeſtellt, daß „der Wiſſenſchaft die gänzliche Vorausſetzungsloſigkeit an Allem, — der Entſchluß, rein denken zu wollen, vorangehen ſolle,“ eben ſo ſprach Hermes in der Vorrede zu ſeiner, im Jahr 1818 herausgegebenen „Einleitung in die chriſtkatholiſche Theologie“ den Wunſch aus: „daß ſeine Leſer eben ſo frei von aller vorgefaßten Meinung und mit ſo ganz rückſichtsloſer Begierde nach Wahrheit leſen und prüfen mögen, als er geſchrieben habe.“ Wie Hegel — ging er alſo, wie er ſelbſt anderwärts erklärt, — von der „Überzeugung“ aus: „daß in der Wiſſenſchaft keine Autorität, weder neue, noch alte, etwas gilt, ſondern daß in ihr nur das unerſchütterlich feſt ſteht, was durch abſolute Nöthigung der theoretiſchen und der praktiſchen Vernunft geſtützt iſt.“ *) So verſichert er denn auch ausdrücklich, „daß er bei allen dieſen Arbeiten den Vorſatz auf's Gewiſſenhafteſte erfüllt, überall, ſo lange als möglich zu zweifeln, um da erſt definitiv zu entſcheiden, wo er eine abſolute Nöthigung der Vernunft zu ſolcher Entſcheidung vorweiſen konnte; ...“ denn „er habe eingeſehen, daß es für Menſchen kein ſicheres Kriterium der Wahrheit gebe, außer die Nothwendigkeit allein.“ **)

Die Nöthigung zum Fürwahrhalten im Theoretiſchen entſpringt ihm nun allein aus dem Satz, daß Alles einen Grund haben müſſe; die Nöthigung zum Fürwahrannehmen im Praktiſchen aus dem oberſten Pflichtgebot: „ſuche die Menſchenwürde in dir und Anderen rein darzuſtellen,“ d. h. „achte und fördere in dir und Anderen Intelligenz, Freiheit und Wohlwollen.“ Erſt aus jenem Satze und dieſem Gebote ſucht er dann das Daſein Gottes, der unmittelbaren göttlichen Offenbarung und der Unſterblichkeit zu erweiſen. ***) Doch geſteht er, daß, obgleich „mit dem Glauben an Wunder eine übernatürliche göttliche Offenbarung ſtehe und falle,“ dieſelben „der theoretiſchen Vernunft unerweislich ſeien,“ und erklärt dann, die praktiſche Vernunft fordere nur dann Annahme wahrer Wunder, „wenn irgend eine moraliſche Nöthigung dazu ſtattfinde,“ d. h. „wenn es uns ohne dieſe Annahme unmöglich ſein würde, irgend eine ungezweifelte Pflicht zu erfüllen.“ †) Eben ſo lehrt er, daß die praktiſche Vernunft nur dann die Annahme einer übernatürlichen Offenbarung gebieten könne, wenn dieſelbe „ihre Belehrung zunächſt auch über natürliche Pflichten verbreite,“ und wenn ihre Lehren „mit der moraliſchen Vernunft und insbeſondere mit den natürlichen Pflichten übereinſtimmen.“ ††)

Soviel liegt nun wohl zu Tage, daß Hermes hiermit gerade wie Kant in ſeiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ — der Vernunft die Ober- und Alleinherrſchaft, und der rein vernünftigen Idee von allgemeiner Menſchenwürde und der daraus entſpringenden natürlichen Menſchenpflicht die höchſte, geiſtige Macht und Gewalt zuerkannt. Es erklärt ſich hieraus, wie er dann, eben wie Kant, unter der freiaufſtrebenden, unverdorbenen Jugend zahlreiche, innige Verehrer gefunden, da er ſich in allen ſeinen Arbeiten als gewiſſenhafter und von der Heiligkeit des Sittengeſetzes tiefdurchdrungener Forſcher erwies. Solche Lehren und ein ſolcher Charakter werden zu jeder Zeit und vor Allem in unſerem ehrlichen Deutſchland ihre Wirkung nicht verfehlen. (Schluß f.)

---

*) Die Wahrheit in der Hermes'ſchen Sache zwiſchen der kathol. theol. Facultät zu Bonn und dem Hrn. Erzbiſch. v. Cöln. Darmſt. 1837. S. 6. — Dieſe Flugſchrift iſt, ſicherem Vernehmen nach, von dem Regierungsbevollmächtigten, Hrn. Rehfuß zu Bonn unter Mitwirkung einiger kathol. Theologen verfaßt, beleuchtet die Sache aber nur von dem untergeordneten ſtaatsgeiſtlichen Standpunkte aus.

*) Einleitung in die chriſtkatholiſche Theologie. 2. Aufl. 1831. I. S. 575.

**) Ebd. Vorr. S. X. XI.

***) Ebd. I. §§ 14 f. 30 f. und 46 f.

†) Ebd. I. S. 575—577. [illegible]

††) Ebd. S. 550.

Feuilleton.

*** **Die Preisvertheilung der königl. Akademie der ſchönen Künſte zu Paris** hat am 7. d. M. Statt gefunden. Sie wurde eröffnet durch eine von Herrn Chollet componirte Ouvertüre, nach welcher Herr Quatremère de Quincy eine von ihm gefertigte Notiz über das Leben und die Werke des verewigten Carle Vernet vorleſen ließ. Dann folgte der Bericht, den Herr Garnier über die Werke der königl. Penſionairs bei der franzöſ. Akademie zu Rom erſtattete. Eben als man nun zur Preisvertheilung ſchreiten wollte, kündigte der Präſident an, daß Herr Leſueur, Profeſſor am Conſervatorium, dem die Kunſt die beiden Werke: „la Caverne“ und „les Bardes“ verdanke, und Lehrer des jungen Beſozzi, dem der große Preis der muſikaliſchen Compoſition ertheilt werden ſollte, vor wenig Stunden (77jährig) geſtorben ſei. Dann wurden die Preiſe vertheilt. In der Malerei erhielt den erſten großen Preis M. J. Murat (30 J. alt), Schüler von Regnault und Blondel; den 2ten großen Preis Th. Couture (22 J.), Schüler von Gros und Delaroche; den *deuxième second* (sic) grand prix N. Briſſet (27 J.), Schüler von Picot; den *troisième* second grand prix B. Quignet (30 J.), Schüler von Regnault und Blondel. In der Sculptur den 1ſten Preis L. Chambard (26 J.), Schüler von David; den 2ten M. B. Nain (19 J.), Schüler von Pradier; den zweiten 2ten großen Preis C. Gruyère (24 J.), Schüler von Ramey ſen. In der Architektur wurden die Herren Guénepin, Hénard und Dury gekrönt. Für die hiſtoriſche Landſchaft erhielt den erſten großen Preis F. Buttura (25 J.), den 2ten H. Lanoue (25 J.), den zweiten 2ten H. Benouville (22 J.); endlich in der Muſik: den 1ſten großen Preis D. Beſozzi (23 J.); den 2ten großen Preis J. Chollet (22 J.); den zweiten 2ten großen Preis F. Gounod.

*** **Wege nach Oſtindien.** — Das Reſultat der auf Befehl der engliſchen Regierung durch den Oberſten Chesney ausgeführten Expedition nach dem Euphrat, die anfangs vorigen Jahres unternommen und nach unſäglichen Mühſeligkeiten anfangs dieſes Jahres beendigt wurde, iſt, daß jetzt vier Wege von London nach Bombay vorgeſchlagen ſind, welche Zeit und Koſten bedeutend erſparen würden, nämlich: 1) Von London zur See über Malta, Konſtantinopel, Trabiſond, und zu Lande durch Perſien mit Poſtpferden binnen 50 Tagen hin und in 60 Tagen zurück. 2) Von London aus längs dem Rhein und der Donau nach dem ſchwarzen Meer bis Trabiſond und von da mit Poſtpferden nach Buſchire und weiter, binnen 53 Tagen hin und in 55 Tagen wieder zurück. 3) Von London über Malta nach Suez und durch's rothe Meer in 59½ Tagen aus England und zurück in 59½ Tagen. 4) Von London über Malta an die ſyriſche Küſte nach Skanderun, von dort über Bales und Mohammera nach Bombay in 45 Tagen, und zurück in 53 Tagen; der längere Aufenthalt auf der Rückreiſe wird theils durch die Quarantaine, theils durch Hinderniſſe der Strömung erklärlich. Von dieſen vier Wegen iſt der zweite durch Deutſchland am wohlfeilſten; der dritte über das rothe Meer am theuerſten, und die Unterhaltung deſſelben würde jährlich wenigſtens zwiſchen 30—40,000 Pfund Sterling koſten. Am vortheilhafteſten iſt der Berechnung zufolge — denn die Ausführung erweiſ't Manches anders — der vierte vorgeſchlagene Handelsweg längs dem Euphrat, deſſen jährl. Koſten nur auf 11,000 Pf. angeſchlagen werden. — Die Engländer betrachten alle Länder als Provinzen ihrer Handelspolitik und bahnen ſich Wege durch fremde Gebiet; während andere Völker bisweilen die Koſten ſcheuen, in ihren eignen Ländern vortheilhafte Verbindungswege anzulegen. In Frankreich iſt z. B. erſt kürzlich wieder ein Kanal zur Verbindung der Garonne mit dem Adour projektirt, wird er aber zur Ausführung kommen? Vielleicht eben ſo wenig, als der abenteuerliche Plan von 1830, Paris durch einen breiten Kanal gleichſam zum Seehaven zu machen.

*** **Eiſernes Dampfboot.** — Ein ſolches, für die Rhonefahrt beſtimmt, iſt kürzlich bei den Herren Fairnbairns auf der Dogsinſel fertig geworden. Zwei Maſchinen von hohem Druck, jede von 35 Pferdekraft ſollen daſſelbe in Bewegung ſetzen; es iſt das größte Dampfboot aus Eiſen, das bisher gebaut worden iſt, mißt 164 Fuß Kiellänge, 176 Fuß Decklänge und im Spiegel 17 Fuß; es iſt aus 7 Fuß langen, 16 Zoll breiten und ⅜ Zoll dicken Schienen gefügt, hält doppelkniecige Ribben und diagonale Strebſtangen von Eiſen, und die Einrichtung iſt ſo beſchaffen, daß das Fahrzeug nur — zwei Fuß tief in's Waſſer geht.

*** **Reſtitution des Rheinweinliedes an M. Claudius.** — Fr. Claudius, ein Sohn des wackeren Wandsbecker Boten, vindizirt (in Nr. 256 des Allg. Anzeigers) ſeinem Vater das unvergleichliche Rheinweinlied, welches zuerſt im (Voßiſchen) Muſenalmanach für 1776 S. 157 mit der Unterſchrift Claudius, (im Regiſter von Voß näher durch „Matthias, ſonſt auch Asmus“ bezeichnet) abgedruckt erſchienen, dann 1777 von Claudius ſelbſt in den III. Thl. ſeines Asmus, und demnächſt mit ſeinem Namen in mehreren Liederſammlungen aufgenommen, 1779 von Reichard, Schulz ꝛc. in Muſik geſetzt — und von 1776 — 1836 in ganz Deutſchland geſungen wurde — ohne daß irgendjemand einen Zweifel hätte laut werden laſſen, ob Claudius deſſen Verfaſſer.

*** **Reiche Bettler.** — Der Engliſche Courier führt mehrere Beiſpiele an, daß Straßenkehrer zu London ſich ein Vermögen von 1500—3000 Pf. St. zuſammengekehrt. Ein Neger, der 30 Jahre lang dieſe erlaubte Bettelei auf Charing-Croß getrieben, hinterließ ſogar 6000 Pf. St., und ein altes Weib, welches mehrere Jahre auf Kent-Road den Uebergang von einem Trottoir zum anderen rein gehalten, vermachte einem Commis der engliſchen Bank 1500 Pf. St., weil er öfter, als andere Vorübergehende ihr einige Pfennige gegeben.

*** **Spielſucht der Engländer.** — Wie tief eingewurzelt die Spielſucht bei den Engländern ſei, kann man aus Fraſer's Magazine erſehen, wonach ſchon unter Richard Löwenherz und König Johann das Würfelſpiel die vornehmſte Beluſtigung der Großen war. Von Fox wird uns hier verſichert, daß er einmal 22 Stunden hintereinander Hazard ſpielte und in jeder Stunde 500 Pf. St. verlor. Einſt verſicherte er: „der erſte irdiſche Genuß ſei ſpielen und gewinnen, der zweite aber, ſpielen und verlieren.“

*** **Aufblühen der Gymnaſtik zu Breslau.** — Dem Frankfurter Journal wird von Breslau aus berichtet: „die Breslauer Turnanſtalt, im Juni durch den Vorſteher Kallenbach eröffnet, hat, wie man erfährt, günſtige Erfolge geliefert. Unter den 160 Schülern hat bei Manchen ſogar die Wiederbelebung krankhaft geſchwundener (?) Glieder ſtattgefunden.“ Auch „hat der Lehrer der Anſtalt mit Hülfe einer verdienſtvollen Schulvorſteherin bereits gymnaſtiſche Uebungen für junge Mädchen eröffnet, woran etwa 20 Schülerinnen Theil nehmen. Der Sinn der Aeltern und Schulvorſteher für gehörige Körperentwicklung der Kinder verbreitet ſich glücklicherweiſe mehr und mehr.“ Wir wollen hoffen, daß dem Breslauer Journal recht bald gleich Erfreuliches von Frankfurt aus berichtet werden könne.

*** Von dem Drama, welches G. Sand für Bocage ſchreiben ſoll, ſind bis jetzt drei Acte fertig. Es iſt jedoch nicht entſchieden, ob ſie die Arbeit vollenden wird.

Nro 257. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 31. October.

König Schwerting.

Von

Adelheid von Stolterfoth.

Der König Schwerting ſitzt im hohen Saal
Und ſchaut hinaus in's abendliche Thal.
Sein Auge blickt ſo wild, als ging's zur Schlacht
Und ſchmückt ihn doch die leichte Friedenstracht;
Sein Auge blickt ſo trüb und ernſt hinaus
Und hat geladen Gäſte doch in's Haus!

Ja, Dänenkrieger, die verheert ſein Land
Und ihn bekämpft mit wilder Räuberhand,
Und die ſein Volk ſo edel, kühn und frei
Geſtürzt in Schmach und ehr'ne Sclaverei!
Gebrochen iſt ſein Herz — er beugt das Haupt
Und ruft zum Feſt den Feind, der ihn beraubt.

Die lange Tafel, einſt in beſſ'rer Zeit
Der Helden Sitz nach ſiegbeglücktem Streit,
Wie reich ward ſie geſchmückt zum Feindesmahl,
Bei Silberſchüſſeln glänzt der Goldpokal!
Noch einmal ſchaut ſie Schwerting traurig an,
Denn ſeine wilden Dänengäſte nah'n.

„Sag' an, wo weilt dein ſchönes Töchterlein?
Sie ſoll kredenzen uns den Meth und Wein."
Der König lacht: „„Die ſandt' ich geſtern fort,
Und holen müßt ihr ſie am Inſelwert;
Doch ihr Gemahl, der letzte Sachſenheld,
Wagt erſt um ſie den Kampf im offnen Feld.

„„Doch greift zum Mahl — ich ſelbſt kredenze heut'
Wein oder Meth, was euer Wort gebeut.
Auf, Mundſchenk, auf, und Truchſeß komm' heran
Und Fackelträger, euer Werk gethan."" — —
Vier Fackelträger ſchleichen ſtill hinaus
Und zünden heimlich an das Königshaus.

„Ha! wie kredenzt der alte König gut!" —
Die Dänen rufen's laut in trunknem Muth.
Sie hören nur, wie wild der Nachtwind brauſ't,
Nicht, wie die Flamme nah und näher ſauſ't.
„Sing', alter König, ſing' uns noch ein Lied,
Dann ſcheiden wir, eh' Mitternacht entflieht." —

Da ſtreckt der König aus die Heldenhand
Und reißt die gold'ne Harfe von der Wand.
Der Boden kracht — die Dänen lauſchen bang —
Die Halle dampft — er ſtimmt den Todtenſang,
Und ſingt und ſingt von einem Königsgreis,
Der für ſein treues Volk zu ſterben weiß!

Die deutſch-römiſchen Pilgrime.

(Schluß).

Anderſeits iſt auch leicht einzuſehen, daß eine ſo rein rationaliſtiſch-ethiſche Doktrin der offenen Gegner und der heimlichen Feinde in einer Confeſſion nicht ermangeln konnte, welche, dem Prinzip der Überzeugung und rationellen Gewißheit gegenüber, von dem Glaubensgebot ausgeht, daß der Menſch die individuelle Überzeugung unter den Glauben an die Autorität der Kirche gefangen nehmen müſſe. So hat nämlich noch unlängſt ein von ſeinem Erzbiſchof für rechtgläubig erklärter Profeſſor zu Bonn, Hr. Dr. Klee, in ſeiner Dogmatik das Prinzip des Katholicismus in die Formel gefaßt: „Glaube was und weil es die von Chriſtus geſtiftete Kirche als ſolche zu glauben vorſtellt." Obgleich nun Hermes keine andere Abſicht gehegt zu haben ſcheint, als das überall geriſſene Gebäude ſeiner Kirche durch das eiſerne Band einer philoſophiſchen Nothwendigkeit vor dem Zerfalle zu bewahren, obgleich er daher ſtets bemüht war, das Fürwahrhalten der einzelnen Glaubenslehren als nothwendig zu erweiſen, — ſo war es doch ein Leichtes, die Widerkirchlichkeit ſeines Prinzips wahrzunehmen, und in den Conſequenzen deſſelben auch einzelne Häreſien herauszuſpüren.

Der Mainzer Katholik und die Aſchaffenburger Kirchenzeitung eröffneten den unausbleiblichen Kampf, welchem Spionerien und geheime Machinationen vorangegangen waren. Spezielle Streitſchriften folgten. In wenigen Jahren war die Polemik zwiſchen der Hermes'ſchen und der kirchlichen Parthei zu einer weitſchichtigen Literatur erwachſen.

Indeſſen wurde zwar Hermes von dem großen Friedensſtifter in die andere Welt hinübergeleitet, der von ihm veranlaßte Zwieſpalt unter ſeinen Kirchgenoſſen aber nur noch ernſter, da allmählig viele ſeiner Schüler zu Lehrerſtellen und kirchlichen Ämtern berufen wurden. Wir erfahren nämlich aus einem Breve des jetzigen Papſtes (vom 27. September 1835), daß „durch die Denunciationen, Reklamationen und Klagſchriften vieler deutſcher Theologen und kirchlicher Hirten*) es zu den Ohren ſeiner Heiligkeit gekommen, welchergeſtalt Hermes, — den von den Lehrern der Kirche von jeher betretenen königlichen Weg verlaſſend, — vom poſitiven Zweifel als der Grundlage aller theologiſchen Forſchung ausgehend, die Vernunft als Hauptnorm und einziges Mittel hingeſtellt, durch welche der Menſch zur Erkenntniß übernatürlicher Wahrheiten gelangen könne." Sofort ließ der Papſt die Dogmatik dieſes Lehrers, ſo wie die beiden Einleitungen dazu, erſt von deutſchkundigen Theologen, dann von noch „anderen Magiſtern der heil. Theologie" und zuletzt von den zu „General-Inquiſitoren für die ganze chriſtliche Republik" beſtellten Cardinälen unterſuchen, und, als alle einſtimmig in jenen Schriften „den katholiſchen Prinzipien zuwiderlaufende, falſche, captiöſe, den göttlichen Glauben umſtürzende" Lehren gefunden, „verdammte und verwarf" der Papſt in dem oben angeführten Breve „nach reiflicher Erwägung und aus apoſtoliſcher Machtvollkommenheit" die genannten Bücher, und beſchwor ſämmtliche „Hirten der Kirche, ihre Schaafe von ſolcherlei giftiger Weide ſorgfältigſt abzuwehren."

Dieſe, unterm 27. September 1835 erfolgte päpſtliche Entſcheidung wurde zwar, was für Rechtgläubige hinreichend, zu Rom, dann auch durch öffentliche Blätter in Deutſchland, aber nicht auf ſtaatsamtlichem Wege in Preußen publizirt, und blieb hier, ſo lange Graf Spiegel, der vorige Erzbiſchof von Cöln lebte, ohne merkliche Folge für die Bonner Univerſität. Der Nachfolger deſſelben, Hr. v. Droſte-Viſchering, glaubte aber, die ihm anbefohlenen Schaafe vor Anſteckung durch Hermes'ſche Doktrinen wahren zu müſſen, und ließ denjenigen, welche auf der Univerſität zu Bonn katholiſche Theologie zu ſtudiren kamen, durch ihre Beichtiger den Befehl zugehen, gewiſſe Vorleſungen von bekannten Anhängern des Hermes nicht mehr zu beſuchen. Zugleich entſpannen zwiſchen ihm und der preußiſchen Regierung ſich Differenzen über das Bonner Vorleſungsverzeichniß für den Sommer d. J., die bald auch von den verſchiedenen Partheien in deutſchen Tagblättern zur Sprache gebracht wurden. Als aber das preußiſche Miniſterium auf die theilweiſe Nichtapprobation jenes Lektionscatalogs „keine Rückſicht nahm," ſchrieb der Erzbiſchof an mehrere Studirende, daß von allen theologiſchen Vorleſungen nur die der Profeſſoren Klee und Walter gehört werden dürften, und in Folge davon traten die meiſten Alumnen des Bonner Conviktoriums aus.*)

Die Sache betraf im Grunde nur allein den Glauben, über deſſen Reinheit zu wachen die höchſte Hirtenpflicht. Der Erzbiſchof hatte hier als Seelenhirt gehandelt, was nicht zu verhindern iſt, ohne den Beichtſtuhl zu vernichten. So entſchloſſen ſich denn jene zwei eifrigen Jünger der Hermes'ſchen Philoſophie, die Profeſſoren Elvenich und Braun, ſich unmittelbar an den Papſt zu wenden, in Hoffnung, „das Urtheil über den Hermes könne in irgend einer Weiſe geändert werden." Sie pilgerten nach Rom, reichten eine lateiniſche Überſetzung einiger unbedeutenden Stellen aus den Werken des Hermes ein, und hofften dadurch eine Ausgleichung herbeizuführen, daß ſie „die Lehre der Hermes'ſchen Schule von den Schriften des Hermes unterſchieden" wiſſen wollten, und ſich bereit erklärten, „ein Glaubensbekenntniß vom h. Vater anzunehmen." Ihre Hoffnung wuchs, als ihnen geſtattet wurde, mit dem General der Jeſuiten über ihre Sache zu conferiren. Bald wurden ſie zwar enttäuſcht, als dieſer ihnen (unterm 19. Juli) eröffnete: das Verdammungsurtheil des h. Stuhles ſei unabänderlich, jeder weitere Verſuch, eine Milderung zu erzielen, vergeblich! So wenig aber kannten ſie das Grundprinzip ihrer Kirche, den römiſchen Stuhl und — die Jeſuiten, — daß ſie (unterm 24. Juli) dem Cardinal Staatsſekretär Lambruschini ſchriftlich ihr Befremden über die vom Jeſuitengeneral ihnen ertheilte Abfertigung zu erkennen gaben. Dieſer erwiederte ihnen jedoch (unterm 5. Aug.) gar höflich: „der General der Geſellſchaft Jeſu habe ganz genau die Meinung S. Heiligkeit ausgedrückt; S. Heil. wolle zwar nicht glauben, daß ſie dem apoſt. Stuhl eine Beleidigung hätten zufügen wollen," indem ſie ihm eine Abänderung ſeines Urtheils zugemuthet; ſie möchten aber auch der kleinſten Hoffnung nicht Raum geben, daß „irgend eine Änderung in der Verdammung der Werke des Hermes ſtattfinden werde; dieſe bleibe ebenſo feſt beſtehen, als die Autorität, von der ſie ausgegangen, unerſchütterlich ſei.“ Sie möchten ſich daher dem Urtheil des h. Stuhles im Herzen und Gemüth unterwerfen, — auch niemals etwas vornehmen, was von dieſer unzweifelhaften Richtſchnur der Wahrheit abweiche.“ Dieſemnach ſei „es fortan unnütz, wenn ſie wegen der Hermes'ſchen Angelegenheit noch länger zu Rom verweilten;“ ſie möchten vielmehr „in ihrem Vaterlande Andern mit dem Beiſpiele darin vorangehen, daß ſie dem Nachfolger Petri und dem Statthalter Chriſti auf Erden den von ihnen verſprochenen Gehorſam erweiſen, — und darauf hinarbeiten, daß alle Katholiken ihrer Gegenden ſich dem Stuhle Petri immer enger anſchließen, ihm den ſchuldigen Gehorſam leiſten und keinen anderen Glauben im Herzen feſthalten und bekennen mögen, als den des Petrus, d. h. des römiſchen Papſtes.“

---

*) In der Flugſchrift: „die Wahrheit in der Herm. Sache" wird zwar S. 38 verſichert: „daß das ganze Gewebe von Beſchuldigungen der Irrgläubigkeit gegen Hermes von lauter Laien angezettelt und bis zu ſeiner letzten Entſcheidung getrieben worden;" wenn aber auch das Gerücht gegenüber, daß ein ungeweihter Profeſſor mit ſeinen Angehörigen und Freunden den Zettel hierbei aufgezogen, ſo iſt doch in keiner Weiſe zu bezweifeln, daß Hirten und ordinirte Jeſuiten den Einſchlag geliefert.

*) S. d. Wahrheit in der Herm. Sache S. 31.

Hiermit endet der zweite Akt eines Drama's, deſſen hohe Bedeutung beſonders für Deutſchland die Ausführlichkeit rechtfertigen wird, mit welcher wir über die Hauptmomente deſſelben Bericht erſtattet haben. Man wird nämlich nicht überſehen, daß es hier nicht um dieſe oder jene einzelne Glaubenslehre ſich handelt, ſondern um den unverſöhnlichen Gegenſatz zweier Grundprinzipien: der römiſchen Autorität und der deutſchen Wiſſenſchaftlichkeit. Hermes und ſeine Schule haben bis jetzt die Gültigkeit keines einzigen beſonderen Dogma's ausdrücklich in Frage geſtellt; aber ſie behaupten das Recht zu haben, die Glaubenslehren nur deßhalb anerkennen zu müſſen, weil ſie ſich von deren Vernünftigkeit auf wiſſenſchaftlichem Wege überzeugt. Dieſes Recht, oder genauer: die Befugniß, ein ſolches Recht anzuſprechen, iſt es, was von Rom aus in Abrede geſtellt wird; — die Mitglieder der römiſch-katholiſchen Kirche ſollen unbedingt Alles und ſollen es deßhalb für ſchlechthin wahr annehmen, was und weil es von dem Statthalter Chriſti auf Erden als Heilswahrheit zu glauben vorgeſtellt wird.

Das nichtkatholiſche Deutſchland hat ſeit drei Jahrhunderten das letztere Prinzip verworfen, und beſonders ſeit Kant das Recht der freien Forſchung und Prüfung auch in Religionsangelegenheiten als ein unveräußerliches, geheiligtes in Beſitz genommen. Mit um ſo lebhafterer Theilnahme wendet es ſeine Aufmerkſamkeit dem Kampfe zu, der ſich nun zwiſchen Rom und deutſchen ſg. Katholiken entſponnen, — dem wichtigſten, in dieſem Gebiete, deſſen die Annalen unſeres Vaterlandes ſeit der ſo beklagenswerthen Kataſtrophe des Weihbiſchof's von Hontheim gedenken. Rom iſt gegen Hermes ſeinem geſchichtlichen (wenn auch nicht ſeinem praktiſchen) Prinzipe conſequent, und kann inſofern auch in der obſchwebenden Sache nicht mit Recht getadelt werden. Es ſteht nun zu erwarten, ob auch die Hermeſianer ihrem theoretiſchen Prinzip treu bleiben und hierdurch eine Spaltung herbeiführen werden, deren höchſt wichtige Folgen für Deutſchland nicht zum Voraus zu ermeſſen ſein dürften.

F. W. Carové.

Aus Gotha.

25. October 1837.

So viel auch in neuerer Zeit für die Verbeſſerung der Landſchulen im Herzogthume Sachſen-Gotha geſchehen iſt, ſo mangelt denſelben doch noch ein zweckmäßiges Lehrbuch; denn bis jetzt iſt der kleine lutheriſche Katechismus noch immer das einzige, welches als ſolches eingeführt iſt. Zwar wurde ſchon im Jahre 1815 von dem damaligen General-Superintendenten Löffler ein Leſebuch nicht allein für die Schulen der Stadt Gotha, ſondern auch für die des Landes ausgearbeitet, in welches Gegenſtände der Religion, der Geographie, der Naturgeſchichte, der Geſchichte, der deutſchen Sprachlehre und eine Anzahl kleiner Erzählungen, Fabeln und Lieder aufgenommen waren; aber ein Verſuch, daſſelbe neben dem kleinen Katechismus in den Landſchulen einzuführen, ſcheiterte gänzlich. Das Leſebuch wurde an ſich nicht zweckmäßig gefunden, und die Landleute, denen öfters ſchon der Ankauf eines Schulbuches zuviel iſt, ſcheuten noch mehr die Anſchaffung eines zweiten. Daher iſt dieſes Buch auch in kurzer Zeit wieder gänzlich außer Gebrauch gekommen, und uns der ſehnliche Wunſch nach einem zweckmäßigen Lehrbuche für die Dorfſchulen geblieben. Die Ausarbeitung eines ſolchen iſt allerdings mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Namentlich gibt es unter den Landleuten des Thüringerwaldes noch ſchwache Gemüther, die durch eine Abweichung von dem kleinen Katechismus eben ſo in Aufregung verſetzt werden möchten, wie Tauſende von Landbewohnern vor ohngefähr vierzig Jahren, als man in einer neuen Auflage des kleinen Katechismus mehrere Stellen des Textes hatte in Klammern einſchließen laſſen, um den Lehrern an die Hand zu geben, daß dieſelben bei'm Unterricht ohne Nachtheil übergangen werden konnten. Noch werden ſich alte Leute erinnern, wie dadurch ganze Ortſchaften in Aufruhr geriethen, in viele Gemeinden der Saame der Zwietracht ausgeſtreut wurde, und viele Eltern ſich ſtandhaft weigerten, ihre Kinder zur Schule zu ſchicken, weil man ihnen „Gottes Wort verklammern“ wolle. Hat ſich auch in dieſer Beziehung ſeit jener Zeit größere Aufklärung unter den Landleuten verbreitet, ſo gibt es unter ihnen doch noch viele, in deren Berückſichtigung der Bearbeiter eines neuen Schulbuches den kleinen lutheriſchen Katechismus in daſſelbe wird mit aufnehmen müſſen. Was er aber noch außerdem liefert, muß lediglich den Bedürfniſſen des Landvolkes entſprechen, und vorzugsweiſe auch mit darauf berechnet ſein, daß unter demſelben Vaterlandskunde und Naturkenntniſſe weiter verbreitet werden. Dabei darf der Preis des Buches nur ein billiger ſeyn, wenn es das Landvolk nicht von ſich weiſen ſoll. Auf alles dieſes brauchen wir übrigens unſeren, mit den Bedürfniſſen der Landleute genau bekannten Generalſuperintendenten Dr. Bretſchneider, aus deſſen Feder wir wohl die zweckmäßigſte Bearbeitung eines ſolchen neuen Schulbuches vor allem erwarten dürfen, nicht erſt aufmerkſam zu machen; denn er verſteht es, dem Landvolke eben ſo zu genügen, wie den Gelehrten und den gebildeten Ständen überhaupt.

Feuilleton.

⁂ Europa und die amerikaniſchen Ureingebornen. — Seit drei Jahren beſteht ein Parlamentsausſchuß zur Unterſuchung der Frage: „Welche Maßregeln in Betreff der Ureingebornen in Ländern, wo ſich brittiſche Colonien befinden, zu nehmen, um die ihren Rechten ſchuldige Achtung mit der Verbreitung der Civiliſation und dem Hinleiten derſelben zur freiwilligen Annahme des Chriſtenthums zu vereinigen?“ Aus den nun gedruckten Reſultaten ihrer Nachforſchungen heben wir folgendes aus: „Wir ſagen nicht zuviel, wenn wir behaupten, daß der Verkehr der Europäer im Allgemeinen, ohne irgend eine Ausnahme zu Gunſten engl. Unterthanen, wenn es nicht mit den Bemühungen der Miſſionäre verknüpft war, für die unciviliſirten Volksſtämme eine Quelle vieler Calamitäten geworden iſt. Nur zu oft wurde der Boden uſurpirt, ihr Eigenthum weggenommen, ihre Zahl vermindert, ihr Charakter verdorben; ſtatt europäiſche Sittigung, brachten wir ihnen europäiſche Laſter und Krankheiten; ja, wir haben ſie vertraut gemacht mit den zwei mächtigſten Werkzeugen zur langſamen und zur raſchen Zerſtörung des Lebens, mit Branntwein und Schießpulver. — Unſer Verfahren war unſerem Intereſſe ſo zuwider, wie unſere Pflicht; es hat zu Verluſten geführt, wie zu Vergehen.“

⁂ Bowring's ſtatiſtiſcher Bericht über Toskana, Lukka, die päpſtlichen und lombardiſch-venetianiſchen Staaten. — Hr. Bowring, ſchon bekannt durch mehrere werthvolle ſtatiſtiſche Arbeiten, hat einen Report on the statistics of Tuscany, Lucca, the pontifical, and the Lombardo-Venetian states herausgegeben, der um ſo ſchätzbarer iſt, als der Verfaſſer von den Regierungen der verſchiedenen Staaten, von mehreren ſehr einſichtsvollen Gutsbeſitzern und Kaufleuten, und vielen ital. Gelehrten reichlich mit erwünſchten Notizen verſehen worden iſt. Das allgemeine Ergebniß ſeiner Forſchungen iſt folgendes: „Die Macht, welche Italien gewönne, wenn es ſeine weiten und fruchtbaren Landſtrecken gehörig bebaute, würde ſeine commerzielle Stellung ganz verändern. Die Ausfuhr von Getreide, Schlacht-Vieh, Oel, Wein, Wolle und Seide würde ſich ungeheuer vermehren, und wenn, bei ſo geſteigerten Handelsmitteln, die Regierungen verſtändig genug wären, um die Hemmniſſe der Einfuhr fremder Güter zu beſeitigen, dann würde unbezweifelt die allgemeine Wohlfahrt ungemein gefördert werden. Bei der Lage dieſes Landes wüßte ich nicht, was ihren Verkehr beſchränken konnte. Italien beſitzt große Maſſen müßiger Capitalien, viel erfinderiſchen Geiſt und ein großer Theil ſeiner Bewohner iſt von ausdauernder Arbeitſamkeit. Es hat eine Küſte, welche drei Meere beſtreicht, es liegt in der Nähe der großen Marktplätze Europa's, Aſien's und Afrika's, es beſitzt treffliche Häfen, ein köſtliches Klima und einen fruchtbaren Boden. Nichts fehlt, als der Geiſt fortſchreitender Verbeſſerung, um ihm eine hohe Stelle unter den blühendſten Ländern zu ſichern.“

⁂ Von Hammam-el-Meskuti, oder den „verfluchten Bädern“ am Atlas unſern Conſtantine, entwirft ein Corresp. der Allg. Ztg. folgendes Bild: „Die kochenden Quellen, von 75° Reaumur, welche aus einem hohen, aus ihrer eigenen abgeſetzten Subſtanz gebildeten Berge als dampfende Waſſerfälle herabſtürzen, die ſchneeweißen Rieſenfelſen, gewaltigen Eisgletſchern ähnlich, welche überall Dampf und ſiedende Gewäſſer ſpeien, die ſeltſamen phantaſtiſchen Figuren von regelmäßigen, ſpitzigen Pyramiden, Tempeln, Marabuts, welche weiß, röthlich oder grau, je nach dem Alter der Maſſe, von jetzt verſiegten Quellen gebildet wurden und die Arbeit von Jahrtauſenden ſind, die römiſchen Ruinen, welche die Quellen umgeben, endlich, die im höchſten Grade pittoreske Landſchaft, machten auf uns Alle den wunderlichſten, faſt betäubenden Eindruck.“

⁂ Schnellbotſchaft in Nordamerika. — Der Regierungsbote, welcher die letzte Präſidenten-Botſchaft nach allen Hauptſtädten der Union beförderte, legte den Weg von Waſhington bis Philadelphia (145 engl., 29 deutſche Meilen) in 6 Stunden, und bis New York (242 engl., $48\frac{2}{5}$ deut. Meil.) in eilf Stunden weniger drei Minuten zurück. Für die 74 engl. oder $14\frac{4}{5}$ deutſche Meilen der Eiſenbahn zwiſchen Baltimore und Wilmington brauchte er eine Stunde und 55 Minuten.

⁂ Schwediſche Dampfſchiffe — Die Dampfſchifffahrt hat in Schweden bedeutende Fortſchritte gemacht. Allein zu Stockholm gibt es 20 Dampfſchiffe zur Befahrung der inneren Seen und Canäle. In Folge eines Vertrages zwiſchen England und Schweden können jetzt die Reiſenden von London nach Stockholm in ſieben Tagen gelangen, und ſchon werden Verbindungen zwiſchen dem letzteren Hafen und Petersburg angeknüpft, um hin und her bis nach Abo in Finnland fahren zu können. Diejenigen, die gerne Einmal einen Tag ohne Nacht ſehen oder Lappland bereiſen möchten, finden zu Stockholm ein Dampfboot, welches ſie ſehr bequem bis nach Torneo bringt.

⁂ Spaniſcher Katechismus! — Graf von Villemur theilt in der Gazette de France (vom 18. Oct.) aus einem ſpaniſchen Katechismus, der in der Joſephiniſch-Bonapartiſchen Zeit von einem Geiſtlichen gefertigt worden, ein Bruchſtück mit, von welchem wir nur Nachſtehendes hier anführen wollen: Frage. „Was ſind die Franzoſen?“ — Antw. „Alte Chriſten und neue Ketzer.“ — Fr. „Iſt es Sünde, einen Franzoſen zu morden?“ (assassiner) A. „Nein, mein Vater; man thut ein verdienſtliches Werk, indem man das Vaterland von dieſen frechen Unterdrückern befreit“ ...

⁂ Arondy's und Khair-Eddin's Chronik. — In dieſen Tagen wird die „Chronique d'Arondy et de Khair-Eddin,“ der Gründer der Regentſchaft von Algier, im Druck erſcheinen. Die Herren Rang und Ferdinand Denis haben ſich dieſer Arbeit unterzogen, für welche ihnen eine Handſchrift der königl. Bibliothek zu Paris den Stoff geboten.

⁂ Charles Fourier von Beſançon, der berühmte Vfr. des Traité de l'association domestique agricole und mehrerer anderen merkwürdigen Schriften, iſt am 10. d. M., 65 Jahre alt, zu Paris geſtorben.

⁂ La Peyrouſe. — Ein amerikaniſcher Capitän, Namens Morell, hat der geographiſchen Geſellſchaft zu Paris geſchrieben, daß er auf ſeinen Reiſen in der Südſee zwei von den Kindern des Wundarztes der La Peyrouſe'ſchen Expedition gefunden.

⁂ Zwei merkwürdige Verſteinerungen wurden kürzlich im Steinbruch der Herrn Beiſière zu Montaud entdeckt: eine Eiche und eine Buche, deren erſtere 55 Centimeters, die letztere 18 Zoll im Durchmeſſer hat. Beide Bäume liegen in dem Felſen ſelbſt, und ſind an ihren Zweigen, Wurzeln und Rinden zu erkennen.

⁂ Walzmühlen. — Die in Frauenfeld gemachte Erfindung, „das Getreide mit eiſernen Walzen ſtatt mit Steinen zu mahlen,“ findet durch ihre, jede Art von Steinmühlen bedeutend überbietenden Ergebniſſe bei der höheren Betriebſamkeit immer mehr Eingang. Wie in Mailand, München, Mainz, Stettin und Odeſſa, hat ſich jetzt auch in Wien ein Verein von Kapitaliſten gebildet, welche den Erfindern in Frauenfeld ihr Privilegium für Oeſterreich, Ungarn und Mähren abgekauft.

⁂ Bücherausfuhr durch Antwerpen. — Durch den Hafen von Antwerpen ſind allein während des vorigen Monats für 97.000 Franken gedruckte Bücher, (meiſtens belgiſcher Nachdruck) ausgeführt worden.

⁂ Gegen körperliche Züchtigung als Strafmittel. — Die baieriſche Kammer der Abgeordneten hat von Neuem in ihrer 100'en Sitzung mit 69 gegen 35 Stimmen beſchloſſen: daß auf das Strafmittel körperlicher Züchtigung überhaupt nicht einzugehen ſei.

⁂ Spielhäuſerabgaben in Frankreich. — Die franzöſiſche Regierung hat ſeit 1790 an Abgaben von den Spielhäuſern 400 Mill. Fr. bezogen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 258. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 1. November.

Der Salon des Freiherrn von Hammer-Purgſtall.

Die Schriftſteller Wien's, hauptſächlich aber die Dichter, behaupten, der höheren Geſellſchaft gegenüber, eine eigenthümliche Stellung. Es liegt in den Verhältniſſen, daß die meiſten von ihnen ſich ausſchließlich durch die Literatur nicht jene Unabhängigkeit der bürgerlichen Exiſtenz zu erringen im Stande ſind, welche das Loos eines Pariſer Autor's von Renommée zu einem ſo beneidenswerthen macht; das Fundament der Stellung eines öſterreichiſchen Schriftſtellers iſt faſt nur entweder der Staatsdienſt oder das Vorrecht der Geburt mit dem Genuſſe eines überkommenen Vermögens im Hintergrunde; der Ausnahmen von edleren Geiſtern, welchen die Journaliſtik eine bürgerliche Unabhängigkeit — wenn man ſo will — gewährt, gibt es in Wien ſo wenige, daß man, wenn man ſie an den Fingern herzählt, bei Nummer 2 oder 3 ſchon zu Ende iſt. Bei ſolchen Prämiſſen ſollte man wohl kaum etwas anderes vermuthen, als daß das büreaukratiſche und das ariſtokratiſche Element in der Exiſtenz der Wiener Schriftſteller dieſe mit der höheren Sozietät in ſtete und innige Wechſelwirkung bringen müßte, zumal, wenn man weiß, daß die Nobleſſe des Kaiſerſtaates, welche ſich in Wien concentrirt, ſo wie die Tonangeber der bürgerlichen Geldmacht in Wien ſich für die Fortſchritte des geiſtigen Lebens lebhaft intereſſiren. Gleichwohl zeigt ſich ein ganz entgegengeſetztes Phänomen. Der öſterreichiſche Schriftſteller, welcher Beamter iſt, ſucht nicht den geſelligen Verkehr mit Beamten, und der von Adel nicht jenen, wo er Standesgleichheit findet; beide ſuchen die Geſellſchaft der Geiſtesgleichen, vermeiden nicht ſelten mit einer Art von Ängſtlichkeit jede andere und verlaſſen die ſtille heilige Freiſtätte ihrer Häuslichkeit nur, um an öffentlichen Orten ihre eigene Geſellſchaft zu bilden. Die Gründe davon wären nicht ſchwer zu finden, aber ſchwerer auszuſprechen; das iſt gewiß, daß das Herz und ein edler Stolz dabei mitreden, den nur jene ganz begreifen können, welche den Entwicklungsgang, den das geiſtige Leben des Individuums in Öſterreich durchmachen muß und die mannigfachen Prüfungen kennen, durch welche der Schriftſteller dort nothwendig zum Charakter wird; Männer wie Grillparzer, Anaſtaſius Grün und Nicolaus Lenau, genießen nicht bloß das ſchöne Vorrecht des Genius, zu imponiren; ſie haben auf jedem Schritte ihres Lebensweges ſich auch zu behaupten. Man hat ſich von Seite der erſten Cirkel der Monarchie bereits öfters der Literatur entgegenkommend genähert; die Folgen einer Vermittlung zwiſchen der Literatur mit den höchſten Kreiſen des geſelligen Lebens konnten von nicht geringer vortheilhafter Wichtigkeit für die literariſchen Verhältniſſe werden: — um ſo höher muß die moraliſche Conſequenz der Schriftſteller geachtet werden, welche von dem ehernen Walle, den ſie nicht bloß für ihre eigene geiſtige Unabhängigkeit gebaut, nicht ein einziges Vorwerk zu übergeben geneigt waren. Die Coryphäen der ſchönen Literatur in Öſterreich bilden, gänzlich abgeſehen von ihren perſönlichen Verhältniſſen, einen von allen fremdartigen Elementen ſtreng abgeſchloſſenen geiſtigen Stand, der ſeine Eigenthümlichkeit mit Energie gegen alle äußere Einflüſſe rein erhält.

Zwiſchen dieſer Poſition der öſterreichiſchen Schriftſteller und jener der Sozietät ſteht Herr von Hammer als Vermittler, Herr von Hammer, deſſen Charakter eben ſo mächtig imponirt, als ſeine Gelehrſamkeit, deſſen Rechtſchaffenheit und Wahrheitsliebe mit Liebenswürdigkeit und Feinheit des Benehmens auf's innigſte verbunden iſt. Seine Stellung im Staate macht es ihm möglich, die Intereſſen der Literatur und der Schriftſteller am rechten Orte zur Sprache zu bringen; und die Achtung vor der Gediegenheit ſeines durch und durch vaterländiſchen Charakters hat zur Folge, daß ſeine Gründe nicht ungehört verhallen; dieſer Mann, der ſich rühmen darf, ein mehr als europäiſches Renommée errungen zu haben, gilt in Kreiſen, in welchen ſich Staatsmänner von europäiſcher Bedeutung bewegen, mit Recht als Autorität. Die ewige Jugend ſeines Geiſtes aber, die er aus den geheimnißvollen Quellen des Oſtens, wo die Wiege der Menſchheit ſteht, ſich geholt zu haben ſcheint, macht ihn, den Mitlebenden, zum Mitſtrebenden der neuen Generation, welcher er, gefällig in Rath und That, ſein Haus, ſeine wiſſenſchaftlichen Schätze, ſein Herz öffnet. Wenige Fremde, welche im Leben oder in der Literatur eine Bedeutung haben, werden Wien beſucht und wieder verlaſſen haben, ohne von Herrn von Hammer auf das Freundlichſte aufgenommen worden zu ſein; ſein Haus in der Kärnthnerſtraße und ſeine Villa in Döbling werden gewiß jedem, der in der Kaiſerſtadt etwas Edleres als gebackene Hühner und die Trivialitäten Neſtroy's ſuchte, unvergeßlich ſein; in jenen nicht glanzvollen aber eleganten Räumen, in denen man ſich ſo ſchnell heimiſch findet, weil bei deutſcher Herzlichkeit die volle Ungenirtheit eines Pariſer Salons dort herrſcht, lernſt du die edelſten Talente Öſterreich's kennen, und kannſt den Herzſchlag des geiſtigen Lebens im Kaiſerſtaat belauſchen, du überzeugſt dich, wie feſt mancher Keim, den du völlig erſtickt wähnteſt, Wurzel geſchlagen, wie kräftig Blätter und Blüthen daraus emporgeſchlagen, wie lebhaft und ungezwungen und gewandt man Meinungen austauſcht, Schlüſſe zieht, und Hoffnungen laut werden läßt; und dies alles mit jener Urbanität, welcher jeder ein ſtilles Handgelubde gegeben zu haben ſcheint. Ein Abend im Salon des Herrn von Hammer bietet in Bezug auf Öſterreich daſſelbe Intereſſe, wie eine Converſation in den Zimmern der Madame Recamier in Bezug auf franzöſiſche Notabilitäten und Zuſtände.

Am traulichſten iſt der Salon Hammer's wohl im Sommer, dann bewohnt die liebenswürdige Gattin des großen Orientaliſten, welchen ſeine Geſchäfte den größten Theil des Tages in der Stadt aufhalten, ein kleines niedliches Landhaus in Döbling, und der anſtoßende Garten wird zu einer Art von Akademie, oder man verſammelt ſich wohl auch in dem engen Hofraume, nur bei ſchlechtem Wetter flüchtet man in die Zimmer. Herr von Hammer empfängt Donnerſtags, und zwar ohne alle Etikette. Man läßt ſich durch einen Freund dem Herrn und der Dame vom Hauſe vorſtellen, und der Erſtere übernimmt es dann mit ſeiner eigenthümlichen Raſchheit, jene weitere Bekanntſchaft einzuleiten, welche er für den Gaſt von Intereſſe glaubt. Dann iſt man völlig ſein eigener Herr, ſo gut man es nur irgend bei ſich zu Hauſe ſein kann. Bediente gehen ab und zu und ſerviren Thee, Kaffee, Obſt. Man ſchließt ſich irgend einer Gruppe an, man plaudert, ſcherzt, hier deutſch, dort franzöſiſch, dort italiäniſch, und in jedem Augenblick fühlt man ſich durch irgend eine geiſtreiche treffende Bemerkung des liebenswürdigen Wirthes überraſcht, der überall zu ſein, mit hundert Augen zu ſehen, mit hundert Ohren zu hören ſcheint, oder ſich zu zertheilen verſtehen muß, um überall zu beleben und anzuregen. Die Elaſticität ſeines Geiſtes iſt um ſo unbegreiflicher, da er den Tag über mit gelehrten Studien, poetiſchen Produktionen und Geſchäften aller Art überhäuft iſt, und doch findet dieſer Mann, der nie altert, noch Zeit genug, oft am Tage vier Treppen hinanzuſteigen, um jüngere Freunde und Gelehrte mit ſeinen Beſuchen zu überraſchen, und wenn irgend einer von ihnen ſeiner Fürſprache, ſeines Beiſtandes bedarf, unermüdlich für ihn Gänge zu thun. Herr von Hammer läßt ſich in ſeinem raſtloſen Eifer für Freunde, in ſeiner aufopfernden Gaſtfreundlichkeit, durch Fremde, ſelbſt durch Undankbarkeit nicht irre machen (und er fand auch leider an Deutſchen ſchon öfter Baſil Halls, und nicht ſelten noch was Schlimmeres); Herr von Hammer kann dies verſchmerzen, ſetzte ihm doch A. Grün durch die Widmung des „Schutt“ ein Denkmal der Pietät, bei welchem jeder ächte Landsmann beider gewiß denkt, daß A. Grün im Namen der ganzen jetzt lebenden Generation in Öſterreich gehandelt. Möge das lebhafte, bald hierhin, bald dorthin blitzende Auge Hammer's noch lange ein heiterer Stern für Öſterreichs aufſtrebende Talente ſein, er ſelbſt noch lange ein rechter Carl Martell — nicht ſowohl gegen Ungläubige — als gegen Renegaten und ihre Geiſtesverwandte bleiben.

Wer iſt jener intereſſante Mann von Mittelgröße, mit freundlichen Zügen, zierlich gekräuſeltem Haar und modiſchem Brutusbart, der ſich dort im Kreiſe der Damen mit der Frau vom Hauſe unterhält? Sein ganzes Weſen drückt Nobleſſe aus, ſein Anzug iſt gewählt, ſeine Tournüre gewandt; man ſieht, daß er im Salon und am Hofe heimiſch iſt. Seine Converſation iſt elegant, fließend, voll feiner Nüancen und Schattirungen; man glaubt einen Diplomaten zu ſehen und zu hören; ſo viel Poſitives klebt noch hinter mancher Negation, ſo viel Zurückhaltung bleibt bei ſo mancher ſchon bereits abgeſchloſſenen Erklärung übrig. Das iſt der Dichter der „Todtenkränze“ und der „nächtlichen Heerſchau,“ der Baron Joſ. Chr. v. Zedlitz. (Fortſ. f.)

Kunſtzuſtände in Berlin.

Schon längſt ging ich damit um, ein Kunſtpanorama von Berlin zu entwerfen und Ihnen für Ihre Zeitſchrift zur Mittheilung zu überſenden. Zuvörderſt würde ich Ihnen ein anſchauliches Bild von der äußern Phyſiognomie unſrer Hauptſtadt zu geben ſuchen; Sie müßten mir durch die Straßen und über die Märkte folgen und die Gebäude in Augenſchein nehmen, die den Charakter der einzelnen Stadttheile bedingen. Erhabene Münſter fehlen uns, aber wir ſind nicht ganz arm an Denkmalen gothiſcher Baukunſt, und ſelbſt zu dem älteſten märkiſchen Feldſteinbaue liefert die untere Thurmfronte der hieſigen St. Nicolai-Kirche einen intereſſanten Beitrag. Von den verſchiedenſten, im Verlaufe der Jahrhunderte herrſchend gewordenen Bauweiſen und Modewandlungen des Baugeſchmacks haben wir mindeſtens Proben aufzuweiſen, und in den neueſten Zeiten hat Schinkel dem alteinheimiſchen Ziegelbaue, der keine Übertünchung duldet, in der Werder'ſchen Kirche und dem Bau-Akademiegebäude wieder in Anwendung gebracht, während an den neuen Wohnhäuſern der Bürger, die aller Orten ſo ſchnell wie die Pilze aus der Erde wachſen, farbiges Schmuckwerk im pompejaniſchen Geſchmack immer häufiger zum Vorſcheine kommt. Man hat hier eine förmliche Wuth, neue Häuſer zu bauen oder die älteren wenigſtens abzuputzen und mit Ölfarbe in dem bezeichneten Geſchmacke zu bemalen. Die neuen Gebäude ſind freilich elegant, freundlich, auch bequem, wiewohl man auch in dieſer Hinſicht manches vermißt, was bei den Neubauten in München nie fehlt, aber ſie ſind leicht, ſehr leicht, für das Bedürfniß des Augenblicks gebaut, und manche ſtürzen ein und bekommen Riſſe, noch ehe ſie bewohnt werden. Für größere, öffentliche Bauten wird man beinahe genug gethan haben. Das Prinz Wilhelm'ſche Palais, das neue Thor und eine große Kaſerne in der Friedrich-Wilhelms-Stadt ſind die letzten, zu Ende gebrachten Bauten dieſer Art. Der Ausbau der Univerſität iſt im raſchen Fortſchritte begriffen und wird, nach ſeiner Vollendung, wahrſcheinlich dem Ausbaue des äußerſt ſchadhaften Bibliothekgebäudes Platz machen. Ich würde Sie dann auch auf unſere gartenähnlichen Friedhöfe, die manches faſt vergeſſene Bildwerk ziert, und in den Thiergarten führen, deſſen Verſchönerungen ziemlich raſch vorwärts ſchreiten. Hier lichten ſich allmählich die unzugänglichſten Pfade, und es gewährt in der That einen erfreulichen Anblick, wenn man ſieht, mit welcher Behaglichkeit, beſonders an Sonn- und Feſttagen, die wogende Menge ſich jetzt da, wo man früher kaum feſten Fuß faſſen konnte, in breiten, von laubreichen Bäumen beſchatteten Gängen luſtwandelnd ergeht. Manche Parthie hat freilich ihre romantiſche Wildheit verloren und muß ſich jetzt mit kleinlichem Schmucke begnügen, den man hier, wie im Luſtgarten vor dem Muſeum, beſonders in Blumenanlagen liebt. Aber der Schmerz über die Zerſtörung manches alten Lieblingsplatzes macht allmählich der Freude an der Schönheit und Zugänglichkeit der neueren Anlagen Platz. Der Mangel an fließendem Waſſer, das unter andern auch dem engliſchen Garten in München einen ſo lebendigen und bleibenden Reiz verleiht, wird hier jedoch ſtets fühlbar bleiben. Ich würde Sie dann auch in das Innere unſerer Kirchen, Paläſte und Muſeen geleiten und ſelbſt in den hieſigen Kunſt-Privatſammlungen der Grafen Raczynsky, Röder'n und Blankenburg, ſo wie der Herren Reimer, Wagner und Thiermann bekannt machen; ich begnüge mich aber diesmal damit, Sie noch auf manches andere hinzuweiſen, was zur Charakteriſirung unſerer gegenwärtigen Kunſtzuſtände beitragen kann.

Auf unſere Sculptur und unſere Leiſtungen in mehreren Zweigen der Kunſtinduſtrie habe ich immer große Stücke gehalten, und was die Architectur betrifft, ſo dürfte ſich München nicht rühmen, in Leo von Klenze einen Baukünſtler zu beſitzen, wie wir in Schinkel. Klenze hat wohl Sinn für ſchöne Formen und Fertigkeit im Entwerfen, aber keinen durchgebildeten Geſchmack, keinen Schwung der Phantaſie, keine Erfindungsgabe! Alle ſeine Gebäude ſitzen in der Erde. Die Glyptothek lag früher noch viel tiefer und gedrückter; da ließ er rundherum mehrere Fuß tief Erde ausgraben. Da bilden ſich denn, wenn es ſtark regnet, große Seen vor derſelben, die man in München nach ſeinem Namen benennt. Auch der Römerſaal in der Glyptothek hat erſt durch Ausgraben des Erdreichs ſeine jetzigen ſchönen Verhältniſſe bekommen. Als Thorwaldſen das von ihm entworfene und von Klenze architectoniſch angeordnete und in der Michaelskirche in München aufgerichtete Denkmal Leuchtenberg's ſahe, rief er aus: „Aber, wie tief! wie tief!“ und gleich war der Baumeiſter bei der Hand und meinte, dem Übelſtande könne durch Ausgraben abgeholfen werden. So viel iſt gewiß, daß auch das nach ſeinem Entwurf errichtete Gebäude des Kriegsminiſteriums, ebenfalls ſo tief im Boden liegt, daß der Regen vor dem Eingange ſtets ſich anſammelt. Ebenſo kann man die elf Glaskuppeln, welche das Dach der Pinakothek entſtellen, keineswegs ſchön nennen. Wie man hier ſagt, ſoll jetzt beſonders Herr von Gärtner und Ziebland hoch in der Gunſt des Königs Ludwig ſtehen. Schinkel hätte nach München zu Cornelius, Heß und Schnorr, oder dieſe drei hätten nach Berlin zu Schinkel gepaßt; nur müßte alsdann freilich der hiſtoriſchen Kunſt der Malerei hier in Berlin derſelbe Vorſchub geleiſtet worden ſein, wie in München.

Bei uns geht die Malerei zumeiſt nur nach Brod! Eben ſo wenig Hervorſtechendes und Erquickliches hier, wie auf den Gebieten der Wiſſenſchaft und des Lebens! Und doch hat Berlin in letzterer Hinſicht noch vielleicht den Vorzug vor allen übrigen großen Städten Deutſchland's! Wir vegetiren träumend wie die Pflanze und meinen der Kunſt zu dienen, während wir doch nur den Zwecken unſeres ſelbſtſüchtigen, materiellen Bedürfniſſes oder zweideutigen Ruhmes nachgehen. Unſer hauptſtädtiſches Leben mit ſeiner ermüdenden Zerſtreutheit, ſeiner zerriſſenen, lügneriſchen Geſelligkeit und ſeiner ſtäubigen Hitze, die zwiſchen den Häuſern liegt und bis in das Innerſte der Geſellſchaftszimmer dringt, ſagt dem künſtleriſchen Schaffen, das in gleichmäßig bewegter, geräuſchloſer Stille wie in der ungekünſtelten Behaglichkeit der Verhältniſſe am Beſten gedeiht, nicht recht zu. Die Kunſtjünger haben keine Ruhe, keine Raſt im Atelier; ſie verlaſſen gern ihre Staffelei, um anderwärts Unterhaltung zu ſuchen. Die Meiſter klagen, können aber mit Gewalt dem Übel nicht abhelfen. Dieſe großſtädtiſche Zerſtreutheit iſt es jedoch nicht ausſchließlich, woran unſer geſelliges Leben und mit ihm unſere Kunſt ſiecht. Es fehlt an einem geiſtig belebenden Mittelpunkte für unſere geſelligen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Beſtrebungen. Das Zuſammentreten aller Glieder der Geſellſchaft zu gemeinſamen Genüſſen und Feſtlichkeiten, der Geiſt der Einigkeit, iſt auf vielfache Weiſe getrübt; wir kennen nur kleinere, eng abgezirkte Vereine, deren wir viele haben, als ein Surrogat, das erſt in der Zukunft ſeine Früchte tragen wird. Großartige Staatsinſtitutionen gehören dazu, um die Wiſſenſchaft in's Leben einzuführen, und die beſten künſtleriſchen Kräfte müſſen endlich verkümmern und an ſich ſelbſt irre werden, wenn ſie nicht auch für höhere, öffentliche Zwecke benutzt, wenn ſie nur von der Laune und Eitelkeit eines Publikums abhängig gemacht werden, daß man bei weitem eher kunſteigenſinnig als kunſtſinnig nennen dürfte. Wir zehren und leben von dem Weihrauche, den wir uns ſelbſt gegenſeitig ſtreuen, und während bei uns ſchon das Mittelmäßige ſeine Lobredner findet, wird anderwärts das augenfällig Gute und Treffliche kaum genannt. Dafür ſind wir im Auslande bereits genügend bekannt.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

.*. **Ueber die altindiſchen Denkmäler in Mittelamerika** entnehmen wir aus einem Schreiben des engl. Ingenieurcapitäns **Berch** an die geographiſche Geſellſchaft in London folgende werthvolle Angaben: die **Pyramiden** von Teotihuacan, Cholula, Xochicalco und Papantla und die Baudenkmäler von Mitla und Palenka weiſen zurück auf ein ſtark bevölkertes Land und eine gut eingerichtete Regierung. Die Zeit der Erbauung, — wie die der Zerſtörung iſt noch völlig in Dunkel gehüllt. Die **Tolteken**, (was eigentlich **Erbauer** bedeutet) denen jene Werke zugeſchrieben werden, ſcheinen ein mächtiges Reich gebildet zu haben; denn ihre Denkmäler laſſen ſich vom Iſthmus von Darien bis Chihuahua verfolgen, und ihre Sprache herrſchte, oder war doch bekannt in derſelben Ausdehnung, nämlich 600 geogr. Meil. weit. Der erſte und größte Sitz des Reich's könnte im Staate von Chiapas, der zweite im Staate **Teotihuacan** zu ſuchen ſein. Dieſe ſog. Toltekiſchen Denkmäler ſind aber ſtreng zu ſcheiden von den ſpäteren der **Acolhues**, deren Jahrbücher bis an's Ende des XII. Jahrh. zurückgehen ſollen, in welchen jedoch keine Kunde vom Urſprung der Toltekiſchen Werke erhalten. Die Hauptſtadt des acolhuaniſchen Reiches war **Tezcuco**; die **Azteken**, welche 1385 Mexiko gründeten, bildeten nur einen kleinen Stamm dieſes Reiches. Unter den acolhuaniſchen Baudenkmälern finden ſich zwar auch viele Pyramiden, wie unter den Toltekiſchen; doch muß man, die beiden Serien von Bauwerken vergleichend, annehmen, daß die Tolteken weit mehr Macht, Reichthum und Kenntniſſe erlangt hatten, als die Acolhues und näher die Azteken des Montezuma II. erreicht haben.

.*. **Deutſche Redlichkeit in Nordamerika.** — Von Waſhington aus wird unterm 9. v. M. geſchrieben: „Der Präſident erklärte mir vorgeſtern, daß er den Einfluß der **Deutſchen** (Bürger der Ver. Staaten in die öffentlichen Angelegenheiten dieſes Landes) für ein Werk der Vorſehung halte, welches beſtimmt ſei, **deutſche Redlichkeit** jüdiſchem Börſen- und Länderſpiel entgegenzuſetzen.“ „Ich vertraue,“ ſchreibt General **Jackſon** an den Herausgeber des Waſhington-Globe, „auf die Unbeſtechlichkeit der **Deutſchen**; ſie hat uns den erſten Sieg über die Bank erfechten helfen; ſie wird uns auch jetzt retten . . . Die nächſte Präſidentenwahl wird wohl von den Deutſchen entſchieden werden.“

.*. **Der Baron de Gerando**, einer der edelſten Männer Frankreich's, arbeitet ſeit mehreren Jahren an einem Werke über **Wohlthätigkeitsanſtalten**, welches nun mit Nächſtem erſcheinen wird. Um hierzu noch einige Notizen zu ſammeln, hat er die öffentlichen Anſtalten Süddeutſchlands beſucht. Als er, in dieſen Tagen nach Frankreich zurückkehrend, zu Straßburg einfuhr, wurde ihm die Ueberraſchung, daß ein Freund ihn als **Pair** von Frankreich begrüßte, an demſelben Thor, wo er vor 40 und einigen Jahren hereingeſchleppt worden, um, wegen ſeiner tapfern Vertheidigung von Lyon, vor das Schreckenstribunal geſtellt zu werden!

.*. **Andryane's** *Mémoires d'un prisonnier d'état du Spielberg*, welche jetzt erſchienen, ſind noch ernſteren Inhaltes, aber nicht weniger intereſſant als die vielgeleſene Schrift von **Silvio Pellico**, dem Freunde und während 6 Jahren Leidensgefährten des Vfrs. **Alexander Andryane**, ein junger, reicher, den Vergnügungen nachjagender Franzoſe — ſchämt ſich plötzlich ſeines nichtigen Lebens, zieht ſich nach Genf zurück, um dort zu ſtudiren, läßt ſich aber bald durch italiäniſche Flüchtlinge in eine Conſpiration verwickeln, die ihn nach Mailand fu[illegible]. Hier wird er ergriffen, nach eilfmonatlichem Prozeß zum Tode verurtheilt, aber eben ſo wie ſein Leidensgenoſſe **Confalonieri** auf Verwendung der Gemahlin des Letztern begnadigt, um mit dieſem 9 Jahre einen Kerker auf dem **Spielberg** zu bewohnen. Indeſſen hatte ſich ſein Geiſt für ſchwere Leiden gekräftigt, und er erzählt uns, wie er in der Einſamkeit des Kerkers von dem allgemeinen Gottesglauben wieder dem katholiſchen zugeführt worden.

.*. **Kleninger's Air-Speaker.** — Herr **Kleninger** aus Wien, ein ausgezeichneter Violinſpieler, hat einen **Ton-Telegraphen** (Telelalen) erfunden, der im Beiſein des Hoforganiſten Aßmeier und des Mechanicus Wurm u. m. a. allen Anforderungen entſprochen. Dieſes Inſtrument, 7 Wiener Fuß 5 Zoll lang, mit denſelben Vorrichtungen, wie eine Trompete verſehen, wie ein Tubus auf einem Geſtelle ruhend, pflanzt den Schall, auch bei Gegenwind, durch 3000 Wiener Klafter in 11½ Sekunden fort.

.*. **Ein Peripatetiker unter den Inſekten.** — Herr Landsdown Guilding hat 1825 in den Urwäldern der Inſel St. Vincent ein Thier entdeckt, welches von den Herren Audouin und Milne-Edwards den Anneliden beigezählt worden, unter denen es jedoch **für ſich allein** die Familie der **Peripaten** bildet. Es iſt ein dicker, weicher, 2—3 Zoll langer Wurm, mit hervorſtehenden, behaarten Füßen, die weder Borſten noch weiche Auswüchſe an ſich haben; ſein Kopf tritt deutlich heraus und iſt mit vollkommen entwickelten Fühlhörnern, der Mund mit Kinnladen verſehen. Es wurde Peripatus iuliformis getauft. Bis jetzt kennt man erſt ſehr wenige Exemplare.

.*. **Ruſſiſche Knabenſoldaten.** — Wie in den engliſchen Fabrikſtädten ganze Schaaren **Kinder** ſchon zu Fabrikarbeiten angehalten werden, ſo werden jetzt in den ruſſiſchen Militärkolonien Jungen von 12—17 Jahren militäriſch geübt. Nach der am 8. d. M. zu Woßneſensk abgehaltenen großen Parade **exerzirten** 24 Eskadrons und 3 Batterien ſolcher Knaben, — in kurzen Jacken, Mützen, leinenen Pantalons — und Stiefeln, bewaffnet mit hölzernen Säbeln, Lanzen und Kanonen! — Fürwahr ſehr ernſte Spiele!

.*. **Die Votivfeder von Zacharias Werner.** — Zu Mariazell, dem im J. 1157 gegründeten berühmten Wallfahrtsort in Ober-Steyermark, befindet ſich u. a. Merkwürdigkeiten auch eine goldene, mit Brillanten beſetzte Feder, welche **Zacharias Werner** dahin vermacht hat.

.*. **Profeſſor W. A. Arendt**, erſter Bibliothekar zu Löwen, iſt für ſeine „belgiſche Zuſtände“ mit einem Brillantring beſchenkt worden.

.*. **Der zweite Band der geſammelten Schauſpiele der Prinzeſſin Amalie von Sachſen** iſt erſchienen, und das dafür eingegangene Honorar (von 275 Rthlr.) wieder dem Frauenverein zu Dresden übergeben worden.

.*. **Korkſtaub-Polſter.** — In England werden jetzt Polſter und Kiſſen aller Art aus **Korkſtaub** verfertigt, die noch vor den beſten Roßhaar-Polſtern **den** Vorzug haben, nie compakt zu werden. Sie ſind überdies ſo leicht, daß eine Matratze von 25 Pfd. Gewicht durch die Laſt von 7 Menſchen nicht unter das Waſſer gedrückt wird.

.*. **Samuel Weſley's Tod.** — England hat eine ſeiner wenigen muſikaliſchen Celebritäten verloren. Am 11. d. M. ſtarb Samuel Weſley, 72 Jahre alt. Seit Heinrich Purcel war er wohl der ausgezeichnetſte engliſche Tonſetzer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 259. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 2. November.

Der Salon des Freiherrn von Hammer-Purgſtall.

(Fortſetzung).

Baron Zedlitz verleugnet im Umgange den Ariſtokraten nicht, er hat aber auch einen Stammbaum, wie wenige ſeiner Standesgenoſſen, — den Lorbeer. Dieß Bewußtſein gibt der Sicherheit, mit welcher er — unbeſchadet ſeines diplomatiſchen Plis — auftritt, die feinſte Vollendung. Auch in ſeiner Lebensweiſe iſt er der ächte moderne Cavalier, iſt's in jeder Hinſicht; ſeine Stellung hat noch von allen übrigen Wiener Poeten die meiſte Ähnlichkeit mit jener der Pariſer. Betretet ſeine Wohnung, dort trägt alles und jedes den Charakter faſhionabler Eleganz, jenes einfachen aber geſchmackvollen Luxus, der mehr als alle Pracht reizt und befriedigt. Man lernt, wenn man mit ihm verkehrt, begreifen, wie es ihm möglich ward, der Form jenes non plus ultra von Vollendung zu geben, die man an ſeinen Canzonen bewundert.

Einen intereſſanten Contraſt zu dem geſchmeidigen Lebemann Zedlitz bildet jener ernſte ſinnende Dichter, der mit einem Freunde im Schatten der Laubgänge des Hammer'ſchen Gartens wandelt. An dem bräunlichen Teint, an dem dunkeln Haar und Schnurbart, an dem Ausdruck von Kraft und Gediegenheit, der auf dieſem länglichen ſcharfgeſchnittenen Kopfe ruht, erkennt ihr den Ungar; auf der hohen edelgeformten Stirne des mittelgroßen, aber ſtarkgefügten Mannes in der Blüthe ſeiner Kraft, hat die nimmermüde Meditation Furchen gezogen, und eine edle poetiſche Melancholie Schatten gebreitet. Das iſt Nicolaus Lenau, der, die Freiheit zu ſuchen, über den Ocean geſteuert, der ihre Stimme mit banger Sehnſucht aus dem Rauſchen des Urwaldes erhorchen gewollt, der Höhen erklimmt und in Tiefen ſteigt, ſie zu finden, ſeinen Mannesſchmerz als Boten nach ihr ausſendet und ſie nirgends trifft, als im ſtillen Weihthum der eigenen Bruſt und in begeiſterten Freundesherzen. Das iſt's, weßhalb ſein Auge ſich ſo oft verdüſtert; dann ſchlagen deſſen Flammen nach innen und erleuchten wie Morgenroth die Welt ſeiner Gedanken, wie Mittagsglanz die Labyrinthe ſeines Forſchens und wie zauberiſche Abendſonnenglut die Schöpfungen ſeines Genius, indeſſen die ernſten Züge ſeines Antlitzes wie Erzguß zu erſtarren ſcheinen. Doch läßt, wenn er in Sinnen verſunken, Alles um ſich vergißt, er plötzlich die wilden mährchenhaften Diſſonanzen eines Zigeunerquartettes an ſein Ohr klingen, und ſeht, wie ſeine Muskeln ſich anſpannen, wie die ganze Lebenskraft des Dichters, der die Seele der Natur ſtudirt, ſich nach außenzu drängt. Oder ſitzt ein Freund an ſeiner Seite in der heiteren Laube des Löwenthal'ſchen Gartens in Penzing, und quillt Wort um Wort, und lockt ein Gedanke den andern, und werden Fragen um die Geſetze des Lebens und der Zeit im traulichen Eifer getauſcht, dann blitzt dies ſchöne dunkle Auge mit allen ſeinen Zaubern auf. Lenau iſt ein Freund, wie es wenige gibt, kindlich gut und männlich treu, mild und wahr und feſten, ſtarken Glaubens voll; ſeine geſunde Poſitivität weht erquickend befreundetes Streben an. Seine Weltbildung blendet durch keinen Firniß, ſondern nimmt jeden durch Solidität und Tiefe ein. Anſpruchsloſigkeit bei ſteter Behauptung männlicher Würde vollendet dieſen angenehmen Eindruck ſeiner Perſönlichkeit.

Überſehen wir dort jene Gruppe nicht! Der eine iſt Kaltenpäck, dieſer Typus einer ächten obderennſiſchen Waldnatur, der ſtets ſchlagfertig daſteht, jeden Verkleinerer des Vaterlandes Reſpekt vor dieſem zu lehren, jeden Zweideutler und Renegaten durch ſchlichte öſterreichiſche Ehrlichkeit aus dem Wege zu werfen, — als Forſcher vaterländiſcher Geſchichte unermüdlich, eine lebendige Bibliothek, und die perſonificirte Gefälligkeit gegen Freunde, — jetzt unterhält er ſich mit einem von den dreien, der ſich eben aus jener Gruppe zu ihm gewendet. — Dieſer Mann mit dem ſchwarzen Haar und der markirten ſüdlichen Phyſiognomie, mit dem Bändchen im Knopfloch, deſſen deutſcher Unterhaltung man das Fremdartige nur an der Conſtruction, nicht an der Lebhaftigkeit anmerkt, iſt der kaiſerliche Rath Adrian Balbi, der von ſich ſagen kann, daß er nie einen Vers von einem ſeiner Landsleute, den italiäniſchen Dichtern, geleſen. Es iſt der berühmte Statiſtiker und Geograph, der Verfaſſer des **Essai d'un tableau statistique de la Terre,** des **compendio di geografia universale,** des **abrégé de géographie, rédigé sur un nouveau plan de balance politique du globe,** welche in's Engliſche, Spaniſche, Ruſſiſche, Deutſche und drei Mal in's Italiäniſche überſetzt wurde, ſo wie zahlreicher anderer Schriften, die ſein Renommée dauernd begründeten; — der andere in der Gruppe iſt ſein Landsmann, der Graf Bolza, der dritte, deſſen Züge eine Combination von Runen und Hieroglyphen aller Zonen zu ſein ſcheinen, die er als Reliquien erlittener Strapatzen heimgebracht. Dieſer Mann, der gleichwohl mit einer faſt ängſtlich ſcheinenden Beſcheidenheit ſich zurückhält, und deſſen ganzes Weſen den Eindruck hervorbringt, als ſehe man eine Militärperſon in Civil. Dieſer Mann iſt niemand anders, als der Weltgänger Doctor Honigberger, der durch Fleiß, Forſchluſt und Ausdauer an Rüppel erinnert.

Unter den Damen, welche am runden Tiſche um die liebenswürdige Wirthin verſammelt ſind, und denen neben jenen tauſend Bagatellen eines ſo großartigen Boudoirs, wie die Kaiſerſtadt, die intereſſanteſten und am tiefſten eingreifenden Fragen des geiſtigen Lebens, als Element des geſelligen, unentbehrlich geworden, bemerke ich ſo eben die Hofräthin Kreß, die Tochter des Baron Hormayr, welchem letzteren in Herrn v. Hammer vielleicht der einzige Freund (im Laufe von vierzig Jahren unwandelbar) in Öſterreich geblieben, — eine rührende Pietät, wenn man bedenkt, daß es in Öſterreich faſt zur Gewohnheit geworden iſt, auf Hormayr's Haupt alle Schmähungen zu häufen.

Bauernfeld, der den Sommer über gleichfalls in Döbling wohnt, wo er in ein paar heiteren Parterrezimmern mitten in einem reizenden Garten ſeine allerliebſten Luſtſpiele ſchreibt, iſt im Hammer'ſchen Salon gänzlich heimiſch. Bauernfeld empfing ein neidenswerthes Loos! Ein friſches fröhliches Temperament, jene glückliche Göttergabe der Wiener, der ſchöne poetiſche leichte Sinn, der ſich immer wie ſpielend über den Wellen hält, ſelbſt wenn ſie vom Sturme gepeitſcht zürnend dahinbrauſen — ein glückliches Talent, welches vom geſelligen Leben nur die heiteren Erſcheinungen als Eindrücke in ſich aufnimmt und ſie dem Publikum in eleganten liebgewordnen Formen wiedergibt, — darſtellende Künſtler, wie ſie vielleicht nirgends in der Welt ſich wieder in gleicher Harmonie zuſammenfinden, und deren Fo[illegible] gerade das feinere Converſationsluſtſpiel iſt, — und ein Wiener Publikum für ſeine Stücke; — von früher Jugend auf ein Kreis genialer Freunde, durch deren brüderliche Verhältniſſe eine eigene poetiſche Welt erwuchs, Männer wie Grillparzer, der verewigte Componiſt Franz Schubert, der originelle durch und durch poetiſche Maler Moritz von Schwind und Franz von Schober, ein ächtes Lebensgenie, der, ein Proteus, ſich in allen Nüancen des geſelligen Lebens mit humoriſtiſchem Überblicke bewegte, — endlich eine Stellung im Staatsdienſte, welche ihm volle Freiheit und Muße läßt, ſich der Produktion nach Herzensluſt hinzugeben, — was kann ein Sterblicher mehr wünſchen?

(Schluß folgt).

Kunſtzuſtände in Berlin.

(Fortſetzung).

Befangen in dieſer Selbſtſucht, haben wir keinen freien Blick für das Außerordentliche, was anderwärts geſchieht; und es klingt faſt lächerlich, wenn ein hieſiger Kunſtreferent bei Gelegenheit der Ausſtellung der auch in dieſen Blättern hinreichend gewürdigten Hunnenſchlacht von Kaulbach, welche man freilich mit dem verdienten Beifall aufnahm, davon ſpricht, daß die Münchener Schule unſerer norddeutſchen ergänzend gegenüberſtehe, als wenn nicht vielmehr das Verhältniß beider Schulen gerade umgekehrt wäre. Man ſieht, und ich weiß es, daß dieſer Kunſtkritiker die Großartigkeit und epochemachende Bedeutſamkeit der Münchener Kunſtbeſtrebungen nur aus einzelnen, ihm zufällig zu Geſicht gekommenen Bruchſtücken, nicht aus der vollen Anſchauung der Wirklichkeit kennt, wozu ſich die Kunſt in der baieriſchen Hauptſtadt ſo ſchön entfaltet hat.

Dieſe Liebedienerei wird innerhalb der beſtehenden Kunſt- und Gelehrtenvereine am weiteſten getrieben; an ihr ſcheitert die Rüge der öffentlichen Kritik, die bei allen ihren Mängeln immer noch beſſer wirkt, als das geheim geſpendete freundſchaftliche Lob. Hier liegen zum großen Theil die Keime unſeres Verderbens in Literatur und Kunſt. Wenn einerſeits die hieſige Kunſtkritik nur nach den Eigenthümlichkeiten der Düſſeldorfer Schule die Höhe und die Bedeutung der heutigen Kunſtentwicklung beurtheilt, und anderſeits die Schriftkritik ſich erdreiſtet, die nach ihrem eigenen Geſetz und ihrer eigenen Form frei und umfaſſend waltende Kraft des ſchöpferiſchen Geiſtes mit dem eben ſo einſeitigen Maßſtab ihres philoſophiſchen Syſtems zu meſſen, ſo iſt man in einem Irrthume befangen, der ſich nur durch die engen Lebenskreiſe, in welchen ſie ſich bewegen, wie durch ihre eigene Engherzigkeit entſchuldigen läßt. Die Zeit allein wird ihn zerſtören, und während ſie noch von der

Gewalt der Principien träumen und von ihnen das Heil der Welt erwarten, wird das Leben ſelbſt und mit ihm Literatur und Kunſt, ehe ſie es vermuthen und ohne ihr Zuthun, eine andere Geſtalt angenommen haben.

Schlimmer noch iſt es, wenn Individuen, denen es an aller wiſſenſchaftlichen Verbildung und an Adel der Geſinnung fehlt, ihre ſubjectiven Gefühle und den ganzen Schmutz ihres ſchmähſüchtigen, lügneriſchen Herzens in die Literatur hineintragen. Und an ſolchen faulen Säften leidet wahrlich unſere Geſelligkeit und ein Theil unſerer älteren literariſchen Blätter.

Zerſtörender, auflöſender wirkt aber im Bereiche der Literatur und Kunſt nichts, als der mangelnde Einfluß höherer, allgemeiner Begünſtigung, welche die vorhandenen geiſtigen und künſtleriſchen Kräfte zu öffentlichen, nationellen Zwecken zu verwenden geneigt wäre. Der Einzelne iſt auf ſich ſelbſt angewieſen, und die Kunſt, wie die Literatur, auf dieſe Weiſe zum Gewerbe im ſchlechteſten Sinne des Wortes herabgeſunken. Die Beſchuldigung iſt hart, trifft aber diejenigen nicht, die in der Stille ernſtere Beſtrebungen verfolgen oder unter dem Schutze der Offentlichkeit im Stande ſind, ihren Kräften eine höhere Entwickelung angedeihen zu laſſen. Faſt ſcheint es, als beruhe die Bedingniß und der Hebel unſerer materiellen rein geiſtigen Exiſtenz heut zu Tage nur in der Schnelligkeit. Man liebt bei uns kleine, flüchtige Werke zu ſchaffen, die dem herrſchenden Modegeſchmacke huldigen und Hoffnung auf leichteren Abſatz gewähren. Es iſt gewagt, aus eigenem Antriebe ſich umfangreichere und bedeutſamere Aufgaben zu ſtellen. Einzelne reiche, kunſtliebende Privatleute vermögen eben ſo wenig, wie die beſtehenden Kunſtvereine einen großartigen Aufſchwung in dieſem Gebiete zu veranlaſſen. Jener ſind zu wenige, und dieſe durch ihre Mittel, wie durch ihre inneren Verhältniſſe gebunden. Es iſt nicht mehr wie früher, wo die reichen Kaufleute und ganze Gemeinden eine Ehre darin ſuchten, Gebäude und Bildwerke zu ſtiften, welche würdig wären, ihren Ruhm auf die Nachwelt zu bringen. Es muß dahin kommen, und der Anfang iſt bereits geſchehen, daß Stadtgemeinden oder ganze Landesbezirke unter ſich, wie mit ihren Regierungen in dem vereinigten Streben zuſammentreten, die vorhandenen künſtleriſchen Kräfte zu höheren allgemeinſamen Zwecken der Geſellſchaft zu verwenden. Aber noch immer wird die Kunſt zu kleinlichen Dingen, oft ſogar ſchnöde gemißbraucht.

Berlin iſt der Vereinigungspunkt des Kunſtverkehrs der preußiſchen Landestheile, an welchem das Ausland mehr oder weniger Antheil nimmt. Es hat herrliche Bildungsanſtalten für die Kunſt; künſtleriſche wie wiſſenſchaftliche Talente werden auf das Freigiebigſte unterſtützt, und es fehlt an Beſtellungen nicht, welche die Kräfte der Künſtler oft ſchon für mehrere Jahre hinaus in Anſpruch nehmen. Aber ein großartiges Kunſtleben und Kunſtſtreben ſuche man bei uns nicht. Der Berliner iſt für Gegenſtände der Kunſt ungemein empfänglich, und wie raſch er auch ſonſt mit ſeinem Urtheile bei der Hand ſein mag, auf dieſem Gebiete wagt er ſich dann erſt daran, wenn er die Stimme der öffentlichen Kritik in den Zeitungen, die nie ausbleibt, geleſen hat; dann iſt er aber in Lob und Tadel überſchwänglich und trägt ſeine Anſicht gern zur Schau. Dieſe empfängliche Theilnahme thut jedoch Künſtlern und Kritikern wohl, und ließe ſich leicht für die höchſten Intereſſen der Kunſt gewinnen. Wer München kennt, wird ſie in gleichem Maße dort nicht gefunden haben. Aber man durchwandere die Ateliers unſerer Maler! Wie äußerſt ſelten tritt uns hier ein Werk von höherer Kunſtbedeutung entgegen! Wie ſpärlich kommen Aufträge zu umfangreicheren für öffentliche, allgemeinere Zwecke beſtimmten Arbeiten, die zugleich einen Maßſtab für den gegenwärtigen Standpunkt der Kunſt und eine Grundlage für ihre künftige Weiterentfaltung abgeben könnten! Wir glauben zur Förderung der Kunſt beigetragen zu haben, wenn wir uns in Ol porträtiren laſſen oder dem anſtrebenden jungen Künſtler eine ſchlechte Landſchaft oder ein ſchlechteres Genrebild abkaufen, um damit unſere Zimmer auszuſchmücken. Ein Theil unſerer älteren Meiſter verſchwendet ſeine Kräfte im Dienſte der Bildnißmalerei und findet dabei meiſt ſein glänzendes Auskommen. Sie ſind für die Kunſt als verloren zu betrachten. Gern eifern ihnen die jüngeren Künſtler nach, die ſich genöthigt ſehen, für ihr tägliches Bedürfniß zu arbeiten. Sie fühlen keine Neigung zu größeren Compoſitionen. Andere, welche die Schwierigkeiten maleriſcher Studien ſcheuen, betreiben die Lithographie im Dienſte der Kunſthändler und lithographiſchen Anſtalten. Manches Genie mag in ſeiner Vereinzelung durch Selbſtvernachläſſigung oder ſein böſes Geſchick untergehen, und nur wenige gibt es, die, wie Genelli in München, lieber darben und ihre künſtleriſchen Anſchauungen in ungeſuchten aber meiſterhaften Zeichnungen niederlegen, als der Kunſt auf ſolche Weiſe untreu zu werden. Ungeſchick, Trägheit und Sinnlichkeit darben, aber nicht Alle, welche darben, thun dies aus eigener Schuld. Es iſt leicht geſagt, daß das Genie ſich ſeine eigenen Bahnen ſelbſt breche und daß es dem ächten Talente nicht an ermunternder Anerkennung fehlen werde. (Fortſ. f.)

Tageschronik aus Paris.

Die Pariſer Poeten, welche die routinirteſten Leute von der Welt ſind, haben, ich weiß nicht ſeit wie viel Jahrhunderten, ihre Freude daran, jedes Jahr regelmäßig die Wonne des Monats Mai zu beſingen, und das Publikum, welches in gerader Linie von den Schafen des Panurg abſtammt, befolgt die hergebrachte Sitte und girrt eine Menge Romanzen zu Ehren des Frühlings und des holden Mai. Man hat vollkommen Recht zu ſagen, daß tief eingewurzelte Vorurtheile bei einem Volke ſchwer auszurotten ſind. Aber die Pariſer ſind wahrhaft mit Blindheit geſchlagen; wann hat man es denn je erlebt, daß der Monat Mai für die Einwohner der franzöſiſchen Hauptſtadt das Bild des Frühlings dargeboten? Die jährlich wiederkehrenden Täuſchungen hätten den Kurzſichtigen doch endlich die Augen öffnen ſollen. Es iſt eine ganz falſche Einbildung, wenn man glaubt, daß die Pariſer ſich am erſten Mai vor ihre Stadtthore hinausbegeben, um ſich mit Roſen zu bekränzen, ſich an luſtigen Tänzen zu erfreuen und ſich im Grünen herumzutummeln. Der Naturfreund, welcher um dieſe Zeit in weißen Beinkleidern und apfelgrünem Frack nach Romainville hinauseilt, findet längs des Wegs Februarreif anſtatt Frühlingsthau, hört wohl Sperlinge ſchreien, aber keine Nachtigallen ſchlagen und kann allerdings Maikäfer ſammeln, aber keine Blumen pflücken. Das alte franzöſiſche Vorurtheil, welches einer Menge von ehrlichen Leuten in den Kopf geſetzt hat, daß der Maimonat der wahre Frühlingsmonat iſt, kann in der Provinz vielleicht noch einen Anſchein von Wahrheit und Wirklichkeit haben; aber in Paris hat der Frühling, ſo weit wir zurückdenken können, nie um dieſe Zeit angefangen. Denn bekanntlich iſt man doch übereingekommen, die Sonne, die Blumen und den Geſang der Vögel als charakteriſtiſche Merkmale dieſer herrlichen Jahreszeit zu betrachten. Alles das fängt für Paris erſt im Monat October an und wir beabſichtigen keineswegs, ein Paradox geltend zu machen, indem wir behaupten, daß der October der erſte Monat des Pariſer Frühlings iſt. Blühen nicht im October alle jene wunderbar ſchönen Blumen, welche hinter den Spiegelfenſtern der hieſigen Modeläden prangen und in einigen Wochen den eleganten Tänzerinnen als Ballbouketts dienen werden? Iſt es nicht im Monate October, wo die wahre, die einzige Sonne von Paris, der Gas, ſeine Lichtſtröme ausgießt und von 5 Uhr Abends an die Dunkelheit verſcheucht, welche über Paris ihren Schleier auszubreiten droht? Aus 30.000 Röhren ſtrömt der Gas und erleuchtet in einem Augenblick alle öffentlichen Plätze, alle Boulevard's, alle Paſſagen, alle Theater, alle Kaffeehäuſer, kurz ganz Paris, wie es nur der großmächtigſte Kalif der Tauſend und Einen Nacht ſich hätte träumen laſſen können, und ſelbſt noch die Sonne des Orients würde neben dem Pariſer Gas erbleichen. Iſt es endlich nicht im Monat October, wo von allen Ecken Europa's jene köſtlichen Singvögel nach Paris eilen, welche bei dem zweideutigen Aprilwetter davongeflogen waren? Bewillkommnen nicht alle dieſe Nachtigallen ihre alte Heimath mit lauter Freude und ſchlagen ſie nicht die künſtlichſten Triller, um die Ankunft des Pariſer Frühlings zu begrüßen? Ich hoffe, daß man dem Tamburini, Rubini und der Griſi den Titel „Nachtigallen" nicht ſtreitig machen wird. Paris begrüßt die Rückkehr der italiäniſchen Sänger und Sängerinnen jedesmal mit neuem Jubel und neuen Blumen. Der Zudrang in die italiäniſche Oper iſt ſo groß, daß der Saal Favart die Menge der Neugierigen und Schauluſtigen nicht faſſen kann und man ſich bei jeder Vorſtellung zwei Stunden lang in den Schweif ſtellen muß. Aus dieſem hitzigen Eifer, ſich zu den Bouffes zu drängen, ziehe man übrigens ja nicht den Schluß, daß Paris muſikaliſcher Natur iſt. Die Vogue des Theater Favart iſt nicht ſowohl durch die Liebe zur Kunſt, als durch die Phantaſie der Mode zu erklären; und was beſonders der Mode hier gefällt, iſt der ſchwierige Zutritt zur italiäniſchen Oper. Wenn man die Muſik und die Sänger dieſer Oper ganz nach Bequemlichkeit hören könnte und die Logen- und Parterrebillette leichter zu haben wären, ſo würde ſich die Mode bald anderswohin wenden. Der gute Ton in Paris verlangt ein Theater, wo man nicht hineinkommen kann, eine muſikaliſche Abendunterhaltung, wo die Plätze ſehr theuer und vorher belegt ſind und wo es faſt unmöglich iſt, eine Loge für ſein Geld zu erhalten. Das iſt die Haupturſache, weßhalb die italiäniſche Oper ſo viel Glück macht. Denn trotz der großen, bewunderungswürdigen Talente iſt die italiäniſche Oper bei weitem nicht vollſtändig; Lablache, Tamburini und Rubini ſind die einzigen vorzüglichen Sänger; alle übrigen männlichen Subjekte ſind nicht einmal mittelmäßig; die Chöre zeichnen ſich keineswegs durch Stärke und Präciſion aus. Die Griſi iſt eine wackere, aber keineswegs ausgezeichnete Sängerin, deren Kunſtmittel beſchränkt ſind; Madame Albertazzi und Mademoiſelle Taccani werden als Lückenbüßer eingeſchoben. Das Repertoire iſt gerade nicht mannigfaltig. „Die diebiſche Elſter," die „Cenerentola" und „Norma" ſind die Opern von Bedeutung, welche in dieſem Jahre gegeben worden.

Der Monat October hat diesmal den Pariſern außer den ſo eben erwähnten Herrlichkeiten noch eine neue Wohlthat beſcheert. Der Ankunft dieſes glückſeligen Monats iſt es zuzuſchreiben, daß die Stadtbehörde, welche im Laufe des ganzen Sommers genöthigt war, Tag und Nacht den Geſundheitszuſtand der Pariſer Möpſe, Spitze, Pudel u. ſ. w. zu bewachen, um die verdächtigen Vierfüßler in die Quarantaine zu ſchicken und die der Waſſerſcheu überführten Individuen vom Leben zum Tode zu befördern; — der Ankunft des Monats October, ſagen wir, iſt es zuzuſchreiben, daß die Stadtbehörde die Muße, welche ihr die tollen Hunde gelaſſen, zu benutzen und ihre Sorgfalt auf die tollen Muſiker zu wenden, welche die öffentliche Ruhe der Hauptſtadt ſtörten, im Stande war. Ein in den erſten Tagen des October vom Polizeipräfekten erlaſſener Befehl verbietet in Zukunft allen Jagdhorn- und Trompetenbläſern, welche ſeit einigen Monaten alle Stadttheile von Paris in Waldreviere verwandelt hatten, die Beluſtigung, den Bewohnern der Hauptſtadt das Trommelfell zu ſprengen. Es iſt uns unbegreiflich, welche Manie die franzöſiſche Jugend antrieb, das Jagdhorn zu kultiviren; da wir doch in einer Zeit leben, wo es weder Wildpret noch Parforcejagden gibt; für die Franzoſen, wenigſtens für die Pariſer, iſt der Hirſch heutzutage ein ebenſo fabelhaftes Thier, als der Lindwurm der guten alten Zeit, und mehrere junge Dandy's, welche dieſen Herbſt expreß in den Ardennerwald gereiſet waren um einer Eberjagd beizuwohnen, haben ſtatt wilde Schweine nichts als Kaninchen geſehen. Die neue Ordonnanz des Polizeipräfekten hat Trotz ihres weſentlichen Nutzens dennoch manche Widerſacher gefunden; dahin gehören zunächſt die Waldhornprofeſſoren, welche es ſich indeß höchlichſt verbitten würden, wenn es einem ihrer Nachbaren einfiele, Tag und Nacht die türkiſche Trommel zu ſchlagen und Variationen auf dieſem liebenswürdigen Inſtrumente auszuführen; dieſe armen Muſiklehrer, denen Herr Deleſſert das Handwerk gelegt hat, ſchreien über Ungerechtigkeit und ſind ganz verwundert, daß man keine Pflaſterſteine aufreißt und Barrikaden macht. Ferner nehmen die kleinen Weinwirthe, welche in der Regel ihre Privatkabinette zu Conzertſälen hergaben, Parthei für das Jagdhorn, ein ſo gemeinnütziges Inſtrument, welches durſtig macht und den Weinabſatz befördert; endlich deklamiren gegen dieſe Verordnung alle diejenigen, welche alle Regierungsmaßregeln der Welt tadeln und welche nicht ermangeln würden, ein toll Geſchrei zu erheben, wenn eines ſchönen Morgens der Polizeipräfekt allen Einwohnern von Paris befähle, ſich nach der Bank zu bemühen und dort 100.000 Franken in Empfang zu nehmen.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

⁂ **Fräulein Löwe** iſt für das Berliner Theater mittelſt eines jährl. Honorar's von nur 6000 Rthlr. Cour. gewonnen worden. — Sonderbar! Man bezahlt mit ſchwerem Gelde einen Schauſpieler, und noch iſt es keiner Regierung und keiner Aktiengeſellſchaft eingefallen, ein Schauſpielerſeminarium zu gründen, und Preiſe auszuſetzen, welche einigen Schauſpieldichtern geſtatten würden, ebenſo ſorgenlos zu leben und zu dichten, als es jetzt Schauſpielern vergönnt iſt, zu leben und zu ſpielen. Man zahlt viel für die Frucht, aber man pflanzt keine Bäume!

⁂ Der Bildhauer Antonio d'Eſte von Venedig, iſt am 13. v. M. zu Rom geſtorben. Er war Mitglied und Profeſſor der Akademie di S. Luca daſelbſt und viele Jahre Direktor des vatikaniſchen Muſeums. Mit Canova iſt er als Anordner der gegenwärtigen Aufſtellung zu betrachten. — Er hat viele Büſten geliefert, die der geiſtreichen Auffaſſung wegen ſehr geſchätzt ſind. Sein Nachfolger iſt der nicht ſonderlich berühmte Bildhauer Fabris.

⁂ Scribe hat das Schloß Séricourt bei Montmirail gekauft, und iſt jetzt mit deſſen Ausbeſſerung beſchäftigt. Er ſcheint wirklich in dramatiſchen Papieren gut ſpekulirt zu haben. Auch Anſelm von Rothſchild hat kürzlich eine alte Burg bei Frankfurt a. M. gekauft.

⁂ Miß Stirling, erſt 17 Jahre alt, hat am 12. d. M. durch ein treffliches Orgelconzert in der h. Grab-Kirche, zu London ein ſeltenes Talent kund gethan. Sie ſpielte mehrere der ſchwerſten Bach'ſchen Fugen mit großer Meiſterhaftigkeit.

⁂ Illiriſche Literatur. — Bei den Serben, Chorwaten und Dalmatinen im ſlawiſchen Illirien ſind im v. J. 22 Bücher in ſlawiſcher Mundart erſchienen. Hiervon waren 6 Andachtsbücher und 3 andere theologiſche, 4 ſprachwiſſenſchaftliche, 3 pädagogiſche, 3 über den Styl, 2 Rechenbücher und die allgemeine Geographie von Spiridion Jowitſch.

⁂ Drei Selbſtmorde haben zu Paris am 6. d. M. faſt gleichzeitig in der faſt unbekannten engen Boutebrie-Straße ſtattgefunden:

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 260. 1837.

Phönix.

Freitag, 3. November.

Waldglöckchen.

Es hängt im grünen Dome
Manch Glöcklein blau und weiß.
Wer mag die Glocken läuten
Zu ihres Meiſters Preis?

An jedem Frühlingsmorgen,
Im Wald ein Engel geht;
Der iſt des Domes Küſter
Und läutet zum Gebet.

Vier Glöcklein tönen leiſe,
Ach, für kein Menſchenohr!
Doch Sänger aus den Zweigen
Verſammeln ſie zum Chor.

Sie flattern aus dem Neſtchen,
Seh'n ſie den Engel nah'n;
Von duft'ger Haide ziehen
Die Bienen all' heran.

Die grünlichen Cikaden
Vom Waldbach aus dem Thal
Und ſchwirrende Libellen,
Sie kommen allzumal.

Herbei zur heil'gen Kirche,
Wenn das Geläut' erklingt;
Dann lauſch' ich mit Entzücken,
Wie Alles girrt und ſingt.

O Wald! o Morgenſonne!
Wie hebet ihr mein Herz!
Zu ſelig für die Erde,
Schwingt es ſich himmelwärts.

Geliebte! Magſt du ſchlafen
In dumpfer Zimmerluft?
Laß nicht den Freund alleine,
Wenn ihm Waldglöcklein ruft!

Fr. Moſengeil.

Der Salon des Freiherrn von Hammer-Purgſtall.

(Schluß).

Gleichwohl hegt Bauernfeld — ich weiß es — Wünſche, deren Nichterfüllung ihn manchmal verdrießlich macht, als es bei ſeinem leichtblütigen Temperament und ſeinem haſtigen, zerſtreuten Weſen möglich iſt; ſeine Wünſche betreffen eben das Luſtſpiel; er fühlt es oft ſehr ſchmerzlich, in welchem engen Kreiſe einzig ihm zu wirken vergönnt iſt, und ſein wahrhaft enormer Fond von Talent hat auf eine tiefergreifende Wirkſamkeit von der Bühne herab gerechten Anſpruch; ich bin überzeugt, daß das Beſte, was Bauernfeld im Luſtſpiel bereits geleiſtet *hat*, nur als Probe von dem zu betrachten iſt, was er unter glücklicheren Conſtellationen aus jenem Fond herauswirken könnte; denn das Beſte, was er bis jetzt geleiſtet, mußte ſich lediglich auf eine meiſterhafte Glätte der Form beſchränken, was ſich durchaus nicht *Fortſchritt* nennen läßt. Aber Bauernfeld, der nicht bloß den glücklichen Zufall: Talent, und alle jene andern glücklichen Zufälle genießt, die ich früher erwähnte und die ſeinem Talente zu Statten kommen, ſondern der auch eine claſſiſche Bildung und eine intime Bekanntſchaft mit den geheimſten Innerlichkeiten der modernen Zuſtände beſitzt, deren hohe Wichtigkeit ſeinem mit allen Organen in das geſellige Leben hinein taſtenden Geiſte in voller Klarheit aufgegangen, — Bauernfeld iſt ganz der Mann, uns jenes Luſtſpiel zu ſchaffen, welches wir ſeit Jahren erwarten, das Luſtſpiel nämlich, das Luſtſpiel des *modernen Lebens*. Verſetzt ihn — verſteht ſich: mit allen ſeinen jetzigen glücklichen Verhältniſſen — aus Wien plötzlich nach Hamburg oder Frankfurt, und er wird es euch ſchaffen. In Wien aber kann er's, wie die Sachen jetzt ſtehen, — auch aus ſubjektiven Gründen nicht; — die Wiener würden es auch nicht goutiren, ſo mächtig wirkt Gewohnheit.

Ungern vermißte ich in Herrn von Hammer's Salon einen ritterlichen Herold, der des großen Oſtermorgens der Freiheit, einen Sänger, der nie ſein Haupt vor Mächtigen beugte, einen Kämpfer für Wahrheit und Recht, der — Weh unſerer Zeit! — nur verhüllten Hauptes den Ruhm unſerer Vergangenheit, die heiligſten Forderungen der Gegenwart, Verſöhnungsweiſſagungen und den Triumph der Zukunft verkündigen kann. Ungern vermißte ich auch einen andern mir gleichtheuren Freund, den edlen Grillparzer, daß die Zahl der Dichter Öſterreich's, von welchen nur Lenau und Zedlitz da waren, voll geweſen wäre. —

Franckl fehlte, ſo lange er in Wien lebte (jetzt iſt er in Italien) in Herrn von Hammer's Salon faſt nie. Franckl, der Sänger des Criſtoforo Colombo, iſt ein gemüthlicher, beſcheidener, junger Dichter, deſſen unermüdliches, ernſtes Streben — bei unzweifelhaftem Beruf — die größte Achtung und liebreiche Theilnahme verdient. Franckl beſchäftigte ſich damals mit dem Plan eines größeren Epos, deſſen Held der von Delavigne im Geſchmack der Boulevardsſtücke verarbeitete Don Juan von Öſterreich ſein wird. Wir unterhielten uns über das Hiſtoriſche des Stoffes und über deſſen vorzugsweiſe epiſche Natur. Ich bin der Meinung, daß der Griff eines Stoffes nie etwas von außen Kommendes, ſondern, auch wenn er dem Dichter ſelbſt wie ein Glücksbrief erſcheinen mag, ſtets aus deſſen eigenſter Innerlichkeit Stammendes iſt; und ſo erkannte ich auch ſchon in Franckl's Colombo deſſen Talent für's Epiſche, obwohl er ſeinen Stoff faſt bloß lyriſch aufgefaßt hatte. Franckl theilte mir mit liebenswürdigem Vertrauen die Auffaſſung und den Plan ſeines Don Juan mit, worüber ich mich hier, — ohne eine Indiskretion zu begeben, natürlich nicht näher ausſprechen kann; ſoviel aber darf ich wohl davon verrathen, daß, wenn die Ausführung der Intention entſpricht, woran ich nicht zweifle, wir einen gewaltigen Progreß, eine wahre Bereicherung unſerer poetiſchen Literatur zu erwarten haben.

Ständige Beſucher des Hammer'ſchen Salons ſind auch Fr. Witthauer, der Herausgeber der von Schickh gegründeten Wiener Zeitſchrift, und Joſeph Weigl, der faſhionabelſte aller bürgerlichen Dichter Wien's. Witthauer iſt zwar kein geborner Öſterreicher, aber er hat ſich ſeit einer Reihe von Jahren bereits ſo nationaliſirt, daß man kaum an dem härteren Anſchlag ſeines Organs den Norddeutſchen vermuthet; auch ſchlägt die Solidität eines ſolchen bei ihm vor. Er iſt einer der Wenigen, welche in der belletriſtiſchen Journaliſtik Wien's rechtſchaffen und ehrenwerth genannt werden können, und verficht auf dem engen Terrain, welches ihm zu Gebote ſteht, die gute Sache der Wahrheit ernſt und rüſtig gegen die unſaubere Gewohnheit, von welcher die dortige Tagesſchriftſtellerei inficirt iſt; er wirkt wenigſtens negativ, nie wird man in ſeinen Blättern jene Zweideutigkeiten, jene elenden Lobhudeleien des nächſten ſchlechten Schauſpielers, jene obligate Vergötterung, welche in einer Metropole wie Wien zehnfach wie Krähwinkelei klingt, und dem Ausland einen chineſiſchen Begriff von dem geiſtigen Leben im Centrum der öſterreichiſchen Monarchie beibringen muß, jene Gemeinheiten finden, wie der große Hanswurſt Wien's, wie die feilen hungrigen Buben ſie als Exiſtenzmittel ſuchen. Witthauer gibt das in Wien ſeltene Beiſpiel, daß man als Journaliſt auf einem ſehr anſtändigen Fuße leben und — doch ein ehrlicher Mann ſein kann. Weigl hat ein ſehr gefälliges, lyriſches und novelliſtiſches Talent; wie ich jüngſt las, projectirt er jetzt die Herausgabe eines öſterreichiſchen Novellenalmanachs; es kann ihm nicht fehlen, denn kaum wird ein Poet auch ſchon um ſeiner Perſönlichkeit willen ſo viele Poeten zu Freunden haben wie Weigl. Sein Element iſt die Eleganz, es läßt ſich kein grellerer Contraſt denken, als das faſhionable Weſen Weigl's und die ächte Gelehrtenwirthſchaft ſeines Freundes Kaltenpäck. Man ſollte ſchwören, Weigl müßte den letzteren, an dem für ein Königreich nichts Faſhionables aufzufinden iſt, der bloß das Comfortable liebt, — bloß deßhalb unverſöhnlich meiden, und dennoch kann man dieſe beiden heterogenen Naturen in beſter Eintracht jeden Nachmittag in Neuner's Kaffeehaus eine Parthie Billard zuſammen ſpielen ſehen.

Laube.

Laube hat mit den ſoeben erſchienenen zwei Bänden der „neuen Reiſenovellen" und den drei letzten Bänden des „jungen Europa" (die Krieger 2 Bände und die Bürger)*) eine Epoche ſeines inneren Lebens abgeſchloſſen, deren einzelne Stadien wir in den kleineren Novellen, welche er in der letzteren Zeit raſch hintereinander publicirte, mit Aufmerkſamkeit und Freude beobachteten. Jene feſte Baſis, auf welche er ſchon in der Novelle: „das Glück," hingewieſen, trägt im letzten Bande des jungen Europa eine tragiſche Kataſtrophe, während Laube im Schlußworte zu den Reiſenovellen auf eine Weiſe, welche das tiefſte Intereſſe für ſeine Subjectivität in Anſpruch nimmt, von ſeiner Vergangenheit ſcheidet; man verſtehe dieſe Worte, man verſtehe Laube nicht falſch; als ob Laube ſich ſelbſt, wie er aufgetreten, und die Art, in welcher er bisher gewirkt, desavouire; es iſt dieſelbe Jugend, dieſelbe Kraft, welche ſich an die Ideen hingibt, und in dem großen geiſtigen Prozeß freudig verwerthet; aber es iſt der Durchbruch der Überzeugung zur vollen Klarheit, es iſt bei der Sicherheit im Wollen, die Ruhe im Vollbringen, die Überlegenheit des Bewußtſeins, welches an die Stelle des Inſtinkts getreten, — ja, dies alles iſt's, was an Laube, auch wenn er's in ſeinen Confeſſionen des Schlußwortes verſchwiegen hätte, jetzt zur Erſcheinung kommt. Gewiß aber iſt's, daß auch jemand, der gegen alle blendenden Vorzüge des Laube'ſchen Talentes bisher gleichgültig geblieben wäre, die Selbſtbekenntniſſe dieſes Autors nicht wird leſen können, ohne ihn von Herzen lieb zu gewinnen. „Ach! was man eigentlich tief im Herzen trägt, das ſpricht man niemals aus, es paßt nicht, würde mißverſtanden, verdorben,“ ſo macht Laube ſeinem Herzen Luft, „ſo ſieht man von der Seite zur Welt, die meiſten Menſchen gehen hinweg, ohne ihr charakteriſtiſch Wort je verlautbart zu haben; jeder Menſch hat ſein eigenes und wüßten wir alle, ſo beſäßen wir die Summe aller Weisheit. — — — Wenn es das Publikum intereſſirte, ſo würde ich eingeſtehen, daß ich eigentlich nie habe ſchreiben wollen, daß mir das Handeln viel intereſſanter iſt und daß ich nur ſchreibe, wenn ich nichts zu thun habe.“ — Hinter dem Lächeln, mit welchem Laube dies ſagt, birgt ſich ein bittrer Schmerz, den wir alle fühlen, der aber — ich bin's in tiefſter Bruſt überzeugt, — zu überwinden iſt. Laube ſelbſt iſt auf dem Scheidewege angelangt, von welchem aus er zum Siege über jenen gelangen wird, denn jede That iſt ein Sieg — auch wenn wir unterliegen, und es iſt möglich, auch als Autor zu handeln. Laube wird es, hat ſich ja doch bereits ſeine ganze Kraft condenſirt, er muß — ſo bekennt er ſelbſt, — „empfinden, in welcher Geſtalt das Bewußtſein der Welt ſich zum Anblicke herausbilden will.“ Das iſt denn der Grund, weßhalb er jetzt das bisher gepflegte Genre ſchließt. „Heine hat,“ um die Worte Laube's zu gebrauchen, „die Spekulation des Weltherzens hervorgezogen aus dem Handgemenge beſchränkter Partheien, Heine hat uns auf den Kampfplatz gelockt, aber in der Schlacht muß ſich dann jeder ſelbſt helfen, und da es bei einer höheren Cultur nicht auf Tod und Leben, ſondern auf Leben abgeſehen iſt für beide Theile, wenn auch mit Schmerz und Wunden, ſo übernahm jeder Einzelne, der ſich verwagte, eine ganz beſondere Aufgabe: ſich und die Schaar der neu aus der Erde wachſenden Gedanken und Anhänger auf's Beſte zu führen.“ Man müßte in der That ſehr bornirt ſein, wenn man Laube dieſe Selbſtſtändigkeit abläugnen wollte; dieſe letzten Bände der Reiſenovellen und des jungen Europa ſind eine ſchöne Bürgſchaft, daß er ſie nicht aufgab, noch dann aufgeben wird, wenn er, nachdem er ſeine Subjectivität als Gegenſtand ſchöner Darſtellungen objectivirt, künftig dieſe Subjectivität mit allen ihren Errungenſchaften zu der Maſſe der kämpfenden Ideen ſchlägt. Dieſe letzten Bände ſchließen die begonnenen Cyclen nicht bloß äußerlich ab, ſondern vollenden ſie auch innerlich, und vom künſtleriſchen Geſichtspunkt aus; und, wie L. ſelbſt ſagt: „Läßt ſich das Glück nur finden, ſo läßt ſich doch das Paſſende gewinnen,“ ſo trifft das Ende Hippolyts und die Palingeneſis Valer's mit den Reſultaten zuſammen, welche Laube im „Glück“ als Schluß, der zu einem — Anfang wird, aufgeſtellt. Die Hauptforce ſeines Talentes übrigens entwickelt Laube in den Tabletten der Reiſenovellen, welche, was den Glanz und die Glätte der Darſtellung betrifft, das Beſte genannt werden können, was er bis jetzt geſchrieben, und welche nebenbei auch eine ſolche Fülle von bedeutſamen und wichtigen Daten zur Zeitgeſchichte bieten, wie keiner der früheren Bände, — ſo die Briefe und Geſpräche Göthe's, „das Schwabenthum, die Berliner Berühmtheiten,“ Hegel in Berlin u. ſ. w. In den „Kriegern“ und in den „Bürgern,“ hauptſächlich in den erſteren, erhebt ſich ſein Talent auf die Höhe der Plaſtik. Die Krieger ſind ein ächt hiſtoriſcher Roman aus der Gegenwart, in welchem ſich eine Energie der Combination zeigt, die man kaum vorausſetzen durfte. Weniger läßt ſich dies, was wenigſtens die Organiſation der Fabel betrifft, von den Bürgern ſagen, in welchen mehr inneres als äußeres Leben iſt, freilich das innere bisweilen (in Hippolyt, voll tragiſcher Handlung und Wirkung). Hippolyt iſt überhaupt der gelungenſte männliche Charakter, zunächſt reiht ſich Joel, dann Leopold an dieſen, Valerius iſt am ſchwächſten gehalten. Wie immer bei Laube, ſind auch hier die weiblichen Charaktere (in den „Kriegern“ Conſtantin und Camilla, in den „Bürgern“ Margarita) die brillanteſten. Von den Details aber ſind wohl die Schilderungen des Lebens im Gefängniſſe die ergreifendſten und gelungenſten, jede Nüance darin tief empfunden.

---

*) Mannheim, Hof. 1837.

Tageschronik aus Paris.

(Fortſetzung).

Der Erzbiſchof von Paris hat gleichfalls eine Bulle gegen die Orcheſtermuſik geſchleudert; Herr von Quelen will nicht mehr dulden, daß die Pariſer Kirchen von Opernarien und Muſardſchen Quadrillen wiederhallen. Was ſoll aus dem armen Abbé Olivier werden? Saint-Roch, ohne Inſtrumentalmuſik, ohne lyriſche Darſtellungen und ohne Dekorationen, wird öde und leer bleiben; Notre-Dame de Lorette ſieht ſeine ſchönen Beterinnen ſchaarenweiſe auswandern. Die Hauptrendezvous ſind gegenwärtig in den Conzertſälen der Rue St. Honoré und Rue neuve Vivienne. Seitdem Muſard und Valentino ihre Conzerte eröffnet haben, befindet ſich der Pariſer ganz in derſelben Lage, wie Buridan's Eſel, der, zwiſchen zwei Haferſcheffel geſtellt, nicht wußte, ob er aus dem Scheffel rechts oder aus dem Scheffel links freſſen ſollte, worüber er aus keinem fraß und endlich vor Hunger ſtarb. Will ſich z. B. der Pariſer ſeine Stiefel wichſen laſſen, ſo begegnet er zu ſeiner Rechten dem prächtigen Fuhrwerk mit der unvergleichlichen engliſchen Wichſe; während zu ſeiner Linken die elegante Equipage mit der unvergleichlichen franzöſiſchen Wichſe vorüberfährt. Will er eine Flaſche Bier trinken, ſo beſtürmen ihn von der einen Seite die Garçons der unvergleichlichen Lyoner Brauerei, und von der andern zupfen ihn die Kellner der unvergleichlichen engliſchen Brauerei am Rockärmel; will er endlich Abends ein Zwanzigſousſtück wagen und in ein Conzert gehen, ſo kann er die gelbe Affiche Muſard's nicht leſen, ohne zu gleicher Zeit den krabbenrothen Anſchlagzettel Valentino's zu leſen.

Vergangenen Mittwoch ſind die Conzerte in der Rue St. Honoré eröffnet worden; jeder Unpartheiiſche muß geſtehen, daß die Lokalität in der Rue Vivienne viel ſchöner und eleganter iſt; die Ausführung verdient in beiden Lokalen Lob. Herr Valentino läßt unter ſeiner Leitung die Muſikſtücke der erſten Meiſter mit einer bewundernswürdigen Präciſion exekutiren. Sein Orcheſter bietet allen Schwierigkeiten Trotz. Er gibt keineswegs der leichten, frivolen Muſik den Vorzug; ſondern er ſchöpft aus den beſten Quellen, aus den Repertorien von Weber, Strauß und Ries. Wir haben neulich eine Symphonie Beethoven's mit einem ſeltenen Enſemble ſpielen hören; das Publikum, welches an dieſen Orten der ernſthaften Muſik kein geneigtes Ohr zu leihen pflegt, ſchien lebhaft davon ergriffen und nach dem Finale erdröhnte der Saal von Beifallsbezeugungen. Herr Valentino hat eine Verbeſſerung aufgebracht, welche Muſard nothwendig nachahmen muß; der Saal in der Rue St. Honoré iſt nämlich mit Teppichen belegt, ſo, daß das Geräuſch der Spaziergänger den Genuß der Allegro's und Andante's nicht ſtört. Dieſe Neuerung iſt ſehr löblich, und die Leute, welche dieſe Conzerte beſuchen, um Muſik zu hören, werden jetzt nicht durch das ewige Geſcharre der auf- und abgehenden Menge geſtört. Muſard bietet alles auf, um ſeinen Nebenbuhler auszuſtechen; ſein Orcheſter, in welches einige Deſerteure empfindliche Lücken eingeriſſen hatten, iſt gegenwärtig wieder ganz vollſtändig; es zählt mehr denn 100 Muſiker und, um einige zur feindlichen Armee übergegangene, talentvolle Künſtler, wie Dufresne, zu erſetzen, hat er ihre Stellvertreter bis nach England geſucht. London hat ihm einen Violinſpieler überlaſſen, welcher zugleich am erſten Abende einen großen Beifall errungen. Dieſer Violiniſt heißt Herr Rémy und ſpielt wirklich ganz ausgezeichnet. Die Solo's auf dem Cornet à piston von Herrn Forestier fanden ebenfalls großen Beifall; der Exlieutenant des Herrn Dufresne ſcheint ſich mit ſeinem ehemaligen Anführer auf dieſelbe Linie ſtellen zu wollen.

In Gegenwart dieſer beiden raſtlos thätigen Nebenbuhler konnte das famöſe Conzert der Rue du Mont blanc, welches ſeit drei Monaten ſeine unmittelbar bevorſtehende Eröffnung anzeigt, nicht länger hinten nachhinken; es hat keine Koſten geſcheut und zum dritten Mal ſein Aushängeſchild und ſeine Inſchrift umgeändert. Anfangs hieß es „Cercle des arts;" dann betitelte es ſich ganz einfach „Cassino" und gegenwärtig lieſet man in großen Buchſtaben über der Eingangsthür: „Paganini!" Alſo noch eine Inſchrift! In Erwartung von etwas Beſſerem iſt doch das immer gewonnen; wenn es mit der guten Muſik ſo wäre, wie mit dem guten Wein, ſo könnte man ſich übrigens alle dieſe Uebertünchungskoſten erſparen. Uebrigens iſt es dem Caſſino Paganini in dieſem Augenblick ohne Zweifel leichter, Titel aufzufinden, als Muſikanten aufzutreiben; denn ſie müſſen äußerſt ſelten ſein; die wenigen Violinſpieler, welche disponibel geblieben ſind, müſſen übertriebene Anſprüche machen; ein Clarinettiſt iſt zur Stunde unerſchwinglich und ein Triangelſpieler wird mit Geld aufgewogen. Es iſt wahrſcheinlich, daß die 83 Departemente Frankreichs beträchtliche Einfälle in Paris gemacht haben; denn man kann unmöglich annehmen, daß die Hauptſtadt allein Künſtler genug geliefert habe, um die Orcheſter von 15—20 Theatern, von 7—8 öffentlichen Bällen und 3 großen Conzerten zu verſehen, von welchen jedes für ſein Theil hundert Muſikanten verlangt. Wenn man die Anzahl der Individuen, welche gegenwärtig in Paris den Fiedelbogen ſeufzen und die Clarinettklappen erſchrillen laſſen, zuſammenaddiren wollte, würde man beſtimmt eine Totalſumme von 1000—1200 Subjekten herausbringen.

Es ſcheint übrigens, daß Müſard, Valentino und Paganini dieſen Winter nicht allein die Aufmerkſamkeit des Publikums beſchäftigen werden, ſo eben verbreitet ſich in der muſikaliſchen Welt die Nachricht, daß Strauß hieher kommen und ſeine Truppe mitbringen wird. Ein franzöſiſches Blatt verkündet dieſe Neuigkeit in folgenden Ausdrücken: „Dilettanten in gelben Handſchuhen und braunen Biberröcken, hört die große Novität: Strauß, der Paganini des Rheinbundes (!!), der Gott des Walzers, das incarnirte Allegro, Strauß, der verhätſchelte Sohn der blonden Schönen Germaniens, wird nächſtens im Triumph in unſer Babel einziehen; er hat ſeinem theuren Sauerkraut Lebewohl geſagt und erſcheint in unſerer Mitte, von den 30 Bravſten ſeiner Garde begleitet. Der bloße Gedanke, daß die Ankunft des Meſſias vom Bolero und Saltarello nahe ſei, macht meine Beine vor Ungeduld zucken und der Himmel weiß, wie unbehülflich ich im Tanzen bin. Das macht, weil die Muſik von Strauß eine magiſche Wirkung ausübt, der man ſich nicht entziehen kann; ſeine Walzer haben eine unwiderſtehliche Anziehungskraft; der Fiedelbogen des Wiener Kapellmeiſters iſt eine der furchtbarſten Großmächte hienieden. Wenn er die Ehre hat, in den Tuilerien zu ſpielen, ſo prophezeie ich, daß der Marſchal Lobau tanzen wird. Achtung, auf der Hut, großer, unſterblicher Müſard! . . . Strauß hat im hohen Grade die Tanzmuſik und namentlich den Walzer vervollkommnet. Die Originalität ſeiner Melodien, die bizarre Art ſeiner Auffaſſungen, die ſonderbare Anwendung der Inſtrumente drücken ſeinen Werken ein unnachahmliches Siegel auf. Und dann muß man ihn in der Ausübung ſeines Amtes, an der Spitze ſeines Orcheſters ſehen! Er windet und drehet ſich auf alle mögliche Arten; er wirft ſeinen Körper hinüber und herüber und drückt durch ſeine Gebärden und Stellungen die Accentuation ſeiner Muſik und alle Gefühle ſeiner Seele aus; er iſt das menſchgewordene perpetuum mobile. Strauß iſt närriſch in ſeine Kunſt verliebt; man erzählt ſich von ihm befremdende Dinge. Man ſagt, er bringt ganze Sommernächte damit zu, den Geſängen der öſterreichiſchen Bergbewohner zu lauſchen, deren reine und kräftige Stimmen ihn zu erhabenen Gedanken begeiſtern und ſeine Einbildung mit göttlichen Kunſtſchöpfungen erfüllen. Der berühmte Kapellmeiſter hat vor zwei Jahren eine Reiſe durch ganz Deutſchland gemacht, und überall, wo er ſich aufgehalten, hat man ihm Kronen geflochten und das Volk, welches die Zaubertöne ſeines Bogens von weit und breit herbeigelockt, hat ihn im Triumphzuge durch die Straßen getragen." — In wie weit dieſe Schilderung richtig iſt, laſſe ich den Leſer entſcheiden; ich habe den berühmten Strauß nie gehört, noch geſehen und erwarte ihn mit Ungeduld in Paris. Ich zweifle jedoch ſehr, daß es ihm gelingen werde, dem Müſard eine glückliche Concurrenz zu machen; in der erſten Zeit vielleicht, aber auf die Dauer halte ich es für unmöglich. Was man auch gegen Müſard ſagen mag, ſein hundert Mann ſtarkes Orcheſter iſt ganz vortrefflich; wie wird Strauß mit ſeinen 30 Muſikanten dagegen aufkommen? (Fortſ. f.)

Feuilleton.

.*. Die Breslauer Kunſtausſtellung dieſes Jahres bot 1082 Nummern, unter denen 778 Gemälde, Zeichnungen und Bildwerke. Unter den Originalgemälden befanden ſich 190 Genrebilder, 240 Landſchaften, 24 Seeſtücke, 30 Architekturen, 53 Thierſtücke und Stillleben, und 29 Jagd- und Militairſtücke, 92 hiſtoriſche Bilder und 41 Porträts. Die Geſammteinnahme belief ſich auf 2413 Thlr.; verkauft wurde für nahe an 5000 Thlr., wozu der Kunſtverein 2250 beitrug. Unter den von Schleſiern ausgeſtellten Arbeiten werden als die ausgezeichnetſten genannt: „das ſegnende Chriſtkind in Wolken" und „die Unſchuld und das Vertrauen" von Julius Hübner, und drei Landſchaften von Siegert.

.*. Wir machen auf das neueſte (October-) Heft der Minerva von Dr. Bran in Jena aufmerkſam. Daſſelbe enthält ein höchſt intereſſantes und für die Zeitgeſchichte wichtiges Bruchſtück aus den ungedruckten (franzöſiſch geſchriebenen) Memoiren des Miniſters Grafen Haugwitz; eine deutſche Ueberſetzung davon, wozu die Redaction der Minerva autoriſirt iſt, wird für deren nächſtes Heft verſprochen; das Original ſoll, wie wir hören, demnächſt auch im beſondern Abdruck erſcheinen. — Nicht geringere Beachtung verdient ein in demſelben Hefte der Minerva enthaltener ſtaatswiſſenſchaftlicher Aufſatz, der aus der Feder eines erfahrenen Diplomaten zu ſein ſcheint: „Ueber den Gegenſatz der Prinzipien und die Hannöver'ſche Verfaſſungsfrage" (datirt von der Donau, Septbr. 1837).

.*. Der Bamberger Dom iſt im byzantiniſchen Style reſtaurirt worden. Den Hauptaltar ſchmückt ein Chriſtus am Kreuze, nach einem Modelle Schwanthaler's von Stiglmaier ciſelirt und in Bronze gegoſſen. Figuren von Heiligen von Schönlaub in München in Stein gearbeitet; 7 Leuchter und 4 Candelaber von Schäfer in Bamberg bilden damit ein großes harmoniſches Ganzes. Zwei Seitenaltäre ſind mit Gemälden auf Goldgrund geſchmückt, die unter J. Schlotthauer's Leitung in München gemalt worden. — Im Herbſte, wenn die Blumen ſchon alle verblüht, färben grüne Blätter ſich goldig und roth und Kurzſichtige meinen wohl in einem Frühlingsgarten zu wandeln!

.*. Zwei Liebhabertheater zu Alexandrien. — Nach Mittheilungen des Fürſten Pückler-Muskau gehören zu den vielen Vereinigungsmitteln, welche der Alexandriner Geſellſchaft zu Gebote ſtehen, zwei ſehr artig componirte Liebhabertheater, ein franzöſiſches und ein italiäniſches.

.*. Neue Schauſpielhäuſer. — Das neue Schauſpielhaus zu Chriſtiania, ſo wie das neue ungariſche Nationaltheater zu Peſth ſind ihrer Vollendung nahe.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 261. 1837.

Phönix.

Samſtag, 4. November.

Proklos an den Helios.

(Aus dem Griechiſchen). *)

Eine Reliquie des verewigten Franz Paſſow.

Hör', o Herr geiſtathmender Glut, goldzügliger Titan,
Hör', o Spender des Lichts, der allein des belebenden Urquells
Schlüſſel du hältſt, o Gebieter, und hochher lauteres Einklangs
Reichliche Fluth durch der ſichtbaren Welt Verkörperung ausſtrömſt,
Höre mich! über dem Aethergebiet auf mittlerem Thronſitz
Waltend im lichthell ſtrahlenden Kreis der beſeeleten Welten
Füllſt den unendlichen Raum du mit geiſterweckender Vorſchau.
Dein fortquellendes Licht umzingelen wandelnde Sterne,
Immer im Schwung raſtloſer und nimmer ermüdender Chorreihn,
Strahlen erzeugender Kraft hinab zu den Irdiſchen ſendend:
Und wie die Wagen ihr lenkt in ſtets rückkehrender Kreisbahn,
Blüht nach der Horen Geſetz in Vollkraft jedes Geſchlecht auf.
Selber der tobend in ſich empöreten Stoffe Verwirrung
Ruhte, ſobald du genaht vom unausſprechlichen Vater.
Willig weichet vor dir der Schickſalsgöttinnen Reigen:
Rückwärts drehen ſie ſelbſt nothwendiger Schickungen Faden,
Wenn du gebeutſt: rings walteſt ja du, rings herrſcheſt du machtvoll.
Eurer Verkettung entſtammet der Fürſt gottkräftiges Zaubers,
Phoibos ſtammet von euch, und hold anſtimmend zur Cithar
Stillt er das wilde Gewoge des dumpf-aufbrauſenden Urſprungs.
Auch Päeon ſproßt' aus dem ſegnenden Chore der Deinen,
Spendete Gaben des Heils, und verbreitete ſeine Geſundheit,
Füllend die räumige Welt mit friedvoll ſeligem Einklang.
Laut auch preiſen ſie dich Dionyſos herrlichen Vater,
Dich in den innerſten Tiefen des Walds als begeiſterten Attis,
Andere Sänger verkündigen dich als zarten Adonis.
Aber es beben vor dir, vor dem Dräu'n der geſchwungenen Geißel
Jene Verderber der Menſchen, die wilderzürnten Dämonen,
Unheil unſeren Seelen, den jammervollen, bereitend,
Daß in dem wogenden Pfuhle des dumpfaufgähnenden Daſeins
Immer dem Leibe ſie fröhnen, ſie ſelbſt der Feſſeln begehrend,
Und ſie der Heimath Licht, des erhabenen Vaters vergeſſen.
Höre denn, mildeſter Gott, hellflammender, ſeliger Schirmgeiſt,
Gottes des alles erſchaffenden Bild, Chorführer der Seelen,
Höre mich, läutere mich von jeglicher Sünde Befleckung.
Huldvoll ſieh mein weinendes Fleh'n, aus Makel und Elend
Schwinge zu dir mich empor, und bewahre mich fern von den Strafen,
Lindernd den flammenden Blick der alldurchſchauenden Dike.
Fort und fort ausharrend bei ſegenſpendender Lenkung
Gib auch meiner Seele das Heil reinſtrahlendes Vollichts,
Scheuchend die Nacht, die geboren aus Gift die Menſchen hinwegtilgt,
Gib dem Leib Vollkraft und die ſchönſte der Gaben, Geſundheit.
Ruhm auch wende mir zu, und laß nach den Weiſen der Ahnherrn
Mich holdlockiger Muſen Geſchenk treuwaltend bewahren.
Reichthum, aber im Bund mit der holdanlächelnden Tugend,
Gib, Herr, wenn dir's beliebt, denn du kannſt alles vollenden
Ohne Beſchwer: dein iſt ja die Kraft machtvoll und unendlich.
Doch wenn je auf den vielverſchlungenen Bahnen des Schickſals
Nach dem Geſpinnſt von Geſtirnen gewebt Unheil und Verderben
Uns ſich genaht, o wend' es von mir mit dem ſtarken Geſchoß ab.

---

*) Proklos, im Jahre 412 geboren, ſtarb 485 als Lehrer der Philoſophie zu Athen.

Ideen
zur Geſchichte der Menſchheit.

I. Der allgemeine Stand.

Als der Abbé Sièyes im Januar 1789 die inhaltsſchwere Frage aufwarf: „Qu'est-ce que le *Tiers-état*?“, und ſie mit *„tout“* beantwortete, ſo hatten dieſe Frage und dieſe Antwort ihre eigenthümliche Bedeutung durch ſeine zweite Frage und Antwort: „Qu'a-t-il été jusqu'à présent dans l'ordre politique?“ — *„Rien;“* — und ihre Zurechtweiſung in der dritten: „Que *demande*-t-il?“ — „A être *quelque chose.*“

In den zwei vorhergehenden Jahrhunderten hatten die zwei erſten Stände alle Herrſchaft an ſich geriſſen; — der hohe Klerus mit dem Papſt, und der weltliche Adel mit dem König an der Spitze waren hinſichtlich der Berechtigungen Alles, der dritte Stand, — (Pfarrer, Bürger und Bauern) — Nichts.

Die Frage war aber damals nicht bloß eine franzöſiſche, ſondern eine europäiſche, wenn auch der Gegenſatz, der ſie veranlaßte, nicht überall zu gleicher Schärfe und Bitterkeit gediehen war.

Im Grunde nämlich war derſelbe kein anderer, als der zwiſchen Vorrechten und Recht, zwiſchen ſg. Freiheiten und Freiheit, zwiſchen beſonderem Adel und allgemeinmenſchlicher Würde.

Und als die Frage in Frankreich aufgeworfen wurde, war ſie durch franzöſiſche und engliſche Aufklärung und mit Hülfe des franzöſiſchen, weltlichen Adels bereits für Nordamerika zur Entſcheidung gebracht. Das Prinzip einer neuen Welteinrichtung, — das Prinzip der Humanität — hatte in dem neuen Welttheile ſchon feſten Fuß gefaßt, und es galt nur mehr deſſen weiterer Verbreitung.

Die Idee der Menſchheit, welche, vom chineſiſchen Familienſtaat ausgehend, ſtätig ſich entwickelnd vom äußerſten Oſten nach dem äußerſten Weſten fortgeſchritten, — war, ein zweiter Herakles, an das Ende ihrer arbeitvollen Laufbahn gelangt, und wandte ſich nun wieder zurück, um nach und nach alle Völker an den Früchten der Kultur Theil nehmen zu laſſen, zu deren Erzeugung ein jedes zu ſeiner Zeit und nach ſeinem eigenthümlichen Berufe mitgewirkt hatte.

Schon Alexander, Rom, Mohammed, die Kreuzfahrer, engliſcher Handelsgeiſt, ruſſiſche Bajonette und zuletzt noch Napoleon hatten ſich auf die alte Welt zurückgewendet; aber alle wollten nur erobern, und brachten keinen bleibenden Segen.

Selbſt das Chriſtenthum, in der Auffaſſung, in welcher es zunächſt zur welthiſtoriſchen Macht geworden, vermochte nur nach Weſten hin ſich auszubreiten und fand erſt, nachdem es durch Mohammed mehr orientaliſirt worden, einigen Eingang in die älteſte Welt. Aber in keiner von beiden Geſtalten konnte es die ganze Menſchheit durchdringen, weil es ſelbſt ſich noch nicht vollkommen humaniſirt hatte.

Erſt, wenn es ſelbſt allen abſoluten Prärogativen und ſomit aller unbedingten Ausſchließlichkeit entſagt, kann es, zum humanen Glaubens- und Rechtsprinzip geläutert, — auch bildend und läuternd auf alle Völker zurückwirken. Jedes Volk braucht dann nur an das Gottmenſchliche in ihm erinnert zu werden, um ſich deſſen für alle Folgezeit geiſtig zu bemächtigen und — von dieſem höheren Bewußtſein aus — ſeine kirchlichen und politiſchen Einrichtungen dieſem neuen Prinzip gemäß umzugeſtalten.

Die Selbſtbefreiung der Schweizer, der Niederländer und der Nordamerikaner hatte die Anerkennung des Prinzips nationaler Selbſtſtändigkeit, — alſo der Freiheit und Gleichheit der Nationen zum allgemeinen Reſultat; die Reformation mit allen ihren nothwendigen Conſequenzen — hatte die religiöſe, die Revolution in ihrer noch fortwährenden Wirkſamkeit die politiſche Verſelbſtſtändigung des Menſchen als ſolchen zum bleibenden Ergebniß.

So iſt die Anerkennung der Humanität das glorreiche Reſultat aller jener beſonderen Arbeiten und Kämpfe, und die Fragen nach den Rechten der einzelnen Stände haben zur allgemeinen Antwort die Anerkennung des — allgemeinen hochwürdigen Menſchen-Standes erhalten.

II. Das Einheitsband in der alten, mittleren und neueren Zeit.

Die alte Welt befragte für alle irgend erheblichen Benehmungen des irdiſchen Lebens die Götter, und dieſe und ihre Orakel bildeten ein Einigungsband zwiſchen Ägyptern, Phöniziern, Kleinaſiaten, Griechen, Römern und ſelbſt noch mehreren barbariſchen Völkern. Delphi, Dodona und das Ammonium waren die einigenden Centralpunkte für die alte, wie ſpäter Rom, Byzanz und Jeruſalem für die chriſt-katholiſche Welt.

Aber dieſes Band verknüpfte jene Völker nicht einmal ſo leicht, „wie die Binſe den Kranz;“ — die Religion war eine ſelbſtiſche, und hinderte deshalb nicht die Herrſchſucht, immer neue — fürchterliche Kriege zu entzünden.

Und ſelbſt dieſes loſe Band war ſchon bis auf wenige Fäden zerriſſen, als das Chriſtenthum ſich auszubreiten anfing, und es zeigte ſich hier, wie immer und überall, daß der Allwaltende — keines ſeiner Werke ſichtbarlich zertrümmert, bevor es nicht ſchon größtentheils innerlich vermodert oder verkümmert iſt. Es zeigte ſich dann auch das zweite, — daß er nichts Beſtehendes ſtürzen läßt, als um es durch Größeres zu erſetzen.

Was der alten Welt das Irdiſche, das wurde der chriſtlichen das Überirdiſche. Jene befragte ihre Götter um die Mittel, den leiblichen Tod möglichſt weit hinauszurücken und das irdiſche Leben möglichſt reichlich zu genießen. Die chriſtliche Welt befragte den h. Geiſt und ſeine Propheten, — die Prieſter, — um die Mittel, dem ewigen Tod zu entfliehen und im anderen Leben möglichſt wenig im Fegfeuer zu leiden und reichlichſten himmliſchen Lohn zu erwerben.

Der Biſchof von Rom wurde der angeſehenſte Prophet des h. Geiſtes und der Glaube an die Inſpiration ſeiner Ausſprüche das ſtärkſte Vereinigungsband der abendländiſchen Völker.

Aber auch dieſes Band hemmte keinen Völker- und keinen Kirchen- oder vielmehr Sektenkrieg, und nur wenn eine ungläubige Macht die Chriſtenheit bedrohte, ſchaarten ſich die Völker des neuen Bundes unter Eine Fahne. Was den uneinigen griechiſchen Stämmen die Perſer, was den hadernden Römern die Karthager und die nordiſchen Barbaren, das wurden für die Chriſten die Hunnen, und für die Römiſch-Katholiſchen die Mohamedaner und die Mongolen.

Wie aber innerlich Griechenland durch orientaliſchen und das alte Rom durch chriſtlichen Asketismus, ſo wurde das älteſte Chriſtenthum durch abendländiſche Spekulation, der römiſche Katholizismus durch abendländiſchen Rechts- und Freiheitsſinn aufgelöſ't.

Die Herrſchſucht der alten Welt war zu Rom von den Todten wieder auferſtanden. Während aber Alexander, Cäſar und Attila nur die Erde beherrſchen wollten, ſchwangen die Päpſte den Scepter — im Namen ihres Gottes über dieſe und jene Welt. Leo I. wurde der Romulus des neuen Rom's; aber in Gregor VII., Innocenz III. und Bonifaz VIII. culminirte die Idee der Weltherrſchaft, um die Menſchheit im Allerinnerſten, Allerheiligſten zu empören und ſie zur vollſtändigſten Selbſtbefreiung zu begeiſtern.

Den in den Staub getretenen leiblichen Sklaven der alten Welt hatte Chriſtus durch Verheißung eines jenſeitigen Himmelreiches aufgerichtet; der hier unſchuldig zertretene ſollte dort in Herrlichkeit auferſtehen. Den in Staub getretenen geiſtlichen Sklaven der päbſtlichen Welt richtete der heilige — weil allgemeine — Geiſt der neuen Zeit durch Erinnerung an ſein unveräußerliches göttliches Recht wieder auf, und gab ihm Kraft, die römiſchen Feſſeln zum andern Male zu ſprengen, und mit ſeinem Blute die Fundamente eines Tempels zu verkitten, der, allmählig wachſend, nach und nach die ganze Menſchheit in ſich aufzunehmen geeignet, die Erde mit dem Himmel auf das innigſte zu vereinen beſtimmt iſt.

Das Einheitsband dieſer neuen Zeit iſt nun kein anderes, als die, jedes Herz und jeden Geiſt befriedigende Idee der göttlichen Liebe ſelbſt, welche nur im Elemente der Freiheit zu vollkommener Offenbarung gelangt, und ſich auf das Herrlichſte dadurch bezeugt, daß Gott die Menſchen zur Freiheit erzieht, daß die Menſchen ſich freithätig miteinander verbinden, und daß die Freien, in Liebe vereint, auch Gott als all-einigende Liebe verehren. —

F. W. Carové.

Kunſtzuſtände in Berlin.

(Fortſetzung).

Die Entwickelung der künſtleriſchen Kräfte hängt bei uns noch zu ſehr von der zufälligen Laune und dem vorübergehenden Geſchmacke der Menge, als von höheren, öffentlichen Veranlaſſungen ab. Die Kunſt hat weſentlich einen monumentalen Charakter und in der Ausbildung derſelben von jeher die ihr würdigſte Beſtimmung gefunden, Ausdruck des religiös-ſittlichen und geſchichtlichen Volksgeiſtes zu ſein. In Zeiten, wie die unſrige, wo die Kunſt einen ergänzenden Theil des allgemeinen Staatsorganismus zu bilden ſtrebt, wäre es doppelt nachtheilig, wenn man ſie, ihre nationelle Bedeutung und patriotiſche Wirkſamkeit verkennend, wie ein fremdartiges, exotiſches Gewächs behandeln und ihre kümmerliche, vom Geſammtverbande des materiellen und geiſtigen Lebens der Völker losgeriſſene Entwickelung der willkürlichen Laune eines zufällig herrſchenden Geſchmacks überlaſſen wollte. Wahrhaft gedeihen kann die Kunſt nur unter dem Einfluß eines mächtig leuchtenden Geſtirns, ſei es im Dienſte der Kirche und des öffentlichen Gemeinweſens oder im fürſtlichen Glanze des Königthums, welches die verſchiedenen Ausſtrahlungen des geiſtigen Nationallebens, zu ſeiner eigenen, wie zur Verherrlichung des ganzen Landes, um ſich, wie in einem Brennpunkte, vereinigt und mit den heiteren und ernſteren Schöpfungen der Kunſt ſeine Paläſte und Schlöſſer und die öffentlichen, auf der weiten Baſis des Volksreichthums und zum gemeinſamen Beſten gegründeten Staatsgebäude zu ſchmücken ſucht. Unſere Geſchichte iſt nicht arm an darſtellungswerthen Ereigniſſen, unſer Gemeinweſen nicht ohne alle Beziehungen zu einer früheren Vergangenheit, aus der es hervorwuchs; Männer, im Kriege wie im Frieden, in der Kunſt wie in der Wiſſenſchaft ausgezeichnet, machen Anſpruch auf ihre öffentliche Anerkennung vermittelſt der monumentalen Wirkſamkeit der bildenden Kunſt. Architectur und Sculptur ſind zu ſolchen Zwecken bereits verwendet worden; die Malerei harrt noch einer ähnlichen Begünſtigung.

Unſer künftiges Nationalmuſeum, bis jetzt nur erſt in der Idee einiger Kunſtfreunde vorhanden, möge innerlich wie äußerlich, durch Staffeleibilder wie durch Freskomalereien, durch Sculpturwerke wie durch ſeine architectoniſchen Verzierungen ein wirkliches Nationalgut, eine öffentliche Volksbildungsanſtalt und ein eben ſo ſchönes als erhebendes Erinnerungsdenkmal der geſchichtlichen Größe, der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bedeutſamkeit des Volkes werden. Rathsgebäude und Gemeindehäuſer, Kaufhallen und Gymnaſien mögen ſich eben ſo wie Kirchen und Paläſte ihres entſprechenden Bilderſchmuckes erfreuen und die maleriſchen Verzierungen unſerer Kunſtmuſeen, Glauben und Sitte untergegangener Kulturvölker, wie die Entwickelungsgeſchichte der Kunſt, auf ähnliche Weiſe zur lebendigen Anſchauung bringen. In Baiern ſehen wir die Kunſt in ſolcher Richtung thätig vorwärts ſchreiten, aber, in blinder Selbſtgenüge befangen, verſagen wir ihr die ſchuldige Anerkennung und erwarten noch immer das Heil von den kleineren Arbeiten, in welchen wir unſere Kräfte zerſplittern. Und doch ſtehen die Hallen des Muſeums, zu deren beabſichtigtem Freskenſchmucke Schinkel ſeine geprieſenen Zeichnungen entwarf, wie früher noch leer, und die Wangen der herrlichen Freitreppe an demſelben Gebäude, ſowie am Schauſpielhauſe, die koloſſalen Granitwürfel der ſchönen Schloßbrücke und ſo manche andere Räume harren noch immer des ergänzenden Bildnerſchmuckes. Es iſt, als wenn ſeit Vollendung des Blücher-Denkmals alle Kräfte und Mittel erſchöpft wären, um auch nur wenigſtens die in der Reſidenz des Reiches vorhandenen, ſtörenden Lücken mit den für ſie berechneten Sculpturwerken zu füllen. Und doch können wir mit einer Auswahl der beſten Bildhauer dienen! Und doch iſt Rauch's Meiſterhand unermüdet für's Ausland thätig! Die beiden aufrechtſtehenden und eine von den beiden ſitzenden Victorien für die Walhalla ſind bereits vollendet; das Modell für die vierte noch fehlende iſt im Kleinen fertig. Der Guß zu ſeiner im Laufe dieſes Jahres beendigten Albrecht Dürer-Statue wird in Nürnberg eifrigſt vorbereitet; und die für die Walhalla beſtimmte Büſte deſſelben Künſtlers ſteht ſchon längſt vollendet. Für den Herzog von Orleans wird Rauch eine Eurydice, (ſitzend dem Geſang des Orpheus entgegenlauſchend,) und für den Hof in Petersburg eine Danaide in Marmor ausführen. Ebenſo hat der ruſſiſche Graf Demidoff zwei lebensgroße Figuren bei ihm beſtellt, die den Speiſeſaal in dem Palaſte des Grafen zu St. Petersburg ſchmücken ſollen. Im Großen bereits angelegt ſind die Statuen der Piaſten Boleslaw und Miezislaw für die den beiden Fürſten gewidmete Kapelle in der Domkirche zu Poſen. Zwei betende Knaben, der eine mit einer Opferſchale, der andere mit einem Buche, beide von den ſchönſten Motiven in Ausdruck und Gewandung, ſahen wir nebſt jener Danaide bereits auf der letzten Kunſtausſtellung. Faſt das Einzige, woran Rauch gegenwärtig im Auftrage des Königs arbeitet, ſind zwei kleine Victorien, beſtimmt in vergoldeter Bronze ausgeführt zu werden, um eins der Prachtzimmer in Charlottenburg zu ſchmücken. Denn an eine baldige Ausführung des Friedrich-Denkmals iſt wohl für's Erſte wieder nicht zu denken: man bedenke aber, daß man ſchon ſeit den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts mit den Gedanken und Entwürfen dazu beſchäftigt geweſen iſt. Die letzte Ausſtellung gab dem Publikum Gelegenheit, die drei letzten Entwürfe zu ſehen und ſeine Meinung zu veröffentlichen. Viele gewichtige Stimmen ſprachen ſich für die Denkſäule in trajaniſcher Weiſe aus, weil ſie des großen, einzigen Königs allein würdig ſei, zumal da ſich bereits Petersburg, Paris und Rom eines ähnlichen Kunſtſchmucks erfreuen und Wien und London auch damit umgehen, ſeiner theilhaftig zu werden. Allerdings hat die Säule die Begeiſterung für ehrfurchtgebietende Größe, die Reiterſtatue aber, die den König in ſeiner charakteriſtiſchen Individualität und in der Umgebung ſeiner, an dem Sockel angebrachten Feldherrn darſtellt, das Intereſſe liebevollerer, annähernder Zuneigung zugleich mit der Ruhe künſtleriſcher Anſchaulichkeit für ſich. Dieſen beiderſeitigen Anforderungen könnte indeß durch die architectoniſch ſchöne Verbindung einer koloſſalen Reiterſtatue von dem bezeichneten Motive mit der, eine Victorie tragenden, Rieſenſäule, wie dies eben im Entwurfe beabſichtigt war, auf die zweckmäßigſte Weiſe, wie es ſcheint, genügt werden. Wie man ſich aber auch entſcheiden möge, man zeige, daß es uns Ernſt um dieſe Sache iſt.

Der hieſige junge Bildhauer Wredow, ein früherer Schüler Rauch's, hat ſchon vor längerer Zeit auf königlichen Befehl den Auftrag erhalten, ſeine noch in Rom verfertigte, überlebensgroße Gypsſtatue eines Paris, die von ſeinen antiquariſchen Studien und ſeinem Geſchmack das beſte Zeugniß gibt und ſelbſt bei unſern Koryphäen der Bildnerkunſt den ungetheilteſten Beifall fand, in Marmor auszuführen. Wredow wählt vorzugsweiſe gern antike Stoffe; ſo kennt man von ihm einen jugendlichen Ganymedes in der Stellung, als ſähe er den Adler herabſchweben, und, von der letzten Kunſtausſtellung her, eine jagende Nymphe von zart und rein geformtem Gliederbaue.

(Fortſetzung folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

110) Neue Kunſt-Novellen, von J. P. Lyſer. 2 Bände. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1837.

Vor zwei Jahren trat Lyſer mit ſechs Kunſt-Novellen auf, von denen zwei: „Vater Doles und ſeine Freunde" und „Ludwig" (Beethoven) durch geſchickte Benutzung des biographiſchen Moments im Publikum Theilnahme fanden. Letztere ermuthigte ihn, den Genre wieder aufzunehmen, und ſo entſtanden dieſe neuen Kunſt-Novellen, von welchen wir einzelne („Haydn's Lehrjahre," „Tartini," „Bellini," „Gluck in Paris") den Leſern des Phönix bereits früher mittheilten. Die Haltung iſt im Ganzen eigenthümlicher und conſequenter als die in den erſten Kunſt-Novellen, bei welchen meiſt Hoffmann'ſche Manier vorſchlug. Sie bewegen ſich leicht und gefällig in engen Grenzen und werden, wir zweifeln nicht, jeden, der eine angenehme Unterhaltung ſucht, anſprechen.

111) Memoiren des Chevalier von Eon. Herausgegeben von Frédéric Gaillardet, Verfaſſer von „La tour de Nesle." Frei nach dem Franzöſiſchen, von Dr. C. Brinckmeier. Zwei Bände. Braunſchweig, Meyer sen. 1837.

Der Verfaſſer des „Thurmes von Neſle" hat für die Authenticität gut Autoritäten aufzählen, den Herzog von Broglie, Mignet, Jacquinet-Deſpréaux in Tonnere! Er hat gut Beglaubigungsbriefe vom 8. März 1836 als Schilde oder Schilder vor ſeine Memoiren hinhängen! Mit alledem bringt er uns nicht dahin, das Vorurtheil von Fabelhaftigkeit abzulegen, welches nun einmal auf dem Namen d'Eon ſchattet, wie ein Baum, der durch eine Mauer gewachſen. D'Eon iſt und bleibt eines von jenen hiſtoriſchen Fragezeichen, eines von jenen unglücklichen Geſchöpfen, deren Realität man nicht bezweifeln kann, deren Perſönlichkeit aber der Dichtkunſt als Mythe zum Opfer verfallen iſt. Dieſe unſre Anſicht iſt durch die aufmerkſame Lektüre der genannten Memoiren, in deren Abfaſſung wir eine kecke und geſchickte Hand ebenſowenig als die Wahrheit mancher Details verkannten, keineswegs erſchüttert worden. Wir betrachten ſie nicht als hiſtoriſche Arbeit, ſondern, als fruchtbares Material, woraus ein genialer Dichter einmal etwas Originelles ſchaffen kann.

Notizen.

⁂ Spontini's „Agnes von Hohenſtaufen" wird am 13. Nov. zum erſtenmal in Berlin aufgeführt werden.

⁂ Joh. Nep. Hummel, großherzogl. Kapellmeiſter zu Weimar, iſt daſelbſt am 17. v. M., erſt 58 Jahre alt, geſtorben.

⁂ Nach der letzten Zählung im Decbr. 1836 hatte Paris [illegible] Einwohner.

⁂ Mad. Jaquotot, die bekannte Porzellanmalerin, befindet ſich jetzt in Genf, wo ſie ſich mit neuen Arbeiten beſchäftigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 262. 1837.

Phönix.

Montag, 6. November.

Briefe aus Würtemberg.*)

Vierter Brief.

Ich führe jetzt den Leſer noch tiefer in das innere Leben des Schwaben hinein, indem ich deſſen religiöſe Seite, ich möchte ſagen, die theologiſchen Tendenzen ſeines Gemüthes betrachte. Hier kommen wir zu einem eben ſo intereſſanten als kulturgeſchichtlich wichtigen Punkte. Ich bitte den geneigten Leſer, zur Ouvertüre unſerer Betrachtungen nach einem würtembergiſchen Bade mich zu begleiten. Es liegt in einem engen Thale der ſchwäbiſchen Alp, ein kleines häßlich trübes Bächlein, das ſeine Bildung vom Stuttgarter Neſenbache erhalten, fließt durch daſſelbe, etwas abgelegen fließt auch der lehmfarbige Neckar, und rings um das einſame Badehaus iſt ſüß duftender Tannenwald. Das Bad wird gewöhnlich von ſchwäbiſchen Frauen, nur wenig von würtembergiſchen Jungfrauen beſucht, denn dieſe fürchten den Schwefelgeruch, den die Quelle ausſtrömt, trotzdem ein civiliſirter Schwefel doch als Erhaltungsmittel eines fragilen Teints angeſehen wird. Der gegenwärtige Autor hatte ſich im abgelaufenen Sommer mit einem wohlgenährten deutſchen Geſchichtſchreiber nach dieſem Bade begeben, aus welchem Grunde weiß er ſelbſt nicht mehr. Mindeſtens hatten wir, trotz der böſen Conjecturen der mißgünſtigen Welt, nichts Böſes im Sinne, als wir nach dem beſagten Bade gingen. Wie ſehr erſtaunten wir darum nicht, als uns das verheerende Gerücht noch auf unſerer Reiſe einholte, wir wollten im Bade N. Pietiſten werden, denn in dieſem Jahre ſeien ja keine andern Menſchen als Pietiſten dort, der Myſticismus habe ſich in N. coloniſirt. Dieſe Nachricht war weder für mich noch für den Geſchichtſchreiber niederſchlagend, für den letzten am wenigſten, denn die Hiſtoriker unſerer Tage neigen ſich ohnedies immer mehr zum Myſticismus hin, wie die Politik, die jetzt myſtiſche Lunetten trägt. Mit geſteigerten Hoffnungen langten wir am Ziele unſerer Badereiſe an, die Erwartung, den Pietismus in ſchönen weiblichen Formen zu ſehen, kann einen fühlenden Menſchen zum Poeten begeiſtern.

Muſik ſchallt uns entgegen, laute Freudenrufe umdröhnen uns, als wir abſteigen. Es war an einem Donnerſtage, der nebſt dem Sonntag ein Freudentag für die Umgegend iſt, denn die Hechinger Muſen, die durch ihren ſcharfen ſchwäbiſchen Tabacksgeruch ſich auszeichnen, ſpielen an dieſen Tagen, während der Saiſon, den freudeluſtigen Bade- und andern Gäſten Strauß'ſche Walzer vor, jene wirbelnden, ſinnebetäubenden Klänge, die nirgends, wo ſie Sympathien finden, den Pietismus aufkommen laſſen. Viele junge Damen drehten ſich im Kreiſe, ihre Köpfe waren roth, ihre Augen glühend: dies können, ſagte ich zu meinem Begleiter, keine Pietiſten ſein. Das war dem Geſchichtsſchreiber auch recht, er engagirte ſogleich eine vakante Dame, um die erſten exorciſtiſchen Verſuche zu beginnen. Mich aber trieb es aus dieſem blutrothen tollen Leben hinaus zu den Tannen, wo ich ſchon bei der Einfahrt in's Bad mehrere Tempelchen und einſame Ruheſitze bemerkt hatte, bei welchen kleine weibliche Gruppen ſich geſammelt hatten. Hier gedachte ich mit dem Pietismus Bekanntſchaft zu machen; und wahrlich, eines guten Chriſten Wunſche wird jedesmal Erfüllung.

---

*) Vergl. No. 234 – 241, und 251 – 256.

Ich grüßte die erſte Gruppe ſo anſtändig als es mir möglich war, man dankte mir, aber ich hörte es kaum: als ich den bejahrten Damen, die es waren, näher in's Geſicht ſahe, ſo glaubte ich darin recht viel Sentiments zu erblicken, ihre Augen waren halb erloſchen, aber ihrem Munde ſah ich an, daß er nicht immer gebetet hatte.

Sie ſtrickten und ſahen, als ſie kaum wieder die Augen von mir weggewendet, in kleine Duodezbüchelchen, die ſie auf einem Tiſchchen vor ſich aufgeſchlagen hatten. Trauriger Pietismus, dachte ich, und ging weiter. Ich traf wieder auf eine Gruppe; das waren jüngere Frauen. Hübſche Kinder tanzten um ſie herum, ihre Freude wie der ſchallende Lärm von hundert hoch über den Tannen ſchwebenden Vögeln und das rauſchende Echo der Strauß'ſchen Walzer umkreiſte ſie. Dies brachte aber keine Metamorphoſe auf ihre langgedehnten Phyſiognomien hervor; nach wie vor ſahen ſie bleich und langweilig hinab in's Thal, wenn aber wieder ein rechter froher Lebensklang aus dem Tanzſaale heraufdröhnte, dann wendeten ſie die Augen himmelwärts und ihre blaſſen Seelen ſchienen zu beten.

Mir ward angſt und bang, dies mumienartige Leben, der religiöſe Polizei-Teint dieſer Menſchen erſchütterte mich tief, — ich rannte hinab in's lärmende Gewühl, um das Leben bei ſeiner realen Seite zu faſſen. Dem Geſchichtſchreiber quoll heißer Schweiß über die Wangen, an ſeiner Seite lehnte eine Städterin aus Tübingen, die auch nicht eine Ahnung von Pietismus in ſich zu haben ſchien. Als er mich ſah, lächelte er ſüß, es war das Lächeln eines wohlgenährten Mannes, der ſeine Zeit und die Umſtände begreift. Zu meinem Erſtaunen ſtanden rings im Tanzſaale herum ſchwarzgekleidete Männer, mit den jungen Tänzerinnen ſchäkernd oder mit den Füßen den Takt zu den Walzern hämmernd. Viele von ihnen trugen auf der Linken ein bedeutſames Kreuz, es waren die Domherren aus dem nahen Biſchofsſitze, einem ſchon wegen dieſes Umſtandes höchſt jovialen Städtchen; kräftige Männer, die mit der Zeit bis jetzt gleichen Schritt hielten, die ein gutes Glas in Ehren trinken und die vor allem abgeſagte Feinde alles Myſticismus ſind.

Welch ein Contraſt liegt hier nicht zwiſchen dem modernen deutſchen Katholicismus und dem neuern Proteſtantismus. Jener iſt mit der Zeit vorgeſchritten, er wurde ſo zu ſagen durch die Zeit gebildet, und in ihr und durch ſie hat er ganz dem Leben ſich zugewendet; er hat eine friſche rothe Farbe, um ſein Haupt blühen noch poetiſche Blumen, er ſpielt Piquet und trinkt patriotiſchen Wein und was vor allem das Beſte iſt, — er erzeugt zufriedene und wackere Bürger. Der Katholicismus eröffnet uns noch eine Perſpective in eine transcendente Exiſtenz, auf die jeder Ehrenmann ſich freuen kann, man trifft dort gute Geſellſchaft und es ſind Götter, mit denen wir uns vermiſchen.

Der Proteſtantismus aber ſieht uns jetzt mit hohlen Augen aus einem beinernen Geſichte an, er iſt hager, tödtlich blaß, er hat die Schwindſucht. Der Pietismus und Myſticismus ſind ſeine beiden unſterblichen Kinder, die er in einem Anfalle ſich ſelbſt vernichtender Thätigkeit gezeugt. Der Proteſtantismus ſpielt und trinkt ſehr wenig und iſt überhaupt ſolid; das macht, er iſt arm, gibt er ein Bischen zu viel aus, ſo muß er ein Falliment riskiren. Die Pietiſten und Myſtiker ſind noch ſeine Säulen, ohne dieſe hätte man ihm den Credit ſchon längſt aufgeſagt. Die Ausſicht in eine jenſeitige Exiſtenz, die uns der Proteſtantismus eröffnet, iſt kalt und froſtig, man ſieht nichts als Lüneburger Haide, die Oaſen und die Ölberge hat der Katholicismus behalten. Auf dieſer Haide aber wohnen keine Götter!

(Fortſetzung folgt).

Aus Cöln.

(18. October 1837).

(Belgika, römiſche Veſte an der Erft. — Die Teufels-Kall. — Das Bonner Muſeum der rheiniſchen Alterthümer und Herr von Schlegel).

Eben komme ich von einer Reiſe aus der Eifel zurück. Freunde hielten mich auf dem Rückweg in Euskirchen feſt. Hier verſäumte ich nicht, den Kaiſerſtein zu beſuchen. So wird nämlich die etwa eine halbe Stunde von jenem Städtchen gelegene Stelle genannt, wo das alte Belgika des Antoniniſchen Itinerariums zu ſuchen iſt. Durch häufige, namentlich von Herrn Juſtizrath Deuſter veranſtaltete Nachgrabungen iſt es zur Gewißheit geworden, daß hier ein feſtes römiſches Lager geſtanden hat; und aus den in jenem Itinerarium angegebenen Diſtanzen ergibt ſich, daß es kein anderes, als das zwiſchen Marcomagum (Marmagen) und Tolbiakum (Zülpich) gelegene Belgika ſein kann. Bis an die Dörfer Rheder und Billig hat das Lager gereicht. In Billig haben wir noch den Namen Belgika. An Rheder geht die Teufels-Kall vorbei. — Die Teufels-Kall? — So wird in dieſer Gegend die merkwürdige, vom Hinterkopfe (der Waſſerſcheide zwiſchen Moſel und Maas) nach dem Rhein gehende römiſche Waſſerleitung genannt, die an einigen Stellen noch ſehr ſchön erhalten, an andern dagegen deshalb zerſtört iſt, um den Kalkſinter zu gewinnen, der ſich darin gebildet hat, um ihn zu Säulen und architektoniſchen Verzierungen zu verwenden, wie dies z. B. in St. Gereon und St. Cäcilien zu Cöln, im Münſter zu Bonn, in den Kirchen zu Siegburg, Münſtereifel, Altenahr, Kloſter-Laach u. ſ. w. geſchehen iſt. Von der Eifel bis nach Cöln iſt die Teufels-Kall in jedem Dorfe bekannt. Fragt man wohl die Bauern, wozu ſie doch gedient habe, ſo hört man überall dieſelbe Sage, überall mit denſelben Worten. Die jüngeren Leute ſcheuen ſich, die „dumme" Geſchichte aufzutiſchen; die Alten aber erzählen gern, was ſie darüber gehört haben. Jene Waſſerleitung iſt nämlich nichts Anderes, als ein Werk des Teufels und die Veranlaſſung dazu keine andere, als Eiferſucht und Wetteifer zwiſchen ihm und dem Baumeiſter des Doms zu Cöln. Der letztere hatte mit dem Teufel gewettet, er werde den Dombau vollendet haben, ehe der Teufel einen Kanal zu Stande bringen könne, worauf eine Ente von Trier nach Cöln ſchwimmen könne. Der Kanal ward fertig; aber es gelang nicht, eine Ente durchſchwimmen zu laſſen. Der Teufel machte ſich hinter die Frau des Baumeiſters, und dieſe lag ihrem Manne ſo lange an, bis ſie von ihm erfuhr, daß eine Ente durch den Kanal ſchwimmen könne, wenn man jeden Steinwurf weit oben eine Öffnung anbringe. Es geſchah, und die Ente ſchwamm hindurch. Der Baumeiſter ſah ſie in Cöln ankommen, gab ſich verloren, warf den Hammer vom Thurm herunter und ſtürzte ſelbſt nach. Daher, fahren die Bauern fort, ſagt man hier zu Lande: was der Teufel ſelbſt nicht ausführen kann, dahin ſchickt er ein altes Weib und das bringt's fertig. — Daß der Kanal von Trier bis Cöln gehe, iſt in alten und neuen Zeiten immer die Meinung des Volks geweſen. Aus dem Lobgeſang auf den heiligen Anno ſehen wir, daß man dies ſchon im elften Jahrhundert glaubte. Es iſt allerliebſt, den naiven Bericht dieſes Liedes zu leſen, daß der Kanal deshalb gebaut ſei, damit die Trierer ihren guten Freunden, den Cölnern, darin ihren Wein zufließen laſſen konnten. — Von Euskirchen und Belgika nahm ich meinen Rückweg über Bonn, da ich nun einmal in die römiſchen Antiquitäten gerathen war, und es mir nun auch daran lag, im Bonner „Muſeum der rheiniſchen Alterthümer" die in Belgika gefundenen Inſchriften zu ſehen. Glücklicherweiſe gelang es mir denn auch, in's Muſeum hineinzukommen. — Alſo kann man von Glück ſagen, wenn man das Bonner Muſeum der Alterthümer zu ſehen bekommt? — Allerdings, wenn man als Fremder durch Bonn kommt und ſich nicht Tage lang dort aufhalten kann. Was mich betrifft, ich kam Mittags dort an und ſollte des Abends wieder in Cöln zurück ſein. Nun war ich in Bonn gewohnt, jedesmal, ſelbſt bei einem Aufenthalt von wenigen Stunden, die öffentlichen Sammlungen ungehindert beſuchen zu können. Ich hatte mich immer nur an die betreffenden Aufſeher zu wenden gehabt, um ſogleich Einlaß zu finden. Das Muſeum für rheiniſche Alterthümer hatte ich bisher noch nie beſucht, und war deshalb nicht wenig überraſcht, als ich, den Kopf voll von Belgika und römiſchen Inſcriptionen, dorthin eilte: ich ward nicht zugelaſſen, weder Geld noch gute Worte verſchafften mir Eingang. Es hieß, ich müſſe mir erſt von Herrn von Schlegel, dem Direktor des Muſeums, eine Einlaßkarte verſchaffen. Nun war ich zwar, z. B. bei'm Pariſer Antiquitäten-Muſeum, ſchon in dem Falle geweſen, durch Vorlegung meines Fremden-Paſſes eine Karte löſen zu müſſen; aber dies geſchieht doch faſt überall gleich an Ort und Stelle, und man kommt zum Ziele, ohne zu ſtundenlangem Aufenthalt genöthigt zu ſein. In Bonn aber iſt das Muſeum und die Wohnung des Direktors in ganz verſchiedenen Stadt-Vierteln. Und wie, wenn nun Herr von Schlegel ausgeritten iſt, oder Toilette macht, oder ſich eben hingeſetzt hat, um zu ſpeiſen? Ich traf ihn wirklich nicht zu Hauſe; die Zeit der Abfahrt des Dampfſchiffes kam heran, ich konnte nicht mit, wiewohl ich ſchon meinen Platz bezahlt hatte. Wollte ich das Muſeum ſehen, ſo mußte ich in Bonn übernachten. Sollte man nicht glauben, daß die Bonner Wirthe ſich hinter Herrn von Schlegel geſteckt? Am andern Morgen ſah ich denn das Muſeum, und es war mir nicht leid, dieſer Antiquitäten wegen einen Tag zugeſetzt zu haben. Am meiſten intereſſirte mich der Stein mit der Inſchrift auf den im Teutoburger Wald gefallenen römiſchen Krieger. Der Stein iſt von ziemlicher Höhe; der, welcher ihn geſetzt, wünſcht, daß es ihm gelingen möge, noch die Gebeine des Gebliebenen (die alſo wohl fern in Deutſchland lagen) an dieſer Stätte beiſetzen zu können. Der Krieger iſt ſelbſt auf dem Stein abgebildet; er muß ein höherer Offizier geweſen; ſo reich iſt ſeine Bruſt mit Ehrenzeichen geſchmückt, mit Ehrenzeichen, die uns durchaus an die Orden der jetzigen Zeit erinnern. Ich fand im Muſeum auch den jüngſt in Bonn vor dem Coblenzer Thor gefundenen römiſchen Stein, freilich nur zur Hälfte, die andere iſt in den Händen eines Privaten, der ſie, wie ich höre, deshalb dem Muſeum nicht ſchenken will, weil der Beſuch deſſelben erſchwert iſt, weil es weniger ein Landes-Muſeum der rheiniſchen Alterthümer als ein Privat-Muſeum des Herrn von Schlegel iſt, der auch ſchon ſeit Jahren die dazu gehörigen Münzen in ſeinem Hauſe hat, während im Lokal des Muſeums bloß die dafür beſtimmten Tiſche mit den leeren Glasverſchlägen zu ſehen ſind. Die Inſchrift des eben erwähnten Steins hat Herr von Schlegel im Bonner Wochenblatt einfach und richtig*) erklärt. Ein junger Gelehrter, Hr. Dr. L. war anderer Meinung geweſen, und Hr. v. Schlegel hatte ziemlich deutlich geſagt, man müſſe von Inſcriptionen gar nichts verſtehen, wenn man die Inſchrift ſo erkläre, worauf denn Hr. Dr. L., eingedenk des Spruchs docendo discimus, für dieſen Winter ein Kollegium über Inſcriptionen angekündigt hat.

---

*) Bis auf einige Kleinigkeiten. Clodio ſteht im Nominativ, nicht im Dativ, und Alba heißt Albanus nicht Albinus: beides Fehler, die Herr von Schlegel mit dem getadelten Docenten gemein hat. Aber er fügt den einen hinzu, eine kurze Inſchrift in zwei Sätze zerfallen zu laſſen. Herr von Schlegel könnte auch über Inſcriptionen leſen.

Anmerkung des Einſenders.

Aus Gotha.

(Ukert).

Jüngſt ging ich mit einem Freunde, welcher aus der Ferne zum Beſuche zu mir gekommen war, in den ſchönen Alleen ſpazieren, welche rings um Gotha herumlaufen. Der milde, heitere Herbſttag hatte unzählige Menſchen in's Freie gelockt, die buntgemiſcht um uns her wogten, ſo, daß wir nur langſam weiter ſchreiten konnten. Plötzlich faßte mich mein Freund bei der Hand, und ſagte: „Sieh' nur dort den hagern, bleichen Mann im langen, blauen Überrocke, mit auf der Bruſt verſchränkten Armen! Wie geſchickt weiß er ſich mit raſchem Schritte durch die gedrängte Volksmaſſe hindurch zu winden! Aber es ſpricht ſich auch in ſeinem Äußeren ſo viel Energie aus, daß man, von einer gewiſſen Scheu ergriffen, ihm auszuweichen ſucht, ſobald man ihn erblickt. Sein Geſicht iſt ein wahres Gelehrtengeſicht. Der tiefe Ernſt deſſelben wird nur dann und wann von einem freundlichen Schimmer überflogen, wenn er die Begrüßungen der Begegnenden erwiedert." Ich ſuchte, während mein Freund dieſes ſprach, den bezeichneten Mann aus dem bunten Gewühle herauszufinden, und gewahrte alsbald, daß derſelbe der hieſige Bibliothekar und Profeſſor Ukert ſei. „Ja," entgegnete ich meinem Freunde, „du haſt recht, dem Manne ſieht man den Gelehrten ſogleich an. Das iſt der durch ſeine bedeutenden hiſtoriſchen und geographiſchen Forſchungen bekannte Friedrich Auguſt Ukert." Kaum hatte ich dieſen Namen ausgeſprochen, ſo bat mich mein Freund, ihm über das Leben und die ſchriftſtelleriſche Entwickelung dieſes Mannes, über welchen er bis jetzt nur eine ſkizzenhafte Biographie in dem Brockhaus'ſchen Converſationslexicon der neueſten Zeit geleſen habe, dasjenige mitzutheilen, was mir davon bekannt ſei. Ich genügte alsbald ſeinem Wunſche, und erzählte, wie folgt:

„Friedrich Auguſt Ukert wurde 1780 zu Eutin geboren, und daſelbſt von Johann Heinrich Voß unterrichtet. Im Jahre 1807 wurde er auf die Empfehlungen des Profeſſors

Bredow zu Helmſtädt und des Hofraths Eichſtädt zu Jena, von Weimar aus, wo er als Privatgelehrter lebte, als Lehrer an das Gymnaſium zu Gotha berufen. Dabei wurde ihm zugleich die Stelle eines Bibliothekars an der daſigen öffentlichen Schloßbibliothek übertragen. Er gewann ſich in Kurzem als Schriftſteller und Schulmann einen ſo weit verbreiteten Ruf, daß ihm bald bedeutende Anerbietungen von verſchiedenen Seiten her gemacht wurden. Im Jahre 1818 wurde ihm die Stelle eines Prorectors am Gymnaſium zu Frankfurt am Main mit 2000 Gulden Gehalt und der Zuſicherung einer Wittwenpenſion, im Jahre 1819 die eines Directors am Gymnaſium zu Erfurt mit 1030 Thalern Gehalt, und im Jahre 1820 von dem preußiſchen Miniſterium des Cultus die eines Directors am Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium zu Berlin und der damit verbundenen Realſchule mit 1400 Thalern Gehalt, einer freien Wohnung und vielen andern Vortheilen angetragen. Dieſe Anträge lehnte er aber alle ab, weil er ſeine hieſigen Dienſtverhältniſſe und ſonſtigen Verbindungen, namentlich mit der Familie des General-Superintendenten Löffler, deſſen Schwiegerſohn er geworden war, lieb gewonnen hatte, ſobald man ihm dafür eine nur einigermaßen entſchädigende Verbeſſerung ſeiner äußeren Umſtände, oder auch nur die Hoffnung zu einer ſolchen zu Theile werden ließ. Wie kärglich anfangs in pecuniärer Hinſicht dasjenige belohnt wurde, was er als Lehrer leiſtete, mögen folgende Angaben darthun. Bei ſeiner erſten Anſtellung am Gymnaſium erhielt er nur den ſehr geringen Gehalt eines Candidaten der Collaboratur von 90 Rthlr. benebſt freier Wohnung und noch einigen anderen Vortheilen. Als er 1809 in die zweite Collaboratur einrückte, ſtieg ſein Gehalt auf nicht mehr, als 200 Rthlr. Im Jahre 1813 wurden ihm, als erſtem Collaborator 290 Rthlr. verwilligt, die 1818, als er den Ruf nach Frankfurt erhalten hatte, bis auf 400 Rthlr. vermehrt wurden. Erſt im Jahre 1827, wo er in die dritte Profeſſur einrückte, erhöhte ſich ſein Einkommen bis auf 740 Rthlr. Daß er dabei in Gotha blieb, verdient um ſo mehr Anerkennung, da ihm anderwärts auch mehr freie Zeit zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten würde vergönnt worden ſein. Nur durch eiſernen Fleiß und auf Koſten ſeiner Geſundheit gelang es ihm, ſo bedeutende Werke zu liefern, wie wir von ihm beſitzen. Zuerſt trat er mit ſeinen ſchätzbaren Unterſuchungen über einzelne Gegenſtände der Erdkunde des claſſiſchen Alterthums, z. B. über die Geographie des Hekatäus und Damaſtes, und die Geographie Homer's hervor. Dann begann er das ganze Gebiet derſelben in ſeiner Geographie der Griechen und Römer zu bearbeiten. Aus den Forſchungen, in die er ſich deshalb vertiefte, gingen auch ſeine vortrefflichen Gemälde von Griechenland hervor. Gaſparis vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung erhielt von ihm einen Beitrag in der Schilderung der Nord- und Südhälfte von Afrika. Seines Vaters Biographie Dr. Martin Luther's wurde von ihm edirt. Im Jahre 1828 vereinigte er ſich mit Heeren zur Herausgabe der von mehreren Gelehrten bearbeiteten Geſchichte der europäiſchen Staaten, und im Jahre 1834 mit Friedrich Jakobs zur Ausarbeitung der Beiträge zur älteren Literatur, welche den Zweck haben, die Schätze der öffentlichen Schloßbibliothek zu Gotha dem Publikum näher bekannt zu machen. Außerdem lieferte er mehrere Abhandlungen in das Morgenblatt.“ Das iſt ungefähr dasjenige, was ich über Ukert meinem Freunde mittheilen konnte. Seinem Wunſche gemäß übergebe ich es hier der Veröffentlichung, indem ich glaube, daß dieſe zuverläſſigen Notizen über das Leben und Wirken eines ſo ausgezeichneten Mannes Vielen eben ſo willkommen ſein werden, als meinem Freunde.

Tageschronik aus Paris.

(Fortſetzung).

Freude und Trauer wechſeln im menſchlichen Leben; halten wir es auch ſo in unſerm Bericht. Während von allen Seiten die harmoniſchen Noten Muſard's und Valentino's ertönten und die freundliche Herbſtſonne mit ihren ſanften Strahlen die zahlreichen Spaziergänger der Terraſſe des Feuillans und der Boulevard's erquickte, hörte man auch von allen Seiten Todesneuigkeiten. Während die Königin Hortenſe in Arenenberg den Geiſt aufgab, ſtarb in Syrien der junge d'Eſtouilly, einer von den Mitbetheiligten des myſteriöſen Laroncière'ſchen Prozeſſes. Der Nebenbuhler Saint Simon's, Charles Fourier, der Gründer des Phalanſtère, ſtarb an einem und demſelben Tage mit dem geiſtreichen Gaſtronom de Cuſſy, dem würdigen Nebenbuhler Brillat-Savarin's. In demſelben Augenblicke endlich, wo die franzöſiſche Armee einen braven Anführer, den General Bordeſoulle verlor, beweinten die Künſte den berühmten Vfr. der „Barden“ und der „Caverne,“ Leſueur, Mitglied des Inſtituts. Die drei Candidaten, welche ſich um ſeine Stelle bewerben, ſind die Herren Caraffa, Onslow und Adolph Adam, deſſen Name durch den „Poſtillon von Lonjumeau“ ebenſo populär geworden iſt, als der Auber's.

In der dramatiſchen Welt herrſcht reges Leben; die Theater, welche ſeither noch ziemlich faul waren, verſprechen dem Publikum goldene Berge, die theilweiſe ſchon in's Waſſer gefallen und zu Rauch geworden ſind. Die Direktoren haben ihre Vorräthe für den Winter beſtellt und die dramatiſchen Neuigkeiten werden in ſo raſchem Umſchwung aufeinander folgen, daß das Publikum genöthigt ſein wird, ſich zu derangiren, um die neuen Repertoiren kennen zu lernen. Von Herrn Duponchel, dem Direktor der großen königl. Oper an, bis zum Herrn Dorian, dem Theaterdirektor der Madame Saqui, herab, gibt es keinen einzigen Bühnendirektor, welcher nicht in dieſem Augenblick ſein Glanzſtück vorbereitet, deſſen Titel auf dem Anſchlagzettel erſcheinen wird, wenn der Wind die letzten Blätter von den Bäumen geſchüttelt und der Regen die letzten Nachzügler vom Lande in die Stadt hereingetrieben hat. Die Mäuſejagd in der Ebene von Saint Denis und die Weinleſe von Surêne verführen noch viele Pariſer, Landpartheien zu veranſtalten und das Geld, welches man ſonſt auf's Theater wendet, für dieſe unſchuldigen Vergnügungen auszugeben. Die große Oper hat am letzten Montag das langangekündigte Ballet, „la chatte métamorphosée en femme,“ auf die Bühne gebracht; der Text des Gedichts iſt von Charles Duveyrier. Ich werde in der „Theaterſachen“ auf dieſes Ballet zurückkommen; hier bemerke ich bloß, daß Fanny Elßler die Hauptrolle darin ſpielt und das Sujet dem gleichbetitelten Vaudeville, welches Herr Scribe für Jenny Vertpré in den Variétés geſchrieben hat, entlehnt iſt. Der Erfolg war, wie ſich erwarten ließ, günſtig; Fanny Elßler hat ſich als eine ebenſo liebenswürdige Katze gezeigt, wie Jenny Vertpré. Nach dem Ballet des Herrn Duveyrier wird die große Oper den „Cosmus von Medici“ zur Aufführung bringen, deſſen Partitur von Herrn Halévy, dem Verf. der „Jüdin,“ herrührt.

Wenn wir uns von der Rue Lepelletier in die Rue Richelieu begeben, ſo finden wir ebenfalls eine Menge dramatiſcher Novitäten, welche nächſtens aus den Kartons des Herrn Vedel zum Vorſchein kommen werden. In erſter Linie marſchirt hier „Caligula,“ welchen die comédiens ordinaires du roi mit einſtimmigem Beifall aufgenommen haben. Ich bitte den Leſer zu bemerken, daß im Théâtre français alle Stücke mit einſtimmigem Beifall aufgenommen werden; das Leſecomité klatſcht jedem Autor Beifall. Seit einem Jahre und darüber hat uns der Ruf von dieſer Tragödie des Alexander Dumas in die Ohren geklungen. Vor mehreren Monaten endlich hieß es, daß der Vfr., welcher ſich auf das Land bei Compiègne zurückgezogen, um ſeinem Werke die letzte Vollendung zu geben, den Caligula der Bewunderung ſeiner Freunde preisgegeben. Die böſe Chronik will ſogar wiſſen, daß er das Urtheil der Prätorianer des Lagers zu Compiègne zu Rath gezogen und ſich unter die Lagerzelte begeben hat, um den erſtaunten Rekruten ſeine ſchönſten Tiraden herzudeklamiren.

(Fortſetzung folgt).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 263. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 7. November.

Charles Fourier.

Als die levitiſche Prieſterſchaft noch täglich ihr Allerheiligſtes mit dem Blute geopferter Lämmer begoß, ſtanden Propheten auf, die verſicherten, Jehovah liebe ſolche äußerliche Opfer nicht, ſondern ein reines Herz und Liebe zu Gott und den Menſchen. Und ſie weiſſagten von nahem Gericht und von künftigen beſſeren Tagen, wo das Volk Jehovah's gebeſſert über alle Völker herrſchen und die ganze Erde ein einziges großes Paradies ſein werde. Dieſer Propheten einige wurden verfolgt von einer Stadt zur andern, andere gegeißelt und gekreuzigt. Als aber die Zeiten erfüllt waren, kam das Gericht über die alte Welt, und eine neue vollkommenere Weltgeſtalt tauchte auf aus der alten Sündfluth, doch ſehr verſchieden von derjenigen, welche vorverkündet worden. — Ähnliches bietet die Geſchichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Gar mancherlei Propheten ſind aufgeſtiegen nach Ablauf des erſten Jahrtauſends chriſtlicher Zeitrechnung, und nicht zu leugnen iſt, daß die meiſten nicht mit Unrecht über ihre Zeitgenoſſen gezürnt. Nicht mehr zu leugnen auch, daß, wie ſie geweiſſagt, ein Gericht hereingebrochen über die mittelalterliche Welt, und —, wenn nicht alle Zeichen trügen, die Wehen der letzten Jahrhunderte in Wahrheit Geburtswehen ſind einer neuen beſſeren Geſtaltung der Welt. Aber auch jetzt ſcheint wieder das kommende Neue ein anderes zu ſein, als was jene Propheten von ihrer Warte aus geweiſſagt; wie denn immer der Allwaltende ſich die Freude vorbehält, ſeine Menſchheit mit neuen Gaben zu überraſchen.

Von dem hier angedeuteten Standpunkt aus dürfte der großen Zahl neuerer Propheten auch jener edle Mann beigeſellt werden, dem wir dieſe Zeilen gewidmet; denn auch er hatte ein Herz, groß genug, die Leiden der ganzen Menſchheit mitzuempfinden, und ſtark genug, von den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen verkannt, unter vielfachen Bedrängniſſen den Glauben an eine beſſere Zukunft feſtzuhalten, und alle ihm verliehenen Kräfte zu deren Herbeiführung zu verwenden. Es wird deshalb wohl auch Billigung finden, wenn wir dem, was ſchon zu Anfang vorigen Jahres (in den Nummern 2, 3, 22 und 23 des Phönix) von uns über ſeine Beſtrebungen mitgetheilt worden, noch Einiges beifügen, was wir über ſein Leben und ſeine Lehre zum größeren Theile aus franzöſiſchen Blättern geſchöpft.

Karl Fourier war im Jahr 1772 zu Beſançon geboren. Was das Ziel ſeines Strebens werden ſollte, that ſich ſchon in früher Kindheit bei ihm kund. Sein Vater handelte in Tuchwaaren. Als nun, kaum fünf Jahre alt, das Kind von ihm dafür geſtraft wurde, daß es die Wahrheit über ein Tuch geſagt, kam ihm die Falſchheit der Handelsverhältniſſe lebhaft zum Bewußtſein. In der Folge ſich bemühend, auf ſeine Weiſe Wahrheit und Loyalität in die Tauſchfragen einzuführen, fand der zum Manne Gereifte ſeine Ackerbau-Geſellſchaftung (association agricole), ſein großes Serien-Geſetz (loi sériaire) und das Theorem der Beſtimmungen proportionirter Anziehungen.

Schon mit neunzehn Jahren jedoch hatte er, getrieben von dem Bedürfniß, in noch unerforſchte Gebiete der Wiſſenſchaft einzudringen, wie ſpielend die Eiſenbahn erfunden. Dieſe Idee, welche die materielle Geſtalt der neuen Welt und die Grundlagen der Induſtrie umändern ſollte, wurde aber von dem jungen Ökonomiſten, als ungenügend für ſeine weithinaus ſchweifende Phantaſie, nicht weiter beachtet.

Nach vieljährigen, neben nothgedrungenen Handelsgeſchäften betriebenen Studien trat er endlich im Jahr 1808 mit ſeiner *Théorie des quatre mouvemens* hervor, als ganz Europa unter Napoleon's eiſernem Scepter zitterte. Wie konnte da ein armer, unbekannter Commis eines Handelshauſes hoffen, daß die Aufmerkſamkeit ſich einer neuen Sozial-Theorie zuwenden werde?

Dieſe Theorie der vier Bewegungen, (nämlich der ſozialen oder paſſionnellen, der animalen oder vielmehr inſtinktiven, der organiſchen und der materiellen) bietet in einem ſehr originellen und mitunter poetiſchen Style die allgemeinen Formeln von Fourier's Lehre. Es iſt eine Überſicht, welche durch Kraft und Glanz die Literatur des Kaiſerreichs und die Bülletins des Prinzen von Wagram weit überflügelte. Damals kannte man aber nur zwei Schulen: die Feuilletons des Abbé Geoffroy und die Gedichte von Delille. Selbſt Herr von Chateaubriand hatte noch nicht vollſtändige Aufnahme gefunden. Fourier's Theorie mußte völlig unbekannt bleiben.

Im Jahr 1814 fügte er ſeinen früheren Entdeckungen die Geſetze des *Mouvement aromal* *) hinzu und hatte hiermit vollſtändig den Grund zu ſeinem Werke gelegt. Fortan beſchäftigte er ſich damit, daſſelbe im Einzelnen zu gliedern, und theilte dann im Jahr 1822 die Hauptergebniſſe dieſer zweiten Arbeit mit — in ſeinem *Traité de l'association domestique agricole*, welches eine vollſtändige Darlegung ſeines Syſtemes enthält. Die neueſten und oft anziehendſten Fragen der Metaphyſik, kühne, aber immer eng untereinander zuſammenhängende Anſichten über eine nahe Reform der Sitten und Familienverhältniſſe, Entwürfe zu einer Gemeinde-Organiſation, tiefe und helle Ideen über den Einfluß der ſchönen Künſte auf die Entwickelung der Menſchheit, verflechten ſich, wie durch einen Zauber mit den Gliedern einer herausfordernden und unerbittlichen Syntheſe, und dies gerade iſt das Mißgeſchick der Schriften Fourier's; ſein gleichſam aus Einem Guß hervorgegangener, von einer vereinzelten Natur beherbergter Geiſt verſteht ſich zu keinen Conceſſionen, Übergängen noch Schonungen.

Der Ausgangspunkt ſeines Syſtemes iſt der leidenſchaftige **) Organismus des Menſchen. Der Menſch wird mit Neigungen, Geſchmacksrichtungen (goûts), Leidenſchaften geboren, welche aus ſeiner Natur entſpringen und eine eben ſo ſtrenge Folge derſelben ſind, wie alle ſeine phyſiſchen und geiſtigen Vermögen. Anderſeits ſind dieſe angeborene Neigungen, dieſe die menſchliche Natur conſtituirenden Leidenſchaften, die erſten und einzigen Mobile alles unſeren Thuns, die bewegenden Kräfte, welche alle unſere Vermögen in Spiel ſetzen, da wir immer nur handeln, um ein Bedürfniß, eine Neigung, eine Leidenſchaft, einen Wunſch zu befriedigen; alle ſozialen Verhältniſſe haben alſo ihre Quelle im paſſionnellen Syſteme des Menſchen.

Man hat viel über angeborene Güte oder Verderbniß des Menſchen geſtritten. Für Fourier iſt dies nur eine ſchlechte Lukubration einer ſchlechten Metaphyſik. Er geht nur davon aus, daß das Individuum mit Bedürfniſſen geboren iſt, welche eben befriedigt werden müſſen. Dieſe Bedürfniſſe treiben ihn zu guten Benehmungen, wenn die von den ſozialen Verhältniſſen dargebotenen Befriedigungsmittel mit den Intereſſen der übrigen Menſchen zuſammenſtimmen; zu böſen (pervers) im entgegengeſetzten Falle. Dieſelbe Neigung oder Leidenſchaft ruft bald Handlungen hoher Tugend, bald Verbrechen hervor; ſo erzeugen Liebe, Freundſchaft, Ehrſucht, Familien-Zuneigung, religiöſe und überhaupt alle dem Menſchen angeborene Leidenſchaften ſteis — je nach den Stellungen und Umſtänden — die verſchiedenartigſten Reſultate, denen man alle Stufen anweiſen kann, vom Schauderhafteſten bis zum Erhabenſten.

Das Übel (mal) iſt alſo keineswegs in der Natur des Menſchen und in ſeinen angeborenen Neigungen zu ſuchen, ſondern nur in den ſozialen Umſtänden, welche, ſtatt ſeinen Neigungen einen glücklichen und gerechten Verlauf zu bereiten, ihnen meiſtens nur Wege des Betruges, des Kampfes und der Ungerechtigkeit darbieten. (Schluß f.)

Ein engliſcher Wilhelm Tell.

Sheridan Knowles, der Verfaſſer des: „Hunchback," hat auch ein Schauſpiel: „William Tell" geſchrieben, deſſen Auffaſſung ganz eigenthümlich und von der des Schiller'ſchen Tell verſchieden, aber durchaus nicht unwürdig iſt, mit demſelben verglichen zu werden. Tell tritt hier als der ungebändigte, trotzige Bergbewohner, der rauhe und raſche Sohn der Freiheit auf, der von Haus aus in die Verſchwörung der Eidgenoſſen aufgenommen iſt und dieſelbe lenkt, ganz fern von jenem furchtſamen, reſpektvollen Zögern und Schwanken, von jenem ſich auf ſich ſelbſt Beſchränken, das Börne dem Schiller'ſchen Tell ſo übel genommen hat. Geßler's Tyrannei iſt weit mehr aus den Motiven der Furcht und der Nothwendigkeit, in der Gewaltthat immer weiter zu gehen, wenn man einmal damit begonnen hat, erklärt, als bei Schiller, wo ſich in dieſem Charakter eher eine unpſychologiſche Freude an Härte und Ungerechtigkeit kund thut. Bei all' dem macht der Schiller'ſche Tell (wenigſtens auf uns) doch einen großartigern Eindruck, als der des Engländers. Jener iſt idealiſch, dieſer praktiſch, jener deutſch, dieſer engliſch aufgefaßt. Grade in dem etwas unbeſtimmt und unthätig gehaltenen Charakter des Wilhelm Tell im Schiller, ahnen wir im Hintergrunde eine geheimnißvolle, erhabnere Größe und Fülle des Gemüths, als in dem engliſchen William, der uns mit den ſcharfen, markigen Zügen eines entſchloſſenen Mannes entgegentritt, uns aber doch nur wie ein Weſen unſrer Art gemahnt. Es wird dem deutſchen Leſer nicht unintereſſant ſein, eine charakteriſtiſche Scene des engliſchen Stücks kennen zu lernen. Wir wählen dazu die des Apfelſchuſſes. Sie iſt bei Schiller idealiſcher und pathetiſcher. Der Engländer hat die rührende Kraft derſelben mehr durch praktiſche Details auszudrücken geſucht, was ihm, nach unſrer Meinung, allerdings gelungen iſt. —

---

*) Fourier nimmt ein eigenes Prinzip an, welches er Aroma nennt, und alles das begreift, was die Phyſik unwägbare Flüſſigkeiten nennt. Er wies der aromalen Bewegung ihre Stelle an zwiſchen der inſtinktiven und der organiſchen.

**) *Passionnel*, was durch leidenſchaftlich wohl nicht genau wiedergegeben wäre.

Es treten langſam auf: Bürger und Weiber, Lutold, Rudolph, Gerard, Sarnem, Geßler, Tell, Albert (ſein Sohn), ein Krieger, der Tell's Bogen und Köcher trägt, ein anderer mit einem Korb voll Äpfel — Soldaten ꝛc.

Geßler. Hier iſt dein Platz. Von hier aus meſſet aus,
Nehmt die Entfernung! Hundert Schritt.
Tell. Iſt auch
Die Leine richtig?
Geßler. Richtig oder nicht;
Was iſt es dir?
Tell. Was mir? Ein kleines Ding,
Sehr kleines Ding — 'ne Elle oder zwei
Iſt nichts, hier oder dort — wär' es ein Wolf,
Nach dem ich ſchöß'. Laßt's gut ſein!
Geßler. Sclav'! ſei dankbar,
Daß unſre Gnade Leben dir gewährt,
Wie die Bedingung auch.
Tell. Geßler! ich will's ſein. —
Halt Schuft! du miſſeſt nach der Sonne zu.
Geßler. Was thut's, ob abwärts, oder nach ihr hin?
Was iſt's damit?
Tell. Ich will im Rücken ſie;
Auf's Ziel, nicht auf den Schützen ſoll ſie ſcheinen.
Ich kann nicht ſeh'n zu ſchießen gen die Sonn',
Ich will nicht ſchießen gen die Sonn'!
Geßler. So laßt
Ihm ſeinen Sinn. Grund haſt du, meine Gnade
Zu ſegnen.
Tell. Will d'ran denken. — Gerne ſäh' ich
Den Apfel, d'rauf ich ſchießen ſoll.
Geßler. Halt! zeigt mir
Den Korb! — Da!
Tell. 's iſt der kleinſte, den Ihr wähltet.
Geßler. Ich weiß.
Tell. O! wißt Ihr's? Doch Ihr ſeht ja: ſchwarz
Iſt er von Farbe — lieber hätt' ich's hell,
Um beſſer ihn zu ſeh'n.
Geßler. Nimm, wie er iſt!
So größer deine Kunſt, wenn du ihn triffſt.
Tell. Wahr, wahr! Ei! daran dacht' ich nicht —
'ſ iſt ſeltſam,
Daß ich daran nicht dachte. — Gebt mir nur
'ne Möglichkeit, zu retten meinen Buben!
(Wirft den Apfel mit Gewalt zur Erde).
Nicht morden will ich ihn, kann ich's vermeiden,
Der menſchlichen Geſtalt zu Ehren, die
Ihr tragt — wenn all eu'r Eingeweid' dahin!
Geßler. Wohl! wähle ſelbſt!
Tell. Hab' ich wohl einen Freund
Hier in dem Kreis?
Werner. Hier, Tell!
Tell. Dank, Werner, dir!
Er iſt ein Freund, im Sturm vom Land' zu ſtoßen,
'ne Hand mit uns zu ſchütteln. Ich bin kurz.
Iſt erſt geſpannt der Bogen — können wir
Zu raſch nicht ſchießen. Werner, was auch ſei
Der Stunde Ausgang — die gemeine Sache
Darf ſtill nicht ſteh'n. Laßt morgen nicht die Sonne
Ob des Tyrannen Bannern untergeh'n!
Werner! Werner! — Der Bub'! der Bub'! — Meinſt du,
Er hat den Muth, es auszuhalten?
Werner. Ja.
Tell. Zittert er?
Werner. Nein.
Tell. Gewiß?
Werner. Gewiß.
Tell. Wie ſieht er?
Werner. Lächelnd und klar. Ihr zweifelt? Sehet ſelbſt!
Tell. Nein, nein, mein Freund! es hören, iſt genug.
Werner. Er hält ſich über ſeine Jahre weit.
Tell. Ich weiß, ich weiß! ich war gewiß, er würd' es.
Werner. Und ſchaut mit ſo zutrauensvoller Liebe
Und Ehrfurcht auf Euch!
Tell. Mann, Mann, Mann! — nicht mehr!
Zu ſehr ſchon bin ich Vater, um die Rolle
Des Mann's zu ſpielen — Werner, Freund, nicht mehr!
O! wär' ich Stein, Stein, Stein! Erweich' mich nicht!
Ich bin nicht — Ihr verſteht nicht — Nehmt den Buben,
Und ſtellt ihn, Werner, mir den Rücken zu,
Laſſet ihn niederknie'n und legt den Apfel
Auf ſeinen Kopf, den Stiel mir zugekehrt;
So, Werner, heißt ihn ſtille halten; ſagt ihm:
Ich träf' den Apfel. — Werner! thu' all dies
Schneller, als ich dir's ſage!
Werner. Albert, komm!
(Ihn zurückführend).
Albert. Darf ich nicht mit ihm ſprechen, eh' ich gehe?
Werner. Nein.
Albert. Seine Hand nur möcht' ich küſſen noch.
Werner. Du ſollſt nicht.
Albert. Ja, ich muß; denn ohne das
Kann ich nicht von ihm geh'n.
Werner. Er will's, du ſollſt.
Albert. Er will's — ich bin zufrieden. Kommt!
Tell (ihm ſeine Arme ausbreitend). Mein Junge!
Albert (in Tell's Arme ſtürzend). Mein Vater!
Tell. Wenn du es ertragen kannſt —
Sollt' ich es nicht? Geh' nun, mein Sohn! Denk' d'ran,
Daß ich zu ſchießen weiß — ſei du nur feſt!
Ich treff' den Apfel! Geh'! — Gott ſegne dich!
Geh'! — Du, mein Bogen! gelt, du läßt im Stich
Nicht deinen Herrn? du thateſt es noch nie;
Du alter Diener, nein, dein bin ich ſicher!
Ich kenne deine Treu'. Stark biſt du, ſtark.
Verdienen würd' ich's, treulos dich zu finden,
Argwöhnt' ich dich. So komm! Mein Alles ſetz' ich
Auf dich. — Laßt mich den Köcher ſeh'n.
Geßler. Gebt ihm
'nen einz'len Pfeil.
Tell. Herr, könnt Ihr ſchießen?
Lutold. Ja.
Tell. Iſt's ſo, dann ſucht Ihr aus den Pfeil auch.
Freund.
Verbogen iſt die Spitze, wie Ihr ſeht,
Die Feder ausgezackt. — Dazu nur taugt er.
(Zerbricht den Pfeil).
Geßler. Gebt ihm 'nen andern.
Tell. Beſſer, als der erſte.

Doch noch nicht gut genug für ſolch ein Ziel,
Wie jetzt ich nehmen ſoll. Der Schaft iſt ſchwer,
Ich ſchieße nicht damit. Zeigt mir den Köcher!
Bringt ihn! 'S iſt nicht ein Pfeil in einem Dutzend,
Mit dem ich auf 'ne Taube ſchießen möchte,
Viel weniger auf ſolch 'ne Taub', als dies. —
Was fürchtet Ihr? Ich bin ein nackter Mann,
Ein elend nackter Mann, hülfloſer Sclav' euch,
Allein hier zwiſchen euch; von euch ein jeder
Die Waffen in der Hand — was könnt' ich thun
Mit allen Pfeilen in dem Köcher? — Kommt!
Wollt ihr ihn geben oder nicht?

Geßler. Es thut nichts;
Zeigt ihm den Köcher! Wie ich ſeh', biſt du
Entſchloſſen, gar nichts recht zu finden.

Tell. Bin ich?
's iſt wunderlich! — ſehr wunderlich! —
Seht, ob der Bub' bereit.

Werner. Er iſt's.

Tell. Ich auch.
Haltet euch Alle ſtill, um Himmels Willen!
Und regt euch nicht und betet für mich, betet!
Und ſeid mir Zeugen — wenn von meiner Hand
Sein Leben in Gefahr, ſo iſt es nur,
Weil ich es ſo vielleicht noch retten kann.
Nun Freunde, um der Gnade Willen, ſtill
Und regungslos!

(Tell ſpannt ſeinen Bogen und legt den Pfeil auf. Wie er den Bogen hebt, um das Ziel zu faſſen, fällt einer der Zuſchauenden leblos nieder. — Tell ſenkt den Bogen).

Tell. Seht Ihr's?

Geßler. Hinweg mit ihm!
Vorwärts!

(Er hebt den Bogen wieder und als er ihn zum Auge gebracht, ſchreit ein Weib auf und ſinkt ohnmächtig in die Arme einer andern).

Tell. Hört Ihr's?

Geßler. Bringt ſie hinweg! Vorwärts!

Tell. Ich will.

(Tell ſchießt und ein jauchzender Schrei entfährt der Menge. Tell's Haupt ſinkt auf ſeine Bruſt; er erhält ſich mit Mühe an ſeinem Bogen aufrecht).

Werner (mit Albert herbeiſtürzend). Der Bub' iſt
unverſehrt! kein Haar berührt!

Albert. Vater! ich bin's; dein Albert, unverſehrt!
Sprich zu mir, theurer Vater, ſprich zu mir!

Werner. Er kann nicht, Bub'.

Albert. Ihr ſchenkt das Leben ihm?

Geßler. Ich thu's.

Albert. Und wir ſind frei?

Geßler. Ihr ſeid es.

Albert. Dank
Dem Himmel! Dank dem Himmel!

Werner. Öffne ihm
Das Wamms und gib ihm Luft!

(Albert öffnet ſeines Vaters Wamms, ein Pfeil fällt heraus. Tell ſinkt — heftet ſeinen Blick auf Albert und drückt ihn an die Bruſt).

Tell. Mein Bub', mein Bub'!

Geßler. Weßhalb verbargſt du jenen Pfeil im Buſen?
Sprich, Sclav'!

Tell. Zu tödten dich, Tyrann, hätt' ich
Erſchlagen meinen Knaben.

Geßler. Wachen, greift ihn!

Tell. Tyrann! von Rache flammen wird jeder Hügel. —

Geßler. Gehorcht mir, Sclaven!

Tell. Und von jedem Gipfel
Wird deinem Niederſturz die Freiheit jauchzen.

Geßler. Fort mit ihm!

Tell. Frei, frei wird mein Vaterland!

Friedrich von Sallet.

Feuilleton.

*** Die franzöſiſchen politiſchen Journale überſetzten dieſer Tage einen deutſchen Artikel von den Ferien der Bundestags-Diplomaten durch *féerie*, wobei der komiſche Unſinn zum Vorſchein kam: „die dortigen Diplomaten würden ſich zu Zauberfeſten begeben" (*jouir des féeries*). — Rouſſeau nennt in ſeinen „*Confessions*" das Heimweh: le *[illegible]*.

*** Der berühmte Tenoriſt **Rubini**, welcher ſeit der Eröffnung des italiäniſchen Theaters wegen einer Ueberreizung der Stimme nicht auftreten konnte, ſang am 30. October in den Puritanern zum erſtenmale.

*** Nächſte Woche debütirt **Madame Tachinardi-Perſiani**. (Paris, 30. Oct.)

*** Die Einſtudierung der komiſchen Oper: „*Piquillo*" in der franzöſiſchen komiſchen Oper hat zu einer Couliſſen-Emeute Anlaß gegeben. Die Sängerinnen weigerten ſich, das wenig kleidende Coſtüm der Zeit zu tragen. Endlich wurden Schiedsrichter aus den erſten theatraliſchen und literariſchen Autoritäten ernannt, und dieſe entſchieden gegen die widerſpenſtigen Damen. Die Galanterie hat ſich nun darein gemiſcht und die Coſtume ſind ein wenig idealiſirt worden.

*** Es cirkuliren bereits Lithographien der Einnahme von Conſtantine in Paris. — **Horaz Vernet** iſt kürzlich nach dieſer Feſtung abgereiſ't, um an Ort und Stelle ſein Gemälde der Einnahme dieſer arabiſchen Stadt zu beginnen. Der König der Franzoſen hat ſolches für das Muſeum von **Verſailles** beſtimmt.

*** In der rue Croix des petits Champs zu Paris erblickt man das Schild eines Handlungshauſes mit dem Namen: Bernadotte et Comp.

*** **Paganini** iſt ſo kränklich, daß es ihm unmöglich ſein wird, in dem neueingerichteten Caſino zu ſpielen. Die Abonnenten zu dieſer Unternehmung werden in den Häuſern geſucht, weil die Unternehmer hoffen, ohne öffentliche Ankündigungen eine gewähltere Geſellſchaft zu vereinigen.

*** **Guſtav Drouineau**, welchen man einſt todt ſagte, nachher von Sinnen ſchrieb, lebt zurückgezogen arbeitend in la Rochelle. Er war einſt der Oberprieſter des Neochriſtianismus, ſowie Fourier des Fourierismus. Auch die St. Simoniſtiſchen Kleidungen ſind gänzlich verſchwunden.

*** Die Genfer Ariſtokratie hat einen ihrer Schriftſteller beauftragt, gegen die in den Basreliefs von **Bornſtedt** enthaltenen Urtheile lebhaft aufzutreten. Die Ueberſetzungen daraus in der „*Revue du Nord*" haben den Genfer Local-Krähwinkelſinn ſtark gereizt.

*** Mlle. **Mars** ſoll auch Notizen zu ihren Memoiren fertig haben. Wir wünſchen lieber welche von Mlle. **Georges**, welche zwei Kaiſer in ihren Erinnerungen zählen kann. — Mlle. **Mars** iſt reich, Mlle. **Georges** arm, namentlich jetzt, wo das Theater der Porte-Saint-Martin ſchlechte Geſchäfte macht.

*** Der König von Preußen hat dem Componiſten der „Geſandtin," **Auber**, einen Brillantring nebſt Begleitungsſchreiben geſandt.

*** **Armand Carrel's** und **Jüſſieu's** Büſten von **David** ſind im Muſeum zu Rouen aufgeſtellt worden.

*** **Guſikow** iſt zu Aachen, kaum 30 J. alt, geſtorben!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 264. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 8. November.

Charles Fourier.

(Schluß).

Das ganze Syſtem Fourier's entſpringt aus dieſer Vorausſetzung.

Seiner Anſicht nach muß aber Gott, der im materiellen Gliedbau des Menſchen eine ſo bewunderungswürdige Intelligenz hervorleuchten laſſen, auf gleich bewunderungswürdige Weiſe den paſſionellen Organismus eingerichtet haben. Hat Gott unſere Leidenſchaften geſchaffen, dann mußte er ihnen eine Anwendungsart zuweiſen, und ſie für eine Geſellſchaft beſtimmen, in welcher ſie durch ihre Übereinſtimmung eine eben ſo ſchöne und mächtige Harmonie hervorbrächten, als die Verwüſtungen fürchterlich ſind, welche aus ihrem Zuſammenſtoß in unſeren ſchlecht geordneten Geſellſchaften entſtehen.

Durch dieſe Gedankenreihe wurde Fourier zur Berechnung der Beſtimmung des Menſchen und der Univerſal-Einheit geführt, als deren Ergebniß er die Anziehung (attraction) als das allgemeine und höchſte Geſetz der Ordnung und Harmonie ausſprach. Die ſtoffliche Anziehung hält die himmliſchen Sphären in ihren Bahnen und wacht über dem Gleichgewicht in ihren Bewegungen. So muß die leidenſchaftige Anziehung, der Anreiz (attrait), das regelnde Geſetz für die Geſellſchaften bilden, wenn die Menſchheit in ihre Beſtimmung eintreten wird.

Von dieſem Geſichtspunkt ausgehend iſt Fourier zu dem Syſtem gelangt, welches er, als mit der Natur des Menſchen concordirend, in Vorſchlag gebracht, und deſſen Hauptcharakter darin beſtehen würde, Alles anreizend zu machen, was gut und nützlich iſt.

Dies in Kürze die theoretiſche Grundlage des Syſtems, welches demnächſt von der Thatſache ausgeht, daß Kräfte vereint mehr vermögen als vereinzelt; daß alſo auch der einzelne Menſch nur dadurch zum möglichſt reichen und glückſeligen Daſein gelangen kann, wenn in immer reicherem Gliedbau alle Menſchen alle ihre Kräfte vergemeinſamt haben werden.

Ein erſter Verſuch zur Anwendung des neuen Syſtems wurde nach der Julirevolution gemacht. Herr Baudet-Dulary gab ein Journal, „**la Phalange**," heraus, um die Lehren von der Ackerbaugeſellſchaftung zu verbreiten; ein **Phalanstère** *) wurde zu **Condé-sur-Vesgres** bei Verſailles, als einſtweiliger Mittelpunkt der Ausführung gegründet. Keine dieſer beiden Unternehmungen hatte ſich aber beſonderen Erfolges zu erfreuen. Vor ungefähr einem Jahre wurde die **Phalange** von Herrn Victor Conſidérant, dem ausgezeichnetſten Schüler Fourier's, von neuem in Schwung gebracht, und der **Phalanstère** von **Condé-sur-Vesgres**, auf kleinere Verhältniſſe reduzirt, fing an unter Pflege und durch neue Anſtrengungen der Freunde und Bewunderer der **école sociétaire** zu gedeihen, als der Meiſter ſelbſt unvermuthet dahinſtarb.

Man fand ihn am 10. dieſes Monats entſeelt am Fuße ſeines Bettes. — Wohl hatten ſeine Jünger für ihn treulich Sorge getragen; dennoch iſt er, wenn auch vor Nothdurft geſchützt, faſt in Armuth (indigent) geſtorben. Dieſe war übrigens nur die Folge ſeines ungemein edlen Charakters. Nicht leicht erkannte er ſogar der Freundſchaft das Recht zu, ihm nützlich zu ſeyn. Im äußeren, wie im vertrauten Umgange zeigte ſein ganzes Leben nur ein einziges, ſtetes, eifriges, man kann ſagen, hartnäckiges Thun: die Entfaltung ſeines Syſtems; Reichthum, Familie, Freuden des Daſeins, Ehren des Talents, — nichts von dieſem Allem hat er gekannt, nichts geſucht, nichts gewünſcht. Auch wurden ſeine Jünger mehr durch den unwiderſtehlichen Anreiz ſeiner Macht zu ihm hingezogen, als daß er ſelbſt ſich um ihre Anhänglichkeit beworben hätte.

---

*) So nennt Fourier das ſoziale Element ſeines menſchheitlichen Organismus. Ein ſolcher Phalanstère befaßt mindeſtens 400 Familien auf einer Quadratmeile und beſteht aus Ackerbauern, Handwerkern, Gelehrten und Künſtlern. —

Der Ausſage eines dieſer Jünger zufolge hätte Fourier am Tage vor ſeinem Hinſcheiden ſich in folgender Weiſe über die Zukunft ausgeſprochen:

„Ich habe die Vorurtheile bezeichnet, welche das allgemeine Mißgeſchick (**infortune**) und der wiſſenſchaftliche Stolz gegen mich geltend machen werden; ich habe hierdurch den Leſer gegen die Sarkasmen jener Menge waffnen wollen, welche ſchneidend (**tranchement**) über das abſpricht, was ſie nicht verſteht, welche auf Raiſonnements durch Wortſpiele antwortet, deren Manie ſelbſt das gemeine Volk angeſteckt hat und überall die Gewohnheit der Spöttelei verbreitet. Wenn aber erſt die Beweiſe meiner Entdeckung an's Licht gebracht ſind und man den Augenblick, die Früchte davon zu ernten, ſich nahen ſehen wird, — wenn man die Univerſal-Einheit bereit ſehen wird, ſich über den Trümmern der Barbarei und der Civiliſation zu erheben, dann werden die Kritiken plötzlich von Geringſchätzung zum Rauſche übergehen; ſie werden den Erfinder zum Halbgott machen wollen, und von neuem durch übermäßige Schmeicheleien, wie jetzt durch unbeſonnene Spöttereien ſich verächtlich machen."

An letzteren hat es nun allerdings bis jetzt nicht gefehlt, und noch vor wenigen Tagen wurde der kaum Dahingeſchiedene von der jeſuitiſch-katholiſch-hiſtoriſch-legitimen Gazette de France in folgender Weiſe abgefertigt: „Es haben wohl Einige in den letzten Jahren von der Fourieriſtiſchen Schule geſprochen; aber Wenige haben ſie, beſonders wenige deren Begründer gekannt. Und doch ſcheint derſelbe viele jener Eigenſchaften in ſich vereinigt zu haben, welche die Menſchen anziehen und feſſeln, — Güte, Uneigennützigkeit, Wohlwollen. K. Fourier lebte nur in ſeiner Lehre, nur durch dieſe Lehre; nichts war aber minder anziehend. Ihrem Gehalte nach mittelmäßig war ſie durch die Form, in welche er ſie gekleidet, von zum Sprichwort gewordener Dunkelheit und Fremdartigkeit (**étrangeté**). Die wenigen guten Gedanken, die ſich darin finden mochten, waren durch den Styl des Verfaſſers ſo gewaltig compromittirt worden, daß, wenn er auch noch länger als ein Jahrhundert gelebt, er ſie doch niemals von der urſprünglichen Lächerlichkeit (**ridicule**) hätte releviren können, welcher ſie gleich von Anfang unterlegen."

Mit dieſer ſich ſelbſt richtenden Kritik nimmt die Gazette, das gebildetſte Organ der angeblich katholiſch-legitimen Parthei in Frankreich von jenem edlen und tiefſinnigen Manne Abſchied, den ſie gleich bei ſeinem erſten Auftreten im Jahr 1808 auf ähnliche Weiſe mit ſcheinbarer Gutmüthigkeit — und wirklich lächerlich machendem Spotte begrüßt hatte.

Indeſſen hat es, wie ſchon bemerkt, in den letzteren Jahren auch an ſolchen nicht gefehlt, welche, unabgeſchreckt durch die vielen Wunderlichkeiten des Styles und die auffallenden Mängel des Syſtemes ſelbſt, der in abſtoßender Schale ſich bergenden Perle ihre Aufmerkſamkeit und Liebe zugewandt haben. So, um hier nur noch an einiges Bedeutendere zu erinnern, ſchloſſen Tranſon und Jules Lechevalier, zwei ſogenannte Saintſimoniſten, richtiger Enfantiniſten, nach Enfantin's Verurtheilung, ſich dem edleren Meiſter an. Lechevalier hielt ſelbſt im Winter von 1832 auf 1833, nach Fourier's Syſtem, Vorleſungen „**sur la science de l'humanité**," deren Weſentlichſtes er demnächſt unter dem Titel „**Études sur la science sociale**" herausgab. Auch ließ ein Herr Maurize zu Ende 1832 eine Schrift erſcheinen, betitelt: „**Dangers de la situation actuelle de la France**," worin er vorzüglich auf die Mängel der gegenwärtigen Staatseinrichtung Frankreichs aufmerkſam machte, und hiermit die Politiker für Fourier's Lehre zu gewinnen ſuchte, welche er als Heilmittel für den kranken Staatsorganismus darſtellte. Victor Conſidérant und mehrere Andere wirkten in ähnlichem Sinne nach anderen Richtungen hin.

Um dieſelbe Zeit wurden nachgerade auch deutſche Humaniſten auf jene Lehre aufmerkſam, und verſuchten, den praktiſchen Ideen derſelben Eingang in Deutſchland zu verſchaffen. Hr. Fr. Tappehorn bot uns „die vollkommene Aſſociation, als Vermittlerin der Einheit des Vernunftſtaates und der Lehre Jeſu," als „Beitrag zur ruhigen Löſung aller großen Fragen dieſer Zeit" (Augsburg. 1834). Zu gleicher Zeit erſchien „das Problem der Zeit und deſſen Löſung durch die Aſſociation von S. R. Schneider" (Gotha. 1834). Beide Schriften, aus ächt deutſchem Gemüthe hervorgegangen, laſſen die dürftige philoſophiſche Grundlage des Anziehungsſyſtemes völlig bei Seite liegen, um ſich ausſchließlich mit dem ächten Kerne deſſelben, dem Prinzip der Geſellſchaftung oder freien Gemeinſamung und ſeiner möglichſt erweiterten Ausführung in's wirkliche Leben zu beſchäftigen. Herr Tappehorn hat hierbei den Blick mehr auf das Ganze, auf die geſchichtliche Entwicklung der Menſchheit, Herr Schneider ſein Augenmerk ausſchließlich auf das unmittelbar drängende, induſtrielle Bedürfniß gerichtet, ſtellt die Aſſociation als einziges Mittel dar, dem Fortſchritte der Verarmung zu ſteuern und der Mehrzahl einen Zuſtand behaglichen Lebensgenuſſes zu bereiten.

Noch iſt aber keine Darſtellung des geſammten Syſtemes Fourier's erſchienen, wozu ſich indeß hoffentlich bald dadurch die geeignete Veranlaſſung bieten wird, daß die Freunde des Verewigten ſeine hinterlaſſenen Schriften herauszugeben wohl nicht ermangeln werden.

Aus demjenigen, was bis jetzt von ſeinen Werken und Beſtrebungen uns bekannt geworden, ergibt ſich jedoch bereits zur Genüge, daß *Fourier* unbedenklich zu den bedeutſamſten Erſcheinungen der neueſten Zeit zu rechnen ſein dürfte.

Ein tiefes Gefühl für Wahrhaftigkeit und Gemeinwohl bricht mit Gewalt ſchon in dem Gemüthe des Kindes hervor und charakteriſirt ſchon zum Voraus ſein ganzes Leben. Handel und Gewerbe, wie ſie jetzt betrieben werden, erzeugen furchtbare Maſſen von Elend und Betrug. Überhaupt erweiſen fortwährend abſtrakte Geſetze und Gebote ſich nur zu ohnmächtig gegen die Forderungen und die Gewalt der Leidenſchaften, Neigungen, überhaupt der *pathetiſchen* Natur des Menſchen. Fourier hat die harmoniſche Ordnung in der materiellen und organiſchen Welt wahrgenommen; er iſt von dem Glauben durchdrungen, daß es auch eine ſoziale Ordnung geben müſſe, in welcher auch die mannigfaltigen Seelenkräfte auf harmoniſche Weiſe zur Wirkſamkeit kommen könnten. Dieſem, bisher nicht nach Gebühr beachteten Momente widmet er nun ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und wenn man einerſeits bedauern mag, daß er hierbei ſtets in ſchroffer Einſeitigkeit befangen geblieben, ſo dürfte doch anderſeits nicht zu vergeſſen ſein, daß die Erkenntniß der Wahrheit gerade dadurch am meiſten gefördert wird, daß einzelne Momente, bis zum Übermaße geltend gemacht, das Ausgeſchloſſene zur ſtärkſten Reaktion erwecken und hierdurch die volle Würdigung des Einen wie des Anderen möglich machen und herbei führen. Nicht zu überſehen iſt endlich, daß Fourier's Lehre aus zwei ganz verſchiedenartigen Elementen beſteht, von denen jedes ſelbſt auch aus dem Gegenſatze zu begreifen, welchem daſſelbe entgegengetreten iſt. Die Lehre von der *paſſionnellen Anziehung*, welche auf möglichſt reiche, präſente Befriedigung aller *Einzelnen* als ſolcher ausgeht, iſt ſelbſt nur eine jener mannigfaltigen Oppoſitionen, welche ſich in neuerer Zeit gegen die abſtrakte Askeſe und Mortifikation der mittelalterlichen Kirche erhoben. Der einſeitigen Forderung unbedingter Selbſtvernichtung iſt die nicht minder einſeitige Forderung unbeſchränkter, unmittelbarer Selbſtbefriedigung entgegengetreten, und hat vielfach zu egoiſtiſcher Vereinzelung und Zerſplitterung, eben dadurch aber gerade auch zu vielfachem Elend und verzweifelnder Selbſtvernichtung hingeführt.

Gerade dieſer *Vereinzelung* iſt nun auch Fourier wie früher Saint-Simon, mit der Forderung der *Gemeinſamung* entgegengetreten, und das Bemühen, dieſes Prinzip in die ganze Ökonomie des menſchlichen Daſeins einzuführen, bildet das andere Element ſeiner Beſtrebungen. Fourier hat zwar dieſes Prinzip weit tiefer erfaßt und auf minder abſtrakte Weiſe entwickelt, als dies von der Saint-Simoniſtiſchen Familie geſchehen, iſt aber auch nach dieſer Seite hin nicht von Übertreibung frei geblieben. Wie er bei Erörterung des *paſſionnellen* Momentes die übergeordnete *rationelle*, *moraliſche* und *religiöſe* Sphären größtentheils unbeachtet gelaſſen, ſo hat er bei Entwickelung des *Aſſociations-Prinzips* gerade die Rechte der Individualität nicht zulänglich gewürdigt.

Wird nun dieſer weſentlichen Mängel ſeiner Lehre wegen die Nachwelt ſich wohl ſchwerlich verſucht finden, ihn „*als Halbgott zu verehren*,“ ſo wird ſie doch gewiß auch nicht in die Spöttereien derjenigen einſtimmen, welche, unfähig, das Streben von dem Geleiſteten, den ewigen Kern von der vergänglichen Schale zu unterſcheiden, für große, ungewöhnliche Individualitäten keinen anderen Maßſtab haben, als den, welchen ihre eigene Vornirtheit und Alltäglichkeit ihnen darbietet. *Karl Fourier* hat ſein ganzes Leben der Erforſchung der Wahrheit zur Verbeſſerung des ſozialen Lebens gewidmet; er hat, vielfach irrend, zugleich vielfach zur Erweiterung der Erkenntniß angeregt, und mit Verzichtung auf alle ſonſtigen Freuden des Daſeins dem Wohle der Menſchheit ſein Leben gewidmet. Somit hat er ſich ein heiliges Recht auf dankbare Anerkennung erworben, und gewiß werden auch unſere Leſer kein Bedenken tragen, die Grabesurne des edlen Forſchers mit einem Kranze von Immortellen zu umflechten. *F. W. Carové.*

Aus Gotha.

5. November 1837.

(Das Palais des Herzogs Alexander von Würtemberg).

Reiſende, welche von Coburg aus auf der Straße von Ohrdruf ſich Gotha nahen, erblicken, ehe ſie in die zunächſt nach dem Sommerſchloſſe Friedrichsthal, und dem herzoglichen Orangeriegarten hinab laufende Allee der Siebleber Vorſtadt einfahren, rechtsab von der Straße ein im einfach edlen italiäniſchen Styl erbautes Palais. Das Dach deſſelben iſt platt und von einem eiſernen Geländer eingefaßt. Eine breite ſteinerne Treppe, deren beide unterſte Seitenwürfel Geſtelle von Stabeiſen mit Laternen tragen, führt zu einem, aus drei hochgewölbten Pforten beſtehenden Portale empor. Rechts und links von dieſer Treppe ſind zwei aufgemauerte Schilderhäuſer an die Wand des Palais angelehnt, und laſſen eine fürſtliche Wohnung vermuthen. Uebrigens aber gleicht daſſelbe mit dem dazu gehörigen Nebengebäude und Garten ohngefähr einem kleinen Landſitze, welchen ſich ein Lord nach einem in Italien geſehenen, architektoniſchen Muſterbilde in ſeinem Vaterlande hat aufführen laſſen. Das iſt das Palais, welches jetzt eine journaliſtiſche Bedeutung gewinnt, weil es dazu beſtimmt iſt, den Herzog *Alexander von Würtemberg* nebſt ſeiner jungen Gemahlin in ſeine, obſchon kleinen, doch freundlichen, und im Erdgeſchoſſe ſehr hohen Zimmer aufzunehmen. Erbaut wurde daſſelbe vor etwas mehr als fünfzig Jahren von dem Prinzen Auguſt zu Sachſen-Gotha, welcher bei ſeinem Aufenthalte in Italien den Plan dazu von einem dortigen Baumeiſter hatte entwerfen laſſen. Von dieſem Prinzen erbte es Herzog Friedrich III., und bewohnte daſſelbe ſowohl vor ſeiner Abreiſe nach Italien, als auch nach ſeiner Rückkehr in das Vaterland, und zog ſogar, nachdem er die Regierung angetreten hatte, den Aufenthalt in demſelben dem auf dem Reſidenzſchloſſe Friedenſteine vor. In dieſem Palais vollendete er auch, als der letzte Sprößling ſeines alten Herrſcherſtammes, nach vieljährigen Leiden am Morgen des eilften Februars 1825. Zunächſt wurde nun daſſelbe im Frühling des Jahres 1837 von der geiſtreichen Herzogin Auguſte, Mutter des regierenden Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha, und deren liebenswürdiger Tochter, der Großfürſtin Anna Feodorowna, bewohnt. Damals waren die Räume deſſelben öfters Zeugen von Scenen mütterlicher Liebe und kindlicher Zärtlichkeit. Im Januar 1832 bezog daſſelbe der Vater des neuvermählten Herzogs Alexander von Würtemberg, der von väterlicher Liebe geleitet, Petersburg verlaſſen hatte, und ſeiner Tochter zu deren Vermählung mit dem regierenden Herzog von Sachſen-Coburg-Gotha nach Deutſchland gefolgt war. Welchen Glanz er daſelbſt um ſich verbreitete, und welche großartigen Feſte er daſelbſt veranſtaltete, lebt noch eben ſo friſch in unſerem Andenken, als ſein gleichfalls daſelbſt nach ſchwerem Leiden den vierten Juli 1833 erfolgtes Dahinſcheiden. Zu Anfang des Jahres 1836 wurde das Palais dem portugieſiſchen Geſandten, Grafen Lavradio, zum Aufenthalte angewieſen, als derſelbe zur Beſtätigung und Bekanntmachung der Vermählung des nunmehrigen Königs Fernando von Portugal mit der Königin Donna Maria da Gloria nach Gotha gekommen war, und nun ſoll daſſelbe dem Herzog Alexander von Würtemberg, deſſen Vater es einſt zum Sterbehauſe geworden, und ſeiner jungen Gemahlin zum Sitze ihrer erſten ehelichen Glückſeligkeit werden. Vielleicht iſt bei dieſer Beſtimmung der Umſtand mit von einigem Gewichte geweſen, daß Malerei und Sculptur, denen bekanntlich die neuvermählte Herzogin von Würtemberg ſich mit Talent und Neigung gewidmet hat, in dem Bereiche dieſes Palais einige ausgezeichnete Werke aufzuweiſen haben. So ſehen wir z. B. in ſeinem Speiſeſaale die neun Muſen in lebensgroßen, von Döll's Meiſterhand ausgeführten Basreliefs, und der an das Palais ſtoßende Garten enthält ein, von dem hier wohnenden Profeſſor Rathgeber im Jahre 1804 vollendetes Denkmal, an welchem die drei Basrelief's „Achilles und Patroklus, Oreſtes und Pylades, und Caſtor und Pollux,“ ſowie die daſſelbe zierenden Arabesken, als vorzüglich gelungen von Kunſtkennern bewundert werden. In den Gemächern des Palais ſind ſchöne Gemälde von berühmten italiäniſchen und deutſchen Meiſtern zu finden. Wir würden etwas Ausführliches über dieſelben ſagen, wäre es uns vergönnt geweſen, ſie alle gehörig zu betrachten. Sie ſind aber gegenwärtig ſämmtlich von den Wänden abgenommen, und größtentheils in dem Speiſeſaale übereinander gelehnt, weil die Zimmer bis zum Eintreffen der hohen Neuvermählten noch neu auſtapezirt werden ſollen. Wir gedenken daher jetzt nur der von Tiſchbein gemalten Porträts von Göthe, Schiller, Wieland und Herder, mit deren Werken, ſo wie mit den vorzüglichſten Erzeugniſſen der deutſchen Literatur überhaupt, die junge Herzogin ebenfalls vertraut ſein ſoll. Und eben darum, weil wir hören, daß ſie der Beſchäftigung mit Künſten und Wiſſenſchaften ſich ergeben hat, fühlen wir uns ſchon zu ihr hingezogen, ehe wir noch ihre Perſönlichkeit kennen gelernt haben.

Adolph Bube.

Tageſchronik aus Paris.

(Fortſetzung).

Nachdem Caligula mit einſtimmigem Beifall aufgenommen, hat man ihn, dem Cenſurgeſetze gemäß, auf's Miniſterium des Innern geſandt, welches von dem neuen Stück nicht gerade ſo ſehr entzückt geweſen iſt, als das Leſecomité des Théâtre français. Einige Details haben gewaltig gezittert und vor den klaſſiſchen und moraliſchen Bedenklichkeiten wegbleiben müſſen. Das iſt noch nicht Alles; der Vf. iſt in dem Theaterperſonal ſelbſt auf ein Hinderniß geſtoßen, welches die Vorſtellung ſeiner Tragödie auf immer verſagen zu wollen ſcheint: keine Actrice vom *Théâtre français* will die Rolle der Meſſalina übernehmen. „Was,“ rufen dieſe Damen, „wir ſollen die Meſſalina vorſtellen! Nun und nimmermehr!“ Kurz, das iſt eine allgemeine Mißbilligung. Das neunzehnte Jahrhundert hat, wie dieſer Umſtand beweiſet, nicht bloß die Sitten im Allgemeinen, ſondern auch die Sitten der Schauſpieler im Beſondern gebeſſert. Die Schauſpielerinnen ſind keine Philinen mehr; ſie verheirathen ſich jetzt wirklich und theilen ihre Exiſtenz zwiſchen der Kunſt und der Küche: ſie ſpielen die Comödie und Tragödie als gute Hausfrauen; ſie führen ihre Rollen mit Ehrbarkeit durch und um nichts in der Welt möchten ſie den Namen einer Meſſalina auf die Bühne bringen und dieſe leichtfertige Kaiſerin darſtellen. Eine Wiederaufführung der Phädra wäre demnach für's heutige Théâtre français eine Unmöglichkeit. Es ſollen allerdings ſtarke Sachen im Caligula vorkommen; in einer Scene ſehen wir Meſſalina aus einem öffentlichen Hauſe heraustreten; ſie reckt die Arme und paraphraſirt die bekannten Worte Juvenal's: **Lassata, sed nondum satiata.**

Caligula iſt übrigens nicht der einzige Schatz, womit ſich die Cartons der Comédie française bereichert haben. Nachdem das Leſecomité die Tragödie des Herrn Alexander Dumas mit lautem Beifall aufgenommen, hat es gleichfalls ein Drama des Herrn Ancelot mit lautem Beifall aufgenommen. Dies Drama iſt betitelt: „Maria Padilla,“ und nicht „Olla Potrida,“ wie einige Journale angezeigt haben. Unter dem Anhören dieſes Stücks hat das Leſecomité reichliche Thränen vergoſſen, welche der gefühlvollen Erregbarkeit der Schauſpieler und dem Leſetalent des Herrn Ancelot alle mögliche Ehre machen. Von allen 684 dramatiſchen Autoren, welche in Paris ihr Daſein friſten, weiß Herr Ancelot am beſten vorzuleſen und das Comité durch ſeinen Vortrag zu blenden. Marie Padilla iſt eine Geliebte Peters des Grauſamen, deren Liebesabentheuer und Tod höchſt dramatiſch ſind. Der Vf. hat nie ein beſſeres Stück gemacht, welches unbedingt einen großen Succeß haben wird. Die böſen Zungen ſprengen ſchon wiederum das Gerücht aus, daß Madame Ancelot ihrem Manne bei dieſem Werke geholfen habe. Seitdem Madame Ancelot ſich als Autorin von drei ganz allerliebſten Bühnenſtücken genannt hat, ſchreibt man ihr galanter Weiſe alle Werke ihres Mannes zu; oder man behauptet wenigſtens jedesmal, wenn Herr Ancelot eine Komödie oder ein Drama verfertigt hat, daß Madame Ancelot die feinen Details und geiſtreichen Witzworte hineinlegt. Das iſt eine ſchreiende Ungerechtigkeit; die, welche ſolche Dinge auf's Tapet bringen, haben, wie man ſieht, nie für's Theater geſchrieben; denn ſie bilden ſich ein, daß man feine Details und geiſtreiche Witzworte auf ein farbiges Bühnenſtück, wie Salz auf ein gebratenes Huhn, ſtreuen kann.

Außer dem Caligula und der Maria Padilla hat, wie Sie wiſſen, das Leſecomité des Théâtre français auch die „Popularité,“ von Caſimir Delavigne mit ſtürmiſchem Beifall aufgenommen; dazu ſind noch eingegangen die „Marquiſin von Senneterre,“ von Herrn Duveyrier und „Faute de s'entendre,“ ein kleines Luſtſpiel in einem Akt, ebenfalls von Herrn Duveyrier. Endlich, heißt es, will Herr Vedel das Odeon mit einem neuen [illegible] Drama einweihen; daſſelbe führt den Titel: „Das Lager der Kreuzfahrer“ und hat die Herren Scribe und Duveyrier zu Verfaſſern. Die Opera comique läßt 2 hübſche neue Stücke einſtudiren: den „Domino,“ Muſik von Auber, der Text wahrſcheinlich von Herrn Duveyrier; nach dem Domino folgt „Piquillo,“ Text von Alexander Dumas und Gerard, Muſik von Hippolyt Monpou. Das Vaudeville verſpricht eine dramatiſche Novität von den Herren Dupeuty und Rochefort; Bocage, ſagt man, wird von der Porte-Saint-Martin zum Gymnaſe übergehen. In den Variétés probirt man „den Vater der Debütantin,“ worin Vernet eine Hauptrolle hat. Die Porte-Saint-Martin hat den „Mägdekrieg“ begraben und das Publikum durch ein neues Drama, „Rita, die Spanierin,“ entſchädigt. Der Cirque olympique gibt noch jeden Abend ſein neues Melodram, „Dſchingis-Chan,“ welches auf eine pomphafte Weiſe in Scene geſetzt iſt. Das Stück ſpielt in China; die Dekoration der Hauptſtadt Peking iſt prachtvoll. Die Gaîté kündigt nicht weniger als zwölf neue Stücke an, deren Titel aufzuzählen hier zu weit führen würde.

(Schluß folgt).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 265. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 9. November.

Eine Entrepriſe.

Capriccio von Otto Müller.

1. Das Kabinet zum Haarſchneiden.

In einer belebten Straße Frankfurts am Main — wir verſchweigen mit Fleiß deren Namen, weil der Leſer ihn ja leicht ſelbſt an den Eckhäuſern zu Anfang und Ende derſelben finden, und ſich ihn ſo beſſer einprägen kann; — in eben dieſer belebten Straße Frankfurts am Main konnte man vor ungefähr drei Jahren durch zwei helle, hohe Glasthüren in das freundliche, elegante Kabinet eines Parfümeurs und Haarkünſtlers blicken, wo faſt beſtändig mehrere gewandte Scheren in helltönender Bewegung klirrten, um die Wette ſich mühten und abarbeiteten, allerhand Köpfe durcheinander zuzuſtutzen, und in Verbindung mit Brenneiſen, Papilloten und Pomade für die Emancipation der Haare thätig waren.

Der Inhaber des Kabinets nannte ſich, wie auch das grüne Schild mit den goldnen Buchſtaben über der Glasthüre anzeigte, Jean Perrier; galt bei allen Kunden für den gewandteſten, nobelſten Coiffeur der Stadt, und ſein wahrhaft künſtleriſches Genie, verbunden mit honetten, feinen Manieren und einem ſanften Anſtriche von Melancholie in ſeinem von Lavendel, Eau de Cologne und Pomade durch und durch durchdufteten Weſen machten ihn in allen geheimen Boudoirs der vornehmen Damenwelt nicht allein unentbehrlich, ſondern auch intereſſant und beliebt. Jean Perrier war ſo zu ſagen, ein Luxusartikel, deſſen Bedürfniß jedoch Zeit und Mode nothwendig gemacht haben. Aber keiner ſeiner Collegen wußte auch ſo zartſinnige, anmuthreiche Locken zu ſchlängeln, keiner beſaß dieſe idylliſch-romantiſche Phantaſie, wenn es galt, zwiſchen braunen, blonden oder ſchwarzen Quellen einen Blüthenfrühling hinzuzaubern, ein effektvolles Bouquet zu winden, oder ein Diadem mit Majeſtät auf den kunſtreich gebauten tour de cheveux zu ſtellen. Da war Jean Perrier unerſchöpflich, unvergleichlich, übertraf ſich ſelbſt; und bis in die tiefſten, geheimſten Nüancen durchdrang ſein ſcharfes Auge das Eigenthümliche und die Individualität deſſen, der ſich ihm und ſeiner Meiſterhand vertraut hatte, worauf er denn, je nach dem Charakter des Einzelnen, ſeine pſychologiſchen Ideen und Seelenſtudien auf den Kopfputz und die Friſur übertrug. Niemand wußte auch ſo ſcharfſinnig kleine Stiefmütterlichkeiten der Natur zu verhüllen: ja oft überwältigte er dieſe durch die impoſante Kühnheit, durch die unerſchöpfliche Originalität ſeines Geiſtes; und was noch kurz zuvor bitter beweint und verflucht wurde, was noch kurz zuvor ſchwermüthige Grabgedanken erweckt, Bäche von Thränen ausgepreßt hatte, das wußte die flinke, kunſtreiche Hand Meiſter Perrier's zu bannen, zu beſänftigen und in ſtille Reſignation umzuwandeln. —

Einſt ſtand dieſer, der Troſt und die letzte Hoffnung der Rothhaarigen, der Grauen und der Kahlen, an der offenſtehenden Glasthüre ſeines Kabinets, im Geiſte neue Toupets und Haarflechten entwerfend. Eine eben ſo fremde als abentheuerliche Erſcheinung riß ihn aus ſeinen kühnen Phantaſieen und Meditationen. Es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, hager und lang gewachſen. Sein Antlitz war düſter und gleichgültig; ein trockner Ernſt lag in den ſchönen, blaſſen

Zügen, die ſich nie zu einem Lächeln bequemt zu haben ſchienen. Sein dunkles Auge hatte nur wenigen Glanz und ließ kalt, wie alles Andere in dem Weſen dieſes Fremden. Er trug einen nachläſſigen, grauen Rock, enge Hoſen von Nanking und eine weiße Atlasweſte.

Ruhig und theilnahmlos ſchlenderte er einher.

Ein Engländer! dachte Meiſter Perrier, den Mann näher fixirend; „und ein Goldhahn“ murmelte er leiſe, indem er durch die zerriſſenen Glacéhandſchuhe einen funkelnden Diamantring gewahrte. Unſer Haarkünſtler hatte eine ganz beſondere Zuneigung für Leute der Art. Denn er wußte wohl, daß ſie zwar wenig ſprechen, aber auch nicht gerne viel denken, und ſich äußerſt prompt und honett revanchiren, wenn man ſie nur recht zu behandeln verſteht; vor Allem aber ihren Eigenheiten eine unerſchöpfliche Geduld entgegen zu ſtellen weiß. —

Unterdeſſen war der lange Maſter in ſeinem Nationalſchritt bis zur Wohnung Perrier's gelangt. Hier blieb er ſtehen, beſah ſich die elegante Ausſtellung hinter den großen Glasfenſtern, und nickte ein wenig mit dem Haupte, als der Beſitzer des Ladens ſich ihm mit einer tiefen Verbeugung nahte und ihn fragte, ob es ihm gefällig ſei, das Lager in näheren Augenſchein zu nehmen.

„Welches Haus das ſein ſoll?“ fragte dieſer in gebrochenem Deutſch, und ſeine Ausſprache beſtätigte Perrier's Vermuthung.

Dieſer antwortete ihm, daß er die Ehre habe, ihm zu bemerken, es ſei ein Kabinet, worin man Haare ſchneide.

Der Inſulaner machte große Augen, und es war ſchwer, zu unterſcheiden, was in dieſem Moment ihn bewege, Erſchütterung oder Staunen. Auf Perrier's Frage, ob er befehle, daß man ihn bediene, antwortete er nach einer kurzen Pauſe, er wolle ſich's überlegen und Morgen wiederkommen. Dabei ſah er zerſtreut nach der Uhr, und ſchritt dann langſam weiter. Perrier ſchüttelte den Kopf und murmelte ſpöttiſch: „ja, ja; ich weiß ſchon! Das braucht bei ſolchen Herren lange und reifliche Überlegung.“

2. Ein Mißverſtändniß.

Am frühen Morgen des anderen Tages wurde mit Haſt die Glasthüre aufgeriſſen und in Meiſter Perrier's Kabinet trat unſer beſonnener und wohlbedächtiger Mann von Jenſeits. Seine Miene war ernſter, aber weniger gleichgültig und nicht ſo leblos als geſtern. Er nahte ſich dem Friſeur, und ſagte ihm in ſeinem ſchwerfälligen, gebrochenen Deutſch, daß er ſich nun von ihm wolle bedienen laſſen. Die beiden Gehülfen Perrier's beeilten ſich alsbald, dem Britten ein roth geſtreiftes Mäntelchen umzuwerfen, und die höfliche Art und Weiſe, wie ſich der Meiſter ſelbſt zur Ausübung ſeiner Kunſt anſchickte, ſchien ihm außerordentlich zu gefallen. Ein- über's anderemal rief er aus: „O, glücklicher Continent! O, ſchön Leben, wo man ſchneiden kann ohne Juri!“ und ſeine Miene erheiterte ſich immer mehr, je länger und aufmerkſamer er in dem freundlich eingerichteten und geſchmückten Kabinet umherſchaute. Zufällig fiel ſein Blick auf ein paar Haarflechten, die auf einem kleinen, runden Tiſch lagen. Da griff er haſtig nach Perrier's Arm und rief lebhaft:

„Nicht Ketten! Nicht binden — werde ſtill halten — Euch nicht hindern!“ Perrier, welcher deutlich verſtand, was der Engländer ſagen wollte, lächelte und erwiederte ihm, jenes ſeien falſche Zöpfe für Damen.

„Ah, ſchön, Damen! Aber nicht dem Mann!“ ſagte der Inſulaner, und ſchien beruhigt. Jedoch verlangte er nach einer Weile das Meſſer zu ſehen, und da Perrier glaubte, er meine damit die Scheere, ſo holte er dieſelbe aus einem Etui hervor und hielt ſie dem Engländer hin. Höchſt überraſcht und mit Zeichen großer Verwunderung betrachtete dieſer das ſeltſame Inſtrument, und gab es dann ruhig an den Meiſter zurück, der ihn nun mit einer tiefen Verbeugung einlud, ſich gefälligſt niederzulaſſen. Doch in dem Augenblick, als der Engländer dieſer Weiſung folgen wollte, bemerkte er in einem Glasſchrank verſchiedene Flaſchen von Kryſtall, welche Haaröle und wohlriechende Waſſer enthielten.

Mit Abſcheu wandte er ſich davon ab und rief:

„Nicht Gift! Nicht Gift; ſondern Meſſer!“

Dann ſetzte er ſich nieder, ſtreckte die Beine weit aus, ſprang aber plötzlich wieder empor und rief:

„**God-dam!** Beinah' vergeſſen! Was koſtet?“

„Eine Guinee,“ erwiederte Perrier unverzagt.

„Viel Guinee, wenn's ſchnell macht, — viel Guinee!“ ſagte der Engländer, und warf eine mit Geld gefüllte Börſe, ſo wie jenen Diamantring, welchen Perrier ſchon Tags zuvor an ſeinem Finger bemerkt hatte, auf den Tiſch.

Dann nahm er ſeinen alten Platz wieder ein.

Perrier zitterte vor Staunen und Freude. Er winkte ſeinem Gehülfen Crispin, die Börſe und den Ring ſchnell aufzuheben, und fing an, dem Engländer das Haar zu ſtutzen. Eine Weile ſaß dieſer regungslos, mit über die Lehne des Stuhls zurückgebeugtem Haupte, die Augen ſtarr nach der Decke gerichtet. Flink und behende fuhr Meiſter Perrier's klirrende Scheere durch das dicke Haar. Allmählich aber ward der Engländer ungeduldig, rückte auf dem Stuhl hin und her, und ſchaute einige Mal fragend und unwillig nach Perrier zurück. —

„Mach', mach' ſchnell, gut bezahlt!“ rief er und ſtampfte mit den Füßen.

Perrier, welcher ſich über dieſe engliſche Ungeduld höchlichſt verwunderte, da er doch kaum zu ſchneiden angefangen hatte, ſtotterte einige Worte der Entſchuldigung und bat den Engländer, ſich ein wenig mit dem Kopf vorzubeugen.

„**God-dam!**“ rief dieſer nach einer Pauſe wüthend und ſprang vom Stuhle auf. „Schnell, — ſchnell, braucht nicht viel Zeit, das Haarſchneiden — bloße Kleinigkeit, — ſo, ſo, — rutſch, — rutſch!“

Perrier erſtarrte bei der Pantomime, womit der Engländer dieſe Worte begleitete.

Dieſer, der ſeinen Schreck bemerkte, gerieth außer ſich. „Pfui! Wenig Courage! So, — ſo, — flink!"

Und hierbei fuhr er mit dem Zeigefinger über die Gurgel. Die beiden Gehülfen brachen in lautes Gelächter aus. Selbſt Perrier vergaß ſeine Inclination für Leute der Art und lachte mit. Dann ſuchte er, ſo gut er es vermochte, den beſtürzten Engländer zu beſänftigen und ihn zu bewegen, ſich wieder niederzuſetzen. Dieſer war wie aus den Wolken gefallen; das Mißverſtändniß klärte ſich auf, unſer Gentleman hatte Haarſchneiden mit Halsabſchneiden verwechſelt.

Aber zum Niederſetzen konnte er nicht mehr gebracht werden, und kehrte mit halbgeſchorenem Haupt in's **Hôtel d'Angleterre** zurück, ohne die tiefen, reſpektvollen Verbeugungen Perrier's auch nur eines Blickes zu würdigen und zu erwiedern.

Dieſer Morgen machte unſeren Friſeur um dreißig Guineen reicher, den koſtbaren Diamantring nicht mitgerechnet. (Fortſ. f.)

Tageschronik aus Paris.

(Schluß).

Das geſellige Leben iſt noch nicht recht im Gange; die großen Soiréen fangen erſt ſpäter an; die beiden Hauptgegenſtände des jetzigen Taggeſprächs ſind die Wahlen für die nächſte Deputirtenkammer und die Einnahme von Constantine. Den größten Theil der Zeitungsſpalten füllen die Glaubensbekenntniſſe der Candidaten, die ſich zu den Wahlen melden. Ich hätte nie geglaubt, daß Frankreich eine ſo große Fülle von vortrefflichen Bürgern aufzuweiſen habe. Großer Gott, welche Schätze von Patriotismus, Edelſinn, Uneigennützigkeit und allen möglichen Bürgertugenden! Faſt ſollte man glauben, die Grabſchriften des Père Lachaiſe zu leſen; denn alle dieſe Herren Candidaten legen ſich ſo viel beſcheidene Titel bei, als man den Todten allein mit in's Grab zu geben pflegt. Sie nennen ſich vortreffliche Bürger, vortreffliche Gatten, vortreffliche Väter und rühmen ſich als Muſter von Unſchuld, Sittenreinheit und Uneigennützigkeit. Ich für mein Theil ſchätze mich glücklich, daß ich kein franzöſiſcher Wähler bin; ich würde vorziehen, in der ärmſten Dachſtube zu wohnen, als ſämmtliche Reden und Glaubensbekenntniſſe der meine Thür und Stimme belagernden Conkurrenten anhören zu müſſen. Es wimmelt wahrhaftig von Candidaten; Fabrikanten, Finanzleute, Künſtler, Litteraten, Advokaten, Poeten, Diplomaten, Offiziere, Alles will in die Deputirtenkammer und bettelt wetteifernd um Stimmen; das iſt eine wahre Wuth, eine wahre Epidemie, und wenn dieſelbe noch weiter um ſich greift, ſo werden die Wähler gezwungen ſein, ihre Hausthür zu ſchließen und ſich den ganzen Tag über die Arme zu kreuzen, um die Herren Candidaten zu empfangen und anzuhören. Es gibt manche Wahlkollegien, wo man ebenſo viel Candidaten als Wähler zählt; noch nie iſt die Manie, Abgeordneter zu werden, ſo weit getrieben worden, als dieſes Jahr. Um allen ehrgeizigen Anforderungen Genüge zu thun, müßte man die Sitzungen der Deputirtenkammer auf dem Place de la Concorde unter freiem Himmel halten, und wer weiß, ob dieſer große Platz nicht zu klein ſein würde, um alle Repräſentanten Frankreichs zu faſſen. Die franzöſiſche Regierung hat ſehr weiſe gehandelt, indem ſie die Wahlen auf den 4. November verlegt hat; denn um dieſe Zeit ſind die Sonnenſtrahlen für ſchwache Gehirne nicht mehr gefährlich. Hätte man unglücklicherweiſe die Wahlkollegien im Monat Juli zuſammenberufen, ſo hätten die 10,000 armen Candidaten, welche unfehlbar durchfallen müſſen, vielleicht den Verſtand darüber verloren und wären anſtatt in die Deputirtenkammer in's Narrenhaus nach Charenton gekommen. Die Pariſer Diebe haben übrigens nicht verſäumt, dieſe Wahlepidemie zu exploitiren und die Gaunerinduſtrie mit einer neuen Entdeckung zu bereichern. Die Journale erzählen in dieſen Tagen folgende Anekdote: Ein elegantes Cabriolet fährt vor dem Laden des Kaufmanns N. N. an; ein feingekleideter Herr, das Band der Ehrenlegion im Knopfloch und ein Dutzend gedruckter Glaubensbekenntniſſe in der Hand, tritt in den Laden und fragt nach Herrn N. N. — C'est moi, erwiederte der Kaufmann. — Monsieur, j'en suis charmé; ich habe die Ehre, einer von den zahlreichen Candidaten Ihres Arrondiſſements zu ſein und ich wollte . . . Bei dieſen Worten ſtammelt der Kaufmann, welcher ſeither einen bloßen Kunden zu empfangen geglaubt hatte, eine Menge Entſchuldigungen hervor, ſteckt ſein Käppchen in die Rocktaſche und bittet ihn, in das Wohnzimmer hinter dem Laden zu treten. Man ſetzt ſich an's Kamin, ſpricht anfangs von gleichgültigen Dingen, von den Eiſenbahnen und von Don Carlos; über die öffentlichen Angelegenheiten verliert man kein Sterbenswörtchen; das iſt gewöhnlich das Letzte, womit ſich die Wähler und Deputirten befaſſen. Endlich kommt die Rede auf Induſtrie, Handel, Baumwolle, Kaffeebohnen. „Dem Handel und der Induſtrie verdanke ich mein ganzes Vermögen," äußert der Candidat. „Seien Sie überzeugt, daß ich ſtets die Parthei der induſtriellen Klaſſe ergreifen werde . . ." — Nachdem er dieſe Worte beendigt, nimmt der zukünftige Deputirte ſeinen Hut und empfiehlt ſich. Der Kleinkrämer, ganz ſtolz und entzückt, mit einem Manne geſprochen zu haben, der im Stande iſt, Deputirter zu werden, begleitet ihn mit tiefen Bücklingen bis an den Wagen, indem er ihm ſeine Stimme und die Stimmen ſeiner Freunde verſpricht. Eine Stunde darauf wird Herr N. N. gewahr, daß ſeine Uhr, welche er dieſen Morgen über'm Kamin aufgehangen, nicht mehr an ihrer Stelle iſt; er ſucht ſie überall, aber er findet ſie nirgends. Der Candidat war in der That ein Partheigänger der induſtriellen Klaſſe, mit anderen Worten: ein gemeiner Induſtrieritter; aber kein gewöhnlicher Kopf.

Litterariſche Neuigkeiten von Bedeutung gibt es wenige. Niemand ſtellt in Abrede, daß die franzöſiſche Literatur tagtäglich immer mehr ihrem Verfall entgegengehe; ſie hat vielleicht nie eine ſo heftige Criſe ausgeſtanden, als gegenwärtig. Die Urſache dieſes krankhaften Zuſtandes der Belletriſtik liegt einzig und allein an den Schriftſtellern. Anſtatt durch einen gemeinſchaftlichen Anhaltspunkt vereint auf daſſelbe Ziel loszugehen, ſtreben ſie vielmehr auf jede Weiſe, ſich vom gemeinſchaftlichen Mittelpunkte der neuern Zeit loszuſagen; und es darf uns daher nicht befremden, wenn ſie in ihrer iſolirten Stellung nur unfruchtbare und oft extravagante Ideen hervorbringen. Die Einheit macht die Stärke, ſagt das Sprüchwort; ſo lange die Literatur nicht ernſthaft darauf bedacht ſein wird, erhabene Gedanken zu predigen und zu verwirklichen, muß ſie ſchwach und ohne Einfluß bleiben. Warum hat man z. B. die pensées d'août von Sainte Beuve ſo kalt aufgenommen? Die meiſten übrigen Schriften deſſelben Vrf. fanden ſo lebhafte Theilnahme; allein jetzt will man ſeine Verſe nicht mehr, weil man müde iſt, ſtets „innere Stimmen," individuelle Schmerzen und Gefühle anzuhören. Was liegt der ganzen Geſellſchaft daran, wenn ein einziges Individuum krank iſt und die Augen ſtets voll Thränen hat? Die Maſſen verlangen Troſt und Hoffnung für die Zukunft und keine Werther'ſchen Lamentationen, welche weichen Herzen zuſagen. Der Beruf des Dichters in unſerer Zeit iſt, dem Volke von ſeinen Bedürfniſſen zu ſingen und nicht die Schmerzen des Einzelnen in mehr oder weniger harmoniſche Verſe zu bringen; er mag in der Zukunft ein Mittel für die Uebel der Gegenwart ſuchen; ſich von aller Welt abſondern und eine Geliebte, einen Baum, eine Blume zu beſingen, iſt abſurd. Der wieder neu aufgelegte und von Sainte Beuve mit einer Vorrede begleitete Roman „Valerie," von Madame Krüdener hat einiges Aufſehen erregt; es läßt ſich nicht läugnen, daß das Buch in einer trefflichen Proſa und hinreißenden Sprache geſchrieben iſt; allein die Periode der Romane à la Werther, Atala und Adolph iſt definitiv vorüber. Neuerdings hat ſich die franz. Literatur wieder nach Deutſchland gewandt: die „Sagen der Deutſchen," von den Gebrüdern Grimm und der „Geiſtertanz," von Spindler ſind in zwei mittelmäßigen Ueberſetzungen erſchienen. — Herr Sainte Beuve hat einen Ruf nach Genf angenommen, wo er dieſen Winter über die Philoſophen von Port Royal Vorleſungen halten wird. Edgar-Quinet wird hier im Laufe des nächſten Monats erwartet, um die Probebogen ſeines neuen Gedichts: „Prometheus," zu corrigiren.

Die letzte Nachricht, welche ich Ihnen heute mittheile, iſt die 17te Wiederauferſtehung des „Figaro." Wenn ich ein Pariſer Bürgersmann wäre, der von ſeinen Renten lebt und ſein Kaminfeuer, ſeine Pantoffeln, ſeinen Schlafrock, ſeine Frau, ſein Ehrenkreuz und ſein Journal hat, würde ich mich unfehlbar auf den Figaro abonniren. Es gibt auf der ganzen Welt kein mannigfaltigeres Blatt, als der Figaro. Eines Tags erhält der Abonnent einen dickbäuchigen Figaro, der in fünf breiten Spalten gedruckt iſt; am folgenden Tage hat der Figaro nur noch zwei Colonnen; drei Tage darauf erſcheint der Figaro auf weißem, dann auf blauem, dann auf gelbem Papier; dann eines ſchönen Morgens empfängt der Abonnent weiter nichts, als ein blaues Band, welches man ſonſt um das Blatt umgelegt; das Journal ſelbſt iſt verſchwunden. So geht es etwa 2–3 Monate fort; dann erhält der Abonnent unvermuthet ſein Journal wieder; man hat die Vignette, das Papier, die Druckerei und die Redaktion gewechſelt; aber der Titel iſt derſelbe geblieben; der lautet immer Figaro, Figaro, Figaro! — Der neue Figaro erſcheint einige Zeitlang; eines Morgens vermißt ihn der Abonnent, er ſchellt dem Aufwärter, der Aufwärter geht zum Thürſteher, der Thürſteher ſtöbert alle Winkel ſeiner Loge durch, findet aber weder den Figaro, noch ſonſt ein Journal. Der arme Thürſteher ſucht auf dieſe Weiſe vier Wochen lang jeden Morgen das verlangte Blatt; — ſiehe da, anſtatt des Journals wirft der Zeitungsträger plötzlich acht Bände von Balzac's Werken auf den Tiſch. — Das iſt die Nummer für heute. Figaro iſt ein würdiger Sohn des ſpaßhaften Barbier's von Sevilla; er iſt geiſtreich, wie ſein Vater, witzig und launiſch; aber er iſt auch veränderlich und phantaſtiſch, wie ſein Vater.

C. K.

Feuilleton.

.*. Liberalität des hannöveriſchen Staatsgrundgeſetzes. — Die Osnabrückiſchen Unterhaltungsblätter machen auf „einige der hauptſächlichſten Vortheile des (jetzt gewiſſermaßen ſchwebenden) hannöveriſchen Staatsgrundgeſetzes" aufmerkſam. Hiernach muß Jeder zu den öffentlichen Laſten gleichmäßig beitragen; Jeder ſoll vor einem und demſelben Richter belangt werden können; keine Behörde darf Jemand etwas auflegen, wozu er nicht rechtlich verpflichtet iſt; Niemand darf verhaftet werden ohne Geſetz; Eigenthum braucht an die Verwaltung nur gegen vollſtändige Entſchädigung abgetreten zu werden; Angeſtellte ſind verpflichtet, durch ungerechtes Verfahren zugefügten Schaden zu erſetzen; wer einen Anſpruch an den König oder die Regierung hat, dem kann der Rechtsweg nicht verſperrt werden; — ohne Zuſtimmung der Stände kann kein Geſetz gegeben, aufgehoben oder abgeändert werden.

.*. Meinungsdifferenz zwiſchen Prof. Zachariä d. Ält. und Dr. Rieſſer. — Geh.-Hofr. und Prof. Zachariä zu Heidelberg deutet in dem Septemberheft der Heidelb. Jahrbücher in folgender Weiſe an, „wo und wie ſein Weg — (in Betreff der ſog. Emanzipation der Juden) von dem des Dr. Rieſſer abweiche." — „Das Endreſultat, zu welchem er — für jetzt — gelangt ſei," ſchreibt Hr. Z., „laute ſo. 1) Alles, was ſich gegen die vollſtändige Gleichſtellung der Juden mit den Chriſten ſagen läßt, kann auf den Satz zurückgeführt werden: die Juden leben unter uns nicht als ein Verein, der eines beſonderen Glaubens iſt, ſondern als ein beſonderes Volk. Dieſer Satz läßt ſich ſchwerlich wegſtreiten... Aus demſelben folgert man nun, daß die Juden nicht Gleichheit des Rechts, ſondern nur auf das Gaſtrecht in denjenigen Ländern Anſpruch machen können, in welchen ſich die große Mehrzahl der Einwohner zum Chriſtenthume bekennt. Aber aus demſelben Satze, fügt nun Hr. Z. noch hinzu, kann 2) ebenſowohl, und wenigſtens in einem menſchlicheren und chriſtlicheren Geiſte, die gerade entgegengeſetzte Folgerung gezogen werden. Denn die vollſtändige Emanzipation würde das beſte Mittel ſein, die Juden mit der Zeit zu entnationaliſiren, — und zwar um deßwillen, weil eine jede Parthei, je mehr ſie wegen ihrer Meinungen gedrückt wird, deſto hartnäckiger bei derſelben beharrt. Uebrigens, — und hiermit ſchließt Hr. Z., erſtreckt ſich 3) dieſer Grund nicht ſo weit, daß die Maasregel ihrem ganzen Umfange nach auf einmal ausgeführt werden könnte oder müßte." — Dieſes „Endreſultat — — für jetzt" des Hrn. Prof. Z. hat einige Aehnlichkeit mit dem bekannten Orakelſpruche der Pythia: ibis. redibis. nunquam. morieris. in. armis. Der erſte Grund des Hrn. Prof. „läßt ſich ſchwerlich wegſtreiten." Aus dieſem Grunde kann man aber 2) ja und nein folgern. Obgleich nun das Ja menſchlicher und chriſtlicher, ſo muß doch 3) das Ja mit dem Nein temperirt werden. Q. e. d.

.*. Zur Verſammlung norddeutſcher Schulmänner, welche in dieſem Jahre zu Kiel am 2. und 3. d. M. gehalten worden, hatten ſich 30 Schulmänner, überhaupt einige 60 Theilnehmer eingefunden. Am Abend des erſten Tages trafen auch Hofr. Thierſch und Direktor Imanuel von Pr. Minden dort ein. Erſterer ſprach in einer mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Rede von der Nothwendigkeit, jetzt eine feindliche Trennung der ideellen und induſtriellen, der gelehrten und der bürgerlichen Vorbildung zu verhüten.

.*. Die Zahl der Wahnſinnigen verhält ſich zur Einwohnerzahl — nach Halliday's Berechnungen in Europa im Allgemeinen wie 1 zu 1000; in Wales in England aber wie 1 zu 8000, in Schottland wie 1: 547; — in Nordamerika, nach Dr. Brigham, wie 1: 262. Uebrigens kommen in England und Frankreich die zahlreichſten Fälle im Militär und im Kaufmannsſtande vor. Es gehörten von 500 Irren zu Charenton 96 dem Militär, 63 dem Kaufmannsſtande, in Irland von 130 Irren in Duncar's Aſyl 37 dem letzteren, 29 dem Militärſtande an.

.*. Theater zu Carrara. — In Carrara hat man ſeit 18 Monaten den Bau eines neuen Theaters begonnen, welches, wenn auch nicht das größte, doch wohl das reichſte Italien's werden dürfte, da es ganz aus dem ſchönſten — carrariſchen Marmor erbaut wird.

.*. Bettler-Revenüen zu London. — Dem Globe zufolge betrug die Zahl der Straßen-Bettler in London vor 10 Jahren 7500; gegenwärtig zählt man deren mindeſtens 8000, von denen 7500 das Elend heucheln. Die mittlere Einnahme eines Bettlers wird auf 30 Schill. (37½ Franken) wöchentlich gerechnet!

.*. Neues Theater zu Dresden. — Im nächſten Frühjahre ſoll auf Aktien ein neues Schauſpielhaus zu Dresden gebaut werden, deſſen Koſten auf 300,000 Rthlr. angeſchlagen ſind. Mit Fertigung des (20ten) Riſſes dazu iſt Prof. Semper beauftragt.

.*. Lachner's große Cantate: „Die vier Menſchenalter," iſt am 25. October zu München im Odeon mit rauſchendem Beifall aufgeführt worden.

Hierzu Beilage N°. 8.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 266. 1837.

Phönix.

Freitag, 10. November.

Eine Entrepriſe.

(Fortſetzung).

3. Eine neue Idee.

Seit dieſem Tage war ein Jahr und noch eins verſtrichen; Jean Perrier hatte auf mancherlei empfindliche Weiſe die Laune des Schickſals, die Chicane einer neuen jungen Haarkünſtler-Clique erfahren müſſen, und ſeinem Genie wollte es auch nicht mehr, wie ſonſt, gelingen, all die kleinlichen Hemmungen, welche einem ſolchen immer mehr, als dem alltäglichen, praktiſchen Verſtand, als der gewöhnlichen ſubalternen Routine im Weg ſtehn, zu überwinden und zu verachten; im Bewußtſein ſeines inneren Werthes, ſeiner großartigen Meiſterſchaft ſich darüber hinauszuſetzen. Jean Perrier war nicht mehr der Alte; ſein Fond war erſchöpft, die Begeiſterung für ſeine hohe Kunſt gewaltig zuſammengefallen, mit den pſychologiſchen Ideen und Charakterſtudien wollte es auch nicht mehr ſo recht fort — kurz er hatte ſich ſelbſt überlebt, Undank und Geringſchätzung wurden ihm jetzt aber ſo reichlich zu Theil, als man ihm ſonſt gehuldigt und ihn mit verdientem Lorbeer umkränzt hatte. Man zeigte ihm hier und da bei ſeinen neuen Leiſtungen im Gebiete des Haarigen gewiſſe Reminiſcenzen vergangener Jahre nach; Einige beſchuldigten ihn, er ſei mit dem Zeitgeiſte nicht weiter geſchritten, Andere ſogar, entdeckten in ſeinen Friſuren eine verdächtige Hinneigung zum Myſticismus und zu der romantiſchen Schule, kurz Meiſter Perrier hatte Vieles zu hören, woran er ſein Ohr noch gewöhnen mußte.

Dazu kam noch, daß ſein Gehülfe Crispin, ein treuloſer, undankbarer Menſch, ihn verließ und ein eigenes Etabliſſement gründete. Aber nicht ſowohl ſchmerzte es Perrier, daß viele alte Kunden den Meiſter verließen und dem Jünger folgten, mehr als das beugte es ihn nieder, daß Crispin von ſeinem Lehrer die ehrenrührigſten Gerüchte ausſtreute und ihn überall verdächtig zu machen ſuchte. Er ſchilderte ihn nicht allein als einen Mann, der, wo er nur könne, ſeine Kunden übervortheile, ſondern ſich auch mancherlei Betrug und Hinterliſt mit ſchlechten Waaren erlaube, Haaröle, Seifen und Pomaden verfertige, die allerhand Krankheiten erzeugen. Auch ſagte er ihm nach, daß er Perrücken und falſche Zöpfe ſo zu arbeiten pflege, daß der Eigenthümer dabei immer großen Schaden leide.

Das alles hatte der verrätheriſche Crispin ausgeſprengt, und leicht gelang es ihm, ſeinen alten Herrn und Meiſter zu verdächtigen.

Dieſer ſaß an einem Abend völlig niedergeſchlagen in ſeinem Kabinet, welches heute außer ihm und ſeinem Gehülfen Ignaz noch Niemand betreten hatte. Er überlegte, wie er ſeinen ſo tief geſunkenen Credit wieder einigermaßen aufrichten könne. Aber ſo weit er auch nachſann, ſo ſcharfſinnig er calculirte, er fand keinen Weg, der ihn wieder zu Reputation und Ehre gebracht hätte. Auch nicht ein einziger, origineller Ideenfunke ſprang aus ſeinem, von Verzweiflung und Sorge umgrauten Gehirne. In heftigſter Bewegung durchſchritt er einigemal das Kabinet; dann blieb er tiefſinnig in Mitten deſſelben ſtehen und monologiſirte mit gedämpfter Stimme:

„Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte? Soweit alſo hätte mich der verfluchte Hallunke, der verrätheriſche Crispin gebracht! Er, der mir Alles verdankt, dem ich die Scheere zwiſchen die Finger leimen mußte, weil er ſie nicht zu faſſen verſtand, der keine Papillote feſtdrehen, keine Nadel ſtecken, nicht einmal einen Bockenheimer Zopf flechten konnte, — er hätte mich um Reputation, Ehre, um alle meine honorige, calante Kundſchaft, kurz um Alles, Alles gebracht, was die Erde ſchön und göttlich nennt? **O tempora, o Moses!** Wer hätte noch vor einem Jahre den Gedanken nicht aberwitzig und toll geheißen, daß dieſe pockennarbige, charakterloſe Phyſiognomie einem Jean Perrier ſich gleichſtellen, geſchweige denn ihn ausſtechen und — — ha! fürwahr, — den entfernteſten Gedanken an eine ſolche Unmöglichkeit hätte ich kühn und hochgeiſtig nennen mögen, daß mich dieſer Pfuſcher aus dem Felde ſchlagen würde, mich, Jean Perrier, unter deſſen kunſtreichen Händen die Haare Leben und poetiſche Bedeutſamkeit erhielten; der Locken ringelte, ſo majeſtätiſch und prächtig, wie die des Donnergottes, ſo gelenk, ſo glatt, ſo leicht, wie die Schlangen auf dem Haupt der Hexengöttin Meluſina; daß mich, Jean Perrier, den man noch jüngſt die Krone aller Haargenies nannte, mich ein ſolcher Judas von Spitzbube, ein ſo verächtlicher Handlanger, der ſich Crispin nennt und mir diente, wie dem Maler der Farbenreiber, zu Schanden bringen würde!“ —

Knirſchend vor Zorn und ohnmächtiger Wuth warf ſich der Friſeur auf das Sopha und verſank in düſteres Hinbrüten. Der treue Ignaz, ſein anderer Geſelle, trat ein.

„Schlimme Botſchaft, Herr Perrier! Traurige Ausſichten!“ hub er nach einer Weile beklommen an.

„Was iſt's?“ fragte Perrier mit Reſignation. „Rede, Ignaz, rede, — nur Weniges kann noch ſchlimmer kommen.“

„Das Theaterperſonal iſt dem Crispin zugefallen,“ erwiederte dieſer kleinlaut. „Die Frau Schöff Bernſtein läßt Ihnen aufkündigen, ebenſo die Wittwe Mahlmeyer, dann die Geſandtſchaftsträgerin von Wünſchel und die Frau Kaufmann Bellville und Söhne. Alle ſind zu Crispin übergelaufen. Sie ſehen, Herr Perrier, es geht raſend vorwärts mit unſerm Rückſchritt.“

„Die Leute handeln unverzeihlich thöricht,“ ſagte dieſer mit Faſſung und Gleichmuth. „Man muß ſie gehen laſſen.“

Dann nahm er eine Priſe, ſchlug ein Schnirpchen und verſtummte. Ignaz ſtand noch immer unſchlüſſig vor ſeinem Herrn und ſchien noch Etwas auf dem Herzen zu haben.

„Herr Perrier!“ ſprach er nach einer Pauſe zaghaft und ſtotternd; „Sie werden mich nun nicht mehr brauchen können. Bruder Crispin hat mich engagirt, und da es immer wohlgerathen iſt, an die Zukunft zu denken, ſo bitte ich um meinen Abſchied, ſo wie um mein rückſtändiges Salär, das 36 Thaler beträgt.“

Perrier blickte ihn erſtaunt und betroffen an.

„Auch du, mein Sohn?“ rief er mit Pathos und Wehmuth. „Auch du willſt mich verlaſſen, Ignaz? Geh', geh', Treuloſer! Geh' zu Crispin und ſei ihm gleich; ich gebe dir deinen Abſchied, aber — Geld hab' ich nicht!“ —

„Die dreißig Guineen des Engländers ſind noch da und ich weiß ſchon, wo ich mein Recht kriegen werde,“ erwiederte dieſer trotzig und ungerührt.

Perrier lauſchte auf; durch ſeinen Geiſt zuckte der Blitz einer modernen Idee, noch einen Moment überlegte er, dann ſank er ſeinem Gehülfen lautjubelnd um den Hals und ſtammelte:

„O Crispin! nun hab' ich's, — den Cäſar verläßt ſein Glück nicht!“

---

4. Der Friſeur in Vine-Street.

In einem hohen, düſteren Eckhauſe der Vine-Street, jener alten, berüchtigten Gaunerſtraße Londons, in die ſich kein ehrlicher Mann ohne Bangigkeit wagt, es ſei denn, daß er weder goldene Uhren, noch Börſen, Doſen und ſeidene Sacktücher zu verlieren habe, erblickte man einen kleinen, für dieſen Ort ziemlich nett und elegant eingerichteten Friſeurladen. Verſchiedene Haarflechten, Perücken und falſche Locken, ſowie einige kriſtallene Fläſchchen mit wohlriechenden Ölen ſtanden hinter dem vergitterten Fenſter, durch welches man auch in das Innere des Ladens ſehen konnte. Neben dem Eingange las man auf einem ſchwarzen Schilde: **Kabinet zum Haarſchneiden.** Um jedoch den Inhaber dieſes Etabliſſements kennen zu lernen, müſſen wir uns durch eine Seitenthüre des Ladens in ein kleines, artig meublirtes, halbdunkeles Hinterſtübchen begeben, und finden hier unſeren Jean Perrier aus Frankfurt am Main wieder, den ſein Genius nach London, dem neuen Babel, geführt hat, der zum zweiten Male ſein Schickſal auf die Schärfe ſeines Schneidewerkzeuges ſtellt und dem alten Wahlſpruche vertraut: den Cäſar verläßt ſein Glück nicht! — Er hat ſich mit Ignaz und mit ſeiner modernen Idee hier ſeßhaft niedergelaſſen, und bald wird uns ſein Beiſpiel die alte Wahrheit beſtätigen, daß ein Genie niemals untergehen kann. An Kunden fehlt es unſerem Helden nicht; man ſucht ihn auf, beſtürmt ſeine kleine Boutique, er hat Renommée, und was noch beſſer iſt, er hat Glück. — Seine Kunſtleiſtungen gefallen, finden Anklang, die Mode ſanctionirt ſie; ſeine tiefen, pſychologiſchen Studien, welche er auf die Friſuren anwendet, ſetzen in Erſtaunen, denn man iſt im Stande, aus einer Locke, die durch Jean Perrier's Hand Leben und poetiſche Bedeutſamkeit erhalten hat, irgend einen Charakterzug, irgend eine vorherrſchende Neigung und Gemüthsbeſchaffenheit zu analyſiren.

Unübertrefflich ſchön, charakteriſtiſch und tiefſinnig friſirt unſer Held Melancholie und Lebensüberdruß, Esprit, Witz und Genie erhalten erſt durch ihn Vollendung und Weihe; Frömmigkeit, Bigoterie und andere moraliſche Tugenden weiß er durch wenige Kammſtriche anzudeuten; leidenſchaftliche Temperamente, poetiſche Herzen ſind ſeine Glanzfriſuren; Sehnſucht, Liebe, Schwärmerei und Zweifel gelingen ihm, beſonders wenn er Papilloten anlegen kann, excellent, kurz, der Friſeur von Vine-Street macht bald in allen Zirkeln Londons Furore, wird beſprochen und bewundert und aufgeſucht.

(Fortſetzung folgt).

De Keyſer.

Der reichhaltige „Messager des sciences et des arts de la Belgique" (herausgegeben von F. de Reiffenberg, Jules de Saint-Genois, C. P. Serrure, A. van Lokeren und A. Voiſin zu Gent), liefert im erſten Hefte d. J. eine von Vanderhaert geſtochene, geiſtreiche Skizze der Schlacht von Courtrai, auch „la Journée des éperons" genannt, welche, von de Keyſer gemalt, auf der Brüſſeler Kunſtausſtellung im vor. Jahre allgemein als die gelungenſte hiſtoriſche Darſtellung anerkannt worden. Hr. Voiſin begleitet dieſe Skizze mit einer ausführlichen Beſchreibung des Bildes, aus welcher wir folgende Notiz über den Künſtler, der daſſelbe gefertigt, hier mittheilen wollen.

„Im Jahre 1823 lebte im kleinen Dorfe Santvliet, welches in den Poldern gelegen, ein zehnjähriger Knabe, der einer ehrlichen, einigermaßen wohlhabenden Bauernfamilie angehörte. Dieſer Knabe, ohne Meiſter und ohne Führer, verſuchte ſich mit Zeichnungen in dem Sande der Dämme. Ein Zögling der Antwerper Akademie, Herr Joſeph Jakobs, dem wir die Schlacht von Beverhout verdanken, entdeckte ihn, verſah ihn mit Papier, Bleiſtiften und Kupferſtichen zum Nachzeichnen. Dieſes Kind, welches in ſeinem Dorfe ſeine erſten Verſuche gemacht, — iſt jetzt einer der ausgezeichneteſten Künſtler Belgiens, es iſt der Schöpfer der Journée des éperons, es iſt Herr de Keyſer. In unſerem Lande, wo man gewiſſermaßen mit der Luft ſchon die Liebe zu den Künſten und beſonders zur Malerei einathmet, haben auf ähnliche Weiſe Paelinck, Eugen Verboeckhoven, der ältere Geefs, de Braekeleer, Mathieu, Gaillait und ſo viele Andere ihre künſtleriſche Laufbahn begonnen, die alle, mit dem edlen Stolze des Genies ausrufen können:

„Je ne dois qu'à moi seul ma fortune et mon nom!"

De Keyſer kam nach Antwerpen, wo er unter Braekeleer und Matth. van Brée, deren Freund er ſtets geblieben, ſeine Studien begann, und ſchon mit zwanzig Jahren ſeinen Calvaire ſchuf, der jetzt die Kirche zu Mancheſter ſchmückt. Im folgenden Jahre lieferte er zur Genter Kunſtausſtellung ſeinen heiligen Dominikus, welcher in glücklicher Verſchmelzung des Colorits ſich Murillo und Van Dyk annäherte. Endlich, weniger als ein Jahr darnach — ſtellte er im Salon zu Brüſſel ſeine „Journée des éperons" auf . . .

Die Ausſtellung von Brüſſel iſt geſchloſſen und das große Bild von de Keyſer, dieſes Meiſterwerk der modernen flammändiſchen Schule, welches zugleich beſtimmt iſt, unſeren alten, von den Schriftſtellern ſo wenig beachteten Kriegsruhm zu verherrlichen, wird nach England überwandern. Wir zweifeln nicht, daß es dort mit noch größerer Begeiſterung wird aufgenommen werden, als der Calvaire. Man erinnert ſich, daß die Schlacht von Courtrai um 25000 Franken verkauft worden, als der Künſtler nur erſt drei Köpfe in dieſem Bilde vollendet hatte."

Feuilleton.

⁂ **Miß Martineau über den Charakter der Neger.** — Miß Martineau, die ſich ſchon durch mehrere ſtaatswirthſchaftliche Werke rühmlich bekannt gemacht hat, und zu den eifrigen Abolitioniſtinnen gehört, ſchreibt an den Hgbr. des Spectator über den Charakter der Neger u. a. Folgendes: „die Schwarzen zeichnen ſich beſonders durch eine katzenhafte (*feline*) Anhänglichkeit an den Ort, an welchem ſie ihr Unterkommen gefunden, aus. Werden ſie ſehr mißhandelt, dann nehmen Einige wohl die Flucht; die übermeiſten aber bleiben, wenn ſie auch leicht entfliehen könnten, wo ſie einmal ſind. Dies bezieht ſich jedoch ſpezieller auf den verſklavten als auf den freien Neger. Ohne Erfolg hat man Tauſenden ſowohl freien als verſklavten Schwarzen Ländereien verſprochen, auf denen ſie unabhängig und glücklich leben könnten, unter der einzigen Bedingung, daß ſie ſich nach Liberia transportiren ließen. Sie haben eben ſo wenig nach Liberia als nach den unbebauten Strecken der Ver. Staaten auszuwandern ſich willig gezeigt. — Der indolente Neger verlangt weiter nichts, als ſein Auskommen mit möglichſt wenig Arbeit, gleichviel ob dieſe eine knechtiſche iſt oder nicht. — Sobald aber die Schwarzen in Amerika frei ſind, zeigen ſie eine Leidenſchaft für das geſellige Leben (vulgo: Civiliſation) und tragen Abſcheu vor der Barbarei des wilden Lebens. Ihre Nachahmungsmanie treibt ſie, ſich den Weißen möglichſt ähnlich einzurichten, und ihre außerordentliche Eitelkeit ſetzt etwas darein, denen, die ſie als ihre Uebergeordnete anſehen, in den nützlichen Künſten und der Routine der Bildung nichts nachzugeben. Sie wohnen daher durchgängig in den Städten beieinander, ſehr ſelten vereinzelt auf dem Lande. Sie haben ſo ſehr die Leidenſchaft der Geſelligkeit, daß freie und verſklavte Schwarze ſich in dem kleinſten Raume zuſammendrängen, froh ſich einander immer zu ſehen. — Die Sucht nach Reichthum zerſtreut die Weißen über den ungeheuren Continent; die Arbeitsſcheu und der Geſellſchaftstrieb wird aber noch lange die Schwarzen auf den Beſitzungen der Pflanzer zurückhalten."

⁂ **Der literäriſche Schuſter.** — Ein Pariſer Schuſter, der im ſog. Quartier latin wohnt, und einen Theil der häufigen Mußeſtunden ſeinem Voltaire, ſeinem Paul de Kock und ſonſtigen literäriſchen Notabilitäten des dritten und — vierten Standes zu widmen pflegte, wollte, als ſeine Frau ſich von einem andern Liebſten entführen laſſen und andere Unglücksfälle zugleich auf ihn eingebrochen — wie es jetzt faſt Sitte geworden in Paris — eigenmächtig von der Lebensbühne abtreten. Da es aber zum guten Ton gehört, die Urſachen dieſes Gewaltſchrittes vorher zu Papier zu bringen, damit Unſchuldige nicht in Verdacht gerathen, ſo ſchrieb auch unſer Schuſter folgende Zeilen: „Man beſchuldige niemanden meines Todes; ich ſelbſt habe in einem Anfalle von Wuth mich getödtet. Niemals hatte Jemand beſſere Gründe dazu; der Beweis dafür findet ſich in Molière, der irgendwo ſagt:

„Quand on a tout perdu, quand on est sans éspoir,
La vie est un opprobre et la mort un devoir."

Kaum aber hatte er dieſe Zeilen niedergeſchrieben, ſo ſtiegen ihm Zweifel auf, ob jene Verſe nicht vielmehr von J. J. Rouſſeau oder gar von de Lamennais ſeien. Um nun den literäriſchen Klubb nicht zu entehren, zu dem er gehörte, verſchob er den völligen Ausbruch ſeines „Wuthanfalls" auf den folgenden Abend, um zuvor ſich von der Richtigkeit ſeines Citats zu überzeugen. Aber auch unter ſeinen Freunden, die er am folgenden Tage verſammelte, konnte man ſich nicht darüber einigen, wem jene (ebenſo ſchön- als ungereimte) Lebens- oder vielmehr Sterbensregel zuzuſchreiben ſei. Der Eine meinte, ſie fände ſich im Tartuffe von — Corneille (!), der Andere erinnerte ſich, ſie mehr als einmal in Edgard Quinet's Proſa bewundert zu haben; ein Dritter wollte ſie gar dem Feuilleton von Théophile Gozlan über die große Oper vindiziren; — die Entſcheidung mußte auf die folgende Woche verſchoben werden. Indeſſen beſann ſich der Schuſter, reſignirte ſich in das unabwendliche Geſchick und fertigt nach wie vor ſeine Schuhe und lieſ't mit immer gleichem Behagen ſeinen Voltaire und ſeinen Paul de Kock.

.*. Die Abolitions-Geſellſchaften in Nordamerika. — Noch gibt es nahe an 2½ Millionen Sklaven in den Ver. Staaten. Aber kein Einzeln-Staat darf ſich in die Angelegenheiten ſeines Mitſtaats miſchen, und ſo iſt zunächſt noch die Sklavereifrage in Luiſiana, Virginien, Alabama u. ſ. w. eine ganz lokale. Dennoch ſind die Abolitioniſten des Nordens eifrig bemüht, ihre ſüdlichen Brüder zu Conceſſionen zu beſtimmen, und ſuchen in den Verſammlungen, die Frage zu einer National-Angelegenheit zu erheben. Die erſte Abolitionsgeſellſchaft wurde 1833 zu Philadelphia geſtiftet; im Juni des laufenden Jahres gab es deren in der Geſammt-Republik 1006. Sie zählten mehr als 100,000 Mitglieder von allen Confeſſionen. Im vor. Jahre hatten bloß allein die Geſellſchaften von New-York 609,387 Flugſchriften und Rundſchreiben in Umlauf geſetzt. Auch gewinnen ſchon die Schulen, welche die Kinder der Farbigen in den freien Staaten aufzunehmen beſtimmt ſind, einigen Umfang, und da jetzt die Frauen für dieſe heilige Angelegenheit begeiſtert zu werden anfangen, ſo iſt an dem baldigen Siege der Humanität nicht mehr zu zweifeln.

.*. Aſtralab, Abälard's und Heloiſen's Sohn. — Bekanntlich hat Victor Couſin unlängſt mehrere noch unedirte Schriften Abälard's herausgegeben. Auf ſeinen Reiſen forſcht er nun auch nach Allem, was noch Aufklärung über das Leben dieſes großen Dialektikers geben kann. Bis jetzt wußte man noch nicht, was aus Aſtralab, dem Sohne Abälard's und Heloiſens geworden. Couſin hat bei ſeinen Nachforſchungen mehrere ſehr intereſſante Briefe aufgefunden, die er mit Nächſtem herausgeben wird. Er wußte bereits, daß Heloiſe ihren Sohn dieſem und jenem ihrer Zeitgenoſſen empfohlen hatte; nun aber hat er zu Freiburg in der Schweiz in Erfahrung gebracht, daß Aſtralab der vierte Abt von Hauterive geweſen ſein ſoll.

.*. Der Pſeudonym, Karl Weißhaupt, der in den letzten Jahren ſich unter die Berliner Luſtſpieldichter einrangirt hat, ſoll der kürzlich verſtorbene Herzog Karl von Mecklenburg ſein, der übrigens auch in früheren Jahren auf Liebhabertheatern ein großes praktiſches Schauſpielertalent entwickelt, wie namentlich ſeine Darſtellung des Mephiſtopheles in Göthe's Fauſt wenig zu wünſchen ließ.

.*. Herr de Beriot gedenkt mit ſeiner Schwägerin, Dlle. Garcia, welche in die Fußtapfen ihrer älteren Schweſter, der unvergeßlichen Malibran, einzutreten verſpricht, auf einer Kunſtreiſe die Städte Cöln, Frankfurt a. M., Stuttgart, München, Wien, Prag, Dresden und Berlin zu berühren, von dort vielleicht ſich auch nach Rußland zu begeben.

.*. Die Urſchrift des bekannten Siegesgeſanges über die Normannen vom J. 883 in altdeutſcher Sprache, welche man ſeit 1698 vergeblich geſucht hatte, iſt von Profeſſor Hoffmann von Fallersleben auf der öffentlichen Bibliothek zu Valenciennes aufgefunden worden, und wird mit Nächſtem nebſt Facſimile im Druck erſcheinen.

.*. Der Unpart. Univerſal-Kirchenzeitung ſcheint bereits die Zufuhr auszugehen. Schon vier Nummern hindurch (80—83) ſpeiſ't ſie ihre Leſer mit drei weitſchichtigen Aufſätzen, von denen der eine im Jahre 1828 in einem deutſchen Journal, der zweite 1831 im Avenir, der dritte vor einiger Zeit im Kieler Correſpondenzblatt geſtanden!

.*. Feile Regierungsblätter. — Im Schwäbiſchen Merkur vom 19. v. M. zeigt Buchbindermeiſter Fauſel unter der Rubrik: „Plochingen. Feile Regierungsblätter," an, daß er, „aus Auftrag, die K. Würtemb. Reg.-Blätter von 1806—1814 gut gebunden, und die von 1833 und 1834 ungebunden verkauft."

.*. Die diesjährige Londoner Kunſtausſtellung ſoll ſich einer Einnahme von nicht weniger als 7000 Pf. St. zu erfreuen gehabt haben.

.*. „Statistique du bric-à-brac ancien et moderne." — Unter dieſem Titel finden wir in der Gazette de France vom 20. v. M. eine Reihe von Curioſitäten, aus denen einige hier folgen mögen: Der elfenbeinerne Seſſel, den Lübeck dem Guſtav Waſa geſchenkt, wurde vom Schweden Schinkel für 50,000 fl. gekauft; das Kleid, welches Carl XII. bei der Schlacht von Pultawa trug, wurde zu Edinburg für 22,000 Pf. St., ein Zahn Newton's von Lord Shaftesbury für 700 Pf. St., der Schädel des Carteſius zu Stockholm für 1000 Franken, eine alte Perücke von Kant im J. 1804 für 200 Fr., eine von Sterne für 200 Pf. St., der Hut, den Napoleon bei der Schlacht von Eylau getragen im J. 1835 vom Arzte Delacroix für 1900 Franken, die Schuhe Ludwig's XIV. vom Abbé de Terſan für ungeheure Summe gekauft.

.*. Thorwaldſen hat, während Tauſende zu Rom vor dem Sterben zitterten, wieder ein unſterbliches Werk hervorgebracht, er hat eine wunderliebliche, lebensgroße Figur modellirt, welche eine Tänzerin darſtellt und ungetheilten Beifall findet.

.*. Den Bau der neuen Carlsruher Bildergalerie, zu welchem die Stände 125,000 fl. verwilligt haben, hat bereits der kunſterfahrene Oberbaurath Hübſch begonnen.

.*. Foſſile Elephantenzähne zu Cheshire. — In der Ebene von Cheshire hat man bei Anlegung der Eiſenbahn in einem mit Seemuſcheln angefüllten Beete zwei Mahlzähne eines Elephanten entdeckt.

.*. Die neue Oper: „*l'Ambassadrice*," welche in Paris Furore macht, wurde am 15. v. M. zu Berlin zur Feier des Geburtstages des Kronprinzen aufgeführt.

.*. Die belgiſche Eiſenbahnen. — Die belgiſche Regierung hat nicht Fahrzeuge genug, um alle Reiſeluſtigen auf ihren Eiſenbahnen zu befördern. Sie hat bis jetzt nur 22 Locomotive und 180 Wagen. Im Büreau von Mecheln allein haben ſich aber im vor. Monat nicht weniger als 19090 Perſonen einſchreiben laſſen. Zwiſchen Brüſſel und Antwerpen wird jetzt an einem zweiten Geleis gearbeitet.

.*. Unverbrennlichmachungsmittel v. Durios. — Es iſt Herrn Durios in Paris gelungen, ein Mittel zu erfinden, wodurch alle Gewebe unverbrennlich gemacht werden können. In Gegenwart einer Commiſſion ſind von Hrn. D. präparirte Theaterdekorationen lebhaftem Feuer ausgeſetzt worden, ohne in Brand zu gerathen; Feuer, mit alſo bereitetem Linnen überdeckt, erloſch.

.*. Italiäniſche Journaliſtik. — Gegenwärtig erſcheinen in Neapel 35 Zeitblätter und periodiſche Schriften, in Mailand 29, Turin 14, Palermo 13, Venedig 12, Rom 10, Trieſt 8, Florenz 7, Genua 6, Verona 5, Modena 5, Meſſina 4, Bologna 4, Lugano 3 und ebenſoviele zu Siena und Piſa.

.*. Die ſchweizeriſche Tagſatzung ſoll, einem Schweizerblatt zufolge, in Tags-Atzung umgetauft werden.

.*. Von Dr. Dorow's Facſimiles von Handſchriften iſt das dritte Heft erſchienen, welches ſich beſonders dadurch vor den meiſten ähnlichen Unternehmungen auszeichnet, daß hier nicht bloß Namensunterſchriften ſehr vieler literäriſch, politiſch und ſozial hochbedeutſamer Perſonagen geſammelt ſind, ſondern über den Namen auch bedeutſame, für die Schreibenden mehr oder minder charakteriſtiſche Briefe oder ſonſtige Mittheilungen.

.*. Der diesjährige Michaelis-Meßkatalog umfaßt 316 Seiten; der vorjährige 334, fünfhundertfünfzig und ein Buchhändler zeigen 3480 fertige Bücher und 56 Land- und Himmelskarten an; 336 Bücher werden für die Zukunft verſprochen.

In Nro. 265 iſt Seite 1060, Sp. 1, Zeile 20 v. u. ſtatt „gewiſſermaßen ſchwebenden" zu leſen: „patentmäßig erloſchenen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 267 1837.

Phönix.

Samſtag, 11. November.

Eine Entrepriſe.

(Fortſetzung).

5. Ein Kunde.

„Geh' doch, Ignaz! und ſieh nach, wer ſo ſpät an unſerer Thüre klopft," ſagte Perrier, und der Geſelle beeilte ſich, dem Gebote des Meiſters ſogleich Folge zu leiſten. Bald hörte man die kleine Ladenſchelle klingeln, und nach wenigen Minuten trat Ignaz mit einem fremden Herrn in das Kabinet. Da es bereits völlig dunkel war, zündete Perrier eine Kerze an, womit er hierauf den von Ignaz eingeführten Mann beleuchtete. Der Fremdling ſchien fünfundzwanzig Jahre alt, war von ſchlanker, mittelgroßer Figur und ſein Antlitz trug Spuren eines wüſten Lebens. Seine Kleidung jedoch war anſtändig, ſeine Manieren bezeichneten ihn als einen Mann von höherem Stande.

Perrier machte eine tiefe Verbeugung und fragte dann, womit er Mylord dienen könne?

„Friſiren Sie mich!" antwortete dieſer trocken.

„Ach! Ein Bigoter!" murmelte Jean; „vielleicht auch ein Genialer!" Dann ergriff er den Fremden bei der Hand, ſah ihn eine Weile mit durchdringenden Augen an, und recitirte hierauf aus Schiller, wie er es einſt hinter den Frankfurter Couliſſen gehört hatte:

„Wie, Mylord! Wiſſen Sie auch, daß Sie leichtſinnig handeln, und über den großen Schritt Ihres Lebens weggaukeln, wie ein unbeſonnenes Mädchen?" —

„Ich hab' Alles überlegt," erwiederte der junge Engländer. „Es bleibt mir keine andere Wahl übrig, will ich nicht eine bedeutende Wette verlieren, die mich doch total zu Grunde richten würde. Sie müſſen mich deshalb friſiren und das zur Stelle. Ihre große Kunſt ſtößt mir Bewunderung und Vertrauen ein, und ich hoffe, daß ich noch Mittel genug beſitze, mich Ihrem glücklichen Talent erkenntlich zu zeigen."

Mit dieſen Worten warf er eine Hand voll Geld auf den Tiſch. Mißbilligend ſchüttelte Perrier den Kopf und deklamirte in ſeiner Karl Moor-Rolle weiter:

„Wie? Sind Sie ſo klug? Wollen Sie ſich anmaßen, einen Mann, wie mich, mit Schmeicheleien zu fangen? Woher wiſſen Sie, daß ich nicht böſe Träume habe, oder auf dem Todbette nicht werde blaß werden?" —

Der Engländer ward ungeduldig und ſagte kurz, ſich auf dem Abſatze herumdrehend:

„Gut! Wenn Sie mich nicht friſiren wollen, ſo ſtürz' ich mich noch heute Nacht von der London-Brücke in den Strudel hinunter. Auch ſo gewinn' ich meine Wette!" —

Er wollte hierauf das Geld wieder einſtreichen.

„Das ändert ein wenig die Sache," erwiederte Perrier haſtig. „Ihre Gründe ſind ſo triftig, Mylord! daß ich nichts weiter einzuwenden habe."

Darauf winkte er Ignaz, dieſer ergriff eine Kerze und öffnete die Hinterthüre des Kabinets. Der Haarkünſtler erſuchte Mylord mit einer reſpektvollen Verbeugung, ihm zu folgen. Über einen kleinen, rings von hohen, düſteren Mauern umgebenen Hof ſchritten die drei Männer einer Thüre zu, welche Ignaz öffnete und ehrerbietig voranleuchtete. Dann wandelten ſie durch einen langen Gang, der kein Ende zu nehmen ſchien und blieben endlich vor einer zweiten Thüre ſtehen, zu welcher Jean Perrier den Schlüſſel aus der Taſche langte. Er öffnete und näthigte ſeinen fremden Begleider in ein elegantes, auf das Anmuthigſte und Freundlichſte ausgeſtattetes Boudoir. Rings an den Wänden bis hinan zur Decke ſtanden hohe, leuchtende Spiegel. Blauſeidene, mit goldenen Sternen durchwirkte Draperien bildeten über einem koſtbaren, mit rothem Saffian beſchlagenen Seſſel, welcher in Mitten des Kabinets ſtand, einen Wolkenhimmel. Ein zierlich gearbeitetes Magahonytiſchchen trug ein ſilbernes Waſchbecken und mehrere kleine, kriſtallene Flacons, mit wohlriechenden ſtarken Eſſenzen gefüllt.

Alsbald nahm unſer junger Engländer Platz auf dem rothen Armſtuhl, Ignaz warf ihm einen ſeidenen Staubmantel um, während ſich Meiſter Perrier an dem Magahonytiſchchen etwas zu ſchaffen machte, noch eine zweite Kerze anzündete und aus einem zierlichen Etui eine hellblinkende Scheere hervorholte. Unterdeſſen wußte er mit ſeinem glücklichen Friſeurhumor allerhand ſcherzhafte Stadtneuigkeiten und Tagsgeſchichtchen zu erzählen, was unſeren Engländer ſehr zu beluſtigen ſchien. Gaunerſtreiche, Maskenbälle, Juriſcenen wechſelten in bunter Unordnung mit Erzählungen aus dem Drury-Lane Theater und dem von Coventgarden. Dann kamen wieder ſatyriſche Ausfälle auf Mitglieder des Parlaments und die Miniſter, man ſprach von Pferderennen und Politik, — kurz von Allem wußte Meiſter Perrier's **perpetuum mobile** mit gewiſſenhafter Genauigkeit bis in's kleinſte Detail zu berichten, während ſeine flinke Scheere klirrend durch die Haare des jungen Engländers fuhr und eine Locke nach der anderen auf die Erde fiel.

„Wiſſen Sie auch ſchon, Mylord, was man ſich heute an der Börſe erzählte? Don Carlos, der —"

Ein **Coup de main** — das Meſſer durchſchnitt die Gurgel, Ignaz griff nach dem ſilbernen Waſchbecken den Blutſtrom darin aufzufangen — Mylord hatte die Wette gewonnen, und die Friſur war vollendet.

Perrier machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung vor dem nur noch leiſe und immer leiſer röchelnden Gentleman, bat um fernere gnädige Recommandation, und ſtieß dann den Leichnam vom Seſſel herunter.

„Trag' den Selbſtmörder nebſt einem ſchönen Gruß zu Doctor Galvianus in das St. Bartholomew's-Hoſpital," ſagte der Meiſter zu Ignaz. „Laß dir fünf Guineen auszahlen; aber vorerſt wollen wir den Vogel rupfen." Und hiermit zog er dem Todten die Kleider aus, viſitirte alle Säcke und fand zu ſeiner großen Zufriedenheit noch eine goldene Uhr, verſchiedene Banknoten, ſowie außerdem zerknitterte Briefe, die ihn nicht intereſſirten.

Dann ſchloß er das Kabinet für Halsabſchneiden und kehrte in dasjenige zurück, worin er Nebengeſchäfte betrieb. —

6. Der Eiſenbahn-Entrepreneur.

Heute ſollte es ein heißer Tag für unſeren genialen Abentheuerer werden. Drei Kunden hatten ſich zum Haarſchnitt anſagen laſſen, ein Eiſenbahn-Actionär, den Perrier zu den Melancholiſchen und Tiefſinnigen claſſificirte; dann ein reicher Baronet, empfindſamer Natur, mit einer Miſchung von Romantik aus Leadenhall-ſtreet, und noch ein dritter, den wir aber aus gewiſſen Rückſichten vor der Hand noch ganz unberückſichtigt laſſen wollen. Denn Perrier ſelbſt war, trotz ſeiner Scharfſicht, ſeiner Menſchenkenntniß und der mannigfachen Charakterſtudien, welche er bereits gemacht hatte, bei dieſem Individuum noch ungewiß, in welche Kategorie er es zu ſtellen habe.

Der Eiſenbahn-Actionär kam zur beſtimmten Stunde. Es war ein wohlbeleibter, geradausſehender Mann, mit zuverſichtlicher Miene. Nur dann und wann dämmerte durch ſeine kleinen Augen eine Melancholie, die aber auf irgend einer Hypothek oder auf einer Aſſecuranz-Compagnie zu ruhen ſchien.

„Mein Herr! ich will mich Ihnen vertrauen," redete er Perrier an, nachdem er ſich ein wenig ausgeſchnauft hatte. „Aber vorher müſſen Sie mir bei dem Heil Ihrer Seele ſchwören, daß Sie auf keinerlei Art und Weiſe Gebrauch machen wollen, von dem, was ich Ihnen ſagen werde."

„Mylord," erwiederte Perrier mit einer ſubmiſſen Verbeugung; „Mylord! ich fühle mich ſehr geſchmeichelt durch Ihre Gnade, und ſchwör' es Ihnen bei'n Heil meiner Seele zu, auf keinerlei Art und Weiſe Gebrauch machen zu wollen von dem, was Sie mir gütigſt vertrauen werden. Und nun darf ich Sie wohl fragen, welchem glücklichen Umſtand ich die Ehre Ihres Beſuches verdanke?" —

„Das ſollen Sie gleich hören," erwiederte der dicke Mann, ließ ſich ſchwerfällig auf dem Sopha nieder, ſtützte ſein Kinn auf beide übereinandergeſchlagene Hände, dieſe auf den Griff ſeines ſpaniſchen Rohres, um jene Aſſecuranz-Melancholie verklärte dämmernd ſeine kleinen Augen.

„Ich beabſichtige nämlich," hub er nach einer Pauſe feierlichſt an; „ich beabſichtige nämlich nichts Geringeres, als auf dem Monde, wohin, meiner Berechnung und meinem ſicherem Glauben nach, unſere Seele nach dem Tode verſetzt wird, eine Eiſenbahn auf Actien zu gründen, und mich als Entrepreneur an die Spitze dieſes großartigen Unternehmens zu ſtellen. Moraliſche, innige Überzeugung und ein der Seele tiefeingeprägter beharrlicher Wille ſind hierbei Haupterforderniſſe, und ich glaube mit Beſtimmtheit behaupten zu dürfen, dieſe Idee ſei ſo feſt in meinen Geiſt verwebt, habe ihn ſo innig durchdrungen, daß ſie ſelbſt dann noch nicht ſich von ihm trennen wird, wenn er in andere Leben und Verhältniſſe übergeht. Denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß alle großartigen Erfindungen und Ideen von kühnen Geiſtern auf eben dieſem Weg auf unſere Erde getragen worden ſind, und ich wollte ſchwören, daß Berthold Schwarz, der Pulvermann, gewiß ſchon viel früher Pulver gerochen hat, als er es wirklich erfand. Aber, wie geſagt, ein feſter, beharrlicher Wille iſt nöthig, und die Idee, welche man in eine andere Welt überführen und dort realiſiren will, muß ſelbſt noch in dem Augenblick uns lebhaft durchdringen, unſere volle Seele in Anſpruch nehmen, wo dieſe die Körperhülle verläßt. Anfangs beabſichtigte ich, mich in einem Dampfwagen todtzuſchießen, und ſo, nicht allein mit dem Gedanken an Eiſenbahnen, ſondern auch unmittelbar auf einer ſolchen zu ſterben, indem ich hoffte, der letzte Eindruck, der ja auch immer der beſte iſt, würde ſich ſo meinem Geiſt am tiefſten einprägen und es mir auf dieſe Art möglich machen, meine Idee bis in den Mond zu tragen. Allein ſpäter bin ich von dieſem Vorſatz abgekommen, indem ich theils beſorgte, die Erſchütterung der Piſtole würde die Idee von der Seele losreißen, theils fürchtete ich auch, es möchte ſich mein Geiſt nicht ſchnell genug von dem Körper losringen können, dadurch noch eine Strecke weit mit dem Dampfwagen fortrollen, und ſo eine Verwirrung und Confuſion in mir entſtehen, bei der ich unmöglich mit gehöriger Ruhe und Beſonnenheit mein großartiges Projekt in Geiſt, Willen und Gedächtniß bewahren könne. Deßhalb bin ich entſchloſſen, mich Ihrer Kunſt anzuvertrauen und erſuche Sie, mich gütigſt unter Ihre Scheere zu nehmen. Dies hier mag Ihnen zeigen, mein Herr! wie hoch ich den Dienſt achte, den ich von Ihnen begehre."

Bei dieſen Worten drückte unſer Mond-Eiſenbahn-Entrepreneur einen vollen, gewichtigen Beweis in Perrier's Hände.

„Göttlicher Mylord!" rief dieſer entzückt. „Welche Begeiſterung hat Ihre kühne, übermenſchliche Idee in mir erweckt! Wie bin ich durchdrungen von Bewunderung und Ehrfurcht für ſolchen tiefſinnigen, heroiſchen Plan, den ſelbſt Unſterblichkeit nicht würdig zu lohnen vermag! Wie muß ich erröthen, wenn ich die Schneckenfüße meines armſeligen Geiſtes mit ſolchen Adlerfittichen vergleiche! — Aber dennoch, Mylord! dennoch wag' ich zu zittern bei dem Gedanken, daß Ihre Seele die Idee: Eiſenbahn unterwegs verlieren möchte, und ſie dann vielleicht nimmer Ruh' und Frieden in der Ewigkeit fände. Beſtändig würden Sie eine Leere in ſich verſpüren, beſtändig würde Ihnen ein Wort auf der Zunge liegen, für das Sie weder Klang noch Sinn wüßten, das Wort: Eiſenbahn."

„Man muß wagen, um zu gewinnen," erwiederte der Aktionär mit Gleichmuth und Achſelzucken. „Ich meine doch, der Preis wäre einer kleinen Probe werth. Und damit es mir um ſo leichter fällt, das Wort und den Begriff: Eiſenbahn im Gedächtniſſe zu behalten, ſo ſchreien Sie es mir, indem ich unter Ihren künſtleriſchen Händen verzucke, mehrmals laut und deutlich in's Ohr, ſo lange, bis ich am ganzen Körper kalt ſein werde. Ja, ich glaube, daß es zum Wenigſten nichts ſchaden kann, wenn Sie auf alle Theile meines Leibes, wo Sie noch einige Lebenswärme verſpüren, augenblicklich mit der Spitze Ihrer Scheere das Wort: Eiſenbahn hinſchreiben, da zu vermuthen ſteht, daß an ſolchen Stellen noch geiſtige Marodeurs zurückgeblieben ſind." (Fortſ. f.)

Feuilleton.

.*. Künſtleriſche Verherrlichung des heiligen Bonifazius. — Wenn die Verächter der gegenwärtigen Zeit ihr auch viel Arges nachſagen, ſo können ſie doch nicht in Abrede ſtellen, daß jetzt mehr als jemals alle großen und edlen Beſtrebungen der Vergangenheit zu ehrender Anerkennung gelangen. Ein ſchönes Beiſpiel hiervon bietet uns die faſt gleichzeitige Verherrlichung des großen deutſchen Apoſtels Bonifazius durch bildende Kunſt, Poeſie und Muſik. Während nämlich Director Veit zu Frankfurt a. M. die apoſtoliſche Wirkſamkeit Winfried's durch ein jetzt vollendetes großes Freskogemälde verherrlichte, ſchrieb Herr Dr. Auguſt Kahlert in Breslau in verwandtem Geiſte ſein Gedicht Bonifazius, welches Muſikdirektor A. W. Bach zu Berlin zum Texte für ein Oratorium genommen. Dieſes letztere iſt nun am 5. v. M. zum erſtenmale in der Garniſonkirche zu Berlin — und zwar mit großem Beifall gegeben worden, und zu erwarten ſteht, daß es auch bei Einweihung des Denkmals zur Aufführung kommen wird, welches, dem Vernehmen nach, der Biſchof von Fulda an dem Orte, wo der große Apoſtel zum erſtenmal unſeren heidniſchen Vätern gepredigt, demſelben durch Errichtung ſeiner Bildſäule zu ſtiften beabſichtigt.

.*. Entſchmückung der Kirchen und Klöſter in Spanien. — Der Spätherbſt iſt für Spanien angebrochen; die letzten Blüthen und Blätter fallen nieder, und Sturm und Regen treiben ſie hier- und dorthin — ſie wieder in Erde aufzulöſen, aus der ſie zur Sonne ſich erhoben. So leſen wir, daß aller Schmuck von Gold und Silber, ſowie alle Edelſteine, welche ſich in ſämmtlichen kirchlichen und geiſtlichen Gebäuden Spaniens befänden, durch ein königl. Dekret vom 13 vor. Mts. behufs der Kriegskoſten zur Verfügung der Regierung geſtellt ſind. Noch aber ſehen wir nicht die Knospen, welche die Blätter und Blüthen eines neuen Frühlings bergen; und doch zweifeln wir nicht daran, daß auch Spanien ein neuer, ſchönerer Frühling beſchieden iſt; denn der Herr der Natur iſt auch der Lenker der Geſchichte, und ſelbſt de Maiſtre erinnerte in Bezug auf die Umwälzung in Frankreich daran: „Que la providence n'efface que *pour Créer*." Vielleicht auch muß die Kirche in Spanien im härenen Gewande Buße thun für alle die früheren Sünden des Hochmuths, der Rachſucht und des Götzen- und Weltdienſtes, deren ſie ſich ſchuldig gemacht?

.*. Poetiſche Wettkämpfe der Genter Rhetoriker. — Bei der Einweihung der Genter Eiſenbahn, die zu Anfang v. M. ſtattgefunden, hat das national-belgiſche Element, welches ſich beſonders in den beiden Flandern lebendig erhalten, einen reichlichen Antheil an dem Feſte genommen. Die Gemein- und Brüderſchaften der Bürger haben ſich in den maleriſchſten Trachten durch Umgänge und Wettkämpfe auf das beſte vergnügt. Bei dieſer Gelegenheit iſt auch eine der intereſſanteſten Inſtitutionen der freien Stadtbürger des XV. und XVI. Jahrh., die zur Uebung der Dichtkunſt geſtiftete uralte Kammer der Rhetoriker von Gent, mit Banner und Muſik in den Inſignien ihres Jahrhunderte langen Beſtehens wieder erſchienen, und hat nach alter Sitte in flamändiſcher Zunge Wettkämpfe im Dichten und Deklamiren gehalten.

.*. Neues foſſiles Nagethier. — In der letzten Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris zeigte Herr Jourdan derſelben an, daß in der kalkigen Süßwaſſerformation von Mittelfrankreich foſſile Knochen eines bis jetzt unbekannten Nagethieres aufgefunden worden, welchem er den Namen Theridomys gegeben. Es nähert ſich, ſeiner Geſtaltung nach, theils den Waldratten, theils den Stachelſchweinen Südamerika's.

.•. **Eiſenbahnen.** — Wie man durch ein Mikroſkop bei warmer Temperatur auf Salzauflöſungen die Cryſtallſtäbe hier und dort blitzſchnell anſchießen ſieht, ſo jetzt überall die Eiſenbahnen. Von Paris nach Brüſſel wird nun in Bälde der Blitzweg erbaut, und dann Brüſſel in mehr als einer Beziehung eine Vorſtadt der franzöſiſchen Hauptſtadt ſein. Auch iſt die Rede von Eiſenbahnen von Paris nach Straßburg, von Straßburg nach Baſel, von Baſel nach — Italien! In Italien von Mailand nach Venedig, im Oeſtreichiſchen von Wien und Prag aus. Im Baieriſchen bilden München und Nürnberg, in Preußen Berlin und Aachen, im Mitteldeutſchland Leipzig und Frankfurt die Cryſtalliſationspunkte; Allen voran Belgien, wo zwiſchen Brüſſel und Antwerpen eine Bahn ſchon nicht mehr ausreichen will, und dann das nach allen Seiten hin von Eiſenbahnen und Canälen durchäderte und durchnetzte England! — Hier iſt nun wohl ſchon die Frage aufgeworfen worden, was aus all' den Pferden werden ſoll, die nach und nach durch die Locomotive verdrängt werden? Obriſt Torrens erwiederte darauf in einem Parlamentsausſchuß, daß bei gänzlicher Beſeitigung der Zugpferde durch Elementarkräfte die Bevölkerung, der Reichthum und die Macht Großbrittanniens verdoppelt würden; Hr. Alex. Gordon wies nach, daß, wenn die Kraft der jetzt in Gebrauch ſtehenden 2 Millionen Pferde durch Dampfkraft erſetzt würde, dafür 16 Millionen Menſchen ihren Unterhalt durch Acker- und Gartenbau finden.

.•. **Miſſionsgeſellſchaften in England.** — Die kirchliche Miſſionsgeſellſchaft in England hat jetzt für 11 Miſſionen und 81 Stationen 487 Miſſionäre und andere Hülfsarbeiter, und hält 363 Schulen, von 10,685 Knaben, 2591 Mädchen und 2907 Erwachſene beſucht. Ihre Einnahme betrug im v. J. 71,527 Pf. St., alſo 3372 Pf. mehr als 1835. Die Londoner Miſſionsgeſellſchaft hat auf 428 Stationen und 114 Miſſionen — 482 Hülfsarbeiter, 6613 Communikanten, 514 Schulen und 34,229 Schüler; ihre Einnahme betrug im v. J. 64,378 Pf., wovon über 20,000 in Oſtindien verwendet wurden. Die Wesley'ſche Londoner Miſſ. Geſ. hat 306 Miſſionäre, unterſtützt von 1737 Katecheten und Lehrern, dann 218 bezahlte Prediger und 3156 Lehrer, welche unentgeltlich im Weinberge des Herrn arbeiten. Von ihren 47,106 Schülern befinden ſich 34,891 unter den Heiden. Die Einnahme der Geſellſchaft, die aus 63,691 Mitgliedern beſteht, belief ſich im v. J. auf 75,526 Pf. — Indeſſen ſchmachten noch immer im nahen Irland Hunderttauſende im tiefſtem Elend! In der Schrift wird aber vor Allem die Liebe des Nächſten empfohlen!

.•. **Die Normänner in Nordamerika.** — „Es iſt hiſtoriſch erwieſen,“ ſo leſen wir in der Leipz. Allg. Zeitung, „daß die alten Normänner nicht nur das nördliche Amerika entdeckt, ſondern auch im IX., X. und XI. bis zum XIV. Jahrhundert in ununterbrochenem Verkehr mit den Ländern vom Lancaſter-Sande bis nach Florida hinab — und den gegenwärtigen Staaten Maſſachuſetts und Rhode-Island geſtanden. Dies geht aus neuerlich an's Licht gebrachten Handſchriften und Reiſeberichten hervor und wird durch Denkmäler normänniſchen Urſprungs beſtätigt. Es gibt bis in unſere Zeiten fortgeſetzte genealogiſche Tabellen, nach welchen viele noch in Island, Norwegen und Dänemark Lebende, namentlich Thorwaldſen (in Rom), von Ahnen abſtammen, welche Häuptlinge der Landeseingebornen Amerika's geweſen, oder vor mehr als 800 Jahren in Amerika ſelbſt geboren ſind. Sehr wahrſcheinlich iſt auch, daß die in Island erhaltene Kunde von einem vierten Welttheile, die dem Columbus, als er 1477 jene Inſel beſuchte, mitgetheilt worden, ihn beſonders zu ſeiner Entdeckungsreiſe angeſpornt habe.“

.•. **Autographen-Verſteigerung.** — Am 20. Nov. wird zu Paris die Autographen-Sammlung des verſtorbenen Herrn Riſſet verſteigert. Es finden ſich darin Briefe vom Ritter Bayard, von Karl IX., Heinrich IV., Maria Stuart, Karl I., Rubens, Kepler, Carteſius.

.•. **Bevölkerung von China.** — Aus dem erſten Hefte der Zeitſchrift f. d. Kunde des Morgenlandes erſehen wir, daß die Angabe des ſineſiſchen Staatsmannes bei Staunton d. Ält., wonach die Bevölkerung China's, oder wie in der Zeitſchrift geſchrieben wird, — Sina's auf 333 Mill. gerechnet, jetzt durch die offiziellen Bevölkerungsliſten vom E. d. J. 1812 vollkommen beſtätigt wird. Hiernach kann man nämlich die ſineſiſche Bevölkerung, — (die Muhammedaner in Kan-ſu und die im Reich wohnenden barbariſchen Stämme mit eingeſchloſſen) — auf 362 Mill. anſchlagen. Hierbei ſind jedoch die Mongolen der innern und äußern Verwaltung, die eigentl. Tübetaner, und die Koreaner nicht mit einbegriffen, welche man zuſammen noch mit 18 Mill. der Bevölkerung des himmliſchen Reiches zuzufügen hat. Da dieſelbe ſich indeß ſeit 1812 noch vermehrt haben muß, ſo kann ſie jetzt wohl im Ganzen auf 400 Mill. geſchätzt werden!

.•. **Von Dr. Karl Ludwig Michelet's Geſchichte der letzten Syſteme der Philoſophie in Deutſchland von Kant bis Hegel** iſt kürzlich der erſte Theil erſchienen. Er verbreitet ſich über die Syſteme Kant's, Jacobi's, der Anhänger und Beſtreiter Beider und über das Fichte'ſche Syſtem in ſeiner erſten Geſtalt. Herr Michelet iſt unſtreitig einer der geiſtreicheren und gründlicheren Schüler Hegel's, und hat auch in dieſer Geſchichte, wie früher in ſeinem Syſtem der Moral ein ſchönes philoſophiſches Talent bewährt; doch hat er noch immer ſich nicht völlig von einem Formalismus emanzipirt, welcher Dinge und Thatſachen in eiſerne Formen zieht, ſtatt dieſe der Wirklichkeit anzupaſſen.

.•. **Thorwaldſen** hat unterm 20. v. M. nach Copenhagen geſchrieben, daß er die Fertigung des Frankfurter Denkmals für Göthe übernommen. Es werde in einer coloſſalen Statue beſtehen, Göthe auf hohem Würfel ſtehend, auf eine Leier ſich ſtützend. Die Zeichnungen für die Basreliefs, welche die vier Seiten des Piedeſtals ſchmücken ſollen, ſind, jenem Schreiben zufolge, ſchon gefertigt, doch will Thorwaldſen davon erſt Kunde geben, wenn ſie vom Frankfurter Göthe-Comité genehmigt worden ſeien.

.•. **Waſſerſcheu-Heilung.** — Dr. Buiſſon zu Paris, bei welchem in Folge von Anſteckung die Waſſerſcheu ausgebrochen, wollte ſich durch ein erſtickendes Dampfbad den Tod geben. Er ließ, — ſo berichtet der A. Anzeig. d. Deutſch., die Hitze bis zu 167° Fahrenheit ſteigern, fühlte ſich aber zu ſeinem Erſtaunen mit einem Male wieder ganz wohl. Er glaubt hieraus folgern zu dürfen, daß jene furchtbarſte aller Krankheiten durch ruſſiſche Dampfbäder und fortgeſetztes nächtliches Schwitzen geheilt werden könne.

.•. **Die junge Schimpanſé,** welche zum Erſatz für den vielbedauerten Orang-Utang nach Paris gebracht worden, iſt bereits in ihrem Palaſt im *Jardin des plantes* inſtallirt. Seit 1740, wo ein männlicher Schimpanſé unter dem Namen Jocko ſich zu Paris produzirt hat, war kein Exemplar dieſer dem Menſchen am nächſten ſtehenden Affenart dort geſehen worden. Das Vaterland derſelben iſt Congo und Guinea auf der weſtafrikaniſchen Küſte; das des Orang-Utangs Borneo und Sumatra.

.•. **Von Fr. Soulié's** *Memoires du diable* werden in dieſen Tagen der dritte und vierte Band die Preſſe verlaſſen, während von den beiden erſten Bänden bereits die vierte Auflage curſirt.

.•. **Die Glocken ſämmtlicher Klöſter Spaniens** ſind am 18. Oct. zu Madrid dem Herrn Izquierdo — für ein engliſches Handelshaus in öffentlicher Verſteigerung zugeſchlagen worden.

.•. **Die weiße Frau zu Berlin,** deren Erſcheinen, altem Glauben nach, den baldigen Tod eines Mitgliedes der königlichen Familie vorbedeutet, ſoll, wie die Sage geht, vor Kurzem wieder im königlichen Schloſſe geſehen worden ſein. Das bald darauf erfolgte Ableben der Königin der Niederlande gibt dem alten Glauben neue Nahrung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 268. 1837.

Phönix.

Montag, 13. November.

Eine Entrepriſe.

(Fortſetzung)

In ſtummer Bewunderung und Ehrfurcht, von dem Scharfſinne dieſes Mannes überwältigt, drückte Perrier die Hand des Aktionärs und winkte ihm dann zu folgen. Immer das Wort Eiſenbahn halblaut zwiſchen den Lippen murmelnd ſchritt dieſer hinter Perrier her, bis zum rothen Armſtuhl. Fortwährend ſprach er für ſich: „Eiſenbahn, Eiſenbahn,“ nahm dann und wann eine Steinkohle aus der Taſche und hielt ſich dieſelbe unter die Naſe, um auch auf ſolche Weiſe vermittelſt des Geruchs ſeinem Geiſte die Idee einzuprägen. Als aber nun Jean Perrier's flinke Scheere ſeine Gurgel durchſchnitt, das Blut in's ſilberne Becken rieſelte, Ignaz von der einen, Perrier von der andern Seite ihm das Wort Eiſenbahn unaufhörlich in's Ohr ſchrieen, da wandte er lächelnd, mit verzerrten Mienen den Kopf bald rechts, bald links, nickte den beiden, wie beiſtimmend zu, bis ihn das letzte Bewußtſein verließ, worauf dann Perrier gewiſſenhaft in alle warme Theile ſeines Körpers das Wort Eiſenbahn einkritzelte.

„Wenn's nur nicht im Mond an Steinkohlen mangelt!“ ſprach Ignaz und blickte traurig auf den Aktionär. D'rauf wurde dieſer entkleidet und Perrier wandte ſich zu ſeinem Geſellen:

„Dieſen muß Doktor Galvianus dir mit ſechs Guineen bezahlen; denn er ſtarb um einer Idee willen. Er hat feſte Knochen.“

---

7. Zwei andere Kunden.

Des Erſteren haben wir bereits erwähnt, und ihn als einen Empfindſamen bezeichnet, den die Leihbibliotheken in der Leadenhallſtreet romantiſirt und phosphoreſcirt haben. —

Er erſchien gegen Mittag in Jean Perrier's Wohnung und wurde von dieſem höflichſt zum Niederſitzen eingeladen. Es war ein junger Mann von ſechsundzwanzig Jahren, nannte ſich Baronet Cock, ſpielte den Faſhionable und eleganten Schöngeiſt mit Vielſeitigkeit, und hatte äußerſt feine Manieren.

„Mein Herr! Womit hab' ich die Ehre, Ihnen zu dienen?“ fragte Perrier.

„Es iſt nur eine Kleinigkeit!“ erwiederte der Baronet und löſ'te ſeine Cravate.

„Mylord! Sie werden doch nicht“ — rief Perrier erſchüttert und blickte mit großer Rührung und Theilnahme auf den jungen Mann.

„Laſſen wir das,“ erwiederte dieſer haſtig und ſeufzte ſchwer. Dann fuhr er mit ſchmachtender Stimme weiter: „Es iſt mir darum zu thun, Lady Beatrice Milford, dieſe grauſame Dame meines Herzens von der Aufrichtigkeit meiner heißen Leidenſchaft zu überzeugen. Und weil ſie an meiner Liebe zweifelt, ſo bin ich geſonnen, ihr mein Herz in Spiritus zu ſenden. Die Idee iſt zum Entzücken liebenswürdig, neu und effektvoll. — ſie wird gewiß ihre Wirkung nicht verfehlen!“

Perrier hatte nur Weniges dagegen einzuwenden, erbat ſich die Nummer von Lady Milford's Wohnung, erhielt ſein Friſeur-Honorar, und der Empfindſame ſtarb wie er gelebt, ſeufzend und ſchmachtend. Ignaz überbrachte ſein ſpirituöſes Herz Lady Beatrice Milford, welche über ſolche Galanterie wahnſinnig werden wollte, und bis zur Spazierfahrt in die Vauxhall-Gärten es nicht unangenehm fand, die Ophelia zu ſpielen.

Es dämmerte bereits und Perrier fing an, ungeduldig zu werden, als endlich die dritte Perſon eintrat. Ein dürres, nettes, geſchniegeltes Männchen, das in jeder Minute zum Geringſten neunundfünfzigmal wehmüthig-ſüß lächelte, ſo jedoch, daß man immer nicht recht wußte, ob es wirklich ernſt damit gemeint ſei. Er hatte einen großen Mund, ſchwarze Zähne, ſein Auge liebäugelte aus dem Hellblauen in's Aſchgraue über. Die Natur ſchien bei der Erſchaffung dieſes Männchens geſchmunzelt zu haben.

„Euer ergebenſter Diener, Mylord!“ ſprach Perrier ſtotternd, und betrachtete ungewiß den Unbekannten, für welchen ſeine Pſychologie und Charakterſtudien nicht hinreichten. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

Das Männchen wurde immer geſchmeidiger, hüpfte von einer Seite auf die andere und bewegte ſich dabei wie ein Zitteraal.

„Mein Herr! mein Herr! ich komme, Sie um Ihren gütigen Beiſtand anzuſprechen, und hoffe, daß Sie mir denſelben gewiß nicht verſagen werden,“ erwiederte es mit ſeiner feinen, näſelnden Stimme. „Freilich, freilich — eine delikate Sache — und etwas kitzlich, — kitzlich! Aber es bleibt mir nichts Anderes übrig, ich muß die bittere Pille ſchlucken. O! ſehen Sie, mein Herr, wie ſchön der Mond leuchtet, — Mond leuchtet. Das war ſo immer meine ſchwache Seite; — ach! Und gerade jetzt!“ —

„Ein Sentimentaler, ein leidenſchaftlich Temperament,“ murmelte Perrier wohlgefällig. Dann wandte er ſich mit der Frage an den Gentleman, was ihm fehle?

„Was mir fehlt? Mir fehlt Alles!“ erwiederte der Kleine ächzend, und fügte mit gepreßter Stimme, mit gefaltenen Händen und einem unendlich troſtloſen, jammervollen Blick hinzu: „Ich leide an einem unheilbaren Übel!“ —

„Was!“ rief Perrier erſchrocken und rückte, eine Anſteckung befürchtend, mit ſeinem Stuhle von dem Peſtkranken zurück.

„Ja, ja, mein Herr!“ fuhr der Sentimentale in demſelben Tone weiter; „an einem unheilbaren Übel! Ich habe eine böſe Frau.“ —

Perrier war nahe d'ran, bei dieſer unerwarteten Wendung der Dinge laut aufzulachen; doch bezwang er ſich noch zur rechten Zeit, nahm die ernſthafteſte Miene von der Welt an, und bezeigte Mylord ſein herzliches Bedauern ob eines ſolchen betrübſamen Schickſals.

„Und das könnte Sie beſtimmen, ſo jung und lebensluſtig noch, den Tod zu ſuchen?“ fragte er den Kleinen mit Rührung und Theilnahme.

„Ich, mein Gott! wer ſagt denn das?“ rief der Sentimentale mit Entſetzen. „Was würde ich dabei gewinnen? So war's nicht gemeint! Man muß das Übel an der Wurzel angreifen; ich werde Ihnen Lady Diana herführen, merken Sie doch, — caviren Sie doch! Da ſollen Sie ihr einen falſchen Zopf flechten, — der ſich nimmer wieder auflöſen wird. Und meine Dankbarkeit wird nicht hinter dem großen Dienſt zurückbleiben, welchen Sie mir dadurch leiſten.“

„Ah!“ murmelte Perrier leiſe und gedehnt; „das iſt wahrhaftig ein Sentimentaler!“

„Mein Herr!“ erwiederte er dann empfindlich dem Kleinen; „Sie verlangen Unmögliches von mir. Es läuft meinen Grundſätzen ſchnurſtracks zuwider, Jemanden gegen ſeinen Willen und ſein Wiſſen mit meinen ſchwachen Kräften zu bedienen, und ich werde mich nun und nimmer dazu verſtehen, einen Menſchen unvorbereitet zu friſiren. Nur derjenige, welcher mit innigſter Überzeugung, mit hellem Bewußtſein und Faſſung mir naht, und mich durch die triftigſten, unbeſtreitbarſten Gründe von der Nothwendigkeit ſeiner Friſur überzeugt, kann von mir ſolchen Dienſt erwarten. Mein Herr!“ fuhr Perrier lebhafter, mit erhöhter Stimme fort: „Mein Herr! Ich fühle anderen Beruf in mir, als den eines Meuchelmörders; die Vorſehung hat mir eine würdigere Stelle angewieſen, als die iſt, für welche Sie mich dingen wollen! — Ich liebe die Menſchen, und mithin, mein Herr! wäre unſer Geſchäft als beendigt anzuſehen.“

Mylord ſaß ſtarr. Mit großen, verwunderten Augen blickte er auf den gewiſſenhaften, moraliſchen Friſeur.

Tauſend Entſchuldigungen ſtotternd und mit der Verſicherung ſeiner höchſten Verehrung und Hochachtung entfernte ſich hierauf der Sentimentale, nachdem er um Meiſter Perrier's Freundſchaft gebeten hatte.

(Fortſetzung folgt).

Briefe aus Würtemberg.

(Fortſetzung).

Hier in dieſem würtembergiſchen Miniaturbade hättet Ihr den Unterſchied zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus in den frappanteſten Antitheſen erſehen können. Der Katholizismus hatte ſich in den Tanzſaal einquartirt mit ſeinen lebensfrohen Wangen, es waren ſchwarzäugige katholiſche Mädchen und die Vaſallen des Biſchofs von Rottenburg. Unſer Geſchichtſchreiber iſt ebenfalls ein Katholik und ein Optimiſt. Im Tannenwalde ſaß der abgehärmte proteſtantiſche Pietismus, machte verkehrte Augen und ſang dann ein myſtiſches Kirchenlied, um damit die Leere ſeines Inneren zu erfüllen.

Ich wende mich, nachdem ich dieſer thatſächlichen Umſtände — die ich in mehr oder minder grellem Reſler drei Wochen hindurch geprüft habe — als kleiner bezeichnender Züge zu unſerm Gemälde erwähnt, von unſerem Badeorte behufs unſerer weiteren Unterſuchungen hinweg.

Es iſt ein Satz, der ſich nicht beſtreiten läßt und deſſen Wahrheit ſich auch mehr und mehr bewährt: der Katholizismus iſt poſitiv, der Proteſtantismus negativ. Jener erzeugt meiſtens nur Optimiſten, dieſer faſt nur Peſſimiſten. Jener iſt im Dienſte der Kirche; dieſer im Dienſte des Staates. Darum produzirt jener im

Durchſchnitte keine Revolutionäre im politiſchen Sinne, ſondern nur welche im kirchlichen Sinne. Dieſe kirchlichen Revolutionäre ſind keine Feinde Gottes, ſondern ſeine innigſten Freunde, — ſie ſind nur dem Ultramontanismus feindlich, der ſich gerne an Gottes Stelle ſetzte. Aber ſie ſind auch keine Alexander Müllers, d. h. elende Windſcheuchen katholiſch-chriſtlicher Renommiſterei, oder Polizeidiener eines knöchernen, doch gleichwohl naturaliſtiſchen Rationalismus.

Das ſind politiſche Myſtiker und Mucker, ſie ſind perſonifizirtes Gift, vor dieſen hütet euch, oder gebt ihnen einen Tritt. —

Die Hälfte der Einwohnerzahl Würtembergs bekennt ſich zum Katholizismus, die andere zum Proteſtantismus, von dem faſt $^4/_5$ Pietiſten ſind. Die vornehmſten Sitze des Pietismus ſind die alten Reichsſtädte Reutlingen, Eßlingen u. ſ. w., aber auch in dieſem Punkte bleibt Stuttgart die Reſidenz.

Dieſe Pietiſten traten in früherer Zeit mit ihrem ſeparaten religiöſen Cultus minder keck denn in der jüngſten hervor. Sie beteten und pietiſirten im Stillen, ſie waren glücklich in ihren einſamen Conventikeln, und freuten ſich, ſo zu ſagen, des jenſeitigen Verderbens ihrer Glaubensbrüder, die es verſchmähten, den proteſtantiſchen Cultus in ihrer Weiſe zu üben. Ein merkwürdiger Seligkeits-Egoismus hat dieſe Frömmler immerdar ausgezeichnet.

Sie hatten ſtets genug Entſagung auf dieſer Erde, um die Freuden des Jenſeits um ſo ſchmackhafter und reiner zu finden; aber eigentliche Menſchenliebe kennen ihre Gebete nicht, ſie flehen nicht um Vergebung der geſammten Menſchheitsſünden, ſondern nur um die ihrer frommen Geſellſchaft; denn was außer ihnen liegt, das haſſen ſie mit höchſt unchriſtlichem Zorne, und ſie können ſich weit eher zur Bitte an den Allmächtigen entſchließen, Alle, die nicht ihres Glaubens ſind, in den Pfuhl der Hölle für ewig zu verdammen, weil ſie den Herrn nicht ſuchen wollen auf ihrem, der Pietiſten, Wege.

Unſere würtembergiſchen Pietiſten, die mit den übrigen deutſchen Frömmlern dieſer Sekte in keiner unmittelbaren Verbindung ſtehen, haben vor vielen der letztern, wie ſie in einigen mitteldeutſchen Staaten ſich zu erkennen geben; das Gute voraus, daß ſie das Beten nicht für die weſentlichſte Hauptſache ihres Spezialglaubens ausgeben, ſondern daß ſie den Grundſatz anerkennen: „Bete und arbeite, auf daß du ſelig werdeſt!“

Gemeinſchaft der Güter, wie die Separatiſten der badiſchen Pfalz vor einigen Jahren ſie gepredigt, iſt zwar auch ihren Glaubensſtatuten nicht fremd, aber da vornehmlich die Mittelclaſſe in Würtemberg, die vermöglichere, dem Pietismus angehört, weil die Armen aus Hunger nicht fromm werden können, ſo gedachten's die Pietiſten im äußern Vermögenspunkte bei den dermal beſtehenden weltlichen Geſetzen zu belaſſen. Die Zahl der Gläubigen aber zu vermehren durch jede Kunſt und Weiſe, dieſes Behufs ließ es der würtembergiſche Pietismus nie an den geeigneten Demonſtrationen fehlen. Auf die Jugend war er ſtets vorzugsweiſe verſeſſen, mehr auf die weibliche, denn auf die männliche, weil die erſtere für religiöſe und myſtiſche Eindrücke empfänglicher und im Glauben energiſcher iſt.

In der camera obscura des Fanatismus wurden die erſten Experimente an den neuen Genoſſen angeſtellt, dann, wenn ſie von dem düſtern Heiligenſcheine der transcendentalen Welt umſchattet waren, wurden ſie auch in die Myſterien des pietiſtiſchen Dieſſeitslebens eingeführt, um ſie untrennbar an die neue Bundeslade zu feſſeln. Wäre hier der Ort und die geeignete Stelle dazu, es ließe ſich viel über dieſe Myſterien ſagen. Es geht aus ihnen hervor, daß, wenn der Myſtiker Würtemberg's auf die äußern Freuden des Lebens vor den Augen ſeiner Mitbürger zu verzichten den Schein ſich geben muß, er dann mit nur um ſo größerm Heißhunger die Blüthen ſeiner geheimen Freuden pflückt, die er zwiſchen den Mauern des dichteſten Myſtizismus ſich geſichert hat. Denn er iſt darin mit ſich im Reinen: daß es der Seele und ſelbſt dem irdiſchen Leibe verſtattet ſein müſſe, ſich ſchon hienieden im Kreiſe ihrer frommen Betrachtungen einen Vorgeſchmack der kommenden Seligkeit zu verſchaffen, und die Polizei, die einſtmals den Vorhang von einem abendlichen Conventikel hinweggezogen, ſoll ziemlich materielle Beweiſe dieſer Seligkeitsvorſchule gefunden haben. Dieſe Conventikel, ſo heißt es, ſollen eine dramatiſche Einrichtung haben und während ein frommer Chor den erſten Act mit ſeinem frommen Gebete erfüllt, ſoll im zweiten und letzten Acte ein raffinirter pietiſtiſcher Naturalismus ſeine Siege feiern. Solche Vorgänge indeſſen und noch Umſtände anderer und faſt triftigerer Art brachten den pietiſtiſchen Myſticismus Würtemberg's in ein ziemlich übles Gerede und ſtellten ihn unter eine polizeiliche Aufſicht. Sein Heiligenſchein war durch die beſagten Materialitäten ſo ziemlich erbleicht und jetzt thaten nur Mittel noth, den bedrohten Glanz der frommen Geſellſchaft zu retten.

(Fortſetzung folgt).

Kunſtzuſtände in Berlin.

(Fortſetzung).

Dagegen hat ſich Fr. Drake, ein anderer höchſt talentvoller Schüler Rauch's, einer ganz entgegengeſetzten Richtung zugewendet. Das Studium der Antike äußert ſich bei ihm nicht in der Wahl ſeiner Gegenſtände, ſondern allein in der charakteriſtiſchen Auffaſſung, in den bezeichnenden Motiven der Bewegung und Stellung wie in den ſchönen und edlen Gewandformen, worin er ſeinem Meiſter nicht nachſteht. Er iſt ſich klar über den monumentalen Charakter ſeiner Kunſt, und wenn irgend ein Zögling dieſer Schule befähigt iſt, ihre Vorzüge auf ein ſpäteres Geſchlecht fortzupflanzen und zugleich im Anſchluß an die Forderungen der Zeit weiter zu entwickeln, ſo iſt es Drake. Er vertieft ſich gern und mit Liebe in die individuellen Formen und Eigenthümlichkeiten abbildungswürdiger Perſonen und weiß ihren Geſammtcharakter durch treffend gewählte Motive in Bewegung und Gewandung auf's lebendigſte zur ſinnlichen Anſchauung zu bringen. Das würdig ernſte Standbild von Juſtus Möſer in Osnabrück, wurde nach ſeinem Entwurf in Erz gegoſſen; bekannt iſt auch von ihm eine Madonna mit dem Chriſtkinde von dem frommſinnigſten, lieblichſten Ausdrucke, die er mit dem ſauberen Meißel ſeines Lehrers in Marmor ausgeführt hat, bekannter jedoch eine Anzahl geiſtreich aufgefaßter, kleiner Porträtſtatuen von Göthe, Schiller, Schinkel, Wach, den Gebrüdern Humboldt, Kaiſer Nicolaus und Beethoven. In zwei verſchiedenen Auffaſſungsweiſen hat er den letztern dargeſtellt. Den Vorzug eines mehr plaſtiſchen Charakters nimmt indeß diejenige in Anſpruch, welche uns den tiefſinnigen Componiſten zeigt, wie er, das ſchöne, ausdrucksvolle Haupt ſanft rückwärts geneigt, in überſchwänglicher Begeiſterung aufſchauend, ſeine wunderbaren Harmonien im Innern vernimmt, während er ſie, halb bewußtlos mit den Fingern auf den aufgeſchlagenen Blättern der Partitur ſpielend, gleichſam äußerlich nachzuempfinden ſcheint. Das andere Motiv iſt viel zu modern, die Begeiſterung in ihm faſt bis zum Extrem äußerlich gefaßt und nichts von der tiefſinnigen Innerlichkeit verrathend, die das ganze Weſen Beethoven's und alle ſeine Compoſitionen auf's unzweideutigſte charakteriſirt und in den gemäßigtern und doch ſchwungvolleren Formen des erſten Motivs in mehr plaſtiſcher Weiſe zur Anſchauung kommt. Überdies iſt bekannt, wie Beethoven, wenn er innerlich ſeine Harmonien vernahm, auf dem erſten beſten naheliegenden Gegenſtande mit den Fingern nachtaſtete. Ich glaube, man könnte für das Denkmal, welches ihm in Bonn errichtet werden ſoll, kein bezeichnenderes Standbild wählen, als dieſes Drake'ſche Werk.

In der Porträtbüſte iſt der Bildhauer Wichmann Meiſter. Längere Zeit war er mit ſeinen Schülern für die neue St. Nicolaikirche in Potsdam und für das Prinz Wilhelm'ſche Palais beſchäftigt. Zu den letzten von ihm vollendeten Arbeiten gehört die ſehr ähnliche Büſte des verſtorbenen Miniſters von Ancillon. Fr. Tieck leiſtete mit ſeiner Schule von jeher Ausgezeichnetes im Relief. Von ihm rühren auch die Pferdebändiger auf dem viereckigen Ausbau am Muſeum her, ſowie die Reſtauration mehrerer Statuen in der Antiken-Galerie. Sein talentvoller Schüler, K. F. Th. Reinhardt aus Berlin, hat bei der diesjährigen Preisbewerbung für Bildhauer den Preis davongetragen, der in einem jährlichen Stipendium von 300 Thalern zu einer Reiſe nach Italien auf die Dauer von drei Jahren beſteht. Die vorläufige Aufgabe, wofür ſich acht Bewerber geſtellt hatten, war: „Kadmos im Kampfe mit dem Drachen,“ die Hauptaufgabe, wozu von jenen nur vier Concurrenten zugelaſſen wurden: „Merkur bringt den Titanenbrüdern Prometheus und Epimetheus die Pandora.“ Man ſieht, daß die akademiſchen Aufgaben aus dem Bereich der alt-klaſſiſchen Mythologie gewählt werden. Es liegt darin nichts Verwerfliches, beſonders da die Bewerber von ihrer Kenntniß und ihrem Studium der Antike, dem unerſchöpflichen Boden und Urquell aller plaſtiſchen Thätigkeit, Zeugniß ablegen ſollen; indeß wäre doch die Frage, ob es nicht für die Entwickelung des Intereſſes, für die monumentale Bedeutung der modernen Plaſtik erſprießlicher wäre, auch ſolche Aufgaben zu ſtellen, die in näherer Beziehung hierauf ſtehen und deren Löſung zugleich bei der beabſichtigten Errichtung von Denkmalen zur Anwendung kommen könnte.

Hierbei kann ich nicht umhin zu bemerken, daß es mit dem Nationalgefühle der Deutſchen noch ſchlecht beſtellt iſt. ſo lange man es über ſich gewinnen kann, aus ökonomiſchen Rückſichten ſich an's Ausland zu wenden, um die Standbilder unſrer großen Männer in's Werk zu ſetzen. Wir haben tüchtige Bildner mit beſcheidenen Anſprüchen genug. Man eröffne in vorkommenden Fällen eine freie, allgemeine Concurrenz und zwar ausſchließlich für inländiſche Künſtler, nicht nur um ihres Vortheils und unſrer Ehre willen, ſondern um auch zu gleicher Zeit der einheimiſchen Kunſt den förderſamſten Vorſchub zu leiſten. (Fortſ. f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

118) Die Heideſchenke. Iriſches Volksgemälde von Ludwig Storch. 3 Thle. Bunzlau, Appun. 1837.

Die Leichtigkeit, mit welcher Storch erfindet, und ſeinem Publikum jeden Tag etwas Neues und Originelles bringt, gränzt wirklich an's Erſtaunliche. Ich ſage: ſeinem Publikum, und will damit ein ſo ausgedehntes bezeichnet wiſſen, wie außer Spindler wenige Romanſchriftſteller eines haben, ein Publikum, das von Tag zu Tag zunimmt; denn Storch verſteht es, deſſen Wünſche auf eine Weiſe zufrieden zu ſtellen, welche die Nerven packt, ohne daß er dabei die Freiheit ſeines Talentes geradezu den Lüſten einer rohen Menge preisgäbe. Was Storch ſo populär gemacht hat, das iſt ſeine ſtrotzende Geſundheit, für welche das Volk — das im Allgemeinen ſelbſt eine Rohheit, wenn ſie nur geſund, lieber hat als das feinſte Raffinement — eine Sympathie in ſich findet, und wohl vorzüglich auch das friſche demokratiſche Element, welches er am feinſten und dabei am kräftigſten in ſeinem „Freiknecht“ dem ganzen Nervenſyſtem des Volkes eingeflößt; und dann iſt Storch durch und durch factiſch und praktiſch, das Volk will vorzugsweiſe Fleiſch und Blut, will Phyſiognomieen, die von vornherein ſich markiren, will wirkliches Leben. In manchen ſeiner Romane iſt Storch, deſſen Natur dieß Alles geben kann und unverwüſtlich fort und fort gibt, zu weit gegangen, wie in der „Beguine;“ in dieſem ſeinem neueſten Romane trifft er wieder den rechten Fleck, und electriſirt, wie er es durch den [illegible] und den Freiknecht gethan. Da iſt jeder Muskel ſtraff angeſpannt, da iſt Ausdruck der Charaktere und ächtes Volksleben; dieſe kochendem Leidenſchaften der Männer der grünen Inſel paſſen für Storch's Talent, und geben ihm Gelegenheit, es in vollen Sätzen ausgreifen zu laſſen.

Notizen.

⁂ „Die Hugenotten“ von Meierbeer werden auch zu München mit Nächſtem zur Aufführung kommen; jedoch mit einem aus kirchlichen Rückſichten ganz und gar umgeänderten Text! Gegen fernere Aufführung „Ludwig XI.“ ſoll aber von der Geiſtlichkeit Proteſt eingelegt worden ſein.

⁂ Karte aus dem XIV. Jahrh. — Der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris wurde am 16. v. M. von Herrn Taſtu von der Inſel Majorka die Copie einer Karte aus dem J. 1339, welche dem Amerigo Veſpucci gehört hatte, überſendet.

⁂ Neueſte Pairs-Ernennung in Frankreich. — „Cela commence à devenir diablement mêlé“ ſagte einer von den älteſten Pairs bei Durchleſung der Liſte ſeiner neuen „Gleichmänner.“

⁂ Die geiſtlichen Brüderſchaften vermehren ſich jetzt ſehr in Baiern. Allein in München beſtehen deren mehr als dreißig. Sie bezwecken chriſtlichen Beiſtand der Brüder untereinander und zu gewiſſen Zeiten häusliche und öffentliche religiöſe Uebungen.

Hierzu Beilage №. 9.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 269. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 14. November.

Erinnerungen an Athen.

(Frühling 1836).

Von

E. Jäger.*)

— — — In der Soirée bei der Gräfin Armansperg am letzten Tage des April's, wo wiederum der liebenswürdige junge König zugegen war, und ich mit ihm eine lange Unterredung in Bezug auf preußiſches Militair, und namentlich Landwehr hatte, ſuchte ich, eingedenk der vaterländiſchen Feier des erſten Mai's, die liebliche Fürſtin Sophie Cantacuzeno und die mit jedem Tage reizender werdende Gräfin Caroline Armansperg zu bereden, den nächſten Morgen die Akropolis zu beſteigen und denſelben dort zuzubringen. Beide Damen gingen freudig meinen Vorſchlag ein, und nur die Zuſtimmung der Fürſtin und der Gräfin Mutter fehlte noch. Ich nahte mich derſelben und bat ſie, ihren beiden Töchtern dieſe Erlaubniß zu ertheilen. Lächelnd erwiederte ſie, daß es ihr ganz recht wäre, wenn es der Wunſch ihrer Töchter ſei; nur bezweifle ſie, daß wir um 7 Uhr aufbrechen würden, da bereits Mitternacht vorüber und das Frühaufſtehen uns Allen, wie ſie wüßte, namentlich aber der Gräfin Caroline, nicht behage. Ich war froh; doch als ich hinzufügte, wie unendlich glücklich wir uns ſchätzen würden, auch ſie an dieſem Feſte Theil nehmen zu ſehen, erhielt ich eine heitere, aber abſchlägige Antwort. Herr und Frau von Prokeſch jedoch, die ſchon mit Vergnügen in dieſe Parthie gewilligt, hatten es übernommen, für ein Frühſtück zu ſorgen, und wenn ich noch einmal von dieſen herrlichen Leuten dich unterhalte, ſo ſchreibe es allein meiner überaus großen Verehrung zu, die ich für ſie hege. Er, dieſer erfahrene, lebensluſtige Mann, den Jeder, der Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen, mit hoher Achtung verlaſſen muß, wird ſtets ein bleibendes, ehrenvolles Andenken bei mir erhalten, und ich bin wahrhaft ſtolz auf die gütige, freundſchaftliche Art und Weiſe, mit der er mich fortwährend behandelte. Sie aber iſt ein Glanzpunkt meiner Bekanntſchaften mit dem ſchönen Geſchlecht. Schön, klug, ſanft, liebenswürdig und heiter verbindet ſie mit dieſen Eigenſchaften im hohen Grade die anſprechende Herzlichkeit der Süddeutſchen, die ſo ungemein anziehend und leider doch ſo ſelten bei uns im Norden angetroffen wird. Es iſt ein wahrer Genuß für mich die Unterhaltung mit ſolch einer Dame, und du kannſt es dir gewiß lebhaft denken, wie unendlich glücklich ich mich in ihrer Nähe befand. Über das Clavierſpiel der Frau von Prokeſch habe ich dir ſchon mitgetheilt, was meine ſchwache Beſchreibungsgabe vermag; daß es aber mit jedem Male, wo man von Neuem der Töne Rauſchen dieſer ſchönen Virtuoſin zuhört, zur größeren Bewunderung hinreißt, ja immer mehr zur Beſtätigung führt, daß Muſik die innerſten, die tiefſten Gefühle der Seele ausſpricht, dies füge ich meiner früheren Mittheilung über das entzückende Spiel dieſer ausgezeichneten Frau hinzu. Kurz, glaube mir, fühlte ich mich jemals in einer Familie heimiſch, war mir jemals ein Haus angenehm, freudig bewegt, wenn ich's betrat, ſo war es das des Herrn von Prokeſch.

Nachdem ich nun noch mit meinem Fürſten bis gegen

---

*) Der Verfaſſer begleitete den Fürſten Pückler-Muskau als Reiſeſekretär.

Morgen, als ſchon des neuen Tages erſte Strahlen durch die geſchloſſenen Jalouſien in's Zimmer drangen, die Zeit nach Beendigung des Ball's, in für mich ſtets ſo belehrender als angenehmer Unterhaltung zugebracht, und viel auch von meiner nahen Abreiſe nach Deutſchland berührt ward, ſtieg ich zu Pferde, um aus dem nahen Dorfe Battiſta Blumen für die Gräfin Armansperg zu holen, die ich ihr ſchon vor einigen Tagen verſprochen hatte. Ich kehrte gegen ſechs Uhr mit einem großen Strauß von Roſen und Akazien nach der Stadt zurück, kleidete mich um, und das in der That ſchöne Blumenbouquet in der Hand, eilte ich zum Armansperg'ſchen Hauſe, gab es für die Gebieterin deſſelben mit meinen gehorſamſten Empfehlungen ab, und der Abſprache gemäß, erkundigte ich mich, ob Gräfin Caroline ſchon aufgeſtanden ſei. Doch wie erſtaunte ich, als man mir ſagte, ſie ſei bereits zu ihrer Schweſter, der Fürſtin Sophie, gegangen. Ich folgte eiligen Schritts, und fand das liebenswürdige Schweſterpaar bereit zum Spaziergang, anmuthig zürnend über meine Verſpätung. Der Fürſtin Gemahl, ein Schulfreund von mir, konnte uns leider, ſeines Dienſtes bei dem Könige wegen, nicht begleiten. Mir lag daher die angenehme Pflicht ob, die Damen zum Rendezvous bei Herrn von Prokeſch zu führen, und in wenigen Minuten ſetzte ſich die Geſellſchaft, vermehrt durch Herrn von Kleinmayern, öſterreichiſchen Legationsſecretair, in Bewegung, den ehrwürdigen Tempeln zu, die aus grauer Vorzeit vielleicht die merkwürdigſten Überreſte des Weltalls darbieten. Voran ſchritt, uns Alle mit intereſſanten Erzählungen unterhaltend, Herr von Prokeſch mit der Fürſtin Sophie, ich hatte die Ehre, Frau von Prokeſch zu führen, und den Schluß machte Herr von Kleinmayern mit der Gräfin Caroline, die mit roſenfarbener Laune ihr Bett verlaſſen zu haben ſchien, denn Spott auf Spott traf mich Armen ihr Vorangehenden, und nur durch der Frau von Prokeſch gütige Unterſtützung war ich im Stande, nicht ganz der naiven Schönen unterliegen zu müſſen.

Die Sonne warf ſchon ihre glänzenden Strahlen über den Olivenwald und die ausgedehnte Ebene Athen's, als wir die letzten Häuſer der Stadt umſchritten und den zur Akropolis mit Steinen und Schutt beworfenen Weg einſchlugen. Herr von Prokeſch wählte, dieſem Ungemach auszuweichen, einen geebneteren, betretenen Steg, doch plötzlich ſchloß ihn eine ſteile Erhöhung von mehreren Fuß, und hier war der erſte Beweis für die fröhliche Vollbringung unſerer kleinen Feſtlichkeit, denn unter Lachen und Scherzen ſchwangen wir Männer uns hinauf, und halfen den Damen durch Reichung unſerer Hände empor. Die Fröhlichkeit der Geſellſchaft nahm zu, je näher wir dem Thore der Burg kamen, und ein einſtimmiger Freudenruf erſchallte, als wir die edlen Trümmer vergangener bis jetzt unerreichbarer Größe erblickten.

Die Diener des Herrn von Prokeſch waren uns geraume Zeit vorausgegangen, und mit Vergnügen ſahen wir am äußerſten Ende des Parthenons luſtige Feuer flackern, auf denen Waſſer zum Thee und Kaffee ſiedend gemacht wurde. Tiſche und Seſſel ſtanden bereit, und erwarteten uns, ihnen einen paſſenden Ort zur Einnehmung des Frühſtücks anzuweiſen.

Nachdem wir den Punkt, wo man die ganze Akropolis am beſten überſehen kann, erreicht hatten, brachten wir unſere Verehrung durch eine geraume Zeit ſtillen Anſchauens dieſer erhabenen Monumente dar, und ich bin überzeugt, bei Jedem von uns ward ein mitleidiges Gefühl rege, dieſe Kunſtwerke ſo zertrümmert zu ſehen, die einſt den heiligſten Bedürfniſſen der Menſchen geweiht waren, denen vergebens in ſo vielen Jahrhunderten von andern Menſchen nachgeſtrebt worden, und wahrſcheinlich noch Jahrtauſende vergehen werden, ehe die Zeit kommt, wo man wird ſagen können: wir ſind Jenen gleich, die einſt die Akropolis bauten, und unter ihrem Schutze von weiſen Männern regiert wurden. (Fortſ. f.)

Briefe aus Würtemberg.

(Fortſetzung).

Siehe, da geſchahe es, daß eine Angehörige des geheimen Bundes, das ſchöne glutäugige Mädchen aus Prevorſt vom heiligen Geiſte heimgeſucht wurde. Gleichwie über eine Prieſterin von Sais kam eine heilige Verrücktheit über ſie, mit geſchloſſenen Augen, im tiefſten Schlafe, ſagte ſie wahr, verkündigte ſie das Schickſal kommender Zeiten, und las ſie die Schriftzeichen des heiligen Buches des Chriſtenglaubens: des Teſtaments.

Ein frommer Poet, ein Mann, wie es noch ſelten einer beſſer mit der Welt und der Menſchheit gemeint, in deſſen tief dichteriſchem Auge aber ſchon von früheſter Jugend an alle Wirklichkeit, die nicht unmittelbar in die Sinne fiel, zur Poeſie und hoher Myſtik verſchwamm, und der aus den Produkten ſeiner überſchwänglichen Dichterader bereits eine Himmelsleiter der wunderlichſten und rührendſten Art geſchaffen, weil es unabläſſig aus dieſem dunkeln Thale des Lebens ihn nach Oben trieb: Herr Juſtinus Kerner, nicht nur ſolch ein Poet, ſondern zugleich ein gerühmter, vortrefflicher Arzt*), übernahm die Unterſuchung und die Heilung der myſteriöſen Kranken. Sein Buch: „Die Seherin aus Prevorſt,“ das in der deutſchen myſtiſchen Literatur Epoche machte, iſt aller Welt bekannt nebſt den Reſultaten, die dort für das Heil unſerer Seele aufgeſtellt wurden.

Ganz Würtemberg, das katholiſche, wie vorzüglich das proteſtantiſche, hing an dieſem Buche, wie an einer neuen Offenbarung, der Pietismus ſtellte es ſeinen Statuten als oberſtes Prinzip voran, er ſagte, was hier ausgeſprochen ſei, bilde einen Beſtandtheil ſeiner eigenen inneren Offenbarung, und es ſei die „Seherin“ geſendet worden von dem Urquell des Lichts, um denen,

---

*) Und als Menſch in jeder Beziehung hochachtbar.
Anmerk. d. Red.

die da verſtockt ſeien und unſern Herrn Chriſtus nicht ſuchten auf die geeignete Weiſe, die Augen zu öffnen, zugleich aber ihre Geſellſchaft vor den Anfechtungen der unchriſtlichen Spötter für und für zu ſchützen.

Dies Buch brachte jetzt den Pietismus plötzlich wieder in den höchſten Credit. Er trat jetzt ſo zu ſagen aus der Dunkelheit heraus und ſchloß mit dem Katholizismus Brüderſchaft, der ſein Smollis mit einem gutmüthigen Händedruck lächelnd quittirte.

Aber der magiſche Glanz, der vom Haupte des Mädchens aus Prevorſt auf dem Pietismus zurückſtrahlte, konnte mit der Zeit erlöſchen, darum mußte die fromme Brüderſchaft auf Erhaltung ihres myſtiſchen Nimbus bedacht ſein. Sie mußte ſich mit fortlaufenden Wundern rekrutiren, um ihre Sekte ſiegen zu machen.

Denn in ſolch einer profanen Zeit, wie die jetzige, wo alles Ehrwürdige, Heilige und Hehre zerrinnt in einen ſchnöden Naturalismus, oder nicht ſelten auch in eine graſſe Indifferenz, — da thut es noth, nach den Zaubern des Himmels und der Hölle zu greifen.

In Tübingen hatte ſchon Kerner's Freund, der bekannte und in manchen Zweigen der Wiſſenſchaft wackere Moral-Philoſoph Eſchenmaier, ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit, ein Wort über das Beſeſſenſein durch Dämonen, d. h. verſtorbene und zur Hölle verdammte Menſchen, zur Sprache gebracht und die Seherin von Prevorſt hatte auch dieſen Punkt durch eine naheliegende Analogie neuerdings angeregt.

Kurzum, durch den bibelkundigen Pietismus war jetzt alſobald das unfehlbare Arcanum ſeiner unumſtößlichen Ächtheit aufgefunden. Man hielt ſich an die alten Nachrichten der Bibel von dem Beſeſſenſein, und begriff kaum, wie achtzehn Jahrhunderte vorübergehen konnten, ohne daß eine namhafte Beſtätigung jener Bibelnachrichten nochmals ſich wiederholt hätte. Bengel, der große ſchwäbiſche Myſtiker aus dem vorigen Jahrhundert, vermochte allein einigen Troſt für dieſes Defizit herbeizuſchaffen. Er beſtätigte die Anſicht von dem Beſeſſenſein und, wie ich glaube, führte er hiefür ſelbſt einige moderne Beiſpiele an.

Dieſe bloße Anregung und die Spekulation des Pietismus reichte jetzt hin, um in allen Bäuchen der „Frommen" dämoniſchen Spuck zu treiben. Sauerkraut und Schweinefleiſch, die notoriſche Lieblingsſpeiſe der Schwaben, erzeugt, in allzugroßem Maße genoſſen, einen unbehaglichen Zuſtand, aus dem allerhand fixe Ideen ſich allzugerne erzeugen. Im Unterleibe liegt theilweiſe die Krankheit unſerer Zeit, der Materialismus — man ſollte es kaum glauben — bringt heutzutage die meiſten fixen Ideen hervor. Es war damals eine Grippe des Unterleibs, die in Schwaben herrſchte. Gute Diät, geringere Portionen von Schweinefleiſch und Sauerkraut vertrieben endlich die böſen Gäſte. Der Myſticismus war ſchon übel daran, er verwünſchte den guten Appetit ſeiner Angehörigen, der ihn um die bedeutenden Renten ſeines Conventikelcapitals zu bringen drohte.

Siehe, da ſtieg die Sonne auf's Neue für ihn auf! In neun Perſonen blieb nachträglich die Colik haften; ſie waren allzumal arme Teufel, bei denen es vergeblich war, ihnen gute Diät vorzuſchreiben: ihre Armuth war die beſte Homöopathie, der Dämonismus konnte ihnen allein zu einer allopathiſchen Cur verhelfen. Was man doch nicht Alles um des Hungers und des leeren Bauches willen thut: man wird ſogar beſeſſen, ja ſo von einem Dämon beſeſſen, daß man ſelbſt daran mit frommer Seele glaubt. Der Hunger macht die Seelen fromm und blaß, zuweilen macht er aus ihnen auch Furien.

Ein ehrſames würtembergiſches Schneiderlein, ein ſpekulativer Kopf, der leicht erkannte, daß ihm ſein Pietismus unter den vorliegenden glücklichen Umſtänden weiter verhelfen könne als ſeine Schneiderei, erkünſtelte einen phosphoreszirenden Zuſtand, in dem er's der Seherin von Prevorſt bald um die Wette that; die Myſtiker verſchafften ihm alſobald eine Art von Cultus, und er legte ſich, ſelbſt magnetiſch durch und durch, auf's Magnetiſiren; er ward Herrn Kerner's treueſter Famulus und unter dieſes Meiſters Oberaufſicht vollendete er bei fünf der Beſeſſenen durch ſeine „magiſch-magnetiſche Manipulation," wie ſie Herr Kerner nennt, den Exorcismus. Die Dämonen flohen in die Hölle zurück, aus der ſie gekommen, wie Sie aus Kerner's „Geſchichte der Beſeſſenen neuerer Zeit" und aus deſſen „Sendſchreiben an den Medizinalrath Schelling" erſehen können. (Fortſ. f.)

Kunſtzuſtände in Berlin.

(Fortſetzung).

Werfen wir einen Blick auf die Wirkſamkeit und Behandlungsweiſen der Berliner Bildhauerſchulen in ihrem Verhältniſſe zu den in München beſtehenden, als deren gegenwärtiger Hauptrepräſentant der erfindungsreiche L. Schwanthaler zu betrachten iſt, ſo haben die letzteren den Vorzug der vielſeitigſten Verwendung und Entwickelung ihrer Kräfte für öffentliche, der Gegenwart zugehörige Denkmale; indem ſie ſich aber genöthigt ſehen, die vielen und umfangreichen ihnen geſtellten Aufgaben, in einer beſtimmten, verhältnißmäßig kurzen Friſt zu vollenden, können ſie der künſtleriſchen Ausführung des Details nicht diejenige Sorgfalt widmen, die wir an den Bildwerken des Alterthums mit Recht bewundern. An den Werken der Münchener Bildhauer vermiſſen wir die harmoniſche Durchbildung der Form, wie an den Schöpfungen der Münchener Maler die harmoniſche Vollendung des Kolorits. Die Schuld liegt jedoch nicht etwa in der Unfähigkeit der Künſtler, ſondern allein in äußeren Umſtänden. Die Läuterung und ſorgfältige Ausführung des Details bis zur harmoniſchen Geſammtvollendung der Form, dies iſt es vorzugsweiſe, wodurch die Werke der hieſigen Bildner ihren künſtleriſchen Werth empfangen. Die Sculptur wird hier weniger als Handwerk, denn als Kunſt betrieben. Beide ſollen aber nicht ohne einander beſtehen. Welche ſchöne Ergebniſſe eine ſolche Ausſöhnung und Verbindung der Kunſt und des Handwerks nach ſich zieht, ſehen wir bei uns an den Leiſtungen der königlichen Eiſengießerei, zu welchen Schinkel häufig die Zeichnungen liefert, nicht minder wie an den hieſigen Porzellanarbeiten und ſelbſt an den Erzeugniſſen der Henning'ſchen Neuſilberfabrik, die nicht ſelten ein ächt künſtleriſches Gepräge verrathen.

Seitdem unſere Maler Gelegenheit hatten, die lebensvollen, glühendgefärbten Bilder franzöſiſcher Künſtler zu ſehen, die nach Stoff und Darſtellung mehr den Anſprüchen der Gegenwart zuſagen, und die vollendetſte Technik beurkunden, will man von Italien nichts mehr hören. Man ſtrebt nach Paris, dem geräuſchvollen Mittelpunkte der europäiſchen Entwickelung und erhofft von dieſer Verbindung auch äußere Vortheile. Eine bedeutende Anzahl jüngerer Berliner Maler ſucht ſich in dortigen Ateliers auszubilden. Dieſer Verkehr und der davon abhängige Austauſch der Ideen und techniſchen Erfahrungen, der durch gegenſeitige Zuſendung von Gemälden noch bedeutend gefördert wird, kann allerdings für uns von mannigfachem Nutzen ſein. Die Franzoſen haben das, was uns größtentheils fehlt, Feuer und Lebendigkeit der Auffaſſung und des Ausdrucks, Kühnheit des Entwurfs, Glanz und Harmonie des Kolorits, womit wir unſer ſentimental-poetiſches Phlegma und die mehr verſtändige, kalte Gemeſſenheit unſerer Darſtellung auf eine erfolgreiche Weiſe verſetzen und durchdringen könnten. Eine größere Strenge und Richtigkeit der Zeichnung, Tiefe und Zartheit der Empfindung, Wahrheit und Natürlichkeit des Ausdrucks wird man uns im Allgemeinen nicht abſprechen können, aber unſere Erfindungskraft, die ſich leider nicht erlernen läßt, lahmt, unſere Technik ſteht noch immer auf matten Füßen und zur Ausführung größerer Entwürfe mangelt uns weniger Muth und Geſchick, als Gelegenheit und Unterſtützung. (Fortſ. f.)

Literatur-Tabletten aus Frankreich.

⁂ **Adam Mickiewicz**, durch ſeine Gedichte und ſeine zwei hiſtoriſchen Romane, „Herr Thaddäus und Konrad Wallenrod," der größte und zugleich populärſte polniſche Dichter, lebt gegenwärtig in **Paris** ſehr zurückgezogen und geſtattet nur wenigen ſeiner Landsleute Zutritt in ſeine Wohnung. Seine frühere Lebensfriſche hat ſich nach dem unglücklichen Untergang ſeines Vaterlandes in eine gewiſſe myſtiſch religiöſe Reſignation verloren, die ſich allein in äußerſter Zurückgezogenheit noch glücklich fühlt. Das Unglück ſeines Vaterlandes beugt ihn nieder, die Quelle ſeiner großartigen poetiſchen Imagination iſt verſchüttet. Es iſt betrübend, wenn ein ſo hochtönender Dichter, der Stolz einer ganzen Nation verſtummt. Dieſe Erſcheinung hat ein Gegenſtück in **Silvio Pellico** gefunden, deſſen poetiſcher Flug durch die lange Gefangenſchaft auf dem Spielberg für immer aufgehört zu haben ſcheint. Auch aus dieſem lebenskräftigen Dichter machte das Unglück einen ſcrupulöſen, religiöſen Moraliſten. Mickiewicz beſchäftigt ſich im Augenblicke mit einer Geſchichte **Polens**, die bei ſeinem ausgezeichneten Darſtellungstalent, da er im Beſitze einer reichen Materialienſammlung ſein ſoll, ein klaſſiſches Werk zu werden verſpricht. Das Schickſal eines deutſchen Poeten iſt das am meiſten tragiſche aller jetzt lebenden Dichter. Noch wird die verwirrte Seele des genialen **Hölderlin** von ſeinem ſeelenloſen Körper eingekerkert gehalten.

⁂ Der franzöſiſche Kritiker und Dichter **St. Beuve** lebt ſeit einiger Zeit in der franzöſiſchen Schweiz, und hält in Lauſanne nach dem Wunſche der Kantonsregierung, von derſelben glänzend ſalarirt, Vorleſungen über franzöſiſche Literatur. Sein kritiſches Werk, welches unter dem Titel: „Port-royal" ſchon lange angezeigt iſt, wird für die franzöſ. Literatur von hoher Bedeutung ſein, da es jene Schule behandelt, welcher **Paſcal**, der Verfaſſer der lettres provinciales, angehörte. St. Beuve hat jene berühmte Schule nur von literariſcher Seite aufgefaßt, da der eigentliche Gegenſtand ihrer Streitigkeiten für die Kirchengeſchichte einzig und allein ein hinreichendes Intereſſe bietet. Die ſogenannte Schule Port-royal, welche lange Zeit eine der wichtigſten Rollen ſpielte, verdankte folgender Streitigkeit ihre Entſtehung. Port-royal des Champs war ein zwiſchen Verſailles und Chevreuſe einige Meilen von Paris entfernt gelegenes Frauenconvent, deſſen Vorſteherin die tugendhafte und erleuchtete Mutter Angelica Arnauld war. Ihr Neffe, Antonius Arnauld, ein berühmter Profeſſor der Sorbonne, bekannte ſich zu Janſeniſtiſchen Grundſätzen, in denen er mit ſeinen zahlreichen und geiſtreichen Freunden die reine Orthodoxie des heiligen Auguſtinus ausgeſprochen fand. Allein die Sorbonne hatte in dem Buche des Janſenius Ketzereien entdeckt und fünf Sätze deſſelben ſogar verdammt. Da nahmen auch noch die Jeſuiten gegen Arnauld Parthei und verfolgten ihn auf's Heftigſte. Er aber, der ſeinen Grundſätzen treu blieb, verließ ſeine Stelle und zog ſich mit ſeinen Freunden, unter denen außer Paſcal, der Advokat Lemaitre, de Sacy, Nicole, Lancelot und der Herzog von Chevreuſe genannt zu werden verdienen, in ein kleines Haus zurück, welches jenem Frauenconvente angehörte. Von ihm erhielt die Schule ihren Namen. **Paſcal** vertheidigte in ſeinen lettres provinciales anfangs nur die Sache ſeines Freundes Arnauld, bald aber richtete er ſeine alles niederreißende Logik und Dialectik gegen die Lug- und Truggewebe der Jeſuiten, die vor den Augen der ganzen Nation völlig entlarvt wurden. Er gab der franzöſiſchen Proſa eine neue Richtung und bereicherte ſie mit neuen Werken und Bildern, kühnen Wendungen und großartigen Anſchauungen. Dieſe Periode einer neuen Sprach- und Stylbildung, deren Erben Rouſſeau und Voltaire wurden, hat St. Beuve zur Aufgabe ſeines neuen Werks und ſeiner Vorleſungen gemacht, die er im Augenblick in Lauſanne unter allgemeinem Beifall hält.

⁂ **Viktor Couſin**, franzöſiſcher Staatsrath und Pair, Philoſoph und Reformator des Schulweſens par excellence hielt ſich einige Zeit in der Schweiz auf, um auch dort, wie er es ſchon früher in Deutſchland, vor Kurzem in Belgien und Holland gethan, den Zuſtand des Unterrichtsweſens zu ſtudiren. — Der gegenwärtige Miniſter des öffentlichen Unterrichts, Salvandy, hat ein ſehr heilſames Geſetz erlaſſen. Kraft deſſen dürfen ſich die ordentlichen Profeſſoren aller Collegien, die Univerſitäten ausgenommen, durch keine jüngeren Lehrer mehr erſetzen laſſen. Dieſe jüngeren Remplaçants waren ſo zur Mode geworden, daß die Profeſſoren nur noch auf den Katalogen, aber nicht mehr auf den Kathedern ſich einfanden, und ſo die meiſten Stellen wahre Sinecuren wurden. Auch Herrn Couſin, dermalen noch Profeſſor der Philoſophie an der königlichen Normalſchule in Paris, trifft ein gleiches Schickſal, wenn er ſich ihm nicht durch wichtige Geſchäfte zu entziehen weiß, was ihm indeſſen nicht ſchwer fallen wird.

⁂ **Das Geheimniß, franzöſiſch ſchreiben zu lernen.** — Einer meiner Freunde war neulich bei **Jules Janin** eingeladen. Es kam die Rede auf die Schwierigkeit für den Fremden, ſich der Feinheiten der franzöſiſchen Sprache zu bemeiſtern. „Sie," ſagte mein Freund, zu Jules Janin, „Sie, der Sie ſelbſt ſo unnachahmlichreizend und graziös ſchreiben, Sie der Sie ein Typus der feinſten Converſationsſprache bei den Franzoſen geworden ſind, wie die Mars für den Accent, Sie könnten mir, wenn es Ihnen gefällig iſt, dieſes Geheimniß verrathen!" „Gut," erwiederte Jules Janin, „Sie ſollen es erfahren. Ich habe nie moderne Sprachen ſtudirt, ich kenne weder deutſch noch engliſch, ob ich gleich aus beiden Sprachen überſetzt habe; aber Eine Sprache habe ich aus dem Grunde ſtudirt und mache noch täglich meine Exercitien darin, es iſt meine Mutterſprache. Darin bin ich nun freilich zu Hauſe und ich halte mich berechtigt, dabei ein Wort mitzureden. So kam einſt Heine zu mir und fragte mich, ob die Ueberſetzung eines Fragmentes ſeiner Schriften, welche Löwe-Weimars verfertigt hatte, gut franzöſiſch ſei. Ich überflog die Ueberſetzung und fand ſie herzlich ſchlecht. Und doch rührte ſie von Löwe Weimar's her! Aber Sie wollen das Geheimniß wiſſen, wie man hinter die Feinheiten unſrer Sprache kommt? Ich habe zwei Schriftſteller mein Lebenlang ſtudirt; ich lege mich nie nieder, ohne nicht vorher einige Blätter in ihnen geleſen zu haben und ſelbſt am Tage, wenn ich mir einen Genuß bereiten will, hol' ich ſie dort vom Bücherpult herab und ſtudire ein wenig in ihnen. Ihnen habe ich meinen Styl zu danken." „Und welche Schriften ſind dies?" fragte mein Freund geſpannt. „Es ſind die Briefe der Madame de **Sevigné** und **Boſſuet's** Schriften. Die müſſen Sie ſtudiren, wollen Sie ächt franzöſiſch ſchreiben lernen." — Wahrlich ein ſehr beſcheidenes, naives Geſtändniß dieſes ausgezeichneten franzöſiſchen Styliſten! H. L.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N° 270. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 15. November.

Erinnerungen an Athen.

(Fortſetzung).

Wir kehrten zum Innern des Parthenons zurück, und indem wir die andere Seite der Burg erblickten, ward uns eine neue, angenehme Überraſchung. Die Gräfin Armansperg mit ihrem jüngſten Töchterchen, der niedlichen Gräfin Marie, am Arm, ſtand hier in einem offenen Bruch der Ringmauer, und ſchaute über das aufblühende Athen nach dem blauen Hymettus, von Herrn Profeſſor Roß begleitet, der die Oberaufſicht über alle Alterthümer hat, die beſtehen und gefunden werden. Wir eilten, ihr einen guten Morgen zu bringen, nebſt unſerm verbindlichſten Dank für die Freude, welche ſie uns durch ihre Gegenwart bereitete, und folgten dann alleſammt der Erinnerung der geſchäftigen Bedienten zum bereitſtehenden Mahle. In dieſem Augenblicke wurden wir auf dem höchſten Gipfel des Parthenons Herrn Beng gewahr, der dir genügend aus meinen frühern Briefen bekannt iſt, und der gewiß der willkommenſte Gaſt war, den wir finden konnten. Seine lange Figur erhob ſich langſam auf dem mächtigen Marmorblock, den er ſich zum Ruhebett erwählt, und Alle, die wir uns unten befanden, ergriff ein anhaltendes Lachen, als der Obenſtehende mit ſeiner angenehmen, vollen Stimme ein Ziethen'ſches Huſarenlied, Friedrich dem Großen zu Ehren, zu ſingen begann; mit den letzten Strophen war er die durch abgebrochene Marmorſtücke gebildete Treppe hinabgeſprungen und ſtand in unſerer Mitte, originell, wie immer, ſeine Größe bietend.

Man hatte den Frühſtücktiſch in die vordere Säulenhalle des Parthenons da etablirt, wo ſich eine entzückende Ausſicht über die Flur bis zum Piräus, die beiden alten, den neuen Hafen und mehrere Inſeln im Meere darbietet. Die Luft war rein, der Tag ſo ſchön als man wünſchen konnte und der Anblick durch die Säulen über das vergoldete Meer und den Piräus mit ſeinen Schiffen und Maſten, ſo wie mehr rechts über den grauen Olivenwald mit ſaftgrünen Baumgruppen untermiſcht und fern am Horizont der Gebirgsrücken, der in graziöſen Linien, in tiefes Blau getaucht, die Ebene von Athen begränzt, mit hie und da noch weißen Schneekronen geſchmückt, dieſer Anblick, ſage ich, war gewiß bezaubernd. Man war bereit, ſich zu ſetzen, doch der Wind veranlaßte einen Zug, der den Damen zu gefährlich werden konnte; man wählte daher einen anderen Platz an dieſer Seite des Parthenons, einen dritten, einen vierten, man fand ſie leider endlich alle nicht tauglich, und mit verdrießlichen Mienen trugen die Bedienten auf Befehl des Herrn von Prokeſch das ganze Frühſtück auf die andere Seite. Man wählte und wählte, doch mit eben ſo ſchlechtem Erfolg, als früher, und es ſchien, als ob die Geiſter der Vorwelt noch einmal heraufgeſtiegen wären, um ihren Gott der Winde anzuflehen, eine Entweihung ihrer Tempel, wie wir beabſichtigten, nicht zu geſtatten. Es geſchah, alle Plätze unter den Säulen wurden probirt, überall zog es; von Neuem wurden Tiſche und Stühle ergriffen, um eine paſſende Stelle zu finden, und es gelang, doch wo? denke dir, die einzige, die wir ausfindig zu machen im Stande waren, fand man unter den ſchmächtigen zwei Säulen der türkiſchen Moſchee, die gerade die Mitte des Parthenons einnimmt, und deren innerer Raum zur Aufbewahrung der kleinern Alterthümer, die man hier findet, benutzt wird.

Raſch war Alles in Ordnung und nun nahm ein frugales durch die Güte der Frau von Prokeſch beſorgtes Frühſtück ſeinen Anfang, bei dem mir wenigſtens nichts fehlte, als — du, traute Angeline. Man ſcherzte, man neckte ſich, mit einem Wort man war fröhlich und vergnügt. Doch liehen wir Jüngern auch aufmerkſam unſer Ohr den lehrreichen Erzählungen des Herrn von Prokeſch, wie er mit Entzücken ſeine Reiſe im Orient ſchilderte, wie er nicht genug die Annehmlichkeiten jener Länder preiſen konnte; mich vor Allen, als einen halben Orientalen, intereſſirte dies ſehr. Als er geendet, konnte ich mich nicht enthalten, auch mein Bischen Weisheit auszukramen, und Jeder der Geſellſchaft war erſtaunt, als ich die Berberei mit Eifer, ja mit Feuer beſchrieb, du weißt es, wie ich das Land liebe, in dem du geboren, wo ich ſo glücklich war, dich zu finden, wo ich ſo manche vergnügte Stunde verlebte, und das iſt mir genug. Ich hatte kurze Zeit innegehalten und war im Begriff, abermals Tunis' Vorzüge zu preiſen, da fiel mir eine liebliche Stimme in's Wort: „Seien Sie ſtill. Ihr ganzer Enthuſiasmus rührt nur von ihrer Angeline her, das Land iſt und bleibt die Berberei," ich aber ſchwieg, denn gegen mehrere Damen mich zu vertheidigen, habe ich nie den Muth. Doch als die Schönſte unter den Schönen mich lächelnd fragte: ob ſie denn einmal nicht das Glück haben würde, dieſen barbariſchen Engel zu ſehen; da verſprach ich's ihr und mir gelobte ich von Neuem, ſobald als möglich, dich heimzuführen, und ſchon freue ich mich auf den Triumph, wenn du denen, die mir jetzt ſpotten, den Beweis lieferſt, wie gut meine Wahl war, und gar vielleicht ein wenig neidiſch dich betrachten werden.

Das Frühſtück war beendigt, man ſchritt, unter Führung des gefälligen Herrn Profeſſors Roß, zur Beſichtigung der in allen nur irgend verſchließbaren Räumen aufbewahrten Alterthümer, und wir junges Völkchen gingen mit bedeutenden Raubideen um. Kleine Steinchen, Lämpchen und dergleichen mehr, die in Unzahl täglich hier gefunden werden, hatten wir bereits zu uns geſteckt, und Herr Beng war wieder einmal ſo köſtlich, daß man ohne zu lachen ihn wahrhaftig nicht anſehen konnte. Unter den Armen große Steine, in den Händen ebenfalls, trat er vor den ängſtlich ſich umſchauenden Profeſſor, um ihren alterthümlichen Werth zu erfahren, während die Damen auf der andern Seite mit Kleinigkeiten ihre Strickbeutel und wir unſere Taſchen füllten. Hin und wieder ſchenkte auch Herr Roß an Verſchiedene der Geſellſchaft kleine Stückchen Marmor u. ſ. w., und ſo verging höchſt angenehm der Morgen, der für mich ſtets eine freudige Erinnerung bleiben wird. Es war bereits Mittag, als wir unſern Weg zur Stadt zurücknahmen, unter luſtigen Scherzen, wie wir gekommen, und beladen mit den Schätzen, die theils gefunden, theils als Geſchenke unter uns vertheilt waren. Am Kriegsminiſterium trennte ſich die Geſellſchaft, und ich hatte das Vergnügen, die Gräfin Armansperg nach Hauſe zu führen; bei meiner Beurlaubung aber war man ſo gütig mich einzuladen, die Familie am Abend in's Theater zu begleiten.

So wie es Zeit zum Theater war, begab ich mich in's Armansperg'ſche Haus, um die Damen, wie ſie es gewünſcht, abzuholen. Ich traf hier den engliſchen Legationsſekretär, ein Mann, dem ich ſeiner Kenntniſſe, ſeiner Fähigkeiten wegen alles Recht widerfahren laſſen muß, der mir aber perſönlich höchſt fatal iſt. Die Gräfin Caroline an meinem Arm, langten wir bald auf dem Platze vor dem Thore an, wo das Theater, ein gewaltig großer Bretterkaſten, aufgebaut iſt. Ich glaubte eine Art Schauſpielertruppe zu finden, doch es war eine ſchreckliche Bande von Seiltänzern, die, von einer jämmerlichen Muſik begleitet, ihre allerdings ſehr wenig verwegenen Künſte producirte. Der Komiker, ein Greis von ſechzig Jahren, war unbedingt von Allen noch der Beſte, leider ſoll der Arme, nachdem wir bereits die Bude verlaſſen, das Bein gebrochen haben, und ſo wird wohl der heutige Abend ſeinem ſprung- und thatenreichen Leben ein Ende gemacht haben, ich wünſche ihm dabei, daß er in der Rolle des Harlekins, die er ſo lange geſpielt, für den Reſt ſeines Lebens Lehre genug gefunden haben mag, ihn ruhig zu genießen.

(Schluß folgt).

Eine Entrepriſe.

(Fortſetzung).

8. Die Erbſchaft.

Man klopfte. Auf Perrier's höfliches „Herein!" öffnete ſich die Thüre, und in das Kabinet trat mit forcirtem Schritt ein Maſter, der unter ſeinem Arm einen großen, angoriſchen Kater trug. Es ſchien ein Mann von fünfzig Jahren, ſein Kopf war grau, ſeine abgelebten Züge drückten viel Verſchmitztheit und Weltmannserfahrung aus. Jedoch ſah man, daß der Geiſt dieſes Mannes ſich an vielen ſchweren Schickſalen mürb gerieben habe. Ein jeſuitiſcher Strich ging durch ſein ganzes Weſen. —

„Ich komme, mich und meinen Kater Bello von Ihnen friſiren zu laſſen," ſagte er lächelnd zu Perrier.

„Setzen Sie ſich gefälligſt nieder, Mylord!" erwiederte dieſer, und bat hierauf den Engländer, ihm zu ſagen, was ihn zu dieſem Akt der Verzweiflung bewege.

„Familienangelegenheiten!" warf dieſer leicht hin. „Meine Verwandten, deren ich ſehr viele zähle, haben ſich's zum Geſchäft gemacht, gegen mich auf alle nur mögliche Weiſe zu intriguiren und mich zu chicaniren. Sie verleiden mir ſeit einer Reihe von Jahren mein Leben, wo ſie nur können, weil ich ihnen einmal gedroht habe, dieſen treuen Kater nach meinem Tode zum Univerſalerben meines beträchtlichen Vermögens einzuſetzen. Dies iſt der Hauptgrund ihres Haſſes gegen mich. — Da hab' ich mir nun eine Revanche ganz eigener Art erdacht, nämlich mit ihrem gütigen Beiſtand die Zeitlichkeit zu ſegnen, — und meine Verwandten zu Erben all meiner Hinterlaſſenſchaft einzuſetzen.“ —

„Wie, großmüthigſter Mylord?“ fiel ihm Verrier erſtaunt in's Wort. „Fürwahr, das iſt eine Rache, deren ſich unſer Herr und Heiland ſelber nicht zu ſchämen brauchte! Wie werden dieſe Elenden erröthen bei ſolcher Großmuth!“ —

„Ich zweifle daran,“ erwiederte der Gentleman und ſeine Züge legten ſich in ein verſchmitztes, wahrhaft ſataniſches Lächeln zuſammen. „Mein Teſtament iſt ſo eingerichtet, daß meine Anverwandten, ſobald ſie meinen letzten Willen kennen, alle Anwälte Londons werden unter Papier ſetzen. Jeder hat nach dem Teſtament den einzigen, vollkommenſten Anſpruch auf mein ſämmtliches Vermögen; Jeder wird denſelben geltend zu machen ſuchen, Einer mit dem Andern in Streitigkeiten und Prozeſſe verwickelt werden, am Ende entſteht daraus eine ſolche Verwirrung, daß Niemand mehr weiß, mit wem er ſtreitet. Sie ſehen, mein Herr! Der Plan iſt gut angelegt, ich werfe ſo einen Stein unter meine Feinde und laſſe ſie ſich untereinander aufreiben. Soweit ich meine Verwandten kenne, bin ich überzeugt, daß keiner von ihnen mein Vermögen zu Händen bekommen wird. Dieſes und das ihrige noch dazu wird den Alles verſchlingenden Söhnen der Themis zu Theil werden, und ich und mein ehrlicher Kater haben Revanche und Frieden.“

Verrier, der ſich's zur heiligſten Pflicht gemacht hatte, jede originelle Idee zu bewundern, mußte auch jetzo es thun, und der Teſtator, ſowie der große angoriſche Kater ſegneten mit ſeinem Beiſtande die Zeitlichkeit. —

9. Lady Diana.

Eines Morgens trat eine Dame von ausgezeichneter ächt engliſcher Schönheit in Verrier's Kabinet. Ihr Wuchs war majeſtätiſch und imponirte, wie der Strahl ihrer lebhaften, braunen Augen. Eine dunkle Lockenfülle wiegte ſich üppig auf dem weißen Hals und Nacken, deſſen bezaubernde, reizende Formen das eng anſchließende, violet-ſammetne Kleid eher errathen ließ, als ſie verhüllte.

Verrier ſtand geblendet. Seine gewohnte Ruhe und Beſonnenheit drohte ihn bei'm Anblicke dieſes himmliſchen Weibes zu verlaſſen; er ſtotterte einige Worte von großer Ehre, und behielt kaum ſo viel Faſſung, nach Mylady's Wünſchen zu fragen.

„Mein Herr!“ ſprach ſie mit einem Tone, faſt eben ſo zärtlich, als der Blick ihres braunen Auges; „mein Herr! Ich komme, Sie zu bitten, der Schutzgeiſt meines Lebens zu werden und meine Seele von einer Qual zu befreien, die mich über kurz oder lang dem Tod in die Arme ſchleudern wird. O! Ich bin die unglücklichſte Frau, wenn Sie, edler Mann! mich grauſam und erbarmungslos von ſich ſtoßen!“

Laut weinend warf ſich die Dame auf das Kanapé, zwar nicht mit eben derſelben Züchtigkeit und keuſchen Anmuth, welche Lucretia ſelbſt noch im Sterben bewahrte. aber dennoch mit einer Grazie, welche auch ein weniger heißes Blut, als das unſeres Jean Verrier's ſiedend gemacht haben würde. — Dieſer ſtürzte ihr mit einem Anſtand, der einem Don Juan keine Schande gemacht hätte, zu Füßen, und ſchwur mit bebenden Lippen und emporgehobenen Händen, ihr Ritter zu werden, trotz allen Lindwürmern und Ehemännern aller romantiſchen und modernen Zeiten. —

Lady Diana, ſo hieß die ſchöne, unglückliche Dame, ſchien dadurch einigermaßen beruhigt und getröſtet. Sie erzählte Verrier, wie ihr trauriges Schickſal ſie an einen eben ſo ſimplen als verhaßten Mann gekettet habe, deſſen frei und ledig zu werden, der heißeſte Wunſch ihres Lebens ſei.

„Alles, Alles wollt' ich darum opfern!“ rief ſie mit Leidenſchaft. „Kein Preis würde mir zu groß und theuer ſein, Ihnen zu zeigen, wie hoch ich den Dienſt achte, um welchen ich Sie, edler Mann! anflehe!“

Verrier war erſchüttert; aber nicht gewohnt, mit ſeinen Entſchlüſſen lange hin und herzuſchwanken, war er auch jetzt bald mit ſich in Klarheit. Wohl hatte er in dem ſimplen, verhaßten Gemahl der ſchönen, jungen Lady Diana jenes dürre, nette, geſchniegelte und geſtriegelte Männchen von Vorgeſtern wieder erkannt, jenen ſentimentalen Zitteraal, der gekommen war, ihn zum Meuchelmorde Diana's zu dingen, eben derſelben Diana, die ihm in dieſem Augenblicke ſo zärtlich, ſo weich und warm die Hand drückte, ihn ſo ſchmachtend anblickte und dabei ſeufzte: „Retten Sie mich von dem Verhaßteſten aller Menſchen! — ich — ich — will erkenntlich ſein!“

Wer hätte da noch kalt und unſchlüſſig bleiben können? Verrier zum Wenigſten nicht. Er drückte ſeine heiße Lippe auf die weiche Alabaſterhand, er ſtammelte: „O Lady! Hätt' ich tauſend Leben . . . . .“; ſie beugte ſich gerührt zu ihm nieder, ihr warmer Athem berührte ſeine Stirne — in dieſem Augenblicke ſchon war unſer ſentimentaler Ehegemahl eine ſichere Beute des Todes und Verrier, der glückliche Verrier, vergaß ſeine würdige Rolle, die ihm die Vorſehung angewieſen hatte. — Lady's Gemahl ſollte unvorbereitet von ihm friſirt werden. (Schluß f.)

Halliſche Jahrbücher

für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt.

In einer Epoche, wie die unſrige, welche, wie noch keine frühere, als Weltkriſis ſich zu erkennen gibt, iſt die Literatur weſentlich und nothwendig vorherrſchend Kritik. Sie iſt kritiſch gegen Veraltetes, Abgelebtes, noch ſcheinbar Beſtehendes; ſie iſt kritiſch gegen jegliches Neue, welches aus der allgemeinen Gährung hervortaucht, und ſomit auch kritiſch gegen das Kritiſche, zugleich Urſache und Wirkung der Fortbewegung, Ausſtrahl und Reflex, inſtinktive Aktuoſität und Bewußtſein derſelben. So wird die Kritik ſelbſt Gegenſtand der Kritik, und gerade dies gibt unſerer Zeit den eigenthümlich hohen Charakter, daß alles in ihr in die Sphäre des ſelbſtbewußten Geiſtes erhoben wird. Es ſoll nichts Weſentliches mehr dem Zufalle, der Willkühr, dem unbewußten Triebe überlaſſen bleiben; der denkende Geiſt will Allem den Stempel vernünftiger Abſichtlichkeit aufprägen. So ſind auch ſchon mehrfache Verſuche gemacht worden, die kritiſche Journaliſtik, als das ſpezielle Organ des allgemeinen kritiſchen Geiſtes, den geſteigerten Bedürfniſſen des Lebens gemäß zu organiſiren. Das fortſchreitende Leben aber hat eine doppelte Tendenz. Einestheils verbreitet und vertieft es ſich in's Einzelne, ſpezialiſirt und individualiſirt ſich nach allen Richtungen hin. Anderntheils geht es auf Sammlung, Generaliſirung und Unifizirung des Mannigfaltigen aus. Dieſe doppelte Tendenz zeigt ſich auch in der kritiſchen Journaliſtik, welche einerſeits ſich immer mehr nach Disziplinen, Fächern und Intereſſen beſondert, anderſeits durch Gründung allgemeiner Repertorien, Verzeichniſſe, Anzeiger u. dgl. m. und durch Überſichten, Geſammtrezenſionen u. ſ. w. dem Bedürfniſſe des Überblickes des geſammten literäriſchen Treibens und der Einſicht in den allgemeinen Zuſammenhang zu entſprechen ſucht. Auf dieſe Weiſe haben die kritiſchen Inſtitute des vorigen Jahrhunderts ſich überlebt, und die großmütterlichen allgemeinen Literaturzeitungen werden, dem natürlichen Laufe der Dinge nach, von ihren Kindern und Enkeln in den Hintergrund — auf den Ruheſeſſel gedrängt. Es iſt nun Zeit, daß dem geſteigerten Bedürfniß auch mit Bewußtſein und nach wohldurchdachtem Plane entſprochen werde.

Von dieſer Überzeugung durchdrungen, haben die Hrn. Doktoren Ruge und Echtermeier in Halle ſich mit vielen Gleichgeſinnten zur Herausgabe Halliſcher Jahrbücher für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt vereinigt. Dem von ihnen ausgegebenen Proſpektus zu Folge gedenken ſie den höheren Bedürfniſſen der Gegenwart dadurch zu genügen: 1) daß ſie ſich auf das Leben der deutſchen Wiſſenſchaft und Kunſt beſchränken und damit einen beſtimmteren Organismus in's Auge faſſen; in dieſem Leben aber 2) nicht den Fachwiſſenſchaften als ſolchen in alle Einzelnheiten nachgehen, ſondern vorzugsweiſe die Geſtalten des allgemeinen Geiſtes in Theologie, Kunſt, Philoſophie, ſowie die Verarbeitung dieſes Geiſtes in unſerer Nationalliteratur und ihren Elementen, der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft, der klaſſiſchen Philologie u. ſ. w. zum Vorwurfe nehmen; — endlich 3) daß ſie dieſes Geiſtesleben auf lebendigere, mehr darſtellende Weiſe aufzufaſſen ſuchen, deshalb von den Büchern fortgehen zu dem geiſtigen Verbande durch die Perſönlichkeiten, die ſie produziren, und von der Vereinigung des Geiſteslebens auf Univerſitäten und Kunſtakademien weitergehen zur Darſtellung einer wirklichen, organiſch-entwickelten wiſſenſchaftlichen oder Kunſtrichtung. Zu dieſem Zwecke werden die Jahrbücher ſich nicht auf Kritiken beſchränken, ſondern hiermit auch Charakteriſtiken ſolcher Perſönlichkeiten, welche in der Gegenwart noch ein Ferment ſind, Correſpondenzen zur Schilderung des Lebens der Univerſitäten und des Geiſtes und des Treibens der verſchiedenen Kunſtakademien, Maler- und Dichterſchulen, und Überſichten verknüpfen, welche den Entwicklungsgang wiſſenſchaftlicher Fächer, verſchiedener Künſte und Kunſtarten, aber in ganz ſpeziellen Zweigen ſo nachzuweiſen haben, daß ſich zeige, welches Moment darin die einzelnen Perſönlichkeiten und ihre Thätigkeit ſind.

Auf dieſe Weiſe hoffen die Jahrbücher „zum erſten Mal vollſtändig das Selbſtbewußtſein der Gegenwart zur freien Macht zu erheben.“

Herr Otto Wigand zu Leipzig, der den Verlag dieſer Jahrbücher übernommen, zeigt an, daß von denſelben wöchentlich 6 Nummern in halben Bogen in Quart erſcheinen werden, und daß bereits mehr als 100 der ausgezeichnetſten Gelehrten aller Fächer ihre Mitwirkung zugeſagt haben.

Wir können, nach mündlichen Mittheilungen eines der Herrn Herausgeber, noch hinzufügen, daß zugleich beabſichtigt wird, dem, leider! ſo allgemein herrſchenden, literäriſchen Kotterieweſen nachdrücklichſt entgegenzutreten, daher auch begründeter Tadel von Schriften der Mitarbeiter nicht von den Jahrbüchern ausgeſchloſſen iſt. —

Nach allem dieſem finden wir uns zu ſchönen Hoffnungen berechtigt und glauben dieſes Unternehmen in jeder Hinſicht unſeren Leſern zu theilnehmender Beachtung empfehlen zu dürfen. C.

Feuilleton.

⁂ Mad. Dorus-Gras, die anmuthige Sängerin der königl. Akademie der Muſik zu Paris, hat in dieſen Tagen zu Straßburg einen ſchönen Triumph gefeiert. Bei jedem Geſang wurde ſie von dreimaligem Beifallklatſchen begrüßt. Das „Journal du haut- et bas-Rhin“ verſichert ſogar in ſeinem Theaterbericht hierüber: „Nous épuiserions toutes les formules *laudatives* pour rendre compte de l'impression qu'elle a produite, que nous serions encore au dessous des éloges qu'elle mérite.“ Vortrag, Stimme, Spiel, Geſtalt, kurz Alles ſoll ſich hier vereinigt finden, ſelbſt auch „*ce parfum de décence et de bonne compagnie* qui forme l'un des puissans attraits de la femme.“

⁂ Die alte und prächtige Uhr des Straßburgiſchen Münſters wird nach dem, von Herrn Schwilgué, Ingenieur Mechanikus zu Straßburg, entworfenen Plane wiederhergeſtellt. Das franz. Juſtiz- und Kultminiſterium hat den Plan dazu genehmigt. Die Arbeiten, deren Koſten auf 32,400 Fr. veranſchlagt ſind, müſſen in drei Jahren beendigt ſein.

⁂ Zur feierlichen Einkleidung von elf Novizen, welche am 5. d. M. zu Ottobeuren in dem dortigen Benediktinerkloſter ſtattgefunden, waren Leute aus weiten Gegenden herbeigeſtrömt, da dieſe Feierlichkeit ſeit mehr als 30 Jahren dort nicht geſehen worden. (1837!)

⁂ „Die feierliche Taufe und Einweihung unſeres erſten Dampfſchiffes,“ — ſo ſchreibt die Regensburger Ztg vom 16. v. M. „fand geſtern ſtatt. Um 12 Uhr Mittags betrat der Biſchof von Regensburg, in Pontificalibus und unter Vortragung des Kapitelkreuzes, den Bord des Schiffes und begann den Akt der Taufe und Einweihung ... Die Einweihung nach proteſtantiſchem Ritus vollzog der Kirchenrath Gampert.“ (1837!)

⁂ Kinderbewahranſtalten im Seine-Departement. — Der Primair-Unterricht in Frankreich hat ſeit dem Geſetz vom 28. Juni 1833 einen bedeutenden Aufſchwung gewonnen; doch bleibt noch viel zu thun. Am erſten Januar d. J. gab es im Seine-Departement 37 Kinderbewahranſtalten (salles d'asile), in welchen 6715 Kinder Aufnahme fanden. Jetzt beabſichtigt man noch 21 neue ſolche Anſtalten in den Landgemeinden zu errichten.

⁂ Staatsausgaben in Frankreich und England. — Das Ausgabe-Budget belief ſich für England im J. 1814 auf 1390 und im J. 1837 nur auf 1213 Mill Frank.; für Frankreich hingegen im J. 1814 auf 367, im J. 1837 auf 1030 Millionen.

In Nro. 267 iſt Seite 1067, Sp. 2, Zeile 26 v. u. écrire ſtatt Créer zu leſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 271. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 16. November.

Erinnerungen an Athen.

(Schluß).

Ich konnte mich aber über die gräßliche Aufführung dieſes Geſpringes und Tanzens tröſten, denn neben mir ſaß die blühende Gräfin Caroline und nur zu bald erklang und die Stimme der Gräfin Mutter zum Aufbruch, die daran erinnerte, daß es die höchſte Zeit ſei, Toilette zu machen, um bei der heute Abend ſtattfindenden Hochzeit der jungen Fürſtin Cantacuzeno mit einem Fürſt Soutzo nicht zu ſpät zu kommen. Raſch wurde der Weg zur Wohnung der Gräfin zurückgelegt, ich empfahl mich, ſehr zufrieden mit dem heutigen Tage, und ärgerlich über die unverzeihliche Unart einiger Offiziere, die ſich erlaubten, in den Logen des Theaters (was wohl nicht gerade der paſſendſte Ausdruck iſt) Cigarren zu rauchen, obgleich neben ihnen und ihnen gegenüber die vornehmſten Damen der Reſidenz ſaßen.

Den Abend brachten der Fürſt und ich allein zu Hauſe zu. Es wurde nun meine Abreiſe auf nächſten Freitag feſtgeſetzt, und manches blieb mir für die wenigen Tage noch zu thun übrig; denn du weißt, wie unendlich viele Effecten und Sachen wir ſtets mit uns haben, und Alles mußte doch gehörig in Ordnung und regulirt ſein, ehe ich den Fürſten verließ.

Zum Dienſtag waren wir zum ruſſiſchen Geſandten, Herrn von Catacazy, zum Dinér eingeladen. Was ſoll ich dir weiter darüber ſagen, als daß Alles vortrefflich war, nur, wie gewöhnlich bei großen Feten dieſer Art, das mir ſo verhaßte Steife auch hier nicht fehlte. Kaum hatte man daher die Tafel aufgehoben, als ich zu Armansperg's flog, und hier ward im Verein mit der Lyons'ſchen Familie der Abend unter geſellſchaftlichen Spielen auf's Vergnügteſte verbracht. Was nur Ausgelaſſenes aufzufinden war, wurde ausgeführt und Scherzen und Lachen war der Anfang und das Ende. Wie froh ich aber immer in ſolchen Cirkeln bin, iſt dir genügend bekannt, wohl haſt du recht, wenn du mich manches Mal ſanft erinnerſt, nicht ſo ausgelaſſen zu ſein, doch beruhige dich, wenige Jahre noch und mit Wonne werden wir uns dieſer Zeit unſeres Lebens erinnern, ſie auch wohl, meinſt du nicht? ſehnlichſt zurückwünſchen.

Der Mittwoch ward noch einem Spazierritt mit der Familie Lyons gewidmet. Ich habe dir ſchon von Malta aus mein Urtheil über dieſe ausgezeichneten Damen mitgetheilt, hier nun aber rechne ich die vielen Stunden, die ich in dieſem Hauſe zugebracht, mit zu den angenehmſten. Lady Lyons iſt in der That ſo liebenswürdig wie naiv; auch von ihr habe ich viel Spott ertragen müſſen, doch ſtets ſo, daß ich mit Vergnügen ihr immer neue Veranlaſſung gab, mich damit zu verfolgen. Miß Anna iſt und bleibt das nette, angenehme Mädchen, wie ich ſie in Malta kennen gelernt, und zeichnet ſich auch hier durch ihre ſtets gut gewählte Toilette vor den meiſten jungen Damen der Stadt aus. Wie aber hat ſich die Jüngſte, Miß Minna, verändert! Als ich ſie zum erſten Male ſah, erſchien ſie mir ganz noch ein niedliches Kind, wie erſtaunte ich, nach vier Monaten ein förmlich erwachſenes, äußerſt lebhaftes, liebliches Fräulein wieder zu finden. Klug bis in die Fingerſpitzen, möchte man ſich bei dem einzigen Wort „no,“ welches ſie mit ganz eigenthümlicher Grazie ausſpricht, in den kleinen, ſchalkhaften Engel verlieben. — wenn man nicht ſchon verliebt wäre. Auffallend raſch haben die beiden Fräulein die deutſche Sprache erlernt, denn in der That es iſt nicht wenig, in einigen Monaten es ſo weit darin gebracht zu haben wie ſie. Beide leſen förmlich gut, ſchreiben recht deutlich, verſtehen faſt Alles und ſprechen beinahe geläufig.

Wir trafen heute, — einſam, mit ausgezogenem Rocke, einem großen Stock und gewaltigem Strohhut, den erhabenen Dichterkönig, den claſſiſchen Boden zwiſchen der Akropolis und der Pnyx überſchreitend. Freundlich grüßte er unſere Geſellſchaft und erzählte, daß er bereits von fünf bis acht Uhr Morgens und vier Uhr Nachmittags an, wie alle übrigen Tage, ſo lange er in Athen ſei, im Götterlande umherſtreife und es nie müde würde. Er trennte ſich dann von uns und, obgleich die Sonne noch außerordentlich ſtach, ſo kletterte er doch den Berg hinan, während wir unſere Reiſe dem Olivenwalde zu lenkten. Das hübſche Reiten der Lady und Miß Anna, ſo wie das wahrlich verwegene und kecke der Miß Minna auf ihrem feurigen Schimmelchen bewunderte ich heute von Neuem, und da unſer Ritt bis zum ſpäten Abend dauerte, blieb ich auch denſelben mit den drei Damen ganz allein, und dies um ſo lieber, da es der letzte wahrſcheinlich geweſen, den ich in ihrer Geſellſchaft zugebracht. Wir genoſſen ihn in angenehmen Erzählungen, gingen ein wenig zur cronica scandalosa über, laſen Verſchiedenes aus Körner's vortrefflichen Gedichten, und lange ſchon war die Geiſterſtunde vorüber, als ich mich von dieſem lieblichen Kleeblatte trennte. „Es muß doch ein recht zufriedenes Bewußtſein für eine liebende Mutter ſein, ſolche Töchter zu haben," philoſophirte ich, durch die engen, dunkeln, ſchmutzigen Gaſſen Athen's tappend, und wünſchte den beiden engliſchen Mädchen eine recht glückliche, heitere Zukunft.

Der vorletzte Tag meines Aufenthalts in der Hauptſtadt ging unter vielerlei Beſorgungen raſch vorüber, und die Zeit, die mir nach dem Dinér übrig blieb, meine Toilette zu einem großen Abſchiedsball bei Herrn von Catacazy zu machen, war kurz, und als ich in den ſchon erleuchteten Salon trat, tanzte man eben einen Maſurka. Die Frau des Hauſes, ganz himmelblau und ſchön, wie immer angezogen, ſo wie Madame de Lagrenée, Gemahlin des neuangekommenen franzöſiſchen Geſchäftsträgers, zeichneten ſich durch graziöſe Bewegungen bei dieſem Nationaltanz vortheilhaft aus, doch ſind ja auch beide Töchter des Landes, aus dem er ſtammt. Herr von Lagrenée aber tanzte denſelben unter den Herren unſtreitig am beſten, ſo wie er überhaupt meiner Meinung nach der vorzüglichſte Tänzer, von denen, die ich geſehen, in Athen iſt. Man hat mir erzählt, daß er einſt in Petersburg bei'm Tanzen einen ſonderbaren Auftritt mit einer hohen Perſon gehabt, deſſen Folge, ſo wie die damals beginnende Liebſchaft mit ſeiner jetzigen Gemahlin viel zu ſeiner Verſetzung von der ruſſiſchen Reſidenz beigetragen haben ſoll. Zu meinem Erſtaunen waren weder Armansperg noch Lyons auf dem Ball, eine für mich höchſt unwillkommene Bemerkung, und der Grund ſoll eine Spannung zwiſchen dieſen Familien ſein, was um ſo mehr zu bedauern iſt, da es doch die erſten der Hauptſtadt ſind. Es iſt ſo etwas in der That traurig, denn nicht allein die Geſellſchaft, nein ſelbſt der Staat leidet zuletzt unter dieſen ewigen Intriguen der Vornehmen, und namentlich des diplomatiſchen Corps. In London oder Paris wird, glaube ich, der Einfluß einzelner Miniſter weniger auf den Staat ausüben, hier aber in Athen iſt es gewiß der Fall. Hier, wo ſo Vieles verfällt, worum man ſich wirklich bekümmern muß, iſt nun auch jede Kleinigkeit eine diplomatiſche Verhandlung. Alles iſt von beſonderer Wichtigkeit, Keiner will ſeiner Stellung das Mindeſte vergeben, Jeder ſpricht mit, und verwirrt noch mehr. Hierzu kommen nun noch die edlen Frauen! Die Gräfin Armansperg will ihren Rang als erſte Dame des Königreichs behaupten (und man muß ihr laſſen, ſie hat Anſtand und Würde dazu), dagegen lehnt ſich Madame Catacazy gleichſam auf, denn als die Letztere kürzlich einer andern diplomatiſchen Dame einen Beſuch abſtattete und ſie mit Madame . . . . . . auf dem Sopha ſaß, trat die Gräfin ebenfalls ein, und nun, man denke ſich, blieb Madame Catacazy ſitzen, und erwiederte, ſich ein wenig neigend, der Gräfin Gruß. Solche Behandlung war zu furchtbar, ſie mußte gerächt werden, und als der ruſſiſche Miniſter einige Tage darauf zu einem Balle einladen ließ, kamen wenige Stunden ſpäter für denſelben Tag Einladungen zu einem ähnlichen Feſte von der Gräfin Armansperg. Wer den Grafen fürchtete, wer mit ſeinem Hauſe in näherer Verbindung war, mit Englands Miniſter auf vertrautem Fuße ſtand, begab ſich natürlich zu ihm; wer aber beſſeres Eſſen, beſſere Erfriſchungen und den Maſurka liebte, eilte in den ruſſiſchen Salon, und ſo war das Reſultat des ominöſen Rencontres der beiden Damen vor's Erſte: leere Ballſäle, Klatſchereien und endlich Reibereien, die noch bis heute währen und wahrlich dem Staate keine goldene Früchte tragen. Hunderte dieſer und womöglich noch lächerlicherer Vorfälle hörte ich, und du ſiehſt demnach, daß Tunis nicht allein an dieſem Fehler leidet.

Dagegen war Frau von Prokeſch, ſchön wie eine Fee, unter den Damen meiner Bekanntſchaft zugegen, und es war die Einzige, der ich verdankte, dieſen Abend als für mich nicht verloren betrachten zu können. Sie war wie immer heiter, und ſcherzte mit mir in launiger Satyre, über die hin und wieder in Wahrheit fabelhaften Toiletten, die man hier gewahr ward. Uns gegenüber ſaß eine bejahrte Dame in hellblauem Krepp, mit einem Roſaunterkleid, eine enorme ſilberne Getreidegarbe in der thurmhohen Friſur halb falſcher, halb eigener Haare, mit ſchwarz durchbrochenen langen Handſchuhen und roſenrothen Atlasſchuhen! Neben ihr ſtand gleich einer Statue, eine junge Griechin in die Farben des Regenbogens mit Hinzufügung einiger Schattirung gekleidet, ſafrangelbe ſeidene Schuhe, und ſolch eine ungeheure Maſſe Blumen auf dem Haupte, daß füglich zwei Vaſen hätten damit gefüllt werden können. Noch mehrere der Art ſah man in ſchrecklichen Schwenkungen den Saal durchtrippeln (denn Tanzen es zu nennen, wäre Sünde). aber auch zwei ſchöne Geſichtchen erblickte man am äußerſten Ende des Salons, die hinreichten, Viel vergeſſen zu machen. Ich meine die beiden Fürſtinnen Soutzo. Blühend wie der junge Frühling, in Weiß wie Schnee gekleidet, mit einem einfachen Roſenſträußchen in dem Händchen, und einem andern am jungfräulichen hochbewegten Buſen — glich die Fürſtin Marie einem Engel, der vom Himmel geſandt, dem Erdkreis eine frohe Botſchaft zu überbringen hat; doch die böſe Welt will behaupten, daß weniger Dünkel ſie unendlich liebenswürdiger machen würde. Hinter ihr ruhte bewegungslos den ganzen Abend, auf demſelben Stuhl, ihre reizend ſchöne Schweſter Helene, obſchon bleich und abgehärmt, das Bild der Reue und des Schmerzes. Fragſt du mich warum? ſo kann ich dir nur antworten: „Sie hat vor Kurzem geheirathet, und zwar keinen Adonis, keinen Crösus, keinen Socrates, wohl aber einen griechiſchen Fürſten, der auch heute Abend mit Argusaugen vor ihr ſaß.“ O du unglückliches, beklagenswerthes Geſchöpf! rief mir eine Stimme zu, ſieh hier die Folgen einer Heirath, die weder aus Liebe, noch aus Achtung, noch wegen glänzenden Vermögens geſchloſſen, nein, nur weil es der Wunſch der Mutter geweſen, die Tochter unter der Haube zu ſehen.

Ich wandte mich wieder zu dem Gegentheil dieſer Heirath, und fand Herrn und Frau von Prokeſch im Nebenzimmer mit dem Admiral der öſterreichiſchen Eskadre, Herrn von Dandolo, im eifrigen Geſpräch. Dieſer rüſtige Greis ſtammt aus der letzten Dogenfamilie Venedig's ab, und hat eine der markirteſten Phyſiognomieen, die ich je geſehen. Seine Rolle, die er jetzt ſpielt, iſt wohl angeſehen, gehört aber nicht zu den brillanteſten; wie ganz anders würde ſie ſein, wenn er, wie einſt ſeine Vorfahren, den glänzenden Thron der Dogen inne hätte. Welche Gefühle mögen in dieſes Mannes Bruſt aufſteigen, wenn er im Hafen ſeiner Vaterſtadt die Anker ſeiner Fregatte wirft? Wenn er bedenkt, was er nach einem andern Lauf der Weltereigniſſe jetzt wäre, und nun iſt? Mir ſelbſt thut der Gedanke daran weh, wie viel mehr nicht ihm!

Frau von Prokeſch lud mich für den folgenden Tag zum Eſſen ein, was ich mit Freuden annahm; und nun begab ich mich, wohl in meinen Mantel gewickelt, zur Stadt hinaus, um einen letzten Abſchied von den großartigen, herrlichen Säulen des Jupitertempels zu nehmen. Stille lag über Flur und Berg, als ich in's Freie trat, und bildete einen auffallenden, aber angenehmen Contraſt mit dem eben verlaſſenen, geräuſchvollen Hauſe, und nahe vor mir ſtanden jetzt die, wie mit dunkelgelbem Atlas beſchlagenen Marmorſäulen des Tempels. Ich umging ſie alle einzeln im tiefen, andächtigen Schweigen, und fand ſie im hellen Mondenſchein unendlich ſchöner als bei'm Sonnenlicht. Vergeſſen werde ich dieſen Eindruck, den ſie in mir zurückgelaſſen, nie. Am Bau des neuen Palais vorbeieilend, wo am Tage Hunderte von Stimmen, gleich dem Geſumſe eines Bienenſchwarms durcheinander ſchrien, das aber jetzt wie eine ausgeſtorbene Ruine da lag, hatte ich bald unſere Wohnung erreicht, und wenige Minuten ſpäter ſaß ich meinem ſtets emſig beſchäftigten Fürſten gegenüber, und auch die letzte, wie ſo manche andere Nacht, ſeitdem ich bei ihm bin, verging im Fluge, und wie Aurora aufſtand, legten wir uns nieder.

Herr Aſcher, Kapellmeiſter des Königs Otto, bis jetzt zwar noch ohne Kapelle, ſo wie der jüngſte Sohn des Fürſten Cantacuzeno, Ariſtides, hatten mit mir verabredet, die Reiſe bis Patras, Trieſt und München zuſammen zu machen. Der erſte eilt in die Arme einer liebenswürdigen Braut, um ſie in einigen Monaten mit ſich als Gattin nach Griechenland zurückzunehmen; der junge Fürſt aber iſt gleich ihm beneidenswerth, er begibt ſich nach Genf, um dort die letzten Vorbereitungen zur Univerſität zu genießen.

Meine wenigen Effekten waren gepackt, und ich begann das mir ſtets unangenehme Geſchäft der Abſchiedsviſiten. Die ceremoniellen wurden theils durch Karten, theils im Fluge abgemacht, die aber, wo ich Freundſchaft, Güte und Annehmlichkeit verlaſſen mußte, ließ ich bis zuletzt. Die Fürſtin Sophie traf ich eben von einer Landparthie vergnügt zurückgekehrt, mit ihrem Dimitri beim Orangeneſſen, ich nahm Theil an dem Mahle, und empfahl mich dann ihrem beſten Andenken. Die Gräfin Armansperg empfing mich wie immer, gnädig, ſagte mir manches nicht verdiente Schmeichelhafte, und da ich wünſchte, auch noch die Gräfin Caroline zu ſehen, ging die gütige Mutter ſelbſt, ſie zu holen. Wenige Minuten verweilte ich allein im Zimmer, da öffnete ſich leiſe die Thür, und die Gräfin Caroline, ſo ſchön als ich ſie noch nie geſehen, trat herein. Ich ward verlegen — ſie lud mich ein, neben ihr Platz zu nehmen, mit einer Anmuth, mit einer Milde, die ich früher nie in ſolchem Grad an ihr zu bemerken Gelegenheit fand. Sie entließ mich, gleich ihrer Mutter, mit Wünſchen für eine glückliche Reiſe, und gab mir drei Roſen, und ein Malvenblatt zum Andenken mit, was vielleicht eine griechiſche Sitte iſt. Ich eilte hierauf, dem Lyons'ſchen Hauſe Lebewohl zu ſagen. Lady Lyons war unwohl, ich hatte daher nicht mehr das Glück, ſie zu ſehen, dagegen beide Töchter, und Miß Anna ſagte mir viel Angenehmes im Namen ihrer Mutter.

Es war ſchon Zeit zum Dinér, als ich noch fern von meiner Wohnung war. Meine Schritte beflügelnd, hatte ich ſie bald erreicht, und war erfreut zu hören, daß auch mein theurer Fürſt der Einladung des Herrn von Prokeſch zum Eſſen Folge leiſten werde. Alles war in Ordnung, meine Sachen nach dem Piräus geſchickt, und ſchweigend ſchritt ich neben dem Fürſten zum Hauſe unſerer Wirthe. Weder das Eſſen noch der Wein ſchmeckten mir, ſtumm, wie ich gekommen, blieb ich bei der ſonſt an dieſer Tafel ſo lebhaften Unterhaltung, da ſah ich nach meiner Uhr — die Stunde der Trennung war gekommen. Ich mußte alle meine Kräfte zuſammen nehmen, um nicht ganz die Faſſung zu verlieren. ſprachlos küßte ich der herrlichen Frau des Hauſes die Hand, drückte innig die ihres Gemahls, und war im Begriff ein Gleiches vom Fürſten zu erbitten, als er ſich erhob mich zu begleiten. Herzlich drückte er mir die Hand, meine Bewegung verrieth ihm gewiß, was ich in dieſem Augenblick empfand, und ſeine letzten Worte: unſer Abſchied geht mir nah', hallten mir noch lange im Innern nach, als ich ſchon durch die finſtere Nacht den halben Weg zum Piräus zurückgelegt.

Die Circaſſier,

oder, wie ſie ſelbſt ſich nennen, die Adighen, charakteriſirt Ritter Taitbout de Marigny in ſeinen kürzlich zu London erſchienenen „Three voyages in the black sea to the coast of Circassia etc." in folgender Weiſe: Eine ſchwärmeriſche Freiheitsliebe und ein unbezwinglicher Heldenmuth macht die Circaſſier den angrenzenden Ländern furchtbar. Sehr abgehärtet von Jugend auf und geübt, Pferde und Waffen zu führen, kennen ſie nur Einen Ruhm, den Sieg, nur Eine Schande, die Flucht. Sie brechen aus ihren Grenzen, ſtürzen auf die Nachbarn, verheeren ihr Land, erbeuten ihre Heerden und führen die von ihrem Schwerte verſchonten Einwohner in die Sclaverei ... Den erſten Stand machen die Fürſten, den zweiten die Edel-, den dritten die Lehnleute aus, welche letztere Unterthanen eines Fürſten ſind, deſſen Beſitzungen ſie anbauen und dem ſie Kriegsdienſte leiſten. In Kleidung und Lebensweiſe unterſcheiden ſich die drei Stände nur wenig von einander. Die Sclaven ſind meiſt Kriegsgefangene; ſie werden mild behandelt ... Ihre Volksverſammlungen werden immer in einem Walde gehalten. Den Vorſitz hat der Fürſt. Ohne Rückſicht auf Alter und Rang — wird ſtets denen das Wort gegeben, die ſich durch Verdienſte oder Wohlredenheit beſondere Achtung erworben haben. Hier werden faſt alle Rechtshändel entſchieden — nach alten, im höchſten Anſehen ſtehenden Rechts-Gewohnheiten ... Bücher haben ſie nicht (ſie ſind des Leſens und Schreibens unkundig), aber Geſänge, alte und neue, in denen Tapferkeit und Treue geprieſen, Feigheit und Untreue gegeiſelt wird ... Sie verehren ein höchſtes Weſen, daneben aber viele Untergottheiten, wie Meriſſa oder Mereime (die Mutter Gottes genannt), welche die Schutzgöttin der Bienen iſt. Gebete und Opfer werden durch untadelige Greiſe dargebracht; eine beſondere Prieſterſchaft haben ſie nicht. Spiel, Tanz, auch Pferderennen beſchließen gewöhnlich den Gottesdienſt, der in Thieropfern und einer Art Abendmahl beſteht. Vielweiberei iſt nicht üblich. Die Erziehung beſteht in Leibesübungen, Abhärtung, Anleitung zu Raubzügen und Übungen des Urtheils und Vertrags. Im Allgemeinen ſind die Circaſſier mäßig und genügſam und empfangen und geben ſo gern Geſchenke, daß ſie nicht leicht verſagen, was ein anderer zu erhalten wünſcht. Übrigens haben ſie auch darin mit den Spartanern Ähnlichkeit, daß das Stehlen bei ihnen gleichſam zu den freien Künſten gehört.

Ein ruſſiſcher Dichter.

Am $^{10}/_{22}$ October ſtarb zu St. Petersburg, kaum 35 Jahr alt, Alexander Demianowitſch Jlitſchewsky, durch ſeine Dichtungen rühmlich bekannt. Jung und reich, und mit Allem ausgeſtattet, wodurch er gefallen konnte, floh er die Welt und ſuchte die Einſamkeit. Schon als Knabe ſchuf ſeine Phantaſie ſich das Bild eines vollendet ſchönen und geiſtig vollkommenen weiblichen Weſens. Dieſes ſuchte er vergeblich in dieſer endlichen Welt; ſeine Leidenſchaft aber, ſtatt nachzulaſſen, ſteigerte ſich in gleichem Maße, als er ſich von der Unmöglichkeit überzeugte, den Gegenſtand ſeiner Liebe zu erreichen. Dieſe Liebe war es, die ihn zum Dichter machte, und die Poeſie exaltirte dann wieder die Seele des Jünglings.

Seine Eltern, nachdem ſie alle Mittel verſucht und alles Zureden erſchöpft, um ihn dem wirklichen Leben wiederzugeben, ſchickten ihn in die Hauptſtadt. Hier ſchrieb er ſeine Träume, und keine Arbeit, keine Beluſtigung konnte ihn davon abziehen. Endlich glaubte er diejenige gefunden zu haben, die er anbetete, und wenn man ihm eine ſchöne Frau zeigte, ſagte er: „die meine iſt noch ſchöner." Sprach man ihm von dem Glück eines ſeiner Bekannten, erwiederte er: „das meine iſt noch größer."

Und dennoch, obgleich er, ſeiner Ausſage nach, ſo ausnehmend glücklich war, ſchwand er zuſehends dahin!

Am 17. October that er ſeine beſten Kleider an, beſuchte alle ſeine Bekannte und zeigte ſich ungemein liebenswürdig und fröhlich. Dieſe außerordentliche Veränderung machte ſeinen Eltern und Freunden die lebhafteſte Freude, doch mit großem Erſtaunen gemiſcht.

Am folgenden Tage begaben ſich einige Freunde Jlitſchewsky's zu ihm hin; der Bediente aber bemerkt ihnen, ſein Herr ſchlafe noch. Einer derſelben, ohne auf dieſe Antwort zu achten, tritt in das Schlafzimmer des jungen Dichters, und findet — man denke ſich ſeinen Schrecken — ſeinen Freund entſeelt auf ſeinem Bette liegen. Kein Anzeichen ließ auf Selbſttödtung ſchließen; ſein Antlitz war ruhig, auf ſeinen Lippen ſchwebte ein Lächeln. Ein natürlicher und ſanfter Tod hatte ihn der Erde entführt. Auf dem Tiſche lag ein Streifen Papier, auf welchem geſchrieben: „Endlich habe ich den Gegenſtand meiner Liebe gefunden!" —

Voigt's Denkmünze auf Thorwaldſen.

Eine überaus gelungene Denkmünze mit überraſchend getroffenem Bruſtbilde Thorwaldſen's iſt von dem geſchickten Münchener Medailleur C. Voigt zu Rom ausgearbeitet und kürzlich zu München trefflich ausgeprägt worden. Die Kehrſeite der Medaille gibt das erſte der Basrelief's wieder, welche Thorwaldſen in fortgeſetzter Reihe über Amor's Leben gedichtet und ausgeführt hat; die ſitzende Muſe Erato, die Leier in der Linken haltend, an ihre rechte Schulter gelehnt der ſtehende Amor als ſchöner beflügelter Knabe, — Erato zu ihm hingeneigt. — Die Münze wird in Bronze und Silber bey dem Verfertiger zu München verkauft.

Notizen.

*** Die Proteſtanten in Irland machten im J. [illegible] dort [illegible] der Bevölkerung aus, im Jahre 1822 nur [illegible], und im J. 1834, wo die letzte Zählung vorgenommen wurde, nur noch [illegible].

*** Ein neues Luſtſpiel von Scribe, betitelt: „les Indépendans," in drei Acten und in Verſen, wird im Laufe dieſes Monats zur Aufführung kommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 272. 1837.

Phönix.

Freitag, 17. November.

Eine Entrepriſe.

(Schluß).

10. Die glücklichen Tage von Vine-Street.

Es würde uns zu weit führen, und am Ende den Leſer ermüden, wollten wir ſo fort alle Kunden Jean Perrier's, des modernen Friſeurs, die Revüe paſſiren laſſen, und die Gründe alle anführen, welche dieſen und jenen antrieben, an das düſtere Eckhaus von Vine-Street zu klopfen. Liebe, Haß, Eiferſucht, Humor, Ironie, Rachſucht, Stolz, Bigoterie, kurz alle menſchlichen Sünden, Tugenden, Leidenſchaften und Schwächen begünſtigten Jean Perrier's moderne Idee. Einer ſtarb ſogar, damit man von ihm ſagen konnte, er ſei in Folge eines Haarſchnitts verſchieden: ein Anderer überlieferte ſich der Scheere, um der Juri zu entgehen; ein Geizhals, dem man dreißig Pfund geſtohlen, bot Perrier aus Verzweiflung hundert, damit er nur ſterben konnte; eine alte Frau, deren Paragei verlebt war, wollte das liebe Thier nicht überleben: ein Dichter ſetzte ſich auf den rothen Armſtuhl, damit er Renommee erhalte und ſein Roman, den er „die verzauberte Havannah-Cigarre“ betitelt hatte, geleſen würde; ein Geſundheits-Hypochondriſt retirirte vor der Cholera in das Kabinet zum Halsabſchneiden: Spieler aus der Bury-Street und King-Street, Stadtnymphen und Vauxhall-Sirenen wechſeln mit melancholiſchen Gentlemen, verlebten Dandy's und von Spleen geplagten Miſogynen. Enterbte, verunglückte Spekulanten, Raritätenkrämer, männliche und weibliche Faſhionables, alle drängten ſich zu dem rothen Armſtuhl, und Jean Perrier und ſein Gehülfe Ignaz konnten oft kaum Athem ſchöpfen. Beſonders war die moderne Friſur-Wuth im Spätjahr am heftigſten, in jenen maggy days, wo die dicke feuchte Luft, die ſchmutzigen, mit grauen Nebeln bedeckten Straßen, die triſten Wolken der Melancholie und dem Spleen ſo hold ſind. Da gab es für unſern Perrier nicht Raſt noch Ruh'! Oft wußte er nicht, wo ihm der Kopf ſtand; er friſirte, wie toll, d'rauf los; mehrmal geſchah es, daß ſich Wortwechſel und Zänkereien unter den Kunden erhoben, weil jeder, dringender Geſchäfte halber, zuerſt friſirt ſein wollte. Kaum, daß ſich Perrier zu helfen und zu rathen wußte. Er konnte zu keiner klaren Idee kommen, bis ihm endlich beifiel, ſein Etabliſſement zu erweitern und um den halben Preis mit der ſeidenen Schnur zu ſpeculiren, was er: „Friſur mit falſchen Zöpfen“ nannte. Er betrieb nun ſein Geſchäft en gros, vor der Thüre des Kabinets zum Halsabſchneiden ward eine Kaſſe errichtet, an welcher ein Jeder, gegen Auszahlung des beſtimmten Honorars, ein Billet erhielt, das ihm entweder Sitz und Stimme auf dem rothen Armſtuhl, oder Recht auf den falſchen Zopf ſicherte, wie es ihm nun beliebte.

Nun kam Ordnung und Pünktlichkeit in Jean Perrier's Geſchäftsführung: und während er ſelbſt noch immer ſeinen alten Platz hinter dem Armſtuhl einnahm, bediente Ignaz die falſchen Zöpfe, und Alte und Junge, Schöne und Häßliche beiderlei Geſchlechts wetteiferten im Mode-Sterben.

War es aber dunkel geworden, das Kabinet und die Kaſſe für heute geſchloſſen, der Inhalt der Schatulle nachgezählt, dann ſah man den unermüdlichen Perrier unter einem Haufen von politiſchen und belletriſtiſchen Zeitſchriften begraben, aus denen er Stoff zur Converſation und Unterhaltung für den andern Tag ſchöpfte, damit ja ſeine reſpektabeln Kunden, während der Tour nicht über Langweile zu klagen hätten. Perrier ging ſogar noch weiter, bereitete und deſtillirte geiſtige, berauſchende Getränke, röſtete Beefſteaks mit Opium, und wem es nun behagte, der konnte, gegen billige Vergütung mit einem Anſatze von Punſch Royal, vin brulé, Biſchof, oder mit Opium-Beefſteaks das Zeitliche ſegnen.

Es iſt zu begreifen, daß ſich Perrier dadurch wahrhaftig nicht ſchlecht rekommandirte! Ja, man behauptet ſogar, er ſei mit dem Plane umgegangen, eine Dampf-Friſurmaſchine anzulegen, was wir jedoch nicht beſtätigen wollen. Nur ſo viel iſt bekannt, daß ſich Perrier bald im Beſitze eines bedeutenden, redlich erworbenen Vermögens ſah.

11. Ein alter Bekannter.

Unſer Frankfurter Haarkünſtler ſtand nun auf dem Gipfel ſeines Ruhmes. Aber er vergaß nicht, daß vom Kapitol nur ein Schritt zum tarpejiſchen Felſen iſt, und ſuchte deshalb in Zeiten einem Mißgeſchick vorzubeugen, ähnlich dem, welches ihn aus Frankfurt, ſeiner Vaterſtadt, getrieben hatte. Eine reiche Frau ſchien ihm ein ſicheres Mittel dagegen, und Lady Diana hatte ihn ja ſeitdem ſchon dreimal aufgeſucht, war ja noch immer ſo freundlich, ſo zärtlich, ſo liebreich (denn noch immer lebte, nebenbei geſagt, die Qual ihrer Seele), was hätte da unſerem Perrier zu ſeinem Glück noch gemangelt? — Lady Diana hatte ja oft geäußert, kein Preis würde zu groß und theuer ſein, ihm zu zeigen, wie hoch ſie den Dienſt achte, um welchen ſie ihn anflehte, ihren verhaßten, ſimplen Ehegemahl zu friſiren. Sie wollte ihm ja gerne erkenntlich dafür ſein! —

An einem Sonntag Morgen, den Perrier wie jeder gute Chriſt feierte, ſah er, vor einem hohen Guineenhaufen ſitzend, daß Alles gut war. Da klopfte es an die Thüre und herein hüpfte unſer dürres, nettes, geſchniegeltes Männchen, umarmte ihn mit Leidenſchaft und bewegte ſich dabei wie ein Zitteraal.

„Mein lieber Freund!“ rief er entzückt; „mein edler, lieber Freund! wie glücklich haben Sie mich gemacht, zu welchem großen Dank mich Ihnen auf ewig verpflichtet! — Der gute Gott ſei gelobt, der Sie auserwählte, mich von meinem grauſamen Vorſatze abzubringen, Lady Diana, dieſes himmliſche, unvergleichliche Weib zu morden! O, ich wußte nicht, — wußte nicht, welch einen koſtbaren Schatz ich in ihr beſitze; ich Thor hatte einen Engel und hielt ihn in meiner Verblendung für eine böſe, giftige Schlange! Aber nun bin ich von meinem unheilbaren Übel geſundet, oder will mir wenigſtens in meinem Leben keine andere Krankheit wünſchen, als Lady Diana. O! Sie ſollten ſie kennen, edler, excellenter Freund, wie ſie die Anmuth, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte ſelber iſt, wie ſie ſtundenlang in meine Augen blicken und den leiſeſten Wunſch meiner Seele ſchon von Ferne errathen kann; wie ihr Herz ſo gefühlvoll und innig mit dem meinigen ſympathiſirt und ſie von keinem anderen Willen, als dem meinen wiſſen will! Ja, ja; ich gedachte es ſchlimm mit ihr zu machen, aber ſie hat's gut gemacht. Gelobt und geprieſen ſei Gott, der Herr!“ —

„Mylord! Ich bin entzückt und nehme den innigſten Antheil an Ihrer großen Glückſeligkeit,“ erwiederte Perrier. „Denn auch ich darf, ohne unbeſcheiden zu ſein, mir ein kleines Scherflein beimeſſen. Gott hat mich zu ſeinem geringen Werkzeug erkoren, zwei edle Seelen, die ſo ganz für einander geſchaffen ſind, durch die engſten Bande der Liebe und Sympathie auf ewig zu vereinen.“

Dem Sentimentalen traten bei dieſen ergreifenden Worten zwei helle Thränen in die aſchgrauen Äuglein. Er umarmte Perrier ein über's anderemal, und nannte ihn ſchluchzend und ſchmunzelnd den guten Genius ſeines Lebens.

„Wollten Sie mir wohl meine Haare ſchneiden?“ fragte er dann gerührt. „Lady Diana meinte heute Morgen, ich ſehe ſo wild und verzweifelt aus.“

Perrier ſtotterte einige Worte der Entſchuldigung; ſagte, er habe lange dieſes Geſchäft nicht betrieben, er wiſſe nicht, ob es ihm noch möglich ſei, Mylords Wunſch zu erfüllen, und gab erſt nach, als dieſer immer heftiger in ihn drang, ihm die Haare zu ſchneiden. Er ſagte, dann könne er ſich rühmen, unter der Scheere des Friſeurs von Vine-Street geblutet zu haben.

— Er hat ſich deſſen nie gerühmt, und ſeine Haare ſind ihm nimmer wieder gewachſen. Er ſtarb ohne Opium-Beefſteaks, und des Prieſters Segen vereinte bald darauf Jean Perrier mit der Wittwe des kleinen Sentimentalen.

So lohnte Diana dem Retter ihres Lebens.

12. Lord Ahasver.

Der Friſeurladen von Vine-Street wurde nun der Verſammlungsplatz der großen, eleganten Welt. Lady Diana war die Seele des Ganzen. Ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit, ihr Witz, ihre Grazie machten alle Opiums-Beefſteaks unnöthig, und bald gehörte es zum feinen Leben, zum guten Geſchmack modern zu ſterben. Es verging faſt kein Tag, an welchem nicht Doctor Galvianus ein Dutzend, oft noch mehr, friſirte Leichname übermacht bekam, an welchen dann die Schüler des St. Bartholomew's Hospital den Heißhunger ihrer Wißbegierde ſtillten. —

Einſt, als gerade zufällig Meiſter Perrier's Scheere ruhte, trat ein langer, hagerer Gentleman in das Kabinet und begehrte Opium-Beefſteaks, d. h. er begehrte die Friſur.

Perrier blickte erſtaunt und betroffen auf den Fremden, deſſen kalte, ernſte, gleichgültige Miene ihm bekannt dünkte. Er erinnerte ſich dunkel, ihn ſchon einmal irgendwo geſehen zu haben; er ſann und ſann, konnte jedoch lange nicht den rechten Rahmen für das Bild dieſes Mannes finden, bis er endlich in ihm jenen Engländer wieder erkannte, der ihn zuerſt auf ſeine moderne Idee gebracht hatte, eben der Engländer, welcher vor ohngefähr drei Jahren in ſeinen Laden zu Frankfurt kam, ſich den Hals von ihm abſchneiden zu laſſen. Nein, er irrte ſich nicht, der Gründer ſeines Glückes ſtand vor ihm, aber auch dieſer betrachtete ihn mit argwöhniſchen Augen. Plötzlich röthete ſich ſein blaſſes Antlitz, noch einen Augenblick fixirte er den Friſeur, dann ſtampfte er wüthend mit dem Fuß und rief:

„**God-damn!** Mich foppt man nicht zum zweiten Mal!" worauf er rechtsum machte und die Thüre ſo heftig zuſchlug, daß die Fenſter klirrten und Lady Diana einer Ohnmacht nahe war.

Sie erzählte hierauf ihrem Mann, dies ſei Lord Ahaſver geweſen, ein reicher Gutsbeſitzer aus . . ., welcher ſchon ſeit länger als zwanzig Jahren mit dem Vorſatz umgehe, zu ſterben, aber immer nicht zum Ziel kommen könnte, da ſich ihm entweder ein Hinderniß in den Weg ſtelle, oder er, wie begierig er auch darnach ſei, nie die rechte Todesart finden könne. — Er habe bereits ganz Europa durchreiſ't, um eine Gelegenheit zu finden originell zu ſterben.

Perrier entdeckte hierauf ſeiner Gattin, wie er früher mit dieſem Manne bekannt wurde und Diana fand die Geſchichte allerliebſt, zum Todtlachen ſchön.

Perrier aber ſchüttelte den Kopf und wurde tiefſinnig. Er war ein Fataliſt. Das ſeltſame, unvermuthete Erſcheinen Lord Ahaſver's weckte in ihm allerhand Sorgen und Scrupel. Er erblickte darin einen Wink des Himmels, London ſobald als möglich zu verlaſſen. Diana willigte ein, und zur großen Betrübniß aller Modern-Sterbluſtigen, die ſich nun wieder zu Kohlendampf, Piſtole, Dolch und Themſewaſſer verurtheilt ſahen, war an einem ſchönen, heiteren Frühlingsmorgen der Friſeur von Vine-Street mit Sack und Pack verſchwunden.

Er iſt verſchollen. —

So endet unſere tragiſche Geſchichte; und wenn vielleicht hier und da an ihrer hiſtoriſchen Wahrheit gezweifelt werden möchte, wenn man uns vielleicht gar den Einwand machen ſollte, daß die Londoner Polizei gewiß ſolche unerhörte Friſuren nicht geduldet haben würde, ſo ſind wir jederzeit erbötig, hierüber ſchriftlich nähere Mittheilung und Erklärung zu geben.

Briefe und Anfragen erbitten wir franco.

Aus Prag.

(October 1837).

(Phyſiognomie des Theaters).

Wir haben in den letzteren Jahren in der Legion deutſcher Journale und Zeitungen ſoviel Widerſprechendes, ja Aberwitziges über die Prager Bühne geleſen, daß dem Freunde der dramatiſchen Kunſt, der nicht Gelegenheit hat, durch eigne Anſchauung den Ariadnefaden aufzufinden, der ihm aus dieſem Labyrinth heraushelfe, vielleicht ein Gefallen damit geſchieht, wenn man ihm ein Bild von unſerer *Kunſtanſtalt* — ſo laſſen ſich die deutſchen Theater gar zu gerne nennen, ſelbſt wenn ſie oft mehr die Kunſt verunſtalten, als etwas zu ihrem Gedeihen veranſtalten — entwirft, wie ſie wirklich iſt. Die Correſpondenten der Wiener Blätter bewunderten oft die herrlichen Gebilde *einiger großen* Künſtler, und erheben ſelbe auf die Höhen des Olympos, Andre dagegen ſtürzen die ganze Anſtalt in den Tartarus. Die Wahrheit liegt — wie gewöhnlich in der Mitte. Das Prager Theater hat manches Gute bei mehrerem Mittelmäßigen und vieles Schlechte. Das iſt im Grunde die Geſchichte aller deutſchen Bühnen, wenige Hoftheater ausgenommen. Andere königliche, großherzogliche und herzogliche Inſtitute, ja ſelbſt manche Privatunternehmungen haben nur einzelne Juwele, welche auf die Uebrigen einen Reflex ihres Glanzes zurückſtrahlen. Das Prager Theater dürfte im Durchſchnitt etwa mit dem Hamburger oder Hannover'ſchen auf einer gleichen Stufe ſtehen, und leiſtet in Vorſtellungen, bei deren Anordnung die vorhandenen Kräfte zweckmäßig verwendet ſind, beſonders im Converſationsluſtſpiel, noch recht Erfreuliches, wie uns vor Kurzem noch die Aufführungen des „Landwirths" und des Luſtſpiels: „Lüge und Wahrheit" von der fürſtlichen Dichterin überzeugten. Für das Schau- und Trauerſpiel fehlt uns ein Held, ein Intriguant, eine edle Mutter u. ſ. w. und die Oper ſieht einer Regeneration entgegen — wenigſtens thut ſie ihr ſehr noth. — Noch im vorigen Jahre *bildeten* wir uns *ein*, die beſte Oper in Deutſchland zu beſitzen. — Das Wahre an der Sache war, daß wir drei muſikaliſche Edelſteine hatten, wovon freilich dem Einen (Herrn Pöck) noch der feine Schliff fehlte. Dem. Lutzer iſt ſeitdem *ab-*, Hr. Pöck *durchgegangen*. Mad. Podhorſky — unſtreitig eine vortreffliche Sängerin — iſt uns allein übrig geblieben, dann iſt eine Dem. Großer mit ſchöner Stimme dazugekommen, die aber immer eine Woche ſingt, und 3 Monate im Bette liegt. Da nun das ganze übrige Perſonale der Oper nebſt ein paar Anfängern entweder aus Sängern, die ſingen können und keine Stimme haben, beſteht, oder aus ſolchen, die Stimme haben und nicht ſingen können, oder endlich aus ſolchen, die weder Stimme haben noch ſingen können, überdies *Eine* Schwalbe keinen Sommer, und *Eine* Nachtigall keine Oper macht, das Schauſpiel allein aber nicht hinlängliche Attractionskraft beſitzt, um das vor 3 Jahren beträchtlich vergrößerte Haus mit Zuſchauern zu füllen, ſo mußte es der Direktion eine willkommene Erſcheinung ſein, als eine Geſellſchaft von franzöſiſchen Schauſpielern unter der Direction des Hrn. Doliany d. ä. und Alix ſich anbot, abwechſelnd mit den deutſchen Schauſpielern ihre Vorſtellungen zu geben. Wir bekamen hier 6 Vaudevilles, ernſten und heitern Inhalts, ein Drama und 6 Luſtſpiele zu ſehen, und laſen unter dieſen 13 Stücken fünfmal den Namen *Scribe* als Verfaſſer. Hatten nun auch dieſe Productionen keinen großen Kunſtwerth, ſo kann man ihnen doch ein kunſthiſtoriſches Intereſſe nicht abſprechen, indem ſie in einer Suite franzöſiſcher Dramen uns recht lebhaft vor die Augen brachten, welche Originale wir täglich copiren, überſetzen und abſchreiben! Ich hätte nichts ſo ſehr gewünſcht, als die ſämmtlichen deutſchen Ueberſetzer franzöſiſcher Luſtſpiele, larmoyanter und Criminal-Dramen (Gott vergelte es den Herren Doliany und Alix, daß ſie uns wenigſtens mit dieſem Genre verſchonten) hier in einer *Erſten Verſammlung deutſcher Theaterdichter und Bearbeiter**) im Parterre vereinigen zu können, damit ſie 13 Tage hintereinander hätten anſehen müſſen, welche loſe Waare ſie von der Seine an die Elbe, Pleiße, Spree, Oder, Moldau und Donau tragen, und wenn dann nicht wenigſtens die Hälfte wollte einſehen lernen, daß man lieber gar nicht für die Bühne ſchreiben ſollte, wenn man nicht die Kraft in ſich fühlt, *Beſſeres* zu leiſten, ſo hätte ich zu Jupiter gefleht', ihre Finger zu lähmen, oder — was gleichbedeutend wäre — mit Einem einzigen Blitzſtrahl *alle* franzöſiſchen Wörterbücher zu verzehren.

---

*) Sie hätte ein drolliges Seiten- oder Gegenſtück zu der *Verſammlung deutſcher Naturforſcher* gebildet, die hier im September Statt fand.

Was die Theaterluſt der Bewohner Prag's im Allgemeinen betrifft, ſo haben wir in dem kurzen Zeitraum von etwa 3 Jahren zwei totale Revolutionen derſelben erfahren; ſie erwachte nämlich auf die völlige Entbehrung dieſes Vergnügens während des erſten Beſuches der Cholera in verdoppeltem Maaße, und ging von der alten auf die nachfolgende Direction über; ſie hat aber ſeitdem durch manche Umſtände wieder ſo ſehr abgenommen, daß Herr Stöger große Opfer wird bringen müſſen, um wieder etwas Leben in die Theatergeſchäfte zu bringen. Zwar haben die Familien des Adels und viele reiche Kaufleute und Particuliers ihre abonnirten Logen, geringer iſt das Abonnement auf den Sperrſitzen und im Parterre, da die öftern Wiederholungen der Stücke nach Wiener Art, welche Herr Stöger hier eingeführt, dem Prager Publikum fremdartig und unwillkommen ſind, man behält ſich daher die Wahl vor, beſuchte anfangs meiſt nur die Oper, und jetzt iſt das Haus gewöhnlich nur bei vielverſprechenden Novitäten und Gaſtſpielen gefüllt. Alte gute Stücke, ſelbſt in der beſten Beſetzung regen zwar Lob und Beifall an; doch das Haus bleibt leer, mit Ausnahme der Logen, die — eben weil ſie abonnirt ſind — bei guten und ſchlechten Vorſtellungen beſetzt bleiben. Eine Erſcheinung, die durchaus nicht erfreulich genannt werden kann, iſt es, daß man von Jahr zu Jahr mehr Kinder in den Logen ſieht, und zwar ganz ohne Rückſicht auf die Tendenz und den Inhalt des Stückes, das eben gegeben wird, führt man ſowohl die Jugend, welche eben im Begriffe ſteht, ſich geiſtig und phyſiſch zu entwickeln, als ſelbſt die Kleinen hinein, und wenn es auch bei dieſen weniger Gefahr hat, die Leidenſchaften früher als nöthig hervorzurufen und ihre Phantaſie zu heftig aufzuregen, ſo legt der allzufrühe und häufige Theaterbeſuch doch auf jeden Fall den Grund zur Zerſtreuung und Vergnügungsſucht in die jugendlichen Gemüther, die ſich ohnedies in dieſem nur zu leicht entwickelt, und die Kinder von ihren Lehrgegenſtänden abzieht. Vorſichtiger iſt in dieſem Falle der Adel, deſſen Jugend ſeltener, und meiſt nur zu Ballets und Pantomimen in's Schauſpielhaus geführt wird, welche gleich bunten Puppenſpielen an ihrem Sinn vorüber gehen, und nicht den Keim zur Intrigue aller Art in ihre jugendlichen Seelen legen.

Es bleibt uns nichts mehr übrig als einige Worte über den Theatergeſchmack, damit die Leſer Ihres Blattes alle Zuſtände, Vorzüge und Nachtheile unſerer Thalia und Melpomene kennen lernen. Hier müſſen wir jedoch ſorgſam das Alltags- und Sonntagspublikum, das Oberhaus des Parterre's und der Logen von dem Haus der Gemeinen im vierten Stocke unterſcheiden, welches bei uns, wie in ältern Zeiten im engliſchen Parliament, die Kammer der Lord's oft zum Schweigen bringt. Das iſt in manchen Fällen überall ſo, nur herrſcht hier eine Verſchiedenheit, welche man kaum in einer andern Stadt wiederfinden dürfte, nämlich wenn Ritter- und Spectakelſtücke, Poſſen und Hanswurſtiaden die oberſte Galerie der meiſten Orte füllen, ſo iſt die unſere nie ſo ſtark bevölkert, als bei Schiller und Shakeſpeare, Calderon und Grillparzer. Der eigentliche Grund dieſer ſonderbaren Erſcheinung iſt aber, daß bei jenen höheren poetiſchen Werken die gewöhnlichen Paradiesbewohner durch alle armen Studenten verſtärkt werden, während ihre wohlhabenderen Schulcollegen im Parterre oder auf Sperrſitzen ihrem Geiſt dieſe äſthetiſche Nahrung verſchaffen. An ſolchen Tagen muß alſo ſogar dem hochgeſtellten Unterhauſe ein Urtheil zugeſtanden werden, was ſich aber die regelmäßigen und täglichen Mitglieder jener Kammer merken, und auch oft allein ſich als Tonangeber in Maſſe erheben, um die platteſten und gemeinſten dramatiſchen Mißgeſtalten mit ſchallenden Liebkoſungen zu überſchütten, wohl auch gegen das Urtheil der niedern Regionen eine Oppoſition zu bilden, wodurch mitunter eine Verſchwendung von Beifallsbezeugungen oder eine Anarchie des Klatſchens und Ziſchens entſteht, welches dem Schauſpieler oft unmöglich macht, aus dem Urtheil oder der Stimmung der Zuſchauer klug zu werden. Das Sonntagspublikum erfreut ſich übrigens natürlich an den Spitzbuben- und Mordkomödien, ſie mögen ſo grell, craß und inconſequent ſein, als nur immer möglich iſt, an den Effekt-Dramen der Mad. Birch-Pfeiffer u. ſ. w. Poſſen und Ritterkomödien ſind Gottlob! ſo ziemlich aus der Mode, und wenn auch jene noch mitunter von einem Gaſt oder Liebling vorgeführt, ein volles Haus machen, ſo iſt doch die Dauer ihres Daſeins dem der Eintagsfliege zu vergleichen. Die franzöſiſchen Luſtſpiele verſchwinden ebenfalls ſchnell wieder vom Repertoire, das ſich eigentlich jetzt großentheils in den Händen der Prinzeſſin Amalie, Bauernfeld's, Töpfer's und Blum's befindet, zwiſchen welchen Angely und Albini mitunter auftauchen, und hie und da ein altes Stück von Kotzebue und Iffland, Holbein und Clauren eine Diverſion macht, aber nur ſehr ſelten ſchreiten die Werke der Tragöden älterer oder neuerer Zeit über unſere Bretter. In der Oper kämpft Bellini gegen Mozart, und ihnen zur Seite ſtehen Spohr und Weber, Donizetti und Adam, Auber und Herold, eben ſo ſelten jedoch als Shakeſpeare und Göthe erſcheint bei uns noch der maestro celeberrimo, Roſſini; Mercadante und Vaccaj haben mißfallen.

Feuilleton.

⁂ Hofer's letztes Schreiben. — Das Pfennigmagazin vom 14. v. M. theilt einen Brief mit, den Hofer vier Stunden vor ſeinem Tode (20. Februar 1810) an ſeinen Freund, Herrn von Pühler zu Neumarkt geſchrieben. Der Anfang des Briefes lautet wie folgt: „Des göttliche Willen, iſt es geweſen, das ich habe mieſſen hier in Mandua mein Zeitliches mit den Ebigen verwörlen, aber Gott ſeie Dankh um ſeine göttliche Gnad mir iſt es ſo leicht forgekhommen, das wenn ich zu was anderen ausgefierth wurd; Gott wirth mir auch die Gnad verleihen, bis in löſten Augenblickh, auf das ich khomen kann; alwo ſich mein Sehl ebig Ehr freien mag. Es mögen alle hier noch lebente guete Freint für mich bitten und mir aus die heiſſen Flamen helfen wann ich noch im Fegfeier pieſſen muß u. ſ. w."

⁂ Theaterneuigkeiten aus Italien. — Auf dem großen Theater zu Lukka haben der Tenor Mariani und die Prima Donna Tadolini in der „Pia de Tolomei" und „la Sonnambula" Wunder gethan. Auch das große Theater von Trieſt hat ſeine Herbſtſaiſon mit Auszeichnung begonnen mit der „Beatrice di Tenda," in welcher das ſchöne Talent der Mad. Ungher trefflich unterſtützt wurde durch den Baſſiſten Corelli und den Tenor Poggi. Das Theater de la Pergola zu Florenz iſt jetzt durch den Maeſtro Luigi Ricci mit einer Opera buffa, betitelt: „Eran due, or son tre," beſchenkt worden, welche großen Beifall findet; Frezzolini und Cambiago, die komiſchen Baſſiſten, haben darin Lob geerntet.

⁂ Das zu Warſchau erſcheinende „Vaterländiſche Muſeum," deſſen dritter Jahrgang im nächſten Monat zu Ende geht, enthält intereſſante Charakterſchilderungen und werthvolle Abhandlungen, unter welchen beſonders eine „über die Frauen und ihre Beſtimmung bei den Völkern des gegenwärtigen Europa" wohl in's Deutſche übertragen zu werden verdiente.

⁂ Dem Provinzialmuſeum zu Münſter, welchem im vorigen Jahre durch die Liberalität des Miniſteriums des Cultus und des Unterrichtes zwei bedeutende Sendungen von Gipsabgüſſen der vorzüglichſten antiken Bildwerke zugegangen, — ſind kürzlich durch königliche Huld auch 65 Gemälde aus der italiäniſchen und 16 aus der niederländiſchen Schule zugewieſen worden.

⁂ Inedirte Briefe Voltaire's an die Herzogin Luiſe Dorothea von Gotha wurden kürzlich von Herrn Bibliothekar Möller in Gotha bei Reviſion des dortigen geheimen Archiv's aufgefunden, und dürften mit Nächſtem im Druck erſcheinen.

№ 273. 1837.

Phönix.

Samſtag, 18. November.

Der Besboſnoi.

Erzählung von Wilhelm Müller.

Ich war in Zürichthal geweſen: — in der Schweiz? — ach nein! weit, weit von jenem Lande entfernt; an der Wegſcheide zweier Welttheile. Es iſt ſo ſchmerzlich und ſo rührend, daß der Arme, der ſein Vaterland meiden muß, um in der Ferne ein neues Glück zu gründen und zu erringen, wenigſtens den theuern Namen ſeiner Heimath zu retten ſucht, daß er in der Erinnerung bewahrt, was er in der Wirklichkeit auf immer verloren, daß er [illegible] unter einem andern Menſchengeſchlechte, unter [illegible] Verhältniſſen, ſeine Hütte und ſeinen H[illegible] gerade [illegible] ſo erbaut, wie in dem Lande, das er verließ. Er ſtellt die Wiege ſeines Kindes gerade ſo, wie ſeine eigene im Vaterhauſe ſtand, und der ausgewanderte Nordländer erbaut in ſeiner Wohnung, in der freundlichen Natur, die keinen erſtarrenden Winter kennt, denſelben Ofen, der ihm in der Heimath behagliche Wärme gegeben. So findet ihr im ſüdlichen Rußland, an dem Ufer der Molotſchna,[*] am Strande des Aſowſchen Meeres, nicht allein die Schweiz, ſondern auch Deutſchland mit ſeinen verſchiedenen Bewohnern wieder. Dort ſteht das reinliche Haus eines ernſten Taufgeſinnten: kehret ein in die Wohnung, ihr findet Alles, als wäret ihr noch in den Niederungen an der Nogat,[**] dieſelbe Sitte, dieſelbe Einfalt und dieſelbe Tracht; es iſt, als ob dieſe Fremdlinge erſt vor wenigen Tagen eingewandert wären und dennoch ſind es ſchon die Enkel, von denen die einſt ihre Heimath verließen, und immer noch eint ein heiliger Zauber ſie mit der Erde der Väter, die ihnen völlig unbekannt iſt. — Tretet ein in dieſes Gärtchen, ihr findet andere Blüthen, andere Keime, aber dieſelben Menſchen, dieſelbe ſtille Ordnung, denſelben Fleiß, dieſelbe entſagende Frömmigkeit, wie in Gnadau und Herrnhut.

Am freundlichſten begrüßen den Wanderer die Anſiedelungen der Anhänger des Simon Menno: es iſt die fromme, patriarchaliſche Sitte der Urväter, welche hier unſer Herz mit unwiderſtehlichem Zauber gewinnt. Ein eigner Segen Gottes ruht auf ihrem Thun und ruft das Gedeihen über ſie empor. Auf den Straßen wandert kein Bettler: die Wittwen, die Waiſen, die Gebrechlichen ſind nicht verlaſſen, der Reiche theilt den Schmerz des Armen und dieſer hat ein heiliges Recht an dem Gute des Wohlhabenden. Dieſe kindliche Einfalt, dieſe Gaſtfreiheit, dieſe fromme Sitte, dieſer Fleiß iſt mehr als äußerer Schein. Sie ſind ſo glücklich. Geld iſt äußerſt ſelten unter ihnen, aber ſie haben ja Alles, was das genügſame Leben nur fordern kann. Nur ein Stand hat bei ihnen kein Gedeihen und wäre dem Mangel Preis gegeben: es iſt der der Advokaten! In einundvierzig Dörfern leben mehr denn ſiebzehnhundert Familien nun ſchon ſechsunddreißig Jahre mit einander, ohne irgend einen Prozeß. Ihr beneidenswerthen Unwiſſenden, wie weit ſeid ihr gegen unſere Cultur zurück, wo der Bruder mit dem Bruder, die Mutter mit dem Selbſtgeborenen um einen Wahn, um eitlen

---

[*] Milchfluß.

[**] Dieſe Mennoniten wandern meiſtens aus Preußen, aus der Umgebung von Marienburg, Elbing, Danzig und den Niederungen der Nogat und der Weichſel ein.

Land ſtreitet! Jedes Dorf bildet nur eine große Familie, welche der Älteſte leitet und beherrſcht; erſteht, durch den Fluch der Verführung und der menſchlichen Gebrechlichkeit, ein Entarteter unter ihnen, ſo wird er wörtlich gerichtet, wie Matthäus im achtzehnten Kapitel, im fünfzehnten, ſechszehnten und ſiebenzehnten Verſe ſpricht und dann nach dreimaliger Warnung aus der Gemeinde geſtoßen. Die frieſiſchen und flämmiſchen Mennoniten haben ſich hier vereinigt, nur der Schnitt ihrer Haare und ihre Kleidung unterſcheidet beide von einander. Die eine Abweichung trägt Knöpfe, die andere eiſerne Häckchen, das iſt der ganze Unterſchied! Ihre Herzen, ihre Tugenden ſind ſich gleich.

Aber nicht allein die einſt ausgeſtoßenen Kinder deines Vaterlandes umgeben dich, auch die Glaubensſchwärmer, welche das griechiſche Chriſtenthum, welche der Iſlam, welche Iſrael erzeugte, ſiehſt du hier. Sekten, von denen man in der ſogenannten gebildeten Welt keine Ahnung hat, umwandeln dich hier mit ihren fremdartigen Anſichten. Wenn du eine Höhe, einen jener grünen, ſonderbar geformten Hügel, beſteigſt — ſie decken gebrochene Menſchenherzen, es ſind die Gräber untergegangener Völker — ſo erblickſt du in jedem Dorfe, in jeder Anſiedelung, in jeder einzelnen Hütte eine andere Gottesverehrung. Dort wandert ein Karaite, ſeine Vorfahren flüchteten ſich nach Rußland, als Jeruſalem zerſtört ward; er verwirft den Talmud und rühmt ſich des Stammes Benjamin zu ſein, hier ſchreitet finſter und verdroſſen der von den Mahomedanern ſo gehaßte Schaitan-Anbeter daher, da ſitzt, in ſeinen Träumen befangen, der grübelnde Duchoborze und harrt der innern Erleuchtung. Es iſt die ſeltene Stätte heiliger Duldung; Jeder betet hier zu dem Allerhöchſten mit andern Anſichten, mit andern Hoffnungen, und Gott blickt auf Alle milde nieder, und ſegnet ſie, ihre Saaten und ihre Herden gedeihen. Wohlſtand und Friede weilt bei ihnen und der milde Herſcher thut, wie der Allgütige und läßt ſie wandeln nach ihrem Wohlgefallen.

Ich ritt aus dem Kleinbilde des oben genannten Schweizerſtädtchens ohne einen Zweck, nur der Laune des Augenblickes folgend, faſt waffenlos durch die herrliche Gegend. Gefahr war hier nicht zu befürchten, den Reiſenden ſchützt das heilige Wanderrecht. Selbſt der Nogaie iſt nicht furchtbar, er liebt den umherſtreifenden Fremdling nicht, er ſehnt ſich immer noch nach der Zeit der Väter zurück, wo er noch in der Kibitka hauſete; heute hier, morgen dort ſein Zelt aufſchlagen konnte, wo er frei durch die weiten Steppen eilen und das ruhmvolle Handwerk des Räubers üben durfte, doch ein angeborener Stumpfſinn und der Spruch Mahomed's: „es iſt Alles Gottes Geſchick," lehrt ihn, ſich geduldig dem Wechſel der Zeit zu ergeben, für eine Pfeife Taback, für einen Schluck Branntwein wird er der demüthige Führer des Unbekannten.

Der Schritt meines Pferdes führte mich an einer Kurgane vorbei, die geöffnet war. Meine Neugierde ward rege, die Sucht, Alterthümer und Seltenheiten zu erſpähen, erwachte auf's Neue in mir. Ich kroch durch den engen Eingang, um die Grabesſtätte zu unterſuchen; die Todtenhöhle war ziemlich geräumig, faſt ſo groß wie der goldene Stuhl(*) ohnweit Kertſch, in dem man unlängſt ein goldenes Diadem fand und von dem man glaubt, daß es das Grab Mithridat's geweſen iſt; — aber ich fand nichts in dieſem Raume, als eine hölzerne Trinkſchale, einige Wurzeln und im Winkel ein wenig dürres Steppengras. Dieſe Höhle war augenſcheinlich bewohnt, mich ergriff ein ſeltenes Grauſen: wer war derjenige, der nicht auf dieſer freundlichen Erde, ſondern in einem Grabe hauſen mochte? Wahrſcheinlich ein Schwärmer, der vom wahnſinnigen Glaubenseifer getrieben, in Entſagung aller Erdenfreuden, Gott zu dienen glaubte. Als ich nochmals meine Blicke, in der Halbnacht dieſer traurigen Behauſung, ſpähend umher warf, ſah ich unter dem Graſe etwas hervorblinken, es war ein zerbrochener Säbel ohne Scheide, eine herrliche Klinge auf dem blau angelaufenen Grunde; glänzten in goldner Schrift, die Namen: Napoleon und Verſailles. Welch einen Kreislauf des Schickſals hatte dieſe Waffe gehabt? Von Frankreichs Geſtaden bis zu dem Grabe eines Todten, der wahrſcheinlich vor beinahe zweitauſend Jahren der Zeitgenoſſe von Mithridat geweſen war. War dieſe Wehr gewandelt von Hand zu Hand, bis zu dieſem Winkel der Erde, wo keine Krieger, ſondern nur ſchwärmeriſche Theoſophen leben; oder war ſie ihrem Eigenthümer treu geblieben und ihm gefolgt in das wieder geöffnete Grab eines längſt zu Staub Zerfallenen? Niemand beantwortete mir dieſe Fragen.

(Fortſetzung folgt).

---

*) Altun Oba.

Briefe aus Würtemberg.

(Fortſetzung).

Solch ein Glaube, ſolch eine feſte unerſchütterliche Hingebung Kerner's an dieſen mehr als poetiſchen Trug, iſt rührend. Ihm gebührt kein Spott, und über das Mitleiden der profanen Welt iſt er erhaben: aber der Theilnahme eines jeden Edeln, einer höhern Condolenz iſt ſeine Seele werth.

Kerner iſt ein Anhänger der wahren Myſtik. Dieſe aber beſteht nicht bloß, worin wir mit dem Verfaſſer der Kirchenverbeſſerung im neunzehnten Jahrhundert einig ſind, in Empfindungen, noch weniger in Empfindeleien, die ſich ſowohl der Erkenntniß als dem freien Wollen und Handeln entgegenſtellen. Sie iſt aus dem menſchlichen Herzen entſprungen, welches das Unbefriedigende der ſcolaſtiſch-dogmatiſchen und abſtract-formalen Lehren fühlte, und deshalb die lebendigen Gründe der Religion in ſeinen eigenen Tiefen aufzuſuchen begann.

Kerner hat darum, trotz ſeiner Dämonomanie und ſeiner Hellſeherei, mit dem ſchwäbiſchen Myſticismus nichts gemein, obſchon er als eines ſeiner bedingenden Prinzipe angeſehen wird. Daß von Zeit zu Zeit die ganze Umgegend von Weinsberg ſomnambül iſt, und daß immer neue Beſeſſene in ſeinen Umgebungen auftauchen, daran trägt er freilich große Schuld.

Sollte Kerner den Leuten ſagen, es gebe keine von Dämonen beſeſſene Menſchen, da er doch ſelbſt an ſolche Beſitzungen glaubt? Ach, er war nie der Betrüger, er war in allen Fällen nur der Betrogene; ſolche, die getäuſcht waren, täuſchten ihn wieder. Denn wir kennen zu gut — trotz des Schweinefleiſches — den Charakter des Schwaben, daß wir in den wenigſten Fällen einen abſichtlichen Betrug der beſeſſenen Acteurs anerkennen können.

Die oben von uns angeführten Bücher Kerner's, die von den Beſeſſenen u. ſ. w. handeln, ſind einem großen Theile der deutſchen Leſewelt bekannt, und nach dem, was wir im Allgemeinen über den Autor mitgetheilt, können wir über dieſe ſeine Produkte hinweggehen.

Nur die ſo eben erſchienene, eine neue Periode der myſtiſchen Literatur beginnende Schrift von dem Profeſſor Eſchenmaier, die uns neue Momente der modernen Zerriſſenheit der Gemüther, wie zugleich eine unerhörte Civiliſation der würtembergiſchen und ſüddeutſchen Dämonomanie vorführt, iſt's, welche, wenn man bedenkt, daß ſie in tauſenden von Exemplaren in Deutſchland verbreitet iſt und manche verwandte Sympathien entzünden könnte, mit einer dem Sinne der modernen Aufklärung gleichlaufenden Indifferenz, oder mit einem bloßen ſpöttiſchen Achſelzucken nicht abgefertigt werden kann.

Die Beſeſſene, eine Schwäbin, die ſo ziemlich über die Jahre der Blüthe hinaus, kurzweg mit ihrem Vornamen Caroline genannt, glaubte ſchon vor vier Jahren, zu derſelben Zeit alſo, wo die würtembergiſche Dämonomanie aus dem Schooße des Myſticismus hervorging, von einem Dämon in Beſitz genommen worden zu ſein, und der Ruf des Herrn Kerner, daß er ſich ſolchen Kranken unterziehe, hatte auch ſie zu jenem Manne hingeführt. Der magiſche Schneider aber, durch den Herr Kerner ſeine Kuren bisher übte, war in jenem Momente gar nicht in einer magnetiſchen Situation, und die Austreibungskur, die indeſſen ſchon begonnen hatte, wurde deßhalb wieder aufgegeben.

Nach Verfluß einiger Jahre, da die Beſitzung immer fortdauerte, wandte ſich die ſchwäbiſche Jungfrau nochmals an den berühmten Exorciſten in Weinsberg, und dieſer empfahl ſie jetzt ſeinem Freunde Eſchenmaier in Kirchheim unter d. T., wo derſelbe ſeit ſeinem Zurücktritt von ſeinem akademiſchen Lehramte zu Tübingen privatiſirt, und der den Wunſch ſchon lange geäußert hatte, im Intereſſe der Wiſſenſchaft und zu Nutz und Frommen der vielfach ſich verſchlechternden Menſchheit, den Dämonen, die da aus der Hölle ſteigen, um von den Menſchen ruchloſen Beſitz zu nehmen, näher auf die Spur zu geben.

Um der beſſern und genauern Behandlung willen wurde die Beſeſſene von Herrn Eſchenmaier in das eigene Haus aufgenommen, auch fehlte der magiſche Schneider nicht, der zu dieſer bedeutungsvollen Kur beſonders requirirt wurde.

Schon nach den erſten exorciſtiſchen Verſuchen trat der Dämon zur Offenbarung hervor und verkündigte ſich für einen gottloſen Schwaben, der vor noch nicht gar langen Jahren erſt geſtorben iſt.

Eine abſcheuliche cyniſche Rohheit, wie ſie die Gegend charakteriſirt, in welcher die Beſeſſene geboren wurde, und wie man ſie ſelbſt von einem Verdammten, der ja der fleiſchlichen Hülle entladen, nimmer präſumiren mochte, — trat gleich in den erſten Demonſtrationen des Dämons hervor. Alles Hölliſch-Transcendente verlor ſich da ſo tief in den menſchlichen Naturalismus, daß man weit eher die Ausbrüche menſchlicher Beſtialität, als das Treiben der unterirdiſchen Macht darin erblikken mußte.

Das Motiv ſeiner Herkunft aus der Hölle begründete er auf Befragen des Herrn Eſchenmaier damit, „daß gegenwärtig Alles rührig in der Hölle ſei, und der Satan Alles ausſchicke, um die Menſchen noch für ſein Reich zu werben. Ihm, als einem ſeiner Spitzbuben, ſei aufgetragen worden, noch eine Seele zu verführen und mitzubringen. Wie er heraufgekommen, ſo habe eine alte Hexe, die alte „Mähre," zu ihm geſagt: „Komm, ich will dir einen guten Ort verſchaffen." Darauf habe ſie ihn an das Mädchen, die Caroline, geführt, die juſt zur Abendzeit auf der Straße geſprochen, und da ſei er in ſie hineingefahren und habe gedacht: Nun iſt es lang Tag, da gehe ich nicht mehr hinaus." —

Starrt hier nicht die roheſte abergläubiſche Baſis des ſchwäbiſchen Myſticismus heraus? Wie? einem Logiker, gleich dem Herrn Eſchenmaier, hätte nicht alſobald bei dieſem rohen Beginne des Betruges ein Licht aufgehen ſollen?! Hier möge man die Glanzpunkte der würtembergiſchen Myſtiker ſehen! In ihnen iſt nicht ein Keim jener herrlichen und tief religiöſen Innerlichkeit, auf welcher die von uns oben definirte wahre Myſtik beſteht; bei ihrem Myſticismus iſt's die cyniſche Sinnlichkeit des mittelalterlichen Aberglaubens, die in all' ſeinen Manifeſtationen heraustritt.

(Fortſ. f.)

Aus Bremen.

(Anfangs November).

(Eine Feier des 18. October. — Ein Prozeß).

Als die Völkerſchlacht bei Leipzig geſchlagen ward, waren unſere Ketten kaum gebrochen. Am 13. Oct. 1813 kam General Tettenborn vor unſern Thoren an, und am 15. ging die Stadt durch Capitulation über in deſſen Hände, und der Einzug vor ſich. Doch erfuhren wir wenig oder nichts von den Armeen der Verbündeten, eben weil die Schlacht und deren nächſte Folgen keine Zeit gönnten zum Abſenden von Berichten, und ein unbedeutendes Corps von Schweizern und Franzoſen zuſammengerafft, unter General Lauberdière bewirkte durch ſeine Annäherung, von Weſel her, daß Tettenborn ohne Schwertſchlag mit den erhobenen Caſſen abzog und die Stadt ihrem Schickſal überließ. Erſt am 25. ward uns die Kunde von der Leipziger Schlacht und bewirkte am 26. den definitiven Abzug der Franzoſen. — Waren dieſe Umſtände nun offenbar der Art, daß wir am Kampfe ſelbſt nicht Theil nehmen konnten, ſo zeigen wir dagegen jetzt um ſo mehr Ausdauer in der Feier des Tags, nach einem Zuſchnitt, der am 11. Oct. für die Zukunft beliebt ward.

Nach dieſem hören wir Glockengeläute von 7–8 Uhr Morgens, und auf dieſes folgt Dankpredigt in allen Kirchen der Stadt und des Gebiets. — „Dann (heißt es im Proclam des Raths) werden unſere bewaffneten Wehrmänner und unſere Kriegsmannſchaft ſich feierlich aufſtellen!“ — In den erſten Jahren nach dem Kriege ſtand die Kriegsmannſchaft voran, und die Wehrmänner folgten nach, im Proclam, und wie noch jetzt, auf dem Markte, weil man die Beſtimmung für den Krieg damals für die weſentlichere hielt, neben dem Paradiren der friedlichen Bürgersleute mit ihren Waffen innerhalb der Stadtviertel. — Doch dieſe Anſichten haben ſich geändert, und weil man es für anſtößig gehalten, die Waffentragenden den Kriegsfertigen nachzuſetzen, ſo befolgte man ſpäterhin im Proclam den Spruch: „Die Erſten werden die Letzten ſein!“ — Der aber bei einem Kriege, — den Gott gnädigſt verhüten wolle! — wieder nach der frühern Abfaſſung im Proclam angewendet werden dürfte.

Um 11 Uhr rücken dann die Feldtruppen, Cavallerie und Infanterie, auf den Markt, wo letztere drei Salven gibt, und dann beide unter den Fenſtern des Rathhauſes defiliren, aus denen die Rathsglieder mit ihren lieben Angehörigen dem Schauſpiel zuſehen, — und hiernächſt ziehen die Feldtruppen mit der Fahne und klingendem Spiel durch die Stadt.

Mit dem Abzuge der Kriegsmannſchaft, und wenn das Schießen vorbei iſt, — beſetzen die bewaffneten Wehrmänner den Platz und ſingen Te Deum laudamus! — Hiernächſt beginnt abermals Glockengeläute, und nach dem Schluß dieſer Art von öffentlicher Andacht geht alles auseinander und rüſtet ſich zu den Feſtſchmäuſen, die vor Allem nicht fehlen dürfen. — Ein mäßiges Feuerwerk auf der Weſer abgebrannt, — auch in dieſem Jahr unter Wiederholung des im vorigen geſehenen Nordlichts, — beſchließt die Tagsfeier.

So geht es jährlich ſeit 1818 und auch dieſesmal wiederum, und alles lief glücklich ab. — Die obligaten Federbüſche bei'm Stabe der Bürgerwehr und die Solopartieen Einzelner erzeugten die gewohnte Wirkung, — doch was, wie Ihnen bekannt iſt, — früher ſich öfter zu ereignen pflegte, fehlte dieſesmal, — denn von den Adjutanten der Bürgerwehr, iſt heuer wiederum keiner vom Pferde gefallen.

Abends war das Affen-Theater des Wiener Impreſario Schreyer eröffnet und ſehr beſucht; dieſe ſinnreichen Thiere zeigten uns manche Scenen mit Virtuoſität und Anmuth nachgeahmt, die im Laufe des Tags ſonſt vorgekommen.

Die Offiziers der Bürgerwehr tafeln an dieſem Tage in ihrer, wie das Proclam beſagt: „ehrenvollen Waffenrüſtung.“ — Den Unteroffiziers und gemeinen Wehrmännern aber, die an der Tafel in großer Anzahl Theil nehmen, iſt in der Montirung neben den Offiziers bei Tafel zu erſcheinen, nicht verſtattet ſondern ſie finden ſich im Civil-Anzug ein und ihre Wehrmannseigenſchaft wird offiziell ignorirt. — Dadurch verleihen die Epaulett-Wehrmänner ſich ein gewiſſes Anſehen vor ihres Gleichen, den feuerrohrtragen, einfachen Wehrmännern, mit deſſen Anerkennung aber es nie recht glücken will. — Bei dieſem Mahle fehlt es ſo wenig an martialiſchen und patriotiſchen Trinkſprüchen, als an geiſtreichen Feſtgeſängen, deren einige von charakteriſtiſchem Gepräge in meinem Beſitz ſind und Ihnen zu Gebote ſtehen, — alles in ſichtbarer Uebereinſtimmung mit der Waffenfähigkeit ehrbarer Bürger. Dieſesmal hatten Geſangfreunde unter dieſen ſich zum Vortrage angemeſſener Lieder vereinigt und den Muſikmeiſter des Feldbataillons diſponirt, die Geſangſtücke auszuwählen und mit ihnen einzuüben. Dieſer, in ſeinem Berufe tüchtig und geſchätzt, und in den Geſangzirkeln geſucht, zeigte ſeine gewohnte Beeiferung und Ausdauer, und ward von den vereinten Geſangfreunden, und ſelbſt auf den Vorſchlag eines Adjutanten mit zur Tafel geladen, weßhalb er ſich auch einfand. — Der Oberſt und Commandeur der Bürgerwehr aber, der Einzige in dieſer Waffen-Gattung, (außer den Tambours) der eine Beſoldung und zwar eine hohe Beſoldung bezieht, — fühlte ſich von dem Erſcheinen dieſes, ſonſt in Liederzirkeln gern geſehenen Mannes, — ſo peinlich ergriffen, daß er denſelben Adjutanten, der die Einladung dringend empfohlen hatte, beorderte, den Eingeladenen ſofort zur Entfernung einzuladen, — unter dem Vorwande: „Es ſei unſchicklich, daß ein Angeſtellter von der beſoldeten Kriegsmannſchaft, mit ihm als Offizier der Bürgerwehr ſich an einer Tafel befinde!“ — Obwohl ein allgemeiner Unwille darüber ſich laut bemerklich machte und mehrere Anweſende zu verſtehen gaben, daß ein Anſpruch auf Entfernung ganz andere Leute näher liege, ward der Ausbruch der Indignation über die abentheuerlichen Anſichten des Mannes doch mit Mühe verhindert, liefert aber immer ein anſchauliches Bild von der Klarheit der Begriffe von Ehre, wie ſie bei manchen Leuten gebildet werden, die in Ehrenſachen gar keine Stimme haben, — und zu welchen Unzuträglichkeiten verwirrte Köpfe Anlaß geben, wenn man unvorſichtig genug iſt, ihnen einigen Einfluß zu geſtatten. —

Ein Unterſuchungs-Prozeß gegen eine, mit einer namhaften Charge bekleidete Perſon, — „angeſchuldigte N.......... d.. J.... und daraus erfolgte Tödtung einer hieſigen, ſehr ſchönen Schiffersfrau betreffend,“ hat kein bekanntes Reſultat geliefert, denn ſo wenig das Gericht als der Angeſchuldigte, haben ſich veranlaßt gefunden, den Ausgang der Sache zu veröffentlichen. — Inzwiſchen hat man dieſer Criminal-Procedur keinen Einfluß auf Amtsverhältniſſe des Angeſchuldigten eingeräumt und die ihm in dieſen Geſchäften Untergeordneten haben von der Sache gleichfalls keine Notiz genommen.

Unter manchen brillanten Grundſätzen, die ſich in unförmlichen öffentlichen Verhältniſſen allmählich heraus bilden, hat ſich auch der bewährt: — Das Uebel ſelbſt ſei bei weitem das kleinſte Uebel! — aber das Lautwerden des Uebels ſei das größere Uebel! — Da nun die Einſicht gebietet, das kleinere Uebel zu wählen, ſo arbeiteten Manche häufig in dieſer Richtung, — und es iſt nicht zu läugnen, daß die Angehörigen eines Verurtheilten, die Beſtrafung empfindlicher treffe, als den Beſtraften ſelbſt, der gegen die Folgen, die ſie begleiten, ſich meiſtens ſchon abgehärtet hat und ſich darum darein zu finden weiß. — Aber ſolche Anſichten ſtreiten wider die feſten Grundſätze der Religion, denn dieſe gebietet Erkenntniß des Uebels, — Reue, — Buße, Bekehrung! —

Notizen.

⁂ Wallachiſche Ueberſetzungsgeſellſchaft. — Zu Buchareſt hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, welche beabſichtigt, alle, ſowohl ältere als neuere, berühmte franzöſiſche Werke in's Wallachiſche zu übertragen. Schon hat ſie Ueberſetzungen der Werke von J. J. Rouſſeau, de Lamartine und V. Hugo bekannt gemacht. Bemerkenswerth iſt, daß Frauenzimmer die thätigſten Mitglieder dieſer Geſellſchaft ſind. So iſt die Tochter einer reichen Bojarenfamilie jetzt beſchäftigt, den Genie du Christianisme von Chateaubriand in ihre Mutterſprache zu übertragen.

⁂ Ueber die Analogie der Polariſation der Wärme und des Lichtes wurde von Herrn Melloni der Akad. d. Wiſſ. zu Paris in der Sitzung vom 16. Oct. eine Abhandlung überreicht, deren Ergebniß war, daß in allen Fällen, in welchen keine Abſorbtion ſtattfindet, die Uebereinſtimmung vollkommen ſei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 274. 1837.

Phönix.

Montag, 20. November.

Der Besboßnoi.

(Fortſetzung).

Mit beengter Bruſt ſtieg ich wieder an das Licht des Tages, zu der freundlichen Erde und ihren Reizen empor, da ſchritt ein Wanderer des Weges einher, das bleiche, eingefallene Geſicht, der lange Bart, das ſtille, ſinnende Auge, ließ mich einen Duchoborzen erkennen. Vielleicht konnte er mir Auskunft geben, vielleicht war er ſelbſt der Bewohner dieſes troſtloſen Raumes? Ich nahte mich ihm und nachdem wir den üblichen Gruß ausgetauſcht hatten, fragte ich ihn: „Iſt dieſe Kurgana, mein Vater, von einem lebenden Menſchen bewohnt?" — „Sie iſt es," erwiederte er leiſe. — „Vielleicht von einem frommen Büßer," forſchte ich weiter, „der in abgeſchiedener Einſamkeit Gott zu erkennen ſtrebt?" — Der Duchoborze ſchüttelte das Haupt und entgegnete: „Derjenige, der in jenem Grabe hauſt, iſt keiner der Unſrigen, keiner der andern Gläubigen. Er hofft nicht, er fordert kein Erbarmen, er betet nicht: der Unglückliche iſt ein Besboßnoi!" Mit kaltem Schauer durchrieſelte mich dieſer Laut, ſeine Bezeichnung iſt entſetzlich, die Worte: Freigeiſt, Atheiſt, Gottloſer, entſprechen ſeiner Bedeutung nicht; denn der Besboßnoi iſt ſowohl ein Elender, der ſich von dem Schöpfer losgeſagt hat, als auch einer, von dem ſich Gott ſelbſt abgewandt hat. Noch eine dritte, wenn gleich nicht ganz richtige, doch nicht minder ſchreckliche Bedeutung umfaßt dieſes Wort: jene Geiſtesgeblendeten, deren Spur, obgleich ſelten, man bereits in der grauen Vorzeit auffindet, die zwar einen Herrſcher über den Sternen glauben, aber in ihm nur ein böſes, ſchadenfrohes Weſen erkennen, das die Qual der Sterblichen verlacht, auf ihre Leiden, ihre Schmerzen mit Hohn niederblickt und das ihre Seelen wie ihre Körper vernichtet, werden auch mit dieſem Namen belegt. Alle dieſe Genannten werden von den, ſonſt ſo duldſamen Ruſſen ängſtlich gemieden; ſie hauſen einſam, in finſtern Wäldern, in tiefen Erdhöhlen, in unzugänglichen Bergklüften, mit ihren verödeten Herzen, mit ihrem, in Nacht getauchten Geiſte; der Menſch flieht ihre Schwelle, nur das wilde Thier iſt ihr Genoſſe und gewöhnlich ergreift dieſe Unglücklichen früher der wirkliche Wahnſinn, denn der Tod.

Das gräßliche Wort tönte, als wollte es nie verhallen, immerdar an mein Ohr; mein Auge ſtarrte nach der troſtloſen Behauſung und es war mir, als ob ich für den unglückſeligen Geiſtesirren beten müßte. Der ſchlichte Sectirer ſchien meine Erregung richtig zu erkennen: er ſah mir freundlich in das Antlitz, faßte meine Hände in die ſeinigen und ſeine Lippen bewegten ſich leiſe. Wie war unſer Stand, unſer Wiſſen, unſere Glaubensanſicht ſo ſehr verſchieden und dennoch einte das Gebet für einen fremden Unglücklichen unſere Herzen. Dann wandte ſich der Duchoborze und wanderte weiter; ich aber konnte nicht von dannen, ich ſpannte die Vorderfüße meines Pferdes, nach der Sitte des Landes, warf mich dann zur Erde und erwartete nun das Erſcheinen des Scheuſals, welches ſich von Gott losgeſagt hatte. Lange mußte ich vergebens harren, endlich kam aus der Ferne ein Wanderer; er mußte es ſein, denn er nahte ſich der Mogila. Der Himmel war blau, die Sonne glänzte, und lichte Wolken zogen wie weiße Schwäne in dem Luftmeere einher, aber der Nahende hob nicht das Auge zu dem Dom Gottes empor, ſein Haupt war auf die Bruſt geſunken, ſein Blick ſuchte den verſenkten Halm der Erde und dennoch war dieſer Unglückſelige anders, als ich ihn mir gedacht. Ich hatte geglaubt, einen früh Entnervten, einen des Lebens Genuſſes Überſatten, mit den heißen Blicken des beginnenden Wahnſinns zu finden; ſo war dieſe Erſcheinung nicht. Das Haar war bereits ergraut, ob von den Stürmen des Lebens oder von der Laſt der Jahre blieb zweifelhaft, auf der hohen Stirne, zwiſchen tiefen Furchen barg ſich eine breite Narbe, ſein Auge — ich ſah es nur einen Augenblick — war nicht erſtorben unter dem Übermaße ſchwelgender Sinnenlüſte; in demſelben lag noch ein Leben, aber das des Schmerzes; die ganze Geſtalt war nicht gebeugt, ſondern gebrochen von dem Weh des Schickſals. Seine Kleidung war die eines Tataren niederen Standes; dennoch fühlte ich eine ungewöhnliche Scheu vor ihm: es war mir, als ob eine fremde Macht mich dieſem gegenüber niederdrücke. Ohne meiner zu gewahren, hatte er ſich in ſeine Trauerwohnung begeben. Langſam nahte er ſich derſelben, er lag in dem Grabe, bewegungslos wie ein Todter, den Rücken hatte er dem Eingange zugekehrt, gleich als widere ihn das Licht des Tages an. Ich bat ihn um Feuer zu meiner Pfeife. Er konnte an meiner Ausſprache erkennen, daß ich kein Eingeborener, einem anderen Lande, einem anderen Reiche angehörte, aber er wandte nicht das Haupt, nicht das Auge nach mir, ſondern antwortete nur: „Ich habe kein Feuer!“ Eine Weile ſtand ich noch vor ihm, er aber ſchien nicht die Nähe eines Menſchen zu empfinden, eine andere Welt und andere Weſen lagen vielleicht vor ſeinen Blicken; da wagte ich nicht länger ihn zu ſtören, leiſe beſtieg ich mein Pferd und verließ das Grab, in deſſen Schooße noch nicht alles Leid geendet war.

Der Zweck meiner Reiſe war vollendet. Ich hatte die herrliche Jugendſtadt Odeſſa, ich hatte Kertſch, Feodoſia, mit ihrer reichen Vergangenheit, mit ihrem Schickſalswandel geſehen. Mir war der Hochgenuß geworden, den wildeſten Aufruhr der Natur, einen Sturm auf dem ſchwarzen Meere zu erleben. Zwiſchen Zürichthal und Karaſubaſar*) ſah ich jenen Wunderberg, an den der Tatare ſeine Mythen, ſeine Sagen und ſeines Daſeins Fortdauer knüpft. Der Gipfel dieſes ſonderbaren Berges iſt völlig eben, ſeine Seitenflächen ſind aber gleichförmig ſenkrecht abgeſchnitten, ſo daß er, zu einem uns unbekannten Zwecke, als ein Werk der Menſchenhand erſcheint. „Wenn,“ erzählen die Tataren, „wie das Symbol des Islam's, der Mond am Himmel leuchtet, erſcheinen die Geiſter der Väter auf ſeiner Anhöhe und klagen um den Untergang ihres Volkes und harren der Zeit, wo es ſich wieder erheben wird von ſeiner tiefen Schmach, um auf's neue zu gebieten über alle Länder der Erde. Wenn ein Wanderer in ſolchen Stunden an dem Berge vorüberzieht und ſein Auge geweiht worden in dem Augenblick der Geburt, erblickt er auf dieſem Gipfel eine herrliche goldblinkende Metſchet und einen prachtvollen Palaſt, aus dem die Kämpfer in voller Rüſtung, bewehrt mit Lanze, Schild, Bogen und Pfeilen, ziehen.“ Wie jeder einzelne Unglückliche eine beſſere Zukunft hofft; ſo glaubt auch jedes untergegangene Volk an ſeine Wiedergeburt, ſeine Auferſtehung. Und iſt dieſes Sehnen, dieſes Erwarten nicht ſchon Erfüllung, ſchon Verklärung ſeines Daſeins?

Doch was ich auch ſah, was ich auch empfand, wie die Völker der Tſcherkeſſen, Griechen, Gruſier, Armenier, Tataren und Perſer mit ihren Eigenthümlichkeiten an mir vorüberſchwanden, immer tauchte auf's neue in meiner Seele das Bild des von Gott Verlaſſenen auf und ich konnte mich nicht befreien von der Erinnerung an ihn. Jetzt hatte ich das tatariſche Städtchen Karaſubaſar verlaſſen, in ſeiner Nähe erhob ſich ein altes zwingartiges Gebäude, neben dieſem ein kleiner einfacher Grabhügel aus unſerem Zeitalter. Wer ruht in dieſem unbekannten Winkel der Erde? Frau von Krüdener. Sie, die einſt mit der Fülle von Jugend und Anmuth begabt, in Paris, Petersburg und Venedig geglänzt hatte, und die getäuſcht und täuſchend im ſpäteren Alter noch ungleich berühmter durch ihre Schwärmerei wurde. Zweimal hatte dieſe Frau eine Rolle in der Weltgeſchichte geſpielt; die letzte war vielleicht wichtiger als die Zeitgenoſſen wähnten. Endlich wurde ſie vergeſſen und ruht nun fern von dem Schauplatz, wo ſie glänzte und wirkte, in dem Schooße der Erde. Dieſes vergeſſene Grab rief mir das noch belebte zurück. Ward jenem Unglücklichen nicht vielleicht ein ähnliches Schickſal, und konnte er nicht, wie dieſe Arme, als ſie überſatt, keine Freude mehr empfinden, keine Hoffnung mehr hegen durfte, mit krankhafter Angſt ſich zu Gott wandte, in noch furchtbarerer Verirrung ſich von demſelben abgekehrt haben? War ich ihm doch ſo nahe, konnte ich doch erſpähen, ob die Zeit ſeinem verödeten Herzen keinen Wandel gegeben hatte?

Als ich mich wieder der Todtenſtätte des Lebenden näherte, war das Wetter unfreundlich und der Himmel hing voll ſchwerer Dünſte. Der Unbekannte war jetzt nicht in ſeiner Wohnung, ſondern er lag hingeſtreckt vor dem Grabhügel und ſchaute zu den wilden Sturmwogen der Wolken hinauf. Bei dem Tone meines Grußes mußte er mich erkennen, denn er ſprach kalt: „Ich habe abermals kein Feuer.“ Dieſe Worte ohne Groll, ohne Erregung geſprochen, gaben mir Muth, die Unterredung fortzuſetzen. „Es iſt ein unfreundliches Wetter,“ ſprach ich, „der Wind weht kalt durch dein greiſes Haar, du thuſt nicht wohl, in dieſem Sturme unter dem unfreundlichen Himmel zu ruhen.“ — „Dieſer Himmel,“ erwiederte er, „ruft mir den meines Vaterlandes zurück.“ — Zwei Jahre waren ſeit der polniſchen Revolution vergangen; ich weiß nicht, wie bei dieſen Worten mich plötzlich der Gedanke ergriff: es iſt einer der Unglücklichen, die ihr Vaterland verloren haben.

---

*) Schwarzwaſſermarkt.

„Du biſt ein Pole,“ ſprach ich raſch in den Tönen dieſes Volkes. — Es zuckte durch ſeinen Körper und er entgegnete in derſelben Sprache: „Ich bin kein Pole.“ — „Du biſt es,“ fuhr ich dringender fort, „leugne es nicht, deine Ausſprache verräth dich; du ſtehſt vor einem Freunde deines Volkes.“ — „Ich bin kein Pole,“ antwortete er beſtimmter. „Darf man denn nichts anderes als ein Pole ſein, um Theilnahme zu erregen? Dem Polen iſt nichts widerfahren, was außer den Grenzen des Schickſals läge. Ihm iſt geſchehen, was allen Völkern der Erde geſchehen wird, geſchehen muß. Furchtbar war der lange Leidenskampf des unglücklichen Polenlandes; Jahrhunderte wandt es ſich in Todeszuckungen in ſeinem offenen Grabe, ohne leben, ohne ſterben zu können, denn ſchon in der Wiege war ihm der Sarg bereitet. Aber ſein Untergang heiliget alle ſeine Fehle und ſeine [illegible] ungleich größer als ſein Leben. — Ein anderes Volk kenne ich, das verloren gegangen iſt ohne Beileid; es war brav, tapfer, wie das der Polen; ſein Herzblut iſt gefloſſen, ohne daß ihm das Mitleid der Menſchen zu Theil geworden, es iſt untergegangen ohne einen Nachhall der Trauer, anheim gefallen einem Sieger, dem jetzt gethan worden, was er einſt ſelbſt übte: ich bin ein Lithauer!“

„Da gehörſt du,“ rief ich, „den Polen an. Beide Länder waren früher vereint.“ (Fortſ. f.)

Tod durch Quarantaine.

(Aus dem Leben).

Ein junger franzöſiſcher Kaufmann aus Paris war über Marſeille nach der Levante, Geſchäfte und Vergnügens halber, gereiſ't, und kehrte mit beiden zufrieden um ſo froher über Trieſt in's Vaterland zurück, da ihn in dieſer Stadt ſein älteſter und beſter Jugendfreund erwartete. Kaum hatte das Schiff Anker geworfen, und die Equipage ſich in's Parlatorium begeben, als er auch ſchon ſeinen ſo lange nicht geſehenen Freund, der unterdeſſen hier angeſeh'ner Banquier und Familienvater geworden, von ſeiner Ankunft in Kenntniß ſetzte. Eilig, in größter Freude, begab ſich der ganz überraſchte Mann in die Quarantaine-Anſtalt, wo damals noch keine Scheidewand die Sprechenden trennte. Übergroße Freude, verbunden mit der Lebhaftigkeit der Franzoſen, machten den eben Angekommenen alle Vorſchriften der Sanität vergeſſend, und ſo ſtürzte er ſich auf ſeinen Freund, ihn zärtlich umarmend. Doch kalt drückte ihn dieſer von ſich — denn die Wächter erklärten von allen Seiten, er habe neununddreißig Tage Quarantaine zu machen! Der Unvorſichtige trat bleich zurück, und gelaſſen erklärte der Inficirte, ihm ein Zimmer anzuweiſen, fern von demjenigen dieſes jungen Mannes. Kein Bitten, kein Zureden half — er blieb unverſöhnlich, denn wichtige Geſchäfte, eine liebende Gattin und zwei kleine Kinderchen trennte von ihm, der namenloſe Leichtſinnige. Die Quarantaine war vorüber und, wie ſich wohl denken läßt, denn es waren ja Beide Franzoſen, zwei Stunden nachher ſtanden, die einſt ſo feſt verbundenen Freunde, mit den Todeswaffen gegenüber. War es Schickſals-Tücke, war es beſſere Führung der Waffen, kurz nach zwei Gängen ſtürzte der Banquier leblos zu Boden, und Fluch über ſeinen Gegner waren ſeine letzten Worte. Gattin und Kinder beweinen noch jetzt ihren treuen Schützer, und troſtlos über die Wendung der Sache, ſuchte der Flüchtling Ruhe im Belagerungsheere gegen Algier. Er fand ſie, nach ſpäteren eingezogenen Nachrichten, durch eine wohlgezielte Türkenkugel am Fort des vingt quatre heures. Die Familie des Erſchoſſenen, reich und wohlthätig, nahm ſich der des Erſtochenen an, und beide leben vereint im ſüdlichen Frankreich ſtill und freudenlos ſo einen traurigen Weg des Lebens, der ihnen beſſer von der Vorſehung früher beſtimmt ſchien.

Ein Schwätzer.

(Aus dem Leben).

Zwei Offiziere der preußiſchen Armee, die die letzten Feldzüge, wie ſchon jene frühere edlere Tage, kameradſchaftlich zuſammen mitgemacht, nahmen vor einigen Jahren, der eine als General, der andere als Obriſt ihren Abſchied, und leben nun in Berlin, geſund und ohne Sorgen, doch in einer ſeltſamen Art und Weiſe. Beide unverheirathet, wohnt der General unter den Linden, der Obriſt in der Brüderſtraße. Täglich, mit dem Glockenſchlag eilf, langt der Obriſt in ſeiner Uniform unter dem Fenſter ſeines Freundes an, und mit dem Ruf: „Guten Morgen, lieber General!“ öffnet dieſer daſſelbe, erwiedernd: „Ich danke, beſter Obriſt, ſchnalle nur noch meinen Säbel um, und komme gleich.“ Zuſammen wandlen nun die alten Kriegsgefährten die Linden entlang, zum Brandenburger Thor hinaus, eine Strecke im Thiergarten fort, bis zu einer ungeheuren Eiche; kehren um, gehen denſelben Weg zurück, einen Augenblick — vielleicht aus alter Anhänglichkeit — auf die Parade, trennen ſich unter militäriſcher Begrüßungsformel, und nie kam dabei — ein Wort über ihre Lippen. So lebten ſie Jahre lang; Jeder kannte die Sonderlinge, weshalb denn ihr Thun zuletzt nicht mehr auffiel. Da wird der General krank, der Obriſt verſchließt ſich in ſeinem Hauſe, und nur um eilf Uhr jeden Morgen ſah man den Bedienten des Letztern zur Wohnung des Kranken wandeln, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. So verging der Winter, und mit dem wiederkehrenden Frühjahr kehrte auch des Veteranen Geſundheit zurück.

Die Uhr der Akademie, wonach Prinz Carl ſelbſt, vorbeigehend, die ſeinige in würdevoller Eile ſtellt, ſchlug an einem heiteren warmen Frühlingsmorgen eilf, da ſah man, ſeit ſechs Monaten zum erſtenmal wieder, den Obriſt unter dem Fenſter des geneſenen General's, und wie ſie früher gewandelt, ſo geſchah es auch heute. Doch vor dem Thore angelangt, wo der junge Lenz in ſeiner Pracht die Spaziergänger aufnimmt, überwältigen dem General die Gefühle, und entzückt ruft er aus: „Schauen Sie um ſich, theurer Obriſt, wie iſt doch Alles ſo herrlich!“ Die Eiche war erreicht, man kehrte um, man trennte ſich — doch zum letztenmal. Tage, Wochen vergingen, vergebens erwartet der General den Obriſt zum Spaziergang, allein er erſchien nicht. Sehnſucht nach dem Kameraden bewog endlich den General, einen andern Bekannten zu veranlaſſen, den Obriſt zu beſuchen, um ſich nach ſeinem auffallenden Benehmen zu erkundigen. Mehrere Male wurde der Abgeſandte nicht angenommen; endlich gelangte er zur Audienz, und ſchloß mit der Bitte, doch das früher zwiſchen ihm und dem General beſtandene freundſchaftliche Verhältniß wieder anzuknüpfen. Ruhig hatte ihn der Obriſt angehört, doch, als er geendet, brach er los: „Wie? was! Sie verlangen Unmögliches von mir, denn, ſeit der General zum erſten Mal nach ſeiner Krankheit wieder ausgegangen, iſt er mir ein ſo unausſtehlicher Schwätzer geworden, daß ich es nicht mehr bei ihm aushalten kann.“ Nur erſt nach vielſeitiger Vermittelung gelang es, den Erzürnten auszuſöhnen; und ſo ſieht man denn in neuerer Zeit wieder die beiden Freunde auf ihrer unterhaltenden Promenade.

Feuilleton.

⁂ **Der magneto-elektriſche Apparat des Profeſſor Ettingshauſen.** — Zu den wichtigſten Gegenſtänden, welche in der heurigen Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte in Prag zur Sprache gekommen ſind, muß unſtreitig der von dem Profeſſor der Phyſik an der Wiener Hochſchule A. von Ettingshauſen erfundene höchſt ſinnreiche magneto-elektriſche Apparat zur Erzeugung mächtiger elektriſcher Ströme durch Stahlmagnete, die auf einen multiplicirenden Leiter wirken, gezählt werden. Dieſer Apparat hat zwar in der Grundlage einige Uebereinſtimmung mit dem neuerlich von Clarke in London conſtruirten; doch iſt die Zuſammenfügung der Haupttheile neu, und überhaupt ſeine Conſtruction einfacher, ohne dem Clarke'ſchen an Kraft nachzuſtehen. Auch kann Faraday's Pendel, Barlow's Rad, und jeder andere magneto-elektriſche Apparat durch den mittelſt dieſer Vorrichtung entwickelten Strom in Bewegung geſetzt werden. Ein um eine verticale Axe rotirender Anker wird unter eine horizontale Grundlamelle eingeſetzt, welche eine lothrecht aufgeſtellte Magnetbatterie trägt, und bringt die überraſchendſten Effecte hervor. Der erzeugte Funke iſt hell und glänzend genug, ein dunkles Gemach zu erleuchten, eine im elektriſchen Strome verzehrte Stahlfeder gibt Funken von 4 Zoll Länge, und ein Platindraht erglüht in demſelben Moment, wie die Kette geſchloſſen wird. Auch in Bezug auf chemiſche Zerſetzung bewies ſich der Apparat ſo wirkſam, daß er vollkommen im Stande iſt, die Volta'ſche Säule zu erſetzen. Der elektriſche Strom bringt die heftigſten Erſchütterungen hervor, und zugleich kann durch Vor- und Rückwärtsſchieben eines aufgeſetzten Inductor's die Gewalt willkürlich bis auf eine kaum merkliche Wirkung gemildert werden.

Die Verſuche, nebſt ſehr faßlichen Erklärungen, welche Prof. Ettingshauſen ſowohl in der Section der Phyſik, als in der zweiten allgemeinen Verſammlung mit dieſem merkwürdigen Apparat vornahm, erregten allgemeines Intereſſe unter Gelehrten und Laien.

⁂ **Die Taucherglocke in Ungarn.** — Im vorigen Monate iſt der erſte Verſuch mit der Taucherglocke in der Donau nächſt Ofen angeſtellt worden. Vier Perſonen, Graf Johann Waldſtein, der Ingenieur Alexander Aſboth, der engliſche Taucher George Dowar und Ludwig Thomek, ließen ſich, während 8 Männer an der Luftpumpe angeſtellt wurden, mit einer brennenden Lampe in der Taucherglocke herab, und zur Direktion derſelben waren folgende 8 Zeichen durch das Pochen eines Hammers an die Glocke verabredet: 1) Mehr Luft. — 2) Feſt ſtehen. — 3) Auf. — 4) Herab. — 5) Von Bord. — 6) Gegen Bord. — 7) Stromab. — 8) Stromauf. — Nebſt dieſen waren zu andern Mittheilungen aus der Tiefe in der Glocke dünne Täfelchen aufgehängt, deren Ende auf das Verdeck des Schiffes reichten, und von einem dazu beſtimmten Manne in der Hand gehalten wurden. Bald fühlte er, daß eine Schnur in der Glocke angezogen wurde, und wie er ſie heraufholte, erblickte man darauf das ſkizzirte Porträt des Grafen Waldſtein, in einer Hand den Crayon, in der andern ein ähnliches Täfelchen haltend mit der Unterſchrift: „Old England for ever!“ Nach vierzehn Minuten wurden die Reiſenden wieder heraufgezogen, und das kleine Bildchen hat Graf Stephan Szechenyi, als Andenken an den erſten Verſuch mit der Taucherglocke in Ungarn, mit ſich genommen.

⁂ Die ſchönſten Illuſtrationen, die bis jetzt in Frankreich erſchienen, ſind die Zeichnungen von J. J. **Grandville** zu den Fabeln von Lafontaine, von den ausgezeichnetſten Meiſtern in Holz geſchnitten. Die Auffaſſung der Thiere, die dramatiſche Darſtellung, die feinen ſatyriſchen Beziehungen auf die Gegenwart erheben die Zeichnungen Grandville's zu Kunſtwerken, die wieder wie die Hogarth'ſchen Darſtellungen, einen eignen Kommentar verdienten. Sie erſcheinen in 3 Bänden bei Fournier in Paris und koſten nur 30 Fr. Die Ausführungen der Holzſchnitte kommt dem Kupferſtich an Wirkung gleich und die ausgezeichnetſten Arbeiten Höfel's in Wien und die von Gubitz in Berlin verſchwinden ganz gegen ſie.

⁂ Der Lithograph Chriſtian **Schüler** (aus Darmſtadt) in Paris, der den Leſern des Phönix durch die ſchöne Zeichnung des Guttenberg bekannt iſt, hat eine ausgezeichnete Platte vollendet. In der Mitte iſt das Bild Chriſti, nach dem berühmten Gemälde Philipp von Champagne. Rings herum in kleineren Quadraten die wichtigſten Lebensmomente des Heilandes, nach den größten älteren und neueren Meiſtern dargeſtellt. Bei Velten in Karlsruhe, der die Platte in Paris gekauft hat, ſind Abdrücke aus der lithographiſchen Anſtalt von Lemercier zu erhalten. In kurzer Zeit wird das Gegenſtück „Moſes und ſeine wichtigſten Lebensmomente“ in derſelben Kunſthandlung erſcheinen.

⁂ **Die Fee des XIX. Jahrh.** — Bei Eröffnung der belgiſchen Central-Schule für Handel und Induſtrie in Brüſſel am 8. Oct. machte Baron v. **Staſſart** folgende treffende Bemerkung: „Die Chroniken des Mittelalters ſind voll von einzelnen Nachrichten über die Zaubermacht der Feen und die Wunder, welche ſie hervorbrachten. Die wahre Fee des XIX. Jahrh. iſt die **Induſtrie**, welche durch kunſtreiche Maſchinen und wunderbare Zuſammenſetzungen den Händen zu Hülfe kommt, den unbelebten Körpern Bewegung gibt, die Entfernungen verringert, die Kräfte des Menſchen verhundertfacht und alle Hinderniſſe überwältigt... Nur oberflächliche oder übelwollende Geiſter können ſich einbilden, daß die induſtriellen Intereſſen im Widerſtreit ſeien mit den intellektuellen und moraliſchen Intereſſen; das iſt eine abgeſchmackte Blasphemie gegen die Civiliſation, und bald wird Niemand mehr wagen, ſie auszuſprechen.“

⁂ **Menſchenopfer in Oſtindien.** — Zu Gumſar, 60 engl. Meilen nördlich von dem berüchtigten Wallfahrtsort Dſchaggernath, hat man unter den **Khunds** weitverzweigte Anſtalten zur Darbringung von Menſchenopfern entdeckt. Dieſe werden der **Mutti** (der Erde) geſchlachtet im Glauben, hierdurch eine reiche Ernte zu erzielen. Die Opfer werden mit 60–150 Rupien jedes bezahlt, und den Leuten aus den Kaſten der **Pân** und **Harri** abgehandelt, welche ſie den übrigen Kaſten abſtehlen. Der engliſche Commiſſär für jene Gegend hat 25 ſolcher zu Opfern beſtimmten Kinder, worunter 9 Mädchen und 16 Knaben, gerettet. Die engliſche Regierung denkt ernſtlich daran, dieſer ſcheußlichen Sitte ein Ende zu machen.

⁂ **Deutſche Univerſität in Nordamerika.** — Deutſch-amerikaniſche Zeitungen, wie das „**Cincinnati Volksblatt**“ und „**Alte und neue Welt**,“ diſcutiren den Vorſchlag, in den Ver. Staaten eine **deutſche** Univerſität zu gründen. Männer, wie **Wirth**, **Uhland**, **Rotteck**, **König** und Andere werden zu Profeſſoren vorgeſchlagen.

⁂ Herr **Archivrath Pertz** zeigt an, daß er die Redaktion der Hannoverſchen Zeitung nicht länger fortführen werde, da die damit verbundenen Geſchäfte zu umfänglich geworden, um ſich ferner mit ſeinen übrigen Dienſtverpflichtungen und Arbeiten vereinigen zu laſſen. — Allgemein wird bedauert, daß ein ebenſo rechtſchaffener und ehrenhafter, als kenntnißreicher und freimüthiger Mann ſich von der Redaktion zurückzuziehen ſich genöthigt findet, welche er **ſechs** Jahre lang mit dem beſten Erfolg geleitet!

⁂ **Ein Generalblatt der Kunſt-, Induſtrie- und Gewerbvereine Deutſchland's** iſt angekündigt, welches mit Nächſtem, von Herrn v. **Paſſenrath** redigirt, zu Saalfeld erſcheinen ſoll.

⁂ **Gymnaſtiſcher Wettlauf zu Paris.** — Am 27. Oct. fand ein Wettlauf im Garten des Luxemburg zu Paris ſtatt, bei welchem 20 Profeſſoren der Gymnaſtik des Corps der **Sapeurs-pompiers** 4 Lieues in 30 Minuten zurückgelegt.

⁂ Für das **Thorwaldſen'ſche Muſeum**, welches zu Kopenhagen errichtet wird, ſind an Geldbeiträgen bereits über 76000 Rigsbank-dalers (ungefähr 50.000 fl.) eingegangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 275. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 21. November.

Briefe aus Würtemberg.

(Fortſetzung).

Bevor man an das eigentliche Werk des Exorcismus ging, verſuchte man des Dämons gutwilligen exitus aus dem Beſeſſenen, indem man Bekehrungsmanipulationen mit ihm vornahm.

Herr Profeſſor Eſchenmaier ſelbſt, dann ein Dr. Eyth, Pädagog in Kirchheim, auch ein Vikar und vor allen der magiſche Schneider, wechſelten mit einander in den bibliſchen Vorleſungen, die ſie dem Dämon hielten, ab. Dieſer ſprach mit dem Organ und der Stimme der Beſeſſenen, und zuerſt perorirte er ſchrecklich wider die religiöſen Experimente zu ſeiner Bekehrung, nach und nach aber ward er etwas ſanft, er wurde ſogar gerührt, denn am Boden vor der Beſeſſenen knieten die hochgelehrten Herren, und „flehten den Herrn mit der höchſten Inbrunſt des Herzens an, die verdammte Seele des Dämons noch in Gnaden aufzunehmen.“

Ja, mit ihren philantropiſchen Bemühungen brachten ſie's endlich ſo weit, daß der Dämon in ſich ging, und ſogar einzelne abrupte Gebete herſtammelte. Es waren, wie natürlich, Gebete, welche die Beſeſſene in ihrem normalen Zuſtande ſtets zu beten pflegte.

Das Werk der Exorciſten ſchien dadurch bedeutend erleichtert zu werden, daß einige, der Beſeſſenen und dem magiſchen Schneider, vorzüglich aber dem Dämon ſichtbare Schutzgeiſter der erſtern, dieſem in manchen Dingen die Waage hielten. Dieſe Schutzgeiſter verkehrten mit der Beſeſſenen und dem magiſchen Schneider unmittelbar, ſprachen gleichfalls durch der erſtern Mund und mit ihrer natürlichen Stimme, mit dem letztern aber ganz leiſe, ſo daß es dieſer den hochgelehrten Herren ſpäter immer verdollmetſchen mußte.

Herr Eſchenmaier theilt dieſe inſipiden Geſpräche mit ſolch einem philoſophiſchen und hiſtoriſchen Wahrheitsernſte, mit ſolcher rührenden Feſtigkeit des Glaubens mit, wie wenn er die Worte eines Propheten zu verkündigen hätte. Einer der Schutzgeiſter nennt ſich Anton, und iſt Niemand anderes, als ein gebeſſerter, durch Herrn Kerner aus einer Beſeſſenen ausgetriebener Dämon, der nachmals noch in Gnaden aufgenommen worden.

Die Bekehrungsverſuche an dem Dämon wurden unter Aſſiſtenz der Schutzgeiſter in der angedeuteten Weiſe ſo lange fortgeführt, bis man endlich auf dem Punkte angelangt war, daß man glauben konnte, die Erlöſung werde nun nicht mehr lange ausbleiben. Der Dämon war, mindeſtens äußerlich, ein Betbruder geworden, und obſchon er zuweilen inmitten des Gebetes ſich ſelbſt perſiflirte, ſo erkannten die Exorciſten darin zwar noch einen diaboliſchen Reſt, aber der liebe Herrgott, ſo dachten ſie, werde hier das eine Auge allgnädig zudrücken. Auch hatte der Schutzgeiſt Anton eines Abends, da „er gerade aus dem Himmel heruntergeſtiegen kam,“ die Nachricht mitgebracht, daß „an Gottes Thron, wegen des Dämons der Caroline, großer Rath gehalten worden, und daß man ſeine Erlöſung auf einen der nächſtkommenden Tage feſtgeſetzt habe.“

Es verſtrichen indeſſen vier, fünf bis ſechs Tage, während welcher der Dämon ſich ziemlich gut gehalten, ſo daß alſo dem Himmel keine Veranlaſſung gegeben ward, das Erlöſungswerk noch weiter hinauszuſchieben: der magiſche Schneider, der des Schutzgeiſtes Prädiction verkündigt, kam deshalb gegenüber den gläubigen Herren in nicht geringe Verlegenheit, aus der ihm jedoch bald wieder geholfen wurde. Der Schutzgeiſt Anton nehmlich, den er deshalb zu Rede geſtellt, ſagte ihm, daß zwar der Dämon äußerlich ſich gebeſſert habe, daß aber noch immer gewiſſe hölliſche Sympathieen in ihm hängen geblieben. Über dieſe müſſe er zuerſt auch noch Meiſter werden, erſt dann könne die Erlöſung ſtatt finden.

Von Seite des Herrn Eſchenmaier, wie der übrigen Herren, wurde dem Dämon nun auch neuerdings durch Zuſpruch und Gebet bedeutend zugeſetzt, ja Hr. Eſchenmaier und die Andern „weinten und flehten bitterlich, am Boden knieend, daß es doch Licht werden möge im Innern des Dämons, damit endlich die Gnade des Herrn dem großen Sünder zu Theil werden könne."

Von nun an fand eine unaufhörliche Communication zwiſchen der Beſeſſenen und dem magiſchen Schneider einerſeits, und dem Himmel andererſeits, und zwar durch die Vermittlung der Schutzgeiſter und mehrerer Engel, ſtatt, welch letztere vom Himmelsthrone emittirt worden, um polizeiliche Aufſicht über den Dämon zu üben und über ſein Verhalten von Zeit zu Zeit Bericht zu erſtatten, damit auf dieſe Grundlage hin der rechtliche Beſcheid des Himmels erfolgen könne.

Inzwiſchen ward die Erlöſung, trotz des äußerlich guten Verhaltens des Dämons, von Tage zu Tage hinausgeſchoben, und ſo auch die Ausſage eines der Engel zu Schanden gemacht, der auf einige Tage des Abends um ſechs Uhr das Erlöſungswerk angekündigt, das nun immer noch nicht erfolgen wollte. Darüber von dem magiſchen Schneiderjüngling zur Rechenſchaft vorgefordert, gab ihm der Engel zwar keine ſcharfſinnige Ausrede (denn das Schneiderlein iſt, wie aus Allem hervorgeht, ſeine magiſch-myſtiſche Phosphorescenz ausgenommen, ein recht lappiſches Schneiderlein), — dafür aber diente er ihm mit einem Schwall unklarer, myſtiſcher Divinationsfloskeln, wie es dem Menſchen nicht zukomme, den Rathſchluß des Ewigen zu erſpähen, deſſen Weisheit unergründlich ſei, und „vornehmlich im vorliegenden Falle ſich geltend mache."

Herr Eſchenmaier und die Andern neigten auf dieſe Inſinuation hin demüthig das Haupt und lobten im Innerſten die Weisheit Gottes. Dem Dämon aber (oder vielmehr der Beſeſſenen, welche vielleicht diesmal mit dem Schneider nicht übereinſtimmte, weil ſie wahrſcheinlich nach einem ſpezifiſchen Heiligenſcheine ſtrebte), ward dieſes Herumziehen endlich zu bunt, er ſehnte ſich wieder nach dem Wechſel der Hölle, er ward recidiv und zwar in einer ſehr ſchauerlichen Weiſe. Den Herrn Eſchenmaier verſpottete er ſehr wegen ſeines religiöſen Sinnes, und entleerte auf ihn den ganzen Köcher ſeiner dämoniſchen Ironie. Als guter bibliſcher Chriſt hielt Herr Eſchenmaier dem Dämon nicht nur die linke ſondern auch die rechte Backe hin, und hätte vielleicht noch ein Übriges gethan, wenn der Dämon nur wieder ſich gebeſſert hätte. Aber dieſer verharrte in ſeinem Rückfall und wollte durchaus nichts mehr von einer ſogenannten Beſſerung und den Freuden des Himmels wiſſen. Er geſtand, wie kannibaliſch wohl es ihm wieder in ſeinem hölliſchen Elemente ſei, und wie es ihm mit ſeiner Beſſerungsmanipulation nie Ernſt geweſen: es habe ihm nur ein großes Vergnügen gemacht, die gelehrten Herren „für Narren" zu haben. Man möge nur nicht weiter mit Gebeten und andern Überflüſſigkeiten dieſer Art in ihn dringen, er ſei ein intimer Freund des „Alten" (des Teufels), und er werde die Caroline, ſo lange ſie lebe, nicht verlaſſen, ja, er werde ſie dann mit ſich in die Unterwelt nehmen.

Die Abgeſchmacktheiten, die von Seite des Dämons und der Exorciſten bei dieſer Gelegenheit gewechſelt wurden, werfen ſolch eine kraſſe Beleuchtung auf die ſchwäbiſche Myſtik, daß man dieſelbe jetzt faſt nicht mehr bedauern, ſondern im härteſten Sinne des Wortes verachten muß, wenn etwas, das in einem den tiefſten Eckel erregt, anders noch verachtet und nicht vielmehr verabſcheut werden muß.

Nun erſt, nachdem jede Hoffnung auf ein gutwilliges Scheiden des Dämons aus der von ihm Beſeſſenen vergeblich ſchien, ſchritt man zum eigentlichen Exorcismus. Aber, obſchon er zuweilen bis „zum Halſe ſchon vorgetrieben war, gelang es doch nicht, ihn vollends wegzubringen.

Die Teufelsaustreiber geriethen darum in nicht geringen Jammer. Gebet und kabbaliſtiſche Kunſt — Alles ſcheiterte. Das läßt ſich denken, mit dem Verſchwinden des Dämons hätte die Beſeſſene mit Eins eine comfortable Nahrungsquelle eingebüßt!

Und nicht nur dies — von ihrer Perſon wäre auch wohl plötzlich wieder das Intereſſe gewichen, das doch eine Beſeſſene natürlicher Weiſe in Anſpruch nehmen kann.

Die Trauer der Exorciſten ward nur durch die Erzählungen des gutmüthigen Schutzgeiſtes Anton epiſodirt, der überhaupt im Hintergrunde der myſtiſchen Spuckgeſchichte ſich unabläſſig hält, einmal tröſtet und ermahnt, und das anderemal über die Weſenheit des Himmels und der Hölle Vorleſungen hält. Dies Alles durch den Mund der Beſeſſenen, die dabei die Augen geſchloſſen hält, als ob ſie in tiefem Schlafe ſchlummere! Aus dieſen Vorleſungen erfahren wir, was den Himmel betrifft, nur wenig, was wir nicht ſchon hinlänglich aus der Bibel und den Viſionen der Heiligen wußten; hinſichtlich der Hölle werden die Inſinuationen ſchon pikanter und wir erfahren, daß es in derſelben verſchiedene Stufen gibt (was indeſſen auch nicht ganz mehr neu iſt), und daß in jeder Stufe Pädagogen ſind, „die aus Büchern unterrichten." Aus der unterſten Stufe aber iſt eine Erlöſung nicht mehr möglich, dort werden alle Verdammten geſotten und gebraten.

Auch im Himmel gibt es nach eben dieſen Eröffnungen mehrere Stufen, und die Engel ſind in Rangklaſſen und Uniformen eingetheilt, und haben eine

Titulatur trotz der berühmten weiland des heiligen römiſchen Reiches.

(Fortſetzung folgt).

Kunſtzuſtände in Berlin.

(Fortſetzung).

Nicht die Begeiſterung, ſondern der Verſtand, nicht die Liebe, ſondern die Berechnung führt den Pinſel, und das Auge hat ſich an jene Eintönigkeit und Flauheit des Kolorits und an jene unkünſtleriſche Nachläſſigkeit der Behandlung gewöhnt, die ſich mit dem Begriffe eines vollendeten Kunſtwerks nicht vereinigen läßt. Indeß die Begeiſterung wird kommen, wenn man uns gibt, woran wir uns begeiſtern können, und alles übrige uns dann bei redlichem Willen von ſelbſt zufallen. Wer nach Italien nur träumeriſche Vorſtellungen, nicht aber rechte, durch höhere geiſtige Bildung bedingte Empfänglichkeit für die künſtleriſchen Beſtrebungen der Vergangenheit, noch die erforderliche Kenntniß der geſchichtlichen Entwickelung und äſthetiſchen Bedeutſamkeit ſeiner Kunſt mitbringt, dem werden die bewundernswertheſten Hervorbringungen derſelben unverſtändlich und ungenießbar bleiben, der wird ſelbſt in der Schönheit der landſchaftlichen Natur keine Befriedigung und für das, was er ſich ſelbſt nicht geben kann, keinen Erſatz in der Ermattung der äußeren Lebensverhältniſſe finden. Da iſt es denn allerdings beſſer, wenn der Künſtler ſeine Werkſtatt wie eine ſtille Friedensinſel mitten in dem bewegten Ozeane der umgebenden Menſchenwelt, in der ſich alle Lebensfäden der neueren Zeit verſchlingen, aufſchlägt, um ſeine Anregungen, Anſchauungen und Bilder daraus zu entlehnen. Das Intereſſe am Menſchen, die Macht des Geiſtes und der Reiz des geſchichtlichen Lebens, wodurch ſich die Gegenwart charakteriſirt, machen ſich auch bei unſern Künſtlern geltend und fördern den Zug nach der franzöſiſchen Hauptſtadt, wo man zugleich ſeine Anſprüche an Geld und Ruhm leichter zu befriedigen hofft. Von dieſer Verbindung iſt, wie geſagt, manches, aber nicht alles zu erwarten. Wir haben im Gebiete der Kunſt eben ſowohl unſere eigenen Fehler, die mehr aus der Schwäche, wie die Verirrungen der Franzoſen, die mehr aus einer Überfülle oder Überſpannung der Kraft hervorgehen, zu vermeiden.

Jene Hinneigung der norddeutſchen Maler zu den franzöſiſchen und belgiſchen, unter welchen Wappers und de Keyſer vorzugsweiſe zu nennen ſind, erklärt ſich aus dem außerordentlichen Beifalle, den die lebensvollen, mit meiſterhafter Technik ausgeführten Darſtellungen der letzteren in Berlin ſowohl wie in Düſſeldorf gefunden haben. Dieſe Hinneigung wirkt im Stillen, wenn man ſich auch öffentlich noch nicht dazu bekennen mag. Aber man iſt begeiſtert von Watelet's, Gudin's, Lepoitevin's Landſchaftsbildern, von Roqueplan's und Biard's hiſtoriſchen und genreartigen Darſtellungen, und kann nicht genug des letzteren umfangreiches Gemälde „der Verkauf von Sklaven an der Küſte von Guinea," welches jetzt bei dem Kunſthändler Sachſe ausgeſtellt iſt, rühmen.

Ich muß bekennen, ich wünſche den norddeutſchen Kabinets- und Staffelei-Malern, ohne welche nun einmal unſere Zeit nicht beſtehen kann, die lebendige Auffaſſungsweiſe und techniſche Vollendung der Franzoſen; aber unſer Heil in der Kunſt muß aus und durch uns ſelber kommen. Es ſind deutſche Elemente in den Beſtrebungen der Düſſeldorfer und Berliner vorhanden, die Elemente der Sinnigkeit und die Gefühls-Sentimentalität, die vor dem Handeln zurückbebt; man tritt leiſe und zärtlich auf und fürchtet die Geiſter unſerer wildbewegten Geſchichte, die blutigen Seufzer unſerer Schlachtfelder und die rauchenden Trümmer unſerer eingeäſcherten Städte; man malt bloße Zuſtände, keine geſchichtlichen Thatſachen, und lieber Zuſtände der Liebe und Trauer, als des Haſſes und der Freude, poetiſche Situationen, die nicht in den eiſernen Büchern unſerer Hiſtoriker, ſondern in den fliegenden Blättern unſerer Dichter und Dichterlinge geſchildert ſind. Weder die Anmuth der Körperformen, noch die Schönheit der Stellungen, weder die charakteriſtiſchen Geſichtsbildungen, noch die ängſtliche Ausführung des hiſtoriſchen Nebenwerks oder der Schmelz des Kolorits, die wir in unſern Schulen vereinigt finden, ſind im Stande, dieſe innerlichen Mängel der Auffaſſung, des Geſammtcharakters und der Compoſition zu erſetzen. Es heißt nichts, wenn man unabhängig und losgeriſſen von der geſchichtlichen Entwickelung der Kunſt, ſeinen eigenen Schlendrian geben will; wenn man meint, den Anſprüchen der Gegenwart zu huldigen, und doch wenig mehr gibt, als reichlich verſchwommene, in Traum und Tod erſtarrte Figuren und Gruppen, und hiſtoriſch zu ſein, ohne etwas anderes zu geben, als irgend ein modernes, mit hiſtoriſchen Lumpen behangenes Modell. Man bedenkt nicht, daß zwar die Gegenſtände der Darſtellung ſich ändern können, aber die Geſetze derſelben ewig dieſelben bleiben. Wie wir's auch nennen wollen, was uns dort und hier geboten wird, es iſt nichts als hiſtoriſches Genre oder genreartige Hiſtorie, und daß man angefangen hat, in der Theorie Genre und Hiſtorie zu vermiſchen, rührt einzig und allein von dem Einfluſſe her, den wir von den Werken der Malerei aus über uns ergehen ließen. Zu dem Allen kommt, daß dieſe kleineren Werke ſich hie- und dahin verzetteln und Niemand in Zukunft irgend wohin gewieſen werden kann, um ſich an Ort und Stelle von der geprieſenen Höhe der norddeutſchen Malerkunſt zu überzeugen. Es gibt gegenwärtig nur Einen Ort in Deutſchland, wo die deutſche Kunſt in der ihrer frühern Vergangenheit würdigen, für ihre künftige Weiterentfaltung allein erſprießlichen Weiſe noch gepflegt wird, — und das iſt München. Hier erſcheint ſie nicht losgeriſſen von ihrer Baſis, bedeutſam durch den heiteren Ernſt der Auffaſſung wie durch die Gediegenheit chriſtlicher Compoſition und in Verbindung mit der Architectur, der ſich von jeher die übrigen Schweſterkünſte zu ihrer eigenen Verherrlichung freiwillig im untergeordneten Verhältniß anſchloſſen. Hier iſt es den Künſtlern vergönnt, aus der Tiefe unſerer geſchichtlichen und religiöſen Überlieferungen zu ſchöpfen und, während man auf dieſe Weiſe mit den Beſtrebungen der Maler und Bildner des Alterthums wie des Mittelalters im hiſtoriſchen Zuſammenhange verbleibt, doch zugleich überall eine durchgehende Richtung auf Glauben, Bedürfniß und Bildung des lebenden Geſchlechts zu verfolgen. Wir müſſen aufhören, dieſe Richtung zu verkennen, und durch unſeren Anſchluß an das dort gegebene Fundament auch das unſrige zur Entwickelung der Kunſt beiſteuern. Aber das kann nicht geſchehen, ſo lange unſern norddeutſchen Künſtlern die Gelegenheit genommen iſt, ihre Kräfte für öffentliche Zwecke zu verwenden. In dieſer Hinſicht bleibt unſeren Staatsbehörden, Kunſtvereinen und anderen Korporationen noch manches zu thun übrig, beſonders den Kunſtvereinen, wenn ſie noch etwas Höheres als die Zufriedenſtellung der eitlen Wünſche ihrer Mitglieder im Auge haben.

(Fortſ. f.)

Feuilleton.

.°. Von den portugieſiſchen Gefängniſſen entwirft Herr Oberſt von Eſchwege in dem kürzlich erſchienenen erſten Theil ſeines „Portugal“ ein ſchauderhaftes Bild. Wir heben nur folgende Stellen hier aus: „Nach einem Calcul eines glaubhaften Mannes hatte der eine Kerkermeiſter des Limoeiro vom 13. Decbr. 1829 bis 11. Febr. 1830, wo 160 Gefangene den großen Saal bewohnt, 6000 Thaler, und von den Nebenzimmern 3000 Thlr. eingenommen, und man kann beſtimmt annehmen, daß beide Kerkermeiſter während der ganzen Miguel'ſchen Epoche 60- bis 80tauſend Thlr. gewonnen haben. Da in dieſen Gefängniſſen nur das Geld in Betracht kommt, nicht die Art des Verbrechens, ſo ſind auch alle Gefangenen untereinander gemengt ... In den Enxovias ſitzen alſo die Elenden, die nichts haben, viele darunter ganz nackend, und hier liegen ſie, ohne Unterlage und ohne Bedeckung, auf hartem Boden, voller Ungeziefer und bloß durch die thieriſche Wärme des Nachbars erwärmt.“ — Eines der ſchändlichſten Scandale in dieſen Gefängniſſen iſt der öffentliche Verkauf geſtohlener Sachen, mit Vorwiſſen der Autoritäten, welche dieſes dulden, ja ſelbſt befördern, da ſie auf dieſe Art viele Sachen wohlfeil erhandeln können ... „Man ſpricht zwar jetzt immer von Verbeſſerungen, von neuen Einrichtungen der Gefängniſſe, allein es bleibt nur immer bei ſchönen Worten, die Thaten bleiben zurück.“

.°. Ueber Geſchichte, Sitten und Sprache der Zigeuner. — Herr Mich. v. Kogalnitſchan, ein junger Moldauer, hat kürzlich zu Berlin eine „Esquisse sur l'histoire, les moeurs et la langue des Cigains“ (Zigeuner) herausgegeben, welcher ein Verzeichniß von 700 Worten der Zigeunerſprache beigefügt iſt. Er gibt zuerſt die Literatur ſeines Gegenſtandes, dann die Geſchichte dieſes ſeltſamen Volkes, und ſchildert deſſen gegenwärtige Lage. Seinen Angaben nach gibt es jetzt

in der Moldau und Wallachei . .	200.000	Zigeuner,
„ „ Türkei	200,000	—
„ Ungarn	100 000	—
„ Spanien	40,000	—
„ England	10.000	—
„ Rußland	10.000	—
„ Deutſchland, Frankreich u. Italien	40.000	—
In Allem alſo ungefähr	600.000	Seelen.

.°. Die engliſche Naturforſcher-Geſellſchaft hat in ihrer ſiebenten nunmehr geſchloſſenen Jahresverſammlung zu Liverpool 3057 Pfd. St. für bis zur nächſten Verſammlung anzuſtellende Forſchungen und Experimente ausgeſetzt. Hiervon u. a. 100 Pfd., um die Wirkungen des Gaſes auf das Sonnenſpektrum auszumitteln, 50 Pfd. zur Herſtellung einer Linſe aus Steinſalz, 272 Pfd. zur Fortſetzung der Beobachtungen über die Aenderungen der Meer- und Landhöhe, 105 Pfd. zur Unterſtützung der Herausgabe der foſſilen Ichthyologie von Agaſſiz.

.°. Ueber Sibirien erſchien in dieſem Jahre zu Warſchau ein intereſſantes Werk in polniſcher Sprache unter dem Titel: „Wiadomosci o Syberyi etc.,“ d. h. Mittheilungen über Sibirien und eine daſelbſt in den Jahren 1831 ꝛc. unternommene Reiſe. Dieſe topographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung jenes hinter dem Ural gelegenen ruſſiſchen Landſtrichs füllt zwei bedeutende Bände und iſt mit geſchmackvollen Kupferſtichen und Landkarten geziert. (Oſt und Weſt).

.°. Ueber die elektro-magnetiſche Maſchine, welche von den Herren Davenport und Cook in Amerika erfunden worden, wird man in Bälde das Nähere erfahren, da Hr. Cook, einer der Patentinhaber (für England und Frankreich) — eine Broſchüre über dieſe Erfindung ausarbeitet. Er hofft mittelſt dieſer Maſchine, und einem halben Faß blauen Vitriol und 1—2 Oxhoft Waſſer ein Schiff von New-York bis Liverpool zu ſpediren.

.°. Internationale Geſellſchaften. — Nach offiziellen Berichten ſind an den franzöſiſchen Gränzen in den vier Sommermonaten die Päſſe von nahe an 600,000 Fremden viſirt worden, welche in dieſer Zeit nach Frankreich gereiſ't. Man ſchätzt, was die Fremden jährlich ausgeben, auf eine Milliarde. Der Paris Advertiser, der dieſe Notiz mittheilt, fügt hinzu: „Der ſtark zunehmende Verkehr wird nicht ohne bedeutende wohlthätige Folgen bleiben. Schon bilden ſich in Frankreich, England, Italien und Deutſchland ſpezielle Geſellſchaften, welche beabſichtigen, den Verkehr für alle Völker nutzbringend zu machen. Die zwiſchenvölkerlichen (internationalen) Geſellſchaften werden den Gelehrten und Publiziſten Alles darbieten, was ſie aufklären und bei ihren Forſchungen unterſtützen kann.

.°. Scheiben-Telegraph. — Rudolph Graf v. Goëß zu Klagenfurt hat einen tragbaren Telegraphen fertigen laſſen, welcher, ſammt Fußgeſtell, nur 8 Schuh hoch, 4 Schuh breit, 120 Pfd. ſchwer, in 4 Theile zerlegbar, bequem auf Berggipfel gebracht werden kann. Mit 2 Schuh großen weißen Scheiben vor zwei rothen Feldern ſenkrecht auf- und niedergezogen, werden Signale gegeben, mittelſt welcher mindeſtens 4 Schriftzeichen in einer Minute angedeutet werden können. Bei Nacht werden 4 Lampen angewendet, deren 2 an den Scheiben befeſtigt ſind. Am 18. und 25 Sept. wurden Tag und Nacht Verſuche damit angeſtellt, und in Entfernung von 3000 Wiener Klaftern alle Signale deutlich wahrgenommen. Die zu Klagenfurt erſcheinende Carinthia verſichert, man habe ſich überzeugt, daß dieſer Scheiben-Telegraph und die dazu ausgedachte Schreibmethode hinſichtlich der Einfachheit, Brauchbarkeit und Wohlfeilheit vor allen bisher bekannten den Vorzug verdienen.

.°. Eliſabeth Kollmann, eine ſchon im 17ten Jahre ihres Alters verſtorbene ruſſiſche Dichterin, hat drei Bände mit Poeſien hinterlaſſen, deren Herausgabe die ruſſiſche Akademie ſich unterzogen. Der erſte Band wird durch eine Lebensbeſchreibung der Dichterin eingeleitet, aus welcher wir erſehen, daß Eliſabeth ſchon in ihrem 15ten Jahre die bedeutenderen belletriſtiſchen Schriften der alt- und der neugriechiſchen, der römiſchen, deutſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen, engliſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur im Originale geleſen. Als beſonders gelungen wird ihre Ueberſetzung Anakreon's gerühmt.

.°. Goldſandſchmelzung. — Ruſſiſchen Blättern zufolge hat Oberſt Anoſoff entdeckt, daß, wenn der Goldſand geſchmolzen wird, aus welchem bisher am Altai und Ural Gold gewonnen wurde, das Ergebniß des edlen Metalls zwiſchen 20—95mal mehr beträgt, als nach dem bisherigen Verfahren. Hierdurch iſt für Rußland eine unermeßliche Schatzgrube eröffnet.

.°. „Ueber das unwillkommene (untoward) Ereigniß in Hannover“ iſt die Ueberſchrift eines ſehr leſenswerthen Aufſatzes (im deutſchen Courier vom 13 und 14. Nov.) von dem Vfr. des „rechtlichen Bedenkens über das Hannover'ſche Patent“ (in den N. 170-172 d. ſ. Blattes).

.°. Die berühmten Fallſternnächte vom 11—14. d. M. haben zu Frankfurt a. M. leider keine Ausbeute geliefert. Theils der Vollmond, theils Umwölkung haben keine Sternſchnuppen zum Vorſchein kommen laſſen. Reichen Erſatz dafür bot ein Nordlicht, welches Schreiber dieſes am 12. d. M. Abends von 5½ bis gegen 6 Uhr beobachtet. Der rothe Schimmer ſtieg weit über den großen Bären hinaus — faſt bis zum Zenith, im Nordoſten tiefer glühend; zuweilen ſchoſſen vom Pole einzelne matte Strahlenbündel hindurch. Merkwürdig für den Referenten war, daß er zu gleicher Zeit vor ſich in der Höhe das Nordlicht, auf einem freien Platz mit Gas — und mit Oel erleuchteten Lampen, zur Linken das orangeglühende Denkmal der untergegangenen Sonne, und zur Rechten über einer Kirche den vollen, ſilberklaren Mond ſehen konnte ... Vielerlei Lichter und — doch nur dämmernde Hellung ... Ein Bild der Gegenwart — die des neuen Morgens und des neuen Frühlings harrt. — Auch in Aachen wurde — an demſelben Tage das Nordlicht von 5½ bis 5¾ Uhr Abends geſehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 276. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 22. November.

Der Besboſnoi.

(Fortſetzung).

Jetzt erhob ſich ſtolz der Unbekannte, ſein Auge glühete, ſeine Stimme war klangvoller: „Ruſſe und Pole,“ ſprach er, „ſind eines Blutes, und ſo mag der Sieger ein Recht haben, die Abkömmlinge mit dem Urſtamme zu vereinen. Der Lithauer iſt nicht ihres Blutes. *) Er gehört einem Volke an, das keine Geſchichte hat, deſſen Vorzeit nur in ſeinen Sagen und Mährchen lebt; von dem Geſtade des Eismeeres bis zu Carelien's Felſen iſt es ausgebreitet; aber es verlor Alles, ſeinen Halt, ſeine Eigenthümlichkeiten, durch den Fluch eines Weltgerichtes, der eben ſo ſchrecklich als unbegreiflich iſt. Das widerfuhr meinem Volke, was mir geſchehen,“ murmelte er leiſer, „davon laß mich ſchweigen.“

„Schenke mir dein Vertrauen,“ bat ich, „ſage mir, was du erlitten?“

Um ſeinen Mund verbreitete ſich ein bitteres Lächeln. „Mir iſt nur geſchehen,“ ſprach er, „was jedem getretenen Wurm widerfährt. Keine Abentheuer, kein Riesengeſchick! Die Todten erſtanden mir nicht, die Geſpenſter der Unterwelt traten nicht in mein Daſein. Alles war erbärmlich, gewöhnlich: Blut, Selbſtrug, Verrath! Aber könnte dem Menſchengeſchlechte eine Geſchichte des Seelenlebens erſtehen; welche Nächte würden ſich da erhellen, welche Sonnentage in Finſterniß hüllen; wie oft würde der Böſewicht nur ein Unglücklicher ſein, der unſerer Theilnahme, unſeres Mitleids, ja ſelbſt unſerer Achtung werth wäre! — Ziehe deine Straße!“

Doch ich ließ nicht ab von ihm; ich ſiedelte mich an in ſeiner Nähe, mein Zelt lehnte ſich an ſeine Trauerwohnung; ich ward um ſeinetwillen ein Nomade und ſaß oft ſtundenlang müßig, ohne Fragen, an ſeiner Seite. Manchmal brachen einzelne, abgebrochene, zerriſſene Laute aus der Tiefe ſeiner Bruſt hervor und ließen mich ſeine Vergangenheit ahnen, ohne ihn ſelbſt verſtehen zu können. Schrecklich war mir in dieſen Andeutungen ſein Glaube; hier war tiefe Finſterniß, wüſte Trümmer eines untergegangenen Heiligthumes, der Unglückliche glaubte noch einen Gott, aber ihm war — wie jenen Wahnverwirrten, die ich ſchon früher bezeichnete — dieſer nur ein gnadenloſer, unheilſchaffender Dämon, der mit Wolluſt auf den Jammer der Menſchen niederblickt, der ihrer Thränen lacht und ihres Wehes ſich freut.

Endlich nach Tagen, Wochen wurde ſeine Unterhaltung zuſammenhängender und deutete mir lichter den zerſtörten Himmel ſeines Lebens an. Ich will es verſuchen, mit ſeinen Worten, mit ſeinen Empfindungen das Gehörte wiederzugeben. Manches blieb mir unerklärt, denn nur einzelne, gebrochene Töne des Schmerzes reihten ſich zu einem Trauerbilde aneinander:

—C— Stanislaw und ich waren Bettgenoſſen in der Militärſchule; ich liebte ihn innig und wahr. Warum? das weiß ich nicht! Vielleicht hatte er mir einſt eine Blüthe, ein Kinderſpiel geſchenkt. In jener glücklichen Zeit hat der Menſch für das heiligſte Gefühl des Herzens noch keine Gründe und er fordert für ſeine Liebe keinen Lohn und keine Bezahlung; genug, meine ganze Seele hing an ihm. Wir waren Polen, ſagte mar

---

*) Finniſchen Urſprunges.

uns, dies kettete und unter den fremden, ungeliebten Siegern noch feſter aneinander. Doch als wir älter wurden und der Lehrer uns die Blutblätter der Vergangenheit aufſchlug, erfuhr ich, daß ich ein Lithauer, ein Sproſſe jenes Volkes war, deſſen ſchmerzlicher Untergang ſo ganz vergeſſen worden, daß man kaum die Überwundenen dem Namen nach von den Siegern unterſchied. Stanislaw war ein geborner Pole. Seltſam wandelte ſich in dieſer Zeit des Freundes Charakter; er haßte die Mächtigen, welche den Untergang ſeines Vaterlandes ausgeſprochen hatten und dieſer Groll gab dem Knaben eine Thatkraft, welche ſeinen Siegern und ihm ſelbſt gefährlich zu werden drohte. In meiner Bruſt hingegen, regte ſich nur ein Schmerz, über die längſt verhallte Heldenzeit der Väter und ich ſah in Polen's Untergange nur das ernſte Gottesgericht, nur das Schreiten der Wiedervergeltung von dem, was ſie einſt uns gethan hatten. Doch ſtörte dieſe Anſicht die Liebe zu meinem Freunde nicht; und als wir uns trennten und als wir in Warſchau's Mauern, geweiht zu blühenden Jünglingen, uns wiederfanden, liebte ich ihn wie zuvor.

Die Polin iſt ein ſeltenes Zauberweſen, alle die holden Gebrechen, welche den Mann oft mehr als Tugenden feſſeln, ſind in ihnen vereint; um ihrer Anmuth, ihren ſüßen Seelenlauten, ihrem Reichthum von Lebensluſt zu widerſtehen, muß das Herz aus Felſenſtein gebildet oder ſchon zu Trümmern verödet ſein. Dennoch hielt mich jene Scheu, mit der der Jüngling zum erſtenmal in die Prachthallen des höheren Lebens tritt, von dieſen Feen entfernt. Aber in den minder glänzenden Kreiſen, welche ich und Stanislaw faſt jeden Abend beſuchten, erblickte ich eine ſtille Engelsgeſtalt, die mir ganz anders, als jede gewöhnliche Polin erſchien. Sie war wortkarger, verſchloſſener als ihre Geſpielinnen, aber dennoch ſah ich unter den blendenden Geſtalten nur ſie allein; wenn ſie ihr großes, dunkeles Auge, in Nacht und Sonne getaucht, zu mir empor hob, fühlte ich mein Herz von einem unbekannten Schmerze erbeben; aber dieſer Schmerz war mir Seligkeit! Bald verſtändigten ſich unſere Herzen und die einzig glückliche Stunde meines Lebens ſchlug. Nur in der ſtillen Einſamkeit entfaltete Anaſtaſia den Reichthum ihres Geiſtes, den Himmel ihres unentweihten Innern und ich glaubte, unter ihren Blicken, in ihrer Nähe ſelbſt ein beſſeres Weſen zu werden. Das Treiben der Welt wurde mir jetzt nichtig und blieb mir unbekannt, ſelbſt dem Freunde entfremdete ich mich und lebte nur allein der Geliebten; das menſchliche Herz iſt ſo klein und ſo arm, daß es nur einen großen Schmerz, nur eine hohe Freude, nur eine Liebe empfinden kann, und dann für alle Nebenhimmel und Nebenhöllen keinen Raum hat.

So geſchah es, daß ich auf meinem Wege nur ſelten meinem Jugendfreunde begegnete; er war ein ſchöner Jüngling geworden, aber dieſer Schönheit fehlte die Ruhe, der innere Friede und in ſeinen bleichen Zügen lag immerdar ein finſteres Brüten; wenn er aus dieſen Träumen erwachte, wenn er ſich mit trunkener Haſt dem wilden Frohſinn ergab, hatte dieſe Freude, dieſer Aufſchrei eines verborgenen Schmerzes etwas Entſetzliches und ich begriff das wilde Walten ſeines Herzens nicht mehr. Sein Leben theilte er, zwiſchen zügelloſer Schwelgerei, thatenloſer Abſpannung, gewagten Spielen und blutigen Zwiſten. Eines Abends rief mich ſein Diener zu ihm; er hatte einen ruſſiſchen Oberſten vorſätzlich beleidigt; die Erhitzten ſchlugen ſich ſogleich bei'm Fackelſcheine und Stanislaw hatte eine tiefe, lebensgefährliche Wunde erhalten. Als ich zu ihm in's Zimmer trat, umwogten ihn bereits die Bilder des wilden Wundfiebers, aber ſie zeigten mir ſein Inneres. Er nannte Anaſtaſia, meine Geliebte, mit ſchmerzlicher Sehnſucht, mein Name aber bebte unter Groll und Wuth von ſeinen Lippen, und fürchterliche Drohungen zeigten mir ſeinen Haß gegen mich. Ich taumelte von dem Bette des Verwundeten zurück; das Licht, welches mir geworden, verfinſterte auf immer meine Seele und gewiß war mir in dieſem Augenblicke ſchrecklicher zu Muthe, als ihm, in deſſen Adern ſtatt des verlorenen Blutes verderbendes Feuer wühlte. (Forts. f.)

Denkmal für Hermann,

den Befreier Deutſchland's.

„Der treffliche deutſche Bildhauer, Ernſt Bandel," ſo leſen wir im Correſpondenten v. u. f. Deutſchland, „iſt jetzt beſchäftigt, dem Helden, der nach dem Zeugniß des edlen Römers in keinem Kriege erlag, der den Anfängen der vaterländiſchen Geſchichte ſo viel echten Glanz gibt, dem Cheruskerfürſten Hermann, ein würdiges Denkmal zu ſetzen. Auf dem Teut, dem höchſten Punkte des Teutoburger Waldes, in welchem Hermann den Deutſchen die Freiheit erſtritt, ſoll ſich ſein in Kupfer getriebenes coloſſales Standbild erheben, das ihn darſtellt, wie er nach dem Siege, auf ſeinem Blumenſchild ruhend und das Angeſicht gegen den Rhein gekehrt, wohin die Römer flohen, mit der freien Rechten das Schwert gen Himmel hebt, und mit dem linken Fuße auf einen römiſchen Legionsadler und Ruthenbündel tritt. Der Künſtler macht ſein Werk, in welchem er nunmehr in der Blüthe der Manneskraft den liebſten Traum ſeiner Jünglingsjahre verwirklicht, dem Vaterlande zum Geſchenk. — Zur Deckung der Auslagen läßt er das Werk in Gyps und Erz, in Kupferſtich und Steindruck vervielfältigen, und Jeder, der zu den Koſten beigetragen hat, erhält nach Wunſch und Maß des Beitrags eine Nachbildung." —

Wer aber, für den Recht, Ehre, Freiheit, Vaterland noch etwas mehr als bloße Worte, für den ſie vielmehr die heiligſten Güter dieſer Erde ſind, wer wird nicht freudig ſein Scherflein zur Gedächtnißfeier unſeres erſten Helden liefern, dem die Deutſchen damals ihre Freiheit, dem wir zu danken haben, „daß wir noch Deutſche ſind." Er war es, der den Tod nicht ſcheute, um die Ruthen auf dem Haupte des Unterdrückers zu zerbrechen, welcher die freien deutſchen Männer zu ſtummen Dienern und Steuerpflichtigen der herrſchſüchtigen und geldgierigen Römer herabwürdigen wollte! Er war es, der den Deutſchen mit der Freiheit auch das Ehrgefühl gerettet, welches ſie, wie Tacitus berichtet, um keinen Preis das einmal gegebene Wort verletzen ließ. Daß aber unſerer Väter Freiheit wohl ſolchen Kampfes werth geweſen, dafür möge hier das Zeugniß eines unſerer ehrenwertheſten Geſchichtſchreiber ſtehen, der ein Jahrzehend vor Ausbruch des großen Weltereigniſſes in Deutſchland gelehrt und geſchrieben, welches man die franzöſiſche Umwälzung zu nennen pflegt, obgleich es nur ein Verſuch geweſen, die dort, wie hier uralte Freiheit zu reſtauriren. „Sachen von Wichtigkeit," ſchrieb Michael Ignaz Schmidt, hochfürſtlich Würzburgiſcher geiſtlicher Rath und ordentlicher Lehrer der Geſchichte auf der Univerſität zu Würzburg im Jahre 1778 in ſeiner Geſchichte der Deutſchen (I. 34), „Sachen von Wichtigkeit wurden allemal in der Verſammlung des Volkes ausgemacht . . . Der König, Fürſt oder ſonſt ein berühmter Mann machte den Vortrag, und das Volk entſchied. Das Volk gab ſelbſt Befehle und gehorchte ſelbſt. So groß auch die Veränderungen ſind," fügt Schmidt hinzu, „die die deutſchen Nationen ſowohl in als außer Deutſchland erlitten haben, ſo iſt doch kaum eine einzige, bei der man nicht Spuren dieſes uraltdeutſchen Regierungsplanes antrifft."

Dies war die Freiheit, für die vor achtzehnhundert Jahren Hermann, der Cheruskerfürſt, gekämpft. Wer dürfte, ohne ſeinen deutſchen Namen zu verläugnen und ſich der Freiheit unwerth zu erweiſen, dem deutſchen Künſtler den Beitrag für das Denkmal des deutſchen Helden wohl verſagen?

F. W. Carové.

Kunſtzuſtände in Berlin.

(Fortſetzung).

Die hieſigen Malerwerkſtätten ſind zur Zeit nicht beſonders reich an wichtigen Neuigkeiten. Von den drei Hauptrepräſentanten der hieſigen Malerei, Begas, Wach und Henſel, iſt der erſtere, der Meiſter der Lurley und des Kaiſers Heinrich IV. im Vorhofe zu Canoſſa, gegenwärtig mit einer religiöſen, für eine Kirche in Schleſien beſtimmte Darſtellung und mehreren Porträts, worin er ſich beſonders auszeichnet, beſchäftigt. Ob der zweite an etwas Größerem arbeitet, konnte ich nicht erfahren; auch er verwendet ſeine Kräfte zumeiſt im Bildnißmalen, ſein Kolorit iſt voll innerlicher Kraft und Wärme, beſonders im Fleiſche, und voll Harmonien; antike Stoffe und dekorative Malerei ſagen ihm vorzugsweiſe zu. Henſel, deſſen Schule immer zahlreicher wird, hat ſich durch ſeinen Chriſtus vor Pilatus, eine tüchtige Compoſition von lebendiger Handlung und Charakteriſtik, ſeit den letzten vier Jahren unſtreitig das meiſte Verdienſt und einen ehrenvollen Namen erworben. Dies Gemälde hängt in der Garniſonkirche, für Jeden zur Prüfung. Dennoch wollen ihn die Zünftigen und die ihnen anhängenden Kunſtreferenten nicht anerkennen, weil er erſt ſpät zur Malerei überging und in ſeiner Unterrichtsweiſe eine etwas freie, mehr praktiſche, als theoretiſch-vorübende, aber anregende, belebende und zeitſparende Richtung verfolgt. Henſel entwirft leicht und treffend, ſeine Bleiſtiftzeichnungen ſind von ſauberer Gewandtheit und ſeine Oelgemälde durch die Strenge der Kunſtform, durch das Streben nach ſtyliſtiſcher Vollendung in Compoſition, Zeichnung und Kolorit, ausgezeichnet und eben deßwegen minder beliebt als die weichlich-ſentimentalen, gemüthlich-poetiſchen Gebilde anderer Künſtler. Gegenwärtig beſchäftigt ihn die Ausführung eines Chriſtus, einſam in der Wüſte über das Heil der verderbten Menſchheit ſinnend, ein Bild von dem ergreifendſten Ausdrucke; er liebt beſonders bibliſche Stoffe darzuſtellen. — Dieſe drei Meiſter laſſen jeden ihrer zahlreichen Schüler nach ſeiner Eigenthümlichkeit und individuellen Neigung gewähren; wenn gleich Hiſtorienmaler, bilden ſie doch auch mitunter tüchtige Genremaler und Landſchafter. Unter den Landſchaftern haben Schirmer, der talentvolle Böhniſch und der geniale Blechen ihre Schüler. Die ſchwungreiche Kraft des letzteren ſcheint in den letzten Jahren durch andauerndes Siechthum gebrochen zu ſein. Unter den Genremalern hat ſich neben Piſtorius, der hier noch immer ſeinen Rang behauptet, ſeit einiger Zeit Meyerheim hervorgethan. Alle übrigen ſtümpern.

Unſere vortreffliche Gemälde-Galerie wird von den jüngeren Künſtlern im Ganzen nur wenig beachtet; ſie thun ſpröde und verächtlich gegen die anerkannteſten Meiſterwerke früherer Kunſt; ſie halten, wie zu Bernini's Zeit, Rafael's Styl für trocken und hart und nehmen an dem hochblonden Haar der zauberiſch ſchöngemalten Madonna della Colonna ein Ärgerniß. Was in der Dresdener Galerie zu viel, das wird in der unſrigen zu wenig copirt. Das Copiren gehört zum Studium, aber ſchon L. da Vinci ſagt, wer einen Andern copire, könne nicht ein Sohn, ſondern nur ein Enkel der Natur genannt werden. Die vor Augen liegende Wirklichkeit in Natur und Leben bleibt hauptſächlichſtes Vorbild. Darum ließ auch Wouvermann vor ſeinem Tode alle ſeine Studien verbrennen, um ſeinen Sohn zu nöthigen, nach der Natur ſelbſt zu ſtudiren. Der Grundſatz gilt jedoch vorzugsweiſe für den Landſchafter- und Genremaler; bei'm Hiſtorienmaler treten noch andere, mit den Idealen ſeiner Kunſt zuſammenhängende Bedingungen hinzu. Würden die jüngeren Künſtler häufiger, als es geſchieht, und mit größerer Einſicht im Betrachten und Copiren der alten Meiſter geübt, ſo würden ſie vorbereiteter nach Italien, dieſer Heimath der Hiſtorien-Malerei kommen und mit weniger Geſchmacksverworrenheit zurückkehren. Mit Naturſtudien und freien Entwürfen mögen ſich indeß die Mappen der jungen Künſtler füllen. Wer kein Geſchick für die letzteren hat, ergreife ſtatt des Stiftes und Pinſels lieber den Pfriemen, um uns unſere Schuhe zu machen.

Unſere nächſte Naturumgebung bietet faſt nirgends eine beſtimmte, charakteriſtiſche Phyſiognomie dar, deren Anſchauen den Landſchafter zur Darſtellung begeiſtern könnte. Man wird nicht verlangen, daß er ſeine Studien im Thiergarten mache, deſſen romantiſche Verwilderung ſich jetzt unter dem Beil des Arbeiters immer mehr zur künſtlichen Gartenanlage lichtet. An den Ufern der Spree, an den Seen in Tegel und im Grunewald, wie an einigen anderen Orten öffnen ſich kleine Flachlandſchaften mit üppigerem Pflanzenwuchs und reicherem Formenwechſel; romantiſcher geſtaltet ſich indeß die Natur bei dem entfernteren Bukan mit ſeiner hügelreichen Laubwald-Umgebung und dem hochumuferten See, deſſen dunkelgrünes Gewäſſer zumal zur Mittagszeit, wenn fliegende Wolken ihre tiefblauen Schatten werfen, mit wunderbar wechſelnder Farbenpracht, in allen Tönen ſpielt. In dieſer ſchweizeriſchen Landſchaftsnatur machen beſonders **Schirmer** mit ſeiner Schule und der treffliche lithographiſche Zeichner **Tempeltei** ihre Studien. Auch die waſſerreiche, hügelumgürtete Landſchaft bei Potsdam bietet an einigen Stellen ächt maleriſche Anſichten von großartigem Linienſchwunge dar, die mit ihren mannigfaltigen Laubhölzern und zerſtreutliegenden, fernhin ſchimmernden Landhäuſern von italiäniſcher oder gothiſcher Bauart einen fremdländiſchen Charakter an ſich tragen. Aber alles dies ſind nur einzelne freundliche Oaſen in der großen märkiſchen Sandwüſte. Und doch läßt ſich ſelbſt die öde Phyſiognomie wüſter Sandſtrecken poetiſch auffaſſen und als maleriſches Bild wiedergeben! **Blechen** war ſonſt der Mann dazu! — Sind die wenigen maleriſchen Gegenden der näheren Umgebung von Berlin etwa erſchöpft, dann unternimmt der junge Landſchafter weitere Studien-Ausflüge, ſei es nun an's Meer nach Pommern und Rügen, oder nach der ſächſiſchen Schweiz und Dresden, oder in den Harz, und ſpäterhin, wenn es zu erſchwingen iſt, an den Rhein oder in das tyroler Alpengebirg und endlich nach Italien oder Paris. Wir haben auch unſere Seemaler, aber man wird mir glauben, daß es keine Backhuyſen's, keine Schotel's, keine Gudin's ſind.

(Schluß folgt).

Taillandier's Einführung des Buchdrucks in Frankreich.

Faſt gleichzeitig mit der Feier des Guttenbergsfeſtes zu Mainz erſchien zu Paris ein „**Résumé historique de l'introduction de l'imprimerie à Paris**," von Hrn. M. A. **Taillandier**, mit einem Porträt von Ulrich **Gering** (Uldericus Guernich von Conſtanz) und dem Facſimile einer Blattſeite ſeiner Ausgabe der Briefe Gasparin's. Nikolaus **Jenſon**, Münzſtecher, der um 1460 von Paris nach Mainz geſchickt worden, um von der neuen Druckkunſt Kenntniß zu nehmen, hatte zu deren Ausübung ſich in Venedig niedergelaſſen. Nichts wurde noch in den nächſtfolgenden 9—10 Jahren in Frankreich gedruckt. Endlich zog Guillaume **Fichet**, Rektor der Pariſer Univerſität, den **Ulrich Gering**, **Martin Cranz** und **Mich. Friburger** nach Paris, wo ſie ihre Werkſtätte in der Sorbonne aufſchlugen und im J. 1470 die **Briefe Gasparin's** (**Gasparini Pergamensis Epistolae 4°**) an das Licht brachten. Ludwig XI. bewilligte darauf im J. 1474 den drei Druckern **Naturaliſationsbriefe**, die noch in den Archiven des Königreichs aufbewahrt werden. Das Jahr zuvor hatten ſie ſich als **Societas fratrum alemannorum** in der Rue St. Jacques niedergelaſſen. Das Reſümé des Herrn **Taillandier** liefert nun genaue Notizen über die Aſſociés und die erſten Nachfolger der drei Stifter der Pariſer Preſſe: Wilh. **Maynial**, Berthold **Rembolt**, Joh. **Stoll**, Paſquier **Bonhomme**, Guyot **Marchant**, J. **Le Caron**, und Antoine **Vérard**. — Unter dem vielen Intereſſanten, welches Hr. T. mitgetheilt, möchten das Denkwürdigſte wohl die *Lettres patentes* **Franz I.**, des ſg. *Protecteurs des lettres*, ſein, deren Text hier zum erſtenmal ſich vollſtändig abgedruckt findet. Wir erlauben uns — zum faſt dreihundertjährigen Jahrgedächtniß die Hauptſtellen nachfolgend in der Urſprache darzubieten:

„Combien que dès le XIII^{e} jour de Janvier 1534 (1535) nous eussions prohibé et défendu que *nul* n'eust dès-lors en avant à imprimer ou faire imprimer *aulcuns livres en nostre royaume, sur peine de hart* (des Strangs), toutesfois . . . nous avons voulu — . . et *nous plaist* que l'exécution — d'icelles nos dictes lettres prohibitions et défenses soit et demeure *en suspens* . . . et cependant mandons — à vous, gens de nostre dicte court de Parlement de Paris, que incontinent vous ayez à eslire 24 personnages bien callifiez et cautionnez, desquels nous choisirons 12 que seulz, *et non aultres*, imprimeront dans nostre ville de Paris, et *non ailleurs*, *livres approuvez* et necessaires pour le *bien de la chose publique*, *sans imprimer aucune composition nouvelle*, sous peigne d'être pugnis comme transgresseurs de nos ordonnances, *par peine arbitraire* . . . Et jusque ad ce qu'il nous esté satisfaict à ce que dessus . . . nous avons derechef prohibé et défendu . . . à tous imprimeurs generalement . . . qu'ils n'ayent à imprimer aulcune chose, sur peine de la hart, le tout par manière de provision . . . Donné à St. Germain-en-Laye le XXIII^{e} jour de Fevrier 1534 (1535)."

So wollte Franz I., nachdem er eigenmächtig die pragmatiſche Sanktion, welche die Rechte Frankreich's gegen die päpſtlichen Eingriffe geſichert, für erloſchen erklärt, nachdem er die Reformation in ſeinem Königreich auf das grauſamſte unterdrückt, und Millionen an Kebsweiber vergeudet, angeblich „pour le bien de la chose publique" die freie Geiſtesentwicklung rückgängig machen, welche Europa von der mittelalterlichen Feudal- und Clerikal-Despotie befreien ſollte! Fortan ſollte im ganzen Reich nichts gedruckt, d. h. öffentlich verhandelt und entſchieden werden, als was die zwölf Creaturen des Königs genehmigt hätten. Was er begonnen, wurde von der päpſtlich-despotiſchen Parthei fortgeführt und trug ſeine Früchte unter Karl IX. (Bluthochzeit), Richelieu und Ludwig XIV. (Verfolgung und Vertreibung der Hugenotten), — bis im vorigen Jahrhundert die Nemeſis mittelſt der Druckpreſſe einen Umſchwung herbeiführte, der ganz Europa in ſeinen Strudel hineinzog.

Notizen.

∴ **Monumente Europa's.** — Mehreren Zeitungen zufolge arbeiten die Herren Doktoren **Pertz** und **Böhmer** ſehr fleißig an den *Monumentis Germaniae*. Gleiche gelehrte Rührigkeit macht ſich jetzt in **Frankreich**, **Belgien**, **Skandinavien**, **Böhmen**, **Ungarn** und ſelbſt im **Rußland** bemerklich. Bauen etwa dieſe Länder ſich ſelbſt ſchon ihre **Denkmäler**, in der Ahndung völligen Hinſcheidens, oder tragen ſie nur Myrrhen und Gewürze zum **Wiedergeburtsgrab** zuſammen, im Vorgefühl, daß ihre Phönix-Periode abgelaufen, und ein neuer Weltlauf beginne?

∴ „**Der Helſen'ſche Cultus**," ſo verſichert der Courier de la Meuse, „macht in Belgien kein beſſeres Glück, als der Châtel'ſche zu Paris. Da **Helſen** zu Lüttich nicht den Miethzins von 1200 Fr. für ſein Gotteshaus bezahlen konnte, ſo mußte er es unter eine Wagenremiſe vor dem Schaerbecker Thore verlegen. Da aber der Reiz der Neuheit vorüber war, ſo blieben ihm ſeit mehreren Monaten nur ein Dutzend Anhänger übrig." Nicht mit Unrecht bemerkt hierbei der Courier, die Toleranz ſei ſolcherlei Unternehmungen verderblicher als Verfolgung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 277. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 23. November.

Grabbe.

Erzählung, Charakteriſtik, Briefe.

(November 1834 bis Mai 1836).

Von

Karl Immermann.

In **Dr.** Franck's Taſchenbuch dramatiſcher Originalien (2r Jahrgang 1838. Leipzig, Brockhaus), theilt Immermann unter obigem Titel, Bruchſtücke eines noch ungedruckten Werkes: „dramaturgiſche Erinnerungen“ mit, eine Spende, welche vor allen übrigen*) die Aufmerkſamkeit feſſelt. Wir erhalten darin Aufſchluß über manche Details in Grabbe's letzter Lebensepoche und 53 Briefe (vom 10. Dezember 1834 — 8. Juli 1835), in welchen Grabbe's Seelenhaushalt ſich entſchleiert. Grabbe iſt während ſeines Lebens und nach ſeinem Tode auf's Verſchiedenartigſte falſch beurtheilt worden. Mit vollem Recht ſagt Immermann von ihm: „Er konnte nicht anders ſein als er war, und dafür, daß er ſo war, hat er genug gelitten. Die Pflicht der Lebenden aber iſt es, die Todten über die Alles nivellirende Fluth des mittelmäßigen Redens und Meinens emporzuhalten.“ — Dieſe Pflicht war es, welche auch ich als heilig achtete, als ich, Grabbe's Biographie, welche mit ſeiner nachgelaſſenen „Hermannsſchlacht“ nächſtens bei Schreiner in Düſſeldorf zuſammen erſcheinen wird, in einfachen Umriſſen entwarf. Die Vollſtändigkeit der Daten, welche mir zu dieſem Zwecke geboten worden waren, gibt mir jetzt einen genauen Maßſtab für die Mittheilungen Immermanns, welchem allgemeiner Dank nicht entgehen wird. Um mir nicht ſelbſt vorzugreifen, muß ich manches Räthſelhafte in Grabbe's Charakter, wofür nur in der aufmerkſamen Verfolgung ſeiner Entwicklung ein Schlüſſel zu finden, hier übergehen, und vorerſt auf die Contraſte der beiden Perſönlichkeiten: Grabbe und Immermann, hinweiſen.

Zwei coloſſale Dichter-Naturen, deren innerſte Weſenheiten einander diametral-entgegengeſetzt ſind, in einem der zarteſten Lebensverhältniſſe zu belauſchen, bietet dem Pſychologen das höchſte Intereſſe. Ach es iſt mehr als dies, was eure Aufmerkſamkeit auf die Briefe Grabbe's an Immermann zieht; ihr vernehmt in dieſer ſchwülen Atmosphäre die letzten Athemzüge eines Unglücklichen, der ſein ganzes Kapital von Vertrauen, womit er ſein Lebelang geknickert, nun, da er den Tod im Herzen fühlt, plötzlich einem Einzigen zuwirft; und eine unſägliche Beklommenheit überkommt euch dabei, ob der Sterbende in dieſer Leidenſchaftlichkeit, in dieſer ſtürmiſchen Haſt ſich ſelber nicht täuſche?

Immermann und Grabbe! — Nie paßten zwei Dichtergeiſter, von denen jeder vollen Anſpruch auf die Nachwelt hat, ſo wenig für einander! Immermann, ſtarkgefügt an Leib und Seele, imponirend durch jene eherne Sicherheit, welche aus allen Stürmen und Wirren innerlicher und äußerlicher Verhältniſſe ſcharfen Blickes als Siegerin hervortritt, Immermann, deſſen überwältigende Schöpferkraft in der wunderbar kunſtreichen Architektonik ſeines Verſtandes ſich offenbart; — und ihm gegenüber Grabbe, ſein Leben lang ein Fremdling in der wirklichen Welt, und nur heimiſch in jener erhabenen, die er nicht nach einem wohlberechneten Plane, ſondern aus Inſpiration, in Selbſtentäußerung und Verzückung ſelbſt geſchaffen, — Grabbe, deſſen titaniſcher Geiſt ſo wenig in irgend eine irdiſche Form paßte, daß ihn jede wie eine Zwangsjacke drückte und beengte, Grabbe ſcheu, bizarr, durch Mißmuth und Krankheit gebeugt, um nicht zu ſagen: wankend, von dem Vulkane, der in ſeinem Innern tobte, verzehrt; — Immermann, in voller Kraft der Geſundheit, — Grabbe, ein langſam Sterbender, deſſen zerfallende Sinnesorgane nur noch das urgewaltige Geiſtige zuſammenhielt, indeſſen ſein Herz, dem er in unſeliger Selbſttäuſchung und Verblendung die nächſten und feſteſten Stützen genommen, ſich mit kindlicher Sehnſucht an Marmor oder Erzguß klammerte; — welche Contraſte! Grabbe empfand, wie noth ihm ein Freund thue, der die praktiſchen Lebensverhältniſſe, eigne wie fremde, mit ungetrübter Klarheit zu überſchauen, zu ordnen und zu beherrſchen vermöge; dies Bedürfniß zog ihn zu Immermann; dies Bedürfniß und eine Hoffnung für ſein Wirken, eine Hoffnung für die deutſche Bühne, eine Hoffnung für ſeine — Exiſtenz! So ſchwamm er, Stürme um und in ſich, dem Pharus zu. Er hat Immermann geliebt, wie wenige andre im Laufe ſeines Lebens; dies volle Vertrauen, mit dem er ſich ihm hingab, ſagt es, wie er ihn geliebt, denn Grabbe geizte mit ſeinem Vertrauen und hielt es unterm dreifachen Siegel edlen Stolzes. Und dennoch vermochte dies höchſte und beſte, was er ſchenken konnte, Immermann's Freundſchaft nicht zu entzünden. Es iſt achtenswerth von dem letzteren, daß er dies freimüthig bekennt: — „wir ſind nie eigentlich Freunde geweſen,“ ſo ſchließt Immermann ſeine Mittheilungen über Grabbe; „unſer Weſen war zu verſchieden. Aber über die Kluft, die uns trennte, reichte bei mir das Gefühl hinaus, welches uns bei dem Anblicke einer gewaltigen Menſchennatur erſchüttert, die laokoontiſch mit ihren Schmerzen ringt. Es iſt das Gefühl, welches mich auch trieb, ihm über ſeinem Grabe dieſes Charakterbild aufzurichten, — kein in das Allgemeine verſchönertes, — denn damit wäre ihm wenig gedient, ſondern ein ikoniſches, wie die Griechen es den Kämpfern ſetzten, die ſie beſonders ehren wollten.“ —

---

*) Ein ſehr abgegriffnes Luſtſpiel von Albini: „die gefährliche Tante,“ dann eine derbe Poſſe des ſeligen Malriz: die Leibrente, ein etwas confuſes Luſtſpiel von Dr. Franck, ein Fragment aus Halm's „Adept“ und Bauernfeld's „literariſcher Salon,“ worüber wir nächſtens ausführlicher ſprechen werden, bilden, außer den Mittheilungen Immermann's, den Inhalt des neuen Jahrgangs dieſes Taſchenbuchs.

Grabbe befand ſich in Frankfurt a. M., wo er den Spätherbſt 1834 zubrachte, in der mißlichſten Stimmung. Er war kränklich, gereizt, ohne bürgerliche Exiſtenz, man kann ſagen: hoffnungslos, und dennoch zu ſtolz, irgend jemandem, der nicht wußte, daß man in Detmold ſeine in Übereilung und Beſtürzung geforderte Entlaſſung aus dem dortigen Staatsdienſt angenommen, ſeine Lage offen und mit Freundesvertrauen mitzutheilen. Sein Hannibal war (in der erſten Geſtalt nämlich) fertig, doch die freundlichen Beziehungen zu ſeinem bisherigen Verleger in Frankfurt, hatten ſich gelöſ't; auch dieſer Umſtand trug dazu bei, ihm den Aufenthalt in Frankfurt, auf den er einige Monate vorher aus Grund des Herzens ſich gefreut hatte, zu verleiden; die immerwährenden Eindrücke einer nach großartigen Geſetzen ſich dort Tag für Tag regelmäßig entwickelnden Lebensthätigkeit vollendeten das Übrige, um ihm das Centrum des deutſchen Handels verhaßt zu machen. In ſolcher Stimmung ſchrieb er am 18. November an Immermann in Düſſeldorf folgende Zeilen:

„Verzeihen Sie, wenn ich mich im Titel irre. Sie ſind bekannt genug, und die Adreſſe wird jedenfalls an ihren Mann kommen.

„Ich habe Zutrauen zu Ihnen und hoffe auf Sie. Ich glaube nämlich, ich und eine alte Mutter ſind verloren, wenn Sie mir nicht zu helfen ſuchen.“

Nun folgte die Erzählung unglücklicher, perſönlicher Verhältniſſe, über denen der Schleier ruhen bleiben mag.

Dann lautete der Brief weiter:

„An Buchhändler wende ich mich nicht, denn ich verſtehe den Schacher zu ſchlecht. Helfen Sie alſo mir, und könnten Sie mir auch nur ein Stübchen ſchaffen und etwa (was Ihnen nicht ſchwer fallen kann) juriſtiſche oder nicht juriſtiſche Abſchreibereien gegen ein Billiges. Auch hätte ich Etwas für einen Buchhändler, wovon ſo recht noch Niemand weiß: mein Hannibal iſt faſt vollendet. Wenn Sie mir zu ſo einem auch hülfen, hätt' ich wohl was Winterkoſt für meine unglückliche Mutter beizu. — Daß mich die Zeit drängt und ich umgehends Antwort wünſche, bitte und erwarte, brauch' ich wohl nicht zu ſagen. Wer weiß, wo Ihr Brief mich ſonſt träfe, denn hier in Frankfurt kann ich nicht lange mehr exiſtiren. Meine Adreſſe iſt: „An den Auditeur Grabbe, im 3ten Quartier, Lit. F., Nr. 108, auf der großen Bockenheimer Gaſſe, 3 Stiegen hoch.“

„Da ich jedoch ſpüre, wie's oft mit Briefbeſtellung geht, ſo bitt' ich in ein beſonderes Couvert ein paar leere Worte zu ſchreiben, und dieſes sub titulo: „An den Auditeur Grabbe,“ an die Hermann'ſche Buchhandlung abzugeben.

„Wenn in dem Couvert Anfangs ſteht: „Herr Grabbe,“ ſo ſoll mir das ein Zeichen ſein, den rechten Brief auf der Poſt zu finden.

Frankfurt am Main, Ich
1834. 16 Nov. cj. anni. Ihr Grabbe.“

Immermann antwortete ihm auf eine Weiſe, daß Grabbe ihn faſt anbetete (ich weiß es aus deſſen eigenem Munde), und verſchaffte ihm in Herrn Schreiner (in Düſſeldorf) einen Verleger für ſeinen Hannibal. Grabbe ſchrieb ihm hierauf folgende Zeilen:

Hochgeehrter Freund!

„Ich komme. Binnen wenigen Tagen bin ich da. Meine Menſchenkenntniß betrog mich nicht. Ich hielt Sie für ernſt, feſt und treu, nach Ihren Werken, nach Ihrem Geſicht. Hinter ſolchen Mauern wohnt grade der Edelſinn. Mit dem Stübchen und 6 — 7 Thaler monatlich bin ich zufrieden. Nein, ich bin mehr als das, ich bin erfreut, und da entſtehen jedesmal neue Ideen bei mir, faſt Blumen unter'm Maiſchauer. Nämlich: Sie, Uechtritz und ich, ſollten wir nicht nach Art der alten Engländer und der neuen Franzoſen (Shakſpeare und Johnſon, Fletcher und Beaumont, Scribe und Conſorten) gemeinſchaftlich eine Komödie, oder gar Tragödie bilden können, worin Jeder ſeine Partien und Charaktere ausmalte, jedoch unter der Bedingung, uns wechſelſeitig zu kritiſiren und auszubeſſern? Dieſes Triumvirat würde gefallen, auch von Verlegern und vom Theater belohnt werden. — Dem Ernſten, was Jeder für ſich behalten will, oder ebenſo dem Komiſchen (was auch oft eine Maske, wohinter ein trauriges Geſicht ſteckt, iſt) ſchadet's nicht. Es wird in der Stille deſto beſſer ausgearbeitet, um zum Wetteifer mit dem Gemeinſchaftlichen verglichen zu werden.

Der Buchhändler Schreiner wird wol mit meinem Hannibal zufrieden ſein. Ich kann ihm denſelben aber nicht überſchicken, weil ich keine Zeit habe, ihn abſchreiben zu laſſen. Ich bringe ihn mit. Schlecht muß er nicht ſein, quia mir zwei Scenen daraus geſtohlen ſind, und man ſtielt doch keine Kröten, ſondern eher Gold.

Frankfurt am Main, Ihr
28. Nov. 1834. Grabbe.“

Einige Tage ſpäter traf Grabbe in Düſſeldorf ein.

Immermann's erſtes Zuſammentreffen mit Grabbe im Gaſthofe, wo der letztere abgeſtiegen, charakteriſirt die ſcharfen Schlagſchatten des eigenthümlichen Mannes. Von Grabbe's Äußerem entwirft Immermann folgendes Bild:

„Nichts ſtimmte in dieſem Körper zuſammen. Fein und zart — Hände und Füße von ſolcher Kleinheit, daß ſie mir wie unentwickelt vorkamen — regte er ſich in eckigten, rohen und ungeſchlachten Bewegungen; die Arme wußten nicht, was die Hände thaten. Oberkörper und Füße ſtanden nicht ſelten im Widerſtreite. Dieſe Contraſte erreichten in ſeinem Geſichte ihren Gipfel. Eine Stirn, hoch, oval, gewölbt, wie ich ſie nur in Shakeſpeare's (freilich ganz unhiſtoriſchem) Bildniſſe von ähnlicher Pracht geſehen habe, darunter große, geiſterhaftweite Augenhöhlen und Augen von tiefer, ſeelenvoller Bläue, eine zierlichgebildete Naſe; bis dahin — das dünne, fahle Haar, welches nur einzelne Stellen des Schädels ſpärlich bedeckte, abgerechnet — Alles ſchön. Und von da hinunter Alles häßlich, verworren, ungereimt! Ein ſchlaffer Mund, verdroſſen über dem Kinn hangend, das Kinn kaum vom Halſe ſich löſend, der ganze untere Theil des Geſichts überhaupt ſo ſcheu zurückkriechend, wie der obere ſich frei und ſtolz hervorbaute.“

Das Bild iſt treu; ſo war Grabbe ſeit ſeiner gefährlichen Magenkrankheit im Auguſt 1834, welche eine gänzliche Veränderung ſeines Äußeren hervorbrachte; erſt als er auf der Bahre lag, hatten ſeine Züge ihre früheren Formen wieder angenommen, der Friede des Todes hatte ihn wieder zum Jüngling gemacht.

Immermann entwirft hierauf im dritten Kapitel ſeiner dramaturgiſchen Erinnerungen eine Charakteriſtik der Dichtungen Grabbe's, welche die ganze Tiefe dieſes Genius nicht immer erſchöpft. Gewiß aber iſt es für jedermann von höchſtem Intereſſe, wie einer von unſern wenigen deutſchen Dichtern der Gegenwart, die Mark in den Knochen haben, die Titanomachien Grabbe's beurtheilt. Immermann verſieht es hauptſächlich darin, daß er keine eigentliche Entwickelung, keine eigentlichen Fortſchritte in den verſchiedenen Werken des Dichters finden kann. Er betrachtet den Gothland und den Marius als die beiden Punkte, zwiſchen welchen Grabbe's Geiſt bei allen ferneren Hervorbringungen vibrirt. Aber Don Juan und Fauſt iſt mehr als ein bloßer Nachklang der Gothland'ſchen Richtung, dies Werk iſt ſeine eigene coloſſale Porträtſtatue, die er ſich ſelbſt geſetzt! — Noch ungerechter iſt Immermann gegen die beiden durch und durch Shakſpeare'ſchen Kaiſertragödien „Barbaroſſa“ und „Heinrich VI.,“ von denen er ſagt, daß es Grabbe'n nicht gelungen, „den Schatten des zwölften Jahrhunderts Blut und Lebenswärme zu geben.“ Höher ſtellt Immermann den „Napoleon“ oder „die hundert Tage;“ ſehr ſchön charakteriſirt er dabei Grabbe's eigenthümliche Bataillenſcenen. „Dergleichen,“ ſagt er, „waren vor Grabbe in der deutſchen Poeſie noch nicht da. Die Schlacht iſt eigentlich epiſcher Natur. Um ſie zu dramatiſiren, läßt man kämpfende Heldenpaare die Honneurs des allgemeinen Kampfes machen. Grabbe hat es dagegen verſtanden, die Taktik und Strategie ſelbſt zu poetiſiren; er belebt die trockenſten Märſche, Manövres, Evolutionen, Chargen zu draſtiſchen Momenten. Dabei verfährt er mit einer ſolchen genialen Leichtigkeit, daß man ihn einen Blücher der Poeſie nennen kann, gedenkt man des Wortes, welches in den Kriegsjahren über den alten Helden umhergetragen ward: „Er habe mit dem ſchleſiſchen Heere manövrirt, wie mit einer Huſarenſchwadron.“

In der Herrmannsſchlacht hat dieſe Kunſt das non plus ultra erreicht. Intereſſant iſt es, muß ich hier dazu bemerken, daß Grabbe im Jahre 1834, als man ihm über dies Talent für Bataillenſtücke ſchmeichelhafte Bemerkungen machte, plötzlich auf die Idee überſprang: „Er ſei zum Feldherrn geboren und müſſe Soldat werden,“ und daß er wirklich Schritte that, um dieſe Idee zu verwirklichen. (Schluß f.)

Chronik der ſchönen Literatur.

113) Geſammelte Schriften von Iſidor. 3ter und 4ter Band. Leipzig, Julius Wunder.

Bei Erwähnung der beiden erſten Bände der geſammelten Schriften dieſes Autors, der ſeine Pſeudonymität mit ſeltener Conſequenz behauptet, haben wir uns über das, was uns an ihm charakteriſtiſch ſchien, bereits ausgeſprochen; wir zweifeln nicht: jedermann wird, wie wir, mit Vergnügen die neue Folge dieſer geiſtreichen Unterhaltungsſchriften, die eine von den wenigen ehrenvollen Ausnahmen in unſerer Belletriſtik bilden, durchleſen. Der dritte und vierte Band enthalten drei kleinere Erzählungen:

„Verfehlte Beſtimmung,“ „die verfängliche Wette,“ „der Vampyr,“ eine ſehr intereſſante größere Novelle: „Räthſel des Lebens“ (aus zeitgemäßen Motiven), und eine Abhandlung über Kunſtroman und Kunſtnovelle.

114) Die Sprache des Herzens. Vier Novellen von der F. von W. Herausgegeben von Leopold Schefer. Berlin, Veit und Comp. 1838.

Wüßten wir auch nicht durch Leopold Schefer's Einleitung, daß dieſe Novellen von einer Dame geſchrieben ſind, – der Zauber ächter Weiblichkeit, welcher wohlthätig aus denſelben weht, der jedoch mit blaſſer, kränkelnder Sentimentalität nichts zu ſchaffen hat, dieſe Weihe der Ruhe, Klarheit und Milde, welche wohlthätig auf den Leſer wirkt, ihn erhebt, ihn erkräftigt, — ſagt es deutlich genug. Es ſind manche Elemente in dieſen Novellen, welche – ihren Collectiv-Titel mit Recht führend, wirklich die Sprache des Herzens reden und keinen haarſträubenden äußerlichen Effekt als Dolmetſch brauchen, – manche Charaktere, beſonders die weiblichen, dieſe ſchlanken hochgewachſenen Wunderblumen, mit den geheimnißvollen, ſchwellenden Kelchen, – manche Details, in deren Schilderung die Dame Meiſterin iſt, die, ohne deßhalb Nachahmungen zu ſein, an die herzenskundige Dudevant erinnern, welche unſre deutſchen Ketzerrichter noch immer nicht müde werden zu verläſtern. Die deutſchen Frauen dürfen – wie die deutſche Beſſerkritik – die Verfaſſerin der Sprache des Herzens – von Herzen willkommen heißen.

115) Der Veteran und ſein Sohn. Von Emerentius Scävola. 3 Theile. Bunzlau, Appun. 1837.

Memoiren, im Gewande der Dichtung. Ein loſer Faden hält die Erlebniſſe zur Noth aneinander. Das höhere Intereſſe fehlt, welches Memoiren als einem Stück Geſchichte oder dem Roman als einem Kunſtwerke entſtrömen und hinreißen ſoll, und die bramarbaſirende Breite des Styls läßt dieſen Mangel, ſtatt ihn zu verdecken, nur noch greller hervortreten. Jedenfalls ein Rückſchritt E. Scävola's.

Feuilleton.

⁂ Portugieſiſche Volksſchulen. – Herr v. Eichwege bemerkt im erſten Theil ſeiner Schrift über Portugal (Hambg. 1837, b. Hoffmann und Campe). Pombal iſt der Erſte geweſen, der hier dem Erziehungsweſen ſeine Aufmerkſamkeit gewidmet. „Er entwarf Schulpläne, machte Reformen und rief Anſtalten in's Leben, die noch heutzutage unverändert dieſelben ſind, die mit all' dem alten, längſt verjährten Sauerteig noch prangen, der der Denkweiſe jener Zeit angemeſſen, jetzt aber mit den Fortſchritten der Wiſſenſchaften und Civiliſation anderer Länder wo nicht im Widerſpruch ſteht, doch als unnütz und hemmend ausgemerzt werden müßte … Pombal beabſichtigte, daß jede Stadt, ſelbſt das geringſte Dorf ſeine Volksſchule haben ſollte … Leider konnte er ſeinen Plan nicht ganz in Ausführung bringen; bis zu ſeinem Abgange waren erſt 873 Volksſchulen geſtiftet, die ſich bis jetzt noch nicht vermehrt haben …“ Da nun die Bevölkerung von 3 Millionen Seelen – beiläufig in 7000 Ortſchaften vertheilt iſt, „ſo ergibt ſich, daß kaum der achte Theil der Bevölkerung leſen und ſchreiben lernt und Religionsunterricht bekommt …“ „Auf meinen vielfältigen Reiſen im Lande habe ich Schullehrer getroffen, die jährlich nur 10,000 Reis (16⅓ Thlr.) erhielten!“ … „Mädchen ſind von dieſem öffentlichen Unterricht ganz ausgeſchloſſen, und nur in Liſſabon und Porto hat man beſondere Mädchenſchulen … Es iſt alſo etwas ganz Unerhörtes, außer dieſen beiden Orten, eine weibliche Perſon unter den niederen Claſſen zu finden, welche leſen und ſchreiben kann!“ – „Seit der neuen Geſtaltung der Dinge in Portugal hat man den Anfang gemacht, wenigſtens in Liſſabon, auf die Erziehung der Kinder armer Eltern Bedacht zu nehmen … Ein Frauenverein bildete ſich unter den erſten Damen Liſſabon's, welcher durch Subſcriptionen in den Stand geſetzt wurde, das löbliche Werk zu beginnen … Bis jetzt ſind fünf ſolcher Anſtalten in's Leben getreten.“

⁂ Prüfungs-Geſchworene für das Doktorat in Belgien. – In Belgien beſteht die treffliche Einrichtung, daß den Lehranſtalten eine ſehr freie Stellung gewährt iſt. Dagegen ſtehen ſehr ſchwere Prüfungen allen bevor, welche Doktoren der Rechte, der Medizin oder der Theologie werden wollen, und dieſe Prüfungen werden von einer eigenen Geſchwornen-Commiſſion gehalten, deren Mitglieder zum Theil von den geſetzgebenden Kammern ernannt werden.

⁂ Dr. Friedrich Roſen, Profeſſor der Sanskrit-Literatur an der Univerſität zu London, iſt dort im v. M. in blühendem Mannesalter geſtorben. Die früher von ihm veranſtaltete Herausgabe des Verzeichniſſes der Sanskritwurzeln, welches in Hinſicht auf Genauigkeit, Vollſtändigkeit und wiſſenſchaftliche Ausführung alles bis dahin von Engländern Geleiſtete übertraf, rechtfertigt die herbe Klage, daß es ihm nicht vergönnt war, auch die Herausgabe der älteſten Sprachdenkmale Indiens, der Vedas, an welcher er ſeit mehreren Jahren gearbeitet, zu vollenden. Doch wird aus ſeinem Nachlaß mit Nächſtem der Text und die Ueberſetzung des Rigveda nebſt Anmerkungen erſcheinen.

⁂ Malibran's Denkmal. – Zu dem Denkmal, welches der verewigten Malibran von ihrem Gemahle, Hrn. Beriot, gewidmet wird, hat Hr. Geefs den Plan entworfen. Eine kleine gothiſche Kapelle von Gußeiſen wird auf dem Kirchhofe von Laeken errichtet, in welcher eine Marmor-Statüe der großen Künſtlerin in der Rolle der Norma (3e Akt), aber ohne königl. Mantel aufgeſtellt wird.

⁂ Rheinkanal im Elſaß. – Zu Mühlhauſen im Elſaß bildet ſich jetzt eine Aktiengeſellſchaft, welche beabſichtigt, bei Hüningen einen Theil des Rheines in einen 60 Fuß breiten Kanal zu faſſen, denſelben durch's ganze Elſaß bis nach Straßburg zu führen, um mittelſt der dadurch erhaltenen 300 Fuß Gefälle an verſchiedenen Orten über eine Kraft von 6000 Pferde disponiren zu können. Zugleich ſollen zu beiden Seiten des Kanals Eiſenbahnen angelegt, und durch die Kraft des Waſſers Wagen in ebenſo großer Geſchwindigkeit, als auf den belgiſchen Eiſenbahnen, fortgeſchafft werden. Auch ſoll ein Theil des Waſſers zur Bewäſſerung von Wieſen und Triften verwendet werden. An der Spitze des Unternehmens ſteht Herr Fourneyron, Verbeſſerer des Kreiſelrades (Turbine).

⁂ Jubiläum und Amulete in München. – Man lieſt im Frankfurter Journal „das Jubiläum in der Franziskanerkirche zu München habe viel Theilnehmer unter dem Volke gefunden; auch ſehe man ſeit einiger Zeit wieder häufig Amulete bei den kleinen Kindern, welche von den ehrw. Vätern ausgetheilt werden.“ (1837!)

⁂ Das fünfte große Weltreich! – Einem Liſſaboner Correſpondenzberichte in der Allg. Ztg. zufolge „lebt bis zur Stunde noch in dem gemeinen Volke (Portugal's) die Meinung, daß die fünfte große Weltherrſchaft von Portugal ausgehen und Liſſabon der Sitz des Kaiſerreiches ſein werde … Auch die Sekte der ſg. Sebaſtianiſtos, welche auf die Wiederkehr des bei Alcanzar gegen die Mauren gefallenen Königs Don Sebaſtian warten, hängt mit jenem Glauben zuſammen.“

⁂ Die Thierſchöpfung des Herrn Croſſ. – In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 30. v. M. kam auch die angebliche Entdeckung von Croſſ zur Sprache, welcher mit Hülfe eines elektriſchen Apparats Thiere – freilich zunächſt nur eine Art Acarus – aus einer Kieſelauflöſung erzeugt haben will. Die Akademie meinte aber, es wäre wohl noch etwas zu voreilig, wenn ſie ſich mit dieſer Frage beſchäftigen wollte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Außerordentliche Beilage zum Phönix № 277.

☞ Wir werden nach Erforderniß der Umſtände von nun an öfter außerordentliche **Beiblätter** (ohne Preiserhöhung) bringen.

Die Redaction des Phönix.

Der 9te November 1837 in London.

Bereits ſeit langer Zeit iſt der neunte November alljährlich ein großes Feſt für die engliſche Metropolis, inſonderheit für den ältern, bevorrechteten Stadttheil derſelben, für die City: den 9. November tritt der für das laufende Jahr aus der Zahl der Aldermänner und reichſten Bürger der City erwählte Lordmayor ſein Amt an, hält ſeinen feierlichen Umzug und wird bei den höchſten Gerichtshöfen des Reiches in Weſtminſterhall, und bei den ſtädtiſchen Behörden in Guildhall vereidigt. Wir erwähnten, daß der Lordmayor, der während ſeiner jährigen Dienſtzeit unabhängiges, nur durch den Rath der Aldermänner, Sheriffs und des Common Council beſchränktes Oberhaupt der City, der Pulsader Londons und ſomit des Welthandels iſt, aus den reichen Bürgern erwählt wird, nicht als wenn ſeine hohe Stellung durch Talente und Einſichten bedingt würden: letzteres verträgt ſich mit erſterm, wie dieſes mit jenem, aber ein armer Schlucker kann unmöglich für die hohe Ehre ſo 6 bis 8000 Pfd. St. für das eine Jahr zuſetzen und ſo hoch kommt jeglichem Lordmayor neben den 6000 Pfd. St. von der Stadt bewilligten Revenüen, nebſt freier Wohnung (**mansion-house**, deſſen Bauart der Hr. v. Raumer wohl zwanzigmal und mit denſelben Worten in ſeinen compilirten Briefen über England tadelt), Feuerung, freier Dienerſchaft u. ſ. w. das Lordmayorat **à peu près** zu ſtehn, ſage gegen 100,000 fl. und daneben ſtets beſchäftigt mit Civil- und Adminiſtrativſachen, mit Handel und Wandel, mit Kriegsmacht und Polizei. Aber die Ehre iſt groß! Ihr ſolltet ihn ſehn, den neuerwählten König der City, wenn er ſeinen Umzug hält, ſolltet ihn ſehn in dem alterthümlichen, goldenen Wagen, mit 6 reichgeſchirrten Roſſen beſpannt, mit Diener und Gefolge, in Begleitung der Aldermänner, Sheriffs, Räthe, Conſtables, Herolde, des Schwert- und Scepterträgers, des Common und **Town-criers**. — Salomo in ſeiner Herrlichkeit verſchwindet, denn keinenfalls ließ es Salomo's gerühmter Geſchmack zu, einen ähnlichen wolkenartigen, violetten, mit Hermelin beſetzten Sammetmantel, Perücke und goldene Kette, ſtärker als eine Wagenkette zu tragen, vier dicke, bezopfte und gepuderte Bediente, zwei Mann hoch hinten aufſtehn und in ſchreienden Farben gekleidete Galoppens neben her laufen zu haben! Wie der Zug zu Lande, ſo der zu Waſſer auf der Mutter Themſe: überladene, geſchmackloſe Pracht, mittelalterliche Steifheit, viel Gold und Scharlach, dicke, plumpe Beefſteaks und unter den Perücken recht dumme Geſichter.

Der neunte November iſt ſtets für London ein Feſt, ein halber Feiertag, denn alljährlich gibt der neue Lordmayor, außer der Schau ſeiner Proceſſion für das Volk, am Abende des Tages ein ſplendides Banquet in Guildhall, welches gewöhnlich ſo viel koſtet, als ſeine ganze Beſoldung beträgt. Dieſes Jahr jedoch ward der Glanz des Lordmayors-Tages auf den höchſten, nie vorhergeſehenen Glanz geſteigert: die City lud ihre junge Königin, die ſeit ihrer Thronbeſteigung die Altſtadt noch nicht betreten hatte, zu dem Banquet in Guildhall ein, mit der Königin zugleich ſämmtliche Mitglieder der königlichen Familie (der Herzog von Cumberland, König von Hannover und Leopold, König von Belgien, wurden, obwohl der Vorſchlag in der Feſtcommiſſion geſtellt ward, nicht gebeten), die erſten Würdeträger des Reichs, die nächſte Umgebung der Königin und der Prinzen und Prinzeſſinnen vom Blute, fremde Geſandte, viele Abgeordnete des **House's of Peers** und **of Commons**, Biſchöfe, Räthe und Vorſteher der City, die Aldermänner, Sheriffs u. ſ. w. Die Zahl der Geladenen betrug gegen 600 von denen ungefähr ein Drittel vom ſchönen Geſchlechte. — Zweier Umſtände will ich hier noch erwähnen, einmal, daß die Koſten des Banquets nebſt übrigen Vorkehrungen nicht aus der Stadtkaſſe oder öffentlichen Fonds, ſondern von den wohlhabenden Bürgern der City beſtritten wurden, durch die enormen Ausgaben daher Niemand beeinträchtigt worden iſt. Die Generoſität der Feſtgeber erſtreckte ſich ſogar bis auf die zahlreichen, in den Gefängniſſen der City befindlichen Gefangenen, die an jenem Tage mit Speiſe und Trank reichlich verſehen wurden. Dies gegen viele raiſonirende Artikel des In- und Auslandes. Eine andere Bemerkung betrifft die Perſon des neuerwählten Lordmayor's und der beiden Oberſheriffs der City. Derjenige Lordmayor, welcher, der erſte, unter einem neuen Herrſcher erwählt wird, wie die beiden Oberſheriffs, werden geknechtet (**knighted**), d. h. in den Adelsſtand erhoben, erhalten von der Zeit an für ſich und die Älteſten ihrer Nachkommen das Prädikat Sir vor dem Taufnamen und damit den Rang eines Baronets. Dieſe Ehre traf diesmal Mr. Cowan, den dermaligen Lordmayor, einen frühern Lichtzieher und unter den Sheriffs einen Juden, der erſte, der je in England geadelt iſt und einen ſo hohen Poſten begleitete. —

Der neunte November im Jahre des Heils 1837 bricht an, Nebel deckt Stadt und Land, die Sonne, vielleicht auch neugierig die Herrlichkeiten des Tages zu ſchauen, macht ſich endlich Bahn, verſcheucht die düſtern Nebel und tritt, eine blutrothe Scheibe, über Englands Hauptſtadt. Ein gutes Omen, denn bis dato ſoll am neunten November durchgängig mehr oder weniger ſchlechtes Wetter geweſen ſein! Von früh an ſtrömen zahlloſe Menſchenmaſſen von nah und fern den Straßen und Plätzen zu, über welche der königliche Cortège paſſirt. Alle Häuſer mit ſtattlich geputzten Ladies und Gentlemen beſetzt, die bis eine Guinee für den Sitz bezahlten (neben Temple-Bar, wo die Abgeordneten der City die Königin empfingen, ſind Sitze für 16 Guineen vermiethet!); jeder Laden in eine Loge verwandelt, die untern Glasfenſter verpalliſadirt; Bühnen und Tribünen errichtet, wo dieſes möglich und geſtattet; die Häuſer mit transparenten, bunten Lampen, Sternen und Namenszügen für die Illumination bedeckt und mit Blumen und Immergrün bekränzt, mit Fahnen und Bildern geſchmückt; die Straßen mit weichem Sande beſtreut, jeglichem Fuhrwerke, welches nicht eine Karte oder eine Invitation für das Feſt aufzuweiſen hatte, verſchloſſen mit Schaaren von Conſtables und für den heutigen Tag zu dem öffentlichen Dienſte requirirten, mit einer Binde um den linken Arm, als Zeichen ihres Amtes und dem bleiausgegoſſenen Stabe verſehenen Bürgern beſetzt, zu denen ſich ſpäter noch zahlreiche Detachements, wohl gegen 1500 Pferde der goldſtrahlenden Horſe Guards, das blaue und rothe Regiment, Abtheilungen von Garde Uhlanen und Dragonern geſellten und von dem New Palace (Buckingham-house) im St. Jamespark bis zu Guildhall, faſt eine Stunde Wegs, Spaliere bildeten, mit den 3- bis 4tauſend Conſtablern gemeinſchaftlich die Mitte der Straße frei und die regenden, vordrängenden Menſchenmaſſen abhielten. Im Ganzen war dieſe impoſante Force publique artig und nachſichtig, doch konnte ſie nicht überall dem Strome wirkſam entgegentreten, obwohl die kurzen gewichtigen Stäbe weidlich geſchwungen wurden und viele blutige Köpfe und eingedrückte Hüte zurückließen. Im Ganzen ſind nur gegen 30 Unglücksfälle vorgefallen, unter denen einige wenige lebensgefährlich; nach St. Bartholomew's Hoſpital wurden ſelbigen Tags 19 Individuen mit zerbrochenen Schenkeln u. ſ. w. gebracht.

Die Proceſſion des Lordmayor war diesmal abgekürzt und in die Freiſtunden verlegt, um 12 Uhr war dieſe Ouvertüre ausgeſpielt. Von dieſer Zeit an ward das Gedränge ärger und ärger, da jetzt viele Straßen geſperrt und die Mitte derſelben gut wie übel gelichtet und frei gehalten wurden. Schon vor Tagesanbruch waren die Straßen und die angrenzenden Häuſer mit Zuſchauern bedeckt, Viele haben 8 Stunden lang harren müſſen. Glücklicher waren die, welche keinen Platz belegten und bezahlten; Dank den Conſtables und dem Militär, dies Gedränge war nicht übergroß, die Ordnung exemplariſch, das Volk ſehr nachgiebig, geduldig und leidlich verträglich: von und auf den Straßen ſah man den Zug und die Einzelnheiten deſſelben, die Perſonen, den Schmuck und die Roſſe, Diener und Begleiter beſſer, als von theuer bezahlten Plätzen aus. Ein rüſtiger Mann mit guten Ellbogen passe partout, dies auch am 9. Nov. in London. — Gegen 1 Uhr erſchienen viele Generäle, Staabsoffiziere und die oberſten Polizeibeamten um die bereits aufgeſtellten Conſtables und die nachfolgende Cavallerie militäriſch zu placiren und durch ihr Anſehen die Menſchenmaſſen für die Möglichkeit einer freien Paſſage zurückzudrängen. Folgten bald die beiden Regimenter der Horſe Guards im höchſten Staat, herrliche ſchwarze Roſſe mit goldgeſtickten Decken, ſelbſt die der Gemeinen (privates, Privatleute!), ein Unterlieutenant reicher gekleidet und mit mehr Gold bedeckt, als ein deutſcher Feldmarſchall en grande tenue. Nachdem die militäriſchen Anordnungen getroffen, kamen nach und nach einzelne Caroſſen, prachtvolle und auch ſehr beſcheidene; es waren dies die zum Feſte Geladenen; wenn ihr zweifeltet, ſo hättet ihr nur nach den Wagenfenſtern ſehen dürfen, hinter welchen die großen Einladekarten paradirten! Die Eitelkeit der Engländer iſt oft eben ſo lächerlich, als ihre vielen andern religiöſen und ſocialen Vorurtheile. — Bald nach 2 Uhr donnerten die Kanonen, die Schüſſe aus dem St. Jamespark wurden vom fernen Tower beantwortet. Dies das Zeichen, daß die Königin abfährt. Das Drängen und Drücken und Toben erreicht jetzt den höchſten Grad, mit dem Erſcheinen der erſten Staatscaroſſe jedoch (die der Herzogin von Kent) ſcheint das Volk plötzlich vernünftiger und anſtändiger zu werden, denn von nun an keine Flüche und Zänkereien, kein ſtörendes Vordrängen mehr, nur freudiges Jauchzen, Hüte- und Tücher-Schwenken und das nach engliſcher Ausſprache für ein deutſches Ohr höchſt anſtößige Hurrah — gütiger Himmel, dachte ich, die Herzogin v. Kent, die Königin, endlich die ganze königl. Familie verſtehen vollkommen deutſch, was mag die Königin Victoria denken, wenn ihr aus tauſend und aber tauſend Kehlen das häßliche Wort entgegengebrüllt wird! — Vor dem Staatswagen, in welchem Victoria thronte, fuhren, wenn ich nicht irre, 12 ſechsſpännige, glänzende Caroſſen, in denen die Glieder der königl. Familie nebſt deren und der Königin Suite befindlich. Die Schönheit der Roſſe namentlich, das Reiche der Geſchirre, die Eleganz der Staatswagen überſtieg Alles, was ich bis dahin geſehen, und ich wage beſcheiden zu behaupten, daß ich ſchon viel des Derartigen geſehn und einige Kenntniß von dieſen Sachen habe. Dieſe Pferde, dieſe Pferde! Ich bitte den gütigen Leſer um Nachſicht, daß ich weniger auf die Inſitzenden, als das Geſpann geblickt habe, jene waren mir bereits bekannt, aber ſolche Thiere hatte ich noch nicht geſehen! Störend war der alterthümliche Anzug der Diener, Kutſcher und Vorreiter, rothe Röcke überall mit Gold beſetzt, kleine Hüte, ditto vergoldet, und unter dieſen weiße Perücken mit Zopf und Haarbeutel. Selbſt Vorreiterchen, niedliche Knaben von 12—14 Jahren, waren perückt und in junge Greiſe verwandelt. Jeder der Sechsſpänner, in welchem ein königlicher

Prinz oder Prinzeſſin ſaß, war von einer Escorte der reitenden Leibgarde umgeben. Die Kutſcher und Diener dieſer Equipagen tragen, ſo wie die der Königin, ſchwarze Felbel oder Pelzkappen, ein uraltes, königlich engliſches Prärogativ! Vor dem Staatswagen, den ich bereits bei Gelegenheit des Schluſſes des Parliaments beſchrieben habe, und welcher ſeit jener Zeit, wie ſeit ſo manchen Menſchenaltern, unveränderlich geblieben, vor dieſem goldenen Omnibus ritten Leibgardiſten, hinter welchen die alten Yeomen der Garde, graue Hellebardiere in Samiels-Tracht und vergoldet, ſchritten. Die acht Iſabellen der Königin *) waren ſehr unruhig, eine Folge der guten Lebensart, der wenigen Arbeit und der ungeheuren Volksmenge, des Wehens der Tücher und Fahnen und Jauchzens, jedes Thier ward von einem Diener (Footman) geführt, überdem gingen neben dem Geſpann, wie neben dem Staatswagen noch viele rüſtige Attendants. Einige Male, namentlich auf Charing-cross, haben die muthigen Thiere wirklich ernſtliche Beſorgniſſe erregt. In der State-coach ſaß auf dem hintern Sitze Victoria in blaßrothem, ſilbergeſtickten Gewande, Straußfedern in dem Haar und in dem brillantnen Diadem, Brillanten um den Hals, auf dem Gürtel, um den Arm und an dem Stern auf der linken Bruſt. Freundlich nickte ſie der jubelnden Menge zu, hold lächelnd und links und rechts ſich verbeugend — ich calculire, daß ſie zwiſchen 6 und 8000 Verbeugungen (Dienerchen) von ihrem Palaſte bis Guildhall gemacht haben muß, denn der Zug bewegte ſich ſehr langſam fort, währte aber eine Stunde und immer und immer verbeugte ſich die Königin Englands und die Königin des Feſtes. Im Staatswagen befanden ſich der Königin gegenüber noch die Herzogin v. Sutherland und der Earl v. Albemarle, Oberhofſtallmeiſter. Hinter dem Staatswagen ritten Herolde, Ecuyers Cavalcadours und Leibgarden, dann folgten die Equipagen der fremden Geſandten, Miniſter und vieler Gäſte, die ſich im St. Jamespark dem königl. Cortège angeſchloſſen hatten. — Nach 3 Uhr langte der Zug in Guildhall an, der Lordmayor und die Lady Mayoreß empfingen die Königin und führten ſie durch die Halle in hintere Gemächer, alte Gerichtsſäle und Rumpelkammern, die heute in die glänzendſten Salons und Boudoirs umgeſchaffen waren. Nachdem die Königin ſich erholt, an der Kleidung Einiges verändert (bei'm Ausſteigen aus dem Wagen brach der Gürtel und viele Diamanten rollten auf dem Boden, wurden aber alle wieder gefunden und — richtig abgeliefert!) und mehrere Adreſſen und Reden angehört hatte, ſtieg ſie in die Halle zurück und nahm Platz auf dem ihr bereiteten Thron unter dem ſammetnen Thronhimmel. Nach 8 Uhr brach ſie nebſt der königl. Familie auf und fuhr in zweiſpännigen Caroſſen langſam durch die ihr zu Ehren hell erleuchtete Stadt zurück. — Noch Einiges über die Ausſchmückung von Guildhall, über das Feſt und die Illumination. Leider habe ich die Halle nur am Tage ſehen können und da verliert ſie viel, wenn man bedenkt, daß die Kronleuchter Namenszüge, illuminirte Sterne, Kronen, Deviſen u. ſ. w. 25,000 Gasflammen ausſtrahlten und jede Gasflamme die Helle von 3 Wachskerzen verbreitet. Das Gas war eigends für die Gelegenheit präparirt d. h. ſeines gewöhnlich anhaftenden üblen Geruchs benommen. Die Wände der hohen Halle waren bis 20 Fuß vom Boden mit Carmoiſin-Sammet, weißen Seidenſtoffen und Goldſtickereien bedeckt, ſinnig in Säulen, Draperien und Feſtons geordnet, weiter oben wehten Banner, ſtrahlten Rüſtungen, Waffen, kriegeriſche Embleme u. ſ. w. Die reichſten Stoffe deckten den Boden; die königl. Familie befand ſich auf einer Eſtrade im Oſtende der Halle zu Seiten der Königin. Am Tiſche der Königin waren alle Gefäße von Gold, Cryſtall und chineſiſchem Procellan, an den übrigen Tiſchen von letztern beiden Subſtanzen und Silber. Das Service war von reichen Privaten entlehnt, der Werth wird auf eine halbe Million Pf. St. geſchätzt. Der Kronleuchter in dem Boudoir der Königin war von der Goldſchmidts-Innung geliefert, aus maſſivem Gold, über tauſend Unzen ſchwer und die kunſtfertige Arbeit eben ſo werthvoll als das Metall. Ueber Speiſen und Getränke erlaſſe mir der gütige Leſer den Bericht, ich will nur anführen, daß 220 Terrinen Schildkrötenſuppe ausgelöffelt ſind, von welcher jede Pinte (weniger als ein Schoppen) eine halbe Guinee gekoſtet hat. In der Mitte der Höhe von Guildhall, die jetzt den Namen in der That führt, überall von Gold ſtrahlt, war ein Orcheſter für 40 auserleſene Sänger und Muſiker errichtet, die während des Mahles viele Geſang- und Muſikſtücke überaus gelungen ausführten. Zu Ende des Banquets wurden von dem Common-Crier der City (eine andere Perſonage als die deutſchen Ausrufer) die Toaſts ausgebracht, zuerſt der Königin, dann der City und dem Lordmayor, — von Seiten der Königin, — dann der königlichen Familie, allen Anweſenden, endlich Gott und aller Welt. — Nach dem Rückzuge der Königin ſollen die Anweſenden, namentlich die Citizens mit ihren Ehehälften weidlich getafelt haben, dermaßen, daß ſich, wie der Satyriſt beſagt, Gog und Magog, die hölzernen Rieſen in den Ecken des Weſtendes, die auch ein neues Kleid bekommen haben, darob verwunderten. — Der Saal bleibt decorirt bis zum 21. November, an welchem Tage zu Gunſten der Polen ein Ball in demſelben ſtatt haben wird. — Die Illumination war ſehr glänzend, ſchon in Folge der vielen Gaskronen, Gasſterne und gaserleuchteten Namenszüge, bot aber ſonſt nichts Ausgezeichnetes, wohl aber viel Geſchmackloſes. Meiſt waren es die Buchſtaben V. R., die unter Kronen ſtrahlten, daneben viel Sterne (der

---

*) Ein Correſpondent der Allgemeinen Zeitung ſchrieb als Augenzeuge der Parliamentsſchließung: „Acht milchweiße Roſſe." Warum hat Correſpondent, da er doch nur Ueberſetzer war, wenigſtens nicht richtig überſetzt, creamcoloured mit Sahne (Rahm, Crême) farbig? Unſer Rahm hat bekanntlich eine gelbliche Farbe, jene Roſſe ſind aber eben ſo wenig milchweiß, als jener Correſpondent ein Augenzeuge war.

braunſchweigiſche), dürftige Transparente, das geklerte Bild der Victoria, ſinnloſe Deviſen, in der That wenig Geſchmackvolles, aber ein ungemeiner Aufwand an Gas- und Öllampen. Am beſten präſentirten ſich die Bank, Gasſterne mit Feſtons von bunten Lampen, Temple-Bar, als Triumphbogen decorirt, das Mansion-house und wenige Privatwohnungen. Das Gedräng war am Abend ärger als am Tage, die meiſten Unfälle ereigneten ſich bei der Illumination, nachdem die Königin in ihren Palaſt zurückgekehrt war. —

London, 13. November 1837.

Ein Schwimmer.

Am 4. November ſtellte ſich zu London in dem Saale, wo der Lordmayor Gericht hält, ein Mann ein, der in Matroſentracht gekleidet war und vorgab, ein Geſuch dem Right honourable Lord vortragen zu wollen. Er gab darauf an, daß er ein Mitglied der National-Schwimm-Societät und von dieſer ehrenwerthen Geſellſchaft abgeordnet ſei, den Lordmayor zu erſuchen, daß jene Corporation ſich dem Zuge der Königin anſchließen dürfe. Sie habe Fahnen und Embleme, und ſei ſehr begierig, ihre Loyalität und Liebe zur jungen Herrſcherin würdig an den Tag zu legen. Laſſen wir den Lordmayor und den Bittſteller jetzt ſprechen, ſtets anweſende Stenographen haben die Unterredung wörtlich aufgeſchrieben. Der Lordmayor: Ihr müßt Euch an die königl. Feſtcommiſſion wenden, ich habe mit der Proceſſion nichts zu ſchaffen. Ueberdem iſt mir mitgetheilt, daß die Proceſſion einzig und allein aus dem Lordmayor (dem neuerwählten), den Aldermännern, Sheriffs und einigen Mitgliedern des Stadtrathes nebſt deren Dienern beſtehen und ſich erſt bei Temple-Bar dem Zuge anſchließen werde. Auch glaube ich, daß keine Schwimmer nöthig ſein werden, man wird an den Reitern genug haben. Bittſteller: Aber die Schwimmgeſellſchaft möchte gar gern mitziehn und ſich dadurch der Königin bekannt machen, deren Onkel, der Herzog v. Suſſex, ſie ſehr protegirt. Lordm. Wie viel ſeid Ihr Eurer? Bittſt. Ungefähr dreihundert. Lordm. Und ihr könnt Alle ſchwimmen? Bittſt. Ich glaube. Auf jeden Fall können es die Meiſten, und die Uebrigen werden es zweifelsohne bald lernen. Lordm. Da ihr ſo ſehr auf die Patronage der Königin bedacht ſeid, zählt ihr auch wohl Damen unter eurer Geſellſchaft? Bittſt. Mehrere, von denen einige ganz capital ſchwimmen. Jedermann kann in's Waſſer fallen, und wie comfortable iſt es da nicht für jeden Gentleman und jede Familie, wenn ſie ſich ſelbſt ohne fremde Beihülfe und ohne einander beiſtehen zu müſſen, aus einem Canal oder Teich retten können! Lordm. Sehr wahr, und ich wünſchte, daß wir Alle ſchwimmen könnten; doch glaube ich nicht, daß wir am 9 November deſſen benöthigt ſein werden, eben ſo wenig als der Hülfe der Schwimmgeſellſchaft. Bittſt. Doch, mein Lord, wir würden ſehr glücklich ſein, zu der Ehre des Tages beitragen zu können. Lordm. Sehr wohl, die Sache läßt ſich machen. Ihr wißt, daß wir befürchten, das Gedränge an Temple-Bar, um uns reiten zu ſehen, möchte übergroß werden. Wenn da Eure ehrenwerthe Schwimmgeſellſchaft (National Swimming Society) zu derſelben Zeit eine ſchwimmende Proceſſion in der Themſe veranſtalten wollte, ſo würde das die öffentliche Curioſität theilen (Gelächter). Bittſt. Meinen Ew. Lordſchaft, daß wir den Strom hinab ſchwimmen ſollten? Lordm. Stromauf oder ſtromab, es wird ziemlich einerlei ſein. Wenn es allgemein verkündet und durch Anſchlagzettel bekannt gemacht wird, daß 300 von euch, Damen wie Herren, welche die Schwimmgeſellſchaft formiren, präcis um 9 Uhr der Königin zu Ehren in's Waſſer gehen, ſo bin ich überzeugt, daß Ihre Majeſtät darob eben ſo erfreut ſein wird, als wenn ſie die Aldermänner zu Roß (on horseback) erblickt. (Allgemeines Gelächter). —

Feuilleton.

⁂ November-Meteor-Nächte. — Die Times vom 14. d. M. berichten, daß am 13. Abends um 6 Uhr eine prächtige Aurora borealis in London beobachtet worden. „Gegen acht Uhr aber wurde die Aufmerkſamkeit derer, welche das Nordlicht beobachteten, durch das ungewöhnliche Phänomen eines großen Meteors ganz in Anſpruch genommen, welches anſcheinlich vom Norden ausgehend, einer Rakete nicht unähnlich, nach raſchem Niederſteigen, plötzlich zerbarſt und ſeine leuchtenden Bruchſtücke in den ſchönſten Formen umherſtreuend, in der Atmosphäre verſchwand, aus welcher es aufzuſteigen zu ſein ſchien, (from which it seemed to arise?). Dieſem folgten andere, alle demſelben ähnlich ſowohl in Geſtalt als in der Weiſe des Wiederverſchwindens. Das ganze Schauſpiel endete um 10, wo dunkles Gewölk fernere Beobachtungen unmöglich machte." In der Hannöverſchen Zeitung vom 17. Nov. leſen wir, daß „am 13. Abends 10 Uhr eine rothe Wolke in Oſten, die ausgezeichnet war, geſehen wurde; am 14. November ein ähnliches Phänomen, aber früher. Von Sternſchnuppen hat man nichts geſehen." In Paris ließ das Licht des Vollmondes keine Sternſchnuppen zum Vorſchein kommen. Dort, wie zu Frankfurt a. M. wurde nur Eine wahrgenommen.

⁂ Mäßigkeitsvereine in Berlin. — Herr Dr. Julius Ed. Hitzig hat kürzlich ein „Votum über die Bildung eines ſg. Mäßigkeitsvereins in Berlin" herausgegeben. Bei Anzeige deſſelben bemerkt die (Berliner) Lit. Ztg. (Nro. 45) „bekanntlich iſt auf Anregung des Nordamerikaners Baird auch unter uns die Mäßigkeits-Angelegenheit zur Sprache gekommen. Begleitet von dem Wohlwollen Sr. Maj. und begünſtigt von den hohen Behörden, ſind auch bereits in unſerer Stadt mehrere Vereine zu dieſem Zweck zuſammengetreten." Dieſe Vereine macht nun Herr Dr. Hitzig in ſeinem Votum auf mehrere zu vermeidende Mißſtände und beſonders darauf aufmerkſam, daß das Gelingen der Mäßigkeitsſache vorzüglich von Auffindung und Verbreitung eines Aequivalentes für die abzuſchaffenden ſpirituöſen Getränke abhängig ſei. So bemerkte ſchon Frau v. Staël: „Nichts iſt abgeſchafft, als was erſetzt iſt."

⁂ Die große Zuſammenkunft der Barden (Eisteddvod) zu Abergavenny in Wales hat am 18 und 19. v. M. ſtattgefunden. Zu den Preiſen der Sieger gehört eine ſchöne goldene Harfe, mit Gewinden von Eichblättern in Emaille. Die Schnüre ſind an jedem Ende mit einer Gemme verziert. Dieſe Harfe iſt zu einem Frauenſchmuck beſtimmt und hat die Inſchrift: „die goldene Harfe von Wedeaar."

⁂ *La Chatte.* — Das Kätzchen, das neue Ballett des Herrn Duveyrier, von welchem die große Oper zu Paris ſich Goldberge verſprach, iſt alles Talentes und aller Liebenswürdigkeit der Fräulein Elßler ungeachtet, doch — durchgefallen. Drei Acte hindurch ein Kätzchen hätſcheln und die Opernnymphen in langen, weiten chineſiſchen Gewändern tanzen zu ſehen, hat auch die Geduld der Langmüthigſten erſchöpft.

⁂ Mademoiſelle Taglioni in Rußland. — Dem Journal de Commerce wird von Petersburg aus geſchrieben: „l'accueil fait à Mlle. Taglioni par les grands seigneurs moscovites *tient du délire*." Die Großfürſtin Michael hat der berühmten Tänzerin einen prachtvollen Anzug geſchenkt, den mit mehreren Anderen vor einigen Jahren Sultan Mahmud der kaiſerlichen Familie geſchenkt hatte!

⁂ Auf der Eiſenbahn von Paris nach St. Germain fuhren vom 26. Auguſt bis 24. Octbr. d. J. 361,463 Paſſagiere, welche 440,217 Franken bezahlten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 278. 1837.

Phönix.

Freitag, 24. November.

Grabbe.

(Schluß).

Die Weſenheit der Grabbe'ſchen Dichtungen analyſirt Immermann im fünften Kapitel mit Scharfſinn aus der unendlichen Expanſionsfähigkeit ſeiner Phantaſie und aus des Dichters Geſchick; hierauf ſchildert er die erſten Zeiten ſeines Zuſammenlebens mit Grabbe in Düſſeldorf (Winter 1834 und Frühling 1835). Beide ſahen ſich damals faſt täglich. Gewöhnlich beſuchte Immermann ihn in ſeinem ſtillen Hinterſtübchen, wo er ihn in der Regel halbangekleidet unter Büchern, Papieren, Schnitzeln aller Art vergraben oder auf dem Bette liegend antraf und G. dann mit einem polternden: „O Herr Gott! o Herr Gott!" aufſprang, ihn zu begrüßen. Immer war gleich das lebhafteſte Geſpräch im Gange. Wenn er bei guter Laune war, jagte ein toller Witz den andern, die barocken Einfälle überſtürzten ſich. Doch zog er auch in ernſter Weiſe an. „Er gehörte zu den Menſchen, die über nichts gleichgültig die Lippen bewegen können. Die unbedeutendſten Dinge, die gewöhnlichſten Tagesreden, eine Wetterbemerkung ſetzten ſich ihm in ſein eigenſtes Leben, in Fleiſch und Blut um. Am tiefſten aber zeigte ſich dieſe Mitleidenſchaft des ganzen Menſchen bei dem, was die Hauptnahrung ſeines Geiſtes ausmachte, bei der Geſchichte. Sehr genau mit ihr bekannt, lebte und litt er mit den hiſtoriſchen Perſonen, auf welche eben ſein Blick fallen mochte."

Sein Mittheilungsbedürfniß war grenzenlos. Trotz ſeiner häufigen Zuſammenkünfte mit Immermann ſchrieb er ihm täglich einmal, auch wohl zweimal über ſeine Arbeiten, ſeine Lectüre, aber auch über das Geringfügigſte. Dieſe Zettel und Briefe, auf welche er nie eine Antwort erwartete, machen einen ſtarken Folioband aus. — Später, als das Verhältniß mit Immermann ſich gelöſ't hatte, genoß hauptſächlich der Buchhändler Schreiner Grabbe's ganzes Vertrauen und empfing täglich Briefe von ihm. „Ich halte die Briefe überhaupt für den Stellvertreter der Converſation," ſchreibt Grabbe ſelbſt (am 11. Dezbr. 1834), „darum ſehen die meinigen oft ſo wie Kraut und Rüben aus, als ich ſelbſt im Geſpräch bin."

Immermann rechtfertigt ſich gegen den bekannten Vorwurf, daß er Grabbe mit Rollenabſchreiben beſchäftigt habe. „Er fühlte ſich ein paar Tage hindurch unmuſtern und unaufgelegt zu freier Thätigkeit und ſagte mir, daß ihn aus ſolchen Verfaſſungen eine ganz mechaniſche Arbeit am eheſten herſtelle. Er bat mich, ihm etwas zum Abſchreiben zu geben. Da er nicht abließ, ſo gab ich ihm Töpfer's „„Herrmann und Dorothea,"" wovon er denn auch binnen Kurzem eine ſaubere und getreue Copie gefertigt hatte. Ich erwähne dieſer Schreiberei, einmal, weil der Töpfer'ſche Herrmann, von Grabbe's Hand copirt, unleugbar eine Curioſität iſt, und dann, weil jener Umſtand Gelegenheit gegeben hat, das Mährchen, ſelbſt durch öffentliche Blätter, zu verbreiten: ich habe Grabbe'n zum Rollenſchreiben gebraucht. Er hat nie etwas Anderes für die Bühne abgeſchrieben, als das genannte Buch und das auf die erzählte Veranlaſſung."

Grabbe ſelbſt deutet darüber am Schluſſe eines Briefes vom 1. Januar 1835 Folgendes an: „Endlich auch mir etwas zum Abſchreiben, aber mit 8 Tagen Friſt, und wenn ich Keinem dadurch ſein Verdienſt nehme! Ich will lieber mit ihm nach ſeinem Belieben theilen, denn nach den Inſtituten, ſeh' ich, gehört's auch dem Souffleur."

Die 53 Briefe aus Grabbe's Correſpondenz mit Immermann ſind reiche Garben leuchtender, zündender Gedanken, von denen einer den andern, aus unergründlicher nächtiger Tiefe emporſchießend, drängt. Die wiederkehrenden Hauptthemata ſind der Hannibal, welchen Grabbe ſchon im Detmold fertig gemacht, und in Düſſeldorf völlig umarbeitete. Das dortige Theater, welches ihn auf's Lebhafteſte intereſſirte und worüber er in dem Journal Herrmann, das Dr. M. Runkel (jetziger Redacteur der Elberfelder Zeitung) herausgab *), jene Beurtheilungen ſchrieb, die ſpäter bei Schreiner geſammelt erſchienen, eine Ueberſetzung der erſten Bearbeitung des „Hamlet," und Pläne zu neuen Schöpfungen; (ſo wollte er „nach dem „Punier" 1) „Aſchenbrödel reformiren, 2) „„der Dichter,"" Drama, vollenden, mit dem Beiſatz hiſtoriſch, 3) einen Eulenſpiegel, worin dieſer ächt norddeutſche Charakter einmal daſteht, wie aus Felſen luſtig geſprungen und gehauen, produziren. Eulenſpiegel und Aſchenbrödel auch für die Bühne und den Eulenſpiegel wo möglich gemeinſchaftlich mit Ihnen (Immermann)."

Beſonders aber beſchäftigte ihn damals bereits der Plan zur „Herrmannsſchlacht." „Kleiſt's Herrmannsſchlacht," ſchreibt er am 30. März 1835, „ſchick' ich anbei mit Dank zurück. Was ich daraus benutzen konnte, hab' ich mir gemerkt. Mein Armin wird aber ganz anders, ob beſſer, weiß ich nicht zu urtheln. Hoff's aber ziemlich ſtolz. Verzeih mir's Gott!" — — „Während der Zeit, daß Sie meine Abhandlung hatten, iſt mein Herrmann oder Armin, (ich nenne das Stück zwar Herrmannsſchlacht, er ſoll doch darin ſeinen ehrlichen ächten Namen Armin behalten) vorwärts gelaufen, wie ſeine Senner. Es wird ein Teufelsbraten, und der Archivrath Lacanblette muß doch Bücher dazu leihen ꝛc." (3. April 1835). „Armin oder die Herrmannsſchlacht ſoll köſtlich endigen." (Folgt eine Skizze). Dies iſt nur ſo 'n Biſchen Skizze. Indeß geb ich dem Dinge eine tüchtige Wendung Alles, was ich jetzt thue, bezieht ſich nur auf dieſe Waldſchlacht. Ich leſe darüber wie ein Sekundaner, aber pedantiſch wird ſie nicht." (10. Juni 1835). „Hannibal iſt gegen die Herrmannsſchlacht ein Kind." (13. Juni 1835.)

Zwiſchen Feuergarben nun ſprühen die verſchiedenartigſten Gedanken über Geſchichte und Literatur der älteren und neueren Zeit empor. Intereſſant ſind ſeine Urtheile über Platen's „neapolitaniſche Geſchichten" und „Liga von Cambrai," die er ſcharf ſecirt, über Heiberg, Bettina („perſönlich war und blieb ſie mir Gräul!") Preuß ꝛc.

Ich ſchließe dieſe Hinweiſungen mit zwei Stellen aus Briefen Grabbe's, welche Blicke in das innerſte Heiligthum ſeiner Bruſt gewähren, die er ſo oft mit jenem wunderlichſten Gerümpel verpalliſadirte, woran unſre deutſchen Biedermänner Ärgerniß nahmen.

Am 11. Dezbr. 1834 ſchreibt er: „Faſt kommt's mir vor, als wären Sie mein Luigi, ich bin aber zum Malheur in keiner Art ein Petrarca, kann nicht ſo glänzend die Waare zeigen. Ich habe zu tief geliebt, muß das Zeug tief in Abgründen, meinen Archiven, bewahren, kann nur, wie der Kenner merken muß, im herben Spott mich darüber tröſten, und gewiß auch Shakeſpeare, sans comparaison! hat nie mehr in Liebeserinnerungen geſchwelgt, als da, wo er den Macbeth ſchrieb. — Ich bin jetzt einſam: indem ich dieſes ſchreibe, iſt's mir, als ſäß' ich Ihnen gegenüber. Laſſen Sie mich etwas plaudern. Der Freiſchütz — mit den Stimmen ging's — die Schlange in der Wolfsſcene war beſſer wie in Berlin, war trefflich, die wilde Jagd faſt ſo trefflich, wie (rathen Sie!) in den letzten Zeiten Küſtner's in Leipzig. Sie flog dort noch wirrwarriger durch die aufziehenden Gewitterwolken. Das Spiel, als Zuſammenſpiel, beſſer als ich ſonſt in dieſem Stück geſehen. Welche Erinnerungen ſteigen mir aber bei den allbekannten Tönen auf: falſche Freunde, verlaufene Geliebte, ein todter guter Vater, der das Stück ſo gern hörte, und mir Nachmittags abſtarb, während ich ſchlief. Er lebt mir aber noch, jede Mitternacht, im Traum, ſeh' ich, ſprech' ich ihn, und er, außer Petri und Ihnen, iſt der einzige Freund, der noch kommt. — Entſchlüſſe reifen bei mir ſpät, aber dann brechen ſie plötzlich aus, wie hier: nicht das Geringſte meines Lebens und Weſens iſt Ihnen von jetzt an verſchloſſen." und am 14. Januar 1835: „Ihre Äußerung, daß Sie von den Menſchen ſo wenig im Ganzen halten, hat mich beſchäftigt und frappirt, denn Sie haben ja ſo manchen tüchtigen, guten und großen Charakter geſchildert. Nein, das Beſſere wiegt über; es kämpft in der ganzen Geſchichte, und hat bis jetzt immer zuletzt geſiegt. Die kleinen Würmer, die kleinen Sorgen, Leiden und Freuden, die Noth, der zum Exiſtiren einmal nöthige Eigennutz, erklären mir faſt alle Schlechtigkeit. Der Schlechte wird, wenn er jene Äußerlichkeiten überwunden hat, gerade mit der Schlechtigkeit, die er deshalb an der Bruſt ernährt hat, am meiſten zu kämpfen haben, und wahrſcheinlich dann auch über ſie ſiegen. Verzeihen Sie dieſen Brei; er hat aber im Keſſel Gründe: ich kenne Einen, der auf ein Billet von mir für mich in den Tod ginge, ſo wie ich für ihn, ohne irgend ein renommirendes Intereſſe und dergl. dafür zu haben, und ich glaube, Sie gerade ſind einem Jugendfreunde auch ſo. Aber rechte Freundſchaft wird ſo wenig bemerkt, weil ſie ſchüchtern iſt, und kaum Nutzen daraus zu ziehen wagt.

Dſſd. 14. Jan. 1834.

Gehorſamſt
Grabbe."

---

*) Runkel war in der letzten Zeit von Grabbe's Aufenthalt in Düſſeldorf ſehr viel bei ihm, und aufrichtig für ihn bemüht.

Der Besboſnoi.

(Fortſetzung).

Darum dieſer innere Unfriede, darum die Selbſtzerſtörung des Herrlichen! „Er liebt ſie und wird untergehen ohne ſie," rief es in mir; „gib ihm deiner Zukunft Glück, deines Lebens Seligkeit. Entſage!" O das Wort ſcheint ſo leicht, ſo inhaltleer; aber es umfaßt den Tod tauſendfach! Um mich war es finſter in der Sonnenhelle und die Nacht, welche dieſem Tage folgte, war die erſte, in der ich die Hölle des Lebens empfand. Als der Morgen anbrach, war mein Auge hohl und ich um zehn Jahre gealtert, aber ich war entſchloſſen. Ich trat zu Stanislaw, ſein Bewußtſein war ihm wiedergekehrt, er war wie früher, wortkarg, verſchloſſen; auch ich ſprach nicht; was in mir wogte, hatte keine Worte. Am Abende betrat ich die Hallen der Freude, Anaſtaſia's Blicke flogen mir entgegen, in ihrem Angeſichte lag der Himmel, in dem meinen die Hölle. Nur in einem Augenblicke ward ſie durch mein Benehmen zum bleichen Marmorbilde, dann wurde ſie wieder ruhig und je mehr ich mich von ihr entfernte, deſto beſonnener erſchien ſie; denn nur das Weib hat die Kraft, ihre Gefühle verbergen und unter Seelenthränen lächeln zu können. Gegen Mitternacht, als die ſtolzen Equipagen die Überſatten nach Hauſe führten, hatte ſie meinen Brief, der ihr die ewige Trennung kündete. —

Hierauf ſoll ich krank geweſen ſein, ein heißes Fieber ſoll mich lange zwiſchen Tod und Leben gemartert haben; ich weiß es nicht, denn ich ſchwebte in einer langen Nacht, ohne Licht, ohne Sonne, ohne Sterne. Nach einem halben Jahre kehrte das Bewußtſein meines Elendes zurück und alſobald ſprachen die Ärzte, ich ſei geneſen. Der Freund wollte mir nunmehr wieder wohl; wie es die Weltſitte fordert, hatte er ſich regelmäßig nach meinem Befinden erkundigt, und die erſte Karte, welche ich erhielt, war eine Einladung zu ſeiner Hochzeitsfeier mit Anaſtaſia. Was ſollte ich Elender unter den Glücklichen? Unkenntlich durch Schmerz und Krankheit, hüllte ich mich in einen unſcheinbaren Mantel und nahte mich ſo der Schwelle jenes Gotteshauſes, in dem ſie mir auf immer entriſſen werden ſollte. Da kam ſie in ihrem Glanze, geſchmückt mit Perlen und ſtrahlenden Demanten, in dem Haare die Myrthenkrone; ich kniete unter den Bettlern, denen die Diener reiche Gaben zuwarfen. Ich glaubte mich tief verborgen, aber das Auge der Liebe ſieht ſcharf, ſie allein erkannte den Treuloſen, der nur ein Unglücklicher war. Eine Thräne fiel auf mich nieder; ſie war eiskalt, dennoch zuckte ſie mit einem heißen Schmerze an meinem Herzen.

Als die Trompeten bei dem Feſtmahle ſchmetterten, als die erregten Gäſte ihr Lebehoch in die ſtille Nacht hinaus ſchrien, warf ich mich in den Reiſewagen und eilte von dannen.

Ein Jahr nur — nein, eine Ewigkeit — war entronnen, da rief mich die Pflicht wieder nach Warſchau. „Du wirſt ſie wieder ſehen," bebte es in mir, „bleich, freudelos, ein Bild des Leides." — O, wie war Alles anders, als ich es mir geträumt; ich ſah ſie wieder, umwogt von dem Schmeichlerchore der ſeelen- und geiſtverarmten Wüſtlinge; ihr Blick, ehemals ſo rein, flog lockend, buhlend von dem Einen zu dem Andern. Die Welt nannte die Eheleute glücklich, denn ſie hatten Geld, Ehre, Einfluß und lebten nach den Anforderungen der feinen Sitte: Keiner bekümmerte ſich um den Andern, Jeder bildete ſich eine eigne Welt der Sünde. Stanislaw war noch wüſter und wilder geworden; er ſuchte mich in den Ring ſeiner Lüſte und ſeiner unheimlichen Plane zu ziehen; ſie wechſelte ihre Anbeter wie ihre Moden und wollte mich verlocken — o weg, weg, mit den häßlichen Erinnerungen! Hätte ich ſie elend, verarmt an jeder Lebensfreude, wieder geſehen, — es wäre minder ſchmerzlich geweſen; hätte ich ſie todt gefunden, ich hätte doch an ihrem Grabe klagen und weinen können; ſo war ſie glücklich, überglücklich, nur das Heiligthum in ihrer Bruſt war vernichtet, und eine innere Stimme ſprach zu mir: in deinen Armen wäre ſie nicht geſunken, denn die Sünde ergriff ihr Herz erſt dann, als es gebrochen war, und mit der eiſigen Thräne, deren Folter ich jetzt noch fühle, ſagte ſie ſich von der Tugend los. Mein Opfer war ſo rein geweſen, meine Entſagung mit meinem Lebensglücke erkauft, ich wähnte gut zu handeln und hatte die Unglückliche der Hölle geweiht. Und als ich ſie ſo immerdar umher wogen ſah in dem Strudel der Gebrechen, keiner Erhebung, keines Rückſchrittes mehr fähig, wankte zum erſtenmal mein Glaube, und es war mir, als ob in den Höhen ein böſes, ſchadenfrohes Weſen hauſe, das uns quält und martert, wie der tückiſche Bube den getretenen Wurm und das die Saat des Guten, welche wir ſäen, in Gift verwandelt.

Die Pflicht des Kriegers rief mich wieder aus Warſchau; die Wunden, welche mir die Säbel der Perſer und Türken ſchlugen, heilten aber die, ſo in meinem Herzen harrſchte, nimmer und der blinkende Ordensſtern auf meiner Bruſt war nur der Grabſtein meines untergegangenen Glückes. So waren Jahre an meinem Leben vorübergegangen, da rief mich die Pflicht wieder zurück in die Hauptſtadt der Polen. Ich vermied Stanislaw, ich vermied die einſtige Geliebte, denn beide trieben ihr wüſtes Spiel fort; ich lebte einſam, zurückgezogen und nur meiner nächſten Umgebung war mein Aufenthalt bekannt. Dennoch trat eines Abends ein Unbekannter in meine Wohnung, und heiſchte, ich ſollte ihm zu einem mir werthen Freunde folgen. Er führte mich durch unbekannte Gaſſen, durch die Höhlen des Elendes und der Verworfenheit in ein unſcheinbares Haus. Hier fand ich in einem niedern, ſchmuckloſen Saale eine zahlreiche Verſammlung. Alle waren verlarvt; ich vermochte keinen der Anweſenden zu erkennen, dennoch errieth ich ihr finſteres Wirken, es waren die Mitglieder des Bundes, der die Empörung vorbereitete; in dem Dunkel der Nacht wurden die Werke der Finſterniß geſchmiedet. Die halbgefüllten Pokale, die zerbrochenen Flaſchen auf dem Tiſche, die ſchwere Sprache der mehrſten Unbekannten, zeigten mir, daß ſich zu der geiſtigen Erregung noch ein anderer Rauſch geſellt hatte. Die Wüſtlinge verlangten, ich ſollte ihrem verbrecheriſchen Wirken beitreten; aber ich gedachte meiner Ehre und meines Fahneneides und verwarf mit Abſcheu den Antrag. Da boten ſie mir hohe Ehrenſtellen, da machten ſie mir ſtolze Anerbietungen und zwiſchen dieſen Lockungen erſchallten ihre Drohungen, klirrten ihre Meuchelsdolche; aber, wer den Tod vor Varna und Schumla geſehen, erzittert vor Banditenwaffen nicht mehr; ich blieb unerſchüttert. Da riß einer der Verhüllten die Larve ab, ich erkannte Stanislaw's bleiches Geſicht, er ſtammelte mit ſchwerer Zunge: „Gregor, du haſt mein Weib geliebt, ſie ſei dein, — um den Preis, daß du der Unſrige wirſt.“ Jetzt war mir die Bande nicht furchtbar, ſondern nur verächtlich; ich wandte mich, ſchritt ruhig, die Hand an dem Ehrendegen den ich bei Eski Arnautlar erhalten, durch die blinkenden Dolche. Sie ließen mich ziehen; ihre Flüche, ihre Verwünſchungen tobten mir nach.

Den dritten Tag nach dieſem Ereigniß brach die polniſche Revolution aus.

Laß mich ſchweigen von den Blutſchauern dieſes entſetzlichen Kampfes! Der Haß, die Erbitterung war um ſo ſchrecklicher, da beide Völker die Kinder eines Stammes ſind. Aber jene Polen, welche den Säbel in der blutigen Fauſt dahinſanken, deren Glieder auf dem Schlachtfelde von Kartätſchen zerriſſen wurden, ſtarben einen Ehrentod; nicht ſo jene Feiglinge, welche den offenen Kampf ſcheuten, hinter Warſchau's Mauern verborgen, in der Hülle der Nacht den Wehrloſen, den unglücklichen Gefangenen mordeten, welche mit Trug und Lüge die ſchon empörten Leidenſchaften wilder entflammten, und das eigene Vaterland zum Opfer ihrer Verbrechen machten.

Vier Stunden vor dem Ausbruche der Empörung war ich nach Lithauen beordert. Auch hier regte es ſich bald unter dem Volke, polniſche Emiſſaire ſchlichen überall umher, um das Land zur Theilnahme ihrer Empörung aufzurufen. Was wollten ſie von uns? Hatten ſie uns doch einſt gethan, wie ihnen geſchah; hatten ſie nicht einſt mit Liſt und Gewalt den Sieg über uns errungen? Konnten wir nicht glauben, daß ein Gottesgericht jetzt über ſie verhängte, was ſie einſt an uns verſchuldet? Waren wir doch nicht ihres Blutes, nur die letzten Söhne eines ſchon längſt untergegangenen Heldenvolkes. Dennoch ergriff auch Litwa das ſchmerzliche Sehnen nach einer Auferſtehung; Parteihaß erſtand und der zweckloſe Kampf, deſſen dunkles Ende man bereits vorausſehen konnte, begann auch auf unſerer Erde. Doch, indem die Polen von unſerer Beihülfe noch den Sieg hofften, waren, beeilt durch Zwietracht, Selbſtſucht und Uneinigkeit, ſchon die ſchwarzen Looſe gegen ſie gefallen. Ich und meine treuen Krieger folgten den fliehenden Polen in ihr Vaterland. Als ich die ehemalige Grenze von Polen und Lithauen überſchritt, gewahrte mein Auge in den ſonſt wohlbekannten Gegenden nur eine verheerte, fremdartige Wüſte. Der erſte Anblick, der ſich mir darbot, war ein brennendes Schloß, aus dem die Bewohner, Kinder und Greiſe wimmernd flohen; während die Polen in den Gluten nicht um den Sieg, nicht um Rettung der Unglücklichen, nein, nur um einige Fäſſer Branntwein kämpften. Es gelang meinen Soldaten, die Flammen zu löſchen und den einen Flügel des Gebäudes zu retten. Ich betrat das Schloß; Alles war öde und ausgeſtorben, alle Zimmer waren verwüſtet, alle Schränke erbrochen; doch nein! dort war noch etwas, was die Raubhorden unberührt gelaſſen: ein Leichnam. Es war — Anaſtaſia! Wie war ſie geſtorben, wie hatte der Tod ſie ereilt? Sie lag da, geſchmückt, als ſchlummere ſie nur einem neuen Freudenfeſte entgegen, um den erſtarrten Körper ſchmiegte ſich noch der reiche Sammt, auf ihrer Stirne glänzten, mit den kalten Schweißtropfen des Todes vereint, die Perlen des Orients, und die Bleifarbe des Grabes rang ſich unter der trügenden Schminke hervor; das Auge, lichtleer und gebrochen, ſtarrte anklagend nach mir hin und die blutleeren Lippen ſchienen rufen zu wollen: „Du haſt mich unglücklich gemacht!“ Da erbebte ich, wie niemals in den heißen Wogen der Schlacht, ich ſtürzte von dannen und ſah die Todte, die Seelengemordete nie wieder. — —

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

⁂ Das literariſche Judenthum. — In einem Correſpondenz-Artikel der Allg. Ztg. vom 1. d. M., welcher eine Apologie des Herrn v. Schele enthält, wird bemerkt: „die mit dem königl. (Hannöv.) Patent Unzufriedenen reduziren ſich auf einen Theil der Beamten, die aus ihrer Ruhe herausgerüttelt wurden, einige Advokaten, Gelehrte und das literariſche Judenthum, das ſich der Correſpondenzen in den meiſten deutſchen Zeitungen bemächtigt hat.“ Die Redaktion der A. Z. bemerkt in gerechter Entrüſtung hierzu: dieſer letztere „Vorwurf iſt eben ſo gehäſſig als unwahr, und der, der ihn ausſpricht, möchte ſehr in Verlegenheit ſeyn, dafür auch nur den kleinſten Beweis beizubringen …“

⁂ Das Berliner politiſche Wochenblatt. — Der Hamburg. Corr. vom 30. v. M. bringt folgende Notizen: „Major Schulz, der eigentliche Redakteur des Berliner polit. Wochenblattes“ — iſt kürzlich — Adjutant des General-Lieutenants von Luck geworden. „Von ihm (Major Schulz) ſollen denn die intereſſanten Ueberſichten dieſes Blattes herrühren. Außerdem werden als die thätigſten Mitarbeiter deſſelben Hofrath Jarcke in Wien, Profeſſor Phillips in Wien und Major von Radowitz in Frankfurt genannt.“

⁂ An den Eiſenbahnen von Arnheim nach Amſterdam und von hier nach Haarlem wird eifrig gearbeitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 279. 1837.

Phönix.

Samſtag, 25. November.

Briefe aus Würtemberg.

(Schluß).

Wenn man das aus 215 Seiten beſtehende enggedruckte Buch nicht ſelbſt lieſ't, ſo kann man ſich faſt kaum einen Begriff von der korrupten und faſt cyniſchen Myſtik machen, die auf jedem Blatte deſſelben ſich ausſpricht.

Man denke ſich: Herr Eſchenmaier nimmt die Beſeſſenheit des Märchens als ein unumſtößliches und untrügliches Faktum an Die Worte des „Dämons“ ſind ihm unmittelbarer Ausfluß der Hölle; die Erzählungen der Schutzgeiſter, ſowohl durch das Medium Carolinens, wie des verrückten Schneiders, evangeliſche, untrügliche Wahrheiten. Man denke ſich dieſe Wahrheiten von Hrn. Eſchenmaier, — der, Angeſichts des Schickſals, welche ſeine eigenen myſtiſchen und die ſupranaturaliſtiſchen Bücher Hrn. Kerner's bei der aufgeklärten Klaſſe bis jetzt gefunden, — ein ähnliches Schickſal für ſein neues Werk vermuthen konnte; man denke ſich dieſe „Wahrheiten“ mit, in ſolcher Vorausſetzung von ihm beigefügten, und wie er ſagt, von dem Standpunkte der Moralphiloſophie und der ſolideſten Pſychiatrie gemachten Commentare über die unfehlbare Exiſtenz derſelben, begleitet, und das Buch von tauſend Leſern gierig verſchlungen!

Man wird uns entgegenhalten: Was ereifert ihr euch ſo an dieſen Meinungen, wenn ſchon ſie aus den Myſtikern aller Zeiten zuſammengeſetzt zu ſein ſcheinen; machen ſie Revolutionäre oder regen ſie im religiöſen Gebiete die Gemüther verderblich auf? Werden nicht gerade durch Bücher ſolcher Art, die mit der Feder eines frommen Seraphs geſchrieben wurden, die lockern Bande der Religion und des Gottesglaubens nur wieder feſter und enger geknüpft? —

Solche Tröſtungen und Entſchuldigungsgründe wird die moderne Philanthropie uns entgegenhalten. Man wird darüber die tiefern Folgen überſehen, welche ſolche fette Koſt des Fanatismus früher oder ſpäter erzeugen muß.

Nur das ſind gute Staats- und Weltbürger, ſind nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft, welche, den lebendigen Gott im geſunden Herzen, mit frohem und kaltem Muthe ſchaffen und ſtreben nach dem allgemeinen Menſchheitsziele: nur die aufgeklärten Bürger eines Staates, deren Religion aus den eigenen Tiefen ihres Herzens aufſteigt, ſind des Staates Stütze, ſind die Grundpfeiler der Geſellſchaft und aller ihrer Entwickelungen im Geſammtgebiete des Geiſtes wie des Gemüthes.

Wo ſolch ein dunkler ſinnlich-myſtiſcher Glaube die innerſten Fäden der Seelen erfaßt, wie in einem großen Theile Würtemberg's, den freien Aufſchwung des Geiſtes ſich zu Füßen legt, und ſo alle ſeine Entwickelungen knechtet: da wird die ganze Geſellſchaft beeinträchtigt und vor Allem das vernünftige und religiöſe Prinzip des Staates.

Wißt ihr auch weiter, was ſolche rohe, ſinnliche Myſtik erzeugt? Sie macht, während ſie die Nerven der Seele lähmt, auch die phyſiſchen Muskeln ſchlaff; ſie bringt Faulheit und in deren Gefolge Armuth hervor, und weil, mit Hinſicht auf das jenſeitige Leben das Gebet in den Vordergrund des Wirkens geſtellt wird, ſo verſchwimmen alle Bedingungen des Dieſſeitslebens, und ihr habt keine Bürger mehr, ſondern rohe, von einem dunkeln Fanatismus und einer düſtern Lebensanſicht geknechteten Automaten. Denn dieſe rohe Myſtik, von Herrn Eſchenmaier commentirt, ſtellt den Grundſatz auf: alles Arbeiten wird euch zum Verdienſte nicht angerechnet, denn ihr müßt arbeiten, damit ihr euch ernähren könnet; ſondern ihr müßt beten für und für, damit allein macht ihr euch Gott angenehm, und möget verhüten, daß ihr nicht in jenen unterſten Schlund der Hölle gerathet, von welchem Caroline's Schutzgeiſt euch erzählt hat.

Und ſind demnach — dieſe Myſtik aus dem angegebenen und nach unſerer Anſicht allein richtigen Geſichtspunkt aus betrachtet — die Conſequenzen derſelben dem Staate mittelbar nicht eben ſo gefährlich als jede politiſch-deſtructive Tendenz?

In Wahrheit — dies hat auch die würtembergiſche Regierung gar wohl in dieſer widerwärtigen Beſeſſenheitsgeſchichte gefühlt.

Herr Eſchenmaier ſagt am Schluſſe ſeines Buches in frappant-myſteriöſer Weiſe: daß durch eine wunderbare Fügung Gottes die Kur und der Exorcismus unterbrochen worden ſei, woraus hervorgehe, daß der Himmel aus den höchſten Gründen ſeiner Weisheit die Beſeſſene noch nicht von ihrem Dämon befreien wolle, weil er wahrſcheinlich noch größere Plane zum Wohle der Menſchheit mit ihr vorhabe. Wir glauben aber beſſer unterrichtet zu ſein, wenn wir dem Herrn Eſchenmaier ſagen, daß die Regierung ſeiner exorciſtiſchen Kur eine indirecte Mediation angetragen, wodurch der halbjährige Kirchheimer Scandal, wenn auch nicht beendigt, ſo doch mindeſtens wohlthätig und hoffentlich für lange Zeit, unterbrochen wurde.

Am Schluſſe unſerer Betrachtungen wollen wir noch nach einem oder einigen tiefern Gründen dieſes immer mehr und mehr um ſich greifenden, durch Bücher, wie das Eſchenmaier'ſche, ſtets neuen gewaltigen Zündſtoff acquirirenden, und bald vielleicht — wenn nicht unerſehene Hülfe naht — verderblicher als die phyſiſche Cholera graſſirenden Myſticismus fragen.

Unſtreitig iſt es einestheils die Heiligkeitsmanie nebſt andern untergeordneten Motiven, welche theilweiſe die Wurzel der Dämonomanie bildet. Das allgemeine religiöſe Intereſſe, das eine, in den Verhältniſſen der Societät ſonſt ſo unbedeutende, Perſon durch die Anſchaffung eines „Dämons" um ſich verſammeln und der myſtiſchgläubigen Welt weißmachen kann, wie wenn um ihres coniſchen jämmerlichen Ich's willen die ganze Thätigkeit des Himmels angeregt, Gott, ja die ganze Dreieinigkeit mit allen Engelsſchaaren in Kampf wider die Hölle verſetzt würde: ſolche krankhafte und ſtrafbare Sucht, den Werth ſeines moraliſchen Ich's zu potenziren, iſt bei all dieſen würtembergiſchen Seelenverrenkungen wahrzunehmen.

Der Ruf der Heiligkeit oder eines gebenedeiten Zuſtandes entſchädigt für eine monatelange conſequente Durchführung einer entweder eigenen innern durch eine fixe Idee begründeten, oder einer abſichtlichen Täuſchung, welche ich aus einigen mehr als hinreichenden Gründen bei der Beſeſſenen der vorliegenden Geſchichte annehmen möchte.

Dieſe unäſthetiſche „Caroline" erfreute ſich nie eines allzu ehrenwerthen moraliſchen Rufes, und für den ſcharfen Pſychologen iſt es intereſſant, aus der einfachen naiven Erzählung Eſchenmaier's, ohne die Beſeſſene ſelbſt perſönlich beobachtet und geprüft zu haben, — erſehen zu können: wie der Dämon, obgleich ein Mann und unter ganz anderen Verhältniſſen und Lebensbedingungen als die Beſeſſene aufgewachſen, doch nur für den Antheil ſeiner ſtreng abgeſchloſſenen Individualität im alleinigen Ideenkreiſe Carolinens ſich bewegt und jener Sünden vorzüglich ſich rühmt, deren jene Frauensperſon ſelbſt bezüchtigt worden.

Aber das thut zur Sache nichts: das Buch iſt geſchrieben und von einem Mann geſchrieben, deſſen gelehrter Name lange Zeit eines nicht minder vortrefflichen Klanges genoß, als bisher ſein Charakter, ſeine Liebe zur Wahrheit und ſeine, aus ſeinem Innerſten ihm entſtrömende Humanität ihm den Ruf eines vollkommenen Ehrenmannes bewahrt haben. Von tauſend Menſchen wird deshalb das Buch, wegen der hinzukommenden moraliſchen Autorität ſeines Verfaſſers, nur um ſo begieriger verſchlungen. Ein myſtiſches Gift fließt es in alle Adern, jene Verheerungen anſtellend, deren wir ſchon vorübergehend erwähnt haben.

Wir überlaſſen es den Culturhiſtorikern, dem Übel noch näher, als wir es gethan, nachzuſpüren, um ein reagirendes Medium dawider aufzufinden.

Ich meines Theils würde die Unterſuchung der ſchwäbiſchen Dämonomanie zu einer philoſophiſchen, und die Bekehrung eines, einen lebenden Menſchen in Beſitz genommenen, Dämons zu einer theologiſchen Preisfrage aufwerfen. Die Reſultate wollten wir dann zum Wohle der dämoniſch-leidenden Menſchheit zuſammenhalten. Denn wehe dem Staate, wenn er offen dem fürchterlichen Übel entgegenwirken wollte. Anſtatt es zu dämpfen, würde er das fanatiſche Feuer mit neuem Zündſtoffe verſehen, daß es verheerend über alle Dämme bräche.

Beſſert euere Schulen, — kann ich euch nur zurufen, — und über dem Geiſte, den ihr mit hundert unverdaulichen Ingredienzien erfüllt, vernachläſſigt den Cultus des Gemüthes nicht, gießt den geläuterten Gottesglauben als unverlöſchliche Himmelsflamme hinein; dann werdet ihr den Myſticismus entwurzeln.

Ihr ſteht da, ihr Pädagogen, mit aufgeſperrtem Munde, und wißt nicht, wie ihr meinen Ausruf nehmen ſollt: ergreift das Wort der göttlichen, im Menſchen zur Anſchauung gedeihenden Offenbarung nicht mehr bei'm nackten Buchſtaben, ſondern bei ſeinem lebendigen Geiſte; werdet ſelbſt Gottmenſchen, damit dieſe armen unglücklichen Kreaturen, die ſich Menſchen nennen, nicht mehr der Dämonen bedürfen, um an Gott und ein jenſeitiges Leben zu glauben!

Ja, bisher waren es Dämonen und die Hölle, mit denen ihr die Menſchen ſchrecktet, um ſie in eure Modelle einzuzwängen; verbindet euch jetzt mit den Theologen, und flößet ihnen lebendige heitere Götter ein, dann, — dann wahrlich wird ein Zeitalter beginnen, das über dem jetzigen im Glauben erhaben ſteht, wie der leuchtende Tag über der fanatiſchen und finſter brütenden Nacht, und in der Liebe, wie der Morgenſtern der erwachenden Schöpfung über dem Abenddunkel des ſchlafengehenden Erdgeſtirnes!" —

Dr. Guſtav Bacherer.

Kunſtzuſtände in Berlin.

(Schluß).

Es iſt wahr, die Ausglättung und Verflachung unſerer geſelligen Verhältniſſe und der daraus hervorgehende Mangel an hervorſtechenden Charaktererſcheinungen ſind der fröhlichen Entwickelung der Genremalerei bei uns eben nicht ſehr günſtig. Was gibt aber den alten niederländiſchen Darſtellungen dieſes Kreiſes ihren hauptſächlichſten Werth? Wahrlich nicht das Ungewöhnliche der gewählten Gegenſtände, ſondern die charakteriſtiſche Auffaſſung und ächt phyſiognomiſche, von der vollendetſten Technik begleitete Darſtellung derſelben. Wir haben auch unſere Zechbrüdergeſellſchaften, unſere launigen Wirthe, prügelſüchtigen Geſellen, geſchäftigen Köchinnen und anmuthigen Näherinnen, die ſich nicht beſſer und nicht ſchlechter aufführen, als jene niederländiſchen! Wir haben noch heute unſere kranken Frauen, die vom lächelnden Arzte beſucht werden, Töchter, die im Beiſein ihres Vaters Liebesbriefe empfangen, und ſtillgemüthliche Familienſcenen, wie in früheren Zeiten. Unſere Genremaler mögen nur mitten in's Leben hineingreifen, um jedesmal einen guten Fang zu thun. Aber wo ſind unſere Brawer's und Oſtade's, unſere Jan Steen's und Tenier's, unſere Slingelandt's, Terburg's und Gerard Dona's? Ueberdieß ließe ſich gewiß in den Bierſchenken und auf den Tanzböden des Volkes, in den Salons und Boudoirs der vornehmern Welt, auf den öffentlichen Plätzen und Straßen, wie in den Studierzimmern grübelnder Gelehrten und literariſcher Don Quixote's ſogar Manches auffinden, was den Sitten und Gewohnheiten der Gegenwart eigenthümlicher zukommt und in ſeiner Individualität den Charakter einer ganzen Gattung abſpiegelt! Aber unſern Genremalern ſieht man die Qual und Abſichtlichkeit des Schaffens zu deutlich an. Man will bald humoriſtiſch, bald ſentimental und geiſtreich ſein und iſt keins von dem allen. Man macht zu große Anſtalten und kann ſich nicht beſchränken, weder in der Menge der Figuren noch der Motive. Hier gilt es, die gegenwärtigen Erſcheinungen der Wirklichkeit in ihrer Unmittelbarkeit und individuellen Allgemeinheit aufzufaſſen und die vollendete Kunſt der äußern Darſtellung und eines harmoniſchen Kolorits inne zu haben. Es mag wahr ſein, daß das lebende Geſchlecht ein beſonderes Intereſſe für dieſe Gattung der Malerei habe, aber der Mangel an Beſſerem aus dieſem Kreiſe hat bewirkt, daß man ſich überall mit überwiegender Theilnahme der Landſchaft und ſelbſt der Hiſtorie zuwendet.

Unſern Geſchichtsmalern fehlt es an guten Modellen, namentlich der weiblichen Körper, die, ſelten wohlgebildet, noch ſeltener den Reiz unverdorbener Friſche bewahrt haben. Das Zeichnen nach Gypsmodellen, antiken Statüen oder geeigneten Malerwerken iſt Surrogat, welches aber nicht einmal durchgängig nach Gebühr benutzt wird, um durch das Studium vollendeter Muſter das Studium der Natur zu erleichtern. Äußere Umſtände laſſen indeß weder die Entwickelung der heiligen Geſchichtsmalerei noch das Intereſſe für die Profan-Hiſtorie und deren anſchaulich lebendige Darſtellung zum rechten Durchbruch kommen. Das Thatſächliche muß dem pſychologiſch-poetiſchen Intereſſe weichen.

Sonſt läßt ſich über die Studien unſerer Künſtler nicht viel Erquickliches ſagen. Von den Anfängern rede ich nicht. Sie mögen ihren akademiſchen Curſus im Zeichnen nach dem lebenden Modell oder nach Gypsabgüſſen, in der Anatomie, Optik und Perſpective gewiſſenhaft durchmachen, eine Vorleſung über die Geſchichte der Malerei bei Kugler oder über Kunſtmythologie bei Schoell hören, in den Ateliers ihrer Meiſter die erſten Anfangsgründe der Ölmalerei erlernen und alsdann ihre Studien-Ausflüge beginnen. Unter ihnen greift mehr und mehr das Streben um ſich, von der Akademie ſich zu emancipiren. Sie betrachten ſich gern als Meiſter, und ſelbſt diejenigen, welche noch in den Ateliers ihrer Lehrer mit den erſten Elementen der Technik kämpfen, ſchämen ſich Schüler zu heißen. Dazu kommt, daß ſie für Poeſie und alle höheren geiſtigen Beſtrebungen im Ganzen nur wenig Sinn haben. Welch ein Abſtand gegen früher, wo die erſten Meiſter der Malerei zugleich die beſten Bildhauer, Architekten und ſelbſt Dichter und von der gründlichſten Einſicht in dem theoretiſchen Theile der von ihnen gepflegten Künſte waren!

Die Nothwendigkeit einer theilweiſen Umgeſtaltung in den Lehreinrichtungen und Verhältniſſen der hieſigen Akademie der Künſte macht ſich bereits unter ihren eigenen Mitgliedern fühlbar, und es müſſen friſche, jugendliche Kräfte in den veralteten Organismus kommen, wenn man ſich nicht über kurz oder lang aller Orten überflügelt ſehen will. Die vielen Abſonderungen von Lehr-Ateliers und das Verlangen der Kunſtjünger, ſich vom akademiſchen Einfluſſe zu emancipiren, ſind unſtreitig eine Folge davon. Wir loben uns gegenſeitig gar zu gern und leiden noch an den Nachwehen der Ramlerſchen Periode, wo Rode ein zweiter Rembrandt, wenn nicht gar ein zweiter Raphael genannt wurde. Hat man doch bei Gelegenheit der letztern Ausſtellung in Danzig zur Belebung und Bildung des Geſchmackes Kunſtblätter herausgegeben und ſich dabei ausdrücklich zur Bedingung geſtellt, nicht zu tadeln!

Viele unſerer Künſtler ſammeln ſogar im Theater Stoff und Motive zu ihren Darſtellungen, die dann bei den zahlreichen Freunden der Bühne und des Bühnenperſonals ſehr beliebt ſind. Noch eifriger ſtudirt man die bunten und verfallenen Bilder unſerer Ausſtellungen, die ſtets überwiegend mehr Mittelmäßiges und Schlechtes, als Gutes aufweiſen, oder die wenigen Ölgemälde und Aquarellen der Franzoſen, Engländer und Holländer, die uns der Kunſthandel zuführt.

Die Zahl der Inſtitute, die es mit der Vervielfältigung und Verbreitung von Kunſtgegenſtänden zu thun haben, iſt in dieſem Jahre gewachſen. Der Kunſtverkehr gewinnt im lebendigen Wechſelverhältniſſe mit der ſteigenden Kunſtliebe täglich mehr an Regſamkeit und Ausdehnung. Der überaus thätige Kunſthändler Sachſe verkehrt vorzugsweiſe mit Frankreich und Holland, Kuhr vorzugsweiſe mit England, Gebrüder Rocca faſt ausſchließlich mit Italien und Fr. Krebs, deſſen Kunſthandlung erſt im Laufe dieſes Jahres in's Leben getreten iſt, ebenſo mit Belgien. Von Sachſe namentlich iſt der Gedanke einer gegenſeitigen Mittheilung und Austauſchung von Originalgemälden zwiſchen Paris und Berlin ausgegangen, und durch ihn die Aufnahme der preußiſchen Künſtler im Pariſer Salon vermittelt worden. Er ſchloß ſich mit dem glänzendſten Erfolg an ein Bedürfniß der Zeit an, deren Zug bei uns mehr nach dem Weſten als anderwärts hin gerichtet iſt. Die Kunſthandlung Aſcher findet kein rechtes Vertrauen, das ſich auch den Gebrüdern Rocca entzogen hat, ſeitdem ſie fremde Verlagsartikel in ſchlechteren Nachdrücken verbreitet haben. Das neue Geſetz über Künſtlereigenthum wird dieſem Unfug die beſte Grenze ſetzen. Die ſolide Handlung von Gerſtäcker ſpielt die vornehme. Im Dienſte der Kunſthändler arbeiten eine Menge von beſſeren und ſchlechteren Lithographen, die bei der Wahl ihrer abzubildenden Originale von dem Geſchmacke jener, wie von der oft ſonderbaren Laune des Publikums abhängen. Außer Sachſe, Kuhr und Krebs ſind auch die Kunſthandlungen von Lüderitz, Schroeder und Gropius reich an lithographiſchem Verlage. Jentzen, Wildt, Schall u. A. gehören zu unſern beſſeren Lithographen; ihre Kunſt hat den Kupferſtich, worin ſich, außer Lüderitz und Eichens, auch Caspar und Schall beſonders hervorthun, mehr in den Hintergrund geſtellt. Die Kunſt des Stahlſtichs fängt aber auch hier an, mit größerer Vorliebe und in weiterer Ausdehnung angebaut zu werden. H. Fincke leiſtet darin Treffliches; wie er früherhin, iſt jetzt auch Haſſe, ein Zögling des blühenden Gewerbinſtituts, nach England, der eigentlichen Heimath des Stahlſtichs, zur weitern Ausbildung in ſeiner Kunſt geſchickt worden. Eine Landſchaft, die ich von ihm ſah und die zur Vertheilung an ſämmtliche Mitglieder des hieſigen Kunſtvereins beſtimmt iſt, läßt das Beſte von ihm erwarten.

So rühren und regen ſich hier, wohin man blickt, reiche künſtleriſche Kräfte, denen es nur an höherer Veranlaſſung fehlt, um in geſteigerter Wirkſamkeit auch für öffentliche Zwecke, zur Belebung und Bildung des Volksgeiſtes thätig zu ſein.

Aber unerwähnt darf ich nicht laſſen, wie man hier, nach dem Abſterben des Intendanten der königlichen Muſeen, Grafen von Brühl, den Vorſchlag gemacht hat, den Grafen von Raczynsky an ſeine Stelle zu ſetzen, ihn, einen halben Ausländer ſeiner geſammten Bildung nach, bloß weil er reich iſt, eine ſchöne Gemäldeſammlung beſitzt und mit ungeheurem Aufwand ein Werk über die neuere deutſche Kunſt herausgibt, dem es erweislich an allem kritiſchen Urtheile fehlt!

F.

Feuilleton.

*** Abulfeda's Leben Mahomed's. — In dieſen Tagen iſt in der librairie orientale von Dondey-Dupré und bei Firmin Didot zu Paris das Leben Mahomed's von Abulfeda in der arabiſchen Urſchrift, von Hrn. Noel des Vergers zum erſtenmal in's Franzöſiſche überſetzt und mit Anmerkungen begleitet herausgekommen. Die Ueberſetzung ſoll ſehr treu ſein.

*** Magnet-Haus in Liſſabon. — Auf von Humbold's Anregung hat der König von Portugal dem rühmlichſt bekannten Freiherrn v. Eſchwege aufgetragen im Garten des königl. Palaſtes zu Liſſabon ein eiſenfreies Haus aufführen zu laſſen, damit hier die gewünſchten Beobachtungen über die ſtündliche Abweichung der Magnetnadel angeſtellt werden können.

*** Die Ambaſſadrice, zur Verherrlichung Gräfin Roſſi, — früher Henriette Sonntag, jetzt Gemahlin des ſardiniſchen Geſandten am deutſchen Bundestag, gedichtet, iſt am 30. October zum [illegible] in der Opéra-comique zu Paris aufgeführt worden.

*** Graf A. A. Auersperg iſt in Paris eingetroffen.

*** H. Heine arbeitet an ſeinen Memoiren, ohne jedoch in der nächſten Zukunft an eine Herausgabe zu denken.

*** Der Gründer des Journal le Monde, welches bereits zu erſcheinen aufgehört hat, Dr. Pichot, beabſichtigt ein anderes literariſches Unternehmen zu beginnen.

*** Der neu etablirte Leſezirkel der Herren Baſe und Ettinghäuſer in Paris hat dieſer Tage einen Catalog erſcheinen laſſen, welcher auch der Herzogin von Orleans vorgelegt worden iſt.

*** Die meiſten Deputirten ſind in Paris angelangt, ſo wie auch die verreiſ't geweſenen Autoren: Balzac, Eugène Sue ꝛc.

*** Von Scribe wird im Théâtre français ein neues Stück „les indépendants" erwartet. Alexander Dumas' „Caligula" iſt fertig einſtudirt.

*** Die komiſche Oper gibt nächſtens ein neues Stück von Adam, „Piquillo" von Dumas, Muſik von Monpou, nicht bedeutend gefallen.

*** Mlle. Mars hat ihre Schweſter verloren und ſpielte deßhalb in der letzten Zeit nicht.

*** Man hat bisher immer geglaubt, die berühmte Griſi ſei eine Italienerin; jetzt weiß man, daß ſie in der Normandie, aber von italieniſchen Eltern geboren wurde.

*** Das italieniſche Theater der Königin in London hat in der Mitte November ſeine Vorſtellungen begonnen.

*** Die muſikaliſchen Soiréen bei Zimmermann und Mad. Lafond in Paris haben begonnen. Das Conſervatorium der Muſik wird 6 Concerte geben. Der reiche Muſikliebhaber Baron von Trémont organiſirt ebenfalls brillante Soiréen. Das Caſino-Paganini wird im Dezember eröffnet.

*** Strauß befindet ſich, ſeiner Walzer wegen, en vogue in Paris. Seine Potpourries und Fratzenſingſang aber will niemand.

*** Der bekannte Journaliſt Victor Lenz (Aug. Travel), welcher ſeit einem Monate die Carlsruher Allgemeine Staatszeitung redigirte, hat ſich von derſelben losgeſagt. Man nennt jetzt als Journalarbeiter dieſes Blattes den Regierungrath A. Müller.

*** Der bekannte Pianiſt Thalberg hat die Abſicht, ſich gänzlich in London niederzulaſſen.

*** Paganini iſt ſtets kränklich und lebt ganz zurückgezogen in Paris, wo er die Erziehung ſeines Sohnes beaufſichtigt.

*** Die franzöſiſchen Journale: le Siècle, le Journal du Commerce, le Temps und der Constitutionnel nennen A. v. Bornſtedt's „Hautrelief's" ein beredtes, anti-ruſſiſches Manifeſt.

*** Was von der Gründung einer deutſchen Zeitung in Paris erzählt wird, begründet ſich nicht, obgleich viel Wünſche und Bemühungen deßhalb bemerkbar werden.

*** Gutzkow's Telegraph erſcheint künftig in Hamburg bei Hoffmann und Campe.

*** Die kritiſche Zeitſchrift „der Spiegel" (in Stuttgart, bei Erhard) welche ſich durch Ernſt, Gediegenheit und Entſchiedenheit auszeichnet, erſcheint von Neujahr ab wöchentlich 3mal (ſtatt, wie bisher, zweimal).

*** Robert Heller gibt bei Leo in Leipzig eine belletriſtiſche Zeitſchrift „Roſen" heraus.

*** Der „Komet" erſcheint im künftigen Jahre bei Reclam.

*** Seydelmann verläßt, endloſer Kabalen müde, in drei Monaten Stuttgart und geht nach Berlin.

*** In Trieſt erſcheint von Neujahr ab ein neues ſüddeutſches Centralblatt für Kunſt, Literatur und Leben, „Adria" redigirt von J. Löwenthal.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 280. 1837.

Phönix.

Montag, 27. November.

Ueber Entſtehung und Charakter der modernen Lyrik.

Wir können unſere Zeit die des Gedankens nennen, im Gegenſatz zum Mittelalter, das wir als die Zeit der Empfindung und That bezeichnen. Durch das Chriſtenthum wurde zuerſt der bis dahin in der Anſchauung ſchöner Sinnlichkeit befangene Blick der Menſchheit in das Heiligthum der innerſten Bruſt gekehrt. Es entwickelte ſich das, was wir Gemüth nennen. Dieſes ſprach ſich im Ritterthum als Religion, ſtarkes Gefühl für ſelbſtſtändige Freiheit, Frauen-Verehrung und Liebe, und Luſt an Maien-Glanz und Wonne aus. Alles dies in ſtarken, durch keine feſtſtehende Ordnung der Dinge gebändigten Naturen erweckt, deren Bruſt kein Gefühl durchloderte, daß nicht auch die Fauſt gezuckt hätte, dies Gefühl durchzuſetzen, führte zur raſchen, ſchlagfertigen That, die ſich in einer noch werdenden Welt zunächſt als Kampf darſtellen mußte. Das ſind, natürlich ganz im Allgemeinen genommen, die Hauptzüge des mittelalterlichen Lebens, und ſie alle finden ſich in mittelalterlicher Kunſt treu widergeſpiegelt. Wir finden demgemäß in der Poeſie die Luſt und Freude an Waffenthat und großen, oft abentheuerlichen und chaotiſchen Ereigniſſen in epiſchen Gebilden reich und bunt entfaltet. In der Lyrik herrſcht religiöſer Schwung, Frauenliebe, Freude an Wald und Flur vor. Die Lyriker des Mittelalters verſenken ſich in inniges, ſüßes Gefühl, dem ſie aber nur halbbewußt nachhängen. Eben dieſer Mangel an klarem Bewußtſein ſchließt den Gedanken aus ihren Liedern aus. Die Empfindung wird einfach ausgeſprochen; die Schönheit und Fülle der Natur wird empfunden, aber nur geſchildert. Daher bei aller Fülle der ſüßeſten, lieblich wechſelnden Melodien, die für uns faſt unerträgliche Einförmigkeit der mittelalterlichen Lyrik. Das unbewußte Ringen nach dem Gedanken äußert ſich jedoch ſchon, theils in Spitzfindigkeiten, wodurch mit dem Gefühl ein ſinnreiches Spiel getrieben wird (namentlich bei den Provenzalen), theils, indem ſich das Innere des Dichters in eine lebendige Beziehung zur Natur zu ſetzen ſtrebt. Letzteres geſchieht aber noch ganz unorganiſch und einem dunkeln Drange gemäß. Es wird irgend ein reizendes Bild der Natur bezeichnet und daneben, ohne gedankenmäßigen Zuſammenhang, doch oft überraſchend und ſchlagend, eine damit harmonirende Empfindung ausgeſprochen. Wahrhaft reizend zeigt ſich dieſes Ringen nach Beziehung zur Natur namentlich in altſchwediſchen Balladen, wo der Refrain oft ein einfaches Naturbild bezeichnet, das dem unmittelbaren Sinn nach mit dem Inhalt des Gedichts in gar keiner Beziehung ſteht und dennoch die Farbe einer ganz beſtimmten Stimmung zauberiſch über das Ganze hinhaucht.

Aber dieſe kindliche Unſchuld und Unbefangenheit ging verloren und wir müßten den Verluſt bitter beklagen, wäre dafür nicht Höheres gewonnen. Obgleich ſich ſchon viel früher Stimmen der freien Forſchung vernehmen ließen, müſſen wir doch von Luther, als dem Hauptrepräſentanten dieſer Richtung, die Herrſchaft des Gedankens datiren, der nun, auf ſeiner Eroberungsbahn unaufhaltbar fortſchreitend, Alles erfaßt, überwältigt und verklärt: Religion und Geſchichte, Herz und Natur, die ganze äußere und innere, irdiſche und göttliche Welt. Klagende Stimmen haben ſich erhoben, die dieſen Eroberungs- und Culturzug des Gedankens als einen Zerſtörungskrieg verſchrieen haben. Das Denken ſoll den Glauben, klares Bewußtſein die unbefangene Empfindung, Reflection die friſche Luſt am Daſein, Grübelei die That untergraben, entmarkt und faſt ſchon vernichtet haben. Solch ein Geſchrei aber iſt nur die krankhafte Zuckung ſchwacher Gemüther, die den hohen Inhalt unſerer Zeit nicht in ſich aufzunehmen vermögen und ſich deshalb hoffnungslos an die Trümmer alter Formen feſtklammern. In der hohen und heitern Geſinnung edlerer Naturen offenbart es ſich triumphirend, daß Innigkeit mit Klarheit, Reinheit mit Erkenntniß, lebendige Kraft mit ſcharfſichtender Unterſcheidung ſehr wohl zuſammen beſtehen können, ja, daß ihre innige gegenſeitige Durchdringung der einzige Weg iſt, auf dem die Menſchheit, immer mehr zu ſich ſelbſt kommend, ihre höchſte Veredlung erreichen kann.

Doch betrachten wir den Einfluß dieſer Weltwendung auf die Poeſie. Der Dichter konnte jetzt nicht mehr ſingen, wie der Vogel auf dem Zweige, dem mächtigen Liederdrang in der Bruſt ſich ſorglos überlaſſend. Der Gedanke drängte ſich ein, auch wenn er nicht gerufen wurde, und machte ſein Recht als angeborner Herrſcher geltend. Die Ironie trat in der Kunſt auf und wurde nothwendig, wenn der Dichter Gediegenes leiſten ſollte. Man verſtehe uns nicht falſch! Wir meinen nicht jene höhnende, vernichtende Ironie des alle Begeiſterung und Frommheit verneinenden Verſtandes (wie ſie in Göthe's Mephiſto meiſterhaft perſonificirt iſt), ſondern die, welche mit dem milden Lächeln eines Gottes über eigener Schöpfung ſchwebt, das Geſchaffene durchſchauend, ohne darin befangen zu ſein, ihm die richtige Stelle anweiſend, ohne es vernichten zu wollen. Dieſe Art der Ironie hat in keinem Dichter entſchiedener vorgewaltet, als in Shakeſpear. Shakeſpear bildet überhaupt in der Poeſie einen höchſt merkwürdigen Übergangspunkt. Die kühne Leidenſchaftlichkeit und Urſprünglichkeit des Mittelalters war noch nicht ganz erloſchen. Die Geſtalt der Dinge erinnerte noch ganz an mittelalterlichen Gährungskampf, der noch nicht lange zur ruhigen Ordnung eines feſten Staates gebändigt war. Gewaltige, erſchütternde Ereigniſſe waren noch friſch im Gedächtniß, die Geſtalten thatſchneller Helden ragten noch in die Zeit hinein. — Auf der andern Seite war das Licht des Gedankens ſchon angezündet und fing an, Begebenheiten und Zuſtände zu durchſtrahlen. Die beſtehende Ruhe führte zu Forſchung, zu Beſonnenheit, zu Selbſtbewußtſein. Gerade in dieſem Zeitpunkte nur konnte die moderne dramatiſche Dichtkunſt ihre ächteſten Triumphe feiern. Hier iſt lebendige Geſtalt, gewaltige That, durchleuchtet vom Gedanken. — Aber ſchon Shakeſpear mußte dem Neuen ſeinen Tribut zollen. Er that dies im Hamlet, dieſem merkwürdigen Charakter, in dem, mit ſeltenem Prophetenblick, alles hohe Selbſtbewußtſein und grübelnde Verzagen, alle Gedankentiefe und Gedankenverirrung, alle wißbegierige Vielſeitigkeit und geſchwätzige Oberflächlichkeit, alles raſche Erkühnen und kindiſche Unſchlüſſigwerden des neunzehnten Jahrhunderts vorherverkündigt iſt. Es iſt dies, im eigentlichſten Sinne des Worts, eine Tragödie des Gedankens. Die geſchichtliche Begebenheit iſt hier nicht mehr Zweck der Darſtellung, ſondern bloß Anlaß dazu. Der Gedanke hat das Factum, wie es unmittelbar vorlag, vernichtet, um es zu einem geiſtigern Leben zu erwecken. Dieſe Tragödie weiſ't den Weg zur neuern Literatur.

Wie die Anſchauungsweiſe durch den Zutritt des Gedankens eine andere wurde, ſo änderte ſich nach und nach auch der Stoff der Darſtellung, durch die Veränderung deſſen, was geſchah. Die politiſche Geſtalt Europa's befeſtigte ſich. Die bloß materielle That des einzelnen Mannes trat nach und nach ſo in den Hintergrund, daß ſie ſich in unſerer Zeit faſt nur noch als Verbrechen offenbart. Dagegen wurde durch immer mehr reifendes Bewußtſein das Innere des Menſchen reich an Begebenheiten, an Kämpfen und Siegen. Dieſe wurden nun auch die Hauptvorwürfe der Dichtkunſt. Die äußere Begebenheit, deren ſymetriſche und ſchöne Anordnung (z. B. in den alten Balladen, die nur aus der reinen Luſt am Geſchehenen und Geſehenen entſprungen ſind) der einzige Kunſtzweck war, ſank zum Rahmen herab oder trat, vom Gedanken durchdrungen und umgewandelt, als Symbol auf, um irgend eine Idee, irgend eine Empfindung zu bezeichnen. Man könnte uns hier einwenden, daß dies alles ſchon viel früher und ausgedehnter geſchehen ſei, in den von Allegorien erfüllten italiäniſchen Dichtern, namentlich in Dante. Aber man unterſcheide wohl Symbol von Allegorie. Letztere iſt nur ein roher Verſuch zu erſterem. In der Allegorie iſt der eine Idee bezeichnenſollende Stoff mit derſelben noch nicht organiſch in Eins verſchmolzen. Beide ſtehen ſich noch gegenüber und ſind nur durch die Willkür des Dichters zuſammengebracht. Im Symbol dagegen ſind Gedanke und Stoff ſo innig verbunden, wie Seele und Leib. — Auf dem angedeuteten Wege geſchah es, daß der Dichter immer weniger für ſich daſtehende Geſtaltungen, dagegen immer mehr ſein eigenes Innere in ſeinen Werken gab. So iſt Fauſt niemand anders, als Göthe, d. h. der hohe und tiefe Menſch ſeiner Zeit, der allen ihren Zwieſpalt in ſich durchzukämpfen hat. So ſind Carl Moor und Marquis Poſa niemand als Schiller ſelbſt in verſchiedenen Lebensperioden, und wenn man auch in vielen dramatiſchen Werken (z. B. in Götz von Berlichingen) noch ein rein objectives Hinſtellen einer abgeſchloſſenen Zeit findet, ſo iſt im Ganzen doch das Streben ſichtbar, daß der Dichter allen vorliegenden Stoff nur gebraucht, um ſein Inneres in aller Fülle und Tiefe zu entfalten. Wie weit dies in der dramatiſchen Dichtkunſt führen kann, ſieht man an Grabbe's Hannibal, der nichts iſt, als ein bitteres lyriſches Epigramm, keine hiſtoriſche Geſtalt gebend, ſondern nur den höhniſchen Schmerzensſchrei des mit dem Daſein troſtlos zerfallenen Dichtergemüths. In einer ſolchen Tragödie hat aber auch die dramatiſche Kunſt ihre Endſchaft erreicht.

Auch das ächte Epos verſchwindet ganz; denn man ſieht keine freie Einzelthat mehr, kann die Schönheit der bloßen That als ſolcher alſo auch nicht mehr beobachtend auffaſſen. Das Epos wird entweder eine mehr oder minder gelungene Nachmacherei abgeſtorbener Formen, oder, wo es ſich friſch und urſprünglich erhält, wandelt es ſich (in Lord Byron's Childe Harold) ganz entſchieden zu lyriſcher Dichtung um.

Die Ballade, die früher (namentlich im Engliſchen) faſt ganz epiſch war, wird nun lyriſch. Auch hier bleibt die Begebenheit nur noch Symbol, um einen allgemeinen Gedanken oder eine weitgreifende Empfindung zu bezeichnen. Oft wird ſie ſogar zu dieſem Zwecke nur erfunden. Die ganze Poeſie ſtrebt unaufhaltſam zur Lyrik hin, und ſo iſt es denn gekommen, daß in unſerer neueſten Zeit die Lyrik durchaus vorherrſchend geworden iſt, und daß alle andern Dichtungsarten mehr oder weniger in ſie übergeh'n.

Allerdings iſt hiermit viel Herrliches eingebüßt; nur vergeſſe man nicht, was dabei gewonnen iſt. Wir ſind wieder zur ſubjectiven Dichtung zurückgekehrt, die wir ſchon längſt durchgemacht hatten. Dieſe Rückkehr aber iſt keineswegs eine Wiederholung: es iſt die Erhebung einer Gattung zu einer höheren Stufe. Die Lyrik iſt zum Bewußtſein gekommen. Indem der Dichter alle Höhen und Tiefen ſeines eigenen Innern überſchauen und ſich gedankenmäßig zum Bewußtſein zu bringen gelernt hat, iſt er ſich ſelbſt Welt. Selbſtkenntniß wird hier zur Weltanſchauung, und ſo ſchlägt dieſe ſubjective Richtung doch wieder in eine objective um. Zudem iſt durch den Fortſchritt des Gedankens und der Bildung das Subject in unſrer Zeit ſo erweitert und erfüllt worden, daß ein Berufener, der ſich ſelbſt klar empfindet, in demſelben Augenblick auch Gottheit, Geſchichte und Natur in ſich fühlt. Das Subject ſtrebt immer mehr dahin, ſich zum Univerſum auszuweiten, ſich mit ihm zu identificiren. Wer ſich ſelbſt gibt, gibt auch die Zeit; wer die Zeit gibt, gibt auch die in ihr gewonnene Erkenntniß aller früheren Zeiten.

Demgemäß hat ſich auch das Verhältniß des Dichters zur Natur weſentlich geändert. Da das Leben der Menſchen den einförmigen, proſaiſchen Anſtrich des regelmäßigen Geſchäftes angenommen hat, ſo iſt der Dichter mehr als je auf die Natur angewieſen, in deren ewig friſcher Wiedererzeugung nichts Gemeines und immer Neues und Wunderbares vorgeht. Hieraus entnimmt der Dichter faſt alle ſeine Bilder und Anſchauungen, da ihm das heutige Büreaukratengeſchlecht wenig poetiſche Ausbeute gewähren kann. Aber die Art und Weiſe des Naturanſchauens iſt eine andere geworden. Ohne das friſche empfängliche Gefühl für die Schönheit der Natur, den geübten, bemerkenden Blick für ihre mannigfaltigen Geſtaltungen eingebüßt zu haben, begnügt ſich der Dichter nicht mehr mit Schilderung oder dunkler Empfindung. Er verſenkt ſich denkend, in die Natur, um alle ihre Gebilde mit einem höhern, geiſtigen Leben zu durchſtrömen. Der Baum, die Blume, der Stern wird ihm zum offenbarten Gedanken, zum ſchön umkleideten Gefühl. Rings um ſich ſieht er in der lebendigen Fülle des Frühlings nichts, als Geſtaltungen ſeines eignen Innern, die in ſeiner Bruſt ſchon lange der äußern Wirklichwerdung ahnend entgegenblühten. Die ſo durchgeiſtigte Natur ſteht nun dem Dichter gleichſam als unerſchöpfliches Alphabeth offen, aus dem er für jede innerſte Empfindung, für jeden tiefſten Gedanken ein ſchönes und treffendes Symbol ſich auswählen kann. Und dies iſt in der That der Charakter unſrer neuen Lyrik. Man ſieht, daß dabei an friſcher Sinnlichkeit, an leichtem Weben der Phantaſie nichts eingebüßt, an Bedeutſamkeit, Tiefe und Mannigfaltigkeit aber unendlich viel gewonnen iſt. — Indem in unſrer Zeit jede Perſönlichkeit ſich ihrer ſelbſt klarer bewußt geworden iſt, fühlt ſich auch jede als eine eigenthümliche, charakteriſtiſch von andern verſchiedene; und jede wird daher immer Neues zu bieten wiſſen, ohne daß der Schatz je erſchöpft werden kann, wenn ſie durch jene ſchöne Symbolik, ſei es durch Begebenheit (Ballade) oder durch Naturanſchauung ſich klar und unumwunden ausſpricht.

Zugleich iſt hierdurch Vieles für das Gebiet der Poeſie gewonnen, was früher entweder ganz fern lag oder doch nie poetiſch ganz überwältigt werden konnte. Die tiefſinnigſte, ſchärfſte Gedankenverkettung hat in dieſer Symbolik eine kunſtangemeſſene und ſchöne ſinnliche Verkörperung gefunden, ſo daß die Poeſie faſt mit der Schärfe des ſpeculativen Denkens auftreten kann, ohne darum ihr eigenſtes Weſen zu verläugnen. Hierdurch wird erlangt, daß alle religiöſen, politiſchen und geſellſchaftlichen Beſtrebungen und Kämpfe der Zeit aus dem Gebiete der Proſa zu dem der Poeſie erhoben und erheitert werden können. Der ganze Menſch, in allen ſeinen Beziehungen zur Außenwelt, kann Dichter ſein; und nach dieſem Ziele ſtrebt die moderne Lyrik ſichtbar hin, obgleich ſie noch lange nicht alle Klippen umſchifft hat. — Aus dem von uns entwickelten Begriff der modernen Lyrik folgt von ſelbſt eine Widerlegung des Vorwurfs, daß ſie an Armuth, an reich und lieblich wechſelnden Formen kranke. Unſere heutige, gedankenerfüllte Lyrik ſoll nicht mehr den dunkeln, verworrenen, wenn auch mächtigen Eindruck der Muſik machen. Sie will klar und ſinnig nachempfunden ſein; die Wogen ſchwellender und koſender Töne ſollen den ernſten Spruch des Gedankens nicht übertäuben, ſein männlicher Vorwärtsſchritt ſoll durch keine Blumenfeſſeln gehemmt werden. Daher kommt es, daß ſich unſere Lyrik zwar nie der ſchönen Form entäußern darf (ſonſt hörte ſie auf, Kunſt zu ſein), wohl aber ſich vorzugsweiſe zu einfachen, ruhig und nachdrücklich hinſchreitenden Rythmen wenden muß.

Fr. v. Sallet.

Feuilleton.

⁂ Die Pſychologie von Prof. Roſenkranz, welche in dieſen Tagen erſchienen, zeichnet, abgeſehen von ihrem wiſſenſchaftlichen Werth, über den zu urtheilen hier der Ort nicht iſt, durch gefällige Darſtellung, leichthinfließende Sprache und einen großen Reichthum von angeführten Beiſpielen und Thatſachen ſich vortheilhaft aus. Mit Geiſt und Eifer ſtrebt Herr Roſenkranz einem Ideale nach, über welches er in der gehaltreichen Vorrede ſich recht ſchön ausſpricht. Auch können wir es uns nicht verſagen, hier einige Stellen derſelben anzuführen. „Es läßt ſich nicht läugnen,“ ſchreibt Hr. R. S. XXXIV., „daß der fromme Eifer jetzt nicht ſelten die Kleinodien der ächten Vernunft auf den Kehrichthaufen der proſcribirten Aufklärung zu werfen geneigt iſt.“ Zuvor meinte er: „der Augenblick ſcheine zu nahen, wo die verſchiedenen Wiſſenſchaften ſich auch in der Sprache verſtehen können, wo der Geiſt der Wiſſenſchaft in allen Disziplinen mit Zungen redet und auch die Philoſophie ihre Emanzipation von allem unnützen Pedantismus feiert.“ Zum Schluſſe der Vorr. heißt es: „Die Wiſſenſchaft beſitzt auch jetzt noch den Schlüſſel zum Heiligthum, in welchem die Welt mit all' ihrem Elend ſich verklärt, wo der Himmel ſein blaues Gewölbe über uns öffnet und der ewigfreie Gott uns die Glorie ſeines immer jungen Antlitzes zu ſeliger Beruhigung zu ſchauen gibt.“

⁂ Alphons Royer's *Aventures de Voyage*, welche eben erſchienen, bieten, unter einem anſcheinlich leichtfertigen Titel, viel ernſten Stoff zum Nachdenken. Herr Royer hat den weſtlichen Orient bereiſ't und ſein Hauptaugenmerk auf Mahmud's Reformen gerichtet. Er ſpricht mit Begeiſterung davon, und hat die Ergebniſſe ſeiner Forſchung in anziehender Weiſe vorgetragen.

⁂ Reſtauration der engliſchen Bühne. — Allgemein iſt die Klage über den tiefen Verfall der engliſchen Schaubühne. Neues Leben kommt vielleicht aus der neuen Welt. Es hat nämlich der Amerikaner Macready, der, vor anderthalb Jahren nach London gekommen, und mit dem glänzendſten Erfolg in „Kean's“ und „John Kemble's“ Rollen aufgetreten, nunmehr die Leitung des Covent-Garden-Theaters übernommen. Hier beabſichtigt er, mit einem tüchtigen Perſonale zunächſt die alten engliſchen Dramatiker wieder zu Ehren zu bringen, dann durch Honorare und Unterſtützung jüngerer Dichter einen Quell wieder zu eröffnen, der in neuerer Zeit ganz verſiegt war. Herr Willis, ebenfalls ein Amerikaner, der ſich ſchon durch ſeine Skizzen und Novellen bekannt gemacht, — iſt den Wünſchen ſeines Landsmannes durch ein Schauſpiel entgegen gekommen, welches den Titel führt: „Bianca Visconti, oder das ſeiner Pflicht erliegende Herz.“

⁂ Belgiſche dramatiſche Novitäten. — Auch die Belgier haben ſich der Tellſage bemächtigt. Herr Prudentius van Duyſe hat ſie zu einem Trauerſpiel in 5 Acten verarbeitet, und unter dem Titel „Willem Tell“ zu Antwerpen herausgegeben. Den äußerſten Contraſt hierzu bildet *Le Gamin de Bruxelles*, comédie-vaudeville en deux actes, par *Auguste Jouhaud*, non représenté sur le théâtre anti-national de Bruxelles le 8. Avril 1837.

⁂ Die Wörter: Mandarin und Bonze ſind der chineſiſchen Sprache völlig fremd. Die Mitglieder der höhern Beamtenklaſſe werden in China nicht Mandarinen, ſondern Kuan-fu, die dortigen Buddhaprieſter nicht Bonzen, ſondern Ho-ſchang genannt. Aber die Miniſter der Königs von Siam heißen Mantri, die Buddhaprieſter bei den Birmanen Ponkyi oder Pon-gyi. Daher wahrſcheinlich jene beide Namen. — Das Nähere im Mag. f. L. d. Auslandes.

Magdeburg, 7. November 1837.

Die verbundenen Kunſtvereine von Magdeburg, Halberſtadt, Halle und Braunſchweig haben vor Kurzem in Bezug auf ihre am 1. April 1838 beginnenden Ausſtellungen eine Aufforderung an die Künſtler erlaſſen, aus welcher folgende Punkte von allgemeinerem Intereſſe ſein dürften: 1) Alle an die Kunſtvereine zu richtende Schreiben ſind unter Kreuzband mit der Bezeichnung: Angelegenheit des Kunſtvereins zu . . . . . abzufertigen. 2) Die Kunſtwerke, welche den ganzen Cyclus der Ausſtellungen durchlaufen ſollen, müſſen bis zum 20. März, ſpäteſtens aber bis zum 15. April 1838 bei dem Kunſtvereinsvorſtand in Magdeburg unter Adreſſe des Lehrers der Kunſtſchule, Herrn Peters abgeliefert werden, ſpätere Sendungen aber bis zum 6. Mai in Halberſtadt unter Adreſſe des Herrn Dr. Lucanus; bis zum 1. Juni in Halle unter Adreſſe des Dr. med. Herrn Weber und bis zum 16. Juli in Braunſchweig unter Adreſſe des Speditionshauſes G. L. Dommerich. 3) Zur Bequemlichkeit der Abſender werden in Berlin der Kaſtellan der königl. Akademie der Künſte, Herr Rietz; in Dresden Herr Oberſteuer-Kanzeliſt Weinberger; in München Herr Farbenbereiter Friſch; in Düſſeldorf Herr Profeſſor, Inſpector Wintergerſt die Verſendung der Kunſtwerke übernehmen. 4) Es wird gewünſcht, daß nur ein, höchſtens zwei Gemälde in dieſelbe Kiſte verpackt werden, um erforderlichenfalls, namentlich größere Sachen, gleich mit der Kiſte aufſtellen zu können und größere Sicherheit für die Erhaltung der Bilder und Rahmen zu erzielen. 5) Es wird gewünſcht, daß die Kiſten nicht allein zugeſchroben, ſondern auch außerdem über den Fugen mit Papier verklebt werden. Ebenſo müſſen die Bilder ſelbſt an die Kiſten mit Schrauben befeſtigt ſein. Ein Zettel mit Angabe des Malers, des zeitigen Beſitzers, des äußerſten Preiſes oder Werthes und des Sujets iſt ſo auf dem Rahmen jedes Bildes zu befeſtigen, daß ſolcher bei Oeffnung der Kiſte in die Augen fällt. Wo dieſe Vorſicht nicht gebraucht wird, trägt der Ueberſender jeden Nachtheil, der durch etwaige Verwechſelung oder Beſchädigung der Kunſtwerke entſteht. 6) Die Verpackungskoſten der überſandten Bilder tragen die Vereine nur dann, wenn dieſe ihnen durch die oben unter 3) genannten Herren Bevollmächtigten zugehen. Spezienberechnungen werden niemals vergütet und Poſtſendungen nur frankirt angenommen. 7) Die Frachtkoſten bezahlt der die Kunſtwerke empfangende Verein. Es muß demſelben aber vor deren Abſendung durch Fracht unter Adreſſe des Dr. Berger in Magdeburg, oder des Dr. Lucanus in Halberſtadt, oder des Juſtiz-Commiſſar Wilcke in Halle, oder des Vereinsſecretairs de Marées in Braunſchweig davon per Poſt eine kurze Benachrichtigung mit Angabe der Größe des Bildes und der Signatur der Kiſte möglichſt zeitig gegeben werden. Auch die Rückſendungskoſten der etwa unverkauft gebliebenen Bilder werden die Vereine übernehmen. 8) Wenn ein Künſtler Sculpturen oder Gemälde überſenden will, welche per Collis mit der Verpackung mehr als 2 Centner wiegen und deren Fracht für den Centner bis zur Stelle mehr als 2½ Thaler betragen würde, ſo muß die vorherige Zuſtimmung des Vereins, an den die Sendung gemacht werden ſoll, eingeholt werden. 9) Es wird, wenn nicht bei der Ueberſendung der Kunſtwerke ausdrücklich eine andere Beſtimmung erfolgt, vorausgeſetzt: daß die Zuſendung für alle vier Vereine beſtimmt und dieſen auch geſtattet ſei, ſolche im Falle des Nichtverkaufs von Braunſchweig aus noch zu den etwa darauf folgenden Ausſtellungen der Vereine zu Caſſel, Münſter, Weimar, Leipzig ꝛc. ꝛc. abgehen zu laſſen; in ſolchen Fällen wird aber der Zuſender von dem Vereine zu Braunſchweig Nachricht darüber erhalten, wohin das Kunſtwerk von dort gegangen iſt. 10) Privatperſonen, welche nicht beſonders von den Vereinen um Ueberſendung ihnen zugehöriger Kunſtwerke gebeten worden, tragen die Verpackungs- und Transportkoſten hin und zurück ſelbſt. 11) Die geehrten Künſtler, welche Kunſtwerke zu der im März 1838 ſtatthabenden Kunſtausſtellung in Hannover ſenden, werden gebeten, den dortigen Verein zur Ueberſendung der etwa unverkauft gebliebenen Werke an den Kunſtverein in Magdeburg zu autoriſiren, damit auch dieſe in den unmittelbar darauf folgenden Ausſtellungs-Cyclus wo möglich übergeben können.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 281. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 28. November.

Der deutſche Muſenalmanach.

Der deutſche Muſenalmanach feiert 1838 (zu Ehren der neun Muſen) ſeinen neunten Geburtstag; achtunddreißig lebende Dichter und ein Unſterblicher kommen mit Gaben zum Feſte. Der Unſterbliche iſt Göthe, von welchem vier bisher unbekannt gebliebene Gedichte „an Friederike" aus dem Originalmanuſcript mitgetheilt werden, ob vom Jahre 1770 (wie darunter bemerkt)? — jedenfalls aus einer Epoche friſcher Empfindung; intereſſant iſt die ſonntägliche Wohlbehäbigkeit, mit welcher der Dichter am Schluſſe ſein Lebenstagewerk überſchaut, die olympiſchen Züge von leiſem Lächeln der Zufriedenheit überdämmert.

Der große Wolfgang in Stuttgart wird dieſe Reliquien wahrſcheinlich ſehr kindiſch finden; was der kleine Wolfgang, derzeit im Olymp, von den drei Schöpfungen des Ketzerrichters (im Muſenalmanach) halten mag, können wir bis jetzt noch nicht aus ſichern Quellen angeben; es iſt eine artige Ironie, daß Menzel ſich in einem und demſelben Weinberg mit Göthe als Mitarbeiter findet. Wir können an dieſem Orte nicht umhin, die deutſche Nation auf eine intereſſante Entdeckung Menzel's aufmerkſam zu machen, auf die Entdeckung eines wahrhaft catilinariſchen Complottes, wofür der Muſenalmanach einen neuen Beweis liefert. „Nachdem es der jungen Literatur, oder, was daſſelbe iſt: dem jungen Israel" (ſagt nämlich Menzel!) „mißlungen, die deutſche Nation durch franzöſiſche assa foetida zu vergiften, beabſichtigt dieſelbe nichts Geringeres, als: Deutſchlands größte Geiſter gegeneinander zu hetzen (indem ſie die einen auf Koſten der andern lobet), und dadurch die deutſche Literatur — in die Luft zu ſprengen" (ſagt Menzel!); „deshalb verläſtert die junge Brut bei jeder Gelegenheit Uhland und die ſchwäbiſche Dichterſchule und lobt Rückert, da ſie ihn zum — Werkzeuge mißbraucht, welches ſie, wenn ſie ihren Zweck erreicht, bei Seite werfen wird" (ſagt Menzel!). „Iſt Menzel bei Sinnen?" fragt ihr, — ich weiß nicht, er redigirt das Literaturblatt. Hält Menzel ſeine „deutſche Nation" für ein Gänschen, daß er ihr ſolche hübſche Geſchichten erzählen darf, die ſie glauben ſoll? Hat Menzel nicht ſo viel Reſpekt vor dem Verſtand, vor dem Charakter dieſer beiden Heroen deutſcher Poeſie, Uhland und Rückert, daß er ihnen zutrauen darf, ſie ließen ſich zum Beſten halten? Hält er ſie fur ſo niedrig und kleinlich? So weit, zu ſolchen Abſurditäten, zu ſolchen Impertinenzen gegen Männer, die er ſelbſt als Muſter aufſtellt, verleitet ihn die blinde Wuth. Wir erwähnten dieſe literariſche Bundſchmeckerei, die um kein Haar beſſer iſt, als jene, welche Uhland in ſeinem herrlichen Sonett apoſtrophirte; wir erwähnten ſie nur deshalb, weil der Umſtand, daß der neue Muſenalmanach kein Gedicht von Uhland und viele von Rückert enthält, ihm ein willkommener Anlaß ſein kann, für ſein bei Gelegenheit der Pfizer'ſchen Schrift über Uhland und Rückert neulich im Literaturblatt ausgeſprochenes Hirngeſpinnſt einen Anſchein von Beweis aufzuſtellen. Doch genug von dieſen Umtrieben, die an die Machinationen einer Polizei erinnern, welche Verſchwörungen anzettelt, um ſie — entdecken zu können! Pfui! Bedauern wir aufrichtig, daß Uhland die Freunde ſeiner Muſe, deren dieſe ſo viele zählt, als die deutſche Nation Söhne, durch keine neue Dichtung erfreute; und erquicken wir uns in der reinen Atmoſphäre des reichen Liederfrühlings, deſſen herrliche Blüthen Rückert, Anaſtaſius Grün, Eichendorff, Chamiſſo, Moſen, Pfizer, durch Duft, Farbe und Bedeutung hinlänglich überzeugen, daß die deutſche Poeſie weder durch ein Rechenexempel auf Null reduzirt werden, noch kraft jener Elemente, die ſich in ihr als Errungenſchaften des Willens und des Bewußtſeins jetzt offenbaren, einer ſo ſchlimmen Zukunft nahe ſei, als ein grämlicher, egoiſtiſcher Peſſimismus uns weiß machen will. Oder wird dieſer letztere es auch vielleicht dem Beitritt A. Grün's, Moſen's, Pfizer's zurechnen, daß der diesjährige Muſenalmanach keine Spenden von Lenau, Freiligrath, Zedlitz, Heine enthält? Es wäre, der Conſequenz wegen, nicht ſo übel!

Friedrich Rückert eröffnet den Reigen der deutſchen Dichter. Wie jenem König der Fabel alles, was er berührte, zu Golde ward; ſo wird unſerm Rückert in höchſter und edelſter Bedeutung des Wortes jeder Gegenſtand, der in den Zauberkreis ſeiner Weltanſchauung tritt, zum Gedichte; die Perlen unter ſeinen Beiträgen zum diesjährigen Muſenalmanach ſind die Nachträge zu den (ungedruckten) Kindertodtenliedern. Unmittelbar neben Rückert ſteht Juſtinus Kerner in ſeiner einfach-herzigen Weiſe; ein Mißgriff war's aber, daß er auch das Gedicht: „das Kalb" abdrucken ließ. Wir verkennen die Tiefinnerlichkeit einer Naturberechtigung nicht, welche zu Grunde liegt; aber die üble Wahl des Bildes bringt den Eindruck einer Traveſtie hervor; unbedeutend iſt die Burleske: „der Zopf im Kopf." Julius Moſen hat eine ergreifende Epiſode aus ſeinem Epos Ahasver, worauf wir unſere Leſer bereits zu wiederholtenmalen aufmerkſam machten, mitgetheilt, Momente aus der Belagerung Jeruſalem's durch Titus. — Einfach liebliche Lieder zu ruſſiſchen Nationalmelodien von D. A. Aſſing. — Drei Gedichte von dem gemüthvollen öſterreichiſchen Lyriker Seidl in Cilly; das erſte und das dritte — unmittelbarſte Ergüſſe der Empfindung, das zweite eine ſinnige Deutung des Todes-Lebens-Räthſels. Fünf ſterbliche Gedichte von K. Streckfuß. Fünf landſchaftliche Schilderungen in Sonettenform von dem edlen Weſſenberg, den wir in der zweiten: „der Leuchtthurm" ganz wieder erkennen. Das Mährchen vom „Waldvögelein," von H. Kurtz, mit kindlicher Anmuth in Reime gebracht. Der Wettſtreit (der Vögel, den Spaßvogel als Schiedsrichter durch den Ausſpruch ſchlichtet: „Jeder ſinge, wie ihm juſt der Schnabel iſt gewachſen"), von Ludwig Liber. Zwei Gedichte von Adolph Stöber; das zweite (ein Trinklied) ſo friſch und rüſtig als das erſte verbraucht. Zwei ausgezeichnete Gedichte von Auguſt Stöber, „der Münſter in der Sternennacht" und „die Salzburger (1730)." Houwald regt ſich auch wieder einmal: er bringt nach langer Zeit wieder ein Bild, diesmal eine Reſignation en Emaille. — Drei Gedichte von Emanuel Geibel; das erſte (der Traum des Huſaren) erinnert in Manier und durch Energie an Freiligrath's Weiſe. Ein Gedicht von Heinrich Fournier: „Das Abendmal" (an Leſſing's herrliche Landſchaft erinnernd, vielleicht auch durch Beſchauung dieſer veranlaßt) religiösinnig; „die Loreley" von demſelben Dichter, ein Hauch poetiſcher Schwermuth. Ludwig Wihl's Gedichte ſind lebenskräftige Kinder einer tüchtigen Natur. Victor Strauß gibt in Chamiſſo'ſcher Weiſe Terzinen: „Das Fetwa" und beſingt in einer kecken thatmuthigen Dithyrambe den Zweifel. Sechs Gedichte von Scheuerlin, fromm und zart. Gedichte von F. A. B. — E. Ferrand's Talent tritt in den beiden Gedichten, die der Muſenalmanach von ihm enthält, geklärt und freiathmend auf. In F. v. Galler's Gedicht, „das Volkslied" iſt die Hülſe zu gemacht und abſichtlich, der Kern deſſelben aber ſo ſchön, wie ein ächtes Volkslied. Das Wrak von Gruppe, eine geniale, markige Freske. Gaudy's Terzinen ſind zu breit und verſchwommen; in Beranger's leichter gefälliger Manier, für welche Gaudy ſo viel Talent hat, würden die Stoffe beſſern Effekt gemacht haben. Allerliebſt iſt ſeine Variation über das Thema, „wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an!" — intereſſant die litthauiſche Volksſage von der „Peſtjungfrau" — Gedichte von Hans Tiro und Adolph Schöll. A. A. L. Follen hat die bekannte Sage vom „Edelſteine Karl's des Großen" in Nibelungenverſen wiedererzählt. Menzel ſingt von der „Flucht des Landgrafen Friedrich's mit der gebiſſenen Wange," vom „Ziska" und von der „heiligen Juſtina." Hoffmann von Fallersleben bringt ein luſtig Lied vom „Korkzieher;" Niclas Müller drei ſinnige Gedichte („der ſchönſte Tod," „die Weinkelter" und „der Glühwurm"), die dem Talente dieſes beſcheidenen Autodidakten große Ehre machen. Guſtav Pfizer, deſſen edles Talent mit jeder neuen Produktion ſich mehr conſolidirt, hat dem Muſenalmanach eine Reihe ausgezeichneter Gedichte zugewendet. Sein „Bild aus Rom" wetteifert mit A. Grün's „gefangenem Räuber" (geſ. Gedichte. S. 182); die Diſſonanz, mit welcher A. Grün's Gedicht ſchließt, löſ't ſich bei Pfizer in einen ſanften Akkord heiliger Liebesverſöhnung auf. Mit dem beſten, was die deutſche Lyrik aufzuweiſen hat, ſtellte ſich ſein Gedicht: „Mumie" in eine Reihe. Karl Mayer's Schneckenhauspoeſie hat viel auf den Markt gebracht; die Schnecken ſind nicht zu verkennen, wo aber die Poeſie ſteckt, lieſ't man dieſen winzigen Fühlhörnern, die ſich nur herausſtrecken, um ſich geſchwind wieder zurückzuziehen, nicht ab. Karl Mayer ſingt:

> Die Luft iſt heute voller Lieder;
> Doch warum zwäng' ich in mich nieder
> Die frohen, wenn ſie's Wort da laden,
> Statt ſie in goldner Luft zu baden?

Es geht Mehreren, wie ihm; ſie wiſſen nicht, warum er's thut. Guſtav Schwab hat eine ſchöne poetiſche Erzählung: „Die Inſel der Seelen," ein tiefempfundenes

Gedicht, „der Harthörige und der Sturm“ und ein frommes friedliches Naturbild, „Heuernte,“ geliefert. Von Eichendorffs Beiträgen ſchallt nur der Nachtruf aus ſeiner innerſten Weſenheit heraus. Anaſtaſius Grün! das iſt der Mann nach dem Herzen der Zeit, denn er hat Platz für die Welt in ſeinem Herzen. Hört den Gruß des ſterbenden deutſchen Mannes, der in Reben hingeſunken zu ſeinem Volke ſpricht, hört die Worte und bleibt kalt, wenn ihr Blut in den Wangen habt. Der Muſenalmanach verdankt unſerm A. G. zwei begeiſterung-glühende Gedichte: „Ein Held“ (das Wort!) und „das Weibeſchwert,“ und ſechs Volkslieder aus Krain (treue Übertragung ſlaviſcher Urtexte). Der greiſe leidende Chamiſſo ſchließt die Pforte mit Schwanengeſängen.

Ziehen wir Reſultate aus dieſem Überblicke, ſo ergibt ſich, daß die ſchwäbiſche Schule (G. Schwab, Juſt. Kerner, G. Pfizer, Niclas Müller, Karl Mayer, H. Kurtz ꝛc.) ſehr fruchtbar auftritt, daß aber die norddeutſche (Eichendorff, Chamiſſo, Geibel, Fournier, Ferrand, Gaudy, Hoffmann von Fallersleben u. m. a.) ihr faſt das Gleichgewicht hält. In ſtolzer Einſamkeit aber jeder eine Schule aufwiegend, ſtehn Rückert, Anaſtaſius Grün, Julius Moſen da; der erſte in ſeiner Univerſalität, der zweite in ſeiner Thatkraft, der dritte in ſeiner bildneriſchen Kraft. In der ſchwäbiſchen Schule hat ſich deren größtes Talent, Guſtav Pfizer, von der Gelbveiglein-Manier losgerungen und ſchreitet rüſtig auf eigenem Pfade in der contemplativen Richtung vorwärts: in der norddeutſchen Schule haben ſich gleichfalls die individuellen Eigenthümlichkeiten von der Heine-Manie losgetrennt und ſind zum Bewußtſein größerer Zwecke gekommen.

Aus Paris.

Am weſtlichſten Ende von Paris erſtreckt ſich ein immenſer Raum von dem linken Ufer der Seine bis zu einem Gebäude, das von ſeiner erſten Beſtimmung noch immer die école militaire heißt; gegenwärtig iſt es eine Cavaleriekaſerne; die Cavalerie, die hier hauſet, kann ſich rühmen, daß wenige Männer vom Kriegshandwerk ſo ſtattlich logirt ſind. Die Militairſchule, ein Palaſt im ernſten Style, breitet ihre majeſtätiſchen Flügel durch die ganze Breite des Platzes, welcher ſich zwiſchen zwei hohen Böſchungen nach dem Kai hinzieht; zu beiden Seiten der Böſchungen oder Talus, wie die Franzoſen ſagen, wölben ſich hohe Ulmen zu Alleen; der Platz heißt das champ de Mars. Trotz des kriegeriſchen Namens geht's ſehr friedlich daſelbſt her: im ſchlimmſten Falle kriegen ſich zwei betrunkene Cantinières oder Marketenterinnen an den Haaren. In den Zeiten der erſten Revolution wurden hier ſtürmiſche Verſammlungen gehalten, wobei es wohl blutige Köpfe abſetzte; gegenwärtig dient das champ de Mars friedlichen Kämpfen zum Schauplatze. Im Monat September werden hier die Pferderennen gehalten. Zu ſolchen Feierlichkeiten verſammelt ſich hier ganz Paris, wie die franz. Journaliſten ſagen: man verſtehe darunter das Paris, das noch zu Paris iſt, und von dieſem wieder die Herren und Damen, die Zeit und Geld zu verlieren haben, nämlich die faſhionable Welt, oder die gar nichts zu verlieren haben, und die ſich der erſtern nachziehen als lebende Schatten. Das champ de Mars hat 2000 Metres im Umfange, daher denn auch die großen Revüen und Manoeuvres zu Zeiten hier gehalten werden. Im Juli wurden hier einige zwanzig Perſonen im Gedränge erſtickt; um zu begreifen, wie es möglich ſei, daß auf dem unermeßlichen Platze, wo 100,000 Menſchen für die Fernſtehenden zu einem unſcheinbaren Haufen zuſammenſchrumpfen, dergleichen Unfälle ſich zutragen können, bedenke man, daß er durch Gräben geſchloſſen iſt, daß ein einziges Gitterthor an der Oſtſeite offen ſtand, und daß ſich Alles nach dieſem Gitter drängte, weil die Leute meinten, nun gehe erſt das Feuerwerk an, welches indeſſen ſchon vorüber war. Ich könnte viele ſchauervolle Details über die Scenen anführen, die an jenem verhängnißvollen Abende ſtatt fanden; aber wir wollen es machen wie ganz Paris, das ſich wenig mehr darum bekümmert, und ſich dem Beſchauen des bunten und bewegten Lebens hingibt, welches den Platz erfüllt. Der Himmel iſt heiter, die Luft zieht milde durch die Federnſträuße der Damen und die Mähnen der Pferde, die wir billig zunächſt nach jenen nennen; denn die Pferde ſpielen heute die Hauptrolle. Die Rennbahn wird durch Stricke, die an niedrigen Pfählen befeſtigt ſind, von den Zuſchauern getrennt. In der Mitte der Weſtſeite erhebt ſich eine Tribüne für den Hof, nebſt Zelten, welche an die Schauluſtigen vermiethet werden. In dem innern Raume des Platzes fahren elegante Chaiſen und Tilbury's; einige hundert Reiter galoppiren bunt durcheinander, Damen in blauen oder grünen Amazonen, mit dem grünen Schleier am runden Hute, thun es nicht ſelten den Gewandteſten zuvor. Unterdeſſen ſtehen die Kämpfer in ſtolzer Ruhe und ſchauen gleichgültig auf die Paraden und Cavalkaden der Pferdeplebs; ſie wiſſen, daß, ſobald ſie auftreten, dieſe in's Dunkel zurücktritt; wenn die Renner losgelaſſen werden, ertönt ein einſtimmiges „Ah!“ rings um die 2000 Metres lange Bahn, und ſelbſt der unglücklichſte Liebhaber reißt die Blicke von der Geliebten los, um die ſchöne Lydia oder Miß Kelly in ihrem Fluge zu verfolgen; die Glücklichen haben ohnedies Veranlaſſung genug zu Zerſtreuungen.

Die concurrirenden Pferde müſſen ihre Papiere mitbringen und nachweiſen, daß ſie aus franzöſiſchem Geblüte entſproſſen ſind. Die Franzoſen thun es faſt den Arabern gleich in ihrer Pferdeliebhaberei. Doch wird es lange währen, bis ſie Thiere beſitzen von ſo hoher Geburt, wie die Kinder der Wüſte. Bekanntlich ſtammen die fünf Hauptfamilien der arabiſchen Pferde von den fünf Stuten Mahomet's: ſie heißen el Komb und ſind auch bekannt unter dem Namen Nedjede, weil ſie aus dieſem Lande ſtammen. Auch andere Gegenden des Orients liefern treffliche Pferde; die ägyptiſchen ſind lebhaft und feurig, die perſiſchen haben kriegeriſchen Muth, die ſyriſchen Hengſte zeichnen ſich durch reiche und eclatante Farben aus: die Landſchaften Yemen hedjas in Arabien erzeugen ſchöne, zierliche Renner; doch vor allen preiſen die Araber ihre Nedjeden. Jedes Pferd von dieſer Raçe muß ein genealogiſches Certificat beſitzen, das nach folgendem Muſter abgefaßt iſt: „Im Namen des allmächtigen, barmherzigen Gottes, von ihm ſtrömt alle Gnade aus! Der Prophet ſagt: Nie verſammelt ſich mein Volk, um eine Ungerechtigkeit zu begehen! Demnach beſcheinigen wir Endes Unterſchriebene, und ſchwören bei unſerm Gürtel und unſerer Zukunft, daß das Pferd Azrag (Grauſchimmel) vier Jahre alt, von einer Stute Nedjede und einem perſiſchen Hengſte erzeugt iſt, und die Eigenſchaften ſeiner unſchätzbaren Renner in ſich vereinigt, von denen der Prophet ſagt: Ihr Buſen iſt ein Schatz und ihr Rücken ein Ehrenſitz. Dem gemäß haben wir gegenwärtiges Zeugniß ausgeſtellt. Gott iſt übrigens in allen Dingen der beſte Zeuge.“

Die Jokey's ſind bei dieſen Wettrennen wichtige Perſonen; man wählt dazu die geſchickteſten Reiter, die ſich durch Faſten vorbereiten müſſen, damit ſie das normale Gewicht erlangen, da 1/10 Sekunde oft entſcheidet; da häufig die Renner eine gleiche Schnelligkeit und Ausdauer beſitzen, ſo kommt es ſehr darauf an, daß der Jokey die Kräfte ſeines Pferdes zu ſchonen verſtehe und im kritiſchen Augenblicke durch eine plötzliche Anſtrengung in Vortheil komme. Robinſon, in Dienſten des Lord Seymour, iſt das Ideal des Jockey's: ſeiner Gewandtheit verdankt Lord Seymour großentheils die Lorbeern, die er jährlich auf dem champ de Mars ſammelt. Auch bezieht Monſieur Robinſon ohngefähr ſo viel Gehalt als ein Profeſſor an der Fakultät und doppelt ſo viel als der Präſident eines erſten Inſtanzgerichtes. Zwei Preiſe waren ausgeſetzt, einer an 4,500 und ein zweiter von 6000 Frs.: Beide gewann Robinſon, den erſten mit Lydia, den andern mit Franck. Lydia durchlief die 4000 Meter oder 12,000 Schuh, zweimal den Umfang des Marsfeldes, in 5 Minuten 11 Sekunden: Franck in 5 Minuten 8⅘ Sekunde. Bei der zweiten Epreuve lief Franck allein; ſeine Rivalen waren ausgetreten: mit einem ſo furchtbaren Athleten wagte ſich Keiner mehr zu meſſen.

Ein anderer Wettkampf fand dieſer Tage im Palais des beaux arts ſtatt, einem der ſchönſten Paläſte in Paris, der allmälig ſeiner Vollendung naht. Schon iſt das ſogenannte Musée de la Renaissance dem Publikum geöffnet: hier befindet ſich die meiſterhafte Copie des jüngſten Gerichts von Michel Angelo durch H. Sigalon, der kürzlich in Rom an der Cholera geſtorben. Einen unglücklichern Künſtler als Sigalon hat's vielleicht nie gegeben: drei Jahre lang hat der Mann mit 600 Francs gelebt, d. h. jedes Jahr 200 Fr.: er hatte bereits Bedeutendes und ſelbſt Treffliches geliefert; die Locuſta, der Sardanapal, Werke eines ernſten, hohen Talentes waren im Salon unbemerkt geblieben. Der Künſtler war nahe an den Vierzig und noch hatte er mit der Noth zu kämpfen, bis endlich ein Miniſter, dem Kunſt und Literatur ſo Vieles verdanken, Hr. Thiers ihm die Bahn brach, und ſeine Zukunft ſicherte; kaum hatte Sigalon die Ruhe eines herzenfreien, bequemen Lebens genoſſen, ſo mußte er ſterben, in der reifen Kraft ſeines Talentes, im Augenblicke, wo er zeigen konnte, was er vermochte.

Im Palais des beaux arts fand kürzlich der Concours pour le grand prix de Paysage ſtatt, das heißt: acht junge Leute liefern jeder eine Landſchaft, der beſten wird der große Preis zuerkannt und der Sieger geht einige Jahre nach Rom, um ſich dort auf Koſten der fr. Regierung weiter auszubilden. Das Sujet war: Apollo die Heerden des Admet's hütend. Die Akademie bleibt nun einmal bei ihrem Syſtem; griechiſche Landſchaften will ſie haben und griechiſche Figuren, von jungen Franzoſen, die ihre Studien am bois de Boulogne gemacht und die griechiſche Schönheit nie anders als todt in Stein geſehen. Daher fallen denn auch dieſe Concours meiſt ſehr mittelmäßig aus. Das Preisgemälde von H. Butture iſt nicht viel beſſer als das ſchlechteſte; es iſt in Pouſſins Manier. Die Landſchaft des Hr. Lanoue, der gute Naturſtudien verräth, fiel durch, H. Butture iſt ein Zögling des H. de la Roche.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

.*. Bettinen's Briefwechſel mit Göthe iſt jetzt nach England übergewandert. Charakteriſtiſch — für einen Engländer iſt, was der Großbritanniſche Atlas (vom 1. Oct.) darüber ſagt: „das Buch ſei zwar, vermöge der Karrikirung, mit der darin eine kindiſche Leidenſchaft ſich darſtelle, ſehr amuſant; aber es werde in England dem Rufe Göthe's in den Augen aller wohlgeſinnten und ernſten Männer größeren Schaden zufügen, als irgend eine in feindſeliger Abſicht gegen ihn herausgegebenen Schrift.“ — Solche Kritik erinnert ſehr an das bekannte Wort vom Kammerdiener und vom Helden!

.*. Italiäniſche Oper am Cap und zu Macao. — Eine Geſellſchaft italiäniſcher Sänger, welche aus Südamerika ihren Rückweg nach Europa über Oſtindien genommen, hat ſich 6 Monate zu Macao aufgehalten, wo die Chineſen zum erſten Mal eine italiäniſche Oper hörten. Der Zulauf war ungeheuer. Beſonders erſtaunten die Chineſen, auch Frauenzimmer auf der Bühne zu ſehen, da im Reiche des Himmels, wie früher im römiſch-katholiſchen Spanien, alle Frauenrollen von jungen Männern geſpielt werden. Auch auf dem Cap der guten Hoffnung gab dieſe Truppe ihren Roſſini zum Beſten, deſſen Opern ſomit die erſten ſind, welche die Reiſe um die Welt gemacht haben. — Gleiche Ehre iſt, wenn wir nicht irren, Kotzebue's „Menſchenhaß und Reue“ widerfahren.

.*. Die Univerſität Pavia, im J. 1360 durch Galeazzo II., einen Visconti, gegründet, noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts durch Männer, wie Scarpa, Spallanzani, Volta, u. m. a. berühmt, und neuerdings von der öſterreichiſchen Regierung mit anſehnlichen Dotationen verſehen, hat in den letzten Jahren bedeutend an Frequenz zugenommen. In den drei Jahren 1812 – 1814 betrug die Geſammt-Zahl der Studierenden in (der juriſtiſchen, mediziniſchen und der mathem.-phyſikal. Fakultät) im Durchſchnitt jährlich nur 578; dagegen 1309 in den drei Jahren von 1834 – 1836.

.*. Kirchliches aus Belgien. — Wenn man einen belgiſchen Geiſtlichen über die Straße ſchreiten ſieht, ſo bemerkt man ſogleich, daß ihm nichts von Allem dem fehlt, was zu den Freuden des Lebens gehört. Auch ſieht man vom frühen Morgen an die Kirchen Belgien's mit Andächtigen gefüllt; Brüderſchaften beſtehen faſt in allen Kirchen; auch die Reichen und Vornehmen verſchmähen es nicht, ſich in ſolche aufnehmen zu laſſen. Kloſtergemeinden leben wieder auf, ohne daß der Staat einen Heller dazu hergibt. Bei Laaken iſt ein Nonnenkloſter, deſſen Bewohnerinnen für Jeſuitinnen gelten, und ihr Inſtitut „sacré coeur“ nennen; — es werden hier Mädchen reicher Familien erzogen ... Die Kirchen ſind in ganz Belgien prächtig ausgeſtattet ... (M. B.)

.*. Gemäldeausſtellung zu Madrid. — Einem kritiſchen Artikel der Gazeta de Madrid vom 8. v. M. zufolge bietet die Gemäldeausſtellung in der dortigen Akademie San Fernando Ausgezeichneteres dar, als ſeit lange dort geſehen worden. Beſonders gerühmt werden eine Transfiguration von Don Antonio Maria Esquivel, der ſich der ältern ſpaniſchen Schule anſchließt, eine Madonna und ein h. Franziskus von Vincente Lopez, ein allegor. Bild: die Liebe, von J. Gutierre de la Vega; die Kathedrale von Oviedo, von G. P. Villamil, und einige Landſchaften von J. Eibo.

.*. Der Nordſtern, Stephenſon's neueſtes Lokomotiv. — Der „Tyne-Mercury“ zeigt an, daß vor wenigen Tagen in den Werkſtätten des Herrn Stephenſon von Newcaſtle ein prachtvolles Lokomotiv verſucht worden, welches für den Dienſt der Compagnie der großen weſtlichen Eiſenbahn beſtimmt iſt, und den Namen Nordſtern erhalten hat. Dieſer Stern des Nordens ſoll 30 engl. Meilen (16 Lieues) in einer Stunde zurücklegen, mit einer Laſt von 50 Tonnen. Ohne Wägen würde er 80 Meilen (26 Lieues) in der Stunde durchjagen. Mehrere ausgezeichnete Ingenieurs haben dem Verſuche beigewohnt und ihre volle Zufriedenheit damit bezeugt.

.*. Ein deutſcher Muſikverein zu New-York, der kürzlich geſtiftet worden und alle Monate ein öffentliches, unentgeldliches Conzert veranſtaltet, bezweckt hierdurch unter den dortigen gebildeten Deutſchen ein engeres Leben und engeres Aneinanderſchließen hervorzurufen. Später ſoll damit ein deutſches Kaſino und Leſekabinet verbunden werden.

.*. Verunglückte belgiſche Revue. — Mehrere junge Literatoren in Belgien wollten eine nationale Revue begründen. Ihr Unternehmen konnte aber nach zweijährigen Vorbereitungen nicht zu Stande kommen. Das Bedeutendere ihres Materials werden ſie in mehreren Bänden herausgeben. Der erſte Band iſt bereits unter dem Titel: Inès de Montésa, von La Beauan, erſchienen und enthält zwei Novellen: „le souvenir de Spa“ und „Blanche et noir,“ welche recht anmuthig zu leſen ſein ſollen.

.*. Ludwig Tieck's coloſſale Büſte, von David in Paris gefertigt, iſt jetzt in einem der Säle der königl. Bibliothek zu Dresden aufgeſtellt worden.

.*. Ueber Göthe's Fauſt wird Herr Prof. Peterſen dieſen Winter zu Hamburg Vorleſungen halten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 282. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 29. November.

Der Vesboßnoi.

(Fortſetzung).

Dreimal hatten wir das Dorf genommen und wieder verloren. Hinter jenem Verhau ſtanden Verzweifelnde, uns zwar an Zahl weit überlegen, aber ſie kämpften nur mit Senſen, roſtigen Säbeln und knorrigen Knüppeln. „Vorwärts,“ kommandirte ich; meine Soldaten folgten mir ohne Zaudern; jetzt ziſchten unſere Todeskugeln. Die Mehrzahl der Polen fiel und über die Körper der Todten und Verwundeten ſollte es nun zum leichten Siege hinangehen. Da drang aus dem Gewimmer der Verſtümmelten ein Ruf zu mir empor. Es war ein Ton der Erinnerung! Zu meinen Füßen lag in ſeinem Blute Stanislaw; ſeine Stimme klang wie in der Kindheit, ſein Geſicht war wieder freundlich und gut; er ſtreckte den verwundeten Arm gegen mich aus, um ſich das Schickſal abzuwehren, unter meinen Füßen zertreten zu werden. Heran ſtürmten meine Tapfern; von der Seite flog eine Reiterſchaar herbei; Alle führte der Weg über des Freundes Körper. Ein Augenblick, nur eine Secunde der Unentſchloſſenheit und er war verloren! Ich warf den Degen von mir; ich warf mich über den feindlichen Freund, um mit meinem Körper den ſeinigen zu decken; nur ein donnerndes Halt konnte ich noch meinen Kriegern zurufen, als ich mich mit dem Verwundeten in den Graben warf; denn ich hörte bereits das Schnauben der Pferde der heraneilenden ruſſiſchen Reiter und in der Ferne raſſelte polniſches Geſchütz; über uns ziſchten die Kugeln, über uns ſetzten die Huftritte der Roſſe hinweg; ich erblickte das blutige Gewirre, aber mein Bataillon ſah ich nicht. Gehorſam dem Befehle ihres Führers hatten meine Ruſſen Halt gemacht und wurden von dem neu herandringenden Feinde niedergehauen; nur Einige blieben übrig, um gegen ihren Officier ausſagen zu können. Mein war die Schuld, daß die Tapfern niedergemetzelt wurden; auf meiner Seele laſtet ihr Tod, und dennoch handelte ich nur menſchlich. Durch mich war dieſes Gefecht verloren, die Polen waren Sieger und ich gefangen.

Ich wurde Anfangs gut behandelt; denn die Polen glaubten in mir einen Meineidigen, einen Genoſſen ihrer verlorenen Sache zu erblicken; weil ich ſelbſt den Degen von mir geworfen und in dem Augenblicke der Entſcheidung meine Krieger verlaſſen hatte. Stanislaw ließ mich zu ſich rufen, er lag halb empor gerichtet auf ſeinem Feldlager, mit Wunden und Binden bedeckt. Er lächelte mir zu; aber die Milde der frommen Kinderzeit war wieder von ſeinem Antlitze gewichen und mit merklichem Spotte ſprach er: „Du biſt deinem Fahneneide untreu geworden und mußt nun der Unſrige ſein.“ Mein ganzes Gefühl empörte ſich bei der Anklage dieſes Herzloſen; um ſein Leben zu retten, hatte ich den Fehl begangen, deſſen er mich beſchuldigte, und mit gereiztem Unwillen erwiderte ich: „Was ich that, that ich für den Jugendfreund; mein Leben kann verloren ſein, meine Ehre nicht; nimmer fechte ich in euern Reihen!“ Da erneuten ſeine Genoſſen wieder ihre Verheißungen, ihre Drohungen; und als ich dennoch unerſchüttert blieb, hob Stanislaw, der Freund, dem ich einſt das Weib meines Herzens geopfert hatte, die Hand gegen mich, ſchlug mich in's Angeſicht und ſpie mich unter Verwünſchungen an. Kennſt du die Ehre des Mannes, des Soldaten, weißt du, wie einem Unglücklichen zu Muthe iſt, der an dieſer geſchändet worden?" Mein Blut ſtockte, Alles, Alles, auch das letzte Heiligthum, welches meine Seele noch hatte, war mir dahin. Ich würde den Wehrloſen, den Halbtodten gemordet haben; aber ſeine Geſellen hielten mich feſt umfaßt und die Übermacht erſtickte die Kraft des Verzweifelnden. O, hätten ſie mich gemeuchelt, mir wäre wohl geweſen! aber ein alter Krieger, der noch unter Koſciuszko gekämpft hatte, nahm mich in ſeine Arme: „Er ſoll dir Genugthuung geben, ſobald er geneſen iſt," ſprach er und führte mich von dannen. Da lag ich in meinem Kerker; ich zog den geſchändeten Rock der Ehre von mir und wagte fürder nicht, mein Auge zu ihm zu erheben. Stumpfſinnig, gefühllos ließ ich Alles an mir vorübergehn; ich fühlte, ich empfand nichts mehr; ich hatte keinen Gedanken, als den der empfangenen Schmach, keine Empfindung als die nagender Gier nach Rache. Da kam die Nachricht, daß Stanislaw an ſeinen Wunden, und durch den Überreiz der Wuth, ſchwerer erkrankt und dem Tode nahe ſei. Jetzt erwachte ich aus meiner ſtumpfen Geiſtesloſigkeit; wie Höllenflammen kreiſ'te es um mich; eine namenloſe Angſt, daß er dahin ſterben könne, erfaßte mich; ich ſank nieder auf die Knie und betete zu Gott um ſeine Wiedergeneſung; er mußte ja leben, damit ich ihn morden und in ſeinem Blute meine verletzte Ehre reinigen konnte. Keine Erhörung! die Nachrichten wurden immer troſtloſer; endlich kam der alte Pole ſelbſt und führte mich zu Stanislaw: da lag ſein Leichnam vor mir; auf ſeinem Geſichte noch der kalte, höhniſche Zug, den er angenommen, in der Stunde, wo er mich erniedrigt, vernichtet hatte. Der Elende hatte ſich aus der Welt geſtohlen, ohne mir meine Ehre wieder zu geben; wie ein feiger Böſewicht war er von dannen geeilt; und ich lebte fort in dem Andenken meiner nie zu tilgenden Schmach.

Da ſchlug Polen's Todesſtunde; draußen ſtand Paskewitſch mit ſeinen Kriegern; innen wüthete Zwietracht und Partheiwuth; die beſſern Polen ſahen mit Schmerzen, daß das heilige Urbild ihrer Freiheit ein Fremdling jenen Horden war. In dieſem Sturme der Geſetzloſigkeit wurden alle Gräuel der Hölle auf Erden heimiſch, und faſt ſtündlich ermordeten die entketteten Sklaven meine Kriegsgefährten. Ich aber blieb verſchont: mich floh der Tod, weil er mich elend wußte. Ich lachte, als die Todesdonner brüllten, ich lachte, als ich die verwundeten, die zerriſſenen Körper bei mir vorüber tragen ſah: ich hatte kein Mitleid, kein menſchliches Erbarmen mehr; die Menſchheit hatte es ja nicht mit mir gehabt.

Die Ruſſen ſtürmten; mit tauſend und abermal tauſend gebrochenen Herzen ſchloß endlich das blutige Trauerſpiel und der Untergang eines Volkes. Ich aber wandelte, als die Sieger die Stadt genommen hatten, wie ein Geſpenſt umher, gemieden von den Polen, gemieden von den Ruſſen. Alle wußten, was ich gethan, was mir geſchehen, welch eine Schmach auf mir laſtete. Endlich erſchien mir eine Hoffnung: ruſſiſche Soldaten führten mich zum Kriegsgericht ab. Mir gegenüber ſtanden meine Ankläger, jene Braven, welche nur durch ein Wunder dem Tod entgangen waren, als ich ſie in der Stunde der Gefahr verließ. Wahr war ihre Ausſage, daß ich vor der Fronte den Säbel weggeworfen, wahr, daß mein Befehl ſie zur Unthätigkeit gezwungen hatte. Ein alter Veteran, der im Namen ſeiner Kameraden die ſchwere Klage gegen mich ausſprach, reichte mir meinen Degen dar. Die Waffe war ein Erbtheil meines Vaters; er hatte ſie einem Franzoſen in der Schlacht von Borodino abgenommen, ſie zeugte gegen mich und das Kriegsgericht ſprach Tod über mich aus. Doch in Rückſicht deſſen, was ich in den frühern Kriegen geleiſtet, wurde mir das Leben geſchenkt und ich nur . . . o, wie grauſam iſt oft der Menſch, wenn er glaubt milde zu handeln! Es geſchah mir jetzt Etwas, was meine Zunge nicht ausſprechen, was mein Gedächtniß nimmer und nimmer ertödten kann. Als es vorüber war, fand ich mich in einem Rocke ohne Kragen, ohne Aufſchläge, ohne Epauletten wieder, zu meinen Füßen lag das Heiligthum meines Vaters, der zerbrochene Degen. Bloß einen Seelenmord hatten ſie an mir verübt, das Leben war gerettet und nur Freund, Geliebte, Ehre verloren.

Ich weiß nicht, wie ich in mein Vaterland gekommen; ich weiß nicht, welche innere Stimmen mich dahin riefen; ich weiß nur, daß ich Tage lang in Litwa's finſtern Wäldern umherwanderte, daß ich die Menſchen floh und das wilde Raubthier auf meinem Pfade nicht fürchtete. Manchmal, wenn die Sterne auf mich nieder leuchteten, wenn des Mondes Strahlen dem abgeſtorbenen Baum ein Scheinleben gaben, war es mir, als ob die Leichenöde aus meiner Bruſt ziehen, als ob mein Herz wieder weich und menſchlich fühlen wolle. Wenn der Menſch auf Erden keine Hoffnung mehr hat, wenn er losgeriſſen, abgekettet iſt von dem Bunde ſeiner Brüder; dann wird er wieder fromm; ſeine Lippe verſucht Gebete zu ſtammeln, an die ſein Herz nicht mehr glaubt. In einem ſolchen Augenblick, wo die Nacht um mich faſt ſo finſter, wie die meines Herzens war, hob ich Arme und Hände in hoffnungsloſer Verzweiflung gen Himmel und meine zitternden Laute flehten: Alles iſt dahin. Sieh: ich bin gewandelt auf Erden in Nacht und Finſterniß; das Gute, welches ich zu üben wähnte, iſt Fluch und Unthat geworden. Verzeiblich iſt der ſchwachen Menſchenbruſt der Zweifel an dir; gib mir ein Zeichen deines Daſeins, ein Zeichen deiner Milde, daß ich nicht vergehe in der gräßlichen Öde! Sieh: ich fordere kein Glück, nur einen Blick deines Erbarmens, daß ich wieder dich glauben, daß ich wieder hoffen darf!" Und wie ich ſo betete, klammerte ich mich an die Erde und mein Auge ſuchte die Finſterniß zu durchdringen, um ihn zu erſchauen, um jenes Licht zu erblicken, welches mir auf Erden noch nie geleuchtet hatte. Und wirklich wurde es plötzlich helle um mich her, furchtbar, augenblendend! Aber nicht Gott, das Laſter zeigte ſich mir und hohnlächelte auf mich nieder! Es rauſchte im Dickicht und hervor traten in Lumpen gehüllte Geſtalten, mit wilden verzerrten Zügen. Es waren Polen, die nun nicht Krieger mehr, das Räuberhandwerk trieben; es waren Stanislaw's einſtige Gefährten; ſie erkannten mich, wuthheulend warfen ſie ſich über mich, nannten mich den Mörder ihres Freundes, den Abtrünnigen, den Verräther ihres Vaterlandes! Und die Elenden, welche das ſchon ſo ſchwer bedrückte Land mit Mord und Raub brandſchatzten, welche dem armen Wanderer ſeine letzte Habe nahmen, hielten ſich noch für rechtlich genug, um über mich ein furchtbares, entehrendes Gericht zu halten. Es war eine Farce, der Höllennachhall von dem, was mir ſchon geſchehen war; aber es war die Antwort auf meine Frage an das Jenſeits, und ich betete ſeit jener Zeit nicht wieder!

Frage nicht, wie ich hierher gekommen; keine Antwort dämmert in meinem Gedächtniß auf. Als ich in dieſes Land einzog, umringten mich neugierig die Bewohner und forſchten: ‚Welchem Glauben gehörſt du an, und welcher Kirche biſt du zugethan?“ Da ſie aber meine Anſichten erfuhren, als ſie ſich überzeugten, daß ich nicht betete zu ihrem Wahnbilde, flohen ſie mich wie einen Verpeſteten. Ich aber erwachte eines Morgens, mein Haupt lehnte ſich an dieſen Hügel. Ich erfuhr, daß ſeit Jahrhunderten in dieſem Grabe ein Todter ſchlummere; mit wahnſinniger Haſt grub ich mich zu dem längſt Geweſenen hinein; aber ich fand ihn nicht mehr; kein grinſender Schädel lächelte mir entgegen, keine bleichen Knochen raſſelten mir den Willkomm; Alles war dahin, Alles hatte ſich in ſeinen Urſtoff aufgelöſ't und das leere Grab ward mein Eigenthum.“

Dies waren die Schmerzenslaute, die Bekenntniſſe des Unglückſeligen. Umſonſt war mein Bemühen, ihn der Hoffnung, dem Glauben zurückzugeben. Kein Wort des Troſtes fand in ſeinem erſtarrten Herzen einen Wiederhall; er fühlte nicht das eigene Vergehen, nicht wie ſündig die Anforderung an das ſichtliche Einſchreiten Gottes geweſen war. Hoffnungslos verließ ich den Armen! (Schluß folgt).

Chronik der ſchönen Literatur.

116) **Urania.** Taſchenbuch auf das Jahr 1839. Mit 7 Stahlſtichen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1839.

Daß der Herausgeber der Urania dieſe durch Stahlſtiche nach Compoſitionen deutſcher Meiſter, Sohn, Schrödter, Bendemann, Kretzſchmar, Jordan illuſtrirt, verdient lebhafte Anerkennung und Nacheiferung; die „Scene aus der Sündfluth“ von dem franzöſiſchen Maler Hovez reiht ſich deutſcher Geiſtesrichtung an; das Porträt des Sängers der Todtenkränze und der nächtlichen Heerſchau, des Freiherrn Joh. Chriſt. v. Zedlitz, ſchmückt [illegible] Titel.

Drei Novellen, von denen Rellſtab's „Elvira,“ was die gediegene Plaſtik der Compoſition, was dramatiſche Lebendigkeit und energiſche Schilderung der Leidenſchaft betrifft, den Preis verdient, bilden den literariſchen Inhalt. Die Bekenntniſſe, von Friedrich von Heyden nehmen einen trefflichen Anlauf, ermatten aber im letzten Drittel. Die Novelle Biondetta iſt weder Novität, noch deutſches Original, aber intereſſant durch die eigenthümliche, ſpaniſch-katholiſche Auffaſſung und Behandlung mährchenhafter Motive.

117) **Molière's** ſämmtliche Werke, herausgegeben von Louis Lax. Aachen und Leipzig, J. A. Mayer. 1837. 2te und 3te Lieferung.

Dies verdienſtliche Unternehmen ſchreitet raſch vorwärts. Mit der ſo eben erſchienenen 2ten und 3ten Lieferung, welche den Schluß des „étourdi,“ die „précieuses ridicules“ (von L. Lax) „die Läſtigen“ (von O. L. B. Wolff) „die Heirath aus Zwang“ (von L. Lax) „den Arzt aus Liebe“ (von demſelben) „die Gräfin von Escarbagnas“ (von Ph. Ad. Anderer) und den „cocu imaginaire“ (von E. Weyden) enthalten, iſt das 1te Bänd der Taſchenausgabe vollſtändig.

Auch die erſte Lieferung der Ausgabe in einem Bande (im Format von Schiller's und Göthe's Werken in einem Bande) iſt bereits ausgegeben. In unſerer Zeit, da jede Theaterintendanz mit beiden Händen nach Ueberſetzungen der mittelmäßigſten und fadeſten überrheiniſchen Komödien greift, würde ſich keine zu ſchämen brauchen, die Werke des klaſſiſchen Luſtſpieldichters der Franzoſen nach ſorgfältigen treuen Verdeutſchungen, wie ſie hier geboten werden, auf's Repertoire zu bringen. „Die Schule der Männer,“ „die Schule der Frauen,“ „der Arzt aus Liebe,“ „der Tartüffe,“ „der George Dandin,“ „der bourgeois gentilhomme,“ „die gelehrten Frauen,“ dürften wohl die deutſchen Bretter, die leider das einzige ſind, was bei uns noch die Welt bedeutet, mit größerem Fug und Recht betreten, als „der Gamin von Paris.“

118) **Eliſabeth, Königin von England.** Ein Trauerſpiel in 5 Acten, von Herrmann Müller. Berlin, Behr's Buchhandlung. 1837.

Die Cataſtrophe des Grafen von Eſſex bildet den Vorwurf dieſer Tragödie, deren Plan mit Einſicht in die Bedingungen der dramatiſchen Kunſt entworfen und mit ruhiger Würde, freilich auf Koſten der Leidenſchaft und jener Effekte, welche der wahre Dichter keineswegs zu verſchmähen braucht, durchgeführt iſt. Erfreulich iſt die Sicherheit, mit welcher die Charaktere gezeichnet ſind; von dem poetiſchen Talente des Verfaſſers gibt ſeine Vorliebe für feine Schattirungen und Nuancen, von ſeinem Berufe für die dramatiſche Dichtkunſt die Schilderung des Seelenlebens der Eliſabeth, in welches das bleiche Haupt der Maria Stuart verſöhnend hineinblickt, günſtige Beweiſe. Gleichwohl leidet ſein Werk an einem inneren Zwieſpalt; es hat keinen handelnden Helden, denn Eſſex tritt gegen ſein Schickſal allzu ſehr in den Hintergrund, und die Heldin (Eliſabeth) iſt zu paſſiv und innerlich, um dramatiſch zu ſein.

119) **Originalbeiträge zur deutſchen Schaubühne.** Zweiter Band. Dresden und Leipzig, Arnold. 1837.

Die Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit,“ der „Braut aus der Reſidenz“ und des „Oheims“ bietet in dieſem zweiten Bande ihrer Originalbeiträge zur deutſchen Schaubühne, (deſſen Ertrag ſie, wie den des erſten, dem Frauenverein in Dresden beſtimmte) das Schauſpiel „die Fürſtenbraut,“ und die Luſtſpiele: „der Landwirth,“ und der „Verlobungsring.“ Ein enger Kreis iſt's, den die erlauchte Dichterin ſich gezogen, aber ihr Wirken in dieſem Kreiſe iſt ein um ſo wohlthätigeres. Der reine Frieden holder Weiblichkeit erquickt unſre Nerven, die von Raupach's Spähen und Tiraden, von den Mordſpektakeln der Birch-Pfeiffer abgemattet und ſchlaff geworden. Können die Schauſpiele der Prinzeß Amalie auch nicht als Fortſchritt, noch als Auſpicien einer neuen Geſtaltung bezeichnet werden, ſo muß doch ſelbſt der Befangenſte eingeſtehn, daß das Streben, das Schauſpiel zur Einfachheit der Natur zurückzuführen, ſchon ſchätzenswerth genug iſt. Vermißt ihr darin den raſchen Pulsſchlag der Leidenſchaften, die Hochgewitter des Humors; ſo überſeht dabei anderſeits nicht, daß vor der Hand ſchon dadurch viel für unſer deutſches Schauſpiel gewonnen iſt, wenn die erlauchte Dichterin es mit dem ſocialen Leben in Berührung und Wechſelwirkung bringt. Für den darſtellenden Künſtler aber ſind ihre Stücke dadurch wichtig, daß ſie ihm hinlänglichen Spielraum gewähren, um freithätig zu ſchaffen, während ſie ihm zugleich eine Grenzlinie der Urbanität vorzeichnen, die er nicht überſchreiten kann, ohne ſich vor einem gebildeten Publikum lächerlich zu machen, welches bei einer Abſpiegelung ſeiner Weltſitte, in der es ſich ſelbſt bewegt, den feinſten Schliff verlangen darf. Von den drei Stücken des zweiten Bandes kann als Lebensprinzip derſelben und als Charakteriſtiſches geltend gemacht werden, was Göthe von den Frauen ſagt („willſt du genau erfahren was ſich ziemt ꝛc.") Jenes richtige, zarte Schicklichkeitsgefühl iſt's, was ſie beſeelt. Als das feinſte von allen darf man die „Fürſtenbraut," als das am meiſten deutſche den „Landwirth," als das lebendigſte den „Verlobungsring" bezeichnen.

Feuilleton.

⁂ **„Der große Moment von 1814," von Beethoven.** — **Haslinger** in Wien hat die Partitur eines faſt ganz unbekannt gebliebenen Werkes von Beethoven herausgegeben. Es iſt dies eine Cantate, welche zu Ende 1814 für eine bei Gelegenheit des Congreſſes gehaltene Feierlichkeit geſchrieben worden, und, wenn wir recht berichtet ſind, „der große Moment" betitelt war. Da der Text nur ein Gelegenheitsgedicht, ſo kam es, daß die Muſik ſelbſt auf eine Weile vergeſſen wurde. Ein junger Wiener Dichter hat aber einen „Preis der Tonkunſt" geſchrieben, welcher völlig der Muſik entſprechen ſoll, und mit dieſem neuen Texte iſt die Cantate ausgegeben worden. Sie beſteht aus 6 Theilen, unter denen 3 Chöre, die durch Kühnheit der Gedanken, wie durch Strenge und Reinheit des Styles in gleichem Maße ausgezeichnet ſein ſollen.

⁂ **Statiſtik der Kirchen und Synagogen in Preußen.** — Aus Nro. 39 der Kameraliſtiſchen Zeitung für das Königreich Preußen (1837) entnehmen wir, daß es im ganzen preuß. Staate gebe

evangeliſche Einwohner: 8204043 mit 8224 Kirchen,
katholiſche — 5057703 „ 4812 —
iſraelitiſche — 176014 „ 834 Synagogen.

Hiernach kommt bei den erſten auf 1000, bei den zweiten auf 1051 Einwohner **eine** Kirche, bei den Juden auf 211 Einw. **eine** Synagoge.

⁂ „**Das Project der Gründung einer großen allgemeinen Synagoge zu Leipzig** hat bei den in- und ausländiſchen Iſraeliten eine kräftige moraliſche und pecuniäre Unterſtützung gefunden, und es ſteht zu erwarten, daß, wenn dies Unternehmen zu Stande kommt, von dort aus eine zeitgemäße Reform des iſraelit. Cultus ſich über einen großen Theil anderer Länder verbreiten wird." So leſen wir im Hamburger Correſpondenten, erwarten aber die Umgeſtaltung des Aeußern nicht von Aeußerlichkeiten, ſondern von dem überall erwachenden Streben nach Wahrheit und Freiheit, und dem immer allgemeinern Bedürfniß, das Aeußere mit dem Innern zu harmoniſiren, dem Innern eine vollentſprechende Geſtaltung zu geben.

⁂ **Profeſſor Krug** hatte ein Capital beſtimmt zur Begründung eines Stipendiums für **katholiſche** Theologen, falls zu Leipzig eine kathol. theolog. Facultät errichtet würde; im Gegenfalle ſollte das Capital der **iſraelitiſchen** Mendelsſohn-Stiftung zugewendet werden. Da nun die Stände nicht für Errichtung einer kathol. Facultät geſtimmt, iſt jenes Capital der iſraelit. Stiftung zu Theil geworden.

⁂ **Bial**, dem die muſikaliſche Welt die anmuthige Oper: „Aline reine de Golconde" und „Les deux jaloux," ſo wie manche andere beliebte Compoſitionen verdankt, iſt am 29. Oct. zu Paris ſechsundſechzigjährig geſtorben.

⁂ **Engliſcher Liberalismus.** — Die Times vom 1. d. M. nennen den Biſchof von Norwich einen Heterodoxen, weil er zur Whig-Parthei gehört und in ſeinen Reden religiöſe Toleranz und allgemeine Bruderliebe unter den Menſchen predigt. Daß er von einer Legende Anlaß genommen, zu ſagen, daß, wie alle Ströme im Ocean, ſo alle Glaubenspartheien in Gott ihre Verſchmelzung finden müßten, ſehen die Times als eine **gotteslaſterliche** Allegorie an, um die Proteſtanten für den Papismus zu gewinnen!

⁂ **Die belgiſchen Eiſenbahnen** haben vom Januar bis zum September d. J. 13,333 Fr. mehr eingebracht, als veranſchlagt war, obgleich man dieſen Anſchlag durch Verdreifachung der Einnahmen von 8 Monaten aus der erſten Periode aufgeſtellt hatte. Bis zum nächſten Juni werden noch die Bahnen von Gent nach Brugge und Oſtende, und bis zum September die Bahn von Ans nach Lüttich beendigt. Die Verwaltung hofft, daß das Jahr 1838 nicht verſtreichen wird, ohne daß die Linien von Hennegau und Gent nach Lille und Tournay, von Namur und Limburg zum Theil ausgeführt ſein werden. Zu den Abtheilungen, deren Eröffnung ſie vor 1839 verſpricht, kann man die von Gent nach Tournay und von Brüſſel nach Tubiſe rechnen.

⁂ **Ueber Island's Meteorologie** theilte Herr **Gaymard** in der letzten Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 30. October aus eigenen Beobachtungen mit, im Jahre 1836 ſei die Kälte daſelbſt nicht über 18 Grad, die Wärme nicht über 23 Grad geſtiegen; die Schwankungen des Thermometers an einem Tage ſeien unbedeutend, dagegen die des Barometers ſehr groß.

⁂ **Bendemann** hat zu **Dresden** eine Profeſſur bei dortiger Kunſtakademie angenommen und wird ſelbe ſchon im nächſten Monate antreten. Um ihn gleich ſeinen Wünſchen gemäß zu beſchäftigen, iſt ihm von dem Könige der Auftrag geworden, den Thronſaal im Schloſſe mit Freskogemälden auszuſchmücken.

⁂ **Fünfundfünfzig Kiſten mit Antiquitäten,** welche Engländer auf der Stelle des alten **Karthago** haben ausgraben laſſen, ſind in Toulon angekommen und nach Liverpool beſtimmt.

⁂ Der geniale **Martin** hat ſeinen **Marcus Curtius** in vergrößertem Maßſtabe in Kupfer geſtochen. Es ſoll eines der trefflichſten Bilder dieſes Künſtlers ſein.

⁂ **Kaulbach's Hunnenſchlacht,** welche jetzt im gräflich Raczynskiſchen Palais zu Berlin zu ſehen, hat ungemeines Intereſſe unter den dortigen Kunſt-Verſtändigen und Kunſtfreunden erregt.

⁂ **Die Hugenotten** ſind in dieſen Tagen im Haag zum erſten Mal von der dortigen franzöſiſchen Operngeſellſchaft gegeben worden.

⁂ **Dr. Strauß in England.** — Das Quaterly Review enthält in Nro. 4 einen Artikel über deutſche Theologie, als Einleitung zu einer ausführlichen Beurtheilung des Lebens Jeſu von Dr. J. Strauß.

⁂ **Kapelle auf Rädern.** — In Stratton bei Shepton Mallet iſt eine neue Wesleyaniſche Kapelle erbaut worden, die auf Rädern ruht, um ſie fortſchaffen zu können, wenn etwa der Pachtcontrakt des Grundſtückes nicht erneuert werden ſollte.

⁂ **Ein Jahr in Spanien.** — Herr Ch. **Didier** hat in dieſen Tagen „Une année en Espagne" herausgegeben, aus welchem in der Revue de Paris ſchon mehrere intereſſante Bruchſtücke mitgetheilt worden.

⁂ **Ein großes Gemälde von Joh. van Eyck, das jüngſte Gericht** auf neun Feldern, (das mittelſte 7 Fuß hoch) iſt aus der bisherigen Verwahrloſung im Hoſpital zu **Beaune** hervorgezogen und in einem beſonderen Saale aufgeſtellt worden. Man zählt auf dem Bilde 71 Geſtalten, von denen mehrere Porträts ſind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 283. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 30. November.

Der Besboßnoi.

(Schluß).

Auch mich ergriff des Lebens Wandel und plötzlich waren alle meine ſtolzen Hoffnungen, alle meine eitlen Plane vernichtet. Ein dunkles Geſchick, das ich nicht enträthſeln darf, riß mich aus meinem Wirkungskreiſe, nahm mir Stand und Namen, lähmte meine Thatkraft, und auch ich wähnte Alles verloren, Alles dahin! Nicht um ein neues Glück aus den Trümmern der Vergangenheit zu gründen, ſondern um eine einſame Stätte zu finden, in der ich mich vor dem verletzenden Mitleid der Alltagsmenſchen verbergen konnte, zog ich nach dem ſüdlichen Rußland. Als ich mich der Kurgana des Besboßnoi nahte, ward mir ſonderbar zu Muthe; ich war ja jetzt ſein Leidensbruder geworden; auch meine Hoffnungen waren erſtorben und es war mir, als ob die Nacht in meinem Innern ſich nimmer und nimmer erhellen würde. Aber ich fand das Urgrab, ich fand den Hoffnungsloſen nicht wieder. Die Grabesdecke war eingeſunken und ein freundliches Blumenthal geworden; neben dieſem Blütheneden ſtand eine kleine, niedere Hütte, ohne irgend eine Zierde, aber gaſtlich und wohnlich. Auf der Schwelle ſaß ein Mädchen von wunderbarer Schönheit; es war keine Eingeborne, keine ſtumpfſinnige Nogaierin, mit dem entſtellenden Naſenringe und den fetttriefenden Haarzöpfen; es war eine Fremde, aber welchem Volke gehörte ſie an? Dieſe Geſtalt, ſo zart und ſo vollendet, dieſe Züge, ſo edel und ſo geiſtig fromm konnten nicht die einer Deutſchen, einer Schweizerin ſein. In ihrem Schooße lag ein friſch gewundener Todtenkranz, auf den ſie mit halbgeſchloſſenen Augen niederblickte. Jetzt hob ſie die langen Wimpern, ich ſah in ein Auge, deſſen Licht nur durch eine Thräne gemildert wurde; mit leiſen Klagetönen begann ſie ein Lied zu ſingen. Dieſe Töne, dieſe Laute ſagten mir Alles, ſie klagten um die verlorenen Lieben, um das vernichtete Vaterland. Arme Polin! hatte die Erde deiner Heimath nicht den Raum eines Grabes für dich, daß du hier unbemitleidet vergehen mußt? Ergriffen von den Seelentönen ihres Schmerzes, trat ich hervor und begrüßte ſie in der vaterländiſchen Sprache. Ein bleiches Roth der freudigſten Überraſchung färbte ihre Stirne und Wange, ſie reichte mir, wie einem theuern Freunde, die kleine wohlgeformte Hand, und zog mich zu ihrem Sitze nieder. In der Fremde, wo der Verbannte einſam wandert, Niemand ſeine Sitten, ſeine Angewohnheiten achtet, Niemand ſeine Leiden, ſeine Opfer kennt, bedarf es nur eines Lautes der heimathlichen Sprache, um Seele mit Seele zu verbinden. Sie lächelte, wie im ſeligen Rauſche, dem unbekannten Freunde zu und brachte mir gaſtlich Alles dar, was ihre Armuth hatte. Die Hütte war ſo klein, ſo eng; keine Spur zeigte, daß ſie, die Schutzloſe, dieſelbe mit Jemandem theile; in dieſer öden Einſamkeit war ſie allein, umgeben von den wilden, noch immer gefährlichen Steppenvölkern. Ich wagte endlich die Bemerkung: „An dieſer Stätte wohnte einſt ein ehmaliger Krieger, ein Lithauer?“ — „Mein Wohlthäter, mein Vater!“ rief ſie tief ergriffen. — „Wo iſt er?“ forſchte ich. — Sie faßte meine Hand, die ihrige zitterte, glühte und erkaltete in einem und demſelben Augenblicke; ſie führte mich in das Blumenthal der verſunkenen Kurgana. Auf Erden ſteigen Gräber aus Gräbern empor; ſo war es auch hier: in der

Mitte der einſtigen Mogila erhob ſich ein kleiner, friſcher Todtenhügel. Die Jungfrau legte den Trauerkranz zu dem Haupte deſſelben, küßte die dürren Halme, welche ſeiner Tiefe entſtiegen und umfaßte den Hügel mit heißem Schmerze. „Hier ruht der Unglückliche?“ fragte ich leiſe. — „Hier ruht er,“ klagte die Weinende, „er, der mir Alles war.“ — „Wann ſtarb er?“ forſchte ich ängſtlich, von ihrem Schmerze und der Ahnung ſeines finſtern Endes ergriffen. — „Vor drei Wochen,“ erwiederte ſie, „in meinen Armen, betend, Gott ergeben!“ Mit dieſen Worten fiel eine ſchwere Laſt von meinem Herzen; ich vergaß das eigne Weh, das eigne Mißgeſchick: „er betete wieder, er ſtarb Gott ergeben!“ ſein Erkennen der Allmacht gab auch meiner Seele Licht und Hoffnung wieder.

Mehr als tauſend glänzende Freudenfeſte verbindet ein gemeinſchaftlicher Schmerz die Menſchen; die Armen, welche an einem Sterbebette, an einem Grabe miteinander litten und weinten, ſind ſich nicht mehr fremd; auch uns einte die Thräne des Mitgefühles und das Herz der Verwaiſ'ten lag rein und unverhüllt vor mir.

Durch die öde Steppe wankte eine Zahl Unglücklicher, ſich fremd durch Geburt, Glück und geiſtige Bildung, verwandt und verbunden durch ein gemeinſchaftliches Unglück. Nur die fremden Führer waren Männer, nur einige lebensſatte Greiſe befanden ſich unter dem Troß der Elenden, die übrigen waren Kinder; noch in jenen Tagen, wo der Menſch in jedem Sonnenblicke ein Glück, in jeder Blüthe eine Freude findet. Lüge war es, daß die Sieger dieſe Unglücklichen aus den Armen ihrer Eltern, ihrer Anverwandten geriſſen hatten, um ſie auf fremden Boden zu verpflanzen; dennoch war ihr Geſchick nicht minder ſchrecklich. Es waren Waiſen, die keine Lieben, keinen Heerd, keine heimathliche Hütte mehr hatten, deren Väter auf den Schlachtfeldern von Praga, Grochow und Oſtrolenka ſchliefen, deren ganze Vergangenheit untergegangen, vernichtet wie ihr Vaterland war. Kleiner und immer kleiner wurde das Häuflein der Verarmten; hier und da hatte das Erbarmen einen Älternloſen ausgeſchieden, um ihn an Kindesſtatt anzunehmen; hier und da hatte die Habſucht einen kräftigen Buben, ein reges Mädchen zurückgehalten, um ſie als Knecht oder Magd benutzen zu können. Nur die ſchwachen, zarten Geſtalten, nur die bleichen, ſchmerzbeladenen Müden waren noch übrig; und wie ſie weiter wanderten, deſto lichtloſer wurde ihr Blick, deſto wankender ihr Schritt und es ſchien faſt, als ob der Tod an denen Mitleid üben wollte, für welche der Menſch kein Erbarmen mehr übrig hatte.

So wankt der Zug an der Kurgana des Besboßnoi vorüber. In ſeiner Bruſt regt es ſich nicht, ſeine erſtarrten Züge bekommen kein Leben, als er die Verlorenen dahinwandeln ſieht; aber plötzlich erhält ſein Antlitz den Wiederſchein menſchlicher Empfindungen, in ſeinem Auge malt ſich ſeine Seele: dort jene kindliche, in Lumpen gehüllte Geſtalt, ſie ruft ihm die vergangenen Tage, ſie ruft ihm den längſt verlorenen Himmel ſeiner Jugend zurück. Es iſt Anaſtaſia! bleich, ſehr bleich, aber ſchön und jugendlich wie vor langen Jahren; und als ſie nun zu ſeinen Füßen ſinkt und wimmernd um einen Labetrunk bettelt, ſchlagen auch jene Zaubertöne an ſein Ohr, die ſo oft ſein Herz mit wunderbarer Allgewalt ergriffen hatten. „Wie nennſt du dich?“ bebt es von ſeinen Lippen. — „Anaſtaſia!“ hallt es zurück. Es iſt kein Zweifel mehr, ſeine Arme umfaſſen die Verlorene wieder; Alles, was er erfahren, erlitten, erduldet hat, iſt nur ein Traum, nur ein wüſtes Wahnbild geweſen; denn die Geliebte liegt ja in ſeinen Armen rein und unentweiht. Ja, er hatte Recht; die jetzt an ſeinem Herzen lag, war reiner, beſſer, als diejenige, welche er einſt in Marmorhallen erblickte; denn dieſe war unglücklich, und unverdientes Unglück iſt der Adel Gottes, mit dem er ſeine Lieblinge erhebt; auch ſeine Liebe war edler, reiner als die der vergangenen Jugendzeit; denn er liebte ſie ja mit den heiligen Gefühlen des Erbarmens, wie ein Vater ſein Kind.

Und als er ſie ſo feſt umſchlungen hielt, noch immer zagend, ſie möchte ihm wie ein tröſtendes Traumbild entſchwinden, zogen die andern Älternloſen von dannen; ſie aber wich ihm nicht und aus dieſer Seligkeit war kein ſchreckliches Erwachen.

Gott war mit dem Zweifler geweſen, er hatte ihm Alles wiedergegeben, was er verloren; er konnte wieder beten, wieder ſein Auge zu dem Allgütigen emporheben; denn wer ein ſterbliches Weſen in ſein Herz ſchließt, muß ja auch Gott lieben können.

Die Waiſe pflegte ihren zweiten Vater mit kindlicher Liebe; er ſtarb in ihren Armen. — —

Anaſtaſia, die Tochter des einſtigen Fürſten Stanislaw R—ky, iſt nun mein glückliches Weib.

Bewegung der Wiſſenſchaften.

Unter dieſer Überſchrift leſen wir in der **Revue des Mondes** vom 15. November nachſtehenden mit J. D(onne?) unterzeichneten Artikel:

In Frankreich findet ſich die wiſſenſchaftliche Bewegung gegenwärtig faſt ausſchließlich in Paris concentrirt, und das Inſtitut iſt beinahe der einzige öffentliche Ort, wo davon die Rede iſt. Die ausgebreitete Publizität, welche den Sitzungen dieſer Akademie durch den wöchentlichen Bericht über ihre Verhandlungen gegeben worden, übt auch eine gewaltige Anziehungskraft auf diejenigen aus, denen es Bedürfniß iſt, das Publikum mit ſich zu unterhalten. Auch hat der große Haufe von Lithrotiteur's, Orthopédiſten und anderen mediziniſchen Spezialitäten ſich zugedrängt, um an dieſer Öffentlichkeit und die reichen Lockſpeiſe der Monthyon'ſchen Preiſe ihr Antheilchen zu nehmen.

Allerdings haben auch einige Provinzialſtädte ſcientifiſche Anſtalten und Publikationen, und in erſter Linie derſelben kann man Straßburg, Bordeaux, Caën und Montpellier nennen; was indeß Wichtiges dort zu Tage kömmt, fließt doch wieder in Paris, als dem natürlichen Herzpunkte zuſammen.

Die Schweiz und Belgien, obgleich ſie auch zum

Theil der Anziehungskraft von Paris gehorchen, haben Univerſitäten und gelehrte Geſellſchaften, wo ebenwohl ſehr beachtenswerthe Arbeiten zum Vorſcheine kommen.

Aber Deutſchland mit ſeinen großen Hochſchulen, ſeinen zahlreichen Zeitſchriften und ſeiner jährlichen Verſammlung der Naturforſcher, Deutſchland ſcheint gegenwärtig der klaſſiſche Boden der eigentlichen Wiſſenſchaft zu ſein.

Das Syſtem der gelehrten Geſellſchaften in England, jener Vereine, deren Mitglied jeder mittelſt eines jährlichen Beitrages werden kann, und welche in Frankreich einzuführen nicht völlig gelungen, da hier die Privatvermögen weniger bedeutend ſind, — dieſes Syſtem ſcheint bis jetzt keine große Reſultate geliefert zu haben. Die jährliche Verſammlung der britiſchen Aſſoziation, die kürzlich ſtattgefunden, iſt ein weitſchichtiges Geſpräch, zuweilen von Mittheilungen unterbrochen, die allerdings wichtig, aber nicht immer ganz neu ſind. Die königliche Geſellſchaft von London und Edinburg, die geologiſche Geſellſchaft und einige andere haben häufigere Zuſammenkünfte, die ziemlich reich an Original-Mittheilungen ſind, welche durch Berichte und Abhandlungen veröffentlicht werden.

Die Arbeiten, welche in Schweden gedruckt werden, ſind nicht unerheblich; kommen aber nach Frankreich nur vermittelſt der Deutſchen. Die Akademien von Petersburg und Moskau, die unter ihren Mitgliedern zum Wenigſten eben ſo viel Fremde als Einheimiſche zählen, übergeben ihre Denkſchriften der Öffentlichkeit in mehreren Sprachen. Italien, welches ſehr ausgezeichnete Gelehrte beſitzt, hat keinen Mittelpunkt, um den ſie ſich gruppiren könnten, und liefert nur unbedeutende Mittheilungen. Die vereinigten Staaten Nordamerika's endlich bieten uns ebenwohl einige wiſſenſchaftliche Zeitſchriften.

Nur aus der Geſammtheit dieſer Schriften kann man eine allgemeine Vorſtellung von den Fortſchritten der Wiſſenſchaft gewinnen. Leider beſteht das „Bulletin universel" von Féruſſac nicht mehr. —

Die „Revue des deux Mondes" verſpricht nun, jeden Monat einen Überblick des merkwürdigſten Neuen aus dem wiſſenſchaftlichen, — eigentlich naturwiſſenſchaftlichen Gebiete zu geben, wobei ſie jedoch vorzugsweiſe ihr Augenmerk auf dasjenige richten will, „was geeignet iſt zu einigen — „*applications usuelles.*"

Aus Paris.

(Schluß).

Unter der Reſtauration wurde bekanntlich das Schloß Chambord auf dem Wege der Subſcription für den Herzog von Bordeaux gekauft. Nach der Julirevolution nahm der Staat dieſe Privatbeſitzung des Prinzen in Anſpruch: es entſpann ſich ein Prozeß, welcher unlängſt zum Nachtheile der Staatsbehörde entſchieden wurde; das Schloß Chambord bleibt als unantaſtbares Eigenthum dem Herzoge von Bordeaux. Es iſt ein prachtvolles Gebäude, das ſich inmitten einer öden, wüſten Landſchaft erhebt. Was König Franz den Erſten bewogen, dieſes Schloß in den Wüſten der Sologne zu bauen, darüber iſt man nicht einig. Einige meinen, die nahe Wohnung der ſchönen Gräfin von Thoury, die der galante König leidenſchaftlich geliebt, habe ihn hier gefeſſelt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach zog den König die Jagdliebhaberei in dieſe Wälder, die ſich acht Lieues im Umkreiſe erſtrecken. Das Schloß gilt für ein Wunderwerk der Baukunſt; man kennt den Architekten nicht, der den Plan dazu gezeichnet: es iſt heutzutage verlaſſen und verfällt allmälig, das Gras wächſt am Fuße ſeiner Thüren, Kartoffeln wuchern in den Gräben und die Schwalben haben in den ſteinernen Kronen gebaut; doch gewährt es noch immer einen eben ſo impoſanten als graziöſen Anblick. An der Hauptfaçade lehnt ſich das Gebäude an vier dicke Thürme, die 60 Fuß im Durchmeſſer haben, mit ſpitzem Dache und einer ſogenannten Laterne; außerdem erheben ſich Arkaden, und Schornſteine mit Thürmchen unzählbar, und reich verziert mit der feinſten Skulpturarbeit; das Ganze gewährt einen höchſt phantaſtiſchen Anblick. Man zählt 400 Zimmer, dreizehn große Stiegen, eine Menge kleiner Treppen, die ſich nach allen Richtungen ſchlingen, Galerien und Terraſſen erſtrecken ſich unabſehbar; über achthundert Kapitale von den mannichfaltigſten Formen. Manche hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen ſich an Chambord. Hier war es, wo Franz I. auf eine Fenſterſcheibe des Oratoire der Königin die bekannten Verſe ſchrieb:

Souvent femme varie
Bien fol qui s' y fie.

In der Campanille des Donjon las Catharina von Medici in den Sternen. In der Umgegend forcirte Karl IX. einen Hirſch mit verhängtem Zügel, ohne Hunde nach Piqueur. Der Marſchall von Sachſen ſtarb zu Chambord, wo er zwei Jahr gewohnt hatte: in einem Saale des Schloſſes wurde der Bourgeois gentilhomme zum erſtenmal aufgeführt. Ich habe vergeſſen zu bemerken, daß Chambord vier Lieues von Blois liegt.

Theaterbericht. In der großen Oper iſt die Stumme wieder in Scene geſetzt worden; bekanntlich iſt von Anfang her die Noblet im Beſitze der Rolle der Fenella: es ſcheint, daß Fanny Elßler ſich durch eine Anwandlung von Eiferſucht hat hinreißen laſſen; das war ſehr unvorſichtig, dadurch hat ſie die Noblet zu ſich erhoben: bisher war es Niemand eingefallen, beide Künſtlerinnen auf gleiche Linie zu ſtellen. Vielleicht auch wollte die Direction dieſer Vorſtellung einen beſondern Reiz verleihen, indem ſie die Elßler als Fenella auftreten ließ: der Verſuch iſt nicht mißlungen; allein offenbar war ein Theil des Publikums feindlich gegen ſie geſinnt; dieſes äußerte ſich beſonders durch den Enthuſiasmus, womit Mlle. Noblet und ihre Schweſter Madame Dupont begrüßt wurden: ſie mußten ihren ſpaniſchen Pas de deux wiederholen oder wie ſonſt der Tanz heißt, und dieſe Ehre iſt der Noblet ſelten widerfahren. Anderſeits fiel das Urtheil über die Leiſtung der Elßler als Fenella nicht allgemein günſtig aus. Viele meinten, die Noblet habe mehr Grazie, mehr Eleganz: man nimmt ſich gern der Unterdrückten an, und wer nicht ein ausgemachter Schurke iſt, kann hoffen, nach ſeinem Verſcheiden noch immer als ein ganz honnetter Mann genannt zu werden. Duprez hat allgemein angeſprochen, obgleich die Parthie des Maſaniello ſeiner muſikaliſchen Organiſation wenig zuſagt; als Schauſpieler hat Duprez begeiſtertes Lob und ſcharf tadelnde Kritiker gefunden. Duprez, der ſich lange Zeit in Italien aufgehalten, ſuchte in ſeiner Mimik den italiäniſchen Charakter wiederzugeben, und beſonders die etwaige Haltung der Lazzaroni, die Verſchmitztheit, hinter welcher ſie ihre Anſchläge zu verbergen wiſſen und die heftigen Bewegungen, ſobald ſie in Affekt gerathen; die Eleganz, die vornehme Correktheit gehen dabei verloren; und ſolchen Verluſt dulden die Pariſer nicht leicht; denn die Natur iſt ihnen meiſt zu trivial: für das relativ Wahre haben ſie keinen Sinn; in der Kunſt, wie in Allem, dehnt ſich der Kreis der Genüſſe mit unſeren Kenntniſſen aus.

„Le bon Garçon" in der Opéra comique iſt ein ziemlich unbedeutendes Vaudeville, Muſik von Prevoſt. Hr. Onslow hat die Muſik zu „Guise ou les états de Blois" geſchrieben, eine komiſche Oper in drei Tableaux, von den Herren Planard und St. George. Der Inhalt iſt kurz folgender. Die Handlung ſpielt im Schloſſe zu Blois, der Concierge des Schloſſes und ein Milchmädchen, ſeine Geliebte, dienen den Ränkemachern, die in der Nähe des Schloſſes ihr Spiel treiben, zu Spähern und Auslaufern. Der König ſpielt Ball: der Herzog von Guiſe gibt Feſte; Catharine von Medici iſt gefährlich krank. Guiſe trachtet nach der Krone; Catharine zeigt ihrem Sohne die Gefahr und gibt ihm das Mittel an, ſie abzuwenden. Das Mittel iſt einfach, aber unfehlbar: man muß den Herzog ermorden. Man gewinnt den Hauptmann der ſchottiſchen Wache und der Tod des Guiſe iſt beſchloſſen. Nun wird getanzt und geſungen und getrunken: die Hofdamen trinken Milch, die Schotten trinken Wein, Guiſe trinkt Cognac, und fällt auf der Bühne unter den Streichen von einigen zwanzig Soldaten; Catharine ſtirbt in Folge ihrer Krankheit, und Heinrich III. geht wieder an ſein Ballſpiel. Herr Onslow gilt für einen der erſten Harmoniſten zu Paris: er iſt beſonders durch ſeine Inſtrumentalmuſik bekannt; man hat von ihm eine Maſſe Trios, Quartetten und Quintetten, die durch ganz Europa verbreitet ſind; bis jetzt hat Hr. Onslow nur drei Opern geſchrieben: „Le Colporteur," „l'Alcade de la Vèga" und den „Guise," über den wir nächſtens weiter berichten werden; vorläufig beſchränken wir uns auf die Anzeige, daß Guiſe mit großem Beifall aufgenommen worden iſt. Unter den zahlloſen Vaudevilles führen wir nur „L'éducation d'Achille" an. Es iſt eine Traveſtie der Geſchichte, die ſich kurz vor dem trojaniſchen Kriege zugetragen. Ein junger Mann, der conſcriptionspflichtig iſt, wird von ſeinen Eltern in einem Kloſter verborgen gehalten: hier hat er Gelegenheit genug, intime Bekanntſchaften anzuknüpfen, die er aber nicht mißbraucht; er verliebt ſich nun in Mamſelle Gabrielle. Indeß erfährt die Militärbehörde, daß ein Conſcriptionspflichtiger ſich im Kloſter aufhalte: ein Sergeant wird beordert, das Penſionnat zu inſpiziren. Gabrielle gibt ſich für einen Garçon aus, nimmt Abſchied von Lodoiska, ſo heißt der moderne Achill: als ſie aber den bloßen Degen des Sergeanten Mathieu erblickt, fällt ſie in Ohnmacht: Lodoiska hingegen ergreift den Degen und ſcheidet von Gabrielle mit den Worten: „Bleibe mir treu bis zu meiner Rückkehr." — „Ja," erwiederte Gabrielle, „aber bleibe nicht zu lange."

Feuilleton.

⁂ Statiſtik der deutſchen periodiſchen Blätter. — Der Revue britannique nach erſcheinen in ganz Deutſchland jetzt 300 literäriſche, wiſſenſchaftliche und religiöſe Zeitſchriften und 170 politiſche Tagblätter, 36 der deutſchen Schweiz mit einbegriffen (dieſe Angaben mögen vor einigen Jahren richtig geweſen ſein; jetzt erſcheinen gewiß einige hundert Zeitſchriften und Tagblätter mehr, als hier angegeben). In den öſterreichiſchen Staaten werden der Revue britannique zufolge 76 Blätter herausgegeben, wovon 22 zu Wien, 25 zu Mailand, 19 in den übrigen Städten der Lombardei, 7 in den venetianiſchen Staaten, 5 in Verona, 7 in anderen Städten. Zu Wien aber werden jetzt gehalten: 18 engliſche, 7 franzöſiſche, 2 holländiſche, 7 belgiſche, 22 deutſche, 2 griechiſche, 2 türkiſche, 2 polniſche und 5 ruſſiſche Zeitungen; außerdem noch 9 engliſche, 38 franzöſiſche (?) und ungefähr 138 deutſche Zeitſchriften.

⁂ Jakob Böhme's Denkmal. — Wir leſen in der Hanauer Zeitung: im Jahre 1828, habe der engliſche Arzt Will. Pordage auf dem Friedhofe der Nikolaikirche zu Görlitz die Grabſtätte J. Böhme's entdeckt, und mit einem gleichzeitig dort eingetroffenen Holländer van der Vlies dem Grabe des berühmten Schuſters nicht nur ausgezeichnete Aufmerkſamkeit erwieſen, ſondern auch ſich mit ihm verbunden, ein — wenn auch einfaches, Denkmal zu ſetzen. Dieſe Angabe iſt richtig, wenn man ſtatt 1828 das Jahr 1748 ſetzt. Wohl verdiente es aber der große deutſche Theoſoph, daß auch ihm von ſeiner Vaterſtadt ein ſeiner würdiges Denkmal geſetzt werde, wozu unſer geniale Schwanthaler gewiß ſeine künſtleriſche Mitwirkung nicht verſagen würde.

⁂ Dr. Alibert, früher Arzt Ludwig's XVIII. und Karl's X., zuletzt Profeſſor an der mediziniſchen Fakultät, erſter Arzt am Ludwigshospital u. ſ. w., iſt am 4. d. M. 69 Jahre alt, geſtorben. Seine „Physiologie des passions," die vor einigen Jahren erſchienen, hat ſowohl bei dem literäriſchen und philoſophiſchen, als dem ärztlichen Publikum eine ſehr günſtige Aufnahme gefunden.

⁂ Scribe iſt im Théâtre français — durchgefallen. Sein Luſtſpiel die „Indépendance," nachdem es ſich mühſelig durch drei an Intereſſe und Komik armen Acten durchgeſchleppt, iſt bei der Auflöſung ausgepfiffen und der Name des Verfaſſers nicht ohne Widerſpruch genannt worden.

⁂ Herr Wilhelm Beer zu Berlin iſt von dem König von Dänemark jüngſt ſeiner ſelenographiſchen Verdienſte wegen zum Ritter des Danebrogsordens ernannt, und in dieſen Tagen vom König von Preußen mit dem Charakter eines Geh.-Commerzienrathes bekleidet worden.

⁂ Staatswiſſenſchaft auf die Wiſſenſchaft vom Menſchen gegründet. — Hr. Courtet de l'Isle hat in dieſen Tagen ein Werk herausgegeben, betitelt: „La science politique fondée sur la science de l'homme," und ihr das Epigraph vorgeſetzt: „La politique deviendra une science positive." Der Verf. ſucht hier vorzüglich den Einfluß zu beſtimmen, den die verſchiedenen Naturbeſchaffenheiten der Völker und Raçen auf die Geſtaltung der Staaten ausüben; eine Unterſuchung, die jedenfalls dankenswerth iſt, wenn ſie auch keineswegs zur wirklichen Erhebung der Staatskunde zur Staatswiſſenſchaft ausreichen kann.

⁂ Steinkohlenlager ſind kürzlich in Spanien nördlich von Cordova und zwiſchen Montella und Montemayor entdeckt worden. Beſonders das erſte ſoll ſehr ausgebreitet ſein. Auch in Braſilien hat man Kohlenlager aufgefunden.

⁂ Brandverſicherungsgeſellſchaften gibt es jetzt in Großbritanien bereits 60, wovon 16 in London, 30 im übrigen England, 11 in Schottland und 3 in Irland. Im vor. J. beliefen ihre Verſicherungen ſich auf 569,824,333 Pfd. St.

⁂ Thalberg macht Furore in England. Beiläufig mag bemerkt werden, daß ſein Erard'ſcher Flügel 1400 engl. M. zurückgelegt und in 26 Concerten gedient hat, ohne daß er ein einziges Mal geſtimmt zu werden brauchte.

⁂ Politiſche Frauengeſellſchaft in Canada. — In Canada waren am 30. September d. J. 250 Frauen zu einem politiſchen Gaſtmahle verſammelt, bei welchem ſehr patriotiſche Geſinnungen ſich in Toaſten ausſprachen. Vierzig Herren bildeten eine Ehrenwache und gaben Freudenſalven.

⁂ Ueber Lamologie (Peſt-Theorie) werden im laufenden Winterhalbjahre auf der Otto-Univerſität zu Athen Vorleſungen von Profeſſor Leuklos gehalten.

⁂ In der homöopathiſchen Anſtalt zu München ſind dem vierten Bericht derſelben zufolge ſeit Errichtung dieſer Anſtalt (am 12. Dezbr. v. J.) von 311 Kranken nur 8, und näher von 83, die ſeit dem 30. April d. J. aufgenommen worden, keiner geſtorben.

⁂ Die Metamorphoſe der Pflanzen. — Hr. Dr. Schleiden hat in Wiegmann's Archiv (Jahrg. III. B. I.) eine Abhandlung unter dem Titel: „Einige Blicke auf die Entwicklungsgeſchichte des vegetabiliſchen Organismus bei den Phanerogamen" einrücken laſſen, in welcher er die Priorität der Idee von der Metamorphoſe der Pflanzen dem genialen C. Fr. Wolff, der ſie wiederum von Linné hatte, vindizirt.

⁂ Braſilianiſche Sympathie für Frankreich. — Von Rio Janeiro wird geſchrieben, die Sympathie der Braſilianer mit den Franzoſen nehme mit jedem Jahre zu, und wenn ſonſt die reiche Jugend vorzüglich nach England, ſo reiſe ſie jetzt vorliebig nach Frankreich, d. h. nach Paris, wo jetzt an 300 Braſilianer leben.

⁂ Für die engliſche Malerſchule ſoll nun in der Galerie des Louvre's eine neue Abtheilung gebildet werden, und Herr Taylor den Auftrag haben, Bilder der bedeutendſten älteren und neueren engliſchen Meiſter, als Hogarth, Reynolds, Weſt, Lawrence, Wilkie, Bonnipton ꝛc. ꝛc. anzukaufen.

⁂ In Berlin ſind für das Mozarts-Denkmal in Salzburg 1800 Thlr. eingegangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 284. 1837.

Phönix.

Freitag, 1. December.

Das Brautſchiff.

Novelle von Heinrich Smidt.

Zu Hamburg, im Cremon, ſtand das alterthümlich gebaute Haus des reichen Handelsherrn Andreas Martin Averdick. Die Firma deſſelben war in der kaufmänniſchen Welt weit berühmt; ſeine Geſchäfte zeugten alle ohne Ausnahme von einem höchſt ſoliden Charakter; ſeine Wechſel, zu welchem Betrage ſie auch gezeichnet ſein mochten, galten bei jedem Geſchäftsmanne für baares Geld; ſeine Schiffe ſchwammen auf allen Meeren; ſein bloßes Wort galt für ein unantaſtbares Heiligthum und ſein Credit war unermeßlich.

Die äußere Erſcheinung des reichen Kaufherrn war nicht von großer Wirkung: Er war klein von Figur, etwas korpulent, liebte dunkle Farben in ſeinem Anzuge und trug ſich ſehr einfach. Nichts Äußerliches verrieth den Feuergeiſt, der in ihm wohnte, und ihn zu dem erſten Börſenherrn ſeiner Zeit machte; nur ſein Geſicht wies ſehr ſcharf ausgeprägte Züge, und ſein dunkles Auge ſprühte manchmal ein Feuer, das auf den Vulkan deutete, der hier unbemerkt, wie unter der Aſche fortglimmte.

Der reiche Handelsherr hatte für nichts in der Welt Sinn, außer für ſein Comptoir; ſo glaubten wenigſtens Alle, die mit ihm in oberflächliche Berührung kamen und in Verbindungen mit ihm ſtanden, die eben nicht über den Bezirk des Comptoirs hinausreichten. Und in der That konnte man auch keine andere Meinung von ihm faſſen. Zwar ſtand er Keinem ſeines Gleichen nach, wenn es galt, im Äußern, durch Feſte oder Prunkgelage ſeinen Reichthum zu zeigen, ja er überbot ſie wohl gar. Sein Haus, ihm ſchon von dem Großvater überkommen, war von außen unſcheinbar, ja faſt vernachläſſigt; die große eichene, mit Eiſen beſchlagene Thür führte auf eine ſehr große, aber finſtere Diehle, die mit Waarenvorräthen aller Art ſo bedeckt war, daß man ſich erſt einen Weg bahnen mußte, um in das Comptoir zu gelangen, das an dem äußerſten Ende derſelben lag. Dagegen herrſchte in den obern Stockwerken eine fürſtliche Pracht, und man wußte nicht, ob man die Koſtbarkeit des Mobiliars oder den Reichthum des goldenen und ſilbernen Geſchirrs am meiſten bewundern ſollte. Nach der herrſchenden Sitte hatte er vor dem Dammthor, in der reizenden Gegend des Baſſins der Außen-Alſter, eine mit gleichem Luxus eingerichtete Sommerwohnung; obgleich er faſt nur zu Fuß ging, hatte er doch, für außergewöhnliche Fälle, in ſeinem Stalle die ſchönſten Pferde und Wagen; und im unterſten Gewölbe ſeines Hauſes befand ſich ein Weinlager, das den koſtbarſten an die Seite geſtellt werden konnte. Er gab ſeine glänzenden Mahlzeiten, ſowohl in der Stadt, als auf ſeiner Sommerwohnung, wie es die Sitte des Landes erheiſchte; er geſtattete den Zutritt zu ſeinem Hauſe Jedem, der durch ſeine Verhältniſſe oder durch beachtenswerthe Empfehlungen dazu berechtigt war, auf die liberalſte Weiſe; er gab, wenn von Unterſtützung gemeinnütziger Unternehmungen die Rede war, mehr als mancher Andere; kurz, er repräſentirte in jeder Hinſicht einen vollkommenen Gentleman.

Aber er repräſentirte nur, er war bei allen dieſen Ereigniſſen nicht mit dem Herzen. Man ſah es ihm an, daß er allen Aufwand nur darum machte, weil er ihn zur Aufrechthaltung ſeines Credits für nöthig hielt. Unter dieſen Umſtänden kam es nun bald dahin, daß Herr Averdick insgeheim für einen herz- und gefühlloſen Geldmenſchen galt, den man um ſeines Reichthums und um ſeiner Rechtlichkeit willen achten müſſe, mit dem man aber außerdem nicht im Geringſten ſympathiſiren könne.

Aber ſo ſtolz der hier geſchilderte Kaufherr auch in der That ſein mochte, ſo war doch eine Stelle in ſeinem Herzen, die voll friſcher Lebenshoffnung glühte; es war die Liebe, welche er für ſeine Tochter Erneſtine fühlte, die die einzige Frucht einer überaus glücklichen, aber kurzen Ehe war. Nur eine Leidenſchaft kämpfte noch in der Seele des Vaters mit der Liebe zu dem liebenswerthen Kinde, und errang nicht ſelten den Sieg; dies war ſein kaufmänniſcher Stolz.

An einem ſchönen Sonntag Morgen, eine Stunde vor dem Beginne der Predigt, die Herr Averdick, nach einer löblich frommen Sitte des Hauſes, nie zu verſäumen pflegte, erſchien Frau Marthe, die Schließerin des Hauſes, in ſeinem Arbeitszimmer, das unmittelbar an dem Comptoir lag.

Der Kaufherr fuhr bei ihrem Eintritte auf, und ſah ſie einen Augenblick befremdet an: „Was iſt das? Woher kommt Sie allein? Wo iſt Erneſtine?“

Frau Marthe räuſperte ſich und ſagte dann mit einiger Verlegenheit: „Mamſell Erneſtine iſt noch nicht zu Hauſe, aber ſchon auf dem Wege hierher, und ich wollte Ihnen nur ſagen, daß ſie nicht lange mehr bleiben wird.“

„Hollah!“ rief der Alte und ſprang von ſeinem Sitze auf. „Hier ſind Lügen im Spiel, hier gehen Winkelzüge vor! Wo kann meine Tochter ſein, wenn ſie nicht im Hauſe iſt? Und wie konnte und durfte Sie ſich unterſtehen, ihr von der Seite zu gehen? Antworte Sie! Rede Sie! Rede Sie gleich, oder . . .“

„Ach, guter Gott!“ ſchrie die Wirthſchafterin, „wie vermag ich denn nur ein Wort hervorzubringen, wenn Sie gleich ſo auffahren und mich mit harten Redensarten einſchüchtern? Ich armes Lamm habe ja nichts verbrochen; und es hat keiner etwas verſchuldet, als der junge Herr Sander, der nicht glauben wollte, daß man mit Wind und Wellen nicht ſpaſſen müſſe.“

„Was faſelt Sie da von Wind und Wellen?“ unterbrach der Kaufmann die Redſelige, „und wie kommt der junge Sander in die Geſellſchaft meiner Tochter? Antwort will ich! Runde, nette Antwort! Gleich! Augenblicklich!“

„Ich will ja reden, lieber beſter Herr!“ ſchluchzte Frau Martha, „werden Sie doch nur nicht gleich ſo heftig. Wir fuhren ehegeſtern, die Mamſell und ich, ganz expreß mit Ihrer Erlaubniß, nach Nienſtädten nach Herrn Roſen's Garten, wo es uns denn auch ganz wohl gegangen iſt, bis geſtern Abend. Es war nämlich der junge Herr Sander, der auf Ihrem Comptoir arbeitet, nach der Börſe hinausgekommen, und beredet die Geſellſchaft, eine Waſſerfahrt auf der Elbe zu machen, da er das Schifferhandwerk von ſeinem ſeligen Vater her gut verſtehen ſoll. Wir geben alſo Alle unſern Conſens und Mamſell Erneſtine auch; aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Herr Sander bloß rudern und keine Segel aufſpannen ſoll.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ rief der Alte, bleich vor Schrecken, „meine Tochter hat ſich der Leitung eines unvorſichtigen Buben anvertraut, und iſt zu Grunde gegangen! Sie iſt todt, das gute liebe ſanfte Geſchöpf!“

„Ach nein, ach nein, lieber Herr!“ rief Frau Marthe. „Würden Sie dann wohl mich hier ſehen? Niemals hätte ich eine ſolche Botſchaft zu überbringen vermocht. Ihre Tochter lebt!“

„Nun denn,“ ſprach Vater Averdick mit einem tiefen Athemzuge. „Bringe Sie es zu Ende.“

„Ich bin gleich fertig,“ fuhr die Alte fort. „Wir fuhren fröhlich ab, und die jungen Leute lachten und ſcherzten miteinander. Da erblickt der junge Sander plötzlich eine Brigg, die unterhalb des Blankeneſer Sandes vor Anker liegt. Er erkennt ſie für Ihre „Alma,“ die bereits vor mehreren Tagen von Malaga erwartet wurde. Nun iſt kein Haltens mehr. Er will die Geſellſchaft an Bord bringen, und der Schiffsmannſchaft die Tochter ihres Rheders zeigen, und da ſich in dieſem Augenblick ein friſcher Wind erhebt, zieht er, trotz unſeren Bitten, das Segel auf, und das Boot fliegt mit großer Schnelligkeit dahin. Anfangs ging Alles gut; aber als wir in die Nähe des Schiffes kamen, mochte die Aufmerkſamkeit unſers Steuermanns doch wohl etwas nachlaſſen; denn man rief uns bereits von dem Schiffe zu, auf unſerer Hut zu ſein. Hierdurch außer Faſſung gebracht, noch mehr aber durch unſer Geſchrei erſchreckt, machte er muthmaßlich eine falſche Wendung, denn unſer Boot berührte das Ankertau der Brigg und ſchlug um.“

Vater Averdick vermochte kaum ſich auf den Füßen zu erhalten. „Und Erneſtine?“ ſtammelte er.

Frau Marthe fuhr fort: „Was nun mit uns vorging, weiß ich nicht. Als ich wieder zur Beſinnung kam, befand ich mich in der Kajüte der Brigg, und in der Nähe von Erneſtinen, die in derſelben Minute die Augen aufſchlug. Auch die andern Mitglieder der Geſellſchaft waren geborgen, und keine von den Damen hatte Schaden gelitten. Der Kapitän ſchickte ſogleich an's Land, damit Roſen's uns mit trockenen Kleidern verſehen möchten, und wir haben uns darauf wieder vom Schiffe entfernt. Erneſtine war von dem Schreck etwas angegriffen, und ich beſtand deshalb darauf, daß ſie etwas länger ruhen ſollte. Ich aber bin vorausgeeilt, um Ihnen Alles zu ſagen, ehe Sie von dem Vorfalle durch fremde Leute Nachricht erhielten.

„Gelobt ſei Gott!“ rief Vater Averdick mit einem dankbaren Blick zum Himmel. „Ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wäre mir Erneſtine geſtorben. Aber den Sander thue ich augenblicklich von meinem Comptoir, und eine Strafpredigt will ich ihm halten . . .“

„Ach lieber Herr,“ unterbrach ihn Frau Marthe haſtig. „Sie werden dem allmächtigen Gott nicht mehr vorgreifen; Sander hat für ſeine Thorheit ſchwer büßen müſſen; er war der Einzige, der ſein Leben ließ.“

„Sander todt!“ rief der Kaufmann erſchüttert; er ſtand eine Zeit lang ſprachlos; der Umſtand, daß ein Menſch, dem er eine empfindliche Strafe zugedacht hatte, in demſelben Augenblick bereits vor einem höhern Richter erſchienen war, raubte ihm alle Faſſung.

In dieſem Augenblick ſtürzte eine ältliche Frau in das Zimmer; die Thränen rannen ihr unaufhaltſam aus den Augen; ihr Geſicht war abgehärmt; ein unendlicher Schmerz ſprach aus ihrer ganzen Haltung. Es war die hülfloſe Wittwe des Everführers Sander, die bereits Nachricht von dem Tode ihres Sohnes erhalten hatte.

„Erbarme ſich Gott meiner und meiner unmündigen Kinder!“ ſchluchzte ſie. „Ich habe erſt meinen Mann und nun den Sohn verloren, durch den wir unſer Leben friſteten. Und wenn ich auch ohne ihn in Überfluß lebte, ich könnte mich doch nicht zufrieden geben. Es war ein gar zu gutes Kind, und es ſtößt mir das Herz ab, wenn ich bedenke, daß er ſo früh hat dahin müſſen.“

Averdick, noch erzürnt über die Tollkühnheit des jungen Mannes, entgegnete rauh: „Der Sander iſt ſelbſt ſchuld an ſeinem Tode; es fehlte nicht viel und ein noch weit unabſehbareres Unglück wäre geſchehen, es wäre Trauer in viele Familien gekommen!“ Als er aber in das tiefbekümmerte Antlitz der Mutter ſah, die vor dieſem Empfange betreten zurückwich, ſagte er ſanft: „Was will Sie? Ich kann Ihr den Sohn nicht wiedergeben! Bete Sie zu Gott um Troſt in Ihrem Schmerz. Um die Beerdigungskoſten ſei Sie ohne Sorgen, und den Gehalt Ihres Sohnes ſoll Sie von dem heutigen Tage ab als Penſion beziehen, ſo lange bis Ihre übrigen Kinder groß ſind und Sie ernähren können. Gehe Sie jetzt; ich will Ihrer nicht vergeſſen, meine Erneſtine wird es auch nicht! — Gehe Sie!“

Die tiefgebeugte, wirkſam getröſtete, aber nicht vom Seelenſchmerz befreite Mutter, verließ unter einem Sturm wechſelnder Gefühle das Zimmer, während der Kaufmann fortfuhr: „Und Sie geht auch zur Ruhe, Sie pflegt ſich und läßt ſich nichts abgehen. Ich will nicht, daß irgend Jemand in meinem Hauſe Entbehrungen tragen ſoll, am wenigſten eine ſolche Perſon, die mir ſo treu dient, wie Sie. Ich ſelbſt will hinaus zu Roſen's. Zur Kirche mag ich jetzt nicht, die Andacht iſt hin! Meinen Wagen! — Adieu Frau Marthe! Trinke Sie ein Glas ſtärkenden Wein und lege Sie ſich zu Bett.“ — (Fortſ. f.)

Blicke auf Ungarn.

Ungarn wird täglich wichtiger; doch kennen wir weder Land noch Volk hinreichend, und eine gedrängte Betrachtung einiger Hauptmomente dürfte daher nicht ohne allgemeines Intereſſe ſein. Engel's und Feßler's geſchichtliche Werke verdienten mehr geleſen zu werden; auch Schneller, wenn gleich letzterer weniger originell iſt. Mailath's „Geſchichte der Magyaren,“ bedarf eines ſprach- und ſachkundigen Commentators, und von mehren guten ungariſchen Werken fehlten bis jetzt gute Überſetzungen. Die Fortſchritte Ungarn's in neuerer Zeit machen eine nähere Bekanntſchaft mit deſſen innerm Bildungszuſtande immer wünſchenswerther, jemehr ſeine äußeren Verhältniſſe die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen.

Gegen den Ausgang des neunten Jahrhunderts erſchienen die Ungarn zuerſt in Europa, gleich andern aſiatiſchen Barbaren, in Horden getheilt, deren Führer Einen Namens Almos, das Haupt einer der zahlreichſten Horden, zum Oberanführer unter der Bedingung wählten, daß ſie und ihre Nachkommen an der Herrſchaft theilnehmen und an den gemeinſchaftlich eroberten Ländern verhältnißmäßigen Antheil erhalten ſollten. Dieſes Vertrags erwähnen wir bloß deshalb, weil in ihm der Keim der allmählich entwickelten heutigen ungariſchen Verfaſſung liegt; eine Hauptbeſtimmung deſſelben ſetzt die Erblichkeit der Herrſcherwürde in einer Familie feſt, ohne ſie an die Abſtammung allein zu knüpfen, ſo daß ein beſchränktes Wahlreich entſtand; eine zweite Grundbeſtimmung bezeichnet eine Anzahl erblicher Reichsräthe, und eine dritte führt eine zahlreiche Klaſſe von adelichen Grundeigenthümern ein; ſonach zwei mächtige ariſtokratiſche Elemente mit hinreichendem Gegengewicht. Auf dieſer Grundlage beruht die Vertheilung des Grundeigenthums in den von den Ungarn, als Eroberern, beſetzten Ländern, deren Bewohner als Beſiegte, meiſtens ſlaviſchen Urſprungs, in einem Zuſtande von Dienſtbarkeit verblieben, dem Zuſtande der Leibeignen anderer Länder nicht unähnlich. Die Horden waren in Stämme getheilt, deren jeder ſein Oberhaupt hatte; aber, obgleich wir von Volksverſammlungen leſen, worin jeder Waffenfähige erſchien, ſo leiteten dennoch wenige mächtige Edele die öffentlichen Angelegenheiten faſt ausſchließlich unter der obern Leitung des Königs.

Mit der Einführung des Chriſtenthums im 11. Jahrhunderte traten wichtige Veränderungen ein; der heilige Stephan war nicht bloß ein Mann der Kirche, ſondern auch des Staats. In 65 Grafſchaften (Geſpannſchaften) eingetheilt, erhielt das Land in den königlichen Anordnungen ein Gegengewicht gegen die Macht der erblichen Häupter der einzelnen Provinzen; die Civil- und Militärgewalt der einzelnen Grafſchaften ward dem vom Könige ernannten Summus Comes in die Hand gegeben, und mehrere Ämter der Krone, worunter das des Palatinus ſich auszeichnete, mußten dazu beitragen, das königliche Anſehen zu ſtützen. Sieben Stände beſtanden unter den erſten chriſtlichen Königen in Ungarn: Leibeigene; Grundhörige und freie Bauern; Bürger freier Städte; Vaſallen der einzelnen Grafſchaften unter der Hoheit der königlichen Caſtellane; Kronvaſallen, vom Könige unmittelbar belehnt, servientes regii genannt, und endlich die Nachkommen der erobernden Anführer, deren Güter frei von allen Abgaben waren und die keine andere Obliegenheit hatten, als die allgemeine Landesvertheidigung. Letztere beſaßen ausgedehnte Ländereien und bildeten den eigentlichen Adel, wiewohl die servientes regii ebenfalls dazu gezählt worden.

Die mächtigen Grundbeſitzer, die höhere Geiſtlichkeit, die königlichen Statthalter der Grafſchaften und die hohen Beamten des Reichs bildeten die Repräſentanten der Nation; der Einfluß der Krone überwog begreiflicherweiſe, weil beide letztere unmittelbar vom König abhingen. Dadurch entſtanden Beſchwerden, vorzüglich von Seiten des niedern Adels, über Beeinträchtigungen; und während die engliſchen Barone den König Johann zur Unterſchrift der Magna Charta nöthigten (1215), erzwangen die ungariſchen Edeln faſt um dieſelbe Zeit (1222) die goldene Bulle vom König Andreas dem Zweiten, welche die Rechte des Adels ſicher ſtellte, der nicht privilegirten Stände aber kaum erwähnte. Die Magna Charta ging von der hohen Geiſtlichkeit und den Baronen aus und bezweckte die Beſchränkung der königlichen Alleinherrſchaft; die goldne Bulle begünſtigte mehr den niedern Adel und ſchwächte den Einfluß des hohen Adels und der Geiſtlichkeit zugleich mit dem königlichen Anſehen; und überdies unterſcheiden ſich die Verfaſſungen beider Länder noch dadurch, daß die engliſche Charte ſeit dem 13ten Jahrhundert bedeutende Abänderungen erlitt, während man in Ungarn an dem Buchſtaben der goldenen Bulle feſthielt und erſt in den letzten Jahren anfing, die Reichsverfaſſung mehr den Bedürfniſſen der ganzen Nation als bloß der bevorrechteten Stände anzupaſſen.

In der Anwendung ändert ſich freilich Manches, und während der ſtürmiſchen Zeiten des Mittelalters und der Reformation kommen daher manche Ausnahmen vor. Bald ergehen Verordnungen unmittelbar vom Könige, bald wieder unter Beirath der Prälaten, der Magnaten und der hohen Beamten des Reichs; gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts traten Delegaten zum Landtage auf; öfter kommen Nationalverſammlungen in der Ebene von Rakos vor, unweit Peſth, wobei jeder Edelmann das Recht hat, zu erſcheinen; bisweilen unter dem Schutze von 50,000 Bewaffneten zu Pferde. Von ſolchen zahlreichen Verſammlungen rührt vermuthlich die Gewohnheit her, daß die Ungarn noch jetzt durch Acclamation zu votiren pflegen.

Die jetzige ungariſche Verfaſſung ſtützt ſich vorzüglich auf folgende Urkunden: 1) Die goldne Bulle Königs Andreas des Zweiten, 1222; 2) des Wiener- (1606) und Linzer- (1645) Friedensvertrag, wodurch die Proteſtanten ſicher geſtellt werden; 3) die Acte von 1687 und 1723, welche die Krone im Hauſe Habsburg erblich machen, nämlich in der männlichen und weiblichen Deſcendenz Karl's VI., Joſeph's I. und Leopold's I. Nach dem Erlöſchen dieſer drei Linien ſteht der ungariſchen Reichsverſammlung das Recht zu, ſich ſelbſt einen König zu wählen; 4) der Krönungseid des Königs und das Inauguraldiplom, wodurch ſich der König beim Regierungsantritt verbindlich macht: die Reichsverfaſſung unverletzt zu erhalten, die Krone des heiligen Stephanus nicht dem Lande zu entfremden, und endlich diejenigen Ländereien, die früher zur Krone Ungarns gehörten, wieder mit derſelben zu vereinigen, ſobald er wieder in den Beſitz derſelben gelangen ſollte.

Die letztere Verbindlichkeit kann einſt von Wichtigkeit werden; ſollte irgend eine mächtige Veranlaſſung die Zerſtückelung des türkiſchen Reichs herbeiführen, ſo wird die europäiſche Diplomatie keine leichte Aufgabe zu löſen bekommen. Denn der größere Theil der europäiſchen Türkei, nördlich vom Balkan, gehörte einſt der ungariſchen Krone, und vertragmäßig dürften in ſolchem Falle die Ungarn die Wiedervereinigung des ganzen Striches von Bosnien, Servien, der Wallachei u. ſ. w. mit ihrem Gebiete verlangen. Von welchem mächtigen Einfluß auf die Intereſſen der Politik, des Handels und der Civiliſation könnte ein ſolches Ereigniß werden!

Außer der höchſten executiven Gewalt ſtehen dem Könige bedeutende Prärogative zu. Dazu gehört das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu ſchließen, nach einer ausdrücklichen Beſtimmung von 1608, die öfter erneuert worden iſt, worin feſtgeſetzt wird, daß ohne Bewilligung des ungariſchen Landtags der Kriegsſchauplatz nicht innerhalb der Landesgrenzen verlegt, auch keine fremde Truppen das Land betreten dürfen. Der König hat allein das Recht, in den Adelſtand zu erheben, und Titel, Würden, Vorrechte zu verleihen; freiſtädtiſche Verfaſſungen zu bewilligen. Doch die Vertretung bei'm Landtage hängt von der Zuſtimmung des letztern ab; daher können nicht ſämmtliche Städte Delegaten zum Landtage ſenden. Nur der Palatinus und die zwei Bewahrer der Krone werden durch den Landtag gewählt; außerdem ernennt der König alle Civil- und Militärbeamten; doch keinen Fremden, alſo auch keinen Öſterreicher darf er zu höhern Staatsämtern berufen. Der König hat ebenfalls das Recht der Ernennung zu höhern geiſtlichen Würden und Beförderungen; er kann ſelbſt drei Jahre lang die Einkünfte eines geſtorbenen Biſchofs einbehalten, ehe er demſelben einen Nachfolger beſtimmt, und vermöge des ſogenannten jus Placeti vermag er dem römiſchen Einfluſſe nöthigenfalles Grenzen zu ſetzen, und keine päpſtliche Bulle kann ohne königliche Zuſtimmung in Kraft treten; über die kirchlichen und Schulangelegenheiten der Proteſtanten ſteht ihm das Recht der Oberaufſicht zu.

(Fortſetzung folgt).

Feuilleton.

⁂ **Deutſche Novitäten.** — Von Dr. C. F. Wurm, Profeſſor in Hamburg, der früher mit ſo viel Auszeichnung die kritiſchen Blätter der Börſenhalle redigirt hat, iſt ſo eben bei Brockhaus eine intereſſante publiziſtiſche Skizze erſchienen, betitelt: „das königl. hannover'ſche Patent, die deutſchen Stände und der Bundestag.“ Auch ſoll in allen öſterreichiſchen Buchhandlungen eine Abhandlung zu haben ſein, betitelt: „Sechs bedenkliche Vorboten einer großen Weltveränderung, an Sonne und Erde ſichtbar,“ beſchrieben und beurtheilt v. Dr. J. G. Tinius Vfr. des „jüngſten Tages.“ Gr. 8°. (Preis 36 kr.)

⁂ **Neue Ausgaben alt-belgiſcher Gedichte und Geſchichten.** — Herr Baron *Jules de St. Genois* hat zu Brüſſel in 2 Bänden herausgegeben „*La cour du Duc Jean IV.*, chronique brabançonne, 1418 – 1421. Ferner iſt in dieſem Jahre zu Gand erſchienen „*La Clé d'or*, histoire merveilleuse du XVI. siècle; traduite d'après un Ms. Flamand de 1457; dann haben zu Mons die belgiſchen Bibliophilen den dritten Band ihrer Raritäten herausgegeben, betitelt: „*Rimes et Refrains tournésiens*, poésies couronnées par le Puy d'Escole de Rhétorique de Fournay, 1477 – 1491. Dieſe Ausgabe iſt durch Herrn Hennebert, Archiviſt von Tournay beſorgt, und mit einer intereſſanten Einleitung über jene Dichtungsform im XV. Jahrh. begleitet. Zu Antwerpen aber iſt ein mit zehn Steindrücken geſchmückter hiſtoriſcher Roman erſchienen unter dem Titel: „*In't Wonder-Jaer (1566) Historische tafereelen uit de XVI. eeuw, door Hendrik Conscience*, voorzitter van den Antwerpschen Kunstenaers-kring en lid der Antwerpsche Vederykkamer.“

⁂ *Museo italiano.* — Noch kann man nicht ſagen: „es gibt keine Alpen mehr.“ Deutſche Bildung dringt nur ſpärlich in das ſo bilderreiche Land; von dem dortigen Leben, wenn man ein Glimmen unter vulkaniſcher Aſche ſo nennen darf, erfahren wir nur ſelten einiges Fragmentariſche. Es iſt deßhalb erfreulich, daß jetzt zu Leipzig eine Wochenſchrift begründet worden, welche, als „Museo italiano,“ außer italieniſchen Muſterſtücken in gebundener und ungebundener Rede, auch biographiſche Artikel und Notizen über die wichtigſten Erſcheinungen in Italien liefert.

⁂ **Neue Bauten.** — Zu Hamburg wird eine engliſche biſchöfliche Kirche, zu Braunſchweig eine Kaſerne (für 100,000 Rthlr.) zu Darmſtadt ein Ständehaus, zu London ein United-Univerſity-Club-Haus in pall-mall, zu Paris eine *Ecole des beaux arts* und zu Kiew ein Univerſitätsgebäude erbaut; zu Venedig und Antwerpen ſind neue Theater beendigt. Am eifrigſten aber wird in Stuttgart gebaut, wo ein neues Canzleigebäude und eine königl. Reitſchule, ein Bazar und ein Staatsarchiv, ein Palaſt der Prinzeſſinnen und ein Kunſtmuſeum und Theater, theils in Arbeit, theils im Projekte ſind.

⁂ **Cormenin's** „*Etudes sur les Orateurs parlementaires*“ finden faſt gleich raſchen Abſatz, wie ſeine früheren Briefe über die Apanagen. Die zweite Ausgabe wurde in acht Tagen vergriffen; jetzt erſcheint die dritte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 285. 1837.

Phönix.

Samſtag, 2. December.

Das Brautſchiff.

(Fortſetzung).

Averdick fand ſeine Tochter, wenn auch noch etwas angegriffen, doch vollkommen wohl: die leichte Fiebergluth, die ihre Wangen röthete, machte ſie nur noch liebenswerther. Der Vater ſaß da im Anſchauen ſeines Kindes verſunken, er hielt ihre Hand, fühlte mit allen Zeichen der Angſt ihren Puls, nannte ſie mit den ſüßeſten Namen und ließ ſich von der Familie Roſen die näheren Details dieſes unglücklichen Ereigniſſes erzählen.

Der Hergang der Sache war, wie Frau Marthe berichtete: Man hatte dem Führer des Bootes zugerufen, einer heranlavirenden Elbjolle auszuweichen. Dies habe er zwar gethan, aber er ſei zu weit aus der Bahn gegangen, und ſein leichtes Boot auf das vorſtehende Ankertau der Brigg getrieben und gekentert. Übrigens fügte man hinzu, daß der Steuermann jener Brigg ſich um die Rettung der verunglückten Perſonen ſehr verdient machte, und daß ſie nur ſeiner Geiſtesgegenwart, ſeiner Entſchloſſenheit, ſeinen vortrefflichen Anordnungen ihr Leben zu danken hätten.

Der Kapitän jener Brigg, der noch, von widrigem Oſtwinde aufgehalten, die Stadt nicht hatte erreichen können, und ſeinen alten Ankerplatz inne hatte, war von der Anweſenheit ſeines Chefs benachrichtigt worden, und beeilte ſich, ihn am Lande aufzuſuchen. Er begrüßte ſeinen Herrn nach der treuherzigen Weiſe eines alten Seemannes, ſtattete in der Kürze ſeinen Bericht über die glücklich vollendete Reiſe ab, und ſagte dann mit überwallendem Herzen: „Gottes Segen über Sie und Ihr Haus! Daß es aber jetzt nicht in die tiefſte Trauer verſenkt iſt, das verdanken Sie einzig und allein meinem Steuermann Robert, der mit Gefahr ſeines eigenen Lebens das Leben Ihres Kindes erhalten hat.“

„Ich werde daran denken, Kapitän!“ ſprach der Kaufmann mit einem Tone, der bezeugte, daß er ſeiner Würde nichts vergeben wollte. Wenn das Schiff wohlbehalten an die Rhede gekommen iſt, ſchickt mir den jungen Mann einmal in's Haus. Woher iſt er gebürtig?“

„Aus Hamburg!“ entgegnete der Kapitän!“

„So? Alſo ein Landskind? Hm! Ich kenne das Haus Robert nicht!“ ſagte der Kaufmann.

„Das glaube ich wohl!“ ſprach der Kapitän.“ „Er iſt der Sohn eines armen Segelmachers, der es nie zum eigenen Geſchäfte hat bringen können, und andere Leute reich machen half, während er ſelbſt darben mußte. Doch hat er für ſeinen Sohn Alles gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, und der Segen des Herrn war mit ihm, denn der Robert iſt ein Seemann geworden, der das Herz und den Kopf auf dem rechten Fleck hat.“

„So, ſo!“ ſprach der Kaufmann, „nun, es gibt in jedem Stande brave und rechtliche Leute, alſo auch unter den Segelmacher-Geſellen. Es bleibt dabei, Ihr ſchickt den jungen Mann gelegentlich zu mir. Adieu, Kapitän, ich will meine Tochter ſelbſt nach Hamburg zurückbringen und für die Zukunft werde ich mir alle Waſſerparthieen verbitten, bei denen ich nicht gegenwärtig bin.“

Einige Tage ſpäter ſaß Herr Averdick in ſeinem Arbeitszimmer und war mit dem Durchleſen eines Briefes beſchäftigt, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Ganz gegen alle Gewohnheit ſtand er von ſeinem Sitze auf und nahm ſeinen Weg nach dem Zimmer ſeiner Tochter, — ein außergewöhnliches Ereigniß, was den jungen Leuten im anſtoßenden Comptoir, die dieſe Bewegung ihres Prinzipals ſogleich bemerkten, zu den verſchiedenſten Muthmaßungen Stoff gab.

Erneſtine ſchrack leicht zuſammen, als ſie den Vater zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde in ihr Zimmer treten ſah, dann legte ſie ihre Handarbeit weg, und ſah ihn fragend an.

„Mein Kind!“ ſprach der Vater mit all der Liebe und Güte im Ton, die ihm, ſeiner Erneſtine gegenüber, ſtets zu Gebot ſtand; „ich bringe dir eine, wie ich hoffe, angenehme Nachricht. Da iſt ein Brief aus Bremen.“

Ein leichtes Roth deckte das Geſicht des Mädchens für einige Augenblicke, dann trat die frühere Bläſſe wieder ein. „Und dieſer Brief aus Bremen?“ fragte ſie mit anſcheinender Gleichgültigkeit, während ihr Herz doch hörbar klopfte.

„Wie, Erneſtine?“ fragte der Vater ernſt, „du ſollteſt in der That nicht wiſſen?“ Aber gleich darauf verzog ſich ſein Mund zum Lächeln und er fuhr mit freundlichem Spotte fort: „Du biſt alſo ganz wie alle übrigen Märchen, die von gar nichts zu wiſſen ſcheinen, wenn auch der langerſehnte Bräutigam bereits mit Extrapoſtpferden vor der Thüre hält? Der junge Siegfried Möller, der dir vor Jahr und Tag ſo wohl gefiel, gegen deſſen Bewerbung du nichts hatteſt, deſſen Antrag du nicht zurückgewieſen, ſondern mir zur Beantwortung überlaſſen haſt, derſelbe junge Mann, der den Kopf auf dem rechten Fleck und das erſte Geſchäft in Bremen hat, wird hier ſein, und dich als ſein Weib mit hinwegführen.“

Erneſtine wechſelte die Farbe, ſie mußte ſich Gewalt anthun, um nicht ohnmächtig hinzuſinken. „Vater!“ ſtammelte ſie, „ſo unvorbereitet, ſo unerwartet?“

„Weßhalb unerwartet?“ fragte der Vater. „Du haſt es ja gewußt. Und weßhalb unvorbereitet? Meinſt du, das Brautkleid und die übrige Ausſteuer würden nicht zur rechten Zeit fertig werden? Ich habe ſchon Alles beſorgt, und was noch fehlen ſollte, wird ja binnen kurzer Zeit für Geld zu haben ſein. Ich habe während meines ganzen Lebens nicht geknickert und ſollte den Geizhals ſpielen, da es die Ausſteuer meiner Tochter gilt? Der ſoll mir kommen, der das zu behaupten wagt!“

Die Ausſicht auf die baldige Heirath ſeiner Tochter und den damit verbundenen Zuwachs an Glanz und Pracht ſeines ohnehin ſo mächtigen Hauſes, hatten den alten Herrn ſo verjüngt, daß er mit freudeſtrahlendem Geſicht im Zimmer auf und ab ging und ſich vergnügt die Hände rieb. Erneſtine, welche die Aufregung Ihres Vaters ſah, hätte ihm, den ſie trotz der unbegränzten Liebe zu ihr faſt knechtiſch fürchtete, um keinen Preis die Empfindungen ihres Herzens offenbaren können, und um der peinlichen Scene, während der ſie alle Seelenmarter erduldete, eine andere Wendung zu geben, fragte ſie den Vater, ob Herr Siegfried Möller während ſeines Aufenthaltes in Hamburg bei ihnen logiren werde?

„Ei freilich, mein Kind!“ ſprach der Alte lebhaft. „Wo ſoll denn der Schwiegerſohn anders logiren als bei'm Schwiegervater? Was du doch mitunter für kurioſe Fragen thuſt! Ich ſoll ihn wohl nach Kayſer's Hof oder nach der Obergeſellſchaft wandern heißen, nicht wahr? Nun, ich hoffe, er wird ſich nicht über die Aufnahme, die er hier findet, zu beklagen haben; meine Erneſtine iſt eine viel zu ſorgſame Hausfrau.“

Erneſtine ſah den Vater mit einem wehmüthigen Lächeln an, und dies Lächeln ſetzte den ohnehin ſchon erregten Mann in die fröhlichſte Stimmung; er küßte ſeine Tochter, nannte ſie mit den ſüßeſten Namen, und ging dann in ſein Comptoir zurück, ohne ſeine roſige Laune auf der Schwelle deſſelben zurückzulaſſen. Dem grämlichem Kaſſirer, der ſich ihm nahte, lachte er entgegen, ſo daß dieſer, erſchrocken vor dem Unerhörten, zurückwich; er lobte einen jungen, ſonſt nicht ganz fleißigen Mann, der ihm eine eben vollendete Arbeit vorlegte, mit unverkennbarem Wohlwollen, ſchenkte einem Andern, der eine offene Bittſchrift auf den Platz des Prinzipals gelegt hatte, eine Summe Geldes, die dieſer zur Abtragung einiger Schulden nur als Vorſchuß erbat, und erregte durch dieſe außergewöhnliche Handlungsweiſe in dem ſtillen Comptoir eine Aufregung, wie ſie dort ſeit Jahren nicht ſtattgefunden hatte.

Erneſtine aber ſah ſich kaum allein, als ſie in einen Strom von Thränen ausbrach und vom Schmerz überwältigt in einen Lehnſeſſel ſank. Frau Marthe, die in dieſem Augenblick in die Stube trat, eilte erſchrocken herbei und rief: „Um Gottes willen, mein liebes, herziges Kind, was iſt dir?“

„Mein Leben iſt von nun an von jedem Glück entblößt!“ ſprach Erneſtine. „Nur im Grabe iſt Hoffnung für mich, und es iſt mein heißes Gebet zu Gott, daß er mich bald durch einen ſanften Tod von der Qual, die ich dulde, erlöſen wolle.“

„Gott bewahre dich vor der Erfüllung dieſes Wunſches, mein Kind!“ ſprach Frau Marthe erſchreckt. „Wie kann ein kleines Ungemach dich ſo beugen? denn etwas Großes iſt dir doch nicht geſchehen? Oder iſt es? Iſt vielleicht dein Bräutigam, Herr Siegfried Möller, geſtorben, oder iſt er dir gar untreu geworden? Das wäre freilich etwas, das das Herz eines ſanften, ſchönen und weichen Mädchens brechen könnte. Ich beſchwöre dich, mein Herzenskind, rede!“

Aber Erneſtine redete nicht; ſie vernahm die Stimme ihrer alten Wärterin nicht mehr; eine tiefe Ohnmacht hielt ſie umfangen und die geängſtigte Marthe wandte Alles an, um die Beſinnungsloſe wieder in's Leben zurückzurufen.

* * *

Einige Tage ſpäter, — die freudige Aufwallung des Herrn Averdick war in deſſen Comptoir durch andere Ereigniſſe längſt in den Hintergrund verdrängt worden, — ſaß der Kaufherr auf ſeinem gewohnten Platze, als ſich ihm ein Mann nahte, der eine faſt ehrerbietige Verbeugung machte, und nicht eher den Mund öffnete, als bis er dazu aufgefordert ware.

Der Kaufmann ließ den Fremden einige Minuten ſtehen, dann nickte er ihm zu und ſprach: „Nun? Soll ich eine gute Botſchaft hören? Ihr, Schiffsbaumeiſter, wißt ſonſt nichts als Geld und wieder Geld. Wollt ihr auch Geld, Herr Frank, oder habt ihr eine andere Nachricht?“

„Nun,“ meinte Herr Frank, mit einem pfiffigen

Lächeln, „das Geld iſt ſonſt eine gute Sache, wenn man deſſen nur recht viel hat. Auch will ich es nicht verſchwören, dergleichen von Ihnen zu fordern, und hoffe deſſen recht viel zu erhalten, aber für dieſen Augenblick hätte ich doch eine Mittheilung anderer Art zu machen. Da iſt Ihr neuer, großer Dreimaſter, der Siegfried“ — —

„Ich habe das Schiff ſo nennen laſſen, weil mein künftiger Schwiegerſohn dieſen Vornamen führt!“ ſchob der Kaufmann dazwiſchen. „Nun, was iſt mit dem Dreimaſter?“

„Er iſt fertig!“ antwortete der Baumeiſter. „Geſtern Abend haben wir den letzten Nagel eingeſchlagen. Das Schiff lacht einem Jeden entgegen, daß es eine Luſt und Freude iſt. und ich bin gekommen, um zu fragen, wann es vom Stapel gelaſſen werden ſoll?“

„Schon fertig?“ fragte der Kaufmann, „das iſt raſch gegangen! Ich bin ſehr zufrieden mit Euch. Ich hoffe doch, daß Ihr Euch nicht dabei übereilt habt?“

„Sämmtliche Schiffsbaumeiſter der drei verbündeten Städte können es getroſt der ſchärfſten Prüfung unterwerfen!“ gab Herr Frank ſelbſtzufrieden zur Antwort. „Ich ſtehe für meine Arbeit.“

„Das iſt ja faſt zu raſch gegangen!“ fuhr der Kaufmann fort. „Jetzt habe ich ein neues Schiff und noch nicht einmal einen Kapitän dazu. Nun, der wird ſich wohl auch finden. Ich bin ſehr zufrieden, und will meinen Dank nicht bloß mit Worten abtragen.“ Er ſchrieb einige Zeilen auf einen Zettel und überreichte ihn dem Baumeiſter. „Gebt dieſen Bon meinem Kaſſirer. Die Summe, die Ihr dafür empfangt, ſollt Ihr unter die Leute vertheilen, die bei dem Bau des „Siegfried“ thätig geweſen, ſie ſollen ſich einen luſtigen Tag machen. Für Euere eigne Perſon werde ich ſelbſt ſpäter noch ſorgen. Das Ablaufen wollen wir auf morgen feſtſetzen. Um ſechs Uhr Nachmittags iſt hoch Waſſer. Ich werde mich einfinden; aber ohne alle Ceremonien; kein Menſch wird dazu eingeladen, wer ſich aber zufällig einfindet, anſtändig bewirthet. Guten Morgen, Herr Frank.“ (Fortſ. f.)

Blicke auf Ungarn.

(Fortſetzung).

Die Gerechtigkeitspflege wird im Namen des Königs nach den beſtehenden Geſetzen und dem eingeführten Verfahren verwaltet, und nur die Milderung eines Strafurtheils ſteht dem Könige zu. Zu den Regalien gehören Bergbau, Münzrecht, Salzmonopol u. ſ. w. ſo wie die freie Dispoſition über die Einkünfte des Staats; Confiskationen und Güteraus geſtorbener adelicher Geſchlechter fallen dem königlichen Schatz anheim. Nach Gutdünken beruft der König den Landtag und löſ't ihn auf oder prorogirt ihn; doch alle drei Jahre muß einer gehalten werden. Alle Geſetzesvorſchläge gehen vom Könige aus, und alle Beſchlüſſe des Landtags kann der König verwerfen oder ſanctioniren. Der König führt den unmittelbaren Oberbefehl der Armee, ſo wie der Landesfeſtungen und der Beſatzungen; doch eine allgemeine Bewaffnung kann nur vom Landtage beſchloſſen werden.

Letzteres war die Veranlaſſung heftiger Debatten, indem die Ungarn an einem jüngſtverfloſſenen Landtage die Zurückziehung der italieniſchen und deutſchen Truppen aus ihrem Gebiet und die Wiedereinberufung der ungariſchen Kriegsvölker aus Italien verlangten und dabei gegen die Beſetzung von Officiersſtellen durch Deutſche in den ungariſchen Regimentern proteſtirten. Nur die dringenden Gegenvorſtellungen des Palatinus konnten den Landtag 1830 endlich bewegen, dieſe Sache fallen zu laſſen.

Die Prärogative des Adels ſind nicht weniger ausgezeichnet. Die ungariſchen Rechtsgelehrten theilen ſie in jura cardinalia und non cardinalia. Zu den erſteren von der goldnen Bulle hergeleiteten Befugniſſen gehörte vormals die Berechtigung des Adels, ſich dem königlichen Anſehen zu widerſetzen, im Fall der König ſeine verfaſſungsmäßigen Rechte überſchreiten ſollte; ſeit aber 1678 dieſe Berechtigung aufgehoben worden, gibt es nur drei ſolcher Vorrechte: 1) ein Edelmann darf zwar wegen eines Verbrechens vor Gericht gefordert, aber nicht feſtgenommen werden, ſo lange das Verbrechen nicht erwieſen iſt; bloß Hochverrath, Ertappen auf der That oder notoriſcher, verbrecheriſcher Wandel machen hiervon eine Ausnahme; 2) ein Edelmann erkennt Niemanden über ſich, als ſeinen geſetzlich gekrönten Herrſcher, und 3) hat jeder Edelmann den freien Genuß ſeiner Rechte und Einkünfte, ohne zu Zehnten, Zöllen, Gebühren oder irgend einer Abgabe verpflichtet zu ſein. Zu den privilegiis non cardinalibus gehört: daß nur Edelleute, (wozu vermöge rechtlicher Fiction auch die Geiſtlichen und die Geſammtheiten der bevorrechteten Städte gezählt werden müſſen), Grundeigenthum beſitzen, von ihrem Grundbeſitz jede beliebige Anwendung zu machen, ſolchen vererben, auch im Nothfall verpfänden, — nur nicht verkaufen — dürfen; auf ihrem Grundeigenthum haben ſie ihre grundherrliche Gerichtsbarkeit, von welcher jedoch an höhere Gerichtsſtellen appellirt werden darf, außerdem noch andere grundherrliche Berechtigungen, wie die Erhebung von Zöllen, Zehnten und andern Gefällen, das Weinverkaufsrecht, das Schlachtmonopol u. ſ. w., überdieß die Befreiung von Einquartierungen. Der Adel hat ausſchließliche Anſprüche auf ſämmtliche Beamtenſtellen und keine andere Verpflichtung, als perſönlich oder durch Stellvertreter die Waffen für's Vaterland zu ergreifen, wenn ein allgemeines Aufgebot ſolches erfordert. Ungeachtet dieſe Vorrechte jedem ungariſchen Edelmanne zuſtehen, vom ſtolzeſten Magnaten bis zum ärmſten Lohnarbeiter herab; ſo haben natürlich nur die erſtern die weſentlichſten Vortheile davon. Denn von urkundlichem, hohem und niederm Adel ſind es bloß die zweihundert Geſchlechter des erſtern, welche als die am meiſten bevorrechteten, gleichſam die Pairs des Königreichs vorſtellen, den größten Einfluß ausüben und die meiſten Vortheile aus ihrer bevorrechteten Stellung ziehen. Sie allein ſind befugt, im hohen Rath der Nation perſönlich oder durch Bevollmächtigte zu erſcheinen; ſie ſind die reichſten und mächtigſten Grundbeſitzer, ſie bekleiden die wichtigſten Amter; und ihre Stellung als die Vornehmſten und als Häupter des Landes ſichert ihnen in allen ſocialen Beziehungen einen beſtändigen Einfluß, ſo daß die Stellung der ungariſchen Magnaten etwas unverkennbar Eigenthümliches hat, womit die Stellung des hohen Adels in andern Ländern keinen Vergleich aushält. Der niedere Adel, der weder Fürſten, noch Grafen, ſondern bloß Edelleute zählt, kann füglich in drei Klaſſen getheilt werden: die erſte begreift die Landgutsbeſitzer, die man mit unſern begüterten Landedelleuten vergleichen kann; die andern ſind die geringern Eigenthümer, die nach dem ungariſchen Ausdruck nicht mehr beſitzen, als ein Häuschen und vier Pflaumenbäume, und die dritte ſehr zahlreiche Klaſſe begreift die armen Edelleute, die, wie ſolches unter andern auch in Polen ſtattfindet, ihren täglichen Unterhalt durch Arbeiten erwerben müſſen.

Die königlichen Flecken oder bevorrechteten Städte, die als ſolche unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit und Oberhoheit des Königs ſtehen, erfreuen ſich als moraliſche Perſonen derſelben Vortheile, wie der Adel, innerhalb ihres Gebiets, genießen dieſelben Immunitäten, und ſenden, mit wenigen Ausnahmen, ihre Bevollmächtigten zum Landtage. Jede dieſer Städte hat ihren größern Gemeinderath, deren Mitglieder lebenslänglich ihr Amt verſehen und aus den achtbaren Bürgern gewählt werden, ſo wie aus einem engern Rath, in welchem die Stadtmagiſtratsperſonen, die auf drei Jahre gewählt werden, nebſt einer Anzahl lebenslänglich gewählter Senatoren die wichtigern Angelegenheiten der Stadt verwalten. Außer den beiläufig vierundfünfzig bevorrechteten Städten gibt es noch eine bedeutende Anzahl von Städten und Flecken, die mehr oder weniger Freiheiten und Immunitäten genießen, aber doch unter der Jurisdiction einzelner Magnaten ſtehen und auf dem Landtage nur durch dieſe vertreten werden können.

Die privilegirten Stände, nämlich der höhere und niedere, der reiche wie der arme Adel, die Bewohner der privilegirten Städte und Flecken, die Geiſtlichkeit und die Beamtenklaſſe mit eingeſchloſſen, mögen nach ziemlich genauen und Zutrauen verdienenden Berechnungen etwa anderthalb Millionen Seelen betragen. Sie bilden gleichſam vorzugsweiſe die Nation; die übrige Bevölkerung von neun und einer halben Million zählt gleichſam nur, aber bedeutet wenig. Es beſteht keine Gleichheit vor dem Geſetz; der Plebejer iſt gegen den Patricier bedeutend im Nachtheil; er hat nicht einmal perſönliches Klagrecht gegen den Edelmann, außer wenn er ſich durch einen Adelichen, ſeinen Gutsherrn, oder durch ſeine Stadtobrigkeit vertreten läßt; auch die über die Adelichen verhängten Strafen ſind verhältnißmäßig geringer; deſto nachdrücklicher büßt der Nichtadeliche, der ſich an einem Adelichen thätlich vergreift. Dieſes und Ähnliches fand übrigens in frühern Zeiten auch in vielen andern Ländern Europa's ſtatt. Durch perſönliche Befähigung zu geiſtlichen und weltlichen höhern Beamtenſtellen, welche letztere die Erhebung in den Adelſtand zur Folge haben, iſt indeſſen auch den Nichtadelichen ein ausgezeichneter Wirkungskreis eröffnet.

In Ungarn ſollen die Römiſch- und Griechiſch-Katholiſchen, die Lutheraner und Proteſtanten gleiche Rechte genießen; der Grundſatz der Parität war bereits 1606 und ebenſo 1645 wiederholt ausgeſprochen; aber er kam nicht eher zur erfolgreichen Anwendung, als bis Joſeph's II. Toleranzedikt 1781 demſelben eine beſtimmte und umfaſſendere Ausdehnung gab; und die Beſchlüſſe des Landtags von 1791 haben die gleiche Berechtigung der Proteſtanten noch mehr befeſtigt.

(Schluß folgt).

Feuilleton.

*** **Johann Karl Friedrich Büchner**, der Begründer und bisherige Redakteur der zu Berlin erſcheinenden ſchätzbaren **Literariſchen Zeitung**, iſt am 14. Nov., nach eilfmonatlichen ſchweren Leiden geſtorben. Er war zu Berlin am 6. Sept. 1806 geboren. Zuerſt trat er 1829 mit der beſcheidenen Schrift „**über das Geſchlecht der franzöſiſchen Hauptwörter**" auf, welcher im J. 1830 die kleine aber werthvolle Schrift „**die Bildung des Buchhändlers**" folgte. Im J. 1832 gab er gemeinſam mit J. **Herrmann** ein treffliches „**franzöſiſches Leſebuch**" heraus, von welchem bereits eine 3te Auflage nothwendig geworden. Durch angeſtrengte Bemühungen gelang es ihm demnächſt, die **Literariſche Zeitung** zu begründen, deren erſte Nummer am 1. Jan. 1834 erſchien. Der Fleiß, den er auf die Redaktion dieſes Blattes wandte, hatte demſelben zahlreiche Leſer erworben, und es iſt zu hoffen, daß die Herren **Duncker** und **Humblot**, welche daſſelbe bisher verlegt, und deſſen Fortſetzung ankündigen, einen Redakteur zu gewinnen ſuchen werden, welchem dieſes nützliche Blatt, des Begründers würdig, fortzuführen gelingen möge.

*** **Königliche Worte des Herzogs von Cambridge.** — Als dieſer edle Fürſt als Vizekönig von Hannover am 5. Dezbr. 1833 die hannoverſche Ständeverſammlung eröffnete, ſprach er u. a. folgende beherzigenswerthe Worte: „Nur Der, welcher die Rechte Anderer zu achten und zu ſchonen weiß, darf hoffen, eigene Rechte anerkannt zu ſehen, wahre Freiheit zu bewahren."

*** **Rieſen-Refraktor.** — Der zu München im Gebrauch ſtehende Refraktor, welcher 14' Brennweite und 10½'' Oeffnung hat, galt bis jetzt für den größten. Gegenwärtig wird aber im Utzſchneider-Fraunhofer'ſchen Inſtitut daſelbſt an einem Refraktor für die Sternwarte in Pulkawa bei Petersburg gearbeitet, welcher 21' Brennweite und 14'' Oeffnung hat. Sollte nicht eine National-Subſcription in Deutſchland eröffnet werden, um auch den deutſchen Aſtronomen einen möglichſt großen Refraktor anzuſchaffen? Ein ſolcher Obelisk wäre das ſchönſte, das erfreulichſte und belebendſte Denkmal, welches man hochverdienten Forſchern, wie Olbers, Gauß, Brandes u. ſ. v. A. noch bei Lebzeit ſetzen konnte.

*** **Engliſche Induſtrie.** — Seit einigen Jahren ſpekulirte ein induſtriöſer Kopf in London auf den Selbſtmord, und machte vortreffliche Geſchäfte. Da er ein ausgezeichneter Schwimmer iſt, ſo erſäuft er ſich während des Sommers drei bis vier Mal in der Themſe an einer Stelle, wo vornehme Welt in der Nähe iſt; ein Mitſpekulant zieht ihn heraus; mitleidige Seelen erkundigen ſich nach den Motiven ſeines verzweifelten Entſchluſſes, erfahren ſein unverſchuldetes Elend, greifen in die Taſchen und collectiren ihm ein paar hundert Francs, womit er ſich für's Erſte tröſtet. — Im Sommer geht dieſe Spekulation trefflich; im Winter aber muß unſer Spekulant, da das Themſewaſſer zu ſeinem Bade nicht gewärmt wird, auf eine andere Art des Selbſtmords denken. Er wählt das nächſte beſte Laternenſeil in einer frequenten Straße und hängt ſich ohne weiteres auf; ſein erſter Commis im Geſchäft kommt dann wie von ungefähr, ſchneidet ihn ab und die Collecte beginnt wie nach dem Bade. — Neulich aber wäre unſer Spekulant bald übel gefahren; der Commis kam nicht ſchnell genug und — — Doch genug, unſer „Unglücklicher" von Metier kam noch glücklicher Weiſe mit dem Schrekken davon; doch hat er ſein Geſchäft jetzt aufgegeben. Seit Kurzem will man in London eine bedeutende Verminderung der Selbſtmorde wahrnehmen.

*** **Saint-Beuve** hat ſeine Vorleſungen über die Schule von Port Royal am 6. d. M. in Lauſanne vor einem ſehr zahlreichen Auditorium eröffnet.

*** **Meſſe von Berlioz.** — Herr Berlioz hatte für die letzte Jahresfeier der **Julitage** eine Meſſe componirt, die nicht in das Feſt-Programm aufgenommen werden konnte. Jetzt ſoll ſie bei den **Invaliden** für die **Todtenfeier** der vor Conſtantine Gefallenen aufgeführt werden!

*** **Die Poſaune von J. Harrys** erſcheint von Neujahr an in der Helwing'ſchen Hofbuchhandlung in Hannover. Das Probeblatt ihres 2ten Jahrganges enthält ein Gedicht von Gaudy, Sittenzüge aus der Vorwelt (von Baron Hormayer) ꝛc. und ein ausgezeichnet ſchönes lithographirtes Porträt der Frau v. Holbein.

In Nro. 283, S. 1130, Sp. 1, Z. 8 v. u. ſtatt **Alberti** iſt **Alibert** zu leſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 286. 1837.

Phönix.

Montag, 4. December.

Der fremde Vogel.

(Aus dem Däniſchen des Anderſen, überſetzt von J. Thomſen).

Siehſt das Haus du mit den rothen Balken in der weißen Wand,
Wo die Buchen ihre Schatten werfen dunkel auf das Land?
Haſt du hinter jener Hecke auch den Knaben wohl gewahrt,
Der ſich einſam heiter tummelt ſo nach muntrer Knaben Art?
Doch nun ſteht er ſtill und lauſchet: auf des Baumes Wipfel hoch,
Sitzt ein Vögelein und ſinget; ſchöner ſah er keines noch.
Wie von Gold und reichen Perlen Haupt und Buſen köſtlich glüht,
Und ſein Körper iſt nicht größer, als die Roſe kaum erblüht.
Mit dem kleinen Sänger wurde bald der Knabe wohl vertraut,
Und ſie wechſeln ab zu ſingen, in der Abenddämmerung laut.
Aber in des Knaben Haupte ſpuket manche ſchöne Mähr;
Vor Verlangen brennt er zu erzählen ſie dem Vogel her.
Doch der weiß ſchon Alles, hat es ſelbſt im Leben ſchon geſeh'n.
Keiner kann wie er erzählen, ach das klingt ſo wunderſchön.
Aber damit nicht zufrieden, kann er zaubern noch dazu;
Kann wohl über tauſend Meilen fliegen fort in einem Nu.
Sieh ihn fliegen, ſieh ihn kehren. Knabe iſt mit Luſt erfüllt;
Seltne Körner bringt der Vogel, in ein Roſenblatt gehüllt.
Jedes hegt geheime Kräfte: kaum der Erde anvertraut,
Steigt daraus ein Zauberpallaſt, ſchön und wunderſam gebaut;
Denn ſein Dach iſt Morgenröthe, Säulen ſind der Berge Schnee,
Und durch des Portales Tiefe ſchaut man in des Himmels Höh'.
Und aus einem andern Saatkorn treiben Wolken ſilbergrau,
Mit dem Vogel und dem Knaben ſchwebend über Stadt und Au;
Steuern in der großen Abendſonne rothe goldne Glut,
Steigen weiter in den Himmel, wo der Thron des Höchſten ruht;
Seh'n die vielen vielen Sterne, weißen Blüthen gleich, umher,
Kindlein Jeſu, Gottes Engel mit den Schwingen groß und hehr.
Wieder ſenket ſich die Wolke in der Waldung dunkle Pracht,
Wo die zarten Elfen ſpielen, in der hellen Sommernacht,
Mit den Nymphen aller Blumen, welche ſterben Jahr für Jahr;
In der mitternächt'gen Stunde ſiehſt du dort die ganze Schaar.
Und aus Einem Keime ſproſſet eine Palme nun hervor;
D'runter ſitzt er mit dem Vogel; und der Baum ſchießt ſchnell empor,
Hebt ſich über Wald und Wolke und hinan zu Gottes Saal.
Breitet ſeine ſtolze Krone über's ganze Weltenall. —
Ferne Lande, ferne Meere, ſiehet tief er unter ſich;
Aber zwiſchen Erd' und Himmel fühlt er Sehnſucht wunderlich.
Denn das Herz will aus der Wolke droben wieder hier in's Gleis,
Von der Welt dann wieder droben ſuchen, was es recht nicht weiß.
Alſo ſchwinden Jahr' und Tage, flieht der Jugend Qual und Luſt;
Und das Auge wird zur Flamme, denn es brennt ja in der Bruſt;
Und der Vogel flieht und kehret, flattert ewig hin und her;
Doch er weilet an dem Strande, ſchaut hinaus auf's freie Meer;
Siehet nur die Flut, des Himmels ewig unbegränztes Blau;
Kein Gewölk kann er entdecken, keiner Inſel frohe Au.
Doch nun ſieht er einen Schwan ſich ſilberweiß dem Ufer nah'n;
Er erkennt ſein theures Vöglein wieder in dem ſtolzen Schwan;
Einen Blumennachen zieht er an ſein Flügelpaar geſpannt,
Und ein Mädchen wunderherrlich ſteiget daraus an das Land.
Aus dem kindlich weiſen Auge ſtrömet Ruh in ſeine Bruſt;
Liebe! — o der Buſen hebt ſich — du biſt mehr als Erdenluſt.
Seel' und Seele ſich umſchlingen, nah dem Himmel liegt die Welt;
Alle guten Geiſter jubeln von der Frühe Strahl erhellt.
Grüner wölbet ſich die Waldung; Lied und Duft weht überall,
Und man küſſet und man träumet, und man küſſet noch ein Mal.
Wochen ſchwinden wie Minuten, wie die Sommernacht das Jahr,
Wo im neubelaubten Hage tanzt der Elfen frohe Schaar.
Was kann mehr der Schwan noch bringen, als die Herzgeliebte treu?
Sieh, der Nachen ſchaukelt wieder; was er haben mag auf's Neu?
O! viel köſtlicher als Perlen iſt's, als Gold und Edelſtein!
Sieh! das Boot, es hat geladen ſüße, holde Engelein.
Mutter wiegt ſie ſanft; der Vater wird mit ihnen wieder Kind.
Aber daß ſie heim auf's Neue kehren beide furchtſam ſind,
Daß ſie zu den Kindlein kehren dort bei Gott im Himmelreich;
Wieder aus den Schultern wachſen kann das Flügelpaar ſogleich.

Und es nimmt der Schwan nun wieder ſeine vorige Geſtalt,
Flattert in dem Jugendhimmel, ſinget viel und mannigfalt,
Aus der Blumenſaat nun wieder ſchön ein Zauberpallaſt ſproß.
Und ſie ſteuern in die Sonne auf der Himmelsſee ſo groß.
Auch die Palme wächſt, es ſchaukeln auf den Zweigen Knaben klein,
Bauen Kahn' aus Roſenblättern mit der Elfen Hülfe fein.
Seiner Jugend Träume ſchauet, ſeine Jugendlieb der Mann,
Funkelnd, wie zwei kleine Sterne, in des Geiſtes Blüthenplan.
In des Schwanes Larve rudert er in's Ferne grenzenlos,
Sieht wie Sand am Meeresgrunde vor ſich aller Welten Troß.
Alles Einer Gottheit Schöpfung, Alles Eine Lieb' allein,
Seele ſchwindelt; in der Jugend Himmel ſenkt ſich's Herz hinein.
Wie es in der Welt ſich tummelt! welch ein buntes Traumgebild!
Jahre hin wie Tropfen rinnen, in den Strom ſo groß und wild.
Durch derſelben Zeiten Prisma Jeder ſchaut des Lebens Ziel,
Doch wir ſehn's nicht Alle immer in demſelben Farbenſpiel. —
— Schweigend ſitzt der Mann und einſam an des Marmorſteines Rand.
Kinder, Gattin ſind geſtorben, und der Vogel auch verſchwand.
Über's Meer hin ſchweift das Auge, wo die rothe Sonne ſinkt,
Ob der Schwan denn nimmer kehret, und der Seele Frieden bringt?
Müde iſt das Herz zu klopfen, und es ſehnet ſich ſo ſehr;
Doch kein Schwan will auf noch tauchen aus dem tiefen dunklen Meer.
Doch, was ſchwebt denn dort ſo freundlich in dem ſanften Abendroth?
Auf des Schwanes weißem Fittig naht ein Engel, naht der Tod.
Was der ſinget, hat als Knabe Ein Mal ſchon gehört der Mann;
Heimweh greifet bei dem Liede mächtig ſeine Seele an.
Mehr kann nicht der Vogel bringen aus der wunderreichen Trift;
Darum zu dem müden Pilger iſt der Engel nun geſchifft.
Steigen beide in den Nachen, gleiten aus der engen Bucht,
Schwinden in des Abends letztem Strahl, gleich Sternen auf der Flucht,
Und ſie ſchwinden mit dem Nachen in der beſſern Heimath Schooß;
Ihre Schwingen ſind gewachſen aus den Schultern weiß und groß.

Ueber die poetiſchen Richtungen unſerer Zeit.

Von Melchior Meier.

(Erlangen, bei Carl Heyder. 1838.)

Die bodenloſe Unwiſſenheit, Arroganz und Unredlichkeit, wir müſſen ſagen: der Mehrzahl unſerer heutigen Kritiker, ihre knabenhafte Tact- und Kraftloſigkeit haben uns ſo weit gebracht, daß wir ein kritiſches Werk ſchon mit Freude willkommen heißen, wenn ſich der Verfaſſer nur als ein Mann zeigt, der nicht ſich oder eine Parthei, ſondern die Sache will, und der ſich dieſen ſeinen Willen klar zu machen und ihn in richtigem und gutem Deutſch auszudrücken gewußt hat; kurz, wenn wir einen Schriftſteller vor uns haben, gegen den, ſollten wir anderer Anſicht ſein, als er, es ſich doch der Mühe verlohnt, ein Wort zu ſagen. —

In der vorliegenden Schrift nun tritt uns ein edler, durchgebildeter und abgeklärter Geiſt entgegen, der, von niedern Nebenrückſichten frei, mit Redlichkeit und gereifter Einſicht uns über dasjenige ſeine Anſichten gibt, was er zum Gegenſtande ſeiner Liebe und ſeines Nachdenkens gemacht hat. Er tritt vor uns mit ruhiger Würde, aber männlichem Nachdruck; mit dem feſten Selbſtvertrauen, das jedem ziemt, der da weiß, was er will, aber ohne einen Anflug jener ſo ſehr an der Tagesordnung ſeienden, läppiſchen Eitelkeit, mit der ſich nur die Ohnmacht umkleidet. — Wir erklären uns daher im Voraus in der innerſten Geſinnung mit ihm vollkommen einverſtanden, und wenn wir uns genöthigt ſehen, mancher Anſicht eine andere entgegenzuſtellen, ſo geſchieht dies nur, um uns mit dem Verfaſſer ſelbſt in einen befruchtenden Austauſch zu ſetzen, nicht aber, um das Publikum, das ſo ſehr der Belehrung und Erquickung bedarf, von einem Werke abzulenken, in dem es beides finden wird.

Die in dem Buche beſprochenen Dichter ſind: Rückert, Heine, Platen und Uhland. Die Kritiken über dieſelben erklärt der Verfaſſer ſelbſt als Fragmente zu einer ſpäter zuſammenzuſtellenden Geſchichte unſerer heutigen Literatur. Von dieſem Standpunkte aus müſſen ſie daher betrachtet werden. Da die Beurtheilungen Rückert's in dem Werke den größten Raum einnehmen, ſo wollen wir auch hier unſere Anſichten hauptſächlich an dieſe knüpfen. Der Verfaſſer zeigt für dieſen Dichter eine entſchiedene Vorliebe, und ſo kommt es, daß er ihn ſo durchdacht, ihm ſo nachgefühlt hat, um im Stande zu ſein, uns die erfreulichſte und treffendſte Würdigung ſeiner Werke zu geben. Doch übergehen wir das, worin wir ſtillſchweigend mit dem Verfaſſer übereinſtimmen, und bringen unſere Einwürfe herbei. Da müſſen wir zuvörderſt die Poeſie gegen den Verfaſſer in Schutz nehmen, die er uns zu ſehr als eine Dienerin der Religion, der Moral und der Philoſophie zu betrachten ſcheint.

Was Religion und Moral betrifft, ſo ſind wir mit dem Verfaſſer auf's innigſte einverſtanden, daß es, ſeit überhaupt Literatur exiſtirt, keinen einzigen wahrhaft großen Dichter gegeben hat, den nicht ein tiefes Religions- und ein hohes Sittlichkeits-Gefühl beſeelt hätten. Ja, ohne beide iſt keine ächte Poeſie möglich. Aber dennoch bleibt die Poeſie etwas für ſich Daſtehendes, das einen ganz eigenthümlichen Maaßſtab der Beurtheilung zu verlangen berechtigt iſt.

Die Kunſtkritik muß ſich durchaus bemüh'n, ſich in Ton und Haltung auf's ſtrengſte von der Religions- und Sittenlehre zu unterſcheiden. Uns dünkt daher der vom Verfaſſer gewählte religiösſittliche Standpunkt ein falſcher. Gilt es, einen großen Dichter anzuerkennen, ſo weiſe man ſeine Vortrefflichkeit aus äſthetiſchen Gründen nach, und laſſe das, was an ſittlicher Kraft und Reinheit in ihm iſt, in der Stille walten und wirken, ohne darauf aufmerkſam zu machen; denn hiemit eröffnet man ſogleich der Frömmelei und Heuchelei Thür und Thor. Gilt es aber einen unwahren Schwächling der Schmach preiszugeben, ſo iſt dies am leichteſten und ſchlagendſten gethan, wenn man in ihm ſchonungslos den unvermögenden Stümper nachweiſt. Demjenigen, der die Kunſt wahrhaft verſteht, der Prunk von Pathos, Flitter von Ächtheit zu unterſcheiden weiß, wird dies immer auf's triumphirendſte gelingen und alle der Sittlichkeit gefährlichen Einflüſſe ſind geräuſchlos beſeitigt, wenn man ihren Urheber der *Lächerlichkeit* preisgegeben hat. Was uns *gerade jetzt* dazu bewegt, auf eine ſtrenge Scheidung der Religions- und Sittenlehre von der Kunſtkritik zu dringen, hat der Verfaſſer wahrſcheinlich ſchon errathen. Bis zu welcher bodenloſen Verwirrung aller Kunſtbegriffe, bis zu welcher pfäffiſchen Gleißnerei und fanatiſchen Brutalität, eine Verwechſelung dieſer Gebiete führen kann, davon haben wir das traurige Beiſpiel in einem Schriftſteller vor Augen, gegen den wir uns faſt ſcheuen müſſen, ſo ſtrenge Worte zu ſagen, da in der letzten Zeit jeder eitle Knabe ſich berufen fühlt, ihm, wie einſt der Eſel dem kranken Löwen, Tritte zu verſetzen. — Ja, wir halten einen ſolchen in der Kritik angegebenen Ton für ſo gefährlich, daß er den Redlichſten ſelbſt, der ſich darin gehen läßt, unvermerkt zur Verwirrung und Heuchelei führen kann. Obgleich nun ſolch ein Abfall von dem Verfaſſer, der ſich uns überall als klar und feſt gezeigt hat, keineswegs zu gewärtigen iſt, ſo hätte er doch, des *Beiſpiels* wegen, es vermeiden ſollen, an einen ſolchen Ton zu *ſtreifen*. —

Wir kommen zur *Philoſophie*. Auch hier ſtimmen wir mit dem Verfaſſer darin überein, daß der Dichter ohne eine tiefe und reife Einſicht in das Weſen der irdiſchen und göttlichen Dinge nichts Großes zu leiſten im Stande iſt. Nur verwechſele man dieſe *poetiſche* Einſicht nicht mit der *philoſophiſchen*. Wir ſind keineswegs der Meinung, daß die Poeſie ſich einer bereits ausgebildeten Philoſophie *anſchließen* müſſe; im Gegentheil halten wir ſie für die *Vorläuferin* jeder Philoſophie. Ihr iſt es gegeben, zuerſt jene andeutenden Blitze zucken zu laſſen, die eine ſpätere Generation auffängt, um dann mit dem Lichte neuer Anſchauungen die Schwächen eines veralteten Syſtems an den Tag zu legen. Der Dichter aber, der ſich einer ſchon *fertigen* Philoſophie ganz hingibt, wird ſchwerlich dem Vorwurf der *Starrheit* und *Kälte* entgehen können. Seine Werke werden am Ende, ſtatt *Schöpfungen*, bloße *Nutzanwendungen* werden. —

Man ſieht leicht, daß gerade Rückert's eigenthümliche Dichtweiſe den Verfaſſer zu einer ſolchen Art der Beurtheilung verleiten konnte, und daß er auf dieſem Wege Gefahr läuft, ſeinen Lieblingsdichter (wir ſprechen es *ungern* aus) zu — überſchätzen.

Der Verfaſſer wird uns gern zugeben, daß *Geſtalt* und *Ahnung* an einem poetiſchen Kunſtwerk der wahre Leib und die wahre Seele ſeien. Die aus der *Gewißheit* hervorgehende *Lehre* kann in der Poeſie nur eine untergeordnete Stelle in Anſpruch nehmen, und ſo iſt auch die *didactiſche* Gattung in allen literariſch verſtändigen Zeiten als eine *untergeordnete* angeſehen worden, ja, ſie hat ſich eigentlich nie bis in's Gebiet der wahren Poeſie erheben können. Wenn nun ein in Geiſt und Gemüth harmoniſch gebildeter Weiſer (denn ſo müſſen wir ihn nennen) ſich dieſer Gattung bemächtigt, ihr das warme Leben des ſüßeſten Gefühls einhaucht, die goldenen Sprüche einer reichen innern und äußern Erfahrung mit poetiſcher *Geſtaltung* zu umhüllen, mit göttlicher *Ahnung* des Höchſten zu durchwehen, und ſo die Mängel der Gattung zu beſeitigen weiß; ſo wird man gewiß nicht anſtehen, ihn als einen wahrhaft *großen* Dichter anzuerkennen und zu verehren. Und dies ſcheint uns die eigenthümliche literariſche Stellung Rückert's zu ſein. Er iſt der Erſte (wenigſtens gewiß bei *uns*), der die *didactiſche* Dichtung zu ächter Poeſie gehoben und verklärt hat. *Gefährlich* aber ſcheint es uns ſchon, dieſen Weg als nachahmungswerth zu bezeichnen; denn nur ein hoher und ganz eigenthümlich dafür geſchaffener Geiſt kann hier mit Ehren beſtehen, während gerade dieſe Dichtungsart den Flachköpfen und Philiſtern den beſten Anlaß zu ihren Pfuſchereien gewährt. *Irrig* aber ſcheint uns die Anſicht des Verfaſſers, daß wir *gerade jetzt nur von dieſer* Richtung alles Heil, ſowohl für Sittlichkeit als Dichtkunſt, zu erwarten haben.

Was die *Sittlichkeit* betrifft, ſo ſind wir in unſerer Zeit keineswegs von *Zügelloſigkeit* und *Unthat* bedroht. Wogegen wir zu kämpfen haben, das iſt *Gleichgültigkeit*, *Verſtumpfung* und *Zahmheit*. Hiergegen ſind aber die ſtillen Spenden eines liebenswerthen Geiſtes, wie Rückert, viel zu gelinde Mittel. Wer ſchon im Guten iſt, den werden ſie befeſtigen und erquicken; wer es aber nicht iſt, den werden ſie nicht bekehren. Was uns zu wünſchen wäre, das ſind (man erſchrecke nicht!) recht *tüchtige*, *geſunde* und *unerzogene Verirrungen*, die das Innere des Menſchen bis auf die Grundfeſten erſchütterten, damit er ſich überhaupt wieder einmal erinnere, daß er ein *Inneres hat*. Die Läuterung würde ſich dann ſchon finden. Was uns aber bis jetzt als große Verirrung verſchrieen worden iſt, das iſt ſo und ſo *gemacht*, daß es weit mehr als ein Ausbruch der nach Reizmitteln haſchenden Schwäche und Langeweile, als ungezügelter Kraft erſcheint, und, demgemäß, im Publikum auch wenig oder gar nicht Wurzel gefaßt hat.

Aber auch zu Gunſten der *Kunſt* möchten wir gerade jetzt (wenn nicht das Emancipirenwollen ſchon zur lächerlichen Manie geworden wäre) eine Emancipation des *Schmerzes* in Anſpruch nehmen, jener harmoniſchen, heitern und mit ſich einigen Weltanſchauung gegenüber, die der Verfaſſer als das *allein* Heilbringende hinſtellt.

Alle Kunſt iſt nur aus Schmerz entſprungen. Dieſer Satz mag paradox klingen; aber wir brauchen, ohne ſeinen Sinn zu ändern, nur die Ausdrücke ſo zu mildern: Alle Kunſt iſt aus der *Sehnſucht nach etwas hienieden Unerreichbarem* entſtanden, und wir haben vielleicht den Verfaſſer ſelbſt für unſre Meinung gewonnen. Daß ſich aber dieſe Sehnſucht, grade in den kräftigſten und männlichſten Naturen, oft als wilder Schmerz, als troſtloſer Zwieſpalt kund thut — wer könnte das läugnen? Man vergeſſe nicht, daß das höchſte und tiefſte Meiſterwerk unſrer Literatur, der erſte Theil von Göthe's Fauſt, nicht verſöhnter Heiterkeit, ſondern innerem Kampf und Zwieſpalt ſein Daſein zu verdanken hat. — Wir waren geſonnen, dem Verfaſſer hier das Beiſpiel Lord Byron's entgegenzuhalten, als wir, gegen das Ende des Werk's, froh erſtaunt, die Stellung deſſelben mit wenigen Worten treffend bezeichnet und gebührend gewürdigt fanden. Byron iſt eben dadurch einer der größten Dichter aller Zeiten, daß er allen Schmerz ſeiner Zeit ſeine tiefſte Bruſt durchtoben ließ, aber mit Gigantenkraft mit ihm rang und ihn, männlich und kühn, zu ewigen Gedichten geſtaltete. Irrig aber ſcheint uns die hierauf gebaute Folgerung des Verfaſſers: daß mit Byron nun dieſer Kampf auch abgethan, dieſe Disharmonie, wenigſtens für eine Periode, gelöſ't ſei. Dieſe Disharmonie liegt im Gegentheil tief in der Natur und in der Beſtimmung des Menſchen, und könnte ſie je ganz beſeitigt werden, ſo hätte die Menſchheit kein Ziel mehr vor ſich und müßte aufhören. Fort und fort werden ſich, im Umſchwunge der Zeiten, Keime des Zwieſpalts entwickeln; ja jedes einzelne Individuum hat in ſich ſelbſt dieſen Kampf durchzumachen; und wenn wir dem Verfaſſer auch zugeſtehen müſſen, daß eine heitere, verſöhnte Weltanſchauung nur in der Kunſt das Höchſte hinzuſtellen vermag, ſo müſſen wir auf's entſchiedenſte den Mißverſtand zurückweiſen, als ob dieſelbe ererbt und hingenommen werden könne; ſie will ſelbſtthätig errungen ſein.

Hiermit jedoch wollen wir keineswegs unbedingt demjenigen Dichter das Wort geredet haben, deſſen Beurtheilung in der vorliegenden Schrift zunächſt folgt. Es iſt Heine. Er, in der That, gleicht dem Lord Byron, wie Hamlet dem Hercules. Dieſe Kritik des Verfaſſers iſt wahrhaft meiſterhaft zu nennen und um ſo erfreulicher, da Heine bis jetzt faſt nur blinde Verehrer oder Verdammer gefunden hat. Es iſt hier treffend nachgewieſen, wie aus Unwahrheit nothwendig immer der Verderb der Poeſie hervorgehen muß, und wie aus dieſem Sumpfe nur hie und da ächte Perlen, die noch nicht verſcherzt ſind und die den Verluſt des urſprünglichen Schatzes ſchmerzlich bedauern laſſen, emportauchen können.

In der hierauf folgenden Beurtheilung Platen's ſcheint uns der Verfaſſer in dem ſonſt ehrenwerthen Streben des Anerkennens und Einräumens zu weit gegangen zu ſein. Jungen Dichtern, die ſich in der Form vernachläſſigen, iſt Platen's edle und keuſche Architectonik allerdings als Muſter zu empfehlen; aber dieſe Rückſicht darf in dem Fragment zu einer Literaturgeſchichte kein hervorſtechendes Lob bedingen. Platen hat es in der That vollkommen verdient, daß das Publikum ſich wenig oder gar nicht um ihn bekümmert hat. Den Verfaſſer verleitet hier ſeine zu hohe Meinung von dem mit ſich Fertigſein zu mehr, als billigem Beifall. Durch welche edle Aufwallung, durch welchen innern Kampf iſt Platen aber dazu gelangt, als höchſtens durch den niedern der Selbſtſucht? Seine Ruhe und Beſonnenheit iſt mehr die eines Philiſters, als eines Dichters. Statt die ihm widerſtrebende Welt männlich anzupacken und zu bewältigen, hat er ſich hochmüthig und fremd ihr gegenüber geſtellt und von ihr abgeſchloſſen. Nur ein ſolcher Mann auch konnte in die läppiſche Verirrung (denn verbrecheriſch iſt ſie bei Platen nicht) der Knabenanſingerei verfallen, die der Verfaſſer übrigens mit gebührendem Ernſte gerügt hat.

Durchaus für einen Mißgriff aber müſſen wir die Beurtheilung Uhland's erklären. Der Verfaſſer ſagt gleich zu Anfang: er ſei geſonnen, die ſchwachen Seiten dieſes Dichters auf's ſtrengſte an den Tag zu legen; weil er dies zur Abſchreckung jüngerer Strebenden, die leicht in dieſelben, anlockenden Fehler verfallen können, für nothwendig erachte. Aber iſt dies eine Rückſicht, die bei Abfaſſung einer literar-hiſtoriſchen Abhandlung die Feder leiten darf? Die jungen Dichter überlaſſe man nur ſich ſelbſt! Sie haben Moſen und die Propheten d. h. die Meiſterwerke großer Dichter, und ihre eigne Kraft oder Ohnmacht, um entweder was Rechtes zu leiſten, oder gar nichts. Iſt es aber wohl „fair dealing" (um einen recht gelinden Fremdausdruck zu brauchen) die Werke eines mit Recht, aber noch lange nicht genug anerkannten Dichters wie ein Exercitium durchzugeh'n, an dem man den Schulbuben grammaticaliſche Fehler deutlich macht? Hierdurch verfällt der Verfaſſer natürlich in einen zweiten Fehler, den der Kleinigkeitskrämerei, da ſich doch eine Literaturgeſchichte auf große, allgemeine und ſcharfhervorſtechende Züge beſchränken muß. Auch bedenke man, daß man durch Nachdenken und Studium zwar zu einem ziemlich abſolut richtigen Urtheil über einen Dichter im Ganzen gelangen kann; daß aber bei einzelnen Liedern doch gar oft die Empfindung entſcheiden muß, und daß man ſich hierin nicht genug mißtrauen kann. Hier iſt dem Einen oft etwas von tiefer Bedeutung, was den Andern kalt läßt, je nachdem die Saite anklingt oder nicht. Wir müſſen bekennen, daß manches vom Verfaſſer als verfehlt gerügte Lied uns, zu wiederholten Malen, jenen ſüßen Schauer empfinden ließ, der eine ſo eigenthümliche Wirkung der Uhland'ſchen Poeſie iſt, und wenn wir bei vielen andern Rügen dem Verf. auch, ungern, Recht geben müſſen, ſo bleibt zu bedenken, daß Uhland's ſchlechteſtes Lied ſelbſt für unſer novellchengekitzeltes und mit Auslandskram vollgeſtopftes großes Publikum noch immer viel zu gut iſt. — Es iſt nicht löblich, das Anſehen eines großen Dichters zu erſchüttern, ehe er genügend in das Blut der Nation übergegangen und ſeine Anerkennung geſichert iſt. Und das Letztere iſt noch lange nicht der Fall. Man laſſe ſich nicht durch die Menge der Auflagen täuſchen! Was wollen am Ende 11 Auflagen für ganz Deutſchland ſagen? Und wie Viele kaufen ſich ſolch ein Buch, das einmal Ruhm erworben hat, nur, um es ungeleſen, aber deſto ſchöner eingebunden, in ihre Bibliothek zu ſtellen! Wir greifen es nicht aus der Luft, ſondern ſagen es aus Erfahrung, daß ſehr Viele der gebildet Seinwollenden den ganzen faſhionablen Bulwer verſchlungen haben, ohne (zu ihrer Schande ſei es geſagt!) Uhland's Gedichte zu kennen. —

Wir ſind übrigens weit entfernt, für Alles, was wir uns zu ſagen genöthigt fanden, Unfehlbarkeit in Anſpruch zu nehmen. Wenn uns der Verf., in dem Urtheil Verſtändiger, über manchen Punkt an Einſicht überragt, ſo wollen wir uns gern beſcheiden, und wir empfehlen dem Publikum ſein Werk nochmals auf's angelegentlichſte.

Friedrich v. Sallet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 287. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 5. December.

Das Brautſchiff.

(Fortſetzung).

Der Baumeiſter zog ſich zurück, und bald darauf nahm ein junger Mann ſeinen Platz ein. Das ganze Äußere deſſelben bezeichnete den Seemann, ſein Anzug war fein und ſtand ihm ſehr wohl; die ganze Erſcheinung machte einen höchſt gefälligen Eindruck.

Der Kaufmann blickte denſelben ſcharf an, betrachtete ihn von oben bis unten, und fragte dann ziemlich kurz: „Wer iſt Er?“

„Mein Name iſt Robert,“ entgegnete der junge Mann feſt. „Ich bin Steuermann Ihrer Brigg Alma.“

„So, ſo!“ murmelte der Kaufmann zwiſchen den Zähnen. „Und was will Er von mir?“

„Nichts!“ antwortete der junge Seemann etwas empfindlich. „Aber mein Kapitän ſagte mir, Sie wollten etwas von mir, und verlangte: ich ſollte Sie in Ihrem Hauſe aufſuchen. Ich bin auch ſchon zwei Mal hier geweſen, und nicht vorgelaſſen worden.“

„Das lügt Er!“ fuhr der Kaufmann auf, „bei mir wird Jedermann vorgelaſſen, der mit mir zu ſprechen hat.“

„Ich lüge niemals!“ ſprach der junge Seemann mit erhöhter Stimme. „Der Menſch mit dem widerwärtigen Geſichte draußen vor der Thüre hat mich zweimal zurückgewieſen, und nur als ich heute ſagte, daß Sie durchaus verlangt hätten, mich zu ſprechen, weil mein Kapitän dies wiederholt von mir forderte, wurde ich mit vielem Brummen hereingelaſſen. Es war auch die höchſte Zeit, denn ich wäre gewiß und wahrhaftig nicht wieder gekommen.“

Der Kaufmann zog die Klingel und der Comptoirbote erſchien. „Es iſt ein für allemal Hausgeſetz,“ ſprach der Erſtere, „daß Jeder, ohne Anſehen der Perſon, der mit mir zu ſprechen hat, auf der Stelle vorgelaſſen werden ſoll, oder wenn dies einmal für den Augenblick geradezu unmöglich iſt, gebeten wird, nach eigener Wahl ein wenig zu warten, oder wieder zu kommen. Weßhalb iſt nun dieſer junge Mann zu wiederholten Malen abgewieſen worden?“

„Sie hatten viele Geſchäfte!“ ſtotterte der Comptoirdiener, „und ich wollte jeden überläſtigen Beſuch vermeiden; einem ſo jungen Menſchen kann es ja auf ein paar Gänge mehr oder weniger nicht ankommen.“

„Still!“ herrſchte der Kaufmann. „Was ſoll aus dem Geſchäfte werden, wenn nun ſchon die Comptoirdiener eine Meinung haben wollen? Herr Franz! Lohnen Sie den Unverſchämten auf der Stelle ab, und warnen Sie ihn, daß er ſich nicht wieder hier einzubürgern verſucht! Hinaus mit ihm!“

Der Comptoirdiener ging ſtillſchweigend, von dem bezeichneten Commis geleitet, hinaus, und der Kaufmann wendete ſich jetzt wieder an den jungen Seemann: „Steuermann Robert von der Brigg Alma! Ich weiß jetzt Alles! Ich war vorhin in Geſchäften vertieft und beſann mich nicht ſogleich. Gebe Er mir die Hand, ich danke Ihm herzlich für ſeine kühne, beſonnene That. Gebe Er mir Gelegenheit, Ihm nütz- zu ſein. Er ſoll ſich nicht vergebens an mich wenden.“

Ein Strahl der Freude flog über das Geſicht des jungen Seemanns: „Nun, das iſt doch ein Wort! Ich glaubte ſchon, Sie würden gar nicht mehr wiſſen, was geſchehen iſt. Nicht, daß ich glaubte, für meine Chriſtenpflicht einen beſondern Dank, oder gar Lohn zu verdienen; aber es ſchmerzt tief, wenn wir Jemandem Gutes thun, und der Empfänger nimmt ſich nicht einmal die Mühe, und ein karges „Gott lohn's!“ hinzuwerfen. Gewöhnlich machen's die vornehmen Herren mit uns geringen Leuten immer ſo, und deshalb — ich muß es Ihnen ſagen — freut es mich doppelt, daß Sie ſich des ganzen Herganges der Sache ſo freundlich erinnern."

Die Offenheit des jungen Seemannes ſchien dem Kaufmann zu gefallen. „Es iſt arg," ſprach er mit einem Anflug von Laune, „daß der Mann, dem wir hier im Hauſe ſo vieles verdanken, ſich mehrere Male hierher begeben muß, ehe er von uns hört, daß wir ſeine That nicht vergeſſen haben."

„Das iſt mehr als genug, Herr!" antwortete der junge Seemann mit flammendem Blick. „Habe ich doch von Ihrer Tochter meinen Dank ſchon empfangen, ehe ſie den Bord der Alma verließ! Sie ſprach zwar nicht; denn ſie war noch zu angegriffen; aber ſie richtete einen Blick auf mich, der mir ſagte, daß ſie fühle, was ich gethan. Es war freilich eine nicht leichte Arbeit, und etwas tollkühn ging's dabei her; deshalb meine ich auch, daß der liebe Gott das Beſte dabei gethan hat, und daß dieſem der Dank vor allen Andern gebührt."

„Meine Tochter iſt anderer Meinung," ſprach der Kaufmann, „und hat mich deshalb gebeten, Ihn zu ihr zu ſchicken, ſobald Er kommen ſollte. Sie will ſich ſelbſt bei Ihm bedanken. Gehe Er zu ihr, ſpreche Er mit ihr, und warte Er dort, ich komme ſelbſt nach. Und damit Er nicht wieder abgewieſen wird, — — Herr Ehlers! Geleiten Sie dieſen jungen Mann zu der Frau Marthe, und bedeuten Sie ihr, daß Sie ihn zu meiner Tochter führen ſoll."

Erneſtine hatte ſo eben einen Beſuch ihres Bräutigams, des Herrn Siegfried Möller, gehabt, mit dem ſie, ſeit jenem Ereigniß auf der Elbe nicht im geringſten mehr zu ſympathiſiren vermochte, und ſetzte ſich tiefaufathmend zu ihrer Arbeit, als Steuermann Robert eintrat.

Sie entfärbte ſich, erhob ſich mühſam von ihrem Sitze und ging ihm einige Schritte entgegen. Robert glühte, das Herz ſaß ihm auf der Zunge; aber er vermochte nicht, ein Wort hervor zu bringen.

Die Jungfrau bot dem erglühenden Jüngling die Hand; es durchzuckte ihn elektriſch, als ſie ihn berührte; er wagte, ſich ſeines Thuns kaum bewußt, einen leiſen Druck und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, als er fühlte, daß ſie ihn erwiederte.

„Mäßigen Sie ſich, Robert!" bat Erneſtine ſanft. „Faſſen Sie ſich! Sie kennen den Zwang nicht und ſind deshalb glücklich. Auf freiem Meere iſt auch der Menſch frei und gehorcht nur den unveränderlichen Geſetzen der Natur. Aber hier am Lande müſſen wir uns den conventionellen Rückſichten beugen. Ich bin Ihnen mein Leben ſchuldig, wie ich Sie erkannt zu haben glaube, iſt es Ihnen gewiß nicht gleichgültig, wenn ich geſtehe, daß ich es Ihnen gern ſchuldig bin."

„Hören Sie auf!" bat Robert. „Was kann ich noch hören ſollen, das angenehmer, einſchmeichelnder für meine armen, bethörten Sinne klänge, als dies? Ich bin ein armer Burſche von dunkler Herkunft und voll des feſten Willens, mich mit meinem Talent in der Welt vorwärts zu bringen. Ich fühle Kraft in mir, mein Vorhaben durchzuſetzen, und meine dunkle Vergangenheit durch eine glänzende Zukunft aufzuhellen; aber bis zu der Höhe, die ich jetzt vor mir ſehe, habe ich noch nicht emporzublicken gewagt."

Erneſtine vermochte nicht, hierauf etwas zu erwiedern; ſie hatte aber auch nicht die Kraft, dem jungen Mann ihre Hand zu entziehen, die dieſer noch immer feſthielt; ſondern ſah ihn mit einem Blick an, der die Glut in ſeinem Innern nur noch mächtiger entzündete. Zum Glück für beide trat in dieſem Augenblick Frau Marthe mit einigen Erfriſchungen ein, die ſie dem jungen Mann anbot, und dabei erzählte, daß Herr Noerdick gleich hier ſein werde; denn ſie habe ihn ſo eben aus dem Comptoir kommen ſehen.

Frau Marthe war der Schutzengel der beiden jungen Leute geweſen; ſie war im rechten Moment eingetreten, und hatte ihnen Zeit gelaſſen, ſich bis zur Ankunft des Vaters zu faſſen.

Dieſer trat ein. Er ſah die beiden jungen Leute ſtumm und verlegen einander gegenüber ſtehen und lachte: „Nun? Sind die Bon's der Dankbarkeit und des Nievergeſſens edler Thaten ſchon gehörig ausgewechſelt? Faſt muß ich es glauben, da ich meine Tochter ſo ſtumm da ſtehen ſehe, und der junge Herr den Hut, wie zum Abſchiednehmen, in der Hand hält. Dann wird wohl die Reihe an mir ſein. Nehme Er auch meinen Dank hier nochmals, Steuermann Robert, und halte Er ſich überzeugt, daß ich ihn, ſo oft ſich Gelegenheit bietet, durch die That bekräftigen werde. Wir wollen einmal ſehen, was ſich für Ihn thun läßt. Sein Kapitän, der ſelbſt ein ſehr tüchtiger Mann iſt, gibt Ihm das beſte Zeugniß. Er muß ſich in der Welt vorwärts bringen!"

Robert, der dem Kaufmann gegenüber, ſeine völlige Faſſung wieder gewonnen hatte, und aus Erneſtinens Liebe zu ihm Kraft ſchöpfte, antwortete in ſeiner kecken Weiſe: „Das iſt mein Wille, und ich warte nur auf die Gelegenheit dazu."

„Er muß ſich die Gelegenheit ſuchen!" war die Antwort. „Kennt Er den Werft des Schiffbauers Frank?"

„Warum denn nicht?" ſprach Robert. „Ich bin noch vor ein Paar Stunden darüber hingegangen. Der Mann macht ſchöne Arbeit. Namentlich iſt Ihr neuer Dreimaſter, der „Siegfried," ein ſchönes Schiff geworden. Es kann bald vom Stapel gelaſſen werden."

„Morgen!" ſagte der Kaufmann. „Punkt ſechs Uhr Nachmittags. Er iſt von mir eingeladen, dem Ablaufen beizuwohnen. Er hat ohnedies von der Stunde ab nichts mehr am Bord der Alma zu ſuchen, weil ich ihn zum Kapitän des Siegfried mache, wenn Er anders mit dieſer Veränderung zufrieden iſt."

„Nur zufrieden?" rief Robert ergriffen. „Nehmen Sie die Verſicherung — — —"

„Schon gut, mein Freund!" unterbach ihn der Kaufmann. „Zeige Er mir durch die That, daß Er meines Vertrauens würdig war, und wir werden auch ferner gute Freunde bleiben."

(Fortſetzung folgt.)

Blicke auf Ungarn.

(Schluß).

Die dem Könige ausſchließlich zuſtehende executive Gewalt wird, ſeit die Krone im Hauſe Öſterreich erblich geworden, durch die zu Wien befindliche königlich ungariſche Kanzlei ausgeübt; ſeit 1721 beſteht außerdem zur Erleichterung des Geſchäftsgangs ein Consilium locum tenentiale, früher zu Preßburg, ſpäter nach Ofen verlegt. Die königlich ungariſche Kanzlei leitet alle innern Angelegenheiten des Königreichs, außer den Angelegenheiten der Rechtspflege, des Kriegs und des Schatzes, deren obere Behörden jener im Range nachſtehen. In jeder Grafſchaft ſind außer den vom Könige ernannten, nur in dreizehn derſelben erblichen Statthaltern (Föispán, Obergeſpann, Summus comes), von dem alle Angelegenheiten der Grafſchaft (Geſpannſchaft) geleitet werden, noch zwei dieſem untergeordnete Oberbeamte, welche durch den Rath der Geſpannſchaft gewählt werden (Alispán, Untergeſpann, Vicecomes) mit theils adminiſtrativen, theils judiciellen Geſchäften beauftragt, und unter dieſen ſtehen eine Menge niederer Beamten. Jede Geſpannſchaft hat mehre grundherrliche, ſtädtiſche, königliche Gerichte, verſchiedener Inſtanz, welche dem Obergerichte der Geſpannſchaft (Sedria) untergeordnet ſind; von dieſen Sedrien (sedibus judiciariis) kann an die Tabula regia appellirt werden, und von dieſer in geeigneten Fällen in höchſter Inſtanz an die Tabula septemviralis; beide letztere Gerichtshöfe befinden ſich in Peſth und werden miteinander Curia regia genannt. Bei der Menge der Gerichtshöfe fehlt es auch nicht an Geſetzen und Advokaten; die Prozeſſe werden tüchtig in die Länge gezogen, und die Partheien erleben öfter nicht das Ende derſelben. Dabei iſt ein Übelſtand nicht zu vergeſſen: die Partheien müſſen ſich bei der Überhäufung der Gerichtsſtellen mit Rechtsſachen um die Gunſt der Subalternen bemühen, weil von ihnen, da alles ſchriftlich verhandelt wird, ſehr viel abhängt, daß die Sachen nach langem Liegenbleiben endlich den Richtern vorgelegt werden. So ſehr man nun auch die unbeſtechliche und ehrenhafte Verfahrungsweiſe der ungariſchen Gerichtsperſonen rühmt, ſo iſt doch leicht einzuſehen, daß man nur mit großen Opfern ſich zu ihnen den Weg bahnt, und daß daher in dieſer Hinſicht Vieles zu wünſchen übrig bleibt. Dazu geſchehen alle dieſe ſchriftlichen Verhandlungen in einem Latein, das man zum Unterſchiede von der Latinität der Tiberſtadt mitunter das Donaulatein genannt hat; alſo können weder die A, womit man in den voluminöſen Acten die Kläger (Actor) bezeichnet, noch die I, wie die Beklagten heißen (Incattus, d. i. in causam attractus), wiſſen, wie ihre Sachen ſtehen, und dem Richter wird die Entſcheidung dadurch ungemein erſchwert, daß, ehe ihm die Acten vorgelegt werden, der Anwalt des A wie des I mehre Rieß Papier zu vorläufigen Auseinanderſetzungen verwenden darf, wobei es ſich von ſelbſt verſteht, daß diejenigen, welche von Prozeſſen leben, die Sachen lieber verwirren als entwirren, und ſich um Beſchleunigung derſelben eben keine ſonderliche Mühe geben. Die Einführung der Mutterſprache allein dürfte in dieſem Unweſen eine beträchtliche Änderung herbeiführen.

Beſſer iſt, beſonders in neuerer Zeit für die öffentliche Erziehung geſorgt. Eine obere Behörde, das oben erwähnte consilium locum tenentiale hat die obere Leitung ſämmtlicher Schuleinrichtungen des Landes; Univerſitäten, Diſtriktsſchulen, Parochialſchulen, ſtädtiſche und Landſchulen in gehöriger Überordnung und wechſelſeitiger Beziehung ſind hier keine bloße Form; ſondern die Regierung läßt es ſich immer mehr angelegen ſein, die Reformen, deren die Zuſtände der ungariſchen Nation ſo ſehr bedürfen, dadurch am ſicherſten vorzubereiten, daß ſie das Volk durch zweckmäßige Ausbildung für die Einführung des Beſſern zugänglich macht. Wenn daher auch die nicht privilegirten Stände gegen die privilegirten zurückſtehen, ſo bleibt ihnen doch der Weg zu Beförderungen nicht verſchloſſen; geiſtliche und weltliche, Civil- und Militärbedienungen ſtehen Allen offen, und der ſich auszeichnende Plebejer wird geadelt vom Könige, damit er höhere Anſtellungen bekleiden kann. Wenn der Neuadeliche ſich über ſeine frühern nicht adelichen Genoſſen erhaben dünkt, und ſie nicht mehr kennen will, ſo iſt dies mehr perſönliche Schwäche; denn der wahrhaft gebildete Krieger oder Beamte wird über die Eitelkeiten kleiner Geiſter nicht die Pflichten des Landsmannes, des guten Geſellſchafters, des Menſchenfreundes vergeſſen. Mit der vermehrten Volksbildung wird auch die Achtung für landwirthſchaftliche, für gewerb- und handeltreibende Betriebſamkeit angeregt werden, und der nichtadelige Bürger und Landmann wird aus ſeiner Vergeſſenheit hervortreten. Alsdann wird es leichter fallen, die nöthigen Reformen einzuführen, welche jetzt mehr an den todten Buchſtaben als an der lebendigen Anſicht der gebildeten Ungarn Widerſtand finden, ſelbſt auf den Landtagen.

In letzter Beziehung nämlich ſcheint bemerkenswerth in dem Gange der Verhandlungen der letztern Landtage, daß die herkömmlichen Formen des Geſchäftsgangs, weniger ängſtlich beachtet, mehr als Träger deſſen, worauf es eigentlich ankommt, erſchienen. Die Tafel der Prälaten und Magnaten zeichnete ſich durch ein Beſtreben nach dem Weſentlicherforderlichen, durch gegenſeitige Verſtändigung und Nachgiebigkeit in weniger wichtigen Dingen, ſo wie durch Feſtigkeit und Beharrlichkeit in Hauptſachen aus; nicht weniger läßt ſich dies von der Tafel der Delegaten des niedern Adels und der Städte ſagen, wiewohl dieſe weniger nach eigenem Ermeſſen handeln, ſofern ſie vielmehr bloß als Specialbevollmächtigte ihrer Committenten erſcheinen, welche in keinem Dinge anders, als nach den erhaltenen Inſtructionen verfahren dürfen, deſto mehr läßt ſich aber aus dem, was von den Delegaten der zweiten Tafel vorgebracht wird, der in den einzelnen Geſpannſchaften vorwaltende Geiſt erkennen.

Dem Landtage liegt ob: 1) die Krönung des Königs und die Entgegennahme der königlichen Verſicherung der Aufrechthaltung der Verfaſſung, ſo wie die Ernennung des Palatinus und der übrigen höchſten und reichſten Reichsbeamten. 2) Die Berathung über die königlichen Propoſitionen. 3) Die Erhebung der Abgaben, Zölle, Mannſchaften von den nichtadelichen Unterthanen zu geſtatten, und die freiwilligen Beiträge des Adels zu beſtimmen; 4) eine allgemeine Bewaffnung anzuordnen, wenn die Noth des Landes ſolches erfordert. Außerdem hat der Landtag das Recht, die mittelſt der Delegaten vorgebrachten Wünſche der einzelnen Geſpannſchaften, ihre gravamina vor den König gelangen zu laſſen. Und ſo fragen wir wohl nicht mit Unrecht, ob in der ungariſchen Verfaſſung, ungeachtet ihrer bedeutenden Gebrechen, nicht zugleich die Mittel liegen, deren eine umſichtige Verwaltung ſich mit Weisheit bedienen kann, um das Volk ſo glücklich zu machen, als die Lage der Dinge es irgend geſtattet? —

(Athenaeum).

Feuilleton.

.•. **Mozart's Don Juan.** — Die Gazette musicale erzählt: „Als Mozart im Februar 1787 nach Prag kam, war er mit Aufführung ſeines „„Figaro““ durch die Truppe des Guardoſini ſo zufrieden, daß er mit dem Direktor übereinkam, er wolle den Abbé Ponti, Verfaſſer des Figarotextes, (ſoll jetzt noch in Nordamerika leben), veranlaſſen, *Molières „Festin de pierre“* zu „„verſtümmeln,““ und hiernach das Libretto zum Don Juan einzurichten. Im Herbſte ſollte die Oper vollendet ſein; als Honorar waren 100 Dukaten bewilligt. Mozart kam noch im Herbſte deſſelben Jahres nach Prag zurück, und ſeine Oper war am 28. October vollendet. Am 4. November ließ Guardoſini ſie aufführen. Baglioni, welcher den Octavio gab, — lebt noch als Geſanglehrer in Venedig! — In Berlin kam Don Juan erſt im Dezbr. 1790 auf die Bühne. Bis zum 1 Nov. d. J. iſt ſie dort aber bereits 212mal aufgeführt worden.

.•. **Denkmal für polniſche Könige.** — Prof. Rauch zu Berlin hat das Thon Modell vollendet zu einer koloſſalen Gruppe für das in der Hauptkirche zu Poſen zu errichtende Bronze-Denkmal, welches die erſten chriſtlichen Herrſcher Polens, den Herzog Miecislaus und deſſen Sohn, den König Boleslaus Chobri, darſtellt.

.•. **Die Juli-Säule auf dem Baſtille-Platze** zu Paris ſoll nun endlich errichtet werden. Die einzelnen cylindriſchen Stücke, aus denen ſie zuſammengeſetzt wird — ſind jetzt gegoſſen. Statt aller Basrelief's ſollten in die vier Seiten des Sockel's die vier Sätze eingegraben werden: 1) Am 14. Juli 1789 wurde der Zwinger des Volkes zertrümmert. 2) Am 23. Juli 1789 erklärte der Erzbiſchof von Bordeaux als Berichterſtatter des Verfaſſungsausſchuſſes: Nous avons jugé, d'après vous, que la constitution devait être précédée d'une déclaration de droits de l'homme et de citoyen. 3) Am 25. Juli 1830 zerbrach Karl X. die Verfaſſung des Reichs. 4) Am 27. Juli 1830 ſiegte das Menſchenrecht über den Meineid.

.•. **Der jetzt erwartete Meſſias.** — Semilaſſo erzählt im 4ten Bande ſeiner afrikaniſchen Wanderungen, daß ihn zu Suſa (bei Tunis) ein deutſcher Rabbiner und Talmudiſt aus Jeruſalem beſucht, welcher nach Deutſchland zu reiſen verſicherte, um hier einflußreiche Leute für ſein Projekt zu intereſſiren, „in Jeruſalem eine Bildungsanſtalt für die verwahrloſ'te iſrael. Jugend zu gründen.“ Derſelbe habe u. a. auch behauptet: „es ſei gar nicht weſentlich, daß der Meſſias, den er und ſeine Glaubensgenoſſen erwarteten, nothwendig als ein Jude geboren werden müſſe; wenn er nur die Menſchen erlöſe und eine glücklichere Zeit herbeiführe, als der einzige, was das Chriſtenthum doch bis jetzt nicht vermocht hätte. Dies aber könne nur der einzige Beweis für die Aechtheit des wahren Meſſias ſein. Wunder u. dgl. Dinge brauche er gar nicht zu thun, und die Welt könne im Uebrigen im alten Gleiſe bleiben!“

.•. **Nach Gottſchalk's genealogiſchem** Taſchenbuch für 1838, welches eben erſchienen, zählen die ſouveränen Häuſer Europa's 672 Köpfe, und zwar 356 männliche und 316 weibliche Seit 1738 ſind 85 ſouveräne Geſchlechter erloſchen. Die neunte Beilage gibt eine Ueberſicht jetziger (ſa.) Mißheirathen, deren es 31 in ſouveränen und mediaten, ebenbürtigen Familien geben ſoll. Die letzte Beilage führt an, daß jetzt 5 Könige und Fürſten freiwillig oder gezwungen von ihren Thronen entfernt leben.

.•. **Die Prachtausgabe** der „Oeuvres complètes“ von de Lamartine in 10 Bänden in 8. mit 450 Kupferſtichen, Karten u. ſ. w. iſt jetzt vollendet.

.•. **Die Makrobier des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates** ſind wohl die Böhmen. Während in Wien im Durchſchnitt auf 10.000 Todesfälle nur Ein hundertjähriger kömmt, haben zu Prag (nach 50jährigem Durchſchnitt) von 4000 Geſtorbenen 4 das 100 — 115, und 23 das 90 — 100ſte Jahr erreicht.

.•. **Vorleſungen im Prytaneum zu Paris.** — Vorleſungen über Phrenologie hat Her *Voisin*, Hoſpitalarzt zu Paris am 15. v. M. in dem Prytaneum eröffnet. Mit Nächſtem gedenkt auch Dr. *Halma-Grand* daſelbſt einen Kurſus phyſiologiſcher Anatomie für Künſtler und Weltleute zu halten. Herr *Louis de Loménie*, General-Sekretär des Prytaneums, eröffnet dort in dieſen Tagen ſeinen *Cours de littératures comparées*.

.•. **Naturalien vom Kap.** — Ueber 36,000 neue und ältere naturhiſtoriſche Gegenſtände, welche die Herren *Verreaux* ſeit mehreren Jahren auf dem Cap der guten Hoffnung geſammelt haben, ſind unlängſt glücklich in Paris angelangt. A. Z.

.•. **Würzburger Kirchenzeitung.** — Der von Dr. Schaumberger (zu Würzburg) angekündigte „Herold des Glaubens“ iſt, noch im Entſtehen begriffen, ſanft verſchieden. Der erſte November erſchien, aber kein Probeblatt. Statt dieſem religiöſen Tageblättchen — hat die projektirte Redaktion nun im Sinne, eine „Allgemeine Kirchenzeitung“ erſcheinen zu laſſen, deren Anfang auf den 1. Januar 1838 feſtgeſetzt wurde. (J. C. B.)

.•. **Herr Auguſte Bonjour**, Advokat beim Appellhof zu Paris, hat auf den Vorſchlag des franz. Juſtiz-Miniſters eine Gratifikation von 1200 Fr. erhalten für ſeinen „Essai sur le régicide,“ welcher ſich durch die darin aufgeſtellte Moral, durch hohe Philoſophie und Styl auszeichnen ſoll.

.•. **Milton's** „verlornes Paradies“ iſt in Chateaubriand's Ueberſetzung, illuſtrirt durch 55 prachtvolle Stiche nach Zeichnungen von Flatters, in einem Bande von Opiger herausgegeben worden.

.•. **Joſeph Karl Luther** (geb. 1792) einziger noch übriger Sohn des ſeit 1801 ausgewanderten Dr. med. Joh. Mich. Luther, der in grader Linie von Martin Luther abſtammt, iſt in Böhmen, wo er als Familienvater in bitterſter Armuth lebte, — in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückgekehrt.

.•. **Gefrorener Boden Sibiriens.** — Wen durchſchauert's nicht froſtig, wenn er an Sibirien denkt, — und mit Recht. Man hat dort, nach Gmelin's Bericht, zu Anfang des vor. Jahrh. zu Jakutsk von dem Verſuche einen Brunnen zu graben abgelaſſen, weil in einer Tiefe von 90 Fuß der Erdboden noch gefroren war. In den letztern Jahren hat man den Verſuch, nach Waſſer zu graben erneuert, und abermals bei gleicher Tiefe noch einen eiſigen Boden gefunden. Da indeß der Thermometer, der nahe an der Oberfläche 8° unter Null zeigte, in jener Tiefe bis auf 1° unter Null geſtiegen, ſo hofft man doch in etwas größerer Tiefe Waſſer zu begegnen.

.•. **A *la vapeur* geſägtes Brennholz.** — In Pariſer Journalen werden Ofenröhren von Eiſen, welches durch Galvanismus vor dem Roſten geſichert iſt, und Holz für die Oefen angekündigt, welches *à la vapeur* mit vollkommener Regelmäßigkeit geſägt iſt.

.•. **Wagen Ofen.** — Zu Waſhington iſt ein Ofen erfunden worden, der keinen Rauch verbreitet und ſo wenig Raum und Feuerung erfordere, daß er auch zur Heizung von Perſonenwagen gebraucht wird.

.•. **Inſektenfabrik von *Cross*.** — Während die Inſektenſchöpfung des Herrn *Cross* in der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften und den franzöſiſchen Feuilleton's vilipendirt wird, hat derſelbe einem Londoner Freund wieder 30 Stück neuer Geſchöpfe überſendet. In dem Begleit-Briefe, aus dem der M. Chronicle einen Auszug liefert, ſchreibt Hr. *Cr.*, daß „er kürzlich wieder mehrere neue Familien Inſekten gewonnen, und deren jetzt wachſend (growing) habe an einem eiſernen Drath, der in Potaſch-Silicat getauſt ſei u. ſ. w.;“ doch bemerkt er: „I am quite as much surprised and quite as much in the dark about this affair as I was at first.

.•. **Fr. Savoye** wird dieſen Winter zu Paris nach der Methode Robertſons Vorleſungen über deutſche Sprache halten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 288. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 6. December.

Literariſche Zuſtände in München.

Wir leben jetzt in einer Zeit der Diplomatie, die ſich mit ihrer Geheimnißkrämerei und Trugwirthſchaft bis in unſere kleinen bürgerlichen Verhältniſſe, unſere Familien, unſere Freundſchaften, unſere literariſchen und Kunſtzuſtände erſtreckt. Wir trauen Keiner dem Andern mehr recht; wir liegen auf der Lauer und müſſen kampfgerüſtet und ſchlagfertig daſtehen; denn von keiner Seite ſind wir vor einem heimlichen oder offenen Angriff ſicher, der oft unter dem Aushangeſchilde der Freundſchaft gegen uns gerichtet wird. Wir ſpielen miteinander Verſteckens und treiben unſere Verheimlichungen oft bis in's Lächerliche; wir gehen dabei unſern eigenen Zwecken nach und kümmern uns wenig um die einzelnen Andern, die ein Gleiches thun. Es ſind aber nur Wenige, die von der Regel eine Ausnahme machen. Da gilt es tapfer ſein. Der ſcheinbar beſte Freund hat mindeſtens ein literariſches Geheimniß vor uns; er ſchreibt Kritiken und Charakteriſtiken für dieſes oder jenes Blatt, oder Correſpondenzen, in welchen er die Zuſtände ſeiner Umgebung ſchildert; aber er wird uns den Ort nicht verrathen, wo er ſeine Anſichten niederlegt; es iſt eine Zeit des Argwohns und Mißtrauens, und nur vorübergehend erinnere ich hier, um doch Namen zu nennen, an A. Grün, Varnhagen von Enſe und Friedrich Ruckert, deren Mißhelligkeiten mit Braun von Braunthal, Dr. Loebell und Minckiewitz in neueſter Zeit zur öffentlichen Kunde gekommen ſind, der Polemik nicht zu gedenken, die der erbittertſte Gegner Hegel's gegen den todten Feind von ſeinem akademiſchen Lehrſtuhl ergehen läßt. Es ſcheint, als müſſe man jetzt ſeinen Freund ſo lange für verdächtig halten, bis man Beweiſe des Gegentheils hat; und ſelbſt dieſe geben in dieſer Welt der Lüge oft noch keine dauernde Bürgſchaft. Das iſt ein ſchlimmer, verzweiflungsvoller Zuſtand; aber wer möchte behaupten, daß es anders ſei? Unſere Literatur, oder mit andern Worten, unſere Journaliſtik, welche jene in ſich verſchlingt, iſt der tägliche Beweis dafür. Unter dem Deckmantel der Anonymität verurtheilen wir unſere literariſchen Gegner, die vielleicht unſere perſönlichen Freunde ſind, oder beleuchten wir die vorhandenen Zuſtande, die oft erſt unter der Feder ſich als mangelhaft darſtellen. Es iſt eine Zeit der literariſchen Vehmgerichte, in welcher wir leben. Auch ich mache von dieſer Anonymität Gebrauch, da ich ſonſt gegen die allgemeine Sitte im Nachtheil wäre; aber ich thue es ungern; die Kritik iſt unſere Krankheit; ſie hat uns unzufrieden mit dem Beſtehenden und zugleich auf's höchſte empfindlich gemacht. Das kann mich wenig kümmern. Denn ich gedenke weder der Arzt zu ſein, der dem Kranken den Puls fühlt, Heilmittel verſchreibt und die wunden Stellen ausbrennt, noch der Parteimann, der fur ſeine Genoſſenſchaft das Schwert ergreift, um die Gegner in den Staub zu werfen. Das Alles will ich nicht, vielleicht liegt es auch nicht in meiner Macht; ich will nur die Erſcheinungen, wie ſie mir hier auf den Gebieten des Lebens, der Literatur und Kunſt entgegentreten, und den Eindruck ſchildern, den ſie auf mich gemacht haben, unbefangen, der Wahrheit getreu, ſo weit ſie im Gewirre der Erſcheinungen feſtzuhalten iſt. Zeigen dieſe letzteren mir bloß eine Seite, ſo wird Niemand verlangen, daß ich auch der andern gedenke; erſt ſpätere Mittheilungen könnten Mangelndes ergänzen und Irrthümliches berichtigen. Für diesmal halte ich vorzugsweiſe an die literariſchen Zuſtände und was mit ihnen näher oder entfernter zuſammenhängt.

Die hieſigen Schriftſteller offenbaren in allem, was bairiſches Land und Volk betrifft, eine faſt kleinſtädtiſche Empfindlichkeit. Sie können keinen Tadel vertragen und haben ein unüberwindliches Mißtrauen gegen Jeden, der es wagt, Leben und Sitte des Volks zu ſchildern und vielleicht Seiten daran aufzuweiſen, welche tadelnswerth ſind. Schon im Jahre 1819 ſprach es die eingegangene Eos als ihren hauptſachlichſten Zweck aus, irrigen Urtheilen über Baiern zu begegnen. Dieſe Empfindlichkeit liegt im Weſen jedes geiſtig aufſtrebenden Menſchen, der ſich ſeiner Kraft bewußt wird; aber nur daran, nicht auch zugleich an die begleitende Schwäche erinnert ſein will. Man fängt hier an ſich zu fühlen; aber das Ausland ignorirt ſelbſt die beſſern Beſtrebungen einheimiſcher Schriftſteller, und die geſelligen Tugenden des Volks, die ſeine Fehler überdecken, ſind bis zu dieſem Augenblick noch nicht in dem Maaße öffentlich anerkannt worden, wie ſie es verdienen. Auf dieſe Weiſe iſt die Mißſtimmung hier allgemein geworden. Wie aber anderwärts ein Übermaaß von Kritik, ſo hat hier ein faſt gänzlicher Mangel daran, nicht minder wie die völlige Abgeſchloſſenheit von dem literariſchen Verkehr des übrigen Deutſchlands, vieles zur Entwickelung dieſer empfindlichen Stimmung beigetragen. Die Kritik iſt hier von jeher auf matten Füßen gegangen; entweder wurde ſie ſyſtematiſch, mit wiſſenſchaftlich-pedantiſcher Milde, oder abgeriſſen und zufällig, zur augenblicklichen Unterhaltung geübt. Der Baier hat noch nichts von der Sitte, aber auch erſt wenig von der Unſitte jener Völker, die im Feuer der Selbſtkritik gegen den Stachel der Ironie und des Spottes erhärtet und gegen ſich ſelbſt eben ſo ſchonungslos ſind, wie gegen die Fremden. Der Baier läßt in der Geſellſchaft Jeden gewähren; er beobachtet nicht und will ſelbſt nicht beobachtet ſein; er kritiſirt nicht, wo er genießen, und ſpeculirt nicht, wo er nach alter Angewöhnung gemächlich leben kann; er mag ſich ſeinen Genuß nicht verkümmern und den proſaiſchen Traum, der den Tag ausfüllt, nicht zerſtören laſſen. Daher meidet er Alles, was ihn zum Bewußtſein über ſeine Zuſtände bringen könnte; er will ſein Leben weder kritiſch zergliedert, noch im treuen Abbilde geſchildert ſehen. So entgeht er freilich der Qual der Selbſterkenntniß; wo aber dieſe fehlt, iſt auch kein Selbſtgeſtändniß möglich. Mit dieſem Haſten am Alten, an hergebrachter Sitte und Gewohnheit, verbindet ſich eine unvertilgbare Liebe zu dem heimiſchen Lande, aber zu gleicher Zeit auch etwas von jener kleinſtädtiſchen, philiſterhaften Vorliebe für eigenen Hof und Herd, für Vettern und Muhmen, obgleich man dieſe Namen hier kaum hört. Es ſind aber vorzugsweiſe zwei Gegenſtände, die man nicht tadeln darf, ohne ſeinen Unmuth zu erregen. Der eine iſt ſein Bier, das man nirgends beſſer, der andere die Literatur, die man faſt nirgends in Deutſchland ſchlechter beſtellt findet. Auf jenes iſt er mit Recht ſtolz, dieſer ſchämt er ſich mit gleichem Recht. Aber Niemand wage, öffentlich auszuſprechen, daß er im Biertrinken ſtark ſei; er würde aufſtehen und behaupten, daß es eine Lüge ſei, obgleich die Wochenrechnung jeder Familie, das Contobuch jedes Bräuers und das Steuerkataſter die Wahrheit bezeugen. Wenn aber das Leben auf den Straßen und Plätzen und in den Bierſchenken der Öffentlichkeit angehört, wer will uns hindern, darüber öffentlich zu ſprechen? Der Baier darf ſich etwas darauf einbilden, daß er ſich noch Eigenthümlichkeit genug bewahrt hat, um Gegenſtand intereſſanter Beobachtung und Beſprechung zu ſein.

Es wäre Unrecht, wollte man von der hieſigen Kunſt ſagen, daß ſie nur als ein exotiſches Gewächs zu betrachten ſei. Früher hätte man das eher gedurft, als jetzt. Allerdings hatte der kenntnißreiche und freiſinnige Erzherzog Johann recht, als er zum erſten Mal die Boiſſerée'ſche Gemäldeſammlung in Heidelberg ſah, auszurufen: „Das waren ſchöne, beſſere Zeiten, als noch die Bürger freiwillig zuſammentraten, um zu ihrer Ehre und zur Zierde der Stadt Kirchen und Denkmäler zu gründen und in ihnen heilige Gemälde und Kapellen zu ſtiften, und die Geiſtlichkeit noch aus dem Vollen ſchöpfte, um den Überfluß zur künſtleriſchen Ausſchmückung der Kirchen und Klöſter zu verwenden. Wenn ſich heut zu Tage ein König noch ſo ſehr abmüht, die Kunſt wieder emporzubringen, und es fehlt die Theilnahme und Nacheiferung des Volkes, der Bürger, ſo wird ſie doch nur wie eine fremde Pflanze ſtiefmütterlich gedeihen!“ Die Liebe zur Kunſt iſt bei'm König Ludwig aufrichtig und rein. Daher durfte er einſt ſagen: „Ein Stück Brot und die Kunſt, und ich bin zufrieden!“ Auf ſeine perſönliche Veranlaſſung wurde die Kunſt nach München verpflanzt, und die Stadt mußte zur Anlage der neuen Ludwigsſtraße große Summen hergeben, wollte ſie nicht hinter den ſchönen Beſtrebungen des Königs zurückbleiben. Aus freiem Antrieb wäre von den Bürgern wenig oder nichts dafür geſchehen. Etwas anders iſt es freilich, wenn man fragt, ob die künſtleriſche Anlage und Anordnung des neuen Stadttheils den Bedürfniſſen der Stadt, wie den Forderungen eines vollendeten Baugeſchmackes völlig entſprechen. Jetzt bilden die hieſigen Künſtler, von denen nur die wenigſten im Inlande geboren ſind, eine zahlreiche Zunft, die mit ihrer Wirkſamkeit in's bürgerliche Leben eingreift, und es wäre mehr als barbariſch, wenn die hieſigen Einwohner im Anſchauen des vielen Kunſtſchönen nicht für die edleren und beſſeren Beſtrebungen der Kunſt Sinn und Geſchmack in ſich aufgenommen hätten. Dennoch finden ſelbſt die erhabenſten und vollendetſten Werke ſogar unter den Künſtlern ſelbſt ihre Widerſacher, während der unbefangnere Sinn bei der Betrachtung der ernſteren oder anmuthigeren Darſtellungen aus der Heiligengeſchichte, wie ſie die Ludwigskirche und die Allerheiligenkapelle darbietet, unwillkürlich von dem Gefühl der Ehrfurcht und Liebe für die Höhe der hieſigen Kunſtentwickelung ergriffen wird. Die Pinakothek und Glyptothek werden fleißig genug beſucht, häufiger aber, wie zu erwarten ſteht, die fortlaufende Ausſtellung des hieſigen Kunſtvereins, der ſehr viele Mitglieder zählt. Durch die letztere wird der Sinn für die bildende Kunſt wach erhalten; jede Woche ſieht man wenigſtens einige neue Gegenſtände der Malerei, Kupferſtecherkunſt und Sculptur ausgeſtellt. Noch immer herrſcht hier, wie anderwärts, eine zu große Trennung zwiſchen den Gelehrten und Künſtlern und beider Theile unter ſich. Man muß aber wohl die würdige Reihe der ältern Künſtler von den jüngern unterſcheiden, namentlich von der Klaſſe derjenigen, welche man hier Genremaler nennt. Die erſtern haben ſich durch die vielſeitigſte Erfahrung, durch geiſterweckenden Umgang, Studium und Lectüre einen großen Reichthum der edelſten und heiterſten Bildung erworben, welche ſie mit den Gelehrten und dieſe mit ihnen in die angenehmſte, gegenſeitige Berührung bringt. Auch ſind ſie lange nicht ſo einſeitig in Geſchmack und Urtheil und bei weitem nicht ſo eingenommen von der Bedeutſamkeit des beſondern Theils ihrer Kunſt, den ſie betreiben, als jene Genremaler. Sie können daher auch viel eher einen Tadel ertragen und eine Zurechtweiſung, wenn ſie nur begründet iſt und mit derjenigen Beſcheidenheit ausgeſprochen wird, welche der Gegenſtand verlangt. Die andern aber wollen höchſt behutſam behandelt ſein; man möchte ſie in Baumwolle einwickeln und, wenn man ihnen eine bittere Arznei zu koſten gibt, wie bei kleinen Kindern, den Rand des Gefäßes mit Honig beſtreichen. Ja, ſie apelliren an das Herz, an das Mitleid des Kritikers und verlangen Schonung, weil davon am Ende ihre äußere Exiſtenz abhängt. Sie handeln daher ganz im Sinn und Vortheil ihrer Genoſſenſchaft, wenn ſie Jedem, der nicht gerade ausübender Künſtler iſt, Fähigkeit und Beruf abſprechen, über Kunſt und Kunſtwerke nur irgend ein leidliches Urtheil zu fällen. Das iſt hier, wie anderwärts. So lange aber weder Künſtler noch Literaten gegründeten Tadel ertragen können, meint man es auch nicht redlich weder mit der Literatur noch der Kunſt, und ſo lange iſt kein Heil für den Einzelnen wie für das Ganze zu erwarten. Ich erwähne hier, was mir neulich ein trefflicher Freund, der zugleich Schriftſteller und Kritiker iſt, ſchrieb: „Wir loben nicht gern unbedingt; ich kann es daher auch von meinen Produkten nicht verlangen; aber ich weiß es, es iſt keine Zeit der Produktion, noch nicht, aber ſie wird es werden. Wer ſelbſt Kritiker iſt und hohe Anſpruche macht, kann nicht mehr verlangen.“ So ſpricht nur ein Mann, der es redlich mit ſich wie mit der Literatur meint. (Fortſ. f.)

Styl und Literatur.

1) Die Lehre vom deutſchen Styl, philoſophiſch und ſprachlich neu entwickelt mit einer methodiſchen und praktiſchen Anleitung zu demſelben verſehen. Von Dr. J. K. Fr. Rinne. Erſte Lieferung. Stuttgart. 1837. P. Balz.

Ein beachtenswerther Verſuch. Styl iſt dem Verfaſſer nichts anders, als die Sprache ſelbſt nach einer gewiſſen Beziehung ihrer Erſcheinung; er theilt ihn in Idealſtyl und Realſtyl und denkt, nach der vorliegenden Einleitung, beide beſonders abzuhandeln und mit einer methodiſch-praktiſchen Anleitung zu ſchlieſſen. Überall Sicherheit, ſcharfer Blick und feſter Tritt auf dem durch Anderer Forſchung gewonnenen Boden. Irr' ich nicht, ſo hat Mundt's Kunſt der deutſchen Proſa dieſe verdienſtliche Bemühung hervorgerufen. Leider gilt deutſcher Stylunterricht noch immer geringfügig, wo Meiſter Schlendrian auf breitgetretenem Wege ſeine Jünger fortſchiebt. Aber ihr müßt endlich aufwachen und deutſche Elemente mit Kraft und Beſonnenheit aus deutſcher Jugend bilden lernen! Wohl koſtet das eiſerne Dauer und einſame Nächte; der hiſtoriſche Weg iſt nicht eben beblümt, und die alten Lehr- und Handbücher, die euch in's Fleiſch gewachſen ſind, müſſen vertauſcht werden. „Gewiß werden die deutſchen Gymnaſien als die Kernanſtalten für höhere Lebensbildung ihrer Aufgabe dadurch immer mehr entſprechen (vorzüglich ſeitdem ſich die realen Elemente von ihr ſondern,) daß ſie in dem Studium des Altdeutſchen für die Grundlage der Nationalbildung ſorgen; ſie werden immer mehr einſehen, daß die antiken Sprachen nur aus dem Geſichtspunkte und in dem Geiſte des Vaterlands ihre wahren, ſegensreichen Wirkungen erhalten werden, und daß der deutſche Sprachunterricht überhaupt in ein anderes Verhaltniß zu jenen treten muß. (S. 107.) Uebrigens liegen nur die Anfänge vor uns und man wird begreiflich weder das Urtheil abſchlieſſen, noch die eigentliche Stellung des Buches unter den ehrenwerthen Verſuchen, das Studium der Mutterſprache zur Nationalangelegenheit zu machen, ſchon jetzt anweiſen dürfen. Rinne hat indeſſen durch ſeine deutſche Grammatik ſich bereits viele Freunde gemacht; man wird auch dies Werk und nicht allein wegen des ſo billigen Preiſes nach Verdienſt aufnehmen.

---

2) Abriß der Geſchichte der deutſchen Literatur. Von K. L. Kannegießer. Bunzlau 1838. Appun's Buchhandlung.

Für wen iſt dieſer Abriß beſtimmt? Für Jedermann laſſen ſich dergleichen leitende Ueberſichten nicht abfaſſen; der Standpunkt des Beurtheilers iſt darum nur mißlich, will er nicht abſichtlich wehe thun. Auf die Geſchichte der deutſchen Sprache (S. 1 — 12) folgt die der deutſchen Poeſie (Seite 13 — 111) und endlich der deutſchen Proſa (S. 111 — 115) Dieſe ungleichmäßige Behandlung, welche dem Titel durchaus zuwider läuft, wird zu rechtfertigen geſucht; der letzte Theil ſei nur Ergänzung des mittlern, inſofern die der Form nach proſaiſchen, dem Inhalte nach poetiſchen Werke ſchon dort vorgekommen. Hält dieſer Grund Stand? — Vorbemerkt wird, der Ueberblick über die Geſchichte der Sprache folge Mundt's Kunſt der deutſchen Proſa und der ausführlichſte Abſchnitt ſei nach der Geſchichte der Poeſie von Roſenkranz bearbeitet. Dann iſt wiederholt zu fragen: für wen? Wer dem Zuge unſerer Literatur folgt, lieſt dieſe Schriften von Roſenkranz und Mundt ſelber; Studenten und Gymnaſiaſten brauchen Hülfsmittel zum eigenen Studium (z. B. jener mitteldeutſchen Gedichte) und literariſche Hinweiſungen, die hier fehlen. Dem ergänzenden Vortrage des Lehrers mußte es eher überlaſſen bleiben, den Inhalt einzelner Dichtungen anzugeben, als die Literatur, wobei ſo viele Fehler im Unterricht vorfallen können. Was ſollen ferner die durftigen Sprachproben der erſten Abtheilung, die Vaterunſer, die vier Zeilen aus Tauler, die Vergleichung Otmars und Luthers an dieſer Stelle? Der Styl iſt häufig ganz ungenießbar. Vergleicht nur, was der Verfaſſer von Leſſing ſagt: „Sein letztes Stück iſt ausgezeichnet als didaktiſches Drama mit dem Grundgedanken der Gleichſtellung aller poſitiven Religionen, den man freilich nicht billigen kann, bei doch keineswegs mangelndem dramatiſchen Leben, und ſelbſt mit mehr poetiſcher Färbung als die übrigen durch die Verlegung der Handlung in den Orient.“ Leſet dazu Folgendes (S. 88): „J. W. v. Gothe, geb. d. 28. Auguſt 1749 zu Frankfurt am Main, geſtorben in Weimar d. 22. März 1832, Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr nach einem Krankenlager von 4 Tagen an den Folgen eines gaſtriſch-nervöſen Fiebers in ſeiner Geburtsſtunde, in einem Alter von 82 Jahren, 6 Monaten und 23 Tagen, zuletzt Geheimrath und Miniſter des Großherzogs von Weimar, von den vielſeitigſten Anlagen und der vielſeitigſten durch ein mannichfaltig anregendes und begünſtigtes Leben geförderten Bildung, einer der begabteſten Geiſter, iſt der Dichter der Wahrheit, inſofern ſie mit der Schönheit eins iſt, obwohl von der Anſchauung und der Darſtellung des Wirklichen ausgehend, und von hieraus ſich zur Idealität erhebend, wie er denn eben ſo ſehr Freund und Forſcher der Natur als Dichter iſt.“ Vergeſſen wir nur nicht, daß der ganze Abriß 115 S. enthält! Tieck iſt der letzte bedeutende Dichter, obwohl die neueſten Namen ſich finden. Die Bewegung unſerer Tage wird in einigen Zeilen beſprochen, die Schriftſteller, „die ſich wohl das junge Deutſchland genannt haben,“ ſind namhaft gemacht; aber (S. 109) „zu dieſen Dichtern gehören auch Börne als Kritiker, Saphir als Satiriker!!“ Auch nimmt ſich faſt poſſirlich die Notiz aus: Auch Heyne (wohl H. Heine) hat ſich Ruf erworben, indeß bei manchen Vorzügen leidet er an den Fehlern des jungen Deutſchlands. A. Rodnagel.

Tageschronik aus Paris.

25. November 1837.

Die Politik, welche ſeit mehreren Wochen Alles abſorbirte, iſt für den Augenblick wiederum etwas in den Hintergrund getreten. Die Wahlſchlacht iſt geſchlagen; jede Parthei hat ihre Todte und Verwundete gezählt; die Sieger frohlocken, und die Beſiegten vertröſten ſich auf beſſere Zeiten. Inzwiſchen haben die neuen Moden angefangen, ſich zu conſtituiren und man ſpricht von glänzenden Bällen und Soiréen, welche dieſen Winter ſtattfinden ſollen. Einſtweilen ſind die öffentlichen Conzerte die Hauptſammelplätze der ſchönen Welt. Seitdem **Strauß** und **Müſard** fraterniſirt haben, iſt der Saal der Rue neuve Vivienne, trotz ſeiner Erweiterung, dennoch viel zu klein. Alle jene famöſen Hyperbole der franzöſiſchen Journale von den unermeßlichen Menſchenmaſſen, welche Queue machen und von den Tauſenden, welche an der Kaſſe keine Billette mehr bekommen u. ſ. w., ſind bei dieſer Gelegenheit, vielleicht zum erſtenmal, wahr geworden; ich erinnere mich nicht, eine ähnliche Menge vor der Thüre eines Theaters oder eines Conzertſaals geſehen zu haben, als an jenem Abende, wo es hieß, Strauß werde mit ſeinem Orcheſter bei Müſard ſpielen. Das Gedränge vor der Thür des Conzertſaals iſt Alles, was ich für meinen Theil von dem erſten Conzerte Strauß und Müſard geſehen habe. Bevor noch das Conzert angefangen hatte, mußten die armen Munizipalgarden einen beſchwerlichen Dienſt verrichten, den ſelbſt die hieſigen Theater bei den erſten Vorſtellungen neuer Dramen nicht erheiſchen; ſie mußten das Publikum im eigentlichen Sinne des Worts beim Kragen nehmen und zurückhalten, damit es nicht in den Saal dringe, welcher dergeſtalt mit Menſchen angefüllt war, daß man jeden Augenblick ſeinen Einſturz befürchtete. Strauß hat, meiner Anſicht nach, ſehr klug gehandelt, indem er ein Schutz- und Trutzbündniß mit Müſard geſchloſſen; ſein Name iſt dadurch binnen wenigen Tagen ebenſo berühmt und populär in Frankreich geworden, als der ſeines beliebten Alliirten. Die Conzerte, welche der Wiener Kapellmeiſter bei ſeiner Ankunft in Paris im Gymnase musical veranſtaltete, fanden kein ſo großes Echo, als man hätte erwarten ſollen; der ziemlich hohe Eintrittspreis ſchreckte Manchen ab und die Preſſe beeiferte ſich keineswegs, das Lob des Fremdlings zu verkünden. Herr Louis Desnoyer's, ehemals Herausgeber der mit den Septembergeſetzen eingegangenen Carricature, gegenwärtig Direktor des Feuilleton des Siècle, beſtreitet ſogar die Präciſion und Regelmäßigkeit des Straußiſchen Orcheſters; die muſikaliſchen Chargen und Spielereien, wie die **Schwärmer**, das **Bouquet** und das Final-Potpourri wurden allgemein getadelt; nur ſeinen Walzern ließ man volle Gerechtigkeit widerfahren. Einige derſelben waren ſchon in Frankreich bekannt; der **Walzer des Herzogs von Reichſtadt** wird ſeit 3 Jahren auf allen Drehorgeln der Hauptſtadt abgeleiert und die herumziehenden deutſchen Muſikanten, welche hier auf den Straßen ſpielen, hatten die franzöſiſchen Ohren mit andern Straußiſchen Walzern bekannt gemacht. Durch die Conzerte bei Müſard macht ſich Strauß in ganz Frankreich einen unſterblichen Namen. Was die Pariſer beſonders in Erſtaunen ſetzt, iſt die Geläufigkeit, womit jeder Mann des Straußiſchen Orcheſters mehrere Inſtrumente ſpielt; es ſcheint ihnen unbegreiflich, wie derſelbe Künſtler in einem und demſelben Muſikſtücke zwanzigmal die Trompete, das Waldhorn u. ſ. w. bei Seite legt und wieder aufnimmt. Die Art, wie das Straußiſche Orcheſter die Walzer ausführt, iſt für die Franzoſen ganz neu und bringt einen magiſchen Eindruck hervor. Der gleichgültigſte, unempfindlichſte Zuhörer fängt zuerſt an, den Takt mit dem Kopfe zu nicken, dann mit den Füßen zu trommeln und nach 5 Minuten endlich mit allen Gliedern zu ſchlagen; wenn nicht der Saal ſo gedrängt voll wäre, daß man ſich weder drehen noch wenden kann, ſo würde ohne Zweifel die ganze Geſellſchaft zu walzen anfangen. Fürwahr, die Einbildungskraft erſchreckt vor dem, was ſich Alles zutragen könnte, wenn Müſard und Strauß ſich für den bevorſtehenden Carneval verbinden und Maskenbälle ankündigen. Der berühmte Maskenball des letzten Faſtnachtdienſtags, welcher unter Muſard's Leitung in der großen Oper gegeben worden, müßte ſich verkriechen; es würde nicht bloß im Tanzſaale, ſondern auch in allen Straßen der Hauptſtadt ein wahnſinniger Jubel herrſchen. Kaum hätte Muſard die türkiſche Trommel gerührt und Strauß in die Trompete geſtoßen, ſo würden 6000 Tänzer ſich in einer Sabbathsrunde drehen und keine menſchliche Gewalt wäre im Stande, den Strom aufzuhalten, die Munizipalgardiſten und Sergens de Ville würden mit den Blumenverkäuferinnen walzen; die Pompiers würden ihre Feuerwacht vergeſſen und den Fandango tanzen; die Kaſſirer würden die Bezahlung der Billette walzend in Empfang nehmen und es wäre möglich, daß dieſe hinreißende Muſik die Fiakerpferde, welche die Tänzer zum Balle brächten, zum erſtenmale in ihrem Leben in Galopp ſetzte. Jedesmal, wenn eine neue Schaar von Tänzern im Saale ankäme, würden ſich die vorher eingelaſſenen Ballgäſte aus jenem feurigen Ofen in die Rue Vivienne ſtürzen und als raſende Paare über die Boulevard's hinſtürmen, alle Vorübergehende in ihren ſataniſchen Reigen mit hineinziehend. Um Mitternacht würden alsdann die 900,000 Bewohner von Paris eine unabſehbare Galoppade tanzen, mit den 48 Polizeikommiſſären an der Spitze.

In Erwartung dieſer glückſeligen Nacht, begnügt ſich Paris einſtweilen, jeden Abend in die Rue Vivienne zu gehen und die Straußiſchen Walzer nebſt den Muſard'ſchen Quadrillen zu beklatſchen, indem es ſo wenig als möglich auf den Bänken tanzt. Gegenwärtig, da der rauhe Novemberwind die letzten Blätter von den Bäumen des Tuileriengartens geſchüttelt hat, iſt der Muſard'ſche Conzertſaal die Lieblingspromenade der ſchönen Pariſerinnen. Die Conzerte Valentino's in der Rue St. honoré ſind weniger beſucht; das Casino-Paganini iſt noch immer nicht eröffnet; es ſucht einſtweilen Actionäre. Paganini muß ſehr unglücklich ſein; Strauß und Müſard haben ihn verdunkelt. Seit 5 Monaten iſt der berühmte Violinſpieler in Paris und Niemand bekümmert ſich um ihn; man hat auch nicht das mindeſte Conzert ihm zu Ehren veranſtaltet; noch nicht ein einzigesmal iſt an ihn die Aufforderung ergangen, zum Beneſiz von Verunglückten zu ſpielen; die Journale haben bis jetzt noch keine einzige Anekdote von Paganini erzählt. Die kleinen Tagblätter, welche Abends in den Theatern verkauft werden, wimmeln von biographiſchen Notizen über Strauß. Die Feuilletoniſten haben ſich der Perſon unſeres Landsmanns bemächtigt und ihn in ihren phantaſtiſchen Lukubrationen à la Hoffmann als ein Genie dargeſtellt, mit wild um den Nacken flatterndem Haar, mit hohlem, flammendem Auge, mit ſo tief eingefallenen Backen, daß man ein Salzfaß darin ausleeren könnte, mit zerriſſenen Kleidern, mit leerem Magen, mit unzähligen Gläubigern, mit ſpitzem, rothem Ziegenbart, mit teufliſchem Lächeln, mit orakelhafter Sprache, mit überirdiſchen Manieren, kurz mit allen Ingredienzien, welche man den großen Künſtlergenies der modernen Zeit aufbürdet. Wenn man dem Vert-Vert Glauben ſchenken darf, ſo hat Strauß, ich weiß nicht mehr, wie viel Baroninnen verführt; 13 Prinzeſſinnen haben ihm entführt; zwei Gräfinnen haben ſich um ein Haar aus ſeinem Fiedelbogen duellirt, und drei ſeiner Gläubiger haben ihm alle ſeine Schulden quittirt, nachdem ſie den erſten Walzer gehört. Von Strauß ſpricht man in allen Salons, und an Paganini denkt Niemand. Und doch iſt es derſelbe Paganini, dem man zu ſeiner Zeit ebenfalls eine wunderbare, phantaſtiſche Exiſtenz geliehen, den man vor 3 Jahren in Genua an der Cholera hat ſterben laſſen und deſſen Teſtament ſogar durch die Zeitungen ausgeplaudert worden iſt; es iſt derſelbe Paganini, welcher zahlreiche Marmorpaläſte in Italien beſitzt und ſeine Millionen in allen Banken Europa's angelegt hat. Unbeachtet ſpaziert er gegenwärtig über die Boulevard's; kaum erregt ſeine dürre, ſchwermüthige, fatale Knochengeſtalt einige Aufmerkſamkeit; ſein langer Ueberrock gleicht einer Regenſchirmſcheide und er trägt einen hohen, ſpitzen Hut, wie der Wahrſager im Tivoligarten. In unſern Tagen, wo man ſo wenig große Männer und beſonders ſo wenig Originaltypen hat, iſt dieſe Vernachläſſigung Paganini's von Seiten der Pariſer höchſt auffallend. Aber die Pariſer ſind einmal leichtſinnig und ſorglos; haben ſie doch auch den Jouſſuf-Bay vergeſſen, jenen Araber aus Genua, einen Landsmann Paganini's, welcher ebenfalls ſeit 5 Monaten unbeachtet in Paris lebt.

(Fortſetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 289. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 7. December.

Der ſtille Meiſter.

(Sage).

Zu Warmbrunn wohnt' im einſamen Haus
Der ſtille Meiſter mit Weib und Kindern;
Die Armuth trieb alle Freunde ihm aus,
Und fleißige Hand kann nichts mehr lindern.

D'rum will ich ertrotzen des Glückes Gunſt'
— So ſtöhnt ſein Schmerz, der lang gehemmte —
Jetzt ſollſt du mir helfen, ſchwarze Kunſt,
Die ich vor Jahren erlernt in der Fremde.

Er kocht und brauet, er ſchmilzt und ſucht,
Die ſaure Arbeit will nicht gelingen;
Vergebens hofft er, die goldne Frucht,
Den blauen Flammen abzuzwingen.

Da ging er oft ſinnend durch Waldesnacht,
In's wilde Gebirg ſchon früh am Morgen;
Sein Herz in den einſamen Schluchten erwacht,
Als ſei hier des Lebens Geheimniß verborgen.

Einſt doch im Gebirg unter Tannen ſah
Er in der Ferne ein blendend Leuchten;
Verwundert trat er dem Glanze nah;
Die Stelle will ſo bekannt ihm däuchten.

Aus hellerleuchteter Höhle blinkt,
In Kiſten und Kaſten viel edles Geſteine;
Das rothe Gold ihm lockend winkt,
Doch trennt ihn ein Gitter vom Zauberſcheine.

Und wie er rüttelt, und wie er reißt,
Stand ihm der Alte des Berges zur Seite:
„Dein ſind dieſe Schätze“ — ſo ſprach der Geiſt —
„Sie lohnen nach langem, vergeblichen Streite.

„Wenn dreimal ſich der Tag erneut,
Dann ſteht dir das eiſerne Gitter offen.
Nur merke dir wohl den Platz ſchon heut',
Sonſt iſt verloren dein Harren und Hoffen.

„Der Thurm von Hermsdorf, ſchau! ſpringt ſpitz
Hervor, links hinter grauen Höhen,
Rechts Warmbrunn und Kynaſt, der Ritterſitz,
Im grünen Grund iſt Hirſchberg zu ſehen.

„Und ſteheſt du grad' auf dieſem Platz,
Blick um, da wird die Höhle ſchimmern,
Das Gitter offen! du hebſt den Schatz.
Der Geiſter Zorn darf dich nicht kümmern.

„Noch trauſt du meinem Worte kaum?
Nimm! dieſes Goldſtück mag bekunden,
Daß, was du hörſt, kein neckender Traum!“ —
Der Alte ſprach's und war verſchwunden.

Der Meiſter merkt den Platz genau;
Bedächtig mißt er ſich die Räume,
Und heimwärts wandelnd zeichnet er ſchlau
Am Felspfad die bemooſ'ten Bäume.

Drei Tage — ſie vergehn nicht ſo ſchnell.
Nun endlich eilt der ſtille Meiſter
Mit fliegendem Schritt zur Waldesſtell';
Das nahe Glück macht ihn nur dreiſter.

Der Thurm von Hermsdorf zeigt ſich gleich,
Nur Warmbrunn kann er nicht erſpähen,
Das macht ein lichtes Birkengeſträuch, —
Doch drüben iſt beides wohl zu ſehen!

Auch nicht? hier tauchet Warmbrunn auf,
Und Hermsdorf ſchwand jetzt aus den Blicken.
Er klettert hinunter, er ſteigt herauf,
Steht dort und hier — es will nicht glücken.

Schon floß von der Stirne der glühende Schweiß;
Er ſucht und flucht, es muß ja gelingen!
Allein ein zauberiſch wirrer Kreis,
Hält heute den ſtillen Meiſter in Schlingen.

Jetzt aber — nun iſt es vollbracht!
Aus Thränen lächelt ſein Auge wieder.
O wehe! das Thal verſchwimmt in Nacht,
Und mit ihr ſinkt jede Hoffnung nieder.

Der ſtille Meiſter wankt traurig fort.
Drei lange, bange Tage verſtreichen.
Und wieder umgeht er haſtig den Ort,
Und — muß auch heute dem Zauder weichen.

Und kommt doch wieder, umwandelt den Ort —
O Jammer, wann wird das Glück erworben?
Derweil in der elenden Hütte dort
Sind Weib und Kind vor Hunger geſtorben.

Der ſtille Meiſter ſucht noch den Platz,
Hoch in den düſtern Tannengründen;
Der ſtille Meiſter hofft endlich den Schatz
Im Schooß der Höhle wieder zu finden.

Ein trüber Wahn umnebelt den Sinn;
So kommt er ſtets am dritten Tage
In Haſt zu jenem Felſen hin,
Und nimmer hörſt du eine Klage.

Mag Schneegeſtöber, mag Winterſturm
Im Tannendickicht krachen und toben,
Er ſucht, er ſchaut den Einen Thurm,
Nur beide nie zugleich dort oben.

Sein Aug' iſt matt, weiß Bart und Haar,
Vor Alter zittern die ſtarren Glieder;
Er ritzt der Füße nacktes Paar
In Dornen blutig und kommt doch wieder.

Bis endlich, da ruft er freudig laut:
„Haha! ich hab' ſie beide wieder!
Dort, dort!“ — ſein hohles Aug' umgraut
Der letzte Schatten — todt ſinkt er nieder.

A. Nodnagel.

Das Brautſchiff.

(Fortſetzung).

Erneſtine ſagte dem jungen Mann ebenfalls einige Worte, die ein Glückwunſch zur Standeserhöhung ſein ſollten, aber ſie kamen ſo verwirrt zum Vorſchein, daß nur Robert darin einen Sinn zu entdecken vermochte, während der Vater lachend ſagte: „Laß es nur gut ſein, Erneſtinchen, du bringſt doch keine Rede zu Stande, und wir bedürfen ihrer auch nicht.“ Gegen Robert gewendet nahm er jetzt einen andern Ton an, und ſagte: „Ihr ſeid jetzt mein Capitain und habt als ſolcher, ohne beſonders eingeladen zu werden, freien Zutritt zu meiner Tafel und zu den Feſten, die ich gebe. Ich ſehe gern, daß die Leute, die in meinem Solde ſtehen, froh ſind, und biete ihnen ſelbſt jede Gelegenheit dazu, die nur irgend mit dem Gange der Geſchäfte vereinbar iſt. Da Ihr indeſſen meiner Tochter das Leben gerettet habt, Capitain Robert, ſo habe ich Euch noch eine andere Ehre zugedacht; Euer Schiff ſoll das Brautſchiff ſein.“

„Welches Brautſchiff?“ fragte der Jüngling beſtürzt und richtete einen trüben, ahnungsvollen Blick auf Erneſtine; dieſe ſchlug die Augen zu Boden.

Der Kaufherr war in dieſem Augenblicke zu ſehr von ſeiner eignen hohen Stellung durchdrungen; er ſchien nicht zu ahnen, daß irgend ein nicht ebenbürtiger Mann die Augen bis zu ſeiner Tochter erheben könne; denn ſonſt müßte er aus den Blicken der jungen Leute Verdacht geſchöpft haben, aber er blieb ſich völlig gleich und fuhr fort: „Aha! Capitain Robert weiß noch nicht, was vorgegangen iſt. Meine Tochter iſt Braut mit dem Kaufmann Siegfried Möller aus Bremen, die Hochzeit wird binnen vierzehn Tagen ſein; bis dahin habe ich für Euer Schiff eine Fracht beſorgt, habe Euch die Ladung an Bord geſendet, und Ihr könnt gleich nach dem Hochzeitstage ſegeln. Der Hochzeit ſelbſt ſollt Ihr aber noch beiwohnen und Euer Schiff ſoll dabei als Brautſchiff figuriren. Daß es ſtattlich genug ausſehen wird, ſoll unſer beider Sorge ſein. Und nun, Capitain, geht Euern Geſchäften nach, Ihr habt viel zu thun, wenn Ihr Alles in der Euch gegebenen kurzen Friſt beſchaffen wollt; der Capitain der Alma hat Euere Entlaſſung ſchon erhalten; mein Kaſſirer wird Euch im Comptoir die nöthigen Gelder aushändigen und noch etwas darüber für Euere eigene Einrichtung. Adieu.“

Robert verbeugte ſich ſtumm, richtete einen langen, ſchmerzensreichen Blick auf Erneſtine und verließ das Zimmer. Der alte Averdick ſah ihm nach:

„Kurioſer Menſch! Hätte ſich doch auch bedanken können. Wenn wir ihm auch Verpflichtungen ſchuldig ſind, ſo hätte er doch anerkennen können, was man für ihn thut. Ein Schiff wie der Siegfried iſt, wird nicht alle Tage gefunden, und wenn uns das Commando deſſelben angetragen wird, hat man doch ein freundliches Wort in Bereitſchaft.“

Er verließ brummend und kopfſchüttelnd das Zimmer ſeiner Tochter.

Es war ein lieblicher Sommerabend; Erneſtine hatte ſich nach dem Landhauſe ihres Vaters fahren laſſen, um dort ganz ungeſtört ſich ſelbſt zu leben, ihr Geſchick zu bedenken, und es zu beweinen. Geboren im Glanz und in der Fülle des Reichthums, geſchmeichelt von Allen, die ſich ihr nahten, beneidet von Hunderten, die ſich ein ähnliches Loos wünſchten, fühlte ſie ſich namenlos unglücklich und war es auch in der That; denn ſie ſollte ihr Herz, das bereits einem Andern gehörte, einem Mann opfern, für den ſie nicht das Geringſte empfand, und den ſie nur zu einer Zeit lieben zu können glaubte, als ſie dieſe Leidenſchaft noch nicht wirklich kannte. Und für wen ſchlug ihr Herz? Für einen Mann, auf welchem nicht der geringſte Makel haftete, der aber auch in allen bürgerlichen Verhältniſſen tief unter ihr ſtand, und nur ganz kürzlich durch ihren eignen Vater an einen Platz geſtellt worden war, von welchem aus es ihm einſt gelingen konnte, ſich geltend zu machen. Würde ihr Vater jemals die Einwilligung zu einer ſolchen Verbindung geben, ſelbſt wenn es möglich geweſen wäre, die frühere mit Möller aufzugeben? Nimmermehr. Und eben weil ſie die Wahrheit dieſer Verneinung fühlte, ſaß ſie, von Kummer gebeugt, in einer ſchattenreichen Laube des Gartens und weinte bittere Thränen.

Da vernahm ſie in der Nähe ein Geräuſch; ſie horchte auf und vor ihr ſtand Robert. Ohne ein Wort zu ſagen, ſtreckte er die Hand nach ihr aus, dann legte er ſie auf ſein Herz und blickte ſie fragend an.

Erneſtine war keines Wortes mächtig, ſie ſchaute durch Thränen zu dem Geliebten auf; dann verhüllte ſie ihr liebliches Geſicht und verbarg es in der Blumenwand der Laube.

Endlich ermannte ſich Robert und ſprach in ſeiner kurz=energiſchen Weiſe: „Ich weiß, daß ich ſtrafbar bin: erſtlich daß ich hier, ohne dazu aufgefordert zu ſein, erſcheine, und dann, daß ich mich gebehrde, wie ein unſinniger Menſch. Aber ich kann nicht anders; ich weiß, es iſt eine Tollkühnheit, eine Raſerei, Sie zu lieben, Erneſtine, aber ich liebe Sie doch, ich kann nicht anders.“

„Wenn man Sie erblickt, Robert!“ bat Erneſtine, „ich bitte, entfernen Sie ſich.“

„Wenn Ihnen meine Gegenwart mißfällig iſt, will ich augenblicklich gehen,“ antwortete Robert, „aber aus Furcht vor einem Dritten nicht. Ich muß Aufklärung über mein Schickſal haben, und die kann ich nur hier finden. Reden Sie, Erneſtine! Denken Sie nicht an dieſen widerwärtigen Bräutigam aus Bremen, den man erſt hat verſchreiben müſſen, bevor er gekommen iſt; denken Sie auch nicht an Ihren Vater, denken Sie nur an den Mann, der vor Ihnen ſteht, der Ihnen ſein ganzes Daſein freudig weiht, und fragen Sie ſich, ob Sie Liebe für ihn empfinden, ob Sie mit ihm den Gang durch's Leben wagen möchten? Erſt dieſe Frage beantwortet, dann iſt es Zeit genug, auch das Uebrige zu erwägen.“

„Ach, Robert! . . .“ begann Erneſtine, aber ſie vermochte nicht, weiter zu ſprechen. Ohne Worte, aber mit einem Blick der innigſten Liebe reichte ſie ihm die Hand. Robert ergriff ſie mit lautjubelndem Herzen, er fühlte ſich ſanft zu der Geliebten hingezogen und ſank zu ihren Füßen; ihre Arme umfingen ihn, ihre Lippen begegneten ſich in einem glühenden Kuſſe und der Bund für's Leben war geſchloſſen.

Eine Stunde war vergangen; Erneſtine und Robert ſaßen in der Laube, die eine Zeugin ihres jungen Glückes geweſen war, neben einander. Sie hatten die Seligkeit eines ſolchen Augenblickes geſchmeckt, jetzt erwogen ſie im ernſten Geſpräch das Gefährliche ihrer Lage, und entwarfen Pläne für ihre ungewiſſe Zukunft.

„Alles wird ſich unſern Wünſchen fügen, ſobald wir es ernſtlich wollen, und mit einander einig ſind!“ ſprach Robert. „Auf mich kannſt du dich verlaſſen, Erneſtine, im Leben, wie im Tode, in Freud' oder Leid, ich werde dich nie verlaſſen.“

„Nimm ein gleiches Gelübde von mir,“ ſagte Erneſtine unter Thränen und Küſſen, „ich gehöre dir und werde nicht von dir weichen mein Lebelang. Denke für dich und mich, handle wie du es für gut findeſt, und wenn du mit dir einig biſt, ſo rede, du ſollſt in mir eine Braut finden, die dir blindlings folgt. Noch heute morgen hätte ich, wenn auch mit gebrochenem Herzen, mich meinem Schickſal gebeugt, jetzt geſchieht es nicht, und ſollte ich darüber zu Grunde gehen.“

Auf's Neue wechſelten ſie die Gelübde ewiger Liebe und Treue und als ſie ſich einander Zeit und Ort des Wiederfindens beſtimmt hatten, ſchieden ſie mit der Ueberzeugung, einen ſchweren Kampf beſtehen zu müſſen, aber auch Jedes voll des Glücks, ein Herz für ſich ſchlagen zu wiſſen, das nur mit dem Tode zugleich für ſeine junge Liebe erkaltete. (Fortſ. f.)

Die muſikaliſchen Soiréen des Herrn Riefſtahl.

Vier Töne bilden einen vollſtändigen Grundakkord und ſomit den lebendigen Samenkern aller wahrhaften Harmonie. Wie reich auch das Thema ſich entfalte, nur in dem vollen Vierklange findet die reichſte Tonſchöpfung ihren Schluß. Im Quartett hat jeder der vier Töne ſich gleichſam verſelbſtſtändigt; er iſt ein Inſtrument geworden, welches mit den übrigen zuſammenwirkend, die muſikaliſchen Ideen auf die einfachſte Weiſe in die Wirklichkeit einführt. Wie reich auch das Leben der Symphonie, wie ergreifend die Macht des Oratoriums, wie herrlich die in allen Beziehungen vollendete Oper; doch wird der Kunſtfreund ſtets mit Freuden dem anſpruchloſen Quartett ſich zuwenden, in welchem die Harmonie gleichſam in ätheriſcher Geſtalt ihm entgegenkömmt. Wie man mit eigenthümlichem Wohlgefallen die ſchmuckloſe Federzeichnung eines großen Gemäldes betrachtet, in welcher der Meiſter uns ſeinen Gedanken leicht faßlich vor Augen legt, ſo horchen wir mit eigenthümlichem Behagen dem vierſtimmigen Tongedichte, welches man eine muſikaliſche Federzeichnung nennen könnte. Es war daher ein glücklicher Gedanke, hier wo das Muſeum die herrlichſten Symphonien, der Cäcilienverein Oratorien, das Theater manche gute Oper zur Aufführung bringt, auch dem Quartett einen Abend zu widmen, und Herr Riefſtahl verdient den Dank der hieſigen Muſikfreunde, dieſen Gedanken in Ausführung gebracht zu haben. Wirklich hatten die Soirées musicales, die er zu dieſem Zwecke im vorigen Jahre eröffnet, ſich reichen Beifalls zu erfreuen, und wohl dürfte der Saal im ruſſiſchen Hofe, in welchem dieſe Abendunterhaltungen dieſen Winter fortgeſetzt werden, bald nicht mehr alle ſich zudrängenden Muſikfreunde faſſen.

Wie in dem zu Berlin von Möſer veranſtalteten Quartett, werden auch hier an Einem Abend drei Compoſitionen der erſten Meiſter produzirt. So hat Herr Riefſtahl am 10. November uns 3 Quartetten von Haydn, Beethoven und Mozart, am 24. drei von Haydn, Ries und Beethoven geboten. Sehr zweckmäßig werden aber zwiſchen zwei Quartetten jedesmal einige Lieder vorgetragen und durch dieſe Abwechſelung der Reiz für jene erhöht. Die Ausführung, für welche die Hrn. Riefſtahl, Erlanger, Haupt und Eisner zuſammenwirken, iſt, im Ganzen genommen, ſehr erfreulich, und wird, je genauer die vier Inſtrumentiſten ſich einander verſtehen lernen, um ſo mehr ſich jener Vollendung nähern, welche nur durch längere Kunſtübung erreichbar iſt. Schon jetzt läßt die Aufführung mancher Stücke kaum etwas zu wünſchen übrig, und die tiefe Stille, in welcher die Verſammlung zuhorcht, dürfte Herrn Riefſtahl der ſicherſte Bürge ſein, daß ſeine künſtleriſchen Leiſtungen nach Verdienſt anerkannt werden. Ein beſonderer Dank iſt ihm übrigens noch darum zu widmen, daß er durch die ſinnige Auswahl der aufzuführenden Tondichtungen nicht nur eine angenehme Unterhaltung gewährt, ſondern auch den muſikaliſchen Geſchmack ſeiner Zuhörer und Zuhörerinnen allmählig fortbildet, und hiermit beiträgt, die Liebhaberei an dem noch modegültigen unmuſikaliſchen Spektakel zu verdrängen. —

Feuilleton.

*** Das ſg. „Buch der Weisheit" oder „Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpai's," welche Herr Dr. Phil. Wolff kürzlich aus dem Arabiſchen in's Deutſche überſetzt hat, iſt eigentlich die indiſche Fabelſammlung *Panchatantra* (d. i. fünf Sammlungen) auch *Panchopâkhyâna* (Pentateuch), als deren Vfr. (nach *Wilson's* Abhandlungen in der Transact. of the roy. As. soc. I. 58) *Vishnusarman* im V. Jahrh. nach Chriſto angegeben wird. Unter dem perſiſchen König Nushirvan († 579) wurde dieſes Werk in's Perſiſche überſetzt und erhielt den Namen Fabeln des Bidpai d. i. im Sanſkrit Vidyâpriya, Freund der Wiſſenſchaft oder der Arznei. Aus dem Perſiſchen ging es durch Abdallah Ibn Mokaffa († 760) bedeutend verkürzt und theilweiſe umgearbeitet, in's Arabiſche über, und wurde nun *Kalila* und *Dimnah* (nach den beiden im erſten Buch ſich unterhaltenden Schakals Karataka und Damanaka) benannt. Aus dem Arabiſchen wurde es 1080 von Simeon Seth in's Griechiſche übertragen. In's Türkiſche wurde es unter dem Namen Humajun Name, in's Syriſche unmittelbar aus dem Indiſchen, und in's Hebräiſche durch Rabbi Joël, dann aus dem Hebräiſchen im J. 1262 durch den getauften Juden Johannes von Capua als Directorium humanae vitae in's Lateiniſche, aber im J. 1251 aus dem Arabiſchen in's Spaniſche als Libro de Calila e Dimna, aus dieſem in's Italieniſche, aus dieſem in's Engliſche überſetzt. In's Deutſche (aus dem Directorium) übertragen erſchien es zuerſt im J. 1480, welche Ueberſetzung in den nächſten 5 Jahren 4 Auflagen erlebte, ſpäter nochmals 1548 unter dem Titel „der alten Weiſen Exempel." Zum zweitenmal in's Lateiniſche wurde es aus dem Griechiſchen durch den Jeſuiten Poussin, und in's Franzöſiſche aus dem Neuperſiſchen übertragen, in welches es [illegible] unter dem Namen „Anvar Soheiby" durch Hussein ben Ali [illegible]. Auch in das Holländiſche und [illegible] ſoll es übergegangen ſein. In Indien ſelbſt [illegible] aus dem Panchatantra mehrere Umarbeitungen und Auszüge hervor, von denen der [illegible], d. i. freundliche Ueberſetzung, ebenfalls den Weg nach Europa gefunden. Namentlich überſetzten [illegible] 1804 in's Engliſche, und A. [illegible] 1829 in's Lateiniſche.

*** [illegible] ich zu der in Nro. 287 gegebenen [illegible] folgendes [illegible] aus der Bohemia. Nicht Ponti ſondern [illegible] Metaſtaſio's Nachfolger in der Stelle eines kaiſerl. königl. Hofpoeten, lieferte nach dem Inhalte eines portugieſiſchen Volksmärchens: Vita et mors sceleratissimi principis Domini Joannis, das früher ſchon auch von Goldoni und Molière bearbeitet worden, das Libretto, welches übrigens, ſo wenig als *Figaro* und *Cosi fan tutti*, je eine gute deutſche Ueberſetzung gefunden. Die Ouvertüre ſchrieb Mozart in der Nacht vom 3 zum 4. Nov., alſo unmittelbar vor der erſten Aufführung. Seither iſt Don Juan in Prag weit über 400mal gegeben worden.

*** Die engliſchen Literatoren. — Unter dem Titel „The Autors of England" iſt zu London ein Werk in Quart erſchienen, welches zu den ausgezeichnetſten Produkten der Typo- und Kalkographie gehört und hoffentlich fortgeſetzt und in Deutſchland und Frankreich nachgeahmt wird. Zwei treffliche Künſtler, die Herren Weekes und Wyon haben die Porträte geliefert von Mrs. Hemans, von Walter Scott, Byron, Southey, der Gräfin von Bleſſington, von Coleridge, Bulwer, Lady Morgan, Shelley, Moore, Lamb, Miß Mitford, Campell und Wordsworth, und dieſe Bilder mit ſchönen Arabesken eingefaßt, ſind nach der Manier von Collas in Kupfer geſtochen und mit den Biographien der Abgebildeten in Einen Band zuſammengefaßt worden. Das Exemplar, welches wir bei Herrn Buchhändler Jügel zu Frankfurt geſehen, erweckte den lebhaften Wunſch in uns, recht bald auch unſere Claſſiker ſo verſammelt zu ſehen.

*** Ueber die Wirkſamkeit des neuen Armengeſetzes in England in Bezug auf außereheliche Geburten gibt ein amtlicher Bericht folgenden Nachweis: In dem am 25. März 1835 abgelaufenen Jahre betrug die Zahl der den Pfarreien in England und Wallis zur Laſt fallenden unehelichen Kinder 71,298; in dem am 25. März 1837 abgelaufenen J. 45,135. Im erſterwähnten J. wurden 12,381 Baſtarde angekündigt, im letztern 4,408. Die Zahl der Kindermorde und der verheimlichten Geburten hat nicht zugenommen.

*** Oſtindiſche Antiquitäten. — In der Sammlung des Freiherrn C. v. Hügel, welche er von ſeiner Reiſe durch Aſien und Auſtralien mitgebracht und jetzt zu Wien dem Publikum geöffnet hat, befinden ſich u. a. 307 indo-ſkythiſche oder baktriſche und vormongoliſche Kaſchmir-Münzen, welche letztere Darſtellungen in griechiſchem Geiſte, aber keine griechiſche Schrift haben; ferner eine perſiſch geſchriebene Chronik von Kaſchmir, und eine birmaniſche und malayiſche Ueberſetzung des Maha-Bharata.

*** Hiſtoriſch-antiquariſche franzöſiſche Novitäten. — „Paris sous Philippe-le-Bel" iſt der Titel eines intereſſanten Werkes, welches Herr *Géraud* (élève de l'école des chartes) nach Original-Urkunden ausgearbeitet und kürzlich zu Paris herausgegeben hat. Hieran ſchließen ſich die zwei eben erſchienenen Bände der „Recherches historiques sur la ville d'Orléans" (v. 274—1789), welche Herr *Lottin* père in 8 Bänden zu vollenden gedenkt. Gleichzeitig ſind von Herrn *Maxime de Mont-Rond* „Essais historiques sur la ville d'Etampes" (in 2 Bänden) und von Herrn *Guilhe* eine „Histoire du pays de Toulouse et du Lauraguais" (von den älteſten Zeiten bis auf die franzöſiſche Revolution) ausgegeben worden.

*** Fünf neuaufgefundene Homilien des Chryſoſtomus. — In einer, aus einem ruſſiſchen Kloſter ſtammenden Handſchrift der Werke des Chryſoſtomus aus dem X. Jahrh., welche ſich auf der königl. Bibliothek zu Dresden befindet, hat Herr M. Becher fünf noch nicht gedruckte Homilien des goldmundigen Kirchenvaters entdeckt, von denen er bereits die erſte mit lateiniſcher Ueberſetzung herausgegeben.

*** Die Geſellſchaften zur Abſtellung der Bettler in London hat noch durch genaue Unterſuchung von vielen tauſend Fällen das Reſultat gewonnen, daß im Durchſchnitt von 100 Bettlern nur 3 reine Betrüger waren.

*** Alſton's Drucklettern für Blinde. — Herr Alſton, Kaſſirer der Blindenanſtalt zu Glasgow hat die von dem verſtorb. Dr. Fry angegebene Art für Blinde zu drucken, vervollkommnet. Er bedient ſich bloß der großen römiſchen Buchſtaben, welchen er jedoch die dünnen Striche an den Endpunkten nimmt und ſie mit ſcharfen Kanten ſchneidet. Mit Recht verwirft er willkührliche Schriftzeichen, weil ſie die Mittel des Verkehrs zwiſchen Blinden und Sehenden beſchränken.

*** Heizung durch erhitzte Luft. — Man hat ſich jetzt zu London davon überzeugt, daß die Erwärmung eines geſchloſſenen Raumes durch unmittelbare Einſtrömung erhitzter Luft in mehreren Beziehungen der Geſundheit ſehr nachtheilig iſt. Man wird daher den großen Saal des Mauthamtes, wo an 200 Beamte arbeiten, wahrſcheinlich durch Röhren heizen, die nahe auf dem Boden durchgeführt werden. Berechnet iſt in Fabriken zu Manchester, daß jeder Quadratfuß der Oberfläche eines Rohres, erwärmt durch Dampf von 100 Grad (Cent.) Hitze 150 Kubikfuß Zimmerraum auf 17° C. oder 13⅗° R. erwärmen könne.

*** Das Vaterunſer in 190 Bearbeitungen iſt bei Kaiſer in Leipzig in der 7ten Auflage mit Stahlſtichen illuſtrirt erſchienen. — Unter den Bearbeitern finden ſich die Namen Dante, Raupach und Witſchel...

*** Auf der Univerſität zu Athen waren im letzten Sommerhalbjahre 4 philoſophiſche, 3 mediziniſche, 2 theologiſche und Ein juriſtiſcher Lehrer in Thätigkeit. Der letztere las über — römiſches Recht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 290. 1837.

Phönix.

Freitag, 8. December.

Das Brautſchiff.

(Fortſetzung).

Robert war genöthigt, ſich in den Strudel der Geſchäfte zu ſtürzen. Seine Entlaſſung von dem Kapitän der Alma war bald bewirkt, aber die neue Einrichtung ſeines Schiffes, deſſen ganze Schönheit ſich erſt entwickelte, als es auf dem Waſſer lag, nahm faſt jede Stunde des Tages in Anſpruch Da er indeſſen die Mittel dazu in Händen hatte, ging alles raſch von Statten. Die Takelung ward von Schauerleuten, die der Sache gar nicht gewachſen waren, unter Aufſicht eines tüchtigen Bootsmannes vollendet; die Everführer brachten während der Zeit die koſtbare Ladung in ihren Schuten von allen Seiten herbei, während die eigentliche Beſatzung des Schiffes, theils den an Bord befindlichen Schauerleuten bei'm Takeln und dem Wegſtauen der Ladung behülflich war, theils auch mit dem Langboot und der Schaluppe zwiſchen Schiff und Land hin und her fuhr, um alle Lebensmittel und ſonſtigen Utenſilien an Bord zu bringen, die man während der Reiſe bedurfte.

Der alte Averdick hatte ſeinen Stolz darin geſetzt, einmal ein Schiff auszurüſten, woran Niemand, außer ihm, den geringſten Anſpruch hatte. Das Schiff war auf ſeine Koſten gebaut, und bis auf den letzten Pfennig bezahlt; das Takelwerk und die Segel waren in ſeinen eignen Fabriken angefertigt, und die zum Theil ſehr koſtbare Ladung war ſein ausſchließliches Eigenthum.

Jetzt ſtand der Tag der Abreiſe nahe bevor, und auch der Hochzeitstag Erneſtinen's rückte heran. Robert, der ſtets ſein Herz auf der Zunge trug, dem ſein guter Genius bisher noch keinen falſchen Menſchen entgegengeführt hatte, und der daher zu Jedermann das unbedingte Zutrauen hatte, er werde ihm mit einer gleichen Offenheit entgegen kommen, entſchloß ſich jetzt, in Uebereinſtimmung mit Erneſtine, einen entſcheidenden Schritt zu thun. Er begab ſich in das Haus des Kaufmanns und bat um die Erlaubniß, mit dem Schwiegerſohn deſſelben einige Augenblicke ungeſtört reden zu dürfen. Verwundert darüber, was der, nach ſeinem Ausdrucke „neugebackene Kapitän“ ihm zu ſagen haben könne, das nicht jeder Menſch wiſſen dürfe, begab er ſich in ein entferntes Zimmer und entbot den jungen Mann zu ſich. Robert trat raſchen Schrittes ein, und nach den erſten flüchtigen Grüßen, die der Bremer Handelsherr mit einem vornehmen „Nun?“ unterbrach, begann Robert:

„Sie ſind gewiß ſo wenig als ich, ein Freund von Umſchweifen und werden es deßwegen ganz natürlich finden, wenn ich ohne Einleitung zur Sache komme. Gott weiß, wie viel mich dieſe Unterredung koſtet; aber ich kann ſie mir und Ihnen nicht erſparen: Sie haben um Erneſtine, die Tochter dieſes Hauſes geworben; man hat ſie Ihnen zugeſagt, die Hochzeit iſt anberaumt. Ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, mir zu ſagen, aus welchem Grunde Sie dieſe Heirath ſchließen, und überzeugt zu ſein, daß ich volle Urſache habe, dieſe Frage zu thun.“

„Ich begreife nicht, mein Herr,“ ſagte Siegfried Möller, „wie Sie zu dieſer mehr als ſonderbaren Äußerung kommen. Wenn Sie mir weiter nichts zu ſagen haben, ſo . . .“

Er machte Miene, ſich zu entfernen, Robert hielt ihn auf: „Weichen Sie mir nicht aus, mein Herr! Es handelt ſich bei dieſer Frage nicht um müßige Neugier, ſondern um das Glück einer theuern Perſon, dies mögen Sie mit hohem Ernſte bedenken. Ich habe Ihrer Braut das Leben gerettet, gewähren Sie mir dafür die einzige Gunſt, meine Frage klar, ohne Umſchweif und als Mann von Ehre zu beantworten: Aus welchem Grunde heirathen Sie Demoiſelle Erneſtine?"

„Nun denn," entgegnete Möller, „um der Seltſamkeit dieſer Situation willen, und um ihr baldigſt ein Ende zu machen: die junge Dame iſt in jedem Sinne eine acceptable Parthie; in keiner der beiden Städten hätte ſich für mich eine annehmbarere gefunden. Erneſtine iſt hübſch, iſt gut erzogen und wird ſich zu meiner Hausfrau ſchicken. Was aber den Kaufmann mehr als Alles anzieht, iſt das Haus, dem ſie angehört; zwar kann meine Verbindung mit der Firma Averdick die meinige nicht heben; aber beide zuſammen verbunden, werden eine Macht in ſich vereinigen, die jeder andern Handelsverbindung ſpotten würde."

„Sie handeln, wie ein ſehr kluger Kaufmann, Herr Möller," ſprach Robert bitter. „Alſo nicht Liebe, reine, heiße, innige Liebe, die alles Irdiſche und Himmliſche opfert, um nur in den Beſitz des geliebten Gegenſtandes zu gelangen, hat Sie vermocht, dieſes Bündniß zu ſchließen?"

„Geſinnungen dieſer Art, die nur einem Tollen ziemlich ſind, bitte ich, mir nicht unterlegen zu wollen;" ſprach Herr Möller. „Was würde aus Handel und Wandel werden, wenn die erſten Repräſentanten deſſelben ſolchen überſpannten, romanhaften Anſichten Raum gäben? Wenn ſonſt alle obwaltenden Verhältniſſe als annehmbar befunden werden, ſo iſt es genug, wenn zwiſchen dem Paare, das ſich verbinden ſoll, keine Abneigung obwaltet; alles Uebrige findet ſich in einer beſonnenen vernünftigen Ehe. Und nun, mein Herr, dächte ich, wären wir am Ende."

„Nein, mein Herr! Wir ſind nicht am Ende. Da Sie, nach Ihrem eignen Geſtändniſſe, keine innige Liebe für Erneſtine fühlen, ſo kann ihr Verluſt Sie auch nicht betrüben. Ich bin zum Bevollmächtigten der jungen Dame ernannt und ſpreche in ihrem Namen. Erneſtine fühlt keine Neigung für Sie, ſie bittet Sie, den Gedanken an ein Bündniß mit ihr aufzugeben, ſie des früher gegebenen Worts zu entbinden, ein Herz nicht beſitzen zu wollen, das nichts für Sie empfindet. Dafür verſpricht Ihnen Erneſtine, allen Anſprüchen auf den Reichthum ihres Vaters zu entſagen, und verlangt nur ſoviel zu behalten, als nöthig iſt, um ihr Leben in beſcheidener Zurückgezogenheit zu friſten. Sie will dieſe Erklärung vor Zeugen ablegen, wann und wo Sie ſelbſt wollen. Sie ſind dann im Beſitz der Averdick'ſchen Güter, können mit dem Reichthum eines halben Indien's ſpielen und zertreten nicht ein Herz, das Ihnen ein ſo ſeltenes Vertrauen bewieſen hat."

Robert hielt inne und erwartete eine Antwort. Herr Möller ſah ihn mit einem vernichtenden Blicke an und ſagte: „Ich weiß nicht, ob es ein Toller iſt, der mit mir ſpricht, oder ob Sie ſo thöricht waren, mir die Bothſchaft einer Tollen zu überbringen. Letzteres will ich, um meines künftigen häuslichen Friedens, nicht glauben, alſo bleibt es bei dem Erſtern; denn nur in der Vorausſetzung, daß Sie in dieſem Augenblicke nicht Ihrer Sinne mächtig ſind, kann ich vergeſſen, was mir geſagt worden iſt, und wie es geſagt wurde. Laſſen Sie es bei dieſem Ausſpruche; denn wenn ich Sie für vollkommen geſund halten müßte, wo wäre eine Entſchuldigug zu finden, die Ihren Frevel rechtfertigte? Oder halten Sie es für keinen Frevel Ihre ſchmutzige Herkunft mit dem Glanz eines berühmten Hauſes umhüllen zu wollen? Gehen Sie augenblicklich, mein Herr, und ſuchen Sie wieder in den Beſitz des geſundert Menſchenverſtandes zu kommen, den Sie verloren haben."

„Es iſt mehr geſunder Menſchenverſtand in mir, als Sie vielleicht zu glauben geneigt ſind, mein Herr!" ſprach Robert, „und der Beweis dafür ſoll Ihnen nicht entgehen. Jetzt erkläre ich unſer Geſpräch für abgebrochen, und ich weiß, wir werden kein ähnliches haben. Leben Sie wohl; Jeder handle jetzt für ſich, wir haben auf dieſer Welt nichts mehr mit einander zu ſchaffen."

(Fortſetzung folgt).

Deutſchland und Rom.

Erſter Artikel.

Wir haben erſt kürzlich (in Nro. 256 und 257) unſere Leſer von einem Ereigniß unterhalten, in welchem von Neuem der uralte Gegenſatz zwiſchen der dogmatiſchen Autorität des römiſchen Stuhles und der rationalen Freiheit deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit zum Ausdruck gekommen. Der Zwieſpalt drehte ſich hier im Grunde nur um eine Satzſtellung. Von der römiſchen Seite wird die uralte Kirchenlehre geltend gemacht: „weil die Kirche (durch ihr rechtmäßiges Oberhaupt) etwas als Glaubenslehre ausgeſprochen, darum iſt es für wahr zu halten." Die Hermesſche Schule dagegen behauptet: „weil die kirchliche Lehre wahr, und deshalb durch die Vernunft als wahr erkennbar iſt, darum iſt die römiſche Kirche fur die wahrhafte zu halten." Bei näherer Beleuchtung ergibt ſich aber die grundweſentliche Differenz, daß Hermes von der unveräußerlichen Freiheit des menſchlichen Geiſtes, Rom von deſſen angeborner Dienſtpflichtigkeit unter eine übermenſchliche Inſpiration ausgeht; — und daß, bei conſequenter Durchführung der verſchiedenen Prinzipien, die eine Parthei bei einem inſpirirten Glauben an den, durch Gott eingeſetzten und durch Inſpiration unfehlbaren Papſt und deſſen ſtellvertretende Bevollmächtigte, die andere bei der, auf allgemeingültigen Gründen beruhenden Ueberzeugung anlangt. Jene ſchließt überhaupt jedes Prüfungsrecht als ſolches aus, weil ein ſolches die Verwerfung des Geprüften als möglich und erlaubt vorausſetzt, was mit dem Begriffe von ſg. Heilswahrheiten unvereinbar iſt. Die Gegenparthei muß jede Verpflichtung auf Glaubenslehren verwerfen, weil eine ſolche das Prüfungsrecht ausſchließt.

Dieſer Gegenſatz bewegt ſich aber nicht bloß innerhalb des theoretiſchen Gebietes, ſondern greift ſeiner Natur nach auch vielfach in das praktiſche Leben ein, und ruft hier Zerwürfniſſe hervor, die an und für ſich ſehr beklagenswerth ſind, aber doch das Gute haben dürften, daß ſie zur Erforſchung der Prinzipien, aus denen ſie hervorgehen, und zur gründlichen Auflöſung der vorhandenen Widerſprüche dringende Veranlaſſung geben.

Rom kann der Wiſſenſchaft kein Recht zugeſtehen, weil es die freie Prufung nicht erträgt. Es darf ſie nicht geſtatten, weil es für alle ihm anvertraute Seelen verantwortlich zu ſein behauptet, und die Gefahr des Abweichens von ſeiner Glaubenslehre ihm zugleich eine Gefahr des ewigen

Todes iſt. Geheimnißvolle, unerforſchliche Heilswahrheiten ſind Auserwählten, Bevollmächtigten, ſind einer klerikaliſchen Hierarchie als unverbrüchliches Heil- und Heiligthum zur Erhaltung und Ausbreitung anvertraut; nur göttlich Bevollmächtigte können, kraft göttlicher Inſpiration, jene Heilslehren deuten, an welche ein Jeglicher glauben, denen Jeder ſein Denken und Wollen unterwerfen muß, wenn er nicht auf ewig verloren gehen ſoll.

Das Wollen ſoll aber dem Gewiſſen, das Gewiſſen dem Glauben gehorchen. Da nun der kirchlich überlieferte Glaube durch die freie Denkthätigkeit, durch ſtrenge Wiſſenſchaftlichkeit bedroht wird, ſo muß die Hierarchie, und vor Allem ihr Oberhaupt, welches zur Erhaltung der Einheit und Reinheit des Glaubens vom Glaubensſtifter ſelbſt eingeſetzt zu ſein behauptet, — Rom muß ſeine Gläubigen vor lebensgefährlicher Weide bewahren. Deßhalb müſſen vor Allem die Lehrer und Seelenhirten in ſtrenger, abgeſonderter Geiſteszucht gebildet, die Laien vor jeder Gefahr der Anſteckung durch das freie Denken behütet werden. Zu beiden Endzwecken muß die weltliche Gewalt der kirchlichen ebenſo untergeordnet ſein, wie dem Urſprung und Weſen nach das Menſchliche dem Göttlichen, wie, dem Endzwecke alles Daſeins nach, das ganze irdiſche Leben dem ewigen, die Erde dem Himmel, die zeitliche Wohlfahrt der ewigen Seligkeit untergeordnet iſt.

Dies iſt das Samenkorn, welches ſich zu jenem kirchlichen Syſteme entfaltet hat, deſſen Bluthe den Culminationspunkt des Mittelalters bezeichnet, deſſen Colliſionen mit der weltlichen Macht, mit der Geiſtesfreiheit und der Humanität ein neues Zeitalter eröffnen; deſſen entſchiedenes Ableben aber durch die ebenſo raſche als durchgängige Umgeſtaltung des wiſſenſchaftlichen, ſozialen und religiöſen Lebens in der neueſten Zeit ſich zu erkennen gibt.

Das Ableben thut ſich jedoch nicht dadurch kund, daß das Syſtem ſelbſt eine weſentliche Veränderung erlitte; — es iſt von Anfang als göttlich, und darum als unveränderlich, als irreformabel behauptet worden; — ſondern dadurch, daß einerſeits die Zahl ſeiner Bekenner ſich ſeit der Reformation unaufhaltſam vermindert hat, und daß anderſeits deſſen Vertreter, von der Uebermacht gedrängt, theils daſſelbe nicht mehr in ſeiner ganzen Strenge zu lehren oder geltend zu machen wagen, theils zu Conceſſionen ſich verſtehen, die jedoch von ihrer Seite — als abgedrungene — für an ſich ungültig angeſehen, und nur ſo lange von ihnen beobachtet werden, als die Gewalt der äußern Umſtände dauert.

Wie unerſchütterlich dagegen Rom an den Prinzipien feſt hält, aus denen das ganze Syſtem ſich mit eiſerner Nothwendigkeit geſtaltet, davon liegen die unbeſtreitbaren Beweiſe vor Aller Augen in den Rundſchreiben, Dekreten und ſonſtigen Erlaſſen Leo's XII., Pius VIII. und Gregor's XVI. Sie liegen namentlich vor in dem römiſchen Index, der gegen die Wiſſenſchaft, und in den Enzykliken und Breven des jetzigen Papſtes, welche gegen Glaubens- und Gewiſſensfreiheit ſichernde Staatsgeſetze und gegen gemiſchte Ehen, alſo gegen Geiſtesfreiheit, Staatsrecht und Humanität proteſtiren.

Auf dieſe Punkte laſſen ſich nun auch jene Zerwürfniſſe zurückführen, welche in dieſen Tagen in den preußiſchen Rheinprovinzen auf ſo bedauerliche Weiſe zum Ausbruch gekommen ſind. Inwiefern hierbei von Seiten des kirchlichen Oberhirten auch gegebenes Verſprechen verletzt worden, darüber zu urtheilen wäre jetzt noch voreilig und an dieſem Orte unſtatthaft, wo dieſe Angelegenheit nur in ihren Beziehungen zum allgemein menſchlichen Leben und zur deutſchen Nation insbeſondere zur Sprache gebracht werden kann. In dieſen Beziehungen aber dürfte es nicht ohne Intereſſe ſein, das Verhältniß der römiſchen Hierarchie zur weltlichen Macht, zur Wiſſenſchaft und Humanität in ſeiner geſchichtlichen Geſtaltung zu überblicken. — Andeutungen hierzu werden wir in einem zweiten Artikel zu geben verſuchen.

F. W. Carové.

Muſikaliſche Revue

von

Frankfurt am Main.

(In den Monaten September, October und November).

(Inſtrumental-Muſik-Verein, Rieſtahl's Soiréen, Concerte, Muſeum).

Der Inſtrumental-Verein unter Aloys Schmitt begann ſeine Saiſon mit Beethoven's C-dur-Symphonie. Clavier-Concert D-Moll von dem Dirigenten componirt und vorgetragen, Andante und Allegro, aus dem Clavier-Quartett G-Moll von Mozart (ſehr rein und correct für 12ſtimmige Harmonie arrangirt von H. During), Mozart's Overture aus dem „Schauſpiel-Director“ und gute Lieder von André, Mendelsſohn und Mozart folgten.

Aloys Schmitt ſtrebt mit Ferdinand Ries, dem jetzigen Director des Cäcilien-Vereins, nach einem Ziele. Beide fördern die Richtung des Geſchmacks unter den hieſigen Muſikfreunden. Man wird hier erhoben, nicht bloß amüſirt. Schade, daß beide Inſtitute ſich nicht vereinigen; denn, obgleich Zwillingsſchweſtern, ſtehen ſie dennoch iſolirt von einander und ſich gegenüber, wenn auch nicht feindlich. Einen Meſſias, die Schöpfung, die Paſſion oder auch einen Idomeneo u. ſ. w. von einer Elitenſchaar muſikaliſcher Dilettanten aufführen zu hören, wäre ein ſtrahlender Karniol in dem Schmucke deutſcher Muſikbildung. — Rieſſtahl's Soiréen haben auch ihren zweiten Cyklus begonnen. Statt des Herrn Wagner iſt Herr Erlanger zur zweiten Geige eingetreten. Bis jetzt hörten wir die Quartetten von Haydn, D- und G-dur; von Mozart, Es-dur; von Ries, B-dur und Beethoven, F-dur. Die erſte Soirée eröffnete der Kapellmeiſter Guhr, jedes Kunſt-Unternehmen gefällig unterſtützend, mit Beethoven's Clavier-Quartett Es-dur. — Lieder am Fortepiano, wobei das Gefühl, nicht bloß die Gurgel dominirt, wurden in den Zwiſchenräumen von den Damen Quint und Kratky, von den Herrn Hecht und Ernſt vorgetragen. *)

Zwei Orgelconcerte in der prächtigen Paulskirche, von dem 16jährigen Virtuoſen Friedrich Lux aus Ruhla, wurden nur wenig beſucht. Es hat für mich immer etwas Störendes, die geheiligte Schwelle eines Altars zur Kaſſe zu machen. Das heißt, die königliche Orgel in dem reinen Mutter-Schooß der Kirche zum Vehikel profaner Speculation herabzuwürdigen. Es liegt eine Entweihung darin, auch wenn ſie von Meiſterhänden geſchieht, was hier nicht einmal der Fall war, und bei ſo großer Jugend nicht ſein konnte. — Auch im Tempel Gottes wurde für recht zeitvertreibende Abwechſelung geſorgt, wurde der Andacht Sonaten, Trio, Choräle, Variationen, Fugen, freie Phantaſien, ja ſogar Männer-Quartetten (noch dazu einfach beſetzt) geboten. Bald wird man in Concertſälen das „ite Missa est!“ hören.

Das große Concert des bekannten Violiniſten Hein-

---

*) Vergl. Nro. 299.

rich **Wolff** im Weidenbuſch war deſto zahlreicher. Wolff's Spiel zeichnet ſich durch Geſchmack, elegante Bogenführung, außergewöhnliche Reinheit und eine punktirte Netteté in allen Nüancen der Schwierigkeit aus; welche Vorzüge uns aber nicht den Mangel an Energie und Empfindung vergeſſen machen konnten. So ſorgt die Natur mütterlich, daß nach der Ordnung der Dinge nichts vollkommen ſei. Der junge beliebte Künſtler wurde trefflich und vielſeitig unterſtützt. Namentlich brav trug ſeine Schweſter Erneſtine den erſten Satz des Kalkbrenner'ſchen Clavier-Concerts Es-dur vor. Unter den Sängern zeichnete ſich beſonders ein junger Engländer, Herr **Handel Gear** aus, mit einer weichen und ſchmiegſamen Tenorſtimme. Er ſang die Arie Mercadanté's „Donna Caritea" und ein Duett aus den Soirées musicales von Roſſini mit Fräulein **Kratky**. —

Muſéen hatten wir drei. Der Vorſtand hat ſich bei'm Entré jede Kritik verbeten. Wir wollen die Gründe hiermit reſpectiren, die ihn dazu beſtimmen, obgleich eine Geſellſchaft von faſt 1000 Mitgliedern, deren ausübende Klaſſe größtentheils aus dem Opern-, Schauſpiel- und Theaterorcheſter-Perſonal beſteht, die Gränzen eines Familien- oder Privatzirkels weit überſchreitet. Jedenfalls darf ſich **nur** eine **Geſellſchaft** die Kritik verbitten, die ſie nicht zu fürchten hat. Zum wenigſten ſei mir die Mittheilung einer programmatiſchen Überſicht erlaubt, die ich der Tendenz des Phönix und dem Publikum ſchuldig zu ſein glaube, da ſie einen Maaßſtab der Beurtheilung gibt, in wie fern die Muſeen auf die muſikaliſch-äſthetiſche Richtung in unſern Mauern einwirken. Die Muſeen vom 20. October, vom 3. und 17. November gaben eine neue Symphonie von Schnyder von Wartenſee und zwei von Beethoven, C-Moll und A-dur; den 3. October aus Gluck's Iphigenie; zwei Beethoven'ſche Clavier-Concerte Es-dur (Fräulein **Elsner**), C-Moll (Herr **Richter**) und das Mozart'ſche — C-dur — opus posthumus (**Guhr**); einen Quartettgeſang mit obligater Clarinette von Schnyder von Wartenſee; Arien von Mozart und Cherubini (Fräulein **Kratky** und Herr **Dettmar**) und Lieder von Mendelsſohn, Haydn, Spohr und Beethoven. Wenigſtens leuchtet daraus hervor, welche Tendenz Herr Guhr als Dirigent des muſikaliſchen Theils in ſolchen Zuſammenſtellungen verfolgt.

(Fortſ. f.)

Tageschronik aus Paris.

(Fortſetzung).

Die Unbeſtändigkeit der Mode iſt in Bezug auf den algier'ſchen Kapitän minder ſonderbar, als in Rückſicht auf den berühmten Virtuoſen. Seit einiger Zeit hat der Orient und Alles, was daher kommt, in den Augen der Pariſer verloren; die türkiſchen Geſandten werden nicht mehr mit offenem Munde betrachtet; im Gegentheil, die Bevollmächtigten der orientaliſchen Mächte gehen in Paris jetzt ebenſo unbeachtet über die Straße, als der Nuntius des Papſtes und der Geſchäftsträger des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. Die Eroberung Algier's hat die Neugierde der Franzoſen in dieſer Hinſicht geſchwächt. Die beturbante Diplomatie wohnt den Vorſtellungen der großen Oper bei, ohne von den Blicken des Parterre's und der Logen incommodirt zu werden; Niemand bemerkt den neuen Geſandten des Bey von Tunis, welcher Verſe aus den Dichtungen Sadi's hermurmelt, wenn er Fanny Elsler den Cachucha tanzen ſieht. Es vergeht keine feierliche Sitzung der franzöſiſchen Akademie, welcher nicht irgend ein Großwürdenträger des Hofes von Tiflis oder von Teheran den Reiz ſeiner Gegenwart leiht; allein das Publikum bekümmert ſich viel weniger um das Koſtüm und die Figur dieſer Ausländer, als um die Vatermörder Bienner's und die Friſur Migner's. Was liegt den Pariſern an Tiflis, Tunis und Teheran und ihren diplomatiſchen Repräſentanten? Der Geſandte von Tunis, welcher keine Balletvorſtellung in der großen Oper verſäumt, iſt neulich der Held eines Abentheuers geweſen, welches die Journale ausgeplaudert haben und viel Lärm in den Soiréen der Chauſſée d'Antin gemacht hat. Ein reicher Bankier hatte vor einiger Zeit eine zahlreiche Geſellſchaft eingeladen, befand ſich aber in großer Verlegenheit über die Art und Weiſe, wie er die Soirée ſo glänzend als möglich einrichten ſolle. Der Augenblick war nicht günſtig; alle fremden und einheimiſchen Sänger und Virtuoſen hatten ſchon Beſtellungen angenommen; auf Muſik und Geſang war nicht zu rechnen, und der Feſtordner mußte auf etwas Anderes denken. In ſeiner Verlegenheit fällt es ihm plötzlich ein, daß ſein Freund N. ihm neulich in der großen Oper den Botſchafter von Tunis vorgeſtellt und dringend empfohlen hat. Er bedenkt ſich nicht lange und ſchickt ſofort ein Einladungsbillet an den Diplomaten. Die Invitationszirkulare für Soiréen und Mittagseſſen ſind hier gewöhnlich gedruckt und in ſtehender Formel ungefähr ſo abgefaßt: „M. C . . . prie M. S . . . . et sa famille, de lui faire l'honneur de venir passer la soirée chez lui etc. etc." — Nachdem ſich der Tuneſe von ſeinem Dollmetſcher hatte erklären laſſen, was man unter dem Worte „Familie" verſtände, nickte er wohlgefällig mit dem Kopfe, wie wenn er es begriffen hätte, und ließ dem Bankier antworten, daß er ſeine Einladung annehme. Am bezeichneten Tage waren die eingeladenen Gäſte im Salon verſammelt, als die Flügelthüren aufgehen und ein Bedienter den tuneſiſchen Geſandten nebſt Familie anmeldet. Zu gleicher Zeit ſehen die Anweſenden einen prächtigen Türken mit weißem Bart hereintreten; ſein Gefolge beſteht in einem Dollmetſcher und in acht Frauen, welche gerade ſo gekleidet gehen, wie die Figurantinnen der komiſchen Oper im **Kalifen von Bagdad**, das heißt mit Gazetuniken, ſeidenen Hoſen und goldgewirkten Schleiern. Der Geſandte bittet den Herrn vom Hauſe um Entſchuldigung, daß er nur acht von ſeinen Frauen mitgebracht und ſeine übrige Familie zurückgelaſſen hätte. Die Damen der Geſellſchaft geriethen in große Beſtürzung, als ſie erfuhren, daß man ſie mit den Odalisken des Serails in Berührung geſetzt habe. Glücklicher Weiſe beſchwichtigte die Neugierde allmälig die allzuſtrenge Gewiſſensſkrupel; die Sultaninnen betrugen ſich überdies äußerſt anſtändig; die Cirkaſſierinnen zeigten in ihrem Benehmen ebenſo große Zurückhaltung als die Pariſerinnen; der Harem lebte daher in gutem Einverſtändniß mit dem Salon, und der Orient feierte ſeine Communion mit dem Occident in der Geſtalt von Sorbet und Gefrorenem. Der tuneſiſche Geſandte iſt durch ſeine Familie förmlich en vogue gekommen, und alle Damen der hohen Finanz haben ſich vorgenommen, das reiſende Serail zu ihren Soiréen einzuladen.

(Fortſetzung folgt).

Notizen.

⁂ **Rieſiges Conzert zu Wien.** — Am 5. v. M. wurde zu Wien Haydn's „Schöpfung" von 1100 Tonkünſtlern aufgeführt. Schon um 10 Uhr Vormittags ſtrömte die elegante Welt in Schaaren herbei; um 12 hatten gegen 5000 Menſchen alle Plätze eingenommen.

⁂ Die **Ueberſetzung der Geſchichte Armenien's von Moſes von Chorene**, welche Herr *Le Vaillant de Florival* aus dem armeniſchen Urtexte gefertigt, iſt nun vollſtändig im Druck erſchienen.

⁂ Ein **noch unedirtes Gedicht** von *Florus*, über **die Zerſtörung von Herkulanum**, iſt zu Rom aufgefunden und, von Herrn *Mamani de Laureal* in franzöſiſche Verſe überſetzt, in dieſen Tagen zu Paris im Druck erſchienen.

⁂ Herr **Verboeckhoven**, einer der ausgezeichneteren belgiſchen Maler, begibt ſich auch nach Konſtantine, um hier Studien zu einem hiſtoriſchen Gemälde aufzunehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 291. 1837.

Phönix.

Samſtag, 9. December.

Das Brautſchiff.

(Fortſetzung).

Er entfernte ſich ohne Abſchied und ließ den Kaufmann in ſprachloſem Erſtaunen zurück. Auf dem Flur des Hauſes ſtand Frau Marthe und ging dem die Treppe herabſtürmenden Robert entgegen; dieſer drückte ihr einen Zettel in die Hand und verließ das Haus; Frau Marthe eilte mit dem Empfangenen in das Zimmer ihrer jungen Gebieterin.

Von dem Hauſe des Kaufmanns begab ſich Robert in die Wohnung des Doktors Mumſen, eines wackern Arztes und Menſchenfreundes, der zugleich der Hausdoktor im Averdick'ſchen Hauſe war. Erneſtine war der Augapfel des Arztes und wurde von dieſem ſeit ihrer früheſten Jugend verhätſchelt. Sie hegte daher auch wahrhaft kindliches Zutrauen zu ihm, und hatte ihm ſchon früher, halb im Ernſt, halb im Scherz, — doch ohne damals etwas Beſonderes dabei zu denken, — das Verſprechen abgelockt, ihr, zur Zeit einer dringenden Gefahr, mit Leib und Leben beizuſtehen, um ſie derſelben zu entziehen. Doktor Mumſen hatte ihr dies feierlich verſprochen. Erneſtinen ſchien dieſer Moment jetzt gekommen zu ſein; denn es war ihr ärger als der Tod, nach[illegible]ie Robert kennen gelernt hatte, ſich mit dem ihr beſtimmten Bräutigam zu verbinden. Der Zettel, den Robert durch Frau Marthe an Erneſtine gelangen ließ, unterrichtete ſie von dem gänzlichen Mißlingen ſeines Beſuches bei Möller und benachrichtigte ſie, daß er zu dem Arzte gehe, um ſeinen Beiſtand, auf Grund des frühern Verſprechens, in Anſpruch zu nehmen, und ihm anzudeuten, wie dies geſchehen könne.

Der Hochzeitstag kam heran. Auf dem Landhauſe des Herrn Averdick ſollte Abends um ſechs Uhr die Trauung ſein; alle Gäſte, wozu ſämmtliche Honoratioren Hamburg's gehörten, waren dorthin beſchieden. Bereits am frühen Morgen prangte der zum Brautſchiff beſtimmte Siegfried mit hunderten von Flaggen, die von den höchſten Maſtenſpitzen bis über den Reiling hinabhingen, ein Muſikcorps ſpielte auf dem Verdeck allerlei muntere Weiſen, während das Schiffsvolk an einer wohlbeſetzten Tafel zechte, und die Beſatzungen der nahgelegenen Schiffe gaſtfrei bewirthete; denn ſo will es an den Hochzeitstagen der Herrſchaft die Sitte.

Kapitän Robert ging gedankenvoll auf dem Verdeck hin und her und nahm an der lauten Freude keinen Antheil. Er war mit ſeinem Geiſte faſt abweſend; denn er grubelte ſehr ernſt über tiefe Plane, die er vorbereitet hatte, und erſchrack deshalb, als er ſich plötzlich angeredet ſah.

Er blickte auf, und ſah verwundert, nicht ohne einen Anflug von Unruhe, den Vater Erneſtinens vor ſich ſtehen. Dieſer ſah ihn mit einem durchdringenden Blicke an, und führte ihn an das äußerſte Ende des Quarterdecks, wo ihr Geſpräch von keinem der Mannſchaft gehört werden konnte.

„Iſt Alles am Bord in der gehörigen Ordnung,“ begann der Kaufmann, „und kann das Schiff, wenn es ſein muß, noch heute ſegeln?“

„In der nächſten Minute, — wenn es ſein müßte!“ entgegnete Robert, einer weitern Erklärung begierig entgegen ſehend.

„Es muß ſein!“ war die Antwort, die Averdick nach einer Pauſe gab. „Der Zufall will Euern erſten Ausflug als Commandeur begünſtigen, Kapitän Robert. In drei Stunden iſt es Ebbe und der Wind weht friſch aus dem Südoſten. Ich habe einen Lootſen mit mir an

Bord gebracht, und wenn Euch das Glück wohl will, könnt Ihr Euch heute Nacht noch auf Seewaſſer ſchaukeln.“

Robert erblickte den Lootſen, der die Leute, welche nicht an Bord gehörten, ſich zu entfernen gebot, und der Schiffsequipage, diejenigen Arbeiten übertrug, welche dem Segeln eines Schiffs vorhergehen, und welche am Bord des Siegfried's hauptſächlich zunächſt darin beſtanden, ſämmtliche Staatsflaggen abzunehmen.

Der junge Kapitän rieb ſich die Augen, als ob er aus einem langen Schlaf erwachte, und richtete einen fragenden Blick auf den Kaufherrn, dem die Anſtalten, welche der Lootſe, in Gemeinſchaft mit den Steuerleuten, zur Abreiſe traf, noch nicht ſchnell genug zu gehen ſchienen. „Darf ich wohl fragen,“ begann der junge Mann, „was dieſe ſonderbare Eile zu bedeuten hat?“

„Ja, mein Herr! das dürfen Sie!“ ſprach der Kaufmann und hielt nur mühſam einen lauten Ausbruch ſeines Zorns zurück. „Glauben Sie mir, Sie ſollen volle Antwort haben, deutlich und ohne allen Umſchweif! Ich habe heute Morgen meine Tochter an ihrem Hochzeitstage mit verweinten Augen, das Herz voll Kummer und Elend angetroffen! Iſt Ihnen das Antwort genug? Mein Schwiegerſohn, Herr Siegfried Möller, hat mich von der Unterredung in Kenntniß geſetzt, die Sie ihm aufgedrungen haben, und welche wahnwitzige Ideen von Ihrer Seite dabei zur Sprache gekommen ſind. Iſt Ihnen dies Antwort genug?“

Robert ſonſt für jeden äußern Eindruck ſo leicht empfänglich und auf keine Gegenrede, die ihn, gleichviel in welchem Sinne, betraf, die Antwort ſchuldig bleibend, ſtand, betroffen von dem Unerwarteten, ſtumm vor dem Kaufmann, der ihn mit entſchiedener Stimme erſuchte, ihm in die Kajüte zu folgen.

„Richten Sie Ihre ganze Aufmerkſamkeit auf mich, mein Herr!“ ſprach der Kaufmann befehlend. „Sie haben wie ein junger unbeſonnener Menſch gehandelt, als Sie in meiner Tochter Herzen Gefühle erweckten, die das arme Mädchen zu ihrem Unglück hat kennen lernen. Wären Sie einer wahrhaft edeln Empfindung fähig geweſen, hätte Sie ein wirklich klarer Geiſt beſeelt, ſo würden Sie die Kluft erkannt haben, die ſich zwiſchen Ihnen und Erneſtinen ausdehnt; Sie hätten dem ſchwachen Mädchen einen Kampf erſpart, aus welchem ſie nun doch, wenn auch mit gebrochenem Herzen, als Siegerin hervorgehen muß; Sie hätten mir, dem Vater, vertraut, und wären mit meiner Achtung, wenn auch auf andern Wegen, einer glänzenden Zukunft entgegengeführt. Sie haben wie ein muthwilliger Knabe, Bande der Liebe zerriſſen, die Sie nicht wieder anzuknüpfen im Stande ſind, die Bande der Liebe, die mich bis dahin an meine Tochter ketteten. Was würde aus Ihnen werden, wenn ich Ihnen, mit der vollen Gewalt meines Einfluſſes, als zürnender Vater entgegenträte? Ich würde Sie wie einen ohnmächtigen Wurm zertreten, und nie würde Ihr Name mehr von eines Menſchen Lippe in Ehren genannt worden ſein. Aber Ihrem guten Sterne ſchreiben Sie es zu, daß ich erkenne, daß ein Menſch, der im Stande geboren iſt, ſich nie von dem Fluche ſeiner Geburt ganz los machen kann, daß er, ewig am Niedern klebend, niemals einer höhern Geſinnung fähig iſt, daß ſeine kühnſten Thaten und Entwürfe nur in einem bewußtloſen Ringen beſtehen, die, mit gemeinen Mitteln in's Werk gerichtet nur ein gemeines Ziel ſich auserſehen haben.“

Robert erwachte aus ſeiner Erſtarrung und wollte mit Heftigkeit etwas entgegnen, da unterbrach ihn Averdick; „Schweigen Sie, mein Herr! Wir ſind ſogleich am Ende, und werden uns nie wieder begegnen. Halten Sie Ihre Ehre am Bord als Kapitän aufrecht, indem Sie der Abſicht des Lootſen, mit der beginnenden Ebbe, den Hafen zu verlaſſen und in See zu gehen, nichts in den Weg legen, ſondern alle ſeine Anordnungen ſanctioniren. Sollten Sie meinem Wunſche hierin zuwider handeln, ſo würden Sie zwar in der Sache nichts ändern, denn die Fahrt hätte ihren Fortgang, ſich ſelbſt aber würden Sie nur lächerlich machen. Jetzt habe ich weiter nichts mit Ihnen zu thun, als den Wunſch auszuſprechen, Sie nicht wieder zu ſehen, und Ihnen die Lebensrettung Erneſtinen's zu bezahlen. Es wird geſchehen, mein Herr, fürſtlich geſchehen. Ich bin mit meinem Schwiegerſohn dahin übereingekommen, daß das Leben meiner Tochter um jeden Preis zu billig erkauft iſt, und darum empfangen Sie dieſe Schenkungsakte. Durch dieſelbe iſt der Siegfried mit ſeiner ganzen Ladung und ſeinem ganzen Inventarium der Ihrige. Schalten Sie darüber nach eignem Gutdünken; vergeuden Sie es in wenig Stunden, oder gründen Sie ſich damit eine Stellung in der Welt! Wir ſind am Ende!“

Er verließ die Cajüte, aber am Eingange derſelben erſchien einer der Lehrlinge vom Comptoir.

„Um Gotteswillen, Herr Averdick! Kommen Sie ſo ſchnell als möglich nach Hauſe! Ihre Tochter hat einen krampfhaften Zufall bekommen, wir ſind in der äußerſten Angſt und Beſtürzung; der Doktor betrat das Haus, als ich Sie aufzuſuchen ging.“

„Ihr Blut komme über dich!“ ſprach der Kaufmann tief ergriffen, mit einem durchdringenden Blick auf Robert und eilte fort.

Unaufhaltſam flog er durch die Straßen, nicht ohne Kopfſchütteln von den Leuten betrachtet, an denen er ohne Gruß vorüberrannte, und die nicht begreifen konnten, was den reichen Handelsmann bewegen könne, am Hochzeitstage ſeiner Tochter mit verſtörtem Geſichte eine ſo ſchnelle Promenade durch die Straßen der Stadt vorzunehmen. Raſch betrat er ſein Haus, und wandte die Schritte nach dem Zimmer ſeiner Tochter; aber hier trat ihm der Arzt entgegen und winkte ihm ernſt zurück.

(Fortſetzung folgt).

Deutſchland und Rom.

Zweiter Artikel.

Als Phariſäer und heuchleriſche Prieſter durch wortklauberiſche Satzungen das Himmelreich vor den Menſchen verſchloſſen, als griechiſche Wiſſenſchaft in eudämoniſtiſche Sophiſtik und fataliſtiſche Aſtrologie ſich verloren, und ſich ſelbſt vergötternde Cäſaren die höchſte weltliche Gewalt zu empörendſter Willkührherrſchaft, und ſchändlichſter Luſtbefriedigung mißbrauchten, da ſchien die alte Welt zum Gerichte gereift. Schon längſt war ein ſolches geweiſſagt; es ſollte dem Reich Gottes auf Erden die Stätte bereiten.

Da trat Jeſus mit der Verſicherung auf, das Himmelreich ſei nahe herbeigekommen.

In „dieſer Welt“ herrſchte aber der ſtolze Lügner, Verführer und Mörder von Anfang. Wer Antheil haben wollte an dem zukünftigen Reiche Gottes, mußte, „dieſer Welt“ und ihrem Fürſten entſagend, alles Irdiſche dem Göttlichen zu opfern bereit ſein. Er mußte dem Cäſar überlaſſen, was des Caſar's war, aber Gott mehr gehorchen als den Menſchen, möchte es auch das Leben koſten. Liebe Gottes und des Nächſten war aller Geſetze Erfüllung. Kraft hierzu wurde den Erwählten durch göttliche Begeiſtung, Löſung von den Banden der Sünde durch das Wort der hierzu göttlich Bevollmachtigten ertheilt.

So trat das Chriſtenthum in die Geſchichte ein, ſeine Stelle nehmend zwiſchen der abgelebten, zum Gericht reifen alten, und einer verheißenen, aus dem Feuer des Gerichtes und dem Geiſte Gottes wiedergeborenen künftigen Welt.

Die Kirche, als die Gemeinde der Glaubigen, Heiligen, Auserwählten, ſtand — als ſolche — außerhalb der natürlichen Volksgemeinſchaft, der politiſchen des kaiſerlichen Reiches und der geiſtigen der alten heidniſchen Wiſſenſchaft und Kunſt.

Sie ſtand außerhalb dieſer Gemeinſchaften, aber zugleich über denſelben, wie der Himmel über der Erde, wie der Gottgeſalbte uber Cäſar, wie der heilige Geiſt über dem naturlichen, endlich, — wie Verherrlichung Gottes durch Selbſtaufopferung über Selbſtvergötterung und irdiſche Genußſucht.

Aber der ausgeſonderte Gottesbund ſollte ſich auch über die ganze Erde verbreiten, um die frohe Botſchaft von der Nähe des Himmelreichs zu verkünden, und einzuladen zur Sinnesänderung als Bedingung der Theilnahme an demſelben. „Dieſe Welt,“ die als verführeriſch gemieden, ſollte doch als verführte bekehrt werden. So mußte die Kirche ſich in die Welt einlaſſen, um ſie zu bewältigen; ſie mußte auf das Volksthümliche, Politiſche, Wiſſenſchaftliche eingehen, um es zu überwinden, und die Geſchichte hat zu erzählen, wie in dieſem Wechſelbezug das unſcheinbare Senfkorn der erſten chriſtlichen Gemeinde zum weltüberſchattenden Baume der Chriſtenheit erwachſen. Aber zu erzählen hat ſie auch, wie in der Chriſtenheit das alte weltbeherrſchende Rom zum Cryſtalliſationspunkt geworden, der zum ſtolzen mittelalterlichen Dome erwachſen, der, als römiſch-katholiſche Kirche ſich in der Kuppel des ſouveränen Papſtthumes vollendend, den germaniſchen Geiſt zur Selbſtemanzipation genöthigt, — und ſeit dieſer Abſcheidung des lebendigen Geiſtes mehr und mehr dem tragiſchen Geſchicke der Verwitterung ſich preisgegeben gefunden.

Die chriſtliche Kirche hatte, hervorgehend aus dem Moſaiſchen Gottesſtaat, dieſen als caput mortuum zurückgelaſſen. Der Geiſt der Liebe hatte ſich von dem eiſernen Satzungsjoche befreit; er war mit Macht aus dem auserwählten Volk in die Menſchheit eingedrungen; die Gewißheit der Unſterblichkeit hatte ihn über alle irdiſche Gewalt erhoben. Eine lebendige, ſtätige Gemeinſchaft zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen Gott und dem Menſchen eröffnend — war das Chriſtenthum als ein höheres Prinzip in die alte Welt eingetreten, und mußte über dieſe triumphiren.

Wie aber der Sohn Gottes, um ſeine Sendung zu vollbringen, ſterbliche Menſchengeſtalt angenommen, ſo nahm auch das Chriſtenthum, um ſein weltgeſchichtliches Werk zu vollbringen, irdiſche, vergängliche Geſtaltung an.

Als zu höherem Leben Wiedergeborene, zur Theilnahme am Reich Gottes Berufene ſonderten die Chriſten ſich ab von der Welt, die im Argen lag. Die Vereinigung der Gläubigen zur Gottesgemeinde war zugleich Ausſchließung der Unberufenen, Ungeweihten.

Als auserwählt zu Zeugen der offenbarten Wahrheit, als geſendet und bevollmächtigt zum Lehren, zum Binden und Löſen und zur Mittheilung der empfangenen Geiſtesgaben erhob ſich in der Gemeinde ein Klerus über die Laien. Die innere Geſtaltung der Kirche war weſentlich eine Abſonderung der Prieſter vom Volke.

Der Glaube an die offenbarte Lehre bedingte aber das Heil; Reinheit und Einheit der Lehre waren Lebensbedingung der Kirche; für die von Oben und als unverbrüchlich mitgetheilte Lehre war auch ein äußerliches Erkennungszeichen unentbehrlich. Hierdurch geſtaltete der Klerus ſich zur Hierarchie; die Uebereinſtimmung mit dem Oberhaupte wurde allgemeines Geſetz, das ſichtbare Oberhaupt der Kirche zum unfehlbaren Stellvertreter des unſichtbaren Hauptes der Gläubigen. Die höchſte und allgemeinſte Einigung der Kirche im Papſte war zugleich deren ſchärfſte Vereinzlung und Ausſchließlichkeit.

Wie daher das Myſterium der geoffenbarten Heilsökonomie über alles Menſchliche und Natürliche hinausragte, ſo erhob ſich das Kirchthum über alle Volksthümer, das Prieſterthum über die Laienſchaft, das Papſtthum über die geſammte Prieſterſchaft und mittelſt dieſer über alle Laien. Offenbarung, Bind- und Losgewalt und heiliger Geiſt — waren aber, als die weſentlichen Mittel zur Seligkeit, gleichſam Geiſt, Seele und Blut der hierarchiſch geſtalteten Kirche; jene das Leben, dieſe der Leib; jene die Kraft, dieſe die Bedingung ihres Wirkens auf Erden.

Solches glaubten wir vorbemerken zu müſſen, weil nur aus dieſen Vorausſetzungen die Ökonomie und Geſchichte der chriſtlichen Kirche und in dieſer das Verhältniß Rom's zur Chriſtenheit und Menſchheit zu begreifen. Der Papſt iſt die perſönlich, aber eben damit völlig endlich gewordene chriſtliche Kirche. Die Geſtaltung und Vollendung des Papſtthum's iſt zugleich die welthiſtoriſche Jugend der Chriſtenheit; ſeine abſolute Souveränität über das Abendland bildet den Culminationsmoment der Geſchichte der Kirche, als ſolcher, welche von dem erſten Concordat mit der weltlichen Macht an in ſich zu zerfallen beginnt, einerſeits in das verwitternde Petrefakt der päpſtlichen Hierarchie und anderſeits in die zur Humanität ſich erhebende, erweiternde und organiſirende Menſchheit.

Rom iſt von ſeiner Vollendung und äußerſten Erſtarrung im Mittelalter an immer daſſelbe geblieben, aber eben darum auch mit dem fortſchreitenden Europa und vor Allem mit den germaniſchen Völkern in immer herbere Conflikte, in immer unverſöhnlichere Spannung gerathen. Sein früheres Recht zur Weltbeherrſchung iſt in gleichem Maaße zur unerträglichen Prätenſion geworden, in welchem es in unlösbaren Widerſpruch verfallen mit den Reſultaten der Wiſſenſchaft, mit dem Bewußtſein des allgemeinen Rechtes und dem erwachten Gemeingefühle des Menſchthumes. Es iſt an der Zeit, dieſen Gegenſatz in ſeiner völligen Schärfe in's Auge zu faſſen und darzuſtellen; das Nachfolgende wünſcht als ein Beitrag hierzu dienen zu können.

(Der dritte, beſchließende Artikel folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

120) Phantasmagorien von Dr. A. Cohnfeld. Berlin und Züllichau, A. Eyſſenhardt. 1837.

Von Jahr zu Jahr wird der Humor, hauptſächlich der von der derben trocknen ächt deutſchen Sorte, in unſerer belletriſtiſchen Literatur rarer; das iſt ſehr ſchlimm; denn der Humor iſt die Hausmannskoſt des Volkes, die das Blut ſtets geſund und im raſchen Kreislauf erhalten muß.

Mit aufrichtiger Freude dürfen wir den Verfaſſer der Phantasmagorien, der in denſelben einen geſunden eigenthümlichen ächt deutſchen Humor entwickelt, in unſerer Literatur willkommen heißen, wenn wir auch nicht verhehlen können, daß ſein Buch nicht in allen Theilen von gleichem Werthe iſt; daß vornehmlich die Gedichte wenig taugen, und die „Höllen- und Himmelsfahrt“ uns nur wie eine Todtenerweckung Blumauer's vorkommt, von den Epigrammen nicht zu reden, welche meiſt Bonmots, aber faſt nie Epigramme ſind. Dagegen ragt die humoriſtiſche Novelle: „der unglückliche Komödiendichter“ (ungeachtet ſie am Schluſſe ermattet) durch ihre eigenthümliche Phyſiognomie über manches Schock moderner ſchöngeiſtiger Produkte (ſelbſt von „geſchätzten und beliebten“ Lieferanten) empor, und der „Sonderling,“ ſo wie „der unglückliche Novelliſt“ reihen ſich (wenn auch namentlich in dem erſten der reine Humor durch manche Bizarrerie à la Hoffmann verdunkelt wird) wie zwei köſtliche Altarflügelbilder an das originelle Mittelſtück.

121) Morondanga. Novellen von Fr. Menk. Bunzlau 1838. Appun.

Drei Novellen von ungleichem Werthe. Am ſchwächſten iſt die erſte: „der Günſtling,“ am beſten die zweite: „die Pietiſten,“ deren zeitgemäßes Intereſſe durch eine ſcharfe Charakteriſtik noch gehoben wird. Die dritte: „ein Wiederfinden auf der See,“ dürfte die populärſte ſein.

Tageschronik aus Paris.

(Fortſetzung).

Die Verhandlungen des Zuchtpolizeigerichts waren in der letzten Zeit ungemein pikant und verſprechen es noch länger bleiben zu wollen. Es handelt ſich nämlich weder um Ehrenhändel zwiſchen Trödlern und Kaninchenfellhändlern, noch um Klatſchereien über die Tugend der Portière und Auſternfrau von der nächſten Straßenecke, ſondern um ganz andere Dinge und Perſonen. Die ſechſte Kammer, der gewöhnliche Schauplatz aller jener kleinen bizarren, ſpaßhaften Prozeſſe, mit deren Erzählung die Gazette des Tribunaux und das Droit ihre letzten Spalten anfüllen, hatte mehrere Urtheilsſprüche zu fällen, welche verſchiedene Notabilitäten des Tags betrafen. Vorige Woche war das ganze Auditorium mit den Chineſen angefüllt, welche ſeit zwei Monaten jeden Abend auf der Bühne des Cirque olympique im Dſchingiskhan auftreten. Der erſte Zeuge, welcher aufgerufen wird, ſpringt über den Kopf des Huiſſiers hinweg und läßt ſich wie ein Vogel auf das Bureau des Präſidenten nieder. Dieſer Vogel iſt der treffliche Reitkünſtler Auriol, welcher den ganzen Sommer in der luftigen Bude der eliſäiſchen Felder ſeine Sprünge und Kabriolen gemacht hat. Auriol iſt als Zeuge vor die ſechſte Kammer beſchieden worden, um dem Richter Aufſchluß zu geben, ob die ſchöne Kunſtreiterin Kenebel von dem jungen Victor Franconi verführt, geraubt, verſteckt u. ſ. w. worden ſei, wie es ihr Vater behauptet, der eine Klage gegen den Verführer, Räuber, Verſtecker u. ſ. w. anhängig gemacht. Auriol, ſo wie noch zwanzig andere Zeugen ſchwören, daß ſie die Wahrheit, die reine, lautere Wahrheit, nichts als die Wahrheit ſagen wollen, und erklären dann, daß ſie von der ganzen Geſchichte nichts, rein nichts, gar nichts wüßten. Das Gericht verweigert daher dem Herrn Kenebel ſeine Entſchädigungsforderung und ſtellt ſeiner Tochter ein Tugendpatent aus. — Dieſer Spruch des Tribunals wird von allen anweſenden Chineſen lebhaft beklatſcht.

Viktor Hugo hat mehr Glück gehabt, als Herr Kenebel; das Handelstribunal hat ſeine Anſprüche gebilligt und wenn Herr Vedel, der Direktor des Théâtre français, die Hugo'ſchen Dramen „Hernani,“ „Marion Delorme“ „Angelo“ binnen 6 Monaten nicht wieder zur Aufführung bringt, ſo iſt er gezwungen, den Dichter durch eine ſtarke Summe zu entſchädigen. Als Theaterdirektor des Odeon's hat Herr Vedel noch einen zweiten Prozeß zu überſtehen. Das Odeon ſoll nämlich am 1. Dezember mit den Kreuzfahrern von Adolph Dumas eingeweihet werden. Herr Dupaty widerſetzt ſich dieſem Vorhaben und will durchaus, daß ſeine Kreuzfahrer, welche er vor langen, langen Jahren dem Théâtre français eingehändigt, den Kreuzfahrern des Herrn Adolph Dumas vorangehen. Die Verwaltungsbehörde macht ihm vergebliche Vorſtellungen, daß das Drama des Herrn Adolph Dumas nicht die geringſte Aehnlichkeit mit dem ſeinigen habe; jenes behandle den zweiten, dieſes den erſten Kreuzzug; woraus Herr Dupaty den allerdings plauſiblen Schluß zieht: der erſte Kreuzzug muß nothwendig dem zweiten vorhergehen. Das Handelstribunal hat ſeine Entſcheidung bis auf den 29. d. M. verſchoben. Nun iſt aber das Drama des Herrn Dupaty noch nicht einſtudirt, das des Herrn Adolph Dumas ſoll zur Wiedereröffnung des Odeons am 1. Dezember gegeben werden. Wenn alſo Herr Dupaty ſeinen Prozeß gewinnt, d. h. wenn das Tribunal entſcheidet, daß ſeine Kreuzfahrer zuerſt im Théâtre français zur Aufführung kommen müſſen, ſo müſſen die Rollen am 29. November unmittelbar nach aufgehobener Gerichtsſitzung vertheilt, am 30. Morgens auswendig gelernt, Mittags repetirt und Abends geſpielt werden. Wenn die Aufführung nicht ſo ſchnell möglich iſt, ſo hat der Prozeß keine Bedeutung. — Herr Vedel läßt daher auch die Kreuzfahrer des Herrn Dupaty ganz ruhig in ſeinen Kartons, während die des Herrn Adolph Dumas fleißig wiederholt und einſtudirt werden. Letzterem wird übrigens mit Recht der Vorzug gegeben; er iſt der [illegible] und hat noch erſt ſeinen Ruf zu begründen und Vermögen zu erwerben; der Akademiker dagegen iſt bereits im Hafen angelangt, der Erfolg ſeines Stückes intereſſirt lediglich nur ſeine Eigenliebe; er ſollte daher aus freiem Antrieb dem jungen ungeduldigen Autor den Vorrang gewähren. Seitdem es ſo ziemlich entſchieden iſt, daß die Kreuzfahrer des Herrn Adolph Dumas vor denen des Herrn Dupaty aufgeführt werden, ſoll der junge dramatiſche Dichter dem Akademiker ſeine Viſitenkarte nebſt folgender Strophe überſchickt haben, welche Herr Dupaty ſelbſt, nach ſeiner Wahl zur Akademie, bei Viktor Hugo abgegeben hatte:

Avant vous, je monte à l'autel,
Mon âge y pouvait seul prétendre.
Déjà vous êtes immortel,
Et vous avez le temps d'attendre.

(Fortſetzung folgt).

Notizen.

⁂ *Le Molle's Fulmifere.* — Bei Petersburg wurden kürzlich zwei Steinblöcke, welche die Schifffahrt auf der Newa erſchwerten, durch Minen geſprengt, die mittelſt des von Herrn Le Molle erfundenen Fulmifere unter dem Waſſer entzündet worden waren. Der Blitzträger gibt einen elektriſchen Funken von ſich, der durch Erde und Waſſer bis zu der gewünſchten Entfernung dringt.

⁂ Glasmalerei. — Dominik Seelmans aus Ecloo ſoll die Kunſt erfunden haben, ebenſo ſchön auf Glas zu malen, als man es früher verſtanden. Der Direktor der ſchönen Künſte zu Brüſſel bezeigte ſeine Zufriedenheit mit den ihm vorgelegten Proben, worauf Herr Seelmans ein Gemälde, die h. Familie darſtellend, brannte, welches mit Nächſtem dem König von Belgien präſentirt werden ſoll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 292. 1837.

Phönix.

Montag, 11. December.

Lebenslied. *)

Von

Leopold Schefer.

Wir ſchlafen die Sterne
Am Morgen hinab,
Und traumen die Sonne
Hervor aus dem Grab.

Wir ſpielen den Frühling
Vorüber als Kind,
Das Leuchten, das Donnern,
Den Herbſt und den Wind.

Wir weinen die ſchöne
Geliebte heran,
Und lieben die Kinder
Zu Jungfrau und Mann!

Wir lieben zu Gottern
Uns eigen und frei,
Und lacheln die Wolken
Am Himmel vorbei.

So mächtig-allmachtig
Beweiſ't ſich der Geiſt!
Daß Himmel und Erde
Den Zaubrer umkreiſ't!

D'rum ſchlafe die Erde
Im Tode hinab,
Und ſehne den Gott dir
Hervor aus dem Grab!

---

*) Als Autograph des Verfaſſers des „Laienbrevier's" mitgetheilt in E. Duller's ſo eben erſchienenem „deutſchen Stammbuch", woraus wir es hier als Probe entlehnen.

Das Brautſchiff.

(Fortſetzung).

Averdick ſah dem wohlbekannten Arzt in's Geſicht und ſagte: „Wie iſt's? Kennen Sie mich nicht? Ich bin Erneſtinens Vater und will zu meinem kranken Kinde!"

„Das darf ich Ihnen jetzt nicht geſtatten?" entgegnete der Arzt feſt.

„Und weßhalb nicht?" ſprach der Vater. „In welchem Zuſtande kann Erneſtine ſich befinden, der mir verböte, ſie zu ſehen? Machen Sie mir ſogleich Platz!"

„Halt, Herr!" entgegnete der Arzt. „Ihr Eintritt in dies Zimmer kann die arme Kranke auf der Stelle tödten; beſtehen Sie noch darauf, in dies Zimmer gehen zu wollen?"

„Ich bleibe; aber erklären Sie mir . . ." bat der Vater, und warf ſich erſchöpft in einen Seſſel.

„Sie ſollen Alles wiſſen," antwortete der Arzt und ſetzte ſich ihm zur Seite. „Ihre Tochter hat von ihrer früheſten Jugend an das größte Zutrauen zu mir gehabt; ſie hing mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an mir, und ich habe es ihr durch die treueſte Anhänglichkeit vergolten; ja, ich hatte ſogar einſt die Schwachheit, ihr zu verſprechen, ſie gegen Jeden, der ihr ein Leides zufügen wollte, in Schutz zu nehmen, und ihr Hülfe angedeihen zu laſſen, wäre es auch gegen den eigenen Vater. Längſt hatte ich dieſes Verſprechen vergeſſen; da ward ich plötzlich von ihr daran erinnert; ſie erklärt mir: daß ſie den Mann nicht lieben kann, der ihr aufgedrungen wird, daß ihr Herz bereits für einen Andern ſchlage, daß dieſer Andere der junge Mann ſei, der mir dieſe Botſchaft von ihr überbringe, und daß ſie mich beſchwöre, ſie mit mit ihm zu vereinen. Kaum hatte ich mit dem äußerſten Erſtaunen dieſe Botſchaft empfangen, als der junge Mann ſich an meine Bruſt wirft und mich anfleht, ihm zu dem Beſitz des Mädchens zu verhelfen, ohne die er nicht leben kann. Ich ſitze Ihnen gegenüber, ein alter Mann, wie Sie; ich liebe Erneſtine, wie Sie, und, — verdammen Sie mich, wenn Sie können, — ich hatte die Schwachheit, ihr meinen Beiſtand zu verſprechen. Ja, Herr, ich verſprach es, ich hatte zugleich die Abſicht, mein Verſprechen zu erfüllen; durch eine vorgeſchützte Krankheit wollte ich Sie von Ihrem Kinde unter jedem Vorwande fern halten, während welcher Zeit Erneſtine mit ihrem Geliebten entfliehen ſollte. Sehen Sie, mein Herr, dieſe Sünde wollte ich auf mich laden, wollte einen Vater betrügen helfen, und mein heiliges Amt zum Deckmantel dieſer Sünde brauchen. Nun aber hat mir Gott in ſeinem großen Zorn die Bahn des Verderbens gekreuzt und den ſündlichen Scherz zur furchtbaren Wahrheit gemacht!“

Die Blicke des Kaufmanns hingen feſt an den Lippen des Arztes; ſie wollten jedes Wort erhaſchen, das über dieſelben trat. Als Jener geendet hatte, begann er: „Iſt das nun Ernſt oder Scherz, was ich von Ihnen vernehme? Iſt meine Tochter wahrhaft krank, oder ſpielen Sie mit Ihren Scherz mit einer ſo furchtbaren Wahrheit vor, daß ich darüber die Wirklichkeit vergeſſen und jenen Böſewichtern Raum zur Flucht geben ſoll? Antworten Sie!“

„Gott iſt über uns,“ entgegnete der Arzt, „und in dieſem feierlichen Augenblicke gegenwärtig; ihn nehme ich zum Zeugen, daß ich die reinſte Wahrheit ſprach. Als Erneſtine ſich bereits zum Abſchiede aus dem Vaterhauſe rüſtete, ſtürzte ſie, von den vielen widerſprechenden Gefühlen, die ſie beſtürmten, plötzlich in meine Arme, und rief mit überſtrömenden Augen: „Wer ſagt mir, was ich thun muß? Soll ich der Liebe folgen oder der Pflicht? In jedem Kampfe bricht mein Herz!“ Sie ſank ohnmächtig zuſammen, ich geleitete ſie auf ihr Lager; und als ſie wieder zum Bewußtſein erwachte, erleichterte ihr ein Blutſtrom die beſchwerte Bruſt.“

Frau Marthe kam in dieſem Augenblick aus dem Krankenzimmer geſchlichen und meldete, daß die Kranke erwacht ſei. Der Arzt folgte ihr ſogleich.

Vater Averdick blieb, mit den widerſprechendſten Gefühlen in der Bruſt, zurück. Er ging ernſt ſinnend auf und ab, und ſuchte ſeine Gedanken und Gefühle, die verworren durcheinander ſtürmten, zu ordnen, aber umſonſt; er gewann keine klare Einſicht in das Chaos, das ihn umbrauſete, und erſt nach einer geraumen Weile fiel es ihm ein, daß es nöthig ſein werde, die auf heute angeſagten Feierlichkeiten abzubeſtellen, und den zahlreich eingeladenen Gäſten wiſſen zu laſſen, daß ihre Gegenwart nur ſtörend ſei. Obgleich es für den Kaufmann nicht leicht ein betrübteres Geſchäft geben konnte, ſo ergriff er doch mit Haſt eine Gelegenheit, die ſich ihm bot, ſeiner dumpfen Unthätigkeit ein Ende zu machen, und berief deswegen ſeine Leute, um ihnen ſeine Befehle mitzutheilen.

So eben hatte er dieſe höchſt betrübenden Vorkehrungen getroffen, als Herr Siegfried Möller in das Zimmer trat, und ſich ihm gegenüber ſtellte.

Auf einen Wink des Kaufmanns entfernte ſich die Dienerſchaft, und dieſer nahm darauf das Wort: „Es hat ſich plötzlich vieles verändert,“ begann er mit bewegter Stimme, „mein werther Sohn . . .“

„Ich muß Ew. Edeln um Entſchuldigung bitten,“ unterbrach Herr Siegfried Möller den Kaufmann mit eiſiger Kälte. „Mich will bedünken, daß eine Benennung dieſer Art, nach dem, was heute vorgegangen, wohl füglich nicht wird Statt haben können. Meiner Meinung nach wäre es gut für uns beide, wenn ſie niemals Statt gehabt hätte; denn wir erſparten uns beiderſeitig einen großen Scandal, der nicht ſobald in Vergeſſenheit gerathen wird.“

„Mein Herr!“ ſprach Averdick.

„Ich bitte Ew. Edeln, mich ruhig ausreden zu laſſen,“ fuhr Jener fort. „Ich habe alle Paragraphen des unter uns geſchloſſenen Vertrages gehalten, und brauche nicht zu erröthen. Der Bruch kommt von Ew. Edeln Seite, und wenn auch nicht unmittelbar, ſo doch mittelbar durch ein Kind, das ein Vater ſtets nach ſeinem Willen muß lenken können, wenn es ihm in der That beliebt, wahrhaft Herr in ſeinem Hauſe zu ſein.“

Averdick fühlte ſich durch dieſe Äußerung tief gekränkt. Er hatte ſeine Tochter über alles geliebt, und ſollte nun um dieſer Liebe willen, die ihn mitunter zu einer Schwachheit verleitet, und ihm, in Betreff des Gegenſtandes, die Zügel der Herrſchaft aus der Hand gewunden hatte, ſolche bittere Vorwürfe vernehmen, von einem Manne vernehmen, dem er ſeinen größten Schatz hatte zu eigen geben wollen. Er richtete einen zürnenden Blick auf den ſtolzen jungen Mann, der ſich ihm mit der Miene der Überlegenheit gegenüberſtellte, und ſprach: „Iſt es möglich, daß ich mich ſo ſehr irren konnte? Ich muß von Ihnen Vorwürfe vernehmen? Und wären es noch Vorwürfe! Ich muß es dulden, daß Sie mich höhnen? Muß es ungerächt dulden; denn unſere Geſetze haben keine Strafe auf einen Frevel ſolcher Art geſetzt, und eine Rauferei verbietet mein Alter und mein ehrbarer Stand. Wenn Sie, nach dem unglückſeligen Vorfall, nicht mehr darnach trachten, in ein verwandtſchaftliches Verhältniß mit mir zu treten, ſo muß ich das dulden, und ich werde es zu ertragen wiſſen. Der Gott der Gnade, auf den ich Zeit meines Lebens vertraute, der mich die große Kunſt gelehrt, zur Zeit des Glücks nicht übermüthig zu werden, hat mich auch mit Kraft ausgerüſtet, um dem auf mich einſtürmenden Mißgeſchick nicht unterliegen zu müſſen. Daß Sie aber ſich ſo weit vergeſſen, die Hand meiner Tochter mit übermüthigem Hohne zurückzuweiſen, und ſich ſo hoch über mich erheben, das kann ich Ihnen nie verzeihen, und alle Väter werden Sie deshalb verdammen. Jetzt preiſe ich das Geſchick meines Kindes, wie bedauernswerth es auch ſein mag; jetzt fällt es plötzlich wie Schuppen von meinen Augen, und ich ſehe mit Entſetzen, wie namenlos unglücklich Erneſtine an Ihrer Seite hätte ſein müſſen; denn Sie haben ein leeres Herz.“

(Fortſetzung folgt.)

Wiſſenſchaft und Leben. *)

Wir Deutſchen berufen uns beſtändig, wenn unſere politiſche Nullität angegriffen wird, auf die Wiſſenſchaft, welche uns eigenthümlich ſein ſoll, und durch ihre Stärke und Bedeutung für fähig gehalten wird, auch anderweitige Schwächen zu bedecken. Sollte man aber nicht einmal die Sache von der entgegengeſetzten Seite betrachten dürfen, und zu der Behauptung veranlaßt werden, daß die Wiſſenſchaft ſelbſt durch die Abweſenheit kräftiger Lebensmomente und Anregungen, an einer Hinfälligkeit leidet, die ſie ſich nur verbirgt, um da als Helferin zu erſcheinen, wo ſie eher hülfebedürftig zu nennen wäre. Was iſt die Wiſſenſchaft anders, als das höhere Bewußtſein, das man über das Denken, über Natur und Geiſt erhält: und wird das Wiſſen nicht einen unheilbaren Schaden erleiden, ſo wie das Sein, auf welchem es beruht, als von dem Kreis deſſelben ausſcheidend, angeſehen wird? Was will eine Rechtswiſſenſchaft ſagen, deren Reſultat, die Berufloſigkeit unſerer Zeit für Geſetzgebung, eine Geſchichte, deren Endpunkt das Jahr 1789, eine Politik, deren letztes Wort die mechaniſche Vorſtellung des europäiſchen Gleichgewichts iſt? Die Gegenwart iſt es, wohin die Wiſſenſchaft beſtändig auszumünden hat, woraus ſie ihre Lebenskraft und den Anſtoß zu neuen Entwickelungen empfängt: noch nie hat eine Wiſſenſchaft ihre Zeit übertroffen; noch nie hat ſie geholfen, wenn dieſe ſonſt im Fehl war: in China iſt ſie der Reflex der Geiſtloſigkeit und Langenweile; in Griechenland die jugendliche Begeiſterung der eben aufgegangenen Freiheit; in Deutſchland kann ſie nichts ſein, als was Deutſchland iſt; und fehlt dieſes Sein, ſo wird ſie noch eine lange Zeit äußerlich vegetiren und ſich für um ſo wichtiger halten, als ſie wahrhaft herabgekommen iſt: aber ihre entſchiedene Abmagerung wird mit der Dicke und Aufſchwemmung des Meßkatalogs gleichen Schritt halten, und die pilzartige Gelehrſamkeit ein wahrhaftes Hinderniß der Wiſſenſchaft werden.

Ed. Gans.

---

*) Probe aus dem ſo eben erſchienenen „deutſchen Stammbuch", in welchem die oben ſtehenden Worte als Autograph mitgetheilt ſind.

Muſikaliſche Revue

von

Frankfurt am Main.

(Fortſetzung).

(Oper und allgemeine Zuſtände derſelben. Der Poſtillon von Lonjumeau).

Die Oper bot viel Buntes. Ein ſtereotypes Sängerperſonal haben wir lange nicht mehr gehabt. Dem. Kratky, die Herren Wiegand und Haiſel ſind uns allein noch aus der guten alten Zeit übrig geblieben. — Man weiß nicht, wen man eigentlich vor lauter Kommenden und Verſchwindenden beſitzt, — und oft iſt das Wiegenlied auf unſerer Bühne auch zugleich der Schwanengeſang eines herbeigezauberten Debutanten. Das Schlimmſte bei der Sache iſt:

Man handelt hin, man handelt her,
Und unſ're Kaſſen bleiben leer.

Ob Dobrowsky die Direktion, oder die Direktion Dobrowsky verlaſſen, kann uns gleichgültig ſein; — kurz er iſt fort, und die primo amoroso's drängen nun einander. Herr Niſſen, deſſen Talente in dieſen Blättern bereits gewürdigt ſind, iſt gezwungen, ad interim die erſten Tenorparthien zu übernehmen.

Mit der Prima Donna geht's uns nicht beſſer. Madame Ernſt iſt eine ganz vortreffliche Bravourſängerin; jede Note eine Schule — man kann von ihr lernen was ſingen heißt; — allein uns fehlt eine jugendliche Friſche und dabei erprobte Heldin im hoch dramatiſchen Fach; uns fehlt eine Anna, eine Mozart'ſche und Winter'ſche Elvira, eine Iphigenia, Vitellia, Leonore, eine Veſtalin, Eurianthe, Kunigunde u. ſ. w. — Fräulein Kratky iſt oft gezwungen, höhere Parthien zu übernehmen, als ihrer Stimme zuſagen, und wir fürchten, weil wir wuchern müſſen mit unſern edeln Reſten. Das folgende Repertoire mag beweiſen, was Thätigkeit über Hinderniſſe vermag.

Daß während der Meſſe die Hugenotten fleißig über die Bühne donnerten, iſt bereits berichtet (Phönix Nro. 228). — Herr Kreipl von Peſth (zur Stunde hier noch als Gaſt bezeichnet), wie Madame Baumeiſter von Nürnberg, ſind in dieſen Blättern (Nro. 217) ebenfalls erwähnt, und geben in der Folge durchaus nicht Urſache, das darin ausgeſprochene Urtheil zu ändern. Herr Kreipl wiederholte den Almaviva, den Sever, den Gomez im Nachtlager, den Edmund in den Falſchmünzern, den Joſeph, und den Leon von Merinville im Maurer und Schloſſer. Semper idem, läßt er immer kalt, und nur bedauern, daß er eine ſo echte Tenorſtimme hat.

Als Emeline wollte Mad. Baumeiſter ihren Beifall durch Übertreibung erzwingen, forcirte die Stimme, und machte die Erfahrung, daß alles Übermaß ſchade. Der anfängliche Enthuſiasmus endete mit Gleichgültigkeit.

Als Norma fiel die kaiſerlich-königliche Hofopernſängerin Demoiſelle Vial total durch, und beendigte ſomit ihren Cyclus. Dem. Quint von Breslau gab die Agathe, gefiel, iſt nun engagirt, wird aber ſchwerlich einen Schadenerſatz gewähren. Ihr Ton iſt rein und voll, aber wie ihr Spiel, ſehr materiel. Vortrag holprig, und in den höhern Cordin angeſtrengt. Mundbildung unſchön. Dem. Quint mag ſpielen wie ſie will, man glaubt ihr nicht. Sie iſt ein hübſches Mädchen und weiß recht gut, daß ſie ſchelmiſche Augen hat.

Ein Herr Ernſt ſang den Murney (als erſter theatraliſcher Verſuch) mit ſchöner voller Tenorſtimme, et voilà tout Ob er zu unſern Eingeweihten gehört, iſt mir unbekannt.

Herr Klein, dieſer oft beſprochene Wundermann, er — wie ſoll ich mich ausdrücken — er gab nicht den Licinius als zweite Rolle in ſeinem Leben, er nahm ihn uns, und machte dann endlich doch ſeinen Protectoren klar, daß er für die Oper durchaus keine Gaben beſitze. Mad. Ernſt ſang die Julie, und hatte das nicht thun ſollen; deshalb verzehrte auch der Blitzſtrahl im letzten Finale ihren Schleier nicht. Eine andere Julie gab uns indeß Dem. Capitain ihrem Romeo gegenüber, und übertraf jede Erwartung. Sie ſcheint das günſtige Horoskop bald zu erfüllen, das ihr die Kritik geſtellt. —

Die Herren Wiegand und Meiſinger von ihrer Kunſtreiſe nach Karlsruhe und München mit Beifall gekrönt ehrlich zurückgekehrt, ſind herzlich empfangen worden. Als Mauſer im reiſenden Studenten wird Meiſinger nicht leicht übertroffen werden: In dieſer ganz charmanten Operette von Methfeſſel und Cornet zeigte ſich auch Meck (Cyriakus Tollberg), als Meiſter des Geſanges in Tennier's Manier, denn ſeine Einlage erlebt jedesmal eine zweite und ſtürmiſche Auflage. Curſive Opern ohne Gäſte waren die Zauberflöte, Tell, die Stumme und Figaro. Egmont mit der Beethoven'ſchen Muſik iſt dem Werthe der Compoſition nach wohl unter die klaſſiſchen Opern zu rechnen. — Eine ganz ausgezeichnete Darſtellung aber war die Oper Semiramis von Roſſini. Mad. Ernſt ſang die Titelrolle, Dem. Kratky den Erſatz. Beide Damen ſchwammen in ihrem Elemente —

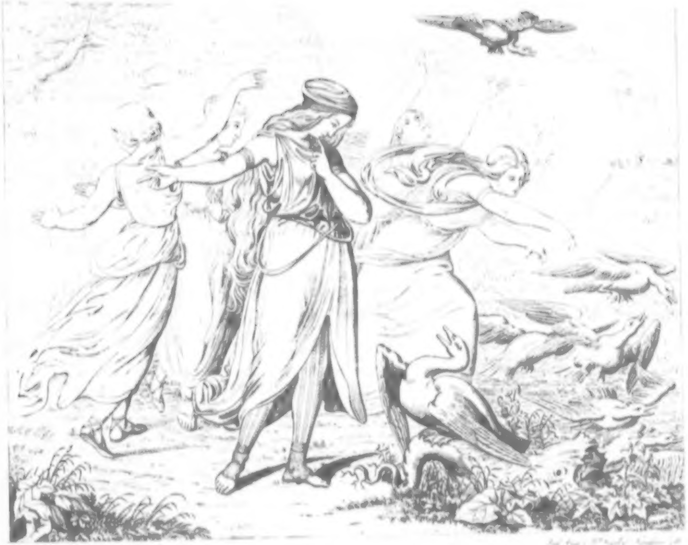

F. Rückert's
Nal und Damajanti

auch Herr Jaſkewitz, als Aſur, war ſehr zu loben, namentlich in ſeiner letzten draſtiſchen Scene. Das Publikum meinte bei'm Sortie, wir hätten doch noch eine Oper, wenn immer Ähnliches geleiſtet würde! — Der Poſtillon von Lonjumeau von A. Adam*) (dem Sohne des bekannten Verfaſſers der Pariſer Klavierſchule: „Nouvelle méthode du doigté pour le piano forté.") wurde in der letzten Hälfte des vorigen Monats zweimal bei vollem Hauſe gegeben. Das Hauptmotiv dieſer Oper iſt aus dem Leben gegriffen: denn wirklich erregte unter Ludwig XV. ein Herr St. Phar, der vom Poſtklepper auf den Pegaſus kam, bei der Pariſer Oper große Senſation. Auch der Intendant der Oper (hier Marquis von Corcy), iſt eine hiſtoriſche Perſon. Die Liebesintrigue mit Frau von Latour, in welcher St. Phar ſeine vorige Frau zehn Jahre ſpäter (in welchen die beiden letzten Acte ſpielen) nicht wieder erkennt, ſie alſo zum zweiten Male heirathet, und als Schlußpointe im dunkeln Gemache von beiden imaginären Frauen geängſtigt wird; ſo wie der Wagenſchmied Bijou (ſpäter der Chorführer Alcindor), der Bouffon der Oper, ſind recht effektvoll in einander greifende und in ſich ſelbſt abgerundete Erfindungen der Herren Leuven und Brunnwick.

Die ganz gute Überſetzung floß wieder aus der fleißigen Feder unſerer Friederike Elmenreich,**) die Handlung intereſſirt alſo ſchon an und für ſich, und bietet der Compoſition einen glücklichen Anhaltspunkt. Ob der muſikaliſche Werth dieſer Oper verdient, aller Orten, wo ſie bereits gegeben worden,***) über die Wolken gehoben zu werden, während klaſſiſche Meiſterwerke zu Dutzenden [illegible] im Staube liegen bleiben, iſt eine Frage, die wir dem deutſchen Publikum zu Ehren nicht allzuſtreng beantworten wollen. Aber die Muſik greift geiſtesverwandt in das Räderwerk des heutigen Geſchmacks, ſie iſt im Ganzen leicht gehalten, und nach dem franzöſiſchen Zuſchnitt heiter und gefällig; ſie kitzelt die Gehörnerven tüchtig, hat viel Fluß, alſo auch Waſſer genug für manches Tanzboden-Orcheſter. Sehr [illegible] ſind Auber und Herold, des jungen Componiſten Götzen, und er folgt ihnen auch ſo nahe, daß er ihnen oft die Schuhe austritt. Dagegen überraſcht er auch wieder durch wahrhaft frappante Schönheiten, und bekundet ein gediegenes Talent in der Charakteriſtik komiſcher Situationen. Stellen und ganze Nummern voll ſprudelnden und pikanten Humors, dürften ſich ein Paiſiello, ein Cimaroſa nicht ſchämen, für ihr Eigenthum anzuerkennen. Adam zeigt in dieſer Oper klar, daß er im Stande wäre, dieſen letzten Weg zu verfolgen, wenn ihn uns die heutige ſpekulative Richtung nicht verdirbt. Wir wünſchen ihm von Herzen den Künſtlerſtolz, der dazu gehört, den Einwirkungen einer ihm (etwas allzufrüh) entgegenjauchzenden Generation zu widerſtehen, und ſeinem beſſern Genius zu folgen. So viel über die Compoſition im Allgemeinen. (Schluß f.)

Feuilleton.

„ Elektriſche Kohlen-Sonne. — In einer Vorleſung, welche Herr Dumas, der geiſtreiche Schüler Thenard's, vor einigen Tagen in der Sorbonne über den Kohlenſtoff gehalten, bemerkte er zunächſt, daß man hoffentlich bald darauf denken werde, die Kohle, ihrer raſch desinfizirenden Eigenſchaft wegen anzuwenden, um der allnächtlichen Verbreitung ſchädlicher Dünſte bei Ausfuhr des ſtädtiſchen Unraths vorzubeugen. — Daß die gewöhnliche Chemie im Diamanten nur Kohle finde, macht es Herrn Dumas, wie Herrn Biot, wahrſcheinlich, daß eine imponderable Subſtanz demſelben einwohne, und er organiſchen Urſprungs ſei. Zum Schluſſe der Vorleſung ließ Hr. D. den elektriſchen Strom einer mächtigen Voltaiſchen Batterie durch ein Stück Kohle hindurchziehen, welches hierdurch mit ſonnenhaftem Licht erſtrahlte, neben welchem ein, in Sauerſtoffgas verbrennender Phosphor nur ſchwachen Glanz behält. Wird jener Verſuch in freier Luft gemacht, dann verbrennt die Kohle völlig; wenn aber in leerem Raume, dann verändert die Kohle ſich gar nicht, verliert kein Atom ihrer Subſtanz, ſtrahlt aber in noch lebhafterem Lichte, als in der Luft. Nur dieſes, den Augen nicht erträgliche Glanzlicht, färbt, wie das Licht der Sonne, das chlorſaure Silber. — Herr Dumas zeigte auch, welche Wirkung der Magnetſtab auf den leuchtenden Dunſt habe, den die Strömung der Elektrizität durch die Kohle in der Luft erzeugt. Ein Pol zieht den Dunſt an, während der andere ihn abſtößt, ein Phänomen, welches an den Einfluß erinnert, den das Nordlicht auf die Magnetnadel ausübt.

„ Franzöſiſch Guiana. — Der ſüdlichſte Poſten der franzöſiſchen Anſiedlung befindet ſich ſeit etwa einem Jahre auf einer Inſel in einem beträchtlichen Landſee, der mit mehreren benachbarten in Verbindung ſteht und gleich ihnen durch einen Abzugskanal in's Meer ſich ergießt. Die Vermuthung, daß dieſe Mengen ſüßen Waſſers aus Seitenarmen des Amazonenſtroms herrühren, hat eine Expedition unter der Leitung eines Herrn Schomburgk veranlaßt, welche dieſe muthmaßliche und nach indianiſchen Berichten wahrſcheinliche Stromverbindung unterſuchen ſoll. Man verſpricht ſich bedeutenden Vortheil von dieſer Entdeckung, indem man die Indianer zur Viehzucht aufmuntern und die Waſſerverbindung zum Transport der Viehheerden zu benutzen gedenkt. — Was die engliſchen Expeditionen die Ströme ihres Gebietes in Guiana aufwärts bis zu deren Urſprüngen bezwecken, wird nicht geſagt, iſt aber leicht zu errathen.

„ Die erſte Ausſtellung des Leipziger Kunſtvereins iſt nun geſchloſſen. Die Zahl der Actien, die bei der Gründung ſich nur auf 300 belief, war beim Beginn der Ausſtellung auf 1070, und iſt nun beim Schluſſe bis zu 1474 geſtiegen. Für ungefähr 17,000 Perſonen wurde Entrée bezahlt, welches mit Hinzurechnung anderweitiger Einkünfte die Einnahme auf 3000 Thlr. brachte. Dagegen wurden zu Ankäufen (für die Actionäre und zur Gründung eines ſtädtiſchen Muſeum's) 4700 Rthlr. für 34 Gemälde und eine Gipsfigur ausgegeben. Von Privaten wurden überdieß 24 Gemälde für c. 4100 Rthl. angekauft.

„ Dampfſchiffstaufe zu Düſſeldorf. — Auch in Rheinpreußen iſt ein Dampfſchiff feierlich getauft worden. Am 8. v. M. wurde zu Düſſeldorf bei Eröffnung der neubegründeten Dampfſchifffahrt für den Mittel- und Niederrhein einem Schiffe von der katholiſchen Geiſtlichkeit der dortigen Lambertus-Pfarre der Name „Herzog von Naſſau" gegeben, nachdem eine Flaſche Wein am Bord geweiht, und die Taufe dadurch vollbracht, daß jene Flaſche an dem mit Blumen geſchmückten Anker zerſchlagen worden.

„ *Découverte importante.* — Unter dieſer Rubrik zeigt in der *Gazette de France* vom 4. v. M. Herr Laval, *renommé pour la perfection et la beauté de ses ouvrages* an, daß bei ihm zu haben: *„Perruques et toupets invisibles."*

Hierzu eine artiſtiſche Beilage zu Auber's [illegible] ([illegible]), und das Intelligenzblatt Nro. 11.

---

*) Die Galerie lebender Tonkünſtler von Rudolph Hirſch 1836 erſchienen, läßt an ihm kein gutes Haar; ſie ſagt, nachdem es ihm ſeinen leiblichen Vater ſtreitig macht: „Auch exiſtiren von einem A. Adam mehrere Opern, von denen jedoch bisher noch keine über den Rhein paſſirt iſt, daher wohl nichts Auffallendes und Beſonderes daran ſein wird. Von einer neuen kleinen Oper: „die Marquiſe," hatten wir das Unglück drei Nummern zu Geſichte zu bekommen, die an Flachheit und Miſerabilität ihres Gleichen ſuchen, und in dieſer Beziehung als Muſterbilder verdorbenen Geſchmackes aufgeſtellt zu werden verdienen.

**) Seit Kurzem penſionnirt.

***) In Deutſchland: Hamburg, Berlin, Kaſſel, Braunſchweig, Mainz und reif für Darmſtadt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 293. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 19. December.

Literariſche Zuſtände in München.

(Fortſetzung).

Das literariſche Feld liegt hier förmlich brach, und vergeblich ſehnt ſich der gebildete, leſende Theil des Publikums nach der Zeit, wo auch hier der wiſſenſchaftliche, literariſch wirkſame Geiſt ſeine Auferſtehung feiern wird. Die hieſige Journaliſtik liegt zum Theil in den Händen von Leuten, die um einen geringen Taglohn arbeiten; der Boden aber, auf welchen der ſparſam verſtreute, zumeiſt ſchon im Keim verdorbene Saamen fällt, iſt durch die langjährige Ruhe hartſchollig geworden; wucherndes Unkraut überwächſt ihn, und was Gutes in ihm gedeiht, deſſen urſprünglich edler Keim hat vielleicht in fremdländiſchem Boden die erſte zuſagende Nahrung in ſich geſogen. Das jetzige München iſt eine neuere Schöpfung und erſt ſeit wenigen Decennien in die Reihe der Kulturſtädte Europa's eingetreten. Für die Kunſt iſt in ihm bis jetzt das Meiſte geſchehen; wir können daher von ſeiner noch jungen Literatur nicht erwarten, daß ſie ſich bereits mit ſelbſtſtändigem Leben entfaltet und in die Entwicklung des literariſchen Weltverkehres mitwirkſam eingegriffen habe. Ich meine hier vorzugsweiſe die ſchöne Literatur, in welcher die feinſten, von dem tiefern Einfluß der Wiſſenſchaft und des Lebens durchdrungenen Nerven des Volksgeiſtes zu anſchaulichen Geſtalten ſich verkörpern, die als Spiegelbilder ihrer Zeit und ihres Volkes zugleich für alle Zeiten und alle Völker gelten und noch Gegenſtände der Bewunderung für die kommenden Geſchlechter ſind. Die ſchöne Literatur iſt ein Kind der geſtaltenſchaffenden geiſtigen Produktionskraft eines Volkes, und wie ſie einen Maßſtab abgibt für die heitere Beweglichkeit und bilderſchauende Tiefe ſeiner Phantaſie, ſo dürfen wir, ohne fehlzugreifen, von dem Zuſtande der Journaliſtik, in welcher ſich jene zum Theil und mit ihr zugleich die ernſtere Wiſſenſchaft ablagert, auf den geſammten Bildungszuſtand und die Höhe des wiſſenſchaftlichen Geiſtes eines Volkes ſchließen. Für die ernſtere, ſtrengere Wiſſenſchaft ſind in München von jeher tüchtige Kräfte thätig geweſen; es hat eine Reihe trefflicher und gelehrter Männer aufzuweiſen, welche ſchon vor der Ueberſiedelung der Univerſität von Landshut nach München dem baieriſchen Namen Ehre machten und zugleich förderlich auf die allgemeine Entwickelung der höhern Wiſſenſchaft einwirkten. Indeß ſtanden dieſe gelehrten Bemühungen, die ſich vorzugsweiſe auf Geſchichte, Geſetzgebung und die verſchiedenen Zweige der techniſchen Wiſſenſchaften erſtreckten, doch immer in einer mehr oder weniger ausſchließlichen Beziehung zu dem baieriſchen Lande ſelbſt; noch jetzt darf ſich München rühmen, in Herrmann vielleicht den erſten Nationalökonomie-Kundigen Europa's zu beſitzen. Wie ſehr man zugleich dieſe bürgerlichen Verdienſte zu ſchätzen weiß, zeigen die Monumental-Büſten ausgezeichneter Baiern in den Arkaden des hieſigen Friedhofes; auch ſammelt man gegenwärtig Beiträge zu einem Denkmal für den großen Geſetzgeber Kreittmayr, welches auf dem Platze zwiſchen der neuen Bibliothek und der Ludwigskirche aufgeſtellt werden ſoll. Ich könnte hier noch eine Reihe glänzender und allgemein bekannter Namen anführen, die wie Schelling, Thierſch, Schubert, Martius, Söltl, Görres um verſchiedene Zweige der Wiſſenſchaft, oder, des Dichters auf dem Throne nicht zu gedenken, wie Platen, Schenk und Brentano, auch um die ſchöne Literatur in der neuern Zeit ſich verdient gemacht haben; ich könnte in letzterer Beziehung noch die Namen von Plötz, der eine Anzahl genießbarer Luſtſpiele geſchrieben hat, von Büſſel, deſſen Canzonenkranz, „des Kaiſers Schatten,“ viel Treffliches enthält, von Weichſelbaumer, von dem man die Trauerſpiele „Dido“ und „Thaſſilo“ und „Tutti Frutti aus Süddeutſchland“ kennt und Beſſeres erwarten darf, von Erhardt, mit deſſen „Heimeran“ das hieſige neue Schauſpielhaus im Jahre 1818 eröffnet wurde, endlich von Daxenberger und Mörtl nennen; aber noch iſt der Genius hier nicht erſchienen, deſſen durchdringende poetiſche Kraft neue Bahnen gebrochen und ſich dadurch das Recht erworben habe, in der Reihe unſerer großen Dichter und Schriftſteller zu glänzen.

Es regt ſich hier immer mehr und allgemeiner das Streben, mit den beſſeren Erſcheinungen unſerer Nationalliteratur und dem reichen geiſtigen Leben, welches die deutſche Journaliſtik entfaltet, in dauernder Verbindung zu bleiben. Was man aber zu dieſem Zweck gethan hat, iſt noch neu und reicht kaum über das letzte Decennium hinaus. Man lieſ't jetzt mehr als ſonſt; aber man beſchränkt ſich faſt einzig und allein auf die Lectüre der Zeitſchriften und Bücher, welche in den geräumigen Leſezimmern der Geſellſchaft des Muſeums und des literariſchen Vereins in reichſter Auswahl zur Benutzung ihrer zahlreichen Mitglieder ausliegen. Die Geſellſchaft des Frohſinns ſorgt mehr durch theatraliſche Vorſtellungen und glänzende Concerte, als durch literariſche Genüſſe, für die Erheiterung und geiſtige Unterhaltung ihrer Mitglieder. Sonſt wird im Ganzen wenig geleſen, und die zwölf Buchhändler, welche München zählt, müßten ihre Läden ſchließen, wären nicht noch, außer den wenigen Freunden der ſchönen Literatur, die eigentlichen Fachgelehrten, die Studenten und die Schulknaben hier, und fände nicht ihr Lokalverlag im Auslande und bei den zahlreichen Fremden, welche dieſe Stadt beſuchen, noch Abſatz. Sie klagen ſelbſt über die höhern Stände, die keinen Sinn hätten für Lectüre und literariſche Intereſſen; die übrige Bürgerſchaft begnügt ſich mit dem Landboten und der Landbotin, dem Volksfreunde, dem Tagesblatte und lieſ't, wenn es hochkommt, auch wohl den Bazar; denn das Muſeum, eine Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Muſik, Theater und Mode, kann ſich bei ſeinem hohen Preiſe und mit dem glatten, anſtändigen Tone, der darin herrſcht, nur durch die Gunſt der Vornehmen am Leben erhalten. Die hieſigen drei Leihbibliotheken ſollen, wie man mir ſagte, mehr alte und anderwärts längſt vergeſſene, als neue Bücher an ihre Kunden zu verabreichen haben. Daß eine feingebildete, hochadeliche Dame, der vor zwei oder drei Jahren ein Exemplar der Platen'ſchen Gedichte verehrt wurde, dieſe noch nicht kannte, weiß ich aus dem Munde des Gebers, und Platen war ein baieriſcher, hoffähiger Dichter! Dann freilich darf es nicht Wunder nehmen, wenn Heine, deſſen Periode für Norddeutſchland ſchon längſt vorüber, hier jetzt erſt bei der leſenden Damenwelt einigermaßen in Aufnahme kommt. Wer ſagt, ob zu ihrem Beſten? Aber ſo wenig hält man hier im Allgemeinen Schritt mit den Bewegungen der neuern Literatur, die bei allen ihren Auswüchſen und Verirrungen doch den unleugbaren Vorzug beſitzt, auf die mächtigen, wenn auch nur vorübergehenden Forderungen der Zeit geachtet und eine Maſſe neuer einflußreicher Ideen in lebendigen Geſtalten in weitern Umlauf geſetzt zu haben! Dieſe Literatur iſt eine Frucht der Gegenwart, entſproſſen auf dem üppigen Boden eines bewegten, genuß- und ſchmerzensreichen Lebens und gereift unter dem Einfluß einer ſtrengen, vieldeutigen Philoſophie, an dem Studium der Dichter des Alterthums und der neuern Zeit. Dies iſt der Urſprung einer Literatur, die man im Augenblick ihrer üppigſten Entfaltung plötzlich an der Spitze abbrach. Niemand kann ſagen, was aus ihr geworden wäre; aber nicht die Gewalt, ſondern die veränderte Zeit hat ſie gerichtet. Es liegt aber in ihr ein neues, flüſſiges, bildſames Element, eine lebendige Kraft, welche die Herzen der Menſchen ergreift und in Bewegung ſetzt, weil in ihr ſelbſt ſich das menſchliche Herz mit allen ſeinen verführeriſchen Wünſchen und weitfliegenden Plänen, die ganze Donquixottiade der neuern Zeit, womit dieſe ſich ſelbſt täuſchte, preisgegeben hat. Man verkannte dies, wie den redlichen Willen und die höhere literariſche Anſicht derer, welche ſie hervorgerufen. Am allerwenigſten aber hatten die baieriſchen Schriftſteller ein Recht, ſich gegen die Beſtrebungen einer neuerwachenden Literatur beſorglich abzuſchließen oder gar, wie es geſchehen iſt, zu Felde zu ziehen. Denn ſie kannten dieſelbe größtentheils nur vom Hörenſagen und hatten im eigenen Lande noch nichts Beſſeres und Zeitgemäßeres auf dieſem Gebiete geſchaffen. Sie ergriffen indeß die Waffen nur, um ihr eigenes Unvermögen in Schutz zu nehmen, und indem ſie wider die neuere, außer ihrem Geſichtskreiſe liegende Literatur, die ſie mit Andern nur als das Symptom einer Krankheit betrachteten, feindſelig ankämpften, verleugneten ſie ſich ſelbſt, als die Kinder derſelben Zeit. Damit entſagten ſie aber auch jedem Antheil an den Früchten dieſer literariſchen Pflanzung, welche neben manchen verdorbenen, mindeſtens eben ſo viele geſunde Entwickelungskeime in ſich ſchloß. Geiſtigen Genuß zu gewähren und zugleich die fremde Schöpferkraft anzuregen, darin liegt die Bedeutung jeder ſelbſtſtändigen literariſchen Erſcheinung. Einzelne kennen hier freilich Heine und den Verfaſſer der Tutti Frutti nur allzugut; aber wenn ſie außer ihnen auch alle übrigen kennten, die bloße Kenntniß und die daran haftende Nachahmung derſelben iſt es nicht, was der Literatur ihr Heil ſichert. Dies vermag allein die höhere Welt- und Lebensanſicht, die im Beſondern das Allgemeine, in dem einzelnen Menſchen und ſeinem Schickſal zugleich die Menſchheit und das Weltgeſchick ſich wiederſpiegeln ſieht. Unſere großen Denker, Dichter und Künſtler wären es nicht geworden ohne dieſe Anſicht, die eine tiefſchöpferiſche, überwältigende Kraft in ſich einſchließt. Ohne ihren Einfluß wird auch der Journalismus ſich nie aus der gewöhnlichen Mittelmäßigkeit zu einiger Höhe erheben.

Mit unſerer Tagesliteratur muß es in der That ſchlecht beſtellt ſein, wenn es geſchehen konnte, daß die aufgeklärteſten Männer und gewiegteſten Redner von der ſtändiſchen Rednerbühne herab mit ſchneidendem Witz und niederwerfendem Spott die Geſunkenheit und Verderbtheit derſelben rügen und öffentlich anklagen durften, ohne auch nur Eine Stimme gegen ſich zu haben. Das Übel muß bedeutend ſein, da doch ſonſt jeder Fortſchritt zum Beſſern leicht ſeine Gegner, und jedes Beſtreben, die Entwickelung des Geiſtes und der Induſtrie zu hemmen, eben ſo leicht ſeine Vertheidiger findet. Die Regierung weiß übrigens die Bedeutſamkeit der Tagesliteratur, wie des induſtriellen Fortſchritts wohl zu würdigen, und begünſtigt auf mancherlei Weiſe die Bemühungen derer, welche ihre Kräfte daran ſetzen wollen, einen höhern Schwung in die hieſigen literariſchen Zuſtände zu bringen. Ich ſpreche hier nicht von den durch die königlichen Behörden herausgegebenen Regierungsblättern, noch von den verſchiedenen Zeitſchriften für Gewerbe, Landwirthſchaft und baieriſches Recht, die alle mehr oder weniger ihrem Zweck entſprechen, noch ſelbſt von den gelehrten Anzeigen der Akademie, die wegen ihres Mangels an bündiger Kürze und lebendiger Wärme der Darſtellung nicht einmal allen Gelehrten, für welche ſie beſtimmt ſind, genießbar ſein können, ſondern von der dürftigen Anzahl ſchönwiſſenſchaftlicher Tagesblätter, die dahin ſtreben ſollten, geiſtbelebenden Einfluß auf die größere Maſſe des Publikums zu gewinnen. Da ſieht's nun freilich kläglich genug aus. Das Muſeum liebt den feinen Salonton und tiſcht der vornehmen Welt lauter feine Waare auf, an welcher ſie ſich in der That den Magen nicht verderben wird. Dagegen hat das winzige, aber vielgeleſene Tagesblatt abſichtlich einen niedrigen Ton angeſtimmt. (Fortſ. f.)

Muſikaliſche Revüe

von

Frankfurt am Main.

(Schluß).

(Der Poſtillon von Lonjumeau [Schluß]. Cäcilienverein. Miß Lacy. Hindeutungen auf Mozart's Gedächtnißfeier).

Was unſer Opernperſonal mit allerdings nicht mehr wie früher vollſtändigen Kräften zu leiſten vermochte, geſchah. Alle Theile beſtrebten ſich, Ehre einzulegen, und obgleich eine immer hier fertige Parthei ſich auch heute etablirte, die Oper gleich nach der erſten Nummer zu fallen, ſo war doch ihre Art nicht ſcharf genug. Der gute Wille einer nun einmal beſtehenden Künſtlercorporation büße nicht für ein verlorenes Paradies, das wir durch eine tägliche Präoccupenz, oder durch Knutenhiebe der Kritik, doch nicht wieder herzaubern können. In einer Wechſelſtadt, ſollte der Wechſel, dem alle Dinge unterworfen ſind, doch nichts ſo Unerhörtes ſein. Unſere Oper hat der Abſchnitte nicht weniger erlebt, wie Partheiengunſt deren erlebte, als dieſelbe (die Oper) noch im höchſten Flore prangte. Wir machen das Übel wahr, von dem täglich raiſonnirt, geſchrieben und im Auslande bona fide abgedruckt wird, wenn wir unſerm Opernperſonal das nothwendige Vertrauen auf ſich und das Publikum ſtückweiſe zu rauben fortfahren. Es gibt hier Autoritäten, die ein Geiſterbündniß gleich einer Heerde achten, welche nur durch Pfeifen und Peitſchen zuſammengetrieben und gehalten werden kann. Jene vergleichende Propaganda, die unſerer Oper, leider nur von Oppoſitionen umringt und verunglimpft, ſo total allen Werth abſpricht, daß auch das noch in ihr beſtehende Ehrenwerthe mit Füßen getreten wird, zwang mir dieſe Modulation vom Hauptthema ab. Wieder alſo zu demſelben zurückzukommen, ſo würden unſere früher und ſpäter hier ſo hoch geſtellten Tenoriſten in der nüancenreichen Parthie des Chapelou St. Phar die gebildete Anforderung höchſtens ſtellenweiſe nur befriedigt haben, — (die uns noch im friſchen Andenken ſtehen, mögen dieſes beſtätigen), — während Herr Niſſen trotz allem, was ihm noch Noth thut, ſich gleichſam ſelbſt übertraf, und ſogar ſeinen Antipoden Gerechtigkeit abzwang. Dem. Kratky kann die ſchwierige Doppeldarſtellung der Madelaine und Frau von Latour, namentlich die letzte Scene zu ihren gelungenſten zählen; und Herr Haſſel ergötzte allgemein durch ſeine ſchlagende Laune als Bijou und Alcindor. Herr Lehr griff in die, durch das letzte komiſche Terzett „gehängt, gehängt,“ wichtige Epiſode des Bourdon feſt und wirkſam ein. Die Chöre gingen ohne fehl, und unſer Orcheſter — iſt das alte. Nur ließ Herr Biberhofer als Corcy Bedeutendes zu wünſchen übrig, indem er den innern Gecken zu ſehr nach Außen kehrte, und durchaus das Plaſtiſche in dieſer Parthie vergriff.

Die erſte Einnahme war für Herrn Kapellmeiſter Guhr, und Chapelou's Poſthorn wurde für ihn zu Fortuna's Füllhorn, das ſich reich über ihn ergoß.

Ich ſchließe meine Revüe mit der Hindeutung auf die letzten Concert-Abende. Händel's Alexanderfeſt und Mozart's „Davidde penitente“ wurden, die erſten Produktionen des Cäcilienvereins unter Ferdinand Ries's Leitung, am vergangenen 29. November im Saale des Weidenbuſches aufgeführt. Dieſe ſo ſinnvolle als glänzende Weihe der Tonkunſt, bürgt uns den nunmehrigen Beſtand dieſes wahrhaft klaſſiſchen Inſtituts. Der Erfahrung eines Meiſters, wie Ries, ſich anvertrauen, eines Mannes, unter deſſen Händen alles Kunſtwürdige und Edle gedeihen muß, heißt mit Sicherheit ſein Ziel erreichen. Die Aufführung gehörte in jeder Beziehung zu den großartigſten, die wir ſeit langer Zeit gehabt. Noch auf den Schwingungen der letzten Akkorde dieſer Tonmaſſen, erhob ſich ein anderes Rieſenwerk. Haydn's Schöpfung — gleichſam eiferſüchtig auf des vorigen unſterblichen Ruhm. Das vierte Muſeum weihete den erſten December, einen hieſigen Local-Feiertag damit ein. Orcheſter und Chöre waren verdoppelt, und der Andrang außerordentlich. Die Soloparthien waren in den Kehlen der Damen Ernſt, Kratky, Capitain und der Herren Niſſen, Ernſt, Dettmer, Biberhofer und Wiegand.

Auch iſt einer jungen Cantatrice zu erwähnen, die in dieſem Augenblick hier viel Aufſehen macht. Es iſt dies eine junge Engländerin, Miß Lacy, deren Eltern durch die Faillite eines oſtindiſchen Hauſes um ihr Vermögen gekommen, und jetzt wohl Urſache haben mögen, von dem Einfluſſe der Tonkunſt durchdrungen zu ſein! Miß Lacy erregt hier durch ihre perſönliche Liebenswürdigkeit, wie durch ihre ſanfte und geſchmeidige Stimme allgemeine Theilnahme.

Unſere Notabeln haben ſich zu vier Soiréen verbindlich gemacht, worin dieſe junge Sangerin nun öffentliche Proben ihres ſchönen Talents ablegt. Guhr leitet und unterſtützt dieſe Soiréen, welche auch moraliſch jetzt zu unſern delicateſten Kunſtgenüſſen gehören. Miß Lacy wird mit ihrer jüngern Schweſter, ihr im Geſang ſecundaire, eine weitere Kunſtreiſe durch Deutſchland machen. Mögen ſie überall eine ähnliche Aufnahme finden!

Einen Abend voll muſikaliſcher Hochgenüſſe wird uns am 20. dieſes Kapellmeiſter Guhr bereiten. Er fühlt, daß Frankfurt nicht zurückbleiben darf, wenn in dieſem Augenblick aus allen Gegenden Beiträge zu einem Monumente für Deutſchland's größten Barden, „Mozart,“ zuſammenſtrömen. Es wird dieſes Concert eine muſikaliſche Gedächtnißfeier für den Unſterblichen ſein. Mozart war in Allem vollendet, was das Gebiet der Tonkunſt und Tonkunde umfaßt. Guhr wird demnach nicht die Quinteſſenz; — denn das iſt jeder Takt, — ſondern von jedem Zweige dieſes klaſſiſchen Wunderbaumes, voll goldner Früchte, ein Blatt brechen, und auf den Altar der Erinnerung legen. Namentlich wird er uns einige Nummern aus Mozart's bis jetzt noch unbekannt gebliebener Oper Zaide*) vorführen.

T.

---

*) Die Subſcriptionen zu dieſer Oper liegen bereits in den nahmhaften Buch- und Muſikhandlungen auf, wie die Documente für die Aechtheit dieſes Werks bei A. André in Offenbach bereit. Die Oper erſcheint bis Ende Januar 1838 im Clavierauszug mit Textbuch.

Tageschronik aus Paris.

(Fortſetzung).

Den vierten Prozeß haben zwei fremde Aerzte veranlaßt, welche für eine unvollendete Kur von ihrer Kranken die Kleinigkeit von 400,000 Franken reklamiren, ohne die Apothekerrechnung in Anſchlag zu bringen. Die Urſache des Prozeſſes, die Verhaftung des Herzogs von Hamilton, welcher den beiden Doktoren vor ſeiner Abreiſe eine Tratte von 1000 Pfund Sterling als Honorar überſandt, ſo wie noch mehrere andere Umſtände, welche den Prozeß begleiteten, haben die franzöſiſchen und engliſchen Blätter zur Genüge mitgetheilt und es wäre überflüſſig, Alles das hier zu wiederholen. Auf den Ausgang dieſer Sache iſt man hier ſehr geſpannt; Herr Koreff hat zu vielfach verzweigte Verbindungen mit der eleganten und diplomatiſchen Welt, als daß man eine ſo offenkundige, ihn betreffende Angelegenheit mit gleichgültigem Auge anſehen könnte. Berryer wird für den Herzog von Hamilton plädiren.

Genug von Prozeſſen! Gehen wir zu etwas Anderm über. Die eben erwähnten Vorfälle des Zuchtpolizeigerichts ſind allerdings burlesk und grotesk; was jedoch die Chargen anbetrifft, ſo geben wir denen des geiſtreichen Zerrbildners Dantan den Vorzug. Nichts iſt unterhaltender, als eine Viertelſtunde vor den Papierläden des Herrn Suſſe in der passage des panoramas und am Börſenplatz zu verweilen und die kleinen Meiſterwerke zu betrachten, welche jener unvergleichliche Künſtler binnen wenigen Minuten zwiſchen ſeinen Fingern zurechtknetet. Unter den neuerdings dantaniſirten Perſonnagen befinden ſich die beiden Komiker des Palais royal und des Théâtre français. Leménil erſcheint uns hinter dem enormen Wanſt des Kapitän Tröguet, jenes fanatiſchen Nationalgardiſten in dem amüſanten Vaudeville, „le conseil de discipline." Was jenen Diener betrifft, welcher, ſeinen kleinen Hut auf's linke Ohr gedrückt, uns gegenüber eine ſo kecke Poſitur annimmt und deſſen große Augen zolllang aus dem Kopfe hervorſtehen, ſo brauche ich wohl kaum zu ſagen, daß es Monroſe, der unübertreffliche Figaro, iſt. Nicht weit von dieſen ebengenannten Beiden ſehen wir einen Steinſchneider, welcher mit aufgeſtreiften Hemdsärmeln große Mauerſtucke zerſchlägt; dieſer robuſte Geſelle iſt Niemand anders, als der berühmte franzöſiſche Arzt Leroy-d'Etiole, welcher, trotz ſeines ausgezeichneten Talentes, ſich dennoch nicht rühmt, ſeine Kranken von ſo enormen Steinen als diejenigen, welche er gerade in Arbeit hat, zu operiren. Links von dem berühmten Operateur erſcheint aber auf einer Sternwarte eine Art Schwarzkünſtler, eine lange ſpitze Mütze auf dem Kopfe und in einen über und über mit Sternen beſäeten Talar gekleidet; auf der Bruſt trägt er einen Kometenſchweif als Ehrenkreuz. Die komiſche Aehnlichkeit dieſer Charge macht die dargeſtellte Perſonnage auf den erſten Blick kenntlich; wer nur einmal den Vorleſungen des Herrn Arago im Obſervatoire beigewohnt hat, dem wird ſogleich der berühmte Aſtronom, wie er leibt und lebt, vor Augen treten. Die Gebrüder Cogniard, zwei beliebte Vaudevilliſten, hat Dantan auf eine höchſt burleske Weiſe verewigt; ihre beiden Köpfe wachſen nämlich aus demſelben Dintenfaſſe hervor und beide haben nur eine Feder. Jener Kopf mit den zwei großen Kalbsaugen und einem ſtarken Schnurrbart, welcher aus einem Schuh hervorragt, hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem manierirten Romanſchreiber Frédéric Soulié, welcher ſo eben 4 Bände Teufelsmemoiren beendet hat; jene rieſenhafte, ſonderbare Naſe, ihm zur Seite, ſtellt die Figur Couderc's vor, welcher, ohne gerade ein ausgezeichneter Sänger zu ſein, dennoch zu den beſten Sujets der komiſchen Oper gehört. — Mitten unter den Chargen bemerken wir zwei kleine ernſthafte Büſten, die des Herrn Mariotta und die des berühmten Schauſpielers Potier, der unter dem Kaiſerreich Furore machte und gegenwärtig die Roſenmädchen von Vincennes krönt, welche nicht bloß den Galanterien der jungen Bauernburſche, ſondern auch, was viel ſchwieriger iſt, den mordbrenneriſchen Liebeserklärungen der eroberungsſüchtigen Artilleriſten des Schloßes von Vincennes widerſtanden haben. Jene elegante Statuette verewigt die Züge des Modeſchriftſtellers Roger de Beauvoir, welcher ganz nach dem neueſten Schnitt gekleidet iſt.

Die Theater ſind noch fortwährend ſehr ſparſam mit Neuigkeiten; ſie ſammeln jedoch eifrig ihre Wintervorräthe ein. Die große Oper betreibt raſtlos die Proben der großen Dame, des neuen Ballets von Scribe, und des Cosmo von Medicis, der neuen Oper von Halévy. Herr Düponchel, ſagt man, hat in der letzten Zeit eine merkwürdige Acquiſition gemacht. Ein franzöſiſches Blatt erzählt, die Sache verhalte ſich folgendermaßen: „Vorigen Winter wurde ein junger Mann, Graf von Candia genannt, der Sohn des Gouverneurs von Nizza, in den Pariſer Salons vorgeſtellt, wo man Muſik treibt. Herr von Candia hat ſich auf vielen Soiréen hören laſſen und einen enthuſiaſtiſchen Beifall errungen; Madame von B.... im Faubourg Saint-Germain, die Gräfin M.... die Prinzeſſin B.... u. ſ. w. haben den Sänger vor Freuden umarmt; er hat eine Tenorſtimme von ſeltener Reinheit, von bedeutendem Umfang und entzückendem Reiz. Der in den Salons geerndtete Beifall und eine glückliche Künſtlerbegeiſterung haben in dem Grafen Candia den Wunſch erregt, einem größern, vollſtändigern Ruhme nachzuſtreben. Er ſoll feſt entſchloſſen ſein, die in ſeinem Vaterlande ſo tief eingewurzelten Vorurtheile des Rangs und der Geburt aufopfern zu wollen und auf's Theater zu gehen; ſein Contrakt mit Herrn Duponchel iſt ſchon unterzeichnet und er iſt im Begriff, auf der großen Oper zu debütiren. Wenn der Herr Graf von ſeinem kühnen Projekt in Nizza geſprochen hätte, ſo würde er ohne Zweifel Feſtungsarreſt auf unbeſtimmte Zeit erhalten haben; man hätte, wie ſich leicht denken läßt, Alles aufgeboten, um den angeblichen Skandal zu verhindern, welchen ein auf der Bühne ſingender ſardiniſcher Edelmann veranlaſſen wird. Was in Paris als ein bizarrer Einfall erſcheint, wird in Nizza für unerhört gelten. Die Debüts des Grafen Candia auf der großen Oper werden in Turin und in ganz Sardinien mehr Lärm machen, als die drei Tage der Julirevolution. Das piemonteſiſche Feudalgebäude wird in ſeinen Grundveſten wanken; die Edelhöfe werden den jüngſten Tag nahe glauben; die ganze Ariſtokratie wird Trauer anlegen und alle italieniſchen Potentaten werden in ihren reſpektiven Staaten den Befehl ergehen laſſen, daß fortan kein Sohn aus adlicher Familie Muſik lerne. Herr von Candia iſt ein junger Mann von 23 Jahren, klein gewachſen, ſehr braun und mit einer äußerſt angenehmen Phiſionomie begabt. Er hat viele Aehnlikeit mit Jouſſouf-Bey." — In einer Zeit, wo es in ganz Europa an Tenoriſten mangelt, und die lyriſchen Theater aller Länder dieſe ſeltenen Vögel verlangen, iſt die Acquiſition des Herrn von Candia ein glücklicher Fund von unſchätzbarem Werthe für den Direktor der königl. Oper in Paris. Im hieſigen Conſervatorium ſtreut man vergebens Tenorſaamen aus; es ſchießen nur Barytons und Baße hervor. Die Urſache dieſer Erſcheinung liegt an Mancherlei. Einestheils iſt die Natur keineswegs freigebig mit dieſer koſtbaren Anlage; anderntheils widerſetzt ſich oft der Zufall ſocialer Verhältniße der Ausbildung und Entwicklung der glänzendſten Gaben. Die Welt beſitzt ohne Zweifel eine große Anzahl Tenor's, aber ſie ſind nicht bekannt. Die Einen ſind vornehme Herren, welche von ihrem Talente keinen öffentlichen Gebrauch machen wollen, ſondern bloß in Geſellſchaften und Soiréen ſingen; die Andern kennen ſich ſelbſt nicht. Es gibt bewundernswürdige Tenors, welche nie in ihrem Leben geſungen, und welche ſich ihrer Stimmen bloß bedienen, um Feuer! Feuer! zu ſchreien oder um laut zu ſprechen, was höchſt unangenehm klingt. Wie viel arme Teufel gibt es, welche hunderttauſend Franken Rente in ihrer Kehle ſtecken haben und welche ſich abarbeiten, mit ihren Händen einen Taglohn von 30 Sous zu gewinnen! Warum iſt doch das Schickſal ſo ungerecht, den Wenigſten ihre rechte Stelle anzuweiſen, und warum iſt die Natur oder vielmehr die Geſellſchaft ſo nachläſſig, daß ſie das Geheimniß jeder Perſönlichkeit im Verborgenen läßt?

(Schluß folgt).

Notizen.

.°. Illuſtrationen von Viktor Hugo's ſämmtlichen Werken wird von Herrn Renduel eine illuſtrirte Ausgabe — auf Subſkription — angekündigt. Schon erſchienen aber ſind *Molière's* ſämmtliche Werke mit 800 Vignetten nach Johannot geſchmückt, in 2 Bänden, *Gil-Blas* mit 600 Vignetten nach Gigoux, und die Evangelien mit Vignetten u. ſ. w. nach Fragonard.

.°. *Sir Sidney Smith* iſt jetzt zu Paris Präſident der Société antipiratique des *chevaliers* libérateurs des *esclaves* blancs et noirs en Afrique.

.°. Eine Andeutung in der Mitternachtszeitung läßt vermuthen, daß die ſchriftſtelleriſche Parole „Iſidor" einer Dame angehört.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 294. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 13. December.

Das Brautſchiff.

(Fortſetzung).

„Ich werde Sie ungehindert ausreden laſſen,“ entgegnete der ſtolze, junge Mann mit Kälte. „Sie ſind im Nachtheil und nehmen Ihre Zuflucht zum Wort, da Sie es mit der That nicht mehr zwingen können. Ich hatte Pläne genug auf dieſe Verbindung gebaut, und entbehre ſchmerzlich, da ich ſie nicht erfüllt ſehen kann; weßhalb ſoll ich alſo nicht berechtigt ſein, dem Manne, der mir an der Ausführung derſelben hinderlich iſt, Vorwürfe zu machen? Beklagen Sie ſich, ſo viel Ihnen irgend gefällig iſt; ich werde in der That nicht um eine Antwort verlegen ſein, denn ich habe das Recht auf meiner Seite. Wenn Sie ſich aber erſchöpft haben, dann bitte ich, zum Abſchluſſe kommen zu wollen, denn die Zeit meines Aufenthaltes in Hamburg iſt gemeſſen.“

„Enden Sie, mein Herr, enden Sie!“ ſprach Averdick mit einer Miſchung von Stolz und Schmerz. „Ordnen Sie Alles nach Ihrem Wunſche, nach Ihrer Bequemlichkeit und wenden Sie ſich deßhalb an meinen erſten Buchhalter. Ich werde keiner Ihrer Verfügungen in den Weg treten, und bitte nur um die einzige Gunſt, Sie nie mehr ſehen, nie mehr etwas von Ihnen hören zu dürfen.“

„Nach Ihrem Belieben!“ ſprach Herr Siegfried Möller mit einer nachläſſigen Verbeugung, und verließ ſogleich das Zimmer, um ſich zur Regulirung ſeiner Angelegenheiten in das Comptoir zu begeben.

Vater Averdick ſah mit tiefem Schmerze dem Hinausgehenden nach; dann aber preßte er ſeine Hände krampfhaft gegen die Bruſt, die von den heftig wogenden Gefühlen zu zerſprengen drohte, und eine bittere Thräne rollte von ſeiner Wange herab. So fand ihn der Arzt, und führte ihn zu ſeiner Tochter, die ſich etwas erholt hatte, und ſich darnach ſehnte, den Vater um Vergebung für die Sünde zu bitten, die ſie hatte begehen wollen. Der bekümmerte und gekränkte Vater begab ſich in das Krankenzimmer und ſetzte ſich neben das Ruhebett ſeiner Tochter; die bei ſeinem Anblicke tief aufathmete und in eine neue Ohnmacht ſank.

Der „Siegfried“ flog mit einem günſtigen Winde ſtromabwärts und konnte bereits am andern Morgen in die offene See gehen. Der Lootſe hatte, unter dem Beiſtande der beiden Steuerleute, die ganze Fahrt geleitet; Kapitän Robert hatte während derſelben ſeine Kajüte nicht verlaſſen. Die koſtbaren Dokumente, die Herr Averdick vor ihm ausgebreitet hatte, lagen noch unbeachtet auf demſelben Platz, wohin Jener ſie gelegt, und der Stumpfſinn, der ſich des jungen Schiffsführers bemächtigt hatte, gab ſeiner nächſten Umgebung zu den unerfreulichſten Bemerkungen Anlaß.

Als das Schiff ſich der rothen Tanne näherte, die an der Mündung des Elbſtromes ſtationirt iſt, kam der Lootſe in die Kajüte des Kapitäns und erweckte ihn nur mit Anſtrengung aus ſeiner Betäubung. „Mit Gunſt, Herr! Ich habe Euch während der ganzen Reiſe nicht geſtört, aber nun wird es nothwendig. Wir ſind an der Elbmündung, und bald wird die Schaluppe des Lootſen-Galiots hier ſein, um mich abzuholen. Ich gebe alſo das Kommando des Schiffes in Euere Hände zurück und bitte Euch, mir einen Schein auszuſtellen, daß ich das Fahrzeug ohne Schaden ſo weit gebracht habe, als es meine Pflicht erheiſchte. Seid ſo gut, Herr, und eilt, denn die Zeit drängt.“

Kapitän Robert nickte mit dem Kopfe; er ſchrieb dem Lootſen das verlangte Atteſt und überreichte es ihm.

Dieſer ſteckte das empfangene Papier, das ihm bei ſeiner Rückkehr nach Hamburg als Legitimation dienen mußte, ſorgfältig in die Bruſttaſche, und fuhr fort: „Ich wünſche Euch eine glückliche Reiſe und eine eben ſo glückliche Wiederkehr, wenn dieſe früher oder ſpäter Gottes Wille iſt. Nochmals erinnere ich Euch, im Namen des Herrn Averdick daran, der mir dies ganz beſonders aufgetragen hat, daß es eine eigene Klauſel ſeines Vertrages mit Euch ſei, ſo ſpät als möglich, wenn es ſein kann, niemals nach Hamburg zurückzukehren. Schont den Mann, der ſo Vieles für Euch gethan, und befolgt ſeinen Befehl buchſtäblich. Euere Papiere, die dort vor Euch liegen, und die einer ſorgfältigern Einſicht von Euerer Seite bedürfen, weiſen aus, daß Ihr auf Newyork klarirt ſeid. In Amerika hat ſchon mancher Deutſche ſein Glück gefunden, wie viel mehr wird es Euch zu Theil werden, da Ihr mit ſo großen Mitteln dorthin gelangt. Faßt friſchen Muth, Herr! Und wenn Ihr es auch nicht um Euertwillen thut, ſo bedenkt, daß Ihr jetzt Gebieter über das Leben Vieler ſeid, die Eueren Befehlen untergeordnet ſind, und die blindlings thun müſſen, was ihnen von Euch befohlen wird.“

Er ſchüttelte dem Kapitän treuherzig die Hand und begab ſich auf das Verdeck; denn der „Siegfried“ befand ſich jetzt der Lootſen-Galiot gegenüber und die Segel wurden back gebraßt, damit die Schaluppe, welche den Lootſen abforderte, ungeſtört anlegen könne.

Kaum hatte Jener das Schiff verlaſſen, und die Segel wurden wieder in die frühere Richtung gebracht, als Kapitän Robert das Verdeck betrat. Er hatte ſeinen namenloſen Schmerz gewaltſam zurückgedrängt, um der gebieteriſchen Nothwendigkeit zu folgen, die jetzt ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch nahm. Mit ernſtem feſtem Tone gab er ſeine Befehle; mit keinem Laute verrieth er, daß noch ein anderes Gefühl Raum in ſeiner Bruſt hatte, als dies, alle Vorbereitungen zu einer glücklichen Fahrt, mit der größten Umſicht zu treffen; ſeinem Scharfblicke entging nichts: die geringſten Verſehen erſpähte er in demſelben Moment und rügte ſie mit hohem Ernſt; als aber Alles angeordnet war, und die Mannſchaft ſich die nöthige Erholung in unbefangenen Geſprächen gönnte, ging Kapitän Robert in ſeine Kajüte, warf ſich erſchöpft auf ſein Lager, und ſtrömte ſeinen Schmerz in heißen Thränen aus.

Die Wellen des Delaware rauſchten unter dem Kiel des „Siegfried“ und im Angeſichte der neuen Welt ward Robert um ſo ſchmerzlicher von dem Kummer unglücklicher Liebe ergriffen, deren Gegenſtand jetzt ſo weit, weit von ihm entfernt war. Aber mit ſtarkem Herzen fügte er ſich in das Unvermeidliche, und kaum hatte ſich der Anker in die Tiefe geſenkt, als er in die Schaluppe ſprang, dem Ufer zuruderte, und ſich in den Strudel des Geſchäftslebens ſtürzte, das ihn hier von allen Seiten in kaum geahnter Lebendigkeit umbrauſ'te.

Drei Jahre ſpäter ſehen wir in einer der belebteſten Straßen Newyorks das Haus des wohlangeſehenen Handelsherrn und Schiffseigenthümers, Herrn Robert, der mit den ihm zu Theil gewordenen Reichthümern den Grund zu einem Geſchäfte gelegt hatte, das, begünſtigt von einer Reihe von ſeltenen Zufällen, und mit glücklicher Benutzung der ſich darbietenden Conjunkturen geleitet, in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren zu dieſer Bedeutung herangewachſen war, und ſeinem Beſitzer ein Anſehen verſchaffte, das dieſen zu den kühnſten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte.

Am Schluſſe des dritten Jahres, als bereits alle Gehülfen das Comptoir verlaſſen hatten, ſaß Herr Robert allein in ſeinem Arbeitskabinet und überblickte wohlgefällig den Abſchluß der Bücher, der ſich über alle Erwartung günſtig herausſtellte: „So werde ich denn nun bald das Ziel erreicht haben, wonach ich mich ſo lange ſehnte, ſeit ich den erſten Fuß in die neue Welt ſetzte. Bin ich Euch wirklich der Armſelige, dem Staube Entkrochene, der ſeine erbärmliche Herkunft nicht verleugnen kann, und mit gemeinem Sinne nur ſtets am Gemeinen hängt? Sieh her, ſtolzer Vater, was aus mir geworden iſt, und ob ich nicht ein erwünſchter Eidam für deine Tochter bin? Und du, Schändlicher, der du einſt mit allem Übergewicht des Millionairs meine Bitte, Erneſtinens Glück nicht zu vernichten, verhöhnteſt, dir will ich Schach bieten. Bisher habe ich meine Blicke nur auf das Innere dieſes Welttheils gerichtet, nur in ſeinen Höfen meine Schiffe ankern laſſen. Jetzt komm, du ſtolzes Brautſchiff, deſſen luſtig wehende Flaggen ſich einſt gleich Trauerwimpeln ſchnell und unerwartet herabſenkten, komm und breite deinen ſtolzen Segel aus, damit ein günſtiger Wind dich der lange gemiedenen Küſte des Vaterlandes entgegen trage.“

Und voll dieſes Gedankens ſprang er auf, feſt entſchloſſen, mit dem Anbruche des nächſten Tages denſelben zu verwirklichen und mit dem nächſten Frühjahre die Überfahrt nach Deutſchland anzutreten.

Eine halbe Meile unterwärts Hamburg liegt auf dem hochragenden holſteiniſchen Elbufer das freundliche Dörfchen Nienſtädten, das dem Schiffer ſo überaus gaſtfrei entgegen blickt. Eines der Häuſer deſſelben, das höher wie die andern liegt, beherrſcht den ganzen Strom. Es iſt keine ſtolze Villa; die beſcheidenen Räume, die es bietet, können nur dem Anſpruchloſeſten genügen, der fern von dem Gewühle großer Städte mit ſeinem geretteten Nothpfennig hierher flüchtet, und den Abend ſeines Lebens in Ruhe hinbringen will. Der Garten, der daſſelbe umgibt, hat reichlich tragende Fruchtbäume und ſorgfältig beſtellte Beete, die auf eine geſegnete Erndte hoffen laſſen, und die fleißigen Bewohner finden nach vollbrachter Arbeit eine erquickende Ruhe unter den ſchattenreichen Bäumen, die ſich am Ende des Gärtchens, hart am abſchüſſigen Elbufer erheben.

Hier ſaß eines Nachmittags ein ältlicher Mann und ſchaute nachdenklich auf den Strom, der ſeine Wellen langſam dahin rollte, und mit den leichten Böten auf ſeinem Rücken ſpielte, die in hellen Farben prangend, im Sonnenglanze aufleuchteten. Wenn ein Schiff vorüberzog und ſeine weißen Segel ſtolz ausbreitete, dann verfolgte der alte Mann es mit der ſichtbarſten Theilnahme, und wenn es hinter den Bergen verſchwand, rang ſich ein ſchmerzlicher Seufzer von ſeiner Bruſt. (F. f.)

Literatur.

Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur neuerer und neueſter Zeit (1789—1837). Für gebildete Leſer. Von Dr. Karl W. E. Mager. Erſter Band. Berlin, Karl Heymann. 1837. (Tableau anthologique de la littérature française contemporaine (1789 — 1837). Par le docteur Mager. Tome I. Berlin, Charles Heymann. 1837).

Die franzöſiſche Literatur hat in den letzten 15. Jahren einen ſo neuen, friſchen Aufſchwung genommen, und eine ſo reiche Ausbildung erfahren; ſo vortreffliche Werke ſind ihr in all' ihren Gattungen entſproſſen, daß die Blicke des übrigen Europa's, vorzüglich aber Deutſchland's, ſich von Neuem ſtaunend auf dieſelbe heften. Daß ein gleicher Glanz für Frankreich daraus wiederſtrahlt, wie im 18. Jahrhundert. Das Verhältniß iſt indeß ein weſentlich anderes. Damals hatte Deutſchland wenig oder nichts, was nur entfernt an eine Nationalliteratur erinnerte, jetzt haben wir uns eine ſolche erworben, damals unterjochte uns Frankreich mit ſeinem reichern Geiſte, jetzt ſtehen wir ihm ebenbürtig, ja mit höherm Bewußtſein unſerer Kraft gegenüber, und wir ſehen Frankreich ſelbſt zu uns ſich neigen, um ſeine Poeſie neu zu gebären. Unſere Theilnahme und unſer Intereſſe für Frankreich wird ſich daher jetzt mit unſerer Urtheilsfähigkeit die Waage halten, wir werden unabhängig gegen daſſelbe daſtehen, was vortrefflich an ihm iſt, anzuerkennen; aber das Halbe und Falſche auszuſcheiden wiſſen. Wenn wir nun dieſe Kraft und dieſe Fähigkeit der hiſtoriſchen Fortbildung unſerer Nationalliteratur im Allgemeinen verdanken, ſo iſt es im engern Sinne die Philoſophie, welche die wiſſenſchaftliche Form für dieſe Erkenntniß hervorgerufen hat. Wie den geſammten Weltinhalt, ſo hat ſie auch die Kunſt ihrer Betrachtung unterworfen, und die feſten Normen gefunden, nach welchen ihre Werke zu ſchätzen ſind, indem ſie in die Tiefe des Inhalts ſich gleicherweiſe, wie in den Reichthum der Formen verſenkte. Doch auch der hiſtoriſche Verlauf der Kunſt iſt es, der hier in Betrachtung kommt, und die Philoſophie hat ſich deshalb mit der Geſchichte zu vereinigen; ſie thut es, indem ſie das Unwichtige von dem Wichtigen ſcheidet, indem ſie die ideelle Anſchauung aus dem hiſtoriſchen Stoffe zu gewinnen weiß. Dieſe Aufgabe nun hat für die franzöſiſche Literatur der Dr. Mager auf die befriedigendſte Weiſe in dem obigen Werke gelöſ't. Mehr wie irgend ein Anderer trug er hierzu den Beruf in ſich. Ein längerer Aufenthalt in Frankreich hatte ihm das hiſtoriſche Material für die unmittelbare Gegenwart, die Kenntniß der deutſchen Philoſophie ihm den Maßſtab der äſthetiſchen Kritik gegeben, deſſen er bedurfte, und er hat ſich den wahrſten und richtigſten Standpunkt dadurch erworben, daß er ſich einmal ganz und gar in den franzöſiſchen Geiſt und Charakter verſenkte, um ihn dann wieder von dem univerſalhiſtoriſchen Bewußtſein aus, welches die Philoſophie gibt, zu beurtheilen. Mager hat auf dieſe Weiſe Alles, was vor ihm über die franzöſiſche Literatur vorhanden war, was früher Bouterweck, dann in der neueſten Zeit Wolf und Huber geleiſtet haben, nicht nur weit übertroffen; ſondern ſelbſt überflüſſig gemacht, und ſein Werk hat fortan als Hauptquelle für dieſen Gegenſtand zu gelten. Wenn jedoch etwas daran zu wünſchen übrig bliebe, ſo wäre es eine größere formelle Durcharbeitung des Stoffes, deren Mangel jedoch nur in der Einleitung hervortritt, eben darum aber, weil der übrige Theil des Werkes ſo vortrefflich geſchrieben iſt, hätte vermieden werden können. Dieſe Einleitung erſtreckt ſich über die geſammte Kulturgeſchichte Frankreich's, indem ſie zunächſt die ideellen Momente ſeiner Geſchichte während des Mittelalters und der neueren Zeit nachweiſ't; dann zu einer ſpeziellen Schilderung des Zeitalters der Encyclopädiſten und ihrer Tendenzen übergeht, und mit einer Darſtellung des politiſchen und religiöſen Lebens der Gegenwart, ſo wie mit einer ſcharfen und genauen Charakteriſtik der neueſten franzöſiſchen Poeſie, Geſchichtſchreibung und Philoſophie ſchließt. Der zweite ſpezielle Theil des Werkes gibt nun die beſondere Darſtellung der hiſtoriſchen Fortbildung dieſer Gattungen durch die einzelnen Schriftſteller. In dieſer iſt das hiſtoriſch-biographiſche Element mit dem kritiſch-äſthetiſchen vortrefflich verbunden. Der erſte Band beſchäftigt ſich zwar nur erſt mit den Koryphäen der klaſſiſchen Schule; allein auch hier hat Mager durch ſeine oft heiter-ironiſche Betrachtungsweiſe den an und für ſich dürren Boden zu befruchten gewußt. Der zweite Band, welcher noch unter der Preſſe iſt, doch auch bald vollendet ſein wird (wenn nicht etwa Mager's Überſiedelung nach Genf, wohin er als Profeſſor der deutſchen Sprache berufen iſt, dies verzögert) hat dagegen die Romantiker der neueſten Literaturepoche zum Inhalt, für deſſen Vortrefflichkeit Artikel, wie die über Thiers, Guizot, Courier, welche ſchon durch verſchiedene Journale bekannt ſind, zeugen können; auch iſt Mager an dem Brockhaus'ſchen Converſationslexicon weſentlich thätig geweſen. Eben ſo wie Mager's Werk ſelbſt iſt nun ferner das damit verbundene Tableau anthologique zu empfehlen, indem durch die darin befolgte eidographiſche Methode eine bei weitem höhere Zweckmäßigkeit, als in den übrigen franzöſiſchen Anthologien erreicht iſt. Auch für dieſes wird jedoch erſt der zweite Theil das weſentlich Intereſſanteſte bringen. Dr. M—n.

Aus Gotha.

Nekrolog.

Den 27. November dieſes Jahres, früh 11 Uhr, verſchied zu Gotha in Folge eines Schlagfluſſes der Ober-Conſiſtorialrath M. Friedrich Wilhelm Döring im einundachtzigſten Jahre ſeines Alters. Er war geboren zu Elſterberg im Voigtlande, den 9. Februar 1756. Seine wiſſenſchaftliche Bildung gewann er ſich vom Jahre 1772—1775 auf der Schule zu Pforta, und von 1775—1782 auf der Univerſität zu Leipzig. Im Jahre 1782 wurde er als Rector nach Guben und im Jahre 1784 in gleicher Eigenſchaft nach Naumburg berufen. Zwei Jahre darauf wurde ihm das Directorat des Gymnaſiums zu Gotha angetragen. Er übernahm daſſelbe am 27. Juli 1786 und erhielt am 26. September 1791 von Herzog Ernſt II. den Titel „Kirchenrath.“ Unter ſeiner Direction wurde das gedachte Gymnaſium eines der berühmteſten in Deutſchland. Aus den verſchiedenſten Staaten deſſelben, aus Dänemark, Preußen, Polen, Rußland u. ſ. w. ſtrömten ihm Schüler zu, ſo, daß man zuletzt eher eine Verminderung, als Vermehrung derſelben wünſchen mußte. Als Lehrer und Schriftſteller wirkte Döring ausſchließlich für die lateiniſche Sprache. Seine Ausgaben des Catullus, Horatius und Livius ſind eben ſo verbreitet, als ſeine Elementarbücher und Chreſtomathien. Als lateiniſcher Dichter lieferte er mehrere ſehr gelungene Oden und Elegien. Schon bei der dritten Säkularfeier des Gymnaſiums wurde ihm die erfreulichſte Anerkennung ſeiner Verdienſte zu Theil. Ihrer gedenkt unter andern auch Friedrich Jakobs's geiſtreiche epistola ad F. G. Doeringium, senem sollicitissimum (Gotha 1824). Noch mehr aber ſprach ſich dieſe Anerkennung bei der Feier ſeiner fünfzigjährigen Amtsthätigkeit, am 18. Dezember 1832 aus. Die große Zahl ſeiner Freunde, ſelbſt in den fernſten Gegenden Europa's, die unter ſeiner Leitung ſtehenden Lehranſtalten, das Gymnaſium und die Bürgerſchulen, viele auswärtige Gelehrte und Univerſitäten, der hieſige Stadtrath, die hieſige Freimaurerloge, das Ober-Conſiſtorium, ja ſelbſt S. D. der regierende Herzog und J. H. die verwittwete Herzogin, Alles beeiferte ſich damals, ihm die freudigſte Theilnahme darzulegen. Der Herzog ließ dem Jubelgreis durch den Geheimen-Conferenzrath von Hoff das Ritterkreuz des königl. ſächſiſchen Civilverdienſtordens überreichen, und J. H. die verwittwete Herzogin fuhr ſelbſt zu ihm, und überbrachte ihm ihre Glückwünſche nebſt zwei koſtbaren Blumenvaſen. Die Schüler des Gymnaſiums aber erfreuten ihn am Morgen durch ein Gedicht und Geſchenk, und am Abend durch einen Fackelzug und Geſang. Hierauf führte Döring das Directorat noch bis zum 31. Auguſt 1833, wo S. D. der regierende Herzog ihn bei ſeinem hochgeſtiegenen Alter aller Schulgeſchäfte entband, und zum Ober-Conſiſtorialrath mit Siz und Stimme im Schulfache ernannte. Im Jahre 1835 traf ihn die Nachricht von dem Tode des Hofraths Karl Auguſt Böttiger in Dresden, mit dem er ſeit ſeinen Schuljahren in dem herzlichſten Freundſchaftsverhältniſſe ſtand, äußerſt ſchmerzlich. Von nun an ſchwanden ſeine Kräfte ſo ſehr, daß er in dem letztverwichenen Jahre öfters in völlige Geiſtesverwirrung verfiel. Am Morgen des 27. November ſpielte er fröhlich mit einigen ſeiner Enkel, Kindern des hieſigen Profeſſors Roſt, auf der Galerie von ſeinem Wohnzimmer im Gymnaſialgebäude, ſank dabei, vom Schlag getroffen, plötzlich um, und verſchied ſanft, wenige Augenblicke darauf in ſeinem Zimmer, wohin man ihn gebracht hatte. So wie einſt ſein Jubelfeſt nah und fern die innigſte Theilnahme hervorrief, ſo wird auch die Kunde ſeines Todes die innigſte Theilnahme erwecken. Am Morgen des 30. November wurde ſeine entſeelte Hülle in einem großen, feierlichen Trauerzuge zu ihrer letzten Ruheſtatt geleitet, und an derſelben von dem Profeſſor Schulze eine gehaltvolle zum Herzen dringende Grabrede gehalten. Hierauf wurde der Sarg unter Geſang zur Gruft getragen, an welcher der Graf Salliſch, als Meiſter vom Stuhl der hieſigen Freimaurerloge, und nach ihm der Archidiaconus Hey noch wenige, [illegible] Worte ſprachen.

Adolph Bube.

Feuilleton.

⁂ Anglikaniſcher Deklarations-Eid. — Mit Recht formaliſiren ſich mehrere franzöſiſche Blätter darüber, daß noch jetzt eine Königin von Großbritannien vor Leſung der Thronrede einen Eid ablegen muß, worin es u. a. wörtlich heißt: „Ich bezeuge und erkläre feierlich vor Gott, — daß die Anrufung und Anbetung der Jungfrau Maria oder anderer Heiligen und das Meßopfer, wie ſie in der römiſchen Kirche jetzt üblich, abergläubiſch und götzendieneriſch ſind.“

⁂ Die Statue von Rubens, welche die Stadt Antwerpen demſelben zu errichten beſchloſſen, und von Herrn Geefs ausgearbeitet wird, naht ihrer Vollendung. Sie wird zu Lüttich in Erz gegoſſen und zu Antwerpen auf dem de Meir-Platze aufgeſtellt werden.

⁂ Spaniſche Novität. — Eine, und wie man mir verſichert, (wird der Preuß. St. Z. von Madrid geſchrieben), höchſt intereſſante Novelle, betitelt: „Dona Isabel de Solis,“ deren Verfaſſer Herr Martinez de la Roſa iſt, hat ſo eben die Preſſe verlaſſen.

⁂ Herr Dürange[illegible] hat ein hiſtoriſches Trauerſpiel, betitelt: „le Duc d'Orléans,“ geſchrieben, welches die erſte Abtheilung einer Trilogie über die Regierung Karl's VI. bilden ſoll.

⁂ „Die heilige Zeit,“ ein neues Oratorium von H. Elkamp, iſt zu Hamburg am 23. Nov. zum erſtenmal aufgeführt worden. Der Tondichter ſoll, dem Hamb. Corr. zufolge, in dieſem Werke, „das bereits in ſeinem „Paulus“ beurkundete Talent von Neuem bewährt haben.“

⁂ Thorwaldſen hat von der Stadt Mainz ein Ehrendiplom, enthaltend die Ertheilung des Bürgerrechtes, in einer prachtvollen Kapſel erhalten.

⁂ Ludwig Philipp, der kunſtliebende König von Frankreich, läßt jetzt ſechs neue Säle im Louvre einrichten, welche eine Erweiterung der Galerie des Muſeum's bilden werden.

⁂ Die ſechſte hannoverſche Kunſtausſtellung von Gemälden lebender Meiſter wird am 21. k. M. eröffnet, als dem Geburtstage des Herzogs von Cambridge, deſſen Andenken allen rechtlichgeſinnten Hannoveranern unvergeßlich iſt.

⁂ Die ſog. „Todtenuhr des Königs“ in dem Marmorhofe des Verſailler Schloſſes wird jetzt wieder hergeſtellt. Es iſt eine Uhr ohne Werk, mit einem einzigen Zeiger, der auf die Stunde geſtellt wird, in welcher der König ſtirbt, und ſo bis zum Tode des Nachfolgers ſtehen bleibt. Dieſer, von Ludwig XIII. herrührende Gebrauch ſoll die Könige ſtets daran erinnern, daß ſie ſterblich ſind, wie ihre Unterthanen, und — vielleicht ſchon in der nächſten Stunde ſich für Alles vor einem unabweisbaren Richter zu verantworten haben werden, was ſie hier im Wahn unumſchränkter Machtvollkommenheit freventlich gebunden oder gelöſ't haben möchten.

⁂ Friedrich Caſtan, Schauſpieler und Inſpizient beim Königſtädtiſchen Theater zu Berlin, iſt, wegen bewieſener ausgezeichneter techniſcher Fertigkeit in plaſtiſchen Korkarbeiten von der königl. preuß. Akademie der Künſte zum „akademiſchen Künſtler“ ernannt, und deſſen Patent unterm 15. Nov. ausgefertigt worden.

⁂ Der bekannte wackre Kupferſtecher Grünewald in Darmſtadt hat daſelbſt ſeit Kurzem eine Kupfer- und Stahlſtichdruckerei etablirt, wobei er die in England übliche Manier in Anwendung bringt, die er ſich während eines Aufenthalts in London angeeignet. Die nach dieſer Manier bewirkten Drucke zeichnen ſich auf das Vortheilhafteſte aus.

⁂ Concentriſche galvaniſche Batterien, deren einer Pol in der Mitte, der andere am Umkreiſe ſich befindet, welche Herr Jüles Guyot als ſeine Erfindung bekannt macht, ſollen merkwürdige Reſultate liefern, deren Verfolg manche noch dunkle Erſcheinungen des Elektromagnetismus aufhellen dürften. In letzterer Beziehung ſind die nähern Mittheilungen abzuwarten.

Dankſagung.

Den Frankfurter Freunden, die mich mit dem reichen Geſchenke beehrten, das ich bei meiner verſpäteten Heimkunft von einer Herbſtreiſe auf mich warten fand, ſage ich hiermit öffentlich meinen herzlichſten, gefühlteſten Dank. Das Trank und Becher begleitende, mit einer prachtvollen Einfaſſung ausgeſtattete, Gedicht von H. L. Weyl iſt ſo trefflich gearbeitet, daß es wohl in dieſen Blättern ſelbſt mitgetheilt zu werden verdient. Das Kunſtwerk des glänzend architektoniſch verzierten Bechers zu beurtheilen, bleibe einem beſſeren Kenner, als ich bin, überlaſſen; auch die Güte der edeln rheiniſchen Weine nach Würden zu ſchätzen, bin ich nicht ſonderlich befähigt: was ich aber ganz fühlen, wenn auch hier nicht ganz ausſprechen kann, iſt die Bedeutung eines ſolchen Zeichens öffentlicher Anerkennung, durch welches zahlreiche, entfernte, mir größtentheils unbekannte Männer, durch kein Intereſſe der Landsmannſchaft oder der Partei geleitet, aus freiem Antrieb, und wie ſie meinen, im Namen vieler Gleichgeſinnten, mir ihre Theilnahme und ihren Beifall zu erkennen geben, und mich dadurch ſchöner belohnen, als ich es gehofft, und als ich es verdient zu haben glaube. Ihr Ehrenbecher, zu einem Geburtstagsgeſchenke beſtimmt, iſt, ſtatt im Mai, im November angelangt, darum aber nicht zu ſpät gekommen: der Frankfurter iſt nur einem Leipziger, der zu dem Tage ſelbſt eintraf, ſchicklich ausgewichen, und ſtatt zu meinem Geburtstage iſt er gerade zu dem meiner Frau gekommen, an welchem wir ihn denn auch feſtlich zu Ehren der edeln Geber eingeweihet haben.

Erlangen im November 1837.

Friedrich Rückert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No 295. 1837.

Phönix.

Donnerſtag, 14. December.

Das Brautſchiff.

(Fortſetzung).

Schon neigte ſich die Sonne tiefer dem weſtlichen Horizonte zu; die Fluth ging nur noch ſpärlich ein, und der Nordweſt nahm allmählich ab. Da gewahrte der Alte ein hochragendes Schiff, das um die Ecke von Schulau ſteuerte, und ſich durch die Blankeneſer Sande wand. Als es ſich aber dem Sitze des alten Mannes gerade gegenüber befand, hatte die Fluth ihr völliges Ende erreicht, der Wind hatte ſich gelegt, und das Schiff trieb rückwärts. Da ließ es ſchnell ſeinen Anker fallen, und die Segel ſenkten ſich, von flinken Matroſen auf den Raaen befeſtigt. Der Blick des alten Mannes ruhte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf dem Schiffe; dann fiel er in ein duſteres Sinnen, dann wieder fuhr er, wie aus einem Traume aufgeſchreckt, in die Höhe, und ſah wieder auf das Schiff, das ſich nahe vor ihm auf den Wellen wiegte.

„Wie iſt mir?“ ſprach er vor ſich hin. „Täuſcht mich mein Auge, das ſeit längerer Zeit ſeinen ſichern Scharfblick verloren hat, oder iſt es Wirklichkeit, was ich vor mir ſehe? Nein! es kann nicht ſein! Der Unglückſelige wird nicht die Verpflichtung, die ich ihm auflegte, vergeſſen haben, er wird nicht hierher zurückkehren. — Und doch! Je mehr ich das Schiff betrachte, je gewiſſer werde ich davon überzeugt, daß es der Siegfried iſt, an deſſen Bord einſt Erneſtinens Brautflaggen wehten. — Sollte er es in Wahrheit wagen? — Und warum nicht? Was kann ich, der arme, ſchwache, tiefgebeugte Mann ihm thun? Was kann ich ihm befehlen? Er iſt begütert, reich; ich habe ihn reich, begütert gemacht, und ich bin arm, verlaſſen, kaum dem Bankerott entronnen, Beſitzer eines Kohlgartens und einer Rente, die mich und mein Kind nothdürftig vor dem Verhungern ſchützt! Nein! ich kann in dieſer Ungewißheit nicht ausharren, ich muß mir Gewißheit verſchaffen.“

Er verließ ſeinen Platz, und ging, ſo raſch als es ihm nur möglich war, dem Hauſe zu. Bald kehrte er mit einem Fernrohr zurück, und betrachtete nun lange und aufmerkſam das Schiff, das ruhig und bewegungslos vor ihm lag. Endlich ließ er ab, und ſagte mit einem tiefen Athemzuge: „Ja! er iſt es! Es iſt der Siegfried! Und wenn mein Auge, das ſeit dem Erſcheinen deſſelben von Thränen umflort iſt, mich nicht täuſchte, ſo ſah ich ihn, deſſen Namen ich nicht ausſprechen mag, dem ich die Rechte, die er auf mein Kind zu haben meinte, mit einem großen Theile meines Reichthums abkaufte. Wie ſtolz er auf dem Verdeck einherſchreitet! O! himmliſche Barmherzigkeit, die du mir ſchon ſo viele Opfer auflegteſt, muß ich auch noch dieſen bittern Kelch leeren?“

Er lehnte ſich auf ſeinen Sitz zurück, ſah ſtarr vor ſich hin, von tauſend ſich kreuzenden Gedanken bewältigt, und wehrte den Thränen nicht, die ſeine Wangen herabſtrömten.

Da nahte ſich ihm ſeine Tochter, die unglückliche, bedauernswerthe Erneſtine, die das Glück der Liebe nur hatte kennen lernen, um es in dem Augenblicke, da ſie den ganzen vollen Werth deſſelben erkannte, für immer zu verlieren. Man ſah es dieſer trauernden Geſtalt an, daß nie mehr ein Sonnenblick der Freude ſie kräftigen würde, und daß nur Liebe zu dem Vater und die gewonnene Überzeugung, daß der alte Mann ohne ſie ganz verlaſſen ſein würde, ſie nothdürftig aufrecht erhielt. Sie nahte ſich dem gebeugten Greiſe, umfaßte ihn mit Zärtlichkeit und fragte mit dem unnachahmlichen Liebreiz, der ihr eigen war: „Mein lieber

Vater! wache auf von deinem dumpfen Brüten; es ſind keine freudigen Erinnerungen, die ſich deiner Seele bemächtigt haben; ich bitte dich, höre auf zu ſinnen und ſchenke deiner Erneſtine ein freundliches Lächeln.“

Averdick horchte der bekannten Stimme, die eine ſo große Gewalt über ihn hatte; er liebkoſ'te das ſo innig geliebte Kind und ſagte mit verhaltener Rührung: „Biſt du da, meine Erneſtine? Mein gutes, unglückliches, tugendhaftes Kind! Was willſt du? Ich will Alles thun, was du von mir forderſt; ich bin dir das ſchuldig. Was ich dir ſonſt noch ſchuldig bin, Reichthum, Ehre und Wohlleben, kann ich dir nicht bezahlen, und du mußt Mitleid und Nachſicht mit dem böſen Schuldner haben. Unterbrich mich nicht, Erneſtine, ich weiß, was du mir ſagen willſt; aber ich weiß auch, was ich ſagen muß. Mein Geſchäft ging zurück; der Mann, den ich groß gemacht hatte, und dein Herz von mir abwandte, empfing einen nicht geringen Theil deines Eigenthums; denn ich konnte dein Leben nicht zu theuer bezahlen. Nun hätte ich aber dennoch vor aller Welt wie ein geachteter Kaufmann daſtehen können, wenn nicht der Mann, dem ich deine Hand zugedacht hatte, jener Undankbare ſich zu meinem Nebenbuhler aufwarf, die Kenntniß, die er während unſers engen Bündniſſes von meinen Geſchäften genommen, ſich zu Nutzen machte, und ſo ſich bereicherte, indem er mich immer mehr ſchwächte, und zuletzt dem Sturze nahe brachte.“

„Sie ſind aber nicht geſtürzt, mein Vater!“ ſprach Erneſtine, ihn liebkoſend.

„Nein, mein Kind!“ entgegnete der Kaufmann und richtete ſich hoch auf. „Die Ehre meines Hauſes iſt vor der Welt gerettet; es lebt Keiner, der von mir auch nur eines Pfennigs Werth zu fordern hätte; Keiner, den ich nicht mit vollſter Befriedigung entlaſſen hätte. Die Welt kann nicht ſagen, daß ich dem Bankerott nahe war; denn ſie hat es nicht gefühlt, ſie kann nur ſagen, daß es eine Grille von mir war, ein ſo glänzendes Geſchäft aufzugeben, und mich hier auf ein Bauergehöft zurückzuziehen. Sagen Sie doch, wie ich ein Mal vernommen, meiner Handelsweiſe läge ein tiefer Plan zum Grunde, denn während ich hier in ſcheinbarer Dürftigkeit und völligem Nichtsthun lebe, laſſe ich durch geſchickte Agenten mein Geſchäft mit verſtärkten Mitteln in Amerika fortſetzen, und werde mich in meiner vollen Glorie zeigen, ſobald es an der Zeit ſein wird; denn ſie wollen die alte Prophezeihung nicht zu Schanden gemacht wiſſen, daß es in Hamburg eine Firma Averdick geben ſoll, ſo lange noch drei Steine aufeinander ſtehen.“

Bei dieſen Worten ſtreifte ſein Auge über den Strom hin, und er erblickte das Schiff, das er für einige Augenblicke aus dem Gedächtniſſe verloren hatte. Er klammerte ſich zitternd an ſeine Tochter an, und ſprach, auf den Strom deutend: „Da liegt das Unglücks-Fahrzeug, von deſſen Maſten einſt die Flaggen wehten, die das frohe Feſt deiner Hochzeit bezeichneten; ach! ich hatte mir eingebildet, daß es ein frohes Feſt für dich ſein würde. Nun iſt es zurückgekommen; der Mann, der mir einſt mein koſtbarſtes Juwel ſtahl, hat es zurückgeführt, vielleicht um, — wer kann die Gedanken der Menſchen errathen, und wer ihre Herzen ergründen? — vielleicht um mit meinem Unglücke, das ihm nicht verborgen geblieben ſein kann, Spott zu treiben.“

„Nicht doch, Vater!“ unterbrach ihn Erneſtine haſtig. „Wie kommt dieſer Gedanke in deine Seele? Nein, einer ſolchen Bosheit iſt Robert nicht fähig. Ich weiß nicht, was ihn beſtimmt, nach Deutſchland zurückzukommen; aber ich höre eine Stimme, die mir zuflüſtert: Robert iſt kein Böſewicht.“

„Und was will er hier?“ fragte Averdick. „Was iſt ſein Zweck? Seine Abſicht? Ich will von den Menſchen vergeſſen ſein; ſie ſollen nicht mehr von mir reden. Nun aber wird ſein Erſcheinen wieder alle früheren Geſchichten aufregen; ſie werden ihm erzählen von dem alten Kartoffelkönig in Nienſtädten, wie man mich eine Zeit lang nannte; und wenn er dann gar die Dreiſtigkeit hätte, hierher zu kommen, und ſich über uns luſtig machte; oder wohl gar, in einer Anwandlung von Großmuth uns ein Almoſen zuwerfen wollte, ich würde es nicht überleben.“

„Er wird es nicht!“ ſprach Erneſtine ſanft weinend. „Er wird es wahrhaftig nicht! Robert, — du zürnſt mir nicht, daß ich den Geliebten meines Herzens, den Retter meines Lebens ſo nenne, — denkt nicht ſo klein, wie du gern glauben möchteſt. Seit wir hier wohnen, ſehe ich täglich die Stelle vor mir, wo er einſt freudig ſein Leben wagte, um das meinige zu erhalten. Der Mann, der in die Fluth ſprang, einer Unbekannten beizuſtehen, der von dem erſten Augenblick unſerer Bekanntſchaft an ſich ſo herrlich benahm, iſt einer ſolchen Geſinnung nimmer fähig. Ich vertheidige ihn gegen dich, gegen Jeden, der ihn zu ſchmähen ſich erlaubt. mit aller Kraft, die mir zu Gebote ſteht; ich werde es thun, ſo lange noch ein Funken Leben in mir iſt, und will den Glauben an ſeine reine Liebe mit in mein ſtilles Grab nehmen, das mich nur zu bald umfangen wird; denn ich fühle beſſer, als ein Arzt es mir ſagen kann, wie der Tod bereits an meinem gebrochenen Herzen nagt.“

„Erneſtine! Meine Erneſtine!“ rief der Alte mit bebenden Lippen und umſchlang ſein bleiches Kind mit zitternden Armen. „Willſt du mein Leben? Nimm es hin, ich will es dir mit Freuden geben; aber von deinem Tode ſprich nicht zu mir. Ich fühle es, daß ich Unrecht that; ich will dich ferner durch ſolche Äußerungen nicht kränken, ich will es gewiß nicht thun. Was ich etwa dir Mißfälliges denken ſollte, denn meine Gedanken kann ich nicht beherrſchen, das will ich tief in meiner Bruſt verſchließen, und dieſen Gedanken nie Worte leihen. Weine nicht, meine gute Erneſtine; wir wollen nicht mehr daran denken, wollen nicht mehr auf den Strom und auf das Schiff blicken, das ſo viele traurige Erinnerungen in uns weckt. Ich fühle mich angegriffen, mein Kind, ich will mein Lager ſuchen.“

Vater Averdick verließ, von Erneſtine geleitet, den Garten, und nicht ohne noch einen ſchmerzlichen Scheideblick auf den Strom und das Schiff zu werfen, und begab ſich in ſeine Kammer. Erneſtine aber kehrte wieder zurück und betrachtete das Schiff, das den Geliebten beherbergte, mit einer Miſchung der verſchiedenſten

Gefühle, und vertiefte ſich in das Meer der Erinnerungen, das mit Rieſenmacht vor ihr auftauchte, und ſie von allen Seiten umrauſchte.

(Fortſetzung folgt).

Die conſequente Inconſequenz des Berliner polit. Wochenblattes.

In Nro. 41 vom 14. October dieſes Jahres hatte das Berliner politiſche Wochenblatt (wie es ſelbſt in Nro. 45 wiederholt), gegen das hannoverſche Patent von 1819 „insbeſondere ausgeführt, daß es die Rechte der Provinzialſtände verletzt habe, der König alſo zu demſelben nicht zurückkehren könne, weil er nicht bloß ſeine eigenen Rechte zu ſchützen befugt, ſondern auch die der wahren Stände des Landes heilig zu halten verpflichtet ſei u. ſ. w.“ Nach Erſcheinung des Patentes vom 1. November dieſes Jahres verſichert nun das Wochenblatt (in Nro. 45), der in Nro. 41 ausgeſprochenen Anſicht „liege ein faktiſcher Irrthum zum Grunde;“ — durch das Patent vom erſten November „ſei das Prinzip gerettet, und im ganzen Verfahren gebe ſich eine, auf dem Bewußtſein des guten Rechts ruhende Kraft des Wollens kund, wie ſie leider während der letzten 7 Jahre in Deutſchland ſelten bemerkt worden. Schon deshalb bilde das Ereigniß einen Glanzpunkt der neueſten Geſchichte, und es werde — heilbringend werden, wenn ſeine Vollendung dahin führe, ein deutſches Land von den Lügen und Täuſchungen des Repräſentativſyſtems zu befreien, und ihm dafür die Wahrheit der ächten ſtändiſchen Verfaſſung zu gewähren.“ . . . Als wenn das Repräſentativſyſtem nicht eben ſo die hiſtoriſche, wie die wiſſenſchaftliche Wahrheit des Ständeweſens ſei! Das Wochenblatt, wie ſeine franzöſiſche Baſe, die „Gazette de France,“ wollen aber immer das Alte, — Vergangene repriſtiniren, welche doch eben deshalb vergangen, weil es den hohern Lebensbedürfniſſen der Völker nicht mehr entſprach. Die „Etats généraux“ der Gazette haben die Despotie Richelieu's, Ludwig's XIV. und der Maitreſſe Ludwig's XV. ſammt wiederholtem Staatsbankrutt, und die ſehr reſpektabeln deutſchen Stände haben den Zerfall des deutſchen Reiches und ſeine ſchmähliche Unterjochung nicht gehindert. Auch die jetzigen Formen des Repräſentativſyſtems ſind nicht uber allen Tadel erhaben; da indeß dieſes Syſtem den hellen lichten Tag der Publizität nicht ſcheut, vielmehr von Öffentlichkeit unzertrennlich iſt, als ihrer Ergänzung und Sanktion; — ſo iſt hiermit auch vernünftigem Tadel die Pforte geöffnet und dem guten Recht früher oder etwas ſpäter der Sieg auf ſtrengrechtlichem Wege geſichert.

Tageschronik aus Paris.

(Schluß).

Die komiſche Oper macht ſich große Erwartungen von dem „Domino rose“ von Auber. Piquillo hat Beifall gefunden; aber das iſt ein kapriciöſes, fantaſtiſches Machwerk, voll fremdartiger Melodie und bizarrer Poeſie. Die gute alte Zeit der komiſchen Oper iſt vorüber; die Sänger und Componiſten im alten franzöſiſchen Styl ſterben aus. Gerade am Abend der erſten Vorſtellung von Piquillo erfuhr man, daß der früher ſo beliebte Sänger Martin geſtorben. Ihm zu Ehren haben, am vergangenen Montag, die Sänger der königl. und italieniſchen Oper ein religiöſes Conzert in der neuen Kirche Notre-Dame de-Lorette gegeben. Von neun Uhr Morgens an machte man in der rue Laffitte Queue, um der Ceremonie, welche erſt am Mittag ſtattfinden ſollte, beiwohnen zu können; es war ganz ſo, wie bei feierlichen Benefizvorſtellungen in der Oper. Das Leichenconzert iſt mit ſeltener Vollendung aufgeführt worden und nichts hat gemangelt, um den Glanz dieſer muſikaliſchen Morgenunterhaltung zu heben. — Das Gerücht von dem muſikaliſchen Bannfluch, welchen der Erzbiſchof von Paris gegen die Orcheſtermuſik geſchleudert haben ſollte, war ganz ungegründet; einer ſeiner Vikare hat es ſeither dementirt und dadurch die Betrübniß der frommen Dilettantinnen geſtillt. Die Violine, die Clarinette und das Waldhorn haben fortan vollkommenes Bürgerrecht in allen Pariſer Kirchen und die Partituren der großen Oper werden nach, wie vor, auf den Chorpulten figuriren. Saint-Roch bleibt in Conkurrenz mit Muſard und Notre-Dame-de-Lorette wird ganz gewiß dem Caſino-Paganini Abbruch thun, welches ſo eben anzeigt, daß es heute Abend ſeine erſte muſikaliſche Soirée geben wird. Ich zweifle ſehr, ob es mit Notre-Dame-de-Lorette wetteifern kann; dieſe faſhionable Kirche zeichnet ſich ganz beſonders durch die ſchönen weiblichen Stimmen aus, welche ſich bei feierlichen Gelegenheiten darin hören laſſen. In der vornehmen Welt der Chauſſée d'Antin ſind nämlich faſt alle Frauen von 30 Jahren Schülerinnen von Bordogni. Einige davon beſitzen ein außerordentliches Talent, welches ſie ihrem Kirchſprengel ſehr gern zur Verfügung ſtellen. Sie hoffen, daß dieſe Aufopferung ihnen dereinſt im Himmel angerechnet und als Sühngeld für ihre gröbſten Irrungen angenommen werden wird. — Saint-Roch iſt, wie Muſard, durch ſeine Orcheſtermuſik und ganz beſonders durch ſeine Waldhörner berühmt, welche letztere am Allertodtentage im Stadtviertel der Tuilerien, wie die Poſaune des jüngſten Gerichts erſchallen und die Ruhe der Lebenden von der rue des Moulins an bis zu den Arkaden der rue Castiglione ſtörten.

Da wir doch einmal von Muſik ſprechen, ſo ſchalten wir hier die Bemerkung ein, daß man noch immer von der Errichtung einer zweiten italieniſchen Oper ſpricht; die Fonds liegen ſchon bereit; das ſociale Kapital beträgt mehrere Millionen. Die Entrepreneurs dieſes muſikaliſchen Projektes behaupten, daß das Bedürfniß eines zweiten italieniſchen Theaters in Paris von Tag zu Tag fühlbarer wird. Das beſtehende italieniſche Theater, ſagen ſie, iſt in ſeiner faſhionablen und glänzenden Unbeweglichkeit auf unerſchütterlichen Baſen gegründet; das iſt immer daſſelbe Publikum, welches ſeine Logen miethet; das ſind immer dieſelben Sänger und dieſelben Opern, welche jeden Winter wieder von Neuem auf dem Repertoire erſcheinen. Die Töchter der Huiſſiers, die Couſinen der Gerichtsſchreiber, und die Frauen der kleinen Staatsdiener, welche das Di tanti palpiti ſingen, indem ſie ſich mit dem Fortepiano begleiten, verlangen ſehnlichſt nach einem Theater, wo ſie italieniſche Muſik hören können; wir beabſichtigen ihnen ſo wohlfeil als möglich die ihren Mitteln angemeſſenen Sänger zu verſchaffen, u. ſ. w. u. ſ. w. Die Pariſer Spekulanten haben gegenwärtig das Prinzip: wenn Einer mit Etwas ſein Glück macht, ſo können es auch Zwei. Darum ſind die Conkurrenzen ſo ungemein an der Tagesordnung. Alles was reüſſirt, verdoppelt ſich in einem Nu. Die pfiffigen Spekulanten ſehen dieſen Uebelſtand voraus und beugen vor; um nämlich ſo viel Vortheil als möglich aus ihren Ideen zu ziehen und ihre Profite mit Niemand zu theilen, machen ſie ſich ſelbſt Conkurrenz. Sie richten nur noch doppelte Entrepriſen ein, welches Syſtem bald an Umfang zunehmen wird und ſich ſchon jetzt auf mancherlei Induſtriezweige erſtrecken ſoll. Ich habe ſtarke Beweggründe, zu glauben, daß die unvergleichliche engliſche Wichſe, welche in einer eleganten Kaleſche durch die Straßen von Paris gefahren wird und deren Bedienten in blauer Livrée die rothröckigen Bedienten der unvergleichlichen engliſchen Wichſe mit Peitſchenhieben traktiren; — ich habe ſtarke Beweggründe, zu glauben, ſage ich, daß jene unvergleichliche engliſche Wichſe in derſelben Fabrik das Licht der Welt erblickt hat, als die unvergleichliche franzöſiſche Wichſe. Es wäre nicht unmöglich, daß die engliſche und Lyoner Brauerei ganz befreundete Geſchwiſter ſind und mein Scepticismus hinſichtlich der Konkurrenz in Paris geht ſo weit, daß ich durchaus nicht erſtaunen würde, wenn man mir eines Tags die Neuigkeit meldete, Muſard und Valentino ſeien die beſten Freunde, welche jeden Morgen zuſammen frühſtücken und jeden Abend regelmäßig ihre Parthie Domino um die halbe Taſſe und das Gläschen Branntewein ſpielen.

Der Caligula des Herrn Alexander Dumas wird mit Ungeduld erwartet. Kein Bühnenſtück hat vor ſeiner Aufführung ſo viel Lärm gemacht, als dieſer Caligula. Das Drama muß einen unermeßlichen Beifall erhalten, wenn man nach der erſten Vorſtellung ſo viel davon ſprechen ſoll, als ſeither. Monate lang wiſſen die franzöſiſchen Journale keine andere literariſche Neuigkeit. Auch nicht das Mindeſte, was den Caligula anging, iſt dem Publikum verſchwiegen worden. Schon vor ſeiner Geburt hat man das Werk beſprochen und tägliche Bülletins von ſeiner Geſundheit ausgegeben; die merkwürdige Geſchichte dieſes Drama's iſt Tag für Tag aufgezeichnet worden. Man hat gemeldet: Herr Alexander Dumas hat heute auf ſeinem Spaziergange in den elyſäiſchen Feldern den Entſchluß gefaßt, über Caligula ein Drama zu dichten; — Herr A. Dumas hat ſein Vorhaben ſeinen zahlreichen Freunden mitgetheilt, welche ihn lebhaft darin beſtärkt haben; — Herr A. Dumas hat ſo eben das Scenario ſeiner Tragödie entworfen; — Herr A. Dumas hat ſich nach Orleans zurückgezogen, um den erſten Act ſeines Caligula zu ſchreiben; — Herr A. Dumas hat ein Landhaus bei Compiegne gemiethet, um ſein Drama zu vollenden; — Herr A. Dumas theilt ſeine Zeit zwiſchen der Jagd und ſeinem großen Werke; — Herr A. Dumas hat geſtern 4 Rebhühner geſchoſſen und 28 Verſe gedichtet; die Rebhühner ſind roth und die Verſe Alexandriner; die Rebhühner ſowohl als die Verſe ſind ausgezeichnet ſchön zu nennen; — wir können endlich zuverläſſig melden, daß A. Dumas ſein ſchönes Drama vollendet hat; — Caligula, Tragödie in 5 Akten und in Verſen, iſt vom Leſecomité des Théâtre français mit Jubel aufgenommen worden; — Caligula wird fleißig einſtudirt und die Proben folgen ohne Unterbrechung aufeinander; — Caligula hat den Cenſoren ſolchen Schrecken eingeflößt, daß die Cenſoren ihn reſpektirt und nicht verſtümmelt haben; — eine einzige Schauſpielerin des Théâtre français, Mlle. Noblet, iſt ſo vernünftig geweſen, die Rolle der Meſſalina zu übernehmen; — das Théâtre français macht einen großen Koſtenaufwand, um den Caligula des Herrn A. Dumas in Scene zu ſetzen; — es heißt, man wolle die römiſchen Coſtume, welche ſeit undenklichen Zeiten auf der Bühne gang und gäbe ſind, erneuern und hiſtoriſch treuer umgeſtalten; — die Dekorationen der Corneille'ſchen Horatier werden durch 3 ganz neue Dekorationen erſetzt werden; — damit die Scenerie der neuen Dumas'ſchen Tragödie ſo würdig und angemeſſen als möglich ſei, hat ſich die Direktion des Théâtre français entſchloſſen, auf ihre eigenen Koſten einen Elephanten machen zu laſſen; — Madame Volnys hat nach langem Zögern die Rolle der Meſſalina angenommen, — man ſagt, in dem neuen Drama Caligula würden Kameele, Löwen, Elephanten und Dromedare auf der Bühne erſcheinen; — in der Tragödie von A. Dumas ſieht man das Innere eines altrömiſchen Bordell's und wie ein Conſul zum Fenſter hinausgeworfen wird; — es iſt ausgemacht, daß ein Elephant von Poſte für's Théâtre français beſtellt worden; der Elephant auf dem Baſtilleplatz hat als Modell gedient; — Herr Bedel hat aus Bordeaux zwei Akteurs verſchrieben, welche die Vorderfüße des Elephanten im Caligula vorſtellen ſollen; — die beiden Hinterbeine ſind noch nicht vergeben; um dieſe Rollen auszufüllen, wird eine Preisbewerbung eröffnet werden; — u. ſ. w. u. ſ. w.

Das iſt noch nicht Alles; nachdem die Journale dieſe intereſſanten Details gegeben hatten, fügten ſie auch noch die Analyſe des Drama's hinzu, welches nunmehr bereits ſo bekannt iſt, als wenn die Proben im Garten des Palais Royal gehalten worden wären. Einige Blätter haben ſchon Verſe citirt; andere beſchrieben die Dekorationen. Im Prolog ſieht man einen freien Platz der alten Weltſtadt, welcher Anfangs in Dunkel eingehüllt iſt, dann aber allmälig von der aufgehenden Sonne erhellt wird. Die Zuſchauer werden Augenzeugen von den geheimen Verhaftungen, von den nächtlichen Liebesabenteuern und raſenden Orgien, welche in dem ſchlummernden Rom vorgehen. Darnach ſteht das Volk auf, die Maſſe wälzt ſich durch die Straßen. Von Juvenal führt uns Dumas zu Horaz: ein Triumphzug ſchreitet im Hintergrunde über die Bühne. Der Triumphwagen des Caligula wird von Frauen gezogen, welche die Horen vorſtellen. In eben dieſem Triumphzuge figurirt der Elephant von Poſte. Wenn der Vorhang im erſten Akt aufgeht, ſieht man das Innere eines römiſchen Hauſes mit ſeinen Laren und ſeinem Hausaltar. Der zweite Akt zeigt den Luxus des Kaiſerpalaſtes, nebſt der ganzen Stadt, welche man durch die weiten Bogenfenſter hindurch wahrnimmt, unter denen eine plebejiſche Emeute ihr Gebrüll ausſtößt. Der dritte Akt ſpielt im Hauſe des Republikaners Chérea; der vierte und fünfte Akt verſetzen uns wieder in die kaiſerliche Wohnung. Die Scenerie des letzten Akts iſt die glänzendſte von allen; man erblickt ein Gaſtmahl in antiker Weiſe mit Purpurbetten, Chören, Tänzerinnen und allem Zubehör, ſo wie es Petronius beſchrieben. — Es heißt, der Caligula ſolle am 1. Dezember zur Aufführung kommen; ich meines Theils glaube, daß er bis auf den 1. April verſchoben bleiben wird; denn man hat ſo viel und ſo lange von dieſem famöſen Caligula geſprochen, daß ich faſt darauf ſchwören möchte, der Caligula exiſtire gar nicht und Alexander Dumas habe nie die Idee gehabt, eine Tragödie über dieſen Gegenſtand zu dichten. Wer weiß, ob der Caligula nicht in dieſelbe Kathegorie gehört, wie die 600 Ellen lange Meerſchlange und die hausdicke Meerſpinne, wovon dieſen Sommer die Rede geweſen iſt?

Das Theater des Palais-Royal verſpricht ein neues Vaudeville, worin Mlle. Dejazet eine Hauptrolle ſpielen wird, das Gymnase dramatique hat ſo eben den Herrn Bocage und Madame Dorval engagirt, welche in einem Drama von Georges Sand debütiren werden. Die Journale wenigſtens verſichern dieſe Neuigkeit; ob es Wahrheit oder Dichtung, laſſen wir dahingeſtellt. Denn fürwahr man weiß heutzutage nicht, was man glauben ſoll, da die Einbildungskraft der Neuigkeitskrämer jeden Zügel ſchießen läßt. Wie ſoll man das Wahre vom Falſchen ſondern, zumal wenn die Sache Wahrſcheinlichkeit für ſich hat? Es gibt Viele, welche die Parthei ergriffen haben, den heiligen Thomas zu ihrem Patron zu nehmen. Dieſe Anhänger des ungläubigen Thomas werden von der Wahrheit gefoppt; iſt es daher nicht beſſer, ſich von der Lüge foppen zu laſſen, zumal wenn die Lüge in der guten Abſicht, uns Freude zu machen, erſonnen wird?

Nachſchrift. — Wir erfahren ſo eben, daß Muſard von der Polizeipräfektur die Erlaubniß erhalten hat, während des bevorſtehenden Carnevals zehn Maskenbälle in ſeinem Conzertlokale der rue neuve Vivienne veranſtalten zu dürfen. Alle wunderbaren Auftritte, von denen wir zu Anfang unſerer Pariſer Tagschronik geſprochen haben, können demnach in Erfüllung gehen. Der erſte Maskenball wird über 3 Wochen ſtattfinden; man belegt bereits die Billette. Die Balladminiſtration hat 30 neue Controleurs engagirt; weil ſie mit Sicherheit darauf zählt, daß in der erſten Ballnacht ein halb Dutzend erſtickt werden wird. J. J.

Notizen.

⁂ Die Cotta'ſche Buchhandlung ſoll den Contract mit Menzel, der dieſem die Redaction des Literaturblattes zum Morgenblatt ſichert, auf zehn Jahre erneuert, ihm aber zugleich die Bedingung geſtellt haben, ſich aller Invectiven gegen die jüngere Literatur zu enthalten, und den ihm von Heine angebotenen Kampf ehrenhaft durchzufechten.

⁂ Von dem geiſtreichen Freiherren A. von Sternberg, dem beliebten Verfaſſer der „Zerriſſenen,“ des „Leſſing,“ des „Molière“ ꝛc. ꝛc. erſcheint im Laufe des nächſten Monats bei J. D. Sauerländer eine neue Novelle: „Pſyche“ (in 2 Bdn.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 296. 1837.

Phönix.

Freitag, 15. December.

Deutſchland und Rom.

Dritter Artikel.

Als die Magier des Morgenlandes den längſt erwarteten Stern aufgehen ſahen, ſtanden ſich in der alten Welt zwei Anſprüche auf ewige Weltherrſchaft einander gegenüber. Die Römer lebten im Glauben, Jupiter, „der größte und beſte der Götter,“ habe ihnen, habe ihrer Stadt über alle Völker, — über Erde und Meer, — auf ewige Zeiten die Herrſchaft (imperium) verliehen, die durch Waffen und Geſetze zu gewinnen und zu behaupten ſei.

Auch die Juden glaubten, Jehovah, „der Gott der Götter,“ werde das letzte der vier Weltreiche, das römiſche, zermalmen, und „Einer in Menſchengeſtalt,“ der „Geſalbte Jehovah's,“ — ein „Sprößling David's“ — werde kommen, durch welchen — und unter welchem Gewaltherrſchaft und Macht aller „Reiche unter dem Himmel — des Höchſten heiligem Volke“ verliehen werde, ſie auf Zeit und Ewigkeit zu beſitzen.

Jeſus wurde nun von Vielen, als der Verheißene, als der Meſſias angeſehen, welcher ſofort das ewige Reich Iſrael's aufzurichten gekommen. Er ſelbſt antwortete auf des römiſchen Landvogtes Frage, ob er der Juden König ſei? „Du ſageſt's,“ und wurde als ſolcher gekreuzigt.

Seine Jünger aber harrten ſeiner Wiederkunft zur Errichtung des verheißenen Reiches.

Ihm nun war, dem altmeſſianiſchen Glauben zu Folge, alle Gewalt im Himmel und auf Erden übergeben. Ihm gegenüber ſtand Satan, der „Gott und Beherrſcher dieſer gegenwärtigen Welt,“ zu deſſen Reich vor allem Reichthum und Sinnlichkeit, weltliche Herrſchaft und Weltweisheit gehörten im Gegenſatze zu Armuth und Enthaltſamkeit, demüthigem Gehorſam und Offenbarung. Gegen den Weltgott und ſein Reich kam Chriſtus, „ſein Schwert zu ſenden,“ und verlieh ſeinen Jüngern Macht über die Dämonen, und Gewalt, in die Gemeinde der zum Reiche Gottes Berufenen aufzunehmen und von ihr auszuſchließen. Auf Petrus aber, dem er Macht gab, ſeine Schaafe zu weiden und zu hüten, wollte er ſeine Gemeinde bauen, und ihm verlieh er, wie die geheiligten Urkunden berichten, die höchſte Schlüſelgewalt.

Draußen nun herrſchten die weltlichen Fürſten; draußen ſind die Böſen und Alle, die nicht bekennen den Gottgeſandten: „Kinder des Teufels,“ mit denen nicht umzugehen iſt. Die aber bis zum zeitlichen Tode draußen beharren, ſind auch dem ewigen Tode verfallen.

Dies die Elemente, aus denen Rom und ſeine Kirche ſich zur Prätenſion jener Weltherrſchaft aufgeſchwungen, deren Grundſtein die Einheit und Unveränderlichkeit des Glaubens und der Verfaſſung, deren Schlußſtein die ewige Verdammniß, als unvermeidliches Loos Aller, welche außerhalb dieſer Einheit dahinſterben.

Wie aber das Verhältniß des Stifters der Kirche zu den Gläubigen weſentlich ein perſönliches geweſen und geblieben, ſo daß Ihm zu glauben und ſeinem Worte zu gehorchen, — ſo erhielt auch das Verhältniß Aller, denen das göttliche Wort, die göttliche Vollmacht und der göttliche Geiſt zur Verwaltung übertragen wurde, in Beziehung auf die Untergeordneten denſelben Charakter. Ebenſo wird bis auf den heutigen Tag in der römiſchen Kirche die Gemeinſchaft der Rechtgläubigen als das alleinige Volk Gottes, ſeine Prieſterſchaft als das beſondere Erbtheil (κλῆρος) Gottes, und das Oberhaupt derſelben als deſſen höchſter, wahrhafter Stellvertreter, ebenſo der Lebensverkehr mit denen draußen als lebensgefährlich, Armuth, Jungfräulichkeit und Gehorſam als höchſtes Ideal, unbedingter Glaube an die geoffenbarten Geheimniſſe und unbedingter Gehorſam unter den kirchlichen Obern als höchſte Pflicht für Alle angeſehen.

Die Geſtaltung der Kirche war dieſemnach auch weſentlich Geſtaltung der Hierarchie, mittelſt welcher der höchſte Stellvertreter Chriſti und Nachfolger des Apoſtelfürſten ſich des kirchlichen Gehorſams aller Gläubigen zu verſichern ſtrebte und ſtreben mußte, um mittelſt deſſen ſeine Heerde vor dem ewigen Untergange zu bewahren und ſeinem Oberherrn die Alleinherrſchaft über die ganze Erde zu verſchaffen. Wie daher gleich Anfangs die Hirten und Presbyter über das Volk (λαός, Laien) geſtellt waren, ſo erhoben ſich in raſcher Folge Biſchöfe über die Presbyter, Metropoliten oder Primaten über jene, Patriarchen über die Metropoliten, und der römiſche Papſt über jene. Kaiſer und Könige aber, ſobald ſie Chriſten geworden, waren kraft der den Prieſtern zuſtehenden Schlüſſelgewalt, — d. h. der Macht über ewiges Heil oder Verderben der Seele, — gleich dem niedrigſten Laien, dem Klerus zum kirchlichen Gehorſam verpflichtet; — dieſer Gehorſam wurde das einzige wahrhafte Kriterion ihrer Legitimität, gerade, wie den feudaliſtiſchen Anſichten nach nur derjenige vom Fürſten zu ſeinen Leuten gerechnet wird, der ihm, ſeiner Perſon, den Eid des Gehorſams und der Huldigung geleiſtet. —

Wie ſchon im IV. Jahrhundert Theodoſius ſich dem Strafbefehle des Erzbiſchof's von Mailand beugte, ſo wurde ſchon Anfang des VI. Jahrhunderts Kaiſer Anaſtaſius durch den Papſt von der Kirche ausgeſchloſſen, und dieſer von Juſtinian als Weltpatriarch, als Oberhaupt der geſammten Kirche anerkannt. So entbindet im achten Jahrhundert Zacharias die Franken des Treueides gegen ihren König, — wozu, dem Zeitglauben nach, der Papſt, und nur er, als der Stellvertreter Gottes allerdings berechtigt war, und ſchon Hadrian I. beruft ſich in einem Briefe an Karl d. Gr. auf ein (untergeſchobenes) Conſtitutum des Kaiſers Conſtantin d. G., in welchem dieſer, nach Anerkennung des päpſtlichen Primat's über alle Patriarchen und des päpſtlichen Supremat's über die kaiſerliche Gewalt, „dem Papſt Sylveſter I. und allen ſeinen Nachfolgern" die altrömiſche Kaiſerwürde über das ganze Abendland übergeben, welches „alle Unterthanen auf der ganzen Erde auf ewige Zeiten, bei Strafe ewiger Verdammniß in tiefſter Hölle," anzuerkennen haben.*) In Folge deſſen mußten fränkiſche Könige es ſich zur Ehre rechnen, vom Papſte mit der römiſchen Patrizierwürde bekleidet zu werden, und als demnächſt „die römiſche Kirche das römiſche Kaiſerthum von den Griechen auf die Deutſchen übertragen und gewiſſen Fürſten Recht und Gewalt verliehen, einen König zu wählen, der nachher (vom Papſte) zum Kaiſer promovirt werden konne,"**) — konnte der Papſt auch von dieſem einen Treueid fordern, ſowohl als geiſtlicher, wie als weltlicher Oberherr. Wirklich berief ſich Clemens V. im Jahre 1311, als er vom deutſchen Kaiſer den Huldigungs- und Gehorſamseid forderte, wie er im Pontificale vorgeſchrieben, auf uralten Gebrauch, wonach auch Rudolph von Habsburg Gregor dem zehnten und Albrecht dem Papſte Bonifaz VIII. ſolchen Schwur geleiſtet. Schwören ſollte alſo der Kaiſer, daß er, dem Papſte gehorſam „alle Ketzereien und Schismen und alle Ketzer und deren Förderer, Aufnehmer und Vertheidiger nach Vermögen ausrotten werde." — Da nun auch die übrigen chriſtlichen Könige ſolchen Eid zu ſchwören hatten, — noch im Jahre 1775 ſchwur Ludwig XVI. bei ſeiner Krönung, „d'exterminer les hérétiques," — ſo war hiermit — zum wenigſten kanoniſch — der Grund zur abſoluten Weltherrſchaft gelegt, welche die von den Juden und den alten Römern gehoffte Weltherrſchaften unter der dreifachen päpſtlichen Krone vereinigte.

Daß aber Rom auch jetzt noch ſeinen Anſpruch auf die Obergewalt über die ganze Chriſtenheit nicht aufgegeben, iſt aus den jüngſten päpſtlichen Dekreten und Enzykliken deutlich zu entnehmen. Wir erinnern hier nur an das Rundſchreiben Gregor's XVI. vom Auguſt 1832, worin er erklärt, daß „das Regiment und die Verwaltung (administratio) der geſammten (universae) Kirche dem römiſchen Pontifex zuſtehe, welchem von Chriſto, dem Herrn, die volle Gewalt, die univerſale Kirche zu weiden, zu beherrſchen und zu bewalten übergeben worden ſei; — ihm auch ſtehe es zu, die Schaafe allein auf die Weide einzupferchen (compellere), welche ihnen heilſam und durchaus unverdächtig ſei." —

Aber nicht nur die Kaiſer und Könige wurden als „Petersritter (miles Petri)" dem „Schlüſſelinhaber des Himmelreiches" zu „wahrhaftem Gehorſam" verpflichtet. In der kleinen apoſtoliſchen Gemeinde der Heiligen mochte das gemüthliche, geiſtlich-patriarchaliſche Verhältniß ausreichen, wie es noch hier und dort in katholiſchen Ländern zwiſchen den Pfarrern und der Gemeinde beſteht. Je weiter ſich aber die Kirche ausbreitete, um ſo nothwendiger ſchien es, die Bande, welche Alle an den geiſtigen Lebens-Mittelpunkt knüpfen ſollten, um ſo ſtärker zu flechten, um ſo ſtraffer anzuziehen. Obgleich daher Chriſtus alles Schwören ſchlechthin verboten hatte und die trefflichſten, beſonders die griechiſchen Kirchenväter es für Sünde erklärten, ſo wußte doch das juriſtiſche Rom ſich durch ſpitzfindige Diſtinktionen zu helfen.*)

Schon im VII. Jahrhundert findet man Spuren, daß Biſchöfe dem Metropoliten den Eid der Treue geleiſtet; Deutſchlands glorreichſter Apoſtel, Bonifaz, ſchwört ſchon im Jahr 723 an Petri Grab dem römiſchen Stuhl Treue und Gehorſam, und nimmt dann (738) als „Abgeſandter des Petrus" die deutſchen Biſchöfe auf gleiche Weiſe in Pflicht, worauf alle auf der erſten deutſchen Kirchenverſammlung (743) dem Papſte ihren Gehorſamsſchwur erneuten. Wurde dann zunächſt nur ein kanoniſcher Gehorſam gelobt, ſo ſchärfte doch ſchon Gregor VII. auf dem ſechſten römiſchen Concilium (1079) dieſe Verpflichtung zu einem eigentlichen Vaſalleneid. Hiernach mußte jeder Biſchof ſchwören, „treu zu ſein dem Apoſtel Petrus und dem Papſte und ſeinen Nachfolgern; ihnen das römiſche Papat und die Regalien des h. Petrus bewahren und vertheidigen zu helfen; die Rechte, Ehren, Privilegien und die [illegible]ät des Papſtes zu vertheidigen und zu vermehr[illegible] Ketzer, Schismatiker und die Rebellen gegen den Papſt, nach Vermögen zu verfolgen und zu bekämpfen; auch mit denjenigen, die derſelbe namentlich excommunicirt, wiſſentlich nicht zu verkehren u. ſ. w." —

Dieſer Eid, dem in der Folge noch einige ſpeciellere Verpflichtungen zugefügt wurden,**) iſt bis auf den heutigen Tag kirchengeſetzliche Regel geblieben,***) und nur die mit geſperrter Schrift gedruckte Stelle iſt, als zu anſtößig, 1783 den polniſchen und 1791 den irländiſchen Biſchöfen erlaſſen worden, womit jedoch, nach römiſcher Anſicht, ihr Gewiſſen von der darin ausgeſprochenen Pflicht keineswegs entbunden iſt. Selbſt wenn ein Biſchof dem Fürſten oder der Staatsverfaſſung einen Treueid geleiſtet, iſt dieſer, nach römiſcher Lehre, nur ſo weit verpflichtend, als er dem kirchlichen Eid und den kanoniſchen Satzungen nicht zuwiderläuft, da „Gott mehr zu gehorchen, als den Menſchen,"*) und der von Menſchen gegründete und regierte Staat nur als der Kirche dienend und helfend, — von dieſer einen göttlichen Abglanz und Anſchein empfangt. Ein den kirchlichen Satzungen nicht entſprechender Eid iſt, wie mit Innocenz III. alle rechtgläubige Canoniſten verſichern, nicht als Schwur, ſondern als Meineid (perjurium) anzuſehen und für das katholiſche Gewiſſen nicht verpflichtend.**)

---

*) Dieſes Conſtitutum, angeblich vom Jahre 310, wurde in der Folge in die Kirchengeſetzſammlungen aufgenommen und iſt noch im Codex des kanoniſchen Rechtes c. 13. Dist. 96. zu finden. —

**) S. C. un. de jurejur. in Clem. (II. 9).

*) Vergl. Matth. 5, 34—37 und Jak. 5, 12 mit Gratian zu C. 1. C. XXII. Q. 1. im Cod. jur. can. und mit Innocenz III. Exegeſe im Cap. 26. X. de jurejur (2, 24)!

**) S. Pontificale rom. Pii V. 1572 fol. 23 Clem. VIII. 1595, pag. 79 und Urb. VIII. 1644. pag. 69.

***) Eichhorn, Grundſätze des Kirchenrechts 1831 B. I. S. 598 f. bemerkt, „nach Gärtner wird der Eid in dieſer Form von den deutſchen Biſchöfen gefordert." Vergl. Walter's Kirchenrecht V. Aufl. (1831) S. 485.

Je weiter indeß das Reich Petri ſich ausbreitete, um ſo zahlreicher und mannigfaltiger wurden die Colliſionen und Zerwürfniſſe im Innern und nach Außen. Die letzte Folge hiervon war, daß Rom (1564) alle bepfründeten Geiſtlichen, alle Vorſteher und Lehrer der hohen Schulen, zuletzt (1725) Benedikt XIII. ſämmtliche, ſowohl öffentlich als privatim Lehrenden verpflichtete, „dem römiſchen Papſt, dem Statthalter Chriſti treuen Gehorſam zu ſchwören;" auch zu ſchwören, den römiſch katholiſchen Glauben „ganz und unverletzt zu bekennen bis zu dem letzten Athemzuge des Lebens," und dafür „Sorge zu tragen, daß dieſer Glaube gehalten und gelehrt werde" von allen ihren Untergebenen. Und auch dieſer Eidſchwur muß kirchengeſetzlich noch jetzt von allen oben Genannten geleiſtet werden.

Da nun, wie in allen approbirten Katechismen zu leſen, alle Laien bei Strafe ewiger Verdammniß der römiſch katholiſchen Kirche glauben und ihren rechtmäßigen Hirten gehorchen müſſen bis in den Tod, ſo ſtellt ſich nach allem dieſem die römiſch katholiſche Kirche dar als eine durch Eidſchwüre und Androhung ewigen Todes auf das ſtrengſte ineinandergefügte, dem Papſt zu Gehorſam und Treue verpflichtete, nach Außen ſcharf abgegrenzte Menſchenpyramide, deren Körper zwar, wie die Erfahrung zeigt, ſehr verkleinert, deren Geſtaltung, Syſtem und Okonomie aber ohne Eidbruch nicht verändert werden konnen.

Muß doch der Papſt ſelbſt, welchem alle Rechtgläubigen gehorſamspflichtig ſind, ſchon ſeit dem Anfange des XIII. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag vor ſeiner Inthroniſation einen Eid leiſten, auf den noch Gregor XVI. ſich in ſeiner Bulle vom 21. Juni 1832 berufen, kraft deſſen er „dem h. Petrus, welchem die Schlüſſel des Himmelreichs übergeben ſind," verſpricht, die von ſeinen Vorfahren überkommenen Glaubenslehren, kanoniſche Dekrete, Disziplin und Kirchen-Ritus, ſo wie das Eigenthum der Kirche, alſo auch das geſammte von der Kirche feſtgeſtellte Schwurſyſtem, wie es im Vorhergehenden dargelegt worden, — unverändert und unvermindert (illibata et indiminuta) zu erhalten.***)

Dieſes Syſtem mußte hier dargelegt werden, um jenen zahlloſen, ſich breitmachenden, ſeichten Schwätzern zu begegnen, welche von der Möglichkeit einer dauernden Verträglichkeit Rom's mit nicht-römiſcher Staatsverfaſſung, Wiſſenſchaft und Kultur, und von allmähliger, zeitgemäßer, wahrhafter Umgeſtaltung des römiſchen Syſtemes träumen, reden und ſchreiben. Wer noch an die Heiligkeit des Eides glaubt, wird nach dem Vorhergehenden nicht mehr in Abrede ſtellen konnen, daß Rom ſich ſelbſt jede Reform ſeines Syſtemes und ſeiner abſolut monarchiſchen und excluſiven Verfaſſung unmöglich gemacht hat. —

Es braucht nun hier nicht ausgeführt zu werden, wie Deutſchland, wie überhaupt die germaniſchen Völker, und im Politiſchen auch Frankreich, ſchon ſeit dem elften Jahrhundert ſich aus jenem eiſernen Schwur-Netz loszuwinden angefangen haben; wie ſchon Friedrich Barbaroſſa, glorreichen Andenkens, den deutſchen Ständen bekannt: „daß er von Gott und ihnen das Reich habe, nicht vom Papſte;" wie der deutſche Huß für die religiöſe Emanzipation unſers Vaterlandes den Flammentod geſtorben, und des deutſchen Gutenberg's Erfindung es dem Geiſte der Germanen möglich gemacht hat, auf ſtets verſammelter, ſtets ſich erweiternder Synode Gericht zu halten über die römiſche Hierarchie, und Wiſſenſchaft und Bildung von deren Satzungsdeſpotie und kanoniſchen Inhumanität zu befreien; wie endlich der weſtphäliſche Friede, die Toleranzedikte edler Fürſten und die neueſten repräſentativen Staatsverfaſſungen dem göttlich-menſchlichen, eingebornen Freiheitsrecht die Oberherrſchaft über angeerbte Satzungsmacht geſichert. Im Mittelalter ſollte der Laie dem Prieſter als einem von Gott Begeiſterten und Bevollmächtigten auf's Wort glauben. Die Herrſchaft der göttlichen Lehre war durch den Gehorſam unter die geiſtlichen Herren bedingt, gerade wie im Weltlichen der Unterthan dem Geſetze nur vermittelſt des Huldigungseides gegen die Perſon des Dienſtherrn verpflichtet war. Der größte Fortſchritt der neuern Zeit beſteht aber gerade darin, daß die Religionslehre über deren früher privilegirte Organe, daß das Staatsgeſetz über die Machthaber erhoben worden, und der Gehorſam der Mitglieder der Kirche und des Staates unter dieſe wie unter jene bedingt iſt durch deren Achtung vor dem Worte der Wahrheit und des Geſetzes. Sonſt galten Gebote und Satzung, weil ſie von den bevorrechteten Herrſchern ausgingen; jetzt werden die geiſtlichen und weltlichen Herren anerkannt, weil ſie ſelbſt die göttlichen Gebote und die geheiligten Rechtsgeſetze reſpektiren.

Dies Alles iſt in tauſend und aber tauſend Schriften und Blättern zu leſen, und das geſammte Leben deutſcher Nation in den letzten fünf Dezennien iſt eine immer energiſchere Proteſtation des Rechtes, der Humanität und des Fortſchrittes gegen Rom und ſeinen Gewiſſenszwang, ſeine Ausſchließlichkeit und abſolute Stabilität.

Aber zum Bewußtſein, zur klaren Einſicht zu bringen iſt dieſer noch vorhandene Widerſpruch, der, wie ſorglich er auch von Manchen übertüncht wird, doch immer von Neuem den öffentlichen und häuslichen Frieden ſtörend, zum Ausbruche kommt und kommen muß, weil die formelle Conſequenz des alten Weltſyſtems unverbrüchlich iſt. Zur Erkenntniß zu bringen iſt das antiquirte und das neue Recht, damit man ſich überzeuge, wie alle Concordate und ſonſtige Verträge mit Rom nur Waffenſtillſtände ſind, und Deutſchland in religiöſer Beziehung, und in Folge davon auch im ſozialen und bürgerlichen Leben nur dann auf einen daurenden Frieden hoffen kann, wenn die deutſchen Katholiken, von Rom und ſeiner Weltherrſchaft, Ausſchließlichkeit und Stabilität ſich losſagend, ſich ihren geiſtfreien Brüdern wieder in die Arme werfen, und im Glauben an den all-einigen Menſchenvater, den heiligen Bund der Freiheit und der Liebe thatkräftig ſchließen.

3. Dezbr. F. W. Carové.

---

*) So lehrte noch Pius VI. im Jahr 1789 in ſeinem Respons. ad 4 Metrop. in Stienichmied's Bullar. II. 633

**) C. 19. 21. 27. X. de jurejur. u. ſ. w.

***) S. Coleti's Conciliensammlung T. XVI. Col. 1046 ſ.

Inauguration des Denkmals für Guiolett zu Frankfurt a. M.

Wenn Frankfurt jetzt, ſtatt mit ſtarren Wällen und Baſtionen, mit kühlen Laubgängen und Blumengärten umkränzt iſt, wenn ſtatt der fieberzeugenden Dünſte der Feſtungsgräben jetzt der friſche Luftzug belebend erquickende Düfte durch die lichteren Straßen führt, und Jedem, auch dem Aermſten, gleich vor jedem Thore ſtets ein großer engliſcher Garten offen ſteht, in welchem er auf ſauber gehaltenen Wegen ſich ergehen kann, als wär' er ein Lord oder Magnat, dann iſt dieſe glückliche Umwandlung — gar vielen großen Zeitereigniſſen, zunächſt aber einem wackern, menſchenfreundlichen Bürger zu verdanken, der mit der Einſicht in das Zweckmäßige, Förderliche, auch die Beharrlichkeit zu deſſen Ausführung verband. Senator Guiolett war es, der die Schleifung der alten Feſtungswerke bewirkte; er war, wie Herr von Lukacsich in der Inaugurationsrede des, dem trefflichen Manne gewidmeten Denkmals bemerkte, — „er war der Urheber jener ſchönen Schöpfung, welche Frankfurt zu einer ihrer herrlichſten Zierden gereicht. — Der wohlwollende Bürgerfreund und tüchtige Staatsmann wußte ſelbſt in drangvollen Zeiten Geldmittel für ſein Lieblingswerk zu finden. Mit geläutertem Kunſtgeſchmacke entwarf er den großartigen Plan; mit geübtem Kennerblick wußte er den tüchtigſten Mann auszuwählen, dem er die Ausführung anvertrauen konnte, und mit beharrlicher Kraft führte er ſein Werk durch alle Schwierigkeiten hindurch.“ Auch regte gleich nach ſeinem im Februar 1815 erfolgten Tode ſich der Wunſch, „durch ein Monument eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen und das Andenken an ſeine Verdienſte zu bewahren.“ Je länger dann Frankfurts Bewohner der Wohlthat jener herrlichen Anlagen ſich erfreuten, deſto lebendiger äußerte ſich jener Wunſch. Vor vier Jahren endlich bildete ſich ein Comité zur Ausführung deſſelben. Alle in Frankfurt lebende Künſtler wurden aufgefordert, Entwürfe zu einem Denkmale einzureichen. Das Comité erkannte dem Projekte des Herr Eduard von Launitz, eines tüchtigen Schülers Thorwaldſens, den Preis zu und übertrug ihm die Ausführung.

Zur Errichtung des Denkmals wurde eine der beſuchteſten Partien der Anlagen vor dem Bockenheimerthore erſehen. Am 6. Dezember fand deſſen feierliche Enthüllung ſtatt.

Die wohlgelungene, von Herrn Benjamin Beyer in Erz gegoſſene Büſte des Gefeierten ruht auf einem ehernen Cylinder, auf welchem in haut-relief der Verewigte im verkleinerten Maaßſtabe dargeſtellt iſt, wie er, auf den von ihm entworfenen Plan der Anlagen, den er aufgerollt vor ſich hält, hinſchaut. Hinter ihm, nach der weſtlichen Seite hin, hebt ein Arbeiter den Hammer, um die Feſtungswerke einzuſchlagen, ein zweiter löſ't mit dem Brecheiſen einzelne Quaderſteine ab. Auf der andern Seite, dem Begründer der Anlagen vorangehend, trägt ein Gärtner einen jungen Baum; weiter nach hinten gräbt ein Anderer eine Grube, um den Baum zu pflanzen. Zwiſchen dieſem Arbeiter und jenem mit dem Brecheiſen ſteht noch ein Stück Feſtungsthor, über welches ein Baum ſich breitet, das Ganze angemeſſen ſchließend. Der Cylinder ruht dann wieder auf einer achteckigen Säule, und dieſe auf viereckigem Sockel von grauem Stein, zu welchem einige Stufen von rothem Sandſtein führen. — Sowohl die Büſte als die haut-reliefs werden von Kunſtfreunden gelobt. Auch hat bereits die Frankfurtiſche Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hülfswiſſenſchaften dem Herrn von Launitz das Ehren-Diplom der Geſellſchaft und dem Herrn Gelbgießer Beyer, Mitglieder beſagter Geſellſchaft, die goldene Verdienſt-Medaille zuerkannt.

Feuilleton.

⁂ Eine Reiſe um die Welt. — Seit einem Vierteljahrhundert haben engliſche, franzöſiſche, nordamerikaniſche und holländiſche Schiffe auf Koſten ihrer Regierungen die Welt umſegelt und die wiſſenſchaftlichen Ausbeuten waren durch die Bemühungen der Naturforſcher immer ſehr groß. Der Fall, daß einzelne Handelshäuſer ſolche Reiſen unternehmen ließen, trat äußerſt ſelten ein. Man muß die großartige kaufmänniſche Spekulation des Handelshauſes Grénus frères et Compag. in Genf bewundern, welches ſchon mehrmals und nun auf's Neue ſein eigenes Kauffartheiſchiff „Edmond“ von 6 Kanonen unter dem Capitän Chandière für Handelszwecke die gefahrvolle Reiſe antreten läßt. Um zugleich der Wiſſenſchaft nützliche Dienſte zu leiſten, hat das ſchweizeriſche Handelshaus den Dr. J. J. Tſchudi aus Glarus, einen Nachkömmling des berühmten Chroniſten, eingeladen, die Reiſe koſtenfrei mitzumachen. Dieſer zwar noch ſehr junge, aber durch mehrere gediegene Arbeiten ausgezeichnete Naturforſcher hält ſich im Augenblick zu Paris auf, nachdem er vorher die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen in Leyden beſucht hat. Er wird ſich auf dieſer Weltreiſe hauptſächlich mit zoologiſchen Forſchungen im weitern Sinne des Worts beſchäftigen und auf die Lebensweiſe der Thiere, deren geographiſche Verbreitung u. ſ. w. Rückſicht nehmen. Seine materielle Ausbeute wird eine Zierde des Muſeums zu Neufchatel werden, welches ſeine Reiſen auf dem Lande mit anſehnlichen Mitteln unterſtützt. Außerdem wird er Sämereien zu ſammeln ſuchen, nicht nur von Zier-, ſondern auch von ſolchen Pflanzen, welche den Eingebornen der gemäßigten Zonen ſowohl zur Nahrung als zu Arzneimitteln dienen. Am 15. Januar geht der Kauffartheifahrer „Edmond“ unter Segel. Seine Bemannung beſteht aus 38 Menſchen, den Capitän und den Schiffsarzt eingerechnet. Der junge Naturforſcher iſt beinahe ganz auf ſeinen Muth und ſeine eigenen Forſchungen beſchränkt; die Wiſſenſchaft darf ſich aber bei der Gründlichkeit und Ausgedehntheit ſeiner Kenntniſſe, bei ſeiner Begeiſterung für ſeinen wiſſenſchaftlichen Zweck und der Feſtigkeit ſeines Charakters ſchöne Reſultate verſprechen. Sein Syſtem der Batrachier nebſt einer Beſchreibung der vorzüglichſten Foſſilien dieſer Abtheilung der Reptilien wird in Kurzem im zweiten Band der neuen Denkſchriften der allgemeinen ſchweizeriſchen naturforſchenden Geſellſchaft zu Neufchatel erſcheinen. Der Weltumſegler „Edmond“ geht um's Kap der guten Hoffnung nach Sidney, beſucht die Oſtküſte von Neuholland, von Neuſeeland durch den großen Ocean nach Chiron, befährt die Weſtküſte Amerika's, Chili, Peru, Guatimala, Mexiko; von Californien beſucht er die Küſte von Kamtſchatka, die Kurilen, zum zweitenmal die Weſtküſte Amerika's. Die ganze Reiſe dauert ungefähr 3 Jahre.

⁂ Der Graf Alexander von Auersperg (Anaſtaſius Grün) iſt ſeit Mitte November in Paris, nachdem er vorher ſeinen, dem Anſchein nach nur perſönlichen, aber in der That politiſchen Handel mit Braun zu ſeiner Ehre ausgefochten. Auch hier waren alle Deutſche über jenen allgemein empört und freuten ſich doppelt, den ausgezeichneten Dichter, deſſen Perſönlichkeit ſo höchſt liebenswürdig iſt, in der Hauptſtadt Frankreichs begrüßen zu können. Wie man hört, wird Auersperg nach ſeiner Rückkehr mit einer Erklärung auftreten, die allgemeines Aufſehen in der litterariſchen wie in der politiſchen Welt machen wird.

⁂ Unter den in Paris ſeit einiger Zeit ſich aufhaltenden Deutſchen muß Dr. Karl Riedel genannt werden, welcher von London, wo er ſich eine Zeitlang aufhielt, nach Paris kam, um Frankreich an der Quelle zu ſtudiren.

⁂ *Mistress Trollope* kündigt ſchon wieder Drillinge an. Zugleich in Paris und London erſcheinen mit Nächſtem drei Bände dieſer ſchreibſeligen Dame unter dem Titel: „Vienne et les Autrichiens.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 297. 1837.

Phönix.

Samſtag, 16. December.

Das Brautſchiff.

(Fortſetzung).

Zwei Tage ſpäter wurde das Stillleben der Kaufmannsfamilie durch ein Ereigniß unterbrochen. Der alte Mann fühlte ſich ſeit der Ankunft des Siegfried unpäßlich, und konnte das Bett nicht verlaſſen; Erneſtine hatte ihm erzählt, daß das Schiff am nächſten Morgen mit der Fluth den Anker gelichtet hätte, und vollends bis an die Stadt geſegelt ſei; dann hielt ſie ſtill duldend bei dem Kranken aus, und ſuchte ihn durch freundlichen Zuſpruch aufzuheitern, während ihr Herz unter der Laſt der Gefühle, die es beſtürmten, zu brechen drohte.

Da öffnete ſich die Thür des Krankenſtübchens, und herein trat Herr Schramm, der vormalige erſte Buchhalter des Vaters. Er grüßte ſeinen verwunderten Prinzipal mit altväteriſcher Höflichkeit, grüßte reſpectvoll die Tochter deſſelben, und ſetzte ſich dann auf einen Stuhl, den Erneſtine ihm neben das Bett des Kranken ſtellte.

Herr Averdick ſah den Zeugen ſeines frühern Glückes erwartungsvoll an. Er war zu ſehr von der ſtrengen und unerſchütterlichen Ehrlichkeit ſeines Buchhalters, und von deſſen Anhänglichkeit an ſeine Perſon überzeugt, als daß er hätte glauben ſollen, dieſer werde ihn, ſeiner ausdrücklichen Weiſung entgegen, nur aus müßiger Neugier beſuchen, und erwartete deshalb mit Recht, daß den alten Mann irgend etwas Außergewöhnliches herführen müſſe. Erneſtine blieb keine theilnahmloſe Zuſchauerin dieſer Scene.

„Mein Kommen wird Sie in Erſtaunen ſetzen,“ ſprach Herr Schramm, „und wahrlich, meine Mittheilungen ſind wunderbar genug. Ich habe Ihnen manches zu erzählen, was ſich ſchwer begreifen läßt; ehe es aber geſchieht, muß ich Ihnen eine Frage thun, und Sie müſſen mir ſolche frei und offen beantworten.“

„Ich werde antworten, ehrlich antworten!“ entgegnete Averdick. „Fragen Sie!“

„Als Sie vor drei Jahren Ihre Handlung aufgaben, und ſich in eine ſelbſtgewählte Einſamkeit zurückzogen,“ fragte Schramm, „blieben Sie da wirklich dieſem gefaßten Vorſatz treu, oder ſetzten Sie, aus mir unerklärlichen Gründen, an andern Orten Ihre Geſchäfte mit großen Mitteln und mit der Keckheit eines Hazardſpielers fort, der mit einem Wurfe Alles gewinnen; aber auch Alles verlieren kann?“

„Ich weiß nicht, weßhalb Sie eine ſolche Frage an mich thun,“ antwortete Averdick, „da Sie aber bloß meine ſchlichte Antwort wollen, ſo betheuere ich Ihnen, daß ich von dem Tage an, da ich mein Comptoir verließ, und hierher zog, auch nicht das kleinſte Geſchäft mehr gemacht habe. Jetzt reden Sie.“

„Nun denn, ſo weiß ich nicht, was ich denken ſoll,“ ſprach der Buchhalter. „Auch ich lebe ſeit der Auflöſung Ihres Hauſes in beſcheidener Umgebung von meinem Erſparten; aber öfter treibt mich doch der Thätigkeitstrieb unter Menſchen. Nur hörte ich zwar oft Gerüchte mancherlei Art, die die Firma Averdick in Amerika wieder aufſtehen ließen; aber ich gab nichts darauf, weil es mir gar zu ſonderbar erſchien. Später hörte ich ein Gleiches von Leuten erzählen, die ein müßiges Geſchwätz durchaus nicht lieben, und hier und da wollte ſogar Einer in direkte Verbindung mit dem neuen Hauſe in Amerika getreten ſein. So ſeltſam dies nun auch war, habe ich doch nie recht daran geglaubt, und Ihnen davon eine Mittheilung machen mögen. Aber jetzt . . .“

„Nun?“ unterbrach Averdick den Erzählenden lebhaft, und das Erſcheinen des „Siegfried“ auf der Elbe fuhr durch ſeinen Sinn. „Was werde ich hören müſſen? Was iſt neuerdings geſchehen, wodurch jene albernen Mährchen an Wahrſcheinlichkeit gewinnen?“

„Ihr Schiff „Siegfried“ iſt an die Stadt gekommen, und der Kapitän, dem Sie es einſt vertrauten, führt es noch. Er behauptet, nach wie vor in Ihrem Solde zu ſtehen, und nur für Ihre Rechnung Geſchäfte zu machen. Er kann nicht genug Rühmliches von Ihrem Newyorker Hauſe reden, und, in der That, wenn ſeine Ausſagen auf Wahrheit beruhen, ſo übertrifft Ihr jetziger Reichthum Ihren frühern bei weitem. Der Kapitän muß übrigens, ſo wie das Haus, das ihn abſendete, und das nun durchaus das Ihrige ſein ſoll, einen mächtigen kaufmänniſchen Scharfblick beſitzen; denn der „Siegfried“ iſt nur mit ſolchen Waaren beladen, die hier ſeit längerer Zeit am Platze fehlen und deshalb ſehr geſucht ſind. Der Kapitän verkauft ſeine Güter mit ungeheuern Avancen und der Verdienſt dieſer einzigen Reiſe beträgt allein ſchon ein bedeutendes Kapital.“

„Erneſtine!“ ſprach Averdick ſchwach, „reiche mir deine Hand. Fühle, wie mein Puls jagt, wie meine Stirn brennt. Bleibe bei mir, mein Kind; denn ich fürchte mich, als ob ich von Hexerei und Zauberſpuk umgeben wäre. Schramm! haben Sie mir auch die reine Wahrheit geſagt?“

„Ich betheuere Ihnen vor Gott, und bei meiner Hoffnung auf ein ſeliges Ende, daß ich auch nicht ein Wort erfunden habe; ſondern daß Alles die reinſte Wahrheit iſt. Wäre ich an Ew. Edeln Statt, ich begäbe mich ſelbſt nach Hamburg, um an Ort und Stelle die geeigneten Erkundigungen einzuziehen. Mir und Andern würde Kapitän Robert nicht Rede ſtehen; aber Ihnen dürfte er doch nichts geheim halten.“

„Nun denn, es ſei,“ ſprach der Kaufmann nach einer Pauſe. „Ich will den ſauerſten Schritt thun, und mich nach dem Ort zurückbegeben, wo ich mich den größten Wechſelfällen des Geſchicks beugen mußte. Gott wird mir Muth und Kraft geben, auch dies zu überſtehen. Ich will, ſobald ich wieder hergeſtellt bin, Sie in Ihrer Wohnung aufſuchen, und dann, gemeinſchaftlich mit Ihnen, die nöthigen Erkundigungen einziehen. Arbeiten Sie unterdeſſen vor, ſo viel ſie nur irgend können. Leben Sie wohl, wir werden uns bald wiederſehen.“

In der Mitte des reichbelebten Hafens der alten Stadt Hamburg lag nahe am Weſtergat der Dreimaſter „Siegfried,“ unfern von derſelben Stelle, die er einſt an jenem verhängnißvollen Tage als Brautſchiff eingenommen hatte. Gedanken und Empfindungen der verſchiedenſten Art beſtürmten die Bruſt des Kapitäns, der auf der Galerie des Quarterdecks ſeinen Sitz eingenommen hatte, während die Mannſchaft ſich eifrig mit dem Löſchen der Ladung beſchäftigte. Da kletterte ein Mackler, Namens Heils, den Fallreep hinan, und begab ſich, nachdem er ſich mit der Mannſchaft durch einiges Kopfnicken abgefunden hatte, geradeswegs nach dem Quarterdeck. Hier händigte er dem Kapitän einige Papiere ein, gleichſam als gültige Beweiſe, daß er die ihm übertragenen Geſchäfte zur vollen Zufriedenheit beendigt habe.

„Ich bin ſehr zufrieden mit Ihnen, Herr Heils,“ ſprach der Kapitän, „und werde mit der Courtage nicht knicken.“

Der kleine bewegliche Börſen-Appendix verbeugte ſich mehrere Male raſch hintereinander, und ergriff das Wort mit großer Haſt; denn er hatte die Wolluſt der Rede lange entbehrt: „Hat nichts zu bedeuten, mein werther Herr; ſteht bei Ihnen Alles in guten Händen. Wenn ich nur Geſchäfte machen kann, bin ich in meinem Element, und frage nicht lange: weshalb? warum? wofür und weswegen? ſondern ich führe ſie aus, genau, wie ſie mir aufgetragen werden. Nicht alle Leute ſind ſo, und in der Stadt gibt es welche, denen die Geſchäfte des Averdick'ſchen Hauſes vieles Kopfbrechen verurſachen. Mir geſchieht das nicht, ich bleibe ganz gleichgültig, obgleich jene Leute im Grunde ganz Recht haben; denn es bleibt doch unerklärlich . . .“

„Was, mein Herr! Was?“ unterbrach Kapitän Robert den Schwätzer mit finſterer Miene.

„Nun, [illegible]beſter Herr Kapitän,“ ſprach der Mackler kleinlaut, „wir meinen Alle nur, daß es doch ein ſeltſames Ding mit dem Fortbeſtehen der Averdick'ſchen Firma iſt. Erſt ſpurlos verſchwunden, dann wieder unerwartet auftauchen, und bedeutender, mächtiger, als früher. Unbegreiflich.“

„Hier iſt nichts Unbegreifliches, als die Bornirtheit müßiger Schwätzer!“ rief der Kapitän mit Stirnrunzeln. „Es iſt Alles in der beſten Ordnung gegangen, und ein freier Mann hat das vollſte Recht, ſein Geſchäft an einem Orte aufzugeben, um es an einem andern, der ihm beſſer gefällt, wieder zu eröffnen. In dieſem Falle befindet ſich Herr Averdick, das ſpringt, meines Bedünkens, klar in die Augen. Und nun genug dieſer Albernheiten, wenn Ihnen an meiner Kundſchaft noch irgend etwas gelegen iſt.“

„Verehrteſter Herr Kapitän,“ begann der Mackler kleinlaut, ließ ſich aber doch gleich darauf wieder von ſeiner Schwatzhaftigkeit hinreißen, „geben Sie mich ja nicht auf; Sie ſind ein ſeltener Mann, der einem armen Familienvater auch einen kleinen Verdienſt gönnt. Ich will mich nicht mehr wundern, finde das, was Sie ſagen, ganz natürlich; mehr können Sie nicht verlangen, mehr nicht fordern. Was ich in der Stille denke, das behalte ich für mich. Aber wenn Sie auch in dieſer ganzen Angelegenheit nichts als Natürlichkeit finden wollen, ſo gibt es doch noch andere Wunder in der Welt, die Sie mir nicht wegdisputiren werden. Heute, mein Herr, heute ſpricht ſchon kein Menſch mehr von Ihren und Herrn Averdick's Angelegenheiten; denn etwas Neues, etwas noch Unerhörtes iſt geſchehen.“

„Verſchonen Sie mich mit Ihren Stadtklätſchereien!“ ſprach Kapitän Robert, kurz abbrechend.

„Nein, Kapitän!“ ſprudelte der Mackler heraus, „ich kann nicht ſchweigen, und wenn es an Kopf und Kragen ginge. Es ſtößt mir das Herz ab, wenn Sie die Neuigkeit nicht erfahren, wenn Sie ſie nicht durch mich erfahren.“ (Fortſ. f.)

Literariſche Zuſtände in München.

(Fortſetzung).

Unter der Revüe der Einſendungen theilt es die gröbſten Beleidigungen und beleidigendſten Grobheiten aus, Perſönlichkeiten mit und ohne Nennung der Namen, aber mit treffender, unverkennbarer Bezeichnung; Klatſchereien, die man hier ausplaudert, weil man keinen beſſern Platz weiß, ſie an den Mann zu bringen, — eine öffentliche Ab- und Niederlage für den Auskehricht der Bier- und Speiſeſtuben, ein ſtehender Sumpf, in welchen ſich die von dem betäubenden Dunſt der Wirthshäuſer aufgedunſene Schwerfälligkeit des gemeinſten Witzes vertieft, kurz ein ächter Spucknapf für jede Art von Auswurf unſauberer Rohheit und ein ſchlechter Rahmen für die widerlichſten Scenen des gemeinſten Volkslebens. Dieſer ſtehende und gern geleſene Artikel beweiſt augenſcheinlich und unwiderſprechlich, womit ſich der hieſige Bürger bei ſeinem Biere unterhält; und wenn du nicht weißt, wo die beſte Kraftſuppe zu haben iſt, ſo erfährſt du es hier zugleich mit dem bedeutſamen Wink, daß ſie dir von der bekannten Sabine achtbaren Andenkens werde verabreicht werden! Indeß will ich dem Herausgeber, der gewiß Beſſeres geben und leiſten könnte, wenn er nur wollte, auch ſein Recht wiederfahren laſſen. Er weiß, was er will, und thut; er belebt das Volk, wie daſſelbe es begehrt; er theilt die wichtigſten Entſcheidungen der Ständeverſammlung, in der neueſten Zeit ſogar nicht übel geſchriebene Theaterberichte mit und ſcheut ſich nicht, gegen jede ihm kundbar gewordene Unangemeſſenheit polizeilicher Verordnungen und Maßregeln und anderweitige, das Wohl und Wehe der Stadt betreffende Übelſtände ſeine Stimme laut werden zu laſſen, ſo wie anderſeits das, was auf dieſem Gebiete Gutes geſchieht, lobend anzuerkennen. Ich würde dies alles nicht erwähnen, ſchiene es mir nicht, als ließe ſich aus dieſem Blatte, das ſich bereits unter dem Volke heimiſch gemacht hat, ein ächtes Volksblatt bilden, ein bei weitem ächteres, als der Berliner an ſeinem Beobachter an der Spree beſitzt. Es müßte die materiellen Intereſſen des Volks vertreten und zugleich auch die geiſtigen Bedürfniſſe deſſelben in ſeinen Kreis ziehen; es müßte ihm geiſtbildende Unterhaltung der verſchiedenſten Art bieten, und durch edlere Haltung und Darſtellungsweiſe den verdorbenen und herabgeſtimmten Geſchmack deſſelben zu läutern und zu erheben ſuchen. Von hier aus wäre Außerordentliches zu wirken. Wie der hieſige Bürger im ungetrennten Zuſammenleben mit den höheren Ständen bei öffentlichen Luſtbarkeiten anſtändige Sitten angenommen hat, ſo würde er ſich auch eben ſo leicht an eine beſſere Lectüre und den feinern Ton der ſprachlichen Darſtellung gewöhnen. Bildung iſt Erziehung; man kann aber auch für's Schlechte erzogen werden. Man beſſert aber das Volk eben ſo wenig wie den einzelnen Menſchen, wenn man nicht aufhört, ihn an den Schmutz der Rohheit und Sünde, der ihm etwa noch anklebt, zu erinnern. Mit dem Bewußtſein wächſt unſere Kraft zum Guten.

Von dem Eilboten, den die achtbare Fleiſchmann'ſche Buchhandlung ſich nicht ſcheute für den Preis von 6 Kannen Bier vierteljährlich auszubieten, ferner von der Landbötin, die ihre eingeklammerten Sittenſprüche und Bemerkungen ſtets mit einem Na! beginnt, eben ſo von dem Landboten und Volksfreunde, die neben politiſchen Neuigkeiten veraltete Anecdoten mittheilen, und von den Leſefrüchten, die nur Abdruck liefern, ſchweige ich, um die Reihe dieſer mehr oder weniger werthloſen Blätter mit einem Worte über den Bazar zu ſchließen. In den erſten Blättern dieſer Zeitſchrift nahm der Herausgeber einen ſo ſchönen Aufſchwung, daß man ſchon eine neue Aera der hieſigen Tagesliteratur von ihm erhoffte und die gebildetſten Schriftſteller Anſtalt machten, ihre Kräfte mit den ſeinigen zu gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit zu vereinigen, aber plötzlich blieb er mitten auf der Bahn ſtehen, gleich der Stern-Rakete, die am Ziel ihres Aufſchwungs angelangt noch eine Zeit lang fortleuchtet, bis ſie endlich nur noch in verglimmenden Funken, die von ihr niederfallen, von ihrem frühern Daſein Kunde gibt. Der Herausgeber hat ein unverkennbares Talent für die humoriſtiſche Auffaſſung und leichte, ſatyriſche Behandlung ſeiner Gegenſtände; aber ſei es nun, daß er hier zu einſam, ohne anderweitige literariſche Verbindungen und Zuflüſſe daſtand, oder daß das ſäumige Publikum durch Theilnahmloſigkeit ſeine Kräfte lähmte: er verfiel in einen Schlendrian, der ihn und ſeine Leſer zugleich verderben muß. Seine beſſere Anſicht und der Ingrimm über den geringen Erfolg ſeiner anfänglichen Beſtrebungen machen ſich daher faſt in jedem ſeiner Blätter in polemiſchen Kreuz- und Querzügen nicht gegen Einzelne und Einzelnes, ſondern gegen Schriftſteller und Schriftſtellerei im Allgemeinen Luft, und ſo kämpft er gegen ein bloßes Phantom ſeiner Einbildung. Zuweilen erhebt er ſich gegen die hieſigen Brochürenmacher und Gelegenheitsdichter; da wären ſeine Humoresken und Satyren ſchon an ihrer Stelle, wenn nur jene nicht ſo entſetzlich langweilig und die letzteren nicht ſo entſetzlich fade und zahm wären. Dieſe leidigen Witze, der trockene Ab- und Nachdruck der Saphir'ſchen Periode, ſind mit großer Leichtigkeit behandelt, aber ohne Mark und Saft und nicht im mindeſten ſtoffhaltig. Wenn man Inhalt und Phyſiognomie dieſes Blattes betrachtet, ohne auf die darüber ſtehende Jahreszahl zu ſehen, Niemand würde glauben wollen, es ſei ein Journal von heute oder von geſtern; ſo ſelten findet man darin eine Spur von der Richtung unſerer Zeit, wo ganz andere Dinge und auf ganz andere Weiſe zu beſprechen ſind. Der Herausgeber nehme ſeine Kräfte zuſammen, aber er laſſe die Feder in ſeiner Hand nicht verroſten, ſondern eine Waffe ſeyn, ſchneidend wie ein Schwert, das er gegen das literariſche Verderben der Stadt richte, für welche er ſeine Wirkſamkeit beſtimmt hat. In der neueſten Zeit hat er ſich mit dem frühern Herausgeber der ſüddeutſchen Blätter in Nürnberg, wie es ſcheint, zu gemeinſamem Streben verbunden. Von dieſer Verbindung läßt ſich Gutes erwarten; denn Fr. Xaver hat Muth genug, den Stachel der Rüge zu ſchärfen und den beſtehenden Mißbräuchen kühn entgegen zu treten. Aber man verſchone uns mit den breitgetretenen Betrachtungen über das Theater, welche in dieſer Weiſe außer Credit gekommen ſind; man ſchließe ſich nicht ab gegen die Literatur des Auslandes wie des Inlandes, und laſſe ſehen, ob man geiſtiges, literariſches Intereſſe und kritiſches Urtheil genug hat, um auch auf dieſem Gebiete die vorhandenen Übelſtände beſeitigen zu helfen. An einem kritiſchen Journale dieſer Art fehlt es in München gänzlich. Die ächte Kritik ſieht nicht auf die Perſon, ſondern die Sache; ſie huldigt der Sittlichkeit und Wahrheit. Nicht aus ihr, ſondern eben ihr und durch ſie im richtigen Gleiſe erhalten, wird die ſchaffende Productionskraft ſich in vollerer Thätigkeit auch hier entwickeln; aber ſo lange man noch ſeine Kräfte in den kleinen Tagesintereſſen und den vergänglichſten Beſtrebungen zerſplittert und nur vorüberzehendem Ruhme nachjagt, wird auch die Literatur hier keinen feſten Grund und Boden gewinnen. (Schluß f.)

Wichtige Entdeckungen.

1) Der Deutſche, das eitelſte Geſchöpf unter der Sonne. — Wir gute Deutſche hatten uns bisher immer für die unübertroffenen Muſter von Beſcheidenheit unter allen Völkern des Erdballs angeſehen. Aus dieſer vermeintlichen Beſcheidenheit hatten wir insbeſondere unſern Eifer erklärt, fremde Sprachen zu lernen, aus einer Uebertreibung dieſer Beſcheidenheit, aus einem Mangel an Nationalſtolz unſere Ueberſetzungswuth, unſere Nachäffung fremder Trachten, Sitten u. ſ. w. Aber gerechter Himmel! wie werden wir enttäuſcht, wenn wir das Novemberheft des New Monthly Magazine zur Hand nehmen und in der dort gegebenen Ueberſicht der im verwichenen Monat neu erſchienenen engliſchen Bücher auf S. 444 die Anzeige einer Ueberſetzung von Huber's „ſpaniſchen Skizzen" leſen. Zuerſt wird der Deutſche Huber gelobt ob ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe, ſeiner treuen und geiſtreichen Auffaſſung u. ſ. w. und dann geht es folgendermaßen weiter:

„Die Deutſchen ſind das eitelſte Volk auf der Welt. Sie meinen, ſie könnten Alles beſſer machen, als irgend eine andere Nation auf Erden. Der Franzoſe iſt eitel, aber ſeine Eitelkeit bezieht ſich auf ſeine Locken und auf ſeine Küche, auf die Beweglichkeit ſeiner Zunge und die Form ſeines Beines. Der Spanier iſt eitel, aber ſeine Eitelkeit bezieht ſich auf ſeine Abkunft und ſein Maulthier, auf ſein Nichtsthun und ſeinen Sonnenſchein. Der Engländer iſt eitel, aber ſeine Eitelkeit beruht auf ſeinen Schiffen und Dampfmaſchinen, der Vortrefflichkeit ſeiner Hunde und Pferde und auf der Entdeckung der neuen Kunſt, ausländiſche Gebeine zu Dung für Rüben und Kartoffeln zu vermahlen. Der Amerikaner iſt eitel, aber er iſt es darauf, ſich einer Wildniß bemeiſtert und rohe Naturkinder beſiegt zu haben, welche ihm Nichts entgegenzuſetzen hatten, als die Schnelligkeit ihrer Füße," — darauf, von einem Pol zum andern der geſchickteſte Mann im wohlfeilen Einkauf zu ſein, und derjenige, welcher im Laufe eines Tages die größeſte Zahl von Schnäpſen trinke. Aber all' dieſe Eitelkeiten ſind äußerlich, werden an- und abgelegt wie Kleider, und es gibt Zeiten, wo dieſelben während zwölf Stunden unter vierundzwanzig bei Seite gelegt werden. Zudem wechſeln dieſe Eitelkeiten, wie die Kleidermoden. Gleichwie der Schneider gibt die Zeit den angeführten Völkern zuweilen ein friſches Gewand, und irgend eine neue Verrücktheit, eben ſo vorübergehend wie die alte, gibt dem aufwachſenden Geſchlecht ein von dem frühern ganz verſchiedenes Anſehen. Aber bei dem Deutſchen iſt die Eitelkeit Prinzip — der innerſte Kern ſeines Weſens. Und dieſe ihm tief eingepflanzte Thorheit iſt im Deutſchen rein perſönlich. Er iſt nicht ſtolz auf ſeine Regierung, im Gegentheil er ſpottet über dieſelbe. Er iſt nicht ſtolz auf ſein Clima, welches er vielmehr als den Geiſt des Volkes niederdrückend bezeichnet. (?) Er iſt nicht ſtolz auf Deutſchland, welches all' (?!) ſeine Schriften als einen Haufen kleiner Despotien bezeichnen, jede zu unbedeutend, um Kraft für ſich, alle zu uneinig, um nationale Wichtigkeit zu haben. Aber er betrachtet ſich als den geſchickteſten Mann auf dem ganzen Umkreis der Erde. Er erklärt deutſche Erziehung für das Vollendete in menſchlicher Kunſt, und — er mag es ſagen oder nicht — betrachtet ſich ſelbſt als jedem Mann von Erziehung außerhalb der Grenzen ſeines Vaterlandes überlegen. Er verſucht ſich in Erlernung jeder Sprache und dünkt ſich in ſeiner Studierſtube Meiſter in allen zu ſein. Der ſtete Durchzug von Fremden durch ſein Land vermag nicht, ihn zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt zu bringen. Wenn ihm im Verkehr mit ihnen ſtets (!) die Zunge verſagt, ſo behauptet er, ihre Unkunde ſei Schuld, nicht die ſeine. Er nimmt ſich heraus, den Engländer Engliſch zu lehren und den Franzoſen Franzöſiſch. Er trifft mit einem Mauren zuſammen und hält ihm eine Vorleſung über das Arabiſche, — mit einem Chineſen, und erzählt ihm, was die richtige Lesart im Confucius iſt. Gegenwärtig beſchäftigt er ſich mit dem Sanſkrit und gibt Erläuterungen der Lehre des Buddah heraus, zu deren Verſtändniß der Erſte im Collegium der Braminen ein neues Awatar von Wiſchnu bedürfte, die aber dem Deutſchen ſo klar ſind, wie der Tag. Das Ergebniß iſt, daß er, aller eigenen Gedanken baar, wie eine ausgeſtopfte Eule ihrer Eingeweide, ſich durch die Welt plackt mit einer Brille ſtatt Augen, Büchern ſtatt Gedanken, Träumen ſtatt Wirklichkeiten — eine Encyclopädie ſtatt eines Menſchen."

2) Woher das Glas in unſern Fenſtern? — Um die erſte Entdeckung gehörig zu würdigen, muß eine in einem frühern Heft mitgetheilte daneben gehalten werden. Bei Gelegenheit der Anzeige eines engliſchen Buches über deutſche Badeörter, in welchem ein Langes und Breites über die Neubauten der Engländer in Baden enthalten ſein ſoll, bricht der New Monthly Magazine in folgende Worte aus:

„Die Engländer ſind überall die großen Verſchönerer. Die breiten Steine auf den Straßen der franzöſiſchen Städte, die Glasſcheiben in den Fenſtern der deutſchen Häuſer ſind ſeit zwanzig Jahren durch engliſches Geld hervorgezaubert.

Hier muß denn doch ſelbſt die grenzenloſe deutſche Eitelkeit nothgedrungen zugeſtehen: „Die Engländer ſind das anſpruchloſeſte Volk auf dem Erdball!"

Feuilleton.

⁂ Dr. Savoye, Profeſſor der deutſchen Sprache nach der Robertſon'ſchen Methode, Mitarbeiter am Temps, hat auf den 1. Januar 1838 eine Zeitſchrift „Le Panorama de l'Allemagne" angekündigt, welche mit Ausſchluß der Politik der Gegenwart in zweimal wöchentlich erſcheinenden Lieferungen nach und nach ein vollſtändiges Gemälde Deutſchlands geben wird. Alte und neue Geſchichte, Geographie und Ethnographie, Naturgeſchichte, Geſetzgebung, Sitten, Mythologie, Volksſagen, Literatur, Künſte, Lebensbeſchreibungen und Porträts der berühmteſten Männer, vorzüglich auch der Lebenden, Handel, Induſtrie, Entdeckungen, Erfindungen bilden den Inhalt dieſer Zeitſchrift, die vor allem ein würdiges Organ für deutſche Intereſſen in Paris werden ſoll. Bei der Aufmerkſamkeit, welche die Franzoſen allem Ueberrheiniſchen zuwenden, von dem ſie, trotz der vielen Reiſeberichte ihrer gelehrten Landsleute, nur ſehr unklare Vorſtellungen und lückenhafte Kenntniſſe haben, verdient dieſes Unternehmen des Dr. Savoye der Unterſtützung aller deutſchen Schriftſteller, die um ſo weniger ihre Beiträge verſagen werden, da ſie nur in deutſcher Sprache erbeten und nachher überſetzt werden. Die Stahlſtiche und Lithographien, von denen jedesmal zwei einer jeden Lieferung beiliegen ſollen, werden von ausgezeichneten Künſtlern ausgeführt. In einigen Jahren wird auf dieſe Weiſe Frankreich ein pittoreskes Werk erhalten, das bis jetzt eine der fühlbarſten Lücken ausmacht und durchaus nur einſeitig durch Ueberſetzungen ausgefüllt werden kann.

⁂ Die Geſammt-Ausgabe Göthe's, welche bei Tétot in 5 großen Octavbänden in Paris erſchienen iſt, ſollte anfangs höchſt intereſſante Briefe enthalten, welche Göthe an den bekannten Grafen und Pair Reinhard ſeit einer langen Reihe von Jahren, ſogar einige nach der Julirevolution, geſchrieben hatte. Reinhard hat auf Bitten der Familie Göthe's ſämmtliche Briefe zurückgezogen und ſie der Cotta'ſchen Buchhandlung übergeben, welche ſie nebſt Reinhard's Briefen in einer vollſtändigen Briefwechſelſammlung Göthe's erſcheinen laſſen wird. Wir werden aus manchen Geſtändniſſen Göthe als Politiker kennen lernen.

⁂ Dr. Guhrauer, der ſich ſeit einigen Wochen wegen weiteren Nachforſchungen über Schriften des Leibnitz in Paris aufhielt, hat auf der königl. Bibliothek ſchon 10 ungedruckte Briefe des berühmten Philoſophen aufgefunden.

⁂ Der Hennebergiſche alterthumsforſchende Verein in Meiningen beging am 14. v. M. die 5te Jahresfeier ſeiner Stiftung. Der Director (Bibliothekar Bechſtein) las dabei eine intereſſante Abhandlung über den Antheil der Grafen von Henneberg am deutſchen Minnegeſang.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 298. 1837.

Phönix.

Montag, 18. December.

Das Brautſchiff.

(Fortſetzung).

„Habt Ihr ſchon wieder einen Bankrott ausgewittert?" fragte Robert finſter. „Iſt ſchon wieder der Name eines ehrlichen Mannes daran, das Opfer Euerer Verläumdung zu werden?"

„Nichts Verläumdung, Herr!" ſchrie der Mackler im höchſten Eifer. „Wahrheit! reine unverfälſchte Wahrheit! Ein mächtiges Bremer Haus ſteht nahe am Bankrott! Siegfried Möller, der vormals deſignirte Schwiegerſohn des Herrn Averdick fallirt, muß falliren binnen hier und wenigen Tagen, wenn Gott kein Wunder thut."

Ein Strahl der Freude leuchtete aus den Augen des Kapitäns: „Wiederholen Sie mir dies noch einmal! Siegfried Möller muß falliren. Verſchweigen Sie mir nichts, nicht den geringſten Nebenumſtand! Sprechen Sie deutlich, lieber, liebſter Herr Heils!"

Nun war der kleine Mackler in ſeinem Element. Er begann eine lange Erzählung, deren Hauptinhalt war, daß Siegfried Möller bald nach ſeiner Trennung von Herrn Averdick mehrere empfindliche Stöße erlitten habe; daß er ſich darauf dem amerikaniſchen Handel zugewendet, um durch einige kühne Unternehmungen das Verlorne wieder zu gewinnen. Aber hier ſei er erſt dem Verderben in die offenen Arme gelaufen; denn was er auch begonnen habe, immer ſei ihm ein Anderer, der von ſeinen Projekten genau unterrichtet geweſen ſein müſſe, zuvorgekommen, und wenn er gedacht, er werde eine ergiebige Ernte halten, ſei ihm nur das leere Nachſehen geblieben. „Er hat ſtarke Zahlungen zu machen," ſchloß Jener, „das weiß man gewiß, und Geld iſt nicht in Caſſa. Wenn er keinen Aufſchub erlangen kann, iſt er herum; denn es ſind ſchwere Wechſel im Anzuge."

Der kleine Mackler hielt inne; denn er wollte erſt erfahren, ob ſeine Erzählung auch willkommen ſei; als er aber ſah, daß Kapitän Robert ruhig blieb, ja daß ſogar dieſer ein gewiſſes Wohlbehagen an der Mittheilung des Kleinen zu finden ſchien, fuhr dieſer fort: „Das iſt aber auch dem hochmüthigen Thoren ganz recht. Die ganze Börſe gönnt es ihm, daß er nun ſo klein wird, wie ein Gewürzkrämer in den Vorſtädten. Was hat er nicht für eine Rolle geſpielt! wenn er einmal von Bremen hierher kam! und wie unverantwortlich hat er nicht an dem guten, braven Herrn Averdick und deſſen Jungfer Tochter gehandelt. So etwas trägt ſeine Früchte; ſo etwas wird von Oben herab beſtraft, ſo etwas . . ."

„Es iſt gut ſo!" unterbrach Kapitän Robert den Schwätzer, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob. „Gehen Sie nur wieder an Ihre Geſchäfte, und tröſte Gott jedes rechtliche Menſchenkind, deſſen guter Leumund in Ihre und Ihresgleichen Hände fällt."

Der Mackler zog ſich kleinlaut zurück, Kapitän Robert blieb allein. Er verſank in Nachdenken; aber aus den einzelnen Reden, die er von Zeit zu Zeit vor ſich hin murmelte, konnte man ſehr leicht den Zuſtand ſeines Innern ermeſſen.

„So iſt denn nun das Ziel erreicht! — Ihr, die ihr mich ſo tief demüthigtet, ſollt euch vor mir beugen! Alle ſollt ihr es, ich will euch beherrſchen! — Und du, geliebte Erneſtine, ſollſt glücklich werden, durch mich glücklich werden. — Aber jener Hochmüthige, der ſich ſo ſtolz über mich erhob, der mich zertreten wollte, gleich einem Wurm, und an der Heiligen, die ich anbetete, zum Frevler ward, er ſoll büßen! — Alle ſollen den Verſöhnungskuß von mir empfangen, nur er nicht; Alle ſollen aufgenommen werden in das Bündniß des

Friedens, nur er nicht; Alle ſollen frohe und glückliche Tage ſehen, nur er nicht! Ihn will ich quälen bis auf's Blut, und ihn dann, wenn er genug geängſtigt wurde, vor allem Volke von der Höhe herabſchleudern in den Abgrund der Verdammniß!" Er ſtreckte bei dieſen Worten die Hand unwillkührlich zum Himmel, als wollte er ſein Gelübde durch einen Schwur bekräftigen, und begab ſich dann in ſeine Kajüte.

Herr Averdick war nicht ſobald hergeſtellt, als er ſich auf den Weg zur Stadt machte, und Herrn Schramm, ſeinen Buchhalter, aufſuchte. Schon auf dem Wege dahin begegnete der Kaufmann vielen bekannten Geſichtern, denen er gerne ausgewichen wäre, wenn es ſich nur irgend hätte thun laſſen; denn er fürchtete, es möchte ihn Einer oder der Andere anreden, und ihn nach Dingen fragen, die er, unvorbereitet, wie er war, nicht beantworten konnte. Dahin kam es indeſſen nicht, ſondern man begnügte ſich damit, ihn ehrerbietig zu grüßen; ja es hatte den Anſchein, als ob man jetzt noch größern Reſpekt für ihn hege, als früher. In der größten Spannung kam dieſer in der Wohnung des Herrn Schramm an, und beſtürmte ihn ſogleich mit tauſend Fragen.

„Es iſt Alles ſo, wie ich es Ihnen geſagt habe," antwortete dieſer. „Ihr Schiff, der „Siegfried," liegt in dem hieſigen Hafen, Commandeur deſſelben iſt der von Ihnen ſelbſt inſtallirte Kapitän Robert, der zugleich die Geſchäfte des Supercargo mit einer ſeltenen Umſicht betreibt. Die Papiere des Schiffs lauten auf das Haus Averdick, einſt in Hamburg, jetzt in Newyork, als Eigenthümer deſſelben. Die Ladung, die er brachte, iſt gleichfalls durchweg das Eigenthum des gedachten Hauſes, und an der Börſe ein geſuchter Artikel, da ſie nur aus Gegenſtänden beſteht, woran der hieſige Platz zur Zeit Mangel leidet; es werden große Summen daran verdient. Alle Geſchäftsabſchlüſſe werden in Ihrem Namen vorgenommen."

„Wie ſoll ich mir dies Räthſel erklären?" ſprach Averdick nachſinnend. „Was will dieſer Robert, daß er ſich mir auf dieſe Weiſe gegenüber ſtellt? Ich muß Aufklärung haben, es entſtehe daraus, was nur immer wolle. Begleiten Sie mich an die Börſe!"

Averdick betrat mit ſeinem Buchhalter den innern Raum der Börſe. Er glaubte, die Kniee müßten unter ihm zuſammenbrechen, als er ſich an dem Orte ſah, der ihn einſt ſo groß und mächtig gekannt hatte. Aber als waltete nicht der geringſte Unterſchied zwiſchen Jetzt und Damals ob, wich man ihm von allen Seiten aus, begrüßte ihn mit allen Zeichen achtungsvoller Freundſchaft, oder demüthiger Unterwerfung, und verſicherte ihm mit Händedrücken und Verbeugungen, wie ſehr man ſich freue, ihn endlich wieder an der gewohnten Stätte des Ruhmes zu ſehen, die namentlich ihm einen ſo ausgebreiteten Ruf verdanke."

Von mehreren Seiten kamen alte Bekannte, begrüßten ihn mit unverſtellter Freude, boten ihm ihre Dienſte an, und prieſen ſeine kaufmänniſche Klugheit, die ein wahrhaftes merkantiliſches Meiſterſtück zu Tage gefördert hatte. Der alte Mann war in nicht geringer Verlegenheit, da er nur von den Thatſachen, aber nicht von den Motiven unterrichtet war; er erging ſich deswegen nur in einigen allgemeinen Redensarten, und erwähnte flüchtig des Kapitän Robert.

Er hatte kaum den Namen deſſelben genannt, als man abermals Gelegenheit nahm, ſeine Klugheit zu preiſen. Niemals, hieß es, hätte er einen weiſern, verſtändigern Mann zu ſeinem Geſchäftsführer erleſen können, wie die glänzenden Reſultate bewieſen, die dieſer zu Tage gefördert; und wenn irgend einer von ihnen in den Fall käme, die Leitung eines Theils ſeiner Geſchäfte in fremde Hände zu geben, ſo möge es ſtets ein Mann wie Kapitän Robert ſein. Es wäre gewiß noch eine Zeitlang in ähnlicher Weiſe fortgegangen, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Vielgeprieſene erſchienen wäre, und der Fluth der Lobſprüche dadurch einen Damm entgegengeſetzt hätte.

Man machte dem Näherkommenden ſogleich Platz, ſo daß dieſer ungehindert zu ſeinem Prinzipal gelangen konnte; dann aber ſchloß man einen Kreis um ſie und horchte aufmerkſam, um nur kein Wort von der Unterhaltung zu verlieren, die ſich jetzt entſpinnen mußte.

(Fortſetzung folgt).

Der Delphin.

Von

Theodor Mundt.

(Almanach für 1838. Mit 1 Stahlſtich. Altona, Hammerich).

Das bekannte Wort, daß auch die Bücher ihre Schickſale haben, hat ſich an dieſem Taſchenbuche Theodor Mundt's von vorn herein, ſchon bei ſeiner Entſtehung erfüllt. Die Druckverweigerung der Novelle: „Mutter und Tochter," welche für den Berliner Kalender beſtimmt war, hat dieſe veranlaßt, und wir können nur der Berliner Cenſur für ihr negatives Verdienſt unſern Dank abſtatten, daß ſie Mundt den Entſchluß zur Gründung eines Taſchenbuchs aufgedrängt hat, und dieſe ihm nun Veranlaſſung zu erhöhter, poetiſcher Produktion werden wird, ja ſchon geworden iſt; indem wir außer jener Novelle noch höchſt vortreffliche Beiträge in dem Delphin finden, die uns Mundt ſonſt vielleicht nicht gegeben haben würde. Der Inhalt der Novelle nun bewegt ſich in derſelben Tendenz, welche als die hervorſtechendſte und führende der jetzigen Literaturepoche zu betrachten und als die ſoziale zu bezeichnen iſt, zu der wir Mundt ſchon ſeit geraumer Zeit ſich haben hinwenden ſehn. Über dieſe Tendenz iſt zu ſagen, daß ſie ſowohl als ein nothwendiges Produkt der fortſchreitenden Bewegung der Geſchichte hervorgetreten iſt, als auch, daß ſie der Poeſie einen neuen Schacht eröffnet hat, der in die tiefſte Tiefe des menſchlichen Weſens führt, und den gediegenen Werth ihrer wahrhaften Bedeutung für die Wirklichkeit zu Tage gefördert hat. Die Liebe, dieſes ewige Thema der Poeſie, iſt durch dieſe Richtung auf eine Weiſe verjüngt worden, von der man, ehe ſie hervortrat, keinen Begriff hatte. Doch hatte ſich Göthe's hoher dichteriſcher Genius auch ſchon hierin offenbart; in ſeinen Wahlverwandtſchaften, dieſem zunächſt ſo ſehr verkannten und doch ſo hochſtehenden, herrlichen Roman hatte er bereits die Richtung vorgezeichnet, welche in den letzten Jahren, die Dudevant mit ſo glänzendem Erfolge und ſo tiefer Wahrheit verfolgt hat, indem ſie die Fülle der weiblichen Empfindungen mit der kernhaften Feſtigkeit des männlichen Geiſtes paarte, und mit der flammenden Gluth der Begeiſterung die Schwächen des modernen Lebens in den ſozialen Zuſtänden ſchilderte. Theodor Mundt nun iſt unter den Schriftſtellern der neueſten deutſchen Literatur derjenige, welcher dieſe großartige Tendenz in ihrer tiefſten künſtleriſchen Bedeutung aufgefaßt und in der vollendetſten Form darzuſtellen geſtrebt hat. Denn unter denen, die neben ihm auf der gleichen Bahn wandelten, hat Gutzkow ſich bisher mit viel zu abſtrakter Leidenſchaftlichkeit, Laube mit zu leichtſinniger Coquetterie dieſer Tendenz hingegeben, als daß für die Poeſie etwas künſtleriſch Vollendetes daraus hätte erſprießen können. Auch Mundt iſt freilich noch nicht zu der Fülle der Poeſie, welche aus den Romanen der Düdeva[illegible] zu der Formenreinheit, welche aus Göthe's Di[illegible] uns entgegenleuchtet, gelangt, aber er iſt doch auf [illegible] Wege dazu. Tiefe der pſychologiſchen Charakteriſtik iſt das wichtigſte Element der Romanpoeſie, wie überhaupt jeder poetiſchen Gattung, und dieſe iſt es, welche wir bei Mundt in hohem Grade finden. Die Novelle: „Mutter und Tochter,“ bietet uns hierzu einen neuen, ſchönen Beleg. Zwei weibliche und zwei männliche Charaktere ſind darin, ergriffen von den Wirr- und Irrniſſen der ſozialen Verhältniſſe mit ſolcher Virtuoſität und ſo inhaltreich dargeſtellt, daß die Novellenpoeſie eine weſentliche Bereicherung dadurch erfahren hat. Der Inhalt der Novelle iſt kurz folgender: Hippolyta, eine ſchöne kurländiſche Gräfin, in der Blüthe ihrer Jahre, gibt ſich einem verführeriſchen Abentheurer, Cimaletti, der, mit den höchſten Geiſtesgaben, mit faſt infernaliſchen Kräften ausgeſtattet, ſie mit den Netzen ſeiner Verführungskunſt zu umſtricken weiß, liebend hin, und wird ſein Weib. Aber dieſe, auf einer Täuſchung beruhende Liebe, dieſe durch eine Unwahrheit geſchloſſene Ehe kann keinen Beſtand haben. Nachdem beide eine Zeit lang auf den Gütern der Gräfin ſcheinbar glücklich verlebt haben, tritt das Unedle in Cimaletti's Charakter, der nur in ſeinem infernaliſchen Streben, in ſeiner Verführungskunſt liebenswürdig iſt, hervor; Hippolyta ſieht ſich in der innerſten Wahrheit und Heiligkeit ihres Weſens getäuſcht und verrathen, der Gedanke der Rache bemächtigt ſich ihrer, ſie beſchließt, der Leidenſchaftlichkeit des ſlaviſchen Charakters gemäß, durch Gift ſich von dem Schändlichen zu befreien. Durch ihre Tochter Ada aber wird dies verhindert. Dieſe, welcher auf jener Rheinreiſe, auf der ihre Mutter in die Netze Cimaletti's fiel, die erſten Ahnungen der Liebe durch die ideale Schwärmerei Falk's, der Cimaletti's Jugendfreund iſt, erwacht ſind, und die jetzt zur vollendeten Jungfrau herangereift iſt, erfährt das Geheimniß; ſie muß ihre Mutter haſſen, und entſchließt ſich, Cimaletti zu retten, indem ſie mit ihm flieht. Aber ſie in Liebe zu gewinnen, wie nun der Dämon dieſen treibt, gelingt ihm nicht, er ſcheitert an Ada's reiner Jungfräulichkeit, an ihrem hohen Geiſte. Schnell naht ihm nun das Verderben. Falk, den er, wie Hippolyta als Weib, ſo als Mann betrogen, hat ſich rachedurſtig in ſeinen Verfolger verwandelt, er hat ſich zum Polizeirath emporgeſchwungen, und verhaftet ihn nun als Hochverräther und gemeinen Betrüger. Auch Hippolyta iſt ihm nachgereiſ't, aber ſie iſt nicht ſtark genug, die Kette zu zerreißen, die ſie an jenen band; ſie trägt einen Theil der Schuld, und erliegt deshalb auch ihrer Schwere: ſie vergiftet ſich mit Cimaletti. Ada aber geht mit erhöhter Kraft aus dieſen traurigen Verhältniſſen hervor. Sie ſchlägt den Liebesantrag Falk's, obgleich ſie die Liebe zu ihm ſtill im Herzen trug, aus, entſchloſſen aus, weil er den Freund verrathen hat, weil auch er einer niedrigen Leidenſchaft erlegen iſt; ſie beſchließt, nie einen Ehebund einzugehn. — Dieſes letzte Ergebniß der Novelle wird von dem plumpen, moraliſchen Verſtändniß ohne Zweifel wieder als unſittlich aufgefaßt werden, und doch iſt es grade ein rein ſittliches. Nicht die Ehe, ſondern die Verirrungen, in welche dieſe ſtürzt, wenn ſie leichtſinnig geſchloſſen wird, bilden, wie in den Romanen der Düdevant, ſo hier, den Kolliſionspunkt, und zwar iſt die Schuld dieſer Verirrungen von Mundt diesmal weſentlich in die Perſonen gelegt, ſo daß ſie nicht ſowohl durch den Drang der Verhältniſſe, als durch ihren freien Willen, der durch niedrige Leidenſchaften beſtimmt iſt, zu Grunde gehn. Ada, welche ſich rein und frei erhält, geht auch frei aus den Wirrniſſen hervor; Hippolyta, Cimaletti und Falk aber büßen ihre verdiente Schuld. Daß Ada erklärt, nie einen Ehebund eingehen zu wollen, iſt für ſie ein nothwendiges ſubjektives Reſultat ihrer Schickſale, in dem die objektive Wahrheit ſich nur in ſo weit ausſpricht, als darin in ſcharfer Faſſung geſagt iſt, daß ein Ehebund, der nicht aus der tiefſten ſittlichen Charakterkenntniß hervorgegangen iſt, ein unſittlicher iſt. Als weſentlich vorzüglich iſt nur in Mundt's Novelle die Kunſt hervorzuheben, mit welcher die Wahrheit des ächt Menſchlichen in den Charakteren dargeſtellt iſt. Hier iſt kein abſtraktes Auseinanderhalten des Guten und Böſen, wie dies unlängſt in Steffen's Revolution ſich ſpreizte; hier iſt, wie in Göthes Dichtungen, das wahrhafte Maaß der Poeſie gefunden. In Cimaletti's, Hippolyta's und Falk's Weſen iſt die wahrſte Miſchung der Triebe und Neigungen, der Tugend und des Laſters dargeſtellt, und ſelbſt Ada wird von dem Reize des Irdiſchen berührt, ſo daß ſie der Leidenſchaft nicht verſchloſſen iſt; nur beſiegt ſie dieſe durch die Kraft ihres Geiſtes, und dies iſt das ſchönſte Reſultat, das ein Dichter gewinnen kann. Wenn nun ſo Mundt's Novelle von Seiten der Charakteriſtik weſentlich zu rühmen iſt, ſo möchte ſie es weniger von Seiten der Situationenbildung ſein; hier wird ſich der Vorwurf des Forcirten gegen ihn erheben; man wird Vieles unwahrſcheinlich in der Hervorbildung der Motive finden. Indeß wird auch von dieſem Vorwurfe Vieles verſchwinden, wenn man das Maaß der Novelle und den kleinen Raum abwägt, der ihr zur Individualiſirung zu Gebote ſteht; dem Dichter muß hier die größtmögliche Freiheit geſtattet ſein. Doch würde Mundt eine bei weitem größere Wirkung in ſeiner Tendenz erreichen, wenn er der Phantaſie mehr Raum in ſich geſtattete, und ſich von der Novelle zu der größern Form des Romans wendete. — Von den übrigen Beiträgen des Delphin ſind nun ferner „die vertrauten Briefe aus Hamburg“ weſentlich hervorzuheben; in dieſen iſt der Materialismus Hamburg's auf eine ſo feine und geiſtreiche Weiſe apologiſirt, daß die wahrſte und glänzendſte Ironie daraus erſprießt. — Ein herrliches Gegenſtück dazu ſind die „Denkblätter für die nordiſche Sylphide,“ in denen die ſpirituellſte Lebensanſchauung ſich Bahn bricht, und in denen die Sprache ſelbſt, von ihrem geiſtigen Inhalt einen ſylphidenartigen Charakter gewinnt. Die „Philoſophie der Déjacet“ zeigt uns dann wieder die Verſöhnung des Realismus mit dem Geiſt, die in den herrlichſten Witzworten hervortritt, und einen höchſt intereſſanten Beitrag zur Kenntniß des [illegible]eichen Pariſer Lebens gewährt. Durch alle dieſe Produktionen zieht ſich Mundt Liebe und Hinneigung zu dem ächt Weiblichen, die in Deutſchland wohl durch Rahel's, Bettina's und Charlotte's Erſcheinung ihre weſentlichſte Nahrung erhalten hat. Mundt ſchließt ſich in dieſer Beziehung weſentlich an Göthe an, und zwar iſt er über deſſen Realismus weit hinausgegangen, indem er eine ideellere Lebensanſchauung in dieſen Grund und Boden pflanzte. Möchte er nun aber auch der Welt, der Männlichkeit ſich in gleichem Maaße hingeben, und aus ihrer Vereinigung Göthe gleich den höchſten Formen ſich hingebend, deſſen plaſtiſche Vollendung zu erſtreben trachten, um Kunſtwerke zu ſchaffen, die für unſre Zeit ſind, was Göthe's Dichtungen für die ſeinen waren. Dr. E. Meyen.

Feuilleton.

⁂ **Ausländiſche Literatur.** — Wir machen unſere Leſer auf folgende literariſche Erſcheinungen aufmerkſam: 1) „*Biographie Universelle, contenant la Nécrologie des hommes célèbres de tous les pays, — des Articles consacrés à l'histoire générale des peuples, aux batailles mémorables, aux grands événemens politiques, aux diverses sectes religieuses etc. depuis le commencement du monde jusqu'à nos jours, par une société de gens de lettres, de professeurs et de bibliographes.*" Neue Ausgabe in 6 ſtarken Bänden, gr. 8, mit 60 Portraits von den berühmteſten engliſchen und franzöſiſchen Künſtlern. Das Werk erſcheint in 140 Lieferungen, wovon die 4 erſten bereits ausgegeben ſind (bei Furne et Comp. quai des Augustins 39 in Paris), und erfreut ſich ſeiner Popularität wegen einer außerordentlichen Theilnahme. Es führt dem Leſer alles Wiſſenswerthe vor Augen, was nur von berühmten Männern intereſſant iſt, ohne überflüſſige Details. Es iſt eine der wohlfeilſten und vollſtändigſten Encyclopädien, die je erſchienen ſind. Die Portraits ſind vortrefflich und laſſen hinſichtlich der Aehnlichkeit und des Stiches nichts zu wünſchen übrig; wenigſtens ſind die vier erſten von Rubens, Cuvier, Shakespeare und Fénélon äußerſt gelungen, und verdienen in den Portefeuille's der Kunſtliebhaber Aufnahme zu finden. — 2) *Les Oeuvres de Platon*, von Victor **Couſin** in's Franzöſiſche überſetzt. Dieſes wichtige Werk, deſſen erſte Bände eine glänzende Aufnahme gefunden haben, wird bald vollendet ſein. Bei Rey und Gravier zu Paris ſind bereits der 9te und 10te Band erſchienen, und der letzte iſt unter der Preſſe. — 3) „*Bibliothèque anglaise, Collection des meilleurs auteurs modernes*," 100 Bände in 8 mit neuen Lettern auf ſchönem Papier, 2 Fr. 15 Cent. der Band, bei Renard in Paris. Vom erſten Dec. an erſcheint jeden 1. und 15. des Monats ein Band. — Der bereits erſchienene erſte Band enthält die Werke des Capitain's Marryat; dieſem folgen nach: Morier, Bulwer, Waſhington-Irving, James, Cambden und Roger's, Lady Bury, Theodor Hook ꝛc. lauter Namen, deren Schriften in England in zahlreichen Editionen nicht geleſen, ſondern verzehrt werden.

⁂ **Ueber die Meteornacht** vom 12. auf den 13. Nov. dieſ. Jahres bringt ein **New-Yorker Blatt** den Bericht eines Hrn. O. aus dem Yale College vom 14. Nov. Zur Beobachtung hatten acht Naturfreunde ſich in die verſchiedenen Himmelsgegenden vertheilt. Am 12. Nov. wurde gegen 6 Uhr Abends im Nordweſten ein Nordlicht wahrgenommen, welches gegen 7 verſchwand. Der volle Mond geſtattete aber keine Sterne von geringerer als dritter Größe zu ſehen. Fallſterne wurden erſt von 5 Minuten nach Eins an wahrgenommen. Es erſchienen deren nun in beträchtlichen Zwiſchenräumen, die, auch in dieſem Jahre wieder, vom Haupt des Löwen ausgingen. Bis zum Morgen hin nahmen ſie zu an Zahl und Glanz. — **Faſt alle ließen leuchtende Spuren ihres Fluges zurück.** Einige funkelten in ungemeinem Glanze. Im Ganzen beobachtete man deren 650 in dieſer Nacht. Alle bis auf 20 oder 30 ſtrahlten vom Haupt des Löwen aus oder bewegten ſich ſo hinten, die fortgezogen den Punkt durchſchnitten haben würden, welcher anfangs nahe bei dem Auge des Löwen (Mu Leonis), ſpäter ein wenig ſüd- und oſtwärts fortrückte, und bald nach 3 ſtehen wurde nahe bei Epſilon Leonis, was bei einem halben Grad nahe dieſelbe Stellung war wie 1833. In den 3 früheren Jahren erreichte das meteoriſche Phänomen gegen 4 Uhr Morgens ſeinen Culminationspunkt; in dieſem Jahre nahm die Zahl der Sterne nach 3 raſch zu und blieb dann gleichmäßig drei Stunden lang, ſo daß im Durchſchnitt faſt auf jede Minute ein Fallſtern zu rechnen iſt. Ueber die beiden anderen Novembernächte ſchweigt der New-Yorker Bericht.

⁂ **Erweiterung des Toleranzediktes in Oeſterreich zu Gunſten der Juden.** — Eine Verfügung der kaiſ. öſterreichiſchen Regierung aus den erſten Tagen des Juni d. J. hat einige beſchränkende Beſtimmungen des Toleranzediktes Joſeph's II. von 1782 für die in Oeſterreich wohnenden Juden aufgehoben, und dabei ſich dahin erklärt, „daß die **deutſche Sprache** allmählig auf alle Gebete im Bethauſe in Anwendung gebracht werde."

⁂ **Kritik der Kritik.** — Von Stuttgart aus wird in der Hannoverſchen Zeitung vom 16. Novbr. geklagt, daß die Kritik ihres Amtes nicht wahrnehme in Bezug auf die Schriften des Dr. H. **Elsner**. Wir verweiſen den Stuttgarter Hyperkritikus auf Nro. 157—173 des Phönix v. J.

⁂ **Turpin über Croſſe.** — In der Sitzung der Akad. der Wiſſenſch. zu Paris vom 13. Novbr. verlas Herr Turpin eine Note über den von Herrn Croſſe angeblich producirten Acarus. Das von demſelben eingeſendete Exemplar iſt, nach Herrn T.'s genauer Unterſuchung, ein Acarus horridus, und zwar gerade ein Weibchen, welches in ſeinem Leibe ein Ei trägt. Herr T. verſucht bei dieſer Gelegenheit die Irrigkeit der Prätention des engliſchen Gelehrten zu erweiſen.

⁂ **Der berühmte Fußgänger Townſend**, welcher eine Wette gemacht, 10 Tage hintereinander täglich 60 engl. Meilen zurückzulegen zu wollen, hat Mittwoch den 15. November ſeine Wette verloren; denn er kam erſt Abends halb 12 Uhr am Ziel ſeiner Beſtimmung an, und zwar ſo ſchwach, daß er ſich nicht eine Stunde länger auf ſeinen Beinen halten konnte. Er erklärte ſich für überwunden, weigerte ſich, ſeine Reiſe weiter fortzuſetzen und ſchrieb die Schuld dem ſchlechten Wetter zu, das ihn auf der Reiſe getroffen. Er hatte nur noch 80 Meilen zurückzulegen, um ſeine Wette zu gewinnen. (Morning-Post).

⁂ **Abbé Châtel**, der Gründer der franzöſiſchen Kirche, ſchreibt im Augenblick an einem „Code humanitaire," worin er ſeine Grundſätze theoretiſch durchführt.

⁂ **Das herzogliche Geſpenſt.** — In Berlin hieß es kürzlich, der verſtorbene Herzog Carl von Mecklenburg gehe um. Man forſchte nach; — das Geſpenſt war ein Kammerdiener, der in der Geſtalt des Abgeſchiedenen auf **Diebſtahl** ausging. — Ein merkwürdiger Luxus für manche Verſuche, Abgeſtorbenes wieder in's Leben einzuführen.

⁂ Vom Neujahr an erſcheint in Hamburg eine neue belletriſtiſche Zeitſchrift: „**der nordalbingiſche Telegraph**," herausgegeben von **Ludolph Schleier** (Th. Fr. **Schreber**) dreimal wöchentlich. Das Probeblatt, das uns zu Geſicht gekommen, berechtigt zu ſchönen Erwartungen.

⁂ **Doktor Walter zu Bonn**, Profeſſor des Kirchenrechts, hat vom Papſte den Orden des heiligen Gregor's des Großen erhalten. Rom weiß die ihm erwieſenen Dienſte zu erkennen.

⁂ **Sir Moſes Montefiore**, erſter moſaiſcher Sheriff zu London, iſt am 9. Nov. bei Gelegenheit des von der Stadt der Königin gegebenen Feſtes, von dieſer zum **Ritter** erhoben worden. Dies wird ihn jedoch nicht hindern, nach wie vor pünktlich die Synagoge zu beſuchen, die er zwiſchen ſeinem Landhaus und Ramsgate auf ſeine Koſten hat erbauen laſſen.

⁂ **Pariſer Theater.** — Eben iſt in Paris die komiſche Oper „le Fidèle Berger" in 3 Akten von **Scribe** und „Saint-Georges" angekündigt. Die Muſik iſt von **Adam**. Das Stück wird jetzt einſtudirt und ſogleich nach dem „Domino noir" von **Scribe** und **Auber** aufgeführt werden.

Hierzu Beilage Nº. 12.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

N^ro^ 299. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 19. December.

Das Brautſchiff.

(Fortſetzung.)

Der alte Averdick machte unwillkührlich eine Bewegung des Erſtaunens, als er ſich ſeinem ehemaligen Kapitän gegenüber ſah. Er richtete einen fragenden Blick auf ihn, ohne den ehrfurchtsvollen Gruß deſſelben zu erwiedern, und ſtützte ſich auf die Schulter ſeines treuen Begleiters.

„Ich preiſe mich glücklich," ſprach der Kapitän, „in einem Augenblicke vor Ew. Edeln zu erſcheinen, der mir Gelegenheit gibt, Ihnen die angenehmſte Nachricht zu überbringen. Die mir von Ihnen auf eine ſo ehrenvolle Weiſe übertragenen Geſchäfte ſind vor einer Stunde völlig beendigt, und Ew. Edeln" dürfen nur befehlen, wie die großen Fonds, die ſich jetzt noch in meinen Händen befinden, zu verwenden ſind, und wohin der „Siegfried," ſeinen Lauf zu dirigiren hat."

„Welcher Art auch die Aufträge geweſen ſein mögen, die Sie von mir empfangen haben wollen," begann der Kaufmann, aber der Kapitän unterbrach ihn raſch und fuhr fort:

„Dieſe Aufträge ſind von mir gewiſſenhaft aufgefaßt und ausgeführt, und ich bin zu jeder Minute bereit, darüber die ſtrengſte Rechenſchaft abzulegen. Es iſt dazu Alles vorbereitet, und wenn Ew. Edeln die Güte haben wollen, mich zu begleiten, werden Sie in wenigen Augenblicken klar ſehen." Er nahm den Arm des Kaufmanns und führte ihn aus dem Gedränge der Börſe in einen nahe gelegenen Gaſthof, woſelbſt er ſeine Wohnung genommen hatte.

Kaum befanden ſie ſich ohne Zeugen in einem Zimmer des Gaſthofes, als der alte Averdick mit feſter Stimme ſprach: „Nun, mein Herr, werde ich endlich erfahren, was alle dieſe Seltſamkeiten bedeuten, und wohin ſie führen ſollen? Welche Geſchäfte habe ich Ihnen aufgetragen, und welche Bewandniß hat es mit dem großen Handelsgeſchäft, das unter meiner Firma in Newyork eröffnet worden iſt? Geben Sie mir eine runde, nette Antwort; denn ich bin nicht Willens, mich länger von Ihnen am Narrenſeile herumführen zu laſſen."

„Hätten Sie," erwiderte Robert nicht ohne Bitterkeit, „während der Tage Ihres Glanzes einen edlern Begriff von Liebe und Dankbarkeit gehabt, Sie würden mir unmöglich ſolche Frage vorlegen. Haben Sie vergeſſen, mit welchen zarten Banden ich mit Erneſtinen verbunden war? Haben Sie vergeſſen, daß wir uns unwandelbare Liebe und Treue gelobten, und daß wahre Liebe von Tag zu Tag ſich mit immer ſtärkern Banden an den Gegenſtand der Neigung gefeſſelt fühlt? Sie freilich dachten nicht ſo; Sie ſtießen mich von ſich gleich einem Ausſätzigen, und weil ich Ihnen doch durch die Rettung Ihres Kindes einen Dienſt erwieſen hatte, ſo ſuchten Sie mich mit einer ſo guten Manier als möglich los zu werden."

„Nichts mehr von dieſer Rettung!" ſprach Averdick aufgeregt. „Ich habe ſie dir bezahlt, wir ſind quitt."

Robert's Auge ruhte mit Wehmuth auf dem Alten. „Ja, mein Herr, Sie haben mich bezahlt, Sie glauben es wenigſtens. Aber wie eine allwaltende Vorſehung jede unüberlegte und widerrechtliche Handlung ſtraft, ſo auch bei Ihnen, als Sie mir einen Dienſt der Menſchlichkeit abkaufen wollten. Es geſchah in einem Augenblick der Leidenſchaftlichkeit, der Aufregung. Wo war Ihre Weisheit, als Sie einen Mann, der Ihnen ſo innig ergeben war, von ſich ſtießen, und ihn hinausjagten in die Welt? Und dann das Geſchenk, das Sie in meine Hände legten? Es war das Werk des aufwallenden

Zorns, des ungemeſſenſten, ſchrankenloſeſten Stolzes! Es betrug einen weſentlichen Theil Ihres Vermögens, der bei den damaligen Conjunkturen, bei nur einigermaßen verſtändiger Anwendung zu Millionen anwachſen mußte. Was dachten Sie, Herr Averdick, als Sie, nur um ſich Ihrem Feinde als großmüthigen Gegner zu zeigen, mir dieſe Summe hinſchleuderten?"

Averdick ſchlug die Augen zu Boden, er hatte nicht den Muth, Robert in's Geſicht zu ſchauen; das Gewicht ſeiner Schuld laſtete ſchwer auf ihm.

„Sehen Sie mich freundlich an, Herr Averdick!" nahm Robert nach einer Pauſe das Wort. „Ich bin nicht Ihr Gegner, wie Sie wähnen; ich bin Ihnen, um Erneſtinens willen, mit Sohnestreue zugethan und habe in dieſem Sinne gehandelt. In den erſten Augenblicken des Zornes freilich, als ich von Ihnen auf eine ſo ſchmähliche Weiſe aus meinem Vaterlande hinweggewieſen wurde, hätte ich Sie vor meinen Augen untergehen ſehen können, und welcher Menſch an meiner Stelle hätte nicht eine ähnliche Empfindung gehabt? Aber bald ſiegte die beſſere Kraft in mir; und als ich mich allein mit meinem gebrochenen Herzen mitten in der See befand, ſchwur ich, mich auf eine edle Weiſe an meinen Gegnern zu rächen. Ich habe meinen Schwur gelöſ't. Meine erſte freie That war, die Vernichtung der Schenkungsacte; ſie geſchah in Gegenwart der Schiffsoffiziere. Von nun an war ich wieder Ihr Kapitän, und da ich keine weiteren Inſtructionen vorfand, als die, nach Newyork zu ſegeln, ſo mußte ich nach eigner Einſicht handeln. Kaum hatte ich die mir anvertraute Ladung zu hohen Preiſen verkauft und große Summen erworben; kaum hatte ich dieſe zu neuen glänzenden Unternehmungen in Ihrem Namen verwendet, als ich von Europa aus die Nachricht erhielt, Sie hätten Ihr Comptoir geſchloſſen. Dieſe Neuigkeit machte lebhafte Senſation an der Börſe von Newyork; die neuen Unternehmungen waren noch zu keinem Endreſultat gediehen, ein plötzliches Mißtrauen konnte Alles zu Schanden machen. Da galt es einen kühnen Entſchluß. „Ja!" rief ich, den auf mich einſtürmenden Fragern entgegen, „ja, das Geſchäft der Averdick's iſt in Hamburg aufgehoben; aber nur, um es hier wieder zu eröffnen. Bald wird er hier landen, und mich hat er einſtweilen vorausgeſendet, um ihm die Stätte zu bereiten." Man nahm Anſtand mir zu glauben, doch wagte man auch nicht offenen Widerſpruch; zwei Tage darauf waren alle meine neuen Unternehmungen glücklich beendigt und mein Kapital verdreifacht."

Averdick ſah ſeinen Geſchäftsführer an; dieſer fuhr fort: „Von dieſer Stunde an war das Glück mir treu und hat mich nicht einen Augenblick verlaſſen. Ihre Firma blühte zu einem nie geahnten Glanz empor. Die müßige Neugier war bald abgefunden; eine bedenkliche Krankheit hätte Sie ergriffen, hieß es, zwar wären Sie geneſen, dürften aber noch immer die Reiſe über See nicht wagen. Zuletzt fragte Niemand mehr; man hatte volles Zutrauen zu mir; ich war der dirigirende Chef Ihres Hauſes. Alles iſt wohlbeſtellt, und während ich hierher eilte, blieb ein Mann von erprobter Treue an der Spitze des Geſchäftes zurück. Ich war niemals ein Mann von niederer Denkungsart; die drei Jahre, welche ich in der neuen Welt zubrachte, haben mich wahrlich nicht verſchlechtert. Darf ich nun hoffen, endlich von Ihnen mit freundlichern Blicken angeſehen zu werden?"

Averdick war zu tief bewegt, er vermochte nicht zu ſprechen; er reichte ſeinem Kapitän die Hand und drückte ſie herzlich, indem er ſein Geſicht an der Bruſt des ehrlichen Buchhalters verbarg, damit man ſeine Thränen nicht ſehen ſollte.

Alle drei waren bewegt; Keiner ſprach ein Wort.

Erſt nach und nach ſammelten ſich die Gemüther. „Lebensretter meines Kindes!" begann der alte Averdick, „du haſt dich edel gerächt; ich ſchäme mich nicht, es dir zu bekennen, daß ich dich hoch über mir ſehe und zu geſtehen, daß ich, in gleicher Lage, nicht ſo gehandelt haben würde. Jetzt, mein Sohn, iſt es mir ein Troſt, eine Freude, dir ſagen zu können, daß Erneſtine dir noch immer treu geſinnt iſt, und dir ihre ganze Liebe bewahrt hat. Zwar wirſt du umſonſt die friſchblühende Jungfrau in ihr zu finden hoffen; Kummer und Sorgen haben ihre Wangen gebleicht, und der Gram hat ihr Herz gebrochen. Aber es wird dir doch lieb ſein, ſie zu ſehen, zu begrüßen und dich freuen, daß ſie nicht die Beute ihres frühern Bräutigams geworden iſt, an deſſen Seite ſie vielleicht längſt dem Tode verfallen wäre."

„Reden Sie nicht von jenem Herzloſen, mein Vater!" unterbrach ihn Robert. „Auch ihn erwartet die entſcheidende Stunde. Der freche Uebermuth, der im mächtigen Stolze ſich vermaß, die halbe europäiſche Handelswelt an ſeinen Triumphwagen zu ſpannen, wird von ſeiner Höhe herabſtürzen, ehe Ihr es denkt. Wir ſind jetzt am Ziel unſerer Unterhaltung; noch feſſelt mich ein wichtiges Geſchäft; kehren Sie einſtweilen nach Hauſe zurück, bringen Sie Erneſtinen meine Grüße, meine Hoffnungen und die Verſicherungen meiner unwandelbaren Liebe. Sobald ich mein wichtiges Tagewerk beendigt habe, ſuche ich Sie in Ihrer Behauſung auf."

Man trennte ſich. Averdick begab ſich mit ſeinem treuen Schramm nach Nienſtädten hinaus; Robert kehrte an Bord ſeines Schiffes zurück. Kaum hatte er ſich in ſeine Kajüte begeben, als man ihm einen Herrn meldete, der ihn zu ſprechen wünſchte. Kapitän Robert gab Befehl, ihn hinunter zu führen, und ſeine Unterhaltung mit dem Fremden nicht zu ſtören. (Fortſ. f.)

Aus Prag.

Mit dem November und December beginnt das eigentliche ſtädtiſche Leben unſerer Stadt wieder. Wie die Jagden ſeltener werden, rücken die Familien des Adels gleichſam in die Winterquartiere ein, und kehren zu ihren Abendunterhaltungen zurück, welche dieſelben ſind, wie in andern großen Städten; wie denn überhaupt das Leben der Großen in den verſchiedenſten Ländern Europa's bei weitem weniger Modificationen hat, als jenes des Mittelſtandes, oder gar die Gewohnheiten und Luſtbarkeiten des Volkes. Ein Salon in Paris und London wird von jenen deutſcher großer Städte lange nicht ſo verſchieden ſeyn, als z. B. ſchon ein Volksball in Prag und Wien, den Hauptſtädten zweier Provinzen deſſelben Staates, und in nationeller und klimatiſcher Hinſicht ſo wenig von einander abweichend. Die adelichen Cirkel Prag's ſind in der Regel — die hier keine Ausnahme ſtatuirt — ſtreng von allen übrigen abgeſondert, und für den Bürgerlichen hermetiſch verſchloſſen. Auch die höhern bürgerlichen Stände haben ihre Coterien, die ſich jedoch meiſt in kleinern Gruppen mittheilen, und das Militär theilt ſich nach Familien- und andern Verhältniſſen zwiſchen die adeliche und bürgerliche Geſellſchaft, da die Zahl der verheiratheten Offiziere nicht ſo groß iſt, um einen eigenen Cirkel zu bilden. Unter dem Handelsſtand und den reichern Privatperſonen findet man hier kein Haus, in dem täglich Geſellſchaft empfangen würde, ſondern jede größere Verſammlung iſt im Voraus beſtimmt, und die Gäſte werden förmlich dazu eingeladen, während außerdem der Abend gewöhnlich im Theater zugebracht, oder nur die Verwandten des Hauſes oder die vertrauteſten Freunde zu einem traulichen Geſpräch oder zur Spielparthie vereinigt werden. Geſpielt wird jetzt mehr als jemals; und es gibt eine große Anzahl von Herren, noch mehr aber Frauen, welche wohl begreifen können, daß man, wie Mucius Scävola, für das Vaterland die Hand in die glühenden Kohlen halten, doch nicht, wie man einen Abend — und zumal einen Winterabend — ohne Spielparthie hinbringen könne. Das verbreitetſte und beliebteſte der Geſellſchaftsſpiele iſt das ſtille Whiſt (das freilich bei manchen Spieltiſchen etwas laut wird) mit ſeinem Stiefbruder Boſton, von der raffinirteſten Parthie an, bei welcher ſelbſt der britiſche Gentleman noch Fineſſen lernt, bis zu der ſimpeln Hausparthie, bei der das engliſche Spiel ungefähr im Geiſte des uralten, verſchollenen „Zwick“ behandelt wird, und welches uns Caſtelli ſo meiſter- und muſterhaft gezeichnet hat. In manchen Spielgeſellſchaften, denen ſelbſt das Whiſt nicht mehr genügt, macht man ein kleines Ombre, während andere ſich mit einem Tarock-Tapp begnügen. Das alte Tarock-Pagat aber iſt faſt aus allen Kreiſen verbannt. Iſt die Verſammlung größer, ſo theilen ſich die Gäſte gewöhnlich in zwei Partheien, wovon die eine die Spieltiſche bevölkert und ſich ausſchließend mit den kleinen bunten Bilderchen beſchäftigt, einige alte Herren auch wohl eine Schachparthie machen, oder kannegießern. Die jungen Leute — mitunter einige ältere und unvermählte, die ſich und Andere gern überreden möchten, ſie ſeien noch jung — bilden ihren eigenen Kreis, ſpielen ſogenannte „kleine Spiele,“ laſſen Charaden und Sprichwörter errathen, die mimiſch dargeſtellt werden, oder es wird muſicirt, und nach den Tönen des Pianoforte getanzt, wo oft eine Schöne, die ſich ſehr gern mit im Wirbel des Walzens oder der Walzer-Galoppe drehen würde, weil ſie aber das Unglück hat, am beſten zu ſpielen, oder die beliebteſten Strauß'ſchen Walzer zu kennen, das Orcheſter vorſtellen muß, und vor Unluſt am Ende aus dem Tacte kommt. Das Pfänderſpiel iſt ſo ſehr aus der Mode gekommen, daß die jungen Herren und Damen daſſelbe kaum mehr kennen, und auch die literariſchen und declamatoriſchen Abendunterhaltungen ſind auf wenige Familien beſchränkt geblieben, und auch bei dieſen wieder in Vergeſſenheit gerathen. In manchen Privathäuſern ſind gewiſſe Abende in der Woche zu Quartett-Muſik oder Vocalconcerten beſtimmt, auf welche, wie bei den meiſten erwähnten Unterhaltungen ein förmliches Souper folgt. Regelmäßige Muſik-Unterhaltungen für das größere Publikum gibt es in Prag nicht, etwa jene des Conſervatoriums ausgenommen, welches jährlich eine muſikaliſche Akademie im Advent und zwei in der Faſtenzeit zu geben pflegt; ferner die Quartetten von Streichinſtrumenten des Prof. Pixis, gleichfalls drei im Advent und drei in den Faſten, zwiſchen dem Carneval und Oſtern. Außerdem führt uns der Zufall manchmal einen Tonkünſtler zu, der ſein Talent vor einem Publikum entfalten will, das von alter Zeit her noch den Ruf großer Muſikliebe beſitzt; leider aber ſind wir in den letzteren Jahrzehnten ſo ſehr mit Muſik überſättigt worden, daß nur große Künſtler mit Zuverſicht auf reiche Einnahmen rechnen können; minder berühmte aber oft ſchon zu dem Auswege eines Privatconcerts in einem kleineren Salon mit beſchränktem Orcheſter ihre Zuflucht nehmen mußten, wie dies z. B. bei der braven Clavierſpielerin Clara Wiek der Fall war, welche jedoch dem Publikum ſo ſehr gefiel, daß ein zweites öffentliches Concert in einem großen Saale, und ſelbſt noch ein drittes im Theater ſehr gefüllt war. Ein Anderes iſt es mit den Concerten für wohlthätige Zwecke, die, ſo oft ſie auch wiederkehren, doch ſtets reichlich unterſtützt werden, wenn ſie gleich mitunter in künſtleriſcher Hinſicht ſehr viel — zu wünſchen übrig laſſen. Unter den öffentlichen Orten, welche nur Männer beſuchen, um ſich zu unterhalten, Kaffee zu trinken oder Zeitungen zu leſen, hat der vor wenigen Jahren begründete kaufmänniſche Verein nächſt dem Theater vielen anderen den Rang abgelaufen, und ſeine Mitglieder nehmen fortwährend zu. Die Kaffeehäuſer werden dagegen viel weniger als in früheren Zeiten beſucht. Luxus und Eleganz ſowohl in der Toilette — zumal bei dem ſchönen Geſchlechte — als in Zimmerdecorationen, Meubles und Equipagen ſind in den letzten Jahrzehnten ſo gewachſen, daß manche königliche Reſidenz Deutſchlands weit hinter Prag zurück bleibt; und wenn die Moden ſonſt Monate brauchten, um von Wien und Paris hierher zu gelangen, ſo haben ſich in den letzteren Zeiten Mittler gefunden, welche ſie uns ſo ſchnell zuführen, daß hier wie anderswo, eine Mode die andere drängt und treibt und beinahe erſtickt. Die zahlreichen Gaſtmahle, bei welchen unter der Laſt der vielen und ſchweren Schüſſeln die Tiſche ſich bogen, ſind ziemlich verſchwunden; aber ein ausgewählter ſinniger Tafelluxus iſt an ihre Stelle getreten, und mit den feinen Weinen ſind auch die mannigfaltigen Aſſietten und Entremet's, das geſchmackvolle Pariſer Zuckerwerk zu uns eingewandert, bei deren Erſcheinung unſere Großvater und Großmütter die Hände über den Kopf zuſammengeſchlagen haben würden. Der Gedankenſprung iſt vielleicht nicht ſo groß, als es ſcheint, ja er dürfte vielleicht noch als Ideen-Aſſociation zu vertheidigen ſein, wenn wir von den franzöſiſchen Conſitüren auf die franzöſiſchen Gouvernanten kommen, die meiſt aus den adelichen Häuſern in die reicheren bürgerlichen Familien übergegangen ſind, während in jenen nur die Bonnen aus dieſer Nation noch beliebt ſind, um den Kleinen ihre den den höheren Kreiſen unentbehrliche Mutterſprache zeitig und ſpielend beizubringen; doch wenn die Kinder heranwachſen, werden ſie gewöhnlich deutſchen Erziehern und Erzieherinnen anvertraut, was in Rückſicht auf nationelle Bildung des Geiſtes und Herzens nur als höchſt wünſchenswerth betrachtet werden kann.

Das Theater hat zwar ſeit meinem letzten Bericht wieder einige Neuigkeiten gebracht, die jedoch durchaus nicht von Belang waren. Weder das Luſtſpiel von Dr. Frank: „Der Herr im Hauſe,“ noch ein dramatiſches Märchen von Joſ. Wenzig: „Die Doppelehen von Tarent“ wollten anſprechen, und Vogel's Poſſe: „Der Dilettantenkrieg oder: Das neue Liebhaber-Theater“ mißfiel im höchſten Grade, welches Schickſal auch ein paar Zauberpoſſen von Wilhelm Turteltaub und Johann Eduard Gulden: „Nur Eine löſ't den Zauberſpruch, oder: Wer iſt glücklich?“ und: „Jupiter's Strafe“ mehr und minder theilten. Einige dieſer dramatiſchen Erſcheinungen täuſchten das Publikum zum Erſtenmale, aber bei allen Repriſen bleibt das Haus unbeſucht, und ſelbſt ein Gaſt von Ruf: Fräulein von Zahlhas, vom Meklenburg-Schweriner Hoftheater vermag die leeren Bänke nicht zu bevölkern. Beſſer ging es mit der Oper, die trotz ihrer großen Lücken doch mit dem „Don Juan“ an dem Tage, wo er vor 50 Jahren zum Erſtenmale gegeben wurde, ſehr gute Geſchäfte machte. Auch Donizetti's „Elisir d'Amore,“ und: „Die reiſenden Komödianten“ wurden mit gutem Erfolg neu in Scene geſetzt. Ein Herr Grünbaum machte mit angenehmer aber ſehr ſchwacher Stimme als Naderi (Jeſſonda) und Tebaldo (Montechi und Capuletti) ſeine erſten theatraliſchen Verſuche. Eine Pantomime: „Arlekin's Zauberpiſtolet“ enthält zwar nichts Neues, aber eine ſolche Maſſe von Pantomimen-Späſſen, daß man ſich verſucht fühlte, dem Arrangeur derſelben, Herrn Balletmeiſter Raab zuzurufen, wie einſt der Cardinal Hippolyt von Eſte dem großen Arioſto: „Messer Giovanni! dove avete preso tante coglionerie?“ Das Bekenntniß bei dem Doppelchen: „Tanz und Gruppirungen ſind von Herrn Balletmeiſter Johann Raab“ iſt löblich. Man muß ſeine Sünden nicht verläugnen! Man hätte ſonſt glauben können, die Figuranten ſeien ganz willkürlich ſo herum geſprungen.

Die italiäniſchen Theater in den letzten Monaten.

Die wichtigſte und ſowohl an theatraliſchen Productionen und Novitäten, als an den ausgezeichneten Producenten reichſte unter den italiäniſchen Städten iſt gegenwärtig unſtreitig die Hauptſtadt des lombardiſchen Königreichs: Mailand, wo nicht allein das rieſenhafte Teatro alla Scala, das nur einen Nebenbuhler (San Carlo in Neapel) hat, für das muſikaliſche Drama einen gemeinſamen Mittelpunkt bildet, ſondern noch zwei Theater von einigem Belange dem recitirenden Schauſpiel einen genügenden Spielraum darbieten. Die „Scala,“ wie man die erſte Bühne Mailand's gewöhnlich zu bezeichnen pflegt, hat in der letztern Zeit mehrere neue Opern gegeben, die aber insgeſammt nicht anſprachen. An „Odio ed amore“ von Mariano Obiols (Schüler des Maeſtro Mercadante) werden nur die Inſtrumentation und einzelne gute Gedanken in einer Unmaſſe von Reminiscenzen gerühmt; doch wurde der Componiſteur mehrmals gerufen. Wir wiſſen ja, daß die Italiäner keine Feinde von alten Bekannten ſind! Die darin beſchäftigten Sänger, Sigra. Schoberlechner und die Herren Cartagenova, Pedrazzi und Luzio, gehören insgeſammt unter die [illegible] der neuen italiäniſchen Oper. Was das Libretto betrifft, ſo meinen die Mailänder Blätter, Herr Felice Romani ſei diesmal „infelice“ geweſen (was ihm ſchon oft widerfahren iſt). „Il rapimento,“ melodramma comico von Roſſi, mit Muſik von Maeſtro Mandanici, iſt in Bezug auf die Dichtung gewiß eine der ſonderbarſten Erſcheinungen. Der Sohn eines Generals, der Hauptmann iſt, liebt die Tochter eines Landmanns, und will ſie entführen; ihr Bruder verhindert den Raub, und der Vater, der eben Alcalde geworden, verdammt den Entführer zum Tode. Die Schöne kommt zum General mit einem Dolche in der Hand, zerreißt das Todesurtheil, der Vater und der Sohn treten mit geladenen Piſtolen auf, die Schöne droht ſich zu erſtechen, und der General vereinigt ſie mit ihrem geliebten Hauptmann. Wem das nicht komiſch genug iſt, der leſe ein Luſtſpiel von Goldoni! Die Muſik hat nur wenige gute Nummern. — Auch „I briganti“ von Mercadante haben nicht gefallen. Die italiäniſchen Blätter vergleichen Text und Muſik mit Schiller's „Räubern,“ und dabei kommen die beiden Italiäner ſchlimm weg. — Die einzige Oper, welche in der letzten Stagione großes Glück machte, war Donizetti's alte komiſche Oper: „l'Ajo in imbarazzo,“ und darin vorzüglich der vortreffliche Buffo Luzio.

Für die Stagione di Carnevale ſind wieder die Damen Schoberlechner, Derancourt und Marietta Brambilla, die Tenore: Paganini und Pedrazzi, Bäſſe: Salvatori und Badiali, Buffi: Luzio und Leoni engagirt. Coccia ſchreibt eine ſeriöſe Oper von Romani: „Gli Arragonj a Napoli;“ Ricci hat ſchon früher eine Buffa: „Le nozze di Figaro“ (?) componirt, die bereits angenommen und nur für den Carneval zurückgelegt worden iſt. Auch der Claviervirtuoſe Schoberlechner ſetzt eine Oper, das Libretto iſt von Roſſi nach Victor Hugo's „Marie Tudor“ bearbeitet. Roſſini wird den Winter in Mailand zubringen, aber — keine Oper ſchreiben

Die beiden Schauſpielergeſellſchaften auf dem Teatro Rè und Teatro Carcano behelfen ſich, wie wir Deutſchen, meiſt mit franzöſiſchen Trauerſpielen und Luſtſpielen, larmoyanten Dramen und Vaudevilles, die ſie mit all ihren epigrammatiſchen Pointen, Knalleffekten, Inconſequenzen und Unwahrſcheinlichkeiten rüſtig übertragen, die Couplets in Proſa umſchmelzen und ihrem Publikum muthig auftiſchen. Jede dieſer beiden Bühnen hat ihre eigene Ueberſetzerin, das erſte die Sigra. Amalia Bettini, welche die guten Rollen für ſich, und das zweite die Sigra. Gaetana Roſa, welche ſie für die liebenswürdige Giovannina Roſa ſchreibt. Das Teatro Rè hat eine freie Ueberſetzung des Victor Hugo'ſchen „Angelo, tyran de Padoue“ von dem bekannten Barbieri gebracht, welcher ſich in der Ueberſetzung Freiheiten herausgenommen hat, die das Werk beinahe unkenntlich machen. — Das Luſtſpiel: „Mistress Siddons,“ haben die beiden erwähnten Ueberſetzerinnen beinahe zugleich übertragen, und beide Bühnen haben viel Glück damit gemacht. — Ein gleicher Fall trat mit dem Drama der Mad. Ancelot: „Marie ou les trois époques“ ein, welches gleichfalls auf beiden Bühnen ſehr beifällig aufgenommen wurde. — Das Teatro Carcano hat auch den berühmten und berüchtigten „Gamin de Paris“ unter dem Titel: „Il birrichino di Parigi“ auf die italiäniſchen Bretter eingeführt, von Adamo Alberti überſetzt.*) Die italiäniſchen Blätter machen ſich viel über den Druckerjungen luſtig, der zum Helden wird, aber Giovannina Roſa iſt ein höchſt intereſſanter Straßenjunge, und das Haus war — was ſonſt im recitirenden Drama nicht der Fall zu ſein pflegt, wo die Italiäner mehr Abwechslung als in der Oper verlangen — vier Tage hintereinander gefüllt. — Das Drama: „Il medico ed il legale“ ſcheint eine Parodie auf das neuere franzöſiſche Drama zu ſein, die nur ein etwas ernſthaftes Geſicht macht und dadurch die Zuſchauer und Schauſpieler unwillkürlich myſtificirt. Der Held — nicht doch, der Hebel des Ganzen iſt ein Herzog, wie es noch nie einen ſo ſchlechten gegeben hat, zugleich aber ſo ungeſchickt, daß ihm kein einziges ſeiner Bubenſtücke gelingt; er will gern ſeine Frau los werden, die er verführen wollte, und heirathen mußte. Der Arzt, der ſie vergiften ſoll, iſt ihr Liebhaber und ſein Bruder, und eigentlich der wahre Herzog; der Rechtsfreund beweiſ't, daß der ächte Herzog auch der wahre Gemahl iſt, die Liebenden werden vereint, und der Böſewicht zur Galeere verurtheilt, und, „wo ſich das Laſter“ — u. ſ. w. So jämmerlich das Stück iſt, ſo reizte es doch die Neugierde der Zuſchauer, und verdankte vorzüglich der vortrefflichen Aufführung durch Giov. Roſa und Gattinelli lebhafte Beifallsbezeigungen. — In der „Figlia dell' avaro“ entzückte abermals Gattinelli als Grandet und Giov. Roſa als Eugenia. — Das Luſtſpiel: „Troppo felice“ zeigt uns eine Frau, welche unglücklich iſt, weil ihr Mann ſie zu ſehr liebt. Ein Onkel räth ihm ſie eiferſüchtig zu machen, und dadurch wird ſie curirt. — Ein zweites Luſtſpiel: „Che nessuno lo sappia“ iſt dem Roman „La fille du refractaire“ entlehnt. — Seit dem September beſitzt Mailand auch eine Theater-Agentie, welche ein Herr Gaetano Berri errichtet hat. (Wir wünſchen den Italiänern, daß ihr Theater-Agent verläßlicher ſei, als manche deutſche).

---

*) „Che il cielo glielo perdoni!“ ſagt ein Mailänder Blatt.

(Schluß folgt).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 300. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 20. December.

Literariſche Zuſtände in München.

(Schluß).

Es vereinigt ſich aber hier Vieles, um einer gedeihlichen Entwickelung der Literatur hemmend entgegenzuwirken. Ich beginne beim Materiellſten. Und da muß auch ich zuerſt des bittern Nectars gedenken, der unter dem Namen des baieriſchen Bieres in der Welt bekannt iſt. Wer möchte aber auch leugnen, daß das Bier in dem phyſiſchen und geſelligen Leben des Münchener Bürgers eine höchſt wichtige Rolle ſpielt? Seine verführeriſche Bitterkeit lockt den verwöhnten Trinker in's Wirthshaus, wo keine ſteife Etiquette ihn zwingt, ſich zuſammenzunehmen und das behagliche Phlegma zu verleugnen, welches in ihm der irdiſche Niederſchlag der Flüſſigkeit im langdauernden Genuſſe allmählig abgeſetzt hat. Selbſt gebildete Männer, beſonders königliche Beamte und Künſtler, die den Tag benutzen müſſen, trinken Abends das Bier lieber in der Schenke, wo es friſcher quillt und in der Geſellſchaft ſtärkere Reize entwickelt, als zu Hauſe in der Einſamkeit oder der öden Umgebung der Familie. Hier geht etwas mehr als die ſchöne Zeit verloren. Der Münchener liebt über Alles den materiellen Genuß, das ſinnliche Vergnügen, welches dem Gaumen, dem Auge und Ohr ſchmeichelt und die Füße in Bewegung ſetzt. Man hat die Bemerkung gemacht, weil in München weder die nordiſche Häuslichkeit noch die ſüdliche Öffentlichkeit zu Hauſe ſei, habe es ſeine Zuflucht genommen zu abgeſonderten Vereinen und geſchloſſenen Geſellſchaften, welche zwiſchen jenen mitten inne ſtänden. Aber alle dieſe Anſtalten zum Vergnügen und geſelligen Leben ſind doch nur ein ſchlechtes, zeit- und geiſttödtendes Surrogat. So viel ihrer auch ſind, jeder Verein kann ſich einer zahlreichen Mitgliedſchaft rühmen. Es iſt Sitte daran Theil zu nehmen, und nur Wenige beſchränken ſich auf den engern Kreis ihrer Familie. Die koſtbarſten Tagesſtunden, die dem Münchner von der nöthigen Arbeit noch übrig bleiben und die er nicht beim Glaſe Bier im Gaſthauſe oder im Theater, welches er ebenfalls leidenſchaftlich liebt, zubringt, widmet er jenen geſchloſſenen Geſellſchaften, die ſich bemühen, durch recitirende oder pantomimiſche Bühnendarſtellungen, durch Deklamatorien, Concerte und Bälle ihre Mitglieder auf die mannigfachſte Weiſe zu unterhalten. Jedermann wird mir zugeben, daß ſolchergeſtalt ein bedeutender Theil der geſammten Lebenszeit den edleren Beſchäftigungen des Geiſtes, der Lectüre und ſchriftſtelleriſchen Production, mithin der Literatur entzogen wird. Die Theilnahme für jene zerſtreuenden Vergnügungen hat aber den geſellſchaftlichen Körper zu tief ergriffen und durchdrungen, als daß ſobald an eine Änderung zum Beſten der literariſchen Zuſtände zu denken wäre; es müßte denn ſein, daß ſich nach und nach, wie dies auch zu erwarten iſt, einzelne, für höhere geiſtige Intereſſen empfängliche Mitglieder von den übrigen abſonderten und in enger abgezirkten Kreiſen zuſammentraten, um Jeder für ſich für beſtimmte literariſche oder wiſſenſchaftliche Zwecke zu wirken. An ſie würden ſich dann ohne Zweifel die beſſeren hier noch vorhandenen geiſtigen Kräfte, die in ihrer Einſamkeit bald verkümmern, gern anſchließen. So nur allein könnte ſich das durch die trennende Localität und die Amtsgeſchäfte von einander geſonderte, wiſſenſchaftliche und geſellige Leben der Stadt auf die unterhaltendſte und erſprießlichſte Weiſe wieder zuſammenfinden, wie dies in Berlin der Fall iſt, wo für die verſchiedenſten Zweige der Wiſſenſchaft und Kunſt ſich Vereine gebildet haben, die die Ergebniſſe ihrer Wirkſamkeit in beſonderen Jahresſchriften und Brochüren der Welt bekannt machen.

Blicken wir weiter, ſo zeigen ſich noch andere Spuren, die uns zu den Quellen des Verfalls der hieſigen literariſchen Zuſtände leiten. Ich erlaube mir nicht, von der Einrichtung der hieſigen Schulen zu reden, die von den Elementarſchulen an bis zur Hochſchule nach einem beſtimmten Plan organiſch zuſammenhängen und in zwei ſelbſtſtändigen Zweigen, den wiſſenſchaftlichen und techniſchen Anſtalten, neben einander herlaufen; indeß glaube ich, daß die Anzahl der wiſſenſchaftlichen Gymnaſien im Verhältniſſe zur Einwohnermenge noch gering iſt; natürlich kann die Zahl der Lehrer, die ihre wiſſenſchaftliche Bildung zugleich durch ſchriftſtelleriſche Thätigkeit beurkunden, nach demſelben Verhältniß ebenfalls nicht bedeutend ſein. Auch ſind Unterricht und Lehre durch mancherlei Rückſichten und Verhältniſſe gebunden, die Schulbücher, größtentheils noch die alten; und zwiſchen den Eltern und den Lehrern, zwiſchen dieſen und den Kindern herrſcht kein genugſam lebendiger Verkehr. Bei dem beſtehenden Zunftweſen ſehnen ſich überdies die Kinder kaum nach etwas anderm, als in die Fußſtapfen des Vaters zu treten. Es iſt hier alles zünftig, der Journaliſt wie der Blechfabrikant, der Gelehrte wie der Bierbrauer, und nie wird man es in ſeinem Kreiſe dulden, daß der Eine oder der Andere über die ſcharfgezogenen Grenzen des Erlaubten und Althergebrachten ungeſtraft hinausgehe. So viel iſt gewiß, daß wir in den höheren Gebieten der Wiſſenſchaft keine Lehrfreiheit haben; ſie iſt beſchränkt und beaufſichtigt, und die Anſiedelung zumal junger Docenten auf's Äußerſte erſchwert. So fehlt es am ungehinderten Zufluſſe friſcher regſamer Kräfte, wodurch ſich eben die berühmteſten Univerſitäten zu ihrer Höhe emporgeſchwungen haben. Oken, deſſen naturwiſſenſchaftliches Syſtem, gleich der Homöopathie, noch immer nicht allgemeinere Anerkennung findet, und Söltl, der unerſchrockene, wohlmeinende Verfaſſer der deutſchen Geſchichte, hatten ſich bekanntlich genöthigt geſehen, ihre Vorleſungen einzuſtellen. Kaum wagt es Buchner, ſeine treffliche baier'ſche Geſchichte weiter fortzuſetzen, während Görres der ſtudierenden Jugend die Weltgeſchichte in myſtiſchen Parallelismen und geiſtreichen Paradoxen vornebelt. Wohl wäre es gut, wenn die höchſten Pflanzſtätten der Wiſſenſchaft auch zugleich die Entbindungsanſtalten der Wahrheit wären, in derem eigenem Gebiete die wiſſenſchaftlichen Irrthümer ſich auskämpfen müßten. Wo dies nicht geſtattet wird, iſt auch keine freie Entwickelung der Wiſſenſchaft und Wahrheit, noch ein höherer Aufſchwung des literariſchen Lebens möglich.

Alle Verſuche von Einzelnen, friſchere Regſamkeit in die Literatur zu bringen, zerſplittern jedoch hier an der Muthloſigkeit, Trägheit oder Dürftigkeit der Buchhändler. Wer von ihnen die Mittel hat, dem fehlt es an Muth, und wer Muth hat, dem fehlen die Mittel; die Übrigen haben weder das Eine noch das Andere. Niemand wagt etwas, weder die bemittelten Buchhändler ihr Geld, noch eben darum die beſſeren Schriftſteller ihre Kräfte. So geht Alles den alten, langſamen Schlendrian weiter, ohne daß man vorwärts kommt. Was hier erſcheint, hat das ſpeciellſte Lokalintereſſe oder nur Bedeutung für den Elementarunterricht, während die wichtigſten Werke hieſiger Gelehrten im Auslande gedruckt und verlegt werden, wie unter andern die klaſſiſche Geſchichte der baier'ſchen Geſetzgebung des Herrn von Freiberg, Brulliot's umfangreicher Appendix zum Peintre graveur und Söltl's deutſche Geſchichte und das Leben des Königs Maximilian. So ſind auch die Bemühungen der ehrenwertheſten Literaten, hier ein allgemein kritiſches Blatt oder ein für München ſo geeignetes und unentbehrliches Kunſtblatt zu gründen, an der Verzagtheit der hieſigen Buchhändler oder wohl auch gar wegen des mit der Expedition verbundenen Zeitverluſtes von jeher zu Grunde gegangen. Schwerlich wird alſo die Kunſtſtadt München die Ehre haben, ein Kunſtblatt aus ihren Mauern hervorgehen zu ſehen; und mit den anderen Blättern wird es auch nie eine beſſere Wendung nehmen, ſo lange es noch in ihrer Ankündigung heißt: „Auf Verlangen wird Honorar gezahlt!“ Man begreift aber nicht, wie jetzt, wo die Schriftſteller immer mehr ihre Bedeutſamkeit fühlen lernen, eine ſolche Armſeligkeit auf den Zuſtand der Literatur wie des buchhändleriſchen Verkehrs einwirken muß.

Hiermit glaube ich die Quellen unſers literariſchen Verderbens andeutend erſchöpft zu haben.

Sollte aber irgend Jemand der Meinung ſein, es wäre beſſer, in dem gegenwärtigen, behaglichern Zuſtande zu verharren, und Niemand ſehne ſich mit Grund heraus, ſo gebe ich nur dies noch zu bedenken. Einmal können wir uns nicht unwillkührlich und ungeſtraft den intellectuellen und induſtriellen Fortſchritten der Menſchheit für die Dauer entziehen; dann aber hängt von der Steigerung unſerer geiſtigen Bildung zugleich die Möglichkeit ab, die bereits dargebotenen Mittel zur Förderung unſers materiellen Wohlſeins in entſprechender Weiſe zu benutzen und die noch fehlenden zur weitern Verfolgung deſſelben Endzwecks herbeizuſchaffen. Der Einzelne wie das geſammte Geſchlecht kann daher ſeine Beſtimmung nur durch die ungehemmte Entwickelung des geiſtigen Verkehrs erreichen.

Doppelte Liebe.

Eine Novelle.

Die Badeſaiſon war bereits ſehr vorgerückt, die Hügel von Uriage legten ihre grüne Tunika ab und die Erde verſchwand unter einem Trauerteppiche von welken Blättern und herabgefallenen Äſten. Wir beſtiegen nicht mehr nach dem Eſſen das gothiſche Thürmchen von Uriage, welches den alterthümlichen Flecken von Vizille beherrſcht, der ſchneidende Nordwind trieb uns in den großen Geſellſchaftsſaal des Badehauſes. Eines Abends war die ganze Geſellſchaft vereinigt. Wie gewöhnlich ſetzte ich mich neben den alten Doktor M. aus Grenoble, meinen Reiſegefährten und Cicerone. Ein Herr und ſeine Dame, welche kürzlich erſt angekommen waren, ſchritten zum Piano, um das ſchöne Duett aus dem Barbier: Dunque io sono, zu ſingen. Zehnmal ging die Thüre auf und zu; zehnmal fing die Dame ihr Dunque io sono an und mußte immer wieder inne halten. Endlich war die Ruhe hergeſtellt und auf ein Zeichen ihres Cavaliers glaubte die Dame zur erſten Modulation anſetzen zu können, allein der Teufel war dabei im Spiel: plötzlich donnerte ein Wagen durch den Thorweg und alsbald ſprang Alles auf und an die Fenſter. Trotz der Dunkelheit, die der Mond kaum mit ſchwachem Strahle ſtreifte, erkannte mein Doktor die Reiſenden und rief aus: „— Wahrhaftig! Graf und Gräfin de Marné!“

Bei dieſem Namen entſtand eine allgemeine Bewegung in der Geſellſchaft, das unglückliche Duett wurde abermals verſchoben, und der Doktor verließ mich, um den Gäſten entgegen zu gehen, deren Ankunft eine ſo große Aufregung veranlaßte. Sie erſchienen an der Schwelle; es entſtand eine neugierige aufmerkſame Stille.

Graf Marné war ſechsundzwanzig Jahre alt. Sein Kopf, mit einer Fülle ſchwarzer anmuthig gelockter Haare bedeckt, konnte für einen vollendeten Typus ſüdlicher Schönheit gelten. Eine kränkliche Bläſſe umdämmerte die regelmäßigen Züge und milderte den etwas zu ſcharfen Ausdruck ſeiner Phyſiognomie; er war ſchlank und wohlgewachſen. Auch die Gräfin war ein Muſter von Grazie und poetiſcher Vollendung. In ihren großen blauen Augen lag eine ſchwermüthige Güte, welche Ehrfurcht und Theilnahme gebot. Aus ihrem düſter verſchleierten Blicke, aus ihrem bittern Lächeln konnte man ſchließen, daß tiefer Kummer ſich in ihrem Buſen eingrub, und daß ihr Mund das Geheimniß ihres Herzens Niemanden anzuvertrauen wagte.

Nachdem er den Grafen und ſeine Gemahlin auf das Galanteſte begrüßt, ließ ſich der Doktor wieder neben uns nieder.

„Wer iſt das ſchöne Paar?“ fragte ich ihn, mich zu ſeinem Ohre niederbeugend. — Wie? Sie kennen es nicht? — „Nein.“ — Sie kennen die Geſchichte dieſes jungen Mannes nicht, der nur einmal in ſeinem Leben geliebt und zweimal aus Liebe geheirathet? Und den man das achte Wunder des Dauphiné genannt?“ — „Durchaus nicht.“ — „Soll ich Ihnen das Räthſel löſen?“ — „Recht gern; aber nehmen Sie ſich in Acht, Doktor; ich bin gegen alles Wunderbare auf der Huth; kommen Sie mir mit keinem Feenmährchen, wie in Tauſend und einer Nacht, noch mit einer phantaſtiſchen Erzählung in Hoffmann's Manier.“ — „Es iſt eine ſehr einfache Geſchichte, und die durch eine ſchlichte Darſtellung gewinnen wird.“ Nachdem er eine Priſe Macouba genommen, begann der Doktor folgendermaßen:

„Der Graf Alfred de Marné gehört einer der beſten Familien der Gevauden an. Im Jahre 1834 traf ich ihn beim Herzog von Cailly; er erſchien regelmäßig in deſſen Soiréen und beſuchte ihn auch zuweilen am Tage; der alte Herzog hatte eine achtzehnjährige Tochter, ein Engel von Schönheit, Güte und Geiſt. Alfred liebte Roſinen und wahrſcheinlich wurde ſeine Liebe erwiedert. Aber entweder war er zu ſchüchtern, wie das meiſt bei der erſten Liebe der Fall iſt, oder wollte er warten, daß ſeine Neigung die Probe der Zeit beſtanden; er trug die Larve der Kälte und Gleichgültigkeit mit ſolcher Selbſtbeherrſchung, daß Jedermann getäuſcht wurde und Herr von Cailly nicht den leiſeſten Verdacht hatte. Indeß mußte Alfred einen Entſchluß faſſen. Da er einmal die feſte Überzeugung hatte, daß er Roſinen liebe, ſo glaubte der gute junge Mann, es werde in keines Menſchen Macht ſtehen, ihn daran zu hindern, der Geliebten ſein Leben zu widmen, wenn dieſe das Opfer annehme. Ihm lag nur an der Einwilligung der Tochter, und dieſe zeigte in ihrem Benehmen gegen ihn ſo viel Güte, ſie lächelte ihm ſo hold, daß er eine abſchlägige Antwort nicht im mindeſten befürchtete. Er hielt beim Herzoge um die Hand ſeiner Tochter an, der Herzog, geld- und adelſtolz, fand Alfred weder reich genug, noch ihm ebenbürtig; Roſine ſollte nur einen Herzog heirathen, und den hunderttauſend Franks Renten, die er ihr mitgab, ſollte die Mitgift des Gatten das Gleichgewicht halten; Alfred erfüllte keine von beiden Bedingungen; er wurde alſo auf's beſtimmteſte abgewieſen. Alfred beſchloß, Roſinen ihrem Vater zum Trotze zu beſitzen, und er fand ſogar einen Genuß darin, ſein Glück allein der Liebe des Mädchens zu verdanken. Die Liebenden entflohen und der Herzog ſah ſich gezwungen, ſeine Einwilligung zu geben. Die Trauung wurde im Stillen vollzogen; kaum zeigte ſich der Herzog auf einige Augenblicke bei der heiligen Handlung, welche in dem dunkelſten Winkel der Schloßkapelle vor ſich ging; ich war der einzige Zeuge. Bei Tagesanbruch fuhren die jungen Eheleute nach Vareuil, einem kleinen Dorfe an der Grenze der Dauphiné, wo Alfred ein Landgut beſaß. Der Herzog von Cailly ſagte ſeinem Eidam ein kaltes und barſches Lebewohl und beſtand hartnäckig darauf, kein Wort verzeihender Güte auszuſprechen. Es mochte ihm die Anſtrengung hart ankommen; allein er glaubte dieſe Strenge ſeiner gekränkten Ehre ſchuldig zu ſein; trauriger Sieg, den er über ſich ſelbſt davon trug, und welcher ſo traurige Folgen herbeiführen ſollte!

„Vierundzwanzig Stunden ſpäter waren Herr und Madame de Marné zu Vareuil eingezogen. Die ſchmerzlichen Erinnerungen von Grenoble traten allmählich in den Hintergrund. Ich war der einzige, den ſie in das Heiligthum ihrer häuslichen Glückſeligkeit aufnahmen; ich glaube ſchwerlich, daß es einem Dichter gelingen würde, eine ſo aufopfernde Liebe, ein ſo vollſtändiges Glück zu erſinnen. So verſtrich ein halbes Jahr. Alfred und Roſine ließen ſich in aller Ruhe von dem klaren Strome der Glückſeligkeit forttragen; keine menſchliche Stimme, kein äußeres Ereigniß hatte bis jetzt ihre Eintracht geſtört, als eine entſetzliche Cataſtrophe wie ein Gewitter über dieſe beiden Blumen losbrach, die ſo freudig dem Himmel zuwuchſen.

Eines Abends nahm der Gärtner den Grafen bei Seite, um ihm, wie er ſagte, Etwas mitzutheilen, wobei ſeine Ehre auf dem Spiele ſtehe. Alfred gab anfangs nicht ſonderlich auf die geheimnißvolle, Miene des Jérôme Acht; allein dieſer ließ ſich nicht abweiſen, und Alfred folgte ihm an das äußerſte Ende des Parks. Hier ſtand Jérôme ſtill, und auf einen Pavillon deutend, den der Graf kurz zuvor hatte bauen laſſen, betheuerte er, ein Unbekannter habe in vergangener Nacht hier mit der Gräfin geweilt. Hätte Alfred die Kraft gehabt, das erſte Aufwallen ſeiner Wuth zu bemeiſtern, ſo würde er an eine ſolche Beſchuldigung nicht auf das erſte Wort des Anklägers geglaubt haben. Allein der Schlag hatte getroffen. Alfred's Natur überſprudelte von übermäßiger Energie des Gefühls, die ihn den entgegengeſetzteſten Leidenſchaften preisgab. Mit dem erſten Verdacht ſtieg bei ihm der Gedanke der Rache auf. Sein Entſchluß der Rache war bald gefaßt. Er ſchützte eine Reiſe vor, ein nicht aufzuſchiebendes Geſchäft, und verließ das Schloß. Roſine blieb allein; am andern Tage, als es dunkel wurde, ließ ihn der Gärtner heimlich durch das Gitter des Parkes ein; er duckte ſich hinter ein dichtes Gehölz und wartete eine ganze Stunde vergebens.

„Endlich, im Augenblicke wo der Mond über die Pappeln aufſteigend, den Himmel zu erhellen begann, zeigte ſich ihm ein ſchwarzer Schatten, aus der unbedeckten Stiege des Hauſes. Inſtinktartig ſpannte er zwei Piſtolen, die er unter dem Mantel verborgen hatte. Der Schatten trat näher heran: es war Roſine, ſie war ſchöner, heiterer als je: ſie ging unbeſorgt durch den Park, ohne auf das Pfeifen des Windes und das unheilverkundende Krächzen der Nachtvögel zu achten. Alfred ſuchte auf ihren Geſichtszügen die Spuren irgend einer heftigen Gemüthsbewegung zu finden; aber vergebens, ſie trug das Haupt frei und aufrecht und ſchien weder ſich zu verſtecken noch zu fliehen. Sie ſtieß die Thüre des Pavillons auf: er war leer; ſie ſetzte ſich auf ein Sopha, dem offenen Fenſter gegenüber und blickte zum Himmel auf. Alfred's Zorn legte ſich allmählig; ſein Verdacht verſchwand vor dieſer himmliſchen Heiterkeit, welche Roſinens Unſchuld verkündigte. Er fing an zu vermuthen Jérôme habe ſeine Frau verläumdet und war im Begriff ſich ihr zu Füßen zu werfen, und um Verzeihung zu bitten; aber er blieb plötzlich ſtehen, und lehnte ſich erbleichend an einen Baum. Roſine war nicht zu rechtfertigen; ein Mann erſchien im Park; als ihn die Gräfin wahrnahm, ſtieß ſie einen leichten Schrei freudiger Überraſchung aus, trat ihm entgegen und reichte ihm die Hand. Der Fremde ſtieg die Treppe hinauf, und küßte Roſinen auf die Stirn. Die beiden Thorflügel ſchloſſen ſich.

„Der Graf ſtürzte auf den Pavillon los, ſtieß die Thüre ein, und feuerte mit beiden Händen zugleich ab. Roſine allein wurde getroffen und fiel auf den Fußboden, ohne einen Laut hören zu laſſen. Ein dumpfes Stöhnen ſtieg aus des Unbekannten Bruſt: „Dieſe Verbindung konnte nicht anders als unglücklich ſein," ſeufzte er; „Gott hatte ſie nicht geſegnet. Himmel! habe kein Erbarmen mit ihm! der Elende hat mein Kind erſchoſſen!"

„Als man auf das Getöſe mit Fackeln herbeieilte, ſah man Roſine, welche blutend auf dem Erdboden lag; der Herzog von Cailly kniete betend an dem Körper. Dies war zuviel für den Grafen Marné; ſeine Kräfte unterlagen der entſetzlichen Probe! Er hatte das Unheil, das ſeine Rache angerichtet, nicht länger anſchauen können; man fand ihn beſinnungslos am Fuße der Stiege hingeſtreckt, den Herzog rührte der Schlagfluß in der Nacht. Im Verſcheiden verzieh er ſeiner Tochter; ſeine letzten Worte fluchten ihrem Mörder."

Hier machte der Doktor eine Pauſe, das Dunque io sono war abermals unterbrochen; die beiden Künſtler ſchienen auf den großen Marné erboſt zu ſein. Der Doktor lächelte über ihren Ärger, nahm eine zweite Priſe Tabak und fuhr fort:

„Mehrere Tage ſchwebte die Gräfin zwiſchen Leben und Tod. Sie war an der rechten Seite der Bruſt verwundet worden; nur ein Wunder konnte ſie retten, und dieſes Wunder geſchah, die Operation wurde mit einem unverhofften Erfolge vorgenommen. Alfred's Zuſtand flößte mir dagegen große Beſorgniß ein, die entſetzliche Aufregung hatte ſeine Phantaſie erſchüttert und die Keime einer moraliſchen Krankheit zurückgelaſſen, die mir um deſto ſchrecklicher erſchien, je ruhiger und beſonnener ſie ſich zeigte. Das brennende Delirium des Fiebers war einem kalten, überlegten Delirium gewichen, das nicht zu heilen war. Nur Roſinens Name konnte den Grafen aus dieſer Apathie der Seele und der Sinne reißen; dann aber zuckten die Glieder des Unglücklichen und wanden ſich in langen, ſchmerzhaften Convulſionen. Wenn ich ihm ſagte, Roſine ſei gerettet, er werde ſie wieder ſehen, jenes Daſein voll Liebe und Glück, das bloß augenblicklich unterbrochen worden, werde bald wieder beginnen, ſo heftete er einen ſtarren Blick auf mich, drückte mir die Hände und antwortete mir: „Arme Roſine! o ich liebte ſie ſo innig! Und ſie iſt todt! es iſt entſetzlich; aber es mußte ſein. Gott kann mir nicht zürnen; nicht wahr? ich habe bloß Gerechtigkeit geübt." (Schluß f.)

Neuigkeiten aus Wien.

.·. Am 22. Nov. trat Dlle. Nina Löwe (Tochter des Hofſchauſpielers Ludwig Löwe) zum erſtenmal als Griſeldis im Burgtheater auf. Das Haus war übervoll, der Verſuch des jungen 16jährigen Mädchens ungemein glücklich, ſie wurde fünfmal hervorgerufen, und Alles freut ſich über ihr hübſches Talent.

.·. Mad. Pirſcher aus Mannheim und Hr. Schmezer aus Braunſchweig haben in ihren Gaſtrollen ſehr gefallen, und ſollen, allem Vernehmen nach, beide engagirt werden.

.·. Bauernfeld's neueſtes Drama: „der Selbſtquäler," hat Furore gemacht.

.·. Halm hat ein neues Trauerſpiel geſchrieben: „Imelda," welches im Laufe des Winters zur Aufführung kommt.

.·. Die Sängerin Dlle. Lutzer iſt für unſere Oper mit einem Gehalte von 10,000 fl. C. M. wieder auf ein Jahr gewonnen.

.·. Hr. Marr und Hr. Döring aus Hamburg werden auf dem Burgtheater zu Gaſtrollen erwartet.

.·. Das Haus der Temperamente von Neſtroy wird in dem Theater an der Wien zwar alle Tage gegeben, aber das Publikum iſt darüber einig, daß das Stück eine ſehr lockere Arbeit iſt.

.·. Auf dem Hoftheater erſchien kürzlich „des Stranders Tochter," Schauſpiel nach dem Engliſchen des Sheridan Knowles, bearbeitet von Treitſchke; und „Macbeth" und „Fiesko" werden wieder mit großem Aufwand in die Scene geſetzt werden.

Feuilleton.

.·. *Le livre du peuple* von *Lamennais*. — Die „Worte eines Gläubigen" ſind in alle Welt ausgegangen. Aber die Welt iſt nicht gläubiger und nicht ungläubiger geworden. Herr de Lamennais hat ſich aber zum andern Male in die Einöde zurückgezogen, um zum andern Male mit einem Noth-, Troſt- und Hülfsbüchlein hervorzutreten. Seine Abſicht wollen wir auch jetzt wieder für die beſte halten; aber ſein Volksbuch, nach den Proben, die der National daraus mittheilt, dürfte nicht viel wirkſamer ſein, als ſeine Glaubensworte. Immerhin iſt es erfreulich, daß er in ſchlichter Sprache das Volk daran erinnert, daß Recht, Freiheit und Gerechtigkeit den Bedürfniſſen der Menſchheit nicht genügen; ſondern Pflicht, Hingebung und Liebe zu deren Erhaltung und Wohlergehen unentbehrlich ſind. „Das Recht," ſchreibt Hr. de Lamennais, „macht frei; aber die Pflicht vereinigt, und die Einigung iſt das Leben, und die vollkommene Einigung iſt das vollkommene Leben . . ." „Die Weisheit, welche über dem menſchlichen Leben waltet, und es nicht dem Zufalle nach dahin irren läßt, beſteht in der Kenntniß und Ausübung der wahrhaften Geſetze der Menſchheit, und das Ganze dieſer Geſetze, aus denen die ſittliche Ordnung beſteht, iſt, was man Recht und Pflicht nennt . . . Ihr müßt eure Pflichten wie eure Rechte kennen, um dieſe zu vertheidigen, um jene zu erfüllen. Nie werdet ihr auf andere Weiſe aus eurem Elend herauskommen. Recht und Pflicht ſind wie zwei Palmen, die keine Frucht tragen, wenn nicht eine an der Seite der andern emporwächſt . . ."

.·. Siameſiſche Kindbettsquälerei. — Aus dem Tagebuche des Dr. Brandley, Arztes und proteſt. Miſſionärs des amerikaniſchen Vereins, iſt zu erſehen, daß in Siam noch ein unmenſchlicher Gebrauch herrſcht. Sobald eine Frau, gleichviel welches Ranges und Standes, niedergekommen, wird ſie auf eine ſchmale Bank von hartem Holz gelegt, und mit dem entblößten Rücken der Glut des Feuers ausgeſetzt, welches in einer Entfernung von 10—12 Zoll brennt. Nach kurzer Friſt wird ſie umgewendet, und ſo währt dieſe Mißhandlung bei allmälig verſtärktem Feuer — nach der erſten Niederkunft 30 Tage lang; bei den folgenden Kindbetten wird die Bratzeit auf 25, 20, 18, 15 und 11 Tage abgekürzt! *Maraſome*, ein ſiameſiſcher Chow-Fah (Herr des Himmels, d. h. Fürſt) wünſchte ſehr, daß der bekannte Miſſionär Gützlaff, der gerade zu Bankok war, als die Fürſtin eines Knaben genas, die Umgebungen derſelben überrede, von jenem fürchterlichen Gebrauche abzulaſſen. Allein die Macht des Vorurtheils widerſtand ſiegreich der Macht der Vernunft und des unverdorbenen Gefühl's, — und die arme Fürſtin blieb einer Hitze ausgeſetzt, welche den Puls gewöhnlich auf 100, zuweilen auf 120 Schläge in der Minute trieb.

.·. Reich's Donau-Statue. — Der Fürſt von Fürſtenberg, Eigenthümer des Grundes, auf welchem die Donau entſpringt, hat von Herrn Reich, einem jungen Bildhauer aus Donaueſchingen, eine Gruppe fertigen laſſen, welche über die Quelle der Donau ſelbſt zu ſtehen kommen ſoll. Sie ſtellt die Donau dar, eine ſtehende, jugendlich ſchöne Geſtalt, das Gewand allein um den Unterleib geſchlungen, zu beiden Seiten zwei Nebenflüſſe, die bald nach ihrem Urſprunge ſich mit ihr vereinigen, als Kinder mit Urnen. Das jetzt fertig gewordene Modell zieht die Aufmerkſamkeit der Kunſtfreunde an ſich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nº 301.

1837.

Phönix.

Donnerſtag, 21. December.

Doppelte Liebe.

(Schluß).

„Fortan mußte ich alle Gemeinſchaft zwiſchen Alfred und Roſinen verhindern, und bei der Gräfin ſtieg ein gräßlicher Verdacht auf; ſie bat mich, ihr denſelben zu benehmen, oder ſie mit einem Worte zu tödten: „Alfred iſt todt?“ rief ſie verzweifelnd aus. „O verbergen Sie mir es nicht.“ — „Tod?“ antwortete ich, „wäre vielleicht beſſer! Er iſt wahnſinnig.“ —

„Ich ließ Roſine zu Vereuil und nahm Alfred mit mir auf mein Landgut am Mont d'or. Ich entfernte von ſeinem Geiſt und ſeinen Blicken Alles, was die Wunden ſeines Gemüthes vergiften konnte; ich ſuchte die Exaltation ſeines Verſtandes durch körperliche Ermüdung niederzuſchlagen. Bald faßte er Neigung zur Jagd, zu allen lärmenden Vergnügungen. Ich wollte ihm keine Zeit laſſen zu denken, noch ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen. Die Kur ſchien anzuſchlagen.

„Ich empfing häufige Briefe von Roſinen, doch hütete ich mich, ſie ihm zu zeigen. In ihrer Einſamkeit verzehrte ſich Roſine vor Gram; ſie konnte ſich nicht überzeugen, daß ihre Gegenwart dem Zuſtande Alfred's Gefahr bringen könne. Ich hatte die größte Mühe, ſie dahin zu bewegen, bei aller ihrer großmüthigen, aufopfernden Liebe, Alfred nicht durch zu frühes Erſcheinen zu tödten. Endlich gab ſich Roſine zufrieden; ſie begnügte ſich damit, meine Briefe zu leſen, zu Gott zu beten.

„Die Geſundheit des Grafen befeſtigte ſich zuſehends. Es war mir gelungen, in ſeinem Geiſte eine Scheidewand zwiſchen ſeinem frühern und ſeinem jetzigen Daſein zu errichten. Nun galt es, die ſo glücklich angefangene Kur einer definitiven Probe zu unterwerfen und Alfred mit Roſinen zuſammenzubringen. Ich traf die Vorkehrungen zu einer Soirée, wo der Verſuch angeſtellt werden ſollte. Ich lud einige Perſonen ein, mit denen der Graf vor ſeiner Verheirathung umgegangen war, damit er vorläufig die Bekanntſchaft mit ihnen erneuern möge, damit allmählich Licht über ſeinem Verſtand dämmere, und ſein Gemüth auf den entſcheidenden Augenblick vorbereitet werde, deſſen Reſultat unwiderruflich ſein mußte. Ich geſtehe, daß ich vor dieſem Augenblicke zurückbebte; denn Alfred's Geneſung konnte leicht bloß eine täuſchende Lethargie ſein. Vielleicht öffneten wir ihm die Augen zu früh. Aber was ſollte ich thun? Ein Jahr war bereits verfloſſen. Roſine war untröſtlich über dies endloſe Harren und flehte inſtändig, Mitleid mit ihr zu haben. Ich hatte die Kraft nicht, ihr länger Widerſtand zu leiſten. Roſine traf zuerſt ein. Man kann ſich nichts Rührenderes denken, als die liebende, zarte Sorgfalt, womit alle Anweſenden, Herren wie Damen, die Gräfin behandelten. Ich ließ ſie auf dem Seſſel niederſitzen, der am entfernteſten von der Thüre des Salons ſtand.

„Ihre Hand war eiskalt; ſie athmete kaum und hielt ſich mit Mühe nur aufrecht; verſtohlen durchlief ihr Auge die Geſellſchaft, deren Blick auf ihr ruhte und ihr zu ſagen ſchien: „Hoffe!“ Gern hätte ſie gedankt; aber das Herz war ihr zu voll, die Bruſt gepreßt. „Haben Sie Muth!“ liſpelte ich ihr zu, indem ich ſie verließ. — Sie antwortete mit einem himmliſchen Lächeln: „Ich habe Muth gehabt zu leiden, ich werde auch Muth haben zum Glück.“

„Ich verließ den Salon, mit dem Verſprechen, ſogleich wieder mit dem Kranken zu erſcheinen. Von nun an lag drückende Angſt auf eines Jeden Bruſt. Jedermann ſchwieg und hielt ſeinen Athem zurück. Man wartete.

„Der Graf von Marnó erſchien. Ein leiſer Schauer lief durch die ganze Verſammlung. Ich ſtellte ihm einige ſeiner alten Freunde vor. Er erkannte ſie vollkommen wieder und unterhielt ſich mit ihnen heiter und unbefangen; Alles was er ſagte war klar gedacht und mit den bezeichnendſten Ausdrücken dargeſtellt, und zeugte von einem bewundernswerthen Gedächtniſſe. Freude glänzte auf jedem Antlitz.

„Alfred ging einigemal im Salon umher. Einzelne Geſpräche ſchienen ſich anzuknüpfen, im Grunde aber war die Aufmerkſamkeit der Anweſenden ausſchließlich auf ihn gerichtet. Ich zog mich an ein Fenſter zurück, um ihn beſſer zu beobachten. Er ſchien vollkommen ruhig, blätterte in den Albums-Partituren, die auf dem Tiſche lagen. Endlich fiel ſein Blick auf Roſine. Es ſchien ein ſchmerzhaftes Gefühl ſich ſeiner zu bemeiſtern. Er ſtand ſchweigend auf und ſetzte ſich ihr gegenüber. Roſine machte eine Bewegung, um ihm entgegenzuſtürzen; aber ſie begegnete ſeinem kalten und ſtrengen Blicke und ſchlug die Augen nieder. Ein nicht zu beſchreibender Schrecken malte ſich auf den Zügen der Anweſenden. Man fürchtete, Alfred hege einen Gedanken der Rache; Roſine blieb ruhig, unbeweglich in ihr Schickſal ergeben. Meine Furcht war gegründet geweſen, das Übel des Grafen war in eine Monomanie ausgeartet. Roſine kalt und weiß wie der Marmor, die Hände in krampfhaftem Zucken gefaltet, wagte es nicht, die Augen aufzuſchlagen, aus Furcht, abermals jenem ſtieren Blicke zu begegnen, der ſie vernichtete. Um jeden Preis mußte ſie dieſer Qual entriſſen werden. Ich ließ die Spieltiſche bringen, ſtieß die Stühle lärmend durcheinander, und bat eine Dame, einige Akkorde auf dem Piano anzuſchlagen. Der Lärm brachte die gewünſchte Wirkung hervor. Alfred ſchritt haſtig auf mich zu und mit krampfhaftem Zittern auf die Gräfin deutend: „Ein ſchönes Weib!“ ſprach er; „finden Sie nicht, daß ſie meiner armen Roſine gleicht? Ihr Name, Doktor? O ſagen Sie mir ihren Namen!“

„Ihr Name: Henriette von Cuzval.“

„Er ſchrieb auf ein Portefeuille: Henriette von Cuzval und verſchwand.

„Wir drängten uns um die Gräfin; ſie war ohnmächtig, ihren blauen Lippen entfuhren unbeſtimmte Klagetöne. Als ſie zu ſich kam, dankte ſie den umſtehenden Damen mit einem matten und verzweifelnden Blick, und die Hand auf die Bruſt legend:

„Dieſe Wunde,“ ſagte ſie, mit einiger Anſtrengung ſich gegen mich wendend, „dieſe Wunde hat mich nicht ſo geſchmerzt!“

„Die Zeit des Scheidens war gekommen. Roſine wünſchte allein zu ſein. Alfred, der ſich in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen hatte, las unaufhörlich den Namen: Henriette de Cuzval, und war in heftigſter Gemüthsbewegung. Erſt ſpät in der Nacht ging er zu Bette.

„Früh am Morgen kam die Gräfin zu mir. — „Doktor,“ ſprach ſie, „es iſt Ihnen fehlgeſchlagen, ich zürne Ihnen darum nicht; was Wiſſenſchaft und Freundſchaft leiſten können, haben Sie geleiſtet; auch nicht die Idee des Vorwurfs kann Eingang in mein Herz finden. Alſo nur die einzige Bitte, erlauben Sie, daß zu Ihrer Sorgfalt ſich die meinige geſelle; gewähren Sie mir eine kleine Stelle zwiſchen mir und ihm: ſo oft Sie glauben, daß meine Gegenwart ihm wohl thun könne, rufen Sie mich; ſo oft ich überflüſſig bin, ſchicken Sie mich weg; aber laſſen Sie mich wenigſtens den Ort bewohnen, wo er weilt, dieſelbe Luft einathmen, wie er; haben Sie Erbarmen, fordern Sie keine zweite Trennung!“

„Ich willigte in Alles, jedoch unter der Bedingung, daß Roſine den neuen Namen behalte, den ich ihr beigelegt; Roſine de Marné wurde Henriette de Cuzval.

„Von dieſem Tage an nahm unſer Leben eine neue Richtung, und des Grafen Krankheit bekam einen ganz poetiſchen Charakter. Es würde Niemanden in den Sinn gekommen ſein, den ſchönen jungen Mann, der ſo würdevoll, ſo gemeſſen ſprach, für einen Narren anzuſehen. Henriettens Geſellſchaft war ihm unentbehrlich geworden, den ganzen Tag ſaß er bei ihr. Henriette, deren herrliches Gemüth ſich zu jedem Opfer willig verſtand, fand ſich in ihre Lage; ſie ſtellte ſich glücklich. „Meinen Alfred zu ſehen,“ ſagte ſie zu mir, „ihn zu hören, zu begleiten, ſeine Freundin und Schweſter zu bleiben, darauf beſchränke ich meine Anſprüche, weiter fordere ich nichts mehr vom Leben.“

„Indeſſen ſchien mir eine Kriſis unausbleiblich; das Verhältniß konnte ſo nicht fortbeſtehen. Ich täuſchte mich nicht. Eines Tages bat mich der Graf um eine Unterredung unter vier Augen. Er zog mich mit ſich in ein abgelegenes Thal und bat mich, neben ihn niederzuſitzen; ſodann reichte er mir die Hand und ſagte:

„Ich habe Ihnen etwas anzuvertrauen: mein ganzes übriges Leben hängt von dem Entſchluſſe ab, den ich faſſen werde, hören Sie mich an. Sie wiſſen, wie ſehr ich Roſinen geliebt; die Stelle, die ſie in meinem Herzen einnahm, wird keine Andere ausfüllen. Die ungetreue Gattin habe ich getödtet, allein die Geliebte lebt in meinem Herzen fort. Roſine war der Stern meines Lebens und ſie wird ſtets über meinem Haupte ſchweben, als das Symbol einer verlorenen Glückſeligkeit. Seit ihrem Tode, Doktor, Sie wiſſen es, war mir die Welt nichts mehr. Das Licht der Sonne ermüdete mich; gegen Schmerz und Freude war ich gleich unempfindlich. Ich glaubte aufrichtig, daß das immer ſo fortdauere, und daß all mein Lieben mit Roſinen enden werde. Allein dem iſt nicht ſo! Ein neuer Horizont thut ſich vor mir auf; mein Herz fängt wieder an zu ſchlagen. O Gott! ich hatte geſchworen, daß kein Weib mir je Roſinen erſetzen ſollte; ihre Liebe ſollte mir wie eine heilige Arche ſein, an die ich nie wieder rühren wollte; aber ich bin nicht ſtark genug dazu! — Roſinens Bild erbleicht neben einer Nebenbuhlerin; ich liebe Henriette de Cuzval.“

„Bei dieſer befremdenden Eröffnung verbarg ich ſo viel als möglich mein Erſtaunen. Ich ſuchte ſeine Exaltation zu mäßigen und ihm ſeine Abſichten auf Henriette in einem minder romanhaften Lichte zu zeigen. Er hörte mich dankbar an. Es gelang mir, ihm begreiflich zu machen, daß eine eheliche Verbindung mit Henriette das Andenken an Roſine nicht im Mindeſten beeinträchtigen würde. Ich verließ ihn in der beſten Stimmung und verfügte mich zum Pfarrer, deſſen Einſchreiten hier vor Allem nöthig war. In wenig Worten erklärte ich ihm die Sache und fragte ihn, ob er mich unterſtützen wolle. „Die Wiſſenſchaft,“ ſprach ich zu ihm, „umgeht die Hinderniſſe, die ſie nicht zu beſiegen vermag. Ich habe des Grafen Monomanie nicht heilen können; allein es bietet ſich eine Gelegenheit dar, dieſer Monomanie einen vernünftigen Charakter zu geben. In ſeiner Einbildung iſt er Witwer und er will ſeine eigene Frau heirathen.“

„Der Pfarrer, ein ſehr toleranter Prieſter und dabei ein trefflicher Menſch, machte einige Einwürfe. Zwei Gatten auf's Neue zu trauen, in Folge ärztlicher Verordnung, ſchien ihm eine unerlaubte Handlung, zum mindeſten in religiöſer Hinſicht. Er brachte einen halben Tag damit zu, mir die Weisheit der kirchlichen Statuten zu erklären. Um ſeine Skrupel zu heben, erſuchte ich ihn, ſeinen Biſchof um Rath zu fragen, welches er dann auch that; ich ſelbſt kam beim Prälaten mit meinem Geſuch ein, und acht Tage nachher erhielt der Pfarrer vom biſchöflichen Sitze die ſo heiß erwünſchte Befugniß.

„Der Gräfin waren dieſe acht Tage ein langes Jahrhundert; ich wollte ſie mit keiner neuen Hoffnung hinhalten, bevor ich im Stande war, ſie zu verwirklichen. Mein Schweigen brachte ſie zur Verzweiflung. Als endlich Alles im Reinen war, nahm ich ſie auf die Seite, und ſagte zu ihr:

„Wählen Sie Ihr beſtes Kleid, Ihren reichſten Schmuck, Dieſen Abend feiern wir ein Feſt, und in dieſem Augenblicke ſchmückt ſich der Altar für Sie.“

„Sie verſtand mich nicht. „Gehen Sie, gehen Sie, legen Sie Ihr Hochzeitskleid an; einen Ihrer Namen ſollen Sie wieder erhalten, — Roſine iſt todt — aber Sie ſollen zum zweitenmale Gräfin von Marné werden.“

„Denſelben Abend erhielten Alfred de Marné und Henriette de Cuzval zum zweitenmale den prieſterlichen Segen. Seitdem wohnen ſie zuſammen in Dauphiné. Alfred ſpricht ſelten von Roſine, er glaubt in vollem Ernſte ſich zweimal verheirathet zu haben. Henriette geht ihm nicht von der Seite, ſie iſt ihm geliebte Schweſter und Freundin, ſie ſieht wohl ein, daß ihres Mannes Glück ein Schattenbild iſt, das bei der geringſten Unvorſichtigkeit zu nichte werden würde; ſie wacht über ihn, wie eine Mutter über ihr Kind; ſie wiegt ihn ſanft in ſeinen Wahnſinn.“

So ſprach der Doktor.

Während ſeiner Erzählung hatte das leidige Duett gegen ſo viele Unfälle zu kämpfen gehabt, daß der Sänger kaum über die erſten Noten weg war; plötzlich ſchlug es zehn Uhr; das war das Zeichen zum Abgehen; Jeder entfernte ſich. Ich ſuchte den Grafen und die Gräfin mit den Augen: ſie ſaßen dicht nebeneinander, der Graf drückte Roſinens beide Hände; ihre Blicke verſchwammen in einander.

„Wie glücklich Sie ſind!“ ſprach ich zum Doktor.

„Sie irren;“ erwiederte der Doktor kopfſchüttelnd; „es fehlt beiden Vieles zu ihrem vollſtändigen Glücke, bei ſeiner zweiten Gattin hat der Graf das Glück nicht vergeſſen, das er mit der erſten genoſſen. Henriette täuſcht ſich nicht; ſie weiß, daß ſie immer nur die zweite Stelle in ihres Mannes Herzen haben wird. Glauben Sie mir, die arme Frau leidet ſehr — Henriette iſt auf Roſine eiferſüchtig.“

(Aus d. Franzöſ.)

Neueſte Bilder aus Berlin.

(Ende November).

Endlich athmen wir ein wenig freier; denn die Geißel unſerer Tage, die Cholera, hat uns ziemlich verlaſſen und nur hier und dort hört man noch von einem Erkrankungsfalle. Nun war zwar überhaupt das Übel lange nicht ſo arg, als man es in der Ferne machte; denn was will es ſagen, wenn in einer Stadt von 300,000 Einwohnern, zweitauſend in Summa ſterben, allein doch war es bös genug. Unſere nordiſchen Naturen ſcheinen der ganzen Heftigkeit der Seuche beſſer wiederſtehen zu können; wie man denn überhaupt bemerkt haben will, daß in den Ländern, deren Bewohner mehr auf eine animaliſche Nahrung angewieſen ſind, der Giftſtoff bei weitem nicht den Einfluß auszuüben vermag, als in heißen Gegenden, wo Vegetabilien vorzüglich den Ernährungsſtoff liefern. Hieraus will man ſich auch erklären, weßhalb die Krankheit wieder unter der ärmern Klaſſe weit bedeutender um ſich greift, da dieſe nicht allein ſchlechtbereitete und unregelmäßige Mahlzeiten hält, ſondern auch weniger Fleiſch genießt. Unglaublich aber iſt es, wie wenig in der Maſſe des Volkes die ſcharfen und eindringlichen Verordnungen und Ermahnungen der Sanitätscommiſſionen ſowohl, wie die zahlreichen Beiſpiele, welche Diätfehler lieferten, gefruchtet haben, um die niedern Stände vom übermäßigen Genuſſe des Branntweins, des in dieſem Jahre beſonders billigen Obſtes, der Kohlarten und vorzüglich des Gurkenſalats abzuhalten. Die Wohlfeilheit war ihnen viel zu lockend und lag ihnen viel näher, als die Möglichkeit einer Erkrankung, und die Erfahrung, daß Mancher wohl dergleichen Dinge tüchtig gegeſſen hatte, ohne irgend etwas danach zu erfahren? führte viele zu dem Glauben, daß die ganze Sache dummes Zeug ſei, und man wohl gar dergleichen Bekanntmachungen erlaſſe, um armen Leuten das Vergnügen zu rauben ſich auch einmal in Dingen recht ſatt zu eſſen, die ihnen ſonſt ſelten zu Gebot ſtehen. Ich bin ſelbſt Zuſchauer einer höchſt traurigen Scene geweſen, wo ein ſonſt ganz einſichtsvoller und verſtändiger Mann, überredet von ſeiner Frau, die Warnungen der Ärzte verſpottete und lachend erklärte, ihnen zum Trotz wolle er ſich mit ſeiner Familie tüchtig in den ſchönen billigen Gurken ſättigen. Die Folge war, daß die ſämmtlichen Theilnehmer dieſer Abendmahlzeit in der Nacht erkrankten, und als der Morgen anbrach von der fleißigen und redlichen Familie nur ein unerzogenes Kind noch übrig war, das nun im Waiſenhauſe die Unklugheit ſeiner Eltern beweinen kann. Und ſolcher Beiſpiele haben wir leider ſo viele, daß die Waiſenhäuſer überfüllt ſind und wahrſcheinlich zur Unterbringung der armen Verlaſſenen ein neues errichtet werden muß. Denn das iſt beſonders traurig, daß häufig beide Eltern einer zahlreichen Familie hinſterben, zuweilen aber auch ein ganzer Hausſtand ſchnell verſchwand. — Die meiſten unſerer Ärzte ſind nun ziemlich einverſtanden, daß das Contagium allerdings vorhanden, jedoch ſehr gering iſt, um der Krankheit zu verfallen, man aber eine Dispoſition dazu haben müſſe. Dieſer Dispoſition müßten jedoch ſo ziemlich Alle ſich erfreuen, denn auch diesmal bemerkte man bei'm Ausbruche der Krankheit ein ziemlich allgemeines Unwohlſein der ganzen Bevölkerung, welches ſich durch leichte Diarrhoe und einem drückenden Schmerz in der Magengegend äußerte. Die vorzüglichſten unſerer Doktoren behaupten nun einſtimmig, daß bis auf wenige Fälle, wo die Krankheit mit entſetzlicher Gewalt urplötzlich hereinbrach und in einer Stunde zuweilen tödtete, jedem Ausbruche ein ein- oder mehrtägiges Diarrhoe vorherging, welches ſie, als ein erſtes Stadium der Seuche betrachten. Wehe dem, der es vernachläſſigt, der es zu Erbrechungen und Wadenkrämpfen kommen läßt; nur die ſchnellſte ärztliche Hülfe kann ihn vielleicht noch retten; dagegen iſt der Tod jedesmal unvermeidlich geweſen, wenn die Krämpfe die Beine und den Leib ergriffen hatten; gerettet aber wurden faſt Alle, die gleich bei'm erſten Erſcheinen des Durchfalls ſich in's Bett legten, Fliederthee tranken, Brechmittel nahmen und ſich in Schweiß zu bringen wußten. Daher nennen auch mehrere Choleraſchriften dieſe verſchriene Krankheit eine ſehr leicht heilbare und keineswegs lebensgefährliche, da die Gefahr erſt durch Vernachläſſigung erzeugt wird. Indeß mögen wir immer dem Äskulap einen Hahn ſchlachten, daß wir von dieſer unſchädlichen Krankheit, an welcher Tauſende vernachläſſigt ſtarben, erlöſ't ſind; Jammer und Elend hat ſie genug hinterlaſſen. Seltſam iſt es, daß man noch immer nicht irgend ein Specificum, irgend eine gewiſſe, auf Sicherheit begründete Heilmethode entdeckt hat. Der Verlauf der Krankheit iſt zu raſch, ſagen die gelehrten Herren, die vorkommenden Fälle zu ſehr verſchieden und ſo heilt der der Eine mit Brechmittel, der Andere mit Aderlaß, der Dritte mit Blaſenpflaſter, der Vierte mit Kampfer u. ſ. w., und das gemeinſame Ziel iſt der Kirchhof. Niemand hat ſich beſſer geſtanden, als Todtengräber, Sargmacher und der Leichenwagenpächter. Ich kenne einen Mann, der ein Sargmagazin hält, und häufig ſehr niedergeſchlagen, wegen der Concurrenz war. — Als ich ihn vor einiger Zeit aber beſuchte, verkaufte er gerade das letzte Stück ſeines Vorrathes an eine trauernde blaße Frau, die unter tauſend Thränen den Tod ihres Mannes erzählte. Ich fühlte gewiß ein herzliches Mitleid für die Arme; allein die Luſtigkeit gewann die Oberhand, als der Sargverkäufer in der naivſten Art ſie bei'm Abſchiede bat, ihn recht bald wieder zu beſuchen wenn ſie etwas gebrauche, und die Frau dies eben ſo treuherzig verſprach. Dann ging der kleine Mann im leeren Zimmer vergnügt umher und rieb ſich die Hände. „War alles voll bis an die Decke," ſagte er freundlich lächelnd, „glaubte für zehn Jahre Vorrath zu haben, und in acht Wochen kein Stück mehr. — Den ganzen Sommer aber will ich arbeiten laſſen," fuhr er bedächtig fort, „Särge, nichts als Särge, denn Herr, wenn ſie nur noch einmal wiederkömmt, nur noch ein einziges Mal ſo, dann bin ich aus allen meinen Sorgen." Er ſprach das Letzte mit einem gewiſſen Triumph, ſchlug ſich an die klingende Taſche und ging verjüngt wie ein König nach dem Siege umher. — So iſt der Menſch und ſo iſt ſeine Welt. Was Tauſenden Thränen erpreßt, macht Einzelnen Freude, und es gibt gewiß kein noch ſo entſetzliches Unheil, was nicht wenigſtens Einem ein Glück dünkt. Wie übrigens die Kurart verſchieden ſein kann, je nachdem der Menſch verſchieden iſt, beweiſt das Beiſpiel eines Arbeiters, den ich faſt täglich ſehe. Die Frau deſſelben erkrankte und ſtarb; er ſelbſt lag im letzten Stadium und der Arzt verließ ihn mit der Überzeugung, daß hier keine Kunſt mehr helfen könne. Eine der größten Leiden im Verlaufe der Krankheit iſt ein quälender, unauslöſchlicher Durſt, der durch nichts zu ſtillen iſt; allein jeder Arzt verbietet auf's Strengſte jede Befriedigung deſſelben; da viele Kranke, welche ſchon auf dem Wege der Beſſerung waren, durch einen Trunk dem Tode in die Arme ſanken. — Der arme Arbeiter lag verlaſſen auf ſeinem Lager und die verdorrte Zunge ſchmachtete vergebens nach einem Labetrunk. Da erblickte er nicht fern von ſeinem Lager einen großen Steinkrug; er rafft ſich auf; er ſchleppt ſich hin, der Krug iſt mit Waſſer gefüllt und er trinkt in langen, langen Zügen bis kein Tropfen mehr darin iſt. Der Arzt kommt am nächſten Morgen, um den Todtenſchein zu ſchreiben; allein zu ſeiner Verwunderung ſitzt der Todte, zwar matt und blaß, aber von ſeinem Übel befreit aufrecht im Bette. So und ähnlich ſind Mehrere hergeſtellt worden; allein die Kur mag wohl nicht Allen helfen, und keineswegs iſt ſie zur Nachahmung anzurathen. — In den Choleralazarethen hat man die verſchiedenſten Verſuche gemacht, und Homöopathie, wie die perſiſche Waſſerkur angewendet, ohne zu einem Reſultate zu kommen. Grauſam aber will es mir ſcheinen, daß jungen Ärzten, welche mit neuen Heilmethoden auftreten, eine Anzahl Kranker überwieſen wurden, die denn auch gewöhnlich ſtarben. Welchen Gewinn kann die Wiſſenſchaft hierdurch haben? Doch höchſtens nur den negativen zu wiſſen, daß die Behandlungsart nichts taugt; darf man aber darum Menſchenleben opfern? Daß die Cholera auch häufig durch den unmäßigen Genuß von Branntwein herbeigeführt wurde, und Säufer ihr am ſchnellſten erlagen, hat der Mäßigkeitsverein beſonders hervorgehoben und in ſeinen kleinen Traktätlein zur Bekehrung dieſer Art von Sündern nebſt anderen Sachen graulich genug ausgemalt. — Dieſe Mäßigkeitsvereine, eine Erfindung der methodiſtiſchen Amerikaner, welche ſie ihren puritaniſtiſchen Brüdern in England überlieferten, die wiederum den norddeutſchen Pietiſten damit ein Geſchenk machten, tauchen jetzt bei uns mit Macht auf, und werden vom Staate, der neulich ſelbſt eine Summe zum Druck und zur Verbreitung darauf bezüglicher Schriften hergab, nachdrücklich unterſtützt. — (Fortſ. f.)

Feuilleton.

.*. Holländiſche Literatur. — „Es iſt angenehm zu bemerken, ſchreibt ein Amſterdamer Correſp. der Hannov. Ztg., welches rege Leben allmählig in der holländiſchen Literatur erwacht. Das würde in Vereinigung mit Belgien nie geſchehen ſein; der Einfluß der franzöſiſchen Sprache nahm überhand, faſt alle franzöſiſchen Zeitwörter waren, verholländiſcht, gebräuchlich, was jetzt ſchon aufgehört hat . . . Auf den holländ. Landes-Univerſitäten wird (jedoch) in lateiniſcher, nur ausnahmsweiſe in holländiſcher Mundart docirt; ſelbſt in der vaterländiſchen Geſchichte! . . . Dieſe Sitte hat die holländiſche Literatur und Wiſſenſchaft zurückgehalten . . ." „Die Trennung von Belgien hat Niederland wieder ganz den deutſchen Intereſſen zugeführt. Auch die lebhafte wiſſenſchaftliche Bearbeitung des vaterländiſchen Rechtes wird günſtig einwirken, die Sprache des Volkes allmählig zu der der Gelehrten zu machen, und ſo eine heimiſche ſchöne Literatur vorbereiten helfen." Wir können uns dieſer Hoffnung nicht hingeben. Holland iſt wie die deutſche Schweiz ein Satellit von Deutſchland, gerade wie Belgien und die franzöſiſche Schweiz Satelliten Frankreich's ſind. Wünſchenswerth iſt deßhalb vielmehr, daß die holländiſchen Gelehrten die Reſultate ihrer Forſchungen entweder in deutſcher, oder, wie bisher in lateiniſcher Sprache mittheilen.

.*. Pariſer Novitäten. — Die männlichen Notabilitäten der Pariſer Literatur ſcheinen faſt alle Energie den Wahlumtrieben gewidmet zu haben. Das Neueſte wird uns größtentheils von Damen dargeboten. Den Reigen führt die Herzogin von Abrantès, die uns für den 25. Nov. „L'Exilé, une rose au désert," und für den 30. d. M. den III. und IV. Band ihrer Histoire des Salons de Paris verſpricht. Doch nein, ſchon erſchienen ſind die Espagnoles et françaises in 2 Bänden von Mad. *Ch. Reybaud* (Chaudon. H. Arnaud) und die 2ten Ausgaben ihrer Deux à Deux, die 3ten vom Château de St. Germain, von Pierre und von den Aventures d'un renégat derſelben Verfaſſerin. Auch hat Mad. *Camille Bodin* (Jenny Bastide) uns mit Sténia beſchenkt, und für den 25. Nov. ſind uns Mémoires sur la reine Hortense et la famille impériale verſprochen von Mlle. *Cochelet* (Mad. *Parquin*), dame et lectrice de la Reine.

.*. Engliſcher Methodismus in der franzöſiſchen Schweiz. — Nach dem Frieden von Paris zog eine alte brittiſche Jungfrau, Namens Greaves, von glühendem Eifer für die Verbreitung methodiſtiſcher Grundſätze getrieben, nach der franzöſ. Schweiz, und fand Anfangs nur geringe Theilnahme, ihre Jüngerſchaft aber vielfache Feinde und Verfolger. Anders wurde es, als *Vinet*, lange Profeſſor der franz. Literatur zu Baſel, und *Monnard* Prof. zu Lauſanne, ſich der Sache der ſog. Momier's anſchloſſen. Gegenwärtig kann der Sieg der Methodiſten im Waadtlande als entſchieden angeſehen werden. Auch hegen ſie die Hoffnung, ihre Sache werde mit Nächſtem nicht nur in der Schweiz, in Europa, — ſondern auf der ganzen Erde einen großen Triumph feiern, und das „Reich Gottes an- oder hereinbrechen!"

.*. November-Meteore. — An dem für Hannover ſo verhängnißvollen erſten November iſt zu Kopenhagen ein „Placat betreffend nähere Beſtimmungen der Verordnung über die Beſchränkung der Preßfreiheit" und von Berlin wird unterm 12. Nov. geſchrieben, daß „vor einigen Tagen dort eine neue Maaßregel in Bezug auf die Beaufſichtigung der Preſſe der ſchon beſtehenden hinzugefügt worden;" jetzt nämlich muß erſt jeder einzelne Bogen, dann nochmal das ganze Buch zur Cenſur vorgelegt werden.

.*. Ein hydrauliſcher Telegraph iſt von Herrn Francis Wishaw in England in Vorſchlag gebracht worden. Es ſoll eine Waſſerſäule durch eine 60 Yard's lange Röhre ſtrömen und durch einen Druck des Index an der einen Seite eine entſprechende Bewegung an der anderen hervorgebracht werden.

.*. Omnibus werden auch zu Wien eingeführt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Nro 302. 1837.

Phönix.

Freitag, 22. December.

Das Brautſchiff.

(Fortſetzung).

Dieſer erſchien. Es war Herr Siegfried Möller, der mächtige Handelsmann aus Bremen, der ſich ſo weit herabließ, einen Kauffahrtheikapitän am Bord ſeines Schiffes aufzuſuchen.

Anſcheinend überraſcht trat ihm Robert entgegen. „Darf ich fragen, mein Herr, wie ich zu der Ehre Ihres Beſuches komme? Sie vergeſſen Ihre Stellung wahrlich zu ſehr, indem Sie ſich herablaſſen . . .“

Möller unterbrach ihn: „Ich habe nothwendig mit Ihnen zu ſprechen, und ſuchte Sie deßhalb in Ihrem Gaſthofe auf; dort erfuhr ich, daß Sie ſich am Bord Ihres Schiffes befänden . . .“

„Und jetzt kommen Sie, mich dort aufzuſuchen? Ich erkenne dieſe Aufmerkſamkeit, wie ich ſoll, und brenne vor Begierde, zu erfahren, was Sie mir mitzutheilen haben. So viel ich mich erinnere, hatte ich erſt ein Mal in meinem Leben das Glück, mich mit Ihnen zu unterhalten. Ich bat Sie damals, ein großes Unglück zu verhüten und die alte, tauſend Mal dageweſene Geſchichte vom gebrochenen Herzen nicht zu wiederholen; aber leider fand meine Bitte kein geneigtes Ohr.“

Möller wechſelte die Farbe: „Bei dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe, und von Ihnen verlangen will, müſſen Sie ſich der Vergangenheit nicht erinnern, ſonſt fürchte ich, mein Spiel zu verlieren. Sie müſſen nur des gegenwärtigen Augenblicks gedenken. Ich trete Ihnen freimüthig gegenüber . . .“

„Dieſe Herablaſſung weiß ich zu ſchätzen. Sie ſind Bremens erſter Handelsmann . . .“

„Nicht mehr! feindlich ſtand mir ſeit lange ſchon das Glück entgegen, alle meine Unternehmungen ſchlugen fehl; wie raſtlos ich arbeitete, es war umſonſt; wie ſchnell ich auch zu eilen vermeinte, ich kam zu ſpät; und wenn nicht ſchleunig ein unverhofftes Ereigniß eintritt, wodurch ich mich vom Untergange retten kann, bin ich in drei Tagen bankerott.“

„Sie ſcherzen! Wie ſollte das zugehen? Sie dürfen ja nur mit den Augen winken und Millionen ſtehen Ihnen zu Gebote.“

„Heute nicht mehr! Mein Kredit begann bereits zu wanken; man betrachtet mich mit Mißtrauen; darum iſt ſchnelle Hülfe noth, oder ich bin verloren.“

„Und an mich richten Sie dies Geſuch? An einen armen Schiffskapitän? Ja, jetzt glaube ich an den Untergang Ihres Glückſterns, da Sie ſo ſehr irren konnten.“

„Weg mit der Maske, mein Herr!“ rief der Kaufmann erregt. „Ich habe Sie durchſchaut. Alle Ihre Machinationen liegen am Tage. Sie ſind der Retter, der Schützer der Firma Averdick! Sie haben in der Meinung des Pöbels die ganze Stadt Hamburg vom Untergange gerettet; weil man ſich vor dieſem einbildete, die Stadt ginge mit der Firma Averdick zu Grunde. Abgeſchmackte, tolle Einbildung! Aber der große Haufe glaubt nun einmal daran, darum ſind Sie ſein Abgott und jetzt gewiſſermaßen allmächtig!“

„Das Alles wiſſen Sie?“ fragte Robert verwundert.

„Ich weiß noch mehr als das?“ fuhr Jener immer eifriger fort. „Ich weiß, daß Sie ſich ſtets genaue Kenntniß von meinen Unternehmungen zu verſchaffen wußten, und wenn ich die Ausführung derſelben begann, waren Sie mir zuvorgekommen. Wie ein böſer Dämon ſchlichen Sie ungeſehen vor mir auf; unbefangen und ungewarnt fiel ich jedes Mal in Ihre Netze. So haben Sie mich geſchwächt und endlich dem Verderben in die Arme geſchleudert.“

„Warum ſehen Sie ſich nicht beſſer vor?“ entgegnete Robert mit ſchneidendem Spotte. „Warum hatten Sie Leute in Ihrem Comptoir, die ſich ihren Gehalt von mir verdoppeln ließen und mir dafür meldeten, was ſich ſelbſt Unſcheinbares in Ihrer Nähe begab. Pfui, mein Herr, ein Kaufmann, der auf dem Gipfel des Glückes ſteht, muß nicht knickern. Hätten Sie Ihrem Buchhalter jährlich ein paar hundert Thaler mehr hingeworfen, hätte er Ihre Geheimniſſe beſſer aufbewahrt.“

„Ha! Meine Ahnung!“ rief Möller außer ſich; „aber ich werde mich rächen! Er ſoll meinem Zorne nicht entgehn!“

„Beruhigen Sie ſich, mein Herr!“ ſprach Robert langſam. „Der Mann, von dem Sie ſprachen, hat ſich Ihrem Zorne bereits entzogen; er iſt auf dem Wege nach Amerika.“

„Und ich empfange keine Genugthuung?“ rief Jener zähneknirſchend.

„Doch, mein Herr!“ ſprach Robert. „Jener Menſch, der jetzt vor Ihrem Zorne flieht, war ein Böſewicht; er beſaß Ihr unumſchränktes Vertrauen, und mußte Ihnen blind ergeben ſein; er that es nicht und fällt der allgemeinen Verachtung anheim. Ich habe ihn benutzt, ſo lange ich ihn brauchen konnte, das iſt Weltlauf; jetzt brauche ich ihn nicht mehr, und laſſe ihn fallen.“

„Was gewinne ich, wenn Sie einen Verräther mit der ihm gebührenden Verachtung ſtrafen?“ fragte Möller.

„Jeder von uns erhält mit dem Maße gemeſſen, womit er vorher ſelbſt den Leuten zumaß!“ ſprach Robert trocken. „Das iſt der Lauf der ewigen Gerechtigkeit! Sie haben Erneſtinens, Sie haben mein Lebensglück geſtört; wollen Sie dafür auf Roſen gebettet ſein? Jede That, auf Erden gethan, findet auch hier ihren Richter!“

„Und ſind Sie der von Gott mir geſtellte Richter!“ fragte Möller. „Habe ich aus Ihrer Hand Lohn und Strafe zu empfangen? Vermeſſen Sie ſich nicht in Ihrem Glücke; Hochmuth iſt ein ſchadenfroher Feind, der uns hinterrücks anfällt, und uns von dem ſchroffen Gipfel unbarmherzig in den Abgrund ſchleudert.“

„Herrlich! Herrlich!“ rief Robert. „Dieſe Sentenz von Ihnen hat einen unbezahlbaren Werth; Sie haben die Wahrheit derſelben theoretiſch und praktiſch erkannt. Aber, meine Zeit iſt gemeſſen; ich kann meine Geſchäftsſtunden nicht der bloßen Unterhaltung widmen, ſo lehrreich dieſe auch in gewiſſer Beziehung für mich iſt. Kurz denn, mein Herr, was führt Sie zu mir?“

„Sie haben meinen ganzen Wohlſtand untergraben,“ ſprach Möller. „Meinen Kredit haben Sie vernichtet, den Ruhm meiner Firma verdunkelt; laſſen Sie es jetzt genug ſein. Ich verlange von Ihnen keine Unterſtützung, keinen thätigen Beiſtand irgend einer Art, ich bitte nur, daß Sie mich nicht mehr verfolgen.“

„Das heißt?“ ſprach Robert ausforſchend.

„Laſſen Sie mich ungeſtört meinen Weg gehen!“ bat dieſer. „Vergönnen Sie mir, Mittel und Wege zu erſinnen, die im Stande ſind, meinem geſunkenen Kredit wieder aufzuhelfen. Ich verzichte darauf, der Erſte unter meines Gleichen zu ſein, ich will nur die Ehre meines Namens rein erhalten, ich möchte kein Bankerotteur ſein! Es iſt ſchrecklich, ſo grauſam vor der Welt gebrandmarkt dazuſtehen.“

„Das wiſſen Sie?“ fragte Robert. „Und doch hätten Sie den Mann, der einſt Ihnen Vater ſein ſollte, ruhig dieſes Schickſal treffen laſſen; es würde ihn getroffen haben, wenn nicht ich, der Verkannte, der Verbannte, großmüthig dazwiſchen getreten wäre! Wehe Ihnen! Welches Loos iſt hart genug für Sie, um Sie für Ihren Frevel zu beſtrafen?“

„Daß ich dies Alles hören muß!“ grollte Jener.

„Konnten Sie etwas Anderes zu hören erwarten?“ ſprach Robert. „Hat Ihr Fuß Sie nicht an Bord des Siegfried getragen? Deſſelben Schiffes, das man dem Bettler als einen Zehrpfennig hinwarf? Dieſe Maſten trugen einſt die Flaggen der Freude an einem Morgen, der Ihr glänzendſter Ehrentag ſein ſollte; hätten Sie damals als ein Ehrenmann mit mir geredet, es wäre Vieles ungeſchehen geblieben; mein Herz wäre gebrochen; aber ich hätte vielleicht den Sieg über mein Herz gewonnen, ich hätte vielleicht Erneſtine zu leiten vermocht, und unſer Aller Leben wäre vorwurfsfrei. Sie aber haben durch Ihren ungemeſſenen Stolz Alles mit Füßen getreten, Sie haben die Saat der Zwietracht und des Verderbens mit vollen Händen ausgeſäet, wundern Sie ſich nun nicht, wenn ſie hoch über Ihr Haupt zuſammenſchlägt.“

„Ich weiß einen Rettungsanker für mich!“ ſprach Möller, der nur für ſeine unglückſelige Lage Sinn hatte. „In Cadix und Malaga iſt in dieſem Augenblick ein großes Unternehmen zu wagen! Ich habe die Trümmer meines Vermögens geſammelt und ſetze ſie daran, um mit einem Wurfe Alles zu gewinnen, oder zu verlieren! Ich fürchte keine Concurrenz, als nur die Ihrige, und deshalb flehe ich Sie fußfällig, in der höchſten Angſt der Verzweiflung an, treten Sie nur diesmal nicht mit mir in die Schranken!“

Siegfried Möller warf ſich in die Knie vor dem ſtolzen Kapitän. Dieſer weidete ſich einige Augenblicke an der demüthigen Stellung ſeines Feindes; dann hob er ihn auf und fragte mit einem durchdringenden Blick: „Und auf dieſes Geſchäft haben Sie Ihre ganze Hoffnung geſetzt?“

„Die letzte, einzig mögliche!“ betheuerte Möller.

„Dann thut es mir leid, Ihnen nicht gefällig ſein zu können!“ ſprach Robert mit eiſiger Kälte, „geſtern habe ich durch meine Bevollmächtigten die bewußten Geſchäfte für meine Rechnung abſchließen laſſen.“

Möller taumelte zurück. Er mußte ſich erſt ſammeln und rief dann mit Verzweiflung in den Blicken: „Iſt das Wahrheit? Bei den Wunden des Erlöſers! rede!“

„Es iſt Wahrheit!“ antwortete Robert feſt.

„So bin ich verloren!“ rief Jener und ſtürzte auf das Verdeck.

Robert blickte ihm mit einer Miene des Triumphes nach.

(Schluß folgt).

Die italiäniſchen Theater in den letzten Monaten.

(Schluß).

In Neapel waren die Novitäten auch ziemlich zahlreich, wenn gleich der Erfolg der erſten nicht ſehr günſtig war. Im **Teatro San Carlo** mißfiel nämlich Mercadante's: „**Cariten, Regina di Spagna**" mit Ausnahme eines einzigen Duetts der Damen Toldi und Luccini. — Dieſe beiden Sängerinnen erwarben der „**Semiramide**" ein Furore, und auch „**Belisario**" verdankt der Ronzi und Barroilhet die fortwährende Gunſt des Publikums. — Außerordentlich gefallen hat Donizetti's neueſte für dieſes Theater geſchriebene Oper: „**Il conte Essex**," mit der Ronzi, Baſadonna und Barroilhet beſetzt. — Der Maëſtro Staffa ſchreibt eine Oper für dieſe Bühne: „**La battaglia di Navarino**," das Libretto iſt von Bitera. — Das Ballet: „**Gabriella di Vergy**" gefällt fortwährend; von Galzerani's „**Ettore Fieramosca**" hatte man viel erwartet, weil der Stoff einen intereſſanten Moment der italiäniſchen Hiſtorie berührt; man ſah ſich aber nur durch das Aeußere, Garderobe und Decorationen befriedigt: die ganze Handlung findet man lächerlich. — Im **Teatro del Fondo** war „**La casa disabitata**" von Roſſi eine Neuigkeit, die bedeutend anſprach. Die Muſik iſt voll Leben, die Handlung ziemlich gut durchgeführt; doch könnte es ihr nicht ſchaden, wenn ſie etwas gekürzt würde. — Eine neue Oper von Raimondi, Text von Paſſaro, „**Palmetella maritata**" (eine Fortſetzung des „**Ventaglio**") hat mißfallen. — „**L'Americana in fiera**" von Paſſaro, Muſik vom Grafen Gabrielli, ſprach auch nur theilweiſe an; die Muſik wird gelobt, dagegen über das Libretto der Stab gebrochen. — Auf dem **Teatro nuovo** iſt die „**Sonnambula**" mit der Toldi und dem Tenor Salvi ſehr kalt aufgenommen worden. Für dieſe Bühne componirt der junge Maëſtro Sarmiento eine Oper, von Tarantino, nach Scribe's „**Valerie**" bearbeitet. Cordella ſetzt eine: „**Carlo XII.**" von Paſſaro, welcher auch zu einer neuen Oper des Grafen Gabrielli den Text liefern ſoll. Es werden in Neapel überhaupt viel Opern geſetzt; doch geht es wie mit manchen Opern und Schauſpielen in Deutſchland, welche den Wahlſpruch zu haben ſcheinen: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!" — Im **Teatro Fiorentino** wurde ein hiſtoriſches Drama von Pier Angelo Fiorentino „**La Fornarina**" ſehr gut aufgenommen. Die Handlung geht raſch vorwärts und entfaltet ſich kunſtgerecht, die Charaktere ſind wahr und conſequent gezeichnet, und der Dialog lobenswerth. Unter den Schauſpielern verdienen vorzüglich die Damen Colomberti und Teſſari und Sig. Riſetti erwähnt zu werden. — „**Il Filosofo e la moglie**" von A. Bon iſt ein Schauſpiel, welches den denkenden Bühnendichter beurkundet; nur iſt er in der Zeit zurückgeblieben, und ſtellt uns nicht Menſchen aus unſerem Leben dar, ſondern ſcheint die Form der antiken Komödie feſthalten zu wollen. Sig. Belliario gab in der Rolle des Liſandro gute Hoffnungen für ſeine Zukunft. — „**La moglie gelosa**" iſt ein aus dem Franzöſiſchen überſetztes Luſtſpiel, welches immer gefällt, ſo oft es wieder in die Scene geſetzt wird. Wir wiſſen nicht, wer deſſen Verfaſſer ſei, da die Directionen nur gewöhnlich den Ueberſetzer auf den Anſchlagzettel ankündigten.*) Ausgezeichnet war in der Darſtellung Sigra. Teſſari.

Das **Teatro della Pergola** zu Florenz eröffnete die Herbſtſtagione mit einer neuen Opera ſemi-ſeria vom Maëſtro Lillo: „**Il giojello**," die bedeutende Reminiſcenzen hat, und trotz der trefflichen Beſetzung mit der Giuſeppina Aman, Vareſe, Frezzolini und Moriani nicht anſprach; doch hoffen die Kenner auf eine ſchönere Zukunft des jungen Tonſetzers. — Roſſini's alte kleine Oper: „**L'inganno felice**" machte Furore, und auch „**Gli esposti**" von Ricci, von welcher man ſich gar nichts erwartete, fanden eine ſehr beifällige Aufnahme. — Noch lebhaftere Theilnahme erhielt die komiſche Oper deſſelben Meiſters: „**Eran due or son tre**" mit Frezzolini und Cambiagio. — Auf dieſe folgte Bellini's Schwanengeſang: „**I Puritani**" mit mäßigem Erfolge. — Im **Teatro del borgo Ognissanti** hat Donizetti's „**Marino Faliero**" ausgezeichnetes Glück gemacht. — Auf dem **Teatro del Cocomero** geben die k. ſardiniſchen Hofſchauſpieler ihre Vorſtellungen, und der Beifallsſturm, welchen eine Marchionni, ein Veſtri überall erregen muß, iſt nicht zu beſchreiben nöthig.

In Venedig wurde Giuditta Paſta fruchtlos erwartet, und „**I briganti**" von Mercadante haben auf dem **Teatro Benedetto** ebenfalls kein Glück gemacht, wenn gleich die Sänger einige Beifallszeichen erhielten. — „**I Montecchi ed i Capuletti**" ſprachen an wie immer, obſchon Sigra. Brambilla für die Rolle des Romeo nicht geeignet iſt, und ſich erſt im dritten Acte (von Vaccaj) zeigen konnte. Sigra. Trinzi iſt eine rührende Giulietta. — Eine neue Oper von Nini und Cherubini's Ballet: „**I due sergenti**" werden einſtudirt. — Das **Teatro Fenice**, welches neu decorirt wird, ſoll gegen Neujahr eröffnet werden. Der Pächter Lanari hat für die **Stagione di carnevale** folgende Künſtler verſchrieben: die Prima Donna Unger und Tadolini, die Tenore Moriani und Baleſtracci, Baſſe Ronconi und Marini, die Tonſetzer Donizetti, Mercadante und Lillo, den Balletmeiſter Corteſi, und für das Ballet Sigra. Brugnoli-Samengo, Guerra, Ramaccini u. ſ. w. Es ſind vier ernſte Opern und zwei große Ballet's zur Aufführung beſtimmt. Donizetti hat ein Libretto von Cammerano in Neapel: „**Maria Rubens**" erwählt, und ſchreibt die Hauptparthien für die Unger, Moriani und Ronconi. Der Text zu Lillo's Oper: „**Rosmonda di Ravenna**" ſchreibt eine junge Dichterin in Lucca, Sigra. Palladini. Der junge Maëſtro Curci ſetzt eine Oper von Leone Fontana: „**Don Desiderio disperato per eccesso di buon cuore**" und Corteſi componirt ein Ballet aus der venetianiſchen Geſchichte: „**Il ratto delle putte di Castello.**"

Da das königliche Schauſpielhaus zu Turin neu decorirt wird, und vor dem Carneval nicht eröffnet werden dürfte, ſpielte die königliche Geſellſchaft zuerſt im **Teatro Carignano**, und begab ſich ſodann nach Florenz. In Auber's: „**Muta di Portici**" erhielten nur die Sänger in einigen wenigen Nummern Beifall, die Muſik ſelbſt mißfiel. — Auch Donizetti's „**Furioso**," obſchon mit Rataldi, Galli und der Strepponi beſetzt, entſprach den Erwartungen nicht. — Deſto mehr Glück machte: „**La prova d'un opera seria**" mit unzähligen Einlagen aus andern Opern. — Donzelli hat als Gualtiero im „**Pirata**" weniger als ſonſt angeſprochen. — Roſſini's „**Barbiere de Seviglia**" hat einen completten Fiasco gemacht. — Das Ballet: „**L'assedio di Calais**" von Huß, welches anfangs kalt aufgenommen wurde, hob ſich in den Wiederholungen immer mehr in der Gunſt des Publikums. — Von zwei andern Ballet's von Huß: „**I travestimenti amorosi**" und „**Adolfo di Dormarr**" hat dieſes mehr als jenes gefallen.

In Rom wurde Bellini's erſte Oper: „**Bianca e Fernando**" wieder in die Scene geſetzt. Man ſieht darin das Streben, ſich über Roſſini hinauf zu ſchwingen, was jedoch nicht gelang, und nur die Final-Arie: „**Dalla gioja e dal piacer**," welche längſt alle Straßenjungen trällerten und pfiffen, und das Duett des zweiten Actes zwiſchen Bianca und Fernando, welches zu Genua ſo ſehr gefiel, und in Mailand großen Unwillen erregte, ſind ein paar gute Muſikſtücke, die jedoch nicht der Mühe lohnten, dieſe Partitur aus der Theaterbibliothek heraus zu ſuchen. Doch gefielen die erwähnten und einige eingelegte Nummern, und insbeſondere trugen die Sänger (Sigra. Franceschina-Roſſi, Bianca — Sig. Antonini, Fernando — Sig. Fracaſſi, Carlo — und Sig. Gastaldi, Filippo) zur guten Aufnahme der Oper bei.

In Brescia hat Donizetti's „**Lucrezia Borgia**" Furore gemacht, wenn gleich die Italiäner ſelbſt geſtehen, daß der Ueberſetzer Alles das abgeſtreift hat, was das Verdienſt der franzöſiſchen Tragödie ausmachte, und die Muſik von Anklängen älterer Werke ſtrotzt. Die Beſetzung mit der Boccabadati und Brambilla, der Herren Paganini und Marini (die ſchönſte Baßſtimme in Italien) war trefflich und rechtfertigte den Beifallsſturm der Zuhörer. Zum Beneſice der Sigra. Brambilla wurde ein Act der „**Lucrezia Borgia**," und der zweite der „**Italia in Algeri**" aufgeführt. Blumen und Gedichte flogen umher, Hervorrufen und „**Evviva!**" machten einen bedeutenden Lärm. Eine zweite

---

*) C'est tout comme chez nous! Wir leſen in Deutſchland auch: „Das Irrenhaus zu Dijon" von Margarethe Karl, oder: „Die Gebrüder Forſter" von Dr. Töpfer!!

(Giuſeppina) Brambilla erſchien zum Erſtenmale auf der Bühne und erregte ſchöne Hoffnungen auf ihre Zukunft.

Bergamo hatte eine ſehr glänzende Herbſt-Stagione, da es den König aller Tenore: Rubini beſaß, welcher im „Pirata" Triumphe feierte, während Giuditta Griſi und die Sänger Reina und Badiali im „Belisario" glänzten.

Das Teatro Carlo Felice zu Genua brachte eine neue Oper von Coſtamagna: „E pazza," welche einer Anfängerin, Clementina Cavalli, Tochter des braven Buffo, ein glückliches Debüt darbot. — In dem „Elisir d'amore" theilte Sigra. Cotteni — mit welcher jene alternirt — die reichen Lorbeeren mit Rigamonti, Gambarini und Cavalli, welche Künſtler auch im „Barbiere di Seviglia" Furore machten. Nicht minder hat „Torquato Tasso" gefallen. — Ein paar Baker's „Zamo und Almeida" und „Amor und Psiché" hatten einen beſcheidenen Erfolg.

In Trieſt erfreute ſich die „Beatrice di Tenda" mit der Unger und Viale, Coſſelli und Poggi einer ſehr glänzenden Aufnahme. — Ihr folgte „Lucia di Lammermoor" mit gleich vortrefflicher Beſetzung, daher auch ähnlichem Erfolge. — Zum Beneſice des Tenor's Poggi gab dieſer die beiden erſten Acte der „Lucia di Lammermoor" die große Arie der „Anna Bolena" und den zweiten Act der „Beatrice di Tenda."

Zu Siena hat auf dem Teatro dei Rinnovati Ricci's Oper: „Un' avventura di Scaramuccia" ſehr gefallen. — „Guglielmo Tell" mit einer in vielen Theilen ſehr mangelhaften Beſetzung, aber nur wenig angeſprochen. — Eine junge Schwedin, Johanna Schulz, eine Adoptivtochter Roſſini's, hat als Mathilde im „Guglielmo Tell" und „Anna Bolena" mit großem Beifall geſungen.

In Cremona fand „Beatrice di Tenda" und das Ballet: „Francesca di Rimini" eine ſehr gaſtfreundliche Aufnahme. — Später erregte Roſſini's trefflicher: „Otello" mit Winter, Paltrinieri, Svonata, Gerli und der Zaccani beſetzt, einen Fanatismus von Beifall.

Zu Modena wurde Coccia's „Clotilde" kalt aufgenommen, nur die junge Mailänderin Sigra. Kallari erhielt Beifall. — Einen glänzenden Erfolg hatten Bellini's „Puritani" und Porto machte Furore in dem berühmten Schlußquartett des zweiten Actes.

Die erſte Oper auf dem Theater zu Vareſe war die „Sonnambula" mit der Sigra. Caſtellan und den Herren Manfredi und Botticelli. Die Oper und das Ballet: „Gabriello di Vergy" gefielen. — Mit der „Matilde di Shabran" wurde die Bühne wieder geſchloſſen.

In Lucca gefiel die „Pia di Tolomei" mit der Tadolini, Moriani und Ronconi ausgezeichnet, und auch in der „Sonnambula" erfreute ſich die Erſtere, trotz der Erinnerung an die Malibran, eines glänzenden Erfolges.

Zu Belluno wurden zwei Belliniſche Opern: „Norma" und „La Sonnambula" mit der Prima Donna Mazza, Sigra. Mancini und den Herren Mancini und Orlandi gegeben, und gefielen ſehr.

V. H.

Feuilleton.

∴ Im Athenäum zu Madrid, welches durch monatlichen Beitrag von 20 Realen von den Mitgliedern erhalten wird, befindet ſich ein Leſekabinet mit in- und ausländiſchen Zeitungen und eine ausgewählte Bibliothek. Zugleich werden von Mitgliedern unentgeldlich Vorleſungen gehalten. Es trägt dort, der Revista nacional zufolge, D. Alberto Lista die ſpaniſche Literatur meiſterhaft vor, D. Euseb. Maria del Valle lieſ't über die ſchwierigſten Punkte der Staatswiſſenſchaftslehre, José Ant. Ponzoa über Finanzen und Staatskredit, Mig. Puche y Bautista über Theorie der Staatsverwaltung, J. Franc. Pacheco über Geſetzgebung, Man. Perez Hernandez über vaterländiſches Recht, Fern. Corradi über fremde Literatur und Pascual Gayangos über Staatsrecht.

∴ Praktiſcher Anti-Fatalismus zu Conſtantinopel. — Der menſchenfreundliche Dr. Bulard zu Conſtantinopel hat auf den Wunſch des Sultan's ein Peſthoſpital und — was in der Türkei eine ganz neue Erſcheinung iſt, — eine Quarantaineanſtalt errichtet. Der Seraskier-Paſcha, unterſtützt von dem Schwiegerſohne des Sultan's, Halil, geht damit um, eine förmliche Sanitäts-Commiſſion zu errichten, zu deren Mitgliedern auch die höchſten Würdenträger gehören ſollen.

∴ Das kritiſche vierzehnte Jahr. — Nach amtlichen Angaben in der Preuß. Staatsztg. vom 16. Nov. ſind im preuß. Staate in den 6 Jahren, von 1831 – 1836 incl., 5238 gerichtliche Unterſuchungen gegen junge Leute geführt worden,

von denen 636 im zehnten Lebensjahre und darunter,
„ „ 435 „ eilften — „ —
„ „ 848 „ zwölften — „ —
„ „ 619 „ dreizehnten — „ —
„ „ 1142 „ vierzehnten — „ —
„ „ 854 „ fünfzehnten — „ —
„ „ 670 „ ſechszehnten Lebensjahre und zunächſt darüber ſtanden.

Hiernach kamen jährlich im Durchſchnitt 865 junge Leute im vorbezeichneten Alter gerichtlich in Unterſuchung, und zwar 190 im 14ten Jahre.

∴ Das neue Teſtament in Golddruck auf weißem emaillirten Papier, welches in London herausgekommen, koſtet, von den erſten dortigen Heftkünſtlern gebunden, 130 Thaler.

∴ Chili-Chimboraſſo. — Herr Pentland theilte der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris (am 13. Nov.) mit, daß, ſeinen Meſſungen nach im Chili ein Berg ſich findet, der eine Höhe von 7895 Meter (alſo 22450 Fuß) habe. Der Chimboraſſo iſt bekanntlich nur 6530, der höchſte (gemeſſene) Berg in Nordindien nicht über 7821 (24076 Fuß) Meter hoch. Auch hat Herr Pentland während eines ſtürmiſchen Wetters die Höhe der Meereswogen am Cap Horn gemeſſen, und gefunden, daß die höchſten 18 Fuß nicht überſteigen.

∴ G. Sand's Drama. — Das Drama, welches Mad. Dudevand für das Gymnase vorbereitet, wird, dem Vernehmen nach, „Mauprat" heißen und dem gleichnamigen Roman dieſer Dichterin entnommen ſein.

∴ Zunahme des Steinkohlenverbrauch's in Frankreich in den letzteren Jahren. — Um ſich zu überzeugen, welche Ausbreitung die Gewerbthätigkeit in Frankreich ſeit der Einführung des Repräſentativſyſtems, — und beſonders ſeit der Julirevolution gewonnen, braucht man nur zu bemerken, in welchem Verhältniß der Verbrauch des Brennmaterials in den letzten Jahren geſtiegen. Nach offiziellen Angaben, welche die Débats vom 19. Nov. liefern, ſind zu Tage gefördert worden allein an Steinkohlen im Jahr 1815 über 7, im J. 1820 faſt 8, im J. 1825 beinahe 12, dann 1830 über 15 und 1835 nahe an 20 Millionen metriſche Centner (von 100 Kilogr.). Dabei wurden eingeführt:

im Jahr 1832 . . . . . 575 Millionen Kilogram,
„ „ 1833 . . . . . . 696 — —
„ „ 1834 . . . . . . 741 — —
„ „ 1835 . . . . . . 767 — —
„ „ 1836 . . . . . . 992 — —

∴ Reliquienverehrung in Rußland. — Als der Kaiſer von Rußland auf ſeiner letzten Reiſe ſich dem Kloſter Etſchmiadſin an der Grenze von Armenien näherte, ritt der Patriarch Johannes ihm mit ſeinen vornehmſten Biſchöfen und Aebten entgegen. In der Kirche küßte der Kaiſer die Reliquien. Der Patriarch aber beſchenkte ihn mit einem Stückchen des h. Kreuzes Chriſti, es mit den Worten überreichend: „Möge das Siegeszeichen des lebendig machenden Kreuzes Dich und Deine hohe Nachkommenſchaft gegen ſichtbare und unſichtbare Feinde für und für begleiten. Amen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 303. 1837.

Phönix.

Samſtag, 23. December.

Reliquien von Juſtus Möſer

und in Bezug auf ihn; herausgegeben von B. R. Abeken. Nebſt einer Abbildung von Möſer's Denkmal und einem Facſimile ſeiner Handſchrift. Berlin, in der Nicolai'ſchen Buchhandlung. 1837. XXXII S. und 108 S. in 8.

Juſtus Möſer gehört bekanntlich unter diejenigen ehrenwerthen deutſchen Männer, welchen in den letzten Jahren die öffentliche Meinung durch Errichtung eines Denkmals den Zoll der Dankbarkeit warm und entſchieden abgetragen hat. Offenbar war dieſes auch die Veranlaſſung der anzuzeigenden Schrift. Sie ſollte Blumen um das Denkmal ſtreuen: Blumen, theils von ihm ſelbſt mit kräftiger Hand und heiterm Lächeln aufgepflegt, theils von Andern in ſeinen Strauß geſpendet. Aber der gute Mann war da ſchon 43 Jahre todt und kaum möglich, noch Blumen unter ſeinem Nachlaſſe aufzufinden, welche in ſo langer Zeit nicht ſchon da oder dort in öffentliche Blätter (wie Trauben in Traubenblätter) gehüllt, und dem Publikum vorgeſtellt worden waren. Reliquien in dieſem Sinne können, wenn man die Sache ſtreng nimmt, nur etwa ein paar Jahre nach eines Schriftſtellers Tode gutgethan werden: als Material, als Sammlung für ſeinen Biographen. Spätere Zeiten verlangen dann das Verarbeiten des zerſtreut liegenden, ſchon zur Kunde des Publikums gelangten oder noch unbenutzt geweſenen Stoffs. Nicht mehr als Goldkörner wollen ſie ſich die Goldkörner vorgeſetzt, ſondern als Medaille geprägt. Reliquien müßten nach vierzig Jahren zu Lebensbeſchreibungen geworden ſein.

Übrigens iſt dieſes — ich ſehe es ein — mehr ein Vorwurf für den ſäumigen Biographen, als für den Mann, der treu und voll Anhänglichkeit an den Geſchiedenen, dem Biographen noch vorzuarbeiten beabſichtigt und dieſes auf S. IV. ſeines Vorworts auch ausſpricht. Dabei enthält dieſes Vorwort manche ſelbſtſtändige Betrachtung; es zieht anſpruchlos aber ſicher in die Kreiſe hinein, welche den alten Möſer arbeitſam, herzlich, wacker, ruhig und verſtandesklar wirken ſahen; es entwickelt einige ſeiner Familienbeziehungen, ſein anregendes Verhältniß zu Göthe, deſſen Verehrung für ihn, und noch Anderes, was erläutert und vervollſtändigt. Überall tritt die Pietät des Herausgebers deutlich hervor; aber nicht, indem ſie ihre „Reliquien“ eiferſüchtig im Käſtchen hält und vor Andern abſchließt. Nein, wenn irgend Einer in und mit der Welt, in und mit dem deutſchen Vaterlande erſt recht ſeine Bedeutung erhält, ſo iſt's Möſer, der von ſeinem kleinen Osnabrück aus, die Hebſtange unter den bis dahin ziemlich trägen Ball deutſcher Empfindungen, kräftiger Geſinnung und (im beſſern Sinne des Worts) praktiſchen Thuns ſchob, bis er ſich lebendiger bewegte.

Von den mitgetheilten Briefen iſt beſonders ein Brief Göthe's vom 21. Juni 1781 an Möſer's Tochter, und ein Brief Möſer's an den Dichter J. B. Michaelis (geſt. 1772) von Intereſſe. Von den dann folgenden Fragmenten aus Möſer's literariſchem Nachlaſſe, waren die meiſten ſchon im Jahre 1825 in den Blättern für literariſche Unterhaltung abgedruckt, was auch der Herausgeber bemerkt. Indeſſen wird man ihnen hier und immer wieder mit Vergnügen begegnen. Möſer's Arbeiten hatten, wie er ſelbſt beſcheiden äußerte und Horn in ſeiner Geſchichte der deutſchen Literatur beſtätigend wiederholte, ſtets etwas Erdgeſchmack. Vielleicht iſt's wahr, aber bei einem Schriftſteller ſich nicht darüber zu verwundern, der, zunächſt würdiger und fleißiger Geſchäftsmann, in die Literatur faſt nur improviſirte und zum Schriftſteller wurde, ohne es zu wollen. Wäre es aber wirklich wahr, dann iſt und bleibt jene Erde die heilige, vaterländiſche, in welcher der muntere Weinſtock treibt und die Eiche wurzelt; es iſt jene Erde, die der Wanderer, von fernher kommend, mit zitternder Lippe begrüßt und küßt. —

Hoch ſteht unterdeſſen Möſer's würdige Geſtalt auf hohem Poſtament in Osnabrück. Die rechte Hand bewegt ſich, wie zum Sprechen; die Stirne denkt; der Fuß ſchreitet vor. Ein Abeken iſt unter den Osnabrücker Magiſtratsperſonen, welche am 4. December 1837 ihr Feſthalten am hannoverſchen Staatsgrundgeſetz öffentlich erklärten. Ob der Herausgeber?

Karl Buchner.

Neueſte Bilder aus Berlin.

(Fortſetzung).

Wäre es nur darauf abgeſehen, Mittel zu erſinnen, um das Laſter des übermäßigen Genuſſes ſpirituöſer Getränke in den unteren Volksklaſſen zu unterdrücken; ſo wäre der Zweck ein ſehr guter, und man müßte nur die vergebene Mühe beklagen, welche Menſchenfreunde ſich um ihre, durch Armuth, Elend und Leichtſinn verderbten Brüder geben. Allein fürder miſcht ſich auch hier der Pietismus mit hinein, der nicht allein beſſern, ſondern auch bekehren will, und zwar bekehren zu den trübſinnig blaſſen Lehren einer Gottesfurcht, die fanatiſch Alles haßt und verdammt, was nicht in Gebet und Zerknirſchung ſich abmüht, dem Herrn der Welt zu dienen, und der Alles Sünde heißt, was auf der Erde Freude iſt. Ich weiß nicht ob ich Ihnen nicht ſchon jüngſt berichtete, daß hier ſich vor Kurzem ein neuer Tugendbund gebildet hatte, der in Bilder- und Kramläden umherlief, und wo er irgend etwas antraf, einen Kupferſtich, eine Doſe, oder ein Gemälde, das ſeinen keuſchen Geſinnungen anſtößig erſchien, der Polizei denuncirte. Man hat dieſe Beſtrebungen, welche ſehr lächerlich ausfielen, ſo viel verſpottet, daß die frommen Herren ziemlich davon abgelaſſen haben; allein dieſelben predigen nun die Mäßigkeit, obgleich Einige darunter ſind, von denen man wohl weiß, daß ſie ſelbſt die Freuden der Tafel keineswegs verachten; allein freilich iſt der Burgunder oder Champagner auch kein gemeiner Spiritus, und überhaupt gilt noch immer der alte troſtvolle Ausſpruch: Richtet euch nach meinen Worten u. ſ. w. auch hier. — Doch darüber wollen wir nicht rechten, wollte nur der Himmel es glückte dem Vereine, alle Menſchen vom Branntweine zu entwöhnen; allein ſchwerlich wird es je gelingen, unſern Eckenſtehern und Arbeitern eine rechtſchaffene Averſion beizubringen. Hebt das Volk aus dem Elende, ſchafft ihm Vernunft ſein Unglück zu begreifen, ſorgt für Erziehung und gutes Beiſpiel, ſo kann es vielleicht gelingen; oder bewegt den Staat das Höllenwaſſer, das den Menſchen verdumpft und zum Thiere herabwürdigt, ſo hoch zu beſteuern, daß es dem Elende, welches ſeine Entwürdigung darin zu vergeſſen ſtrebt, unbezahlbar wird, und ſchafft ihm ein anderes geſunderes und ſtärkendes Getränk durch ein kräftiges wohlfeiles Bier. Aber namentlich dies Letzte iſt ſeit Jahren umſonſt gepredigt worden. Das Bier im ganzen Norden Europa's iſt ſchlecht, dünn und verhältnißmäßig theuer; die Brauercorporation will viel verdienen, und der Staat zieht eine beträchtliche Malzſteuer; der Norden aber muß erwärmende, erhitzende Getränke haben, das Klima fordert es, wir ſind darauf nothwendig hingewieſen, und ehe nicht ein paſſendes Surrogat erfunden iſt, werden alle Mäßigkeitsvereine nicht gegen die Unmäßigkeit ſchützen. — Der Verein hat auf ſehr löbliche Weiſe an Familienväter und in Handwerkſtätten und Fabriken ſeine Schriften und Warnungen vertheilt; auch hat er mehrere Verkäufer die neben andern Waaren auch Branntwein ſchenken, gewonnen, entweder dieſem Verkaufe ganz zu entſagen oder Keinem mehr als für einen Dreier zu verkaufen, der zur Abſchreckung überdies nur aus einem Zinnmaße und nicht aus einem Glaſe getrunken werden muß; endlich werden auch Jedem dazu einige Roſinen gereicht, um die ſchädliche Wirkung zu mildern; allein was kann das Alles in einer Stadt helfen, wo jedes zehnte Haus eine Branntweinsniederlage iſt. Die guten Leute, welche den Verkauf aufgeben, ſchmälern ihren Erwerb, ohne der guten Sache zu nützen. Weit zweckmäßiger wäre es, wenn die Polizei keine Erlaubniß zur Anlegung von Branntweinſchenken geſtattete und die beſtehenden nach und nach beſchränkte; allein das ſtreitet ganz und gar gegen unſere Geſetzgebung und gegen die Gewerbfreiheit. Ein letztes Mittel, wäre es auch von der Kanzel herab, gegen die Unmäßigkeit zu Felde zu ziehen, und in der That iſt auch dieſer Verſuch gemacht worden, aber leider wieder zu Gunſten des Pietismus. — Ein hieſiger beſonders bekannter Pietiſt donnerte gewaltig gegen das Laſter des Trunkes und zerknirſchte manchen Sünder ſeiner Gemeinde; bei'm Schluſſe aber ließ er die Worte einfließen, daß der Herr Jeden doch erleuchten möge, die Groſchen, welche er ſo ſündig verſchwende, künftig der frommen Miſſionsgeſellſchaft zuzuwenden; dann, rief er aus, dann würden in kurzer Zeit alle Heiden Belehrung empfangen und in den Schooß des Lammes geführt werden. — Die Rede des frommen Mannes iſt auch keineswegs auf dürren Boden gefallen: mehrere ſeiner Zuhörer haben vernünftig geſpart und zur großen Freude aller Guten die Erſparniſſe eingeliefert; allein es iſt doch ſehr zweifelhaft, ob dieſe Art von Belehrung von Dauer iſt. Wenn jedoch einfach und uneigennützig von der Kanzel herab die Diener Gottes die ganze Schrecklichkeit des Trunkes enthüllten; wenn ſie in Lehren und Beiſpielen die zerſtörenden Folgen enthüllten, ſo könnte allerdings Manches dadurch gut gemacht werden. Der roheſten Klaſſe gerade iſt noch immer die größte Ehrfurcht vor den Männern geblieben, welche im Namen Gottes zu ihnen ſprechen, und ihre Worte machen einen tiefern Eindruck auf die verſtockten Gemüther, als die kalten Buchſtaben eines Geſetzes.

Leider muß man es bekennen, daß in den untern Volksklaſſen eine ſteigende Demoraliſation ſich fühlbar macht, und die wachſende Maſſe der Verbrechen gibt der Regierung manche Sorgen. Der Diebſtahl beſonders iſt in der neueſten Zeit zu einer furchtbaren Höhe geſtiegen, und dies Laſter macht ſich in Klaſſen fühlbar, welche früher nichts davon wußten. Früher waren die Diebe faſt alle aus der unterſten Hefe des Volkes, Knechte, Umhertreiber, Vagabunden, welche keiner geſchickten und mit erſchwerenden Umſtänden verbundenen Verbrechen fähig waren, und leicht entdeckt werden konnten; es gab bei uns keine Diebesbanden und Verbrüderungen, keine Herbergen, keine Diebeshehler, keine organiſirte Art des Diebſtahls; jetzt iſt dies Alles vorhanden und der größere Theil der Diebe ſtammt aus dem Handwerkſtande, der ſonſt durch ſeine Ehrhaftigkeit berühmt war. Handwerksgeſellen, beſonders ſolche, deren Gewerbe im Winter abnehmen, benutzen die Fertigkeit, welche ſie im Gebrauch der Werkzeuge erlangt haben, um Einbrüche zu machen. Sie haben vielleicht Familie, und die Noth ſowohl, wie die Ausſicht leicht Mittel zu erhalten, um ihren Begierden und Leidenſchaften fröhnen zu können, macht ſie zu Verbrechern. Dergleichen Diebe ſind ſchwer habhaft zu werden, wenn man ſie nicht auf der That ertappt; denn gewöhnlich ſtehlen ſie nur baares Geld oder werthvolle Sachen, die ſchnell und leicht zu verkaufen ſind. —

Eine ganz andere Klaſſe bilden die Diebe von Profeſſion. Dieſe ſind nicht hier anſäſſig, ſie kommen und gehen, wandern von Ort zu Ort, wechſeln Namen und Paß, und halten ſich in den Städten gewöhnlich als Handelsleute, Hauſirer und Gewerbtreibende fern von den Diebeshehlern auf.

(Fortſetzung folgt).

Aus Leipzig.

Erſter Artikel.

(Die Kunſtausſtellung.*)

Seit Jahren ſchon fühlte man in Leipzig immer empfindlicher den Mangel einer öffentlichen Kunſtſammlung, an der ſich die Gebildeten aller Stände, gleich denen anderer bedeutender Städte, erfreuen könnten. In Leipzig mußte dies mehr auffallen, als anderwärts, indem nicht allein die Bevölkerung der Stadt ſich immerdar den Ruf einer feingebildeten, in Sachen der Kunſt mit Scharfſinn und Geſchmack urtheilenden, im In- und Auslande zu erhalten gewußt hat; ſondern auch der immerwährende Durchzug Fremder, namentlich zur Zeit der Meſſe, ein ſolches Inſtitut wünſchenswerth machte. Das hieſige Publikum, faſt enthuſiaſtiſch für muſikaliſche Genüſſe eingenommen, vermochte es durch Ausdauer und Theilnahme an dieſer Kunſt ein Concert zu geſtalten, das vielleicht von keinem andern in ganz Deutſchland übertroffen wird, wenn ſich andere Orcheſter auch neben ihm erhalten können. So hoch es ſich aber auch hier aufgeſchwungen hatte, ſo weit war es in andern Geſchmack und Bildung fördernden Inſtituten zurückgeblieben. Von dem Theater will ich hier nicht ſprechen: es iſt dies eine Anſtalt für ſich, deren Gedeihen oder Nichtgedeihen auf ganz andern Dingen, als dem bloßen Willen eines kunſtliebenden Publikums beruht. Daß aber kaum eine Spur von Kunſtſammlung in Leipzig zu entdecken war, mußte auffallen. Einzelne Privatleute hatten freilich ſehr ſchätzenswerthe Sammlungen mit bedeutendem Koſtenaufwand angelegt; allein dieſe wurden doch nur Einzelnen geöffnet. Das größere Publikum wußte höchſtens, daß Dieſer und Jener ſchöne Gemälde beſitze. Das war aber auch Alles! Sie wiſſen ſelbſt, ein deutſches Publikum, mag es auch noch ſo empfänglich ſein für das Schöne, will zuvörderſt eine etwas gewaltſame Anregung haben, ehe es ſich die Freiheit nimmt, ſich auf eigene Fauſt zu amüſiren. Das hat auch ſein Gutes, wie Alles, was langſam ſich entwickelt. Denn beginnt es erſt warm zu werden, Intereſſe zu zeigen, ſo erlöſcht der einmal emporflammende Eifer ſobald nicht wieder.

Abgeſehen aber auch von den Einwohnern Leipzig's war eine Anſtalt, die Kunſtgegenſtände Jedermann zu Geſichte brachte, höchſt wünſchenswerth, wenn man bedachte, daß die Landes-Univerſität hier die Blüthe der Jugend verſammelte. Daß auf Univerſitäten Vorleſungen über Kunſt im Allgemeinen weder ſehr gehalten, noch auch beſucht werden, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Der hieſigen gebrach es, um das Intereſſe für die Künſte zu wecken, von jeher an zweierlei. Einmal gab es unter den Profeſſoren keine eigentlichen Kunſtverſtändigen in der Bedeutung, die wir jetzt mit dieſem Ausdrucke zu verknüpfen gewohnt ſind; und ſodann war und iſt leider der größte Theil der hieſigen Studenten viel zu unbemittelt, um für Dinge, welche nicht unmittelbar in das Bereich dieſer oder jener Brodwiſſenſchaft gehören, auch nur einen Deut ausgeben zu können! Das iſt traurig; aber wahr, und es ſcheint mir, als liege hierin allein der Mangel an einer wahrhaft bedeutenden philoſophiſchen Facultät. Die Philoſophie und was mit ihr zuſammenhängt, die Äſthetik im weiteſten Umfange, geht hier zu Lande recht eigentlich betteln. — Vorleſungen über Kunſt ꝛc. gab es nun wohl; ſie wurden aber wenig beſucht, was natürlich war, da dem gehörten Worte die Anſchauung nicht zu Hülfe kommen konnte. Auf dieſe Weiſe blieb den hieſigen Studenten die Kunſt überhaupt, und zumal die bildende, ein böhmiſches Dorf. Es ſah immer etwas Tohumabohu aus und mag ſich vor der Hand wohl noch wenig gebeſſert haben.

Ob die Stifter des hieſigen Kunſtvereins bei dem Entſchluſſe, in Leipzig ſofort ein Muſeum zu gründen, auch an die Univerſität gedacht haben, thut nichts zur Förderung der Sache; die ſtudirende Jugend wird nicht minder daran profitiren, als jeder Andere, dem die Bildung am Herzen liegt. Der erſte lebhaftere Anſtoß zu Stiftung des Kunſtvereins mochte wohl von dem Aufſehen ſich herſchreiben, das ſowohl in Deutſchland als in Paris die beiden großen Gemälde von Bendemann und Leſſing machten. Es regte ſich das Verlangen in den Leipzigern, dieſe Gemälde ebenfalls ſehen, bewundern oder tadeln zu können, und es ward nicht ſelten mit einigem Verdruſſe die Bemerkung gemacht: es ſei höchſt fatal, daß man hier keine Ausſtellung habe. Was nun aber auch die erſte Veranlaſſung zum Vereine ſelbſt gegeben haben mag, ein von Außen oder von Innen kommender Anſtoß; die Ausführung des Planes verdient die Anerkennung jedes Biedermannes.

Der Verein trat nun Anfang dieſes Jahres in Geſtalt einer Actiengeſellſchaft zuſammen, die Unterzeichnung dafür ward bereits im Februar eröffnet und im März die Einladung an deutſche und ausländiſche Künſtler erlaſſen, zur Einſendung von Beiträgen für die erſte Ausſtellung. Noch vor Beginn der Ausſtellung waren bereits 1100 Actien unterzeichnet, deren Zahl im Verlauf der Ausſtellung ſelbſt noch ſehr bedeutend anwuchs. Da der Preis einer Actie ſehr billig (drei Rthlr.) war, ſo konnte auch der nicht ſehr Bemittelte daran Theil nehmen. Jeder Actionär erhielt zugleich das Recht, an der Verloſung der vom Vereine angekauften Gemälde Theil zu nehmen. Der Verein beabſichtigt nämlich Gemälde anzukaufen, theils um dieſe unter die Actionärs zu verloſen, theils mittelſt derſelben ein ſtädtiſches Muſeum zu errichten.

Nach Beendigung aller einleitenden Schritte, die über Erwarten glücklich ausſchlugen, ward die Ausſtellung auf der hieſigen neuerbauten deutſchen Buchhändlerbörſe, am 17. September eröffnet.

Die Zahl der eingeſandten Gemälde belief ſich auf nahe an 700, ſo daß der Verein aus Mangel an Raum ſich genöthigt ſah, viele gerade der bedeutenderen erſt nach und nach dem Publikum vorzuführen. Die Menge der Bilder, von denen man doch möglichſt viele auf einmal zur Anſicht bringen wollte, verurſachte auf dieſe Weiſe eine im Allgemeinen für die Betrachtung ſehr ungünſtige Aufſtellung. Manches Gemälde war ſelbſt bei ſonnenheller Witterung nicht gut beleuchtet. Dies ſtörte ſehr, ließ ſich aber für diesmal freilich nicht ändern. Ein anderer Mißgriff, der allerdings ſchwerer zu beſeitigen ſein mochte, lag in der Auseinanderreißung der Gemälde ein und deſſelben Künſtlers. Es war ſehr ſchwer, ſich hier zu orientiren und ſelbſt ein oft wiederholter Beſuch konnte nicht alle Wünſche befriedigen. Mir ſelbſt wie Andern ſind mehrere Gemälde dadurch entzogen worden.

Das Übergewicht unter ſämmtlichen Gemälden hatten die Bilder aus der Düſſeldorfer Schule, wie das nicht anders zu erwarten ſtand. Der Zahl nach ſchloſſen ſich an dieſe wohl die Münchener Bilder an, denen die Niederländer ꝛc. folgten. Die Düſſeldorfer Gemälde haben viel Beſtechendes für den leicht Empfänglichen, und ſtehen vollends Bendemann und Leſſing mit ihren großen hiſtoriſchen Leiſtungen an der Spitze, ſo wird dem oberflächlich betrachtenden Publikum der Standpunkt gleich von vorn herein etwas verrückt. Über

---

*) Verſpätet.

Bendemann's Jeremias und Leſſing's Huſſittenpredigt iſt ſchon ſo Vieles geſprochen worden, daß es überflüſſig wäre, noch etwas Beſonderes hier hinzufügen zu wollen. Es wird Keiner leugnen, daß beide Künſtler Großes und Bleibendes geleiſtet haben; ja man kann ihnen wohl auch in einem gewiſſen Sinne den Ruhm, ſie ſeien die erſten wahrhaften Hiſtorienmaler in der neueſten Zeit, ungeſchmälert laſſen; Etwas aber ſcheinen die Kunſtkritiker in ihrem Enthuſiasmus doch zum großen Theile ganz überſehen zu haben und dies iſt der wunde Fleck an der ganzen Düſſeldorfer Malerſchule. Wenn ihn das Publikum nicht ſieht und fühlt, ſo kommt dies daher, weil es mehr oder minder ſelbſt an dergleichen Krankheit leidet. Die Düſſeldorfer Malerſchule leidet durchweg an einer altdeutſchthümlichen Sentimentalität. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

∴ Das große und großartige Gemälde, welches darſtellt, wie der jetzige König von Frankreich am 9. Auguſt 1830 geſchworen, der Staatsverfaſſung treu und gehorſam zu ſein, iſt in dieſen Tagen in der Deputirtenkammer zu Paris für die königliche Sitzung aufgeſtellt worden. Herr Coutan war vor Vollendung dieſes Bildes geſtorben; Herr Court übernahm vor vier Monden, daſſelbe zu beendigen. Nach der Sitzung wird er die letzte Hand daran legen. Das Berliner polit. Wochenblatt nennt nun zwar in dieſen Tagen ſpottend die Franzoſen „die große Nation,“ und in vollem Ernſte Herrn v. Haller einen „berühmten“ Staatsrechtslehrer! Wir werden aber immer in allem Ernſte eine Nation für groß halten, welche kein Opfer ſcheut, wenn ihre Herrſchaft des Geſetzes durch Willkühr bedroht iſt .... Wie es dagegen mit der Berühmtheit des Herrn v. Haller und ſeiner Reſtauration beſchaffen iſt, kann man aus der im Jahre 1821 zu Berlin erſchienenen Staatswiſſenſchaft von Hegel erſehen, wo es S. 246 u. a. heißt: „Herr von Haller hat ſich (gegen die Vertragstheorie von Rouſſeau) in ein Gegentheil geworfen, das ein völliger Mangel an Gedanken iſt, — nämlich in den bitterſten Haß gegen alle Geſetze, Geſetzgebung, alles förmlich und geſetzlich beſtimmte Recht. Der Haß des Geſetzes, geſetzlich beſtimmten Rechtes iſt das Schiboleth, an dem ſich der Fanatismus, der Schwachſinn und die Heuchelei der guten Abſichten offenbaren und unfehlbar zu erkennen geben, was ſie ſind, ſie mögen ſonſt Kleider annehmen, welche ſie wollen.“

∴ Germaniſches Recht. — Es iſt in jüngſten Tagen viel die Rede von ächt germaniſchem, altem gutem deutſchem Recht. Politiſirende Tagblätter, die ſich auch für Staatsphiloſophen ausgeben, bemühen ſich für Gewaltſtreiche eine Rechtfertigung im Vergangenen zu finden, da die lebendige Gegenwart ihnen keinen nachhaltigen Stützpunkt darbietet. Nothwendig erſcheint es demnach auch für Sprache und Literatur unſerer Nation, der einreißenden Begriffs-, und in Folge derſelben auch der Sprachverwirrung dadurch zu begegnen, daß man ſtets von Neuem an die ächte Bedeutung der Worte erinnert. Was nun unter urdeutſchem Recht zu verſtehen, findet ſich ganz ſchlicht in der ſehr empfehlenswerthen, kürzlich auch in's Franzöſiſche überſetzten allgemeinen Geſchichte und Statiſtik der europäiſchen Civiliſation von Joh. Schön, Prof. der Staatswiſſ. zu Breslau, folgendergeſtalt angedeutet: „Germanien war urſprünglich ein Aggregat von Landherren, die mit ihren Kindern, Knechten und einem Gefolge von freien, aber armen Leuten auf ihren weitläufigen Höfen ſaßen. Die Reichſten hatten ein fürſtliches (vorderſtes) Anſehen. Erwählte Gebieter aus den edelſten Geſchlechtern (Chunni) hießen Könige. Zwiſchen den Fürſten und den übrigen freien Herren beſtand ein in Landtagen ſich darſtellender Bund für Ordnung und Sicherheit. Verbrecher und Verletzer dieſes Bundes wurden mit den Waffen ausgetrieben.“

∴ Zur römiſchen Culturgeſchichte. — Aus Rom wird der Hannovr. Ztg. u. a. bemerkt: „Das Haus Torlonia ſei während der Cholera das einzige geweſen, welches ſich durch Abhülfe der öffentlichen Noth thätig erwieſen; man könne ſich nichts Kläglicheres, Eigennützigeres, Liebloſeres denken, als das Benehmen der römiſchen Ariſtokratie in jenen Zeiten der Gefahr ... S. Heiligkeit beſuche jetzt täglich das hetruskiſche Muſeum und zeige für dieſes und die ägyptiſchen Alterthümer das lebhafteſte Intereſſe.“

∴ Iſraelitiſche Theologie. — Mit Nächſtem erſcheint „Ein Abriß der geſammten jüdiſchen Theologie und ihrer Geſchichte“ in 2 Theilen, enthaltend: 1) Naturreligion, 2) Moſaismus, 3) Rabbinismus und 4) Kabbalismus, bearbeitet von Ephraim Willſtätter, bevorwortet von Naphthali Epſtein, Geh. badiſch. Oberrath.

∴ Neueſte Oper von Auber. — Pariſer Blätter erklären den „ſchwarzen Domino,“ eine neue Oper des Herrn Auber für das gelungenſte Werk deſſelben und ertheilen auch dem von Herrn Scribe dazu gefertigten Text die größten Lobſprüche.

∴ Ein Krankenhülfsverein hat ſich zu Dresden gebildet, welcher jetzt ſchon ſeit 6 Monaten ſich als ſehr erſprießlich erweiſt. Die Mitglieder beſuchen bedürftige Kranke, und verſorgen ſie mit ärztlichem Rath, Arzneien und ſonſtigen unentbehrlichen Hülfsmitteln.

∴ Die dramatiſche Poeſie in Spanien. — Bei Gelegenheit einer belobenden Kritik des neuen Drama's Los amantes de Teruel von Juan Eugen. [illegible], welches am 19. Jan. d. J. zum erſtenmal zu Madrid aufgeführt worden, bemerkt das Eco del Comercio: „In der That, nur wenn die Seele das Bedürfniß fühlt, eine große Leidenſchaft zu enthalten, bloß wenn die Phantaſie von Verlangen nach Ruhm begeiſtert oder von glühenden Gefühlen, die er vor den Menſchen ausſtrömen muß, hingeriſſen wird, kann der Dichter in einem Vaterlande ſingen, wo der Bürgerkrieg Alles beſchäftigt, und wo man den dramatiſchen Schriftſteller noch für weiter nichts hält als für einen Menſchen, der zu unſerer Kurzweile ſchreiben muß, und wo der Name Dichter faſt ein Schimpfwort iſt. Bei ſolch' einer betrübenden Ausſicht gehört viel Kraft dazu, ein Drama zu ſchreiben.“

∴ In den Nächten vom 12.—15. November wurden auch zu Breslau des Mondes und der Wolken halber nur ſehr wenige Sternſchnuppen wahrgenommen; dagegen in der erſten und letzten jener Nächte die Erſcheinung von Nordlichtern. Bei dem zweiten zeigte ſich (obwohl auch bei dem erſten ſchon merklich) eine Einwirkung auf die Magnetnadel von zu Breslau noch nicht erlebter Stärke. „Wie mit unſichtbarer Hand“ (ſchreibt Hr. v. B. in der preuß. Staatszeitung vom 20. Nov.) „ſetzte das Nordlicht die Nadel augenblicklich in die ſtärkſte Bewegung und Unruhe, und veränderte allmälig die mittlere Richtung der Nadel, abwechſelnd oſt- und weſtwärts von der gewöhnlichen, bis zu einem Unterſchiede von 144 Skalentheilen oder 2½ Grad.

∴ Nordlicht zu London am 15. November. — Am 15. Nov. zwiſchen 6 und 7 Uhr Abends wurde zu London wieder, ſeit dem 11. zum dritten Mal, ein Nordlicht geſehen. Der Himmel prangte von Oſt bis Weſt in ſchauervollem Lichtglanz, völlig ähnlich dem Widerſchein eines ungeheuern Brandes.

∴ Neues muſikaliſches Inſtrument. — Ein blindgeborener Baier, Georg Werner, hat ein Inſtrument erfunden, welches Zither, Guitarre und Harfe in ſich vereinigen und mittelſt 7 Pedalen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit und Fülle des Tones darbieten ſoll. Dem Vernehmen nach wird Hr. W. zu München ein Concert geben.

Nro 304. 1837.

Phönix.

Dienſtag, 26. December.

Das Brautſchiff.

(Schluß).

Mehrere Tage waren ſeitdem vergangen. Der alte Averdick, durch Robert's Großmuth überwunden, hatte ſeine Erlaubniß zur Vermählung mit Erneſtinen gegeben, und Robert ſuchte nun, das Mädchen ſeiner Liebe für ſeine Wünſche geneigt zu machen. Sie gingen in dem Garten zu Nienſtädten Hand in Hand auf und nieder, und ſetzten ſich dann auf den Platz unter den ſchattigen Linden, von welchem aus man die ganze Elbe überſchaut.

„Dringe nicht ferner in mich!“ bat Erneſtine. „Wenn ich jetzt deine Gattin würde, würde ich dich nur unglücklich machen. Meine Geſundheit iſt zerrüttet, ich wanke dem Grabe zu; die Unglücksfälle meines Vaters haben mich tief gebeugt, ich habe ſie, um des ſchuldloſen Greiſes willen, zwiefach empfunden. Warum ſoll ich meine welke Hand in die deine legen und dich ſo mir in das Grab nachziehen? Sei mir für die kurze Zeit, die ich noch auf Erden zu wandeln habe, ein treuer, lieber Bruder, der meine Schwächen mit Geduld erträgt, und wenn meine Bitte etwas über dich vermag, ſo laß mich dich an der Seite einer andern jugendlich ſchönen Gattin, die deinen Werth erkennt, zum Altare gehen ſehen.“

„Nimmermehr!“ rief Robert. „Nur an deiner Hand betrete ich dieſen Pfad, oder nie.“

„Ich werde niemals die Deinige, Robert,“ ſprach Erneſtine feſt. „Meine Tage ſind gezählt, meine Kraft iſt gebrochen; ich würde nur dein Unglück machen, und dazu liebe ich dich viel zu ſehr. Laſſe es darum bei meinem Ausſpruche; wir müſſen uns dem Unvermeidlichen fügen.“

„Erneſtine!“ ſprach Robert ernſt. „Iſt das dein letzter, feſter Entſchluß?“

„Gewiß, mein Bruder!“ antwortete ſie. „Und wenn mir vor Wehmuth das Herz darüber brechen ſollte, ich werde ihn nicht ändern.“

In dieſem Augenblicke trat Vater Averdick mit dem alten Schramm in den Garten.

„Ein Unglück, Kinder!“ ſprach der Vater. „Siegfried Möller hat fallirt. Heute Morgen iſt dieſer Vorfall an der Börſe bekannt geworden. Der Unglückliche ſoll den Verſtand verloren haben, und mit bloßem Haupte auf die Straße hinausgeſtürzt ſein; Niemand weiß wohin!“

„Schrecklich!“ rief Erneſtine und barg das Geſicht an Robert's Bruſt; dieſer konnte ſich eines leiſen Fröſtelns nicht erwehren.

„Das Traurigſte für uns iſt,“ fuhr der Alte fort, „daß man ſich erzählt, wir hätten ihn zu Falle gebracht; die Firma Averdick in Newyork habe ihn ſo zu intriguiren gewußt, daß Möller endlich hätte fallen müſſen. Das iſt mir ſehr unlieb; denn wenn es auch nicht wahr iſt, nicht wahr ſein kann, ſo iſt doch der Schein gegen uns und die Leute werden ſagen, wir haben uns von einer unedeln Rache hinreißen laſſen.“

„Das werden ſie ſagen!“ ſprach Robert tonlos vor ſich hin; er zitterte heftiger, die Nemeſis ergriff ihn.

Erneſtine ſah die Veränderung, die in dem Innern ihres Freundes vorging; ein dunkles Roth überflog ihre Wangen und Stirn, ſie ergriff die Hand des Bewegten, und rief: „Robert! Welche Veränderung in deinem ganzen Weſen? Was ſoll ich denken? Hätte das Gerücht die Wahrheit geſprochen? Hätte wirklich die Begier dich zu rächen, dein Herz ſo ſehr verändert? Dann wehe mir und dir!“

„Erneſtine!“ bat Robert, ſich gewaltſam ermannend. „Die Leute wiſſen nicht was ſie reden. Kaufmänniſche

Taktik kann nicht Verbrechen genannt werden. Ich habe . . ."

„Du haſt einen Mann in Tod und Verzweiflung gejagt!" rief ſie mit überſtrömenden Augen. „Weh' mir, daß ich dies von dem Geliebten meines Herzens ſagen muß; weh' dir, daß du dieſe Schuld auf dich ludeſt! Fortan iſt keine Vereinigung, auch die entfernteſte nicht, unter uns mehr denkbar. Ich vergebe dir, daß du den ſchönen Traum meiner Seele zernichteteſt, ich vergebe dir, daß du mein Herz brachſt; aber ich will dich nie mehr wiederſehen!"

Vater Averdick und ſein alter Freund wollten begütigend dazwiſchen treten, aber Erneſtine wies ſie ſanft und ernſt zurück und ſprach: „Beweinen will ich ihn, bis der Tod meinen Leiden, — gewiß bald, — ein Ende macht; aber ich kann nicht an der Bruſt eines Mannes ruhen, der planmäßig den Untergang eines Menſchen herbeiführen konnte, weil dieſer ihm einmal eine Kränkung zugefügt hatte."

In der Nähe ward es laut. Man hörte das Heranſtürmen einer Menſchenmenge, verworrenes Leben und Schreien und dazwiſchen den Ruf: „Halt ihn auf! Halt ihn auf!" Da raſchelte es an der lebendigen Hecke, womit der Garten eingefaßt war, und ein Mann mit fliegenden Haaren, zerriſſenen Kleidern und ſtarrblickenden Augen ſprang über dieſelbe weg, gefolgt von einem Haufen der Dorfbewohner, der aber nicht in den Garten des Kaufmanns einzudringen wagte, ſondern neugierig außerhalb der Hecke auf den weitern Verlauf der Dinge harrte.

„Siegfried Möller!" riefen Averdick und Schramm wie aus einem Munde und Erneſtine warf ſich lautweinend an die Bruſt ihres Vaters, während Robert regungslos daſtand und die Erſcheinung anſtierte.

„Ein Bankerotteur! Ein Bankerotteur!" rief Möller mit kreiſchender Stimme. „Juch heiſſa! Hinaus, in die See! Hin nach Newyork, wo die Unholde hauſen; die mir, gleich Vampyrn, das Blut ausgeſogen haben! Hollah! Vorwärts! Vorwärts!"

Er flog den breiten Gang hinab; die Männer hinter ihm her, aber zu ſpät; er ſprang am Ende deſſelben über die Barriere und ſtürzte, über hundert Fuß tief, auf den Strand nieder. Er hatte vollendet.

Die Landleute brachten ſeine Leiche, die in der Behauſung des alten Averdick aufgeſtellt ward. Erneſtine fuhr bei dem Anblicke derſelben zuſammen, und rief, indem ſie ihrem Zimmer zueilte, mit überſtrömenden Augen: „Lebe wohl, Robert! Dort oben finden wir uns entſündigt wieder!"

Der alte Averdick und ſein Leidensgefährte, die die eifrigſten Vertheidiger ſtreng rechtlicher kaufmänniſcher Handlungsweiſe geweſen, ließen den unglücklichen Kapitän, ohne ihm ein Wort zu ſagen, bei der Leiche zurück. Er entfernte ſich einſam von der ſonſt ſo gaſtlichen Schwelle und ging trüben Sinnes in die Nacht hinaus.

Vater Averdick wollte nicht wieder in das Getümmel des Geſchäftslebens zurückkehren; er blieb in ſeiner ländlichen Behauſung, bei Erneſtinen, die täglich mehr dahinſchwand, und übertrug einem entfernten Verwandten ſeines Namens, unter Schramm's Leitung, die Führung des ihm neu überkommenen Geſchäftes.

Acht Tage nach jenem erſchütternden Vorfalle ging Kapitän Robert am Borde des Siegfried in See.

Das Haus Averdick blühte immer kräftiger empor, und ſicherte dem Anſcheine nach, wenn der Volksausſpruch gilt, das Beſtehen des alten Hamburg's noch für Jahrhunderte.

Von Robert hörte man lange nichts. Nach Jahr und Tag las man an der Börſe folgendes Placat:

„Das Hamburger Schiff „Siegfried," kommandirt vom Kapitän Robert, iſt in der Nacht vom 24. zum 25. April, unweit der rothen Tanne, auf Scharhörn geſtrandet. Weder von der Mannſchaft, noch von der Ladung iſt das Geringſte geborgen. Die Wellen haben das Wrack beinahe gänzlich verſchlungen."

Der Tag, an welchem dieſe Nachricht bekannt wurde, war der Begräbnißtag Erneſtinens.

Aus Leipzig.

(Fortſetzung).

Dieſen thränenbefeuchteten Faden, der nie ohne Eindruck auf ein deutſches Publikum bleibt, habe ich über jedes Düſſeldorfer Bild zittern ſehen, und ſelbſt Bendemann's Jeremias, der, was die Ausarbeitung anlangt, Bewunderung verdient, leidet daran. Es iſt an der Düſſeldorfer Schule Alles epiſch, nichts dramatiſch, ſelbſt da, wo doch in der Handlung allein das Charakteriſtiſche liegen kann, z. B. bei der Huſſitenpredigt nimmt dies eine epiſche Ruhe an. Leſſing allein ringt mit den Feſſeln, welche die Genialität des deutſchen Flennens auch ihm angelegt hat, und hoffentlich wird er ſich bald davon zu befreien wiſſen. Dies zeigt ſein Huſſitenprediger und die Umrahmung der ganzen Gruppe, ſonſt aber iſt noch immer das Vorherrſchende jener epiſchen Richtung nicht zu verkennen, die Alles in eine der Menſchennatur durchaus nicht angemeſſene Paſſivität hineinzwängt. Die Compoſition der Düſſeldorfer ſteht immer zurück hinter der faſt in's Kleinliche gehenden Sorgfalt in der Ausführung. An dieſer mag ein äſthetiſcher Beurtheiler nur das Allzugenaue, mithin den Mangel an Kühnheit tadeln können, der gerade umgekehrt bei den Münchnern glaubwürdigen Nachrichten zufolge, wieder zu grell ſich geltend macht, wodurch oft ein Vernachläſſigen des Colorits die natürliche Folge iſt.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen erlauben Sie, daß ich einiger der am meiſten in die Augen fallenden Gemälde noch beſonders gedenke. Ich eröffne die kurze Reihe der hier zu nennenden mit Wilh. Heine's „Verbrechern in der Kirche," als demjenigen, das von Seiten der Beſuchenden vor allen ausgezeichnet und auch von dem Kunſtverein angekauft ward. Das Gemälde war nicht gar groß und zeigte das Innere einer Kirche, in deren Stühlen eine Menge älterer und jüngerer Verbrecher Platz genommen hatten. Der Vordergrund war mit lauter Männern angefüllt, während in der Tiefe der Kirche mit völlig verhüllten Geſichtern auch einige Frauengeſtalten ſichtbar wurden. Die verſchiedenen Seelenregungen, die ſich in den Geſichtszügen der einzelnen Verbrecher kund gaben, ließ nichts zu wünſchen übrig. Hier hatte der Maler ſeine ganze Erfindungsgabe aufgewandt, um alle Nüancen der innern Zerknirſchung, der Reue, Scham, der Verzweiflung, des Trotzes, der Stupidität und verachtender Bosheit anzubringen.

Bei alledem vermißte man aber auch hier die Luſt der That, das überwiegende des epiſchen Elementes. Das Alles wäre nun ganz lobenswerth; warum aber der Künſtler auf den unglücklichen Gedanken fallen konnte, neben dieſe Verbrecher, die ihr ſündiges und reuevolles Herz im Gebet vor Gott eröffnen, auch noch die Schergen des Staates zu ſtellen, kann man nicht begreifen. Sollte es Ironie ſein, ſo war dieſe ſehr am unrechten Orte angebracht; anders aber aufgefaßt bleibt dem Beſchauenden nichts übrig bei Erblickung dieſer grob dummen, im Gewicht des erhaltenen Commando's abſchreckend verletzenden Geſtalten, als ſich mit Widerwillen abzuwenden. Es beleidigt das ſittliche und äſthetiſche Gefühl, wenn man den gefallenen Menſchen im Gebet von der anmaßenden Gewalt inſpicirt ſieht. Vor Gott iſt auch der gefangene Verbrecher frei, und hier ziemt es dem Künſtler nicht, die Repräſentanten der beaufſichtigenden Staatsgewalt, noch dazu in Figuren, die ſelbſt nicht Beherrſcher ihres Willens ſind, zu Hülfe zu rufen. Er malt damit nur die Schande ſeines Volkes. — Das Publikum indeß ſchien im Allgemeinen weniger bedenklich zu ſein, überſah gutmüthig die Soldaten und nahm mitleidig nur Theil an den allerdings ſehr anziehenden Gruppen der Verbrecher und ihren nicht minder ſchönen, als intereſſanten Geſichtern.

Als den vollendetſten Gegenſatz zu dieſem Produkte eines deutſchen Künſtlers nenne ich mit Abſicht hier ein Gemälde von dem Franzoſen Biard „Sclavenhandel an der Goldküſte von Afrika.“ Dieſes Bild zog gleich bei'm Eintritt Aller Blicke auf ſich; aber ſchaudernd wandte ſich nach wenig Minuten der Betrachtung Alt und Jung und namentlich die Frauenwelt davon ab! Man äußerte laut, daß ein Künſtler, der im Stande ſei, ein ſolches Werk zu ſchaffen, kein Herz im Buſen tragen, kein Mitgefühl für die Leiden der Menſchen haben müſſe. Ja ein als großer Kunſtkenner bekannter Mann ſoll ſogar bei'm Anblick des Biard'ſchen Gemäldes behauptet haben: der Schöpfer deſſelben könne kein guter Menſch ſein! Sie fragen, was das Publikum zu einem ſo harten Urtheile veranlaßte? Werfen wir einen Blick auf das Gemälde. — Hier begegnet uns eine bunt gemiſchte lebensvolle Gruppe weißer und ſchwarzer Menſchen, verſammelt an der Meeresküſte, im Hintergrunde einige Galeeren, über denen drückend heiß der blutige afrikaniſche Abendhimmel ſchwebte. Im Vorgrunde des Gemäldes ſitzt ein Negerfürſt, mit prunkenden Zierrathen zum Überfluß behängt. Er raucht gemächlich ſeine Pfeife und ſtiert dumm und gedankenlos vor ſich hin. Ihm zur Seite in zähnefletſchender Rachſucht die Geſichtsmuskeln verzerrend handeln drei andere Neger mit ein paar Weißen um die Leiber ihrer wahrſcheinlich im Kriege gefangen genommenen Landsleute. Einer derſelben wird am Boden von den weißen Henkersknechten niedergehalten, indem der Eine dem unglücklichen Schlachtopfer auf die Bruſt kniet und der Andere ihm den Mund aufreißt, um ſich von der Vortrefflichkeit der Zähne deſſelben zu überzeugen. Neben ihm ſitzt ſpielend ein kleiner Knabe, vielleicht des Vaters Kind! — Dieſem Schlachtopfer zu Füßen kniet ein junges Mädchen, mit auf den Rücken gebundenen Händen. Ein weißer Henker, in grellen, buntfarbigen Kleidern, reißt ihm die Kleider von dem Oberkörper und drückt das glühende Eiſen zwiſchen die Schultern des unglücklichen Geſchöpfes, um es auf Lebenszeit zur Schmach der Sclaverei zu ſtempeln. Dabei raucht er in völliger Gefühlloſigkeit eine Cigarre, und gewahrt nicht den ſchmerzengeſättigten Blick, den das gebrandmarkte Mädchen zum mitleidloſen Himmel aufſchlagt, in ſtummer Verzweiflung eine furchtbare Anklage dem ſchweigenden Gott zuwerfend über die Barbarei des civiliſirten Europa. Nahe bei dieſer Gruppe wirft ſich eine Mutter über ihr todtes Kind, während die Geißel des Sclavenvogtes über ſie hinſauſ't. Den Hintergrund füllen faſt dämoniſch grell entworfene Geſtalten: theils Sclaven, theils ihre Peiniger, die unter unbarmherzigen Peitſchenhieben die erhandelten Opfer nach den Galeeren treiben. Auf der andern Seite aber ruht auf Teppichen der reiche europäiſche Sclavenhändler! Der ſtumme Tyrann hat einen hübſchen Wanſt, ſein Geſicht iſt aufgedunſen vom Wohlleben, unter dem das Herz erlag. Es iſt eines der vielen menſchlich ausſehenden Geſchöpfe, die in ihrer Apathie noch zehnmal grauſamer ſind, als der gereizte Tiger, der um ſein Leben kämpft. — Dies der Inhalt des Biard'ſchen Gemäldes. Man fand es furchtbar, unmoraliſch! — Warum? Weil man die Verſöhnung darin vermiſſen wollte! — Die Menſchen ſind wunderlich!

(Schluß folgt).

Feuilleton.

⁂ Erwartung des Meſſias. — Der Herzog von Raguſa bemerkt in der Beſchreibung ſeiner im Jahre 1834 durch Paläſtina gemachten Reiſe von der Umgegend am galiläiſchen Meer, daß viele europäiſche Juden ſich bei Tiberias in Safed angeſiedelt. „Nach dem Glauben der Juden wird dort der Meſſias ankommen, und voll Vertrauen erwarten ſie ihn daſelbſt. Sie begeben ſich von allen Gegenden der Welt nach Safed, um ihre Tage in dieſer Stadt zu beſchließen, welche ihrer Meinung zufolge eines Tages mit großem Glanze verklärt und vor Allem der Hauptort ihrer Macht werden wird. Es iſt erſtaunlich, welch tiefer Glaube noch heutzutage die Juden beſeelt, und wie beharrlich ſie ſich weigern, die ſtrafende Hand zu erkennen, welche ſie getroffen hat, und deren Fingerzeig überall zu erblicken iſt.“ Möchte der Herzog die Frage beantworten, wie er ſeine Straftheorie mit dem allgemeinmenſchlichen und göttlichen Recht, und wie mit der heil. Schrift vereinigen könne, wonach Chriſtus für ſeine Kreuziger Vergebung erbeten, weil ſie nicht gewußt, was ſie thaten: Auch iſt zu fragen, was die Millionen, von getauften Unmenſchen mißhandelter Neger oder deren Voreltern, was die 600,000 in alle Welt zerſtreuten Zigeuner, was die wie das Wild von Europäern gehetzten Uramerikaner und Südafrikaner, was die von Anglikanern dem Hungertod preisgegebenen Irländer oder ihre Vorfahren verbrochen, um ſo Schweres zu erleiden? — Wenn aber am erſten Januar d. J. Tiberias und Safed durch ein Erdbeben zertrümmert und weit über ſechstauſend Juden, die des Meſſias dort harrten, unter dem Schutte begraben worden, ſo kann dieſem wie jedem andern phyſiſchen Ereigniß eine andere als eine bloß phyſiſche Bedeutung nur von demjenigen zuerkannt werden, dem die Geheimniſſe der göttlichen Weltökonomie zu durchſchauen vergönnt wäre, ein Schauen, deſſen bis jetzt noch kein Sterblicher gewürdigt worden iſt.

⁂ Zum Beſten der ausgewanderten Zillerthaler hat Herr Prof. Dr. Rheinwald unter dem Titel: „Die Evangeliſch-Geſinnten im Zillerthal“ einen Aufſatz aus ſeinem Allg. Repertorium für theol. Literatur beſonders abdrucken laſſen, der in jeder Hinſicht empfohlen zu werden verdient. Beſonders intereſſant iſt der Bericht über die Audienz der Abgeordneten jener Leute bei'm Kaiſer Franz, und die humane Aufnahme, die ſie bei dieſem Monarchen gefunden. Indeſſen ſetzten Geiſtlichkeit und Adel Tyrols eine Bittſchrift an die Staatsregierung durch, um nachzuweiſen, daß des Kaiſers Joſeph Toleranz-Edikt im Zillerthal, welches früher zum Erzſtift Salzburg gehörte, nicht publizirt ſei. Auch erfahren wir durch Hrn. Rheinwald, daß die Geiſtlichkeit es nicht an Mirakeln hat fehlen laſſen, um die Diſſidenten zu bekehren, was ihnen jedoch nicht gelungen, weder durch die

Viſionen der ſog. Heiligen von Kaldern, noch durch das Wiederaufblühen einer verdorrten Lilie in den Händen eines Marienbildes, noch endlich durch Bedrohungen mit zeitlichen Nachtheilen und ewigem hölliſchem Feuer.

⁂ Friedrich's II., König's von Preußen, Briefwechſel mit dem Grafen Algarotti iſt von Dr. Fr. Förſter aus dem Franzöſiſchen und Italiäniſchen mit Geſchmack und Sorgfalt in's Deutſche übertragen, und in dieſen Tagen (bei Gropius in Berlin) herausgegeben worden.

⁂ Entdeckungen zu Pompeji. — Zu Pompeji wurden kürzlich einige ſchöne Marmor-Hermen, bacchiſche Köpfe vorſtellend, mit Spuren vormaliger Bemalung aufgefunden; dann vier Säulen, von unten bis oben mit auserleſener Moſaik-Arbeit reich verziert. Auch ein ſieben Palmen hohes Thongefäß ſoll entdeckt worden ſein, deſſen Oberfläche mit 250 Figuren bemalt ſei!

⁂ Göttinger Novität. — „Eine kleine Broſchüre, die, wie man ſich ſagt, den Hofrath Albrecht zum Verfaſſer hat und unter dem Titel: „Staatsrechtliche Wurdigung des Patents S. M. des Königs von Hannover vom 1. Nov. 1837, bei Perthes-Beſſer und Mauke in Hamburg erſchienen, iſt in weniger denn 8 Tagen in über 100 Exemplaren zu Göttingen vergriffen worden, ſo daß man am 7. Dezbr. in keiner Buchhandlung auch nur ein Exemplar mehr bekommen konnte." (D. C.)

⁂ Hamburger Antiquität. — Am 6. Dezbr. 1737 wurde die erſte deutſche Freimaurerloge auf dem Continent zu Hamburg gegründet und 1740 Abſalon getauft. Am 6., 7. und 8. Dezbr. des l. J. wurde das hundertjährige Stiftungsfeſt gefeiert, zu welchem gegen 20 Logen ihre Gratulationen überreichen ließen.

⁂ Boieldieu's Sohn hat eine Oper geſchrieben, in welcher, wie verlautet, der Geiſt des Vaters ſich offenbaret. Man vermuthet, dieſes Werk werde zu Paris im Theater des Börſenplatzes zur Aufführung kommen.

⁂ Orpheon's-Geſellſchaft fur die Verbeſſerung des Volksgeſanges in Frankreich. — Unter dieſem Namen hat ſich jetzt in Paris ein Verein gebildet, deſſen Vorſitz Herr Orfila, Mitglied des königl. Rathes des öffentl. Unterrichtes übernommen. Auch mehrere Mitglieder des Inſtituts und des Conſervatoriums haben Aemter bei dieſer Geſellſchaft übernommen.

⁂ Bei der Frucht- und Blumenausſtellung zu London, welche am 11. v. M. von der dortigen königl. Gartengeſellſchaft veranſtaltet worden, erhielt eine Musa Cavendishii die goldene Adelaiden-Medaille. In der Mitte des Saales prangte eine Cycas revoluta, die an 20 Fuß im Umfange maß.

⁂ Die Perlenfiſcherei — im Voigtlande, die im J. 1621 zum Regal erhoben und ſeit 1825 durch verbeſſerte Muſchelzucht neu belebt worden, hat im J. 1835: 172, im J. 1836: 163 Perlen gewinnen laſſen. Unter dieſen 335 befanden ſich 200 von erſter Claſſe. Die Muſcheln erlangen ein Alter von 150 — 200 Jahren. Die Perle gelangt erſt nach 10 J. zur Reifen.

⁂ Ein Luftſtein iſt zu Montmorot bei Lons-le-Saulnier im Juradepartement von Winzern gefunden worden, unmittelbar nachdem ſie zwiſchen 2 — 3 Nachmittags ein dumpfes Getöſe, entferntem aber ſtarkem Donnerſchlag ähnlich, gehört. Der 5 Fuß hohe und 3 Fuß breite Stein war wenige Schritte von den Winzern etwa 10 Zoll tief in die Erde eingedrungen, von grauer Farbe und dem rheiniſchen Bimſtein nicht unähnlich, doch hier und da mit eiſenhaltigen Theilen durchzogen. Er ſoll nach Dijon gebracht worden ſein.

⁂ Eine Schule der ſchönen Künſte für Frauen iſt zu Paris von Herrn Adrian Lemire gegründet und vom Miniſterium des öffentlichen Unterrichtes genehmigt worden. Er hat nun im Namen der Mitſtifterinnen und der Profeſſorinnen der Schule vier Freiſtellen für Töchter von Offizieren, die vor Conſtantine geblieben, dem Kriegsminiſter angeboten, der ſie mit Dank angenommen.

⁂ Merkwürdiger Codex aus dem IX. Jahrh. — Der Courrier des Cevennes gibt intereſſante Notizen von einem Pergament-Codex, den Theodulph, Biſchof von Orleans der Notre-Dame-Kirche von Puy-en-Velay (im Dép. de la Haute-Loire) geſchenkt zum Dank für ſeine Befreiung aus dem Gefängniſſe zu Angers, wo er im J. 835 verhaftet war und das nun ſpäter von der Kirche aufgenommene Lied „Laus etc." ſang, als Ludwig der Kahle mit einer Prozeſſion vorüberzog. Dieſer Codex enthält das alte Teſtament, Iſidor's Chronographie und viele andere Stücke; alles in 130 Artikel vertheilt. Ein Theil deſſelben iſt mit goldenen und ſilbernen Lettern auf purpurnes Pergament geſchrieben mit Verzierungen im byzantiniſchen Style. Sehr merkwürdig ſind auch die verſchiedenartigen Gewebe, welche zwiſchen die Blätter gelegt ſind, um das Gegeneinanderreiben derſelben zu hindern. Es finden ſich darunter chineſiſche und indiſche Stoffe von größter Feinheit, beinahe alle von Seide, Ziegen- oder Kamelhaaren.

⁂ Meunier. — „Es iſt eine bemerkenswerthe Thatſache," ſchreibt der engl. Courier, „und bezeichnend für den Fortſchritt der Sittlichkeit, Religion und Bildung, daß Meunier, der begnadigte Königsmörder, von Hafen zu Hafen ſchifft, und kein amerikaniſches Land ihn aufnehmen will. Er wird von Republikanern, wie von Monarchiſten zurückgeſtoßen und hat ſchon längſt den Wunſch ausgeſprochen, wieder in ſeinem Gefängniß zu ſein. Dies iſt eine ernſte und feierliche Belehrung von hoher Moralität."

⁂ Barbarei in Nordamerika. — Die wenigen Reiſenden, die aus dem, bei Ocracocke in Nordkarolina geſtrandeten Dampfſchiffe Home das Leben gerettet, ſind aller ihrer Habſeligkeiten von den Einwohnern beraubt worden.

⁂ Die franzöſiſche Schauſpieler-Geſellſchaft zu Wien unter der Direction von Doligny ſetzt ihre Vorſtellungen unter großem Beifall fort.

⁂ Kunſtgeſchichtliche Literatur. — Unter den neueſten franzöſiſchen Schriften dieſes Gebietes zeichnen ſich vortheilhaft aus: „La vie de peintres flamands, allemands et hollandais" von Descamps, und „Le Recueil de Médailles" von Pellerin.

⁂ Das *Casino-Paganini* zu Paris iſt durch Notarialakt vom 14. Oct. 1837 von einer Aktiengeſellſchaft gegründet und wird mit Nächſtem eröffnet. Außer den außerordentlichen geiſtlichen (spirituels) und anderen Conzerten, muſikaliſchen Matinées und Bällen, werden die Abonnenten noch täglicher Conzerte, literariſcher Geſellſchaften, Muſik- und Malerei-Unterrichtes, gewählter Bibliothek, der Journale, Geſpräch-Salons, eines Café Reſtaurant's, Gärten u. ſ. w. ſich zu erfreuen haben in der Rue de la Chaussée d'Antin N. 11.

⁂ Novitäten. — Zu Lemberg erſchienen aus der Feder einer geiſtreichen Dame folgende zwei Novellen: „Edgar und Celina," und „Boleslaw und Hedwiga;" dann auch Wallenſtein's Tod metriſch in's Polniſche überſetzt von Joh. Nep. Kaminſki.

⁂ Unentgeldliche Schulen zu Genf. — Die Stiftung dieſer Schulen begann im Jahr 1828. Kinder aller Religionen werden darin aufgenommen. Anfänglich gab es ſolcher Primairſchulen nur 3, zu Ende 1836 war ihre Zahl auf 8 geſtiegen. Sie beſtehen durch die Beiträge, welche die Stadt dazu liefert. In 4 dieſer Schulen empfangen 2608 Knaben, in 3 empfangen 1167 Mädchen Unterricht, und eine Kinderbewahranſtalt nahm im v. J. 524 Kinder auf. 52 Lehrer und Lehrerinnen beziehen an Beſoldung zuſammen 27580 Franken.

⁂ Der von Peltier erfundene Hygrometer ſoll durch Empfindlichkeit und Genauigkeit alle bisherigen Feuchtigkeitsmeſſer übertreffen.

⁂ „*Latreaumont*," ein neuer Roman von *Eugène Sue*, iſt eben erſchienen und bildet die erſte Lieferung einer vollſtändigen Wiederauflage der Schriften dieſes jungen Dichters. Herr Sue hat ſich hier zum erſtenmal im hiſtoriſchen Romane verſucht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 305. 1837.

Phönix.

Mittwoch, 27. December.

Städelſches Muſeum.

Frankfurt a. M. im Wintermonat.

Eine Kunſtausſtellung war uns früher für dieſen Herbſt verheißen; dem Vernehmen nach hat die Concurrenz auswärtiger Kunſtvereine dem Vorhaben nicht zu beſeitigende Hinderniſſe entgegengeſtellt. Doch ſind nach und nach mehrere Arbeiten präſentirt worden, über welche ich hier in der Kürze berichten will, da ſie durchgängig ein erfreuliches Fortſchreiten beurkunden. Es will mir zwar im Allgemeinen genommen noch immer ſcheinen, als ſei die gegenwärtige Zeit der künſtleriſchen Produktion keineswegs günſtig. Die religioſen Ideale, welche die früheren Künſtler begeiſterten, ſind aus dem Aether der Phantaſie in die ſcharfe Luft der Diskuſſion und Kritik herabgezogen worden. Die begeiſternden Ideen der neueſten Zeit gehören vorzugsweiſe dem wiſſenſchaftlichen und dem praktiſchen Gebiete an. Anderntheils iſt im Leben eine Haſtigkeit herrſchend geworden, die mehr auf ſchnelles Fertigwerden, auf Vielfältigkeit der Produktionen, als auf deren Vollendung Bedacht nehmen läßt. Die Kunſt will aber eben ſo wenig übertrieben ſein, als die Natur. Im Treibhaus wuchert leicht das bloße Blätterwerk; ſelten aber läßt es die Früchte zur gehörigen Reife gelangen. Ubrigens dürfte der originellen und darum urmächtig ergreifenden Produktion wohl der Umſtand am hinderlichſten ſein, daß in allen Zweigen und Zweiglein der bildenden Kunſte die Vorzeit ſo Vollendetes, Unübertreffliches geleiſtet, daß der jetzt lebende Künſtler kaum mehr der Alternative entgehen kann, entweder ſchon Vorhandenes nachzuahmen, oder über das Muſterhafte hinauszuſchweifen. Nur wenige führt ihr Genius mit kräftigem Steuerruder zwiſchen dieſer Scylla und Karybdis hindurch. Im Allgemeinen wird man die lebhaften, verwegenen Franzoſen meiſtens an die letztere, die bedächtigen, nachdenklichen Deutſchen und Niederländer an die erſtere Klippe anſtoßen ſehen.

Dieſe allgemeinen Bemerkungen ſind vorangeſchickt, weil ſie zum Theil durch die Arbeiten veranlaßt worden, über welche hier zu berichten iſt.

Unter den hiſtoriſchen Bildern, die kürzlich hier ausgeſtellt worden, dürfte wohl der „Ruckkehr des verlorenen Sohnes,“ von Ed. Ihlée von Caſſel, die erſte Stelle gebühren. Der ehrwürdige Vater neigt ſich verzeihend zu dem reuig vor ihm hinſinkenden Sohne. Hinter dem Vater, an eine Säule gelehnt, ſteht der nicht von dem Pflichtweg abgewichene Sohn, im ſtrengen, erbarmungsloſen Rechtsgefühle mißmuthig über den liebreichen Empfang des ungerathenen Bruders. Ihm zunächſt tritt die Mutter, im Danke zu Gott die Hände faltend, aus der Hausthüre hervor. Auf der entgegengeſetzten Seite ſchaut ein junger Hirt, ſeine Schaafe heimführend, froh nach dem heimgekehrten Sohne ſeines Herrn; ebenſo weiter im Hintergrund ein Mägdlein, einen Topf auf dem Kopfe tragend. Die ganze Compoſition iſt einfach und edel gehalten, die Färbung gediegen unt harmoniſch, mehrere Parthien, namentlich die Landſchaft, der Kopf des heimgekehrten Sohnes und der Schaafspelz, der um deſſen Hüfte geſchlungen, mit großer Meiſterhaftigkeit gemalt. Etwas ſtörend iſt nur, daß der Vater im Verhältniß zu den übrigen Figuren durchaus zu maſſiv, und die Mutter im Ganzen zu unbedeutend iſt; zu wünſchen wäre überhaupt, daß die Hauptfiguren mehr individualiſirt, daß ſie lebendiger, ausdrucksvoller wären. Bei einem Gemälde, wie bei einem weiblichen Antlitz überſieht man gerne eine kleine Unregelmäßigkeit, wenn uns Geiſt und Seele daraus anſprechen; äußerliche Vollendung läßt uns kalt, wenn ſie nicht Ausdruck lebendiger Gefühle iſt.

Die übrigen hiſtoriſchen Bilder ſind Arbeiten hier lebender Künſtler. Recht anmuthig iſt ein kleines Bild von Brentano, „Maria auf einem Throne,“ welche das auf ihrem Schooße ſtehende Chriſtkind hält, vor ihr der Evangeliſt Lukas auf den Knien, im Anſchauen verſunken, um ihr Bild auf die neben ihm ſtehende Tafel zu malen. Ein ſtiller Frieden waltet in der gefälligen Compoſition; das mild belebte Colorit, die zartern Formen beurkunden einen merklichen Fortſchritt in der Entwicklung des beſcheidenen Künſtlers.

Alfr. Rethel hat auf einer etwas zu ſchmalen Tafel einen „fliehenden Mörder" dargeſtellt, über deſſen Haupt die geflügelte Gerechtigkeit ſchwebt, in der Rechten das Schwert, in der Linken ein Stundenglas. Obgleich trefflich gemalt, gewährt dieſes Bild doch keinen künſtleriſchen Genuß. Der Räuber iſt ſo ſtark vorwärts gebeugt, daß er fallen muß; die Gerechtigkeit wirkt erkältend auf das Gemüth.

Ein im altdeutſchen Style gearbeitetes Bild von Karl Ballenberger, zeigt uns „Maria mit dem Chriſtkind auf dem Schooße auf einem Throne ſitzend;" zu beiden Seiten ſtehen der h. Joſeph, der Apoſtel Paulus und Gregor der Große. Auch in dieſem Bilde iſt der ſinnige fleißige Künſtler zu erkennen, dem wir das ſchon früher beſprochene zierliche Altarbildchen verdanken. Die Zeichnung iſt genau, die Ausführung ſorgfältig, die Anordnung wohl durchdacht; aber Maria und das Kind ſind unbedeutend und erinnern daran, daß jeder Künſtler ſtets der Eigenthümlichkeit und der Grenzen ſeiner Begabung zu gedenken habe. Daſſelbe dürfte wohl in Beziehung auf die „Arche Noah's," von Prof. Oppenheimer, zu bemerken ſein. Auf der letzten hieſigen Kunſtausſtellung wurde allgemein das Porträt des Herrn Herz bewundert, welches jener Künſtler gefertigt. Noah hingegen, der mit ſeiner Familie an einem Fenſter der Arche ſteht, ſich freuend, daß die ausgeſendete Taube ihm den grünenden Ölzweig zurückgebracht, iſt, wenn auch theilweiſe recht brav gemalt, doch im Ganzen keineswegs als eine gelungene Arbeit zu rühmen. Die Charaktere und Bekleidungen ſind durchaus modern, auf keine Weiſe der Erhabenheit des Gegenſtandes angemeſſen. Möge Herr Oppenheimer ſich ausſchließlich dem Porträt und der Genremalerei zuwenden, für welche ihm ein recht ſchönes Talent zu Gebote ſteht. —

Von den hier ausgeſtellten Genrebildern hat die halbe lebensgroße Figur eines Holzhackers von F. Hersche von Hamburg mit Recht den meiſten Beifall gefunden. Man ſieht dem alten verdrießlichen Manne es aus jedem Winkel ſeines Geſichtes an, wie ſauer ihm das Leben wird, wie ſchwer die Laſt der Sorgen ihn drückt, von denen er doch weiß, daß ſie zu Nichts führen, als nur dazu, — das Angſt- und Sorgenrad ſelbſt fortzuwälzen. „Wie natürlich!" ruft Jeder, der das Bild ſieht. Hiermit iſt ſein Lob und auch deſſen Grenze ausgeſprochen. Als Porträt wäre es meiſterhaft. — Ein Bildchen von Deicker von Wetzlar, — „ein Bauernmädchen und ihr Brüderchen," die vom Markte kommend unterwegs auf einer Ruhebank das gelöſ'te Geld zählen, — iſt artig erfunden und angenehm gezeichnet, auch fleißig ausgeführt und ſauber gemalt. Wären nun die Kinder nur etwas bäuerlicher und die Farben etwas weniger kühl, dann würde das Bild ſich noch zahlreichere Freunde gewinnen. — Ich führe hier auch zwei Arbeiten des Hofr. Ruhl von Kaſſel an, von denen freilich das eine vielleicht ein hiſtoriſches ſein ſoll. „Ein Spion kniet vor einem General" — ich glaube, einem Schweden aus dem 30jährigen Kriege, — der ihm eben ſein Urtheil ſpricht; denn hinter dem Spion ſteht ſchon ein rothhaariger Henker, der nahebei an einem Baume die verhängnißſchwere Leiter aufgeſtellt hat. Hinter dem Generale ſteht ein nach dem armen Sünder hinſchielender Pfaff. So wohl dieſe, als die übrigen hierbei angebrachten Figuren ſind recht gut gruppirt und charakteriſirt. Den Farben iſt aber ſo viel grau beigemiſcht, daß die Malerei der Zeichnung und Erfindung viel Eintrag thut. Mit ungeſtörtem Wohlgefallen verweilt man daher vor einer Skizze in Sepia von demſelben Künſtler, welche den Zug nach dem Brocken nach Göthe darſtellt. — Ich übergehe einige wenig bedeutende Arbeiten, die noch zu dieſer Rubrik gehören, um, etwas ſchaumüde, mich der Natur in die Arme zu werfen und an ihrer Bruſt neue Kraft zur Pilgerſchaft einzuſaugen. Glaubt man doch mit einmal die würzige, ſtärkende Luft eines Alpthales zu athmen, wenn man in die lebensfriſche Berggegend hineinſchaut, welche Hr. L. Neelmeyer von München uns auf die Leinwand gezaubert. Durch ein liebliches von Wald und Gebüſch umkränztes ſonniges Wieſenthal ſieht man in der Ferne auf ein theilweis mit ewigem Schnee bedecktes Gebirg; Alles ſo durchaus wahr und ſo lebensfriſch und gediegen, daß man über den Wieſengrund dahin wallen, und im kühlen Schatten der Bäume ruhen möchte, um dann die lichte Bergſpitze zu erſteigen, die in den Äther emporragt! Die breite, freie Behandlungsweiſe, das warme Colorit zeigen übrigens einige Verwandtſchaft des Künſtlers mit dem trefflichen Stange, von welchem uns auch eine landſchaftliche Farbenſkizze dargeboten iſt, — eine wilde Berggegend mit der Ausſicht auf einen im Abendroth glühenden Berggipfel, — des genialen Meiſters durchaus würdig.

Nicht minder erfreulich iſt eine große Landſchaft von Verboeckhoven, welche zwar nicht gleichmäßig auf Originalität Anſpruch macht, aber durch meiſterhafte Ausführung an Van Berghem und andere große Niederländer erinnert. „Ein Hirt treibt einige Kühe durch fließendes Waſſer, begleitet von einem Mädchen, welches, auf einem Eſel reitend, ein Schäfchen auf dem Schooße hält." Compoſition, Zeichnung, Färbung ſind gleich vortrefflich. Zwei große Thierſtücke von G. Preſtel, die in demſelben Saale aufgeſtellt ſind, verlieren ſehr, wenn man ſie mit dem niederländiſchen Bilde vergleicht. Das eine iſt eine Waldgegend, in welcher Hirſche und Rehe in mannigfaltigen Gruppen lagern und weiden; auf dem andern ſchlägt der Blitz eben in eine Eiche, unter welcher eine Heerde von Pferden und Füllen durch den Blitzſchlag erſchreckt ſcheugeworden auseinanderfährt. Beide Bilder würden ein Jagdſchloß zieren; aber bei manchem Verdienſtlichen in Zeichnung und Anlage des Ganzen fehlt ihnen doch zu Vieles, um als wirkliche Kunſtwerke gelten zu können. — Von hieſigen Künſtlern ſind auch wieder mehrere Landſchaften ausgeſtellt, und mit Freuden nimmt man darin bedeutende Fortſchritte wahr. H. Funk, Laſinsky, und F. Ehemant, dann auch L. Wagner, J. C. Herdt und Reiffenſtein gewähren ſchöne Hoffnungen für die Zukunft, wenn, nachdem ſie ſich bereits mehr und mehr der techniſchen Fertigkeit bemeiſtert, ſie auch der eigentlichen Poeſie der Natur ein eigenes Studium widmen. Nach einem landſchaftlichen Bilde des jungen, talentvollen Morgenſtern, der kürzlich von einer mehrjährigen Reiſe durch Süddeutſchland und Italien zurückgekehrt iſt, haben wir uns, leider! vergeblich umgeſehen. Wir hoffen mit Nächſtem über einige ſeiner neueſten Arbeiten berichten zu können. Noch zu erwähnen aber ſind einige Porträts von Herrn Becker, die ſich durch Naturwahrheit und ſprechenden Ausdruck rühmlich auszeichnen, und das Bildniß des Herrn J. B. Lane, eines engliſchen Malers, der ſich ſelbſt mit ſehr markigem Pinſel abkonterfeyt hat. —

Indem wir hiermit unſere flüchtige Revüe ſchließen, freut es uns, anzeigen zu können, daß nun auch die vorzüglichſten Gemälde aus der Städel'ſchen Galerie und aus mehreren werthvollen Privatſammlungen durch den Steindruck vervielfältigt und hiermit fernen Kunſtfreunden zugänglich gemacht werden. Herr Joſeph Baer hat es in Verbindung mit dem trefflichen Lithographen B. Dondorf unternommen, eine Frankfurter Bildergalerie herauszugeben, welche in circa 20 Heften, jedes von 3 Blättern, die beſten hier vorhandenen Gemälde in Steindrücken liefern wird. Alle 3—4 Monate erſcheint ein Heft, welches im Subſkriptionspreiſe 1 fl. 48 kr. netto koſtet.*) Dem letzten Hefte ſoll ein erklärender Text und ein Titel- und Dedikationsblatt beigegeben werden. Die von der Adminiſtration des Städel'ſchen Kunſtinſtituts geſtellte Bedingung, daß kein der dortigen Galerie entnommenes Blatt ausgegeben werden dürfe, ohne vorher den Herren Technikern des Inſtituts zur Prüfung vorgelegt worden zu ſein, bürgt auch den Auswärtigen dafür, daß ſie nur gelungene Nachbildungen zu erwarten haben. Wirklich entſpricht das erſte Heft, welches in dieſen Tagen ausgegeben worden, vollkommen den gehegten Erwartungen. Es bietet „eine heil. Familie“ von Perugino und „das köſtliche Kind“ von Rubens, beide aus dem Städel'ſchen Muſeum, und „eine reichſtaffirte Landſchaft“ von Wouvermanns aus der Sammlung des Herrn Finger. Nach Anſicht dieſer trefflich gezeichneten und ſehr gut gedruckten Blätter können wir dieſe Galerie, deren Debit Hr. Antiquar Joſeph Baer übernommen, allen Kunſtfreunden beſtens empfehlen. — Wir hoffen auch von den folgenden Heften gleich Günſtiges berichten zu können. —

s

---

*) Der Betrag braucht jedesmal nur nach Empfang eines Heftes entrichtet zu werden.

Neueſte Bilder aus Berlin.

(Fortſetzung).

Eine dritte Art von Dieben, welche auch erſt in neuerer Zeit ſich bemerkbar macht, ſind die Taſchendiebe, deren Wiſſenſchaft jedoch noch ziemlich in der Kindheit liegt, und ſich gewöhnlich in Kirchen, auf Märkten, bei Aufläufen auf Taſchentücher und einzelne nicht ſorgſam verwahrte Börſen beſchränkt. Indeß ſie nehmen offenbar an Kenntniß und Geſchicklichkeit in ihrem Berufe zu, da ſeit Kurzem auch glückliche Verſuche von ihnen gemacht wurden mittelſt feiner Scheeren die Taſchen der Oberröcke und die Handbeutel der Damen geſchickt zu öffnen. Ich will keineswegs eine Klaſſification der Berliner Diebsgeſellſchaften hier machen und begnüge mich mit den gegebenen Andeutungen; glücklicherweiſe ſind dieſe Herren auch bei uns noch nicht ſo ausgebreitet und ſicher zu behandeln, wie in London oder Paris, und größtentheils wird auch wohl ein deutſcher Dieb, bis auf einzelne Ausnahmen, es nie bis zu jener hohen Virtuoſität ſeiner freien Kunſt bringen, wie die Koryphäen der genannten Städte. Zuweilen tritt freilich bei uns ein kühner Betrüger auf, wie der berühmte Fritze, der als Graf Montgelas die neueſten ſeiner Großthaten verübte oder eine verſchmitzte Abentheuerin, wie Henriette Wilke, die jetzt zu Spandau ihren zehnjährigen Wohnſitz aufgeſchlagen hat, und dort Franzen webt, Cigarren raucht und geprügelt wird, aber eigentlich ſind und bleiben dieſelben nur Stümper, deren Lauf ſchnell endet. — Eine ſchwer ganz zu enthüllende Frage aber bleibt die, welche jüngſt erſt von der Staatsregierung an die Criminalgerichte gethan wurde: welches die Urſachen der zunehmenden Demoraliſation ſeien, und welche Mittel man ergreifen müſſe, um eine Änderung hervorzubringen? — Dieſe Fragen dringen tief in alle Zuſtände der Gegenwart, und es iſt gewiß nicht leicht, ein genügendes Urtheil darüber zu erlangen, wenn man nicht den moraliſchen Zuſtand des ganzen modernen Europa's, die Veränderungen, welche mit deſſen Bevölkerung ſeit der großen Revolution geſchehen, die verheerenden Kriege, welche es erſchüttert, der Kampf, welchen jeder einzelne Stand gegen die neuen Theorien, die neue Induſtrie gekämpft hat, und die nachgerade Löſung aller alten Banden und Einrichtungen verfolgt, welche dem vorigen Jahrhundert Formen gaben.

In Juſtus Möſer's unſterblichen patriotiſchen Phantaſien, die Jeder leſen ſollte, der Antheil an ſeinem Vaterlande nimmt, ſteht unter vielen Aufſätzen, welche nicht allein ſeine Zeit; ſondern im weit höhern Grade auch die unſere charakteriſiren, auch einer über die Handwerke und deren Herabſetzung und Entwürdigung, in dem es unter Andern heißt: „Das Söhnchen einer nur einigermaßen bemittelten Mutter ſchämt ſich die Hand an eine Zange oder Feile zu legen. Ein Kaufmann muß er werden und ſollte er auch nur mit Schwefelhölzern handeln, ſo erhält er doch den Rang über den Künſtler, der den Lauf einer Flotte nach ſeiner Uhr regiert, dem Könige Kronen, dem Helden Schwerter und dem edeln Landmann Senſen gibt; über den Künſtler, der mit ſeiner Nähnadel den Mann macht und den Gelehrten durch ſeine Preſſe Bewunderung und Ewigkeit verſchafft. Es hält ſchwer, ſich aus dieſem Zirkel zu heben; denn wenn ein Handwerk einmal verachtet wird, ſo treiben es nur arme und geringe Leute, und was arme und geringe Leute treiben, das will ſelten Geſchmack, Anſehen, Güte und Vortrefflichkeit gewinnen“ u. ſ. w. — Armer Juſtus Möſer! wie erſt, wenn du in unſern Tagen lebteſt, wo Jeder darnach ſtrebt, mehr zu ſein, als er iſt, und der Grund, aus welchem du das gemeinſame Verderben herleiteteſt, daß nämlich ſonſt die Kaufleute wirklich als ſolche nur die Abnehmer der Arbeiten des freien Handwerkers waren, während aus jenen ſpäter Krämer, aus dieſen Taglöhner wurden, in ſeiner vollſten Ausbildung jetzt ſehen könnteſt. — Die Anlegung von tauſenden von verſchiedenen Fabriken, die Anwendung ſo vieler Maſchinen und neuer Erfindungen mußte nothwendig den untern Ständen, welche zeither ausſchließlich den Handwerker hergaben, den härteſten Stoß verſetzen und das Elend in den untern Klaſſen ungemein erhöhen. Der Tagelohn ſank herab, die Nahrungsloſigkeit vermehrte ſich; dazu kam das leichte Schließen von Ehen, und ganz im Gegenſatze dazu, die vermehrten Anſprüche an das Leben, der Drang nach Vergnügungen, nach Putz, nach Fröhnung der Leidenſchaften, der Steigerung aller Bedürfniſſe. Die Religioſität, welche einſt ihre feſteſte Stütze in den Zünften hatte, ſank unter dem modernen Unglauben, und mehr vielleicht als man meint, hat der Gedanke ſich in den niedern Klaſſen feſtgeſetzt, daß es ſo unrecht gerade nicht ſei, einem Reichen etwas von ſeinem Überfluſſe zu nehmen. — Wenn nicht einſt ein entſetzlicher und gewaltſamer Ausbruch wilder Leidenſchaft die Kluft mit Blut und Leichen füllen ſoll, welche zwiſchen den Kaſten des Reichthums und des Elends immer tiefer und ſchrecklicher ſich wölbt, ſo muß durchaus etwas geſchehen, um eine ſoziale Revolution auf milderen Wegen zu bewirken. — Die Ariſtokratie des Geldes hat die alte der Geburt gebrochen, aber ſie hüte ſich vor dem eigenen Falle, der weit entſetzlicher ſein würde, als der ihrer zerſchmetterten Feinde. Die Hülfe aber iſt nicht leicht, und gewiß würde es großer freiwilliger Opfer bedürfen, die eine egoiſtiſche Zeit niemals freiwillig leiſtet; doch aber wäre Hoffnung vorhanden, daß, da durch die Überfüllung der Staatsämter ſich jetzt viele Söhne bemittelter Familien dem Handwerkſtande zuwenden, dieſen wiederum zu heben, wenn ſich der Handel heben könnte, wenn er aufhören müßte Kram zu treiben und wenn er namentlich nicht faſt ganz in den Händen der Juden ruhte; die den chriſtlichen Arbeiter als ihren Heloten betrachten und ſein Elend durch Bedrückung und Wucher erhöhen. — Das iſt ein langes und finſteres Kapitel, deſſen Ausführung mir hier nicht zuſteht, indeß iſt es allzugewiß, daß die Entartung und das wachſende Elend der unteren Klaſſen großentheils mit aus dieſer Quelle fließt. — Die Criminalrichter aber ſtimmen alle darin überein, daß mit der jetzigen Generation keine wahrhafte Beſſerung vorzunehmen iſt, ſie iſt nicht allein durch Verwahrloſung in der Jugend, ſondern auch ſpäter durch das Leben in Gefängniſſen gemeinſam mit dem Auswurfe der Geſellſchaft von Grund aus verderbt, und die Beiſpiele der Frechheit, welche täglich gegen die Richter ſelbſt vorkommen und durch die Milde unſerer Criminalgeſetze vermehrt werden, überſteigen das Glaubliche. Es iſt noch nicht lange, als ich mit einem jungen Criminalrichter darüber ſprach, und ihn, den ich als einen, von den höchſten philantropiſchen Ideen beſeelten Mann ſtets kannte, zu meinem größten Erſtaunen völlig umgewandelt fand. — Er lachte, als ich ihm meine Verwunderung bezeigte. „Ehe ich das Menſchengeſchlecht in ſeiner tiefſten Entwerthung kennen gelernt hatte,“ ſagte er, „hegte ich den tiefſten Abſcheu vor jeder Strafe, die mir die Würde des Menſchen anzutaſten ſchien und mit Heftigkeit ſtimmte ich jedesmal im Collegio gegen körperliche Züchtigung. Der Direktor des Gerichts lachte zu meinem Eifer. Es geht uns mehr oder minder Allen ſo,“ ſagte er, „wir haben den idealen Menſchen in uns zu überwinden, ehe wir Criminalrichter werden, aber ſeien Sie nur erſt drei Monate hier, ſehen Sie nur erſt die Beiſpiele der berechnenden Bosheit, der vollendeten Nichtswürdigkeit, des Trugs, der Lügen und der Frechheit und Sie werden finden, daß es wünſchenswerth wäre, das Geſetz gäbe uns mehr Raum, die Peitſche anzuwenden, ſo würden wir weniger Verbrecher haben.“ —

(Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ *Joinville's* „*Credo*“ vom Jahr 1253. — Herr *Paulin Pâris*, Mitglied der Akademie der Inſchriften ꝛc. hat in der königl. Bibliothek zu Paris die Handſchrift eines Credo's aufgefunden, deſſen Sätzen Ausführungen über die prophetiſchen Parallelſtellen beigegeben ſind. Herr *Artaud* hat den Text mit treuer Ueberſetzung und Vorwort herausgegeben, aber als Mitglied der Geſellſchaft der Bibliophilen nur 30 Abzüge von ſeinem Werke nehmen laſſen. Beinahe zur Gewißheit iſt von ihm erhoben worden, daß *Joinville*, der Freund Ludwig's des H. jenes Credo zu *Jean d'Acre* im J. 1253 von einem der Geiſtlichen fertigen laſſen, die den Kreuzzug begleiteten. Die *Gazette de France* vom 30. Nov. theilt folgende kulturgeſchichtlich intereſſante Stelle mit, mit welcher das Glaubensbekenntniß ſchließt: „ich habe euch, ſo gut ich konnte, auseinandergeſetzt, wie wir Gott mit zwei Armen umfaßt halten ſollen, nämlich, mit dem Arme feſten Glaubens und dem Arme guter Werke. Denn in großer Gefahr ſchweben diejenigen, die der Feind von ihm entfernen kann. Gott droht ſie mit ſeinem Schwerte zu ſchlagen (*férir*) und ſie mit ſeinen Pfeilen zu treffen, von denen die Freunde nichts zu fürchten haben, die ſich — ihm anſchließen und ihn umfaßt halten. So wollen wir ihn denn nicht verlaſſen und wir werden klüglich handeln, und vereinigen wir uns mit ihm, bis er uns ſeinen Segen gegeben und uns den Namen Jakob, der Kämpfer oder Streiter bedeutet, in den von Iſrael verändert, der da bedeutet „„„wer Gott ſchaut.“““ Dieſen bewahre uns Gott und verleihe uns, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, zur Rettung (*à la sauveté*) der Seelen und der Leiber, und dies möge er uns gewähren auf die Bitte ſeiner ſüßen Mutter (*douce mère*), *de Monseigneur Saint Michel, de tous les saints et de toutes les Saintes. Amen.*“

⁂ Statiſtik der ſpaniſchen Zeitſchriften. — Aus den „Mittheilungen aus Spanien“ von Herrn v. Pfeilſchifter (Liefg. 1. S. 80 f.) ſchöpfen wir die nachſtehenden Angaben. Nachdem im Jahre 1834 die Preſſe frei geworden, tauchten in Spanien viele Zeitſchriften auf, von denen eine große Anzahl ihr Leben nur auf wenige Monate brachte. Bis zum Anfang 1836 waren von den neuentſtandenen Blättern 42 bereits wieder eingegangen, 79 dagegen, mit Einſchluß der 49 Amtsblätter erhielten ſich. Im J. 1836 erſchienen dann 26 Zeitſchriften und Blätter in Madrid, 6 in Valencia, (unter denen eines betitelt: „Satanas“) 5 in Barcelona, 3 in Cadix, je 2 in Granada Valladolid, Saragoſſa, auf Mallorca, je eines in Algeciras, Badajoz, Cuença, Leon, Malaga, auf Menorca, in Murcia, Reus, Santander und Sevilla; — keines in Jerez, Carthagena, Tarragona, Santjago, Corunna, Burgos u. ſ. w. Eingegangen oder umgeſchmolzen wurden im Laufe des J. 1836 dreißig und drei Zeitſchriften, wovon allein 19 in Madrid. Andere wurden angekündigt, ohne jemals zu erſcheinen. „In Onate (ſchreibt Hr. v. P. S. 90) erſcheint die Gaceta oficial der Regierung des D. Carlos, ein ziemlich mageres Blatt und nicht geeignet, eine Wirkung auf die Meinung des Volkes auszuüben.“ — In einem Madrider Blatt heißt es von Deutſchland u. a.: „in dieſem Lande der Poeſie und des Gedankens iſt Alles groß und ſchön, die phantaſtiſche Richtung der Söhne des Rheines ſpiegelt ſich auch in ihren öffentlichen Vergnügungen ab ꝛc.“

⁂ Dalmatiſche Chriſtiade. — „In Agram hat der vortheilhaft bekannte Grammatiker Berlić im Jahr 1835 von dem ausgezeichneten epiſchen Gedichte des Dalmatiner's Palmotić: „Christiada,“ enthaltend das Leben und Wirken Jeſu Chriſti in 24 Geſängen, welches im J. 1670 in Rom gedruckt wurde, nach Manuſkripten eine neue Ausgabe unter dem Titel: „Kerstovka“ veranſtaltet.“

(Oſt und Weſt).

⁂ Die nächſte große Kunſtausſtellung zu Paris wird am 1. März kommenden Jahres eröffnet. Der deßhalb erforderlichen Vorbereitungen halber wird das Muſeum des Louvre's vom 20. Januar an geſchloſſen bleiben. Künſtler, die eine Arbeit einſenden wollen, werden erſucht, vor dem 1. Jan. die betreffende Notiz und ſpäteſtens bis zum 1. Febr. ihren Beitrag einzuſenden.

⁂ „Agnes von Hohenſtauffen“ von Spontini iſt endlich am 6. Dezbr. und zwar bei überfülltem Hauſe zur Aufführung gekommen. Nicht ohne Oppoſition wurde der Componiſt von der Mehrheit mit Begeiſterung gerufen. Zu den Coſtümen hat er ſelbſt die Zeichnungen geliefert; — allein die Fürſtenmäntel haben 3000 Thaler gekoſtet. Unter den Dekorationen erntete Mainz in ſeiner magiſchen Abendbeleuchtung den meiſten Beifall.

⁂ Der erſte Band der „Geſchichte des Feldzug's von 1815 in den Niederlanden und Frankreich“ aus den Vorträgen des General's der Infanterie von Grolman und aus Original-Berichten der Armeekorps ꝛc., herausgegeben von Major v. Damitz, iſt in dieſen Tagen bei Mittler in Berlin erſchienen. Dieſer Band umfaßt in 4 Abſchnitten die Zeit der allgemeinen Kriegsrüſtungen gegen Napoleon bis zum 10. Juni 1815. „Die Stellung des Herrn v. Grolman,“ bemerkt der Hr. Hsgbr., „während der Campagne von 1815 als General-Quartiermeiſter des Feldmarſchall's Blücher, hatte ihn den Ereigniſſen bei dieſer näher gebracht, als jeden Andern noch jetzt lebenden. Es durfte daher ſeinen Anſichten das hiſtoriſche Intereſſe um ſo weniger verſagt werden können, als man von ſo vielen Seiten, gleich nach der Campagne und auch ſpäter, den geſchichtlichen Urtheilen vorgegriffen, — wogegen dies die erſte öffentliche Mittheilung über die Ereigniſſe iſt.“

⁂ Mehrere Bären haben ſich neuerdings bei Genf gezeigt. Eine Bärin und ihr Junges wurden in der Gemeinde Gex getödtet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 306. 1837.

Phönix.

Donnerstag, 28. December.

Junker Grün.

Da zieht ein kecker Geſelle
In wunderlich bunter Tracht;
Die Augen ſtrahlen helle
Auf der Geſilde Pracht.

Auf ſchiefgeſetztem Barette
Schwankt eine Feder leicht;
Was trägt er an güldner Kette,
Das einem Schwerte gleicht?

Nur daß die Scheide verſteckt iſt
Von grünendem, weichen Gewind,
Das ganz mit Roſen bedeckt iſt,
Erglühend und duftend ſind.

Und Schmetterling' umgaukeln
Gar luſtig die ſeltne Zier,
Und meinen, wie ſie ſich ſchaukeln:
'S wär Alles für ſie nur hier.

Wer ſäh' es an dem Junker,
Sieht er ihn ſchreiten ſo flink,
Daß er im bunten Geflunker
Zu ernſtem Kampfe ging?

Will niedrig Gewürm ſich ſträuben,
Das tippt er leiſe nur an;
Und können Roſen betäuben?
Ja, Dornen ſind daran.

Doch ſieht er Ungeheuer,
Zieht er ſein Schwert mit eins;
Das leuchtet, wie Sonnenfeuer,
Gedankenblitzenden Scheins.

Vor ſolchen hellen Funken,
Die es im Schwung verſprüht,
Sind ſie ſchon hingeſunken,
Eh' er zum Streich ſich müht.

Dann ſchreitet er ruhig weiter,
Als wär' es eben nichts,
Streckt ſich in's Grüne heiter,
Verklarten Angeſichts.

Er ſchmiegt ſich mit Behagen,
Saugt reine Frühlingsluft;
In's Antlitz Blümlein ragen,
Die Rebe beſtreut ihn mit Duft.

Die Ranken ſchwanken und wiegen,
Und wiegen ihn ein gelind;
Saht ihr ihn lächelnd liegen,
Leisathmend, wie ein Kind.

Ihr würdet's nicht errathen,
Was jene Bruſt behaust,
Daß d'rin von Freiheitsthaten
Ein kuhner Hymnus braust.

Friedrich von Sallet.

Neueſte Bilder aus Berlin.

(Fortſetzung).

Und leider iſt es ſo. Das Gefängniß hat nichts Schreckhaftes für den Böſewicht. Er amüſirt ſich dort im Kreiſe ſeiner verderbten Genoſſen recht gut, wird ernährt, hat ein warmes Zimmer, ein reinliches Lager und Unterhaltung vollauf. Was will der Sohn des Elendes weiter? Und daß es in den verſchrieenen Zuchthäuſern den Meiſten ſehr wohl gefällt, beweiſ't, daß Viele, wenn ihre Strafzeit zu Ende läuft, von neuem Streiche machen, um ihren Aufenthalt darin zu verlängern. — Die Peitſche allein, ſo entſetzlich es auch klingt, kann Furcht erwecken; jedoch keineswegs eine moraliſche; ſondern die rein phyſiſche Empfindung wirkt hier; die blauen und blutigen Striemen allein können dieſe Weſen beſſern, und jemehr wir prügeln dürfen, um ſo anhaltender wird ſie ſein.

In der That wird bei der Umarbeitung des Landrechts die Peitſchenſtrafe und körperliche Züchtigung in vielen Fällen wieder eingeführt werden, namentlich um verſtockten Sündern, deren Schuld völlig klar iſt, das Eingeſtändniß zu erleichtern. Indeß dürfte doch bei aller Achtung vor einer durchgreifenden

Criminaljuſtiz die Anwendung ſehr begrenzt und beſtimmt erklärt ſein, um Mißbräuche zu verhüten, und ſich keinesweges außer dem Bereich entehrender Verbrechen erſtrecken. Denn freilich möchten Viele es gar gern, daß, wie es wohl in andern deutſchen Ländern auch geſchieht, die niedern und dienenden Klaſſen, bei Vergehungen gegen ihre Brotherren, von Polizei wegen durchgepeitſcht werden ſollten; allein man betrachtet dabei nicht, wie dadurch das Gefühl der Ehre und des perſönlichen Werthes erſtickt wird; überhaupt aber ließe ſich ein ſolches Verfahren in Preußen, wo der Abſcheu vor Körperſtrafe allen Klaſſen gemeinſam iſt, ſchwerlich ohne die heftigſten Auftritte einführen; denn was man auch ſagen mag, und wie groß auch die Demoraliſation iſt, es lebt in allen Klaſſen ein tiefes Gefühl des perſönlichen Werthes und ein Stolz, ein unprügelbares Geſchöpf zu ſein, den ich nicht geradehin Ehre nennen möchte; der aber doch ein Gefühl für Freiheit und Selbſtwürdigung ausdrückt, und nicht ungeſtraft würde man dies Bewußtſein zerſtören.

Die Criminalgerichte aber verlangen, indem ſie die jetzt die Gefängniſſe füllende Generation aufgeben, daß der Staat ſich der Jugend annehme und für deren Erziehung Sorge trage, eben ſo wohl aber eine durchgreifende Reform der Gefängniſſe, welche in ihrem jetzigen Zuſtande hohe Schulen des Laſters ſind, und dieſen Titel auch ſelbſt von den Verbrechern erhalten. — Was die Erziehung anbelangt, ſo iſt dem Staate kein Vorwurf zu machen. Er bemüht ſich unabläſſig neue Schulen zu errichten, wobei er allerdings dem politiſchen Zwecke fröhnt, die Privatſchulen nach und nach ganz zu beſeitigen und den Unterricht der Jugend völlig zu leiten; eben ſo exiſtiren ſtrenge polizeiliche Verordnungen, nach welchen Jeder gezwungen iſt, ſein Kind in die Armenſchulen zu ſchicken, endlich aber hat man auch ſogenannte Kleinkinder-Warteſchulen errichtet, in welche Eltern ihre ganz kleinen Kinder bringen können, während ſie ſelbſt ihrem Broterwerbe nachgehen. — Dieſe Schulen mit ihren zwei- und dreijährigen Zöglingen, welche auf leichte und angenehme Weiſe beſchäftigt werden, haben etwas ſehr Rührendes. Auf ſo vielen ſchuldloſen Kindern ruht noch der heilige Frieden der Unſchuld und die fröhlichen hebenden Geſichtchen wiſſen noch nichts von der Erdſünde und dem Thun des Böſen; obgleich ihre Eltern und Angehörigen vielleicht ſchon oft die Strenge der Geſetze gegen ſich hatten. — Es wäre ſehr zu wünſchen, daß noch mehrere dieſer Schulen eröffnet würden; denn gewiß iſt in ſo zartem Alter, wo die Eindrücke auf friſchem Boden die erſte Saat bilden, am gewiſſeſten ein Keim des Guten zu legen. — Unerklärbar aber bleibt es mir, wie unſere in mancher Beziehung ſo ſcharfe Polizei in den Straßen der Hauptſtadt ſo viele Umhertreiber dulden kann, die eine wahre Peſt Berlin's bilden. Ich meine damit nicht die berühmten und berüchtigten Eckenſteher, deren Literatur jetzt im vollen Wachsthume iſt; ſondern deren Rekruten, eine Menge halberwachſener Buben, die ſich überall in Haufen finden, wo ſie Beute wittern. Die jüngſten derſelben findet man auf den Märkten zerſtreut, wo ſie ihre Dienſte den Käufern antragen, und bei Gelegenheit wohl ſelbſt einen Freikauf verſuchen; wer ſich aber mehr auf ſeine Kräfte verlaſſen kann und einen Fauſtkampf nicht ſcheut, der verſchmäht die mühſame und wenig erträgliche Beſchäftigung und findet ſich überall da ein, wo ein Leichenzug iſt, eine Hochzeit gehalten wird, oder wo irgend eine Feierlichkeit vorgeht, um die Wagenſchläge zu öffnen, und wenn man will, Mantel und ſonſtige Effecten zu tragen. Es war früher Ekel erregend, die ſchmutzigen, zerlumpten Geſtalten ſich herandrängen zu ſehen, welche ſich um den Vorzug balgten; allein jetzt wird man ſelten mehr in dieſer Art davon berührt; denn die hoffnungsvolle Jugend hat einſehen lernen, daß es beſſer ſei, Corporationen zu bilden, welche den gemeinſamen Verdienſt theilen, oder aber nach der Reihe vortreten und es dem Zufalle anheimſtellen, weſſen Wagen am einträglichſten iſt. Wehe aber dem, der, gleichviel, entweder die Dienſtfertigkeit des Berliner Gamins zurückweiſ't oder ſie nicht belohnt: er wird von der ganzen Brüderſchaft mit Spott und Schande überhäuft, und dem davonrollenden Wagen tönt noch lange das vereinte Hohngelächter nach. Man hat ſich jedoch hier an dieſe Sitte ſo gewöhnt und fürchtet die ſpöttiſche Gemeinheit dieſer ungeſchliffenen Zudringlichen ſo ſehr, daß ſelten eine Hand ſich nicht öffnet; allein gewiß ſollte die Polizei dieſes Unweſen nicht dulden; denn aus dieſen jedem Müßiggange und jeder Liederlichkeit hingegebenen Burſchen erwachſen die meiſten Taugenichtſe. Sie ſind die wahre Pflanzſchule der Gefängniſſe.

Was die Gefängniſſe ſelbſt betrifft, ſo iſt der allgemeine Wunſch, daß endlich eine zweckmäßige Änderung derſelben erfolge. Bis jetzt ſitzen die Verhafteten zu zehn und zwölf in großen Gemächern, und üben den wechſelſeitigen Unterricht ihrer Künſte; und das iſt es gerade, was dieſen Aufenthalt ſo verderblich und ihnen angenehm macht. Nichts iſt dem rohen ſinnlichen Menſchen furchtbarer, als eine Einſamkeit ohne Beſchäftigung, und könnte man es erlangen, daß Gefängniſſe mit Zellen gebaut würden, in welchen jeder Verbrecher einzeln ſich befände, ſo würde dies gewiß die heilſamſten und beſten Folgen haben. — Allein allerdings ſind die Koſten ſehr groß, und hier z. B., wo immer achthundert bis tauſend Individuen ihrer Freiheit beraubt ſind, müßte eine ſolche Einrichtung ſehr koſtſpielig werden. — Ein Beiſpiel früher Verderbniß gibt ein hier ſitzender Mörder Reſhe, der im Gefängniß einen der Schließer kürzlich erſtach. Er iſt erſt zwei und zwanzig Jahre alt, und hat von ſeinem dreizehnten Jahre an nur Gefängniſſe bewohnt, ſo daß er während dieſer ganzen Zeit nicht drei Monate frei war. Und dieſe traurigen Beiſpiele finden ſich leider ſo häufig, daß ſie nicht aufzuzählen ſind. — Um Ihnen aber einen Begriff zu geben, wie ausgebreitet die Diebesbanden ſind, darf ich nur erwähnen, daß z. B. in einer der großen Unterſuchungen gegen eine Bande eine ganze Stadt, Betſche im Großherzogthum Poſen, ſo verwickelt war, daß es wörtlich im Erkenntniß ſteht, daß ſämmtliche Einwohner vom Bürgermeiſter bis zum Nachtwächter Spitzbuben wären. Gegen mehr als dreihundert Perſonen, faſt ſämmtlich Juden, wird der Prozeß geführt, der ſolche Actenſtücke ſchon füllt, daß dem mit dem zweiten Erkenntniß beauftragten Aſſeſſor kürzlich 200 Rthl. bewilligt wurden, um ein paſſendes Lokal zur Unterbringung derſelben zu ermiethen.

Gewiß aber trägt die Polizei ſelbſt zur Vermehrung der Verbrecher durch die Art bei, wie ſie dieſelben zu vermindern ſtrebt; denn nimmermehr kann es der richtige Weg ſein, ſich mit Spitzbuben ſelbſt zu verbinden, um andere zu fangen, und doch iſt dies leider zu einem förmlichen Syſtem geworden, welches in den Prozeſſen häufig ſchon zur Sprache gebracht worden iſt, und den Verbrechern Anlaß gegeben hat, geradezu zu erklären, daß ſie durch die Polizei ſelbſt zum Verbrechen geführt worden. Wie viel oder wenig man nun auch auf dergleichen geben mag, gewiß iſt es, daß man durch ſolche Mittel zwar Entdeckungen machen und einen polizeilichen Ruf erhalten kann; allein niemals der Demoraliſation entgegen arbeitet.

Mit Verlangen ſieht man der Umarbeitung unſeres Landrechtes entgegen, an welcher freilich ſchon ſeit vielen

Jahren eine Geſetzcommiſſion ſich abmüht. Endlich heißt es aber doch, daß die große Arbeit ihrem Ende nahe, und man erzählt Vieles von den weſentlichen Verbeſſerungen, unter welchen als die vorzüglichſten, eine Aufhebung aller perſönlichen Haft bei Schuldſachen, ausgenommen in Wechſelfällen, die Umarbeitung des Duellgeſetzes, bei welchem das Duell nicht mehr als Mord betrachtet wird, eine Änderung unſerer ziemlich abgeſchmackten Paternitätsgeſetze und viele andere Kapitel erwähnt werden, welche eine zeitgemäße Geſtaltung gewonnen haben. — Ob die Ehe erſchwert werden ſoll oder nicht, iſt ein noch unentſchiedener Streit, bei welchem man nur die Furcht hegt, daß die pietiſtiſche Anſicht die Oberhand behalten werde, und leicht die Lehre, daß Ehen im Himmel geſchloſſen werden und niemals auf Erden zu trennen ſeien, die Oberhand behalten möchte. — Der Pietismus überhaupt hat, obwohl in neuerer Zeit in Folge der Königsberger Muckergeſchichten und der Vorfälle in Schleſien einige ſcharfe Staatsverordnungen erfolgten, eher zu als abgenommen, er iſt nur heimlicher geworden, nicht geringer. Die Conventikel werden nach wie vor gehalten: blaſſe Prieſter verkünden die Strafen des Himmels gegen die ruchloſe Zeit, das Miſſionsunweſen dauert fort, Traktätlein werden mit vollen Händen ausgeſtreut, um den heiligen Samen in der Hefe des Volkes zu erwecken, Rundſchreiben werden an die Hauswirthe erlaſſen, wo in klaſſiſcher Vollkommenheit der Sprache vom Lamm und dem brüllenden Löwen entſetzliche Dinge erzählt werden; kurz es iſt Alles wie es war, und ſchlimmer vielleicht, weil es heimlicher geſchieht. Und wohl wäre es zu wünſchen, daß der Staat ſelbſt feſtere Schritte gegen das Unweſen thäte, dem leider ſo Mancher, ſelbſt ſeiner höheren Beamten verfallen iſt. Man wird gewiß zuletzt einſehen, daß an der Frömmelei nicht immer die Loyalität feſtklebt, ja, daß dieſe, in Fanatismus übergehend, empöreriſche Gedanken hegen und verwerflichere Zwecke verfolgen kann, als der Liberalismus, dem man ſo gern das Schlimmſte aufbürdet, und gegen ihn ſich des Pietismus gleichſam als Schild und Waffe bedient. — Dies Beiſpiel von religiöſem Fanatismus im andern Sinne liefert gegenwärtig der Erzbiſchof von Cöln, der den Staat befehdete und von deſſen König öffentlich ſich losſagte. Die polititiſchen Zeitungen verarbeiten dieſen Stoff hinlänglich, und ich erwähne ihn nur als ein Factum, welches in Europa eine große Senſation erregen wird und muß. — Hier wundert man ſich nicht ſo ſehr, daß es gekommen iſt, wie es kam, als daß man überhaupt dieſe wichtige Stellung einem Manne verlieh, von welchem man vorausſehen konnte, daß er dieſelbe ſeiner fanatiſch hierarchiſchen Geſinnung nach, benutzen würde. Die allgemeine Stimme gibt den Schritten der Regierung vollkommen recht, nur die Art, mit welcher dieſelben vollzogen wurden, hat ſehr viele Gegner gefunden.

In unſerer Literatur ſieht es noch immer ſehr ſtill aus, und die preußiſche Journaliſtik will bei der ſcharfen Cenſur der Tagesblätter nicht recht fort. In den beſtehenden Journalen iſt das Leben des Tages ſelten zu finden, und manches Blatt konnte dereinſt einen Jahrgang von 1809 oder 1810 wieder abdrucken, es merkte Niemand darauf. — Das Converſationsblatt, welches ein regeres Leben zeigte, wird entweder zum Neujahr entſchlafen, da ſein beſchränktes Privilegium es mit doppelten Cenſurhinderniſſen kämpfen läßt, der Redakteur Herr Markgraff ſeine Stellung aufgibt, und der Verleger Schleſinger, nichts an das Blatt wendet, oder aber es geräth in die Hände der ehemaligen Mittwochgeſellſchaft und wird dann wahrſcheinlich wieder unter der Führung der Herren Friedrich Förſter und Wilhelm Häring (Willibald Alexis) ſeinen alten gemüthlichen Trab laufen. — Es iſt ſchade, daß die junge Literatur ſich dies Blatt entkommen läßt, Kräfte genug ſind da, etwas Tüchtiges zu ſchaffen, aber die hemmenden äußern Verhältniſſe verderben eben ſo wohl dieſe Ausſichten, als der Verleger auch der Mann nicht iſt, um die materiellen Seiten des Unternehmens aus dem richtigen Geſichtspunkte aufzufaſſen. — Berlin hat ein Tagesblatt höchſt nöthig, um die Intereſſen unſerer Zeit durchzukämpfen, und es müßte vielleicht ſelbſt den Behörden daran liegen, ein ſolches Unternehmen zu begünſtigen, wenn man nicht an tauſend Vorurtheilen ſcheiterte. Dieſe zu vernichten iſt aber ſchwerlich zu hoffen; man hemmt lieber auf allen Seiten ſtatt der Literatur ein erweitertes Feld zur freien Entfaltung ihrer Kräfte einzuräumen, und begeht dadurch ein Unrecht an ſich ſelbſt; denn die Literatur wendet ſich mehr und mehr den Nachbarſtaaten zu, wo freiſinnigere Inſtitutionen herrſchen. — So haben ſich neuerdings viele jungen Literaten vereint, um die in Wismar erſcheinenden Baltiſchen Blüthen zu unterſtützen, welche vom 1. Januar an, als Baltiſche Blätter erſcheinen und vom Dr. Klein, einem jetzt reichen, jungen Kritiker, der vielfach an den Berliner Jahrbüchern der Literatur mitarbeitete, redigirt werden. — Weit leichter, und mit mehr Glück noch, konnte in Berlin ein ſolches Unternehmen gedeihen; allein man erinnert ſich der niederſchlagenden Worte eines Staatsmannes, der vor Kurzem zu einem Literaten ſagte: „Wir brauchen keine Journale und Journaliſten, und lieb ſollte es mir ſein, wenn es endlich dahin käme, daß ſie Alle aufhörten zu ſchreiben.“ — Dahin wird es nun freilich wohl vor der Hand nicht kommen, und dieſer fromme Wunſch iſt weit leichter auszuſprechen als zu erfüllen; allein er bezeichnet den Geiſt, aus welchem der Entſchluß hervorgegangen iſt, kein neues Journal mehr zu geſtatten, und das hält man feſt; denn die Furcht vor der Journaliſtik iſt wachſend und in der That iſt ſie eine Feder, je mehr man ſie drückt, um ſo größer wird der Widerſtand. Es iſt das Unkraut eines ſchönen grünen Gartens, man rauft es aus, Tag um Tag, und in wunderbarer Weiſe ſprießt es unter den Händen wieder auf; denn Gottes Segen weckt und beſcheint das Gute, wie das Böſe. (Fortſ. f.)

Feuilleton.

⁂ **Konjektural-Aſtronomie.** — Herr Dr. **Nürnberger** hat „aſtronomiſche Reiſeberichte, oder Skizzen der Topographie des Himmels und planetariſchen Metempſychoſe“ herausgegeben, die theilweiſe ſchon im Morgenblatt mitgetheilt worden. Hr. N. berichtet von Stern zu Stern, was unſere Aſtronomie bis auf die neueſte Zeit ermittelt hat und was ſich über die phyſiſche Beſchaffenheit deſſelben erſchließen läßt. Dann ſucht er auch, die Idee einer Wanderung des Erdbewohners von Stern zu Stern, vor und nach dem irdiſchen Leben anſchaulich darzuſtellen und zu begründen. — Bei Anzeige dieſes Werkes wird in der Preuß. Staatszeitung bemerkt, **Chriſtian Huyghens** ſei der erſte, der es verſucht, zu erweiſen, daß alle Planeten bewohnt und cultivirt ſeien wie die Erde. Die Abhandlung hierüber ſei zu Anfang des vorigen Jahrh. zu Paris in ſchlechter franzöſ. Ueberſetzung, in beſſerer 1718 zu Amſterdam unter dem Titel „Nouveau traité de la pluralité des Mondes“ erſchienen; kurz vor dieſer letztern Ueberſetzung ſei Fontenelle mit ſeinem „Traité sur la pluralité des Mondes“ aufgetreten, welche noch im J. 1780 von **Bode** in's Deutſche übertragen und mit den ſpäteren Entdeckungen bereichert herausgegeben worden; — zum Theil hierhin gehörten auch **Lambert's** kosmologiſche Briefe über die

Einrichtung des Weltbau's (1761) in Bode's Betrachtungen über das Weltgebäude; in neuſten Zeiten aber ſei die Konjektural-Aſtronomie in eine Art von Verruf gekommen. Beinahe alle dieſe Angaben der [illegible] ſind unrichtig. Abgeſehen davon, daß die Lehre von vielen Welten ſchon von griechiſchen Philoſophen aufgeſtellt worden, iſt in der neuern Zeit vor Huyghens jedenfalls Bruno zu nennen, der ſchon 1584 in ſeinen Abhandlungen *La cena de le ceneri e de l'infinito* zu erweiſen verſuchte, unendlich ſei die Zahl der Weltkörper, und die anderen Sterne gleichhäufig mit der Erde und „*abitati e colti tutti da gli animali suoi.*" — *Fontenelle's* Entretiens sur la plur. d. monde iſt aber zum erſtenmal ſchon im J. 1686 und Bode's Ueberſetzung zum erſtenmal im J. 1780 erſchienen. Zu erwähnen war doch wohl auch Swedenborg's Schrift de telluribus in mundo nostro solari Amst. 1758.

⁂ Prof. Heinr. Heß zu München wurde am 25. Nov., bei einem von dortigen Künſtlern und Kunſtfreunden veranſtalteten Feſte im großen Saale des königl. Odeons, nach einem von Trompeten und Poſaunen begleiteten Feſtgeſange, von Cornelius mit einem Lorbeerkranze gekrönt, worauf Thierſch einen Toaſt improviſirte, in welchem er den Meiſter der Fresco-Malereien in der Allerheiligen-Kapelle des neuen Schloſſes als den Wiederherſteller der alten chriſtlichen Kunſt pries.

⁂ Des Grafen Cicognara's Kupferſtich- und Niello-Sammlung kommt jetzt zu Venedig in Verkauf. Die Zahl der deutſchen Stiche beläuft ſich auf 1310, die der italiäniſchen auf 1495. Unter den erſteren finden ſich 3 Nummern von unbekannten Meiſtern von 1466, 13 Schöngauer, 15 Iſrael von Meken, 219 Dürer und 56 Lukas von Leyden; unter den italiäniſchen 30 Mantegna's, 170 Markantons (das ganze Werk deſſelben beſteht bekanntlich aus 370), von Agoſt. Veneziano 113, von Marco von Ravenna gegen 50, von G. Ghiſi gegen 60. Von der ganzen Sammlung iſt ein ſehr ausführliches und gewiſſenhaft verfaßtes Verzeichniß erſchienen.

⁂ Vorſorge der franzöſiſchen Regierung für das Theater und Bildung von dramatiſchen Künſtlern. — Was wir unlängſt als Wunſch ausgeſprochen, ſcheint in Frankreich zuerſt in Erfüllung gehen zu wollen. Bei Vertheilung der Preiſe, welche am 29. Nov. im Conſervatorium zu Paris ſtattgefunden, ſprach der vorſitzende Miniſter des Innern, Graf von Montalivet, ſich zuerſt dahin aus, daß fortan jeder der jungen Künſtler, welcher den römiſchen Preis erhalten, nach ſeiner Rückkehr „einen Text zu einer Oper erhalten, und daß ſein Werk im Verlauf eines Jahres die Ehre der Darſtellung erleben ſoll." Ein neues Theater ſei auf den Wunſch des größten Theiles der dramatiſchen Dichter eröffnet worden, unter Bedingung, daß hauptſächlich neue muſikaliſche Werke, vorzugsweiſe von jungen Componiſten zur Aufführung gebracht werden. Auch die Eröffnung des Odeon-Theaters ſei erlaubt worden, um den Schriftſtellern eine Gelegenheit zu geben, den Weg gediegener und ernſter Studien zu betreten. „Aber," ſetzte dann der Miniſter hinzu, „es würde überflüſſig ſeyn, ein neues Theater zu eröffnen, wenn wir nicht zugleich daran dächten, neue Künſtler zu bilden. Es ſollen fortan von den jungen Leuten, die die glücklichſten Anlagen zeigen, jährlich 10 ausgewählt und auf Koſten des Staates für das Theater ausgebildet werden. Ich werde dieß zum Gegenſtande eines Antrages in der nächſten Kammer machen, und ich zweifle nicht, daß die Legislatur ſich beeilen wird, eine ſo zugleich auch in dem Intereſſe der dramatiſchen Literatur und der Bühne ſo nothwendige Maaßregel zu genehmigen."

⁂ Frankreich ſchuldete, dem Budget von 1838 und dem großen Staatsſchuldenbuch zufolge, am 1. Oktober d. J. 190 Millionen Renten, von welchen 140 fünf-, und 40 dreiprozentig ſind. Von den erſteren können 100 umgewandelt werden, und dieſe ſind im Beſitz von 151,000 Titulairen, von welchen 60,000 Paris und deſſen Umkreis bewohnen.

⁂ Abbé Châtel hatte für den 25. Nov. um 7 Uhr Abends eine Predigt angekündigt: „contre les excommunications, pour la fête des trépassés."

⁂ Schatzgräber und Teufelsbeſchwörer in St. Gallen. — Im Canton St. Gallen iſt eine Geſellſchaft von Schatzgräbern in gerichtliche Unterſuchung gekommen, mit welcher, dem Schwäbiſchen Merkur zufolge, Herren und Frauen aus den erſten Familien St. Gallen's in Verbindung geſtanden! Ein 70jähriger Geiſtlicher hat ſich dabei zum Beſchwören des Teufel's gebrauchen laſſen; der Anführer der Schatzgräber behauptete eine Kranke dadurch, daß er ihr eine Hoſtie unter den Kopf gelegt, in weiſſagenden Schlaf gebracht zu haben!

⁂ Die Akten des Königsberger Muckerprozeſſes ſind bereits zu gewaltigen Größen angewachſen. Einer der Hauptbetheiligten, Prediger Dieſtel, iſt vorläufig wegen gröblicher Beleidigung gegen hochgeſtellte Staatsdiener, deren er ſich während der Unterſuchung ſchuldig gemacht, zu fünfmonatlicher Feſtungsſtrafe verurtheilt.

⁂ Paſtor Stephan zu Dresden iſt am 18. Nov. ſuſpendirt worden, dem Vernehmen nach, weil er nächtliche, der Muckerei verdächtige Zuſammenkünfte in einem von ihm ermietheten Weinbergshauſe gehalten, in welches, wie ein anſcheinlich zuverläſſiger Correſpondent der Leipz. Allg. Ztg. ſchreibt, auch ein bisher durchaus unbeſcholtenes Mädchen, „mit Matratzen und Kopfkiſſen" belaſtet, in ſpäter Nacht noch Einlaß begehrte.

⁂ Der Teufel als Mörder. — Im Oberamte Waiblingen im Würtembergiſchen hat der Mörder einer Frauensperſon vor Gericht erklärt, „man möge nur nicht glauben, daß er die Perſon umgebracht, der Teufel habe es gethan in eigener Perſon; er habe ihn geſehen in ſeiner hölliſchen Geſtalt, wie er aus der Ermordeten, die er beſeſſen gehabt, herausgeſtiegen, um an ihr den Mord zu verüben." Die Hannovr. Ztg. hofft, die würtembergiſche Regierung werde ſich hierdurch veranlaßt finden, direkt gegen die Irrlehren vom Beſeſſenſein etc. einzuſchreiten.

⁂ Trappiſten, die ſich „persecuted monks" nennen, haben von Sir Richard Keane eine Strecke wüſtliegendes Land bei Cappoquin in der Grafſchaft Waterford in Irland zum Geſchenk erhalten, wo ſie nun ein Kloſter ſtiften, und um Beiträge bitten, mit der Verſicherung, daß ſie täglich „das heilige Opfer für ihre Wohlthäter darbringen, in jeder Privatmeſſe ein Memento für ſie machen wollen" u. ſ. w. u. ſ. w.

⁂ Das *Conservatoire de Musique et de Déclamation* zu Paris hat vor wenigen Tagen ſeine jährlichen Preiſe vertheilt für Contrapunkt und Fuge — u. ſ. w., dann für die beſten Leiſtungen auf den verſchiedenen Hauptinſtrumenten, zuletzt, — nach der Trompete, — kamen auch die *Déclamation lyrique* und *Opéra comique* an die Reihe, und nach dieſen die Tragödie und die Komödie. Bemerkenswerth iſt, daß der Jury keinen erſten Preis zu erkennen ſich veranlaßt gefunden für Orgel, Contrebaß, Waldhorn, und Tragödie.

⁂ Das Staatskleid der Königin Viktoria, welches ſie bei ihrer Krönung tragen wird, iſt von hochrothem Sammet und hat eine 24 Fuß lange Schleppe und ein Gewicht von 20 Pfund!

⁂ Von Strauß's Leben Jeſu wird zu Paris eine franzöſiſche Ueberſetzung veranſtaltet. Auch verſpricht die Revue française et étrangère eine ausführliche Kritik dieſes Werkes ſowohl als der Tholuckſchen Gegenſchrift.

⁂ Die Leipziger Allgemeine Zeitung, die in der kurzen Friſt ihres Beſtehens (ſie erſcheint erſt ſeit 1. Oct. d. J.) durch Friſche, Gediegenheit und Entſchiedenheit ſich verdientes Zutrauen erworben, bringt in den Beilagen zu Nro. 79 und 80 (vom 18. und 19. d. M.) einen ſehr beherzigenswerthen Artikel „zur Würdigung der Bundesbeſchlüſſe vom 9. November 1837" (über das literariſche Eigenthum) auf welchen wir dringend aufmerkſam machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

No. 307. 1837.

Phönix.

Freitag, 29. December.

Neueſte Bilder aus Berlin.

(Fortſetzung).

Was die Leute und die Zeitungen alſo von der größern Milde fabelten, welche man der jungen Literatur zuwende, davon weiß man hier nichts. Theodor Mundt's unſchuldige Bücher erleiden noch immer ein Anathema, ſogar eine Novelle in dem königl. Adreßkalender wurde demſelben ganz und gar geſtrichen, zur größten Verwunderung der königlichen Geheimräthe ſelbſt, die deßhalb vor Kurzem eine Klage eingeleitet haben; und Dr. Gutzkow, der vor einiger Zeit hier war, und ſehr gern auch hier geblieben wäre, konnte es nicht erlangen, daß man ihm die Herausgabe ſeines Telegraphen unter preußiſcher Cenſur geſtattete. — Über den Aufenthalt dieſes Schriftſtellers hier und ſeine Verbindungen mit hieſigen Literaten haben einzelne Blätter viel gefaſelt. — Dr. Gutzkow, der ſeine alten Bekannten beſuchte, wurde von dieſen freundlich aufgenommen und in ihre Kreiſe geführet; allein es kann dabei weder von Feſtlichkeiten noch ſonſt dergleichen die Rede ſein. Viele junge Literaten Berlin's haben ſich vereint, jeden Sonnabend gemeinſam zu einem geſelligen Kreiſe ſich zu verſammeln und beim fröhlichen Glaſe Wein ihre Gedanken und Einfälle auszutauſchen. Dort fand ſich auch Gutzkow ein; und als er uns verließ, ward höchſtens eine Schüſſel mehr gegeſſen und ein Glas mehr als gewöhnlich getrunken, das iſt Alles. — Gutzkow's Perſönlichkeit gewährt allerdings nicht den Eindruck, welchen ſeine erſten Schriften machten. In Geſellſchaft ſitzt er gewöhnlich in ſich gekehrt und nur dann und wann kömmt ein Einfall, der vielleicht ein Sarkasmus iſt, über ſeine Lippen. Am liebenswürdigſten iſt er unter wenigen Freunden, wo er herzlich und offen erſcheint, und glauben läßt, daß das Gemüth mehr Theil an ihm habe, als er ſelbſt vielleicht eingeſtehen will. — Gutzkow hat hier gewiß wahre Freunde, aber keine Schmeichler gefunden, die ſeinen eigentlichen Werth überſchätzen. — Von Willibald Alexis wird nächſtens ein neuer Roman: „Zwölf Nächte“ erſcheinen. Th. Mundt arbeitet an ſeinen „Reiſeerinnerungen, Wanderungen am Spazierſtocke,“ welche bei Hammerich in Altona erſcheinen und Th. Mügge's neuer Roman: „Tänzerin und Gräfin,“ kömmt bei Arnim heraus. Auch Rellſtab ſoll einen neuen Roman unter der Feder haben. Von Gutzkow, deſſen Seraphine hier ſo eben angelangt iſt, erwartet man nächſtens auch die Söhne Baſedow's, welche viel Ausgezeichnetes enthalten ſollen. Die Seraphine will dagegen nicht anſprechen. Sie iſt, wie man hört, faſt mit der Wally zugleich geſchrieben und verſieht auch ähnliche Momente in den Schranken des kleinbürgerlichen Lebens; allein auf weit günſtigere Weiſe. Einen eigenen Reiz haben jedoch manche Epiſoden darin, und beſonders eine, welche ſich auf das Treiben des bekannten J. Jakoby bezieht, der in ſeinem nichts durchbohrenden Gefühle auf eine unnachahmlich beluſtigende und richtige Weiſe geſchildert wird. — Dieſer J. Jakoby wird nächſtens auch wieder ein Buch herausgeben, in welchem die ſämmtlichen jungen Literaten auf die loyalſte Art mit Schmutz beworfen werden und ihr Thun verdächtigt werden ſoll. Wer die Sinnesart dieſes Menſchen und ſein Treiben kennt, wird ſich darüber nicht wundern. Er hat vollkommen recht, ſo zu handeln, er ſicht für Brod und Exiſtenz, und für nichts iſt nichts. Nach der Erklärung, welche er in der allgemeinen Zeitung abgegeben hat, könnte man billiger Weiſe noch ganz andere Dinge erwarten; doch, wer nur Zeit hat, er läßt gewiß auch dieſe Hoffnungen nicht zu Schanden werden. Kein Ereigniß aber hat ſeit längerer Zeit in der literariſchen Welt Berlin's ſolche Theilnahme erregt, als der Streit Anaſtaſius Grün's gegen den Ritter Braun von Braunthal. Was aufgeblaſene Lächerlichkeit und eine maßloſe Arroganz verbunden, wie der Ausgang zeigte, mit beiſpielloſer Niedrigkeit der Geſinnungen, vermag, iſt hier geleiſtet worden. Wien hat alſo doch auch Literaten, welche, ſo gut wie Herr J. Jakoby, auf den loyalſten Wegen wandeln, und in Anmaßungen und Ergebenheiten einen Wettkampf eingehen können; aber daß Herr Braunthal ein Ritter iſt, das erhöht ſeine Verdienſte und gibt ihm den unbeſtreitbarſten Vorzug.

Jüngſt ſtarb hier der Redakteur der literariſchen Zeitung, Dr. Karl Büchner im zweiunddreißigſten Jahre, ein in vielen Beziehungen bemerkenswerther Mann. — In den ärmlichſten Verhältniſſen verlebte er ſeine Jugend, und nur durch Umſtände begünſtigt, gelang es ihm, die Buchhandlung in dem großen Geſchäfte der Herren Dunker und Humblot zu erlernen, welches er ſpäter, als erſter Commis, faſt ſelbſtſtändig verwaltete, und zu dem Flor und dem Gedeihen dieſer Firma, wie man behauptet, das Meiſte beitrug. Büchner war unerſchöpflich in Plänen; er hatte als Buchhändler den Scharfblick, um die Sicherheit des Erfolgs der Unternehmungen zu berechnen und war dabei ein unermüdlich thätiger Mann, deſſen eiſerner Fleiß in den Feierſtunden ihm erwarb, was Anderen kaum die begünſtigte Jugend und anhaltende Studien verſchafften. Seine genaue Kenntniß der Literatur aller modernen Völker war erſtaunungswürdig, und nicht leicht wird die von ihm geſtiftete literariſche Zeitung in dieſer Beziehung den Verluſt erſetzen können. Büchner war einer jener einſaugenden Geiſter, die ein großes Wiſſen durch Studiren und Leſen ſich erwerben, ohne jedoch etwas Eigenes und Neues, vielmehr immer nur den Extract des Gelernten, reproduziren zu können. Er hat eine ſehr gute franzöſiſche Grammatik, ein franzöſiſches Leſebuch und andere Dinge dieſer Art geſchrieben; er hat die literariſche Zeitung gegründet und die bibliographiſchen Artikel darin mit unendlicher Mühe und Sorgfalt bearbeitet, ebenſo hat er auch das deutſche Taſchenbuch herausgegeben; allein hier nie etwas ſelbſt geliefert, weil, wie ſein Nekrolog in der literariſchen Zeitung ſagt, er die Grenzen ſeines Talentes ſelbſt ſehr gut kannte. — Dieſe Phraſe, welche etwas Verletzendes gegen den Todten in ſich trägt, iſt überdies nicht ganz wahr; denn allerdings hatte Büchner die Abſicht, Artikel für das deutſche Taſchenbuch zu ſchreiben, und ſogar ſchon einen ausgearbeitet und obenein einen novelliſtiſchen, der im nächſten Jahrgange erſcheinen ſollte. — Daß er aber zu jeder freien Produktion kein Talent beſaß, bewies dieſer Aufſatz vollkommen; kritiſche Schärfe, um Antheil an den Rezenſionen der literariſchen Zeitung zu nehmen, beſaß er eben ſo wenig; allein deſto mehr Talent, um die moderne Richtung der Zeit, welche er mit ſeinem Blatte eingeſchlagen hatte, feſtzuhalten und ſich mit Literaten zu verbinden, welche in dieſem Sinne ſchrieben. In dieſer Beziehung vornehmlich iſt ſein Tod beklagenswerth; ein Verluſt für die junge Schule, welche nach Hegel und Göthe ihre äſthetiſchen Prinzipien geordnet hat, und ſehr leicht dürfte, da Herrn Dunker's Geſinnungen keineswegs die des Verſtorbenen ſind, dieſes Organ verlieren. — Büchner ſtarb an der Lungenſchwindſucht, und der Hofprediger Theremin hielt ihm eine Leichenrede, die von den gewöhnlichſten Glaubensphraſen ſtrotzte. Die Sichel des Todes mähte den Armen vorzeitig ab; bis zum letzten Augenblicke klammerte er ſich an das Leben feſt und ſprach einige Stunden vor ſeinem Ende noch von ſeiner nahe bevorſtehenden Vermählung. „Trauriges Schickſal!“ Seine Braut war der weiße, kalte Engel, der ſchon an ſeinem Lager ſtand und den Kuß ewiger Vereinigung auf ſeine Lippen drückte. Daß die jüngeren Schriftſteller thätig ſind, ſehen Sie aus meinem Berichte; von den älteren hört man dagegen ſehr wenig. Auch Herr von Rumohr ſchweigt jetzt ganz; man ſagt, weil es ihm beſonders verdrießlich iſt, in manchen Kritiken nicht allein ſehr demokratiſch in Bezug auf ſein Werk ſich behandelt zu ſehen, ſondern weil man ſich ſogar nicht entblödete, ihn perſonlich nur: der Verfaſſer oder gar Herr Rumohr zu nennen, was ſeine Nerven durchaus nicht vertragen können.

Mit dem Winter leben nun Bälle und Concerte wieder auf, und die Theater füllen ſich. Lieber Himmel! es iſt doch noch Leben, Bewegung, Reizbarkeit in der Welt, und wie in anderen Ländern, wo die furchtbare Seuche der Gemüths-Verderbtheit die Leute zu dem Entſetzlichen getrieben hat und treibt, ſich um Politik und Staat zu bekümmern und den Regierern, das an ſich ſchon ſo ſchwere Regieren, noch ſauerer zu machen, ſo wenden wir uns hier viel einfacher und ſchöner der Kunſt zu, und haben ſo unſere Meinungsſtreite, unſere Partheien, unſere Fanatiker, unſere rechte und linke Seite, unſere von Leidenſchaft geſchändeten Journale, unſere Beſtechungs-, Verlockungs- und Bekehrungsſyſteme, unſere unruhigen Sitzungen, Verſchwörungen, Ausbrüche der Empörung, kurz was Sie wollen, nur weit reiner und edler, da es die Kunſt betrifft. — In der Oper gibt es die Partheien Faßmann und Löwe, und welche Verwirrungen und Störungen im Staate dieſe anrichten, davon nur ein Beiſpiel.

Es ſollte hier zur fünfzigjährigen Jubelfeier des „Don Juan“ eine Feſtvorſtellung gegeben werden, deren voller Ertrag dem Monumente des großen Meiſters in Salzburg werden ſollte. Am vierten November war der Tag. Fräulein von Faßmann ſollte darin als Donna Elvira, Fr. Löwe als Donna Anna auftreten; Alles war in Berlin im höchſten Entzücken, und die Enthuſiaſten ſchrien bei Stehely ſo entſetzlich, daß Niemand mehr die Zeitungen leſen konnte, wie denn überhaupt dieſe Art von Enthuſiasmus mehr und mehr die politiſchen Journale verdrängt, welche zu leſen ſeit 1830 etwas Mode geworden war. Was geſchieht aber, Fr. v. Faßmann weigert ſich plötzlich die Elvira zu ſingen, denn die Anna ſei ihre Rolle; nun ſoll Fr. Löwe die Elvira übernehmen, aber ſie verwirft dieſen Antrag und alle Bitten prallen ab. Die Direction iſt in Verzweiflung und man eilt nun zu Madame Seidler, der dieſe Parthie eigentlich zuſteht; allein die gekränkte Sängerin erklärt, daß ſie kein Nothnagel ſei, und durchaus nicht ſingen werde. Jetzt iſt die Direction völlig au désespoir; aber die Gewalt der Rache trifft die Seidler; ſie wird augenblicklich penſionirt. Nun kommt es zum Parlamentiren, und der Hof ſelbſt vermittelt den Streit endlich dahin, daß Fr. Löwe die Elvira ſingt, allein ſtatt am 4ten am 11ten; denn der eigentliche Tag des Feſtes war während deſſen längſt vergangen. Fr. Löwe iſt übrigens jetzt auf drei Jahre die Unſere und zwar mit einem Gehalte von 6000 Thalern, wozu noch ein Spielgeld von 12 Rthlr. für jeden Abend ihrer Thätigkeit kömmt; ſo daß ſie eben ſo hoch oder noch höher als ein Staatsminiſter im Solde ſteht. Man ſieht, wir lernen immer mehr von Paris, trotz alles Sträubens. — Jetzt findet man freilich, daß die Sängerin ungemein detonirt, daß ſie eine ſchwache Stimme hat und Gott weiß, was noch Alles, allein das iſt einmal ſo bei uns. Zum Anfange wird Alles überſchätzt und dann eben ſo ſehr herabgewürdigt. Für den italiäniſchen Geſang möchte nicht leicht eine Künſtlerin in Deutſchland mit der Löwe zu vergleichen ſein, und durch ſie ſind die kleinen Opern: „der Poſtillon von Lonjumeau,“ „die Geſandtin,“ „die Nachtwandlerin“ ſchon zu wahren Kaſſenſtücken geworden, ſo daß die Sängerin ihr hohes Gehalt wohl im wahren Sinne mehr verdient als mancher Miniſter oder Geſandte.

(Schluß folgt).

Aus Leipzig.

(Schluß).

Das Gemälde von Biard iſt ein Weheruf der geſammten Menſchheit, eine furchtbare, donnernde Predigt des richtenden Weltgeiſtes gegen den Sclavenhandel! Iſt das nun unmoraliſch, mit vollem Bewußtſein ſich als Künſtler hinzuſetzen, und ein dramatiſches Gemälde, in dem jede Muskel ſpricht, von dem Jammer zu liefern, der ſeit Jahrhunderten in dem tiefſten Lebensmarke der Bevölkerung eines halben Erdtheiles wühlt! Das Moraliſiren nützt zu nichts, aber das ſcharfe Hinſtellen einer Thatſache, nackt, unbeſchönigt, das iſt die Handlung einer im tiefſten Innern hoch moraliſchen Seele! Was will die thränenlechzende Menge Verſöhnung, wo die Verſöhnung ausſieht, wie eine Beſchönigung der Schmach? Es gibt Ereigniſſe in der Geſchichte, die bis auf den heutigen Tag noch keine Ausgleichung gefunden haben in der abwägenden Schale des Weltrichters. Sie lodern als ewig racherufende Flammenzeichen gen Himmel; aber Gott ſchweigt, denn ſeine Zeit iſt noch nicht gekommen. Ein ſolches Ereigniß iſt der Sclavenhandel. Hier ſteht dem Europäer noch ein furchtbares Strafgericht bevor. Denn der ſchwarze Mann wird ſich dereinſt rächen, wenn mit der Civiliſation ſein tieferes Bewußtſein erwachen und die moraliſche Kraft des Wollens ſeiner phyſiſchen gleichkommen wird. Ein einleitendes Vorſpiel zu dieſem ſchwarzen Volksgericht hat die Geſchichte bereits erlebt auf Domingo! Biard hat alſo nicht gefrevelt, wenn er es wagte, mit dem Pinſel zu zeichnen, was die Geſchichte nicht erröthet jeden Tag geſchehen zu laſſen! Es zeigt überhaupt von Beſchränktheit oder mindeſtens Partheilichkeit des Urtheils, von dem produktiven Menſchen zu fordern, er ſolle, ſelbſt als Künſtler, immer nur ſogenanntes äſthetiſch Schönes hervorbringen. Es iſt die Äſthetik der Kraft, wenn Einer, ſei er nun Maler oder Dichter, ſich die Freiheit nimmt, das Schrecken- und Entſetzenvolle in der Menſchengeſchichte einmal hinzuſtellen, ohne verſöhnende Lichter darüber zu decken. Auch bloß mit Schatten läßt ſich Großes ſchaffen, ungeheuere Nachtſtücke, in denen in ſo fern eine hohe Verſöhnung liegt, weil der Sonnenaufgang des folgenden Tages nicht fern ſein kann. Davon aber mögen unſere Kritiker, auch die beſten, nichts wiſſen. Die äſthetiſche Bildung hat ſie ſo verſüßelt, daß ſie friſchweg den Stab über die großartigſte Gedankenſchöpfung, in der zugleich ein prophetiſches Auge die Weltgeſchichte belauſcht, zu brechen pflegen, ſobald dieſe nicht mit ihren eigenen kleinkünſtleriſchen Maximen und Anſichten harmonirt. Das wahrhaft Große, wenigſtens in ſeiner zermalmenden Kraft, verſtehen nur Wenige zu ſchätzen!

Ich ſelbſt halte das eben beſprochene Gemälde für das größte der ganzen diesmaligen Ausſtellung. Vor ihm trat alles Übrige zurück, mochte es auch ſonſt von Bedeutung ſein. Ein zweites Gemälde von Biard, „eine herumziehende Springerbande," die zugleich ein Wachsfiguren Kabinet zeigt und vergebens auf Zuſchauer wartet, indem ein Platzregen dieſe zurückhält, war nicht minder ſchön erfunden, als durchgeführt. Die Gaukler ſind in ihrem Komödiantenſtaat alle verſammelt innerhalb der Bude. Der Direktor lüftet den Vorhang und ſieht mit einer höchſt betrübt komiſchen Miene nach dem Wetter. Andere Mitglieder der Geſellſchaft ſuchen ihren Mißmuth auf verſchiedene Art zu verſcheuchen. Einer ſtimmt die Baßgeige, ein Anderer zupft ſich die Krauſe zurecht, ein Dritter ſpielt den Amor, ein Vierter dehnt ſich und gähnt. Die Direktorin öffnet den leeren Geldkaſten und zeigt ihn dem Lampenputzer, der ganz ruhig am Boden ſitzend ſeines Amtes wartet. Im Hintergrunde, kaum erleuchtet, ſieht man die Wachsfiguren, wie bleiche Geſpenſter, hervorlauſchen.

Am reichſten war die Ausſtellung an Landſchaften und Seeſtücken. Hier fanden ſich eine ſehr große Anzahl höchſt bedeutender Gemälde; namentlich hatten die Münchner Maler bedeutende Produkte eingeſandt. In eine Beſprechung der einzelnen kann ich mich nicht einlaſſen. Es mögen dies Andere thun, die mehr Beruf dazu in ſich fühlen, als ich. Ich begnüge mich, die bedeutenderen bloß namentlich anzuführen. **Etzdorf** aus München hatte zwei große Landſchaften aus dem Norden geliefert, eine „ſüdliche Gegend von Norwegen" und „den Paß von Remsdalen in Norwegen," beide trefflich den melancholiſchen Charakter des Nordens darſtellend, verſchmolzen mit dem Zauber einer großartigen aber ſchweigenden Natur. **Kaiſer** in München „den Königsſee bei Berchtesgaden" und „die Stoßfeld-Alpe mit einem Fernblick nach Salzburg." **Laſinsky** in Frankfurt a. M., „Schlößchen am Fluß" und „Burg am Seeſtrande bei herannahendem Gewitter." **Metzinger** in München, „Strandgegend." **Norrmann** in Düſſeldorf, „Schweizerlandſchaft am Thuner-See." **Leſſing:** „Eine Gegend aus der Eifel," meiſterhaft gemalt; aber ebenfalls wieder an das epiſche Element der Schule erinnernd (war von H. Brockhaus angekauft worden). **Haſſenpflug** in Halberſtadt hatte „eine Kloſterruine bei Abend" geliefert, die ſehr gelungen zu nennen war. Der Kunſtverein kaufte ſie an. „Die Burg am See," von **Scheuren** in München, verdiente nicht minder die Aufmerkſamkeit der Beſchauer. Die Niederländer zeichneten ſich durch einige ſehr ſchöne Winterlandſchaften aus, vor allen **de Klerk** aus Dortrecht und **de Koningh**, „das Gewitter im Winter," nicht minder durch Marineſtücke. **Haſenclever** in Düſſeldorf debütirte mit den „Politikern," hübſch, aber etwas ſpießbürgerlich klein, und den „**frierenden Kindern.**" Letzteres überraſchte durch naturtreue Auffaſſung. Von **Schultz** in Berlin fanden ſich ein paar ſehenswerthe Jagdſtücke, unter denen ſich eins beſonders hervorthat.

Einen eigenthümlichen Eindruck machte „**die betende Römerin,**" von **Mais**. Wir Norddeutſchen, denen Sinne und Geiſt zwei völlig geſchiedene oder vielmehr feindſelig ſich entgegenſtehende Dinge ſind, können nicht begreifen, wie es möglich iſt, daß ein Gebet an ſinnliche Aufreizung ſtreifen kann. Wenn wir — wenigſtens wir Proteſtanten — beten, ſo iſt das Thränenregiſter nahe dran, ganz und gar gezogen zu werden. Zerknirſchung und Gebet ſind bei uns gleichnamig, die Erhebung folgt erſt hintennach. Der Südländer nimmt die Sachen anders, einfacher, naturgemäßer, — bei ihm ſtirbt die Sinnlichkeit nicht ab, wenn die Seele aufjauchzt in ſeliger Verzückung. Der Südländer genießt in der Andacht, wir büßen, — und foltern uns! Zu dieſer Anſchauung des Gebetes mußte man erſt gekommen ſein, wenn man das Gemälde von Mais verſtehen wollte. In dieſem zum Himmel aufblickenden Auge lag eine ſo unausſprechliche Seligkeit, eine wahrhafte Wolluſt der Andacht, aus tiefſter Seele geboren und meiſterhaft ausgeführt.

Mehrere Genrebilder, die ein ſehr dankbares Publikum fanden, verdienten alle Beachtung, ſo z. B. **Kreuls** in Nürnberg: „Ein Mädchen erwartet den ärztlichen Ausſpruch eines Hirten über ihre kranke Ziege." An der Ziege und dem Mädchen konnte ich zwar nicht viel Rares entdecken; der alte grämliche Hirt aber, der apathiſch auf der Bank ſitzt und ſich eine Pfeife Taback ſtopft, indem er prüfende Seitenblicke auf das kranke Thier wirft, war trefflich aufgefaßt. — Auch des „Don Quixote," von Ad. Schrödter in Düſſeldorf, muß ich noch Erwähnung thun. Der hirnverrückte Edle von la Mancha ſitzt in ſeinem Cloſet, unter Büchern, Lanzen, Panzern und allem erdenklichen Ritterkram. Auf dem Schooße hat er eins ſeiner unſterblichen Bücher, in dem er mit der Gier eines Heißhungrigen ſtudirt, die rechte Hand in ſeinem Haar verbergend. Die ganze Figur verkörpert uns den Ritter von der traurigen Geſtalt. Dieſe dünnen, langgeſtreckten Arme und Beine, dieſe durch die Hand ſchimmernden Adern und Muskeln, in denen jeder den nervös überreizten und doch nach unſterblichen Thaten Lüſternen erkennt, ſind meiſterhaft gezeichnet. Der Humor, der das Gemälde beſeelt, erdrückt doch auch nicht das Tragiſche, was in der poetiſchen Perſönlichkeit der ewigen Cervantiſchen Schöpfung liegt. Das Gemälde gehört dem Stadtrath Reimer in Berlin. —

Alles Übrige muß ich übergehen. Ein bloßes Nennen der Namen wäre zwecklos. Ich begnüge mich daher, der Glasmalereien noch zu gedenken, unter denen „der heilige Sebaldus," nach einem Holzſchnitt von A. Dürer, „der heilige Chriſtophorus," nach Hemling, und die Bruſtbilder der Kaiſer Maximilian I. und Karl's V., erſteres von Kellner in Nürnberg, letztere von Würtel in München beſonders hervorzuheben ſind.

Leſſing's Carton: „Die Schlacht des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa bei Iconium" iſt vielleicht das Bedeutendſte, was Leſſing geſchaffen. Hier ſieht man den genialen Künſtler, frei von allen Banden der Düſſeldorfer Schule, einem ganz neuen Felde zueilen, auf welchem ihm die Lorbeeren nicht entgehen werden. Auf dieſem Carton iſt doch einmal dramatiſches Leben, ſcharfe Charakteriſtik. Hier kämpft der Menſch mit ſeinen Leidenſchaften und duckt ſich nicht brütend und trauernd zuſammen, wie Jacob's böhmiſche Religionsphiloſophen. Einzelne Figuren auf dieſem Carton laſſen nichts zu wünſchen übrig; der Kaiſer ſelbſt, im Mittelpunkt des Kampfgewühls, erſcheint in der vollen Glorie der Majeſtät und des kriegeriſchen Helden. Die Moslemin, fanatiſch in die Schlacht ſtürmend, Allah vertrauend und dem Tode als unabweisliche Schickung ſtolz ſich hingebend. Ein paar große Fehler in der Zeichnung aber ſtören gewaltig. Dieſe finden ſich in den beiden ſich beißenden Pferden. Das eine iſt geſtürzt und wendet ſich liegend gegen ein anderes in den Kampf ſprengendes. Dieſe Wendung iſt aber eine rein unmögliche, es müßte denn des Pferdes Hals die doppelte Länge haben.

Alles zuſammengenommen war das Reſultat der erſten Leipziger Kunſtausſtellung ein ſehr erfreuliches. Nur eine in ganz Deutſchland — die Berliner — überragte ſie, ſowohl an Zahl als Werth der eingeſandten Gemälde. Dagegen mußte die Dresdener weit hinter der Leipziger zurückſtehen. In der Reſidenz war man deshalb nicht ganz gut auf Leipzig zu ſprechen, wenn man auch die Thatſache ſelbſt nicht ableugnen konnte. Es ſteht bei ſo günſtigen Auſpicien zu hoffen, daß im nächſten Jahre ſich mindeſtens eben ſo viele Kräfte vereinigen werden, um der ſo ehrenwerthen Unternehmung einen rüſtigen Fortgang zu ſichern. Wünſchenswerth wäre es geweſen, hätte es der Verein möglich machen können, eins der franzöſiſchen Gemälde anzukaufen. Biard's „Sclavenhandel" würde vielleicht ungeachtet des Abſcheues, den das ſchöne Geſchlecht vor ihm empfand, dieſes Loos zu Theil geworden ſein; allein das Gemälde koſtete 8000 Fr.! Die „Springerbande" deſſelben Künſtlers, glaub' ich, 150 Louisd'or. Da waren freilich die Düſſeldorfer Gemälde preiswürdiger und konnten ſchon aus dieſem Grunde eher gekauft werden, wenn auch Urtheil und Geſchmack die Kaufluſtigen zu andern Produktionen hinzog. Genug, der Verein bot auf, was in ſeinen Kräften ſtand, und erntete verdientermaßen den Dank des Publikums.

Feuilleton.

⁂ Drei intereſſante theatraliſche Neuigkeiten erſcheinen binnen Kurzem: „Caligula" von Dumas, im Théâtre français, jedoch ohne Cavallerie, — „Coſimo von Medicis" von Halévy, in der großen Oper, worin Duprez die Hauptrolle ſingt, — endlich „der getreue Hirt" von Adam, in der komiſchen Oper.

⁂ Zum 1ſten Januar 1838 wird das Format des beſten franzöſiſchen Modejournals: Le journal des dames et des modes verdoppelt und unter dem Namen „Gazette des salons" durch die junge Marquiſe Marie de l'Epinay dirigirt werden.

⁂ Meyerbeer wird in Paris der erſten Vorſtellung der neuen Oper von Halévy beiwohnen. — Der junge Pianiſt Roſenhain geht damit um, eine Oper auf die franzöſiſche Bühne zu bringen.

⁂ Zu Neujahr werden mehrere franzöſ. politiſche Journale eingehen. Der „Bon Sens" koſtete ſeinem Beſitzer, einem bekannten belgiſchen Senator, im verwichenen Jahre 3000 Fr. monatlichen Verluſt.

⁂ Ein neuer Roman von Balzac: „Geſchichte der Größe und des Falls von Cäſar Birotteau, Parfumeur, Ritter der Ehrenlegion und Adjunktus des Maire im 2ten Arrondiſſement von Paris," eine neue Scene aus dem Pariſer Leben, iſt ſo eben erſchienen.

⁂ Es iſt eine Thatſache, daß der ehemalige Chef der St. Simonianer, le père Enfantin genannt, aus Aegypten heimgekehrt, ſich in Lyon niedergelaſſen und verheirathet hat.

⁂ Ein reicher Engländer, welcher vor Zeiten am Weimariſchen Hofe mit Göthe, Schiller und Wieland befreundet war, gibt ſo eben ein ſeltſames Buch: „Plus de maris, plus de pères" heraus. Dieſes Werk, eine neue Auflage des bekannten Romans „l'empire des Nairs," vertheidigt das Syſtem einer Vaterſchaft Gottes gegen alle irdiſche problematiſche Vaterſchaft. Der alte Baron James de Lawrence, welcher eine der originellſten Erſcheinungen in den Pariſer Salons bildet, iſt der Verfaſſer.

⁂ Der Prinz Carl von Preußen hat von dem Landſchaftsmaler Schirmer mehrere Anſichten ſeiner Villa Glinecke bei Potsdam, welche ehemals dem Staatskanzler Fürſten Hardenberg gehörte, anfertigen laſſen, um ſie dem Herzoge von Orleans als Erinnerung an ſeine Berliner Reiſe zum Geſchenk zu machen.

⁂ Strauß erntet in Rouen ungeheuern Beifall. Er wird Anfang Januar ſeine Bälle in Paris beginnen.

⁂ Zu der Lotterie für die armen Polen ſteuern alle Partheien in Paris bei. Die Fürſtinnen Czartorynska, Gedrovitch, Galitzyn, ſowie eine Menge franzöſiſcher Notabilitäten liefern Handarbeiten. Auch die Herzogin von Orleans hat den patronirenden Damen dieſes wohlthätigen Vereins ihre Beiſteuer verſprochen.

⁂ Die Probenummern des neuen (13ten) Jahrganges der Mitternachtszeitung, welche jetzt Dr. Brinkmeier redigirt, ſind uns zugekommen. Wir freuen uns der friſchen und rüſtigen Lebendigkeit, welche ſich unter ſeiner Direktion entfaltet; mit Energie und Takt verſteht dieſer gewandte Schriftſteller ſeine journaliſtiſche Aufgabe zu löſen und die Intereſſen der Gegenwart anzuſpannen.

⁂ Ein wackeres Volksblatt, das auch außerhalb der Provinz, in welcher es ſeit einigen Jahren große Theilnahme genießt, bekannt zu werden verdient, iſt das von Julius Sincerus redigirte „Dampfboot" (Danzig bei F. S. Gerhard).

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

№ 308. 1837.

Phönix.

Samſtag, 30. December.

Feſtgedicht

an

Friedrich Rückert

zu ſeiner Geburtstagsfeier am 16. Mai 1837.*)

Wann wird der Sänger kommen,
Dem ſich mein Herz erſchließt,
Dem aus den gold'nen Saiten
Des Frühlings Roſe ſprießt?
Der mit den Zaubertönen
Die Nachtigall berauſcht,
Daß ſie entzückt, verwundert
Aus grünen Zweigen lauſcht.

Wie trübt mich jede Blume
Und Regenbogenpracht,
Die nicht im Dichterbuſen
Erblühend auferwacht;
Die, ach, nach kurzem Duften
Verwelkt und niederſinkt,
Und nicht auf Liedesflügeln
Sich auf zum Himmel ſchwingt!

So ſprach betrübten Sinnes
Der holde Knabe Mai,
Als Harfenſpieler zogen
In Schaaren kalt vorbei;
Als ſie ganz nüchtern ſprachen
Von Hippokrenens Glanz,
Doch nicht vom Frühlingswunder,
Vom Frühlingsblüthenkranz.

Da ſah man eine Wolke,
Die trug ein golden Zelt,
Woraus ein Engel ſchwebte
In's weiche Blumenfeld.

Der ſprach mit ſüßem Lächeln
Zum holden Mai gekehrt:
„Ich habe dich vernommen,
Dein Wunſch ſei dir gewähret!“

Das klang ſo luſtgebärend
Und klang ſo wunderſam,
Daß froh die Lüfte ſpielten
Um jeden Aſt und Stamm;
Daß mit Begierde tranken
Die Blätter jeden Laut,
Der von dem Himmelsboten
Dem Mai ward anvertraut.

Ich habe dich vernommen!
Ein Sänger ſah das Licht,
Dem, was er ſpricht, erblühet
Buntfarbig zum Gedicht;
Der alle Welt durchdringet
Mit ſeines Herzens Kraft,
Der neue Wunder zaubert
Und neue Welten ſchafft.

Der kühn die Grenz' und Schranke
Von Oſt und Weſt durchbricht
Und Indien's duft'ge Ranke
Um deutſche Stämme flicht;
Der aus der Sprache Schachten
Noch gold'ne Stufen hebt
Und kunſtgemäß gebildet
In ſeine Lieder webt.

Es wird von wahrer Liebe
Sein Weltenherz erfüllt,
Da es vom Göttlichſchönen
Beſtändig überquillt;
Von ungetrübtem Leumund
Soll er ein Sänger ſein,
Sein Name: Reimar Freimund,
Soll weit geprieſen ſein.

---

*) Man vergleiche Fr. Rückert's Zeilen in Nro. 294 dieſes Blattes.

Was ſo vor vielen Jahren
Dem Mai ward ſüß vertraut,
Das hat ſich lang bethätigt
Und iſt nun worden laut;
Drum wollen wir uns freuen
Am Sänger und am Sang,
Und ihm das Beſte wünſchen
Sein ganzes Leben lang.

Noch lange mög' entrauſchen
Des Liedes reicher Strom
Aus ſeinem gold'nen Munde
In unſers Herzens Dom.
Noch lange mögen Kränze
Sich ſchlingen um ihn grün,
Des Dichters Wunderblumen
In alle Zeiten blüh'n.

Ludwig Wihl.

Neueſte Bilder aus Berlin.

(Schluß).

Im Schauſpiele ſtehen ſich dagegen noch immer, nach wie vor, die Partheien Crelinger und Hagn gegenüber und haben eben ſo gut ihre Enthuſiaſten, welche hervorrufen, Kränze werfen, Gedichte machen und andere Kindereien treiben. Madame Crelinger hat mit ihren Töchtern eine Kunſtreiſe nach Polen und Preußen gemacht und viel Ruhm und wahrſcheinlich noch mehr Geld mit nach Haus gebracht. Sie ſucht ihre Töchter mit allem mütterlichen Eifer zu pouſſiren, der an ſich verzeihlich iſt, aber doch manchmal gar zu widrig auffällt, wenn ſie ſich beſtrebt, durch die Talente eben dieſer Töchter den Ruhm des Fräulein von Hagn zu verdunkeln. Fräulein von Hagn, deren Anmaßungen, Ehrgeiz und Spielwuth wir keineswegs loben wollen, iſt doch in einem Felde der Kunſt eine ausgezeichnete Künſtlerin, d. h. in einer gewiſſen Gattung des Luſtſpiels; die beiden Fräulein Stich ſind aber bis jetzt nichts als Anfängerinnen, und werden, man mag es betrachten wie man will, es gewiß auch lange noch, wo nicht für immer, bleiben. Bedeutend iſt die Nachricht, daß Seydelmann in der That mit 3000 Thlr. Gehalt auf lebenslang hier engagirt iſt, und ſchon im Januar eintreffen wird. Wir ſehen mit ihm einer nachhaltigen Umwandlung unſers Repertoirs und ſonſtiger Einrichtungen zwar nicht entgegen; allein es iſt eine neue Belebung des alten Glanzes unſerer Bühne. Nur muß Herr Seydelmann keineswegs glauben, daß hier ein Spiel von Intrigue nähe, wie dies zuweilen anderwärts geſchehen iſt und noch geſchieht; er wird hier einen ziemlich harten Stand finden: denn man iſt jetzt überall gewitzigt genug, dem Egoismus den falſchen Mantel abzureißen; aber in Berlin vielleicht noch mehr, wie an jedem andern Orte. — Der Schauſpieler Krüger iſt krankheitshalber vor Kurzem penſionirt worden und Herr Seydelmann findet in deſſen und Lemm's Rollen ein weites Feld für ſein ausgezeichnetes Talent. — In einigen Tagen wird endlich nach ſo vielen Jahren der Erwartung Spontini's neue und wahrſcheinlich letzte Oper: „Agnes von Hohenſtaufen" gegeben werden. Was man im Voraus davon gehört hat, beſtätigt die bekannten Urtheile über dieſen Componiſten. Eine ungeheuer ſtarke Inſtrumentirung, kaum zu ſingende Noten, viele und zum Theil ſehr gute Balletmuſik, und einzelne vortreffliche Gedanken, welche an die alte Größe des Meiſters erinnern. Niemand mag ſich mehr freuen als Herr Rellſtab, der jetzt wieder Gelegenheit erhält, ſein Steckenpferd zu beſteigen und auf ziemlich einſeitige Weiſe das alte Rabenlied zu ſingen.

Man ſtreitet ſich nicht mehr darüber, daß Herr Raupach der wahre Verfaſſer des Stückes iſt, dem nächſtens ein anderes „die Geheimniſſe" folgen wird, da es mehr als ein gewöhnliches Wunder wäre, daß Herr Raupach ein aufkeimendes Talent, und gehörte daſſelbe auch ſeinem Herrn und Schöpfer ſelbſt an, begünſtigen ſollte; allein man iſt in Verlegenheit über die Motive. Es iſt nicht unglaublich, daß Herr Raupach die Abſicht hatte, ruhig in ſeinem Verſtecke zu warten, bis ſelbſt ſeine Gegner ihn vielleicht gelobt hätten, um dann vor den Augen der Welt dieſen ihre Inconſequenzen vorzuhalten. Mag ſein, aber Herr Raupach täuſcht ſich: ſelbſt ein gutes Luſtſpiel oder Schauſpiel würde neben dem ſchlechten eben nur als gut daſtehen, und an den Geſchwiſtern iſt ſehr Vieles zu tadeln. Gott behüte uns nur, daß Herr Raupach es ſich nicht in den Kopf geſetzt hat, das bürgerliche Schauſpiel wieder zu erwecken. Die Geſchwiſter ſehen völlig darnach aus, und der Horizont unſerer Zeit iſt ganz dazu gemacht, dieſen gemüthlichen thränendrüſen-leerenden Geſchmack zum Heil und Nutzen aller guten Menſchen wieder heraufzubringen; nur mit dem Unterſchiede, daß bei Iffland die Fürſten, die Geheimräthe, die Barone, als ſchwarze Böſewichte figurirten, bei Herrn Raupach aber die bürgerlichen Parvenues, die modern Zerriſſenen, die talentvollen Neuerer dieſe Stelle einnehmen, und der Edelſinn ſich auf die Herzen der hohen Stände mit breiten, hohlen, aber hochtönenden Sentenzen richtet.

Was das Theater in der Königſtadt anbelangt, ſo wird dies nächſtens eine große Umwandelung erfahren. Der zeitherige Direktor, Herr Cerf, hat einen Prozeß gegen die alten Actienäre verloren, und ſoll in Folge deſſen 31,000 Thlr. bezahlen. Er weigert ſich deſſen für ſeine Perſon und nennt als wahren Eigenthümer Se. Majeſtät, ein Umſtand, der übrigens ſchon lange bekannt war. Die Ungeſchicktheit, mit welcher der ſonſt ſo reiche Commiſſionsrath ſich benommen hat, iſt ihm von den höchſten Perſonen ſo übel gedeutet worden, daß er ſeines Poſtens entſetzt worden, das Theater aber nun öffentlich auf Koſten Sr. Majeſtät weiter geführt werden ſoll. Man nennt als neuen Intendanten den Oberſchenk von Arnim, Kammerherrn des Kronprinzen. — Fräulein Charl. von Hagn wird in der nächſten Woche ſchon auf dem Königſtadt-Theater zwölf Gaſtrollen geben, für welche ſie 120 Stück Friedrichsd'or erhält. Man bringt dies auffallende Gaſtſpiel mit den neuen Einrichtungen des Theaters in Verbindung. — Von der Raupachmanie ſind wir in der letzten Zeit durch die vielen Mittelmäßigkeiten dieſes Dichters und der ſcharfen, gegen ihn in allen Journalen geführten Kritik, ziemlich geheilt worden. — Herr Raupach hat den Sommer über auf ſeinem Landgute in Schleſien gelebt und dort in der ländlichen Stille ſich den Plan ausgeſonnen, mit dem Publikum ein recht komiſches Verſtecken zu ſpielen: denn als er wiederkehrte, reichte er der Direktion mehrere Stücke von einem gewiſſen Leitner ein, ohne ſeiner eigenen Produktionen, die doch ſonſt wie Waſſer unerſchöpflich fließen, zu gedenken. Sonderbarer Weiſe haben nun aber dieſe neuen Stücke die allergrößte Ähnlichkeit mit den alten, und wenn es Herrn Raupach's Abſicht geweſen iſt, durch dies qui pro quo die Aufmerkſamkeit des Publikums mittelſt Neugier rege zu machen, ſo iſt dies vollkommen geglückt; denn das gegebene Stück: „die Geſchwiſter," iſt ſechs oder acht Mal bei vollem Hauſe gegeben worden. — Herr Raupach hat darin den Weg eingeſchlagen, welcher neuerdings von der hochgeborenen ſächſiſchen Luſtſpieldichterin mit Glück betreten worden iſt; er ahmt derſelben nach: es iſt etwas Iffland, etwas Kotzebue und eine Portion moderne Welt in dieſem Mirtam; aber da Herr Raupach überhaupt weit mehr Talent zum Luſtſpiel und Schauſpiel als zur Tragödie hat, ſo iſt auch dies Stück talentvoller als die meiſten der Prinzeſſin. Übrigens hat Herr Raupach es nicht verſchmäht, ſeinen Stoff einem alten Schauſpiele von Picard: „Minuit ou le portefeuille,“ zu entlehnen, welches er jedoch nach moderner Weiſe mit ſeinem eigenen Sentenzenkram, Rührung ſpannenden Effekten und glücklichen Theatercoups umwandelte.

Chronik der ſchönen Literatur.

122) Cöleſtina. Eine Feſtgabe für Frauen und Jungfrauen. Mit 5 Kupfern. Aſchaffenburg, bei Theodor Pergay. 1838.

Dem Vorwort zufolge wurde die Herausgabe dieſes Büchleins veranlaßt durch „das Bedürfniß, ein Taſchenbuch zu beſitzen, welches man Frauen, Töchtern und Schweſtern ohne Beſorgniß in die Hände geben könnte, daß die Phantaſie der Leſenden befleckt und ihr Gemüth zerrüttet werde. Durch Zuthun verehrter Freunde aber wurde die höhere Aufgabe geſtellt, Blüthen zu ſpenden der himmliſchen Poeſie, im Gegenſatze zu der, die am Irdiſchen klebt.“ Dagegen wäre nun allerdings nichts einzuwenden. Das Vorwort hätte aber füglich die Abſicht der Herausgeber noch beſtimmter ausſprechen ſollen. Das Taſchenbuch iſt nämlich durch und durch katholiſch.

Als katholiſches Taſchenbuch nun entſpricht es allerdings der im Vorwort geſtellten Aufgabe, und verdient der gefälligen Kupfer, der verſtändigen Auswahl und einiger werthvollen Beiträge wegen dem rechtgläubigen katholiſchen Publikum empfohlen zu werden, wenn gleich nicht zu billigen iſt, daß der dramatiſche Roman: Cöleſtina, der Akolyth, von Sigismund von Norden, — in der Mitte abbricht, den Schluß im nächſten Jahrgang verheißend.

Unter den Beiträgen iſt der ausgezeichnetſte unſtreitig die biographiſche Skizze, in welcher Betty Gendtner, geb. Wolf, uns das Leben von Joh. Franziska von Fremiot, Baronin von Chantal (der heiliggeſprochenen Großmutter der Frau von Sévigné) erzählt. Dieſe einfach und mit Geiſt und Empfindung geſchriebene Geſchichte bildet in jeder Hinſicht zugleich den Kern und den Gipfelpunkt der ganzen Sammlung. Sie macht uns mit einer der edelſten und liebreichſten weiblichen Naturen bekannt, für welche ſelbſt die bald tyranniſche, bald überſpannende ſogenannte geiſtliche Führung ihrer Beichtväter nur Veranlaſſungen werden, ihre Engelsgüte immer herrlicher zu offenbaren. So wird ſie von Franz von Sales, dem Biſchof von Genf, bewogen, um einen neuen Nonnenorden zu ſtiften, ſich von einem greiſen Vater und ihren, der mütterlichen Leitung bedürftigen Kindern zu trennen! Sie aber, in dieſer Beziehung ihrem heiligſten Berufe entriſſen, macht nun dieſe Krankenpflege zu einer der Verpflichtungen ihres Ordens, und wird mit Vinzenz de Paule Schutzengel unzähliger körperlich und moraliſch Erkrankten! In der Erzählung wird freilich, vom katholiſchen Standpunkt aus, jenes Aufgeben der unverbrüchlichſten Pflichten nicht als Abweg, ſondern vielmehr als providenzielle Führung zu höherer Stufe geprieſen, wie in einem, ziemlich proſaiſch von Hrn. v. Pfeilſchifter erzählten, Leben der h. Adelheid, deren ächt chriſtliche Wirkſamkeit als Göttin, als „eine Wirkſamkeit ſecundärer Art“ — bezeichnet wird, welche der „glänzenden“ ſo vieler anderer Heiligen nicht zu vergleichen ſei. Dies iſt indeß ächt katholiſche Lehre, und wir haben hierbei nur dies zu tadeln, daß die Herausgeber nicht auf dem Titel oder im Vorwort bemerkt haben, daß das Taſchenbuch nur für katholiſche Frauen und Jungfrauen beſtimmt ſei.

Von den übrigen größtentheils verſifizirten Beiträgen iſt im Ganzen genommen wenig mehr zu ſagen, als daß ſie allerdings zwar nicht „am Irdiſchen kleben,“ und durchgängig in gewählter Sprache zur Andacht anzuregen ſtreben; aber in ihrem Fluge nicht über die Region der abendröthlichen Wolken hinausgelangen. Als wirkliche Blüthen frommer Poeſie möchten wohl nur Sulamith von Luiſe, der Dom der Natur von Minna, der Luftſchiffer von Sidonie und einige Gedichte vom Baron F. v. Maltitz, ſo wie die von Fr. Schloſſer und Michelis recht ſchön aus dem Lateiniſchen übertragenen katholiſchen Kirchenlieder auszuzeichnen ſein. —

Übrigens iſt das Büchlein vom Verleger in jeder Hinſicht gefällig ausgeſtattet und wir zweifeln nicht, daß es in katholiſchen Ländern ſich einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen haben wird, um ſo mehr, da in dem dramatiſchen Bruchſtück von Sigismund von Norden die Reformation in möglichſt nachtheiliges Licht geſtellt iſt! — Für das akatholiſche Publikum kann nur das Leben der Franziska von Fremiot ein eigenthümliches vorzugsweiſe hiſtoriſches Intereſſe darbieten.

Feuilleton.

⁂ Kunſt in England. — Sir Martin Archer Shee, Präſident der königl. Akademie, ſpricht in ſeinem Outlines of a plan for the national encouragement of *historical* painting in the United Kingdom die Hoffnung aus, daß die Maler-Kunſt in ſeinem Vaterlande aufblühen würde, wenn die Regierung alle drei Jahre 15,000 Pfd. Sterl. bewilligen wollte, um davon 9 Haupt- und 9 Nebenpreiſe in drei Klaſſen für das beſte hiſtoriſche und die beſten ſonſtigen Gemälde auszutheilen. Er meint: „man möge doch diejenigen, welche die Tugenden und die Tapferkeit der Griechen beſitzen, nicht für unfähig erklären, auch den Geſchmack der Griechen ſich anzueignen, ſo lange man ihnen nicht den Weg dazu gezeigt, oder Mittel dazu geboten!“ Man ſieht, der Hr. Präſident iſt eben auch ein Engländer!

⁂ Die Elgin'ſchen Antiken. — Im königl. Inſtitut der brittiſchen Architekten zu London wurde kürzlich ein Bericht über die Elgin'ſchen Antiken vorgeleſen. Demſelben zufolge ſind an mehreren architektoniſchen Bruchſtücken noch mehrere Ueberbleibſel alter (rother) Farbe zu bemerken, welche ſchlangenförmig gewundene Zierrathen auf einer Binde (fascia) darſtellen. Die Flügel der Siegesgöttin waren vergoldet oder gefärbt. Auch der Kopf der Minerva ſcheint bemalt geweſen zu ſein. Die Augen waren mit gläſernen oder metallenen Kugeln ausgefüllt, da die Augäpfel ganz leer ſind.

⁂ In Illyrien ſoll die ſlaviſche Literatur einzuwirken beginnen. Mirko Franja Sandor von Gyaly beſorgt eine neue Ausgabe des 1660 zu Venedig erſchienenen Heldengedichtes: „die Sirene des adriatiſchen Meeres“ vom Grafen Peter Zriesky, und wird für 1839 einen illyriſchen Almanach — unter dem Titel: „Zabavnik Ilirski“ herausgeben, welchem einige Gedichte in böhmiſcher, polniſcher und anderen ſlaviſchen Mundarten beigefügt werden. Auch der zweite Band des polniſchen Almanach's „Ziewonia“ wird nächſtens bei Spurny in Prag die Preſſe verlaſſen.

⁂ Von Thüring Frikard's, Stadtſchreibers zu Bern, Beſchreibung des Twingherrenſtreits daſelbſt im J. 1470 hat Herr Emanuel v. Rodt eine neue vervollſtändigte und verbeſſerte Ausgabe beſorgt und ſie mit einer hiſtoriſchen Einleitung und erläuternden Anmerkungen bereichert.

⁂ „Zum Beſten des Leſſing-Denkmales in Braunſchweig iſt das Erſcheinen eines Leſſing'ſ-Almanach's in Vorbereitung, und man hofft von Deutſchland's litterariſchen Notabilitäten eine rege Förderung des innern Werthes dieſes Büchleins.“ So ſteht im deutſchen Courrier vom 26. November.

⁂ Frankreich's Handelsbilanz in den Jahren 1827 und 1836. — Aus amtlichen Ueberſichten, welche im franzöſiſchen Finanzminiſterium gefertigt worden ſind, ergibt ſich, daß der Werth ſämmtlicher Einfuhr in Frankreich, welcher im J. 1827 nur 561,804,228 Fr. betragen, im J. 1836 auf 906,573,209, und der Werth der Ausfuhr von 602,401,776 Fr. im J. 1827 bis zu 961,904,016 Fr. im J. 1836 geſtiegen.

⁂ Die zur Aufmunterung vaterländiſcher Künſtler zu Petersburg beſtehende Geſellſchaft beging jüngſt ihr 16tes Stiftungsfeſt. Aus dem hierbei verleſenen Bericht erſehen wir, daß der baare Geldfond der Geſellſchaft vor einem Jahre 47,334 Rubel, ihre Ausgaben im Laufe des Jahres 27,653 Rubel betragen. Sie zählte 16 Zöglinge, von denen beſonders Iwanow, Sacharow, Petſchenkin, Turonow und Rajew ſich bereits vortheilhaft ausgezeichnet haben.

⁂ Eine neue „jüdiſche Zeitſchrift zur Belehrung und Erbauung für die Israeliten“ wird unter dem Titel „die Synagoge“ von Herrn Dr. Adler in Würzburg angekündigt und ſoll „wahre Erkenntniß der Religionslehren unter Israel verbreiten helfen, daß man die weſentlichen und Hauptgeſetze von den minder weſentlichen unterſcheiden lerne; andererſeits ſoll ſie der falſchen Aufklärung, wie dem leichtſinnigen Abwerfen heiliger Gebote durch gründliche Belehrung entgegenwirken.“ Alle jüdiſche Gelehrte werden zur Förderung „dieſes dem Heile Israels und der heiligen Religion geweihten Unternehmens eingeladen.“ — Die Synagoge ſoll in monatlichen Heften von 4 Bogen zu 4 ggr. pr. Lieferung erſcheinen.

⁂ Der Naturforſcher Wilhelm Schimper, der ſeine Reiſe nach Aegypten und Arabien im Auftrage des würtembergiſchen naturhiſtoriſchen Reiſevereins in den Jahren 1834—36 zur Zufriedenheit dieſes Vereines ausgeführt und viele ſeltene Pflanzen mitgebracht, hat ſich dem noch ſchwierigern Auftrage einer naturwiſſenſchaftlichen Reiſe nach Abyſſinien unterzogen. Im Nov. v. J. von Cairo abgereiſ't, iſt er zu Maſſana lange durch widrige Umſtände zurückgehalten worden und hat jetzt vorläufig zu Adowa, der Reſidenz des Ras oder Königs Ubie, Beherrſcher des Theiles von Abyſſinien, welcher Tigre heißt, bei den Miſſionairen Blumhardt und Iſemberg ſeinen Aufenthalt genommen. Er wartet dort auf neue Geldmittel, um dann in das Semmen-Gebirge, eine Abtheilung der abyſſiniſchen Alpen, vorzudringen.

⁂ Das November- und das Dezemberheft der von Dr. Fr. Bran in Jena herausgegebenen Minerva, auf deren Wichtigkeit für die Geſchichte der neuern und neueſten Zeit wir in dieſen Blättern öfters hinzuweiſen Gelegenheit nahmen, enthalten die Fortſetzung und den Beſchluß intereſſanter Artikel über die Quellen zur Geſchichte der Königin Maria Antoinette von E. G. Jacob; das 3te, 4te und 5te (letzte) verbreiten ſich über die Memoiren der Mad. Campan, Weber's, der Frau v. Staël, der Genlis, der Herzogin von Abrantes, der Prinzeſſin von Lamballe, der Lady Craven, Ludwig's XVIII., und der Gräfin Adhemar, ſodann über die Biographien der Königin von Achaintres und Montjoye, endlich über die Darſtellungen Girtanner's, Buchholz, Schloſſer's, Menzel's und v. Schütz's. Das Dezemberheft bringt auch eine Ueberſetzung des im Octoberhefte der Minerva mitgetheilten franzöſiſchen Memoires des Grafen Haugwitz.

⁂ Das Organ des deutſchen Buchhandels (redigirt von H. Burckhardt, Berlin bei L. W. Krauſe), worin die Inſertion von Annoncen der Buch-, Kunſt- und Muſikalien-Handlungen den Abonnenten nicht berechnet wird, wird auch im kommenden Jahre fortgeſetzt.

⁂ Die koſtbare Sammlung ägyptiſcher, griechiſcher und römiſcher Alterthümer, koptiſcher und arabiſcher Denkmäler des verſtorbenen franzöſ. General-Conſul's in Aegypten, des Herrn Mimaut, wird mit Nächſtem verkauft werden. Es findet ſich darunter auch der berühmte Tiſch von Abydos und vieles andere von größter Seltenheit.

⁂ Alljährliche Kunſtausſtellung in Berlin. — Dr. G. Schadow, Director der königl. Akademie der Künſte zu Berlin macht in der Preuß. Staatsztg. vom 12. Dezbr. einen Beſchluß dieſer Akademie bekannt, daß künftig alljährlich eine Kunſtausſtellung zu Berlin ſtattfinden werde. Die für 1838 wird am 16. Sept. eröffnet; auszuſtellende Kunſtwerke müſſen vor dem 25. Auguſt angezeigt, vor dem 8. Sept. eingeſendet ſein. Auswärtige Künſtler, welche nicht Mitglieder der Akademie oder Profeſſoren an einer Kunſtſchule oder beſonders aufgefordert ſind, haben die Koſten des Transports ihrer Arbeiten ſelbſt zu tragen, und für Ablieferung und Wiederempfangnahme einen Committenten zu beſtellen.

⁂ Die Todtenmeſſe von Berlioz, die dem General Damremont zu Ehren im Invaliden-Dom zu Paris von 3—400 Muſikern aufgeführt worden, würde auf das Trommelfell der Zuhörer einen noch gewaltigern Eindruck gemacht haben, wenn die von Herrn Berlioz dazu erbetenen 30 Trommler von der Nationalgarde in Folge eines Mißverſtändniſſes nicht ausgeblieben wären.

⁂ Kirchliche Bildwerke in Spanien. — Meiſterwerke von den größten Künſtlern des XV. und XVI. Jahrh., von Benvenuto Cellini, Alonzo Cano und Michel Angelo, ſo wie von berühmten neueren Künſtlern befinden ſich unter den Gold- und Silbergefäßen der ſpaniſchen Kirchen und Klöſter, welche nun auf Befehl der Regierung — nach dem Gewichte verkauft werden!

⁂ Ein neues Fenſter mit Glasmalereien für die Kirche in der Vorſtadt Au zu München beſtimmt, iſt jetzt dort ausgeſtellt und erregt die Theilnahme der Kunſtfreunde in hohem Grade. Man erſtaunt, wie nach kaum eilf Jahren ſeit Wiederaufſindung der Glasmalkunſt die Werke der alten Glasmalerei in gewiſſer Hinſicht ſchon übertroffen werden. Jenes Fenſter iſt, wie die übrigen, aus mit Blei verbundenen Stücken zuſammengeſetzt. Indeſſen iſt aus der Uebung dieſer Art Malerei die wirklich neue Kunſt hervorgegangen, ganze Bilder auch ohne Bleiverbindung auf eine einzige Glastafel zu malen, eine Erfindung, deren Ruhm München gebührt. Die Künſtler Ainmüller und Wehrsdorfer haben hierbei das größte Verdienſt. Treffliches hat ſeitdem Herr Börtel geleiſtet. Beſonders wird eine Copie der Himmelfahrt Maria's nach Guido Reni als höchſt gelungen bewundert.

⁂ Der unumſtürzbare Wagen, den Herr Stafford zu Blackheath erfunden, hat die Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Regierung auf ſich gezogen. Der von ihr Abgeſandte fand ſich durch die angeſtellten Verſuche befriedigt und hat Hrn. St. die Verſicherung gegeben, daß er in Frankreich das einzige Erfindungspatent erhalten ſolle.

⁂ Ueber Saftumlauf in der Chara. — Hr. Corti hat entdeckt, daß, wenn man mit Vorſicht die äußere, aus einer Kalk-Inkruſtirung beſtehende Hülle der Chara entfernt und die Pflanze dann unter das Mikroſkop bringt, — man alsdann im Innern derſelben eine Menge kleiner Kügelchen von grüner Farbe und verſchiedener Größe bemerkt, die, fortwährend in einer regelmäßigen Bewegung, zwiſchen je zwei Knoten des Stammes eine auf- und eine abſteigende Strömung bilden. Die Herren Dütrochet und Becquerel haben hierüber gemeinſchaftlich eine Arbeit geliefert, welche von ihnen in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 4. Dez. vorgeleſen worden.

⁂ Canova's Sammlung von Kunſtwerken, welche ſein Bruder, Biſchof Canova, geerbt, iſt von demſelben jetzt zu Venedig im Palaſte der Gräfin Navedin ausgeſtellt und um einen nicht übermäßig ſcheinenden Preis zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.

Phönix.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Duller.

Vierter Jahrgang 1838.

Erſtes Halbjahr. (1. Januar bis 30. Juni.)

Mit 4 artiſtiſchen und 6 literariſchen Beilagen.

Frankfurt am Main.

Verlag von Johann David Sauerländer.

Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Inhalt des Phönix.

(Januar bis Juli 1838.)

Die Zahlen zeigen die Nummern der Stücke an.

Novellen.

Buchner, K., Täuſchungen. 126—132.
Duller, Sylveſternachtstraum. 1.
Funck, Hoffmann und die Epigonen in Bamberg 37. 40. 44. 46. 48. 53. 56. 60. 63. 66.
— der Schlüſſel. 93—104.
Halsband, das, der Königin Hortenſia. 54. 55.
Landau, P., der Reliquienkaſten d. heil. Romanus v. Rouen. 133—140.
Müller, W., die Blutrache. 13. 14. 16. 19. 20. 22. 24. 26.
Napoleon's Privatleben. 145. 147. 151.
Oekonomiſche Reiſe nach Batavia. 2.
Ottenheimer, H., die alten Jungfern. 73—78.
Smidt, H., Dichterſcenen aus Wandsbeck. 7—11. 81. 82.
Storch, L., der Blumenvater. 59. 60. 62. 63. 67. 69. 70.
Willkomm, E., Dichtervergehungen. 32. 33—36. 39. 42—45. 47. 49. 51. 55—58.

Lyrik.

Bercht, Feſtgedicht. 45.
Dräxler-Manfred, Salomon's Ring. 71.
Diefenbach, Lyriſches. 120.
Fues, Goldadler und Roſe. 135.
Immermann, Feſtgedicht. 45.
Kilzer, das Reich der Wahrheit. 72.
Müller, C. W., ein Grab in Köln. 112.
Nodnagel, Alexander Puſchkin. 114.
„Sei willkommen!“ 145.
Stiebel, Feſtgedicht. 45.
Vogl, J. N., der Dorfſpielmann. 4.
Wetzel, Iduna. 152.
Wienbarg, L., Sonnettenbrief an Schleiermacher. 2.
Wihl, L., Gedichte. 87.

Literatur und Kritik.

Abendzeitung. 59.
Abrantes. 39.
Alberti. 80.
Album, Thalberg. 10.
Altflamändiſche Ueberſetzung. 16.
Anderſen, „Nur ein Geiger!“ 153.
Anticristo. 97.
Antiproteſtant. Wochenblatt. 14.
Apport sur les prisons. 61.
Arago. 107.
Arendſen. 106.
Arnim. 132.
Arnold. 6.
Artaud. 3.
Aſtronomie. 102.
Aubanel. 61.
Auerbach. 46. 94.
Auguſtin. 25.
Autorenverein. 79. 80.
Art. 39.
Bacherer. 58. 59. 152.
Barth. 7.
Batta. 77.
Bazin. 143.
Bauery. 7.
Beck. 31.
Bechſtein. 10.
Belin. 29.
Berliner Converſationsblatt. 66.
Beweis, daß Luther nie exiſtirt. 84.
Beranger. 110. 111.
Beurmann. 70.
Bibel für Blinde. 136.
Biedermann. 64.
Biographieen engliſcher Dramatiker. 142.
Blätter, hiſt. u. polit. für das kath. Deutſchland. 142.
Blätter für liter. Unterhaltung. 82.
Bleſſington 106.
Blumröder, über Selbſtmord. 153.
Boëthius. 106.
Böckh. 68.
Boiſſi. 154.
Bolza. 23.
Börſenhalle. 99.
Bornſtedt. 1.
Boſch. 12.
Böttiger. 153.
Bouilly. 74.
Bouſſard. 51.
Boz, Pickwickier, Skizzen. 150.
Braga. 80. 82. 109.
Bran. 47. 59. 119.
Brennglas. 153.
Brentano. 2.
Brockhaus. 9.
Brougham. 106.
Brunold. 148.
Buchhändler und Antiquare. 71. 72.
Bücheraustauſch zwiſchen Frankreich u. Deutſchland. 44.
Büchner. 126.
Bülau. 6. 70.
Bulard. 98.
Bulwer. 36. 102. 150. 154.
Burckhardt. 88. 96.
Byron. 1.
Calmann, Hygiaſtik. 152.
Caillot. 146.
Cambacérès Memoiren. 154.
Cappadoſe. 52.
Carlowitz. 60.
Carné. 99. 139.
Caſteyrie. 11.
Chambure. 20.
Chamiſſo. 118.
Chateaubriand. 50. 95.
Chéron. 67.
Chevalier. 103. 143.
Chiaramonti. 97.
Chronik (Rheimſer). 50.
Chronik von Berlin. 81.
Clemens Auguſt von Köln. 24.
Combes und Taniſier. 58.
Converſationslexikon der Gegenwart. 91. 108. 144.
Converſationsblatt, Frankfurter. 70.
Cooper. 150.
Corpus chron. Flandr. 22.
Correk. 46.
Courteilles. 30.
Couſin. 94.
Crapelet. 6.
Cuſtine. 44.
Dahl. 9.
Dahlmann. 75. 79.
Däniſche Journaliſtik. 18.
Daumer, Bettina. 33.
David. 81.
Dejazet. 125.
Delécluze. 77.
Denkſchriften der ſchweiz. Geſellſchaft für Naturwiſſenſchaften. 65.
Desmarais, etudes. 66.
Deutſcher Courier. 81.
Deutſche Quartalſchrift. 24.
Deutſchland, maleriſches und romantiſches. 144.
Dictionnaire de conversation. 39.
Didaskalia. 105.
Didaskalia und Nachdruck. 139. 140. 141.
Didier. 39.
Dillis. 80.
Dönniges. 9.
Döring, Cypreſſen. 95.
Dorothea Sibylla, Memoiren. 154.
Dudevant. 69. 114. 146.
Dumas, Caligula. 12. 13.
Düntzer, Göthe als Drammatiker. 48.
Duplanoup. 139.
Eichel, Lathonia. 120.
Encyclopédie d'éducation. 4.
Erwin, der letzte Wendenfürſt. 101.
Erwinia. 70. 118. 123. 136.
Escudier. 13.
Europa's Salon. 65.
Euterpe 88. 132.
Evangelienhandſchrift aus d. 7. Jahrhundert. 22.
Faucher. 136.
Fétis. 103.

Fetzer. 103.
Finniſche Literatur. 71.
Florencourt. 112.
Florian, oeuvres. 74.
Fontane. 145.
Förſter, Kriegslieder. 88.
Francis. 51.
Frank's Taſchenbuch dram. Origin. 85.
Franke. 143.
Frankl. 24.
Freies Buchdruckergeſchäft. 70.
Freihafen. 27. 53. 139.
Freimaurer und Jeſuiten. 106.
Friedenspalme. 106.
Friedrich (Pfarrer). 106.
Frieſen, der Hofmann. 71.
Funk, J. Wetzel. Erinnerungen. 154.
Galérie historique des hommes célebres d'Italie. 1.
Gaudy, venetianiſche Novellen. 95.
Gautier. comédie de la mort. 42.
Genter Bibliophilen. 39.
Geographie, pittoreske. 119.
Gerle und Horn. 91.
Giehne. 99.
Giornale di Tunis e Cartagine. 136.
Gold=Brevier. 11.
Gollmick, Novellen u. Silhouetten. 94.
Görres. 50. 68. 76. 128.
Goßler. 32.
Göthe, italieniſch. 1.
Gourmelen. 22.
Grabbe, Herrmannsſchlacht. 85.
Grieſinger. Silhouetten. 115.
Grillparzer. 91.
Grinot. 143.
Groß=Hoffinger, Joſeph II. 10. 73.
Großmann, Prüfungen. 71.
Grotte und Brenneberg. 115.
Grün, A. 6. 100.
Guhrauer, Leibnitz. 72, 73.
Guizot, Demokratie. 24.
Gulliver's Reiſen. 154.
Gutzkow. 28. 68. 72.
— gegen den Nachdruck. 108.
Gyaly. 22.
Hagendorff, Ephemeren, 95.
— hörnerne Siegfried. 148.
Hammer=Purgſtall. 47. 89.
Handbuch der Primärſchulen für Agrikultur. 106.
Hanſemann, Eiſenbahnen. 1.
Hauch. Goldmacher. 102.
Hebel. 80.
Hedley, dialogniste. 74.
Heeringen, Reiſe nach Portugal. 94.
— Tartar. 120.
Heine, Buch der Lieder. 34.
Heinſe. 83.
Heller. 118. 124.
Herbert. 39.
Heusden. 10.
Heuſinger. 154.
Hiecke. 154.
Hohlfeldt, Harfenklänge. 145.
Hofmann. 154.
Hönninghaus. 120.
Jacoby, Frevel der Revolution. 70. 81. 82. 84. 105.
— Harfe und Lyra. 17.
Jamſon. 59.
Jerusalem. la nouvelle, revue religieuse. 69.
Intoleranz, literariſche. 2.
Journal de Francfort. 75.
— général de l'instruction publique. 114.
Journalismus. 129.
— und Nachdruck. 11. 12. 110. 111.
Journaliſtik, ſüdamerikaniſche. 66.
Journaliſtik, Beitrag zur. 88.
— ruſſiſche. 95.
— Fortſchritte nach Oſten. 59.
Journaliſtiſches Schisma. 23.
Juvenal. 22.
Kahlert, Tonleben. 106.
Kafferſches Journal. 76.
Kairo, literar. Thätigkeit. 7.
Kärcher, Graf Otto v. Eberſtein. 102.
Karlsruher Staatszeitung. 65.
Katalog der öffentl. belg. Bibliotheken. 145.
Katte, 60.
Kausler. 135.
Keepsake polonais. 1.
Klein, balt. Blätter. 22.
Köchy. 10.
Kornfeger. 154.
Körte, deutſche Sprichwörter. 62. 63.
Kottenkamp, allgem. Geſch. der neueſten Zeit 104.
Krebs, Häuptlingstochter. 100.
Krebſe. 136.
Kritik, weibliche. 59.
Krug, Conflikt. 22. 126.
Kühne, Th. v. Randau, Gedichte. 87.
— F. G., Kloſternovellen. 151.
Künzel, drei Bücher deutſcher Proſa. 66.
Kurr's Ueberſichtskarte der Dampfſchifffahrt. 107.
Laborde. 7.
Lafayette, Memoiren. 154.
Lamartine. 125. 137.
Lanoue, Enosb. 111.
Laponneraye. 11.
Laroche=Jaquelin. 125.
Laube, Heinſe. 83.
Laun, Memoiren. 80.
Lavergne=Pegithen. 89.
Lawrence. 122.
Lar, Molière. 87.
Leben der Königin Louiſe v. Preußen. 154.
Lebrün. 70.
Leibnitz. 110.
Leo contra Görres. 128.
Lerminier, über das Papſtthum. 91.
Leſſing. 94.
Liber. 88.
Lionel Wakefield. 123.
Liszt. 89.
Literäriſches aus Petersburg. 77.
Londoner Schrift= und Kupferſtichproduktion. 29.
Lorgues. 7. 19.
Loëve, abendl. tauſend u. eine Nacht. 148. 154.
Machacek. 5.
Mailänder Lit. 88.
Maio, Angelo. 66.
Maly. 124.
Mann ohne Schatten, Taſchenbuch. 11.
Mannsfeld. 148.
Marbach, Geſchichte der Philoſ. 39.
— Zeitgeiſt. 113.
Marheineke über Görres. 111.
Mariage, le livre de. 6.
Marryat. 120.
Martin. 83.
Martineau, Miß. 32.
Maßmann. 106. 134.
Maſſon. 144.
Mémoires d'un homme d'état. 10.
Merkur, fränk. 75.
Mettingh, Novellen. 10.
Meyen. 59.
Michl, ſlav. Sprache. 94.
Michelſon, Zunftzwang. 144.
Mitternachtszeitung. 67.
Möhler über Strauß. 119.
Moens. 107.
Moldauiſche Literatur. 3.
Monthly Chronicle. 70.
Morbic. 80.
Moſen, Ahasver. 131. 149. 150.
Müller, Alex, Febron. 91.
Müller, Wilhelm, Ruſſen und Mongolen. 92.
Münch. 58. 59. 99. 102.
Mundt, Spaziergänge. 38.
Murphy. 76.
Nachdruck, belgiſcher. 71.
— journaliſtiſcher. 130. 132. 152.
Naturgeſchichtliches Kabinet des Thierreiches. 74.
Neff, Eigenthumsrecht der Schriftſteller. 142.
Niederländiſches Muſeum. 25. 67.
Nibelle. 145.
Noah, Beweis. 20.
Nöſſelt. 154.
Novellist, the english. 74.
Norvin. 18.
Nürnberger's Reiſeberichte. 59.
Oldenburg, Cäſar. 91.
Originalbriefe Abeillard's und Heloiſen's. 4.
Orſini. 140.
O'Sullivan. 144.
Oſtermeßkatalog. 108. 133.
Oſt und Weſt. 89.
Ottokar's Entdck. eines Complotts. 16.
Paganel, Joſeph II. 33.
Paulus. 80.
Perrier, Caſimir. 50.
Peuchet. 154.
Pfarrius. Lieder aus dem Nahethal. 140.
Pfiſter. 150.
Pflanz. 133.
Pfotenhauer. Einfluß ꝛc. 147.
Phantaſus. 153.
Philipps und G. Görres, Zeitſchrift. 50. 107.
Philoſophiſche Studien in Nordamerika. 22.
Pichard. 20.
Pickwickier. 87.
Platen. 76.
Politiſche Annalen, neue. 24.
Pölitz. Herrſchaft der mater. Intereſſen. 5.
Polniſcher Frauenalmanach. 132.
Ponchon. 60.
Porter. 144.
Potter, Konfeſſionen. 38.
Prager Literatur. 121.
Pranzer. 4.
Prescott. 131.
Preußiſche Staatszeitung. 86.

Prinſterer. 22.
Prinz Johann von Sachſen, Dante. 56. 101.
Pückler-Muskau. 81.
Queen Elisabeth. 103.
Quitzmann, Volkslieder. 132.
Raczinsky über Cornelius. 80.
Ram-Raz-essay on the architecture of the Hindus. 4.
Ranke. 16.
Raumer, Taſchenbuch. 21.
Rawlinſon. 115.
Rebau, Volksnaturgeſch. 119.
Reichenberger, Farbenharmonie. 145.
Reinganum. 146.
Reinick, Lieder eines Malers. 92.
Remacle, hospices des enfans trouvés. 73. 136.
Reuchlin. 15.
Reumont, Rheinl. Sagen. 123.
Revista peninsular. 57.
Revue germanique et du Nord. 62.
Rheiniſches Odeon. 90. 109.
Rheiniſcher Poſtillon. 82.
Richard, l'exilé. 125.
Riedel. 64.
Rieſſer über Leſſing. 7.
Rödenbeck, Beiträge. 154.
Roſſinienne, la. 1.
Rotteck's und Welcker's Staatslexikon. 146.
Rubens, Briefwechſel. 28. 51.
Rückert, C. Oberon von Mons, 28.
— Friedrich, Gedichte. 3r Bd. 3. 5.
— — Morgenländiſche Sagen. 107.
— — Nal und Damajanti. 39.
— — Roſtem und Suhrab. 117.
— — Muſenalmanach. 109.
Ruſſiſche Literatur. 80.
Rutebeuf, miracle de Theophile. 81.
Sacy, Sylveſtre de, Druſen. 61.
Saint-Hilaire. 89. 145. 147.
Salat wider Schelling. 84. 86.
Salini et Scorbine. 15.
Salvador. 90.
Sandwichszeitung. 76.
Savoye, Panorama. 115. 125. 144.
Schaden, Rückblicke. 108.
Schardet, konſtant. Unterhltsbl. 1.
Scheidler 59.
Schefer, Leopold. 94.
Schiller's Werke. 11. 121. 134.
Schilling. 153.
Schleſier. 6.
Schloſſer, Geſchichte des 18. u. 19. Jahrhunderts. 76.
Schmidthenner. 129.
Schriften, engliſche, Betreff d. Frauenkammer. 96.
Schriften-Confiskation in Baiern. 113.
Schriften zur Entdeckung von Amerika. 129.
Schriftſteller. 74.
Schumacher, öſterr. Muſenal. 60.
Schnitzlein, Hydropathie. 51. 90.
Schwab, Sagen des klaſſiſchen Alterthums. 42.
Schwediſche lit. Novitäten 16.
Schwenk, Wörterbuch. 70.
Seidel, Kreuz in der Mark. 110.
Seidlitz. Böhmen. 89.
Sicilianiſche Literatur. 117.
Silvio Pellico. 23. 24. 25.
Simon, Preisſchrift über Homöopathie. 31.
Skene, ſchottl. Hochland. 106.
Slaviſche Chroniken. 73.
Smets, Epheukränze. 130.
Smith-Sidney. 144.
Sommer's Taſchenbuch. 92.
Soulié, mémoires du diable. 111.
Speculum humanae salvationis. 88.
Spiegel, (Zeitſchrift.) 67.
Stabat mater. 58.
Stegreifritterthum. 40. 44. 47. 90. 98. 123.
Sternberg, Palmyra. 71.
— Fortunat. 71.
Stich über Göthe'ſche Frauen. 106.
Stieglitz. 42 122.
Stolle, Nationalverſammlung der deutſchen Lyriker. 99. 119.
Stolle 1813. 147.
Strauß. 98. 103.
Straußiana. 3. 4.
Szymanowsky. 127.
Tafel contra Strauß. 127.
Talleyrand. 128.
Taſſo, manoscr. 14.
Telemach, polyglotte. 106.
Theanthropos. 110.
Theateralmanach, mailänder. 70.
Tholuck. 87.
Thumſener, Anſichten von Kirchengewalt. 150.
Thury. 66.
Tieck, Mémoiren. 83.
Tietz, bunte Skizzen. 123.
Touron. 10.
Triſtan, flora peregr. 3.
Trollope, Wien 76. 90. 153.
Tromlitz. 102. 153.
Ungariſche Ephemeren. 7.
Univerſallexikon. 119.
Univers pittoresque. 98.
Unſterblichkeit der Pflanzen. 16.
Varnhagen, Mémoiren. 94.
Verſuch einer rechtlichen Begründung d. hannöv. Verfaſſungsfrage. 65.
Verſicherungsverein für Verleger. 10.
Viale, esposizione. 80. 101.
Vigny, Francesca v. Rimini. 70.
Vita et mors Domini Ioannis. 8.
Voigt, Hildebrand. 11.
Wahrhold, Volksblätter für Homöopathie. 65.
Wailly. 83.
Wangenheim. 101. 102.
Weiße ü. den Göthe'ſchen Fauſt. 19. 21.
Weinländerkarte. 91.
Wem iſt zu trauen? 60. 70.
Wenzel, Reiſeſkizzen aus Tyrol. 132.
Werner, Amöna. 7.
Wertheimer, dram. Beiträge. 116.
Wetzel. 154.
Wihl. 1.
Willis, pittoreskes Amerika. 101.
Willkomm, dram. Jahrbücher. 87.
— Europamüde. 11.
— Diana. 94.
Wilſon, romant. Erzählungen. 100.
Wiſſenſchaftliche Arbeiten der k. ruſſ. Akademie. 1.
Witthauer. 94.
Wochenblatt, pol. liter. 38.
— Berliner polit. 7. 80.
Wolf, Statiſtik v. München. 146.
Wörterbuch der franz. Akademie. 26.
Wunderliche Büchertitel. 29.
Zeitſchrift, engliſche, f. Statiſtik. 65.
Zeitſchriften, italieniſche. 69.
Zeitung, deutſche in Paris. 135.
— für die elegante Welt. 81.
Zimmermann, Sonntagsfeier. 120.
Zſchokke, Jochmann. 145.

Bildende Kunſt und Archäologie.

Alterthümer bei Heidelberg. 114.
Arras, Nicolas v. 11.
Athen. 3.
Augsburger Kunſtverein. 31.
Bandels Hermann, Modell. 33.
Barberi, Triumph des Cupido. 26.
Bartletts Stahlſt. 104.
Berlin. 110.
Berliner Kupferſtecher. 3.
— wiſſenſchaftl. Kunſtverein. 80.
Boucoiran, Numa. 2.
Braunſchweig. 89. 137.
Byſtröms Standbilder. 45.
Burnetts, Raphael's Cartons in Stahl. 133.
Candelaber, in London. 114.
Chattertons Monument. 103.
Cornelius, neuer Carton. 122.
Darmſtadt. 83.
Dürer's Denkmal. 136.
Dürersverein. 51.
Epée, Abbé de l', Statue. 1.
Fitz-Williams Muſeum zu Cambridge. 82.
Frankfurter Gemäldeausſtellung. 86. 88.
Frankfurter Kunſtnovitäten. 57.
Frankfurter Kunſtverein. 23.
Gau, Architekt. 16.
Gegenbauer, Carton. 118.
Genelli, Zerſtörung Sodoms. 120.
Girard, Kupferſt. 4.
Großbritan. Nationalgalerie. 99.
Halberſtadt. 106. 137.
Hamilton's musée anglais. 6.
Hannöver'ſche Kunſtausſtellung. 62. 80.
Hannöver'ſcher Kunſtverein. 137.
Holzſchneidekunſt. 88.
Indianiſches Pantheon. 30.
Kathol. Bildergalerie. 69.
Kaulbachs neuer Carton. 91.
Keſſels Gruppe aus d. Sündfluth. 51.
Königsberger Kunſtausſtellung. 133.
Landſchaftsmaler in München. 103.
Lapeyrouſe, Statue 80.
Leſſings Denkmal betreffend. 7. 45. 63. 67.
Lithographie und Lithochromie. 30.
Londoner Kunſtausſtellung. 98. 120.
— Kupferſtichproduktion. 29.
Louvre, Muſeen. 52. 53. 55. 56.
Luc-Angelos, Modell d. Colliſeums. 96.
Magdeburg, Kunſtnachrichten. 104.
Minerva Ergane. 16.
Molières Denkmal. 84.
Mozart's Monument. 86. 120.
Münchner Kunſtbericht. 29. 30.
— Kunſtnachrichten. 51.
— Kunſtverein. 51. 64.
— Lithographen. 3.
— Feſtſaalbau. 24.
Musée de desseins, im Louvre. 42.

Nelſon's Monument. 104. 109.
Neuerungen. 112.
Niederſächſiſche Geſchichtsbildniſſe. 3.
Norwegens Kunſt. 36.
Orlowski's Standbilder. 51.
Oeſterreichiſches Kunſtſtreben. 54.
Paris, Kunſtnachrichten. 59.
Pariſer Kunſtausſtellung. 60. 87. 127.
— Muſeum, ſpaniſches, 25.
Pariſer Stadthaus. 150.
Perier's Denkmal. 29.
Perſico's Columb. 65.
Perſiſches altes Gemälde. 89.
Petersburger Kunſtlotterie. 16.
Pfeffel's Monument. 22.
Pompeji. 39. 41.
Prangey, Zeichnungen v. Granada. 4.
Randzeichnungen z. Reinicks Liedern. 92.
Raphael. 137.
Raphael's Gemälde in Petersburg. 60.
Rauch's Gruppe. 65.
Retzſch, Umriſſe zu Lear. 119.
Robert. 104.
Rom, etruskiſches Muſeum. 35.
— Kunſtausſtellung. 117.
Rubini's Denkmal in Bergamo. 41.
Schiller's Denkmal. 94.
Schuler's Luther. 16.
Schreiner, Lithographien nach den Fresken v. Heß. 68.
Scott's Denkmal. 80. 150.
Sculptur in Italien. 118. 120. 121. 122.
Stahlſtiche zu Balzac. 5.
Stahlſtiche zu Schiller. 129.
Thorwalſen's Muſeum. 46. 134.
Tieck's Bild. 13.
Torſo einer Meleagerſtatue. 98.
Vernet, Horace. 62. 115. 134.
Villa, römiſche. 3.
Wellington's Reiterſtatüe. 86.
Wiener Kunſtausſtellung. 150.
Woone's Metallrelief. 39.

Geſchichte und Biographie.

Beduine, die. 116.
Beethoven und Bonaparte. 134.
Belgiſche Geſchichte. 22.
Béranger an Chateaubriand. 111.
Bernadotte. 45.
Biographien. 142.
Byron. 109.
Charaktere aus der würtemb. Abgeordnetenkammer. 37. 40. 41. 43. 44. 48. 52. 53. 57.
Chateaubriand und Lammenais. 108.
Comités historiques in Frankreich. 9.
Dante. 44.
Erinnerungen. 89.
Friedrich d. Große u. Pölnitz. 110.
Geſchichtsforſchungen in Piemont. 80.
Göthe an Tomaſchek. 89.
Göthe u. d. Hund d. Aubry. 110.
Grimm, Jakob. 27.
Habeaskorpusakte. 138.
Halberg. 22.
Haydn's Galanterie. 66.
Heine's Geburtsjahr. 315.
Jakob II. und der Herzog v. Sommerſet. 16.
Jean Paul. 108. 109. 112—117. 119. 120. 141—144. 146. 148. 150.
Johanna d'Arc. 144.
Johann v. Naſſau. 18.
Kabiren. 30.
Knebel, Reliquien von. 61. 67.
Kolumbus' Vaterſtadt. 22.
Mittelalter. 9.
Mozart. 29.
Napoleon. 11. 20. 82. 83.
Ole Bull. 16.
Robespierre. 131.
Schlayer. 15. 17. 21. 23. 27. 28. 29. 30.
Scribe. 131.
Spee. 153. 154.
Stuttgarter hiſtor. Geſellſchaft. 25.
Taglioni. 103.
Talleyrand. 129. 133. 136. 144. 147.
Wachler. 98.
Wellington. 80.
Weltordnung, mittelalterliche und ihr Zerfall. 84. 86. 87.

Muſik und Theater.

Album Thalberg. 10.
Bardinnen, Abyſſiniſche. 59.
Baillot's Quartette ꝛc. 45.
Belgiſche Sängergeſellſchaften. 39.
Beethovens simfonia eroica. 134.
Benedicts neue Oper. 116.
Berlin 60.
Berlioz Requiem. 60.
— contra Mainzer. 125.
Bulwers Cromwell. 76.
Bulwers Lady of Lyons. 102.
Caſino-Paginini. 11—12.
Cincinnati, Theater-Annonce. 75.
Corvaja, la Roſſinienne. 1.
Darmſtadt. 9. 26. 34. 40. 43. 98.
Delavigne. 125.
Devrient. 66.
Didier. 39.
Don Juan. 8. 70.
Donizettis und Mercadantes neue Oper. 136.
Dümas, Caligula. 3. 8. 12. 13.
— 125.
Escüdier, la France musicale. 13.
Fenice zu Venedig. 28.
Frankfurter Theaterſchluß. 16.
— Muſikal. Revue. 14. 15. 51. 92. 93. 198.
Garcia. 140.
Gautier. 42.
Gerle und Horn. 91.
Grillparzer. 70.
Haizinger. 65.
Halévy, Peſt in Florenz. 68. 76.
Hugo, Hernani. 25.
Johanna v. Arc. 1.
Italien, muſikaliſches. 9.
Italieniſche Sänger. 70.
Kean, Charles. 22. 42.
Kosmus v. Medizis. 6.
Köchy. 10.
Konzerte in Paris. 70.
Krönungsmuſik in London. 125.
Lichtenſteiner, die. 73.
Liszt. 120.
Löwe, Sophie. 43. 105.
London, das alte Konzert. 68.
Magdeburger Muſikfeſt. 143.
Magin. 113.
Majoratserbe 93.
Mars. 70.
Mayer, Simon, in München. 144.
Meiſinger. 49.
Meyerbeer. 76. 84. 109.
Moriani. 41. 43.
Mozartsfeſt in Frankfurt. 16.
Mozartskonzert in Leipzig. 120.
Molière. 123.
Muſikfeſt, niederrheiniſches. 111.
Müller, Contrabaſſiſt in Paris. 4.
Nathan der Weiſe. 14.
Neapel. 49.
Norwegiſches Theater. 36.
Ole Bull. 10. 16.
Orpheon, Singverein in Paris. 90.
Pacini. 59.
Parodie der Hugenotten. 9.
Pflegvater, der. 69.
Ries. 16.
Robert der Teufel. 26. 141.
Rubini in Bergamo. 41.
Sängerfeſt zu Frankf. a. M. 33. 100.
Schauſpiel aus dem 16ten Jahrh. 106.
Schiller in Böhmen und Polen. 5.
Schneiders Gideon. 32.
Schefer, Leop. 89.
Schröder-Devrient. 119.
Seydelmann. 32. 34. 40. 43. 48.
Spontini. 143.
Szymanowski's dramat. Welt. 127.
Taglioni. 64. 125.
Tell in Rom. 11.
Thalberg. 70.
Theaterbrand zu Paris. 28.
Theaterſchluß in London. 45.
— in Paris. 101.
Theatre français. 88.
Theater, magyariſches. 122.
Titl, der kleine Theaterfreund. 93.
Uebergewicht, muſikal., der Deutſchen in Paris. 120.
Verlobungsring, der. 33.
Vigny. 70. 111.
Viennet. 134.
Wieck, Clara. 85.
Wiederaufbau des ital. Theaters in Paris. 125.

Soziale Zuſtände, ethnographiſche Berichte und Notizen, Humanität, Tagesneuigkeiten.

Adams. 7.
Abnahme d. Studenten in Preuß. 110.
Abnahme d. Pilgerfahrten nach Mekka. 133.
Abneigung zwiſchen Franzoſen und Spaniern. 103.
Abſchaffung der Todesſtrafe. 22.
Achert's Vorleſungen. 35.
Ackerbauakademie. 44.
Adreſſe zu Gunſten der ſchwarzen Lehrlinge. 60.
Aegypten. 106.
Akropolis. 146.
d'Alembert, Wiſſenſchft. zum Staat. 68.
Algier. 70. 90.
Andlaw, gegen die Eiſenbahn. 81.
Annonçe. 76.
Arago. 59.
Armuth ꝛc. in England. 134.
Athen's Univerſität. 109.
Athen und der König von Baiern. 3.
Badiſche Oppoſition. 67.

Badiſche Turnanſtalten. 70.
Balken und Splitter. 140.
Ballſaiſon in Paris. 70.
Ball für die Polen. 12.
Bauten, neue. 28.
Baſel. 10. 79. 81.
Belgiſche vornehme Liebhaberei. 31.
Belgiſche Zuſtände. 124.
Bendemann. 122.
Berufungen zu den Göttinger Lehrſtühlen. 5. 26. 35. 50.
Berliner Damen in Collegien. 101.
Berlin. 14. 125. 126. 127. 130.
Saint Beuve. 125.
Bibliophilen zu Gent. 39.
Bildung des weibl. Körpers. 7.
Blumenausſtellung zu Dresden. 84.
Bordeaux, Pönitentiarium. 4.
Braunſchweig. 47.
Bremen's Tabackhandel. 46.
Brockhaus. 9.
Brüſſel. 69.
— Freimaurer. 45.
— Homöopathie. 60.
— Verſchönerungsgeſellſchaft. 1.
Buchholz. 49.
Bücheraustauſch zwiſchen Frankreich u. Deutſchland 44.
Bundeswort, deutſches. 25.
Canal zwiſchen dem Ocean und dem friedl. Meere. 44.
Carové. 94.
Cenſurverordnung, neue bairiſche. 96.
Chasles. 143.
Chipeway-Indianer. 115.
Coloniſationsvereine. 38.
Comtes Vorleſungen ü. Aſtronomie 17.
Corfu, von — nach Trieſt. 141. 142. 143.
Couſin. 26.
Croix d'honneur. 17.
Dahlmann und Ewald. 38. 62. 69.
Day. 143.
Dampfbootverkehr zwiſchen England und Neuſüdwallis. 76.
Darmſtadt. 46. 98.
Deutſch in franzöſ. Schulen. 30.
Desideria pia. 51.
Dichter. 138.
Doktrinaire, franz. 5.
Dörring. 137.
Dudevant. 1. 60.
Duett. 98.
Ehrengericht, militär. 14.
Eiſenbahnen, Sander und Müller dagegen. 67.
Elbe und Nordſee, von L. Wienbarg. 118. 119. 121. 122.
Elßler. 64.
Emancipation der Leibeignen. 133.
England, reges polit. Leben. 96.
Engliſche Ariſtokraten. 118.
Engliſche Sparkaſſen. 97.
Erinnerungen zum Jahreswechſel. 5.
Erkenntniß gegen den Nachdruck im Großherz. Heſſen. 116.
Erklärung der hannövr. Zeitung. 38.
Europäiſirung des Sultans 144.
Ewald. 50.
Faſtnacht in Aachen, Cöln u. Münſter. 36. 43.
Fauſt, 3r Theil. 116.
Februar, verhängnißvoller. 61.
Fortſchritt der Civiliſation in Rom. 87.
Franconia. 39.
Frankreich, wiſſenſchaftl. Congreß. 50.
Frankreich, geſteigerter Briefverkehr. 54.
Frankfurt. 146.
Franzöſiſche Geſellſchaft z. Abſchaffung der Sklaverei. 27.
Frauenverkauf in England. 84.
Freiheit. 31. 50.
Freiheit der Preſſe in Preußen. 103.
Freimaurerfeſt in London. 114.
Früchte der ſtaatsbürgerl. Freiheit. 3.
Fußteppiche. 61.
Gartenbaugeſellſchaft. .3.
Genius Frankreichs. 119.
Gent. 51. 88.
Geſellſchaft der Kinderfreunde zu London. 113.
Geſellſchaft z. Verbreitung europäiſcher Kenntniſſe in China. 139.
Geſellſchaft z. Beförderung d. Ehen. 69.
Geſandtſchaft an Kielmayer. 58.
Glaſer. 89.
Glasgower Brenner- und Meuchlerklubb. 58.
Gotha. 28.
Göthe's Prophezeihung. 124.
Göttingen. 79. 82. 95.
Göttinger Profeſſoren. 4. 8. 11. 16. 25. 38.
Grimm. 7.
Großſultan. 106.
Hahnemann in Paris. 68.
Handelsfluktuation. 25.
Handſchriftenſammlung in Paris. 146.
Hamburg. 11. 68. 77.
Harlemer Schlittſchuhwettlauf. 59.
Harrys Antrag. 133.
Herrſchaft der mater. Intereſſen. 5.
Holſtein (Graf). 44.
Holſtein. 15. 17. 18. 19. 96. 97. 98. 99.
Honorare für Schiller's Werke. 70.
Hübner, J., 122.
Hugo. 16.
Huldigung, altdeutſche. 20.
Humanität in Egypten. 133.
Hummel. 30.
Jahresverſammlung d. deutſchen Landwirthe. 120.
Japaneſiſche Tabletten. 8.
Jarcke. 29.
Jefferſon. 7.
Infantin von Spanien. 125.
Institut de France. 124.
Irland. 106.
Irre in Frankreich. 49.
Italieniſche Sänger nach London. 70.
Kahldorf. 135.
Kältewirkung. 50.
Karl, Herzog v. Braunſchweig. 70.
Karbatſche in Aegypten. 128.
Karlsruhe. 8. 9. 12.
Kataſtrophe, denkwürdige. 22.
Kinderkrankenhaus in Wien. 50.
Kinderbewahranſtalten. 49. 51.
Kryloff. 60.
Krönung in London. 60.
Kulturfortſchritte in Ungarn. 58.
Kurheſſ. Ständeverſammlung und die Brüder Grimm. 18.
Kurheſſ. Stände. 80.
Kußräuberſtrafe zu Hull. 100.
Lafitte's Schmaus. 77.
Laube. 24.
Leben im Hannöver'ſchen. 36.
Leſſing. 138.
Leipzig. 83.
Lippendienſt. 99.
Literar. Eigenthum in England. 79.
Liverpooler Diebsgeſindel. 56.
Londoner Krönung. 125.
Lübeck. 10.
Luftballon in London. 115. 134. 139.
Lyons Seidenfabriken. 123—125.
Mädler's aſtronom. Vorleſungen zu Berlin. 73.
— 117.
Magnetismus in England. 82.
Mailänder Krönung. 125.
Malten. 73.
Mancheſter, Schulweſen. 7.
Marmier. 134.
Mars. 70.
Mäßigkeitsvereine. 49.
Max von Baiern in Aegypten. 49. 121.
Menſchenwerth. 69.
Metrophiliſche Geſellſchaft. 87.
Michelet. 83.
Mohl. 76.
Möbler. 83. 99. 119.
Molieres 218ter Geburtstag. 23.
Montpellier, Hellſehen eines Kindes. 83.
Myſtifikation, doppelte. 138.
Nationalgüter in Spanien. 17.
Nemours. 73.
Nordiſcher Fürſtenſpiegel. 11.
Norwegiſcher Fiſchhandel. 17.
Nutzen der Sclavenemanzipation. 66.
Oahu. 1.
Occident und Orient. 51.
Orlowski. 51.
Osnabrück, Blinde. 17.
Oſtern, zu. 89. 90.
Pairskammer, franz. 20.
Paris. 3.
Pariſer Annonçen. 150.
— Bibliotheken. 104.
— Akad. d. mor. u. pol. Wiſſ. 96.
— Autorenaſſociation. 79.
— Tageschronik. 91. 96. 97. 107. 115. 117. 127. 128. 131—34.
— königl. Buchdruckerei. 104.
— Geſellſchaft für Nachgrabungen in Carthago. 136.
— Pariſer Puder. 60.
— Schule der oriental. Sprachen. 141.
— Gewichtsfälſcher. 54.
— Privatbälle. 81.
Paulus. 81.
Perſiſche Heil- und Giftkunde. 27.
Peſth. 81. 94.
Petersburg. 19.
Petition um Zurückberufung der 7 Profeſſoren. 82.
Philanthropen und Stuttg. Criminalkodex. 73.
Philips. 49.
Piemont, Aufklärung. 10.
Politiſcher Schmaus. 77.
Pölitz. 59.
Prag. 90. 92. 93. 118. 121.
Preßfreiheit. 75.
Preuß. Akademie d. Wiſſenſchft. 84.
— Ordensvertheilung. 30.
Preußens Stellung. 106.

Rehabilitation Talleyrands. 107.]
Reformation, türkiſche. 37. 38.
Rettungsgeſellſchaft in London. 20.
Reiſeluſterhöhung. 144.
Reiſe des ruſſiſchen Thronfolgers. 96.
Reiſen, wohlfeiles. 22.
Reynière. 26.
Ries. 16.
Rirner. 51.
Rohan, für arme Kinder in Fabriken. 73.
Röſel. 32.
Römiſche Novitäten. 104.
Rothſchild. 11.
Rückert. 18.
Sacy. 57.
Schadow. 32.
Schally-Araber. 44.
Schädlichkeit der trockenen Hitze. 39.
Schelling. 18.
Schiller. 138.
Schiffbruchsgeſellſchaft zu Havre. 5.
Schleſiſcher Rettungsverein. 41.
Schleswig. 64. 65. 124. 126.
Schnellfahrt von Amerika nach Europa. 134.
Schutz gegen den Nachdruck. 88.
Schriftſteller. 74.
Schwaben und Franken. 81.
Schweizer Nachdrucker. 70.
Shakſpears Autographa. 145.
Sizilianiſche Philoſophen. 46.
Sizilianiſches Rechnentalent. 11.
Sklaverei in Nordamerika. 50.
Sklavenhandel. 133.
Spaniſche Glocken in New-York. 88.
— öffentl. Zuſammenkünfte. 8.
Spekulationswuth in Aktien, franz. 112.
Spitäler in Canton und Siam. 20.
Spielwuth u. Selbſtmorde in China 146.
Staatsleben, engliſches. 6.
Staatsrath in Konſtantinopel. 129.
Staatsregierung und Seminarunterricht. 134.
Stägemann. 133.
Stieglitz. 42.
Stuttgart. 26. 27. 31. 32.
Synonymik, moderne. 20.
Taglioni. 64.
Talleyrand. 60. 65. 129.
Tambour v. Arcole. 15.
Tänzermangel. 81.
Taubſtummenunterricht. 36.
Temperatur, menſchliche. 97.
— in Nordafrika. 45.
Thevenin. 57.
Tiedge. 4.
Travel. 68.
Trinkwaſſerverkauf in Paris. 30.
Turnfreuden zu München. 133.
Türkei, franz. Unterricht. 106.
Univerſitätsſtudienzeit 128.
Unterſtützungsgeſellſchaft für Gelehrte in London. 83. 145.
Verbot der Studentenverbindungen. 38.
Verdummungsverſuche in Belgien. 133.
Verein, israelitiſche Handwerker. 133.
Verein gegen Thierquälerei. 120.
Verein zur Unterſtützung armer Mütter. 69.
Vermehrung der Unterrichtsanſtalten in Rußland. 106.
Verſicherungsanſtalt gegen den Nachdruck. 102.
Vorrücken d. Nachtgebietes d. Natur. 38.
Vorleſungskunſt. 144.
Wachsmuth. 35.
Wachler. 94.
Wagen in London. 44.
Warſchau. 106.
Waſhingtons Aſche. 36.
Wechſelſeitiger Unterricht zwiſch. Amerika und Europa. 66.
Weingeſellſchaft in Paris. 28.
Weltverkehr. 140.
Wettrennen zu Brüſſel. 41.
Wiederhall. 79.
Wien. 50. 84. 101.
Winter (Miniſter). 82.
Winter in Paris. 27.
Wunden des Jahrhunderts. 76.
Würtembergiſcher Landtag. 22. 81.
— Königsfamilie. 70.
Zedlitz. 28.
Zweikampf. 119.
Zürich. 13. 94. 95. 100. 101. 109. 112. 113. 117. 122. 124—126. 130. 131. 132. 135.

Erfindungen, Entdeckungen, Gewerbfleiß, Statiſtik, Naturgeſchichte, Naturlehre, Aſtronomie.

Advokatenzahl in Paris. 30.
Aktiengeſellſchaften. 103.
Aſphaltpflaſter. 10. 77.
Auswanderungen. 69. 102.
Bergbau, ruſſiſcher. 17.
Berlin. 81.
Berliner Univerſitätsfrequenz. 14.
Bevölkerung. 5. 14. 18. 20. 35. 73. 81. 82. 144. 146.
Boden, waldbedeckter. 95.
Böhmiſche Heilquellen. 92.
— Runkelrübenzuckerfabriken. 84.
Bomben, neue. 16.
Brände in Paris. 32.
Briefpoſteinkommen in England. 122.
Büiſſerets, neues muſik. Inſtrum. 76..
Bühnenſtatiſtik. 60.
Capoccis Photo- u. Mikrometer. 111.
Chardot's char-éboueur. 143.
Criminalſtatiſtik. 4. 11. 22. 42. 113.
Dampfflotte, engliſche. 3.
Dampfmaſchinen. 13.
Dampfſchiff, größtes. 30.
Damfſchiffe, eiſerne. 103.
Dampfſchifffahrt, rheiniſche. 14. 112.
Dampfverkehr. 76.
Dampfwagen. 50.
Doppelſterne. 22.
Eheſcheidungen in Preußen, (Zahl.) 83.
Elektriſche Dame. 129.
Eiſenbahnen. 3. 39. 89. 107.
Fallſterne. 24. 32.
Findelkinder in Frankreich, (Zahl.) 136.
Fortbewegungsmaſchine. 3.
Fortſchritte der Induſtrie und des Handels in Frankreich. 1.
Frankfurter Staatskalender. 41.
Gartenbaufortſchritte. 8.
Gaskochkunſt. 11.
Gasquelle. 29.
Gaudillot's eiſerne Möbel. 28.
Gemeindeſchulen in Frankreich. 145.
Geologiſches. 1.
Gewerbeausſtellung in Turin. 67.
Gewerbevereine Preußens. 30.
Girard's Chronothermometer u. Meteorograph. 67.
Glasgewebe. 112.
Handelsfreiheit, Früchte der. 9.
Harper's u. Joyce's Wärmkaſten. 114.
Heizapparat. 141.
Hinrichtungen in Engl. u. Wales. 73.
Höhe des kaspiſchen Meeres. 5.
Hutſchinſon's Verſuche. 5.
Ignorantin's. 68.
Indianer in Nordamerika. 102.
Infuſorien. 32.
Infuſorienlager. 20.]
Irland. 101.
Jönard's Ziegelfabrikmaſchine. 83.
Iſouard's Aeolsvioline. 112.
Judenzahl in Rußland. 20.
Kälte. 50.
Kautſchoukeinbände. 94.
Klöſter. 134.
Köln, Regierungsbezirk. 82.
Kriegskaſten. 20.
Kunſtſtraßen. 39.
Landbaugeſellſchaften. 14.
Lemare, Calefaktor. 20.
Locomotiven. 20.
Magnet, tönender. 9. 18.
Magnetiſch-elektr. Nervenſtrömung. 31.
Marmor in Nordamerika. 45.
Marſeiller Mautheinnahme. 23.
Mechaniſche Flachsſpinnereien. 50.
Meteorologiſches. 132.
Milchvegetation. 1.
Mondeinfluß auf Bäume. 22.
Mortalitätsabnahme. 1.
Mortalität der Druckſchriften. 99.
Mortalität in Botanybay. 5.
Moskau. 84.
Mumienbereitung. 6. 91.
Mühle. 118.
Napoleonsweide. 98.
Neuropunktur. 4.
Neuſeeländer Flachs, zu Toulon angebaut. 4.
Nordamerikaniſcher Handel. 26.
Nymphäa, rieſige. 7.
Orgeſſons Torfpreſſe. 51.
Panne über gefrorene Kartoffeln. 68.
Papierfabrikationsmaſchine. 140.
Paris. 80.
Peſth. 98.
Pflanzenbeſeeltheit. 16.
Platinaſaiten. 89.
Portugieſiſche Oekonomie. 150.
Primairunterricht in Frankreich. 141.
Prozeſſe in Preußen. 133. 133.
Pulver ſtatt Dampf. 18.
Queckſilberdampf. 106.
Rentiers. 101.
Refractor, größter. 48.
Rieſenaffe. 141.
Saturnring, dritter. 6.
Schiffsverkehr in London. 35.
Schlacht, induſtrielle. 99.
Schweinsjagd bei München. 9.
Selenographie. 97.
Sellier's Klangfiguren. 18.
Selbſtmorde. 10. 140. 144. 146.
Selve's Globus. 3.
Smirt's Tag- u. Nachttelegraph. 101.
Sonnenfinſterniß. 36.

Sparkaſſen. 97. 140. 144.
Spielhäuſer in Paris. 46. 101.
Statiſtik der franzöſiſchen Deputirtenkammer. 9. 20.
— der italien. Literatur. 22.
— der Tagblätter. 28. 113. 133. 136.
Statiſtiſches aus Großbritannien und Irland. 51.
Statiſtik engl. Zeitſchriften. 65.
— von Frankreich. 133.
Steindruckpreſſe, verbeſſerte. 26.
Steinregen. 16.
Steinkohlenurſprung. 104.
Stellen, verkäufliche, in Paris. 140.
Stempelpapierverbrauch. 134.
Stenographie. 3.
Sternvergrößerung. 88.
Steuerpflichtige in Frankreich. 29.
Steubel's Kriegsmaſchine. 8.
Stickſtoff in Pflanzen. 36.
Studenten in Göttingen. 143.
Tabaksverbrauch in Frankreich. 84.
Telegraphen, elektriſch-galvaniſche. 58.
Telegraph, elektriſcher von 1787. 35.
— elektriſch verbeſſerter. 20.
Theatereinnahmen zu Lüttich. 116.
Thiergattung, neue. 9.
Torfverbeſſerungsmaſchine. 51.
Unterrichtsanſtalten in Rußland. 106.
Vegetation, merkwürdige. 88.
Verhältniß der Krieger: zur Einwohnerzahl. 146.
Verſteinertes Holz. 49.
Vögel, bauchſingende. 67.
Wagen. 29. 44. 66. 132.
Waſſerfiltrirmaſchine. 10.
Winter. 27. 117.
Zunehmen d. Märkte in Rußland. 4.

Religiöſes und Kirchliches.

Aachener und Kölner Mädchenverein gegen gemiſchte Ehen. 18.
Altes und Neues. 139.
Anatheme, belg. gegen d. Freimaurerei 18. 28. 89. 107.
Aufklärung in Baiern. 133.
Ausbreitung der kath. Kirche in Nordamerika. 145.
Bekehrungen 23. 18.
Belgiſche Miſſion. 95.
Bibelgeſellſchaften. 44.
Biſchöfe, Ungariſche. 98.
Blanc, ein franz. Strauß. 4.
Böhmiſche Miſſionäre. 93.
Bretſchneider, Weiſſagung einer neuen Kirche. 53.
Bunſen's Note. 87.
Charfreitagsfeier. 101.
Chatel und Gauché. 20.
Chiaramontis Homilie. 97.
Choleraunıverſalmittel. 50.
Civiliſationsfortſchritte in Rom. 87.
Conflikte zwiſchen Kirche und Logen in Belgien. 51.
Conſequenz, ſchamloſe. 68.
Conſtant und Chateaubriand. 112.
Eichſtädt, Biſchof 104.
Einſchreitungen, kirchliche. 95.
Einſturz einer kath. Kirche in Frankreich. 57.
England, kirchl. Mittheilungen. 39.
Familie, geheime, heilige. 7.
Fanatismus in Oſtpreußen. 101.
Faſtenmandat. 95.
Feier der heil. Jungfrau. 26.
Frankfurter evangel. luth. Almoſenkaſten. 7.
Freimaurer und Jeſuiten. 106.
Freiſinnige Cenſur in Preußen, kirchl. Angelegenheiten betr. 50.
Galeeren, Geiſtliche auf. 106.
Geſellſchaft der chriſtlichen Moral zu Paris. 106.
Geſellſchaft, evangeliſche zu Paris. 120.
Glarner Zerwürfniſſe. 95.
Goldſchmidt, deutſche Predigten in der Synagoge. 106.
Göttlichkeit, päpſtliche. 83.
Götzendienſt, vorbrahminiſcher. 32.
Graubündtniſches. 39.
Gregor XVI. u. Athanaſius. 133.
Grundübel der Krankheit der Zeit. 42.
Hardenberg's und Tieck's Katholicismus. 58.
Hauptparteien d. ſchweiz. Kathol. 26.
Hedler. 101.
Heiligenprozeſſe. 23.
Heiligkeit des Wortes. 27.
Henotikon. 126.
Hirtenbrief, ſpaniſcher. 37.
Hönninghaus. 135.
Jeſuitennoviz 101.
Jeſuiten, frühe Berüchtigkeit. 113.
Inder. 69.
Intereſſen, relig. d. Zeit. 31.
Irrungen, Kölniſche. 28.
Iſambert. 103.
Iſrael in Frankreich. 13.
Juden in Rußland. 26.
Kardinäle, deutſche. 70.
Katholicismus in Schleſien. 100.
— in Belgien 133.
— in Nordamerika. 1.
Kirche, erſte rationaliſt. chriſtl. in Deutſchland. 4.
Kirchliches. 47.
Klerus, franz. 104.
— belgiſcher. 33. 129.
Klöſter. 134.
Kölniſche Angelegenheit 133.
Könige von Frankreich. 10.
Königsberger Mucker. 100.
Kurioſum. 46.
Lacordaire. 39.
Lammenais. 36.
Lütticher Redemptoriſten. 101.
Mainz, Juden. 133.
Mangel an Geiſtlichen in Frankr. 16.
Maugin ſammelt Straußiana. 3.
Maria. 68.
Mekka. 133.
Möhler. 119.
Orgelleute, belgiſche. 59.
Orient, der große in Brüſſel. 69.
Papſt. 37.
Papſt u. d. Intelligenz. 11.
Pilgrime, elſäſſiſch-römiſche. 75. 133.
Pommer'ſche Sektirerei. 71.
Predigten gegen Freimaurerei. 23.
Preisfrage, kathol. 83.
Primas, ein deutſcher. 103.
Proſelytismus. 80.
Proteſtantismus. 89.
Quelen. 6.
Recriminationen. 90.
Recht, das göttl. der Könige. 142.
Repriſtinationen. 25.
Reſtauration und Juliregierung. 7.
Rom und die öffentl. Meinung. 37.
Römlinge. 119.
Schelling und Schubert 119.
Schweizer Unfreiheit. 103.
Sekte in Kutſch. 45.
Staat und Kirche. 99.
Tafel contra Strauß. 127.
Verbot der gemiſchten Ehen. 27.
Verhältniſſe, relig. in N.Amerika. 120.
Vermehrung des Katholicismus in Großbritannien. 4.
Vermehrung der kathol. u. evangel. Bevölkerung in Preußen. 73.
Vermittelung des Gegenſatzes der Konfeſſionen. 104.
Waadtländiſches. 119.
Weltlichkeit der anglikaniſchen Geiſtlichkeit. 124.
Wittwenverbrennungen. 101.
Würtembergiſche Separatiſten am Kaukaſus. 1.
Zöglinge d. Propaganda in Rom. 38.
Zöpfel, Biſchof v. Lüttich. 58.
Zuſtände, belgiſche. 124.
Zweikampf, dogmatiſcher. 133.

№ 1. 1838.

Phönix.

Montag, 1. Januar.

Sylveſternachtsträume.

„Chriſtian! Chriſtian!“ rief der Gefangene, „o laſſe mir das Licht! Nur über den zwölften Glockenſchlag hinaus! Wenn der Hammer oben ausholt und anſchlägt, ſchüttert's den Thurm, als hätt' er lebendige Glieder und Adern, in denen ein heißer Blutſtrom aufſchwillt.“

Der Schließer aber, der taub war, ging, das Licht mitnehmend. Der Gefangene eilte verzweifelnd an die Thüre, der Riegel an dieſer wurde zugeſchoben; die äußere Thüre dröhnte jetzt in ihren Angeln, der Schlüſſel knarrte zweimal im Schloße. Der Gefangene warf ſich zu Boden und ſprach in die Ritzen der eichenen Dielen: „Nacht! Nacht!“ —

Dieſe Sylveſternacht ſind es vier Jahre, mit dem zwölften Schlag, daß ſein Weib ihm ein Kind geboren; und vier Jahre ſind's, daß er ſein Weib, ſein Kind nicht mehr ſah. Er hatte nur ſo viel Zeit noch gehabt, zu hören, wie die Wehmutter ſprach: „Es iſt ein Mädchen!“ und kaum noch ſo viel Zeit, das Töchterchen zu küſſen, dann führten die Agenten ihn fort, und er nahm den erſten Schmerzensſchrei ſeines Kinds, als er's geküßt, in ſeinen Kerker mit. Vier Jahre! Was iſt's? Er war ja nicht verurtheilt, konnte ja immer noch hoffen! Ach, dieſe Hoffnung iſt ärgere Pein, als Hoffnungsloſigkeit! „Er kann ja wieder frei werden!“ — Greif dir an's Herz! kannſt du ihm vier Jahre ſeines Lebens wieder geben?

Das Zimmer, in dem er ſich befand, war nicht hoch genug für ein Obſervatorium; aber er folgte einem Inſtinkt, er ſuchte die Sterne. Das Thier ſucht ſein Futter, — der Menſch dürſtet nach Licht. Ein ganzes Firmament von Sternen auf der Bruſt, — wie beneidet ihr ſo Manchen, der keinen *drinnen* hat, und an jene dort oben nicht denkt! Dem Manne im Kerker aber wäre jetzt ein einziger Stern — Kindesauge geweſen, und jeder andere dazu — der verklärte Geiſt eines todten Jahres.

Er tappte an den wohlbekannten Eichenbohlen der Wände hin, bis an die Stelle, wo das Fenſter iſt; er dachte nicht an den Bretterkäfig vor demſelben. Er ſchleppte ſeinen Bettſack hin, hob ſich auf den Zehen bis an's Gitter, faßte es mit glücklichem Griff, ſchwang ſich hinan und hing ſo ſchwebend mit des Leibes ganzer Laſt dran. Nacht! Nacht! Verdeckt man doch den Käfig eines Singvogels, daß er den Ton ſich zum Lichte macht; dann ſagt man: er ſchlage *hell* in der Nacht! Aber ein Herz? das ſchlägt in ſolcher Nacht nur zu Tode, doch der Tod macht es wieder hell!

Der Gefangene ſank ohnmächtig auf ſeine Strohmatraze, und ließ über ſeine fiebernde Stirne die Minuten mit ſchweren, langſamen, heißen Tritten dahinſchleichen; er zälte ſie dumpfbrütend an ſeinen Pulſen. Wenn die Uhr hoch über ihm im Thurme die halbe Stunde tönte, ſummten die Klänge in ſeinem Kopfe dreifach ſo lange nach, daß er an der Zeit irre ward, und ſich hinabſinken fühlte in die Ewigkeit, wie in einen ausgebrannten Krater, an deſſen Wänden das Metall zu tauſenden von ungeheuren Glocken erſtarrt iſt, an die ſtatt der Schwängel bei jeder Sekunde losbröckelnd Geſtein und abfallende Lava ſchlägt, — Wiederhall aus Widerhall — hunderttauſendfach, jeder das Mark in den Gebeinen zerreibend.

Immer tiefer und tiefer ſank er hinab, nur noch ſo viel Leben in ſich, daß er Gott anklagte, weil er ihn habe werden laſſen. Immer enger und enger aber, je tiefer er ſank, wurde der dunkle Krater. Schon konnte er nur in tiefen Seufzern athmen. Die Ewigkeit erdrückt, erſtickt ihn. Da — mit dem letzten Reſt des Bewußtſeins, daß er noch iſt, ſtemmt er, und mit letzter Lebenskraft, ſich gegen die zuſammenrückenden Wände, um wenigſtens trotzbietend zu Grunde zu gehen.

Sie wanken vor den angeſtemmten Armen; ſie weichen. Wie Moſes die Wellen zu Mauern aufthürmte, ſo zerrinnen die Mauern hier zu Wellen. Ocean! Unermeßlichkeit! Freiheit! — Neues Leben, neue Kraft! Tauſend Arme gewahrt er, die mit den Wogen ringen, tauſend Häupter tauchen draus empor, und in ihren Blicken hat er ſeine Sterne wieder, nach denen er ſo lange ungehört gejammert. „Froh will ich jetzt ſterben!“ ruft er jubelnd, und läßt in unſäglichem Behagen die Arme ſinken, doch die Fluthen heben und tragen ihn ſanft; ihm iſt, als wäre er wieder ein Kind und die Mutter ſchaukelte ihn auf ihrem weichen Schooße; und er ſchließt die Augen zu träumen, wie er einſt als Kind geträumt. Da ſchallt eine Stimme an ſein Ohr, mächtig wie Donner, und weckt ihn. Er ſchlägt das Auge auf, und ſieht: es dämmert im Oſten. Eh' er's faßt, iſt der ganze Ocean — Licht, und aus den Fluthen des Lichtmeeres taucht im göttlichen Liebreiz Aphrodite empor, ganz ſo, wie der griechiſche Meiſter in Begeiſterung ſie geſchaut; jetzt hebt ſie mit blendend weißen Armen zerbrochene Feſſeln hoch empor, und das Meer wird unter ihren Sohlen zum feſten Boden, zum unabſehbaren blühenden Garten. Unter duftigen Laubdächern ſitzen Nachtigallen und ſchlagen, und über grünen Wieſen ſchwingen jubelnde Lerchen ſich empor. Aus ſanften Hügeln aber, die ſich öffnen, ſteigen allorten Schläfer empor, und begrüßen ſtaunend, jauchzend den erſten Schöpfungstag der neuen Erde. Alle die Tauſende der Wiedererſtandenen aber zeigen ihren Kindern (die ſie mit ſich in die Gräber hinabnahmen, damit ſie die lange Nacht der Knechtſchaft verſchließen), die neue Sonne, die über der neuen Erde aufgegangen, und lehren ſie beten zu dem alten Gott, der ſie nicht getäuſcht, wenn ſie auch in Zweifeln ſich zur Ruhe gelegt hatten, und jedes Kind faßt klar und begreift das wunderbare Geheimniß von der Dreifaltigkeit, in welcher Gott ſich offenbart, von der Dreifaltigkeit der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe. Da ſchallt ein Triumphlied der Freiheit über die neue Erde, alle Creaturen ſtimmen ein, der Sturm ſingt es mit und das Meer und die Ströme rauſchen drein. Aus dem Urglanz der Sonne aber tönt die Stimme des alten Gottes heraus, — — mächtig wie Donner, — jetzt leiſer und leiſer, wie eines Kindes Stimme — —; wie ſeines eigenen Kindes Stimme dünkt ſie dem Lauſchenden, der einſt im tiefen Thurme gefangen war. . . .

Er erwacht. Der Neujahrsmorgen iſt herangebrochen. Ach, die Mauern ſeines Gefängniſſes ſtehen noch; da iſt alles wie ſonſt, und mit Bangen und Grauſen harret er, wann die Pforte ſich aufthue; denn der Schließer wird eintreten, und mit ihm ſchreitet die Verzweiflung über die Schwelle. Neues Jahr, iſt der Nebel, der deine erſte Morgenſonne umſchleiert und ihrem Lichte den Gefangenen zu tröſten wehrt, ein Vorzeichen? Ach, gewiß! — Doch nein! Er beſinnt ſich; die Sonne meint es ja mild wie ſonſt mit ihm, — und was er für Wirkung des Nebels hielt, das that ihm nur der Käfig vor dem Fenſter an, — das iſt nichts Neues! Er drückte die Stirne in das Strohkiſſen und ſprach ſchwer aufſeufzend in ſich hinein: „Ein großer, heiliger Oſtermorgen der Menſchheit, von dem ich — *träumte!* Ein finſterer Wintermorgen, an dem ich erwach. Draußen Ketten und Bande von Eis; hier eiſerne, — o nicht ſo ſchlimm, als jene unſichtbaren, die eiſig-eiſern alles Leben und Streben umſchlingen! Im Traume nur — Hoffnung! Im Traume nur — Wahrheit! Im Traume nur Freiheit! Ach, dieſer entſetzliche Traum von einem Wachen, wann wird er enden? Wann gibt's en Erwachen von dem erträumten Wachen?“

Die Thüre öffnete ſich, und er hörte die Tritte des Schließers, — um ſo feſter barg er ſein Angeſicht in das Strohlager, um den gleichgültigen Zügen des Mannes nicht zu begegnen, deſſen Taubheit ihn dieſem gegenüber zum Stummen machte. Denn verlangte er von dem Schließer, daß das Feuer geſchürt werde, ſo verſtand dieſer: der Gefangene wolle Dinte und Feder, und brummte: „das geht nicht, juſt das verdammte Schreiben hat Euch ja hergebracht!“

Aber ſtatt der Stimme des Schließers hörte der Gefangene heute eine weiche, milde, von der ihm däuchte, er habe ſie dieſe Nacht im Traume vernommen: „Iſt das der Vater?“ Er ſchloß die Augen, um fortzuträumen, da fühlte er einen Kuß auf ſeinem Nacken und hörte die Worte: „Vater!“ . . . und „beſter Mann!“ und hielt wonnigbang mäuschenſtill, um nur nicht wieder zu erwachen.

„O Herr Gott!“ ſcholl die Stimme des Schließers dazwiſchen! „O Herr Gott! Schläft Der ſeinen Fleck weg! Ach, könnt' unſereins ſo ſchlafen! Das macht die Faulheit und keine Sorgen zu haben!“ — Der Gefangene regte ſich, der Schließer trat heran, rüttelte ihn und rief ihm dicht in's Ohr: „Herr wacht auf! Euer Weib und Euer Würmchen! — Es iſt ein rechtes Unglück, daß ich Euch um ſechs Uhr ſchon das Feuer ſchürte; nun braucht Ihr's nicht mehr. So plagt man ſich immer umſonſt!“

Da ſprang der Gefangene wie wahnſinnig auf, und ſank zurück, halbtodt vom Anſchau'n; denn er hatte in's Auge ſeines Weibes geſehen, und das Kind, das die Aermchen um ihn ſchlang, war *ſein* Kind. Der Schließer glotzte drein und begriff's nicht, wie die arme Frau nach Hülfe für den Ohnmächtigen rief; er brummte immer noch fort, daß er umſonſt Feuer angemacht habe. Endlich ſchlug der Gefangene die Augen wieder auf, und der erſte Laut, der ſein Ohr traf, war ſeines Weibes Stimme: „Heinrich, du biſt frei!“

Da umfaßte er ſie und das Kind mit matten Armen, damit ihm die Wirklichkeit nicht entrinne. Bedeutungslos war ihm das Wort: Freiheit. Die Liebe übertönte es. Er wußte nicht, ob er im Kerker, ob auf Erden ſei, er hatte ja Weib und Kind, und ſtaunte, ſelbſt wie ein Kind, das Kind wie einen Engel an, und rief ein- über das anderemal: „Engel der Liebe, Du! bringſt Freiheit! biſt Freiheit!“

Milde lächelte ſein Weib und ſprach leiſe: „Am Sylveſterabend erfuhr ich's!... Vier Jahre, Heinrich! Wer gibt ſie uns wieder?“

„Was ſind zwanzig? fünfzig? Was ein Leben? Ein ganzes Leben — in dieſer einzigen Sekunde liegt's. — Ein Traum war alles.“

Die Gattin blickte ihm ſelig lang in's Auge; dann ſprach ſie zu dem Kinde: „Sieh, — dein Vater! Gelt, wie gut er iſt! Weißt du noch, Helene, was dir heute Nacht träumte? Erzähl' es dem Vater!“

„Ganz gut, Mutter!“ erwiederte das Kind; — „ei, das weiß ich. Ich glaube: ich war der liebe Gott, und ringsherum war alles Nacht und finſter, wie hier; da ſtanden viele Blumen, die pflückte ich, und warf die Sterne in die Nacht, damit es hell werde; es war mir gar zu bang. So viel ich ſtreute, ich hatte doch genug, und wie ich endlich den letzten nahm und traurig wurde, daß ich gar keinen mehr hatte, fing ich an zu weinen.“

„Und die Thränen wurden Sterne!“ fügte die Mutter hinzu.

Eiſenbahnen.

(Die Eiſenbahnen und deren Actionäre in ihrem Verhältniß zum Staat, von David Hanſemann. Leipzig und Halle, Renger'ſche Verlagsbuchhandlung, 1837. IV. 183 S. in 8, und drei Tabellen.)

Der Herr Verfaſſer war lange Zeit in Berlin anweſend, um dort, als Vertreter der Aachener Eiſenbahn-Intereſſen, Verhandlungen zu pflegen. In dieſer Eigenſchaft hatte er genugſam Anlaß, das Für und Wider der Eiſenbahnen und ihre Stellung zu gegebenen Verhältniſſen genau kennen zu lernen, und, wie er ſelbſt S. 3 ſagt, „das kaufmänniſch Thunliche mit dem ſtaatlich Thunlichen zu vereinigen.“ Eines der Reſultate dieſer genaueren Kenntniß iſt die vorliegende Schrift. Sie faßt ſich möglichſt allgemein; daß ſie aber doch zunächſt immer preußiſche Verhältniſſe im Auge hat, liegt in der Natur ihrer Entſtehungsgeſchichte.

Der Hr. Verf. meint, die „ſehr große Vorſicht oder das Mißtrauen“ der Regierungen in Bezug auf Eiſenbahnconceſſionen, ſei durch das Uebermaß beabſichtigter Eiſenbahnunternehmungen, häufig mit geringer Erkenntniß der eigentlichen Verhältniſſe, erklärlich. Offenbar habe aber nirgends, und insbeſondere nicht in Preußen, die Abſicht zum Grunde gelegen, die Verwirklichung von Eiſenbahnen zu verhindern.

Als hauptſächlichſte Schwierigkeit beim Baue der Eiſenbahnen, oder vielmehr vor demſelben, bezeichnet der Hr. Verfaſſer: „entweder eine gegründete Rechtfertigung des Entſchluſſes zu finden, für Staatsrechnung zu bauen, oder, wenn dieß nicht geſchehen ſoll, die Bedingungen ſo feſtzuſtellen, daß dieſelben nicht ſtörend in die beſtehenden Staatseinrichtungen eingreifen, den Actionären genügen, und doch die weſentlichſten Intereſſen des Landes ſchützen und befördern.“

Und wie ſich um dieſe Aufgabe das ganze Gedankenſyſtem des Hrn. Verf. dreht, ſo auch das ganze Buch. Es iſt für Eiſenbahnen in Deutſchland. Es hält ſie für vortheilhaft. Es fürchtet auch nicht, daß die Eiſenbahnen wegen mangelnder Frequenz nicht beſtehen könnten, wenn nur ihre Anlage und ihre Verwaltung gut geleitet werden. Es entwickelt den ſtaatswirthſchaftlichen und politiſchen Werth der Eiſenbahnen. Es zeigt nach, daß dieſes Alles insbeſondere von Preußen gilt. Unbedingt iſt es dafür, daß der Staat die Eiſenbahnen baut, und macht von §. 45 bis 51 einen wahrhaften Refrain daraus. Nur ganz eventuell ſpricht es von der Anlage der Eiſenbahnen durch Privatgeſellſchaften, und verbindet damit manche Notizen, welche für jeglichen Bau von Eiſenbahnen, die Ausführung mag nun in der einen oder andern Weiſe Statt finden, von hohem Intereſſe ſind. In's Detail (§. 59—140) kann hier nicht eingegangen werden. Nur ſo viel, daß der Hr. Verf. möglichſt niedrige Transportpreiſe und mit der Hälfte deſſen, was über 5 pCt. Zinſen rein erworben wird, das Anlagekapital nach und nach amortiſirt haben will. Ueberhaupt hält er viel auf dieſe Amortiſationen. Beſondere Begünſtigungen der Eiſenbahnanlagen hält er für paſſend. Die Anſprüche der Poſt wünſcht er möglichſt wenig berückſichtigt. Eine ſtändige Aufſicht durch Regierungskommiſſäre hält er nicht für zweckmäßig u. ſ. w. Angehängt ſind die Statuten der preußiſch-rheiniſchen, ſo wie die der rheiniſchen Eiſenbahngeſellſchaft.

Ueberall begegnen wir dem kundigen, umſichtigen Mann, der zwar auch die Hand „an den Puls der Zeit“ legen, aber doch, die Hand am Puls, nicht mit ihr einſchlafen will bis zum jüngſten Tag. —

Es iſt wahr, die mächtigen Berge des Entſchluſſes, Eiſenbahnen zu bauen, mögen, beim Lichte der Wahrheit betrachtet, oft nichts mehr als Maulwurfshügel geweſen ſeyn, vom Eigennutz, als wühlendem Maulwurf, aufgeworfen. Aber wenn man nun einmal das Flügelroß erhabener Ideen aus dem Wagen der Zeit geſpannt und den Maulwurf ſtatt deſſen eingeſchirrt hat, ſo ſcheint es auch zweckmäßig, dem Maulwurf eine Bahn zu geben. Freilich, ich weiß es, hat Dieſes ebenfalls ſein Bedenken. Der Maulwurf könnte ſich erſt Flügel anſchnallen, und dann noch ein Roß dazu werden.

Druck und Papier — um, ſtatt mit einer Reflexion, mit einer Thatſache zu endigen, — ſind gut.

Karl Buchner.

Feuilleton.

⁂ Das pittoreske Italien (Ital. pitt.), welches von den Hrn. de Norvins, Ch. Didier, Ern. Legouvé, Al. Royer, H. Berlioz, Roger de Beauvoir u. m. a. in 2 Bänden herausgegeben und von Coignet, Girard, Labrouste u. a. mit ſchönen Zeichnungen geſchmückt worden, hat jetzt eine ſchöne Ergänzung erhalten durch die *Galerie historique des hommes célèbres de l'Italie*. Zu derſelben haben außer den oben genannten noch die Hrn. Fortoul, Schölcher u. a. beigetragen, und A. Deveria geiſtreiche Bildniſſe geliefert.

⁂ Die katholiſche Kirche in Nordamerika. — Dem „kathol. Almanach der Ver. Staaten“ zufolge gibt es dort Einen Erzbiſchof (zu Baltimore), 12 Biſchöfe und 316 Prieſter; dann 5 bis 6 Jeſuiten-Häuſer, 2 Dominikanerklöſter, 31 Nonnenklöſter und Penſionate, und 30 Genoſſenſchaften der barmherzigen Schweſtern; endlich 9 Seminare und 10 Collegien für die männliche Jugend.

⁂ Fortſchritte der Induſtrie und des Handels in Frankreich. — Hr. Blanqui hat am 27. Nov. ſeine Vorleſungen über induſtrielle Staatsökonomie im Conservatoire des arts et métiers eröffnet. Er entwarf zuerſt ein Bild der Fortſchritte der Induſtrie und des Handels in Frankreich in den letzten 15 Jahren, indem er u. a. bemerkte: „Im J. 1821 zählten wir nur 15 Millionen Meter Landſtraße; im J. 1836 gab es deren 23 Millionen. Im J. 1820 betrug die Einfuhr der Baumwolle 21 Millionen Kilogramme, im J. 1836 beinahe das Dreifache, nämlich 59 Million; der Kaffee 1820 nur 3, im vor. Jahre 10 Millionen Kilogr.; der Zucker iſt von 45 auf 60 Millionen Kilogr. geſtiegen. Aehnliche Zunahme in Indigo und Eiſen. Auch die Einfuhr der Seide iſt von 400,000 Kilogr. auf 8 Millionen geſtiegen, denen noch die Seide beizufügen, die auf 6 Millionen, ſeit 1800 gepflanzten Maulbeerbäumen gewachſen. L. Andrerſeits ſind die Verſicherungs-Geſellſchaften 5 bis 6 mal zahlreicher als vor 15 Jahren; die Sparkaſſen, die 1800 nur einige hundert tauſend Franken einnahmen, beſitzen jetzt mehr als 100 Millionen. Hr. Blanqui weiſet nun zwar nach, daß Induſtrie, Reichthum und bürgerliche Freiheit ſtets Hand in Hand gehen und ein Staat nur ſtark nach Außen ſeyn kann, der in ſeinem Inneren ein kräftig freiſinniges Leben führt. Doch meint er auch: das, was die Italiener *la furia francese* — (*la fougue franç.*) nennen, könne leicht zu weit fortreißen, und gibt dagegen weiſe Rathſchläge.

⁂ **Johanna von Ark**, eine neue Oper von Balfe, zu welcher Hr. Fitzball den Text geliefert, iſt zu Ende Nov. v. J. zu London im Drury-Lane-Theater zur Aufführung gekommen. Sie iſt zwar mit Beifall aufgenommen worden, und das Athenäum meint, wenn auch Hr. Balfe nicht auf das Verdienſt, ein origineller Componiſt zu ſein, Anſpruch machen könne, ſo ſey doch die Art und Weiſe, in welcher er die Geſchichte in Muſik geſetzt, „*tolerable*"; die Art hingegen, auf welche Hr. Fitzball den Stoff behandelt, ſey „*intolerable*", und in dem Augenblick, wo der Dichter die Heldin aus dem Feuer erretten läßt, hätte man ſein Manuſcript in daſſelbe hinein werfen ſollen!

⁂ **Oahu.** — Der Botaniſt Deppe, ein geborner Preuße, hat auf den Sandwich-Inſeln die freundlichſte Aufnahme gefunden. Im Audienzſaal des jungen getauften Königs wurde er durch die Bildniſſe des Königs von Preußen und des Marſchalls Vorwärts überraſcht, die mit mehreren anderen die Wände ſchmückten. Hr. Deppe hat von dort einen, auf jenen Inſeln ſelbſt gefertigten **Atlas** mitgebracht, auf deſſen Karten die Namen nach der Ausſprache der Sandwicher angegeben ſind; dann auch eine Elementar-Encyklopädie, welche mit ſchönen Holzſchnitten geziert, unter denen auch Abbildungen von Wien und Berlin. In einer zu Oahu gedruckten Zeitung iſt u. a. auch von Göthe und Winkelmann die Rede.

⁂ **Würtembergiſche Separatiſten am Kaukaſus.** — **Eichwald** berichtet in ſeiner »Reiſe auf dem caspiſchen Meere und im Kaukaſus«, daß er in Georgien ein **deutſches** Dorf getroffen, welches von würtembergiſchen Separatiſten bewohnt iſt. Sie waren dort hingezogen im Glauben an die Weiſſagung, die Welt werde 1833 untergehen, und diejenigen am wenigſten ſchlimm dabei wegkommen, welche Jeruſalem am nächſten ſich befänden.

⁂ **Zeitſchrift der Petersburger Akademie.** — Auch die ruſſiſche Akademie in Petersburg will jetzt die Arbeiten ihrer Mitglieder der journaliſtiſchen Publizität hingeben. Sie wird zu dieſem Zweck eine Zeitſchrift unter dem Titel: »Wiſſenſchaftliche Arbeiten der k. ruſſ. Akademie« erſcheinen laſſen.

⁂ *La Rossinienne* iſt der ungemein muſikaliſche Titel, unter welchem ein Baron Corvaja jetzt in Paris in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache „*Annales cosmopolites (!) de la musique, du chant et de la pantomime*" herausgibt. Das Blatt beſchäftigt ſich aber ganz vorzugsweiſe mit einem Plan zu einer Art von — Bank, an der man auch ohne Geld und durch dieſes Talent Theil nehmen kann, dann mit der »Vernichtung des Pauperismus«, und ähnlichen cosmopolitiſchen Angelegenheiten.

⁂ **Georges Sand** kommt in dieſem Monat zur Aufführung ihres Drama's auf kurze Zeit nach Paris. Sie befindet ſich jetzt zu Nohant, ihrem Beſitzthum unweit la Chatre in Berry.

⁂ **Von Dr. Wihl**, dem tüchtigen Dichter der Kabbilieder werden mehrere lyriſche Produktionen in der *Revue de Paris* durch Dr. Mottet überſetzt erſcheinen.

⁂ **Adalbert von Bornſtedt** gibt nächſtens einen franzöſiſchen Roman: „*Miserere!*" heraus. Es iſt gänzlich falſch, daß Georges Sand die ſtyliſtiſche Politur dieſes pſychologiſchen Werkes übernommen habe. A. v. Bornſtedt ſchreibt das Franzöſiſche ſchon von ſeiner Jugend her mit beſonderer Fertigkeit. Sein Roman ſoll in der Art, wie Victor Hugo's „*dernier jour d'un condamné*" die Todesſtrafe bekämpfte, alſo die Vorurtheile gegen die freigewordenen Gefangenen, gegen die Rehabilitirung des einſt Gefallenen, welcher wieder in die Geſellſchaft treten will, mit Begeiſterung angreifen.

⁂ **Ein Conſtantinopolitaniſches Unterhaltungsblatt,** ſoll mit Nächſtem unter dem Titel **Scharbet** erſcheinen! Der Proſpekt dazu zirkulirt jetzt in der Reſidenz des Oberhauptes der Koran-Gläubigen, obgleich, dem göttlichen Verbote des Koran zuwider, jenem Blatte Modebilder beigegeben werden ſollen und ein **Türke**, der längere Zeit in Frankreich und England zugebracht, die Redaktion übernommen! —

⁂ **Herr Numa Boucoiran**, ein Schüler des verſtorbenen **Sigalon**, der ſeinem Meiſter bei Kopirung des jüngſten Gerichts von Mich. Angelo hülfreiche Hand geleiſtet, iſt von der franzöſiſchen Regierung beauftragt worden, die von Sigalon unbeendigt gelaſſenen Pendentifs in der Sixtiniſchen Kapelle unter Aufſicht des Herrn Ingres zu vollenden. —

⁂ **Milch-Vegetation.** — Am 11. Dec. verlas Hr. Turpin in der Akad. d. Wiſſ. zu Paris eine Abhandlung über den Milch-Schimmel. Seinen Beobachtungen zufolge beſteht die Milch aus zahlloſen mikroſkopiſchen fetten Kügelchen, die im Milchwaſſer umherſchwimmen. Solche Kügelchen ſah er ſich zuerſt an einem Punkte verlängern, der ſich dann ausdehnte, ein Stamm wurde, und ſich in Aeſte vertheilte, an deren Ende ſich die Befruchtungswerkzeuge befanden. Nach einiger Zeit hatten alle Kügelchen ſolche Verlängerungen getrieben, die ſich nach allen Richtungen hin durchkreuzten, ſo daß zuletzt von den Kügelchen ſelbſt keine Spur mehr blieb. —

⁂ **Goethe war bis jetzt in Italien** nur durch Werther und in neuerer Zeit durch Wilhelm Meiſter, welche in's Ital. überſetzt worden, bekannt. Erſt jetzt ſcheint auch dort ein lebendigeres Bedürfniß nach transmontaner Literatur zu erwachen. Das *Nuovo* [illegible], welches zu Mailand unter Leitung von Giacinto Battaglia erſcheint, hat jetzt eine Ueberſetzung des **Fauſt** und des **Götz von Berlichingen** geliefert. Auch von den **Wahlverwandtſchaften** iſt der erſte Band ſchon überſetzt, und eben dort unter dem komiſchen Titel: *La Scelta dei parenti* (wörtlich: die Auswahl der Verwandten) ausgegeben worden.

⁂ **Byrons Werke** haben bereits **neun** große Ausgaben in **Frankreich** erlebt. Als aber der Dichter ſelbſt ſingt „[illegible]," — wollte er von dieſer Rüge die Ueberſetzung des Hrn. **Pichot** ausgenommen wiſſen. Dieſe wird nun on den Hrn. Furne und Goſſelin in Einem großen, zweiſpaltigen Oktavband, mit 15 Stichen nach Bildern von Alfred und Tony Johannot ausgeſtattet, neu aufgelegt werden.

⁂ **Abnahme der Mortalität in London, England, Frankreich und Deutſchland.** — Aus einem Bericht, der dem britiſchen Unterhauſe während der letzten Seſſion vorgelegt worden, ergibt ſich Folgendes in Bezug auf die Sterblichkeit in London in einem Zeitraum an 110 Jahren:

Es ſtarben im Durchſchnitt jährlich:

Von 1720—30 27,481 Perſonen, davon an den Pocken [illegible]
„ 1730—40 26,047 „ „ „ „ „ 1976
„ 1740—50 25,000 „ „ „ „ „ 1998
„ 1790—00 20,049 „ „ „ „ „ 987
„ 1800—30 20,000 „ „ „ „ „ 715

Seit 1798, wo die Pockenimpfung aufgekommen, hat die Sterblichkeit in London immer mehr abgenommen. Ueberhaupt hat in England, Frankreich, Deutſchland, wo durchſchnittlich die Mortalität früher 1 von 30 war, dieſelbe ſich ſo vermindert, daß ſie jetzt nur mehr 1 von 40 beträgt. —

⁂ **Eine bürgerliche Geſellſchaft für Vergrößerung und Verſchönerung der Hauptſtadt Belgiens** hat ſich in Brüſſel geſtaltet. Bei der von ihr eröffneten Aktien-Subſcription, zu welcher 1900 Aktien, jede von 1000 Franken, ausgeſetzt waren, hat der ſubſcribirte Betrag ſich auf nicht weniger als 791,400,000 Franken belaufen! —

⁂ **Im Muſeum von Verſailles,** — dem franzöſiſchen **Walhalla** — war das Bildniß des Abbé de l'Epée nicht zu ſehen. Ein Hr. Berthier machte in einem Tagblatt auf dieſe Lücke aufmerkſam. Sofort wurde ſie ausgefüllt, und ein Taubſtummer, Hr. **Pelissier**, hierdurch veranlaßt, ein rührendes Gedicht zur Verherrlichung des ehrverdienten Abbé's zu ſchreiben, welches der *National* der Aufnahme nicht unwerth gehalten.

⁂ *La brise du Nord, Keepsake polonais pour 1839*, iſt zu Paris bei Grabowski erſchienen. Dieſes Taſchenbuch enthält Beiträge von Ad. **Mickiewicz**, U. **Niemcewicz**, Chriſt. **Oſtrowski**, Leon. **Chodzko** u. m. a.

⁂ **Geologiſches.** — Ein Hr. Pailette, welcher den weſtlichen Theil der Bretagne genau unterſucht und der Pariſer Akademie darüber ein ausführliches Memorial mit prachtvollen geologiſchen Charten überreicht hat, iſt durch ſeine vergleichende Verſuche zu dem Reſultat gelangt, alle durch Feuer bewirkten Felſenformationen hätten aus noch unbekannten Urſachen große Modifikationen der durch Waſſer abgelagerten Maſſen bewirkt. Dies zeige unter andern am Granit das kryſtalliniſche Gefüge, die Entwicklung der unterſcheidenden Schichtung des Talks und der Granat- und Kreuzſteingeſchiebe u. ſ. w. Auch hofft er demnächſt durch elektrochemiſche Verſuche darthun zu können, wie die allmählige Entwicklung und Umbildung der Mineralien in den Gängen von Bretagne vor ſich gehe. — Die Akademie hat ihn ermuntert, ſeine Unterſuchungen, welche intereſſante Reſultate verſprechen, eifrig fortzuſetzen.

☞ **Hierzu eine artiſtiſche Beilage zu Friedrich Rückert's „Nal und Damajanti."**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 2. 1838.

Phönix.

Dienstag, 2. Januar.

Sonnettenbrief an Schleiermacher.

1830.

(Bei Ueberſendung einer polemiſchen Schrift — Inauguraldiſſertation — über die urſprüngliche Bedeutung der Platoniſchen Ideen.)*)

I.

Das Viele in dem Einen aufzufaſſen,
Und was man plaſtiſch in den Künſten nennt,
Das war der Griechen heiteres Talent —
Und nur dem Plato will man es nicht laſſen.

Die Republik, das Plaſtiſche der Maſſen,
Das freie künſtleriſche Element
Des Lebens — todt iſt's — aber wer verkennt
Sein früher Leben dort auf Markt und Gaſſen?

Es ſtarb die Plaſtik heiliger Gefühle
Mit ihren Göttern hin; doch wer erblickt
In Jovis Saale leer die goldnen Stühle?

Und weil es uns mit dem Begriff mißglückt
Uns plaſtiſch anzuſchau'n „das Eins und Viele",
Hat dieſes Schaun drum Plato nicht entzückt?

II.

Den Dichter will man fern vom Denker ſtellen;
Man ſpricht vom Wucher ſeiner Phantaſie —
Dem Pfund, das ihm ſein Ahn Apollo lieh —
Das müſſe man zum Mythiſchen geſellen.

Es ſeien gleichſam nur die Uferwellen,
Gekräuſelt von dem Hauch der Poeſie;
Doch auf der Meereshöhe der Sophie
Verliere ſich das Drängen und das Schwellen.

Dort lenke auf dem glatten, klaren Spiegel
Das majeſtätiſche abſtrakte Eins
Begriffe mit der Weisheit ſtrengem Zügel.

Und dieſes Weſen des Ideenſeins
Urkunde jenes Wort als feſtes Siegel:
„Der Himmelweſen iſt im Raume keins."

III.

So hat er denn in ſeinen Dialogen
Viel Worte um ein Nebelnichts gemacht.
Er läßt die tiefſte Rede außer Acht,
Und ſtößt hinweg, was erſt ihn angezogen.

Muthwillig hat er ſelber ſich betrogen;
Denn was er im geheimnißvollen Schacht
Mit Zauberſprüchen fördert aus der Nacht, —
Er ſieht's im Lichte des Begriffs verflogen.

In's Eins und Viele hat er ſich verſenkt,
Um ſeinen Jüngern redlich zu verkünden:
Es ſei ein Geiſt, der mit Begriffen denkt.

Und jener leeren Frage, wie verbünden
Begriffe ſich mit Geiſt? hat er geſchenkt
Sein großes Leben, um ſie zu ergründen.

IV.

Unmöglich, Meiſter! drum ich frei bekannte
Mein eignes Schau'n der himmliſchen Idee.
Sie nahte mir als eine ſchöne Fee,
Für die mein junges Herz in Lieb' entbrannte.

Und ſeit ſie mich in ihren Zauber bannte,
Mich ruhen ließ an ihres Buſens Schnee,
Beglückt und ſtill im hohen Aetherſee,
Seit wollt' ich Ritter ſein für die Verkannte.

Vom reichen Lager muthig aufgerafft,
Für meine Dame ſteh ich in den Schranken —
Doch ach! allein, mit ungeübter Kraft!

Viel ſich'rer war's, an Dich ſich anzuranken,
Du Stern und Blume ſolcher Ritterſchaft,
Die Lorbeern ſucht im Kampfe der Gedanken.

L. W.

---

*) Der Streit dreht ſich bekanntlich darum, ob die platoniſchen Ideen bloße Abſtraktionen und Begriffe in Gott ſind, oder eine gewiſſe dialektiſch-mythiſche Selbſtſtändigkeit genießen; welches letztere meine Anſicht. L. W.

Gokel, Hinkel, Gackeleia.

(Mährchen von Clemens Brentano. Frankfurt a. M. bei S. Schmerber. 1837.)

> Thätigkeit löſ't Räthſel und baut der Menſchheit
> Schönſtes Werk; doch ſchmähe ſie darum ein ſtilles
> Sanftes Herz nicht, weil es erwählt den beſſern
> Theil, wie Maria.
>
> Platen.

Das in der Ueberſchrift genannte Mährchen enthält alle Vorzüge und Mängel der poetiſchen Erzeugniſſe des Hrn. C. Brentano, weshalb es als eine ergötzliche und muntere Lektüre ſehr zu empfehlen iſt, natürlich nicht wegen der Mängel, ſondern der ſehr vielen, die Mängel weit überwiegenden Vorzüge. Eine ſehr energiſche, lebendige Phantaſie zeichnet auch dieſe Arbeit des Verfaſſers aus, und dient hier der phantaſtiſchen Darſtellung höchſt ſinniger Ideen. Hinter allem bunten Gaukeln komiſcher Figuren ſchimmert ſtets ächt poetiſch geſtaltet das glückliche und erfreuliche Bild eines wahrhaft frommen Weſens durch. Was Claudius der Wandsbecker Bote in ſeinem köſtlichen Abendlied betete:

> Laß uns einfältig werden,
> Und vor dir hier auf Erden
> Wie Kinder fromm und fröhlich ſein,

läßt der Verfaſſer am Ende des Mährchens zur Ausführung kommen; denn nachdem der Ring Salomonis ſeine Zauberkräfte oft angewendet zur Herbeiſchaffung irdiſcher Güter, welche ſich wenig bewähren, und den Beſitzern eben ſo leicht zerrinnen, wie ſie ſie gewannen, dient er zuletzt dazu, alle in dem Mährchen Betheiligte zu fröhlichen, frommen Kindern zu machen. Einen glücklichern Schluß und eine ſinnigere, würdigere Idee hat ſicher kein Mährchen aufzuweiſen, und das Lob, welches man dem Verfaſſer darüber ſagen kann, bleibt hinter ſeinem poetiſchen Verdienſte zurück. Eine Folie für dieſe reine, freudige, kindliche Frömmigkeit bildet für den Leſer der jetzigen Epoche die triſte, ſauertöpfiſche, ascetiſche Muckerei, welche vielfach ſchuldbefleckt, ſchmutzig und betrügeriſch erſcheint, und ſich ſo ſehr von der Religion entfernt, deren Spruch lautet: Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer iſt das Himmelreich. Ebenfalls höchſt innig und zart iſt die Frömmigkeit in der phantaſtiſchen Mäuſeſtadt, welche originell und meiſterhaft geſchildert iſt, und ſchwerlich hat irgend ein Geſangbuch ein frommeres Lied aufzuweiſen, als welches die Mäuschen zu ihrem Schöpfer und Erhalter empor ſingen in ihrer Kirche. In dem armen Kinde von Hennegau und ſeinem Orden wird uns lieblich die Vollendung der Frömmigkeit in hülfreicher, aller Dürftigkeit beiſtehender Thätigkeit dargeſtellt, und ſo das ganze Bild vollendet und abgerundet. Dieſer Zug iſt ſo richtig und tief aufgefaßt, daß nur durch ihn der höhere poetiſche Hintergrund des Mährchens zu wahrer Konſiſtenz gelangt, denn ohne Werkthätigkeit würde fromme kindliche Liebe im ganzen menſchlichen Leben zu wenig Sichtbares haben. Mit Irdiſchem muß ſich der Geiſt vermählen, ſoll er hier auf Erden wurzeln und nur durch Demuth, Einfalt, Liebe, welche ſich gegen Gottes Werke, vor allem gegen Hülfsbedürftiges darthut, erweiſt ſich das Chriſtenthum, und zieht die wahre Nahrung ein, welche es nöthig hat, um nicht in unfruchtbaren Dogmen und Grübeleien entweder zu erſtarren oder ſich in ätzende Säure umzuſetzen. Aber wie lieblich und rührend auch der Gedanke vom armen Kinde von Hennegau ſei, ſo wird Hr. C. Brentano dieſem Orden keine bleibende Stätte mehr bereiten, wie er zu thun ſich ſehr geneigt zeigt. Da ſich der Orden vom reichen Mann ſehr ausgebreitet hat, und überall ſeine Kommenthureien errichtet hat, unter der Firma Gebrüder Kronenthaler, Gebrüder Ecu-de-Cinq-francs, Gebrüder Piaſter u. ſ. w., ſo iſt für den des armen Kindes keine Aufnahme zu erwarten, worüber man ſich nicht durch die ſchöne Erſcheinung einiger barmherzigen Schweſtern darf täuſchen laſſen. Wo der Orden vom reichen Mann herrſcht, würden, wenn ſich das arme Kind in die Stadt wagte, die Senſale jenes es mit etſch etſch und Rübchenſchaben wieder hinaus treiben. In Frankreich, wo Ecu-de-Cinq-francs ſich mit der kanoniſirten, aber durch Indulgenz zur Heirath ermächtigten Corruption vermählt hat, würde es nicht aufgenommen, denn beide Ehegatten denken gegen Bettelbagage, wie Eifraſius und Eilegia in dem Mährchen, mit denen ſie auch das gemein haben, daß ſie alle Eier eſſen, ſo daß der Wunſch Henri IV. für lange Zeit in Frankreich nicht mehr realiſirbar iſt. In Spanien kann es gar nicht leben, da es ohne Glockenton vertrauert, und das Haus Gebrüder Piaſter daſelbſt die Kirchenglocken zu Nöthigem verbraucht hat, wie weiland Perikles das Geld der Athener, nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß kein Parthenon gebaut worden, ſondern eine Fickmühle für Börſengeſchäfte. Auch würde die ſchöne Puppe, welcher die Kirchenjuwelen von dem einen Gebrüder Piaſter um den Hals gehängt worden, das arme Kind nicht in das Land herein laſſen, aus mehreren Gründen, von denen ich die beſten verſchweige, und nur den angebe, daß alles, was mit dem Puppenfeind: dem Raugrafen Gokel zuſammenhängt, jener Puppe verhaßt iſt, und weil auch jene Juwelen, wenn ſie einmal durchaus nicht mehr der Kirche hätten gehören ſollen, nach einem alten Vertrag mit Hennegau und Baduz dem armen Kinde hätten zufallen müſſen. Nach Portugal wird Niemand das arme Kind ſchicken wollen, wer da weiß, wie es dort einem armen Kinde geht. Vielleicht denkt Hr. C. Brentano, wenigſtens bei ſeinen lieben Mäuſen gebe es noch einen Wirkungskreis für daſſelbe, aber er irrt ſich, denn ſeit er dieſe aus den Augen verloren, hat ſich eine große Veränderung mit ihnen zugetragen, da der Orden vom reichen Manne ſie ſich unterwürfig gemacht hat und zum Hüten der Feldhühner, Haſen und anderer culinariſcher Dinge gebraucht. Anfangs gings ſchlecht, wegen ihres Hanges zum Singen und Kirchengehen, aber man kam ihrem Hang zum Geiſtigen durch ein Surrogat liſtig bei, man gab ihnen Schnapps, und ſeitdem ſind ſie ſchmutzig, gemein, ſtruppig geworden, und das arme Kind von Hennegau kann ſich bei ihnen nicht mehr niederlaſſen. Von andern etwaigen Aufenthalten ſchweige ich, da Hr. C. Brentano wohl ſelbſt an ſolche nicht denkt, weil ſie unmöglich ſind, wie es denn z. B. in England gleich bei ſeinem Erſcheinen würde aufgegriffen und in eine Fabrik geſteckt werden, um in Baumwolle zu arbeiten für zwei Schilling die Woche, was es nicht kann, da es nur um Gotteswillen zu arbeiten verſteht. Denken wir daher nicht an Wiedererweckung des Abgeſtorbenen, denn auch das Siegel Salomonis kann ihm höchſtens ein Scheindaſein geben, daß es ein paar Minuten Leben nachäffend herumwankt und wieder verſchwindet. Statt deſſen ſteht uns frei, ſelbſt zu allem Schönen, was die Erde je gehegt hat, hinzugehen, wenn wir uns in den Kahn der Phantaſie zu ſetzen, welchen Hr. C. Brentano ſo trefflich zu ſteuern verſteht, und nach den ſeligen Inſeln der Poeſie überſchiffen, wo Gott es vergönnt hat, daß alles Schöne in ſeinem vollen Glanze nach vollbrachtem irdiſchen Leben weile bis zum großen Tage des Gerichts. Dort wohnen Gokel, Hinkel, Gakeleia, dort wohnt das arme Kind von Hennegau und der liebe Krenovus, deſſen Eltern hier vergehen mußten und liegen blieben, weil ſie als zwei ausgeblaſene Eierſchalen ſich darſtellten, als der Tod ihnen den Seelenbotter raubte. Nach dieſem Lande mag uns der Verfaſſer oft überſetzen, und er ſoll immer unſern beſten Dank als Fährgeld erhalten. Freilich muß man bei Hrn. Brentano auf Mangel an Harmonie in ſeinen Darſtellungen gefaßt ſein, welcher wahrſcheinlich zum Theil auf Rechnung ſeiner Anſichten über Poeſie zu ſetzen iſt. Dazu kommt religiöſe Abſichtlichkeit und beide einzeln oder vereint wirken oft dahin, daß ſeine Darſtellung an Süßlichem, des gediegenen Inhalts Entbehrendem kleben bleibt und gedehnt wird, während die Abſicht war, kindlich und religiös zu wirken. So z. B. in dieſem Mährchen die Scene von der Verſetzung des Urhinkels zum Urgockel, in welcher die religiöſe Abſichtlichkeit und die breite Gedehntheit ſtörend ſind. Eben ſo die Aufzählung der am Regenſchirm des morgenländiſchen Petſchierſtechers hangenden Kleidchen, welche kein Motiv für das damit in Verbindung Stehende enthält, folglich zwecklos iſt, und nicht durch eigene Schönheit entſchädigt. Gar zu ſpielend und ſüßlich ſind die gehäuften Blumenbeziehungen, welche, mäßig angewandt, vortrefflich wären. Beſonders zerfloſſen, gedehnt und ſchleppend ſind oft die Verſe, welche eine weite Form mit knappem Inhalt geben. Auch iſt es des Verfaſſers nicht würdig, ganz unbedeutende Wortſpiele zu gebrauchen, wie z. B. die Gletſcher verglichen werden mit Klätſchern, die Lawinen mit Launen und die Freimaurer Freilaurer genannt werden; (daß er dieſe Unſchuldigen übel behandelt, kann man ſeinen religiöſen Anſichten nachſehen). Er, der Erfinder des Eierordens mit zwei Dottern und Peterſilie, er, der den großen Chriſtoph ausgemünzt und den Armen in Kurheſſen einen Heller gegeben, er, der den ergötzlichen Traum von Gänſefett und Backenbart gereimt hat, ſollte ſolche allzuleichte Waare nicht gebrauchen, ſondern den armen Teufeln, welche als literariſche Taglöhner ſich durch die Welt plagen, überlaſſen zu alleinigem Gebrauch, da ihm nur originelle und bedeutende Späße geziemen, wie ſie paſſen mögen zu originellen Konceptionen, welche aus dem Gokelhahn eines Abcbuchs und einer Handvoll bunter Oſtereier eine Mährchenwelt ſchaffen. Trotz der berührten Schwächen iſt dieſes Mährchen eine erfreuliche Erſcheinung in der Literatur unſerer jetzigen Epoche, die nur Reiſeklatſcherei, Zuſtändemediſance, ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit, kritiſches Gewäſch, langweilige Nachäffung verbrauchter lyriſcher Formen, alle Arten von Emanzipationen, auſſer der von der Langweile und Albernheit, und dergleichen große Gegenſtände mehr aufzuweiſen hat, in einer Epoche, wo die Kinder enorm humoriſtiſch und die Jünglinge enorm friſch und degagirt ſind.

Konrad Schwenk.

Eine ökonomiſche Reiſe nach Batavia.

(Aus dem Leben.)

Es war am Abend des 30. Auguſt 1836, als der erſte Kommis des angeſehenen Banquierhauſes von Kapell in Hamburg in das Zimmer ſeines Prinzipals trat, ein Paket ſoeben aus London angekommener Briefe auf den Tiſch legte und ſtillſchweigend wartete, bis ſie von dem Prinzipal durchgeleſen worden, weil er, nicht ohne Grund, vermuthete, daß ſie ihm einige Aufträge bringen würden. Plötzlich ſah er mit Verwunderung, wie ſich das Geſicht des Banquiers mit einer düſtern Wolke überzog. „Donner und Blitz!“ rief dieſer auf einmal, nachdem er das Schreiben, welches er gerade in der Hand hielt, durchflogen hatte, „welcher Schlag für das Haus Bennet und Pord! wer hätte das gedacht? wie iſt da zu helfen?“

„Hat das Haus Bennet und Pord fallirt?“ fragte der Kommis. —

„Fallirt? nein, das nicht, die Sache iſt zwar ſchlimm, aber ſo ſchlimm doch nicht. Das Haus hat einen beträchtlichen Verluſt erlitten; aber leſen Sie ſelbſt, lieber Yauſen, und ſagen Sie mir Ihre Meinung, wie ich mich dabei verhalten ſoll.“

Der Kommis las folgendes:

London, den 12. Auguſt 1836.

Mein werthgeſchätzter Freund!

Mit einem lebhaften Gefühl von Schmerz zeigen wir Ihnen die Flucht des einzigen Sohnes unſers würdigen und geachteten Kaſſirers an. Der junge Mann führt bedeutende Wechſel bei ſich, welche von unſerm Hauſe acceptirt worden ſind und wovon Sie das Verzeichniß am Rande finden. Wir haben ſeine Spuren bis an den Bord eines Schiffes verfolgt, welches nach Holland geſegelt iſt, und vermuthen, daß er ſich nach Hamburg begeben wird, wo unſer Haus bekannt iſt, um die Wechſel zu verkaufen. Der junge Mann iſt von großer Statur, gut gewachſen und von hübſchem Aeußern, er hat dunkle Augen, ſchwarzes Haar und trug bei ſeiner Abreiſe wegen des kurz vorher erfolgten Todes ſeiner Mutter Trauerkleider. Sollte es Ihnen etwa gelingen, ihn zu entdecken, ſo würden Sie uns einen ſehr großen Dienſt leiſten, wenn Sie ſich ſeiner Effekten bemächtigen. Da wir aber die größte Achtung vor ſeinem Vater haben, welcher unſer älteſter Geſchäftsführer und uns wegen ſeiner Rechtlichkeit und ſonſtigen guten Eigenſchaften ſehr werth iſt, ſo wünſchen wir den Vorfall mit ſeinem Sohne nicht zur Oeffentlichkeit zu bringen und bitten Sie daher, wenn Sie von dem jungen Manne die Rückgabe der Wechſel erlangen können, ihm einen Platz auf dem erſten nach Batavia unter Segel gehenden Schiffe auszumachen und zugleich ihm 200 Louis'dor für unſere Rechnung zuzuſtellen, gegen das Verſprechen von ſeiner Seite, nicht eher nach England zurückzukehren, als bis ihm die Erlaubniß dazu ertheilt worden.

Wir ſind, verehrteſter Freund,

Ihre ergebendſten Diener
Bennet, Pord und Komp.

Herrn von Kapell.

„Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande,“ rief Yauſen, als er das Schreiben geleſen hatte, „der junge Mann iſt kein anderer, als der Menſch, den ich dieſen Morgen an der Börſe habe hin und her gehen ſehen. Er war ſehr bewegt, mit irgend einem Gegenſtand ſehr beſchäftigt und ſchien ſich zugleich den Blicken der Vorübergehenden entziehen zu wollen. Uebrigens entſpricht ſeine ganze Perſönlichkeit der Beſchreibung, die von ihm gemacht worden.“

„Das kann ſich ja gar nicht glücklicher treffen,“ ſagte der Banquier, „Sie müſſen ſogleich den morgenden Tag dazu benutzen, ihn zu entdecken, und, finden Sie ihn, ſo führen Sie ihn zu mir, ich werde dann alles thun, was ich kann, um meinen Freunden den verlangten Dienſt zu erweiſen.“

Am folgenden Morgen war Yauſen zu rechter Zeit auf der Börſe, aber er wartete mehrere Stunden vergeblich und war ſchon im Begriff, ſich zu entfernen, als er den Menſchen den er ſuchte, aus dem Hauſe eines jüdiſchen Banquiers herauskommen ſah.

Der Fremde ging nahe bei Yauſen vorbei und ſprach ſo laut, daß jener es hören konnte, die Worte: „Der Elende, der Hund! er hat kein Gewiſſen! 70,000 für 100,000, für Wechſel des beſten Hauſes in London!“

Yauſen trat zu ihm. „Mein Herr,“ ſagte er, „Sie ſcheinen eine Unannehmlichkeit mit dem feilen Wucherer Levy gehabt zu haben, warum wenden Sie ſich nicht an einen rechtlichen Banquier in der Stadt? Mein Haus iſt nicht weit von hier, und wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo wollen wir das Geſchäft mit einander abmachen.“

„Recht gern,“ erwiederte der Fremde, und zwar ſobald als möglich, „denn ich muß morgen mit Tagesanbruch Hamburg verlaſſen.“

Yauſen führte ihn durch eine Hinterthüre in das Haus ſeines Prinzipals, brachte ihn in ein Zimmer und bat ihn, ſich einen Augenblick niederzulaſſen, bis er einige Geſchäfte beſorgt habe. Nach wenigen Minuten kehrte er mit von Kapell zurück. Dieſer würdige Hamburger war gewohnt, in Allem geraden Wegs zu gehen und rief dem Fremden gleich beim Eintreten ziemlich rauh zu: „Gut, mein Herr, wir haben Sie endlich entdeckt! Verſtellung iſt umſonſt, ich weiß alles; leſen Sie hier,“ wobei er ihm den Brief von Bennet und Komp. vor die Augen hielt.

Wie vom Donner gerührt, fiel der Fremde ihm zu Füßen.

„Ich bin verloren,“ rief er, „verloren für immer. O! mein Vater, mein guter, mein ehrwürdiger Vater, was wird aus Dir werden? entehrt durch mein Verbrechen, wirſt Du vor Jammer ſterben. Und meine Mutter!“ fuhr er ſchluchzend fort, „iſt es dahin mit mir gekommen, daß ich mich jetzt über Deinen Tod freuen muß?! Wenigſtens biſt Du mit dem Anblick der Leiden und der Schande Deines ſchuldbeladenen und unglücklichen Sohnes verſchont geblieben!“

„Junger Mann!“ rief der Banquier, gerührt von den Anzeigen der Reue, „ſtehen Sie auf und hören Sie mich an. Sind die Wechſel noch in Ihrem Beſitz?“

„Sie ſind es, ja, ſie ſind es! O! wie gut iſt es, daß ich die Offerten des habſüchtigen Wucherers nicht angenommen habe! Hier ſind ſie, nehmen Sie, mein Herr! ich beſchwöre Sie.“ (Dabei zog er aus ſeiner Bruſt ein großes Portefeuille hervor). — „Sie werden ſehen, daß nicht ein Einziger fehlt. Aber ich bitte Sie, ſchonen Sie mich, und meine künftige Aufführung wird die Aufrichtigkeit meiner Reue beweiſen; ja, ja, ich bereue es, aber retten Sie mir das Leben, denn ich würde die Schande nicht überleben.“

„Nur ruhig und Muth gefaßt,“ ergriff der herrliche von Kapell das Wort, „wir haben ein deutſches Sprüchwort, es heißt: Wenn die Noth am größten iſt, da iſt die Hülfe am nächſten. Setzen Sie ſich und hören Sie an, was ich ſagen werde. Ich bin glücklich, daß der Zufall es gewollt hat, daß ich den Wünſchen meiner Freunde in England ſo ſchnell entſprechen kann. Der Schreck, der Sie überfallen, hat Ihnen nicht erlaubt, den Brief bis zum Ende zu leſen; nehmen Sie ihn wieder und Sie werden ſehen, mit welchem Edelmuthe man mit Ihnen verfahren will; da der Kredit Ihres Hauſes gerettet iſt, ſo will man nicht Ihr Verderben. Leſen Sie! leſen Sie! und unterdeſſen, Hauſen, laſſen Sie einige Erfriſchungen und ein Paar Flaſchen von meinem alten Rheinwein kommen, und auch drei Gläſer, lieber Hauſen, drei Gläſer.“

Als der Fremde geleſen hatte, rief er, von Neuem in Thränen ausbrechend, aus: „Ich verdiene ſo viele Nachſicht nicht. O! mein Vater, mein herrlicher Vater! das verdanke ich Deinen Tugenden!“

Von Kapell ließ dieſen Bemerkungen freien Lauf, bis ein Diener erſchien und Erfriſchungen auf den Tiſch ſtellte. Als dieſer ſich wieder entfernt hatte, ergriff der Banquier wieder das Wort: „Jetzt, junger Mann, ſagen Sie mir aber, welcher Dämon hat Sie können verführen, zu flieh...., zu entweichen? Die Frauen oder das Spiel?“

— „Schonen Sie mich, ich bitte darum, würdiger Mann; gewiß werde ich ein volles Bekenntniß ablegen, aber mein Vater ſoll der Erſte ſein, der von dem Urſprung meines Verbrechens unterrichtet wird.“

— „Gut! trinken Sie noch ein Glas Wein, Sie ſollen in meinem Hauſe bleiben, bis wir ein Schiff nach Batavia für Sie gefunden haben. Wenn mein gutes Schiff die Chriſtiane in der verwichenen Nacht nicht die Anker gelichtet hätte...“ —

— „Mit Ihrer Erlaubniß,“ unterbrach ihn Hauſen, „die Chriſtiane liegt noch im Hafen. Der Wind blies geſtern Abend zu heftig und es war zu gefährlich, ſich durch die Sandbänke zu wagen.“

— „Sie treffen es ſehr glücklich, junger Mann,“ rief lebhaft von Kapell, „die Chriſtiane bietet Bequemlichkeiten, wie ſie ein Fürſt nicht beſſer verlangen kann. Gehen Sie, Hauſen, verſchließen Sie dieſe Sachen und bringen Sie 200 Louis'dor für den jungen Mann. Und Sie, mein Junge, eſſen Sie ſchnell einige Biſſen, denn ich glaube, Sie haben keine Zeit zu verlieren.“

Als die Mahlzeit zu Ende war, händigte der Banquier dem Fremden die 200 Louis'dor ein und fügte ſoviele gute Lehren bei, als ihm die Kürze der Zeit erlaubte. Der Engländer ließ es an Dankbezeugungen nicht fehlen, verſprach, ſich in der Zukunft ganz untadelhaft aufzuführen, drückte von Kapell die Hand und begab ſich an den Bord der Chriſtiane, in Begleitung von Hauſen, der dem Kapitain von Seiten ſeines Prinzipals empfahl, auf ſeinen Paſſagier alle nur mögliche Rückſicht zu nehmen. Das Schiff lichtete die Anker und in wenigen Stunden war es verſchwunden. Tags darauf beeilte ſich von Kapell, dem Hauſe Bennet, Pord und Komp. die Wechſel, die ſo glücklich in ſeine Hände gekommen waren, mit einer ausführlichen Beſchreibung der einzelnen Umſtände bei dem ganzen Vorfall zurückzuſchicken.

Vierzehn Tage darauf erhielt der gute Hamburger aus England folgende Antwort:

„Lieber Herr!

Gegenwärtiges dient dazu, Ihnen wiſſen zu laſſen, daß uns niemals Wechſel entkommen ſind; diejenigen, welche Sie uns mit Ihrem Letzten übermacht haben, ſind falſch; unſer Kaſſirer hat ſeine Frau nicht verloren, denn er iſt nie verheirathet geweſen, folglich hat er auch keinen Sohn. Wir drücken unſer aufrichtiges Bedauern aus, daß Ihr Eifer für die Angelegenheiten unſers Hauſes Sie in eine ſo unangenehme Sache verwickelt hat und daß Sie das Opfer eines ſo liſtigen Betrügers geworden ſind.

Wir verbleiben ꝛc.

Bennet, Pord und Komp.

Nachſchrift: Wenn Sie irgend einmal wieder von dem Menſchen, den Sie auf Ihre Koſten nach Batavia geſchickt haben, etwas hören, ſo werden Sie uns ſehr verpflichten, wenn Sie uns davon benachrichtigen wollten.“

Literariſche Intoleranz.

„Im Praktiſchen iſt doch kein Menſch tolerant! Denn wer auch verſichert, daß er jedem ſeine Art und Weiſe gerne laſſen wolle, ſucht doch immer diejenigen von der Thätigkeit auszuſchließen, die nicht ſo denken, wie er.“ *)

An dieſen Ausſpruch eines eben ſo verſtändigen als billig denkenden Mannes wird man unwillkürlich erinnert, wenn man in Menzels deutſcher Literatur **) Folgendes lieſt: „Joſeph II. duldete, daß zwei höchſt ſeichte Köpfe, Blumauer den Voltaire, Alxinger den Wieland in Oeſterreich ſpielen durften.“ Es iſt dies ein neuer Beweis, wie intolerant und illiberal oft Menſchen ſind, die den Liberalismus und die Toleranz beſtändig im Munde führen. Was ſollte denn Joſeph mit dieſen Männern anfangen? Sollte er ihnen das Schreiben verbieten, oder ſie gar des Landes verweiſen? Er handelte als ein wahrhaft weiſer und toleranter Fürſt, indem er von ihrem literariſchen Treiben keine Notiz nahm. Duldet doch auch König Wilhelm, daß Wolfgang Menzel den Leſſing in Würtemberg ſpielt, Menzel, deſſen ſchmähſüchtige Afterkritik ſich zu Leſſings beſonnener und leidenſchaftsloſer Kritik, wie Blumauers gemeiner und plumper Witz zu Voltaires geiſtreichem und zephyrleichtem Witze verhält. Menzels literariſches Treiben iſt nicht nur gemein, ſondern gradezu ſansculottiſch, während Alxingers und Blumauers Treiben wenn ſchon gemein, doch harmlos und für Andersdenkende unbeleidigend war.

Menzels oben angeführte Worte ſind übrigens höchſt merkwürdig. Unzweideutig geht daraus hervor, daß ihr Verfaſſer im Beſitze politiſcher Macht einen literäriſchen Terrorismus begründen würde, wie ihn die Welt, ſeit es eine Literatur gibt, noch nicht geſehen, und der nicht minder fürchterlich wäre, als es Robespierre's politiſcher Terrorismus geweſen iſt.

Heinrich Sommer.

---

*) Wilhelm Meiſters Lehrjahre. 6. Buch.

**) Deutſche Literatur 1, 160.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

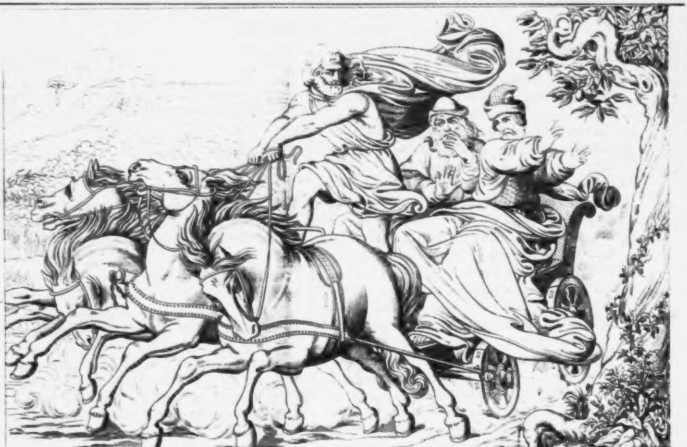

F. Rückert's Nal und Damajanti

№ 3. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 3. Januar.

Rückert.

(Geſammelte Gedichte von Friedrich Rückert. Dritter Band. Erlangen bei Karl Heyder. 1837.)

So lockend auch die Gelegenheit iſt, ſich über Rückert's poetiſchen Charakter im Ganzen und Großen auszuſprechen, ſo würde dies doch die Grenzen eines Journalartikels überſchreiten. Wir überlaſſen daher die Löſung einer ſo ſchönen Aufgabe der Literaturgeſchichte und beſchränken uns hier auf die Beurtheilung des vorliegenden dritten Bandes der geſammelten Gedichte.

Den Inhalt deſſelben bilden: ſechs Bücher Jugendlieder, zwei Bücher Zeitgedichte und endlich einige Volksſagen. Vielleicht enthält dieſer Band, der Maſſe nach, weniger durchaus Gereiftes und Vollkommenes, als die beiden vorhergehenden; aber ein großer Dichter hat wohl das Recht, auf Intereſſe zu rechnen, wenn er uns in den frühen Blüthen ſeines Geiſtes die leiſe Spur verfolgen läßt, wie ſich derſelbe von Stufe zu Stufe bis zu gediegner, ſicherer und umfaſſender Meiſterſchaft entwickelt hat. Hier hört die Mäkelei auf, wenn uns ſelbſt hie und da etwas begegnen ſollte, deſſen Veröffentlichung einem Anſtrebenden, der ſich erſt die Krone der Anerkennung zu erringen hat, zum ſtrengen Tadel gereichen würde. — Man bilde ſich jedoch nicht ein, daß wir im Sinne hätten, durch ſolche Worte ſchlechte Jugendmachwerke eines berühmten Mannes beim Publikum einzuſchwärzen. Im Gegentheil iſt auch in dieſem Bande ſo viel durchaus Vortreffliches enthalten, daß das Unbedeutendere nicht verletzt, ſondern nur, wie zu leichterer Erholung, eingeſtreut erſcheint. Auch haben ſelbſt unbedeutende Schöpfungen großer Dichter das Eigenthümliche, daß ſie ſtets ein Hauch der Anmuth, ein feſtes Gefühl für Maaß und Harmonie durchweht, ſo daß wir uns oft verwundert freuen, wie, gleichſam aus Nichts, ein anſpruchloſes, zierliches Gebild hervorgeſchaffen iſt. — Was die in den Jugendliedern enthaltenen Elemente betrifft, ſo finden wir hier Alles im Keime vorbereitet, was ſich ſpäter zu ſchöner Vollendung entfaltet hat. Wir finden zunächſt ein warmes, kindliches Hingegebenſein an die Fülle und Schönheit der Natur, einen ſchauenden Blick für die tiefere Bedeutung ihrer mannigfachen Gebilde und Erſcheinungen; doch ſo, daß das Herz des Dichters in ihnen nur immer ſich ſelbſt mit allen ſeinen innerſten Regungen erkennt und fühlt. Darum keine Aufzälungen und todte Beſchreibungen, nur mechanisch mit Reflexionen und Empfindungen oder Empfindeleien vermengt, wie ſolche in Deutſchland lange für Poeſie gegolten und in Matthiſſon, als Landſchaftspoeſie, ihren langweiligen Triumph gefeiert haben, ſondern lebendig durchhauchte Gemälde, deren jedes, als innerſte Seele, die Seele des Dichters ſelbſt in ſich trägt und offenbart. Die Natur, in all ihrer Schönheit zwar tief empfunden, wird doch nur Darſtellungsmittel für Alles, was des Dichters jugendliche Bruſt erfüllt. —

Natürlich tritt auch die Jugendliebe in dieſen Liedern auf. Gerade ſolche frühe Liebeslieder ſind es, in denen der Erkennende am beſten den zu ewiger Stümperſchaft Verdammten von dem werdenden Meiſter unterſcheidet. Die von Phraſen und von allem Unechten ſo leicht hingeriſſene Menge hingegen wird in der Regel ſolche Lieder des Stümpers für ſchön, die des künftigen Meiſters aber für albern halten. In den erſteren nämlich herrſcht in der Regel entweder ein weinerliches Zerfließen und Jammern (und die Menge fühlt ſich gern gerührt), oder eine himmelſtürmende Ueberſchwänglichkeit vor, ausgedrückt in ſtrömenden und rauſchenden Verſen, deren einzelne Glieder ſich aus den Werken früherer, guter und ſchlechter Dichter, Stück für Stück herausleſen laſſen. Aber eben deshalb finden ſie Eingang. Die Menge läßt ſich gern bekannte und beliebte Melodien verdudeln und ſcheut es über Alles, immer wieder neue Nüſſe aufzuknacken. Dagegen treten die Jugendlieder des Meiſters mit einer gewiſſen ſchlichten Unſcheinbarkeit auf, eben weil ſie, ohne Uebertreibung und Selbſttäuſchung empfangen, von der Lage des Dichters eingegeben und durchaus klar und wahr empfunden ſind. Aber eben jener oben bezeichnete Prunk wird nur zu oft mit dem Namen: Gefühl belegt, und ſo kommt es, daß nicht ſelten gerade die größten Dichter, z. B. Göthe, als fühllos bezeichnet werden, da Wenige im Stande ſind, den leiſen Hauch des beſcheidenen Gefühls in ihren kleinen Liedern zu empfinden. Dazu kommt noch der Vorwurf der Unbedeutendheit und Inhaltloſigkeit, während man doch gerade daran den ſich entwickelnden Meiſter erkennt, daß ihm auch der kleinſte Vorfall wichtig genug erſcheint, um ihm für ſeine Kunſt eine erfreuliche Ausbeute abzugewinnen, daß er aber auch ſolche kleine Vorfälle immer beim rechten Ende zu faſſen und, durch geiſtige Belebung, aus dem Felde der Alltäglichkeit zu erheben verſteht. In ſolchem Sinne ſind die meiſten der in dieſem Bande enthaltenen Liebeslieder und Gelegenheitsgedichte (im Göthe'ſchen Sinn) gedichtet. Die Klage tritt ſelten auf, und, wo ſie es thut, macht ſie ſich nicht breit; meiſt iſt ſie von der Selbſtbelächlung reifender Männlichkeit, nicht verſpottet, aber beherrſcht. Vorherrſchend aber bleibt das Tändelnde, Koſende, Neckende und Scherzende (ſelbſt bis zum Burlesken), das ſich kleiner Liebes- und Lebensvorfälle oft mit reizender Anmuth bemeiſtert. Der Dichter fühlte ſelbſt, daß er es mehr noch mit anmuthigen und zarten Liebeleien, als mit jener ächten, reinen und warmen Liebe zu thun habe, die ihm ſpäter, in ſeinem: Liebesfrühling einen bezaubernden Reichthum erglühender und duftender Blüthen getragen hat. — Aber auch dieſer Frühling blieb nicht die höchſte Gemüthsentwicklung unſres Dichters. In ihm erſt begann die zarte und innige Geſchlechtsliebe ſich auszuweiten und zu erheben, bis ſie in der reinſten und heiterſten Liebe zu Welt, Menſchheit und Gott ihre volle Verklärung erreicht hat. Eine deutliche Hinweiſung auf dieſen Fortgang finden wir ſchon im vorliegenden Bande, in den früheſten Jugendliedern unter dem Titel: „Der Allgegenwärtige!“ Das Gedicht beginnt:

Ich möchte nur wiſſen, wohin ich ſoll' ſehn,
Daß ich dich nicht ſähe, o Liebe,
Und wiſſen möcht' ich, wohin ich ſoll' gehn,
Daß ich nicht bei dir bliebe.
Du biſt überall, überall,
Wo Windeshauch und Wogenſchall,
Und wo ſie nicht ſind, da biſt du.

darauf befragt der Dichter Vögel, Wellen, Himmelblau und Sonne; alle wiſſen ihm von nichts zu ſagen, als von Liebe. Noch höher verklärt ſchaut er ſie in des Mägdleins Buſen und endlich:

Da mußt' ich das Auge ſchließen vor Luſt,
Um nicht vor Lieb' zu erblinden;
Da ſtaunt' ich, inwendig in meiner Bruſt
Nicht minder die Liebe zu finden;
Ja, was ich ſonſt einzeln von Liebe nur ſah
In Erd' und Himmel hie und da,
Sah ich hier liebend beiſammen.

Hieran ſchließt ſich die Anfangsſtrophe als ſchönes Ende. —

Doch der jugendliche Dichter konnte bei den erſten, zarten Empfindungen des Herzens nicht ſtehn bleiben; er begann nach einer ernſten und tiefen Weltanſchauung, nach durchdringendem, verſöhnendem Erkennen zu ringen. Dies äußert ſich zunächſt darin, daß er auch von auſſen und von fern her gebotenen Stoff ergreift und ſich ſeiner bemächtigt. Wir erhalten hier eine Reihe von Sagen und Legenden in Form der poetiſchen Erzählung. Sie ſind durch objektive Kraft der Schilderung, Gemäßheit der Anordnung und edle Reinheit der Form der Art, daß ſich der Dichter auch jetzt noch ihrer nicht zu ſchämen hat. Beſonders anziehend iſt: Der Blinde, in dem ſich, bei gelungenſter Trefflichkeit der Darſtellung, einerſeits die Vorliebe zur morgenländiſchen Sagenwelt, anderſeits der Hang, die Ergebniſſe einer gereiften Lebensweisheit in Bild und Beiſpiel niederzulegen, ſchon früh in unſerm Dichter offenbart. —

Dieſes erſte objektive Streben führt den Dichter weiter. Er beginnt Leben und Welt und das Innere des Menſchen auch als dargebotenes Objekt zu betrachten, und als ſolches, im großen Zuſammenhange, klar und rein aufzufaſſen, und erkennt dann bald ſeine Aufgabe, die dieſes Objekt im innerſten Kern beſeelenden poetiſchen Gedanken zu erſchau'n, und in der treuen Darſtellung des Erkannten ſie zu offenbaren. Als vortrefflich in ſolcher treuen Darſtellung, müſſen wir das Gedicht: Hymenäus bezeichnen, das in den lieblichſten und friſcheſten Bildern eine treffende Gegenüberſtellung und Charakteriſirung des Liebes- und Eheglücks ausdrückt. Noch mehr überwältigt der Gedanke den Stoff in dem Gedichte: An die Sprache. Es wird darin in kühnen Bildern und kernigem Ausdruck die Fülle und Kraft der Sprache gefeiert, die den Dichter, gleichſam ſpielend, ſchon in Beſitz ſeiner ſelbſt und der Welt geſetzt hat, ehe er noch Selbſtbewußtſein und Macht zu geiſtigem Erringen hatte. Obgleich nicht ausdrücklich geſagt, liegt es doch in dem Gedicht, daß es ausſchließlich der Mutterſprache gilt und würdiger konnte ſie der Dichter gewiß nicht preiſen, als, indem er ſie, in ſeinem Preisgeſange ſelbſt, einen ſchönen Triumph erlangen ließ. — Von ganz anderer Art, doch nicht minder trefflich iſt: Die Göttin im Putzzimmer. Es beginnt alſo:

Welche chaotiſche
Haushälterei!
Welches erotiſche
Tauſenderlei!

Alle die Niſch'chen,
Alle die Zeuchen,
Alle die Tiſchchen,
All' die Geſtellchen!

Fächelchen, Schreinchen,
Alle voll Quäſtchen;
Perlchen und Steinchen,
All in den Käſtchen!

Blinkende Ringelchen,
Schimmernde Kettchen,
Goldene Dingelchen!
Silberne Blättchen! —

So fährt der Dichter fort, mit Behaglichkeit und Liebe ſich in der feinen, treffenden Schilderung dieſer Kleinigkeitswelt gehn zu laſſen. Zuletzt tritt die Göttin ein und legt den Schmuck an. Die Schilderung führt in demſelben neckiſchen Ton fort; doch:

Plötzlich von unten,
Stebt ſie bis oben,
All mit dem bunten
Flitter umwoben.

Alles, wie fügt ſich's
Still und einträchtiglich,
Legt ſich's, begnügt ſich's,
Wie ſie's will, mächtiglich. —

Wir würden uns ſchon mit voller Befriedigung von dieſem zierlichen Geflecht wenden, wenn es am Schluß auch bloß durch irgend eine witzige Wendung zum loſen Knoten geſchürzt wäre. Statt deſſen ergibt ſich, daß die Göttin, die das Tauſenderlei zu ſo ſchönem, ſinnigem Schmuck zu verſöhnen wußte, die **Muſe** oder die **Liebe** iſt:

Denn nur ihr beide
Ordnet zum Eins
Buntes Geſchmeide
Menſchlichen Seins.

Denn nur ihr beide
Wandelt das Nichts,
Chaos, zum Kleide
Himmliſchen Lichts.

So fühlen wir uns, freudig überraſcht, zu einem ſchönen und tiefen Gedanken gleichſam bingetändelt. — Das ſchon früher in der erſten Sammlung abgedruckte Gedicht: **Die zwei und der dritte** gibt, in rieſenhaft kecker Verbildlichung, einen tiefen und wahren Begriff von der Poeſie. Man ſieht, daß die **didactiſche** Richtung, mit der der Dichter ſeine ruhmvolle Laufbahn ſcheint beſchließen zu wollen, immer mehr auftaucht. Sie ſpricht ſich ferner in den trefflichen Gedichten: **Freiheitslied**, **das Ewige**, **Fremdes und Eignes**, **an die Dichter** entſchieden aus. Aber Rückerts Didaktik iſt nicht jene veraltete, pedantiſche Aftermuſe, durch die ſich der Dichter zum Schulfuchs herabwürdigte. Sie iſt voll Wärme und Leben, den reichen Schmuck ſchaffender Phantaſie nicht abſtreifend, ſondern ihm, durch ernſte Gedanken, Bedeutung und Seele einhauchend. —

(Fortſetzung folgt.)

Aus Paris.

(Ein Selbſtmord, nebſt Quittung dafür. — Alfred Johannot. — Eine neue Aktiengeſellſchaft.)

Der Clerc eines Notars war in eine verheirathete Frau verliebt. Das hat man wohl bisweilen erlebt. »Ich kann nicht länger dieſe verbrecheriſche Liebe üben«, ſpricht eines Tags die Frau, »aber ich kann ſterben.« — »So wollen wir ſterben,« erwiedert der Clerc. — Die Kohlen werden gekauft, die beiden Liebenden ſpeiſen im **Rocher de Cancale** zu Mittag, kehren um 9 Uhr nach Hauſe zurück, verriegeln ſich in dem Zimmer des Clerc, machen ihr Teſtament, zünden die Kohlen an und ſagen ſich ein zärtliches Lebewohl. In dieſem Falle kann der Selbſtmord nicht durchaus immoraliſch genannt werden, weil er einen Skandal beendet und die Buße anfängt. Gegen Mitternacht ſteigt ein in demſelben Hauſe wohnender Arzt die Treppe hinunter; er riecht den Kohlendampf; er hört erſtickte Seufzer; ſogleich wird Lärm geſchlagen, man öffnet die Thüre mit Gewalt, der Doktor tritt hinein und rettet die beiden Sterbenden. Der junge Clerc des Notars, wüthend darüber, daß man ihn in ſeinem Todeskampf geſtört habe, benutzt die ihm wieder gegebene Lebenskraft ſofort dazu, dem rettenden Arzte eine ſtrenge Züchtigung zu adminiſtriren; er zerreißt deſſen Kleider, er ſchlägt ihn, wirft ihn zur eingebrochenen Thüre hinaus, mit den Worten: »Das mag eine Warnung für Sie ſein, ſich in Zukunft in nichts zu miſchen, was Ihnen fremd iſt, und keinen nächtlichen Einbruch in die Wohnung eines friedlichen Bürgers vorzunehmen!« — Den Tag darauf kehrt der Clerc wieder zu ſeinem Notar, und die Frau wieder zu ihrem Mann zurück. Was thut aber der Doktor? Der Doktor überſchickt dem Clerc ſeine Rechnung: »Für einen Krankenbeſuch um Mitternacht bei Herrn M... und für Heilung vom Erſtickungstode, 20 Fr.« Der Clerc verweigert die Zahlung, und die ſtreitenden Partheien gehen vor den Friedensrichter, welcher dem Doktor Recht gibt. — Das iſt ein ganz unbilliges Urtheil; meinem Dafürhalten nach hätte der Doktor verdammt werden müſſen, dem Clerc eine Entſchädigung dafür zu geben, daß er ihm und ſeiner Geliebten die Laſt einer peinlichen und ſtrafbaren Exiſtenz wieder aufgebürdet hat.

— — Man fängt bereits an, von dem nächſten Salon zu ſprechen, welcher ſehr glänzend ausfallen wird, wie man verſichert. Einen bekannten Künſtler wird man diesmal vermiſſen; **Alfred Johannot** iſt ſo eben geſtorben, in einem Alter von 37 Jahren. Seine zahlreichen Kupferſtiche und Aquarelle haben ihm große Popularität verſchafft; ſeine Vignetten zu Coopers Werken, ſeine Studiengemälde zu Walter Scott's Romanen, welche im Beſitz der Prinzeſſin Marie ſind, eine Maſſe Kompoſitionen für neue Bücher, für Albums und Privatkabinette, bezeugen die große Tüchtigkeit und Fruchtbarkeit ſeines Talents. Dieſe Arbeiten verrathen einen großen Reichthum und eine unendliche Mannigfaltigkeit der Einbildungskraft, ein feines geiſtreiches Gefühl und eine wahrhaft bemerkenswerthe Auffaſſung des Genies der Dichter, welche der Grabſtichel Alfred Johannot's überſetzte. Als Maler hatte er ſich die vollendeteſten und beſten Meiſter der niederländiſchen Schule zu Vorbildern gewählt; ſeine Gemälde zeichnen ſich durch ſchöne Zeichnung und eine zarte, gewiſſenhafte Exekution aus; die beſten darunter ſind: die Herzogin von Orleans zeigt dem Pariſer Volke den Sieg bei Offenbach an, die Verhaftung unter Ludwig XIII., ein Porträt Heinrich II. und ſeiner Familie, der Herzog von Guiſe, bei der Katharina von Medicis vorgeſtellt, und die Kapelle der heiligen Hyazinthe, in der neuen Kirche Notre Dame de Lorette. Er hinterläßt zwei unvollendete Gemälde, von denen eins Karl II., nach London zurückkehrend, das andere Eliſabeth mit ihrem Hof vorſtellt. Der Bruder des verſtorbenen Künſtlers, **Tony** Johannot, wird beide Bilder für die nächſte Kunſtausſtellung vollenden. Jules Janin hat am Grabe des Todten einige hübſche Worte geſprochen.

Zum Beſchluß hören Sie noch von einer neuen Aktiengeſellſchaft, welche die armen Fußgänger gegen alle von den hieſigen Fuhrwerken veranlaßten Unfälle veraſſekurirt. In Zukunft alſo, wenn man ſeine Prämie bezahlt hat, kann man ſich beſpritzen, umfahren, zerquetſchen laſſen; das geht Einen nichts mehr an; man hat ſeine Legitimationskarte, und die Aktiengeſellſchaft iſt gehalten, uns aus der Goſſe aufzuheben, uns zu reinigen, zu bürſten, auszubeſſern u. ſ. w. An jeder Straßenecke will die Verwaltung Kommiſſionäre aufſtellen, welche Bürſten und Tragbahren in Bereitſchaft halten. Der Fußgänger kann alſo jetzt luſtig drauf los marſchiren, ohne ſich im Mindeſten um die Hinderniſſe in den Straßen zu bekümmern; wenn ihm ein impertinentes Kabriolet ſein ſchnarrendes Gare zuſchreit, ſo braucht er ſich keineswegs zu derangiren; wenn ein ſchlecht erzogener Fiaker ihm das Trottoir ſtreitig macht, ſo weiche er keinen Fuß breit; wenn ein flegelhafter Omnibus ihm über den Leib fährt, ſo laſſe er das geduldig geſchehen, es koſtet ihn ja keinen Pfennig, er iſt veraſſekurirt. Es iſt genug, wenn er nur einen Finger frei behält, um dem nächſten Eckenſteher einen Wink zu geben, und ohne andere Scheerereien zu haben, iſt er binnen 10 Minuten in ſeinem Bett, und 24 Stunden nachher wird er nach dem Kirchhof des Père Lachaiſe hinausgetragen, ohne ſich im Mindeſten zu derangiren. F. G.

Feuilleton.

*** **Früchte der Handelsfreiheit.** — Vor dem im J. 1836 erfolgten Zollanſchluſſe befanden ſich im Großherzogthum Baden 231 Fabriken mit 1813 Arbeitern; die jährliche Produktion betrug 10,000,164 fl. Gegenwärtig iſt die Zahl der Fabriken 294 mit 3091 Arbeitern, welche jährlich einen Werth von 14,071,140 fl. produziren.

*** **Früchte ſtaatsbürgerlicher Freiheit.** — Den Débats zufolge betrug die Zahl der Wähler zur Deputirten-Kammer in Frankreich

im J. 1831 — 171,015, wovon 129,211 ſtimmten,
— 1834 — 173,896, — 129,339 —
— 1837 — 199,836, — 131,780 —

*** *Sténographie des Sténographies.* — Unter dieſem Titel kündigt Hr. Patey ein Syſtem an, welches, ſeiner Verſicherung nach, auf Prinzipien gegründet iſt, die vor ihm noch Keiner durchdrungen, welches auf alle Sprachen anwendbar und das einzige ſein ſoll, das den Titel rechtfertigt: »Kunſt, ſo geſchwind zu ſchreiben, als man ſpricht.« Hr. Patey, der Erfinder dieſer Kunſt, verſichert auch, daß man dieſelbe mit Hülfe des angekündigten Buches in wenigen Tagen erlernen könne.

*** **Von Artaud's** *Histoire de Pie VII.* iſt bereits eine zweite Ausgabe erſchienen, obgleich ſie auch in Brüſſel nachgedruckt worden. — Niſard, deſſen Verdienſte um die franzöſiſche Kritik nicht zu beſtreiten ſind, meint, Ritter Artaud ſei durch ſeine diplomatiſchen Funktionen, ſeine literäriſchen Studien, ſeine Beobachtungen, Erfahrungen und Geſinnungen derjenige, der vor allen Männern des Jahrhunderts die günſtigſte Stellung gehabt, jenes große Werk zu unternehmen.

*** **Moldauiſche Literatur.** — Von Jaſſy wird unterm 20. November geſchrieben: »Zwiſchen der Moldau und Wallachei findet eine Art von Bildungseiferſucht ſtatt. Während die Wallachen ſo große Fortſchritte in Künſten und Wiſſenſchaften machen, wollen die Moldauer nicht zurückbleiben. Eine Geſellſchaft von jungen Moldauern hat ſich gebildet, um eine ausſchließlich der National-Literatur gewidmete Zeitſchrift zu gründen. Eine andere hat die Ueberſetzung franzöſiſcher, deutſcher, polniſcher u. a. Werke übernommen. Durch Fürſorge des Hospodars iſt unſer National-Theater wieder hergeſtellt und das Perſonal der Schauſpieler vervollſtändigt worden. Auf dem Repertoire ſtehen mehrere ſehr merkwürdige National-Schauſpiele, wie: »Stephan, der ſechſte Fürſt der Moldau« von Kewindger und »Michael der Tapfere«, der Moldauiſche Hospodar. Beide ſind in einfachem und natürlichem Style geſchrieben und athmen durchaus den glühendſten Patriotismus. Im Dezember ſollten ſie aufgeführt werden. Schon ſtrömen viele Bojaren nach Jaſſy.«

*** **Eine franzöſiſch-engliſch-holländiſche Gartenbaugeſellſchaft** iſt nun in Paris als begründet angekündigt, welche 740 Aktien jede zu 500 Franken ausgibt. Das Kapital ſoll dienen zu Unterhaltung und Förderung der größten jetzt in Europa beſtehenden »Blumenfabrik,« welche nunmehr auf dem Boulevard Montparnaſſe Nr. 37 errichtet, 100,000 Zierpflanzen und Geſträuche dem ſchauluſtigen Publikum darbietet. Hr. Hericart de Thury bemerkte kürzlich, daß wer vor 15 Jahren mit 50 Franken ſich zum Blumiſten gemacht, jetzt vermögend, wer 50 bis 100 tauſend auf Hortikultur verwendet, jetzt Millionair ſei, wie es deren jetzt mehrere unter den Pariſer Fleuriſten gebe.

*** Die „*Pérégrinations d'une Paria,*“ welche eben erſchienen, ſollen eine der originellſten Produktionen der Epoche ſein. Die Verfaſſerin, Frau **Flora Triſtan**, ſtammt aus einer Peruvianiſchen Familie und ſtand in Peru mit der ausgewählteſten Geſellſchaft in Verbindung. Ihre Schilderungen des dortigen Lebens ſollen von unvergleichlicher Wahrheit ſein.

*** **Münchner Lithographen und Berliner Kupferſtecher.** — Mit Bezug auf die meiſterhaften Steindrücke des Hrn. Hanfſtängel in Dresden und andere der Münchener Lithographen, wird in der Preuß. Staatszeitung vom 19. Dez. bemerkt: »Kann ſich nun auch Berlin rückſichtlich der Lithographien nicht mit den Leiſtungen jener beiden Städte vergleichen, ſo hat es dafür den Vorzug, daß hier die edlere Kunſt des Kupferſtichs im ſchönſten Aufblühen gedeiht.« Der Kupferſtecher Hr. Eichens legte dem wiſſenſchaftlichen Kunſtverein (zu Berlin) ſeine Zeichnung nach einem Madonnenbilde von Raphaellino del Garbo vor, deſſen Stich ihm von dem Kunſtvereine aufgetragen iſt.

*** **Eine (angeblich) neue Fortbewegungsmaſchine** wurde am 30. Nov. auf der New-road zu London verſucht. Sie beſteht aus 2 Rädern von 6 Fuß Durchmeſſer, zwiſchen denen der Erfinder ſaß und mit den Füßen den Erdboden tretend, ſich vorwärts bewegte. Im Schweiße ſeines Angeſichtes legte er etwa 16 engl. Meilen (3 deutſche) in der Stunde zurück. Die hier mitgetheilten Angaben machen es jedoch ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe neue engliſche Erfindung Nichts anders als die in Deutſchland ſchon faſt vergeſſene Draiſine iſt. Auch Hr. v. Drais kann ein „*sic vos non vobis*“ hinüberrufen, wie noch kürzlich bemerkt worden, daß die Engländer den elektriſchmagnetiſchen Telegraphen für ihre Erfindung ausgegeben, der längſt von Hrn. v. Sömmering erfunden war.

*** **Ueberbleibſel einer Römiſchen Villa** ſind in der Nähe von Buckingham auf dem Wege nach Stoney Stratford entdeckt worden. Der Grundeigenthümer, Herzog von Buckingham, läßt ſie aufgraben.

*** »**Der aufgehende Morgenſtern und der anbrechende Tag in den Chriſtenherzen oder der Geiſt Chriſti in der Kirche**« iſt der Titel einer kürzlich zu St. Gallen erſchienenen Schrift eines Kapuziners, des Paters Sebaſtian, in welcher er den Gebrauch des Lateiniſchen, beim Gottesdienſte, die Wallfahrten, den Bilderdienſt, die Verſunkenheit der Klöſter u. ſ. w. — angreift.

*** **Der hiſtoriſche Verein von Niederſachſen** läßt eine Reihenfolge bisher noch unbekannter authentiſcher Bildniſſe hiſtoriſch merkwürdiger Perſonen aus der Niederſächſiſchen Geſchichte allmählich erſcheinen. Für Ende d. M. wird nun das Portrait der Prinzeſſin Sophie von der Pfalz, nachmaligen Kurfürſtin von Braunſchweig-Lüneburg, der berühmten Gönnerin Leibnitz's, ausgegeben. Hofkupferſtecher Giere fertigt daſſelbe nach einem Gemälde des Gerhard Honthorſt.

*** **Die Gemeinde von Athen** hat dem König von Baiern eine goldene, geſchmackvoll in antiker Weiſe gearbeitete Schale überſendet, als Zeichen des Dankes für deſſen großmüthige Theilnahme an der Stiftung des Krankenhauſes zu Athen.

*** **Für die ſieben Entlaſſenen von Göttingen ſind,** der Allgemeinen Zeitung vom 24. Dez. zufolge, zu Leipzig ſchon mehr als 20,000 Thaler unterzeichnet. — Leipzig liegt bekanntlich im Herzen von Deutſchland. —

*** **Engliſche Dampfflotte.** Bekanntlich wurde das erſte Dampfſchiff in England in demſelben Jahre erbaut, in welchem ein europäiſcher Friede zu Stande gekommen. Von 1814 bis 1820 ſtieg die Zahl der Dampfſchiffe auf 34, die aber nur Paſſagiere führten. Seitdem wurden ſolche Schiffe auch mit Waaren befrachtet, und von den 34 mit 3,018 Tonnengehalt — ſtieg ihre Zahl in 10 Jahren auf 295 mit 30,000 Tonnengehalt. Am Ende des vorigen Jahres aber beſaß Großbritannien bereits eine Dampfflotte von 600 Schiffen von 67,969 Tonnengehalt. In Folge hiervon iſt die Geſammtmaſſe des Waarentransports durch Dampfboote von 306 Tonnen im Jahre 1820, auf 101,744 im Jahre 1830 und auf 3,489,226 am Ende des Jahres 1836 geſtiegen. —

*** **Concaver Himmelsglobus.** — Hr. Selves zu Paris, (rue des Mathurins-St.-Jacques N. 10.) hat ein Erfindungs-Patent erhalten für einen dreifachen Globus, welcher ſo eingerichtet iſt, daß ein convexer Erdglobus in einer Kapſel ſteckt, die auf ihrer innern concaven Fläche die Geſtirne ebenſo darſtellt, wie ſie ſich uns am Himmel zeigen. Auf der convexen Seite der Kapſel aber ſind die Meridiane und Parallelkreiſe verzeichnet. Das Ganze koſtet nur 18 Franken.

*** In der königlichen Bibliothek hat der Bibliothekarchef der gedruckten Bücher, Hr. Manzin, alle Schriften von **Strauß** und alle Gegenſchriften zuſammenſtellen laſſen und ſie durch die Aufſchrift: „*Straussiana*“ bezeichnet, weil er glaubt, daß die Straußiſchen Ideen und Anſichten nach Erſcheinung von zwei Ueberſetzungen des Lebens Jeſu ins Franzöſiſche durch Hrn. Munk und einer Dame, eben ſo viele Freunde als Gegner finden und es nachher für die Franzoſen von ungemeinem Intereſſe ſein werde, alles dahin Gehörige in der Urſprache auf der erſten Anſtalt der Metropolis geſammelt zu finden.

*** Am 23. Dezember ſollte der lang angekündigte Caligula von Alexander Dumas auf dem *théâtre français* mit vielem Pomp gegeben werden, wurde aber von Neuem vertagt.

*** Das »**deutſche Stammbuch**« findet in Paris als typographiſches Prachtwerk vielen Beifall und Abſatz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 4. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 4. Januar.

Der Dorfſpielmann.

Ballade von Joh. N. Vogl.

Es zieht ein armer Muſikant
Dahin auf ſtaub'ger Straße,
Mit ſeines Rockes Lappen ſpielt
Der Wind, als wie zum Spaſſe.

„Wohin, wohin, du alter Knab'?
Zu alt nun ſchon zum Wandern,
Bleib' hübſch bei'm Ofen du daheim,
Und laß das Geh'n den Andern.“

Der heitre Alte aber ſpricht:
„Das kann ich, traun, mit nichten,
So lang ich leb', will ich die Pflicht,
Die ich gewohnt, verrichten.“

„Seit dreißig Jahren kennt mich ſchon
Zu Friedberg die Gemeinde,
Das Kirchlein und mein Inſtrument
Sind gar vertraute Freunde.“

„Zwar wird mir ſauer jetzt der Weg,
Den ich einſt flink gezogen,
Seit, ach, der Jahre Wucht mir hat
Den Leib ſo krumm gebogen.“

„Doch kommt heran der Tag des Herrn,
Läßt mich's daheim nicht weilen,
Zu meinem Kirchlein muß ich zieh'n,
Und regnet's mit Pfeilen.“

Der Alte ſpricht's und wanket fort,
Ein Bild zum Lächeln kläglich,
Doch zieht er fort den Pfad und müht
Dabei ſich ab unſäglich.

Er geht und geht, ach, faſt vermag
Er weiter nicht zu ſchreiten,
Da hört er's ſchon zum Dienſt des Herrn
Zu Friedberg's Kirchlein läuten.

Aufrafft er jetzt die letzte Kraft,
Schleppt fort die müden Glieder,
Bis er im niedern Chore ſitzt
Vor ſeinem Pulte wieder.

Schon gibt der Kantor dort den Takt,
Und ſeine Töchter ſingen,
Daß Chor und Schiff vom Lob des Herrn
Gewaltig wiederklingen.

Der Alte auch nicht müßig ſitzt,
Und ſtreichet nach Vermögen,
Bis mit dem Venerabile
Der Prieſter gibt den Segen.

Da, ſeine Geige unter'm Arm,
Neigt er zum Pult ſich nieder;
Und ach, es übermannt der Schlaf
Die müden Augenlider.

Schon hebt der Sang auf's Neue an,
Es tönen Baß und Geigen,
Der alte Fiedler nur allein
Verharrt in ſeinem Schweigen.

Am Arme rüttelt wohl den Greis
Der Kantor, der behende,
„Wo ſteckt die Prim? Hört er denn nicht?
Das Sanctus geht zu Ende!“

Doch der bleibt ruhig, auf ſein Pult
Gelehnt, vom Schlaf umſchattet —
Die Englein trugen ihn hinauf; — —
Er war zu ſehr ermattet.

Rückert.

(Fortſetzung.)

Wir kommen nunmehr zu den: Zeitgedichten. Durch dieſe wird es der Dichter mit einer weit verbreiteten Parthei verderben; doch thut er recht, ſich daran nicht im mindeſten zu kehren. Dieſe Gedichte reichen von 1814—17, umfaſſen alſo noch das feindliche Verhältniß Frankreich's und Deutſchland's, den Kampf gegen Napoleon und deſſen Sturz. — Die jetzige jüngere Generation hat zwar vollkommen Recht, in Napoleon nicht mehr blos den unterdrückenden Tyrannen zu ſehen, und ihn als ſolchen zu haſſen. Jene Zeit iſt jetzt in hiſtoriſche Ferne gerückt, und auch Napoleon's rieſenhafte Geſtalt fordert, wie jede große geſchichtliche Erſcheinung, nunmehr eine ruhige und wiſſenſchaftliche Würdigung. Dennoch aber iſt es im höchſten Grade verkehrt, wenn wir von dieſem neuen, ohne unſer Verdienſt und Zuthun, rein durch den Verfluß der Zeit gewonnenen Standpunkte aus, den patriotiſchen Eifer und Zorn unſerer älteren Vaterlandsgenoſſen nicht mehr wollen gelten laſſen. Wahrlich! wer zu jener Zeit nicht innerlich Parthei ergriff, darf nur mit Schmach den Namen eines Deutſchen tragen, und wem es gegeben war:

> Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
> Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme,

dem müſſen wir wohl dasjenige unangetaſtet laſſen, was wir, in der vornehmelnden Sprache unſers heutigen Kosmopolitismus mit dem Namen: Einſeitigkeit bezeichnen würden. — Man iſt ſo weit gegangen, jenen ganzen, gewaltigen Kampf in's Lächerliche zu ziehn und ihm Alles Glorreiche und Begeiſternde abſprechen zu wollen. Aber die Geſchichte läßt ſich nicht ableugnen, und wenn auch ſie ſchwiege, ſo würde eine ſo gewaltige Stimme des Zorns und der Begeiſterung, wie ſie die Schaar der geharniſchten Sonnette unſern tauben Ohren zudonnert, genügen, um Zeugniß zu geben, daß die mächtige Aufregung jener Zeit keine erlogene und uns nur vorgefabelte ſei. — In den vorliegenden Gedichten nun iſt der eherne Tritt jener Sonnette zwar verhallt, die erſte, rieſenhafte Aufwallung hat geebbt; doch geben ſie manch wichtiges Aktenſtück zur Erkenntniß der Vergangenheit. Mancher ſchöne Zug, der als Zeitungsartikel verflogen und vergraben wäre, iſt in einfach edler, volksthümlicher Darſtellung der Vergeſſenheit entriſſen. Ein ſtarkes, tüchtiges Vaterlandsgefühl, ein edler, männlicher Sinn ſpricht ſich in Spott und Preis, Klage und Triumph, überall aus, wenn auch, nach unſrer jetzigen Anſicht, die wir aber nicht als Maaßſtab brauchen dürfen, oft partheiiſch. Doch iſt eine ſolche Partheilichkeit immer bei weitem höher und ehrenvoller, als aller hohle Phraſenkram von Völkergemeinſchaft und nationaler Bornirtheit, bei dem am Ende nichts gefühlt wird, und in dem ſich nur Gleichgültigkeit und Mattherzigkeit kund gibt. Daß übrigens des Dichters Geiſt keineswegs in der Einſeitigkeit einer Periode verharrt iſt, ſondern mit der Zeit fort und fort Schritt gehalten hat, finden wir an mehreren Stellen in ruhigen aber unverhohlenen Worten ausgeſprochen, z. B. gleich in der Eingangsode,

> Die ihr Zepter führt,
> Wiſſet, daß ihr Kinder
> Beherrſcht, welchen gebühret
> Gehorſam, doch nicht blinder:
>
> Mündig iſt das Geſchlecht,
> Darf fragen nach ſeinem Recht;
> Rechnet's ihm nicht zum Verbrechen,
> Wenns mit dreiſt will ſprechen.

Ferner in dem Gedicht „Frieden im Innern:“

> Es iſt eine große Spaltung
> Sichtbar in der Welthaushaltung,
> Die man klug umſonſt verſteckt;
> Sie will nicht ſein überhüllet,
> Sondern gründlich ausgefüllet,
> Und dazu erſt aufgedeckt.
>
> Könige und Nazionen,
> In dem Staub und auf den Thronen,
> Die ihr nur umſonſt euch ſchmückt
> Mit des Sieges Purpurlappung,
> Da ihr unter der Verkappung
> Wohl fühlt, wo der Schuh euch drückt! .....

Und weiter:

> Fort den Trug, und fort die Lüge,
> Fort die ſchlauen Winkelzüge
> Deß, was Politik ſich heißt,
> Die damit ſich kläglich friſtet,
> Niemand als ſich ſelbſt beliſtet,
> Nicht mehr ihren Feind, den Geiſt.
>
> Nicht mit heiligen Allianzen
> Werden Fürſten ſich verſchanzen,
> Und mit Trotz die Völker nicht,
> Sondern, wenn ſie mit Vertrauen
> Auge ſich in Auge ſchauen,
> Und zu Gott mit Zuverſicht.

Freilich möchte, trotz alle dem, die in dem folgenden Gedicht: Die Königskerze (das, unbefangen und ohne weitere Deutung betrachtet, eine liebliche Elfenromanze iſt) klug und geſchickt verſteckte politiſche Tendenz unſerm Dichter wieder ein ganzes Heer alberner Schreier auf den Hals ziehn. —

Nähere Beſprechung fordert die den Schluß des erſten Buchs der Zeitgedichte bildende größere Dichtung: Der Bau der Welt in drei Geſichten. Nur das erſte Geſicht iſt vollendet worden und dadurch tritt dieſe Schöpfung eigentlich aus der Reihe der Zeitgedichte heraus. Der Inhalt iſt eine poetiſch-philoſophiſche Erzählung der ganzen Weltgeſchichte. Die Darſtellung beginnt naiv und ſchlicht, wir möchten faſt ſagen (ohne damit verletzen zu wollen) an den Ton des Bänkelgeſangs ſtreifend, als ſei es ein zu Nutz und Frommen für Jedermann gar artig abgefaßtes Noth- und Hülfsbüchlein. Aber im Verlauf entwickelt ſich, reich und reicher, eine Fülle von Anſchauungen, Gedanken und ſchönen Auslegungen der Geſchichte. Die Bedeutung und ſtufenweiſe Entfaltung der verſchiedenen Religionsſyſteme iſt vorherrſchend das Ziel der Darſtellung. Den Gipfel bildet das hereinbrechende Chriſtenthum, in ſeiner Wechſel- und Zuſammenwirkung mit dem Germanenthum angeſchaut; endlich das Mittelalter, wo der neu ſich entfaltende Dualismus von Kaiſerthum und Papſtthum in kühnen und rieſenhaften Bildern verſinnlicht iſt. Die Kreuzzüge, ihre ideale Bedeutung und befruchtende Wirkung, treten auf. Die erwachende Kunſtwelt in allen ihren Zweigen findet ihre Stelle. Die Sprache wird gegen das Ende hin immer blühender und ſchwungvoller, mehr und mehr durchklungen von üppigen und charakteriſtiſchen Reimen. Mit dem Mittelalter ſchließt das Gedicht ab, und ſo haben wir zuletzt eine vollſtändige Philoſophie der alten und mittleren Geſchichte, tief und treffend, doch ſchlicht und einfach, ſo daß ſie Jedermann begreiflich werden kann, und bei alle dem doch ein ächtes Gedicht. Es iſt zu beklagen, daß dieſer Kreis noch der Vollſtändigkeit entbehrt. Wir würden Reformation und Revolution mit allen ihren Folgen in ihrer tiefen Bedeutung erfaßt und in lebendigen, poetiſchen Gebilden verſinnlicht ſeh'n. Doch auch wie es vorliegt kann dies Gedicht als Ganzes betrachtet und genoſſen werden. —

Der Vorwurf, den man hier von mancher Seite her machen wird, iſt vorauszuſeh'n. Es wird heißen: „Das iſt ſehr ſchön, aber keine Poeſie, ſondern Philoſophie.“ Da man unſerm Dichter überhaupt zuweilen vorwerfen hört, die ſpekulative Richtung walte bei ihm mehr vor, als es der poetiſchen gedeihlich ſei, ſo möchte wohl hier der Ort ſein, ſich darüber auszuſprechen. Angenommen: der Dichter gäbe uns in manchen ſeiner Dichtungen wirklich etwas ſpezifiſch Anderes, als Poeſie, nämlich Philoſophie, ſo würde dieſe poetiſch dargeſtellte vor der wiſſenſchaftlichen Philoſophie unzweifelhaft den Vorzug haben, daß letztere erſt in erſterer ein Organ gefunden hätte, durch das ſie jedem Gebildeten zugänglich, verſtändlich und anziehend gemacht würde. Dies hat die wiſſenſchaftliche Philoſophie bisher in Deutſchland nicht erreichen können, zum größten Theil aus dem in der Sache liegenden Grunde, daß es jeder Wiſſenſchaft eingeräumt werden muß, ihre eigenthümliche Terminologie und Anordnung zu haben, die nur durch ein beſondres Studium verſtändlich werden, zum Theil aber auch, weil bisher keiner unſrer großen Philoſophen den auſſerordentlichen Grad ſprachlicher Aus- und Durchbildung beſeſſen hat, der erforderlich iſt, um philoſophiſche Gedanken populär zu geben, ohne ihrer Schärfe und Reinheit zu nahe zu treten. Aber ſchon dieſer Unterſchied des leichten und ſchweren Verſtändniſſes weiſt auf eine weſentliche Verſchiedenheit hin. Die Philoſophie nämlich muß den Gedanken, ſo viel nur in ihren Kräften ſteht, von aller Hülle des umgebenden Stoffes entkleiden und befreien, um ihn ganz ſcharf und rein geiſtig, in ſeiner abſtrakteſten Nacktheit zu zeigen. Der Poeſie hingegen iſt nichts willkommener, als die Pracht üppig ſchmückender Gebilde, die ſie in aller ſinnlichen Fülle hinnimmt und zeigt, um den Gedanken daraus nur hervorleuchten zu laſſen, ihn ſymboliſch dadurch zu bezeichnen. — Gehen wir von der Taktik zur Strategie, von der Etymologie zur Syntax, d. h. vom Einzelnen zur Zuſammenſtellung. Hier zeigt ſich, für die Philoſophie die Schwierigkeit, daß die Verkettung der Gedanken bis zum Syſtem für den Philoſophen eine durchaus nothwendige, vorausbeſtimmte iſt, der er nur nachzuſpüren hat, um ſie dann, frei von Willkühr, hinzuſtellen. Die geringſte Abweichung davon, bringt ein fehlerhaftes Verhältniß in den Bau ſeines Syſtems, das am Ende den Sturz des Ganzen nach ſich zieht. Der Dichter dagegen hat freie Wahl; ihn beſchränkt nichts, als die ſchmiegſame Regel der Schönheit. Innerhalb dieſer iſt die Phantaſie, mit all ihren ſchöpferiſchen Launen, Herrſcherin. Hieraus ergibt ſich, daß eine Dichtung ſehr wohl eine Fülle, ſelbſt eine (aber nach anderm Geſetz, als dem philoſophiſchen) geregelte Verkettung philoſophiſcher Gedanken in ſich bergen kann, ohne deshalb zur Philoſophie zu werden. — Ferner iſt zu bedenken, daß bei immer reicher ſich entfaltender, geiſtiger Bildung, vieles in das Gebiet des Gefühls gezogen wird, was früher nur der Spekulation zugehörte. Gedanken ergreifen uns jetzt ſo lebhaft, daß ſie in uns zum Gefühl werden, und das unmittelbare Gefühl ſelbſt, uns gedankenmäßig zum Bewußtſein zu bringen, iſt uns geläufig geworden. — Wenn man uns nun einräumt, was man bei näherer Betrachtung anerkennen muß, daß nämlich in Rückerts Dichtungen dem freien Walten der Phantaſie und der friſchen Wärme des Gefühls nirgends Abbruch gethan wird, ſo hoffen wir, ihn gegen den Vorwurf der Nichtpoeſie vertheidigt zu haben; und gibt er uns in den goldnen Früchten ſeiner Poeſie den Kern des tiefen, philoſophiſchen Gedankens, ſo ſind wir ihm nur doppelt Dank ſchuldig. — Den Beſchluß des Bandes machen vier Volksſagen, von denen die letzte und umfangreichſte, auch die ausgezeichnetſte iſt. Es iſt: Kind Horn, eine engliſche Erzählung. Die Darſtellung iſt rein epiſch und plaſtiſch vollendet, die Schilderung ſchlicht und voll objektiver Kraft, die Anordnung des Thatſächlichen kunſtreich, die Einſtreuung kleiner Züge lebendig und wirkungsvoll. Die Form iſt das ächte Nibelungen-Versmaaß, auf ganz andern (vom Dichter tief erkannten) Geſetzen beruhend, als das Versmaaß in Uhlands Rauſchebart, das man irrig mit dem Namen des Nibelungen-Versmaaßes bezeichnet hat. —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Nächſtens erſcheint in Paris ein ſehr ausgezeichneter Stich in aqua-tinta-Manier nach dem herrlichen Bilde des deutſchen Malers Winterhalter in Paris, welches im letzten Salon ſo viel Aufſehen machte: »Boccacio, umgeben von den lieblichſten und graziöſeſten Gruppen, wie er die Geſchichte des Decameron erzählt.« Der Stich rührt von dem bekannten Girard her.

⁂ Vom 7. Dezember d. J. an erſcheint bei Houdaille in Paris eine herrlich illuſtrirte Ausgabe der Originalbriefe Abeillards und Heloiſen's. Der lateiniſche Text iſt nach dem Pariſer Manuſcript, die Ueberſetzung von Oddoul, die Lebensbeſchreibung von Herrn Guizot (de l'académie française). Die Portraits und Vignetten ſind auf Holz von dem bekannten Künſtler Gigoux gezeichnet, welcher die ſchöne

Ausgabe des Gilblas illuſtrirt hat. Dieſe Ausgabe dürfte nicht allein in franzöſiſchen, ſondern auch in deutſchen Boudoirs einen Platz finden.

⁂ **Erſte rationaliſtiſch-chriſtliche Kirche in Deutſchland.** — Am 3. Dezember iſt zu Speier die Generalſynode der proteſtantiſch-evangeliſch-chriſtlichen Kirche des baieriſchen Rheinkreiſes eröffnet worden. Dieſe Kirche iſt im J. 1818 durch die Union zwiſchen den dortigen Lutheranern und Kalviniſten zu Stande gekommen, welche ſich darüber einverſtanden erklärt haben, daß es zum innerſten Weſen des Proteſtantismus gehöre, ſtets auf der Bahn wohlgeprüfter Wahrheit mit ungeſtörter Glaubensfreiheit voranzuſchreiten, und, bei aller Achtung für die allgemeinen Symbole und die beſondern ſymboliſchen Bücher, doch keinen andern Glaubensgrund und keine andere Lebensnorm anzuerkennen, als allein die h. Schrift. Der demnächſt von der Generalſynode angenommene und vom Könige genehmigte Katechismus iſt im Sinne des Denkglaubens, mit Umgehung aller ſupernaturaliſtiſchen Grundſätze durchgeführt. Für dieſe Prinzipien haben gleich Anfangs 40,167 ſelbſtſtändige Kreisbewohner, dagegen nur 539 ſich ausgeſprochen. Vor vier Jahren hat zwar ein Reſtaurationsverſuch zu Gunſten des ſ. g. Supernaturalismus begonnen, an deren Spitze der Conſiſtorialrath Ruſt, früher Profeſſor zu Erlangen, ſich geſtellt; ſämmtliche Diözeſanſynoden haben ſich aber dagegen erhoben und die ganze, am 3. Dezember eröffnete Generalſynode beſteht aus Anhängern der Union. —

⁂ Am 13. Dezember ließ ſich der ausgezeichnete Contrabaſſiſt **Auguſt Müller**, einer der wenigen Künſtler, die auf dem Contrabaß Konzerte ſpielen, zum erſtenmal in dem Cours des Hrn. Mainzer in Paris hören. Hr. Mainzer, der eben ſo ſtrenge, als geiſtreiche Kunſtkritiker des *National*, gab mehr als einmal Zeichen ſeines ungetheilten Beifalls. Wie wir hören, iſt Hr. Müller, der von den geachtetſten Konzertgebern zur Mitwirkung eingeladen iſt, ein Mitglied der rühmlichſt bekannten Hofkapelle zu Darmſtadt.

⁂ **Die Preßſchen.** — Die Freunde der Sklaverei in — Nordamerika zeigen einen ſehr richtigen Inſtinkt. Ein Hr. Lovejoy wollte zu Anfang des vor. Novembers im Staate Illinois ein Journal herausgeben zur Verbreitung abolitioniſtiſcher Anſichten, und ließ hierzu ſich eine Druckpreſſe kommen. Aber die ſcheelſüchtigen Sklavereigönner, — der Abſchaum der Menſchheit, — ſtürmten am 6. November das Haus des edlen Freiheitsfreundes, erſchoſſen ihn, zerſtörten ſeine Preſſe, und warfen die Stücke in den Miſſiſſippi.

⁂ **Ein franzöſiſcher Strauß.** — Wie jeder Körper ein und daſſelbe Licht auf eigenthümliche Weiſe reflektirt, ſo ſprechen auch Ideen, die über einer Zeit aufgehen, ſich in jedem Volke auf volksthümliche Weiſe aus, bei dem Einen in Syſtemen und Folianten, bei dem Andern in öffentlicher Rede und fliegenden Blättern. Zu dieſer Bemerkung veranlaßt uns folgende Stelle, in welcher Hr. Louis Blanc im *Bon sens* dem *Univers religieux* ſein Glaubensbekenntniß ablegt. »Fragt man uns,« ſchreibt Hr. Blanc, »um unſere Meinung über den Nutzen der Kulte, ſo zögern wir nicht, ſie zu geben. Die großen Ideen, um ſich annehmlich zu machen, müſſen ſich in eine Formel kleiden. Als Diderot, von der Zerſtörung der Tempel redend, ausrief: „*Elargissez Dieu*“ (ſetzet Gott in Freiheit), ſprach er in einer unglücklichen erhabenen Weiſe einen antiſozialen, antidemokratiſchen Gedanken aus. Die Religion iſt die Philoſophie der Armen; der Kultus iſt die Poeſie der Religionen; laßt uns ja nicht denen, die da leiden, Glaubensmeinungen entreißen, welche den Schmerz einſchläfern, und Schauſpiele, welche die Seele der Unterdrückten über die Bekümmerniſſe und Drangſale des Lebens erheben ...«

⁂ **Unter dem Titel** *Essay on the Architecture of the Hindus* hat ein Hindu, Namens *Ram-Raz*, welcher eine Magiſtratsſtelle zu Bangalore bekleidet, in Engliſcher Sprache einen Verſuch über die indiſche Architektur geſchrieben, welchen die königl. Aſiatiſche Geſellſchaft von Großbritannien und England i. J. 1834 mit 48 Kupfertafeln bereichert, herausgegeben. Hr. Delécluze, welcher dieſes Werk in dieſen Tagen in einem franz. Journal zur Anzeige gebracht, bemerkt, daß, nach *Ram-Raz* Angaben, Indien bereits 29 Abhandlungen über Baukunſt beſitze, von denen der Manaſara im größten Anſehen ſtehe. Eine Analyſe dieſes Werkes findet ſich in der Abhandlung von *Ram-Raz*. Man erſieht u. A. daraus, daß der Bauſtyl bei den Hindus nicht, wie bei den Griechen und Römern, durch die Form des Kapitäls, ſondern durch die Verhältniſſe und die Form der Säule, mit Einbegriff des Kapitäls und des Sockels charakteriſirt wird. Aber wie (nach Vitruv) bei den Griechen, ſo ſind auch in Indien alle Verhältniſſe der verſchiedenen Theile, welche die indiſche Ordnung bilden, nach den Verhältniſſen des menſchlichen Körpers berechnet; daher auch, bei mancherlei ſonſtigen Verſchiedenheiten, ſich viele Analogien zwiſchen den indiſchen und den griechiſchen und römiſchen Formen bemerklich machen. —

⁂ Der *Phormium tenax* oder Flachs von Neu-Seeland, wird jetzt mit Erfolg zu Toulon gebaut und dürfte bald den inländiſchen Hanf verdrängen, da ſeine Stärke zu der des Hanfes ſich verhält, wie 23 zu 16, und er auch in ſandigem Erdreich gebaut werden kann.

⁂ **Von Peſth nach Preßburg** ſoll eine Eiſenbahn angelegt werden, durch welche dann Ungarn ſich mit der Nordbahn in unmittelbare Verbindung geſetzt ſände.

⁂ **Der edle Dichtergreis Tiedge** feierte am 13. Dezember ſein 85. Geburtsjahr. Er nimmt an Leiſtungen der Kunſt und der Wiſſenſchaft noch den regſten Antheil.

⁂ **Ein Penitentiarium für junge Strafgefangene** iſt zu Bordeaux durch die Bemühungen des menſchenfreundlichen Abbé Dupuch kürzlich zu Stande gekommen. Für die 67 zunächſt darin aufgenommenen Sträflinge ſind drei Arbeitsſtuben errichtet worden. Wie in den nordamerik. Penitentiarien iſt den Gefangenen nur in den Erholungsſtunden zu ſprechen erlaubt.

⁂ **Neuropunktur.** — Die bisher von Aerzten vielfach mit Erfolg angewendete Akupunktur (Einbohrung einer Nadel in das Zellgewebe) hat jetzt durch Hr. Magendie eine höhere Bedeutung gewonnen. In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vom 18. Dezember hat er einen Polen vorgeſtellt, welcher durch eine Kanonenkugel zugleich blind und taubſtumm geworden, aber bereits das Gehör dadurch wieder gewonnen, daß durch eine mit dem betreffenden Nerv in Berührung gebrachte Nadel Elektrizität darauf hingeleitet worden. Einem Blinden hat Hr. Magendie auf gleiche Weiſe das Geſicht wiedergegeben und mit nicht geringerem Erfolg dieſes neue Mittel bei Neuralgie und Amauroſen angewendet. —

⁂ **Die Criminalſtatiſtik von Rußland** liefert für 1836 folgende Reſultate: Im ganzen Reiche gab es

	im J. 1835		im J. 1836
Fälle von Straßenraub .	141	—	198
Mordthaten	1149	—	1030
Kirchenraub	90	—	81
Brandſtiftungen . . .	63	—	30
Selbſtmorde	1066	—	1138

⁂ **Die** *Encyclopédie d'éducation*, welche unter Leitung der Hrn. Peicheron und Malepeyre herausgegeben wird, iſt in der letzten Sitzung der Akad. d. Wiſſ. von Hrn. Libri als ein Werk empfohlen worden, welches, von Gelehrten und Literatoren erſten Ranges nach dem von d'Alembert entworfenen, aber von Ampère bedeutend modifizirten Plane ausgearbeitet, im engen Raume der Jugend und den Weltleuten das Ganze unſerer wiſſenſchaftlichen, hiſtoriſchen, literariſchen und technologiſchen Kenntniſſe darbiete, und ſich durch die Bündigkeit und Nettigkeit der Abfaſſung, wie durch die ungemeine Billigkeit des Preiſes auszeichne.

⁂ **Zunahme der Märkte in Rußland.** — Amtlichen Angaben zufolge ſind im Jahre 1836 in Rußland 91 Jahrmärkte und 418 Märkte oder Baſars, und in den letzten 5 Jahren im Ganzen 260 Jahrmärkte und 1704 Baſars gegründet worden. Die Meſſe von Niſhny-Nowgorod war im Jahre 1836 beſonders bedeutend; die Zufuhr von Waaren belief ſich bis zum Werthe von 144,835,393 Rubel (Papier?); verkauft wurden für 186,314,045 Rubel. —

⁂ **Die** *Souvenirs de Grenade et de l'Alhambra* von Hrn. **Giraud de Prangey**, welche vor Kurzem erſchienen, ſind nicht eine Umarbeitung des Werkes von Canavah Murphy, eines engliſchen Architekten über die arabiſchen Alterthümer in Spanien, ſondern nach eigener Anſchauung mit Fleiß und Liebe zur Sache gearbeitet. Sie bilden einen großen Folioband, welcher 30 lithographirte pittoreske Anſichten von Granada und deſſen Umgebungen, vom Innern und Aeußeren der Alhambra, nebſt erklärendem Texte enthält. Die Zeichnungen, welche Hr. de Prangey gefertigt, ſind von den Hrn. Richebois, Chapuy, Coignet, Danjoy, Hubert, Joly, Monthelier, Roux, Sabatier, Tirpenne, Villemain, Villeneuve, Bayot, Alophe und von Hrn. de Prangey ſelbſt meiſterhaft lithographirt. —

⁂ **Vermehrung der katholiſchen Kirchen in Großbritanien.** — Dem *Catholic Directory and annual Register for 1838* zufolge, beſtehen jetzt in England und Wales 433 katholiſche Kapellen, in Schottland 67, im Ganzen alſo 500. In Meidingers Reiſe durch Großbritanien und Irland finden wir aber (I. 291), daß im Jahre 1825 die Katholiken in England und Wales nur 391 Kapellen beſaßen.

⁂ »Für die verwieſenen Göttinger Profeſſoren wird, wie an vielen andern Orten, auch in Berlin eine Unterzeichnung eröffnet, an deren Spitze ſich Profeſſor **Gans** geſtellt hat, und bei der allgemeinen Theilnahme dürfte dieſe ſehr anſehnlich ſein.« (Deutſch. Cour.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 5. 1838.

Phönix.

Freitag, 5. Januar.

Erinnerungen zum Jahreswechſel.

Wenn die Sonne wieder aufſteigt zur Verjüngung der erſtarrten Natur, wenn zwiſchen den abgefallenen Blättern des vergangenen Jahres ſchon duftende Veilchen und über der bereiſten jungen Saat die erſten Lerchen das Nahen des Frühlings verkünden, dann ſendet der erſterbende Winter noch zuweilen aus dem finſtern Norden

»Schauer körnigen Eiſes,«

und in der Tag- und Nachtgleiche ſcheinen die Mächte des Todes ſich wieder die alte Herrſchaft erſtürmen zu wollen. Dann hört man wohl den Dichter klagen:

»Es gibt ſo bange Zeiten,
Es gibt ſo trüben Muth,
Wo alles ſich von weiten
Geſpenſtiſch zeigen thut.

Es ſchleichen wilde Schrecken
So ängſtlich leiſe her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerſchwer!...«

Und wie in der Natur und in dem Leben des einzelnen Menſchen, ſo gibt es auch in der Geſchichte der Menſchheit — „ſo bange Zeiten,

»Wo alles ſich von weiten
»Geſpenſtiſch zeigen thut!«

Es ſind die Zeiten, in denen das winternächtige Prinzip der Kryſtalliſation ſeine letzten Kräfte aufbietet, ſich der frühlinglichten Macht des organiſirenden Lebens zu erwehren, und die erſten Blüthen des Freiheitſtrebens in ſtarre Cryſtalle zu wandeln, die erſten jubilirenden Stimmen des Lebens mit Sturmesgewalt in das gepreßte Herz zurückzudrängen.

In ſolchen Zeiten, in denen kalte Nebelmaſſen ſich von den Höhen herabſenken, und dem Auge nicht mehr geſtatten wollen, in das verheißene, ſchon ſo nahe geglaubte Land der göttlichen Freiheit zu ſchauen, wendet der Blick ſich ängſtlich nach Innen, in die verewigte Welt der Vergangenheit, und forſchet nach, ob er Troſt finde für die gegenwärtige Bedrängniß, ob der verheißende Gott ein Gott der Wahrheit und des Lebens ſei, oder ein täuſchendes Geſpenſt.

Und, ſiehe! an den goldenen Pforten des Aufgangs, auf der Schwelle, die aus der dichteriſchen Sage der Vorwelt in die Geſchichte der menſchlichen Kultur herüberleitet, begrüßt uns mit ſtrahlendem Haupte der unſterbliche Befreier und Geſetzgeber eines geknechteten Volkes. Er richtet die Unterdrückten aus dem Staube des Sklavendienſtes zu dem Ewigen empor, und, vertrauend der Verheißung der Freiheit, führt er ſie durch die Schrecken der Wüſte zum gelobten Lande, unerſchüttert durch den Wankelmuth, durch die Verzagtheit der Befreiten. Es war der erſte Sieg des fortſchreitenden Lebens über erſtarrende Naturgewalt, der gottvertrauenden Freiheit über menſchliche Zwangherrſchaft, des Glaubens an die beſſere Zukunft über das furchtſame Kleben an ſchmachvoller Gegenwart!

Und der Glaube iſt nicht zu Schanden geworden; der Sieg des unerſchrockenen Volksfreundes über Pharao's Starrſinn und die höfiſchen Gaukler hat Millionen zu heldenmüthiger Ausdauer begeiſtert, und des Siegers Preis durchſchallt alle Völker der Erde; denn nicht für ſeinen eigenen Ruhm und für Selbſtherrlichkeit hat er gekämpft; ſondern Gott gab er die Ehre, und ſein Volk ſollte nicht einem gebrechlichen Menſchen, ſondern nur dem Ewigen und ſeinem heiligen Geſetze unterthan ſein!

Aber ein anderer Name, der Name eines jugendlichen Helden geſellt ſich dem des heldenmüthigen Propheten und wie die beiden großen Himmelsgeſtirne unſerer Erde niemals untergehen, ſo wird überall, wo wahrhaft menſchliche Bildung Raum gewonnen, mit Moſes auch Achilleus genannt werden. Freiwillig zog er in den tödtlichen Kampf, weil ihm der Tod für das Recht, für die Ehre ſeines Volkes vorzüglicher ſchien, als ein langes nur ſelbſtiſchem Genuſſe geweihtes Leben. Eines fremden Herrſchers Sohn hatte, das heiligſte Gaſtrecht verletzend, das edle Sparta beraubt. Aber die griechiſchen Fürſten und Helden fühlten in dem Einen ſich Alle verletzt, zum Ehrenkampf führt ſie Agamemnon, zum Siege Achilleus; der Räuber wurde, wie ſeiner Mutter geträumt, zur Fackel, welche Troja in Brand ſteckte, Achilleus zum Leitſtern für die Jugend ſeines Vaterlandes.

Und noch nach Jahrtauſenden ſchauen wir bewundernd empor, wie zu Moſes, dem erhabenen Propheten, Befreier und Geſetzverkünder, ſo zu Achilleus, dem ſchönen Helden und Kämpfer für die Unverletzbarkeit des Rechtes, für die Ehrenhaftigkeit ſeines Volkes.

Doch ſchon ſteigen neue Geſtirne am fernen Horizont der Geſchichte vor uns auf, herrlichen und unauslöſchlichen Glanzes! Dort der große Geſetzgeber Lacedämon's, der durch freiwilligen Tod die Spartaner gelehrt, das freiheitverbürgende Staatsgeſetz höher zu achten, als das Leben, wie Leonidas und ſeine dreihundert Kampfgenoſſen es der Nachwelt bezeugt! Hier der edelſte Weiſe und Bürger Athens, der ſchöne Sittlichkeit lehrte und übte, und, der göttlichen Vorſehung vertrauend, die Pflicht, — der heiligen Stimme des Gewiſſens, der allgemein erkennbaren Wahrheit — zu gehorchen, aber auch in Allem, was der ſittlichen Ueberzeugung nicht widerſpricht, dem beſtehenden Geſetz ſich zu unterwerfen, — mit dem Tode beſiegelt.

Iſt Lykurg uns das Vorbild eines heldenmüthigen Geſetzgebers geworden, ſo leuchtet Sokrates als Muſter zugleich eines gewiſſenhaften Staatsbürgers und eines ſittlichſchönen, gottgläubigen Menſchen uns vor. Sie ſind die Ehre, die höchſten Glanzpunkte Griechenland's, lichtſtrahlend, erhebend und kräftigend bis in die fernſte Nachwelt.

Und wie nun, der trüben Gegenwart entrückt, des Geiſtes Blick in der Vorwelt lichtdürſtend emporſteigt von Stern zu Stern, da glänzen auch von Rom uns hehre Geſtirne entgegen, und die Namen Lucius Junius Brutus und Regulus ſind es, die vor Allen hervorſtrahlen. Brutus, das Heil der Familie, die Wohlfahrt des Vaterlandes in der unverbrüchlichen Herrſchaft des Geſetzes erkennend, ſelbſt das Vatergefühl der heiligeren Bürgerpflicht zum Opfer darbringend! Regulus, die Ehre Roms, ſeine eigene Ehre bedingt erkennend, durch Heilighaltung des Wortes, wär' es auch Fremden, wär' es Todfeinden gegeben, weil der höchſte Gott, der über allen Völkern thront, über der Unverbrüchlichkeit des Eidſchwures wacht, Regulus, wie Sokrates, ein Märtyrer des Gewiſſens, wie dieſer ein Stolz der Menſchheit!

Durch ſolche Männer, ſolche Thaten, iſt Rom groß geworden; — nicht durch Schwertes Gewalt, welche die Menſchen zu Sklaven erniedrigt, ſondern durch die Macht der Sittlichkeit und der Gewiſſenhaftigkeit, — dieſer allgemeinen Religion, — die ſie zu freien Bürgern, zu Freunden der Gottheit erhebt.

Daß aber kein Menſch den anderen verknechten dürfe, weil alle, zu Gottes Ebenbildern geſchaffen, ſelbſt Gott nicht aus ſklaviſcher Furcht, ſondern aus Dankbarkeit und Liebe, nach beſtem Glauben und Gewiſſen zu gehorchen haben, und daß der Menſch nur inſoweit den weltlichen Machthabern zu Gehorſam verpflichtet, als es mit den ewigen Geboten vereinbar, welche Allen als göttlich erkennbar ſind, — dies hat uns jener Morgenſtern aus Israel verkündet, der über der alten Welt aufgehend, für alle Zeiten im Zenith der Geſchichte gefeſtigt geblieben!

Doch, ſiehe! wie aus Hellas einſt Achilleus, ſo erhebt ſich nun Hermann aus Deutſchland, und ſtellt uns im heldenmüthigen Kampfe für die Freiheit der Germanen — ein ewig leuchtendes Vorbild dar.

Und wie oft dann auch wieder menſchlicher Dünkel und prieſterliche Herrſchſucht die Gewiſſen in Banden zu ſchlagen, wie oft Willkühr und Hoffart und Habſucht vermeintlich bevorrechteter Geſchlechter ihre Mitmenſchen zu ſelbſtloſen Dienern ihrer Launen und Gelüſte zu entwürdigen getrachtet, dennoch hat jedes Jahrhundert ſeine Glaubens-, ſeine Freiheitshelden gezeugt, welche den Tod am Kreuze und den Tod im Schwertkampfe nicht geſcheut, um, wie Chriſtus, der Wahrheit, wie Hermann, der Freiheit ein glorreiches Zeugniß zu geben, um, wie Chriſtus, die Heiligkeit der Pflicht und des Gewiſſens, um, wie Hermann die Heiligkeit des Rechtes durch die ſchmerzlichſten Opfer zu beſiegeln.

Und nicht umſonſt habt ihr gelitten, ihr zahlloſen Blutzeugen des göttlichen Heilandes und Befreiers, nicht umſonſt habt ihr gekämpft und geblutet, ihr zahlloſen Märtyrer des Rechtes und der Freiheit! In den Flammen, die eure ſterbliche Hülle verzehrt, ſind auch die Bande geſchmolzen, in denen die Seelen eurer Brüder geſchmachtet; in dem Kampfe, der die Blüthe eurer Jugend zerknickt, ſind auch die Ketten zerbrochen, die eure Kinder an das Sklavenjoch gefeſſelt. Freuet euch, ihr Opfer des Wahnes, der Herrſchſucht und des Eigennutzes, die ihr euch ſelbſt auf den Altären der Wahrheit, des Rechtes und der Liebe dargeſtellt habt; der Rauch eures Opfers iſt zum Himmel aufgeſtiegen, ein ſüßer Wohlgeruch dem Ewigen, der auch ſein Liebſtes euch zum Heile geopfert; ihr ſeid mit den Gottes- und Freiheitshelden der Vorwelt die ewigen Hohenprieſter der Menſchheit geworden; eure Sterne durchleuchten auch die dichteſten Wolken, erhellen auch die ſchwärzeſte Nacht. Zerbrochen iſt zum Andernmale und auf immer der Kerker, den Rom den Söhnen des Nordens erbaut; in Trümmer fallen ringsum die Zwinger, in denen der Freigeborene zum Leibeigenen, zum Hofgeſinde, zur rechtloſen Dienerſchaft eines unbeſchränkten Deſpoten erniedriget worden.

So dränget ſich Stern an Stern am Firmament der Geſchichte, und ſendet ſeine Strahlen herab in die aufſtrebende Gegenwart. Immer heller ſtrahlt das Licht in die entweichende Nacht, und öffnet der Menſchheit die Augen, und zeigt ihr mit Flammenſchrift das göttliche Recht und die göttliche Pflicht als ihre wahren Herrſcher, als ihre wahren Befreier.

Und, ſiehe! ſchon löſen befreite Völker die Ketten der Sklaven, ſchon neigen ſich edle Fürſten vor der Majeſtät des Freiheit verbürgenden Geſetzes, ſchon wehet die Fahne des ewigen Rechtes und der Menſchlichkeit auf den Höhen zweier Welttheile!

Das iſt der „Wunderſtamm,“ aus dem, wenn auch noch hier und dort

»Die ſichern Stützen ſchwanken,« —

das iſt der Wunderſtamm,

»Aus dem geht eine Flamme
Und zehrt den ſchweren Traum;
Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Und ſchauſt voll Freuden nieder
In das gelobte Land!«

Am letzten Tage des Jahres 1837.

Fried. Wilh. Carové.

Rückert.

(Schluß.)

Zum Schluß wollen wir einige Worte über die unſerm Dichter eigenthümliche Handhabung der Sprache ſagen. Seine Schreibart mag Manchem auf den erſten Anblick eine gewiſſe (vermeintlich) proſaiſche, hausbackene Trockenheit und Nüchternheit an ſich zu tragen ſcheinen, mitunter ſich der Sprache der Beſten unter unſern alten Meiſterſängern nähernd, mitunter der des alten Sprachreinigers Opitz, was ſich ganz auffallend in dem hübſchen Liedchen: Sympathie zeigt. Aber dieſe Alten wurden von einem ganz richtigen Gefühl geleitet, nur fehlte ihnen der höhere poetiſche Gehalt, um die ſchlichte Form zu adeln. Jetzt aber ſind wir durch ſchlechte Angewöhnungen und den verkehrten Begriff, der ſich über poetiſche Diktion verbreitet hat, nicht im Stande, es einzuſehen, daß jene anſcheinende Nüchternheit eigentlich nichts weiter iſt, als die Eigenſchaft, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, nie zu übertreiben und keine nichtsbedeutenden, zur Sache nicht gehörenden Floskeln und aufgedunſenen Ausdrücke einfließen zu laſſen. Auch Göthe hat dieſe Nüchternheit, ſelbſt in ſeinen kühnſten Schwüngen, nie beiſeit gelaſſen. So viel uns bekannt, hat noch niemand darauf aufmerkſam gemacht, ſo klar es auch vorliegt, daß ein nicht unbedeutender Theil des Fauſt (namentlich der erſte Monolog und die Scenen mit Valentin) durchaus im Style Hans Sachſens geſchrieben iſt; freilich durchgeiſtigt und erhoben. Wir wagen ſogar zu behaupten, daß dieſelbe Nüchternheit auch in Shakeſpeare vorgefunden wird, obgleich es für uns ſchwer iſt, ſie aus der zu Shakeſpeares Zeit aber auch im gewöhnlichen Geſpräch und Briefſtyl üblichen, üppigen Häufung von Bildern, Witzworten und kecken Combinationen herauszuerkennen. Deutlich ſpricht ſie ſich noch jetzt, trotz der Ferne der Zeiten, in dem größten und kühnſten Dichter Italiens, in Dante aus. Man höre z. B.:

Poi ch'èi posato un poco il corpo lasso,
Ripresi via per la piaggia diserta,
Sì che il piè fermo sempre era il più basso.

Oder: E caddi, come corpo morto cade.

Bei allen urſprünglichen, volksthümlichen Dichtungen waltet ſie vor, namentlich auch im Nibelungenliede. Dieſe Nüchternheit ſchließt aber keineswegs den kühnſten Schwung, die üppigſte Fülle und Verzweigung, die ſchöpferiſcheſte Keckheit aus, und Alles dies ſteht unſerm Dichter zu Gebot, wie keinem Andern. In den einfachſten, faſt proſaiſch klingenden Worten überſchleichen uns oft, wie Diebe bei Nacht, ſchöpferiſche Gewaltſtreiche, kecke Sprünge und Wendungen und die harmoniſche Fülle tiefſtempfundenen Wohllautes. Wodurch wir aber dazu gekommen ſind, ſo geſunde Koſt nicht mehr unſerem Gaumen genehm zu finden, iſt leicht nachzuweiſen. — Schon Klopſtock wurde dadurch, daß er die Sprache plötzlich zu ihr ſonſt fremden Formen heranzubilden unternahm, hier und da, wo es nicht gelang, den gordiſchen Knoten zu zerhauen, gezwungen, von der natürlichen und ſchlichten Ausdrucksweiſe abzugehen. Aus dem Cothurn wurden unverſehens Stelzen, aus kühnen Wendungen gewaltſame Verdrehungen, aus kräftiger Wortfülle hohler Wortſchwall. Es entſtand ein falſches Pathos. Aber grade ein ſolches, weil es roher auf die Sinne wirkt, findet immer Eingang bei der Menge. — Die nächſte Schuld trägt Schiller, der, vor der Zeit ſeiner künſtleriſchen Abklärung, ſich in rhetoriſchem Rauſchen und Brauſen gefiel, das er ſelbſt in ſeinen beſten Werken nicht gänzlich abzuſtreifen vermochte. Grade wegen dieſes Fehlers hat er mehr Anklang beim Volke gefunden, als Göthe, und es iſt merkwürdig, zu beobachten, daß diejenigen Gedichte und Stellen ſeiner Werke, die man vorzugsweiſe oft „deklamiren“ hört, grade die ſchlechteſten ſind. Schon der Ausdruck: „deklamiren“ für den poetiſchen Vortrag deutet darauf hin und ſollte, im guten Sinne, ganz verbannt und nur noch im tadelnden gebraucht werden. — Jetzt kam eine Menge von Nachleierern, immer ärmer an Inhalt, folglich immer mehr genöthigt, zu Phraſendunſt ihre Zuflucht zu nehmen. Natürlich griffen ſie, wie alle Nachahmer, grade das Schlechteſte von ihrem Meiſter, nämlich die Manier auf. — Der unerträgliche Trochäenſchwulſt unſerer Schickſalstragödien gilt beim Publikum noch jetzt als: „wunderſchöne Diktion“, und Hr. Raupach in Berlin arbeitet noch jetzt eifrig im Geſchäft wohlbezahlter Floskel- und Flitterkrämerei fort. Wie wenig wir bis jetzt von unſerem verderbten Geſchmack in dieſer Hinſicht getheilt ſind, hat ſich erſt neulich gezeigt, wo ſelbſt geiſtreiche Leute ſchwach genug waren, den infamen, erlogenen und erſtohlenen Floskelplunder in Jacobi's „Klagen eines Juden“ für ächt und für poetiſchen Schwung zu nehmen.

Auch die Romantiker haſchten zu ſehr nach Natürlichkeit und verfielen zuletzt in ſüßliche Schnörkeleien, plumpkopirte Mittelalterkindlichkeit und in Sprachfrömmelei. Heine fühlte das Unweſen und wollte ihm abhelfen; aber er war dafür nicht unbefangen genug. Uhland, der zuerſt auch im Hergebrachten ein wenig befangen war, wußte ſich männlich davon zu befreien und das edele und keuſche Antlitz unſerer Mutterſprache in ſeiner ſchlichten Einfalt zu zeigen.

Vor allen aber gebührt Rückert der Dank, hierin Göthe'n nachfolgend, die poetiſche Ausdrucksweiſe unſerer Sprache gereinigt, geläutert und ſchöpferiſch erweitert zu haben.

Friedrich von Sallet.

Feuilleton.

*** Stahlſtich-Druck. — Mit dem allgemeinſten Beifall wurde der Holzſchnitt begrüßt, als er zum erſtenmal wieder zur Verzierung von Druckwerken angewendet wurde. Jetzt haben die Hrn. Delloye und Victor Lecou zu Paris bei einer illuſtrirten Ausgabe von Balzac's Werken ſich des Stahlſtich's in der Weiſe bedient, daß die Vignetten in den Text ſelbſt eingedruckt werden, was bis jetzt nur höchſt ſelten bei koſtbaren Werken in Anwendung gekommen. Der bedeutenden hierdurch veranlaßten Koſten ungeachtet, liefern die Herausgeber jeden mit 100 Vignetten geſchmückten Band um denſelben Preis, wie die gewöhnlichen Ausgaben.

*** Zu den erledigten Göttinger Lehrſtühlen ſollen, einer Korreſpondenz des D. Cour. zufolge, die Hrn. Leo, Hengſtenberg, Jarke u. m. a. berufen, und nöthigenfalls mit Gold aufgewogen werden. Bei dieſer Gelegenheit dürften wohl auch die mannigfaltigen Talente und Verdienſte des Hrn. Joel Jacoby nicht unberückſichtigt bleiben, und der Lehrſtuhl des Staatsrechts zwiſchen ihm und dem berühmten Hrn. v. Haller etwa in der Art getheilt werden, daß dieſem der Abſchnitt von der Staatsgewalt, jenem die Lehre von der Bewirthſchaftung des Staates und von der Dienerſchaft zugetheilt würde.

*** Auf Botany-Bay iſt die Sterblichkeit weit geringer, als in den Sibiriſchen Bergwerken und den übrigen Straforten des Kontinents. Es wäre daher nicht unerwünſcht, wenn ſich eine Inſel fände, welche dem Feſtland als Botany-Bay dienen könnte. —

*** Rußland's Bevölkerung. — Nach offiziellen Notizen beſtand im J. 1838 die Volksmenge des ruſſiſchen Staats und der ihm einverleibten Beſitzungen aus weit über 60 Millionen Menſchen. Die Geiſtlichkeit der ruſſ. griechiſchen Kirche zählte 503,893, die der übrigen Religionen 34,508, — der Erbadel 538,100, der Dienſtadel 153,195, der niedere Bürgerſtand (mit den verabſchiedeten Soldaten) 684,490, die temporären Ausländer 37,389, die der regulären und irregulären Heeresabtheilungen — 1,058,103 »Individuen beider Geſchlechter.«

*** Die Schiffbruchsgeſellſchaft hat nun in Havre auch einen Verſuch machen laſſen mit einer Tau-Rakete. Ein Seil von 6 Linien im Durchmeſſer, iſt mittelſt einer Rakete 430 metriſche Fuß weit von einem Schiffe nach dem Lande zu geſchleudert worden.

*** Die franzöſiſchen Doktrinaire klagen im Journal de Paris: »Die Deputirtenkammer ſei Alles, das Königthum Wenig (peu de chose), die Pairskammer — noch Weniger.« Hiernach wäre zwiſchen Frankreich und Nordamerika ſo kein gar großer Unterſchied mehr? — Das doktrinaire Blatt gibt zwar zu, jene allgewaltige Kammer »habe bisher Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten geſucht und ſei gut inſpirirt geweſen«; — dennoch proteſtirt es gegen das Beſtehende, weil es den »wahrhaften Prinzipien« zuwider ſei.

*** Höhe des kaſpiſchen Meeres. — Auf Befehl des Kaiſers von Rußland wird die Gegend um das kaſpiſche Meer und das ſchwarze Meer trigonometriſch aufgenommen, dabei ſoll die ſeit längerer Zeit ſchwebende Frage über die vergleichungsweiſe Höhe des Waſſerſpiegels beider Meere endlich entſchieden werden. Ueber dieſen geologiſch wichtigen Punkt haben wir alſo das Reſultat zu erwarten. Einſtweilen gibt ein Brief des Aſtronomen von Struve an Hrn. A. v. Humboldt aus vorläufigen Berechnungen die Höhe des ſchwarzen Meeres über dem Spiegel des kaſpiſchen Meeres auf 101,2 ruſſiſche oder 94,9 pariſer Fuß an, mit der Bemerkung, daß dieſe Angabe ſich nicht fünf Fuß von der Wahrheit entfernen könne. Hiernach wäre alſo ein allmähliches Sinken des Waſſerſpiegels des kaſpiſchen Meeres, ungeachtet der darin ſich ergießenden Ströme, zwar faktiſch beſtätigt, aber den ferneren Unterſuchungen künftiger Zeiten die Löſung des ſchwierigen Problems noch vorbehalten, durch welche Urſachen ein tieferes Sinken dieſer Waſſerfläche im Vergleich mit den Oberflächen der nächſten Meeresflächen erfolge. Eine unterirdiſche Röhrenverbindung im phyſikaliſchen Sinne kann zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meer nicht mehr, wie vormals, vorausgeſetzt werden, weil ſonſt ein ungleicher Waſſerſtand beider ganz unmöglich ſein würde.

*** Hutchiſons Verſuche zur Löſung bis jetzt unerklärbarer Naturprobleme. — In einer neuern Schrift ſucht der genannte Verfaſſer die Behauptung durchzuführen: »daß die Repulſivkraft zwiſchen den homogenen Theilen der Imponderabilien (Licht, Wärme und elektriſches Fluidum) ſich nach allen Richtungen und Entfernungen ausdehne.« Aus dieſem Prinzip leitet er die Natur und Urſache der Centrifugalkräfte der planetariſchen Körper ab, ſo wie auch die Erſcheinungen, welche mit der Wärmeſtrahlung und Wärmevertheilung in und um die Erde in Verbindung ſtehen. Er zeigt, daß eine ſolche Theorie viel für ſich habe und vermöge vielfältiger Induktionen ſich der Allgemeingültigkeit annähere, und dabei ſucht er alle Erſcheinungen, welche dieſer Theorie zu widerſprechen ſcheinen, auf eine ſinnreich überraſchende Weiſe ſeiner Annahme gemäß zu erklären.

*** Schiller in Böhmen und Polen. — Aus »Oſt und Weſt« erſehen wir, daß der für die böhmiſche Literatur unermüdlich thätige Hr. Simon Machacek, Humanitätsprofeſſor zu Gitſchin, ſämmtliche dramatiſche Werke Schiller's ins Böhmiſche überſetzt hat, von welcher Ueberſetzung der erſte Band, die Jungfrau von Orleans enthaltend, mit Nächſtem erſcheinen wird. Auch berichtet Hr. Kaubek, daß der als Dichter berühmte und durch die gelungenſten polniſchen Ueberſetzungen Schiller'ſcher Gedichte ausgezeichnete Literator, Hr. Rep. von Kaminski, eine treffliche metriſche Ueberſetzung des Wallenſtein gefertigt, welche in Bälde die Preſſe verlaſſen wird. Von allen deutſchen Dichtern iſt Schiller der geliebteſte und gefeiertſte unter den Polen. —

*** »Die Herrſchaft der materiellen Intereſſen« — iſt die Ueberſchrift des Artikels, mit welchem Hr. Ghmrth. Pölitz das erſte Heft ſeiner Neuen Jahrbücher der Geſchichte, der Staats- und Cameral-Wiſſenſchaften eröffnet. Mit Recht wird darin bemerkt, daß die Franzoſen die rechte bürgerliche Freiheit erſt finden, »wenn ſich die moraliſche gefunden, und wenn ſich die Büreaukratie, unbeſchadet der Centraliſation der Verwaltung, allmählig in ächte ſtaatsbürgerliche Freiheit für alle Mitglieder des Gemeinweſens auflöſet, und jeder im Staatsdienſte an die Stelle kommt, wohin er nach Einſicht, moraliſcher Kraft und tüchtiger Erfahrung gehört;« — erſt dann »iſt die Julirevolution beendigt.« Wir können aber Hrn. GR. Pölitz nicht völlig beiſtimmen, wenn er meint, »Polignac habe in ſeiner Stellung und — im Rückhalte die Freundſchaft Wellingtons und den Hochtorysmus Großbritanniens — am 24. Juli 1830 auch nicht eine Ahnung von dem Reſultate der nächſten drei Julitage haben können;« — er habe »perſönlich nicht verſchuldet, nach Ham wandern zu müſſen.« Polignac, wenn er nicht ſcheel und taub war, mußte ſehen und hören, was ſich in tauſend Zeichen und Stimmen ihm ſeit länger als einem Jahre kund that. Aber er hörte nicht auf die Stimme der Oeffentlichkeit, die an die Stuarts erinnerte; er hörte nicht auf die wohlhabende Staatsbürgerſchaft, die ihre 221 wieder erwählt; er hörte nicht auf die Stimme des eben ſo gewiſſenhaften, als hochgebildeten Royer-Collard, und ſo mancher anderen rechtlichgeſinnter Männer, ſondern zog die bewaffnete Macht in die Nähe der Hauptſtadt, — um mit Gewalt durchzuſetzen, was auf geſetzlichem Wege nicht zu erreichen war. Daß er das Reſultat nicht geahnet, iſt wohl gewiß; aber an der franzöſiſchen Nation hat er einen Hochverrath begangen, denn ſie vertraute und baute auf die vom König beſchworene Verfaſſung. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 6. 1838.

Phönix.

Samstag, 6. Januar.

Anaſtaſius Grün.

Die kleineren Dichtungen dieſes herrlichen Lyrikers, deſſen Stellung in der modernen Literatur eine tiefere nationale Bedeutung hat, ſind kürzlich in der Weidmann'ſchen Buchhandlung zu Leipzig in einem Bande geſammelt erſchienen. Der Genius, der unſere Nation mit dem „letzten Ritter," mit den „Spaziergängen eines Wiener Poeten," worin die geheimen Wünſche, Seufzer, Zweifel und Hoffnungen von Tauſenden männlich und kühn an's Sonnenlicht gebracht waren, und mit dem großartigen Triumphlied der Freiheit über dem Schutthaufen der Knechtſchaft beſchenkt hat, zeigt ihr in dieſem engeren, aber an den mannigfachſten reizenden Einzelheiten reichen Seelenpanorama alle Eigenſchaften, welche ihn charakteriſiren. Anaſtaſius Grün rettet das Bewußtſein der Freiheit, die Begeiſterung für Licht und Recht, die göttliche Prophezeiung der Zukunft, — (an welcher — nebenbei geſagt — nur ein Schurke verzweifeln kann, und auf welche jeder, der an Gott und die Geſchichte glaubt, unverbrüchlich vertrauen muß), — A. Grün rettet dieß dreifache Palladium der Menſchheit aus der Stickluft und aus dem Scheinleben der Salons in das unantaſtbare Weihthum der Natur; ihre ewige Jugend iſt ihm die Bürgſchaft für die Unvergänglichkeit des Göttlichen in der Menſchheit.

Durch dieß Geheimniß, das ſich wohl erkennen und ganz nachfühlen, und in gleichen Bahnen mitſtreben, aber nicht erlernen läßt, das eben nur Beruf im edelſten Sinne des Wortes, Beruf auf die Höhen der Zeitgenoſſenſchaft iſt, durch dieß Geheimniß, deſſen Wurzeln in tauſend und abertauſend friſchen und geſunden Herzen haften, die in unſerem Dichter zuſammentreffen und zu einer koſtbaren Blüte empor treiben, durch dieß Geheimniß hat Anaſtaſius Grün jenes ſeltne und ſo oft zweideutige Glück erlangt: raſche und allgemeine Anerkennung ſeiner Nation, eine Anerkennung, die ſo wenig mit Mode etwas Gemeinſames hat, als erſte Liebe. — Iſt ja doch auch die Freiheit die erſte Liebe eines Volkes, das — wenn es auch in Lüſten und unnatürlichen Leidenſchaften ſich betäubt und entnervt hat, doch gewiß ſterbend einen Blick unentweihter Sehnſucht nach jener — erſten Liebe zurückſendet, die ſeine letzte iſt, mit der es untergehen will. Darin eben, daß Freiheit erſte Liebe, darin liegt die Poeſie der Freiheit, liegt das Unſterbliche dieſer Poeſie. Und darin liegt die Eigenthümlichkeit A. Grün's, daß er — nachdem andere gewaltige Rhapſoden, in Donnern weckend, durch klirrende Wortpfeile anregend, das Göttliche der Freiheit ihren Zeitgenoſſen verkündet — der erſte iſt, der, gleich einem begeiſterten Bräutigam, ihre himmliſche Schöne, ihre Holdſeligkeit und Liebenswürdigkeit in melodiſchen Hymnen preiſt, daß Jung und Alt, den ſüßen Klängen lauſchend, das Bild der reinen, keuſchen Jungfrau andächtig in's innerſte Heiligthum der Seele ſchließt. Wie jener Liebende,*) auf Bergeshöhen ſitzend, in holden, ſtillen Träumen den Ring, den ihm die Geliebte beim Scheiden als Pfand gab, vom Finger zieht, und ihn wie ein Fernrohr vor's Auge hält, und „Erde und Himmel, und die Menſchen und ihr Land" nur vom „goldnen Reif der Liebe umſpannt" ſieht; — ſo ſchaut A. Grün alles, was die Welt Herrliches hat, mit dem Auge der Liebe, einer mächtigen, weltumſpannenden Liebe: der Freiheit. Und wie der Liebende bei jedem Roſenblatte, bei jedem Dorne ſelbſt, an die Roſe denken muß, die er am Herzen der Geliebten ſah, und dieſe ſelbſt als athmende Roſe ſich denkt, und alles ringsum nur als Hintergrund, dem ſie allein Leben, Farbenwiederſtral und Bedeutung gibt, ſo ſieht A. Grün in der Natur nur lebendige Hieroglyphen, deren Deutung und Wahrheit einzig in der Freiheit beſchloſſen liegen. Und wie er von der Grabesroſe ſo wunderſchön ſingt:*)

---

*) Geſammelte Gedichte S. 77 „der Ring."

Du Grabesroſe wurzelſt wohl
In ihres Herzens Schooß,
Und ihres ew'gen Schlafes Hauch
Zog deine Keime groß.

Du ſaugeſt Gluth und Lebenskraft
Aus ihres Herzens Blut,
Sie gab in Freude ſtets und Luſt
Und gibt's noch, wenn ſie ruht.

Dein Lächeln und dein Duften ſtahlſt
Und ſchlürfteſt du aus ihr,
Den rothen Kelch den formteſt du
Aus ihren Wangen dir;

Die Purpurblätter ſogeſt du
Aus ihrem ſüßen Mund,
Drum ſind ſie auch ſo roth und lind,
So duftig und ſo rund.

ſo iſt dem Dichter des „Schuttes“ auch ſelbſt der Tod nur ein Wiederſchein des Lebens; die Poeſie, ihre Unſterblichkeit in ſich tragend, erkennt den Tod als ſolchen nicht an, ſie zwingt ihn, ein Herold der Freiheit zu werden, die er — ein Schreckbild für Schwächlinge — er, der Königsſtaub mit Bettlersſtaub vermiſcht, der den Schädel des Weiſen neben den des Thoren wirft, ſchnöde zu verſpotten ſcheint.

Anaſtaſius Grün iſt der Ritter der Zukunft (und gebe Gott, daß er nicht der „letzte“ ſei!) oder mit einem andern Worte: der Hoffnung. Seine Hoffnung aber iſt die große und heilige, die unſterbliche der Menſchheit, erhabener als das, was man gewöhnlich Hoffnung, Ahnung nennt; denn ſie iſt Bewußtſein und Vorleben deſſen, was unverbrüchlichen inneren und allgemeinen Geſetzen zufolge ſich erfüllen muß.

Durch dies Bewußtſein iſt er durch und durch ein Dichter der modernen Zeit, deren ſchönſter Sieg die Entfaltung des Bewußtſeins deſſen, was ſeit Jahrhunderten geſchehen, damit im Laufe der Jahrhunderte organiſch Gewordenes in ſchöner Objektivität, als ſelbſtzweckliches, erhabenes Kunſtwerk, ſeine Vollendung erhalte. Dagegen iſt keine Zurückſchraubung möglich, jeder Verſuch einer ſolchen — nur trauriger, mitleidenswerther Selbſttrug, aus gränzenloſer Infallibilitätseitelkeit entſproſſen; denn, wenn wir auch die geſchminkten Leichen auf ihren curuliſchen Stühlen aufrecht feſtbinden, daß ſie zu leben ſcheinen ſollen, — die Geſchichte ſchreitet ſtolzlächelnd drüber hinweg.

Schelte niemand unſre Zeit. Sie hat Dichter als Männer geboren; und einer ihrer edelſten Söhne iſt Anaſtaſius Grün. Sie hat das Bewußtſein des Einzelnen vollgültig gemacht, und zum Weltbewußtſein erweitert. Sie hat dadurch dem Einzelnen, der es warm und treu mit dem Ganzen meint, eine impoſante Macht gegeben, die unantaſtbare Macht des — Verſtandenwerdens. An dieſer Macht ſcheitern die Gewalt, die Lüge, die Verläumdung, die Intrigue.

Unwillkührlich kommen wir hier von dem Dichter Anaſtaſius Grün auf den Menſchen: den Grafen Auersperg zu reden. Der Dichter Anaſtaſius Grün iſt vom deutſchen Nationalbewußtſein als ein ſolcher Vorfechter und Miteigner der nationalen Geiſtesmacht anerkannt worden, daß ſchon ſeine literariſche Bedeutung die Feinde entwaffnet hat, welche den Grafen Auersperg gerne verſtummen gemacht hätten.

Ganz Deutſchland ſah mit einem mitleidigen Lächeln die Verſuche, denen Braun von Braunthal als Werkzeug diente. Wir können hier nicht umhin, einzuſchalten, daß die von Braunthal unter dem Namen A. Grün im öſterr. Muſenalmanach eingerückten Gedichte von Braunthal ſelbſt ſind; wir wiſſen dafür drei Zeugen, denen Braunthal ſelbſt vor dem Abdruck ſich als Verfaſſer nannte. Die ganze Sache war darauf abgeſehen, den Grafen Auersperg, deſſen Identität mit A. Grün ſich weder offiziell noch auf dem Wege confidenzieller Anfragen ermitteln ließ, zum Selbſtbekenntniß zu bringen.

Wie aber, wenn man nach fünfzig Jahren beim Leſen einer deutſchen Literaturgeſchichte ſich ſtaunend fragen ſollte, warum ein Dichter, auf den ſein Vaterland ſtolz war und auch dann und noch länger ſtolz ſein wird, nur unter falſchem Namen von dem, was ihm als das Heiligſte galt, zu ſingen wagen konnte? Was würde die Nachwelt für ein Urtheil über unſere Zeit fällen, wenn ſie, der nichts verborgen bleibt, zur Gewißheit gelangte, daß Braunthal, wie ſich aus deſſen früheren Intriguen gegen Auersperg herausſtellt,*) durchaus nicht auf eigene Fauſt handelte, ſondern einen ſicheren Rückhalt wußte, der freilich vor Auersperg's männlicher Entſchiedenheit nicht Stich hielt?

Wir bringen hier wiederholt zur Erinnerung, daß A. Grün eine literariſche Größe iſt, die das ganze deutſche Vaterland vindiciren muß. Wir laſſen das Andenken unſerer großen Todten nicht untergehen; um ſo größere Verpflichtung müſſen wir in dieſer Aeußerung des Nationalbewußtſeins anerkennen, auch unſrer lebenden großen Dichter uns anzunehmen, und ſie mit dem heiligen Schilde des Wortes zu decken. Das iſt nicht mehr als Lebensnothwendigkeit, die wir nicht abläugnen können, ohne zugleich unſere ganze Begeiſterung für unſere Todten, die uns wahrlich nicht entehrt, blos für eine prunkvolle Lüge zu erklären.

---

*) S. 33.

*) Die Belege zu geben, ſind wir, ſollte dies verlangt werden, erbötig.

Pädagogik

(oder Erziehungs- und Unterrichts-Lehre nach den Anforderungen der Gegenwart, von Auguſt Arnold. Königsberg in der Neumark, 1837.)

Hat irgend eine Wiſſenſchaft oder Kunſt auf die Stimme der Gegenwart zu achten, ſo iſt das wahrlich die Pädagogik, und ich reiche ſchon darum dankbar einem Manne, der ſelbſt Lehrer und Direktor eines Gymnaſiums iſt, die Hand, weil er ſein Buch mit ſteter Rückſicht auf dieſe Anforderung ſchrieb. Daß alle Erziehung blos dahin ſtreben ſoll, vorläufig nur Menſchen überhaupt zu bilden, wird Niemand mehr abſprechen. Als die weſentlichſten Merkmale des Menſchenideals bezeichnet der Verf. 1) ein richtiges, angemeſſenes Wiſſen; 2) die volle Entwicklung und Kraft der geiſtigen Fähigkeiten, oder die Seelenkräfte; 3) die ſittliche Trefflichkeit; 4) die praktiſche, geſellige und Geſchäftsbrauchbarkeit, Anſtelligkeit und Gewandtheit; 5) Geſundheit, körperliche Kraft und Gewandtheit. Die allgemeine Einleitung befaßt ſich mit Vorbegriffen, und ermittelt den Standpunkt. Das Werk ſelbſt zerfällt nachher in zwei Theile: die Erziehung und der Unterricht, deren letzter etwa die Hälfte des Ganzen einnimmt. Dieſe Sonderung iſt in der Natur der Sache bedingt und löſet nicht die innige Verbindung zwiſchen beiden auf, vielmehr wird ausdrücklich bemerkt, daß und wie der Unterricht erziehend, die Erziehung unterrichtend ſein ſoll. Ausgegangen wird dabei von der Idee des Staates; er hat, wie die Erziehung, die beiden Gegenſätze in ſich zu vereinen: dem Individuum ſein Recht, Freiheit, Selbſtſtändigkeit zu gewähren, und es zugleich auch zu beherrſchen. Durch die Einheit des Zweckes beider wird dieſes gelöſt, dieſer iſt: Vernunftentwicklung oder Bildung, Geſtaltung zu dieſer. S. 65. — Daß die Anſtelligkeit für das Leben ſo ausdrücklich verlangt wird, iſt rühmlichſt anzuerkennen. Die Heilmittel und Strafen, von der Ermahnung bis zur körperlichen Züchtigung, werden mit Recht beſonders gewürdigt, und es finden ſich hier lehrreiche Winke, vorzüglich für alle Erzieher, die nicht ſich gleich zu bleiben wiſſen. Nur grobe Verbrechen, thätliche Widerſetzlichkeit gegen die Lehrer, oder ein ſolcher Angriff auf ſie, ſoll durch körperliche Züchtigung genügend geſühnt werden. Ich für mein Theil rechne zu dieſen Vergehen voraus noch die Lüge, die ich jedesmal mit körperlicher Strafe zu belegen rathe. Unſere Zeit krankt innerlichſt an dieſem Uebel, durch alle Verhältniſſe des ſocialen Lebens iſt ſie ſo recht in's Breite eingedrungen, ſie hat ſich ſo durchweg als Scheidemünze, die überall gang und gäbe ſein müſſe, geltend gemacht, daß man mit unerbittlicher Strenge ſie bei der Jugend verfolgen und beſchränken muß; ſie auszurotten, bleibt dennoch unmöglich. Trefflich ſind die Erörterungen über die Frage: Ob die Erziehung ſchon auf irgend welche Weiſe ſich nach der einſt zu wählenden Beſtimmung der Kinder von früh an zu richten habe? Die ſo häufig noch immer vernachläſſigte Erziehung der Frauen wird als bedingt angenommen 1) durch ihre natürliche Eigenthümlichkeit, 2) ihren Lebenszweck überhaupt und 3) durch die beſondere Modifikation deſſelben in der Gegenwart. Hier liegt zugleich das Fundament für den weiblichen Unterricht. In dieſer Beziehung huldigt indeſſen der Verf. ganz falſchen Anſichten, wenn er glaubt, daß Mädchen im Hauſe beſſer erzogen werden, als in Anſtalten. Ja, es widerſpricht dies zum Theil den Bemerkungen, die er über weibliche Erziehung nach den Anforderungen der Zeit ſonſt macht. Wenn freilich alternde Mädchen, die ſich nur ſpät und aus Noth oder tugendhafter Grille dazu entſchließen, wenn Frauen mit ſchattenhaftem Rufe ſich dieſem Geſchäfte widmen, dann hat er völlig Recht; — wer nicht erzogen iſt, kann auch ſelbſt nicht erziehen. Allein vergißt er nicht, daß die meiſten Aeltern gegen oft ſehr vorſtehende Fehler ihrer Töchter blind ſind? Will er den Vortheil läugnen, den der Umgang mit vielen, wenn ſelbſt nicht immer guten, Kindern ſeines Alters dem aufblühenden Mädchen bringt? Ich fürchte, der Verfaſſer iſt mit dem weiblichen Erziehungsweſen nicht ſo vertraut, wie er es ſein ſollte, wenn wir ihm ganz folgen möchten. Die Idee einer weiblichen Hochſchule, welche er S. 278 ausſpricht, zeigt wenigſtens, daß er dies Geſchlecht in ſeiner Entwicklung nicht kennt. Was wäre das auch? „Nach der Aufnahme in die kirchliche Gemeinde müſſen die Mädchen dem Hauſe wiedergegeben und in alle Geſchäfte und Pflichten der Haushaltung wohl eingeweiht werden. Während deſſen werden ſie das bisher Erlernte im Andenken zu erhalten nicht verſäumen und durch das Leſen nützlicher Bücher auch hin und wieder noch erweitern. Iſt dieſe Stufe der Bildung dann vollendet, ſo mögen ſie zu der höheren wiſſenſchaftlichen Weihe reif erſcheinen und im 17. oder 18. Jahre die weibliche Hochſchule beſuchen." Er rechnet auf dieſe 1½ Jahre, worin Rhetorik, Literaturgeſchichte, reine und angewandte Naturlehre, mit Einſchluß der Chemie, allgemeine Geſchichte, Seelen- und Erziehungslehre, Sittenlehre, Kunſtlehre vorgetragen werden ſoll. Aber er ſcheint nicht zu wiſſen, was die alte Erzieherin Natur in dieſer Zeit aus dem Mädchen bildet, nicht was das Leben fordert. O über die weibliche Hochſchule! — Wie ſehr ich den Verf. ehre, wie aufmerkſam ich ihm gefolgt bin, ich kann doch auch ſonſt und in anderer Beziehung ihm nicht beiſtimmen. Er verwirft z. B. jedes Eingehen auf das Altdeutſche und die Dialekte, bei Ableitung der Wörter, verräth jedoch S. 170 ganz überraſchend, wie unentbehrlich dies ſei, weil er ſonſt nicht „wiſſen" zeigen wie es beſchaffen ſei, von wie-es, wieſſen" — hätte ableiten können. Was er gegen die Grammatik vorbringt, wird ihm vielleicht K. F. Becker zur Zeit beantworten. Daß er für die obern Klaſſen der Schule eine Religionsſtunde für völlig ausreichend hält und meint, wem mehr Zeit eingeräumt werde, der müſſe entweder eine große Maſſe theologiſcher Gelehrſamkeit ausbreiten, oder unendlich redſelig und breit werden und durch Wiederholungen ermüden — dies iſt bei ihm als Direktor einer Anſtalt um ſo auffallender; wie leicht zu widerlegen, weiß jeder, der die Bedürfniſſe der Zeit reiflich erwägt. — Endlich muß ich noch rügen, daß der Styl des Buches häufig Nachläſſigkeiten zeigt, die ſich aber vielleicht aus der allzu umfaſſenden Schriftſtellerthätigkeit des Verf. erklären, die ſich faſt über alle Fächer des Unterrichts erſtreckt, weshalb viele ſeiner Bücher zum Schluß angezeigt, und einige neue in Anmerkungen noch verſprochen ſind.

A. Rodnagel.

Das engliſche Staatsleben.

Nachdem das heilige, römiſche, deutſche Reich durch die kirchliche Reformation ſich geſpalten, und ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden für immer aufgehört hat, ein römiſches zu ſein, dann durch die politiſche Reformationen im XVIII. Jahrhundert und die völlige Umwälzung zu Anfang des XIX. Jahrhunderts, überhaupt als Kaiſerreich zu Grabe gegangen, mußte überall das Bedürfniß ſich regen, aus den Trümmern des hiſtoriſchen Nationalgebäudes eine neue Rechtsordnung zu geſtalten. Dieſes Bedürfniß war um ſo dringender, da nicht blos durch Schwertesgewalt die politiſchen Verhältniſſe, ſondern auch durch die mannigfachſten ſonſtigen Veranlaſſungen alle übrigen Lebensverhältniſſe die bedeutendſten Veränderungen erfahren hatten. Was ſeit Jahrhunderten ſich geſchichtlich und unabweiſlich vorbereitet hatte, war in wenigen Dezennien zum Durchbruch gekommen; dieſe durchgreifende Veränderung der Anſichten, der Verhältniſſe, der Bedürfniſſe war ſelbſt zu einer unabläugbaren großen geſchichtlichen Thatſache geworden.

Wie nun die Franzoſen und die Engländer, ſo hatten auch die Deutſchen auf eine, ihrer hiſtoriſchen Nationalität entſprechende Weiſe die veränderte Sachlage in eine neue Ordnung zu bringen ſich bemüht, und es zeigt einen völligen Mangel ächt hiſtoriſchen Sinnes, die weſentlich veränderten Verhältniſſe in Formen zurückſchrauben zu wollen, welche von dem lebendigen Geiſte der Geſchichte als verbraucht und ungenügend abgeſtreift worden ſind. Und doch wollen die Vernunftſcheuen gegen die lebendige Intelligenz ſolche veraltete Formen grade — und nur als hiſtoriſche wieder in Geltung zu bringen ſuchen, als ob nicht zu jèder Zeit eine Nation das Recht habe, ſich ihren aktualen Bedürfniſſen gemäß zu geſtalten! Beſonders gegen Frankreich ſind nun jene Vernunftſcheuen in Zorn entbrannt, und gegen ihre ſtaatliche Reformation wird dann vorliebig England als Muſterbild ſ. g. hiſtoriſcher Rechtsentwickelung hingeſtellt.

Völlig zeitgemäß erſcheint uns daher ein Aufſatz im Januarheft der Neuen Jahrbücher der Geſchichte der Staats- und Cameralwiſſenſchaften, in welchem Hr. Profeſſor Bülau in Leipzig ſich über das engliſche Staatsleben verbreitet, und wir ſind des Dankes unſerer Leſer gewiß, wenn wir ſie durch nachfolgende, jener Abhandlung entnommene Stellen auf denſelben aufmerkſam machen.

„Das belebende Prinzip in England," bemerkt Hr. Prof. Bülau, „iſt zuletzt der Alles durchdringende Geiſt der perſönlichen Freiheit, der von Oben bis Unten die Herzen beſeelt, und die Geiſter leitet. Keine Geſetzgebung iſt ſo frei von Herrſchſucht, wie die Engliſche. Daß es den engliſchen Staatslenkern gar nicht in den Sinn kommt, anders als im äuſſerſten Nothfalle das freie Walten der Individualität zu beſchränken, und daß die Geſetzgebung dort lieber einen indirekten und umſtändlicheren Weg wählt, ſobald er, ohne das ſtolze Freiheitsgefühl des Volkes zu verletzen, zum Ziel führt, ſtatt den direkten und leichten, aber der Freiheit weniger günſtigen Weg einzuſchlagen, daß ſie die Menſchen nicht ſo haben will, wie ſie für den Staat am bequemſten ſind, ſondern den Staat den Menſchen, wie ſie ſind, bequem zu machen weiß, dies und Aehnliches iſt eigentlich der wahre Grund der unverwüſtlichen Geſundheit des engliſchen Staatslebens. Allein es beruht auf dem Geſammtcharakter aller Einrichtungen, auf der unvordenklichen Gewohnheit und der Volksſitte, die Alle in Wechſelwirkung treten." — Worin aber die weſentlichen Einrichtungen beſtehen, darüber belehrt uns folgende Stelle: „Das Land wird, wie ſelbſt der Tory Peel erklärte, weſentlich vom Unterhauſe aus regiert. Es beſteht die ungezügeltſte Preßfreiheit; Geſchwornengerichte in weiteſter Ausdehnung; eine perſönliche Freiheit, von der wir auf dem Feſtlande keinen Begriff haben; ein weites Aſſociationsrecht; Volksverſammlungen mit 100,000 Theilnehmern; ein Widerſtandsrecht gegen, auch nur formell, ungeſetzliche Schritte der Behörde, dem jede Gewaltthätigkeit ungeſtraft ausgeht, dem gegenüber eine exekutive Gewalt faſt ohne Beamten, deren meiſte Organe dem Volke näher ſtehen, als ihr; ohne Polizeigewalt in unſerem Sinne; mit einem mißtrauiſch bewachten, in der Meinung nicht hoch ſtehenden Heere; ohne Nationalgarde; ohne Mittel zur Verfolgung der Gegner und zur Leitung des Volkes." — Und bei einer ſolchen Fülle von Freiheit, wie ſelbſt Frankreich ſie nicht beſitzt, wagt man noch, die Franzoſen zu ſchmähen und den Freiſinnigen Deutſchlands die Engländer als Muſter vorzuhalten!

G.

Feuilleton.

⁂ *Musée Anglais* — Unter dieſem Geſammttitel hat Hr. G. Hamilton zu Paris jetzt vier Bände »Gallerien der Engliſchen Künſtler von Hogarth bis auf den heutigen Tag« in 12° herausgegeben. Jeder (auch geſondert zu habende) Band, enthält 72 Stahlſtiche nach den geſchätzteſten Arbeiten von Hogarth, Reynolds, Weſt, Barry, Leslie, Northcote, Wilkie, Füßli, Lawrence, Stothard, Weſtall, Stephanoff, Turner, Stanfield, Bonington u. ſ. w., ſowie von Flaxmann, Nollekens, Chantrey, Weſtmacott u. v. a. — Jeder Band koſtet 6 Franken.

⁂ Kosmus von Medizis, eine neue Oper von Scribe und Halevy, welche bald zur Aufführung kommen dürfte, ſpannt alle Erwartungen. —

⁂ Dritter Saturn-Ring. — In einer hellen Nacht ein neues achromatiſches Ocularglas verſuchend, welches Dume zu einem Refraktor eingerichtet, unterſchied Hr. Prof. Encke zu Berlin nicht nur den äußeren und den inneren Ring des Saturn, ſondern ſah auch völlig deutlich, daß der äuſſere ſchmale Ring durch einen Streifen in 2 gleiche Theile getheilt war. Dieſe Beobachtung fand ſich durch mehrfache Wiederholung beſtätigt, und obgleich Hr. Kater, den memoirs of the astronomical society (Vol. IV. pag. 383) zufolge, ſchon 1825 etwas Aehnliches beobachtet, ſo bleibt doch Hrn. Encke das Verdienſt, unabhängig von Jenem dieſe Entdeckung gemacht, und zur Gewißheit gebracht zu haben, — daß Saturn, nicht nur mit ſieben Monden, ſondern auch noch mit drei Ringen umgeben. —

⁂ „*Le livre du Mariage a un succès prodigieux,*" bemerkt ein franzöſiſcher Belletriſt und ſchreibt dies der Rückkehr zum Familienleben, zu den Freuden der Häuslichkeit zu, welche ſich jetzt in Frankreich ſehr bemerklich mache. Das Ehebüchlein iſt übrigens nicht nur ſehr geſchmackvoll ausgeſtattet, ſondern enthält auch, — wer hätte es vor 20 Jahren für möglich gehalten, — gleich Eingangs die Ehemeſſe, die Taufgebete, erbauliche Stücke aus den Kirchenvätern u. ſ. w. Doch wird ausdrücklich bemerkt, »dieſe Leſeſtücke ſeien mit Geſchmack ausgewählt, enthielten eine ſanfte Moral, Rathſchläge, denen kein ſtrenger oder zu harter (austère) Gedanke beigemiſcht ſei; es ſei ein praktiſcher Führer zu den Freuden der Familie, zur ehelichen Glückſeligkeit.«

⁂ Hr. v. Quelen, Erzbiſchof von Paris, meint in einem vor wenigen Tagen an die Pfarrer ſeiner Diöceſe erlaſſenen Rundſchreiben, die Allokution des Papſtes vom 10. Dezember über die Cölniſchen Irrungen »werde für die ganze Kirche der Gegenſtand ſehr rechtmäßiger (bien légitime) Freude ſein, als ein Denkmal mehr — der päpſtlichen Wachſamkeit und Weisheit.« Der National vom 16. Dez. meint dagegen: „Le pape se plaint, mais il ne lance plus l'excommunication et l'anathème: *tout pouvoir qui se borne à gémir est près de sa chûte.*" —

⁂ Crapelet's Studien über Typographie. — Unter dem beſcheidenen Titel: „*Études pratiques et littéraires sur la typographie*" hat Hr. Crapelet den erſten Band eines Werkes herausgegeben, welches die Früchte vieler Forſchungen und treuen Fleißes enthält. Es bietet viele intereſſante Details über die Entſtehung der Buchdruckerkunſt, das Leben ihrer Erfinder und der berühmteſten Buchdrucker, über die Errichtung der erſten Preſſen in Paris, die Wichtigkeit der Korrektur, und vieles Andere, was Buchdruckern wie Buchleſern von Intereſſe ſein wird. —

⁂ Berliner Mumien. — Nachdem der holländiſche Arzt Ruyſch ſein Geheimniß, Todten auf lange Zeit das Anſehen ſchlafender Menſchen zu erhalten, im J. 1731 mit ſich in's Grab genommen, nachdem Larrey (von Chauſſier, einem Schüler Lavoiſiers belehrt,) mit Queckſilber-Chlorid dem Leichnam des Generals Morland, 6 Monate lang den Schein des Lebens bewahrt, und Dr. Tranchina in Palermo im J. 1834 ein Mittel gefunden, in Zeit von einer Stunde Leichname zu bereiten, daß ſie 6 Monate lang das Anſehen Lebender behalten, (er ſpritzt 2 Pfd. weißen Arſenik mit $^{1}/_{16}$ Pfd. gepulverten Zinnober in 24 Pfd. Alkohol aufgelöst in die Karotis) — iſt es einem Berliner Arzt, Dr. Hodfeld gelungen, menſchliche und thieriſche Körper ſo zu mumiſiren, daß ſie auf (noch unbeſtimmbar) lange Zeit hin noch lebend zu ſein ſcheinen. Doch braucht er zur Bereitung faſt ein Jahr, und ſie koſtet, ſtatt 6 Thlr. bei Tranchina, bei Hrn. Hodfeld 25.

⁂ Guſtav Schleſier in Stuttgart, welcher mit dem Beginne dieſes Jahres aufgehört, die literariſchen Ueberſichten in das Journal des Hrn. Lewald zu liefern, beſchäftigt ſich mit einer Geſchichte des deutſchen Staatenſyſtems. Jene literariſchen Ueberſichten werden in Zukunft von mehreren Schriftſtellern, darunter Berth. Auerbach, beſorgt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 7. 1838.

Phönix.

Montag, 8. Januar.

Dichterſcenen aus Wandsbeck.

Dargeſtellt von Heinrich Smidt.

I.

Philemon und Baucis.

Schon neigte ſich die Sonne dem Untergange zu, und einer der ſchönſten Frühlingstage nahm Abſchied von der blüthenduftenden Erde. Das Haus des Dichters, von einem Blumengarten umgeben, und von ehrwürdigen Linden beſchattet, lächelte in ſeiner niederländiſchen Reinlichkeit den Wanderer freundlich an, und lud ihn ein, das Gaſtrecht zu begehren.

Das einfache Wohnzimmer zeigte weder überflüſſige Pracht, noch fühlbaren Mangel; überall offenbarte ſich eine ſolide Wohlhabenheit. Die Mobilien waren die Erzeugniſſe einer früheren Generation, ihre altväteriſche Form deutete den einfach frommen Sinn der Hausbewohner an, die ſich nicht von der ſtets wechſelnden Mode mit fortreißen ließen, und in dem Beſitz eines beſcheidenen Wohlſtandes ſich glücklich fühlten.

Der letzte Strahl der ſcheidenden Sonne ſtahl ſich durch das Fenſter und fiel auf den Hausherrn, der an dem Schreibtiſche ſaß, und ſich emſig mit der Durchſicht einiger fliegender Blätter beſchäftigte. Er wiegte ſein Haupt wohlgefällig hin und her, als wollte er ſo den rhythmiſchen Gang der Verſe begleiten, die eben jetzt ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Das Aeußere des Dichters hatte nichts Ergreifendes, aber es wirkte ſehr wohlthuend. Aus den klaren blauen Augen ſtrahlte ein unbegränztes Wohlwollen, und auf der heitern Stirne glänzte fromme Milde. Er nahm eine Feder, änderte haſtig einige Worte, blickte dann mit einem vergnügten Lächeln nach ſeiner Hausehre, und erwartete, daß ſie ihn anreden ſollte.

„Fürchteſt dich wohl, mich zu ſtören?“ begann er nach einer Pauſe, als dies nicht geſchah. „Es hat nichts auf ſich, Rebeckchen; ich ſehe es gern, wenn du mich mit deinen holdſeligen Worten unterbrichſt; meine Verſe haben Füße genug, und können zur Noth allein ſtehen.“

„Ich wage es nicht, dich zu ſtören, wenn du am Schreibtiſch ſitzeſt, mein Claudius!“ ſprach die Hausfrau. „Dein Dichten iſt Gotteswerk, denn du thuſt es nicht aus Eitelkeit, ſondern aus innerem Herzensdrange, und ich möchte den Leuten immer zurufen: Er ſchrieb's für Kinder, und für euch, die ihr dem Geiſte nach Kinder ſeid; es iſt ein Segen darin, verderbet es nicht.“

Claudius nickte mit dem Kopfe, und ſagte mit erhobener Stimme: „Ja! ich fühle ein Etwas in mir, das mir ſagt, ich bin ein thätiger Arbeiter in dem Weinberge des Herrn. Darum habe ich auch nie in großen Städten und im Gewühle des Lebens lange ausdauern können. Nach ländlicher Ruhe, nach meinem lieben, freundlichen Wandsbeck ſehnte ich mich! Hier liegt das große Buch der Natur vor mir aufgeſchlagen, hier ſtudire ich die geheimſten Schriftzüge desſelben, und der Geiſt des Herrn offenbart ſich mir in all' ſeiner Größe und Herrlichkeit!“

„Ja!“ entgegnete Rebecka, die Hände faltend, und blickte mit dem demüthigen Stolze eines gottesfürchtigen Weibes auf den Gatten. „Du und Klopſtock ſeid auserwählte Rüſtzeuge des Herrn, und wenn ich...“

„Still, Mütterchen, ſtill!“ unterbrach Claudius ſie mit hohem Ernſte. „Geſchieht es um der Freundſchaft, um der innigen Hochachtung willen, die Klopſtock und ich für einander fühlen, ſo magſt du uns immer zuſammen nennen. Sonſt aber iſt nichts in mir, was mit jenem mächtigen Dichtergeiſte verglichen werden dürfte. Er rauſchet daher auf den Fittichen des Sturmes, und greift mit gewaltigen Händen in die Saiten ſeiner Rieſenleier, daß es weit hinausſchalle, und die Gläubigen mit ſcheuer Ehrfurcht emporblicken zu ihm, und die Worte des von Gott geſendeten Propheten vernehmen. So herrſchet er, wie der Erſte unter den Menſchen, mit der güldenen Krone auf dem Haupte, und der diamantenen Schaale voll Chriſtenthränen in den Händen, die er einſt vor dem Throne des allmächtigen Gottes ausgießen wird."

„Er iſt der Sänger des Heilandes, deſſen Heimath nicht auf Erden iſt;" ſprach Rebecka. „Du aber hältſt dich zu den ſchwachen Menſchen, wie zu deinen Brüdern, und kleideſt die Worte deiner Sendung in allerlei freundliche Weiſen; du lächelſt deinen aufhorchenden Brüdern zu, die das leiſe Klingen deiner Saiten erfreut, und die deine Lieder mit lauter Stimme dir nachſingen."

„Es iſt Schade, Rebeckchen!" lächelte Claudius, „daß du nicht eine Art von Angelika Kaufmann geworden biſt, du könnteſt ſonſt ein artiges Konterfei von mir herſtellen, wie ich in meinem Gott vergnügt zwiſchen den Leuten herum ginge, wenn ſie meine Lieder ſingen; müßte mich gar nicht übel ausnehmen auf der bunten Leinwand, ſo mitten unter allem Volke."

Rebecka heftete einen freundlichen Blick auf den Gatten, der gutmüthig ſchwatzend fortfuhr: „Geſtern habe ich recht gelacht. Schröder erzählte mir eine Anekdote von dem Theaterdichter Aſt, den Ackermann zum Informator ſeines Stiefſohnes gemacht hatte. Iſt ein tüchtiger Kerl geworden, der Schröder, aber in der Jugend fiel ihm das Begreifen ſchwer, und ſo konnte er unter anderm nicht Aſtens Lehre von der Dreieinigkeit verſtehen, und wagte es demnach, den ſtrengen Präceptor um eine nähere Erklärung zu bitten. Da ſpringt Aſt mit Stiefeln und Sporen aus dem Bette, — denke dir nur, Rebeckchen! der Kerl legte ſich, wenn es ihm einfiel, mit Stiefeln und Sporen nieder, — wenn das einmal deinen Gaſtbetten widerführe! — — genug, er ſpringt auf, gibt dem verdutzten Jungen ein Paar Ohrfeigen und ſagt: „„Beſteht nicht ein Ei aus Weißes, Dotter und Schaale, und iſt gleichwohl nur ein Ei?"" Das ſollte dem Jungen nun einen Begriff von der Dreieinigkeit Gottes beibringen!"

Rebecka ſah ihren Gatten befremdet an: „Und darüber haſt du lachen können? Kannſt es noch? Ich bin keine alte Betſchweſter, aber ich kann es nicht über mich gewinnen, gleichgültig zu bleiben, wenn Jemand leichtfertig von dem Göttlichen ſpricht, am wenigſten aber, wenn es der Mann thäte, auf den ich mit ſo freudigem Stolze ſchaue."

Der Dichter ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne, und entgegnete mit einem leiſen Anfluge von Verlegenheit: „Ei ſieh doch, wie angenehm du die Sittenrichterin ſpielſt! Nun, mich wirſt du bald beſiegen, gern läßt man ſich von ſo lieben Lippen Bekehrung predigen. Geh' aber jetzt, und zünde Licht an, denn die Dämmerung nimmt überhand, und ich muß noch ein Stündchen thätig ſein."

Rebecka ging hinaus, nachdem ſie einen Verſöhnungskuß auf die Stirne des Gatten gedrückt hatte, und kehrte bald darauf mit dem Lichte und einem Briefe zurück, den ſie mit den Worten: „da iſt ein Brief von deinem jungen Dichterfreunde!" vor ihrem Gatten hinlegte. Claudius öffnete das empfangene Schreiben, und ſchrie laut auf: „Sie kommen, Rebecka, ſie kommen!"

„Dann gebe Gott, daß es zu ihrem und unſerem Heile geſchehe!" entgegnete Rebecka mit einem ſtillen Seufzer, Claudius aber faltete den Brief ganz auseinander und las mit lauter Stimme:

„Mein edler, deutſcher Freund!

Endlich hat die glücklichſte Stunde meines Lebens geſchlagen! Die Schweſter meines treueſten Freundes, des guten Boje, die holde, liebreizende Erneſtine iſt mein Weib, und vor mir liegt ein Leben voll Paradieſeswonne und Seligkeit. Im Anfange wird es in unſerer Wirthſchaft zwar knapp genug hergehen, aber der Aufenthalt auf dem Lande koſtet ja nicht viel und die Liebe wird mir jede Entbehrung dreifach erſetzen. Wir kommen alſo, edler Mann, wir ſind ſchon auf dem Wege, und in wenigen Tagen ſind wir in Wandsbeck. Meinen Sie nicht, es werde dem Orte für die Zukunft zu einigem Lobe gereichen, wenn es heißt, ich habe dort die Odyſſee überſetzt? Unter den Augen eines Claudius überſetzt! füge ich hinzu. Wir eilen jetzt glücklichen Tagen und Stunden entgegen. Meine Erneſtine küßt Sie und Ihre Gattin mit Zärtlichkeit und ich ſchüttle Ihnen die Hand, mit der Sie ſo oft für Wahrheit und Recht geſtritten haben. Auch in mir ſollen Sie einen Kämpfer finden, der den Arm nicht ſinken läßt, bis das Reich der Finſterniß, des Aberglaubens und der Myſtik am Boden liegt, und die hochheilige Vernunft auf dem Götterſitze thront, der ihr gebührt.

Johann Heinrich Voß."

„Nun, Mütterchen?" fragte Claudius, den Brief weglegend, „Du freuſt dich nicht? Haſt noch immer nicht das Vorurtheil gegen meinen Freund abgelegt? Sprich dich offen gegen mich aus: es iſt dir alſo nicht recht, daß Voß und Erneſtine ihre Wohnung bei uns nehmen werden?"

„Mit Freuden will ich ſie um deinetwegen willkommen heißen!" ſprach Rebecka, und hielt ihren Gatten auf, der im Zimmer auf- und abzugehen begann, wie er zu thun pflegte, wenn ihm etwas nicht nach ſeinem Sinne ging. „Deine Freunde, mein Claudius, ſind die meinigen," ſprach ſie ſanft. „Wenn ich ſorge iſt es nur um deinetwillen! Wird die Geſellſchaft des Mannes, den du erwarteſt, auch für die Dauer heilſam für dich ſein? Du chriſtlich frommes Gemüth wirſt täglich mit einem Manne zuſammen treffen, deſſen einzige, hochgeprieſene Göttin die Vernunft iſt! Ach, die Einfalt unſeres Glaubens wird ſich beſchämt verkriechen vor der Beredſamkeit des Mundes, dem die Namen der Heidengötter vielleicht geläufiger ſind, als der Name des Erlöſers.“

Unterdeſſen war der Mond über den Bäumen ſichtbar geworden, und blickte in die Fenſter. Claudius ergriff die Hand ſeiner Gattin und ſprach: „Das iſt ein Abend, wie ich ihn liebe, und an welchen ich oft in Gedanken als Bote von Wandsbeck nach Hamburg gegangen und wieder zurückgekehrt bin. Laß uns ein wenig in's Freie gehen, Liebe!“

Sie traten in den Garten, der ſich vor dem Hauſe ausbreitete. Die blühenden Linden dufteten ſtark, und die Sterne blinkten in majeſtätiſcher Ruhe am Himmel.

„Siehſt du die Sterne dort oben?“ ſprach Claudius. „Sie ſind die Flammenſchrift, womit Gott ſeine einfach-erhabenen Wahrheiten im Buche des Lebens aufgezeichnet hat, damit der irrende Sterbliche Troſt aus ihnen ſchöpfe. Seit meiner Jugend leſe ich in dieſem Wunderbuche; was ich als Knabe kaum dunkel ahnete, iſt mir als Mann klar geworden, und ich verehre es über Alles. Meinſt du, daß die ſchwache Stimme eines Menſchen ſtark genug wäre, die Ueberzeugung vom Ewigen in mir zu Schanden zu machen?“

Er blickte bei dieſen Worten die Gattin ſo treuherzig an, daß dieſe, völlig beruhigt, den Geliebten mit ſanft überſtrömenden Augen in die Arme ſchloß, und leiſe ſprach: „Der Tag, der dir deine Freunde bringt, ſoll ein Feſttag für mich ſein!“

(Fortſetzung folgt.)

Leſſing's Denkmal betreffend.

Gabriel Rieſſer, der edle Vorkämpfer für die gerechte Sache ſeines Volkes, hat ſoeben ein Schriftchen: „einige Worte über Leſſing's Denkmal, an die Israeliten Deutſchlands gerichtet,“ (Frankfurt am Main, Druck von Stockmar und Wagner.) erſcheinen laſſen und den Ertrag deſſelben zur Beiſteuer für das in Braunſchweig dem Apoſtel der Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit zu errichtende Monument beſtimmt. Mit herzlicher Freude machen wir auf Rieſſer's Schrift aufmerkſam, welche klar und bündig die hohe Bedeutung Leſſing's erörtert. Gewiß wird jeder, der ein Leben nicht blos nach Stunden, ſondern nach Thaten veranſchlagt, die ſchönen Worte Rieſſer's unterſchreiben: „Die Unſterblichkeit jedes großen Mannes bereichert ſeines Volkes Sprache um ein Wort, bedeutungsvoll und inhaltreich, wie der Schatz der Sprache ſonſt keine zu bieten hat; die Erinnerung an ſeine großen Geiſter iſt das reichſte Erbtheil von eines jeden Volkes Zunge. Aus gleicher Quelle ſchöpft die ganze Menſchheit die Bezeichnung ihrer gemeinſamen tiefſten Empfindungen. Wie die Wiſſenſchaft Sterne, ſo benennt die Menſchengeſchichte nach großen Männern ihre Glanz- und Wende-Punkte, ihre bedeutſamſten Richtungen. Ihr Andenken iſt das heiligſte Vermächtniß der Vergangenheit, die erhebendſte Bürgſchaft der Zukunft. Ihre Namen wirken wie heilende Zauberworte auf den durch das Leiden der Gegenwart gebeugten Sinn; ſie wecken das Vertrauen wieder auf den Fortſchritt, auf die Zukunft der Menſchheit, wenn es durch das Schauſpiel augenblicklichen Stillſtands oder Rückſchritts wankend werden möchte. So bedeutet uns der Name Leſſing Menſchenbildung, Menſchenliebe, Aufklärung, Gewiſſensfreiheit, Kampf gegen Unduldſamkeit, Religionshaß, Geiſtesdruck. Wem bei dieſen Gedanken das Herz höher ſchlägt in reichen Hoffnungen für die Menſchheit, wem es erzittert in Theilnahme an den Kämpfen der Gegenwart, wem es ſich ſchmerzlich bewegt in der Erinnerung an das Leid der Vergangenheit, dem erwärmt und belebt es ſich neu in tiefem Athemzuge bei dem Namen Leſſing.“

Zunächſt wendet ſich nun Rieſſer, wie er ſchon im Titel ſeiner Schrift angedeutet, an die deutſchen Israeliten, „die dem Streiter für Licht und Freiheit gegen Finſterniß und Knechtſchaft, für Duldung und Menſchenrecht gegen Glaubenshaß und Unterdrückung, vor allen andern zum Danke verpflichtet, ſie, die am härteſten gelitten unter dem Joche des Unrechtes, ſie, die der Laſt des gehäſſigen Vorurtheiles am längſten und ſchmerzlichſten erlagen.“ Um Leſſing's „Nathan,“ der in einer Zeit, da die tiefe Nacht des Haſſes noch auf dem unglücklichen Volke lag, dieſe Nacht zuerſt erhellte, und eine Schaar freier Geiſter wie eine tagverkündende Morgenröthe über Deutſchland weckte, gruppiren ſich die heiligſten Erinnerungen, die wir heute ſchon als — Hoffnungen begrüßen. Das brüderliche Freundſchaftsverhältniß, in welchem der Chriſt Leſſing und der Jude Moſes Mendelsſohn, zwei edle Dioskuren, ſich verinnigten, iſt heute ſchon zum Symbol der großen Verinnigung zwiſchen Chriſten und Juden überhaupt, im Geiſte, in der Wahrheit und in der Liebe geworden, wie auch traurige Bornirtheit, die als Erbtheil ſich erhalten, einerſeits, und jämmerliche Zweideutigkeit, egoiſtiſcher Zelotismus anderſeits gegen dieſen neuen Bund der Liebe ohnmächtig anſtürmen mögen. Der Friedensbogen, dieſes dritten Bundes Zeichen, iſt die Humanität. In hoc signo vinces! Unter dieſem will der Jude „dankbar und ehrerbietig Steine herbeitragen zu dem Denkmal, das ſein deutſches Vaterland ſeinem großen Sohne ſetzen wird.“

Möge dieſe Hoffnung bald in Erfüllung gehen, eine Bürgſchaft gleichſam, daß auch jene größere ſich bald vollende.

Das Comité für Leſſing's Denkmal in Braunſchweig, aus den Hrn. Baron v. Schleinitz, Bode, Petri, v. Erichſen, Schröder, Schiller, Krahe jun. beſtehend, hat den Termin zur Empfangnahme von Beiträgen noch bis auf die Mitte des Jahres 1838 ausgedehnt. Wir wünſchen aufrichtig, in dieſer Friſt gleichfalls für jenen Zweck wirken zu können, und vereinigen, auf des trefflichen Rieſſer's treffliche Schrift wiederholt aufmerkſam machend, mit ſeiner Aufforderung die unſerige an Alle, denen das Wort: Geiſtes- und Gewiſſensfreiheit kein leerer Klang iſt. Mit Vergnügen ſtellen wir dieſer öffentlichen Angelegenheit, wie jenen des Göthe- und des Mozarts-Denkmals, die Spalten des Phönix zur Diſpoſition, und erbieten uns, Beiträge in Empfang zu nehmen und an das Comité in Braunſchweig zu befördern.

Die Kupferſtecherei

(oder die Kunſt, in Kupfer zu ſtechen und zu ätzen, von C. Barth. II. praktiſcher Theil. Hildburghauſen und Meiningen, im Verlag der Keſſelring'ſchen Hofbuchhandlung. 1837.)

Dieſer praktiſche Theil des Barth'ſchen Werkes über die Kupferſtecherei wird allen ausübenden Technikern dieſes wichtigen Kunſtgebietes hochwillkommen ſein. Nachdem der Verf. im erſten Theil das Theoretiſche der Kupferſtecherei aus dem Werke des Italieners J. Longhi mit Glück übertragen, gibt er nun aus dem Schatze ſeiner, auf einer ruhmvoll beſchrittenen künſtleriſchen Laufbahn geſammelten Erfahrungen, die praktiſchen

Anweiſungen zum Erlernen und Handhaben der ausübenden Aetzkunſt und des Stiches in Kupfer und Stahl. Es werden alle nöthigen Inſtrumente, Arbeitsgeräthſchaften und Materialien in faßlichſter Sprache beſchrieben, und durch gelungene Abbildungen zur Anſchauung gebracht. Nicht minder wird das Verfahren des Kupferſtechers ausführlich mitgetheilt, und dann zum beſonderen Verhältniß der Kupferſtecherei zur Malerei übergegangen, wobei auch die Technik der älteren und mittleren Meiſter, in Bezug auf die der neueren nicht unerörtert bleibt, ſowie eine neueſte Erfindung „der Hochdruck,“ mit Antheil ſeine Würdigung findet. Nicht genug zu beherzigen iſt ein in dieſem trefflichen Buche ausgeſprochener Wunſch, deſſen Erfüllung gewiß ein ganz neues, friſches Leben in die Kupferſtechkunſt bringen würde: „Daß die tüchtigſten Maler in unſerer Zeit ſich wieder ſelbſt zuweilen mit dem Grabſtichel oder der freien Radirung beſchäftigen möchten, wir würden dann wieder mehr Geiſtreiches, Originelles und Lebendiges im Stich zu ſehen bekommen, was eine vortheilhafte Rückwirkung auf die Stecher von Profeſſion nicht verfehlen, ſo wie die Meinungen und Einſichten der Maler über dasjenige, was man vom Stecher fordern ſoll und kann, und was nicht, berichtigen und feſtſtellen würde.“

Der Stahlſtich, dieſer in neuerer Zeit ſo auſſerordentlich gepflegte und beliebte Kunſtzweig, wird ausführlich gewürdigt, das techniſche Verfahren bei demſelben genau angegeben und den Schluß bilden ſehr dankenswerthe Zugaben und Bemerkungen zum erſten Bande.

Werfen wir einen Blick auf beide Theile dieſes Werkes, ſo ergibt ſich aus unbefangener Beurtheilung das Reſultat, daß zwar das Longhiſche Werk noch Einzelnheiten enthält, die unüberſetzt geblieben ſind, ebenſo Abbildungen, die hier nicht beigegeben wurden, daß es aber demohngeachtet auf alle Weiſe belehrend wirkt, und der zweite praktiſche Theil namentlich dem Lernenden reiche Belehrung gewährt, dem Kundigen ſelbſt aber gewiß noch manche dankenswerthe Winke ertheilt, und ſomit das Ganze als wirklich empfehlenswerth erſcheint.

Feuilleton.

⁂ Schulweſen (und Unweſen) von Mancheſter. — Dem Bericht der ſtatiſtiſchen Geſellſchaft in Mancheſter zufolge beträgt die Geſammtzahl der Schulkinder daſelbſt nur 33,183, ſo daß alſo von 57,500 ſchulfähigen Kindern 24,327 ohne Schulunterricht bleiben. Ueber die Hälfte der Mädchen-Schulſtuben diente zugleich als Wohn- und Schlafzimmer der Lehrerinnen. In den gewöhnlichen Tagſchulen war die Luft beim Eintreten, beſonders gegen Ende der Schulzeit, kaum zum Einathmen. In einer Dachſtube, drei zerbrochene Treppen hoch, fand man in einem Raum von 90 Quadratfuß 40 Kinder. Auf einer Stange in der Ecke der Schulſtube ſaß ein Hahn mit zwei Hühnern, unter einem zerbrochenen Bette hauſ'te eine Hündin mit drei Jungen!

⁂ Die geheimen »heiligen Familien.« — Hr. de Baudry, ein alter franzöſiſcher Profeſſor der Theologie, theilt in ſeiner unlängſt erſchienenen *Défense de l'épiscopat et du siège*, die Nachricht mit, daß in Paris ein (Jeſuitiſcher) Verein beſtehe, welcher unter Anderem auch den römiſch-katholiſchen Bewegungen in der Schweiz ſeine Thätigkeit widme. — Als Gegenſtück hierzu mag dienen, was die D. V. A. Z. v. 13. Dez. von der ſ. g. *familia sacra* berichtet, welche zur Zeit in Münſter beſtanden, und deren Hauptmitglieder Graf Leopold von Stolberg, Overberg, die Fürſtin Galitzin, die beiden Brüder Droſte von Viſchering und mehrere andere vom hohen Adel geweſen. »Sie hat,« wird dort behauptet, »auf die Socialgeſtaltung im großen Weſten des preußiſchen Reiches gewirkt, mehr als unſere Zeitgenoſſen glauben dürften. Die *sacra familia* war es, welche den jetzigen Erzbiſchof und die belgiſchen Biſchöfe bewog, die päpſtliche Bannbulle wider Napoleon zu publiziren.« Und noch ſoll ſie nicht ganz erloſchen ſein.

⁂ Die Reſtauration und die Julíregierung. — Aus einer Tabelle, welche Dr. H. Reuchlin ſeiner Schrift »das Chriſtenthum in Frankreich« beigefügt, entnehmen wir folgende Angaben:

	im J. 1826	im J. 1838
die katholiſche Kirche koſtete den Staat	35,441,000 Fr.	33,008,418
die proteſtantiſche	574,485 —	727,990
die iſraelitiſche	Nichts.	64,001
	36,015,504	33,800,409
Namentlich bezogen die Domherren und Pfarrgeiſtlichen	19,781,085 —	26,140,891)
Die Ausgaben für den öffentlichen Unterricht betrugen	3,826,500 —	4,191,300
(Namentlich wurde für den Primair-Unterricht verausgabt	Nichts.	981,530)

Solche Zahlen ſind lehrreicher als ganze Bücher und haben den eminenten Vorzug vor den Worten, daß ſie unzweideutig ſind. —

⁂ Eine rieſige *Nymphaea*. — Der franz. Akademie d. Wiſſ. iſt am 26. Dez. die Zeichnung einer Pflanze aus Guyana präſentirt worden, welche zur Gattung der *Nymphaea* gehört, deren Blatt aber bis zu 18, deren Blüthe nicht weniger als 4 Fuß im Umfange gewinnt. Es iſt dieſelbe Pflanze, welche bereits in England den Namen *Victoria regina* erhalten.

⁂ *Le Christ devant le siècle* von Roſelly de Lorgues, iſt ſchon in vier Sprachen übertragen und in Belgien mehrmals nachgedruckt worden; in Paris erſcheint jetzt eine dritte Ausgabe in doppeltem Format.

⁂ Von den beiden Brüdern Grimm heißt es, ſie würden ſich in Heidelberg niederlaſſen. Die Heidelberger dürfen ſich hierzu gratuliren.

⁂ Die literariſche Thätigkeit zu Kahira, welche ſich durch die Bemühungen einiger Franzoſen unter den Eingeborenen entwickelt hat, macht ſehr ſchnelle Fortſchritte. Seit Haſſan Effendi, der Bibliothekar des Paſcha's, eine Lithographie errichtet hat, haben ſich die Profeſſoren der Schule der Moſchee el Azhar genähert, und es finden ſich ſchon eingeborene Kapitaliſten, welche zu buchhändleriſchen Unternehmungen Geld vorſchießen wollen. —

⁂ Bildung und Kräftigung des weiblichen Körpers. — Unter dem Titel Amoena hat der bekannte Gymnaſt, Lieutenant Dr. Werner zu Dresden, eine Schrift mit 86 erläuternden Figuren herausgegeben, welche wiſſenſchaftlichen Unterricht bietet, wie bei dem jüngeren weiblichen Geſchlechte die körperliche Anmuth ausgebildet und die Leibeskräfte auf angemeſſene Weiſe entwickelt werden können. — Zur Errichtung eines eigenen Unterrichtsgebäudes durch Subſcriptionen, wird die Vorarbeit in Dresden ernſtlich betrieben, um München nachzukommen, wo durch des Königs Munificenz eben eine ſolche Anſtalt im Entſtehen iſt, die der Leitung des Prof. Maßmann anvertraut iſt.

⁂ Frankfurter evangeliſch-lutheriſcher Almoſenkaſten. — Aus dem eben ausgegebenen Jahresbericht des evangeliſch-lutheriſchen Almoſenkaſtens zu Frankfurt a. M. erſehen wir, daß dieſe Anſtalt vom 15. Nov. 1836 bis zum 15. Nov. 1837 ausgegeben 16,764 fl., wovon namentlich 674 bedürftige Gemeindeglieder regelmäßige Unterſtützung erhielten, außerdem 1001 außerordentliche Unterſtützungen mancherlei Art verabreicht, und für mehrere arme Kinder der Unterricht bezahlt worden. Eingenommen wurden 16,648 fl. und das Kapitalvermögen beträgt gegenwärtig 15,740 fl. —

⁂ Ungariſche Ephemeren. — Für das neue Jahr ſind für Ungarn wenigſtens ein halbes Dutzend Almanache, fünf Modezeitungen, wovon 2 in ungariſcher, 2 in ſerbiſcher und 1 in deutſcher Sprache, und eine Kirchenzeitung: Magyar Zion (ungar. Zion) angekündigt.

⁂ Reiſe im Orient. — Hr. Leon de Laborde, Verf. des trefflichen Werkes: *Voyage de l'Arabie pétrée* (2 Foliobände mit 330 Anſichten, Karten ꝛc.), hat nun auch die Beſchreibung der Reiſe herauszugeben angefangen, die er mit den Hrn. Alex. de Laborde, Becker und Hall in Kleinaſien und Syrien gemacht. Dieſes Werk, welches bei den Brüdern Firmin Didot unter dem Titel: „*Voyage de l'Asie mineure et de la Syrie*“ erſcheint, wird auf 180 Tafeln nahe an 400 Anſichten und Zeichnungen enthalten, worunter 300 von Städten und Denkmalen, von denen noch keine Zeichnung bekannt geworden; der Text, der 36 Bogen einnimmt, iſt von Hrn. Leon de Laborde redigirt. Die erſte Lieferung iſt am 1. Dez. v. J., die 2. am 1. d. M. ausgegeben worden und entſpricht völlig den Erwartungen, zu denen die Namen des Herausgebers und des Verlegers berechtigen. —

⁂ Adams und Jefferſon, die Nachfolger Waſhington's, ſind, wie wir in einem deutſchen Blatte bemerkt finden, beide an dem 50jährigen Gedächtnißtage der Nordamerikaniſchen Befreiung, am 4. Juli 1826, geſtorben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

N^{ro} 8. 1838.

Phönix.

Dienstag, 9. Januar.

Dichterſcenen aus Wandsbeck.

(Fortſetzung.)

II.

Die beiden Aerzte.

Die Ankunft der gemeldeten Freunde verzögerte ſich, und Claudius hatte den Kummer, ſeine Rebecka von einer leichten Krankheit befallen zu ſehen. Er wich während der Zeit nicht aus dem Zimmer und hatte, der Kunſt des einheimiſchen Arztes nicht ganz vertrauend, aus übergroßer Sorgfalt ſeine ärztlichen Freunde in der Stadt gebeten, die Kranke mit einem Beſuche zu erfreuen. Sie waren gekommen und bald war das Uebel völlig gehoben, das dem zärtlichen Ehemann ſo vieles Leid verurſachte. Rebecka ſaß am Fenſter und genoß die erfriſchende Sommerluft, ihren Gatten mild anlächelnd, der ihr zur Seite ſaß, ihre Hand in der ſeinigen hielt, und ſie beſorgt fragte, ob ſie noch immer von Schmerzen geplagt ſei?

„Ich befinde mich ganz wohl,“ ſprach ſie mit einem dankbaren Blick auf ihren Freund. „Wunderſam ſtärkt mich dieſe erquickende Luft. Wäre es aber auch anders, ſo dürfteſt du doch ruhig ſein, denn dort kommt ein Mann, der es nicht leiden würde, daß ich jetzt ſchon meine Reiſe nach dem Kirchhofe antrete.“

Der Doktor Mumſen trat in das Zimmer. Es war ein unterſetzter, ziemlich umfangreicher Mann mit einer kahlen Platte und einem breiten, aber ſtets freundlichen Geſichte. Er warf den Hut auf den Tiſch, den Stock daneben, und trocknete ſich die glühende Stirne: „Verdammt heiß heute, ganz verdammt heiß!“ begann er. „Ja ſo, hier darf man nicht fluchen. Ich wollte alſo ſagen, die göttliche Gnade erfreuet uns mit einem heiteren Sommertage; ſehr angenehm für Landleute und Rekonvaleſcenten, aber für ambulante Aerzte, die ſich auf der Landſtraße von Hamburg nach Wandsbeck befinden, iſt es etwas läſtig. — Nun, Frau Claudiuſſen, wie gehts?“

„Ich danke Ihnen für ihre Sorgfalt, lieber Doktor....“ „Schon gut!“ unterbrach ſie dieſer und fühlte ihren Puls. „Hier iſt Alles in Ordnung. Nur keine Gemüthsbewegung und ſtrenge Diät. **Probatum est!** Hier iſt für mich und meine Kollegen nichts mehr zu thun. Apropos, Diät! Habt Ihr nichts zum Anbiß bei der Hand? Auch ein Glas Wein wäre bei der Hitze nicht unerſprießlich. Bewegung iſt Ihnen vor allen Dingen gut, Frau Claudiuſſen, und der Weg von der Stube bis zur Speiſekammer und wieder zurück eine empfehlenswerthe Promenade.“

Rebecka lächelte freundlich und ging, um für den Freund des Hauſes zu ſorgen. Der Dichter trat zu dem Arzte, der es ſich auf dem Kanapee bequem gemacht hatte, reichte ihm die Hand und ſagte treuherzig: „Aechten deutſchen Händedruck für Ihr redliches Bemühen, mein wackerer Freund! Sie haben mir mein zweites Leben erhalten, und wenn ich je im Stande bin...“

„Wozu im Stande?“ fuhr Mumſen auf. „Wollen Sie meine Schweißtropfen etwa bezahlen? Ich brauche Ihr Geld nicht, denn ich bin reich, ſehr reich; das heißt, ich habe ſoviel, als zu meinem Leben nöthig iſt, und auſſerdem einen Reſervefonds, der zu hohen Prozenten untergebracht wurde. Das iſt meine frohe Laune, Herr Bruder in Apollo! Jedes meiner unſchuldigen Liedlein und Epigramme, die ich zu meiner und meiner

Freunde Ergötzlichkeit auf's Papier kritzle, iſt mit einer Doſis derſelben ausgeſtattet, und immer bleibt der Zinsertrag derſelbe, denn ich dotire ſie vom Zins der Zinſen. Wie ſagt Leſſing? Der wahre Bettler iſt doch einzig und allein der wahre König!"

„Nun!" ſchob Claudius ein, „mit dem Bettler hat es gute Wege. Es ſei denn, daß der Verſchwender ihm die Bahn bräche; das ſteht aber bei einem ſo guten Wirth nicht zu befürchten."

Er trat an's Fenſter und erblickte einen ernſten Mann, der betrachtend vor einem Blumenbeete ſtand, während der Doktor ſich das Frühſtück, welches ihm Rebecka vorſetzte, ſchmecken ließ, und den Dichter einlud, ebenfalls Theil zu nehmen.

„Beſorge noch ein Gedeck, liebe Frau!" antwortete Jener, als er ſah, daß der Mann, der ſeinen Blumen eine ſo große Aufmerkſamkeit ſchenkte, ihm zuwinkte und in's Haus trat.

„Kollege Unzer!" rief Mumſen dem Eintretenden entgegen, „iſt's gefällig, Platz zu nehmen? Ich trinke auf das Wohl aller Eurer melancholiſchen Grillen!"

Unzer begrüßte ſeinen Wirth und ſeinen Kollegen mit Freundlichkeit. Der leichte Humor, der den Herausgeber des berühmten Journals „der Arzt," ſo wohl kleidete, ſpielte um ſeine Lippen, aber auf ſeiner hohen Stirne thronte der milde Ernſt, der den Dichter der Lieblingstragödie „Diego und Lenore" charakteriſirte.

„Claudius!" rief Mumſen, als ſich alle Drei zu Tiſche geſetzt hatten, und der Wein in den Gläſern perlte, „Ihr habt einen abſonderlichen Platz erwählt; Ihr ſitzt zwiſchen mir und Unzer, Heraklit und Demokrit zu Eurer Rechten und Linken; ſagt mir ſchnell, mit wem Ihr es halten wollt?"

„Ich gehe mit Euch Beiden zu gleichen Theilen!" entgegnete der Herausgeber des Wandsbecker Boten. „Mit Unzer zu den Zeiten des Glücks, damit ich nicht allzu übermüthig werde; mit Euch, mein heiterer Freund, in der Zeit der Trübſal, denn Euer Frohſinn iſt ein ſtarker Anker. Jetzt aber erlaubt mir, daß ich Euch einen Augenblick verlaſſe, dieſer leichte Wein taugt nicht, wenn ein Dichter-Trifolium beiſammen ſitzt; ich werde ſehen, ob ſich nicht im Keller noch irgend ein abgelagertes Fläſchchen befindet."

Er ging hinaus und ſchickte nach einer Weile eine Flaſche alten Rheinweins mit der Entſchuldigung, daß er um eines wichtigen häuslichen Geſchäftes willen einige Augenblicke abweſend ſein müſſe; eigentlich aber erlaubte ihm ſein körperlicher Zuſtand den Genuß des Weines nicht, und er wollte durch ſeine Gegenwart die Luſt ſeiner Gäſte nicht ſtören.

»Amice!« rief Mumſen fröhlich und erhob das Glas. „Unſere mediziniſche Praxis iſt zu betrachten wie ein fruchtbarer, mit Gräben durchſchnittener und mit blühendem Gebüſch umgränzter Weizacker, der einen nahmhaften Zehnten einbringt, die Poeſie, die in uns lebt, vergleiche ich aber mit der Himmelsdecke, die ſich über dieſem Weizacker wölbt und an welchem in lieblicher Abwechslung Sonne, Mond und Sterne erſcheinen."

„Auch Wolken, mein Freund!" antwortete Unzer. „Freilich quillt aus den Wolken der erquickende Regen, der Euren Pflanzen Leben und Gedeihen bringt, aber ſie bergen auch den vernichtenden Hagelſchlag, den betäubenden Donner, den ſengenden Blitz."

„Und auf der Erde unter den Blumen hauſen die Kröten und allerlei anderes nichtswürdiges Gewürm!" entgegnete unwillig Mumſen. „Mit ſolchen trübſinnigen Aeuſſerungen verderbt Ihr mir meinen ganzen Toaſt, den ich auf die Wohlfahrt des großen Doppelreichs ausbringen wollte, das wir in unſerer zwiefachen Eigenſchaft als Dichter und Aerzte bewohnen."

„Ihr müßt mir meine ernſte Stimmung zu Gute halten," ſprach Unzer und legte begütigend ſeine Hand auf den Arm des ihm zürnenden Freundes. „Ich komme von einem Sterbebette!"

Mumſen ſah den Freund an; der Verdruß ſchwand aus ſeinem Geſichte, auch das muthwillige Lächeln verſchwand und hoher Ernſt ſprach aus ſeinen Zügen. „Ein Krankenbett, von dem Unzer ohne Hoffnung ſcheidet, muß einen erſchütternden Anblick gewähren. Wen habt Ihr ſterben ſehen?"

„Einen armen, verkannten Gelehrten, der Zeit ſeines ganzen Lebens umſonſt gerungen, den Menſchen ſeine beſſere Ueberzeugung einzuflößen," ſprach Unzer. „So kämpfte er, Ernährer einer zahlreichen Familie, mit den drückendſten Nahrungsſorgen, immer mehr dem Grabe zuwelkend. Endlich ſieht er eine ſeiner zahlreichen Bemühungen gelingen, ein edler deutſcher Fürſt, von der Wahrheit ſeines Syſtems lebhaft ergriffen, beut ihm eine Freiſtatt, ihm lacht eine glückliche Zukunft, ſein Weib braucht nicht mehr zu darben, ſeine Kinder ſind vor dem Bettelſack geſchützt, da ergreift ihn die Hand des Todes und meine ganze reiche Kunſt war zu arm, nur eine dieſer Hoffnungen zu erhalten."

(Fortſetzung folgt.)

Aus Karlsruhe.

(Zu Ende des Jahres 1847.)

Das laufende Jahr hat in die Bewegung unſerer Geiſter — ich ſpreche nicht allein von der hieſigen Reſidenz, ſondern von dem ganzen Lande — Impulſe der verſchiedenſten Art gebracht. Bevor ich aber einen kulturhiſtoriſchen Blick auf dieſelben zurückwerfe, ſei es mir geſtattet, einige allgemeine charakteriſtiſche Andeutungen über die inneren Tendenzen unſeres Badener Volkes zu geben, um deren äuſſere Offenbarungen um ſo deutlicher und verſtändlicher zu finden. Wir gewahren von Anfang, daß dieſes Land auf der Bahn der geiſtigen Bildung, in deren weiteſtem Sinne, auch in dieſem Jahre keinem anderen deutſchen Völkerſtamme nachgeſtanden iſt. Es hat vielmehr, und es iſt ſeitdem noch keine gar lange Zeit verfloſſen, ſchon mehr als einmal zur Bewegung der Geiſter eine Art Initiative ergriffen, wie dies, zum Beiſpiel, während des Landtages 1831 geſchehen iſt, in welchen Tagen von hier aus mit bewundernswerther Energie die Idee der Preßfreiheit zur Verwirklichung gebracht wurde. Wäre es möglich, das geiſtige Profil der verſchiedenen deutſchen Völkerſtämme, nach deren charakteriſtiſchen und phyſiognomiſchen Eigenheiten unter Glas und Rahmen zu ſtellen, ſo würde man in jenem des Badenervolkes die alte oberdeutſche Kernkraft als Grundfarbe wieder erkennen, welche im Laufe der Zeit nur durch die Lebendigkeit eines jetzt herrſchenden modernen Colorits, weniger gemildert als eigentlich erfriſcht wurde. Wenn in neuerer Zeit von verſchiedener Seite her den Badenern der Vorwurf gemacht worden iſt, daß hauptſächlich in den Offenbarungen ihrer politiſchen Sinnesweiſe ſich eine große Verwandtſchaft mit franzöſiſchen Grundideen kund gebe, ſo kann dies zwar in mehrfachem Betrachte nicht abgeläugnet werden, nur darf dieſer, wie eine Beſchuldigung klingenden Attribution nicht noch ein zweiter Vorwurf, nämlich der der franzöſiſchen Nachäffung beigefügt werden. Der Charakter der Badener (ich ſpreche vom Grundſtocke des Volkes) iſt durchaus ſelbſtſtändig und deutſch, und es dürfte wohl kaum ſich einer der übrigen Zweige des deutſchen Völkerbaumes ſo urſprünglich und originell wie der badiſche erhalten haben. Die Eigenſchaft einer beſonders lebendigen, geiſtigen Intuition kömmt den Badenern nicht etwa darum vor ihren deutſchen Stammbrüdern vorzugsweiſe zu, weil ſie in der Nähe der feurigen Gallier wohnen, und etwa in der Nachahmung ihrer Sitten ſich gefallen, ſondern weil größentheils die Erde, aus der ſie emporgewachſen, dieſelben glühenden Elemente birgt, die jenſeits des Rheines in verhältnißmäßigen Potenzen angetroffen werden.

Daß der tägliche Verkehr mit Franzoſen nicht auf die Art und Weiſe, wie dieſer lebendige Fonds ſich aus ſich ſelbſt herausgeſtaltend ausprägt, hin und wieder einen Einfluß äuſſere, wird um ſo weniger in Abrede geſtellt werden können, wenn man bedenkt, wie trotz der originellſten Eigenthümlichkeit der Völker eine gegenſeitige Receptivität für Sitten und Anſchauungsweiſen, wenn auch die Bedingungen ihres öffentlichen Lebens von einander durchaus verſchieden ſind, ſtattfindet. So iſt es denn auch geſchehen, daß allerdings dieſe Ideen, die eines franzöſiſchen Urſprungs waren, in neuerer Zeit von Badenern ſorgfältig gehegt und gepflegt worden ſind, und daß ſie in den politiſchen Ideengang ihrer transrhenaniſchen Nachbarn bei verſchiedenen Gelegenheiten eingingen; aber nie war die deutſche Nüancirung bei einer nähern Entfaltung dieſer geiſtigen Brennpunkte zu verkennen, ſo wenig, als die ſelbſtſtändige Aufnahme und Durchbildung dieſes ſcheinbar fremden Eigenthums, das vielmehr auf Seiten der Badener als eigenes Kapital erſcheinen wird, wenn man nur zugibt, daß die eigene Idee durch die verwandtſchaftliche Aehnlichkeit der fremden zum Bewußtſein gekommen.

Die eigentlichen Badener ſind ein lebhaftes, deutſches und gründliches Volk, d. h. ſie bewähren ſich auch noch heut zu Tage als die muskulöſen Enkelſöhne der alten Allemannen, die einſt die Gallier als ihre wahrhafteſten Feinde gehaßt, und denen ſtets nichts widerwärtiger geweſen war, als was ſie an der ſelbſtſtändigen Entwickelung ihrer äuſſern und innern Kraft zu hindern vermocht hatte. Denn nicht minder ſtark waren ſie als materielle Menſchen, denn in ihrem Innern, wo ein feſter, religiöſer Glaube, die Triebfeder aller ihrer Handlungen, ſeine Herrſchaft aufgeſchlagen hatte. Der Badener fühlt das Bedürfniß politiſcher Freiheit, weil er über Alles den freien Verkehr der Gedanken liebt, er muß ſich über die Dinge der Welt und die Verhältniſſe des Lebens ausſprechen können, wenn man ihm nicht einen Vorgeſchmack politiſcher Sklaverei bereiten will. Aber ſo ſehr nimmt er hierin an dem Grundcharakter des geſammten deutſchen Volkes Theil, daß auch der lauteſte Erguß ſeines politiſchen Lebensdranges nicht eine Spur jener dramatiſchen Excentricität in ſich trägt, welche ſo vorzugsweiſe ſeinen weſtlichen Nachbarn eigen iſt.

Sein ganzer Zorn, ſeine ganze politiſche Lebensäuſſerung überſchreitet ſeine Zunge, den Kreis ſeiner ſchriftlichen Geiſtesoffenbarungen nicht, dagegen liebt er das Aufſehen, das ſeine theoretiſchen Revolutionen im übrigen Deutſchland erregen, denn der Badener iſt eitel, und den Vorwurf der Bornirtheit hält er für die größte Beleidigung. Hierin unterſcheidet er ſich ehrenhaft von ſeinen deutſchen Brudervölkern, unter denen es noch welche gibt, die devoten Dank ſtammeln, wenn ihnen ausländiſche Anmaaßung eine handgreifliche Inclination auf die rechte oder linke Wange ſchlägt.

(Fortſetzung folgt.)

Japaneſiſche Tablette.

Ländlich, ſittlich. Was in Japan Rechtens iſt, kann man aus einer Zeitſchrift erſehen, die zu Calcutta von Herrn Nagten herausgegeben wird. Hier wird uns eine Geſchichte erzählt, die wir, auf das Charakteriſtiſche ſie beſchränkend, im Nachfolgenden mittheilen wollen.

Ein Wucherer, Namens Jemoya-kiu-ſchero, der zu Oſaka wohnte, vermißte eines Tages 400 Kobans. Er warf ſeinen Verdacht auf einen ſeiner Diener, einen gewiſſen Jehubets. Als dieſer beharrlich ſolchen Diebſtahl begangen zu haben läugnete, verklagte ſein Herr ihn bei dem Gouverneur Matſura-Kavatſchi-Mokami, und verlangte, daß der Dieb durch Folter zum Geſtändniß gebracht und dann mit dem Tode beſtraft werde. Aber Jehubets behauptete auch vor der Obrigkeit, daß er unſchuldig ſei. Der Gouverneur ließ daher den Ankläger vor ſich kommen, und fragte ihn, ob er ſeine Klage durch irgend einen Beweis unterſtützen könne. Jemoya erwiederte, daß er zwar keinen Beweis beizubringen habe, er kenne aber den Angeklagten als einen verhärteten Böſewicht, und ſei überzeugt, daß derſelbe auch in den ſtärkſten Folterqualen Nichts eingeſtehen werde. „Beſteht Ihr denn darauf," ſprach der Gouverneur, „daß Jehubets ſchuldig ſei, und ſeid Ihr bereit, — Ihr und die Leute Eueres Hauſes, — die Beſchuldigung zu unterzeichnen, ſo ſoll der Schuldige beſtraft werden". Der Wucherer, ſeine Verwandten und ſeine Dienerſchaft unterzeichneten die Klage, die auf Todesſtrafe antrug, im 2. Monat des 1. Jahres Gen-bun (1836), und — Jehubets wurde enthauptet. —

Wenige Tage nach deſſen Hinrichtung wurde ein Dieb bei dem Tempel des Jen-Ma ergriffen, der, auf die Folter gebracht, auch den Wucherer Jemoya beſtohlen zu haben bekannte.

Groß war die Beſtürzung Kavatſchi's! Er ließ Jemoya und ſeine Leute kommen und ſprach die Worte: „Auf Euere Erklärung habe ich einen Unſchuldigen hinrichten laſſen. Zur Sühnung dieſes Mordes ſollt ihr alle zu Tode gebracht werden, und ich ſelbſt werde mir den Bauch aufſchneiden, um mich dafür zu ſtrafen, daß ich in dieſer Sache ſo nachläſſig geweſen."

Jemoya und ſeine Familie waren in Verzweiflung, die gegenwärtigen Magiſtrate und Offiziere baten um Gnade; — endlich bewilligte der Gouverneur einen Aufſchub der Urtheils-Vollſtreckung, bis der allerhöchſte Wille des Djogun (des Kaiſers) ihm bekannt geworden ſei.

Sofort berichtete er ausführlich den ganzen Verlauf der Sache nach Yeddo, wo der Kaiſer reſidirt, und erhielt bald darauf folgende Antwort:

„Der Djogun, Beſchützer der Religion, deſſen Ruhm allverbreitet iſt, der an Vortrefflichkeit die Sonne, den Mond, die eben ſich erſchließende Blüthe des Jasmins u. ſ. w., u. ſ. w. übertrifft, deſſen Füße einen ſüßen Duft in die Naſen der Könige aufſteigen laſſen, wie der Wohlgeruch der Blumen den Bienen angenehm iſt —

„An Matſchura-Kavatſchi-Mo-Kami, Verwalter von Oſaka.“

„Indem wir Euch einen Theil unſerer Macht, indem wir Euch die Verwaltung eines Theiles des japaniſchen Reiches anvertraut, mußten wir glauben, daß die unendliche Weisheit, welche bei unſeren Urtheilen die Herrſchaft führt, ſtets Euerem Geiſte gegenwärtig ſein und Euch als Fackel dienen werde, deren ſtrahlender Glanz, Eueren Geiſt durchdringend, die dichten Wolken des Irrthums und der Unwiſſenheit zerſtreuen würde, welche die Wahrheit den Augen des gemeinen Volkes verbergen.“

„Wir ſehen mit Schmerz, daß die Gottheit aus Euerem Rathe gewichen. Damit ein ſolches Unglück geſchehen konnte, mußt Ihr irgend einen großen Fehl begangen haben, zu deſſen Sühnung Ihr den Tod ſterben müßt, der den Großwürdenträgern dieſes glücklichen Reiches vorbehalten iſt. Unſer Wille iſt daher, daß nach Empfang des Gegenwärtigen, Ihr euch den Bauch mit allen bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Feierlichkeiten aufſchneidet, und daß Ihr alle Eure Güter und Aemter dem Aelteſten Eurer Söhne hinterlaſſet, dem wir ein weiſes und kluges Benehmen in Ausübung des Amtes anempfehlen, welches er nach Eurem Tode antreten wird. Was den Femoja betrifft, ſo iſt er hinlänglich durch den Verluſt ſeines Geldes beſtraft; unſer Wille iſt, daß er nicht weiter hinſichtlich dieſer Sache beunruhigt werde. Wir erwarteten von ihm weder die Einſicht, noch die Schärfe des Urtheils, welche das Angehör eines Großwürdenträgers des Reiches ſein müſſen, und Euch zur Entdeckung der Unſchuld des Fehudets hätten hinführen ſollen.“

„Yeddo, den 8ten Monat des erſten Jahres Gen-bun.“

Bei Empfang dieſes Befehles ließ der Gouverneur ſogleich ſeinen Ceremonienmeiſter kommen, und nachdem er mit ihm ein Paar Stunden in einem beſonderen Zimmer zugebracht, ließ er auf den folgenden Tag alle ſeine Verwandten und ſeine Freunde zu einem glänzenden Mahle einladen.

Zur beſtimmten Stunde kamen die Gäſte. Kavatſchi empfing ſie und machte die Honneurs des Hauſes mit vollkommener Ruhe und Heiterkeit. Als das Mahl geendet, ließ er den Zakki (ein gegohrenes Getränke) kommen, und zog ſich in ein Nebengemach zurück, um die Kleider zu wechſeln.

Nach einigen Minuten erſchien er wieder mit einem anliegenden Kleide von ganz beſonderem Schnitte, welches eigens für ſolchen Fall gefertigt war; über das Kleid hatte er einen weißen Mantel ohne Wappen geworfen, deſſen Gewebe von Hanf war. Jetzt, in Gegenwart ſeiner Freunde, ließ er ſich durch einen Schreiber den Befehl des Djogun vorleſen, richtete dann eine lange Rede an ſeine Gäſte, worauf, das Haupt niederbeugend zum Zeichen der Unterwerfung unter den allerhöchſten Willen, er ſeinen Säbel zog, und ſich durch einen Kreuzſchnitt den Leib aufſchlitzte — unter lautem Beifalle der Zuſchauer, die entzückt waren von der Anmuth und edlen Haltung, welche Kavatſchi bei dieſer ſolennen Gelegenheit an den Tag gelegt hatte. —

Feuilleton.

*** Zur Geſchichte der furchtbaren Kriegsmaſchine, welche Hr. Steuble erfunden, hat Hr. Dr. Künzel von Darmſtadt, der ſich gegenwärtig in Paris aufhält, in den Débats vom 20. v. M. einen recht intereſſanten Beitrag geliefert. Wir erſehen daraus, daß dieſe mehrmündige Kanone, welche 172 Kugeln in jeder Minute und 10.320 in einer Stunde 2300 Fuß weit ſchleudert, und zur Bedienung nur 6 Artilleriſten, zur Fortſchaffung nur 4 Pferde braucht, erſt dem Kaiſer von Rußland, dann England, zuletzt Frankreich angetragen, aber bis jetzt noch nicht verkauft worden iſt.

*** Die Subſcriptionen für das Göttinger Siebengeſtirn haben zu Berlin einen raſchen Fortgang genommen und ſind zu einer beträchtlichen Höhe geſtiegen. Faſt alle Lehrer der dortigen Univerſität haben unterzeichnet und zwar ohne Unterſchied der verſchiedenen Meinungen. Selbſt Hr. v. Savigny, der doch eines der gefeiertſten Häupter der hiſtoriſchen Schule iſt, hat mit 200 Thlr. unterzeichnet. Auch iſt der Univerſität Leipzig die offizielle Mittheilung geworden, daß, »wenn ſich der eine oder andere der an der Univerſität Göttingen bisher angeſtellten Lehrer nach Leipzig wenden ſollte, ihm der Aufenthalt nicht zu erſchweren, auch wenn er in der Eigenſchaft als Privatlehrer akademiſche Vorleſungen zu halten beabſichtigen ſollte, hieran nicht zu hindern ſei.« — Von Königsberg wird gemeldet, daß die dortige philoſophiſche Facultät ex communi consensu dem Prof. Albrecht honoris et testandae [illegible] ihre Doktorwürde ertheilt, eben ſo die mediciniſche dem Prof. Wilhelm Weber. Gleichzeitig erfahren wir, daß im Erzgebirge die Subſcriptionen für jene ſieben wackeren Männer allgemein ſind und bedeutende Summen gewähren. Zu Limbach, einem Strumpfwirkerdorfe, betrug dieſelbe gleich am erſten Tage über 200 Thlr.! — Auch in Freiburg und Heidelberg werden Liſten zu gleichen Zwecken mit zahlreichen Unterſchriften bedeckt.

*** Caligula — von Alex. Dumas — hat Spektakeleffekt gemacht. Es iſt Gold und Schmutz darin; das Schönſte iſt die Ausſtattung. Einige Verſe ſind wahrhaft ſchön. Der Herzog von Orleans hat dem Dichter nach der ſehr lebhaften erſten Vorſtellung eine Löwengruppe in Bronze, von Barye, zugeſendet. So wird der Allg. Ztg. von Paris aus geſchrieben.

*** Oeffentliche Zuſammenkünfte in Spanien. — In Spanien gehört es zur allgemeinen Sitte und zum öffentlichen Vergnügen, daß die Männer, die den höheren Klaſſen der Geſellſchaft angehören, zwiſchen 10 und 11 Uhr Vormittags auf einem Spaziergange oder ſonſt auf einem öffentlichen Platze zuſammenkommen, um ſich über Privatgeſchäfte und die wichtigſten Tagesangelegenheiten zu beſprechen. Die Gruppen, die an der Berathung Antheil nehmen, debattiren über die einzelnen Punkte mit einem ſolchen Aufwande von Talent und Eifer und zugleich mit ſo unbeſchränkter Freiheit, wie man ſie ſelten bei andern Nationen findet. In Madrid iſt die Puerta del sol der Lieblingsplatz für dergleichen Verſammlungen, in Toledo der Zocodover, in Sevilla der Platz Santo Domingo und in Granada der Vivarambla und der Zakatin.

*** Dem *Libretto* des Don Juan liegt, wie ſchon bemerkt worden, ein politiſcher Roman zu Grund, den ein portugieſiſcher Jeſuit unter dem Titel: „Vita et mors sceleratissimi principis Domini Joannis“ verfaßt hat. Nun leſen wir in »Oſt und Weſt«, daß unter dieſem Johannes, der damalige König von Portugal, Alfons VI. gemeint ſei, gegen welchen ſich ſeine eigene Gemahlin — die als Donna Elvira auftritt, mit ſeinem Bruder Don Pedro verbunden und ihn vom Throne geſtürzt. Er wurde auf eine der azoriſchen Inſeln gebracht, wo er verhungern ſollte; nach der Zeit aber, als der neue Regent nichts mehr von ihm zu fürchten hatte, wieder zurückgebracht und bis an ſeinen Tod in einem Thurme bei Liſſabon verwahrt. Die Jeſuiten machten aus dem Roman eine Komödie und ließen ſie von ihren Schülern aufführen; wandernde Truppen brachten ſie als extemporirtes Stück nach Spanien und Italien, wo ſie als Ballet, Pantomime, Schauſpiel, Farce, Oper und Marionetten-Komödie aufgeführt wurde. In letzterer Geſtalt ergötzt ſie noch jetzt die Bauern im Oeſterreichiſchen. Goldoni ſkizzirte daraus ein Schauſpiel für Venedig, Moliere führte es aus, und Lorenzo da Ponte, Theaterdichter bei der italieniſchen Oper in Wien, fertigte den Text zu Mozart's Kompoſition. — Bei der funfzigjährigen Jubelfeier der erſten Aufführung Don Juan's in Prag am 4. Nov. v. J., ſaß an der Seite des Kapellmeiſters Strauß als Ehrengaſt der 81jährige Leitl, das einzige Orcheſtermitglied, welches bei der allererſten Aufführung des Don Juan, unter Mozart's Direktion mitgewirkt hatte.

*** Fortſchritte des Gartenbau's. — In den letzten Verſammlungen des Gartenbau-Vereins zu Berlin wurde u. a. auf die erheblichen Fortſchritte der Gartenkultur in den Niederlanden aufmerkſam gemacht, beſonders auf das große Etabliſſement des Handelsgärtners Makoy in Lüttich, welches als Muſter derartiger Inſtitute geſchildert wurde. Auch wurde bemerkt, daß im Pflanzengarten zu Paris unlängſt Gewächshäuſer aus Sandſtein und Eiſen, mit einem Koſtenaufwand von 4 Millionen erbaut werden. Eingegangen waren Hefte der Verhandlungen und Schriften von landwirthſchaftlichen, pomologiſchen und Gartenbaugeſellſchaften von München, Stuttgart, Roſtock, Altenburg, Kaſſel, Wien, Paris, Montpellier, Stockholm, Weimar und Leipzig. Erfreulich iſt es, daß auch in dieſem Gebiete durch freie Vereine ſo Vieles für die Kultur unſeres Erdbodens geſchieht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 9. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 10. Januar.

Dichterſcenen aus Wandsbeck.

(Fortſetzung.)

Unzer fuhr mit der Hand über die Stirne und verſank in Nachdenken. Mumſen ſah ſtill vor ſich hin und konnte ſeine frohe Laune nicht wiederfinden. Er nahm die Hand des Freundes und ſprach:

„Ich frage Euch nicht, ob Ihr Eure Schuldigkeit im vollſten Sinne erfüllt habt, das verſteht ſich von ſelbſt. Wir haben nicht die Kraft des Allmächtigen, und nur der Sohn Gottes durfte ſagen: „„Stehe auf, nimm dein Bette und gehe heim.““ Aber wenn nun auch Euer armer Gelehrte nach langen Kämpfen zur Ruhe gegangen iſt, und nichts mehr bedarf, ſo lebt doch die Frau mit den unverſorgten Kindern, und wenn ich nach dem allgemeinen Gang der Dinge ſchließen mag, ſo iſt die Frau ebenfalls leidend, und bedarf eines kräftigen Stärkungsmittels. Ich bin durch Zufall in dem Beſitze eines ſolchen, und bitte Euch, der armen Kreuzträgerin ſolches in Eurem Namen zum beliebigen Gebrauche einzuhändigen.“

Er drückte mit dieſen Worten dem Freunde eine ſchwere Börſe in die Hand und ſchritt dann haſtig im Zimmer auf und ab, um die mächtig aufſteigende Rührung niederzukämpfen.

„Was thut Ihr, Freund?“ rief Unzer.

Mumſen ſtand ſtill und es gewährte einen rührenden Anblick, wie er ein luſtiges Geſicht zu zeigen beabſichtigte, während Thränen des innigſten Mitgefühls aus ſeinen Augen hervorperlten. „Was wollt Ihr?“ eiferte er, „Seid Ihr eiferſüchtig, weil ich einen Eurer Kranken in die Kur nehmen will? Als Euer Phyſikus ſteht mir das frei; ich muß nach dem Rechten ſehen. Dieſe Tropfen werden der gebeugten Wittwe wohlthun; das muß ich verſtehen. Freilich, mein guter Kollege, kann nicht jeder Arzt ſeinen Patienten eine ſo theuere Medizin gratis liefern, aber wohl mir und Euch, daß wir es mitunter im Stande ſind. Das ſoll mir der erſte, beſte Börſenherr, der ſich am fetten Hummerſalat den Magen verdirbt, wieder einbringen. So verwende ich den Ertrag meines Weizackers, und weiß ihn zur rechten Zeit wieder zu beſtellen.“

„Ich bewundre Euch, Freund!“ ſprach Unzer bewegt.

„Obligirt!“ lachte Mumſen. „Aus der Bewunderung mache ich mir nichts, aber lieben mögt Ihr mich, und ich will's Euch nach Kräften vergelten. Wenn ich Euch indeß einen guten Rath gebe, ſo befolgt ihn hübſch. Laßt Euch von Eurer Gemüthsſtimmung nicht ſo fortreißen, ein Arzt muß immer Herr ſeiner Leidenſchaften ſein. Ich habe auch heute meinen Aerger gehabt, aber wer ſieht es mir an? Unſere Patienten brauchen nicht zu wiſſen, was in unſerm Herzen vorgeht.“

„Und was hat Euch heute geärgert?“ fragte Unzer theilnehmend, „darf ich es wiſſen?“

„Undank, mein Freund, ſchwarzer Undank!“ eiferte Mumſen. „Da lebt in Altona eine alte Frau, Namens Lüdecke. Ihr verſtorbener Mann hat unſerm Hauſe früher einen kleinen Dienſt geleiſtet, und ſie wird dafür gut von uns gehalten. Ich hatte ihr nach dem Tode ihres Mannes eine Wohnung beſorgt, und half ihren übrigen Bedürfniſſen nach Kräften ab. Ich hatte mich an die alte Frau gewöhnt, ich hielt ſie lieb und werth, und glaubte Urſache dazu zu haben, von wegen der Dienſte, die ihr Mann uns früher leiſtete, wenn ich ihr dies auch zehnfach wieder vergolten hatte. Nun ängſtigte es mich, daß ſie, die ſonſt ſonntäglich kam, ſchon ſeit drei Wochen ausgeblieben war. Ich machte mich auf den Weg zu ihr, und ſiehe da! ſie iſt auf und davon! Ohne Abſchied auf und davon! Soll mich das nun nicht ärgern?"

„Ei freilich!" ſprach Unzer und lachte ſchelmiſch vor ſich hin, während Claudius und Rebecka, die das Geſpräch der Freunde ſchon eine Weile behorcht hatten, eintraten und den verdrießlich hin- und herlaufenden Mumſen feſthielten.

„Laſſen Sie ſich eine Geſchichte erzählen, Freund!" bat Claudius. „Es war ein Mal ein Mann — — — ſtehen Sie doch ſtill, Doktor! Rebecka, halte ihn am Arme! — dies iſt der Anfang aller geiſtreichen Erzählungen! — Alſo, es war ein Mal ein Mann, der kannte eine alte Frau, die hielt er lieb und werth, das heißt, er ſchaffte ihr eine Wohnung, ließ ſie alle Sonntage an ſeinem Tiſche eſſen, und wenn er ſie an dieſem Tage nicht ſah, wurde er ungehalten. Das war wohl gut, aber beſſer wäre es doch geweſen, wenn der Mann überlegt hätte, weshalb die alte Frau wohl nicht gekommen, z. B. ob ſie vielleicht krank geworden."

„Krank!" fuhr Mumſen auf, der ſogleich merkte, daß von ihm die Rede ſei, aber Claudius ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Nun war ein Freund des Mannes zur Hand, ein Arzt; der ſah den Aerger deſſelben über das Ausbleiben der Frau, und ging zu ihr. Richtig! Er fand ſie krank. Zugleich bemerkte er, daß ſie dort wo ſie wohnte, nicht beſonders gut aufgehoben ſei, es fehlte geſunde Luft und freundlicher Beiſtand. Schnell packt er ſie in ſeinen Wagen und bringt ſie zu ſeinen Freunden auf's Land, wo ſie Alles findet, was ihr noththut. Mit der ängſtlichſten Sorgfalt iſt er um die Frau beſchäftigt, und es gelingt ihm, die Kranke glücklich wieder herzuſtellen. Die Frau iſt geneſen, und…"

„Laß mich doch auch einen Theil dieſer Geſchichte erzählen, Vater!" ſprach Rebecka, und ergriff Mumſens Hand. „Nun geſchah es, daß ein wunderſchöner Sommertag anbrach, und dieſer Sommertag war zugleich der Geburtstag unſeres Helden."

„Es iſt ja heute mein Geburtstag," ſchrie Mumſen, „und ein ſchöner Sommertag iſt auch!"

Rebecka fuhr fort: „Der Mann ſieht ſich von ſeinen Freunden umringt, er hat ſoeben ſeiner übeln Laune Luft gemacht; da erzählt man ihm, was der Freund für ihn gethan, und daß die alte Hausfreundin nicht entflohen iſt, ſondern durch treuliche Sorgfalt den Pforten des Grabes entriſſen, erſcheint, um ihm zu ſeinem Geburtstage zu gratuliren."

Da öffnete ſich die Thüre, und feſtlich gekleidet trat Frau Lüdecke herein, ſie weinte vor ſtiller Rührung, und ergriff die Hand ihres Wohlthäters, die ſie, ihren Glückwunſch ſtammelnd, mit Thränen benetzte.

„Kinder!" ſchrie Mumſen laut auf, „es ſtößt mir das Herz ab, ich muß mir mit einem Fluche Luft machen! Soll mich zur Stelle der leibhaftige Teufel holen, ich bin der Geburtstagsmann, der wie ein dummer Junge mit einer alten Frau gegrollt hat, die unterdeſſen mit Hans Mors hätte auf und davon fahren können, und da ſteht der Freund, der rüſtig an meine Stelle trat. Unzer! So wahr Gott über uns lebt! Das werde ich Dir nie vergeſſen!"

Und mit dieſen Worten breitete er die Arme aus und ſank an die Bruſt des bewährten Freundes, Claudius aber ging hin und dichtete eines ſeiner tiefempfundenſten Lieder.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Karlsruhe.

(Fortſetzung.)

Wir gewahren dieſe hiſtoriſchen Charakterzüge des Badener-Volkes auch in dieſem Momente, wo wir es unternehmen, die kulturgeſchichtlichen Lebensäuſſerungen deſſelben, wie ſie im Verlaufe des zu Ende gehenden Jahres ſich ausgedrückt, überſichtlich zu betrachten. Die Intelligenz, ſo weit ſie im geſchriebenen Worte ſich ausſpricht, zeigt auch in dieſem Jahre jene große und ausdauernde Regſamkeit der Geiſter, die man in dieſem Lande ſeit längerer Zeit in ſteigender Zunahme zu gewahren gewöhnt iſt. Zwar iſt es weniger die Theilnahme an der vorherrſchenden deutſchen Produktivität, welche in Baden beobachtet werden kann, als vielmehr die Pflege der realen Wiſſenſchaften und deren praktiſche Uebertragung in das öffentliche Leben. Vielleicht nirgends ſo wenig als in Baden findet die ſchöne Literatur Unterſtützung und Anhaltspunkte, ſo ſehr auch von dieſem Volke die Künſte gepflegt werden. Die vorherrſchende Hinneigung der vorhandenen Ideen zur handelnden Bedeutſamkeit des Lebens oder zu deren Verwirklichung in Induſtrie, Handel und Verkehr, zieht den Geiſt von den minder gehaltvollen literariſchen Schöpfungen wohlthätig ab, und wo nicht ein Buch irgend die Züge eines höhern Lebensſpiegels wiederſtrahlt, da werden ihm unter den Badenern nur Indifferenz und Antipathie zu Theil. Daß ſich der geiſtige Organismus des Badeners unter allen Entwickelungen der Neuzeit und vieler deprimirender Auswüchſe des modernen Lebens ſo friſch erhalten, rührt von deſſen Abſcheu vor allen Mißgeburten und Ungeſtalten geiſtiger Schöpfungen her, deren phantaſtiſches, ſchaumſpritzendes Nichts auf andern ſympathiſchen Punkten Deutſchland's ſchon die geiſtigen Nerven ſo ſehr als die phyſiſchen Muskeln ſchwächte.

Das badiſche Volk hat einen angebornen und ſodann ihm pädagogiſch eingeimpften Widerwillen vor allen ſogenannten zweckloſen Schöpfungen der Phantaſie, oder der reinen Geiſtesthätigkeit.

Die Literatur eines oberbadiſchen Bürgerhauſes beſteht auſſer den religiöſen Andachtsbüchern in einem Kalender und hie und da der Freiburger Zeitung; an Büchern werden die Reiſebeſchreibungen, Landtagsverhandlungen und etwa politiſche Flugſchriften, nämlich die liberalen, tolerirt. Die Nähe eines Romans würde die Penaten des Hauſes entheiligen, der rationelle proteſtantiſche Bürger ſetzt ſolchem „Zeug" die Füße auf, der ſtillgläubige Katholik hingegen betet Angeſichts deſſen ein andächtiges Paternoſter. Eine Jungfrau, welcher das Attribut „Romanenheldin" beigelegt wird, harrt vergebens auf ihren Bräutigam, und dem Praktikanten, der Clauren's „Mimili" geleſen, wird nachgeredet, er ſei ziemlich niederträchtig im Examen beſtanden.

Mit mehr oder mindern Modifikationen gilt dieſer Satz für die ganze Strecke des Badenerlandes, für den Pfälzer ſo gut, wie für den Bewohner am See; für den Breisgauer iſt er im abſoluten Sinne gültig. In Baden herrſcht ſonach in der Cultur des Geiſtes der Rationalismus vor. Was blos den Geiſt zu vergnügen geiſtig geſchaffen iſt, wird für unwürdig oder ſchädlich gehalten. Der Geſichtskreis der innern Anſchauungen, der ſich durch eine geiſtreiche Lectüre erweitern muß, wird auſſer Acht gelaſſen.

Baden hat kein halbes Dutzend Schriftſteller, die das Feld der ſchönen Literatur bebauen. Dieſe alle leben im Auslande; mehre von ihnen ſtrömen in weiter Ferne den innerſten Drang ihrer Seele aus, von ihrem Heimathlande erſt beachtet, wenn ſie die Achtung der deutſchen Bruderſtämme errungen haben. Der Geiſt des Badeners wendet ſich ganz und gar dem Leben zu. Alles, was ihn von dieſem abzieht, iſt ihm widerwärtig. Er ſieht nur Wahrheit im realen Sein und im realen Wiſſen. Der Badener iſt ein guter Ackerbauer, ein geſchickter Fabrikant und ſämmtliche Erzeugniſſe der Induſtrie bringt er in möglichſt vollkommenem Grade hervor. Der Badener iſt aufgeklärt, politiſch-rationell, keck und unbändig in ſeinen Forderungen, wenn ſie auf wohlbegründetem Rechte baſiren.

Er liebt die pietiſtiſche Stille nicht und die Thatloſigkeit, er ſtellt ſich gerne auf den Mittelpunkt der öffentlichen Bühne hin, um da ein Wort nach ſeiner beſten Erkenntniß zu reden. Der Badener reflektirt viel, doch handelt er noch lieber, und wenn eine energiſche Kraftäuſſerung allein die Abhülfe eines tief und ſchwergefühlten Uebels verſprechen kann, ſo wird er unter den Deutſchen ſchwerlich der Letzte ſein, der ſich zur dramatiſchen Aktion erhebt.

Neben dem Landtage dieſes Jahres beſchäftigten die Fragen der Induſtrie, des Handels und Verkehrs hauptſächlich den öffentlichen Geiſt. Der Runkelrübenzucker brachte Toilettenrevolutionen unter den Frauen, die Eiſenbahn unter den Männern hervor. Die erſtern haben jetzt ihre Augen nach der Schutzenbach'ſchen Fabrik in Ettlingen, die andern nach dem nächſten auſſerordentlichen Landtag in hieſiger Reſidenz gerichtet. Hier werden die Stände über die Formen entſcheiden, in welchen die beabſichtigte Eiſenbahn von der Großherzogl. Heſſ. Grenze bis an die Grenzen der Schweiz ihre Ausführung erhalten ſoll; denn materiell iſt die Sache, d. h. die Ausführung der Eiſenbahn, nun durch Regierungsbeſchluß außer allen Zweifel geſetzt. Baden wird wahrſcheinlich ſchon nach wenigen Jahren in Sachen des deutſchen Handels und Verkehrs, wenn erſt dieſe Eiſenbahn-Intention zu einem erwünſchten Ende gediehen, die Initiative ergreifen. Baden geht immer bedeutenderen innern und äuſſern Entwickelungen entgegen. Steigendes materielles Wohl wird die ſolide Strebſamkeit ſeiner Geiſter lohnen. Daneben wird das geſellſchaftliche Leben des Volkes immer größere Fortſchritte machen. Schon leuchtet es in dieſem Punkte ſeinen deutſchen Nachbarvölkern vor. Denn in Baden hat ſich die ſociale Kultur die ſchönſten Bahnen gebrochen. Die innere Freiheit und die großen Geſichtskreiſe dieſes kleinen Volkes ſind die Schöpfer jenes unnennbaren Zaubers, welchen dieſe Menſchen über jeden Fremden, der in ihre Mitte kömmt, ausgieſſen.

Hier iſt heitere Lebensanſicht, großartige Reflexion, und unter dieſem deutſchen Volke gibt es noch wahrhaft deutſche Geſinnung. Wenn Ihr dieſe in ihrer Kernkraft ſehen wollt, ſo müßt Ihr hinauf, nach dem obern Ufer des Rheines und nach den dunkeln Tannenwäldern des Schwarzwaldes gehen. Da mögt Ihr die Bruſt in einer herrlichen Atmoſphäre ſtärken. Nirgends ſo ſchön im deutſchen Vaterlande wie hier blüht die Blume der geiſtigen Freiheit. Die geiſtige Freiheit aber wurzelt nicht in Flachheit, Halbheit und Charakterloſigkeit, ſie wurzelt in tüchtiger Geſinnung. Wie mehr Ihr hingegen aus dem Paradieſe Oberbadens der Reſidenz Euch nähert, deſto mehr verflachen ſich wieder jene markirten Züge. Ihr ſeht ein Volk, wie es in der ganzen Welt anzutreffen iſt. Schneider und Handſchuhmacher theilen unter ihm die Rollen aus; Wein, Ochſenfleiſch und trockene Füße ſind die Bedingungen ſeines Lebensglückes. Die Kultur hat Gottlob für dieſe drei Seligkeitsrequiſite geſorgt; Wein hat Baden die Fülle, das Ochſenfleiſch gedeiht hauptſächlich in der Nähe der Reſidenz vortrefflich, und für trockene Füſſe hat die Polizei geſorgt. So alſo bieten uns auch die Reſidenzbewohner und ihre nächſten Umgebungen eine beruhigende Perſpective.

Ich verlaſſe nun den allgemeinen Standpunkt meiner heutigen Mittheilungen, um auf mehrere Einzelnheiten einzugehen, welche mir aus denjenigen Punkten Badens, auf welchen ſich die kulturhiſtoriſchen Erſcheinungen in größerer Maſſe zuſammendrängen, zu erwähnen übrig bleiben. Ich habe ſonach von den Kulturoffenbarungen in Baden's vornehmſten Städten, von Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg und Freiburg ein Weniges zu reden. Wir mögen zu dieſen Betrachtungen einen Geſichtspunkt, welchen wir wollen, wählen, ſo wird die Reſidenz jederzeit am kürzeſten davon kommen. In Karlsruhe zeigt ſich die ſüddeutſche Kultur in keiner Weiſe ausgeprägt, weder im geſellſchaftlichen, noch im politiſchen, noch im literariſchen Betrachte. Doch iſt der letztere noch der vornehmſte, der hiebei zu würdigen bleibt. Wir dürfen aber bei Betrachtung der einzelnen literariſchen Erſcheinungen in den Stapelplätzen der badiſchen Intelligenz den oben angedeuteten charakteriſtiſchen Grundzug des Badenervolkes nicht aus dem Auge verlieren.

So geſchieht es denn, daß Baden nicht nur ſehr wenig ſchöne Literatur konſumirt, ſondern auch buchhändleriſch nur wenig erzeugt. Die Anſichten des badiſchen Buchhandels in dieſem einzelnen Punkte ſcheinen durch die öffentliche Sinnesweiſe des Volkes gebildet zu werden. Was an ſchöner Literatur ſeit mehreren Jahren in Baden zum Vorſchein gekommen, gehört der Buchhandlung Herrn H. Hoff's in Mannheim, und der Müller'ſchen Hofbuchhandlung in Karlsruhe an. Engelmann in Heidelberg kömmt nur als Verleger des Schreiber'ſchen Taſchenbuchs in Betracht. Heinrich Hoff, ein junger, rüſtiger Buchhändler, lieferte das Meiſte. In ſeinem Verlage erſchienen die ſämmtlichen neueſten Schriften Laube's, einige Werke Lewald's, und die dramatiſchen Werke Bauernfeld's. Das Solideſte aber, was aus ſeiner Offizin, einer andern Literaturſphäre angehörig, hervorging, waren die Denkwürdigkeiten Varnhagen von Enſe's, welche als das Trefflichſte der deutſchen Memoirenliteratur gelten können. In den beiden Univerſitätsſtädten, Heidelberg und Freiburg, beſchränkt ſich die Literatur und die Preſſe hauptſächlich auf den Anbau der Fachwiſſenſchaften; in erſterer Stadt ſind darin vorzugsweiſe Mohr und Winter thätig, in letzterer Herder, von dem es nur zu bedauern iſt, daß mehrere Inkonſequenzen ſeines Geſchäftes ſeinen literariſchen Kredit erſchüttert haben.

Aus ſeiner Preſſe iſt neuerdings eine neue Auflage der Rotteck'ſchen Weltgeſchichte in 9 Bänden hervorgegangen, im Friedrich Wagner'ſchen Verlage derſelben Stadt, hingegen eine Geſchichte der Deutſchen von dem Münchener Prof. Söltl, die durch hiſtoriſche Kunſt und gewiſſenhafte Forſchung ſich auszeichnet. In Heidelberg werden die theoretiſchen Gebiete der Fakultätswiſſenſchaften durch Männer wie Mittermaier, Thibaut, Zachariä, Bähr, Paulus, Schloſſer, Chelius und ihre Strebensgenoſſen wie immer in der ſchönſten Blüthe gehalten. Wenn man dieſe Namen in ihrer verſchiedenartigen iſolirten Bedeutung auffaßt, ſo wird man nicht umhin können, in Heidelberg den herrlichſten Sitz deutſcher Wiſſenſchaft zu erkennen. Alle Gebiete derſelben feiern hier, durch ihre berühmteſten Repräſentanten, immerwährende Triumphe. Auch ſcheint in materiellem Sinne eine neue Blüthe für dieſen alten berühmten Muſenſitz anzubrechen. Nachdem man in den letzten Jahren die Verbote Preußen's ſchmerzlich fühlen mußte, ſo ſcheint hingegen das von allen Deutſchen gleich tief gefühlte Unglück, welches Göttingen's hohe Schule betroffen, die Gonſtellationen Heidelberg's wieder günſtiger zu geſtalten. Die aus Hannover verſcheuchten Wiſſenſchaften retten ſich hierher, als nach dem würdigſten Aſyle. Die norddeutſchen Kanäle, welche bisher die dortige Jugend nach Göttingen führten, werden ſie von jetzt an nach Heidelberg geleiten. Ueber Heidelberg's Bergen wird die alte freie, knospen- und früchtetreibende Sonne nicht untergehen. Lehrer und Schüler, durch die Gewalt des Augenblickes von einander getrennt, werden ſich hier wiederfinden. Nach dieſen Thälern kann der Obskurantismus nicht ſeine Arme ſtrecken, denn in dieſen Thälern herrſcht die Sonne innerer und äuſſerer Freiheit! Die Zuſtände Heidelberg's ſind unverlöſchliche Glanzpunkte in der Adminiſtrationsgeſchichte der gegenwärtigen badiſchen Regierung, die ſo gewiſſenhaft als erleuchtet iſt. — —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

.*. Darmſtadt, 8. Januar. — Seydelmann wird in den erſten Tagen des nächſten Monates auf dem hieſigen Hoftheater mehrere Gaſtrollen geben. Als erſte nennt man den Franz Moor in den »Räubern«. Becker aus Frankfurt wird dem Vernehmen nach den Karl ſpielen. Auch von einer Aufführung des Göthe'ſchen Fauſt (Seydelmann-Mephiſto) iſt die Rede; dürfte ſich hoffen laſſen, dabei die Lindner als Gretchen zu ſehen! Von neuen Opern, die im Laufe der Saiſon hier auſſer »Guſtav« noch zu erwarten ſind, nennt man die Puritaner von Bellini und den Poſtillon von Lonjumeau von Adam. — Der Rheiniſche Kunſtverein hat ſo eben ſeinen Generalbericht für 1837 ausgegeben; man erſieht daraus, daß von ihm oder durch ſeine Vermittlung in den 5 Vereinsſtädten Karlsruhe, Darmſtadt, Mainz, Mannheim und Straßburg im vorigen Jahre für 23,044 fl. 43 Kunſtwerke angekauft wurden; auf Darmſtadt kommt dabei die Summe von 2316 fl. Die Zahl der hieſigen Mitglieder iſt von 143 auf 234 geſtiegen. Der Turnus der Ausſtellungen des rheiniſchen Kunſtvereins für dieſes Jahr beginnt im Mai in Mannheim, im Juni in Karlsruhe, im Juli in Straßburg, im Auguſt in Mainz und im September in Darmſtadt. Das Centralcomité verſammelt ſich in dieſem Jahre (und zwar im Oktober) in Darmſtadt.

.*. Muſikaliſches aus Italien. Liſzt iſt jetzt zu Mailand. An jedem Abend hallt das Theater *de la Scala* wieder von dem Beifalle, den eine begeiſterte Menge ihm zollt. Roſſini orcheſtrirt jetzt ganz von Neuem eine alte Partition von *Paer* betitelt: *Ser Marc Antonio.* Dieſe Oper ſoll nächſtens mit großem Luxus zu Mailand aufgeführt werden. Für den nächſten Faſching iſt Fräul. Fanzilla Piris nachdem ſie dort in Concerten die glänzendſte Anerkennung gefunden, für das Theater *de la Scala* angagirt. Zu Neapel hat das Melodrama »die beiden Flüchtlinge,« welches durch *Maestro Aspa* in eine Oper verwandelt worden, im Theater *Fondo* viel Glück gemacht. Im Theater *San Carlo* wird die „*Battaglia di Navarino*“ von *Maestro Staffa* einſtudirt. Glücklicherweiſe iſt für Kanonen im Orcheſter kein Platz. —

.*. Der Sanskritiſt Hermann Brockhaus in Dresden hat von der philoſ. Fakultät zu Leipzig das Doktordiplom erhalten, und iſt jetzt mit Ausgabe der Märchenſammlung *Kathá sarit Ságara* des *Soma Deva* beſchäftigt, von welcher er bereits 1835 einige Fragmente herausgegeben. Hoffentlich wird er dann auch die ferneren Hefte der berühmten philoſophiſchen Komödie „*Prabodha Chandrodaya Krishna Misri*“ erſcheinen laſſen, nachdem er ſchon vor drei Jahren das erſte im Sanskrit mit lateiniſcher Ueberſetzung bekannt gemacht hat.

.*. Tönender Magnet. (?) — Das Oktoberheft der *Bibliothèque Univers.* berichtet aus einer amerikaniſchen Zeitſchrift folgende höchſt merkwürdige Entdeckung: Dr. Page konſtruirte eine flache Kupferdraht-Spirale von 40 Windungen, ſtellte ſie vertikal, näherte ſie einem Pol eines Hufeiſen-Magneten, (erſt von 8, dann von 10, zuletzt von 15 Pfd. Tragkraft, — bei jedem mit gleichem Erfolg) oder brachte ſie zwiſchen 2 Pole, doch ſo, daß ſie dieſe nicht berührte, und ließ ſie eine einfache voltaiſche Kette ſchließen. Bei jedem Schließen und Trennen gab der Magnet einen Ton; ſtärker beim Trennen, ſo daß er dann in 2—3 Fuß Entfernung hörbar war. Schlägt man mit einem Fingernagel an einen aufgehängten Magnet, ſo gibt er 2 Töne; der eine iſt ſein natürlicher, den man auch hört, wenn man blos mit dem Fingerballen ihn anſchlägt; der andere Ton iſt die Oktave davon, und dieſer letztere iſt der, von welchem in obigem Verſuch die Rede iſt. — So beſtimmt indeß dieſe Amerikaniſchen Angaben auch lauten, ſo bedürfen ſie doch erſt Europäiſcher Beſtätigung, bevor ſie als wiſſenſchaftliches Geld in Umlauf geſetzt werden können. —

.*. Bei der Schweinsjagd, die am 19. Dez. bei München abgehalten worden, beſtand die Ausbeute in nicht weniger als 60 ſtarken Keulern, unter denen 19 als Hausſchweine betrachtet werden können.

.*. Neue Thiergattung zu Berlin. — In der Sitzung der naturforſchenden Freunde zu Berlin am 21. Nov., zeigte Hr. Ehrenberg lebende und getrocknete Exemplare einer ganz neuen kleinen Thiergattung und Art aus dem Gewäſſer bei Berlin vor, welche ſich durch einen vielköpfigen veräſteten Leib ſehr ausgezeichnet, und die er *Dendrosoma radians*, Strahlenbäumchen, benannt hat.

.*. Eine Parodie auf Meyerbeer's »Hugenotten«, von H. J. David, wird mit Nächſtem unter dem Titel: »Hugo Notten, oder: Was Bartholomäus macht?« auf dem zweiten Theater zu Hamburg zur Aufführung kommen. —

.*. »Denkmale einer ſehr ausgebildeten Holzbaukunſt aus den früheſten Jahrhunderten, in den inneren Landſchaften Norwegens.« Unter dieſer Ueberſchrift hat ſoeben der treffliche Landſchaftmaler, Profeſſor Dahl aus Norwegen, drei Hefte, mit 2 Bogen deutſchen Textes und 24 gut lithographirten Blättern (in groß Folio) zu Dresden herausgegeben, welche uns mit drei der älteſten Bauwerke des Nordens, den Kirchen zu Borgund, Urnes und Hitterdal bekannt machen. Die Erbauung der einen ſetzt man in das J. 1073. Sie erſcheinen als eine Miſchung von lateiniſch-chriſtlichem, nordiſch-heidniſchem und byzantiniſchem Styl. Am meiſten ſollen ſie den ehemaligen ruſſiſchen Landkirchen ähnlich ſein, die Olearius in ſeiner »Orientaliſchen Reiſe« beſchrieben. —

.*. Statiſtik der franzöſiſchen Deputirtenkammer. — Man zählt in der jetzt verſammelten Kammer der Volksabgeordneten in Frankreich: 1 Herzog, 12 Marquiſe, 30 Grafen, 9 Vicomtes, 27 Barone, 75 De-von-le; ferner 4 Großkreuze, 15 Großoffiziere, 38 Commandeurs, 60 Offiziere und 171 Ritter der Ehrenlegion, und 18 Deputirte, welche das Julikreuz tragen; — endlich 4 Deputirte, welche mehr als 3 Stellen, 30 die deren 3, 176 die 2, und 173 die eine Stelle bekleiden; nur 33 Deputirte ſind weder betitelt, noch dekorirt, noch angeſtellt; unter den Angeſtellten aber ſind 183, welche Beſoldungen, 211, welche keine beziehen. Aus dieſer Zuſammenſtellung erklärt ſich, daß die Pairskammer nur mehr eine ganz untergeordnete Rolle ſpielen kann, da eine ſolche Deputirtenkammer in jeder Hinſicht weit mehr als Repräſentation der Nation angeſehen werden muß, als die Verſammlung ausſchließlich von der Regierung ernannter Pairs.

.*. Fünf *Comités historiques* in Frankreich. — Was vor 30 Jahren Saint-Simon gewünſcht, daß die wiſſenſchaftlichen Arbeiten organiſirt und einer einheitlichen Leitung untergeben würden, dazu werden in Frankreich ſeit der Julirevolution bedeutende Veranſtalten getroffen. Wir erwähnen hier zunächſt nur, daß Hr. Guizot bereits vor drei Jahren den Gedanken von »hiſtoriſchen Ausſchüſſen« gefaßt und in Ausführung zu bringen angefangen. Ein Miniſterialbeſchluß vom 19. Juli 1834 gründete zuerſt ein ſolches Comité zur Aufſuchung der Urkunden der politiſchen und ſozialen Geſchichte; drei andere wurden 1835 gebildet; zu Ende des vor. Monats hat nun Hr. Salvandy, der geiſtvolle Miniſter des öffentlichen Unterrichtes, dieſen Ausſchüſſen eine ſehr zweckmäßige Organiſation gegeben, durch die er beabſichtigt: »dieſelben an das Inſtitut, welches der Schlußſtein des Gewölbes der wiſſenſchaftlichen und literariſchen Anſtalten in Frankreich ſei, und ſoviel als möglich die zahlreichen gelehrten Geſellſchaften des Königreiches an ein gemeinſchaftliches Centrum zu knüpfen, damit ihren Arbeiten eine nützlichere Leitung gegeben und jeder die ihr gebührenden Aufmunterungen zugetheilt werden können.« Das *Journal de l'instruction publique* wird über die Erfolge berichten. Bei der neuen Zuſammenſetzung der Comités wurde Hr. Villemain Präſident des hiſtoriſchen Ausſchuſſes der franzöſiſchen Sprache und Literatur, Sylveſtre de Sacy des Pr. hiſtor. Ausſchuſſes der Chroniken, Urkunden und Geſchichten, Bar. Thénard des hiſtoriſchen Ausſchuſſes der Wiſſenſchaften (d. h. der exakten), Hr. Quatremère de Quincy des hiſtoriſchen Ausſchuſſes der Denkmäler und Künſte und Hr. Couſin des hiſtoriſchen Ausſchuſſes der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften.

.*. Neue Quellen für die Geſchichte des Mittelalters haben ſich dem Hrn. Dr. W. Doenniges aus Berlin eröffnet, da ihm geſtattet worden, das Archiv zu Turin für die mittelalterigen Zeiten zu benutzen, welches ſelbſt Muratori und Mabillon nicht kennen gelernt haben. Beſonders wichtig iſt, auſſer vielen auf die Geſchichte Friedrichs II., Konrad IV., Heinrich VII. u. a. bezüglichen Urkunden, eine Sammlung aller Verhandlungen Kaiſer Heinrich VIII. während ſeines Römerzuges, in 3 Foliobänden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 10. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 11. Januar.

Dichterſcenen aus Wandsbeck.

(Fortſetzung.)

III.

Der Einzug.

Mit langen Schritten, die ſeine Ungeduld hinlänglich bezeugten, ging Claudius vor ſeinem Hauſe auf und ab. Er pfiff ein Lied vor ſich hin, ſchüttelte, oft ſtillſtehend, den Kopf, und ſchaute, die Hand vor den Augen, auf die Landſtraße hinaus.

Da trat Rebecka zu ihm. Ihr Angeſicht glühte, aber aus all' ihren Mienen ſprach die vollkommenſte Zufriedenheit; ſie ging Hand in Hand mit einer ältlichen Dame, die in ſchreiend bunte Farben gekleidet war, und ſich von ihrer Begleiterin losmachte, als ſie in die Nähe des Dichters kam.

Claudius ſeufzte; er warf einen wehmüthigen Blick gen Himmel, als wollte er dieſen um Geduld anflehen, und ſprach ziemlich trocken: „Guten Abend, Madame Wilm!“

Dame Wilm machte dem Dichter einen ſehr tiefen Knix und ſetzte demnach ihre Sprachwerkzeuge in Bewegung: „Guten Abend, vielwertheſter Herr Claudius, guten Abend! Es freut mich auſſerordentlich, Sie wohl zu ſehen. Ein wunderſchöner Abend, nicht wahr? Ihre Frau Gemahlin iſt ganz derſelben Meinung. Nicht ſo, Madame Claudiuſſen? Der Herr Doktor Voß und ſeine junge Frau haben von Flensburg her eine ſchöne Reiſe, ich denke, ſie werden vielen Spaß während der Fahrt haben, und Ihre Frau Gemahlin ſind ganz derſelben Meinung; nicht ſo, Madame Claudiuſſen? Nun, ich habe die Wohnung der jungen Leute in Stand geſetzt. Alles ſteht an ſeiner rechten Stelle, und mein Mann und ich ſind vollkommen damit zufrieden. Dazu iſt Ihre Frau Gemahlin derſelben Meinung.“

„Wenn meine Frau derſelben Meinung iſt,“ ſprach Claudius, ſchnell eine Pauſe benutzend, während welcher Madame Wilm Athem ſchöpfte, „ſo wäre es Unrecht von mir, die Vortrefflichkeit Ihrer Anordnungen im Mindeſten bezweifeln zu wollen. Vielmehr danke ich Ihnen…“

Madame Wilm, die nach ihrer Anſicht ſchon viel zu lange geſchwiegen hatte, unterbrach hier den Dichter: „Was will das ſagen, vielwertheſter Herr Claudius! Wir leben von dem Vermiethen unſerer Wohnung, alſo iſt es unſere Schuldigkeit, nach Kräften für die Bequemlichkeit unſerer Wirthsleute zu ſorgen. Ich hoffe, es wird ihnen bei uns anſtehen, nicht ſo, hochgeſchätzte Frau Nachbarin? Es haben ſchon ſehr reſpektable Leute bei uns gewohnt, unter andern Herr Leſſing, und Alle ſind zufrieden geweſen; warum ſollte es nicht auch der Herr Doktor Voß ſein?“

Man ſah es Claudius an, wie ſehr ihn das Geſchwätz der alten Dame langweilte; er wurde ungehalten, und ſagte deswegen kurz abgebrochen: „Voß iſt nicht krittlich, ſeine junge Frau auch nicht; über Alles aber lieben ſie eine möglichſt ungeſtörte Ruhe. Herr Voß denkt viel, ſpricht wenig, und beantwortet nur das, was ihm unumgänglich nothwendig erſcheint. Aber wenn Sie wollen, können Sie ihn binnen Kurzem ſelbſt darnach fragen, denn wenn ich nicht irre, kommt er dort angefahren.“

Er eilte ſogleich mit ungeſtümer Haſt einem ziemlich bepackten Stuhlwagen entgegen, von welchem herab Voß und ſeine Erneſtine dem Kommenden mit weißen Tüchern zuwinkten. Rebecka folgte ihrem Manne, ſo ſchnell es ihr möglich, und Madame Wilm ſtand am Gartenthore, überlegend, ob ſie dem Ehepaar folgen, oder die Ankömmlinge in ihrer eigenen Wohnung mit Ruhe erwarten ſolle.

Schnell waren Voß und Erneſtine vom Wagen herunter, und vier glückliche Menſchen lagen ſich einander in den Armen.

„Tauſend Mal willkommen in Wandsbeck," rief Claudius in überwallender Fröhlichkeit. „Wie lange habt Ihr böſen Leute auf Euch warten laſſen," fuhr er, komiſch zürnend, fort. „Wir hätten hier während der Zeit ſterben können, ohne daß ſich nur irgend Jemand darum bekümmert hätte. Wartet nur, ihr Unartigen, ich werde Euch eine Strafpredigt halten, des langen Ausbleibens halber."

„Sie ſind nun doch da, Väterchen!" ſprach Rebecka, „und alle unſere Sorge wird ſich in Luſt und Freude verwandeln. Ach, wie freue ich mich, die holde, ſanfte Erneſtine zu ſehen, von der ich ſo vieles Gute gehört habe. Macht der gelehrte Herr da denn auch mein liebes Kind recht glücklich? Oder kann er vor allen Griechiſchen und Römiſchen Gottheiten zu irdiſchen Glückſeligkeit nicht gelangen?"

„Gewiß, recht glücklich!" betheuerte Erneſtine, und drückte die ältere Freundin an ihr Herz, während Claudius hinzutrat und ihr begreiflich machte, welche ſchöne Roſe ſie ſein müſſe, da es ihr gelungen ſei, die Attiſche Biene für immer an ſich zu feſſeln.

„Laßt mich zu Worte kommen, meine Freunde!" rief Voß dazwiſchen. „Ich laufe nun ſchon eine Viertelſtunde neben Euch her, und ſuche vergebens, mich verſtändlich zu machen, und doch möchte ich mit einem Jeden von Euch ſo recht von der Leber weg ſchwatzen."

„Dazu hätte Rath werden können, wenn wir allein geblieben wären," entgegnete Claudius. „Da aber hier, in der Perſon der Madame Wilm, Eure künftige Wirthin erſcheint, ſo zweifle ich, ob einem von uns die Muße bleibt, dem andern ſeine Meinung zu ſagen."

Man hatte jetzt das Gartenthor und mit dieſem die redſelige Hausbeſitzerin erreicht, die ſich ſogleich ausſchließlich der beiden Ankömmlinge bemächtigte, und ihnen eine lange Rede hielt, worin ihr Mann, das ſchöne Wetter, die nächſte Ernte, ihr Garten mit dem Luſthäuschen, kurz Alles figuriren mußte, was nur irgend in dem Bereiche ihrer fünf Sinne lag.

Mit einer wahrhaft himmliſchen Geduld hatte Claudius das unſinnige Geſchwätz angehört, als nun aber die Dame beide junge Leute unter den Arm faßte, und ſie ohne Umſtände entführen wollte, trat er entſchieden dazwiſchen und rief:

„Nicht alſo! Geht man etwa in eine neue Wohnung, wie der Wanderer in einen Gaſthof der an der Landſtraße liegt? In einem Gaſthofe trinkt man einen Krug Bier, und bleibt höchſtens über Nacht, in einer Wohnung aber, die man von Himmelfahrt bis Martini in Miethe nimmt, zieht man mit Bedacht, denn man ſoll dort lange mit einander haushalten, und bereitet ſich deshalb mit Anſtand auf eine ſolche feierliche Handlung vor. Darum ſind die Ankömmlinge gebeten, es ſich vorerſt in unſerer Behauſung gefallen zu laſſen, worauf wir uns dann in feierlicher Prozeſſion nach der neuen Wohnung begeben wollen."

Alle betraten nun das Haus, wo Rebecka es ſich angelegen ſein ließ, die neuen Freunde nach Kräften zu bewirthen, worauf das Geſpräch in ruhiger Heiterkeit hinfloß, und die Männer ihre Meinungen über philoſophiſche Gegenſtände, die Frauen dagegen ihre Anſichten über Wirthſchaftsangelegenheiten gegen einander austauſchten.

(Schluß folgt.)

Aus Baſel.

(Vom 3. Januar.)

So gering die Zahl der Studirenden auf unſerer Hochſchule iſt, wenn man unter den Letztern nur die immatrikulirten verſteht, ſo leicht kann man dieſen Winter ſich den Anblick gefüllter Auditorien verſchaffen, die vielleicht durch ihre Mannigfaltigkeit dem Beobachter noch mehr Intereſſe darbieten dürften, als die mit Studenten und wieder mit Studenten angefüllten deutſchen Hörſäle. So lieſ't Prof. F. Fiſcher wöchentlich einmal in der Aula vor einem zahlreichen Auditorium von Damen, von Profeſſoren, Aerzten, Staatsmännern, Geiſtlichen und Bürgern der reicheren und mittleren Klaſſe ein Kollegium über Somnambulismus, das ein immer mehr ſteigendes Intereſſe erregt. Der ruhige, einem Philoſophen geziemende Standpunkt nüchterner Beobachtung, der gleich weit von feuerfangender Schwärmerei, wie von gläſerner Skepſis entfernt iſt, der freie, klare und belebte Vortrag machen dieſe Vorleſungen eben ſo lehrreich, als anziehend und die methodiſch aufſteigende Klaſſifikation der ſomnambülen Zuſtände vom unterſten Grade des Nachtwandelns bis zum oberſten des Hellſehens gewährt in dem mit ſo vielem Dunkel verdeckten Gebiete doch wenigſtens einen dankenswerthen Faden, um ſich in dem Labyrinthe der darüber aufgeſtellten Theorien menſchlich zu orientiren. Hr. Fiſcher leiſtet übrigens den Beweis faktiſch, wie die wahre Wiſſenſchaft vor populärer Behandlung auch der tiefer liegenden pſychologiſchen Probleme ſich nicht zu fürchten braucht, wenn der denkende Redner nur ſich ſelbſt klar iſt. So iſt es z. B. ſeiner gewandten Dialektik gelungen, das intrikate Verhältniß von Seele und Lebenskraft auf eine ſo faßliche Weiſe darzuſtellen, daß gerade die unter den Zuhörern, welche am wenigſten von hergebrachten Schulbegriffen eingenommen waren, am ſchlagendſten von der Zuſammengehörigkeit beider Worte überzeugt worden ſind. Damit jedoch dieſen, über das gewohnte Tagesleben hinausgehenden Regionen des Denkens und Grübelns, das terreſtriſche Gegengewicht gehalten werde, hat der akademiſche Verein, von dem in der Regel die Veranſtaltung ſolcher Vorleſungen ausgeht, Hrn. Prof. Chr. Bernoulli erſucht, im gleichen Winter populäre Vorträge über Mechanik zu halten, an die ſich jetzt noch ein beſonderes Kollegium deſſelben Profeſſors über das beliebte Thema der Eiſenbahnen angeſchloſſen hat. Hier fehlt zwar die Damenwelt, für die der Magnetismus mehr Reiz hat, aber die Zahl der männlichen Zuhörer iſt auch hier beträchtlich. Obwohl hier alles ſehr begreiflich zugeht und zugehen muß, ſo greift doch auch hier der geiſtige Mechanismus, der den Stoff mit Freiheit beherrſcht, und die todte Materie durch das perpetuum mobile eines elaſtiſchen Witzes in Bewegung ſetzt, belebend in das Reich der meß- und wägbaren Größen ein, ſo daß man ſagen könnte, die Vorträge des Hrn. Bernoulli über die Mechanik ſeien in der That nichts weniger als mechaniſch im gewöhnlichen Sinne. — Wir ſollten meinen, daß ſolche gemiſchte Kollegien, die für Baſel (verſteht ſich im Winter!) Bedürfniß geworden ſind, in unſerer Zeit zur Verbreitung der Intelligenz eben ſo viel beitragen können, als rein akademiſche Vorträge, und wenn es auch in anderer Beziehung als ein Luxus erſcheinen mag, daß die Schweiz drei Univerſitäten hat, die ſich in ein Paar hundert Studenten etwas kümmerlich theilen, ſo dürfte dieſer Luxus unter jener Vorausſetzung am eheſten verantwortet werden können.

Aus Lübeck.

(Ende Dezember.)

Lübeck's Kulturhiſtorie in den Spalten des Phönix zu entwickeln, iſt eine Aufgabe, die einem mehr Mühe und Arbeit ſchafft, als irgend eine andere. Das erſte Bedingniß einer Schilderung des zu bearbeitenden Stoffes, muß natürlich ein Objekt bilden, welches ſich einer Schilderung unterwerfen kann, und das Auffinden eines ſolchen iſt gerade das qualvolle Studium für den Referenten. — Lübeck hat keine Literatur; das, was man ſo nennt, iſt nur das Reſultat eines hausbackenen Verſtandes, der ſich eben nicht über ſeine altherkömmlichen und im Geſchwindmarſch durch die Stadien der Schuljahre erworbenen Anſichten erſtreckt. — Lübeck birgt auch keinen Literaten; die, die ſich ſo nennen, wirken eben nur für ihre hausbackene Umgebung. — Man hat es ſchon oft den Lübeckern begreiflich machen wollen, daß ſie Unrecht thäten, alle intellektuelle Bildung durch die Literatur von ſich zu ſtoßen; es war eine vergebene Mühe. — Leſen wir nicht nach Tiſche, am Abend? Pränumeriren wir nicht auf die Lübecker Journale? Zählen nicht ein, zwei, drei Leſezirkel uns zu ihren Abonnenten? Was will man denn von uns? Doch nicht ein Dociren und Referiren über Gegenſtände, die fern von unſerm Geſichtskreiſe liegen? Wozu ſich den Geiſt mit Sachen überladen, die ſich nicht eklatant verzinſen? Und der Lübecker hat Recht, ſammt ſeinen Frauen und Töchtern, die gleicher Meinung ſind. — Thé dansants, Pickenicks, Soiréen haben ſeit langer Zeit, und werden für lange Zeit auch ohne Literatur ihr Ende finden, und die männliche jugendliche Hälfte kann den Kultus der Liebe eben ſo gut ohne Lyrik und Poeſie durchmachen, als wenn ſie ſich mit dieſen Paradeſtücken behängte. Kaum würde die weibliche Hälfte dieſen Bemühungen beſondern Beifall ſchenken. Ein Titel und eine Thalermaſſe erſetzen alle ſonſtigen nobeln Eigenſchaften liebender Ritter. — Jung und Alt, Schön und Häßlich, Reich und Arm huldigen dem Materialiſmus.

Ihnen über einzelne literariſche Erſcheinungen, die in der letzten Zeit auftauchten, zu referiren, kann für dieſen Bericht die einzige Aufgabe ſein. — Lübeck beſitzt zwei Buchhandlungen, beide Sortiments- und in bedächtigen Perioden Verlagshandlungen. — Die Fr. Aſſchenfeldt'ſche erſcheint ſelten, und dann meiſtens nur mit Schulbüchern in den Spalten des Meßkatalogs. Einzelne polemiſche Schriften in der bekannten Sache des reformirten Predigers Geibel, dann eine andere, die Reform des Lübeck'ſchen Geſangbuches betreffend, ſpäter eine Geſchichte des Bisthums Ratzeburg ſind alles, was mir bekannt geworden iſt. — Die v. Rohden'ſche Buchhandlung rührt ſich, beſonders nach der Uebernahme derſelben von den beiden jungen Chefs, den Herren H. v. Rohden und W. Bruhn, bedeutender und in den verſchiedenſten Fächern. v. Rumohr's Gedicht „Kynalopekomachia" war wohl ein unglücklicher Verſuch dieſes bekannten Schriftſtellers ſich in der Idylle zu zeigen, und ſelbſt die andern Vignetten von Spekter haben es nicht vom Krebsgang retten können. — Dagegen hat Forſell's treffliche „Statiſtik von Schweden," und Fr. Grautoff's „hiſtoriſcher Nachlaß" ein dankbareres Publikum gefunden. — Die Badeſchrift des in Travemünde ſtationirten Badearztes Dr. Lieboldt ſuchte in gedrängter Kürze die Heilkräfte des Meerwaſſers zu entwickeln, und reiht ſich der balneographiſchen Literatur des Jahres 1837 an, ob würdig, muß die Kritik lehren, ſobald ſie ſich dieſes Werkchens erbarmt. — Dem Vernehmen nach erſcheint binnen Kurzem v. Rumohr's dritte Reiſe nach Italien, wovon die zwei erſten bei Brockhaus erſchienen, bei der genannten Handlung. — Der bekannte Oekonom und Schriftſteller im landwirthſchaftlichen Reſſort, Dr. A. v. Lengerke, der hier wohnhaft iſt, läßt ſein landwirthſchaftliches Lexikon bekanntlich in Prag erſcheinen. In der muſikaliſchen Literatur regt es ſich bedeutender, beſonders ſeit dem neuen Etabliſſement der Herren Hoffmann und Kaibel, zweier junger, thätiger Männer. Recht tüchtige, kundige Kräfte wagen ſich jetzt an der erwärmenden Sonne der öffentlichen Gunſt. Unter den zu beachtenden Erſcheinungen erwähne ich die „Caprices et Valses par D. Fischer," die „Sechs Lieder ohne Worte" von Louis Pape, „Sechs Lieder für's Pianoforte" von dem berühmten Violoncelliſten J. B. Groß u. ſ. w. Die genannte Verlagshandlung hat in kurzem Zeitraum recht Vieles und meiſt recht Anſprechendes zu Tage gefördert. — Unſere journaliſtiſche Literatur wird durch zwei Organe repräſentirt, die „neuen Lübeckerblätter" (Verlag der v. Rohden'ſchen Buchhandlung), in ähnlicher Tendenz, wie Ihre Frankfurter Jahrbücher, berathend, proponirend, gutachtend, voll Patriotiſmus, oft zu voll davon, und ausartend im Materialiſmus, bald rügend, bald lobend, ein Blatt für Mäßigkeitsvereine und ſolid denkende Leute; — dann „den Begleiter," der unſere Fremden mit Theaterkritiken in unſere Kunſtzuſtände einweiht, und den ankommenden Schiffen als Wimpel dient, und ſich wie dieſe nach dem Winde dreht. Der Redakteur iſt Herr H. P. F. Hintze. Sobald man die Direktion lobt, kein Feind von den Schauſpielern und vom Repertoir begeiſtert iſt, kann man ſich mit Hülfe dieſes täglichen Kriteriums recht behaglich fühlen. — In meinem nächſten Bericht werde ich ein Mehres über die ſocialen Zuſtände Lübeck's ſprechen. —

W. Lieboldt.

Ein Verſicherungsverein für deutſche Verleger.

Ernſt oder Scherz? — Meine Herren Autoren, das iſt ein Scherz, der, wenn er Ernſt wird, dem Leipziger Meßkatalog als Abzugkanal dienen kann. Und warum ſollte in unſerer Zeit, da die Spekulation, ſo kühn ſie iſt, den Fallſchirm doch ſelbſt bei Runkelrübenplänen nicht verſchmäht, ein ſolcher Verſicherungsverein nicht realiſirbar ſein? Ein Doppelgänger Georg Stückrads macht dieſen Vorſchlag (der bei manchen Autoren vielleicht als „Stimme der Minorität" anklingen mag), in einem bei G. Jonghaus in Darmſtadt kürzlich erſchienenen Schriftchen: „Romantiſche Erzählungen und Vorſchläge für Juriſten, Kapitaliſten und Buchhändler" worin ein Rechtskandidat auch einen Prozeß-Aktien-Verein zum Schutze gegen die Nachtheile des Prozeßführens ins Leben rufen will. Der projektirte Verſicherungsverein für Verleger ſoll

1) gegen übereilte oder verunglückte Spekulationen derſelben.
2) gegen jene Autoren Schutz gewähren, welche im Publikum keinen Anklang finden.

Stückrads Doppelgänger öffnet zur Erreichung dieſes Zweckes zwei verſchiedene Wege, entweder den der gegenſeitigen Verſicherung, der mit den Brandverſicherungen parallel läuft, oder den, zu beiden Seiten der Eiſenbahnſchienen mit deutſchen Vergißmeinnicht bepflanzten Aktienweg. Man hat von dem großen Netz des Zollverbandes, von dem ungeheueren der Eiſenbahnen geſprochen; hier iſt das dritte: das Verlegernetz. Ob man an dem letzteren eben ſo lange ſtricken wird, als an dem vorletzten, wieviele Maſchen man, bevor es zu Stande kommt, fallen laſſen wird? — — wir müſſen dies der Zukunft anheimgeſtellt laſſen, eine Oppoſition wird dem neuen Projekte keinesfalls ausbleiben, — die der Krebſe.

Doch Scherz bei Seite; der Vorſchlag hat eine Handhabe für den Ernſt; jedenfalls iſt man es der Originalität des Projektes ſchuldig, auf daſſelbe näher einzugehen. Von dem erſten Wege, dem der gegenſeitigen Verſicherung, meint der Verfaſſer ſelbſt, daß derſelbe viel zu — einfach ſei, als daß er in unſerer Zeit Beachtung finden dürfte, auch gewähre er keine Ausſicht zu irgend einer Spekulation, Geſellſchaften aber, bei welchen nicht ſpekulirt werden könne, ſeien traurige Bilder menſchlicher Verirrung. Dagegen nun läßt ſich allerdings eine Konſequenz einwenden, die Stoff genug zu mancher drolligen Scene böte, nämlich die Verſteigerung der der Vereinskaſſe zufallenden, nicht abgeſetzten Exemplare eines verſicherten Werkes, man denke ſich nur den armen Autor hinzu!

Die Grundzüge des zweiten Projektes aber ſind folgende:

1) Es werden z. B. 2000 Stück Policen ausgeboten, das Stück zu 500 fl. Hierdurch kommt ein Kapitalſtock von 1 Million zuſammen.

2) Um Theilnehmer herbeizulocken, wird die Police mit 5 Prozent verzinſet, und davon vorerſt nur 20 Prozent oder 100 fl. in die Vereinskaſſe eingezahlt. Es bildet ſich hiernach ein Fond in klingender Münze von 200,000 fl., welcher alsbald gegen Verzinſung ſicher angelegt wird.

3) Das Komité, welches den Fond verwaltet, hat die Verlagsartikel zu verſichern (natürlich nach vorausgegangener Prüfung in Bezug auf Gehalt und Abſatzhoffnung.)

4) Jeder Verleger, der ein Werk verſichern läßt, hat 10 Prozent der auf das Werk verwendeten Druck-, Papier- und Honorarkoſten als Verſicherungsprämie in die Vereinskaſſe zu zahlen.

5) Für das verſicherte Werk (oder vielmehr die darauf verwendeten Ausgaben) garantirt die Vereinskaſſe 3 Jahre lang vom Verſendungstage an. Binnen dieſer Zeit muß der Verleger ſeinen durch die Annahme des Werkes baar erlittenen Schaden dem Komité anzeigen und ſich zur Liquidation deſſelben erbieten.

7) Hat er den liquidirten Schaden erſtattet erhalten, ſo wird der Vorrath der Exemplare Eigenthum der Vereinskaſſe, welche nunmehr darüber völlig disponiren (ſie auch — nach zurückgelegtem 3. Lebensjahre des Werkes) verſteigern kann.

Dies im Allgemeinen! Man ſieht, es könnte aus dem Scherz gar leicht Ernſt gemacht werden. Nach einer Probe, die der Verfaſſer mit ſeinem originellen Projekt angeſtellt, die man in dem erwähnten Schriftchen ſelbſt umſtändlich verfolgen mag, ergäbe ſich für die Kaſſe ein Gewinn von 26,000 fl. bei einer Einnahme von 206,000 fl.

Feuilleton.

⁂ **Holländiſche Philoſophie.** — Prof. von Heusden in Utrecht gilt jetzt in Holland für deſſen erſten Philoſophen. Nachdem er früher zwei Schriften über Plato und deſſen Philoſophie erſcheinen laſſen, iſt er jetzt mit »Briefen über das Studium der Philoſophie beſonders in unſerem Vaterlande (d. h. in Holland) und zu unſerer Zeit« — hervorgetreten. Auch hier ſpricht er ſich gegen alle ſpekulative Philoſophie (*bespiegelende wijsgeerte*) und beſonders gegen die deutſchen Syſteme aus. Er behauptet, die den Holländern am meiſten zuſagende *wijsgeerte* ſei und bleibe das **Studium der Alten**, deren Verſtändniß ſie uns durch **Hemſterhuys**, **Walkenaer**, **Ruhkenius**, **Wyttenbach** u. a. m. zuerſt zugeführt hätten. Vom Geiſte der Alten durchdrungen — ſeien jene Männer Lehrer des Wahren und Schönen und die eindringlichſten Muſter der Tugend geworden.

⁂ **Bechſteins Novelle: der Fürſtentag** (2 Bände, Frankfurt a. M. Sauerländer) iſt in's Holländiſche überſetzt worden.

⁂ **Ole Bull** aus Hochnorwegen, der zu Hamburg zum erſtenmal am 20. Dez. ſich hat hören laſſen, hat, wie Hr. **Bandemer** im H. Korr. verſichert, die Erwartung des vollen Hauſes übertroffen. »Der bleiche, magere Mann mit ſchlichtem Haar« hat nicht blos durch ſeine »Ausführung mehrſtimmiger Sätze, welche unglaublich erſcheint,« durch ſeine Stakato's und ſeine Arpeggien, ſich als **Virtuoſen** bewährt; — »ſein Dichtergeiſt beherrſcht auch dieſe Virtuoſität; ſeine Muſik — ſpricht, und was ſpricht, ſind **Seher-Gedanken**, Anſchauungen einer von Schmerz durchzuckten reinen Seele ... Sein tiefes Gemüth ſteht dem Deutſchen näher, als die wilde Leidenſchaft Paganinis!« —

⁂ **Groß-Hoffinger** gibt einen **Adler** heraus, — vermuthlich einen **doppelköpfigen**. Das wäre charakteriſtiſch — nicht wegen der Köpfe, ſondern wegen der Doppelzunge.

⁂ **Die** „*Mémoires tirés de papiers d'un homme d'état*“ — welche ſich vorzüglich über die geheimen Urſachen verbreiten, die die Kabinette in den Revolutionskriegen beſtimmt haben, — ſind jetzt mit Erſcheinung des dreizehnten Bandes beendigt. Ein franzöſiſches Tagblatt meint: »es ſei ſchwer, über die Geſchichte dieſer Zeit zu ſchreiben, ohne nöthig zu haben, jenes Werk dabei zu Rath zu ziehen; — die ganze Diplomatie und der Krieg der 25 Jahre vor der Reſtauration fänden ſich in demſelben erklärt.« —

⁂ **Koncesſionirte Brauereien** gibt es in **England** [illegible], in Irland 245, in Schottland 248, in Allem alſo 2846. —

⁂ Als die »**Allerchriſtlichſten**« (!) und als »**älteſte Söhne der Kirche**« ſind die Könige von Frankreich ſeit alten Zeiten »**Ehrenmitglieder des Kapitels der Laterankirche**.« Nachdem nun auch Ludwig Philipp ſich als ſolches Ehrenmitglied hat einſchreiben laſſen, hat der Papſt am 13. Dezember in der Laterankirche eine feierliche Meſſe für deſſen Wohl geleſen! — ! —

⁂ Da das **Asphaltpflaſter** ſich in Paris für die Straßen bewährt, ſo laſſen jetzt ſchon viele Perſonen auch ihre Hausfluren und Ställe damit pflaſtern.

⁂ **Der Selbſtmord** ſcheint in **England** bedeutend abzunehmen. Nach den Pfarrberichten von London ſind unter den 21,063 Todesfällen, die vom 13. Dez. 1836 bis zum 12. Dez. 1837 dort ſtattgefunden, nur 34 durch Selbſtmord bewirkt.

⁂ **Das Album Thalberg** macht viel Glück in Paris. Unter den 12 »deutſchen Melodien«, die es enthält, und zu welchen Hr. Crevel de Charlemagne den Text gedichtet, gefallen vorzüglich „*le départ de l'étudiant*, — *le voyageur* und *la fiancée trahie*. —

⁂ **Die Aufklärung** dringt unwiderſtehlich überall ein. Sogar in **Piemont** iſt durch ein Dekret vom 22. Dez. einer Compagnie von Franzoſen und Sarden die Erlaubniß bewilligt worden, Turin mit Gas zu erleuchten.

⁂ **Eine Waſſer-filtrir-Maſchine** befindet ſich jetzt im **Hotel-Dieu** zu **Paris**, welche mittelſt Luftdruck das Waſſer durch Filz preßt. Schlammig und trübe wird das Waſſer eingefüllt und kömmt klar, wie aus einem Felſenquell, hervor.

⁂ Ein „*Traité historique de la Providence*“ wurde vor ungefähr zwei Jahrhunderten in der Einſamkeit eines Dominikanerkloſters von einem père **Toucon** geſchrieben. Von dem Kloſter iſt keine Spur mehr vorhanden; aber das Buch hat ſich erhalten, und eine fromme Geſellſchaft zu Paris, welche den Wahlſpruch hat: „*la religion par les lumières et les lumières par la religion*“ — hat Hrn. **Wudt** beauftragt, jener Schrift eine zeitgemäße Geſtalt zu geben. Wie vor bald zwei Jahrtauſenden zu Alexandrien — werden jetzt zu Paris von den **Altgläubigen** alle einigermaßen berühmt geweſenen Erbauungsbücher früherer gläubiger Zeiten wieder hervorgeſucht und renovirt, indeß der lebendige Geiſt der Zeit an einem neuen Weltgebäude arbeitet. —

⁂ Menzels Literaturblatt hat vom 22. zum 25. Dezember v. J. die **Grippe** überſtanden.

⁂ Dr. **Köchy** in Braunſchweig, der kürzlich zum Regiſſeur des Schauſpiels, des Trauerſpiels und der Oper am dortigen Hoftheater ernannt worden, wird Erinnerungen an Grabbe herausgeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 11. 1838.

Phönix.

Freitag, 12. Januar.

Der Journalismus und der Nachdruck.

Die deutſche Bundesverſammlung hat in ihrer 31ſten vormjährigen Sitzung gegen den Nachdruck in den deutſchen Bundesſtaaten gleichförmige Grundſätze aufgeſtellt, und die letzten Tage des vorigen Jahres brachten uns ein Königl. Preuß. Geſetz, welches denſelben Zweck, nur noch ausgedehnter und ſchützender für Autor, Autorserben und Verleger, verfolgt. Solche Momente müſſen feſtgehalten werden zur Betrachtung und Erwägung des Vorhandenen, ſo wie zur Verknüpfung der Gegenwart mit der Zukunft. Denn die endlich und nach langem Harren aufgeſchoſſene Aehre wiegt ſich nicht allein hin und wieder in der blauen Luft, ſondern ſie ſtreut auch einzelne ihrer goldnen Körner aus, zum Aufwachſen neuer Saaten, neuer Früchte.

Es iſt auffallend, daß unter den Schriften, welche gegen den Nachdruck geſchützt werden ſollten, in unſerer neueren deutſchen Geſetzgebung, und ſelbſt vielleicht von jeher, mehr Bücher, als einzelne Aufſätze verſtanden wurden, und daß insbeſondere der Inhalt von Journalen, politiſchen und belletriſtiſchen, (die kritiſchen ſind ſchon ihres Inhalts wegen unangreiflicher, wie an die bunten Oblaten weniger die Maden kommen) eine Art von Gemeingut iſt.

Zwar nicht dem Wortlaute nach. Denn — um nur bei unſerer Geſetzgebung ſeit 1815 feſtzuſtehen — die deutſche Bundesakte verhieß „Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck,“ ohne dieſen Nachdruck auf beſtimmte nachgedruckte Species zu beſchränken, aber Klüber hat in ſeinem „öffentlichen Recht des deutſchen Bundes und der Bundesſtaaten,“ §. 237 und 505, aus Nachdruck, ſelbſt aus dem Worte Nachdruck in jener Stelle der Bundesakte, plötzlich Büchernachdruck gemacht, als ob es ſonſt keinen Schriftennachdruck geben könnte. Und wenn auch unmittelbar nachher (in §. 505) der Büchernachdruck als „Vervielfältigung ſchriftlicher oder bildlicher Geiſteswerke, gegen Willen und Abſicht ihrer Urheber oder deren Rechtsnachfolger“ definirt wird, alſo weit genug, ſo tritt doch in der Anwendung des Grundſatzes immer wieder der Büchernachdruck heraus, wie ein vierſchrötiger, ſtämmiger Geſelle, der andere Nachdrücke in die Ecke ſtößt. Aehnlich in dem Großherzogl. Heſſ. Geſetze vom 23. Sept. 1830, zur Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck und im vorhin erwähnten neueſten Königl. Preuß. Geſetze. Dort iſt anfänglich von „Vervielfältigung erſchienener Druckſchriften“ die Rede, worunter noch die Journale gezogen werden könnten, aber bald löſt den Ausdruck „Druckſchriften“ der Ausdruck „Werk“ oder „Werke“ ab, und unter dieſem verſteht man nun einmal keine Journale, keine Journalartikel. Das Königl. Preuß. Geſetz iſt ſchon von vorn herein enger. „Eine bereits herausgegebene Schrift“ — heißt es da, und der Verlauf (beſonders in §. 4, wo verzeichnet ſteht, was als Nachdruck nicht anzuſehen iſt) gibt noch deutlicher, daß das ganze Völkchen der Journalartikel, kleiner wie großer, bei dieſer neuen Geſetzgebung auſſer allem Betrachte blieb.

Man muß geſtehen, daß zu dieſem Verfahren eine Art Tradition oder feſtgewordener Anſicht mit die Veranlaſſung geben konnte. Denn faſt unſere ganze Literatur über dieſen Gegenſtand behandelt immer ausdrücklich nur den Büchernachdruck, beſonders aus den Federn derjenigen Herren, welche dicke Bücher, und keine Journalartikel ſchrieben, während die Arbeiter in Journalen zwar nicht ſo geradehin das Schutz- und Schirmdach der Bücher auch über die Blätter des Tages ziehen wollten, aber doch unter allgemeineren Ueberſchriften, wie z. B. R. Z. Becker unter der Ueberſchrift „über das Eigenthumsrecht an Geiſteswerken“ (1791), und A. G. Eberhard mit dem ſentimentalen Titel: „Die deutſchen Schriftſteller, was ſie thaten, was ſie für Unrecht leiden, und was ihnen für Lohn gebührt“ (1814), ihre Gedanken darüber vor'm Publikum ausſchütteten.

Oben ſind hauptſächlich die politiſchen und belletriſtiſchen Journale als ſolche erwähnt, welche von der Geſetzgebung über den Nachdruck ſchutzlos gelaſſen worden ſind. Und doch ſollte man meinen, daß jeder Art des Nachdrucks hätte geſteuert werden ſollen, wenn man einmal den Nachdruck überhaupt zu verbieten Willens war. Aber gerade in dieſer Beziehung macht ſich geltend, daß der Nachdruck nicht eigentlich gegen das ſtrenge Recht verſtößt, und daß, wenn ſolchem Zuſtande der Dinge durch's poſitive Recht abgeholfen werden ſoll, dieſes gern, ſelbſt auf Koſten des Princips, nur das Nöthigſte thut, oder das Bedürfniß, die Gewohnheit, die Nothwendigkeit (nenne man es, wie man will) drängender iſt, als der Buchſtabe, und ſich über ihn hin eine Bahn bricht, die man nicht wohl aufhalten kann.

Ich habe hierbei zunächſt den Nachdruck aus politiſchen Journalen im Auge. Wie könnten dieſe Journale im Allgemeinen, und wie ſonach der für's Fortſchreiten der Völker ſo wichtige Journalismus beſtehen, wenn hier jedes Blatt nur Ueberſetzungen aus fremden Sprachen und nur Originalartikel bringen dürfte? — Das eigentliche Intereſſe politiſcher Journale iſt durch das Vorhandenſein der Preßfreiheit bedingt, wo dieſe aber nicht vorhanden iſt, und ſonach die Haupttugend politiſcher Journale im Referiren beſteht, da muß zugleich auch dieſes Referiren möglichſt vollſtändig, und, was hier damit gleichbedeutend iſt, möglichſt mannigfaltig ſein. Ziehe man die Augsburger und die wacker anſtrebende Leipziger allgemeine Zeitung von der Summe unſerer deutſchen politiſchen Journale ab, und was wäre jene Summe, wenn ſie nur auf Ueberſetzungen aus fremden Sprachen und nur auf Originalartikel beſchränkt wäre? Ach, eine kleine, klägliche Summe wäre ſie; ein Mund ohne Zähne, oder höchſtens mit ein paar wackligten, ein Kopf ohne Haare, eine Hageroſe im Winter. Ohne Nehmen und Geben, ohne beſtändigen Wechſelverkehr können politiſche Journale gar nicht gedacht werden, und ſelbſt jene Koryphäen unſerer deutſchen politiſchen Blätter würden vielleicht Anſtand nehmen, für ihre Originalartikel ein Privilegium des Nichtwiederabdruckes durch minder reich ausgeſtattete Kolleginnen, deren Zahl Legio heißt, zu verlangen, wenn ſie ſich gleichzeitig derſelben Beſchränkung unterwerfen müßten. Auch wurde meines Erinnerns darüber noch keine Klage laut. Man beſchied ſich, das von jeher Uebliche und mit der öffentlichen Meinung nicht im Streite Liegende auch fernerhin ſich anthun zu laſſen, und that unbeſorgt, wie von Rechts wegen, ein Gleiches an. Nur über einen Punkt wurden öfters Klagen laut. Es iſt das Abdrucken der Artikel ohne Angabe des Blattes, aus dem ſie entnommen ſind.

Noch neulich machte die Redaktion der Augsburger Allgemeinen Zeitung auf ein deutſches Blatt aufmerkſam, welches in ſeiner Nummer vom 27. Dez. v. J. nicht weniger als acht Originalkorreſpondenzen aus der Allg. Zeitung aufgenommen und nicht bei einer einzigen die Allg. Zeitung als Quelle citirt hatte. „Sollten nicht alle Blätter,“ fuhr dann die Redaktion der Allg. Zeitung fort, „die ihre Leſer und ſich ſelbſt achten, dieſes literariſche Korſarenthum, dieſen täglichen Nachdruck, durch gemeinſame, ehrenhafte Uebereinkunft unter ſich verbannen? Wir wollen ſehen, ob dieſer billige Wunſch, am Schluſſe des Jahres ausgeſprochen, im folgenden zur Reife kommt?“

Ach, meine verehrte Redaktion der Allgemeinen Zeitung! dieſer Wunſch wird ſo lange nicht vollſtändig zur Reife kommen, als Sie auf eine „gemeinſame ehrenhafte Uebereinkunft“ aller Blätter über dieſen Gegenſtand warten und — freilich auch — warten müſſen. Es iſt gar hübſch, Federn auf dem Leibe ſitzen zu haben, die ausſehen, als wären ſie unſere eigenſten, und ihnen nicht aufſchreiben zu müſſen: Dem oder jenem Vogel entnommen. Auch fehlt da ſelten die Entſchuldigung. Der Drang der Geſchäfte namentlich muß herhalten, das Ueberſehen des Setzers oder des Korrektors. Oder man wird ſogar ungehalten und entgegnet der Kollegin mit dem Vorwurfe, daß ſie neulich eine Witterungsnotiz, welche als Originalartikel in dem mauſenden Blatte geſtanden, ebenfalls ohne Angabe der Quelle in ihre Spalten aufgenommen und dadurch zu Retorſionsmaaßregeln des mauſenden Blattes — freilich im großem Style — Anlaß gegeben habe.

Das Publikum könnte hier helfen. Es könnte zu einem ſolchen Blatte ſagen: „Ich mag dich nicht mehr, weil du mir deine Quellen nicht nennſt und ich ohne Angaben von Quellen die Glaubwürdigkeit deiner Nachrichten unmöglich prüfen kann. Ich mag dich auſſerdem nicht mehr, weil mir das Mauſen und das Unterſchlagen vollgültiger Zeitungsnamen zum Vortheil von mit Zink und Kupfer verſetzten fatal iſt.“ Aber lieber Himmel, das Publikum rührt nur ſchwer ſeine Zunge, beſonders Zuſtänden gegenüber, die ihm zur Gewohnheit geworden ſind, und vollends gar, wenn es dabei mit ſeinen Geldintereſſen den Märtyrer abgeben ſollte!

(Schluß folgt.)

Dichterſcenen aus Wandsbeck.

(Schluß.)

Als der Abend hereinzudämmern begann, war Claudius der Erſte, der zum Aufbruch ermahnte. Er ſchritt dem Zuge voran, in der Linken eine brennende Laterne, in der Rechten einen mächtigen Kammerbeſen. Ihm folgte Rebecka, ſie trug in der einen Hand ein Brod, in welchem ein Vierſchillingſtück ſteckte, und in der andern einen Teller mit Salz. Jetzt kam Madame Wilm, die nur höchſt unvollkommen, und auf das ausdrückliche Begehren des Dichters ihre Zunge im Zaume hielt, und zuletzt erſchienen Voß und Erneſtine.

Als ſie die Schwelle des Hauſes erreicht hatten, gebot Claudius Halt. Er ſetzte die Laterne auf einen Schemel, ergriff den Beſen, und fuhr mit demſelben mehrere Male über die Schwelle hin. „Fahre hin, alter Sauerteig,“ ſprach er mit komiſchem Pathos, „dieweil hier ein Dichter einzieht, deſſen Werke nichts Unſauberliches haben dürfen. Es iſt ein Geſetz, daß im Kopfe eines Dichters Alles ſoll zierlich und nett ſein, wie in dem Putzſtübchen einer ehrbaren Jungfrau, denn es iſt das Genie ein gar vornehmer Gaſt, das ſich nicht in der Polterkammer der Unwiſſenheit umtreibt.“

Nun betrat der Zug ungehindert das Haus und gelangte in die Wohnſtube. Rebecka ſtellte Brod und Salz auf den Tiſch und zwei unangezündete Lichter daneben. Claudius aber öffnete die Laterne und brannte die Lichter mit einer gewiſſen Feierlichkeit an. Dann löſchte er die Laterne aus, und ſchickte ſich an, eine Standrede zu halten. Er ergriff die Hand ſeines Freundes und die ſeiner jungen Gattin, zog ſie an ſich, und ſprach mit bewegter Stimme:

„Dies thut Euch die zärtlichſte Freundſchaft und Liebe! Wir haben Euch Brot und Salz hingeſtellt, damit es Eurem Heerde nicht an den beiden nothwendigſten Dingen fehlen ſoll Euer Lebelang. Ich habe Euch ein Stück Geld zum Brode gelegt, damit Ihr dies als Gedächtnißmünze aufbewahrt, und noch immer etwas hättet darüber. Ich habe Euch das Licht angezündet, damit Ihr fortan nicht im Finſtern tappet, weder in Eurer Wohnung, noch in Eurem Eheſtande. Meine Freunde! Das Leben iſt ein luſtiger Maientag, der mit einem fröhlichen Sonnenaufgange beginnt, und mit einem noch fröhlicheren Untergange ſchließt, aber nur für Diejenigen, die dem Geiſte nach Kinder bleiben, und in der Einfalt des Gemüthes nach ſeinem Gebote thun. Darum, wenn Ihr des Morgens erwachet, ſo leſet zuerſt im Buche des Herrn, und ſchämet Euch nicht, wenn Eure Herzen überwallen, und die Thränen Eure Wangen hinabgleiten, aus Furcht, daß es Jemand ſehen möge. Wenn Ihr Euch aber nichts aus der Rührung macht, und es iſt Euch blos um die Thränen vor den Leuten zu thun, ſo könnt Ihr auch, ſtatt in der Bibel zu leſen, Meerrettig reiben, es kommt Alles auf Eins heraus. Dichten iſt ein Gotteswerk, aber in den Tagen der Noth ſoll man ſich einander mit der That und nicht mit Verſen beiſpringen. Darum, wenn Euch Trübſal heimſucht, dann ſei du Ehemann kein poetiſcher Seifenſieder, hänge die Verskunſt an den Maſt und lenke dein Lebensſchifflein mit ſtarker Hand und beſonnenem Muthe durch die toſende Brandung. Eure Freunde traget im Herzen, und Eurem Feinde bauet goldene Brücken. Den Mann, der Euch früher kränkte, und der nun ſelbſt in Noth und Elend gerathen iſt, den beugt nicht noch tiefer durch ſpöttiſches Achſelzucken, ſondern tretet zu ihm, fragt ihn, wie ihm könne geholfen werden, und wenn Ihr von dannen gehet, ſo decket ſein Weib und ſeine Kinder mit Eurem Mantel zu. Machet auch kein Geſchrei bei ganz gewöhnlichen Dingen. Was iſt's denn nun weiter, wenn Euch mit Gewalt eine gebratene Taube in den Hals fliegen will? Warum ſchreit Ihr die halbe Stadt aus dem Schlafe, damit ſie komme und die Taube wegjage? Macht den Mund hübſch zu, ſo kann ſie nicht hinein. — Fürchtet Gott und ehret ſeine Gebote! Ihr könnt nie zuviel Ehrfurcht vor ihm hegen, denn er iſt allmächtig und allgegenwärtig, in ſeiner hohlen Hand trägt er das Weltmeer mit allen Inſeln und Schiffen, und die Schiffer merken es nicht. — Er wird es Euch auch nicht wiſſen laſſen, wenn Ihr ihm dienet in Freudigkeit, denn als die Heiden den alten Biſchof Polycarp verbrennen wollten, weil er den Heiland nicht laſterte, ſagte dieſer: „Wenn die Flammen am höchſten wirbeln, will ich ihm ein Loblied ſingen,“ woraus hervorgeht, daß das eine gute Herrſchaft ſein muß, für die man nach vier und achtzigjährigem Dienſte noch gerne durch's Feuer gehen will. Vor allem Andern aber bleibt Euch ſelber treu, denn daraus folgt, daß Ihr nicht falſch ſein könnt gegen irgend wen. Nun, lieben Freunde, habt gute Nacht; dem iſt wohlgebettet, der ein unbeſchwertes Gewiſſen zum Kopfkiſſen hat, und der ſchläft ſanft, der ſich in das Bewußtſein einer guten That hüllen kann.“

Und mit dieſen Worten drückte er das geliebte Paar noch ein Mal ſtürmiſch an ſein Herz, nahm den Arm ſeiner Frau und eilte mit ihr hinaus in's Freie.

Voß war mit Erneſtinen allein: „Bis hierher hat uns Gott geführt, mein Weib!“ rief er mit ſtarker Stimme. „Wollen wir die Lehren befolgen, die uns der weiſere Freund gegeben hat?“

„Immer! immer!“ ſchluchzte Erneſtine am Halſe des Gatten.

„So ſei geſegnet die Stunde, in welcher wir dies geloben!“ ſprach Voß feierlich, „und nie möge uns eine Sonne untergehen, ohne daß eine Friedensſonne ungetrübt in unſerm Innern aufgeht!“

Und ſie umarmten ſich noch ein Mal mit in Thränen erglänzenden Augen.

(Die Fortſetzung dieſer »Dichterſcenen aus Wandsbeck« werden wir nächſtens liefern.)

Napoleon und Fontanes.

Ob Nachſtehendes ein Anekdoton, wiſſen wir nicht; aber das wiſſen wir, daß es zur Kaiſerzeit in Frankreich erzählt und in dieſen Tagen und wieder lebhaft in Erinnerung gebracht worden iſt.

Der Sieger in hundert Schlachten verlangte von Frankreich neue Opfer zur Ausführung ſeiner Pläne. Das Projekt mußte, — der von Napoleon ſelbſt eingeführten Staatsordnung zufolge — zuerſt an den Senat gebracht werden. Dieſe, in der That nur konſultative Behörde — ſprach diesmal ſich auf das Entſchiedenſte gegen den kaiſerlichen Vorſchlag aus. Ihr Präſident, der treffliche Fontanes, ſpäter auch Großmeiſter der Univerſität, überbrachte dem Kaiſer die abſchlägige Botſchaft. Ein Zorngewitter zog ſich plötzlich auf der Stirne des Monarchen zuſammen — und wetterleuchtete in den Vernichtung drohenden Worten: „*Je n'aime pas les corps, qui raisonnent.*“ — Aber gelaſſen und würdevoll erwiederte Fontanes: „*Sire, ce sont les seuls, sur lesquels on puisse s'appuyer!*“ — Der Kaiſer war entwaffnet. Huldvoll entließ er den eben ſo charakterfeſten als geiſtreichen Präſidenten.

Feuilleton.

⁂ Zu Ehren der ſieben ausgewanderten Göttinger Profeſſoren iſt zu Tübingen eine Subſkription eröffnet worden, an deren Spitze Prof. Schrader ſteht. Auf der zu Mannheim aufgelegten Liſte ſind in kurzer Friſt 1100 fl. gezeichnet worden. Von St. Gallen iſt eine von vielen achtbaren Einwohnern, an deren Spitze Prof. Scheitlin und der Landammann Dr. Naeff ſtehen, unterzeichnete Zuſchrift an jene ſieben Ehrenmänner ergangen.

⁂ Tagblatt für ſociale Reform. — Unter dem Titel: *L'intelligence* gibt Hr. Laponneraye zu Paris ein „*Journal de la réforme sociale*“ heraus, welches *mutatis mutandis* Nachahmung verdient. Es iſt zugleich politiſch und literariſch, artiſtiſch und ſcientifiſch, aber ſpeziell der Belehrung und Moraliſation des Volkes gewidmet. Für 10 Franken erhält der Abonnent allwöchentlich einen großen Foliobogen, auf welchem die Fragen der Social-Oekonomie und Aktualität, die ſich unmittelbar auf die Verhältniſſe der unteren Klaſſen beziehen, verhandelt, und alle wichtigen Ereigniſſe der Woche bündig und klar reſumirt ſind. Auch wird darin über die Geſetz- und Gerichtsverhandlungen berichtet, und jede Nummer eine theatraliſche und eine bibliographiſche Ueberſicht enthalten.

⁂ Hamburg's Seeverkehr. — Im vorigen Jahre ſind zu Hamburg 2601 Seeſchiffe angekommen, von denen 2401 beladen waren. Die 23 eingelaufenen Dampfſchiffe haben 380 Reiſen zurückgelegt, namentlich 8 von London 110 Reiſen. Abgegangen ſind von Hamburg nach verſchiedenen Häfen in Allem 2155 Schiffe.

⁂ Ein in Mailand bei Marini erſchienenes Taſchenbuch für 1838 hat den Titel: »der Mann ohne Schatten.«

⁂ Eine Vorleſung über die Kunſt, mittelſt Gas zu kochen, wurde kürzlich zu Oxford, von Hrn. Sharp aus Northampton gehalten, und nach derſelben die 30 Zuhörer mit den, während der Vorleſung mit Gas bereiteten Speiſen bewirthet. —

⁂ *Camillo La Rosa* aus Sizilien. — Wie im äußerſten Nordweſten Europa's bei den Schottländern nicht ſelten die Anlage zum zweiten Geſicht (*second sight*), ſo zeigt ſich jetzt im ſüdöſtlichen Sizilien häufig ein erſtaunliches mathematiſches Talent. Nächſt den Vieren, von denen kürzlich die Rede, iſt jetzt ein junger Menſch Namens *Camillo La Rosa* zu Catania aufgetreten, der in Gegenwart des Baron Sartorius im Kopfe die hohe zweizifrige Wurzel einer zehnten Potenz berechnet hat.

⁂ Johannes Voigts »Hildebrand als Papſt Gregorius VII. und ſein Zeitalter,« iſt von Abbé Jäger in's Franzöſiſche übertragen worden.

⁂ Der Papſt und die Intelligenz. — In einem Schreiben aus München in der Leipziger A. Z. (6 Jan.) wird u. a. bemerkt: »Die Rede des Papſtes fordert die Intelligenz heraus, dieſe ewig jugendliche Macht, mit welcher das ſterbende Papſtthum ſich wohl in keinen Kampf einlaſſen kann.

⁂ Criminalſtatiſtik Frankreich's. — Dem Bericht des franz. Juſtizminiſters über den Zuſtand der Criminalität in Frankreich im J. 1836 entnehmen wir folgende intereſſante Angaben:

Im J. 1835 iſt gegen 1834 die Zahl der Verbrechen gegen die Perſönlichkeit von 1689 auf 1771 geſtiegen, während die der Verbrechen gegen das Eigenthum ſich von 5095 auf 3487 vermindert hat. Hiernach kam 1834 ein Verbrechen auf 4804, im J. 1835 eines auf 4644 Einwohner. In beiden Jahren aber von 100 Angeklagten 17 dem weiblichen Geſchlechte. Von den 7781 Angeklagten, waren 94 noch nicht 16 J. alt, 2007 zwiſchen 16 und 21, — 3500 zwiſchen 21 und 25 und 3473 über als 25; — ferner 4830 ehelos, 2900 verheirathet, 294 verwittwet; — 4079 konnten weder leſen noch ſchreiben (!), 2310 konnten es nur unvollkommen, 844 leſen und ſchreiben ſehr gut. Waren 1833 von 100 Verbrechern nur 35 ehelos, ſo 1834 ſchon 39, und 40 im J. 1835; konnten aber 1833 und 1834 von 100 Verbrechern 61 nicht leſen noch ſchreiben, ſo 1835 nur 56. Völlig müßig waren 1179 im J. 1835, für fremde Rechnung arbeiteten 3000, für eigne 3357. — In den 100.000 Zuchtpolizeiſachen vom J. 1835 waren 164.000 Perſonen betheiligt, unter denen 19 von 100 dem weiblichen Geſchlechte angehörend, während im J. 1831 24 von 100. Die Zahl der rückfälligen Verbrecher iſt von 11 von 100 i. J. 1830, im J. 1835 auf 21 von 100 geſtiegen, aber unter 100 Rückfälligen waren nur 9 Frauen. — Bloße Polizeiſachen kamen im J. 1835 100.440 vor, bei denen 150.000 Perſonen betheiligt; — Selbſtmorde — 1865. Unter den Selbſtmördern gehörten 381 dem weiblichen Geſchlecht; 380 aber dieſer Unglücklichen waren 20—30, 19 nicht 16, und 21 über 80 J. alt. Im Juli wurden die meiſten Selbſtmorde (204), im Dezember die wenigſten begangen. —

⁂ Im Theater Apollo in Rom wurde am 20. Dezember, alſo wenige Tage vor dem Chriſtfeſte, von über 200 Dilettanten, Wilhelm Tell von Roſſini, unter rauſchendem Beifalle gegeben. Die erſten Damen der Stadt hatten das Konzert zum Beſten der durch die Cholera Verwaiſten veranſtaltet; außer vielen Herren der Prälatur, des diplomatiſchen Corps, hatte ſich die ganze römiſche Nobleſſe eingefunden; Don Aleſſ. Torlonia das Lokal gratis eingeräumt.

⁂ Der Meiſter des Grabmals für den Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Kleve und Berg in der Lambertus-Pfarrkirche zu Düſſeldorf — war bisher unbekannt. Hr. Franz Kühlen hat nun zu Rom in der Kirche dell' anima ein Monument entdeckt, welches für den Herzog Karl Friedrich von Jülich, K. u. B., der 1575 dort 19 Jahre alt geſtorben, von *Nicolas d'Arras* gefertigt iſt, und dieſelbe Auffaſſung, Behandlung und beſonders die Eintheilung des außer den Hauptfiguren auf dem Sarkophage mit Basreliefs und kleinen Statüen architektoniſch errichteten Monuments — wie in dem oben erwähnten (ſpäteren) Werke zu Düſſeldorf zeigt, ſo daß man nicht zweifeln könne, beide Arbeiten ſtammten von demſelben Meiſter. — Beide gehören zu den ausgezeichneteren Werken ihrer Zeit. —

⁂ Anaſtaſius Grün verläßt Paris, um ſich auf ſeine Güter in Oeſterreich zu begeben.

⁂ Gold-Brevier. — Ein römiſches Brevier in 4 Bdn. kl. 18. in Gold gedruckt, mit 15 eben ſo abgedruckten Kupfern iſt kürzlich aus der Druckerei des Hrn. Hanicq in Mecheln — aber nur in 3 Exemplaren hervorgegangen, ſo daß dieſe Novität ſchon gleich nach ihrem Erſcheinen zu den bibliographiſchen Seltenheiten gehört. Es ſcheint, daß Hr. Hanicq nur auf unendlich wenige Brevier-Liebhaber gerechnet.

⁂ Eine Geſchichte der Glasmalerei (*histoire de la peinture sur verre*) iſt von Hrn. Ferd. de Laſteyrie, angekündigt, welche die Abbildungen der merkwürdigſten Glasgemälde Frankreich's vom 13. Jahrhundert bis auf die jetzige Zeit, in 15 bis 20 Lieferungen liefern wird, von denen jede aus 2 Bogen Text und 4 kolorirten Tafeln beſtehend, 20 Franken koſten wird.

⁂ Das Caſino Paganini, welches Konzerte zu 10 Franken à Perſon geben ſollte, öffnet jetzt ſeine elegant verzierten Salons zu 3 Franken jeden Abend. Die dort erbaute Orcheſter-Rotunde iſt ein trefflich verziertes und akuſtiſch-gebautes Lokal.

⁂ Schillers Werke werden, dem Vernehmen nach, in einer neuen Ausgabe bei Cotta erſcheinen, welche um die Hälfte des Preiſes zu haben ſein wird, auf den der Kraft'ſche Nachdruck berechnet war.

⁂ Unter der Ueberſchrift: Nordiſcher Fürſtenſpiegel liefert die Frankfurter O. P. A. Z. vom 3. d. M. die ſehr achtbare Inſtruktion, welche Carl Johann, König von Schweden, im J. 1824 ſeinem Sohne Oskar nach Norwegen mitgegeben. In der Einleitung zu dieſer werthvollen Urkunde bemerkt jenes Blatt: »Machiavell hat bemerkt, unter den römiſchen Cäſaren ſeien die adoptirten immer die beſten geweſen. Auch Schweden hat nun die Erfahrung gemacht, wie ruhig und glücklich es ſich lebt unter dem Scepter eines adoptirten Thronhabers.« Weiter wird bemerkt, wie viel »von Erziehung und Ausbildung eines Fürſten abhänge, weil vorzuſehen, daß er nicht blos der erſte Diener, ſondern auch das Herz des Staates werde, Lebensſtröme aufnehmend und ausſendend.« —

⁂ Rothſchild hat ſeinen erſten diesjährigen Ball in ſeinem neu eingerichteten Hotel gegeben. Der Luxus der Beleuchtung und des Ameublements iſt in keinem Pariſer Salon weiter getrieben, obgleich an beiden der gute Geſchmack einige Ueberladung tadelt. Bekanntlich hat der Direktor der Oper Duponchel die Dekoration geleitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 12. 1838.

Phönix.

Samstag, 13. Januar.

Der Journalismus und der Nachdruck.

(Schluß.)

Alſo müßte bis dahin, wo die Ehrliebe ſämmtlicher Redaktoren politiſcher Journale einen gemeinſamen höheren Wärmegrad als jetzt erreicht, oder das Publikum dem Unweſen durch negative Maaßregeln geſteuert hätte, ein Drittes aushelfen. Ich bin in Verlegenheit, dieſes Dritte in einem belletriſtiſchen Blatte zu nennen. Es iſt die Polizei. Aber ſo gut ſie Anderes, was die Sitten und die Sitte fördert, in ihr Bereich zieht, ſo auch möglicher und ſehr räthlicher Weiſe die Beaufſichtigung der politiſchen Blätter, daß ſie immer ihre Quellen nennen. Und ſelbſt noch andere Gründe, als die ſchon angeführten, ſprachen dafür. Denn ich nehme an, daß einer aufgeklärten Regierung daran liegen müſſe, den Begriff des Journalismus aus ungeſiebtem Neuigkeitswuſt zum reineren der Selbſtprüfung und geſchichtlicher Kenntniß heranzuziehen; daß ihr daran liegen müſſe, ihre Staatsbürger mit den bedeutendſten, angeſehenſten und umfangreichſten Inſtituten der Art bekannt zu machen; daß ihr daran liegen müſſe, die Bedeutung der Preſſe und des Journalismus überhaupt zu heben, welches mit dadurch geſchieht, daß man ſie achtungsvoll behandelt. Selbſt ein weniger ſublimer Geſichtspunkt würfe dabei ſeinen Gewichtſtein in die Wage, der nämlich: daß ſo ein Findelkind, ſo ein Artikel ohne Legitimationsurkunde allerlei Wirrſale und Teufeleien anſtellen könnte, während, mit Empfehlungsbriefen von da und daher verſehen und mit gehörig viſirtem Paß, das weit weniger bei ihm zu befahren ſei.

In den Begriff der polizeilichen Aufſicht läge einbedungen, daß ſie auch ohne Anregung von Auſſen, alſo insbeſondere ohne Anregung durch's mißhandelte Blatt, ihre Thätigkeit durch Verweis und ſteigende Geldſtrafen übte, welche letztere zu milden Zwecken verwendet werden könnten. Auch verſtände ſich von ſelbſt, daß die Quellen mit ihren vollen Namen oder doch mit Abbreviaturen angegeben werden müßten, welche nicht, wie A. Z., D. C., F. M., oder dgl., wenigſtens dem ungebildeten Zeitungsleſer, ganz unverſtändlich ſind.

Ich gehe nun zu den belletriſtiſchen Journalen über und verſtehe darunter auch diejenigen, welche nicht grade täglich, ſondern ſelbſt nur als Wochen- oder Monatſchriften erſcheinen. Das Daſein dieſer Journale beruht weit weniger auf dem Wechſelverkehr, auf dem Geben und Nehmen, wie das der politiſchen. Es beruht vielmehr gar nicht darauf. Wie die Sonne über Gerechte und Ungerechte ſcheint, ſo wird freilich auch die belletriſtiſche Journaliſtik ſich gewiſſen allgemeinen und gleichzeitigen Einflüſſen der Ereigniſſe in Literatur und Kunſt nicht entziehen können. Sie wird dieſe allgemeinen und gleichzeitigen Einflüſſe mit anregen, und ſich wohl dabei fühlen. Sie wird aber immer in ihren Einzeltheilen, d. h. in den belletriſtiſchen Journalen ſelbſt, ſtreng geſchiedene literäriſche Individualitäten repräſentiren. Oder vielmehr: Sie ſollte dieſes Letztere thun.

Ein Hauptgrund des tiefen Standpunktes unſeres belletriſtiſchen Journalweſens beruht in dem Corſaren- und Piratenthum, was dort ſeit Jahren ſich eingeſchlichen hat und (leider ſogar von der öffentlichen Meinung!) ungeſtraft ſein Weſen treibt. Im Fache der Novelle, der Lyrik, des Drama's, nimmt man weg, was da oder dort als Originalartikel in die offene See ſteuert, und entert es unbarmherzig in die Spalten des mauſenden Blattes. Ja, man nimmt wohl die Miene des Protektors dabei an. Es gilt, einem noch unbekannten Buche, einem noch dunkeln Autor, einer eben erſt auftauchenden Zeitſchrift ſich gefällig zu bezeigen, und darauf hin verſchluckt man den Autor, als wäre er der Prophet Jonas, und gibt ihn in einem Dutzend oder einem halben Dutzend Nummern wieder von ſich. Oder man macht ein kritiſches Geſicht, nennt einen Artikel (ein Ausdruck, der heute wohlfeil genug iſt!) „geiſtreich,“ und der „geiſtreiche“ Artikel muß darauf hin die Gräben füllen.

Es bedarf nicht der Bemerkung, daß dieſes Verfahren ebenſo unverantwortlich bleibt, wenn man ſeine Quelle nennt, als wenn man ſie nicht nennt. Denn, wie ſchon angedeutet, liegt beim Benutzen der belletriſtiſchen Journale ein ganz anderer Maaßſtab zu Grunde, als beim Benutzen der politiſchen. Piratennamen nenne ich hier nicht; aber von Journalen, welche bereits ihren Weg haben und bei denen alſo ſelbſt der Vorwand der Protektorſchaft wegfällt, haben beſonders Saphir's Humoriſt und Lewald's Europa viel zu leiden, wie denn überhaupt Lewald mit ſeiner angenehmen Allverſtändlichkeit bei viel Rundungs- und Bildungskraft und einem gefälligen Style, jenen Zudringlichkeiten ſehr ausgeſetzt iſt.

Wirklich verliert ſich das eben gerügte Verfahren — in ſo weit es Bücher zum Gegenſtande ſeiner Spoliationen macht — ſogar in's Bereich des auf deutliche Weiſe geſetzlich verbotenen Nachdruckes, und es ſcheint mir z. B. unzweifelhaft, daß Lewald, nach dem neueſten Königlich Preußiſchen Geſetze über den Nachdruck, wegen der in Journale übergangenen Aufſätze aus ſeinen „Aquarellen,“ nach §. 10 ff. jenes Geſetzes, auf Entſchädigung und Confiskation gegen die Journale klagen könnte.

Aber ich laſſe hier das, was doch nun in einem großen deutſchen Staate geſchützt iſt, und ſpreche von dem überall und unbedingt noch Ungeſchützten, von dem Mauſen aus belletriſtiſchen Journalen in belletriſtiſche Journale, von der Harlekinsjacke zuſammen geholter Sammt- und Seidelappen, und von dem Schaden, welcher dadurch für unſere belletriſtiſche Literatur erwächſt. Denn es liegt auf flacher Hand, daß gerade hier die Wirkung immer wieder zur Urſache wird. Man mauſet und bedarf deshalb weniger pecuniärer Mittel, als ein anderes Journal, welches dies nicht thut und ſeine Mitarbeiter ehrlich bezahlt. Man braucht weniger pecuniäre Mittel, und kann deshalb beim Verkauf des Blattes billiger ſein. Man kann billiger ſein und erwirbt ſich dadurch wieder an der Quantität der Abonnentenzahl, was an der Quantität der einzelnen Abonnementsſummen abgeht. Man thut dies, aber demungeachtet mauſet man, weil am Ende ein doppelter Gewinn auch doppelt erwünſcht iſt. Die Wurzel des Uebels bleibt da immer das Mauſen, und zwar in verſchiedener Hinſicht.

Es ſchadet nämlich dem ſoliden Unternehmer, aber es ſchadet auch jeder ſoliden Unternehmung, und dem tüchtigeren Geiſte unſerer belletriſtiſchen Literatur im Allgemeinen. Denn was kann für dieſelbe von ehrlichen und gewiſſenhaften Eigenthümern und Redakteuren noch Nachhaltiges geſchehen, wenn die Mittel fort und fort auf die bemerkte Weiſe ihnen verkümmert werden? Was iſt die belletriſtiſche Literatur noch, wenn ſie nicht mehr durch literäriſche Individualitäten, ſondern durch einen Miſchmaſch vertreten wird, zuſammengeleſen nach dem Recepte eines polniſchen Salat's, und mit völligem Aufgeben des Gedankens eines Gezeugtſeins, eines harmoniſchen Verhaltens unter einander, und eines Guſſes?

Mag es ſein, daß, wenn die Geſetzgebung ebenfalls dieſem Nachdruckweſen und auch dem Nachdrucke von Büchertheilen in Journale deutlich ſteuerte, manche Journale dadurch eingingen oder genöthigt würden, ihre „unſäglich billigen Preiſe“ höher zu ſtellen, weil ihre Ausgaben für Original-Artikel ſich alsdann vergrößerten. Aber doch könnte die Literatur nur dadurch gewinnen. Wie nach ausgeſchnittenem Krebsſchaden ſich friſches Blut wieder in alle Theile des Leibes gießt, ſo auch, nach entferntem Mauſe-Syſteme, in die Arterien und Nerven unſerer hochwichtigen, Geiſt und Geſchmack bildenden, belletriſtiſchen Literatur. Der Markt würde kleiner ſein, aber das Ausgeſtellte werthvoller. Trödelwaaren, ſchon durch mehrere Familienglieder vererbt, entſtellten dann nicht mehr, an langer Zapfenreihe baumelnd, den Anblick eines reinlichen und anſtändigen literariſchen Bazars.

Ich habe mir die Frage vorgelegt: Welche Beſtimmungen in dieſer Hinſicht wohl die zweckmäßigſten wären? Ob man, wie beim Nennen der Quellen in politiſchen Journalen von mir vorgeſchlagen wurde, die Behörde von Amtswegen zum Einſchreiten hierbei auffordern möchte, oder ob man die Klage der Beſchädigten, d. h. des Autors oder des Inhabers des mißhandelten Journals oder Buches, abwarten wollte? Ich würde hier einen Mittelweg vorſchlagen; nämlich das Einſchreiten der Polizei von Amtswegen unbedingt abweiſen, aber neben der Klage des Autors und Verlegers noch die Möglichkeit der Beſchwerdeführung für jeden Abonnenten des Blattes, welches ſo alten Kohl wieder aufkocht, vorſehen, woran ſich dann für die Köche Geldſtrafen in ſteigendem Maaße knüpften. Jene Entſchädigungsklagen aber könnten ungefähr auf dieſelben Grundlagen geſtützt werden, wie die Klagen in dem mehrerwähnten Königlich Preußiſchen Geſetze. Zwei Punkte würden dabei noch beſonders in Betracht zu ziehen ſein. Der wichtigſte: daß Erwähnungen, Auszüge oder ſelbſt ſtellenweiſe Mittheilungen nicht unbedingt verpönt würden, inſofern ſie nämlich dem Zwecke des Geſetzes keinen Schaden zufügten. Es würde ein gewiſſes

Maaß hierbei den Ausſchlag geben müſſen. Sodann: Ob und in wie weit die Einwilligung des Autor's zur Vornahme ſolcher Nachdrücke über jenes Maaß hinaus genüge? Denn wie vorhin die Sache aufgefaßt wurde, kommt auch dabei das Publikum zur Sprache. Für ſeine Intereſſen ſoll mitgeſorgt werden und das Publikum (meinetwegen denke man es ſich als Abonnenten!) hat das Recht, ſolche Mitſorge zu verlangen.

Ich ſehe ein, daß dieſes Alles wirklich nur mehr Andeutung, als eigentlicher Vorſchlag iſt. Aber Kundigere mögen, wenn ſie es der Mühe werth halten, an dem Gegebenen feilen und es vervollſtändigen. Ich ſehe weiter ein, daß ich mit der angeſchlagenen Saite nur eine berührt habe und daß es deren noch gar manche andere auf unſerem Literatur-Inſtrumente gibt, welche leider nicht zu den konſonirendſten gehören. Aber ich wollte kein Buch von zwanzig Bogen ſchreiben. Ich ſehe endlich ein, daß bedenklich iſt, zur Beſchränkung von Freiheiten Veranlaſſung zu geben, ſelbſt wenn jene Freiheiten unerlaubte waren. Denn die Beſchränkung von Freiheiten vergleicht ſich einer mit Oel gezogenen Linie und ſolche Linien werden leicht zu Flecken, die weiter um ſich freſſen, als gut iſt. Aber trotz dem ſcheint mir nicht unmöglich, hier genug Kraft mit genug Elaſticität zu verbinden, beſonders wenn man damit die Gutachten von Sachverſtändigen oder eine Art Ehrengericht in Verbindung bringt, wie ja auch das ofterwähnte Königl. Preuß. Geſetz ſolche Vereine aus Sachverſtändigen als wichtige Räder ſeines gut und zweckvoll geordneten Werkes enthält.

Karl Buchner.

Aus Karlsruhe.

(Schluß.)

Was die buchhändleriſche Betriebſamkeit Karlsruhe's betrifft, ſo kömmt hier faſt nur eine Buchhandlung, die Müller'ſche, in Betracht. Groos, Braun und die anderen geben ſich vorzugsweiſe mit dem Sortimente ab, Kreuzbauer hingegen beſchränkt ſich nebſt Velten auf das Kunſtgebiet. Die Müller'ſche Hofbuchhandlung weiß ſich ihren alten Ruf durch fortdauernde ſolide Unternehmungen zu erhalten. In neueſter Zeit ſind aus ihrer Offizin die ſämmtlichen Werke Hebel's in trefflicher Ausſtattung hervorgegangen, ſodann eine weitere Auflage der klaſſiſchen Alterthumskunde des Heidelberger Bähr, auch ein zweiter Band der Münch'ſchen „Memoiren" und die Fortſetzungen des „Taſchenbuchs der neueſten Geſchichte," endlich drei Trauerſpiele des Freiherrn von Auffenberg: das Nordlicht von Kaſan, der Schwur des Richters und der Prophet von Florenz. Wenn ſchon nicht zu läugnen iſt, daß Auffenberg's ſchöpferiſche Kraft in dieſen ſeinen neuen Produktionen bedeutend nachgelaſſen hat, ſo werden dieſe Tragödien doch unter dem Beſſeren, was die neueſte dramatiſche Literatur der Deutſchen hervorgebracht, genannt werden können.

Die periodiſche Literatur Karlsruhe's liegt, wie die geſammte Tagespreſſe des ganzen Landes, ſehr im Argen. Als eine ordentliche Zeitung darf nur die Freiburger genannt werden; die Karlsruher verflacht in ihrer halboffiziellen Tendenzloſigkeit. Die ſ. g. „Allgemeine Staatszeitung" iſt vollends kaum des Namens werth; bekanntlich iſt ſie in ihrer gegenwärtigen Ausgabe eine Fortſetzung der im Januar 1837 eingegangenen erſten Ausgabe des Blattes. Der literariſch berüchtigte Alexander Müller treibt darin, als Redakteur und Herausgeber, ſein Weſen. Seine früheren Bundesgenoſſen haben noch zur guten Zeit das unehrenhafte Schlachtfeld geräumt. Das Blatt, welches ſich in den Schoos des politiſchen Obſcurantismus gebettet hat und in den neueſten Schritten des hannover'ſchen Regimentes die Auſpizien einer kommenden ſchöneren Zeit erkennt, — wird nach dem neuen Jahre abermals eingehen, um für immer ſeiner bisher ſo penibeln Exiſtenz ſich zu begeben. — Die bildende Kunſt wird in Baden neuerdings von verſchiedenen Seiten her kräftig unterſtützt. In Karlsruhe namentlich geſchieht hierfür Manches. Rehrlich gilt als einer der trefflichſten Maler und Lithographen. An ſeiner Seite ſtehen einige jüngere Talente, die mit der Zeit was Tüchtiges werden können. Die Karlsruher Kunſtſchule zeichnet ſich unter der Leitung des vortrefflichen Frommel immerwährend aus. Mannheim ſteht in dieſem Punkte nicht zurück und Heidelberg weiß auch auf rein theoretiſchem Grunde die ſchönen Künſte würdig zu pflegen. Nur in Freiburg will es darin noch nicht recht voran. —

Was die dramatiſche Kunſt betrifft, ſo behauptet unter den ſüddeutſchen Bühnen die von Karlsruhe immer einen bedeutenden Rang. Die Verwaltung derſelben iſt ſehr lobenswerth. Demmer, ihr ausgezeichnetſtes Mitglied, iſt leider ſeit länger als einem halben Jahre wegen einer Differenz mit der Intendanz in ſeinen Funktionen ſuspendirt. Dem Vernehmen nach wird er indeſſen bald wieder die Bretter betreten, zur großen Freude des Publikums, das ſeine Anerkennung dieſes bedeutenden Künſtlers am glänzendſten in einem Augenblicke zur Schau legte, als in der Stadt das Gericht cirkulirte, Demmer werde an Seydelmann's Stelle nach Stuttgart abgehen. Die Bühne von Mannheim iſt endlich nach langen Wirren unter eine feſte Herrſchaft, nämlich einen von der Regierung aufgeſtellten und beſoldeten Intendanten gekommen, der jetzt von jeder Mitwirkung des früheren Comité unabhängig iſt. Dieſe Hofbühne iſt demnach eine Staatsanſtalt geworden und verſpricht bei einer muſterhaften Leitung in den Zuſtand ihrer einſtigen großen Blüthe zurückzukommen. Ich werde zu einer anderen Zeit Gelegenheit finden, über badiſche Kunſt in ihren verſchiedenen Einzelgebieten, ſo wie über die geſellſchaftlichen Zuſtände des Landes im engeren Sinne, ſofern ſie kulturhiſtoriſche Momente bieten, ein Weiteres Ihnen mitzutheilen, und ſchließe ſonach meine heutige Mittheilung.

Caligula,

Tragödie in 5 Akten und in Verſen, mit einem Prolog,

von

Alexander Dûmas.

Dieſes neueſte Werk von A. Dûmas iſt keine Tragödie im alten Sinne des Wortes, wie es der Titel und die Bühne auf welcher es gegeben worden, vermuthen läßt, ſondern es iſt ein ächt modernes Melodram, nicht etwa in 5 Akten, ſondern in 5 Gemälden, deren Vorwürfe den letzten Lebenstagen des Nachfolgers Tiber's entlehnt ſind. Jedes dieſer Gemälde hat ſeinen eigenen Charakter, ſeinen Typus und ſeinen beſonderen Gegenſtand. Muſtern wir der Reihe nach die einzelnen römiſchen Geſchichtsſcenen und Sittenſchilderungen, welche A. Dûmas mit dem Zauber ſeiner, oft ins Blaue hinein ſich verlierenden, aber ſtets lebhaften Einbildungskraft bekleidet hat.

Wenn der Vorhang zum erſten Mal in die Höhe geht, verläßt die Morgenröthe kaum die Dächer der Paläſte Rom's.

Zu ſeiner Linken ſieht der Zuſchauer die Barbierſtube des Bibulus, welche Protogenes, ein freigelaſſener Sklave und Spion Cäſars, occupirt; rechts ſteht eine äthiopiſche Sklavin vor der Thüre Meſſalinen's Schildwache. Die Frau des blödſinnigen Claudius, die Favoritmaitreſſe Cäſars, begleitet den Tribun Cherea nach Hauſe, welcher bei ihr geweſen. Drei junge Römer, Lepidus, Annius und Sabinus, luſtige Brüder und „epikuräiſche Schweine", wie Molière ſagt, ſchreiten taumelnd über die Bühne; ſie treten in die Barbierſtube, um ſich friſiren zu laſſen und ihre unvorſichtigen Schmähreden auf Caligula bezeichnen ſie dem öffentlichen Angeber, der den Bibulus aus ſeiner Praxis verdrängt hat. Er lieſ't ihnen die Neuigkeiten des Tages vor, um ihre muntere Laune und humoriſtiſchen Einfälle zu provoziren; ſie plaudern und ſchwätzen, bis ſie ins ſchwarze Buch eingeſchrieben werden. Um ſich der öffentlichen Hinrichtung und dem Geſpötte der römiſchen Plebs zu entziehen, beſtellt ſich Lepidus ein ägyptiſches Bad und philoſophirt alſo über den Tod: „Ich bin, und er iſt nicht; er iſt, und ich bin nicht." Nachdem er einem ſeiner beiden Freunde ſeine goldene Kette, dem anderen ſeinen Dolch gelaſſen hat, öffnet er ſich die Adern im Bade und ſtirbt, während im Hintergrunde der Triumphzug Cäſars vorbeikommt. Nach dem Urtheile der meiſten Kritiker iſt dieſer Prolog das Beſte an dem Dümas'ſchen Werke; ſo viel iſt gewiß, daß er eine hochpoetiſche Färbung hat, und von der römiſchen Demoraliſation ein Bild in feſten Umriſſen entwirft.

Im erſten Akt ſind wir bei Junia, der Amme Caligula's. Sie erwartet ihre Tochter Stella, welche ſie von Rom entfernt und in ihrem Heimathslande Gallien verſteckt hat, um ſie der Lüſternheit des greiſen Tiber zu entreißen. Am Tage nach ſeinem Triumph beſucht Caligula ſeine Amme; kurz vor ſeiner Ankunft hatte Junia ihre Tochter umarmt, welche in Begleitung ihres Bräutigams, eines galliſchen Jünglings, Aquila, zurückgekehrt war. Caligula iſt bei der Junia der beſte Menſch von der Welt: Stella iſt ſeine Schweſter, Junia ſeine Mutter, und als Aquila kommt, nennt er ihn ſeinen Bruder und läßt ihn aus ſeinem Becher trinken. Bemerken wir im Vorbeigehen, daß Stella Chriſtin geworden iſt, daß ſie in Gallien die heilige Taufe empfangen hat und in wahrhaft prächtigen Verſen ihrer Mutter erzählt, wie der heilige Geiſt ſie mit ſeinem Lichte erleuchtet, wie Chriſtus den armen Lazarus wieder zum Leben auferweckt und wie die büßende Magdalena in der Seele Stella's den Glauben an die Offenbarung und Wiederauferſtehung angefacht hat. Stella iſt, nach A. Dümas, nur ſechszehn Jahre alt; er hätte ihr wohl einige Jahre mehr geben können; denn mit dieſem Alter verträgt ſich nicht ſehr der Umſtand, daß ſie Milchſchweſter von Cajus iſt, welcher doch eine gewiſſe Anzahl von Jahren mehr zählte; jedoch, wenn eine poetiſche Lizenz verzeihlich iſt, ſo iſt es die, die Damen jünger zu machen, als ſie ſind.

Caligula verliebt ſich in ſeine Milchſchweſter; die Idee eines Verbrechens gegen ſie reizt ſeine abgeſtumpften Sinne; eine Banditenhorde entführt Stella, als ſie in Begleitung Aquila's aus Junia's Hauſe tritt. Der junge Gallier, ihr Vertheidiger, wird vom Afranius als entlaufener Sklave reklamirt und ausgeliefert.

Der zweite Akt enthält manche Schönheiten, nicht ſowohl wegen ſeiner Ausführung, als wegen ſeiner Auffaſſung. Caligula hat ein ſchreckliches Traumgeſicht gehabt; ein böſer Alp beklemmt ihm die Bruſt; ein Blutmeer iſt während ſeines Schlummers an ſein Bett herangefluthet, jede Woge trug den Kopf eines ſeiner Opfer, welcher ihn mit hohlen Blicken angrinſete; er erwacht, und das über Rom grollende Ungewitter verlängert die Angſt ſeines Traumes; bei jedem Blitz, der durch die Fenſter zuckt, fällt er auf die Kniee; bei jedem Donnerſchlag, von dem die Wände erzittern, wälzt er ſich in ſeinem Bette herum; er erklärt ſich für beſiegt von Jupiter; er gelobt dem Herrn des Donners Tempel, Statuen, Säulen und Altäre. Das Gewitter vertheilt ſich und der Donner rollt nicht mehr über dem Palatiniſchen Berge. Caligula vergißt ſeine von der Angſt ausgepreßten Gelübde; er iſt nun der Sieger und Stella muß ſein Opfer werden. Ein Volksaufſtand unter den Fenſtern ſeines Palaſtes hindert ihn, ſeine brutalen Lüſte zu befriedigen; das Volk ſchreit laut nach Brod. Da es nicht mehr wetterleuchtet und donnert, weidet ſich Caligula an dem Elend des Volkes und wünſcht, daß es nur einen einzigen Kopf haben möchte, um ihn mit einem Schlage vom Rumpfe zu trennen. Inzwiſchen wächſt der Tumult; Meſſalina ſtürzt herbei und warnt den Kaiſer vor der mit jedem Augenblicke ſteigenden Gefahr; aber der Kaiſer fürchtet die Wogen des aufgeregten Volksmeeres nicht, wie er die Wogen des im Traume geſehenen Blutmeeres gefürchtet. Als endlich der Aufſtand immer bedenklicher wird, wirft er den Konſul Afranius vom Balkon herab unter die Volksmenge, welche augenblicklich geſtillt iſt und frägt:

— — — — — Empereur, sans rival,
Qui nous donneras-tu pour consul? — Mon cheval.

Der dritte Akt ſpielt im Hauſe Cherea's, welcher den lüderlichen Lebenswandel mitmacht, weil er Rom vom Tyrannen befreien will. Cäſar ſchickt ihm die beiden Patrizierſöhne des Prologs, Annius und Sabinus, zu, welche den Lepidus überlebt haben. Er ſoll ſie richten, und der in der Perſon des Angebers Protogenes perſonifizirte Großinquiſitor wohnt dem Verhöre bei, welches Cherea mit den Angeſchuldigten anſtellt. Sie werden in's Mamertiniſche Gefängniß abgeführt. Inzwiſchen hat Cherea einen Sklaven gekauft, und ihn vom Forum holen laſſen. Dieſer Sklave iſt Aquila. Nun folgt eine ſchöne Scene, wo Cherea dem Gallier ſein Herz aufſchließt und den Vorſchlag macht, den Caligula zu ermorden; er verſpricht ihm die Freiheit, das Wiederſehen ſeines Vaterlandes, ſeiner Familie; Aquila weigert ſich; er hat mit dem Kaiſer aus einem Becher getrunken, und der Kaiſer hat ſich dadurch das unverletzliche Recht der Gaſtfreundſchaft erworben. In dieſem Augenblick tritt Meſſalina ein, und der Gallier verſteckt ſich hinter einem Vorhang. Meſſalina conſpirirt mit Cherea; aber beide handeln vorſichtig, und opfern ohne Gewiſſensſcrupel die Mitverſchwornen, welche ſie kompromittiren können. Im Geſpräch nennt Meſſalina den Namen Stella's, und bezeichnet ſie als Lieblingsmaitreſſe des Kaiſers. Als Aquila dieſe Nachricht hört, kommt er aus ſeinem Verſtecke hervor und erklärt ſich bereit zum Morde. Cherea reicht ihm einen Dolch und Meſſalina verſpricht dem Aquila, ihn in ihrem Zimmer zu vebergen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Der Ball für die Polen hat im Caſino Paganini ſtattgefunden und war ſehr beſucht. Man erblickte dort Männer von allen Partheien, unter den deutſchen Notabilitäten der Literatur auch den Grafen Auersperg und H. Heine.

*** Ueber das Militärſtrafrecht und die Disciplin hat Hr. Adolph Boſch in Brüſſel ein Werk herausgegeben, welches geſchichtlich die betreffenden Geſetzgebungen in Belgien, Frankreich, England, Preußen ꝛc. erörtert, und ſo viel Treffliches enthält, daß der König von Belgien ſich veranlaßt gefunden, daſſelbe durch ein Rundſchreiben allen Offizieren ſeines Heeres zu empfehlen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 13. 1838.

Phönix.

Montag, 15. Januar.

Die Blutrache.

Epiſode aus dem jetzigen Tſcherkeſſenkriege

von

Wilhelm Müller.

Faſt in allen Zonen der Erde, in allen Welttheilen, in Aſien, Afrika und Amerika, fanden und finden wir die Spuren der Blutrache; ſelbſt in dem Ringe europäiſcher Civiliſation, in Corſika iſt ſie herrſchend. Sie iſt begründet durch den graſſen Spruch: „Wer Blut vergießt, deſſen Blut ſoll wieder vergoſſen werden,“ und wenn wir gerecht ſein wollen, ſo finden wir ſie in unſern Todesurtheilen, dieſem ſechstauſendjährigen Hohn gegen die Menſchlichkeit, wieder.

Kaukaſien, du Wunderland! iſt es doch, als ob in deinem Felſenbanne die Schöpfung noch nicht ihr Werk vollendet habe; die Elemente kämpfen noch mit rieſiger Macht feindlich gegen einander. Deine Bergſtröme brechen noch ihre Steinufer, und bahnen ſich heute hier, morgen dort ihre wilden Betten. Deine Felſen zittern noch in ihren Grundveſten und ihre Gipfel ſchmettern noch in die Thäler nieder; wo heute eine öde Wüſte ſtarrt, war geſtern noch ein freundliches lebensfrohes Thal; auf der Höhe athmeſt du die reine Luft der Geſundheit, in der Tiefe qualmt die Peſtluſt des Todes. Deine Lawinen, welche alle ſieben Jahre wiederkehren, ſind ſelbſt gigantiſche Berge, deren rieſige Maſſen aus Eis, Schnee und Felſenſtücken beſtehend, ſo eng verbunden ſind, daß ſie nur mit der Kraft des Pulvers getrennt und geſprengt werden können, und die Jahre lang der Mühe der vereinten Menſchenkraft widerſtehen.*) Ueber Schneebrücken, welche der Sturm erſchaffen, der Sturm wieder zerſtört, muß der verwegene Wanderer fliehen, wenn er nicht auf immer von dem Leben und den Mitgenoſſen geſchieden ſein will; über Ströme, die in ihrem raſchen Laufe den Stein wie einen leichten Halm tragen, muß ihn ſein Roß tragen, oder er muß ſich ein Floß aus Luft ſchaffen;*) zu dem Wolkenſchooße muß er hinanklimmen, in die Klüfte der Erde, wo ihm kein Licht, keine Sonne leuchtet, muß er niederſteigen. In deinen, ſeit zwei Jahrtauſenden verlaſſenen Höhlen- und Grottenſtädten hauſt jetzt nur das wilde Thier, oder eine geſpenſtige Rückerinnerung. Alles in deinem Reiche iſt übermächtig, kraftvoll, rieſenhaft, und dennoch ruht wieder in deinen Thälern ein Friede, eine Seligkeit, wie ihn keine andere Zone der Erde enthält: die Blume blüht, duftet und würzt die milde Luft, die Rebe reiſt, der Honig iſt ein Nektar, das Korn trägt hundert und fünfzigfach,**) und an dem Maulbeerbaume hängt das zarte Geſpinnſt des Seidenwurmes; das Waſſer in deinen Wunderquellen berauſcht in dieſem Thale, während es in jenem dir Geſundheit, Kraft und Jugendfeuer zurückgibt; an einem heiligen Feuer, das nie erliſcht, bereitet der Einwohner ſeine Speiſe, denn der Athem Gottes belebt hier ſelbſt das Seelenloſe, und die Sage, daß einſt in deinem Bereiche das Paradies der Niegefallenen geweſen, gewinnt Glaubwürdigkeit. Und wie die Natur, ſo ſind auch deine Bewohner! Faſt alle Urſtämme haben hier ihre Vertreter zurückgelaſſen***) und es iſt, als ob die Zeit auf dieſe abgeſchloſſenen Welten keinen Einfluß geübt habe. Dort von dem Gebirge ſteigt euch der Nomade entgegen, wie er ſchon vor Jahrhunderten die Erde durchwanderte; ſeine Umhüllung iſt das Fell eines Raubthieres, deſſen Blut noch jetzt ſeine Hände befleckt, und mit dem er vor wenigen Stunden auf Tod und Leben kämpfte. Dort, aus jener grauen Burg, die auf Bergeshöhen, im Nebeldunſt, wie das Spuckgebild eines Zauberers vor Euch liegt, reitet auf einem hirſchartigen Roſſe ein ſtolzer Krieger hervor, angethan mit einem koſtbaren Ringpanzer, auf dem Haupte den blinkenden Helm, in der Fauſt die gewichtige Rohrlanze, an der Seite ſeinen ewigen Gefährten, das Schwert; es iſt das Mittelalter, welches euch begrüßt; hinter ihm ziehen ſeine bewehrten Mannen, und die Thore des Zwingers werden ſorgſam geſchloſſen; was will dieſe Schaar? Auch hier der Sitte unſerer germaniſchen Vorväter treu, ziehen dieſe Freibeuter dahin, um den Reiſenden zu plündern und den friedlichen Handelsmann in ihre Gewalt zu bekommen, um dann in ihrer Felſenſtätte ein reiches Löſegeld zu erpreſſen. Dort ein Bild aus der kindlichen Zeit der erſten Menſchen: am Abhange des Felſens ſteigen die Ziegen empor, um die würzigen Kräuter zu erringen, der Hirte ruht läſſig in der kühlen Grotte; dem Brunnen naht eine blühende Jungfrau, um ihre Krüge zu füllen; da erwacht der Jüngling aus ſeinen Träumen, er eilt zur Beihülfe herbei; aber die Krüge füllen ſich immer nicht; die beiden Glücklichen ſtehen einander gegenüber, lächeln ſich freundlich zu und tauſchen leiſe Worte; die Ziegen haben auf des Berges Höhen die Blumen losgeriſſen, der Wind trägt ſie von dannen, und ein duftender Blüthenregen fällt auf die Liebenden nieder; aber ſie wiſſen es nicht; ihr Herz, nicht die Welt, iſt ihr Eden. Der Thalbewohner, der Räuberkrieger, wie der friedliche Hirte ſind gleich ſchön. Die Natur in dieſem Zauberreiche verherrlicht das Menſchengebild und ſelbſt die Nachkommen jener Aſiaten, die auf der niedrigſten Stufe der Menſchheit ſtehen, verlieren in dieſen Gefilden ihre Thierzüge. Die Bewohner bekennen ſich, einige Heiden ausgenommen, zum Islam, aber ihr Glaube iſt ein ſonderbares Gemiſch aller anderen Religionen; darum erkennt der Osmane auch nur Diejenigen für rechtgläubig an, welche kein Schweinefleiſch eſſen. Kaukaſien iſt auch vielleicht das einzige Land, wo das Chriſtenthum, einmal herrſchend, wieder untergegangen iſt. Doch wie heiß die Inſaſſen den Chriſten haſſen, ſo bewahren ſie doch eine heilige Achtung für die Urkirchen ihrer Vorfahren. In Schluchten, in Thälern, auf Bergeshöhen treten uns, ſchmucklos und einfach, dieſe Denkmäler der Vergangenheit entgegen; ſie bleiben unverletzt, nur der Zerſtörung der Zeit verfallen, „denn," ſpricht der Bergbewohner, „unſere Väter beten in denſelben für ihrer Kinder Wohl und Freiheit." Dieſe Freiheit iſt ihres Lebens Athem, ihre Seele; aber dieſe iſt nicht die der Pariſer Hallen, welche rechts und links verhandelt wird. Die Emiſſaire dieſer Freiheitsprediger wurden mit Sohlenſtreichen von den Tſcherkeſſen aus dem Lande getrieben. Ihre Freiheit iſt die aller rohen Urvölker, welche auch das Recht Böſes zu üben heiſchen; ſie iſt ein Kampf gegen jedes Eigenthum, gegen alle Bande des geſelligen Verkehres; iſt ein glühender Kriegeshauch, und das einzige Geſetz, welches ſie anerkennen, heißt: Uebermacht. Darum iſt die Eroberung dieſes Landes ſo ſchwer, aber noch ungleich ſchwerer die Erhaltung derſelben, und nur, wie Rußland den Sieg benutzt, iſt ein Erfolg möglich und wahrſcheinlich.

---

*) Der große Lawinenſturz des Kasbek's war nach neun Jahren noch nicht ganz aufgeräumt, obgleich eine bedeutende Anzahl von Soldaten und Eingeborenen immerfort damit beſchäftigt war und durchaus keine Koſten geſcheut wurden. Dieſer fürchterliche Sturz verſchüttete den Weg, welcher damals auf dem linken Terekufer war, völlig, ſo daß man gezwungen wurde, einen neuen zu bahnen, die furchtbare Eis- und Schneemaſſe hemmte den wilden Lauf des Terek's ſo, daß er rings umher die Gegend überſchwemmte und Alles zu einem See wandelte, endlich brach er ſich durch die Lawine einen Lauf und dieſe blieb lange Zeit, eine mächtige Eisbrücke, über ihm ſtehen. Der große Lawinenſturz im Auguſt des Jahres 1832, vierzehn Jahre nach dem oben erwähnten, — man rechnet alle ſieben Jahre einen ſolchen Rieſenfall — verdämmte die tiefe Schlucht auf zwei Werſte hinaus. Zwölf Stunden wurde der Terek in ſeinem Laufe aufgehalten, end[illegible]ſtürmte er abermals durch die ganze Maſſe des Eiſes, und bildete abermals einen Bogen, unter welchem ſich, wie früher die wilden Fluthen ſchäumend dahin wälzten. Dieſe ungeheuere Lawine nahm den Raum von 2017 Klaftern Länge und 18 Klafter Höhe ein, ſie füllte die ganze Terekſchlucht, welche 123 Klafter breit iſt, aus; die ganze Maſſe Schnee, Eis und Felstrümmer beſtand ohngefähr aus 20 Millionen Kubikfuß. Um dem Leſer einen kleinen Begriff zu machen, wie ſich dieſe Lawinen von denen der Schweiz unterſcheiden und wie es möglich iſt, ihre periodiſche Wiederkehr zu berechnen, erlaube man mir noch etliche Worte. Der Schnee auf dem Kasbek, auch Mainwari oder Eisberg genannt, ſammelt ſich im ganzen Winter an; im Sommer verwandelt er ſich in Eis, das ſich wiederum mit neuem Schnee deckt; aber wenn nun die Eis- und Schneemaſſe, welche ſich auf dem Bergesgipfel angeſammelt hat, ſo ſchwer wird, daß ſie das Gleichgewicht verliert, wälzt ſie ſich mit donnerähnlichem Getöſe nieder und ſtürzt endlich in die, ſiebenzehn Werſte von ihm befindliche Schlucht. Die Vorboten dieſer großen Naturbegebenheit ſind das Anſchwellen der Bergſtröme, welche dann, in ihrem wilderen Laufe, bedeutende Steine mit ſich fortreißen und die immerwährenden Eistrümmer, welche in die Flüſſe niederſtürzen.

* * *

Die Späher brachten die Nachricht, daß ſich die Tſcherkeſſen zu einem abermaligen Ueberfalle auf die Linie rüſteten; in mehreren Mitternächten hatten ſie, bald auf Felſenhöhen, bald in Thalſchluchten, Rath gehalten, und ſodann hatten mehrere Tauſende den Todesbund beſchworen, ihre köſtlichen Waffen angethan und ihre Roſſe, die treuen Verbündeten ihrer Kriege, ſorgſam geputzt und mit Wein gewaſchen. Dieſe Zeichen waren unzweideutig. Aber wen bedrohte die Rüſtung? Plötzlich, unerwartet brechen ſie dort hervor, wo man völlig ſicher ſie nicht erwartete, wie Dämonen ſteigen ſie aus der Erde Klüften, wie Oſſian's Geiſterſchaaren ſinken ſie aus Wolken nieder. Mehreren der kleinen Linienveſten wurden Verſtärkungen zugeſchickt; ich erhielt den Befehl, mit meinem Corps der Staniza Tri Kamen zu Hülfe zu eilen; dieſe ſchien dem Feldherrn die bedrohteſte zu ſein, grade darum, weil ſie den Tſcherkeſſen die unzugänglichſte war. Mit Freuden empfing ich den Befehl. Ich muſterte meine Koſaken; alle waren rüſtig, wohlgemuth und ſchmunzelten behaglich in die dunkeln Bärte hinein. In einem Kriege gegen dieſe Bergvölker lernt man erſt den ganzen Werth des Koſaken kennen. Er iſt hier ein unbezahlbarer Kämpfer. Wie ſein Gegner, der den Dolch ſogar in's Brautbette mitnimmt, legt der Koſake an der Linie ſeine Waffen nie ab; er ſäet, pflügt und ackert mit denſelben und iſt jeden Augenblick bereit, das Leben für das Leben einzuſetzen. Mit gleicher Kraft, gleicher Verwegenheit und gleicher Geſchicklichkeit auf dem Pferde, vereinzelt ſich ein Gefecht zwiſchen Koſaken und Tſcherkeſſen ſogleich zu einem ritterlichen Zweikampfe, wo endlich der Tapferſte obſiegt. Als ich in der Staniza ankam, hatte der Befehlshaber, ein Krieger, ergraut in den Kämpfen mit den Bergvölkern, ſchon Vorſichtsmaßregeln getroffen, denn er ſchloß mit Gewißheit, daß ihm der Ueberfall gelte, weil vor wenigen Tagen einige Tſcherkeſſen bei ihm geweſen und ihm die Verſicherungen ihrer Freundſchaft und Treue wiederholt hatten. Schon früher hatte ich an der Seite des Kommandeurs von Tri Kamen gekämpft, ohne mit ihm befreundet, ja ohne mit ihm näher bekannt zu werden, denn er war einſilbig, rauh, ein Soldat nach der alten Schule. Ich hätte wahrſcheinlich ſeinen Tod eben ſo gleichgültig, wie ſeine Beförderung vernommen, das Kriegerleben verhärtet das Herz gegen ſich ſelbſt, wie gegen Andere. Indeſſen fügte ich mich willig ſeinen Erfahrungen und wagte nur leiſe meine Anſichten anzudeuten, wie wir die Krieger vertheilen und den Angriff der Feinde erwarten wollten. Der alte Führer ſchüttelte das Haupt und erwiderte: „Einen Ueberfall von den Tſcherkeſſen aushalten wollen, heißt: ſich ſelbſt beſiegt erklären. Wir müſſen ihnen thun, wie ſie uns thun wollten; ein Theil der Mannſchaft bleibt in der Staniza, der andre zieht hinaus in die Bergſchlünde, gelingt es uns, die Schurken im Hinterhalt zu überfallen, ſo iſt der Sieg unſer."

---

*) Mit Luft gefüllte Ochſenhäute; die Ruſſen bedienten ſich im Perſerkriege ebenfalls dieſer Art Brücken.

**) Am Kur.

***) Der Oſſete ſtammt aus Medien; der Karaiſchai rühmt ſich, daß ſeine Vorfahren einſt die Räthſelſtadt Madſchar bewohnt haben, folglich ſind ſie den Ungarn ſtammverwandt; die Bewohner der patriarchaliſchen Republik Kubetſcha, rühmen ſich aus Frankiſtan, das iſt, aus dem Abendlande Europa's eingewandert zu ſein, und noch immer will ſich die Sage nicht verlieren, noch näher beſtätigend, daß ſich in den unbekannten Gründen Kaukaſiens ſogar Urdeutſche, Abkömmlinge der Kreuzfahrer, befinden. Siehe »Bellersgabe für 1835.«

(Fortſetzung folgt.)

Caligula.

(Schluß.)

Die erſte Hälfte des vierten Akts iſt ſchlüpfrig und ängſtlich. Stella iſt in einem Zimmer des Palaſtes gefangen und ſagt ein langes Gebet her. Plötzlich öffnet der Druck einer unſichtbaren Hand eine Seitenthüre, durch welche Aquila hereintritt; die Liebenden gerathen auſſer ſich vor Wonne; allein beim Weggehen findet Aquila alle Thüren verriegelt; nirgends zeigt ſich ein Rettungsmittel. In dieſer Lage dringt er in Stella, ihm die Gunſt zu bewilligen, welche er ſo lange erſehnt, und da er, zugleich mit der Bitte, ſeine Geliebte in den Hintergrund der Scene drängt, ſo wird dieſe Situation ungemein kritiſch und faſt burlesk für die Zuſchauer. Glücklicherweiſe verfällt Stella darauf, ihren Geliebten zu bekehren; — der Gallier ſteht von ſeinem Vorhaben ab, und läßt ſich in der chriſtlichen Lehre unterrichten. Am Schluß des vierten Aktes ſieht Aquila, an eine Säule gebunden, wie Stella von Henkershand hingerichtet wird.

Im fünften Akt ſehen wir den Caligula mit Blumen bekränzt und auf ein Paradebett gelagert, in Geſellſchaft ſeines Nachfolgers Claudius und des Schauſpielers Apelles; Meſſalina und einige andere Courtiſanen ſchenken ihm Falerner in goldenen Bechern ein. Anmuthige Leiertöne laſſen ſich vernehmen; man deklamirt Gedichte über die Liebe und Freude, über Sein und Nichtſein. Mitten unter ſeinem Geplauder beim Feſtmahl fällt es dem Caligula ein, dem Apelles eine Lektion über die Art und Weiſe zu geben, wie er den Todeskampf auf der Bühne darſtellen müſſe; zu dem Ende läßt er die beiden Freunde des Lepidus herbeirufen. Annius und Sabinus waren in der That dem Henker noch nicht ausgeliefert worden, weil Cherea ihnen eine andere Beſtimmung vorbehalten hatte. Sie werden in den Speiſeſaal geführt. Die Morituri begrüßen den Kaiſer mit bitterer Ironie und reizen ihn dergeſtalt, daß er ſie mit eigener Hand umbringen will, als Meſſalina ihn zurückhält, indem ſie vorſtellt, daß die Strafe mit der Beleidigung in keinem Verhältniß ſtehe. Claudius, den der Anſchein des mindeſten Lärms erſchreckt, hat ſich aus dem Staube gemacht, und er iſt verſteckt, als Caligula, vom Falerner betäubt, ſich auf ſein Bett wirft, und mit Meſſalina allein bleibt. Er ſchläft ein; ſie erwartet ihre Complicen, den Cherea, Sabinus und Annius; aber Junia und Aquila ſind ihnen zuvor gekommen, und der Kaiſer iſt bereits erdroſſelt, als ſie in den Palaſt dringen. Meſſalina läßt darauf ihren Gemahl Claudius durch die Prätorianer zum Kaiſer ausrufen, und ſchickt den Mörder und ihre Mitverſchworenen auf's Schaffot.

Der Hauptfehler dieſes Drama's iſt, daß es auf keiner Grundidee beruht, wir wiſſen nicht, was der Verf. bezweckt; das iſt eine faſt unentwirrbare Confuſion von Scenen, die oft ohne Ordnung und ohne logiſche Zuſammenkettung auf einander folgen; das Intereſſe iſt auf zu viele Perſonen zerſplittert. Obſchon A. Dümas früher mehrere Dramen von hohem dramatiſchen Intereſſe geſchaffen, wie Antony, Tereſa und Angèle, ſo hat er doch diesmal nichts als eine Tapetenarbeit zu Stande gebracht. Die Perſonnagen löſen ſich von einander ab; keine feſſelt unſer Intereſſe, weil wir nicht Zeit haben, uns für ſie zu intereſſiren; ſelbſt die Handlungen haben keinen ſonderlichen Zuſammenhang. Aquila iſt z. B. der ſchärfſte Schütze Galliens. Caligula zeigt ihm ganz oben in den Wolken einen Habicht, der einen Schwan verfolgt; Aquila, um dem Kaiſer ſeine Geſchicklichkeit zu beweiſen, ſpannt ſeinen Bogen, drückt den Pfeil ab, und der Schwan iſt gerettet; der Habicht ſtürzt zu den Füßen des Kaiſers nieder. Denkt man hiernach nicht unwillkührlich, daß Aquila, als ein neuer Wilhelm Tell, mit ſeiner Armbruſt das Herz des Tyrannen durchbohren wird? Wozu brauche ich dieſe Privatgeſchicklichkeit Aquila's zu erfahren, wenn ich nicht weiß, was ich ſpäter damit anfangen ſoll? Daran liegt mir wenig, ob Caligula mit einem Strick erdroſſelt oder mit einem Pfeil durchbohrt werde, aber daran iſt mir gelegen, daß alle auftretenden Perſonnagen eines Drama's nur das ſagen, was ſie ſagen müſſen, und nur das thun, was ſie thun müſſen. Bei A. Dümas findet immer das Gegentheil ſtatt.

Alle auf Caligula bezüglichen Anekdoten, welche uns die römiſchen Geſchichtſchreiber überliefert haben, ſeine Furcht vor Donner und Blitz, ſein Stolz, womit er den Jupiterſtatuen die Köpfe abſchlug, und ſein Bildniß an die Stelle ſetzen ließ, ſeine Verachtung Virgil's und Homer's, welche er an Genie zu übertreffen glaubte, alle dieſe wahnſinnigen Prätentionen hat A. Dümas mit vielem Geiſt wieder gegeben, und in ſeine fünf Akte verwebt; aber das macht noch kein Drama, am allerwenigſten ein Drama, zu deſſen erſter Vorſtellung man eine Medaille ſchlagen laſſen könnte. Der Tribun Cherea iſt eine vorſichtige, kleinliche Perſonnage, welche Vaudevilleverſchwörungen macht.

Nie hat übrigens das Theater français ein Stück mit größerem Pomp in die Scene geſetzt; die Dekorationen gleichen denen der großen Oper, und die Koſtüme ſind prachtvoll. Das Stück dauert nicht weniger als 5 Stunden; es iſt wahr, die Zwiſchenakte ſind entſetzlich lang, wegen der jedesmaligen Dekorations- und Coſtümveränderungen; die Couliſſen wechſeln bei jedem Akt, und die Akteurs müſſen ſich oft an- und ausziehen. Ligier ſpielt die Rolle des Caligula nicht ohne Kraft, aber mit einiger Uebertreibung. Mlle. Noblet iſt die keuſcheſte Meſſalina, welche man ſehen kann. Mlle. Ida deklamirt ihre Rolle der Stella mit vieler Grazie; nur macht ſie ihre ſchöne Hand und ihre ſanften Augen beim Publikum zu ſehr geltend, welche Präoccupation ihrem Spiele ſchadet. * * *

Aus Zürich.

(Vom 8. Januar.)

Die induſtrielle, politiſche und intellektuelle Entwickelung des Kantons Zürich vor Augen, erkennt man das organiſche Zuſammengehören dieſer drei Gewalten im gegenwärtigen Völkerleben. Die Induſtrie iſt das Vegetationsſyſtem, die Politik das Irritabilitätsſyſtem, die intellectuelle Bildung das Senſibilitätsſyſtem für die organiſche Individualität eines Volkes. Geſelligkeit und Sitte gleichen der umſchließenden äußeren Geſtalt und der auf das Innere deutenden Phyſiognomie. Das eigentlich Geiſtige der Nationalität, das Geſtalt und Züge belebt, äußert ſich in der receptiven und produktiven Pflege der Künſte, im Patriotismus und Kosmopolitismus, in Sitte und Religion.

Die Entwickelung unſeres induſtriellen Lebens iſt in ihr letztes Stadium getreten, d. h. in die entſchiedene Theilnahme für hieſige Eiſenbahnprojekte.

Unſer Staatsleben, vor ſieben Jahren in die demokratiſche Bahn getrieben, hat durch die letzten Großrathsbeſchlüſſe im vorigen Monate gleichſam das Ziel dieſer Bahn erreicht. Die legislative Repräſentation geſchieht, (wenn in den nahe bevorſtehenden Urverſammlungen beigeſtimmt wird) von nun an durch Wahl nach der reinen Kopfzahl, mit jedesmaliger gänzlicher Erneuerung des legislativen Körpers. Es muß ſich nun bald zeigen, ob die Muskelkraft reiner Demokratie dem ſinnlichen und dem vernünftigen Willen des Volkes in gleichem Maaße dient. Ausübung, Erhaltung und Ausbildung der angeborenen Freiheit, bis die Demokratie ganz für die Zeiten, und die Zeiten mehr für die Demokratie ſein werden, das muß meiner Ueberzeugung nach der Zweck jedes ächt republikaniſchen Lebens ſein. Es wird alſo eine der intereſſanteſten Staatserſcheinungen ſein, unſern wohlhabenden und gebildeten Kanton in rein demokratiſcher Bewegung zu ſehen.

Man weiß, wie ſehr Form und Inhalt der Handlungen von dem Temperamente, wie ſehr Temperamente von dem gegenſeitigen Verhältniſſe der organiſchen Syſteme abhängen. Bleibt die Irritabilität ſchwach, ſo ſieht man Gutmüthigkeit und vielleicht Talent, aber ohne hinreichend kräftiges äußeres Leben. Unſere demokratiſche Entwickelung verſpricht alſo wenigſtens hinreichende Thatkraft. Dagegen, bleibt die Senſibilität ſchwach, ſo geht aus bloßem Gedeihen der Vegetation und Muskelkraft das Böotiſche oder Bauerntemperament hervor. Sieht man alſo in einem Volksleben die intellektuelle Bildung ungekannt, verkannt, zurückgedrängt, unterdrückt, ſo kann man a priori ſchließen, daß in ſeinen Aeußerungen fehlen wird, was der Tiefe des Gemüths, dem Umfange des vernünftigen Willens, und der Höhe eines ächten Nationalgeiſtes entſpricht.

Unter allen Schweizer Kantonen hat aber Zürich die ernſtlichſten Anſtrengungen gemacht, um ſich eine umfaſſende intellektuelle Bildung zu ſichern und zu gewinnen. Eine durchgreifende und bereits erfolgreiche Reorganiſation des Volksſchulweſens fand vor etwa fünf Jahren ſtatt. Die neugegründete Univerſität beendigt bald ihr zehntes Semeſter. Mit ihr iſt Ernſt, Tiefe und Umfang Deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit auf einen in vielfacher Hinſicht günſtigen Boden verpflanzt. Reine Bergluft republikaniſcher Freiheit kann die junge Saat zum kräftigen Gedeihen fördern. Leider haben gleich Anfangs Nordſtürme geweht, und haben unvorſichtige Schritte manche junge Keime zertreten. Nichts deſto weniger bleibt die Stellung dieſer neuen Univerſität für den Kanton, die Eidgenoſſenſchaft und das Ausland höchſt bedeutend. Die nächſten Jahrzehnte werden hoffentlich manches von dem realiſiren, was ich in einem meiner nächſten Briefe hierüber zu ſagen gedenke. Die Zahl der immatrikulirten Studirenden beträgt im letzten Semeſter 187, wovon 151 Schweizer, 36 Ausländer; darunter 34 Theologen, 22 Juriſten, 105 Mediciner, 26 Philoſophen. Dieſer Zahl gegenüber iſt das Lehrerperſonal freilich etwas zu zahlreich, 52, nämlich 12 ordentliche, 20 außerordentliche Profeſſoren und 20 Privatdocenten. Indeſſen bleiben doch die mehrſten Profeſſoren in Thätigkeit, und leſen zwei, ſelbſt drei Collegien in jedem Semeſter. Den Zahlen nach iſt die mediciniſche Fakultät die günſtigſt geſtellte; dagegen werden ihre Studirenden hinſichtlich der wiſſenſchaftlichen Vorbereitung und Richtung von denen der andern Fakultäten, namentlich denen der theologiſchen, ſo ſehr übertroffen, daß bereits die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dieſen Abſtand gelenkt iſt. Auch in ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit bleiben die Lehrer der Hochſchule nicht zurück. Für das Jahr 1838 ſind bereits drei Werke erſchienen, mehr noch ſind unter der Preſſe. — Der Staat bleibt auch nicht theilnahmlos. Das neue Univerſitätsgebäude iſt bereits im Gebrauche, und enthält unter andern eine ſehr geſchmackvolle Aula. Die Grundanlage des neuen botaniſchen Gartens iſt vollendet, das neue geſchmackvolle Gewächshaus iſt fertig.

Feuilleton.

*** Einige junge Franzoſen, Leon Escudier an der Spitze, geben jetzt ein neues Wochenblatt: „la France musicale" heraus. Sie verſprechen, ſich viel mit deutſcher Muſik zu befaſſen und ſollen ein tüchtiges Studium unſerer Sprache gemacht haben.

*** Israel in Frankreich. — In der Gemeinde de Saint-Esprit in Frankreich war kürzlich Hr. Rodrigues Cohn, ein Israelit, zum Maire ernannt worden. Acht katholiſche Mitglieder des Municipalrathes von 15, aus denen er beſteht, »traten ſofort,« wie die Schweizer ſagen, »in den Abtritt,« d. h. nahmen ihre Entlaſſung.

*** Dampfmaſchinen, deren es vor 50—60 Jahren noch keine 100 gab, ſoll es jetzt, nach Dr. Poppe, wenigſtens 200,000 geben, welche im Mittel ſo viel Kraft ausüben, als 4 Millionen Pferde oder 25 Millionen Menſchen.

*** Tieck's Bild, nach Vogelſtein von Hanfſtängl auf Stein gezeichnet, iſt zu Dresden jetzt ausgegeben worden und ſoll dem Dichter ſehr ähnlich ſein, der in einem Lehnſtuhle ſitzend dargeſtellt iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 14. 1838.

Phönix.

Dienſtag, 16. Januar.

Die Blutrache.

(Fortſetzung.)

So geſchah es; wohlgemuth zogen wir am Mittage aus; als der Abend ſich nahte, wurde die Vorſicht größer, denn nur im Schleier der Nacht pflegen dieſe Krieger hervorzubrechen; endlich nahm uns eine Bergſchlucht mit ihren unzähligen Höhlen auf; hier mußten die Feinde vorbei, wenn ſie die Staniza angreifen wollten; unſre Mannſchaft lagerte zuſammengekauert in den Höhlen, jeden Augenblick bereit, hervorzuſtürzen. Schweigend wurden die Wachen ausgeſtellt, leiſe wiederholte der Kommandant das Gebot: weder Feuer noch Licht anzuzünden, ſelbſt die ſchlauen Koſakenpferde ſchienen zu ahnen, um was es ſich hier handle, ſie ſtanden ſtill und regungslos wie die Steingebilde um ſie her. Ich und der Hauptmann warfen uns, blos in unſre Burka's gewickelt, auf den Felsboden und harrten des Feindes; aber die Nacht verging, der Tag rief uns zur neuen Thätigkeit; kein Tſcherkeſſe ließ ſich ſehen. Schon verlängerten ſich abermals die Felſenſchatten, da ſprach der alte Hauptmann zu mir: „Wir wollen zu jenem Felſen hinauf; von dort kann man weit in die Gebirge hineinſchauen und die Zahl der nahenden Feinde leicht erkennen.“ Ich war es zufrieden, denn mir war nicht wohl in dieſer läſſigen Unthätigkeit. Als wir von dannen ſchritten, erhob ſich aus den Kriegern ein Gemeiner und folgte uns ungeheißen, es war der Dentſchik des Hauptmannes, ein ungewöhnlicher Menſch. Alle Züge ſeines Geſichtes waren ſchlaff, todt, in einander verworren; ſein Körper war von einem rieſigen Bau, es fehlte ihm aber die Haltung des Soldaten; es war, als ob ſeine Glieder marklos, ſeine Füße gelähmt wären, doch ſah ich ihn einer Gemſe gleich die Höhen erklettern und einen Stein, den zwei Männer nicht gehoben hatten, wie einen Spielball in die Abgründe ſchleudern. In der Staniza war er der Dolmetſcher der Bergvölker, denn er verſtand faſt alle ihre Sprachen, mit ſeinen Kameraden ſprach er ruſſiſch, mit mir und dem Hauptmanne deutſch und franzöſiſch gleich vollkommen; ein Ruſſe war er nicht, denn es fehlte ihm jede nationelle Eigenthümlichkeit. Des Hauptmanns Blicke verfinſterten ſich, als er ſah, wer unſer Begleiter war, aber er ſchwieg und bald ſtanden wir auf dem Gipfel des Berges. Vor uns lag ein wunderbares Reich Gottes, groß, erhaben, nur den Blicken erſchaubar, der Zunge unausſprechlich! Aber es war öde, lebensleer, lautlos; kein Vogel zwitſcherte in der Luft, kein Grantthier ſchaute von den nachbarlichen Höhen, kein Wurm belebte den Felsboden; nur den Endpunkt des Blickes umnachtete eine ſchwere Wolke, die urplötzlich rieſenhaft anſchwoll und wie ein finſterer Dämon vernichtend, zerſtörend daher jagte. Jetzt bekam die ſtumme Schöpfung eine Sprache; es waren Töne des Entſetzens und der Widerhall aus den Klüften und Hallen der Felſen antwortete in gleichen Lauten. Regen, Schnee, Hagel ſchlugen auf uns nieder und der Sturm drohte uns jeden Augenblick von der Bergfläche zu ſchleudern. Alles war ſo ſchnell geſchehen, der Wandel ſo plötzlich, daß kein Rückweg in dieſer Empörung der Natur möglich war. „Die Höhle!“ ſprach der Dentſchik mit einem ganz ſonderbaren Tone. „Wo?“ fragte der Hauptmann, mit einem ſo herzergreifenden Seelenlaute, wie ich ihn von dieſem kalten Manne nie zu hören glaubte. Der Soldat wies nur mit der Hand nach einer Gegend; es war, als ob wir die Füße in Luſt ſetzten, denn der Nebel ließ keinen Boden erkennen; aber der alte Krieger faßte meine Hand — die ſeinige war in dieſem Aufruhr der Natur heiß und glühend. Der Deutſchik folgte uns nicht, er warf ſich in eine enge Felſenſpalte und klemmte ſich feſt an die ſchneidenden Steine; über ihn ſchlugen die Schloſſen zuſammen, er rührte ſich nicht und ſchien mit den Urſteinen, auf welchen er lagerte, von einem Stoffe zu ſein. Inſtinktmäßig fand der Hauptmann den Weg; wir traten in eine Berghöhle; es herrſchte in ihr ein mattes Dämmerungslicht, woher es kam in dieſer Finſterniß des Sturmes, blieb mir unbekannt, aber es verlieh meinem Auge die Kraft, die Schauerſtätte zu erkennen. Dieſe Kluft konnte nur das Unglück oder das Laſter freiwillig betreten; die Schöpfung ſelbſt ſchien ſie zum Hort der Verzweiflung oder des Verbrechens geſchaffen zu haben. Von den Wänden ſickerten kalte, ſchmutzgelbe Tropfen und fielen ſchmerzlich, wie jene berüchtigte Folter, auf die nackten Theile des Körpers; die Decke beſtand aus dunkelm Geſtein, das in fratzenhaften Formen auf uns nieder ſchaute, durch die Spalten und Löcher blickte es wie glühende Augen; der Boden war naß und feucht, hier und da zwang ſich ein Geſträuch hervor, aber das zwergartige Gewächs hatte nur ein markloſes Scheinleben, es brach bei der leiſeſten Berührung und zerfiel zu Staub. In der Mitte dieſer unheimlichen Freiſtätte lag ein ſchwerer Felswürfel, faſt einem Leichenſteine ähnlich; er war von Menſchenhänden hierher gewälzt, denn man konnte im Hintergrunde der Höhle noch die Vertiefung gewahren, in der er, vielleicht Jahrhunderte, gelegen hatte. Ueber dem niederen Eingange der Höhle hing ein ſchwerer Fels, jeden Augenblick konnte er niederſtürzen, den Eingang verſchließen, und wir waren dem ſchrecklichſten aller Tode verfallen, in einem Grabe, das ſich wahrſcheinlich vor der Welt Ende nicht wieder öffnete. Nur ein ganz verödetes Herz konnte ſich in dieſer Schauerſtätte wohl befinden, keiner von uns fühlte daher den Drang zu einer geſelligen Unterhaltung; mein Gefährte hatte ſich an der einen Seite des Steines niedergeworfen und gab kein Zeichen des Lebens von ſich, ich lagerte an der andern Seite und immer feſter entſpann ſich in mir der Gedanke, wie wahrſcheinlich es ſei, daß dieſe Höhle ſchon den Mord geſehen, ſchon Todesröcheln gehört habe. Da blinkte mir etwas vom Boden entgegen; es waren Stücklein eines zerbrochenen Ordenskreuzes, wahrſcheinlich von einer Kugel zerſchmettert. Mein Argwohn wurde in dieſem Augenblicke Gewißheit; auſſer mir rief ich meinem Gefährten zu, indem ich ihm die Splitter des Kreuzes entgegen hielt: „Hier iſt einer der Unſrigen getödet worden!“ Der Alte fuhr aus ſeinen Träumen empor, haſtig griff ſeine Hand nach den von mir dargereichten Zeugen; ſein Geſicht war furchtbar verändert, es glich einer Todtenlarve von gelbem Wachſe, ſtumm ſtierten ſeine Blicke auf das Ordenskreuz, und je länger er auf daſſelbe niederſah, deſto verglaſter, lichtleerer wurde ihm das Auge, deſto feſter umfaßte ſeine Hand die Trümmer jenes Ehrendenkmales; endlich ſteckte er dieſelben, als wären ſie ſein Eigenthum, in die Bruſttaſche; als er die Hand zurückzog, riß er die Aufſchrift eines Briefes mit heraus; ich reichte ihm dieſelbe zurück; unwillkührlich fiel mein Blick auf die Aufſchrift, und weniger aus Neugierde, als um das Peinliche dieſes Auftrittes zu unterbrechen, fragte ich: „Sie heißen Peckoll?“ — Er nickte bejahend. — „Es müſſen mehrere Glieder dieſes Namens ſein?“ ſprach ich weiter. — Der Alte ſchüttelte zweifelnd das Haupt. Ich aber fuhr, von einer freundlichen Erinnerung erheitert, fort: „Ich habe einen Jugendfreund dieſes Namens gehabt, der einige Zeit mein Zeltkamerad war, ein braver junger Mann, tapfer, beſonnen, nur ein wenig ernſt für ſeine Jahre, Byckow —“ „Mein Sohn!“ hauchten des Greiſes Lippen. Dieſes Wort verſcheuchte jedes finſtre Bild aus meiner Seele, ich beugte mich über den Stein, um dem Alten näher zu ſein, und forſchte mit Theilnahme: „Ihr Sohn? wo weilt der Brave?“ Der Hauptmann hob ein wenig den Blick zu mir empor und flüſterte leiſe: „Sie ruhen auf ſeinem Grabe; unter dieſem Steine modert mein Sohn, das zerſchmetterte Kreuz war einſt ſein Eigenthum.“ Ich ſchreckte von dem Grabe empor und meine Lippe ſtammelte bange: „Er wurde ermordet von einem Tſcherkeſſen?“ „Von einem Ruſſen,“ hallte es aus dem Munde des Vaters zurück. In dieſem Augenblicke war es mir, als ob das Entſetzliche, welches ich eben vernommen, ſich noch zu etwas Furchtbarerem ſteigern müſſe, aber eine grauſe Ahnung zwang mich, weiter zu forſchen: „Wer?“ — „Ich!!“ tönte es mir von dem Alten zurück. Unbeſchreiblich iſt das Gefühl, welches dieſe kleine Sylbe in meiner Bruſt aufrief, ich ſtarrte den Greis an, um in ſeinem Antlitze den Troſt zu entdecken: er ſei plötzlich wahnſinnig geworden. Aber ſeine Züge waren jetzt ruhig, ich möchte beinahe ſagen heiterer, da ihm die Laſt dieſes Bekenntniſſes entnommen war, er ſchien das Grauſen, welches mich vor dem Sohnesmörder erfaßte, zu empfinden und rief mit ruhiger Würde: „Junger Mann, auch dem Chriſten bleibt manchmal nichts übrig, als ſich dem Spruche des Osmanen zu ergeben. Alles iſt geſchehen nach Gottes Willen.“ Nun drückte er das greiſe Haupt an den kalten Stein, hüllte ſich feſter in ſeinen Mantel und fuhr, als ſpräche er mit ſich ſelbſt, mit ſeinem inneren Geiſte, mit ſeiner Seele, von mir abgewendet, fort:

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

1) Die Europamüden. Modernes Lebensbild von Ernſt Willkomm. 2 Thle. Leipzig, Julius Wunder. 1838.

Es gibt Werke, bei welchen man nicht blos Zeile für Zeile, ſondern auch zwiſchen den Zeilen leſen muß. Die Zeilen geben bei ſolchen Büchern nur den Rahmen zu jenen mit ſympathetiſcher Tinte geſchriebenen Geheimſchriften, die nicht bei jeder Temperatur fremder Herzen zur Erſcheinung kommen. Solche Bücher werden nicht für die Leihbibliotheken geſchrieben, ſolche Bücher werden von unſeren Kritikern, die nach der Elle meſſen, kurzweg vornehm zurückgelegt, und von unſeren peſſimiſtiſchen Pietiſten (wir haben dieſe Sorte von Geſindel leider auch in der Literatur) mit ſcheinheiliger Miene, „als ſchlimme Zeichen der Zeit“ roth angemerkt und in dem Giftſchrank: „Literatur der Verzweiflung“ wohl verſchloſſen; ſolche Bücher, ob ſie nun gegen die Lehre von den Proportionen auch mannigfach anſtoßen, ſind ſtarkknochige, muthige Söhne des freien Dichterherzens, deren Ungeberdigkeit eine Kraft verkündigt, die jedem geſunden Menſchen lieber ſein muß, als eine Wohlgezogenheit und Artigkeit, die aus Kränklichkeit, Blödigkeit, Heuchelei oder Verſtocktheit entſpringt. Die Jugend reißt nieder, um im Aufbauen neuer Werke die Kraft und den Schönheitsſinn zu bethätigen, ſie ſelber wächſt mit ihren Säulen; wenn aber das Alter niederreißt, dann könnt ihr meiſtens wirklich von Zerſtörung ſagen, denn es geſchieht aus Neid auf die Ueberlebenden.

Ein ſolches Buch nun, mit Interlinearſchrift, für die nicht Jeder Glut genug in ſich haben mag, iſt das obengenannte Willkomm's, dem wir prophezeien, daß es von unſeren vornehmen Kritikern als ungefüg und maaßlos, von unſeren literariſchen Tartüffe's, als zur Literatur der Verzweiflung gehörig, denunzirt, von unſeren Leihbibliotheken als langweilig und von unſeren weiſen Philiſtern als übertrieben bei Seite gelegt werden wird, kurz, daß es mit allen Partheien verderben wird, aber daß es einiger Herzen gewiß ſein darf, die jene Schmerzen einer jungen, thatkräftigen Seele verſtehen werden, mit welchen man nicht kokettiren kann, ohne ſich ſelbſt auf's Spiel zu ſetzen. Man ſieht: die Kritik wird uns unter der Hand hier zur apologetiſchen, und mit Recht; denn, ſoll ſie frei und fruchtbringend ſein, ſo muß ſie vermitteln, wo ſie dies darf. Der Schutz aber, den ſie im vorliegenden Falle gewähren kann, iſt kein anderer, als der des Verſtändniſſes, und nur gegen die gefährlichſten Widerſacher, gegen die Tartüffe's gewendet, welche, wenn es nach ihrem Kopfe ginge, die ganze Gegenwart dem Moloch: Vergangenheit frommbetend opferten, deſſen Bauch, nach Recht und Billigkeit, mit ihrem eigenen alten Gerümpel gemäſtet werden ſollte. Das ſind die Leute, die man mit dem Refrain: „Es thut's halt nimmermehr“ ſo poſſirlich zur Verzweiflung bringen kann, daß ſie von nichts reden und träumen, als von einer „Literatur der Verzweiflung“, die freilich kein ſo leichtes und friedliches Stück Arbeit iſt, als Wiederkäuen.

Was nun eben die Verzweiflung betrifft, die man dem trefflichen Willkomm bei ſeinen „Europamüden“ zum Vorwurf machen wird, ſo ſteckt in dieſer Verzweiflung ſo viel Geſundheit, daß Niemand deshalb bange zu werden braucht. Ja, eben das, was ihr hier Verzweiflung nennen möget, iſt nur ein Uebermaaß von innerſter moraliſcher Geſundheit, die ſich nur mit den Recepten, ohne welche ihr euch keine Geſundheit denken könnt, nicht recht vertragen mag, ſondern darüber hinausſtrebt, wie das Kind über das abgemorſchte lederne Gängelband und den hinfälligen Gehkorb. Um deutlicher zu reden, ſo ſteckt das große Unglück von uns Europaalten (wovon die Europamüden eine Species bilden) juſt darin, daß wir an dem ledernen Band und dem Gehkorb tiefer leiden, als wir ſelbſt es wiſſen; und die nun eben, die dies wiſſen und fühlen, ſind die Allerunglücklichſten. Iſt aber das Wiſſen an und für ſich ſelbſt, iſt das tiefe Fühlen, deshalb, weil es unſer ganzes Sein unglücklich macht, Verbrechen? Wir können in ſolchem Falle in beiden nur eine hohe Potenz moraliſcher Kraft erkennen; denn jeder Indifferentismus iſt ein moraliſches Defizit. Ob nun dieſe höhere Potenz, die ſich als dichteriſches Hellſehen äußert, deshalb ein vollendetes Kunſtwerk geſtaltet habe, liegt der moraliſchen Zurechnung gänzlich ferne und mit Recht durfte Willkomm in der Nachſchrift zu ſeinem Werke dem Leſer geſtehen: Er habe kein Kunſtwerk, ſondern nur ein Bild großer Lebensſchmerzen ſchreiben wollen. Und in der That: er hat die Ideen, welche unſere Zeit bewegen, zu Kariatyden verſteinert, welche die ganze ungeheure Laſt einer alternden Civiliſation zu tragen haben und von dieſer endlich zermalmt werden müſſen. Auf dieſen Widerſpruch beſchränkt ſich alles, was man an Tadel aufbringen kann; aber die äſthetiſch zurechenbare Sünde Willkomm's wird durch die edle Ungeduld der Thatkraft ausgeglichen, eine Ungeduld, welche die Stationen zwiſchen der alten und einer neuen Civiliſation nicht mehr nach Poſt-Wirthstafeln, ſondern nach den (Frucht)knoten der Eiſenbahnſyſteme mißt. Die Kataſtrophe läßt ſich durch das ganze Werk vorausſehen; darum iſt allerdings der Eindruck, welchen dieſes macht, kein freudiger, denn man ſieht langſam einen Vernichtungskampf ſich entwickeln, ein Gemetzel, wie in der Nibelungen Rache, ſich entfalten, vor dem kein Entrinnen iſt. Immerhin aber iſt dieſe Kataſtrophe ächt tragiſch, im antiken Sinne des Wortes, und alſo rein menſchlich erhebend, denn es zeigt ſich gegen das Ungeheure des Unvermeidlichen ein ungeheurer Widerſtand der friſchen, nachgewachſenen Kraft, welcher Bewunderung und — die Hoffnung erregt, daß dieſe Kraft auch überwinden könne, freilich nicht auf dem feuchten Wege der Vermittelung, ſondern auf dem feurigen der völligen Auflöſung und Wiedergeburt. Von dieſem Geſichtspunkte aus gewinnt das Werk einerſeits eine höhere Anerkennung, als die von Seiten der Aeſthetik, worauf es von vornherein ſchon dadurch verzichtet, daß es ſeine Faktoren bis in's Incommenſurable vergrößert hat; und erweckt dennoch andererſeits hohe Achtung vor dem dichteriſchen Talente des Verfaſſers, weil ſo ungeheure Maaßſtäbe doch eben nur ein Dichter, einer, der über das Konſcriptionsmaaß hinausgewachſen, anlegen kann. Man abſtrahire, wie der Verfaſſer von der Idee auf die Träger derſelben gethan, von den Trägern wieder auf die Idee zurück, und man wird ſich in die Intention des Dichters zurechtfinden.

Muſikaliſche Revue

in Frankfurt a. M.

(Concerte, Muſeen, Soiréen Riefſtahl's, Naturſängerinnen, Oper, die Guerillas, Petersburger Ballet, Mozartfeſt.)

Es ſcheint doch, daß endlich die Concertgeberwuth ein Kräutchen gefunden hat, woran ſie geneſen, wenigſtens bei uns in Frankfurt. Entweder ſind die ausländiſchen Kraftgenies durch eigenen oder durch fremden Schaden klug geworden oder man hat ausgerechnet, daß unſerem Publikum gerade genügt, was ihm ſeine eigenen ſtabilen Anſtalten bieten. Wenn dann Herr Guhr dazu noch ein paar brillante Oratorien hineinwirft, ſo iſt unſer äſthetiſcher Appetit befriedigt. Die beiden Geſangvereinchen der Herren Großmann und Kellner verdienen unter unſeren Anſtalten inſofern einer Erwähnung, als ſie der Boden ſind, worin die Samenkörnlein junger Talente zuweilen recht üppige Wurzeln ſchlagen, und zur Verſtärkung größerer Aufführungen dann auch recht tüchtig mit eingreifen. Haydn's Jahreszeiten, am 25. Dezember gegeben, war eine dieſer glänzenden Aufführungen. Die ganze Bühne war dazu eingerichtet, und das Kopf an Kopf gedrängte Sänger- und Orcheſterperſonal war anzuſchauen wie ein ſchlagfertiges Heer. Wäre es kampfluſtig in Parterre und Logen gerückt, es hätte keinen Lorbeer verdient, die wenigen Gegner zu beſiegen. Unter den jüngſten Dilettanten zeichnete ſich Herr Ludwig aus, der theilweiſe den Lucas ſang. Man kann nicht leicht eine ſanftere und angenehmere Tenorſtimme hören. Glücklicherweiſe hat ſie nicht Fond genug für die dramatiſchen Bretter, ſonſt würde ſich gewiß ſchon ein Aſtuccio oder Gorry gefunden haben, dieſen Bräutigam Crato's zu entführen.

Die Muſeen vom 1., 15. und 30. Dezember gaben die Schöpfung, die vierte Symphonie von Ries, Beethoven's Paſtorale und Mendelſohn's Sommernachtstraum; Violin- und Klarinettconcerte von Viotti und Mozart (Rieſſtahl und Mehner) und gute Lieder von Reiſſiger, Schelble, Weber, eine Arie von Mozart, und Duetten von Roſſini. —

Rieſſtahl's Soiréen vom 8. und 22. Dezember boten drei Quartette: von Mozart (B dur), Beethoven (E moll) und Spohr (A moll), und ebenfalls drei Quintette: von Hummel (D moll), Mozart (G moll) und Beethoven (Es dur). Im erſten Quintett ſpielte Mad. Erlanger die Klavierpartbie mit großer Bravour. Der jungen Dame Befangenheit gab zu erkennen, daß ſie die Anſprüche fühlt, welche man heut zu Tage an das Cembalo macht! — Mad. Gleichauf und Fräul. Arnold traten aus ihrer Sphäre, dem Cäcilienverein, und erfreuten uns hier durch ihre ſchönen Talente. Die erſtere trug eine Ballade von Rieſſtahl vor, die zweite eine Phantaſie für Sopran von Gollmick. In dieſem Genre nicht minder zu Hauſe wie im oratoriſchen, würde man beide gerne noch öfter hören. Fräul. Arnold befleißige ſich, eine gewiſſe dramatiſche Accentuirung nicht zuweilen auf Koſten des Klanges und des Portaments hervorſtechen zu laſſen. Außer dieſen Geſängen füllten Lieder von Roſenhain, eine Romanze von Schelble, ein anderes Lied von Rieſſtahl und ein Duett aus den Soirées musicales von Roſſini die Pauſen. Die Herren Jungmann und Hecht theilten ſich ſowohl hier, als in den Muſeen unter die angedeuteten Lieder. Der erſtere hat einen recht fundirenden und markigen Baritenor und bekundet die Schelble'ſche Methode. Daß er zuweilen detonirt, gehört indeß nicht zu derſelben. Hr. Hecht ſang die berühmte Weber'ſche Serenade mit mehr Zartheit und Empfindung, als wir ſonſt an ihm gewohnt ſind. Da er ſelbſt das Evangelium der Geſangkunſt predigt, dürfen wir den Maaßſtab der Beurtheilung ſchon größer anlegen und ihn bitten, mehr Sorge für das geiſtige Prinzip zu tragen.

Herr Handel Gear legt fleißig Hand an, wo es gilt und fehlt. Er iſt ſeit einiger Zeit ein wahrer Deus ex machina der öffentlichen Concerte und Salons. Ihm fehlt noch die Bühne, und wir hätten unſern Schmezer wieder. Heute ſingt er eine Mozart'ſche Arie, morgen eine von Mercadante, dann eine Burleske, eine franzöſiſche Romanze, ſchottiſche oder engliſche Lieder u. ſ. w. das iſt Hrn. Gear alles einerlei. Dabei iſt er durch und durch muſikaliſch, ſpielt mehrere Inſtrumente fertig, und es iſt nicht möglich, geläufiger à vista zu ſingen. Freilich thut die Beimiſchung ſeiner Mutterſprache dem deutſchen Vortrage Eintrag, und daß er ein Bekenner aller Genres des Geſanges iſt, macht es nicht thunlich, daß er ſich in einem vollendet.

Zwiſchen 2 Luſtſpielen ließen ſich unter andern auch die beiden Helvetiſchen Naturſängerinnen Albertine und Cäcilie Banaz aus Interlaken (im Kanton Bern) hören. Sie ſangen in ihrer Nationaltracht Kuhreihen und Alpenlieder nach Noten, begleiteten ſich wechſelweiſe auf einem unanſehnlichen Spinett und Hr. Banaz im ſchwarzen Fracke blies, nicht etwa die Schalmei, ſondern die Klappenflöte dazu. Die Dekoration aus Tell machte das Tableau noch idylliſcher, und, nur mit Mühe den Ausdruck meiner Empfindung über meine beleidigten Ohren zurückhaltend, rathe ich den hübſchen Kindern, je eher je lieber wieder in ihre Berge zurück zu kehren, und mit ihrem Ruhm (womit ihre Annoncen prahlen) die Gletſcher zu erfüllen. So ein Zwitterzuſtand von erkünſtelter Natur, oder naturaliſirter Künſtelei iſt doch der larmoianteſte Anblick von der Welt.

Von unſerer Oper iſt nicht viel zu ſagen. Deſto mehr aber von unſerer Nichtoper. Sie ruht aus von ihren unfreiwilligen Ferien. Das Repertoir ſchrumpft immer mehr zuſammen. Meine letzten Andeutungen ließen das vorausſehen. Das weiße Fräulein, der Poſtillon von Longjumeau, Montecchi, die Straniera und Sonnambula, Othello und Lumpaci-Vagabundus, das waren die 7 mageren Kühe, und weder der ägyptiſche noch der franzöſiſche Joſeph wären im Stande geweſen, ſie wieder fett zu machen! Doch ſteht zu hoffen, daß das neue von Herrn Beifuß redigirte „Frankfurter allgemeine Theatergeſchäfts-Journal," von dem bereits ein Probeblatt erſchienen, der Sache einen neuen Aufſchwung gibt. Iſt Herr Beifuß zugleich ein Mann bei Kopf, ſo zweifeln wir nicht daran. (?) Sic itur ad astra!

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Militäriſches Ehrengericht. Die Lpz. A. Z. v. 6. d. M. enthält eine ſehr denkwürdige Kabinetsordre des Großherzogs von Darmſtadt, welche den Ausſpruch eines von demſelben niedergeſetzten Ehrengerichtes billigt, wonach eine ohne alle ſchuldhafte Veranlaſſung von einem Offiziere einem anderen zugefügte thätliche Beleidigung, den Beleidigenden des Offizierſtandes unwürdig macht. »Sowohl für den Beleidigten aber,« heißt es in jener Kabinetsordre, »als für das Offiziercorps gibt es, wie in allen, ſo beſonders in derartigen Fällen, keine andere und keine vollſtändigere Genugthuung, als diejenige, welche in meiner Verfügung oder in dem ſtrafenden Ausſpruche des Gerichtes enthalten iſt…« Der Großherzog ſpricht dann auch die Erwartung aus, »daß die Offiziere ihr Leben, das ſie auf ſeinen Ruf für Thron und Vaterland dahinzugeben gelobt haben, nicht im Widerſpruche damit wegen perſönlicher Zwiſte und Ehrenhändel auf's Spiel ſetzen werden.« —

⁂ Die Vorleſungen auf der Univerſität zu Berlin werden im laufenden Halbjahre von 1670 immatrikulirten Studenten (alſo 81 mehr, als im vorigen Halbjahr) und von 130 anderen zum Hören der Vorleſungen berechtigten Perſonen beſucht, im Ganzen alſo von 2100 Perſonen. —

⁂ Von den *Manoscritti inediti di Torquato Tasso*, welche zu Lucca im Druck erſchienen, ſind bis jetzt drei Hefte ausgegeben worden, die aber von Taſſo ſelbſt ſehr Weniges enthalten. Intereſſant iſt das beigegebene Facſimile eines Billets der Prinzeſſin Eleonora an Taſſo (vom Mai 1578) womit ſie ihm Boccaccio's „*Laberinto d'amore*" zurückſendet, und des Madrigal's, welches Taſſo in dieſes, von ſeiner Geliebten mit einer zierlich geſtickten Decke verſehene Büchlein hineingeſchrieben. Es lautet wie folgt:

Questo prezioso dono
Ch'ornar coll' ago ad Eleonora piacque,
La vide Amore e tacque.
Or se la man che fa la piaga al core
Sì bello fa d'amore
Il caro laberinto,
Come uscir ne potrò, se non estinto.

⁂ Nach dem Beiſpiel der hochländiſchen Ackerbaugeſellſchaft, die für den Landbau in Schottland wohlthätig wirkt, iſt vor Kurzem auf Anregung des Grafen Spencer (Lord Althorp) die Stiftung einer brittiſchen Landbaugeſellſchaft beſchloſſen worden, welche auch Verbindungen mit den landwirthſchaftlichen Vereinen, Schulen ꝛc. des Auslandes anknüpfen wird. —

⁂ Preußen hatte nach der letzten 1834 ſtattgehabten Zählung 8 Millionen evangeliſche und 5 Millionen katholiſche, [illegible] iſraelitiſche und 14,000 mennonitiſche Einwohner. Die Zahl der katholiſchen Weltprieſter wurde auf 3500, die der Kapläne und Vicare auf 1900, die der Kloſtergeiſtlichen und Nonnen auf [illegible], ſämmtliche katholiſche Geiſtlichen auf 6520; die der evangeliſchen auf 6 Biſchöfe, 300 Superintendenten und 5830 Pfarrer angeſchlagen. —

⁂ Nathan der Weiſe wurde kürzlich zu Dresden aufgeführt; aber die Rolle des Patriarchen war geſtrichen!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 15. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 17. Januar.

Deutſche Charaktere.

II.

Johannes v. Schlaier.*)

Was ſie auch immer ſagen mögen, die gepuderten und ungepuderten Feinde der Gegenwart, dieſe aſchgrauen Apoſtel der Vergangenheit, die in allen Entwickelungen modernen Lebens die nackten Abnormitäten der guten alten Sitten und Zeiten erblicken: der Charakter der neueſten Zeit, indem er nach allen Richtungen in einer freieren Intelligenz der Geiſter, in einem höheren Aufſchwunge der Gemüther und einer durch innere Durchbildung unabhängigeren öffentlichen Meinung ſich geoffenbart, hat zugleich die Schranken alter und veralteter Vorurtheile, damit aber zugleich die Feſſeln einer Macht gebrochen, welche auf jenen als ihrer Unterlage ruhete und welche die Entwickelungen einzelner Kräfte gleich ſehr wie ganzer Körperſchaften, ganzer Menſchenklaſſen, für lange Zeiten entweder niederdrückte oder völlig untergrub. Seit einem halben Jahrhunderte, da die Stränge der bisherigen Weltglocke riſſen und ein neues Morgenlicht in das Nebeldunkel der europäiſchen Menſchheit zu leuchten begann, ſeit dieſer bedeutungsvollen Zeit hat die Theilnahme der Maſſen, — zunächſt auf dem Erdſtriche, auf dem unſere Wohnungen ruhen — an der Ausbildung des jeder Individualität eingebornen Menſchheitsprinzips, der höhern Ideen des Lebens, der Wiſſenſchaft, der Kunſt, hat dieſe Theilnahme die Allmacht und Iſolirtheit der Fakultäten des mittelalterlichen Datums geſtürzt und die Weisheit der bevorrechteten Klaſſen, ihr Treiben und Thun, der Controle einer allgemeinern Einſicht unterworfen; mit einem Worte, hat ſich eine öffentliche Meinung, ein öffentlicher Geiſt, das magiſchhelle Schlaglicht des neuen Völker- und Weltgeiſtes, gebildet, wodurch wir erſt eigentlich zu einem tiefern Bewußtſein unſerer bürgerlichen Exiſtenz, zu einem hellern Criterium der Bedingungen der Menſchheit und des Menſchheitslebens gelangt ſind.

Von den Thaten dieſer Zeit und ihren nächſten Conſequenzen datirt ſich die theilweiſe Emancipation der Geiſter aus den Feſſeln eines ſtarren Staatsmechanismus und einer Staatspädagogik, welche die einzelnen Kräfte, ſofern ſie aus dem proletariſchen Erdreiche, wenn auch noch ſo ſtark und herrlich, emportrieben, nur in den ſeltenſten Fällen, und dann blos in ſolchen, in welchen ein höherer Weltwille ſelbſt zu ſprechen ſchien, nährte und pflegte, um ſie für tiefere oder geringere Zwecke, für Zwecke der Allgemeinheit oder des individuellen Egoismus, wenn das Mark ihrer Blüthe reif geworden, zu verwenden.

Wollten wir die Reſultate dieſer großen Fortſchritte auf dem Boden des Geſammtvaterlandes näher zuſammenſtellen, was allein im weitern Umkreiſe unſerer gegenwärtigen Aufgabe liegen könnte, ſo würden wir von der letztern gleichwohl zu ſehr abgeführt werden, und über dem allgemeinern Geſichtspunkte verlören wir den nähern, den ſpeziellen, aus dem Auge.

Genug, daß es anerkannt werden muß, daß ſeit mehr als zwei Jahrzehnten, da Deutſchland zu einer großen gemeinſamen Kraftanſtrengung für ſeine Exiſtenz, und nach den begeiſterungsvollſten Beſtrebungen ſeiner edelſten Jugend, für die Idee einer deutſchen Nationalität ſich emporgerungen, für ſein äuſſeres und inneres Daſein auch eine neue Aera anhob, eine Aera der geiſtigen Freiheit, der ſittlichen Selbſtſtändigkeit und der politiſchen Aufklärung, ſo viele Schattenwürfe wider letztere von mancher Seite her wohl auch mögen verſucht worden ſein. Wie die Maſſe anfing, ſich freier bewegen zu lernen und auf dem Boden vornehmlich innerer Freiheit den weitern Bildungsgang emporzuſtreben, ſo entwickelten ſich daneben die iſolirten Kräfte Einzelner in weit ſchnellerm Grade, und die begabten Individualitäten, gleichviel welchem äuſſerm Stande ſie angehörten, traten jetzt auch mit Lebensfriſche, mit dem kecken Muthe der innern Kraft in die Allgemeinheit hinein, für ſich einen höhern Beruf des Wirkens, dem ſie ſich anheimgegeben, in Anſpruch nehmend. Die Geiſter emancipirten ſich, die guten Köpfe fingen an, unbekümmert um jeden Widerſtand, der vielmehr zu nur kräftigerem Kampfe aufmunterte, ſich die eigene Bahn zu brechen, wobei ihnen die Verhältniſſe der Zeit und das in derſelben noch als Embryo liegende Bewußtſein trefflich zu ſtatten kamen. Das Bürgerthum, die Grundlage jedes vernünftigen Staatsſyſtems, ward, indem es ſofort die herrlichſten Entwickelungsphaſen raſch durchſchritt, in ſeine vollen Rechte und in ſeine volle Achtung eingeſetzt, indeß die ſteigende Herrſchaft des Geiſtes den Glanz und das Anſehen der Geburt in den Hintergrund trieb und hingegen ſich ſelbſt als das Agens der neuern Zeit auf den Thron des Tages ſetzte.

---

*) Vergl. deutſche Charaktere I. Ludwig Winter, im Phönix 1837.

Man ward bald gewahr, daß nicht nur im Gebiete der Wiſſenſchaft, welches jetzt faſt Alleingut der bürgerlichen Stände wurde, ſondern auch im Umkreiſe einer Intelligenz, welche man bisher als ein Erbgut alter Geburtsvorrechte anzuſehen gewöhnt war, das aus dem allgemeinen Organismus der Geſellſchaft herauskeimende Talent ſich ſeiner Rechte bewußt werde, und daß unter Anerkennung der letztern der Staat nur ſeine eigenen Vortheile wahre. Das letzte Vorurtheil endlich, das ſich bisher noch äuſſerlich wider die Theilnahme des Bürgerthums an den höhern Geſchäften der Politik bewahrt hatte, das letzte dieſem Vorurtheile dienende Bedenken ſchwand unter dem gewaltigen Flügelſchlage einer hochſtrebenden Zeit: nach und nach errangen ſich einzelne Köpfe durch überwiegendes Talent Zutritt zu den höchſten Staatsgeſchäften, aber der letzte Heiligenſchimmer der bevorrechteten Regierungsintelligenz vergrub ſich in dieſen Thatſachen. Zwar haben die meiſten deutſchen Regierungen das Prinzip, welches dem Adel die nächſten Plätze um die Throne für und für anweiſt, nicht aus den Händen gegeben, wenn ſie auch großentheils bürgerlichen Elementen das Staatsſchiff anvertraut, doch aber ſprachen ſie gerade hierdurch, wenn ſchon ſtillſchweigend und hie und da vielleicht wider Willen auch hinſichtlich dieſes Punktes eine Sanction des Talentes aus. Daß ſie dies in Zeiten wie die letztverfloſſenen, in welchen die beſagten Elemente ſo große Wunder wirkten, zu ihrem eigenen Beſten gethan, lehrt die Geſchichte.

In Baden ſteht an der Spitze der innern Verwaltung eines einfachen Pfarrers Sohn, Ludwig Winter; dieſem zur Seite, gleichfalls in der Eigenſchaft eines Staatsminiſters, herrſcht über den Geiſtern der Finanzen, Chriſtian Ludwig Böckh, durchaus bürgerlicher Abkunft, der von der Pike auf, blos durch die Energie des ihm eingebornen kräftigen Geiſtes, vom Schreiberei-Incipienten zu ſeiner gegenwärtigen Stellung heranwuchs. In dem Lande aber, über das wir jetzt hauptſächlich zu reden kommen, indem wir das öffentliche Leben Johann von Schlaier's und ſeinen Charakter im genauern Umriſſe ſchildern, waren es ſeit lange her faſt ausſchließlich bürgerliche Kräfte, die auf den oberſten Stufen des Thrones walteten. Die meiſten von euch haben wohl ſchon einmal von Jakob Friedrich Weishaar, dem unbemittelten Sohne des Korber Landmanns, gehört, der ſeinen einzigen Sohn ſo viel lieber dem Pfluge, ſeinem eigenen Berufswerkzeuge, widmen wollte, als die Zeiten, in welchen der Knabe und ſein Talent groß gedieh, den letzten noch mühſam erretteten Schimmer von den Häuptern des Staatsdiener- und des gelehrten Volkes hinweggeriſſen hatten.

Damals ging's in der Welt recht wunderlich ſeltſam zu, und wer, gleich jenem Korber Bauer, an ſeinem Heiland und an ſeiner alten würtembergiſchen Verfaſſung hing, der hatte leicht zu dem ſinnvollen Köhlerglauben kommen können, daß das gelehrte und das Schreibervolk alles Unheil zumal in dieſe Welt gebracht, und daß die letztere nun eilig ihrem tragiſchen Ende entgegengehe. Aber den muntern kecken Knaben drängte es vom Pfluge hinweg, er lernte fleißig, denn ſchon fühlte er das Walten jenes mächtigen Geiſtes in ſich, der nachmals in ſeinem Vaterlande eine ſo gewaltige Rolle zu ſpielen berufen war.

Während Weishaar, nachdem er ſich durch die Herausgabe ſeines „Handbuchs des würtembergiſchen Privatrechts“ auch in der Literatur einen bedeutungsvollen Namen erworben, als ruhiger Zuſchauer der gewaltigen Ereigniſſe, welche die Geſchichte von 1809 bis 1813 mit ſo blutrothen Zügen erfüllen, in Stuttgart prokurirte und vielen Leuten ihre Prozeſſe gewann, ſaß auf dem Büreau des Tübinger Univerſitätsamtes zwiſchen rauchigen Akten, die vom Tabaksdampfe der Studenten dufteten, ein ſchwächlicher Knabe — denn noch war er nicht Jüngling, — dem Schreibereiſache ſich widmend, und blos nebenbei, ohne zuvor eine philoſophiſche Baſis ſich unterlegt zu haben, ſtaatswiſſenſchaftliche und juriſtiſche Collegien hörend, weil ſchon jetzt ein gewaltiger Drang ſeines Geiſtes ihm verkündigte, daß der Beruf, dem er einſtweilen ſich hingab, vor dem Ringen ſeiner Kräfte wohl nicht lange beſtehen würde. Die Studenten hatten den ſchmächtigen Jüngling gerne, denn ſo ungeſtüm auch das heftige Blut ihm unter der blaſſen Wange gährte und ſo eigenmächtig ſich in ihrer Mitte der Schreiberlehrling auf ihren Bänken benahm, ſo vergaſſen ſie gleichwohl über dem ſcheinbar unebenbürtigen Komiliton nicht den ſchätzenswerthen Bäckersſohn, dieſen wandelnden Creditbrief, durch deſſen Vermittelung ſie gar oft den burſchikoſen Hunger beſchwichtigten. Denn dieſer Jüngling war eines, was man ſo ſagt, „wohlhabenden" Bäckers Sohn, eines Mannes, der in ſeiner Zunft was Hohes galt, der aber, wie die meiſten ſeiner ehrbaren Standesgenoſſen, das Geld über Alles liebte und ſchätzte, was der Kandidat auf dem Univerſitätsamte an ſich ſelbſt am fühlbarſten erprüfen konnte. Denn ohne dieſen Umſtand wäre er nicht angehalten worden, ſich der Schreiberei als der Hauptſache zu ergeben und den Wiſſenſchaften nur als Nebenſache obzuliegen, zumal die Koſten, da er die Univerſität kaum fünfzig Schritte vom elterlichen Hauſe hatte, von nur minderm Belange ſich erweiſen mußten. Nur mühſam gelang es endlich dem Incipienten, ſich von der Schreibſtube zu emancipiren, um ungeſtört und nach Herzensluſt den Studien ſich ergeben zu können. Was gezwungenermaaßen verabſäumt worden, ward nun ſchnell und reichlich eingeholt.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Holſtein.

(Dezember.)

(Ein Charakterzug und deſſen Folgen. — Geſetzgebung. — Ständeverſammlung. — Literariſches. — Unterrichtsweſen.)

„En Danmarc les projets de lois marchent à pas mesurés“ ſchreibt der bekannte franzöſiſche Schriftſteller X. Marmier während ſeines neulichen Aufenthalts in Dänemark an ein Pariſer Journal, und es möchte ſchwer fallen, mit einem mildern und recht eigentlich beſchönigerenden Ausdruck einen Uebelſtand zu bezeichnen, an dem die hieſigen Reformen nur zu ſehr kranken. Man hinkt hier der verbeſſernden Zeit langſam nach, und da dieſe einen ſchnellen, raſtloſen Schritt geht, ſo wird die Kluft zwiſchen ihr und den hieſigen Zuſtänden immer größer und unausfüllbarer. Daher noch immer keine Entſcheidung in Sachen der Lübeck-Hamburger Chauſſee und der neuen Zollordnung. Eine Lübeck-Hamburger Chauſſee iſt wegen der ſo unbeſchreiblich trübſeligen Verfaſſung der bisherigen Hauptſtraße und der ſo bedeutenden Frequenz an Reiſenden und Waaren auf derſelben, ſchon vor vielen Jahren beantragt und auch bereits ſeit mehreren Jahren beſchloſſen und begonnen werden, ohne daß man ſich noch immer über die fernere Richtung derſelben hat verſtändigen können, obſchon bei derartigen Unternehmen ohne allen Zweifel die kürzeſte Richtung zugleich auch die beſte iſt, und die alte Straße auch wirklich dieſer beſten Richtung folgte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wird ſich dieſelbe nunmehr in eine Lübeck-Altonaer verkehren und, da ſie das Hamburger Gebiet unberührt laſſen ſoll, die Entfernung zwiſchen beiden Hanſeſtädten um ein Beträchtliches vermehren. Was man an Bequemlichkeit gewinnt, wird man mithin durch die größere Koſtſpieligkeit wieder reichlich einbüßen, und durch den winkeligen Lauf der Chauſſee wird die ſchlechtere Beſchaffenheit der alten Straße wiederum ausgeglichen werden. Der Nutzen der neuen Kunſtſtraße dürfte demnach nur ein problematiſcher ſein und die Fahrt auf der bisherigen Straße noch immerfort lebhaft bleiben. Dieſe in dem Verfahren des hieſigen Gouvernements ſich bemerklich machenden Eigenſchaften dürften inſofern wenigſtens eine Entſchuldigung finden, als ſie in dem Charakter der Volksmaſſe ihre theilweiſe Begründung haben und ſich gewiſſermaßen als ein Reflex deſſelben darſtellen. Der Deutſche iſt bekanntlich überall etwas ſchwer zu That, Kopf und Hand ſind bei ihm nur ſelten eins, der Kopf iſt häufig ein toller Geſell, voll der keckſten und kühnſten Gedanken, die Hand ein ſchläfriger Spießbürger, der Alles wohl überlegt und am Ende Alles beim Alten läßt; für den Deutſchen iſt alles Verjährte zugleich auch etwas Gutes, und, ein Freund des hiſtoriſchen Rechts, iſt er ſehr geneigt zu der Annahme, daß Unrecht durch die Zeit in ein wohlerworbenes Recht übergehe. Hier zu Lande hat ſich dieſe Stimmung gleichſam zu einer höheren Potenz erhoben und nimmt ſelbſt zuweilen die Farbe einer gewiſſen Indolenz an. Dieſer Charakterzug involvirt kein großes moraliſches Gebrechen, iſt vielleicht gar kein derartiges, auch will ich damit durchaus nichts gegen den anderweitig ſo ehrenwerthen Charakter der Holſteiner ſagen; aber dieſe Geiſtesſtimmung wirft doch einen trüben Schlagſchatten auf das öffentliche Leben, hemmt ſo manches Gute und übt einen nachtheiligen Einfluß auf die Heranbildung und Civiliſirung der hieſigen ſocialen Verhältniſſe, die in ſo vielfacher Beziehung nach einer Verbeſſerung ſich ſehnen. Dem Holſteiner fehlt es gewiß nicht an intellektuellen Fähigkeiten und richtiger Beurtheilungskraft; nirgends in Deutſchland möchten die unteren Klaſſen ſich durch einen tüchtigeren moraliſchen Sinn auszeichnen, aber wie viele daraus entſpringende Vortheile ſcheitern wieder an der vorhin gerügten Eigenſchaft und werden durch dieſelbe paraliſirt. Der Holſteiner vermag ferner ſehr gut eine neue, kräftige Idee der Zeit zu faſſen und zu würdigen, er iſt ſelbſt häufig ein entſchiedener Freund derſelben und liebäugelt gern von weitem mit ihr; er ſieht es gerne, wenn ſie in der Fremde eine Realität erlangt, aber an ihrer Verthatſächlichung und Einführung bei ſich daheim hindert ihn nur zu oft dieſer Grundton ſeines Seins. Dem politiſchen Leben entfremdet, hegt er eine gewiſſe Scheu vor demſelben und fürchtet ſich ſtets zu übereilen, obgleich keine Furcht für ihn grundloſer ſein möchte. Er überlegt, diskutirt, beleuchtet daher dann eine ſolche reformatoriſche Idee von allen Seiten, ob ſich nicht etwa auch derſelben eine nachtheilige Seite abgewinnen laſſe, und hat er eine ſolche erſpäht, ſo vermögen neun und neunzig gute Seiten an ihr ihn nicht zu ihrer ſofortigen Annahme zu bewegen, ihm iſt plötzlich der alte, ſo oft geſchmähte Zuſtand wieder an's Herz gewachſen und er betrachtet ihn mit denſelben Augen, womit der heilige Hieronymus uns unſere Nebenmenſchen anzuſehen befiehlt, die wir nämlich ſtets nach ihrer hundertſten guten Seite und nicht nach den übrigen etwaigen neun und neunzig ſchlechten beurtheilen ſollen. Hierauf bezogen ſich auch zweifelsohne die auf den erſten Blick freilich ſehr befremdlich erſcheinenden Eröffnungsworte des Alterspräſidenten zu den in erſter Sitzung verſammelten hieſigen Ständen: „doch ja nicht nach dem Beſten ſtreben zu wollen“, Worte, die dem hieſigen Publikum reichlichen Stoff zu Sarcasmen gaben. Der Holſteiner ſchleppt demnach häufig eine ſolche Idee ſein ganzes Leben hindurch als geiſtigen Gefährten mit ſich herum und ſteigt er endlich über dieſelbe ins Grab, ſo empfiehlt er ſelbige noch ſeinem Sohne zur ferneren Erwägung und eventuellen Verwirklichung.

(Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſche Revue

in Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Die neueſte und jedenfalls ſehr intereſſante Novität war die alte Mozart'ſche Oper „Cosi fan tutte,“ von Anton in Darmſtadt neu motivirt und dialogiſirt, unter dem Titel: „die Guerillas.“ Da iſt jetzt eine lebendige, nach den Geſetzen des Luſtſpiels durchgeführte Intrigue. Mozart's Töne haben nun eine vollſtändige Grundlage, und beruhen auf einem hiſtoriſchen Intereſſe. Das Perſonal mußte natürlich daſſelbe bleiben, aber daß Herr Anton ſich durch die Schwierigkeit wand, die Handlung zu verändern, ohne den Originalnotentext anzutaſten (wenige Ausnahmen abgerechnet), macht ihm am meiſten Ehre. Ich kann das Buch, welches ich geleſen, allen deutſchen Bühnen empfehlen, denn ſie werden durch daſſelbe um eine Mozart'ſche Oper, reicher. Die Darſtellung war in muſikaliſcher Beziehung tadellos. Die Plaſtik aber — ich rede vom männlichen Perſonal — größtentheils verfehlt. Des Dichters ſorgſames Kind wurde unbarmherzig zerſtümmelt, der größte Theil des Dialogs geſtrichen, die Charaktere der Guerillas herabgezogen, und der des Caſtellans (Alfonſo) verunſtaltet. Herr Biberhofer z. B. ſcheute ſich nicht, aus ſeinem methamorphoſirten Liebhaber ein Mittelding von einem Bravo und einem Buffo caricato zu machen, und ſo die Wahrſcheinlichkeit der Intrigue wieder zu zernichten. Dennoch ſchimmerte dem Publikum der logiſche Faden ſelbſt durch dieſe Trümmer; dennoch füllte es zweimal wiederholt das Haus. — Es gehört mit zu den Unbegreiflichkeiten unſeres Theaterzuſtandes, daß unter ſolchen Auſpicien nicht Vaudevilles, Singſpiele und Quodlibets gegeben werden. Ich führe hier nur einige an, die mir gerade einfallen, und die theils hier, theils im Auslande immer Glück machten, da ſind: Der Unſichtbare, Sänger und Schneider, Paris in Pommern, Adler, Fiſch und Bär, die beiden Hofmeiſter, Fröhlich, das Königreich der Weiber, Bär und Baſſa, die beiden Nachtwandler, der Kapellmeiſter von Venedig, der Dorfbarbier ꝛc.; da ſind die Wiener Zauberopern in den Händen faſt aller bedeutenden Theater: die Entführung vom Maskenball, die gefeſſelte Phantaſie, Diamant und Geiſterkönig, der Verſchwender, Alpenkönig und Menſchenfeind, die vier letztern von dem unvergeßlichen Raimund, überall mit Enthuſiasmus aufgenommen und volle Kaſſen machend u. ſ. w., u. ſ. w., der Unſumme franzöſiſcher Operetten gar nicht zu gedenken.

Es fehlt uns nicht an tüchtigen Mitgliedern dazu. Haſſel und Meiſinger z. B. in ſolchen Singſtücken gehörig beſchäftigt, bis die große Oper wieder renovirt iſt, und alle Theile hätten gewonnen. Auch die Herren Dettmer und Biberhofer könnten hier mit mehr Raiſon ihr komiſches Talent an Mann bringen! —

Das pantomimiſche Ballet der St. Petersburger Tänzer Herrn und Mad. Laurençon und Herrn Devergne, auf ihrer Durchreiſe nach Paris im Schauſpielhauſe gegeben, und ihrer athletiſchen Uebungen, erwähne ich lieber nicht. Es könnte mir ſonſt gehen, wie einem hieſigen Journaliſten, dem die Beduinen, die derſelbe nicht loben wollte, auf's Zimmer gerückt ſind.

Aber das beſte zuletzt. Dieſes iſt das von Herrn Guhr am verfloſſenen 5. Januar veranſtaltete Mozartfeſt im Weidenbuſch, zum Beſten des in Salzburg zu errichtenden Denkmals für den Verewigten. Es ſei genug geſagt, daß die vereinigten Kräfte einer Elitenſchaar von mehr als 300 Muſikern und Dilettanten ihren Mozart feierten. Es war, als wenn er durch die Strahlen ſeines Geiſtes jeden einzelnen erwärmt hätte. Was Wunder, daß das zuſammengepreßte Auditorium in ſeiner begeiſterten Andacht vier volle Stunden mit ungeſchwächter Theilnahme horchte, und in ſeinem ſteigenden Enthuſiasmus nicht des ſteigenden Thermometers achtete. Alle Tonſtücke waren von Mozart, meiſtens doppelt und dreifach verſtärkt, und dennoch — weit entfernt von langer Weile oder Abſpannung, hätten wir vielmehr noch einmal von vorn anfangen können, wenn auch nicht zu muſiziren, doch zu hören. Hier das Programm. Erſte Abtheilung: Symphonie aus C, drei Lieder: „ſelbſt Engel Gottes weinen," „das Veilchen," „an Cloë." — Chor aus Idomeneo „placido è il mar." Terzett nebſt erſtem Finale aus derſelben Oper. Zweite Abtheilung: Triumphmarſch aus Titus. Violin-Quartett (G dur) von 36 Perſonen vorgetragen. Die Baßaria „Io ti lascio o cara, addio." — Dann drei Nummern aus dem Requiem: „Dies irae — tuba mirum — und lacrimosa," nebſt allegoriſcher Harfenbegleitung aus Mozarts Opern zu der franzöſiſchen Improviſation „Le poëte au tombeau de Mozart." Dritte Abtheilung: erſtes Finale aus Don Juan (worin die meiſterhafte Verwirrungsſcene von drei Orcheſtern an drei verſchiedenen Orten veranſtaltet), Quartett aus der hinterlaſſenen Oper: Zaide, und das zweite Finale aus Don Juan mit der Schlußſcene. Die Soloſtimmen waren in den Händen der Demoiſellen Guhr, Krathy, Capitain, Quint und der Herren Handel Gear, Biberhofer, Niſſen, Wiegand und Dettmer. Die Harfe ſpielte Fräulein Arnold (Harfeniſtin des Orcheſters). Zahlreiche Dilettanten, mehrere Geſangvereine und zwei hieſige Militärmuſikchöre verſtärkten Chor wie Orcheſter, und brachten eine wahrhaft gepanzerte Wirkung hervor. So werde ich nie des Thronmarſches vergeſſen, der dreimal Da capo, jedesmal durch ein neu dazu getretenes Orcheſter verſtärkt wurde (mußte wiederholt werden), nie des maſſenhaften und erſchütternden Effektes des fuggiamo! und des Coro di spettri. Die Feſtreden von den Herren Lußberger, Weidner und Prof. Charles Durand gehalten, ſind in den Frankfurter Blättern abgedruckt. Und ſo hat dann ausgeſtrömt dieſer Töne prächtiger Vulkan. So haben auch wir einen Stein getragen zu dem Monument des größten Meiſters der Töne: Mozart.

7.

Feuilleton.

⁂ Das Chriſtenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche, von Dr. Hermann Reuchlin, mit dem Motto: »Wo nun das Salz dumm wird, womit ſoll man ſalzen«, (Hamburg, 1837. 464 Seiten), verſpricht ein »Bild des ſittlichen und religiöſen Lebens der franzöſiſchen Nation« zu liefern, zu welchem der Hr. Verfaſſer die Züge größtentheils ſelbſt aus ſeinem Leben geſchöpft. Eigentlich bildet aber das Buch eine ganze Galerie von Bildern, von denen jedoch mehrere eher Skizzen zu nennen, einige muſiviſchen Arbeiten nicht unähnlich ſind, da der Hr. Verf., was ſehr lobenswerth, Zuſtände, Dinge und Verhältniſſe durch Stellen aus franzöſiſchen Schriften und Urkunden ſchildert. Was der Hr. Verf. als Reſultat ſeiner Forſchungen und Beobachtungen mittheilt, iſt durchgängig klar, einfach und unpartheiiſch dargeſtellt. Auf dieſe Weiſe hat das Buch einen doppelten Werth, einmal als reiche Stoffſammlung, dann als faſt durchaus objektive Darſtellung der bedeutendſten Momente des ſittlichen und religiöſen Lebens in Frankreich. So gewährt es mannigfache Belehrung und verdient empfohlen zu werden, wenn gleich man wünſchen möchte, daß der reiche Stoff zu einem einzigen lebendigen Bilde verarbeitet wäre. In dem Vorwort bemerkt der Hr. Verf.: dem »bei weitem größten Theile der Nation — kommen zuerſt die materiellen Intereſſen, dann die politiſchen, dann etwa die religiöſen.«

⁂ Die Geſchichte der Philoſophie fängt jetzt in Frankreich an in Aufnahme zu kommen, wie überhaupt die hiſtoriſchen Studien jetzt dort an der Tagesordnung ſind. Die Franzoſen ſehen ein, daß ſie in ihrer Bildung Vieles nachzuholen haben. Für Frankreich ganz brauchbar iſt auch der unlängſt erſchienene *Précis de l'histoire de la philosophie*, der von den Herren de Salinis und de Scorbiac, die Direktoren des Collège de Juilly, herausgegeben und von der Université de France als Lehrbuch für die Collegien, Inſtitute und Penſionsanſtalten adoptirt worden iſt. —

⁂ Der Tambour von Arcole, André Etienne, iſt 77 Jahre alt, im v. M. geſtorben, und hat ſeiner Wittwe und ſeiner Tochter nichts hinterlaſſen, als das Gedächtniß der glänzenden Kriegsthat, die ihm eine Stelle auf dem Fronton des Pantheons verdient, und die Ehren-Klöpfel, die Bonaparte ihm als Zeichen der Nationaldankbarkeit ertheilt hat. Eine Subſcription iſt für die Tamboursfamilie eröffnet. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 16. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 18. Januar.

Die Blutrache.

(Fortſetzung.)

„Ich war ſo glücklich; ich hatte ein treues Weib, ein liebes Kind, mein Gütchen war zu klein, zu gering, um den Neid der reichen Nachbarn zu erregen, groß genug, um mich und meine Lieben ernähren zu können. Da brachen die Franzoſen in unſere Grenzen, und ich ergriff das Schwert meiner Ahnen, welches über der Wiege meines Kindes roſtete, und eilte, das Vaterland zu vertheidigen. Ohne einen Feind zu erblicken, ſchritten wir rückwärts, im immerwährenden Selbſtopfer die eignen Hütten vernichtend. Bald ſah ich mich nur wenige Werſte von meiner jüngſt verlaſſenen Beſitzung, von meinem Weibe, meiner kleinen Maria getrennt. Ich erhielt Urlaub auf zwei Tage, um die Meinen herzen zu dürfen. Als ich den kleinen Kirchthurm des Dorfes erblickte, leuchtete plötzlich eine helle Flamme auf. Feindliche Maroderurs waren auf Seitenwegen eingedrungen und plünderten, brannten und verwüſteten. Als meine Bauern mich plötzlich in ihrer Mitte erblickten, gewannen ſie Muth, ſich den Elenden zu widerſetzen. Die Feiglinge waren nicht erſchienen um zu kämpfen, ſondern nur um zu rauben; der Sieg über ſie war leicht, nicht ſo der über die Flamme. Der größte Theil der Gebäude, das Herrenhaus, die vollgefüllten Scheunen, Alles war dahin! Da ſchleppten die Verarmten rachedürſtend zu meinen Füßen einen ohngefähr zehnjährigen Buben; ſie hatten ihn gefunden, wie er mit ſchlauer Haſt in die, von dem Feuer verſchonten Gebäude den brennenden Schwefel warf. Ein Kind, in den Jahren, wo ſonſt der Menſch noch den ganzen Himmel unentweiht in ſeiner Bruſt trägt, ein Mordbrenner! Entſetzlich! Die gereizten Letten beeilten ſich vor meinen Augen, an dem frühreifen Böſewicht eine gräßliche Vergeltung, ein furchtbares Gericht zu üben. Sie wollten ihn ſtrafen, wie er geſündigt hatte, und bereiteten ſich, den Frevler in die Flammen zu ſchleudern. Meinen Bitten, meinen Drohungen gelang es nur mühſam, den Wüthenden ihr Opfer zu entreißen, ungern gehorchten ſie mir, grollend ſchlichen ſie zu den Schutthaufen ihrer ehemaligen Hütten, und die feindlichen Blicke, welche ſie auf den Gefangenen warfen, gaben mir deutliche Kunde, was ſeiner harrte, wenn nur ein Augenblick die Rache begünſtigen würde. Auch ich ſah mit Abſcheu auf den jungen Böſewicht nieder, der ohne ein Zeichen der Reue, ohne ein Zeichen des Dankes für ſein geretttetes Leben, gebunden zu meinen Füßen lag, nur dann und wann die lauernden Blicke auf die entfernten Letten warf, aber ſogleich wieder mit einer höhniſchen Freude die glimmenden Schutthaufen muſterte. Der Bube hatte Böſes gethan, aber es war nicht ſeine Schuld; er trug den Fluch fremder Verbrechen. Er war ein Kind des Krieges, in Sünde erzeugt, in Sünde geboren, hatte ſein Auge nur Miſſethaten erſchaut, ſein Ohr nichts anderes vernommen als Gottesläſterungen, und der Menſch, dies Geſchöpf der Nachahmung, wird gar leicht das Spiegelbild fremder Sünde. Er folgte mir in die Trümmer meiner Wohnung, und jetzt erſt ſah ich mein Weib und Kind wieder. Der Schreck hatte die Gattin auf das Krankenlager geworfen, er tödete beide, Weib und Kind; wenige Stunden vor meiner Abreiſe ſtand ich an ihren Grabeshügeln. Ich gürtete meinen Degen feſter, verließ die Trümmer meines Vaterhauſes und eilte wieder in den

Krieg, um im Donner der Schlachten nicht mehr die Seufzer der treuen Gefährtin zu hören, im Blute des Erſchlagenen nicht mehr meines Kindes letztes ſchmerzliches Lächeln zu ſehen. Der Lorbeer war erkämpft, der Friede war da! aber ich ſehnte mich nicht wieder heim, wo ich Alles verloren, wo mir nichts geblieben war, als zwei theure Gräber. Ich blieb in den Reihen der Krieger, und ſah fortan meine Heimath nicht wieder. Wie der Hund ſeinem Herrn, war mir der junge Mordbrenner gefolgt, in die Mühſeligkeiten des Bivouaks wie in die blutigen Schlachten; wider meinen Willen mußte ich ihn um mich dulden, ich konnte nicht denjenigen verſtoßen, der ſchon von allen Menſchen verſtoßen war. Aber er vergalt dieſen Haß, den ihm ſelbſt die roheſten Krieger zollten, durch tauſend Tücken, in denen er einen fürchterlichen Scharfſinn entwickelte. Er zählte vielleicht kaum vierzehn Jahre — die Zeit ſeiner Geburt, ſein Vaterland, ſeine Eltern waren ihm völlig unbekannt — als er kräftig erwachſen in die Reihen der Krieger trat. Aber ſein Unfriede, ſeine Unachtſamkeit des ſtrengen Dienſtes, und mehr noch der Haß ſeiner Kameraden, die alle, mehr oder weniger von ihm eine Unbill erfahren hatten, zwangen mich, auf ſeine Verſetzung anzutragen. Er ſchied von mir mit demſelben dämoniſchen Lächeln, das damals um ſeine Lippe ſchwebte, als er gebunden zu meinen Füßen lag, und die Hütten meiner Bauern um ihn in Aſche zerfielen.“

„Jahre vergingen; die Ruhe der Garniſon laſtete ſchwer auf mir. In den thatenloſen Tagen des Mannes tritt die Erinnerung mit ihren Foltern an das Herz, ſie ruft alle vergangenen Leiden in's Leben zurück, reißt alle verharrſchten Wunden wieder auf, und zeigt ihm nicht, was da ſein wird, ſondern nur immer, was da geweſen iſt. Ich bat um Anſtellung bei dem kaukaſiſchen Corps; gern wurde mein Wunſch erfüllt. Mein erſter Eintritt in die Staniza, welche mir anvertraut war, war Unheil kündend. Das Militär war zuſammengetreten, nicht um ihren neuen Führer zu begrüßen, ſondern um einen Soldaten wegen ſchwerer Vergehungen zu beſtrafen. Ich begnadigte den Unglücklichen, und als er nun auf mich zutrat, um mir zu danken, erkannte ich wieder das Geſpenſt meines Lebens, den einſtigen Mordbrenner, den Soldaten Aſima. War er früher ein entarteter Knabe, ein verdorbener Jüngling, ſo war er jetzt zum vollkommenen Böſewicht gereiſt. Alle Laſter: Trunkenheit, Sinnenluſt, Neid, Habſucht waren ſein Eigenthum geworden. Er hatte keinen Glauben, in der Kirche war er ein Chriſt, in der Synagoge ein Jude, in der Metſched ein Türke; aber er läſterte Gott in allen dieſen Tempeln; und wenn er über die Schwelle eines Gotteshauſes zurücktrat, war er ein größerer Verbrecher, denn da er hineinging. Und dennoch hatte dieſer Teufel in Menſchengeſtalt noch eine ſeltne Tugend: es war die Treue gegen mich. Alle ſeine geiſtigen Fähigkeiten, ſeine entarteten Kräfte, ſeine räthſelhaften Kenntniſſe, die er, Gott weiß wie erworben hatte, ſeine örtliche Bekanntſchaft des Landes benutzte er, um mir nützlich zu ſein. Er war der verwegenſte Kletterer*) des ganzen Heeres, der geſchickteſte Späher; mehr als einmal rettete er die Staniza aus drohender Gefahr; er wurde deshalb jetzt von ſeinen Kameraden gefürchtet, und wehe dem Unglücklichen, der ſich am Morgen ſeinen Haß zuzog, er ſah das Licht des Lebens am Abend nicht wieder, immer wußte es Aſima bei ſolchen Verbrechen ſo einzurichten, daß ihn bei ſolcher Unthat nur der Argwohn, nicht der Beweis treffen konnte.“

„Da zogen wir beim Beginn des Jahres achtzehnhundert ſechs und zwanzig gegen die Tſchetſchenzen, welche ſich im vorigen Jahre auf's neue empört und ihre Räubereien in der Nähe von Tarke und Grosnoja mit dem Morde zweier ruſſiſcher Generale geweiht hatten.**) Wie wenig kennt die Welt die Mühſeligkeiten eines ſolchen Krieges! Durch die undurchdringlichſten Wälder muß der Ruſſe, um den Feind verfolgen zu können, ſich mit dem Beile erſt einen Weg bahnen; von den ſteilen Höhen in die ſchwindelnden Abgründe hinab muß er an Tauen die leichte Bergkanone niederlaſſen und dann ſelbſt in die Tiefe gleiten, wo ein wankender Tritt, eine verfehlte Steinritze den unwiderruflichen Tod bringt. Aber die Krieger ſcheuten nicht die Gefahr, nicht die drohenden Waſſerſtürze, nicht das Felſengrab, denn an ihrer Spitze ſtand ihr Vater, ſo nannten unſre Ruſſen hier ihren Feldherrn,***) und nur die Liebe zu ihm machte es möglich gegen Natur und Menſchen im Vereine zu kämpfen; nur dieſe Liebe ſchuf die Wunderthaten, welche hier geübt wurden. Aber in dem Maße, wie dieſer ritterliche Held, kühn, tapfer, entſchloſſen, die Liebe ſeiner Krieger beſaß, fürchteten ihn auch die Feinde. Hier galt nicht ſein gebildeter Geiſt und ſeine Milde; dieſe Raubkrieger bewunderten an ihm, was ſie an ſich ſelbſt ſchätzten, ſeinen rieſigen Körperbau, ſeine ungewöhnliche Stärke und ſeine Beſonnenheit in der Stunde der Gefahr. So ward dieſem Feldherrn das ſeltene Glück, von Freunden und Feinden gleich bewundert zu werden.“

„Ich lagerte in einem ſtillen Thale mit einer kleinen Vorhut und erwartete die nachkommenden Truppen. Der Feind war vor zwölf Stunden noch ſechzig Werſte entfernt geweſen, folglich waren wir ſicher, auch ſchützten uns ja jene Felſenveſten, die ſich bis zu Wolkenhöhen vor uns erhoben. Plötzlich ziſchten und pfiffen die Kugeln, wir ſanken in unſerm Blute nieder, ohne einen Feind gewahren zu können. Es war, als ob die unſichtbaren Verderber auf uns herabzuckten, von den Bergen herab rollten die ſchweren Steine auf uns nieder und zerſchmetterten denjenigen, der bis jetzt dem Geſchoſſe entgangen war. Erſt als die Hälfte unſerer

---

*) Bei dem kaukaſiſchen Corps hat man angefangen, mehrere Soldaten zu geſchickten Kletterern auszubilden, die im Kampfe gegen die Bergvölker von bedeutendem Nutzen ſind.

**) Grekoff und Liſſanewitſch wurden in der Feſtung Wak-Tſchai von einem Mullah ermordet, der, nur mit einem Dolche bewaffnet, noch einen Oberſten und zwei andere Officiere verwundete, ehe es den Ruſſen gelang, ihn niederzuhauen.

***) Jermoloff.

Braven dem Tode verfallen war, belebten ſich die Höhen mit Tſchetſchenzen und mit wilder Siegesfreude drangen ſie nun auf die Wenigen ein, von denen faſt keiner unverwundet war. Aber auch überfallen, übermannt, ſtritten wir noch unbeſiegt; da rieſelte es warm von meinem Herzen, der Säbel eines Bergkriegers hatte mir die tiefe Wunde geſchlagen. Zum zweitenmal hob er das krumme Eiſen, um ſein Blutwerk zu vollenden. Aber Aſima war mir nahe, er hob die Kolbe ſeines abgeſchoſſenen Gewehres und ſchmetterte ſie auf meinen Feind nieder; dieſer ſank auf das blutige Geſtein mit geſpaltetem Haupte. Ein Wuthgeheul erhob ſich unter den Tſchetſchenzen, als ſie ihren Führer fallen ſahen; mit wildem Rachegebrülle drangen ſie auf meinen Retter ein; ſeine ungeheuere Stärke ſchützte ihn nicht mehr, die Uebermacht erdrückte ihn und ich ſah noch mit nachtumflorten Blicken, wie ihn die Menge zur ſchrecklichen Wiedervergeltung fortſchleifte in ihre unzugänglichen Schluchten. Jetzt tönte aus der Ferne die ruſſiſche Trommel; Hülfe nahte; ſie kam nur zeitig genug, um unſere Verwundeten von dannen zu tragen, und die Todten zu begraben.“

„Die Schlacht vom ſechsten Mai rächte dieſe Niederlage. Jermoloff hatte ſieben hundert Koſaken Verſtärkung und zwei Berghaubitzen erhalten. Die ganze Macht der Tſchetſchenzen ſtand gegen uns; die blutigen Wogen rauſchten hin und her; glühender Haß, fanatiſche Freiheitsliebe, kämpfte mit der beſonnenen Tapferkeit. Uns ward der Sieg; der Tſchetſchenzen brennende Dörfer leuchteten ihnen bei ihrer Flucht und durch ihre finſteren Wälder ſuchten wir die Beſiegten in den Verſtecken ihrer Hochgebirge auf. Da brach ihr Muth, ſie baten um Gnade, ſchwuren aufs neue heilige Eide, um ſie im günſtigen Augenblicke aufs neue zu brechen. Aber eine Heldenſchaar dieſer Kernmenſchen unterwarf ſich nicht; mit dem heißen, unbezähmten Groll in ihren unverſöhnlichen Herzen verließen ſie ihre Heimath, den Heerd ihrer Väter, und zogen — wie ſpäter jene Polen — von dannen, um in der Ferne ein neues Vaterland zu ſuchen. Die Felſenwände wiederhallten von ihrem Trauergeſange, und trugen dieſe Schauertöne zu uns herüber. Gott weiß: ihnen ward unſere Achtung, nicht jenen Meineidigen, die ſich jetzt kriechend vor uns demüthigten.“

(Fortſetzung folgt.)

Ole Bull.

(Hamburg, 9. Januar 1838.)

Die reichsfreie Hamburg iſt ſtolz und entzückt, daß der norwegiſche Virtuos ſich zuerſt unter allen deutſchen Städten in ihren Mauern hören ließ. Der Enthuſiasmus, das Furore, welches dieſer Künſtler hier erregte, ſind beiſpiellos in den Annalen der künſtleriſchen Leiſtungen, glaubhafte Perſonen, Kunſtkenner wie Laien, verſicherten mir, daß weder die Sonntag, noch der Nebenbuhler des nordiſchen Violiniſten, der Maeſtro Paganini, einen ähnlichen Triumph gefeiert hätten. Und er verdient es, der junge Norweger, ſein Ruf, der ihm von London aus voraneilte, hat nicht gelogen, ich glaube ſogar, daß die kalten Engländer den neuen Amphion kaum genug würdigten, ſie prieſen nur ſeine hohe Kunſtfertigkeit, ſeinen unvergleichlichen Vortrag, ſie erfaßten nicht zugleich den Geiſt, die Seele des Künſtlers, ſie überſahen den Dichter, das Tiefe, Fühlende, Seelenvolle in ſeiner Auffaſſung, in ſeinen Schöpfungen. Ole Bull ſteht als Künſtler mit Paganini auf gleicher Stufe, als Dichter übertrifft er ihn bei weitem! Dort iſt das Grauſe, das Entſetzliche, die wildeſte Leidenſchaftlichkeit eines im Innern zerriſſenen Südländers, hier das Ruhige, das Trauernde, das Elegiſche des nordiſchen Sängers — Paganini iſt einer Feuersbrunſt, dem tobenden Ausbruche des Aetna, Ole Bull dem Sonnenuntergange in ſeinen heimiſchen Bergen zu vergleichen, er iſt ein Raphael, jener ein Michael Buonarotti.

Woher kam der Norweger, wohin geht er, wo erlangte er dieſe erſtaunliche Fertigkeit, wie und wodurch ſcheint ſo tiefes Leid an ſeiner Seele zu nagen? Es gehen viele Gerüchte über den liebenswürdigen, anſpruchsloſen Mann; Jeder weiß etwas Neues, Jeder das Gewiſſe. Ole Bull iſt in Bergen, in Norwegen geboren, der Sohn eines dortigen Apothekers und gegen 30 Jahre alt. Er ſoll mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und es endlich dahin gebracht haben, ſeine Studien in Paris fortſetzen und ſich dort ausbilden zu können. Er iſt von einnehmendem Aeuſſern, vernachläſſigt daſſelbe aber augenſcheinlich, groß, hager, blonden Haares und blaſſer Geſichtsfarbe. Nur beim Spiele lebt er und Alles an und in ihm auf. Ihr ſolltet ihn ſehen, wenn er ſeine Cremoneſer Geige erfaßt, wie da ſein Auge leuchtet, die Wange ſich röthet, wie er ſein Inſtrument gleich einer Geliebten betrachtet, freudig und traurig zugleich, und dem todten Inſtrumente Töne entlockt, lebendig, ergreifend, bezaubernd!

Ole Bull wurde von dem hieſigen Stadttheater, welches ſich unter ſeiner dermaligen Direktion vortheilhaft auszeichnet und weder Mühe noch Koſten ſcheuet, das Hamburger Theater mit den vorzüglicheren Bühnen Deutſchlands auf gleiche Stufe zu erheben und zu erhalten — für zwei Vorſtellungen gewonnen; durch den Enthuſiasmus, die ungetheilte Liebe und Bewunderung, die er ſich erwarb und die ſich durch nie gekannten Applaus, Blumen, Kränze, Gedichte und Einladungen in die erſten Geſellſchaften äuſſerten, ließ er ſich bewegen, ein drittes Mal auf dem Stadttheater und zum Beſten der Armen und Waiſen, dies aus freiem Antrieb, aufzutreten. Auſſer der bewunderswürdigen Fertigkeit, entzückt uns der Meiſter nicht blos durch ſeine Improviſationen, Phantaſieen und Dichtungen, ſondern er führt uns zugleich zwei bis dahin unbekannte Erſcheinungen vor: er ſpielt auf der einen Geige ein Quartett, er ſpielt auf allen vier Corden zu gleicher Zeit und dann weiß er dem Inſtrumente einen Ton zu entlocken, der zur Zeit von keinem Violiniſten vernommen ward, es iſt ein eigener, ein ſingender Ton, herzergreifend, der menſchlichen Stimme nachgebildet und wunderbar in ſeinem Effekte. Was erſtere Erſcheinung anbetrifft, ſo glauben Kenner, daß er eine eigends gebaute Geige, oder wenigſtens einen ganz beſonderen Bogen habe, Andere, daß er ſtatt des Colophoniums eine andere Maſſe benutze, und eine oder zwei Saiten mit den Fingern anſchlage. Ich laſſe das dahingeſtellt. Was jenen ſingenden Ton betrifft, ſo iſt er Ole Bull's eigene Schöpfung, durch Fleiß und Studium entſtanden, er verwandte in Italien ein ganzes Jahr auf den Bau der Geige, und will da dieſen Ton entdeckt haben. Als er nach ſeinem zweiten Auftreten, auf allgemeines Verlangen, zum dritten oder vierten Male vortrat, ſang er ſeinen Dank in dieſen Tönen, es war wahrlich ein Geſang!

Unter den vielen Gerichten, die über den blaſſen, leidenden Mann verbreitet ſind, führe ich nur zwei an. Die früh geſchiedene Malibran ſoll den Künſtler zuerſt erkannt und vorgezogen haben. In Brüſſel wollte die gefeierte Sängerin ein Concert geben, ihr Mann, der berühmte Violiniſt, ſie begleiten. Am Tage des Concerts erkrankte der Gatte, Niemand konnte ihn erſetzen. Da erinnerte ſich die Sängerin, in demſelben Hotel, welches ſie bewohnte, einen Violinſpieler gehört zu haben; ſie geht zu ihm, bewegt ihn, die Partitur ihres Mannes zu übernehmen, und entzückt an jenem Abend doppelt durch ihren herrlichen Geſang und das meiſterhafte Spiel des Fremden. Der Fremde war Ole Bull.

In Paris ſoll Ole Bull durch widerwärtige Erfahrungen, ſowohl im Leben, als in ſeinem künſtleriſchen Berufe, den Entſchluſs gefaßt haben, ſich das Leben zu nehmen, und wirklich in die Seine, nahe an den Champs élysées, ſich geſtürzt haben. Eine Caroſſe fährt vorüber, die inſitzende Dame erblickt den Unglücklichen, beordert ihre Leute zur Rettung, nimmt Antheil an dem Geretteten, ermuntert, unterſtützt ihn — und gibt ihm die einzige Tochter zur Gattin!

Feuilleton.

.*. Jakob II. und der Herzog von Somerſet. — In einer kürzlich erſchienenen Broſchüre leſen wir Folgendes: »Burnet erzählt eine artige Anekdote von dem Herzog von Somerſet, von welchem der katholiſche Jakob II. einen Dienſt verlangte, wodurch er ſchweren, geiſtlichen Strafen verfallen ſein würde. Als der Herzog ſich entſchuldigte und ſich auf das Geſetz berief, fragte der König, ob er nicht wiſſe, daß er, der König, über dem Geſetze ſtehe? Der Herzog erwiderte: »Ew. Majeſtät mögen über das Geſetz erhaben ſein; ich bin es nicht.« —

.*. »Entdeckung eines Complotts wider Religion und Chriſtenthum, gemacht durch Eſchenmayers Schrift: »»Conflikt zwiſchen Himmel und Hölle, an dem Dämon eines beſeſſenen Mädchens,«« von Dr. Amadeus Ottokar.« — Dies iſt der halb ſchauderhafte, halb unverſtändliche Titel einer gewiß ſehr gut gemeinten, aber wohl auch ſehr überflüſſigen Flugſchrift, in welcher Hr. Dr. Ottokar »zur Warnung der Chriſtenheit (!) — beweiſen will, daß Eſchenmayer und ſeine Conſorten nichts Anderes im Sinne haben (!), als Religion und Chriſtenthum völlig herunterzubringen und mit Spott und Schande zu bedecken (!), die Kraft Gottes und Chriſti und den Namen Chriſti der Gewalt und Liſt der Hölle gegenüber als kraftlos und nichtig erſcheinen zu laſſen, Gott und ſeine Boten als Geiſter der Lüge und Täuſchung darzuſtellen, alles Vertrauen auf Gott zu Boden zu ſchlagen, und unter dem Scheine (!) des Eifers für Gott und Chriſtus einen großen Sieg der Hölle über den Himmel, des Teufels über Chriſtus herbeizuführen.« (!!)... Laßt die Todten — die Todten begraben. —

.*. Neue Bomben und Bergkanonen. — Hr. Seekapitain Frederikſen und Hr. Esmarch, Prof. der Naturgeſchichte zu Chriſtiania, haben eine Bombe erfunden, welche, nur 30 Pf. ſchwer, ſo viel Schaden anrichtet, als eine gewöhnliche von 130 Pfd. Auch verdankt ihnen Norwegen die Erfindung von Kanonen, die ſo leicht ſind, daß ſie von einem Pferd oder von zwei Männern auf die höchſten Berge gebracht werden können.

.*. Schwediſche Novitäten. — Unter den neueſten zur Weihnachtsmeſſe in Schweden erſchienenen Schriften werden »Birger und ſeine Familie« ein neues Trauerſpiel von Hofmarſchall von Beskow, und die »Zeit- und Kriegesbilder« von Lieut. v. Ridderſtad gerühmt. Die »Lebensgeſchichte Guſtav Adolfs IV.« aber, welche Aſſeſſor Cruſenſtolpe herausgegeben, hat alle Erwartungen getäuſcht. Die von ihm aufgeführten Dokumente ſind jedoch von Wichtigkeit. Ein Schwediſches Taſchenbuch mit Beiträgen mehrerer anerkannter Dichter, wird von Mellin zu Tage gefördert. —

.*. Steinregen in Südamerika. — Das Liverpool Chronicle bringt folgende Nachricht: »Ein Schreiben aus Braſilien zeigt an, daß ein Meteor von außerordentlicher Klarheit — und ſo groß, wie die Ballons, deren ſich die Luftſchiffer bedienen, in der Provinz Ceara, bei dem Dorfe Macao, am Ausfluß des Açu und mehr als 40 Meilen weit wahrgenommen werden. Es machte ſich durch ein donnerähnliches Getöſe bemerklich und ließ eine ungeheuere Menge von Steinen in einer Linie von mehr als 10 Meilen herabfallen. Der größte Theil derſelben fiel in der Nähe der Wohnungen nieder; die meiſten dieſer Aerolithen drangen mehrere Schuh tief in den Sand. Viele Ochſen wurden erſchlagen, viele verwundet. Das Gewicht einiger von den aus dem Sande gegrabenen Luftſteinen wechſelt von 1 Pfunde bis zu 40 Pfund.

.*. Am 13. d. M. ſtarb in Frankfurt Ferdinand Ries, als Tonkünſtler weit berühmt, als edler, tüchtiger Charakter von jedem, der ihn perſönlich gekannt, aufrichtig geachtet und geehrt. Raſtloſer Eifer und manche Verdrießlichkeiten bei der von ihm übernommenen Leitung des Cäcilienvereins gaben ohne Zweifel den erſten Anlaß zu ſeinem frühen Tode.

.*. Das Frankfurter Mozartfeſt hat 410 Gulden (nach Abzug der Koſten) eingetragen.

.*. Hugo, der Begründer der hiſtoriſchen Schule, der in ſeinem Lehrbuche des Naturrechtes ſogar die Sklaverei legitimirt, hat dennoch, wie der Deutſche Courier vom 9. d. M. berichtet, am 4. »ſeine Vorleſungen mit einem Vortrage eröffnet, in welchem er ſich beſtimmt gegen die wider die Sieben ergriffenen Maaßregeln erklärt.«

.*. Der berühmte Architekt Gau von Cöln, der ſchon ſeit einer Reihe von Jahren zu Paris wohnt, iſt von der franzöſiſchen Regierung beauftragt, eine katholiſche Kirche im Faurbourg St. Germain zu erbauen. Da ihm die Wahl freigeſtellt, ſo hat er ſich für den altdeutſchen (ſ. g. gothiſchen) Bauſtyl entſchieden. —

.*. Der Zeitungsſtempel trug in brutto ein:

	in Großbritannien	in Irland
im Jahre 1835	583,096 Pfd. St.	34,516 Pfd. St.
— — 1836	472,935 — —	29,304 — —
— — 1837	196,967 — —	20,757 — —

.*. Zu Petersburg iſt der Plan zu einer neuen Kunſtlotterie von 8000 Looſen à 3 Rubel Bank-Aſſignaten ausgegeben worden. Die Gewinne beſtehen u. a. in 48 Original-Oelgemälden, 16 Copieen, 6 Original-Zeichnungen u. ſ. w.

.*. Pflanzenbeſeeltheit. — In vielen Erſcheinungen der neueren und beſonders der neueſten Zeit läßt ſich eine Rückkehr zum Urſprünglichen nicht verkennen. Der rückkehrende Geiſt iſt aber durch ſeinen bisherigen Lebensweg geläutert und geſteigert. Zu jenen Erſcheinungen dürfte auch der geiſtvolle Aufſatz im Morgenblatt zu rechnen ſein, der überſchrieben iſt: »Die Unſterblichkeit der Pflanze.« Es wird darin (No. 294 v. v. J.) behauptet, »die zahlloſe Verbrüderung« dieſer »Geſchöpfe — werden nach ihrer Stufe, von einer ſanften, ſtillen Seele, von einer animula blandula, vagula beherrſcht,« und gefragt: ob man nicht auch ſagen dürfe: »die Pflanze genieße einer gewiſſen Freiheit im leiblichen Leben?« jedoch (in Nro. 295) geantwortet: »die Pflanze ermangele der Ichheit, ſie habe keine Erkenntniß, darum keine ſittliche Freiheit, wohl aber einen gewiſſen Grad von ſinnlicher Freiheit.« Was die Unſterblichkeit betrifft, ſo wird zum Schluſſe (Nro. 296) bemerkt: »Für jeden Menſchen iſt's ſein innerſtes und beſtes Sein, was er erhalten, was er unvergänglich haben will. Dieſer Kern aber des menſchlichen Sein's, dieſes innerliche Beſtreben ſeiner Natur iſt nicht auf körperliche Handlungen beſchränkt, wie die letzte und höchſte Thätigkeit der Pflanze.«

.*. Das Frankfurter Theater, deſſen Perſonal einen Gagenétat von ungefähr 100,000 Gulden verurſacht, mußte neulich — geſchloſſen werden, weil die Direktion eine Vorſtellung zu Stande zu bringen verzweifelte.

.*. Altflämiſche Ueberſetzungen. — Dem Journal von Tournay zufolge, hat Corn. von Ghiſtele aus Antwerpen ſchon im 14. Jahrhundert Virgil's Aeneis, die Luſtſpiele des Terenz und die Satyren des Horaz ins Flämiſche überſetzt. —

.*. Die Minerva Ergane, eine der ſchönſten Bronze-Statuen des Alterthums, welche zu Volci ausgegraben, eine Zeit lang das neue Muſeum Gregorianum zu Rom geſchmückt, iſt, weil dieſes Muſeum den hohen Kaufpreis nicht zahlen konnte oder wollte, — für die Kunſtſammlung des Königs von Baiern angekauft worden.

.*. Von Martin Luther hatte unmittelbar nach ſeinem Tode ſein treuer Freund Lukas Kranach ein Bruſtbild in Lebensgröße gemalt. Von dieſem in jeder Hinſicht merkwürdigen Bilde, hat Herr Eduard Schuler einen Stahlſtich gefertigt, der empfohlen zu werden verdient.

.*. Ranke's Geſchichte der Päpſte erſcheint jetzt zu Paris ins Franzöſiche überſetzt von Hr. Haiber, herausgegeben und mit Einleitung begleitet von Hrn. Alexandre de Saint-Chéron.

.*. Ueber außerordentlichen Mangel an Geiſtlichen klagt Hr. Hyazinth, Erzbiſchof von Paris und empfiehlt allen Pfarrern ſeiner Diözeſe „l'oeuvre connue sous le nom d'oeuvre du petit-séminaire.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 17. 1838.

Phönix.

Freitag, 19. Januar.

Johannes v. Schlaier.

(Fortſetzung.)

In dieſen Tagen waltete zu Tübingen, in der Eigenſchaft eines Präſidenten des Obertribunals, mit welcher Stelle die Curatel der Univerſität verbunden war, ein edler Sachſe aus gutem Geſchlechte, der durch ſein öffentliches Leben in Würtemberg und ſeine Schriften vielfach bekannte Freiherr von Wangenheim, der auch nachmals für wenige Zeit das Portefeuille des Miniſteriums des Innern und des Cults übernahm.

Von der Liebe zur Jugend und zur Jugendbildung durchdrungen, war dieſer Staatsbeamte — nachdem er ſeit ſeinem Eintritte in den würtembergiſchen Staatsdienſt ſchon einige Jahre in verſchiedenen höhern Branchen der Staatsverwaltung mit Auszeichnung gewirkt hatte — in ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen ſo recht an ſeinem Platze, fühlte er zwiſchen dieſem farbenvollen akademiſchen Leben ſich recht heimiſch und in ſeinem Elemente.

Mit weltbürgerlichem Gaſtſinne und liberaler Urbanität öffnete er ſein Haus dem Talente, mochte es ganz unſcheinbar oder mit Eclat ſich ankündigen, bildete er das Centrum, um welches alle edleren und ſchönern Beſtrebungen in Wiſſenſchaft und Kunſt ſich vereinigten. Der beſſere Theil der Studirenden und akademiſche Lehrer bildeten in dieſem Hauſe die geſellſchaftlichen Kreiſe. Den erſtern war er, wenn ſie's nur wollten, „ein Berather ihres akademiſchen Lebens, ein leitender und mitſtrebender Geiſt,“ wie ein Silhouetteur Wangenheim's an einem andern Orte ſo treffend dargethan.

Einem Hauſe, einem geiſtigen Mittelpunkte ſolcher Art, konnte ein Jüngling von den kecken Beſtrebungen Schlaier's nicht fremd bleiben. Er ſchloß ſich auch mit dem ganzen Vertrauen hochherziger Jugend, als an ein verkörpertes Ideal ſeiner eigenſten und innerſten Lebensregungen, an den edeln Freiherrn an. Dieſer war hingegen der erſte, der das kräftige Talent des Jünglings zu würdigen verſtand; er feuerte es an, und wo es Noth that, war er ſein Protektor, ſein Leitſtern. Wir glauben der geſchichtlichen Wahrheit nicht vorzugreifen, wenn wir behaupten, daß dies Verhältniß die eigentliche Grundlage der wunderſchnellen Entwickelungen bildete, in welchen wir Schlaier die Stufe erſteigen ſahen, auf welcher er bereits ſeit mehreren Jahren angekommen iſt. Denn den Miniſterſitz beſtieg er, ſo zu ſagen, wirklich, er erklomm ihn nicht, wie ſo viele kräftige Talente auf andern Punkten Deutſchland's. Die Regierung hat hier freilich ihren guten Theil daran, ſie griff nach dem Talente, wie ſie es vorfand, und dafür gebührt ihr ein ernſtes Lob.

Das würtembergiſche Gouvernement, wie wir hier in Parentheſe bemerken wollen, war nach dem Regierungsantritte des gegenwärtigen Königs überhaupt das erſte in Deutſchland, welches die Stellen der oberſten Verwaltung nicht den Anmuthungen der Geburt, ſondern dem Verdienſte überlieferte.

Schlaier ſetzte ſeine Studien mit ſolchem Erfolge fort, daß ihm ein akademiſcher Preis zu Theil wurde. Bald nach ſeinem Weggange von der Univerſität und nach rühmlich erſtandener Staatsprüfung, ward ſein Gönner, der Freiherr von Wangenheim, acht Tage nach König Friedrich's, den 30. Oktober 1816, erfolgtem Tode, von dem neuen Regenten, dem Könige Wilhelm, nach Stuttgart berufen, um das Portefeuille des Cultusminiſteriums mit Sitz und Simme im geheimen Rathe zu übernehmen. Jetzt vergaß Wangenheim des Tübinger Jünglings nicht, der ſo viele Hoffnungen rege gemacht und den er mehr als dem gewöhnlichen Lebensbegriffe nach liebgewonnen hatte; er berief Hrn. Schlaier zu dem Dienſte eines Sekretärs in ſeine Kanzlei und zeichnete ihm hier die Leiter vor, die ihn ſo ſchnell und ſo energiſch in die Höhe führte. Nach dem Verlaufe von nicht vollſtändig einem Jahrzehend, da Hr. von Wangenheim in Folge mehrfacher Irrungen mit den herrſchenden Cabinetsprinzipien in Stuttgart penſionirt worden war, und jetzt wieder ſeine Tage im Auslande verlebte, hatte Hr. Schlaier vom Sekretär zum Oberregierungsrathe ſich emporgeſchwungen und im Jahre 1826 die Freude erlebt, von ſeiner Vaterſtadt Tübingen zu deren Vertreter auf dem Landtage gewählt zu werden. Hr. Schlaier nämlich ſtand, was man ſo ſagt, in dem Geruche großen Liberalismus; nach den Anſichten der damaligen Zeit hielt er ſich auch wirklich in der vorderſten Reihe der Freiſinnigen und er ſelbſt ſchien auf dieſen Ruf große Stücke zu halten. Es lag überhaupt in dem Charakter der damaligen Zeit neben ſoviel Niederſchlagendem auch etwas Schönes und Bezauberndes, daß nämlich die beſſeren und kräftigeren Geiſter faſt allzumal die Keime, zu welchen die deutſche Völkerſonne zwiſchen 1813 und 1815 den Saamen geboten, in ſich mit üppiger Triebkraft entwickelten, und im Ausſpruche kühner und mannhafter Geſinnungen dasjenige kund gaben, was ſie unter andern Conſtellationen des politiſchen Himmels handelnd geoffenbart haben würden. Die deutſche Begeiſterung der gedachten Jahre wirkte um ſo mächtiger in den jugendlichen Gemüthern, welche das ganze Innere ihr aufgethan, während der letzten Jahre nach, als das politiſche Horoscop jenes Zeitpunktes dieſen Entwickelungen feindlich widerſprach und die Geiſter in ſich ſelbſt zurückdrängte. Schlaier fühlte ſo ſehr wie jeder ſeiner aufgeklärten Zeitgenoſſen die Schwere der Zeit, in welcher die ſo ſtürmiſch und gewaltſam aus den Fugen geriſſenen Verhältniſſe der Vergangenheit ſich wieder reſtauriren ſollten, gegen welchen Herſtellungsprozeß ſich aber auf vielen Seiten ſo bedeutungsvolle Symptome des Widerſtandes rege zeigten. Damals gehörte tüchtiger Mannesmuth dazu, wenn eine Stimme raſch und kräftig durch die vaterländiſchen Gauen ertönen ſollte, und einen Vertreter, mit ſolchem Muthe begabt, glaubten die Tübinger in dem bereits im Staatsdienſte hochgeſtellten Sohne ihres Mitbürgers gefunden zu haben. Im Badnerlande waren das Jahr zuvor, im Jahre 1825, die letzten Rufe der Oppoſition im dröhnenden Widerhalle eines höhern Willens untergegangen und die ſüddeutſchen Lande, in welchen das Prinzip der Volksvertretung anerkannt war, hatten ſich darum nach dieſen badiſchen Vorgängen auf's neue nach den Ständehallen von Stuttgart umgeſehen, auf welchem Boden überhaupt mehr denn anderswo in Deutſchland die deutſche Geſinnung, Angeſichts einer aufgeklärten Regierung, ſich ſelbſt kühn und unverholen die Bahn gebrochen. Herr Schlaier focht auch während der erſten Zeit ſeiner parlamentariſchen Wirkſamkeit mit jener Geſinnung, welche die Committenten an ihm ſchon länger glaubten erkannt zu haben, er war bei allen Anläſſen von Belang einer der feurigſten und beredteſten Anwälte der Volksrechte, und nie verleugnete er in ſeinem Weſen den Grundzug ſeines bürgerlichen Urſprungs oder machte er das Vertrauen ſeiner Vaterſtadt zu Schanden.

Herr Schlaier trat nach dem Ablaufe des erſten von ihm angewohnten Landtags zu ſeinen amtlichen Geſchäften mit einer neuen Anerkennung, mit der Anerkennung des würtembergiſchen Volkes, zurück, deſſen gute Rechte er mannhaft vertreten hatte. Denn eine Anerkennung anderer und gleich wichtiger Art hatte ſchon ſeit mehreren Jahren her ſeinen Ruf in anderm Betrachte gegründet, nämlich den Ruf einer ausgezeichneten Geſchäftskunde, welche ihn dem Dikaſterium, in welchem er wirkte, immer unentbehrlicher machte. Er galt als die rechte Hand des damals ſchon ſeit mehreren Jahren an die Spitze der inneren Verwaltung geſtellten Miniſters Chriſtoph Friedrich Schmidlin, eines Profeſſors Sohn aus Stuttgart, deſſen Redlichkeit und Berufstreue über alles geſchätzt zu werden verdienten. Seiner rühmenswerthen Geſchäftskenntniß mangelte nur die raſche Gewandtheit einer jüngern ebenbürtigen Kraft, welche er glücklicherweiſe im vollkommenſten Maaße in Schlaier gefunden.

Schmidlin konnte eher als Magiſter des Innern gelten denn als eigentlicher Executor ſeiner Einſichten, nach den Behauptungen Vieler gebrach ſeinem ſecirenden und ſpekulativen, durch und durch gelehrten Geiſte die Energie des Handelns, das raſche Vollbringen und jener kecke und durchdringende, die Verhältniſſe ſich unterordnende Blick in das Leben, in die Zeit, und in die Tiefe der Menſchennatur, eine Gabe, welche Hrn. Schlaier ſo frühe und ſo bewundernswerth auszeichnete. Bei weitem nicht ſo gelehrt als ſein ehrenwerther Vorgeſetzter, mit weit weniger ſpeculativen Kenntniſſen ausgeſtattet als dieſer, hatte Schlaier ſich jederzeit wie in ſeinem Lernen ſo in ſeinem Wirken an der realen Seite des nackten Lebens gehalten und aus dieſem, nicht aus der Wiſſenſchaft, die Maximen ſeines Handelns und ſeiner Tendenzen abſtrahirt. In der rauchigen Univerſitätskanzlei Tübingen's, wo er ſo oft zu Protokoll ſitzen mußte, wenn ein Student mit verbundenem und zuweilen noch blutendem Kopfe über eine illegale That zur Rede ſtand, hatte er die Verrenkungen der Menſchennatur ſich beim friſcheſten Lichte beſehen, und ſo ſich eine Summe ſchätzbarer Erfahrungen ſchon in erſter Jünglingszeit zu eigen gemacht.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Holſtein.

(Fortſetzung.)

Holſtein gibt daher ein Antiquitätenkabinet für meiſtentheils anderweitig abgeſtorbene Rechtszuſtände und Inſtitutionen ab und mit Ausnahme der Tortur, die ſich mit dem humanen Geiſte der hieſigen Regierung einmal durchaus nicht vereinigen laſſen wollte, laſtet hier noch der ganze gewichtige Rechtsapparat der Vorzeit auf dem Lande. Jede Geſetzverfügung in möglichſt breitgeſchlagener Form mit zahlreichen Exemtionen und ſchnörkelhaftem Curialſtyl mit ſeiner ganzen Schwülſtigkeit und Sprachbarbarei gilt als unerläßliches Erforderniß eines guten gerichtlichen Styls, und ein ſolcher ſcheint hier, wie in noch anderen deutſchen Ländern, ſeine Apotheoſe feiern zu wollen, obſchon er für manchen bekanntlich eben ſo unverſtändlich iſt, wie die Hieroglyphenſprache der ägyptiſchen Obelisken. Rechte und Geſetze durchkreuzen ſich gegenſeitig in bunten Verſchlingungen und machen Alles zweifelhaft; es gibt Oerter, deren Bewohner nach den verſchiedenen Klaſſen unter ganz verſchiedenen geſetzlichen Beſtimmungen ſtehen. Nirgends herrſcht Uebereinſtimmung, Gleichartigkeit, Einfachheit und vor allem Raſchheit. Jede Rechtsſache von nur einigem Belang läßt ſich vor vier Inſtanzen ſchleppen, bis ihr endlich, auf dieſe Weiſe zu Tode gehetzt, der Athem ausgeht und ſie eine gänzliche Erledigung findet, und Oeffentlichkeit in gerichtlichen Verhandlungen iſt leider in praxi eine völlig unbekannte Sache. Bei ſo beſtellten Verhältniſſen, wo Weitſchweifigkeit zur Tagesordnung gehört und der Geiſt in eine ſtarre, eiſerne Form gezwängt wird, muß der Stand der Advokaten ein ſehr ergiebiger ſein, wenn gleich ein eben ſo unentbehrlicher, der in der Kette der bürgerlichen Geſellſchaft das nothwendigſte Glied bildet. Erwägt man dieſe Zuſtände, ſo muß man in die Worte des Dichters ausbrechen: „Es erben ſich Geſetz und Rechte, wie eine ew'ge Krankheit fort u. ſ. w.“ und ſich lieber in Sachen des Mein und Dein eine türkiſche Juſtiz in der Perſon eines weiſen Kadi wünſchen. —

Seit ungefähr hundert Jahren ſah Holſtein keine Ständeverſammlung in ſeiner Mitte, und Niemand, wenn nicht einige Mitglieder der Ritterſchaft, mochte auch wohl jene alte, nach feudaliſtiſchen Grundſätzen im Geſchmack des Mittelalters zugeſchnittene Verſammlung ſonderlich zurückverlangen, welche, ohne ausdrücklich aufgehoben zu ſein, doch die Zeit ſelbſt aufgehoben und zu Grabe getragen hatte, als der dreizehnte Artikel der deutſchen Bundesakte eine Volksvertretung auf's Neue aufzuſtellen und zu verſprechen ſchien. Dieſe verheißenen und alljährlich erwarteten Stände lagen jedoch zwanzig Jahre lang als Embryo im Staatskörper verborgen, bis der nach der Julirevolution in Frankreich überall reger gewordene politiſche Sinn der Zeit auch für dieſe Stände die fördernde Hebamme abgab, ihre Hülle ſprang und der Staat ſich von ihnen entbunden ſah. Den Augen der ſich neugierig hinzudrängenden Menge zeigte ſich nun eine „berathende“ Verſammlung, die mit lautem Jubel begrüßt wurde, deren Conſtitution jedoch Einigen etwas ſchwach und leidend erſcheinen wollte. Der Vergleich klingt allerdings etwas ſeltſam, aber dem 13. Artikel der Bundesakte ging es gerade wie der Bibel, ein jeder las in ihm, was er wünſchte, und glaubte, wie in jener ſeine religiöſe, ſo in dieſem ſeine politiſche Anſicht begründet zu ſehen. Dieſer Artikel iſt wirklich ohne Commentar eigentlich gar nicht zu verſtehen, er hat eine entſchieden myſtiſche, man möchte ſagen, apokalyptiſche Färbung, und mancher ehrliche Menſch iſt an ihm zum Ketzer geworden. Auch hier gab es irrende Exegeten, die darin von geſetzgebenden Ständen leſen wollten, und nicht von berathenden allein, und ſich nun mit dieſen unzufrieden bezeigen. Die erſte und bis jetzt noch einzige Verſammlung dieſer berathenden Provinzialſtände fand zu Itzehoe, einem Orte, der ſchon aus Wallenſtein's Lager her dem deutſchen Publikum bekannt iſt, unter dem Vorſitze eines königl. Commiſſärs ſtatt. Dieſe Sitzung war jedoch eine geheime, und das Wohl des Landes wurde bei für's Publikum verſchloſſenen Thüren von ihnen berathen. Damit das Land jedoch etwas von ihren Verhandlungen erfahre und ſpäterhin wiſſe, was es ihnen zu danken habe oder nicht, erſchien, von einem Comité der Verſammlung redigirt, eine Ständezeitung. Eine Ständezeitung, ſage ich, denn ihren eigentlichen Titel hier anzuführen, würde zu lang und zu ermüdend ſein. Dieſe Ständezeitung, welche den Gang der Verhandlungen und das Reſumé der einzelnen Vorträge referirte, war ein gar ſeltſames Blatt, ein wahres opus primogenitum, wie ſolches die Welt noch nie geſehen hat. Es war nämlich ein namenloſes Blatt, weil darin Niemand mit Namen genannt wurde, und Alle nur incognito ſprachen. Es heißt daher ſtets: „hier erhob ſich ein Mitglied und ſagte — ein anderes Mitglied erwiederte — ein drittes Mitglied endlich wandte ein und warnte vor Uebereilung u. ſ. w.“ — ſo daß man ſich gänzlich in einer anonymen Geſellſchaft befindet, und es den Wählern ſchwer fallen müßte, über die Anſichten und das Benehmen ihrer Vertreter vergewiſſert zu werden. Die Unzulänglichkeit dieſes Verfahrens leuchtete indeſſen den meiſten Mitgliedern ein, und es wurde ein Antrag wegen Oeffentlichkeit der Sitzungen, oder wenn eine ſolche wegen des beſchränkten Raumes doch nur eine illuſoriſche bleiben dürfte, wegen Anſtellung eines Geſchwindſchreibers, der die eigenen Worte der Wortführenden mit vorgeſetztem Namen wiedergebe, gemacht, damit oratio obliqua und Anonymität beſeitigt würden. Die Regierung glaubte hierauf aber vorläufig nicht eingehen zu können. Man iſt gewohnt, ſich Anonymität gewöhnlich mit einer gewiſſen Animoſität verbunden zu denken, aber in den Spalten der Holſtein'ſchen und Schleswig'ſchen Ständezeitung lieſt man davon nicht die geringſte Spur; es waren im Ganzen ſehr ſanfte Vorträge, denen man oft eine etwas größere Beweglichkeit und Wärme gewünſcht hätte, und die Wirkſamkeit der Verſammlung zerſplitterte ſich leider zu ſehr in einem zu pedantiſchen und minutiöſen Verfahren. Man ging offenbar zu ſehr auf Localitätsfragen und anderweitige Unerheblichkeiten ein, die man mit ermüdender Breite beſprach, ohne ſelbſt in ihnen allemal zu einem feſten Ergebniß zu gelangen. Eine Verſammlung, die mit beiſpielloſer Klebrigkeit an den kleinlichſten Fragen hing und ſich ſchon bei ihrer erſten Sitzung in weithinziehende Discuſſionen über Probereiter, Hauſirer, Trödler, Schiffsbauer, Kirchenbeſuch und denen ähnliches hinein begab, wofür bei andern Verhältniſſen und anderer Stellung eine Nacht des 24. Auguſt dennoch eine moraliſche Unmöglichkeit geweſen wäre, eine ſolche Verſammlung konnte wohl weder dem Volke noch der Regierung in dem Maaße mit ihrem Rathe nützlich werden, wie gewiß beide es wünſchten und die Lage der Verhältniſſe es erforderte. Der Eifer, der bei der Zuſammenberufung dieſer erſten ſtändiſchen Verſammlung und der Erwählung ihrer Mitglieder hier herrſchte, iſt bedeutend abgekühlt, man iſt von allen ſanguiniſchen Hoffnungen zurückgekommen, und wenn die zweite Ständeverſammlung, deren Eröffnung 1838 zu erwarten ſtehen möchte, keine größere, oder beſſer geſagt, keine großartigere Thätigkeit entwickeln ſollte, ſo ſteht anzunehmen, daß viele in dieſem ſtändiſchen Inſtitute nur eine neue Anzapfung ihrer Börſe ſehen, und es erſprießlicher halten möchten, die Berathung der Landesangelegenheiten nach alter Weiſe der Regierung allein zu überlaſſen; denn die Koſten einer ſolchen Verſammlung, die hier dem Grundbeſitze und nicht der Staatskaſſe zur Laſt fallen, ſind freilich durchaus nicht beachtenswerth, wenn es ſich um die Verbeſſerung und Aufſtellung wichtiger Inſtitutionen handelt, aber ſie ſind noch immer zu bedeutend, dreht das Ganze ſich nur um die Krämerintereſſen Einzelner und um andere kleinliche Details.

Ich möchte indeſſen nicht, wie Einige thun, es als eine fernere Charakteriſtik dieſer Verſammlung betrachten, wenn neulich einer der liberalſten und geachtetſten Deputirten ſich in einem hieſigen Wochenblatte gegen die Emancipation der Juden vernehmen ließ, und ſolche nur gegen theilweiſe Aufgebung ihrer religiöſen Gebräuche und Anſichten ihnen bewilligt haben wollte. Es darf hierbei indeſſen nicht verſchwiegen bleiben, daß ſelbiger eine geeignete Erwiederung fand, worunter ſich namentlich ein Aufſatz von der Hand Rieſſer's bemerklich machte. —

(Fortſetzung folgt.)

Harfe und Lyra.

Ein Seitenſtück zu den „Klagen eines Juden“

von

Joël Jacoby.*)

Es iſt ein alter guter Spruch: Nichts ſo dumm, woraus man nicht was lernen kann. So haben wir denn auch aus dieſem Buche manches gelernt, wovon wir früher keine Ahnung hatten, wieweit nämlich die Unverſchämtheit, die Abgeſchmacktheit und die mit buntem, abgegriffenem Trödel behangene Albernheit gehen können. Um nicht das ganze Buch abzuſchreiben, wollen wir uns mit Belegen hierfür aus der Vorrede begnügen, die, was jene drei Eigenſchaften betrifft, ein noch unerreichtes Meiſterſtück genannt werden kann. Wenn nämlich der Verfaſſer der „Klagen eines Juden“ gleich in den erſten Zeilen zu ſagen wagt, daß „die erſten Organe deutſcher Kritik und Wiſſenſchaft“ (Menzel!?) „daß die edelſten Kreiſe hochbegabter Menſchen, mit vieler Liebe, mit vieler Aufmerkſamkeit in ſeine Werke eingegangen, — daß er tiefer gewirkt, bedeutender angeregt, als er zu hoffen gewagt; — daß dieſe Anerkennung nicht ſeinem beſcheidenen Talente, ſondern dem Muthe gelte, der in der jetzigen Zeit dazu gehört, in Entſchiedenheit für die echte Freiheit“ (was iſt das für eine?) „zu wirken, wenn er von der „ſegensreichen Wirkſamkeit ſeiner Schriften“ ſpricht, — ſo findet ſich für dieſen Grad von Anmaßung wohl keine gelindere Bezeichnung im ganzen Wörterbuche gerechter Entrüſtung, als das Wort: Unverſchämtheit. Wenn er ferner „die revolutionäre Anſchauung, ſo gründlich verhaßt ſie ihm iſt, bei den chriſtlichen Völkern und bei chriſtlichen Individuen als eine vorübergehende Tendenz ihres ganzen Bildungsganges zu ſchätzen und zu würdigen weiß, hingegen in einem liberalen und revolutionären Juden, in einem liberalen und neumodiſchen Judenthum die widerwärtigſte Schand- und Affenkomödie, die je geſpielt worden“, erblickt, er der Heuchler, eine „Heuchelei, wie ſie noch nie da geweſen,“ — ſo iſt das eine Abgeſchmacktheit, wie gleichfalls noch keine da geweſen. Wenn er aber im Tone eines unausſtehlichen, zudringlichen Bengels, der die Miene eines Propheten annimmt, fragt: „Was hab ich immer verkündet und gefordert?“ — und ſich dieſe Frage ausdrücklich ſelbſt ſo beantwortet: „die Juden ſollen entweder verharren in der alten Herrlichkeit ihres ewigen, mächtigen Glaubens, — oder“ (attention, messieurs!) — „ſie ſollen mit Freudigkeit zur chriſtlichen Kirche übertreten,“ ſo iſt das (mit Verlaub) eine eben ſo große Albernheit, als es eine Nichtswürdigkeit iſt, den Verſöhnungsſtrebungen zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum mit ſolcher lächerlicher Frechheit entgegen zu treten, wie dieſer Joël Jacoby es thut.

Einer ausführlichen, kritiſchen Analyſe iſt dies edle Seitenſtück zu den Klagen eines Juden nicht werth; die empfindlichſte, wohlverdienteſte Züchtigung des Autors iſt — ſein Buch ſelbſt. Man wird uns hoffentlich nicht des Nachdrucks beſchuldigen, wenn wir folgende Stelle (S. [illegible]) Jakoby's über — ſich ſelbſt ausheben:*) „Ich bin nicht flach und abgeſchmackt, in meiner Seele blühet der Tiefſinn. Ich ſpreche keine Zoten, keuſch und ſtreng iſt meine Rede. Erforſcht hab' ich der Sprache Bau und Wendung, ich flechte kunſtgerechte Sätze und ſchreibe nicht, wie Du, ein kauderwelſches Deutſch. (?) Ich ſinge keine Bänkelſängerlieder und wecke nicht die thieriſch-dumpfe Brunſt; in meiner Rechten brauſet die heilige Harfe, dem Herrn des Himmels und der Erden ſing' ich den Preis. Mich verachten nicht (?) die Mächtigen der Erde; ſie ehren mich und laben ſich an meinem Wort. Auch buhl' ich nicht um Kränze vom Geſindel; die Beſten ſollen einſt die Stirn mir ſchmücken.“

---

*) (Berlin, bei Herrmann Schultze.)

*) Vergl. Evangelium des St. Lukas Kap. 18, V. 11 und 12: »Der Phariſäer ſtund und betete bei ſich ſelbſt alſo: Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher u. ſ. w.«

Feuilleton.

*** Converſion des Berliner politiſchen Wochenblattes. — Wenn von Natur freiſinnige Männer ihr Licht in die noch weit verbreitete Dämmerung ausſtrahlen laſſen, dann begrüßt man freudig ſolche Anzeichen des aufgehenden Tages. Aber doppelt und dreifach iſt unſere Freude, wenn ſolche, die mit Gewalt jene Lichtboten bekämpft, die Uebermacht des Lichtes empfindend, ſich zu ihm hinwenden, wäre es auch zunächſt nur, um das Licht mit dem Lichte zu beſiegen. Solche Freude gewährt uns die erſte diesjährige Nummer des Berliner politiſchen Wochenblattes. Eingeſtanden finden wir hier, daß »die philoſophiſche Behandlung der Staatswiſſenſchaft unumgänglich nothwendig ſei.« Als Hauptgrund hiervon wird angegeben: »die Revolution läugne nicht ſowohl die objektiven beſtehenden Verhältniſſe der Geſellſchaft, — ſondern ſie halte dieſelben der vernünftigen Idee des Staates zuwider und wolle ſie daher beſeitigt wiſſen«; woraus ſich auch »die Oppoſition des Liberalismus gegen das Werk des Hrn. v. Haller erkläre«, in welchem eben nur »das Beſtehende — und vorzugsweiſe aus dem blos objektiven Standpunkte her vindizirt werde.« Dieſe Eingeſtändniſſe ſind erfreulich, weil ſie dem Liberalismus ſeine weſentliche Bedeutung zuerkennen, auf den Hauptmangel der blos empiriſch-hiſtoriſchen Behandlung der Staatswiſſenſchaft aufmerkſam machen und durch Hinwendung zur Philoſophie ein Terrain betreten, auf welchem die Möglichkeit einer Einverſtändigung eröffnet iſt. —

*** »Auch hier«, wird der Hannöveriſchen Zeitung von Osnabrück aus geſchrieben, »hat die Sache der Blinden eine ſehr lebendige Theilnahme erfahren.«

*** Der ruſſiſche Bergbau trug im vor. J. 11⅓ Millionen Rubel ein; geprägt wurden in dem Petersburger Münzhofe 7,821,000 Rubel an Gold- und Silbermünzen, 119,000 Rubel an Platinamünzen.

*** Norwegiſcher Fiſchhandel. — Aus Norwegen wurden nach einer Mittelzahl in den drei letzten Jahren alljährlich ausgeführt: 103,878 Schiffpfund getrocknete und geräucherte Fiſche, 47,770 Schiffpf. Klippfiſche, 356,908 Tonnen Häringe und Anchovis, 21,148 Tonnen Fiſchroggen, 37,137 Tonnen Thran und 1,366,103 Stück Hummern.

*** Das Kreuz der Ehrenlegion iſt in den letzten ſieben Jahren nicht weniger als 16,000 angehängt worden.

*** Nationalgüter ſind in Spanien, der Gaceta von Madrid zufolge, bis Ausgang November v. J. überhaupt 6806 — für nahe an 300 Millionen Realen (30 Mill. Thlr.) öffentlich verkauft worden. —

*** Die unentgeldlichen Vorleſungen über Aſtronomie, welche Hr. Auguſte Comte zu Paris nun ſchon ſeit 7 Jahren jeden Winter für die arbeitende Klaſſe (ouvriers) gehalten, wird er auch dieſes Jahr fortſetzen. Am 18. d. M. eröffnet, werden ſie bis in den Juni an jedem Sonntage ſtattfinden. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No. 18. 1838.

Phönix.

Samstag, 20. Januar.

Johannes v. Schlaier.

(Fortſetzung.)

Auch erkannte er frühe, daß das eigentliche Objekt ſeines Studiums, zu welchem jene Natur ſo lebendig inklinirte, der Menſch mit ſeinen Schwächen, Neigungen und Bedürfniſſen ſei, mit ſeinem Laſſen und mit ſeiner That, und daß es darum vor Allem um die äuſſere und die innere Kenntniß des Menſchen ſich handle. Die Jurisprudenz war ihm *Hülfswiſſenſchaft*, die *praktiſche* Anthropologie die *Hauptwiſſenſchaft*, über dieſen beiden aber herrſchte als handelndes und vereinendes Dreiglied das Talent, ſein hochſtrebender Geiſt. Kein Wunder, wenn ein Mann, alſo geartet und beſchaffen, mit friſchem kecken Lebensmuthe, mit entſchiedenem Weſen und, wo es rathſam, mit frappanter Rückſichtsloſigkeit wider Perſonen und Verhältniſſe, ſchnell ſeinen Wirkungskreis, in welchem all' ſeine Kräfte energiſch ſich auszudehnen vermochten, finden mußte.

Wie weiter aber die unaufhaltſamen Entwickelungen der Zeit vorwärts drangen, wie heller der Blick des Staatsmanns in das Leben und die Menſchennatur durch die unabläſſig in der Summe ſteigenden Erfahrungen des Tages ſich lichtete, wie ſich die eigene Natur mehr und mehr, die Erfahrungen des innern Lebens ſammelnd und beſchauend, in ſich ſelbſt zurückdehnte: — um ſo bedeutſamer mußte auch der Prozeß in der Bruſt eines Mannes, wie Schlaier, werden, als er das Jahr 1830 mit franzöſiſchen Conſequenzen und Nutzanwendungen auch in die deutſchen Lande kommen ſah. Was vor wenigen Jahren noch, im Sinne der Reformirung und Verbeſſerung der öffentlichen Zuſtände, als deſtructives Element in ihm ſich ausgeſprochen, das ſammelte ſich jetzt alsbald in der Geſinnung Schlaier's auf einen rein conſervativen Grund, und die lebendige Intuition ſeines Geiſtes erkannte nun mühelos, welche Maximen ein Staatsmann der Gegenwart herrſchend machen müſſe, um den wilden und gewaltigen Strom der Zeit in ein gemäßes Ufer zurückzudrängen.

Auf dem Landtage des Jahres 1830 trat Schlaier, als Abgeordneter, zwar in dem alten Sinne wieder auf, doch mäſſigte ſeine amtliche Stellung als Miniſterialrath wie die oben angedeutete vernunftgemäße Modification ſeiner eigenen Natur den früheren Eifer beträchtlich. Eine Angelegenheit von hervorragender Bedeutung, welche dieſen Landtag beſchäftigte, war der Streit über die Organiſation der Univerſität Tübingen, welche im Januar des vorhergegangenen Jahres zu Stande gekommen.

Die Organiſation, unter den Auſpizien des Miniſters Schmidlin vollendet, aber vorzugsweiſe für das Werk des Juſtizminiſters Freiherrn von *Maucler*, des Präſidenten des Geheimen Rathes, angeſehen, war nach den Behauptungen competenter Männer nicht anders als in der Weiſe beſchaffen, daß ſie das Weſen einer freien deutſchen Univerſität in ein Seminar williger Staatsdiener verwandelte, daß ſie alle Lehr- und Studienfreiheit untergrub. Gleichzeitig bezeichnete man Herrn Schlaier, der bereits die *Seele* der innern Verwaltung, als theilnehmenden Begründer des unglückſeligen Planes, welche Behauptung *theilweiſe* richtig war. Die Oppoſition hatte ſich jetzt dieſer Angelegenheit mit aller Energie, die man früher an ihr rühmte, bemächtigt und ſie nach allen Punkten rückſichtslos beleuchtet. Es bot Hr. Schlaier für die Anſichten der Regierung vergebens den ganzen Glanz ſeiner ſiegreichen Dialektik auf: die erhobene Beſchwerde der Kammer war zu gewichtig und zu begründet, als daß ihr die Regierung kein Gehör verleihen durfte, ſie gab in den Hauptpunkten nach und ſchickte Hrn. Schlaier, als ihren gewandteſten Anwalt, der zugleich beim Volke akkreditirt, nach Tübingen, der Vaterſtadt, um die gehörige Reorganiſation zu bewirken.

Aber obſchon er dieſe zur Zufriedenheit der Partheien zu Stande brachte, ſo hatte gleichwohl ſein Auftreten bei den Debatten über das Univerſitätsſtatut ihn in großen Zwieſpalt mit der öffentlichen Meinung geſetzt, und man konnte nicht umhin, ihn einer Doppelſeitigkeit fataler Art zu beſchuldigen. Man behauptete, er trage den Mantel nach dem Winde, und über dem Fernziele ſeiner Staatsdienerperſpektive habe er ganz und gar ſeine Verpflichtungen als Volksvertreter in den Hintergrund geſtellt. So ſehr auch dieſe Behauptungen den Schein des Rechtes für ſich hatten, ſo iſt hinwieder doch gewiß, daß Schlaier wirklich nach ſeiner lauterſten Ueberzeugung handelte, indem er dem Organiſationsplane, ſeiner Stellung nach, nicht fremd blieb und dann ſpäterhin die Anſichten der Regierung mit Feuer und Schwert vertheidigte. Ihm beſſer denn jedem Andern, der nicht denſelben Bildungsgang genommen hatte, waren die tiefen Krebsſchäden, an welchen das akademiſche Leben Tübingens litt, nach ihrer innerſten Wahrheit bekannt geworden, und er mochte in dem energiſchen Gewaltsmittel, das man zu deren Heilung ausfindig machte, auch das einzige Specificum erkennen, das hier eine Heilung erwirken könne. Denn wie im phyſiſchen Leben ſo vorzüglich im geiſtigen gibt es Grundübel, die auch nur wieder durch eine Radikalkur vertilgt werden können, wenn ſchon auf die Gefahr hin, den ganzen geiſtigen Organismus durch dieſe Behandlungsweiſe zu zerſtören.

Das Jahr 1830 ging für Würtemberg nun zwar äuſſerlich noch ruhig aber mit um ſo bedenklicheren Symptomen einer großen Revolution der Geiſter vorüber. Die politiſchen Juliustage Frankreichs hatten auch hier mehr oder minder die Gemüther glühend erregt, die Sache der Polen hatte begeiſterte Theilnahme gefunden, und mit Sympathie begrüßte man die deutſchen Bruderſtämme, wo manche kühne Idee bereits zur That geworden war. Das lange politiſche Stillleben, zuerſt im Innern durch die berührte Univerſitätsangelegenheit, welche Sache des Volkes wurde, ſodann durch die welthiſtoriſchen Ereigniſſe in Paris und Warſchau mächtig emporgerüttelt, ward jetzt vollends durch die raſche Geſtaltung eines öffentlichen Geiſtes verdrängt, welcher durch die Theilnahme aller Klaſſen an jener Angelegenheit ſich heranbildete.

Um dieſen näher zu kultiviren und immer wach und thätig zu erhalten, kündigte ſich mit dem neuen Jahre zugleich ein neues Inſtitut der Preſſe, der „Hochwächter“ an, um welchen ſich alsbald die rührigſten und radikalſten Kräfte verſammelten.

Nach geringer Zeit folgte dieſem Organe des entſchiedenen Liberalismus die „Deutſche allgemeine Zeitung“ unter den Auſpicien des geiſtvollen Publiziſten Rebold, im großen Style ſich als Schildträger der neuen Ideen verkündigend, welche der Hochwächter blos für das Provinzialgebiet Würtemberg's zu pflegen unternommen hatte. Jetzt ſah man nach kurzer Zeit das idylliſche Schwaben zu einer Schule politiſcher Weisheit umgeſtaltet. Gewaltige Kräfte ſprachen ſich unter dem Schutze einer faſt feſſelloſen Preſſe im Sinne der modernen Tendenzen aus. Dieſe Stimmen, Chorus machend mit den Parlamentsdebatten in Karlsruhe, gaben einen um ſo tiefern und mächtigern Klang von ſich, als kein ebenbürtiger Widerruf vernommen ward. Der im Beginne des Jahres erſchienene „Briefwechſel zweier Deutſchen“ des genialen P. Pfizer erfüllte die Zwiſchenakte des ungleichen Prinzipienkampfes mit ſeiner ſchmetternden, demagogiſchen Siegesmuſik. Ein hiſtoriſches Genie allein hätte jetzt hier, indem es allen Meinungen die nöthige Rechnung trug, vermittelnd zwiſchen die Partheien treten können.

Aber es mußte, um dies zu thun, die Initiative in großartigem Style ergreifen, es mußte fähig ſein, die Leidenſchaften des herrſchenden Geiſtes durch die Schwere ſiegreicher allgemein gültiger Wahrheiten niederzuhalten. Die Regierung ſah mit Schmerzen nach einem ſolchen ſeltenen Genius ſich um: ſie fand ihn nicht. Alle publiziſtiſchen Streitkräfte von Belang ſtellten ſich auf der Seite der Gegner auf, daß nachgerade jeder Widerſtand an's Blaſſe, an's Ridicüle grenzte.

Hrn. Wolfgang Menzel ward von der Regierung zuerſt die Ehre, zur Redaktion der unter dem Titel „Privilegirte Stuttgarter Zeitung“ bei Cotta erſchienenen „Hofzeitung,“ wie ſie früher ſelbſt ſich nannte, berufen zu werden.

Aber Hrn. Menzel war damals der Kamm gerade geſchwollen, auch huldigten ihm die Männer des Tages gar ſehr, ſo daß er gleichſam als eine der Regierung ebenbürtige Macht mit dieſer unterhandelte und an ſeine Annahme der gedachten Redaktion die „Abſtellung ſchwerer Mißbräuche“ knüpfen wollte, wie er einige, auch anderwärts vorkommende, und nicht ſo improviſando zu beſeitigende, Verwaltungsmängel nannte.

Man ſchnitt hierauf, wie natürlich, mit ihm jede weitere Verhandlung entzwei, um an die Spitze des geiſtesverwaiſten Inſtitutes einen andern vielſeitig bekannten, gelehrten Publiziſten zu ſtellen.

Aber im Regierungslager waren die Kräfte unter ſich ſelbſt uneins, es gebrach an einem gewandten, hervorragenden Geiſte, der Einheit und Geſinnung ihnen einzuflößen vermocht hätte. So wurden die Verhältniſſe der Regierung, je kühner ſtets die Bewegungsmänner ihre Fahne emporſtreckten, auch immer ſchwieriger und enger und im Innern des adminiſtrativen Räderwerkes bedurfte ſie der ausgezeichnetſten Kräfte, damit dies ſelbſt über der ewigen Störung von auſſen nicht in's Stocken gerathe oder völlig in Stücke breche. Es iſt hier nicht am Platze, aus dieſen Tagen ein ausführlicheres Gemälde der öffentlichen Beſtrebungen des Liberalismus aufzuſtellen, oder Zuſtände zu beleuchten, die nicht mit unſerm ſpeziellen Zwecke zuſammenfallen. Es wäre ein ebenſo undankbares als ſchwieriges Geſchäft und die Gefahr, je zuweilen den unentrückbaren hiſtoriſchen Faden zwiſchen dem fortdauernden Gelärme der Partheien, auch bei der höchſten Ruhe und Unbefangenheit zu verlieren, augenſcheinlich.

Die Regierung fand es endlich, nachdem das Jahr 1831 ſo ſtürmiſch und gewitterdrohend, wie es begonnen, auch geendigt hatte, im Frühjahre 1832 für gemeſſen, den ausgezeichneten und vom Volke faſt angebeteten Mann, deſſen wir ſchon einmal Erwähnung gethan, ich meine den Dr. Friedrich von Weishaar, für den abgetretenen Hrn. v. Kapf, an die Spitze des Miniſteriums des Innern und des Cultus zu ſtellen, wodurch ſie dem Volke eine neue Bürgſchaft, wie ſo ernſt und aufrichtig mit ſeinem Wohle ſie's halte, zu geben gemeint war.

Die Erinnerung an den verehrten und berühmten Kammerpräſidenten der verfloſſenen Landtage, in welcher Eigenſchaft ſich Weishaar einen faſt europäiſchen Ruf errungen, wirkte auch elektriſch auf die öffentliche Meinung zurück, und man glaubte in ihm bei den immer ſchwierigeren Auſpizien einer nahenden deutſchen Geſchichtskataſtrophe auch einen feſten Hort der Volksſache für alle Fälle erblicken zu dürfen. Aber ſchon wenige Tage nach der Promulgation der Junibeſchlüſſe, über deren Motive, Natur und Folgerungen im Kabinette ſich abweichende Meinungen geltend machten, legte Weishaar das nur wenige Monate inne gehabte Portefeuille wieder nieder, um fern von dem rauſchenden Getreibe der Welt, in ſtiller Zurückgezogenheit die Zukunft aus der Hand der weltgeſchichtlichen Gegenwart ſich entwickeln zu ſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Holſtein.

(Fortſetzung.)

Nordalbingien, — denn mit dieſem antiken Namen läßt ſich am beſten das aus drei Herzogthümern zuſammengeſetzte däniſche Deutſchland, oder deutſche Dänemark, bezeichnen, — edirt, nach dem Eingange der ſo geſchätzten Kieler Blätter, die von dortigen Profeſſoren redigirt wurden, keine einzige Zeitſchrift von wahrhaft literariſcher Bedeutſamkeit, aber lieſ't deſto fleißiger fremde, und es iſt eben keine Seltenheit, ſelbſt bei Landleuten, deren Bildung ſich nur etwas über die Maſſe ihrer Standesgenoſſen erhoben hat, die beſten Journale Deutſchlands vorräthig zu finden, zu deren Haltung überall Leſezirkel ſich gebildet haben. Die Thätigkeit der einheimiſchen periodiſchen Preſſe obſervirt dagegen, nimmt man das Kieler Correſpondenzblatt aus, faſt ganz die ſo verbreitete Wochenblattsliteratur, eine Literatur, die im Itzehoer Wochenblatte den Culminationspunkt ihres erringbaren Ruhmes und Glückes ſieht. Ich will nichts gegen dieſe guten Blätter ſagen, ſie wirken zu wohlthätig auf die Entrohung der Menge, ſie ſind das in der Literatur, was Volksſchulen im Unterrichtsweſen ſind, und um dieſer ſo trefflichen Tendenz wegen verzeiht man ihnen gern ihre nüchterne Sprache, ihre ſchlechte Poeſie, ihre geſtohlenen Erzählungen, ihre hausbackne Politik und ihre triviale Verſtändigkeit, womit ſie häufig langweilen. Die gedachte Itzehoer Ausgabe herrſcht als König unter ihnen, und hat ſich im eigentlichſten Verſtande zu einem Volksblatte hinaufgeſchwungen. Es beſpricht alles nur denkliche unter den hieſigen Tagesereigniſſen und Zuſtänden, und gibt ſomit einen holſtein'ſchen Neuigkeitsträger ab, worin ein Jeder ſeine frankirt überſandten Gedanken, mögen es gebundene oder ungebundene ſein, gedruckt ſehen kann.

Vor dieſer literariſchen Taberne flattert als Anlockungsfahne ein mit Politik beſchriebener Fetzen, und da die Redaction bei eigenem Mangel den zur Würzung und Zurichtung dieſer politiſchen Koſt erforderlichen Humor gewöhnlich der Dorfzeitung abborgt, ſo fand ſich letztere neulich veranlaßt, denſelben als ihr Eigenthum zu reklamiren, und gegen ſolches Plagiat zu proteſtiren; wiewohl mancher es kaum begreiflich finden möchte, wie der ſo ſchwerfällige Ronne'ſche Humor überhaupt dem Eigner jemals habe entwendet werden können. Bei näherer Inquirirung des Inculpaten ergab es ſich jedoch, daß derſelbe an der Eigentwendung inſofern unſchuldig ſei, als er ihn dem Hamburger Freiſchützen weggenommen, mithin dieſer der eigentliche Thäter ſei, und der Itzehoer Redacteur nur dieſen gelehrten Diebſtahl genanntem Freiſchützen wieder abgejagt habe, der hier einmal ſeinen Namen durch die That bewähren wollte.

Das däniſche Deutſchland ſcheint überhaupt in literariſcher Hinſicht im Ganzen eine mehr recipirende als producirende Thätigkeit zu entwickeln, und zwiſchen ſeiner ſo ungemein bedeutenden, geiſtigen Conſumtion und den wieder für den literariſchen Markt beſtimmten einheimiſchen Erzeugniſſen findet keine rechte Ausgleichung ſtatt, ſo daß der Handel paſſiv bleibt. Sieht man indeſſen den zu einem dicken Bande aufgeſchwollenen Meßkatalog, und wie die deutſche Literatur, trotz der vielen vortrefflichen Erſcheinungen ihn ihr, doch mehr eine extenſive als intenſive Richtung nimmt, ſo kann man hierin faſt etwas Erfreuliches erblicken, zumal, da die recipirende Thätigkeit ein hinlängliches Zeugniß von geiſtigem Leben und Fortſchreiten an die Hand geben möchte. Das Kieler Correſpondenzblatt, deſſen ich oben gedachte, erſchien zuerſt 1830, in einer aufgeregten Zeit, da man, um mich einer Lieblingsphraſe der Zeit zu bedienen, am Vorabende wichtiger Ereigniſſe zu ſtehen glaubte. Es widmet ſeine Spalten dem Publikum zur freimüthigen Beſprechung inländiſcher Angelegenheiten und Vorfälle, und iſt ein Blatt der Bewegung und des Fortſchrittes, krankt es freilich etwas an den Unzulänglichkeiten ſeiner Umgebung, worunter die auf deutſchem Fuß gehandhabte Cenſur obenanſtehen möchte, ein Umſtand, den Niemand tiefer empfinden möchte, als ſein achtungswerther Redacteur, Theodor Olshauſen. Holſtein, als zum deutſchen Bunde gehörend, folgt in ſeinen Cenſuranſtalten auch ganz den Anordnungen des Bundestags. Im eigentlichen Dänemark gibt es de jure freilich keine Cenſur, und alſo in Schleswig auch nicht, aber der dortige Zuſtand iſt deshalb doch um nichts beſſer, als der Zuſtand ſüdlich der Eider. Jeden Augenblick ſehen ſich die Tagesblätter mit Beſchlag belegt, ihre Redacteure unter Anklage geſtellt, und wer einmal in eine Strafe fiel, ſteht nachher ſtets unter Cenſur, gerade wie ein Galeerenſklave, der nach überſtandener Strafzeit noch immer unter polizeilicher Aufſicht ſteht. Im Kieler Correſpondenzblatt wird jetzt eben die große Unterrichtsfrage der Zeit für die hieſige Gegend lebhaft verhandelt. Dieſe Frage war eine unabweisliche geworden, und es darf nur Wunder nehmen, daß die reformirende Zeit ſie erſt jetzt vernimmt, und nicht ſchon früher dieſelbe in den Kreis ihrer Unterſuchungen zog. Dieſer Gegenſtand reißt hier, wie überall in Deutſchland, die Gemüther magnetiſch zu ſich hin, und wir ſehen ihn hitzigen Debatten unterworfen. Fühlt man indeſſen die ganze Gewichtigkeit dieſer Frage, und wie von ihrer Löſung die theilweiſe, man möchte faſt ſagen, die ganze Geſtaltung des ſocialen Zuſtandes der Zukunft abhängt, ſo muß man wünſchen, ſie nicht zu vorſchnell und einſeitig entſchieden zu ſehen, und möchte in der unbeweglichen Stellung der hieſigen Regierung, die ſich zur Zeit noch zu keiner Aenderung hat bewegen laſſen, vor der Hand wenigſtens etwas Erfreuliches erblicken. Die Meinungen hinſichtlich der vorzunehmenden Umänderungen ſind auch noch ein wenig zu unharmoniſch, und finden ihre einzige Einigung in der Mißbilligung der Gegenwart, von welcher Mißbilligung ſie, wie von einem gemeinſchaftlichen Centrum, ſich nach allen Seiten, wie die Radien eines Kreiſes, in divergirenden Richtungen verlaufen. Man kann jedoch die verſchiedenen hieſigen Parteien ſo ziemlich unter die Bezeichnungen der liberalen Parteien England's bringen und ſie Whig's und Radicale benennen; denn den Reformern gehören ſie ſämmtlich an, und conſervative Stimmen haben ſich zur Zeit noch nicht hier vernehmen laſſen. Während jene nur eine Reform des Unterrichtes auf der alten Grundlage durch Einführung der Naturwiſſenſchaften und anderer zweckmäßiger Realkenntniſſe in den Kreis desſelben, wollen dieſe eine radicale Umkehr, Vertilgung der antiken Sprachen, und ſomit eine Metamorphoſirung der gelehrten Schulen in Gewerbſchulen, deren alleinige Aufgabe es ſei, den Schüler für den Markt des Lebens zu bilden, und ihn zu einem tüchtigen Rade in der Maſchine der erwerbenden Welt zu machen. „Realien," rufen ſie, „Realien, und die größte Realität ſchafft das Geld!" Alles, was daher mit materieller, klingender Nützlichkeit in keiner unmittelbaren Wechſelwirkung ſteht, hat in den Augen dieſer ſoliden Nützlichkeitsmenſchen keinen Werth, und geiſtige Güter, geiſtige Schönheit neigen die Zunge ihrer nur materielle Intereſſen anerkennenden Wage auch nicht um eine Linie!

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Die *Histoire de Napoléon* des Hrn. de Norvins, von welcher die Franzoſen rühmen, ſie ſei dramatiſch, ſcheint ein Lieblingswerk der Nation geworden zu ſein. Eine neunte Auflage wird angekündigt, 4 Bde. ſtark, mit 58 Vignetten, Portraits, Karten u. ſ. w. in 80 Lieferungen, jede zu einem halben Franc. —

⁂ Page's tönender Magnet und Sellier's Klangfiguren durch Elektrizität. — Schon ſeit mehreren Jahren ſuchte man Töne durch elektriſche Strömungen hervorzubringen. Man hoffte hierdurch die Memnonsſäule und den tönenden Berg in der Kette des Sinai zu erklären. Hr. Seebeck hatte beobachtet, daß, wenn man plötzlich Kupfer, Antimon, Zink ꝛc. erkalte, ſich ein Ton erzeuge mit plötzlicher Bewegung der Nadel des Galvanometers. Von der Entdeckung, welche Hr. Page in Nordamerika gemacht zu haben behauptet, iſt in Nro. 9 Bericht erſtattet worden. Auch in der Pariſer Akad. d. Wiſſ. iſt dieſelbe in der Sitzung vom 8. d. M. zur Sprache gekommen. Hr. Sellier ſchreibt der Akademie, um die Angaben des Hrn. Page zu beſtätigen und fügt neue Experimente hinzu, welche er in Gegenwart des Hrn. Becquerel wiederholt hat. Hier ſei nur des Wichtigſten gedacht. Wenn man eine vibrirende Platte mit Kieſelſtaub beſtreut (*en saupoudrant*), dann bleibt dieſer auf der Knotenlinien liegen; das Gegentheil geſchieht, wenn man die Platte mit Colophoniumpulver beſtreut; die Knotenlinien entblößen ſich und die vibrirenden Theile bedecken ſich mit Harz. Die Knotenlinien, welche das Harz abſtoßen und das Glas anziehen, beſitzen alſo die negative Elektrizität, während die Flächen, bei denen das Entgegengeſetzte ſtattfindet, die poſitive Elektrizität haben. Hieraus folgt alſo, daß in einem tönenden Körper die Elektrizität ſich bricht (*se fractionne*). Dieſe Entdeckung, bemerkte Hr. Arago, als er den Brief des Hrn. Sellier vorlas, gehört zu den merkwürdigſten; bis jetzt ſchrieb man Chladni's Figuren den Wellenſchwingungen zu, welche die vibrirende Oberfläche bilde. — Hr. Sellier iſt alſo der erſte, der eine elektriſche Wirkſamkeit hierbei entdeckt, indem er Pulvers von entgegengeſetzter Elektrizität ſich bediente. —

⁂ Bewegung der Bevölkerung in London. — Vom 19. Dez. 1836 bis 19. Dez. 1837 wurden zu London getauft 17,701 Kinder männlichen und 18,005 weiblichen Geſchlechtes, in Summa 35,706; — begraben wurden 21,082 Perſonen, von denen 10,603 männlichen und 10,458 weiblichen Geſchlechtes. —

⁂ Geh. Rath von Schelling hat das Großkreuz des Verdienſtordens des h. Michael erhalten. Rückert iſt das Ritterkreuz deſſelben Ordens zugetheilt worden. —

⁂ Der Vicepräſident der kurheſſiſchen Ständeverſammlung hat in dieſen Tagen einen Antrag geſtellt zur Gewinnung der Gebrüder Grimm für die Landesuniverſität Marburg oder den vaterländiſchen Dienſt überhaupt. Die Kammer iſt dem Antrage mit Bezeigung lebhafteſter Theilnahme beigetreten.

⁂ Mädchenvereine gegen gemiſchte Ehen haben ſich, wie die Allg. Staatszeitung berichtet, zu Cöln und zu Achen gebildet. Der Cölniſche Verein, welcher gleich am erſten Tage 100 Theilnehmerinnen gefunden, habe ſogar, wenn jener Zeitung die Wahrheit berichtet worden, beſchloſſen, daß keine der Verbündeten eine Geſellſchaft beſuchen ſolle, „wo ſie in Gefahr käme, einen einzigen Proteſtanten anzutreffen.“ .... Der Heide Cicero würde ausrufen: „Wehe! ſie zerbrechen die allgemeine Geſellſchaft des menſchlichen Geſchlechtes, und ſtürzen hiermit Wohlthätigkeit, Freiſinnigkeit, Güte und Gerechtigkeit von Grund aus um. Die aber ſich Solches vermagen, empören ſich auch gegen den unſterblichen Gott; denn ſie zertrümmern die von ihm unter den „Menſchen“ (nicht Römern oder Römlingen) errichtete Geſellſchaft.“ (de Offic. III. 6.)

⁂ Belgiſcher Hirtenbrief gegen die Freimaurerei. — Der Erzbiſchof und die Biſchöfe von Belgien haben geſammterhand einen Hirtenbrief an die Pfarrer und Vikare ihrer Diöceſe erlaſſen, nicht nur um ihnen zu verbieten, in Freimaurervereine einzutreten (dies iſt ſchon längſt in der ganzen katholiſchen Kirche den Geiſtlichen, wie den Laien unterſagt), ſondern um ſie auch daran zu erinnern, daß ſie allen denen die Losſprechung zu verſagen haben, welche Mitglieder ſolcher Geſellſchaft geweſen und nicht aufrichtig derſelben entſagt hätten! — Zu wiſſen iſt aber, daß vielleicht nirgends die Freimaurerei verbreiteter, als in Belgien und daß ſie dort vorzugsweiſe als Wohlthätigkeitsanſtalt ſegensreich wirkt. Hieraus erklärt ſich, warum bereits mehrere belgiſche Blätter ſich mit großer Bitterkeit gegen jenes Rundſchreiben ausgeſprochen, indem ſie es als eine Kriegserklärung der Prieſterſchaft gegen den gebildetſten Theil der Nation anſehen. —

⁂ Pulvermaſchine. — Nach mehrjähriger Arbeit hat, wie der Caledonian Mercury beri[illegible] Hr. J. Smith von Tyſart, eine Maſchine vollendet, welche er eine *gunpowder engine* nennt. Sie treibt mit großer Leichtigkeit gegen eine Laſt von [illegible] Gewicht auf den Quadratzoll des Stempels (*piston*) welches gleichkommt einer Waſſerſäule von 1¼ Meile (engl.) Höhe. Die Erſparniß im Vergleich mit den Dampfmaſchinen ſoll 80 Prozent ſein, während der Raum, den die Pulvermaſchine einnimmt, kaum $^1/_{10}$ deſſen beträgt, der für die Dampfmaſchine erfordert.

⁂ Aus des Grafen Johannes zu Naſſau (er ſtarb 1677) Verordnung, wie ſeine Söhne erzogen, auch auf Reiſen und in der Regierung allerwege ſich achten ſollen, theilt die Frankf. O. P. A. Z. vom 14. d. M. intereſſante Stellen mit, von welchen uns beſonders folgende beachtenswerth ſcheint: „Wer ein Amt hat, der warte des Amtes treulich, und bilde ſich nicht ein, daß er Herr ſei, ſondern ein Knecht Gottes, der ihm ein gewiſſes Stück Landes zu verwalten anvertraut hat. Davon will der Erbherr aller Heiden Rechenſchaft von jedwedem, wie er haus gehalten, fordern, und iſt keiner ſo groß und in ſo hohen Ehren, daß er ſich des Befehles: *redde rationem villicationis tuae* (gib Rechenſchaft von deiner Verwaltung) entſchütten könne; vielmehr welchem viel befohlen iſt, von dem wird man auch viel fordern, und *potentes potenter punientur*.“ (Die Gewalthaber ſollen gewaltig geſtraft werden.) —

⁂ Däniſche Journaliſtik. — In Dänemark erſcheinen 54 Tag- und Wochenblätter, und von dieſen 54 mehr als die Hälfte zu Kopenhagen; auch von 30 Monats- und anderen Zeitſchriften erſcheinen die meiſten in der Hauptſtadt; alle dieſe 84 Schriften in däniſcher Sprache. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No 19. 1838.

Phönix.

Montag, 22. Januar.

Die Blutrache.

(Fortſetzung.)

„An die Bezwingung dieſer Kaukaſier knüpfte ſich der Krieg gegen Perſien an, und uns ward keine Raſt, keine Erholung nach ſchwer vollbrachten Thaten. Aber ein anderer Krieg war dieſer, als der, den wir eben beſtanden hatten. Ein erbärmlicher Kampf! Die Feinde ſtanden uns ſelten, ſie fochten wie Feiglinge, aber ſie brannten die Häuſer nieder, in denen wir uns befanden, ſie zerſtörten die Saaten, verdarben die Brunnen, meuchelten uns im Schlafe, im Gebete, und wo ihre Uebermacht ſiegte, übten ſie kein Erbarmen gegen uns. Mehr als die furchtbarſte Schlacht, wo der Tod den Feind mit dem Feinde verſöhnt, kann den Krieger dieſe metzelnde Grauſamkeit empören, und gar zu leicht läßt er ſich verleiten, gleiche Vergeltung zu üben.“

„Wir hatten den Alaſan überſchritten; vor uns lag ein Dorf, mit einem tiefen Graben befeſtigt, hinter demſelben ſahen wir die ſchwarzen, ſteinernen Häuſer mit Schießſcharten emporblicken. Das Dorf lag an der Anhöhe eines Berges und die Häuſer hingen terraſſenartig an dem Felſen. Es war uns, als ob wir wieder in Kaukaſien wären, als ob wir wieder gegen die wilden Bergräuber kämpfen wollten. Aus den Häuſern ſtiegen keine Flammen empor; jenſeits des Dorfes flohen die Einwohner nicht mit wildem Geheule von dannen, ſondern heiße Kugeln begrüßten uns. O es war uns wohl, daß wir wieder nach langer Zeit einmal wie Männer gegen Männer kämpfen ſollten. Der Graben wurde geſtürmt, aber wir mußten weichen; jetzt wußten wir, mit wem wir kämpften. Es waren die tapfern Tſchetſchenzen, welche ihr Vaterland verlaſſen und hier ſich angeſiedelt hatten. Zum zweitenmal waren ſie uns verfallen, zum zweitenmale ſollten wir ihnen die Erde, auf der ſie athmeten rauben! Sie ſtanden auf ihren Mauern und vertheidigten den kleinen Raum wie jüngſt ihr Vaterland. Sie waren angethan mit ihren Sterbehemden, das ernſte Zeichen, daß ſie kein Erbarmen, keine Gnade heiſchten, daß ſie untergehen wollten bis auf den letzten Mann. Mitten im blutigen Kampfe ſtimmten ſie das Todtenlied an, und wie einer getroffen niederſtürzte, ſang er leiſer und leiſer und ſchwieg dann erſt, wenn ſein Herz ganz gebrochen war. Jetzt hatten wir die Mauer erſtiegen, der Sieg war unſer! Nein, noch war nichts geſchehen; jedes Haus wurde eine Feſte, jeder Stein, jeder Fuß breit Erde mußte mit Blut erkauft werden; dieſe Grabgeweihten hielten furchtbar Wort, man mußte ſie morden, ohne ſie überwinden zu können. Endlich war das letzte Gebäude erobert und niedergeriſſen; eine blutige Trümmerſtätte umgab uns, der Kampf war beendet. Auch jetzt noch nicht! Die letzten Männer, die letzten Helden dieſer Todtenſchaar hatten ſich auf den Kirchhof zurückgezogen; ſie ſtanden geſchützt hinter den Leichenſteinen*) und ſandten uns von dort ihre Kugeln entgegen. Noch ein Angriff und das Geſchoß und der grauſe Sang ſchwieg. Die Todten lagen nun auf den Gräbern der Todten, und die, welche auf der blutigen Erde ſchliefen, hatten nun, wie die in der Erde, keinen Haß und keine Liebe im Herzen mehr.“

„Um dem Schaueranblicke zu entgehen, trat ich in ein Haus, welches ſich an den Kirchhof lehnte und das allein ſtehen geblieben war, weil man es unbewohnt wähnte. Es war von ſonderbarer, ungewöhnlicher Bauart, die Steine groß, gedunkelt von der Zeit, ohne Mörtel, nur durch die eigne Schwere verbunden. Vielleicht war es ein Heiligthum aus uralter Zeit, vielleicht auch einſt der Hort und die Ruheſtätte für Reiſende geweſen. Ich trat in den Hof und mein Auge gewahrte ein Entſetzen erregendes Schauſpiel. An dem Rande der Marmorſchaale lag ein Knabe, wunderſchön, herrlich, aber bleich, wie vom Tode erfaßt, die Lippe blau, die Adern an der jugendlichen Stirne hoch angeſchwollen, das Auge nicht geſchloſſen, nicht geöffnet, aber ſtarr, glanzlos, ohne Sehkraft. Ueber den Todten oder Bewußtloſen bog ſich ein Krieger, in ſeiner Fauſt den blutigen Hattagan; leiſe, beſonnen hob er das Eiſen, um wahrſcheinlich den Mord zu vollenden. Meine Pulſe fieberten noch von dem Blutkampfe, mein Innerſtes war noch von dem jüngſt Erlebten verletzt; — auch hat ein Krieger in den Augenblicken, wo ihn ungewöhnliche Thaten zum Lenker des Schickſals aufrufen, keine Zeit zur Ueberlegung, wie der Blitz Gottes muß er niederzucken, gleichviel, ob er Heil oder Unheil ſpendet. — Ich zog aus dem Gürtel die geladene Piſtole und feuerte das Geſchoß auf den Unbekannten. Von der Kugel getroffen ſtürzte er nieder, ſein Blick fiel auf mich mit einem fürchterlich räthſelhaften Ausdruck, es war nicht Groll, es war nicht Rache, was in ihm glühte, ſondern nur ein menſchlicher Schmerz. Mit der gebrochenen Bruſt mühete er ſich noch immer fort, ſich dem Knaben zu nähern; es gelang ihm einige Schritte, dann dehnte er ſich und war todt; die ausgeſtreckte Hand war noch nach dem Knaben gerichtet. Mir war nicht wohl in dieſem Augenblick, eine dunkle Ahnung ergriff mich, und wirklich der Tod dieſes unbekannten Mannes ruht ſchwer auf mir und drückt mich mit jedem Tage tiefer in die Erde hinab. Bebend nahte ich dem Knaben, deſſen Retter ich auf ſo furchtbare Art geworden; um ſeinen Hals ſchlang ſich eine Schnur, die ihn in wenigen Augenblicken erſticken mußte, denn nur leiſe hob das ſchwindende Leben die Bruſt des Gemarterten. Mit dem Hattagan des Todten löſte ich die Schlinge, und netzte mit dem kühlen Waſſer des Knaben Wange und Schläfe. Er begann wieder zu athmen, ſein ſtarres Auge bewegte ſich wieder und erhielt Licht und Glanz. Aber mit einem ſchneidenden Jammer, mit einem unbeſchreiblichen Seelenſchmerze riß er ſich aus meinen Armen, warf ſich auf die Leiche des Ermordeten und ſuchte ſie mit ſeinen Thränen ins Leben zurück zu rufen. Was hatte ich gethan! Wie blind und vermeſſen hatte ich in das rieſige Geſchick gegriffen! Welche Unthat hatte ich begangen, welche Verbrechen laſteten auf meiner Seele. Ich wagte nicht, mir dieſe Fragen zu beantworten, meine Blicke nur hefteten ſich immer feſter auf den Knaben und ſein nutzloſes Mühen, ich faltete die blutbefleckten Hände und betete leiſe, daß Gott Erbarmen haben und dem Todten das Leben wiedergeben möge. Aber es geſchah nicht! Hinter mir rauſchte es; ich wandte den zagenden Blick, eine Geſtalt ſchlüpfte davon, es ſchien mir faſt die des vergeſſenen Aſima zu ſein. Es war vielleicht Wirklichkeit, vielleicht auch nur Vorahnen von dem, was die kommende Stunde herbeiführen wollte. Als ich mich zu dem Knaben zurückwandte, ſchien über dieſen eine duldende Ergebung gekommen zu ſein, er hatte den Blick gen Himmel gehoben, aber in dieſem Blicke lag nicht der Geiſt eines Kindes, der Schmerz reifte ihn zum Manne, und als er endlich ſein Auge auf mich richtete und er nun ſeine beiden geballten Fäuſte auf die Bruſt drückte und ſein Geſicht ungleich bleicher wurde, als damals, wo ihn die Todesſchnur umfing und ſeine Lippe keines Lautes fähig war, ſchien es mir, als ob ein furchtbares Weſen Gericht über mich und meine That halte. Er ließ es geſchehen, daß man ihn von dem Leichname trennte, er ſprach nicht von ſeiner Vergangenheit, er vertraute Keinem, was ihm der Todte geweſen, und auch ich wagte nicht tiefer in die Nacht dieſes Unglücks einzudringen, wagte nicht, ihm zu entdecken, wie Alles geſchehen war. Wußte er doch nicht, wer den Mann erſchlagen, war er doch bewußtlos, als die Schauerthat geſchehen.“

---

*) Ich brauche wohl nicht erſt zu bemerken, daß bei den Mahometanern die Leichenſteine aufrecht ſtehen.

„Am Abend dieſes Tages trat wirklich Aſima in mein Zelt; er war, erzählte er, als ein Gefangener der Tſchetſchenzen, täglich von ſeinem Herrn gemißhandelt und gezüchtigt worden. Die Eroberung des Dorfes hatte ihn befreit und er trat abermals in die Reihen der Krieger. So feſt wie er mit ſeiner Laſtertreue an mir hing, eben ſo groß war ſein Groll gegen den unbekannten Knaben; er zeigte dieſen Haß unverhüllt durch tauſend kleine Kränkungen und erduldete dafür mit ſtumpfer Fühlloſigkeit die Züchtigung, welche ich über ihn verhängte. Der Knabe beachtete dagegen dieſen Sünder gar nicht. Wie liebte ich dieſen verwaiſten Unglücklichen, der Schmerz gab ſeinem kindlichen Geſichte eine überirdiſche Verklärung; aber er war nicht wie andere Kinder, er lächelte nicht, er ſpielte nicht, er war ein Greis im Frühroth des Lebens. Die Liebe meines verödeten Herzens, die ich ſo heiß auf ihn übertrug, nahm er nicht wie ein Geſchenk der Großmuth, ſondern wie eine Schuld an, und kein Opfer konnte von ihm ein Gefühl des Dankes erringen. Stundenlang ſaß er finſteren Träumen verfallen; nur Eines gab ſeiner Seele Thätigkeit, wenn er ein Schießgewehr und deſſen Wirkung erblickte. Er ſchien bis jetzt mit des Geſchoſſes Kraft völlig unbekannt zu ſein und doch hatte er mitten unter Kriegern gelebt, welche für die geſchickteſten Schützen aller Bergvölker gelten; ſeine Blicke hingen an dem dunkeln Rohre, an dem Aufblitzen des Feuers, an dem Lauf der Kugel; um ihm Freude zu machen, ſchenkte ich ihm ein Paar koſtbare Piſtolen und eine gleiche tſcherkeſſiſche Flinte. Er empfing dies Geſchenk mit Haſt und übte ſich nun unaufhörlich im Schießen. Bald brachte er es ſo weit, daß er in der fernſten Zielſcheibe jede Kugel ſeines Vorgängers treffen und verdrängen konnte. Mir machte dieſe Geſchicklichkeit keine

Freude, denn nur ihr lebte der Knabe, jede andere Beſchäftigung war ihm gleichgültig."

(Fortſetzung folgt.)

Kritik und Erläuterung des Göthe'ſchen Fauſt

von Ch. H. Weiße.

(Leipzig, Gebrüder Reichenbach, 1837.)

Wir glauben ein groſes Lob dieſes Werkes auszuſprechen, wenn wir gleich im Voraus ſagen, daß es dem Verf. in der That gelungen iſt, ſich über den Dichter des Fauſt zu ſtellen. Dies erlangt er, indem er, bei aller wärmſten Hingebung an den Genius Göthe's, die Entwicklung deſſelben und die, theils davon abhängende, theils ſie bedingende Entwicklung der Zeitbildung, ſeit dem Beginn der Dichtung bis zu ihrer letzten Vollendung, von Stufe zu Stufe verfolgt, daraus den jedesmaligen geiſtigen und ſittlichen Standpunkt des Dichters zu beſtimmen, ihn in der Dichtung ſelbſt nachzuweiſen und dieſelbe ſo, ihrer Entſtehung und ihrem Zuſammenhange nach, zu würdigen und zu erklären trachtet. —

Wir haben es alſo nicht mit einem täppiſchen Bewunderer zu thun, der, von der vorgefaßten Meinung unfehlbarer Meiſterſchaft ausgehend, uns die ganze Fauſtdichtung als ein in allen Theilen harmoniſches, weltumfaſſendes Ganze mit Gewalt aufzudemonſtriren ſtrebt; ebenſowenig mit dem einſeitig verſtockten Spießgeſellen irgend eines philoſophiſchen oder religiöſen Syſtemes, der entweder dieſem die Dichtung unterzuordnen, oder es aus der Dichtung herauszuconſtruiren befliſſen iſt (ein Thun, das bei aller Leichtigkeit faſt immer den Anſchein des Gelingens mit ſich führt, denn in einer reichhaltigen Dichtung läßt ſich mit einiger Conſequenz am Ende Alles finden); ſondern mit einem warmen, erkennenden Verehrer des Dichters, der aber, ohne hinzuthuende oder vorausbeſtimmende Willkühr, die Dichtung ſo nimmt, wie ſie vorliegt und entſtanden iſt, und ſie als ſolche von dem einzig richtigen, dem äſthetiſch wiſſenſchaftlichen Standpunkt zu würdigen unternimmt. Daß dieſe Würdigung, namentlich bei'm zweiten Theil des Fauſt, mehr oder weniger den Charakter der Auslegung und Deutung annimmt, was bei einem dichteriſchen Werke anderer Art dem Kritiker zum großen Tadel gereichen würde, das liegt hier nothwendig in ſeiner Aufgabe und in der Eigenthümlichkeit der allerdings räthſelhaften Dichtung. Die durch dieſe Bemühung gewonnenen Reſultate in's Einzelne und gründlich zu prüfen, dazu würde ein eigenes Buch erforderlich ſein. Hier glauben wir dem Verf. wie dem Publikum den beſten Dienſt zu erweiſen, wenn wir, ohne uns viel auf Polemik einzulaſſen, kurze Andeutungen über den Sinn und Inhalt des Werkes zu geben uns bemühen. Wir können dies mit ſo beſſerem Gewiſſen thun, da, bei wenigen faſt unvermeidlichen Spitzfindigkeiten im Einzelnen, die Hauptergebniſſe des Werkes ſchwerlich zurückzuweiſen und durch Richtigeres zu erſetzen ſein werden. —

Der Verf. thut bald zu Anfang des Werkes einen Ausſpruch, der, durch angewöhnte Verdrehung von Kunſtbegriffen, den Meiſten paradox erſcheinen wird. Er ſpricht nämlich von einer vorwiegenden Subjectivität des Göthe'ſchen Genius, die er namentlich mit dem Beiſpiel einer bisher für durchaus objectiv angeſehenen Schöpfung, der Iphigenie belegt. Er räumt unſerem größten Dichter nur ſoviel Objectivität ein, als einem großen Dichter durchaus unentbehrlich iſt, um die Gebilde und Erlebniſſe ſeines Innern mit feſter, plaſtiſcher Form auszuſtatten. Sehr richtig bezeichnet der Verf. dieſe vorwiegende Subjectivität überhaupt als einen Charakterzug der modernen Poeſie, die jeden gegebenen Stoff nicht unbefangen in ſeiner urſprünglichen Bedeutung hinnimmt und reproducirt, ſondern ihn nur als äußern Anlaß ergreift und überwältigt, um etwas ganz anderes aus ihm zu machen. Unſerer Meinung nach hätte der Verf. noch einen Schritt weiter gehen und geradezu ausſprechen können: der Unterſchied zwiſchen objectiver und ſubjectiver Dichtung, als qualitativ betrachtet, ſei überhaupt ein ganz verkehrter und irriger Begriff. Wir behaupten, daß der innerſte Kern, der eigentliche Inhalt einer jeden Dichtung, ſelbſt das antike Epos nicht ausgenommen, durchaus ſubjectiv ſei, und mithin das Wort objectiv, auf den Inhalt angewendet, immer falſch gebraucht worden iſt, da es ſich lediglich auf die Mittel und die Art der Verkörperlichung, der Darſtellung des ſubjectiven Inhalts anwenden läßt. Somit darf einer Dichtung weder das ſubjective noch das objective Moment fehlen, folglich können beide Worte auch gar nicht gebraucht werden, um eine Dichtungsart von der andern zu unterſcheiden. Daß in den antiken Dichtungen dieſes ſtoffliche Darſtellungselement vorwiegender iſt, daß die Dichter des Alterthums das ihnen gebotene Object, den Mythus reiner und dem urſprünglichen Sinn gemäßer wiedergeben, als die modernen, thut unſerer Behauptung keinen Eintrag, ſondern zeigt nur, daß im Alterthum die Subjectivität des Einzelnen mit dem allgemeinen Glauben und der nationalen Ueberlieferung faſt identiſch war, während in der neuern Zeit, bei mehr entwickelter innerer Perſönlichkeit, jeder Einzelne eine beſondere und eigenthümliche Welt für ſich bildet. — Hiermit ſtürzt freilich ein mühſam gebautes Kartenhaus zuſammen, und Leute, bei denen eben da, wo Begriffe fehlen, ſich ein Wort zur rechten Zeit einſtellt, haben den Verluſt ſo herrlicher Gemeinplätze, wie ſich an die bisher gebräuchliche Auffaſſung der Worte objectiv und ſubjectiv knüpfen, ſchmerzlich zu beklagen. —

(Fortſetzung folgt.)

Aus Holſtein.

(Schluß.)

Wer gute Volksſchulen ſehen will, der komme hierher, und wer verſteinerte Gelehrtenſchulen ſehen will, der komme gleichfalls hierher. Er wird, falls ſeine Erwartungen einen nicht allzu ideellen Charakter tragen, in beider Hinſicht Befriedigung finden. Von Gewerbſchulen und Unterrichtsanſtalten für die höhere bürgerliche Ausbildung, kann hier ſchon allein deshalb nicht füglich die Rede ſein, weil ſolche überhaupt nicht vorhanden ſind und theuere Privatanſtalten ihre Stelle nothdürftig vertreten. Die Fürſorge der Regierung hat ſich bis jetzt nur auf den Unterricht der Maſſen gerichtet und hier viel geleiſtet. Faſt jedes Dorf hat ſeine Schule, und das freundlichſte Haus in demſelben iſt die Wohnung des auf dem Seminar zu Tondern gebildeten Schullehrers. Da die Frequenz der Schüler, namentlich im Winter, in einer ſolchen Schule ſehr hoch ſteigt, ſo iſt die wechſelſeitige Unterrichtsmethode eine unerläßliche geworden, und Leſen, Schreiben, Rechnen, Religion, nebſt nothdürftiger Orthographie, bilden ſo ziemlich die höchſten Ergebniſſe des Volksunterrichtes. Dies genügt auch durchaus für die größere Menge, und weſſen Lage und Stellung ein Mehreres wünſchenswerth macht, findet dazu auch hinreichende Gelegenheit in dem Privatunterricht des Schullehrers. Ich nannte die gelehrten Schulen verſteinerte Schulen, weil der Unterricht auf ihnen im Ganzen nach altem Styl datirt und ſich wenigſtens bis jetzt noch gegen die Fortſchritte und Anforderungen der Zeit mit einer chineſiſchen Mauer verwahrt zu haben ſcheint, die aber endlich doch von der Civiliſation, wie jene von den Tartaren, überſprungen werden möchte. Dem Namen nach werden freilich auch einige anderweitige Wiſſenſchaften in ihren Mauern getrieben, in der That aber dienen dieſelben nur zur Staffage des Herzen und ſind nur Schaugerichte, deren Erlernung keinen Rang verleiht, und ein einziges lateiniſches oder griechiſches Exercitium, aus klaſſiſchen Reminiscenzen geiſtlos handwerksmäßig dreſſirt, ſchnellt auf der Geiſteswage dieſer Schulen alle ſonſtigen Kenntniſſe wie hohle, nichtige Spreu in die Luft. Auf den hieſigen gelehrten Schulen thront daher jene ſo pedantiſch wichtig thuende Sprachphilologie noch in ſicherer, ungeſtörter Ruhe und blickt mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit auf die Inhaber anderer Kenntniſſe und Wiſſenſchaften verächtlich hinab. Sie ſchreibt hier, wie anderswo, noch immer, wie jener Mann ſagte, Diſſertationen de studio antiquitatis sive de particula ἄν, und kann noch immer nicht über die Schale zum Kern gelangen. Antike Vielſeitigkeit und antike Weltanſchauung, ſo wie die ganze friſche Sinnlichkeit und geſunde Natürlichkeit des herrlichen Alterthums ſind ihren Jüngern gleichſam unter den Händen abhanden gekommen, und wenn man die koloſſale Einſeitigkeit und die mikrologiſche Geſinnung der meiſten unter ihnen wahrnimmt, ſo findet man es begreiflich, wie mancher, hierüber aufgebracht, das ganze Studium des Alterthums, als ein den Geiſt nicht bildendes und die Civiliſation nicht förderndes, übereilt verwirft. Zu dieſen Uebelſtänden kommt die noch von Alters her hier eingebürgerte Sitte, aus der Zahl der Kandidaten der Theologie das Lehrperſonal theilweiſe zu rekrutiren, die denn bei aller Tüchtigkeit in ihrem Fache, doch nur ſelten in den Schulwiſſenſchaften etwas Sonderliches zu leiſten wiſſen, die Sache nur wie eine vorläufige Verſorgung betrachten und bei dem Geruch einer guten Pfarre dies Proviſorium ſchnell wieder zu verlaſſen trachten. Letzteres kann man ihnen indeſſen durchaus nicht verdenken; denn wer iſt glücklicher, als ein hieſiger Pfarrer, der auſſer ſeinem an ſich ſchon ſo ſchönen Berufe, noch überdies gewöhnlich ein, für ſeinen Stand und ſeine Verhältniſſe, ſo reichliches Einkommen hat, und ſich hier im Beſitze der Achtung und des Einfluſſes ſieht, den ſein Amt ſo ſehr verdient, aber leider nicht immer in gleichem Maaße findet. In dem in unſerer Literatur für das Bild eines Landpfarrers ſo herkömmlich, faſt ſtereotyp gewordenen Rahmen, läßt ſich daher das Bild des hieſigen Landgeiſtlichen nur ſelten zur reinen Anſchauung bringen. Wir ſuchen hier gewöhnlich vergebens jenes ſtillebige Enſemble der Umgebung, wo Alles zu einem idylliſchen Gemälde ſich gleichſam von ſelbſt geſtaltet, jene ſchlichte Einfachheit der Sitten und Anſichten, die einen gewiſſen altteſtamentariſchen Duft enthalten und uns an jene glückliche Patriarchenzeit der Menſchheit mahnen. Der hieſige Landpfarrer denkt anders, ſpricht anders und wohnt anders, als ſein in der Literatur befindlicher Amtsgenoſſe; er ſteht dem Weltmanne näher, als dem Patriarchen und der ſo bekannte Voßiſche Paſtor von Grünau iſt ein nur der halben Wirklichkeit entnommenes Gemälde.

Bei den Dienern und Lehrern der Religion fällt mir durch eine ſehr natürliche Ideenaſſociation die Religion ſelbſt ein, wiewohl ich weiß, daß beide oft einander fremder ſind, als man glauben ſollte. In hieſiger Gegend weiß man gottlob bis jetzt ſo gut wie gar nichts von allen jenen Ausgeburten einer krankhaften Religiöſität, oder der, ſich mit einer umgeworfenen Altarsdecke heilig machenden, monſtröſen Sinnlichkeit, die aus dem Proteſtantismus, zumal in neuerer Zeit, als eine Reaction gegen ſeine anderweitige rationaliſtiſche Richtung, in ſo bedrohlicher Anzahl ſich entwickelten. Selbſt der Kampf der alten kirchlichen Orthodoxie, dieſer trauernden Wittwe eines abgeſtorbenen Glaubens, und des Rationalismus, der durch die Altonaer Bibel und die neun und neunzig Kieler Theſen einſt ſo heftig hier entbrannte, ſcheint entſchlafen zu ſein. Die Zeit der religiöſen Kämpfe ſcheint überhaupt hier vorüber zu ſein; man iſt dazu wohl nicht ſo ſehr zu tolerant, wie zu gleichgültig geworden. Man hat vollauf mit der Erde und der Ordnung der auf ſie ſich beziehenden Verhältniſſe zu thun. Ueber das Grab reicht kein Wunſch mehr hinaus und es iſt in Wahrheit für den größten Theil der Menſchheit die ultima linea rerum, über die hinaus es weiter nichts für ſie gibt. Himmliſche Papiere ſtehen noch um vieles ſchlechter, als die ſpaniſchen; Niemand honorirt mehr einen Wechſel auf Jenſeits, er hat zu weit zu laufen und man verlangt dieſſeitige Bezahlung. In Wahrheit, die bleierne Decke des Indifferentismus, der man gewöhnlich den tönenden Namen der Toleranz und chriſtlichen Liebe gibt, legt ſich immer mehr und mehr über die an Hoffnungen abgewelkte Bruſt der Menſchen, die an der dürren Verſtandeskoſt eine Entſchädigung für ſo viele eingebüßte Paradieſe ſich ſuchen müſſen.

Unter ſolchen Verhältniſſen und während die Hälfte der Nation dem alten Glauben und überhaupt aller poſitiven Religion abgeſtorben iſt, muß es befremden, das Lutherthum im däniſchen Staate noch als ein rein monarchiſches zu ſehen, deſſen äuſſerliche Livree noch Alles tragen muß. Alle übrigen Confeſſionen nebſt dem Judenthume beſitzen nur eine geduldete Exiſtenz, haben keine politiſche Rechte und dürfen nur an drei Orten im ganzen Königreiche ihre thurm- und geläutloſen Gotteshäuſer haben. Möchte dieſer drückende Bann durch die Strahlen einer wahren Aufklärung baldigſt verſcheucht werden und die Stunde der Emancipation allen hier gedrückten Confeſſionen endlich ertönen! — C. C.

Feuilleton.

⁂ Das Buch der Gemeinden. — Während Hr. de Lamennais an ſeinem *Livre du peuple* arbeitete, um im Allgemeinen die Wahrheit einzuſchärfen, daß mit jedem Recht auch eine Pflicht untrennbar verbunden ſei, und um auf die Urſachen jetziger Mißverhältniſſe aufmerkſam zu machen, hat Hr. Roſelly de Lorgues ſein Augenmerk der unmittelbaren Wirklichkeit zugewendet und in ſeinem neu erſchienenen *Livre des communes* die vorhandenen Grundelemente des Staatsgebäudes: „*le presbytere, l'école et la mairie*" zu einträchtiger Wirkſamkeit hinzulenken verſucht, überall Ordnung und fortſchreitendes Wachsthum erzielend. Hr. de Lorgues will die kleinen Gemeinden in den Augen ihrer Mitglieder rehabilitiren. Die Verbeſſerung der Municipalräthe und der Wohlthätigkeitsbureau's, die Erweiterung der Dienſte, welche der Primairunterricht den arbeitenden Klaſſen leiſten ſoll; die Darſtellung der Würde und Wichtigkeit des Prieſterthums; der Vorrang des Ackerbau's vor den Handwerken und der Induſtrie, — dies ſind die Mittel, durch welche Hr. de Lorgues die kleinlichen Ambitionen zügeln möchte, die auf dem Lande ſo häufig hervortreten und daſſelbe veröden, um die Städte mit Leuten zu überfüllen, die nach jedem kleinen Aemtchen, jedem Verdienſtchen haſchen und zuletzt nur die Maſſe der Proletarier und Unzufriedenen mehren. Das Buch, aus guter Geſinnung hervorgegangen, wird gewiß mannigfachen Nutzen ſtiften, wenn auch, wie jetzt noch die Prieſterſchaft in Frankreich beſchaffen, auf keinen dauernden Frieden zwiſchen ihr und dem Staat und der Schule zu zählen ſein dürfte.

⁂ Der abgebrannte Winterpalaſt zu Petersburg, 1768 vollendet, war 707 Fuß lang und 559 breit, und das größte aller jetzt noch ſtehenden europäiſchen Schlöſſer. Es bedeckte einen Flächenraum von 634,837 Par. Fuß, während der Vatican mit dem Belvedere zu Rom nur 478,000, das Kaiſerſchloß zu Wien 438,000, das Schloß zu Caſerta 410,000, das zu München 391,000, das Louvre 875,625, der Harem zu Konſtantinopel 800,100 Quadratfuß einnehmen. Die Ueberreſte der Kaiſerpaläſte zu Rom bedecken 1,365,000 Quadratfuß! —

☞ In Nro. 7, S. 36, Sp. 1 v. u. leſe man ſtatt Thouſſard — Thénard.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 20. 1838.

Phönix.

Dienstag, 23. Januar.

Die Blutrache.

(Fortſetzung.)

„Wir ſtanden beim Dorfe Dſhinguli im Lager, als unſerm Führer, dem General Kraſſowski, die Nachricht wurde, eine furchtbare Macht des Feindes habe das Kloſter Etſchimiadſin belagert. Dies Kloſter war die einzige feſte Stätte, welche wir in dieſer feindlichen Fläche beſaßen, zudem war es das größte Heiligthum der treuen Armenier, die ſo viel für unſere Sache gethan, die ihre Habe uns geopfert, ihr Blut für uns vergoſſen hatten. Es konnte, es durfte nicht verlaſſen werden, nicht dem Feinde anheim fallen. Unſer Corps war zu klein gegen den zahlreichen Feind, um noch getheilt zu werden, und wer ſollte nun zum Schutze des Lagers, der Bagage und Proviantkarren zurückbleiben? Die Noth gebar den verwegenen Gedanken, den ganzen Troß mitzunehmen, war er doch ohnehin des Feindes Beute, wenn wir geſchlagen wurden. So zogen wir, vier Bataillons Fußvolk und fünfhundert Koſaken, bei furchtbarer Hitze den bedrängten Glaubensbrüdern entgegen. Immer ſenkrechter warf die Sonne ihre Strahlen, als wir die ausgedörrte Ebene zwiſchen Dſhinguli und Etſchimiadſin durchzogen. Unſere Pulſe fieberten, das Blut in unſern Adern glühte; wir fühlten keine andere Beſchwerde, keine Mühſeligkeiten als Durſt. Waſſer! Waſſer! nur einen Tropfen Waſſer den Verſchmachtenden! Aber das Flüßchen Abaran lag hinter uns, vor uns kein Quell, kein Bach, keine Labung, nur die Höhen von Aſchtarak und Utaſak. Endlich mit der letzten Kraft des Lebens hatten wir dieſe erklimmt; da breitete ſich das Lager des Feindes vor uns aus, groß, unabſehbar, zehntauſend Mann Fußvolk und fünfzehntauſend Reiter, angeführt von Abbas Mirſa ſelbſt; und dieſe zehnmal größere Macht ſollten wir Ermüdete, deren Hirn die Qual der Entbehrung ſchon zum Wahnſinne ausdörrte, ſchlagen? Aber eben weil wir des Lebens höchſte Marter empfanden, weil uns der Tod nicht furchtbar mehr war, gab uns Verzweiflung einen mehr als menſchlichen Muth. Die Perſer ließen uns Anfangs ungehindert ziehen, aber nun ſchmetterten von den beſetzten Höhen die Kanonen in unſre Reihen und die zahlloſen Schaaren brachen in unſre Nachhut und in die Bagage. Doch der Hoffnungsloſe verkauft ſein Leben theuer; wie wir auch ſanken, wie wir auch verbluteten, wie die eiſernen Würfel uns auch niederſchmetterten, wie die Hufe der Roſſe uns auch niedertraten, wir kämpften fort und fort um den Sieg. Zehn Stunden dauerte ſchon das Gemetzel, der rieſige Kampf der Verzweiflung gegen die Uebermacht. Kleiner und kleiner wurde unſer Häuflein, ſechs Oberofficiere waren gefallen, ſiebenzehn andere und der General Kraſſowski ſelbſt ſchon verwundet. Da hob ich mein Auge zu jener Batterie empor, deren furchtbares Kreuzfeuer unſre Rotten niederſchlug. Die Spitze meines Degens zeigte meinen Treuen den Pfad, den wir wandern mußten, um des Tages Geſchick zu wenden. Sie verſtanden das ſtumme Zeichen; ein leiſes Erbleichen fuhr über ihre Geſichter, es war die Rückerinnerung an Weib und Kind, dann aber ſchlugen ſie das Kreuz und ſchloſſen ſich feſter an einander. Selbſt Aſſma hohnlächelte nicht mehr; ſelbſt dieſes Sünders Antlitz war ernſt geworden, denn im nächſten Augenblick ſtanden wir vielleicht Alle vor Gott. Jetzt blitzte es aufs neue von der Höhe, manch' tapferes Auge brach abermals! Hurrah! in dem Pulverdampfe ging es vorwärts im Sturmſchritt. Ich fühlte mein Blut rinnen, aber Gott gab mir Kraft; ich kam noch zeitig genug, um mich auf die Kanone zu werfen, welche der Perſer wiederum abprotzen wollte. Die Batterie war genommen und das vernichtende Geſchütz ſtürmte mit gleicher Wuth jetzt in die Feinde; da ließen ſie ab von uns, und die kleine Heldenſchaar zog ein in die Thore von Etſchimiadſin. Aber ihrer waren nur Tauſend, mehr als die Hälfte lagen auf dem Schlachtfelde. Doch war das Unglaubliche geſchehen, zweitauſend fünfhundert Ruſſen hatten fünf und zwanzigtauſend Perſer geſchlagen, denn als der Morgen dämmerte, war Abbas Mirſa mit ſeinem Heere von dannen geflohen und das heilige Kloſter befreit."

„Ich lag in der ſtillen Zelle des mächtigen Kloſters; ein ernſter Mönch flößte mir einen Heiltrank ein; mit ſorgſamer Schonung verband Aſima meine Wunden, während Prekow, der verwaiſte Knabe, in läſſiger Ruhe mit ſeinen finſtern Blicken meine Schmerzen betrachtete, und die Augenblicke zu zählen ſchien, wo das Qualleben noch in meiner Bruſt rang. Mir aber that die Stille des Kloſters wohl; hier herrſchte Friede und Ruhe; während draußen noch die Nachſchauer der fürchterlichen Schlacht hauſeten und die Kanonen noch in der Ferne tönten, hörten die Mönche nur ihre Kirchenglocken, und gingen in dieſen entſetzlichen Lebensſtunden ſo ruhig zu ihren Gebeten, wie einſt in glücklichen Tagen. Dieſes Nichtbeachten der ſündigen Außenwelt beruhigte auch meine doppelt wunde Bruſt, und der Troſt aller Leidenden und aller Schmerzreichen, der Schlaf kam über mich. Als ich wieder erwachte, war es ſtille und faſt finſter um mich her, nur die Lampe vor dem heiligen Kreuze brannte mit einem trüben Schimmer. Der Mönch hatte ſich, wahrſcheinlich zum Gebete, entfernt. Aſima lag zu meines Lagers Füßen und war einem eiſernen Schlafe verfallen; ruhig, traumlos war ſein Schlummer; die böſen Thaten ſeiner Vergangenheit, der vernichtete Himmel ſeines Herzens traten nicht im drohenden Spukgewoge vor ſeine Seele; in dieſem Buſen war Alles untergegangen, ſelbſt die Reue, ſelbſt die Rückerinnerung. Da erklang aus dem unerhellten Winkel der Zelle ein leiſer Klagegeſang; ich horchte auf, es war der arme Knabe! Nie hatte ich ihn ſingen gehört; was öffnete in der Stunde der ſtillen Mitternacht die verſchloſſene Bruſt des Stummen? Es war der Schmerz; dieſer nur beſeelte ſeinen Geſang. Nie hatte ich dieſe Worte, dieſe Töne gehört, dennoch verſtand ich ihr Weh. Den Kopf auf die Bruſt, den Blick an den Boden geſenkt, ſang er immer herzergreifender; es war, als ob er einem unſichtbaren Weſen ſein finſtres Geheimniß entdecke und den Schauern der Geiſterſtunde ein namenloſes Leid klage. Aber wie ich mich auch mühte, nur empfinden, nur fühlen konnte ich dieſe Sprache; ich hatte ſie früher nicht vernommen, ſie war nicht die der Bergbewohner, nicht einer andern auf Erden gleich; es waren Urtöne der Seele, welche ſeiner Bruſt entſtiegen."

„Da brannten meine Wunden wieder, in meinem Kopfe ward es wüſt und wirre, und die ſchweren Augenlider ſchloſſen ſich wider meinen Willen; nur wie aus weiter Ferne hörte ich noch den Klaggeſang. Ich mußte wieder geſchlafen haben, denn als ich die Augen öffnete, warf die Morgenſonne ihren Purpur in die enge Zelle, und Niemand war bei mir als der ernſte Mönch. „„Uden alle iſhomſente noz,““ die letzte Strophe von dem unbekannten Geſange, wiederhallte noch immer in meinen Ohren, und unwillkührlich wiederholten meine Lippen die räthſelhaften Worte. Der alte Mönch hob plötzlich Haupt und Auge; er ſah mich mit großen Blicken an, „„wer lehrte Dich dieſe Worte?““ forſchte er mit innerer Bewegung. „„Ich hörte ſie einſt im Geſange,““ antwortete ich, „„ohne ihre Bedeutung zu kennen, kannſt Du ſie mir erklären?““ „„Es ſind die Trauertöne eines verwaiſten und vergeſſenen Volkes,““ erwiederte er; „„es iſt der Uden Todtenſang.““ „„Die Uden,““ fragte ich weiter, „„wer ſind dieſe, kannſt Du mir Kunde von ihnen geben?““ „„Weit von hier,““ entgegnete der Mönch, „„in dem Lande von Neapolis ſoll es Städte geben, welche mehr denn ſechszehn Jahrhunderte von der Erde bedeckt, von den Menſchen vergeſſen waren; ein gleiches Schickſal ward dem Volke der Uden, eine vielleicht eben ſo lange Zeit war es den Blicken ſeiner Glaubensbrüder und der gebildeten Welt entſchwunden. Und wie jene Stätten nur an das Licht der Welt traten, um zerſtört und beraubt zu werden, ſo entſtieg auch dieſes Volk nur ſeinem geiſtigen Grabe, um in ſeinen Eigenthümlichkeiten verletzt, in ſeinem Glauben vernichtet zu werden. In der Kloſterbibliothek modert eine Schrift, welche eine Sage von dieſen Verlorenen enthält; ich will ſie Dir mittheilen, daß ſie Dir kürze die langen Augenblicke Deiner Krankheit. Dein eigner Geiſt mag ſcheiden, was in ihr Wahrheit, was in ihr nur ein erdichtetes Traumbild iſt.““

(Fortſetzung folgt.)

Kritik und Erläuterung des Göthe'ſchen Fauſt.

(Fortſetzung.)

Aus dem Ausgeſprochenen entwickelt der Verf. Göthe's dichteriſches Verhältniß zur Sage überhaupt und zur Fauſtſage insbeſondere. Er ſpricht ihm (ohne damit ſchlechthin einen Tadel ausdrücken zu wollen) die Fähigkeit ab, ſich an den vorhandenen Sinn einer Sage hinzugeben, denſelben rein aufzufaſſen und zu reproduciren. Namentlich zeigt er von der Fauſtſage, wie der in Göthe, als ſeinem Hauptrepräſentanten, am höchſten geſteigerten Geiſt des Zeitalters es dem Dichter unmöglich machte, nicht nur ſie dem urſprünglichen Sinne nach wiederzugeſtalten, ſondern ſogar ſie demſelben gemäß zu verſtehen. — Die Zeit, in der das erſte Fragment des Fauſt entſtand, war die Sturm- und Drangperiode, die Periode der gewaltſam hervorbrechenden Genialität und des Cultus dieſer Genialität, die, ſelbſt in ihrer alle Schranken durchbrechenden Unbändigkeit und Losgebundenheit, als das Höchſte, als das Göttliche im Menſchen unbedingt verehrt wurde. Göthe ſelbſt war in dieſer Periode befangen, aber auch er war es, der zuerſt zum Bewußtſein kam. Innerliche Unbefriedigtheit ließ ihn das Unzulängliche und Gefährliche ſolchen Treibens ahnen, aber noch nicht klar erkennen; er fühlte ſich davon betäubt und beängſtet, ohne ſich losreißen zu können. Gerade dieſer innere Zuſtand der Unruhe und des Zweifels trieb ihn zur Fauſtſage, und gerade dieſen Seelenzuſtand hat er im *erſten* Theil der Dichtung niedergelegt, doch ſo, daß er die Dichtung unternahm, gleichſam um im Verlauf derſelben dem geheimnißvoll mahnenden Sinne der Sage erſt *nachzuſpüren*, und ſich, durch Auflöſung des Räthſels, des innern Kampfes zu entlaſten. —

Dieſem Standpunkt des Cultus der Genialität *ganz entgegengeſetzt* iſt der alte, vom Verf. als *wahrer* bezeichnete Sinn der Sage. Hier ſehen wir nämlich das *Böſe* als *poſitiv* bezeichnet, wie es (der noch jetzt allgemein verbreiteten Meinung entgegen) als Subſtanz gewollt und erſtrebt werden kann, nicht nur in That, ſondern auch in Geſinnung und geiſtigem Streben. Man kann nicht allein böſe *handeln*, ſondern auch böſe *ſein*. Aber das Böſe erſcheint hier nicht als gemein, niedrig und *nur* ſelbſtſüchtig in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, ſondern ausdrücklich der Gemeinheit und Alltäglichkeit gegenüber, als genial und gewaltig, nach hohem *geiſtigem* Genuß, ſelbſt nach geiſtiger *Schöpfung* ſtrebend und ſie auch erlangend. Es iſt, in ſeinem erſten Keim, mit dem *Göttlichen eins und dasſelbe*, ſchlägt aber, durch Entäußerung von der Liebe Gottes, und indem es, der Weltordnung gegenüber, ſelbſtſtändig und unabhängig ſtehen will, in's Gegentheil um, und fällt ſomit unwiderruflich der ewigen Verdammniß anheim. — Aus dieſem Mißverhältniß zwiſchen dem urſprünglichen Sinn der Sage und der Auffaſſung des Dichters leitet der Verf. die Unmöglichkeit einer Vollendung des erſten Theils der Dichtung her. Sie kann weder im Sinn der Sage, dem ſie von Haus aus entfremdet iſt, noch in dem, in der *Skepſis* vorhandenen Sinn des Dichters nach genügend zum Schluß geführt werden; mit platten Worten: Fauſt kann weder vom Teufel geholt, noch zum Himmel befähigt werden. —

Obgleich wir der Anſicht des Verf. von dem Vorhandenſein des *poſitiv Böſen* beitreten müſſen, ſo können wir dies doch nicht, wie er zu thun ſcheint, als ein in alle Ewigkeit der Gottheit gegenüber Beſtehendes gelten laſſen, obgleich der chriſtliche Mythus und die furchtbaren Worte des rechtgläubigen Dante:

Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!

dafür ſprechen. Wir möchten hier ein aus einem andern Religionsſyſtem geſchöpftes Symbol als verſöhnender, vielleicht ſelbſt tiefer entgegenſtellen. Ahriman iſt ebenſowohl abgefallen, durch und durch böſe, hochſtrebend und gewaltig, wie Satan. Aber er wird zuletzt durch Flammen mehr und mehr geläutert werden, bis er, der Geiſt der Finſterniß, wieder zum Geiſt des Lichtes verklärt wird. Hiermit iſt ausgeſprochen, daß das Böſe, bei aller ſeiner Poſitivität, doch nur als eine Abirrung, als ein verkehrtes Streben edler Kräfte zu betrachten ſei, das ſich zuletzt, durch Kampf und Qual, in ſich ſelbſt reinigen, und zum Rechten wieder umſchlagen muß, ſo wie es, urſprünglich recht, in's Böſe umgeſchlagen war. Die Unverwüſtlichkeit und Unverlierbarkeit des an ſich am Anfang Göttlichen iſt hierin ſiegend ausgedrückt. Ob in dieſem Sinne nicht ein verſöhnender (freilich der Kataſtrophe der Sage entgegengeſetzter) Schluß der Dichtung möglich geweſen wäre, ohne daß der Dichter nöthig gehabt hätte, ſich, wie im zweiten Theil geſchehen iſt, in ein ganz heterogenes Gebiet zu begeben, laſſen wir dahingeſtellt ſein. —

Der erſte Theil der Dichtung wird hierauf vom Verf. mit außerordentlichem Scharfſinn geſichtet. Er trennt die zuerſt und zugleich entſtandenen Scenen genau von den ſpäter hinzugedichteten, und weiß in den letzteren einerſeits einzelne Lichtblicke des Göthe'ſchen Genius in die Natur des poſitiv Böſen, die er beim Beginne der Dichtung ganz mißverſtand, anderſeits das Hereinragen jener allegoriſch phantasmagoriſchen Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe, wie ſie im *zweiten* Theil durchaus vorwaltet, nach. Durch letztere Erklärungsart werden manche im erſten Theil enthaltene Widerſprüche, Inconſequenzen und Verſtöße gegen die pſychologiſche Wahrheit zunächſt aufgedeckt, zugleich aber auch wieder erklärt und gelöſ't. Vor allen merkwürdig ſind hier folgende Einzelnheiten: Das Vorſpiel im Himmel iſt nach dem Verf. nicht als ernſtgemeinte, unmittelbar objective Darſtellung eines als wirklich Gedachten anzuſehen, ſondern Gott der Herr, Mephiſto und die Engel treten hier, auf die Behandlungsweiſe des zweiten Theils hinweiſend, als *Masken* auf. — Der zweite Monolog nebſt der daran ſich knüpfenden Selbſtmordſcene ſind, als ſpäter hinzugedichtet, ebenfalls nicht als unmittelbare Darſtellung eines wirklich Vorfallenden, ſondern als ſymboliſch zu betrachten. Als erſtere wäre der Entſchluß des Selbſtmords in Fauſt's Lage nicht motivirt, noch weniger die begeiſterte Extaſe, mit der er das Jenſeits begrüßt, ebenſowenig die Macht des Chorgeſangs, ihn dem Leben wiederzugewinnen. Dieſer Entſchluß zum phyſiſchen Selbſtmord ſoll hier nur den zum *ſittlichen*, d. h. zur unbedingten Hingebung an das Böſe verſinnbildlichen. Jene bezaubernden Klänge, mit denen Fauſt ein neues Daſein bewillkommt, ſind eben nur der Ausdruck des Vorgefühls jener hohen *geiſtigen* Genüſſe, deren das poſitiv Böſe nach dem Verf. allerdings fähig iſt, und mit den Chorgeſängen will der Dichter nur das von Fauſt freilich nur ſehr unvollkommen erkannte Band ausdrücken, das denſelben noch an die himmliſche Liebe kettet und ihn ſpäter erretten ſoll. So kühn dieſe Hypotheſe ſcheint, müſſen wir doch bekennen, daß ſie der Verf. mit überzeugender Kraft durchgeführt hat. — Die Geſtalt des Mephiſto iſt in dem erſten Theil gedoppelt. In dem urſprünglichen Fragment erſcheint ſie, wie dort überhaupt alle Perſonen, als ganz concret menſchlich. Erſt in den ſpäter hinzugedichteten Scenen bezeichnet ſich Mephiſto ſelbſt als ein Geiſt der Verneinung, als ein Abſtractum, und iſt von nun an, in der Conception des Dichters, nicht mehr ein für ſich beſtehendes Individuum, ſondern nur der Geiſt der Negation, der geiſtreichen Ironie, ja des Humors in Fauſt ſelbſt. — Die ganze Blocksbergſcene verlegt der Verf. in *Fauſt's Inneres* und nimmt ſie nur für einen allegoriſchen Ausdruck deſſen, was in demſelben vorgeht. Sie iſt auf dieſe Weiſe für Fauſt daſſelbe, was die Scene im Dom für Gretchen iſt. Auch hier erklingen (im Wechſelgeſang am Anfang) durch alle Häßlichkeit und Entartung der Hölle, jene lockenden und bezaubernden Töne von Hohem und Herrlichem, das dem Himmel anzugehören ſcheint, aber wieder nur das Weſen des poſitiv Böſen bezeichnet. — Das Liebesdrama zwiſchen Fauſt und Gretchen dagegen iſt durchaus als der plaſtiſche Ausdruck eines wirklich Geſchehenden zu betrachten. In der Geſtalt Gretchens, der unſchuldigen, unbewußten ſchönen Weiblichkeit, weiſet der Verf. den innerſten Kern der Subjektivität des Dichters ſelbſt in jener Periode nach. Später verklärte ſich dies Ideal zu dem bewußter Weiblichkeit und blieb als ſolches gleichſam das Allerheiligſte im Gemüthe unſeres großen Dichters. — Wie richtig der Verf. hier geſehen hat, das ſpricht ſich in klaren Worten am Schluſſe des zweiten Theiles der Fauſtdichtung aus:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Natürlich behauptet der Verf. nicht, daß Alles ſo, wie er es entwickelt hat, auch im Bewußtſein des Dichters ſich zugetragen habe, aber mit Recht ſpricht er aus, daß der Kritiker allerdings berechtigt und fähig iſt, auch den unbewußten Operationen des Genius nachzuſpüren. —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Die Rettungsgeſellſchaft (humane society) in London hat am 9. d. M. ihre Jahresverſammlung gehalten. Von 180 Scheintodten wurden im vorigen Jahre 148 wieder belebt. Die Belohnungen, welche die Geſellſchaft im vorigen Jahre für Lebensrettungen ausgetheilt, beliefen ſich auf 8000 Pfd. St. —

⁂ Unter den 1,300,380 Unverheiratheten im Königreich Neapel befinden ſich 21,204 Weltgeiſtliche, 11,391 Mönche und 9,312 Nonnen. Die Zahl der Verheiratheten beläuft ſich auf 2,021,000. — Im J. 1836 wurden dort 13 Männer und 24 Frauen über 100 Jahre alt. —

⁂ Verbeſſerter elektriſcher Telegraph. — Während man ſchon daran dachte, die neue Einrichtung des elektriſchen Telegraphen, von welcher kürzlich die Rede war, zur Verbindung von London mit Edinburg zu benutzen, hat ein Hr. Wheatſtone wieder eine Verbeſſerung erſonnen, die er für den Verkehr zwiſchen London und Liverpool benutzen will. Bei Anzeige hiervon in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, am 8. d. M., hat doch endlich Hr. Larrey die hochweiſen Herren daran erinnert, daß es eigentlich der berühmte deutſche Anatom, Hr. v. Sömmering ſei, der zuerſt den Gedanken eines elektriſchen Telegraphen gehabt. —

⁂ „*Le livre d'Enoch sur l'amitié*“, welches Hr. Pichard, Mitglied der aſiat. Geſellſchaft, zum erſtenmal aus dem Hebräiſchen überſetzt hat, wird nebſt dem Urtext und philologiſchen Anmerkungen, mit Nächſtem erſcheinen. —

⁂ Koſten der Kriege zwiſchen England und Frankreich. — Der London despatch gibt folgende Ueberſicht der Menſchen und Summen, welche die Kriege mit Frankreich in hundert Jahren England gekoſtet:

	Pf. St.	Menſchen.
1. der im J. 1697 beendigte Krieg:	21,500,000	180,000
2. — — 1702 angefangene	43,000,000	250,000
3. — — 1739 — —	48,000,000	240,000
4. — — 1756 — —	111,000,000	250,000
5. — — 1775 angef. Amerikaniſche	139,000,000	200,000
6. — — 1793 mit Frankreich beg.	1,000,000,000	200,000

Ende 1815 war die Staatsſchuld 1,050 Millionen Pf. St.! —

⁂ Zu Canton iſt unter Dr. Parker und zu Bankok in Siam unter Dr. Bradley ein Spital von den Engländern errichtet worden. Die Aerzte ſind zugleich Miſſionaire. — Auch Chriſtus heilte nicht bloß Seelenkranke. —

⁂ Die franzöſiſche Pairskammer beſteht jetzt aus 301 Mitgliedern. Hierunter ſind 4 Prinzen, 34 Herzoge, 30 Marquis, 121 Grafen, 13 Vicomtes, 51 Barone, 1 Ritter und 27 Pairs — ohne Adelstitel! Von dieſen 301 ſind 136 von der Reſtauration, 165 von der Julieregierung ernannt. —

⁂ Periodiſche Literatur in England. — Am letzten Tage jedes Monats werden der Literary Gazette zufolge, 136 Monatsſchriften von London nach allen Theilen des Königreichs ausgeſendet; hierzu kommen noch 31 Quartalſchriften. —

⁂ Beitrag zur Synonymik. — Einer hannöverſchen Kabinetsverordnung vom 7. d. M. zufolge, müſſen die Ausdrücke: »Staatsdiener« und »Königliche Diener« als völlig gleichbedeutend betrachtet werden.

⁂ Altdeutſche Huldigung. — Einem auch in die Preuß. Staatsztg. übergegangenen hannöverſchen Korreſpondenzbericht zufolge, iſt der von den Königl. Dienern in Hannover eingeforderte Huldigungsrevers »in alter Deutſcher Form abgefaßt.« —

⁂ Die Locomotiv-Maſchine, welche zu Philadelphia für die Wiener-Trieſter Eiſenbahn gebaut worden, hat am 29. Nov. ihre Probefahrt in der neuen Welt gemacht. Sie zog 10 Karren mit einem 100,000 Pfd. in 4 Minuten per engl. Linie. Auf ebener Bahn kann ſie 35—40 engl. M. per Stunde zurücklegen und wird daher in ungefähr 9 Stunden von Trieſt nach Wien fahren! Der Hauptbaumeiſter dieſer Maſchine iſt ein Oeſterreicher, Hr. Gaune, der ſeit 25 Jahren in Philadelphia wohnt.

⁂ Wichtige mittelalterige Handſchriften hat Hr. Maillard de Chambure, Archivar zu Dijon, daſelbſt entdeckt. Zwei Bände derſelben enthalten Rechnungen, die von Juden geführt worden, welche ſich aſſoziirt hatten, um die Lebensmittel und Kleidungsſtücke für den letzten Kreuzzug zu liefern; der dritte enthält die Kriegsreglements der Tempelherren, welche zugleich mit der Ordensregel auf der Synode zu Troyes genehmigt worden. Dieſe Statuten, bis jetzt als verloren angeſehen, werden nun mit Nächſtem zum erſtenmal im Drucke erſcheinen. —

⁂ Die Geſammtzahl der Juden in Rußland belief ſich im J. 1836 auf 1,053,141 Individuen, mit 490 Kahalen (Gemeindevorſtänden), 540 Synagogen, 3323 Betſchulen, 894 Rabbinern, 1901 Vorſtehern von Synagogen oder Betſchulen und 1490 Rentmeiſtern.

⁂ Ein trefflicher Kalfaktor. — In einem franz. Blatte wird der *Caléfacteur-Lemare* angekündigt, mittelſt deſſen man mit Kohlen für 2 Sous (etwas weniger als 2 Kreuzer) zwei bis ſechs Gerichte zugleich kochen kann. Der Erfinder hat für dieſen ſinnreichen Apparat und deſſen mannigfache Anwendung, auf den 3 letzten Ausſtellungen 3 ſilberne Medaillen und eine goldene, nebſt einem Preis von 2300 Fr. von der Société d'encouragement erhalten. Zu haben ſind dieſe Kalfaktors zu Paris, Quai Conti ou de la monnaie Nr. 3.

⁂ Abbé Chatel und Hr. Gauché (ſo ſteht gleich nach vorſtehender Anzeige) werden am 14. Jan. Mittags und Abends um 7 in der franzöſiſchen Kirche, rue du Faubourg-St.-Martin 59 über die Unſterblichkeit der Seele predigen. —

⁂ Ueber ein mehr als 20 Fuß mächtiges Infuſorienlager am ſüdlichen Rande der Lüneburger Haide, theilte Hr. Prof. Ehrenberg in der Akad. der Wiſſ. zu Berlin am 2. d. M. Nachrichten mit, zufolge welchen im Amte Ebsdorf durch Bohrverſuche auffallend große Lager von mehlartiger Erde entdeckt worden. Sie beſtehen aus 2 Schichten. Die obere, 10—18 Fuß mächtig, wurde von Hrn. Dr. Wiggers in Göttingen unterſucht und für eine Kieſelerde erklärt. Die untere 10 Fuß mächtige Schichte zeigte außer der Kieſelerde etwas bituminöſe Subſtanz. Den mikroſkopiſchen Unterſuchungen des Dr. Ehrenberg nach — beſtehen beide Schichten aus den Schalen von 14 Infuſorienarten, von denen ſämmtliche 13 der oberen Schichte noch jetzt lebend bei Berlin vorkommen. In der unteren Maſſe findet ſich auch ($^{1}/_{10}$ des Volumens der Probe) Pollen von irgend einer Pinus-Art; auch ließen ſich Kieſelnadeln von Spongillen erkennen. —

⁂ Das größte Dampfſchiff der engliſchen Marine iſt der kürzlich vollendete Gorgon von 1150 Tonnen Gehalt und 300 Pferdekraft. Es faßt 1000 Mann Truppen, 150 Mann Schiffsvolk, Lebensmittel auf ein halbes Jahr, Kohlen für 20 Tage. Die Maſchinen können nicht leicht vom feindlichen Geſchütze erreicht werden. —

⁂ Beweis, daß die amerikaniſchen Indianer die Abkömmlinge der verlorenen Stämme Israels ſind, aus dem Engl. des M. M. Noah, Majors der Miliz zu Newyork und Nordamerik. Geſandten in Tunis. (Altona, 1838.) Schon im v. J. iſt auf die engl. Abhandlung aufmerkſam gemacht worden, die nun in deutſcher Ueberſetzung erſchienen iſt. Die Hauptdata ſind aus einer Schrift geſchöpft, welche Adair, der 40 Jahre unter jenen Indianern gelebt, im J. 1775 herausgegeben. Hr. Noah meint, die den Israeliten prophezeite Wiederherſtellung ſei »vielleicht nahe genug, um auch einen Theil jener (indian.) Völker zu umfaſſen.... Die Rabbinen,« bemerkt er, »glauben, daß das Wunder der Wiedergeburt ſich offenbaren werde, wenn die Sünden der Nation gebüßt ſeien.« Er glaubt, »daß Syrien an die jüdiſche Nation durch Kauf zurückfallen werde, und daß der angehäufte Wohlſtand derſelben ein von der Vorſehung beſonders gemachtes Geſchenk ſei, ſie in den Stand zu ſetzen, in einer paſſenden Zeit ihre alten Beſitzthümer durch Gold ſtatt Eiſen wieder in Beſitz zu nehmen... Man habe von 10—12 Millionen Dollars für die Abtretung jenes Landes geſprochen — eine Summe, die für den Paſcha von Aegypten zu lockend, als daß er ſie bei dem jetzigen ſchlimmen Zuſtande ſeines Schatzes ausſchlüge.« —

⁂ Napoleon und Pius VII. — Aus der intereſſanten Geſchichte des Letzteren vom Ritter Artaud erfahren wir, daß Napoleon dem Geſandten, der mit Pius VII. wegen des abzuſchließenden Concordates unterhandeln ſollte, die Inſtruktion gegeben, den Papſt zu behandeln »wie einen Souverain, der über 100,000 Mann verfügen könne.«! —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 21. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 24. Januar.

Johannes v. Schlaier.

(Fortſetzung.)

Jetzt war die Zeit gekommen, worin Schlaier mit noch größern Vollmachten als bisher auf die Bühne des öffentlichen Lebens ſeines Vaterlandes treten ſollte, denn das Vertrauen ſeines Königes ernannte ihn jetzt, den jugendlichen Dreißiger, zum Staatsrathe und zum proviſoriſchen Chef des erledigten Miniſteriums.

Von dem Augenblicke an, da Schlaier das vakante Portefeuille ergriff, ließ er auch über die Entſchiedenheit der Geſinnungen, mit welchen er in ſeinem neuen hohen Amte wirken werde, keinen Zweifel mehr zurück. Er hatte mit dem Liberalismus, wie er ſich ſeit den Juliustagen entwickelte, deren Geiſt und Conſequenzen er unter günſtigen Umſtänden nach dem vaterländiſchen Grunde zu verpflanzen gedachte, energiſch und beſtimmt gebrochen. Die Cataſtrophe dieſes Bruches war bereits im Jahre vorher, gelegentlich der Deputirtenwahlen zum Landtage, *offenbar* geworden. Schlaier war nämlich wieder an mehreren Orten als Kandidat aufgetreten, aber bei dieſer Gelegenheit verfehlte der „Hochwächter,“ auf die Verpflichtung ſeines Volkstribunals hin, nicht, die Wähler auf einen Vorfall in der Kammer vom Jahre 1830 aufmerkſam zu machen, der ſchon damals geſchäftig unter das Publikum geſtreut worden war, nun aber ſchon wieder vergeſſen oder nicht genug bekannt geworden zu ſein ſchien. Herr Schlaier nämlich, der damals, wie ſchon bemerkt, bei den Debatten über das Univerſitätsſtatut die Regierungsanſicht energiſch vertheidigte, bemerkte ſpäter, nachdem die Kammer gleichwohl kurz zuvor einen entgegengeſetzten Beſchluß gefaßt hatte, gegen einen Nachbar: einen entſcheidenden Geſichtspunkt habe die Kammer doch überſehen; hierbei nannte er ein Geſetz, die ſogenannte Juſtiznovelle, welche der von der Regierung in Anſpruch genommenen Befugniß, den Gerichtsſtand der Univerſität auf dem Adminiſtrationswege abzuändern, nicht ſchlagender hätte widerſprechen können. „Wenn Sie das wußten,“ ward ihm vom Andern erwidert, „warum ſchweigen Sie davon in der Debatte?—“

Vergebens entſchuldigte Hr. Schlaier das übereilt geſprochene Wort mit ſeiner amtlichen Stellung. Es war die erſte und letzte Unvorſichtigkeit, die er ſich zu Schulden kommen ließ, aber die Stunde, worin dies geſchah, hatte jetzt zugleich die Feuerprobe ſeines Weſens und die ganze Haltung ſeines öffentlichen und Privatcharakters vollendet. Der Staatsmann war aus dem Feuer, in welches die Genialität ſeines Geiſtes ihn geſetzt, nun *fertig* hervorgegangen. Schlaier trat ſeine Verwaltung mit jener Energie ſeines innern Dranges an, welche man ſo oft ſchon im Umkreiſe der Verwaltung zu loben Gelegenheit gefunden hatte, er ſchmetterte nun das Viſier, das bisher noch die Hälfte ſeines Geſichtes, aus Gründen wohlverſtandener Privatklugheit, bedeckte, zu Boden keck und kühnlich nieder, daß für einen Moment ſelbſt die ſchwergepanzerte Schaar ſeiner Gegner erſchrack. Sein offnes Antlitz zeigte nun nicht jene ängſtlich forcirte Gravität, worunter ſich zuweilen ſo viel Zaghaftigkeit und Wankelmuth verbirgt, und das in deplorable Jämmerlichkeit ausſticht, wenn ſchon der erſte Lanzenwurf des Feindes in's Blut gedrungen: ſondern theils ſo friſch und kräftig, ſo keck und übermüthig, ſo entſchieden und bei'm Lächeln ſo herausfordernd offenbarte ſich ſein ganzes Innerſtes auf ſeinem lebensmuthig gerötheten Geſichte, daß man nicht lange im Zweifel bleiben konnte, mit welchen Waffen fortan der alſo geartete Gegner kämpfen werde. Die Bezirksbeamten wurden zu größerer Controle gegenüber der lauten Thätigkeit des Volksgeiſtes angemahnt, im Innern aber ward tüchtig geſchafft, die Maſchine ward friſch geſäubert und auf's Neue eingeölt, damit man vergebens ringe, ſie in's Stocken zu bringen.

Zugleich unterzeichnete er einige Monate darauf das bundesgeſetzliche Verbot der Rotteck'ſchen „Annalen" und das Verbot der Erhard'ſchen „Deutſchen allgemeinen Zeitung."

Von Rechts- d. h. Conſtitutionswegen hätte nun in dieſem Jahre ſchon (1832) die Ständeverſammlung, zu welcher bereits die Deputirten allerwärts gewählt waren, einberufen werden ſollen, doch machte die Regierung, der es verzeihlicherweiſe darum zu thun war, die erſte mitunter unbeſonnene Aufregung, welche die Junibeſchlüſſe im Lande hervorgebracht, vorerſt vorübergehen zu laſſen, zur Verzögerung den Umſtand geltend, daß die letzte Kammer das Budget bis zum Jahre 1833 bewilligt habe, und ſonach der Zuſammentritt der neuen Kammer vor dem Beginne jenes Jahres eben ſo unnöthig als ungeeignet ſei.

Deutſchland erinnert ſich noch der Deputirtenverſammlung zu Boll, einem kleinen Badeorte nicht allzuweit von Stuttgart, wohin ſofort die neu gewählten liberalen Abgeordneten, faſt ein halbes Hundert an der Zahl, ſich begeben hatten, um der durch die Preſſe bereits laut gewordenen Unzufriedenheit wegen gedachter Weigerung der Regierung, einen größern und vollern Ausdruck zu geben, auch gleichzeitig den öffentlichen Geiſt zur Beharrlichkeit in ſeiner Denkungsweiſe und in ſeinen Wünſchen aufzumuntern. Es war gleichſam eine Selbſtconſtituirung der aprioriſchen Oppoſitionsfraktion des Landtags, denn man begnügte ſich nicht mit Ermahnungen an das zahlreich verſammelte Volk im angedeuteten Sinne, woneben man patriotiſchen, nämlich Eßlinger Champagner trank und die Polen leben ließ: ſondern man reſumirte die wichtigſten Volkswünſche, wie ſie bereits durch den Hochwächter nach allen Seiten erörtert waren, um in feuriger Berathung deren Legalität, in der Form eines Volksbeſchluſſes, hinzuſtellen. Etwas Aehnliches war in Deutſchland noch nicht geſehen worden, der Brand des Schloſſes in Braunſchweig machte ein größeres Aufſehen nicht, und ſchien in manchen Punkten nicht von der tiefgreifenden Bedeutung zu ſein, als dieſe Verſammlung der würtembergiſchen „Vaterlandsfreunde," wie ſie ſelbſt ſich nannten, in Boll. Denn ſie trug durch Deutſchland die Kunde eines neu erwachten und nimmer niederzuhaltenden Geiſtes, wie man ihn bisher nur auf dem Boden Frankreich's und England's walten zu ſehen gewohnt war. Aus dieſen engen ſchwäbiſchen Bergen, von welchen vor Jahrhunderten ſchon ſo manche große That ausgeſtrömt, glaubte man nun auch jetzt einen ſiegreichen Strom, einen wellenkreiſenden Geiſtesſtrom ausgehen zu ſehen, in tauſend Kanälen ſich durch das große Vaterland ergießend, um allen Grund mit ſeinen neuen Ideen, mit ſeinem neuen Geiſtes- und Lebensſaamen zu befruchten.

Der Stand der würtembergiſchen Regierung, gegenüber dieſen Ereigniſſen, war hart, es gehörte eine elaſtiſche Lebenskraft der Verwaltung dazu, wie ſie mit Schlaier begonnen hatte, um nicht das nöthige Gleichgewicht zu verlieren.

Endlich brachte das neue Jahr den neuen Landtag, auf welchen der öffentliche Geiſt ſo ſehnlich und brünſtig geharrt hatte, um dort ſeine Wünſche und ſein Wollen zur feſten Form auszuprägen. Die Conſtellation, unter welcher er am 15. des Januars begann, ließ das Ende, das er nach Verlauf zweier Monate nahm, ohne höhere prophetiſche Kunſt vorahnen. Als Vertreter ſeines Departements und als Vertreter der Regierung im weitern Sinne, hatte ſich auf dem vornehmſten Platz der Regierungsbank Hr. Schlaier wohlgewappnet niedergelaſſen. Ihm zur Rechten und zur Linken erhoben ſich von Zeit zu Zeit die Chefs der übrigen Departements, v. Schwab, v. Herdegen, v. Hügel. Schwab und Herdegen waren es gewöhnlich, die ihm zur Rechten und zur Linken ſekundirten, jener (Guſtav Schwab's, des Liederdichters, Bruder) als Chef des Miniſteriums der Juſtiz und dieſer als Vorſtand des Miniſteriums der Finanzen.

(Fortſetzung folgt.)

Raumer's hiſtoriſches Taſchenbuch für 1838.

(Hiſtoriſches Taſchenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Jakob, Schubert, Voigt, herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Neunter Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1838.)

Das „hiſtoriſche Taſchenbuch" hat mit Recht einen ehrenvollen Platz unter unſern deutſchen Taſchenbüchern von der öffentlichen Meinung angewieſen bekommen. Seine Aufſätze vergleichen ſich nicht jenen kleinen bunten Porzellainfiguren, die jetzt wieder Mode ſind, und dutzendweiſe auf Kommoden und Schränken placirt werden können, ſondern größeren Geſtalten mit reichem, vollem, ernſtem Faltenwurfe der ſie umgebenden einfarbigen Gewande. Ja, ſehr häufig ſcheinen ſie nur ein Stück dieſes Mantels, aber ein maſſives Bruchſtück, woran ſich die Geſchichte ſtudiren läßt, wie am Torſo die Kunſt. Wie dürfte es auch anders ſeyn? Die Geſchichte iſt zu mannigfaltig ſchon geworden, als daß man von ihr Vieles geben könnte, ohne ein mehrbändiges Werk zu ſchreiben, oder die Thatſachen neben ſich verkümmern zu laſſen, wie Pflanzen, die allzu dicht geſäet ſind. Alſo gibt man beſſer wenige Einzelheiten, Monographieen, die aber nicht mit abgehackten Händen und Füßen in der Luft ſchweben, ſondern — oft nur angedeutet — ſich mit nahe Liegendem verbinden. Ja, dieſes Letztere ſcheint um ſo leichter ins Werk zu ſetzen, wenn das Hauptthema an ſich weniger intereſſant iſt, dagegen viele Sachlichlichkeiten und Perſönlichkeiten von andern Seiten her in ihm zuſammenlaufen, die dann gewiſſermaßen an die Stelle des Hauptthema's ſich drängen.

Dieſen letzteren begegnen wir beſonders im erſten Aufſatze des neunten Jahrgangs des hiſtoriſchen Taſchenbuchs: „Hermann Chriſtopher von Roßwurm, von J. W. Barthold" (S. 5—142). Hier iſt wirklich Roßwurm nur das Bindemittel für intereſſantere Dinge, als ſein eigenes zerriſſenes und liederliches Leben, was freilich tragiſch genug durch das Schwert des Nachrichters endigte. Die deutſchen Militärzuſtände zwiſchen dem Augsburger Religionsfrieden und dem Beginne des dreißigjährigen Krieg[illegible] das Soldatenleben jener Zeit in Frankreich, Kriegs- und Sittenſchilderungen, dazwiſchen einzelne bekannte Namen, wie Baſſompierre, Mansfeld, Kaiſer Rudolph II. u. ſ. w., ſind die Moſaikſtücke, die in dem Kitte Roßwurm liegen, und allerdings in ihrem Zuſammenhange uns ein Bild der Gemeinheit, Wüſtheit und Jämmerlichkeit jener Zeit in Europa's Herzen aufſtellen, wie es vom Jahrhunderte der Reformation nicht erwartet werden konnte. Aber es hält ſchwer, bis die Sonne der Sittigung nach oben und unten durch alle Maſſen dringt, und dann bleiben immer noch, nur in ſanfterem Gewande, die Leidenſchaft und der Eigennutz ihre erbittertſten Gegner.

Der zweite Aufſatz: „Ueber den politiſchen Einfluß der Königin Marie Antoinette von Frankreich, von Karl Georg Jakob" (S. 145—320), enthält in dem, was über Marie Antoinetten's politiſchen Einfluß, zunächſt auf ihren Gatten und deſſen Miniſter, geſagt iſt, eine Rechtfertigung oder doch eine ſtarke Entſchuldigung der ſchönen, liebenswürdigen, geiſteskräftigen, und nachher ſo unglücklichen Frau. Ja, es ſcheinen jene Erörterungen hauptſächlich wegen dieſer Auseinanderſetzungen da zu ſein. Auch könnte kein Menſch am Aufſatze Dieſes mit Recht tadeln. Denn unſere Zeit iſt nun einmal eine kritiſche, und ſie flicht ihre Neigungen und Abneigungen damit zuſammen. Seit Leſſing's „Ehrenrettungen des Horaz" wurden eine Menge Ehrenrettungen der verſchiedenſten Art in Deutſchland geſchrieben, und wenn in neueſter Zeit erſt in Heinrich Heine, dann in Heinrich Elsner — Maximilian Robespierre ſeine Schutzredner und ſelbſt ſeine Bewunderer, ſeine Liebhaber gefunden hat, ſo iſt es nur eine, der Unpartheilichkeit dargebrachte Huldigung, wenn andere Hiſtoriker den ausgezeichneteren Perſönlichkeiten der entgegengeſetzten Seite ihre Aufmerkſamkeit zuwenden, und, ſoweit eine ehrliche kritiſche Prüfung es zuläßt, dieſe in beſſerem Lichte, als das allgemeine Urtheil bis dahin auf ſie warf, darſtellen. Aber bedenklicher würde ſein, wenn ein Almanach nach und nach einen Typus der Art anzunehmen ſchiene. Wenigſtens würde dann der Glaube an ſeine Unpartheilichkeit dadurch in Frage kommen. Eine bedenkliche Sache bei einem „hiſtoriſchen Taſchenbuche."

Ich geſtehe, daß dieſe Bemerkung etwas übereilt wäre, wenn mir nicht der dritte Aufſatz: „Ueber Pasquille, Spottlieder und Schmähſchriften aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, von Johannes Voigt" (S. 323—525), und der vierte: „Immanuel Kant und ſeine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, dargeſtellt von F. W. Schubert," (S. 527—628) ebenfalls zu ſolchen oder verwandten Bemerkungen Anlaß gegeben hätten.

Da ſteht dem erwähnten dritten Aufſatze eine lange, lange Einleitung voran, des Inhalts: daß immer auf der Welt viel Unglück und Miſerabilität geweſen ſei, und daß es immer ſo bleiben müſſe. Auch in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts ſei es ſo geweſen, und dann kommen, gewiſſermaßen als Sprüche und Verslein der abzuhaltenden Zufriedenheitspredigt, nach recht zweckmäßigen, ins Allgemeinere dieſes Gegenſtandes einleitenden Bemerkungen, viele Stellen ſolcher Pasquille, Spottlieder und Schmähſchriften. Sie ſind gut gruppirt und wir ſehen originell und glücklich eine politiſche und Culturgeſchichte jener Zeit darauf erbaut, wie ſie uns in dieſer Weiſe noch abgeht und wie wir ſie, auch nur für einzelne Perioden, aufs Dankbarſte begrüßen. Aber der Eingang degradirt das dann immer wieder zu Beweisſtellen eines Satzes, den wir als troſtloſen Troſt für Alles, in einer Welt des Fortſchrittes, unbedingt gefaßt als wahr durchaus nicht anerkennen können.

Der vierte Aufſatz ſoll dem Gedanken ſteuern, als ſei der alte Immanuel Kant bereits in geſetzten Jahren ein allzu feuriger Liebhaber der damals noch jungen franzöſiſchen Revolution geweſen. Dabei ſpricht dann Hr. Schubert von „jener berüchtigten Nacht vom 4. Auguſt" (1789), alſo einer Zeit, für die Klopſtock noch ſang, Campe noch ſchwärmte, und der — Kant ſelbſt ſeine Zufriedenheit noch keineswegs aufgekündigt hatte. Denn, wie Hr. Schubert anführt (S. 613, 614), ſah Kant die franzöſiſche Revolution als „ein Experiment" an, „welches die von der Vernunft aufgegebene Idee einer vollkommenen Staatsverfaſſung zu realiſiren gedächte;" er blieb dieſer Anſicht ſelbſt beim Beginne der zügelloſen Herrſchaft des Nationalconvents treu, und wandte ſich erſt entrüſtet und trauernd ab bei der Hinrichtung des Königs.

Hr. v. Raumer hat auch dieſem Jahrgange wieder ſeine eigenen Arbeiten vorenthalten. Wir wünſchen, daß er das Nächſtemal davon abweiche und durch ſelbſt geführten Meißel die Falten in ihre großen und ſelbſtſtändigen Verhältniſſe wieder bringe, wie ſie einem, immer noch braven und tüchtigen Werke, wie das „hiſtoriſche Taſchenbuch," ſo gut ſtehen.

Karl Buchner.

Kritik und Erläuterung des Göthe'ſchen Fauſt.

(Schluß.)

Was den zweiten Theil der Dichtung betrifft, ſo betrachtet ihn der Verf. nicht eigentlich als eine Fortſetzung und Vollendung des erſten, als ob wir nun in beiden eine vollkommene, künſtleriſche Schöpfung aus einem Guße hätten. Er ſieht beide Theile als verſchiedene Dichtungen an, doch ſo, daß der zweite auf den erſten Bezug nimmt und ohne ihn nicht verſtanden werden kann. Allein der Standpunkt des Dichters, die Darſtellungsweiſe und ſelbſt der Inhalt ſind im zweiten Theil weſentlich von denen des erſten verſchieden. Von jenem oben angedeuteten Zweifel, jener inneren Unbefriedigtheit befreite ſich Göthe ſelbſt durch das Erkennen und geiſtige Erringen des griechiſchen Kunſtideals, das ihm während ſeines Aufenthaltes in Italien zuerſt zauberiſch winkte und in deſſen Beſitz er ſich von nun an durch fortwährende Geiſtesarbeit ſetzte. Nichts anderes, als dieſes erſte Aufdämmern, dieſe Arbeit, dieſer Fortſchritt bis zur gänzlichen Abklärung und milden Harmonie bildet den Inhalt des zweiten Theiles der Dichtung. Man ſieht, daß hierbei das ſubjective Moment noch viel entſchiedener vorherrſcht, als im erſten Theile, trotz dem, daß mit dieſem geiſtigen Siege im Innern des Dichters, zugleich ein Sieg des ganzen Zeitalters bezeichnet wird; nur freilich mit dem Unterſchiede, daß in dieſem zweiten Theile der Dichter ſich von Haus aus klar gemacht hat, was er will, und nicht in der Dichtung ſelbſt erſt nach dem Reſultat zu ſuchen unternimmt. Die alten Figuren, die im erſten Theile mehr oder weniger noch concrete, ſittliche Geſtalten waren, werden nun blos die Träger einer gedankenreichen Verſinnbildlichung. Natürlich wird ihnen dadurch eigentliche Perſönlichkeit entzogen; ſie treten, wie ſich der Verf. ohngefähr ausdrückt, aus dem Bereich ſittlicher Zurechnungsfähigkeit heraus. Auſſerdem bringt es der Charakter einer entſchieden allegoriſchen Dichtung mit ſich, daß die Hauptfiguren von einer üppigen Fülle raſtlos wechſelnder Geſtalten um- und faſt übergaukelt werden, die ihrerſeits wieder die Träger reichverſchlungener Allegorien ſind, damit der Blick nicht auf ein Einzelnes zu feſt geheftet und verleitet werde, dies als die Darſtellung eines Wirklichen anzuſehen. Das Weſen der allegoriſchen Dichtung iſt vom Verfaſſer auf's Trefflichſte entwickelt; eben ſo iſt die Wahrheit richtig ausgeſprochen, daß nur eine ſolche Poeſie von einem Dichtergreiſe, in dem das Contemplative und bewußt Reflectirende mehr und mehr über das Intuitive Oberhand gewinnt, geſpendet werden kann. Ob ſich aber dennoch der Inhalt und die Behandlungsweiſe dieſer Dichtung mit dem wahren Weſen der Poeſie genügend vertrage, darüber ſcheint der Verf. vermieden zu haben, ſich deutlich auszuſprechen und die Antwort auf dieſe Frage wird um ſo bedenklicher, da die Poeſie hier wirklich, trotz allem nicht zu beſtreitenden, üppigen Aufwande hoher poetiſcher Schönheiten, in ein, wir möchten faſt ſcherzhaft ſagen: unerlaubtes Spiel mit ſchwer zu löſenden Räthſeln ausartet. —

Was nun die hervortretenden Hauptmomente dieſer Räthſelwelt betrifft, ſo möchten die vom Verf. gegebenen Hinweiſungen wohl die einzig richtigen ſein, welche verfolgend man nach und nach zu einem ziemlich vollſtändigen Verſtändniß auch der Einzelnheiten dieſer (vom Verf. charakteriſtiſch ſo bezeichneten) wunderbaren Dichtung gelangen kann. — Der Raum erlaubt uns nur, über dieſe Hauptpunkte im Fluge hinzuſtreifen, wobei wir uns aller weiteren Zwiſchenbemerkungen enthalten. — Die erſte Scene verſinnlicht, in der Weihung und Reinigung Fauſt's durch die Geiſter der Poeſie, die Aenderung, die im Dichter ſelbſt vorgeht. Er begnügt ſich fortan, da er das Licht der Sonne nicht ertragen kann, mit dem Abglanz deſſelben, dem Regenbogen, der über dem Waſſerſturz (dem Leben) ſchwebt; d. h. der Dichter ſieht das reine Erfaſſen der Poeſie und Kunſt als ſeine eigentliche Lebensaufgabe an und entſagt dem Erkennen des rein Ueberſinnlichen. — Der Schatz, von dem Mephiſto vor dem Hofe ſpricht, der, von der Vorzeit aufgehäuft, verborgen liegt, iſt ein geiſtiger Schatz, durch deſſen Entbehrung das geſchichtliche Treiben ſchaal und flach geworden iſt. Doch täuſcht Mephiſto nachher die damit leicht befriedigte Menge durch ein blos äuſſerliches, werthloſes Erſatzmittel für dieſen Geiſtesſchatz, in der Allegorie als Papiergeld bezeichnet. — Das Maskenſpiel iſt nöthig, um den Charakter der ganzen folgenden Dichtung einleitend als allegoriſch anzudeuten. Plutus, in welcher Maske Fauſt erſcheint, bedeutet ebenfalls wieder den Gott geiſtigen Reichthums. Darum iſt der Knabe Wagenlenker, der ſich ſelbſt erſt Verſchwendung, dann Poeſie nennt, ihm mit Recht beigegeben. Dieſer Knabe bezeichnet aber näher die Poeſie des Dichters, wie ſie in demſelben auflebt und ſich entwickelt, und erſcheint, als ſolche, ſpäter als Homunculus und endlich als Euphorion wieder. Alle drei ſind alſo eigentlich dieſelbe Perſon. Der als Geiz verkappte Mephiſto bezeichnet auch einen geiſtigen Begriff, der ſich zur Poeſie verhält, wie der Geiz zur Verſchwendung. Pan (die Maske des Kaiſers) mit ſeinem Gefolge, bedeutet das ſinnliche Naturleben, das ſich dem geiſtigen Gebiet (dem Feuerquell) nähert, ohne es zu tragen und ſich aneignen zu können. —

Um den Dreifuß zu holen, auf dem Fauſt die Helena zu citiren vermag, muß er zu den Müttern herabſteigen, die in raumloſer Oede von den Schattenbildern Alles zum Werden Beſtimmten und Geweſenen umſchwebt ſind, das heißt: der Geiſt muß in ſeine von Geſtalten unbevölkerten, einfachen Urtiefen hinabſteigen, das Individuum muß ſich von dem dunkelſten Grund ſeines Weſens aus von neuem erfaſſen, um die Macht zu erlangen, das Ideal künſtleriſcher Schönheit ſich erſcheinen zu laſſen. Dies Ideal wird aber nicht im raſchen Anlauf gewonnen, ſondern muß erarbeitet werden. Helena verſchwindet vor Fauſt's Umarmung; er ſinkt hin: ſein bisheriges Weſen iſt todt. — Die Rückkehr in Fauſt's altes Studierzimmer bedeutet die Rückkehr zum Studium, das auch in ſeiner formalen Aeuſſerlichkeit nothwendig iſt, um zum Ideal der Kunſt zu gelangen. Durch Wagner's (der Gelehrſamkeit), Mephiſto's (der negirenden Ironie) und des ſchlafenden Fauſt Zuſammenſein, wird der Homunculus erzeugt, der ſich fortan darnach ſehnt, zu entſtehen. Homunculus iſt der objective Ausdruck von Fauſt's, einer Wiedergeburt entgegenringendem Seelenzuſtande. Um zu entſtehen, fliegt er mit Fauſt und Mephiſto zur klaſſiſchen Walpurgisnacht, wo Fauſt ſeine Geliebte in der Geſammtwelt der griechiſchen Mythologie ſucht. — Die Gegenüberſtellung des Neptunismus und Vulcanismus iſt nicht nur geologiſch, ſondern hauptſächlich geiſtig zu faſſen. Die ächte Erkenntniß des Ideals, die ächte Poeſie kann nicht auf gewaltſamem, mechaniſchem Wege geboren werden, ſondern nur auf ſtill und organiſch bildendem. Daher ſtrebt Homunculus zum heiteren Meeresfeſte. Dieſes iſt eine ſich wiederholende Feier der Geburt der Schönheit. Galatea iſt hier die Stellvertreterin der Venus und identiſch mit der nachher auftretenden Helena. Zu ihren Füßen zerbricht das Fläſchchen, das den Homunculus einſchließt, er wird frei, er wird. — Helena tritt auf. Der Sturz Troja's im Hintergrunde iſt hier typiſch zu faſſen und deutet auf den Sturz der Griechenwelt hin. Helena ſoll geopfert werden, d. h. das Ideal künſtleriſcher Schönheit iſt vom Untergang bedroht, aber Fauſt nimmt die Helena als Gebieterin und Geliebte auf, lehrt ſie in Reimen ſprechen, erzeugt mit ihr den Euphorion. Der Dichter, und mit ihm die moderne Bildung überhaupt, hat das Ideal der klaſſiſchen Kunſtwelt zu innigſter Vereinigung errungen und ſich aſſimilirt und ſo die ächte moderne Poeſie erzeugt. — Durch eine ſonderbare Wendung vom Einfluß der Zeitumſtände bedingt, läßt Göthe in dieſen Begriff der modernen Poeſie die Charaktereigenthümlichkeit Lord Byron's hineinſpielen. — Das Treiben Fauſt's im letzten Akt (wo Fauſt wieder mehr als ſittliches Weſen, als plaſtiſch hingeſtellter Charakter zu betrachten iſt) verſinnlicht im Allgemeinen den Lieblingsgedanken Göthe's, daß der Menſch, nachdem er ſich dem Ideal der Schönheit hingegeben, es auf's Innigſte empfunden und geiſtig in ſich aufgenommen hat, nun noch verpflichtet iſt, in ſeliger Erinnerung an dieſe Vereinigung, praktiſch tüchtig zu wirken und zu ſchaffen; doch liegt auch in dieſer Abgewinnung weiter, urbarer Strecken von der Herrſchaft des überflutenden Meeres, nächſt der unmittelbaren, eine geiſtige Bedeutung. — Die Tragödie ſchließt ſich jetzt näher an das im erſten Theile Vorbereitete an. — Fauſt, durch Arbeit und Entſagung entſühnt, am Augenblick erfreut, ſtirbt. — Der Kampf der Engel und Teufel um ſeine Seele iſt wieder allegoriſch und nicht geradezu zu nehmen. Ebenſo die Scene ſeiner Heiligung und Verklärung, in der des Dichters innige Ueberzeugung von der reinigenden und erhebenden Kraft der Buße, Arbeit und Entſagung ſinnbildlich niedergelegt iſt. — Es folgen in dem Werke noch mehrere Kritiken des Verf., die hauptſächlich den ſittlichen Charakter Göthe's in mancher Hinſicht in ein neues Licht ſetzen und auf's Scharfſinnigſte erklären. —

Sollten wir, aus Mangel an Gedächtniß, Auffaſſung oder der Fähigkeit zu einem kürzeſten und doch treffenden Ueberblick des Verf. Sinn mitunter ſchief oder flach wiedergegeben haben, ſo möge er uns das vergeben. Unſere Abſicht war keineswegs, durch Abfaſſung dieſes Aufſatzes das Leſen ſeines Werkes, auch nur zur Noth, entbehrlich zu machen; wir wollten nur befähigten Leſern einen Blick auf die Wichtigkeit deſſelben zum Verſtändniß der eigenthümlichſten Schöpfung unſeres größten Dichters eröffnen.

Friedrich von Sallet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 22. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 25. Januar.

Die Blutrache.

(Fortſetzung.)

„Er ging, kehrte nach wenigen Augenblicken zurück und las:"

„Es iſt lange, lange her, da zog ein Volk heran aus weiter Ferne; fragt nicht, von wannen es gekommen, unſer ganzes Leben iſt eine Pilgerfahrt, und Keiner hat auf Erden eine Heimath. Ihre Väter behaupteten, ſie wären aus der zerſtörten Stadt Bardaa*) in Karabagh; aber wann und wie dieſe Stätte vernichtet wurde, und welches Stammes und welches Glaubens dieſe Wanderer geweſen, kann unſere Zeitrechnung nicht mehr enthüllen. Und ſie ſiedelten in einem freundlichen Thale und nannten ihre Stätte Wartaſchin, wie ſie auch jetzt zur Stunde noch genannt wird. Unter ihnen aber lebte ein Jüngling, Jagiſch Arakel, den trieb die Unruhe in der Jugendbruſt über die Berge; da begegnete ihm auf ſeinem Pfade ein frommer Pilger, ſo ſich Thaddäus nannte, und dieſer wanderte umher und lehrte den wilden Bergbewohnern einen heiligen Glauben, wie auf Erden der Erlöſer gewandert ſei, und wie er gelitten für das ſündige Menſchengeſchlecht. Und die Erleuchtung kam über den Jüngling; er ward der treue Jünger des heiligen Mannes, und kehrte dann heim zu ſeinen Vätern und Brüdern. Stark iſt der Herr in den Schwachen; Arakel's Worte fanden Eingang bei den Seinen, und Alle nahmen den chriſtlichen Glauben an und gründeten ſofort eine Kirche, welche ſie mit dem Namen ihres Apoſtels Thaddäus weiheten. Und die Kirche war nach damaliger Zeit beſonders ſchön und herrlich, die Eitelkeit der Wartaſchiner hatte ſie mit all' den Zierden geſchmückt, die ihr Reichthum erſchwingen konnte; beſonders waren die Mauern von großen, ſtarken Steinen zuſammengefügt, und ſchienen der Dauer des Erdballes trotzen zu wollen. Da ſie aber nun an einem Feſttage alle hinauszogen zu der Anhöhe, auf welcher der Tempel ſtand, ſtürzten, noch ehe ſie die Schwelle des Gotteshauſes betraten, die Kuppel, die Decke und ſelbſt die feſten ſtarken Mauern plötzlich ein, und nur allein der Altar blieb ſtehen; vor dieſem ſchwebte eine Luftgeſtalt in einem wallenden Gewande, im Antlitz die Züge des heiligen Thaddäus. Und die Erſcheinung ſah freundlich auf die Neubekehrten nieder, hob die Hände, ſegnete ſie und ſchwand dann langſam empor zu den Himmelshöhen, wo noch lange in den Wolken ein glänzendes Licht, eine zweite Sonne auf die Knieenden herableuchtete. Da ſprachen die Erſtaunten unter einander: „„Was iſt geſchehen, und was ſoll dies bedeuten?"" Jagiſch erwiederte: „„Gott hat geſprochen; Ihr ſollt ihm kein Haus bauen von Menſchenhand; nicht es ſchmücken mit Tand und Scheinwerth, ſondern ihn verehren in ſeinen Werken, auf dem Gipfel der Felſen, in den Urwäldern, ihn anbeten in dem Glanze der Sonne, in den Strahlen der Sternenacht. Aber zugleich iſt mir eine Ahnung worden, daß mein Lehrer, der fromme Thaddäus, geendet hat ſeine Tage auf Erden."" Und er faſtete und betete an der Trauerſtätte, während andere Jünger hinauszogen, um Kunde zu erhalten. Und ſiehe! Arakel's bange Vorausſchauung war Wahrheit geworden; nach drei Tagen kehrten die Späher zurück und brachten die Nachricht: „„Der heilige Thaddäus, der Apoſtel dieſes Landes, iſt von den Bergvölkern ſchmählich ermordet worden."" Da trauerte das Volk der Uden ſehr; aber es baute keine Tempel mehr, ſondern betete in Freud und Noth auf den Trümmern der geweihten Stätte, oder unter dem Laube tauſendjähriger Bäume, oder in den Felſenhallen, die Gott ſelbſt am Schöpfungstage gebildet. Aber es geſchah, daß ihnen eine ſchwere Prüfung erſtand; die Mahometaner wurden Herr des ganzen Landes, und als ihre Schaaren auch in Wartaſchin eindrangen und fanden, daß die Uden Chriſten waren und den Islam verabſcheuten, belaſteten ſie alle Bewohner von Wartaſchin mit einer ſchweren Abgabe, ſo ſie die Ipagi oder Glaubensſeide nannten, und ſolche beſtand alljährlich aus zwanzig Pfund Seide. Schwer war dieſe Laſt den Armen, und ſo kam es, daß wenn die Einnehmer der Osmanen erſchienen, mancher von Noth und Armuth getrieben, ſeinen Glauben abſchwur und den Islam annahm; denn ſofort er dies gethan, war ihm die drückende Auflage erlaſſen, und er durfte ſich wieder für Weib und Kind, nicht für die harten Sieger mühen. Auch kamen in dieſes Land Männer, welche noch einen andern Glauben hatten, und ſie ſprachen zu den Chriſten: „„Ihr ſeid ſchwer gedrückt, uns aber iſt geſchehen wie Euch; einſt waren wir das erſte Volk der Erde, nun aber wandern wir heimathlos umher; aber unſer Befreier wird kommen und uns wieder erheben zu neuer Ehr und Größe. Stündlich kann er erſcheinen, ſtündlich hoffen wir auf ihn, darum tretet unſerm Glauben bei, daß Euch gleiches Heil werde."" Schwach iſt das Menſchenherz! Mancher Zweifel entſtand, und Viele ſprachen untereinander: „„Der Erlöſer der Chriſten iſt bereits da geweſen, er kehrt der Erde nicht wieder; unter ſchwerer Bedrückung entſchwinden in Noth und Trübſal unſre Tage. Dieſe aber hoffen noch auf einen Befreier, der da kommen ſoll im Siegesglanze, der ihnen ſpenden wird eine Herrſcherſtätte vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne. Wir wollen uns ihnen anreihen, um bald mit ihnen gleiche Herrlichkeit zu genießen;"" und die Bethörten thaten, wie ſie geſagt hatten. Aber Jahrhunderte vergingen, ihnen kam der verheißene Meſſias immer nicht, und ihr Geſchick, wie das der Chriſten, wurde immer dunkler und nur die Bekenner des Islam's lebten im Glücke und in ſinnlicher Luſt. Aber ein noch größeres Weh hatten die drei Glaubenstrennungen hervorgerufen: es war die Zwietracht. Die ſonſt ſo eng Verbrüderten haßten und beneideten ſich nun, weil Keiner mit dem Andern betete, und Jeder ſeinen Glauben ſelbſtſüchtig für den wahren hielt. Die Verfolgung und die Sünde wurde größer mit dem folgenden Geſchlechte, und ſo kam es, daß unter ihnen, ſowohl bei Chriſten, wie bei Juden und Osmanen die Blutrache in ihrer furchtbarſten Geſtalt erſtand, und vom Vater auf den Sohn bis zum Enkelkinde forterbte, und daß nun oft das Leben des Bruders dem Bruder verfallen war. Nur ein Hort war es, dem der blutige Streit, der Mord nicht nahen durfte; es war die Trümmerſtätte der heiligen Urkirche; denn wie ſich auch Zeiten und Anſichten geändert hatten, an dieſer Stätte beteten alle vereint, gleichviel ob Chriſt, Jude oder Türke. Nun aber geſchah es, daß die Ruſſen das Land gewannen, und alſobald ſandten die chriſtlichen Uden einen Boten und baten: „„Ihr ſeid unſre Glaubensbrüder, ſendet uns daher Prieſter und Lehrer, und befreit uns von der ſchweren Abgabe der Glaubensſeide."" Sofort ſandten die Sieger einen griechiſchen Popen und einen armeniſchen Prieſter zu dieſem unbekannten Volke und beide forſchten: „„Wo ſind Eure Tempel?"" Die Wartaſchiner erwiederten: „„Wir haben keine Tempel, wir beten Gott in ſeinen Werken an."" Da verfinſterten ſich die Geſichter der Geiſtlichen und ſie zürnten: „„Wie könnt Ihr zu Gott beten, ſo Ihr ihm nicht würdige Hallen baut, ihm nicht duftenden Weihrauch ſtreut und ihn nicht mit Glockentönen ruft?"" Der Armenier fragte weiter: „„Erkennt Ihr den Patriarchen von Etſchimiadſin für Euer wahres Oberhaupt, oder ſeid Ihr vielleicht gar Verblendete, die dem Papſt in Rom gehorchen?"" Die Uden ſtaunten den Frager an und entgegneten: „„Wir verſtehen Eure Worte nicht; ſowohl der Patriarch wie der Papſt ſind uns unbekannt. Seid Ihr denn nicht Chriſten wie wir, und iſt unſer Glauben nicht der Eurige?"" Nun begannen die beiden Prieſter dieſe Urchriſten zu lehren und zu bekehren, und verwirrten ihre einfachen Verſtandeskräfte, ſo daß die Armen wähnten, ſeit Jahrhunderten in Nacht gelebt zu haben, und einige dem Armenier, andere dem Griechen folgten.*) Zu den Juden aber war ein Rabbi getreten und forſchte: „„Folgt Ihr den Lehren der Uriani, der Karaiten, oder erkennt Ihr die Wahrhaftigkeit des Talmud's; gehorcht Ihr den Geſetzen des Miſchna und Gemara, faſtet Ihr nach heiligen Gebräuchen, und genießt Ihr nicht von verbotner Speiſe?"" Und dieſe antworteten faſt wie die Chriſten: „„Wir hoffen auf einen ſiegreichen Befreier; ſprecht, wird er bald nahen?"" Da ward der Lehrer zornig und ſprach: „„Ihr ſeid unwiſſende Schismatiker,"" und er begann nun ihre Faſſungskraft zu verwirren, ohne ihnen Licht und Wahrheit ſpenden zu können. Die Armenier hatten indeß auf den heiligen Trümmern eine Kirche erbaut, die acht und zwanzig Fuß hoch, eben ſo lang, und neunzehn breit war; dieſes Zwerggebäude konnte den Wartaſchinern eben ſo wenig genügen wie die Kirche, welche die griechiſchen Popen erbauen ließen und welche mit dem Namen Alexander Newski-geweiht wurde, da ſie bis jetzt gewohnt waren, in den erhabenen Felſenhallen der Schöpfung zu beten; aber ſie wurden gezwungen, zwiſchen dieſen Mauern nach fremden Anſichten Gott zu dienen. Die Chriſten, die Juden und die Osmanen mieden nun die heilige Trümmerſtätte, welche ſo lange noch ein Band der Einigung unter ihnen geweſen war. Sie hatten ihr Heiligthum verloren, und der Unfriede, der Verfolgungsgeiſt und die Blutrache iſt ſeit jener Bekehrung furchtbarer erwachſen; und den Armen war kein Band geblieben, als das der Sprache.“

---

*) Bardaa wurde unter der Regierung des dritten Chalifen Osman zerſtört, zwiſchen den Jahren 644 bis 656.

---

*) Wartaſchin beſteht jetzt aus hundert und fünfzig Familien griechiſchen, hundert armeniſchen, hundert jüdiſchen und fünfzig mahometaniſchen Glaubens. Im Jahr 1810 lernten die Ruſſen dieſes Volk und ſeine ſonderbare Verfaſſung näher kennen.

„Der Mönch hatte die Schrift ſinken laſſen, und fuhr leiſer und faſt furchtſam fort: „„Nur Wenige vermochten ſich aus dieſen Wirren zu retten; ſie verließen das Land ihrer Väter, ihre Habe, um Heiligeres zu erhalten. Auch ich bin einer von jenen Unglücklichen, die nimmer und nimmer beten können nach vorgeſchriebenen Formen, ſondern nur nach dem innern Rufe des Herzens. So iſt meine Weihe nur eine Lüge, um die Welt zu täuſchen. Wunder Krieger, verrathe den Armen nicht, der heucheln muß, um nach ſeiner Ueberzeugung beten zu können.““

„Der Mönch erhob ſich, denn draußen in den Kloſterhallen klirrten Waffen, und zu mir trat der Führer des Heeres, der mannhafte Held der Schlacht des ſechszehnten Auguſts. Er lobte meine That, und forderte mich auf, den Kaiſer um eine Gnade zu bitten, für deren Erfüllung er bürge. Ich ſchlug das Sankt Georgenkreuz aus, was ſollte noch ein blinkender Orden meiner Bruſt? Ich ſchlug das reiche Gut in Taurien aus, welches mich plötzlich zum reichen Manne gemacht hätte; was ſollte mir, dem einſamen Krieger, Gold und Wolleben? Ich bat nur, Prekow in das Cadettencorps aufzunehmen und für ſeine Erziehung zu ſorgen. Mein Geſuch wurde ſogleich bewilligt. Die Trennungsſtunde ſchlug, er lag in meinen Armen, aber es war, als ob ich einen kalten Leichnam umfaßte; ſein Herz ruhte an dem meinigen, doch es ſchlug nicht, es bebte nicht vor Liebe und Trennungsſchmerz; in dem Auge des verhärteten Kriegers zitterte eine Thräne; das ſeinige blieb leer und ſuchte den Boden, eine Spukgeſtalt ohne Seele, wand er ſich aus meinen Armen und ſchritt von dannen. Aber der räthſelhafte Menſch iſt mit ſeiner Liebe wie mit ſeinem Haſſe gleich ungerecht; ich zürnte dem Fühlloſen nicht. Auch in der Ferne ſuchte ich ſeine Wünſche, ſeine Förderungen, ſeine Hoffnungen im Voraus zu befriedigen; ich erhielt dagegen auf meine Briefe nur dann und wann eine Antwort; es waren todte Schriftzüge, ohne Gefühl, ohne Empfindung und ich liebte ihn um ſo mehr!“

„Der Friede war geſchloſſen, aber die Rieſengröße des ruſſiſchen Reiches trennte mich von dem Geliebten; mein Regiment ſtand Indien näher als Ingermannland. Ich adoptirte den Entfernten, gab dem Namenloſen den Namen meiner edlen Väter, und ſetzte ihn zum Erben meiner Güter ein, denn ich war nun reich durch die Gnade des Kaiſers. Mit der Genehmigung des Staates wurde mir zugleich die Nachricht, daß er bereits aus dem Cadettencorps entlaſſen und als Lieutenant dem Heere eingereiht war. Der Tſcherkeſſenkampf begann; gegen dieſe ſollte mein Sohn, — ſo nannte ich ihn, er war es meinem Herzen — ſeine erſte Waffenthat üben. Auch ich wurde wieder dorthin berufen. O wie freute ich mich deſſen, ich ſollte ihn wieder ſehen, er vielleicht an meiner Seite, unter meiner Fahne kämpfen. Er war jetzt in den glücklichen Jahren, wo das Herz ſo weich, ſo ſanft und doch ſo edel ſchlägt, jene unnatürliche Fühlloſigkeit mußte ja von ihm gewichen ſein und er fühlen, empfinden, lächeln können wie andre Menſchen. Der Krieg begann; Du weißt ja, mit welcher Erbitterung dieſe Völker für ihre Freiheit ſtreiten, Du weißt ja, welche Mühſeligkeiten der ruſſiſche Krieger in dieſen Felſen, in dieſen Gebirgen, wo die Schöpfung ſelbſt ihm feindlich entgegentritt, erdulden muß, und wie er mit allen Aufopferungen, mit allen Siegen, mit ſeinem Herzblute kaum eine Stunde Ruhe erkauft. Ihn ſah ich nicht, die Wogen des Kampfes hielten ihn entfernt; nur dann und wann hörte ich von ihm; die Nachrichten waren nicht erfreulich, er ſei noch finſterer, noch verſchloſſener geworden, ſprach man, und ſein einziger Lebensgenuß ſei noch immer, ſich im Schießen zu üben.“

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

.*. Denkwürdige Kataſtrophen. — Nachdem das alte Jahr ſcheidend (am 29.—30. Dez.) den herrlichen Palaſt des ruſſiſchen Alleinherrſchers zu Petersburg in die Aſche gelegt und gleichzeitig dort im Galeerenhafen und in zwei Kaſernen Feuer ausbrachen, hat das neue gleich zum Willkomm (am 5. Jan.) im Herzen Deutſchland's die mittelalterige Barfüßer-Kirche zu Erfurt zuſammengetrümmert, hat es zwei Tage darauf die Londoner Börſe, das Herz des engliſchen Lebens, in Flammen aufgehen laſſen, und die 30 Statuen engliſcher Könige und Königinnen von Wilhelm dem Eroberer an, die in den Niſchen dort aufgeſtellt waren, unter dem Brandſchutte begraben, und nach wieder nur wenigen Tagen (am 14. d. M.) das italieniſche Opernhaus in Paris verbrannt, auch hier alſo einen Mittelpunkt des Nationallebens auf das Empfindlichſte treffend. Haben dieſe Zeichen gar Nichts zu bedeuten?...

.*. In England iſt das Einkommen des Staates von der Briefpoſt von 1784, wo Palmer zuerſt die Malleposten einführte, bis 1814 von 150,000 auf 1,300,000 Pfd. St. geſtiegen; ſeit 1814 blieb der Ertrag ziemlich ſtationair und hat erſt 1836 ſich auf 1,600,000 erhoben. Die Koſten betragen an 700,000 Pfd. Befördert wurden 60,000,000 Briefe, von welchen ein Porto zu zahlen, 7,400,000 portofreie Briefe und ungefähr 30 Millionen Zeitungsblätter.

.*. Belgiſche Geſchichte. — Auf Befehl der belgiſchen Regierung und durch die Mitverwaltung der königl. Geſchichts-Kommiſſion, erſcheint jetzt zu Brüſſel eine Sammlung bisher unedirter belgiſcher Chroniken unter dem Titel *Corpus chronicorum Flandriae*. Der erſte kürzlich von Hrn. de Smet herausgegebene Band (LIX und 731 in 4.) enthält eilf werthvolle Abdrücke, unter welchen beſonders bemerkenswerth das *Chronicon comitum flandrensium* von 792—1486; — *Chronicon Flandriae* von 844 bis Ende des 14. Jahrhunderts, von Adrian de Budt; — *Annales fratris cujusd. anon. conventus fratrum minorum Gandavensium*, welcher die Geſchichte ſeiner Zeit (Ende des 14. und Anf. des 15. Jahrh.) ſchreibt; — *Annales s. Bavonis* von 900—1350 und *Chronicon s. Bavonis* von 800—1150 um 1300 geſchrieben. —

.*. Mondeinfluß auf Bäume. — Ein Hr. Edmonſtone, der Gelegenheit hatte, 30 Jahre hindurch Beobachtungen bei den mannigfaltigſten Holzarten in Südamerika anzuſtellen, verſichert in einem ſchottiſchen Blatte, daß Bäume, im Vollmond gefällt, ſich ſofort ſpalten und demnächſt ſehr bald von Inſekten innerlich zerfreſſen werden. Holz, welches zu Bauten dienen ſoll, müſſe im erſten oder letzten Mondviertel geſchlagen werden, weil der Saft beim Vollmond aufſteige, bei Abnahme des Mondes falle. —

.*. Philoſophiſche Studien in Nordamerika. — Lange war in den Verein. Staaten nur von nützlichen, praktiſchen Wiſſenſchaften die Rede. Indeſſen hat die Praxis viel Geld eingebracht und der Geiſt fängt an, ſeine höheren Rechte geltend zu machen. Während der deutſche Michel aus der neunten oder zehnten Himmelsſphäre der Spekulation ſich auf die grüne Wieſe der Induſtrie herabzulaſſen geruht, fängt Jonathan den Fabrikenſtaub abzuſchütteln an und ſchaut, wie der rüſtige Hahn am Frühmorgen mit einem Auge nach dem blauen Himmel. Zuerſt hat Hr. Linberg 1832 Couſin's Einleitung zur Geſchichte der Philoſophie, ſpäter Hr. Henry in Herford deſſen Fragmens philosophiques überſetzt. Eines der letzten Hefte des *Christian Examiner* (zu New-York) gibt nun eine, wie verſichert wird, mit großem Fleiße ausgearbeitete Ueberſicht der verſchiedenen philoſophiſchen Syſteme Europa's.

.*. **Wohlfeiles Reiſen in Nordamerika.** Zwiſchen New-York und Albany fährt ein 270 engl. Fuß langes Dampfſchiff, welches mit größtem Luxus meublirt iſt, 5 Stunden in einer Stunde zurücklegt, und doch für die Strecke von 15 Stunden von einer Perſon nicht mehr nimmt als 36 Kreuzer, wenn ſie nur einen Sitz, und das Doppelte, wenn ſie auch ein Bett verlangt.

.*. *„Mystères inédits du XV siècle.“* Der zweite Band dieſer intereſſanten Sammlung, welche Hr. Achille Jubinal nach der einzigen bis jetzt bekannten Handſchrift herausgibt, iſt kürzlich erſchienen. Der erſte enthält 7 Myſtere, mit Farcen untermiſcht, wie es dort heißt: *„pour que le mystère soit moins fade;“* dann einige farcirte Briefe, *l'esbatement des quatre fils Aymon*, das Gedicht *la Chacha face*, und Auszüge aus dem Roman von *Aimery de Narbonne*. Der zweite Band enthält: das Myſter von der Geburt J. Chriſti; *le geu des 3 roys qui allèrent adorer N. S.*, die Paſſion (mehr als 4000 Verſe), und die Auferſtehung. In den angefügten Noten iſt eingeſchaltet *le songe d'enfer*, ein Gedicht von ungefähr 700 Verſen, und *la desputoison de la sinagogue et de la sainte-église* in 36 *quatrains monorimes*. Zur Probe aus der letzteren:

„Jai I. songe songié merveilleus à devise:
Volez vous que mon songe vous esclere et devise?
Je songai que II. dames ont contençon emprise
L'une est la synagogue et l'autre est sainte Yglise.“

.*. **Statiſtik der italieniſchen Literatur.** Ein mailändiſcher Bibliograph theilt folgende Notizen mit. Im Jahre 1836 erſchienen in Italien und dem Auslande 2214 Werke in italieniſcher Sprache. Von dieſen in der Lombardei 700, und zwar 300 in Mailand; im Venetianiſchen 542, von denen 297 zu Venedig; im Königr. Sardinien 404, wovon 211 zu Turin; im Herzogthum Parma 111, davon 75 zu Parma; im Herzogthum Modena 34 (zu Modena 26); im Herzogthum Lukka — alle zu Lukka ſelbſt — 97; im Großherzogthum Toskana 131, von denen 106 zu Florenz; in den Römiſchen Staaten 200, wovon 135 zu Rom; im Königr. beider Sicilien 336, von denen 260 zu Neapel; im Auslande — und zwar zum größten Theil zu Paris und Lugano — 30. — Dem Inhalte nach laſſen die 2214 Schriften ſich folgendergeſtalt abtheilen: zur Theologie gehören 431; Jurisprudenz 190, wovon 36 in Sicilien publicirte Kriminalprozeſſe; Geographie, Geſchichte, Archäologie und Chemie 113; Medicin und Chirurgie 190; Litteraturgeſchichte 20; Philologie 71; Poeſie 435 (!); Theaterſtücke 110, wovon 37 *libretti*; Romane, Erzählungen, Novellen 118; Diſſertationen, Theſen, Gelegenheitsſchriften ꝛc. 330. —

.*. Vom *Tableau synoptique de la chronologie universelle des peuples et des rois*, welches Hr. Hyacinthe Gourmelen auf einem großen Blatte bei Didot d. A. herausgegeben, rühmt das Journal des savans, daß von allen ſeit 150 Jahren erſchienenen Ueberſichten keine glücklicher angeordnet, keine auf gleich beſchränktem Raume ſo viele genaue Details enthalte; man könne beinahe davon ſagen, es ſei dieß *omne aevum una explicare charta*. —

.*. *Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau.* Unter dieſem Titel gibt Hr. Groen van Prinſterer mit Erlaubniß des Königs von Holland eine höchſt intereſſante Sammlung von bisher unbekannten Privatbriefen des Prinzen von Oranien, Wilhelms I. und anderer großen Perſonnagen des XVI. Jahrhunderts heraus. Der erſte Band erſchien 1835, und enthält 193 Briefe von oder an Wilhelm I. aus den Jahren 1552—1565. Der zweite Band 189 Briefe vom J. 1566, unter denen auch ſolche vom Grafen von Egmont, vom Landgrafen Wilhelm von Heſſen; der dritte bringt uns 127 Briefe aus den Jahren 1567—71, vom Prinzen von Oranien, der Herzogin v. Parma, Auguſt, Kurf. von Sachſen, Kaiſer Maximilian II. Der vierte kürzlich erſchienene Band liefert Briefe aus den Jahren 1572, 73 und 74, unter denen auch einige von Karl IX., entſetzlichen Andenkens, von Kardin. v. Granvella, von Theodor v. Beza, Ludwig von Naſſau u. ſ. w. —

.*. **Vaterſtadt des Kolumbus.** Hr. Isnardi, ein ausgezeichneter Archäolog, hat in den Archiven von Genua ein Schreiben vom 7. November 1586 aufgefunden, welches, von der Republik an ihren Geſandten Doria in Madrid gerichtet, ſo anfängt: »Kolumbus von Cologneto, dieſer, wie Sie in Spanien wiſſen, ſo große Mann, hat, wie wir hören, in ſeinem Teſtament befohlen, daß zu Genua ein Haus geöffnet werde, welches ſeinen Namen tragen ſoll, damit ein Andenken von ihm bleibe, auch hätte er Renten zu deſſen Erhaltung ausgeſetzt ꝛc.« Alſo Cologneto wäre des großen Mannes Vaterſtadt.

.*. Dr. und Prof. Krug hat bereits ſein Votum über die obſchwebenden Differenzen zwiſchen Rom und Berlin in einem Schriftchen abgegeben, welches betitelt iſt: »Conflikt zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht in Sachen des Erzbiſchofs von Cöln.« —

.*. **Kriminal-Statiſtik Portugal's.** In den Cortes zu Liſſabon wurde kürzlich von einem Abgeordneten angeführt, daß im vorigen Jahre nicht weniger als 1418 Mordthaten und 3219 Räubereien in Portugal ſtattgefunden! —

.*. **Doppelſterne** werden ſolche Sternpaare genannt, die nur dem ſcharf bewaffneten Auge ſich als zwei getrennte Sterne zu erkennen geben, ſelbſt durch mittelmäßige Ferngläſer aber nur als Ein Stern erſcheinen. Seit Herſchel d. V. kannte man deren ſchon über 600; Staatsr. W. v. Struve hat aber in einer Reihe von Jahren den ganzen im nördlichen Europa ſichtbaren Himmel durchmuſtert, und die Zahl der Doppelſterne auf 3118 gebracht. Die Reſultate ſeiner Forſchungen hat er in einem Werke niedergelegt, welches kürzlich zu Petersburg auf Koſten der kaiſerl. Akad. d. Wiſſ. unter folgendem Titel im Druck erſchienen: »Meſſungen der Doppelſterne, auf der Dorpater Sternwarte angeſtellt von ꝛc. Struve.« Werden ſeine Beobachtungen mit den von Herſchel vor 15 und 25 Jahren angeſtellten verglichen, dann ergibt ſich, daß meiſtens der Richtungswinkel, zuweilen auch die Entfernung der beiden Sterne von einander ſich verändert hat. Bei einigen jener Doppelſonnen iſt ſogar bemerkt worden, daß einer der beiden den anderen umkreiſe. — Die Parallaxe des Sternes α *Lyrae* beſtimmt v. Struve zu ⅛ Sekunde, wonach jener Stern 1,650,000mal weiter von uns entfernt iſt als die Sonne; — die Umlaufsperiode der beiden in ε *Lyrae* verbundenen Sterne dürfte 65 Mill. Jahre betragen.

.*. Charles Kean iſt am 5. Jan. auf Drury Lane als Hamlet aufgetreten; man kann dieſe Rolle als ſeinen Debüt in London betrachten. Das Athenaeum verſichert, daß — ſeines Gedenkens — im Trauerſpiel kein glänzender Debüt ſtattgefunden, und daß oft wiederholter enthuſiaſtiſcher Beifall dieſes ſein Urtheil reichlich beſtätigt habe. —

.*. **Der auſſerordentliche Landtag der Würtembergiſchen Stände** iſt am 16. d. M. mit den Worten eröffnet worden: »Durchlauchtigſte, Durchlauchtige, Erlauchte, Hochgeborene, Hochwohlgeborene, Hochwürdige, Hochzuverehrende Herren!«

.*. **Der Eremit von Gauting** (General von Halberg) hat, ſchon nahe den Achtzigen, noch eine große Reiſe unternommen. Ueber Konſtantinopel iſt er nach Athen gewandert, um demnächſt Aegypten und Indien zu beſuchen. Die N. Würzburger Zeitung entwirft folgendes Bild von ihm: »Seine rothen bis zu den Knieen reichenden Juchtenſtiefel, der kurze ſchwarze Sammtrock mit dem großen geſtickten Stern auf der linken Bruſt, die bunten Ordensbänder mit den großen Inſignien um den magern Hals, die ſchwarze polniſche Mütze auf dem kahlen Haupte, der lange graue Bart, das immer dampfende kleine kölniſche Pfeifchen im rechten Mundwinkel bilden die abentheuerlichſte Erſcheinung.«

.*. **Monument für Pfeffel in Colmar.** — Der Maire von Colmar, Dr. med. Morel, hat eine Kommiſſion gebildet, die es ſich vorgeſetzt, Subſcriptionen zu einem Monumente für Pfeffel in Colmar zu übernehmen; eine ähnliche Kommiſſion hat ſich in Straßburg gebildet. —

.*. Die erſten Nummern der von Dr. J. L. Klein redigirten »Baltiſchen Blätter« (Wismar, Schmidt und v. Coſſels Rathsbuchhandlung) ſind uns eben zugekommen. Mit Freuden begrüßen wir dieß jugendkräftig regenerirte journaliſtiſche Inſtitut, dem ſich die ehrenwertheſten und bedeutſamſten Talente der jüngeren Literatur angeſchloſſen, in der großen Arena öffentlicher Wirkſamkeit. Da iſt Mark und Gediegenheit, deutſche Geſinnung und rechtes Vorwärtswollen. Wie wir hören, iſt der treffliche, tüchtige Th. Mundt auf's intimſte bei dieſem Unternehmen betheiligt. Auf beſtes Gedeihen!

.*. Zu Peſth erſcheint ein illyriſcher Almanach für 1838 mit einem Anhange von Gedichten in böhmiſcher, polniſcher und anderen ſlaviſchen Mundarten, herausgegeben von Mirko Sander von Spalz.

.*. **Eine Handſchrift der vier Evangelien** aus dem 9. Jahrh. in iriſchen Schriftzeichen, befindet ſich jetzt in der Bücherei des Erzbiſchofs von Canterbury zu Lambeth, welche, wie kürzlich (aus einer uralten dem Buche eingeſchriebenen Note) der iriſchen Akademie angezeigt worden, einſt dem Maelbrigid Mac Dornan, Erzbiſchof von Armagh, († 925) gehört, der ſie dem König Athelſtan geſchenkt, welcher ſie dann der Stadt Canterbury übergeben. Merkwürdig iſt, daß jene uralte Schriftzeichen noch jetzt in Irland gebräuchlich ſind.

.*. **Auf Abſchaffung der Todesſtrafe** iſt in dieſen Tagen in einer von Hrn. Arago in der franz. Deputirtenkammer präſentirten Bittſchrift angetragen worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 23. 1838.

Phönix.

Freitag, 26. Januar.

Johannes v. Schlaier.

(Fortſetzung.)

Es war dies das bedeutungsvolle auf den Regierungsgrund verpflanzte bürgerliche Dreiblatt, ein Triumvirat, deſſen Exiſtenz eine lebendige Lobrede auf den neuen Geiſt, dem es die übermäßigen Fittige beſchneiden ſollte, deſſen Extreme es zu bekämpfen hatte.

Des Theologen Sohn aus Stuttgart, Schwab, und der Fuhrmannsſohn, Herdegen, hatten den Bäckersſohn, Schlaier, als ihren Vorkämpfer und Schildführer in der Mitte.

Nur wenige Schritte ihnen gegenüber ſtanden Männer wie Schott, der vielbekannte Prokurator, das Ideal des Volkes, der ungeſtüme Polenfreund, der alte begeiſterte Anhänger der Griechen; Römer, der Kriegsrath, Schott's Schwiegerſohn, mit dem trotzigen Fanatismus in dem wilden proletariſchen Geſichte, mit dem ſarkaſtiſchen Blicke und dem tödtlichen Ariſtokratenhaß; in der Nähe dieſer Beiden Wolfgang Menzel, der Kritiker aus Waldenburg, ein Sinnbild der Negation, und weil übermüthig gemacht in ſeiner Stellung als Literator, auch zu jedem Kampfe auf politiſche Waffen gefaßt, ja auf denſelben aus begreiflichen Gründen begierig; Dr. Walz, der Stuttgarter Rechtsconſulent, der Gevattersmann der Bourgeoiſie, der perſonifizirte bürgerliche Kaſtengeiſt; Paul Pfizer, mit dem beſcheidenen deutſchen Geſichte, aber der gluthvollen Bruſt und jenem niederdrückenden altdeutſchen Ernſte, mit jener Kernkraft, vor welcher ſo oft die Feigen des Centrums gezittert; in ſeiner Nähe aber Ludwig Uhland, der keuſche Sänger, mit den groſſen hellen ſchwäbiſchen Dichteraugen und dem Geſichte ſo ernſt und trotzig wie das Antlitz der Freiheit; dann die übrigen Coryphäen der Voller Verſammlung, Murſchel, Nefflen, Wüſt, Pfleiderer und andere, deren Namen in dem Munde des Schwaben widerhallen.

Sie alle hatten die Waffen ihres Geiſtes, ihrer Geſinnung, ihres politiſchen Dranges nach dem Triumvirate der Regierungscommiſſion gerichtet, indeß aus der Mitte der ritterſchaftlichen Abgeordneten der katholiſche Edelherr v. Hornſtein, der bekannte Ultramontaner, einen Fehdehandſchuh nicht minder triſtiger Art der Regierung entgegenhielt. Einen Schwächling oder einen Mann, der nicht mit der ſolideſten Bildung, Geſchäfts- und Menſchenkenntniß, zugleich das ausgezeichnetſte Redetalent, als Feuerwaffe, verband, hätten dieſe Leute ſchon geſchlagen, noch eh' es recht zum Angriff gekommen.

Indeſſen trugen die anfänglichen Verhandlungen noch jenes tiefe Gepräge keineswegs, das man für ſie ſchon von vornherein in Anſpruch genommen. Man bedurfte einiger Zeit, bis man ſich, trotz der vielen Vorbereitungen, in die Geſchäfte wie in den Kampf ſelbſt gefunden hatte. Das allgemeinere Intereſſe der Verhandlungen begann erſt nach der Legitimationsfrage mehrerer beanſtandeter Wahlen mit der Frage über Abänderung eines Paragraphen der Geſchäftsordnung, betreffend die Eintheilung der Kammer in Sektionen. Hier begann die eigentliche Reibung der feindlichen Kräfte.

Die Kammer in ihrer liberalen Integrität ſprach durchaus für ſich das Recht an, die Geſchäftsordnung durch einen von der Mitwirkung der Regierung unabhängigen Beſchluß der Kammer in einzelnen Beſtimmungen abzuändern. Ein Abgeordneter wollte ſogar bei dieſer Gelegenheit, nach dem Grundſatze: „Was nicht verboten iſt, das iſt erlaubt,“ für die Kammer das Recht der

Selbſtconſtituirung geltend machen. Dieſen parlamentariſchen Anmuthungen trat Schlaier mit frappantem und energiſchem Widerſpruch entgegen. Er vindicirte der Regierung entſchieden das Recht der Einſprache in jede Veränderung der Geſchäftsordnung. Solche Angelegenheit ſei nicht Sache der innern Organiſation der Kammer, wie ein Mitglied der Prälatenbank unjuridiſch behauptet habe, ſie ſei ſo ſehr Sache der Regierung, von ſo tiefgreifender Bedeutung für die letztere, daß er der aufgeſtellten Behauptung laut und kraftvoll widerſprechen müſſe. Die Regierung, rief er, müſſe eine Verſicherung über den richtigen und zweckmäßigen Geſchäftsgang der Kammer haben. Die Regierung müſſe nothwendig eine Sicherheit dafür anſprechen, daß der Geſchäftsgang der Kammer nicht „ſchleppend,“ ſondern „geordnet“ ſei, und dieſe Sicherheit könne ihr nur dadurch gewährt werden, daß die Geſchäftsordnung ſich ihrem Erkenntniß unterſtelle. Dieſe Frage war wirklich aus mehr denn einem Geſichtspunkte eine Lebensfrage der Regierung. Die Art und Weiſe, in welcher heute Hr. Schlaier als Regierungsſprecher auftrat, lieferte den Teint zu ſeinem parlamentariſchen und zu ſeinem Amts-Charakter, wie ſich ſpäter ausführlicher zeigen wird. Der Sieg, den Hr. Schlaier in dieſer Sache für die Regierung errang, ſchien trotz der compaktern und drohenderen Stellung, zu welcher der Feind dadurch angerufen wurde, die Reihe größerer und glänzenderer zu verkündigen. Die Angelegenheit, in welcher einige Tage ſpäter die Oppoſition in voller Schlachtordnung ſich gegenüber der Regierungsbank aufpflanzte, betraf die Wahl des penſionirten Staatsminiſters, Freiherrn v. Wangenheim, deſſelben Mannes, dem Hr. Schlaier ſo Vieles und ſo Schönes zu verdanken hatte.

Der Liberalismus hatte Hrn. v. Wangenheim gewählt, aber die Regierung glaubte triſtige Veranlaſſung zu haben, ſich mit jedem geſetzlichen Grunde wider die Gültigkeit dieſer Wahl auszuſprechen, dieſelbe zu negiren. Es handelte ſich hierbei, indem die Regierung ihren geſetzlichen Verneinungsgrund geltend machte, um die Interpretation eines dunkeln Satzes des Paragraphen 147 der Verfaſſung, wo von den Wählern wörtlich geſagt iſt: „Sie können auch einem anderswo im Königreich Wohnenden ihre Stimme geben.“

Es bedarf keiner nähern Bekanntſchaft mit den Subtilitäten der Rechtswiſſenſchaft, weil die einfache Thätigkeit des geſunden Menſchenverſtandes dabei genügt, um die in Wahrheit abſonderlich dunkle Confuſion dieſer Stelle zu begreifen. In ihr hatte die Regierung der Intelligenz der Geiſter, wie der ſpitzfindigſten Dialektik der Advokaten das Objekt des intereſſanteſten Kampfes geboten. Jetzt galt es zu reden, jetzt mochten die ſtreitgerüſteten Geiſter die Schärfe ihrer Gedanken, die Gewandtheit, den ſichern Flug der Ideen aneinander erproben. Hr. Schlaier deutete den Satz, daß allerdings ein im Auslande wohnender würtembergiſcher Staatsbürger, ſofern er ſeine Heimathsrechte im Vaterlande noch nicht aufgegeben, wählbar ſei; ohne aber noch vorerſt auf die tiefere Natur der Abweſenheit des Hrn. v. Wangenheim einzugehen, rief er die Gültigkeit einer, in der Wahlinſtruktion für die Ritterſchaft ausgedrückten Beſtimmung an, wonach, wer im Auslande wohne, kein Wahlrecht beſitze, welche Beſtimmung auch bei allen ſeit 1819 vorgenommenen Wahlen in Ausübung geſetzt worden ſei. Die Oppoſition entwickelte jetzt allen Glanz und die ganze Schärfe ihrer Kräfte; ſchwergewappnet, energiſch und faſt überzeugend trat zuerſt Römer mit ſeiner Interpretation des gedachten Paragraphen hervor, indem er einen andern, den §. 144, worin die Verfaſſung den ritterſchaftlichen Adel den nicht „privilegirten“ Staatsangehörigen gleichſetze, zu Hülfe rief, um das Dunkel des andern Paragraphen aufzuhellen. Schott, Pfizer, Uhland, Walz, Menzel, Hufnagel und die übrigen Bundesgenoſſen rückten ſofort nach, um der Römer'ſchen Interpretation den Sieg zu gewinnen. Die Prälatenbank, mit ihren mächtigen, aber dieſen juridiſchen Spitzfindigkeiten nicht gewachſenen Kräften, hielt ſich klug bei Seite. Alſo, nur je zuweilen von ſeinem wackern Collegen, dem Hrn. v. Herdegen, unterſtützt, bildete wider dieſe heftigen und dringenden Demonſtrationen der Oppoſition, Hr. Schlaier die einzige Contreoppoſition.

Wer damals auf der engen Gallerie der würtembergiſchen Ständekammer ſtand, dem wird die mimiſche Agilität und die dramatiſche Dialektik des jugendlichen Regierungskommiſſärs unvergeßlich bleiben. Mit ihr kämpfte er volle ſechs Stunden lang, von neun Uhr in der Frühe bis Mittags drei Uhr, als eingliedrige Contreoppoſition, wider die vielgliedrige Oppoſition. Im ganzen corpus juris kommen nicht ſo viel burleske Capricitäten und Spitzfindigkeiten vor, wie ſie Hr. v. Schlaier hier mit bewundernswerther Virtuoſität ausgekramt. Er kannte den Preis des Kampfes, er wußte, welches Gewicht deſſen Ende auf die Waagſchale der feindlich ſich gegenüberſtehenden Prinzipien legen werde. Denkt Euch einen Mann von kaum zurückgelegten Vierzigen, mit lebensgerötheten Wangen, mit einem blauen durchdringenden Blicke, einem überhaupt anſprechenden Aeuſſern, das Ihr aber lange analyſiren müßt, bevor Ihr ſeine Grundzüge erkennen könnt. Euch möchte oftmals bedünken, hinter dieſer lebhaften, je nach der Natur des Kampfes einmal ironiſch-ſkurrilen oder ſpöttiſchen, das anderemal indifferenten und verachtenden, nur ſelten ungereimten, aber immer unſteten Phyſiognomie, ſeien mehrere Individuen verſteckt, jedes in der heterogenſten Weiſe, aber nach einer Centralidee handelnd, ſo daß früher oder ſpäter eine gewaltvolle Harmonie unter ihnen ſtechend hervorblitzt. Zuweilen iſt das eine von ihnen ungeſtüm, heftig, wegwerfend und überſchwellend ſo ſehr in Verachtung als Zorn — das andere ruhiger, faſt freundlich, doch auch neben dieſer Freundlichkeit pikant, denn Ihr kennt jene diplomatiſche Freundlichkeit, die etwas Armſeliges gibt, um das Dreifache zurückzunehmen, das will ſagen, die Diplomatie hat ſich heutzutage auf Zinſen gelegt. Das dritte Individuum iſt einfach, durchaus bürgerlich, faſt iſt's ein Proletarier, den die Welt nur wenig gebildet hat, der aber ſo viel Mutterwitz, ſo erſtaunlich viel Menſchenverſtand und ſolch ein ſcharfes ſchonungsloſes Urtheil beſitzt, daß vielleicht dem Diplomaten zu ſeiner Seite, wär' er ihm nicht befreundet, bange würde.

(Fortſetzung folgt.)

Silvio Pellico.

Als vor einigen Jahren Pellico's Werke in Deutſchland bekannt wurden, erregte der Name dieſes Schriftſtellers allgemeines Aufſehen. Dies hatte er wohl vorzugsweiſe der, in der That höchſt merkwürdigen Schrift: Le mie prigioni zu verdanken. Die Geſchichte des lange Eingekerkerten erregte Mitgefühl für den Menſchen, und ließ, wie es zu geſchehen pflegt, den Schriftſteller überſchätzen. Obgleich Wenige ſeine übrigen Werke ſtudirt haben mögen, ſo ſcheint man doch von der Bedeutſamkeit und Trefflichkeit derſelben eine vorgefaßte Meinung gehegt zu haben. Aber daraus, daß ein Schriftſteller lange Gefangener geweſen iſt, folgt noch nicht, daß er ein ausgezeichneter Schriftſteller ſei. Auch laſſe man ſich nicht von dem Enthuſiasmus irre führen, den ſeine Werke in Italien erregt haben. Die Italiener ſind überhaupt geneigt zum Enthuſiasmus, und kein Volk iſt in der gedankenloſen Vergötterung ſeiner Dichter ſo poſſierlich weit gegangen, als ſie. Man leſe nur die Vorreden der Herausgeber mittelmäßiger und ſchlechter italieniſcher Werke und man wird über die Anzahl „göttlicher“ und „vortrefflichſter“ Poeten, die Italien aufzuweiſen hat, erſtaunen.

Da jetzt wieder eine Ergänzung der Schriften Pellico's unter dem Titel:

Opere complete di Silvio Pellico da Saluzzo. Volume secondo. Lipsia presso Ernesto Fleischer. 1836.

erſchienen iſt, ſo möchte es wohl an der Zeit ſein, die Stellung des Verf. als Schriftſteller und Dichter ernſthaft zu prüfen und beim Publikum vielleicht manche irrige Meinung zu berichtigen.

Was nun zuförderſt die Schrift: Le mie prigioni betrifft, ſo hat dieſelbe wohl kein hervorſtechendes literariſches Verdienſt, wohl aber das der ſtrengſten Wahrheit und unverhohlenſten Aufrichtigkeit, einer Aufrichtigkeit in der That, bei der einem angſt und bange werden kann. Wir wüßten, in dieſer Hinſicht, kein anderes Werk, das dieſem an die Seite zu ſetzen wäre, als J. J. Rouſſeau's Confeſſionen. Beide Bücher ſind, in pſychologiſcher Hinſicht, eben ſo merkwürdig und intereſſant, als unerquicklich und unheimlich; beide lieſt man mit der äuſſerſten Spannung, um ſie mit dem überſättigtſten Widerwillen aus der Hand zu legen. Der Grund iſt klar. In dieſer zudringlichen Aufrichtigkeit, die jedes fremde, gleichgültige Auge in die geheimſten Falten des Herzens blicken läßt, ihm nicht nur die innerſten edelen Regungen, ſondern auch die verborgenſten Schwächen und Erbärmlichkeiten, deren man ſich vor ſich ſelbſt zu ſchämen hat, preisgibt, liegt eine Art von Proſtitution, die jedes deutſche Gemüth nur mit dem größten Unbehagen erfüllen kann.

Allerdings ſoll der dazu Berufene das Beſte und Tiefſte was in ihm iſt, in Wort und Schrift, zur Veredlung der Menſchheit an's Licht bringen; doch nur das, was allgemeinen Werth hat und ſchon deshalb nicht ihm allein, ſondern Allen angehört. Aber ein edles Schamgefühl muß ſich Jedem entgegenſtellen, der ſeine geheimſte Innerlichkeit, ohne das Medium künſtleriſcher Reproduktion, ſchlechthin und proſaiſch hinzugeben unternimmt. Niemand hat dieſe heilige Scheu beſſer gefühlt und ihr mehr das ihr gebührende Recht widerfahren laſſen, als Göthe, der uns auch hierin wieder, trotz der ihm gemachten Vorwürfe, als ein Menſch von höherer Sittlichkeit entgegentritt. Obgleich bei der lehr- und inhaltreichen Darſtellung ſeiner Erlebniſſe ihn ohnehin das leiſeſte Zartgefühl geleitet hatte, konnte er es doch nicht über ſich gewinnen, ſie anders, als unter dem Titel: „Wahrheit und Dichtung“ zu veröffentlichen, damit ſie dem Auge des Leſers in die Ferne künſtleriſcher Objectivität gerückt würde.

Setzen wir unſern Vergleich zwiſchen Pellico und Rouſſeau fort, ſo müſſen wir bekennen, daß das Buch des erſteren uns noch weit widerwärtiger erſchienen iſt, als das des letzteren, trotz dem, daß Rouſſeau uns wahrhafte Verbrechen zu berichten hat, was bei Pellico durchaus nicht der Fall iſt. Aber bei Rouſſeau bleibt, als großartiger Hintergrund, die ihre Zeit überragende Perſönlichkeit, die ſprudelnde Fülle eines großen, flammenden Gemüthes, die Schärfe des Witzes, die Kühnheit des Gedankens. Sehen wir dann, wie dieſe Natur in ſelbſtgewobenen Geſpinnſten ſich verfängt und verkümmert, ſo iſt dieſer Untergang tragiſch. Was aber hat uns Pellico zu bieten? Eine dürftige, nervenſchwache Seele, von keiner Kraft belebt, als der einſeitigen der Leidenſchaft, ſehen wir in ſeinem Buche, auf eine qualvolle Weiſe, vollends moraliſch untergehen. Man laſſe ſich nicht von der ſcheinbaren Reſignation, von dem innigen Umklammern der Religion täuſchen! Auch dies iſt bei Pellico, wie man bei aufmerkſamem Studium finden wird, durchaus nur leidenſchaftlich, weit davon entfernt, zu einer wahrhaften, religiöſen Geſinnung geſtillt, geläutert und befeſtigt zu ſein. Man wird uns vielleicht vorwerfen, daß wir hier den Menſchen herabſetzen, anſtatt den Schriftſteller zu beurtheilen; aber wer ſeine eigene Perſönlichkeit auf dieſe Weiſe zum Gegenſtand der Darſtellung gemacht, der muß ſich es auch gefallen laſſen, wenn dieſe Perſönlichkeit nothgedrungen der Kritik anheimfällt.

Auf dieſes Werk folgt im erſten Bande ein: Discorso dei doveri degli uomini. Der Verf. ſelbſt ſagt, daß er damit nichts geben wolle, als eine ſchmuckloſe Herzählung (una pura enumerazione) der menſchlichen Pflichten. Ob ein ſolches Buch für Italiener nothwendig und wirkſam ſei, vermögen wir nicht zu beurtheilen. In Deutſchland würde man es mit Recht zu der großen Maſſe derjenigen Schriften zählen, die gar nicht als zur Literatur gehörig betrachtet werden.

Wir kommen nun zu den poetiſchen Werken. Der Hauptmangel, den ſie alle mehr oder weniger an ſich tragen, iſt der der freiſchaffenden Dichterphantaſie.

Am wenigſten bemerklich iſt derſelbe bei den Tragödien des Verf., die überhaupt ſeine beſten Leiſtungen ſind. Wir finden hier eine warme, energiſche Darſtellung der Leidenſchaften, deren gewaltiger Kampf, untereinander oder mit heiligen Pflichten, zu tragiſchen Kataſtrophen führt. Der Ausdruck iſt überall würdig, oft pathetiſch, das Ganze in kühnem, düſterem Colorit gehalten. Auch die Süßigkeit ſchöner und ſanfter Empfindung iſt, namentlich in den weiblichen Charakteren, anzutreffen. Dennoch machen dieſe Tragödien im Allgemeinen den Eindruck der Einförmigkeit und Bedeutungsloſigkeit; man glaubt alle zu kennen, wenn man eine geleſen hat. Es fehlt ihnen allen der belebende, vermannigfaltigende Hintergrund des Gedankens und plaſtiſcher, treffender Auffaſſung großer Geſchichtsverhältniſſe. Dieſe Ohnmacht, die Geſchichte poetiſch zu bewältigen und charakteriſtiſch zu reproduciren, deutet überall auf eine noch niedrige Stufe dramatiſcher Kunſt. Auch Alfieri's Tragödien haben denſelben Mangel. Vielleicht liegt ein Grund zu dieſer Ohnmacht darin, daß das neue Italien eigentlich nie eine würdige geſchichtliche Exiſtenz ſich zu erringen gewußt hat. —

Den größten Theil des jetzt erſchienenen zweiten Bandes nehmen lyriſche Gedichte unter dem Titel: **Poesie** ein. Ihr vorherrſchender Zug iſt Religioſität, und zwar eine Religioſität, die ſich auf's engſte an das Dogma und den Ritus anſchließt, in ſolchem Grade, daß man in Verlegenheit geräth, ob man die Sammlung dieſer Gedichte als ein belletriſtiſches Werk, oder als ein Erbauungsbuch zu betrachten habe.

Im letzteren Falle würde man uns wahrſcheinlich zumuthen, ſie in dieſen Blättern mit Schweigen zu übergehen, da es bisher wenig Sitte geweſen iſt, Erbauungsſchriften einer äſthetiſchen Kritik zu unterwerfen. Manchen mochten ſie über aller, anderen, zum großen Theil, unter aller Kritik ſtehend erſcheinen. Beide Theile haben Unrecht. Ein wohlgeſinnter, tüchtiger Mann könnte ſich gewiß ein hohes Verdienſt erwerben, wenn er die Rieſenarbeit auf ſich nehmen wollte, einmal den Wuſt der deutſchen Gebet-, Erbauungs- und Predigtbücher, ohne befangene Einſeitigkeit vom Standpunkte ſtrengſter Kritik aus zu ſichten und beim Publikum in's rechte Licht zu ſtellen. Sehr viele, ja vielleicht die Mehrzahl dieſer Bücher, tragen den Stempel des roheſten Unverſtandes, der niedrigſten und eigennützigſten Auffaſſung der Religion und Sittlichkeit, nicht ſelten ſogar den der frechſten Geldſpekulation an der Stirne und können auf's Volk nur verderblich und entſittlichend wirken. —

Doch zu unſerem Thema zurück! Pellico's **Poesie** liegen einmal in der äußern Form freier Geiſtesprodukte vor, und haben daher auch nicht das Recht, ſich der äſthetiſchen Kritik zu entziehen, ſollten auch der Verf. und die ihm Gleichgeſinnten dieſen Standpunkt nicht wollen gelten laſſen. Ja der Verf. könnte ſich, bei der Doppelnatur ſeiner Gedichte, nicht beſchweren, wenn die Kritik ſchwankte, und ihm weder Verſtöße gegen die Kunſt, noch gegen die wahre Auffaſſung der katholiſchen Religion ungerügt hingehen ließe. Auch iſt es, bei einer ſolchen Gattung von Poeſie, unvermeidlich, auf die perſönliche Geſinnung des Verf. zurückzukommen, da er in vielen Gedichten nichts anders geleiſtet hat, als ſeine religiöſen und ſittlichen Meinungen und Empfindungen geradehin, trocken und dürr abzuſchreiben. Auf ſolche Weiſe kann nun freilich kein ächtes Gedicht, auch kein lyriſches entſtehen; denn das „in Verſe bringen" macht noch kein Gedicht. Jedes Gedicht, es ſei welcher Art es wolle, ſetzt durchaus eine künſtleriſche Compoſition, eine Reproduction voraus. Selbſt das einfachſte Lied kann ſich dieſem Geſetz nicht entziehen, ohne proſaiſch zu werden. Durch reines, auch noch ſo treues Kopiren entſteht überhaupt kein Kunſtwerk.

Hiermit iſt der Haupttadel ausgeſprochen, der dieſe **Poesie** im Allgemeinen trifft. Sie ſind faſt alle durch ein rein mechaniſches Verfahren entſtanden; auch da, wo es auf eine Compoſition angelegt ſcheint, findet man bald, daß man eine bloße äußerliche Zuſammenfügung, ein Additionsexempel vor ſich hat.

Sehen wir nun auf den in dieſer meiſt verfehlten Form (im ausgedehnteren Sinn) oder vielmehr in dieſer Formloſigkeit gegebenen Inhalt, ſo muß eingeräumt werden, daß der Dichter mit der größten Redlichkeit und Aufrichtigkeit uns ſein ganzes Gemüth durchſchauen läßt, aber oft mit jener ſchon oben bezeichneten Aufrichtigkeit, die nur verletzen, nicht aber erquicken kann. Wir ſehen einen Mann, der, in frommer Rechtgläubigkeit erzogen, in ſeiner Jugend von einer falſchen, ſkeptiſchen Philoſophie verlockt wurde und Gefahr lief, ſeinen Glauben zu verlieren, oder doch ihn aus Eitelkeit oder Furcht vor Verſpottung zu verläugnen. Solche unangenehme Eröffnungen werden uns wiederholt auf die naivſte Weiſe gemacht. Z. B. in dem Gedicht **La croce**. Wir überſetzen wörtlich:

„Und in ähnlicher Zeit habe ich gelebt! Berühmte Verwegne hatten die Altäre verlacht und, verblendet von der ſchlauen Verſpottung, begann die Menge jene zu vergöttern. Es ſchien ſchön, mit bitterer Verachtung derer zu prahlen, die zu Chriſtus Gebete zu erheben wagten, und mehr als einer verläſterte, aus Feigheit, das Evangelium, das er doch im Herzen trug. — Ich trug das Evangelium im Herzen und ſtieß nie Läſterungen gegen daſſelbe aus; aber weil Gebete und Andacht verlacht wurden, zeigte ich oft Unbekümmertheit um Gott, und denen gleich, die des Himmels nicht gedenken, ſtrebte ich nach Lob, Vergnügen und Eitelkeit; und doch hörte ich ſtets eine Stimme in der Seele, welche ſagte: „Wohin gehſt du? kehre zum Kreuz zurück!"" —

Oder in dem Gedichte: **Le chiese**. Der Dichter redet von einem franzöſiſchen Atheiſten:

„Hätte ich jenem Apoſtaten die unwürdige Maske abgeriſſen! Hätte ich ihn im Angeſicht der Gerechten erniedrigt! Thöricht ſchwieg ich, und wendete im Herzen die ſchändlichen Worte des incarnirten Satan, und lächelte ſeinem geiſtvollen, treuloſen Lächeln, und ſchwankend ſtand ich zwiſchen den ſtrengen, mir von der Wahrheit gezeigten Ausſprüchen und den fröhlichen und ſtolzen der ſprechenden Schlange. — Von dieſem traurigen Tage an konnte ich nicht, nein ich konnte nicht die heiligen vaterländiſchen Altäre mehr lieben, aber zuweilen ſchaute ich ſie an, ungewiß, ob ich ſie verehren ſolle, wie in den Tagen der Unſchuld, oder ob es verſtändiger (più senno) wäre, ſie zu vergeſſen und zu verlachen, und nur meinen Willen und mein Wagen zu Götzen zu haben." — !!!

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Die Einnahme der Mauth zu Marſeille betrug im Dez. v. J. etwas über 2,040,000 Franken; im Dezember des Jahres 1838 waren über 2,377,000 Franken eingegangen.

⁂ Am 15. Jan. d. J., dem 218. Geburtstage Molière's wurden im Théâtre français zu Paris *Tartuffe* und *le malade imaginaire*, im Odeon *le dépit amoureux*, *l'avare* und *Pourceaugnac* gegeben.

⁂ Converſionen. — Von München aus wird der Leipz. Allg. Zeitg. geſchrieben, daß vergangenes Jahr im Königr. Baiern zwanzig Perſonen, unter denen auch ein Geiſtlicher aus Landsberg, von dem Katholicismus zum Proteſtantismus übergegangen, dagegen nur drei Proteſtanten in die katholiſche Kirche ein-, oder wie die Katholiken ſagen, zurückgetreten ſind. — Auch in der Schweiz ſind kürzlich drei kath. Prieſter proteſtantiſch geworden.

⁂ Graf Bolza gibt eine „*Rivista Viennese*" heraus.

⁂ Sechs Heiligenprozeſſe ſind in der letztgehaltenen Congregation des Cultus zu Rom zu Ende geführt worden. Der Ausgang derſelben iſt allen ſechs Kandidaten und Kandidatinnen günſtig geweſen.

⁂ Predigten gegen die Freimaurerei ſind jetzt ſchon in vielen Kirchen Brüſſels in Folge des biſchöflichen Hirtenbriefes gehalten worden, deſſen in Nro. 18 Erwähnung geſchehen. —

⁂ Journaliſtiſches Schisma. — Die neue Würzburger Zeitung, welche bisher in möglichſt beſter Eintracht mit dem Berliner politiſchen Wochenblatt geſtanden, kündigt demſelben unterm 19. Jan. die Freundſchaft auf, weil es über die Kölner Irrungen ſein bisheriges beredtes Schweigen gebrochen.

⁂ Der Frankfurter Kunſtverein beabſichtigt — der Leipziger Allgem. Zeitung zufolge — ſich dem Verbande der fünf oberrheiniſchen Städte Karlsruhe, Darmſtadt, Mannheim, Mainz und Straßburg anzuſchließen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 24. 1838.

Phönix.

Samstag, 27. Januar.

Die Blutrache.

(Fortſetzung.)

„Vor einem halben Jahre erhielt ich einen Brief, der mich zum Zweikampf auf Leben und Tod forderte. Ich kannte die Handſchrift des Verfaſſers nicht, der Zettel war ohne Namensunterzeichnung, die Beleidigung, welche ich dem Schreiber angethan haben ſollte, nicht benannt. Ich zögerte, die Forderung eines Wahnſinnigen zu beachten, ich glaubte durch meine Dienſtjahre, durch meine Thaten meinen Ruf zu feſt begründet, um mich der Willkühr eines Fremden bloszuſtellen, der mich vielleicht aus Haß oder Mißgunſt in einen gefährlichen Hinterhalt locken wollte. Aber nach einigen Tagen fand ich auf meinem Tiſche einen zweiten Brief; jedes Wort in demſelben hauchte Haß und Groll, und der Schreiber drohte, mich als einen Feigling zu brandmarken, wenn ich ihm die geforderte Genugthuung verweigern würde. Ernſter wurde nun die Sache; von dem Rock des Soldaten muß jeder Flecken mit Blut abgewaſchen werden. Ich lud die Ehrenmänner des Regimentes zuſammen; ſie ſollten entſcheiden. Die Meinungen waren getheilt, mancher argwöhniſche Blick traf auf mich, und ſchien meinen Muth bezweifeln zu wollen. Ich riß die Uniform auf, zeigte ihnen die tiefen Narben, welche ich unter den Orden trug; da ſchüttelten mir die alten Kriegsgefährten die Hände, und einſtimmig wurde von dem Ehrengerichte beſchloſſen, ich ſollte die verdächtige Forderung unberückſichtigt laſſen. Zwei Wochen vergingen, meine Cameraden hatten ſich vergeblich bemüht, den Schreiber aufzufinden. Da ging ich eines Abends mit zwei andern Officieren, um die Vorwachen außerhalb der Staniza zu unterſuchen. Plötzlich ſprang aus einer finſtern Bergſchlucht eine Geſtalt auf mich zu, faßte mich bei der Bruſt, und eine wuthbebende Stimme kreiſchte: „„Elender! gib mir Genugthuung oder ich beſchimpfe Dich!““ In der Dämmerung erkannte ich unter dem herabfallenden Mantel ruſſiſche Uniform; der Zorn machte mein Blut ſieden, ich faßte den Beleidiger, um ihn von mir wegzuſchleudern, in dem Augenblick nahte Aſma mit einer Kienfackel, ich ſah in das Antlitz meines Sohnes! Auch noch jetzt regte die heiße Liebe in meiner Bruſt, ich vergaß, wie er mir gegenüberſtand; ich freute mich des Wiederſehens, des Anblickes der herrlichen Jugendgeſtalt und ſtammelte: „„Mein Sohn!““ „„Ich bin Dein Sohn nicht,““ rief er mit unterdrücktem Grimme, „„entweihe den heiligen Namen nicht, Du warſt der Mörder meines Vaters. Ich war nicht ohnmächtig, als die Unthat geſchah und Du denjenigen tödteteſt, der mich retten wollte. Ein Uden war mein Vater, ein Uden bin ich! In unſerm Volke iſt die Blutrache ein heiliges Recht; jede Schmach erbt bei uns vom Vater zum Sohne, und Blut und Mord wird mit Blut und Mord getilgt. Ich war ein Knabe und konnte nicht rächen, nun bin ich ein Mann geworden und will vergelten. Eure Lüſte, Euer Wohlleben, Eure Scheinbildung in der ſtolzen Kaiſerſtadt haben den Sohn des Berges nicht geändert, nicht ſein Herz gewandelt, nicht aus ſeinem Gedächtniß die Pflicht den Vater zu rächen vertilgt. Wie den Vater mußt Du auch den Sohn erſchlagen, oder von ſeiner Hand ſterben!““ Sein leiſes Flüſtern war nun, als er endete, ein lautes Donnergebrülle geworden; meine Cameraden vernahmen das enthüllte Unheil. Es war Tag, gräßliches Licht! was ich ſo lange gefürchtet, was ich ahnete, was ich mir ſelbſt nicht geſtehen wollte, war wahr geworden, und vor dem Entſetzlichen kein Ausweg mehr. Blut mußte Blut ſühnen, und dennoch zauderte ich noch. Da warf ich einen Blick auf die Umſtehenden; die Ehrenmänner waren von mir gewichen, als fürchteten ſie meine Berührung, da ſie meinen Zweifel ſahen. Es mußte alſo ſein! „„Ich komme!"" rief ich entſchloſſen. „„Wann?"" fragte der Vaterloſe. „„Morgen,"" erwiederte ich. — „„Wo?"" tönte es ſchon aus der Ferne. „„Hier!"" rief ich. Er war entſchwunden, wie in Luft aufgelöſt."

„Kriegsgefährte! Du weißt es wohl, bei uns iſt der Zweikampf kein Spiel; man ritzt ſich nicht die Haut, um ſich beim Glaſe Champagner wieder Freundſchaft zu ſchwören; er iſt ein furchtbarer Ernſt bei uns, glücklicher als der Ueberlebende iſt der Todte; denn das Geſetz ſtraft den Sieger mit ſchwerer Degradation, raubt ihm den Ehrennamen ſeiner Ahnen, und geſellt ihn den tief gefallenen Verbrechern zu. Auch war dies kein Zwiſt um eine Dirne, um ein Kartenblatt oder um eine politiſche Anſicht. Die beiden Officiere, welche die Zeugen dieſes Auftrittes geweſen, wurden die Vermittler zwiſchen mir und dem Sohne. Mit ritterlichem Vertrauen wählte Prekow den einen zu ſeinem Sekundanten, der andere wurde der meinige. Es war beſchloſſen worden, daß wir aus kurzer Entfernung beide zugleich ſchießen ſollten. Es durfte ja keiner ferner leben, der Tod allein konnte Verſöhner ſein."

„Am andern Tage, zur ſelben Stunde, trafen wir wieder zuſammen. In dumpfer Stille ging es vorwärts; wir mußten einen Ort wählen, zu dem kein Späher drang, um in unſer finſtres Geſchick nicht auch das der Zeugen mit hineinzuziehen. Aſima führte uns, wir traten in dieſe Höhle; dort, wo der Rauch die Steine geſchwärzt hat, leuchteten die Fackeln unſerer Blutarbeit; dort, wo Du die Vertiefung ſiehſt, lag dieſer Stein, auf ihn legten die Sekundanten die geladenen Piſtolen, und deckten ſie mit einem Tuche. Ich ſtand an dem einen Ende des Steines, Prekow an dem andern, kaum vier Schritte von mir entfernt; wir konnten uns in die finſtern Todesrohre ſchauen. Als der Officier, welcher das Todeszeichen geben ſollte, an ſeine Stelle trat, wandte er ſich noch einmal und rief: „„Betet, ehe ihr vor Gott tretet."" Wir knieten nieder, unſere Lippen ſtammelten Gebete und unſere Herzen waren doch voll Groll und Sünde; als ich mich wieder erhob, ſchlich Aſima von der Todestafel weg, an die er ſich müßig lehnte; er hatte nicht gebetet — der Fürchterliche!"

„Wiederum ſtanden wir an der Todesſtätte, einer dem andern gegenüber; die Arme waren wieder ineinander geſchlagen und die Hand hielt wieder das Todesrohr auf des Gegners Herz gerichtet. Gräßliche Lage, wo der Menſch in ſeinem letzten Augenblicke noch den Mord eines andern Weſens mit ſich hinüber nimmt. Noch einmal preßte ſich jene heiße Liebe, mit der ich die unwillkührliche Schuld abbüßen wollte, in mein Herz zuſammen. Aber mein Auge fiel auf ein erſtarrtes Antlitz, in dem kein gleiches Gefühl lag, und der Blick des von mir Geliebten heftete ſich auf die Todeswaffe, die gegen meine Bruſt gerichtet war. Er war ruhig, kalt, beſonnen; o, er konnte es ja ſein! er war ſeiner Sache gewiß, er hatte ja ſein ganzes Leben daran gewandt, um die Kunſt zu erlernen, den Vater ſicher zu tödten. Aber auch er ſtand auf ſeiner Grabesſtätte; wie der Zweikampf geführt wurde, mußten wir ja beide fallen. Er war in den ſchönſten Jahren der Jugend, welch ein Reichthum des Lebens lag vor ihm! die Freundſchaft, die Liebe, der Ehrgeiz; das Wiſſen! Alles gab er hin, Alles opferte er, um mein Blut zu ſehen. Da ergriff auch mich eine häßliche Empfindung, auch ich blickte nicht mehr liebend, nicht mehr ſchonend in das Antlitz ohne Menſchlichkeit. Der Sekundant zählte, das Pulver blitzte auf, ein donnernder Widerhall, ein Höllenjauchzen durchbebte die Grotte, aber ich war nicht todt! Entſetzlich, gräßlich, ich lebte noch! Ich ſtand feſt auf der Stelle und ſah ihn niederſtürzen mit der zerſchmetterten Bruſt, ſah ſein heißes Blut emporrauſchen, ſah ſein brechendes Auge — er war in dieſem Augenblicke ſeinem Vater furchtbar ähnlich. Sohn und Vater! Vater und Sohn!"

„Du wirſt es einem alten Krieger, der zwölf Schlachten kämpfte, verzeihen, wenn er hier menſchlich fühlte, wenn er hier zuſammenbrach und das Bewußtſein verlor."

(Schluß folgt.)

Silvio Pellico.

(Fortſetzung.)

Fragen wir nun, welches eigentlich die ſo ſehr verführeriſchen Eingebungen jener (ſogenannten) Philoſophie gegen den Glauben des Dichters waren, ſo finden wir hierüber in den Gedichten ſelbſt Andeutungen genug, ja der Verf. führt die Gegner ſeines Glaubens ſelbſt redend ein. Aber das, was ſie vorzubringen haben, ſcheint uns, wir müſſen es geſtehen, ſo kahl und albern, daß wir nicht begreifen, wie ein denkendes Weſen ſich durch dergleichen an dem, was ſeine heiligſte Ueberzeugung iſt, nur einen Augenblick kann irre machen laſſen. Der Standpunkt dieſer Skepſis iſt im Allgemeinen der für uns längſt überwundene Voltaire'ſche, nur gänzlich entkleidet von Voltaire's Geiſt und Gedankenſchärfe, in der trivialſten Nacktheit und Flachheit. In der That, was ſollen wir von einer Religioſität halten, die durch geiſtloſe Gemeinplätze erſchüttert werden kann? Und ſo erſcheint uns des Dichters religiöſer Glaube auch wirklich mehr als ein dunkles, leidenſchaftliches Gefühl, als jene feſte, ſelbſtſtändig gewonnene, gedankenmäßige Ueberzeugung, in der Gemüth und Geiſt gleiche Befriedigung finden. — Aber der Verf. gehört zu jenen Schwachen, die das Nachdenken über die Geheimniſſe der Religion ſcheuen und verbieten, in der Meinung, daß es nicht anders, als zum Unglauben und Verderben führen könne. —

Von Philoſophieen kennt er nur zwei, nämlich erſtens: die ſkeptiſche. Dieſe iſt für ihn der incarnirte Teufel und Verſucher. Zweitens und alleinig der erſten gegenüber ſtehend, eine Philoſophie, von deren Tiefe und Trefflichkeit der Dichter oft redet, die im Dogma und im Ritus, bis in die einzelnſten Ceremonien hinein, verborgen ſein ſoll. Wir haben keineswegs die Abſicht, eine ſolche Philoſophie abläugnen oder gar belächeln zu wollen; aber leid thut es uns, daß der Dichter, der doch ſo ſehr von ihr erfüllt ſein will, nicht die Güte gehabt hat, und auch nur einen einzigen Gedanken derſelben näher zu bezeichnen. Denn das wird man uns doch nicht etwa als eine Philoſophie des Ritus aufzubürden meinen, wenn in einem Gedicht: Le processioni, uns eine Schilderung aller im katholiſchen Cultus üblicher Prozeſſionen hergezählt wird. In dieſem Gedicht heißt es unter andern, bei Gelegenheit einer Prozeſſion, die zu Zeiten der Peſt angeordnet iſt: „Religion befeſtigt die Gemüther, die Furcht bedrückt hatte, und nun kann auch die Natur der ſchädlichen Luft kräftiger widerſtehen. Religion klärt und ſtillt die trüben Gewiſſen, und wenn die Seele verſöhnt iſt, wirken die Arzneimittel (farmachi, wir überſetzen wörtlich) im Menſchen kräftiger.“ —

Iſt dies nun Poeſie? Wir möchten es eher die platteſte Proſa nennen. Oder iſt es (um auch den andern Standpunkt gelten zu laſſen) Religioſität? Gewiß nicht die wahre, denn dieſe betrachtet den Cultus nicht als Sache des Nutzens. Man glaubt ein Traktätlein über den medizinischen Nutzen der Prozeſſionen zu leſen. —

Von einer andern, freien Philoſophie aber, die durch ſelbſtſtändige Forſchung nicht danach ſtrebt, den Glauben zu zerſtören, ſondern im Gegentheil den denkenden Menſchen verſöhnt und befriedigt zu demſelben zurückführt, hat Pellico gar keine Ahnung.

So iſt auch ſeine Rückkehr zur Religion nichts anders, als eine Flucht vor dem Zweifel, von dem er ſich ſtets noch bedroht fühlt, und dem er ſich nicht ſcharf in's Auge zu ſehen getraut; nur ein weibliches Wiederhingeben an das, was ſeinem Jugendgefühl heilig war, ohne Sieg, ohne Gewinn einer reiferen, feſterbegründeten Ueberzeugung. Er ſelbſt bildet ſich ein, daß man in dieſem Punkt ſeine Ehrlichkeit in Zweifel ziehen könne, und ſucht ſich dagegen zu verwahren.

Ein unnützes Bemühen! Denn, wie wir ſchon ſagten, alle ſeine Worte tragen durchaus den Stempel der einfachſten Wahrheit. Höchſt unangenehm berührt uns auch das oftmalige Wiederholen des Gedankens, daß er von den Unfrommen, die ſich die Aufgeklärten der Zeit dünken, wegen ſeiner Anhänglichkeit an Glauben und Cultus verſpottet werden würde. Pellico ſcheint ſich wirklich einzubilden, daß er der Religion ein großes Opfer bringt, indem er ſich über dergleichen Spöttereien hinwegſetzt. Uns aber ſcheint, daß man von der gemeinſten Tugend jedes Ehrenmannes: ſeine Geſinnung frei zu bekennen, nicht ſo großes Aufheben zu machen habe. —

Auch die Vaterlandsliebe tritt in dieſen Gedichten auf, aber wie? Man bedenke, wer hier ſpricht. Es iſt Silvio Pellico, ein Mann aus Saluzzo:

Oh dolce patria! oh come
Balza de' forti il core al tuo bel nome!
Stimolo a generosi atti è desio
Ch'ella in senno e virtù splenda felice:
La voce che sel dice,
Voce è di carità, voce è d'Iddio!

Ma tu che in fondo al core
Tutti gli arcani miei leggi, o Signore,
Tu sai che l'amor patrio, onde mi vanto,
Non è superba frenesia di guerra,
Perchè di sangue e pianto,
A nome d'equità, grondi la terra.

Neppure a'dì lontani
Quando me travolvean disegni insani, ecc.

Wie anders lautet da die Canzone Petrarc's: »Italia mia, benchè'l parlar sia indarno« etc., in der es unter andern heißt:

Virtù contra furore
Prenderà l'arme, e fia'l combatter corto:
Chè l'antico valore
Negl'italici cor non è ancor morto.

So ſpricht Petrarca, den man doch ſonſt, nicht mit Unrecht, der Weichlichkeit und Tändelei beſchuldigt hat. —

Auch ſeinen Freund Ugo Foscolo zieht Pellico in einem, nach demſelben benannten Gedichte, in daſſelbe vertraute Verhältniß mit dem Leſer, in das er ſich ſelbſt ſetzt. Deſſen innerſte Gemüthsgeſchichte hat er, mit Verläugnung alles Zartgefühls, in Verſe gebracht. Unter andern ſpricht er in dieſem Gedichte auch die tröſtliche Hoffnung aus, ſein Freund würde in ſeiner Sterbeſtunde wohl noch zum wahren Glauben gelangt, und vielleicht nicht vom Teufel geholt worden ſein, der ſich ſchon darauf gefreut habe:

Spero che l'Angiol degli eterni guai,
Già di predar tua grande alma giocondo,
L'avrà fremendo visto all'ultim'ora,
Spiccare un volo al ciel, fuggirgli ancora. —

(Schluß folgt.)

Die Fallſterne.

In früheren Zeiten wagte man nicht einmal den Lucifer bei ſeinem eigenen Namen zu nennen, und bezeichnete ihn — wunderlich genug — durch „der Gott-ſei-bei-uns.“ — Nachgerade iſt Mitleid für ihn rege geworden und dem armen Teufel wurden ſo viele Almoſen zu Theil, daß er ſich anſtändig equipiren und in der ſ. g. guten Geſellſchaft Einlaß finden konnte. Wie von anderen berühmten Pferdefüßlern und Erlichtern der Kirche und des Staates, erſcheinen auch Memoiren des Satans; mit einem Worte, der gefallene Engel iſt, wenn auch nicht wieder völlig zu Gnaden, ſo doch in die Reihe der begnadigungsfähigen Creaturen wieder aufgenommen. Eine der erſten Intelligenzen der neueſten Zeit läßt ſogar Gott den Herrn verſichern:

»Des Menſchen Kraft kann allzuleicht erſchlaffen,
»Er liebt ſich bald die unbedingte Ruh;
»Drum geb' ich gern ihm den Geſellen zu,
»Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, ſchaffen.«

Dieſe Gedanken ſtiegen in mir auf, als ich in dieſen Tagen im Athenäum einen den Sternſchnuppen — oder Fallſternen — des Novembers vom vor. J. gewidmeten Artikel las. Auch dieſe, wie aus dem Himmel herausfallenden, oder fliehenden, oder geſtürzten Meteore, wurden ſonſt erſt gefürchtet, dann verachtet, bis der in die Tiefe dringenden Forſchung der neueſten Zeit jene denkwürdige Thatſache entgegenkam, daß eine auſſerordentliche, vom 13. auf den 14. November 1833 beobachtete Fallſternerſcheinung ſich in derſelben Nacht in einem der folgenden Jahre wiederholte, und dieſe anſcheinliche Periodizität den Sternſchnuppen mit einemmale eine kosmiſche Bedeutung zu ſichern ſchien. Prof. Olmſted in New-York, hatte nun zwar behauptet, daß auch im J. 1834 ſich jenes Phänomen bemerklich gemacht; amtliche Nachforſchungen in ſämmtlichen Vereinſtaaten haben indeß dieſer Behauptung keine Gewähr verſchafft. Die jährliche Wiederkehr wurde demnächſt dadurch zweifelhaft, daß auf dem Obſervatorium zu Paris vom 10. auf den 11. Auguſt 1837 in einer Stunde 107 Fallſterne und 184 in der übrigen Nacht beobachtet wurden, während in der November-Nacht von 1836 dort in Allem nur 170 gezählt worden.

Jetzt ſind von vielen Orten Berichte über die vorjährigen Novembernächte eingegangen. John Herſchel am Cap der guten Hoffnung verſichert, in der Nacht vom 12. auf den 13. Nichts Ungewöhnliches am Himmel bemerkt zu haben. Auch in Paris, Montpellier, Genf, Marſeille iſt in jener Nacht Nichts Auſſerordentliches wahrgenommen worden. Doch ſah Hr. Colla, Aſtronom zu Parma, 49 Fallſterne, von denen 5 dem Jupiter an Glanz beikamen, und wie Hr.

Littrow in Wien vom 15.—20. Nov. mehrere hundert Sternſchnuppen, ſo hat ein Hr. Danſe zu Paris vom 15.—16. Nov. in 1½ Minute deren 17 gezählt, ſo daß die Annahme der periodiſchen Rückkehr keineswegs aufzugeben iſt. —

In welcher Höhe die Fall- oder Fliehſterne ſich bewegen, hat man ſchon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu berechnen verſucht, als das prächtigſte Meteor, deſſen man gedenkt, am 19. März 1719 von Preſton in England ausgehend zu Breſt zerbarſt, nachdem es 90 franz. Meilen in einer Minute zurückgelegt. Nach Halley's Angaben bewegte es ſich in einer Höhe von 90 Meilen. Berechnungen, die man am 13. Nov. 1836 zu Paris angeſtellt, laſſen mit großer Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß eines der glänzendſten Meteore jener Nacht 39 Lieues über der Stadt ſich befunden; es bewegte ſich aber mit einer Schnelligkeit von wenigſtens 14 Lieues in einer Sekunde, da es in einem Augenblicke einen Bogen von 90 Graden zurückgelegt. — Der Gravitations-Theorie nach genügt es aber, einen Körper mit der Schnelligkeit von 9 Lieues in einer Sekunde zu ſchleudern, um aus demſelben einen kleinen Satelliten zu machen. E.

Guizot's Abhandlung:

„Die Demokratie in den neueren Geſellſchaften"

iſt, von Dr. Martin Runkel „mit Genehmigung des Verfaſſers" in's Deutſche übertragen, kürzlich zu Elberfeld im Druck erſchienen. Bekanntlich iſt dieſer Aufſatz durch zwei Schriften analogen Inhaltes von Alletz und Billiard veranlaßt, welche beide davon ausgehen, daß die neufranzöſiſche Geſellſchaft einen durchaus demokratiſchen Charakter trage. Der Eine aber will auf dieſe Grundlage die conſtitutionelle Monarchie mit einem Uebergewicht des Mittelſtandes begründet wiſſen; der Andere erkennt in jenem demokratiſchen Charakter eine Urſache unbedingter politiſcher Gleichheit, welche in ihrer folgerechten Durchführung zur Republik hinführen müſſe. Hr. Guizot, ohne die vorausgeſetzte Thatſache in Abrede zu ſtellen, bemüht ſich nur, jene beiden Anſichten mit einander zu vermitteln. —

Als das wichtigſte Reſultat der Kämpfe der neueren Geſellſchaft ſieht er zunächſt die Demokratie und ihre materielle und moraliſche Bedeutſamkeit an, und hebt als deren glänzende Seite die Vernichtung des Feudalismus, des Kaſtenweſens, der Herrſchaft des ſ. g. göttlichen Rechtes, d. h. der Legitimität, hervor, Reſultate, die ihm mehr werth zu ſein ſcheinen, als ſie koſten. Als poſitive Prinzipien der Demokratie führt er die individuelle und die ſ. g. Volks-Souveränität auf und ſucht ihre Unhaltbarkeit vom philoſophiſchen Standpunkte aus zu erweiſen, den er als unentbehrlich anerkennt, ſeit der Gedanke eine Macht geworden. Er erhebt ſich dann auf dem Wege geſchicht-philoſophiſcher Induktion auf den Standpunkt der Intelligenz, der höchſten aller Ariſtokratien, im Gegenſatze zu den rohen Prinzipien der Demokratie. Als Bedingungen gedeihlichen Staatslebens ſtellen ſich ihm dar: Einheit des ſocialen Gedankens, Ehrfurcht vor der Staatsgewalt (die alſo auch ehrwürdig ſein muß), geſetzliche Unterordnung des individuellen Willens, angemeſſene Vertheilung aller aus der Fähigkeit entſpringenden Rechte, allſeitige Verbürgung aller Freiheiten, aber die Macht oben an. —

Feuilleton.

⁂ In Nro. 4 der Walhalla (des Beiblattes zum fränkiſchen Merkur) leſen wir folgende intereſſante Notiz aus München über den Feſtſaalbau. »Der Feſtſaalbau in München, dieſes herrliche Denkmal neuer Baukunſt, der ſich an die alte Reſidenz gegen den Hofgarten hin anſchließt, ſchreitet ſeiner Vollendung immer mehr entgegen. Wahrhaft impoſant iſt die koloſſale Säulenſtellung; über ihr ſind allegoriſche Figuren, die Provinzen Baierns bezeichnend, von unſerem genialen Künſtler Schwanthaler in Kelheimer Kalkſtein ausgeführt; die Löwen zu beiden Seiten ſind dem großen in Venedig vor dem Arſenal ſtehenden Löwen genau nachgebildet, der aus dem Piräus entführt worden. In der Halle, welche durch die Säulenſtellung gebildet wird, ſind an der Wand in Bogen in Relief's neun Viktorien von Schwanthaler dargeſtellt, deren jede zwei Schilde — gleichſam Siegesſchilde der Nation hält. Auf den Schilden der beiden äußerſten Viktorien in den Ecken ſind die vier Regententugenden ſinnbildlich dargeſtellt: Gerechtigkeit, Weisheit, Frömmigkeit, Tapferkeit. Auf den nachfolgenden Schilden ſind Darſtellungen aus der baier. Geſchichte: der wichtigſte Moment aus dem Jahrhundert während 14 ſolcher Zeitperioden. — Die Vermählung des Longobarden-Königs Autharis mit Theudelinde. — Die Baiern werden unter Theodo vom hl. Rupert getauft. — Die Kirchenordnung unter Odilo. — Luitpolds Einſetzung als Markgraf in die Oſtmark durch den deutſchen König Arnulf. — Luitpolds Tod. — Die Belehnung des Welfen Heinrich's des Löwen mit Baiern. — Die Belehnung Otto's von Wittelsbach mit dieſem Herzogthume. — Otto der Erlauchte vermählt ſich mit der Erbin von der Pfalz. — Kaiſer Ludwig der Baier wird gekrönt. — Die Univerſität in Ingolſtadt wird gegründet. — Albrecht der IV. führt die Primogenitur ein. — Maximilian I., das Haupt der Liga im 30jährigen Kriege. — Maximilian III., der Vielgeliebte, ſteuert der Hungersnoth. — Maximilian Joſeph IV., als König I. ſetzt ſich ſelbſt die Krone auf.«

⁂ Laube, dem durch die Gnade des Königs von Preußen verſtattet war, ſeine zweijährige Haft in Muskau in der Lauſitz, auf dem Gute des Fürſten Pückler-Muskau, zu erſtehen, ſoll demnächſt ganz auf freien Fuß geſetzt werden. So berichtet (zu unſerer Freude) der fränkiſche Merkur vom 21. d. M.

⁂ Die ultramontane Parthei hat in Augsburg ſo eben wieder eine kleine Broſchüre: »Clemens Auguſt, Erzbiſchof von Cöln, den 20. November 1837, nach nicht ganz zweijähriger Amtsverwaltung verhaftet und abgeführt auf die Feſtung Minden« als eine Darſtellung des Ereigniſſes und Prüfung der Beſchuldigungen, erſcheinen laſſen, die denſelben Obſcuranten zum Verf. hat, der in einer beſonderen Broſchüre das kleine Buch: »Die Wahrheit der Hermes'ſchen Sache« im vorigen Jahre »beleuchten« wollte. Hoffentlich werden die Deklamationen dieſes neuen Verfinſterungsproduktes auf den geſunden Geiſt der Mehrzahl des deutſchen Volkes ihre beabſichtigte Wirkung verfehlen. —

⁂ So eben hat im Cotta'ſchen Verlage zu Stuttgart das erſte Heft der ſchon lange angekündigten »deutſchen Quartalſchrift« die Preſſe verlaſſen. Sein Inhalt breitet ſich über Folgendes aus: »Was wir bezwecken. Ueber alte und neue Handelswege nach der Weſtküſte Amerika's, von F. Pönig. Die Steinkohlengebilde in naturgeſchichtlicher und techniſcher Beziehung, von K. C. v. Leonhard. Der Pauperismus, von Prof. Bülau in Leipzig. Die neue Geſtaltung der deutſchen Alterthumswiſſenſchaft von Heinrich Leo. Die literariſchen Zuſtände Belgiens, von Dr. L. A. Warnkönig. Heine's Schriften und Tendenz von Guſtav Pfizer. Beiträge zur Löſung der jüdiſchen Frage von Mebold. Auf welchem Standpunkt ſteht die vaterländiſche Geſchichtsforſchung? von Wolfgang Menzel. Ueber den Somnambulismus, von Prof. Fiſcher zu Baſel. Aphorismen über Kriegskunſt, von Ritter Prokeſch von Oſten. Ueber Diplomatie, von Fr. Kölle.« — Wir werden auf mehrere höchſt eigenthümliche Einzelnheiten des Inhalts dieſes erſten Heftes ſpäter ausführlicher zurückkommen.

⁂ Man ſpricht von einer neuen Edition der aus beſonderen Gründen eingegangenen »Politiſchen Annalen« durch einen Verein von Hiſtorikern, Publiziſten und Staatsrechtsgelehrten, was bei den drängenden Geſchichtsſtoffen der Gegenwart gewiß an der Zeit und am Platze iſt. Das neue Unternehmen darf ſich jedenfalls zu einer um ſo allgemeineren Theilnahme verſehen, als ſich mit der Solidität ſeines inneren Bau's, zugleich eine muſterhafte buchhändleriſche Korrektheit verbinden ſoll. Man nennt einen Frankfurter Buchhändler als muthmaßlichen Verleger.

⁂ Von L. A. Frankl, dem Dichter des Colombo, erſcheint nächſtens eine Sammlung lyriſcher und epiſcher Dichtungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro. 25. 1838.

Phönix.

Montag, 29. Januar.

Repriſtinationen.

Es exiſtirt in Süddeutſchland eine geiſtliche Geſellſchaft, welche als Tochter jener bald zweihundertjährigen Weltbeherrſcherin zu betrachten iſt, von der einer ihrer Vorſteher den prophetiſchen Ausſpruch that: „Wie Lämmer haben wir uns eingeſchlichen, wie Wölfe haben wir regiert, wie Hunde hat man uns vertrieben und wie Adler werden wir uns verjüngen.“ Gegen eine ſolche Verjüngung legt der Phönix der Menſchheit einen feierlichen Proteſt ein. Jener Orden der Geſellſchaft Jeſu war die ſtarrſte concreteſte Form der geiſtigen Tyrannei. Was die Geſellſchaft Jeſu im Großen und Kleinen gewirkt, davon blutet die Menſchheit noch heute aus hunderttauſend Wunden; dieß unſer heiliges Deutſchland insbeſondere kann den dreißigjährigen Kampf noch heute nicht verſchmerzen; der zuerſt eines edlen ſlaviſchen Volkes Freiheit an dem „blutigen Ring“ aufhing, und dann Zuchtloſigkeit aller Art, Entäußerung des Nationalgefühls, Servilität in Kunſt, Wiſſenſchaft, Religion und bürgerlichen Verhältniſſen, als traurig lächerlichen Schweif bis auf den heutigen Tag nachſchleppt. Das Gute aber, was jene Geſellſchaft gewirkt (es wäre thöricht und ungerecht, dieß zu mißkennen), that ſie nicht als Zweck, noch aus eigenem Antrieb; die Geſchichte preßte es ihr ab; was jene Geſellſchaft aber aus Freithätigkeit geſchaffen, war verwerflich von Anbeginn, wie das, was den Anſtoß ihres Sturzes gab. Ihre hochverrätheriſchen Grundſätze und Handlungen ſind der Geſchichte anheimgefallen; wer zählt aber ihre Opfer, von denen die Geſchichte keine Notiz nahm? Der Genius der Menſchheit wendet ſich erröthend davon ab. Heut zu Tage gibt es manche, die viele Thatſachen aus frühern Zeiten als Romanfiktionen verlachen, und die Errungenſchaften unſerer Väter und unſer ſelbſt für ſo unumſtößlich halten, daß ihnen alle jene kleinen Details, in denen der Geiſt einer welthiſtoriſchen Genoſſenſchaft deutlicher, als in großen Conturen ſich darſtellt, nur als Anekdoten gelten, welche der Partheihaß ausgeſonnen. Zu ſolcher Sicherheit verleitet die Milde der Humanität. Wir aber betrachten Humanität nicht minder als göttlich ſtreng und gerecht, denn als mild, und erkennen die Milde nur an, wenn die Gerechtigkeit zufriedengeſtellt wird; Humanität geht zu Grunde, wenn man ſie nur im Munde führt, nicht im Herzen; Humanität iſt eine Lügnerin, wenn ſie den blutigen Ernſt der Wirklichkeit mildern will. Die Gegenwart aber ſpannt alle unſere Nerven auf's neue gegen jenes im Finſtern ſchleichende Treiben, gegen jenen Grundſatz: daß die Kirche das Haupt des Staates, die unverantwortliche, untrügliche Herrſcherin der Gedanken und der Handlungen ſei. Wir müßten uns ſchämen, Deutſche zu ſein, wenn wir nicht in unſerm deutſchen Herzen ſelbſt, in unſerm deutſchen Verſtande, in unſerm deutſchen Staatsleben Heil, Exiſtenz, Selbſtzweck fänden, ſondern jenſeits der Alpen holen wollten, was Jeder am Beſten im eigenen Gewiſſen findet. Und täuſche ſich nur kein Schwacher und Kleingläubiger mit Conceſſionen, mit Vermittlungshoffnungen. Es iſt bei allen Uebeln ſtets das Beſte, wenn die Kriſis eintritt, und es ſich um Leben oder Sterben handelt. Preußen hat in der jüngſten Zeit ein Beiſpiel gegeben, das Früchte tragen muß. Es hat einen Schritt gethan, hinter welchem die Brücke zuſammenſtürzt; es hat die Selbſtſtändigkeit des Staates proklamirt, und dadurch die moraliſche Selbſtſtändigkeit der Familie ſanctionirt, es hat die Intelligenz, durch die es, als Staat, ſelbſt groß geworden, in ihrer heiligen, unantaſtbaren Majeſtät als Herrſcherin eingeſetzt. Das iſt ſo durch und durch deutſch und groß, daß keine Bedenklichkeit der Politik vor dem Siege der Sittlichkeit aufkommen kann.

Gleichwohl hat eben die neueſte Preußiſche Frage eine Menge engbrüſtiger Zweifel in Betreff des Familienlebens erregt, welche von Sophiſten hin und wieder gedreht und zu Trugſchlüſſen mißbraucht werden. Wir halten es an der Zeit, hier einige Proben zu geben, wie verderblich eben in Bezug auf das Familienleben der noch immer im Stillen wirkende Jeſuitismus — in Süddeutſchland wenigſtens — fortwuchert.

Schon die Reſtauration hat es bewieſen, daß jener prophetiſche Ausſpruch Aquavivas nicht grundlos geweſen. Die Julirevolution brachte freilich ein augenblickliches kluges Untertauchen jener Geſellſchaft hervor, aber ſie war doch nicht im Stande, die letztere auszutilgen; nur die Masken wechſelten hier und da und die Namen. Die Geſellſchaft Jeſu hat Dolche und Piſtolen einſtweilen von ſich gelegt, und begnügt ſich zur Zeit damit, daß ſie friſche Wurzeln ſchlägt. Sie war im Anfange froh, daß man ſie aus Blindheit oder — allzu großer Sicherheit überſah, in derſelben Epoche überſah, als man bereits nahe daran war, einen hochachtbaren, durchaus rein humaniſtiſchen Fürſten und Völker verſöhnenden Bund (die Freimaurerei) auszurotten; allmählig faßte ſie feſten Fuß, allmählig zeigte ſie das mit dem neuerworbenen Heiligenſchein geſchmückte Haupt, deſſen Phyſiognomie eben dieſen Nimbus unkenntlich machte. Und noch iſt es erſt die Frage der materiellen Exiſtenz, welche die verjüngte Societät beſchäftigt, die Erhaltung derſelben, die Arrondirung, die Nivellirung des Terrains. Wir wollen diesmal auf nichts weiteres eingehen, und Einflüße unerwähnt, unerörtert laſſen, welche ſie — um den Fleck, auf dem ſie fuße, noch kämpfend, — ſchon auf die Richtung und Leitung der geiſtigen Univerſalmacht gewonnen. Ja, wir müſſen uns vielleicht vorderhand darauf beſchränken, nur auf einzelne Details aufmerkſam zu machen, auf kleine Geſchichten, die nicht auf dem Markt, ſondern innerhalb der vier Wände des Bürgers vor ſich gehen, die dem Romanenpöbel keinen Kitzel, dem Recenſentenpöbel keinen Anlaß zur geſchminkten Darlegung der Unwiſſenheit bieten; jede Specialgeſchichte des Herzens iſt Weltgeſchichte genug, — wehe dem Armen, der die Klapperſchlange erſt dann erkennt, wenn ſie ihn umringelt hat.

Zu dem erwähnten Zwecke aber iſt es nicht nöthig, Namen anzuführen; wen in Norddeutſchland kann es intereſſiren, ob in Süddeutſchland ein armes Mädchen am gebrochenen Herzen ſtirbt? ob ein redlicher Irrenarzt zu W . . . in ſeinem Bulletin folgendes abgibt: „N. N., verrückt gemacht durch die Geſellſchaft der P. P. L..........!“ Intereſſant aber iſt die Thatſache, daß die junge Hydra (in einer Zeit, wo der Phönix der Humanität flügge wird) daſſelbe Mittel ergreift, was ihre vom Bannſchrei aller Herzen getroffene, vom Munde des Alliebenden bis in die letzte Faſer ihres Egoismus verfluchte Mutter ergriffen hatte, um ſich als Staat im Staate zu conſtituiren, nämlich die unumſchränkte Tyrannei in der Familie. Eine Tyrannis mit vollſtändig organiſirter geheimer Polizei, nur ohne andern Sold, als den der Seligkeit, eine Tyrannis, die im offenen Kampf mit dem edlen und humanen Prieſterthum geräth, eine Tyrannis, welche ſich auch der materiellen Baſis: — des Vermögens zu verſichern ſucht!

Ich will aus hundert Fällen nur einen erzählen, der ſich in einer lebensfrohen Reſidenz Süddeutſchlands vor nicht allzulanger Zeit ereignete; man mag daraus einen Vergleich zur alten Politik jener welthiſtoriſchen Mutterſocietät ziehen, deren Mannövers, ſeither ſo häufig blos als Romanmotive exploitirt, heutzutage faſt nicht mehr geglaubt werden.

Ein ſehr reicher (katholiſcher) Hauseigenthümer in jener Stadt, welche wir nicht näher bezeichnen wollen, hatte eine liebenswürdige Enkelin, welche ein braver junger Mann, proteſtantiſchen Glaubens, liebgewann und heirathen wollte. Der Großvater weiß um das Verhältniß der Liebenden, achtet den Bewerber, deſſen Ruf unbeſcholten iſt, und verfügt ſich, ängſtlich in Glaubensſachen, wie er iſt, zu ſeinem Pfarrer, um ſich bei dieſem Rathes zu erholen, ob er in dem vorliegenden Falle ſeine Zuſtimmung zu der gemiſchten Ehe geben und ob das kirchliche Bündniß ohne Gefahr der Seelen geſchloſſen werden dürfe? Der katholiſche Pfarrer, ein edler hochachtenswerther Mann, ſtreng religiös, aber weitentfernt von allem hierarchiſchen Fanatismus, gibt ihm zum Beſcheid, daß Ehen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten vor Gott und den Menſchen zuläßig ſeien und führt zur Bekräftigung mehrere Beiſpiele ſolcher gemiſchten Ehen bei fürſtlichen Perſonen an. Der alte Mann geht mit dieſem tröſtlichen Aufſchluß vergnügt nach Hauſe. Nach einiger Zeit aber kommt ſeine Enkelin ganz verſtört und verweint zu dem wackeren Pfarrer und klagt ihm ihren Kummer, daß ſie den Mann ihres Herzens nicht heirathen dürfe. Der Pfarrer fragt ſie verwundert um den Grund, worauf er erfährt, daß einige Prieſter einer gewiſſen Societät ſeit einiger Zeit zu dem Großvater kämen, das Gegentheil von des Pfarrers Worten ſprächen und dem alten Mann in den Kopf ſetzten: „Sobald ſeine Enkelin den Proteſtanten heirathe, werde den Großvater der — Teufel holen.“ Der Pfarrer war wie vom Donner gerührt. Er beſinnt ſich hin und her und fragt endlich: „wie denn jene Ordensmänner in das Haus gekommen, ob ſie ſchon früher öfter zu Beſuch dort geweſen wären?“ — Das Mädchen verneinte das letztere und weiß keinen Grund vom erſteren, bis endlich der Pfarrer fragt: „Haben Sie vielleicht Dienſtboten, die bei der Societät Beichte ablegen?“ — Da geht dem armen Mädchen ein Licht auf, es bekräftigt die Vermuthung. Nun verfügt ſich der wackere Pfarrer zu dem Großvater, des feſten Willens, ihn aufzuhellen. Er ſagt ihm geradezu: „Wiſſen Sie, daß Sie gerade dadurch ein großes Verbrechen begehen, wenn ſie zwei brave, junge Leute für zeitlebens unglücklich machen?“ Der arme alte Mann aber wurde durch die entgegengeſetzten Zuſprüche ganz verwirrt und faſt geiſteskrank, da die unſeligen Ordensleute ihn bald darauf wieder beſuchten, die vernünftigen Worte des Pfarrers gleichſam zu Lügen ſtempelten und ihn in ihren früheren Vorſtellungen bekräftigten. Das Reſultat des Ganzen aber war, daß der brave junge Mann ſeine Geliebte nicht erhielt; und der Grund des Verfahrens der unberufenen Gäſte war kein anderer, als die Hoffnung: das arme Mädchen, wenn es ſich ſeinem Kummer hingäbe, dahin zu bringen, daß es in ein von ihnen begründetes Schweſterkollegium (der Büßerinnen) eintrete, damit dann die reiche Erbſchaft des Alten dem Orden anheimfalle.

Ein anderer Fall, der ſich ebenfalls vor nicht ſehr langer Zeit ereignete, war folgender: Zwei alte Leute (Gärtner) in derſelben Stadt hatten einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn ſtirbt. Die Tochter wird von der Societät verrückt gemacht. Die Societät nimmt hierauf die beiden Alten zu ſich in Verſorgung und — behält die Erbſchaft. Der gewöhnliche Grund, welchen ſie bei ſolchen Anläſſen ihren Opfern vorſpiegelt, iſt der: daß man durch Aufopferung des irdiſchen Gutes um ſo ſicherer in den Himmel komme und daß der Orden die Entſagenden für Zeit ihres Lebens in — Verſorgung nehme.

Einem jungen Manne, deſſen Namen und Stand ich verſchweigen muß, hatte dieſelbe Societät in den Kopf geſetzt: „Er ſei in die Hölle verdammt.“ Der junge Mann wurde darüber wahnſinnig, fühlte ſchon die Flammen und ſah die Teufel. Ein würdiger Weltgeiſtlicher, der ihn beſuchte, und den der Zuſtand des Unglücklichen jammerte, brachte ihn endlich ſo weit, daß dieſer ſich an ſeinen Namenspatron, den heiligen Johannes, um Rettung wandte. Zuletzt bildete ſich der Arme ein, ſelbſt der heilige Johannes zu ſein und ſtarb glücklich in dieſem Wahne.

Ein achtenswerther Freund, an deſſen Wahrheitsliebe zu zweifeln ich durchaus keinen Grund habe, traf auf einer Fußwanderung, in einem Gaſthauſe auf dem Lande, Nachts mit zwei reiſenden Mitgliedern jener Societät zuſammen. Man unterhielt ſich lebhaft über die intereſſanteſten Zeitangelegenheiten, Eiſenbahnen, Maſchinenweſen, Merkantilismus, Progreſſe der Humanität. Der eine Ordensmann hatte lange geſchwiegen; endlich brach er ächt zelotiſch los: „Ich aber ſage: Der Menſch muß doch zu nichte werden, muß doch wiedereinſehen, daß er nichts, — gar nichts iſt. Er muß und er wird es auch zur größeren Ehre Gottes. Der größte Feind, den der Menſch auf Erden hat, iſt der Verſtand.“ — Mein Freund ließ die Unterhaltung fallen. —

In manchen ſtrengorthodoxen Bürgerfamilien (und gerade dieſe — der Kern der Nation — ſind es, auf welche der reſpektable Orden der L.......... es gepackt hat, welche er durch die geheime Gewiſſens- und Beichtpolizei zu verdummen, durch Aberglauben zu beherrſchen ſucht) fand ich Exemplare eines bedeutſamen Kupferſtiches, den ich hier beſchreiben will, und den die ehrwürdige Congregation allenthalben vertheilt; auf dieſem Bilde ſieht man den Stifter der Congregation, den heiliggeſprochenen Alphons von L......., auf der Weltkugel knieend, gekrönt von Joſeph und Maria und von — der heiligen Dreieinigkeit; die Erzengel bilden das Publikum bei dieſer intereſſanten neuen Herrſcherkrönung und gucken eifrig zu; die heiligen drei Könige aber ſtehen ganz beſcheiden unten und blicken hinauf. — Das Bild gäbe Stoff zu einer eigenen Symbolik und Mythologie. Wahrlich, Preußen hat nicht bloß de jure ſondern auch de facto Recht.

Ich will dieſe Mittheilungen mit einer luſtigen ſchließen. In eben jener mehrfach erwähnten Stadt lebt ein ſehr frommer Mann, dem bei Nacht in einer Viſion eine fromme Jungfrau in Tyrol erſchien, ihm ankündigend, ſie wolle ihm einen Seufzer nach dem Jeſulein ſchicken. Schon am anderen Morgen erhält er wunderbarer Weiſe beſagten poetiſchen Seufzer, der ſich folgendermaßen ausnimmt:

O ihr keuſche Liebsbegierden!
Geheime Bothen von mein Herz,
Eilet hin mit ſtarken Schritten,
Klaget Jeſu meinen Schmerz.
Wenn er fraget, wie ich lebe,
Sagt, ich ſterb' vor Liebe ſchier,
Sagt, in welcher Qual ich lebe,
Weil ich ſein muß annoch hier.
Sagt, es ſei nichts auf der Erden,
Das verringere meine Pein,
Niemand könne mein Beſchwerden
Mildern, als nur Er allein.
Sagt, was Andere ſonſt ergötze,
Alle Kurzweil, alle Freud',
Mir eine neue Wund' verſetze,
Und vermehre nur das Leid.
Sagt, wie ich nur ſeufze, weine,
Und ſtets ruf' mit Herz und Mund,
O daß mir doch bald erſcheine
Jene höchſtbeglückte Stund',
Wo ich könn' mein Leben ſchließen,
Durch den langgewünſchten Tod,
Und im Himmel Ihn genießen,
Der mein Alles und mein Gott.
O Jeſus! Jeſus, hör' mein Flehn!
O laß mich bald, bald zu Dir gehn.
Creſcentia von Zein.

Die fromme Jungfrau iſt, wie man ſieht, keine große Dichterin, die Sache aber — zum Glück — bloß burlesk, ohne Nachgeſchmack von Gefahr, auſſer für den Verſtand des Träumers.

Wir überlaſſen es unſern Leſern, aus Geringem auf Größeres, aus der Klaue auf den Löwen (oder die Katze) zu ſchließen.

Silvio Pellico.

(Schluß.)

Der in der Bruſt des Dichters ſich ſtets erneuende Kampf zwiſchen Zweifel und gläubiger Hingebung, Ehrgeiz und Demuth, Zorn und chriſtlicher Verſöhnlichkeit (das Hauptthema dieſer Gedichte) iſt, obgleich der poetiſchen Darſtellung im höchſten Grade fähig, mit einem ganz auffallenden Mangel an wahrer Poeſie und dem, was wir im dichteriſchen Sinne: Gedanken nennen, zu Verſen verarbeitet. Es könnte uns hier eingewandt werden, daß dergleichen Ergießungen einer frommen Seele durch poetiſchen Schmuck und geiſtreiche Behandlung verfälſcht und in ihrer edlen Einfalt beeinträchtigt würden. Hiergegen aber ſprechen die offenkundigſten Thatſachen. Wir brauchen nur an Petrarca's Canzone: „Vergine bella, che, di sol vestita“ etc. zu erinnern. Sie iſt weiter nichts, als ein, durchaus an's Dogma ſich anſchließendes, Gebet an die heilige Jungfrau, und dennoch ein ächtes, gedanken- und bilderreiches Gedicht. Auch in unſerer Zeit haben wir dergleichen Poeſie aufzuweiſen. Lamartine's Poeſien haben zum Theil ähnliche Gemüthslagen zum Gegenſtand, als die Pellicos. Sie ſind eben ſo wahr und tief empfunden, aber bei weitem geiſtreicher und dichteriſcher dargeſtellt.

Es mag ſein, daß Pellico ſich, aus frommer Demuth, abſichtlich der dichteriſchen Kraft und Fülle entäuſſert hat. Daran aber hat er höchſt Unrecht gethan. Die Kunſt iſt edel und göttlich genug, um ihr ein Leben des begeiſtertſten Strebens zu weihen. Alle großen Dichter haben ihre Kunſt über Alles geliebt, und weit davon entfernt, daß dieſe Liebe in Abgötterei auszuarten nöthig habe und der wahren Gottverehrung in der

Bruſt des Künſtlers Abbruch thue, iſt ſie hingegen, im reinen und hohen Künſtlergemüth, von derſelben unzertrennlich. Es gibt auch ein poetiſches Gewiſſen, das, dem wahren Dichter nicht minder heilig, als das ſittliche, ihn fort und fort antreibe, nicht nur das Unedle und Unſchöne, ſondern auch (was ſo ziemlich auf eins hinausläuft) das Flache und Triviale zu ſcheuen und nach Schöpfungen zu ſtreben, die, in künſtleriſcher Vollendung ſich dem Trefflichſten an die Seite ſtellen können. Ob man in Italien (wenigſtens in der neuern Zeit) etwas von dieſer Art von Gewiſſen begreift, das können wir freilich nicht wiſſen. — Aus allem Geſagten erkennt man einen Mann, den ſeine eigne Engherzigkeit, wenigſtens als Dichter zu Grunde gerichtet hat. Doch finden ſich auch in dieſen Gedichten noch Spuren eines hohen poetiſchen Talents, die den Verluſt desſelben ſchmerzlich beklagen laſſen. Auch hiervon geben wir, um nicht ungerecht zu ſcheinen, eine Probe.. Das Gedicht: L'uomo beginnt alſo:

Capir non può l'umano spirto quale
Fosse dell'uom la prima, alta natura,
Pria che i suoi giorni avvelenasse il male.

Ma di natia grandezza un resto dura
Pur d'Adam nel nipote sventurato,
Che un Dio, piucchè una belva, in sè effigura.

Quel corrucciarsi del suo abbietto stato
E' ad un tempo alterigia e sentimento
Chè pel fango terren non fu creato.

Giacendo del suo pascolo è l'armento,
E se rugge il leon, rugge per fame,
E quand' è sazio, anch' ei posa contento.

Solo il mortal, benchè ogni senso sbrame,
E si sforzi a letizia, ode una voce
Che in cor gli grida: — L'oro tuo non gramo! —

Die kleinere Hälfte des zweiten Bandes nehmen ſieben epiſche Dichtungen unter dem Namen: Cantiche ein, deren ſchon der erſte Band vier enthielt. Sie ſind von derjenigen Gattung, die ſich zum ausgedehnteren Epos etwa verhält, wie die Novelle zum Roman. Sie ſtellen Ereigniſſe aus den italieniſchen Geſchichten in reimloſen Jamben in einfach edler Sprache dar, die ſich zuweilen z. B. in dem letzten Gedichte dieſer Art: La morte di Dante, zum ächten Pathos erhebt. Aber im Ganzen nehmen wir auch an ihnen eine gewiſſe Kälte und Kahlheit wahr. Der Grund iſt, daß ſie einer energiſchen Plaſtik entbehren. Würden ſie nicht durch das patriotiſche Intereſſe gehoben, ſo könnte man ſie, in künſtleriſcher Hinſicht, ſchwerlich auf eine höhere Stufe ſtellen, als das mit Recht in Vergeſſenheit gefallene Gedicht: Ciſſides und Paches von Ewald v. Kleiſt. — Obgleich Lord Byron, anerkanntermaßen eine Incarnation des Teufels ſelbſt, Silvio Pellico dagegen ein ſehr frommer Mann iſt, müſſen wir doch bekennen, daß der erſtere epiſche Gedichte ähnlicher Art geliefert hat, die nicht nur an Lebendigkeit, Wahrheit, Kraft und Friſche, ſondern auch an hoher ſittlicher Bedeutſamkeit über die Cantiche des letztern weit erhaben ſind.

Aus allem Geſagten erhellt, daß Silvio Pellico wohl für die italieniſche Literatur nicht ohne Bedeutung ſein mag, durchaus aber keinen Anſpruch hat, zu denjenigen großen Namen gerechnet zu werden, die, allen gebildeten Völkern Europa's bekannt und angehörend, gleichſam eine europäiſche Literatur bilden. —

Sollte dieſer Aufſatz (was wir übrigens durchaus nicht hoffen; denn es war nie unſre Abſicht, Aergerniß zu geben) italieniſchen Verehrern des Dichters unter die Hände kommen, denn würde es uns vielleicht ſchlimm ergehen. Manche von ihnen würden gar nichts denken und nur ein »barbaro« oder gar »bestia tedesca« zwiſchen den Zähnen murmeln; andere würden meinen, wir hätten die Gelegenheit nur vom Zaune gebrochen, um ſcheele Blicke auf Religioſität oder gar Religion zu werfen und halbverkappten Verſpottungen des Heiligen freien Lauf zu laſſen. Mögen die Welſchen denken, was ſie wollen! Beim deutſchen Publikum aber glauben wir uns berechtigt, denjenigen Grad von Geiſtesbildung vorauszuſetzen, der uns vor einem ſo albernen Mißverſtändniß ſchützen muß.

Friedrich v. Sallet.

Feuilleton.

⁂ Der Fürſt von Schwarzburg-Sondershauſen ſoll, wie wir in der Hanauer Zeitung leſen, der Erſte geweſen ſein, der an die ſieben Göttinger Profeſſoren geſchrieben, um ihnen ein Aſyl — mit dem Bemerken anzutragen, »bei den Geſinnungen, die ſie geäußert, dürften ſie gewiß ſein, von ihm, wie von ſämmtlichen Einwohnern ſeines kleinen Landes, mit gleicher Liebe und Achtung aufgenommen zu werden. —«

⁂ Die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtinus ſind, wie in die meiſten Sprachen Europa's, ſo auch ſchon oft in die deutſche übertragen. Doch muß man es Hrn. Georg Rapp, Pfarrer zu Oberurbach, Dank wiſſen, daß er dieſe Geſtändniſſe des großen Biſchofs von Hippo von Neuem in's Deutſche überſetzt, und Hr. Lieſching zu Stuttgart verdient Lob, daß er die ſehr gelungene Uebertragung auch ſehr ſchön auf ſehr gutes Papier gedruckt hat. Jedes der zehn Bücher wird ſinnig durch ein Sonnett vom Ueberſetzer eingeleitet, das ganze von Vor- und Nachwort in goldenen Rahmen eingeſchloſſen. Eine vergleichende Darſtellung dieſer Confeſſionen des Erbauers der „Civitas Dei" mit denen des Verfaſſers des „Contrat social" würde ein zeitgemäßes Unternehmen ſein. —

⁂ Im Verlage der Chr. Fr. Müller'ſchen Hofbuchhandlung in Karlsruhe erſcheint ein »Niederländiſches Muſeum«, welches niederländiſche Geiſtes- und Culturintereſſen vertritt. Dem vor einigen Monaten erſchienenen erſten Hefte, wird demnächſt ein zweites folgen, welches unter anderm auch deutſche Gedichte einer Holländerin enthält. —

⁂ In Stuttgart ſoll eine hiſtoriſche Geſellſchaft gegründet werden. Der berühmte Hiſtoriker Pahl ſteht unter den Gründern voran. Sonach kann der Geſellſchaft ein günſtiges Horoscop geſtellt werden.

⁂ Merkwürdige Handels-Fluktuation. — Im vorigen Jahre wurde, dem Morning Chronicle zufolge, in London, Liverpool, Hull und Glocester beinahe dreimal ſo viel Wolle aus Neu-Südwales und Vandiemensland eingeführt als aus Spanien, woher Großbritannien vor nicht vielen Jahren den größten Theil ſeines Bedarfes zog.

⁂ Teutſches Bundeswort. — In der Kammer der Würtembergiſchen Volksabgeordneten verlas Hr. v. Zeller in der Sitzung vom 18. Jan. die Erwiederung der deutſchen Bundesverſammlung auf eine Note Kurheſſen's im J. 1827 (in Sachen der weſtphäliſchen Domainenkäufer) und namentlich die Worte: »Sie werde ſelbſt bedrängter Unterthanen ſich annehmen, und auch ihnen die Ueberzeugung verſchaffen, daß Teutſchland nur darum mit dem Blute der Völker vom fremden Joche befreit worden ſei, damit überall ein rechtlicher Zuſtand an die Stelle der Willkühr trete.« —

⁂ Victor Hugo's Hernani wird, Kraft gerichtlichen Urtheilsſpruches, am 20. d. M. im théatre français zur Aufführung kommen. —

⁂ Das ſpaniſche Muſeum zu Paris wurde am 8. Januar eröffnet. Die Zahl der Gemälde beläuft ſich auf 500. »Der Katholicismus«, ſo wird der hannöv. Zeitung geſchrieben, »zeigt ſich hier in einer finſteren, oft Schauder erregenden Geſtalt. Nur wer die Werke des Zurbaran-Velasquez geſehen, verſteht die ſpaniſche Geſchichte. In dieſen ſtolzen, düſteren Phyſiognomien herrſcht jener fanatiſche, unerbittliche Glaube, der die Auto da Fe's anzündete und Amerika entvölkerte.« —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 26. 1838.

Phönix.

Dienstag, 30. Januar.

Die Blutrache.

(Schluß.)

„Als ich erwachte, hatte Aſima eben die Gruft gefüllt, er und die Gefährten wälzten den Stein über den Todten. Er war gefallen, geſtorben ohne Vergebung, ohne Reue, und nahm ſeinen Haß, ſeinen Groll noch in die kühle Erde mit. Wie war es aber möglich, daß ich noch lebte? Die Piſtolen waren ein ſeltnes Kunſtwerk und hatten noch nie gefehlt; die Männer, welche ſie geladen hatten, waren ergraute Helden, keinem Haſſe, keiner Partheiſucht, nur der Soldatenpflicht folgend; der Lauf von Prekow's Piſtole war geſprengt! — Aſima! während wir beteten konnte er — ſelbſt Schuld beladen, wage ich nicht den Schuldigen zu richten, aber er iſt mir ſchrecklicher ſeit jenem Augenblicke, und deutlich erinnere ich mich mancher verdächtigen Aeußerung, welche zeigte, daß er einſt den Vater gekannt, daß dieſer einſt ſein Herr geweſen, und er den Sohn haßte wie einſt den Vater."

„Der Zweikampf mit ſeinen grauſen Folgen blieb ein Geheimniß; man glaubte: Prekow wäre in einen Hinterhalt der Tſcherkeſſen gefallen, weil man ſein Roß vierzig Werſte von ſeinem Aufenthalte auffand. Er wurde vergeſſen wie jeder Todte; hier aber in meinem Herzen lebt ſein Bild und ich liebe ihn immer noch und habe ihm Alles vergeben, ſelbſt daß er — mich ihn zu morden zwang!" —

Der Hauptmann ſchwieg nun, und ſein Geſicht war wieder das des alten Kriegers, kalt und finſter! Aber welche Liebe, welcher Schmerz lebten in dieſer ſcheinbar verhärteten Bruſt. Wir traten aus der Schauerhöhle; nur unten im tiefen Thale wogte noch der Nebel, der Himmel war wieder blau, die Sonne ſchien freundlich und milde, und die Anhöhen und Felſengipfel glänzten in vielfacher Farbenpracht. Aber jene Nacht, die noch jüngſt in der Schöpfung waltete, lag nun auf meinem Herzen, und des Tages freundliches Licht fand in uns keinen Wiederſchein. Plötzlich leuchteten in dem Nebelmeere hier und da lichte Funken auf, die eben ſo ſchnell verſchwanden, als ſie entſtanden. Der Hauptmann wurde aufmerkſam, er faßte feſter ſeinen Degen; ich hielt dieſe Erſcheinung für Irrlichter, oder wie man ſie in dieſer Gegend zu nennen pflegt, für Kinderſeelen, deren Körper vor der Geburt vernichtet wurden und die nun in Sümpfen und Moorgründen den Erdenſtoff ihrer Leiber ſuchen. Ueberall leuchteten jetzt dieſe Funken, entfernt von einander, dann wieder naher beiſammen. „Sie kommen!" flüſterte der alte Krieger leiſe, „die Thoren haben ſich ſelbſt verrathen. Die Schurken haben ſich im Sturm und Nebel von einander verloren, da ſchlagen ſie mit ihren Feuerſteinen an ihre Stahldolche um ſich wieder zu ſammeln. Schon oft hat dieſer Gebrauch ihr Nahen uns verkündet."*) Jetzt rauſchte es am Boden; Aſima lag vor uns, er hob nur wenig den Kopf und ziſchelte: „Fort! fort! ſie nahen!" und glitt dann ohne Zögern in die Tiefe hinab; eben ſo eilig folgten wir ihm. Ein leiſer Wind jagte im Thale den Nebel von dannen; und kaum hatten unſere Krieger ſich in ihre Verſtecke zurückgezogen, als auch die Tſcherkeſſen erſchienen. Lautlos zogen ſie vorſichtig dahin; der Anführer ritt auf einem karabagh'ſchen Pferde, einem jener herrlichen Thiere, die durch ihren Muth, ihre Klugheit, Ausdauer und Geſchicklichkeit, die Felsgipfel zu erklimmen, für den Bergkrieger unſchätzbar ſind; es glänzte in ſeiner lichten Farbe wie gediegenes Gold, denn ſelbſt ein ſcharfes Auge vermag auf einem ſolchen Roſſe nicht einen blinkenden Dukaten zu unterſcheiden. Augenſcheinlich hatten ſich die Krieger verirrt und wußten nun nicht, wo ſie waren, denn der Belat hielt nun ſein Thier an, ſteckte ſeine Hand einige Augenblicke in den Buſen, um ſie zu erwärmen, und ſtreckte ſie dann gegen die verſchiedenen Himmelsgegenden aus; dies iſt ihnen ein untrügliches Mittel, ſich zurecht zu finden, die kälteſte Gegend zeigt ihnen die Nordſeite an, und mehr bedarf es bei dieſen Kindern der Berge nicht, um ohne Compaß, ohne Sonne, ohne Sternenglanz die Oertlichkeit wieder zu erkennen. Die Richtung des Zuges änderte ſich und einige Augenblicke ritten ſie ruhig dahin, ſtolz, ſicher in ihren köſtlichen Waffen. Aber plötzlich ſtand das Goldroß an der Spitze des Heeres, ohne daß der Führer ihm den Zügel gekürzt hätte. Es ſenkte tief den herrlichen Kopf und ſchaute dann mit ſeinen Glutaugen den Reiter bedeutſam an. Einige Bewegung entſtand in dem Heere, das kluge Thier hatte unſere Spur ſelbſt auf dem harten Steinboden entdeckt. Schnell hatten die Tſcherkeſſen ſich zum Kampfe gereiht, und ihre wuthentbrannten Augen ſuchten den verborgenen Feind. Jetzt brachen meine Koſaken zuerſt hervor. Welch ein Kampf, welch ein Streit! Bei dem Koſaken wie bei dem Tſcherkeſſen iſt Roß und Reiter ein Weſen, bei Beiden herrſcht gleiche Geſchicklichkeit, gleiche Kraft und gleicher Haß gegen einander, und doch ſind ſie wahrſcheinlich eines Urſtammes, und doch iſt der Koſake ein ausgewandertes Kind von den Vorvätern der Tſcherkeſſen; wie dies auch noch jetzt beider Name beweiſt.*) Der Feind war unſerer Zahl weit überlegen und der Sieg begann für uns zweifelhaft zu werden. Doch dort auf jenes Berges ſteiler Höhe hatten die braven Ruſſen in einer Tonne eine leichte Kanone hinaufgerollt; Aſima ſtand an ihrer Seite und ſchmetterte Tod und Vernichtung in die dichtgedrängten Reihen der Tſcherkeſſen. Hin und her wogten die Streiter, aber immerfort ſchleuderte die Kanone ihre eiſernen Todesloofe in die Schaaren der Feinde; ſie, nicht unſere Tapferkeit ſchien den Kampf zu entſcheiden. Mehrere Kugeln ziſchten zu Aſima hinauf, aber ſie prallten von der Felswand zurück, welche ihn deckte; er ſchaltete dort oben unantaſtbar wie das Verhängniß über Menſchen. Der Anführer der Tſcherkeſſen ſah den dämoniſchen Verderber auf dem ſichern Felsgipfel; ſchon mehreremale hatte er ſein Gewehr vergebens auf ihn abgefeuert, jetzt warf er ſeinem Pferde die Zügel über den Nacken und das kluge Thier eilte ſogleich den ſteilen Fels, auf welchem Aſima ſtand, wie eine Gemſe hinan. Mitten in dieſem Laufe hob der Belat ſein langes Gewehr, gleich einer Piſtole, mit einem Arme empor; die Flamme leuchtete, laut auf lachte Aſima, wir ſahen ihn taumeln, ſein Blut fließen, und immer gräßlicher hohnlachend in den Abgrund ſtürzen, aber mitten im Falle erfaßte ſeine Hand noch den Tſcherkeſſen; das Roß, knieend auf den Hinterfüßen, verlor mit den Vorderhufen den Halt, ſchlug über und Roß und Reiter zerſchellten an den Felſenſpitzen, und beider Feinde Blut nahm ein Geſtein auf. Ehe einige andere Tſcherkeſſen das wahnſinnige Unternehmen erneuten, ſtanden ſchon wieder ruſſiſche Kletterer bei dem Geſchütz und ſchleuderten aufs Neue das Geſchoß auf die Gegner nieder und zerriſſen die Glieder der Feinde. Jetzt gaben die Tſcherkeſſen den Kampf verloren; ſie ſtachen mit ihren Dolchen ihre ſchönen Roſſe nieder und die Sterbenden verſuchten noch mit ſchwacher Hand ihre köſtlichen Waffen in die Abgründe zu ſchleudern, damit dieſe nicht eine Beute der gehaßten Sieger werden möchten; die Flüchtigen nahmen nun ihre Verwundeten auf die Schultern und ſuchten dann in raſcher Eile die unzugänglichen Felſen zu erklimmen. Hier und da erreichte noch eine Kugel den Fliehenden, hier und da ſtürzte noch Einer mit ſeinem Blutfreunde in die Tiefe, dann ward es ſtille. Auf dem Schlachtfelde lagen nur Leichen; Gefangene wurden nicht gemacht, Alles war todt, denn nach andern Geſetzen als den unſrigen führt das Volk in dieſem Lande den Krieg. Aber auch unſre Ruſſen waren ungewöhnlich ſtille nach dem ſchwer errungenen Lorbeer; es ſchien faſt, als freuten ſie ſich des Sieges nicht. Ich hatte in der Hitze des Gefechtes den Hauptmann aus den Augen verloren; jetzt ſenkten einige Krieger ihre Gewehre, ein verwundeter Mann wurde auf dieſelben gelegt und zu mir herangetragen. Er war es; er lächelte recht freundlich, reichte mir die Rechte und ſtammelte mühſam: „Kamerad! laß meinen Körper in der Höhle neben dem ſeinigen ruhen!“ — —

---

*) Die Tſcherkeſſen nennen dieſe Lichtzeichen: Jaſak.

Drei Tage waren vorüber; ich war jetzt der Befehlshaber der Staniza. Die Trommel rief dumpf und ſchaurig, ich trat an die Spitze meiner Krieger. Sechs alte Veterane, alle mit dem Georgenkreuze geſchmückt,*) trugen einen einfachen ſchwarzen Sarg, auf welchem des Hauptmann's Ehrendegen lag. Vor dem Trauerzuge ſchritten andere Krieger, welche den St. Wladimir-, Georgen- und Annaorden auf rothen Kiſſen trugen. Langſam, während die Glocke der kleinen Kirche in der Staniza lautete, ging es der Todtenhöhle zu. Der Sarg wurde hinabgeſenkt, die Fahnen rauſchten über ihm zuſammen, die Erde Gottes fiel auf ihn nieder, das Ehrengeſchoß der Krieger wiederhallte in den Felsſchluchten, von der Staniza antwortete das Geſchütz von „tauſend Mann“,**) dann wurde noch ein „Gott erbarme Dich“ gebetetet, und der rohe Stein deckt jetzt beide Schläfer.

---

*) In den frühern Zeiten wurden die Koſaken noch oft mit dem Namen Tſcherkeſſen bezeichnet; ſo wie noch jetzt der Oſete den Tſcherkeſſen Kaſache nennt.

*) Der St. Georgenorden iſt rein militäriſch; der gemeine Soldat hat wie der Feldherr auf ihn gleiches Anrecht. Die erſte Klaſſe wird nur Demjenigen ertheilt, der eine Schlacht gewonnen, eine Feſtung erobert oder den Frieden wieder hergeſtellt hat. Die andern Claſſen werden dem Tapfern ertheilt, der eine Batterie, Kanone, Fahne oder ſonſtige Kriegstrophäe gewonnen hat.

**) Die Tſcherkeſſen nennen die Kanonen: »tauſend Mann.«

Aus Stuttgart.

(Januar.)

Wollte ich im Beginne dieſes Jahres verſuchen, in die Beſtrebungen der hieſigen Schriftſtellerwelt einerſeits, und der Tendenzen der geſammten literariſchen Induſtrie Stuttgart's und Würtemberg's andererſeits eine gewiſſe überſichtliche Harmonie zu bringen, ſo könnte das Schickſal jenes Syſtematikers mir zu Theil werden, der die heterogenſten Wiſſensgebiete in eine philoſophiſche Zauberformel zu bringen verſuchte, um den Menſchen den Quell eines univerſellen Intellectus zuzuführen, der aber über ſeinem tollen Werke den Verſtand verlor.

Verſuchen Sie es nicht, der Klippe ihren ſchroffen Kiel, dem Dorngeſträuche ſeine Zacken zu benehmen, dafür hingegen die im Walde und im Gebüſche ſingende Nachtigall verſtummen zu machen, damit ſich in die phyſiſche Weſenheit jener Gegend ein Bild der Harmonie, der Einheit paſſe. Wenn meine Metapher auch erzwungen iſt, ſo wird doch Niemand an ihrer Wahrheit zweifeln. In literariſche Beſtrebungen, welche von einander in der innerſten Natur verſchieden, welche bei Dieſem einem zerriſſenen Gemüthe, bei Jenem einem verſchrobenen Verſtande entfließen, — in buchhändleriſche Motive, welche gleichfalls nicht minder verſchieden ſind, als die ſpeculativen Qualitäten der Menſchen verſchiedenartig ſich darſtellen: in ſolche babyloniſche Thurmbaurequiſite architektoniſche Einheit zu bringen, vermöchte nur einem Somnambulen zu gelingen, der in dunkler Mitternacht, beim zweifelhaften Lichte der Sterne, den Menſchen ihre ſeeliſchen Pulſe fühlt. Zwar hat der Stuttgarter kritiſche Haupt- und Staatsakteur in dieſen Tagen es übernommen, nicht nur den Stuttgarter Offizinen, ſondern den geſammten Offizinen Deutſchlands in die Chemie ihrer Druckerſchwärze zu ſehen, doch nur zum neuen Unglücke W. Menzel's, weil er darin uns wiederholt beweiſt, wie ſehr ihn die Natur für die Miſſion eines kritiſchen Syſtematikers vernachläſſigte.

Ich hüte mich wohl, mit ſpezieller Hinſicht auf Würtemberg, denſelben unerſprieslichen Weg zu gehen; es muß mir vielmehr genügen, die einzelnen neuen Züge, welche die letzten Monate mir zur Vervollſtändigung meiner früher in dieſen Blättern unter verſchiedenen Rubriken niedergelegten literariſch-kritiſchen Fragmente und Umriſſe über Stuttgart und Würtemberg, lieferten, hier nachzuführen, als Material für einen ſpätern Literarhiſtoriker und zur Befriedigung der Anforderungen des Augenblicks. Ich habe es zumeiſt nur mit ſchöner Literatur zu thun, indem das Gebiet der ernſten Doktrine, worauf das wahrhaft Solide und Tüchtige der würtembergiſchen Produktion gefunden wird, gleichwohl in ſeiner Thätigkeit minder fragmentariſche als allgemeinere Geſichtspunkte bietet.

In Stuttgart wird — dies iſt ein Satz, den ich um ſeiner fortdauernden Wahrheit willen immer wieder auf's Neue wiederholen muß — zu viel gedruckt, als daß der hieſige Buchhandel in ſeiner Geſammtheit ein Verdienſt um die deutſche Literatur anzuſprechen vermöchte. Der Buchhandel iſt hier in den Kreis der engherzigſten, die Würde der Literatur empörend compromittirenden Induſtrie herabgezogen worden. Abentheurer, die in andern Lebenskriſen Schiffbruch gelitten, Silberarbeiter, welche bei ihrer Arbeit nichts erſilbern konnten, Bierbrauer, denen Hopfen und Malz ausgegangen, haben im Stuttgarter Buchhandel jetzt die Initiative ergriffen, und führen das große Wort in der Mährchen-, Kinderſchriften- und Traktätleinsliteratur, welche nach und nach jeden ehrenwerthen, culturerſprieslichen, literariſchen Lebenszweig zu verdrängen drohen.

Redet mir nicht von literariſchem Aufſchwung, von Cultur und Aufklärung, wenn die eigenſüchtigſte und engherzigſte Erwerbsſucht die Deviſe eines Metzikorbs iſt, aus welchem die Bornirtheit, die Erbärmlichkeit und Geſinnungsloſigkeit ihre Nahrung erhält, und der Mittelmäßigkeit ſchimmernde Reliefs gegeben ſind. Wie arm und mitleidswerth muß eine Zeit nicht ſein, in welcher einerſeits der Krämergeiſt, andererſeits die ſichtbarſte geiſtige Oberflächlichkeit die Fahnen führen, und letztere mit ihrer anmaßenden Perſönlichkeit die Tafel des Tages präſidirt. Kaum hat ſich der große Pöbel des deutſchen Leſepublikums an der kraſſen Produktivität vieler unſerer modernen Romantiker die erſchlafften Sinne wieder aufgeregt, ſofort im Julius Weber'ſchen Cynismus ſich eine neue Grundlage ſeiner Exiſtenz genommen, als er ſich nun der flachſten Halbheit in die Arme geworfen hat, die ihm anſtatt geiſtesgepanzerter Gedanken luxuriöſe Holzſchnitte und Modefiguren vor die blaſſen Augen ſtellt, die ſeine Sinne kitzeln, und den lahmen Kopinero vor Schwindel beſchützen. Geſtehen wir's uns erröthend zu, daß ein großer Theil der deutſchen Literatur, vorzüglich der Tages- und Wochenpreſſe, ganz in Modetexte zu Modefiguren ſich aufgelöſt, daß in den Fragen des guten Geſchmackes jetzt nicht mehr die, zugleich durch's Leben gebildete, philoſophiſche Einſicht entſcheidet, ſondern daß dieſer geckenhafte Ungeiſt, über das Wichtigſte und Höchſte abſprechend, zu Gerichte ſitzt. Denkt euch einen handwerksmäßigen Belletriſten, etwa einen aus Fürſt's Nordhauſer Offizin, als Gerichtshalter der Welthiſtorie und als Pendant einen Parfumeur als das eingliedrige Scherbengericht des guten Geſchmacks: dann habt Ihr Euch einen Grundzug des neueſten deutſchen Literaturbildes vergegenwärtigt. Doch nein, ich male in fresco, und über den ſtarken Farben möchte ſich die Wahrheit verlieren. Was ich als einen Grundzug der modernen deutſchen Literaturzuſtände bezeichnet, kann zwar als ſolcher nicht geläugnet werden, doch iſt er in Waſſer ausgeführt, ſo daß der nächſte beſte in Oel getauchte Pinſel die niederträchtige Farbe wieder verdrängen wird. Wir haben viel Einzelgemälde, die in reichem, lebendigem Colorite ausgeführt ſind, wohin das Auge des troſtloſen Beſchauers unſerer literariſchen Gegenwart ſich wenden muß, um wieder auf's Kräftigſte ſich aufzurichten. In dieſen Bildern iſt Wahrheit und dauerndes Leben, hier ſind bleibende Grundzüge, deren Oberfläche der Ungeiſt der Mode nur zeitweiſe mit ſeinem bleichgelben Teint überziehen kann. Was durch die Mode, die augenblickliche Laune des wankelmüthigen, entkräfteten und genußſtrebenden Menſchengeiſtes geboren worden, hat eine penible und jämmerliche Exiſtenz, ſo voll Schimmer ſie auch für einzelne Perioden ſich zeigen mag.

Aber trotz der Gewißheit unſerer Hoffnung, daß früher oder ſpäter die urſprünglich geſunde Natur des deutſchen Geiſtes immer wieder über die ihm zugefügte Schmach der Schwäche und Geſchmackloſigkeit ſiegen werde, ſteht es uns nicht deſto minder zu, nicht den kommenden Zeiten zur Tilgung anzuvertrauen, was als Schuld der Gegenwart erkannt werden kann, und nicht zu ſäumen, von der kahlen Mumie die lebenheuchelnde Larve, womit ſie unſere Phantaſie erregt, um ſie hierauf nur deſto tiefer zu Boden zu ſchlagen, wegzureißen und die ſchimmernde, glatte Hülſe vom faulen Kern zu nehmen.

Ich muß nach meinen Andeutungen für das deutſche Allgemeine nun freimüthig geſtehen, daß nach meinem folgerechten, ſchon oben angedeuteten Dafürhalten dem ſpeciellen Antheile der würtembergiſchen Preſſe an den Schöpfungen des deutſchen Geiſtes große Vorwürfe zur Laſt gelegt werden müſſen. Das Fabrikweſen in der Literatur iſt — ich muß es wiederholen — im geſammten Deutſchland nirgends ſo ſehr, wie auf dem hieſigen Stappelpunkte heimiſch. Alles befaßt ſich mit dem Buchhandel, Leute, denen nicht eine höhere Idee dieſes ſo ehrenvollen Geſchäftes vorſchwebt, bemächtigen ſich nach und nach, ihren heilloſen Ideen That und Körper zu geben, jener Unzahl vacirender Mediocritäten, denen nicht ſelten die nackte Verzweiflung die ſchriftſtelleriſche Feder in die Hand gegeben.

Ich rede nicht von dem geiſtesbeſchränkten Pietismus, der es häufig recht redlich meint, der in gleichem Maaße Betrogener als Betrüger iſt, und der die Druckerſchwärze nur in ſo ferne in Anſchlag bringt, als ſie ihm die Verbreitung von Bibeln und Traktätleins möglich macht; ſondern von jenen zahlreichen Verfaſſern der hier beſonders auf der Tagesordnung verzeichneten „unentbehrlichen Hülfsbücher für Schule und Haus“, wie ich die ihrer Weſenheit und ihrem Urſprunge nach ſo verſchiedenartigen literariſchen Fabrikate mit Sack und Maus nennen möchte. Den geſunden Ideen der Menſchheit kommen jetzt Dollmetſcher zu Hülfe, die gerade am ſchlechteſten unter den meiſten Menſchen die Sprache jener Ideen verſtehen, ſo daß ſich Alles, Sinn, Gedanke und Gefühl, in ihrer zurechnungsloſen Feder corrumpirt. Sofern jene Dollmetſcher irgend eine der poetiſchen Formen für ihre Schöpfungen ergreifen, ſo ſind es entweder unausſtehliche, geiſtloſe Versmacher oder Novelliſten, die Blasphemie gegen den heiligen Geiſt unſerer Sprache treiben, oder Handlanger jener, das ſilberbeſtrichene Holzſcepter des Tages haltenden Modeſchriftſteller, wenn ſie das letztere nicht ſelbſt ſind. Durch dieſe Menſchen iſt eine Erfindung gemacht worden, die für die pſychiſche Chemie der Neuzeit ſo wichtig iſt, nämlich den urkräftigen und ſinnigen Genius unſerer Sprache durch den Inhalt ihrer Compoſitionen zu neutraliſiren, ſo daß man ein Gerippe ſieht, an welchem keine Gedanken, ſondern ſinnloſe Phraſen als Würmer herumkriechen. Wäre in unſerer humanen Zeit ein Terrorismus am Platze, wie er hier ſich anwenden ließe, ſo könnte ich Ihnen aus dem Stegreif ein Dutzend dichteriſcher Compoſitionen der angedeuteten Gattung anführen, um meine Behauptung zu erhärten. Ich könnte denſelben einzelne Züge ausheben, um das Gerippe und die Würmer zu zeigen. Doch wäre es eine Mühe, für die mir kaum Jemand Dank wiſſen würde, und andererſeits auch nutzlos, da, Gott ſei Dank, doch die meiſten dieſer literariſchen Holzſchnitte mit Recht wieder vergeſſen ſind, ehe ſie eine Kritik erlebt haben.

Auf weniges Beachtenswerthe oder mindeſtens Erträgliche will ich Sie hier, indem ich zu Speciellerem übergehe, aufmerkſam machen. In dieſer Reihe voran ſtehen C. Reinhold's Erzählungen: „Die Geſchichte von dem ſpaniſchen Baumeiſter, und von dem Leim und der Mariandel.“ Die erſtere eine, wie ſchon der Titel beſagt, auf hiſtoriſcher Grundlage ruhende Künſtlernovelle, hält ſich in Anlage und Ausführung an die in dieſer Branche von Tieck gegebenen Muſterbilder und weiß derſelben ſowohl durch die Haltung des künſtleriſchen Hauptcharakters, als durch Ton und Sprache des Ganzen Ehre zu machen. Die zweite Erzählung iſt, wie der Verfaſſer ſelbſt bevorwortet, durch die in ganz Deutſchland ſattſam bekannte öſterreichiſche Zauberpoſſe: „Lumpacivagabundus“ angeregt worden, ja der Verfaſſer hat für ſeine Hauptcharaktere ſogar mehrere Namen dieſes cyniſchen Spektakelſtückes ſich zugeeignet. Es läßt ſich ſonach ohne weitere Ausführung denken, daß es minder der ziemlich unäſthetiſche Stoff dieſer Erzählung iſt, welche den Leſer befriedigt, als vielmehr die Durchführung mehrerer in Wien typiſcher Charaktere und Sittenzeichnungen, die eine überraſchende Kenntniß des dortigen Volkslebens und Volkstones verräth. Dieſes kleine Buch wird zweifelsohne in Oeſterreich Aufſehen machen, wenn es ſchon einer höheren Idee der poetiſchen Kunſt nicht völlig entſprechen kann. Sein Verfaſſer iſt derſelbe junge Dichter, der die bekannte Demoiſelle Schebeſt im „Morgenblatte“ in ſieben Sonetten auf einmal beſang, und der ſpäter dieſer Sängerin in dem bekannten ſcharfen Stuttgarter Artikel in der „eleganten Zeitung“ über die Zuſtände des Stuttgarter Hoftheaters und der geſammten Bühnen Deutſchland's eine Art Relief errichtete. Nach dem von ihm bis jetzt Erzeugten ſtrenge zu urtheilen, hat die Natur den begabten jungen Autor mehr auf die Form der Novelle in deren gemüthlicher und humoriſtiſcher Richtung, als auf die Lyrik angewieſen, in deren Formen ſeine gluthvolle Phantaſie zuweilen ſogar die weiteſten Licenzen der Sprache überſpringt.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Darmſtadt, 28. Januar. — Heute über acht Tage (am 4. Februar) tritt Seydelmann auf dem hieſigen Hoftheater als Vatel und Baron Scarabäus auf. Seine zweite Gaſtrolle iſt Franz Moor (bei aufgehobenem Abonnement). Die dritte — Mephiſtopheles in Göthes »Fauſt«.

⁂ Robert der Teufel iſt am 13. Dez. v. J. zu Bordeaux zum 100ſtenmal — bei vollem Hauſe gegeben worden.

⁂ Die franzöſiſche Akademie arbeitet jetzt an einem Wörterbuche der franz. Sprache, welches die Geſchichte des Urſprunges, der Veränderungen und Veraltung der Worte in 60 Bänden umfaſſen ſoll. —

⁂ Berufungen nach Göttingen ſind, wie das Frankf. Journal meldet, an Ranke, Leo und den Orientaliſten Rödiger ergangen, aber von Allen dreien abgewieſen worden. Lucke und Gieſeler ſuchen, wie verlautet, eine Anſtellung in Halle. —

⁂ Im Ruſſiſchen Reich können die Juden jetzt in alle Lehranſtalten aufgenommen werden. Ausgezeichnete Schüler auf den Univerſitäten werden ſogar auf Staatskoſten erzogen. Jeder Jude, der als Candidat entlaſſen wird, erhält den Titel Ehrenbürger; wer den Doktorgrad erhält, erwirbt dies Recht auch für ſeine Nachkommen und kann in Staatsdienſt treten. — Im ganzen Reiche ſollen 3523 Talmudſchulen beſtehen. —

⁂ Nordamerikaniſcher Handel in den Jahren 1836 und 1837. — Der Werth der Ausfuhr in die vereinigten Staaten von Nordamerika betrug

	im J.	1836	— 189	Millionen	Dollar,
	—	1837	— 117	—	—
der Werth der Einfuhr	—	1836	— 180	—	—
	—	1837	— 141	—	—

⁂ Hr. Grimod de la Reynière, Verfaſſer des *almanach des gourmands*, iſt in dieſen Tagen geſtorben; nur kurze Zeit hatte er Hrn. de Cuſſy, eine andere gaſtronomiſche Notabilität, überlebt. —

⁂ »Die *Academia Tiberina* zu Rom hat im vor. Mon. eine Verſammlung zur Feier der h. Jungfrau gehalten, worin zu Ehren derſelben Sonette, Epigramme, Hymnen, Terzinen, ſogar Anakreontika, im Ganzen eilf Gedichte, mit überſchwänglich poſſenhaftem Pathos deklamirt wurden.« —

(H. Z.)

⁂ Die Hauptpartheien unter den Schweizer Katholiken laſſen ſich bezeichnen als Streng-Conſervative, Radikale und Gemäßigte. Das Organ der erſteren iſt die »Schweizeriſche Kirchenzeitung« (in Luzern), das der Radikalen die »Allgemeine Kirchenzeitung für Deutſchland und die Schweiz«, welche von München ebenfalls nach Luzern verpflanzt worden. Die Mittelparthei (d. h. nicht warm, nicht kalt) rekrutirt ſich aus denen, welche in Tübingen bei Möhler ſtudirt haben. —

⁂ Ritter Barberi in Rom hat den »Triumph des Cupido« meiſterhaft in Moſaik ausgeführt. Auch ſeine früheren Moſaik-Arbeiten, unter denen mehrere Darſtellungen nach Dante, ſind von Kennern bewundert worden.

⁂ Verbeſſerung der Steindruckpreſſe. — Die *Société d'encouragement* zu Paris hat in ihrer großen Sitzung am 17. d. M. Hrn. Villeroi einen Preis von 300 Fr. zuerkannt, für Löſung einer ſeit mehreren Jahren aufgeſtellten Preisfrage. Hr. Villeroi hat nämlich eine Steindruckpreſſe erfunden, bei welcher die Schwärzung (*encrage*), Feuchtung, Regiſter und Abzug mechaniſch und mit großer Schnelligkeit geſchehen, blos mittelſt Umdrehung einer Kurbel (*manivelle*). Er iſt auch Erfinder des unter Waſſer fortgehenden Schiffes. —

⁂ Die amerikaniſche Geſellſchaft für Volksunterricht hat Hrn. Couſin zu ihrem auswärtigen Mitglied ernannt und ihm das Diplom mit einem ſehr anerkennenden Schreiben überſandt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 27. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 31. Januar.

Johannes v. Schlaier.

(Fortſezung.)

Ich habe Euch, troz dieſer Bilder, den parlamentariſchen Charakter dieſes Miniſters kaum erſchöpfend auseinandergelegt. Erwartet nicht, von einem Manne ein getreues Abbild zu erhalten, der Advokat, Miniſter, Präſident, Redner und Humoriſt zu gleicher Zeit, der nur kein Schriftſteller iſt, obſchon gewiß die Publiziſten ſelten ſind, die eine beſſere Feder, als Hr. Schlaier, führten, oder ſchöner, eindringlicher und eleganter die Perioden ihrer Rede rundeten. Ich habe geſagt, die Kammer habe an dieſem Tage nicht weniger als ſechs Stunden debattirt, und jezt füge ich hinzu, daß ſich in dieſe Zeit die beiden Partheien redlich, als ehrliche Leute, getheilt hatten. Auf der einen Seite ſprach der Liberalismus drei Stunden, auf der andern Seite Hr. Schlaier drei Stunden: ja, in Wahrheit, wie Ihr Euch aus den amtlichen Protokollen überzeugen könnt, Hr. Schlaier ſprach heute ſo viel, als zehn oder zwölf ſeiner beredteſten Gegner zuſammen geſprochen. Ich will Euch im Vertrauen ein Geheimniß entdecken, das wohl Vielen keines mehr ſcheinen mag, deſſen Enthüllung aber vielleicht für Manche den Beweis eigener Erfahrungen begründet: Hr. v. Schlaier hatte damals einem Grundſatze gehuldigt, den er bis zum heutigen Tag nicht auſſer Anwendung ſezen mag, weil ihm noch keine Gelegenheit geworden, an deſſen Vortrefflichkeit zu zweifeln! In unſerer einfältigen deutſchen Sprache heißt er: „Wer am längſten redet, der behauptet ſein Recht am längſten,“ oder auch in einer andern Leſeart: „der behält am Ende Recht,“ doch Gott behüte uns vor der Meinung, als glaubten wir, der Hr. Regierungsredner hätte nicht auch ſonſt ſchon Recht gehabt.

Aber leugnen läßt ſich andererſeits freilich nicht, daß die Gewalt der Rede in unſern Tagen des materiellpolitiſchen Friedens wohl allerdings öfter viel mächtiger und tödtlicher als die Gewalt jeder andern Waffe iſt, und daß eine virtuoſe Zunge, als Werkzeug eines virtuoſen Geiſtes, mit Recht zu vielen Zeiten weit höher geſchäzt wird, als jede andere Manneskraft.

Ihr hättet am Ende dieſer Sizung einen ſchlanken, mittelgroßen Mann, in der miniſteriellen Uniform mit dem Degenbehänge zur Linken, mit einem Antliz voll der lächelndſten Sarvre und abwechslungsweiſe gutmüthiger Ironie zum Ständeſaale hinaus und nach Hauſe können eilen ſehen, ohne daß er ſich noch um Jemand weiter bekümmert hätte.

Hättet ihr dann einen Vorübergehenden gefragt, wem dieſe vornehme und doch äuſſerlich anſpruchloſe Perſönlichkeit gehöre, der hätte Euch geſagt, daß es der Miniſter des Innern, Hr. v. Schlaier, ſei, der Sieger des heutigen Tages, der mit einem Stimmenmehr von ſechs, die Wahl ſeines einſtigen Protektors, des Hrn. v. Wangenheim, für ungültig erklären ließ. Eine ſchönere Beute hätte am heutigen Tage ſich Hr. v. Schlaier nicht erkämpfen können, am Abende deſſelben trank der Stuttgarter Liberalismus keinen Champagner.

Ich laſſe jezt füglich zwiſchen dieſem Ereigniſſe und der Angelegenheit der berühmten Pfizer'ſchen Motion eine angemeſſene Lücke, ich übergehe ſonach die weitern Verhandlungen über Wahlfreiheit und Preßfreiheit, welche leztere durch Schott's Motion auf Herſtellung der Preßfreiheit zur Sprache kam, — dieſe Wangenheim'ſche

Wahlſache und die gedachte Motion als die beiden bedingenden, nur nicht ſich widerſtrebenden, können als Pole dieſes denkwürdigen Landtags gelten. Blos des hiſtoriſchen Verſtändniſſes wegen iſt die Bemerkung nöthig, daß ihrerſeits die Oppoſition ihre Kräfte neuerdings energiſch vertheilt und geſammelt hatte, und daß die Wahl der Commiſſionen allzumal im Sinne des Liberalismus ſich herausſtellte, ſo daß ungeachtet des obigen, durch Hrn. v. Schlaier erfochtenen Regierungsſieges, der Standpunkt der Regierung ein vielfach ſchwieriger, ein heftig bedrohter war.

Die Pfizer'ſche Motion wegen der Bundesbeſchlüſſe war ſelbſt nur wenige Tage nach Beendigung der Wangenheim'ſchen Angelegenheit in der Kammer begründet worden. Es ſchien, es wolle die Oppoſition, ſich für die erlittene Niederlage um ſo empfindlicher zu rächen, mit einem Hauptſchlage nun auf den Gegner losgehen.

Viele von Euch haben den Pfizer'ſchen „Briefwechſel zweier Deutſchen" geleſen. Die Ihr's thatet, Ihr werdet Euch jener klaren, ſtechenden, ſo anmuthsvollen als eleganten Dialektik erinnern, wit welcher jener Mann die wetterleuchtende Idee einer Wiedergeburt Deutſchland's vor Eurem Geiſte entwickelte. Wenn Ihr zugebt, daß Schwaben's jugendlicher Cato, ſeit Fichte ſeine Reden an die deutſche Nation geſchrieben, nicht der einzige geweſen, deſſen Seele jene Idee, die zu groß iſt für irgend ein Beiwort, das etwa die Feile der Cenſur paſſirte — deſſen Seele jene Idee erfüllte, ſo ſeid Ihr gleichwohl gewiß, daß nur, wer jene Briefe ſchrieb, wider die oberſte Verwaltungsbehörde der deutſchen Nation in der Sprache reden konnte, welche Pfizer in ſeiner beſagten Motion geführt. Deutſchland, als aus dem grabesnächtlichen Schwarzwald hervor dieſe Worte wie Zornesdonner an ſein Ohr erſchallten, rückte ſein ſchmutziges Kopfzeug, die ſchimmelige Schlafmütze, etwas beſtürzt bei Seite, es ſchlug die großen, dunkeln Augen höher auf, ihm war, als habe ein Dämon an ſeine Perücke gegriffen, denn es fühlte einen ſchweren Druck an ſeinem Haupte und es fiel von ihm — die Leute nannten ihn unbrauchbare Philoſophie — einiger häßlicher Puder zu Boden nieder.

Was wollten gegenüber dieſer Pfizer'ſchen Motion jene langen weitſchweifigen Landtagsreden, die man einige Jahre früher anderswoher vernommen, gegenüber dieſer deutſchen Friſche, dieſer deutſchen Urkraft beſagen, die allenthalben in dieſer Rede, ein kühler nordiſcher Odem, uns entgegendrang?

Ich ſchweige von ihrem Inhalte mit gutem Grunde, geht doch die Sage, es habe im Februar des Jahres 1833 daſſelbe unfreiwillige Motiv die deutſchen Blätter hinſichtlich dieſes Punktes ziemlich lange im Dunkeln gelaſſen.

Der Liberalismus frohlockte, denn der Eindruck, den dieſe Motion gemacht, war ungeheuer, der Liberalismus glaubte die Regierung in ihrer Grundlage erſchüttert zu haben.

Aber lobet den Tag nicht, bevor er zu Ende gegangen, und wenn Ihr in der Luft einen Funken glimmen ſeht, ſo wißt Ihr darum nicht, ob er Euch noch zur Luſt oder zum Verderben leuchten werde. An dem unwandelbar kecken Blicke, an dem kühnen überlegenen Lächeln, das Euch nachmals an ihm zur Gewohnheit geworden und das Ihr ſo bedeutend achten gelernt, ſelbſt an der immer ſchneidenden Rede des Hrn. v. Schlaier, hättet Ihr ahnungsvoll erkennen mögen, daß ein erregter Sturm, wenn er auch lange hin unaufhaltſam das Thal durchbrauſt, endlich an Hügeln oder Bergen ſich ſtößt und nicht ſelten zurückfahrend den urſprünglichen Grund zerſtört, aus welchem er wildbrauſend emporgefahren.

Die Regierung mochte, nach dem Eindrucke, den dieſe Motion hervorgebracht, und gegenüber der Art und Weiſe, wie die Oppoſition ihre Beſtrebungen ſyſtematiſch entwickelte, die Ueberzeugung gewinnen, daß es ihr gelingen müſſe, der erſtern eine vollkommene Niederlage zu bereiten, wollte ſie fürder wie bisher nach ihrem eigenen Syſteme regieren und nicht nach der Initiative des Liberalismus zu adminiſtriren gehalten ſein. Den bedeutenden Schritt, den ſie zur Erreichung ihres Zweckes that, erkennt man in der Erlaſſung jenes Geheimenrathsreſcripts aus den letzten Tagen des Februars, an welches die Erinnerung noch nirgends erloſchen ſein kann, wo noch ein Gedächtniß für die Motion Pfizer's ſelbſt vorhanden iſt. Jenes Reſcript ging von dem Thatumſtande aus, daß die oftgedachte Motion mit Behauptungen und Anträgen erfüllt ſei, welche ebenſowenig mit dem Verhältniſſe des Königs zum deutſchen Bunde, als mit den Rechten, die ihm als Souverän zuſtänden, zu vereinigen ſeien. Es werde darin die Schlußakte des Bundes als nicht verbindend für Würtemberg ausgegeben, auch ferner behauptet, daß das monarchiſche Prinzip erſt in der gedachten Schlußakte eingeführt und dadurch die Prinzipien der Bundesakte in einem weſentlichen Artikel abgeändert und entſtellt worden ſeien. Auch werde es der Schlußakte zum Vorwurfe gemacht, daß, wenn der König zum Beiſpiele die geſetzgebende Gewalt, mit oder ohne Beſchränkung an die Kammern übertragen wollte, ihn der Bund daran verhindern würde. Gleichwohl beruhe es auf der Bundesakte ſelbſt, daß der deutſche Bund, ſeiner urſprünglichen Organiſation nach, auſſer den freien Städten, nur aus ſouveränen Fürſten, mithin aus monarchiſchen Regenten beſtehe, und es liege im Weſen dieſes für beſtändig und unauflöslich erklärten Vereins, aus welchem der Austritt keinem Mitgliede freiſtehe, daß keiner der verbündeten Fürſten einen weſentlichen Theil der Souveränität, wie die geſetzgebende Gewalt, durch Uebertragung an die Stände, ſtatt der dieſen zukommenden verfaſſungsmäſſigen Mitwirkung zur Ausübung, aufgeben könnte, ohne ſich eben damit von dem Bunde loszuſagen. Die Verfaſſung des Königreichs aber ruhe auf dem monarchiſchen Prinzip, als ihrer hiſtoriſchen und rechtlichen Grundlage, nichts anderes als dieſes Prinzip ſei auch der im §. 4. der Verfaſſungsurkunde ausgeſprochene Grundſatz der Vereinigung aller Rechte der Staatsgewalt in der Perſon des jeweiligen Königes, als des Staatsoberhauptes, mit dem Beiſatze, daß jene Rechte unter den durch die Verfaſſung feſtgeſetzten Beſtimmungen ausgeübt werden. Daß aber darauf hingewieſen werde, Se. Majeſtät könnte jemals auf dem Wege der Fortſchritte und Verbeſſerungen der Landesregierung in den Fall kommen, ſich der geſetzgebenden Gewalt zu entäuſſern, ſei eine Vermeſſenheit, welche Erſtaunen erregen müſſe. Von ſo wichtigen, mit dem Grundcharakter der deutſchen Bundes- und der würtembergiſchen Landesverfaſſung in offenbarem Widerſpruche ſtehenden Behauptungen gehe der erwähnte Antrag aus, um die Bundesbeſchlüſſe des Jahres 1832 anzugreifen, und die Kammer zum Widerſtande dagegen aufzufordern. Der Antragſteller ſcheue ſich nicht, von einem beabſichtigten tödtlichen Streiche, welcher durch die ſechs Artikel gegen die deutſchen Bundesverfaſſungen und das conſtitutionelle Leben bereits geführt und gefallen ſei, zu ſprechen und verbinde damit die Anträge: darauf zu beſtehen, daß Se. Majeſtät die Beitrittserklärung zu den am Bundestage beſchloſſenen ſechs Artikeln, wo nicht förmlich zurücknehme, doch unter Zuſtimmung des Bundestages modificirt, oder erläutert, zur landſtändiſchen Berathung bringe, ſo lange aber, bis dies geſchehen ſei, gegen jede künftige Verletzung der Verfaſſung auf den Grund jener Artikel zu proteſtiren.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Stuttgart.

(Fortſetzung.)

Von weit minderer Bedeutung als die Erſtlingserzeugniſſe dieſes jungen ſchwäbiſchen Schriftſtellers ſtellen die unter dem Titel „Genzianen“ erſchienenen Novellen von Hermann Kurz ſich dar, in denen die Gemüthlichkeit allzuſehr erzwungen iſt, als daß ſie unſer inneres Gefühl anzuſprechen vermöchte. Ein hervorſtechendes Talent iſt in dieſem Autor, deſſen früher erſchienene, höchſt mittelmäßige Gedichte ihn indeſſen bereits zur ſchwäbiſchen Dichterſchule rangirt haben, nicht zu gewahren, und ſo viel Freunde auch noch in unſeren Tagen eine gewiſſe Dichtungsart finden mag, die in der Mitte zwiſchen dem Weinerlichen und dem Naiven ſteht, wie weiland vor hundert Jahren, wo eine kraftloſe Zeit ihre Schmach in Thränen vergrub: ſo wird dies doch, mit Hinſicht auf die gebietenden Forderungen einer höheren Geſchmacksbildung, für Produkte ſolcher Art keine Rechtfertigung gewähren. Dieſen Autor übertrifft, nach der Natur ſeiner inneren Anlagen, der Rabbinatscandidat Berthold Auerbach, derſelbe, der in der letzten Literaturfrage hinſichtlich des „jungen Deutſchland's“ die compromittirte Sache der Juden mit Glück zu vertreten unternahm. Das Werk, wegen deſſen wir hier ſeinen Namen ausſprechen, iſt der kürzlich erſchienene hiſtoriſche Roman „Spinoza“. Wer nicht blos als Laie, ſondern als ein in die Geſchichte der Philoſophie Eingeweihter, die Bedeutung Spinoza's für die philoſophiſche Bildung der letzten Jahrhunderte und für den inneren Entwickelungsprozeß vornehmlich der neueren deutſchen Philoſophie, ſodann die perſönlichen Beziehungen im Leben dieſes großen jüdiſchen Philoſophen zu würdigen verſteht, wird mit uns die Anerkennung ausſprechen, daß dieſer Mann mit den ſeinen Namen und ſeine Wirkſamkeit umdrängenden Stoffen ſich als ein durchaus bedeutſames Objekt der epiſchen Behandlung darſtellt, daß er ſonach auch der kräftigſten Feder ſich als würdig erweiſen muß.

Wenn daher ein junger Dichter mit einem Werke dieſes Stoffes debütirt, ſo kömmt man billig in die Lage, nach den geiſtigen Prämiſſen zu fragen, welche ihn zu dieſem Unternehmen berechtigen mochten. Geſtehen wir's, daß wir dieſe Prämiſſen bei Durchleſung des Romans in einer Weiſe aufgefunden haben, die uns in gewiſſem Betrachte zu überraſchen vermochten. Der Verfaſſer verräth ein gründliches Studium der Spinoziſchen Philoſophie in deren Motiven, deren Werken und ihrer nachmaligen vollendeten Schöpfung. Nur iſt der Standpunkt dieſer Erkenntniß etwas unwiſſenſchaftlich, da die Wiſſenſchaft nach den Geſetzen der Kritik immer univerſell ſein muß, während ſie hier den talmudiſchen Urſprung nicht verläugnet. Die ſichtbare Vorliebe zum Studium der Spinoziſchen Philoſophie hat dem Verfaſſer auch in deren kraſſen und weitwerfende Schlagſchatten nur die Radien einer durch keine Nebel verdüſterten Sonne gezeigt, ſo daß wir Spinoza gerade nach den Seiten, in denen eine gewiſſe tragiſche Höhe ſeiner inneren Natur emporſteigt, nicht ganz erfaßt und gewürdigt finden. Was die poetiſche Behandlung des Stoffes betrifft, ſo iſt unläugbar, daß der Verfaſſer weniger zur dichteriſchen Compoſition und Darſtellung, als zu eigentlichen ſpekulativen Studien inclinirt. Wir gewahren in ſeinem Werke eine Art orientaliſcher Myſtik, die ſich in unſerer Literatur um ſo befremdender und einſamer hinſtellt, als ſie bereits in ganz anderer Form ihre geſammte Zauberkraft vor uns ausgeſtrömt. Nichts deſto weniger iſt dem Talente des Verfaſſers in mehrfacher Hinſicht aufrichtige Anerkennung zu ertheilen und die Vermuthung auszuſprechen, daß unter ſeiner bis jetzt noch nicht geklärten philoſophiſch-myſtiſchen Hülle ein poetiſcher Kern ſich berge, der vielleicht, wenn nur die erſtere in der kühleren Sonne des Nordens aufgegangen, zu ſchöneren Früchten führen dürfte.*) Aus vielfach inneren Gründen iſt anzunehmen, daß Berth. Auerbach auch der Verfaſſer des unlängſt im Hallberger'ſchen Verlage erſchienenen höchſt ſeltſamen Buches: „Die heilige Geſchichte der Menſchheit“ ſei, deſſen anonymer Herausgeber ſich ſelbſt einen Jünger Spinoza's nennt. Leider tritt in dieſem Buche die eben angeführte Myſtik Auerbach's auf's grellſte und deutlichſte hervor, und man erkennt in der darin waltenden philoſophiſchen Spekulation den Verfaſſer des „Spinoza“ wieder. Das Weſen des Chriſtenthums wird hier mannigfach verkannt, die Zerſtörung ſeines Daſeins als heilbringend für die Menſchheit ausgegeben, dafür aber auf das in Frankreich oder Deutſchland ſich ausbrütende neue und junge Jeruſalem hingewieſen, endlich wird die Anwendung einer bodenloſen Myſtik auf Staat und Leben gepredigt und eine Sanktion der myſtiſchen Irrlehren aller Zeiten darin ausgeſprochen. Wenn ſich, wie ſehr wahrſcheinlich, die Identität des Verfaſſers mit Hrn. Auerbach beſtätigen ſollte, ſo müßten wir dieſe traurigen Auſpizien wahrhaft bedauern.

Von den Werken fremder Schriftſteller, die im Verlaufe der letzten Monate die hieſige Preſſe verlaſſen haben, ſind nur, auſſer Lenau's trefflichem „Savonarola“, A. v. Sternberg's „Palmyra oder Tagebuch eines Papagai's“ und deſſen früher ſchon im Morgenblatte mitgetheilte „Schifferſagen“ zu nennen, an welche ſich die „Scenen und Geſchichten“ Spindler's und deſſen „Vergißmeinnicht“ anſchließen. Während unter den letztgenannten Schriftſtellern auf Seiten Sternberg's bedeudeutende Fortſchritte wahrzunehmen ſind, gewahren wir an Spindler die bedauernswertheſten Rückſchritte, die uns aber freilich in dem inneren Verhängniſſe dieſes Autor's begründet ſcheinen. Spindler hat eine Zeitlang zu viel producirt, als daß ſeine Schöpfungen ein Gleichgewicht dem ihm innewohnenden Geiſte zu halten vermocht hätten, weßhalb uns ſeine Armuth nun auch um ſo greller auffällt. Der „König von Zion" iſt ein Werk, das nicht geleſen zu werden verdiente, wenn es nicht Spindler'n zum Verfaſſer hätte, gegen den wir, um ſeiner früheren Leiſtungen willen, mit Recht Rückſichten haben mögen; dieſe Scenen und Geſchichten aber und der Gehalt ſeines neueſten Taſchenbuches ſind ſo dürftig, daß wir den längſt angekündigten Memoiren Spindler's in der Hoffnung entgegenſehen, darin einen erträglichen Schwanengeſang zu vernehmen. Spindler iſt dem deutſchen Publikum eine große Rechtfertigung ſchuldig. Wohl noch ſelten hat einem Schriftſteller das Glück in gleichem Grade wie Spindler'n gelächelt, aber auch noch ſeltener iſt ſolch' ein günſtiges Schickſal zu ſo unſchönen Zwecken verwendet worden. Dieſer Schriftſteller hat von ſeinem Standpunkte aus in keinem Betrachte gut oder edel erregend auf ſeine Zeit gewirkt, er hat ihr nur Scheuſale jämmerlichen Menſchentreibens vorgeführt, ohne der allenthalben das Haupt frech emporreckenden Schlechtigkeit irgend ein Gegengewicht in einem Gebilde menſchlicher Tugend zu geben. Spindler wirkte immer in dem Sinne negativ, als es bei Betrachtung ſeiner Geſtalten uns nie möglich wurde, an wahrhafte Größe und Tugend im Menſchenleben zu glauben. Sprecht mir nicht von der Moral, nämlich der alltäglichen Moral, daß ich deren bleiche und hohle Fratze Spindler's großartigem Talente entgegenhalte, denn es iſt nicht dieſer Gegenſatz, von dem hier die Rede iſt, es iſt vielmehr der Gegenſatz des Schönen gegen das Häßliche, des Erhabenen wider das erbärmlich Kleine, der Geſinnung wider die Charakterloſigkeit. Spindler vermochte ſich in keiner ſeiner Schöpfungen zur Anerkennung jenes Gegenſatzes aufzuſchwingen, er malte das Laſter immer al fresco, daß auch die geringſte Spur des Schönen im Vordergrunde erloſch.

---

*) Wir werden in einer der nächſten Nummern eine ausführliche Beurtheilung des Romanes: Spinoza, von B. Auerbach, mittheilen.

(Fortſetzung folgt.)

Perſiſche Heil- und Giftkunde.

Das Journal *de chimie médicale* enthält einen Aufſatz über die Arzneikunde in Perſien, aus welchem Einiges auch von Nichtmedizinern mit Intereſſe geleſen werden dürfte.

Die medizinisch-chirurgiſchen und pharmaceutiſchen Kenntniſſe ſind in Perſien noch ſehr weit zurück. Bei ſchweren Krankheiten ſind die Perſer noch auf die Vorausſagungen der Aſtrologen und auf die myſtiſchen Zauberſprüche ihrer Hakkins oder Aerzte beſchränkt. Mit den wunderlichen Lehren von warmen und kalten Krankheiten, männlichen und weiblichen Arzneien, die ſie den Schriften der Araber aus dem XII. und XV. Jhrhdt. entnommen, ohne die mindeſte Kenntniß von Anatomie, Phyſiologie und Chemie, weiſen ſie jeden Verſuch, den man zu ihrer Belehrung machen könnte, hartnäckig zurück. Wer ſich beim Seciren betreffen ließe, würde als Gottloſer, wer chemiſche Verſuche machte, als Zauberer verſchrieen. —

Auſſer den Hakkins beſchäftigen ſich auch die Droguiſten oder Apotheker und die Barbiere oder Chirurgen mit der Medizin. Am beſten verſtehen ſich aber die Droguiſten auf die Gifte. Auch ſind ſie durchgängig die paſſiven Agenten ihrer Fürſten, die ſie für ihre Todestränke gut bezahlen. Ueber die Bereitungsart der Gifte bewahren ſie ſtrenges Geheimniß, und nur bei einigen hat man deren Zuſammenſetzung entdeckt. Eines derſelben iſt nichts als Diamantenſtaub. Zu den fürchterlichſten gehört aber dasjenige, welches aus Euphorbiumſaft, einem giftigen Inſekt und dem Mukus aus den Eingeweiden eines an Dyſſenterie geſtorbenen Menſchen beſteht. Auch die Druſen und einige Stämme des Libanons und Syriens ſehen dieſen Mukus als ein ſehr energiſches Gift an. Auſſer den Giften und einigen getrockneten Heilkräutern führen die Droguiſten auch mehrere geheimnißvolle Heil- und Schutzmittel. Die bedeutendſten darunter ſind die Bézoards oder heiligen Steine von Mekka. Der Padzeker, wie ſie ihn nennen, iſt der König der Arzneien, der mächtigſte Beſchützer des Lebens. Ein ſolcher Stein wird oft mit 3 bis 400 Franken verkauft. Bei Auflegung deſſelben auf Scorpionſtiche werden die Gebetworte geſprochen: „Bisinallah el rahman el rathetam, la illa in hulla," d. h. „Im Namen des allmächtigen und allbarmherzigen Gottes; es gibt keinen andern Gott, als Gott." —

Feuilleton.

⁂ Winterkälte zu Paris. — Der hundertgradige Thermometer auf dem Obſervatorium zu Paris zeigte vom 19. auf den 20. Jan. 19 Grad unter Null. Seit 12 Jahren war er nicht ſo tief geſunken. Am 25. Jan. 1795 hatte er 23 Grad (centigr.) oder 18 Grad Reaumur gezeigt. Schon bei 9 Grad (100) friert die Seine zu, was in den Jahren 1740, 42, 44, 63, 66, 67, 76, 99, 1819 und 1829 geſchehen. Der höchſte Grad von Kälte, der noch auf unſerem Erdball beobachtet worden, war 50 Grad (100) oder 40 Grad R.

⁂ Die Heiligkeit des Wortes. — In einem Schreiben Sr. K. Hoh. des Kronprinzen von Preußen an einen katholiſchen Pfarrer in den Rheinprovinzen (vom 24. Dezember v. J.), welches die Frankf. O. P. A. Ztg. veröffentlicht, heißt es u. a.: „Bei dem höchſt traurigen Ereigniſſe in Köln, handelt es ſich ganz beſonders nur von Erfüllung eines gegebenen Wortes. Was ſollte wohl aus der göttlichen Ordnung auf Erden werden, wenn ein ſolches ohne Ahndung gedeutet und unerfüllt bleiben dürfte?"

⁂ Bei Hammerich in Altona wird in dieſen Tagen das erſte Heft einer Quartalſchrift: „Der Freihafen, Gallerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft und Wiſſenſchaft", ausgegeben; Beiträge von Carus, Roſenkranz, König, Dr. Miſes, Varnhagen ſchmücken es; das zweite Heft dürfte Ende März zu erwarten ſein. Wir machen unſere Leſer auf dieſe neue Erſcheinung aufmerkſam, von welcher wir uns das Tüchtigſte und Gediegenſte verſprechen.

⁂ Ueber unſeren trefflichen Jakob Grimm liefert das Feuilleton zum Temps vom 21. v. M. eine mit eben ſo viel Sachkenntniß als Liebe gearbeitete biographiſch-litterariſche Notiz des Hrn. Savoye. Es werden darin die bedeutenderen Arbeiten des großen Forſchers aufgeführt und gewürdigt, durch welche derſelbe ſich um ſein Vaterland, um die ganze Literatur unſterbliche Verdienſte geſammelt. Zuerſt gedenkt Hr. Savoye der Schrift über die Meiſterſänger von 1811; dann der *Libro de romances viejos* (1815), der altdeutſchen Wälder (1813—16), der Kinder- und Hausmährchen (von denen zwiſchen 1816—22 zwei Auflagen erſchienen), der deutſchen Sagen (1817) und der deutſchen Bearbeitung der irländiſchen Feenmährchen. Er geht dann über zu der deutſchen Grammatik, deren drei Bände von 1819—1831 an's Licht traten), den deutſchen Rechtsalterthümern (1828), der im J. 1830 herausgegebenen Sammlung von 26 altdeutſchen Hymnen und ſchließt mit der deutſchen Mythologie, welche im J. 1835 erſchienen. Es wäre zu wünſchen, daß Frankreich auf ähnliche Weiſe mit allen deutſchen Notabilitäten bekannt gemacht würde. —

⁂ Die gemiſchten Ehen ſind, wie kürzlich in Schwyz, ſo nun auch im Kanton Wallis „des Gänzlichen" verboten worden. Im letzteren Kanton waren 27 Stimmen gegen das Verbot, 25 dafür. Der Biſchof, deſſen Votum ſo viel als 4 Stimmen gilt, gab für das Verbot den Ausſchlag.

⁂ Die franzöſiſche Geſellſchaft zur Abſchaffung der Sklaverei hat am 17. v. M. zu Paris ihre Sitzungen wieder begonnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No. 28. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 1. Februar.

Johannes v. Schlaier.

(Fortſetzung.)

„Wir halten uns,“ heißt es dann wörtlich am Schluſſe des geheimeräthlichen Reſcriptes — „in Rückſicht auf unſere eigene Würde, ſo wie auf die Würde der im Bunde mit uns vereinigten Regierungen, zu der Erwartung für berechtigt, daß Ihr dieſe Motion mit verdientem Unwillen verwerfen werdet.“ —

An dem Tage, da dieſer Geheimerathserlaß verleſen wurde, durchzog's den Ständeſaal mit Gewitterſchwüle, aber drauſſen kündigte ſich der März (es war der erſte Tag dieſes Monats) mit Schneegeſtöber und mit wildem Winde an, ein materieller Sturm ſchien dunkle Zwieſprache mit einem höhern und gefährlichern zu halten. Von dieſem Tage an hat ſich die Sage erhalten: ein Abgeordneter des rechten Flügels, ein guter Ehemann, ein Staatsbürger der ächteſten Sorte, einer von jenen gutmüthigen, edlen aber ſchwachen Menſchen, die im Sommer aus jeder Wolke Hagel, aus jedem Blitze einen Feuerſtrahl, aus jedem ernſten Manneswotte einen empöreriſchen Aufruf werden ſehen — dieſer Abgeordnete habe in der erſten ſtummen, ſo unheimlichen Minute, die auf die Verleſung jenes Reſcriptes folgte, ein halblautes Vaterunſer, ein unwillkührliches Vaterunſer gebetet, und es ſei ihm nicht möglich geweſen, ſeinen Nachbarn, die es hörten, ſpäter eine genügende Auskunft über dies ſeltſame Benehmen zu geben. Er ſagte blos, ihm ſei's in jenem Momente vorgekommen, als ſchlage ein wilder Sturm an das Gemäuer des Hauſes und ſeit einiger Zeit, wenn er einen Sturm vernehme, gemahn' es ihn immer an eine Revolution, und er habe ſchon in Büchern geleſen, ein Sturm ſei gleichbedeutend mit Revolution, er ſei nicht blos ihr Sinnbild. Dieſes Mannes Gemüth, im Vorbeigehen bemerkt, war prophetiſcher, als der optimiſtiſche Materialismus ſo obenhin glauben möchte, denn wirklich ward in dieſen Tagen nicht ferne der Reſidenz beträchtliches Pulver aufgehäuft, welches das gegenwärtige Staatsſchiff in die Lüfte ſprengen ſollte.

Um verſtändlicher zu werden, ruf ich Euch Koſeritz und ſeine Verbundenen in's Gedächtniß, die nun in ihrem transatlantiſchen Republikanismus ſich ſo behaglich fühlen, die vom Stapelpunkte der nordamerikaniſchen Freiheit nicht ſelten (natürlich im Geiſte) und nicht ohne ein vieldeutiges Lächeln nach der Stelle herüberſehen, wo die Gerechtigkeit ihnen eine gefährlichere Paſſage, als die Ueberſchiffung des Oceans, verheiſſen hatte.

An jenem erſten März hatte ſich, als die letzten Worte des Reſcriptes ausgetönt, zuerſt Pfizer mit dem Vorwurf wider die Regierung erhoben, daß ihr keine Art Disciplinargewalt oder Strafbefugniß gegen die Kammer zuſtehe, und wenn ihm durch den ſoeben vorgeleſenen Erlaß wegen ſeines Antrags ein Verweis ertheilt, ihm der Unwille der Regierung zu erkennen gegeben werden ſolle, ſo erwidere er darauf, daß in dem Umkreiſe dieſer Mauern Niemand Verweiſe zu ertheilen habe, als die hohe Kammer ſelbſt und deren Präſident. Doch verblieb es für heute bei dieſer Erklärung, vierzehn Tage ſpäter erſt ſollte ſich die Cataſtrophe ſchürzen und dann bald darauf mit tragiſchem Pathos entwickeln.

Ich hoffe, in dieſen Abſchweifungen von dem eigentlichen Texte erkennt Ihr die Staffage und den Hintergrund, vor welchem ſich ſo wahr als möglich der Schattenriß, den wir zeichnen, Eurem Auge darſtelle.

Es geſchah vierzehn Tage ſpäter, daß die Kammer über das Reagens, gegenüber jenem determinirten Regierungspoſitivus, Berathung pflog. Denn das Centrum ſo ſehr, wie — (ſinnbildlich genommen) — die Flügel zur Rechten und zur Linken, waren wider das verhängnißvolle Reſcript.

Die Modificationen dieſes Widerwillens waren unbedeutend, und die Prälatenbank ſo gut wie die Bank der ritterſchaftlichen Abgeordneten, die Anhänger und Schildträger des Juſtmilieu und der Parthei der Erhaltung nicht minder als die Männer der Oppoſition, ſahen die Rechtsintegrität und die Unabhängigkeit der Kammer durch jenes Reſcript in der ſchwierigſten Weiſe angegriffen, nur der toryſtiſche Conſervatismus mit ſeinem langweiligen, ſpießbürgerlichen und arroganten Profil hielt ſich indifferent, oder ſprach mit wenig ſchätzenswerther Einſicht zu Gunſten des officiellen Grundſatzes.

Von verſchiedenen Abgeordneten wurden Entwürfe einer Antwortadreſſe der Kammer auf den Geheimerathserlaß eingereicht. Der Entwurf Uhland's war der ſchneidendſte, der gedankengepanzertſte, er ſpiegelte das Glaubensſyſtem der Oppoſition in heißen Farben wider. Nach langer und ungeſtümer Berathung ſetzte die Oppoſition mit einer anſehnlichen Majorität dieſe Adreſſe durch. Aber die Pointe derſelben lautete dahin, daß die Kammer nimmermehr gemeint ſei, eine Motion mit Unwillen zu verwerfen, die ihr, noch unabhängig von ihrem Urtheil über die Hauptfrage, den Eindruck gewiſſenhafter Forſchung zurückgelaſſen habe; und vornehmlich halte ſich die Kammer verpflichtet, gegen die vorgreifende Einſchreitung in den gemeſſenen Gang ihrer Verhandlungen, wie ſie durch das hohe Reſcript geſchehen, eine Einſchreitung, wodurch ihr ſelbſt für die Beſchlußnahme die Gemüthsſtimmung (nämlich die des Unwillens) angeſonnen werde, — ſowohl die Freiheit der Kammer, als die verfaſſungsmäßige Unverantwortlichkeit derſelben, feierlich zu wahren. —

Die Oppoſition hatte hiermit ein Haupttreffen beſtanden, das in gewiſſer Beziehung einer Bewegung nach hinten glich, aber nicht jener Rückwärtsbewegung, wie vor mehreren Jahrzehnten ein franzöſiſches Bulletin die Flucht der franzöſiſchen von den Deutſchen geſchlagenen Truppen nannte, ſondern dem Rückzuge Moreau's, der einſt dem Feinde größere Achtung auflegte, als die Schlachten von Wagram und früherhin von Auſterlitz.

Hr. v. Schlaier ſah, wie jene Männer, die wir oben ſchon einmal angeführt, lächelten in ſtiller Siegesluſt. Indeß, der Regierungsſprecher ließ keine die Regierung compromittirende Bewegung ſein Geſicht überziehen, wie früher ſah auch jetzt ſein Auge faſt nachläſſig in die Verſammlung hinein, eine Spur von erſchrockener Verſchämtheit war darin gar nicht zu erkennen, und nur die Beine hatte er heute nicht, wie ſonſt, ſo nachläſſig-bürgerlich und doch wieder ſo vornehm-ariſtokratiſch übereinandergeſchlagen, im Gegentheil, diesmal hafteten ſie recht hübſch gerade auf dem Boden, faſt eher etwas in der Höhe, als ob ſie immer zu einem plötzlichen Ausbruch bereit gehalten würden. Es war auch wirklich eine Stunde, in welcher ein rechtſchaffener Regierungscommiſſär hätte davonſpringen mögen, die Luft des Saales war heute in Wahrheit, wie weiland ihr ehrenwerthes Mitglied, der Tübinger Kanzler von Autenrieth eines Tages behauptet hatte, „verpeſtet.“

Knarrte diesmal die Thüre des Saales, als Hr. Schlaier ſie hinter ſich zuzog, in mehr als gewöhnlichem Preſto, ſo öffnete ſie ſich einige Tage ſpäter mit deſto größerm Piano, als derſelbe Miniſter, von den ſämmtlichen Collegen begleitet, zu der verſammelten Kammer eintrat. Sein Lächeln war in dieſem Momente vertraulicher und herzlicher als gewöhnlich, ſein Geſicht überzog eine moderne Philantropie, die jüngern Mitglieder der Kammer, mitunter herrliche friedſame Schwaben, hätten vermuthen mögen, er bringe, der Regierung erleſener Parlamentär, das Concept eines Friedensvertrags, hätte nicht ein noch vor einer Minute verleſenes Geheimerathsreſcript ſie aus dieſem liebenswürdigen Zweifel gezogen. Schott und ſeine Freunde, dieſe Männer, die ſo gewandt in charakteriſtiſchen Studien ſind, laſen auf dem miniſteriellen Geſichte den Ausgang des Kampfes dieſer Verſammlung, und ihre Ahnung war erfüllt, als dieſer Miniſter im Namen des Königes die Verſammlung für aufgelöſt erklärte. —

An jenem Tage ward manche patriotiſche Thräne geweint, verſammelten ſich Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, Matronen und Greiſe, um in die Trauer des Tages ſich gemeinſam und redlich zu theilen. Man ſah die Blüthe vieler und kühner Hoffnungen zerknickt und man ſah (um in der poetiſchen Sprache der Frauen zu reden) ſo viel ſchöne und herrliche Wünſche, die Saaten kommender beſſerer Zeiten, zertreten.

Aber an der Seite der jugendlichen Freundin, über dem zertretenen Blüthenſtaube, erwuchs dem Jüngling neue brennende Thatbegier, die zurückgedrängte Flamme brannte um ſo tiefer in des Mannes Bruſt, und um ſo reizender und bezaubernder war die Trauer der Frauen, da ſie an der Seite des Gatten das „trauernde Vaterland“ beweinten.

O es lag in der ſchwärmeriſchen Begeiſterung jener Tage mehr als gewöhnliche Poeſie, damals ſang der Weltgeiſt ſeine diſſonanten Dythyramben und Freudenlieder, und aus fernen Jahrhunderten quollen ernſttönende Melodien hinzu, die wir jetzt, nach dem Verlaufe nur weniger Jahre, kaum mehr verſtehen, obſchon wir ſie noch im Gedächtniß haben und zu denen wir jetzt behaglich in der philoſophiſchen Kühle unſerer Tage lächeln.

Denn da ich von Würtemberg's Frauen und Mädchen redete, von jenen der Reſidenz hauptſächlich, ſo mögt Ihr wiſſen, daß ſie die erſten deutſchen Frauenvereine zur Unterſtützung der Polen gründeten, daß über den Wunden der blutenden Polen die Charpie und Leinwand, von würtembergiſcher Frauen- und Mädchenhand gewirkt, die erſte war, die ſo wohlthuend und kühl den Brand der fiebernden Wunde ſtillte. Aber auch ſo ſympathiſch-mächtig ihr Herz nach dem fernen Norden ſchlug, um ſo wärmer glühte die Bruſt für die Sympathieen des vaterländiſchen Heerdes oder brannte das Herz für die Wünſche und Leiden der eigenen Heimath.

(Fortſetzung folgt.)

Gutzkow's Seraphine.

(Seraphine. Roman von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1837.)

In einer kurzen Vorrede, die faſt das Anſehen eines Briefes hat, ſpricht ſich Gutzkow über die Entſtehung dieſes Buches gegen das Publikum aus. Wir dürfen dieſe wenigen einleitenden Worte nicht ignoriren, wollen wir gegen den Verf. und ſein Buch gerecht ſein, wiewohl es heut zu Tage noch immer leider Sitte bleiben zu wollen ſcheint, den Meinungen der Autoren nur dann ſich anzunähern, wenn es ohne Beeinträchtigung individueller Beſchränktheiten geſchehen kann. — Seraphine iſt, könnte man ſagen, ein Produkt der Wally, dynamiſch von ihr verſchieden, und, wie Gutzkow ſelbſt ausſpricht, geſchrieben aus innerem Herzensdrange. Es iſt auſſerdem dieſer Roman das erſte ſelbſtſtändige, reine Produkt Gutzkow's nach den unglücklichen Gewittern, welche die Wally über ihn zuſammen getrieben hatte. Aus beiden Gründen verdient es unſere ungetheilte Aufmerkſamkeit, wäre es auch nur, um an ihm den geiſtigen Bildungsgang des Verf. belauſchen zu können. Es mag wahr ſein, diejenigen, welche Gutzkow nur aus der Wally und einigen gleichzeitig entſtandenen Produktionen kennen, mögen überraſcht werden, wenn ſie dieſe Seraphine zur Hand nehmen; ich möchte aber gerade in dieſer totalen Verſchiedenheit beider Produktionen einen Beweis für das bedeutende Talent des Verf. finden. Es iſt dies um ſo ſchätzenswerther, als Gutzkow in dem ganzen Buche den alten, bekannten Freimuth ſeiner Geſinnung ſattſam durchleuchten läßt, nur ermäßigt durch die erfundenen und dargeſtellten Situationen. So viel es unter ſehr bedrängten Umſtänden thunlich war, greift die Zeit mit ihren tauſendſpältigen Fragen auch in dieſe, ſonſt ſo ſtill verlaufende Geſchichte ein. Es kommt ſo viel Bedeutſames zur Sprache, daß die tieferen Intereſſen, von denen der denkende Leſer angezogen wird, dem übrigen idylliſchen Theil der Erzählung faſt Eintrag thun. Die Art und Weiſe, wie Gutzkow dieſe Intereſſen mit in die beſchränkten Kreiſe ſeiner Geſchichte zieht, zeugen von einer merkwürdigen Elaſticität des Talentes. Das geht ſo ſanft und leiſe, und dabei doch wieder ſo entſchieden, aber lächelnd ironiſirend um die kitzlichſten Punkte in unſerem modernen Leben herum, daß man ſich nur darüber freuen kann. Freilich iſt ſolchergeſtalt an eine rein poetiſche Zeugung nicht zu denken, und oft ſcheint es, als ſei Gutzkow's großes Talent an ſich doch zu kritiſch-dialektiſch, als daß es alle Härten und ſcharfen Wiederhacken, mit denen es ſich feſtklammert an die Stoffe, bis zur vollen poetiſchen Geſtaltung abzuſchleifen vermöge. Was der Verf. in dieſer „Seraphine“ gegeben, ſieht faſt aus wie Poeſie, ohne es im Grunde zu ſein. Die Erfindung iſt dürftig und eigentliche Geſtalten ſucht man vergeblich; nur der kritiſch-dialektiſche Theil, der mit ſeltenem Zauber ſprachlicher Gewandung behandelt wird, ſchließt einen poetiſchen Reiz in ſich. Die Geſtalt „Seraphinen's“ ſelbſt, in welcher Gutzkow beabſichtigt zu haben ſcheint, im Gegenſatz zu ſeiner „Wally“ ein Frauengemüth zu ſchildern, das den Einwirkungen der Sentimentalität mit all ihren ſchlimmen und guten Folgen ſich hingibt, taucht einigemal mit feſſelnder Gewalt auf, läßt aber doch die Erwartungen unbefriedigt. Weit glücklicher ſind die Geſtalten des Miniſters, Herrn von Magnus, und des liederlichen, aber genialen Organiſten Ferdinand durchgeführt. Was Gutzkow dieſen Beiden in den Mund legt, überraſcht. Ferdinand's Raiſonnements über Muſik, vorzugsweiſe die Beethoven'ſche, und des Hrn. v. Magnus Geſpräche mit Seraphine, die als Erzieherin in ſeinem Hauſe wohnt, ſind eben ſo ausgezeichnet in tiefer Auffaſſung, als ergötzlich durch den verhaltenen Humor, der kaum merklich hie und da ſein ironiſirendes Geſicht herausſteckt; vortrefflich iſt der Verf. der „Klagen eines Juden“ und anderer bombaſtiſch-ſinnloſen Scharteken in einem langen Geſpräch mit dem zeitſcheuen Miniſter eingeführt. In ſolchen Darſtellungen, wo Gutzkow den Kritiker und zugleich auch den diplomatiſirenden Politiker herauskehren kann, würde er Ausgezeichnetes leiſten können, legten die Verhältniſſe der Setzer nicht eichene Blöcke um die leicht beweglichen Füße. Ueberhaupt möge man das ganze Buch von dieſem Standpunkte aus betrachten. Es iſt bedeutend, wenn man bedenkt, was es ſein könnte, dürfte der Wille ſeiner Kraft Herr und Meiſter ſein, und Gutzkow hat jedenfalls in dieſer Produktion bewieſen, daß die Zukunft der deutſchen Literatur noch Vieles von ihm zu erwarten hat. Dem unpartheiiſchen Publikum ſei dieſer Roman beſtens empfohlen. Es lerne aus ihm, daß es der Gemeinheit leicht iſt, Jemanden zu verläumden, die verächtlichſte Verläumdung aber auch nicht den unveräußerlichen Kern eines tüchtigen Menſchen zu zerſtören vermag!

W.

Oberon von Mons und die Pipine von Nivella.

(Unterſuchungen über den Urſprung der Nibelungenſage. Von Dr. Emil Rückert. Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung. 1836).

Dies Werk beginnt mit einem ſchlechten Sonette, und geht dann in eine alles menſchliche Gedächtniß übertäubende Häufung von geſchichtlicher und etymologiſchen Details über. —

Die Wiſſenſchaften haben in Deutſchland in neuſter Zeit endlich den auſſerordentlichen Fortſchritt gemacht, ſich, ſo zu ſagen, von der Langweiligkeit zu emanzipiren. Es iſt hohen Geiſtern gelungen, die Schärfe gründlichſter Forſchung mit dem belebenden Element des ſchöpferiſchen Gedankens, ja ſelbſt mit künſtleriſcher Schönheit des Ausdrucks zu vereinen. Wir nennen hier vor allen nur Ritter. Aber dieſen einmal errungenen Sieg dürfen wir uns auch nicht wieder entreißen laſſen, indem wir es ſchweigend dulden, daß die wiſſenſchaftliche Forſchung in das Gebiet des todten, philiſterhaften Sammelfleißes unſerer ehrlichen Altvordern zurückſinkt. Deshalb hat kein wiſſenſchaftliches Werk mehr (am allerwenigſten eine Unterſuchung über den Urſprung einer großen Nationaldichtung) Anſprüche auf abſolute Langweiligkeit zu machen, ſollte es ſelbſt auf dieſem Wege zu wichtigen Reſultaten führen.

Aber auch die Reſultate des vorliegenden Werkes ſind weder ſo bedeutend, noch mit ſo überzeugender Kraft dargelegt, daß ſie die Exiſtenz des Buches entſchuldigen könnten. — Der Verf. bemüht ſich, nachzuweiſen, daß das Nibelungenlied nicht aus fremdländiſchen oder uraltdeutſchen Sagen nach und nach entſtanden ſei, ſondern ſeinen Stoff aus wirklichen Begebenheiten und Charakteren der fränkiſchen Geſchichte hergenommen und, wenn auch ziemlich willkührlich, ohne Rückſicht auf genaue Zeitfolge, zuſammengeſtellt habe.

Dieſes Ergebniß könnte allerdings wichtig und erfreulich ſein, wenn dadurch neue Geſichtspunkte, Aufſchlüſſe und Erklärungen entweder für die Geſchichte, oder für das Gedicht gefunden wären. Hier aber iſt keines von beiden der Fall. Der Geſchichtsabſchnitt, an den der Verf. ſeine Hypotheſen knüpft, gehört zu den kahlſten, unfruchtbarſten und unerquicklichſten im ganzen Gebiet der Geſchichte, und ſo bleibt er, wenn auch ſein (wie der Verf. ſelbſt einräumt, doch äuſſerſt lockerer) Zuſammenhang mit der Dichtung als erwieſen angeſehen wird. Was aber die Dichtung anbetrifft, ſo liegt ſie, als poetiſches Kunſtwerk betrachtet, von Haus aus ſo klar vor, und iſt ſo wenig eines Commentars bedürftig, daß die Arbeit des Verf. weder zu tieferem Verſtändniß noch zu klarerem Genuß derſelben beiträgt. —

Das einzige, ſcheinbar wichtige Reſultat würde ſein, daß das Nibelungenlied wirklich deutſchen und nicht nordiſchen Urſprungs ſei. Aber nur ſcheinbar wichtig, ſagten wir; denn, wie die Dichtung vorliegt, iſt ſie gewiß durch und durch deutſch, in Versbau, Sprache und Anſchauung, und ihr Dichter (oder ihre Dichter, wenn man ſo will) hat den in ihr enthaltenen Stoff uns zum innigſten geiſtigen Eigenthum erworben. Dies ergibt ſich, ohne weitere Forſchung, der unbefangenen Betrachtung, und wenn dieſer Hauptpunkt einmal feſtſteht, ſo möchte es wohl wenige geben, die ihre Zeit nicht beſſer und fruchtbarer anzuwenden hätten, als weitläuftige gelehrte Forſchungen, die doch zu nichts Sicherem führen, zu verfolgen. — Es iſt zu bedauern, daß der Verf., dem Geiſt und Kenntniß nicht abzuſprechen ſind, ſeine geiſtige Zeugungskraft an dieſes todtgeborne Kind verſchwendet hat. G.

Aus Gotha.

An die bedeutenden Feuersbrünſte, welche im Verlaufe dieſes Winters den kaiſerlichen Winterpalaſt zu St. Petersburg, die Börſe zu London und das italieniſche Theater zu Paris verzehrt haben, hat ſich der Brand des herzoglichen Palais in der Siebleber Vorſtadt zu Gotha gereiht, welches von dem Herzog Alexander von Würtemberg und ſeiner jungen Gemahlin bewohnt wurde. Den 26. Januar, früh 8 Uhr, brach nämlich in dem obern Stockwerke dieſes ſchönen Gebäudes Feuer aus, welches ſich ſo ſchnell verbreitete, daß die Herzogin, deren Schlafgemach zunächſt davon ergriffen wurde, von ihrem Gemahl nur mit eigener Gefahr gerettet werden konnte. Halbohnmächtig wurde ſie von einigen Damen der Nachbarſchaft in ein nahe gelegenes Privathaus geführt. Se. Durchlaucht, der regierende Herzog, der ſogleich bei der erſten Kunde von dem Ausbruche des Brandes herbeigeeilt war, blieb anordnend in der Nähe des Palais und begab ſich mehrmals in die von Flammen und Dampf angefüllten Räume deſſelben. So ſchleunig aber auch alle Mittel angewendet wurden, dem wüthenden Elemente Einhalt zu thun, ſo verurſachte doch die ſtrenge Kälte, bei welcher das Waſſer in den Sprizenſchläuchen gefror, daß man ſeiner erſt nach einigen Stunden Herr werden konnte. Der obere Theil des Palais iſt gänzlich ausgebrannt; die Decken einiger unteren Zimmer ſind in dieſe hinabgeſtürzt; das ganze Gebäude, verödet und ohne Fenſter, bietet einen höchſt traurigen Anblick dar. Anfangs hörte man von großen Verluſten ſprechen, die der Herzog Alexander und ſeine Gemahlin an Schmuck und wichtigen Papieren erlitten haben ſollten; doch hat ſich dieſes nicht beſtätigt, namentlich ſollen die Juwelen der Herzogin ſich nach Bewältigung des Brandes ſämmtlich wiedergefunden haben. Beide fürſtliche Perſonen, für welche ſich wegen dieſes betrübenden Ereigniſſes hier die innigſte Theilnahme ausſpricht, haben von Sr. Durchlaucht dem regierenden Herzoge in dem Reſidenzſchloſſe Friedenſtein die erforderlichen Zimmer zur Wohnung eingeräumt erhalten.

Adolph Bube.

Feuilleton.

⁂ Die zu Venedig aus ihrer Aſche erſtandene *Fenice* iſt am 26. Dezember eröffnet worden. Dieſes Theater ſoll, nach dem Ausſpruch Aller, welche die vorzüglichſten Schaubühnen Europa's kennen, ſeinesgleichen nicht haben. — Zur Eröffnung wurde Roſmunda, eine neue Oper von Maeſtro Lillo gegeben. Die Adria berichtet, daß zweitauſend Kehlen, accompagnirt von 4000 Händen während der Oper mit ſolcher Heftigkeit, mit ſolchem Ungeſtüm lärmten, pochten, tobten, ſchrieen, klatſchten, brüllten und zur Ruhe riefen, daß das Orcheſter oft ſchweigen mußte, um den Sturm vorüberziehen zu laſſen, und daß nach dem erſten Akte nebſt dem Maeſtro und den Acteurs, Maler, Dekorateur, Maſchiniſt u. ſ. w. erſcheinen mußten.

⁂ Zur Statiſtik der engliſchen Tagblätter. — Einer dem Unterhauſe vorgelegten Berechnung zufolge wurden in jedem der fünf Monate, vom 30. Juni bis zum 1. Dezember v. J., geſtempelt:

von den	*Times*	110	bis	370,000	Exemplare,
vom	*Morning-Herald* .	100	„	184,000	„
„	*Morn.-Chronicle* .	140	„	200,000	„
„	*Standard*	80	„	122,000	„
„	*Globe*	70	„	90,000	„
„	*Weekly-Messenger*	60	„	80,000	„
„	*Morning-Post* . .	36	„	77,000	„
„	*Sun*	66	„	76,000	„
„	*Observer*	15	„	60,000	„
„	*Courier*	30	„	60,000	„
„	*Examiner*	10	„	21,000	„
„	*Age*	10	„	11,000	„
„	*Spectator*	9	„	10,000	„

⁂ Eine *société oenophile* hat ſich in Paris gebildet, welche aus 40 der bedeutendſten Weinberg-Eigner in Frankreich beſteht, und für vortheilhaften Weinverkauf ein Kapital von einer Million in Aktien von 25 bis 500 Franken bilden will.

⁂ Das Anathem der belgiſchen Kleriſei gegen die Freimaurerei hat, dem *Commerce Belge* zufolge, die Wirkung gehabt, daß die Zahl der zur Aufnahme in den herrlichen Brüderbund ſich Meldenden ſich vermehrt hat.

⁂ Neue Bauten. — Der Juſtizpalaſt zu Paris wird vergrößert, wozu die Koſten auf mehr als 8 Millionen Franken angeſchlagen ſind. Zu Wien wird im nächſten Frühling der Bau eines Mauthpalaſtes beginnen, wofür 3 Millionen Gulden beſtimmt ſind. Zu Berlin dürfte der Bau des Univerſitätspalaſtes im Laufe dieſes Jahres beendigt werden. Zu Coburg und zu Gotha werden Theater erbaut. Zur Reſtauration des Cölner Domes aber verſiegt die Quelle, welche einige Zeit hindurch durch Collette geöffnet war, ſeit 1830 immer mehr, und, merkwürdig genug, hat im vor. J. der Regierungsbezirk mehr beigetragen, als alle Regierungsbezirke der Rheinprovinzen und Weſtphalens zuſammen genommen. —

⁂ In dem zu Paris verbrannten Theater hatte Roſſini ein Zimmer, in welchem ſeine ganze Bibliothek, deren Werth auf 800,000 Franken geſchätzt wird, aufgeſtellt war. Dieſe ſoll nebſt vielen werthvollen Manuſcripten deſſelben verbrannt ſein.

⁂ Freiherr von Zedlitz, der Sänger Taſſo's und des Sterns von Sevilla, iſt in dieſen Tagen über Augsburg und Stuttgart nach Paris gereiſt, wo er einige Monate zu verweilen gedenkt.

⁂ Eiſerne Mobilien. — Die vornehme und die vornehmthuende Welt in Paris ſtrömt jetzt in das Magazin des Hrn. Gandillot, welcher die zierlichſten und prächtigſten Möbel aus Eiſen aufgeſtellt hat. Sie ſind ſo fein gearbeitet und ſo ſchön vergoldet, daß ſie ſelbſt dem Zitronen- und Palmenholze an Leichtigkeit nicht nachſtehen. Durch ihre Basreliefarbeit und ſonſtige Verzierungen wetteifern ſie mit den ſchönſten Arbeiten von Ebenholz.

⁂ Ueber die kölniſchen Irrungen dürften die ſieben Briefe, welche in den Beilagen zu Nro. 10—16 des fränkiſchen Merkurs abgedruckt ſind, wohl das Unpartheiiſchſte und Beſonnenſte ſein, was bis jetzt noch in den geleſeneren Zeitblättern zu finden.

⁂ Der Briefwechſel von Rubens, der zu Brüſſel aufgefunden worden ſein ſoll, wird mit Nächſtem im Druck erſcheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nr. 29. 1838.

Phönix.

Freitag, 2. Februar.

Johannes v. Schlaier.

(Fortſetzung.)

Mit dem heutigen Tage, es war der zwei und zwanzigſte März, hatte der phyſiſche Frühling über der Aſche des winterlichen Landtags begonnen, aber dieſer Frühling that, ſo für Würtemberg als für Deutſchland, nicht wie ſonſt das Antlitz weich und herrlich der menſchlichen Schöpfung auf, vielmehr eine bedächtige und finſtere Stirne runzelte er, er ſah aus wie ein Seher des alten Heidenthums, der noch vor dem Beginne der Schlacht im Fluge prophetiſcher Vögel Unheil und Verderben verkündigt.

Erſt wieder heiter und hell ward dieſes Antlitz, als der Fanatismus der Apriltage gebrochen war.

Würtemberg's neuer Landtag begann im Mai dieſes Jahres, wenige Monate darauf aber ward er wieder vertagt, nachdem er die hauptſächlichſten anhängigen Geſchäfte vollendet hatte. Die extenſive Macht der Oppoſition hatte ſich bedeutſam verringert, und unter der Anführung Hrn. v. Schlaier's waren die Bemühungen der gemäſſigten Kammerfraktion zu einem erwünſchten Ende gediehen.

Aber mit dem Schluſſe dieſes Jahres hatte die deutſche Neuzeit eine ihrer ſchwierigſten Perioden abgelaufen, mit einem neuen ruhigen Tage ſtieg auch in den deutſchen Gemüthern, im ernſten Rückblicke auf die Gefahren des abgelaufenen Jahres, eine ruhigere beſonnenere Reflexion über die Dinge des Staates, über die Bedingungen des Lebens und ſeine Tendenzen, als innere Herrſcherin empor.

Wo noch Wunden offen blieben, die nicht gerade unheilbar waren — darüber goß die alles heilende Zeit den lindernden heilſamen Balſam, und einzelne Gemüther nur, welche im innerſten Prinzipe der Ehre oder des Lebens — ſei's mit Recht oder Unrecht — ſich verletzt glaubten, trugen den bittern Groll und den nie ruhenden Unmuth auch immerdar in ſich.

Im Herbſte des Jahres 1835 erſt wurden die beiden Landtage von 1833 ziemlich friedlich zu Ende geführt und ein neuer ordentlicher Landtag reihte ſich Jahrs darauf an die Verhandlungen jenes letztern in demſelben vorherrſchenden Geiſte an. Zwar waren in der Hauptſache die alten Prinzipien, welche die Oppoſition an die Spitze ihres Strebens geſtellt, nicht aus der Bruſt der radikalen Männer gewichen, die jetzt vielmehr im engern, und deshalb nur um ſo feſter verbündeten Kreiſe, mit größerer Energie als je nach Verwirklichung einzelner Lieblingswünſche, einzelner vorherrſchender Ziele ihrer Tendenzen wirkten. Doch aber hatte man auch in dieſer Hauptſache ſich bedeutſam modificirt, wenigſtens war man über gemäſſigtere und friedlichere Mittel, als einſtmals, übereingekommen.

Wir wollen indeſſen damit nicht ſagen, daß nicht in einzelnen Feuerſäulen die alte Flamme mächtig emporſprühte, aber der Schreck, den man einſt davor gehabt, war vorüber und auf demſelben Platze, wie vor zwei und drei Jahren, ſaß noch immer, meiſtens einſam und nur hier und da von einem ſeiner miniſteriellen Kollegen umgeben, Johannes v. Schlaier, dieſer Talisman begabte Mann, der ſo vielmal die wildeſte Flamme mit dem mächtigen Zauber ſeines Weſens vertheilte und kühlte.

Hr. v. Schlaier iſt eine der merkwürdigſten und kräftigſten Erſcheinungen auf dem conſtitutionellen Kampfgebiete Deutſchland's. Wie Ludwig Winter ſein Bürgerthum mit einem um ſo dichtern Panzer wider die extremen Elemente des Volkes umſchnürte, alſo umgürtete Herrn Schlaier's Urſprung ſein offizioſes Geſchoß mit einem tiefern Vollgewichte, und es erkannten ſeine Gegner in ihm die mächtige und originelle Kraft deſſelben Bodens wieder, den ſie ſelbſt den ihrigen rühmten.

Sie waren gezwungen, in Schlaier ſtets eine gewiſſe Kernkraft der Geſinnung, vor allem ſeinen glänzenden und gründlichen Geiſt zu reſpektiren, der nie ſich eine Blöße gibt und der immer mit derſelben Münze, ja bisweilen mit noch vollerm Gewichte bezahlt, als er ſelbſt bedient worden.

Als öffentlicher Redner wird Schlaier, in Bezug auf den Reichthum des Gedankens, auf die Eleganz des Ausdrucks, auf die Raſchheit und Gewandtheit der Ideenverbindung und auf parlamentariſche Schärfe, von keinem Mitgliede der Kammer erreicht. Er wird nie, und wenn Ihr zu Dutzenden auf ihn anſtürmt, in die Enge getrieben. Er iſt im Stande, eine ganze Stunde hindurch mit einer Leichtigkeit zu improviſiren, die in Erſtaunen ſetzt. In dieſen Fällen hat es dann immer den Anſchein, als thue er's um ſeines eigenen Vergnügens willen und als wögen nicht hundert begierige Ohren ein jedes ſeiner Worte auf einer kritiſchen Bleiwage ab. Die Manieren ſeines Kampfes ſelbſt ſind ſo verſchieden, als es die Angriffe ſeiner Gegner ſind. Fühlt er ſich irgendwo in ſeinem Rechte, und es werden wider dieſes gleichwohl beleidigende Anſchuldigungen vorgebracht, da ſtößt er ein- oder mehreremal die Füße unter dem Tiſche heftig aneinander, und wenn dieſe unwillkührliche Exclamation ſeiner Replik nichts gefruchtet, ſo erhebt er ſich mit Ungeſtüm und nöthigt den Redner, ohne daß der Präſident es zu verhindern vermöchte, mit ein Paar blitzenden Worten zum Schweigen, dann überführt er ihn ſeines Unrechts, aber im ſtechenden Ausdrucke des Unwillens, im Gefühle ſeines beleidigten Rechtes, zuweilen wegwerfend, immer vornehm, und mit einer Miene, als ob er nur antworte, weil es ihm doch einmal aufgetragen ſei, hier jeder Junge, der Intelligenz ſo gut wie der Bornirtheit, mehr oder minder Rede zu ſtehen.

Hat ſich aber eine ebenbürtige Kraft wider ihn erhoben, in einer Frage, wo zum wenigſten der Schein wider die ihm zur Vertheidigung anvertraute Sache ſpricht, dann iſt der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie hinreißend verbindlich, zum mindeſten galant und mit einer Freundlichkeit vermiſcht, die über ihre Aechtheit kaum einen Zweifel zurückläßt. In dieſer Verfaſſung könnt Ihr ihn oft gegenüber einem Pfizer, Schott oder Uhland ſehen, oder wenn von der Prälatenbank ſich ein Pahl erhebt, dieſer herrliche Mann, von dem ein einziges Wort ſtets hinreicht, die Aufmerkſamkeit eines ganzen Auditoriums zu feſſeln. Denn Johannes v. Schlaier weiß Genie und Talent zu ſchätzen, er, der mit beiden ſelbſt ſo reich bedacht worden iſt, — und einer tüchtigen Geſinnung, in welcher Geſtalt ſie ſich zeigen möge, verfehlt er nie, Anerkennung und die nobiliſirteſte Humanität widerfahren zu laſſen. Den unbedeutendſten Gegner pflegt er, während dieſer ſpricht, unabläſſig zu fixiren und nur, wenn derſelbe etwas Drolliges, Abnormes oder überhaupt etwas Seltſames hervorbringt, geſchieht es wohl oft, daß er, um der Abwechslung willen, einen ſecundenlangen Rundblick auf die Verſammlung thut, um Sympathie für das Lächeln zu ſuchen, das auf ſeiner eigenen Phyſiognomie ſich ausdrückt. Sind aber gerade Fragen an der Tagesordnung, von jener nachhaltigen Schwierigkeit und Bedeutung, wie ſie auch jetzt noch von den Notabilitäten der Oppoſition in immerwährender Verjüngung wiederholt werden, hat er ſonach, um der Kürze willen blos die Beiden zu nennen, einem Pfizer oder Schott zu repliciren, ſo ſpielt ſein Antlitz in einer Art komiſchen, faſt unnennbaren Ernſtes, und man gewahrt, wie ſich unter ſeinem lebensfriſchen Geſichte die Ideen ſeines Widerſpruches drängen. Jetzt überzeugt er ſich, daß die Antwort nicht mit ein Paar Worten ſich abthun laſſe, daß ein ganzer Schwall von Gegengründen, mit der vollen Kraft der Sprache und des Ausdrucks vonnöthen, um den tief eindringenden Angriff des Opponenten zu entkräften. In dieſen Fällen pflegt er ſich dann noch während der Rede des Sprechers zu erheben, er wird unruhig, er möchte damit beſagen, der Sprecher ſei nun weit genug gegangen, er möge auch ihn zum Worte kommen laſſen, und noch ehe auch dieſer das letzte Wort mit Ruhe ausgeſprochen, ertönt ſchon in vollen rudernden Wellenſchlägen der Widerſpruch des miniſteriellen Redners. Jetzt aber in. Wahrheit, mein geſchätzter Leſer, wird es dich Mühe koſten, mit derſelben Gewandtheit des empfangenden Gedankens dem Redefluſſe des Miniſters zu folgen, als derſelbe die eigenen, in überreicher Schöpfungsfülle, zu erzeugen verſteht. Er verliert ſein Geſicht nur ſelten vom Gegner, nicht einmal, um den Eindruck der Verſammlung zu erforſchen, um welchen er durchaus unbekümmert ſcheint, oder als verſtehe ſich's von ſelbſt, daß er zu ſeinen Gunſten ſich zeigen müſſe. Vergebens hat ſich ſchon ſeit einer halben Stunde der Sprecher der Oppoſition erhoben, um dem unerſchöpflichen und unermüdlichen Staatsanwalte mit ſeiner Duplik zu entgegnen, dieſer ſcheint, je länger er ſpricht, aus einer nur immer tiefern Quelle zu ſchöpfen, die nach und nach auch gar nicht mehr verſiegen könne. Und weiß der liebe Himmel, wenn er dann eine Stunde lang geſprochen hat, zieht er ſich ſichtbar nur vertragsmäßig hinter die Schranken zurück, in jener frappanten, ſiegenden Manier, mit jenem überaus ſelbſtgenügſamen Ausdrucke ſeines Angeſichtes, als ob er damit nichts Geringeres zu verſtehen geben wollte, als: es ſei pure luxuriöſe Großmuth, wenn er nach ſeinem Siege jetzt gleichwohl noch einmal den Gegner das Wort ergreifen laſſe. Dieſer mag nun, von ſeinem Standpunkte und ſeinem Syſteme aus, ſo gründlich als er wolle, den miniſteriellen Sprecher widerlegen, es iſt ihm nicht möglich, ſich dieſer Ueberzeugung nur eine Minute über ſeine Duplik hinaus zu erfreuen, denn die Dialektik von Seiten der Regierungsbank hat während dieſer Zeit bei der Majorität der Kammer ſchon wiederum die ganze Gründlichkeit jener Widerlegung auf den Boden des verwirrteſten Zweifels geſetzt. So kommt es denn recht häufig vor, daß Hr. v. Schlaier, der ſich das letzte Wort nur ſelten nehmen läßt, dem Fluſſe ſeiner ſiegreichen Rede endlich Stillſtand gebietet, wenn die Glocke ſchon längſt zum Mittagstiſche geſchlagen hat, und der Schluß der Sitzung die ehrbaren Mitglieder nöthigt, ihm ganz und gar das Feld zu räumen.

Wenn ich in der obigen Weiſe von der glanzvollen Dialektik Schlaier's redete, ſo möge dies Bemühen im Leſer nicht den vorherrſchenden Glauben erzeugen, als ob die Hauptſtärke dieſes parlamentariſchen Redekünſtlers allein in jenem Poſitivus beſtehe, weil in Wahrheit die geſchichtlichen Fälle nicht ſelten ſind, wo Hr. v. Schlaier durch ein eigenthümliches Stillſchweigen, durch eine objectiv ganz unbekümmerte Indifferenz gerade die tödtlichſten Negationen ausſprach. Mag das untadelhafte Mitglied für den Oberamtsbezirk Waiblingen, der ehrenwerthe Hr. Pfleiderer, mit ſeinen finanziellen Stichreden Stundenlang wider die Regierung fechten, ſo iſt wohl dieſe lange ungeformte Rede dem Hrn. Regierungscommiſſär höchſt widerwärtig, aber ferne iſt es, daß er dadurch zu einer Widerrede ſich bewegen ließe. Er läßt vielmehr während dieſes Vorgangs ſeinen Blick in der ſchon oben angedeuteten Weiſe mit ökonomiſcher Abwechslung auf den Mitgliedern der Kammer prüfend und ſtechend herumgehen, um mit einem gutmüthig-ironiſchen aber überlegenen Lächeln auf dem Sprecher wieder auszuruhen, der dann wirklich recht oft in Verſuchung geräth, ob dieſes Benehmens an ſich ſelbſt und der ganzen Menſchheit irre zu werden.

Oft auch klingt es ſtürmiſch aus dem Centrum der Oppoſition, einzelne Vorwürfe werden in dem härteſten Accente, in der ſchärfſten Mimik parlamentariſcher Aktion vorgebracht, man ſcheint gewillt, den Miniſter auf's Aeuſſerſte zu treiben, damit er vielleicht dort oder hier ſich eine Blöße gebe; aber bitter und hart wird jetzt der Opponent enttäuſcht, denn der Regierungsſprecher hat ſich in dieſem Momente nicht darum ſo heftig von ſeinem Sitze erhoben, um in einer langen gewappneten Rede dem feindlichen Dränger zu entgegnen, ſondern um ihm mit wenigen Worten zuzurufen, daß er ihm keineswegs zu antworten gewillt oder verpflichtet ſei. Verſucht es jetzt der alſo behandelte Opponent, von welcher andern Richtung es ſei, den Miniſter an irgend einer ungeſchützten Seite zu faſſen — ſo wird er allüberall auf dieſelbe undurchdringliche Rinde ſtoßen, von welcher jeder ſeiner Pfeile faſt wieder ſpurlos zurückprallt.

(Schluß folgt.)

Kunſtbericht aus München.

(Januar.)

Die Räume unſers Kunſtvereines ſind mit einer großen Anzahl Kunſtwerke erfüllt. Indem ich mir vorbehalte, über diejenigen, welche Eigenthum des Vereins geworden, ſpäter zu berichten, gedenke ich heute nur einiger weniger, welche im Laufe des Monats zur leider nur ſehr flüchtigen Freude der Kunſtfreunde aufgeſtellt waren: dreier Landſchaften von Gurlitt, Karl und Zimmermann, zweier Genrebilder von Pezl und Rende und eines hiſtoriſchen Gemäldes von Seitz.

Seitz iſt ein Schüler von Cornelius und hat bei ſeinem erſten Auftreten zu ungewöhnlichen Erwartungen berechtigt. Unterſtützt von einer großen techniſchen Geſchicklichkeit, hatte er in ſeinen erſten Zeichnungen einen ſo feſten Styl angenommen, daß, außer einiger Mäßigung durch Eingehen in die Natur, wenig übrig zu ſein ſchien. Dieſer Umſtand brachte ihm nachmals viel Unbequemlichkeit, da man beim Ausbleiben der erwarteten auſſerordentlichen Reſultate, die Forderungen an ſein Talent nachdrücklich ausſprach und ihn damit über ſich ſelbſt und über die Kunſt verwirrt haben mochte. Wenigſtens zeigte ſich nun in ſeinen Arbeiten ein eifriges, immer noch von guten, techniſchen Fähigkeiten begleitetes Beſtreben, verſchiedenen Anforderungen zu genügen und das Beſte der Beſten ſich anzueignen. Freilich wirkt nichts in der Kunſt nachtheiliger, als ein Mißverhältniß äuſſerer Einwirkung zur eigenen Entwickelung, es iſt, als wollte man bei ausbleibendem Frühling Blätter und Blüthen auf die Knoſpen binden. Seitz hat ſich inzwiſchen in Rom zum ſelbſtſtändigen Künſtler herangebildet und was er jetzt gibt, ſind nicht mehr Verſprechungen, ſondern Leiſtungen. Das Bild, das mich veranlaßt von ihm zu ſprechen, iſt für eine kunſtliebende Familie an dem Oberrhein beſtimmt und ſtellt die Erweckung des Jünglings von Naim vor. In der Mitte des Bildes ſehen wir ſeitwärts nach unſerer Linken und nach innen gewendet, den Heiland mit erhobener Rechten das Erweckungswort über den auf einer Bahre liegenden Jüngling ausſprechen, der ſich auf dieſes auf- und die Blicke nach ihm richtet. Dankend kniet vor der Bahre die Mutter; wie verantwortliche Zeugen, ohne bedeutende Gemüthsbewegung ſtehen auf der andern Seite einige Jünger; die Träger ſind entſetzt über das Wunder; ein Blinder von der einen, eine Mutter mit dem Kinde von der anderen Seite tragen die durch die Handlung angeregte Stimmung weiter: die Freude über ein gerettetes Kind empfindet eben Niemand inniger, als eine Mutter mit dem Kinde, die Gegenwart des Heilandes Niemand froher, als ein des Heils Bedürftiger. Nur die verſtockten Sünder wider den h. Geiſt, die Phariſäer ſinnen im Hintergrunde auf Mittel, die Erfolge einer ſo überlegenen Macht zu vereiteln.

Schon aus dieſer kurzen Darſtellung iſt erſichtlich, daß der Künſtler ſeinen Gegenſtand durchdacht und die ſich darbietenden Motive glücklich gewählt und vertheilt hat. In der Auffaſſung inzwiſchen ſcheint er einem Prinzip zu folgen, das mit dem Geiſte des Teſtamentes weniger im Einklange ſteht, als mit dem der ſpäteren Kirchenlegenden. In letzteren nämlich gilt das Wunder als ſolches im Gegenſatz fremden Unvermögens und wenn St. Benedict eine zerbrochene Schüſſel mit dem Segen ganz macht, ſo müſſen ſich alle Umſtehenden des Todes verwundern. Im Teſtamente macht das Wunder dieſe Anſprüche nicht; nicht nur, daß auch andere Leute außer dem Heilande Todte erweckten (wie Eliſa) oder Teufel austrieben (wie die Phariſäer), ſondern das unglaublichſte Wunder der Speiſung macht weder auf die Menge eine andere Wirkung, als daß ſie ſatt wird, noch auf die Apoſtel die geringſte, da ſie unmittelbar darauf glauben, Chriſtus mache ſich aber ihnen wegen

Brodmangel Sorgen. Die älteſte chriſtliche Kunſt nahm in größter Einfalt die Wunder für Ereigniſſe, die um des in ihnen verborgenen heiligen Troſtes willen erzählt ſeien und bekümmerte ſich um die Anſchaulichmachung der momentanen Wirkung wenig. Das Brod iſt das Brod des ewigen Lebens; mit dem Ausſatz wird die Sünde, mit der Gicht das Uebergewicht des Fleiſches von uns genommen und die Erweckung eines Lazarus iſt nur Symbol der Unſterblichkeit. Auf dieſem Standpunkte fällt aller dramatiſche Effekt weg, allein der religiöſe wird ſich ſteigern, wenigſtens überall, wo man der ſinnlichen Wirklichkeit nicht für denſelben bedarf. Wie geſagt, iſt Geiß der dramatiſchen Auffaſſungsweiſe gefolgt und zwar ſubjektiv, geleitet von ſeiner Vorſtellung und Empfindung. Die Handlung iſt lebendig, im Wunderthäter die Kraft, im Erweckten der Erfolg, in den Umſtehenden die verſchiedenartigſten Eindrücke deutlich ausgeſprochen. In der Gruppirung ſieht man eine Fähigkeit, die Kontraſte wirkſam zu machen, und Maſſen gleichmäßig zu vertheilen; auch iſt die Anordnung der Landſchaft heiter, frei und ſchön. Die Hauptgeſtalten ſind richtig hervorgehoben, die Hauptlinien haben einen ungeſtörten Verlauf, eine zwar formelle, aber nichts deſto weniger für den Eindruck eines Bildes höchſt wichtige Angelegenheit, da abgebrochene und zerſtückelte Linien der Hauptfiguren etwa wirken, wie unausgeſprochene und abgebrochene Gedanken in der Poeſie. Was die Formengebung betrifft, ſo leidet ſie mitunter an einer Unſicherheit zwiſchen freiem Styl und Natürlichkeit. Hier iſt der Punkt, wo Geiß noch am wenigſten zu einer Entſcheidung gekommen iſt. Die Natur iſt benutzt, aber nicht gründlich oder nicht ruhig genug; Styl iſt ſichtbar, aber nicht durchgebildet genug, daher denn das Ganze ungleichartig wirkt. Beſondere Aufmerkſamkeit iſt auf die Farbe und vorzüglich deren Modification unter der Einwirkung des reinen Sonnenlichtes verwendet, wobei man am erſten den Himmelsſtrich ſpürt, unter dem das Bild entſtanden. In der Ausführung herrſcht einige Ungleichheit, ſo daß die Parthieen links ſorgfältiger behandelt zu ſein ſcheinen, als die rechts. — Die ſchönſte Stelle im ganzen Gemälde iſt der erwachende Jüngling — ein günſtiges Symbol für den Künſtler ſelbſt.

(Schluß folgt.)

Verbürgte Anekdote, Mozart betreffend.

Ein Augenzeuge erzählte mir nachfolgenden Vorfall, der, ſo viel mir bekannt, bis jetzt noch nicht veröffentlicht wurde. Er trägt zwar nicht zur Apotheoſirung des großen Mannes bei, gehört aber doch ſeinem Leben an, deſſen Momente, und ſelbſt wenn ſie Schattenſeiten darbieten, den Verehrern des ewigen Meiſters immer als heilige Reliquien erſcheinen werden.

Die Gattin eines ſehr geachteten Beamten bei einer obern Juſtizſtelle in Wien — deſſen Name dem Erzähler entfallen — war eine große Freundin der Muſik und beſondere Verehrerin Mozarts. Sie zog ihn in ihr Haus, und er ward bald ein täglicher Beſucher deſſelben. Seine bekannten zerrütteten finanziellen Verhältniſſe brachten ihn öfters dahin, die Hausfrau um Geldvorſchüſſe zu bitten, die auf ihr Erſuchen der wohlhabende Mann, der ſeine Gattin innig liebte, willig hergab. Das ging mehrere Jahre ſo fort, und die Summe ſtieg zu der beträchtlichen Höhe zwiſchen 6—7000 Gulden.

Mozart ſtarb. Am nämlichen Tage Mittags entſpann ſich zwiſchen den Ehegatten ein Zwiſt. Der Mann machte der Frau über das verlorene Geld heftige Vorwürfe, und klagte ſie als die Urheberin dieſes bedeutenden Verluſtes mit ſtrengen Worten an. Der Streit führte endlich ſo weit, daß die Gattin im Uebermaße des Zornes dem Manne einen vor ihr ſtehenden Teller an den Kopf warf. Der Mann darüber bis zur Wuth entrüſtet, nimmt ein Meſſer und ſticht nach ihr. Die Frau ſinkt um, Blut entquillt der Wunde, der Mann geräth in Verzweiflung über die That, glaubt die Gattin verloren, rennt in ein Nebenzimmer, ergreift ſein Raſiermeſſer und durchſchneidet ſich damit die Kehle. — Nur die Frau ward gerettet. —

J. Funck.

Feuilleton.

⁂ **Wunderliche Büchertitel.** — In Paris iſt kürzlich ein Roman erſchienen unter dem Titel: „Krach, Pumm, Pinche", ein Anderer betitelt „Tourlourou". Als Seitenſtücke hierzu liefert Malten u. a. folgende aus früheren Jahrhunderten: »die lieblich geſpielte Seelenorgel«; — »Singendes und ſpielendes Vergnügen reiner Andacht«; — »Kaspar Anzkmann's wahre Herzensſtöße«; — »Seelen-Mithridat wider lüſterne Gedanken, wenn der Geiſt aus ſeinen Schranken tritt;« — dann aus Kromwell's Zeiten: „Eggs of charity, layed by the Chickens of the convent, and boiled with the water of divine love" (Eier chriſtl. Liebe, gelegt durch die Kloſterhühnchen und gekocht mit dem Waſſer göttlicher Liebe).

⁂ **Die Geſchichte von Paris** des 1835 verſtorbenen **Dulaure**, iſt jetzt mit neuen Illuſtrationen und einer Fortſetzung von Hrn. **Belin** erſchienen.

⁂ **Dr. Carl Ernſt Jarcke**, k. k. Rath im außerordentlichen Dienſte der Geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei zu Wien — erklärt in der **Allgemeinen Zeitung** unterm 17. Jan.: »daß er nicht mehr zu den Mitarbeitern des **Berliner Wochenblattes** gehöre.« — Was doch dieſe Leute ſich und ihrem journaliſtiſchen Treiben für eine gewaltige Bedeutung geben. Haben doch von 100,000 Leſern der Allg. Zeitung vielleicht keine 1000 jemals das Berl. Wochenblatt zur Hand genommen, und von dieſen 1000 keine 100 gewußt oder vermuthet, daß Hr. **Jarcke** ſein Scherflein dazu beitrage! —

⁂ **Steuerpflichtige in Frankreich.** — Nach amtlichen Angaben entrichten jährlich in Frankreich:

5,905,111 Individuen **weniger** als 5 Fr. (2 fl. 20 kr.)
5,848,318 — **zwiſchen** 5 und 100 Fr.
443,871 — **über** 100 Fr.

⁂ **Caſimir Perier's Denkmal**, welches die franzöſiſche Nation ihm mittelſt Subſcriptionen zu errichten beſchloſſen, iſt vollendet. Auf einem runden, mit Pappeln umkränzten Platze auf dem Kirchhofe des P. Lachaiſe zu Paris, erhebt ſich auf hohem ſteinernen Piedeſtal die Bildſäule des berühmten Staatsminiſters in Bronze.

⁂ **Wagen gab es zu Paris** unter **Ludwig XIII.** faſt noch gar keine; unter **Ludwig XV.** zählte man deren kaum 5 bis 6 tauſend; unter **Ludwig XVI.**, der Republik und dem Kaiſerreich wechſelte deren Zahl von 8 bis zu 12 tauſend. Im J. 1813 ſtieg ſie auf 13,048, im J. 1818 auf 16,910 (4000 bürgerliche Wagen nicht einbegriffen); am 1. Jan. 1819 gab es deren beinahe 22,000 und 1825 ſchon 26—27,000. Seitdem iſt deren Anzahl raſch ſo angewachſen, daß man jetzt ungefähr 30,000 Wagen aller Art in Paris zählt. An 12,000 Privatleute haben deren und 180 Unternehmer.

⁂ **Eine Gas-Quelle** iſt im vorigen Monat zu Johnſton in Wales entdeckt worden. Man hatte 186 Fuß tief gegraben, um Waſſer zu erhalten; da hörten die Arbeiter nahe unter ſich ein Getöſe, ſie gruben noch 23 Fuß tiefer; da ſtieg im aufquellenden Waſſer auch ein Gasſtrom empor, welcher bei hinzugebrachtem Licht ſich ſofort entzündete und mit blauer Flamme brannte.

⁂ **Londoner Schrift- und Kupferſtich-Produktion im Jahr 1837.** — Nach *Bent's Monthly Literary Advertiser* für 1837, ſind im vorigen Jahre 1200 **neue** Schriften (in 1900 Bd.) in London erſchienen, alſo 130 mehr als im J. 1836. Die Zahl der im J. 1837 dort herausgekommenen Stiche beträgt 98 (mit Einſchluß von 23 Poſtkarten), von denen 10 in Linien-Manier, 71 Mezzo-tinto, 17 Steindrücke ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 30. 1838.

Phönix.

Samstag, 3. Februar.

Johannes v. Schlaier.

(Schluß.)

Ja, Ihr dürſt es Euch merken, die Ihr oft Gelegenheit habt, davon Gebrauch zu machen, — nicht immer bewährt ſich der Grundſatz, daß, wer am längſten ſpreche, am längſten ſiege, denn die härteſten Kämpfe ſind ſchon durch ein ſtummes Wort zur rechten Zeit gewonnen worden. Die Ungewißheit, in welcher Du über manche Dinge Deinen Gegner läſſeſt, das plötzliche Verſtummen da, wo er ſich gerade der lauteſten Widerrede verſah, das frappirt ihn und ſeine Verlegenheit iſt für Dich ein halberrungener Sieg. Ein Lächeln, eines jener glatten, freundlichen aber zweideutigen Geſichter, die immer verneinen, wenn ſchon ſie etwas zu geben ſcheinen, ſchadet Dir in vielen Fällen mehr als der offenbarſte Widerſpruch; dann aber läßt ſich die Wahrheit immer auf's Neue in Anwendung bringen, daß ein Feind mit lächelndem oder ſtummem Geſichte minder ehrenwerth als derjenige ſei, der mit kecker offener Miene ſeine Schläge, wenn auch mit der ganzen Kunſt des gewandten Fechters, nach Deinem Haupte führt. Ich wiederhole es, weil es einen Schlüſſel zum nähern Verſtändniß des parlamentariſchen Charakters des Hrn. v. Schlaier liefert, daß derſelbe in der angegebenen Weiſe nicht ſelten am glänzendſten ſeine eminente Redekunſt erhärtet hat.

Als ich oben der verſchiedenen, in dieſem Miniſter zum Vorſcheine kommenden, Individuen Erwähnung gethan, nännte ich unter den den letztern beigefügten Eigenſchaften auch die eines Präſidenten, und ich komme jetzt auf den Punkt, mich hierüber zu rechtfertigen.

Hätte auf dem erſten Landtage von 1833 die Oppoſition es durchgeſetzt, einen der Ihren auf den Präſidentenſtuhl zu bringen, ſo würden unfehlbar die Verhandlungen der Kammer gleich von Anfang an, einen andern Charakter, wenn auch nicht eine andere Richtung, bekommen haben. Die Regierung war gezwungen, unter drei Canditaten (Schott war der eine), den Freiherrn v. Gaisberg, Präſidenten der oberſten Richterbehörde Würtemberg's, zum Kammerpräſidenten zu ſanktioniren, einen Mann von tüchtiger und freimüthiger Geſinnung, aber vermöge der ganzen Anlage und Richtung ſeines Geiſtes, zu Allem eher, als zu dieſem ſchwierigen Poſten berufen. Da er, bei ziemlich vorgerücktem Alter der Lebendigkeit und Gewandtheit des Gedankens ermangelnd, nicht in jedem Augenblicke mehr ſeines Gedächtniſſes Herr, zeigte es ſich alsbald, wie wenig Geſchick er zur Handhabung ſeines Poſtens beſitze, indem er, anſtatt die Meinungen zu ordnen, unter die heterogenen Ideen der Kammer und die verſchiedenen unklar ausgedrückten Anſichten und Anträge Ordnung, harmoniſche Einheit zu bringen, ſie vielmehr immerwährend durch ſeine unrichtige Auffaſſung und namenloſe Corrumpirung verwirrte. In ſolchen Augenblicken verſäumte Hr. v. Schlaier, wenn es nur irgend ſeiner Stellung einigen Vortheil bringen konnte, niemals, bei dieſer ſchicklichen Gelegenheit ſich ſelbſt, in der Eigenſchaft eines unfreiwilligen Präſidenten, zu erheben, mit kecker und feſter Hand den Faden Ariadne's aus dem labyrinthiſchen Wirrwarr der wild ſich widerſprechenden Anſichten herauszugreifen, und die verſchiedenartigen Kräfte aus dem Chaos, in das ſie geſchmolzen waren, mit der analytiſchen Virtuoſität eines Chemikers iſolirt und ſelbſtſtändig auf ihre urſprünglichen Plätze zu ſtellen. Dies that er ſtets mit einer Gegenwart des Geiſtes, mit einer

Zuverläſſigkeit des Ausdrucks, mit ſolch' einer überraſchend klaren Durchdringung des betreffenden Gegenſtandes unter gleichzeitiger Ausſcheidung der Theilnahme jedes Einzelnen an deſſen Diskuſſion, daß auch der Verwirrteſte ſich wieder zurechtzufinden vermochte. Aber geſchickt wußte dann Hr. v. Schlaier durch ſeinen Scharfſinn und ſeine Logik die Härte mancher ausgeſprochenen Anſicht in ſeinem Reſumé zu ermäſſigen, unklare Meinungen zu ſeinen Gunſten ſich zu deuten, auch hier und da eine captatio benevolentiae mit dareingehen zu laſſen, aus deren Schlinge das frappirte ehrenwerthe Mitglied ſich im erſten Momente nicht zu retten vermochte.

Vergebens ſcholl es dann aus der Mitte der Oppoſition wild durch die Räume des Saales, es möge der Hr. Präſident nicht durch den Miniſter ſein Amt verwalten laſſen, aber ſowie jener wieder das Wort ergriff, ſo dankte man es gleichwohl ſtillſchweigend dem letztern, daß er ihn früher darin unterbrochen hatte.

Ja, ihr Präſident iſt der lebenbedingende Nerv einer parlamentariſchen Verſammlung, er iſt ihr Feldherr, ihr Wachtmeiſter und ihr Quartiermeiſter zugleich. Hr. Schott hätte in jener Eigenſchaft, ein würdiger Nachfolger Weishaar's, über alle Kräfte der Verſammlung mit durchdringendem Blicke gewacht und nie würde ſeine verbündete Schaar, wie es wirklich ſo häufig geſchah, das Schickſal erlebt haben, durch die Zwietracht der Begriffe, welche unabläſſig von der Höhe des Präſidentenſtuhls in die Verſammlung geſchleudert worden, in der eigenen Schlachtordnung irr und zerriſſen zu werden.

So aber mußte gar oft die Oppoſition mit Schaudern gewahren, daß das feindſelige Schickſal dem Miniſter, als dem gewandteſten, keckſten und lebensfriſcheſten Redner, sua sponte die Macht in die Hände gegeben, die Anſichten der Kammer zu interpretiren und dem Urtheile der Geſammtheit mehr als einmal gänzlich vorzugreifen.

Ja, Hr. v. Schlaier war in dieſen Dingen ein Interpret, wie O'Connell kein beſſerer iſt, wenn es ſich um eine Analyſe der auf Naturrecht gegründeten Gerechtſame ſeines Volkes handelt. —

Hr. v. Schlaier hat neben ſeinem Geheimenrathstitel noch immer den eines proviſoriſchen Miniſters (oder Chefs) des Innern, und zwar aus Veranlaſſung ſeines eigenen Widerſpruchs, da er die ihm ſchon mehrmals angebotene definitive Uebertragung des Portefeuilles ſtets von der Hand gewieſen und ſich bisher anſtatt der glanzvollen Beſoldung eines auch dem Namen nach wirklichen Miniſters (der That nach iſt er's ſeit faſt ſechs Jahren) ſich mit der höchſt frugalen Beſoldung eines Staatsraths begnügt hat, ein großartiger, die perſönliche Selbſtſtändigkeit hell und wohlthuend beleuchtender Charakterzug dieſes Staatsmanns, welchem ehrenwerthen, nicht genug anzuerkennenden Vorgange die beiden übrigen Zweige des dreigliedrigen Bürger-Miniſteriums, Schwab und Herdegen, in edler Selbſtverleugnung gefolgt ſind. Dem Lande wird hierdurch eine ſonſt ſehr beträchtliche Ausgabe erſpart, denn bisher hatte ſich in Würtemberg noch kein adlicher Staatsmann gefunden, der etwa dem bürgerlichen Triumvirate hierin vorgeleuchtet hätte!

Hr. v. Schlaier, deſſen perſönlicher Adel ſich von den, von ſeinem Könige ihm verliehenen Orden (welche den perſönlichen Adel verleihen) herſchreibt, von dem er aber weder in ſeinen Unterzeichnungen noch ſonſt irgend in ſeinem Leben Gebrauch macht, auf den er überhaupt, objektiv genommen, nur ſehr wenig zu halten ſcheint, — iſt im erſten Beginne der Vierziger Jahre, ſonach, um eine Paraphraſe unſres Textes zu wiederholen, in der Blüthe ſeiner Kraft, aber auch ſchon auf jener Höhe des Lebens, welche ſo mancher andere ausgezeichnete Geiſt nur als das letzte Ziel ſeiner langjährigen Anſtrengungen, als den Preis ungeheurer Mühen und als Unterlage eines krankhaften Greiſenalters, erklimmen kann.

Johannes v. Schlaier iſt eine Lobrede auf den Genius der neueſten Welthiſtorie, welcher die Geiſter emancipirte, Hr. Schlaier, der Bäckersſohn, iſt ein Lorbeer des politiſchen Bürgerthums trotz des nunmehr ſeinem Namen vorgeſetzten unbürgerlichen Prognoſtikons, er iſt's um ſo mehr als öffentlicher Anwalt einer durchaus aufgeklärten, humanen und kräftigen Regierung, und um der Energie und Tüchtigkeit ſeiner eigenen Geſinnung willen. Denn er kämpft nicht wider die Idee, die Ihr an die Spitze Eurer Beſtrebungen ſtellt, Erkohrene des Volkes, ſondern nur wider deren extreme, das beſonnene Maaß überflügende Allgewalt, wenn ſie einmal mit den Bedingungen der ſocialen, nach regelmäßigen Normen ſich bewegenden Exiſtenz in harter tödtlicher Colliſion zuſammentrifft.

Wir wollen Fortſchritte auf den Bahnen vernünftiger Geſetze, wir wollen den endlichen Sieg der Humanität in allem Thun und Laſſen der Menſchenſeele, aber wir wollen nicht die Herrſchaft einer politiſchen Feuerlilie, die zugleich die Prinzipe unſers innerſten Lebens verſengt, indem ſie den Roſt rings um uns verdrängen will!

Dr. G. Bacherer.

Kunſtbericht aus München.

(Schluß.)

Mende aus Leipzig hat ſich erſt ſpät der Malerei gewidmet und in bisherigen Verſuchen das Talent nicht verrathen, mit dem er uns jetzt überraſcht. Kleine Genrebilder, zuletzt noch ein am Chriſtbäumchen eingeſchlafenes Kind, hatten eher eine Unzufriedenheit rege gemacht, die ſich aber durch das eben ausgeſtellte Gemälde in ihr Gegentheil umgeſetzt. Mende führt uns ein in München faſt zum Ueberdruß behandeltes Thema, den Tyroler Krieg, auf eine neue, ja ganz neue, wahrhaft ergreifende Weiſe vor. Wir befinden uns im Innern einer Bauernſtube; links und vor uns in der Tiefe des Zimmers ſind Fenſter, die als Schießſcharten dienen. An beiden Orten ſind die Bauern im Kampf gegen den (uns unſichtbaren) Feind.

Größte Thätigkeit: die Fenſter werden gegen die feindlichen Kugeln mit Federbetten zugehalten; Buben und Verwundete verrichten dieſen Dienſt; durch kleine Oeffnungen ſchießt man; dieſer hat geſchoſſen und glücklich; aber dem andern wurde der Sohn durch eine franzöſiſche Kugel todt in den Arm geworfen; hier ladet, dort ſchießt Einer; mit brennender Aufmerkſamkeit ſehen die Jungen dem Schuß und dem Ziel nach; ein anderer kniet rechts am Ofen und gießt Kugeln; Blei liefern einige beigeholte Fenſter; während deſſen iſt aber Feuer ausgebrochen im Haus; durch eine nach dem Oberboden führende Treppenthüre ſtürzt ein Bauer herein, Feuerqualm dringt ihm nach; ſein Geſchrei jagt zunächſt einen alten Blinden vor ſich her, der nach einem rettenden Auswege tappt, Weiber ſind in Verzweiflung; das Zimmer iſt voll Pulverdampf und Rauch und Alles in Bewegung — und doch iſt inmitten dieſes kriegeriſchen Tumultes für eine Scene des Friedens, aber auch des größten Schmerzes Raum. Vor uns in der Mitte des Zimmers verſcheidet Einer der Vaterlandsvertheidiger, dem eine Kugel durch die Bruſt gegangen. Ausgeſtreckt, mit betenden Händen, liegt er auf einer Bank, Mutter, Gattin, Kinder ringsherum und vor ihm der Prieſter mit dem ſichtbaren Troſte der Kirche, dem h. Sakramente. Es iſt dieſes ein Bild aus dem wirklichen Leben, jedoch durch eine künſtleriſche Conception der Herrſchaft des Zufalls entzogen. So wie eine Idee das Ganze belebt, ſo iſt auch die Anordnung mit Beſonnenheit ausgeführt, Scenen und Gruppen auf eine faßliche und zuſammenfaſſende Weiſe geordnet. Die Charaktere ſind mit großer Individualität gezeichnet und alle Affekte wahr, aber mit Mäßigung ausgedrückt. Kontraſte, wie die Tabakspfeife im Munde des ladenden Schützen, das am Sterbelager des Vaters lächelnde Kind u. a. m. ſind glücklich angebracht. Die Behandlung iſt ſorgfältig und zeigt — wiewohl ungleich — eine große Aufmerkſamkeit auf natürliche Erſcheinungen, wie denn der Feuerqualm mit täuſchender Wahrheit gemacht iſt. Was dem Bilde inzwiſchen als Darſtellung ſeinen Werth gibt, iſt die Richtigkeit der Bewegung der Geſtalten, ſo daß man nicht ein Bild, ſondern das Ereigniß zu ſehen glaubt. Dies hat dem Künſtler auch die allgemeinſte und einſtimmigſte Theilnahme gebracht.

Joſeph Petzl hat uns eine charakteriſtiſche römiſche Scene aufgeführt. Bekanntlich beſitzt dieſer Künſtler eine beſondere Gewandtheit in der Ausführung, in Behandlung der Stoffe und Beleuchtung. Dieſes Talent unterſtützte ihn weſentlich bei einer Vorſtellung, deren Perſonen für einen feierlichen Akt in einem geſchloſſenen Raume beiſammen ſitzen: Eine römiſche Jungfrau unterſchreibt einen Ehekontrakt. Die Leutchen gehören dem wohlhabenden Bürgerſtande an, Aeltern und ſonſtige Verwandte ſind zugegen; an Wein, Backwerk und andern Erfriſchungen iſt kein Mangel; der weinglühende Notar bildet den Indifferenzpunkt zwiſchen dem wohlhäbigen Bräutigam und der ſchönen Braut; ein Pfaff, eingedenk ſeines geiſtlichen Standes, hält ſich an das geiſtige — Getränk nämlich — und wird, ſonderbar genug, dabei von dem, durch einen grünen Vorhang dringenden Sonnenlichte, grün gefärbt. — Heiterkeit ſchwebt über dem ganzen Bilde und dieſe, verbunden mit den übrigen Reizen deſſelben, werden ihm überall eine gute Aufnahme ſichern.

Carl aus Hamburg hat eine freie Ausſicht über den Chiemſee von der Höhe herab im Nachmittagsſonnenſchein gemalt, und damit ein tüchtiges landſchaftliches Talent gezeigt.

Gurlitt aus Hamburg hat eine ſchwediſche Seeküſte mit hohen Felſenwänden und blauem Meeresſpiegel dargeſtellt. Lange ſah München eine Landſchaft von ſo imponirender Schönheit nicht; denn nicht nur, daß die Natur gleichſam abgeſchrieben war, mit Licht und Schatten, Glanz und Wiederſchein, ſo war auch ſie ſelbſt des Abſchreibens durch ſolche Hand im hohen Grade werth; Luft und Meer, und Farben, und Formen der Gebirge erfüllen das Auge mit gleicher Luſt.

Zimmermann aus Dresden hat mit wenigen einfachen, aber großen Zügen einen Spätherbſttag im Vorgebirg der Alpen geſchildert. Hügelland und Ebene, durch Hochgebirg in der Ferne geſchloſſen; entlaubte Waldung, erſtorbene Fluren, magere Haide, und ein einfarbig grauer Himmel darüber; im Vordergrund eine ſchlanke Buche, die braunbelaubten Zweige rings ausbreitend; ein Hirt darunter mit ſeinen Schafen am einſamen Feuerchen — das ſind die Elemente eines ergreifenden Gemäldes. Es ſcheint, als habe der Künſtler zeigen wollen, wie weit die Macht der ſchlichten, ſelbſt der unſcheinbarſten Natur gehe, aber ſein Werk ſagt uns, daß dazu viel Kunſt und vor Allem die Fähigkeit gehöre, Stimmungen zu objectiviren, d. h. der durch die Natur angeregten Empfindung den entſprechenden Ausdruck in den gehörigen Verbindungen und Zuſammenklängen zu geben.

Genannte drei Landſchaften gehen zur Ausſtellung nach Hannover, und München wird ſie ſchwerlich wieder ſehen.

Aus Stuttgart.

(Fortſetzung.)

Um von Spindler hinweg zu einem erfreulichen literariſchen Lichtpunkte überzugehen, erwähne ich der ganz kürzlich erfolgten zweiten Ausgabe des „letzten Ritters“ von Anaſtaſius Grün, dieſes herrlichen Dichters, den wir noch vor geringer Zeit für wenige Tage in unſerer Mitte zu ſehen das Vergnügen hatten. Seine Angelegenheit (um die Sache zart zu benennen) mit dem Herrn von Braunthal hatte die öffentliche Meinung der hieſigen Gelehrten auf's Bitterſte wider den Letztern gerichtet, der in dieſer Sache ſich in einer Haltung benahm, die nach unſerm Dafürhalten den Standpunkt ſeiner Ehre für immer erſchüttert hat.

Indem ich von dem Namen des Verfaſſers der unſterblichen „Wiener Spaziergänge“ zu unſern Kunſtzuſtänden übergehe, habe ich zuerſt einiger taktiſchen Verhältniſſe an unſerer Hofbühne zu erwähnen, die in mehrfachem Betrachte wichtig ſind, und die auch noch jüngſthin einen Theil des deutſchen Publikums beſchäftigt haben. In dieſen Blättern iſt ſchon mehrmals, ſofern theatraliſche Zuſtände von einem höhern kulturgeſchichtlichen Geſichtspunkte aus betrachtet werden können, von der hieſigen Hofbühne und der unerfreulichen Natur ihrer Verwaltung die Rede geweſen, wobei gegründete Klagen wider den Vorſtand dieſer Verwaltung ausgeſprochen wurden. Es iſt bekannt, daß an der Spitze des Inſtitutes ein Mann ſteht, den nur der Grafentitel zu den mit ſeinem Amte verbundenen Leiſtungen zu qualifiziren vermochte. Qualitäten im eigentlichen Sinne ſind noch nicht von ihm zum Vorſchein gekommen, und es litt daher die hieſige Bühne ſeit Jahren an einer unſäglichen Zerriſſenheit hinſichtlich ihrer äſthetiſchen Verwaltung und an der Herrſchaft eines Ungeſchmackes, wie er auf keinem andern Punkte Deutſchlands in gleicher Troſtloſigkeit zu erſchauen iſt. Was noch etwa Gutes reſſiren mochte, wurde, und wohl mit Recht, dem Einfluſſe Seydelmann's zugeſchrieben, eines Mannes von Takt und Haltung, und, wenn ſchon in einſeitigen Kunſttheorien befangen, ſo doch von einer klaren Erkenntniß alles deſſen, was ſchön iſt, durchdrungen. Als Seydelmann die nachgeſuchte Entlaſſung erhalten und hierdurch ſein Verhältniß zur Intendanz geſtört worden war, ſtellte ſich die ſociale Unkultur des Intendanten gegen den gedachten Künſtler in einer Weiſe heraus, welcher bereits von einem ruhiger urtheilenden Publikum eine kritiſche Rüge zu Theil geworden. Es folgte hierauf ein förmlicher Bruch zwiſchen Seydelmann und dem Intendanten, deſſen Motive und Natur ſogar von hochſtehenden politiſchen Blättern behandelt wurden. Seydelmann ſollte ſich höchſt ungeeignet gegen ſeinen Vorgeſetzten benommen haben, doch konnte dabei nicht geläugnet werden, daß letzterer hierzu auffordernde Veranlaſſung gegeben habe. Die Sache kam endlich vor Se. Majeſtät, welche ſich bewogen fanden, den Künſtler augenblicklich zu entlaſſen. Die Intendanz glaubte bei Execution dieſer Entlaſſung ſo weit gehen zu dürfen, dem Hrn. Seydelmann vom Tage ſeiner Entlaſſung an das Gehalt zu entziehen, worüber es bereits zum Prozeſſe gekommen iſt, über deſſen Ausgang Niemand, der auch nur einen unklaren Begriff von rechtlichen Verhältniſſen hat, im Zweifel bleiben kann. Seydelmann konnte entlaſſen werden, aber im Gefolge deſſen durfte man nicht zu einer widerrechtlichen Maaßnahme, wie die letztgedachte, wider ihn ſchreiten. Indem ich nach den gemachten Mittheilungen derſelben, dieſer Verhältniſſe, als ſich außer dem höher ſtehenden Tendenzgebiete dieſer Blätter haltend, mit keinem weiteren Worte gedenke, bleibt mir blos noch eine kurze Erwähnung der eigenthümlichen Motive übrig, die Hrn. Seydelmann unabläſſig zur Veränderung ſeiner künſtleriſchen Verhältniſſe trieben. Seine Stellung in hieſiger Stadt war öd und einſam, und was anderwärts den Künſtler zu neuen Schöpfungen begeiſtert, mangelte ihm hier für und für gänzlich. Seine nächſten Umgebungen, weit entfernt, erträglich zu ſein, ſündigten gegen die höhere Weihe der Kunſt durch gemeinen Künſtlerneid, der ſeine Spitze wider das hervorragende Talent Seydelmann's kehrte. Leute, denen Seydelmann emporgeholfen, darunter Literaten, welchen ſeine liberale Gaſtfreundſchaft in tiefer Noth einſt Unterkommen gewährte, verbanden ſich mit jenen unwürdigen Künſtlerintriguen, um Seydelmann's Exiſtenz in hieſiger Stadt nicht nur mit jedem Tage, ſondern mit jeder Stunde zu verbittern.

Nun Seydelmann wegzieht, ſeit dieſer Mime nicht mehr auf unſern Brettern geſehen wird, fängt das Publikum an, die Verſchuldungen Einzelner, die den wackern Künſtler aus ſeiner Mitte getrieben, zu erkennen. Seydelmann allein, ſeine einzelne Künſtlerindividualität hatte der hieſigen Bühne in den letzten Jahren einen Ruf verſchafft, um den ſie vielfach beneidet wurde und der nun haltlos wieder zuſammenſinkt. So unangenehm aber auch die Verhältniſſe ſind, unter welchen Seydelmann Stuttgart verläßt, das er an ſo manchem Abende begeiſtert hatte, ſo groß darf gleichwohl die Freude aller aufrichtigen Kunſtfreunde ſein, die in der neuen Stellung Seydelmann's, nur einen näheren Schritt zu noch bedeutenderen Leiſtungen dieſes Künſtlers erſehen können. Seydelmann findet in Berlin ein attiſches Publikum, das ihn in gleichem Grade mehr und mehr begeiſtern wird, als es ſelbſt fähig iſt, in den Werth ſeiner Leiſtungen tiefer einzudringen.

In welch' neues Verhältniß die deutſche Dramaturgie zu Seydelmann von jetzt an ſich ſetzen werde, hoffen wir ſchon von der nächſten Zukunft zu vernehmen; jedenfalls in ein erſprießlicheres, als es bisher der Fall war.

Weil ich von Dramaturgie und Theater rede, ſo liegt mir ob, eines in die Literatur dieſer Gebiete einſchlagenden periodiſchen Werkes zu erwähnen, deſſen dritter Jahrgang vor Kurzem erſchienen iſt: ich meine die Theaterrevue des Hrn. Lewald.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

*** Der Gewerbverein für den preußiſchen Staat hat am 24. Jan., dem Geburtstage Friedrich's d. Gr. (1712), der als Stifter der preußiſchen Induſtrie betrachtet wird, ſein Jahresfeſt gefeiert. Im vor. Jahre zählte er 900, in dieſem Jahre ſchon über 1000 Mitglieder, von denen etwa 300 Einwohner der Hauptſtadt. Unter den 700 gibt es aber auch Ausländer; Franzoſen, Holländer, Engländer. Jedes Mitglied zahlt jährlich einen Beitrag von 6 Thlrn. Das eigene Vermögen des Vereins beſteht jetzt aus 30,000 Thlrn. Er ertheilt jährlich bedeutende Prämien für Erfindungen und Löſung von ihm geſtellter Aufgaben. Der Leipz. Allg. Ztg. zufolge bildet er »die einzige bedeutende Corporation, wo wahrhaft liberale, unabhängige, und dabei doch durchaus gemäßigte, vernünftige, geſetzliche Geſinnungen vorherrſchen.«

*** Die deutſche Sprache, in den franzöſiſchen Schulen aufgenommen. — Der königl. Rath des öffentlichen Unterrichtes in Frankreich hat in dieſen Tagen beſchloſſen, daß die neueren Sprachen, beſonders die deutſche und engliſche, in den königl. Collegien, nach Art der alten Sprachen, gelehrt werden ſollen, und daß der Unterricht in der deutſchen darin für alle Schüler als vorgeſchrieben zu betrachten ſei. Die zu Lehrſtühlen dieſer Sprache ſich Meldenden müſſen eine gelehrte Bildung und einen akademiſchen Grad erhalten haben. — Hiernach iſt zu erwarten, daß in Deutſchland bald der Sanskrit und das Hebräiſche auf allen Gymnaſien gelehrt werde.

*** Ordensvertheilung in Preußen. — Bei der am 21. Januar zu Berlin ſtattgehabten Ordensvertheilung erhielten u. A. Dr. Gotthold, Gymnaſialdir. zu Königsberg, Dr. Ideler, Prof. zu Berlin, Dr. Mohnike, Schulrath zu Stralſund, Dr. Wagnitz, Prof. zu Halle, die Schleife zum rothen Adlerorden 3. Klaſſe; — den rothen Adlerorden 3. Klaſſe empfingen u. A. die Hrn. Dr. Caſper und Dr. Dieterici, Profeſſoren zu Berlin, Dr. Menzel, Prof. zu Breslau; — den rothen Adlerorden 4. Klaſſe Dr. Abegg, Prof. zu Breslau, Catel, Maler zu Rom, Dr. Jacobi, Prof. zu Königsberg, Dr. Guſtav Roſe, und Dr. Schubarth, Profeſſoren zu Berlin, und Dr. Welker, Prof. zu Bonn.

*** Die Freimaurerloge zu Lüttich ernährt, der dortigen Zeitung zufolge, jetzt an 80 arme Familien und läßt außerdem tägliche Spenden an Einzelne verabreichen.

*** Die Kabiren. — In einer der letzten Verſammlungen der königl. iriſchen Akademie verlas Hr. Wil. Betham eine Abhandlung, in welcher er zu beweiſen ſuchte, daß die Kabiren eine geheime Geſellſchaft oder Brüderſchaft waren, welche ihre Entdeckungen in Künſten und Wiſſenſchaften vor allen Nicht-Eingeweihten verbargen; daß dieſe Geſellſchaft bei den Phöniziern entſprungen, auch ſehr lange Zeit auf dieſes Volk und ſeine Kolonieen beſchränkt war u. ſ. w. Das Wort Kabiri bedeute im Celto-Phöniziſchen wörtlich: der Wiſſenſchafts-Bund oder Verbrüderung. Durch ſchreckenvolle Myſterien meint Hr. Betham, habe dieſer Bund lange die ausſchließliche Herrſchaft über die See und den Handel behauptet. Zur genauen Erklärung aller auf das Kabirenweſen bezüglichen Namen ſei er aber erſt durch die Entdeckung gekommen, daß die Celtiſche und die Phöniziſche Sprache identiſch.

*** Hummel hinterließ, öffentlichen Blättern zufolge, ſeinen zwei Töchtern 400,000 Franken, 23 Brillantringe, 24 goldene Tabatieren, 114 werthvolle Uhren und zwei mit Edelſteinen beſetzte Ordens-Inſignien.

*** Preiſe für Ultramarin, Lithographie und Lithochromie. — Die Geſellſchaft zur Aufmunterung der Nationalinduſtrie zu Paris hat Hr. Dupont aus Perigueux für Auffindung lithographiſcher Steine bei Chateauroux, welche die Münchener noch übertreffen ſollen, den Preis von 3000, und Hrn. Engelmann zu Straßburg für ſeine Lithochromien (farbigen lithogr. Drucke), ſowie Hrn. Ferrand für ſeine Bereitung des Ultramarins, jedem einen Preis von 2000 Fr. zuerkannt!

*** Die Zahl der Advokaten und Avoué's bei den Gerichtshöfen in Paris belief ſich im J. 1815 auf 300, im J. 1830 auf 670, und im vorigen J. auf 880! —

*** Ueber das Pönitentiarſyſtem und die Einrichtung der Gefängniſſe hat eben Hr. *Vicomte Bretignières de Courteilles* unter dem Titel: „*Les condamnés et les prisons*" ein Werk herausgegeben, welches von eben ſo viel Einſicht als Menſchenliebe zeugend, eine treffliche Vorarbeit für die Geſetzgebung über jene hochwichtigen Gegenſtände darbieten ſoll.

*** Der Verkauf des Trinkwaſſers zu Paris hat der Stadt im J. 1836 die Summe von 481,530 Franken eingebracht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 31. 1838.

Phönix.

Montag, 5. Februar.

Nächte.

Gepanzerte Lieder

von

Karl Beck.

(Leipzig, Engelmann 1838.)

Noch vor wenigen Jahren war man faſt allgemein der Meinung, das goldne Zeitalter der Lyrik ſei für Deutſchland vorüber. In der That ward ſo viel mit Verſen und Reimen geklimpert, daß ein Menſch, der zufällig noch „Muſik in ſich ſelbſt hatte,“ an einem ſolchen Concert keinen Gefallen finden konnte. Uhland griff zwar je zuweilen noch ein Paar Accorde auf ſeiner chevaleresk-romantiſchen Harfe, und Friedrich Rückert ſpielte fort ohn' Unterlaß die bewundernswürdigſten Variationen. Sein vielgeſtaltiges Talent, mit leichtem Schwunge jeder Stimmung ſich anſchmiegend, gaukelte, ein prangender Schmetterling mit bunten Schwingen, mit gleicher Grazie um Indiens Roſengärten und des deutſchen Nordens ernſt-ehrwürdige gothiſche Münſterthürme. Durch unermüdliche Ausdauer gewann er ſich langſam ein ausgewähltes, feinſinniges Publikum. Uhland war tiefer in's Volk gedrungen, weil er zumeiſt die ſentimentale Liebenswürdigkeit mit männlicher Galanterie ſtreichelte, ohne deshalb in offenbare Schwächen zu verfallen. Bei alledem aber gebrach es doch immer noch an einem neuen friſchen Kern. Es waren entweder neu aufgekrempelte oder angeeignete Laute, an die man ſich hielt. Da trat aus den ſtummen Felſengebirgen Krains ein ernſter Mann hervor und ſchleuderte wie Fangbälle Gedankenlawinen mit melodiſchem Donner in die deutſchen Lande. Anaſtaſius Grün eroberte ſich mit den „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ die vom Schlaf auferſtandene Jugend und begrub unter ſeinen „Schutt“ alle Bedenklichkeiten, womit ſich der Deutſche ſo gern zu umgeben pflegt, wenn das Außergewöhnliche ſeiner Perſönlichkeit zu nahe tritt. Grün's „Schutt“ war die Grundſteinlegung zum Tempel der neueren Lyrik, die, ein geniales Kind der Zeit, nicht mehr am Fenſter des Liebchens thränenfeuchte Nachtgedanken girrt, oder im Mondſchein nachtwandelnd von ſich ſelbſt nichts weiß, ſondern als Held mitten hineinſtürzt in den großen Meinungskampf des Tages. Das Schwert in der Hand zieht ſie in die Schlacht, bettet aber mild und verſöhnend die nothwendigen Opfer unter duftende Roſen, die einen ewig langen keuſchen Kuß auf die Gefallenen hauchen. Aus dieſer Lyrik, dünkt mich, wird den Deutſchen auch eine neue Literatur entſtehen, deren üppig aufſchießende Laubenzweige eben ſo die Erde liebend umarmen als hinauf in den dunkelblauen Himmel greifen werden. In dieſer Laube wird das Volk wieder ſtark werden, ein Held, ein junger Rieſe, und ſtillſchweigend wird es die unwürdige Hülle von ſich werfen, womit der Gram der Zeit es bettelhaft umgeben hat.

Karl Beck reiht ſich dem dichteriſchen Fauſt Oeſtreich's mit ſeinen vor Kurzem erſchienenen „Nächten“ würdig an. Er iſt ſein jüngerer Bruder, ohne doch von ihm zu entlehnen. Nur entwickelt haben mag ſich an dem öſtreichiſchen Sänger ſein Talent. Der Süden, ſcheint es, will allein und ausſchließlich die Lyrik zur Sprache machen, in der er ſeine tiefſten Schmerzen und Hoffnungen zur auferweckenden Ruhe bettet. Wenn dem deutſchen Norden, durch ſeine philoſophiſche Bildung, die lyriſche Weichheit im Gedanken ſchon verſagt worden iſt und er deshalb ſeine Wünſche und Erwartungen in eine Proſa einſpinnt, die von Grazien getragen, in Rhythmus und Periodenbau die ätheriſche Elaſticität des Verſes mit der ſchlagenden Beweiskraft einer ſieggewiſſen dialektiſchen Virtuoſität verbindet; ſo iſt dem Süden dagegen die Sendung geworden, das Herz in vollen Tönen zu rühren, ohne die Thatkraft abzuſpannen. Beck, dem dieſe Gabe gleichfalls zu eigen geworden, iſt ein Ungar, ein Kind jenes glücklichen Landes, wo man weder eine gedankliche, noch eine bürgerliche Polizei duldet, und der Natur in's immer offene, lachende Auge ſieht. Was vom fernen deutſchen Norden glücklich die Mauth paſſirt, das wird in Ungarn geleſen und genoſſen, während man ſich ſorglos auf [illegible] blauen Welle der Donau den türkiſchen Grenzen entgegenſchaukeln läßt.

Ich glaube, Karl Beck empfing die erſten Eindrücke der neueren Literatur auf jenem Strome. Sein kräftiger Geiſt lernte Börne kennen, und von ihm hingeriſſen, erſtarkt, und ſich nach einem Wirkungskreiſe ſehnend, verließ er die Heimath und zog dem deutſchen Norden entgegen. Alles, was ihn ſeitdem berührte und bewegte, das bringen uns dieſe Mährchen, die ihm die Zeit, eine neue Scheherazade, bei nächtlicher Weile erzählte. Beck gibt uns einſtweilen in 75 Nächten fünf Mährchen. Das erſte enthält „Abentheuer eines Leipziger Studenten,“ das zweite und dritte „die neue Bibel,“ die Börne ſchreibt; „das junge Paläſtina“ bildet den Inhalt des vierten, dem ſich im fünften „Mährchen verſchiedenen Inhalts“ anreihen. So ganz ſein ſinnendes Haupt an den Buſen der Zeit lehnend, könnte man glauben, die Poeſie werde erdrückt von der rauhen Wirklichkeit; allein in dieſem jugendlichen Naturkinde verſchmilzt die Proſa des gemeinen Tages ſich ſo innig mit der poetiſchen Empfängniß ſeines Gemüthes, daß ſich Alles unter ſeiner Hand in die duftigſte Dichtung hülle. Die keckſten, himmelſtürmenden Gedanken tauchen ſich in zauberiſche Bilder und die Sprache gehorcht ihm ſo leicht, daß nur ſelten eine Härte die zarte Melodie des Verſes ſtört. So feinſinnig aber der Dichter auch den Forderungen ſich anzuſchmiegen verſtand, die von Seiten des Geſetzes und der Sicherheit an den Schriftſteller von heut gemacht werden; ſo ſcheint es ihm doch nicht möglich geweſen zu ſein, alle Hinderniſſe mit Glück zu beſiegen. Dadurch ſind, ſcheint es mir, einzelne Lücken entſtanden, und hier und da in den Dichtungen ſelbſt haben ſich Unklarheiten eingeſchlichen. Dahin rechne ich z. B. das Gedicht „die erlöſende Liebe.“ „Das junge Paläſtina“ iſt zu weit ausgeſponnen. Die letzte (70) Nacht hätte entweder weggelaſſen oder den übrigen mit eingebunden werden müſſen; nach den großen Gedanken, die der Dichter kurz vorher ausgeſprochen hat, wird das Folgende matt. Unter die ſchönſten Gedichte der ganzen Sammlung zähle ich, wenn überhaupt ein ſolches Wägen und Schätzen ſtattfinden ſoll: „Die deutſche Buchhändlerbörſe“, „Schiller's Haus in Gohlis“, „die bettelnde Polin“, „Hotel de Ruſſie“, „die verwaiſte Burſchenkneipe“, „Sündfluth“, „der Thurm zu Babel“, „Du ſollſt nicht tödten“, „die büßende Magdalena“, „Unſer täglich Brod gib uns heut“, „Sein Tod“.

Bleibt irgend ein Wunſch noch übrig, ſo wäre es der allerdings nur ſubjectiv giltige, Karl Beck möchte bei ſeinen ferneren Productionen auch die zarte Saite ſeines Gemüthes etwas mehr erbeben laſſen. Nicht daß es ihm an Sanftheit im Allgemeinen fehle, aber der kriegeriſche Geiſt tritt vielleicht nur in ſo fern zu ſcharf hervor, als er in dieſer Weiſe der Zukunft nicht immer mitten im Kampfe Roſen um die Heldenbruſt möchte binden können. Das iſt jedoch, wenn überhaupt ein Fehler, ein ſchöner Fehler der ſprudelnden Jugendkraft. Ein Tag kann ihn abſtreifen, der mit der Reife des künſtleriſchen Bewußtſeins ungerufen ſich einſtellt. Es ſind dieſe „Nächte“ Produkte einer genialen, kindlich unbefangenen Naturkraft, die mehr im poetiſchen Prophetenblick ahnt, als klar weiß, was die Zeit begehrt. Es iſt das Bilden und Schaffen, Lehren und Verſöhnen des Genie's, dem der größte Schmerz nur das Auge mit Thränen bethaut, um hinter dem umflorten Blicke den Sonnenſtrahl der Freude und des tiefſten Friedens ſeinen farbigen Fächer auseinander falten zu ſehen.

Und ſo gehe das Büchlein hin in die Welt, und, wann die bedrängte Menſchheit nicht mehr des Tages ſich zu erfreuen vermag, dann lege ſie die ſorgenvolle Bruſt gläubig an die flüſternden Blätter dieſer „Nächte“ und ich glaube, ſie wird am nächſten Morgen geſtärkt wieder aufwachen, und vielleicht mit dem Dichter zugleich ausrufen:

»Und Du Weltenlenker oben!
Wenn Dein Aug', das ewig blaue,
Auf den Tafeln meines Lebens
Strenge prüfend, einſt geſchaut;
Daß ich ſatt mich liebend lebte,
Satt mich ſang, um einſt zu leben, —
Laſſe dann die Todesengel
Sanft auf mich hernieder ſchweben.«

»Aber ſende den Erlöſer,
Send' ihn mir zu jener Stunde,
Wenn die Glocke Eins verkündet
Mit dem treuen Eiſenmunde.
Damals enden nach der Sage
Geiſter ihren ſchönen Reigen,
Und da möcht' ich mit den Geiſtern
Als ein Geiſt zu Grabe ſteigen.«

C. W.

Aus Stuttgart.

(Fortſetzung.)

Wenn nicht geläugnet werden kann, daß durch dieſes Unternehmen mannigfaltige Materialien zur neuen Bühnengeſchichte geliefert werden, ſo iſt auch andererſeits gewiß, daß es in der Sphäre der reinen dramatiſchen Kunſtkritik ohne tiefere Bedeutung iſt. Als Organ des letzteren Betreffs werden wir daher immer wieder auf die neu erſtandenen „Jahrbücher der Dramaturgie“ verweiſen müſſen, in denen ſich theoretiſche auf wiſſenſchaftlicher Grundlage ruhende Geſchmacksbildung mit den nöthigen Requiſiten der unmittelbaren Kunſtintuition verbindet.

Bloße Theaterkenntniß genügt nicht für ein dramaturgiſches Amt, ſo wenig als eine bloß theoretiſche Kunſtbildung Erſpriesliches leiſten kann. Das leztere hat uns Tieck bewieſen, das erſtere Hr. Lewald, der als Dramaturg in der von Leſſing gegebenen Definition nicht in Anſchlag zu bringen iſt. Was uns am meiſten in dem angeführten Jahrgange der gedachten Theaterrevue angeſprochen hat, ſind die Briefe Heine's an den Herausgeber. Was in dieſen Mittheilungen über deutſche Bühnenzuſtände geſagt iſt, verdient volle Beherzigung, und in den humoriſtiſchen Invektiven auf den Hofrath Raupach wird man den unauslöſchlichen genialen Wiz Heine's wieder finden. Die übrigen Beſtandtheile dieſes Jahrganges haben zuerſt nur ein bühnengeſchichtliches Intereſſe und bieten dem Kritiker keine Formen, ſondern Stoffe dar.

Wenn ich bei dieſer Gelegenheit, um der Aehnlichkeit der Gegenſtände willen, der Erſcheinung der Dem. Schebeſt auf der Stuttgarter Hofbühne erwähne, die in vielen federleichten Organen unſerer „ſchönen" Tagesliteratur ſo vielfach beſprochen wurde, ſo geſchieht es aus dem Grunde, das Moment anzudeuten, welches man dieſer Künſtlerin in der Geſchichte der modernen deutſchen Geſangskunſt angewieſen. Nachdem ſo Vieles über ſie geſchrieben worden iſt und der ſanguiniſche Enthuſiasmus des leicht erregten Augenblickes einer ruhigeren Prüfung Plaz gemacht, können auch die Stimmen für und wider nach ihrem inneren Gehalte abgewogen werden, was in Wahrheit nichts Schweres iſt. Wie es immer zu geſchehen pflegt, daß ein Publikum, welchem ein unkultivirter oder irregeleiteter Geſchmack kein tieferes Urtheil verliehen hat, ſich zumeiſt an Extreme hält und für ſeine Gefühlsweiſe keinen Mittelpunkt finden kann, ſo iſt dieſe Bemerkung hauptſächlich auf die geräuſchvolle Erſcheinung der Dem. Schebeſt auf mehreren ſüddeutſchen Bühnen anzuwenden. Unbeachtet aus dem kalten kritiſchen Norden kommend, wußte Dem. Schebeſt auf der Karlsruher Hofbühne das leichtbewegliche ſüddeutſche Blut, nicht durch die Poeſie ihres Geſanges, ſondern durch die Anmuth und den Ausdruck ihrer Aktion und einer einnehmenden, ſich bewußt-naiven Perſönlichkeit zu entzünden, welcher Prozeß ſich wenige Wochen ſpäter den Stuttgartern mittheilte, um ſofort in Karlsruhe in lezter Strömung auszutreten. Dem. Schebeſt iſt von den Einen übertrieben gelobt, von Andern unmäßig getadelt worden, als motivirtes Urtheil aber ſtellt ſich heraus, daß ihr weder Natur noch Kunſt ein Recht gegeben haben, einen kunſtgeſchichtlichen Moment der Neuzeit einzunehmen. Dem. Schebeſt entbehrt durchaus der Requiſite des Tones, des erſten Erforderniſſes einer Sängerin, während ihrer Plaſtik, die ſo viele Verehrer gefunden, die höhere Intenſität gebricht. Nennt nicht Seele und Gefühl, was ſich als Blutlauf der phyſiſchen Natur herausſtellt, und nicht dramatiſche Plaſtik, was ſich auf den Brettern in verſchiedene beliebte Formen ſchicken mag. Mein ſchon früher ganz gleichmäßig wie hier ausgeſprochenes Urtheil, hat inzwiſchen in Norddeutſchland und München, wo ſeither Dem. Schebeſt abwechſelungsweiſe aufgetreten, ſeine Beſtätigung gefunden und die Erwähnung ihres Namens an dieſem Plaze geſchah nur aus dem kulturhiſtoriſchen Motive, dem wir gleich anfangs eine nähere Deutung gegeben.

Bevor ich von den theatraliſchen Zuſtänden zu einer andern ungleich wichtigeren Materie übergehe, bleibt mir noch des vor zwei Monaten erfolgten Erſcheinens des „Schiller-Albums" Erwähnung zu thun. Wie lange Deutſchland darauf vertröſtet wurde, iſt notoriſch, und wie ſchlecht am Ende die hochgeſpannten Erwartungen befriedigt wurden, iſt nicht minder bekannt. Wir erwarteten ein Prachtwerk, auch in buchhändleriſcher Beziehung, und haben dafür ein ziemlich gewöhnliches Werk auf allerwärts gangbarem Velinpapier erhalten, das ſchon auf der erſten Seite des Buches durch den häßlichſten aller Druckfehler, im erſten Verſe des Gedichtes Sr. Majeſtät des Königs von Baiern*), entſtellt iſt. Die zahlreiche Schaar der aus der Cotta'ſchen Offizin hervorgegangenen Druckfehler wurde durch dieſen Superlativ korrektoriſcher Indolenz gleichſam promovirt. Das Album war kaum ausgegeben, als das ſorgſame Schillercomité genöthigt war, in allen hieſigen Zeitungen dieſe abſcheuliche Sünde zu rügen, die wirklich einem crimen laesae majestatis in mehrfachem Betrachte ähnlich iſt. Wir erwarteten aber auch ein Prachtwerk hinſichtlich der Innerlichkeit des Albums, wir waren berechtigt zu muthmaßen, daß Deutſchlands kräftigſte Geiſter in wenigen, aber bezeichnenden Geiſteszügen ſich darin in ihrer ſchönſten Vollkraft offenbaren würden. Wie ſehr wurden wir getäuſcht! Neben dem nur höchſt ſparſam durch das Buch zerſtreuten wahrhaft Guten, das mehreren der größten poetiſchen Geiſter Deutſchlands angehört, neben dieſen vollen kräftigen Frühlingsroſen der deutſchen Produktivität, finden wir ſehr viel Haidekraut und Gänſeblumen. Die Mittelmäßigkeit iſt faſt auf jedem Blatte repräſentirt, dafür vermiſſen wir hunderte ſchöner und edler Namen, auf welche Deutſchland ſtolz ſein kann, und deren Abweſenheit dem Album ein böſes Prognoſtikon mit Recht zu ſtellen vermag. Doch nicht nur wurden durch dieſes Album die Lebenden getäuſcht, auch die Manen Schiller's wurden dadurch bei mehrfachem Anlaſſe beleidigt. Mancher ſchwäbiſche und auſſerſchwäbiſche Dorfmagiſter, der hier ſich einquartirt, entblödete ſich nicht, an dem erhabenen Geiſte vieler Schiller'ſchen Dichtungen ſeine blödſinnige, wenn ſchon bejahende Kritik zu üben. Welch ein Schickſal großer Geiſter, wenn Finken ſich wagen dürfen, ihnen Angeſichts der ganzen Nation ein Todtenamt zu ſingen! —

Das Schillercomité hat ſich zwar durch das Schillerdenkmal in eigenthümlicher Weiſe unſterblich gemacht, doch aber glauben ſeine wohlmeinendſten Freunde, es ſelbſt bedürfe eines Reliefs, um ſich bei der Zukunft über manche ſeiner Handlungsweiſen zu rechtfertigen. Aus dieſem Grunde ſind in Stuttgart mehrere Patrioten zuſammengetreten, um das Werk eines talentvollen Künſtlers, nämlich einen auf Stein coloſſal ausgeführten Schillerkopf, als Denkmal des Schillercomité's, prächtig lithographirt, in den Beſitz des deutſchen Publikums gelangen zu laſſen, damit es über dieſem wahrhaften Kunſtwerke die Thaten der Korporation vergeſſe, welcher es gewidmet iſt.

Ich wende mich von dieſem Gegenſtande gerne hinweg zu den Regungen des hieſigen öffentlichen Geiſtes, bei Gelegenheit mehrerer großer deutſcher Nationalfragen, welche das kaum geſchiedene Jahr in einem Zuſtande der größten Verwirrung gelaſſen hat.

Als eine Thatſache von wichtigem geſellſchaftlichem Belange muß ich nämlich anführen, daß die Angelegenheiten in Hannover und die kirchlichen Verhältniſſe in Rheinpreußen mit ihren langen und tiefen Schlagſchatten hier eine Theilnahme gefunden haben, wie ſie auf keinem andern Punkte Deutſchland's ſich lauter und kräftiger ausgeſprochen hat.

Ein Volk, das lange hindurch durch ſeinen echt deutſchen Sinn um die edelſten Sympathieen des Geſammtvaterlandes gewetteifert, mußte, noch ehe ſeine erſte Freude über die Thronbeſteigung ſeines neuen Königes verſtummt war, den Verluſt des edelſten Gutes empfinden, welches ihm als Vermächtniß edler Hände, welche noch kurz zuvor die Zügel ſeines Regimentes geleitet, überwieſen worden. Die Kunde dieſes Ereigniſſes erſcholl, die Gebirge Deutſchlands durchdröhnend, mit lautem Mißton nach unſerm Süddeutſchland, wo noch ein friſcher Sinn für die nationale Ehre des deutſchen Vaterlandes und der Sinnes- und Handlungsweiſe des Volkes vorherrſcht.

---

*) In der vierten Zeile ſteht nämlich: »Dauerhafter iſt er als geprägt in Erz« für: »Dauerhafter als geprägt in Erz!«

(Schluß folgt.)

Die religiöſen Intereſſen der Zeit.

Der katholiſche Doktor und Profeſſor Staudenmaier, ein Jünger Möhler's, hat in der Zeitſchrift für Philoſophie und ſpekulative Theologie von Dr. J. H. Fichte (B. 1.) ſich über „die religiöſen Intereſſen der Zeit“ vernehmen laſſen. Er meint: „die verfeinerte Sinnlichkeit ſei der Haus- und Seelengötze, dem an der Stelle des wahren Gottes, wie er durch Chriſtus offenbar geworden, Opfer geſpendet und Weihrauch geſtreut werde“ (47). Dieſe „eigennützige Sinnlichkeit, um ſich in jeder Weiſe geltend zu machen, bediene ſich des Unſinnlichen, und zwar auf den Gebieten des Induſtriellen und Commerziellen, des Mathematiſchen und Mechaniſchen, des Aeſthetiſchen, Rechtlichen und Geſelligen.“ Er fragt dann: „wie und durch welche Mittel die Richtung der Zeit zum Sinnlichen hin ſo unterbrochen und abgelenkt werden könne, daß die unſichtbare Weltordnung, für welche der Sinn ohnehin immer mehr zu verſchwinden ſcheine, (?) wieder, wie die tiefere Grundlage, ſo das höhere Ziel des Lebens werde?“ (53) „Die rein empiriſche Philoſophie unſerer Zeit und die mythiſche Theologie, meint Hr. Staudenmaier, ſeien nicht im Stande, dem Hauptgebrechen der Zeit zu Hülfe zu kommen“ (58). „Das Chriſtenthum,“ (welches? das römiſche, griechiſche, anglikaniſche, gallikaniſche, Möhler'ſche, Hermes'ſche, Hengſtenberg'ſche, Wegſcheider'ſche oder welches ſonſt?) „ſei es, durch welches im Erkennen und Leben das Sinnliche und Unſinnliche in ihr wahres Verhältniß zum Ueberſinnlichen komme“ (60).

Es mag hier dahingeſtellt bleiben, ob die Sinnlichkeit jetzt vorherrſchender iſt, als in früheren Jahrhunderten, und ob das Trachten, das gegenwärtige Leben auf gemeinnützige Weiſe in den angegebenen Sphären auszubilden, eigennütziger iſt, als das in früheren Jahrhunderten vorherrſchende Trachten der Einzelnen nach ewiger Glückſeligkeit. Aber die Frage wird erlaubt ſein, ob das Chriſtenthum, welches doch ſchon vor dieſer angeblich ſo tief erkrankten Zeit da war, ein Gebrechen zu heilen vermöge, welches ja gerade die Oberhand über dieſes ſchon vorhandene Chriſtenthum gewonnen? Zu fragen iſt, ob jemals „die unſichtbare Weltordnung,“ welche Grundlage und Ziel des Lebens geweſen, wieder dieſe Bedeutung gewinnen könne, da gerade das Ungenügende derſelben die Gemüther auf die Gegenwart hingewendet hat? Statt eine Antwort hierauf zu verſuchen, wollen wir lieber die Stelle anführen, mit welcher Hr. Staudenmaier ſeine Bemerkungen beſchließt und theilweiſe ſie ſelbſt damit — beſeitigt. — „So iſt,“ heißt es S. 66, „der wahre Quell des Lebens überall und immer das Göttliche in demſelben, und dieſer göttliche Quell iſt auch das innere Prinzip und der ewig ſchöpferiſche Geiſt einer freudig fortſchreitenden, überall ſich erfüllenden, troſtreichen Geſchichte, einer Geſchichte, die auf der göttlichen That der Erlöſung ruhet, die überall Verſöhnung offenbart, und deren fortſchreitende Verſöhnung die fortſchreitende Entwicklung iſt, einer Geſchichte endlich, deren Zukunft lebendig ſchon in die Gegenwart hereingreift, weil die Gegenwart, in dem göttlichen Prinzip ruhend, mit dieſem göttlichen Prinzip auch die Quelle und die Kraft der künftigen allgemeinen Verklärung in ihrem Schooße trägt.“ —

Das lautet freilich heiterer und verſöhnender, als die letzte bis jetzt laut gewordene Aeußerung des kirchlichen Oberhauptes des Hrn. Doktors und Profeſſors Staudenmaier. —

Feuilleton.

⁂ Preisſchrift über die Homöopathie. — Die Geſellſchaft korreſpondirender Aerzte zu Petersburg hatte im J. 1836 einen Preis ausgeſetzt für kritiſche Sichtung und Beleuchtung ſämmtlicher in der homöopathiſchen Litteratur vorräthigen Krankheitsfälle. Die ruſſ. Staatsräthe Dr. Seidlitz und Dr. Weiße machen jetzt bekannt, daß die von Dr. Simſon in Breslau eingereichte Schrift des Preiſes würdig erkannt, dieſer Preis aber (50 Dukaten) vom Hrn. Verf. den durch den Brand der Lehmann'ſchen Bude Verunglückten zugewieſen worden ſey.

⁂ Die Freiheit. — Sehr ſchön beginnt ein Referat über Dr. Bauer's Schrift: »Die Idee der Freiheit« — in Nro. 6 der Halliſchen Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt mit folgender Stelle, welche wir — Form und Inhalt nach — für ein glückliches Prognoſtikon dieſes neuen Blattes anſehen. »Das Wort Freiheit,« heißt es dort, »iſt das *Fiat*, das Schöpfungswort der neueren Zeit. Auf einem Freiheitsakt beruht von Anfang an die neuere Philoſophie. Macht euch frei vom Autoritätsglauben, frei von der Herrſchaft des Ariſtoteles! waren die Worte, mit denen ein *Patritius*, ein Petrus Ramus, Ludovicus Vives, Telesius die befangene Menſchheit aufweckten und den Morgen der neuen Zeit verkündeten. Morgenſtund hat Gold im Mund. Golden, inhaltſchwer waren auch dieſe Worte für ihre Zeit; nichts geringes forderten ſie, nichts weniger als eine nur negative Freiheit. Denn der Aufruf: Macht euch frei von Ariſtoteles! enthielt ausdrücklich den Sokratiſchen Imperativ: ›Erkenne dich ſelbſt‹, das Gebot: werdet ſelbſt Ariſtoteleſſe, erkennt euch, erkennt euch als Menſchen, als freie Weſen, als Weſen, welche dieſelbe Kraft beſitzt, die einſt den Ariſtoteles erleuchtete. Denkt ſelbſt. Heilloſe Begriffsverwirrung iſt es darum, die neuere Philoſophie als die negative zu bezeichnen; ſie iſt die allein poſitive; denn ſie gab der Menſchheit die einzig poſitiven Güter: die Freiheit des Gedankens, die Freiheit der Geſinnung.« ... Aber »erſt Kant, Fichte, Jakobi erhoben das Wort Freiheit zu einem Subſtantiv, zum Hauptwort der Philoſophie. Aufleuchtend wirkte darum jetzt das ausdrucksvolle Wort auf die Welt. Sie ſind die Apoſtel der Freiheit.« ...

⁂ Magnetiſch-elektriſche Nervenſtrömung. — In der Sitzung der franz. Akad. der Wiſſ. am 8. Jan. verlas Hr. Becquerel ein Schreiben von Genf, wonach es Herrn Dr. Prevoſt daſelbſt gelungen, ſehr feine Nadeln von zartem, weichem Eiſen (fer doux) magnetiſch zu machen, indem er ſie möglichſt nahe bei den Nerven und zwar ſenkrecht auf die Richtung anbrachte, welche ſeiner Anſicht nach der elektriſche Strom in denſelben nehmen müßte. Die Polariſirung fand in dem Augenblicke ſtatt, in welchem man, durch Reizung des Rückenmarkes in dem Thiere eine Muskel-Zuſammenziehung veranlaßt. —

⁂ Belgiſche vornehme Liebhabereien. — In einem gehaltvollen Artikel von Dr. Warnkönig über die litterariſchen Zuſtände Belgiens im 1. Heft der deutſchen Vierteljahrſchrift, wird u. a. bemerkt: »Lieblingsneigungen der Reichen ſind Gemäldeſammlungen und Blumen. Nirgendswo möchte die Blumenkultur eine Höhe erreicht haben, wie in Flandern und Brabant (England etwa abgerechnet). Die Blumenausſtellungen in Gent haben eine europäiſche Berühmtheit. Im J. 1835 fand man durch Subſcriptionen in einer Woche gegen 200,000 Franken zur Erbauung eines Palaſtes der Flora, bei deſſen Einweihung über 5000 der ſeltenſten Pflanzen in Blüthe zuſammengefunden wurden. Der Gelehrte in Belgien ſteht hinter dem Künſtler zurück, weil auch das ſchönſte Buch kein Gemälde iſt.« — »Wo Geld das Höchſte des Menſchen iſt, gilt die Kunſt als eine ſichere Induſtrie. Die für ſich ſelbſt geſuchte Wiſſenſchaft macht ihren Freund eher arm als reich.

⁂ Der Augsburger Kunſtverein hat ſich mit 80 Mitgliedern dem Münchener angeſchloſſen, daher künftig die zu München ausgeſtellten Arbeiten demnächſt auch nach Augsburg geſendet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 32. 1838.

Phönix.

Dienstag, 6. Februar.

Dichtervergehungen.

Novelle aus Lord Byron's Jugendleben
von
Ernſt Willkomm.

I.

In der Laube eines kleinen Parks, der beſſer den Namen eines Gartens geführt hätte, ſaßen zwei junge Damen. Eine derſelben beſchäftigte ſich eifrig mit einer Stickerei, während die andere, dem Anſcheine nach um einige Jahre Jüngere, in einem Buche blätterte. Die Laube hatte eine etwas erhabene Lage und bot einen angenehm überraſchenden Blick in die Gegend, deren bunte Reize durch die Jahreszeit noch erhöht wurden. Es war Herbſt, an Buſch und Hecken glommen die dunkelfarbigen Blätter, die je zuweilen ein Windhauch auf den Boden herabſchüttelte. Am Fuße des Hügels zog ſich der Garten nach einem reinlichen Landhauſe hin, deſſen grüne Jalouſien recht verlockend durch die orangegelben Blätter des Ahorn ſchimmerten. Darüber ſtiegen die Thürme von Southwell in die Luft, und auf der andern Seite konnte der Blick eine weite Strecke die weiße Landſtraße verfolgen, die ſich nach Mansfield hinzog.

„Was blätterſt Du denn ſo lange, Helene?“ ſprach das ältere Mädchen zu ihrer Freundin, die, auf ein Knie niedergeſunken, die linke Hand in ihre weichen Locken vergrub, welche in zahlloſen Ringeln den ſchlanken Nacken überflutheten. „Hat der Schwan vom Avon kein Lied mehr, das in Deinem Munde einen doppelten Reiz gewinne? Ich bitte Dich, Helene, lies! Die Arbeit geht mir noch einmal ſo raſch von Händen.“

„Gut, daß unſer wunderlicher Geſellſchafter nicht da iſt“, erwiderte Helene, „Deine Worte würden mich in Verlegenheit ſetzen. Weißt Du noch — vor acht Tagen —, wie ich ihm accompagnirte? Er ſang eben das Lied: „„In Liebe ſchlägt mein Buſen““, wobei er ſonſt immer aus dem Tacte kommt. Mein Spiel aber hielt ihn feſt, den tactloſen Sänger! Nun, Alice, ich wurde wahrhaftig ganz roth über die Lobſprüche Seiner Herrlichkeit.“

„Und doch hörſt Du ſie gar zu gern“, lächelte Alice, „Du würdeſt ſonſt nicht ſo eifrig mit ihm correſpondiren.“

Helene hielt der Freundin ihre kleine Hand auf den Mund und drohte ihr mit der andern. Dann nahm ſie das Buch wieder auf und las:

„Mein Auge war ein Maler, der Dein Bild
In meines Herzens Grund gezeichnet tief.
Mein Leib umzirkt es wie ein Namen-Schild,
Und Malers beſte Kunſt iſt Perſpectiv:
Denn durch den Maler durchſehn mußt Du ſein Geſchick,
Wenn Du Dein armes Bild willſt finden, wo es liegt:
In meines Buſens Schrein bis dieſen Augenblick,
Darin Dein Auge ſich als Fenſter ſchmiegt.
Sieh nun, wie gut ein Auge dient dem andern!
Meins malt Dein Bild; dafür, in meiner Bruſt
Wird Deins zum Fenſter, wo die Sonnenſtrahlen wandern,
Durchblickend Dich belauſchen drin mit Luſt.
Nur daß das Aug' entbehret Eines Lichts:
Es malt nur, was es ſieht, vom Herzen weiß es nichts.“ *)

„Das iſt garſtig von unſerm William“, fiel Alice ein, während Helene Buch und Augen ſenkte, und ſich mit der Hand über die Stirne fuhr, als wolle ſie einen unangenehmen Gedanken verwiſchen. — „Mir gefallen ſeine Worte doch“, verſetzte nach einer Pauſe die liebliche Vorleſerin. „Iſt es nicht immer wahr, ſo hat er doch auch nicht ganz Unrecht! Ich wollte ſchon, unſer ſchwarzlockiger Gaſt machte einmal für mich ein ſo hübſches Sonett. Möchteſt Du nicht, Alice?“

---

*) Nach der Ueberſetzung von Regis.

„Gordon?“ ſprach gedehnt die Angeredete und ließ die Stickerei ſinken. „Ach der arme Gordon! Wie magſt Du glauben, daß Der ſolche duftige Liebesgedanken nur in ſich hegt!“

„O, er hat doch recht hübſche Lieder gedichtet.“

„Hat er? Etwa an Dich? Helene, Helene!“

Helene aber nahm das Buch auf, ſchlug einige Blätter um und las wieder:

„Daß Du Sie haſt, iſt nicht mein ganzer Schmerz;
Und habe doch fürwahr Sie treu geliebt.
Daß Sie Dich hat, iſt meines Kummers Herz,
Ein Liebesraub, der tiefer mich betrübt.
Euch Liebesſünder will ich ſo vertheid'gen:
Du liebſt Sie, weil Du weißt, daß Sie mir werth;
Und ſo auch Sie muß mich um meinethalb beleid'gen,
Erhörend meinen Freund, der meinethalb Sie ehrt.
Verlier' ich Dich, mein Liebchen nimmt die Beute;
Verlier' ich Sie, gleich findet Sie mein Freund;
Sie Beide finden ſich, und ich verliere Beide,
Zu meiner Qual um meinethalb vereint.
Doch Glück! Sind wir nicht eins, Er mein, ich Sein!
Holdſel'ger Traum! dann liebt Sie mich allein!“

„Das iſt die wahre Spitzfindigkeit der Liebe!“ ſprach Alice, als Miß Helene ihre ſchönen blauen Augen aufſchlug. „Nicht wahr, wer ſo liebt und den Gegenſtand ſeiner Neigung bei vorfallenden Verirrungen zu entſchuldigen vermag, muß ſehr edel ſein!“

„Und ein Dichter“, ſetzte Helene hinzu. „Gordon könnte auch ſo etwas ſchreiben, wenn er nur weniger wirrköpfig und eigenſinnig wäre.“

„Schon wieder Gordon? Ich muß Dich aber doch aus Deinem Irrthume reißen, liebe Helene“ —

„Denkſt Du, er kann nicht lieben?“

„Wer nicht lieben mag, kann es auch nicht! Höre mich! Haſt Du in meinem Nähkörbchen den Agatſtein geſehen? Er hat in der Mitte eine Oeffnung, durch die eine Schnur gezogen iſt! Ich bekam ihn geſchenkt von der alten, wunderlichen Sibylle, Miß Stonecraft. Man ſagt, dieſer Stein beſitze die Eigenſchaft, denjenigen vor der Leidenſchaft der Liebe zu bewahren, in deſſen Händen er ſich befindet.“ —

„Ach, liebſte Alice“, lachte Helene, „darum gibſt Du Dir auch immer ein ſo ernſtes, matronenhaftes Anſehen, wenn ein junger Mann Dich anblickt.“

„Immer ſpotte“, erwiederte Alice, „das hätteſt Du aber gewiß nicht geglaubt, daß Gordon mich ſchon einige Male alles Ernſtes um jenen Agatſtein gebeten hat.“

„Um den albernen Stein!“ rief Helene, faſt zornig, aus. „Was ſoll ihm denn das Ding? Ja ſiehſt Du, Alice, jetzt könnt' ich ihm wirklich ſo recht von Herzen böſe ſein.“

„Das find' ich billig“, meinte Alice und ließ forſchend ihr Auge auf den nachdenklichen Zügen ihrer Freundin ruhen. „Nicht wahr, eine ſolche Bitte beweiſt recht deutlich, daß der hübſche Gordon nicht lieben mag?“

„Es kann auch ein bloßer Einfall ſein, wie er deren ſo oft hat“, verſetzte etwas ſchnippiſch Miß Helene. „Poetiſche Gemüther hängen immer von Launen und Stimmungen ab. Hätteſt Du eingewilligt, ſo würde Gordon nicht mehr daran gedacht haben. Widerſtand — das weißt Du — reizt ihn, gibt man ihm aber nur ſcheinbar nach, ſo kann man ihn leiten, wie der Magnet eine ſtählerne Nadel.“

„Ich glaube, Du hältſt Dein Auge für einen ſolchen Magnet.“

„Du biſt häßlich.“

„Aber doch nicht abſchreckend? Hm, Helene? Was ſagt denn Shakespeare hier, wo Du das Eſelsohr gemacht haſt?“

Helene las:

„Entweder leb' ich, Dir die Grabſchrift zu erſinnen,
Oder Du dauerſt noch, wenn Moder mich verzehrt.
Dein Angedenken rafft kein Tod von hinnen,
Wenn auch von mir kein Lebender mehr hört.
Fortan unſterblich wird Dein Name leben,
Wenn mich auf ewig Staub der Welt verbarg.
Nun kann die Erd' ein ſchlechtes Grab mir geben,
Du ruhſt in Menſchen-Augen eingeſargt.
Mein Freundes-Vers wird ſein Dein Monument
Daß Dich noch ungebor'ne Augen leſen,
Und kommender Geſchlechter Mund Dich nennt,
Wenn alle Athmer dieſer Welt verweſen.
So hält Dich da, wo Odem nie verſiegt,
Auf Menſchen-Lippen athmend mein Gedicht.“

„Ja es muß ſchön ſein, einen Dichter zum Freunde zu haben“, ſetzte ſeufzend die Leſerin hinzu.

„Er muß dann nur auch das Anrecht auf eben ſo große Unſterblichkeit beſitzen, als unſer [illegible] William“, warf Alice ein.

„Das hat jeder Dichter“, meinte Miß [illegible] denn eigentlich ſchreiben doch nur diejenigen, denen ein unwiderſtehlicher Drang Herz und Hand in Bewegung ſetzt. Ich denke mir das Dichten wunderbar lieblich. Schmerzlich und doch auch wieder ſo beglückend — einem ewigen Frühlinge ähnlich, der in der Seele nur auf kurze Momente ſchlummert und dann ſogleich wieder neue Keime treibt, Knoſpen anſetzt, aus denen Blüthe und Früchte beinahe in einem Augenblicke ſich entwickeln.“

„Ein ſolches immerwährendes Schaffen muß mit unausſprechlichen Freuden verknüpft ſein. Schon wenn unſer einer ſich hinſetzt, und eine alberne Guirlande zeichnet, um ſie nachher künſtlich zu ſticken und die Natur auf eine unwürdige Weiſe um ihre Reize zu betrügen, fühlt man ein Vergnügen, wofür in keiner Sprache ein bezeichnendes Wort zu finden iſt. Nun denke Dir aber das Bilden eines Dichters, der aus tiefſinnigen Träumen Welten erbaut, die nie wieder vergehen, nur Hauch von Hauch, Duft von Duft. Ich möchte das Dichten ein Entfliehen der Seele aus dem Körper nennen, der ihr läſtig wird in vollem Gefühl ihrer Kraft. Sie bricht, ohne es zu ahnen, in das eigentliche Gemach der Schöpfung ein, um den dorther Gedanke und Form im Uebermuth der Liebe zu entwenden. Gedichte ſind Worte, Töne, Accorde, vom Munde der Gottheit gelöſt, Mährchen aus den zukünftigen Kinderjahren der Seligkeit.“

(Forts. f.)

Aus Stuttgart.

(Schluß.)

Noch iſt die Zeit nicht ſo ferne, da Deutſchland ſich erhob, die verlorene Selbſtſtändigkeit wieder zu erringen. Die Deutſchen erſchienen damals, nach langer Zertrümmerung und Entwürdigung, wieder als eine Nation; das heilige Gefühl der Freiheit und der Vaterlandsliebe ward in allen Herzen rege und verſammelte das ganze Volk in einen Brüderbund; überall erſchienen die rührendſten und erhabenſten Züge von Gemeinſinn, Treue, Aufopferung und Tapferkeit; in dem glänzendſten Erfolge erlangten dieſe Tugenden ihre Krone. Ein Volk, das ſich von einer ſo edeln Bewegung ergriffen fühlt, und ſo entſchloſſen und muthig ſein Leben daran ſetzt, um unabhängig zu beſtehen und den Sieg der Gerechtigkeit über die Gewalt zu erringen, ſieht den Preis ſeiner Opfer und ſeiner Anſtrengungen in ſeiner Zukunft.

In jenen Tagen ſprach man von der kommenden herrlichen Blüthe Deutſchland's; man ſprach von der, friſche Zweige treibenden vaterländiſchen Eiche, und von dem Bande, das alle Völker der deutſchen Erde umſchlingen werde. Man ſprach von einem Mittelpunkte der Nation, welchen die letztere, in ihren neuen, dem Geiſte germaniſcher Völker gemäßen Verfaſſungen finden werde, und von noch gar viel anderen Hoffnungen, die allzumal ſchön und herrlich in's Ohr der deutſchen Menſchen klangen. Auf vielen Punkten des großen Vaterlandes fanden auch dieſe gerechten Wünſche und Erwartungen ihre Erfüllung; vor noch kurzer Zeit traten ſie in Hannover gleichfalls in's Leben, und dieſes alte deutſche kräftige Volk, das ſich ſo ruhmvoll für die Befreiung des Geſammtvaterlandes und für die Rückkehr ſeiner Regentenfamilie auf den Thron der Väter geſchlagen, gedieh auch ſichtbar größer unter den neuen Fittigen ſeines conſtitutionellen Rechts und ſeiner öffentlichen Meinung. Wenn ihm ſeine Verfaſſung genommen ward, ohne daß an ihre Stelle eine ihre Weſenheit erſetzende Garantie anderer Art gegeben wurde, ſo iſt dies nicht mehr blos eine Angelegenheit der Hannoveraner, ſondern ſie ſpielt vielmehr auf das geſammte conſtitutionelle Gebiet Deutſchlands hinein, ſchwierige Horoſkope ſtellend uns Brudervölkern, die die gleichen Rechte, wie die Hannoveraner zu verlieren haben. Dieſer Geſichtspunkt war es auch, welcher vor einem halben Jahre die badiſche Ständeverſammlung zu der bekannten Proteſtation inſpirirte, und von demſelben Geſichtspunkte aus hat ſich auch die öffentliche Meinung eines großen Theils von Deutſchland geſtaltet. Der Anſtoß, den dieſe Ereigniſſe dem öffentlichen Geiſte Süddeutſchlands gegeben, iſt ſo wichtig, daß er von keinem Auge überſehen werden kann. In Baden brachte ſie zu der ſchon erwähnten Zeit in die zerriſſenen und ſich feindlich widerſtrebenden politiſchen Fraktionen wie mit einem Zauberſchlage Harmonie und Einheit: und in dieſen Tagen ward uns dieſelbe genugthuende und hocherfreuliche Wahrnehmung in der Mitte der würtembergiſchen Abgeordnetenkammer, die faſt nicht ſobald ſich auf den Ruf des Königes conſtituirt hatte, als die hannöver'ſche Angelegenheit in ihrer ſchwierigen nationalen Bedeutung mit deutſchem Mannes- und Freiheitsmuthe zur Berathung gebracht wurde. Der betreffende Antrag ging aus der Mitte des ſtricteſten Conſervatismus, von Dr. Feuerlein aus, um der Welt den Beweis zu geben, wie es ſich hier nicht um eine Parteiangelegenheit, ſondern um eine deutſche Frage handele. Als deutſche Männer ſtanden die würtembergiſchen Abgeordneten geſtern und heute (17. und 18. Januar), wie Ringe einer großen gewaltigen Kette, aneinander, alle die jämmerlichen Parteianſichten mit deutſchem Ernſte niederkämpfend, um ihre nationalen Worte, das Vaterland zu Sympathieen erregend, um ſo voller und mächtiger durch die deutſchen Gauen erſchallen zu laſſen.

Bei dem würtembergiſchen Volke überhaupt hatte ſich in Veranlaſſung der hannover'ſchen Ereigniſſe der öffentliche Geiſt in der energiſchſten Weiſe ausgeſprochen. Wenn die Trommeln des Feindes an Deutſchland's Grenzen erdröhnen, ſo kann die Lebendigkeit der öffentlichen Sinnesweiſe und die Entſchiedenheit ihrer widerſtrebenden Kraft nicht größer ſein, als ſie in den, noch kaum vorübergegangenen Tagen und Wochen wider die hannöver'ſchen Wahrzeichen ſich herausgeſtellt und bis auf dieſen Augenblick ſich ſteigend erhalten hat. Die hieſige Preſſe, ſoferne ſie gewiſſe Tendenzen verfolgt, hatte ſich, unter dem Schutze einer freiſinnigen Regierung gegen die bekannten Maaßregeln die öffentliche Meinung der Schwaben commentirend, ſo ſchonungslos, als es geeignet war, ausgedrückt, und der deutſche Geiſt erlebte die Genugthuung, daß dieſe Vorgänge auf andern Punkten Deutſchlands nicht minder kräftige Nachahmung fanden.

Die Cölner Angelegenheit hatte hier, wie natürlich, eine weniger einſtimmige öffentliche Meinung gefunden, als die Verhältniſſe in Hannover. Dieſe kirchlichen Differenzen ſcheinen uns ſo intricat, daß wir kaum es vermögen, unſere Meinung über ſie beſtimmt und unabhängig auszudrücken, in ſo fern nämlich die Maaßnahme der preußiſchen Regierung wider den Erzbiſchof von Cöln hier vorzüglich zur Betrachtung kommt. Darin ſind wir einig, daß die Handlungsweiſe des Erzbiſchofs, im Punkte der gemiſchten Ehen, und in ſeiner Geſammtreaktion wider die Hermeſianiſchen Lehren, ſo willkührlich als verwerflich geweſen, und daß der Regierung ein energiſches Einſchreiten hiergegen unerläßlich war. Daß aber ſelbſt die, dieſen Umſtänden noch hinzutretende, Anſchuldigung eines höheren politiſchen Vergehens des Erzbiſchofes, das preußiſche Gouvernement zu ſeiner bekannten gewaltſamen Demonſtration berechtigen konnte, wird hier verſchiedentlich beurtheilt. Die muſterhafte Beſonnenheit der preußiſchen Regierung kennend, müſſen wir annehmen, daß jene Anſchuldigung durch vollſtändige Beweiſe erhärtet ſein mußte, weil andernfalls jene Maaßregel nicht nur als voreilig, ſondern ſogar als höchſt ſchwierig erſcheinen müßte. Im Ganzen zeigt ſich der würtembergiſche Katholicismus bei dieſer Gelegenheit ziemlich aufgeklärt und der preußiſchen Verwaltung günſtig, wenn auch freilich die Zahl der Ultramontanen nicht geringe iſt, denen dieſe bedeutungsvollen Ereigniſſe nur einen neuen Impuls für ihre obſcurirenden Beſtrebungen verliehen haben.

Wie die hannover'ſchen Difficultäten in rein politiſchem Betrachte ſich für Deutſchland von der höchſten und folgereichſten Bedeutung in ihrer endlichen Entſcheidung reſultiren müſſen, ſo zeigt uns auf der andern Seite die Cölner Angelegenheit ein neues hochwichtiges Geſchichtsmoment in dem neu auftauchenden Kampfe des politiſchen Proteſtantismus wider Rom's hierarchiſchen Abſolutismus und deſſen ſtarre Immobilität.

Aus dieſem Kampfe werden hoffentlich die Geiſter einer neuen großartigen Entwickelung entgegen gehen, und es wird die Sache des Lichtes die langen Schlagſchatten der römiſchen Verfinſterung am Ende doch beſiegen.

Wer der Zeit ihre Pulsſchläge abzufühlen vermag, der wird das Nahen einer welthiſtoriſchen Kataſtrophe erkennen, in welcher entweder die ewigen Ideen der Menſchheit über dem Schutte des Vorurtheils zur herrlichen Verwirklichung gelangen oder die Feinde des Menſchenrechtes, der Menſchenwürde, des Lichtes und der Wahrheit ihre vollkommenſten Siege feiern werden. In dieſem Momente ſtellen ſich die Menſchen auf den zwei ſich entgegenſtehenden Standpunkten auf, in welchen die Nacht von dem Tage geſchieden iſt: wer das Licht ſcheut, wird ſich zu den Dämonen der Nacht vergraben, wer aber das Walten des freien Menſchengeiſtes liebt, wird ſich in der Morgenröthe des ſchönſten Tages erfriſchen. Werden die aufrichtigen Freunde des ewigen freien und wahrhaften Gottes ſäumen, ihr Lager zu beziehen? Nein, ſie werden zur ſchönen und großen That im ganzen Kraftgefühle des ſie beherrſchenden guten Geiſtes ſich erheben, und in dem Winde, der aus den deutſchen Thälern über die italiſchen Berge fährt, vernehme ich das dumpfe Krächzen der Eule, die vom ſiegreichen Lichte aus ihrem dunkeln Walten aufgeſtört, den Tod in den Fittigen, in das tiefe Geklüfte der Nacht zerberſtend niederſtürzt!

Vorbrahminiſcher Götzendienſt in Hindoſtan.

In der Sitzung der Aſiatiſchen Geſellſchaft zu London, welche am 6. d. M. ſtattgefunden, wurde eine Notiz von Dr. Stevenſon verleſen, aus welchem wir Folgendes entnehmen.

Es war lange die gemeine Meinung, daß der Brahmismus die urſprüngliche Religion in Indien, und daß ſie allverbreitet dort geweſen, bis erſt der Buddhismus und dann der Mohammedanismus dort aufgekommen ſeien. Bei genauerer Nachforſchung entdeckt man aber leicht, daß der Brahmismus ſich keineswegs über die ganze Bevölkerung verbreite. Offenbar herrſchte dort eine andere Art von Götzendienſt unter dem Volke, bevor jener eingeführt wurde, und hat auch jeder bedeutenden Vermiſchung mit demſelben widerſtanden. Stevenſon's eigene Beobachtungen gingen zwar nicht über die Mahratten Dekans hinaus; aber er vermuthet, daß ähnliche Thatſachen ſich auch in andern Theilen Indiens ermitteln laſſen.

Die Brahminen ſelbſt haben eine Ueberlieferung, daß ſie von den Gegenden im Norden des Himalaya urſprünglich hergekommen, was mit dem ſchöneren Bau und den kräftigeren Geſichtszügen dieſer Kaſte übereinſtimmt. Hr. Stevenſon erinnert auch daran, daß die Bhils, die Ramuſihs, die Kuhlis und andere Bergſtämme in religiöſen Angelegenheiten keinen Verkehr mit den Brahminen haben, und deren Dazwiſchenkunſt nur in bürgerlichen Dingen geſtatten, auch werden die Götter dieſer Volksſtämme von den Brahminen nicht anerkannt.

In Dekan wird ein Gott Namens Betal verehrt, welchem außerordentliche Macht zugeſchrieben wird. Sein Bild iſt in einem Bering von Steinen aufgeſtellt, der dem Druidiſchen Kreiſe nicht unähnlich iſt. Manchmal ſind auch zwei ſolche Kreiſe um daſſelbe gezogen. Die Steine ſind roth bemalt mit weißen Spitzen, vielleicht um Feuerflammen anzudeuten. Der Gott ſelbſt iſt ein ungeſtalter Stein, wie die übrigen, obgleich er zuweilen, jedoch ſelten, menſchenähnliche Geſtalt hat, ohne Arme und Beine. Beſonders bei Krankheiten wird Betal verehrt, und Gelübde ihm für den Fall der Geneſung dargebracht. Ein Hahn iſt das gewöhnlich Gelobte. — Hr. Stevenſon verſpricht noch fernere Mittheilungen. —

Nach Verleſung dieſer Notiz erhob ſich Profeſſor Wilſon, und erklärte: er ſtimme Hrn. Stevenſon darin bei, daß der Brahmismus auf die Städte und die Hochſtraßen beſchränkt ſei. Dringe man in abgelegenere Theile Hindoſtan's, ſo werde man nur wenige Spuren von Wiſchnu, Kriſchna, Schiwa und anderen Göttern des indiſchen Pantheons finden. Doch meint er, Betal ſei keine individuelle Gottheit, ſondern nur das Anrufungswort für einen Geiſt oder Dämon. Mannigfaltige Formen des Aberglaubens würden die Betal-Verehrung genannt. —

Auch Colonel Briggs bemerkte, daß ſeiner Erfahrung nach der Brahmismus im Süden Indiens ſich nicht verbreitet. In Nâgpur, Kendiſch und in Carnatic hätten die Eingebornen keine andere Religion, als die, das Uebel zu verſöhnen (propitiating evil); ſie bezeigten keinerlei Dank für von der Gottheit empfangenes Gutes; aber ſie fürchteten das Uebel, brächten deshalb Dämonen Opfer dar, ſelbſt Tigern, Schlangen, dem Donner, Sturm ꝛc. Er beſtätigte übrigens die Bemerkung des Hrn. Wilſon, daß Betal nur der Name für Dämon überhaupt. —

Feuilleton.

⁂ *Miss Martineau, de la société américaine.* — Miß Martineau hat zwei Jahre hindurch die vereinigten Staaten Nordamerika's durchreiſt und bewohnt, und alle Details des politiſchen, bürgerlichen, ſittlichen und religiöſen Lebens kennen zu lernen ſich bemüht. Die Ergebniſſe ihrer Beobachtungen hat ſie in England bekannt gemacht, und der glänzende Beifall, den ſie dort geerntet, hat Hrn. Benjamin Laroche veranlaßt, ihr Werk in's Franzöſiſche zu übertragen. Es iſt jetzt zu Paris unter dem Titel: „*de la société américaine*“ erſchienen. —

⁂ Die Zahl der Brände zu Paris wird vom J. 1804 an bis zu 1836 auf 14,327 angegeben, welche einen Schaden von beinahe 21 Millionen Franken veranlaßt. Der Werth der Häuſer und Mobilien von Paris wird auf dreizehn und eine halbe Milliarde angeſchlagen.

⁂ Ehrenberg über Infuſorien. — In der Sitzung der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin am 16. Jan. zeigte Hr. Ehrenberg an lebenden Regenwürmern, daß die Verdauung dieſer Thiere nicht die Kieſelpanzer der Infuſorien zu zerſtören vermöge, ſondern daß die von ihnen maſſenweiſe genoſſenen Bacillarien in ihrer völlig erhaltenen Form, nur ohne den thieriſchen Inhalt, wieder ausgeworfen werden.

⁂ Vater Goßler, deſſen »theologiſches Gutachten über den Rechtszuſtand des erzbiſchöflichen Stuhles zu Cöln« (Augsburg, 1837) in Preußen verboten worden, war früher Aſſeſſor beim Kammergericht und bei mehreren rheiniſchen und weſtphäliſchen Gerichten. Nachdem er vom Proteſtantismus zur röm. kath. Kirche übergegangen, trat er in den Franziskanerorden und lebt gegenwärtig in Paderborn.

⁂ Das Oratorium »Gideon« von Kapellmeiſter Dr. Friedrich Schneider wurde am 23. und 24. Jan. zu Dresden von der Dreyſſig'ſchen Singgeſellſchaft aufgeführt. Bei den Solopartieen zeichneten ſich Fräulein Blankmeiſter und Fräulein Solger, eine Tochter des verſtorbenen Prof. Solger von Berlin, als Altiſtin vorzüglich aus. —

⁂ Zur Statiſtik von Berlin. — In der Hauptſtadt Preußens gibt es jetzt 29 Antiquare, 96 Buchhandlungen und gegen 80 Leihbibliotheken; 4 Caviarhandlungen, 110 Conditoreien, 180 Reſtaurateure und 200 Bäcker; 96 Fortepianofabrikanten, 69 Bildhauer, ungefähr 450 Maler aller Gattungen, mit Ausſchluß der Stuben- und Schildermaler, deren auch noch gegen 300 ſind; 130 Putzhandlungen, über [illegible] Gärtner, über 2900 Schneider und über 3000 Schuhmacher.

⁂ Ueber die Fall- oder Fliegſterne hat ein Hr. Erik von Newhaven (in Connecticut) kürzlich einen Bericht an Hrn. Arago überſendet, aus welchem hervorgeht, daß auch im April eine große Menge von ſogenannten Sternſchnuppen wahrgenommen worden. Indem Hr. Erik zugleich nach den 8 Hauptrichtungen der Windroſe beobachten ließ, fand er, daß im Durchſchnitt auch an den gewöhnlichen Tagen bis zu 30 Fallſterne geſehen wurden. Er berechnete, daß dieſe Meteore nur etwa zwölf franz. Meilen weit in der Höhe vorkamen. Nach ſeiner Annahme müßten auf dem ganzen Erdboden alltäglich drei Millionen Fliegſterne geſehen werden können. —

⁂ Direktor Schadow zu Berlin feierte am 26. Jan. ſein 50jähriges Dienſtjubiläum. Dem allgemein geſchätzten Prof. Röſel ſteht dieſe Freude auch bald bevor.

⁂ Montags den 19. wird Seydelmann in Frankfurt a. M. in ſeiner Bearbeitung von Cumberland's Schauſpiel: »Der Jude« als Schewa, und als Elias Krumm in: »Der gerade Weg der beſte« (zum Benefize des geſchätzten Künſtlerpaares Meck) auftreten. Frankfurt's Publikum, das Seydelmann's großartiges Talent bereits kennt und ſchätzt, wird dem trefflichen Künſtler aufrichtig Dank wiſſen, daß er auf ſeiner Durchreiſe uns wenigſtens einmal Gelegenheit gibt, ihn zu bewundern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No 33. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 7. Februar.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

„Helene! Helene!“ rief laut lachend Alice aus, „wenn Du einmal in's Schwärmen kommſt, dann geht's toll zu in Deinem Kopfe. Deine Gedanken galoppiren wie Elfenroſſe über Berg und Thal, klingend und ſingend, und mögen ſie auch noch ſo confuſe ſein, man hört ihrem wunderlichen Galopp doch zu, weil ſich immer eine Unterhaltung daraus ergibt.“

„Wenn ich einen Agatſtein hätte, wie Du“, verſetzte ſchelmiſch lächelnd Helene, „ſo würde ich geſetzter ſein. Wir wollen uns künftig in das gefühlsermäßigende Amulet theilen. Was meinſt Du, Alice?“

„Erſt magſt Du mir noch ein Sonett leſen und zwar das hier mit dem Roſabändchen gezeichnete. Ja, ja, nur nicht geſträubt! Grade dies will ich. Der gute William hat ſicher auch hier wieder einmal lebhafter geſchwärmt, als wir ander proſaiſche Menſchen es vermögen.“

Helene konnte der Freundin nichts abſchlagen und trug das folgende Sonett mit hinreißender natürlicher Anmuth vor:

»Wenn ich geſtorben, traure länger nicht,
Als dumpfer Grabesglocken Trauerton
Der Welt von meinem Scheiden gibt Bericht,
Und daß zu armen Würmern ich entfloh'n.
Ja, lieſeſt Du dies Wort, vergiß die Hand,
Die's niederſchrieb; denn ſo ſehr lieb' ich Dich,
Daß ich mich gern aus Deinem Sinn verbannt',
Empfändeſt Du im Denken Leid um mich.
O kommt Dir, ruf' ich, dieſer Vers in's Haus,
Lange vielleicht nach meines Leib's Vermodern,
Sprich meinen armen Namen ſelbſt nicht aus,
Laß mit dem Leben Liebe gleich vermodern,
Sonſt prüft die kluge Welt der Thränen Sinn,
Und höhnt Dich um mich, wenn ich nicht mehr bin.« —

Helene ſchlug jetzt das Buch zu und ließ ſinnend ihren Lockenkopf auf die Hand ſinken.

„Meinſt Du, daß ſich eine ſolche Forderung erfüllen ließe?“ fragte ſie nach einer Weile.

„Es kommt Alles auf den Grad der Liebe an.“

„Oder auf die Poeſie der Gemüther“, ergänzte Helene. „Ich finde Williams Verlangen, das er ſeinem Freunde auferlegt, eben ſo poetiſch ſchön und groß, als grauſam. Die größte Zartheit der Empfindung macht ihn zum Tyrannen an ſeinem geliebteſten Freunde.“

„Kaum hätte ich geglaubt, daß Du Schwärmerin, die erſt vor wenigen Minuten in der Poeſie die Seligkeit, in ihren Pflegern die auf die Erde herabgeſtiegenen Götter des Himmels erkannte, eine ſolche Anklage gegen ſie erheben könnteſt.“

„In meinen Worten liegt keine Anklage“, verſetzte mit offenem Auge reinſter Unſchuld das Mädchen, „ich freue mich vielmehr, daß der Menſch aus Liebe grauſam ſein kann. Das beweiſt eben die unergründliche Tiefe ſeiner Leidenſchaft. Warum iſt Gott nach unſern Vorſtellungen unerforſchlich? Weil ſeine ganze Subſtanz ſich in Liebe auflöſt, Unerforſchlichkeit aber iſt auch nur eine andere Geſtaltung, eine Abart der Grauſamkeit; denn ich möchte doch wiſſen, wo die Duldung und Nachgiebigkeit in einem Weſen zu finden ſein ſollte, das es ſich zur Pflicht macht, nie ganz ſeine innere Welt entdecken zu laſſen! Bei alledem bin ich aber doch wieder ein ſehr gutmüthiger Arzt. Meine Mittel ſind mild; ich finde in dieſem unaufhörlichen Täuſchen ein Verſteckenſpielen der Liebe. Machen wir's etwa anders? Wo zwei Naturen in einander aufzugehen ſich ſehnen, ſpinnen ſie gegenſeitig ſich immer täuſchendere Netze, um eine die andere langſam zu fangen und für immer zu feſſeln."

„Man ſieht, daß Du bei Gordon in die Stunde gegangen biſt", verſetzte Alice. „Die Luſt: in ſkeptiſchen Deutungen und Zergliederungen ſich ſelbſt über das Schwierige im Leben hinwegzuſchnellen, haſt Du ihm trefflich abgelauſcht. Sieh Dich aber nur vor, daß bei dieſen Spielereien des Gedankens mit Deinen unſchuldig phantaſtiſchen Bildern die eigene Unbefangenheit Deiner Natur nicht verloren geht. Die Poeſie überwindet nicht immer den zerſetzenden Verſtand! Oft wird ſie, angeſteckt von dieſem flammenden Irrlichte, ein Gift, in dem ſich ihr Beſitzer berauſcht, ohne je wieder zur vollen Unſchuld der Beſonnenheit zurückkehren zu können."

„Du ſprichſt gewaltig gelehrt", ſagte Helene, indem ſie aufſtand und ihre Lockenfülle unter den leichten Hut zwang, den ſie der Bequemlichkeit halber abgelegt hatte. „Mit Spitzfindigkeiten kann ich mich nicht abgeben. Dazu bin ich noch zu jung und liebe das Leben zu aufrichtig. Bekümmern aber möchte ich mich, wenn ich unſern jungen Gaſt oft ſo miſanthropiſch in die Welt hineinſtarren ſehe. Dann behelfe ich mich wohl mit Redensarten, in denen mein Herz ungezwungen aufgeht, ohne daß ich es beabſichtige. Gordon hat viel Gutes an ſich, wenn er heiter iſt und man ihn nicht an die Vergangenheit erinnert. Mein Gott, mir fällt es ſchwer auf's Herz — ſo jung noch und ſchon ſo verdüſtert! — Und von Liebe", ſetzte ſie ſeufzend hinzu, „darf man gar nicht ſprechen! Du haſt Recht; da zieht er gleich die Augenbraunen ſo — zuſammen. Hu, 's iſt eine abſcheuliche Angewöhnung!"

Die beiden Freundinnen gingen jetzt Arm in Arm den Hügel hinab in die tiefer liegenden Gänge des Gartens. Die Sonne war ſchon untergegangen und es begann ſtark zu dunkeln.

„Wer reitet denn dort ſo eilig nach der Landſtraße zu?" fragte Alice, als der Hufſchlag eines galoppirenden Pferdes ihr Ohr berührte.

„Dort?" wiederholte Helene, indem ſie die Freundin zurückhielt und mit dem Finger nach dem Reiter zeigte. „Ich wette was Du willſt, Alice, das iſt unſer Protector!"

„Nicht möglich! So ſpät? Wo ſollte er denn hinreiten?"

„Darnach fragt wohl etwa dieſer Wildfang! Es iſt des Sultans Figur und Gang. Ganz gewiß, der ehrenwerthe Lord läßt uns heut Abend allein."

Sie ſchritten etwas ſchneller dem Hauſe zu. Eine Dienerin brachte ihnen Gruß und Dank von Gordon und fügte hinzu, Sr. Herrlichkeit laſſe ſich entſchuldigen.

„Eine malitiöſe Manier, ſeine Freunde zu behandeln", bemerkte Alice. Helene ſchwieg und murmelte die Melodie des Liedchens: „In Liebe ſchlägt mein Buſen." „Heut Abend alſo wirſt Du mich begleiten müſſen", ſagte ſie zu ihrer Freundin; „denn ſingen muß ich, ſonſt wird mir's wahrhaftig zu eng in unſerm Hauſe."

Miß Alice legte die Stickerei in das Arbeitskörbchen.

„Was ſuchſt Du denn ſo eifrig?" fragte Helene.

„Wenn ich nur wiſſen ſollte — hier hat er doch immer gelegen, ja ganz gewiß hier —"

„Was denn? Alice, du zitterſt ja ordentlich."

„Nein, nein, liebe Helene; ich weiß es aber zuverläſſig, daß ich den Stein in ein grünes Papier eingehüllt habe."

„Doch nicht Dein liebloſes Amulet, das Dir die Sibylle geſchenkt hat?"

„Ach, hilf mir lieber ſuchen?"

„Alice", ſprach Helene und ſtemmte den linken Arm in die Seite, „weißt Du, wo es iſt?"

„Nun?"

„Auf der Straße nach Mansfield. Ha, ha, ha, ha; jetzt hat Deine Ernſthaftigkeit ein Ende, Du wirſt wieder im Herzen verwundbar werden, wie Deine Schweſter. Nun gib Dich zufrieden!"

Alice war verſtimmt. Helene aber legte ſchmeichelnd ihren Arm um den Nacken der Freundin und machte durch ihre Liebkoſungen den an ſich unbedeutenden Verluſt bald vergeſſen.

II.

Der Gegenſtand, über welchen ſich die beiden jungen Mädchen unterhielten, trabte unterdeß ohne Aufenthalt weiter auf Newſtead zu, wo er ſeit einigen Wochen ſich bleibend niedergelaſſen hatte. Er war nicht mehr der unbeholfene, ja zuweilen plumpe Knabe. Ein Zeitraum von noch nicht vollen drei Jahren hatte ihn faſt gänzlich umgebildet. Als ſchlanker blühender Jüngling ſteht der junge Lord vor uns, in ſeinem geiſtreichen Geſicht das fieberhafte Spiel einer ſteten Leidenſchaftlichkeit. Ohne den Formen der Geſellſchaft ängſtlich ſich anzuſchmiegen, belebte ihn doch von Natur genug ariſtokratiſcher Takt, um ſich dem Conventionellen in ſo weit hinzugeben, daß ſich der gewünſchten Galanterie eine intereſſante Nonchalance beimiſchte, die mit dem Reiz genialiſcher Launenhaftigkeit verbunden blieb. Das Nichtgewöhnliche, ſobald es nur den Schein des Natürlichen ſich zu erhalten weiß, findet immer Liebhaber. Dieſen Eindruck machte auch das Benehmen Lord Byrons auf die engliſche Geſellſchaft. Dazu kam noch eine Zurückhaltung in ſeinem Weſen, die ihren Grund in einem verheimlichten Schmerz zu haben ſchien, den man indeß weder errathen, noch von ihm ſelbſt erfragen konnte. Der junge Lord galt für ſchön, geiſtreich, witzig, aber auch für gottlos und ungläubig. Man flüſterte ſich ſeltſame Reden in die Ohren und erzählte Geſchichtchen von dem noch nicht zwanzigjährigen Jünglinge, die der Fabelwelt weit mehr, als der Wahrheit zu verdanken ſchienen.

(Fortſetzung folgt.)

Bettina.

(Gedichte aus Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde. Nebſt erläuternden und vergleichenden Anmerkungen. Von G. Fr. Daumer. Nürnberg 1837. Verlag von Bauer und Raſpe (Julius Merz) XIII. und 378. S.)

Die alte Zeit hatte ihre Pythia, ihre Sybillen und Alrunen, auf deren Ausſprüche ſie horchte, als auf die Stimme der Gottheit. Die chriſtliche Mittelzeit verehrte ihre heiligen Jungfrauen, eine Hildegard, Brigitte, Thereſe und ſo viele andere als hochbegnadigte des menſchgewordenen, gekreuzigten Gottes. In der mittleren, wie in der alten Zeit hatten Männer die Initiative gehabt, und die Geſetze für die Gegenwart gegeben; aber in beiden erkannte man den Frauen die göttliche Gabe der Weiſſagung zu. Wie dann zu Delphi wieder ſogenannte Propheten die begeiſterten Ausſprüche der Pythia in faßliche, rythmiſche Form, ſo übertrugen im Mittelalter geiſtliche Väter die Inſpirationen der Seherinnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens.

Die Eigenthümlichkeit der neueſten Zeit beſteht nun wohl darin, daß nicht nur eine außerordentliche Fülle neuer Anſichten, Ideen und Entdeckungen ihr zu Theil werden, ſondern auch die bedeutendſten Momente der vorhergegangenen Weltalter in verjüngter Geſtalt wieder hervortreten. Auch jetzt waren und ſind es wieder Männer, welche den Ton angeben und die Geſetze der neuen Weltordnung verkünden; aber auch das weibliche Geſchlecht tritt in ſeiner eigenthümlichen Bedeutſamkeit hervor. In manchen Clairvoyanten wiederholt ſich auf höhere Weiſe die älteſte Naturbegeiſterung; ſtigmatiſirte Jungfrauen erinnern an Heiliggeſprochene des Mittelalters, Charlotte Corday an die Jungfrau von Orleans. — Aber eigenthümlich der neueſten Zeit ſind jene Effulgurationen eines urſprünglichen weiblichen Genius, wie, um hier nur der höchſten Glanzpunkte zu gedenken, wir in Marie Roland und Rahel, zum Theil auch in Frau von Staël und George Sand, aber in unmittelbarſter Weiſe, — in der mit keiner andern vergleichbaren Bettine zu erkennen haben. Es iſt nicht der urprophetiſche Erdgeiſt, oder der Geiſt des Sonnengottes (Lorias-Apollo), es iſt auch nicht der Geiſt, der bald als Geiſt Chriſti, bald als der heilige bezeichnet wird, welcher in dieſen Frauen wirkſam erſcheint; ſondern das allge[illegible], ſich individualiſirende Licht, welches jedem in die Welt kommenden Menſchen angeboren wird, [illegible] geheimnißvollen Rathſchlüſſen der göttlich[illegible] Oekonomie — [illegible] zum Fixſtern, Andere zu Kometen, Planeten, Satelliten oder [illegible] Fliehſternen (étoiles filantes) u. dgl. Wüßten wir nun ge[illegible], welche Stelle unter den Ste[illegible] der neueſten Zeit [illegible] dem Kinde — den Briefen und [illegible] Tagebuch deſſelben nach — (wir kennen nur dieſe) zugeſtehen [illegible], ſo würden [illegible] dieſes Kind unbedenklich den Kometen [illegible] wie es [illegible] uns, in den Anmerkungen zu den vorliegenden Gedichten verwandten Anſichten zu begegnen.

Das untrügliche Kennzeichen wahrhaf[illegible] [illegible] Lichtes, wahren Lebens, wahrhafter Poeſie iſt aber, daß [illegible] [illegible]all, wo ſie empfängliches Weſen berühren, auch Licht, Leben und Poeſie erwecken und entzünden, und ſo zeuget auch das vorliegende Werk zugleich für die ächte Genialität Göthe's, wie für die geniale Empfänglichkeit Bettinens und Daumer's, denen wir dort die Briefe und das Tagebuch, hier die Gedichte und den Commentar zu denſelben verdanken.

Hr. Prof. Daumer hat, wie ſchon aus ſeinen früheren Schriften zu erſehen, ſeine Stellung auf einer Höhe genommen, von welcher er, die Geſchichte und — Vorgeſchichte der Menſchheit überſehend, in das Innerſte derſelben einzudringen nicht ohne Erfolg beſtrebt iſt. Mit Kraft und in heiliger Entrüſtung hat er aber auch gegen Glaubensdünkel, geiſtliche Arroganz und heuchleriſche Pietiſterei gekämpft, welche noch unter mancherlei Geſtalten den Sieg des freien Geiſtes und der univerſalen Liebe rückgängig zu machen bemüht ſind. Dabei hat er ſich jene Kindlichkeit bewahrt, welche in das Himmelreich nicht erſt einzugehen braucht, — da ſie es noch nicht verlaſſen. Er hat ſich jenen kindlichen Sinn bewahrt, in welchem die Sterne des Himmels — wie die Blumen der Erde mit gleicher Klarheit ſich ſpiegeln, in welchem das gottinnige Liebeslied der Lerche ebenſo treu wiederhallt, wie der urgewaltige Hymnus der Sphären und die kunſtreich verſchränkte Fuge der menſchheitlichen Entwicklungsperioden. So hat er ſich auch in die Briefe und das Tagebuch des Kindes „hineingefühlt und hineingedacht,“ und, wie er in der Vorrede bemerkt, ſind die vorliegenden Gedichte „rein abſichtlos, ganz nur durch den poetiſchen Anhauch einiger ausgezeichneten Stellen in jenen Büchern erzeugt worden.“

„Viele Stellen in denſelben,“ bemerkt Hr. Daumer mit Recht, „ſtehen hinſichtlich ihrer hochpoetiſchen Beſchaffenheit in ſo großem Widerſpruch mit der Proſa ihres Wortes, daß ſie ſich dem poetiſcher Kunſt nicht Untheilhaften leicht mit der dringenden Forderung an's Herz legen, ſie in das metriſche Element, in welches ſie ihrer Natur nach gehören, und aus deſſen Wogen ſie wie herausgeriſſen und auf das trockene Land der Proſa geſetzt erſcheinen, wieder einzutauchen, und ſo zum förmlichen Gedichte zu vollenden.... Und es kann der Reiz hierzu um ſo größer ſein, da dieſe Stellen zum Theil noch gleichſam von der Feuchte jener goldenen Wellen triefen, und Reime, Rythmen, metriſche Anklänge mannigfaltiger Art, ja ſelbſt vollſtändige Verſe, die man nur als ſolche hinzuſtellen braucht, darin erſcheinen. Hie und da kann es ſogar den Anſchein gewinnen, als läge ein förmliches, kunſtgemäß geſtaltetes Gedicht zu Grunde, das als ſolches nur unvollſtändig aus der Erinnerung auftauche.“ —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Das Gypsmodell des Denkmals, welches Hr. v. Bandel dem Befreier Deutſchlands vom Joche der römiſchen Tyrannei zu errichten beabſichtigt (ſ. Nro. 276 vom v. J.), eine ſieben Fuß hohe Statue Hermann's, iſt jetzt im Schloſſe zu Hannover aufgeſtellt.

⁂ Eine *Histoire de l'empereur Joseph II.* von Camille Pa[illegible] mit Nächſtem die Preſſe verlaſſen.

⁂ Der Verlobungsring, das neue Drama der fürſtlichen [illegible] zu Dresden, iſt am 13. Jan. zum erſtenmal dort aufgeführt [illegible].

⁂ Der revolutionaire belgiſche Klerus. — Da jetzt [illegible] katholiſcher Seite her mehrfach die Mitwirkung des belgiſchen [illegible]erus bei der Revolution von 1830 in Abrede geſtellt wird, ſo ſcheint [illegible] paſſend, an frühere Zugeſtändniſſe hier zu erinnern. — In der Schrift: »Die Revolution in Belgien im J. 1830. (Nach den zuverläſſigſten Berichten zuſammengeſtellt, Stuttgart 1831)« wird S. 6 behauptet: »Es iſt jetzt aller Welt klar, daß die Umgeſtaltung der Dinge in Belgien von den Prieſtern ausgegangen, daß die Pfaffen die Hauptrolle in der Revolution geſpielt, daß die belgiſchen Liberalen nur das Spielzeug in der Hand derſelben waren, und daß Jeſuiten das Volk fanatiſirten und die Maſſen entfeſſelten.« In Beziehung auf dieſe Behauptung wurde in der, von fünf Hermes'ſchen Profeſſoren zu Bonn im J. 1830 herausgegebenen Zeitſchrift f. Philoſophie und kath. Theologie (ſ. S. 154 f.) u. a. folgendes bemerkt: »Mit Einem Worte, die Revolution in Frankreich und in Belgien war jahrelang und von Männern deſſelben Geiſtes, den übertriebenen Liberalen, planmäßig vorbereitet. Beide Revolutionen hatten denſelben Vater, aber eine andere Mutter. Der Vater war der Ultra-Liberalismus, die Mutter in Frankreich der kraſſe Rationalismus, in Belgien aber der kraſſe Katholizismus; die Fehler der Regierungen beider Länder befruchteten den Samen.... Die Revolutionäre dachten, wie es im Prozeſſe de Potter's vorkömmt: »»ſind wir nur einmal mit der Regierung fertig, mit den Pfaffen werden wir ſchon fertig werden.«« ... Die geſammte kath. Geiſtlichkeit in Belgien beging (aber) den ſehr großen Fehler und that Unrecht, daß, als ihr der König ſchon im Jahre ſich freundlich die Hand bot und ſeine früheren harten Maaßregeln zurücknahm, ſie demſelben nicht willfährig entgegen kam und ihre Oppoſition aufgab.« —

Einladung
an
Deutſchland's Sänger-Vereine
zum
großen Sängerfeſte in Frankfurt a. M.

> »Viel Kehlen und ein einz'ger Sang,
> »Viel Seelen in verbund'nem Drang.«

Ein reiner, kräftiger Männergeſang iſt die ſchönſte, herrlichſte Blüthe des männlichen Gemüthes. Aus ihr duften uns entgegen alle die Meinungen, die das Herz über den Nebelkreis des alltäglichen Lebens emporheben; ihr entſteigen als geflügelte Lichtgeſtalten die heiligſten Wünſche, deren Verwirklichung alle Kräfte des Mannes zu Einer flammenden, begeiſterten Thätigkeit entzünden. Hoch und herrlich iſt das Ziel und nur ein großartiger Verein Vieler kann ihm nahe kommen. In allen Gauen unſeres Vaterlandes regt ſich die Kraft im Geſange; überall ertönt das deutſche Lied mit ſeinen entzückenden Klängen und findet die regſte, wärmſte Theilnahme unter allen Ständen. An Liederkränze und Liedertafeln knüpft ſich in vielen Städten die mannigfaltigſte geſellige Luſt und gibt jedem Feſte einen beflügelteren Schwung. Und die reichſten, lauterſten Quellen für wahre Humanität und tüchtigen Frohſinn ſtrömen aus ſolchen Feſten, wie ſie allmählich an wechſelnden Orten, in der Schweiz, in Schwaben und in nördlichen Gegenden von Lieder-Vereinen gefeiert werden. Ein ſolches Sängerfeſt, und zwar in größeſter Ausdehnung, iſt der Frankfurter Liederkranz geſonnen im Laufe des Sommers zu veranſtalten und das von ihm erwählte Feſt-Comité freut ſich, ſchon jetzt mit herzlichem Gruß den allgemeinen Aufruf zur Theilnahme an dieſem Feſte an ſämmtliche Sängervereine des deutſchen Vaterlandes ergehen laſſen zu können. Die Vorarbeiten ſind vollendet. Die Genehmigung einer hohen Obrigkeit iſt erfolgt und der löbliche Kirchenvorſtand hat mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit die Benutzung einer der hieſigen proteſtantiſchen Kirchen zu dem Zwecke bewilliget. Das Unternehmen hat in unſerer Stadt allgemein die lebendigſte Theilnahme gefunden und alle die anderen Geſangvereine der Stadt, ſo wie die Mitglieder des Theaters haben bereits die Einladung erhalten zur Theilnahme an dem Feſte; wir zweifeln nicht, daß auch außerdem, wer noch im Liede Freude und Erholung findet, gern ſich anſchließe und alle hieſigen Geſangkräfte ſich mit uns zur würdigen Feier verbinden werden. Mit dem beſten Vertrauen ſchreiten wir daher an die Ausführung des ſchönen Werkes und legen dem Publikum den Plan und weiteren Zweck deſſelben vor. Das Sängerfeſt wird zwei Tage dauern und den letzten Sonntag im Monat Juli beginnen. Der erſte Tag iſt dem ernſteren Geſange gewidmet. In einem großen Concerte, das in der St. Katharinenkirche, der akuſtiſch beſten und umfaſſendſten unſerer Stadt, die verſchiedenen Sängervereine zu einem Ganzen vereinigen wird, ſollen größere geiſtliche Tonwerke und namentlich eigens dazu komponirte zur Aufführung gebracht werden. Kapellmeiſter Spohr und Schnyder von Wartenſee haben ſich bereit erklärt, ihren Genius unſerem Feſte zuzuwenden und ſchon begonnen, vortreffliche Gedichte mit ihren Tönen zu begaben. Auch der plötzlich uns durch den Tod entriſſene Meiſter Ferdinand Ries hatte freundlich die Hand geboten; ihm war die oberſte Leitung des Geſanges übergeben. Es könnte egoiſtiſch erſcheinen, ſeinen Tod zu beklagen, wenn nicht die allgemeine Stimme in Europa einhellig bezeugte, welchen Verluſt die Tonwelt an ihm erlitten. Seine Stelle auf eine würdige Weiſe zu beſetzen, iſt ſchon jetzt zu unſerer großen Freude gelungen. Herr Kapellmeiſter Spohr hat unſerem Erſuchen willfahrt und die Leitung ſeiner eigenen Compoſition ſowohl, als auch derjenigen der hier nicht anweſenden Komponiſten übernommen. Der Tag vor dem Feſte, ſo wie das nach dem Koncerte ſtattfindende Feſtmahl wird es uns leicht machen, die Gemüther einander zu befreunden und ein wahrhaft herzliches Bündniß der einzelnen Vereine zu ſchließen. Denn es ſoll ein Feſt der Herzen ſein, das allen Mitwirkenden erhöhete Gefühle von Freundſchaft und biederer Herzlichkeit ſchaffe und ſie mit warmem freundlichem Glanze in die Heimath begleite. Was der erſte Tag des Feſtes angeknüpft hat, ſoll der zweite Feſttag zu dauerndem Bande einigen. Daher wird an dieſem, unter Leitung des Direktors unſeres Liederkranzes, Hrn. Juſt, ein Koncert im Freien veranſtaltet werden. Die freundlichen Schatten des nahe gelegenen Wäldchens, das Forſthaus und der Sandhof werden uns hinreichenden Raum darbieten und nicht nur das Comité, gewiß die ganze Stadt wird mit Freuden beitragen, dieſen Tag zu einem Tage des heiterſten, kräftigſten Jubels zu machen. Zu dieſem Feſte werden vorzugsweiſe heitere Geſänge ausgewählt und zwiſchen den allgemeinen Liedern zur Abwechslung Quartette einzelner Liederkränze vorgetragen werden. Daran wird ſich gern anſchließen, was heit'rer Sinn und Laune Ergötzliches erfinden kann und das Feſt in Geſang und geſelliger Unterhaltung reichen Stoff zur Freude geben. Die ſpeciellen Anordnungen wird das Comité in dem Feſtprogramme bekannt machen. Außer dieſer öffentlichen Einladung werden an die verſchiedenen deutſchen Singvereine, ſo viele uns deren bekannt ſind, beſondere Aufforderungsſchreiben ergehen; ſollten außerdem Vereine, uns unbekannt, beſtehen, oder einzelne auswärtige Sänger Theil nehmen wollen, ſo bitten wir ſie, ſich an dieſen öffentlichen Aufruf zu halten und uns durch die baldige Anzeige ihres Beitrittes zu erfreuen. Sobald beſtimmte Antworten von den Sängervereinen eingetroffen ſind, werden die Stimmen verſandt und die übrigen Einrichtungen wegen Aufnahme der fremden Sänger ſchleunigſt getroffen werden. Wenn wir wegen des letzten Punktes für jetzt auch noch keine genauen Verſprechungen machen können, ſo haben wir doch ſchon von allen Seiten ſo freundlich entgegenkommende Stimmen vernommen, daß wir die bereitwillige Aufnahme bei den Geſang und Herzlichkeit liebenden Bürgern unſerer Stadt gar nicht bezweifeln.

Sprechen wir nun noch von dem Zwecke unſeres Sängerfeſtes. Der nächſte kann kein anderer ſein, als dem Männergeſang ſeine höchſte Ausdehnung, Vollkommenheit und Wirkſamkeit zu geben. Alle ſollen fühlen, wie gewaltig der Einfluß iſt, den der Geſang auf den Menſchen ausüben kann, und wie, neben dem ernſten, auch das geſellige Leben durch ihn die rechte Kraft und Glorie zu erlangen im Stande iſt. Es handelt ſich aber hier um etwas noch viel Wichtigeres, das ſeine beglückenden Folgen auf die nächſten Jahrhunderte verbreiten kann. Von dem Ertrag der Koncerte ſind wir nämlich geſonnen, den Grund zu legen zu einer Stiftung für deutſche muſikaliſche Talente. Jede Kunſt kann nur gedeihen bei ſorgenfreiem Leben; äußerer Druck hat ſchon viele Talente vernichtet, und wenn auch das Genie nie untergehen kann, ſo würden ſich doch manche Anlagen bei freundlicheren Verhältniſſen viel kräftiger und ſegensreicher entfalten können. Die Mittel dazu an Händen zu geben, muß der Wunſch eines Jeden ſein, der die Kunſt zu ſchätzen verſteht und dankbar ihren erfreuenden Einfluß anerkennt und empfindet. Laſſet uns alſo, ſangvereinte Brüder, laſſet uns das edle Werk beginnen und nicht erſchrecken vor der Größe des Unternehmens. Das Edle muß überall Theilnahme finden. Die Stiftung ſoll Mozart-Stiftung genannt werden. Mozart iſt der Stolz Deutſchlands, das reichſte Genie der neueren Zeit. Seine Werke haben in Tauſenden von Künſtlern den wahren Geiſt der Muſik hervorgerufen; ſein Geiſt hat Tauſende großgezogen und ganz Europa hat mit Entzücken die Schöpfungen ſeines Genie's aufgenommen. In ſeinem Namen wollen wir die Stiftung gründen und ihn, der die Martern drückender Verhältniſſe oft genug empfunden, zum Patrone unſerer muſikaliſchen Talente machen. Wir hoffen zuverſichtlich, daß die Idee, die uns begeiſtert, überall mit gleicher Freude ergriffen werden und es ſo nicht bei einem Feſte bleiben wird, ſondern durch ähnliche Feſte an verſchiedenen Orten immer neue Quellen hinzufließen und eine größere Ausdehnung der Wirkſamkeit unſerer Stiftung möglich machen. Die Statuten zu derſelben ſind bereits entworfen und werden zu ihrer Zeit bekannt gemacht werden. Wie ähnliche Stiftungen, ſo wird auch dieſe natürlich unter den Schutz der Behörde geſtellt werden. Wenn wir nun wünſchen, daß zu dieſer Stiftung ganz Deutſchland beitragen möge, um die daraus fließenden Unterſtützungsgelder, auf alle deutſchen muſikaliſchen Talente ausdehnen zu können, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß gediegene Muſiker aus allen Gegenden zu Rathe gezogen werden, um die zu unterſtützenden jungen Künſtler vorzuſchlagen und über ihre Annahme zu entſcheiden. Nur ſoll in Frankfurt der Mittelpunkt, die ſtändige verwaltende Behörde bleiben.

So kommt denn herzu, ſangverwandte Brüder, kommt mit freudigem Herzen und ihr werdet mit Jubel aufgenommen werden. Ueberall feiert Mozart jetzt neue Triumphe; laßt uns ihm auch ein Feſt feiern, das dieſen Genius auf würdige Weiſe verherrliche und der Welt ein unvergängliches Zeugniß gebe, wie Deutſchland ſeine großen Geiſter zu ehren verſteht.

Frankfurt a. M.

Das Comité.
Schnyder v. Wartenſee, Präſident.
M. Speyer, Vize-Präſident.
Dr. **K. Star**, Secretär.
Dr. **Martin**, Secretär.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 34. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 8. Februar.

Heine's Buch der Lieder.

(Zweite Auflage. Hamburg bei Hoffmann und Campe. 1837.)*)

Man ſollte über Liederſammlungen nur dann Kritiken ſchreiben, wenn ſie eine zweite Auflage erleben. Lieder müſſen in's Volk eingehen, müſſen dort klingen und hallen, müſſen dort Wohnung machen, als treue Spiegel deſſen, was es als Liebſtes begehrt, was es erfreuet und erhebt, wenn es aus dem Lärme des Tages heraus den Blick aufſchlägt nach den unvergänglichen Gütern, nach den ewigen Sternen des Daſeins.

Die deutſche Nation war nicht undankbar gegen H. Heine's Lieder. Sie haben bei allen Klaſſen Eingang, bei den Gebildeteren eine Anerkennung gefunden, die ihnen eine Zukunft verheißt. Sie haben in guten und böſen Tagen die Probe beſtanden. Die Zeit, in welcher ſie hervortraten, iſt vielfach eine andere geworden; aber ſie blühen noch fort in jugendlicher Friſche, während andere Gedichte, die ſich ganz beſtimmten Zeitintereſſen zuwandten, z. B. viele deutſchthümelnde, einige Jahre nach der nationalen Aufregung Klang und Farbe verloren. Freilich, wenn man gewiſſen Literaturblättern des Hrn. Menzel, welche ſich nur durch Vandalismus gegen das beſte Eigenthum der Heimath in Reſpekt zu erhalten ſuchen, oder obſcuren Coteriepamphleten Glauben ſchenken würde, könnte man den Schluß ziehen, H. Heine, der ſeine Lieder eben wieder als friſche Gabe der Nation überreicht, hätte aufgehört, zu Deutſchland's Dichtergenien zu gehören. Ich wiederhole, als *deutſcher Liederdichter* hat er eine gewiſſere Zukunft als ſo manches Nachtigallenmännchen, das ſich, mit einigen anderen jungen Nachtigallen in einen Vogelbauer einſperrt und darin ein ergötzliches Concert en famille aufführt, dafür aber von den eingeladenen Freunden mit Freibriefen ewigen Nachruhms regalirt wird. Heine iſt ein Kind ſeiner Zeit und ihrer intellektuellen und ſocialen Fragen; aber er iſt ſo individuell und originell, daß darum ſeine Lieder jenen unverwiſchlichen Reiz der Neuheit tragen, der — man kann ſagen — von vielen Klängen deutſcher Muſe ſie auszeichnet.

Die Poeſie wird und ſoll nie Philoſophie werden, ſo wenig als dieſe — jene, wie es eine geraume Zeit lang den Anſchein hatte. — Aber wenn unſere Zeit eine eigentlich philoſophiſche iſt, wenn des Menſchen ausſchließliches Sinnen und Arbeiten klarer, freier, lebendiger als je der Metaphyſik des Lebens und der Welt gewidmet iſt, wenn der ſeiner geheimſten Kräfte immer mächtiger werdende Geiſt alle intellektuelle Fragen, die kindliche Geſchlechter in ſagenhafte und halbwahre Vorſtellungen kleideten, mit dem eigenen Lichte zu durchdringen und aufzuhellen beſtrebt iſt, ſo wird auch die Poeſie, die die Wahrheit nur im Bilde, im Regenbogen-Farbenſcheine ſieht, in den Kreis klarerer, durchſichtigerer Geſtalten eintreten, der Verſtand, die Reflexion werden Gefühl und Empfindung mehr und mehr durchweben und durchwirken. Gefühl und Empfindung aber, durch dieſe Verbindung mit Verſtand und Reflexion, zu höherem Rechte gekommen, werden ſelbſt dem Bereiche intellektueller Fragen und Probleme nahe treten. Die Erſcheinungen des Lebens verknüpfen ſich inniger mit dem geiſtigeren

---

*) Aus den im Laufe dieſes Jahres erſcheinenden Bildern und Charakteriſtiken aus der modernen Literatur von Karl Riedel.

Ideale; über dem Vergänglichen, Nichtigen weht der Geiſterhauch des Unendlichen. Dieſer Spiritualismus iſt überhaupt der Charakter jener — der chriſtlichmodernen Zeit angehörenden Poeſie, die wir die romantiſche nennen; je weiter aber der Geiſt in ſeiner Entwickelung, in der Ergründung ſeines innern Weſens vordringt, deſto geiſtiger, deſto kriſtallheller wird auch die Poeſie werden. Das Leben wird nicht mehr geſchaut, wie es iſt, ſondern in ſeinem ewigen Urbilde, die Erſcheinung iſt nur noch Symbol eines höhern Lebens, das in ihr waltet. Der Friede mit der wirklichen Welt iſt ſo gebrochen. Sehnſucht und Begeiſterung fliegen über ſie hinaus. Mitten unter blühenden Geſtalten des Lebens erwacht der Gedanke, daß ſie nur da ſind, zu welken, der Freude und der Luſt reicht Schmerz und Pein die kalte Hand; der Tod faßt das Leben an.

Man darf nicht glauben, daß dies vom Lichte des Gedankens durchwirkte Gefühl hinfälliger, ſchwindender Luſt, das Wehen des Gräberhauchs über dem blühenden Leben, den Alten unbekannt war; ſelbſt der heiterſte Friede der Schönheit in den Geſtalten des Alterthums iſt durch den Gedanken getrübt, daß das perſönliche Daſein, mit allem, was es an Luſt und Freude hat, zerſinkt, daß das Lebendige die Beute des unerbittlichen Schickſals iſt. Das Chriſtenthum hat dieſen Gedanken zur Folie aller ſeiner Hauptdogmen erhoben, ſo zwar, daß es im Tode der friſchen, grünen Welt nicht den ewigen Tod, ſondern das Auferſtehen eines andern, geiſtigen Daſeins ahndet. Dieſe vergeiſtigende Tendenz der Religion hat als Philoſophie ſelbſt ſich ausgeprägt und iſt der Grundzug der modernen Speculation geworden. Hegel, vielleicht einer der größten deutſchen Geiſter, die je lebten, führt uns am Schluſſe ſeiner Phänomenologie, eine Einleitung und Vorhalle zur Philoſophie, die ich aber, um ihres Ernſtes willen, mit welchem ſie das Lebendige dem Gedanken opfert, eine philoſophiſche Tragödie nennen möchte, auf den ſtillen Friedhof einer untergehenden Welt, worauf nicht mehr die Geſtalten der Gefallenen zu ſchauen ſind, ſondern wo nur über ihren Gräbern die Geiſter der Begrabenen in zauberhafter Pein verſchlungen weben und wallen. Aus dem Kelche dieſes Geiſterreichs ſchäumt dem Philoſophen die Unſterblichkeit.

Da ich einmal das Wort Tragödie fallen ließ, ſo will ich meine Anſicht über den Charakter der Heine'ſchen Lyrik ſogleich herausſagen und ihn als einen tragiſchen bezeichnen. Nehmen wir zur Erläuterung des Vorgebrachten das zweite Lied der Sammlung. Ein Traum, der den Dichter ergötzt und erſchreckt — führt ihn in einen wunderſchönen Garten, worin er ſich luſtig ergehen will. Viel' ſchöne Blumen ſchauen ihn an, muntere Vöglein zwitſchern Liebesmelodien, die Sonne lacht, Balſamduft rinnt aus den Kräutern, die Lüfte wehen lieb und lind, Alles ſchimmert, Alles lacht, und zeigt ihm freundlich ſeine Pracht. Mitten im Garten, an einem Marmorbrunnen, ſteht eine ſchöne Maid, ſo fremd und doch ſo wohlbekannt. Sie wäſcht ein weißes Kleid.

Ich ging und nahete mich ihr,
Und flüſterte: o ſage mir
Du wunderſchöne, ſüße Maid,
Für wen iſt dieſes weiße Kleid.
Da ſprach ſie ſchnell: Sei bald bereit,
Ich waſche Dir Dein Todtenkleid!

Und da ſie dies geſprochen, zerfloß ihr Bild, wie Schaum. Aus dem blumenreichen Garten führt die Phantaſie den Dichter in einen düſtern, wilden Wald; da haut ſein wunderſames Mägdlein mit dem Beil den Eichenſtamm und zimmert ihm einen Todtenſchrein (Sarg). Nachdem das Bild noch einmal zerfloſſen, findet er es wieder auf weiter Haide, wo die ſchöne Maid ihm ein Grab gräbt. Die Grube öffnet ſich, ein kalter Schauer durchgraut ihn, er ſtürzt in die dunkle Grabesnacht — da erwacht er vom ſchweren Traume. — Mitten in der Luſt des Daſeins, umhaucht von Duft und Blüthe und Schönheit, erfaßt den Dichter der Gedanke, daß dies Alles vor ihm zerfließe, daß er in's kühle Grab hinabſteige, wo die freundliche Sonne, die ihm die Herrlichkeit der Welt auslegte, nicht mehr ſcheint. Ich nenne dies vielleicht nicht mit Unrecht das Tragiſche der Lyrik, oder jene Stimmung, wo ſich das Subjekt, auf dem Gipfel des Genuſſes, nicht in den Genuß und die gegenwärtige Freude verſenkt, ſondern wo es am Anfang und in der Mitte ſchon das Ende weiß, wo die Luſt des Genuſſes und ſchönſter Erregung, von der Reflexion erfaßt, unbarmherzig in ihr Gegentheil, in die Luſt der Entſagung und Verzichtleiſtung hinübergeführt wird. Wenn die Schickſalsidee der Alten die fremde Macht iſt, die die Luſt und Freude, das Wollen und Thun des Einzelnen bricht und zerſtört, ſo iſt es in der modernen Zeit, welcher die romantiſche Dichtkunſt angehört, der Menſch ſelbſt, der ſich dem Drange des Lebens und Genießens entwindet und mit dem Gedanken das ſucht, was über dem irdiſchen Leben und Genießen hinaus liegt, das Höhere, das Dauernde jenſeits des Gegenwärtigen ſucht, wo alle Luſt und Freude in höherer Weihe wiederkehrt.

Von ſchönſter Wirkung ſind in dieſem Sinne folgende Verſe. Vor dem Dichter liegen die Lieder, die einſt aus dem tiefſten Gemüthe hervorgebrochen, ſtumm und todtengleich, kalt und nebelbleich ſtarren ſie ihn an;

Doch auf's Neu die alte Gluth ſie belebt,
Wenn der Liebe Geiſt einſt über ſie ſchwebt,
Und es wird mir im Herzen viel Ahnung laut,
Der Liebe Geiſt einſt über ſie ſchaut;
Einſt kommt dies Buch in Deine Hand,
Du ſüßes Lieb im fernen Land.
Dann löſ't ſich des Liedes Zauberbann,
Die blaſſen Buchſtaben, ſie ſchau'n Dich an,
Sie ſchau'n Dir flehend in's ſchöne Aug'
Und flüſtern mit Wehmuth und Liebeshauch.

Das, was todt und ſtarr nun vor dem Dichter liegt, ſoll, nachdem es zuvor im Grabe war, wie nach einem Auferſtehungsfeſte, unter dem Hauche der Liebe zu friſcher Kraft, zu ächtem Leben erwachen.

Dies tragiſche Gefühl treibt ſich in Heine's Liedern bis zum dämoniſchen Grauen fort; der Todesengel beſchleicht ihn am Buſen der Geliebten; im Feſtesſaale, wo die Drometten ſchallen, wo Luſt und Freude lacht, gehen unheimliche Geiſter um, und wenn er der ganzen ſchönen, jubeltrunkenen Welt in's Auge ſieht, beſchleicht ihn eine Ahnung, daß ſie, ſo klar und hellgeſtaltet, wie ſie iſt, doch der ewigen Nacht als Beute verfallen werde. Dies Gefühl eines unſagbaren Etwas, das hinter dem individuellen Daſein lauert und es zu verſchlingen droht, dieſer Tribut an unſichtbare Mächte, den das Lebendige, das Freigenießende ſchuldet — dieſer Zauber, der das Irdiſche gefangen hält, und ihm ſein Ziel, ſeine Gränze beſchreibt, — dieſe Ahndung iſt es, was unſer Gemüth innerlichſt ergreift, und vielleicht der lezte Hebel aller Kunſt iſt.

Wie aber ſo die geſtaltete, vereinzelte Welt des Daſeins in das Nebelhafte und Geſtaltloſe durch die Poeſie übergeführt zu werden Gefahr liefe, ſo wird ihre Aufgabe ſein, aus der Nacht der Ahndung, aus dem unſichtbaren, ſtillen Reiche des Gedankens, eine klare, individuelle Welt, nur in höherer Weiſe, „von Geiſterhauch umwittert,“ hervortreten zu laſſen. Es iſt einer der hohen, dichteriſchen Vorzüge Heine's, daß er jedes ſeiner Gefühle, jeder ſeiner im Beginne auch noch ſo dunklen Ahndung in dem Grade Meiſter iſt, daß er ſie uns in ſcharfumriſſenen Bildern vorführt. Alles gewinnt Einheit, Klarheit, Leben. Die Wirkung, die der Klang der Muſik z. B., oder das Anſchauen des unendlichen Meeres, auf ſein Gemüth hervorbringt, weiß er uns wieder zu ſagen und vorzubilden in klargeſtalteten, buntbewegten Geſtalten; die Lyrik ſeiner Empfindungen wird zum Drama lebensvoller Organe und Repräſentanten derſelben. Unter den Klängen einer Sängerin fangen die alten Geſchichten an aufzuleben; Ritter ſteigen aus der Gruft (S. 82), oder am Meeresſtrand ſezt ſich der einfache Wellenſchlag um „zu Lachen und Murmeln, zu Flüſtern und Pfeifen, zu Seufzen und Sauſen,“ dazwiſchen ein wiegenliedheimliches Singen; es iſt dem Dichter, als hörte er verſchollene Sagen, uralte, liebliche Mährchen, die er einſt als Knabe von Nachbarskindern vernahm, an Sommerabenden. — — Heine bezeichnet ſelbſt recht ſchön die Eigenthümlichkeit ſeiner Einbildungskraft, welche die muſikaliſche Empfindung alſobald in eine plaſtiſche Geſtalt umſezt, im dritten Bande ſeines Salons; S. 53 ſagt er: „Was mich betrifft, ſo kennen Sie ja mein zweites muſikaliſches Geſicht, meine Begabniß, bei jedem Tone, den ich erklingen höre, auch die adäquate Klangfigur zu hören; und ſo kam es, daß mir Paganini mit jedem Striche ſeines Bogens auch ſichtbare Geſtalten und Situationen vor die Augen brachte, daß er mir in tönender Bilderſchrift allerlei grelle Geſchichten erzählte, daß er vor mir ein farbiges Schattenſpiel hingaukeln ließ, worin er ſelber immer mit ſeinem Violinſpiel als die Hauptperſon agirte.“

Ich nenne dies den rechten Meiſter der Dichtung, der Alles, was in ihm lebt und webt, auslegen, der alle verborgenen Tiefen ſeines Inneren an den lichten Tag heraufholen kann. Da iſt nicht mehr Gefühl und Empfindung allein, da drängt ſich des hellen Gedankens Klarheit, des verſtändigen Sinnens Kraft in das Thun des Dichters ein. Es wird doch der Kunſt höchſte Vollendung da ſein, wo des Geiſtes Macht über den dunkeln Eingebungen der Muſe waltet und ihre Geſtaltungen zur durchſichtigſten Klarheit ausbildet. Der Verſtand iſt am Ende der Rathskellermeiſter, der die taumelnde Luſt beim Schopfe faßt und ſie Ziel und Maaß, Umgränzung und Beſtimmtheit lehrt. Dadurch unterſcheidet ſich Heine's Poeſie von einer vorausgegangenen Epoche; es iſt in ihr nicht mehr jene idylliſche Unbefangenheit, die der deutſchen Muſe eine Zeitlang ſo gut anſtand. Sein Thun und Schaffen iſt ein klar bewußtes und nicht ſelten durchblizt die Naivetät ſeiner Sentimentalität das zuckende Wetterleuchten der Ironie. Aber bei aller dieſer Feinheit des ſich in Mitten der lyriſchen Empfindung nie fallenlaſſenden Gedankens herrſcht Innigkeit und Tiefe vor; hier heimiſches Gefühl auf dem engſten Raum, dort keine Scheu vor dem gähnenden Abgrund, der ihm das Schönſte, das Liebſte verſchlingt. Ein ſo durchgeiſteter Dichter ſollte wohl von ernſten Leuten nicht den Vorwurf erfahren, als rehabilitire er die Materie oder als ſei er ein literariſcher Sansculote.

Die Vorrede, welcher dieſer neuen Ausgabe ſeiner Gedichte von Heine zugegeben wurde, enthält eine Reminiszenz an Rahel Varnhagen, der nun auch der Marquis Cüſtine in der Revue de Paris für Frankreich ein ſo ſchönes Denkmal der Liebe und Anerkennung geſezt hat. Ihr war im Leben ein Theil dieſer Lieder von dem jugendlichen Dichter, der der hohen Gunſt der ſeltenen Frau ſich erfreute, gewidmet. Nun ſie aus dem Leben geſchieden, gedenkt er ihrer noch in liebender Erinnerung und weiſt auf die treffliche Wirkung hin, die ihre — vom Gatten (A. Varnhagen) herausgegebene Geiſtesverlaſſenſchaft auf die Zeit hervorbringt. Iſt Heine ein Sohn der modernen Zeit und gehört er ihr ganz an, ſo iſt Rahel die Prophetin einer kommenden; alle Höhen und Tiefen des Gemüthes ſchließen ſich ihr auf und doch durchleuchtet ſie auch des Verſtandes helleſtes Licht. Das ganze Wehe einer untergehenden Zeit laſtet auf ihrer Bruſt, das Ahndungsgrauen der Zukunft durchzuckt ihren Blick. So iſt ſie Poetin, Seherin; nicht Poetin des Herzens allein, ſondern der Geſchichte und ihrer Fragen. Der Gruß des Dichters an Rahel im Momente, wo er ſeine Lieder wieder einführt, hat mir recht wohl gethan. Möge es ihm nicht Ernſt ſein mit der Verſicherung, daß er der Muſe Lebewohl zu ſagen im Begriffe ſtehe; möge ihm die

Sonne der Dichtung, die ſo ſchön ſchien,
Noch nicht untergehen. (Vorrede XIII.)

Und ſo möge denn das deutſche Vaterland dieſe Lieder ſeines in der Fremde weilenden Sohnes nur mit erneuter Liebe hinnehmen, wie auch ſein Herz noch nicht aufgehört hat, für die Heimath, deren Laute er ſo kundig zu fügen verſteht, mit Wärme zu ſchlagen.

Karl Riedel.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

Byron hatte vor Kurzem ſeine Univerſitätsſtudien in Cambridge beendigt. Sein natürlicher Hang zum Skepticismus fand dort in den düſtern Hörſälen der Hochſchule mehr Nahrung als zu wünſchen war, und die frühzeitigen Lebenserfahrungen, an denen ſein jugendliches Gemüth erkrankte, trugen noch mehr dazu bei, dieſe Irrwege in ihm auszweiten und anbauen zu helfen. Byrons Liebe zu Miß Chaworth und der unerwartete Verluſt ſeines „glänzenden Morgenſternes von Annesley“, wie er ſie zu nennen pflegte, ließen zwar das Bedürfniß der Liebe in ſeinem heißen Herzen zurück, allein verſetzt mit unlautern Wünſchen. Es gibt Naturen, die, einmal verletzt in dem Allerheiligſten ihrer Seele, dieſen grauſamen Eingriff einer ungerechten Gewalt nie vergeben und vergeſſen können. Sie gleichen dem buntbeſchwingten Schmetterlinge, dem ein unerwarteter Anhauch ſchon den duftigen Farbenmantel für immer entwendet. Naturen dieſer Art, reizbar bis zum Entſetzen, werden, einmal ſo tief verwundet, entweder menſchenſcheu und laſſen dann den Geiſt als ſinnenden Einſiedler die Tiefe ihres eigenen Gehirnes belauſchen, oder es entwickelt ſich eine Art negativer Tyrannei in ihnen, die freilich zumeiſt mit ihren Ketten nur ſich ſelbſt feſſelt.

Zu dieſen von der Natur unglücklich Organiſirten gehörte auch Byron. Mit dem Verluſt ſeiner Jugendgeliebten fühlte er eine Wolluſt in dem Gedanken, von jetzt an das geſammte weibliche Geſchlecht zu haſſen. Er überredete ſich, von Stund an aller Liebe bar und ledig zu ſein, wenn auch die ſprudelnde Leidenſchaftlichkeit ſeines Naturells ſich zürnend dagegen auflehnte. Ein dunkles Gefühl ſagte ihm dies und veranlaßte die abnormſten Wunderlichkeiten, die je in eines Menſchen Geiſte neben den klarſten Anſchauungen Raum gewinnen konnten.

Es möchte ſchwer ſein, zu entſcheiden, ob Byron einer wahrhaften Liebe bald nach jenem verwundenden Schlage, der ihn zu Annesley traf, fähig geweſen ſein mag; wohl aber iſt es gewiß, daß die Ueberfülle von Kräften ihn gleichſam inſtinktmäßig dem Geſchlecht, das er zu haſſen ſich überredete, in die Arme führte. Dieſem Triebe widerſetzte ſich Byron nicht; denn er betrachtete ſeinen Umgang nur als ein Geſchäft der Rache an dem Geſchlecht ſelbſt, das ihn um die höchſten Freuden der Erde gebracht hatte. Allein der Gedanke, es könne ihn aufs Neue die Liebe mit ihrem verführeriſchen Locken berühren, machte ihn ſchaudern. Die Leidenſchaft aber iſt ein ſchlechter Kritiker, und ihr mußte denn auch die ganze zerſetzende Schärfe des Byron'ſchen Geiſtes zinsbar werden, ſobald ſich die Gelegenheit dazu darbot.

Die alte Abtei Newſtead war faſt unbewohnbar geworden, da ihr einſtweiliger Verwalter, Lord Ruthyn, an Verbeſſerungen nicht gedacht hatte. Mit Byrons Rückkehr von Cambridge begann nun für ihn ſelbſt ein neues Leben. Die Romantik der Ritterzeit, in die er ſich, ahnenſtolz und ruhmſüchtig, gern vertiefte, gaukelte dem feurigen Jünglinge tauſend wunderbare Bilder der Zukunft vor. Er träumte ſich, halb aus Ekel an der Gewöhnlichkeit, halb aus Pikanterie in ein Leben hinein, das mit der Intelligenz ſeines Jahrhunderts das Derbe, Ritterliche des Mittelalterlichen auf eine originelle Weiſe verbinden ſollte. Zu ſolchen Träumen war Newſtead ganz der Ort. Abgelegen, in Bauart und Einrichtung an die Zeit der fauſtrechtlichen Tapferkeit erinnernd, düſter und melancholiſch in ſeinen Umgebungen, umhüpft von dem Tauſendfuß der Sagen, die vom Sherwoodwald herüberklangen und zum Theil noch im Munde des Volkes lebten, konnte ein träumeriſcher, engliſcher Lord ſich dort ſchon wohl befinden. Byron ließ einige Zimmer wohnlich einrichten und hielt ſich unterdeß in Southwell auf, wo die erwähnten Freundinnen ihm wohlwollend entgegenkamen.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Darmſtadt, 5. Februar.** Auf unſerer Hofbühne trat am 3. d. M. eine Demoiſelle **Arnold** von Frankfurt in der Parthie der Myrrha im Opferfeſte auf. Ein erſter theatraliſcher Verſuch. Wir lieben ſonſt ſolche Verſuche nicht, denn ſie werden häufig zu Verſuchern! Hier aber war eine Ausnahme, der Erwähnung werth. Es war nicht nöthig, dieſe erſte Bühnenleiſtung unter den Schutz des »erſten Verſuchs« zu ſtellen, denn gleich überraſchend war der deklamatoriſche Ausdruck eines bereits weit vorgebildeten Geſanges aus reiner biegſamer Kehle, wie ein Spiel, das, frei von Zwang und Keckheit, die richtige Mitte zwiſchen Steifheit und Ueberladung hielt. Die Ausſprache dieſes jungen Mädchens iſt richtig und als Text zum Geſange äußerſt deutlich. Eigenthümlich iſt, daß ihr Organ beim Sprechen **voller**, als beim Singen; bei letzterem nimmt es den Charakter einer frommen und naiven Kindlichkeit an, der ſich zu Parthien wie die der Myrrha vorzüglich eignet, aber auch den hochtragiſchen Genre ausſchließt. Es war uns unerwartet, eine Anfängerin in einem ihr ſo unbekannten Elemente, wie zu Hauſe zu ſehen, und ihre große Jugend mag ſie wahrſcheinlich die Gefahren deſſelben noch nicht haben erblicken laſſen. Der allgemeine Beifall, den Fräul. **Arnold** (eine Schülerin des Hrn. **K. Gollmick** in Frankf. a. M.) erntete, floß aus dem Herzen in die Hände. Die ganze Vorſtellung war eine gerundete, namentlich bewährte Madame **Marra** als Elvira ihren Ruf, als eine würdige Repräſentantin der alten, guten Schule, und erregte in ihrer großen Arie wahrhaften Enthuſiasmus.

Geſtern (den 4.) gab **Seydelmann**, nach neunjähriger Abweſenheit von dem hieſigen Publikum mit herzlichem Beifall empfangen, ſeine erſten beiden Gaſtrollen, und zwar nicht den Baron **Scarabäus** in der »unterbrochenen Whiſtparthie« (wie angekündigt geweſen war), ſondern den **Bettler** (in Raupach's gleichnamigem Drama) und ſeinen unübertrefflichen **Vatel**. In den ſchroffen Kontraſten beider Charaktere, des ſtillſeligen, gottvertrauenden deutſchen Bettlers zu dem ächt franzöſiſchen Julius Cäſar der Küche, konnte Seydelmann ſein ausgezeichnetes Talent im Detailliren glänzend beweiſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No 35. 1838.

Phönix.

Freitag, 9. Februar.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

Ein zartes Verhältniß, das von ſeiner Seite mehr auf Galanterie, als auf Liebe begründet war, erheiterte ihm dieſen Aufenthalt. Frauenreiz aber hat im Allgemeinen ſo viel umbildende Kraft, daß ſelbſt die Entſchlüſſe des hartnäckigſten Menſchen oft in ſich ſelbſt zerfallen und gerade das Gegentheil von dem erfolgt, was der Verſtand ſich vorgenommen. Byron fühlte ſein Gebäude in ſich wanken. Gemeinſchaftliche Ausübung von Muſik mit einem jungen, lebhaften und dabei an Schwärmerei ſtreifenden Mädchen, iſt verführeriſch. Byron, dies ahnend, ſuchte aus Eigenſinn nach einer Ableitung und der Zufall kam ihm gefällig entgegen. Miß Alice, eine Freundin Helenen's, die ihm oft ein unruhiges Herzklopfen verurſachte, erzählte eines Tages, daß ſie ein Amulet gegen die Liebe beſitze.

„Wie“, ſprach Byron aufmerkend, „ein Amulet gegen die Liebe? In ſo zarter Hand iſt dies ein Verbrechen. Geben Sie mir Ihr Amulet, denn das iſt juſt das Ding, was mir bisher noch gefehlt hat.“

Mädchen haben indeß auch ihre Liebhabereien und kokettiren ſehr oft gern mit einer Gleichgültigkeit, die ihnen nicht im geringſten von Herzen geht. Kurz Miß Alice ging nicht ein auf den Vorſchlag ihres angenehmen Geſellſchafters, ſondern begnügte ſich, den wunderbaren Agatſtein, den ſie beſtändig in ihrem Arbeitskörbchen zu verbergen pflegte, dem neugierigen Byron neckend wiederholt zu zeigen. Sie erzählte die ganze Geſchichte des ſeltſamen Amulets; wie es einem normanniſchen Grabe entnommen ſei und eine ſo untrügliche Kraft beſitze, daß ſie noch niemals eine Regung von Liebe empfunden habe.

Byron hörte andächtig zu, ſtellte ſich gleichgültig und entwendete bei nächſter günſtiger Gelegenheit der ſchönen Beſitzerin das Amulet, um ſich augenblicklich damit zu entfernen. Der abergläubige Dieb hatte keine Ruhe, bis er es in Sicherheit wußte. Unverweilt verließ er deshalb Southwell, ohne ſich zu verabſchieden, und ritt nach ſeinem Stammſitze.

Hier hatten ſich unterdeß ſchon mehrere Univerſitätsfreunde eingefunden, die, gleich ihm, dem Lebensgenuſſe lieber huldigten als den Wiſſenſchaften. Die Gutmüthigkeit des jungen Lords und nicht minder ſein altengliſcher Stolz, der ſich gern in einer patriarchaliſchen Gaſtfreundſchaft zeigte, machten es ihm faſt zur Pflicht, als ein dereinſtiger Peer Großbritanniens, ſich in Zeiten auch das Anſehen eines ſolchen zu geben. Als Byron in die Vorhalle trat, vernahm er ſchon die laute Stimme des alten Joe, der angelegentlich einem jungen Manne die Eigenthümlichkeiten ſeines Gebieters aufzuzählen bemüht war.

„Aber, lieber Sir“, ſprach er zu dem angekommenen Gaſte, „ich ſage Ihnen, Sie kennen Sr. Herrlichkeit nicht. Ein vortrefflicher Herr, bei Robin Hood! nur etwas eigenſinnig. Und das muß ich Ihnen bemerklich machen, theurer Sir, laſſen Sie dieſes handgreifliche Unterſuchen mobiler und immobiler Gegenſtände bleiben! Sage Ihnen, Sir, Sr. Herrlichkeit haben vortreffliche Tugenden, aber auch einige ſehr tumultuariſche Eigenſchaften. Weiß das, Sir, und hab's erfahren. Sind in dieſem Punkt juſt nach dem alten Lord, ſchauerlichen Angedenkens — Gott tröſt' ihn! — gerathen!“

Ein laut ſchallendes Gelächter unterbrach dieſe Rede des alten Dieners, den Byron ſeit ſeiner völligen Beſitznahme von Newſtead bereits zu dem Poſten eines Mundſchenken erhoben hatte.

„Alter Junge!" rief der Fremde, noch immer mit Lachen, „Du biſt ein capitaler Mundſchenk Sr. Lordſchaft, der ſo ausgezeichnet iſt in tumultuariſchen Eigenſchaften. Wiſſe aber, Du Bulldog vom Sherwoodwalde, daß hier auch Einer vor Dir ſteht, der weder den weſtphäliſchen Frieden unterzeichnet hat, noch je eine Feder anrühren wird, um den erſten oder letzten Strich bei Sicherſtellung des ewigen Friedens zu thun. Ich bin in Cantaber geweſen an der ſchmutzigen Welle des Cam, oder in derbem Engliſch, ein Student im Trinity-College zu Cambridge, und Dein hochmögender oder geſtrenger Herr mit den „„tumultuariſchen Eigenſchaften"", — weiß Gott ein Ausdruck zum Todtlachen! — war mein Stubengenoſſe. Hol' mir eine Flaſche Madeira, alter Junge, ich will eine neue Hora anſtimmen in dieſen weiland hochheiligen Hallen."

„Charles!" rief eine wohlbekannte, tönende Stimme. „Charles! Habe Reſpect vor dieſer ehrwürdigen Perücke!"

„Ach, Gordon!" erwiederte gedehnt der Fremde und machte dem Lord mit komiſcher Gravität eine tiefe Verbeugung. „Ew. Herrlichkeit", fuhr er fort, „laſſen Ihre Freunde lange auf ſich warten und geben, wie es ſcheint, Ihrem Haushofmeiſter ſehr gemeſſene Befehle, nichts zu berühren, was in dieſen alten Gebäuden einen Einſturz herbeiführen könnte. In der That dieſe Vorſicht finde ich ſehr wohlwollend und menſchlich. Es iſt dieſe Abtei kein paſſender Aufenthalt für einen Lord mit „„tumultuariſchen Eigenſchaften."" — Köſtliche Bezeichnung für Gordon, den Halbſchatten mit dem ſchönen Geſicht und dem lahmen Fuße!"

„Mathews!" fiel Byron ein und ſchlug ſo heftig mit ſeiner Reitgerte gegen ein Fenſter der Halle, daß es in Stücke brach.

„Na, da haben wir's!" brummte Joe achſelzuckend. „Hätte ich doch mein altes Maul gehalten! Jetzt wird zwar nicht der Teufel, aber doch des Lords ſchlimmſte Laune ſich hier einniſten, und, was das heißt, hab' ich ſchon erfahren." —

„Immer noch empfindlich?" entgegnete Mathews, als er ſeinen Freund in jener zitternden und ſchweigenden Wuth erblickte, die ihn jedesmal bei einer Verletzung ſeines tieferen Gemüthes befiel. Mathews verſtand indeß den heftigen, aufbrauſenden Gordon zu leiten. Er nahm ſeinen Arm und ſchritt langſam mit ihm durch die Vorhalle nach dem großen Saale, der die eigentliche Abtei mit einem in neuerer Zeit erbauten Wohnhauſe verband. Der alte Joe ſah Beiden ſtillſchweigend nach und ging dann kopfſchüttelnd in die Küche, wo ihn Nanny Smith, die Haushälterin, erwartete. „Das wird eine ſchöne Beſcherung geben", murmelte er in den Bart. „Sechs junge Edelleute ſind nun richtig in das alte Geniſte eingezogen ohne meinen ehrenwerthen Lord, mit dem die böſe Sieben voll iſt, und der ganz gewiß ein ſehr achtungswerther junger Mann, ein freigebiger Herr von vielen und tiefen Einſichten — namentlich des Abends — bleibt, aber auch zuverläſſig ein Herr von ſehr tumultuariſchen Eigenſchaften, mag der Herr Charles oder wie ihn Beelzebub ſonſt getauft hat, auch noch ſo ſehr lachen! — Nanny, gute Nanny, gib mir doch einen Krug Ale! Der Schreck und die Octoberluſt ſind mir in die Glieder geſchlagen!"

Nanny nöthigte ihren Haus- und Küchengenoſſen auf einen Sitz am Heerde, indem ſie die Aſche ſäuberlich abſtäubte, und kredenzte alsdann im blanken Kruge gar zierlich dem alten Diener die ſchäumende Ale.

(Fortſetzung folgt.)

Bettina.

(Schluß.)

So ſind die vorliegenden Gedichte entſtanden, von denen ſchon in Nro. 204 des Phönix von 1836 zwei Proben mitgetheilt worden. Von gleicher Meiſterhaftigkeit, wie dieſe, zeugen aber die übermeiſten in vorliegender Sammlung mitgetheilten, und wir ſind überzeugt, unſeren Leſern eine willkommene Gabe darzubieten, wenn wir hier noch ein Paar Proben aus derſelben nachfolgen laſſen.

XI.

(Briefw. I. S. 21. 133.)

Ich wollt', ich ſäß' an ſeiner Thür',
Ein armes Bettelkind,
Durch's ſchlechte Kleidchen ſchau'rte mir
Der Regen und der Wind.

Ich bät' ein Stückchen Brod von ihm
Und nähm' es von ihm hin,
Und er erkännte dann am Blick,
Weß Geiſtes Kind ich bin.

Da faßt' er mich in ſeinen Arm,
Und zöge mich an ſich,
Und hüllte lieb und hüllte warm
In ſeinen Mantel mich.

Gewiß, gewiß, er ließe mich
Nicht wieder von ſich geh'n;
Ich dürft' im Hauſe ſtetiglich
Ihm dienen und ihn ſeh'n.

So gingen denn die Jahre hier,
Das Leben ſelig hin,
Und keiner wüßte, wo ich her,
Und keiner, wer ich bin.

Nur bei ihm ſein, nur ſchauen ihn,
Sonſt wollt' ich, braucht' ich nichts, —
Er meine Welt, ſein Angeſicht
Mein ew'ger Quell des Lichts.

CVIII.

(Tageb. 199 f.)

Sind's Poſaunen und Pauken,
Die den feſtlichen Jubelſchlag
Bis zu den Wolken dröhnen?
Sind es Harfen und Zimbeln?
Iſt es ein tauſendfach Gewirr
Trunkener Inſtrumente,
Welches auf's Kommandowort
Sich in reiner Linie Takt
Löſet auf klar und licht,
Sprache des Himmels redend?
Dringet in Strahlenklängen
In des Menſchen Buſen ein
Geiſt und Sinne vermählend?

Iſt es dieſer Erzeugung
Kraft, die durch die Adern rinnt
Und das Blut beſchwöret,
Irdiſches zu ſtoßen aus
Und zu gebären der himmliſchen
Liebe Frucht, die reine?
Ja es iſt vollbracht von Dir,
Wenn es noch zur Stunde mir
Leuchtet in der Seele!
Ja, es leuchtet, denk' ich Dein! —
Oder ſind es nur Schalmei'n,
Sinnig, wähnend, an das Licht
Streifend nur, und Klänge nicht
Seiner Offenbarung? —

Was es ſei! Es geleite
Bis in des Todes Nacht mich
Der ewigen Liebe Muſik!
Ich will zu Deinen Füßen
Den Grundbaß pflanzen ein;
Er ſproſſe Dir auf zum Palmenhain
In deſſen Schatten Du wandelſt!
Alles Lieb' und Süße
Was Dein Mund mir zugehaucht,
Es flüſtre von Zweig zu Zweig,
Wie zwitſchernder Gevögel
Melodiſches Getön!
All' die ſeligen Genüſſe,
All' die trunkenen Ergüſſe,
Unſer Koſen, unſer Küſſen,
Sei'n die baumreifenden
Früchte dieſes Haines!
Und meines Lebens Element,
Die Harmonie mit der Natur,
Mit Dir, mit Gott, aus deſſen Schooß
Die Fülle der Erzeugung ſteigt,
In's Licht, empor zum Licht vergehend, im Licht
Das ſei der Strom, der gewaltige,
Der dieſen Hain umzingelnde,
Der Dich und mich
Auf ewig in ihm vereinſamt!

Wie in dieſen, ſo hat auch in den übrigen Gedichten der vorliegenden Sammlung Hr. Daumer ſich als Meiſter der Sprache und der künſtleriſchen Form bewährt, dabei aber ſich mit ſolcher Innigkeit ſeinem Gegenſtande hingegeben, oder, wenn man lieber will, — ihn mit ſo keuſcher, ſo inniger Liebe in ſich aufgenommen, und in die von den einzelnen Stellen ſelbſt indizirte Form ſo treu und unbefangen übertragen, daß man nirgends eine fremde Hand gewahrt, ſondern immer nur die Briefe und das Tagebuch ſelbſt zu leſen glaubt.

Ein beſonderes Verdienſt hat ſich aber Hr. Daumer noch dadurch erworben, daß er verſucht hat, die einzelnen, in ſich ſelbſt völlig abgerundeten Gedichte, auch ſo zuſammenzuordnen, daß hierdurch das Leben des poetiſchen Kindes in ſeiner eigenthümlichen Entwickelung zur Anſchauung gebracht werde, und daß er demnächſt auch in einer Reihe beigefügter Anmerkungen die Momente dieſer Entwickelung denkend zu erfaſſen, und ihre Beziehung auf den, in der neueſten Zeit zur Selbſtoffenbarung ſtrebenden Geiſt anzudeuten ſich angelegen ſein laſſen. Zu wünſchen wäre nun allerdings, daß Hr. Daumer jene Anmerkungen zu einem organiſchen Ganzen verarbeitet und hierdurch die Einſicht in das wunderbare, und ſo höchſt eigenthümliche Geiſtes- und Gefühlsleben des Kindes erleichtert hätte. Statt aber den Reichbegabten und Vielgebenden deshalb zu tadeln, wollen wir lieber verſuchen, die Hauptmomente aus den Andeutungen überſichtlich zuſammenzuſtellen.

In den erſten Gedichten wird uns „das ungetrübte, reine, univerſelle Verhältniß Bettinen's zur Natur“ zur Anſchauung gebracht: „des wunderbaren Kindes Seele ſich dem univerſellen Geiſte der Natur unter Blitz und Donner vermählend“ (291). Wir begleiten dann das Kind in das Kloſter, wo „im Gegenſatz zu der ſich gegen Natur und Leben negativ verhaltenden, abſtrakten Geiſtesreligion eine in die Fülle und Tiefe des Naturlebens zurück ſich ſtürzende Naturreligion ſich entwickelt.“ (292.) Der univerſelle Geiſt der Natur wird nun in beſonderer Beziehung auf die Subjektivität Bettinen's als ihr Genius und Führergeiſt angeſchaut (294).

Bald aber geht „ihr univerſelles Verhältniß zur Natur in die Trübung einer unbefriedigten, ja nicht zu befriedigenden Sehnſucht über. Es wird geſtrebt, jenen Gott und myſtiſchen Geliebten der Seele in der höheren, entwickelteren Beſtimmtheit individuellen Seins und Lebens anzuſchauen, zu erfaſſen, mit ihm geeint zu ſein“ (296), und Bettina ſelbſt ſpricht es (Tageb. S. 106) aus, „daß in all' ihrer Liebesſehnſucht und Liebe dieſes myſtiſch-religiöſe Moment enthalten iſt“ (298). Indem nun das Kind „zu tieferer, innigerer Vereinigung mit dem zunächſt in Pflanzen- und Thierwelt (Blumen, Bienen und Nachtigall), dann in der höheren, göttlich begeiſteten Menſchheit angeſchauten und angeſtrebten Göttlichen fortgeht, geräth der Trieb hierzu in Verzweiflung an der Möglichkeit ſeiner Befriedigung und in die Empfindung einer Schranke, die nur der Tod zu vernichten vermöge“ (299). Hier „tritt das Verhältniß zu dem Menſchlich-Individuellen auf; — das Verhältniß zu Göthe beginnt“ (301).

„Nachdem nun der Geiſt und Gott, den Bettina in der ihr aufgegangenen Naturreligion verehrt, ihr die menſchliche, individuelle Geſtalt Göthe's angenommen, ſo iſt es jetzt dieſer, den ſie in der Natur ſucht, findet, fühlt, anbetet“ (311), und dieſemgemäß wird uns „die unbedingte, unendliche Hingebung, die erſte, friſche, hochpoetiſche Schwärmerei und beglückte Blüthezeit dieſer Liebe“ in ihren Hauptmomenten zur Anſchauung gebracht.

Soweit führt uns die erſte Hälfte der Gedichte. „In den folgenden Zuſammenſtellungen kommt der ſich entwickelnde Widerſpruch und Bruch — mit der Menſchenwelt zur Erſcheinung,“ welche nun zu „einer unheimlichen Geſpenſterwelt wird, im Gegenſatz zu welcher das Kind mit Natur und Geiſtern im Bunde lebt und bei dieſen Schutz vor jenen ſucht“ (321, 329). „Im Gegenſatze gegen das Nichtbefriedigtſein in dem Verhältniſſe zu Göthe blickt jetzt Bettina zuerſt auf eine Kindheitsperiode des vollen Befriedigtſeins in der Natur ſchwermüthig zurück“ (336). Hieran ſchließt ſich dann die „Darſtellung und Entwickelung welthiſtoriſcher, allgemein ethiſcher und ſpeculativer Anſchauungen, Gefühle und Anſichten“ (339), womit ein neues Stadium im Leben des Kindes beginnt. Wir ſehen dann „das des Widerſpruchs und der Zerreißung bewußte Verhältniß Bettina's zur Natur zu einem in das Allertiefſte hinein helleſeheriſch-empfindenden werden, ſo daß alle Schranke und Scheidewand zwiſchen Natur und Menſchengemüth zu zerbrechen auf dem Punkte zu ſtehen ſcheint“ (347).

„Vor Allem iſt es Göthe, in welchem ſie die neue Menſchwerdung des göttlichen Naturgeiſtes (mit dem ſie in vollendetſter, individueller Geſtalt vereinigt zu ſein, die Sehnſucht hat), erſchaut und anbetet“ (352). „Einen Schritt weiter in's Freie und tiefer in die Tiefen lebendiger Gottes- und Natur-Erkenntniß in Einheit mit dem Göthe'ſchen Geiſt-Natur-Prinzip führt uns des Kindes Genius“ (352), jener „höhere Menſch in uns“ (Tageb. 139, 124) von dem es ſo ſchön in No. XCVIII. der Gedichte (nach Tageb. 14) heißt:

»So lang wir Kinder im Gemüthe ſind,
Uebt Mutterpfleg' an uns Natur und reicht
Uns Kinderkoſt, und dann entläßt ſie uns
Aus ihrem Mutterſchooße zu uns ſelbſt,
Um ſich in unſerm freigeword'nen Geiſte,
Sich neu vereinigend aus Zerrüttungen,
Als Genius zu entfalten. Denn zum Höchſten
Strebt auf in uns und dränget uns Natur,
Verlanget Geiſt zu ſein im Menſchengeiſte,
Geoffenbart in ihm und aufgeſchloſſen
Mit ihren innerſten, geheimſten Tiefen.«

Dieſer Genius iſt es dann, der in den Schlußgedichten den Widerſpruch des Verhältniſſes zwiſchen Göthe und Bettina „in ihrem Inneren großartig aufzulöſen ringt und auch wirklich auflöſt“ (380). —

So ergibt ſich hier als Reſultat, was in der Vorrede nur angedeutet worden, wo es heißt: „Ich glaube, daß Göthe und Bettina wirklich weſentlich zuſammengehören, — in der Art, daß da, wo Göthe's Gränze eintritt, wo er in ſeiner Aufgabe, ſeinem göttlichen Berufe ſtehen bleibt, ja zurückſchreitet, der noch lebenvollere Genius des Kindes den Fortſchritt macht, und mit überflügelnder Gewalt die Schranke durchbricht“ (VII).

Wie nun Hr. Daumer durch die Liebe und Kunſt, mit welcher er die einzelnen Gedichte vollendet, ſich als Meiſter der Sprache und des Geſanges bewährt, wie er durch ſinnvolle Zuſammenordnung und Auffaſſung der Lebensmomente des Kindes als denkenden Künſtler ſich erwieſen, ſo ſehen wir beſonders in den Anmerkungen zu den letzten Gedichten und im Anfange dazu ihn noch nach höherem Ziele ſtreben. Es genügt ihm nicht, ſein Werk nach Vermögen in ſich abgerundet zu haben; er ſucht auch die Stelle zu ermitteln, welche dem Doppelgeſtirn, das ſeine Blicke ſo lange gefeſſelt, am Planiglob der Geſchichte zuzuerkennen ſein dürfte. Wie er erſt als Dichter des Kindes Prophet geworden, ſich ganz hingebend der Poeſie ſeines begeiſterten Liebelebens, ſo erhebt er ſich nun als Philoſoph über dieſe zauberiſche Erſcheinung, deren Magie er ſo tief empfunden, und ſtrebt dieſe wunderſame Hieroglyphe zu entziffern. Das Hauptergebniß läßt ſich ungefähr in folgender Weiſe ausſprechen:

„Die Natur ſelbſt entzweit ſich im Menſchen mit ſich ſelbſt, um eine höhere Einheit des Menſchen mit ihr, eine höhere Stufe der Weltentwickelung und des Weltzuſtandes zu erſtreben.... So ging die ältere urſprüngliche Einheit des Menſchen mit der Natur zu Grunde, damit eine höhere entſtehe; jenem paradieſiſchen Urzuſtand (in welchem Somnambulismus in urſprünglicher Reinheit und Totalität die normale Beſtimmtheit des Menſchen geweſen zu ſein ſcheint), folgte die fürchterliche Zerreißung, von der die ehemals über die Welt verbreiteten ſchrecklichen Menſchenopfer die charakteriſtiſche Erſcheinung ſind. Aus dieſer Menſchenopferreligion hatte ſich auch die griechiſche Kultur herauszuringen; dieſe aber war die nächſt neue Einheit mit der Natur, die zu erkämpfen war, — und ſich als eine der Kunſt und Kultur darſtellt.... Späterhin mit dem Verfalle dieſer Bildung, that ſich ein Weltalter neuer Abſtraktion, Zerreißung und Gewaltſamkeit gegen die Natur auf, — die aber in den letzten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung die Wendung zu einem neuen Kultur- und Humanitätszuſtande, einer neuen Verſöhnung mit der Natur und Milde und Freundlichkeit der Sitte und Andacht zu nehmen begann.... Nun iſt die alte, abſtrakte Geiſtesreligion im Begriffe, ſich in die zweit-höhere Einheit aufzulöſen, die eine noch höhere und — was Eins iſt, — tiefere wird ſein müſſen, als jene frühere Griechiſche war. Für dieſe neue Einheit nun ſind Göthe und Bettina Geſtalten von der höchſten Bedeutſamkeit, als in welchen ſich die Geiſtnaturreligion des neuen Weltalters in urſprünglichſter, lebendigſter, poſitivſter Weiſe begründet und geoffenbart hat“ (356 ff., 370 f.). —

Die Anmerkungen, ſo wie die Vorrede, enthalten nun noch mancherlei Andeutungen, in welcher Weiſe Hr. Daumer dies verſtanden wiſſen möchte. Da wir aber hier nur auf das vorliegende Werk aufmerkſam machen wollten, ſo wird uns geſtattet ſein, für alles Weitere auf es ſelbſt zu verweiſen. —

F. W. Carové.

Feuilleton.

⁂ Schert's Vorleſungen zu Carlsruhe. — Hr. Doktor Schert, Advokat zu Carlsruhe hat dort mit Beginn d. J. Vorleſungen über die für das Geſchäftsleben nöthigſten Theile des bürgerlichen Geſetzes, einſchließlich des Handels- und Wechſelrechtes, der Rechtspolizei und des Prozeſſes eröffnet, welche ſich reichlichen Beifalls erfreuen. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß in allen größeren Städten nicht nur für Rechtskunde, ſondern auch für Staatswiſſenſchaft, Geſchichte, Diätetik, Erziehungskunſt u. ſ. w., ſolche Vorleſungen eröffnet würden, in welchen junge Leute — und wohl auch die meiſten Familienväter nachholen könnten, was ihnen weder im älterlichen Hauſe, noch auf der Schule beigebracht worden.

⁂ Schiffsverkehr zu London. — Nach amtlichen Angaben liefen in den Hafen von London ein:

im J. 1836:	im J. 1837:
britiſche Schiffe 3300 v. 786,010 Tonnen	brit. Sch. 3050 v. 810,179 Tonnen
fremde " 1840 " 840,000 "	fremde 1330 " 336,088 "

Der Küſtenhandel mit London beſchäftigte:

im J. 1836:	im J. 1837:
britiſche Schiffe 19,715 v. 2,606,780 Ton.	br. S. 21,300 v. 2,911,500 Tonnen.

⁂ Elektriſcher Telegraph im J. 1787. — Daß der elektriſche Telegraph urſprünglich wohl in Frankreich und zwar zu Paris erfunden ſein möchte, geht aus einer Stelle aus den „*Voyages agronomiques d'Arthur Young en France*“ hervor, welche 1797 in 4. erſchienen und in dieſen Tagen von einem franzöſiſchen Blatte mitgetheilt worden. Hier heißt es B. 1., S. 79: »Hr. Lomond, ein ſehr ſinnreicher und erfinderiſcher Mechaniker, hat hinſichtlich der Elektricität eine ſehr merkwürdige Entdeckung gemacht. Man ſchreibt ein oder zwei Worte auf ein Papier, er nimmt ſie mit ſich in ein anſtoßendes Zimmer und ſetzt eine Mechanik in Bewegung, die ſich in einer cylindriſchen Hülle befindet, über welcher ein Elektrometer iſt, eine kleine Kugel von Hollundermark; ein metallener Drath communicirt mit einem andern ähnlichen Cylinder und deſſen Elektrometer, welche ſich in einem entlegenen Zimmer befinden. Mad. Lomond, indem ſie die Bewegungen der Hollunderkugel beobachtet, ſchreibt die Worte nieder, die ſie ihr angeben und für welche Hr. Lomond ein Alphabet der Bewegungen aufgeſetzt zu haben ſcheint. Da die Länge des Drathes in der Wirkung keine Aenderung hervorbringt, ſo könnte man auf unbeſtimmte Entfernungen hin Correſpondenzen unterhalten.... Welches nun auch der Gebrauch ſei, den man davon machen kann, die Erfindung iſt bewunderungswürdig.« —

⁂ Wachsmuth. — »Der Eifer, mit dem Zeitungsnachrichten unſern Wachsmuth« — ſo wird von Leipzig aus geſchrieben, — »nach Göttingen zu verſetzen ſtreben, muß ein ſehr unlauterer ſein, da dieſer ſelbſt damit keineswegs übereinſtimmend ſich vernehmen läßt.« (A. Z.)

⁂ »Die von Leipzig angeregte Nationalſubſcription für die (7) Göttinger Profeſſoren hat auch zu Freiburg (im Breisgau) erfreulichen Anklang gefunden... Neben einer Anzahl der ausgezeichnetſten Mitglieder des Bürger- und Handelsſtandes, haben auch ziemlich viele Univerſitätsprofeſſoren unterzeichnet, namentlich außer Rotteck und Welcker, von welchen die Einladung ausging, die Prof. Tuttlinger, Baumgärtner, Ottinger, Perleb, Geßler, Fritz, Schreiber, Deuber, Wucherer, auch die erſten Univerſitätsbeamten Biecheler und Schinzinger, auch mehrere Gymnaſiumsprofeſſoren u. ſ. w.« (Leipz. A. Z.)

⁂ Im Etruskiſchen Muſeum zu Rom befinden ſich u. a. Vaſen, deren Formen, wie der Hannöver'ſchen Zeitung berichtet wird, eben ſo durch künſtleriſche Mannigfaltigkeit, als durch edle, einfache Schönheit, Grazie und Eleganz in Erſtaunen ſetzen, und dem Betrachter die Hoffnung geben, daß ihre immer allgemeiner werdende Verbreitung durch Europa eine günſtige Anwendung im Geſchmacke unſerer Hausgefäße bewirken werde. — Auch ſind dort Goldarbeiten aufgeſtellt und oft von einer Feinheit der Anfertigung, die in Verwunderung ſetzt, und von räthſelhafter heute unnachahmlicher Kunſt. — An den Wänden eines großen Saales endlich ſind Nachbildungen Etrusk. Wand- und Grabmalereien zu ſehen, welche alle häuslichen und öffentlichen Gebräuche, Koſtüme, Triclinien, Kultus, Tänze ꝛc. dieſes, ſo große Probleme einer frühen Civiliſation darbietenden Volkes lebhaft vergegenwärtigen.

⁂ Die Bevölkerung von Petersburg beſtand, nach dem Jahresbericht des Oberpolizeiminiſters, am Schluſſe des vor. J. aus 469,025 Individuen, wovon 339,719 dem männlichen, und nur 129,306 dem weiblichen Geſchlecht gehörten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 36. 1838.

Phönix.

Samstag, 10. Februar.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

„Auf ein gottesfürchtiges Leben, Joe!“ ſprach die ehrſame Frau. „Ich denke, den Wunſch können wir Alle gebrauchen.“

„Ohne Widerrede! Wohl bekomm's Euch!“ — Joe that einen tüchtigen Zug. „Ein guter Trunk, Nanny, faſt ſo gut, als ein luſtiges Lied von Altengland.“

„Hat Euch der Teufel ſchon wieder?“

„Nein“, lachte gutmüthig der Mundſchenk, „Euch aber ſprang er ſoeben über die Lippe. Ich will ihn austreiben. Kennt Ihr den Vers: —“

Ein lautes Halloh und Pferdegetrapp auf dem Hofraume unterbrach den liederreichen Diener. „Geht, geht! Um Gotteswillen!“ rief Nanny, „jetzt kommt die wilde Jagd zurück. Ruft den Stallknecht und kuppelt die Pferde, ich bitt' Euch! Es ſind lauter unciviliſirte Hengſte, die immer den Leibhaftigen im Leibe haben. Wie mag nur Sr. Herrlichkeit ſolche wilde Beſtien im Stalle leiden! Eine ſanfte Stute lieb' ich mir, die hübſch anſtändig Trab geht und ſich etwas zu Gute thut auf ihren Herrn.“ — Die etwas furchtſame Dame unterſtützte dieſe Worte kräftig mit ihren Händen und ruhte nicht eher, bis der murrende Mundſchenk ihren befehlshaberiſchen Bitten ſich fügte.

Byron hatte indeß ſeinen Freund Mathews in ſein Wohnzimmer geführt. Die heitere Stimmung, in der ſich Mathews befand, vermochte Byrons verdüſterteres Gemüth nicht augenblicklich aufzuheitern. So entſpann ſich ſtatt des erwarteten Scherzes, ein Geſpräch ernſteren Inhalts, wobei Mathews nicht hinter ſeinem Gaſtfreunde zurückblieb. In mehr als einer Hinſicht war er es geweſen, an deſſen ätzender Schärfe des Verſtandes der ſchöne Reſt von Byrons kindlicher Gemüthlichkeit ſich verflüchtigt hatte. Der junge Lord bezog faſt unmittelbar nach dem Verluſt ſeiner geliebten Mary die Univerſität. In ſolchen Seelenſtimmungen iſt es leicht, ſelbſt den leidenſchaftlichſten Menſchen für ihre Beſtrebungen eine feſte Richtung zu geben. Ein leiſer Wink von der Augenwimper vertraulicher Theilnahme genügt, den Tag im vollen Sonnenglanze wieder' auf den entblätterten Zweigen der Seele ſich wiegen zu laſſen; eben ſo leicht aber auch jeden Keim eines ſtilleren Glückes zu zertreten und an deſſen Stelle Dornen herauszulocken, die nicht minder ihre verwundende Spitze gegen die Geſellſchaft geltend machen, als das eigene Herz ihres Pflegers langſam, aber ſicher, zerfleiſchen.

Byrons Hang zum Aberglauben ſchloß keineswegs die Neigung aus, gegen Alles zu proteſtiren, was von der Allgemeinheit als heilig verehrt wird. Starke Geiſter ſchwanken immer auf dieſem Perpetuum mobile [illegible] Fühlens und Denkens hin und wieder. Da führte ihn ſein Unſtern mit Mathews zuſammen, einem überwiegenden Verſtandesmenſchen, der es ſich zum Vergnügen machte, durch ſeine Dialektik jedes nur irgend einem Zweifel Zugängliche wegzudeuteln. Durch den unterbrochenen Umgang mit dieſem Skeptiker, deſſen glänzende Verführungskunſt einen unleugbaren Scheinhimmel über die Oede in Byrons Seele deckte, brach vollends jegliche Stütze zuſammen, an der ſich kümmerlich das dürftige Kind des Glaubens noch aufrecht erhalten hatte. Byron ward, wozu er von Jugend auf hinneigte, ein Ungläubiger aus Widerſpruch, ohne ſelbſt an den Unglauben zu glauben.

Nur die Poeſie des Gemüthes konnte ihm ſelbſt der verſengende Hauch aus Mathews Munde nicht tödten. Vielmehr ſchlug dieſes Sonnenauge der Gottheit die goldhellen Lieder mehr und mehr in ihm auf, je öder es ward in ſeinem vereinſamten Herzen. So ſtreut die Vorſehung, ohne daß der Menſch es ahnt, in die Gemüther derer, die mit aufgeworfener Lippe die göttlichgroßen Momente ihres Daſeins weghöhnen, das Wort der Verſöhnung, und macht ſie zu ihren Apoſteln.

Mathews war zu klug, um dieſe Abirrung ſeines Freundes nicht zu bemerken; er achtete aber auch zu ſehr die Naturkraft des Menſchen, als daß er zur Vernichtung deſſen hätte ſchreiten ſollen, was ſelbſt im Geiſt der Skeptik treffliche Früchte tragen konnte. Nur eins wollte er dem Freunde nie vergeben — ſeinen Hang zum Aberglauben!

Sein erſtes Begegnen in Newſtead gab ihm hinreichende Veranlaſſung, hierüber eine heftige Debatte zu eröffnen. Denn Byron war viel zu natürlich, um vor ſeinem geliebteſten Freunde einen ſo bedeutenden Schatz geheim zu halten, wie er ihn in dem erbeuteten Agatſteine zu beſitzen glaubte. Er hatte daher kaum die abſichtsloſe Beleidigung vergeſſen, als er auch ſchon lachenden Muthes ſein Abentheuer erzählte und darüber triumphirte.

Mathews aber betrachtete dies Ereigniß, wie es ſein Freund nannte, mit den Augen eines berechnenden Diplomaten. Er hörte Gordon's Erzählung zu, ohne eine Miene zu verziehen und warf dann blos die lakoniſche Bemerkung hin: „Du haſt doch Proben, nicht wahr?“

„Die Frage, Charles, iſt etwas albern“, verſetzte Byron. „Seit ein Paar Stunden erſt im Beſitz des Kleinodes, kann ein vernünftiger Menſch nicht ſchon Beweiſe verlangen von deſſen Wirkſamkeit.“

„Doch, Gordon, doch! So ein Amulet bethätigt ſeine Kräfte im Moment. Das iſt, wie ein Blitz; man hat es und fühlt auch ſeine Macht. Ich bin überzeugt, daß Dein Blut kalt fließt und zäh, wie Schneckenſchleim.“

„Ich ſpüre wenig von Kälte.“

„Daran iſt der ſchnelle Ritt ſchuld. Doch gib acht, das kommt über Dich, wie ein Alpdrücken. Schade, daß wir nicht in London ſind! Da wäre das rechte Terrain, um die Wahrſagungen alter Weiber zu erproben.“

Byron, der bisher im Zimmer auf- und niedergegangen war, blieb jetzt vor Mathews ſtehen. „Du willſt mich verhöhnen, Charles“, ſprach er und die ſenkrecht von der Stirn herablaufende Ader begann aufzuſchwellen. „Ich bitte Dich aber: ſtöre mich nicht in meinen Lebensanſichten! Liebe iſt ein Unglück und ein Unſinn, — ein bloßer Leberfleck im Herzen, der ſich ausbrennen läßt oder unterbinden, wie eine Warze, und ich ſage Dir nochmals, ich beſitze nur das Ding, was dazu verhilft.“

„Du glaubſt nicht, wie erfreut ich darüber bin“, erwiederte Mathews, „nur muß ich ebenfalls geſtehen, daß ich nicht minder das Ding beſitze, was Deinem Amulet die Kraft ſtreitig macht.“

„Woher weißt Du das?“

„Zwei Stimmen ſagen es mir; dieſe und dieſe,“ (indem er auf Kopf und Bruſt deutete). „Jetzt gilt's die Wette, und wer verliert, der ſoll dem Andern blos acht Tage lang geſtatten, Alles zu thun, was ihm die Laune eingibt.“

„Meinſt Du, ich werde zurücktreten?“ warf ſtolz Byron ein. „Ich bin ein ſo guter Engländer, als Richard Löwenherz. Hier iſt meine Hand und ein Schurke, wer Nein! ſagt!“

„Brav!“ ſprach Mathews und ſchlug ein, „verſtändig aber haſt Du jetzt nicht gehandelt, Gordon! Dieſe Heftigkeit verrieth es mir, daß Dein Agatſtein gerade ſoviel taugt, als der gemeinſte Kieſel aus dem Bache.“

Mathews verließ den erhitzten ſchwärmeriſchen Freund. Byron war verſtimmt, doch konnte er ſeinem Widerpart nicht zürnen. Er verbarg den entwendeten Stein in eine Chatoulle und ging dann in die große Halle zu ſeinen Genoſſen, deren ausgelaſſener Jubel bald ſo mächtig erſchallte, daß bei eintretenden Pauſen der nahe Wald ein wehklagendes Echo nach der Abtei zurückwehte.

III.

Einen Monat ſpäter hatte ſich in Newſtead ein Leben entwickelt, das die Aufmerkſamkeit der nächſten Umgebungen in einem hohen Grade beſchäftigte.

Mit einer Art Abſcheu ſahen die zahlreichen Beſitzer der nahe gelegenen Pachthöfe nach den grauen Thürmen, vermieden aber wohlbedächtig, das eigentliche Territorium zu betreten, wenn nicht Geſchäftsgänge oder ein unabweisbarer Verkehr mit dem Lord ſelbſt ſie dazu nöthigten. Die älteren Perſonen ſchüttelten gar die Köpfe bedenklich, winkten einander vielſagend zu und erzählten ſich längſt vergeſſene Schauergeſchichten mit leidenſchaftlicher Theilnahme.

Eines Morgens, als eben der alte Murray ſeinen Beaufſichtigungsgang durch den Park gemacht hatte und vor einem der bemooſten Satyrn ſtehen blieb, die allgemein von den Umwohnern „des alten Lords Teufel“ genannt wurden, bemerkte er einen ſeiner Jugendbekannten an die Statue gelehnt und mit forſchendem Auge die Abtei betrachtend, deren alterthümliche Zinnen geſpenſtiſch aus dem ſchwer hinfluthenden Nebel hervorragten. Francis Schellhorn war ein wunderlicher Kauz, ein Original an Leib und Geiſt, der ungeachtet ſeiner anmaßenden Forderungen dennoch wohl gelitten blieb, weil er Jedermann ergötzte. Seine Schultern waren etwas über die Schönheitslinie hinaus erhaben und bildeten zwei romantiſche Höcker, auf die ſich Francis nicht wenig einzubilden ſchien, wiewohl er ſich im Grunde unſäglich über dieſe Naturſpende ärgerte. Der ganze Kerl war klein, verwachſen und ſah aus, wie ein verkrüppelter Witz der Natur. Dabei pochte er auf ſeine geiſtigen Vorzüge, die ihm in einer gewiſſen Hinſicht in der That nicht abzuſprechen waren. Er beſaß eine grenzenloſe Eitelkeit, die noch mehr hervorgehoben ward durch das Beſtreben, jegliche Neuerung ſchlechthin für ein Werk des Satans auszugeben. Von Geburt ein Schotte, war er in Glaubensſachen dem Puritanismus ſehr zugethan und ſtreng in Befolgung der unbedeutendſten Formeln deſſelben, der ſchottiſche Reformator *Knox* ſtand ſeinem Geiſte als unübertroffenes Muſterbild eines ächten Menſchen nahe. Dieſem „Mann der Männer", wie er ihn zu nennen beliebte, eiferte Francis auch mit aller Kraft nach. Ja er trieb ſeine Verehrung ſo weit, daß er ſich, analog einem jämmerlich verpfuſchten Bilde des Reformators, ſo gut es gehen wollte, zu kleiden verſuchte. Jenes Bild zeigte den orthodoxen Prediger in weißen, enganliegenden Strümpfen und ſchwarzen kurzen Inexpreſſibles mit blauen Kniegürteln. Francis legte unverweilt eine gleiche Tracht an, die ihm in kurzer Zeit den Spottnamen *Weißwade* zuzog.

Dieſer Menſch machte allerwärts einen humoriſtiſchen Moraliſten und zog in der Gegend als ambulanter Dudelſackpfeifer umher, indem er dieſen für das einzige Gott wohlgefällige Inſtrument ausgab. Zu ſeinen übrigen vielen Eigenthümlichkeiten geſellte ſich noch die ſpaßhafteſte von allen, nämlich ein über alle Begriffe komiſches Verdrehen der Geſichtsmuskeln, wenn er ſprach, was jederzeit in den höchſt möglichen Fiſteltönen geſchah.

„Ei guten Morgen, Francis!" redete Joe Murray den Buckligen an, „friſche Luft das! Iſt Hochlandsluft, Francis; gut für einen Mann Gottes, wie Ihr ſeid! Erfriſcht die Nerven, die, wie mein Herr ſagt, jederzeit die Diener des Geiſtes ſind. Woher ſo zeitig, guter Francis? Etwa zum Tanz aufgeſpielt drüben in Hucknall-Torkard?"

„Brr!" ſchnarrte der Kleine und ließ die Unterlippe mit einer unnachahmlichen Grazie erzittern. „Meint Ihr, ich mißbrauche die Gaben Gottes auf eine ſo ſündliche Weiſe, wie Ihr und Euer gottloſer Herr in der Abtei? Bei Knox und St. Dunſtan! es iſt eine böſe Zeit. — Hab's doch immer geſagt, Joe — wißt Ihr's noch? — Das Neuern und Erfinden und Denken und Machiniren taugt in alle Ewigkeit nichts. Ja, ja! Es macht ſchlechte Menſchen, liederliche Herren, leichtſinnige Diener! Brr! Bei Knox und St. Dunſtan!"

„Ihr meint doch mich nicht, Francis, oder meinen Herrn, Sr. Herrlichkeit!" warf Joe ein.

„Nein," ſchnarrte der Bucklige, „Euern Herrn meine ich nicht, aber Euern Teufel und ſeine Teufelinnen. Brr! daß Ihr's wißt, Joe — das iſt ein Leben in der alten Abtei, ſchlimmer als je in Sodom und Gomorrha. Ja, ja."

„Je nun, guter Francis, mein Herr trinkt ſein Glas Claret und ich meine Ale mit einem geröſteten Apfel, was bei alledem ein recht erquickliches Getränk iſt. Würd' Euch auch bekommen — ſollt's nur verſuchen."

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Bulwer's neueſten Roman:

Ernſt Maltravers.*)

Bulwer hat als Romandichter bereits ſo Bedeutendes geleiſtet, daß der Kritiker an ein neues Werk von ihm berechtigt iſt, einen ungewöhnlichen Maßſtab zu legen. Seine früheren Werke: *Eugen Aram* und *Paul Clifford* können in vielem Betracht nicht nur in der engliſchen Romanliteratur nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge als klaſſiſche gelten, die Geſammtliteratur des civiliſirten Europa wird ihnen bedingungsweiſe dies Epitheton ebenfalls zugeſtehen müſſen. Bei dem neueſten Produkte Bulwer's, deſſen Namen dieſer Aufſatz trägt, wird vor Allen der deutſche Kritiker veranlaßt, dem Autor ſcharf in's Auge zu ſehen. Bulwer mag wohl erfahren haben, daß dem Deutſchen ſchwer zu genügen iſt; er verſteht, glaub' ich, ſelbſt, ſo zu ſagen, deutſch, und hat offenbar in ſeinem Bildungsgange dem Deutſchen verwandte Momente aufzuweiſen. Dieſe Ahnung einer in ihm tief verborgen liegenden Verwandtſchaft mit dem deutſchen Geiſte trug vielleicht eben ſo viel bei, als eine Bulwer'n nicht abzuſprechende Autoreitelkeit, das genannte Werk dem deutſchen Volke zu widmen. Die Dedication heißt wörtlich: „*dem großen deutſchen Volke, einer Nation von Denkern und Kritikern, einem fremden aber vertrauten Publikum von tiefem Urtheil, aufrichtig im Tadel, edelmüthig in der Würdigung, wird dieſes Werk durch einen engliſchen Verfaſſer gewidmet.*"

Aus dieſer Widmung ſchon ſieht man, der Verf. weiß, daß ſeine Schriften in mannigfachen Ueberſetzungen von Hand zu Hand gehen in unſerm Deutſchland. Allein das bloße Geleſenwerden iſt bei uns noch lange kein gültiger Beweis für die Tüchtigkeit eines Werkes. Man lieſt aus Gewohnheit, meiſt aus langer Weile, nur ein geringer Theil aus einem tieferen Bedürfniß nach geiſtiger Bildung und wahrhaftem Intereſſe an poetiſchen Erzeugniſſen. Wir haben Leihbibliotheken, und das ſind Inſtitute, in denen Alles zu haben iſt, was Madame ſo und Mamſell ſo Nachmittags oder Abends amüſirt, d. h. ohne Kopfzerbrechen und Nachdenken unterhält. Ein Buch muß ſich nach dem Kunſtausdruck der eigentlich privilegirten Leihbibliothekenunterhalter „*allein leſen.*" Nach dieſem Maßſtab wird die deutſche ſchöne Literatur leider größtentheils noch immer fabrizirt. Daraus folgt, daß alles Mittelmäßige guten Abſatz findet, das Beſte dagegen oft kaum angerührt wird. Denn der Deutſche pflegt von nichtwiſſenſchaftlichen Sachen nur die praktiſch nützlichen, z. B. Kochbücher und dergleichen, zu kaufen. Die eigentliche National-Literatur findet in den Repoſitorien der Leihbibliotheken ihr Mauſoleum.

Ich führe dies an, weil Erzeugniſſe fremder Länder eine Ausnahme von dieſer Regel machen, d. h. weil ſie ohne Ausnahme gekauft und geleſen werden, als etwas Ausländiſches. Die Frage: ſind ſie gut oder ſchlecht, kommt dabei ganz und gar nicht in Anregung. Es iſt eben etwas Fremdes, juſt wie oſtindiſcher Nanking oder Pariſer Damenhüte, mithin gut. — So kam es, daß man Bulwer las, ehe es noch entſchieden war, ob er das Leſen verdiente. Bulwer machte jedoch eine Ausnahme. Bulwer zeigte ſich ſogleich als einen Mann von Welt, Geiſt, poetiſchem Gefühl. Er war auſſerdem noch liberal, ſehr liberal; er griff neue Stoffe aus dem Leben der Gegenwart heraus. Die Societät mit ihren ſchreienden Widerſinnigkeiten, tolle Geſetze, demoraliſirende Nationalvorurtheile — dies Alles mußte ihm zu ſeinen Darſtellungen als Materie dienen, die er mit dem ſicherſten Takt handhabte. Er war ein geübter Bildner, er verſprach Ungemeines zu leiſten. Bulwer ſchuf Menſchen und war kein für ſein Vaterland eingenommener Narr in ſeinen Schöpfungen. Es machte ſich frühzeitig etwas Kosmopolitiſches in ihm bemerkbar, das wunderbar auf die verſchiedenſten Leſer wirkte, und ihm ſo ſchnell ein ungeheures Publikum in allen Ländern erwarb. Deutſchland iſt unſtreitig dasjenige Land geweſen, wo ihm auſſer ſeinem Geburtslande die meiſten Lorbeerkränze gewunden wurden. Dieſer Huldigungen möge er ſich erfreuen, er hat ſie verdient.

---

*) Ernſt Maltravers. Ein Roman von E. L. Bulwer. Aus dem Engliſchen überſetzt von O. v. Czarnowski. Drei Theile. Aachen und Leipzig bei Mayer. 1838.

Alles dies findet ſich nun in „Ernſt Maltravers“ wieder, doch dünkt mich, nicht ſehr vortheilhaft vereinigt. Man wird durch Bulwer ſelbſt genöthigt, hohe Anſprüche an ſein Werk zu machen, indem er behauptet, die anziehendſten Geſtalten darin, vor Allen Alice, ſeien dem Leben entnommen und mit Nichts zu vergleichen. Leider muß ich aber geſtehen, daß gerade dieſe Alice zwar eine liebliche Erſcheinung iſt, frühere Geſtalten deſſelben Verf. in anderen Romanen aber durchaus nicht erreicht. Die Geſchichte Maltravers ſelbſt iſt an ſich ſehr gewöhnlich, mahnt den Leſer an Bulwer ſelbſt, obwohl er ſich in ſeinem Helden nicht gezeichnet haben will, beſitzt aber nicht die Kraft, ſo zu feſſeln, wie man es erwarten durfte. Bulwer's Talent, ſeine Reflexionen mit der Handlung zu verſchmelzen, beurkundet ſich auch hier wieder. Die Geſchichte ſteht ſelten ſtill, und wo dies geſchieht, gewähren doch die eingewebten Geſpräche einen hinlänglichen Erſatz. Nur die Neuheit in Erfindung ſowohl, als in Durchführung der auftretenden Charaktere vermißt man ſchmerzlich. Ohne zu wollen drängt ſich die Ueberzeugung auf, Bulwer ſei der Erſchöpfung nahe. Oder macht er ſich's blos bequem und meint, durch ein dem Buche vorgeſetztes prunkendes Schmeichelwort dem Leſer Sand in die Augen zu ſtreuen? Bei der Menge mag er damit zum Ziele kommen, der urtheilsfähige Theil des Publikums läßt ſich nicht täuſchen. Zu dem unbehaglichen Gefühl, was uns überſchleicht, mag auch das Bruchſtückartige beitragen, was dem Werke noch anklebt. Die erſten drei Bände ſind nur die Hälfte des Ganzen, deſſen Beendigung und Geſchloſſenheit freilich erſt ein erſchöpfendes Urtheil zulaſſen wird. Am meiſten unter den in dieſen Theilen auftretenden Perſonen feſſeln Lumley der Skeptiker, Lebensmann und Böſewicht, der etwas bornirte Cäſarini, vor Allen aber Florence, das Opfer der Rache und wilden Leidenſchaft von Lumley und Cäſarini. Alice tritt zu bald in den Hintergrund, obwohl wir ſie ſpäter in der Metamorphoſe einer Lady wieder erblicken. Maltravers Verhältniß mit Valerie von St. Vantadour gehört zu den intereſſanteſten Partien, wobei nur die nicht zu verkennende Koketterie der genannten Dame deshalb ſtörend erſcheint, weil die Art und Weiſe, wie ſie Maltravers von ſich zu entfernen ſucht, nicht an ein gänzliches Entferntſein von Oſtentation glauben läßt. Dadurch verliert der an ſich ſchön gezeichnete Charakter an poetiſcher Wahrheit. Valerie bleibt im Auge des Leſers nicht, was ſie ſcheinen will.

Es wäre zu wünſchen, daß Bulwer bei Ausarbeitung der zweiten Hälfte ſeines Werkes tiefer in die Geheimniſſe des Lebens einzudringen ſich bemühte und dabei ſeinen bereits ihn umflorenden Ruhm vergäße. Es iſt nie vortheilhaft für einen Autor, wenn er merken läßt, daß ihm der Ruhm bereits die Schläfe mit Lorbeeren geſchmückt habe. Keckheit und dreiſtes Auftreten zeigt von Kraft; ein kühner Schritt in die Welt erobert; man lege aber ja alle Eitelkeit bei Seite, will man den einmal hervorgerufenen guten Eindruck nicht wieder verwiſchen. Wo man die Abſicht durchſehen kann, daß der Schriftſteller ſich zeigen will, erliſcht das Intereſſe mit der hinwegfallenden Liebe. Autorſtolz nur erweckt Achtung, Autoreitelkeit iſt widerlich. Bulwer kann dieſen Auswuchs eines alternden Talentes nicht von ſich entfernen; er zeigt ihn vielmehr mit geſpreizter Prahlerei und ruft: Seht, was ein groſſer Mann ich bin! Das iſt ſeine groſe Schwäche. Beſiegt er ſie in Zukunft, ſo wird ihm die Gröſſe verbleiben, weil ſie hervorragender war und liebenswürdiger, als ihre kleinlichen Anhängſel. Die Ueberſetzung iſt gelungen, die Ausſtattung lobenswerth.

Feuilleton.

⁂ Die Faſtnachtscomité's zu Cöln und Achen ſind bereits in voller Thätigkeit, das Münſter'ſche aber hat bis jetzt, — ſo wurde unterm 16. Jan. von Münſter geſchrieben, — noch kein Lebenszeichen gegeben.

⁂ Taubſtummenunterricht in Böhmen und Oeſterreich. — Auf Anordnung des Biſchofs von Leitmeritz, in deſſen Sprengel man gegen 800 Taubſtumme zählt, werden jetzt in der dortigen theologiſchen Lehranſtalt Vorträge über die Kunſt der Taubſtummenbildung gehalten, welchen alle Kandidaten der Theologie, wie alle künftigen Schullehrer eine beſtimmte Zeit beiwohnen müſſen. Auch die Niederöſterreichiſche Landesregierung in ihrem, der Studien-Hof-Kommiſſion erſtatteten Gutachten über den Vorſchlag: den Taubſtummenunterricht in der öſter. Monarchie allgemein einzuführen, iſt von der Idee ausgegangen, der Lehrmethode eine ſolche Ausdehnung zu geben, daß alle der Bildung fähige Taubſtumme zu geiſtiger und moraliſcher Entwickelung und bürgerlicher Brauchbarkeit gebracht werden. Einen ſehr werthvollen Beitrag zur Ausführung dieſer Pläne hat Hr. H. Czech durch ſeine, eben mit dem XXIV. Hefte vollendete »Verſinnlichte Denk- und Sprachlehre« geliefert. —

⁂ Stickſtoff in Pflanzen. — In der Sitzung d. Akad. d. Wiſſ. zu Paris am 29. Jan. legte Hr. Bouſſingault eine Abhandlung vor, über den Urſprung des Stickſtoffes in den Pflanzen. Seinen Unterſuchungen zufolge iſt der Stickſtoff ein conſtantes Element in den Vegetabilien, und dürften die Nahrungsſtoffe aus dem Pflanzenreich einen großen Theil ihrer nährenden Kraft dem Vorhandenſein jenes Elementes verdanken. Hr. Bouſſingault hat nachgewieſen, daß Wicken, Linſen, Bohnen (bekanntlich die nahrhafteſten Früchte) 4 bis 5 Prozent und der Kleeſamen 7 Prozent Stickſtoff enthalten.

⁂ Gewerbe und Kunſt in Norwegen. — Die Staatskaſſe hat in der letzten Zeit nicht unbedeutende Summen für wiſſenſchaftliche Reiſen in's Ausland ausgeſetzt. Auch hat Chriſtiania eine wohl organiſirte höhere Gewerb- und Kunſtſchule erhalten, wozu noch ein, in der neueſten Zeit durch Summen aus Staatskaſſen und durch Zuſchuß des Königs gegründeter Kunſtverein, — der erſte in Norwegen, — gerechnet werden muß. Auch hat ſich auf den Trümmern des vor einiger Zeit eingeäſcherten Theaters in Chriſtiania ein neues geſchmackvolles erhoben, deſſen Bretter aber noch zum größten Theil von däniſchen Schauſpielern haben betreten werden müſſen.

⁂ Waſhington's Sarg wurde kürzlich geöffnet, um die irdiſchen Ueberreſte des Unſterblichen in einen Sarkophag zu legen. Man fand, wie die Philadelphia-Gazette berichtet, den Körper noch völlig erhalten. Auf der hohen Stirne thronte Heiterkeit und Ruhe, und um die geſchloſſenen Lippen ſpielte noch jenes ernſte, würdevolle Lächeln, mit welchem der erſte wahrhafte Bürgerkönig der neuen Welt von ſeinen königlichen Mitbürgern Abſchied genommen.

⁂ Hr. de Lamennais beſchäftigt ſich, dem Vernehmen nach, mit Ausarbeitung eines Werkes, in welchem er kategoriſch ſeine Anſicht über Religion ausſprechen und zugleich ſeine eigene Stellung mit möglichſter Schärfe beſtimmen wird.

⁂ Die erſte berechnete Sonnenfinſterniß iſt diejenige, deren in der Geſchichte von China gedacht iſt, welche P. de Mailla überſetzt hat. Lange war Streit, ob ſie in das J. 2155, 2128 oder 2007 zu ſetzen ſei. Hr. Rothmann hat in der aſtron. Geſellſchaft zu London am 8. Dez. v. J. eine Denkſchrift verleſen, in welcher er, nach den ſorgfältigſten Berechnungen, den 13. Okt. 2128 vor Ch. G. als den Tag jener Sonnenfinſterniß feſtgeſtellt.

⁂ Sämmtliche Lehne im Hannöver'ſchen »ſind zu Falle gekommen.« (H. Z.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 37. 1838.

Phönix.

Montag, 12. Februar.

Charaktere und Umriſſe aus der würtembergiſchen Abgeordnetenkammer.

Die Oppoſition.

Schott.

Ich rolle ein volles kräftiges Bild, im Style der Alten, vor Euch auf. Linie für Linie iſt es geprägt, iſt es charakteriſtiſch, in dem ganzen ernſten Profile iſt kein Zug vergebens eingegraben. Ihr werdet eine Zeit lang Mühe haben, Euch in dieſe Züge zu finden, denn ſie bilden eine Anomalie in dem Typus unſerer Tage, es ſind die Linien eines Charakterbildes, eine Bezeichnung, welche, da ſie ſo ſelten eine gerechte Anwendung findet, auch auſſer Cours gerathen iſt oder im Redegebrauche nur noch als Luxusartikel gebraucht wird.

In der Kloſterſchule zu Bebenhauſen ſah Schott als Jügling die großen Ereigniſſe, welche am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts die Welt bewegten, an ſeinem Geiſtesauge vorübergeben. Damals las er die Claſſiker des alten Griechenland's und Rom's, ihre Lektüre war ihm geläufiger als ſeine Mutterſprache und die materiellen Formen ſeiner Commilitonen ihm minder bekannt als die geiſtigen Züge der großen und mächtigen Geſtalten jener Bücher, welche, die eigene Seele ihm groß erziehend, ihm für und für vor dem Auge ſtanden. Damals war es ihm zu Muthe, als ſollten in dem neuen transrhenaniſchen Rom, wie der Uebermuth der Zeit damals die franzöſiſche Republik benannte, die Tage der erſten römiſchen Conſuln und die Zeiten eines Leonidas wiederkehren, und, von ſeinem Geiſte gedrängt, fühlte er ſich berufen — wenn es ſo kommen ſollte — an ihren Kämpfen, als einer der thätigſten Bürger der neuen Weltenrepublik in den erſten Reihen Theil zu nehmen. Er begab ſich auch, nachdem er auf der hohen Schule ſeines Vaterlandes und in dem alten Landshut ſich mit Juriſterei beſchäftigt, auch in dieſem Fache Doktor geworden war, nach dem neuen Babel, in welches „Neu-Rom“ bereits ſich verwandelt hatte, denn es war ein Jahr darauf, als Cäſar Napoleon ſich den Kaiſerhut aufgeſetzt, ſich ſchon Alles im Grundzuge verwandelt, die blutige Bürgerrepublik mit ihren hochfliegenden und purpurrothen Tendenzen ſich in den Schoos eines ſtählernen Soldatenregimentes gebettet hatte. Schott, der ehrliche Würtemberger, mit ſeinen alten Griechen- und Römerbildern im ſchwellenden Kopfe, ſollte ſich in Paris auf Diplomatie verlegen und auch wirklich trieb er ſich mit dieſem glatten Handwerke ein volles Jahr herum, er ſtudirte franzöſiſch, engliſch und italieniſch, um ſeiner Beſtimmung einſt Glorie und ſich ſelbſt Ehre zu machen, aber wie länger er's trieb, um ſo mehr ſah er ein, daß er zu dieſem ſchwierigen Geſchäfte nicht tauge, und er kehrte in ſein Vaterland mit dem Vorſatze zurück, als unabhängiger Juriſt, als Anwalt des Bürgers und, wo möglich, als Volkstribun dem ſehr ernſtlichen Drange zu genügen, in welchem nun alle Ideale ſeines Strebens, alle Bilder des thatenvollen Lebens, von dem er einſt geträumt, ſich verkörpert hatten. Aber dies war eine Zeit, ſo ungünſtig für Volkstribunate als dem Gedeihen einer Geſinnung und eines Talentes, wie Schott's, ſofern er ſich auf dem Boden der Diplomatie wollte geltend machen. Zu ſolchem Geſchäfte waren damals nur aalglatte Naturen tauglich, aber jede Linie an dem Weſen dieſes Würtembergers ſtieß am Riffe eines Felſens an.

Als endlich die Schlacht bei Warterloo geſchlagen war, hielt es König Friedrich von Würtemberg für paſſend, die ſo lange für unnöthig erachteten Stände wieder zuſammenzurufen und obſchon jetzt für Schott der Zeitpunkt ſeines ſchönſten Sehnens herangekommen, ſo konnte er doch nicht in die Verſammlung der neuen Stände gewählt werden, weil ſein eigener Vater in deren Mitte berufen worden war. Im Jahre 1819 erſt kam er am Ziele ſeines Wunſches an. Sein erſtes Auftreten geſchah in dem Geiſte, in dem er bisher wirkſam war. Doch ſchon nach vier Jahren glaubte er, bei den in jenen Tagen über dem politiſchen Schickſale Deutſchlands aufgegangenen Conſtellationen als Abgeordneter für das Wohl und die Freiheit ſeines Vaterlandes auf geſetzlichem Wege nicht mehr wirken zu können, und mit Uhland zugleich, dem freiheitbegeiſterten Sänger, trat er aus der Verſammlung der Stände aus. Damals führte an dem alten Helleſpont das tiefgeknechtete Griechenland im dritten Jahre bereits ſeine blutigen Befreiungsſchläge wider des Sultans ſchreckengeröthete Despotie, und warf nach dem nördlichen Europa die Schlagſchatten ſeines Kampfes herauf, um ſie auf's Neue in der Geiſterſonne des Nordens zu erleuchten. Auf der pyrenäiſchen Halbinſel ſiegten gleichzeitig die Prinzipe der Bourbons, im Oriente nur, von wannen uns einſt Freiheit und die höhere Weihe des Lebens gekommen, ſollte dem ungleichen Weltkampfe die Waage gehalten werden, und begeiſterungsvoll ſchloſſen im Herzen Europa's, in England, in Frankreich und den deutſchen Landen die Freunde des Menſchenrechtes der Sache der Griechen ſich an. Wie einſt im Mittelalter die chriſtlichen Völker wider die Sarazenen zogen, um auf's Neue ſich Chriſti Kreuz zu gewinnen, ſo ſtrömte die chriſtliche Freiheitsbegeiſterung nun ſchaarenweiſe nach dem alten helleniſchen Ländergrunde, um mit der Freiheit der Griechen zugleich das Prinzip derſelben für die Welt zu retten. Allenthalben thaten ſich, um für dieſe Zwecke zu wirken, „Vereine für die Griechen" auf, und in Würtemberg war's Schott, der den erſten gründete, und als deſſen Vorſtand mit unermüdlichem Enthuſiasmus wirkte. Den reichen Schatz ſeiner Sprachkenntniſſe faſt aller Länder beutete er jetzt aus, um, wo irgend zu Gunſten des griechiſchen Volkes etwas geſchrieben ward, es unter dem deutſchen Volke durch Uebertragung in's Deutſche zu verbreiten. Er ſtiftete, dabei theilweiſe von Münch angeregt, mit einem verwandten Geiſte (Mebold) und unter den Auſpizien des Buchhändler's Winter in Heidelberg ein „Taſchenbuch der griechiſchen Geſchichte," dabei auf die Sympathieen des deutſchen Volkes rechnend, weil der Erlös für die armen Griechen beſtimmt war.

Ja, er ſcheute keine Mühe, kein Geld, kein Opfer, welcher Art es war, um für den Sieg ſeiner Geſinnung zu wirken. Das aber iſt die Feuerprobe eines ächten Mannes, eines gründlichen Charakters, daß er dem Zeitpunkte ſeines philanthropiſchen Strebens ſein eigenes Gut und unter Umſtänden ſeine eigene Perſönlichkeit opfern könne. Was darum Schott's Erſcheinung ſo impoſant, ſo einzig und würdig macht, das iſt die Reinheit und die Unabhängigkeit ſeines Charakters, das unwandelbare, durch keine Reaktion der Zeiten und Verhältniſſe erſchütterte Verharren an der dem Ziele ſeines Strebens vorgeſetzten Idee, das iſt ſein unerſchütterlicher Mannesmuth für eine Sache, die er als die einzig gute glaubt erkennen zu müſſen.

Die Sache der Polen hatte an ihm denſelben Fürſprecher, wie im abgelaufenen Jahrzehnt die Sache der Griechen gefunden, und ſo mächtig und kräftig, als er ſchon vor dreizehn Jahren für die Sache des Volkes aufgetreten, erſchien er, von dem letztern auf's Neue zu einem ſeiner Vertreter erkohren, auf dem Landtage von 1833 wieder.

Unter den Männern, welche Deutſchland in neuerer Zeit als ſeine erſten Volksfürſprecher auf der parlamentariſchen Bühne verehrt, ſteht Schott in der vorderſten Reihe. Er hat nicht den gelehrten Ruf eines Rotteck, eines Welcker, eines Jordan, aber nach der innerſten Baſis iſt er gründlicher, als alle dieſe Drei, und in der Kunſt der öffentlichen Rede übertrifft er die Letztgenannten bei Weitem.

Faſt ſein ganzes wirkſames Leben hindurch öffentlicher Sachwalter, ſonach ſtets in der unmittelbarſten Berührung mit dem Volke, kennt keiner wie er die Bedürfniſſe, die Neigungen, die Ideen des Volkes ſo gut, oder wäre gleich ihm in die innerſte Natur des Volksorganismus und des Volkslebens eingedrungen. Er hat ſich mit jenem Organismus aſſimilirt, darum klingen ſeine Worte ſo ernſt und ſo kräftig, darum ſchwellt ihm ein ſo mächtiger Athem die Mannesbruſt. Schott iſt kein Sanguiniker, er hat nichts mit jenen haltloſen, immer phosphoreszirenden Köpfen gemein, die heute in der Höhe ſchweben, doch morgen wieder tief zu Boden ſinken, die nur darum in dieſer Stunde ſo überſchwänglich ſich zeigen, damit man in der andern ihre Armuth um ſo beſſer erprüfen könne. So klar wie ſein blaſſer römiſcher Kopf, der es auch nach ſeiner materiellen Geſtaltung iſt, behauptet ſich darin der Gedanke, die Idee, die auch nicht lange nach einem Gewande ſuchen darf, wenn ſie aus demſelben fertig, geworden, hervorſpringt. Deßhalb ſpricht er ſo klar, ſo durchdringend, deßhalb imponirt ſeine Rede ſo ſehr, denn ſo ruhig die Form ſeines Geſichtes ſich zeigt, um deſto heiſſer und lebensvoller entſtrömen ihm die Worte, ſind es die Blitze des bleichen, im Feuer erhärteten Stahls.

Der Vortrag Schott's iſt ernſt und muskulös, er iſt klar wie Quellwaſſer, ſo daß er nie etwas im Ungewiſſen, im Dunkeln läßt. Derſelbe iſt philoſophiſch, obſchon ſeiner Natur nach nicht ſpekulativ, er bewegt ſich in der Weiſe des ächten hiſtoriſchen Vortrags. Ihn verſteht der Bauer ſo gut wie der Miniſter, für dieſen letztern aber allein ſind die lateiniſchen Motto's aufgeſpart, mit denen Hr. Schott nicht ſelten ſeine Reden würzt. Dies ſind aſchenüberzogene Feuerfunken, an denen die moderne Welt ſich oftmals die Finger verſengt. Obſchon als der gewandteſte Advokat Würtembergs gerühmt, verſchmäht Hr. Schott im Allgemeinen die kniffigen Streitkünſte dieſes Standes. Stets die offene unverhüllte Waffe ſtreckt er dem Feinde entgegen. Er ficht weniger mit Worten als mit Gründen wider ihn, welche letztere in dem Köcher ſeiner parlamentariſchen Rederequiſite ſich ſtets in großem Vorrathe aufgeſpeichert finden. Will Hr. Schott ſeine Sache, ſeine Principien ſiegen machen, ſo gehen ihm nie die Gründe aus. Es iſt, als ob ſie unendlich ihm unter der Zunge wüchſen. Deßhalb hält auch Hr. v. Schlaier, ſein ſchlimmſter und geiſtesmächtiger Gegner, während Schott's Reden nicht ſelten faſt unruhig ſein doch immer ſo feſtes und ſicheres Auge auf ihn gerichtet.

Hr. Schott iſt im Stande, während einer einzelnen Diskuſſion ſich ein dutzendmal von ſeinem Sitze zu erheben, ſo wie er glaubt, daß die bedrängte Sache einer Nachhülfe, irgend einer ſeiner fechtenden Freunde einer Unterſtützung bedürfe. Schott ſteht ſo kräftig in der Avantgarde, als er ſehr oft ſich klugerweiſe an der Spitze der Reſerven hält, um entweder zu gelegener Zeit dem Gegner in den Rücken zu fallen, oder den Rückzug der Seinen zu decken, was ihm auch ſchon mehr als einmal gelungen iſt. So hart auch, beſonders in den letzten Jahren, ſeine politiſche Phalanx bedrängt worden, ſo wußte er ihr doch ſtets, auch im Momente ihrer höchſten Criſe, die Integrität ihres Anſehens zu guter Stunde zu retten. Die würtembergiſche Oppoſition hat darum keineswegs, wie die badiſche, ſolche troſtloſe Rückzüge gemacht, ſie darf immer wieder mit Ehren auf den Kampfplatz rücken. Die Mitglieder unter ſich, haben noch nicht ſo oft, wie in dem genannten Staate ihre Meinungen und ihre Prinzipien kompromittirt, ſich noch nicht vor aller Welt ſo preisgegeben. Schott ſtand mit ſeinem großen deutſchen blauen Auge in dem römiſch kalten Geſichte immer mit einem ambulanten Leuchtthurme hinter ſeinen Freunden, damit ihr Schiff, wenn es über wild ſtürmende Wogen ſteuerte, nicht an den hervorragenden Spitzen und ſchroffen Klippen barſt.

(Fortſetzung folgt.)

E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.

(1808 und 1837)

Künſtler-Novelle, nach dem Leben.

Von

J. Funck.

I.

Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann. 1808.

Es begab ſich im Jahre Ein tauſend acht hundert und acht, daß das Schickſal obbeſagten Kammergerichtsrath gen Bamberg trieb, nachdem es ihm die Akten gewaltſamer Weiſe weggeriſſen, und dafür ein Bündel Muſik unter die Arme geſteckt hatte.

Das Männlein freute ſich anfänglich gewaltig ob des Tauſches, und wußte durch allerlei abſonderliche Betrachtungen und Redensarten über den hohen Werth und Vorzug der Muſik und gutgeſetzter Noten, vor dem des trockenen Jus, ſich gehörig zu erſtarken und wahrhaft zu erheben; — freilich zum Aergerniß ſo vieler gebildeten Leute der guten Stadt Bamberg.

Das kümmerte aber den Kleinen anfänglich nicht viel und er wußte ſich, wie man hier und auch anderwärts zu ſagen pflegt, auf ſeine eigene Fauſt zu vergnügen. Er lebte fröhlich und wohlgemuth, ſich wenig um die Auſſenwelt kümmernd, bis man ihn in dieſe gewaltſam hineinzog, ihm ſofort auf ſeine kleinen Füße trat, darob er ſich nicht wenig erzürnte und laut aufſchrie.

Wie das geſchah, ſteht ausführlich beſchrieben in einem Buche, was auswärtige günſtige Leſer hoffentlich zur Genüge kennen, in einem Buche, das, wie Sachkenner verſichern, ihnen den Kammergerichtsrath innerlich und äuſſerlich noch näher geführt, ſo daß ſie nach einem Mandel Jahre, die über ſein Grab geſtrichen, erſt recht eigentlich anfingen, ſich mit ſeiner Perſon zu befreunden, was nicht Jedem, bei dem alleinigen Studium ſeiner Schriften, gelingen wollte.

Obwohl der Autor jenes biographiſchen Umriſſes — wie ſein Held — das ſtark Gewürzte von jeher mehr liebte, wie den Gegenſatz, und mit Lavendel, Myrth' und Thymian, wie veilchenblauer Seide, wenig verkehrte; ſo konnte er ſeiner Pietät es doch nicht abgewinnen, in ſeinem Gemälde überall die Farben ſo aufzutragen, wie es, um ein recht hell, und am ſchicklichen Orte wohl auch recht grell ſtrahlendes zu liefern, nothwendig geweſen wäre.

Das war beſonders zu Anfang ſeiner Arbeit ihm recht fühlbar, wo er ſich bemühete, den muſikaliſchen Fonds des Kammergerichtsraths zu entwickeln, im Gegenſatz zu einem Nebenbuhler, der hier mit ſeiner Violine ſich gewaltig eingebürgert hatte, und ſonach, wie ſich das von ſelbſt verſtand, jenem gewaltig opponirte.

Dieſen Mann kennt der günſtige Leſer aus jenem Buche dem Namen und Charakter nach; für hieſige Leſer aber ſei bemerkt, daß dies der Konzertmeiſter Dittmeyer war, der damals noch am Leben, als Hoffmann's Potrait gezeichnet wurde. — Jetzt iſt er, — um mit dem Kammergerichtsrath zu ſprechen — ein ſchöner Engel geworden, und die Rückſichten, die man damals nahm, hören jetzt auf.

Ja, verehrter Leſer, dieſer Konzertmeiſter, — der ſich nun ſicherlich mit dem Kammergerichtsrath hinlänglich verſtändigt und ausgeſöhnt haben wird — hat Letzteren bei Lebzeiten, fünf lange Jahre hindurch gewaltig gequält und geärgert, ſo, daß derſelbe ihn nicht anders, als ſeinen Ichneumon[*] zu nennen pflegte, der in ſeinem Eingeweide wühle, und ihm unſägliche Schmerzen bereite, — wobei die Aegypter lächelnd zuſahen, mit derſelben Ruhe, als wenn ein Haaſe ausgeweidet würde. — Armer Kammergerichtsrath! —

Dieſer Nebenbuhler nun — wir wollen uns der Metapher begeben — war zwar ein tüchtiger Muſikant, in hergebrachtem Wortſinne; er ſpielte ſein Inſtrument, die Geige, mit großer techniſcher Virtuoſität, entbehrte aber jeder höheren, geiſtigen, ächten Bildung, nicht nur im Allgemeinen, ſondern ſelbſt auf ſein Fach angewandt. Er genoß eine hübſche Penſion als ehemaliger Hofkonzertmeiſter, und war zugleich Dirigent des Bamberger Orcheſters, das bei theatraliſchen Vorſtellungen funktionirte.

Graf Soden, der Inhaber der Bühne, hatte unſern Kammergerichtsrath für dieſelbe als Muſikdirektor verſchrieben, und es konnte nicht fehlen, daß, bei der überaus treuen Anhänglichkeit von Seiten des Orcheſters und Publikums an ihren Altmeiſter, der Neuling mit dieſem ſogleich in Conflikt gerieth.

---

[*] Ichneumon, auch Pharaonsmaus, bei den Aegyptern Nems genannt, iſt ein marderähnliches Säugethier, welches zu den Raubthieren oder Fleiſchfreſſern gehört. Es iſt 20 Zoll lang, hat einen 18 Zoll langen Schwanz, der am Ende mit einem Büſchel beſetzt iſt, lebt in Aegypten und nährt ſich von Vögeln und andern kleinen Thieren, beſonders aber von Krokodileiern, was bei den Alten die Sage veranlaßte, daß es dem ſchlafenden Krokodile in den offenen Rachen krieche und es tödte, weßhalb es von den Aegyptern verehrt ward. (Converſationslexikon von Brockhaus, 8. Auflage, 5. Bd. S. 445.)

Warum und wodurch dies geſchah? darf nicht gefragt werden, denn es iſt bereits geſagt, daß Dittmeyer das Recht der Erſtgeburt auszuüben hatte, vor dem jede geiſtige Ueberlegenheit hier immer ſcheu zurücktreten mußte.

Doch nicht Perſonen nur, auch Sachen geriethen mit einander in Konflikt, und zwar die Geige mit dem Flügel. Erſtere behauptete beim Dirigiren ihr wohlerworbenes Recht, von uralten Zeiten her, und der Violinbogen ſchlug, wie wir ſehen werden, ſo in die Saiten des Flügels, daß das Inſtrument anfänglich verſtimmt, und ſpäter, als gänzlich unbrauchbar, weggeräumt wurde.

Der Tag der Vorſtellung war gekommen, an welchem der Kammergerichtsrath die Oper: „Aline, Königin von Golkonda, von Berton“ dirigiren ſollte. Alle Vorbereitungen dazu waren bereits getroffen, eine Menge Proben mit Sängern und Orcheſter gehalten worden, wobei beſonders Letzteres ſich gewaltig echauffirt und alterirt hatte; die Klagen über den kleinen, exaltirten, unzufriedenen Muſikdirektor, dem nichts recht zu machen war, der ſich erkühnte, manche Paſſagen vier bis ſechsmal in den Proben repetiren zu laſſen, waren beim Publikum in gehörigen Umlauf gebracht, und ein Gährungsſtoff bereitet, der, wie ſicher vorauszuſehen war, als fertige Maſſe dem revolutionären Pöbel, trefflich dienen werde. Und ſo geſchah es auch.

Kaum hatte ſich unſer Kammergerichtsrath am Flügel niedergelaſſen, als ein Ziſcheln und Flüſtern und Kichern hörbar wurde, das ſelbſt zu ſeinen Ohren drang. Man konnte ſich über die Kleinheit des Mannes gar nicht zufrieden geben, der doch verſprochen, etwas Großes zu leiſten, man konnte gar nicht begreifen, was er mit dem Flügel anfangen wolle, man erhob ſich von den Sitzen, ob denn gar kein Fidelbogen zu entdecken!

(Fortſetzung folgt.)

Der Papſt.

Noch im J. 1767 wurde zu Rom die *Prompta bibliotheca can. etc.* von Lucius Ferraris approbirt, worin T. V. p. 19 seqq. durch Ausſprüche von Päpſten, Concilien und aus dem übrigen canoniſchen Recht folgende hier wörtlich treu übertragene Sätze erwieſen werden:

„Der Papſt iſt von ſolcher Würde und Erhabenheit, daß er nicht ein bloßer Menſch, ſondern gleichſam Gott und Gottes Stellvertreter iſt (non simplex homo, sed quasi Deus et vicarius Dei.) Ein göttlicher Monarch, höchſter Kaiſer (imperator), König der Könige. Der Papſt iſt mit dreifacher Krone gekrönt, als König des Himmels, der Erde und der Unterwelten (infernorum). Ja die Herrlichkeit und Macht des römiſchen Pontifex begreift nicht nur das Himmliſche, Irdiſche und Infernaliſche, ſondern überragt auch die Engel, da er größer iſt als ſie; — ſo, daß, wenn die Engel im Glauben irren oder dem Glauben zuwider denken könnten, der Papſt ſie richten und excommuniziren könnte; — ſo, daß, was der Papſt thut, vom Munde Gottes auszugehen ſcheint.“

„Der Papſt iſt gleichſam Gott auf der Erde, der einzige Fürſt der Chriſtgläubigen, aller Könige größter König, die Fülle der Macht in ſich begreifend, dem ſowohl des irdiſchen als des himmliſchen Reiches Steuerruder vom allmächtigen Gotte anvertraut ſind. Im Papſte ruht das höchſte Anſehen und die höchſte Gewalt des kaiſerlichen Rechtes.“

„Der Papſt hat beider Schwerdter Gewalt, des geiſtigen nämlich und des zeitlichen.“

„Iſt ein König ketzeriſch geworden, dann kann er vom Papſte von der Regierung entfernt werden, und ihm, dem Papſte, ſteht das Recht der Wahl zu, wenn auch die Söhne und Anverwandten des Königs Ketzer ſind.“

„Dem römiſchen Papſte, als dem Stellvertreter deſſen, deß' die Erde und ihre Fülle, deß' das Weltrund und alle die in ihm wohnen.... dem Papſte iſt die vollſte Macht und Gewalt verliehen, Reiche zu übertragen, Scepter zu zerbrechen und Kronen wegzunehmen.“

„So groß endlich iſt die Macht und Gewalt des Papſtes, daß er ſogar göttliche Geſetze modificiren und das göttliche Recht beſchränken kann.“ —

Die *prompta bibliotheca* iſt ſeitdem noch mehrmals aufgelegt worden, und noch jetzt eine Autorität, auf welche nicht blos italieniſche, ſondern auch deutſch-römiſche Kirchenrechtslehrer ſich berufen.

Feuilleton.

*** Die öffentliche Meinung und Rom. — Die N. Würzb. Ztg. v. 1. d. M. meint »wenn ſeit den letzten 300 Jahren Rom jemals die öffentliche Meinung in Deutſchland für ſich hatte, ſo iſt dies jetzt der Fall«... »Die katholiſche Wahrheit hat ihren Gegnern gegenüber ſich bewährt.« Dieſes Neu-Würzburger Triumphlied contraſtirt drollig mit den römiſchen Jeremiaden beſonders in den letzten 7 Jahren und mit der Wirkungsloſigkeit derſelben, ſowohl dieſſeits als jenſeits der Alpen! Lächerlich iſt aber, auf die öffentliche Meinung einen Werth zu legen, wenn man an einer ſog. katholiſchen Wahrheit feſthält, welche bekanntlich ſeit Gregor VII. von Jahrhundert zu Jahrhundert in immer härteren Kampf und herberen Verluſt gegen die öffentliche Meinung gerathen.

*** Ein ſpaniſcher Hirtenbrief gegen die — Karliſten. — Während die N. Würzburger Zeitung widerrechtliche Reſtaurationsverſuche in Schutz nimmt, theilt der Würzburger »Herold des Glaubens« einen Hirtenbrief des Biſchofs von Ciudad Rodrigo vom 7. Nov. vor. J. mit, welcher gegen »die blutdürſtigen Horden der Rebellion« gerichtet iſt, die unter Don Karlos die ſpaniſche Verfaſſung vernichten möchten. »Ungeheuer!« heißt es in dieſem Schreiben, »Gotteslästerer! Tempelſchänder! ſie ſind es, die ſich Vertheidiger der Religion nennen, aber keine haben... Sie ſind die Barbaren, die keinen andern Gott kennen, als Plünderung, Gotteslästerung, Mord, Schlemmerei, alle Laſter des laſterhafteſten Menſchen. Ich bin's nicht, der redet; es reden die Ortſchaften, die das Unglück hatten, alle Verwüſtungen beweinen zu müſſen, welche dieſe Vandalen ausübten. Villamiel, Trebejo, Eljas, San Martin de Trebejo, Navasfrias, Caſillas... Was ließen ſie Euch? Augen, um ein Uebermaaß von Elend und Jammer zu beweinen. Euere Höfe zerſtreut, euere Söhne vom Vaterherzen zeriſſen, um ſie in Tod und Verderben zu führen; euere Frauen barbariſch mißhandelt, euere Töchter Opfer viehiſcher Luſt, euere Seelſorger beſchimpft, euere Häuſer mit Blut befleckt, euere Tempel entweiht! — ! —

*** Türkiſche Reformationen. — Vor Kurzem, d. h. zu Ende des vorigen Jahres, ſind zu Conſtantinopel die bei Verleihung öffentlicher Aemter üblichen Ehrenkleider, demnächſt auch die bisherigen weiten Mäntel mit geſticktem Kragen, Harwani genannt, abgeſtellt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 38. 1838.

Phönix.

Dienstag, 13. Februar.

Spaziergänge und Weltfahrten

von

Theodor Mundt.

(Erſter Band. I. Briefe aus London. II. Tagebuch aus Paris. Altona. Hammerich 1838.)

Die gegenwärtige Literaturepoche hat vor der des vergangenen Jahrhunderts, die nur von einer hochmüthigen am Veralteten und Verrotteten hängenden literariſchen Toryparthei für die vollendete Blüthe- und Fruchtzeit des deutſchen Kulturgeiſtes ausgegeben werden kann, ein weſentlich neues Element voraus, das, wenn auch die Entwickelung keiner anderen Keime ihm zur Seite ſtände, von dem lebendigen Geiſte des Fortſchreitens, von der raſtlos ſchaffenden Bildungskraft der verjüngten Zeit zeugen, und die feſte Garantie für eine höhere Entfaltung in der Zukunft darbieten müßte. Dies Element iſt die Hinwendung zu der Wirklichkeit des Lebens, die Darſtellung hiſtoriſcher Zuſtände der Gegenwart, die Schilderung öffentlicher Charaktere, mit einem Wort die Verlebendigung der Geſchichte, die Enthüllung ihrer Bedeutſamkeit für das unmittelbare Leben. Der Geiſt der Geſchichte iſt endlich auch über Deutſchland gekommen, ſeine Feuergluth hat die träge Kruſte politiſcher Ohnmacht und Nichtigkeit durchbrochen, und der dauerfeſte Kern des Völkerlebens ringt ſich zu einer organiſchen Geſtaltung empor. Was das vorige Jahrhundert für ſein Kunſtintereſſe geſchaffen hat, muß erbleichen neben dieſem höheren Streben der neueren Zeit, die Idee der Freiheit in der Vielgeſtaltigkeit ihrer hiſtoriſchen Erſcheinung zu erfaſſen, in dem ſich die Bildung der Wiſſenſchaft mit der Unmittelbarkeit des Lebens begegnet, und ſelbſt für die Poeſie muß ein feſterer Boden daraus entſtehen, weil die Wirklichkeit in ihrer reichſten Entfaltung ihre Baſis wird, ein erweiterter Geſichtskreis muß ſich bilden, Inhalt und Stoff müſſen ſich voller und größer geſtalten. Für die Poeſie iſt indeß jenes Element der Perſonifizirung der Geſchichte noch zu ſehr in der Durchbildung begriffen, als daß ſchon feſte, plaſtiſche Geſtalten ſich daraus hervorbilden könnten, und nur die Anfänge einer neuen Epoche ſind erſt wahrzunehmen, deſto thätiger aber wirkt und ſchafft der Geiſt des Fortſchreitens in den freieren Regionen der nicht durch die Feſſeln beſtimmter Formen, ſondern nur durch den Gedanken gebundenen Literaturgattungen, um den Boden für die junge Saat zu beackern, um der neuen Epoche die Stätte zu bereiten. Und auch hier iſt es noch nicht unſer Vaterland ſelbſt, ſind es die fremden Völkerintereſſen, die ſich uns darſtellen, aber wir haben an dieſen auch noch zu lernen. wie man zu einem hiſtoriſchen Daſein ſich erheben ſoll. Frankreich und England liegen uns in dieſer Beziehung naher als Deutſchland, und ihre Hauptſtädte ſind uns mit Recht die Werkſtätten der Geſchichte, die heilige Kaaba, zu der wir uns ſehnend wenden, um die Erfüllung unſeres Glaubens zu ſuchen. Die Werke des Fürſten Pückler-Muskau, Heine's und Börne's Briefe aus Paris, Gutzkow's öffentliche Charaktere, die Perſonen und Zuſtände von Gans, zum Theil auch die Schriften von Raumer, haben für die Bildung des politiſchen Bewußtſeins in Deutſchland durch die Schilderung der franzöſiſchen und engliſchen Zuſtände unendlich viel geleiſtet, und unendlich viel Nutzen geſtiftet. Gegen die nachhaltige Wirkung ſolcher Werke vermag kein Deſpotismus etwas, ſie wächſt mit jeder neu ſich heranbildenden Generation, und wird endlich zur entſcheidenden Macht der Geſchichte. An dieſe Produkte ſchließt ſich nun ein neues Werk von Theodor Mundt, des bedeutendſten unter den Schriftſtellern der ſogenannten jungen Literatur, „die Spaziergänge und Weltfahrten", das in mehr als einer Beziehung die höchſte Würdigung und Werthſchätzung verdient. Mundt hat in dieſem Buche ein weſentlich neues Terrain gewonnen, die Peripherie ſeiner ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit hat ſich erweitert, indem er die bisher nur auf die literariſchen Zuſtände konzentrirte Kraft in die Radien des vielgeſtaltigen Lebens, der ſocialen Zuſtände und der hiſtoriſchen Anſchauungen verlaufen ließ. Das eminente Talent ſeiner Darſtellung hat durch den großartigeren Stoff ein helleres Licht gewonnen, das in reicher Strahlenbrechung die herrlichſte Beleuchtung auf dieſen ſelbſt zurückwirft. Mundt's Buch ſchließt ſich ſeiner Tendenz nach zunächſt an das von Gans an, inſofern es den welthiſtoriſchen Standpunkt der Geſchichte der Gegenwart in den franzöſiſchen und engliſchen Zuſtänden aus der ideellen Anſchauung ihrer Unmittelbarkeit erfaſſen will, aber wenn Gans mehr von einer doktrinären Tendenz, von dem Intereſſe der Wiſſenſchaft aus darauf hindringt, ſo tritt bei Mundt der allgemeine Charakter des Schriftſtellers hervor, der von keiner einengenden Feſſel wiſſenſchaftlicher Tendenzen beſchränkt, von der freien Geſtaltung des Lebens aus den Inhalt deſſelben zu erfaſſen ſtrebt, und deſſen Kunſt daher frei und vielgeſtaltig wie dieſer ſelbſt iſt. Gans hatte ſich zwar von dem ſterilen Gelehrtencharakter, und ſelbſt von dem Formelweſen der Hegel'ſchen Schule, der er angehört, völlig emancipirt, er hatte in den Perſonen und Zuſtänden eine durchaus geſchmackvolle Darſtellung ſeines Stoffes, namentlich des höheren literariſchen Salonlebens in Paris gegeben, das Intereſſe des Rechtsgelehrten und des Profeſſors der Geſchichte blieb indeſſen doch immer der Mittelpunkt dieſes Stoffes, und er verlor bei den wiederholten Schilderungen von Paris in eben dem Grade an Friſche und Wärme, als die hiſtoriſchen Zuſtände von der logiſchen Nothwendigkeit der Geſchichte, welche in dem Jahre 1830 ſo gewaltig und ganz Europa erſchütternd hervorgetreten war, abwichen. Mundt's Buch reiht ſich deshalb als ſchöne Ergänzung an das von Gans an, es hat die franzöſiſchen und engliſchen Zuſtände in ihrer weiteren ſocialen Bedeutung, und namentlich das Volksleben jener welthiſtoriſchen Völker zum Inhalt. Die Friſche des Gemüths und die intenſive Wärme des Gefühls, welche Mundt zugleich mit der Energie des Denkens entwickelt hat, kann nicht genug gerühmt werden. Ueber England hat Mundt zwar zu wenig geſchrieben, um eine erſchöpfende Darſtellung des Volkslebens zu geben, deſto inhaltreicher aber iſt ſeine Schilderung des Pariſer Volkes. Wir können uns nicht enthalten, um den tiefen Ernſt, der Mundt hierbei beſeelt und durchdrungen hat, eine Stelle aus dem Buche herzuſetzen, welche dieſen ausſpricht, indem ſie zugleich ſeine Stellung zu dem deutſchen Liberalismus und dem ſogenannten jungen Deutſchland bezeichnet. „Einige junge Leute," ſagt er, „die ſich bei uns in Deutſchland an den liberalen und volksthümlichen Intereſſen die Finger verbrannt haben, haben ſich darauf in die Vornehmheit hineingerettet, und beſorgen, ihre gelben Glacéehandſchuhe zu beſchmutzen, wenn ſie länger das liberale Element, welches nichts weiter, als das Element des Volkes iſt, anfaſſen. Dieſe Helden, die früher große Namen für ihre Beſtrebungen, wie „junges Deutſchland" und „junges Europa" ausposaunt, und ſich damit in die Bruſt geworfen hatten, tröſten ſich jetzt mit der Idee, „„daß der Liberalismus bereits für die heutige Weltepoche veraltet ſei"". Es iſt ein Unglück, mit ſolchen Leuten in Reih und Glied zu ſtehen, und viel lieber möcht ich zu Falſtaffs Bande, ſei es als Bullenkalb, Schatte, Schwächlich oder Wanze gehören, als zu einem jungen Deutſchland, das ſchon einen grauen Kopf bekommt, noch eh' es in Ehren alt geworden! So geſchwind ſind euere Volksideale veraltet? Was hat es zuwege gebracht, daß eine Knoſpe veralten kann, noch ehe die Blüthe aus ihr hervorgebrochen? Erſt habt ihr mit dem Neuen kokettirt, ich glaubte gleich, es ſei nichts Rechtes bei euch dahinter, aber es war doch der frohe Lerchenſchlag des Neuen und wirbelte ſich mit friſchen Jugendtönen in die Lüfte, wenn der Geſang auch weder Maaß noch Inhalt hatte! Jetzt kokettirt ihr auf einmal mit dem Alten, weil das Neue euch perſönliches Unglück bereitet hat, und es gibt nichts Neues mehr für euch, als das Veraltete!" — Mundt hat ſehr Recht daran gethan, ſich durch dieſe Worte von dem leichtfertigen Buhlen mit dem Liberalismus, das aus rein ſubjektivem Streben nach Ruhmſucht und ohne Nachhaltigkeit entſtanden, deßhalb ſo ſchnell zu einer greiſenhaften Altklugheit ſich verlebt hat, loszuſagen. Der Liberalismus iſt für unſere Zeit eine ſo heilige Sache, wie der Proteſtantismus es vor drei Jahrhunderten war, an den jeder Edle Gut und Blut ſetzen muß, um dem Deſpotismus und der Barbarei zu wehren. So wenig damals eine Verſöhnung des frei gewordenen Glaubens mit der alten Kirche möglich war, ſowie die Geſchichte die Niederkämpfung der letzteren forderte, und deshalb die Thatkraft jedes Einzelnen in Anſpruch nahm, ſo wenig genügt auch jetzt ein träges und markloſes Vermitteln der neuen Elemente der Geſchichte mit den veralteten und verrotteten Zuſtänden, mit der Ariſtokratie, der Hierarchie und dem Deſpotismus, und die unmittelbare Gegenwart zeigt es zur Genüge, welches Schickſal Deutſchland werden würde, wenn es kalt und theilnahmlos die Sache des Volkes und der Freiheit untergehen ließe. Thöricht iſt das abſtrakte Revolutioniren jener unbeugſamen Jugend, welche nichts Geringeres, als eine Niederwerfung aller hiſtoriſchen Schranken, und die Zerſtörung der ewig nothwendigen Inſtitute der menſchlichen Geſellſchaft und des Staates forderte, und in dieſer Tendenz ein tolles, extravagantes Treiben in der Literatur anfing, nothwendig und ehrenhaft aber iſt das Hinſtreben auf die Reformen, welche die Geſchichte verlangt, die Oppoſition gegen veraltete, die Freiheit unterdrückende und das Elend des Volkes herbeiführende Regierungsformen, die Hinweiſung auf eine neue Volkserziehung durch die Umgeſtaltung der ſocialen Verhältniſſe.

Dieſe Tendenz tritt in Mundt's Buch, auf das ſchönſte und edelſte hervor. Das Kapitel deſſelben, welches überſchrieben iſt: „das arme, hungrige Volk und die höhere Geſellſchaft in Paris", ſowie das, was ſich in den Londoner Briefen darüber findet, bildet den Kern und Centralpunkt von Mundt's Darſtellung. Er ſchildert hier den Gegenſatz der Armen und Reichen in Paris auf eine ergreifende Weiſe, und ſpricht dabei die tiefſten Ideen über dieſen bedeutungsvollſten Konflikt der jetzigen und noch mehr der künftigen Zeit aus. „Das Volk“, ſagt er ſehr treffend, „bedarf entweder eines Deſpoten oder eines Lehrers. Da aber die ſultaniſchen Illuſionen von der Menſchheit gewichen, ſo bedarf das Volk eines Lehrers, der ihm die Stätte bereitet, und der ihm das Wort gibt, deſſen es nöthig hat, um ſich von der dumpfen unfreien Gährung ſeiner Maſſen zu erlöſen, und den Bann abzuſchütteln, der ſchwer über den Augen ſeines Bewußtſeins liegt.“ — Zu einem ſolchen Lehrer hat ſich nun in Paris La Mennais aufgeworfen, aber wie wenig zureichend deſſen katholiſch-liberale Doktrin iſt, hat Mundt in ſcharfen, treffenden Zügen einer Charakteriſtik von La Mennais gezeigt. Er verfälſcht das Chriſtenthum durch Politik, und deckt die Wirren derſelben gleißneriſch mit dem chriſtlichen Mantel zu. Sein Wahlſpruch: **la liberté reelle et l'esprit chretien sont inséparables**, iſt durchweg falſch und unwahr. Das Chriſtenthum iſt ein paſſiver Idealismus, der ſich deshalb auch ebenſo in den Deſpotismus, wie in die Freiheitsideen zu finden weiß, die bürgerliche und politiſche Freiheit aber hat ſich aus dem Prinzip der Subjektivität entwickelt, und iſt nur aus dieſem zu begreifen und zu geſtalten. La Mennais dreht ſich um allgemeine Sätze, die ohne hiſtoriſche Wahrheit daſtehen, und das Volk nur unglücklich machen würden, weil ſie es in den Taumel einer falſch verſtandenen Gleichheit reißen, und zuletzt in die Feſſeln einer neuen Hierarchie werfen würden. Mundt ſagt ſehr richtig: „Die Worte eines Glaubigen regen den Magen des armen Volkes auf, und doch ſind es immer nur Worte und nichts als Worte, aber kein Brod!“ Um dem Volke Brod zu ſchaffen, muß man in die tiefſten Verhältniſſe der Geſchichte und der ſocialen Zuſtände eingehen. Der Staat und die Stände müſſen ſich in dieſem Volksintereſſe begegnen, dies vermögen ſie aber nur bei einer organiſchen Durchbildung der Freiheit und der Regierungsformen, wie ſie die Gegenwart noch nicht aufweiſt, wie ſie aber die nächſte Zukunft zu erringen hat. Auf eine treffende Weiſe ſchildert uns Mundt den Zuſtand der Gegenwart für dieſe Beziehungen, indem er ſeinen Beſuch der für die verarmten Lyoner Arbeiter von der hohen Ariſtokratie gegebenen Konzerte erzählt. Das erſte dieſer Art war im Prytanée in einem dunklen, unnoblen Saal, wo ſich die Ariſtokratie um Gottes Barmherzigkeit willen einfand. Doch wollten einige Damen in der engen, ſchmutzigen Straße nicht ausſteigen, und warfen die halbgeöffnete Wagenthüre wieder hinter ſich zu, mit der naſerümpfenden Bemerkung: **il n'y a pas de file**, weil keine lange Wagenreihe vor dem Konzerthauſe hielt, und es ihnen deshalb entwürdigend ſcheinen mochte, in ein ſolches einzutreten.“ Auch die glänzendſten Bälle wurden für dieſen Wohlthätigkeitszweck gegeben. Mundt beſchreibt einen ſolchen im Saale der **Académie royale de musique**, der äuſſerſt prachtvoll war. Louis Philipp ſelbſt hatte den Saal auf Koſten ſeiner Civilliſte mit den reichſten Tapiſſerien und Feſtguirlanden neu behängen laſſen; Muſard führte das Orcheſter, viele tauſend Kerzen brannten feenhaft in dem unermeßlichen Saale, das glänzendſte Gewühl ſchöner Frauen im herrlichſten Schmuck wogte auf und nieder, und ließ eine Zaubernacht träumen, wie man ſie nur in Mährchen kennt. Da zeigt ſich ganz Paris im glänzendſten Wohlthätigkeits-Luxus, denn die Contre-Tänze und Galoppaden dieſes Balls rauſchen nur deshalb ſo eifrig an mir vorüber, um den armen Lyonern Brod zu tanzen! Das iſt ein lobenswerthes Stück Arbeit, und wer ein gutes Herz im Leibe hat, muß tanzen! — Auf einem zweiten Ball der Art, der im Saal Ventadour ſtattfand, beſchloſſen die hohen Damen des Faubourg St. Germain auch, allerhöchſt dieſelbſt für die Armen zu ſingen. Wie man in dem Saale Ventadour getanzt, ſo wurde nun in Vauxhall geſungen, nur mit dem Unterſchied, daß die Ariſtokratie beſſer tanzt als ſingt, wie es hier Lyon's wegen geſchah. Freilich, für die halbverhungerten Seidenarbeiter in Lyon, welche die reiche Ariſtokratie aus dem Takt zu bringen drohen, noch mit den richtigen Takten zu ſingen, muß eine ſchwierige Aufgabe ſein. Daraus erkläre ich mir wenigſtens, daß es mit der Muſik der **haute-volée** auf dieſem Konzert ſo ſchlecht ging, denn man hörte nur wenige gute und ſichere Stimmen darunter, ja die meiſten detonirten auf eine Weiſe, daß man hätte denken ſollen, die ganze Ariſtokratie würde auf der Stelle umſchlagen. — Volk und Ariſtokratie haben lange in der Weltgeſchichte gewetteifert, wer die erſte Stimme ſingen ſolle, und es ſchien vergeblich, ein harmoniſches Concert beider Elemente zu Stande zu bringen. Jetzt, wo das Volk die Magenſtimme zu ſingen anhebt, fängt die Ariſtokratie an, ſich einen Ton tiefer herabzuſtimmen, und wenn auch nicht mit dem Volke, doch für das Volk zu ſingen. Als muſikaliſche Herablaſſung wirkte dieſe Tonveränderung unharmoniſch, da, wie ſchon bemerkt, ſo viele Detonirungen dabei vorfielen; ob aber eine politiſche Harmonie dabei herauskommen werde, hängt von den weitern Modulationen der Magenſtimme des Volkes ab.“ — Aus dieſen Anführungen, und aus dem darüber Geſagten, wird man erkennen, in welchem Sinne Mundt ſeine Wanderungen durch Paris angeſtellt hat, in dem energievollſten, dem edelſten demokratiſchen Sinne, und man wird es auch herauserkennen, mit welcher Meiſterſchaft er ſeinen Stoff bewältigt hat. In formeller Beziehung läßt ſich keine geiſtvollere Art der Charakteriſtik denken. Alles iſt Bewegung und Leben, wie dieſes ſelbſt, ſo ſprüht und glüht, ſo blitzt und funkelt die Sprache, man gewinnt den friſcheſten Eindruck, die lebendigſte Anſchauung. Doch entgeht Mundt dabei auch zuweilen dem Geſuchten und Manierirten nicht, und es wäre ihm oft bei ſeinem Reichthum eine größere Einfachheit zu wünſchen. Bezeichnungen wie „die Taglioni iſt der getanzte Göthe, und Fanny Elsler der getanzte Gentz“ ſind geſucht und unnatürlich, Ausdrücke wie: „ſie ſteht auf halbem Fuß mit der Tugend“ inkorrekt. Doch dergleichen ſind Bagatellen, und es verlohnt ſich nicht, ſie zu rügen. Bei ſo vollendetem Geiſt und ſo entſchiedener Meiſterſchaft ſoll man nicht mäkeln, man ſoll ſie genießen und in ſich aufnehmen! Wir heben nun noch in kurzem Ueberblick die wichtigſten Punkte des Buches heraus. Hierzu gehört vor allem die Betrachtung über die Stellung der franzöſiſchen Frauen zur Geſellſchaft, welche eine Schilderung dieſes Verhältniſſes von den höchſten bis zu den unterſten Klaſſen herab gibt. Die Vergleichung der deutſchen und franzöſiſchen Zuſtände tritt uns darin auf das Fruchtbarſte entgegen. Die fälſchlich verrufene franzöſiſche Coquetterie wird hier in ihrem wahren Lichte dargeſtellt. „Die Franzöſin," ſagt Mundt ſehr richtig, „iſt ein Charakter, die Deutſche iſt ein Gemüth, und das Gemüth ſpinnt überall ſeine Fäden aus, während der Charakter lieber zu einer ſtählernen Selbſtſtändigkeit ſich verhärtet." Ueber die Griſetten ſpricht Mundt beſonders ausführlich, dieſer Stand iſt freilich für Deutſchland auch von weſentlichem Intereſſe, man kann in dem Leben der franzöſiſchen Frauenwelt einen vollſtändigen Organismus wahrnehmen, der von der haute-volée bis zur Griſette und Hetäre ſyſtematiſch gegliedert ſich abſtuft.

Sehr treffende Worte ſagt Mundt ferner über die Charakterloſigkeit des deutſchen Geſellſchaftslebens, im Vergleich zu der franzöſiſchen Salongeſellſchaft. Bei uns ſtockt das Blut und rinnt träge durch die Adern, ja es wird faul und dumm, während es dort in der friſcheſten Lebenskraft pulſirt. — Weitere Intereſſen bilden nun die Literatur und die Kunſt. Von dem ſchönen Traum einer Weltliteratur iſt Mundt in Paris ſchmerzlich erwacht, die gerühmte Bekanntſchaft der Franzoſen mit Deutſchland iſt ſo unbedeutend, wie möglich, ſelbſt ihre Schriftſteller wiſſen nichts von unſerer Literatur, als was ſie aus den Ueberſetzungen kennen, und das iſt herzlich wenig. Mundt ſchildert uns nun die Perſönlichkeiten von Chateaubriand, Victor Hugo, Jules Janin, Scribe ꝛc. und zwar ſo der Wirklichkeit gemäß, daß dieſe Herren, wenn ſie Mundt's Buch leſen könnten, eben nicht erfreut über ihre Charakteriſirung ſein würden. Mit großer Virtuoſität iſt Meyerbeer's muſikaliſcher Charakter geſchildert. Hier und in der Charakteriſtik Bettina's in den Londner Briefen kulminirt Mundt's Darſtellungskunſt, die Worte und Schilderungen ſtrömen ihm hier in unendlichem Reichthume zu, ſie wollen ſich wie Farben in einander miſchen, aber die Sprache bringt doch nicht eine ſolche Fleiſchgebung wie die Malerei, oder eine ſolche Harmonie wie die Muſik zu Stande, die Worte ſchweben auf der ſcharfen Kante eines Meſſerrückens, und wie dieſer nur ein wenig wankt und weicht, verletzt die Schärfe der Schneide. Die Sprache kann und ſoll nichts als die Schönheit des Gedankenausdrucks erzielen, was darüber iſt, iſt vom Uebel. — In den Londner Briefen ſpricht Mundt viel über das engliſche Theater und die engliſche Malerei, doch auch über die ſocialen Zuſtände und Intereſſen Londons finden wir die treffendſten Bemerkungen. Sehr lehrreich iſt das Kapitel über das Magdalenenhoſpital, welches uns tiefe Blicke in das Verderben des engliſchen Hetärenweſens thun läßt. — Ueber Paris haben wir nun noch einen zweiten Band der Spaziergänge, die Mundt's Weltfahrten ſind, zu erwarten, dieſer wird uns wahrſcheinlich den politiſchen Zuſtand der Gegenwart, namentlich in den Charakteriſtiken von Thiers und Guizot vergegenwärtigen, und die Wichtigkeit des Buches noch weſentlich erhöhen. Auch die Schilderung der Deutſchen in Paris wird, wie wir hören, eine große Stelle darin einnehmen. Möchten wir doch für jedes Jahr der Geſchichte ſolche Chroniken erhalten. Wir ſollten unſere ausgezeichnetſten Schriftſteller, einen nach dem andern, nach Paris ſchicken, um eine ſolche zu führen. Denn der am meiſten dazu berufen iſt, Heine, iſt leider über die Gebühr nachläſſig; — oder will er in ſeinen Memoiren das Verſäumte nachholen? Wir ziehen eine ſo aus der friſchen und lebendigen Gegenwart geſchriebene Darſtellung, wie die Mundt's iſt, ſolchen Spätlingen vor.

Dr. E. Meyen.

Feuilleton.

.*. Coloniſationsvereine. — Als ein bedeutender Fortſchritt für die Humaniſation unſeres Erdball's iſt zu betrachten, daß ſich in England zwei Vereine gebildet, welche die Coloniſirung von Süd-Auſtralien und Neuſeeland planmäßig vorbereiten und befördern, indem ſie mit dem Anbau des Bodens auch die Bildung der Eingebornen durch das Chriſtenthum verbinden.

.*. Die Zöglinge der *Propaganda fide* zu Rom haben auch dieſes Jahr wieder am erſten Sonntage nach dem Feſt der h. 3 Könige in öffentlicher Verſammlung ihre Reden gehalten. Der ebenfalls gegenwärtige Monſig. Mezzofanti unterhielt ſich nicht nur mit den beiden chineſiſchen, ſondern auch mit den meiſten übrigen Zöglingen in ihrer Mutterſprache.

.*. Ein neues literariſches Wochenblatt, unter dem Namen *Tygodnik Literacki*, wird von Oſtern d. J. an in Poſen erſcheinen. Es will ſein Publikum mit den neueſten und beſten Erſcheinungen, nicht nur der polniſchen, ſondern auch der übrigen ſlaviſchen, der deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Literatur bekannt machen.

.*. Dahlmann. — Von Hamburg aus wurde in dieſen Tagen Folgendes geſchrieben: »Die Unterſchriften für die 7 Göttinger Profeſſoren betragen bald 21,000 Mark. Auf den an Dahlmann gerichteten Brief, worin dieſe Summe zu ſeiner und ſeiner Kollegen Verfügung geſtellt wird, hat er geantwortet, daß er für eine ſo erfreuliche Theilnahme danke, daß er kein Vermögen beſitze, und daher für den Fall der Noth das Anerbieten annehme, auch nicht zweifle, daß diejenigen ſeiner Kollegen, die ſich mit ihm in demſelben Falle befänden, daſſelbe thun würden.« Wer erinnert ſich hierbei nicht der Nationalſubſcriptionen, welche zur Zeit der Reſtauration in Frankreich für edle Vertreter des Rechtes eröffnet wurden?

.*. Hr. de Potter ſchreibt jetzt an ſeinen Memoiren, oder, wenn man lieber will, an ſeinen Confeſſionen; ſie werden unter dem Titel: „*Oeuvres posthumes*" erſcheinen. —

.*. Vorrücken des Nachtgebietes der Natur. — Die kürzlich erſchienene X. Sammlung der »Blätter aus Prevorſt« berichtet, daß ſelbſt in der Familie des berühmten »Denkgläubigen« in Heidelberg etwas Geiſterhaftes ſich habe ſpüren laſſen. Die Schwiegermutter des Hrn. Prof. Paulus ſei nämlich dem Schwiegervater deſſelben und der ganzen Familie während des Abendeſſens erſchienen. Vielleicht findet der hochgeehrte rüſtige Greis ſich dadurch veranlaßt, ſich über dieſe Angaben im Phönix auszuſprechen? —

.*. Die Hannöverſche Zeitung vom 31. Jan. erklärt, daß ſie den »[illegible] Entſtellungen« der hannöverſchen Verhältniſſe nicht huldige. —

.*. Verbot der Studentenverbindungen in Preußen. Ein königl. preußiſches Geſetz vom 7. Jan. verbietet »alle Studentenverbindungen, ohne Unterſchied der dabei gebrauchten Benamungen, als Orden, Landsmannſchaften, Burſchenſchaft u. ſ. w.« — »Richter, Vorſteher oder Beamten ſolcher Verbindung werden mit dem *consilium abeundi* oder der Relegation, die übrigen Mitglieder mit ſtrengem Karzer beſtraft. Verabredungen zu Zuſammenkünften für einzelne, genau beſtimmte, an ſich erlaubte Zwecke, wie geſellige Vergnügen, wiſſenſchaftliche oder Kunſtbildung, Leibesübung ſind jenen Strafbeſtimmungen nicht unterworfen.« —

.*. Der Sultan hat ſeinen Garden befohlen, wenn er öffentlich erſcheint, Jedermann zu ihm zu laſſen; ſelbſt Bittſchriften will er entgegennehmen. Auch hat er bei Feuersbrünſten ſich ſelbſt auf die Brandſtätte begeben. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 39. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 14. Februar.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

„Ja, ja, immer zu," fiſtelte Francis Weißwade, „mich aber werdet Ihr nicht verführen, ſo wahr ich mich trage, wie der große Knox. Brr! Oder denkt Ihr, ich ſoll ſchweigen von Euren Gelagen und ſündigem Leben? Nein, ich will ſchreien, ſo laut, als mein Dudelſack, der einen harmoniſchen Ton beſitzt für diejenigen, die ſeine Stimme zu ſchätzen wiſſen. Alle Heiligen, Joe, was gebt Ihr dort an in der Abtei? Der alte Lord, der doch ſicher mit dem Satan zu Mittag eine Paſtete gegeſſen hatte, kann's nicht ſo ſchlimm getrieben haben, als dieſer junge Taugenichts, der die Särge umwühlt und aus Schädeln den Wein ſäuft, während liederliche Perſonen ausgelaſſene Tänze aufführen. Ja, ja, 's iſt 'ne Schande für Altengland! Wollt', ich wäre Parlamentsglied — wahrhaftig es ſollte anders werden. Bei Knox und St. Dunſtan! So ein Heidenleben! Ja, ja!"

Francis griff nach ſeinem Dudelſacke und entlockte ihm einige unharmoniſche Töne.

„Hört," ſprach Joe, „wenn Ihr Eurem Gott ein Morgenlied blaſen wollt, ſo bitt' ich, wartet ein Weilchen. Ich will aus der Tonweite gehen, denn ſeht, ich habe ſchwache Nerven." —

„Hm! So!" grinzte Francis.

„Was ſagen denn die Nachbarn von Sr. Herrlichkeit?" fragte Murray.

„Gibt's eine Meinung außer der meinigen?" erwiederte Francis, ſich in die Bruſt werfend. „Wofür ſtritt ich denn Tag und Nacht mit den Irrthümern, die Eure alberne Aufklärung immer mehr in Schwung bringt? Das Landvolk ſagt, was ich denke. Brr!"

„Ihr ſolltet aber Geduld haben mit dem jungen Blute! Denn mein Herr, guter Francis, iſt trotz dem ein recht mildthätiger Menſch. Läßt keine Seele Noth leiden, und würde ſelbſt Euch, ſo wie Ihr da auf ihn ſchimpft, einen ganz neuen Anzug ſchenken, wenn Ihr ihn nur annehmen wolltet."

„Hatte Knox Geduld?" fragte der Kleine, die Arme trotzig in die Seite ſtemmend. „Nein, ſag' ich, nein! Er war unbeugſam, wie es einem Manne ziemt und gab nichts auf Weiberthränen. Ja, ja! Francis Schellhorn iſt ein Mann, ein ſtarker Mann, ein ausgewachſener Mann, der ſeinen Weg geht! Bei St. Dunſtan, dieſe Gegend ſoll wieder gereinigt werden. Ja, ja!"

Erzürnt wandte der Bucklige dem ruhigen Murray den Rücken, kaum mit der Hand ihm einen Gruß gönnend. Als er einige Schritte gegangen war, ſetzte er die Pfeife des Dudelſackes an die Lippen, ſchnitt ein Paar höchſt originelle Geſichter und ging langſamen Schrittes, ein Morgenlied dudelnd, ſeines Weges.

„Daß Francis Weißwade ein Narr iſt," ſprach Joe zu ſich ſelbſt, „dagegen können weder Bibel noch Katechismus etwas einwenden, daß aber mein ſehr ehrenwerther Lord, mit Reſpect zu ſagen, als liederlicher Burſche lebt, das bedarf, mein' ich, auch keines gerichtlichen Teſtimoniums. — Hm! Arg treibt's mein Herr, haut links und rechts über die geſetzliche Schnur. Iſt ein Fehler das, ein großer Fehler! Aber was machen? Hat dennoch Lebensart, feinen Geſchmack, ſcharfes Auge. Gegen ſeinen Wein hat ein Kenner nichts zu ſagen, und was die anderen Vergnügungen anbelangt, ſo iſt immer zu bedenken, daß mein Gebieter erſtens mein Gebieter, zweitens ein junger Gebieter, drittens ein Lord und viertens ein hitziger Mann iſt, den ein Frauensbild betrogen hat. Joe! Iſt das eine Philoſophie, die Stich hält? Mein Gewiſſen ſagt: ja! Ich bin in Sr. Herrlichkeit Dienſten — ein Diener muß treu, muß ehrlich, muß ſchweigſam, muß nachſichtig ſein — Punktum. Wir ſind alle fehlerhafte Menſchen.“

IV.

Es war ſchon ziemlich hoch oder vielmehr ſpät am Tage, als der ebengenannte Diener in das Schlafgemach des Lords trat. Dieſer lag noch immer träumeriſch in ſeinem Bette und vertrieb ſich die Zeit, indem er mit einem kurzen Säbel nach den ſchwerſeidenen Vorhängen hieb, wodurch ſchon einige romantiſche Ausſichten in das Zimmer eröffnet worden waren. Neben dem Bett ſtanden und lagen einige leere Flaſchen, die Sodawaſſer enthalten hatten, die meiſten mit abgebrochenen Hälſen, da es dem ehrenwerthen Lord viel zu umſtändlich war, bei Anwandlung einer durſtigen Empfindung ſich lange mit dem Herausziehen der Korke zu beſchäftigen. Es dünkte ihm weit kürzer, die Flaſchen mittelſt eines Säbelhiebes der Hälſe zu entledigen. Ueber die Lehne eines alterthümlichen Stuhles hing ein langes düſtres Mönchsgewand. In die Kapuze hatte der Lord ein Paar ſchöne Piſtolen geſteckt. Boxerhandſchuhe, armſtarke Knittel, lagen unordentlich im Zimmer verſtreut. Bei dieſer wüſten Beſchaffenheit des Schlafgemachs Sr. Lordſchaft mußten ein Paar feingeſtickte Frauenzimmerſchuhe, die dicht vor dem Bett ſtanden, ſeltſam auffallen.

„Was gibt's?“ fragte Byron, ohne die Vorhänge zurückzuziehen oder ſich in ſeiner kindiſchen Beſchäftigung ſtören zu laſſen.

„Sr. Mathews wird unruhig, Ew. Herrlichkeit,“ erwiederte Joe. „Auch die Andern ſind ſchon alle auf den Beinen, weigern ſich aber, das Frühſtück einzunehmen, ohne den Abt zuvor begrüßt zu haben.“

„Welche Zeit iſt's?“ fragte Byron, einen neuen kräftigen Hieb nach den Seidenſtoffen führend.

„Je nun, die Sonne iſt dem Weſten näher als dem Oſten,“ ſprach etwas zurückhaltend der Diener. „Die Landleute ſchicken ſich an, das Veſperbrod hervorzuſuchen.“

„Meinethalb den Teufel!“ ſchrie Byron, ſtirnrunzelnd ſein bleiches, geiſtreiches Geſicht durch die Gardinen ſchiebend. „Geh',“ ſetzte er milder hinzu, „ſag' meinen frommen Brüdern im Herrn, ich würde ſogleich erſcheinen. Sind auch die Zielſcheiben wieder kugelfeſt?“

„Alles beſorgt, Ew. Herrlichkeit!“

„Guten Morgen! Joe, ſorge für alten Madeira; mir iſt flau. — Verdammtes Leben!“ ſetzte er mißmuthig hinzu, wieder zurück in die Kiſſen ſinkend. „Aber es iſt nicht meine Schuld. Die Weiber! die Weiber! O ich könnte — nein! Aber dem Schöpfer würde ich mit des Profeſſor Jackſons Erlaubniß einen Gang anbieten nach Boxerregeln, wenn er ſo human wäre, ſich hier herum ſehen zu laſſen. Warum hat die Natur die Weiber ſo reizend geſchaffen, ſo verführeriſch mit allen Zaubern der Schönheit umhüllt, daß ein Menſch das Menſchliche ablegen müßte, wollte er gleichgültig gegen ſie, oder, was daſſelbe iſt, fromm, ſittſam, ein moraliſches Monſtrum bleiben!“

Bei dieſen Betrachtungen fielen ihm die niedlichen Schuhe in die Augen. Mit einem zurückgedrängten Fluche, wobei die leidenſchaftliche Aufregung ſein ganzes Geſicht faſt bis in's Unkenntliche verzerrte, ſchleuderte er ſie in den Kamin, warf ſich dann raſch in die Kleider und über dieſe das lange, grobe Mönchsgewand.

Auf dem Flur ſchon hallte das fröhliche Lachen ſeiner Gäſte ihm entgegen. Rapiere klirrten, Stockſchläge krachten, untermiſcht mit Kampfgeſchrei und dem taktmäßigen Aufſtampfen der Füße. Byron trat in den langen Saal, der ihm und ſeinen Genoſſen zum gewöhnlichen Aufenthalt diente.

„Reverenz gemacht! Unſer Abt!“ rief Mathews den Kämpfenden zu und ſtellte dadurch augenblicklich eine lautloſe Stille her. „Euren Segen!“ fuhr er fort, ſich zu Byron wendend, die Hände andächtig auf die Bruſt legend und ſich tief verbeugend. Die Uebrigen folgten ſeinem Beiſpiele und erwarteten die Antwort ihres Vorgeſetzten ſchweigend ab.

„Haben meine frommen Brüder ſchon ihre Morgenandacht gehalten?“ fragte der Lord, Haltung und Bewegung eines Kloſtergeiſtlichen möglichſt treu nachahmend.

„Wir harrten, eingedenk des Gelübdes, immerdar gehorſam zu ſein dem Worte und Willen unſers hochwürdigen Vorgeſetzten, auf Euch, hochwürdiger Abt,“ erwiederte Harneſſ. „Der Buße aber lagen wir ob, indem wir Einer den Andern mit möglichſter Geſchicklichkeit die Geißelung mit Knittel, Fauſtſchlag und Rapierſtoß zu Theil werden ließen.“

„Wohl geſprochen, frommer Bruder!“ fiel Byron ein. „Für dieſe Treue der Geſinnung entbinde ich Euch Kraft meines Amtes für den Reſt des Tages aller läſtigen Ceremonien und erlaube Euch, weltlich und luſtig zu leben, wie jeder freie Mann in dem geſegneten Altengland, indem ich Euch verſpreche, der Erſte zu ſein im Beginn dieſes Lebens und der Letzte im Beendigen deſſelben. — Hurrah! Es lebe die Liebe, es lebe der Wein! Heda Murray! Salbe Deine Gelenke mit Burgunder, wenn ſie Dir nicht gehorchen wollen, der böſe Geiſt aller alten Abteien in ganz Großbritannien ſoll ſich auf tauſend Jahre in Deinem Schädel einquartieren, wenn Du nicht binnen drei Minuten ein halb Dutzend Flaſchen Madeira zur Stelle geſchafft haſt.“

Joe ging, die Befehle ſeines ſtrengen Gebieters zu befolgen, die Geſellſchaft in der Halle aber gab ſich augenblicklich wieder ihrer geräuſchvollen Beſchäftigung hin.

Sollte es, wie Manche glauben, den Abgeſchiedenen vergönnt ſein, zurückzublicken auf den Schauplatz ihres früheren Lebens, ſo würden die ehemaligen Bewohner der alterthümlichen Hallen von Newſtead-Abtei nicht ohne ein Gefühl ſchmerzlicher Scheu dem Treiben zugeſehen haben, das jetzt die ehemals geweihten Gänge und Refectorien durchtobte.

Seit einigen Wochen mußte man glauben, die böſen Geiſter hielten ihren Sabbath in Newſtead. Byron und ſeine Freunde hatten hier ein Leben eingerichtet, das ungeachtet der Frivolität, mit welcher es durchgeführt wurde, doch auch ſo originell, barok und übermüthig humoriſtiſch war, daß man den Urhebern dieſer Mummereien nicht recht gram werden konnte.

Der junge Lord, mit ſich und der Welt uneinig, ſuchte aller Orten Mönchskutten hervor und veranſtaltete zum Ueberfluſſe noch eine Durchwühlung der Kapelle, in der tollen Einbildung, Schätze zu heben. Statt dieſer aber fand er nur Särge mit den Gebeinen früher Kloſterbewohner angefüllt. Dem ausgelaſſenen, alles Ungewöhnliche am meiſten liebenden Jünglinge war dieſer Fund ganz recht. Der größte der vorgefundenen Schädel ward auf das ſauberſte geputzt, und als gemeinſchaftlicher Pokal mitten auf die Tafel geſtellt, die von jetzt an bei den nächtlichen Orgien des wunderlichen Lords immer gedeckt und beſetzt ſein mußte. Er ſelbſt und ſeine Freunde hüllten ſich in Mönchskutten, um, angeregt durch die Kleidung und die ſich daran knüpfenden Erinnerungen, jedem tollen Einfalle unverzüglich Folge zu leiſten.

In dieſer Ordenstracht eines überwüchſigen Humors traf Byron die Freunde bei ſeinem Eintritt. Sie hatten ſämmtlich den Tag ſo eben erſt begonnen, obwohl drei Uhr Nachmittags ſchon vorüber war. An dem einen Ende der Halle ſtellten ſich die Vermummten auf, deren luſtige Geſichter unter den kahlen Glatzen wunderlich genug ausſahen, und ſchoſſen nach dem anderen Ende hin mit Piſtolen, ohne ſich viel um den etwaigen Schaden zu bekümmern, der möglicherweiſe daraus entſtehen konnte. Byron war überall der Erſte. Mit leidenſchaftlicher Beweglichkeit wechſelte er die Art ſeiner Vergnügungen, jetzt nach dem Ziele ſchießend, und im nächſten Augenblicke ſeine Geſchicklichkeit entweder im Rapier- oder Stockgefecht erprobend. Nicht ſelten übte er ſich auch im Boxen, worin er eine beſondere Fertigkeit erlangt hatte.

Da es meiſt ſchon dunkelte, ehe die Frühſtücksgeſellſchaft ihre Beſchäftigungen vornehmen konnte, ſo wurden Lichter als Zielſcheiben für die Piſtolenkugeln aufgeſtellt.

„Zwei Flaſchen Champagner!" rief Byron, „wer das Licht und nicht den Dacht trifft."

„Lieber ein Dutzend Küſſe von —" Mathews konnte nicht ausreden, denn Byrons Fauſt hing wie die Kralle eines Geiers an ſeiner Gurgel. „Skinner," ſprach der Lord, „ich rufe meinen Newfoundländer Freund, und Du weißt, ſeine Liebesbezeugungen ſind eindringlicher, durchbrechender Art! Ich will nicht, daß Du mich erinnerſt."

(Fortſetzung folgt.)

Friedrich Rückert's
Nal und Damajanti.

(Zweite verbeſſerte Aufl. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 1838.)

Die zarte Wunderblüthe, dieſe Verherrlichung eines Weibes voll reinſter Treuſeligkeit, dankt erſt dem deutſchen Dichter ihre eigenthümlichſte Geſtaltung. Die Geſchichte des Nala's als Epiſode des Mahabharata im Urtext von F. Bopp ſchon 1819 herausgegeben und ein Jahr nachher von Koſegarten in's Deutſche überſetzt, lieferte die Grundzüge. Ein wiederholter Genuß läßt mich auf's lebhafteſte Rückerts Verdienſte um kunſtreiche Wortbildung und Zuſammenſetzung empfinden; Verdienſte, die hier beſonders ſtrahlen, wenn ſie auch von F. Bopp in ſeiner Beurtheilung der erſten Ausgabe dieſes Gedichtes zu gering angeſchlagen wurden, wenn auch Schlegels Epigramm ſich über die „Himavatgangesphilologie-Dornpfade" luſtig machte. Ich weiß unſern Dichter in dieſem Betracht nur mit Joh. Fiſchart zu vergleichen. Dieſem Fürſten des Humors dienen die abentheuerlichſten Wortformen und Sprachverrenkungen als Figuren einer tollen Gedankenmaskerade; die Republik wird eine Reichpöblichkeyt, der Philoſophus ein Vilochſenfuß, das Lazareth ein Feldſiechenhaus; ſeine Zuhörer ſind orenſpitzige und offenmaulvergeſſene, und durch's wildeſte Getümmel jagt er die „ſuaviſchwaiſigſchwetzigen, ſchwäbiſchen, froſchgoſchigen, breiten Schwatzmäuler." Witz und Sprache ſind freilich — wer zweifelt dran? — mitunter gerade durch dieſe Künſte mehr als durch Unfläterei „verſpaniſchpfeffert," im Ganzen jedoch bleibt ſein Verdienſt. Rückert aber verfährt mit Ernſt; er ringt dem Sanſkrit nach, das in ſolchen zuſammmengeſchweißten Wörtern unerſchöpflich iſt, wie deſſen Vaterland in gewaltigen Pflanzengebilden. Er verfuhr mit ſeltener Ungezwungenheit und Leichtigkeit; Bopp hat damals zugeſetzt: „ſoweit es die beſchränkten Mittel der deutſchen Sprache verſtatteten." Aber eben dieſe Beſchränkung läßt ſich rühmen; denn wir können auch zum komiſchen Gebrauch ſolche Wortungeheuer ſchaffen, wie Klopſtocks „Klubbbergmunizipalguillotinoligokratierepublik" und Platens „Freiſchützcascadenfeuerwerkmaſchinerie" oder das „Demagogenriechernashornsangeſicht" beweiſen. Wer die Stärke der indiſchen Dichter im Beiwort kennt, wenn es malen ſoll, wozu die Sprache faſt umſonſt aufgeboten wird, der findet S. 105: die gliederzartwuchsrichtige, Vollmondangeſichtige, Gewölbtaugenbraunenbogige, Sanftlächelredewogige — ſehr gelungen. Die Schilderung der Roſſe S. 229: „derbmagere, ſchwernachhaltige, unfeine, wegesgewaltige, breitnaſige, ſtarkkinnbackige, langſchenklige, hochnackige, haarſtruppige, mähnenſtraubige, windſtürmige, flammenſchnaubige" ſtell' ich mit Fiſchart's Beiwörtern der Tonne zuſammen: ſie iſt großgebäuchet, wohlbereifet, ſtarkbedaubet, ſcharfbezapfet, rundverpontet, künſtlichbehanet; — ich glaube, ähnliche Stellen ließen ſich noch mehr zur Vergleichung finden. Wie kühn und klingend ſind andere Zuſammenſetzungen in dieſem Gedichte! Sie ſchießen gleich ſüdlichlieblichen Palmen empor! Wir hoffen von Rückert's Anſiedelungen im Orient noch manche Gabe dieſer Art. So hätte z. B. wenigſtens dem Charakter nach die Geſchichte der Sawitri ein Seitenſtück zu Damajanti's Liebe gegeben; im Erlanger Muſenalmanach erſcheint ſie dagegen in einfacher Form. —

Dieſe neue Auflage (die erſte erſchien 1828) gibt, mit der erſten verglichen, einen intereſſanten Beweis, mit welchem deutſchen Ernſt, mit welchem Fleiß und welcher Liebe unſer Dichter, an dem man vorzugsweiſe das unerſchöpfliche Produktionsvermögen anſtaunt, auch auf die höchſte Formvollendung bedacht iſt. Sie wird übrigens den Leſern des Phönix gerade jetzt um ſo willkommener ſein, als letztere die wichtigſten Momente der Dichtung in einer Reihe von Compoſitionen als Beigabe zu dieſem Jahrgang erhalten.

A. Rodnagel.

Feuilleton.

⁂ **Licht und Finſterniß**, oder Darſtellungsverſuch einer Lebensüberzeugung, zur Förderung höherer Wahrheit, mit beſonderer Rückſicht auf unſere Zeit, von Dr. C. A. **Moritz Axt**, Profeſſor am Gymnaſium zu Wetzlar, (Cleve und Leipzig, Verlag von Fr. Char, 1838, 204 S.), iſt ein in jeder Beziehung empfehlenswerthes Buch. Es iſt zwar vorzugsweiſe gegen jene dünkelvollen Gnadenwahlbekenner gerichtet, welche nicht überall die »Stillen«, ſondern nur zu häufig auch die Schreier, die frömmelnden Marktſchreier im Lande ſind; dennoch wird es auch da mit Nutzen geleſen werden, wo nicht minder dünkelvolle Philoſophen das unendliche Leben in ihre abſtrakten Formeln zu bannen beſtrebt ſind. Der Hr. Verfaſſer hat nicht nur ſehr viel geleſen, ſondern auch das Geleſene gehörig verarbeitet, und das Verarbeitete auf eben ſo faßliche als geiſtreiche, oft poetiſche Weiſe ſeinen Leſern zur Nahrung und — Erquickung dargeboten. Seinen Stoff hat er unter die Rubriken: Bildung, Gnade, Evangelium, Paulus, die Reformatoren, die Afterreformatoren, die Geſchichte, Lyriſches, das Leben und der Staat und die Offenbarung geordnet. Wir wünſchen ihm recht viele Leſer.

⁂ **Schädlichkeit der trockenen Hitze.** — Ein franzöſiſches Tageblatt bemerkt, daß die Aerzte über viele Krankheiten klagen, die der Winterzeit angehören, aber nicht aus der Kälte ihren Urſprung haben, ſondern aus der trockenen Hitze, welche durch die Oefen hervorgebracht wird. Auch ſorge man in England dafür, daß immer ein Gefäß mit Waſſer auf dem Ofen ſtehe, und man nehme an, daß in einem gewöhnlichen Zimmer täglich zum wenigſten ein Liter Waſſer verdunſten müſſe, wenn die heiße Luft nicht den Lungen verderblich ſein ſolle.

⁂ **Ein neues Heldengedicht** „*Attila, King of the Huns,*“ iſt von Hrn. William Herbert, einem Engliſchen Geiſtlichen, im Versmaße des *paradise lost* gefertigt und vor Kurzem zu London herausgegeben worden.

⁂ **Der berühmte Erzbiſchof Pyrker**, Patriarch von Venedig, nachdem er zum größten Theil aus ſeinen Einkünften einen prächtigen Dom zu Erlau mit der edlen Inſchrift: „*Venite, adoremus,*“ erbaut, will nun auch eine große Kunſtſtraße von Erlau nach Peſth auf ſeine Koſten bauen, und ſo noch einen Edelſtein in die dreifache Krone einſetzen, die ſein greiſes Haupt ſchon ſchmückt als Pontifex, als Dichter und als Bürger.

⁂ **Abbé Lacordaire**, früher mit de Lamennais Herausgeber des *mémorial catholique*, hält jetzt mit großem Beifall Vorleſungen, — Predigten wollte ich ſagen — in der Kathedrale zu Metz. Selbſt bei 14 und 15 Grad Reaumur ſtellt ſein ganzes Auditorium ſich ein. Es beſteht größtentheils aus Militairs von allen Graden. Ein junger Artillerieoffizier berichtet darüber u. A.: „Ce n'est pas seulement le *plaisir* d'écouter un homme *éloquent* que l'on va chercher à la cathédrale, mais une *discussion sérieuse, réfléchie, d'une manière pénétrante sur les grandes vérités de la religion.*“ — Hier verſteht ſich alſo der Klerus dazu, ſich zu den Prüfungsforderungen der Laien herabzulaſſen.

⁂ **Grau-Bündniſches.** — Pfarrer **Betello** in Graubünden machte kürzlich ſeiner Gemeinde den Antrag, er wolle jährlich 100 Gulden weniger Gehalt beziehen, wenn man ihm geſtatte, nur mehr die Wahrheit und Nichts als die nackte Wahrheit von der Kanzel herab zu ſagen. Der Antrag wurde von der Mehrheit angenommen, die jedoch um die Minderheit zu beruhigen, bei der Regierung deshalb anfrug. Dieſe reſcribirte: »In Betracht, daß Neuerungen in Kirchenſachen nach uralter Landesordnung nicht ohne Vorberathung der Synode vorgenommen werden dürften, ſo könne in Sachen nicht eingegangen werden.« —

⁂ **Woone's Metall-Relief-Stich.** — Ein Engländer Namens **Woone** hat ein Patent erhalten für eine Erfindung die er *Metallic Relief engraving* nennt. Man nimmt zerſtoßenen und zu einem Teig gebildeten Gyps, breitet ihn auf glatter Metallfläche aus, und auf dieſer rizt der Künſtler mit einer Stahlſpitze die gewünſchte Abbildung ein. Dieſen Abriß (*etching*) gießt man dann in Metall ab. Die hierzu erforderliche Zeit beträgt kaum ſo viel, als nöthig, um die Zeichnung auf einen Holzblock zu machen, ehe er dem Holzſchneider übergeben wird. Ueberdies iſt dabei der Vortheil, daß die Zeichnung nicht verkehrt zu ſein braucht, und bei Karten u. ſ. w. wo viel Schrift vorkommt, ebenſo auch bei Tapeten ꝛc. mit Erfolg angewendet werden kann. —

⁂ Von der *Histoire des salons de Paris* der Frau Herzogin v. **Abrantes** iſt die zweite Lieferung erſchienen. Die zwei Theile derſelben bieten ein pikantes Gemälde der Epoche, in welcher die Verfaſſerin als „*Gouvernante de Paris*“ einen Salon hielt, wo alle Notabilitäten der Politik, Diplomatie, der Künſte, Wiſſenſchaften und des Krieges ſich begegneten. Von den Salons, welche in dieſer 2. Lieferung geſchildert ſind, nennen wir nur die der Frau v. **Montesſon**, der Frau v. **Genlis**, der **Kaiſerin Joſephine** zu **Malmaiſon** und **Navarre**, der Herzogin v. **Baſſano** ꝛc.

⁂ Dr. G. O. **Marbach** hat ein Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie herauszugeben angefangen, wovon im vor. M. die Einleitung und die Geſchichte der griechiſchen Philoſophie erſchienen iſt. Zugleich gibt er von Anfang d. J. an (bei Otto Wigand in Leipzig) eine **Bearbeitung der deutſchen Volksbücher** heraus, welche zunächſt **Griſeldis**, **Magelone**, den **hörnenen Siegfried**, die **Schildbürger**, **Genovefa**, **Hirlanda**, **Fauſt**, **Meluſine** u. ſ. w. liefern werden. Monatlich erſcheint ein Bändchen mit Holzſchnitten, welches 5 Bogen ſtark nur **zwei** Groſchen koſtet.

⁂ **Gläſerne Amphora zu Pompeji.** — In einem Grabmal, welches zu dem neuentdeckten, durch ſeine 4 Moſaik-Säulen merkwürdigen Hauſe zu Pompeji gehört, wurde in den letzten Tagen des vorigen Jahres ein ſehr ſchönes Glasgefäß, in Geſtalt einer Amphora, gefunden. Es iſt 1 Fuß 9 Zoll hoch, dunkelblau, mit Reliefs von weißer Farbe. Auf jeder Seite ſind 4 Knäblein beſchäftigt, von den zwiſchen ihnen aus zwei Eulenköpfen arabeskenartig hervorgehenden Rebzweigen Trauben zu pflücken und zu keltern; andere Knaben begleiten dieſe Handlung mit Muſik und Geſang.

⁂ Das *Dictionnaire de conversation* iſt nun bald beendigt. Es iſt erfreulich zu ſehen, daß auch die Männer erſten geiſtigen Ranges nicht verſchmähen, zur Belehrung des größeren Kreiſes, für welchen ſolcherlei Werke berechnet ſind, mitzuwirken. So finden ſich in dieſem Dictionnaire die Namen eines Chateaubriand, Guizot, Thiers, Lamartine, Jules Janin, Michel Chevalier, Sainte-Beuve ꝛc. ꝛc.

⁂ **Eine Geſellſchaft von Bibliophilen** hat ſich in **Gent** gebildet, welche, aus 20 Mitgliedern beſtehend, jedes Jahr mehrere Werke in 126 Abzügen, wovon 26 auf Velin für die Mitglieder, herausgeben wird; die 100 übrigen Exemplare kommen in den Handel. Das erſte von ihr in Druck gegebene Werk iſt *Het Boeloch van Kemlyoe*, eine intereſſante Schrift aus der flamändiſchen Literatur vom 16. Jahrhdrt.

⁂ Aus »**kirchlichen Mittheilungen über England**« in der **Allg. Kirchenzeitung** vom 3. Februar, erſehen wir, daß **Hebräiſch** und **Arabiſch** keine Stelle in dem Lektionsplane von Oxford, Cambridge oder irgend einer anderen dortigen theologiſchen Unterrichtsanſtalt einnehmen; daß in den öffentlichen Prüfungen (für die **Staatskirche**) außer *Paley's evidences of christianity* und den Evangelien in der Urſprache nicht ein Mehreres verlangt wird; — daß man aber allein in London 60 Kapellen für Calviniſten und Presbyterianer, 45 für Papiſten, 88 für Methodiſten, 7 für Unitarier, 9 für Arianer, 6 für Quäker, 4 für Swedenborgianer und 3 für Huntingtonianer zählt.« Wie zu Rom behauptet wird: »Die Kirche **kann** nicht irren«, ſo behauptet die ebenfalls immobile anglikaniſche Hierarchie: »Die Kirche irret nicht.«

⁂ **Unter den belgiſchen Sanggeſellſchaften** herrſcht jetzt keine Harmonie. Die *Société de chant* von **Antwerpen** hatte die *Société de chant* von **Brüſſel** zu einem gemeinſamen Muſikfeſt geladen, hat ſie aber vergeblich erwartet. Jetzt ladet die letztere die *Société des choeurs* von Gent ein, erhält aber von derſelben einen Korb zur Strafe für ihre Unhöflichkeit gegen die Antwerpener Geſellſchaft.

⁂ **Der Studentenverein** *Franconia* zu **München** hat am 20. Jan. zur Feier ſeines Stiftungstages eine Fahrt nach Föhring veranſtaltet. »Der Zug,« ſo meldet der fränkiſche Merkur, »wurde durch drei reitende und knallende Poſtillons eröffnet, an die ſich einige Zugführer mit blauen und weißen Schärpen, großen Reitſtiefeln und gezogenen Schwertern anſchloſſen. In den erſten vierſpännigen Wagen befanden ſich in jedem nur ein Student und auf dem Bocke ein Bedienter. Es mochten gegen 80 Wagen ſein. Sie durchfuhren die Hauptſtraßen der Stadt.«

⁂ **Die belgiſche Eiſenbahn** iſt im J. 1837 von 1,384,577 Reiſenden befahren worden und hat 1,416,982 Frks. eingebracht. Die Unterhaltungs- und ſonſtige Koſten betrugen nicht völlig eine Million Franken. Dennoch hat die Briefpoſt 200,275 Frk. mehr eingetragen als im J. 1836. —

⁂ **Chavornay** von Hrn. Charles **Didier**, dem Verfaſſer von *Rome souterraine*, iſt eben bei Dupont zu Paris erſchienen. »Große und ſeltene Eigenſchaften finden ſich, wie es heißt, in dem einfachen und kräftigen Drama vereint, deſſen Held, Chavornay, ein Kind der Gebirge, in den Strudel der großen Welt geworfen. Ein großer Reiz ſoll dieſem Buch verliehen ſein durch die Beſchreibung der Umgebungen von Piſa und Livorno.«

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No. 40. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 15. Februar.

E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.

(Fortſetzung.)

Doch dies, und was weiter ſich begeben, iſt ſchon in obenerwähntem Buche geſagt; genug, die Oper fiel gänzlich durch, und den fortgeſetzten Bemühungen des alten Muſikdirektors, wie ſeinen treuen Pappenheimern gelang es, daß der größte Theil des Publikums den Kammergerichtsrath für ein muſikaliſches Nonens erklärte. Der Flügel ward zum Tempel hinausgeworfen, der Fidelbogen in ſeine alten, wohlerworbenen Rechte wieder ein: der Kammergerichtsrath aber abgeſetzt, dieweil er nicht geigen konnte. Das Publikum ſchwamm in einem Meere ſüßer Beruhigung!

„Herr, laß mich nicht toll werden über die Philiſter!" rief der Kammergerichtsrath in höchſter Verzweiflung aus, indem er ein Glas Cognac auf einen Zug leerte.

Solches geſchah im Jahre Ein tauſend acht hundert und acht.

II.

Johann Daniel Elster. 1837.

Beinahe 30 Jahre hatte das obligate Inſtrument zur Freude jedes muſikaliſchen Alterthümlers ſeine Herrſchaft behauptet, als es 1837 im November, dem Nebel- und Mordmonat unmuſikaliſcher Engländer, einem deutſchen Phantaſten abermals einfiel, den Fidelbogen als muſikaliſchen Korporalſtock, verdrängen zu wollen. — Wie das geſchah, vernehme der günſtige Leſer in Folgendem:

Ich ſaß in der kleinen Theaterloge, die dicht über dem Orcheſter erbauet, und ſchaute in daſſelbe, bei Beginn der Opern-Ouvertüre, gedankenvoll hinab:

Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in dieſem Augenblick
An meinem innern Geſicht vorüber,
Und an des heut'gen Abends Schickſal knüpfte
Der ahnungsvolle Geiſt die nächſte Zukunft!

Meine Blicke ſchweiften anfänglich unſicher umher, bis ſie zuletzt ſich auf den Platz fixirten, wo 1808 der Kammergerichtsrath geſeſſen. Ich gedachte der Zeit, wo des Kleinen funkelnde Augen heiter umherſchaueten, und freundlichen Blick's die Violinen, Flöten, Klarinetten u. ſ. w. kopfnickend grüßten, der Zeit, wo er noch im Hoffen begriffen, und ſich ſo recht innerlich ſelig fühlte! — Was ſind ſeit dieſer Zeit all' für Stürme über unſeren Häuptern vorübergegangen, dachte ich bei mir, — und auch über Dich, o Orcheſter! wollte ich hinzufügen, als ein ſorgfältigeres Umherſchauen den Gedanken faſt erſtickte. Ich erblickte zu meiner Freude noch manche alte, wackere Geſellen, die unter des Kammergerichtsraths Taktſchlag ihr Inſtrument handthiert hatten und noch jetzt handthieren.

Das war mir für die guten Leute zwar ſehr lieb, und noch lieber für mich, dem es vergönnt war, noch heute ſeine Gloſſen darüber machen zu können; aber wiederum ein Blick auf den Platz des Dirigenten ſtimmte mich zur Wehmuth; denn Ihn erblickte ich nicht, den Muſik-Enthuſiaſten, den alten Freund, — der mir mehr war, als ein Kammergerichtsrath!! —

An ſeiner Stelle ſaß ein Anderer, der zuweilen nach meiner Loge herüberſchielte, und auf deſſem friedlich-freundlichem Geſichte ich die an mich gerichteten Worte zu leſen glaubte: „Beruhigen ſie ſich, mein Liebſter, der Kleine mit dem Klaviere fehlt Ihnen zwar, doch nur Ihnen; dafür ſitze ich aber, — bemerken Sie doch das gefälligſt, — zu großer Zufriedenheit des Geſammtauditoriums hier, ich, mit dem Ihnen von Alters her ſehr wohlbekannten Fidelbogen. — Und dabei wackelte und taktirte damit der Mann ſo ruhig hin und her, rechts und links, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, und auf ſeinem Platze nie ein Kammergerichtsrath geſeſſen hätte. — Mir aber ergrimmte das Herz im Buſen im Andenken an den hinübergegangenen Freund, als der diſſonirende, ſchrillende Ton einer Geige, meine Gefühle gleichſam höhnend begleitete. Aber bald ward ich gewahr, daß jener ſich fort und fort, ſanft hin und herbewegende Fidelbogen, für mehr als eine Krankheit helfe, indem er ſogar das aufgeregte Gemüth beſchwichtigte und zu ſanfter Ruhe brachte.

„Dank dir alter Maulwurf!“ ſagte ich zu mir ſelbſt, mit halbgeſchloſſenen Augen. „Du biſt und bleibſt doch der alte, wohlbekannte Fidelbogen, der alte Todſündenfreſſer, der du ſchon vor 30 Jahren wareſt, als dem Kammergerichtsrath es einfiel, Dich — —“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Logenthüre und die Directrice des Theaters führte einen Mann an der Hand ein, ihn mir mit den Worten vorſtellend: „Herr Profeſſor Doktor Elſter aus Benshauſen, gegenwärtig angehender Muſikdirektor bei uns.“ — Ich erhob mich von meinem Sitze. Er brachte mir Grüße von den verehrten Männern: Ludwig Bechſtein in Meiningen und Ludwig Storch in Gotha, und beſſer konnte der Mann bei mir ſich nicht introduziren.

Er war im kräftigen Mannesalter, freundlich-beredten Antlitzes, aus dem ein eben ſo feuriges, als gemüthliches Auge ſtrahlte, und was die Hauptſache, er war eben ſo korpulent als ich, weßwegen, wie ſich der geneigte Leſer denken kann, ich mich vorzüglich ſogleich zu ihm hingezogen fühlte. Die Loge war aber ſo überaus ſchmal, daß unſere Leiber ſich kaum ein anſtändiges vis à vis zu geben vermochten; jedoch die Entzückung meinerſeits ſo groß, daß ich im Enthuſiasmus, ſeine Hand ergreifend, unwillkührlich ausrief:

»Bauch an Bauch! So fodr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!«

Die Directrice ſah gerührt dieſer Begegnungs- und geiſtigen Erkennungsſcene zu, und ein paar Thränen ſtrömten aus ihren ſchönen Augen heraus und rollten in das Orcheſter hinab auf eine Pauke, die gleich einer Memnonsſäule davon erklang.

Der korpulente Profeſſor, nicht ſowohl aus getheilter Rührung, als vielmehr, weil er nicht länger ohne große Unbequemlichkeit mir gegenüber zu ſtehen vermochte, ſchob ſich bald rückwärts zur engen Thüre hinaus, mit der Verſicherung, meiner Einladung, mich kommenden Tags zu beſuchen, willige Folge leiſten zu wollen. Da aber wegen Mangel an Platz zwei gegenſeitige Verbeugungen nicht wohl ſtatt haben konnten, ſo traten an deren Stelle zwei bedeutungsvolle Seufzer, deren einen der Korpulente beim Zumachen der Thüre ausſtieß. Den meinigen ſandte ich ihm hörbar genug nach, wie er mir ſpäter verſicherte, und ich ſank, mir die Stirne trocknend, auf meinen Sitz zurück, abermals nach des Kammergerichtsraths Platze hinblickend, neuen Phantaſien und Reflexionen mich hingebend, bis die Oper zu Ende war.

Andern Morgens ſchon empfing ich den Beſuch des Profeſſors.

Nach wenigen einleitenden Worten beſtürmte ich ihn alſobald mit Fragen, die alle darauf hinausliefen, meine höchſte Verwunderung doch zu beſchwichtigen, wie es ihm nur habe einfallen können, bei ſeiner muſikaliſchen, und ſelbſt poetiſchen Bedeutſamkeit, eine Stelle zu erwählen, die, wie ſie hier leider ausgefüllt werden muß, ſeinem Geiſte und ſeinen, nur dem Höchſten nachſtrebenden muſikaliſchen Leiſtungen, nie zu einem Vorwurfe dienen könne.

Der beſcheidene Mann lehnte dieſe Komplimente, wie er ſie nannte, gänzlich ab, und konnte nicht begreifen, auf welchem Grunde ſie fußten, da er mir ja völlig unbekannt ſei.

„Meinen Sie das?“ rief ich aus. „Damit ich mich Ihnen aber ebenfalls ſchnell günſtig empfehle, ſo belieben Sie in mir vorderſamſt einen abſonderlichen Menſchenkenner zu bewundern, der es Ihnen auf der Stelle, ſchon geſtern in der engen Loge, und ſo wie Sie nur den Namen Bechſtein nannten, angeſehen, daß nur Sie jener fahrende Muſikant ſein können, über den Ihr Freund ein köſtliches Buch in 3 Bänden herausgegeben,*) an dem gar nichts, wie an den meiſten guten Büchern unſerer Zeit auszuſetzen iſt, als daß nicht ſchon längſt die Welt es in einer zweiten Auflage lieſt. Es bedurfte nicht einmal dieſer noch ſo ſichtbaren Schmarre in Ihrer rechten Wange, die Ihnen das bemooſte Haupt eines Leipziger Studenten bei Ihrem erſten Duelle einſchrieb, wodurch die Hoffnungen Ihres Vaters, ſeinen Sohn einſt als einen ſtattlichen Pfarrer zu erblicken, zu Grunde gingen, den Mann — bei nur einigem Combinationsvermögen, — auf der Stelle zu erkennen, der mit Tauſenden, als Philhellene, für die Freiheit eines verdorbenen, ſchlechten, untreuen Volkes focht, ſich aber nichts deſto weniger verdiente Lorbeeren bei Miſſolunghi, am Aspropotamo und in der furchtbaren Schlacht von Peta holte, über die er gewiß gern den beinahe erduldeten Hungertod auf Tino längſt vergeſſen hat.“

„Ja, Theurer, der Feuergeiſt, der aus Ihren Augen, Ihren Bewegungen, Ihrem ganzen Weſen ſpricht, verkündet beredter den Helden, als das Buch ſelbſt, und den Namen des Dichters Bechſtein bedurfte ich nur, um vergewiſſert zu werden, daß ich den rechten Schlüſſel in Händen hatte. — Seien Sie mir tauſendmal von Herzen gegrüßt, und gedenken Sie in dieſem Augenblicke, der mich ſo raſch zu Ihnen hinzieht, der eigenen Worte in Ihrer Biographie, die mir aus der Seele geſchrieben ſind, die ſich auch in Bezug der ſchnellen Bekanntſchaft mit Ihrem muſikaliſchen Geiſtesverwandten Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann ſo wahr beweiſen, und laſſen Sie ſie gelten dieſe Worte auch auf unſer Zuſammentreffen:

„„Es braucht nicht lange Zeit, ſo hatten wir uns vollkommen verſtanden,**) was ſo oft die Folge ſchnell entſtandener Bekanntſchaft iſt, die freudig auf uns einwirkt, und die Gemüther ſo raſch verſtändigt, daß ihnen iſt, als hätten ſie ſich längſt gekannt, oder ſich vermißt. Das warme Gefühl der Freundſchaft eilt dann, verſäumte Jahre nachzuholen.““

Der wackere Mann umarmte mich gerührt, und gab endlich meinen wiederholten Bitten, mir die nähere Veranlaſſung zu ſeiner muſikaliſchen Fahrt nach Bamberg mitzutheilen, nach, indem er, ſich mit mir auf das Sopha niederlaſſend, alſo begann:

---

*) Fahrten eines Muſikanten. Herausgegeben von Ludwig Bechſtein. Schleuſingen, bei Glaſer, 1837.

**) Es iſt hier von einem ſchnell gewonnenen Freunde Elſter's die Rede. S. Fahrten eines Muſikanten, 2. Thl. S. [illegible].

„Meine angeborene Neigung zur Muſik, kennen Sie aus jenem Buche, eben ſo wiſſen Sie auch, daß das Jahrelange Darniederliegen derſelben, durch meine Fata in Holland und England, auf Korſika und in Frankreich bedingt ward. Das Wiedererwachen zur Muſik, kann ich recht eigentlich als aus dem Oriente ſtammend, annehmen. Aus Smyrna leuchtete ſie mir gleich einer Oriflamme von vorther, durch das Leben, und die Grotten Homers, der bekanntlich hier geboren ſein ſoll, werden nie meinem Gedächtniß entſchwinden.“

„Bleſſirt, elend, mehr als ein Bettler, warf mich der Zufall an die Küſte von Smyrna, wo ich, beim Betreten des Landes in Philhellenen-Uniform ſogleich den Meſſern meiner Feinde, der Türken,, anheim geſtellt wurde. Ich floh vor den ſcheußlichen, mordluſtigen Geſichtern und fand nur Hunger und Elend; aber auch im größten Elend — denn es war der Culminationspunkt deſſelben — unerwartet zu meinem Glücke einen Bekannten von Griechenland her, der mich zu dem höchſt menſchenfreundlichen General-Conſul David, Bruder des berühmten franzöſiſchen Malers, brachte, und mich auf der Stelle in ein Hospital ſchaffte.“

„Wiedergeneſen, und zu meinem theuren Retter eingeladen, hörte ich ihn eines Abends eine Arie aus Haydn's Schöpfung mit untergelegtem franzöſiſchen Texte ſingen und dieſelbe durch eine italieniſche Sängerin am Pianoforte begleiten. Träumend, und faſt weinend, ſaß ich in einem Winkel der großen Geſellſchaft, unter den erſten Honoratioren fränkiſcher Kaufleute, als die Töne mich gewaltſam berührten, aus einer längſt vergangenen ſchönen Zeit meiner Jugend, und aus meinem Vaterlande herüberzuwehen ſchienen.“

„Ich ſprang auf und bat den Conſul, noch einmal die Arie zu wiederholen und mich dieſelbe begleiten zu laſſen. Alles ſtaunte über die Heftigkeit meines Antrags und glaubte nichts anders, als ich wolle mir in meiner ſchlechten Kleidung einen Spaß erlauben. — Kaum hatte ich jedoch einige Akkorde auf dem Pianoforte angeſchlagen, als eine ungemeine Begeiſterung über das ſo lange Entbehrte mich ergriff und entflammte. Der Conſul begann. Ich verlor mich wie ein Träumender in den hinreißenden, ſchmelzenden Melodien unſers großen deutſchen Meiſters. Ich glaubte mich in das Vaterland verſetzt, mein noch angegriffener Körper trug nicht wenig dazu bei, meine geiſtige Stimmung zu erhöhen, und ſo konnte es nicht fehlen, daß ich bald der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit ward.“

„Schon lange hatte der Conſul geendet; aber meine Phantaſie — ich glaube, es war die erſte und letzte vollkommen gelungene in meinem Leben — ſchwelgte noch fort in dem muſikaliſchen Gedanken: „„Mit Kraft und Schönheit angethan ꝛc.““ als ich mich plötzlich von der großen Geſellſchaft umringt fand, und nun erſt einſah, daß ich mich förmlich verloren. Alles war erſtaunt über meinen Vortrag, ſtürzte auf mich zu, und überlud mich mit Beifall ſprudelnden Worten.“

(Fortſetzung folgt.)

Charaktere und Umriſſe

aus der würtembergiſchen Abgeordnetenkammer.

(Fortſetzung.)

Uhland.

Indem ich Ludwig Uhland als einen parlamentariſchen Charakter zu zeichnen beginne, muß ich, um der Wahrheit des Bildes willen, mich hüten, daß meine Vorliebe für den Dichter nicht meinen Griffel für den öffentlichen Redner beſteche.

Im ſtrengen Sinne genommen, ſteht Uhland in der letzteren Eigenſchaft hinter den meiſten Mitgliedern der Oppoſition zurück. Ihm hat die Natur ein reiches Genie und einen kräftigen Charakter verliehen, aber zum öffentlichen Redner hat ſie ihn offenbar nicht beſtimmt. L. Uhland weiß aus den Tiefen der Geſchichte und der Geiſtesnatur das menſchliche Gemüth über alles zu erfreuen und zu begeiſtern, doch iſt ihm nicht gegeben worden, aus den gewöhnlichen Verhältniſſen der Auſſenwelt, aus der Natur unſerer nächſten Lebensbedingungen etwas wahrhaft Erkleckliches für unſere bürgerlichen Zuſtände hervorzubringen. Indem der politiſche Geiſt ſeines Vaterlandes und ſein eigener Wirkensdrang ihn auf die parlamentariſche Rednerbühne berieſen, ward an der Wiſſenſchaft und der Poeſie ein Frevel begangen.

Stellt den Dichter, der ſich im Heiligthume des eigenen Gemüthes einen höheren Kultus der Ideen und der Empfindungen gegründet, nicht mitten auf den Marktplatz des Lebens hin, wo rings aus einem ungeſtümen Lärmrufe die Diſſonanzen, die grellen Mißtöne der menſchlichen Schöpfung ſpringen. Er wacht ſonſt aus ſeinem tiefen Morgentraume auf, er ſchlägt das Auge höher empor, wie wenn er ein altes, liebgewonnenes Gebild damit umfaſſen wollte, doch ſtrömt das kühle Leben ihm in den Sehnerv ſeine grauen Nebel zurück, daß das Auge ſelbſt mit widerwärtigem und feindlichem Gefühle ſich wieder zu Boden wendet.

Die Politik hat in Uhland's Gemüth die poetiſche Einheit zerſtört. Darum harrt Ihr vergebens ſeit Jahrzehnten nach den neuen Klängen ſeiner einſtigen begeiſterungsvollen Lyra. Das politiſche Treiben, Drängen und Sehnen, die Enttäuſchungen, welche das letztere, weil eben allzu poetiſch, zurückließ, der politiſche Tummelplatz des Ständeſaales, das Markten und Feilſchen über geringfügige Fragen des Lebens und des Tages, über welche des Dichters Auge ſonſt achtlos vorüberſtreift: dies Alles hat Uhland's Gemüth in ſeiner tiefſten Natur verbittert. Deshalb ſind es auch ſo ſelten Worte des Friedens, die aus ſeinem Munde ertönen, wenn eben wieder wildſtürmend oder in gemeſſenerem Takte ſich die verſchiedenen Anſichten und Beſtrebungen im Kampfe begegnen: ſondern er ſchürt immerdar, anſtatt als ein Genius des Friedens es zu dämpfen, das Feuer. Uhland's öffentliche Rede iſt kein Faden, an welchem Worte und Gedanken form- und ſachrecht ſich ruhig niederrollen, ſie iſt gezackte Leinwand, von der er, wie ein launenhaftes Kind, die einzelnen Stücke auszerrt oder wegreißt. Ich will damit nicht ſagen, daß er ein ſchlechter Logiker ſei, ſondern nur, daß es ihm nicht gegeben iſt, ſeine Gedanken zuſammen zu halten. Er, ein wahrer Virtuos in der poetiſchen Sprache, weiß, wenn's um ſchlichte Proſa für den geſunden Menſchenverſtand ſich handelt, nur erſt mit ungeheuerer Mühe den rechten Ausdruck zu finden, es iſt kaum möglich, von dieſem ſtrapaziöſen Suchen nach den Formen der Sprache ſich eine Vorſtellung zu machen, wenn man Uhland nicht ſelbſt ſchon einmal auf der politiſchen Rednerbühne geſehen hat. Er ſpricht nicht ſieben Worte im Zuſammenhang; er ſieht ſich ſtets in der Lage, ſchon nach dem dritten oder vierten Worte ſich ſelbſt zu corrigiren, um gleichwohl unmittelbar darauf daſſelbe zu ſagen, was er in ſeiner Rede ſchon einmal durchgeſtrichen hatte. Wenn er dann vollendet hat, ſo iſt jedem Zuhörer zu Muthe, als hätte er Holz gehackt. Uhland's Angeſicht, deſſen helles und freundliches Lächeln einſt die deutſchen Männer nicht minder als die deutſchen Frauen begeiſterte, iſt von der politiſchen Scheere in viele Falten zerſägt: es iſt griesgrämig, feindlich und ſo bitter wie der Ton ſeiner Sprache, wenn ſie auch bei der kleinſten Phraſe oder dem geringfügigſten Gegenſtande verweilt. Die parlamentariſche Luft hat den harmloſen und menſchenfreundlichen Sänger zu einem Miſanthropen und Geſpenſterſeher gemacht. Denn in jedem von ſeiner politiſchen Geſinnung abnormen Akte des Gouvernements ſieht er den Vorboten einer kommenden Weltzerſtörung. In Uhland's Kopfe iſt die Freiheit eine fixe Idee geworden. Daher ſieht ſie, gleich ſeinem Geſichte, ſo ernſt und menſchenfeindlich aus, ſie verhält ſich zur franzöſiſchen, wie eine deutſche Pietiſtin zu einer überrheiniſchen Kammerzofe, welche zum Morgengebete die Marſeillaiſe ſingt. Ich habe Uhland in der Kammer noch nie lächeln ſehen, und nie habe ich gehört, daß er einen Witz gemacht. Selbſt die Metaphern, mit welchen engliſche und franzöſiſche Redner ſo oft ihre gerühmteſten Schlachten ſchlagen, ſind ſelten bei ihm und in ihrer politiſchen Anwendung tragen ſie dann eine lächerliche Philiſterfarbe. Die Politik machte den herrlichen Dichter farblos. Ja, es iſt nur die Achtung für eine Idee, die in ihrer Schaale ſo bitter als ihre Form ernſt und trotzig iſt, die Idee der deutſchen Freiheit, welche Uhland's Erſcheinung auf der Bühne des Volkes — trotz allem, was ihn als öffentlichen Redner ſo großem Tadel unterwirft — ſo impoſant und kräftig macht. Seine hohe, offene Stirne iſt für viele der Griffelzug einer ernſten, menſchlichen Weisheit, einer unerſchütterlichen Geſinnung, wie ſie der Sänger in ſeinen Liedern geltend gemacht. In ſeinem großen, blauen Auge erkennt man die Quelle aller Melodien wieder, aus welcher einſt, die vaterländiſchen Gauen befruchtend, ſo viel wahre Begeiſterung gefloſſen iſt. Blickt über die finſteren Runzeln ſeines Geſichtes hinweg; krümmt ſich ja ſelbſt des Meeres ſpiegelglatter Grund, aus welchem die Doppelgeſtalt des Himmels ſo eben Euch noch frohlockend angeſehen, wenn ein widerwärtiger Wind, dem majeſtätiſchen, tief ruhenden Elemente gram, über ihn lärmend dahin fährt! —

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Darmſtadt, 12. Februar.** Am 7. gab Seydelmann hier den Franz Moor. Seine Auffaſſung dieſes Charakters iſt eigenthümlich; er zeigt uns einen abgelebten Wüſtling und vollkommenen Heuchler, eine geiſtige Phyſiognomie voll Pockennarben früherer Sünden. Die Blasphemie am Schluſſe ward durch Seydelmann ein Weltgericht, aus den ſtieren Augen des ſterbenden Sünders mit tauſend Teufeln und Richtengeln hervorglotzend. Geſtern (den 11.) gab Seydelmann den Mephiſtopheles in Göthe's „Fauſt." Er hob in ſeiner Auffaſſung das Infernaliſche auf eine überraſchende Weiſe hervor, welche von jahrelangem Studium über dieſe ungeheure Aufgabe zeugte. Der Culminationspunkt ſeiner Leiſtung iſt die Scene mit dem Schüler; zunächſt reiht ſich daran der Vortrag des Liedes in Auerbach's Keller, und der Spaß mit Marthe. Daß Seydelmann als Mephiſto die Perſonen anpuſtet, die Luft in Gretchens Zimmer — auf eine dem Zuſchauer bemerkbare Weiſe — verpeſtet — endlich jener ſeltſame, leiſe, ſchrillende Ton, den er ausſtößt — ſcheint uns für die Auffaſſung der Fauſtſage im Volksbuch, keineswegs aber für die Göthe'ſche ſtatthaft, ſolche Details beeinträchtigen die Vollendung in der Ausführung des Charakters, ſtatt dieſe zu fördern. — Was die *mise en scene* des Stückes betrifft, ſo wollen wir von vielen Mißgriffen hier nur den am meiſten ſtörenden erwähnen, daß nämlich die Scene in dem Dome, welche mit Gretchens Worten: „Nachbarin, Euer Fläſchchen ſchließt," auf einem freien Platze vor dem Dome ſpielte, ſo daß alle Worte Gretchens, welche ſich auf das Innere der Kirche beziehen, widerſinnig erſcheinen mußten; nicht minder ſtörend war es, daß man ſtatt des Bildes der *mater dolorosa* — eine Madonna mit dem Kinde hingeſtellt hatte. Ueber die Arrangements des Spazierganges und ſämmtlicher Volksſcenen enthalten wir uns des Urtheiles. Bei ſo bedeutenden Mitteln, wie die ſind, welche dem hieſigen Hoftheater zu Gebote ſtehen, ſollte die Inſcenesetzung eines Göthe'ſchen Meiſterwerkes mit mehr Geſchmack, Fleiß und Aufmerkſamkeit ausgeführt werden.

Wie wir vernehmen, wird Seydelmann noch in mehreren Rollen uns Gelegenheit geben, ſeine Vielſeitigkeit zu beobachten. Seine nächſten ſind: der „Baron Clarabäus und Gautier im goldenen Kreuz."

⁂ **Literariſches Stegreifritterthum.** — Der Berliner »Freimüthige« enthält einen Ausfall auf den in Nro. 11 und 12 des »Phönix« enthaltenen Aufſatz: »Der Journalismus und der Nachdruck, von Karl Buchner.« Der Berliner »Freimüthige« ſagt: Dieſer Aufſatz »mache ſich auch über die Blätter her, welche Proben oder anziehende Aufſätze aus Büchern mittheilen.« Gegen Proben, wenn ſie wirklich innerhalb der Grenzen der Proben blieben, hatte aber Karl Buchner nirgends etwas einzuwenden. Er ſchrieb nur gegen die Methode, aus fremden Blättern oder Büchern ganze Originalartikel zu nehmen und ſie den eigenen Leſern nun ebenfalls aufzutiſchen. Er kann für keine Proben halten, wenn man aus einem fremden Stücke Tuch ſich ganze Ellen nimmt, fortgeſetzt und ſyſtematiſch nimmt, und dieſe zu eigenem Nutz und Frommen nun verkauft. Oder hält der Berliner »Freimüthige« auch dies Verfahren für erlaubt und bringt er es vielleicht unter die Rubrik: »Anziehende Aufſätze mittheilen«? — Daß hierbei nicht das Intereſſe des Autor's und Verleger's allein zur Sprache komme, wurde ebenfalls von Karl Buchner in ſeinem Aufſatze gezeigt; ſondern auch das Intereſſe des Publikums und insbeſondere das Intereſſe der Literatur ſelbſt, welche durch ſolch' literäriſches Stegreifritterthum in ihren beſſeren Organen, ihrer Selbſtſtändigkeit und Individualität nothwendig ganz herunterkommt. — Uebrigens hat ſich in neuerer Zeit nicht blos jene eine Stimme im »Phönix« gegen den gerügten Unfug hören laſſen. Ganz im nämlichen Sinne iſt eine Erklärung des Eigenthümers des New-Monthly-Magazine (Novemberheft 1837) abgefaßt, welche wir dieſer Tage (9. Februar) in der »Didaskalia« überſetzt fanden. Das New-Monthly-Magazine hatte nämlich eine Anzahl Kapitel aus des Kapitäns Marryat »Geſpenſterſchiff« gegeben und das Publikum las ſie mit Intereſſe. Aber das war gerade ein Beweggrund für »die wandernden Blätter,« ſo oft ein neues Kapitel kam, dieſes alsbald ihren Spalten aus dem New-Monthly-Magazine einzuverleiben. Dieſes »jetzt im Schwunge gehende Raubſyſtem« (eigene Worte des N. M. M.) veranlaßte darauf deſſen Eigenthümer, vor der Hand mit der Fortſetzung inne zu halten, „bis ein geſetzliches Mittel ausfindig gemacht iſt, einem Verfahren Einhalt zu thun, welches bei dem jetzigen Zuſtand der Geſetzgebung nothwendig zerſtörend auf die engliſche Literatur wirken muß." — Alſo auch jenſeits des Kanals, wo die Verhältniſſe der Preſſe im Uebrigen günſtiger ſind, als in Deutſchland, findet man das „jetzt im Schwunge gehende Raubſyſtem" die Literatur „nothwendig zerſtörend" und man denkt an eine geſetzliche Abhülfe dieſer Mißſtände.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 41. 1838.

Phönix.

Freitag, 16. Februar.

Charaktere und Umriſſe aus der würtembergiſchen Abgeordnetenkammer.

(Fortſetzung.)

Pfizer.

In der Stunde des Kampfes, wenn die Meinungen, die Anſichten, die Syſteme ſich im heftigſten Zuſammenſtoß begegnen, ſeht Ihr zur rechten Seite Uhland's einen jugendlichen Mann ſich erheben, von weichem, großem Wuchſe, ohne alle dramatiſche Bewegung, anſpruchslos, mit einer Miene, die auf den erſten Blick einige Schüchternheit verrathen will. Sein Auge, durch die nächtlichen Studien geſchwächt, ſieht durch eine Brille, doch verdeckt dieſe die männliche Beſcheidenheit nicht, welche auch in ſeinem dunklen Auge ſich ausſpricht. Seine langen Haare hängen ihm ziemlich weit vom Kopfe hernieder, und gar ſeltſam und faſt feierlich nimmt ſich der lange, ſchwarze, parlamentariſche Mantel an ihm aus, er hängt recht theologiſch-aſchgrau über ſeinen Schultern nieder.

Die Erſcheinung Paul Pfizer's, ſo lange er nicht redet, macht auf Euch denſelben Eindruck, wie die eines anderen Ehrenmannes, in deſſen Aeuſſerem Ihr das ſtille Walten eines ächten Bürgerſinnes zu erblicken glaubt. Doch wenn Pfizer den Mund zum Sprechen eröffnet, dann ergreift's den Zuhörer eigenthümlich und wunderbar, und man iſt längere Zeit im Zweifel, ob dieſe kernhafte, nicht funkenſprühende, aber um glühende Lava gehüllte Sprache wirklich, wie es äuſſerlich ſcheint, aus einem ruhigen unbewegten Elemente, und nicht aus einem verborgenen Krater emporſteige. Erſt wenn man ihm eine Viertelſtunde zugehört, muß man ſich für die letztere Vermuthung entſchließen.

Jedes ſeiner Worte, ſo kurz, ſo nackt und vernünftig, iſt zugleich ſo durchgreifend und eindringlich, ſo ſcharf, zuweilen ſo leiſe tödtlich, daß es nicht auf der Flur des Friedens, ſondern nur auf den Stoppelfeldern des Krieges, auf dem metallenen Grunde eines heißen Elementes den Urſprung empfangen haben kann. Ja nach der Natur des Gegenſtandes, der zur Berathung gerade vorliegt, glaubt Ihr den ſchlanken Mann, mit dem ſchwarzſeidnen Mantel und den geiſtigen Schlagſchatten in dem bleichen länglichten Antlitz — um uns des allein paſſenden, aber etwas ſchauerlichen Bildes zu bedienen — an einem offenen Grabe ſtehen zu ſehen, worin einige koſtbare Schätze, etwa, damit wir doch nur auch einen Namen für ſie haben, Wahrheit und Recht, begraben liegen; doch iſt's nicht eine Leichenrede, die er dieſen Pretioſen hält, es iſt eine Rede voll ſtillen, aber darum nur um ſo ſchauerlicher klingenden Stahles und Erzes, mit ihr will er die gebannten Geiſter wieder herauf zur Höhe des Lebens beſchwören. Aber auch bei minder wichtigen Fragen hört Ihr das ſummende Klingen ſolchen Getöns, wer aber nicht daran gewöhnt iſt, dem möchten darob die Ohren zerſprinzen.

Dieſer ſchwäbiſche Publiziſt und Parlamentsredner iſt nicht nur eine der reichſten Geiſtesnaturen, welche in neueſter Zeit Schwaben, ſondern, man darf es kecklich behaupten, Deutſchland hervorgebracht hat. In dieſem Kopfe quillt und ſtrömt die tiefſte Spekulation, in dieſem Kopfe geht die geläuterſte Doktrine auf der Stütze des geſundeſten Menſchenverſtandes, darum klingt jedes Wort aus ſeinem Munde, obſchon phyſiſch-beſcheiden, doch ſo großartig und kühn, und iſt den ungebildeten Geiſtern ſo gut wie den gebildeten verſtändlich. Aechte Wiſſenſchaft und eine geſunde Menſchennatur verfehlen ihre Wirkung nie; dies hat ſich in der neueſten Geſchichte bei keinem Manne ſo ſehr, wie bei Pfizer bewieſen. Welche Wirkungen ſein erſtes gewaltiges Auftreten im geſammten Deutſchland hervorgerufen, dies hab ich ſchon an einem anderen Orte ausführlich berührt, ich werde darum hier nicht in den Fehler der Wiederholung fallen. Die deutſche Mannesjugend fühlte damals, daß ein „Briefwechſel zweier Deutſchen" nur das Werk einer körnig verwandten Jugendkraft und das Produkt einer mehr als ſpießbürgerlichen deutſchen Geſinnung ſein könne, man fühlte ſich, auf der einen Seite wohlthätig, auf mancher anderen aber unangenehm und widerwärtig aus der phlegmatiſchen Ruhe aufgerüttelt, in der man ſo lange, theilweiſe mit dem bewußten wohlbeſtellten Bauche, der die Deutſchen ſo beneidenswerth friedſelig macht, ſich hatte einwiegen laſſen.

Die offizioſe Wiſſenſchaft, die ſich im abgelaufenen Jahrzehnte ſchon wieder eingewöhnt hatte, vom Brodkorbe nicht mehr aufzuſehen, fühlte ſich von den Pfizerſchen Redeperioden zu Schanden gemacht, ſie anerkannte, daß ſchon lange kein Menſch mehr ſo transparent und durchdringend deutſch geſchrieben, und das Journaliſtenthum, deſſen geiſtige Integrität ſchon geraume Zeit in Schaum und Blaſe aufgegangen war, nahm den Briefwechſel ſchon um deswillen zur Hand, um wieder deutſch zu lernen und den ausgehungerten oder ſchon von Haus aus dürftigen Kopf mit einigen ergiebigen Ideen, mit mannhafter Geiſteskoſt anzufüllen.

Wer die Sprache jenes Briefwechſels kennt, der begreift es, wie ſein Verfaſſer auch auf der Rednerbühne ein Publikum, das nicht geradezu ſtumpfſinnig iſt, feſſeln kann. Pfizer's Einbildungskraft, ſo rege und glänzend ſie ſein kann, beherrſcht ſeine durchaus philoſophiſchen Ideen nie, Pfizer iſt immer und jederzeit rationell, er iſt, im Begriffe der Wiſſenſchaft, der erſte Logiker in der Kammer, aber da er das Leben nicht mit jenem äuſſerlich friſchen Drange, mit jener lebendigen Rezeptivität, wie Hr. v. Schlaier, erfaſſen und zum Privat- oder Staatsgebrauche zergliedern kann, ſo läuft ſeine Logik, obgleich ſie rationell genommen, ſchärfer und tiefer als die des gedachten ausgezeichnetſten Redners iſt, doch mit derſelben in Hinſicht auf deren praktiſchen Gebrauch kaum parallel. Pfizer's Reden ſind oratoriſche Kunſtwerke durch und durch; in ihnen iſt kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig, ſie füllen gerade das Maaß und die Natur des Gegenſtandes aus, über welchen ſie gehalten ſind. Mit ſo wenig deklamatoriſcher Aktion ſie Pfizer auch vorträgt, ſo entgeht Euch doch die innere, die hinreiſſende Begeiſterung nicht, auf deren Fittig ſie zum Theil emporſteigen, und auch den Athem des Feuers fühlt Ihr, auf deſſen Heerde die Worte geboren ſind. Eigentliche Ausfälle macht Pfizer nie, ſein Witz hingegen, der aber immer in einem dunkeln Hintergrunde ſich hält, wie um die Scene ernſter und impoſanter zu machen, iſt ſcharf, verwundend, ein ſchneidendes Meſſer ſetzt er ſich dem Gegner geradezu an die Bruſt, der zuweilen die erhaltene Wunde erſt bluten ſieht, wenn er Pfizer's Rede gedruckt zu Geſichte bekommt. Denn das ſtille immer ruhende phyſiſche Element dieſes Mannes, hält ſich ſtets wie eine Scheide um ſeine Waffe, darum erkennen auch manche die letztere alsdann erſt, wenn ſie ſie bereits bis zum Blute verwundet hat. In Pfizer iſt nicht eine Linie Spießbürgerthum, das Miſère philiſtröſer Geringfügigkeiten iſt ihm ein Gräuel, ſein Auge hebt ſich vielmehr von der Scholle der blos provinziellen, nicht ſelten ſo engherzigen Lebensintereſſen weiſe und mächtig hinweg, und auch ſein parlamentariſcher Standpunkt iſt immer derſelbe, auf den er ſich als Verfaſſer ſeines Briefwechſels geſetzt hat. Hr. Pfizer iſt ganz und gar Politiker, ſeine Politik aber iſt ſchwarz, roth und Gold, das will ſagen, ſie objectivirt ſich im deutſchen Nationalismus, deshalb haßt er ſo glühend und heiß den gallomaniſchen Liberalismus, der ſeine Landsleute über alles gerne durch die überrheiniſchen Hähne aus dem „Schlummer" zöge, der aber in ſeiner blinden Leidenſchaftlichkeit zu kurzſichtig iſt, um den engen Stall zu ſehen, in welchen der galliſche Hahn die gute deutſche Henne ſperren würde. Pfizer's Angriffe auf die oft beſagten Bundesbeſchlüſſe wurden ihm von den Männern der Contreparthei als eine Inkonſequenz vorgeworfen, jene Parthei nämlich behauptete, bei Erlaſſung der Junibeſchlüſſe habe der Bundestag gerade dieſelbe Grundidee vor Augen gehabt, welche Hr. Pfizer in ſeinem Briefwechſel aufgeſtellt: die Idee einer deutſchen Centralkraft im Gegenſatze zu den vielen ſouverainen Einzelkräften. Ja, der Konſervatismus fügte ſiegreich lächelnd hinzu, Hr. Pfizer habe ſich jetzt auf den Katechismus ſeiner liberalen Coalliirten geworfen, der den einzelnen Regierungen die oberſte Bundesautorität, dem Bundestage aber die Souveränität der einzelnen Regierungen entgegenſtelle, je nach Lage der Umſtände und nach Maaßgabe einer geſchickten Nutzanwendung für hervorſtrebende Lieblingszwecke. Dieſer Vorwurf war ſo ungegründet, als vielfach inſipid, denn weſſen Auge zu jener Zeit etwas ſchärfer als mit dem gewöhnlichen Lichte eines waſſerigen Gehirnes bewaffnet war, der mußte in dieſer ſcheinbaren Anomalie Pfizer's gerade die eiſerne und unerſchütterliche Konſequenz ſeiner Grundideen gewahren.

Pfizer iſt von ſeinem Haupte bis zu ſeinen Zehen ein deutſcher Charakter. Ihr mögt ihn ſtellen, wohin es Euch beliebt, Ihr werdet ſeinen Urſprung zwiſchen den ſchwäbiſchen Bergen nicht erkennen, Ihr werdet vor dem deutſchen Urgedanken ſtaunen, wie er bereits in dieſer Natur zur Offenbarung gekommen iſt. Pfizer iſt Mann und Herr ſeiner Geſinnung, als im Jahre 1830 die würtembergiſche Regierung ihn wegen ſeines Briefwechſels glaubte väterlich zur Rede ſtellen zu müſſen, da legte er zu deren Füßen den juriſtiſchen Amtsrock beſcheiden nieder, um nicht etwa noch zu einer officiellen Zerknirſchungsthräne gerührt werden zu müſſen.

Pfizer's Germanismus hat mit dem Welker'ſchen nichts gemein, zwiſchen Beiden iſt eine ſo große Kluft, wie zwiſchen dieſen beiden Naturen, in Pfizer herrſcht eine mächtige freie Speculation über der Spitze des philoſophiſchen Gedankens, in Welker's ganzer Erſcheinung hingegen findet Ihr nicht einen abgeſchloſſenen Gedanken auf, im dieſem Kopfe iſt Alles buntgefärbte, fieberhafte Phantaſie, und dieſe iſt auch die Wurzel ſeines Germanismus.

Aus Pfizer's Geiſte ſind noch nicht alle Ideen zu Geiſtesthaten herausgewachſen, ihm ſcheint jedenfalls noch eine bedeutendere Miſſion von dem Herrn der Völker aufbewahrt zu ſein, und die Unterrichteten wiſſen, welche

Kräfte Pſizer auf die Wagſchaale der deutſchen Publiciſtik legt und was dieſe von ihm zu halten hat.

Der deutſche Patriotismus und die deutſche Begeiſterung haben heutzutage die Hämorrhoiden, Ihr kennt dies Uebel, denn die Deutſchen leiden viel daran, die Deutſchen handeln auf dem Sopha und hinter dem Staube ihrer Bücher, dort ruht ihr Bauch behaglich, dort können ſie ungeſtört ihre Pfeife ſchmauchen, und kein kühles Lüftchen ſtört ſie in der Wärme ihres dicken, ihres voſſiſch-idylliſchen Schlafrocks. Dafür aber ſtirbt ſo mancher Deutſche an der Rückendarre, wie weiland die deutſche Begeiſterung, die ſich vor zwanzig Jahren ſo groß gemacht, und Hr. Pſizer wird noch oft an ihrer Aſche rütteln können: es werden Jahre vergehen, bis ein Schwan, den Untergang unſers politiſchen Philiſtrismus verkündigend, aus derſelben ſich erheben wird.

(Fortſetzung folgt.)

E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.

(Fortſetzung.)

„Mein Glück hier war nun begründet. Conzerte auf Conzerte wurden veranſtaltet; ich trete mit mehren eigener Compoſition auf, da in Smyrna keine Note zu finden war. Durch böhmiſche Glashändler ſtifte ich ein Quartett und es wird von mir ein Cyklus von muſikaliſchen Abendunterhaltungen gegründet. Die höchſt intereſſante Bekanntſchaft mit einem reichen engliſchen Kaufmanne, einem wahrhaft muſikaliſchen Sonderling, doch dabei tüchtigem Muſiker, entſpinnt ſich; — ich begleite ſein wüthendes Spiel auf der Viola täglich von 11 bis 1 Uhr Nachts, und werde durch ihn, wie durch gegebene Conzerte, bald reich.“

„Allein ich durfte nicht reich bleiben; denn die Genüſſe des äuſſern Lebens wirkten hier, wie früher, auf meine Sinnlichkeit. Ich mußte wieder arm werden, um arbeiten zu können. — Mein in kurzer Zeit verdientes Geld ward zum Transporte armer, nach Deutſchland wieder flüchtender Krieger beſtimmt, und ich mußte ihnen ſelbſt bald folgen, da das Klima Smyrna's auf meine Geſundheit erſchütternd einwirkte.“

„Ich ging nach Marſeille ab, mit dem feſten Vorſatze, mich nie mehr von der Muſik, als einer mir zugehörenden Lebensgefährtin zu trennen. Und ich hielt Wort.“

„In Frankreich reiſte ich einige Zeit mit einem franzöſiſchen Sänger umher, Conzerte gebend, die höchſt lukrativ für uns Beide ausfielen. Ich trenne mich nach geraumer Zeit von ihm, gehe allein nach der Schweiz, gebe in Baſel wiederum Conzerte, und werde bald darauf als Lehrer der Muſik in einer Erziehungsanſtalt placirt.“

„Ich lernte das herrliche Hirtenvolk kennen, ich hörte ihre kräftigen Naturſtimmen und der Geſang der menſchlichen Kehle, der gleich einer Gottheit, auf allen meinen Lebenswegen mich immer tröſtend begleitete, übte auch hier ſein altes Recht, und zwar ,auf eine potenzirte Weiſe, indem mein Sinn auf einmal für den Volksgeſang erwachte und erglühte, und ich ſofort für deſſen Ausbildung und Förderung zu wirken, mir feierlich gelobte.“

„Meine Wünſche und Vorſätze fanden ein treffliches Erdreich, um ſo mehr, als der Vater des Geſangs, der ächte und wahre Bildner der menſchlichen Stimme, auf ſchweizeriſchem Grund und Boden: in Zürich lebte. Das war der große Nägeli.“

„Nachdem ich zwei Jahre die Lehrerſtelle verſehen, ward mir ein Ruf nach Baden, als Profeſſor der Muſik, den ich annahm. Dort errichtete ich nach meiner eigenen Methode, die in manchem Punkte von der Nägeli'ſchen abwich, ein Geſanginſtitut, und in Verbindung mit dem als Dichter bekannten Abraham Emmanuel Fröhlich, einen großartigen Männerchor, — und bald war das Limat- und Aarthal mit Geſängen fröhlicher Luſt erfüllt.“

„Das geſangluſtige Schweizervolk, aus allen Ständen vermiſcht, zog in Hunderten nach Brugg, Aarau und Baden, und führte unter unſerer Leitung die großartigſten Produktionen vor einem zahlreich verſammelten Publikum auf. Schützencompagnien, die zu den volkreichen Feſten und Freiſchießen zogen, hörten wir durch die Verbreitung des Volksgeſanges jetzt durch die Städte ziehen, nicht mehr mit jener rauſchend-klingenden Muſik, — nein, Vaterlandsgeſänge ertönten, und nicht ein Theil an der Spitze ſang, ſondern alle, die eine Waffe trugen, waren im vierſtimmigen Geſang vereinigt, und bildeten marſchierend eine geübte Sängerſchaar. Ich vergeſſe jene Zeiten nie, ſie ſind der Glanzpunkt in meinem muſikaliſchen Leben!“

„Doch meine Geſanges-Ideen gingen noch weiter, und das Streben nach ihrer Ausführung ſchweifte in's Unendliche. Ich wollte mehr, es ſollte mehr geſchehen, als nur den Geſang in bürgerlichen Verhältniſſen, bei fröhlicher Gelegenheit zu üben; ich wollte ihn auch auf eine andere Weiſe, als eine Art Gottesdienſt betrachtet wiſſen. Mich beſchäftigte, ja beunruhigte fort und fort die Idee: wie, wenn ein ganzes Heer, eine Schlachtlinie, in brauſendem, begeiſterten Geſange den Feind angriffe, wenn ganze Regimenter durch Schlacht- und Heldengeſänge ihrem gepreßten Herzen Luft machten, und mit fliegenden Fahnen dadurch den Sieg in die Reihen der Feinde trügen? Poeſie und Muſik, wann hätten ſie je ſo glänzende Trophäen errungen?! — Ich war Soldat geweſen; daher ſpannte dieſer Gedanke alle meine Nerven an, ſetzte alle meine Verſtandeskräfte in Bewegung, und ich ward der entſchiedenen Meinung, daß auf ſolche Weiſe ein vollkommener Sieg herbeigeführt werden müßte! Ein innerer Gott ſchien mir das zu ſagen.“

„Ich machte damals die Bekanntſchaft mit dem Obriſten v. Schmiel, Regierungsrath und Kommandant der Garniſon von Aarau. Mit ihm ſprach ich über einen Plan, den Soldaten in den Kaſernen Geſangunterricht zu ertheilen. Der Vaterlandsfreund ging darauf ein, und ich entwarf meine Anſichten, wie dieſer Geſangunterricht einzuleiten ſei. Leider aber ſcheiterte an der Engherzigkeit und dem Ungewöhnlichen der Sache ſelbſt der Plan, der Unterricht kam nicht zu Stande, und ich blieb auf die bürgerlichen Chöre beſchränkt.“

„In jener Zeit ging die große Aufführung am Stoß vor ſich, an welcher ungefähr 1000 Mann Theil nahmen, unter unmittelbarer Leitung von Nägeli und dem Pfarrer Wyß. Dieſer Aufführung lag eine geſchichtliche Bedeutung zu Grunde. Sie ſollte das Jahresfeſt der Schlacht am Stoß aus dem Befreiungskriege feiern. Nach derſelben folgten nun in kurzen Zeiträumen großartige Aufführungen am Zürcher See, in Brugg, Lenzburg, — und ich ſchwamm in meinem Elemente! — Aus dieſer Zeit ſtammen noch mehrere Lieder und Geſänge, die ich für meine Chöre componirte, her, und Nägeli hat davon mehrere in ſeinen gedruckten Heften aufgenommen.“

„Noch ſollte aber meine begonnene muſikaliſche Laufbahn nach der dramatiſchen Muſik hingeleitet werden. In Baden war die Badezeit über eine kleine Schauſpieler- und Operngeſellſchaft. Ich wirkte damals, um die Schwierigkeiten der Violine zu überwinden, als Violinſpieler im Orcheſter mit. Mir gefiel das Opernweſen, und unwillkührlich bildete ſich bei mir der Gedanke zu einer Oper aus. — Das Sujet, das ich mir zur Aufgabe machte, war des Richard Löwenherz romantiſche Fahrt nach dem gelobten Lande, ſeine Rückkehr und Gefangennehmung. Ich wußte, daß ich dieſe Aufgabe weniger als Gretry löſen würde; allein componiren wollte ich nun einmal dieſen romantiſchen Gegenſtand, und wenn auch nur lediglich für mich. Ich dachte nicht daran, jemals die Compoſition zur Aufführung bringen zu wollen. Es wurden nach meiner Anſicht Solo-Geſänge und Chöre zuſammengeſtellt und bald war die Oper geordnet. Nur eine Hauptſache fehlte: der Dichter des Textes. Ich hoffte, daß ich die mir befreundeten Dichter: Emmanuel Fröhlich und Adolph Follen vermögen würde, die Arbeit zu übernehmen; allein vergebens! Die Arbeit blieb ruhen und ſo verſtrich das Jahr 1827.“

„Ich erhielt die Nachricht, daß mein ſehr alter Vater geſtorben ſei und eilte in mein Vaterland zurück, zwar in der Abſicht nur kurze Zeit zu verweilen; allein der Himmel fügte es anders. Ich fand meine in meiner Lebensbeſchreibung oft gedachte Jugendgeliebte wieder, verheirathete mich und ward ein ſehr bemittelter Mann. Die Hoffnung ging mir auf's Neue auf, mich nun erſt recht mit Luſt und Liebe und gänzlich der Muſik widmen zu können.“

„Meine Familienverhältniſſe warfen mich als Oekonom auf das Gut meines Schwiegervaters, welches in einer reizenden Gegend an der baier'ſchen Grenze gelegen. Die grünen Hügel und Berge regten mit unendlicher Sehnſucht mein bereits ſeit einem Jahre in der Rechnungsführung der Oekonomie eingeſchlafenes muſikaliſches Gemüth wieder auf. Als Geſangscomponiſt und Leiter der Männerchöre bekannt, brachte mir eine Gemeinde aus der Gegend einſtmals einen Abendgeſang. War es doch, als ſchlügen ihre Stimmen mahnend über meine Treuloſigkeit an mein Ohr!“

„Plötzlich entſtand der Gedanke, ein großartiges Männerchor mir auch in meiner vaterländiſchen Umgebung zu ſchaffen. Es wurden bald alle Vorbereitungen dazu getroffen, und ſchon in wenigen Tagen liefen Subſcriptionsliſten in alle Dörfer an geſangesliebende Bauern herum, die dieſelben zu einer Prüfung einladen.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Dem Staatskalender der freien Stadt Frankfurt für 18[illegible] zufolge, zählt dieſe Stadt 94 Advokaten, darunter 10 iſraelitiſche; [illegible] Aerzte, unter denen 6 iſraelitiſche, und 70 geſchworene Wechſelmäkler, die faſt alle Iſraeliten ſind.

⁂ Ein Wettrennen ſeltſamer Art hat am 26. v. M. zu Brüſſel ſtattgefunden. Ein Schlitten mit fünf Doggen und ein Tilbury mit einem Pferde beſpannt, fuhren zu gleicher Zeit vom Thore ab nach Trois-Fontaines, der erſte mit drei Perſonen beladen, auf dem Eiſe des Kanals, der letztere auf dem gewöhnlichen Wege. Die Doggen kamen 10 Minuten früher an als das Pferd.

⁂ Rubini. — Die Bergamasken ſind ſehr verſtändige Leute. Ihrem Landsmann Rubini, der ſich bei ihnen hat hören laſſen, ſetzen ſie noch bei ſeinen Lebzeiten ein Denkmal auf ihrem Markte, mit deſſen Fertigung Marochetti beauftragt iſt. Ueberdies haben ſie dem trefflichen Sänger eine Buſennadel aus Rubinen überſendet, welche [illegible] Dukaten werth ſein ſoll. —

⁂ Die »Betrachtungen eines Laien (dem Vernehmen nach: Herr v. Kanitz) über die neue Betrachtungsweiſe der Evangelien des Dr. Strauß,« die unlängſt zu Göttingen im Druck erſchienen, meinen zwar, es gebe kein anderes Heilmittel für die Krankheit der jetzigen Zeit, als »die alte reine Lehre des Evangeliums,« — (wer ſcheidet unfehlbar die reine von der unreinen?) — doch loben ſie, was Strauß »über die Heuchelei und Lüge« derer ſagt, die ſich chriſtliche Theologen nennen, und eine Verzerrung von Lehre predigen, an die ſie ſelbſt nicht glauben. »Es iſt ehrenwerth,« heißt es noch S. [illegible], »lieber laut zu ſagen, was man für Wahrheit hält, als leiſe zu murmeln, was wiſſentliche Lüge iſt. »»Dem Feuer muß Luft gemacht werden, um es zu löſchen.«« Jede Aufforderung, ſich zu beſinnen, ſich zu erwecken aus der lauwarmen Betäubung, in die ſo viele Chriſten verſunken ſind, iſt eine Wohlthat. Ein Sturzbad ſieht einer Mißhandlung ſehr ähnlich, doch wirkt es heilſam auf manch betäubtes, zerrüttetes Gehirn; eine ähnliche Wirkung kann dieſer kalte kritiſche Guß auf Manchen hervorbringen.« Dann S. [illegible]: »Iſt der Kampf einmal begonnen, ſo muß er ausgefochten werden, um zum Frieden zu gelangen, in der Seele des Individuums, wie in der großen Gemeinſchaft; damit iſt der Wahrheit, der Kirche und der Menſchheit unſtreitig beſſer gedient, als mit der feigen Heuchelei.« —

⁂ Das Haus des Salluſt zu Pompeji, erkennbar durch den Namen deſſelben, der in rothen Charakteren auf die Vordermauer eingegraben iſt, gehört nach Hamilton's kürzlich erſchienener Beſchreibung von Herkulanum und Pompeji — zu den merkwürdigſten der ganzen Stadt. Es enthielt eine ungeheure Zahl von Gemälden, von Moſaik, von Krügen, von koſtbaren Vaſen in verſchiedener Form und Größe. —

⁂ Rettungsvereine für verwahrloſte Kinder beſtehen jetzt in Schleſien zu Goldberg (ſeit 1830), zu Jauer (ſeit 1835), Schreiberhau, Liegnitz, Lüben, Reichenbach und Strehlen.

⁂ Die Dampfſchiffahrt auf dem Rheine hat folgende Reſultate geliefert; es betrug nämlich:

im Jahre	die Zahl der Reiſenden	die Zentnerzahl der Waaren	der Ertrag:
1827	18,[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	133,896
1831	60,163	100,546	197,784
1834	144,[illegible]	137,163	311,004
[illegible]	[illegible]	151,[illegible]	[illegible],037

⁂ Ein muſikaliſches Wunder ſoll in Florenz unter dem Namen Napoleone Moriani ſich hervorgethan haben. Seine Stimme ſoll einer der reichſten und biegſamſten Tenore ſein, — und eben ſo tief in die Seele eindringen, wie ſie alle Empfindungen des Sängers treu ausſpreche. Man glaubt, er werde mit Mad. Tacchinardi-Perſiani nach London gehen.

Hierzu eine artiſtiſche Beilage, Kompoſition aus Fr. Rückert's »Nal und Damajanti«, 21. Geſang.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

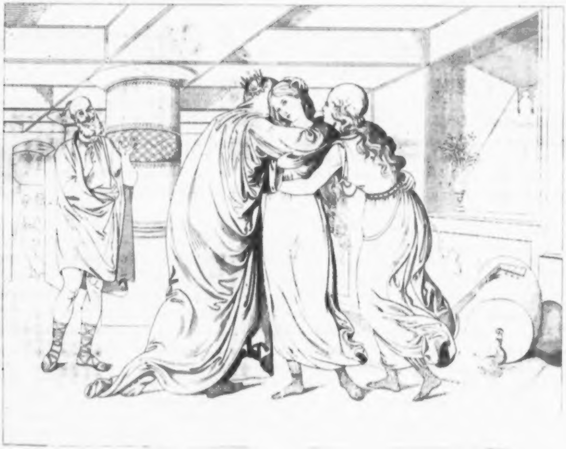

[illegible]

[illegible]

№ 42. 1838.

Phönix.

Samstag, 17. Februar.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

„Hab' aber doch mein Vergnügen," lachte mit höhniſch zuckendem Munde Mathews, als Byron ihn los ließ. „Du müßteſt nicht der Sohn Deines Vaters ſein, wenn ein alberner Stein Dein Blut in Waſſer, Deine Nerven in Schwimmhäutchen hätte verwandeln können."

Ein Schuß fiel und mit ihm erloſch das Licht. „Hier Skinner, und die Wette gilt, ſchießeſt Du ſchlechter als ich."

Mathews trat vor, die Mönchskutte flatterte, vom Winde bewegt, der durch die Ritze der ſchadhaften Fenſter ſtrich. Der humoriſtiſche junge Mann hatte weißſeidene Strümpfe angelegt, vorgebend, er ſei als Tanzmeiſter der ernſthaften Geſellſchaft von dem hochwürdigen Abt engagirt worden. Williams ſtreifte im Augenblick, als Mathews abdrückte, mit dem Stiefel den Strumpf des Schützen. Das Licht fiel zerſchmettert vom Leuchter.

„Vortrefflich!" ſagte Mathews, die Entſchuldigung des Freundes ſehr ruhig anhörend. „Aber, Sir, nicht nur, daß Sie mich jetzt zwingen, zwei Flaſchen Champagner in mich hineinzugießen, ſo muß ich Ihnen auch bemerklich machen, daß Ihre Entſchuldigung für Sie ganz gut ſein mag, der Sie eine große Menge von ſeidenen Strümpfen haben, bei mir aber, der ich nur dieſes Eine Paar beſitze und es zu Ehren des immer in's Ziel treffenden Herrn Abtes hier angelegt habe, kann eine ſolche furchtbare Unvorſichtigkeit gar nichts entſchuldigen, wobei ich den Waſchlohn noch nicht einmal in Anſchlag bringe. — Jetzt ſchießen Sie und, ich bitte, genau! Ihr Ziel iſt weit."

Williams nahm lachend das Piſtol und drückte ab. Die Kugel pfiff durch die Thür, die eben geöffnet ward, und augenblicklich ließ ſich ein entſetzenerregendes Geheul vernehmen.

„Williams hat unſern Freund Urſus geküßt," ſagte trocken der weißbeſtrumpfte Mathews, und ließ den Kork einer Champagnerflaſche gegen die Wölbung ſpringen. Byron aber warf ſeine Piſtole in die eine, den armen Williams in die andere Ecke des Saales und ſtürzte heftigen Sprunges der Thüre zu. Joe kam ihm bereits entgegen.

„Ew. Herrlichkeit", ſagte der treue Diener, „das Beeſt taugt nichts. Liegt's angeſchloſſen an der Kette, ſo heult und brummt die Beſtie, und iſt man mildthätig und hat ein brüderlich Mitgefühl für eine arme beſtialiſche Kreatur in ſich, ſo kriecht's ſeinem eigenen Elende in den Rachen. Seh'n Sie: Ew. Herrlichkeit haben dem Tanzbären grade durch's linke Ohr geſchoſſen."

„Ach vortrefflich," fiel Mathews ein. „Bruder Urſus wird dadurch nur um ſo elaſtiſcher ſeine etwas unzierlichen Füße bewegen lernen. Brav, Williams! Deine Kugel wird mir das Patent eines Tanzmeiſters auf Newſtead in beſter Form ermitteln helfen."

Byrons Zorn war bereits wieder verglüht. Er befahl Joe, ſowohl den Bären, als den Wolf, der auf der andern Seite der Thür Wache hielt, kürzer zu ſchließen und „bei ſeiner Seelen Seligkeit für Beider Wohl zu ſorgen!"

Dieſes kleine Intermezzo erhöhte die Laune der Geſellſchaft. Byron ward ausgelaſſen heiter, da er ſowohl im Piſtolenſchießen als dem Knittelgefecht Sieger geblieben war. So oft er in einem oder dem andern unterlag, verdüſterte ſich ſeine Laune, und hier, wie in Allem, was er that, kehrte ſich der Hang nach Auszeichnung heraus. Nicht der Verluſt an ſich kränkte ihn, nur das Gefühl, einen andern über ſich zu wiſſen, bereitete ihm Schmerzen.

Man ſetzte ſich zur Tafel, die von den ausgeſuchteſten Speiſen ſtrotzte, vornehmlich aber im Betreff der Weine mit dem feinſten Geſchmack ausgeſtattet war. Joe nahm ehrerbietig Platz hinter dem Stuhle ſeines Gebieters. Der ehrliche Alte würde nicht ruhig geſchlafen haben, wäre es ihm nicht vergönnt geweſen, den Pokal ſeines Herrn zu füllen, und mit eigener Hand ihm zu kredenzen. Jeder der Gäſte hatte einen andern Becher; denn auch hier, wie in Allem, mußte das Seltſamſte durch künſtlichen Reiz ein wahrhaft glückliches Leben erſetzen helfen. Einer trank ſeinen Wein aus einem antiken Trinkhorn, der andere aus einem mit Fleiß, doch etwas plump gearbeiteten ſilbernen Widderkopfe. Byron ſelbſt aß wenig, doch verſchmähte er nie den Genuß ſeiner Weine, wovon er ſtets den letzten Pokal über die Schulter hinweg ſeinem Diener reichte, indem er mit gutmüthiger Freundlichkeit ſprach: „Da, Alter, ſtärke Dich und thue Dir gütlich für Deine Treue!“ Dann forderte er den Bruderpokal. Joe nahm kopfſchüttelnd das Geſchirr von der Tafel — einen grinzenden Todtenkopf, der fein in Silber gefaßt, mit dem feurigen Blut des älteſten Burgunders gefüllt ward.

„Der Abt gibt Euch den Bruderkuß,“ rief Byron, den Schädel zum Munde führend, „und ertheilt Euch Abſolution für die kommende Nacht!“ Der grauſenhafte Pokal machte die Runde um die Tafel, Jeder trank, und als ob der Inhalt des Schädels mit infernaliſcher Gluth gefüllt wäre, durchzuckte es die vermummten Geſellen. Sie ſprangen auf, Tiſche und Stühle wurden umgeworfen, man ſtülpte die Kapuzen über die künſtlichen Glatzen und ſingend, die geladenen Piſtolen nach Belieben durch die Fenſter abſchießend, ſtürmte die weinerhitzte Schaar, Byron als der Tollſte an ihrer Spitze, die Treppe hinab. Nur die größte Behutſamkeit konnte die ausgelaſſenen Geſellen ohne Verwundung durch die beiden grimmigen Wächter bugſiren, die zu beiden Seiten der Thüre dieſen Tartarus raſender Zügelloſigkeit bewachten.

Draußen lag dämmernd der Mond auf den Matten und dem Silberſpiegel des zitternden See's. Die Schwäne zogen ſchweigend, wie fliehende Genien, die nur ſchwer von dem Wohnort ehemaligen Friedens und hohen Erdenglückes ſcheiden, darüber hin. Die Krähen aber, die unabläſſig den Thurm umſchwärmten, verdoppelten ihr kreiſchendes Geſchrei, das oft die Gebeine des jungen Lords bis in's innerſte Mark durchbebte.

Es begann eine wilde, ſchauerlich-frivole Jagd. Die Pſeudomönche ſchürzten ihre unbequemen Kutten mit den Geißelſtricken aufwärts, ergriffen Ruder und ſprangen in die Barke. Einer ſang die Hora, ein Anderer ein Jagdlied, ein Dritter parodirte den Erſten. Byron ſelbſt, in der wildeſten Wüſtlingslaune, noch umflattert von dem ſchwarzen Fittig der Melancholie, ſtimmte in traurigen Molltönen den Geſang vom Mönche in Newſtead an, den er ſelbſt gedichtet hatte. Und wenn er mitten unter dem Freudenlärm ſeiner ausgelaſſenen Genoſſen, im Nebeltrüb der Octobernacht, durch die, wie von Thränen überſchleiert, die Sterne blinkten, über den See ruderte; da hob ſich die Zukunft lauſchend an ſein Auge, und eine grauvolle Wehmuth klagte in den Tönen ſeines Liedes. Als ob er ſich ſelbſt die erſchütternde Warnung zuriefe, zuckten gewitterſchwül die Worte von ſeiner Lippe und verklangen geiſterhaft widerhallend an den drüben liegenden Hügelreihen. Der Lord ſang:[*]

»Hab' Acht vor'm grauen Mönch, hab' Acht!
Er ſitzt am Normann-Stein,
Es klingt ſein Gebet durch die Mitternacht,
Sein Meßgeſang hinterdrein.
Als der Lord des Berges, Amundeville,
Die Normannkirche zerſtört,
Die Mönche verjagt, — ſich Einer davon
Der Drohung ſchaurig erwehrt.«

»Entzwang der Lord auch mit Macht und Recht
Den Mönchen das Gut für die Lai'n,
Mit Fackel zum Brand und mit Schwert zum Gefecht,
Im Halle ſie ſprachen »»Nein, nein!«« —
Blieb ungefeſſelt doch, unverzagt
Ein Mönch, ein ſchaurig Geſicht,
Zu ſchau'n im Portal, zu ſchau'n am Altar,
Doch nimmer bei Mittagslicht.«

»Ob Gutes, ob Böſes das deuten will,
Mein Lied nicht zu ſagen vermag,
Doch weilt der Geiſt auf Amundeville
Fortwährend bei Nacht und bei Tag:
Zum Zorne der Lords, wie die Sage geht,
In der Brautnacht lenkt er den Schritt,
Auch naht er, heißt's, ihrem Sterbebett,
Doch bringt er Thränen nicht mit.«

»Wird ein Erbe geboren, dann trauert er ſehr,
Dräut Schickſal dem uralten Haus,
Dann wandelt von Halle zu Hall' er daher
Im Schimmer des Mondes voll Graus,
Wohl ſiehſt die Geſtalt Du, doch nicht ihr Geſicht
Es hüllt die Kapuze es ein;
Doch blitzt aus den Falten ſein brennender Blick
Und ſchauet geſpenſtiſch darein.«

»Drum hab' vor'm grauen Mönch wohl Acht!
Und fürcht', o fürchte ſein Dräu'n!
Des Kirchgut's Erb' er raſtlos bewacht,
Wer auch der Laie mag ſein.
Amundeville iſt Lord bei Tag,
Der Mönch iſt Lord bei Nacht;
Kein nächtlich Schmauſen das Recht des Mönche
Im Schloſſe zu nichte je macht.«

»Sprich nichts zu ihm, und fleh! er entweicht;
Lautlos er von dannen ſich hebt;
In düſterm Kleid er von Zinnen ſchleicht,
Wie Thau auf den Wieſen verſchwebt.
Gnad' Gott und ſchütz' uns vor'm grauen Mönch!
Heil ihm! ſei er Freund oder Feind;
Und was er auch beten mag — beten wir,
Daß Erlöſungsſtund' ihm erſcheint.«

Die übermüthigen Zecher waren, überwältigt von der melancholiſch-düſtern Gewalt dieſer ſchauerlichen Dichtung nach und nach verſtummt. Byron ſelbſt, dem Augenblick der Begeiſterung ſich hingebend, die ihn oft mitten in dem wüſteſten Bachanal übereilte, hatte ſich ganz von dem drohenden Geheimniß der Sage umſtricken laſſen und darüber die rauſchende Luſt vergeſſen, welche ihn und ſeine Zechgenoſſen in die Nacht hinauslockte. Der Mond, umflort von einzelnen Nebelſtreifen, die über den See hinwankten, die blutrothe düſtre Gluth einiger Fackeln, womit die Barke am Kiel und Spiegel verſehen war — darunter theils zuſammengebückt, theils ſtolz emporgerichtet, die jungen Männer, in den Mönchskutten, geiſterhaft bleich und doch wieder düſter angeglüht von den Flammen der lodernden Fackeln, das eintönige Hämmern des Spechtes, das Schwirren der Haſel- und Waſſerhühner, die verſcheucht aus ihren Schlupfwinkeln flohen, und aus der Ferne von der Abtei her das ängſtliche Geſchrei des auf- und niederſteigenden Krähenheeres, verbunden mit dem traurigen Geheul Bootswains, der am Ufer hin der Barke nachlief. — Alles dies brachte auf die luſtige Geſellſchaft einen ernüchternden Eindruck hervor.

---

[*] Nach Adrian's Ueberſetzung.

„Nimm mir's nicht übel, Gordon," brach Mathews das Stillſchweigen, zuerſt wieder ſein Ruder in die ſilberne Welle tauchend, „aber Du kannſt einem mit Deinem Singſang den Himmel ſtehlen, wenn man ihn auch ſchon an allen vier Zipfeln ſich um Bruſt und Schläfe feſtgeſteckt hat. Hol' der Henker Deine abergläubiſche Laune!"

„Wahrhaftig!" ſprach Harneſſ, „mir läuft's noch ganz kalt über den Rücken."

„Schade," fiel Williams ein, „ſchade, daß Du Dich nicht auf's Balladenſchreiben legſt, ehrwürdiger Abt. Dieſer Probe nach könnte man etwas von Dir erwarten."

„Weißt Du's ſicher, daß ich's nicht thue?" erwiderte Byron, griff mit ſtarker Hand an das Steuer und ließ die Barke wenden.

„Soll unſere diesmalige Promenade ſchon beendigt ſein?" warf ein Vierter der luſtigen Mönche ein. „Der Herr Abt wird ſehr ſtreng!"

„Es gefällt ihm ſo!" verſetzte Byron lakoniſch. Die Geſellſchaft ſchwieg. Man hörte nur das Plätſchern der Ruder und das Säuſeln des Windes, auf deſſen leiſen Fittigen alle Geheimniſſe der Natur um die träumenden Seelen der Menſchen hüpfen. Byrons heitere Stimmung war getrübt. Ohne es zu wollen und zu ahnen, hatte jene abergläubiſche Furcht ſein Gemüth umdämmert, die abwechſelnd mit der Alles verneinenden Ungläubigkeit um den Beſitz ſeines ganzen Weſens ſtritt. — Kaum gelandet, verließ er die Freunde und zog ſich auf ſein Zimmer zurück, um ungeſtört ſeinen Gedanken, Träumen und Phantasmagorien nachhängen zu können. Eine Zeit lang ſummte noch das unſichere Larmen der Genoſſenſchaft um ſein Ohr, die, weniger tiefſinnig, bald wieder der alten Fröhlichkeit lüſtern nachſchlich. Als aber endlich der letzte Laut des Lebens verklungen war, hob ſich Byrons Bruſt freier, ſein Auge flammte, wie ein Meteor am bleichen Winterhimmel, und übergoß mit beinahe unheimlichem Glanz die ſchönen im raffinirten Lebensgenuſſe ſchon frivole Linien beſchreibenden Züge.

V.

Mitten unter wüſten Gelagen, den tollſten Bacchanalien und abenteuerlichſten Mummereien, in denen Byron den Zwieſpalt ſeiner chaotiſchen Natur zur geläuterten Einheit zwingen wollte, legte ſich ungerufen der Gott der Dichtung an die Bruſt des qualvoll ringenden Jünglings. — Gehen wir in ſeine Zelle. Dieſe gab ein treues Abbild ſeiner Gemüthslage; denn bei hervorragenden Perſönlichkeiten iſt der Schmuck der Gemächer, die ſie bewohnen, nicht unbedeutend. Ein unerklärlicher Inſtinkt beſtimmt ſie, im Aeuſſeren eine Anordnung zu treffen, die in irgend einer Weiſe mit dem Kampf des nie raſtenden Gedankens im Einklang ſteht.

Wir treten in ein Gemach, ziemlich geräumig, hoch und alterthümlich gewölbt. Durch die finſteren gothiſchen Fenſter treibt der Mond die ungeſtalten Träume der ſchlummernden Welt. Sein falber Glanz faltet ſich wie ein weißer Turban auf dem Grabmale osmaniſcher Kirchhöfe über dem Arbeitspulte zuſammen, an dem Byron, noch halb in die Mönchskutte gehüllt, ſitzt, die feine, weiße Hand um die noch weißere Stirne wie eine Spange legend. Ein roh gearbeitetes Kreuz, an dem die Leiden von Jahrhunderten in dunkelgelben Roſtflecken hangen, ſieht ernſt auf den in ſeltſamer Aufregung zitternden Jüngling. Zu beiden Seiten des Kreuzes grinſen, als wollten ſie die Freude und das Leben höhnen, in kunſtvoll ſilberner Faſſung, zwei Menſchenſchädel. Sie dienen dem launenhaften Beſitzer der Abtei als Leuchter. Neben dem Arbeitspult ſteht ein offener Sarg. Noch iſt er leer, nur alte Waffen hängen an der einen Seite, ein türkiſcher Säbel, ein ſchöner Dolch und einige Paare feingearbeiteter Piſtolen. Der Sarg iſt lang, breit, geräumig. Weiche Kiſſen füllen ſchwellend ſein Inneres — es iſt des Lords ſchauerliches Bett! —

Vom Thurme der Abtei ſchlägt es zwei Uhr. Byron horcht auf, er wirft die Kutte zurück, die über ſeine Schulter herab in den offenen Sarg fällt und das Lager überbreitet. Die Bruſt des Jünglings iſt offen, er greift nach Schreibmaterialien und wirft in der nächtlichen Stille die erſten Skizzen jener Poeſieen auf's Papier, deren Umriſſe ſchon genügten, um die civiliſirte Welt mit Staunen und Bewunderung zu erfüllen. Eine volle Stunde gab ſich Byron den Einflüſterungen ſeiner ſchon damals düſteren Gedanken hin, die nur gleichſam im Todtengewande zu jubeln ſich erlaubten. Man ſah es ſeinen Poeſieen an, daß ſie bei nächtlicher Weile, nach dem Rauſch bachantiſcher Gelage, unter den künſtlich erregten Schauern des Todes und in den zerbröckelnden Hallen einer gothiſchen Abtei entſtanden waren.

Ein faſt unmerkliches Geräuſch ſtörte den Arbeitenden. Er horchte angeſtrengt, es war, als ob ſich ſchlürfende Tritte auf dem Kreuzgange hören ließen. Auf Byron's hohe Stirne traten an die Stelle des ſinnenden Ernſtes, der bisher ein funkelndes Diadem um ſie gelegt hatte, die beweglichen Falten banger Erwartung. Er ſchritt nachdenkend durch's Zimmer und öffnete debutſam die Thür. Von hier aus konnte man den langen Gang hinabſehen bis auf die Flur. Von der einen Seite erhielt dieſer Gang Licht durch die Fenſter, welche in den Hofraum führten. Epheuranken klammerten ihre kletternden Polypenarme zwiſchen das Gemäuer, als trachteten ſie ſchadenfroh, die Quadern aus den Fugen zu zwängen.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

8) Die ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Alterthums. Nach ſeinen Dichtern und Erzählern, von **Guſtav Schwab**. Erſter Theil. Stuttgart (Lieſching) 1838.

Unbeſtritten bliebe der Werth, den die Sagen des klaſſiſchen Alterthums für poetiſche und philoſophiſche Bildung der Jugend haben, ſelbſt wenn die Forderungen an die moderne Poeſie durchaus gewürdigt würden, ſelbſt wenn unſere in herzzerſchneidenden Wehen kreiſende Spekulation von jenen Anfängen des Gedankenlebens ſich losriſſe — oder, was gleichviel heißt, wenn Poeſie und Philoſophie nur der Gegenwart ſich vermählen könnten. Hauptſächlich wohl bliebe er's ihrer innern lebendigen Kraft wegen. Reißt uns auch im Beginne unſerer klaſſiſchen Bildung mehr die vollendete Kunſtgeſtalt hin, in welcher die großen Dichter von Hellas und Rom jene Gebilde bezwangen, man muß mit G. Schwab geſtehen, daß ſie an und für ſich einen Zauber über den Geiſt der Jugend üben, „lang ehe ſie im Stande iſt, dieſelben in den Schöpfungen der Dichter zu faſſen.“ Fügt man dazu, daß nähere Bekanntſchaft mit denſelben als Vorſchule für höhere Bildung faſt überall angeſehen wird, ſo iſt das Unternehmen, dieſe Mythen „einfach, vom Glanze künſtleriſcher Darſtellung entkleidet und doch, wo immer möglich, mit ihren eigenen Worten“ den alten Dichtern und Schriftſtellern nachzuerzählen, vollends gerechtfertigt. — G. Schwab, der manche ſo köſtliche Sage aus dem Munde ſeiner Landsleute geſchickt in poetiſches Gewand hüllte, der noch jüngſt jenen halbverklungenen Sagen und Schwänken alter deutſcher Volksbücher von Neuem Eingang zu ſchaffen ſuchte, der ſelbſt als Lehrer ſich überzeugen konnte, wie dergleichen die Jugend entzündet, hat ſeine Aufgabe ſo gelöſt, daß man dieſes Werk voraus da zur Lectüre empfehlen darf, wo die Alten wenig oder gar nicht geleſen werden. Ich meine: Realſchulen und weibliche Bildungsanſtalten werden es mit entſchiedenem Beifall gebrauchen; Gymnaſien bleiben bei ſolchen Umbildungen der Alten nicht ſtehen. Mit welcher Theilnahme weibliche Zöglinge dieſe Sagen erfaſſen, davon habe ich mich öfters ſelbſt überzeugt, wenn ich von Prometheus, Deukalion und Pyrrha, Phaethon, Dädalus und Ikarus erzählte, oder die Argonautenſage und die Arbeiten des Herkules auf ähnliche Weiſe entwickelte. Das Mehr oder Weniger läßt ſich hier nicht vorſchreiben. Der Lehrer muß ſeine Kinder, die Stärke ihrer Phantaſie, ihre Uebung im Auffaſſen und Wiedergeben kennen. Nur mache man keine Unterhaltung, keinen leeren Zeitvertreib daraus, ſo daß etwa ein Schüler lieſt, während der Lehrer Zahnweh hat oder der Verdauung pflegt, und ein Mädchen von guter Bruſt die Uebrigen beſchwichtigt mit dieſen Geſchichten, indeß Mademoiſelle den Mops kämmt, oder die Quittungen für Schulgeld aus dem Tagebuch abſchreibt. Mit Ernſt und poetiſchem Geſchick muß Lehrer oder Vorſteherin dieſe Mythen den lauſchenden Kindern erzählen, ſie nachbilden laſſen, mündlich oder ſchriftlich. Die moraliſchen Nutzanwendungen, die Predigtzöpfe bleiben natürlich ganz fort. Sonſt mögen es die Verſtändigeren wohl auch zu Hauſe leſen. — Dieſer Band, in ſechs Bücher getheilt, bietet einen reichen Stoff. Vom Prometheus beginnt er und endet mit den Herakliden. Die Argonauten, Herkules, Theſeus, Oedipus und die Sieben gegen Thebe nehmen, wie billig, den meiſten Raum in Anſpruch. Eine Schlußbemerkung des Vorworts belehrt uns, daß das Ganze auf drei Bände berechnet iſt, wovon der zweite die Geſchichten von Troja, der dritte und letzte die Sagen von Ulyſſes und Aeneas enthalten wird. Sind beide letztere nicht ſchon vollendet, ſo wird die ländliche Muße dem Dichter bald Aufforderung werden, was Homeros und Virgilius geſungen, in ſo ſchlichter Weiſe der Jugend wiedertönen zu laſſen.

A. R.

Feuilleton.

⁂ Das Luſtſpiel vom Tode. — Hr. Théophile Gautier hat eine „*Comédie de la mort*“ herausgegeben, welcher ein glänzender Erfolg geweiſſagt wird. Phantaſie, Geiſt, Gefühl ſollen in eben ſo zierlichen als formgerechten Verſen ſich zu einem gediegenen Gedichte vereinigt haben. —

⁂ Vergleichende Criminalſtatiſtik. — Hr. Moreau de Jonnes hat in der Akad. d. Wiſſ. zu Paris (am 5. d. M.) ſtatiſtiſche Ueberſichten vorgelegt, in denen er die Verhältnißzahlen der Verbrechen zur mittleren Bevölkerung in Großbritannien und Frankreich während der 5 Jahre von 1830 bis 1835 miteinander vergleicht. Der Mord iſt mindeſtens viermal häufiger auf den britan. Inſeln, als in Frankreich, ſelbſt wenn dieſes in revolutionärem Zuſtande iſt; der Meuchelmord wenigſtens um die Hälfte häufiger. Die freiwillige Brandſtiftung iſt in Großbritannien etwas ſeltener. Die vor den Aſſiſen- und Zuchtgerichten konſtatirten Diebſtähle aber ſind viermal zahlreicher in Großbritannien, wenn man die Zahlen an und für ſich berechnet, und fünfmal, wenn Bezug auf die Bevölkerung genommen wird. Im Durchſchnitt werden jährlich im Verhältniß zur Bevölkerung neunmal ſo viel Individuen in Großbritannien verurtheilt als in Frankreich. Die Zahl der zum Tode Verurtheilten iſt dort 8mal, und die der Hinrichtungen dreimal ſo groß als in Frankreich. Dieſe Zahlen ſind aus amtlichen Urkunden geſchöpft.

⁂ Heinrich Stieglitz hat ſich, wie in Nro. 4 von Oſt und Weſt berichtet wird, in München förmlich angeſiedelt und iſt erſt vor Kurzem wieder von ſeiner mehrmonatlichen Wanderung durch Tirol und das ſüdbaier'ſche Gebirg dahin zurückgekehrt. Seine poetiſchen »Stimmen aus der Ferne« ſollen der Vollendung nahe ſein und höchſt anſchaulich und wahr das dortige Kunſtleben, die Künſtler und ihre Werke charakteriſiren.

⁂ Ein *Musée de dessins* iſt unlängſt im Louvre eröffnet worden, in welchem 1258 Handzeichnungen vereinigt ſind. Hiervon gehören 706 der italieniſchen, 371 der franzöſiſchen, 181 der deutſchen, flamändiſchen und holländiſchen Schule. Unter den erſteren befinden ſich namentlich 83 von Raphael, 8 von L. da Vinci, 2 von M. Angelo, 12 von Correggio, 9 von Titian; — unter den franzöſiſchen 20 von N. Pouſſin, 18 von Lebrun; 10 von Claude le Lorrain, — unter den Letzteren 23 von Rubens, 2 von Rembrandt, 3 von Teniers.

⁂ »Ein Grundübel unſerer kranken Zeit,« (ſo heißt es in einem Schreiben aus Schleſien in der Allg. Kirch. Ztg.), — »woran auch Theologen leiden, iſt körperliche Verweichlichung und Entnervung, mit welcher jene geiſtige zuſammenhängt, die theils in Frömmelei, theils in ungemeſſene Eitelkeit, bisweilen auch in literariſchen Durchfall ausartet. In dieſer Hinſicht iſt das gymnaſtiſche Inſtitut zur Nachahmung zu empfehlen, welches ein Kandidat der Theologie, Hr. Kallenbach, in Breslau zu allgemeiner Zufriedenheit, die Theologen nicht ausgenommen, errichtet hat. Es läßt ſich in Wahrheit davon viel für eine geſunde Religioſität und Sittlichkeit erwarten.«

⁂ Karl Kean hat auf Drury Lane dreizehnmal nach einander vor ſtets überfülltem Hauſe den Hamlet gegeben. In Convent Garden hat Macready den König Lear einmal — in edler Einfalt dargeſtellt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nr. 43. 1838.

Phönix.

Montag, 19. Februar.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

Von dem Flur her ſchimmerte der matte Schein einer Lampe und beleuchtete ſcharf und grell das erſchrockene mit ſtattlichen Runzeln überzogene Geſicht der alten Nanny. Von der Mitte des Ganges aber ſchlich geſpenſtiſch die Geſtalt eines grauen Mönches herauf, die Kapuze über Kopf und Geſicht gezogen. Nur die Sandalen an den glänzend weißen Füßen leuchteten unter dem rauhen Gewande hervor. Der Mönch ſchlürfte kaum hörbar den Gang herauf. Nanny hob zitternd die Lampe höher und höher, ſie erblickte das bleiche Geſicht des Lords. Die Anhänglichkeit zu ihrem Gebieter überwand die angeborene Furcht und abergläubiſche Scheu ſo weit, daß ſie leiſe vor ſich hin murmelte:

„Gott ſei ihm gnädig, dem armen Herrn! Da kommt das Ding, was keinen Namen hat und wird Se. Herrlichkeit ſicherlich zu Rede ſetzen, weil er die Grüfte entweiht und nichts als gotteslaſterliche Teufeleien angibt in dem alten Geniſte! — Und — nein über den Waghals! Seht nur! Ob er nicht die Thür ſperrangelweit aufreißt, als wollte er das Geſpenſt recht einladen, zu ihm zu kommen? Nun wart' nur, Dich wird der Gott-ſei-bei-uns noch zeitig genug beim Kragen kriegen! — So ein Leben in einem ehemaligen Kloſter! — Nichts als Saufen — vergeb' mir's Gott! aber Trinken kann man's nicht nennen — Raufen, Schlagen, Schießen und Fechten, links und rechts, quer und grade — 's iſt, daß mir die Haut ſchaudert! Nicht erhört iſt's auf dem ganzen Erdboden. Selbſt der alte Lord, der doch, mit Verlaub, eine hübſche Anlage zum Teufel werden in ſich hatte, nein, ſelber der hat's ſo toll nicht getrieben, als der junge Tollkopf da hinten! — Und was iſt ſchuld? — Hm! Jung Blut — muß entſchuldigt werden. Freilich, die Miß — bitt' Vergebung — die Miſtreß hat ihm den Kopf verdreht, und da kann's Gehirn nicht ruhig liegen bleiben. Gott tröſt' ihn! — Ach du mein Gott, der Geiſt iſt nahe an Sr. Herrlichkeit Thür. — Was fang' ich an, wenn er ihn packt? Du meine Zeit — Joe, ſo hört doch! Kriegt den Geiſt beim Nacken. Joe! Ihr ſeid ja ſonſt nicht ſo ſaumſelig, wenn's an ein Zugreifen geht. Du heilige Barmherzigkeit! Ich will nur ſingen: „„Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!““ Wie! Iſt er fort? Wahrhaftig, Sr. Herrlichkeit zieht ein lächerliches Geſicht! Er kommt heraus — das Geſpenſt geht in ſein Zimmer und — und zieht meinen Herrn nach. — A — a — ah — Hülfe! Hülfe! Der Mönch geht um!“

Mit dieſem ſo ſehr unterdrückten Geſchrei, daß es in der That nur der unklare Umriß zum Willen eines Geſchreies zu ſein ſchien, eilte die gottesfürchtige Nanny in ihre Kammer, löſchte die Lampe aus und ſagte, ſich tief in die Decken hüllend, alle Gebete her, deren ſie in ihrem Gedächtniß habhaft werden konnte. Doch vergaß ſie dabei nicht, als ein treuer Dienſtbote von Herzen für die Erlöſung ihres Herrn zu bitten, um ihn, wo möglich, aus der Hand des größten, wie des kleinſten Teufels zu befreien. —

Byron war weniger furchtſamer Natur. Er hatte nicht ſobald den wandelnden Mönch erblickt, als auch jede Ahnung begeiſterten Schaffens in ihm zerflatterte. Mit dem Hereinſchlürfen des Mönches ſchloß er die Thür. Die Geſtalt hatte ſich an ſein Pult gelehnt, das Gewand fiel durch die angenommene Stellung etwas zurück und enthüllte den ſchönſten, weißeſten Fuß, der je unter einer Kutte Sandalen getragen hatte. Byron umfaßte den grauen Kuttenmann, er zog an der Kapuze, ſie ſank zurück und aus der geſchmackloſen Kapſel tauchte ein Mädchenkopf hervor, der von den feinſten dunklen Locken, wie von plätſchernden Wellen umhüpſt ward. Unter den Händen des Dichters löſte ſich auch bald die läſtige Kutte und nun zeigte ſich der volle ſchlanke Körper eines reizenden Mädchens, das mit ſüßem Koſen den ſchönen Jüngling umfing. Byron zog die lebenswarme Spuckgeſtalt an ſeine Bruſt und vergaß in ihren Armen das ſchauerliche Lager, in dem er den Tod und ſeine Schrecken hohnneckte.

VI.

„Joe, Joe! Ihr ſeid eine gottesläſterliche Menſchenrace,“ rief am Morgen darauf Nanny Smith. „Die ganze Nacht hab’ ich kein Auge zugethan vor Angſt und Entſetzen, und habe gebetet und geſungen ganz leiſe, daß es Niemand hören konnte, für das Seelenheil Sr. Herrlichkeit. Aber das war ein Gepolter, ein Heulen und Toben — hu! Noch jetzt ſtehen mir die Haare zu Berge. — Und dann war Alles ſtill, mäuschenſtill! Hu! Ach Joe, ſchlechter Mann! Warum ſeht Ihr mich ſo höhniſch an? Ich glaube gar, Euch macht’s, wie Ihr ſagt, ein rechtes Seelenjaurium, daß der Teufel dem jungen Herrn den Hals umgedreht hat!“

„Schade, ſehr ſchade,“ ſagte kopfſchüttelnd der lakoniſche Murray auf dieſe Jeremiade der beſorgten Haushälterin.

„Was!“ ſchrie dieſe ganz außer ſich und ließ vor Aerger die Ginflaſche fallen, daß ſie auf den Fließen zerbrach. „Was? blos ſchade ſoll’s ſein? Nein, Ihr unthieriſcher Menſch, ein ungeheurer Jammer iſt’s! Ein ſo gräßliches Unglück, daß die Steine in dem alten verdammten Neſte — Gott verzeih mir’s — alle einzeln ſchreien und die Fenſterſcheiben weinen werden! Und ich elende, fürchterliche Creatur muß dieſe Verführung mit anſehen, ohne helfen zu können! Selbſt meine Zung klebt mir vor Grauſen am Gaumen feſt, wie eine Schnecke, und bleibt ſtumm, wie ein Stockfiſch! Ach, ich unſelige jammervolle Creatur! Meinetwegen muß nun grade unſern jungen Herrn der leibhaftige Satan holen! Wo er nur die hübſchen weißen Füße ſich geborgt hatte? Da war nichts zu ſehen von einem Pferdefuße. Gott behüte! Weiß und zart und fein, juſt wie ein ſechszehnjähriges Mädchen! Ja, ja die Teufel haben auch manchmal ſolche mädchenhafte Zartigkeiten. Daß Gott erbarm!“

„Bewunderungswürdig! Gut, Nanny, daß der Schreck nicht ſo groß war, um Eure Zunge wie vom Schlage zu lähmen. Darum alſo bewunderungswürdig!“

„Nun, was gibt’s denn da zu bewundern?“

„Viel, und gewiſſermaßen eine Unmaſſe! Zuerſt, Nanny, ſeid Ihr ſelbſt aller Bewunderung werth, die ein Mann in meinen Jahren Euch zu Theil werden laſſen kann. Dann bewundere ich Euer komödienhaftes Temperament, oder wie die Vornehmen ſagen „„Talent““, und endlich ergreift mich ein Staunen über die Gleichgültigkeit, womit Ihr die inhaltreiche Ginflaſche auf die Fließen fallen laßt, während Ihr vom Halsumdrehen nachtwandelnder Teufel mit weißen, zarten Füßchen predigt — Alles, wie geſagt, ſehr bewunderungswürdig, wie mir Sr. Herrlichkeit bezeugen werden.“

„Ach, du liebe, grundbodenloſe Barmherzigkeit!“ fiel abermals händeringend die Haushälterin ein, „den guten jungen Herrn — wenn er auch ein bischen leichtſinnig war — den werden meine trübſeligen Augen auf dieſer Erde nicht mehr wiederſehen —“

„Doch, doch, Nanny,“ unterbrach der liebevoll ſchalkhafte Ton des Lords die Alte, indem er ſeine Hand auf ihre Schultern legte. „Willſt Du etwa meinen Dienſt verlaſſen?“

(Fortſetzung folgt.)

Charaktere und Umriſſe
aus der würtembergiſchen Abgeordnetenkammer.

(Fortſetzung.)

Wolfgang Menzel.

Wie ſoll ich’s anfangen, den kritiſchen Wolfgang Anti-Goethe, den die würtembergiſchen Patrioten durchaus zu einer politiſch-ſybilliniſchen Hieroglyphe ſtempeln wollten, in welcher das Gouvernement ſeine Niederlage enträthſeln ſollte — um dieſen ſeltſamen Mann als politiſchen Redner zu ſkizziren?

Seid Ihr jemals aus Wolfgang’s Politik, wie er ſie in ſeinem Literaturblatt und ſeinen hiſtoriſchen Taſchenbüchern ausgelegt, klug geworden? Einmal fliegt ihm der Turnermantel um Kopf und die Schultern, wild hängen ihm die ſchwarzen Haare darüber hinab, dicke ſchleſiſche Holzſchuhe klappern ihm an den Füßen und Euch bedünkt, er wolle Euch das bischen Philiſterthum, das Ihr von Euren Vätern geerbt und woran Ihr ſo große Freude habt, mit dem ſchadenfrohen gellenden Hohngejauchze eines hallenſiſchen Burſchenſchaftlers zu Füßen ſchmeißen, daß Ihr Fuß und Hände brechend darüber hinwegſtürztet. Aber bald darauf ſeht Ihr ihn mit ſeiner gigantiſchen Brille, die Euch Herr v. Cotta an Menzel’s Porträt bei deſſen neuer Herausgabe der deutſchen Geſchichte vorenthielt, nun aber den Abonnenten um der Vollſtändigkeit willen in einem beſondern Stahlſtiche nachliefern wird — bald ſeht Ihr ihn mit dieſer Brille und dem langen ſpießbürgerlichen Hemdkragen, mit dem deutſchen Knaſter im Munde behaglicher denn der alte Gottſched ſitzen, die unleſerlichen Hefte ſeiner Hausphiloſophie und ſeiner Hauspolitik in den Händen, um Euch daraus, mit dem Anſehen eines

Patriarchen der Neuzeit, politiſche Weisheit, gute Rathſchläge für Schule und Haus einzutrichtern.

„Liebe Leute," ſagt er dann unter Anderm, „die Herrendiener, dies jämmerliche Volk, das ſo verachtungswürdig iſt, weil es ſich den Blasbalg im Fette der Großen ſtreicht, möchte Euch weiß machen, Euere Liberalen, d. h. Euere Freunde, hielten's mit den Franzoſen, ſie wollten Euch an dieſe Windbeutel verkaufen, während ſie damit nichts anders bezwecken, als Euch in Euerer Franzoſenangſt jenem langarmigen nördlichen Polypen anheimzuliefern, der ſich bald über Euch und über uns alle ausbreiten wird, wenn Ihr Euch nicht der Führung Euerer Freunde anvertraut, die es mit Euch wahrhaft redlich meinen. Kommt, Ihr guten ehrlichen Deutſchen, Ihr ſeid keineswegs Holzböcke (wofür ich Euch irrthümlicherweiſe ſo lange gehalten habe), denn es ſteckt wirklich etwas urſprünglich Menſchliches, ſogar etwas Turnerhaftes in Euch, und wer weiß, was bei guter Erziehung und bei Folgſamkeit von Euerer Seite, noch aus Euch werden kann." — Und gewiß und in Wahrheit, der redliche Wolfgang iſt im Stande, aus Rührung (in Folge eines Anfalls von Gemüthlichkeit) und ob ſeiner Selbſtentzückung über ſeine Beredſamkeit bei dieſer Stelle eine Thräne, eine jener Menzel'ſchen Thränen zu weinen, die Ihr in denſelben Schriftzügen wieder erkennen könnt, welche die unſchuldige Seele irgend eines armen Poeten verdammen.

Kurzum, Menzel, der hartnäckige und tödtliche Philiſterfeind, wußte bis noch vor weniger Zeit und weiß auch jetzt noch ſich ſo unvergleichlich in dem nackteſten Philiſtrismus zu apoſtrophiren, daß einem ſtrebſamen Deutſchen dabei unheimlich zu Muthe wird, insbeſondere wenn er Menzel'n noch eine Minute vorher den Turnerſtab ſchwingen geſehen. Ich wollte damit nur andeuten, daß trotz des vielgerühmten Liberalismus, in welchem ſich Menzel immer ſo wohl gefiel, gleichwohl nie eine eigentliche markirte Grundgeſinnung aus ihm hervortrat, weder in ſeiner deutſchen Geſchichte, die er doch urſprünglich in der Glanzperiode ſeines Turnerthums geſchrieben, noch in ſeinen übrigen Schriften. Es iſt überall ein unbeſtimmtes Streben in die Ferne hinein, in der Negation und Verwerfung des Beſtehenden und der Gegenwart fußend, ohne doch im Stande zu ſein, ſei's in einer univerſellen Idee oder in einer ſpeciellen, politiſchen Einſicht, an die Stelle des Zerſtörten ein erkleckliches Neues zu ſetzen.

Der würtembergiſche Liberalismus, hauptſächlich von Schott geführt, bemächtigte ſich bei den Wahlen auf den Landtag von 1833 der Perſönlichkeit Menzel's aus derſelben Maxime ſeiner Bundespolitik, aus welcher er damals auch den biedern Guſtav Schwab zum Abgeordneten wählen ließ: um ſich nämlich, auf daß er nach allen Richtungen hin gedeckt ſei und um den Glanz ſeiner Streitkräfte zu einem impoſanten Eindrucke zu erhöhen, mit Notabilitäten der Literatur zu allerlei Nebenzweck und, wie natürlich, auch zur Unterſtützung des Hauptzweckes, zu rekrutiren. Der ehrliche Schwab, bei dem Gefühle ſeiner parlamentariſchen Untüchtigkeit nebenbei um ſeine poetiſche Glorie beſorgt, und dabei aller Welt gut, betheuerte ſeinem vaterländiſchen Volke, in dem ſich ſeine Poeſie ſchon lange verkörpert hatte, hoch und hehr ſeinen Dank für das in ihn geſetzte hohe Vertrauen, das ihn für immer zu dem glückſeligſten Manne machen werde, aber es möge doch ja nicht es übel deuten, wenn es ihm aus hundert Gründen nicht möglich ſei, dieſem Vertrauen durch Annahme ſeiner Deputirtenwürde zu entſprechen. Er kannte Wege, ihm dieſe Gründe begreiflich zu machen, ohne daß es nöthig ward, die Preſſe hinter den Vorhang blicken zu laſſen, ſie reichten hin, Guſtav Schwab wegen ſeines refus beim Volke zu rechtfertigen, das an die offene Stelle jetzt eine nur um ſo radikalere Triebkraft zu wählen beſchloß.

Wolfgang Menzel aber hatte ſeine Repräſentantſchaft des Oberamts Balingen, deſſen Bürger ihn wohl früher kaum dem Namen nach gekannt, mit einem großmüthigen Lächeln, mit dem Lächeln eines vornehmen Mannes, der die Gabe eines Armen, die er nicht verſchmähen will, entgegennimmt, mit norddeutſcher Ruhe eingeſtrichen, er dankte lakoniſch und fügte mit ſehr ernſthaftem Geſichte hinzu, er werde nicht anſtehen, den „lieben Leuten" mit Rath und That zu ihrem guten Rechte zu verhelfen. Menzel ſtand damals gerade im Zenith ſeines literariſchen Rufes, die Schwachheit zitterte vor ihm, die Mittelmäßigkeit küßte ihm den Staub von den Füßen und die Ebenbürtigen mochten es mit ihm, wegen ſeines literariſchen Einfluſſes, nicht verderben. Die Spekulationspointe des Liberalismus wurzelte darin: wenn ihnen Menzel auch nicht allzuſehr nützen mochte, ſo konnte er ihnen doch, ſo lange ſie ihn den ihren nannten, nichts zuwider thun, und wenn auch als ſtumme Größe, ſo war's doch immer eine Größe, welche die Schaar der liberalen Notabilitäten vermehrte. Menzel liebte es ſchon damals, die Liberalen hinſichtlich ſeiner tieferen politiſchen Denkungsart ſtets etwas im Ungewiſſen zu laſſen, zwar hatte er bereits, in Eiſen und Stahl gehüllt, in der Frank'ſchen „Stadtpoſt" mit radikalen Streckverſen debutirt, und nur ſein Benehmen im Jahre 1831, als ihm die Redaktion der Hofzeitung angeboten wurde, mußte ihn im eigentlichen Sinne beim Volke akkreditiren.

Für alle Fälle verſah man ſich daher zu Menzel aus deſſen parlamentariſcher Stellung bedeutender Leiſtungen, man hielt ſich verſichert, daß er die Zeit und die Umſtände benützen werde, um ſeinem literariſchen Lorbeer auch den eines mehr als blos freiſinnigen Parlamentsredners und Volksfürſprechers beizugeſellen und man irrte aprioriſch in dieſer Annahme keineswegs, da Menzel wohl fühlte, wie bedeutend der politiſche Strahlenwurf der in dieſen Tagen ſo beliebten Juliusſonne, ſeiner mit der Zeit erbleichenden übrigen Bedeutſamkeit, zu Hülfe kommen würde.

Doch erkannte Menzel, bei ſeiner kalten verneinenden Natur, bei ſeiner reichen Geſchichtskenntniß und bei ſeiner ſcharfen Einſicht in die menſchlichen Leidenſchaften auch mit anderer Hinſicht auf dieſen Standpunkt die Klippe nicht, an welcher er unter allen Umſtänden ſcheitern könne, ſein ganzes Weſen war in ſich und gegenüber den Verhältniſſen und Beſtrebungen der Gegenwart zu ſkeptiſch, als daß er vermocht hätte, als Parteimann im Ernſte und mit vollem Herzen mitzuſchwärmen. Menzel imponirte daher auf den Landtagen des Jahres 1833 mehr durch ſein dämonenartiges Stillſchweigen, als durch ſeine Beredſamkeit, die intenſiv und extenſiv ſehr geringe anzuſchlagen war, und man bedachte längere Zeit nicht, welche tiefere als blos politiſche Gründe Hr. Menzel für ſein Stillſchweigen haben dürfte. Menzel iſt nämlich keineswegs, um dieſen paſſenden Ausdruck zu gebrauchen, publiziſtiſch gebildet, von Staatsrecht, im engeren Sinne, hat er einen nur unklaren Begriff, auf der Univerſität hatte er ſich den letzteren nie definiren laſſen; er ſtudirte zu Jena und Halle Philoſophie und Philologie, dann trieb ihn ſein Turnerthum nach der Schweiz, wo er ſich als Proviſor der Aarauer Kantonsſchule auf Kindererziehung verlegte. Die Pädagogik verhält ſich zur Publiziſtik, wie ein ehrſamer Dorfmagiſter zu einem vielgewandten Staatsmanne, ſeine empiriſchen Studien in jenem Fache konnten daher Menzel'n auf der politiſchen Rednerbühne nur wenig nützen. Selbſt die literariſche Kritik, ſo ferne ſie ſich nur mit dem Miſère eines Theils der belletriſtiſchen Produktivität beſchäftigt, kann dem Publiziſten nur wenig unter die Arme greifen, vor den Fragen des öffentlichen Rechtes, vor der ernſten Stirne der öffentlichen Sitte, tritt die Geringfügigkeit, die jeweilige Jämmerlichkeit der produktiven Einzelkräfte in den wohlverdienten Hintergrund. Menzel's Geſchichtsſtudien alter und neuer Zeiten reichten andererſeits ebenſowenig aus, das Weſen und die Bedingungen des Staats und der Staatsverhältniſſe nach deren juridiſchen Weſenheit zu ergründen, darum war Menzel immer genöthigt, ſeine Reden in diaboliſche Gemeinplätze zu ſceniren, bis er am Ende, nachdem dieſe ausgetreten waren, ſich genöthigt ſah zu verſtummen.

Nur bei politiſchen Univerſalfragen, wo er etwa mit allem Rechte ſich konnte vernehmen laſſen, da war's ihm möglich, ſich in ſeiner poſitiven Weiſe zu zeigen, dann überſchwoll er in Ueberzeugung und Pflichtgefühl, dann war er leidenſchaftlich, dann gerieth ſelbſt Schott, dieſer verſtandeshelle Prokurator in enthuſiaſtiſchen Feuermuth bei Menzel's broncefarbiger Redeluſt.

Denn Menzel kann — wenn er gerade will und dem Gegenſtande gewachſen iſt — in der That brauchbare Perioden machen, dann iſt er, gleich Dupin, voller Nahrungsſtoff, drängend, muskulös und von einer auffallenden Verſtändlichkeit. Doch ſag' ich Euch: Ihr habt Menzel noch nicht beim hellen Lichte beſehen, denn Menzel hat von Natur aus nur wenig eigentliche Leidenſchaft; im Ständehauſe iſt ſie vollends berechnet, iſt ſie ein Calcul, in dem er ſich ſchon um der Balinger Bauern willen üben muß.

Menzel machte im Jahre 1833 einige Witze, auf die er ſich anno 1838 noch manches zu Gute thut, damals ſprach er gelegentlich ſeiner Nachdrucksmotion in forcirten Bildern, denn nur den Poeten gelingen willenlos die Metaphern, einer Menſchenart, zu welcher Menzel, trotz ſeines Rübezahl's und des unglückſeligen Narciſſus, niemals durfte gerechnet werden. Die Emancipation der Juden griff er als einen willkommenen Anlaß auf, ſeine ſtaubigen Kritiken im Kosmopolitismus der Neuzeit auszubürſten, aber wer jemals glauben konnte, daß es Menzel dabei von Herzen gegangen, der qualifizirt ſich, wegen ſeines Köhlerglaubens, zum würtembergiſchen Myſtizismus.

Im Jahre 1835, in welchem der zweite Landtag des Jahres 1833 zu Ende ſpielte, corrigirte Menzel, weil er nichts beſſeres zu thun fand, die zweite Auflage ſeiner deutſchen Literatur, um dem lieben Herrgotte nicht mit nutzloſem Sitzen die Tagesſtunden abzuſtehlen, doch der Leinwandhändler Hallberger, der jenes Buch verlegte, klagt jetzt, wie man vernimmt, wegen der unzähligen Druckfehler auf Schadenerſatz.

Heutzutage aber darf man verſichert ſein, daß Hrn. Menzel ſeine parlamentariſche Miſſion nachgerade recht ſehr zuwider iſt, obgleich man annehmen darf, daß er ſie mit mindern Anfechtungen vollenden werde als ſeine kritiſche, in deren Schatten ſich jetzt ſeine müde Kampfesluſt nicht auf Federn, ſondern auf Stroh, gebettet hat. —

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Darmſtadt, 16. Febr. Heute ſpielt Seydelmann den Nathan, Mittwochs darauf den Oheim in dem gleichnamigen Luſtſpiele der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, und kommenden Sonntag (zu ſeinem Beneſice) den Shylok im Kaufmann von Venedig.

⁂ In Bezug auf das in Nro. 41 erwähnte »muſikaliſche Wunder«, welches aus dem Athenäum übertragen worden, tragen wir folgende Stelle aus dem »Bericht über die Reiſe Sr. Hoheit des Herzogs Max in Baiern« im Fränk. Merk. v. 11. Febr. nach: »im Theater Fenice zu Venedig wurde gerade (Ende Januar) die Oper Puritani gegeben, in der die Sängerin »»Taddolini«« als »»Napoleone Muriani«« mit großem Beifall debütirte.« —

⁂ Fräulein Sophie Löwe, welche bei der Oper zu Berlin als Sängerin angeſtellt, iſt von Sr. M. dem König von Preußen zur Kammerſängerin ernannt worden.

⁂ Die Vorbereitungen zum Cölniſchen Carneval werden eifrig betrieben. Die der dießjährigen Feſtdarſtellung zu Grunde gelegte Idee iſt die der Errichtung, reſpektive Enthüllung eines Monuments für den Cölniſchen Hanswurſt.

Druckfehler: In Nro. 37, S. 146, erſte Spalte, Zeile 11 und 10 v. u. leſe man Zielpunkte, ſtatt: Zeitpunkte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 44. 1838.

Phönix.

Dienstag, 20. Februar.

E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.

(Fortſetzung.)

„Die erſte Uebung wurde gehalten; ſie fiel vortrefflich aus. Meine Pferde ackerten 6 Tage die Erde und den 7ten fuhren ſie mich auf 12 Ortſchaften herum, den Bauern Geſangunterricht zu ertheilen. Zu gleicher Zeit aber trat ich auch mit meinem Freunde, dem Oberlehrer Hummel am Seminar in Hildburghauſen, in Verbindung und dieſer wirkte nun um Hildburghauſen herum, nach Eisfeld zu, für dieſen Chor.“

„Nach ſechs Monaten zogen 360 Sänger ſich in luſtigen Chören auf den ſogenannten Stadtberg bei Hildburghauſen entgegen und eine Probe ihrer Fähigkeiten ward in der Kirche zu Einhauſen, unter einer großen Menge von Zuhörern gemacht. — Die Leiſtung des Chores ſetzte alles in Erſtaunen.“

„Acht Tage darauf begann unter meiner ſpeciellen Leitung die wirkliche Aufführung in der Stadtkirche zu Hildburghauſen, woran namentlich der regierende Herzog Bernhard großen Antheil nahm. — Ich ſuchte in Gemeinſchaft mit Hummel das begonnene Werk immer weiter zu fördern und auszudehnen. Nachdem 24 bis 30 Dörfer der Sache beigetreten waren, ward eine neue Aufführung in der Stadt Meiningen ſelbſt feſtgeſetzt. Die Schwierigkeiten waren groß; denn dieſe Stadt war 15 Stunden weit von den Dörfern am Walde — die dem Vereine ebenfalls beigetreten waren — entfernt; dennoch wurden ſie beſiegt.“

„Merkwürdig war die innere Einrichtung in dieſen Chören, die alle zuſammen eins bildeten, obwohl jedes für ſich beſtand. Ich werde über die innere Organiſation des Ganzen mich in meinen Memoiren, die mein Freund Ludwig Storch demnächſt herauszugeben beabſichtigt, weitläuftiger ausſprechen.“

„Tag und Nacht gingen meine Beſchäftigungen darauf hinaus, das begonnene Unternehmen auf alle Weiſe zu fördern, und Chöre auf Chöre wurden komponirt. Die bisher beſtandene ſchlechte Kirchenmuſik, beſonders in den Dörfern, zu verdrängen, war mein Hauptaugenmerk, und dieſer Zweck konnte nur dadurch erreicht werden, daß der Geſang ausgebildet wurde, daher denn auch mein fortgeſetzter Unterricht es ſo weit brachte, daß in allen Dörfern, wo jene Männerchöre beſtanden, nicht mehr an eine Inſtrumentalmuſik gedacht wurde. Motetten religiöſen Inhaltes, ſollten an die Stelle eines Orcheſters von einer Violine, einer Clarinette und vielleicht ſechs Militärtrompeten treten. Ich komponirte zu dem Ende Motetten, Geſänge, kurz alles, um dem gebildeten Vereine Stoff zu verſchaffen, der auch, gleich einem Drachen, alles Dargebotene mit großer Schnelligkeit verzehrte und verdauete.“

“Das Frühjahr 1831 brachte unſre Sänger nach Meiningen in einer Zahl von 600 Mann. Der erſte Tenor war mit 175 Stimmen beſetzt, der zweite Baß mit 200 Stimmen. Noch nie habe ich eine gelungenere Aufführung, ſelbſt in der Schweiz nicht, wie dieſe gehört. Es wurden mehrere Fugenſätze ausgeführt, mit einem Vortrag, einer Gewandtheit und Präciſion, die an das Unglaubliche gränzten.“

„Obwohl der gütige, für alles Große und Schöne empfängliche Herzog Bernhard dem Chore allen Schutz gewährte, ſo wurde derſelbe leider nur zu bald ein Opfer der Zerſtörung, in Folge der politiſchen Revolution, deren heranſtrömende Flüchtlinge die Nothwendigkeit geboten, jeden beſtehenden Verein, ſei er noch ſo unſchuldig, aufzulöſen. So löſte ſich auch der unſrige auf und trauernden Angedenkens höre ich beim Betreten jener Gegenden, wo er beſtanden, nur noch manchmal im Vorbeigehen an den Schulen 4 bis 6 Männerſtimmen in abendlicher Dämmerung das ehemalige von mir komponirte Lied: „„Holde Eintracht ꝛc.““ ſingen.“

„Nachdem dieſes Geſangestreiben vorübergegangen, mein ſchöner Traum verſchwunden war, verſuchte ich auf andere Weiſe mich muſikaliſch zu beſchäftigen, und komponirte Tafellieder mit Orcheſterbegleitung, die ich mir dachte, daß ſie in fröhlicher Geſellſchaft als Rundgeſänge ausgeführt werden könnten. Sie verfehlten ihren Zweck nicht und wurden auch in Conzerten von einem Theil des Männerchors aufgeführt und geſungen, und gefielen ſehr. Bald verbreiteten ſie ſich auch in die Nachbarſtädte, und ich lieferte von Zeit zu Zeit neue.“

„Ferner komponirte ich damals ein „„Schweizerheimweh.““ Es waren die Hirtenmelodien, die mich aus jener Zeit, wo ich in der Schweiz gelebt, noch herüber begleitet hatten, und in meinem Innern fortklangen. Dieſen einen Tempel des Nachhalles zu erbauen, war längſt ſchon in meinen muſikaliſchen Träumereien beſchloſſen. Bald hatte ich einen Text von Sydow gefunden, ich arrangirte denſelben, wie ich ihn brauchte, und komponirte nun dieſes Schweizerheimweh in der Geſtalt einer theatraliſchen Scene. In Schleuſingen, Suhl und andern Orten ward es mit entſchiedenem Beifalle aufgeführt.“

„Der Gedanke an den liegen gebliebenen „„Richard Löwenberz““ tauchte auf's Neue in mir auf, und mit ihm zugleich der, zu einer neuen Oper. Ich ſprach mit Bechſtein darüber; er ging mir mit Rath und That an die Hand, und ein jugendlicher, vaterländiſcher Dichter unternahm die Bearbeitung eines Textes.“

„Der junge Menſch aber, — wie ich leider zu ſpät gewahr ward — hatte faſt noch keine Idee von Opernmuſik und Zuſammenſtellung von Enſembleſtücken. Deſſen ungeachtet ging die Arbeit von mir aus raſch vorwärts, der erſte Akt war vollendet, der zweite der Vollendung nahe, als ein fürchterliches Ungewitter über mich hereinbrach; meine inniggeliebte Frau ſtarb, welches traurige Ereigniß auf lange meine Töne verſtummen machte.“

„Unter Plackereien der proſaiſchſten Art, die die Auseinanderſetzung des Vermögens meiner Frau zum Grunde hatten, war ein halbes Jahr vergangen. Ich hatte mich auch auf einer Reiſe herumgetrieben, und war ein wenig ruhiger zurückgekehrt. Da lagen noch auf meinem Pulte die letzten Takte des Aktes der Oper, an der ich geſchrieben. Ich ſuchte den Zuſammenhang wieder auf und begann die Vollendung mit erneuertem Muthe. Sie wurde fertig und ging im Dezember 1835 über die Meininger Bühne. Sie gefiel, obwohl in mancher Beziehung viel daran zu tadeln war, und das veranlaßte meinen Freund Bechſtein, mit den Text zu einer neuen Oper: „„Des Bettlers Tochter““ zu ſchreiben.*) In dreiviertel Jahren war die Compoſition vollendet.“

„Nun lag mir daran, wie Sie wohl denken können, ſie zur Aufführung zu bringen, und das war ein Grund, weßwegen ich die mir angetragene Muſikdirektorſtelle in Bamberg annahm. Eine zweite, nicht minder wichtige Urſache war der Wunſch, (da ich nun einmal feſt entſchloſſen bin, meine Kräfte ferner nur der dramatiſchen Muſik zu widmen) das Techniſche der Ausführung dieſer Muſik bis in ihre kleinſten Theile kennen zu lernen, und mich darin ſelbſt praktiſch-thätig zu verflechten, beſonders da mir von Sachverſtändigen der Vorwurf gemacht wurde, meine Compoſitionen nur in Berechnung auf große Bühnen gefertigt, und den kleinern die Ausführung zu ſchwierig gemacht zu haben. — Der dritte, und Hauptgrund aber — dies dürfen Sie mir auf mein Wort glauben — war die Sehnſucht, an dem Orte, wo der große geniale Hoffmann, obwohl unter den ſchlechteſten Verhältniſſen, wirkte, in gleicher Eigenſchaft mich zu befinden; ja, ich hatte eine gewiſſe Ambition darauf geſetzt, an der Stelle zu dirigiren, die durch ihn zu einer geheiligten geworden! So ſehen Sie mich hier!“ — —

„Ich ehre und würdige Ihre Tendenzen vollkommen,“ ſagte ich dem Profeſſor; „nur wünſche ich von Herzen, daß man Ihnen freundlicher entgegenkommen möge, als es bei dem Kammergerichtsrath der Fall war.“

„Das würde mich zwar freuen, wenn es geſchähe“ — verſetzte der neue Muſikdirektor — „hätte aber auch gar nichts zu bedeuten, wenn es mir nicht beſſer ginge; denn in ſolcher Geſellſchaft iſt gut Leid erdulden, und es ſcheint mir, obwohl ich nur wenige Tage hier bin, als wenn ich dazu ſchon eine Anwartſchaft verſpürte, wenn anders ich die bereits erblickten Beweiſe von Dummheit und Chikane richtig deute.“

Der Profeſſor ging von meinen herzlichen Wünſchen begleitet. Meine Beſorgniſſe, die ich in der kommenden Tage Dunkel liegen ſah, theilte ich ihm nicht mit, um ihn nicht zu beunruhigen und zu entmuthigen.

(Fortſetzung folgt.)

Charaktere und Umriſſe
aus der würtembergiſchen Abgeordnetenkammer.

(Fortſetzung.)

Römer.

Ich zeichne in dieſem Mitgliede nicht ein bloßes Individuum, eine perſönliche Spezialität, ich zeichne eine Corporation, ein Genus. Zwar iſt Hr. Römer ein

---

*) Ich habe den Text geleſen, und bin der Meinung, daß wenn die Muſik — woran ich nicht zweifle — nur ziemlich gleichen Schritt mit dem Texte hält, die Oper unſern Bühnenrepertoirs einſt zur Zierde gereichen werde.

Original, ihm hat's auf dem deutſchen ſtändiſchen Brettergrunde noch keiner vorgethan oder nachgemacht, aber er iſt und bleibt darum nicht minder ein Typus der eigentlichen Volksmänner par force. Ein Volksmann par force muß eine gute Kehle haben, um bei Gelegenheit ſeinen mouſſirenden Patriotismus zu zeigen, ein gutes Organ, das nicht ſchon bei der erſten Anſtrengung ermüdet, vor Allem einen durchdringenden, aber maſſenhaften Vortrag, der das Volk zu Paaren treibt und zum Enthuſiasmus nöthigt. Die Mehrzahl des Volkes iſt ſtumpfſinnig, Ihr könnt es, wenn's keinen Hunger hat, nur durch lebhafte Geſtikulationen, und vor Allem durch den Effekt Euerer Rede aus ſeinem lethargiſchen Schlummer rütteln.

Ihr dürft auf der Tribune nicht blos Garrik ſein, um durch die Verrenkungen Euerer Phyſiognomie den erſten Anlauf zu einem erſprießlichen Eindruck zu machen, nein, Ihr müßt einem Kean gleichen, wenn er als Lear unter Sturm und Blitz aus den Klüften des Waldes ſich zu retten ſucht. Dann folgt Euch der toſende Beifall des Galleriepublikums, vom freudendurchſtrömten Paradieſe hernieder wird da capo gerufen, und wenn Euere Bruſt ſtark genug iſt, dieſe proletariſche Galanterie zu würdigen, ſo könnt Ihr die Maſſe zu Euerem Willen ſtellen. In Deutſchland hat man noch keinen eigentlichen Begriff von einem ſolchen volksredneriſchen Ingenium, die Franzoſen ſind's in massa ſelbſt, die ſich um den vorzugsweiſe begabten Einzelnen nur als um die Centralkraft anketten, deshalb bietet Irland allein in der neueſten Zeit den eigentlichen Schauplatz eines öffentlichen Redekünſtlers im angedeuteten Begriffe dar. Ich möchte doch wiſſen, wo irgend anders ein O'Connell hätte gedeihen mögen, und ob in den übrigen politiſchen Kratern von Europa noch ein Requiſit ſei, das jenem Advokaten zu einem vollkommenen Manne des Volkes gebräche? — In allen Gliedmaſſen O'Connell's erhält die Demagogie ihre Perſonifizirung, er iſt das Ideal der Volksbearbeitung, er iſt Demagog im ſtrengſten Sinne, d. h. er macht ſeine perſönliche Einſicht und ſeinen perſönlichen Willen zur Einſicht und zum Willen der Geſammtheit, vermöge ſeiner Gabe der Ueberredung. Die Bezeichnung „Demagogie“ iſt daher ſehr übel gedeutet, wenn man ſie blos im Sinne des Volkselementes als feindliches vis-à-vis der entgegengeſetzten Elemente auslegt. Denn ein Ariſtokrat zum Beiſpiele, der es ebenfalls durch ſeine Ueberredung zu jenem angeführten Erfolge brächte, entſpräche ja doch gewiß dem Begriffe eines Demagogen ſo ſehr als Daniel O'Connell.

Nächſt ſeinem corpus juris ſchwur das ehrenwerthe würtembergiſche Kammermitglied, von dem jetzt hier die Rede, vor und nach dem Antritte ſeiner Repräſentantſchaft — nicht etwa auf die Politik des deutſchen Bundestages, ſondern einzig auf das politiſche Ideenmagazin O'Connell's, der ihn in ſeiner Kriegskanzlei, in ſeinen Klubs und auf der ſtändiſchen Tribüne anſtatt des lieben Herrgottes immerdar begeiſtert hat. Römer wollte in ſeiner eigenen Erſcheinung die iriſche des großen Agitators, in und auſſer der Kammer, vor dem Schwabenvolke dupliren, er glaubte, eine ſo gashaltige Natur wie die ſeine, mit den muskulöſen Fäuſten und der blutfarbenen Stirne, vor Allem mit dem radikalen Ariſtokratenhaſſe in der lavatreibenden Bruſt, reiche nicht blos zu einer ſolchen Copie hin, ſondern ſei ſogar gekräftigt, das Urbild in einzelnen Freskozügen hinter ſich zurückzulaſſen.

Auf der Verſammlung zu Boll fehlte Herr Römer nicht, hier beſtand er ſeine O'Connelliſtiſche Feuerprobe, ſo daß er ſchon mit einer gewiſſen Rednerweihe zwölf Monate ſpäter in die ſtändiſchen Räume trat. Hr. Römer wollte nun ſeine Schwaben gleichfalls emancipiren, er wollte ſie in den vollen Beſitz der geſammten politiſchen Rechte gleich Frankreich's und England's Muſtervölkern einſetzen, ja er trug bereits das Konzept eines neuen contrat social bei ſich, der das engliſche Muſterbild noch überholen ſollte. Dieſes Behufs wollte er vor allen Dingen die geſtörte Ordnung der Landtagstermine, die ſeiner politiſchen Pulsader als beſonders gefährlich erſchien, zum Mindeſten wieder hergeſtellt, ſonach einen Zuſammentritt der Stände für alle zwei Jahre geſetzlich ſanctionirt wiſſen; dann verlangte er das Recht politiſcher Vereine und Volksverſammlungen, und wie ſolche gefährliche Bagatellen noch weiter heißen mögen. Damit es ihm hierfür auch auf den Gallerien nicht an Sympathien fehle, hauptſächlich aber, um die verhaßten Juſtemilianer und Conſervativen zu ſchrecken, dies, wie er ſie nennt, duckmäuſige und widerwärtige Volk, begleitete er ſeine langen Philippiken ſtets mit einem energiſchen Mienenſpiel und ſtreckte dabei die Fäuſte immer geballt aus dem weiten Kuttenhemde.

Römer iſt in der That eine wilde Natur. Daneben fehlt's ihm an hervorſtechenden Eigenſchaften nicht. Er iſt ein gewandter Advokat und, was mancher andere nur durch Studium und Fleiß ſich zu erringen vermag, das ward ihm von der Natur gegeben. Er iſt im Beſitz einer volksthümlichen Beredſamkeit, auch einer mehr als gewöhnlichen, einer wilden, faſt zügelloſen Energie, was ſeine Beſtrebungen betrifft.

Seine Grundſätze, die in den nordamerikaniſchen Inſtitutionen nach engliſchem Zuſchnitte wurzeln, hält er für unfehlbar, und ſeinen Schwiegervater, den berühmten Schott, weiß er einen Ariſtokraten zu ſchelten, weil er im Stande iſt, mit einem Andersgeſinnten ein Wort in Frieden zu verkehren. Thatſache iſt's, daß Römer vor ſeinem Gegner ausſpuckt, doch macht er keine Witze auf ihn, denn darin differiren ſeine Eigenſchaften gar ſehr von ſeinem iriſchen Vorbilde, er hat zu wenig innere Ruhe für den Witz; ſein immer kochendes Blut bläſt ihm jedes Bonmot von der Zunge hinweg, anſtatt es von derſelben in's Leben zu beſchwören. Darum um ſo mehr haftet Gift und Galle darauf feſt, welche er in ſchmuckloſen Anzüglichkeiten nicht tropfenweiſe, ſondern maſſenhaft auf den Gegner losſpritzt.

Wie wenig verſteht Römer die Kunſt, mit lächelndem Geſichte dem Feinde das Herz umzukehren; wie wenig parlamentariſche Routine und Eleganz ſind in ſeiner Gewalt! Römer's Weſen iſt überhaupt, um ſo zu reden, nicht geſchliffen. Auf allen Seiten ſtößt man bei ihm auf Ecken und Unebenheiten. Deshalb verwundet er auch ſo ſelten, denn ſelbſt bei kurzem Geſichte bemerkt der Feind den Höcker an Römer's politiſchem Lindwurm. Römer zählt ſeine Verehrer unter dem Tiersparti; das höhere Bürgerthum iſt ihm abgeneigt, denn dieſes athmet ſchon in einer espèce von ſozialem Luxus, es ſchmückt ſich bei feſtlichen Gelegenheiten mit Sammt und Cachemir und affektirt ein ariſtokratiſches Comfort.

Im Beginne des Jahres 1833 war Römer noch Kriegsrath, als er aber auf den zweiten Landtag des gedachten Jahres wieder gewählt worden war, verweigerte die Regierung dem Kriegsrath den Urlaub. Sofort begab er ſich ſeines Amtsrockes, um nicht um's Tribunat zu kommen, und ſetzte ſich dann mit dem Tiersparti als Advokat in unmittelbaren Gefühlsaustauſch. Der Proletarier ſchwört auf ihn und ſein Name wird mit dem ſeines Schwiegervaters immer zuſammen genannt. Sein Anhang iſt bedeutſam und wegen ſeines verwandtſchaftlichen Verhältniſſes zu Schott fließen ihm auch alle dieſem Namen verwandten Sympathieen zu. Hr. Römer war von ſeiner Partei bereits zum Miniſter der Juſtiz deſignirt, als er genöthigt war, auf den Kriegsrath zu reſigniren, deshalb reden ihm auch jetzt die Feinde nach, ſeine zunehmende politiſche Bitterkeit und Ungeberdigkeit ſei der Enttäuſchung von ſchönen Träumen zuzuſchreiben. Inzwiſchen führt Römer ſeine Prozeſſe fort, jetzt noch im Kleinen, aber einſt, ſo hofft er, ſoll's zu größeren kommen, an denen ſeine radikale Seele ſich höchlich erfreuen kann. Es flimmert ihm ſtets blutroth vor den Augen, des Nachts träumt er viel von einem politiſchen Tugendbund, unter deſſen Sinnbild ſich eine Schlange ringelt, während hinten ein ſcharlachrother Mann unter ſeltſamluſtigen Geberden ein Liedchen ſingt, das man nicht verſtehen darf, wenn man nicht ſein bürgerliches Gleichgewicht verlieren will.

Römer's Hoffnungen ſtehen in der Zukunft und wer es unternimmt, ihn mit einem „Hunc tu, Romane, caveto!“ zu apoſtrophiren, dem ſchwört er Rache ſein Lebenlang. —

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Die in Bamberg erſcheinende »Walhalla,« (Zeitſchrift für Geſelligkeit, Literatur und Kunſt), erklärt ſich in ihrer Num. 10, v. 12. Febr. d. J., ebenfalls lebhaft gegen das Mauſeſyſtem eines Theils unſerer deutſchen belletriſtiſchen Blätter. Sie thut Dieſes, veranlaßt durch den Ausfall des Berliner »Freimüthigen« gegen den im Phönix mitgetheilten Artikel: »Der Journalismus und der Nachdruck« von Karl Buchner. Im Feuilleton des Phönix iſt neulich ſchon (Nro. 40 vom 15. Febr.) ein Theil des Ausfalles des »Freimüthigen« kürzlich widerlegt worden. Ueber einen andern Theil dieſes Ausfalles äußert ſich die »Walhalla« alſo: … »wenigſtens kennen wir Schriftſteller, die ſich bitter darüber beklagten, daß ihre Werke von Journalen ausgebeutet und maltrâtirt wurden, die ſie nie für werth gehalten hätten, eine Zeile für ſie zu arbeiten. Zwar ſagt Hr. Gentzel: Verleger und Autoren ließen ſich ſogar herab, um Auszüge aus ihren Werken zu bitten, allein dies iſt eine jener vagen Phraſen, die man vornehm hinwirft, wenn man die Behandlung einer wichtigen Frage, die einem zur unrechten Zeit in den Weg kommt, umgehen will. Von den unfreiwilligen Anlehen, die aus Büchern gemacht werden, ſpricht Hr. Gentzel nicht.« — So weit die »Walhalla«, über deren rüſtige und gerüſtete Begegnung mit dem Phönix in dem Wunſche, das Kaperſyſtem eines Theils unſerer deutſchen belletriſtiſchen Blätter vor dem Publikum nach Gebühr zu würdigen, wir uns freuen.

⁂ Der Canal, welcher den Ocean mit dem friedlichen Meer verknüpfen wird, ſoll im nächſten Jahre vollendet werden. Von der Mündung des St. Jean de Nicaragua hinauf bis durch den See und zur Stadt gleichen Namens wird er von hier nach Brietto in den Golf von Papegayo führen, in Allem 213 engl. Meilen.

⁂ »Unter den Schallie-Arabern, zwiſchen Sennaar und Kordofan,« ſo ſchreibt Semilaſſo i. d. Allg. Ztg. (8. Febr.), »herrſcht noch ein ſeltſamer Gebrauch. Die meiſten Weiber verheirathen ſich dort nur unter der Bedingung: den vierten Tag frei zu haben, d. h. an dieſem Tage über ihre Perſon nach Belieben verfügen zu dürfen. Sie bekommen darüber ein förmliches, ſchriftliches Atteſtat ausgefertigt, das ſie demjenigen, welchen ſie an jenem freien Tage begünſtigen wollen, für die Dauer dieſer Zeit einhändigen, wodurch er ſo lange ganz geſetzlich in alle Rechte des Ehemannes tritt.« — Ein anderer berühmter Reiſender, der jene Gegenden beſucht hat, meint, Semilaſſo ſei übermüde geweſen, als er Vorſtehendes niedergeſchrieben; denn der angebliche Gebrauch ſei eben nur ein Mißbrauch, wie ähnliche in vielen Seehäfen vorkommen.

⁂ Dahlmann. — In der letzten Verſammlung der holſteiniſchen Ritterſchaft, hat Graf von Holſtein einen Antrag dahin geſtellt, an den Hofrath Dahlmann eine Dankadreſſe zu erlaſſen.

⁂ Ein comfortabler Wagen iſt jetzt zu London für Hrn. Newman Esq. zu Kenſington gebaut worden, welcher in Eleganz und Bequemlichkeit alles übertreffen ſoll, was je geſehen worden. Der Wagen iſt in zwei Räume abgetheilt, von denen einer zum Vorzimmer, der andere zum Anſprach- oder Schlafzimmer dienen kann, und mit allem Wünſchenswerthen ausgeſtattet iſt. Das Vorzimmer enthält einen Tiſch, Schränke und Küchengeſchirr; das andere Zimmer Sopha's, Bettſtellen, ſechs Stühle, einen Tiſch, Porzellangeſchirr u. ſ. w. und einen prächtigen Leuchter mit 9 Lichtern in der Mitte. Ein Ofen befindet ſich ebenfalls dort. Dieſer Wagen hat 25 Fuß Länge, 9 Fuß Breite, und der Kaſten iſt 9 Fuß hoch. Das Ganze wiegt 2½ Tonnen (alſo 50 Zentner). —

⁂ Ein Agent der brittiſchen Bibelgeſellſchaft in Madrid, der dort einen Laden eröffnen wollte, hat Befehl erhalten, denſelben ſofort zu ſchließen.

⁂ Bücheraustauſch zwiſchen Frankreich u. Deutſchland. — Die Generaladminiſtration der Hoſpitäler in Paris wünſcht in ihre Geſchäftsbibliothek die wichtigſten im Auslande erſchienenen Werke über Armen- und Krankenpflege zu vereinigen, und hat zu dieſem Zwecke ſich durch die Geſandtſchaften auch an deutſche Regierungen mit dem Antrage gewendet, einen Austauſch ſolcher Werke gegen die jener Adminiſtration zur Verfügung ſtehenden reſp. von ihr herausgegebenen Schriften eintreten zu laſſen. Das ſind freundliche Zeichen am weſtlichen Horizont, die einen heiteren Tag verkünden, und auf eine Weile die von Süden nach Norden ziehende vulkaniſche Aſchwolke und den ihr von Norden entgegenkommenden Höhenrauch überſehen laſſen. —

⁂ Spanien unter Ferdinand VII. — Marquis von Cuſtine, der ſich bereits durch ſeine beiden Schriften: le monde comme il est und voyage dans les deux Calabres ausgezeichnet, hat jetzt unter dem Titel: l'Espagne sous Ferdinand VII. eine Reihe intereſſanter Briefe herausgegeben, die an die Herzogin v. Abrantes, an Mad. Récamier, an die Herren Chateaubriand, Victor Hugo, de Lamartine u. m. a. gerichtet, Spanien darſtellen, wie es 1831 war, und namentlich auch über die Kunſtwerke jenes Landes ſich geiſtreich verbreiten. —

⁂ Die ſchwediſche Akademie des Ackerbaues zu Stockholm hat am 26. Jan. eine öffentliche Sitzung gehalten, in welcher Preiſe vertheilt und Proben von im Lande fabrizirtem Zucker und von mit einheimiſchen Stoffen gefärbter Seide und Baumwolle vorgelegt wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 45. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 21. Februar.

Drei Feſtgedichte.

(Geſprochen am Feſte der preuß. Freiwilligen zu Köln, am 3. Febr. 1838.)

I.

Scharnhorſt, Blücher und Gneiſenau.

Von

A. Bercht.

Wer könnte Jedem der Helden alle,
Die, wie ſich's gebührt,
Die Schaaren geführt,
Mit Jubelſchalle,
Deutſchen Weines
Der kleinſten Gläſer nur Eines
Zu Ehren trinken?
Er würde gebändigt vom Sohne des Rheines
Zu Boden ſinken.

Denn welche reiche Saat der Ehren,
Seit bei Großbeeren
Sie ungern ſchluckten die großen Beeren,
Seit ſie bei Rollendorf, bei Kulm
Vergaßen zu prahlen mit ihrem Ulm,
Seit an dem ſchönen Bach der Katzen
Der Leu ſie packte mit grimmigen Tatzen,
Und ſeit bei Dennewitz, o gutes Dennewitz!
Zermalmend ſie traf der rächende Blitz. —
Doch aus dem reichen Heldenchor
Drei Namen leuchten hoch empor,
Drei Heldennamen von ächtem Klang,
Unſterblich zu preiſen im Hochgeſang.

Zuerſt Herr Scharnhorſt, der Schweigende, Weiſe,
Der Denker der Schlachten! — Leiſe
Hat er in engern und engern Bogen
Die Zauberkreiſe
Um den Würger gezogen.
Doch als das Heer gerüſtet ſtand
Am rechten Ort
Auf Königs Wort,
Zu retten Ehr' und Vaterland,
Und als es drauf in der Lützner Schlacht
Gar wacker ſein großes Examen gemacht,
Da ging er gen Himmel, zu melden den alten,
Daß die jungen ſich ehrlich gehalten
Und wieder verdienen zu heißen
Die alten Preußen.

Stolz brauſet daher in blutigen Wettern
Auf ſchnaubendem Roſſe, den Feind zu zerſchmettern,
Der Vorwärtstreiber,
Der alte Blücher,
Der Feind der Bücher,
Der Feind der Schreiber.
Und doch iſt der Marſchall auserleſen
Selber ein guter Schreiber geweſen
Seine Schrift war deutlich und leſenswerth,
Seine Stahlfeder war das blanke Schwert,
Sein Schreibpapier waren alle Lande
Von Schleſien bis zum Seineſtrande,
Seine Tinte gut
Roth Feindesblut.
Damit ſtellt' er im Schlachtengraus
Urkunden aus,
Die nie verweſen,
Die noch in tauſend Jahren zu leſen.
In heißem Zorne zuletzt
Hat der theure Held
Auf dem Montmarter ein Punktum geſetzt,
Wie's keines gibt in der ganzen Welt.

Als erobert die Ehrenbraut,
Legt er murrend ſich auf die Bärenhaut.
Doch als der große Corſe wieder
Reckte die eiſernen Rieſenglieder,
Aufſpringt vom Lager der alte Held
Und ſtürmt hinaus in das Schlachtenfeld.

Laut donnern und krachen die Todesgeſchoſſe,
Hohl bebt die Erde vom Huf' der Roſſe.
Wild über ihn geht der Reiter Bahn. —
Der Held ſieht ruhig ſein Schickſal nah'n,
Und wie ſein Vorwärts ihm klingt in's Ohr,
Das theure Wort,
Da rafft er ſich herrlich wieder empor
Der ſtarke Hort,
Und mit freudig gerührtem Weinen
Begrüßen ihn wieder die Seinen. — — —

Es hatten die Preußen nicht lange geruht,
Von den Schwertern zu wiſchen das Feindesblut;
Sie hatten geruht nicht lange,
Vom Blut zu reinen die Wange.
In der Nacht, da der ſtrömende Regen floß
Da rief er: „Ordnet die Schaaren!
„Dragoner, Huſaren,
„Auf, zäumet das Roß!
„Es kommt von der Katzbach der Bundesgenoß!“

Bei Waterloo es donnert und blitzt,
Herr Wellington auf der Erde ſitzt;
Und wie es näher und näher kracht,
Da ſpricht er: „Ich wollt', es wäre Nacht,
„Oder es käme, wie er's verheißen,
„Herr Blücher mit ſeinen Preußen!“

Und er hat kaum das Wort geſprochen,
Da ſind die Preußen hervorgebrochen,
Wetterſauſend.
Ob auch aus tauſend
Glühenden Schlünden die ehernen Schlangen
Verderben ſpein,
Ohne Bangen
Dringen ſie ein
In die mörd'riſchen Reih'n, —
Und der Feind mit Entſetzen,
Als ob hölliſche Geiſter ihn hetzen,
Fliehet wild
Athemlos durch das Kampfgefild.
Da ſprach der Feldmarſchall zum Freunde gewandt:
„Ich gebe ſie nun in Deine Hand!“
Wer iſt der Freund, der Dritt' im Bunde?
O Lied, gib von dem Dritten Kunde!
Der Dritt' in der Preußiſchen Heldenſchau
Das iſt Herr Neithart von Gneiſenau.
O, Gneiſenau, Gneiſenau, hoher Held,
Wie ſprengteſt Du ritterlich durch das Feld!
Wie jagteſt Du ſie auf und auf,
Wie ſtürmteſt Du feurig drauf und drauf!
Die Freundin der Müden, die linde Nacht,
Hat ihnen den Schlummer nicht gebracht;
Denn als ſie entzäumet das dampfende Roß
Und ſicher ſich däuchten,
Da ſprach der Mond:
„Ich bin der Deutſchen Bundesgenoß,
„Ich will ihnen leuchten.“
Und fort nun rannten ſie, fort und fort,
Und fanden die Ruh' an keinem Ort.

In jener Nacht,
Da du,
Erbfeind der Ruh',
Zum letztenmal vor uns gefloh'n,
Napoleon,
Da ſtürzt' in lodernden Flammen
Dein goldener Thron zuſammen.
Da ſprach der Herr im Donner der Schlacht:
„Das deutſche Volk hat es wohl gemacht.“

II.

Die ſilberne Hochzeit zu Köln am Rhein. *)

Allen Feſtgenoſſen gewidmet
von
Immermann.

Wißt Ihr, Kam'raden, was wir feiern?
Die Silberhochzeit feiern wir! —
Ich will Euch unſre Braut entſchleiern,
Und auch den Bräut'gam zeig' ich hier.
Das Vaterland iſt die Verlobte;
Der Mannesmuth, der ſich erprobte
In letzter Noth, im tiefſten Gram,
Der iſt der wack're Bräutigam!

Er iſt vor fünfundzwanzig Jahren
An böſer Tage ſchwülem Schluß
Zu ſeiner bangen Braut gefahren,
Geharniſcht ganz vom Kopf zum Fuß.
Ihr ſchönes Antlitz war benetzet
Von Thränen, und ihr Leib zerfetzet,
Und durch der Feinde wüſten Hohn
Zertreten ihrer Ehre Kron'.

Er aber ſprach: Mit dir verbunden
Will ich für alle Zeiten ſein!
Du bringſt mir zu die ſchwerſten Stunden,
Doch ſo ſoll juſt der Tapf're frei'n.
Ich will dich ſchirmen und beſchützen
Mit meines Degens hellen Blitzen,
Wie auch von Wunden ſtarrt dein Leib,
Biſt doch mein heißgeliebtes Weib!

Als nun geſchah der Ringe Tauſchen,
Brach an des Hochzeitsfeſtes Licht,
Von dem die Saiten werden rauſchen,
Bis daß die deutſche Lei'r zerbricht.
Zum Saale ward von Sachſens Aue
Das Land bis zu des Rheines Gaue,
Doch faßte kaum der weite Saal
Der Gäſte ungeheure Zahl.

Die Trommeln ſpielten, die Trompeten
Zum wilden, ſtürm'ſchen Reigen auf,
Kaum war von Einem abgetreten,
Nahm ſchon ein andrer Tanz den Lauf;
Und Roſ' an Roſ' den Eſtrich ſchmückte,
So weit das Aug' im Saale blickte,
Die Tänzer goſſen hin ihr Blut,
Das war die ſchöne Roſenglut!

Gott hatt' entflammt der Liebe Zunder,
Gott ſchuf des hehren Feuers Pracht!
Gott ſegnete den Bund; ein Wunder
Wirkt' er aus ſeiner heil'gen Macht.
Bei Leipzig legt' er in die Arme
Die Braut dem Bräut'gam, frei von Harme,
Schön, reizend, lorberüberlaubt,
Die alte Kron' auf ihrem Haupt.

---

*) Wurde als Manuſcript für Freunde gedruckt. Wir verdanken die Mittheilung dieſes Gedichtes geehrter Hand und empfangen die Verſicherung, daß der Wiederabdruck keinem Anſtande unterliege.

Und nun, nach manchem Friedensjahre,
Das Frucht an Frucht des Bund's gereiht,
Steht wiederum vor dem Altare
Das Paar, zur Einſegnung bereit.
Und wieder ſchafft ein Wunder, prächtig,
Der alte Gott, der einſt ſo mächtig
Dreizehn in Ehren reich gerüſt't,
Und Achtunddreißig nicht vergißt.

Wenn ſonſt ſich ſilbern wo begiebet
Die Hochzeit, ging die Jugend aus,
Und wenn das Paar ſich auch noch liebet,
Iſt doch die Stirn von Falten kraus.
Doch unſre Braut hat nicht gealtet,
Der Bräut'gam iſt wie ſonſt geſtaltet,
Boruſſia blieb friſch und ſchön,
Und unſer Muth blieb auch beſteh'n.

Bei unſrer Reben gold'ner Zähre
Sprech' ich den alten Hochzeitsſpruch;
Du aber, Rhein, trag' ihn zum Meere,
Durch Berg' und Thäler trag den Spruch:
Vorwärts, Boruſſia, im Werke!
Vorwärts in Eintracht und in Stärke!
Vorwärts wir All', aus jedem Stand,
Mit Gott, für König, Vaterland!

III.

Den Manen Körners!

Von

S. L. Stiebel.

Lang ſchlafe, Schwert, deß Racheton erklungen
Vom Oderfluß zum fremdgeword'nen Rhein,
Ein ſchön'rer Sieg ward unſerm Volk errungen,
Im Kampf', in dem ſich Völker nicht entzwei'n;
Das deutſche Wort iſt mächtig vorgedrungen,
Sonſt Feinden freut's ihm Huldigung zu weih'n,
Sein Banner hat der deutſche Geiſt entfaltet,
Wo Sinn für Wahrheit und für Schönes waltet.

Laßt uns zurück die ernſten Blicke wenden,
Als Sprach' und Volk verkannt, verachtet war,
Und ſahen wir des Streites frohes Enden,
Gedenkt der Opfer, jener edlen Schaar,
Die bahnend fiel; den Gruß hinauf zu ſenden
Bringt Rebenblut auch hier ſymboliſch dar,
Vor allem ſchwebe bei des Feſtes Feier
Dein Geiſt uns vor, Du Held von Schwert und Leier!

Und ſagten wir von einem Doppelſiege,
Den Waff' und Wort, den Muth und Geiſt errang,
Undankbar Lied, das von dem Sänger ſchwiege,
Deß Wehr erſauſte wie die Harfe klang,
Der unſrer Hoffnung, daß ſie nicht erliege,
Stets neue Flügel der Begeiſt'rung ſchwang;
Selbſt da er ſchied, umſchwebten ſeine Klänge,
Ein heil'ger Zuruf, uns im Schlachtgedränge.

Nicht ihr allein, die in den Merzentagen
Des Krafterwachens ſeinen Blick geſchaut,
Nicht ihr allein von Lützow's wildem Jagen,
Die ihr ihm nahe ſtandet und vertraut,
Ihr alle wißt von Theodor zu ſagen,
Dem ganzen Heer war ſeine Stimme laut,
Was Vorzeittraum von Liebesmacht geſungen,
Hat unſer Dichterheld zur That gezwungen.

Lang ſchlafe, Schwert, fruchtbarer Friede walte
Und Einigkeit im lieben Vaterland;
Daß ruhig ſich, was Zeit verlangt, geſtalte,
Umſchlinge Fürſt und Volk Vertrauens Band;
Wie Meinungseifer auch die Brüder ſpalte,
Zu einem reichen wir uns treu die Hand:
Naht äuß'rer Feind, dann finden wir uns wieder,
Aufwacht das Schwert, es tönen Körners Lieder.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

Eine Zeit lang war die Haushälterin wirklich unfähig, einen Laut von ſich zu geben. Sie ſtarrte unverwandt und ſchielenden Auges den vor ihr ſtehenden Lord an, der ſich an der Beſtürzung der Alten ſichtbar ergötzte. Als ſie aber endlich gewiß war, daß nicht der ſpukende Geiſt ihres Herrn, ſondern er ſelbſt, wie er leibte und lebte, zu ihr ſpreche, rief ſie frohlockend aus: „Nun, Gottlob, diesmal iſt's ſo hingegangen mit dem bloßen Spectakel und Schrecken und Grauſen und Entſetzen. Aber man ſieht's doch Ew. Herrlichkeit an, daß Sie der Geiſt ein wenig geſchüttelt und in Aufſtand gebracht hat. Ew. Herrlichkeit ſehen ſehr blaß aus, ſehr, ſehr bleich!“

„Ja, das ſieht man,“ bemerkte Joe und zog in komiſcher Ruhe ſeinen Meerſchaumkopf aus der Taſche, da ihm die hohe Vergünſtigung zu Theil geworden war, jederzeit, ſelbſt im Beiſein des Lords, zu rauchen.

„Was wißt denn Ihr?“ warf Nanny ein. „Habt auf dem Ohre gelegen und geſchlafen!“

„Das hab' ich,“ ſagte eben ſo lakoniſch der trockene Joe, „indeß,“ ſetzte er hinzu, „wenn Eure Augen, Nanny, in der Dunkelheit und beim Lampenlicht recht geſehen haben, ſo denke, vermuthe und meine ich, Ew. Herrlichkeit ſind blos durch des grauen mönchhaftigen Teufels ſchöne weiße Füße in Schrecken geſetzt worden.“

„Nicht wahr, Nanny, Du haſt das Geſpenſt auch geſehen?“ fragte Byron, dem Joe's lauernder Blick einige Unruhe verurſachte.

„Freilich, Ew. Herrlichkeit! Aber warum gingen Sie auch dem ſchlottrigen Beeſt entgegen und ſchloſſen die Thür nicht zu?“

„Du weißt, Nanny, wir ſind alle neugierig; ich aber trug gar Verlangen, ſo ein geiſterhaftes Weſen einmal zu berühren —“

„Unmöglich!“ rief die Haushälterin. „Und ließ ſich's berühren? Hatte es Fleiſch und Bein und war nicht bloßer Moder und Dunſt?“

„Es hatte wenigſtens ſchöne, weiße Füße,“ ſagte Byron, „auch fand ich es ziemlich geduldig und umgänglich. Der Geiſt verſprach, mich nie zu beläſtigen, ſondern mir nur Geſellſchaft zu leiſten und ſeltſame Dinge von der Vergangenheit zu erzählen.“

„Und nichts von den Tagesneuigkeiten?“

„Die ſolle man durchleben und durchfühlen, meinte der Geiſt, wobei er ſeine nicht minder zarte Hand auf mein Herz legte.“

„War ſie kalt? Nicht wahr eiskalt, wie ein Todtenfinger?“

„Behüte! Vielmehr glühend heiß, als käme er gradeswegs aus den Flammen der Verdammniß. Und ſo auch der ganze Körper — ein wahres Treibhaus teufliſchſchöner Früchte — eine verführeriſche Atmosphäre!“

„Seltſam, ſeltſam!“ ſeufzte Nanny. „Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich auf meine alten Tage noch ſolche teufliſche Dinge erleben ſollte! Seltſam, ſeltſam!“

„Bewunderungswürdig!“ ſagte Joe, mit harmloſer Gemüthlichkeit ſeine Pfeife rauchend.

„Laß Dich's alſo nicht ſtören,“ fügte bedeutſam Byron noch hinzu, „wenn Du den nächtlichen Wanderer wieder erblicken ſollteſt. Es iſt der Schutzgeiſt meines Stammſitzes, der, beunruhigt, mir und meinem Geſchlecht Unheil bereitet, mit ehrerbietiger Scheu behandelt, aber Segen bringt.“

„Seht Ihr, Nanny,“ fiel Joe ein, „da wird doch, inſofern Ihr nämlich Eure Zunge bändigen könnt, unſere ganze Abtei bald genug aller Hoffnung voll werden. Und es iſt dem Reſte von Herzen zu wünſchen. Einen fröhlichen Tag Ew. Herrlichkeit für eine ſo ungewöhnlich heiße Nacht!“ —

Byron dankte lächelnd, aber doch mit einem verlegenen Augenblinzeln und folgte dem Rufe ſeiner bereits wieder luſtfertigen Freunde. Auf dem Hofe ſtanden die Pferde geſattelt. Man beabſichtigte einen wilden Ritt durch den Wald und dabei zugleich eine Art Wettrennen. Die Mönchskutten hatte man heut mit zierlichen Jagdkleidern vertauſcht. Maleriſche ſchwarze Baretts mit weißen Federn ſaßen keck auf den Köpfen der trotzig darein ſchauenden Jäger und erhoben noch das Romantiſche der ſchönen Gruppe. Byron allein ging einfach gekleidet. Er wollte ſich eben in den Sattel ſchwingen, als ſich die ſchnarrende Fiſtelſtimme Weißwade's hören ließ.

„Ich bitte Dich um alle drei Königreiche, Gordon,“ wandte ſich der ſcherzhafte Mathews zu ſeinem Gaſtfreunde, „laß uns noch eine Scene mit dieſem drolligen Original erleben.“

Byron war nie abgeneigt, an Ergötzlichkeiten ſeinen meiſt düſter gefärbten Humor etwas hell anzuweißen und winkte dem kleinen Buckligen, der mit ſeinem Dudelſacke und der altfränkiſchen Kleidung eine höchſt ergötzliche Figur bildete.

„Was bringſt Du ſo früh, guter Weißwade — Schellhorn wollt' ich ſagen?“ redete Mathews den neuen Ankömmling an. „Haben Deine Freunde in Schottland eine neue Fuge für den Dudelſack componirt? Ein melodiſches Inſtrument, voll Seele, wer ihn ordentlich zu drücken verſteht! Es iſt bei dieſem Dinge, wie bei allem; nur unter'm Druck wird die Seele lebendig und fruchtbar! Nicht wahr Gordon?“

„An dem iſt ein Advokat verdorben,“ ſagte Joe und ging in den Garten, um ſich einer „mäßigen Anſtrengung,“ wie er ſich auszudrücken pflegte, hinzugeben.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Am 30. Januar, als am Jahrestage der Enthauptung Karls I. (1649), waren ſämmtliche Londoner Theater geſchloſſen, bis auf Drury Lane, wo ein glänzendes Konzert gegeben wurde. (Allg. Ztg.)

⁂ Beiträge zu Leſſing's Denkmal. — Auf Veranlaſſung der Broſchüre Rieſſer's über Leſſing's Denkmal hat Dr. W. Freund in Breslau die dortigen Iſraeliten zu Beiträgen für das Denkmal aufgefordert, und es waren — zufolge ſeiner Anzeige in der ſchleſiſchen Zeitung vom 10. Februar — in wenigen Tagen bereits 118 Rthlr. 23 Sgr. bei ihm eingegangen.

⁂ Der ſchwediſche Bildhauer Byſtröm, der ſich ſeit längerer Zeit in Carrara aufhält, hat dort die koloſſalen Standbilder Guſtav Adolph's und des regierenden Königs von Schweden vollendet, die nun nach Stockholm eingeſchifft werden. Vor mehreren Jahren hatte er die koloſſale Statüe Karl's XII. ausgeführt, zu welcher der Schwede Jogelberg als Seitenſtück das Standbild des verſtorbenen Königs gefertigt. Alle dieſe Bildwerke werden den Hauptplatz in Stockholm zieren. —

⁂ Die Temperatur im J. 1839 ſchwankte in Nordafrika, namentlich in Algier, zwiſchen 23 und 8 Grad Wärme, und in Frankreich zwiſchen 24 Grad R. über und 6 Grad unter dem Gefrierpunkt. —

⁂ Ueber eine Sekte von Yogi's in Kutſch, die ſich Kanphatis nennen, wurde in der königl. aſiat. Geſellſchaft zu London am 3. Febr. eine Abhandlung von Lieut. Poſtans verleſen. Dieſe Yogi's wohnen in einer großen Reihe von Gebäuden nahe bei Danodhar. Ihr Glaube und ihre Uebung beſteht darin, allen Perſonen, welche darum bitten, Nahrung und Obdach zu geben, und zwar ohne Rückſicht auf Kaſte oder Sekte, und ohne hinſichtlich der Zeit und der Menge eine Grenze zu ſetzen. Ihre Anzahl iſt gering und ſie verpflichten ſich ſelbſt zur Eheloſigkeit; aber ihre Gaben ſind reich und ſie haben bedeutende Einkünfte, um ihren Ordensregeln genügen zu können. Der Vorſteher hat eine ſo hohe Würde, daß er niemand, ſelbſt dem Rajah nicht, den Gruß zu erwiedern oder zu antworten braucht. Ihren Namen haben ſie von den ungeheuren Ohrringen, die ſie tragen, und welche ſo ſchwer ſind, daß ſie ihnen die Ohren faſt zerreißen; denn Kan heißt Ohr, und phati reißen. — Prof. Wilſon bemerkte, dieſer Orden ſei einſt ſehr mächtig geweſen; wahrſcheinlich ſeien die Kanphati's die Gründer der Höhlentempel in jenem Theile von Indien, da alle Figuren in denſelben auch ſolche Ohrringe trugen. Er findet eine große Aehnlichkeit zwiſchen jenem Orden und den katholiſchen Klöſtern, nur ſeien in Indien die Mitglieder nicht durch die eiſerne Kette des Gelübdes für ihr Lebenlang gebunden. —

⁂ Die Freimaurerloge zum großen Orient in Brüſſel hat an die Bedürftigen dieſer Stadt 3000 Brode und 10,000 Kilogr. Steinkohlen vertheilen laſſen. —

⁂ Bernadotte. — Aus einer ſchwediſchen Zeitung wird in der Frkf. O. P. A. Ztg. ein Artikel aufgeführt, der zur Feier des 76. Geburtstages (26. Jan.) des Königs von Schweden geſchrieben. Sehr ſchön heißt es darin: »Er gewann das höchſte Loos des Lebens, der König freier Völker zu ſein, und in einer Epoche politiſcher Erſchütterungen und geſtürzter Größen, wie die gegenwärtige, hat er eine Macht begründet, welche ſich im Laufe der Zeit immer mehr und mehr zu befeſtigen ſcheint. Er gebietet über die Herzen, aber die Freiheit der Gedanken und der Handlungen war wohl zu keiner Zeit im Norden unbeſchränkter, als während ſeiner Regierung. Auf dieſe Weiſe, und nur auf dieſe, — befeſtigt man die Macht, welche eben ſo wenig von den Stürmen der Gegenwart, als von dem Tadel der Zeitgenoſſen etwas zu befürchten hat.« —

⁂ Marmor in Nordamerika. — Der Geolog Featherſtonhaugh hat im Lande der Scherokien (Georgien) Marmor entdeckt, der dem Carrariſchen an Schönheit nicht nachſtehen ſoll.

⁂ Baillot giebt jetzt wöchentlich einmal den Pariſern Quartette und Quintette zum Beſten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No. 46. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 22. Februar.

E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.

(Fortſetzung.)

III.
Kabale und Liebe.

Vierzehn Tage lang mußte ich Krankheits halber das Zimmer hüten, hatte aber von Zeit zu Zeit ſeine Beſuche, aber auch nichts, wie beim ſeligen Kammergerichtsrath, als Klagen zu vernehmen, die alle auf das gemeine, ſchimpfliche Benehmen, von Seiten des Orcheſters, ſeines Dirigenten, der Sänger und Choriſten, hinausliefen.

„Denken Sie ſich,“ ſagte unter Anderm der Geplagte; „ich erzeige dem alten Muſikdirektor die Ehre, und mache ihm einen Beſuch, trage ihm meine beſcheidenen Wünſche vor, verſichere ihn, wie ich es mir zur angenehmen Pflicht machen würde, vorzüglich durch Einſtudierung der Chöre ihm eine bedeutende Laſt abzunehmen, und bedinge mir die Orcheſterdirektion nur für ein paar Opern aus. Der alte Mann erſchrickt gewaltig, ſchüttelt bedenklich den Kopf und verſichert — unverſchämt genug! — rund heraus, daß dies halt nimmermehr ſein könne, ihm nur ſtehe dies Recht zu.“

„Und wundern Sie ſich darüber?“ entgegnete ich; „iſt es von Dem, der auf ſchwachen Füßen ſteht, nicht politiſch-klug gedacht, daß er ſich nicht gern ein Bein unterſchlagen läßt, das bei etwaigem Falle ihn nur um ſein Stückchen Brod bringen könne?“

„Das will ich ja nie in Anſpruch nehmen,“ ſagte der Profeſſor, „Sie kennen doch die Gründe nur allzugut, die mich einzig und allein zur Uebernahme der Muſikdirektorſtelle beſtimmten. Freilich fühle ich wohl, daß das Der nicht einſehen kann, der die Kunſt rein um des lieben Brodes wegen treibt. — Dem ſei nun wie ihm wolle, ich ging nach dieſer Conferenz zum Unternehmer und bat ihn um meine ſofortige Entlaſſung. Dieſer aber beſtand auf meinem Bleiben und erklärte mir: ich möge mich an nichts kehren, alles ihm überlaſſen, und ſicher darauf bauen, daß ich demnächſt die Opern „„Zampa und Don Juan““ unfehlbar zu dirigiren haben würde. Ich hielt nun jeden Tag ſeit 14 Tagen Vor- und Nachmittags Proben, bald mit den Soloſängern, bald mit den Choriſten, und kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ich da mich abzumartern hatte. Den Meiſten — gänzlich unmuſikaliſchen Individuen — kam es ſpaniſch vor, wenn ich oft ſechs- bis achtmalige Repetition begehrte; ſie dachten an ihren alten, ſtets zufriedenen Muſikdirektor, der dergleichen von ihnen nie begehrte; es wurden mir ſogar Grobheiten geſagt, die ich eingedenk des Spruchs, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre, gezwungen ward zu erwiedern, und ich ſtand abermals im Begriff Adieu zu ſagen, als ich einen Brief von Bechſtein empfing, dem ich die Sache früher geklagt hatte. Er ſchreibt mir: „„Wenn Dir das Choriſten- und Solovolk, ſowie die Orcheſtermuſikanten, den Kopf warm machen, ſo denke, daß Du da ſitzeſt, wo Ernſt Theodor Amadeus Hoffmann ſaß, der oft auch was Weniges des Teufels werden wollte, daß alles durchgekämpft werden muß, und daß Du es noch gut vor tauſend Muſikern haſt!““ Dieſe Worte, vom Freunde mir zugerufen, gaben mir mehr Ausdauer in meiner kritiſchen Lage, als ich gehofft hatte, und ich flickte mich mühſam durch, bis zur geſtrigen Orcheſterprobe. Ein paar ergraute Vaſallen vom Altmeiſter — namentlich ein alter Violoncelliſt, der ſich Muſikdirektor, wie Sie wiſſen, ſchelten läßt, weil er ein paar Mal vor länger als zwanzig Jahren ein Orcheſter in Fulda dirigirte und, wie mir geſagt wurde, ſeit eben ſo vielen Jahren hier in Intriguen und Hetzereien, die er zwiſchen Orcheſter und Unternehmern fort und fort anſpinnt, lebt — blieben bei der Probe gänzlich aus; und dennoch habe ich unter heftigen Kämpfen und Widerſetzlichkeiten, die beſonders bei jeder Repetition eines Muſikſtücks laut wurden, die Probe von 4 bis 9 Uhr Abends, zu Ende gebracht, bin aber noch heute ſo müde wie ein Jagdhund!“

„Das alles ſind Dinge, die mich gar nicht befremden,“ ſagte ich, „Dinge, die mir ſchon vor 30 Jahren der Kammergerichtsrath erzählte, und die ich noch auswendig weiß. Darum beruhigen Sie ſich, Beſter, und laſſen ſich eine Erholung vorſchlagen. — Mein erſter Ausgang ſei beſtimmt, Ihren längſt gehegten Wunſch zu erfüllen, und Sie in die Wohnung dieſes kleinen Mannes zu führen, in der er fünf Jahre hindurch lebte, ſtrebte und litt. Kommen Sie!“ —

IV.

Das ominöſe Häuschen.

Auf dem Theaterplatze angekommen, ſtellte ich mich mit dem Profeſſor in gehöriger Sehweite vor ein Haus hin und ſagte: „Sehen Sie, das iſt das winzig kleine Häuschen, eins der kleinſten, die Bamberg aufzuweiſen hat, welches fünf Jahre hindurch wie eine Nußſchale über dem kleinen Kernmann hing. Betrachten Sie aber das Dachſtübchenfenſter und denken Sie ſich, daß aus dieſem, wie aus einem Wurmloche, der Kleine ſtets fröhlich und wohlgemuth guckte, und zu mir herunterſprach, und mich gewöhnlich zu ſich hinauflud. Denken wir, beſter Profeſſor, er wohne noch oben, und gehen wir, ihn zu beſuchen!“

Der Korpulente zwang ſich mit Mühe durch die enge, eben offenſtehende Thüre des Häuschens; mir war der Eingang noch von 25 Jahren her bekannt, und — obwohl ich eben ſo korpulent — doch nicht unbequem.

In dem eben ſo ſchmalen Hausplätzchen eingetreten, ergriff uns Beide zugleich ein geheimer Schauder, unwillkührlich zogen wir, wie auf Verabredung, unſere Hüte ehrfurchtsvoll ab, blickten uns an, und jeder ſah in des Andern Auge eine Thräne glänzen. —

„Mich überſchleicht das Gefühl,“ hub der Profeſſor an, „als wenn ich in einer Kirche mich befände.“

„Und mir iſt,“ verſetzte ich, „als ſtände ich in Hoffmanns Gruft!“ Wir hatten einige Stufen der Treppe erſtiegen, als der Profeſſor ſtehen blieb und ſagte:

„Seltſam! Sie erklären das, was ich nicht auszuſprechen wagte. Ein Todtengeruch ſcheint mir wirklich entgegenzukommen!“

„Mir längſt,“ entgegnete ich; „wie könnte mir ſonſt die Gruft einfallen?“

Wir ſtiegen weiter und ſtanden im erſten Stocke vor der Thüre, den die Familie Wahrmuth bewohnt, die ehrlichen, braven, ehemaligen Hausleute des Kammergerichtsraths. Ich klopfte. Niemand hörte. Ich drückte die Klinke, — die Stube war verſchloſſen.

„Es wird Niemand zu Hauſe ſein,“ ſagte ich. „Mutter und Tochter, die dieſes Zimmer bewohnen, werden in die Nachbarſchaft gegangen ſein, zu einer zweiten Tochter und Schweſter, die hier als Wittwe wohnt; deßhalb fanden wir wahrſcheinlich die Hausthüre geöffnet. Verſuchen wir es, und gehen eine Treppe höher, wo der Selige wohnte. Sein kleines Gemach hat jetzt ſein ehemaliger Hausherr, der Kammermuſikus Wahrmuth, inne, Einer der Wenigen, die es mit dem Kammergerichtsrath gut meinten und der unter ſeiner Direktion aufrichtig und vergnügt geigte. Er war ſeiner Zeit ein tüchtiger Virtuoſe, und eben ſo klein, als der Kammergerichtsrath, den er aber überaus verehrte und ganz abſonderlich vor Andern begriff und mehrmals von ihm zu ſagen pflegte: „„Der Herr Muſikdirektor Hoffmann geben uns (den Orcheſtermitgliedern) verfluchte Nüſſe aufzuknacken; aber ſo iſt es ſchon recht, ſo ſchlafen wir nicht ein!““ — Laſſen Sie uns eine Treppe höher ſteigen, wir wollen den Ehrenmann beſuchen.“

So ſtiegen wir die zweite hinauf; — der Todtengeruch ſchien ſich immer deutlicher zu entwickeln, — wir ſtanden vor des Kammergerichtsraths, jetzt des Kammermuſikus, Zimmer. — Der Schlüſſel ſteckte an der Thüre.

„Wir finden ihn zu Hauſe,“ ſagte ich freudig bewegt zum Profeſſor.

Ich klopfe, noch einmal, Niemand ruft herein. Ich drücke auf, die Thüre öffnet ſich, wir treten in das Zimmer, und befinden uns allein in demſelben.

„Seltſam!“ rief ich aus, „uns hier ſo allein zu ſehen, und doch muß ich den Zufall preiſen, der mich dies Heiligthum zum erſten Male nach 25 Jahren wieder mit Ihnen, ohne Zeugen betreten läßt.“

„Wunderbar!“ ſagte der Profeſſor. „Aber Freund! ich kann Ihnen meine Stimmung nicht beſchreiben, Eiskälte überfährt meine Haut, und mich dünkt, der Todtengeruch verbreite ſich immer mehr und mehr!“

(Fortſetzung folgt.)

Spinoza.

Ein hiſtoriſcher Roman

von

Berthold Auerbach.

(Zwei Theile. Stuttgart, Scheible's Buchhandlung. 1837.)

Es iſt ein glücklicher Gedanke der neueren Romandichter, an die hervorragenden Perſönlichkeiten vergangener Zeitalter die Geſchichte ſelbſt in ihrer weltumfaſſenden Geſtaltung zu knüpfen. Früher hielt man ſich nur an die gewöhnlich ſo genannten Heldengeſtalten. Was nur einen Fürſtenmantel oder

Herzogthum je einmal getragen und nebenbei ein gutes Schwert geführt hatte, das wurde redlich von den Romanſchriftſtellern benutzt und für ein bequemlichkeitliebendes Publikum zurecht gemacht. Die neuere Zeit iſt minder genügſam, weil ſie kritiſcher geworden iſt und deshalb mehr in die Tiefe, als in die Breite geht. Auch liegt die Epoche der Panzer-, Helm- und Schwert-Literatur ſo ziemlich hinter uns. Man fängt allmählig an einzuſehen, daß die Geſchichte nicht allein im Kabinet der Fürſten, ſondern auch im Herzen und Geiſte der Einzelnen unter dem Volke gemacht wurde und noch wird. Das demokratiſche Prinzip in jener höchſten Bedeutung, die ihm die Humanität beilegt, greift mit gewaltiger Fauſt um ſich und erringt, wie im Leben, ſo in der Literatur der Völker Sitz und Stimme. Die Dichter ſchreiben poetiſche Biographien derer, die mit beſchwingtem Geiſte den Völkern voraneilen und ihnen zuerſt die Bahn zur Nachfolge brechen. Das iſt freilich ein ſchwieriges Unternehmen, weil hierbei die Intelligenz weit mehr prüfende Seitenblicke thun muß, als bei der früheren Art und Weiſe, Romane zu ſchreiben. Es hat aber das unberechenbar Gute an ſich, daß ſolchergeſtalt die Romanliteratur, der es noch immer an einer hochwürdigen Stellung gebrach, mit einem Male ſich zum Meiſter vom Stuhle erklärt und auf die ſchönſte Art von der Welt einen hohen Einfluß auf die Geiſtesbildung des Volkes gewinnt. Leicht wird es zwar nicht ſein, den Unwerth der gewöhnlichen Romane zu verdrängen, mit der Zahl der tiefen und gewandten Köpfe aber ſieht das Publikum ſich doch genöthigt, ſelbſt mit fortzuſchreiten und dem Tiefſinn die angeerbte Luſt an der Commodität zu opfern. Dadurch erlangt die Literatur das Recht und die Macht einer Lehrkanzel, um die der aufklärungsluſtige Theil der Nation ſich gern und lauſchend verſammelt.

Berthold Auerbach, einer großen Anzahl Gebildeter gewiß ſchon vortheilhaft bekannt durch das treffliche Charaktergemälde „Moſes Ephraim Kuh“, im Jahrgang 1836 der Zeitung für die elegante Welt, hat in Spinoza eine beneidenswerthe Wahl getroffen. Spinoza, der tiefſinnige Jude unter den fanatiſchen Rabbinen in der Synagoge zu Amſterdam, iſt ein Stoff, in dem eine Welt der bedeutungsvollſten Keime ſich zuſammendrängt, die ſpäter zur Blüthe gediehen, Licht und Wahrheit verbreiten halfen. Auerbach, ſelbſt jüdiſcher Abſtammung, hatte Mittel zur Hand, die manchem Andern entgangen ſein möchten und er verſtand ſie zum großen Theil ſehr glücklich zu benutzen. Dem kurzen Vorworte zufolge haben wir von dem Verf. eine ganze Reihe hiſtoriſcher Zeit- und Sittenbilder aus dem Leben der Juden zu erwarten, zu denen, nach der vorliegenden Probe, der Autor vor Andern berufen iſt.

Der Roman ſelbſt nun iſt mit ſtrenger, hiſtoriſcher Treue entworfen und durchgeführt, und das holländiſche Colorit ſehr gut, hie und da vielleicht zu gut getroffen. Wir begegnen dem jungen Spinoza zuerſt auf dem Begräbnißplatze der Juden, bei der Beerdigung Acoſta's, die hervorragendſten Charaktere ſammeln ſich ſchon hier in einer Gruppe und laſſen durch die wenigen Aeuſſerungen errathen, was im Verlauf der Zeit ſich aus ihnen entwickeln wird. In feſt entworfenen Bildern rollt ſich nun das Leben Spinoza's vor unſern Blicken auf, ſowohl in ſeiner häuslichen Beſchränktheit, als in dem Bildungsgange, den es nothwendig durch das Studium des Talmud nehmen mußte. Eine ſchöne Epiſode bildet die Erzählung ſeiner Abſtammung von den Morisken, die Spinoza's Vater dem fragenden Sohne gibt, bedeutungsvoll, weil an ſie die immer mehr aufknoſpende Freiheit ſeines Denkens ſich lehnt. In den Abſchnitten, wo die talmudiſtiſchen Diſputationen Spinoza's mit den ihm ſchon feindſeligen Rabbinen geſchildert und zum Theil mitgetheilt werden, entfaltet der Verf. eine ungemeine Kenntniß aller Formeln, Glaubensſätze und Traditionen der Juden, die mit ſo vielem Geſchick in die Erzählung verwoben ſind, daß nur ein das Gedankenloſe liebender Leſer ein ſolches Gemälde dialektiſcher Sektenweisheit unintereſſant finden kann. Daſſelbe gilt von den Zeremonien, die ſowohl beim Tode von Spinoza's Vater, als dem endlich erfolgenden Bannſpruche der erbitterten Rabbinen über den abtrünnigen Denker mitgetheilt werden. In einzelnen Abſchnitten hätte Auerbach kürzer ſein ſollen, z. B. der mit „Pantheismus“ und „Mikrokosmus“ überſchriebenen; oder er hätte ſich bemühen ſollen, die Summe der an ſich trefflichen Reflexionen ſo im Stoffe zu vertheilen, daß die Erzählung ſelbſt tiefer in eine poetiſche Atmoſphäre gehüllt geblieben wäre. Was Auerbach gibt, erſcheint zu nackt, zu ſehr ſkelettartig, als daß es in romantiſcher Darſtellung befriedigen könnte. Es iſt freilich unendlich ſchwer, ſolche an ſich abſtrakte Dinge mit dem erforderlichen Duftmantel poetiſchen Reizes zu umgeben, will aber der Romandichter einmal das bedeutungsvolle der hiſtoriſchen Vergangenheit zur Baſis ſeiner Schöpfungen ſich erwählen, ſo muß er mit dem durchdringendſten Prophetenblicke die Stoffe ſo lange betrachten, bis er irgend eine Seite ermittelt, die ohne dem Gedanken zu ſchaden, doch auch der Poeſie hinlängliche Anknüpfungspunkte gewährt. Trifft Auerbach überhaupt ein Tadel, ſo iſt es im Allgemeinen dieſer eben ausgeſprochene. Er beſitzt Alles, um als Romandichter ſehr Bedeutendes leiſten zu können, nur der glückliche Takt in poetiſcher Umhüllung des Stoffes fehlt ihm noch. Man kann dies von dem ganzen Buche behaupten, in dem jede einzelne Scene gut angelegt, nicht aber gleichermaßen ausgeführt iſt. Der Verf. ringt ſichtbar mit dem Stoffe und bemüht ſich, dem Strome der Poeſie in ihm Raum zu brechen. Allein hier hat er die bewältigenden Kräfte noch nicht ganz an ſich gezogen. Die Sprache, zwar frei und kernig, dient ihm doch nicht mit völliger Ungezwungenheit. Sie tritt noch zu oft im Gewande der Magd auf, nicht als reizende, ſich willig hingebende Geliebte. Darum fehlt es ihr an dem hohen Zauber, der die neuere Proſa ſo tönend und duftig macht. Kann Auerbach in ſeinen folgenden Darſtellungen dieſes Unerläßliche ſich noch erobern, ſo darf die Literatur ſehr viel von ihm erwarten.

Mit ſchöner Einfachheit ſind die Studien Spinoza's, ſein Leben als Schleifer optiſcher Gläſer, ſeine einſiedleriſchen Beſchäftigungen mit Carteſiſcher Philoſophie, mit Optik u. ſ. w. geſchildert, in die ſich als verbindendes Band mit dem Leben die ſtille Liebe zu Olympia, der Tochter des Doktors van dem Ende wie ſein Verkehr mit Oldenburg, Mayer und Kerkering flicht — alles hiſtoriſche Momente, fein und glücklich benützt. Nur das Ende befriedigt nicht, ſo ſehr der Verf. ſich bemüht hat, das Mangelnde durch Mittheilung des Traumes zu erſetzen, der dem verkannten und zuletzt auch liebearmen Spinoza die beſſere Zukunft enthüllt. Hier bricht die Erzählung zu ſchroff ab und läßt ein unbehagliches Gefühl in dem Leſer zurück, das disharmoniſch lange ſtörend nachklingt. Sonſt aber iſt es dem Verf. gelungen, ein tief ergreifendes Gemälde von dem Zwieſpalt zu entwerfen, in dem unausbleiblich der denkende Geiſt mit der vom Aberglauben ſanktionirten Form geräth, die nimmer dem Einzelnen geſtatten will, auf ihre Koſten frei und menſchlich zu ſein. Was Auerbach in dieſer Beziehung ſeine Perſonen im Allgemeinen ſagen läßt, erleidet die vollſte Anwendung auf jede Zeit, die unſrige nicht ausgenommen, und mag in der anſpruchslos ſcherzenden Weiſe, wie es geſchieht, immerhin gerade von unſern Zeitgenoſſen recht ſehr beherzigt werden. Möge Auerbach veranlaßt werden, ſein ſo ſchön eröffnetes Ghetto in gleicher Weiſe fortzuſetzen.

W.

Aus Darmſtadt.

(17. Februar.)

Vorgeſtern gab der hieſige Verein für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt die fünfte Abendunterhaltung im Winterſemeſter

1837—38. Beethovens begeiſternde Muſik zu Göthe's Egmont wurde von den Mitgliedern der großherzogl. Hofkapelle unter W. Mangold's Leitung mit einer Präziſion und Delikateſſe, die ihres gleichen ſucht, ausgeführt; Herr Hofſchauſpieler Fiſcher ſprach das erläuternde Gedicht von Moſengeil, Mad. Reichel, vom hieſigen Hoftheater, ſang die beiden Lieder Klärchens mit warmer Empfindung und prägnanter Charakteriſtik; Profeſſor Felſing hatte zum Schluſſe ein Tableau: Egmonts Traum, arrangirt. In der zweiten Abtheilung wurde ein köſtliches Madrigal von Hubert Waelrant (1590) von dem ziemlich ſtarken Damen- und Männerchore des Vereins geſungen, dann las Frau von Plönnies einen von ihr verfaßten Aufſatz: Erſcheinungen deutſcher Dichter an der kaſtaliſchen Quelle, an welchen ſich von Prof. Felſing mit künſtleriſchem Geſchmack geſtellte lebende Bilder: „Göthe's Apotheoſe" (Göthe, Bettina-Mignon im Schooße, in Verklärung, Gruppen aus dem Fauſt, Taſſo, Götz und der Iphigenia überſchauend) unter Begleitung eines Chores von Mangold anſchloſſen. — Da dieſer Verein ſeit der noch nicht allzulangen Zeit ſeines Beſtehens in Darmſtadt's ſocialen Verhältniſſen eine gewiſſe Bedeutung errungen, welche ſelbſt von Mißgünſtigen nicht verkannt werden kann, ſo dürfte es wohl nicht ungeeignet ſcheinen, einige Worte über ihn im Allgemeinen hier niederzulegen. Er entſtand im Winter 1835—36 durch den Zuſammentritt geiſtreicher Männer aus mehreren Fächern des Wiſſens und der Künſte, und hat eine ſtete innige Vermittlung der Literatur (vorzugsweiſe der ſchönen, in ihren bedeutſamſten neueren Manifeſtationen), der bildenden Künſte (durch Kunſtkritik und Kunſtgeſchichte, Ausſtellungen und Verſinnlichung mittelſt lebender Bilder) und der Muſik, mit dem geſelligen Leben zum Zwecke. Daneben aber ſollen auch fort und fort klaſſiſche ältere Werke der Vergeſſenheit entzogen und in friſche Wechſelwirkung mit den Intereſſen der Gegenwart gebracht werden; eine Beziehung, welche vornämlich der Direktor der muſikaliſchen Sektion, Herr Hofkapellmeiſter W. Mangold mit Ernſt, Konſequenz, Geſchmack und warmer Hingebung im Auge hält. Dieſer richtige Standpunkt iſt es, durch deſſen Einhaltung ſich der Verein für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt von allen jenen Ausartungen rein erhält, denen das in ſeiner erſten Anlage ſo treffliche Frankfurter Muſeum zum Theil verfallen iſt, welches man jetzt häufig blos als Konzertſaal betrachten darf. Die Intereſſen der bildenden Künſte wahrt und vertritt Profeſſor Felſing. — Die Beſorgung der Branche der Literatur iſt mehreren Mitgliedern anvertraut, hieſigen jüngeren Talenten wird Gelegenheit zur Entfaltung und zu einer Verſtändigung mit der Oeffentlichkeit geboten. Gewiß gibt es wenige Städte, welche einen Verein von ſo rüſtigem Streben, die geiſtigen Intereſſen der Gegenwart mit der ſocialen zu verinnigen, aufweiſen können.

Ein Ueberblick der hauptſächlichſten Leiſtungen ſeit der Gründung des Vereins (10. Dezember 1835) bis zu dem obenerwähnten Tage wird genügen, unſer Reſümé zu beglaubigen. Im Fache der Muſik wurden an 22 Abenden Inſtrumental- und Vocalcompoſitionen von Paleſtrina, Marzello, Sebaſtian Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Onslow, Hummel, Zumſteeg, Spontini, B. Anſelm Weber, Schnyder v. Wartenſee, Ferd. Ries, Spohr, Meyerbeer, Neukomm, Lachner, Maiſeder, Uber, W. Mangold und Schlöſſer und bisher unbekannt gebliebene, vortreffliche Madrigale von älteren Meiſtern (Conſtantius Feſta 1541, Wilbye 1600, Dowland 1590, Hubert Waelrant 1590 ꝛc.) exekutirt, und Hr. L. Schlöſſer hielt Vorträge über einzelne Epochen in der Geſchichte der Muſik. Im Fache der bildenden Kunſt waren Cartons und Zeichnungen von Ph. Veit, Lindenſchmidt, waren Oelgemälde von Procaccini, Leſueur und Nicl. Pouſſin, und zahlreiche ältere und neuere Kupferſtiche und Lithographieen aufgelegt, intereſſante artiſtiſche Vorträge, meiſt von Prof. J. Felſing, gehalten, waren die bedeutendſten Erſcheinungen der neueren Malerſchulen dem Publikum in lebenden Bildern verſinnlicht worden. Die Herren von Plönnies, A. Rodnagel, H. Künzel, H. Felſing, G. und F. Ritſert, M. Fuhr u. m. a. hielten Vorträge über die verſchiedenartigſten und wichtigſten Fragen der Wiſſenſchaft und der Literatur. Die poetiſche Produktivität wurde durch die meiſten der obenerwähnten Herren und auſſer ihnen durch die Herren Fiſcher, Baur, Schenck, Frau von Plönnies, und viele andere, in deren eigenen, wie in Vorträgen Fremder (meiſt noch ungedruckten) von Rückert, A. Grün, Freiligrath, H. Halm, F. v. Gallet u. ſ. w. repräſentirt. Herr Hofſchauſpieler Fiſcher (der thätige Sekretär des Vereins) regte meiſt durch den deklamatoriſchen Vortrag älterer klaſſiſcher Dichtungen das Intereſſe daran erfreulich wieder an. Wenn bei der großen und immer ſteigenden Theilnahme des Publikums dem Vereine irgend etwas noch zu wünſchen übrig bleiben kann, ſo iſt dieß nur die immer vollſtändigere Arrondirung des geiſtigen Wirkens durch den Beitritt noch mancher Männer von tiefem geiſtigem Fonds, die dem Vereine zwar bereits als Mitglieder angehören, aber zum Theil durch Berufsgeſchäfte oder andere Rückſicht ſich bis jetzt abhalten ließen, ihre Talente in die Maſſe der Produktivität einzuſetzen.

Feuilleton.

⁂ Zu Thorwaldſens Muſeum in Kopenhagen waren bis zum 23. Jan. 36,700 Rthlr. eingegangen oder unterzeichnet. Thorwaldſen gedenkt nun jährlich einen Theil ſeiner Kunſtwerke zur See nach ſeiner Vaterſtadt abzuſenden.

⁂ Kurioſum. — Der Gazette de France zufolge hat Hr. Hennequin eine von 453 Rechtsſchülern unterzeichnete Bittſchrift, worin verlangt wird, daß das Pantheon dem katholiſchen Kultus zur Verehrung der h. Genovefa zurückgegeben werde, auf dem Bureau der Deputirtenkammer niedergelegt. — Aus anderen Blättern erfahren wir, daß dieſe Petition unter ſechs- bis ſiebentauſend Studenten in Umlauf geweſen und nicht von 453 Rechts-, ſondern von 436 Rechts- und Arzneiſchülern unterzeichnet worden.

⁂ Sicilianiſche Philoſophen. Wir leſen in der »Walhalla«, daß in den letzten Jahren die philoſophiſchen Studien in Sicilien einen mächtigen Aufſchwung genommen. »Hr. Mancino, Prof. an der Univerſität zu Palermo, iſt Verf. eines dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft ganz angemeſſenen Werkes über dieſen Gegenſtand, das für die Univerſität und Seminarien als Handbuch dient. Nebſtdem ſind u. a. mehrere intereſſante philoſ. Werke von Accordino, Pezzolai und d'Acquiſta erſchienen.« Hiernach müßte die Bildung in Sicilien weiter vorgeſchritten ſein, als ſelbſt in den deutſchen Rheinprovinzen und als in Baiern; denn bis jetzt iſt noch in keinem deutſchen Seminarium ein philoſophiſches Handbuch eingeführt, welches dem heutigen Standpunkte der Wiſſenſchaft angemeſſen wäre.

⁂ Die ſieben Spielhäuſer zu Paris, welche am 31. Dezember v. J. aufgehoben werden, haben, genauen Rechnungen zufolge, im vorigen Jahre einen Gewinn von 8,170,095 Franken ausgeworfen. Nach Abzug der Pachtgelder mit 6,055,100, der Verwaltungskoſten mit 1,330,000 und der Cautionsintereſſen mit 93,000 Franken, blieb den Unternehmern ein reiner Gewinn von 1,048,995 Franken.

⁂ Hr. Guſtav Fr. Gorreck (Nord), der den nunmehr eingegangenen Salon zu München redigirte, iſt jetzt in Stuttgart beſchäftigt, ſeine früher in Griechenland geſammelten Bemerkungen unter dem Titel »Pallas Athene« herauszugeben.

⁂ Der Tabackshandel Bremens iſt ſeit nur etwa zwanzig Jahren auf das fünffache geſtiegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No. 47. 1838.

Phönix.

Freitag, 23. Februar.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

Schellhorn oder Weißwade hatte ſich indeß den Jägern bis auf wenige Schritte genähert und machte Miene, Poſto zu faſſen. Er überflog mit mißbilligendem Augenbrauenrunzeln die lachenden, übermüthigen Jünglinge und ward durch die kecke Haltung noch mehr gereizt, als gewöhnlich.

„Brr!“ hob er an, die kurze Hand flach gegen die Reiter ausſtreckend, „der große Knox ſagte: Hochmuth fällt, und ſizt er zu Pferde, ſo ſtürzt er gar. Brr! Was iſt der Lauf der Welt? Dieſe Abtei hier? Was die Carrière der Natur? Ein Häufchen Aſche! Und daraus folgt, ihr Herren von Ohnegott, daß ein vernunftbegabter Mann, d. h. ein Geſchöpf mit einem wohlgebildeten Kopfe, melodiſcher Stimme und harmoniſchen Gedanken, der ſich nach Maßgabe ſeiner Gliedmaßen, Körperformationen und dergleichen Nebendingen, anſtändig, will bedeuten: chriſtlich zu kleiden verſteht, immer an ſein Ende denkt. Ja, ja! Wer aber von Euch gottloſen, ungöttiſchen und abgöttiſchen Einzelgeſchöpfen iſt wohl noch je auf den Gedanken überhaupt gekommen, nachzudenken? Zum Beiſpiel über ſich ſelbſt, ſeine Stellung, Haltung, ſeinen Wuchs, Geſichtsbildung, Gebehrdenſpiel, Hand-, Fuß- und Mundbewegung? Oder auch über die Vortrefflichkeit des Alten und die Erbärmlichkeit des Neuen? Ueber den elenden Singſang Eurer Balladen, die ein ſchottiſcher Advokat ſogar zu ſammeln anfängt, anſtatt die heilige Unſchuld zu vertheidigen und dergleichen mehr. Sie alle meine Herren in Jagdkleid und Barett, ſind ſo zu ſagen, infernaliſch einbalſamirt, eau-de-cologneſirt, wie's der abgeſchmackte Deutſche nennt. Ja, ja, bei St. Dunſtan und dem großen Knox! Es wird ſehr bald eine Zeit kommen, die ganz anders iſt, als die geweſene und eben noch ablaufende! Und kein Menſch wird mehr Zeit haben vor lauter Zeit! Das wird eine kurioſe Zeit ſein, ohne Melodie, wenn auch Alles fidelt, muſicirt, kehlfiſtulirt und tirilirt. Der Dudelſack, als Generalbaß aller Harmonie, fehlt dieſer Zeit.“

„Das iſt eine Rede, die in der That ihre Weisheit in den Waden hat,“ ſprach Mathews, dem der originelle Narr ganz ungemeinen Spaß verurſachte. „Aber he, guter Mann mit dem generalbaßdocirenden Dudelſacke, wie gefällt Dir denn die Alles ausgleichende, ebnende und grade machende Abtheilung der menſchlichen Geſellſchaft? Gebt acht, iezt wird er toll!“

Der Bucklige war aber ohngeachtet aller Reizbarkeit ſo leicht nicht aus ſeiner gedanklichen Selbſtzufriedenheit herauszuſchrecken. Er drehte ſich gravitätiſch, mit der Miene höchſter Weisheit, auf dem Abſatz ſeiner altväteriſchen Schuhe um, entlockte erſt dem geliebten Dudelſacke einige quickende Töne und fuhr fort:

„Eine ſehr inſtinktloſe Frage, Sir, Brr! Sehen Sie umher, blicken Sie vor ſich, ſchauen Sie hinterwärts, was begegnet Ihrem Auge, he?“

„Auf jener Seite Wald, auf dieſer Feld und hier ein kleiner geiſtreicher Prediger in der Wüſte,“ fiel Mathews ein.

„Wahr und doch falſch,“ verſetzte ohne Zaudern der Bucklige, „vielmehr begegnet Ihnen eine Gegend, das heißt, genau beſtimmt, von der Feder der Sprache beſchrieben, ein Etwas, das mehr iſt als Nichts und weniger als Alles — alſo eine Gegend. Gegend iſt Wald und Feld, Berg und Thal, Fels und Fluß und See, mithin ein Septett in der Symphonie der Schöpfung, was nicht geſungen wird, ſondern ſich ſelbſt ſingt. Ja, ja! Dem zufolge iſt nichts eben, ſondern Alles eckig und hügelig, anſchwellend, mit eins — eine mannigfache Dudelſackmuſik. Der verſtändige Menſch, mit wohlproportionirten Gehirnverhältniſſen nennt dergleichen Naturanlagen auch Romantik; weshalb Romantik der vollkommenſte Wuchs der Natur, der Welt iſt, ſein muß und ſein wird. Brr! So betrachtet, das heißt vernünftig, conſtruirend und diſtinctiv, will ſagen: ſcheidend mit Inſtinkt, ſtellen ſich vor das Auge des vernunftbegabten Mannes die ebnenden, alle Schöpfung neu auflegenden Fabrikarbeiter der Weltgeſchichte als Narren hin. Sie bemühen ſich, abnormalen Inſtinktes voll, aus dem ſchönen, romantiſchen Wuchſe der Erde ein glattes, anſtandwidriges Ungethüm zu machen. Sie engliſiren die Natur, die, beiläufig geſagt, kein Pferd iſt. Demnach ſind ihre Beſtrebungen unverſtändig, gottlos, ungöttiſch, ſelbſt menſchenwidrig, indem, wie allbekannt, ein wohlgewachſener, vollkommener Menſch, als höchſtes Produkt der Natur, ein Inbegriff der romantiſchſten Romantik ſein muß, ein Septett in der großen Weltmuſik: Berg und Thal, Hügel und Fels und Fluß und See und Wald. Ja, ja! Nehmen Sie ſich ein Beiſpiel an mir, Sir!"

Byron und ſeine Freunde brachen in ein unmäßiges Gelächter aus, nur Mathews wußte ſich zu bezähmen. „Er ſpricht etwas welſch, oder nach Inſtinkt zu reden, kauderwelſch. Dich, Gordon, muß des edlen Schellhorn Rede wahrhaft entzückt haben! Zwar gebricht Dir noch viel, um ein vollkommen romantiſcher Menſch zu werden, Du beſitzeſt aber doch gewiſſermaßen und vermöge des Maßſtabes eines wohlproportionirten Gehirnes den Abſatz der Romantik. Gordon, Du kannſt ein großer Mann werden!"

„Wahrhaftig!" verſetzte Byron, „die Möglichkeit wäre vorhanden, ich bin aber der Meinung, daß mich dies — er deutete auf die Stirn — mehr erheben wird, als dies — auf den lahmen Fuß zeigend — was ich mit Reſpekt zu melden, für einen nicht erhöhenden, ſondern unter die Romantik der Geſellſchaft herabſetzenden Abſatz halte."

Lachend und ein jauchzendes Hurrah dem buckligen Moraliſten und Dudelſackpfeifer zurufend, ſprengten die Jäger aus dem Abteihofe und verſchwanden bald im Dickicht des Waldes.

Schellhorn ſah den Davoneilenden mit dem Ausdruck eines gewaltigen Selbſtgefühles nach. Seine Miene war diktatoriſch ernſt, wenn nicht grade das convulſiviſche Zucken ihr eine Kleinigkeit der ſtreng bewachten Würde entriß. Mechaniſch griff der Verehrer des orthodoxen Knox zum Dudelſacke, blies ein paar ſogenannte Accorde und trabte dann in die Halle, um ſich von der weichherzigen Nanny einen Krug Ale reichen zu laſſen, und, wie natürlich, die nächtige Spuckgeſchichte weitläuftigſt anzuhören. Während ſeines gravitätiſchen Vorwärtsſchreitens ſprach er noch zu ſich ſelbſt:

„Brr! Alles Narren! Warum ſoll ein wohlorganiſirter Mann, der ſich ſelbſt, ſeines Geiſtes und Leibes fühlend und denkend bewußt geworden iſt und bleibt, warum, frag' ich, ſoll ein ſolcher nicht ſtolz ſein auf die Auswüchſe ſeiner fruchtbaren Natur? Höcker? Was iſt ein Höcker? Vernunftgemäß und nach Inſtinkt betrachtet, blos ein Schößling übermüthiger Kräfte, ein geniales Prickeln in Haut und Knochen, ein Witz des Nervenſaftes, ein Abſenkling oder vielmehr ein Aufhebling der Schafferin Natur. Ja, ja! Höckrig ſein iſt keine Schande; ein Vorzug iſt's! Wenn die Erde zuviel hat, treibt ſie einen Hügel auf, wenn in der Atmoſphäre ein Ueberfluß zu finden iſt, entſtehen die Schwärmwelten, wie es der vernunftbegabte Menſch nach Inſtinkt benennt, und — —, wenn eines Menſchen Körper zu reich iſt an Geſundheit, ſo wirft er einen andern Körpertheil auf, der blos deshalb inkommodirt, weil die Anatomie eben ſo wenig, als der Schneider darauf eingerichtet ſind. Brr! Ich bin [illegible] produktiver Menſch, ein Schöpfer meines Selbſt. Die Andern aber ſind Narren. Verſtehen weder ſich, noch das Denken des Genies in Haut und Knochen." —

Er war jetzt glücklich an der Thüre angelangt. Nanny begrüßte ihn mit einem ſittſamen Knix und kredenzte ihm lächelnd das ſchäumende Octoberbier. —

VII.

Das Praſſerleben Byrons in Newſtead geſtaltete ſich indeß immer toller. Entfernte Freunde, die es mit dem jungen Lord ehrlich meinten, beſtürmten ihn brieflich, ſeinem Leben doch eine andere Richtung zu geben. Auch Frauen, deren Worte in ſolchen Fällen immer am meiſten bewirken, weil ſie unmittelbar dem Herzen entſprießen und, wenigſtens in der Regel, ohne berechnende Nebenabſichten ausgeſprochen werden, ließen klagende Ermahnungen hören. Byron nahm dieſe Mißbilligung der öffentlichen Meinung ſehr ruhig hin, einen innern Aerger über ſich ſelbſt konnte er aber doch nicht ganz unterdrücken, denn die zurückhaltende Scheu, welche alle Umwohnende gegen ihn beobachteten, ließ ihn erkennen, daß ein dämoniſches Weſen zwar Aufſehen erregen, niemals aber Liebe erwecken kann. Selbſt Nanny, ſonſt dem Zweifel nicht eben hold, begann unwirſch zu werden und über gottesläſterliches Treiben zu klagen. Am meiſten Geduld hatte der alte Murray, der ſich überall mit einem kurzen „bewunderungswürdig" zu helfen wußte und vielleicht grade mit dieſem ſtrafenden Lakonismus das an ſich treffliche Herz ſeines jungen Herren am härteſten traf.

Ein Zufall ſteuerte unerwartet den täglichen und nächtlichen Bacchanalien. Der Uebermuth Mathews' erlaubte ſich Handlungen, die in der innigſten Verwandtſchaft ſtanden mit dem erzürnten Verfahren der Prager

Ritter. Byron fand dieſe Eingriffe in ſein Hausrecht eben ſo ſtörend, als ſeine Freunde ſich dadurch beleidigt und zurückgeſetzt fühlten. Es trat eine heftige Verſtimmung ein, die ſich erſt durch Auflöſung der Geſellſchaft wieder verlor. Man verabſchiedete ſich und in wenigen Tagen war die Abtei leer und öde, wie früher.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Braunſchweig.

(Den 16. Februar.)

(Leſſing's Todtenfeier.)

Der geſtrige Tag war für die Bewohner Braunſchweig's ein Feiertag höchſt eigenthümlicher und ungewohnter Art. Der hieſige Kunſtklubb hatte durch die am 15. Februar v. J. zum erſten Mal am Grabe Leſſing's veranſtaltete, anſpruchloſe Gedächtnißfeier die Idee eines Leſſing-Denkmals in Anregung gebracht. Nachdem inzwiſchen das Intereſſe des Publikums für jenen Zweck durch Schrift und Wort vielfach geſteigert worden war, fand am geſtrigen Tage eine Feier ſtatt, welche ſowohl durch den Glanz ihrer Ausſtattung, als auch durch die Theilnahme der Beſuchenden, eine höchſt würdige genannt zu werden verdient. Um 2 Uhr Nachmittags ſtrömte in dichten Schaaren das Volk zu den für den freien Zutritt geöffneten Hallen der Aegidienkirche, eines Prachttempels, noch von der Aeltermutter Heinrich's des Löwen herſtammend, und jetzt ausſchließlich der Kunſt gewidmet. Dieſes Lokal war um ſo angemeſſener, als vor 57 Jahren in einem nur wenige Schritte entfernten Hauſe der große Gefeierte die Feſſeln ſeiner irdiſchen Hülle abgeſtreift hatte. Auf dem hohen Chore der Kirche erhob ſich eine ſchwarz drapirte Tribüne, mit Blumen und Candelabern geſchmückt, welche auf hohem Piedeſtal Leſſing's Büſte, mit friſchem Lorbeer gekrönt, trug. Sehr bezeichnend ſtand auf koſtbarer Jaspisſäule eine Opferſchale, deren helllodernde Flammen bis zu dem Namen: „Leſſing“ hinaufſtrebten, einem Namen, der als einziger und doch ſo bedeutſamer Schmuck unter einem Sternenkranze hervorſtrahlte. Luther's erhebender Geſang: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott ꝛc.“, mit Begleitung der Inſtrumentalmuſik geſungen, eröffnete die Feier. Hierauf hielt der Herr Hofrath, Profeſſor Dr. Petri den Feſtvortrag. Nachdem der Redner von der Bedeutung einer Todtenfeier zu der Bedeutung einer Leſſing-Todtenfeier übergegangen war, beleuchtete derſelbe die Verdienſte Leſſing's um alle die Zweige des Wiſſens, welche dieſer erhabene Genius mit ſeinem erleuchteten Verſtande erfaßt hatte. Es iſt um ſo mehr zu bedauern, daß die Beſchränktheit dieſes Raumes nicht geſtattet, die gediegenen Worte des Redners zu wiederholen, da auch einem ſehr großen Theile der Anweſenden, wegen der Größe des Lokals und des Gewoges der Tauſende von Zuhörern, Vieles entgangen ſein möchte. Der Herr Hofrath Petri hat ſich indeſſen auf den lebhaft und wiederholt ausgeſprochenen Wunſch geneigt erklärt, einen ſo werthvollen Vortrag, deſſen Veröffentlichung den frommen Zweck des Leſſing-Denkmals um ein Bedeutendes fördern muß, den Verehrern Leſſing's nicht vorzuenthalten. Nach Beendigung der Rede führte der Hr. Hof-Kapellmeiſter Methfeſſel die von ihm in Muſik geſetzte, und vom Hrn. Dr. Brinkmeier gedichtete, treffliche Cantate auf. Unter der gefälligen Mitwirkung der Herzoglichen Hofkapelle, des Herzogl. Hofopernſängerperſonals und der Liedertafel, ließ ſich nur Ausgezeichnetes erwarten, und die Wirkung dieſes Meiſterwerkes war von ergreifendem Eindruck. Den köſtlichen Solis war der ſeelenvolle Vortrag der Herzoglichen Hofopernſänger Krauſe und Schmezer angemeſſen, und von hinreißender Gewalt namentlich der herrliche Chor:

Er lebt! — In allen Herzen
Der Nachwelt tönt ſein Wort!
Er lebt! — In allen Geiſtern
Glänzt hell ſein [illegible] fort.

Unerwähnt darf nicht bleiben die große Theilnahme des Publikums und die Bereitwilligkeit, womit die Behörden von Staats-, Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Inſtituten und viele Privatperſonen dem Anſuchen und Wunſche des Kunſtklubbs entgegen kamen, um den Glanz dieſer Feier zu erhöhen. In einer ſolchen Theilnahme lag wahrlich ein vollgültiger Beweis, daß von Braunſchweig's Bewohnern die Bedeutung dieſer Todtenfeier begriffen worden war. Hat doch auch Leſſing's Nachwelt im vollſten Maße die Verpflichtung, das zu vergüten, was die undankbare Mitwelt dem erhabenen Denker ſchuldig blieb, deſſen heiligen Ueberreſten vor 57 Jahren, unter dem Schutze militäriſcher Bedeckung, die Ruhe der geweihten Erde erzwungen werden mußte, welche blinder Glaubenseifer und unheilige Unduldſamkeit zu verjagen bemühet war.

Wie hoch Leſſing über ſeiner Zeit erhaben ſtand, erhellt aus einem prüfenden Blicke auf ſeine erleuchteteren Zeitgenoſſen. Während die Beſtrebungen dieſer Geiſter, wenn auch nicht übertroffen, doch zum Theil längſt in das Blut und Leben des Volkes übergingen, ſteht noch jetzt, nachdem ein halbes Jahrhundert über Leſſing's Grabe dahin geſtreift iſt, und nachdem er ſeine Nachwelt auf ſeinen Schultern emporgehoben hat, der Baum Leſſing'ſcher Erkenntniß unſeren Blicken zu hoch, um ihn ganz zu erreichen. Das traurige, noch immer in Frage geſtellte Schickſal unterdrückter Israeliten, und der blinde Glaubenskampf unwürdiger Chriſtusjünger liefern den Beleg hierzu. Ja, mit Stolz und Selbſtgefühl darf ich es ſagen, daß Braunſchweig's Bewohner durch die rege Theilnahme, welche ſie für das zu ſtiftende Leſſing-Denkmal an den Tag gelegt haben, die Schmach abzuwaſchen anfingen, welche auf ihnen haftete, ſo lange Leſſing's Aſche in ihrer Vaterſtadt im Dunkel der Vergeſſenheit begraben lag.

Möchte doch jeder ächte Deutſche ſich für Leſſing's Denkmal intereſſiren, und Jeder, auch unaufgefordert, in ſeinem Kreiſe für dieſen Zweck wirken; möchten beſonders die deutſchen Bühnen, deren Begründer er war, ihre Theilnahme an den Tag legen, damit das Denkmal des Mannes an Würde nicht zurück bleibe, der an Verdienſt und Ruhm keinem ſeiner Mitbewerber um den Kranz der Unſterblichkeit nachſtand. Möchte aber auch kein Deutſcher vergeſſen, daß Leſſing der Verkündiger eines neuen, großen Tages war, deſſen erſte Morgenſtrahlen ſich jetzt erſt zu entfalten begonnen.

Carl Schiller,
Sekretär des Leſſing-Comité.

Kirchliches.

(Aus einer brieflichen Mittheilung an einen Mitarbeiter am Phönix.)

(Den 30. Januar 1838.)

— — Da ich Ihrem Verlangen, meine Anſichten über die letzten Ereigniſſe in Köln Ihnen mitzutheilen, um ſo minder entſprechen kann, da eben erſt die Vorlage der Akten hierüber begonnen hat, ſo will ich mich begnügen, vor der Hand zur Beſchwichtigung Ihrer Furcht über die der Religion nachtheiligen Folgen jener Ereigniſſe, Ihnen, v. Fr., folgende allgemeine Bemerkungen über die dermalige Weltſtellung der Kirche oder eigentlich des Kirchenvorſteheramts mitzutheilen, wenn ſchon der Standpunkt, aus welchem dieſe Bemerkungen gefaßt ſind, ein von dem Ihrigen unterſchiedener ſein dürfte. — Was nämlich Sie, v. Fr., wollen, das will ich auch, und wir ſind nicht über den Zweck, ſondern nur über das Mittel hierzu noch nicht einverſtanden. Sie wollen nämlich eine von aller weltlichen Herrſchaft und von aller nationalen Beſchränktheit freie, beiden nicht unterworfene Weltkirche (nicht weltliche Kirche) wie ich — wenn ſchon die Weltfreiheit nicht Weltlosſein ausſagt, ſo wie die Erdefreiheit des Gewächſes nicht Erdelosſein deſſelben. — Sie aber ſuchen den Beſtand und die Schirmung dieſer Weltkirche in einer Autokratie des Kirchenvorſteheramts, und ich in einer Weltkorporation oder Communalverfaſſung, welche eben in einem autokratiſchen Regiment untergeht. Ich meine nämlich, daß ſo, wie jedes einzelne Episcopat, ſich als autokratiſch punktualiſirend, alle kräftige Baſis in ſeiner Gemeine (Kirche) verliert, daſſelbe von einem Oberepiscopat gilt. Denn eben dieſe Punktualiſirung macht die Kirche der Weltmacht faßlich, weil — ihr gleich; wie denn Hof mit Hof und Kabinet mit Kabinet leichter fertig werden, als mit einer durch die Welt verbreiteten Standſchaft. Welche Punktualiſirung (als die Vermengung eines chriſtlichen primus episcopus mit dem Begriff eines jüdiſch-heidniſchen pontifex maximus) übrigens freilich von altem Datum iſt, indem ſie in Conſtantin's Zeit begann, in welcher das Chriſtenthum anfing, Staatsreligion zu werden, und ſelbſt noch bei den Verſuchen einer Kirchenreformation dieſelbe Funktion eines pontifex maximus oder summus (unicus) episcopus simpliciter nur auf den weltlichen Regenten übertragen ward.*) Aber der Geiſt des Chriſtenthums und folglich der chriſtlichen Kirche iſt, wie geſagt, ſeiner Natur nach corporativ und communal, und man braucht ſich z. B. nur die Frage zu ſtellen, ob die accreditirte Legationen vom römiſchen Hof daſſelbe in allen Welttheilen geleiſtet haben würden, was weltlich-obſcure Miſſionen leiſteten, um ſich davon zu überzeugen, daß die autokratiſche Concentration des Kirchenamtes und deſſen Verweltlichung keineswegs zur allgemeinen (katholiſchen) Verbreitung des Chriſtenthums das wirkſamſte Mittel war und iſt. Eben aber dieſe Nichtverweltlichung der Kirche hält ſie frei und indifferent gegen alle Formen des Weltregiments, indem ſie nur gegen die Despotie wie gegen die Rebellion in jeder dieſer Formen ſich, wo ſie Veranlaſſung hiezu hat, ausſpricht.**) Wie es denn eben ſo falſch war, dem Chriſtenthum und der chriſtlichen Kirche den Vorwurf einer Antinationalität zu machen, als ob ſelbes ſtrebte, alle Nationen in denſelben Grundbrei (Infuſorium) aufzulöſen, in welchen die moderne Demokratie oder der Republikanismus jede einzelne Nation durch Tilgung aller Gliederung und Standſchaft aufzulöſen ſtrebt; wogegen der Geiſt des Chriſtenthums als der wahrhaft humane nur der antihumanen Separation und Coagulation des Nationalismus durch ſeine corporative den Menſchen als ſolchen in jedem Volk wie in jedem Stand anerkennende und ſchirmende Inſtitute und Miſſionen, abwehrt, ohne die nationale Unterſchiedenheit anzutaſten, weil eine höhere bildende Macht jedes niedrigere Gebilde durchdringt, und folglich dieſes weder zu zerſtören braucht, noch ſelbes zerſtören will. Wenn alſo der S. Cyprian ſagt, daß alle Biſchofthümer in der Welt nur Ein und daſſelbe Biſchofthum ſind, ſo nimmt er dieſe Einheit in demſelben Sinne, in welchem ſelbe von den verſchiedenen Kirchen galt, welche die Apoſtel und Jünger des Herrn ſtifteten. Denn Ihnen brauche ich wohl hier nicht von jenen mißlungenen Verſuchen zu reden mehrerer katholiſcher Theologen, die ziemlich ſpät entſtandene autokratiſche Kirchenverwaltung als primitiv und zwar ſelbſt aus der Schrift zu erweiſen,*) indem es nämlich wohl bekannt iſt, daß man in jenen erſten und beſten Zeiten des Chriſtenthums weder von einem princeps apostolorum, noch von einem vicarius Christi wußte, ſo wie daß Chriſtus keine einzelne Kirche ſtiftete, wohl aber allen von ſeinen Apoſteln und Lehrjüngern geſtiftet werdenden Kirchen ſeine unvermittelte Aſſiſtenz ſo gut verſprach, als jeden zweien oder dreien Menſchen, welche wo immer, mitten in der Welt oder in einer Wüſte, in Rom oder in Conſtantinopel, ſich in Seinem Namen verſammeln würden, welche Aſſiſtenz alſo auch dann bis an's Ende der Welt fortbeſtände, falls auch durch ein Erdbeben Rom plötzlich unterginge. — Ebenſo hieße es der Natur und dem Begriff eines Wahlreichs (wie doch das Papſtthum iſt) widerſprechen, falls man jenen Worten: Tu es Petrus etc. einen über die Perſon hinausreichenden Sinn unterlegte, und, falls es auch z. B. hiſtoriſch erwieſen wäre (wie ſolches nicht iſt), daß Petrus die römiſche Kirche begründet, als ihr erſter Biſchof verwaltet und den Linus zu ſeinem Nachfolger ordinirt hätte, ſo wäre doch hiermit die Filiation (Erbfolge) erloſchen, weil alle folgenden römiſchen Biſchöfe durch die Gemeinde (Prieſter und Laien) gewählt wurden, die Inſpiration hierzu folglich als von Letzteren ausgehend gedacht wird. Kurz die autokratiſche dermalige Form des Kirchenvorſteheramtes, deren Erhaltung noch jetzt meiſtens als die alleinige Stütze der chriſtlichen Kirche betrachtet wird, halte ich für die Haupturſache des dermaligen Verfalls und der Unlebendigkeit derſelben, ſowohl unter Katholiken als Proteſtanten**) Wo nämlich die Freiheit der Bewegung zugleich mit der Stabilität der bürgerlichen und religiöſen Societät, anſtatt einander wechſelſeitig zu ſchirmen und zu fördern, ſich einander hemmen und gefährden, da fehlt es ſicherlich an der Einen oder an Beiden. — — —

---

*) So z. B. mußte erſt kürzlich die Königin von England, als ſie den Thron beſtieg, als summus episcopus der anglikaniſchen Staatsreligion oder eigentlich Staatstheologie, die Lehrſätze der Letztern als infallibel beſchwören, wogegen alle andere Theologien nur tolerirt werden. Als ob jeder Staatsbürger als integrirender Theil des Staates nicht daſſelbe Recht hätte, ſeine Theologie als Staatstheologie gelten zu machen?

**) Gerade in demſelben Land, in welchem man ein ſo großes Gewicht auf das sacre der weltlichen Krone (als Dekoration derſelben) legte, kam endlich ein Abbé zum Vorſchein, der das sacre den Barrikaden gab. Wogegen das Partheinehmen der ſpaniſchen Kirchendiener an den politiſchen Händeln die Kirche ruinirte.

*) Was ſie übrigens gar nicht nöthig hatten, weil, wenn dieſe Form der Kirchenverwaltung nicht primitiv, ſo doch im Verfolg der Zeit gut und nöthig war, wie ſie es dermalen — nicht mehr iſt.

**) Im Vorbeigehen bemerke ich hier in Bezug auf den Curialausdruck: sanctus und sanctissimus Pater (welch letzterer mit dem Sanctissimum auf dem Altare eine Parallele macht) daß ſchon Alcuin der Mönch und Lehrer Karls des Großen in den Schriften, welche er letzterem dedicirt, denſelben Ausdruck: Sancte *Imperator* braucht.

Feuilleton.

⁂ Die in Jena erſcheinende »Minerva« von Dr. Bran, eröffnet ihren neuen Jahrgang mit einem ſehr intereſſanten Artikel über die geiſtreiche *Herzogin* Amalie von Sachſen-Weimar und die Notabilitäten an ihrem *Hofe*.

⁂ Auch die Leipziger Allgemeine Zeitung ergreift (in Nro. 15, in einer Korreſpondenz aus Frankfurt a. M.) rüſtig Parthei gegen das Raubſyſtem in der Journaliſtik. Dem Uebel kann nur durch gemeinſames Wirken geſteuert werden; möchten denn immer mehr und mehr journaliſtiſche Inſtitute ſich zur feſten Phalanx zuſammen thun. Wir zweifeln nicht, daß dann auch Redaktionen, welche jetzt noch, befangen von einſeitigen Intereſſen des Augenblicks, gegen ihr eigenes wahres ankämpfen (wie z. B. die ſonſt achtbare des »Freimüthigen«) letzteres nicht länger verkennen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 48. 1838.

Phönix.

Samstag, 24. Februar.

E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.

(Fortſetzung.)

„Alles das fühle ich mit Ihnen; doch laſſen wir uns von dieſen unheimlichen Gefühlen nicht hinreißen, wozu unſere Phantaſie wohl nur allein den Impuls gegeben haben mag. Erſchiene uns auch auf der Stelle der Selige, wir hätten nicht Urſache uns zu fürchten, ſein Geiſt könnte uns nur als ein guter erſcheinen. — Doch, was erblick' ich? — Welche Pietät! — — O göttlicher Kammermuſikus! Das haſt Du gut gemacht! Geprieſen ſei Dein edler Sinn, hier und jenſeits! — — Profeſſor! Ihr wiſſet gar nicht, was Ihr ſehet. — Reißt die Augen auf, Profeſſor! — — Ihr ſehet hier das leibhaftige, das gänzlich unveränderte Zimmer des ſeligen Kammergerichtsraths! — — Dieſelben drei Stühle, auf welchen er und ich ſo oft geſeſſen; derſelbe Schreibtiſch, an welchem er ſeinen Berganza ausgearbeitet, ſeinen goldenen Topf angefangen, und die erſten Noten zu ſeiner Undine geſetzt. — — Dank Dir, trefflicher Kammermuſikus, daß Du dieſe unſcheinbaren Meubles erhielteſt und als heilige Reliquien aufbewahreteſt! — — Profeſſor! Schauet den Brandfleck im Tiſche hier, — den hat der Selige hineingebrannt, als er des Kapellmeiſters Johannes Kreisler's Lehrbrief ſchrieb, mit einem Stümpfchen Licht hineingebrannt, das der Leuchter nicht mehr halten wollte. Da nun kein anderes mehr vorhanden, der Kammergerichtsrath aber im vollen Zuge war, ſetzte er das Stümpfchen auf den platten Tiſch, um die letzten Gedanken zum Lehrbrief auf das Papier zu bringen. Mit den Schlußworten:

„„Gehab' Dich wohl, lieber Johannes Kreisler! — es iſt mir ſo, als werde ich Dich nicht wiederſehen! — Setze mir, wenn Du mich gar nicht mehr finden ſollteſt, nachdem Du um mich, ſo wie Hamlet um den ſeligen Yorik, gehörig lamentirt haſt, ein friedliches: Hic jacet, und ein:

✝

Dieſes Kreuz dient zugleich zum großen Inſiegel meines Lehrbriefes, und ſo unterſchreibe ich mich denn — Ich wie Du

Johannes Kreisler
cidevant Kapellmeiſter.““

erloſch das Licht; aber andern Tages zeigte mir Kreisler-Hoffmann den eingebrannten, Gottlob noch unvertilgten Fleck, indem er lautauflachend ſprach: „„Belieben Sie, Verehrteſter, dieſen Schandfleck des Teufels zu erblicken. Als ich in geſtriger Nacht die ſublimſten Gedanken in Kreislers Lehrbrief niederſchrieb und anfing gemüthlich und zierlich dies ſtattliche Kreuz zu malen, erzürnte Satanas darob, und brannte dieſen Fleck ein zu ſeinem und meinem Gedächtniß!““ — — — Hier in dieſer Tiſch-Schublade, Profeſſor, lag ſein mit unzähligen Thränen geſättigtes Tagebuch! viele mögen beim nächtlichen Hineinlegen deſſelben nebenbei gefallen ſein! hier ſind ſie vertrocknet; aber in ſeinen Schriften finden wir ſie alle, hinter der Harlekins-Maske verborgen, wieder. Ja, ein Schalk war der Selige im Leben, wie in ſeinen Werken, durch's thränende Auge lachte er, er beſaß den Humor des alten Scheppe, und die Miſèren des Lebens packten ihn nicht ungeſtraft; denn entweder verſpottete oder geißelte er ſie! Und wenn hier, wo wir ſtehen, ſeine treue Lebensgefährtin manchmal verzweiflungsvoll die Hände rang nach einer Suppe auf den Mittag, warf er lachend vom obern Zimmer, — Sie ſehen doch, Proſeſſor, das viereckige Loch dort in der Ecke, über uns? — ein Paar alte Stiefel zum Verkauf in die gefalteten Hände der lieben Frau herab; worüber dieſe wiederum nicht anders als — mitlachen konnte. Ach Profeſſor! Das war die ächte Lenette, die dem Armenadvokaten Siebenkäs ſicherlich geworden wäre, hätte ſie zu jener Zeit ihm der Kammergerichtsrath nicht weggekapert!“ —

Ich trat an das Fenſter, öffnete es, und ſchaute dieſelbe Umgebung an, die ich ſo oft in Geſellſchaft des Freundes, neben ihm hinausgelehnt, betrachtet hatte. Auch das von ihm ſo oft verwünſchte Haus rechter Hand, das ihm ſo viele nächtliche Qualen bereitet, ſtand noch wie ſonſt, aber friſch übertüncht. Die Gemächer, aus denen das ihn täglich ſchier vernichtende Lied: „Wenn mir Dein Auge ſtrahlet,“ kam, füllt jetzt mit ſeiner Familie ein ehrlicher Bäckermeiſter aus, und backt viel Brod darin, woran es dem Seligen nicht ſelten fehlte.

„Iſt das nicht wahrer Hohn des Schickſals!“ würde er, ſähe er jetzt mit mir zum Fenſter hinaus, ausrufen: „daß mir damals von drüben wurde, was ich als civiliſirter Muſikdirektor nicht brauchte, und jetzt gereicht wird, was ich als genialer Autor, der gewiſſe Phantaſieſtücke und einige andere Bücher geſchrieben, wiederum nicht brauche!“

Nachdem ich das Fenſter geſchloſſen, fand ich den Profeſſor niedergebückt am Fußende eines ſogenannten Himmelbettes buchſtabirend:

„E. T. A. H. & M.“

„Was heißt das?“ ſagte er.

Ich trat hinzu. „Ach!“ rief ich aus; „es iſt dieſelbe Bettſtelle, in der der theure ſelige Freund mehr qual- als freudvolle Nächte durchſchlief. Sein Name und der ſeiner treuen Gattin Micheline, — ich erkenne ſie wieder, dieſe damals von ihm ſelbſt mit einem Meſſer eingegrabenen Schriftzüge! — — Machen wir, daß wir fortkommen, Profeſſor! Mir fängt es wirklich an, ernſtlich unheimlich zu werden. — — Alſo auch dieſe Bettſtatt haſt Du aufbewahrt, frommer Kammermuſikus, — und ſie war vielleicht ſelbſt bisher Deine nächtliche Ruheſtätte? — — Ja, unverſehrt, ſelbſt unverrückt, ſteht ſie noch da, und — täuſche ich mich nicht? — nein, wahrlich, ich erkenne ſie wieder, dieſe langen, rothgeblümten Vorhänge, über die derſelbe ſo oft ſcherzte und aus ihren Faltenwürfen ſo viele komiſche Phyſiognomien herausblicken ſah. Es ſind dieſelben von damals; nur etwas verwaſchen! Sehen Sie, Profeſſor, hinter dieſen Vorhängen — — —“

„Herr des Himmels und der Erde!“ ſchrien wir zugleich auf, als ich ſie raſch auseinandergezogen hatte; — wir waren dem Niederſtürzen nahe, und nach einer langen Pauſe der Erholung, ſetzte ich eben ſo hinzu:

„Der Kammermuſikus!“

Ja, er war es wirklich, der im Todtenhemde dalag!

„Was ſchreien Sie?“ ſagte ſanft eine Stimme hinter uns. „O beunruhigen Sie meinen guten Vater nicht!“ fuhr ſie eben ſo fort.

Es war die Tochter des Kammermuſikus Wahrmuth. Sie war unterdeſſen aus der Nachbarſchaft in ihr unteres Zimmer zurückgekehrt, und nachdem ſie unſern Schrei vernommen, herbeigeeilt.

Wir erfuhren von ihr, unter worterſtickenden Thränen, daß ihr lieber, theurer Vater, geſtern früh geſtorben ſei, wovon mir nicht die geringſte Nachricht zugekommen war; ſie aber meinte, ich wäre gekommen, den von mir im Leben ſo hochgeachteten Mann — als Leiche noch einmal zu ſehen. Ich erklärte ihr jedoch das Quid pro quo, nachdem ich mich einigermaßen gefaßt hatte.

„Das längſt geahnte Unvermeidliche,“ ſagte die Tochter, „iſt leider gekommen. Mein beinahe achtzigjähriger Vater iſt in des Herrn Kammergerichtsraths, den er im Leben ſo hochverehrte, ehemaligem Bette unter ſanften Delirien, aus denen wir die Worte vernahmen: — Hoffmann — Orcheſter — der bin ich — nur lento — lento — lento“ — ruhig entſchlafen. Wie ſehr mein lieber Vater ihn ſchätzte, beweiſt Ihnen, außerdem, daß er in ſeinen letzten Augenblicken ſich noch mit ihm beſchäftigte, die ganze Einrichtung dieſes Zimmers, das er ganz in demſelben Stand erhielt, wie es ſein früherer Bewohner, auch mein unvergeßlicher Lehrer, verlaſſen.“

„Iſt denn gar kein Andenken vom ſel'gen Hoffmann aus dieſem Hauſe mitzunehmen?“ ſagte tief bewegt der Profeſſor.

„Ich wüßte nichts,“ erwiederte die Tochter. „Alle Papiere, die er zurückließ in jener Rumpelkammer oben, zu der dies Luftloch führt, ſind auf ſein Geheiß nach ſeiner Abreiſe, ſogleich den Flammen übergeben worden. Doch, — — warten Sie! Jener Ziegelſtein mit dem Sie das Loch — mit welchem er ſo viel Spaß trieb, bedeckt ſehen, iſt derſelbe noch, wie ihn ſich der Kammergerichtsrath bediente, je nachdem er das Loch der Wärme wegen, bedeckt haben wollte, oder nicht. — Ich bringe ihn.“ —

Sie eilte hinauf, und brachte einen mit Noten umwickelten Stein.

„Das iſt Hoffmanns Handſchrift!“ rief ich aus.

„Und, — Noten aus ſeiner Undine!“ ſagte gerührt der Profeſſor. — „O wäre es nicht erlaubt“ — — — wandte er ſich zur Tochter auf die Noten zeigend.

„Recht gern,“ ſagte ſie.

Der Profeſſor verbarg ſchnell den Schatz an ſeiner Bruſt; dann gingen wir noch einmal zum Bette des alten Kammermuſikus, tauchten — obwohl Beide Proteſtanten — unſere Finger in das, unfern des Bettes ſtehende Weihwaſſer, und beſprengten die entſeelte Hülle damit.

„Friede ſei mit Dir ewiglich!“ ſagte ich.

„Friede, wie ihn Dir kein Katholik heißer wünſchen kann!“ ſprach der Profeſſor, und tief erſchüttert an Leib und Seele verließen wir das merkwürdige Haus. —

(Fortſetzung folgt.)

Charaktere und Umriſſe

aus der würtembergiſchen Abgeordnetenkammer.

(Fortſetzung.)

Dr. Walz.

Hier ſeht Ihr ein ſchwäbiſches Idol der Bürgertugend, einen Repräſentanten des Philiſterthums. Er iſt ein unmittelbares Organ des Tiersparti in der würtembergiſchen Haupt- und Philiſterſtadt, deſſelben, der mit dem eigenen Vaterlande nicht mehr ſo recht zufrieden iſt und der für die nordamerikaniſche Freiheit glüht. Herr Walz hat Smollis mit dem Proletarismus getrunken, der Bourgeoiſie ſtreicht er den Embonpoint, damit ſie nicht aus den Motiven des Unterleibs in die Klauen der böſen Sache fällt. Er trinkt auf des Winzer's Geſundheit zu jeder Tagesſtunde, da Ihr's haben wollt, er ſchnupft mit dem wohlhabenden Bürger aus derſelben Tabatiere, indeß er ihm von den Fortſchritten der nordamerikaniſchen Freiheit berichtet. Er iſt der eifrigſte Bearbeiter der Bürgerausſchüſſe und Bürgervereine, beſitzt den beſten Wollſack im „Bürgermuſeum" und dies iſt der Ort, wo er mit dem Philiſterthume die Karten miſcht, wenn ſich's um die ſtädtiſchen Preisſpiele des Tages handelt. In der Kammer citirt dieſer Erzphiliſter, dieſe Perſonification der engherzigſten Schwabenkrähwinkelei in der Stunde dreimal die Namen Waſhington und Lafayette, hier zieht er, daß ſeinen Committenten darob die Augen übergehen, Parallelen zwiſchen den Inſtitutionen Nordamerika's und der ſchwäbiſchen Freiheit. Er findet auf dem einheimiſchen Boden Alles jämmerlich, was nicht im Ideenkreiſe ſeiner Philiſterherrſchaft ſich bewegt, und damit er ſich ſtets als einen Vorkämpfer der letzteren auszeichne, trägt er immerdar einen Hambacher Hut, denn er behauptet, das Hambacher Feſt ſei ein Sinnbild der Emancipation des deutſchen Bürgerthums geweſen.

So ſeht Ihr an der Erſcheinung dieſes würtembergiſchen Rechtskonſulenten neben der aſchgrauen detaillirteſten Provinzialfarbe die hochrothe Univerſalfarbe eines auf amerikaniſchen Prinzipien ruhenden Weltbürgerthums, in welchem ſein Philiſter keine Abgaben und keine Zölle bezahlt, und nicht minder Mitglied der Senatorenkammer wie des Congreſſes iſt.

Dieſes würtembergiſche Kammermitglied iſt die ſpaßhafteſte Erſcheinung, die Ihr Euch denken könnt, doch von vieler Bedeutung für die Oppoſition, in der es lebt und webt und für die es in allen Fragen das Vollgewicht ſeines Philiſteranhangs in die Waagſchale legt. Walz votirt jederzeit wider die Rathſchläge und die Vorſchläge der Regierungsbank, in ſeinem Widerſpruche iſt ſelbſt Römer nicht ſyſtematiſcher, und die Weisheit des Philiſterklubbs im Bürgermuſeum, in deſſen Rathe er die erſte Stelle hat, ſetzt er keck der Weisheit des Gouvernements entgegen. In der Kammer gewährt ihm ſein fieberndes Blut, das über dieſen Zuſtand ſich keine Rechenſchaft zu geben vermag, keine Minute Ruhe, und gleich Römer, der immerwährend auf radikalen Füßen ſteht, pflanzt ſich Hr. Walz unabläſſig ſeinem ganzen Körper nach ſtehend unter den Kollegen auf. An ſeiner übrigen parlamentariſchen Perſönlichkeit iſt nichts Charakteriſtiſches, über hervorſtechende geiſtige Eigenſchaften gebietet er keineswegs, ein negativer Vorzug, der ihm übrigens bei ſeinen Philiſtern ſehr poſitiv zu ſtatten kommt. Der wohlhäbige Philiſter will die eigene Einſicht nie durch eine fremde überflügeln laſſen, er hält auf geiſtiges Renommé, und wer ſich an der Gravität ſeines altklugen Geſichts verſündigt, der hat ſeine Gunſt auf ewig eingebüßt.

Hr. Walz iſt, um es zu wiederholen, für die Oppoſition darum ſo bedeutſam, weil er ſich in den Sympathien des Tiersparti ſo gut wie in jenen der vornehmen Bourgeoiſie perſonifizirt und ſtets immer mit deren Geſammtheit in's Treffen rückt. —

Neben Walz ſteht zur Linken ein Pädagog aus Rotweil, Pflanz, der jüngſt über das Kirchenthum in Frankreich ſchrieb und ſeine Trophäen ſich im Kampfe für die Sache des aufgeklärten Katholizismus erwarb: ein friſcher, heller Kopf, eine Marknatur, aber proletariſch-eckig und radikal wie Römer. An die Rechte des Hrn. Walz lehnt ſich billig Hr. Pfleiderer an, der Kaſſenmeiſter der Oppoſition und einer ihrer Wortführer in den Sachen der materiellen Oekonomie. Dies iſt ein redlicher und redſeliger Spießbürger, der typiſche Schattenriß eines deutſchen Kleinſtädters, deſſen vorlaute Altklugheit Euch nicht bald mehr ſo widerwärtig vorkommt, wenn man mancher wirklich guten und geſunden Idee ihren Firniß, eine hausbackene Vornirtheit zu gute hält. Hr. Pfleiderer macht den eigentlichen Schlußſtein der Oppoſition, weil das Budget ſein Plaiſir und ſein Widerſtand gegen daſſelbe ſeine parlamentariſche Force apoſtrophirt.

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte.

Kern der osmaniſchen Reichsgeſchichte durch Hammer-Purgſtall. Muſterſtücke hiſtoriſcher Darſtellung, gewählt und geordnet von C. P. Berly. Leipzig. Hartleben's Verlags-Expedition. 1837.

Wer die Forderungen an einen Geſchichtſchreiber der Osmanen kennt, wie ſie Berly in dem ſchön gehaltenen Vorwort ausſpricht, dem leuchtet ein, daß bisher nur Ein Mann — Hammer-Purgſtall — auf dieſem Felde die Palme gewann. Zehn Bände, über ſiebentauſend Großoktavſeiten „volle Schatzkammern hiſtoriſcher Forſchung und Weisheit", ein Rieſendenkmal deutſchen Fleißes, deutſcher Wiſſenſchaft und Ausdauer, führen von den Uranfängen der Geſchichte dieſes Volkes bis zu dem Jahre 1774. Dem Manne von Fach, dem Denker, welcher ſeine Philoſophie aus dem Völkerleben zieht, bleibt Hammer's Arbeit ein unerläßliches Studium. Allein wir können nicht Alle dem großen Strome erzählter Begebenheiten ganz nach Herzensluſt folgen; man muß Zeit für das Leben gewinnen. — Und was nicht Alles leſen! Was nicht Alles denken, wenn die Gegenwart ihr Räthſelbuch aufſchlägt! Daher iſt ein Auszug, wie der vorliegende, um ſo verdienſtlicher, weil er einmal Freunde geſchichtlicher Literatur reizen will, Bekanntſchaft zu machen mit einem Schatz, dem ſolche Proben zu entnehmen waren; — weil er dann die Jugend im Auge behält, die den Geſchmack bilden ſoll an den Muſtern des Edlen und Schönen; — weil er endlich für alle Beſitzer des Werkes ſelbſt die einzeln Parthien des großen Freskobildes in Rahmen faßt. Die Gallerie hat ſechzig Gemälde, von Meiſterhand ausgeführt, und mit Geſchick geordnet vor uns aufgeſtellt. Nicht nur wollte der berühmte Hiſtoriker das Verdienſt des beſcheidenen Ordners, (dem „der Tag ein Lichtpunkt ſcheint im dunkeln Leben, wo es ihm vergönnt war, eines großen Meiſters Saum zu berühren") anerkennen: er lohnte auch ſein Streben durch den hiſtoriſchen Ueberblick, der freilich in etwas ſchwierigem Styl die ſechzig Gemälde erläutert, und durch die Poſaune des heiligen Krieges, von Johannes Müller 1806 zuerſt herausgegeben, die hier einen Anhang S. 353—380 bildet.

Druck und Papier ſind ausgezeichnet ſchön.

Göthe als Dramatiker,

von

Dr. H. Düntzer.

(Leipzig, 1837. Verlag von Wilhelm Engelmann.)

Wir haben ſchon einmal Gelegenheit genommen, uns in dieſen Blättern über den Unfug der mehr und mehr ſich häufenden Schriften dieſer Art auszuſprechen. Aber alles Sprechen möchte hier wohl vergeblich bleiben. Namentlich finden ſich fort und fort Leute, die ſich berufen glauben, Göthe gegen ſeine Widerſacher zu vertheidigen, und dem Publikum ſeine Dichtergröße begreiflich zu machen. Sie ſollten doch bedenken, daß die Kraft des Genies unverwüſtlich genug iſt, ſich ohne fremdes Zuthun ewige Dauer zu ſichern, daß aber langweiliges und oberflächliches Geſchwätz eher den ſchon gewonnenen Verehrern eines großen Dichters deſſen Namen zu verleiden als neue Anerkenner zu werben fähig iſt. Hier hilft bloße redliche Abſicht keineswegs. Niemand iſt berechtigt, mit einem kritiſchen Werke hervorzutreten, als der, der wahrhaft eigenthümliche Geſichtspunkte zu finden, wichtige und neue Aufſchlüſſe zu geben, kurz, uns als eine ſelbſtſtändige kritiſche Perſönlichkeit entgegenzutreten vermag. Ein ſolcher iſt der Verf. der gegenwärtigen Schrift durchaus nicht. Er meint es gut, aber das darf die Kritik durchaus nicht abhalten, ihm zu ſagen, daß ſein ſchwaches und geiſtloſes Werk zu der großen Maſſe der gänzlich überflüſſigen gehört. Es beſteht, faſt zur Hälfte, aus Citaten, theils aus Göthe, theils aus andern Schriftſtellern, von denen es von vorn bis hinten in unleidlicher Verworrenheit durchflochten iſt. Man ſieht leicht, daß es einem Manne, der von einer ſelbſtſtändigen, wohldurchdachten kritiſchen Ueberzeugung durchdrungen, uns dieſelbe zu geben entſchloſſen wäre, ganz unmöglich ſein würde, ſolche Moſaikarbeit zu liefern. Die Citate verlieren natürlich, ſo verſtreut und zerriſſen, allen Werth für ſich, und verdunkeln und verwirren auſſerdem den Gedankengang des Verf. — Was nun das übrigbleibende, vom Verf. ſelbſt gebotene Eigene betrifft, ſo iſt dies meiſt kein Eigenes, ſondern theils nutzloſe Umſchreibung Göthe'ſcher Scenen, theils Wiederholung oberflächlicher, ſchon oft und beſſer geſagter, mitunter aber auch ganz falſcher Gemeinplätze. Von der Auffaſſungskraft des Verf. mag folgende Stelle einen Begriff geben:

„Taſſo iſt die Darſtellung des Kampfes des klugen berechnenden Staatsmannes (Verſtandesmenſchen), und des flammenden, leicht reizbaren Dichtergeiſtes (Gemüthsmenſchen), des Hof- und Dichterlebens u. ſ. w. — Iſt dies nun der ganz eigentliche Inhalt des Stückes oder iſt die Idee eine andere, tiefere, allgemeinere? Sehen wir vorab vorurtheilsfrei auf das Gefühl, welches das Stück in uns erregt, ſo iſt dies kein anderes, als die ſchmerzliche Wahrnehmung, daß zwei, in ihrer Art ſo treffliche und ausgezeichnete Männer ſo feindlich einander gegenüberſtehen und, ſtatt ſich friedlich zu vereinigen, einander bekämpfen. Dies ſchmerzliche Gefühl wird am Schluſſe durch die Verſöhnung beider gehoben — und hierin muß der wahre Zweck des Stückes liegen. Duldung und wechſelſeitige Schätzung als des Menſchen Pflicht darzuſtellen, iſt die Idee des Taſſo u. ſ. w.“ —

Die faſt an's gemüthlich Alberne ſtreifende Flachheit und Nüchternheit dieſer Auffaſſung iſt ordentlich rührend. Jeder Befähigte ſieht, daß man ſchon vom gebildeten Leſer ein tieferes Verſtändniß der Poeſie zu verlangen berechtigt iſt, um ſo mehr von dem, der ſich zum kritiſchen Schriftſteller aufwirft. Freilich iſt nicht Alles im Buche in gleichem Grade ſchlecht; doch zum Beweiſe, daß wir nicht hämiſch gerade dieſe eine Stelle herausgegriffen haben, diene eine zweite:

„Göthe's Charaktere dagegen ſind ganz antik, ſymboliſch, abſtrakt“ (welche Begriffsdurcheinanderwürflung!) „er weiß die ſeßhaften Charaktere zu harmoniſchen, einſtückigen umzugießen, und ſondert aus ihnen ſeine allgemeinen, ideellen ab. Wie unübertrefflich z. B. iſt Taſſo, das Bild eines edlen Egoiſten, der überall für ſich fürchtet, ſich, ſeine Kunſt und alle, die er für wohlwollend erkennt, ſo innig liebt, dem jeder Gleichgültige, der ſeinen Werth nicht anerkennt, ein Aergerniß iſt. Und Oranien, der faſt eine Perſonifikation der ſtets berechnenden Staatsklugheit, die Prinzeſſin im Taſſo, dieſe duldende, liebevoll ertragende Weiblichkeit, Carlos, dieſer ſtarre Egoiſt, — wie vollendet ſind ſie in ſich, wie objectiv, wie abſtract dargeſtellt!“ —

Nun kann man einem dramatiſchen Dichter wohl ſchwerlich eine empfindlichere Kränkung zufügen, als wenn man ſeine Charaktere abſtract dargeſtellt oder Perſonificationen eines allgemeinen Begriffs ſchilt. Der Verf. wird hier über uns lächeln, als ob wir ihn nicht verſtänden. Dagegen erwiedern wir ihm, daß er allerdings, wenn auch ſehr dunkel, bei dieſer Stelle etwas halb Richtiges gefühlt hat, daß er dafür aber nicht leicht einen falſchern und verkehrtern Ausdruck finden konnte, als das Wort abſtract. Nach ſeiner Erklärung würde z. B. Molières Geiziger das Muſter eines dramatiſchen Charakters und weit über alle Charaktere Shakeſpears erhaben ſein, denn dieſer iſt eine ſolche bloße Perſonifikation eines allgemeinen Begriffs. Die ächte Eigenſchaft dagegen, im Beſondern das Allgemeine zu zeigen, iſt mit der ſchärfſten Individualiſirung nicht allein vereinbar, ſondern von ihr unzertrennlich. Wir müſſen uns faſt ſchämen, einem mehrbüchrigen Schriftſteller ſo altbekannte Abcbuchſätze der Kritik vorzubuchſtabiren. —

Was ſollen wir von der Maſſe des Publikums erwarten, wenn uns kenntnißreiche Männer mit ſolchen Urtheilen kommen? S.

Feuilleton.

⁂ Seydelmann wurde leider durch Krankheit genöthigt, ſein Auftreten als Nathan und Oheim in Darmſtadt zu verſchieben. Eben vernehmen wir, daß er auch in Frankfurt demnächſt Gaſtrollen geben wird (Franz Moor, Mephiſto und Shylok). —

⁂ Bekehrungen im ganzen öſterreichiſchen Kaiſerſtaat fanden, dem tabellariſchen Ausweis nach, der in der Hofkanzlei zuſammengeſtellt worden, ſtatt:

		zum Katholizismus		(darunter Juden)		vom Katholizismus zur akath. Konfeſſ.
im J. 1835	—	494	—	80	—	36
im J. 1836	—	513	—	84	—	63

Verhältnißmäßig die meiſten Konverſionen zur kath. Kirche ereigneten ſich in Böhmen und Mähren (266 im J. 1836 und zwar 11 vom Judenthum). In der Diöceſe von Wien fand im J. 1836 nicht eine einzige Konverſion zur katholiſchen, aber eine zur akath. Konfeſſion ſtatt.

⁂ Der größte aller bis jetzt exiſtirenden Refraktoren, der 21 Schuh Länge und 14 Zoll Oeffnung mißt, und für die Sternwarte von Pultawa im Utzſchneider-Frauenhofer'ſchen Inſtitut zu München vom Optiker G. Merz gearbeitet worden, iſt jetzt bis auf das Stativ fertig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 49. 1838.

Phönix.

Montag, 26. Februar.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

Hatten nun die auseinander geriſſenen Genoſſen auch den Schauplatz ihrer berüchtigten Heldenthaten verlaſſen, der Sinn für Barockes war ihnen geblieben. Zwei derſelben entſchloſſen, ſich den langen Weg von Newſtead nach London zu Fuß zurückzulegen, um, wie der Eine von ihnen meinte, Gewißheit darüber zu erlangen, wie viele Schritte, genau genommen, die Entfernung betrüge.

Auf der Landſtraße nach der Hauptſtadt begegnen ſich zwei Wanderer. „Guten Tag, Sir!“ redet der mit großen Schritten an dem Andern Vorübereilende dieſen an. Ein unmerkliches Kopfnicken beantwortet den Gruß, „897,375“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, dem weiter Eilenden ruhig nachſehend. Einige Stunden ſpäter kommt der Zurückgebliebene dem Erſten wieder näher, er überholt ihn, greift gravitätiſch an ſeinen Hut und geht weiter. „1,900,703,“ ſagt der Mann vor ſich hin, alles Andere um ſich her außer Acht laſſend. Dieſer monotone Auftritt wiederholte ſich noch mehremale, bis am Horizont die unbewegliche, finſtere Rauchwolke ſichtbar ward, deren Erſcheinen die Nähe der Hauptſtadt ankündigt. Vor einem elenden Wirthshauſe ſaß der zählende Wanderer beſtaubt, in jovialer Laune einen Krug Pfennigbier trinkend. Langſam kam ein anderer Fußgänger die Landſtraße her. Als er den ſingenden Zecher erblickte, blieb er ſtehen, griff an ſeinen Hut und ſagte: „Gute Laune, Sir! Ich denke, jetzt iſt das Reden wieder erlaubt.“

„Je nun, Sir,“ erwiederte der Andere, „zwiſchen Reden und Sprechen iſt eine Art von Unterſchied zu machen, der ungefähr ſo ausſieht, als jener zwiſchen ächt engliſcher Ale und dieſem Pfennigbier. Im Betracht jedoch, daß wir Beide freie Engländer ſind, ſoll Dir das Wort vergönnt werden, Harneſſ; und wenn Du's gut zu führen verſtehſt, wird Dir die Gnade meines Beutels, die freilich ſo zu ſagen, und um gewiſſenhaft zu bleiben, ein banquerottirerartiges Anſehen hat, einen halben Krug dieſes ernüchternden Getränkes zukommen laſſen! Haſt Du Durſt, ſo befiehl, und Prospero hebt ſeinen Zauberſtab.“

„Ich glaube, das ewige Zählen hat Dich des Verſtandes beraubt, Mathews,“ verſetzte lachend ſein Reiſegefährte oder vielmehr ſein Wegkreuzer. „Du ſprichſt, wie unſer weiland Abt im poetiſchen Delirium.“

„Nicht meine Schrittzähler! Die engliſche Regierung hat dies Unglück, wenn es als ſolches notirt werden ſollte, allein zu tragen, da ich von ihr keine Schrittzähler erhalten konnte. Doch ich bitte Dich, Harneſſ, koſte dieſen Meth. Alle Götter des ſcandinaviſchen Olymps würden die Lippen nach dieſem Gebräue lecken. Ich habe ſo etwas noch nie genoſſen.“

Lächelnd willfahrte Harneſſ der Einladung des übermüthigen Mathews, der in einem Einfall der barockeſten Laune ſeines Begleiters überdrüßig geworden war und ſich von ihm getrennt hatte. Beide ſetzten nun ihren Weg in der oben angedeuteten Weiſe fort. Nach genoſſenem Pfennigbier legten ſie, wieder vereint, den Reſt des Weges nach London vollends zurück, um Byron daſelbſt zu erwarten. Dieſer nahm es indeß mit ſeinen Verſprechungen nicht eben ſehr genau. Es vergingen mehrere Tage, ohne daß er in dem bezeichneten Hotel eintraf. Dies veranlaßte den ſtets abentheuerlich geſtunten Mathews, ſich einer völlig abnormen Lebensart hinzugeben, obgleich ihm auf dieſem neuen Pfade des Ruhms keiner ſeiner Freunde folgen wollte. —

VIII.

Erſt nach einigen Wochen verließ Byron die Abtei. Nach den erſchlaffenden Zerſtreuungen, die mehrere Monate hindurch ihm die ſchönſten Stunden des Lebens geraubt hatten, bedurften Körper und Geiſt einer neuen Stärkung. Wie bei jedem begabteren Menſchen ſtellten ſich die Stunden der Weihe, wie die einer etwas laxen Lebensweiſe, nur ruckweiſe bei ihm ein. Es ſcheint, als bedürfe das Schöpfungsvermögen, finde es ſich, wo es auch immer wolle, eines immerwährenden Abebbens und Auffluthens.

Aus dieſem Steigen und Fallen des Göttlichen entſtanden die erſten Erzeugniſſe der Byron'ſchen Muſe. Ohne eigentliche Abſicht, mit dieſen Produkten literariſch glänzen zu wollen, gab er ſie ohne Namen dem unbeſtändigen Wetter der öffentlichen Meinung preis. Kaum jedoch war dies geſchehen, ſo bemächtigte ſich aufs Neue der Dämon der Unruhe ſeines Opfers, vertrieb den Lord aus der Abtei und jagte ihm Vergnügungen entgegen, denen der Ueberdruß mehr Theilnahme abgewinnen mochte, als ein natürliches Bedürfniß.

Wir begegnen in den ſchönen Anlagen zu Brighton einer bunten Menge heiterer Menſchen. Die Blüthe der Frauenwelt aus allen größeren Städten Englands iſt hier verſammelt, um die Zeit der Seaſon zu genießen. Das Meer, am Fuße der amphitheatraliſch aufſteigenden Stadt ſeine Wogen brechend, ſpiegelt in zitterndem Bilde die prachtvolle Landſchaft zurück. Ein bewegtes Seeleben, in denen die farbigen Töne aller Zonen und Welttheile zuſammenfließen, greift fremdartig groß in die ſtillere Landesſitte ein, und bringt zum Theil eine wohlthätige Beweglichkeit in die ſtreng geſchloſſenen Formen der engliſchen Faſhion. Unter einer Gruppe verſchleierter Damen beobachten zwei ein paar Reiter, die im langſamen Trabe an den Luſtwandelnden vorbeikommen.

„Gewiß, er war es!“ ſagte die Jüngere, ihr feines Geſicht, von dunkelblonden Locken umkoſt, der Nachbarin zukehrend. „Ich möchte nur wiſſen, wer ſein Begleiter ſein mag?“

„Vor Allem ein ſehr ſchlechter Reiter, liebe Helene,“ erwiederte die ſo Angeredete. „Sieh', mit welcher Aengſtlichkeit er den feurigen Rappen leitet! Und wie ſitzt er im Sattel! Ohne Schluß, als ſolle er jeden Augenblick herunterfallen.“

„Er muß noch ſehr jung ſein, vielleicht gar ein Ausländer,“ meinte Helene. „Warum er nur ſeinen Hut ſo tief ins Geſicht drückt?“

„Die Schamröthe zu verbergen, die ihm ſeine Unbehilflichkeit in die Wangen treibt,“ verſetzte Miß Alice.

„Sein Leiter iſt doch Lord Byron,“ fiel Helene wieder ein, mit einem Seufzer, der eine große Laſt von dem zarten Buſen abzuwälzen ſchien.

„Und dazu muß man ſeufzen?“ fragte ſpöttiſch ihre Freundin.

„Ja und von Herzen,“ ſagte dieſe mit beleidigtem Mädchenſtolz, „denn darin liegt der beſte Beweis von der Unwahrheit der Gerüchte, die ſchon ſeit langer Zeit über den jungen Lord umliefen und uns manche trübe Stunde bereitet haben.“

„Sage: mir! theure Helene, oder haſt Du je geſehen, daß eine einzige Thräne mein Auge getrübt hat, obwohl mir der unverſchämte Menſch den Agatſtein entwendete?“

„Nun ja doch,“ ſprach Helene, „Du weißt aber auch nicht, wie ſüß es iſt, im Schmerz über getäuſchte Hoffnungen das glühende Auge in ſtärkendem Thränenthau zu baden. Mir war es entſetzlich, zu hören, Lord Byron ſei ein Wüſtling geworden, da ich es doch ganz beſtimmt weiß und es hier deutlich fühle, daß er fehlen und fallen, aber nun und nimmermehr untergehen kann! O, und die Liebe iſt reich an Vergebung, wie Gott. Sie iſt nur der ſanftere Gott, milder als jener, der das große Weltall lenkt.“

„Du biſt die liebenswürdigſte Verwandlung, die nach Deiner Erklärung Gott mit ſich ſelbſt hat vornehmen können,“ verſetzte Miß Alice, „bei alledem aber bitte ich Dich recht ſehr, traue dem dunkellockigen Lord nicht allzuviel! Ihn hat die Liebe getäuſcht, und einmalige Täuſchung, ſagt man, erzeuge in lebhaften Gemüthern die Luſt, auf gleiche Weiſe Rache zu üben. Lord Byron iſt feurig; er glüht, doch Niemand kann wiſſen, ob dieſe glühend heiße Schale nicht einen im Innern erkalteten Vulkan verbirgt!“

„So ſpricht Berechnung, nicht Liebe,“ erwiederte die liebliche Helene. „Die Liebe beſitzt ſich ſelbſt, ohne nach dem Grunde zu fragen, ſie iſt der uneigennützigſte Egoismus, der glaubt, es gäbe nichts Edleres in der Welt als den geliebten Gegenſtand, weil in dieſer Annahme der volle Inbegriff jeder höchſten Seligkeit ihr geſichert bleibt.“

„Das iſt ſchön, aber nicht verſtändig geſprochen.“

„Auf den Verſtand habe ich noch keine Würde zu erlangen geſucht, mein Herz dagegen kann es ſchon mit einer tüchtigen Anzahl hartnäckiger Gegner aufnehmen. Doch ſieh! Die Reiter kommen zurück! Treten wir bei Seite — dort hinter jene Hecke! Da können wir uns unbemerkt bücken und das Geſicht von dem Begleiter Sr. Herrlichkeit recognosciren.“

„Die Liebe muß ſehr liſtig machen,“ warf Miß Alice ein, folgte jedoch ihrer Freundin, um an der vorgeſchlagenen Kriegsoperation Theil zu nehmen, zu der ſie ſich, der Neugier ihres Geſchlechtes einmal verfallen, zuerſt anſchickte.

Die ſo ſcharf beobachteten Cavaliere trabten diesmal etwas raſcher vorüber, der nahen Stadt zu. Miß Alice nahm Helene am Arm und zog die nachdenklich gewordene mit ſich fort. „Recht haſt Du geſehen, meine Liebe,“ ſagte das Mädchen, in ihrem Tone mehr Theilnahme anklingend, als ſie ſonſt zu thun pflegte, „ich kann aber doch dem Gerücht nicht ſo ganz widerſprechen. Warum zitterſt Du, Helene?“

„Ich zittere nicht, mein Herz ſchlägt nur ſo unruhig.“

„Hat Dich des Lords Begleiter ſo ſehr aufgeregt?“

„Vielleicht,“ liſpelte Helene. Es trat eine kurze Pauſe ein. „Nichts deſto weniger iſt Byron doch ein edler Mann,“ ſetzte ſie dann ſchneller hinzu und mit einer Feſtigkeit im Tone, die mehr wie der Wunſch einer zu gewinnenden Ueberzeugung klang, als die bereits erlangte Gewähr davon. Beide Mädchen wandelten nach dieſer überraſchenden Begegnung ſchweigſam nach ihrer Wohnung zurück, Miß Helene von ſo trüben Ahnungen verfolgt, daß ihr ſelbſt der Umgang mit der ruhigen Alice beängſtigend ward. Die ungewiſſe Seele will eben ſo gern allein ſein, als ein ſchwergeſättigtes Herz. Zwar bemühte ſich die ruhigere Freundin, das geängſtigte Mädchen zu beſänftigen. Sie unterließ nicht, die Schwächen des untreuen Lords bedachtſam aufzuzählen, vergaß aber dabei, wie alle ähnliche Rathgeber, daß ein liebendes Herz eben ſo eigenſinnig als hartnäckig iſt. Helene ward nur unruhiger, vertheidigte den herabgeſetzten Lord und ſchickte ſich endlich in fieberhafter Aufregung an, fortzugehen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Prag.

(Im Januar.)

Eine merkwürdige Novität, womit die Bühnendirektion ihr Publikum regalirte, war: „Mathilde von Spoleto, die von dem Laſter eine geraume Weile verfolgte, ſtand- und tugendhafte Frau, oder: Der verhängnißvolle Ziegenbock und das ſchnellfüßige Roß,“ ein großes Schau-, Luſt-, Rühr- und Spektakelſtück, als Parodie aller Rettungsgeſchichten, ſehr verwickelten Inhaltes, mit Tänzen, Geſängen, Märſchen in zwei Akten. Ein barbariſcher Titel, zumal, wenn man noch dazu rechnet, daß das Perſonenverzeichniß ein Catalogue raisonné war, z. B. Gofreddo von Spoleto, Mathilden's Gemahl, ein Mann in den beſten Jahren, der gerne diskurirt, und alles glaubt, was andere Leute ſagen, übrigens ſonſt, wenn es grade ſein muß, eiferſüchtig und ein Tyrann ohne Gleichen u. ſ. w. und eine Anmerkung am Schluſſe hat, man möchte wegen Schüchternheit des Ziegenbockes ſich bei ſeiner Erſcheinung ruhig verhalten, ſo war leicht zu errathen, daß der Verfaſſer ſeinen — *Humor* und *Witz* (!) an den Titel und die Perſonbeſchreibung dermaßen bis auf den letzten Deut ausgegeben hatte, daß ihm zur Ausſtattung des Stückes auch nicht der geringſte Reſt übrig geblieben war. Die ſehr zahlreich verſammelten Zuſchauer benahmen ſich höchſt geduldig und gutmüthig, man überſah trotz der unendlichen Qual des Abends doch keine intereſſante Stelle, und als Erneſto, Mathilden's Bruder (ein Abentheurer, der Courage zu haben glaubt — übrigens eine ſeelengute Haut) ungefähr in der Mitte des zweiten Aktes ausruft: „Nun wünſchte ich doch, daß die Geſchichte zu Ende wäre!“ ſchallten jubelnde Bravo's und Applaus des ſympathetiſchen Publikums aus allen Räumen des Schauſpielhauſes. Endlich in der vorletzten Scene kam der Bock — aber, er war nur *gemalt*, und nun riß die Geduld des Sonntagspublikums; das Stück konnte mit Noth zu Ende geſpielt werden, und ein Charivari von Ziſchen, Pochen und Pfeifen erfüllte mit unheildrohender Gewalt das Haus, doch wurde zwiſchen dem ungeheueren Lärm der Name „Stöger!“ zum Theil mit *Beiwörtern* begleitet, laut, den das Publikum durchaus hervor haben wollte. Hr. Stöger erſchien wohlweislich — nicht, und um das Publikum zum Weichen zu bringen, wurde endlich die große Aſtrallampe ausgelöſcht. Wenn wir geſtehen müſſen, daß man, ſeit die Prager Bühne beſteht, noch keinen Theaterdirektor hervorrief, um ihn auszupfeifen, ſo findet ſich hier die furchtbare Wahrheit des Schiller'ſchen:

»Das eben iſt der Fluch der böſen That,
»Daß ſie, fortzeugend, Böſes muß gebären.«

vollkommen beſtätigt. Hätte Hr. Stöger das Publikum nicht durch die gänzliche Vernachläßigung alles Höheren und Edleren demoraliſirt, nie wäre ihm ein ſolcher Affront widerfahren; möge er denſelben beherzigen, und die Prager Bühne wieder auf einen Standpunkt zu bringen ſuchen, wie ihn die Hauptſtadt Böhmen's zu fordern ein Recht hat.

Ein zweites »en deux« verfaßtes dramatiſches Werk ſahen wir: „Die drei Verlobungstage.“ Drama in 3 Abtheilungen von Ferd. Val. Ernſt und F. J. Es ſcheint nach einem franzöſiſchen Originale — ſei es Drama oder Erzählung — gearbeitet zu ſein, und hat gänzlich mißfallen.

Ein erfreulicher Gaſt war Hr. Baiſon vom Hamburger Stadttheater, welcher den Don Carlos, Rudolph (Landwirth) Seidler und Zonau (der Doppelgänger), Magiſter Weiſe (der Mentor) und Chevalier Oskar (der junge Ehemann) mit dem günſtigſten Erfolge gab.

An Mord- und Stadtgeſchichten iſt bei uns dieſer Winter ſehr reich. Wenige Tage bevor der Grenadier zum Tode geführt wurde, der im vorigen Jahre ſein Liebchen ermordet hatte (bei deſſen Hinrichtung ſich viele Zuſchauer Hände, Füße, Ohren und Naſen erfroren haben) trank ſich ein junger Fiaker in der Bierſtube der drei Linden Muth an, ging dann in den erſten Stock, wo ſeine Geliebte, mit welcher er eben entzweit war, als Amme diente, ließ ſie herausrufen, und wie ſeine Eloquenz nicht hinreichte, ſie zu verſöhnen, zog er plötzlich ein Meſſer hervor, und ſtieß es ihr in die Bruſt, dann aber ging er ganz gleichmüthig wieder herunter, um ſein Bier auszutrinken. In's Herz getroffen, verſchied das Mädchen ſogleich, und der moderne Othello wurde bei ſeinem Glaſe feſtgenommen. Gutmüthige Leute ließen ihm theils durch ſeine Familie eine Flaſche vergifteten Weines zukommen; Andere ſich an ſeinem Schnupftuch erhängen. Eines wie das Andere iſt unmöglich, da Delinquenten nichts erhalten dürfen, und er am Tage mit andern Inquiſiten zuſammengeſperrt, des Nachts aber an ſein Bett angeſchmiedet wird. Die obenerwähnte Exekution hatte noch eine andere ſonderbare Begebenheit zur Folge. Der Laborant einer chemiſchen Produkten-Fabrik erklärte nach der Heimkehr von jenem Schauſpiele, er ſei nicht werth unter redlichen Menſchen zu leben, ging vor Gericht und klagte ſich ſelbſt an, zur Zeit der Cholera ſeine Mutter mit Arſenik vergiftet zu haben. Die Unterſuchung dürfte ſehr ſchwierig und verwickelt werden.

Ein Bauer in dem Dorfe Liſſoley, etwa drei Viertel Stunden von Prag, wo ſchon mehrere intereſſante Mordthaten verübt worden ſind, hatte mit der Hand ſeines Weibes zugleich die Pflicht übernommen, ihren alten Vater bis an ſein Ende zu ernähren, er wurde ungeduldig darüber, als der Greis noch immer nicht ſterben wollte, erdroſſelte ihn daher eines Sonntags, während ſein Weib die Frühmeſſe beſuchte, im Bette, ſchleppte den Leichnam dann auf den Boden und hing ihn auf, in der Hoffnung, den Verdacht des Selbſtmordes auf den Greis zu wälzen. Als die Frau nach Hauſe gekommen, ging er fort, und jene verwunderte ſich nicht wenig, den alten Vater nicht mehr im Bette zu finden; als ſie aber zufällig auf den Boden kam, erhob ſie ein Geſchrei, man fand die Merkmale gewaltſamen Todes an dem Leichnam, lief dem Mörder nach, und fand ihn ſchon in der Stadt im — Bierhauſe. Es iſt eine eigenthümlich charakteriſtiſche Erſcheinung, daß bei den Mordthaten der niederen Klaſſen das Bier (öfter noch der Brandwein) eine große Rolle ſpielt. In Prag erſchlug eine alte Frau ihre Magd, weil ſie mit ihrem Markteinkauf unzufrieden war. Das geſchah aber Morgens, alſo ohne Bier.

Eine reiche und eben ſo fromme als geizige alte Frau, welche den größten Theil des Tages in der Kirche zuzubringen pflegt, fand eines Tages, als ſie in den Kirchenſtuhl trat, ein Billet in Goldſchrift, worin ihr Jeſus Chriſtus zu wiſſen that, er wolle ihr das Heil widerfahren laſſen, mit ſeinem Engel den heiligen Abend bei ihr zuzubringen, ſie möge daher ein gutes Mahl bereiten laſſen. Die beſeligte Fromme bewahrte das himmliſche Billet-doux, das ſie mit glühenden Küſſen der Andacht bedeckte, ſorgſam in ihrem Gebetbuch, und befahl der Magd am heiligen Abend einen herrlichen Faſtenimbiß für den Herrn Jeſus zuzurichten. Als jedoch das Mädchen bei dem Kaufmanne ſo ungewöhnliche Einkäufe machte, erregte ſie deſſen Neugierde, und geſtand ihm nicht nur, daß ihre Gebieterin von dem Heilande beſucht werden ſolle, ſondern auf ſeine Bitte mauste ſie jener eines Abends das Billet aus dem Gebetbuche und zeigte es ihm, welcher nicht anſtand, die Sache bei der Polizei anzuzeigen, und ſo geſchah es denn, daß der Herr Jeſus und ſein Engel an der Tafel der frommen Wittwe durch ein Paar bewaffnete Engel der öffentlichen Sicherheit aufgehoben und ins Polizeigefängniß zur Bewahrung gebracht wurden. On dit: man habe in des Erlöſers Taſche ein großes Meſſer gefunden, das er wahrſcheinlich eingeſteckt hatte, um den Fiſch zu tranchiren. Wäre es ein Sterblicher geweſen, ſo hätte man auf den Verdacht gerathen können, er habe Böſes gegen die fromme Frau im Sinne gehabt.

Ein Betrug, den ein Paar Schelme bei einem hieſigen Juwelier ausgeführt haben, iſt zwar nur Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen, doch freier als manches Luſtſpiel und mit pikanter Schlußſcene umgearbeitet. Ein junger Faſhionable mit Schnurr- und Backenbart kam nämlich in das Gewölbe des Juweliers, und wählte lange unter mehreren Ringen, von welchen er endlich einen um 80 fl. C. M. erhandelte, als ein Bettler eintrat, mit kläglicher Stimme ein Almoſen heiſchend; ſowohl der Juwelier als der Käufer reichten ihm eine Gabe, als er aber fortgegangen war, zählte der Letztere dem Kaufmann ſein Geld auf, und — bat um den Ring. Der Juwelier verſicherte, er müſſe ihn ſchon eingeſteckt haben; doch der Faſhionable erbot ſich viſitiren zu laſſen, da der Ring fort war, ſtrich er ſein Geld ganz ruhig wieder ein, und entfernte ſich. Ungefähr nach acht Tagen kam ein Franziskaner zu dem Juwelier, und ſagte, der Betrüger habe ihm in der Beichte ſein Schelmenſtück bekannt, der Ring ſei um 40 fl. verſetzt, wenn alſo Hr. * dem Mönche dieſe Summe geben wolle, würde er ihm ſeinen Ring zurückbringen. Der Juwelier zahlte die 40 fl. hin, und — der Franziskaner ſoll heute noch wiederkommen.

P. H.

Feuilleton.

⁂ Frankfurt a. M. — Herr Meiſinger, ein Künſtler, der die Achtung des hieſigen Publikums in jeder Beziehung beſitzt, wurde neulich wegen ſeiner Darſtellung des Hirſch (in Cumberlands Schauſpiel: der Jude) von Seiten der Kritik auf ſehr empfindliche Weiſe angegriffen. Wir haben dieſer Vorſtellung beigewohnt und können nicht unterlaſſen, zur Ehre der Wahrheit die Fakta zu berichtigen, welche in hieſigen Blättern abſichtlich entſtellt worden ſind. Entweder mußte Herr Meiſinger, aus Furcht bei einem Theile des Publikums wunde Flecken zu berühren, ſeine Parthie gänzlich fallen laſſen, oder er mußte ſie geben, wie ſie der Dichter gezeichnet hat. Daß er natürlich das letztere that, und durch eben ſo charaktertreue, als ergötzliche Darſtellung ſich ſtürmiſchen Beifall und zweimaliges Hervorrufen erwarb, hat ihm bei dem verwundbaren Theile des Publikums und der Kritik, die hier mit Unrecht ein ganzes Volk verletzt ſahen, den Stab brechen. Wird die Kritik, wenn ſie conſequent ſein will, nicht auch jeden Künſtler verdammen müſſen, der den Shylok ſo ſpielt, wie Shakeſpeare ihn gezeichnet? Wenn man Hrn. Meiſinger vollends den Vorwurf eigenmächtiger Improviſation macht, welche unpaſſend die Aufmerkſamkeit vom Gaſtſpiele Seydelmann's abgelenkt hätte, ſo iſt das eine Unkunde, die ſich zu der Entſtellung geſellt, indem der Darſteller die Seydelmann'ſche Bearbeitung nicht allein pünktlich Wort für Wort beibehielt, ſondern, von einem richtigen Takte geleitet, die von Seydelmann ſelbſt vorgeſchriebene Deklamationsſcene durch ein kürzeres Gedicht beſchränkte, was zu erweiſen ſteht. Wir ſind weit entfernt, einen Fehdehandſchuh hinzuwerfen, wollen jedoch hiermit einem möglichen Mißverſtändniſſe begegnen, das den Ruf eines auf der Bühne geachteten und im Leben untadelhaften Künſtlers im Auslande gefährden könnte.

⁂ Vermehrung der Irren in Frankreich. — Bei der Verhandlung über einen Geſetzvorſchlag über die Irren in der franzöſiſchen Pairskammer (am 7. Febr.) meinte der Vicomte Dubouchage: der Skeptizismus und die Irreligion ſeien die wirkſamſten Urſachen bei Vermehrung der Irren. »Seit Heinrich VIII.,« fuhr er fort, »hat die Zahl derſelben in England ſo bedeutend zugenommen, daß es das klaſſiſche Land der Geiſtesirren genannt worden. In Frankreich belief die Zahl derſelben, welchen Hülfe geleiſtet wurde, im J. 1818 ſich auf 3415; jetzt iſt ſie bis auf 6390 angewachſen, und die Zahl der Verwahrloſten iſt verhältnißmäßig noch viel bedeutender, ſo daß man die Geſammtzahl in Frankreich jetzt wohl auf 18,000 anſchlagen kann.«

⁂ Verſteinertes Holz. — Bei Paris wurde ein Anker aus der Seine gezogen, deſſen Holz ganz verſteinert war. Hr. Jal iſt der Meinung (im Februarheft der Annales maritimes), daß, der Geſtalt nach zu urtheilen, der Anker aus dem XV. oder XVI. Jhrhdt. ſtamme.

⁂ Das Theater San Carlo zu Neapel eröffnet zweimal in der Woche ſeine Pforten ſchon um 3 Uhr Nachmittags, was man Teatro di giorno nennt, wo gewöhnlich zwei Opern, zwei Ballete und einige Komödien zum Beſten gegeben werden, was das verſammelte Publikum, welches zu herabgeſetzten Preiſen in großen Maſſen herbeiſtrömt, von erwähnter Stunde bis 1 Uhr nach Mitternacht gefeſſelt hält.

⁂ Die Mäßigkeitsvereine breiten ſich immer mehr in der indiſchen Armee aus, und ihr wohlthätiger Einfluß ſowohl auf die Geſundheit als den ſittlichen Zuſtand der in Indien kantonirenden europäiſchen Regimenter läßt ſich nicht verkennen. (L. A. Z.)

⁂ Herzog Max von Baiern iſt im Begriffe, über Alexandrien eine Reiſe nach Oberägypten anzutreten, die ungefähr 6 bis 8 Wochen dauern wird. Demnächſt wird er über Cairo, Suez und das Sinaigebirge nach Paläſtina gehen, wo der weitere Reiſeplan, der Syrien, Kleinaſien, die Inſeln des Archipel, Griechenland und Konſtantinopel zu umfaſſen hat, feſtgeſetzt werden ſoll.

⁂ Kinderbewahranſtalten (Salles d'asile) gibt es jetzt 23 zu Paris, welche 5285 Kinder von 3 bis 6 Jahre aufnehmen. Dieſe Zahl wird ſich bedeutend vermehren, wenn die neuen, jetzt im Bau begriffenen Säle eröffnet werden.

⁂ Intereſſante orientaliſche Handſchriften. — Die Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften hat jüngſt eine Anzahl ſehr intereſſanter, zum Theil ſehr ſeltener orientaliſcher Handſchriften erhalten, welche größtentheils in Vorderaſien, — in Chiwa, Bochara, Taſchkend, Chokand ꝛc. — aufgefunden, zum Theil bedeutende hiſtoriſche oder geographiſche Werke der Muhamedaner, beſonders der früheren Zeit enthalten, die noch in Rußlands Bibliotheken vermißt wurden.

⁂ Ritter Franz von Buchholtz, wirkl. öſter. Staatskanzleirath, iſt am 4. Febr. im 48. Jahre ſeines Alters, zu Wien geſtorben, nachdem er noch auf dem Krankenlager den 9. und letzten Band ſeiner »Geſchichte Kaiſer Ferdinand's I.« vollendet hat.

⁂ Auch Hr. Prof. Philipps in München verſichert, daß er jetzt keine Beiträge zum Berliner politiſchen Wochenblatt liefere.

⁂ Als Mitarbeiter an der »Münchner politiſchen Zeitung« (der geiſtigen Ehehälfte des Berliner polit. Wochenblattes) nennt die Leipz. Allg. Ztg. die Herren Joſeph und Guido Görres (Vater und Sohn), Döllinger, v. Moy, Ringseis und den geiſtl. Rath Hauber. Andere nennen noch Möhler, Philipps und Dompropſt Oettl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 50. 1838.

Phönix.

Dienstag, 27. Februar.

Athanaſius

von

J. Görres.

— Rom trotzt, doppelt beſiegt, und doppelt
Unbeſiegbar ſcheint es, gewöhnt an Hoheit,
Seines Dreireichs blitzende Krone wankt zwar,
Aber ſie bebt nicht.
Platen.

Dieſe das Zerwürfniß der preußiſchen Regierung mit dem Erzbiſchof Droſte-Viſchering betreffende Schrift will „nicht aufregen, weil die Wahrheit nicht aufrege, ſondern Recht zuerkennen, wo es ſich findet.“ Darum beginnt dieſe Schrift gleich mit der Klage über Gewalt gegen den Erzbiſchof, und daß es unregelmäßig ſei, daß erſt nach Ausführung derſelben von der Regierung der Rechtsweg geſucht oder verſprochen wurde, und meint: es müſſe dieſem Verſprechen zu Folge ein Ehrengericht aus einem Ernannten des Papſtes, einem Bevollmächtigten der Regierung, die noch einen Dritten zu wählen hätten, über den Fall entſcheiden. Wäre Gewalt vor Recht ergangen, ſo wäre das von keinem rechtlich geſinnten Menſchen zu billigen, aber daß Gewalt begangen worden, hätte Görres beweiſen müſſen und hat es nicht gethan, wie denn, nebenbei geſagt, das Wahrheitſagen und Nichtaufregen zwar in der Abſicht des Verfaſſers gelegen haben mag, da aber die ganze Schrift verhaltene Leidenſchaftlichkeit und verbiſſene Bitterkeit zeigt, welche fortwährend unter der ſcheinbar platten Oberfläche flammend hervorlecken, ſo hat er nichts weiter zu liefern vermocht als eine Parteiſchrift, geeignet ſeiner Partei zu gefallen, für die andern Leute nur von einigem ſtyliſtiſchen Werthe. Die Darſtellung vermag es aber zu keiner Wahrheit zu machen, daß z. B. die katholiſche Kirche das revolutionäre Belgien wieder zur Ruhe gebracht, und daß es ſo einen Gegenſatz gegen die Schweiz bilde. Am Ende hat die katholiſche Kirche auch Braunſchweig wieder zur Ruhe gebracht. Daß Görres die Gewalt in den Kanonen, welche bei der Wegführung des obgenannten Geiſtlichen von Cöln aufgefahren worden ſein ſollen, erblickt, kann nicht als Beweis gelten. Man kann Jemand nach allem Recht gewaltſam behandeln, wenn er ſich dem Rechte nicht fügt, oder man kann gegen fanatiſirte Menſchen, welche dem Recht ſeinen vorgeſchriebenen Gang nicht geſtatten wollen, Gewalt gebrauchen, oder wenn ſolcher Fanatismus, welcher zu den tollſten und geſetzwidrigſten Handlungen führen kann, zu befürchten iſt, Waffenmacht zur Verſicht aufſtellen, ohne daß im mindeſten von Gewalt juriſtiſch geſprochen die Rede ſein kann. So lange daher die vermeintlichen oder auch wirklichen Kanonen (denn ich bin zu wenig davon unterrichtet, da ich die Zeitungsartikel über dieſe erzbiſchöfliche Sache, welche ſehr wenig Intereſſe für mich hat, meiſt überflogen) der Beweis der Gewalt ſind, ſteht es ſchlecht mit demſelben. Freilich die Entfernung eines Geiſtlichen gegen ſeinen Willen ſteht gewaltſam aus, aber die Behörde kann vollkommen Recht haben, denn da ein Erzbiſchof nicht ohne Anerkennung der Staatsregierung ſein Amt führen kann, ſo ſteht es derſelben, wenn dieſe Anerkennung unter beſtimmten Bedingungen ſtattfand, und dieſe von ihm nicht erfüllt werden, frei, ihn von dieſem Augenblicke an nicht mehr anzuerkennen, ohne daß man ſie beſchuldigen kann, der Kirche Gewalt anzuthun, weil eine geiſtliche Würde ſo wenig als eine weltliche von der Erfüllung übernommener Verpflichtungen befreien kann. Wenn es daher wahr iſt, und die Regierung wird das wiſſen, daß der Erzbiſchof nicht gethan, was er verſprochen, ſo hat ſie freundlich gehandelt, wenn ſie ihm Bedenkzeit gegeben, um vom böſen Wege auf den rechten zurückzukehren, und, ſollte er dieſe haben verſtreichen laſſen ohne ſie zu nutzen, ſo blieb ihr allerdings nichts übrig, als ihn dann höflichſt (falls ſie das angemeſſen fand) einzuladen, ſein Amt niederzulegen, und wollte er dann fortfahren, das auszuüben, was er der Regierung, welche es als verderblich betrachtet, nicht auszuüben verſprochen, ſo bleibt derſelben nichts übrig, als ihn in dieſer Wirkſamkeit gewaltſam zu unterbrechen, was blos gewaltſam aber ein Recht und keine Gewalt iſt.

So wenig nun der Verfaſſer von dieſer Seite ſich in eine genügende und überzeugende Erörterung eingelaſſen, ſo wenig genügt die darauf folgende Beſtimmung über die Trennung des Kirchenfürſten und Unterthans in einer und derſelben Perſon, eine Trennung, welche er kluger Weiſe für unmöglich erklärt, ſofern ſie zu einer gänzlichen Sonderung von Staat und Kirche führen ſollte. Es iſt zwar auch eine Anſicht, welche nicht ohne Anhänger daſteht, daß man Beide ganz trennen ſolle, und Lamennais' katholiſche Demokratie würde das Beſte ſein, was dieſe Anſicht produciren könnte, aber Görres hat als Katholik Recht, die Kirche vom Staate nicht zu trennen, denn wie wäre es mit dem Katholicismus gegangen ohne die Hülfe des weltlichen Arms? Wie viel Blut hat dieſer nicht vergoſſen, um den Proteſtantismus zu unterdrücken, welcher ohne dies wenigſtens drei- bis viermal ſo viel Anhänger zählen würde, als er wirklich zählt. Inſofern kann man Görres nur beiſtimmen, wenn er die Trennung verwirft. Wenn er aber ſagt, der Erzbiſchof habe Recht gehandelt, denn er habe an der Stelle der laxen Obſervanz ſeines Vorgängers die ſtricte geſetzt, und habe jenes Verſprechen, woraus ſich das Zerwürfniß entſponnen, nur in ſo weit gegeben, als er die Verhältniſſe gekannt, ſo lautet das ſehr gut, und nicht minder gut lautet es, wenn er ſagt, daß die katholiſche Kirche in den preußiſchen Rheinlanden nicht als Magd in das Haus gekommen ſei, und daß es ferner nicht delikat klinge, wenn man ihr das erwieſene Gute vorrücke. Was die Obſervanz betrifft, ſo hängt ſie, wenn anders keine Vorträge dabei ein Hemmniß bilden, jedesmal von dem Gewiſſen und der Einſicht des geiſtlichen Obern ab, und wollte die weltliche Macht widerſpenſtige Geiſtliche, welche ihrem Obern Gehorſam ſchuldig ſind, gegen dieſen in Schutz nehmen, ſo würde ſie ſich einen Eingriff in etwas erlauben, was ihr nicht zukommt. Auch in Beziehung auf Reinheit der Lehre kann eine weltliche Macht nicht weiter gehen, als daß ſie dem, welchen der geiſtliche Obere als der Irrlehre verfallen bezeichnet und zu der von ihm als rein angeſehenen Lehre anhält, die Möglichkeit verſchafft, vor einem etwaigen Irrthum des geiſtlichen Obern geſichert zu ſein, indem ſie den Papſt, den höchſten Richter in dieſen Dingen, um Entſcheidung erſucht, wenn die Sache weſentlich und belangreich genug ſein ſollte zu einem ſo wichtigen Schritt. Aus dieſem Grunde hat auch der Erzbiſchof ganz Recht gehabt gegen die Hermeſiſche Lehre einzuſchreiten, da ſie ſein Gewiſſen verletzte, und die Kirche hat ebenſo Recht gehabt, da ſie dieſe ſelbſt verletzt, ihren Anhängern nicht nachzugeben. Die katholiſche Kirche kann es nicht zugeben, daß ihre Gläubigen unterſuchen, ob der Glaube vernunftgemäß ſei, wenn ſie dies auch ſo durchführen, daß ſich die Vernunftmäßigkeit des Glaubens herausſtellt, denn ſie beruht nach ihrer Lehre nicht auf der Vernunft, ſondern auf dem heiligen Geiſt, der die ökumeniſchen Concilien leitet, und auf der untrüglichen Heiligkeit des Statthalters Chriſti. Der alte Ghibelline Dante, welcher von dem Streben der Kirche nach weltlicher Gewalt ſagt:

> Rom's Kirche fällt, weil ſie die Doppelwürde,
> Die Doppelherrſchaft jetzt in ſich vermengt,
> In Koth, beſudelnd ſich und ihre Bürde.

er, welcher der Kirche keinen Fehler nachſah, und die Vernunft äuſſerſt hoch verehrte, gibt ihr doch nicht die Macht, in den Himmel einzuführen, ſondern nur dem katholiſchen Glauben. Darf es das geringſte beitragen, den Glauben zu ſtärken, wenn er ſich als vernunftgemäß ausweiſt, ſo iſt dem Proteſtantismus die Thüre geöffnet. Wollen demnach die Anhänger des verſtorbenen Hermes, welcher allerdings ein ungemein ernſter und würdiger Mann war, ſich nicht unbedingt der Kirche unterwerfen, ſo müſſen ſie eine eigene vom Papſt unabhängige Gemeinde bilden, falls der Staat kein Bedenken trägt, ſie als ſolche anzuerkennen, denn in der Hauptſache ändert es nichts, wenn ſie auch an keinem einzigen Dogma das Geringſte ändern oder anders auslegen, als die Kirche es vorſchreibt. Zur ſtricten Obſervanz kann aber die Angelegenheit der gemiſchten Ehen nicht gerechnet werden, eben weil es ein nur von der harten Unbilligkeit abzuweiſendes Verhältniß betrifft, das zwei Glaubensbekenntniſſe berührt. Vertragen ſich, — nachdem früher ganz vergebens Ströme von Blut vergoſſen worden ſind, um dem katholiſchen Glauben keinen andern ſich beigeſellen zu laſſen, — Katholiken und Proteſtanten ſo freundlich zuſammen, daß ſie Ehebündniſſe mit einander ſchließen wollen, ſo iſt, wenn ein proteſtantiſcher Staat und die katholiſche Kirche ſich über ein billiges Abkommen in Betreff der aus ſolchen Ehen erzeugten Kinder nicht verſtändigen, dem Unfrieden Thüre und Thor geöffnet, oder zeigt ſich die katholiſche Hierarchie ſtarr, muß der Staat für ſich allein Beſtimmungen treffen, und deren laſſen ſich mit Vermeidung aller Conflikte mit derſelben, leicht finden, aber ſie ſind hart und der katholiſchen Kirche nachtheilig. Man wende und drehe ſolche paritätiſche Verhältniſſe, nie runden ſie ſich völlig, ſondern behalten etwas Gedrücktes, wie leider noch ſo manches Andere auf dieſer unvollkommenen Erde, welche nach den geographiſchen Lehrbüchern ſelbſt nicht ganz rund iſt, ſondern wie eine Pomeranze an beiden Polen zuſammengedrückt, woher es denn kommen mag, daß die irdiſchen Dinge nicht immer ſich wollen ganz runden laſſen, ſondern weit öfter gedrückt erſcheinen. Fallen nun ſolche

Zwiſte in eine Zeit wie die unſere, ſo werden ſie vollends gleich giftig, da, nachdem der Fußtritt des gewaltigen Imperators nicht mehr den Boden Europa's zittern macht, alle aus einander geſtörten Ameiſenhaufen ſich emſig laufend aufgemacht haben, ihre Püppchen zuſammenzuſuchen und ihre alten Neſter wieder herzuſtellen. Hatte der Erzbiſchof Spiegel eine ſolche Uebereinkunft geſchloſſen, ſo mußte dem Staat ſehr daran liegen, ſie zu erhalten, wegen der Schwierigkeit und der Laſt, ſolche paritätiſche Verhältniſſe zu behandeln; und ſo wäre es ſehr unbillig, es der Regierung zum Vorwurf zu machen, daß ſie einen Erzbiſchof wünſche, welcher dieſe Verhältniſſe, die nun einmal eben ſo unvermeidlich als leidig ſind, aufrecht zu halten geneigt war. Der zur hohen Würde auserſehene Geiſtliche, der ohne Einwilligung der Regierung das wichtige Amt nicht erhalten konnte, ward von dieſer befragt, ob er die geſchloſſene Convention halten wolle, ſagte ja, ward Erzbiſchof und hielt ſie nicht. Dies iſt der faule Fleck der ganzen Sache, welchen auch Görres ärztlich behandelt, ohne ihn zu curiren. Er meint, der Erzbiſchof habe die Convention nicht gekannt und das päpſtliche Breve gemeint, auf welches hin dieſelbe geſchloſſen worden. Dieſe Arznei iſt unwirkſam, weil keine Regierung einen katholiſchen Geiſtlichen fragen wird, ob er ein päpſtliches Breve halten wolle, da eine ſolche Frage ganz zwecklos iſt, wohl aber muß ein Geiſtlicher, welcher über die Jahre der Unerfahrenheit hinaus iſt und überdies durch eine hohe Stellung ganz im Stande iſt zu wiſſen, was um ihn her in ſeiner Kirche vorgeht, durch eine ſolche Frage in Betreff einer Convention aufmerkſam werden. Sich nicht erkundigen und doch: Ja ſagen, hinterher aber nach Erlangung der Würde ſich mit Nichtkenntniß der Convention entſchuldigen, ſieht aus wie Foppen der Regierung und kann nur von partheiiſch Verblendeten gebilligt werden. Die Regierung hätte nun, in dieſer Weiſe getäuſcht, den harten Befehl erlaſſen können, daß, ſo lange der Erzbiſchof fortfahre, ſeinem Verſprechen zuwider die gemiſchten Ehen zu behandeln, alle aus ſolchen von da an zu ſchließenden gemiſchten Ehen erzeugte Kinder in dem Proteſtantismus erzogen werden müßten, womit der Conflikt mit der Geiſtlichkeit vermieden war. Aber beſſer als ſolche Härte iſt es, daß die Moral, welche das Spielen mit Verſprechungen nicht zugiebt, hervorgehoben worden, und daß die Regierung den Geiſtlichen, den ſie ohne jenes Verſprechen nicht hätte einſetzen laſſen, als ſie getäuſcht war, wieder entfernte. Mag, wer will, Verdrehungen um dieſe Sache ſpinnen, und ſollte er ſelbſt des ſeligen Böttigers Lob- und Verdrehungstalent haben, nie wird man ehrlichen Leuten weiß machen, daß es Fälle gebe und Gewiſſensverpflichtungen, welche einem geſtatteten, ein Verſprechen nach ſeiner Weiſe auszulegen und das dadurch erlangte Benefizium nebenbei zu behalten. Daß Görres behauptet, die katholiſche Kirche ſei nicht als Magd in das Haus gekommen, als die Rheinlande unter proteſtantiſche Regierung kamen, iſt eine ſehr wahre Behauptung, und ſie iſt deshalb auch nicht als ſolche, ſondern als Tochter des Hauſes behandelt worden, aber unzart findet er es, der ihr erwieſenen Wohlthaten zu erwähnen, und darüber kann man ihm nur ſo lange beiſtimmen, als nicht von denen, welche die Wohlthat erhalten haben, die Behauptung aufgeſtellt wird, es ſei zu wenig für ſie geſchehen. Der Beſchuldigte mag ſich wehren, das iſt überall Recht. Daß die Regierung ihr gute Behandlung ſchuldig ſey, leitet er vom Weſtphäliſchen Frieden her und von dem Wiener Congreß und den gegebenen Verſprechungen. Gegen den genannten Frieden hat der Papſt proteſtirt, und das Zuſagen guter Behandlung iſt zwar nicht zu umgehen, aber der eine kann mit reiner Ueberzeugung eine Behandlung für ſehr gut halten, welche dem andern noch lange nicht gut däucht. Der Wiener Congreß wollte, daß in allen Bundesſtaaten Gewiſſensfreiheit beſtehe und dieſe iſt bisher keinem Katholiken verkümmert worden, denn man hat nicht davon gehört, daß die Proteſtanten in irgend einem Bundesſtaate irgend eine katholiſche Gemeinde vertrieben oder ihr ſonſt ein Leid zugefügt hätten. Da mein Eifer für confeſſionelle Streitigkeiten noch zur Stunde nicht die Größe des evangeliſchen Senfkorns hat erreichen können, ſo bringe ich keine Recriminationen vor, wiewohl ſich leicht ein langer Roſenkranz derſelben herunter beten ließe. Daß Görres die Rheinländer zur Ruhe und zum Gehorſam gegen die Obrigkeit ermahnt, iſt zwar ſchön aber überflüſſig, weil ſie ſchon aus dem einen Grunde, aller anderen zu geſchweigen, ſich nicht empören werden, da ſie der preußiſchen Macht nicht entgegen treten können. Faſt ſollte man meinen, dieſe Ermahnung ſolle weiter nichts heißen, als: ihr ſeid behandelt worden, daß ihr euch ſehr zuſammennehmen müßt, um euch nicht zu empören, was gerade heraus zu ſagen, nicht gut angeht. Erfreulich ſind auf jeden Fall ſolche Ermahnungen, da in fruheren Zeiten die Männer, welche den rechten Eifer hatten, es nicht ſcheuten, Blutvergießen für die Kirche zu veranſtalten. In dem Erzbiſchof einen Märtyrer zu ſehen, weil ſeine Wirkſamkeit in Cöln unterbrochen worden iſt, möchte kein glücklicher lexikographiſcher Verſuch ſein, da dies Wort bisher eine trübere Bedeutung hatte, und wenn es gegenwärtig Märtyrer in der ſeitherigen Bedeutung geben ſollte, ſo gehört ſicher der Erzbiſchof nicht darunter. Darum thue Görres vor Adelung's Wörterbuch oder deſſen Bildniß Abbitte. In den deutſchen Concordaten will Görres nichts Gutes ſehen, und meint, man ſuche von proteſtantiſcher Seite Proſelyten zu machen. Sollte dies wirklich der Fall ſein, ſo würden ſich Mitglieder beider Confeſſionen auf gleichem Wege begegnen, und ſie hätten einander nichts vorzuwerfen. Wunderlich iſt es, daß er behauptet, man habe in den vom Katholizismus Uebergetretenen Revolutionäre gefunden, wie denn überhaupt nicht wenig von Revolutionären inſinuirt wird. Hoffentlich wird ein Mann wie Görres ſich nicht auf der unwürdigen Bahn derer betreten laſſen, welche dieſe oder jene Confeſſion den Regierungen als eine gute Art Polizeidiener empfehlen, denn derartige Empfehlungen ſind doch zuletzt wahre Fußtritte, welche manchmal gutmeinende, aber dem Unziemlichen ergebene Leute der Religion verſetzen. Doch genug von ſolchen unbedeutenden Dingen; bei der ganzen Sache zeigt ſich etwas viel Schlimmeres, daß man nämlich von manchen Seiten her Haß gegen Preußen, Spaltung zwiſchen Süd- und Norddeutſchland zu erwirken ſucht. Das Getreibe iſt fluchwürdig, und, die dergleichen im Sinne haben, ſind Frevler gegen ihr Vaterland. Wir Deutſche gehören zuſammen, Preußen iſt unſer Vorfechter am Rhein, und der ewige Friede iſt noch nicht geſchloſſen, eben ſo wenig als die europäiſchen Nationen ihre Nationalität ausgezogen und zum Trödler getragen haben, ſo daß wir uns auf den Kosmopolitismus, als den Allerweltsbeſänftiger, nicht verlaſſen können, ſondern noch lange Zeit nur auf unſere Nationalität.

Konrad Schwenck.

Feuilleton.

⁂ Viele hunderttauſend wilde Enten ſind theils ganz, theils halb erfroren im Golf der Gascogne vom Meer an's Land getrieben worden; zahlloſe Krähen wurden, von Schnee überwältigt, in der Manche auf's Meer geſtürzt; auf einem Schweizer See und bei Cöln am Rheine wurden nordiſche Singſchwäne geſehen. Jetzt leſen wir, daß am 10. Februar ſo ungemein viel Schwäne zu Saint-Jean-de-Losnes angekommen, daß die Saone davon ganz weiß war!

⁂ Kinderkrankenhaus. — Hr. Dr. L. W. Mauthner, Arzt zu Wien, hat den ſchönen Gedanken in Ausführung gebracht, ein beſonderes Kinderkrankenhaus zu ſtiften, in welchem arme Kinder die liebreichſte Pflege erhalten.

⁂ Sclaverei in Nordamerika. — Am 26. Dezember v. J. wurde im Kongreſſe der Verein. Staaten der Antrag der Deputirten der ſüdlichen Staaten: »alle Petitionen und Reſolutionen um Abſchaffung der Sclaverei im Bezirk von Columbia, ſowie um Abſchaffung der Sclaverei und des Sclavenhandels in anderen Staaten ohne Berückſichtigung und Erörterung auf den Tiſch des Hauſes niederzulegen« — mit 135 Stimmen gegen 60 angenommen! — Von ungefähr 13 Millionen Einwohnern der Verein. Staaten ſind noch 2 Millionen — Sclaven; namentlich in Südcarolina von 581,000 E. nicht weniger als 315,000 und in Georgia von 517,000 E., 218,000 Sclaven.

⁂ Eine »hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift für das katholiſche Deutſchland,« ſoll mit Nächſtem von Prof. Philipps und Dr. Guido Görres herausgegeben werden unter nächſter Mitwirkung der Prof. Möhler, Döllinger, J. Görres, Bayer, v. Moy und Baron M. v. Freiberg.

⁂ Prof. Ewald hat dem Vernehmen nach von der würtembergiſchen Regierung einen Ruf nach Tübingen, auf einſtimmigen Antrag des dortigen akademiſchen Senats erhalten. Andererſeits wird von Göttingen aus in der Allg. Ztg. v. 19. d. M. geſchrieben: die Regierung (v. Hannover) findet auch im Inland Abneigungen gegen die Annahme erledigter Profeſſoren« (sic).

⁂ Mechaniſche Flachsſpinnereien gibt es jetzt in England bereits 392 mit 10,236 männlichen und 22,366 weiblichen Arbeitern. Bei der größten Spinnmaſchine mit 3 Dampfpreſſen gehen 12,000 Spindeln und liefern täglich 840,000 Schneller Garn. Spinnräder werden bald unter die Antiquitäten gerechnet werden. (Hamb. C.)

⁂ Neuentdeckte Rheimſer Chronik. — Schon verdanken wir der Champagne zwei der bedeutendſten franzöſiſchen Chroniſten: Joinville und Ville-Hardouin. Jetzt hat Hr. Louis Paris, Archivar der Bibliothek zu Rheims und Mitglied der société des antiquaires de France in der genannten Bücherei eine noch unedirte Chronique de Rains entdeckt und ſie zu Paris und Rheims im Druck erſcheinen laſſen. Der Chroniſt lebte zu Anfang des XIII. Jhrdts. und liefert ein naives und treues Abbild der Sitten und Menſchen der damaligen Zeit, viele ſehr intereſſante Anekdoten und mehr oder minder bekannte Thatſachen, ſehr anmuthige Details und einige Berichte von hoher Wichtigkeit, wie u. a. das Kapitel über Philipp August. Dem Werke iſt eine Einleitung und ein Gloſſar beigegeben.

⁂ »Die beinahe unbedingte Freiheit,« — ſo wird in der Allg. Ztg. v. 18. d. M. vom Niederrhein berichtet, — »welche jetzt unſere Zeitungen in (erzbiſchöflichen Streit-) Punkte genießen, trägt vielleicht noch dazu bei, den Streit immer warm zu erhalten, der noch um kein Haar ſeiner Erledigung näher gekommen zu ſein ſcheint.« Dies lautet faſt wie eine Klage über den ſo höchſt erfreulichen Fortſchritt, der ſich jetzt im preußiſchen Cenſurweſen bemerklich macht. Noch weit ſpießbürgerlicher lautet eine Frankfurter Correſpondenz (dem Vernehmen nach von Hrn. v. M......3), welche ſich in die ſonſt freiſinnige Leipziger Allg. Ztg. verloren. Hier wird geradezu beklagt, daß der ganzen Debatte über die kölniſchen Wirren nicht durch einen kräftigen Cenſurſtrich gleich von Anfang vorgebeugt worden. Solche Leute halten ſich für Publiciſten, und haben nicht einmal eine Ahndung von der tief- und weitgreifenden Bedeutung ſolcher Ereigniſſe! Wir hoffen, keiner ſolchen Staatsphiloſophie mehr in der ſehr tüchtigen und achtbaren Leipz. Allg. Ztg. zu begegnen.

⁂ Dampfwagenkette. — Kürzlich kam ein Wagenzug von Mancheſter zu Liverpool an, der aus nicht weniger als 113 mit Waaren beladenen, von fünf Dampfmaſchinen gezogenen Wägen beſtand. Rechnet man auf jede Maſchine 10 und auf den Wagen 15 Fuß Länge, ſo nahm der Zug 1845 Fuß Weges ein.

⁂ Der wiſſenſchaftliche Congreß von Frankreich, der ſeine fünfte Jahresverſammlung zu Metz gehalten, hat beſchloſſen, daß er die ſechste Verſammlung im September d. J. zu Clermont-Ferrand halten werde.

⁂ Indiſches Pantheon. — Hr. Lamarre-Picquot, nachdem er Oſtaſien, die Inſelgruppen und Eilande des indiſchen Oceans und einen Theil von Südafrika bereiſt, hat jetzt in Wien ſeine höchſt intereſſante Sammlung von Alterthümern und Naturerzeugniſſen aus jenen Gegenden aufgeſtellt. Ein erſter Saal enthält eine Reihe von Buddha-Statuen aus Marmor, Alabaſter, vergoldeter Bronze, E[illegible]ber, Holz u. ſ. w. Sie ſtammen von der Plünderung der Birmaniſchen Tempel durch die Engländer in den Jahren 1825 und 1826. Einige andere Denkmäler ſtellen die Geburt jenes von mehr als 300 Millionen Aſiaten verehrten Weltheilandes dar, — dann die Huldigungen der Gottheiten aus den 8 Weltgegenden, welche Buddha unter dem Feigenbaume empfängt. In demſelben Saale finden ſich viele Statuen und ſonſtige Kunſtgegenſtände aus China, viele Götterbilder, Fetiſche ꝛc. aus Afrika und Auſtralien. Dem Brahmacultus iſt ein eigener Saal gewidmet, der einige hundert Statuen, und vieles zu jenem Götterdienſt Gehörige, dabei eine Menge Figuren enthält, welche alle Kaſten der Gangesvölker in ihren Trachten darſtellen. Ein dritter Saal befaßt die naturhiſtoriſchen Gegenſtände aus jenen Ländern. Ritter von Balbi verſichert, daß kein europäiſches Kabinet etwas Vollkommeneres darbiete als jener Brahmaſaal.

⁂ Ein faſt univerſales Verwahrmittel gegen die Cholera iſt im vor. J. zu Rom entdeckt worden. Dem Diario di Roma [illegible] 20. Jan. d. J. zufolge, hatte ſich im vor. Sommer ein »Verein unter dem Schutze des erlauchten heil. Ignaz von Loyola gebildet, damit er vom Herrn erlange, daß er die Mitglieder mit ſolcher Geißel verſchone.« Dagegen verpflichteten ſich dieſelben aber auch, »dem Heiligen, wenn ſie der Anſteckung entgingen, ein Altargeſchenk zu bringen.« Auch ſollte jedes prieſterliche Mitglied in der Kirche des Heiligen zu beſtimmter Zeit »das unblutige Opfer darbringen,« und jedes unprieſterliche daſelbſt »vom Leibe des Herrn ſpeiſen.« Mehr als tauſend Familien traten in den Verein; alle Mitglieder, »ein einziges Individuum ausgenommen«, blieben geſund und der heilige Ignaz erhielt ſechs vergoldete, ſieben Palmen hohe Leuchter von herrlicher Arbeit. — Um alſo ſich gegen jene Gottesgeißel zu ſichern, braucht man nicht einmal Jeſuit zu werden, ſondern nur in eine jeſuitiſche Geſellſchaft einzutreten.

⁂ Von Chateaubriand's Denkwürdigkeiten, die erſt nach ſeinem Tode erſcheinen ſollten, wird dennoch jetzt, als mit Nächſtem die Preſſe verlaſſend, die Abtheilung derſelben angekündigt, welche den Wiener Congreß betrifft. Auch Caſimir Periers »Meinungen und Reden« werden, von Hrn. Leſieur geordnet, mit einer geſchichtlichen Einleitung von Hrn. Remuſat in Bälde herausgegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 51. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 28. Februar.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung folgt.)

„Wo willſt Du hin?“ fragte Alice.

„Zu ihm, zu ihm ſelber! Ich will aus ſeinem eigenen Munde mein Urtheil hören.“

„Helene!“ rief, faſt erſtarrend vor Staunen, die Freundin. „Sei keine Thörin! Was würde man ſagen, ſähe Dich irgend eine faſhionable Perſon?“

„Schlimm genug, wenn das Herz im Zwange der Sitte ſich verbluten ſoll,“ erwiederte beleidigt Helene. „Ich will einmal gegen die Gewohnheit verſtoßen. Ich fühle, daß ich Recht habe und die Sitte Unrecht. — Nein, Alice, halte mich nicht zurück! Wahrhaftig, Du könnteſt mich zu argen Dingen veranlaſſen.“

Alice legte ſich jetzt auf's Bitten, da aber auch dies nicht fruchtete, ergab ſie ſich in ihr Schickſal und verfolgte mit Thränen im Auge die im Abenddunkel fortwandelnde Freundin.

Früher als die beiden Fußgängerinnen kamen Byron und ſein Begleiter vor dem Hotel an. Der Jokey, dem der Lord die Pferde übergab, lächelte, als er ſeinem jüngern Bruder, unter welchem Namen der unzertrennliche Gefährte des engliſchen Pairs überall eingeführt ward, vom Pferde half. Auch der Maitre warf ſchlaue zweifelhafte Blicke auf den elaſtiſch forttänzelnden hübſchen Knaben, dem die knappe Kleidung ſehr gut ſtand, indem ſie die vollen, beinahe zu weich gerundeten Hüften des jungen Menſchen zeigte.

Byron hatte blos ſeinen einzigen vertrauten Diener, den alten Murray, mit nach Brighton gebracht. Einen Jokey nahm er erſt in dieſer Stadt an, bezog in einem der ſchönſten Hotel's einige anmuthig gelegene Zimmer zugleich mit ſeinem jüngern Bruder, lebte aber faſt auffallend eingezogen. In größern Städten herrſcht eine garſtige Unſitte, die, mag man auch noch ſo human darüber [illegible], immer ein zweideutiges Licht auf die Moralität entweder der geſammten Bewohner, oder doch auf die höhere Geſellſchaft derſelben wirft. Menſchen von höherem Stande oder einigem Namen vermögen auf keine Weiſe anſchwärzenden Gerüchten zu entgehen, ſobald ſie weniger, als es gewöhnlich iſt, der Sitte huldigen. Am meiſten trifft der giftige Pfeil der Verläumdung diejenigen, denen es anſtändiger und ihrer Natur angemeſſener dünkt, in der häuslichen Stille die Zeit der Arbeit mit heiteren Geſprächen abwechſeln zu laſſen. Ein Lufthauch genügt hier ſchon, düſtere Gewitterwolken über ſolche Familienzirkel zuſammenzutreiben, und oft das Glück ganzer Geſchlechter zu untergraben. Die moderne Zeit allerwärts hat in dieſer Hinſicht auffallende Fortſchritte gemacht. Mag es nun immerhin zum ſogenannten guten Tone gehören, etwas „anrüchig“ zu ſein, dieſer Ton ſelbſt harmonirt wenig mit der Friſche des wahren Lebens, nach dem doch das gegenwärtige Jahrhundert von Anfang an ſtrebte. Es liegt eine erlaubte Sittenloſigkeit in dieſer lächelnden Feinheit, den Ruf Anderer zu untergraben, die es in ihrer harmloſen Routine bereits ſo weit gebracht hat, daß man höchſtens ein moquantes Naſenrümpfen gewahren kann, ſobald ein neues Thema dieſer Art in den feinen Salons mit Augenblinzeln, Lippenfalten und Zungenſchnalzen durchdisputirt wird. Die faſhionable Geſellſchaft fragt nie nach der etwaigen Veranlaſſung, der Schein genügt, und je buntfarbiger dieſes in der ſchwülen Luft unſerer Städte ſich ſonnende

Chamäleon — ein Geſchöpf des Müßigganges und überhandnehmender Naturverachtung — ſchimmert, deſto witziger läßt es ſich damit ſcherzen.

In Brighton machte die Geſellſchaft von dieſer ſittenloſen Sitte aller Länder keine Ausnahme. Das Stillleben des jungen Lords gab zu den mannigfachſten und fabelhafteſten Gerüchten Stoff. Die Londoner Großkrämer aus der City wollten wiſſen, er habe ſich direkt aus Perſien alle Utenſilien eines türkiſchen Harems verſchrieben und lebe nun in ſeinem Hotel in ſultaniſcher Weiſe. Von den unerhörten Orgien, die allnächtlich bei ihm gefeiert werden ſollten, erzählte man ſich wundervolle Dinge, wogegen der Mährchenglanz aus Tauſend und einer Nacht verwiſchte Wandmalerei war. Ohne allen Scheinreiz brechen ſich Erzählungen ſolcher Art wohl nur ſelten Bahn. Allein, daß man immer geneigt iſt, den Schein für wahr zu halten und ſich ſogar abmüht, etwa noch Mangelndes mit Takt und fein geübter Liſt hinzuzudichten, dies taucht die Geſellſchaft in abſchreckende Farben. Leider fiel aber in Brighton die öffentliche Verläumdung grade auf ein Opfer, das mit dem äußeren Schein auch die Innerlichkeit der Wahrheit gegen ſich hatte, und aus einem Anfall volksthümlichen Whims in offenbarer Verachtung der conventionellen Sitte einen eigenen Reiz empfand.

Byron bewohnte mit ſeinem angeblichen Bruder dieſelben Zimmer, die von dem alten Murray in der Regel mit Argusaugen bewacht wurden. Als die beiden Verdächtigen von ihrem Spazierritt zurückkamen, warf der Jüngere den Hut ab, löſte das Halstuch und ſprach, zu Byron gewendet: „So gefalle ich Ihnen doch beſſer, nicht wahr?“

Der Lord kehrte ſich um, und ein zufriedenes, von feuriger Luſt nicht ganz freizuſprechendes Lächeln glitt über ſeine blaſſen, ausdrucksvoll ſchönen Züge, als er die urplötzliche Verwandlung des ſchlechten Reitersmannes erblickte. Der jüngere Bruder wiegte ſchalkhaft kokett das kleine Köpfchen auf den ſchlanken Schultern und ſchien ſich kindiſch an dem langſamen Aufgehen der künſtlich toupirten Haare zu gefallen, die jetzt vom Scheitel auf die volle Schulter und den wallenden, blendend weißen Buſen herabglitten. Die jugendliche, kokette Schöne lockerte mit eigener Hand den Reithabit und warf ihn ab.

Sie glich an Geſtalt und Ausſehen ganz dem ſpukenden Mönche von Newſtead, durch deſſen Erſcheinung früher die gottesfürchtige Nanny ſo ſehr in Schrecken geſetzt worden war. Aufgeregt und durch die Naivetät, womit das ſchöne Mädchen ihren Liebhaber zu ſcherzhaften Bemerkungen reizte, Alles um ſich her vergeſſend, hatte Byron verſäumt, ſeine Befehle zu ertheilen. Er war deshalb nicht wenig überraſcht, als plötzlich durch die halb geöffnete Thür eine verſchleierte Dame hereintrat. Zwar beeilte ſich die Schöne, ihrer Verkleidung möglichſt ſchnell wieder eine täuſchende Aeußerlichkeit zu geben, der Blick der unverhofft Eintretenden war aber zu ſcharf, um über das Geheimniß nicht gänzlich aufgeklärt zu werden.

Der Lord wollte in der erſten Aufwallung ſeines Zornes den unerwarteten Beſuch hart anlaſſen, da ſchlug die Dame den Schleier zurück und Byron ſah niedergeſchmettert in die verſtörten Mienen der Miß Helene. Dem liebenden Mädchen fehlte es an Kraft, um ihren ſchmerzlichſten Gefühlen Worte zu leihen. Sie deutete blos auf die in eine Fenſterniſche geflüchtete Schöne und ſagte dann mit leiſer, von Thränen zitternder Stimme: „Ew. Herrlichkeit können ſehr grauſam ſein! Wozu entwendeten Sie meiner Freundin ihr Amulet, wenn es ſolche Früchte trägt?“

„Miß, theure Miß,“ ſtotterte Byron — ein Scherz — ich hatte eine Wette eingegangen —“

„Mich tödtlich zu verwunden?“ fiel fragend Helene ein, dem Ton ihrer Stimme einen Ausdruck ſtrafender Milde gebend. „Dazu bedurfte es nicht ſolcher Maskeraden. Was Sie in Newſtead vollbrachten, war ſchon vollkommen hinreichend.“

So tief hatte Byron die Milde eines weiblichen Weſens noch nie erſchüttert. Ein bleicher Strahl der Reue ſchlug zündend in ſein Gemüth. Er fühlte, daß er hier ein Herz gebrochen habe, dem er ſich auf Flügeln der Liebe genähert, das er ſelbſt an ſich herangezogen.

„Dachten Sie an Mary Chaworth?“ ſetzte Helene hinzu, kaum hörbar die Worte lallend. „Ich glaubte immer, die edelſten Männerherzen könnten zwar bei einer Hintenanſetzung von Seiten eines Mädchens zürnen, lange zürnen, der Rache aber hielt ich Sie nicht fähig. Mylord ſcheint eine Ausnahme zu machen.“

(Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſche Revue

von Frankfurt a. M.

(Konzerte, Muſeum, Riefſtahl's Soiréen, Wiederholung des Mozartfeſtes, der Cäcilienverein, der Geſangverein des Hrn. Keuner, der Liederkranz, Oper.)

Daß mit Privatkonzerten hier nichts mehr zu machen iſt, zeigt ſich immer deutlicher. Wir haben es endlich ſo weit gebracht, vom eigenen Kunſtfette zehren zu können. Freilich verlieren wir bei dem Renomée auf der einen Seite, während wir auf der andern gewinnen, denn mit dem Laien flieht uns auch der Prieſter. Da aber in der Regel 100 Laien und drüber auf einen Prieſter gehen, wir daher weit mehr zu bemitleiden hätten, als zu würdigen, ſo iſt der Troſt nicht ſo ſchwer zu finden. Zudem fahren unſere Muſeen, Soiréen, Liederkränze, Vereine und Vereinchen fort, uns mit ihren beſten Gaben reichlich zu beſchenken, und wir wären undankbar bei ſo vielen einheimiſchen Gütern, uns nach den ausländiſchen ſehnen zu wollen. Namentlich erſchöpft das Muſeum alle Anſprüche an den Kammerſtyl. Die drei letzten vom 12. und 26. Januar und vom 9. Februar gaben drei Symphonieen, zwei von Beethoven: die Eroica, die B dur, und André's Es dur mit dem höchſt originellen Adagio. Eben ſo viel Ouverturen: aus Lindpaintner's Vampyr, Ries' Feſtouverture und Mendelſohn's Meeresſtille. Aloys Schmitt's Tongemälde, die Elegie (auf den Tod einer hieſigen liebenswürdigen Dame componirt) darf zu den gelungenſten Kompoſitionen dieſer Gattung gezählt werden. Es iſt ein Tongemälde im objectiven Sinne, ein Werk im edelſten Guß. Es führt uns die Wehmuth, der Trennung brennenden Schmerz, den Kampf der Gefühle mit der Vorſtellung, und endlich den hoffenden Hinblick zu den Sternen vor. Es arbeitet da nichts nach kleinlicher Imitation, welches mit Recht der Philoſoph von Sansſouci, welches Gottfried Weber und Engel verwerfen,*) und haben ſich die größten Meiſter mit Glück darin verſucht, ſo wußten ſie durch tauſend Schönheiten der Gedanken dieſe Spielereien des Geiſtes, die doch wohl nur der Komik und dem Humor angehören, liebenswürdig zu machen. Deshalb auch könnten wir Hrn. Haupt tadeln, der in einer Ballade für Baßſtimme mit Orcheſter über Siegels Gedicht: die Windsbraut, ſich mit dergleichen Imitationen befaßt, wenn er z. B. die Wetterfahne im Sturmwinde knarren läßt u. ſ. w. Da aber dieſe dramatiſche Geſangsſcene (von Hrn. Dettmer ſehr charaktergemäß vorgetragen) durch ſchöne Erfindungen der Gedanken, durch Fluß, Wahrheit und gediegene Inſtrumentation ſich allen Baſſiſten ſo ſehr empfiehlt, ſo wollen wir damit nur den warnenden Zeigefinger gehoben haben. Eine Epode von Gollmick, in B moll, für 4 Männerſtimmen, mit obligaten Poſaunen und Violoncellos wurde von den Herren Niſſen, Linker, Wiegand und Lehr — eine Todtenfeier für unſern unſterblichen Ferdinand Ries — tief ergreifend nachgeſungen. Auch der Text zu dieſer Epode im Klopſtock'ſchen Versmaaße iſt von dem Komponiſten. Variationen für Baſſethorn, von Hrn. Springer und das neunte Spohr'ſche Violinkonzert von Hrn. Konzertmeiſter Will geſpielt, waren die Inſtrumental-Solo-Vorträge. Herr Will iſt einer von den Spohr'ſchen Schülern, die ihrem Meiſter Ehre machen. Ausgezeichnet war der Geſang ſeines Adagio im ſonoren, allen Fond dieſes kleinen Inſtrumentes ergründenden Bogenſtrich; präcis ſein Staccato, und grandios der edle Schwung, der Spohr's ganzes Spiel charakteriſirt. Nicht minder auch erkannten wir ihn wieder in einer gewiſſen Unlenkſamkeit, ſo weit entfernt von der franzöſiſchen eleganten Schule, und eben deswegen auch im Fallen laſſen mancher Bravour-Paſſage. Was das Baſſethorn betrifft, ſo iſt es ſchade, daß nicht mehr Gutes für dies Inſtrument geſchrieben wird. Herr Springer meiſterte ſeine Schwierigkeiten mit dem möglichſten Ausdrucke, aber die Compoſition war doch auch gar zu trivial. — Fräulein Capitain ſang mit leichter Höhe zwei für Tenor geſchriebene Lieder von Gollmick über Gedichte von Dr. A. Clemens:**) „Herbſtgefühl“ und „Im Freien“. — Komiſche Geſänge waren: „das Banderl“, Terzett von Mozart und deſſen „gute und ſchlimme Zeit“ von den Damen Capitain und Kratky und Herrn Haſſel ſehr ergötzlich vorgetragen. Der Triumphmarſch aus Titus, dieſer neue Attractionspunkt nach einem halben Säculum machte den pompöſen Schluß. — Die beiden letzten Soiréen Rieſſtahl's boten drei Quartette, von Mendelſohn (E moll, Manuſcpt.), von Haydn (G dur) und ein neues Quartett für Pianoforte von A. Schmitt (F moll) von Fräul. Elsner vorzüglich geſpielt; und drei Quintette, von Mendelſohn (A dur), von Beethoven (C dur) und Mozart (D dur). Wie gewöhnlich füllten intereſſante Lieder und Geſänge am Pianoforte die Pauſen. Es bleibt immer bemerkenswerth, und iſt ein kleiner Grund zu pſychologiſchen Betrachtungen, daß fortwährend das ſchöne Geſchlecht vorzugsweiſe dieſe Sitzungen beſucht.

Jenes Mozartfeſt, von Guhr gegeben, das bekanntlich für die Kritik zum Streitfeſte wurde, trat trotz mancher Widerſacher am 2. Februar mit nur deſto größerer Anerkennung wieder auf, und zwar, bei überfülltem Saale zum Beſten verarmter Familien.

Vom Cäcilien-Verein iſt leider nichts zu erwähnen. Er iſt ohne Stütze, und wird es wohl auch noch lange bleiben, wenn er nicht ganz zerfällt. Es dürfte übrigens ſchwer fallen, eine Autorität zu finden, die es übernehmen, oder vielmehr unternehmen möchte, die ſubtilen Zügel über ſo viele Autoritäten zu lenken. Ries, deſſen gerechte Erwartung auf unbedingtes Vertrauen an eingewurzelten Vorurtheilen ſcheiterte, ſoll das empfunden haben. —

Der Geſangverein des Herrn Kellner macht tüchtige Progreſſen. Weshalb? Weil er ſich in der Wahl ſeiner Aufführungen beſchränkt, und ſtatt große Oratorien nur einzelne, den Kräften der Geſellſchaft zuſagende Chöre, Cantaten, Motetten, Hymnen u. dergl. zur Aufführung bringt. Die Sorgfalt auf eine faſt unerreichbare Technik kann hier auf den Ausdruck übergeben, und ſo gewinnen alle Theile. Was früher an Oſtentation grenzte, wird nun zum ſtilleren, freundlichen Genuß, und der Verein mag jetzt weit mehr wie früher die Segnungen der Tonkunſt empfinden. Es thut der Kritik wohl wohlgemeinte Winke ſo beachtet zu ſehen. Die Piecen waren. Ein im religiöſen und edlen Styl gehaltenes Chorlied von W. Speyer, der Chor aus Idomeneo (E dur), der Jagdchor von Stegmann (F dur), eine Cantate von Mozart (B dur), ein Vocal-Quartett von Haydn (E dur) und ein Nachtgeſang von C. Kreuzer. Einzelne Arien aus Schöpfung und Jahreszeiten; ein Duett von Weigl und Lieder von Gollmick bildeten die Sologeſänge, von geſunden, lebens- und liederfrohen Kehlen ausgeſtrahlt. Die mir bekannten Soloſänger waren die Demoiſellen Arnold, Erdmann und die Herren Meck (Sohn), Lehr und Behringer. Letzterer, ein Schüler dieſer Anſtalt, jetzt Mitglied der Darmſtädter Hofbühne, ſang, ein dankbarer Gaſt, die Tenor-Soli, und ſeine weiche, dabei volle Bruſtſtimme, wie ſein gefühlter Ausdruck ſtellen ihm ein günſtiges Horoscop.

Unſer wackerer Liederkranz ſäet und ärntet ſeine Früchte in den unangefochtenen ſtillen Thälern ſeiner eigenen Gemüthswelt, und wenn er je einmal dieſe Grenze überſchreitet, ſo iſt's entweder ein harmloſes Freudenfeſt, das er bereitet, oder es hängen ſich an ihren Geſängen die Empfindungen der Dankbarkeit!

Könnten wir das doch auch von unſerer Oper ſagen. Da herrſchen freilich ganz andere Empfindungen. Die bittere Empfindung, daß an eine Reſtauration derſelben ſobald nicht zu denken iſt. Es fehlen noch immer die erſten Organe der Oper. Der oft beklagte Zuſtand währt fort, und es iſt nicht voraus zu ſehen, wie das beſſer werden ſoll. Jedes Mitglied wird unter ſolchen Auſpicien um eine Stufe höher über ſeine Kraft geſtellt, und keines fühlt ſich ſo in ſeinem Elemente heimiſch. Das Inſtitut muß mithin die Schuld des Verhängniſſes büßen, und aus Mißverſtändniſſen entſtehen Mißhelligkeiten, aus dieſen Schlafſucht, und am Ende eine Gleichgültigkeit zwiſchen Oben und Unten, die wohl gefährlicher iſt, als alle Reibungen, die hin und wieder wenigſtens doch entzünden. Die Opern, ſeit meinem letzten Bericht unter ſolchen Verhältniſſen gegeben und wiederholt, waren: das Opferfeſt, Zampa, Caliph, die Guerillas, der Poſtillon von Longjumeau, die Zauberflöte, die wandernden Comödianten, der Waſſerträger, Semiramis, der alte Feldherr, Rataplan und Lumpacivagabundus.

Es kann nicht die Rede davon ſein, daß mitten durch dieſe apathiſche Dämmerung nicht mitunter recht helle Blitze zuckten, das läßt ſich von Mitgliedern erwarten, welche am Gängelbande der Schule zum Bühnenparnaß geleitet wurden, aber das hebt immer die herrſchende Dämmerung nicht auf, in der wir ſchon ſo lange nach dem Ausſpruche ſeufzen: „Es werde Licht!“ —

7.

---

*) Der große Jonathan Swift machte ſie in einer ſatyriſchen Cantate, die Dr. Geclin componirte, lächerlich.

**) Aus den Vorträgen vermiſchten Inhalts, gehalten im Muſeum zu Frankf. a. M. von Dr. A. Clemens, erſchienen bei Franz Varrentrapp in Frankf. 1837.

Feuilleton.

⁂ **Occident und Orient.** — Während abendländiſche Dichter, Gelehrte und Hochadelige immer häufiger das Morgenland beſuchen, ſendet dieſes ſeine Söhne bei uns in die Lehre. So leſen wir in dieſen Tagen, daß der Sultan wieder ſechs junge Offiziere nach Wien geſchickt, um ſie dort ihre militäriſche Bildung vollenden zu laſſen. — Edhem Bei, ein ägyptiſcher Artillerie-General, iſt auf Befehl des Vicekönigs mit ſeinen Adjutanten und 17 andern Offizieren derſelben Waffe nach England gereiſt, um ſich dort über den Zuſtand des Artilleriewesens in allen ſeinen Zweigen zu unterrichten. Fortan ſollen alle Aegypter, welche Studien gemacht, nach Vollendung derſelben das Ausland bereiſen, um ſich zu vervollkommnen. Auch von Calcutta wird berichtet, daß europäiſche Wiſſenſchaft immer mehr Anhänger unter den Indiern findet, und daß der Nabob Ekbal ed Daulah nach England reiſt, um ſich dort mit der Verfaſſung und überhaupt europäiſchem Leben, Wiſſen und Streben bekannt zu machen.

⁂ **Dr. Kirner**, früher Benediktiner, dann Profeſſor der Philoſophie zu Amberg, — wo er ſich durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Lebensweiſe den Beinamen Diogenes erworben, — iſt am 10. Febr. 73jährig geſtorben.

⁂ **Der Albrecht-Dürer-Verein zu Nürnberg.** — Der Kronprinz Maximilian von Baiern hat unterm 7. Febr. d. J. den Direktoren des Albrecht-Dürer-Vereins zu Nürnberg geſchrieben, »es gereiche ihm zur lebhaften Freude, ihre Bitte durch die Erklärung ſeines Beitrittes zum Nürnberger Kunſtverein, dem älteſten in Deutſchland, erfüllen zu können.« Auch Prinz Karl von Baiern, der Erbgroßherzog Ludwig von Heſſen und der Herzog von Sachſen-Meiningen haben die Ernennung zu Ehrenmitgliedern des Vereins in ehrenden Zuſchriften angenommen.

⁂ **Auf der Winter-Blumenausſtellung in Gent** waren 2000 ſeltene Blumen und Pflanzen vereint. Der erſte Preis ward einer *Azalea coccinea*, der 2. einer *Azalea elata*, der 3. einer *Camellia Donckelarii* zuerkannt.

⁂ **Ueber Hydropathie** (Heilung durch Waſſertrinken) hat Hr. Dr. Schnizlein ein Schriftchen herausgegeben, welches manches Neue und Intereſſante zu Gunſten jener wäſſerigen Kunſt enthalten ſoll.

⁂ **Boris Iwanowitſch Orlowſki**, Profeſſor der Skulptur an der kaiſ. Akademie der Künſte zu Petersburg iſt am 16. Dez. 1837 im 44. J. ſeines Alters geſtorben. Im Stande der Leibeigenen geboren, zeigte er frühe ein großes Talent für Bildhauerarbeiten, wurde freigelaſſen, in die kaiſ. Akademie als Zögling aufgenommen und 1822 nach Rom geſchickt, wo er unter Thorwaldſen's Leitung ſeine Studien fortſetzte. Im J. 1829 kehrte er nach Petersburg zurück. Zu ſeinen Werken, welche die dortigen öffentlichen Plätze zieren, gehören die Statue des Engels auf der Alexanderſäule und die Standbilder des Fürſten Kutuſow-Smolensky und des Fürſten Barclay de Tolly. —

⁂ **»Keſſel's Gruppe aus der Sündflut«**, ſo wird der Leipz. Allg. Ztg. von Rom geſchrieben, — »ein Mann, der ſeine Frau mit ihrem Kinde aus dem Waſſer emporzieht, iſt vollendet und wird in dieſen Tagen ihre Reiſe nach England antreten. Eine vollendetere Bildhauerarbeit hat man in neuerer Zeit nicht geſehen. Die Wahl des Gegenſtandes iſt, wie ſelbſt bei Laokoon, für die Skulptur weniger günſtig. Hochgefeiert iſt in dieſer Beziehung Kummel's Ballonſpieler, von dem Alle mit gleichem Lobe ſprechen.«

⁂ **Tabari und Muſtaphad Nameh.** — In einem der kön. aſiatiſchen Geſellſchaft vorgelegten perſiſchen Katalog finden ſich mehrere theils noch unbekannte, theils für verloren gehaltene Werke verzeichnet, wie u. a. Tabari's Chronik im arabiſchen Original, und Muſtaphad Nameh, ein Gedicht von 104.000 Strophen im Versmaaß des Schah Nameh. Da dieſe Werke wohl noch vor 40—50 Jahre im Beſitze eines indiſchen Fürſten geweſen, ſo iſt zu hoffen, daß ſie ſich noch werden auffinden laſſen.

⁂ ***Pia desideria.*** — Ein mehr als drei Spalten großer Ausfall auf die Franzoſen und ihre Tagblätter in der Hannover'ſchen Zeitung von 13. Febr. endet mit folgendem faſt poſſierlichem Stoßgebet: »Gott gebe, daß das glückliche Verhältniß in Deutſchland, wo man ſo wenig in ſeinem Staatsrechte nach Gründen und Geſetzen über die Scheidung zwiſchen Fürſt und Volk ſucht, als ein glücklicher Ehemann nachſieht, auf welche Weiſe er ſich von ſeiner Frau« (wer iſt hier die Frau, der Fürſt oder das Volk?) »trennen kann, niemals durch das moderne Franzöſiren untergehen möge. Die Deutſchen ſetzen gottlob nicht, wie die Franzoſen, ihre Größe in Haß (!!!) und Wegjagen (!!!), ſondern in Liebe und Treue zu ihrem angeſtammten Fürſten.« Bei ſolchen Expektorationen dürfte es fürwahr den Franzoſen nicht verargt werden, wenn ſie noch jetzt, wie früher die Deutſchen, die ſolcherlei ungewaſchenes Zeug ſchreiben, drucken und leſen, zu den *Barbares du nord* zählten.

⁂ **Die Aechtheit der ſ. g. Correſpondenz von Rubens** wird nun auch in mehreren belgiſchen Blättern angefochten. Nach einigen hätte Hr. Bouſſard Einiges angefügt, Anderes verſtümmelt; der *Politique*, — welchem, ſo weit aus den mitgetheilten Fragmenten zu urtheilen, wir beiſtimmen — hält das ganze Buch für apokryph.

⁂ **Der Verfaſſer der Juniusbriefe.** — Die ſchon ſeit längerer Zeit vorwiegende Anſicht, daß das 1818 verſtorbene Parlamentsglied Sir Philipp Francis jene Briefe verfaßt, hat nun dadurch ein neues Gewicht erhalten, daß man bei Verſteigerung ſeiner Bibliothek mehrere Exemplare von Juniusbriefen mit handſchriftlichen Noten und Textverbeſſerungen von Sir Philipp gefunden. —

⁂ **Juſtinus Kerner und Dr. Strauß.** — In einer eben ſo anziehenden, als geiſtreichen Charakteriſtik Kerner's, welche Strauß in den Halliſchen Jahrbüchern gegeben, erzählt Strauß: »Ich darf ihm (Kerner) ſcherzend ſagen: »»Lieber Doktor, ſo oft ich nach Weinsberg komme, iſt es jedesmal wieder ärger mit dem Aberglauben!«« »»Gewiß,«« erwiedert er, »»wir beiden Ludwigsburger müſſen uns in unſerer Thätigkeit ergänzen: je mehr Sie Mythen vertilgen, deſto mehrere ſäe ich aus.««

⁂ **Conflikt von Kirche und Loge in Belgien.** — Der *Courrier de la Meuse* enthält einen Aufſatz über die Freimaurer und die Nothwendigkeit der Achtung derſelben durch die Kirche. In demſelben werden die Maurer für ſchlimmer und verwerflicher als ſelbſt die Schismatiker und Ketzer, ja als halbe Atheiſten bezeichnet, ganz beſonders aus dem Grunde, weil ſie nicht an die Ewigkeit der Höllenſtrafen glaubten, die doch eine der Hauptſtützen des wahren Chriſtenthums ſey. Zu dieſem Journale ſollen die Hrn. von Bommel, d'Huart und Ernſt Beiträge liefern. — Von Brüſſel wird dagegen berichtet, daß jene erneuerte Achtung der Freimaurer mit einemmale wieder die Logen zum Sammelplatz einer energiſchen Oppoſition gemacht; daß die Vereinigung der Logen zu Brüſſel, welche am 5. Febr. ſtattgefunden, und ſonſt vielleicht kaum 50, jetzt an 700 Maurer herbeigeführt und Veranlaſſung zu einer noch nie erhörten Aufnahme von 10 Perſonen auf einmal gegeben. — In Löwen, wo die Loge kaum dem Namen nach mehr beſtand, verſammeln die alten Mitglieder ſich wieder und neue treten hinzu. In Flandern und im Hennegau'ſchen ſollen in mehreren Landgemeinden Logen errichtet werden.

⁂ **Der Münchener Kunſtverein** zählt jetzt gegen 1900 Mitglieder. Dadurch iſt er in Stand geſetzt, eine reiche Verlooſung zu veranſtalten. Für die diesjährige am 16. Febr., dem Stiftungstage, waren an 100 Kunſtgegenſtände angekauft, unter denen mehrere ſehr werthvolle Gemälde bis zum Preiſe von 80 Karol.

⁂ **Die Kinderbewahranſtalten** fangen auch in Italien an in Aufnahme zu kommen. Zu Breſcia, wo im vorigen J. eine *sala d'asilo* beſtand, welche 170 Kinder aufgenommen, iſt mit Anfang d. J. eine zweite geſtiftet worden, die jetzt 70 Pfleglinge beherbergt.

⁂ **Statiſtiſches von Großbritannien und Irland.** — Dem „*Statistical Journal*" zu Folge iſt die Geſammtzahl der Familien in Großbritannien von 1811 bis 1831 von 2,544,215 auf 3,414,175, alſo um 34 pCt. geſtiegen. Die Einkünfte, die aus Pachtzinſen für Ländereien fließen, haben ſich ſeit 1790 verdoppelt. Von der geſammten Oberfläche von Großbritannien, Irland und den anliegenden Inſeln bilden, ſind 46,522,970 Morgen urbar, 15,000,000 unangebaut und 15,871,463 zum Ackerbau untauglich.

⁂ **Torfverbeſſerungs-Maſchine.** — Hr. Orgeſſon, ein Schwede, hat zu Helſingfort in Finnland eine Vorrichtung erfunden, mittelſt welcher man Torf ſo hart und dicht machen kann, wie Steinkohlen. Der ſo zubereitete Torf zündet ſchnell, brennt ohne Kniſtern, gibt eine reine und glänzende Flamme und zum wenigſten eben ſo viel Hitze als jene. In Gegenwart des Magiſtrats hat Hr. Orgeſſon in weniger als 20 Minuten 1000 Pfund Torf bereitet, der hierdurch circa 1 Fünftel ſeines Gewichtes und 3 Achtel ſeines Umfangs verloren. —

⁂ **Kunſtnachrichten aus München.** — Die reiche Vaſenſammlung der Gebrüder Candelori, welche ſchon längſt ein Eigenthum des Königs von Baiern iſt, wird nun mit Nächſtem nach München gebracht und in der Pinakothek aufgeſtellt werden. Auch wird der neuen Univerſität gegenüber ein großer Obelisk errichtet, deſſen Höhe jene des Obelisken am Carolinenplatze erreichen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 52. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 1. März.

Charaktere und Umriſſe
aus der würtembergiſchen Abgeordnetenkammer.

(Fortſetzung.)

Das erhaltende Centrum.

Unter dieſer Rubrik ſind die Juſtemilianer nicht minder als die eigentlichen ſtrikten Conſervativen begriffen. Man geſtatte mir, bevor ich weiter gehe, dieſe beiden politiſchen Naturen etwas näher zu charakteriſiren. Ihr dürft, obſchon wir dieſelben nebeneinander ſtellen, ihre Begriffe bei Leibe nicht verwechſeln. Der Conſervative würde ſich das verbitten, auch der Juſtemilianer, denn der Juſtemilianer, der immer gerne ein Hinterpförtchen offen hat, läßt nicht gerne in einen Begriff ſich ſpannen, ein Begriff bezeichnet ſchon das Weſen einer Sache, der Juſtemilianer aber hat vor aller Weſenheit, die durch markirte Formen geprägt iſt, einen heiligen Abſcheu. Darum hat Louis Philipp, der Enkelvater der Juſtemilianer, den weſenloſen Begriff der richtigen Mitte ſich zur Bezeichnung ſeiner politiſchen Denkungsweiſe genommen. Alle Philoſophen der kultivirten Welt, zumal die deutſchen, die bekanntlich eine klaſſiſche Virtuoſität in den Logarithmen der Logik haben, zeichneten ihre Syſteme an die Wand, und ſuchten damit jene aufgedunſene Schale mit einer ſtrenggeprägten ſpekulativen Subſtantialiät zu erfüllen; aber ſo oft und gravitätiſch ſie dies verſuchten, ſo fanden ſie immer auf's Neue, daß dieſe Schale zwei kleine, faſt unſichtbare Oeffnungen habe, eine vorn, eine hinten, ſo daß, wenn Ihr durch die eine etwas Erkleckliches hineingießt, Euch aus der andern das Conglomerat ſchon wieder in die Hände läuft. Der deutſche Rationalismus iſt an der Definition der richtigen Mitte zu Schanden geworden und in ſeiner magiſtermäßigen Unbeholfenheit ſtopfte er endlich die Leere, welche das Juſtemilieu ihm zurückließ, mit einem neuen encyclopädiſchen Poſtulate, einem Poſtulate der abſoluten Relativität zu, er ſetzte an die Stelle des wiſſenſchaftlichen Objekts das denkende Subjekt und ſagte dieſem: mach' Dir den Begriff nach Deiner perſönlichen Einſicht ſelbſt.

Seht, darum iſt der deutſche Liberalismus, dem man die philoſophiſche Intelligenz wohl nicht abſprechen kann, dem Franzoſenkönig ſo gram, der mit einem einzigen Worte Zwieſpalt in die europäiſchen Kategorien geworfen und die Politik mit einem weſenloſen Begriffe unterhöhlt hat. Hier iſt die Falle, welche immer auf's Neue wieder die formgerechteſten Deklamationen des Radikalismus zuſammenſchnappt, der ſich davor, ſo ſehr er ſich auch hüten möge, nicht vollkommen bewahren kann. Der markirte Liberale wird dem Ariſtokraten ſeinen legitimiſtiſchen Royalismus, dem Conſervativen ſein „Langſam voran!“ verzeihen, aber nie dem Juſtemilianer ſeinen ſich wie eine Wetterfahne im Winde ſchaukelnden Grundſatz das „nicht zu viel und nicht zu wenig!“, den kein Menſchenkind, wie ſchon geſagt, natürlich definiren kann. Die ganze Ausdehnung des Prinzips ruht auf dem individuellen Gefühl des hermaphroditiſchen Parteimanns ſelbſt, bei dem Mangel jeder objektiven Klarheit deſſelben iſt ihm ſo viel nur unwiderlegbar gewiß, daß er das glatte Ding, das er ſeinen Grundſatz nennt, nach Belieben rund und eckig machen könne, ohne deſſen Integrität der Form irgendwie zu verletzen. Der Juſtemilianer, deſſen Partei ſo vielfarbig iſt, als ſich die

Sonne an den weſenvollen Formen ſpiegelt und aus ſo vielen Charakteren componirt, als es Verſchiedenheiten der Individuen gibt, kann ein guter Bürger, Staatsmann, ſogar Patriot, je zuweilen auch ein Mann von tüchtiger Geſinnung ſein, aber einen eigentlichen Charakter, eine Grundgeſinnung, die ſich um den vollen Inhalt dieſes Begriffes ſpannen ließe, hat er nicht. Der Juſtemilianer im bürgerlichen Leben wird nicht minder auf beiden Achſeln tragen als der auf der parlamentariſchen Rednerbühne, der die politiſchen Fragen immer nach ihren etwaigen Rückwirkungen auf den eigenen Philiſterrock mißt, den wohlgefütterten, damit ſich der Inhaber in keiner Zugluft erkälten könne; der halb verneint und halb bejaht, damit keine Partei, wenn nämlich deren keine die andere an Macht oder Anſehen überholt, und es ſonach ungewiß iſt, welche am Ende den Sieg erringen werde, ſich über ihn beſchweren könne. Denn der Juſtemilianer will's mit Niemanden verderben, wer weiß — das iſt ſeine Maxime — wozu man den Nebenmenſchen noch brauchen kann, der aber heute den Untergang dieſes Nebenmenſchen votirt, wenn er verſichert iſt, daß deſſen Ruin ihm einen eigenen Vortheil bringen könne. Denn der Vortheil ſpielt beim Juſtemilianer die Charakter- und Titelrolle, der Vortheil iſt ein Hebel des Menſchenglücks, das hat er ſich als Deviſe auf ſeine Tabatiere gegraben, und aus dieſem Grunde auch läßt er das Hinterpförtchen ſich immer ſo weit offen ſtehen, daß ihm gewißlich am Ende ein Rückzug zur ſiegenden Partei möglich ſei. Der Juſtemilianer iſt ſehr häufig ein bonhomme, mit welchem Namen ich jene charakterloſe Menſchenklaſſe bezeichne, deren Gutmüthigkeit ſo weich und formlos iſt, daß ſie zwar oft mißbraucht werden kann, die ſich aber in Genußſucht und Materialismus objektivirt, und Dich mit vollem Bauche, wenn ſie's auch ſonſt recht erträglich mit Dir hält, Deinem Feinde und aller Welt preis gibt, und die, eben ihres Optimismus und ihrer epikuräiſchen Eigenliebe wegen, um nur nicht im Genuſſe geſtört zu werden, immer an die herrſchende Majoritat ſich anſchließt. Das gilt vom bürgerlichen wie vom politiſchen Juſtemilianer gleich ſehr, weil dieſe beiden immer in einander fließen, nur daß die Hermaphroditennatur des letztern ſich greller und widerwärtiger in den höchſten Beziehungen des Lebens ausſpricht. Der noble Ariſtokrat, mit ſeiner geprägten Geſinnung, verachtet den Juſtemilianer ſo ſehr wie der Liberalismus und der Conſervative, welch' letzterer nur deshalb mit ihm umgeht, weil ſich's im Grunde mit dem Juſtemilianer, der uns Alles zu Gefallen thut, im materiellen Sinne höchſt friedfertig leben läßt, und ja eben der Conſervative immer auf Frieden, Anſtand und ſoziales Comfort hält.

Wie ungeheuer verſchieden jedoch iſt nicht im Grunde der Conſervative, in bürgerlichem wie politiſchem Betrachte, von dem Juſtemilianer. Der Conſervative iſt ein Mann von gründlicher Geſinnung, er hält ſein politiſches Glaubensbekenntniß offen und frank ſeinen Mitbürgern hin, ihnen ſagend: ſeht, ſo bin ich gemeint und dieſer Geſinnung dürft Ihr von mir immerdar verſichert ſein. Der Conſervative iſt nicht, wie der anzügliche Radikalismus ſchon hier und da ſich wider ihn moquirt hat, ein Freund des Rückſchritts, weil „nicht energiſch vorwärts wollen" identiſch mit dem Rückſchritt ſei; ſondern er will wirklich den Fortſchritt, aber einen langſamen, ſichern und gewiſſen Fortſchritt, daß ein ehrſamer Bürger ruhig dabei athmen und ſchlafen kann, ſeine Perücke dabei nicht in Unordnung geräth, und ihn vor Allem nicht daran verhindert, hübſch fein und ungeſtört ſein Morgen- und Abendopfer zu verrichten. Ich meine hier den bürgerlichen Conſervativen, den Philiſter der nobelſten Gattung, der zugleich Patriot iſt, der zu allen öffentlichen Zwecken und Denkmälern ſteuert, und der, ohne damit wie der Juſtemilianer zu prunken, ſein Almoſen in den geheiligten Beutel legt. Das iſt der achtungswürdigſte Bürger und Unterthan, er iſt der Freund ſeiner loyalen Regierung, weil er ein Freund des Geſetzes iſt, das alle Bande zuſammenhält und das er mit Recht als ſeine bürgerliche Bundeslade verehrt.

Seine unerſchütterliche Anſicht, die zugleich ſich in ſeinen Grundſätzen verkörpert, ſpricht ſich darin aus, daß alle öffentlichen Satzungen derſelben Vervollkommnung, deſſelben Fortſchrittes, wie die innern Entwickelungen der Menſchheit, fähig, und daß deßhalb auch nach dem ſteigenden Maaße der letztern ſich jene erſteren erweitern müßten. Er iſt verſichert und überzeugt, daß dies geſchehen müſſe, wenn nicht die Entfaltungen des innern Menſchheitslebens wie deſſen bürgerliche Beſtrebungen und Bedürfniſſe durch den Stillſtand der Staatsmaſchine gehemmt werden ſollen, und weil er dabei ſo intelligent iſt, einzuſehen, wie künſtlich jene zuſammengeſetzt und wie leicht ein ungeſchickter Verſuch, ſie auszubürſten, mißlingen und die ganze Maſchine zertrümmern könne: ſo trägt er dafür, daß dies nicht geſchehe, eine ängſtliche Vorſicht in ſich. In dieſem Sinne ſpricht ſich dann auch ſeine Thätigkeit auf der ſtändiſchen Tribune aus, er votirt für jeden Geſetzes-Entwurf, der irgend eine ſichere Reform zum Zwecke hat, ſtimmt aber gewiß gegen alle Motionen, wie über Preßfreiheit, Wahlfreiheit u. ſ. w., ſobald er nur entfernt von ihnen vermuthen kann, daß ihr unmittelbarer Einfluß auf das Gemeinwohl wohl lange Zeit hindurch eher ſchaden als nützen werde. Er kann im Grunde von der Vortrefflichkeit eines ſolchen Inſtitutes, an daſſelbe ein höheres Urtheil legend, überzeugt ſein, wobei er aber von ſeinem praktiſchen Standpunkte aus zu der nur um ſo tiefern Einſicht von deren Unbrauchbarkeit im Leben gelangen kann.

Sein Glaubensverwandter, der Conſervative in der höheren Potenz nach Maßgabe ſeiner äuſſern Stellung im Staate oder einer umfaſſenderen, individuellen Intelligenz, erhöht ſeine erhaltenden Grundſätze zur ſtaatsrechtlichen Spekulation, in ihm wird vollends Alles, was ſeine Politik betrifft, Schrot und Korn. Er weicht nicht eine Linie von ſeinem Prinzipe ab, weil er von der Vortrefflichkeit deſſelben durchdrungen iſt, und in der Vertheidigung deſſelben geht er ſo weit, daß er im Kampfe wider den Hauptfeind, den ungeſtümen Reformer, den potenzirten Liberalen, ſogar ſolcher Waffen ſich bedienen kann, die nicht als ehrlich gelten mögen. Er verſchmäht die Sophiſtik nicht, um nur zu ſeinem Zwecke zu gelangen, was freilich im feindlichen Lager gleichfalls, und zuweilen in noch ſtärkerem Grade der Fall iſt. Dieſer Conſervative iſt auf der Tribüne in gleichem Maaße verwegen und kampfluſtig, als ſein bürgerlicher Alliirter eigentlich harmlos und friedfertig iſt und ſeinerſeits nur ſeine Vota in die Waagſchale legt, da er nicht gerne viele Worte macht, und ſich gewöhnlich auch ſchon in den Abtheilungen der Commiſſionen ausgeſprochen hat.

Der Conſervatismus in dem würtembergiſchen Ständeſaale zählt aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft, der Staatsverwaltung und des aufgeklärten Bürgerthumes die ausgezeichnetſten Männer unter ſich. Namen wie Wächter (der berühmte Juriſt und Kanzler in Tübingen), v. Rummel, Feuerlein, Gmelin, Wocher, Widenmann u. a. beweiſen dies zur Genüge.

Kanzler v. Wachter, als Profeſſor in ſeinem Fache berühmt, und als niederer Dreißiger ſchon im Beſitz der höchſten akademiſchen Stelle der Landesuniverſität, der ſchon in ſeinem 21. Jahre als auſſerordentlicher Profeſſor fungirte, ein juridiſches und advokatiſches Genie, machte natürlich auch von ſeiner parlamentariſchen Miſſion die höchſten Erwartungen rege, die er bis jetzt nicht unerfüllt gelaſſen hat. Da iſt Wiſſenſchaft, rationelle Dialektik, verbunden mit einer überraſchenden Keckheit der äuſſeren Erſcheinung und einer faſt übermäßigen Kampfesluſt. Seine Force beſteht indeſſen nicht im Kampfe um Hauptfragen der Politik und des öffentlichen Lebens im höheren Begriffe, er klammert ſich vielmehr mit beiden Händen an ſein conſervatives Kanzlerthum, um deſto rückſichtsloſer ſich auf dem Felde der juridiſchen Diskuſſion zu ſchlagen. Der geringfügigſten Rechtsfrage weiß er eine intereſſante Bedeutung abzugewinnen, als Theoretiker ſchlägt er alle übrigen juridiſchen Intelligenzen nieder, dafür aber haben ihm die alten praktiſchen Juriſten, ſeine ehrenwerthen Mitglieder, ſchon manchen Schnack geſpielt, indem ſie ihm die Unhaltbarkeit gewiſſer theoretiſcher Themata's und Lieblingsſpekulationen in wenig galanter, d. h. in altwürtembergiſcher Weiſe, nachwieſen. Auf ſolche Art wurde er ſchon mehreremal unangenehm zum Schweigen gebracht, ſo daß er ſich jetzt nach und nach ſelbſt an der Empirie feſthält, um nicht ſeinem Anhange zu ſchaden. — Gmelin iſt einer der beſten Juriſten Würtemberg's, ein durchaus ſolider, gediegener Kopf, und auch äuſſerlich ein Bild des Conſervatismus, wie es der in charakteriſtiſchen Studien erfindungsreichſte Maler nicht treffender und ausdrucksvoller zu zeichnen vermöchte. Das iſt einer der herbeſten und rückſichtsloſeſten Gegner der Oppoſition, voller Energie in ſeinem Widerſtande, ausdauernd in ſeiner Dialektik, die zwar dürftig an hochtrabenden oratoriſchen Figuren, dafür aber um ſo reicher iſt an juridiſcher Beweiskraft, um ſo ſchlagender und durchdringender in den Argumentationen des Rechts, der Rechtsverhältniſſe, des Geſetzes und der Reſultate der juridiſchen Erfahrung. Im öffentlichen Rechte weiß er Priorität von Superiorität zu unterſcheiden, er argumentirt um keinen Preis das Höhere aus dem Niederen, als guter Chriſt ſetzt er nicht den Staat als die Grundlage des Rechts, ſondern das Recht als die Grundlage des Staats, und behauptet ſcharfſinnig, daß das erſtere die organiſche Baſis aller Geſetze ſein müſſe. Dem ungeübten Auge möchte die erſtere Paſſage anfänglich fanatiſch oder ſpitzfindig erſcheinen, um ſo klarer iſt die Maxime dem aufgeklärten Patrioten und dem publiziſtiſchen Federkünſtler. Gmelin ſpricht mit einer ſieghaften Ruhe des Ausdrucks, dagegen iſt der Inhalt ſeiner Argumentationen um ſo heftiger und muskulöſer. Mit dem geſunden Menſchenverſtande hat er's auf beſondere Spekulation abgeſehen, mit deſſen Renten verſteht er's, ſich in jeder Diskuſſion auf's Neue zu verproviantiren, ja in dieſem Punkte weiß er ſogar philoſophiſch-kabaliſtiſch zu ſein. Mit Jakobi iſt er dann der Meinung, das ſich Entwickelnde oder das zu Beweiſende müſſe ſich zu dem, woraus es ſich entwickele oder bewieſen werde, wie ein Theil zum Ganzen verhalten. Er ſetzt dadurch den geſammten geſunden Menſchenverſtand, den er für ſeine Behauptungen aufbietet, und den er hierbei ſtets in einer gewiſſen ironiſchen Farbe ſpielen läßt, als ungenügenden Ausfluß der angeſchlagenen Hauptidee, daß es erſcheinen möchte, er habe kaum die Hälfte deſſen, was er eigentlich ſagen könnte, ausgeſprochen, weil das bereits Geſagte gegenüber jedwedem kultivirten Verſtande, nämlich ſchon in dieſer fragmentariſchen Andeutung, nothwendig als hinreichender Beweisgrund gelten müſſe.

An ſeine Seite lehnt ſich Hr. von Rummel an, gleichfalls ein hochſtehender Juriſt, und zwar nicht nur hinſichtlich ſeiner Qualitäten ſondern auch nach ſeiner Stellung im Staatsdienſt.

Dieſem folgen, doch jeder in ſelbſtſtändiger Weiſe, die andern Namen, die wir eben bezeichnet haben. Der würtembergiſche Conſervatismus iſt durchaus reich an theoretiſchen wie praktiſchen Fonds und ſeine Geſinnung bewährt ſich in allen Fällen als loyal, als ehrenhaft.

Im Hintergrund des Kampfplatzes, den die Conſervativen inne haben, hält ſich das Juſtemilieu. Seine Augen übertriefen von Freundlichkeit, in ſeinen rothen feiſten Wangen gefällt es ſich ausnehmend, dabei lächelt es männiglich herzlich und zuvorkommend an, doch beſteht daneben ſeine Geſinnung in ſeiner aufgedunſenen Bornirtheit. Laßt mich an dieſer Stelle keine Namen nennen, auch erlaßt es mir, das Treiben der würtembergiſchen Kammer-Juſtemilianer ſpezieller zu ſchildern.

Ihre Wirkſamkeit ſpiegelt ſich in der Grundfarbe, die wir eben näher angedeutet, und objektivirt ſich in einer Doppelnatur, die nur ſelten etwas wahrhaft Achtbares oder Ehrenwerthes erzeugt hat.

Das Juſtemilieu iſt ein beziehungsweiſer Grundſatz, hinter deſſen Schild ſich die Schwäche, die Halbheit, und eine fatale, anrüchige Geſinnung verſchanzt haben! —

(Fortſetzung folgt.)

Die neuen Muſeen des Louvre.

Der Louvre hat merkwürdige Schickſale erlebt. Nachdem er durch eine Reihe von Jahrhunderten Jagdſchloß, Staatsgefängniß, Feſtung, Bibliothek, Reſidenz und Schauplatz des Bürgerkriegs geweſen, nachdem er ſo manchmal die Herrſcher der Erde, namentlich den Kaiſer Manuel von Konſtantinopel und den Kaiſer Karl V. als Gäſte bewirthet und durch die wichtigſten Begebenheiten eine hiſtoriſche Berühmtheit erlangt, iſt er zuletzt das Aſyl der Künſte geworden. Das franzöſiſche Nationalmuſeum des Louvre darf ſich vielleicht in Betracht der Antiken und Gemälde nicht mit den römiſchen und florentiniſchen Muſeen vergleichen, übertrifft jedoch durch ſeine reichen und einzigen Sammlungen ägyptiſcher, griechiſcher und römiſcher Alterthümer alle mir bekannten Inſtitute dieſer Art. Der Louvre iſt das einzigſte und nächſt dem neuen Berliner Muſeum das ſchönſte und geräumigſte Gebäude, worin alle möglichen Gegenſtände der Bildhauerei, Malerei und Zeichenkunſt, ſo wie überhaupt die Merkwürdigkeiten, welche uns aus alten Zeiten übrig geblieben, aufbewahrt werden. Alle Zweige der Kunſt ſind unter ſeinem Dache vereinigt, und nicht, wie in München und andern Städten, getrennt. Die Antiken und Gemälde bilden das ſogenannte alte Muſeum des Louvre und ſind im Erdgeſchoſſe und in der obern Etage des langen Verbindungsflügels längs der Seine aufgeſtellt. Die Galerien, welche ſich gegen die Rue de Coq-Saint-Honoré und die Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois, im eigentlichen Quadrat des Pallaſtes befinden, ſind neuerdings vollendet und dem Publikum eröffnet worden. Die Reſtauration hatte bekanntlich die Gründung dieſer Galerien angefangen, und die darin vertheilten Sammlungen Musée Charles X., Musée Dauphin und Musée d'Angoulème getauft. Dieſe Namen mußten natürlich der ſiegreichen Julirevolution weichen und die Galerien ſind gegenwärtig nach den darin befindlichen Gegenſtänden benannt.

Das ägyptiſche Muſeum occupirt neun Säle im erſten Stockwerk des gegen Süden liegenden Flügels. Die Säle ſind ungemein reich verziert. Die Mauern von fleiſchfarbigem Stucco ſind mit Pilaſtern joniſcher Ordnung dekorirt, deren Kapitäle vergoldet ſind. Den Fries und den Plafond haben die beſten neueren franzöſiſchen Künſtler mit Griſaillen und hiſtoriſchen Kompoſitionen ausgemalt. Die Alterthümer ſind in Glasſchränken von Mahagony aufbewahrt. Auf der einen Seite ſtudiren wir die Bronzen, Schwerter, Lanzen, Lampen, Kandelaber, Küchengeräthe und ſelbſt die Lebensmittel der alten Römer, wie ſie in Herkulanum und Pompeji aus dem Schooß der Erde hervorgeholt worden; auf der andern Seite betrachten wir mit ehrwürdigem Staunen ägyptiſche Götzenbilder, Körbe, Sandalen, Schuhe, Harfen, Haare, Kämme, Hals- und Armbänder, ja ſogar Brod- und Kornproben. Die etruskiſchen Vaſen haben einen eigenen Saal erhalten; die Mumien ſind ungemein zahlreich; die Papyrusrollen hat man längs der Wände geklebt und unter Glas gefaßt; zwiſchen den Fenſterbrüſtungen figuriren Glaskaſten voll Schmuckſachen, womit die ägyptiſchen Courtiſanen und Faſhionables vor 3000 Jahren kokettirt haben. Die Plafondgemälde liefern gleichſam die geſchichtliche Erklärung zu dem Text der Alterthümer. In dem Saal der griechiſchen Alterthümer ſieht man das berühmte Deckengemälde von Ingres: Die Apotheoſe Homer's. Der Dichter wird wie Jupiter von der Siegesgöttin gekrönt und empfängt auf der Schwelle ſeines Tempels die Huldigungen der größten Männer, unter denen man Ludwig XIV., Molière, Raphael, Boſſuet, Corneille, Racine, Michel Angelo u. ſ. w. bemerkt. Das Colorit iſt ein wenig düſter, wie auf allen Ingres'ſchen Bildern, aber Kompoſition, Zeichnung und Ausdruck ſind vortrefflich. Die von Herrn Vinchon und Goſſe ausgeführten Griſaillen des Frieſes ſtellen Scenen aus der Odyſſee und Iliade vor; die Abreiſe des Ulyſſes unter dem Schutz der Minerva; ſein Aufenthalt bei der Circe, und wie er von der Penelope wiedererkannt wird; ferner Achilles, von der Thetis getröſtet und ſeine Waffen empfangend, endlich Diomedes, von Minerva geleitet, verwundet die zur Hülfe des Aeneas herbeigeeilte Venus, nachdem er den Pindarus getödtet und ſeine Veſte genommen hat. In den Sälen der in Herkulanum und Pompeji ausgegrabenen Alterthümer haben ſich die Herren Heim, Meynier und Picot Denkmale geſtiftet. Das Plafondgemälde Heim's zeigt uns den perſonifizirten Veſuv, wie er das Feuer von Jupiter empfängt, welches die Städte Herkulanum, Pompeji und Stabiä verzehren ſoll. Dieſe unglücklichen Städte flehen Jupiter um Gnade an; Minerva, als Beſchützerin der Künſte, verwendet ſich für ſie, während Aeolus die Winde gefeſſelt hält und die Befehle des Herrſchers der Götter erwartet. Im Frieſe ſind mehrere Verwüſtungsſcenen, der Tod des älteren Plinius und der jüngere Plinius, wie er ſeine Briefe ſchreibt, abgebildet. Der Plafond Meynier's iſt ächt nationalfranzöſiſch und galant: die Nymphen der Parthenope, welche ihre Penaten zu retten ſuchen, werden nämlich von der Göttin der ſchönen Künſte an die Ufer der Seine geführt. In den Bogenwölbungen über dem Frieſe bemerken wir zwei allerliebſte Kindergruppen, die Syrene Parthenope, als Gründerin der Stadt, welcher ſie ihren Namen geliehen, und den Pluto und Vulkan, wie ſie das Opfer verſchmähen, welches ihnen die Stadt Herkulanum anbietet. Den Fries dieſes Saales haben die Herren Vinchon und Goſſe grau in grau ausgemalt, mit höchſt mannigfaltigen Scenen; die Künſtler zeigen uns fliehende Bewohner von Pompeji, einen Cyniker, eine Courtiſane, in ihrem Boudoir mit der Toilette beſchäftigt, eine Gruppe junger Mädchen, welche ſich von einer alten Hexe wahrſagen laſſen, Prieſter, welche die geweihten Gefäße und Geräthſchaften forttragen, den Anacreon, wie er ſeine Oden dichtet und den Plinius, wie er die Ausbrüche des Veſuv's beobachtet. Der Plafond Picot's ſtellt die Cybele vor, welche die Städte Stabiä, Herkulanum und Pompeji gegen die Feuerſtröme des Veſuv's ſchützt.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

*** „Wie die portugieſiſchen Juden, Brüder Cappadoſe, zu Amſterdam, auf verſchiedenen Wegen zu Chriſto kamen, niedergeſchrieben von dem einen noch lebenden Bruder, dem Arzte — Dr. Cappadoſe, für Chriſten und Juden, aus dem Franz. überſetzt.“ Dies iſt der Titel einer kürzlich erſchienenen Schrift, welche um ſo mehr Intereſſe darbietet, als die Lebensgeſchichte des Dichters und Improviſators Dacoſta, eines Freundes des Herausgebers, in jene Selbſtbekenntniſſe verwebt iſt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 53. 1838.

Phönix.

Freitag, 2. März.

E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.

(Fortſetzung.)

V.

Zampa.

Zampa iſt eine der beſſeren Oper der neueren Muſik. Die friſchen und lebendigen Melodieen bewegen ſich in ſtets abwechſelnden Rhythmen, durch das ganze Werk. Lange hatte Herold gekämpft, ehe er mit ſeiner Opernmuſik erkannt wurde, und faſt gänzlich an ſeiner dramatiſchen Muſik verzweifelnd, träumte er Jahre lang fort, bis ſeine angeſpannte Phantaſie, geſteigert durch nicht allzuglückliche Lebensverhältniſſe, ſeinen Zampa ausgab, nach deſſen Erſcheinung erſt, er in die Reihe ausgezeichneter Componiſten geſetzt ward.

Dieſe Oper nun, hatte der neue Muſikdirektor zu dirigiren. Der Alte wollte darüber was weniges des Teufels werden, das heißt: er hatte ſich aus Aerger in's Bett gelegt, dieſen Coup aber ſchon acht Tage früher ſeinen getreuen Jüngern angekündigt.

„Ihr werdet ſehen, Ihr werdet ſehen," ſagte er, „der Profeſſor ärgert mich zu Tode; ſehe ich nicht ſchon jetzt ganz elend aus? Wie lange wird es dauern, ſo liege ich zu Bette!"

So geſchah es auch; — doch als die Oper vorüber, ſtand andern Tags der Mann neugeſtärkt wieder auf.

Es war am 19. November 1837, als es, nachdem es Nacht geworden, in Bamberg 6 Uhr ſchlug, welche Stunde den Anfang der Vorſtellung bezeichnete. Das Orcheſter war bereits verſammelt, bis auf den Klarinettiſten und Violoncelliſten, die, wie früher bemerkt, ſchon in der Probe ausgeblieben waren. Der Letztere aber ſoll ganz gemüthlich der Vorſtellung vom Parterre aus zugeſehen haben.

Der Profeſſor erſchien ganz freundlich im Orcheſter und grüßte rechts und links, ging zu Dieſem und Jenem ihm etwas — wahrſcheinlich in Bezug auf die Oper — ins Ohr raunend, ohne jedoch beſondere Attention zu finden. Darauf nahete er ſich dem Dirigenten-Platze. Dieſer ſah heute anders aus, wie früher. Den bequemen Lehnſtuhl, worin der alte Muſikdirektor ſonſt ſaß, und der an den vier Beinen feſtgenagelt war, damit er mit ihm nicht umfalle, hatte der Neue gänzlich wegſchaffen laſſen.

Mit dem Betreten des Platzes tauchten und rauſchten alle Erinnerungen an den ſeligen Kammergerichtsrath und an ſeine unglückliche Direktion in ihm auf und an ihm vorüber. Ihm wurde etwas beklommen, — wie er mir dies ſpäter ſelbſt geſtand — denn nur zu gut fühlte er, daß ihn ein gleiches Schickſal treffen könne. Allein ein immer unbezähmter Muth, dem ominöſen Glauben, als ſei die Stelle verrufen, Trotz zu bieten, beſeelte ihn. Beſonders lieb war es ihm aber, daß die Ouvertüre mit einem rauſchenden Allegro anfängt, und er ſo, nach ſeiner Weiſe, im Stande war, den gefürchteten Feind herzhaft anzugreifen und nicht erſt in einem Moderato, in einem lento, oder gar Adagio ſeine Blößen zu entdecken, und ſich in Hinterhalt zu legen.

Die Ouvertüre beginnt, und ſein faſt allzu lebhaftes Tempo reißt gleich einem brauſenden Sturme, das Orcheſter glücklich mit ſich fort. Sie wird applaudirt, und der Schatten des Kammergerichtsraths, der den Profeſſor immer umſchwebt, verſchwindet endlich beim Aufrollen des Vorhanges.

Obwohl das Publikum höchlich zufrieden mit dieſem energiſch durchgeführten Muſikſtück war, ſo konnte es ſich doch nicht recht zufrieden geben, über das ſchwarz lakirte Kommandoſtäbchen, womit der neue Muſikdirektor im Feuereifer taktirend hin- und herfuhr. Als es ihm aber gar einfiel, den Sängern und Sängerinnen mit ſeiner eigenen Stimme leiſe anſchlagend, hier und da einhelfen zu wollen, trat ein gewaltiges Kopfſchütteln im Auditorio ein. So etwas war in der guten Stadt Bamberg noch gar nicht paſſirt, obwohl in andern Städten man es viel vernünftiger findet, wenn Sängern, die auf ſchwachen Füßen ſtehen, auf dieſe Weiſe eingeholfen wird, weil, geſchieht es mit Vorſicht und Mäßigung, dies viel weniger bemerkt wird, als wenn der Muſikdirektor die Violine ergreift, ſie an die Wange ſetzt und in koloſſalen Strichen ſchabend, auf die Bühne hinaufzeigt. Da bemerkt auch der größte Laie, daß Sänger und Sängerinnen fehlten.

Dem Dirigenten der Oper entging keine Note, nicht die kleinſte Nüance, im Vortrage der Agirenden ſowohl, als des Orcheſters, und man ſah ihm den Schauder an, ſo ſehr er ihn auch zu verbergen ſtrebte, wenn, wie man zu ſagen pflegt, gepudelt wurde. Unter ſolchen Kämpfen fiel der Vorhang des erſten Aktes.

Der Profeſſor ſchlich auf die Bühne, und hatte ſchon in der erſten Couliſſe Gelegenheit wahrzunehmen, wie ſich das geehrte Perſonal Luſt machte, über ſeine Direktion. Frau Ritta ballte das Fäuſtchen und ſchrie mehr als ſie ſprach: „Was? der Direktor will mir ſingend einhelfen? Das brauchte ich noch! Ich habe den Tancred und Romeo geſungen und wurde jedesmal mit der Violine eingeholfen; das andere verbitte ich mir!“ Der Muſikdirektor, der hinzutrat, ſuchte die kleine Soubrette zu beruhigen, und gab ihr die Verſicherung, daß dies nicht mehr geſchehen ſolle, damit er das Vergnügen habe ſie gänzlich umwerfen zu ſehen.

Der zweite Akt rechtfertigte auch ſeine Beſorgniß. Das ſchöne Duett mit Daniel Capuzzi, wurde gänzlich verfehlt und ging unter Qual und Angſt zu Ende, obwohl das Publikum damit, ſowie mit der ganzen ſpätern Durchführung der Oper, zufrieden war. Das war dem neuen Dirigenten nun auch recht, und er hatte die Genugthuung und das Glück die Vorſtellung ohne Stockung durchzubringen, und das Loos Hoffmann's wenigſtens in dieſer Beziehung nicht getheilt zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Charaktere und Umriſſe

aus der würtembergiſchen Abgeordnetenkammer.

(Fortſetzung.)

Die Prälatenbank.

Jeder Ehrenmann wird vor einer Verſammlung wie die gegenwärtige das Haupt entblößen. Es ſind die ſechs Generalſuperintendenten (proteſtantiſche Prälaten) als Vertreter des proteſtantiſchen und ſodann drei Repräſentanten des katholiſchen Clerus, welche auf dieſen Bänken ſitzen.

Da iſt proteſtantiſcherſeits profunde Gelehrſamkeit, klaſſiſche Tiefe der Weltanſchauung, katholiſcherſeits wiſſenſchaftliche Lebensfriſche, ein heiterer Lebensmuth.

Die parlamentariſche Wirkſamkeit dieſer hochanſehnlichen Verſammlung erſtreckt ſich zumeiſt, wie natürlich, nur auf kirchliche Fragen, doch iſt ſie auch, wenn allgemein politiſche Fragen höheren Belanges oder andere Lebensfragen des ſpeziellen Vaterlandes in Anregung kommen, in männlicher und würdiger Weiſe thätig. Auf der proteſtantiſchen Bank ſaß vor wenigen Jahren noch neben einem Pahl, Märklin u. a. der Geſchichtſchreiber der Deutſchen, Pfiſter, der mit Pahl dem deutſchen Vaterlande durch die tiefe Kernkraft ſeiner literariſchen Wirkſamkeit, wie ſeines patriotiſchen Edelſinns vorleuchtete. Seinen Nekrolog konnte kein anderer als Pahl ſchreiben, dieſer ausgezeichnete Charakter und Geiſt, der auf ſein Zeitalter einen mehr als gewöhnlichen Einfluß geübt, und der nicht an dieſem Orte in einen blos ungenügenden Rahmen gefaßt werden darf, der vielmehr als deutſcher Charakter auch unter den „deutſchen Charakteren“ einen Platz gewinnen muß, zur Belebung und Stärkung, zu Nutz und Frommen der Mitwelt, auf welche ſein Geiſt, wie er in der Eigenſchaft des Publiciſten, des Geſchichtsſchreibers und des Volksvertreters ſich in einer Zeit tiefer deutſcher Noth geoffenbart, als Balſam einer kräftigeren Vergangenheit, ſich ergießen wird.

Seine Collegen, mit mehr oder minderer Kraftanſtrengung in dem ihnen in der Kammer beſonders angewieſenen Kreiſe thätig, eignen ſich für einen eignen Umriß nicht, da ſich keiner in einer beſonders hervorſtehenden, charakteriſtiſchen Weiſe gezeigt hat. Das Prälatenthum im engern Sinne blieb bei ihnen typiſch, blieb es Grundlage, wie Stoff und Organ ihrer ſtändiſchen Wirkſamkeit.

Auf der katholiſchen Bank hingegen zeige ich Ihnen einige würdige Männer, die ſich ſchon eher zur Silhouettirung eignen. Ueber das Haupt des Einen ziehen ſich aus dem Nacken die glatt und zierlich geſcheitelten Haare angenehm zum Wirbel empor, ſein Antlitz iſt rege und munter, wie ſein dunkelblaues Auge, in dem man die ganze Fülle einer Loyola's-Natur ſeciren kann. In dieſer Erſcheinung verkörpert ſich der würtembergiſche Katholizismus zu einer freundlichen, lebens- und thatfriſchen Perſönlichkeit, die Jedermann für ſich gewinnen muß. Humanitat iſt ihr Name und ihr tieferes Kennzeichen die Parole, nach welcher ſie ſich auf der ſtändiſchen Tribune zeigt. Es iſt ein Mitglied des Domkapitels in Rottenburg, dem katholiſchen Biſthumsſitze Würtemberg's: der Domdekan von Jaumann. Elaſtiſch in ſeinen Formen, lebenskeck, dabei rationell gebildet und begabt mit den Vorzügen einer angenehmen Rede, tritt er in allen, die Intereſſen ſeiner Kirche betreffenden tragen mit Mäſſigung und kluger Beachtung der Verhältniſſe auf. Aber, obſchon ſeine Miene modern, macht ſie auf Anerkennung Anſpruch und lächelt freundlich beim Lobe der Aufklärung. Er iſt gewiß ein guter Unterthan des heiligen Stuhles, doch zu ſehr Philoſoph, um Ultramontane zu ſein, und vom Hauche des herrſchenden Geſchichtsgeiſtes zu mächtig angeregt, um an den Sieg einer andern Sache, als den der religiöſen und politiſchen Humanität und einer univerſellen Aufklärung, zu glauben. Er ſteht unter der Zahl derer, welche für Aufhellung im Schooſe des Katholiziſmus fechten, ohne daß ſie dabei deſſen heiligem Cultus irgend ein altes wohlerworbenes Recht vergällten.

Von ſeinen Feinden läßt er ruhig Jeſuit ſich ſchelten, und gibt ſogar dieſe Bezeichnung zu, für jeden Ehrenmann, der den Umſtänden Rechnung tragen muß, wenn dieſe Leiſtung auch nicht in's Kapitel ſeiner Maximen gehört. Er compilirte geiſtreich mit einem verwandten Geiſte, einem katholiſchen Pädagogen von friſcher Färbung, ein katholiſches Gebetbuch für die Gemeinde ſeines Bisthums, in modernen Verſen, daß ſelbſt ein lebensfroher Chriſt die rechten Melodieen dafür finden kann. Dieſe Melodieen aber zwingen die Leute, religiös zu ſein, denn ſie heben wirklich aus dieſem Jammerthale das Herz empor, und laſſen uns freudige Hoffnungen für ein Jenſeits fühlen. Indem ich dieſen Prälaten zeichnete, habe ich zugleich die Hauptriſſe zur inneren Weſenheit Sr. Eminenz des Biſchofs ſelbſt entworfen. Herr Staatsrath von Keller iſt ein Geiſtesfreund des herrlichen Weſſenberg, und ſeine Grundſätze ſind dieſelben, welche der letztere Prälat an die Spitze des aufgeklärten Katholiziſmus geſtellt und die in Deutſchland ſo bekannt geworden. Deshalb gedeiht auch in Würtemberg der Katholiziſmus ſo ſehr; darum ſteht er mit im Vordergrunde der modernen Fortſchritte im Geſammtgebiete des Culturlebens. Er hat aufgeklärte Theologen, treffliche Pädagogen und viel politiſche Einſicht. Er lernt das proteſtantiſche Uebergewicht im letztern Betreffe geringſchätzen bei den Reſultaten, die ſeine eigenen Beſtrebungen krönen, und macht auch hierin, trotz der aus ſeinem eigenen Schooſe hervorgehenden ultramontanen Gegenwirkungen, Toleranz geltend.

(Schluß folgt.)

Die neuen Muſeen des Louvre.

(Fortſetzung.)

Wenn wir die große Treppe des Louvre hinaufſteigen, welche von der Seite von Saint-Germain-l'Auxerrois in's ägyptiſche Muſeum führt, ſo treffen wir im erſten Saal ein Plafondgemälde des unglücklichen Malers Gros, welches den Genius Frankreich's als Beſchützer der Künſte und Humanität darſtellt und worin ſeine Meiſterhand leider nicht zu erkennen iſt. Dagegen an der Decke des zweiten Saales, wo der Papſt Julius II. abgebildet iſt, wie er dem Bramante, Michel Angelo und Raphael die Bauten des Vatikan und der Peterskirche überträgt, errathen wir auf den erſten Blick das ſchöne Talent des Horace Vernet, welcher hier, wie überall, ſeine leichte Hand, ſeine glänzende Palette und ſein im Genre unübertreffliches Kompoſitionsgenie beurkundet hat. Im dritten Saal verſetzt uns Herr Abel de Pujol nach Aegypten. Der Typhon ſpeit ſein Feuer in den Nil, trocknet ihn aus und führt die ſieben Hungerjahre herbei, welche ſich über Aegypten herſtürzen, um es zu verſchlingen. Aegypten, eine ſchöne allegoriſche Figur, flüchtet ſich in die Arme Joſeph's, welcher von dem unter der Halle ſeines Pallaſtes ſtehenden Pharao bewundert wird. Die Hohlkehlen des Frieſes ſind mit vier bronze-nachahmenden Basreliefs geſchmückt, welche die Hauptzüge aus dem Leben Joſeph's vergegenwärtigen: wie er die Schafe hütet, von ſeinen Brüdern verkauft, vom Pharao um die Auslegung ſeiner Träume befragt und dann zum Miniſter gemacht wird. Die ſechzehn Kinder, welche Fruchtſchnüre halten, ſtellen ſinnbildlich die 16 Ellenbogenlängen des Nils dar, von denen bekanntlich die Befruchtung Aegypten's abhängt. Sie halten die Früchte ihrer Befruchtung in die Luft; und zwiſchen jeder Guirlande iſt ein Nilmeſſer abgebildet. Der Plafond des vierten Saales rührt von Picot her: das Studium und das Genie enthüllen Aegypten dem alten Griechenland. Die Griſaillen der Herren Vinchon und Goſſe zeigen uns mehrere auf den Plafond bezügliche Sujets: den nach der Natur malenden Apelles, den nach der Natur meißelnden Phidias und den zur Leier ſingenden Orpheus; auſſerdem einen griechiſchen Bildhauer, der eine ägyptiſche Statue kopirt, einen dramatiſchen Dichter, der einen Schauſpieler ſeine Rolle überhört u. ſ. w. Der nächſtfolgende Saal, welcher die ägyptiſchen Alterthümer von den griechiſchen und römiſchen trennt, iſt wieder von Gros ausgemalt. In der Mitte des Plafond's ſehen wir den wahren Ruhm, der ſich auf die Tugend ſtützt, links den Mars, welcher, von dem Siege gekrönt und auf die Rathſchläge der Mäßigung hörend, ſeine Renner anhält und ſeinen Speer ſenkt; rechts die Zeit, welche die Wahrheit zu den Stufen des Thrones erhebt, wo die Weisheit ſie unter ihre Aegide nimmt und ein werdender Genius auf ſie horcht, das königl. Wappen liegt zu ihren Füßen.

Mit der ägyptiſchen Galerie läuft auf der Südſeite eine Reihe von Sälen parallel, aus denen man zum Theil eine Spezialſammlung von Gemälden franzöſiſcher Meiſter gebildet. Gleich beim Eintritt in dieſelbe bewundern wir das warme und lichtvolle Plafondgemälde von Leon Cogniet, welches uns den General Bonaparte zeigt, wie er, als Anführer des Expeditionsheeres nach Aegypten und als Mitglied der Kommiſſion für Geſchichtskunde und Alterthümer, die Ausgrabungen bei den Pyramiden leitet und die Bewegungen der zum Schutz der Gelehrten beorderten Truppen dirigirt. Dieſes Gemälde paßte ganz trefflich zu einem Saale, worin anfangs die Papyrusrollen, Manuſcripte u. ſ. w. aufbewahrt werden ſollten, nach der neueſten Anordnung iſt aber dieſer Saal zur franzöſiſchen Specialgalerie hinzugenommen und dient gleichſam als Veſtibul. Der Gedanke, der franzöſiſchen Schule eine eigene Galerie im Louvre zu widmen, war an und für ſich gewiß lobenswerth und verzeihlich; aber zur Ausführung dieſer Idee gab es nur zwei Manieren. Entweder mußte man ohne Rückſicht alle Gemälde der franzöſiſchen Schule in einem und demſelben Muſeum vereinigen, ſelbſt auf die Gefahr hin, den Beſchauer auf Koſten jener ſchlechten und mittelmäßigen Werke zu beluſtigen, welche den Franzoſen die Stelle des erſten königl. Hofmalers im vorigen Jahrhundert zu Wege gebracht hat; oder man mußte unter den franzöſiſchen Meiſtern die würdigſten und beſten auswählen und ihnen eine eigene Galerie einräumen, um ihr unter einer Menge von Kümmerlichkeiten verſtecktes Genie deſto ſtärker hervortreten und anerkennen zu laſſen. Die Adminiſtration der königl. Muſeen hat es anders entſchieden. Sie hat zwar die Sammlung der Seehäfen Frankreichs von Joſeph Vernet und die Darſtellungen aus dem Leben des heiligen Bruno von Leſueur aus der großen Gemäldegalerie herausgenommen und jedem der beiden eben genannten Meiſter einen beſonderen Saal gegeben; aber anſtatt es mit Pouſſin, Jouvenet, David, Lebrun ebenſo zu machen, wie mit Leſueur und J. Vernet, hat ſie vorgezogen, in den übrigen ſieben Sälen alle Armſeligkeiten und Abgeſchmacktheiten aus dem Jhrhdt. Ludwig XV. zuſammenzuhäufen. Wenn man alle präſentirbaren Gemälde der franz. Schule in einem einzigen Flügel des Louvre aufgeſtellt hätte, ſo würde der Beſucher zum wenigſten eklatante Entſchädigungen gefunden haben; Pouſſin könnte als Gegengift gegen Vanloo dienen; Jouvenet hätte für Coypel um Gnade gebeten; und mancher bei ſeinen Lebzeiten am Hofe renommirter Landſchafter hätte ſich mit Claude Lorrain einſchmuggeln dürfen. Aber der Fremde muß denn doch einen winzigen Begriff erhalten von der franz. Schule, wenn er dieſe Säle durchwandert, deren Wände mit erbärmlichen und lächerlichen Bildern bedeckt ſind, wie man ſie bei den hieſigen Trödlern ausſtehen ſieht. Weiß der liebe Gott, aus welcher Rumpelkammer man jene fantaſtiſchen Landſchaften mit violettnem Baumſchlag und apfelgrünen Schäfern, und jene ganze Hinterlaſſenſchaft Boucher's, Natoire's, Laurent's u. dgl. mehr hervorgeholt hat. Watteau iſt hier noch an ſeiner Stelle; er war zum wenigſten Coloriſt und Meiſter; er verdrehete Arm und Bein mit Eleganz und verſtümmelte mit Anmuth; aber ſeine Nachahmer konnten füglich wegbleiben. Pouſſin hätte vor allen einen eigenen Saal verdient; in der Galerie, welche wir beſprechen, gibt es ſogar einen Saal, deſſen Deckengemälde dem Ruhme Pouſſin's gewidmet iſt, und es lag ſehr nahe, dieſen Saal in ein Pouſſin'ſches Muſeum zu verwandeln. Der Plafond, ganz vortrefflich von **Alaux** gemalt, ſtellt den Künſtler dar, wie er auf Befehl Ludwig XIII. von Rom zurückberufen und vom Kardinal Richelieu dem Könige vorgeſtellt wird, der ihn zu ſeinem erſten Maler ernennt. Unter den Perſonnagen des Hofes bemerkt man de Thou, Cinq-Mars, den Pater Joſeph, den Marquis von Rivière u. ſ. w. Links und rechts von der Centralcompoſition befinden ſich die Wahrheit und Philoſophie, jene beiden Muſen, welche das Genie Pouſſin's nie verlaſſen haben und ganz charakteriſtiſch auszeichnen. In den Hohlkehlen ſind die zwölf Arbeiten des Herkules wieder abgebildet, welche Pouſſin in der großen Louvregalerie zu componiren angefangen hatte und welche er unterbrach, um nach Rom zurückzukehren, weil ihm die Anhänger Vouet's das Leben in Paris zu ſauer machten. Den nächſtfolgenden Saal hat **Steuben** mit der Schlacht von Jvry geſchmückt. Die Plafonds von 4 anderen Sälen zeigen uns: Franz I., der von Bayard zum Ritter geſchlagen wird, von **Fragonard**; Ludwig XII., der auf den Generalſtaaten von Tours zum Vater des Volkes ausgerufen wird, im J. 1506, von **Drolling**; Karl den Großen, welcher in Gegenwart ſeines Hofes von Alcuin die Manuſcripte entgegennimmt, welche ſeine Mönche geſchrieben haben, von **Schnetz**; Franz I., der in Begleitung ſeiner Schweſter, der Königin von Navarra, und in der Umgebung ſeines Hofes die Gemälde und Statuen empfängt, welche Primaticcio aus Italien mitgebracht hat, von **Fragonard**. Bemerkenswerthe Plafond's ſind ferner die von **Heim** und **Eugène Devéria**. Erſterer ſtellt die Wiedergeburt der Künſte in Frankreich dar. Frankreich, vom Genius der Künſte begleitet, bietet ſeine Schätze und Reichthümer den Künſten, welche auf den Lärmruf des Renommé's herbeieilen. Der Ruhm reicht ihnen Kronen und Kränze. In den Hohlkehlen figuriren acht geſchichtliche Scenen: Perugino, wie er das Portrait Karl VIII. malt; der Einzug Karl VIII. in Neapel; die Gnade Ludwig XIII.; Franz I. im Atelier Benvenuto Cellini's, der im Hotel de Nesle arbeitet, Leonardo da Vinci auf ſeinem Todtenbette; das Luſtlager des Drap d'or; der Tod Bayard's; und das Turnier von 1559, worin Heinrich II. von Montgommery verwundet wurde. Der zweite Plafond von E. Devéria hat zum Vorwurf den Bildhauer Puget, welcher Ludwig XIV. in Gegenwart der Königin und einiger ausgezeichneter Perſonnagen jener Zeit, die Gruppe des Milon von Crotona im Park von Verſailles zeigt. In den Bogenrundungen ſehen wir vier Rahmen mit Sujets aus der Regierungsepoche Ludwig XIV.: Leibnitz legt dem König ſein Projekt über Aegypten vor, 1680; die erſte Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften, 1666; Lebrun ſtellt dem König ſeine Werke vor; und Ludwig XIV. legt den erſten Grundſtein zu den Invaliden. Zwiſchen dieſen Rahmen befinden ſich Medaillons mit den Hauptſchöpfungen des großen Königs: die Porte Saint-Denis und Porte Saint-Martin, das Palais Mazarin, das Invalidenhotel, die franz. Akademie in Rom, die Sternwarte und das Val de Grace. In den vier Ecken ſind auf Medaillons die vier Meiſterwerke Puget's abgebildet: der ruhende Herkules, die Koryphiden von Toulon, Alexander und Diogenes, und Perſeus und Andromeda.

Aus der franz. Galerie, worin auch nebenbei bemerkt, eine Sammlung alter Originalzeichnungen und Karton's, Großfoliobände mit Kupferſtichen, ferner eine Kollektion alter Geräthe, Gefäße, Möbel und Waffen aus dem Mittelalter, nebſt Emails, Elfenbein- und Porzellanſachen, Glasmalereien, gothiſchen Armſeſſeln und Tiſchen aus der Renaiſſance, — aus der franz. Galerie, ſage ich, tritt man in den ſogenannten **Saal der ſieben Kamine**, wo ehemals die Glanzwerke Gerard's, Heinrich IV. Einzug in Paris und die Schlacht bei Auſterlitz figurirten, und wo gegenwärtig die beiden mittelmäßigen Kopien von Bon Boulogne, nach Raphael's Sakrament und der Schule von Athen aufgehängt ſind. Hierauf folgt der Saal mit der einzigen Sammlung alter Porzellan- und Terracotten, Fayence- und andern Geſchirren, nebſt den ſchönſten und koſtbarſten Vaſen, Gläſern, Gold- und Silbergefäßen der königl. Fabriken alter und neuer Zeit. Der Plafond, die Zeit auf Ruinen ſitzend, iſt von **Mauzaiſſe** gemalt. In den Hohlkehlen erblicken wir das Feuer, die Luft, das Waſſer und die Erde; über den Glasſchränken: die Künſte, die Wiſſenſchaften, den Handel und den Krieg.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ **Bretſchneider's Weiſſagung einer neuen Kirche.** — Jetzt, wo mit ſolcher Bitterkeit über kirchliche Verhältniſſe geſtritten wird, iſt es erfreulich, von Männern, ausgezeichnet durch Einſicht, Erfahrung und berufliche Stellung, Aeußerungen zu vernehmen, wie die nachfolgende, welche wir einem Aufſatze des Herrn Generalſuperintendenten Dr. K. G. **Bretſchneider** in der Allg. Kirch. Ztg. (No. 14 d. J.) »über die Zukunft der evangeliſchen Kirche, beſonders in Teutſchland,« — entnehmen. Hier heißt es: »Wir können und müſſen hoffen, daß beide Kirchen, die katholiſche und die evangeliſche, immer mehr einander näher kommen werden. Nicht etwa, als ob je die eine Kirche die andere in ſich aufnehmen könnte; — ſolche Erwartung wäre eine eitle; — ſondern das wird immer mehr geſchehen, daß beide Theile ſich in chriſtlicher Liebe vertragen lernen und endlich mehr und mehr in einem **Dritten** zuſammen kommen werden, nämlich in der religiöſen Wahrheit. Die Grundlage dazu iſt in den beiden Kirchen in dem Chriſtlichen, das ihnen gemein iſt, enthalten. Dieſes Dritte, in welchem endlich beide Kirchen aufgehen dürften, iſt aber weder die kath. Kirche mit ihren Tridentiner Beſchlüſſen, noch die evangeliſche, mit ihren zahlreichen ſymboliſchen Büchern, ſondern eine neue Geſtaltung, welche die göttliche Vorſehung durch den Geiſt der Wahrheit in's Leben führen wird.« —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 54. 1838.

Phönix.

Samstag, 3. März.

Das Halsband der Königin Hortenſia.

An einem Junimorgen des Jahres 1806 wurde der Juwelier der Kaiſerin Joſephine in den kleinen Saal geführt, worin Napoleon gewöhnlich zu frühſtücken pflegte, wenn er allein war.

„Es muß alles aufs Schönſte ſein,“ ſagte der Kaiſer zu ihm, „es mag koſten, was es will, aber ich ſage Ihnen vorher, ich laſſe es taxiren, nicht als ob ich in Ihre Redlichkeit Zweifel ſetzte, nein, aber .... nun kurz und gut, ich bin kein Kenner von Steinen. Sobald Sie das Halsband gefaßt haben, bringen Sie mir es, vorher laſſen Sie es aber Niemand ſehen, verſtehen Sie wohl?“

— „Ja, Sir, aber ich bitte, daß Ew. Majeſtät mir Zeit genug laſſen, damit ich die Steine gehörig ausſuchen kann, denn die, wie ſie befohlen worden, ſind jetzt ſehr rar, auch iſt der Preis dafür bedeutend geſtiegen.“

Bei dieſen Worten machte der Kaiſer eine raſche Bewegung auf dem Stuhle, ſtand haſtig auf und rief:

„Was ſagen Sie mir da! Seit meinen Feldzügen in Deutſchland gibt es dort bei Ihren Kunſtgenoſſen Brillanten im Ueberfluß. Ja wahrhaftig, ich glaube es wohl!.... Sie haben ſie alle von den kleinen Fürſten der Konſöderation gekauft, welche der König von Preußen und der Kaiſer von Rußland durch ihre Aufwiegelung gegen mich zu Grunde gerichtet haben. Sehen Sie ſich bei Bopts um, wenden Sie ſich an Mellerio, dieſe Herren haben ganze Säcke voll.“

— „Sir, ſeitdem ich die große Ehre habe, für die erhabene Familie Ew. Majeſtät zu arbeiten, kann ich in ſolchen Fällen nicht mehr auf den Beiſtand meiner Kameraden rechnen. Aber ich habe in dieſem Augenblick eine Parthie herrlicher Brillanten zu Hauſe, die ich auf Befehl Sr. Majeſtät des Königs von Preußen gekauft habe, der mir befohlen hat....“

„Herr, das iſt Ihre Sache und nicht die meinige! aber ich denke,“ fuhr der Kaiſer, ihn feſt anblickend, fort, „wenn ich Ihnen Beſchäftigung gebe, ſo werden Sie nicht für den König von Preußen arbeiten. Genug! es iſt abgemacht; ich zähle auf Sie, Herr Foncier, machen Sie alles aufs Schönſte und zeigen Sie Ihren Kameraden jenſeits des Rheins, daß wir ſie in Allem übertreffen, wenn wir uns Mühe geben wollen.“

Auf ein Zeichen Napoleons verbeugte ſich der Juwelier zum Letztenmal und entfernte ſich. Acht Tage darauf erſchien er wieder und überreichte dem Kaiſer das prächtigſte Halsband, was man nur ſehen konnte. Die Faſſung, die Arbeit, das Schloß waren Meiſterſtücke in ihrer Art. Joſephine ſelbſt hatte in ihrem unvergleichlichen Schmuckkaſten kein ähnliches Geſchmeide. Napoleon ließ es taxiren, es wurde auf 800,000 Franken geſchätzt und dies war auch der Preis, den Foncier forderte. Er wurde befriedigt.

Zu eben derſelben Zeit (im Juni 1806) erbaten ſich die Holländer einen der jüngeren Brüder Napoleons, den Prinzen Ludwig Bonaparte, zu ihrem Herrſcher. Holland war damals ſtolz auf ſeine Allianz mit der großen Nation.

An dem Tage, wo die holländiſchen Geſandten erſchienen und die Krone von Holland Napoleon zu Füßen legten, damit er ſie ſeinem Bruder aufs Haupt ſetze, war der ganze Hof in Saint Cloud verſammelt. Ludwig und Hortenſia kamen am Morgen von St. Leu an. Napoleon hatte befohlen, daß die Ceremonie im Thronſaale vollzogen würde, und ſie fand mit einem Glanze Statt, wie man ſich kaum erinnern konnte. Die Geſandten der zu Grabe gegangenen bataviſchen Republik wurden auch mit der größten Auszeichnung behandelt und der Admiral Verhuel, der an ihrer Spitze ſtand, brachte Toaſte aus auf das Andenken der Tromps und der Ruyter, dieſer Geiſeln der Engländer. Der Kaiſer war den ganzen Tag über in der heiterſten Laune und da er gewohnt war, die Könige, welche er aus dem Stegreif machte, wie es ihm einfiel, wie ganz gewöhnliche Kriegskommiſſäre, abreiſen zu laſſen, ſo verkündete er den Deputirten, daß ihr König und ihre Königin Tags darauf mit ihnen in ihr Land abgehen würden. Am Abend ließ er indeſſen noch Hortenſia in ſein Kabinet rufen und der Portier verkündete beim Oeffnen der beiden Flügelthüren mit lauter Stimme zum Erſtenmal: „Ihre Majeſtät, die Königin von Holland.“

„Hortenſia“, redete ſie der Kaiſer an, „Du biſt nun Beherrſcherin eines braven und guten Volks. Wenn Ihr, Du und Dein Gemahl, verſteht, es zu behandeln, ſo wird das Haus Oranien mit ſeinen alten Anſprüchen niemals wieder in Holland auftreten. Das Volk hat nur einen Fehler, nämlich daß es unter dem Schein der Einfachheit eine große Liebe zum Luxus und zum Geld verbirgt. Gleich nach dem Vortheil kommt die Eitelkeit. Ich will nun nicht, daß Du in den Augen Deines neuen Hofes von der Frau eines Bürgermeiſters verdunkelt wirſt, die ſtolz iſt auf die Tonnen Goldes, die ihr Mann aufgehäuft hat. Hier, ſieh dieſes hübſche Halsband, ich bitte Dich, nimm es von mir an. Trag es mitunter zum Andenken an mich, ich habe es nicht auf Koſten einer dritten Perſon an mich gebracht, es iſt von meinen Erſparniſſen gekauft.“

Bei dieſen Worten hing Napoleon mit freundlichem Geſichte das von Foncier verfertigte brillantene Halsband um den Hals der Königin, dann drückte er einen wahrhaft väterlichen Kuß auf ihre Stirn und verließ ſie raſch.

Auf den holländiſchen Thron erhoben, machte es Hortenſia Freude, ſich mit dem Geſchenk ihres Stiefvaters zu ſchmücken. Man mußte aber auch die edle und liebliche Geſtalt unter dem königlichen Diadem ſehen! Eine Krone ſaß mit ſchönſter Grazie auf dieſem ſchönen Haupte! Und an den Tagen der Gala in maison du Bois, wie ſchön nahm ſich das Halsband auf ihrem Schwanenhalſe aus!

Aber bald kamen böſe Tage, die Sonne Napoleons fing an unterzugehen, die Planeten von Spanien, Weſtphalen, Neapel und Holland ſchwanden, Hortenſia ſtieg die Stufen des Thrones eben ſo hernieder, wie ſie ſie hinaufgeſtiegen war, gehorſam und lächelnd. Die Holländer hatten gerufen, als ſie ſie zum Erſtenmal erblickten: „Heil unſerer reizenden Königin!“ beim Abſchied riefen ſie: „Adieu, unſere gute Königin!“ Ein ſolches Wort war geeignet, einem Herzen, wie das Hortenſia’s, den Verluſt einer königlichen Würde zu erſetzen. Von dieſem Augenblick an widmete ſie ſich ganz der Erziehung ihrer Kinder und den Tröſtungen ihrer Mutter, die, wie ſie, Wittwe eines Thrones war. Immer treu an Frankreich und Napoleon hängend, wartete ſie in der Stille auf eine günſtige Gelegenheit, um den Kaiſer von der Grundloſigkeit der übeln Meinung zu überzeugen, welche man ihm während ſeiner Verbannung nach Elba von ihr beizubringen gewußt hatte. Dieſe Gelegenheit fand ſich bald.

Die Kanonen von Waterloo ſchwiegen, der Kaiſer, dem man wider ſeinen Willen den Befehl über ſeine verrathene, aber nicht beſiegte Armee entriſſen hatte, war genöthigt geweſen, das Elyſeum zu verlaſſen und in Malmaiſon, dieſen letzten Aufenthaltsort der Kaiſerin Joſephine, eine Zuflucht zu ſuchen. Er glich hier nicht Karl XII. in Bender, der von einigen Officieren und einer kleinen Anzahl treu gebliebener Diener umgeben war, ſondern Beliſar, verlaſſen und nur begleitet von ſeinem durch das Eiſen der Feinde ſchartig gewordenen Schwerte.

In dieſem verhängnißvollen Augenblick trat ein Frauenzimmer in den Saal, worin er ganz allein an einem Tiſche ſaß, auf welchem die Urkunde über die zweite Abdankung lag, die Undankbare ihm entreißen wollten. Das Frauenzimmer war Hortenſia.

— „Sir“, begann ſie mit bewegter Stimme, „Sie erinnern ſich wohl des Geſchenks, das Sie mir gerade vor 9 Jahren in Saint Cloud machten?“

Bei dieſen Worten fuhr Napoleon auf, erhob das Haupt und richtete ſeine Blicke auf die Tochter Joſephinens. Er reichte ihr die Hand, die er mit Inbrunſt drückte, und ſagte: „Nun! Hortenſia, was willſt Du von mir?“

„Sir, als Sie mich zur Königin machten, gaben Sie mir dieſes Halsband. Man ſagt, es habe einen großen Werth. Jetzt bin ich nicht mehr Königin und Sie ſind unglücklich, nehmen Sie den Schmuck zurück.“

„Dieſes Halsband, Hortenſia! warum willſt Du Dich deſſen berauben?“ fragte Napoleon kalt, „es iſt vielleicht die Hälfte Deines Vermögens. Und Deine Kinder?“

„Sir, es iſt alles, was ich in dieſem Augenblicke beſitze, aber ich bin überzeugt, meine Kinder werden ihre Mutter einſt nicht tadeln, daß ſie die Reichthümer mit dem getheilt, der ſie erſt damit überſchüttet hat.“

Bei dieſen Worten zerfloß die Königin in Thränen und Napoleon war in der heftigſten Bewegung.

„Nein!“ ſagte er, den Kopf umdrehend und die Hand, die Hortenſia ihm hinreichte, ſanft zurückweiſend, „ich kann nicht.“

„Nehmen Sie, Sir, ich flehe Sie an! es iſt keine Zeit zu verlieren, die Augenblicke ſind koſtbar! Man kommt ſchon, nehmen Sie!“

Der Kaiſer gab endlich nach, er nahm das Halsband und einige Stunden nachher war der koſtbare

Schmuck in einem Ueberzug von Taffet eingenäht und unter ſeinen Kleidern verborgen.

Sechs Wochen darauf, in dem Augenblick, wo Napoleon den Bellerophon verließ, um den Northumberland zu beſteigen, wurden allen, die ihr Schickſal an das Napoleons geknüpft hatten, die Waffen abgenommen und die Effekten unterſucht. Alles, was ihnen gehörte, wurde weggenommen, Geld, Pretioſen und beim Durchwühlen der Koffer des hohen Gefangenen fand man einen Kaſten mit 4000 Napoleond'or, den man ebenfalls auf Befehl des engliſchen Miniſteriums wegnahm. Dieſe Summe machte, mit Ausnahme eines Depoſitums, welches er vor ſeiner Abreiſe von Paris Laffitte anvertraut hatte, ſein ganzes Vermögen aus.

(Schluß folgt.)

Der Freihafen.

(Galerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft und Wiſſenſchaft. Erſtes Heft. Von Laube, König, Dr. Miſes, Roſenkranz, Varnhagen v. Enſe u. a. Altona, Hammerich. 1838.)

Ein Freihafen iſt bei dem gegenwärtigen Kriegszuſtande der Literatur ein köſtliches Gut, ja er iſt das natürliche Produkt der Nothwehr. Denn wenn ſie nicht den ſie befeindenden Mächten unterliegen will, ſo muß ſie ſchon zu einem Piratenleben ſich entſchließen, und auf ihre eigene Thatkraft ſich verlaſſen, und da muß ſie denn auch darauf bedacht ſein, jeden freien Port, der ſich ihr darbietet, zu benutzen, um von dort aus ſicher ihre Streifzüge und Fahrten zu unternehmen. Daß ſie indeß den Krieg in durchaus offener und regelrechter Weiſe, nach den Geſetzen des Völkerrechts zu führen entſchloſſen iſt, erhellt aus der Vereinigung der Schriftſteller, welche uns in der obigen neugegründeten Vierteljahrsſchrift entgegentritt. Es ſind dieſelben ſtarken Kräfte, welche früher das Dioskurenbrüderpaar der Kunſt und der Wiſſenſchaft zu ihren Beſchützern erwählt hatten, und die einſt den literariſchen Himmelskreis mit kühnem Muth durchwanderten, um die Literatur von dem Dunſt- und Nebelweſen, welche ihren Horizont umdüſterte, zu reinigen. Wie der neidiſche Zeus die Kraft des Prometheus feſſelte, weil er deſſen Lichtnatur fürchtete, ſo wurde auch jenes energievolle Streben paralyſirt, aber wie des alten Titanen Macht trotz der Feſſelung nicht gehemmt werden konnte, ſo bricht auch die Literatur ſich immer wieder von Neuem Bahn, und wie Zeus mit ſeinem ganzen Götterhofſtaat von der Höhe ſeines Olympos herabſteigen mußte, um den lange Gequälten zu verſöhnen, ſo wird auch einſt, — ja die Zeit iſt ſchon nahe — die Gewalt des Staates ſich herablaſſen müſſen, ihren Frieden mit der Macht des Geiſtes und mit der Literatur zu ſchließen.

Das obige Unternehmen konnte nicht vortrefflicher begonnen werden. Die Darſtellung deutſcher Lebensgeſtaltung bildet den Kern deſſelben. Bedeutungsvolle Rückblicke in die nächſte Vergangenheit eröffnen es, darauf tritt die unmittelbare Gegenwart mit ihren wichtigen religiöſen Kämpfen vor uns hin, dann belebt ſich die Anſchauung der Naturkräfte vor unſeren Augen, um die Anknüpfung an die Wiſſenſchaft zu geben, weiter begegnen wir den geiſtigen Geſtaltungen der Literatur in den Charakteriſtiken bedeutender Schriftſteller, die Poeſie ſpricht uns in lauteren, lebenerglühten Tönen, und eine bunte Mannigfaltigkeit von Erſcheinungen des ſocialen und literariſchen Lebens der Gegenwart ſchließt das Ganze. — Varnhagen von Enſe, dieſer Neſtor der Literatur, der drei Geſchlechter hat kommen und gehen ſehen, der mit den Heroen der vergangenen Heldenzeit gelebt, und deſſen erfahrungsreicher, mobiliſirender Rede die Söhne der neuen Epoche lauſchen werden, hat aus dem reichen Schatz ſeiner Erinnerungen wieder koſtbare Kleinodien mitgetheilt, damit die Gegenwart ſich an der Vergangenheit erfreue. Die „Scheidewege" führen uns in die wichtigen Jahre 1808 und 1809. Varnhagen verweilte damals mit Harſcher in Tübingen, er lebte in reichem Umgange mit den ſchwäbiſchen Dichtern, mit Juſtinus Kerner und Uhland, zu denen ſich dann noch andere Geſtalten, wie die von Conz und Cotta geſellen, ſelbſt der wahnſinnige Hölderlin tritt in ihre Reihe. Das gemüth- und poeſiereiche Schwabenland mit ſeinen reichen hiſtoriſchen und ſagenhaften Erinnerungen zog den empfänglichen, für die Poeſie begeiſterten Jüngling mannigfach an, aber ihm, wie Harſcher, ging doch das politiſche Schickſal des Vaterlandes noch tiefer zu Herzen, und er riß ſich los von den Zauberbanden des poetiſchen Lebens, das auch ſeine verderbliche Einwirkung der Romantik an Juſtinus Kerner damals ſchon zu offenbaren anfing, und ſtürzte ſich in die Wogen des Kriegsgetümmels, um in dieſer Wirklichkeit für immer zu geſunden, und das hiſtoriſche Leben, deſſen kunſtreicher Darſteller er für die Literatur zu werden berufen war, zuerſt ſelbſt zu durchleben.

Man muß bei dieſen Scheidewegen unwillkürlich an die Verſe in Schiller's Taucher denken: „Es war ihm zum Heil, es riß ihn nach Oben." Die romantiſche Poeſie war in der That ein gefährlicher Strudel, die uns manches kühne Jünglingsleben entriſſen hat. — Ein anderes Lebensbild aus einer nicht minder intereſſanten Sphäre, und eine gleich wichtige Colliſion der Lebenselemente ſtellt uns H. König, der Dichter der hohen Braut, in der Mittheilung aus ſeinen Erlebniſſen dar, in dem vortrefflich geſchriebenen Aufſatze: „Excommunication. Ein Blick aus dem Leben in die Zeit." König ſchildert uns darin ſeine Jugend, die er in dem katholiſchen Fulda verlebte. Er war ein armer, frommgläubiger Knabe, den die Mönche gern zu ihrem Miniſtranten erſahen. „Er kniete rechts und kniete links, und war gewärtig jedes Winks." Es war die poetiſche Romantik des Katholizismus, welche ihn an dieſen Dienſt feſſelte. Als aber ſein Denken erwachte, und die Mönche den Jüngling auch zum Mönch machen wollten, da ergriff ihn die Glut des Freiheitsgefühles, und er riß ſich kräftig von ihnen los. Als ihn eben der Pater Euſtach dem Provinzial vorſtellen wollte, rannte er aus der Zelle die Treppe hinab, ſchellte an der Pforte, flüſterte dem freundlichen Bruder Pförtner ein bläßliches Lebewohl zu, und ſetzte wie ein Reh, hinter dem die Büchſe geknallt hat, an der Gartenmauer des Kloſters den Berg hinab. Aber ſie gedachten es ihm. Als König Schriftſteller geworden war, und er ſein erſtes Büchlein „Roſenkranz eines Katholiken" in Frankfurt bei Sauerländer im J. 1829 herausgegeben hatte, da ſchrieen ſie über giftige Dornen, während die Proteſtanten den Duft der Roſen lobten. Das biſchöfliche Kapitel in Fulda machte eine Leſe davon und forderte König zum Widerruf auf. Er that es nicht, und ſie excommunicirten ihn darauf. Das geſchah im Jahr 1831! Als Reſultat ſeines gewonnenen religiöſen Denkens theilt uns König jetzt zum Schluſſe ſeiner Darſtellung ſehr ſchöne Ideen über das Chriſtenthum mit. Sie ſind aus welthiſtoriſchen Rückblicken hervorgegangen, und enden in hochpoetiſchem Idealismus. König ſucht die Religion in der Welt des Materialismus, und findet ſie nirgend, aber ſie offenbart ſich ihm in hellem Glanze in dem Leben und Weben des Geiſtes. „Wer ſchaut," ſagt König ſehr ſchön, „nicht mit Betrübniß auf dies materielle Treiben und Trachten der heutigen Werkeltagswelt, ohne zu fühlen, daß der ſchaffende Menſchengeiſt ſich nach einer Weihe ſehnt, daß die Vermählung der mündigen Tochterkräfte der Natur an die mannbaren Gedanken des Menſchengeiſtes eine Einſegnung bedarf, daß die Kinder dieſer Ehe, die Erzeugniſſe des Gedankens und des Fleißes eine Taufe begehren?" — Das Unglück der Welt ſieht König mit Recht darin, daß die heutige Bildung der Welt keine Kirche mehr hat, daß ſie von dieſer — excommunicirt iſt, und zuletzt ſpricht er von einer zweiten chriſtlichen Kirche, einer Kirche, die das ganze Leben und alle ſeine Kreuzzüge und Seitenkapellen mit einer durchſonnten Kuppel überdomen wird. Das iſt ein Idealismus, in den alle freiſinnige Katholiken ſich hineinträumen. Auch Anaſtaſius Grün ſchwärmt in ſolchen Ideen. Wären ſie Proteſtanten, ſie würden ſich deſſen entſchlagen, ſie würden ſich weit mehr an die „mannbaren Gedanken" halten, und das Reich der Idee ungleich markiger und körniger in ihrem Innern geſtalten. Die Kirche mit ihren hierarchiſchen Inſtituten iſt ein verlebtes Element der Geſchichte, das jetzt ſeine letzte Anſtrengung in der mittelalterigen Reaktion des Papſtthums verſucht, das wie eine Flamme, die dem Verlöſchen nahe iſt, noch einmal auflodert, um dann auf ewig zu vergehen. In den ſocialen Ideen aber beruht die Religion der Zukunft, und dieſe ſollen wir daher pflegen. Auch die Kirche wird vielleicht durch ſie regenerirt, aber nicht als ein reges Allgemeine, ſondern als ein Beſonderes. Die Literatur hat den ſchönen Beruf, jene Zukunft durch die politiſche Bildung der Völker heraufzuführen, in der Erringung der Oeffentlichkeit, der Freiheit der Ideenherrſchaft liegt ihr nächſtes Ziel. Jede Staatsgewalt, welche ſie in dieſem Streben hemmt, verkennt daher das innerſte Weſen der Geſchichte, ja ſie wüthet gegen ihr eigenes Fleiſch. Wie thöricht es iſt, um der Scheu des Kampfes willen, den die neuen Prinzipien etwa erregen, die Bewegung des Geiſtes zu hemmen, das zeigen uns auf das Evidenteſte die Unbilden, welche Preußen jetzt von dem Katholicismus zu dulden hat. Die Geißel, welche es jetzt züchtigt, hat es ſich ſelbſt erzogen. —

In einer andern Sphäre berühren jenes Thema des Streites der Kirche mit der Bildung auch „die geiſtlichen Antiphonien von Roſenkranz," welche den dritten Beitrag des Freihafens bilden. Roſenkranz hat ſich darin, ohne auf den Namen eines Dichters Anſpruch zu machen und dieſen beſcheiden ablehnend, der poetiſchen Sprache bedient, um den Kampf, den er in ſeinem Innern um die Abwendung von der Kirche erlebt hat, zu ſchildern. Aber er hat, dünkt uns, dieſen Kampf nicht in ſeinem inneren poetiſchen Weſen ergriffen, er ſtellt jenes der Kirche widerſtrebende Element zu ſehr als Schwäche dar, und faßt es nicht ſtraff und lebendig genug als Berechtigung des Weltbewußtſeins. Erſt in dem letzten Gedicht tritt die Kraft des Nationalgefühls als Germanenthum hervor, damit hätte er beginnen, und ſich dann in wirkliche Lebensgeſtalten vertiefen ſollen. Wie ſie nun ſind, können wir ſeine Verſe, wie gebildet auch die Sprache derſelben iſt, nicht beſonders intereſſant finden. — Den vierten Beitrag bilden: „Briefe über das Erdenleben von Canes", welche die Idee des ewigen Werdens und Vergehens als Begriff der Natur darſtellen, und vermöge ihrer gebildeten Form, welche an die Goethe'ſche Objectivität und Klarheit erinnert, gewiß geeignet ſind, naturphiloſophiſche Ideen auch in dem größeren Publikum anzuregen. Vortrefflich und wahrhaft ſchön ſind nun weiter die „Lieder aus dem Gebirge" von Dr. Miſes, der damit zum erſtenmale als Dichter debütirt. Es weht ein ſo friſcher und freier Bergduft und eine ſo reiche Naturanſchauung in dieſen Liedern, daß man gerne ihrer noch mehr hätte, um den Eindruck noch größer und weiter in ſich aufzunehmen. Beſonders ſchön iſt die Märchenwelt des Gebirges benutzt, aber auch der Realismus der Wirklichkeit tritt vortrefflich darin hervor. Miſes gibt uns weiter auch eine verdienſtvolle literarhiſtoriſche Abhandlung über: „Wilhelm Müller und die deutſche Lyrik." Der Ton derſelben iſt etwas leicht gehalten, deſto eher wird er indeß Eingang finden, und die Erinnerung an Wilhelm Müller iſt um ſo dankenswerther. Wir geben es zwar Miſes nicht zu, daß W. Müller ſo vergeſſen ſei, als er glaubt, aber er iſt auch nicht ſo bekannt, wie er verdient. W. Müller hat die ſchönſten Handwerkslieder gedichtet, welche unſere Poeſie beſitzt, und ſie verdienten, unſterblich im Munde des Volkes zu leben. Seine Müllerlieder, ſeine Schenklieder, wie herrlich ſind ſie! Da iſt Göthe's lebensvoller Realismus wieder aufgewacht. So wird W. Müller auch die Literaturgeſchichte würdigen. Miſes gibt einen vortrefflichen Beitrag hierzu, indem er über die Natur jener Handwerkslieder höchſt originelle und neue Ideen beibringt. Er hätte nur, um von W. Müller eine vollſtändige Charakteriſtik zu entwerfen, auch ſeiner kritiſchen Arbeiten gedenken ſollen. So iſt z. B. eine ſehr bedeutende Abhandlung von Müller über die ſchwäbiſchen Dichter, über Uhland, Juſtinus Kerner und Schwab vorhanden, aus der Herr H. Pfizer, der jetzt eine ſehr ſchlechte Abhandlung über Heine geſchrieben hat, wie er früher ſchon über Rückert ſehr mattherzig geſchrieben, hätte lernen können, wie man über Lyrik ſchreiben ſoll. W. Müller war ein Schüler F. A. Wolf's und hatte etwas gelernt, Herr Pfizer iſt ein Autodidakt, d. h. nach Göthe ein Narr auf ſeine eigene Hand. — Einen zweiten literariſchen Beitrag hat Roſenkranz in der Bearbeitung der Charakteriſtik Diderot's von St. Beuvé gegeben, einer meiſterhaften Arbeit, von der wir Deutſche viel lernen können. Auch von Diderot's ſeinem Geiſte ſollen wir noch lernen, wie man mit philoſophiſcher praktiſche Weltbildung verbindet, und wir müſſen es Roſenkranz daher weſentlich danken, daß er uns wiederholt zum Studium Diderot's hinführt. In den Dioscuren hatte er bereits einen erſten Aufſatz darüber. — Den Beſchluß des Freihafens machen „Correſpondenzblätter" aus den bedeutendſten deutſchen Städten, in denen viel Intereſſantes und zugleich Bedeutendes über ſociales und literariſches Leben und Treiben enthalten iſt. So aus Berlin: eine Kritik von Immermann's neueſter, leider verfehlter Tragödie „die Opfer des Schweigens", aus Königsberg eine Notiz über die Rede von Roſenkranz über das Duell; aus Leipzig über Dahlmann ꝛc. Unter Jena wird ein intereſſantes Manuſcript aus Knebel's Nachlaß über „Chriſtenthum" mitgetheilt. Begierig ſehen wir nun der Fortſetzung des Freihafens entgegen. Von einem ſo wackeren Piloten, wie Theodor Mundt iſt, kann man wohl erwarten, daß er noch manche kühne Fahrt unternehmen, und manche ſchöne Beute heimführen wird, welche für die Nationalintereſſen der Literatur von dem ergiebigſten Nutzen ſein wird.

Dr. E. Meyen.

Feuilleton.

*** Unter dem Titel »Kunſtſtreben in der öſtreichiſchen Monarchie« geben jetzt Bohmann's Erben in Prag lieferungsweiſe lithographirte Originalleiſtungen öſtreichiſcher Künſtler heraus — welche auch in Wien gute Aufnahme finden ſollen. —

*** Gewichtsfälſcher in Paris. — Im vorigen Jahre fanden allein zu Paris und in der Banlieue gegen [illegible] Verurtheilungen wegen Verkaufs von Brod, Fleiſch und andern Eßwaaren mit falſchem Gewichte Statt. —

*** Geſteigerter Briefverkehr in Frankreich. — Im J. 1830 wurden durch die franz. Poſten 63,817,000 Briefe befördert; im J. 1836 aber [illegible], wozu noch etwa $^{1}/_{5}$ ſoviel Briefe, welche kein Poſtgeld zahlten. Der Vertrieb der Zeitungen hat dagegen merklich abgenommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 55. 1838.

Phönix.

Montag, 5. März.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

„Immer, ja wahrhaftig! Bei dem ewigen Gott, immer!„ fuhr der Lord jetzt auf und ein convulſiviſches Zittern ergriff ihn. „Mary! Mary! Das iſt das Wort, bei deſſen Nennung ich wahnſinnig werden könnte! Helene, vergeben Sie mir! Nicht mich klagen Sie an, ſondern das Schickſal, das ſchwarz über mir hinrollt. Es iſt Mary's Untreue, die Ihnen — das Herz bricht!“

„Ein edler Mann iſt ſtark,“ ſagt mit Würde Helene. „Die Leidenſchaft mag ihn hinreißen eine Stunde, einen Tag, einen Monat, aber Jahre lang ſchleiſt er nicht den Dolch an ſeiner diamantharten Seele, um ihn langſam in das Herz Unſchuldiger zu ſtoßen! Gordon!“ ſetzte ſie milder hinzu, „bedenken Sie, daß die Rache nur vernichtet, nie auferbaut! Und wenn Sie dereinſt ein Weib ganz das Ihrige nennen, ſo mag mein Gebet die Furien von dem Brautlager verſcheuchen, um das ſie, ungeſühnt, ſicher einen bluttriefenden, keinen milden, blauen Sommerhimmel falten werden!“

Das gekränkte Mädchen ließ ihren Schleier wieder über das bleiche Antlitz fallen und wankte zur Thür hinaus.

Der Lord bedurfte einiger Augenblicke, um ſich ganz zu ſammeln, dann aber erfaßte ihn auch die entſetzlichſte Wuth, die ſich, wie gewöhnlich, auf alle ſeine Umgebungen richtete.

„Aus meinem Hauſe!“ rief er der Gefährtin zu, die ſo lange all ſeine Launen ertragen und mit leichtem Takt zu lenken gewußt hatte. „Kein Wort! Hier haſt Du den Preis meiner Schande und nun geh' und ſieh' mich nicht mehr an.“ Die Schöne zauderte und hob flehend die Hände auf. „Joe!“ ſchrie der Lord, „alter Knabe und Taugenichts von einem Diener, wirf dies Geſchöpf aus dem Hauſe. Auf der Stelle! Warum hat ſie mich unglücklich gemacht!“

Murray, der die ſchlagenden Wetter, von denen das Gemüth ſeines Herrn zuweilen erſchüttert ward, ſehr genau ſtudirt hatte, winkte ohne zu antworten dem Pſeudobruder des Lords, verſah das weinende Kind im Vorgemach mit dem Nöthigſten und trug für ihr Fortkommen die ängſtlichſte Sorge. Byron war indeß von dieſem Auftritt tiefer, als er ſonſt pflegte, erſchüttert worden. Sobald er ſich ausgetobt und — ein ächter Sohn ſeiner jähzornigen Mutter, — ſeine Wuth ſogar an lebloſen Gegenſtänden müde geſtoßen hatte, gab er kurz und barſch Befehle, Alles zur Abreiſe bereit zu halten. Er wollte nach London, dort ſich neuen Zerſtreuungen in die Arme werfen, um die quälende Natter des Gewiſſens zu erdrücken. Die Namen Mary und Helene hatten ſich beide mit flammenden Lettern ſeinem Herzen tief eingedrückt. —

IX.

In dem faſhionableſten Theile Londons, dem Weſtend, hatte ſich bei dem Herzoge von S. eine der glänzendſten Geſellſchaften verſammelt. Wagen und Sänften drängten ſich in dem weiten Hofraume des tageshell erleuchteten Hotels. Die breiten Treppen waren mit Lakeien gleichſam tapeziert und gewährten einen recht unterhaltenden Anblick. In den Sälen aber ſtieß und drängte man ſich auf eine beunruhigende Art und Weiſe. Selbſt dem ſchönen Geſchlecht, das hier den Namen des reizenden und glänzenden noch in höherem Grade verdiente, konnte nicht immer ein genügender Raum zu freier Bewegung geſtattet werden. Mitten unter dieſen Hunderten, alles Abkömmlinge aus den edelſten Geſchlechtern Großbritannien's, begegneten ſich zufällig zwei nahe Bekannte, von denen der Eine, eine Geſtalt von mittlerer Größe, mit einem ſchönen, aber auch leidenſchaftlich ausdrucksvollen Geſicht, unmerklich hinkte.

„Ah, Mylord," redete ihn der Andere an, „ſehr erfreut, Sie einmal wieder zu ſehen! Waren ehemals Tiſch- und Banknachbarn. Wiſſen Sie noch in Harrow, wo Sie einmal durch Ihre Vermittelung die erboſ'te Schuljugend abhielten, das Collegium zu verbrennen? Ah, war eine ſchöne Handlung, ſehr ſchön, auf Ehre! — Ja, wahrhaftig, auf Gentlemans Parole, Sie handelten, wie ein Abkomme des großen oder vielmehr des kleinen Lords mit dem großen Barte. Wieſen den erhitzten Jungen die Namen ihrer Väter auf den Bänken und fragten, ob ſie in dieſen die Geſchichte Englands verbrennen wollten? O, weiß noch, wie ſie da auseinanderſtoben, die tollköpfigen Jungen, und wie Sie ſeitdem des Teufels Vorlauf wurden."

„Das iſt eine alte Geſchichte, Sir Walter," erwiederte Lord Byron. „Ich habe ſie längſt vergeſſen."

„Ei gewiß, gewiß, glaub's," fiel Sir Walter dem Lord in die Rede, ſeine Hand ergreifend und ihn feſthaltend. — „Weiß Gott, iſt hier, wie auf einer Meeting! — Ja, was ich doch ſagen wollte, habe davon gehört und mich ſehr von Herzen gefreut. Mylord ſind als Schriftſteller aufgetreten. Großes Ding, das! Gibt jetzt viele Schreiber, aber wenig Schriftſteller."

„Eine meiner vielen Jugendthorheiten. Schweigen wir davon!"

„Man thut's aber doch nicht," bemerkte Sir Walter, indem ein fröhliches Lachen ſich phlegmatiſch auf ſein breites Geſicht hinlegte. „Auf Ehre, Mylord, man thut's nicht. Die Morgenzeitungen und Rewiew's ſprechen davon und ſagen, Ew. Herrlichkeit habe Genie, nur hinke es noch ein wenig auf dem einen Fuße."

„Sagen das die Rewiew's wirklich?" ſprach Byron, indem eine dunkle Röthe nur wenige Augenblicke einen abſchreckenden Glanz auf ſeine Züge warf.

„Auf Ehre, Mylord, wiewohl's ein ſchlechter Ausdruck iſt! Indeß man muß Nachſicht haben, ſind nicht immer Gentlemen, dieſe Rewiew's-Schreiber. Ach, ſehen Sie, wie zerſtreut ich bin! Fällt mir ein, Mylord, wie iſt es denn mit Ihrem Fuße? Man erzählte ſich, Ew. Herrlichkeit habe einen deutſchen Mechanikus angenommen, einen von den Syſtemmachern, die Alles einzurichten und an den rechten Ort zu ſtellen wiſſen. Wie nun? Kann er ſich den Doktorgrad erringen mit Ew. Lordſchaft widerſpenſtigem Fuße?"

„Ich danke für die Erkundigung und Theilnahme, Sir Walter, doch kann ich Sie verſichern, es iſt Alles noch ganz beim Alten."

„Dachte mir's doch," verſetzte Sir Walter, „ein lahmer Fuß iſt wie ein lahmer Gedanke, läßt ſich im Leben nicht gerade aufrichten. O, Mylord, ich kenne das; habe ſehr, ungemein viele Erfahrung davon! — Noch eins! Das Edinburg-Rewiew ſoll ſehr fulminant über Ihre „Stunden der Muße" geſprochen haben, was man ſagt: flammende Blitze ſchleudernd. Bei alledem intereſſant, Mylord, auf Gentlemans Parole!"

Der geſchwätzige Landedelmann, aus einer der nördlichen Grafſchaften, ſchob ſich endlich weiter in dem Menſchenknäuel, der ſich je länger je dichter zu verwickeln ſchien. Byron zog ſich verſtimmt zurück in die minder überfüllten Gemächer, und gab nur ſo weit den Anforderungen der geſellſchaftlichen Convenienz nach, als dies ſeinen Launen genehm war. Obwohl er eigentlich nicht zu den im Allgemeinen für angenehm geltenden Geſellſchaftern gerechnet werden konnte, war er doch, ſelbſt leidenſchaftlich für Frauenreiz eingenommen, ein Liebling der Damen. Gewöhnliches Entgegenkommen durfte man ihm nicht zum Vorwurf machen; denn von der aufgeſteiften Galanterie der Dandies hielt er wenig. Sein ſcheues Zurückhalten aber, ſein Ruf, der nicht ſo rein war, daß er für einen Neuling in der großen Welt gelten konnte, und doch auch nicht ſo von Flecken getrübt, um ihn fürchten zu müſſen, richtete die Augen faſt Aller auf ihn. Er hatte gerade ſo viele jugendliche Uebereilungen ſich zu Schulden kommen laſſen, als nöthig waren, um recht ſehr intereſſant zu erſcheinen. Nahm man noch ſeinen ſarkaſtiſchen Witz, ſeine unter dem Blitzgefunkel moraliſcher Verirrungen in ein höchſt anziehendes Colorit getauchte Geſichtsbildung hinzu, ſo konnte Lord Byron für einen der ſchönſten Männer der Hauptſtadt gelten. Ohne auf das Treiben um ſich her zu achten, hatte ſich der junge, des Lebens ſchon im zwanzigſten Jahre überdrüſſige Lord ganz ſeinen Gedanken überlaſſen, als ihm eine Stimme zuflüſterte: „Mathews iſt ertrunken!" —

(Fortſetzung folgt.)

Das Halsband der Königin Hortenſia.

(Schluß.)

Während man ſo mit Napoleon verfuhr, ging dieſer ruhig mit dem Grafen Las Caſes auf der Galerie des Schiffes ſpazieren. Nachdem er einen ſpähenden Blick umhergeworfen, zog er unter ſeiner Weſte eine Art von Gürtel hervor, und legte ihn in die Hände ſeines Begleiters, wobei er mit einem bittern Lächeln ſagte:

„Mein lieber Las Caſes, ein griechiſcher Philoſoph, ich glaube es war Bias, behauptete, daß er ſein ganzes Vermögen an ſich trüge, vielleicht hatte er nicht einmal ein Hemd an, und ich weiß daher auch nicht, womit er es feſtgehalten haben mag, ich meines Theils trage das meinige unter meiner Weſte. Seit meiner Abreiſe beläſtigt es mich. Hier, nehmen Sie es, heben Sie es mir auf."

Ohne dem Kaiſer eine Antwort zu geben, nahm Las Caſes den Gürtel und verbarg ihn unter ſeine Kleider. Erſt in St. Helena theilte ihm Napoleon mit, daß das Pfand, das er ihm 6 Monate zuvor auf dem Bellerophon anvertraut, ein Halsband von 800,000 Fr. an Werth ſei.

In der Folge bat Las Caſes den Kaiſer mehrmals, daß er es wiedernehmen möge.

— „Genirt Sie es?“ fragte dieſer dann ganz trocken.

„Nein, Sire,“ antwortete jener, „aber....“

„Nun gut, ſo behalten Sie es,“ fuhr Napoleon fort, „bilden Sie ſich ein, mein Lieber, Sie hätten ein Amulett oder ein Zaubermittel und Sie werden bald nicht mehr daran denken.“

Fünfzehn Monate ſpäter, zu Ende Novembers 1816, wurde Las Caſes auf eine rohe Weiſe von Napoleon getrennt. Als er eben bei dem Kaiſer war, kam ein Bote und meldete, daß der engliſche Obriſt ihn in ſeinem Zimmer erwarte, er habe ihm etwas von Sir Hudſon Lowe mitzutheilen. Las Caſes antwortete, daß er bei Sr. Majeſtät ſei und daher nicht kommen könne.

„Geniren Sie ſich nicht, mein Lieber,“ ſagte Napoleon, „und ſehen Sie, was der Mann will, aber kommen Sie bald zum Mittageſſen zurück.“

Las Caſes ſollte den Kaiſer nicht wiederſehen. Dragoner beſetzten ſeine Wohnung, er und ſein kranker Sohn wurden von Longwood weggeführt und nach Plantation-Houſe gebracht, wo man ſie bis zum Tage ihrer Einſchiffung nach dem Cap der guten Hoffnung bewachte.

Unterdeſſen war Las Caſes noch immer im Beſitz des Halsbandes geblieben und dieſer Gedanke quälte ihn ſehr. Die Zeit verſtrich, nur wenige Tage ſollte er noch auf St. Helena ſein und er wäre in Verzweiflung gerathen, wenn er hätte abreiſen müſſen, ohne ſeinen Schatz an Napoleon zurückgegeben zu haben. Aber was war zu thun? Alle und jede Kommunikation mit Longwood war abgeſchnitten. Endlich verfiel er auf eine Idee und er beſchloß Alles zu wagen. Es war nämlich kurz vorher ein engliſcher Officier in St. Helena angekommen, er hatte ein offenes, unternehmendes Geſicht und Las Caſes hatte einigemal mit ihm geſprochen. Dieſer Officier kam während dieſes Vorgangs mit dem Gouverneur und ſeinem Stabe nach Plantation-Houſe und dieſes war der Augenblick, den Las Caſes erwählte, um ſein Vorhaben auszuführen.

„Mein Herr,“ ſagte er leiſe zu dem Officier, der franzöſiſch ſprach, „ich halte Sie für einen edeln Mann und möchte jetzt den Beweis davon haben. Der große Dienſt, den Sie mir erweiſen können,, ſteht mit Ihrer Pflicht durchaus nicht im Widerſpruch, aber meinerſeits iſt meine Ehre und die meiner Familie auf dem Spiel. Es handelt ſich um ein koſtbares Pfand, welches ich dem Kaiſer zurückzugeben habe. Wenn Sie ſich damit beläſtigen und es dem Kaiſer zuſtellen wollen, ſo ſoll es mein Sohn in die Taſche ſtecken.“

Statt der Antwort warf der Engländer dem Grafen einen bedeutungsvollen Blick zu und fing an, ganz langſam weiter zu gehen. Der junge Las Caſes, der bei ſeinem Vater war, erhielt ſeine Inſtruktion und ſogleich ging das Halsband der Königin Hortenſia in die Taſche des Officiers über, beinahe im Angeſicht des ganzen Generalſtabes, der ſich eben entfernte.

Aber hiermit war es noch nicht genug, das Geſchmeide mußte erſt noch an den Ort ſeiner Beſtimmung ankommen und ehe dieſes möglich gemacht werden konnte, verfloſſen noch zwei Jahre.

Unterdeſſen hatte ſeit geraumer Zeit der Kaiſer zu bemerken geglaubt, daß er der Gegenſtand einer ganz beſondern Wachſamkeit von Seiten ſeines Kerkermeiſters ſei. Er konnte keinen Schritt aus Longwood ſetzen, ohne in einiger Entfernung einen engliſchen Officier zu entdecken, der ihm unbekannt war, obſchon er immer derſelbe war. Am Morgen, des Abends, zu jeder Stunde ſchien der Menſch ihn wie ſeinen Schatten zu verfolgen. Dieſe Beaufſichtigung war ihm um ſo unerträglicher, als der Engländer mehrmals die Abſicht zu erkennen gegeben hatte, ihn anzureden. So oft der Kaiſer bemerkte, daß er ſich näherte, beeilte er ſich ſeinen Spaziergang zu beendigen und er kehrte, ohne ihn eines Blicks zu würdigen, nach Hauſe zurück.

Eines Tags glaubte er wahrzunehmen, daß der unverſchämte Aufpaſſer ihn mehr als gewöhnlich verfolge. Darüber ungeduldig geworden, rief er in übelſter Laune aus: — „Was, immer derſelbe Menſch!... unaufhörlich ein Spion auf meinen Ferſen.... Kann man nicht einmal ein wenig friſche Luft ungeſtört einathmen!.... Welche Marter!...“ Und haſtig umwendend, nahm er ſeinen Weg zurück, als der Engländer, der dieſe Worte gehört hatte, ſeine Schritte verdoppelte und ſchnell beim Kaiſer war. Er bleibt plötzlich vor ihm ſtehen und ſpricht in einem ehrerbietigen Tone: „Sire“...

„Zurück, Herr! zurück! ſage ich Ihnen,“ unterbrach ihn Napoleon mit einer Bewegung des Mißfallens, „es wird zwiſchen mir und den Ihrigen niemals etwas gemein ſein! Entfernen Sie ſich, ich befehle es Ihnen.“

„Sire,“ fuhr der Officier, ohne von der Stelle zu weichen, in einem ungeduldigen Tone fort, „Ew. Majeſtät ſind im Irrthum.“ Dann warf er, wie zufällig, die Worte hin: „Der Graf Las Caſes.... Das Halsband der Königin Hortenſia.“

„Ach!“ rief Napoleon, ſeine Schritte anhaltend, ohne ihn jedoch anzuſehen, aus, „und was weiter?“

„Sire,“ fuhr der Officier fort, „wollen Ew. Majeſtät geruhen, Ihren Weg ohne weitere Rückſicht auf mich fortzuſetzen, ich habe hier dieſes Halsband, ſeit zwei Jahren iſt es nicht von mir weggekommen, ſeit zwei Jahren ſuche ich eine Gelegenheit, es Ihnen zuzuſtellen. Machen Sie, daß ich es in Ihren Hut werfen kann.“

Der Kaiſer nahm ſeinen Hut ab und griff mit der Hand an die Stirne, als ob er ſich auf etwas beſinnen wollte. In demſelben Augenblick warf der Officier das Halsband in den Hut mit den Worten: „Jetzt mögen Ew. Majeſtät mir meine Zudringlichkeit verzeihen. Ich habe meinen Auftrag vollzogen. Sire, Sie ſollen mich nie wiederſehen. Gott erhalte die Tage Ew. Majeſtät!“ Und eine andere Richtung einſchlagend, entfernte ſich der Officier von dem Kaiſer mit derſelben Ruhe, mit der er ſich genähert hatte.

Napoleon grüßte ihn mit Achtung.

Von welchem ſchönen Gefühl mußte nicht Las Caſes durchdrungen ſein, als er lange Zeit nachher von dieſem Zug bewunderungswürdiger Redlichkeit ſeines Feindes und unter ſolchen Umſtänden Kunde erhielt!

Zu Ende des Monats April 1821, einige Zeit vor ſeinem Tode, ließ Napoleon den General Montholon an ſein Bett rufen. „Mein Freund,“ ſagte er mit ſchwacher Stimme zu ihm, ſeine faſt erloſchenen Blicke auf ihn richtend, „ich habe hier unter meinem Kopfkiſſen ein Halsband von großem Werthe, das Hortenſien gehört, ich hatte meine Gründe, es nicht wiſſen zu laſſen, daß ich der Beſitzer dieſes Schatzes wäre. Sobald ich nicht mehr bin, nehmen Sie es an ſich, heben Sie es auf und wenn Sie wieder in Frankreich ſind (wenn Sie das Glück haben werden, Frankreich wiederzuſehen), ſo geben Sie es Hortenſien zurück. Hat der Kummer ſie getödet, ſo ſtellen Sie es ihren Kindern, meinen Neffen, zu.

— „Sire,“ erwiederte der General mit bewegter Stimme, „ich ſchwöre es Ihnen.“

„Nun gut,“ ſagte Napoleon, ihm die Hand drückend, „jetzt kann ich ruhig ſterben.“

Die Krankheit machte reißende Fortſchritte. Sowie Montholon erfuhr, daß der Kaiſer nur noch einige Stunden zu leben habe, ging er zu ihm, ſtellte ſich an ſein Bett und wartete, wie eine achtſame Schildwache, ſtillſchweigend und von dem bitterſten Schmerzgefühl ergriffen, ab, bis der große Mann aufgehört hatte zu leben. Der letzte Augenblick erſchien, der Doktor Antomarchi verkündete ihn mit dem lakoniſchen, aber wahrhaft erhabenen Worte: „Alles iſt aus.“ Montholon erinnerte ſich ſeines Schwurs, griff mit der Hand unter das Kopfkiſſen Napoleons und nahm das ihm vermachte Pfand heimlich hinweg.

Der General war, wie Las Caſes, ſo glücklich, das Depoſitum vor den Engländern zu verbergen und er bekam, nach vielen abentheuerlichen Fahrten in Amerika und Europa, die Erlaubniß, in Frankreich zu landen. Seine erſte Sorge war, daß er ſich in die Arme ſeiner Mutter warf, die zweite, daß er nach Areneberg eilte und der Königin Hortenſia das Halsband überreichte, das für ſie eine doppelte Erinnerung war, an ihr Glück und an ihr Unglück, und ſie hatte von nun an für das Kleinod eine Art von Verehrung und Zärtlichkeit. Aber in einem Augenblick drückender Noth ſah ſie ſich genöthigt, ſich davon zu trennen. Der König von Baiern bot ſich als Käufer an und bot ihr eine jährliche Rente von 23,000 Franken dafür. Die Noth gebot den Handel einzugehen. Zwei Jahre darauf war ſie todt.

Die neuen Muſeen des Louvre.

(Fortſetzung.)

Zu dieſen eben aufgeführten Sammlungen des Louvre iſt neuerdings noch das ſpaniſche Muſeum hinzugekommen, welches fünf Säle einnimmt und die 400 Gemälde enthält, die der Regiſſeur des Theatre français, Herr Baron Taylor, im Auftrag der Civilliſte in Spanien aufgekauft hat. Vor der Eröffnung dieſes neuen ſpaniſchen Muſeums wurde von einzelnen privilegirten, dem Hofe befreundeten Schriftſtellern viel Aufhebens gemacht über die Unvergleichlichkeit und beiſpielloſe Güte des Einkaufs; ſeitdem die 5 Säle dem Publikum offen ſtehen, haben die Kritiker der Tagespreſſe das Gegentheil ergriffen und machen die Sammlung ganz erbärmlich ſchlecht. Alle Beurtheiler verfallen in Deklamationen und dieſe beweiſen weder für, noch gegen die ſpaniſche Sammlung, welche wirklich Ausgezeichnetes aufzuweiſen hat, wenn auch nicht in Maſſe. Jeder Unpartheiiſche muß das anerkennen. Ein unläugbarer Uebelſtand dieſes neuen Muſeum's iſt, daß es keine gute Beleuchtung hat; das Licht fällt, anſtatt von oben, von der Seite herein, und die Künſtler, welche ſpäter kopiren wollen, werden das ſchwer empfinden. Im erſten Saale, gleich neben der Eingangsthüre links, hängen zwei herrliche Gemälde: ein Ecce homo und eine heilige Jungfrau, die den ſterbenden Heiland in ihren Armen hält, von Morales, der Göttliche beigenannt, weil er nur Gegenſtände aus der heiligen Familie gemalt hat. Auſſerdem bemerkt man in demſelben Saal mehrere ſchöne Portrait's von Alonſo Sanchez Coello und eine Wiederauferſtehung und eine Magdalena von Vincente Joanes, bekannter unter dem Namen Juan de Joanes († 1579), Gründer der Schule von Valencia. Dem Ueberreſt braucht man weiter keine lange Betrachtung zu ſchenken. Der zweite Saal enthält 39 Murillo's, worunter zwar kein Hauptwerk, worauf der Ruf dieſes Meiſters fußt, aber doch einige bedeutende Werke, welche der Murillo'ſchen Palette alle Ehre machen. Wir rechnen dahin eine Magdalena, die Madonna mit dem Gürtel, eine Himmelskönigin, Johannes der Täufer und Chriſtus an den Ufern des Jordan, einen heiligen Joſeph, einen heiligen Franziskus, den heiligen Bonaventura, der, einer ſpaniſchen Legende zufolge, nach ſeinem Tode ſeine Memoiren vollendet, und zwei herrliche Portraits, das von ihm ſelbſt und von ſeiner alten Dienerin. In dieſen Werken bewährt Murillo hohe Auffaſſungskraft, Erhabenheit des Styl's, Einheit in der Kompoſition, Kraft des Colorit's, wunderbare Lichteffekte, genaue Perſpektiven, ſchöne Fernen, vollendete Drapperien, — mit einem Worte, ſein Genie und ſeine Meiſterſchaft. Zu den guten Gemälden gehören ferner ein verlorener Sohn und ein Biſchof, welcher Geſchenke und Almoſen unter die Armen austheilt. Die Hauptfiguren treten ſcharf hervor und die Nebenfiguren ſind geſchickt gruppirt. Glücklich angebrachte Kontraſte zwiſchen den Perſonnagen, Stellungen, Leidenſchaften und Phyſiognomien bringen großes Leben und viele Mannigfaltigkeit hervor.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro. 56. 1838.

Phönix.

Dienstag, 6. März.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

Byron fuhr wie von einem elektriſchen Schlage durchzittert empor, er ſah ſich um, bemerkte aber nur mehrere Damen, die, ſcheinbar nicht auf ihn achtend, in ein anderes Zimmer gingen. Er glaubte, ein Traum habe ihn geneckt, doch ſog die Unruhe ſich feſt an ſeinem Herzen. Denn jetzt tauchte die Amme ſeiner früheſten Jugend, der Aberglaube, wieder in ihm auf, und, was er kaum wagen durfte, einer menſchlichen Stimme zuzuſchreiben, das hielt er für das düſtere Flüſtern einer unſeligen Ahnung. Er wußte, daß Mathews zur See gegangen war. Noch vor wenig Monaten hatte er mit ihm gelebt und den wunderlichen Liebhabereien des originellen Jünglings ſich mit jugendfriſcher Munterkeit angeſchloſſen.

Seitdem er in den Hintergrund ſeiner Erinnerung getreten war, mußte eine ſo geheimnißvoll ihm zugeflüſterte Nachricht ihn auf das Tiefſte ergreifen. Unruhig verließ er die Geſellſchaft und fuhr nach ſeinem Hotel zurück. Hier fand er die Abend-Zeitungen und einige literariſche Blätter, mit deren Lectüre er ſich ſeit einiger Zeit ſehr eifrig beſchäftigte. Seine haſtige Frage, ob Briefe angekommen ſeien, wurde verneint und nun begann er mit gierigen Blicken die Zeitungen zu leſen. Die Nacht verging unter dieſer Beſchäftigung, lärmend kündigte ſich das Nahen des Morgens auf der belebter werdenden Straße an und noch immer hatte der emſig Suchende keine Gewißheit. Verdroſſen, ja ingrimmig, ſchlug er dreien Flaſchen, die mit Sodawaſſer gefüllt waren, die Hälſe ab, ſein gewöhnliches Mittel, nach ſtarker Aufregung den abgematteten Körper in Schlaf zu wiegen.

Die Sonne blickte, durch die ſchwer fortrollenden Nebel zum Mondlicht abgedämpft, ſchon längſt wieder auf den unermeßlichen Menſchenknäuel, der ſich durch die Straßen der ungeheuren Metropole drängte. Byron hatte eben ſein Lager verlaſſen. Er ſtand vor dem Arbeitstiſche, auf welchem die eben neu angekommenen Morgenzeitungen umherlagen. So ſehr auch die Tagesneuigkeiten und Weltereigniſſe den jungen Mann beſchäftigten, hatte ihn die Eitelkeit doch zuerſt nach dem Edinburgh-Rewiew greifen laſſen, in deſſen Spalten Sir Walter's Ausſpruche zufolge ein fulminanter Artikel über die „Stunden der Muße“ erſchienen ſein ſollte.

Byron hatte dieſen Artikel zum Morgenimbiß entdeckt und die Lectüre deſſelben eben beendigt, als Harneſſ, einer ſeiner vertrauten Freunde, in's Zimmer trat. Byron bemerkte ihn nicht. Das Rewiew war ihm entfallen; er preßte die geballte linke Fauſt, die Blätter zerknitternd, gegen daſſelbe. Sein Auge ſchien Flammen zu ſprühen, während ſeine Geſichtszüge einen ſo hohen Grad drohender Schönheit annahmen, wie ihn nur gerechter Stolz und die edelſte Entrüſtung über unverdiente Schmähung hervorbringen können.

„Gordon,“ redete ihn Harneſſ an, „was iſt Dir begegnet? Haſt Du eine Ausforderung erhalten? Je nun, nimm ſie an und wiſch' ihm eins aus, dem Gimpel!“

„Ja, Harneſſ,“ rief Byron ſtolz, „England hat mir eine Ausforderung zugeſchickt, und bei dem unſterblichen Ruhme meiner Ahnen, mein Wappenſchild ſoll mir der ſchmutzigſte Kärner aus Wales zertreten, wenn ich mich nicht ſtelle und dieſem England meine Deviſe:

Crede Byron! in's erſtaunte Ohr donnere! Hier, lies, William, und dann ſage mir, ob ein Mann dazu ſchweigen darf!“

„Das iſt viel Unglück auf einmal,“ ſprach Harneſſ, nachdem er die ſchmähende Kritik geleſen hatte.

„Unglück?“ wiederholte Byron mit verſchränkten Armen in der nachläſſigen maleriſchen Morgenkleidung unruhig durch's Zimmer ſchreitend. „Entweihe nicht den Genius der Sprache! — Unglück! Widerrufe das Wort! Kein größeres Glück konnte mir begegnen! Schon ſehe ich's im Geiſte, wie dies Gewürm, die Feder hinter'm Ohr, ſich ſchmunzelnd zu meinen Füßen krümmen wird. Aber ich will ihnen mit meinem Satansfüßchen die Hottentottennaſen noch breiter treten.“

„Daran magſt Du Recht thun,“ verſetzte Harneſſ, „und dieſen Artikel allein halte ich auch nicht für ein ſo gar großes Unglück, aber lies nur die morning-chronicle, da —“

„Iſt's wahr?“ fiel ihm Byron in's Wort, „iſt er ertrunken?“

„Nahe an der portugieſiſchen Küſte, wie die Morgenzeitung berichtet.“

„Armer Mathews!“ ſprach Byron. „Ich könnte nun den Sentimentalen ſpielen, wie Hamlet beim Anblicke von Yoriks Schädel, dieſer Pfeffer aber hat mein Blut zu ſehr mit Galle verſetzt. „„Den Panzer her! Gebt Schild und Helm!““ ruf ich aus, und nun will ich die ſchwarzen Jagdhunde, meine Gedanken, auf den Anſtand führen. John Bull, ſieh Dich vor! Dein ganzer Cadaver, glaub' ich, iſt eine Achillesferſe.“ —

Ein ſolches Zuſammentreffen von Umſtänden war ganz dazu geeignet, in dem jungen Dichter den ſchlummernden Edelmuth aufzurütteln. Die geheimnißvolle Stimme inmitten der herzoglichen Rout, der Tod eines Jugendfreundes, deſſen ſtarke Seele der ſeinigen eine nicht immer zum Guten führende Richtung gegeben und dem er ſo oft bei ihren gemeinſchaftlichen Schwimmübungen einen unerwarteten Tod in den Fluthen vorhergeſagt hatte — dieſes Für und Wider drängte mit ſchmerzender Gewalt den müßigen oder ausſchweifenden Jüngling in eine geordnetere Lebensbahn.

Es hätte bei dieſer Stimmung einer direkten Mahnung nicht mehr bedurft, die noch an demſelben Morgen von unbekannter Hand ihm zuging. Der Ton, die Ausdrucksweiſe, ja der ganze verſöhnende Geiſt, der aus den wenigen Zeilen harmoniſch ihm entgegenwehte, ließ ihn den liebreich beſorgten Engel errathen. Ein ſtolzer, aber männlich feſter Sinn ſchien ihn plötzlich zu beherrſchen. Die flackernde Unruhe, in der ſein Auge wie auf einer trüben Welle ſchwamm, verwandelte ſich in eine glänzende Feſtigkeit, die unbeweglich ſchien und dadurch zuweilen etwas Hartes, Eiskaltes erhielt. Sein Auge glich einem gefrornen Himmel. — Byron beſchloß, abermals ſeinen Stammſitz zu beziehen, von dem unterdeß ſeine Mutter Beſitz genommen hatte, und dort in klöſterlicher Einſamkeit die granitene Baſis zu ſeinem nationalen Ruhme zu legen. —

X.

Abermals war der Herbſt eingetreten, in England die angenehmſte Jahreszeit. Die reichen Gutsbeſitzer bezogen ihre Landgüter, um den Freuden der Jagd und eines häuslich-abgeſchloſſenen Stilllebens harmlos ſich zu überlaſſen. Auch Byron folgte dieſer allgemeinen Landesſitte und lebte ſchon ſeit längerer Zeit wieder auf Newſtead. Beinahe ein volles Jahr war er ängſtlich darauf bedacht geweſen, ſeinen ſich ſelbſt geleiſteten Schwur zu halten. Die dem ganzen literariſchen England zugedachte Aufforderung nahm Form und Geſtalt an unter ſeinen Händen, und konnte mit Eintritt der beſtändigeren Jahreszeit für beendigt betrachtet werden. Er ſchickte ſie unter den Namen: „Engliſche Dichter und Schottiſche Kritiker,“ in die Welt.

Bald darauf beging der Lord mit verſchwenderiſcher Pracht das Feſt ſeiner Großjährigkeit und trat nun entſchieden in die Reihen der engliſchen Peers. Wäre er minder excentriſchen Geiſtes geweſen, ſo würde er ſich jetzt vielleicht veranlaßt gefühlt haben, ſeine Kräfte dem Staatsleben zu widmen. Der junge Dichter aber hatte ſich in ſeiner tiefſten Seele radikal von engliſcher Sitte und Convenienz geſchieden. Aus Oppoſitionsluſt, vielleicht auch aus einer Art Rache, die in dem Bedürfniſſe, etwas Bedeutendes zu vollbringen, ihren natürlichen Grund haben mochte, verachtete er die Ariſtokratie und ward ein Anhänger der Bewegungspartei, indem ſelbſt rein demokratiſche Zwecke ſeiner Denkungsweiſe nicht fremd blieben. Ungeachtet dieſes gewaltſamen Ueberſpringens Jahrhunderte alter Geſellſchaftsumfriedungen hing er doch auch wieder mit komiſchem Stolze an ſeiner hohen Abſtammung und achtete ſein Wappenſchild höher als den glänzendſten Sieg ſeines Geiſtes. Nur dem gebornen Engländer gegenüber mochte er dies nie zugeſtehen, weil ihm die rohe Anmaßung ſeiner Landsleute, ihr unergründlicher Geldſtolz und andere geſellſchaftliche Herkommen zuwider waren. Mit Sehnſucht blickte er nach dem entfernten Continente hinüber und ließ vorzugsweiſe ſein Auge auf dem fabelhaft-klaſſiſchen Lande der Hellenen haften, in deren Geſchichte er die duftigſten Träume ſeiner Jugend einzuweben verſtand. Lebhafter als je zuvor traten frühere Lieblingsneigungen wieder in ihm hervor. Er fühlte, daß eine Periode ſeines Lebens hinter ihm lag, die der Vergeſſenheit gar ſehr bedurfte. Die meiſten Orte ſeines Aufenthaltes konnte er nicht mit reiner Liebe betrachten. Dunkle Bilder drängten ſich unwillkührlich an ihn, die ſchwer oder nur durch nicht zu empfehlende Mittel zu verſcheuchen waren. Mit Keckheit hatte er ſich durch die Satyre faſt der geſammten geiſtigen Ariſtokratie entgegengeſtellt, und dadurch die Unterhaltung wenigſtens auf ein anderes Terrain geleitet. Es bedurfte nun von ſeiner Seite nur noch einer ſolennen Handlung, wodurch ihm das Recht der Peerſchaft geſichert blieb — die Platzergreifung ſeines Sitzes im Oberhauſe — und er konnte frei in die Welt gehen.

(Fortſetzung folgt.)

E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.

(Fortſetzung.)

VI.

Die Don-Juan-Probe.

Durch war der Profeſſor mit ſeinem erſten Debüt; aber keineswegs durch mit dem zweiten, das ihn an Klippen ſcheitern, und auf Sandbänken ſitzen laſſen ſollte.

Er hatte nun bewieſen, daß er zu dirigiren, und zwar ſehr gut zu dirigiren verſtehe, und das war ſein Unglück. Die frühere Hoffnung, daß der Sturz ſchon bei der erſten Oper gelingen werde, wie beim ſeligen Kammergerichtsrath, war leider nicht in Erfüllung gegangen, und man mußte nun auf neue Mittel ſinnen, den gefährlichen Feind rein toll zu machen, auf daß er ſelbſt den Kommandoſtab den Inſurgenten freiwillig an den Kopf werfe, und die Sache gelang vortrefflich.

Die erſte Orcheſterprobe zu Mozart's unſterblichem Don Juan war gehalten, und ich eilte gleich am andern Morgens früh, von bangen Ahnungen getrieben, in die Wohnung des Profeſſors.

Vor der Thüre ſchon höre ich ein gewaltiges Hämmern auf dem Flügel; ich trete ein, er bemerkt mich nicht, ich bleibe ſtehen, und höre ihn in höchſter Extaſe folgenden Monolog recitativartig vortragen, ſich mit dem Inſtrumente begleitend:

»Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich mußte
Die That vollbringen, weil ich ſie gedacht,
Nicht die Verſuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit dieſem Traum, auf ungewiſſe
Erfüllung hin die Mittel mir geſpart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten!
Bei'm großen Kreisler-Hoffmann! es war nicht
Mein Ernſt, wenn mir Gemeinheit tritt entgegen
Im Künſtlerkleid, mit ihr mich zu beſudeln!
Mein Will' nicht war's mich in der Dummheit Kreis,
Die Ränke ſich von der Chikane leiht
Wie ein gemeiner Muſikant zu ſpreizen.
Das Ziel, das ich mir vorgeſteckt, es war
Ein edles, fern von jeder Gaukelei,
Nur mit der Kunſt es ernſt und redlich meinend!
Wohin doch ſeh' ich plötzlich mich geführt?
Bin ich in einer kunſtgeſinnten Stadt,
Im Kreiſe edler Muſiker? — ach nein!
Mich dünkt, ich bin nur auf ein Dorf gerathen,
Und Muſikanten ſind's, die um mich her
Ihr bierig, luſtig Kirchweihweſen treiben!
Der Schulz des Dorfs mit ſeinem Fidelbogen
Schlägt ſchlechten Takt zu meinem lautern Spiele,
Und Klarinett', Violoncell, ſie kreiſchen
Gemein mit ihren Inſtrumenten drein!
O Kreisler hilf! wie Du Dir einſt geholfen,
Und rette mich von einem Volk, das mich
Im eignen Netz verderblich hält umſtrickt,
Laß durch Gewaltthat ſelbſt es reißend löſen!«

„Was iſt Ihnen begegnet, Profeſſor?“ rufe ich, nachdem er geendigt, ihm auf die Schultern klopfend, zu, und er beginnt mir eine neue Leidensgeſchichte von acht Tagen her zu erzählen, die der früheren auf ein Haar gleich ſah, bis zur geſtrigen Orcheſterprobe. Die Beſchreibung derſelben aber hat der Profeſſor ſelbſt, auf eine ſo pittoreske und ergötzliche Weiſe, in ſeinem Tagebuche aufgezeichnet, daß, mit Erlaubniß des Verfaſſers, ſie dem günſtigen Leſer, wie nachfolgt, mitgetheilt werden ſoll.

Wörtliche Abſchrift aus des Profeſſors Tagebuche.

Heute Abend war Hauptprobe von Don Juan. Nicht ohne innere Bewegung ging ich in das Theater, es war mir, als ſollte etwas Wichtiges mit mir vorgehen, und da ich bei heftigen Gemüthsbewegungen leicht in Transpiration gerathe, hatte ich mich leichter für das kalte Orcheſter und Theater angezogen.

Es hatte bereits 4 Uhr geſchlagen, als ich eintrat. Eine ominöſe Stille verblieb auf meinen Gruß: „guten Abend,“ und dieſe Stille fiel ſchwer auf mein Gemüth; es ſchien mir jene Windſtille vor dem Meeresſturme zu ſein.

Ich klopfte endlich. Die Ouvertüre beginnt; ich merke ſogleich an dem zweiten Pulte hinter meinem Rücken in den Violinen mehr ſis als f; allein ſchon in den nächſten Takten treten die Flöten falſch ein. — Ich fange von vorne an; jetzt ſetzen die Clarinetten falſch ein. — Es wird unruhig, der Theaterdirektor verfügt ſich näher an das Orcheſter, — die Ouverture beginnt wiederum.

„Meine Herren,“ rufe ich zu, „ſchwellen Sie die Tonleitern im Aufſteigen an,“ und nehmen ſie ab im Niederſteigen!“

Der Vortrag bleibt derſelbe, ſie ſpielen in Stärke und Schwäche gleich.

Das Allegro beginnt; ich höre durch die Muſik durch mehrmals den Ruf: „es iſt zu ſchnell, — Donnerwetter!“

Ein Glück für das Orcheſter, daß die Ouverture zu der Introduktion nach F dur einleitet, ſonſt wäre ich verſucht geweſen, noch einmal den Allegroſatz zu beginnen; allein im Begriff, eben zu klopfen, war das Orcheſter ohne Zeichen ſchon einige Takte in der Introduktion vorausgeeilt. Ich ſchwieg und ging mit.

Leporello hatte ſeine Einleitung geendigt, Donna Anna ſtürzt mit Don Juan aus dem Hauſe, hält krampfhaft denſelben, fleht mich an, hat aber ihre eigene Stimme vergeſſen, und ſetzt mit Geſang gar nicht ein. — Ich klopfe. — „Was hält man Probe, wenn die Theatermitglieder ihre Sachen noch nicht kennen?“ ließ ſich eine Stimme im Orcheſter, unverſchämt genug, vernehmen. —

„Die Einleitung noch einmal!“ rufe ich. Donna Anna ſetzt taktlos ein; allein ich brachte ſie endlich in das Fuhrgeleis und die Introduktion ging vorüber, jedoch nicht ohne den heimlichen Wunſch, dieſe Nummer noch einmal zu repetiren. —

(Fortſetzung folgt.)

Die neuen Muſeen des Louvre.

(Schluß.)

Eben dieſer zweite Saal beſitzt auch noch zwei große Alonſo Canos: der Eſel von Bileam und eine Kreuzabnahme, ferner eine Mutter Gottes mit dem Jeſuskinde und eine betende heilige Thereſe, lauter Werke von ernſtem, erhabenem Charakter, welche ſich insbeſondere durch Farbenwahrheit und Kraft hervorthun. Die Sammlung von Gemälden des Velasquez de Silva und ſeiner Schüler nimmt den größten Theil der Plätze im dritten Saal weg; jedoch ſind die 19 Velasquez ſchwerlich ächt; ſie beſtehen meiſtens aus Portraits oder einzelnen Figuren und zwei unbedeutenden Landſchaften. Die Anbetung der Hirten, Chriſtus mit ſeinen Schülern in Emaus, die Reue des heiligen Petrus, die beiden Zwerge Philipp's IV., ein Portrait der Königin Iſabella von Bourbon, das der Donna Juana Eminente und ſein eigenes Portrait ſind wohl unbedingt als ächt anzunehmen. Sein Portrait iſt ein Meiſterwerk, was die Feinheit der Töne, die Durchſichtigkeit und Kraft der Schatten anlangt, welche er hier ſo weit als möglich getrieben hat. Seine Anbetung der Hirten iſt in der Manier des Caravaggio; der Kopf des heiligen Joſeph's erinnert an die beſten italieniſchen Meiſter.

In dem dritten Saal findet auch beſonders ein weibliches Portrait des Dominico Theotocopuli, le Greco beigenannt, gerechte Anerkennung; es iſt das Portrait von der Tochter dieſes Malers, den ſeine Vaterliebe glücklich begeiſtert hat. Das Modell des Kopfes iſt tadellos ſchön; die Augen bezaubern; ein göttliches Lächeln ſchwebt um den Mund; leider ſind die Hände und der Anzug etwas nachläſſig behandelt. Merkwürdiger Weiſe finden wir in dieſem dritten Saal auch ein Portrait Philipp's II., von Tizian's Meiſterhand ausgeführt und ſeinen beſten Sachen beizugeſellen. Warum man daſſelbe in's neue ſpaniſche Muſeum gehängt, iſt mir unerklärlich, da doch in der alten Gemäldegalerie des Louvre noch viel Raum übrig war. Dieſes Tizian'ſche Bild iſt überdies nicht das einzige Werk der italieniſchen Schule, welches unter den ſpaniſchen Meiſtern figurirt; man trifft in den verſchiedenen Sälen einen heiligen Johannes, angeblich von Andrea del Sarto, eine heilige Jungfrau mit dem Jeſuskinde und eine Anbetung der Hirten von Baſſano Jacopo da Ponte, das Portrait eines venetianiſchen Dogen von Bellini, eine Magdalena von Pietro Campana, einen florentiniſchen Edelmann von Sebaſtian del Piombo und andere. Die Niederländer ſind im ſpaniſchen Muſeum gleichfalls repräſentirt durch ein Portrait des Kardinal Infanten Ferdinand, Erzherzogs von Oeſterreich, von Kaspar Crayer, durch ein vorzüglich ſchönes Portrait des Prinzen Albert, Bruder des Prinzen Wenzeslaus und des Kaiſers Maximilian II. von Antonio Moro und durch einen Van-Eyck, welcher das Oratorium Karl V. zierte. In der Fenſterniſche des dritten Saales hängt ein auf Pergament in Gouachemanier gemaltes Kaninchen, von der allertiefſten Bedeutungsloſigkeit. Der Katalog meldet, dies Kaninchen ſei von Albrecht Dürer, „einem Zögling von Hupse Martin à Waulmouth," wie der Katalog hinzuſetzt. Wir Deutſche ſind doch in Paris in jeder Hinſicht ſchlecht repräſentirt. In dem Gemäldeverzeichniß der großen franzöſiſchen Nationalgalerie kommt Albrecht Dürer's Name gar nicht vor und Wohlgemuth heißt darin Wolfmutt.

Der vierte Saal iſt faſt ausſchließlich mit Gemälden von Zurbaran (geb. 1598, † 1662) ausgefüllt; die Sammlung enthält 81 Werke dieſes Meiſters, wovon zwei Drittheil ächt ſein mögen; ſie ſtellen meiſtens iſolirte Figuren, Mönche und Heilige vor; alle Mönche ſind kräftig und einfach gemalt und vortrefflich modellirt; die heiligen Frauen haben einen zu weltlichen Charakter; überhaupt iſt der Pinſel Zurbaran's nicht glücklich, wo es ſich um traditionelle und ſymboliſche Schönheit handelt. Die Madonnen ſeiner Gemälde ſind kalt und ohne Majeſtät, Mariä Verkündigung, die Anbetung der Hirten und die Anbetung der Könige leiden ganz beſonders an dieſem Mangel. Seine Beſchneidung hat viel Nettigkeit in der Expoſition und viel Feſtigkeit in der Ausführung, läßt aber alle übrigen Anſprüche der Kunſt unbefriedigt. Seine Muttergottes mit dem Jeſuskinde, welche von Cherubim höchſt gewöhnlicher Natur getragen wird, iſt ganz unglücklich; wenn der Maler in dem untern Theile des Bildes nicht einige Mönchsfiguren angebracht hätte, könnte man es gar nicht ertragen; die Figur zur Linken des Beſchauers verdient das größte Lob. Die vorzüglichſten Bilder Zurbaran's ſind ohne Widerrede eine Judith, ein heiliger Franziskus mit ſeinen Wundenmalen, das Märtyrerthum des heiligen Julian und ein Franziskaner, der einen Todtenkopf in der Hand hält und in tiefes Nachſinnen verſunken iſt. Im fünften Saale herrſcht Ribera, welcher 25 Werke zum ſpaniſchen Muſeum geliefert hat. Das Märtyrerthum des heiligen Bartholomäus wird von allen hieſigen Kunſtfreunden als ohne Gleichen geprieſen, und es iſt in der That allgemeine Bewunderung werth. Der Eindruck, welchen man vor dieſem Bilde empfindet, iſt überwältigend; man glaubt einer Hinrichtung beizuwohnen, und zwar einer Hinrichtung früherer Jahrhunderte mit allen Supplementen der Marter, das Zangenzwickens u. ſ. w. Daneben hängt ein Kato von Utika, der ſich die Eingeweide zerfleiſcht, ein wahres Metzgerſtück; der heilige Onufrius iſt ebenſo garſtig und abſchreckend, als der römiſche Philoſoph; der Kampf des Herkules und des Centauren, welcher eine ſchöne Frau zum Augenzeugen hat, iſt keineswegs anziehend. Die Reue des heiligen Petrus vereint alle Mängel und Vorzüge des Ribera, verdient aber Beachtung. Wir treffen zwar im letzten Saale noch einige Herrera's und Pereda's, können indeß nicht umhin, an deren Aechtheit zu zweifeln, da ſie auch keine Spur von Aehnlichkeit mit den Gemälden haben, welche in den Privatgalerien des Marſchals Soult und des Banquiers Aguado ausgeſtellt ſind.

An das ſpaniſche Muſeum ſtoßen einige leere Säle, welche neu reſtaurirt worden ſind. Der erſte Saal iſt derjenige, worin die Heirath der Tochter Heinrich's II. mit Philipp II. gefeiert ward; in dem zweiten ſehen wir den Alkov und das Paradebett, worauf Heinrich IV. ausgelegt worden. In den Sälen des Erdgeſchoſſes iſt eine Sammlung von Modellen nach Antiken aufgeſtellt; und in dem gegenüberliegenden Flügel des Palaſtes befindet ſich das Marinemuſeum, aus ſechs Sälen beſtehend, die höchſt merkwürdige Modelle von Seeſchiffen, Fregatten, Hafenplätzen und Marinewerken enthalten.

Paris, Februar 1838. C. K.

Feuilleton.

⁂ »Die vollſtändige Ueberſetzung von Dante's »»Göttlicher Komödie«« von einer hieſigen hohen Hand,« — ſo wird von Dresden aus der Lpz. Allg. Ztg. geſchrieben, — »bereits früher einzeln gedruckt und nicht im Buchhandel verbreitet, wird eheſtens in der Arnold'ſchen Buchhandlung erſcheinen. Am erſten der drei Bände wird bereits gedruckt.«

⁂ Liverpooler Diebsgeſindel. — Es ſoll in Liverpool 8890 Diebe von Profeſſion geben, und den Werth deſſen, was jährlich geſtohlen wird, ſchätzt man auf faſt 3 Millionen Thaler. Von Juli 1836 bis September 1837 waren 2339 Diebe unter 15 Jahren eingezogen! Wer ſind hier die Unſchuldigen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 57. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 7. März.

Dichtervergehungen.

(Fortſetzung.)

Zur Befeſtigung in ſeinem Entſchluſſe trugen noch die vielen Unglücksfälle bei, die ihn in der letzten Zeit mehr oder minder hart trafen. Er verlor nicht nur ſechs ſeiner vertrauteſten Jugendgenoſſen durch den Tod, und zwar größtentheils durch einen gewaltſamen Tod, auch ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe befanden ſich in einer ſo bedenklichen Zerrüttung, daß ihm eine Reiſe in's Ausland als Sache der Nothwendigkeit erſchien.

Ein unbedeutender Anſtoß von Außen entſchied. Hobhouſe, ein Bekannter Byrons, war im Begriff, nach Italien abzugehen, zuvor aber Portugal und Spanien zu beſuchen. Dieſem ſchloß er ſich an.

Des Lords Entſchluß, England auf einige Jahre zu verlaſſen, wurde bald bekannt. Byron ging zurück nach Newſtead, um ſeine Mutter nochmals zu ſehen, und die zerrütteten Vermögensumſtände in aller Eile erträglich zu ordnen. Miſtreß Byron hatte ſich wenig verändert, nur den Sohn betrachtete ſie jetzt mit freudigerer Bewunderung als ſonſt.

Ein paar Tage vor ſeiner Abreiſe von Newſtead ſaß er neben ſeiner Mutter auf dem Sopha. Sie ſchien ſehr zufrieden zu ſein, wenn ſich auch in nicht aufgeregter Stimmung das Behagen dieſer Dame durch nichts beſonders kenntlich machte.

„Gordon,“ redete ſie den Lord an, „ich freue mich doch, daß Miſtreß Williams, die Wahrſagerin, ſo hell geſehen hat. Sie erkundigte ſich letzthin nach Dir und meinte, Du würdeſt noch ſehr große Dinge thun.“

„Das freut mich,“ verſetzte Byron, „wiewohl ich recht ſehr wünſche, es bekümmerten ſich fernerhin eben ſo wenig alte noch junge Weiber um mich.“

„Das iſt thöricht geſprochen, Mylord,“ entgegnete mit etwas affectirtem Stolz die Mutter. „Du biſt aus dem edelſten Blute entſproſſen, Du wirſt, mußt in beſſere Umſtände kommen. Einen Namen haſt Du Dir ſchon erworben — Gordon; Du biſt in Wahrheit nicht garſtig; — Mylord, Sie müſſen darauf denken, eine reiche Erbin zu heirathen. Ich werde Schritte thun, mein wilder Junge, während Du im Auslande biſt.“

„Nun das iſt ſehr mütterlich gehandelt,“ ſagte Byron, „nur finde ich Eins ſehr bedenklich —“

„Was denn, mein Gordon?“

„Daß ich auch veranlaßt werden könnte, Schritte zu thun! Wäre das nicht ein Stück Unglück mehr für mein Haus? Beim Himmel, ich haſſe die Weiber!“ (Hier bückte ſich der Lord und drückte ceremoniös ſeine Lippen auf die volle Hand der Mutter) „aber ſie haben mir's nun einmal angethan! Ich haſſe die Liebe und liebe den Haß, raſend, wahnſinnig — Du mein Gott, aber heirathen kann ich dieſe Geliebte doch nicht! Darum, beſte Mutter, bitte ich, gehen Sie ja diplomatiſch zu Werke.“

„Wild biſt Du noch immer,“ erwiederte die Mutter, ohne aus ihrer phlegmatiſchen Ruhe zu kommen. „Dennoch verſichere ich Dich, Gordon, daß Du heirathen wirſt. Du haſt ein ſehr intereſſantes Geſicht.“

Der eintretende Murray unterbrach dies Zwiegeſpräch. Er überreichte dem Lord einen Brief. Haſtig erbrach Byron das Couvert, er fing an zu zittern und eilte beſtürzt aus dem Zimmer.

„Sieh, was Sr. Herrlichkeit begegnet iſt, Joe,“ ſagte pathetiſch Miſtreß Byron. „Dein Gebieter wird bis an ſeinen Tod ein wilder Menſch bleiben.“

„Bewunderungswürdig wild,“ ſprach Joe und ging, um dem erhaltenen Befehle nachzukommen. Er traf den Lord noch in heftiger Aufregung. Seine Fragen blieben unbeantwortet, dagegen erhielt er den Auftrag, augenblicklich dafür zu ſorgen, daß ſein Pferd geſattelt werde.

„Sehr wohl, Ew. Herrlichkeit,“ verſetzte Joe, „es iſt aber niemals vortheilhaft für den Körper, in ſolcher Aufregung einen Ritt zu unternehmen. Das magert ab, Mylord, furchtbar, und bringt den Menſchen ſo weit herunter, daß Mond und Sonne durch ihn hindurchſcheinen!“

„Das will ich, das wäre mir grade Recht,“ ſprach Byron, „dann würde ich doch der ätheriſchen Natur etwas näher gerückt.“

Joe ging nachdenkend hinab, nahm ſich einen Krug Ale zur Morgenſtärkung und pflog nebenbei auch noch ein kurzes Geſpräch mit Nanny. „Ew. Herrlichkeit,“ ſagte er, „reiſen in die Welt. Sie gehen zu Schiffe. Unterdeß wird die Miſtreß hier regieren und da, mein' ich, gibt es zuweilen tumultuariſche Tage. Im Punkt des Tumultuirens ſind Mutter und Sohn prächtig einander ähnlich gerathen. Sonſt aber, Nanny, iſt wenig davon zu ſpüren. Ich weiß etwas Neues.“

„Wißt Ihr? Ach Joe,“ ſprach mit freudeglänzendem Auge die Haushälterin, „das müßt Ihr mir ſagen! Seht, in der alten Abtei geſchieht wenig Herzerfreuendes.“

„Habt Recht, Nanny! Der Lord hat einen Brief erhalten — ich kenne das Siegel — er war von drüben —“

„Du mein Heiland, ſteh' mir bei!“ rief Nanny aus, „die arme Mary! Es ſoll ihr nicht zum Beſten gehen.“

„Das fehlte mir auch,“ erwiederte Joe. „So ein Geſchöpf! Liebte ſie der junge Herr doch, wie's einer nur thun kann, ohne geradezu den Verſtand zu verlieren, und wirft ſich das Mädel einem ſchönen Kleiderſtock an den Hals. Sollte mir kommen! Ew. Herrlichkeit haben ſich um alle Heiterkeit gequält ihrethalben, ohne daß ſie nach ihm fragte. Das muß ihr noch kommen. Das wird ſich Alles bezahlt machen von Pence zu Schilling!“

Der alte Diener würde noch länger fortgeſchwatzt haben, hätte ihn nicht Byrons hörbar werdender Schritt fortgeſcheucht. Der Brief enthielt eine Einladung nach Annesley von Mrs. Chaworth. Mary, ſeine einzig geliebte Mary, wünſchte den ehemaligen Freund vor ſeiner Abreiſe nochmals wiederzuſehen.

(Schluß folgt.)

Charaktere und Umriſſe

aus der würtembergiſchen Abgeordnetenkammer.

(Schluß.)

Die Bank der Ritterſchaft.

Wenn der Blick des Zuhörers zur Linken des Saales auf die Bank der ritterſchaftlichen Abgeordneten fällt, ſo gewahrt er gleich bei deren Beginne einen ernſten, im Alter ziemlich beſtandenen Mann, der mit großer Aufmerkſamkeit ſtets alle Verhandlungen der Kammer verfolgt, an allen, auch an den geringfügigſten, Theil nimmt, und wirklich nicht ſelten einen bewundernswerthen Scharfblick in das Leben, die Verhältniſſe des Staates und größe Bekanntſchaft mit allen Fragen des Staats- und des öffentlichen Rechtes verräth. Seine röthlich-blaue ritterſchaftliche Uniform mit den ſchwerfälligen goldenen Treſſen, die an eine ſo ſchöne untergegangene Zeit erinnern, in der der ritterſchaftliche Sporn noch etwas Erkleckliches gegolten hat, ſteht faſt im Einklang mit ſeinem vornehm-ernſten, bisweilen gravitätiſchen Antlitz und deſſen kaltem ariſtokratiſchem Teint, der ſich den Fanatismus feſter Ideen zur Unterlage genommen hat. Das Organ ſeiner Rede iſt ſo kräftig und durchdringend, als deren Inhalt, wenn irgend ein Gegenſtand von tieferer Bedeutung, ſeinen politiſchen Prinzipien integrirend, ſich zur Diskuſſion erhoben hat. Dann glüht die Rede dieſes Mannes in Jünglingskraft, dann regen ſich Hände und Füße an ihm, ſein Auge ſprüht ein innerſtes Feuer, das einen bedeutenden Eindruck nirgends verfehlen kann, und man hört dieſem glutvollen Erguſſe eines originellen redneriſchen Geiſtes, ſo zurückſtoßend auch der Inhalt des erſteren für den Einzelnen ſich zeigen mag, mit Wohlgefallen und Intereſſe zu. Das iſt der bekannte Freiherr von Hornſtein, einer der treueſten deutſchen Knechte des heiligen Stuhles und der Hort des Ultramontanismus in Süddeutſchland.

Es iſt die Eine Idee, welche ſein Weſen ſo muskulös, ſeine Rede ſo begeiſtert, den Blick ſeines grauen Auges ſo glühend macht: die Idee der Verherrlichung der chriſtlich-katholiſchen Kirche, die Idee ihres Supremats über alle Reiche der Welt, über alle Verhältniſſe des Staats und des Lebens, ja des Lebens ſelbſt. Die Erſcheinung dieſes Mannes iſt eigenthümlich, frappant und bedeutungsvoll, alle übrigen Ideen läßt ſie um jene Eine gewaltige wie die Peripherie um das beherrſchende Centrum herumgehen und in des Tages Frühe, beim Erwachen in's Leben, iſt ſie ſo rege, als wenn am ſpäten Abend die Ruhe einer höheren Reflexion in die Seele eingekehrt iſt.

Auf dem Landtage des Jahres 1830 ſchon hatte Herr von Hornſtein in einer beſondern Motion an die Kammer den Antrag geſtellt, die Regierung zu bitten, eine Verordnung deſſelben Jahres, das Schutz- und Aufſichtsrecht des Staates über die katholiſche Kirche betreffend, mit ihren Verletzungen aufzuheben. Durch eine zweite Motion von 1833 ſtellte er denſelben Antrag, nachdem der erſtere bis jetzt noch nicht zur Erledigung gekommen war, „um die Verfaſſung in ihrer Reinheit herzuſtellen“. Herr von Hornſtein ging hierbei, ſo ſehr er auch dieſen Standpunkt durch Floskeln über Gewiſſensfreiheit und unter Berufung auf vorhandene Verträge modifiziren mochte, von einer abſoluten Unabhängigkeit der Kirche vom Staate aus, unter dem ausgedehnteſten Geſichtspunkte aller Folgerungen und Conſequenzen dieſer unbedingten Unabhängigkeit. War das kleinere, dieſen beiden Motionen zu Grunde liegende Beſtreben erreicht, ſo ſchloß ſich das größere als Folge an, und man gedachte es ſodann, wenn auch vielleicht mit ſchwierigeren Mitteln, gleich dem erſteren zu erreichen.

Ich will nicht länger die innerſte Natur dieſer Hornſtein'ſchen Tendenzen und der Parthei, an deren Spitze er wenigſtens im Umkreiſe Würtemberg's ſteht, auseinanderſetzen, denn eine Analyſe dieſer Art iſt ſchwierig und ſie könnte ſich an Klippen brechen, an welchen freilich der Kölner Erzbiſchof nicht Schiffbruch gelitten hat. Zum beſſeren Verſtändniſſe indeſſen jener fataliſtiſchen Tendenzen ſei des Hrn. Erzbiſchofes von Köln Euch Allen bekannte Amtsſuspendirung hinreichend, deren Motive Euch jetzt eine offizielle Schrift auseinanderſetzt, und welche auch zugleich einen oberflächlichen Schattenriß aller ultramontanen Beſtrebungen geben kann. Das gute alte Deutſchland, welches mit ſeinem ungerathenen Kindlein, dem politiſchen jungen Deutſchland ſchon ſo vieles zu ſchaffen hatte und wegen deſſen es ſo manche aufrichtige Zähre geweint, blieb hinſichtlich dieſer ultramontanen Beſtrebungen lange indifferent und ſeine philiſtröſen Wortführer ſogar, Männer, die ſich immer mit großer Autorität und großen Thaten brüſteten, riefen denen, welche auf dieſe Propaganda hinwieſen, oftmals zu: o ihr guten Leute, was fechtet Ihr wider dieſe Vogelſcheuchen, glaubt Ihr denn: unter uns aufgeklärten Deutſchen könnte in dieſen aufgeklärten witzigen Zeiten ſolch' Unding geſchehen? —

O ihr überklugen Magiſter, die Ihr ſtets die Diplomaten Weisheit lehren wollt! Ja eben, weil unſere Zeit ſo witzig iſt, könnt Ihr nicht mehr mit Eueren Schlüſſen wider ſie auskommen, gerade darum iſt ſie Euch und Euerer kabbaliſtiſchen Wiſſenſchaft weit über den Kopf hinausgewachſen. Glaubt Ihr, da Ihr gerade von Witz redet, dieſer komme allein der Spitzfindigkeit Euerer Syſteme und der Jämmerlichkeit Eueres eigenen politiſchen Griesgram's zu? Macht nicht gerade die Dunkelheit die meiſten und die maliciöſeſten bonmots, und ſind nicht die Einfalt und der Fanatismus jederzeit witzig geweſen?—

Der gute Alexander Müller, obſchon er ſeine Rathsſtelle beim Weimar'ſchen Gouvernement nicht darum niederlegte, um durch den „kanoniſchen Wächter“ ſich um ſo gewiſſer zu einem Ritter am Ultramontanismus zu ſchlagen, war einer von denen, die den Geheimgängen jenes Rieſen wirklich auf die Spur gekommen. Aber der „göttliche Alexandros“ machte aus ſeinem Kampfe ein Privatgeſchäft, eine Art Spekulation, von der er manche Rente zu ziehen gedachte, ſo daß ihm geſchah, was jedem Streithahne, der keine Geſinnung hat, geſchehen ſollte, daß nämlich rennomirendes Geſchrei ſtets die Gegner wach erhielt, oder er, wenn er auch einmal zum Schuſſe gelangte, das Ziel verfehlte.

Der „kanoniſche Wächter“, an Geiſtesarmuth verhungernd, nahm ein ſchnelles Ende, um uns zu beweiſen, wie wenig die ſchillernden Kräfte dieſer Art wider ſolch' einen vielfach und ſchwer gewappneten Feind vermöchten, und wie ganz andere Pfunde ſich hier in's Gewicht zu legen hätten, wenn die anti-ultramontane Reaktion zu einem erſprieslichen Reſultate gelangen ſollte.

Der ehrenwerthe Freiherr, den wir zum Gegenſtande dieſes Umriſſes gemacht, darf ſich zweifelsohne rühmen, eine der kräftigſten Unterlagen jener Partei im deutſchen Süden zu ſein, nicht minder durch den Ernſt ſeiner diesfälligen Geſinnung, als durch die Macht ſeines Geiſtes, die auch noch wirklich in anderer Richtung in Anſchlag zu bringen iſt. Hornſtein dominirt auf der ſtändiſchen Tribune in allen Fragen des öffentlichen und würtembergiſchen Rechts durch die genaue Kenntniß ſeiner Grundſätze und ſeiner Beſtimmungen, durch deren ſcharfſinnige aber eigenmächtige Interpretation, durch die Ausdauer, die Klarheit und Friſche ſeiner Argumentationen, und die Sophiſtik ſeines Gedankens, den er ſtets in eine anſprechende redneriſche Hülle zu kleiden weiß. Aber ſein Urtheil hat daneben keine geringere Schärfe, als ſein Talent der Beweisführung, obſchon dieſe letztere gewiß nicht kräftiger iſt, als das Hauptprinzip, auf deſſen Grundlage ſie ſich bewegen muß.

Sein Urtheil iſt durchaus ſelbſtſtändig wie ſeine übrige Stellung in der Kammer und er ſcheint einer jener ſeltenen Charaktere zu ſein, die gleich einer Säule auf ſich ſelbſt ruhen und die ſtets durch die Feuerkraft ihres Geiſtes zu wirken, zu ſiegen ſuchen. In ſeinen kirchlichen Beſtrebungen iſt er dogmatiſch, während die philoſophiſche Richtung ſeines Geiſtes ſeltſamerweiſe von jenem letzteren Prädikate abweicht und er hier vielmehr der kritiſchen Richtung ſich anſchließt. Sein Prinzip iſt ſein Weib (ſeine Vernunft), dem er übrigens mit ſeinem Ich, als perſönlichem Verſtande, nicht blos zur Seite, ſondern herrſchend voranſteht, auf deſſen Rathſchläge er aber die Zahl aller ſeiner Handlungen baut.

Sein Prinzip iſt ſo tief und ſo urſprungslos wie die Tiefe eines Weibergemüthes, ſo bezaubernd, geheimnißvoll und urkräftig wie dieſes, und ſein Verſtand wie Stahl, den keine fremde Einſicht erweichen kann.

Von ſeinem Schickſale auf das Feld der Ehre berufen, als General, dürfte in dieſem Falle der Untergang ſeiner Feinde ſo unfehlbar ſein als es gewiß iſt, daß Hornſtein bei ſeinem Leben an dem endlichen Siege des Ultramontanismus, in dem Sinne, wie wir eben angedeutet, keine Minute zweifeln kann. Doch wenn er auch todt, ſo hofft er den Sieg durch ſeine Söhne einſt vollendet in den Jenſeitsthalen erſehen zu können, welche erſtere er zu dieſer Miſſion im Jeſuitenkloſter des ſchweizeriſchen Freiburg's gegenwärtig vorbereiten läßt.

Zur Seite dieſes Mannes ſteht auf derſelben Bank, der er angehört, keine Kraft, die ihm ebenbürtig erachtet werden könnte, oder für die es ſich der Mühe verlohnte, hier näher bezeichnet zu werden.

Es gibt ohnedies ſo viel gewöhnlichen hausbackenen Verſtand, ſo viel zweifelhafte Geſinnung, daß wir dieſer nicht noch ein öffentliches Relief errichten wollen, zumal auch in anderm Betrachte die Emancipation der Halbheit in neueſter Zeit, gegenüber den Intereſſen einer wahrhaften Geiſteskultur, viel zu große Fortſchritte gemacht hat! — Dr. G. Bacherer.

Kunſtnovitäten in Frankfurt a. M.

In den Sälen des Städel'ſchen Muſeums ſind jetzt mehre neue Kunſtwerke, zum Theil von hervorragender Bedeutung, der Beſchauung des Publikums geboten. Deger's „Madonna" und Köhler's „Mirjam" ziehen vor allen übrigen die Aufmerkſamkeit auf ſich und verdienen den Beifall, der ihnen im vollen Maße geſpendet wird.

Deger hat in ſeiner Compoſition — bei größter Einfachheit — einen Reichthum von Gedanken niedergelegt, welche durch die reinſte Innigkeit des Gemüthes Sprache erhalten. Er hat die jungfräuliche Mutter als Himmelskönigin, man möchte ſagen: er hat die Apotheoſe der Unſchuld dargeſtellt. Wahrlich: dies Antlitz der Jungfrau iſt ein Spiegel der fleckenloſen jungfräulichen Seele; nur jener leiſe Hauch des Bangens, der über Stirne und Augen zieht, und die ſchützend-haltende Hand, welche das Kind an das Herz drückt, und die Aehnlichkeit des Kindes mit der Jungfrau deuten die Mütterlichkeit an. Meiſterhaft iſt die Auffaſſung des Kindes, welches vom Arme der Mutter hinweg, beide Hände ausſtreckend, zur geliebten Erde niederſtrebt, als wolle es die ganze Menſchheit umfaſſen. Und bei allem dieſem Ausdruck von Innigkeit — keine Spur von Sentimentalität, wie man ſie ſonſt den Düſſeldorfern zum Vorwurfe macht.

Köhler's „Prophetin Mirjam" iſt gleichfalls eine der trefflichſten Compoſitionen, welche wir ſeit längerer Zeit aus der Düſſeldorfer Schule hervorgehen ſahen. Der Künſtler hat den Moment gewählt, in welchem Gottes Gericht den Tyrannen getroffen, und das gerettete Volk, zum erſtenmale wieder frei aufathmend, ſeinem Jubel Luft macht. Deßhalb hat er im Hintergrund den Untergang des Pharao, und Moſe mit Aaron dargeſtellt, in den Tiefen des Ufers das emporziehende Volk angedeutet, und die ganze Begeiſterung, das ganze Aufſtreben desſelben, in der energiſchen Gruppe der Prophetin mit ihren Freundinnen concentrirt und verperſönlicht. Mirjam, im koſtbaren prieſterlichen Gewande, ſchlägt, vorſchreitend, die Blicke in Begeiſterung gen oben gewendet, die Handpauke, die Freundin zur einen Seite rührt die Saiten der Harfe, die zur andern Seite, eine graziöſe, leicht bewegte Geſtalt, ſchwingt die Becken; hinter ihnen gewahrt man andere Frauen, die der Prophetin folgen, tief unten einen Mann, der in die Tuba ſtößt. Alles drängt und ſammelt ſich nach der Mittelgruppe zu; deßhalb wäre es beſſer geweſen, wenn der Künſtler, deſſen Compoſition von Leben und Bewegung ſchwillt, die ruhenden Gruppen Moſe's und Aaron's und den Untergang Pharao's im Hintergrunde, die er wahrſcheinlich im Drange verſtändlich zu werden, angebracht, ganz weggelaſſen hätte, weil ſie die Aufmerkſamkeit von der Hauptgruppe ablenken, in welcher die Idee der ganzen Compoſition ſich vollſtändig abgeſchloſſen und deutlich genug ausſpricht. Wenn wir, nach unſerer aufrichtigen Anerkennung der ausgezeichneten Compoſition und des trefflichen Colorits, uns nicht enthalten können, einige leichte Mängel zu bemerken, die uns aufgefallen, ſo möge der wackere Künſtler letzteres nur als einen Beweis unſerer Hochachtung für ſein bedeutendes Talent und ſein rüſtiges Streben betrachten. Störend erſchienen uns der violette Reflex auf den gefalteten Händen des Mädchens hinter der Beckenſchlägerin, der durch die Verkürzung unnatürlich verrenkt ausſehende Arm des Tubabläſers, und vornämlich die Wahl eines zu ſchweren Stoffes für das Gewand der Hauptfigur, wodurch die Drapirung etwas zu ſteif, und die Taille zu hoch hinaufgeſchoben wurde. Auch das Moment des einfallenden Sonnenlichtes zur Hauptfigur macht einen mehr theatraliſchen, als künſtleriſchen Effekt.

Von Prof. M. Oppenheim ſind drei neue Gemälde ausgeſtellt, „Noah und ſeine Familie, aus der Arche blickend, während die Taube den Oelzweig bringt", ein Genrebild: „die Manſarde" und ein anderes: „das Lauberhüttenfeſt". Wenn uns das erſte allzumodern in der Auffaſſung der Phyſiognomieen und Gewänder erſcheint, ſtehen wir nicht an, dem zweiten den Preis zu ertheilen. Ein alter Iſraelit ſitzt am Feſtabend, in den heiligen Schriften leſend, einſam, belauſcht von einem Chriſtenknaben. In der ſtillen Seligkeit des Alten iſt eine kleine Welt voll Poeſie, eine reiche Romantik der Farbe.

Achenbach hatte eine kleine aber koſtbar gemalte Marine und eine nicht minder treffliche holländiſche Winterlandſchaft geliefert, Seeger ſein Talent, unbedeutende Parthieen durch muſterhafte Auffaſſung und Ausführung der Details anziehend zu machen, durch eine „Parthie im Wirmthal bei München" auf's neue bethätigt, obwohl dieſem Bilde eine gewiſſe Monotonie im Colorit etwas ſchadet. Eine treffliche Landſchaft, voll friſcher Lebendigkeit und ausgezeichnet durch die freie energiſche Behandlung im Ausdruck des Baumſchlags hatte Wagner (von Frankfurt) geliefert, Hemerlein (von Mainz) zwei keck hingemalte Häuſerparthieen, endlich Gail (in München) zwei ſehr gelungene Architekturen, die Zelle eines Kloſters bei Cadix und den Vorhof der St. Emmeranskirche in Regensburg.

Feuilleton.

⁂ Silveſtre de Sacy, Pair von Frankreich, der erſte unter den franzöſiſchen Orientaliſten, iſt am 21. Februar achtzig Jahre alt geſtorben. An demſelben Tage ſtarb auch Hr. Thevenin, der, wie jener, Conſervateur an der königl. Bibliothek war, im Alter von 75 Jahren. Die Débats berichten, welches Gedränge von Notabilitäten bei der Beſtattung des großen Orientaliſten geweſen, und fügen dann u. a. hinzu: »Wirklich war der Name des Hrn. v. Sacy, wenn möglich, noch berühmter außerhalb als in Frankreich ſelbſt. Ueberall, zu Berlin, London, Wien, Petersburg, Konſtantinopel, Calcutta — hatte er Schüler und Bewunderer. Sein Ruhm war einer derjenigen, welche unſerem Lande am meiſten Ehre brachten. Glücklich, wer ſolchen Ruf beſitzt, vor Allem glücklich, wer ihn erworben, ohne daß es ſeiner Tugend Eintrag gethan, wer deſſen genießt, ohne daß ſich eine Unruhe der Eitelkeit darein miſcht. Ein ſolcher war Hr. de Sacy. Er hat nur einen Ruhm erſtrebt, den von der Welt am geringſten geſchätzten, — den Ruhm, treu ſeine Schuldigkeit zu thun. Gott hat ihm die übrigen dazu verliehen.« —

⁂ Die frühere *Revista Espagnola* hat jetzt den Titel *Revista Peninsular* angenommen, und kündigt an: »daß ſie beabſichtige, die Prinzipien der ſocialen Schule des 19. Jahrhunderts zu exponiren und eine Theorie zu entwickeln, welche anwendbar ſei zur politiſchen, religiöſen und geſellſchaftlichen Reorganiſation von Spanien.« —

⁂ Auch in Frankreich iſt eine alte katholiſche Kirche eingeſtürzt. — Die noch aus dem 9. Jahrhundert ſtammende Kirche *Saint-Sauveur* zu Nevers iſt in der Nacht vom 13. Febr. zum größten Theile in Trümmer gefallen. Mehrere angebaute Häuſer wurden hierbei zerſchmettert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 58. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 8. März.

Dichtervergehungen.

(Schluß.)

So wenig auch Byron Urſache hatte, das Betragen Mary's auch nur entſchuldbar zu finden, ſein Herz hatte doch eigentlich nie Groll gehegt gegen das liebliche Mädchen. Denn was die gewaltſame Trennung von ihr Menſchenfeindliches ſeinem Gemüth einimpfte, das wandte ſeinen verletzenden Stachel doch nur gegen die Allgemeinheit. Byron verlor durch Mary's Untreue das Vertrauen zu dem Geſchlecht und fand einen ſüßen Erſatz in dem bitteren Grolle, den er fortan in ſich nährte. Der Funken von Liebe, der immer in ihm fortglomm, ja wohl auch in ungeregelten und zerſtörenden Flammen chaotiſch aus ihm herausſchlug, war in der That vielmehr Haß zu nennen. Daß er ſich ſelbſt dadurch in den ſchönſten Rechten beeinträchtigte, ahnte er nicht, erſt das ſpätere Leben ſollte ihm Gewißheit darüber geben.

Byron hatte ſeit jenem Abende, wo er, urplötzlich aus ſeinen heiligſten Träumen aufgeſchreckt, Annesleyhall verließ, Mary Chaworth nicht wieder geſehen.

Die grauen Mauern des Landſitzes begrüßten ihn jetzt wieder wie alte Bekannte. Heftig fühlte er, wie frühere Eindrücke mit Gewalt in ſeinem Herzen wieder lebendig werden wollten, und zaudernd, ja furchtſam trat er in den alten, wohlbekannten Betſaal. Die Umgeſtaltung der Verhältniſſe hatte hier nichts verändert. Das Billard, das Fortepiano, die Wandgemälde, Alles fand er ſo wieder, wie er es verlaſſen. Mr. Muſters kam ihm auf dem Hofraume bereits entgegen und verſchwendete eine Menge unnöthiger Entſchuldigungen an den Lord, die verriethen, wie wenig er von ſeinen lächerlichen Gewohnheiten und nichtsſagenden Galanterien verloren habe. Byron dankte höflich, blieb aber ſehr einſylbig. Es verging eine geraume Zeit, bevor das Läſtige einer lang gehegten Spannung ſich mit der Umgangsſitte verſchmolz. Byron wurde von der Vergangenheit und den mit dieſer verknüpften Träumereien in ſüßen Qualen gefoltert, ertrug indeß gelaſſen die Erzählungen ſeines Wirthes, deren weiteſter Horizont von den Wipfeln der Bäume bezeichnet wurde, die ſeinen Park umſchloſſen. Endlich trat die Miſtreß ein. Ein verſöhnendes Lächeln vergeiſtigte ihr noch immer ſchönes Geſicht, im Auge aber glänzte nicht mehr die reine Helle eines ungetrübten Himmels. Häufige Thränen ſchienen dieſen Kryſtall, auf deſſen gebrochenen Strahlen die Seele webt, ahnt und ſchafft, in einen leis bewegten Nebel gehüllt zu haben. Dennoch gewann Mary durch dieſe Umgeſtaltung noch an intenſivem Frauenreiz und machte, wie zu erwarten ſtand, einen ſehr tiefen Eindruck auf den Lord. Dieſer konnte dagegen mit weit mehr Anmaßung der verheiratheten Jugendgeliebten entgegentreten. Nicht allein hatte Byron in einem Zeitraume von vier Jahren geiſtig ſich auf eine ungewöhnliche Höhe der Ausbildung emporgeſchwungen, auch ſeine äuſſere Erſcheinung mußte überraſchen. Die von Natur männlich ſchönen Züge ſeines Geſichtes litten nicht an jener Monotonie der Regelmäßigkeit, die man im Allgemeinen zum Maaßſtabe der Beurtheilung hinſtellt, ſie waren durch eine nie ganz ſich verlierende Aufregung ſo tief markirt und ſtets in leidenſchaftlicher Bewegung, daß ſich in ihrem unmerklichen Spiel das ganze Seelenleben Byrons verſteckt, aber doch ſichtbar, bewegte. Dieſes Fluctuiren ſeines ſtrebenden Geiſtes drückte ſeinen Mienen einen ungewöhnlichen Adel auf, der nie ſeines Einfluſſes auf das ſchöne Geſchlecht verfehlt. Frauen werden öfter durch männliche Würde gefeſſelt, als durch die flatternden Seidenbändchen, womit die kokette Schönheit fehlende Reize zu ergänzen ſucht.

So tief erſchüttert auch der junge Dichter ſich fühlte, vermochte er doch Herr ſeiner Aufregung zu werden und behandelte die junge Miſtreß mit zuvorkommender Höflichkeit, ohne des früheren innigeren Verkehrs nur leiſe zu gedenken. Muſters verließ bald nach dem Eintritt ſeiner Gattin die Halle, um durch ſeine Gegenwart nicht zu ſtören.

„Ich habe gehört,“ begann mit zitternder Stimme Mary, „daß Sie England verlaſſen wollen. Seit meiner Verheirathung waren Sie mit Ihren Studien ſo ſehr beſchäftigt, daß eine Begegnung unmöglich ward, und ſpäterhin nahmen wieder Jugendfreunde Ihre Zeit in Anſpruch. So hatte ich nur das oft mich betrübende Vergnügen, zu hören, Sie lebten in der Abtei und würden durch Ihre Freunde nicht ſelten zu Vergnügungen genöthigt, die Sie ſelbſt von Natur wenig achteten.“

„Sagte man Ihnen ſo?“

„So etwas der Art! Dies allein ſchon mußte mich beſtimmen, Ihre Nachbarſchaft ſo lange nicht zu wiſſen, bis Ihre Freunde Sie verlaſſen würden. Jetzt iſt dies geſchehen — Sie gehen nach dem Continent und — und — ich hörte, Liſſabon ſei das erſte Ziel Ihrer Reiſe.“

„Man ſpricht davon,“ erwiederte zerſtreut der überraſchte Byron. Zugleich trat die Wärterin ein, ein kleines Kind auf dem Arm, das reizendſte Ebenbild der jungen Mutter. Eine brennende Röthe übergoß das Geſicht des Lords, doch erdrückte er jede Regung, die ihm gefährlich werden konnte und fragte kaum hörbar Mary Chaworth: „Iſt das Ihr Kind?“ —

Mary antwortete nur durch ein Kopfnicken, drückte das Kind an ihren Buſen und ſchickte die Wärterin wieder fort. Forſchend ließ die junge Mutter ihr Auge über Byrons Züge gleiten, bis ſie geſenkt am Boden haften blieben.

„Ich gedenke zwei bis drei Jahre England zu verlaſſen,“ ſagte Byron. „Neigung und Vermögungsumſtände veranlaſſen mich dazu, mir ſelbſt aber wird aus einer ſolchen Fahrt durch die Welt gewiß auch eine größere Beſtändigkeit im Glück erwachſen.“

„Sie ſind ungerecht, Mylord,“ verſetzte erröthend Mrs. Chaworth. „Man nennt ſeit einiger Zeit Ihren Namen in ſehr ehrenden Ausdrücken. Sie ſind nicht mehr im Rufe,“ ſetzte ſie mit Nachdruck hinzu, „der Ruf hat dem Ruhme weichen müſſen.“

„Können auch Sie ſchmeicheln?“ entgegnete Byron, einen tiefen Blick in Mary's offenes Auge hinabſendend.

„Ich ſchmeichle nicht, Gordon,“ ſagte mit Wärme das ſchöne Weib. „Muß es mich denn nicht hoch erfreuen, zu wiſſen, daß ein innig geliebter Jugendfreund auf dem Pfade der Auszeichnung zu erfüllen geſonnen iſt, was er ſchon als Knabe verſprach!“

„Und Sie denken wirklich noch an jene Zeit zurück?“ fiel Byron ein, die Hand der jungen Frau erfaſſend. „Sie hätten mich alſo noch nicht vergeſſen?“

„Ich werde Sie nie vergeſſen, Gordon,“ ſagte Mary. —

In Byron kochte das Blut und ſeine alte leidenſchaftliche Liebe ſchien mit der verzehrendſten Glut wieder in ihm aufzuleben. Er ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken, ein heftig ſtechender Schmerz auf der Bruſt ließ ihn zuſammenſchrecken. Er griff nach der ſchmerzenden Stelle und Mary's Bild, in der Parkshöhle ihr entwendet, blieb in ſeiner Hand. Zitternd ſchlug er das Auge auf. Da hielt ihm Mary mit einem bittenden Lächeln ihr Kind entgegen. „Es iſt ein liebes Märchen,“ ſprach ſie, „weihen Sie es mit einem Kuß, Gordon!“

Byron drückte das lächelnde Kind an ſeine heißklopfende Bruſt und glaubte in ihm die geliebte Mutter deſſelben zu küſſen.

„Wenn Sie von Ihrer Reiſe zurückkehren, hoffe ich eine der Erſten zu ſein, die Sie mit einem Beſuche beglücken,“ ſprach Miſtreß Chaworth. „Ich denke, wir werden uns dann wieder näher gerückt werden. Da Sie Newſtead ſo lieb haben, wählen Sie es gewiß zu Ihrem bleibenden Aufenthaltsorte. Anneslev-Hall iſt nicht weit; den Weg kennen Sie von früher und ein freundlicher Händedruck ſoll bei Ihrer Ankunft Sie eben ſo herzlich begrüßen, als er Ihnen jetzt ein ſchmerzliches Lebewohl ſagt.“

Mit thränenfeuchtem Auge reichte ſie dem Lord die Hand. Dieſer führte ſie an ſeine Lippen, ohne zu ſprechen. Ein langer Blick ſagte Beiden, daß ſie ſich bitter getäuſcht hatten, und Byron verließ, das Herz voll ſeltſamer Hoffnungen, die Mauern von Annesley-Hall, mehr mit ſich ſelbſt zufrieden, als je zuvor. An der Biegung des Weges wandte er ſich nochmals um. Mary's holde Geſtalt, das liebliche Kind im Arm, ſtand unter dem Thorwege, ein leiſer Luftzug trug ihm Töne zu, die ſein gläubiges Herz in die Worte: „Lebewohl, mein Gordon!“ überſetzte. Auf der nahen Straße nach Southwell fuhr die Mail vorüber. Ein lauter Aufſchrei erſtarb in der Luft. Byron erkannte zuſammenſchreckend Helenen, die an Alice's Buſen ihr Geſicht verbarg. Er ſetzte ſeinem Rappen die Sporen in die Weichen und ſuchte den Schmerz im tollſten Ritt müde zu hetzen.

In Newſtead fand er Alles zur Abreiſe geordnet. Es war ihm unmöglich, noch längere Zeit in der Nähe von Annesleyhall in England zu leben. Darum trieb er zur Eile und verließ die Abtei einen vollen Tag früher, als er gewollt. Der Mutter, die im Ruhme ihres Sohnes längſt gehegte Wünſche in Erfüllung gehen ſah, ward die Trennung von ihm durch dieſen Glauben ſehr erleichtert.

„Vergiß nur nicht, lieber Gordon,“ ſagte ſie zum Abſchied, „daß Du ein engliſcher Peer biſt und Deinem Stamme eine Schuld abzutragen haſt. Sobald Du zurückkehrſt, ſollſt Du Dich mit einer reichen Erbin verbinden. Das iſt Deine Pflicht, Gordon! Du biſt Ariſtokrat. Und unterlaß nicht, mir zu ſchreiben, wie Dir die portugieſiſchen Damen gefallen, — ob ſie ſich geſchmackvoll tragen und ſchönen Männern gewogen ſind. Du biſt ja Deines Vaters Sohn, Gordon, es wird Dir deshalb nicht ſchwer fallen, ſolche Kleinigkeiten zu erforſchen."

Mit dieſer Abſchiedsrede übergab ſie ihren Sohn dem Schutze des Aberglaubens. Byron eilte mit ſeiner Dienerſchaft zuvörderſt nach London. Hier war er genöthigt, noch einige Tage zu verweilen. Mary's Bild ſtand wachend und träumend vor ſeiner Seele, er fühlte ſich von dem poetiſchen Fittig des Lebens emporgehoben und gab dieſem Gefühl in den ſüßeſten Lauten Sprache. Lange kämpfte er mit ſeinem vollen Herzen, dann aber griff er überwallend vor Freude zur Feder und ſchrieb folgende Zeilen als Abſchied an Mary nieder:

»Wie wenn verbannt aus Edens Fluren
Ein Menſch vergebens Rückweg ſucht,
Im Geiſte ſeufzt nach frühern Spuren,
Und ferneres Geſchick verflucht;

Dann wandert, und in fernem Lande
Des Buſens Kummer tragen lernt,
Und freier wird der Marterbande,
Je mehr ſich Eden ihm entfernt:

So, Edle, wird mit Dir mir's gehen!
Nicht länger ſuch' ich Deinen Blick,
Denn wenn ich weil', um Dich zu ſehen,
Seufz' ich nach früh'rem, ſüßen Glück.

Drum ſei nur Heil durch Flucht erbeten,
Um der Verſuchung zu entzieh'n;
Denn, ohne Wunſch hineinzutreten,
Kann ich vor'm Paradies nicht fleh'n!«

Als er dieſe Zeilen an Mary abgeſchickt hatte, eilte er der Küſte zu. Am Hafen ſchrie ihn ein Ausrufer an, der Broſchüren zum Verkauf ausbot. Um den läſtigen Menſchen los zu werden, ergriff Byron eine. Der Titel fiel ihm auf. Er lautete: „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus" von Percy Byſſhe Shelley. — „Ein wunderliches Thema," ſprach er zu ſich ſelbſt, „aber auch ganz dazu gemacht, um Einem den Abſchied von dieſem England recht zu erleichtern. Ich will dieſe Broſchüre leſen, aber nicht jetzt. Fletcher, mein Skizzenbuch!"

Der gerufene Diener überreichte dem Lord das Buch. Die Anker waren gelichtet und das Packetboot verließ ſtolz den Hafen. Byron ſaß am Ston. Die friſche Seeluft ſpielte mit ſeinem Haar und dem flatternden, loſe umgeſchlagenen Halstuche. Der junge Dichter ſah ſinnend in die leichten Nebel, die ſich bald um die verſinkenden Küſten lagerten. Er ſchrieb in ſein Skizzenbuch ein Gedicht, das die Worte „An meine einzige Mary" an der Stirn trug. Als der letzte Schimmer des Landes verſchwunden war, verließ Byron ſeinen hohen Sitz. Noch einmal blickte er mit verſchränkten Armen nach dem fernen Lande und ſtieg dann ruhig in die Kajütte hinab. —

Geſchichte.

Taſchenbuch der neueſten Geſchichte. Herausgegeben von Dr. Ernſt Münch und Dr. Guſtav Bacherer. Geſchichte des Jahres 1835. Erſter Theil. Mit 10 Portrait's. Zweiter Theil. Mit 6 Portrait's. Karlsruhe, Chr. F. Müller'ſche Hofbuchhandlung. 1837.

Der Gedanke, welcher dieſem Taſchenbuch zu Grunde liegt, ſowie ein Theil ſeiner Ausführung, verdienen alles Lob. Der Gedanke ſtammte 1829 von Wolfgang Menzel; die Ausführung war bis 1833 ebenfalls die ſeinige; von da an traten die jetzigen Herren Herausgeber auf den Schauplatz.

Die Welt iſt nach und nach ſo groß und doch dabei ſo unter ſich verbunden geworden, daß es Noth thut, bald und wo möglich noch unter dem friſchen Eindrucke der Gegenwart zu ſammeln und zuſammen zu ſtellen, was ſich in ihr Wichtigeres ereignet hat. Freilich fallen die Früchte ſolcher Sammlung mehr dem Tagespolitiker, dem Zeitungsleſer und überhaupt dem unbeſtimmten Begriffe des „Publikums" zu, als dem Geſchichtsforſcher, welcher ſich nicht davon diſpenſiren kann, nach denſelben und nach noch tieferen Quellen zu forſchen, als der etwas flüchtige und überſichtliche Verzeichner deſſen, was in den letzten Jahren geſchehen; aber doch wird auch der Geſchichtsforſcher, ſo leichtere Hand haben, ſeinen Stoff zu finden und ihn richtig zu behandeln, als wenn er ohne Weiteres in das Archiv der Vergangenheit, zwiſchen Zeitungsbündel und Staatsakten, geſtoßen würde.

Was man an ein Werk der eben bezeichneten Art fordern kann, wird zunächſt in einer relativen Vollſtändigkeit und Richtigkeit der mitgetheilten Thatſachen, in Unpartheilichkeit und in einem harmoniſchen Verhalten der einzelnen Beſtandtheile des Werkes unter ſich beſtehen. Tritt durch genaue Inhaltsverzeichniſſe, Tabellen u. dgl. ein leichtes Auffinden der gewünſchten Belehrung hinzu, ſo iſt damit genug gethan. Denn der hiſtoriſche Touriſt iſt zwar mehr als bloßer Chroniſt, gerade ſo wie das neunzehnte Jahrhundert in ganz anderen Formen und Anforderungen ſich gefällt, als die Jahrhunderte unſerer mittelalterlichen Chroniken, aber er wird und kann nicht Bedingungen erfüllen, welche erſt an einen größeren Verlauf der Zeit und an vielfältigen Gebrauch der Feile geknüpft ſind. Ich meine hiermit Tiefe und Styl. Genug, wenn der hiſtoriſche Touriſt durch Lebhaftigkeit ſeiner Erzählung, angemeſſene Gruppirung und ein dramatiſches Intereſſe, was er ihr einflicht, ſich auch das Maleriſche der hiſtoriſchen Schreibart hinlänglich aneignet.

Vergleichen wir hiermit das oben genannte Werk, ſo ergibt ſich bald, daß es dem, was man von ihm verlangen kann, in ſehr weſentlichen Punkten auf eine lobenswerthe Weiſe entſpricht. Iſt die Geſchichte eines Jahres nicht relativ vollſtändig zu nennen, wenn ſie gegen 1000 Seiten reichlich bedruckten Sedezformats füllt? Iſt ſie nicht relativ richtig, — wenigſtens in Bezug auf Thatſachen im engſten Sinne, — wenn nur Einzelnes (ich werde davon unten ſprechen) als unrichtig ſich aufdrängt? Iſt nicht ein harmoniſches Verhalten der einzelnen Beſtandtheile des Werkes unter ſich zuzugeſtehen, wo, wie hier, die einzelnen Staaten in wohlgemeſſener Gliederung ſich folgen und jeder derſelben mit ſeiner Geſchichte einen Raum einnimmt, wie er von allgemeinen Standpunkten aus ihr gebührt? Rechne man hierzu noch das Erleichtertſein des Gebrauchs durch ein genaues Inhaltsverzeichniß, eine kleine Chronik über Naturerſcheinungen und andere Merkwürdigkeiten, Reiſen, Erfindungen, Entdeckungen und Kommunikationstendenzen, nekrologiſche und chronologiſche Tabellen! Erwäge man weiter, daß manche intereſſante Perſönlichkeiten des Tages durch lithographirte Portrait's dem Beſchauer vor's Auge geführt werden, und man wird eingeſtehen müſſen, daß hier recht viel Erſprießliches und Wichtiges geboten wird.

Aber — ich habe die Unpartheilichkeit nicht in dem Maaße in der Schrift wiedergefunden, wie ſie zu finden man berechtigt geweſen wäre. Als noch Hr. Wolfgang Menzel das „Taſchenbuch der neueſten Geſchichte“ ſchrieb, wurde ihm bisweilen von Blättern mit abſolutiſtiſchen Tendenzen zum Vorwurfe gemacht, daß er es zu ſehr im Sinne des Liberalismus abfaſſe. Ja, das Berliner politiſche Wochenblatt grollte ihm ſo lange darüber, bis er ſeine Sünde im Blute der jungen Literatur abwuſch. Nun kann man ſeinen Nachfolgern den entgegengeſetzten Vorwurf machen. Und wenn man ihnen denſelben noch ſo ganz klar und entſchieden machen könnte! Aber ſie ſind von der richtigen Mitte, die von Links nach Rechts perpendikulirt; will man ihre Meinung da packen, ſo iſt ſie wieder dort; und ihre Geſinnung als totale reducirt ſich zuletzt auf ein trübes, unbeſtimmtes Etwas, was keiner Seite ganz konvenirt. Vielleicht irre ich in dieſer Anſicht, aber ich werde im Verlaufe des Nachſtehenden ihre Richtigkeit zu beweiſen ſuchen.

Wir kennen die Redensarten: „Das Vorherrſchen conciliatoriſcher Anſichten,“ „der Charakter der Stabilität und Moderation in der Politik“ u. dgl. Es ſind das redneriſche Chiffern, die aber jedes Kind, welches Zeitungen buchſtabirt, löſt, und die wir alſo in Bezug auf ihre Deutlichkeit ganz gut können paſſiren laſſen. Ebenſo predigen ſie die Sinnesart deſſen, der ſie gebraucht. Sie ſind eine Parole, eine Loſung und wer nicht mit: „Gut' Freund!“ darauf antwortet, der iſt aus dem entgegengeſetzten Lager. Alſo auch in dieſer Beziehung haben wir Deutlichkeit vollauf.

Aber ich kann nicht billigen, wenn man dieſe eben angedeutete Geſinnung (von der ihr entgegengeſetzten könnte ich es eben ſo wenig gut heißen) in der Art mit den Thatſachen in Verbindung bringt, daß man nun dieſe Thatſachen oder doch wichtige derſelben halbirt vorträgt, und ſo, unter dem Banner jenes Syſtemes der richtigen Mitte, den Leſer zum Werke in eine theils unrichtige, theils zweifelhafte Lage bringt.

Wer ſich „dem Charakter der Stabilität und Moderation in der Politik“ entſchieden zugewandt hat, und den Sieg der Reaktion als „hervorbrechende Vernunft der Zeit“ bezeichnet (II. Bd. S. 339), der ſollte auch dem Königthume in ſeinen feinſten Ausfaſerungen treulich anhängen. Aber ich kann eine ſolche Anhänglichkeit nicht finden, wenn man von einer Königin ſagt: „Marie Chriſtine (die jetzige Königin-Mutter und Regentin von Spanien), welche die Gunſtbezeugungen der Liebe zwiſchen ihren Miniſtern, Generalen und Leibgardiſten vertheilte“ (I. Bd. S. 5); ganz davon abgeſehen, daß bis jetzt, wenigſtens in öffentlichen Blättern, blos vom Verhältniſſe der Königin Marie Chriſtine zum Kammerherrn Munnoz die Rede war, während man Mendizabal's Fall hauptſächlich ſeiner unverhehlten Neigung gegen die ſchöne Fürſtin zuſchrieb. Oder darf man von einer „kraftloſen Weiberregierung“ (Bd. I. S. 3) ſprechen, und nur nicht von einer ſchlechten Männerregierung? Iſt aber nicht Leopold, der König der Belgier, zugleich Mann und dabei derſelbe Fürſt, von dem hier geſagt wird, daß er „bei jedem paſſenden Anlaſſe Schauſtücke liberaler Geſinnung zum Beſten gab“? Es iſt bedenklich, in Sachen des Königthums Kategorieen zu machen, ſelbſt auf die Abſicht hin, den „Dom Miguel“ als nicht ſo gar zu übel hinzuſtellen (Bd. I. S. 33[illegible]), und dem König Wilhelm von Holland, der „auch in dieſem Jahre keinen Zoll breit von ſeinem guten Recht und ſeinem eingeſchlagenen Syſteme wich“ (Bd. I. S. 6), eine Blume zu ſtreuen. Denn die Bezeichnung Leopold's mit „Oberhaupt von Belgien“ ſtatt Königs durch das Taſchenbuch der neueſten Geſchichte (Bd. I. S. 337), nachdem große deutſche Mächte den König anerkannt haben, iſt doch etwas ärmlich.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Elektriſch-galvaniſche Telegraphen. — Nachträglich zu unſern früheren Angaben führen wir hier noch Folgendes an. Die Preuß. Staatsztg. vom 21. bemerkt: »unſeres Wiſſens hat Reiſſer 1794 (Voigt's Magaz. IX. 1.) den erſten elektriſchen Telegraphen in Vorſchlag gebracht. Er wollte die Buchſtaben mit ſchmalen Staniolſtreifen auf Glastafeln zeichnen, und den jedesmal angezeigten durch elektriſche Funken erleuchten und ſichtbar machen. Um die Elektrizität von einer Station zur andern zu bringen, ſchlug er vor, jeden Buchſtaben mit Drähten zu verbinden, die in Glasröhren unter dem Boden angebracht werden ſollten.« Nach dem, was wir früher darüber beigebracht, wäre Reiſſer's Vorſchlag jedenfalls nicht der erſte. Allerdings aber war Sömmering wohl der erſte, der (1809) einen galvaniſchen, auf Kontakt-Elektrizität beruhenden Telegraphen hergeſtellt (ſ. Denkſchriften der königl. Akad. der Wiſſ. zu München. 1809 und 1810. S. 401 ff.).

*** Das „*Stabat mater dolorosa*“ wird durchgängig nach Lucas Wadding (dem Annaliſten des Franziskanerordens) dem Franziskaner Jacobus de Benedictis, gewöhnlich Jacopone da Todi genannt († 1306) beigelegt. In den Blättern für lit. Unterh. wird jetzt darauf aufmerkſam gemacht, daß jener Hymnus in einem Co[illegible] auf der Univerſitätsbibliothek zu Utrecht unter den Werken des Bernhard von Clairvaux aufgefunden wird, deſſen Geiſt dieſe Dichtung athme.

*** Hr. Kielmaier, früher in Militairdienſten, und der Miſſionär Blumhardt, — beide Würtemberger, — welche zu Adowa der Hauptſtadt des Reichs Tigre in Abyſſinien zuſammengetroffen, ſind durch einen Geſandten vom Fürſten von Schoa eingeladen worden, in ſeine Staaten zu kommen, um ſein Volk in Allem zu unterrichten, was es noch nicht wiſſe. Beide haben die Einladung angenommen und wollten im vor. September dahin abreiſen.

*** Ueber die raſchen Fortſchritte der Kultur in Ungarn wird im Magazin f. d. Lit. d. Ausl. berichtet, woraus wir folgende Data entnehmen: »In ungariſcher Sprache ſind ſeit Kurzem mehrere neue belletriſtiſche, politiſche und wiſſenſchaftliche Zeitſchriften gegründet worden. Auch die Errichtung einer ungariſchen gelehrten Geſellſchaft zu Peſth hat nicht wenig zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe beigetragen. — Seit Kurzem iſt nun auch ein ung. Nationaltheater hinzugekommen. . . . Die Schulſtellen aller Konfeſſionen ſind dort in augenſcheinlichem Fortſchreiten, — gymnaſtiſche und orthopädiſche Inſtitute, ſo wie Kleinkinderſchulen, Wohlthätigkeitsvereine aller Art wurden in der neueren Zeit noch gegründet oder werden täglich erweitert.«

*** Von Hardenberg's und Tieck's Katholizismus. — Von Novalis' Schriften iſt eben die fünfte Auflage erſchienen. Im Vorworte dazu rechtfertigt Tieck den edlen Friedrich von Hardenberg gegen die Behauptung, derſelbe ſei katholiſch geworden, indem er bemerkt, der Wahlſpruch ſeines Freundes, ſo wie er ihn gekannt, ſei in Glaubensſachen auch der Schiller's geweſen: »Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennſt. — Und warum keine? Aus Religion!« — hinzufügend, daß dieſer Glaube wohl überhaupt der eines jeden freien Mannes ſeyn dürfe.

*** Die zwei erſten Bände der Reiſe in Abyſſinien, in das Land der Galla, von Choa und Ifat, nebſt einem Ausflug in das glückliche Arabien, von den Herren Edmond Combes und Maurice Tamiſier ſind eben erſchienen. Das Ganze wird vier Bände bilden und verdient in jeder Beziehung empfohlen zu werden.

*** Ein Brandſtifter- und Meuchlerklubb, der ſchon ſeit mehreren Jahren unter den Baumwollenſpinnern zu Glasgow beſteht, iſt kürzlich entdeckt worden. Er bezweckt, die Fabrikherren zur Erhöhung des Taglohnes zu nöthigen, und läßt, um dieſen Zweck zu erreichen, Spinnfabriken anzünden und Arbeiter meucheln, die ſich weigern, dem Bündniß ſich anzuſchließen. Aber nicht nur in Schottland, ſondern auch in Irland ſollen mehrere ſolche geheime Geſellſchaften beſtehen! —

*** Der ehemalige Biſchof von Lüttich, Hr. Zöpfel, ein Mann, deſſen religiöſer Eifer ſelbſt von Ultra's nicht angefochten wird, iſt bis an ſein Ende ein thätiger Maurer geweſen. (A. Z.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 59. 1838.

Phönix.

Freitag, 9. März.

Der Blumenvater.

Stillleben
von

Ludwig Storch.

„Mütterchen!" rief die kleine, ſechsjährige Liſette und ſah ungeduldig auf das Strickzeug in ihren Händen, deſſen angegilbter Teint von überlanger Beſchäftigung damit zeugte, „Mütterchen, ich habe gerade zwei Finger breit geſtrickt! Siehſt Du!" und dabei zupfte und zerrte das holde Blondköpfchen an dem baumwollnen Maſchennetz, um das etwa Fehlende an dem vorgeſchriebenen Maß durch Ausdehnung des Gefertigten zu gewinnen.

„Nein, nein!" verſetzte die ſchöne, ernſte, ſchwarzgekleidete Dame, die eben in das einfache, noch von zwei Damen, einer alten und einer jungen bevölkerte Zimmer getreten war. „Du ſuchſt mich zu hintergehen, Lieschen. Ich kenne Deine Schelmerei. Du haſt nun ſchon zwei Wochen lang an dieſem Deinem Strumpfe herumgezerrt. Du wirſt ferner keine Strümpfe haben, wenn Du Dir keine ſtrickſt. Habe ich Dir nicht oft geſagt, daß Du nach des guten Vaters Tod Deinen Fleiß verdoppeln mußt? Er kann nicht mehr für uns ſorgen, wir müſſen es ſelbſt thun. Sieh, wie fleißig Großmutter ſtickt, und iſt eine ſo bejahrte Frau, wie fleißig Deine Schweſter Mathilde näht! Und ſiehſt Du mich etwa jemals müßig gehen? Dir allein will die Arbeit nicht ſchmecken."

„Ach, Mütterchen," ſprach die liebenswürdige Kleine, „ich will ja gern arbeiten wie Du, und Großmutter, und Mathilde; denn ich weiß ja, daß wir arm ſind, laß mich doch nur jetzt fort. Es hat ſchon lange ſechs auf dem Thurm geſchlagen, die Sonne ſcheint ſchon nicht mehr, und nun kommt der Blumenvater aus ſeinem Garten, und alle die kleinen Mädchen aus dieſen Straßen verſammeln ſich um ihn, und er beſchenkt ſie alle — alle; ſoll ich denn heute allein fehlen und keine Blume erhalten? Mathilde hat die Blumen, die ich bringe, ſo gern, auch Großmutter freut ſich darüber, und Du ſelbſt riechſt zuweilen daran. Auch würde der Blumenvater gewiß nach mir fragen, wenn ich fehlte."

„Kleine Eitelkeit, was bildeſt Du Dir ein!" lächelte die Mutter. „Wir ſind fremd in dieſer Stadt, und die wenigen Wochen unſres Hierſeins haben uns noch keine Theilnahme erworben. Die kleinen Mädchen, die der alte gütige Herr mit Blumen beſchenkt, ſind lauter Kinder hieſiger Familien, die er kennt, mit denen er in Verbindung ſteht. Du haſt Dich als ein Fremdling mit eingedrängt, ſein gutes Herz hat Dich nicht zurückweiſen mögen, und Du haſt Deinen Antheil bekommen, wie die Andern. Aber er wird Dich ſicherlich eben ſo wenig vermiſſen, wenn Du fehlſt."

„Ich habe mich nicht zu dem guten Blumenvater gedrängt!" rief Lieschen gekränkt. „Ich ſtand von fern, als er kam und den Korb voll Blumen trug; ich wagte mich nicht zu ihm heran, als er die Blumen unter die Uebrigen austheilte, aber ich glaube: ich habe geweint, und der gute Herr hat mir's angeſehen. Er winkte mich herbei und gab mir die ſchönſte Roſe. Ich habe ſie nicht gefordert, Mütterchen."

„Das iſt ſehr brav von Dir. Der Arme, der da fordert, wird gleich zum Bettler. Und ich möchte nicht, daß meine Liſette auch nur Blumen bettelte. Und Du haſt nun ſchon zwei Abende dein Theil von dem „Blumenvater,“ wie Du ihn mit andern Kindern nennſt, erhalten, es würde zudringlich erſcheinen, wenn Du Dich dieſen Abend ſchon wieder unter die kleinen Bewerberinnen ſtellen wollteſt.“

„Du biſt zu ſtreng, Auguſte,“ nahm die alte Matrone, die Stickerei aus der Hand legend, das Wort, und ſtreichelte die kleine Enkelin. „Kinder und Blumen ſind ſich ſo nah verwandt, und gewiß verbindet beide irgend ein ſympathetiſcher Zug. Das ſcheint der alte freundliche Herr wohl zu fühlen, von dem Liſette uns ſeit drei Tagen ſo viel erzählt, und deshalb beſchenkt er die Kleinen mit Blumen. Es iſt immerhin ſeltſam, daß nur Mädchen ſich ſeiner Gunſt erfreuen. Es liegt mir darin ein Beweis tiefen wahren Gefühls, denn die junge weibliche Seele, die kleine Geſtalt des Mädchens iſt die Verwandte der Blume, der Knabe iſt ein junger Baumſtamm. Und Liſette gerade iſt eine wahre Blumennatur, ſie verſpricht der Centifolie gleich zu werden, die ihres alten Gönners erſtes Geſchenk war. Laß das Kind dem Zuge ſeiner Natur folgen. Und auch der alte Herr ſcheint glücklich zu ſein, wenn ihn die kleinen Dinger umſchwärmen und ihm ſeine Blumen abnehmen. Warum willſt Du beiden aus überzarter Beſorgniß die Freude vergällen?“

„Sie wiſſen ja, theure Mutter, daß ich, ſeit wir arm geworden ſind, für jeden Luftzug des Lebens empfindlicher geworden bin. Oft ſcheint mir der Lufthauch eines Zephyrs ein ſchneidender Nordwind. Bin ich allzu ſubtil, ſo iſt dies das allgemeine Loos unverſchuldeter Armuth.“

„Es ſind ja nur ein paar Blumen, liebe Mutter,“ erhob Mathilde, die achtzehnjährige ſittſame Jungfrau die Stimme, und mit dieſer das ſeelenvolle blaue Auge voll Thränen zur Mutter. „Ich ſah es geſtern Abends aus dem Fenſter unſres Schlafzimmers, wie der alte würdige Herr draußen vor dem Zwinger ſtand, die lieben kleinen Weſen um ihn, ihm zujauchzend, ihn an den Kleidern faſſend und ihre kleinen Händchen nach ihm ausſtreckend. Liſette blieb in beſcheidener Entfernung: aber ich gewahrte deutlich, wie er ihr winkte, ihr die Hand reichte und die ihrige lange in der ſeinigen feſthielt, und dann ihr die ſchönſten Blumen aus ſeinem Korbe ausſuchte.“

„Er hat mich gefragt, wie ich heiße und mich auf die Stirne geküßt,“ weinte die Kleine. „Er hat mir die Blumen geſchenkt, und ich habe ſie nicht gebettelt.“

„Nun ſo geh' und bring' ihm unſern Dank,“ ſprach die Mutter wieder gütiger.

Da klärte ſich das kleine roſenumblühte Engelsantlitz des Kindes zu einem holdſeligen Lächeln auf. Sie küßte die Hand der Mutter und Großmutter, warf der Schweſter ein Kußhändchen zu, und hüpfte hinaus. Wie eine junge Sylphide flog ſie über die Straße, die blonden Locken tanzten, von Weſtlüften geküßt und gewiegt, auf Nacken und Schultern, das Kleidchen flatterte, ſie eilte dahin, der kleine Wildfang, als wolle ſie ſich in ein Meer von Freuden ſtürzen, ſie breitete die Arme aus, als wolle ſie die Welt umfangen und an das harmloſe liebe Herzchen drücken.

O in ſolchem Kinde weht noch Gottes friſcher Lebenshauch, jener geheimnißvolle Hauch, der die ſchmerzlich-ſüße Flamme entzündet und anfacht, die wir Leben nennen, der ſpäter ſich verflüchtigt, wenn die Flamme, von irdiſchen Stoffen genährt und überſättigt, heiß und gewaltig lodert, und die Feuerdiener: Sinnenluſt und Leidenſchaft, ſie ſchüren! Wir, die erniedrigten, verſchle[illegible]cten Menſchen ſollten anbeten vor ſolchem Kinde; denn auf Erden iſt nichts, kein Lebendes und kein Starres, worin Gott mehr waltete, als in der Bruſt eines kleinen Mädchens. Ja hier ſchwebt der Geiſt Gottes über dem Embryo einer neuen Welt, wie am erſten Schöpfungstage, ernſt, ſinnend, lächelnd, unbewußt der Trägerin. Hier iſt eine lebende Heilige, eine unbefleckte Maria, in welcher der Gott noch ungeboren ſchlummert.

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte.

(Schluß.)

Eben ſo verſuche man einmal, in das Folgende eine Conſequenz zu bringen! Bd. I. S. 65 wird die Aeuſſerung des franzöſiſchen Marineminiſters in Bezug auf die Sclavenemancipation erwähnt: „die Schwarzen ſollten erſt für die Freiheit herangezogen und empfänglich gemacht werden,“ und dann ſkeptiſch vom Taſchenbuch hinzugeſetzt: „Ein ſeltſamer Zirkel, in dem man häufig ſich herumtrieb; als ob die Verwilderung nicht gerade eine Folge der Knechtſchaft und die Bildung gedenkbar ohne Freiheit wäre?“ — Alſo ganz die Doctrin unſerer Bewegungsmänner! — Aber Bd. I. S. 179 ſind „die Bewegungspartei“ und „die Revolution“ ſich gleich geſtellt, nämlich — beim Mordverſuche Fieſchi's. Es heißt da: „In den Betrachtungen des Berliner politiſchen Wochenblatts und des öſtreichiſchen Beobachters konnte die Revolution und überhaupt die Bewegungsparthei mehr als eine nützliche Lection über die Folgen überſpannter Grundſätze und ſchlechter, politiſcher und moraliſcher Erziehung leſen, welche wir hier nicht wiederholen wollen.“ — Oder hatte das Taſchenbuch bei jener erſten Aeuſſerung blos die Schwarzen auf den franzöſiſchen Beſitzungen im Auge, und die Freiheit, die man ihnen ſchuldig wäre? Griff es wirklich ſeine Sentenz nicht ganz allgemein, wenigſtens nicht ganz allgemein für zum großen Theile ſchon kultivirte Nationen, deren Zuſtande nur noch der Segenshauch der Freiheit abgeht? Wirklich, damit wäre der Widerſpruch gelöſt, aber das Dogma und die Darſtellungsweiſe des Taſchenbuch's kämen dadurch in keine beſſere Lage. Um ſo weniger, wenn man lieſt, was unmittelbar auf die zweiterwähnte Stelle kommt.

Es heißt da: (Bd. I. S. 179 u. 180) „Das eigenthümliche Benehmen mancher Männer der Bewegungsparthei in einigen Nachbarſtaaten ſchien eine Zeit lang die Ueberzeugung hervorzubringen, daß das Attentat Fieſchi's nicht ſo ganz vereinzelt daſtehe, ſondern als ein Lebenszeichen der vielköpfigen propagandiſtiſchen Hyder betrachtet werden müſſe, welche hier abermals einen Verſuch gemacht, oder eine Hauptprobe angeſtellt; denn die Nachricht davon wurde von manchen Radikalen mit einer Schnelligkeit und Genauigkeit und mit einer Art erſichtlicher Beſtürzung mitgetheilt, welche mehr auf frühere Mitwiſſenſchaft und ganz eigene Kanäle, als auf Erkenntnißquellen, durch die Briefpoſt verſchafft, ſchließen ließ. Zum Mindeſten war dieß in der, von flüchtigen Demagogen und revolutionärem Abſchaum der verſchiedenſten Sorten erwimmelnden Schweiz der Fall geweſen.“ — Wer kann etwas Unbeſtimmteres und zugleich etwas Vorwurfsreicheres leſen? Konnten die beiden Herren Herausgeber, welche in Deutſchland wohnen, auf „frühere Mitwiſſenſchaft und ganz eigene Kunde“ in einem anderen Lande ſchließen, als gerade in Deutſchland? Man ſieht, auch da iſt die Vermuthung des Taſchenbuchs halb anonym, aber ſie wird dadurch nicht entſchuldbarer.

Es iſt begreiflich, daß bei der Erzählung von außereuropäiſchen oder politiſch mehr indifferenten Geſchichten Anlaß zum Tadel wie der vorſtehende, weniger hervortritt. Aber es ſollte gar kein Anlaß der Art da ſein und dieſes wird Statt finden, wenn die Herausgeber des Taſchenbuchs hauptſächlich in den Grenzen des Sammelns ſich halten, was dann aber freilich auch nicht blos einſeitig, ſondern mit Berückſichtigung aller Farbſtifte der Zeit betrieben werden muß. Hier ein Beiſpiel, wie es künftig nicht mehr ſein ſollte, ſtatt vieler:

Bd. II. S. 114 u. ff. iſt die Rede abgedruckt, welche S. M. der Kaiſer Nicolaus von Rußland in Warſchau an die Deputation der daſigen Municipalität hielt. Man weiß, daß das Journal des Debats damals mehrere ſehr ſcharfe Artikel gegen dieſe Rede enthielt. Die Artikel der Debats ließ der Kaiſer in's Journal von St. Petersburg ſetzen, und ſie erſchienen dann auch in der preuß. Staatszeitung und in der Augsb. Allg. Zeitung. Alle Welt las damals die Artikel; ſie waren das Geſpräch des Tages und hätten alſo wohl auch einige Columnen des Taſchenbuches der neueſten Geſchichte füllen dürfen. Aber nein! Nur eilf Zeilen kamen auszugsweiſe davon hinein, und der Leſer erhielt dabei die Belehrung in den Kauf, die Bemerkungen der Debats ſeien „ebenſo gehäſſig als argliſtig“ geweſen, und ſie hätten ſich „in ziemlich offenbarem Widerſpruche mit den conſervativen Grundſätzen“ befunden, „zu denen jenes Blatt in der letzten Zeit ſich hingeneigt.“ Aber (wahrſcheinlich als Entſchädigung für „die giftigen Invectiven des franzöſiſchen Blattes“) kommt dann eine Columne aus dem Gegenartikel des Journal's von St. Petersburg und zwei Columnen aus dem Berliner politiſchen Wochenblatte über den Vorfall. Dabei, indem die Herren Herausgeber des Taſchenbuchs das Urtheil des eben belobten Blattes als „das bündigſte und klarſte“, ihrem „Texte integriren“, „adoptiren ſie ſeinen ganzen Inhalt als ihre eigene Meinung.“

Dieſe Belege möchten für das genügen, was ich oben als Urtheil über verletzte Unpartheilichkeit, dieſes erſte Majeſtätsrecht der Geſchichte, ausſprach. Wahrhaftig, ich wünſche den Taſchenbuche, das gegenwärtig von zwei geſchichtskundigen, umſichtigen und gewandten Männern literariſch bewirthſchaftet wird, alles Gedeihen; aber ich wünſche dies nur unter der Vorausſetzung, daß es ſeine Blätter als geweihtes Pergament aus Clio's Rolle heilig halte und jeder Einſeitigkeit, jeder Partheilichkeit, nach redlichen Manneskräften, den Eingang dahin wehre. —

Ich bemerke hier nur noch ganz ſummariſch, hinſichtlich des Inhalts des Werkes, daß nach einer Einleitung (S. 1—12), Frankreich mit ſeinen Kammerverhandlungen, dem Aprilprozeß, dem Mordanſchlage Fieschi's und den Septembergeſetzen (S. 13—234), Spanien mit ſeinen Miniſterien Martinez de la Roſa, Toreno und Mendizabal (S. 235—310); Portugal (S. 320—338); Großbritannien mit ſeinen Parlamentsverhandlungen und wechſelnden Miniſterien (S. 339—421); und „die Niederlande“ (!) — wobei Belgien vielleicht blos ſeinem B zu danken hat, daß es Holland vorangeſetzt wurde — (S. 422*—437) den erſten Theil des Werkes füllen, worauf ſodann „der Orient“ (ziemlich abnorm die Türkei und Griechenland unter ſich begreifend) (S. 1—106); Rußland und Polen (S. 107—132); Skandinavien (S. 133—163); die Schweiz (S. 164—214); Italien mit ſeinen einzelnen Staaten (S. 215—265); Deutſchland mit ſeinen verſchiedenen Gebieten (S. 266—374); Amerika (S. 375—442); Aſien (S. 443—460); Afrika (S. 461) und Auſtralien (S. 462—466), nebſt der ſchon vorhin erwähnten kleinen Chronik, den zweiten Theil des Werkes einnehmen.

Unrichtig iſt, wenn Bd. I. S. 106 gelegentlich geſagt wird, Marſchall Lannes ſei bei Wagram gefallen; er fiel vielmehr bei Aspern (Eßlingen). — „Hohe Kammer“ (Bd. I. S. 32.) ſagt man in Frankreich von der erſten Kammer nicht; dieſe Formel iſt nur in Deutſchland üblich. — Der Leichnam des Studenten Leſſing (Bd. II. S. 214) war nicht in die Sihl geworfen geweſen, ſondern wurde in deren Nähe auf einem Fußpfade hingeſtreckt gefunden. Der Obductionsbericht ergab, daß an derſelben Stelle auch die Ermordung vor ſich gegangen war. Uebrigens hätte das Taſchenbuch hierbei die wahrſcheinliche Rolle des Leſſing als Späher noch erwähnen ſollen, da dieſelbe zur Aktenmäßigkeit erhoben iſt. — Intereſſant wäre geweſen zu erfahren (Bd. II. S. 320, 321), was für „eine Druckſchrift, welche an Schändlichkeit und Frechheit ihres Gleichen ſuche, eine Schrift, welche von Lügen und Bosheit, von Majeſtätsbeleidigung und Hochverrath ganz und gar erfüllt geweſen ſei“, „die Oppoſition (!) auch diesmal“, „um auf die Wähler (des Großh. Heſſ. Landtages von 1835) zu wirken“, „propagirt“ zu haben beſchuldigt wurde, und wer dann „die Oppoſition“ ſei.

Warum Bd. I. S. 215 der Marſchall Mortier „der edle Marſchall“ und Bd. II. S. 310 der Abgeordnete Duttlinger „der ritterliche Abgeordnete Duttlinger“ genannt werden, begreift man nicht.

Der Ausdruck iſt denn doch manchmal auffallend vernachläſſigt. So erfährt man Bd. I. S. 7, die Differenzen hinſichtlich der Dardanellenfahrt hätten dem Divan „größeres Kopfweh“ gemacht, als der Streit der Bojaren in der Wallachei mit dem Fürſten Stourdza, und Bd. I. S. 333, wo von den Freiern der Königin Maria da Gloria nach dem Tode ihres erſten Gatten die Rede iſt, kommt gar die Stelle vor: „Einige Mitglieder der Camarilla berechneten bereits die Größe des zu gewinnenden Kuppelpelzes“.

Der Nekrolog des Jahres 1835 bleibt noch mancher Vervollſtändigungen bedürftig. So z. B. ſtarb am 26. März der Ritter von Lang (Verf. der Hammelburger Reiſen) in Anſpach; am 2. April der Erzherzog Anton von Oeſtreich; am 13. Oktober der Dr. Levezow, Direktor des Antiquariums im Königl. Muſeum in Berlin; am 17. December der Vicomte Lainé, Pair von Frankreich; am 23. December Hans von Reinhard, vormaliger Bürgermeiſter von Zürich, 1807 und 1813 Landammann der Schweiz.

Die beigegebenen lithographirten Portraits vermitteln nicht ungeſchickt theilweiſe das Intereſſe des Tages mit dem verfloſſenen Jahre 1835. So insbeſondere durch die Königin (damals noch Prinzeſſin) Victoria von Großbritannien und den jetzigen König von Hannover, damals noch Herzog von Cumberland. Von den Uebrigen haben Manche ihre politiſche Carrière ſchon gemacht, oder ſie ſtehen noch in derſelben mitten drin, oder, wenn auch augenblicklich ruhend, treten ſie doch beim Ausheben der Zeitenuhr gerne in dieſelbe wieder ein. In die erſte Abtheilung gehören: der Marſchall Mortier, die Herzogin von Braganza, König Franz I. von Sicilien, der Expräſident Jackſon und Hebel, der allemanniſche Dichter, welchem aber nicht ſeine poetiſche Eigenſchaft, ſondern ſeine proſaiſche als Prälat den Eintritt in das Pantheon des Taſchenbuches öffnete. In die zweite und dritte Abtheilung fallen: der Herzog von Wellington, Robert Peel, Lord Althorp, Thiers, Audry de Puyravault, Friedrich, Prinz von Holland, General Alava, Caſimir Périer, die jetzt regierende Königin von Neapel, der Erzherzog Palatinus von Ungarn und der Graf von Beroldingen, würtembergiſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

Papier und Druck ſind gut.

Karl Buchner.

Feuilleton.

⁂ Kunſtnachrichten aus Paris. — Den 3. Februar wurde das Muſeum des Louvre zur Aufnahme franz. Kunſtwerke eröffnet. Die Anzahl der gelieferten Arbeiten iſt bereits ſehr groß, obgleich die großen Talente noch nichts eingeſandt haben, und man glaubt, ihre Gemälde ſeien entweder nicht vollendet worden, oder ſie wollen durch ihre Abweſenheit glänzen. So viel iſt indeſſen gewiß: Delaroche hat nichts fertig; Ary Scheffer hat ſeine Margaretha noch nicht vollendet, und die Schlacht von Conſtantine von Vernet iſt noch in Arbeit. Man bedauert auch, daß Foreſtier ſein Leichenbegängniß Wilhelms des Eroberers nicht beendigt hat. Bouchot hat nun 4 Portraits ausgeſtellt. Unter den Landſchaftern bleiben diesmal Ed. Bertin und Watelet mit ihren Lieferungen aus. Lapito aber liefert eine Gegend der Basses Alpes bei Mouſtiers. Aligny ſtellt den Tod Duguesclin's aus; Conot einen Eſel, und der Italiener Bevilacqua eine Anſicht von Sorrent, Taſſo's Vaterland. Biard verſpricht ein Gemälde von großer Dimenſion und Lepaulle einige Portrait's. Außerdem gehen außerordentlich viel Genrebilder ein.

⁂ Fortſchritte der Journaliſtik nach Oſten. — Seit dem J. 1837 erſcheint zu Petersburg eine ausſchließlich der Kunſt gewidmete Zeitſchrift, welche Hr. Neſtor Kukolnik herausgibt, — und zu Athen eine archäologiſche Zeitſchrift, welche auf Staatskoſten von der dort ſeit langer Zeit geſtifteten Geſellſchaft zur Förderung des Studium's der Archäologie in Griechenland herausgegeben wird.

⁂ Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Preſſe. — Aus Baiern wird von München der unterm 16. Febr. in der Hannöv. Ztg. gemeldet: »Mit einer bisher nicht gekannten Strenge wird gegen alle Blätter des Auslandes verfahren, welche Nachrichten über bekannte Angelegenheiten im antiromaniſchen Sinne mittheilen, und man begreift kaum, warum ſo viele einzelne Blätter mit Beſchlag belegt werden.« Aus Rheinpreußen und Weſtphalen wird dagegen berichtet, daß jetzt dort die entgegengeſetzteſten Anſichten und Meinungen über die kölniſchen Angelegenheiten in den öffentlichen Blättern ſich völlig ungehindert ausſprechen können.

⁂ Bei einem Schlittſchuhwettlauf in Harlingen gewann ein Hr. Hinzenſtra van Terpool den Preis, indem er die Bahn von 160 niederl. Ellen zweimal in 14 Sekunden durchlief. Der Leeuwarder Courant hat berechnet, daß Hr. Hinzenſtra mit derſelben Schnelligkeit in 10 Stunden 6¼ Min. nach London gelaufen wäre.

⁂ Die Redaktion der früher von Dr. Karl Büchner herausgegebenen Berliner literariſchen Zeitung, welche in kurzer Zeit eine Abonnentenzahl von an die 1500 ſich errungen, beſorgt ſeit Anfang vorigen Monates nunmehr der geiſtreiche und tüchtige Dr. E. Meyen.

⁂ Weibliche Kritik. — Unſere literariſchen Frauen ſind jetzt nicht mehr blos poſitiv-ſchöpferiſch, ſondern ſie ſind es auch negativ; nachmals iſt nämlich auch der Geiſt der Kritik über ſie gekommen. So leſen wir in Nro. 10 der von Louiſe Marezoll herausgegebenen „Frauenzeitung" den Beginn einer in Briefen niedergeſchriebenen Kritik über Göthe's Fauſt! Man ſieht hieraus, daß ſich unſere weibliche Kritik ſogar alsogleich über einen Gegenſtand machte, der ſchon manchem männlichen Verſtande eine Klippe geworden iſt, woran ſein Gedanke und ſeine Einſicht ſcheiterten! Wenn dies ſo fortgeht, ſo erhalten wir noch ein eigenes Literaturblatt der Frauen, bei deſſen Einrichtung nur Gott verhüten möge, daß Mad. Birch-Pfeiffer nicht das dramatiſche Fach bekömmt. Sonſt haben wir nicht nur die Freiknechts- und Henkersepiſoden in der dramatiſchen Literatur, ſondern auch in der dramatiſchen Kritik. — Im Uebrigen macht ſich obgedachte „Frauenzeitung" durch Ton und Haltung dem Kreiſe, für den ſie beſtimmt, gleich ſehr empfehlenswerth.

⁂ In der „Abendzeitung" Nro. 39 u. ff. liefert Dr. Nürnberger neue aſtronomiſche Reiſeberichte, von Periſelenos (Mittelſtation zwiſchen Erde und Halbmond) datirt, worin der bekannte Verfaſſer in ſeiner liebgewonnenen humoriſtiſch-belehrenden Weiſe ſich über wiſſenswerthe Dinge ausbreitet. Wir können nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit auf die Regeneration, welche an der Abendzeitung ſeit dem Beginne dieſes Jahres ſichtbar iſt, aufmerkſam zu machen, wodurch ſie ihr Publikum ſich auf's Neue zu verbinden weiß. Namentlich hat das kritiſche Beiblatt derſelben ſich weſentlich gebeſſert, wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß ſie in vielen Literaturfragen noch immer mit einer allzugroßen Unentſchiedenheit und mit zu wenig Schärfe ſich ausſpricht. Die verſöhnenden und vermittelnden Tendenzen Th. Hell's bleiben indeſſen immer ehrenhaft und ſind einer aufrichtigen Anerkennung werth.

⁂ Mrs. Jamſon ſchreibt über den Zuſtand der Malerei in Nordamerika; ſie macht beſonders auf den Namen eines Künſtlers, Alston, aufmerkſam, der freilich in Europa nicht bekannt geweſen iſt.

⁂ Das ſo eben erſchienene Februarheft der „Minerva" von Dr. Friedrich Bran, bringt den erſten Artikel eines ausgezeichneten Aufſatzes des Prof. Dr. Scheidler in Jena, betitelt: „Die Lebensfrage der europäiſchen Civiliſation und die Bedeutung der Fellenbergiſchen Bildungsanſtalten zu Hofwyl für ihre befriedigende Löſung." Dieſe Abhandlung verdient um ihres hochwichtigen, und mit Meiſterhaftigkeit gehandhabten Gegenſtandes willen, die allgemeine Aufmerkſamkeit.

⁂ Emanuel Arago, der Sohn des großen Aſtronomen, wird zu den beliebten dramatiſchen Dichtern gezählt, und ſoll der begünſtigte Liebhaber von George Sand ſein.

⁂ In Belgien haben ſich die Orgelleute, ſtatt der Mordgeſchichten, das Bild des Erzbiſchofs von Köln angeſchafft, und ſingen Lieder dazu, daß einem ſchier das Herz brechen möchte. »An einem dergleichen,« berichtet ein Korreſpondent der Hannöv. Ztg., »befand ſich der Erzbiſchof in Ketten geſchmiedet, von Mordknechten fortgeſchleppt, während über ihm ein Engel die Siegespalme ſchwingt. Hinter ihm hat der † † † Gott-ſei-bei-uns! den K.... von P. am Kragen und dreht ihm den Hals um.« — 1838!!

⁂ Karl Heinrich Ludwig Pölitz, großherzogl. heſſ. Geheimerath, Ritter des ſächſ. Civilverdienſtordens und Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an der Univerſität zu Leipzig, iſt am 27. Februar geſtorben. Im J. 1772 am 17. Aug. zu Ernſtthal in Sachſen geboren, eines Predigers Sohn, ſtudirte er bis 1794 in Leipzig, wurde 1795 als Lehrer der Moral und Geſchichte an der Ritterakademie in Dresden, 1803 als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Leipzig angeſtellt, noch in demſelben Jahre aber als Lehrer des Natur- und Völkerrechtes nach Wittenberg verſetzt, wo er 1808 Schröckh's Nachfolger als Lehrer der Geſchichte wurde. Im J. 1815 kam er als Profeſſor der Geſchichte und Statiſtik nach Leipzig und erhielt 1820 das Lehramt der Politik und Staatswiſſenſchaft. Von ſeinen ſehr zahlreichen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen erfreuen ſich mehrere einer weit verbreiteten Anerkennung.

⁂ Von den 101 Kompoſitionen, welche die berühmteſten Komponiſten in Paris zu Gunſten des Muſikverlegers Pacini herausgeben, iſt jetzt die erſte Lieferung erſchienen. Sie enthält den »Herbſt« von de Lamartine, komponirt von Niedermeyer, eine Arie von Cherubini, und Cinq-Mars, eine Romanze von Panſeron.

⁂ Abyſſiniſche Bardinnen. — Der erſte Band der eben erſchienenen Reiſe von Combes und Tamiſier berichtet über die abyſſiniſchen Frauen u. a. Folgendes: »der Hauptzweck der Courtiſanen, welche das Gefolge eines Fürſten ſchmücken, iſt, die Verwaltung eines Dorfes oder einer Provinz von ihm zu erhalten, und wenn ſie dies erreicht, iſt ihr Ehrgeiz befriedigt. Vergangenheit und Gegenwart bezeugen, daß dieſe Frauen nicht unvermögend ſind, die Zügel der Regierung zu führen« ...

»Es gibt aber in jener Gegend noch Frauen, deren Rolle etwas Edles und Schönes hat; es ſind jene, welche, die Gefahren des Krieges nicht ſcheuend, ſich unter die Kämpfer miſchen, und ſie nicht nur durch ihre Worte und Geſänge, ſondern ſelbſt durch ihr Beiſpiel ermuthigen. Keine That entgeht ihrem durchdringenden Blick; der Feigling ſucht vergeblich, ihrer Gegenwart zu entfliehen; im ſtärkſten Gewühle des Kampfes kommen ſie herbei, der Tapferkeit der unerſchrockenſten Krieger Beifall zuzujauchzen. Iſt der Kampf zu Ende, dann begeben ſie ſich in das Zelt des Anführers, brandmarken in ihren improviſirten aber kraftvollen Liedern das Benehmen derer, welche dem Anlauf der Feinde nicht [illegible]zuhalten gewagt, und ſtimmen Preisgeſänge an, um den Ruhm der tapferen Streiter zu feiern. Das ganze Heer hat eine Art Ehrfurcht vor dieſen muthigen Frauen, und alle fürchten eben ſo ſehr ihren Tadel, als ſie eiferſüchtig auf ihre Belobung ſind. Der Einfluß, den ſie auf die Truppen üben, iſt ungefähr derſelbe, den die Frauen des Mittelalters auf unſere Ritter hatten, nur mit dem Unterſchiede, daß jene ſich weit größeren Gefahren ausſetzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 60. 1838.

Phönix.

Samstag, 10. März.

Der Blumenvater.

(Fortſetzung.)

Der anmuthige Hügel (oder vielmehr die mäßige Bergerhebung vor der ſchöngebauten Katharinenvorſtadt) trägt auf ſeiner Spitze eine geräumige, ſonnenhelle, reinliche und freundliche Kapelle, der heiligen Katharina geweiht. Wie die Vorſtadt, die Straße, die Kapelle, ſo hat der Berg ſeinen Namen von dieſer berühmten Heiligen, er heißt der Katharinenberg. Die nördliche Seite deſſelben nehmen ſchöne Obſtpflanzungen ein, die der reich dotirten Kapelle eigenthümlich gehören, die ſüdlichere ſanfte Abdachung iſt in ſchöne Gärten abgetheilt, aus deren oberer Partie man die ſchönſte Ausſicht auf die ganze tiefer liegende Stadt, auf die weite, ziemlich flache, mit Dörfern, Höfen, Hainen und Hügeln beſäete Umgegend, durch welche ein majeſtätiſcher Fluß ſeine ſchiffbaren Bogen zieht, und auf das in der Ferne dunkelblau auftauchende Gebirge genießt. Hinter ſich hat man die Kapelle und die Landſtraße, welche die Gärten von der Baumpflanzung trennt, und auf der es nie leer wird, vor ſich das Grün der Obſtbäume und Weinſtöcke, des Raſens und der Blumen, unten ein grünes anmuthiges Thal, in welchem der Friedhof der Stadt ſich ausbreitet und über das Alles hinaus den Blick in die Ferne.

Der ſchönſte und größte dieſer Gärten gehörte einem alten Obriſten von **Scharfenſtein**, einem faſt achtzigjährigen, aber ſehr muntern und rüſtigen Greis. Er war eine jener ſeltſamen Naturen, die das Leben nicht aus ſich herausleben, wie die meiſten Menſchen thun. Dieſe gleichen einem Licht, das all ſeine Strahlen nach außen ſendet und all ſeine Lebenskraft verzehrt, um nur zu ſtrahlen — zu prahlen, zu vergeuden, Alles brillant zu beleuchten und ſich dadurch genießbar zu machen. Der alte Scharfenſtein war kein Brillantfeuermenſch. Er trug auch ein Licht in ſich, oder vielmehr ein Leuchtendes, das war aber ein Talisman, ein Edelſtein, der ſeine Lebenskraft von außen empfängt und ſtatt auszugeben, einnimmt. In dieſem ſtillen, heitern Licht verklärte ſich das Alter dieſes ſehr würdigen Greiſes. Die angedeutete Eigenthümlichkeit ſeiner Gemüthswelt war es vielleicht, die ihn vor der Hinfälligkeit der höheren Lebensjahre bewahrt hatte, es ſchien, als hätten die Launen und Schwächen des Alters kein Recht an ihn, deſſen Auge ſtets Freude lächelte, auf deſſen einnehmenden Zügen Friede und Freundlichkeit ruheten, deſſen aufrechter, raſcher Gang an einen rüſtigen Mann erinnerte.

Am höchſten Punkt des Gartens hatte ſich der Obriſt einen kleinen aber ſchönen Pavillon erbaut. Parterre ein offener Salon dem Thale zugekehrt, oben ein Altan, der um das Häuschen herumlief und von den Säulen und Geländern unten Wein- und Epheuranken empfing, daneben rechts ein niedliches Gewächshaus, links ein ganz in derſelben Form erbautes Bienenhaus, beide Flügel des Gartenhauſes. Es war alles ſehr bequem und elegant, keineswegs aber prächtig eingerichtet. Sowohl der Salon und der Raum vor demſelben, als auch der Altan waren mit Topfblumen aller Art beſetzt; im Gewächshaus fand man die ſeltenſten und ſchönſten Blumen wärmerer Himmelsſtriche, der Garten ſelbſt war nur ein Blumenfeld. Die Hecken und Zäune beſtanden aus Roſen, Holder- und Jasmingebüſch, ganze große Beete waren mit Hunderten verſchiedener Roſenſorten bepflanzt, man ſah Strecken mit Levkoyen, Lilien, Narciſſen, Geranien, Reſeden, ſtolze Sonnenblumen und das beſcheidene Veilchen. Es gab keine vaterländiſche Blume, die nicht in dem großen, ſonnigen Berggarten ihr Plätzchen gehabt hätte und liebevoll gepflegt worden wäre. Das Auge weilte entzückt auf dieſer bunten, duftenden Flur, die zarten gebrechlichen Blumenkinder hatten hier eine ſchützende Heimath gefunden. Vom früheſten Morgen bis zur Abendſtunde ging der Beſitzer des Gartens auf und ab und wartete ſeiner Blumen mit ſtill verklärtem Blick. Oft neigte er ſich zu der einen oder andern hinab und flüſterte ihr einige Schmeichelworte zu, oder liebkoſete ihr, und die bunten holden Frühlingskinder ſchienen ihn zu verſtehen und wiegten die kleinen Häupter auf den ſchwanken Stengeln wie fröhlich und beglückt über die liebevolle Anerkennung ihres Freundes und Pflegers. Wenn nun der Abend nahte, nahm der alte Mann einen zierlich geflochtenen Korb zur Hand und ſchritt muſternd durch die Beete, mit dem ſcharfen Gartenmeſſer die ausgewählten Blumen vom Stocke trennend und im Korbe ſammelnd. War der Korb voll, dann band er mit Baſtfäden Sträußchen, und wanderte endlich, den Korb im Arme tragend, langſam der Stadt zu.

Auf dem Plane zwiſchen dem Thor und der Vorſtadt warteten ſeiner jedesmal einige Dutzend kleiner Mädchen im Alter vom vierten bis zum zehnten Jahre, meiſt Bürgerskinder, doch auch untermiſcht mit den Töchtern einiger höher Angeſtellten, die es noch für keine Schande hielten, ihre Kinder mit denen minderer Stände ſpielen zu laſſen. Meiſt verfehlt man in jetziger Zeit nicht, die reinen, unſchuldigen Gemüther der Kinder von ſogenannter Geburt oder wohl gar von Geblüt früh ſchon mit jenem faulenden Wuſt der Vornehmheit zu vergiften, der das ſpätere Leben zu einem zierlichen, ſteifen franzöſiſchen Garten **à la Louis XIV.** umwandelt. Aber man hört ja wieder allgemein die Gartenſcheere des menſchlichen Geiſtes, als das ächte und einzig wahre Kulturinſtrument erheben und preiſen, das da Ordnung zu erhalten vermöge, und man ſieht ſich erſtaunlich glücklich, in der dreſſirten Natur zu verweilen. Es gehört zum guten Ton, vornehm zu ſein, oder ſich wenigſtens vornehm zu ſtellen; man muß in jene Schule gegangen ſein, in jene würdige Lebensſchule, auf welche Göthe's Worte ſo gut paſſen:

»Es iſt ein gar beſchränkter Raum;
Man ſieht nichts Grünes, keinen Baum.«

wo das **collegium logicum** der feinen Weltbildung gelehrt wird,

»Da wird der Geiſt euch wohl dreſſirt,
In ſpaniſche Stiefeln eingeſchnürt.«

Immerhin mögen die ſich gar glücklich fühlen, denen die Dreſſur zur Natur geworden iſt, an ihnen iſt nichts mehr zu bedauern, wenn ſie aber den Himmel aus der Bruſt ihrer Kinder ſtehlen, den jungen, reinen Gott darin ermorden, wenn ſie die freche Hand an die heilige Welt legen, um ſie, die ſie mit Andacht erfüllen ſollte, zu beſudeln und mit all dem profanen Wuſt ihrer gemeinen Vornehmheit zu überladen, ſo ſind ſie Gottesläſterer, Tempelſchänder, die an das Crucifix eine Karrikatur heften und den Kelch des Altars zum Küchengeſchirr entweihen. Der Genius der Menſchheit aber weint eine blutige Thräne über den geſtohlenen Jugendhimmel, über die vergiftete Unſchuld. Kann man denn einem Menſchen etwas Schöneres und Werthvolleres rauben, als ſeine Jugend? Kann man eine größere Sünde begehen, als ihm durch Dampf und Nebel die Sterne verhüllen, die noch rein und ſüß in ſeine Bruſt leuchten? O und nun vollends ſolche Todſünde, ſolchen Kirchenraub am Herzen des eignen Kindes! Ihr bedauernswerthen Engel werdet allzufrüh um das Paradies betrogen. —

Sobald der Obriſt ſich an der Ecke zeigte, ſtürmte die ganze Kinderſchaar mit jubelndem Geſchrei auf ihn los: „Guten Abend, Blumenvater! Lieber Blumenvater! Guter Blumenvater! Haſt Du uns Blumen mitgebracht?“ Und alle ſtanden ſie um ihn herum, größere und kleinere, und ſtreckten ihre niedlichen Händchen nach dem alten Herrn aus, der noch einmal ſo ſelig lächelte, und wendeten ihm ihre heitern freude- und erwartungsvoll ſtrahlenden reinen Augenſterne zu, aus denen ſein inneres Licht ſüße Labe und Stärkung zu ſaugen ſchien, Frieden, Unſchuld, Heiterkeit. Nun theilte er koſend ſeine Sträuße aus; aber jede Empfängerin mußte ihm Rede ſtehen: „Linchen, haſt Du heute der Mutter gehorcht? — Babette, wie hat's in der Schule gegangen? — Leonore, Du biſt wieder allzu wild über die Straße gelaufen. — Ich glaube gar, Marie, Du haſt Dich wieder mit Buben herumgebalgt.“ — Und keine der kleinen Verhörten wagte dem geliebten Blumenvater eine Unwahrheit zu ſagen, jede geſtand ihre Fehler und erhielt nach Beſchaffenheit derſelben eine weniger reiche und ſchöne Blumengabe, mit dem Verſprechen, bei Beſſerung auch beſſer bedacht zu werden. Liebevolle Ermahnungen und Belehrungen waren die gehaltreiche Zugabe des ſinnigen Blumengeſchenks. Dann nahmen ihm die Aelteſten den leeren Korb ab, Andere drängten ſich, einen Finger ſeiner Hand zu erhaſchen, und waren, wenn ihnen wieder andre zuvorgekommen waren, zufrieden und glücklich einen Zipfel ſeines Rockes erfaſſen zu können, und ſo begleiteten ſie ihn, plaudernd und lärmend, ſelig vor Freude, bis an die Thüre ſeines Hauſes. Dort reichte ihm jedes der kleinen holden Geſchöpfe die Hand zum Dank und Abſchied, und wünſchte ihm eine gute Nacht. Es war eine ganz beſondere Auszeichnung, wenn ihn die Eine oder die Andere in's Haus begleiten durfte, und nur die Geſitteſten, Fleißigſten und Sanfteſten konnten darauf Anſpruch machen. Wer aber das beſte Lob von Eltern und Lehrern aufzuweiſen hatte, erhielt an gewiſſen Tagen auch Zutritt im Garten, und durfte, nach eingeholter Erlaubniß der Eltern, mit dem Blumenvater im Pavillon ſpeiſen. Dies war ein hoher Grad von Gunſt, den der alte Herr ertheilte; der höchſte waren Geſchenke von Kleidern, Hüten, Umſchlagtüchern, Schürzen, welche die beſten ſeiner Blumenkunden im Herbſt, wenn alle Blumen abgeblüht waren, bei Gelegenheit eines kleinen Feſtes erhielten, wozu er Alle einlud.

(Fortſetzung folgt.)

E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.

(Fortſetzung.)

Donna Anna beginnt ihr Recitativ mit höchſter Mittelmäßigkeit vorzutragen. Keiner im Orcheſter gibt auf das Zeichen zum Eintreten Achtung, die erſte und öfters die zweite Violine ſchlagen vor, die andern haben dann verſäumt, und ſuchen durch ſchnelleres Tempo den vorſchlagenden Inſtrumenten nachzukommen. — Ich bitte um Aufmerkſamkeit. — Das Recitativ beginnt von Neuem. Keine Möglichkeit des Zuſammenhaltens des Quartetts. — In Strömen fließt das Waſſer von meinem Körper, — ich beginne von Neuem, ſage der Donna Anna einige empfindliche Worte über ihre Unachtſamkeit, ſie opponirt, und nach einer noch heftigeren Anſtrengung ging die Sache mit Erbärmlichkeit von allen Seiten durch. — Man kicherte und freute ſich hinter den Pulten, und an dem Pulte der zweiten Violine machte ich ſchon früher die Bemerkung, wie man ſich abſichtlich bemühe, ſchlecht zu ſpielen.

Die Arie der Donna Anna begann. Da brauſten die Bäſſe und Violinen im Sturm einher, die Blasinſtrumente bließen Allarm, die Hörner ſollten — ſo ſchien es — gerade geblaſen werden! Umſonſt ſuche ich die Gewaltigtönenden und Muſizirenden zu mehr Piano zu bewegen. Gott bewahre! ärger wird das Gekratze und Gerudel, — und der Donna Anna koloſſale Stimme, die eher den Thurm von Jericho umgeſungen hätte, verlor ſich in dieſer rohen Tonmaſſe als ein kleines Kindergeſchrei. — Dieſe Nummer war durch! — ich hätte ſie um keinen Preis mehr wiederholt; denn meine Ohren waren ſo mitgenommen, daß ich verzweifelte ferner etwas zu hören.

Das Terzett Nr. 3 beginnt. Ich ermahne nochmals zu leiſeter Begleitung. Die erſten Takte waren leidlich; allein je länger das Stück ſpielte, je ſtärker und unregelmäßiger wurde der Takt. Ich kochte vor innerer Wuth und in dieſer Aufregung ſchweiften meine Augen blitzesſchnell durch alle Räume des Orcheſters. Da entdecke ich mit einem Male, daß ſich Mehrere von beiden Seiten nickend zuwinken, — ſo die Clarinettenſpieler den Fagottiſten und Horniſten. Mir ſchwoll die Fauſt unwillkührlich an, und der Taktſtock in meiner Hand wurde mir in dieſem Augenblicke phantaſtiſch zum Eſelskinnbacken, — ich zitterte vor Bosheit und nur der ganz gleichgültige kalte Blick und Wink des Theater-Direktors von der Bühne herab hielt mich noch im Zügel.

Die nächſte Nummer kömmt. Clarinettiſten, Fagottiſten und Horniſten fehlen. Ich beginne von Neuem. Mein Auge ſtreift dieſe 3 Parthieen: Da ſehen die Horniſten ſchelmiſch unter ihrem Pult nach mir, um mir bemerkbar zu machen, daß ſie gar nicht mitwirken.

„Meine Herren," — hebe ich an, — „ich ſehe nunmehr vollkommen ein, daß ich unter Ihnen verrathen und verkauft bin, ich hätte nimmer geglaubt, daß Ihr ſo höchſt mittelmäßiges Orcheſter, das ſo vieler Nachhülfe bedarf, auch noch die Malice beſitzen würde, abſichtlich und komplottmäßig zu fehlen. Machen Sie mich nicht toll, ſonſt könnte ich Repreſſalien gebrauchen, und wir ſäßen nach Nachts 12 Uhr hier!"

„Das wollen wir ſehen!" ließ ſich eine unbekannte Stimme aus dem Boden des Orcheſters vernehmen; — mir ſchien ſie jener Geiſt aus Hoffmanns Elixiren des Teufels zu ſein, — und ich ſchwieg. — Der Clarinettiſt ſchraubte, mir nichts, dir nichts, ſein Inſtrument auseinander und ging nach meinem und dem vom Unternehmer bei der Zampa-Probe ſchon gegen ihn ausgeſprochenen Wunſch — zum Teufel! — nein! in einen Winkel, eine Erfriſchung aus der Taſche holend.

Weiter ſchweifte mein Auge nach einem andern dunkeln Winkel. An die Loge gelehnt, gleich zwei Strauchdieben, ſaßen die beiden Fagottiſten, die ihre Blicke ſtarr auf ihre Stimme hefteten; es war jener Blick eines loſen ungezogenen Jungen, der einen böſen Streich verübt hat, indem ſein Erzieher ihn zur Rechenſchaft auffordert. Ich hätte den Erſten folgendermaßen anreden mögen:

> „Mein verehrter erſter Fagottiſt! Sie heißen Tod! Wahrlich es wäre gut, wenn Sie für Ihr Fagott die Senſe nähmen. Laſſen Sie Ihre Malicen, ich rathe es Ihnen!"

und da ich einmal im Zuge geweſen wäre, den verlorenen Poſten hinter mir:

> „Invalider Muſikdirektor aus dem Bauernkriege! Euer letzter Troſt blieb das Violoncello, welches Ihr 20 bis 30 Jahre zur Ehre der Muſik geſpielt habt; allein die Zeiten haben ſich geändert: das Violoncello ſpielt Euch jetzt, und Ihr ſeid nur noch auf das ordinäre Inſtrument — Intrigue genannt — verwieſen. Dies Inſtrument kann auch bei Altersſchwäche trefflich geſpielt werden, und Ihr ſpielt es wahrlich gut, alter Flausrock!"

Alles dies dachte ich nur bei mir, ſprach jedoch nichts deſto weniger einige gewichtige, derbe Worte.

Das Murmeln begann von allen Seiten. Die zweite Violine erhob ſich, und ein Männchen mit einer höchſtmodernen Perücke heulte mir zu: „Wir haben niemals mehr als eine Probe von Don Juan gehabt, warum wollen Sie Veränderungen und Neuerungen machen? Wozu dieſe Vorprobe? Wir ſind nicht da, um uns 4—5 Stunden ſchinden zu laſſen!"

Mittlerweile war es auf der linken Blas-Seite ruhig geworden. Der Clarinettiſt hatte ſein Inſtrument wieder ineinander geſchraubt, und erwartete, da er ſich leiblich geſtärkt, ruhiger die Zukunft.

Es beginnt das Quartett. Wir ſind kaum 20 Takte hinein, als die zweite Violine ruft: „Wir ſehen den Takt nicht!“ Ich klopfe laut zum Stillſchweigen. Die Fagotte aber ſpielen und blaſen fort, als hätten ſie das Zeichen nicht gehört. — „Wir ſehen den Takt nicht,“ wiederholen in ſich hineinmurmelnd ärgerlich die zweiten Violinen.

„Wie wollen Sie, daß ich taktire, meine Herren?“ erwiederte ich. „Belieben Sie vielleicht eine Hopfenſtange? — oder das Violinbogen-Kommando? — Nur Geduld, das kann Ihnen, unter ſolchen Umſtänden, bald wieder werden — —“

„Was verlieren wir die Zeit mit dem Geſchwätz!“ ſchrie aufſpringend ein kleiner rhachytiſch gebauter Mann, der Flötiſt und Konzertmeiſter des Orcheſters, „beginnen wir, wir können uns nicht alle mein Lebtage hierher ſetzen, und zudem, wenn Alle dirigiren wollen, brauchen wir überhaupt keinen Direktor!“ — Der Kleine warf ſich noch einigemal auf ſeiner Bank umher, und gab ſeinem Nebenmanne einige Rippenſtöße. Ich klopfte, um auf's Neue zu beginnen.

Wir waren am Finale des erſten Aktes. — Der kleine eifrige Flötiſt, durch den Geiſt ſeiner Rede und, weil mehrere aus dem Orcheſter ihm vielleicht über ſeine Heftigkeit etwelche Geſichter geſchnitten hatten — denn das verträgt kein Kamerad — etwas exaltirt, glaubte in der Execuтirung des Stückes, die Pauken müßten eintreten. Wie ein Blitz war er mit einem Fuße auf ſeiner Bank, vergaß die nützlichen Worte, die er ſo eben zum Lobe eines Direktors geſprochen, und gab eigenmächtig den Pauken das Zeichen zum Anſchlagen.

„Die Pauken!“ ſchrie er, — „rrrrrrrrrr!! — rrrrr — rrr — r —“ und da er als Nächſter meines linken Flügels agirte, hatte er mich faſt in ſeiner Paukenbegeiſterung von meinem Tritte heruntergewirbelt. Ich mußte über dieſen poſſirlichen Figuranten, trotz meiner Verſtimmung, ſelbſt lächeln.

Jetzt fehlte Donna Anna in ihrer Parthie abermals, und ich bin eben im Begriffe ihr einzuhelfen, als ich ihre Stimme mit Accent von der erſten Flöte blaſen höre. Ich ſehe mich um, der kleine Dämon hat ſich ſo hoch als möglich erhoben, und bläſt, — in blindem, doch wohl gut gemeintem Eifer — fort und fort. Ihre Blicke wechſeln mit einander, und ich erkannte ein ſchönes, großartiges Verhältniß beider, die in Leben und Tod, Proben und Vorſtellungen, ſich Treue geſchworen hatten! Ein dankbarer, zärtlicher Blick belohnte den Flöten- und Ohrenbläſer; allein durch dieſes Einhelfen hatte der Kleine ſeine eigene Stimme verloren, und er mußte nun, auf Koſten der Singparthie, ſeine ungeblaſen laſſen, was ihn übrigens wenig kümmerte; — für eine Welt galt ihm der zärtliche Blick ſeiner Dulcinea Donna Anna! —

Der Mittelſatz begann, nachdem der Vorderſatz ſchlecht durchgegangen war. Doch, — was Mittelſatz! — ich war froh, daß er durch war, und dirigirte nur noch als ein Muſikdirektor-Schatten, der froh iſt, wenn er zur ewigen Ruhe übergeſchifft wird.

Mein Blut war übrigens ſo in Gährung gebracht, daß ich, bei längerer Oppoſition von Seiten dieſes merkwürdigen Orcheſters, mich leicht hätte vergehen können.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ *La femme du progrès ou l'émancipation* von der Baroneſſe de Carlowitz in 2 Bänden, ſollte am 25. Februar erſcheinen.

⁂ Zu Gunſten der ſchwarzen Lehrlinge in Weſtindien iſt in der Mitte d. M. der Königin von England eine von 449,000 Engländerinnen unterzeichnete Adreſſe überreicht worden. (V. St.)

⁂ Der öſtreichiſche Muſenalmanach für 1839 wird nicht mehr von Braunthal, ſondern von A. Schumacher herausgegeben werden.

⁂ Zwiſchen Homöopathen und Allopathen iſt in Brüſſel ein heftiger Krieg ausgebrochen; die katholiſche Univerſität von Löwen hat für, die *université libre* von Brüſſel gegen die Homöopathie Parthei ergriffen.

⁂ Dem berühmten ruſſiſchen Fabeldichter Iwan Andreïwitſch Kryloff zu Petersburg wurde am 14. Febr., ſeinem 70. Geburtstage, ein glänzendes Feſt gegeben, und im Namen des Kaiſers der Stern des Stanislausordens überreicht.

⁂ Unter dem Titel *Agonie du genre humain* hat Hr. Bouchon ein verzweiflungsvolles Bild der gegenwärtigen Zeit entworfen, und mit dem Aufruf an Juden, Proteſtanten und Heiden geſchloſſen, ſich zum Katholizismus, als der einzigen Heilquelle hinzuwenden, aus welcher das hinſterbende Menſchengeſchlecht wieder zum Leben gebracht werden könne. —

⁂ Baron Aldo von Katte befindet ſich gegenwärtig in Kahira, wo er damit beſchäftigt iſt, die Beſchreibung ſeiner Reiſe in Habeſch zum Drucke vorzubereiten. Dieſes Werk verſpricht beſonders der Geographie, Statiſtik und Naturgeſchichte eine reiche Ausbeute neuer und intereſſanter Beobachtungen über ein wenig bekanntes Land.

⁂ Auf der Berliner Bühne kamen im Verlauf des vor. Jahres 3 neue Opern, 8 Trauerſpiele, 1 Schauſpiel, 8 Dramen und 20 Luſtſpiele zur Aufführung.

⁂ Seit vielen Jahren zum Erſtenmale hat der Fürſt von Talleyrand in der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften eine Rede über den jüngſt verſtorbenen Grafen Reinhard gehalten. Die Neugierde, den berühmten Diplomaten zu hören und zu ſehen, zeigte ſich in dem allgemeinen Zudrange.

⁂ Die diesjährige Pariſer Kunſtausſtellung zeigt ſich minder reichhaltig als die vorjährige. Die Namen: Ary Scheffer, Ingres, H. Vernet, Delaroche, Alexander Heſſe, Gigoux, Eugen Iſabey, Ed. Bertin, Decamps, Lehmann u. ſ. f., ſo wie David in der Bildhauerei fehlen. Bracaſſat iſt als Thiermaler vortrefflich. Die Portraits zeigen ſich in Ueberfluß, Winterhalter hat das Schönſte geliefert. Daniel in der Löwengrube von Ziegler findet Beifall. Biard, der Meiſter im Komiſchen, hat eine indiſche Wittwe auf den Scheiterhaufen ſteigend, mit Effekt bearbeitet. — Das ſpaniſche Muſeum iſt ein getreues Bild der ſpaniſchen Vorzeit. In ſo fern iſt es für den Geſchichtsforſcher und Beobachter intereſſant.

⁂ Georges Sand iſt aus der Provinz in Paris angelangt und wird vor dem Monat Juni zwei Bände herausgeben.

⁂ Ein großer Theil der höheren Pariſer Geſellſchaft wird zur Krönung der jungen Königin von England nach London reiſen.

⁂ Das Requiem von Berlioz iſt ſo eben im Muſikhandel erſchienen.

⁂ In Paris ſcheint es unter den jungen Leuten wieder Mode zu werden, bei Abendfeſten mit gepuderten Haaren zu erſcheinen. Als ob es nicht ſchon genug Perücken gäbe!

⁂ Die Gemälde Raphael's, welche ſich im Winterpalaſt zu Petersburg befanden, ſind dem Vernehmen nach ein Opfer der Flammen geworden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 61. 1838.

Phönix.

Montag, 12. März.

Reliquien

von

Karl Ludwig von Knebel,

aus K. A. Böttiger's Nachlaſſe
mitgetheilt von

K. W. Böttiger.

Die drei von Varnhagen von Enſe und Theod. Mundt herausgegebenen Bände von K. L. v. Knebels literariſchem Nachlaſſe und Briefwechſel (Leipzig bei Reichenbach 1835. 36.) haben mich durch viele der dort geſchilderten Perſonen und Zuſtände lebhaft an meine theilweiſe in Weimar verlebte frühere Jugend erinnert. Es iſt eine gar heitere Mitgabe in ſpäteren nicht immer erfreulichen Jahren, aus den frohen Kindertagen die Bilder von Männern mit hinwegzunehmen, welche damals und heute noch zu den erſten literariſchen Notabilitäten Deutſchlands gezählt wurden und werden. Was unter jenen Herren ſelbſt vorging, ob eben Regen oder Sonnenſchein unter ihnen war, berührte den Knaben nicht, und oft turnte dieſer ganz friſch mit Bohnenſtangen in Herder's Garten, während in den Studirſtuben der Generalſuperintendentur und des Schuldirektors allerhand verdrüßlich ſchwüle Wetter waren. Ich that mir etwas darauf zu gut, daß mein Vater Schulrector und Oberconſiſtorialrath war, und beſinne mich noch, wie mich's kränkte, ausgelacht zu werden, als mich Fr. von Stein im Park heranrief, nachdem ſie meinem wilden Treiben eine Weile mit zugeſehen hatte, und auf die Frage: „Wer biſt Du denn, mein Söhnchen?“ ich ihr keck antwortete: „Ich bin der kleine Oberconſiſtorialrath Böttiger!“ *)

Von jener Zeit her iſt mir noch in heiterer Erinnerung, wie dieſer kleine Oberconſiſtorialrath mit dem wirklichen in Knebels Garten (er lag zwiſchen inne vor den Thoren, welche nach dem Belvedere und nach Erfurt führen) einmal einſprachen, und im Hauſe am Ende des Gartens der freundliche Mann mit dem ſchwarzen Mützchen dem Vater geſchnittene Steine u. dgl. zeigte, mir aber bald abmerkte, daß die Stachel- und Himbeeren mich weit mehr als alle Cameen und Intaglien intereſſirten.

Dieſen Garten habe ich in meiner biographiſchen Skizze Böttiger's (Leipzig bei Brockhaus 1836, S. 50) einen klaſſiſchen Garten nennen zu dürfen geglaubt, und ich will, ehe ich zum Hauptgegenſtand ſelbſt komme, eine Stelle aus einem noch ungedruckten Briefe Knebel's (von Ilmenau, 28. Dezember 1801) zur Rechtfertigung mittheilen:

„Sie vortrefflicher Freund! daß Sie meinen ehemaligen Garten gekauft haben! Nun lebe auch ich wieder zum Theil darinnen. Das macht mir keine kleine Freude. Zwar ſcheint es, daß Sie ſich die Freundſchaft etwas theuer haben koſten laſſen, aber in Weimar, däucht mich, iſt ein ſolcher Beſitz unentbehrlich. Mir hat er beinahe die einzige Reſſource des Lebens da gelaſſen, und meinen Properz erzeugt und gebildet; aber eine weit höhere Fama erleuchtet ihn durch Wieland's Oberon, der beinahe ganz daſelbſt entſtanden und zur Reife gekommen iſt.[*]) So beſitzen Sie dieſen klaſſiſchen Boden, und mögen viele Freuden da genießen und ihn noch mehr verherrlichen. Ich habe Freundſchaft für jede Scholle und Ecke, die darinnen iſt, nun auf's neue durch Sie." — (So erkundigt ſich Knebel auch in einem andern Briefe, ob die beiden von ihm geſetzten Nußbäume noch vorhanden wären.)

---

*) Um den Wagehals, dem keine Mauer zu hoch und kein Graben daneben zu tief war, den ein Kamerad ſogar unter die daher raſſelnde Karoſſe des Herzogs legte, und der mit einem vom Weltumſegler Forſter herrührenden indianiſchen Pfeil einen Jungen verwundete, der dann nur durch ein Stück von meiner Mutter ihm geſchenkten Kuchen begütigt werden konnte, etwas an's Sitzen zu gewöhnen, mußte ich beim Nachbar gegenüber, Silber, Buchbinderei treiben, wo ich denn beim Beſchneiden manchen Autor trotz einem [illegible] verſtümmelte. Einen Plinius habe ich aber ganz zu Stande gebracht.

Unter den von Varnhagen und Mundt mitgetheilten Briefen Knebel's an Böttiger (lit. Nachlaß III. 65) iſt auch einer vom 3. Febr. 1803, in welchem Knebel dem letzteren einen Aufſatz über die deutſche Literatur en brouillon mittheilt, damit ihn Böttiger der damals in Weimar anweſenden Fr. v. Staël,[**]) die einen ſolchen von Knebel gewünſcht hatte, vorlegen, doch ihn dabei nicht compromittiren ſollte. Es ſeien nur fragmentariſche Gedanken ohne gehörige Ordnung und Verbindung, der Gegenſtand ſei nicht erſchöpft, und das Urtheil über Philoſophie ganz weggelaſſen. Böttiger bemerkt in der Note unter dem Briefe, daß dieſe Handſchrift in den Händen der Frau von Staël geblieben ſei; allein ſie hat ſich, freilich in einem ganz andern Faſcikel ſeiner hinterlaſſenen Briefe und Schriften glücklich vorgefunden, und eignet ſich, da ſie doch den Herren Herausgebern von Knebel's Nachlaſſe jetzt jedenfalls zu ſpät käme, gewiß auch hier zur Mittheilung, daher ſie in Knebel's eigener Handſchrift zu dieſem Zwecke beigelegt wird.

Dieſer Aufſatz iſt nun nicht allein bei der Frau von Staël, ſondern auch bei Hofe vorgeleſen worden, und darauf bezieht ſich, was Knebel am 16. Febr. 1804 an Böttiger ſchreibt: „Ich habe gegen Herder's durchaus keine Indiscretion über Sie begangen. Ich habe die Sachen nur ein wenig zurecht gelegt, um die fatalen Mißverſtändniſſe aus dem Wege zu räumen, die ewig das Blut zur Galle machen — und ich hoffe, einigermaßen zum Zwecke gekommen zu ſein."

„Aber Ihnen, lieber Freund, dürfte ich wohl eine kleine Indiscretion vorwerfen! Ich habe Ihnen letzthin den kleinen Aufſatz blos nur als eine partielle Confeſſion, zum Theil für Frau von Stael, zugeſchickt. Er war, wie Sie wohl ſehen, in Eile geſchrieben, und gar nicht dazu beſtimmt, am Hofe vorgeleſen zu werden. Wenn nun was Uebels daraus kommt, ſo fällt es auf Ihre Schultern — denn einige Stellen, z. B. über die Hof-Converſationen, waren doch etwas zu anzüglich und dürften nicht gut gedeutet werden. Ich bitte Sie, halten Sie das Manuſcript zurück, und theilen Sie es Niemand mit." —

Jetzt nach mehr als 30 Jahren glauben wir uns, wenn wirklich eine Indiscretion vorgegangen war und Knebel ſich nicht blos durch dieſen Vorwurf gegen Andere decken wollte, keinen ähnlichen durch Veröffentlichung ſchuldig zu machen. Auch erklärte Knebel ſelbſt: „daß er ſo ziemlich ſeiner Rede ſtehen wolle." Wie viel nun auch ſeit jener Zeit ſich geändert haben mag, ſo bleibt doch immer jener Aufſatz als die, wenn auch mitunter einſeitige Aeuſſerung eines denkenden und gewiß geiſtreichen Mannes, vielleicht auch eben um ihres Abſtandes von jetzigen Anſichten merkwürdig.

Ilmenau, den 30. Januar 1804.

Ihre Bitte, lieber Freund, wird mir etwas ſchwer zu erfüllen. Erſtlich erinnere ich mich gar nicht, was ich ehemals über das Werk der Fr. v. Staël De la litérature etc. geſagt, als daß ich es mit großem Vergnügen durchleſen habe; zweitens iſt dieſer Gegenſtand von ſo mannigfaltiger Anſicht und Bemerkung, daß man darüber ein Buch, und zwar ein viel weitläuftigeres, wenn gleich kein ſo vortreffliches als Madame de Stael, ſchreiben könnte.

Ich habe indeſſen das Buch wieder aufgeſchlagen, und beſonders was den Artikel de la litérature allemande betrifft. Ich will dieſen Artikel, der, bei der geringen Bekanntſchaft, welche die Verfaſſerin mit unſerer Litteratur haben konnte, mit bewundernswürdiger Richtigkeit und Schärfe des Geiſtes abgefaßt iſt, zur Grundlage machen, um einiges, wie es mir kommt, über unſere Schriftſteller und Litteratur zu ſagen.

Die teutſche Litteratur, worunter ich eigentlich die ſchönen Wiſſenſchaften verſtehe, kann nicht wohl mit einer andern des kultivirten Europa verglichen werden. Singen und Verſe machen gehört für alle Völker; aber die Gaben der Wohlredenheit und Dichtkunſt durch öffentlichen Antheil oder Beifall zu einer Kunſt zu erheben, dazu ſind wohl nirgends die Anſtalten ſchlechter geweſen, als in Teutſchland. Ich will nicht auf die ganz alten Zeiten zurück gehen, wo es vielleicht in dieſem Punkte beſſer ausgeſehen hat. Aber ſo viel iſt gewiß, daß ſeit Opiz ich mir keinen unſerer Dichter ins Gedächtniß führen kann, der, als Dichter, beſondere Vorzüge oder Belohnungen von ſeiner Nation erhalten hätte. Selbſt Klopſtock erhielt ſolche von einem fremden Könige, und zuletzt erſt durch den Markgrafen von Baden. Zwar haben wir gekrönte Poeten genug gehabt; aber dieſe waren gewöhnlich von der ſchlechteſten Sorte, nur beſtimmt die Gelegenheitsgedichte, als eine Art der Ceremonie, für den Hof zu verfertigen.

Mit der Beredſamkeit ging es, wegen der Kanzelübungen, etwas beſſer; auch erhielt ſich da noch die Sprache: aber was iſt bloße Kanzelberedſamkeit? — und ſonſt durften die Teutſchen eigentlich nicht reden.

---

[*]) Wieland war nämlich früher Beſitzer dieſes Gartens.

[**]) Sehr intereſſante Mittheilungen Böttiger's über Fr. v. Staël in Weimar, beſonders über ihre Verhältniſſe zu Wieland, Göthe, Schiller, den ſie anfangs bei Hofe wegen ſeiner Uniform für den General der Weimar'ſchen Truppen hielt, ſind für dieſe Blätter zu weitläufig, und ſollen daher in die bereits zum Drucke geordneten größeren Mittheilungen aus Böttiger's handſchriftlichem literariſchem Nachlaſſe, auf welche wir im Voraus aufmerkſam machen, aufgenommen werden.

Was noch zu jenen Zeiten galt, war nicht Geiſt und Genie — denn dieſe wurden ſogleich in Bann gethan — ſondern Gelehrſamkeit. Der Teutſche mußte gelehrt ſein, wenn er für einen Mann von Kopf paſſiren wollte. Auch waren die meiſten unſerer Dichter unmäßig gelehrt. Auſſer den alten Sprachen mußten ſie auch mehrere der neueren wiſſen, und überhaupt alles geleſen haben, was nur in das menſchliche Wiſſen einſchlägt: weil ſie nur als Gelehrte einer Art von Achtung genoſſen. Damit war es aber noch nicht genug; denn das Verſemachen u. dgl. wurde als ein leerer, unnützer Zeitverderb angeſehen, der allenfalls zum Spas gut genug wäre. Kein rechtlicher Mann befaßte ſich gern damit, und wenn es doch geſchah, ſo ſuchte oder mußte er's verheimlichen. So hat z. B. Uz in Anſpach gelebt, dem ſeine Oden und Lieder viel Verdruß gemacht haben, und ihn beinahe um's Amt gebracht hätten — bis Pabſt Benediktus XIV. ihn erſt in Rom ſeinem Landesfürſten ſelbſt bekannt machte. So hat der treffliche, liederreiche Göz, ganz unbekannt ſeinem Fürſten, Vaterlande und deſſen Miniſtern, zu Winterburg als Superintendent gelebt. Von andern ſag' ich nicht. Mehr oder weniger fand es überall ſtatt.

Alſo ein Amt mußte der Mann haben, der als Dichter doch rechtlich leben wollte: und dieſes verſah er gemeiniglich ſtrenge, theils aus eigenem Gewiſſen, theils um den Vorwurf des Dichters zu vermeiden.

Alle unſere Dichter, bis auf eine geringe Ausnahme in den neueſten Zeiten, (wovon Weimar nur die Ehre gebühret) ſind alſo nicht, wie bei anderen Nationen, bei uns als Sänger, Dichter und Begeiſterer der Nation anzuſehen, ſondern als ſtrengbeamtete Männer, von ungeheuerem Wiſſen, die nebenbei zuweilen die Schwachheit hatten, Verſe zu machen.

Man vergleicht z. B. Haller mit Pope. Man hat ſehr Unrecht, wenn es auf das ganze Talent des Mannes ankommt. Haller hat ſeine Gedichte für Jugendſünden erkannt, und darauf ſeine unſterbliche Phyſiologie und ſo viele andere Werke geſchrieben und betrieben. Pope war ganz nur in der Kultivirung ſeines dichteriſchen Talentes. So mehrere, Withoft u. a. Sie übten ihr poetiſches Talent mehr zum Privatvergnügen, als daß ſie geglaubt hätten, der Nation Ehre damit zu machen, die auch keinen ſonderlichen Antheil daran nahm.

Belege zu dieſer Geringſchätzung eines ſo ſeltenen Talentes, und der mit dieſer und ähnlichen Eigenſchaften verbundenen Kultur des Geiſtes, ſind zu hunderten in Teutſchland, und man würde müde werden ſie her zu erzählen. Man ſollte daraus faſt ſchließen, daß das Bedürfniß des Geiſtes ſelbſt bei unſerer Nation nur ſehr gering ſei.

Ein Mißgeſchick iſt dabei noch für die Litteratur unſerer Nation, daß wir nämlich nicht zeitig genug einen Schriftſteller oder Dichter (denn die erſten Schriftſteller ſind ja allezeit Dichter) von entſchiedenem Gewichte gehabt haben. Dies trägt unendlich bei, den Geiſt und Geſchmack einer Nation und Sprache zu bilden. Was wären die Engländer, wenn ſie nicht ihren Shakespear gehabt hätten? Ob ſie gleich durch die Veneration für ihre Schriftſteller die Kunſt und den Geſchmack zu Schreiben ſehr erhöhet haben.

Klopſtock iſt mit Recht als der erſte Teutſche anzuſehen, der der Sprache Kraft, Schwung und Originalität gegeben hat. Sein ächter Genius, verbunden mit einer weitläuftigen und genauen Wiſſenſchaft, und einer ungeheuren Sprachliebe, die ſogar bis ins Kleinliche verfiel, gab der teutſchen Dichtkunſt eine neue Form. Doch ihm ſchadete auch die beſchränkte Schulerziehung und Mangel an gehörigem Umgang und Welt, und band ſeinen Geiſt in enge religiöſe Vorſtellungen, die er umſonſt durch die Kraft ſeines Genies zu erweitern ſuchte. Daher gleicht leider ſeine Meſſiade, bei allen ihren Herrlichkeiten, mehr einem phantaſiereichen Gebetbuche, als einem wahren Heldengedichte. Er hat indeſſen die unerträgliche Feſſel des Reims zerſchlagen, die alten Gedanken-, Sprach- und Sylbenformen hervorgeſucht, und ſo um die teutſche Litteratur ein unendliches Verdienſt. Glücklich, wenn ihn nicht — vielleicht eine zu abgezogene Lebensart und der Mangel an einſichtsreichen Freunden, auf eine zum Theil übertriebene und falſche Originalität gebracht hätten, die oft ſeinen Schriften und Gedichten das Brauchbare und Genießbare benimmt.

Die mitfolgenden Zeiten waren reich an Geiſtern und Männern aller Art. Da aber Teutſchland kein Centrum des Geſchmacks oder des beurtheilenden Publikums hat, ſondern die Ehre der Wiſſenſchaft wenig in Betrachtung kommt, und oft der Broderwerb die hauptſächlichſte Tendenz beinahe Aller iſt, und ſein muß, ſo finden wir den Geiſt unſrer Nation mehr in Verſuchen, in einzelnen fragmentariſch abgebrochenen Stücken, in geiſt- und ſinnvollen — zuweilen aber auch ſehr excentriſchen — Proben, als in lange bereiteten und dauerhaften Werken des Geſchmacks.

Hiervon hat ſich nun freilich, zumal in dieſer letzten Zeit, einige Ausnahme gemacht.

Leſſing, der eigentlich blos als Gelehrter exiſtirte, zeigte noch zuletzt durch ein Meiſterwerk einziger Art, daß er auch fähig ſei, mit den Hohen des Olympus in Gemeinſchaft zu treten; ob er nun gleich durch die Schärfe des Geiſtes das erſetzen mußte, was ihm vielleicht vorhergehende Anſtrengungen von der Blüthe des Genies hinweggenommen hatten.

Was ſoll ich von unſerm Wieland ſagen, der, nach meiner Meinung, der vollendetſte Schriftſteller, nicht nur unſerer, ſondern aller neueren Nationen iſt. Er iſt den mühſamen, aber edlen Weg des wahren Künſtlers und Schriftſtellers gegangen, vom vollkommenen immer zum vollkommeneren, und von dem wohlbearbeiteten fruchtreichen Stamme fallen uns jetzt noch die ſüßeſten Früchte zu.

Herder hat, wie mich deucht, die Sprache der wahren Beredſamkeit bei uns zur höchſten Blüthe gebracht. Er war ein wahrer Goldmund, angefüllt mit den Schätzen aller Kenntniſſe und Weisheit, ſelbſt von einem reichen unerſchöpflichen Herzen, mit brennender Begierde weiter zu gehen. Alle Töne, alle Talente, Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ſtanden ihm zu Gebot. Er verfertigte einen Katechismus, ein Abcbuch mit eben dem Geiſte und derſelben Liebe wie die Ideen zur philoſophiſchen Geſchichte der Menſchheit. Einen menſchlichern Menſchen, wenn es auf Kenntniſſe und Wiſſenſchaften ankam, gibt es nicht. Er lieh ſich allen gerne, zur Verbeſſerung und Vollkommenheit. Er wollte Samen ausſtreuen, nicht eben erndten. Seine Werke ſind eine reiche Erndte von Kenntniſſen aller Art für die Nachwelt.

Andre verſchweig' ich; aber Goethe darf ich wohl nicht verſchweigen, deſſen Genie ſich einen eigenen Weg gebahnt hat. Er ſah bald ein, daß die Poeſie nicht in Redensarten und Formeln, ſondern in einer innern Anſchauung und Ergreifung, und einer richtigen Darſtellung der Sache ſelbſt beſtehe. Dieſe Darſtellung erforderte tiefe Gründe und Studien, wenn das übrige das Genie gibt. Sein Werther war nur ein Verſuch hierinnen; ſein Götz von Berlichingen ein größerer und bedeutenderer. Er wich von dieſer etwas rohen Manier, und ſtudirte die Griechen. Seine Iphigenie iſt ein Beweis, wie glücklich er ſie ſtudirt hat. Er ſchrieb den Taſſo, deſſen erſter Akt das glänzendſte ſeiner Poeſie iſt. Vielleicht wollte er zu ſehr und zu viel aus dem Innern eines kränklichen Gemüths entfalten, und dies verdarb an dem Intereſſe ſeines Stücks. Mehrerem zu folgen vermag ich jetzt nicht: aber es ſcheint, daß zuletzt das Intereſſe für die Formen ſeinen Geiſt allzuſehr angezogen hat, und, da er dieſes größtentheils aus den lebloſen Künſten genommen, auch ſeinen Werken etwas von Blut und natürlicher Wärme dadurch entzogen worden ſei. Er hat oft ſeine Manier verändert; ob man ihn gleich in jeder leicht wieder erkennt. Was den Gehalt ſeines Geiſtes am meiſten ausprägt, iſt ohne Zweifel ſein Fauſt. Auch treffliche Lieder und Romanzen hat er gemacht, und ſeine Elegieen ſind, wenn ich ſo ſagen darf, gewiſſermaßen das Klaſſiſchſte ſeiner Werke.

Möge es mir erlaubt ſein, als einem Teutſchen, hier auf die Vorzüge hinzudeuten, welche die deutſche Poeſie — und der Poeſie folgen doch alle übrigen Künſte — vorzüglich vor allen Neueren auszeichnen ſollten; und wohin ſie, hauptſächlich durch Klopſtock und Göthe, die Tendenz zu nehmen geſchienen. Daß ſie jetzt ſchon wieder durch ein kindiſches Lallen, und durch Ausſchweifungen und Verirrungen aller Art ſcheint in Verfall zu gerathen, bezeugt eben, wie gefährlich es für den Geſchmack ſei, kein gewiſſes Centrum des Urtheils vor ſich zu haben; wo denn jeder, der in ſich einiges Talent fühlt, nach ſeinen Anſichten, nach den Umſtänden, die ihn umgeben, ſich ſeinen eigenen Geſchmack und ſeinen eigenen Parnaß bildet.

Die Poeſie, in ihrem abſoluten Sinn genommen, iſt nicht etwa ein *langage pénible*, wie ſich Hr. v. Boufflers ausdrückt, ſondern ſie iſt die Kunſt alle Eindrücke der Seele in anſchaulichen Geſtalten hinzuſtellen. Zweierlei wird dazu erfodert, daß ein Kunſtwerk vollkommen ſei: erſtlich, daß die Anſchauung ſelbſt richtig ſei, und zweitens, daß die Darſtellung vollkommen mit ihr übereinſtimme. Nun ſind die Eindrücke der Seele unendliche; die Arten aber ihrer Darſtellung ſind begrenzt. Es kommt alſo darauf an, daß der Dichter oder Künſtler die Formen aufſuche, unter welchen ſich die Eindrücke ſeiner Seele am vollkommenſten und gefälligſten zur Anſchauung bilden. Dieſe Formen können nicht gleich ſein, ſie müſſen aber in ſich das richtigſte Ebenmaaß vollenden, und dadurch gefällig und ſchön ſein.

Dies ſind die Erforderniſſe der Poeſie überhaupt, in einem ſtrengen Sinne genommen. Sie gleicht hierin jeder anderen Kunſt, oder vielmehr die Künſte gleichen ihr; denn ſie müſſen einen Gedanken haben, der in ſeiner zierlichſten Einfalt ſich umſchließt.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Sylveſter-de-Sacy's *Exposé des doctrines des Druzes* iſt kurz vor ſeinem Tode in zwei ſtarken Octavbänden an's Licht getreten. Nach einer langen Einleitung über die muhamedaniſchen Sekten, welche auf die Entſtehung der druziſchen Religion Einfluß gehabt, folgt die Biographie des Chalifen Hakem, Stifters der Sekte, dann die Beſchreibung der druziſchen Handſchriften und endlich die Lehre ſelbſt.

*** Nachtſeite der Fußteppiche. — Die herrſchende Sitte in England und Frankreich, jedes Plätzchen in den Wohnhäuſern, wo der Fuß hintritt, mit Teppichen zu belegen, ſoll zum Theil Schuld an dem häufigen Vorkommen der Lungenſchwindſucht ſein, da die Luft in ſo belegten Zimmern von zahlloſen Haarfragmenten wimmle. —

*** Der Direktor des Genfer Penitentiariums hat dem Miniſter des Innern in Frankreich ein gedrucktes Memoire über das Penitentiarſyſtem eingereicht, welches unentgeldlich dem Publikum vertheilt wird und von einigen edlen Philantropen ausgeſtattet worden iſt. Es werden darin viele in neueren Schriften gegen das Penitentiarſyſtem enthaltene Angriffe widerlegt. Dies tüchtige Werk eines Praktikers iſt auch den deutſchen Regierungen angelegentlichſt zu empfehlen, es führt den Titel: *Mémoire sur le système pénitentiaire par M. C. Aubanel, directeur de la prison pénitentiaire de Genève avec plans et dessins d'après le système panoptyque par Vaucher-Crémieux, architecte etc. etc.*

*** Ein Werk des Herrn Appert *sur les prisons, bagnes et criminels*, enthält gänzlich irrige Angaben über die holländiſchen Gefängniſſe.

*** Der verhängnißvolle Februar. — Die *Gazette de France* bemerkt, der Monat Februar habe ſchon viermal in England das Schaffot für gekrönte Häupter errichten ſehen, am 13. Febr. 1542 für Katharina Howard, am 12. Febr. 1554 für Johanna Gray, am 18. Febr. 1587 für Maria Stuart und am 9. Febr. 1649 für Carl I. »An demſelben 9. Monatstage des J. 1661,« fügt die Gazette demnächſt hinzu, »war die Stadt London in großer Bewegung. Das Volk drängte ſich in den Straßen und jubelte Siegeslieder. Es galt Oliver Cromwell, dem Hauptanſtifter des tragiſchen Endes Carls I. Man hatte eben die irdiſchen Ueberbleibſel des Protektors ausgegraben, um ſie neben einigen ſeiner Mitſchuldigen an den Rabenſtein zu befeſtigen.« —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No. 62. 1838.

Phönix.

Dienstag, 13. März.

Der Blumenvater.

(Fortſetzung.)

Auf dieſe Weiſe hatte es der alte Mann nun ſchon Jahrelang getrieben, und manche Jungfrau grüßte den freundlichen Blumenvater ſittig und ſtand ihm dankbar Rede, wenn er ſich nach ihren Angelegenheiten erkundigte, manche junge Dame, die in höheren Zirkeln glänzte, ſegnete das ſtille Walten des Greiſes und die ſinnigen Blumengeſchenke, denn ſie hatte dadurch den Blumenduſt und die Violenfarbe der Unſchuld recht ſchützen und bewahren gelernt, und die Lockungen der Welt waren an den fromm-freudigen Erinnerungen, an den Blumenerinnerungen der Jugend abgeglitten. Es war, als wären all die empfangenen Sträuße zu einem ſchützenden Blumenhain geworden, in deſſen ſchattiger, kühler Tiefe das Herz vor allen Stürmen ſicher ſei, als habe der liebliche Blumenduſt ſich wie ein ätheriſches Lebenselement, ein heiliger Gotteshauch, um den Tempel des Herzens gelegt, und kein Unheiliger könne darin athmen und fortdauern; manche junge Gattin ſank rein und keuſch an des Erwählten Bruſt und geſtand ihm, jener biedere Greis und ſeine Blumen ſeien die Engel ihrer Jugend geweſen, und ſie deutete dem lallenden Töchterlein auf den Blumenvater hinaus, und bat Gott, ihn ſo lange am Leben zu erhalten, daß er auch ihr Kind mit Blumen und frommen Ermahnungen erfreuen möge.

Solche edle Früchte trug das ſtille beſcheidene Wirken des alten Obriſten, das ſelbſt einem holden Blumenleben zu vergleichen war. Denn in der That nahm er von dem Treiben und Thun der erwachſenen Menſchen wenig oder gar keine Notiz, bekümmerte ſich weder um die Streitigkeiten der Theologen, noch um die der Politiker; ſeine Liebe und Sorgfalt galten allein den Blumen und den weiblichen Kindern, den Blumen der Menſchenwelt, und deshalb hieß er mit vielem Recht der Blumenvater. Man kannte ihn kaum unter einem andern Namen.

„Der Blumenvater!“ erſchallte es aus den kleinen Kehlen und augenblicklich war der Greis von den leichten Frühlingsweſen umringt. Sein Auge lächelte auch frühlinglich, wie ſeine Blumen und Blüthen, auf ſein ſchönes Haupt war der Blüthenſchnee eines noch reizenderen Frühlings gefallen, deſſen vielverheißendes Licht prächtig über die Hügel des Friedhofs hereinbrach. Er begann ſeine Fragen freundlich, geſchäftig, und theilte ſeine farbigen Geſchenke nach Verdienſt aus.

Liſette ſtand ſcheu einige Schritte bei Seite und blickte mit ihren ſüßen Augen ſehnſüchtig nach dem Korbe, dem die Freude blumig entquoll. Zuweilen ſtreckte ſie die Arme aus, aber ſie wagte nicht hinzuzutreten. Der Greis bemerkte ſie.

„Liſette, warum kommſt Du nicht, Deinen Strauß zu empfangen?“ fragte er gütig. „Haſt Du vielleicht etwas begangen, das Dich in Deinen eignen Augen des Geſchenkes unwürdig macht?“

„Ach nein,“ verſetzte die Kleine mit weicher Stimme, und Thränen füllten ihre Augen, daß der Blumenvater in ſolch einem Verdacht ſie haben konnte, „ich habe der Mutter, der Großmutter und der Schweſter gehorcht, und heute auch richtig meine zwei Finger breit geſtrickt.“

„Nun weshalb kommſt Du nicht zu mir wie die Andern, um Deinen Strauß zu empfangen?“

„Die Mutter ſagte, der Arme dürfe nicht zudringlich ſein, ſonſt werde er läſtig, und ich ſei ein armes Kind.“ Ein heftiges Schluchzen, ein Thränenſtrom verhinderte ſie, weiter zu ſprechen.

„Tröſte Dich, liebe Kleine, und komm heran zu mir. Du wirſt mir nicht läſtig. Sieh dieſer ſchönſte und größte Strauß iſt für Dich.“ Mild und gütig ſtreichelte er des Kindes feuchte Wange und nahm das zarte Händchen deſſelben. Liſette lächelte ſogleich wieder vor Freude, und hüpfte, ſeelenvergnügt über den herrlichen Strauß. Solch ein reiner Spiegel iſt die Kindesſeele, der Hauch des Schmerzes, der ihn getrübt, verſchwindet ſchnell, und ſogleich ſtrahlt er wieder im alten Glanze.

Als die frohe Geſellſchaft vor dem Hauſe des Blumenvaters angekommen war, wünſchten die kleinen Schmetterlinge gute Nacht und flatterten davon, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen, auch Liſette wollte ſich empfehlen, aber der liebreiche Alte hielt ſie mit den Worten zurück: „Komm, mein Kind, und beſuche mich. Ich will noch ein paar Wörtchen mit Dir plaudern.“

„Aber Mathilde wird auf die Blumen warten,“ verſetzte die Kleine ängſtlich. „Sie freut ſich gar zu ſehr über den Strauß, und deshalb will ich ihn ihr lieber erſt bringen. Dann will ich die Mutter um Erlaubniß bitten und gleich wieder hier ſein.“

„Ich will ein ſo pflichteingedenkes Kind nicht vergebens aufhalten, und Mathilde ſoll nicht lange auf die Freude warten. Nur zwei Augenblicke! Sage mir, wer iſt Dein Vater, mein Kind?“

„Der Vater iſt geſtorben,“ klagte Liſette, Thränen in den Augen.

„Biſt Du denn aus dieſer Stadt gebürtig?“

„Nein, wir wohnen erſt ſeit einigen Wochen hier. Früher wohnten wir in A....., da lebte mein Vater noch und da waren wir auch nicht arm. Wir fuhren in einem Wagen und ich hatte viel ſchönere Kleider als jetzt.“

„Welch ein Geſchäft trieb Dein Vater?“

„Er war Kaufmann.“

„Und was treibt denn Deine Mutter, ſeit der Vater todt iſt und ihr hier wohnt?“

„Sie ſtickt, näht, ſtrickt, macht Putz und verrichtet alle weiblichen Arbeiten für reiche und vornehme Leute. Die Großmutter iſt an den Füßen gelähmt und kann nicht gehen. Sonſt hatte ſie ihren Wagen und fuhr darin, jetzt ſitzt ſie ſtets und arbeitet; ſo auch Schweſter Mathilde, die aber nicht gelähmt iſt. Und ich muß auch alle Tage ſtricken. Aber es geht uns doch zuweilen kümmerlich, und ich muß alle Abend bei der Mutter im Bette zu Gott beten, daß er uns mehr Arbeit und beſſeren Verdienſt beſcheeren möge.“

„Sei Du ſchön fleißig, mein Töchterlein, der Himmel belohnt den Fleiß immer auf eine wunderbare Weiſe. Denke Dir nur ſtets recht lebendig, daß der weite, blaue Himmel, wie Du ihn über die Erde ausgeſpannt ſiehſt, das große milde Vaterauge Gottes iſt, mit welchem er die Welt bewacht. Sei Du, wo Du willſt, im kleinſten Kämmerlein, ein Stückchen von dieſem Gottesauge lugt doch durch das kleine Fenſterchen auf Dich und ſieht Alles, was Du thuſt. Biſt Du nun fleißig und fromm, ſo lächelt das Auge und Gott freut ſich über Dich; er gedenkt es Dir, und weiß es Dir bei Gelegenheit gar ſchön zu vergelten. Und grade die armen Kinder hat Gott abſonderlich lieb, vielleicht weil ſie fleißiger und frömmer ſind als die reichen. Nun geh, Liebchen, und ſage Deiner Schweſter Mathilde, ich freuete mich herzlich über ſie, daß ſie ſo fleißig ſei, und zum Beweis dieſer meiner Freude, ſchicke ich ihr dieſen ſchönen Roſenſtock. Den ſoll ſie vor ſich ins Fenſter ſtellen und ſich darüber freuen, wie ich über ſie. Und morgen hole Dir Deinen Strauß wieder auf dem Platze.“ Damit übergab er ihr eine prächtige Centifolie, und jubelnd ſtürmte Liſette damit nach Hauſe.

Mit den Blumenſträußen ſchien Gottes Segen in die Wohnung der verwaiſten fremden Familie gekommen zu ſein. Es liefen eine Menge Beſtellungen ein; die vornehmſten Familien ſelbſt das fürſtliche Haus, begannen, Madame Gebauer — dies war der Name von Liſettens Mutter — zu beſchäftigen, und nach einem Monate mußten ſchon fremde Hände angelegt werden, alle Aufträge zu fördern. Liſette brachte regelmäßig ihren Blumenſtrauß und beſuchte wöchentlich ein- oder zweimal den Blumenvater, mit dem ſie ſehr vertraut geworden war und von dem ſie den ganzen Tag erzählte. Für Mathilde brachte ſie noch einige ſchöne Topfblumen mit, und als die Mutter endlich den alten Herrn durch die Kleine fragen ließ, ob er wohl erlauben würde, daß ſie mit ihrer älteren Tochter perſönlich ihren Dank für ſeine freundlichen Geſchenke abſtatten dürfte, ließ er ihr ſagen, er freue ſich ſehr, die Bekanntſchaft einer ſo braven Frau zu machen.

Der nächſte ſchöne Sonntag wurde zu einem Spaziergang vor das Thor und zum Beſuch im Garten des Blumenvaters beſtimmt. Höchſt einfach, aber ſehr anſtändig und reinlich gekleidet gingen Mutter und Tochter, Arm in Arm; Mathilde führte die kleine Liſette an der Hand. Es war ein rührendes Bild der reinſten weiblichen Sitte und Zucht in den verſchiedenſten Lebensaltern, Mutter, Jungfrau, Kind. Hätte die Großmutter mitgehen können, ſo wären die vier Lebensſtufen von vier der Edelſten ihres Geſchlechts ausgefüllt geweſen.

Madame Gebauer vereinte mit vieler Gewandtheit und Leichtigkeit im Umgange mit Andern einen ſo feinen Takt, eine ſo ernſte Würde, daß die Gemeinheit ſchon zurückblieb und jede Vertraulichkeit Ungebildeter im Keime erſtickt wurde. Eine ſo gute Schutzmauer iſt wahre ächte Weiblichkeit gegen die Außenwelt; ſelbſt die Frivolität erkennt ſie unbewußt an und reſpektirt ſie ſogar wider Willen.

Dieſe trefflichen Eigenſchaften hatte die Mutter auf die Tochter übertragen, nur war Mathilde ſtiller, verſchloſſener, es war, als hätte die Hand des Unglücks das kleine blühende Gärtchen ihrer Jugend mit hohen Steinmauern eng umhegt, und ſie genöthigt, ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen. Meiſt ſind die Eindrücke des Schickſals, die in den Uebergangsjahren vom Kindes- zum Jünglings- oder Jungfraualter empfangen werden, bleibend und unauslöſchlich für das ganze Leben; die Erfahrungen dieſer Zeit ſind die Prägſtöcke des Charakters. Der innere Gehalt derſelben, ſein edler oder unedler Werth iſt von der ſchaffenden Natur in ihrer geheimnißvollen Werkſtätte beſtimmt, ſie macht als Münzwardein die Miſchung von Gold, Silber, Kupfer und den geringen Beiſätzen. Du mußt zufrieden ſein, armer Sterblicher, aus welchem Metall Du zuſammengeſchmolzen wurdeſt. Das Gepräge gibt Dir die reifere Jugend. Wohl Dir und Andern, wenn das Schickſal dieſer bedeutungsvollen Jahre nicht zum Falſchmünzer an Dir wurde, und den kupfernen Gehalt mit dem prunkenden Goldſtempel ausprägte. Mathilde hatte das Gegentheil erfahren. Ihr reines edles Gold war unter den Prägſtock der Kupferpfennige geworfen worden. Darum nahmen ſie die gewöhnlichen Menſchen, die nur auf das Gepräge ſchauen für ihres gleichen; Leute von edlerem Gehalt erkannten bald in ihr das Gold.

Der Obriſt kam ihnen freundlich entgegen und behandelte Madame Gebauer mit der größten Achtung. Dieſe Auszeichnung, die ſie ſchon lange entbehrt hatte, that ihr ungemein wohl, und ſie fühlte ſogleich eine ganz beſondere Zuneigung zu dem gemüthlichen Greis. Mathildens fromme Augen hingen mit inniger Verehrung an den edlen wohlwollenden Zügen des Blumenvaters, jeder ihrer Blicke war eine ſtumme und doch beredte Huldigung, die ſie edler Mannesgröße darbrachte, und doch fühlte ſie ſich auch vom Weſen ſeiner Liebe ſo angezogen, daß ſie ſich zuweilen eine Blume zu ſein wünſchte, um ſich dieſer Liebe zu erfreuen. Sie ahnete nicht, daß ſie die ſchönſte und edelſte Blume in des Greiſes Garten werden ſollte, der reizende Gegenſtand ſeiner zärtlichſten und innigſten Liebe.

„Sie ſehen hier den ſichern, wohlverwahrten Hafen eines von Stürmen wild gepeitſchten und auf dem Meere des Lebens arg umhergeworfenen, alt und leck gewordenen Schiffes," ſprach der Obriſt zu den Damen, auf ſeinen Blumengarten deutend. „Von Menſchen kommt eigentlich wenig anderes zu mir, als meine kleinen Freundinnen, die unſchuldigen künftigen Mütter des nachfolgenden Geſchlechts. Ich ſehe in ihnen die Träger der Menſchheit, die edlen heiligen Weſen, geſchaffen zu beglücken und glücklich zu ſein, und die ihren großen Zweck alle erfüllen würden, wenn Andre und Alle ſie betrachten und erziehen würden, wie ich, als Blumen nämlich, deren jede ihre eigenthümliche Schönheit hat, aber auch ihren beſondern Boden, ihre eigne Pflege verlangt. Ich fühle mich wahrhaft glücklich unter dieſen Kindern und dieſen Blumen, beide tragen ohne Prunk und Prätenſion die ihnen von der Natur gütigſt verliehenen Reize, ohne Falſch und mit rührender Unſchuld zur Schau, unbekümmert, ob ſie bemerkt werden, oder nicht. Nicht daß ich die erwachſenen Menſchen haßte oder verachtete! Gott bewahre mich vor ſolcher Sünde! Ich bin ſelbſt ein ſchwacher fehlerhafter Menſch. Ich bemitleide ſie; ich möchte oft Thränen über ihre Verkehrtheiten weinen. Die ſtolze Menſchenverachtung, die ich oft an Leuten, die ſich beſſer dünken als andere, wahrgenommen, iſt mir recht widrig und erbärmlich vorgekommen. Wie kann man nur Gottes Meiſterſtück ſelbſt in ſeiner moraliſchen Verkrüppelung haſſen und verachten! Dieſe Sünde trägt ſo recht das ächt deutſche Gepräge vornehmthuiger Kleinſtädterei, die kränkliche Farbe unſres eingebildeten Kaſtenweſens, ſie iſt das Abzeichen unſrer vielgeprieſenen Nationaltugenden, das Schiboleth der ſogenannten bevorzugten Stände. Aber ſie iſt eine moraliſche Peſt, ſie vergiftet alle wahre Freude, jedes geſellige Vergnügen. Und wenn ein Beamter, ein Bevorzugter, ein Mann der vornehmen Welt noch dümmer iſt, noch weniger im Kopfe hat, — dieſe vornehme Menſchenverachtung hat er doch und bringt ſie überall mit an den Platz. Menſchen zu verachten iſt ein Frevel an Gott unſerem Schöpfer."

Madame Gebauer drückte dem Greiſe ſchweigend die Hand, ihr thränender Blick ſagte ihm, daß ſie ſeine zarte Discretion fühle und würdige.

(Fortſetzung folgt.)

Deutſche Sprüchwörter.

Die Sprichwörter und ſprichwörtlichen Redensarten der Deutſchen. Geſammelt von Dr. Wilhelm Körte. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1837.

Zuweilen ſchon iſt mir's begegnet, daß ich am ſchwülen Sommertag oder am fröſtelnden Herbſtmorgen als einſamer Fußwanderer die Schilder der Wirthshäuſer im Gebirge muſterte. Nichts iſt abgeſchmackter und oft derber als dieſe Gemälde, worauf ein verkümmerter Weisbindergeſelle ſeines Lebens ganze Poeſie, ſeines Herzens möglichſte Fülle abklexte. Aber du mußt endlich Halt machen und eintreten, wenn auch zögernd. Und ſieh, wie konnte das Schild täuſchen! Ein freundlicher, umfangreicher Gaſtwirth tritt dir mit geſundem Lachen entgegen, die runde Gefährtin ſeiner Lebenstage oder ein dralles Töchterlein rückt das Spinnrad, wiſcht die fettige Tafel ab und trägt dir auf. Der Wein iſt friſch, gut und doch hängt kein Zettelchen an der Flaſche; das Mittagsmahl ſtärkt und befriedigt dich. Die Leute um dich werden redſeliger; Tiſche und Bänke füllen ſich mit Flaſchen, Gläschen und Gäſten. Anfangs will das Geſpräch nicht recht gedeihen und mancher Scherz wird in's Glas gemurmelt, indem man von der Seite fragend nach dir blickt. Aber kaum haſt du mit einem Worte Theil genommen, ſo entfeſſeln ſich Blicke und Zungen, ſo ſchwingt die Luſtigkeit ihre Kreiſe, ſo tollt der Witz und Humor von Tiſch zu Tiſch, ſo grinſt mitunter das unflätige Wortſpiel aus der Ecke. Sieh da! guten Tag, Cyriax! Der fadenſcheinige Barbier tritt kichernd und trällernd herein; der war auf Reiſen und weiß zu ſagen, wie es hinter den Bergen ausſieht, was ſie dort meinen und ſtreiten, oder wie ſie Das und Jenes drüben nennen und verſtehen, was man hüben gar nicht kennt. In ſeinem Ledersack trägt der Figaro, was du nur zur Unterhaltung in dieſer Kneipe wünſcheſt, Schwänke und Lügen, Anekdoten und „landläufige" Sprüche, Scherz und Ernſt in barocker Miſchung. Und — guten Tag, Hanns! Da humpelt der lahme Geiger des Dorfes herein; kaum kann er die überall zum Beſcheid dargereichten Gläſer raſch genug leeren und das kreiſchende Ding, die abgelebte Geige, läßt ſich nun vernehmen. Geſang und Jodelruf, Schelten und Halloh, gemiſcht mit den Mahnungen der Alten, dem Kichern der Wirthin, — Alles in blauen Tabaksqualm eingehüllt. Die Zechbrüder ſind nun losgelaſſen. Noch aus deiner Kammer, die du bald aufgeſucht, hörſt du das lebendige Wirthſchaften und Treiben; die flatternden Liederſtückchen wirbeln durch deine erſten Träume. Am Morgen lachſt du über all den tollen Spuck und, — biſt du ein feiner, zierlicher, wohlduftender Salonsmann, dann ſchüttelt's dich vielleicht wie Fieber und du verheißeſt dich ſtill, dem Pöbel künftig auszuweichen; haſt du aber noch ein geſundes Herz und vermagſt Hausmannskoſt und Bauernwitz zu verdauen, dann denkſt du: nun, das hätt' ich nicht vermuthet, als ich geſtern das alberne Schild mir beſah.

So gerade geht es uns mit Körte's Sprüchwörtern. Das Aushängeſchild iſt in der That albern genug.

Kauf, Leſer, kauf! —
Meinſt, für Sprichwörter ſeiſt zu klug? —
Lauf, Geſell, lauf,
Biſt noch lange nicht klug genug! —
Willſt Du dies Buch nur etwa leihen,
Wird es ſchwerlich Dir gedeihen:
Soll's Dich lehren, ſoll es Dich laben,
Mußt Du es zu eigen haben!

Aber deſto mehr leiſtet das Buch ſelbſt, deſto gewaltiger hat es mich angezogen, gehalten und von der Einleitung bis zu den Beilagen (wovon Eine die Redensarten der Zech- und Saufbrüder, die Andere: Aller Praktik Großmutter enthält) gefeſſelt. Der wiſſenſchaftliche Ernſt ſteht mit deutendem Finger in der Hausäre, denn es ſoll hier nicht etwa blos eine müſſige Unterhaltung gepflogen werden, oder vornehmer Dünkel ſich über dieſe heilige Errungenſchaft des Volkes luſtig machen.

„Sprüchwörter ſind die landläufigen kurzen Ausſprüche der Weisheit und Erfahrung aus dem häuslichen, öffentlichen, ſittlichen, religiöſen und politiſchen Leben der Menſchen. Sie ſind das Reſultat, gleichſam der Nationalſchatz des beobachtenden Menſchen- und Volksverſtandes.“ So die Einleitung.

Als „nächſte Anverwandte des Sprüchworts“ werden Spruch, Sentenz, Volkslied, Mährchen und Sage genannt, wozu als „jüngere Seitenlinien“ noch die Fabel, der Apolog, die Parabel, das Apophthegma (Anekdote), das leichtfertige Witz- und Scherzwort (Einfall) kommen. Das Sprüchwort gibt Rath oder Erfahrung, der Spruch ernſte Lehre; jenes iſt dem Leben, der rechten Gelegenheit, der guten Stunde ſo entſprungen, wie Pallas dem Haupte des Zeus*); dieſer und die Sentenz ſind der philoſophiſchen Betrachtung oft mühſam entrungen, oft wie zürnend abgenöthigt. Mit der Sage, der eigentlichen Blüthe des Volksgemüthes, hängen die Sprüchwörter wiederum innigſt zuſammen; ſie lieben nicht nur gleich dieſer das Oertliche und Perſönliche, ſind zum Theil aus ihr entſprungen, ſondern ſie geben auch Zeugniß von einem ſtrengen Gericht, das unſer Volk über Leben und Thorheit der Großen und Kleinen, über Tyrannei und Unverſtand gehalten. Das Urthel dieſes Gerichts haftet in der Sage oft an einem Namen, im Sprüchwort an Wendung und Ausdruck. Dieſen ethiſchen Werth hat bei der Volksſage **L. Bechſtein** in einer vortrefflichen Abhandlung nachgewieſen, die zuerſt im Phönix 1837, No. 2—8, nachher in ihres Verfaſſers Sagenſchatz und nochmals in beſonderm Abdruck erſchien. Welche Verdienſte dem Sprüchwort in dieſer Beziehung zuſtehen, wird man aus **Körte**'s Sammlung leicht bemerken. Weniger ſind Mährchen und Volkslied verwandt, indeſſen finden ſich auch hier die unläugbarſten Spuren eines geiſtigen Zuſammenhangs, der uns zu überraſchenden Bemerkungen führen muß.

Wie erſtaunlich reich die Literatur der Sprüchwörter ſei, hat **Nopitſch** in ſeiner fleißigen und bis heute unübertroffenen Arbeit gezeigt*). Gleichwohl ſind der deutſchen Sammlungen nur wenige ſo ehrenwerth. Als die erſte kann man wohl den **Vridank** anſehen, deſſen Beſcheidenheit (Einſicht, richtiges Urtheil — ſo nennt er ſein Buch) vielleicht ſchon 1229 verfaßt, erſt neulich von **W. Grimm** mit ſehr belehrender Einleitung herausgegeben ward. Hier laufen Sentenzen, Fabeln u. a. Verwandte mit dem Sprüchwort zuſammen und zwiſchendurch ſchlingt ſich die Weltanſicht des Dichters, die für jene Zeit denkwürdig genug bleibt. Eine andere Sammlung von Anton **Tunnicius**, 1514 und 1539, iſt höchſt ſelten. Joh. **Agricola**, Luthers Zeitgenoſſe, ſammelte nicht aus Büchern, ſondern aus dem Munde des Volkes, weshalb ſeine Sprüchwörter von 1529 bis 1592 nicht weniger als 21 Ausgaben erlebten. „Man hat darin,“ wie Th. Mundt treffend bemerkt, „den in unmittelbarſter Einheit mit der Sprache ſchaffenden Volksgeiſt vor ſich. Agricola ſelbſt handhabt in den Auslegungen eine treffliche und körnige Proſa, und zeigt ſich von Begeiſterung für ſeine Abſicht, ein Nationaldenkmal deutſcher Sprache und Sitte hinzuſtellen, erfüllt.“ Acht und zwanzig Ausgaben verbreiteten **Sebaſtian Frank**'s prägnant geſchriebenen Commentar deutſcher Sprüchwörter, oder ſeine „ſchöne, weiſe, herrliche Klugreden“ vom J. 1541 bis 1691 durch das ganze Vaterland. Was nach dieſen Euch. **Eyring**, F. **Petri**, Eb. **Tapp**, Albr. **Groß**, Joh. **Buchler** u. a. geleiſtet, iſt gewiß kein Fortſchritt zu nennen, wenn auch mehr Vollſtändigkeit erſtrebt ward. Von größerem Moment ſcheint die Bemühung Joh. **Fiſcharts**, dem Sprüchwort mehr Gewicht in der Sprache der Bücher zu verſchaffen; es kann befremden, daß **Körte** dieſen wahren Volkstribun und Repräſentanten des altdeutſchen Spaßes (wie er bei Mundt heißt) nicht hier angeführt und überhaupt in der ganzen Arbeit nach meinem Bedünken zu ſpärlich gebraucht hat.

---

*) Ueber dieſe Geburtsſtunden und die augen- und ohrenzeugenden Pathen ſollte Körte häufig **mehr** berichtet [illegible].

*) Warum iſt die **neue** Auflage, wie **Hoffmann** in der **deutſchen Philologie** rügt, nur im Titelblatt neu?

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Die **Kunſtausſtellung zu Hannover** iſt am 24. Febr. zur Feier des Geburtstages Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Cambridge eröffnet worden.

*** **Dahlmann**'s und **Ewald**'s Namen prangen im Verzeichniß der Vorleſungen im Sommerhalbjahre auf der Univerſität Leipzig unter der Zahl der Privatdozenten.

*** Die Revue germanique hat aufgehört zu erſcheinen und hat ſich mit der Revue du Nord verſchmolzen, welche in den letzten Nummern einen intereſſanten Artikel von **Depping** über **Tegner** liefert.

*** Ein Pariſer Journal erzählt, daß als Herr von Balzac jüngſt Genf beſuchte, in einer Geſellſchaft die Rede auf die Jungfrau von Orleans kam. Eine Genfer Dame behauptete mit vielem Pathos und ganz im Geiſte des dort in einigen Klaſſen herrſchenden Methodismus: das Benehmen der Jungfrau ſei der Frauenwürde und Züchtigkeit gänzlich zuwider geweſen. Herr von Balzac erwiederte: il paraît, madame, que vous n'auriez pas sauvé la France.

*** Der bekannte Maler Horace Vernet wird nach der Vollendung ſeines Gemäldes von Conſtantine einem Auftrage in Petersburg Folge leiſten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

N^ro. 63. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 14. März.

Der Blumenvater.

(Fortſetzung.)

„Die klugen erwachſenen Leute kommen nur nicht zu mir,“ fuhr der Alte fort, „ſie machen ſich nichts aus meinen Blumen und auch nichts aus mir. Sie langweilen ſich bei mir; ihr Gaumen iſt durch überwürzte Koſt ſo verwöhnt und überreizt, daß ihnen die hier aufgetragene einfache Koſt nicht mundet. Ich weiß wohl, was ſie von mir denken und ſagen: Ich ſei ſelbſt wieder zum Kinde geworden. Sie ahnen aber nicht, was ſie damit ſagen; es iſt ein großes ſchönes Wort. Kann man denn auf Erden Beſſeres, Heiligeres werden, als ein Kind? Es gab Zeiten in meinem Leben, wo der Drang der Leidenſchaften, das gegenſeitige Reiben feindlicher Kräfte, meine kämpfende Stellung gegen die Außenwelt und tauſenderlei Dinge von eingebildeter Wichtigkeit mich vergeſſen ließen, daß ich jemals ein Kind geweſen war. Im tiefſten nachtumſchleierten Hintergrund meiner Seele ſchlummerte die Erinnerung an meine Jugend. Es war mir wohl manchmal ſo, als ſei ich einmal jung geweſen, und zuckte wie eine recht bittre Wehmuth mir durchs Herz, aber das Drängen und Treiben im Vordergrunde war zu arg und wild, die Erinnerung kam nicht zum Selbſtbewußtſein, die Wehmuth nicht zur Thräne. Später, als meinem Herzen Theure mir genommen wurden, als mich harte Schläge trafen, da erwachte die Erinnerung von den heftigen Erſchütterungen meines Gemüths, ein Jugendtraum nach dem andern tauchte in meiner Seele auf, eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach meiner Jugend, nach meiner Kindheit erwachte in meiner Seele und durchglühte ſie fort und fort als ein gelindes Läuterungsfeuer. Ich wurde dabei älter und älter; und mit jedem Jahre traten die Jugendbilder lebendiger und ſchärfer hervor, fanden ſich die Jugendgefühle und Empfindungen in meiner Bruſt ein, die Jugendträume umgaukelten mich immer friſcher und farbenprächtiger, ich wußte gewiß, ich war einſt jung geweſen; es wollte mir ſogar oft zur Gewißheit werden, daß ich wieder jung werden würde. Und die Zeit zwiſchen meiner erſten und zweiten Jugend, jene böſe und drangvolle Zeit, in der ich meine Kindheit vergeſſen, ſchrumpfte jetzt in meiner Erinnerung immer mehr zuſammen und liegt nur wie ein ſchwüler heißer Tag dazwiſchen, über welchem die Morgen- und Abendkühle zuſammenfluthen, an deſſen Abend der Stern der Liebe wieder leuchtet, der ſchon an ſeinem Morgen geglänzt. Und ſo haben denn die Leute recht, wenn ſie ſagen, ich ſei wieder ein Kind geworden. Wohl mir, daß es ſo iſt!“

Mathilde trocknete ſich eine Thräne von der blühenden Wange. Sie ſagte ihren Dank recht vertrauungsvoll, und als der alte Herr ging, ihr einen Strauß zu holen, wandte ſie ſich zu ihrer Mutter: „Ich habe noch keinen Menſchen kennen gelernt, den ich gleich ſo von Herzen lieb gehabt hätte, wie den Herrn Obriſten. Ihm könnte ich grade ſo wie Dir, liebe Mutter, mein ganzes Herz vertrauen und offenbaren.“

Liſette aber hatte die Aeußerung der Schweſter mit angehört und ſtahl ſich heimlich fort, um ſie dem Blumenvater zu verrathen. Als dieſer nun kam und den ſchönen Strauß brachte, glänzten ein paar Thränen auch in ſeinen graubewimperten Augen. „Lieschen hat mir zwar verboten zu plaudern,“ ſagte er gerührt, Mathildens Hand ergreifend, „aber ich kann es nicht über das

Herz bringen, Ihnen zu ſagen, wie wohl mir Ihr Vertrauen thut. Dieſe reine, keuſche Liebe einer unverdorbenen Jungfrau zu einem Greis trägt ein ſo licht menſchlich göttliches Gewand, iſt ſo frei von aller ſchwereren irdiſchen Beimiſchung, iſt ſo ätheriſcher Natur, daß man ſie mit Recht die reine Glanzperle der Herzenskrone, die klarſte Flamme des unentweihten Gemüths nennen kann. Ein heiligeres, edleres, göttlicheres Geſchenk kann dem Menſchen in ſeinem unvollkommenen irdiſchen Zuſtande nicht dargebracht werden."

Der Obriſt ließ es an keiner Aufmerkſamkeit fehlen, er führte die Frauen in den Pavillon und zeigte ihnen die ſchöne Umgegend.

„Sie ſehen, den Friedhof habe ich recht nahe und wenn das Samenkorn meines Leibes hier unter meinen Blumen zur neuen Ausſaat recht reif geworden iſt, braucht man es nicht weit auf das Feld der Ewigkeit zu tragen. Bemerken Sie rechts von der Mauer nach uns zu den weißen hohen pyramidaliſch geſtalteten Grabſtein? Dicht daran habe ich mir die ſtille Kammer bereitet, in welche man bald, wie bald! dieſen alten Körper zu jener ihn in ſeine Grundſtoffe auflöſende Ruhe legen ſoll. Daneben ſchlummert ſchon lange eine mir theure, ſehr theure Gattin, an welche mich im Lauf der Jahre, die ich mit ihr im innigſten Bund verlebte, immer mehr Bande der Liebe, der Achtung, des Vertrauens, der Ehrfurcht feſſelten. Sie war eine der edelſten ihres Geſchlechts, und was an mir ſchwachem, fehlervollen Menſchen etwa Gutes iſt, das iſt ihr Werk allein. Sie hätte einen Böſewicht zu einem Engel machen können. Amalie, ich komme bald! recht bald!"

Die Frauen trockneten ſich ſtill die Augen.

„Haben Sie denn keine Kinder?" fragte Mathilde mit der innigſten herzlichſten Theilnahme und ſah dabei aus wie man ſich einen Engel vorſtellt.

„Einen Sohn hab' ich. Zwar iſt er nicht nach dem Geſetz der Natur mein Kind, aber nach dem Geſetz der Liebe. Meine Amalie war früher die Gattin eines meiner Freunde, eines Offizier's, den der blutige Kriegsgott auf dem Schlachtfelde hinwegraffte. Ich hatte das ſtille ſittſame Weib, das ihr etwas leichtſinniger Gatte bei weitem nicht genug zu ſchätzen wußte, ſchon achten gelernt; nach dem Tode meines Freundes lernte ich ſie lieben. Sie war ſehr ſchön und beſaß eine ausgeſuchte Bildung. Dieſe Vorzüge zogen mich zu ihr hin, wohl auch die trefflichen Eigenſchaften ihres Herzens, die ich aber damals noch nicht gehörig zu würdigen vermochte; denn auch ich war vom Strudel des Lebens mit fortgeriſſen und eitler Weltluſt ergeben. Erſt als meine Gattin lernte ich die Herrliche ganz kennen. Meinen Theodor brachte ſie mir als Säugling mit; ich habe ihn erzogen. — Eine Tochter, die ich beſaß und ſehr liebte, die mein eigenes Kind war, iſt mir früh geſtorben. Ach, und nicht einmal bei mir, in meinen Armen geſtorben. Glauben Sie mir, das iſt der fürchterlichſte Schmerz, der das arme weiche Menſchenherz martert, das geliebte Kind zu verlieren und nicht an ſeinem Lager zu ſtehen, dem Blick ſeiner Qualen und Todesangſt, der Hülfe und Linderung ſuchend umherirrt, nicht mit dem Blick der Liebe begegnen, das dahin Sterbende nicht an die ſchmerzzerriſſene troſtloſe Bruſt drücken, ſeinen letzten Seufzer nicht mit gierigen Küſſen auffangen zu können. Ach! ihm kein letztes Bettlein mit Thränen befeuchtet, bereiten, ihm kein kühles Grab graben, ihm die mitleidige Erde nicht locker und leicht auf ſein Häuslein ſtreuen zu können, großer Gott! ihm keine Roſe auf den Hügel pflanzen zu können, aus deren allfrühlinglichem Duft wir ſehnſuchtsvoll und wonnegierig die verwandelte geliebte Seele unſeres Kindes in uns einzuſchlürfen wir den beſeligenden Glauben nähren! Ach, wer ſeinem Kinde die Augen zuküßte, Knospenaugen, die welk vom Stengel fallen und keine Blumen werden ſollten, jene wunderbaren Augen, in welchen das Licht eines glückſeligen Morgens noch zuckte, aus dem ſie zu uns herübergetreten, und deſſen letzte Strahlen ſich nun ſchon wieder mit den milden himmliſchen Lüften des neuen Morgens vermählt, der ſchon wieder über ihrem jungen Haupte anbricht, jene Augen, die ſchon etwas vom Himmel und ſeiner Seligkeit haben, während die Lippe, das Erdentheil, im Todeskampf ſchmerzlich zuckt, wer jene Augen zuküßte und ſein Theures in den Armen hinausträgt und dem verſchwiegenen Hügel übergibt, ach, der hat doch noch einen Troſt. Er kann alle Morgen, wenn die andern Menſchen noch ſchlafen, und alle Abend, wenn jene ſchon wieder zur Ruhe gegangen ſind, zu dem Grabe wandern, kann Blumen darauf pflanzen und ſie mit ſeinen Thränen begießen. Er kann dort beten; denn der Grabeshügel eines Kindes iſt ein Altar der Liebe, die auf den Morgenrothfittigen der Sehnſucht das weinende Herz zum Himmel emporflügelt. Mein Töchterchen konnte mir nicht den letzten Kuß reichen; ich habe ſein Grab nicht beſuchen können. Das ſind nun ſchon lange, lange Jahre, aber dieſe Wunde blutet immer noch."

(Fortſetzung folgt.)

E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.

(Fortſetzung.)

Den letzten Satz im Finale des erſten Aktes nahm ich im Tempo ein wenig raſcher, als dieſe Alteweiberkapelle es von früher her vielleicht gewohnt war. In der rauſchenden Muſik ſelbſt hörte ich die einzelnen halben Takte, ganzen Takte und Viertel, mit den Füßen nicht nur treten, ſondern ſtampfen, woraus ich den überaus ſcharfſinnigen Schluß zog, daß dem hochbelobten Orcheſter der Takt überhaupt nicht recht ſei.

Noch gedenke, o du mein Tagebuch! einer gar ergötzlichen Scene.

Der zweite Flötiſt, ein Schüler von unſerem kleinen erſten, fehlte hin und wieder, ſetzte nicht richtig ein, oder verfehlte überhaupt die Noten. Ohne Weiteres verließ der erſte Flötiſt ſeine Stimme, blies nicht mehr, ſondern machte dem zweiten unter folgenden denkwürdigen Worten die Muſik alſo begreiflich, indem er dazu laut taktirte:

„Siehſt Du nicht — Du Eſel! — hier ſteht ein Punkt dabei — Kalb-Moſis! — ſiehſt Du denn nicht, daß Du hier Achtel ſtatt Viertel machſt? — o Du R—vieh!"

Unterdeſſen ging die übrige Muſik in bachantiſchem Toben fort.

„Mein Gott!" ſchrie der Baſſiſt, „wir kommen nicht nach!"

„Nehmt Euch zuſammen!" ſchrie der kleine Flötiſt, „ich kann nicht Allen einhelfen!"

Wie das wüthende Heer im ſauſenden Galopp über die Thäler und Berge dahinfährt, ſo ging es über Stock und Stein vorwärts. Bald gab der Gnom ſein Zeichen an den Baß, bald an die Violinen, bald an die Trompeten, — und liſtig ſchauten wiederum die Horniſten geduckt am untern Theile ihres Pultes ſchelmiſch nach mir hin, um mir begreiflich zu machen, daß ſie nicht dabei ſeien.

Wie ein Chaos endete das Finale des erſten Aktes, und ich war zu meinem Verdruſſe genöthigt, auf Verlangen des Schauſpieldirektors, das letzte Allegro noch einmal zu beginnen. Doch ein guter Geiſt ſchien nochmals in mich hineinzufahren, und ich richtete abermals freundliche Worte an das Orcheſter, und bat es um Aufmerkſamkeit. — Jedoch nur tauben Ohren predigte ich; denn in den Bänken, an ihren Pulten ſaßen die Rohen, Unempfindlichen, und glotzten mich mit ſchneidender Kälte an.

Das Allegro begann noch einmal; allein ſchon mit dem Eintreten des Geſanges bemerkte ich, daß die Pauken um einen Ton zu hoch ſtanden. Ich pochte, und nach der Stimmung derſelben ging es bis zum Schluſſe des Aktes. —

Tumultuariſch zog die noble Geſellſchaft zur Thüre hinaus, um in dem daran ſtoßenden Gaſtzimmer der Roſe ihrem Herzen Luft zu machen, und ihre vertrockneten Schlünde durch Bier wieder zu benetzen, denn bereits 2 Stunden hatten wir uns ſämmtlich gemartert.

Ich ſchöpfte tief Athem! Schwere Seufzer entquollen meinem gepreßten Herzen, ich fühlte mich im innerſten der Seele tief verwundet, durch dieſe Schändlichkeiten von Menſchen, denen ich nie etwas zu Leide gethan, die mich auf ſo nichtswürdige Weiſe verfolgten, ohne mich nur zu kennen, und meinen intellektuellen, oder muſikaliſchen Werth bei ſo bodenloſer Bornirtheit und Gemeinheit nie zu ergründen fähig ſind. Herr! betete ich im Stillen, laß mich unter dieſem muſikaliſchen Pöbel, den die Gewohnheit, nichts Neues, Beſſeres neben ſich aufkommen zu ſehen, zu wahren Teufeln macht, nicht untergehen, und unterſtütze mich, wenn nichts anderes hilft, wenigſtens unter dieſe S.....e zu fahren, und ſie mit etwas anderem als mit dem Taktſtock Mores zu lehren! —

Ich ging auf die Bühne, trat ſchweigend vor den Theaterdirektor hin, und erwartete ſeine Meinung zu dieſem Skandal. — Derſelbe aber, längſt ölgetränkt durch die gemeinen Machinationen dieſes in Grund und Boden verdorbenen ſogenannten Künſtlervolkes, erwiederte mir ganz ruhig: „Welch ein Neuling ſind Sie auf unſerem Territorium, daß Sie dieſe Vampyre, die jeder rechtlichen Theaterunternehmung ſeit mehr als drei Jahrzehnten das Blut ausſaugten, ſo gar wenig kennen! Ich kann Ihnen für die erduldete bittere Schmach keine beſſere Satisfaktion geben, als daß ich diejenigen Glieder des Orcheſters, die durch ihr geſetzwidriges Benehmen den Contrakt mit mir gebrochen, dem Magiſtrate anzeige, und auf ihre Entfernung dringe. Laſſen Sie ſich übrigens nicht ſtören in Ihren Funktionen, und behandeln Sie die Sache mit der nöthigen Kälte und Ruhe!"

(Fortſetzung folgt.)

Deutſche Sprüchwörter.

(Schluß.)

Unter den neueren und neueſten Bemühungen für das Sprüchwort nimmt offenbar dieſe Sammlung den bedeutendſten Rang ein. Die Anordnung iſt alphabetiſch, jedoch ſind die eigentlichen Sprüchwörter, den einſchlagenden Redensarten getrennt, noch beſonders numerirt, um die in Bezug ſtehenden ſchnell auffinden zu können. Zu Parallelen und Contraſten leiten die Vergleichungen mit dem Sprach- und Gedankenſchatz anderer, älterer und jüngerer Literaturen. Homer, Heſiod, Ariſtophanes, Horaz, Plutarch, der Engländer, Spanier, Italiener und Franzoſe — ſie haben all eine Stimme, wenn es gilt den guten, deutſchen Ausſpruch zu beſtärken und oft bilden Viele in ihrer höchſt eigenthümlichen Darſtellungsweiſe das Echo eines kurzen, deutſchen Sprüchworts. Wunderlich ſteht dazwiſchen der Sammler; er iſt kein pedantiſcher Regiſtrator, ſondern ſein raſcher Griff, ſein ungetrübter Blick findet häufig Etwas aus der Stoffmaſſe, die ihm ſonſt zu Gebote ſtand, was er deutend, beweiſend, ausführend, ſpottend, ſelbſt neckend und ſtrafend in die Mitte werfen kann. Das reizt, wenn man ihm auch nicht immer Recht gibt. So legt er S. 233 ſeine Anſicht über die Emancipation der Juden bei; S. 410 warnt er die holden Jungfräulein vor den Männern als den Allerſchlimmſten, die ſo viel Liebes und Schönes von ihrer todten Maria zu ſingen und zu ſagen wiſſen, und ſetzt zum Beweis bekannte Verſe von H. Heine hinzu; u. ſ. w.

Der allzureiche Stoff fordert zur Sichtung auf, allein meines Bedünkens hätte Körte noch mehr vergleichen ſollen, das Werk mußte ſeinem Zweck, die Weisheit des Volkes in das hellſte Licht zu ſtellen, dann noch mehr entſprechen, wenn viele ähnliche Sentenzen, auch der verſchiedenſten Nationen ſich um die deutſchen Sprüchwörter gruppiren; ſeltſame Streiflichter fallen damit hier und dort hin; der Angſtruf des Einen Volkes hebt vielleicht den Spott des Andern; was Dem als munterer Scherz entſchlüpft, gilt Jenem ein unverbrüchlicher Ernſt, heute gar ſagt die Noth, was Morgen der Ueberfluß wiederholt. Zuletzt leuchtet's dann Allen, die den wahren Sinn und das friſche Lebensverſtändniß mitbringen, ein, wie richtig faſt alle Völker ſagen: Volkes Stimme, Gottes Stimme! — Nun ſtehen mir zwar eben die Mittel nicht zu Gebote, Alles was ich im Einzelen vermißte, dem achtbaren Sammler hier vorzulegen; es wäre dies auch wohl nicht der Ort. Doch ſäum' ich nicht, Weniges beizubringen. — Unter den arabiſchen Sprüchwörtern der neueren Aegyptier gelten als bezeichnend und ſind überall gäng und gäbe: 1) Wenn der Schiffsleute zu viele werden, ſo ſinkt das Schiff. Wir: Viele Köche verſalzen den Brei. 2) Reinige deine Grundſätze, und ſchlaf' in der Wüſte. Unſer: Gut Gewiſſen, ein ſanftes Kiſſen. 3) Gewohnheit iſt die fünfte Natur. Der Deutſche läßt ſie nur die „andere“ ſein. 4) Nachdem er gegeſſen und ſich auf den Polſter geſtreckt hatte, ſagte er: Euer Brod riecht nach Maſtix. Dafür meint unſer Volk: Wenn die Maus ſatt iſt, ſchmeckt das Mehl bitter. 5) Wind und See kämpften — dabei, ſagten die Schiffe, fahren wir am ſchlechteſten. Dies entſpricht dem Sinne nach unſerm „Wenn ſich die Herren raufen, müſſen die Bauern die Haare herleihen“, und findet ſich ähnlich bei dem Römer Horaz. 6) Sie vertrauten die Schlüſſel zum Taubenhauſe der Katze an. Deutſch: Den Bock zum Gärtner ſetzen. 7) Der Keſſel ſchimpfte den Kochlöffel: Du ſchwarzer Mohr! Du thörichter Schwätzer! — Im deutſchen Sprüchwort ſchilt ein Eſel den andern Langohr, wohl auch ein Keſſel den Ofen Topf. 8) Wo das Auge nicht ſieht, betrübt ſich das Herz nicht. Dies iſt vielleicht aus dem Abendlande dorthin gewandert, denn auch die Italiener kennen es. 9) Die Jungen der Ente ſind Schwimmer. Wir ſagen: Was ein Häckchen werden will, krümmt ſich in Zeiten. 10) Den Baum, der dir Schatten gibt, laß nicht umhauen. So bei uns: Man ehrt den Baum von Schattens wegen. 4) Des Mannes Werth ſind ſeine Thaten. Unſer Volk: Wie der Mann, ſo ſein Kram. 12) Er floh vor dem Regen unter die Dachtraufe. Eigenthümlichere Farbe tragen aber folgende Sprüchwörter dieſes Volkes, die ſich auch in Arabien finden: Eine Stunde für dein Herz und eine Stunde für deinen Herrn. Mondſchein und Oel ſind des Hauſes Verderber. Im Hohlwege gilt weder Freund noch Bruder. Die Begierde treib' aus deinem Herzen, ſo löſen ſich die Feſſeln von deinen Füßen. Guter Geſinnung Krone iſt Demuth. Die hohe Mütze fällt vom leiſeſten Stoß herab. —

Auch die nördlichen Völker ſind reich an ſolchen Ergießungen urkräftigen Witzes oder dem Augenblick dienender Laune. Ein junger Schwede, C. A. Gottlund, hat aus mündlichen Ueberlieferungen die Sprüchwörter und Gnomen der Finnen, unter dem Titel Otawa (Siebengeſtirn) herausgegeben; eine Auswahl derſelben ward im Okt. und November des vorjährigen Morgenblattes durch Karl Sederholm mitgetheilt, worauf wir unſere Leſer verweiſen zu müſſen glauben. Einige dieſer finniſchen Sprüchwörter mögen ſchließlich mit deutſchen leicht zuſammengeſtellt werden: Ein dreifacher Strick reißt nicht entzwei; Freunde beſiegt man nicht, wenn ſie einig ſind. — Was verkehrt gewonnen, vergeht verkehrt. — Schönes Wetter nach den Wolken, Freude nach dem Weinen. — Mit Vornehmen lohnt es ſich nicht in die Beeren zu gehen. — Ein geſprochenes Wort iſt wie ein geſchoſſener Schuß. — Leicht ſind der Wittwe Schuhe, in denen ſie dem zweiten Mann entgegengeht. — Fern ſteht ein mutterloſes Kind, wenn es auch neben der backenden Stiefmutter ſteht. (Hier verläßt uns das deutſche Sprüchwort, das höchſtens die Stiefmutter des Teufels „Unterfutter“ nennt, oder ſie im „grünen Kleide“, d. h. tief unter dem Raſen am ſchönſten findet; dagegen liefert die Sage und das Mährchen rührende Züge von der böſen Stiefmutter.) Fremd Land Heidelbeere, eigen Land Erdbeere. — Wo der Teufel nicht fertig wird, da ſchickt er ein Weib hin. —

Vom Gebrauche des Buches hat Körte große Hoffnung. Die Einleitung ertheilt ſogar Rath, wie man daſſelbe nutzen ſoll und ſagt: „So wie die Bibel das Buch iſt aller Seelen und göttlicher Offenbarung, ſo iſt dieſes ein Buch aller Stände, wie aller weltlichen Klugheit. Lehrt die Bibel uns Gott ſchauen, fürchten und lieben, ſo lernen wir in dieſem Buche die Welt erkennen, fürchten und uns in ihr vor Schaden hüten.“ — Dürften wir in der That erwarten, daß Viele noch den unbefangenen, reinen Sinn ſich bewahrt, womit man gerne auf des Volkes Stimme achtet? Wäre vielleicht die Theilnahme, welche man ſeit einigen Jahren der Sage und dem Volkslied zuwendet, ein Fingerzeig, daß man am übervollen Tiſche der pikanten Literatur nach einfacher Hausmannskoſt verlangt, bei mouſſirendem Flammenweine nach der lauteren Quelle dürſtet? Wir wollten freudig dieſe Gewißheit begrüßen, ſollten wir auch erſt das nebelnde Zucken gewahren, das der Dämmerung wie geheimnißvoll voranwogt. — Aber noch dünkt mich, dieſe Hoffnungen ſeien zu voreilig! Seht nur hin, horcht auf, was das Volk mit Begierde lieſt und woran den meiſten das Herz hängt; tretet vor die Bretter, welche die Welt bedeuten und ſchämt euch deſſen, was ſie mit wundgeklatſchten Händen vergöttern. —
— Wächter, wie weit iſt's in der Nacht? —

Noch iſt freilich vom unverdorbenen Sinn der Jugend Vieles zu gewarten; in ihrer Bruſt zünden die Blitze der Volksweisheit. Daher erſcheint ſeit vielen Jahren faſt kein Lehr- und Handbuch der Stylübung, in welchem nicht dem Sprüchwort ein heiliges Recht eingeräumt würde. Unſere Knaben und Jünglinge ſollen frühzeitig an dieſer Errungenſchaft Theil nehmen, das alte, rothe Gold von der Blechmünze ſcheiden lernen, welche ſo mancher Pedant jetzt in Umlauf zu bringen verſteht. Nicht aus der Fremde allein darfſt du die Schätze holen, auch die im heimiſchen Boden ruhen, wollen gehoben ſein und dein deutſcher Sohn, dein deutſcher Schüler ſoll nicht durch griechiſche, römiſche, franzöſiſche Denkweiſe dem Vaterland entfremdet werden. Aeltern und Lehrern zumeiſt ſei darum dieſe Sammlung dringend empfohlen, durch ihre Hand wandle jeder Spruch in das kindliche Herz. Manches freilich trägt ein doppeltes Gepräge, der Jüngling ſelbſt könnte damit nur Afterweisheit einkaufen. Mit ſolchen Sprüchwörtern verfahrt drum „fein ſäuberlich“, ſorgt, daß Alles ſich in Gold verwandle, was ihr anfaßt. An Euch liegt's ja überall, daß die verſtehen und das Verſtandene freudig nützen lernen, die jetzt noch bevormundet werden müſſen, künftig aber ſelbſt ſehen und mit ſehenden Augen handeln wollen! — A. Rodnagel.

Feuilleton.

⁂ **Leſſing's Denkmal.** — Der Termin für die dafür einzuſendenden Beiträge dürfte mindeſtens um eine Jahresfriſt noch verlängert werden. Bei der Redaktion des Phönix ſind bis jetzt (von Darmſtadt) über 70 fl. zu jenem Zwecke gezeichnet worden; ſie wiederholt hiermit ihre in Nro. 7 veröffentlichte Aufforderung zu Beiträgen auf das angelegentlichſte. Iſt es doch nur ein Tribut der Dankbarkeit, den Deutſchland einem ſeiner geiſtigen Heroen längſt ſchuldet! — Erfreulich iſt gleichzeitig das ſchöne Zuſammentreffen zweier Buchhandlungen in einer andern Huldigung für den großen Verfechter der Geiſtesfreiheit und ſeinen edlen Freund. Die Voß'ſche Buchhandlung in Berlin kündigt nämlich das Erſcheinen einer von Lachmann beſorgten neuen Ausgabe von Leſſing's Geſammtwerken in 12 Bänden an, die ſich an Eleganz der Cotta'ſchen von Schiller's Werken in 12 Bänden anreihen ſoll; und eine Wiener Buchhandlung ladet ſo eben zur Subſcription auf Moſes Mendelſohn's ſämmtliche Werke in einem Bande ein.

☞ Nro. 53, Seite 210, Spalte 2, Zeile 13 v. u. lies: dunkelbraunes Auge, ſtatt: dunkelblaues.

Nro. 57, Seite 227, Spalte 2, Zeile 9 v. o. lies: ſeiner Parthei, ſtatt: jener Parthei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 64. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 15. März.

E. T. A. Hoffmann
und die Epigonen in Bamberg.

(Fortſetzung.)

„Herr! da hört alles auf!“ erwiederte ich. „Ich bin nicht hierher gekommen, um mir das Blut tropfenweiſe abzapfen zu laſſen. Ich werde dieſe Probe noch endigen, allein verzichte heilig und theuer für immer auf die Ehre eines Muſikdirektors in Bamberg. Ich will es nicht abwarten, daß mir es ergehe, wie meinem großen genialen Vorgänger, der abgeſetzt wurde, weil er mit dem Flügel und nicht mit dem Fidelbogen dirigirte, und die Geige nicht zu ſchaben verſtand. Ich verſtehe zwar dies Inſtrument vollkommen, halte es aber tief unter meiner Würde, meine Grundſätze gemeinen eingebürgerten Launen und Gewohnheiten unterzuordnen. Hoffmann wich, oder mußte ſo elenden Rückſichten weichen, und ich kleiner Punkt gegen ihn, rechne mir's zur Ehre, in ſeine Fußtapfen zu treten.“ —

„Gehen wir zum zweiten Akte,“ ſprach kalt der Direktor zu mir. Meine Augen fielen in das Orcheſter, das mir als ein Fegfeuer ſeltener Art von unten herauf leuchtete. Ich ſuchte ſchnell mit dieſem zweiten Akte fertig zu werden. Eine gewiſſe Gleichgültigkeit, mit dem feſten Vorſatze im Hintergrunde, die Oper unter keiner Bedingung zu dirigiren, hatte alles Intereſſe für die Sache verſcheucht, und nur ein tief gefühltes Mitleid für den unſterblichen Meiſter, ihn ſo abſcheulich verhunzt zu ſehen, machte ſich in meinem bangen Herzen Raum.

Wiederum betrat ich meine Schlachtbank. Der kleine Flötenbläſer gab mir in's Ohr flüſternd, freundlich — und wie es mir dünkte, es gut mit mir meinend — zu verſtehen: Den Takt laut auf das Pult anzuſchlagen. „Sie kommen ſonſt nicht durch,“ ſagte er, „man iſt das einmal hier ſo gewohnt, ich meine es wahrlich aufrichtig mit Ihnen.“

Ich folgte ihm, fand daß er Recht habe, ſchlug den Takt gleich einem Dreſchflegel, der leeres Stroh driſcht, auf das Pult auf, und ſiehe da, die ſchwankenden, muſikaliſchen Dreſcher kamen in's Gleichgewicht. — Mit großer Leichtigkeit ging ich über die unzählich gemachten Fehler hinweg, und war froh, als das Finale endlich begann.

Da gab es aber wiederum einen Tempokrieg. Der Alles verwüſtende Tod, erſter Fagottiſt, blies wieder ſechszehn Takte vorwärts, obgleich ich Halt geboten hatte. Das Völklein lachte darob nicht wenig, und der Muſikdirektor von Fulda hinter mir rieb ſich die Hände, ſein graues Haar ſträubte ſich gleich dem Thiere, das einem Igel begegnet und ihn aufzufreſſen droht. — Endlich erſcheint der Geiſt des Comthurs, um Don Juan's ſündlichem Leben, ſo wie der Höllenmuſik ein Ende zu machen, und mich von der muſikaliſchen Folterbank zu befreien. — Der letzte Akkord tönte noch fort in einzelnen Stimmen, als die Orcheſtergeſellſchaft ſchon halb zur Thüre hinaus war.

„Mein verehrter Herr Direktor,“ begann ich, nachdem ich als ein faſt umgefahrener Grenzſtein noch auf meiner Stelle ſtand, „ſchicken Sie gefälligſt ſogleich zu Ihrem alten Herrn Muſikdirektor, damit er in Geſellſchaft ſeiner liebenswürdigen Gattin, Donna Petronella, dieſe Unholde bezähme. Beide nur haben den Schlüſſel zu dieſem furchtbaren Reiche; mein Muſikdirektorium hier laſſen Sie noch heute zu Grabe tragen, und es dem Allmächtigen zu einer fröhlichen Auferſtehung empfehlen.“

So weit des Profeſſors Tagebuch.

Du haſt geneigter Leſer nun geſehen, wie das hieſige Orcheſter probirte und weißt auch aus dem Entſchluſſe des Profeſſors, daß die nächſte Probe unter der Direktion des Altmeiſters Statt finden wird. Ich gebe Dir nun den Anfang dieſer Probe, um Dich nicht zu ermüden und Dir das muſikaliſche Völkchen noch in beſſerer Geſtalt und zur Rechtfertigung des Tagebuch-Artikels von dem Profeſſor vorzuführen. Höre denn!

Die Probe ſollte angehen, mehrere Bänke des Orcheſters waren noch leer, nur die Getreuen, das heißt, Violoncell, Clarinette, Fagotte und Hörner ſaßen ſchmunzelnd auf ihren Plätzen, denn ſie wußten, daß der Profeſſor nach den letztgeſpielten ſchändlichen Chikanen ſich nicht mehr mit ihnen beſudeln, und nicht dirigiren würde. Der Violoncelliſt blinzelte vergnügt über die gelungene Intrigue, der Clarinettiſt übte einſtweilen die höchſt hölzernen tiefen Töne ſeines Inſtrumentes, der Fagottiſt hatte ſich ein neues Mundſtück gekauft, um den wilden Ton ſeines aufgebrachten Inſtrumentes mehr zu deprimiren, die Horniſten hatten ihre, in der Profeſſor-Probe gerade geblaſenen Hörner ſelbſt wieder etwas gebogen, — Alles zu Ehren des Altmeiſters — der vernagelte Thron ſtand wieder an ſeinem Platz.

Der Altmeiſter, kaum ſeine Luſt und Freude verbergend, zärtlich von der Bühne herab angeblickt von ſeiner getreuen, Gutmüthigkeit affektirenden Gattin, warf ſich mit Entſchloſſenheit auf den Stuhl; die echten Jünger des Altmeiſters hatten ſich eine Ueberraſchung für den tief gekränkten Violinbogen-Helden ausgedacht, die die beſſer geſinnten Mitglieder des Orcheſters wahrſcheinlich nicht theilen wollten. Als nun auch Er wieder aufgenagelt ſaß, da erſcholl von ſeinen Anhängern Beifall- und Bravorufen, und mit höchſt ſanften, manierlichen Blicken dankte er den Getreuen gerührt — ſehr gerührt! — Der hochaufgehaltene Bogen ſenkte ſich über dieſe Liebe und Anhänglichkeit verſchämt herunter auf das Pult, — doch klopfte er dieſesmal faſt zu mild als Zeichen zum Anfang.

Die klägliche und bewegliche Cataſtrophe verlief wie das Waſſer eines umgefallenen Kübels, die noch übrigen Orcheſtermitglieder traten ein, ſetzten ſich ſtill an ihre Plätze, die Probe begann, und ging wie beim Profeſſor — ſchlecht, aber zur Zufriedenheit des Orcheſters, denn was konnte aus Iſrael Gutes kommen!

VII.

Finale.

Es waren nach dieſer Don Juan-Probe, die den Profeſſor auf das Empfindlichſte gekränkt, und den beſtimmten Entſchluß in Ausführung gebracht hatte, ſich nunmehro ganz von dem Bamberger Theaterverhältniß zurückzuziehen, ein Paar Wochen vergangen, während welcher ich denſelben nur auf Augenblicke ſah. Er ſchien ſtets ſehr verſtimmt, ſprach wenig mehr über theatraliſche Angelegenheiten, und nur dann, wenn ich die Unterhaltung auf den Kammergerichtsrath leitete, tauchte ſein verletztes Gemüth wieder theilnehmend auf. Bei unſerer letzten Unterredung über den herrlichen Mann ſagte er auf einmal zu mir:

„Ueber mich iſt ein eigener Gedanke gekommen. — *Wohnen* möchte ich noch, ehe ich dieſe Gegend verlaſſe, in dem ehemaligen Zimmer Hoffmann's, auf daß mich ſein Geiſt nochmals umſchwebe — oder meinen Sie nicht, daß er mehr dort hauſe? Ja, ich glaube es, und — hören Sie mich weiter: Ich bin mit mir höchſt unzufrieden, und da einmal mein hieſiges Schickſal durch Sie und die Verhältniſſe mich ſo nahe an Hoffmann gebracht haben, ſo betrachte ich es als eine Sühne, nicht eher von hinnen zu gehen, bis ich die Räume auf einige Zeit bewohnt habe, wo *Hoffmann* ſich ſeinen phantaſtiſchen Gebilden hingab, und Zorn und Flammen, Gift und Galle gegen ein tauböhriges Orcheſter und Publikum in extravaganten Reden aushauchte. In jenem kleinen Zimmer hoffe auch ich meinem innern Grimme mehr Luft zu machen, ſo wie in der Bettſtelle, welche ſo oft ſeine Seufzer gehört, mein inneres aufgeregtes Gemüth wieder zu beſchwichtigen. Ich weiß nicht, ich bin nicht abergläubiſch, allein einen gewiſſen Glauben an irgend etwas Ueberirdiſches, was uns Sterblichen auf dieſer Welt, ganz herausgeriſſen aus dem gewöhnlichen Alltagsleben, paſſirt, ſei es nun durch Phantaſie erzeugt, oder eine Wirklichkeit, die ſich dem Auge oder Ohre durch Ahnung mittheilt, kann ich nicht unterdrücken. — Ich beſuche jetzt mehr als ſonſt Ihren herrlichen, nahegelegenen Hain. Das Ziel meines Spaziergangs iſt immer die Statue Nepomucks, wo Hoffmann die Idee zu ſeinem Berganza empfing, und an welche er, wie Sie mir ſo oft zu meiner Ergötzung erzählten, die komiſch-burleskeſten Reden richtete.“

„Auf dieſen Spaziergängen iſt es mir immer geweſen, als begleite mich der kleine Muſikdirektor und flüſtere mir zu:

> „„Unglücklicher Muſikus! Du beklagſt Dich darüber, daß man Dich nicht verſtehen will, während doch in Deinem Innern die göttliche Muſik wie eine Oriflamme Dein ganzes geiſtiges Ich beleuchtet? Du beklagſt Dich, daß Mittelmäßigkeit, Unverſtand, Proſaismus dennoch den Sieg über Deine Hoffnungen davongetragen? Du kamſt mit glühendem, gläubigem Herzen, und glaubteſt nur ſo triumphirend in Dein Heiligthum einziehen zu können? — Armer Thor! Verunglückter Muſikdirektor in Bamberg! — Fünf Jahre lag auch ich hier auf der Marterbank, hoffend und ſehnend, daß meine mich zur Gottheit erhebende Phantaſie als Wahrheit ſich geſtalten möchte, — ich flog wie der junge Aar zur Sonne, und das niedere Erdengewürm langte nach mir, und zog mich in ſeine löcherigen, ſchmutzigen Grüfte. Ich fand mich empfindlich getäuſcht, ohne jedoch

jeden Glauben an das Hohe, Göttliche, Schöne zu verlieren. Drum ſei auch Du ein Mann und mache es wie ich!""

Laut und vernehmlich hatte dieſer Monolog mich bis zu der Statue Nepomucks begleitet."

(Fortſetzung folgt.)

Schleswig-Holſtein.

Februar.

(Sprachliches nebſt einem Blick auf Dänemarks Journaliſtik.)

Es gibt bekanntlich für die italieniſche Sprache einen alten Waid- und Wahlſpruch, der lautet: »lingua Toscana in bocca Romana« und pflegt man durch ihn den Abſchluß italieniſcher Sprachvollkommenheit zu bezeichnen. Wollte man nun dieſen Spruch zum Frommen der deutſchen Grammatik anwenden, ſo könnte man ihn vielleicht nicht unſchicklich überſetzen: „Holſteiniſches Hochdeutſch in hannoverſchem Munde"; denn leider läßt die hieſige Ausſprache manches zu wünſchen und kann freilich ſchon deshalb nicht als leitende Richtſchnur dienen, weil in ihr der weiche, klangloſe Accent des Plattdeutſchen meiſtentheils zu ſehr vorwaltet, und oft die Sehnſucht nach dem kräftigeren überelbiſchen Sprachlaut erweckt. Aber die Umgangsſprache der hieſigen gebildeten Klaſſen iſt ihren Wortelementen nach eine im hohen Grade reine, eine faſt gänzlich der Literatur entſtiegene Sprache, die nur ſehr wenigen Provinzialismen den Zugang verſtattet und ihre Wörter und Ausdrücke erſt zuvor gerne ſchwarz auf weiß ſieht, das heißt, die Legitimirung und Adelung derſelben durch den Druck als nothwendiges Erforderniß ihrer Auf- und Annahme betrachtet. Wem dies paradox geſprochen klingt, wer ſich wundern ſollte, hart an den Grenzen des deutſchen Landes und ſo vielfachen fremden Einflüſſen preisgegeben, die deutſche Umgangsſprache, die Sprache des täglichen Verkehrs in ihrer größten Ausbildung vorzufinden, dem gebe ich zur Erhärtung dieſer Behauptung zu bedenken, wie der eigentliche hieſige Volksdialekt, die zum Plattdeutſch hinabgeſunkene alte niederdeutſche oder ſaſſiſche Sprache, ſich unter allen Mundarten gerade am meiſten vom Hochdeutſchen entfernt und zu Aufſtellung und Geſtaltung der deutſchen Schriftſprache den wenigſten Beitrag geliefert hat, mithin aus ihr nicht ſo leicht, wie aus dem Oberdeutſchen, Ausdrücke in die gebildete Umgangsſprache herübergezogen werden können, indem ſich beide gewiſſermaßen mehr als geſchiedene Sprachen gegenüberſtehen. Daher pflegt denn auch der gebildete Oberdeutſche mehr oder weniger in der Sprache des täglichen Verkehrs die Lauterkeit des Hochdeutſchen durch zahlreiche Entlehnungen aus dem ſo nahe liegenden Volksdialekt oftmals zu trüben, und für den Schwaben und namentlich für den Schweizer, gibt es eigentlich gar kein Hochdeutſch, als nur für Schrift und höhere Rede. Bei der Aufſtellung dieſer Meinung rückſichtlich des hieſigen Hochdeutſch entging mir übrigens nicht die Anſicht, die man früher von Meißen hegte, und was Berlin noch jetzt von ſich ſelbſt glaubt. Gerade zu dieſer Zeit haben ſich hier, wie auch noch anderwo in Niederſachſen, einzelne Stimmen erhoben, welche Wiedereinführung der alten niederdeutſchen Landesſprache in Rede und Schrift als ſehr wünſchenswerth ſchildern, und Hr. Dr. Bärmann in Hamburg hat ſchon vor längerer Zeit durch die Schreibung ſeines „Hög- und Häwel-Books" den Belebungsprozeß in Verſen begonnen, womit ich indeß keineswegs geſagt haben will, als ob dieſer, unter anderm auch als gewandter Ueberſetzer in der Literatur ſo wohlverdiente und achtungswerthe Mann, hierdurch ſich zu der oben bemerkten Anſicht habe bekennen wollen; was auch um ſo weniger zu vermuthen ſteht, als ſelbiger ſich des gemeinen, ungeſchlachteten Volksdialekts von Hamburg zur Fertigung dieſer, freilich meiſtentheils weit über die Sphäre des eigentlichen Volksliedes hinausliegenden Poeſieen bedient. Hier iſt nicht der Ort, die Nutzloſigkeit der ganzen Sache gründlich darzuthun, wie ſolches Wienbarg auf's Neue in dieſen Tagen im Feuilleton der Hamburger Neuen Zeitung mit wohl unwiderleglichen Gründen beredt verſuchte, die Unmöglichkeit dieſes Vorhabens liegt ſowohl in der weiten Verbreitung der hochdeutſchen Sprache, deren Kenntniß ſelbſt den unterſten Volksklaſſen auf eine ſehr befriedigende Weiſe inwohnet, als namentlich in der gänzlichen Nichtbefähigung des Plattdeutſch unſerer Zeit zur Uebernahme und Führung eines ſolchen gewichtigen Sprachamts. Die niederdeutſche Sprache iſt natürlich während ihres dreihundertjährigen Todesſchlafes nicht allein nicht mit der Zeit fortgeſchritten, ſondern würde, was noch weit ſchlimmer iſt, in Folge dieſes langen Schlafs auch noch ihre früheren Kenntniſſe meiſtentheils wieder vergeſſen haben und müßte nun gleichſam wie ein kleines Kind in die Schule geſchickt werden, um dekliniren und konjugiren erſt wieder zu lernen, darnach müßte man ſie eine gelehrte Schule beziehen laſſen, ſodann die Univerſität, und doch noch dürften wir befürchten, ſie mit ſchlechten Zeugniſſen und noch ſchlechteren Sitten wieder zu uns zurückkehren zu ſehen. Laſſen wir daher dieſe Todte ruhen! Sie iſt uns eine liebe Freundin zu ihrer Zeit geweſen, die aber leider an einer unheilbaren Krankheit gar früh verſtarb und gerne ſprechen wir an ihrem Grabe das gebräuchliche Gebet, daß Gott ihr eine ſanfte, ungeſtörte Ruheſtätte verleihe, hüten uns aber wohl, die Bitte um eine fröhliche Auferſtehung hinzuzufügen. Einen dreihundertjährigen Todten muß kein vernünftiger Menſch wieder erwecken wollen, denn ein ſolcher iſt mit vollem Rechte todt, und wollte ein verweſungsſüchtiger Geſchmack dieſen nichts deſto weniger wieder erwecken und von ihm die Verrichtungen eines Lebenden widerrechtlich verlangen, ſo würde er zweifelsohne ſelbſt dagegen proteſtiren, und ſich wohl hüten, als modernder Popanz mit dem friſchen, blühenden Sprachleben der Gegenwart in einen ihn höchſt kompromittirenden Wettſtreit zu treten.

Als des korſiſchen Heros gewaltige Siegerhand dem abgelebten, an häuslichem Kummer und Zwietracht ſo ſchwer darniederliegenden deutſchen Reichsadler die todesmüden Augen zudrückte, der einſt ſo mächtige Körper des heiligen römiſchen Reichs in ſeine Elemente ſich auflöſte, und jene Inſchrift des Rendsburger Thors »Eidora (d. Eider) Romani terminus imperii« von ihrem hohen, lichten, ſo viele Jahrhunderte behaupteten Standpunkt herunterſtieg, um hinfort als hiſtoriſche Antiquität in einem dunklen Winkel des dortigen Zeughauſes zu modern, da glaubte Dänemark die Zeit erſchienen, die deutſchen Beſtandtheile ſeines Staatskörpers ſich mehr und mehr zu verähnlichen und ſelbige, wie ihrer geſchichtlichen Erinnerungen, ſo auch ihrer Sprache nach und nach vergeſſen zu machen. Es war gewiß eine eitle, thörichte Hoffnung, der eine gewiſſe Partei in Dänemark ſich damals hingab, und die Geſchichte ſchon hätte ſie belehren können, daß es nicht in der Macht der Diplomatie liege, die geiſtige Nationalität eines Volkes, gleichwie die politiſche, durch einen flüchtigen Federzug zu vernichten. Das zur Förderung dieſer Abſicht unter anderweitigen dahin zielenden Verfügungen erlaſſene Gebot, wodurch auf allen höheren Lehranſtalten die däniſche Sprache in den Kreis des Unterrichts gezogen und die Aneignung derſelben dem Schüler zur unerläſſigen Pflicht gemacht wurde, und ferner dem nur die dereinſtige Erlangung eines öffentlichen Amtes zuſagte, der über ihre Kenntniß ein glänzendes Zeugniß beibrächte, blieb ohne eigentliche Frucht und verfehlte ſelbſt in dem Maaße des beabſichtigten Zwecks, daß es ſogar in den meiſten Fällen die entgegengeſetzte Wirkung hervorrief, Zwietracht und Abneigung begründete, wo es Einigkeit und Zuneigung bewirken ſollte. Denn da die däniſche Sprache das Eigenthum eines nicht eben zahlreichen

Volkes iſt, ihre Auffaſſung weder in politiſcher, noch in literariſcher und kommerzieller Hinſicht für's Leben eine beſondere Wichtigkeit hat, ſo konnte man in der forcirten Erlernung derſelben nur das, was es wirklich war, erblicken, eine Beeinträchtigung der heimiſchen, ein Programm zur allmähligen Einführung dieſer fremden Sprache. Der Verſuch gehört, wie geſagt, in die Kathegorie der verunglückten, und es hieße alter Zwiſtigkeiten erwähnen und verſchollene Uebelſtände rügen, derſelben hier noch zu gedenken, beſtände nicht das Geſetz noch und datirten ſich nicht aus angedeuteter Periode noch überdies anderweitige, zur Schmälerung der hieſigen Volksthümlichkeit gereichende Veranſtaltungen, ungeachtet dreißig Jahre mit ihren inhaltſchwangeren Begebenheiten dazwiſchen liegen und in dem Kanonendonner von dreißig und mehreren Schlachtfeldern die politiſche Wiedergeburt Deutſchlands ihre theilweiſe Auferſtehung wiederum gefeiert hat. Die fortdauernde Rechtskräftigkeit des erwähnten Geſetzes, die Erlaſſung der für die deutſchen Herzogthümer beſtimmten Verordnungen mit vorangehendem däniſchen und nachhinkendem deutſchen Text, der ausſchließliche Gebrauch der däniſchen Sprache in allen das hieſige Militär betreffenden Dingen und Angelegenheiten, erſcheinen auch in ſprachlicher Hinſicht als Beeinträchtigungen dem gegen eine Vermiſchung mit Dänemark und alles, was ihn daran erinnert, im Ganzen ſehr eingenommenen Schleswig-Holſteiner.

(Schluß folgt.)

Der Kunſtverein in München

zählte am Schluſſe des Jahres 1837 1920 Mitglieder, hatte eine Geſammteinnahme von 23028 fl., und verwendete davon 15887 fl. zum Ankauf von Kunſtwerken zur Verlooſung, und 2506 fl. für das Vereinsgeſchenk, das in einem Kupferſtich von **Eduard Schäffer** nach **Romeo und Julie** von **Cornelius** beſtehen wird. Zur Ausſtellung im Laufe des Jahres kamen 706 Kunſtgegenſtände, darunter nur **ein** altes Oelgemälde. Unter den für obige Summe angekauften 89 Kunſtgegenſtänden waren 76 Gemälde in Oel, 1 auf Porzellan, 1 auf Glas, 1 in Aquarell und 10 plaſtiſche Arbeiten. Von letzteren zeichnete ſich die ſchöne Denkmünze von **Voigt** auf Thorwaldſen mit deſſen ſehr ähnlichem Bildniß und einem Basrelief desſelben, Eros und Erato, ferner die kleine Bildnißſtatue Shakespeare's von L. **Schaller**, die den Dichter als Rollenvertheiler anſpruchlos, wahr und ſchön darſtellt, und L. **Schwanthaler's** kleines Erzmodell zu der koloſſalen Statue Albrecht's V., die mit den Statuen anderer bairiſcher und dem bairiſchen Hauſe verwandter Fürſten den neuen Thronſaal ſchmücken wird, vortheilhaft aus. Unter den Oelgemälden waren die Hauptgewinnſte dem Ankaufspreis nach ein Genrebild (Räuber überfallen einen Mönch) von **Ruben** (für 880 fl.), eine Eichenlandſchaft von **Crola** (für 550 fl.), eine andere von **Zimmermann** (für denſelben Preis), ein ſpaniſches Architekturbild von **W. Gail** (für 462 fl.), eine Gebirgslandſchaft von **Heinlein** für 495 fl.), ein Viehſtük von **Lotze** (für 440 fl.) eine Schlacht zwiſchen cimbriſchen Weibern und Römern von W. **Lindenſchmitt** für 550 fl.) und eine heilige Familie von **Ph. Foltz** (für 590 fl.). Von dieſen machen vor allen die Landſchaft von Heinlein, wegen der großartigen Conception und der Wahrhaftigkeit der Wirkung, ſo wie die von Zimmermann und Crola wegen angewendeten Fleißes; das Bild von Ruben wegen Effect und Durchführung, der Kloſtergang S. Juan in Toledo von Gail, wegen der überraſchenden Aehnlichkeit zwiſchen ſpaniſcher und deutſcher Architektur auf beſondere Auszeichnung Anſpruch. Der Moment im Ruben'ſchen Bild iſt prägnant; die Räuber finden ſtatt gehoffter Beute in den Händen des überfallenen Mönchs — die Monſtranz, die zu beleuchten — denn es iſt Nacht, — der den Prieſter begleitende Knabe die Laterne in die Höhe hält. Indem nun Einer vor dem Heiligthum erſchrickt, der Andere mit dem ſchon zum Mord entblößten Dolch unwillig, doch der alten Gewohnheit unterthan, in's Knie ſinkt und der Dritte ſich und ſein Geſicht in Reue hüllt, deutet der Mönch mit großer Seelenruhe und Klarheit auf den Weg des Heils, der freilich von der Räuberſtraße weit abliegt. Das Bild erfreute ſich großer Theilnahme und iſt aus den Händen des Gewinners in den Beſitz des Kronprinzen von Baiern übergegangen. — **Heinlein's** Landſchaft ſchildert einen Morgen im Hochgebirg. Hier würde der Gegenſtand allein ſchon allgemeine Theilnahme ſichern; über tiefgraſige Felſenmatten und Waldgründe erhebt ſich das Doppelhaupt eines Bergrieſen, über deſſen Schultern ein Gletſcher ſich herabzieht. Die Scheitel glänzen im Morgenſonnenſchein und friſche Lüfte treiben die Nebel aus den dampfenden Tiefen. So iſt Heinlein ſeines Gegenſtandes Meiſter, daß man in die wirkliche Welt zu ſehen meint, und ſo groß iſt ſeine Kunſt, daß man ſie — gar nicht gewahr wird. — Von den kleineren Bildern muß die Landſchaft von **Bürkel** genannt werden, in welcher uns auf eine durchaus anſpruchloſe und natürliche Weiſe ein ganz anſpruchloſes Stückchen Land mit einigen Landleuten und Kühen vorgeführt wird. Wie bei Heinlein der Gegenſtand, ſo feſſelt hier zunächſt die Kunſt, deren Steigerung bis zur Leichtigkeit der Niederländer des 17. Jahrhunderts bisher von Keinem bei uns in dem Maße erreicht worden, als es Bürkel gelungen. Gedachtes Bild ſcheint nur ſpielend auf die Leinwand übergetragen; allein es ſpielt das Spiel ihm Niemand nach, wie Viele auch danach trachten. — Von Schäffer's Kupferſtich iſt leider noch nichts zu ſehen, und wir müſſen — was freilich vorauszuſehen war — unſere Bewunderung ſeiner Kunſt und die Freude an der Zeichnung von Cornelius, die unſers Wiſſens in die Zeit nach ſeinem Fauſt fällt, vielleicht auf den Sommer verſchieben.

Feuilleton.

⁂ Mlle. Taglioni ſoll in der ruſſiſchen Hauptſtadt an Geſchenken, Gehalt und Beneſice über 400.000 Franken gewonnen haben. Die graziöſe Tänzerin lebt bekanntlich nicht mehr mit ihrem Gatten Gilbert de Voiſin, welchen ſie aus Neigung heirathete, mit dem ſie aber ſehr unglücklich war. Die Mademoiſellen Elsler hören auf in Paris ein großes Haus zu machen. Sie leben ſehr einfach und ökonomiſch. Ihr Vermögen ſoll bedeutend ſein.

⁂ *Don Quichote et la tâche des ses traducteurs etc.* iſt der Titel einer uns ſo eben zu Handen gekommenen Schrift des geh. Legationsrathes J. B. Franz **Biedermann**, welcher bei Anlaß der neuen franzöſiſchen Ueberſetzung Don Quixote's von **Viardot** die Schwierigkeit der Aufgabe aus den beſonderen Eigenthümlichkeiten der Sprache des Cervantes einerſeits, andererſeits aber auch aus der völligen Umgeſtaltung der ſpaniſchen Sprache ſeit Cervantes überhaupt darthut. Herr Biedermann geht den Prolog zu Don Quixote in der Viardot'ſchen Ueberſetzung mit kritiſchem Scharfſinn durch, und zeigt, daß der Franzoſe beinahe in jedem Satze den Sinn des Originales entweder ganz falſch verſtanden, oder wenigſtens ſchief aufgefaßt.

⁂ Dr. **Karl Riedel** in Bamberg, als Kritiker ehrenvoll bekannt, hat die Redaction eines neu begründeten Kunſt- und Literaturblattes (zum fränkiſchen Merkur und deſſen belletriſtiſcher Beilage: Laterne) übernommen. Die erſte Nummer enthält das Programm, deſſen tüchtige Tendenz aufrichtige Anerkennung verdient, Briefe aus Paris, einen Artikel über deutſche Volkspoeſie von Dr. Fr. Mayer in München, und ein Feuilleton.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No 65. 1838.

Phönix.

Freitag, 16. März.

E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.

(Fortſetzung.)

„Das Geräuſch des angeſchwollenen, vorbeifließenden Fluſſes, ſo wie der herabſtrömende, kalte Regen, der die auf den hohen Bäumen ſich nur noch ſparſam befindenden Blätter herabriß und dieſelben an mir vorbeijagte, verſetzte mich in eine noch höhere Geiſtesſtimmung, ich verlor mich gänzlich in Gedanken, und es war mir, als ſtehe der von mir nie gekannte und mir doch ſo gut bekannte Muſikdirektor neben mir!“

„„Siehſt Du,““ — ſo flüſterte es weiter fort — „„von Tag zu Tag war dieſer Ort derjenige, der meine Leiden und Freuden erfuhr; ich fand einen Troſt darin, dem ſich ſtets gleich bleibenden kalten Steine und Freunde die erlebten Unſinnigkeiten aus meinem Leben mitzutheilen, und rief, faſt erliegend unter der Laſt derſelben, oft zu ihm hinauf alſo: Kannſt Du, o heiliger Nepomuck, zu Allem dieſem ſtillſchweigen? Soll denn Dummheit und blöder Sinn immer den Sieg über die Wahrheit davontragen? — Doch was ſeh' ich? Du ſchneideſt einige verdrüßliche Geſichter, Dein rechter Mundwinkel verzieht ſich mißbilligend, Dein ſtarres Auge blickt nach jenem Eichengipfel, und ſcheint ihn zu beſchwören, herabzubrechen, und die Philiſter ſammt und ſonders in ſeinem Falle zu begraben.““

„„Allein das Alles ſchien mir immer nur ſo. Jahre vergingen und mein Freund Nepomuck blieb ein Heiliger von Stein, wie Dummheit und Vorurtheile immer dieſelben blieben. Die alternde Zeit bedeckte ihn mit ihrem Mooſe, er ward an ſeinem Ehrentage gereinigt und neu angeſtrichen, er blieb aber immer der alte Nepomuck von Stein. — Und ſo ging es auch mir mit meinen künſtleriſchen Beſtrebungen, Jahre vergingen in Trübſal und Elend über Philiſterei und Tauböhrigkeit, mein hier begonnenes **Allegro fuoco** war zu einem **Larghetto lacrymoso** übergegangen, — Thränen ſalzten oft mein Brod, — es war kein Heil zu finden, denn Vorurtheile ſiegten über meine muſikaliſchen Ideen, die zum Himmel flogen, ohne je auf der Bamberger Erde Wurzel faſſen zu können! Elende Muſikanten verlachten mich, weil ich von einem ganz anderen Künſtlerreich träumte, als ſie auf ihren abgerutſchten Orcheſterbänken; — meine äußere Geſtalt war ihnen ſogar lächerlich! — O Proſaismus! O ſynkopirte Oberflächlichkeit!““

„Brauſender brachen ſich die Wellen im Strome, und näher rauſchte es an mich heran:

„„Fliehe von hier und nähre anderwärts den göttlichen Funken der Kunſt, anderwärts im wahren Sinne des Wortes, jenen Funken, der in mir lebte, trotz alles Bemühens von Außen, nie in mir erloſch und endlich nach langen Kämpfen zur lodernden Flamme ward; laß nicht ab, Du wirſt und mußt wie ich für Dein ernſtes Streben belohnt werden!““

„So hauchte es noch in der Ferne fort und der Sturm, der in den Wipfeln der hohen Eichen raſte, begleitete recitativiſch und melodramatiſch mit hohlen brauſenden Tönen, gleich einer Schickſalsorgel, dieſe Geiſterworte.“

„Noch einmal ſah ich die Nepomuckſtatue an, und enteilte in ſtarken, langen Schritten durch die lichten, ſchneebedeckten Gänge des Hains.“

„Auf dem Theaterplatze angekommen, ſtand ich unwillkührlich dem kleinen, bekannten Häuschen gegenüber ſtill. Mich durchbebte der Ihnen früher mitgetheilte Gedanke, ich ſchritt auf das Häuschen zu, erfaßte den Drücker und trat ein. Bald ward ich mit der wackern Hausbeſitzerin einig, das ehemalige Logis des Herrn Kammergerichtsraths für die noch kurze Zeit meines hieſigen Aufenthalts beziehen zu dürfen.“

„Was ſagen Sie nun, Freund, zu dieſen Träumereien? Heute ſchon werde ich da ſchlafen, wo der Unvergeßliche ſchlief, und morgen werde ich an demſelben Tiſche ſitzen und arbeiten, an welchem er einen Theil ſeiner herrlichen Phantaſieſtücke niederſchrieb, an demſelben Tiſche, wo er nach Vollendung des Kreisleriſchen Lehrbriefes das bewußte Loch einbrannte; — morgen ſchon werden meine Phantaſien an jenes andere Loch mit dem famöſen Backſteine gerichtet ſein, und dann habe ich nichts Schlechteres im Sinn, als für dieſe wenigen Tage in dem Hoffmann'ſchen Zimmer den Grund zu jener komiſchen Oper zu legen, zu deren Text Sie mir freundlichſt verholfen haben.“

Wohl vierzehn Tage waren nach dieſem Beſuche vergangen, ohne daß ich den Profeſſor geſehen noch gehört. Krankheit feſſelte mich an mein Zimmer, von der ich den Profeſſor ſchriftlich in Kenntniß ſetzte. Da derſelbe jedoch meine Laune kannte, bei Unwohlſein keinen Beſuch anzunehmen, ſo hielt er ſich leider nur allzuſehr an dieſe einmal an ihn gemachte Aeußerung.

Wiedergeneſen, war mein erſter Ausflug nach dem neuen Hoffmann-Elſter'ſchen Logis. Die Wirthin kam mir mit der mich ſehr befremdenden Nachricht entgegen, daß der Profeſſor bereits vor einer Stunde abgereiſt ſei, auf ſeiner Stube aber einen Brief an mich zurückgelaſſen habe. Ich eilte hinauf, trat zum Tiſche, und fand außer jenem Briefe unter dem von Hoffmann eingebrannten Flecke einen muſikaliſchen Gedanken vom Profeſſor mit dem Meſſer eingegraben, und die Noten mit Tinte ausgeſchwärzt, der im Bezug mit den ſo oft gebrauchten Worten Hoffmann's: „Ja ſterben müſſen wir Alle,“ ſtand, und zu dem ihm eine Stelle aus Mozart's Don Juan die Veranlaſſung gegeben zu haben ſchien.*)

Schauder ergriff mich bei Anſicht der Worte, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, ob der Profeſſor in ſeinem Unmuthe und bei ſeiner Heftigkeit nicht etwas Menſchliches verübt habe. Ich erbrach ſchnell das Billet, überflog es, und ward ſogleich beruhigt. Es lautete:

„Daß ich nicht mündlich von Ihnen, mein ſehr verehrter Freund, Abſchied genommen, ſchreiben Sie Ihrer Krankheit zu, die Niemand vor ſich läßt, was übrigens wenig zu ſagen hat, da wir immer, wie wir mit einander ſtehen, uns ſtets nahe und beiſammen ſind. Hören Sie aber nun, Freund, einiges von dem, was ſich ſeit der Zeit, als ich Sie nicht ſah, mit mir begeben.“

„Ich wohnte wohl ſchon vier bis fünf Tage in Hoffmann's Stübchen ſtill und zurückgezogen, mein aufgeregtes Gemüth beruhigte ſich allmählich, und ſchon fing ich an in der engen Behauſung mich ganz glücklich zu fühlen, als ich eines Abends nach dem Theater heimkehrte, und mich abermals der Gedanke an die projektirte komiſche Oper beſchäftigte. Ich ſetzte mich auf Hoffmann's Stuhl, und ordnete gedankenvoll die Introduktion und das darauf folgende Duett. — Gedanken auf Gedanken häuften ſich bei mir zuſammen, allein ſie gingen, wie ſie kamen, und keiner ſchien mir recht zu ſein, — bis ich endlich bei einem Hauptgedanken ſtehen blieb, der mich beſonders anſprach. Ich ſetzte mich an das Clavier und meine Phantaſie führte mich bald in ein weites muſikaliſches Feld. — Die debütirenden Perſonen meiner neuen Oper agirten vor meinen Augen, ich half ihnen im Geſang, im Vortrage ein, zankte und ſchmähte auf das Nicht-Zeichen-Halten u. ſ. w. — Piano! Piano! rief ich, während meine linke Hand in rauſchenden, beweglichen Triolenpaſſagen herumirrte und nicht aufhören wollte, die Liebesſcene im zweiten Akt mitzubegleiten. Ich wurde endlich ruhiger, doch der Gedanke brachte mich auf, daß der Liebhaber ſein treu liebendes Mädchen aus ſchändlichem Ehrgeize verläßt und ſie der Verzweiflung Preis gibt. Ich übte Rache, und fing an zu ſingen und meine Phantaſie mit Exclamationen zu begleiten. Immer höher ſtieg Begeiſterung und Wuth und mit einem Male machte ich Halt, — mein Auge ſah ſtarr auf die mir vorſtehende Wand. Das Licht war abgebrannt — — ſchattige, ſich lang dehnende Fäden zogen ſich deutlich an derſelben hin, — — ich verfolgte ſie, ſie alle nahmen aber in Umkreiſen den Weg nach jenem Zugloche, wo der ominöſe Backſtein lag — — — er ſelbſt bewegt ſich und fällt in das Zimmer hinab. Ich erſchrecke und eine ganz unheimliche Stimmung bemächtigt ſich meiner. Starr ſtehe ich lange vor dem Steine, als ich mir endlich ein Herz faſſe, ihn aufhebe, betrachte und nun finde, daß er allerdings zu klein war, jenes Loch vollſtändig zu bedecken, indem ich ihn, wie Ihnen bekannt, früher ſeiner Envelope durch Hinwegnahme der Notenblätter beraubt hatte. — Meine Wirthin eilt kurz hernach herauf und fragt mich: ob mir etwas zugeſtoßen ſei? „„Nichts! Nichts!““ war meine Antwort. — „„Wollen Sie ſich noch nicht zu Bette legen? es iſt bereits zwei Uhr Morgens.““ Ich entkleidete mich ſchnell, löſchte das Licht aus und ſuchte mein Bett und ſchlief, obwohl ſehr aufgeregt, doch bald ein.“

---

*) Aus Mangel an Notentypen bleibt der Ausfluß hier aus.

„Aber wilde Fieberträume umgaben mich, die groteskeſten Figuren umſchwebten mich, und aus ihnen entwickelte ſich bald eine kleine, abſonderlich geſtaltete, hin und her ſich tummelnde Figur. Es war Hoffmann, der in der Geſtalt eines Taktſtöckchens die Runde um mich herum machte. Bald aber kam noch eine zweite Figur dazu, — es war ein langes altes Weib, in der Geſtalt eines Violinbogens. Beide tummelten ſich über meine Füße herum, und ich bemerkte deutlich, daß ich öfters unſanft auf den Fuß getreten wurde. Der kleine Taktirſtock bekam gottloſe Schläge, tauchte aber dennoch immer wieder auf. Endlich blieb der Fidelbogen ſtehen und ſang mit grelltönender Stimme: „„Wenn mir dein Auge ſtrahlet““. Darüber aber wurde der Taktirſtock wüthend — beide Theile packten ſich heftig und wälzten ſich auf mich herum. Der Odem ging mir aus, ich fühlte ſchmerzliche Bruſtbeklemmung, ſprang aus dem Bette, erwachte, und — es war Tag!“

„Ich konnte nicht anders, als über dieſe ſonderbaren Geſichte lachen, ich war ja in Hoffmann's Zimmer, der ſelbſt nicht ſelten in demſelben von ſolchen dämoniſchen Geiſtern geneckt wurde.“

„Vollkommen aber mit ihm und in ſeinem Andenken zu leben, nahm ich ſeine Phantaſieſtücke hervor, beſchäftigte mich damit den ganzen Tag über, Kreisler's Lehrbrief wurde zum wiederholtenmale geleſen, bis in die Nacht hinein, wobei ich nicht minder des auf dem Tiſche eingebrannten Fleckes und der Veranlaſſung dazu gedachte. Ich kam auf die tolle Idee, den Fleck noch einmal anzubrennen, der durch das hinabgebrannte Licht verurſacht worden war. Schon nach dem bloßen Hinhalten des Lichtes fuhr eine bläuliche, Schwefelgeruch ähnliche Flamme empor, und ehe ich es mich verſehen, lief dieſelbe um ſich, ergriff meine herumliegenden Papiere, Noten u. ſ. w., und ich konnte nicht ſchnell genug Waſſer herbeiſchaffen, das aufflackernde Feuer zu dämpfen. Meine Opernideen, meine niedergeſchriebenen muſikaliſchen Gedanken, ein Theil meiner Originalbibliothek des deutſchen Männergeſangs waren ein Raub dieſer Flamme geworden.“

(Schluß folgt.)

Schleswig-Holſtein.

(Schluß.)

Vom materiellen nicht minder, als vom volksthümlichen Geſichtspunkte aus, muß eine gänzliche Scheidung von Dänemark ihm wünſchenswerth ſein, eine Scheidung wie Schweden und Norwegen ſie ihm zeigen und wie bei einem gemeinſchaftlichen Herrſcher dieſe nur möglich iſt. Dieſe im Herzen ihrer Landsleute ſo tiefen Anklang findende Saite ſchlagen die hieſigen Tagesblätter bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit mit ernſtlicher Liebe bald leiſer, bald ſtärker an, denn der Ton derſelben geht zu Herzen und mahnt an tiefbegründete Intereſſen des Landes. Ob aber dieſem Wunſche von Seiten der Staatsgewalt jemals im vollſten Sinne werde gewillfahrt werden, iſt freilich eine ganz andere Frage, die man wohl entſchieden verneinen muß, und ſomit möchte trotz ſo mancher Annäherungspunkte der letzten Zeit, und ſo vieler beachtungswerther Erſcheinungen im däniſchen Volksleben noch immer eine gewiſſe Spannung zwiſchen beiden Schweſtervölkern ſich bemerklich machen, und die Stellung der Herzogthümer zu Dänemark nach wie vor eine etwas unbehagliche bleiben. Der Däne iſt überhaupt nur zu ſehr gewohnt, die Herzogthümer als eroberte Provinzen zu betrachten, in deren Beſitz ihn ſein gutes Schwert geſetzt habe und daher das »vae victis« auf ſie anwendbar zu finden; aber keinem däniſchen Hiſtoriker möchte es gelingen, das namenloſe Schlachtfeld ausfindig zu machen, von wo aus ſich die Vereinigung der Herzogthümer mit Dänemark datirte. Bekanntlich war es ein Erbvergleich und eine im tiefſten Frieden getroffene Uebereinkunft, die den Fürſtenmantel beider Länder auf dieſelben Schultern legte. Blut floß gar nicht dabei, es möchte denn das Blut von Ochſen und Kälbern geweſen ſein pour l'union parfaite.

In Dänemark wie im ganzen europäiſchen Norden iſt die deutſche Sprache eine ſehr bekannte und gut geübte und die dortige Bildung kann ausſchließlich als eine fortdauernde Emanation des deutſchen Geiſtes angeſehen werden. Die Sprache ſowohl wie die übrigen Kulturverhältniſſe Dänemarks, haben alle Stadien der deutſchen Sprache und Kultur getreulich mitdurchlaufen, und für alle die noch ſo verſchiedenen Phaſen unſerer Literatur gab die däniſche den Spiegel ab, worin analoge Erſcheinungen zum Vorſchein kamen. Der literariſchen Thätigkeit Dänemarks treten die beſchränkten Gränzen des Sprachgebietes ſehr hemmend entgegen, und der däniſche Schriftſteller war deshalb häufig gezwungen, ein zweizüngiger Ennius zu ſein und den eigenen Ueberſetzer zu machen, eine Behauptung, die allein ſchon durch Baggeſen und Oehlenſchläger gerechtfertigt wird, deren Werke als das Eigenthum beider Nationen erſcheinen. Während dem deutſchen Schriftſteller gegen 40 Millionen Menſchen zur Verfügung ſtehen, dem franzöſiſchen 30 Millionen Franzoſen und überdies die ganze civiliſirte Welt, muß der däniſche Schriftſteller ſich aus reichlich einer Million Dänen und faſt eben ſo vielen Norwegern ein Publikum für ſeine Geiſteswerke ſich ſuchen. Ein für Ruhm und Lohn viel zu kleines Auditorium!

Das ganze geiſtige Leben Dänemarks pulſirt übrigens faſt nur innerhalb der den zehnten Theil des geſammten Volkes umſchließenden Ringmauern der Hauptſtadt. Hier hat ſich die geſammte Geiſteskraft und die geſammte Geiſtesthätigkeit des Landes in einen Punkt zuſammengedrängt, und inſoferne ſagt man gewiß richtig, daß Dänemark in Kopenhagen liege und es ohne Kopenhagen kein Dänemark geben würde. Dieſe Stadt iſt gleichſam das Gehirn des Staatskörpers, und ſteht für die übrigen Glieder dem Denkgeſchäfte vor, wogegen dieſe einzig dem Ernährungsgeſchäfte obzuliegen ſcheinen. Daher iſt denn auch die augenfällige Abhängigkeit der Provinzen in Staats- und Geiſtesangelegenheiten eine ſehr natürliche und wohlbegründete, und ihre politiſch-geiſtige Unmündigkeit möchte ſich aus dem die eigene Geiſteskraft lähmenden vormundſchaftlichen Einfluſſe der Hauptſtadt wohl ſchwerlich jemals zu emancipiren vermögen.

Die Journaliſtik der däniſchen Hauptſtadt und ihr getreues Echo, die von ihrer Anſicht und ihrem Geiſte zehrenden Provinzialblätter, hat ſich in neuerer Zeit aus lethargiſchem Schlummer zu raſcher, dem Volksleben und der Politik kräftig zugewandter Thätigkeit erhoben und läßt in ihrer energiſchen Sprache, in ihrem freiſinnigen Gedankengange, ſo wie in der Männlichkeit ihres Weſens, die liſpelnde, taſtend auftretende Deutſche weit hinter ſich. Es liegt in Sprache und Anſichten der unabhängigen Kopenhagener Blätter Etwas, was mehr an die

Seine und Themſe, als an die Hauptſtadt der unumſchränkteſten Monarchie von Europa erinnert. Nimmt aber der franzöſiſche Liberalismus oftmals nur zu ſehr eine in's Frivole fallende Färbung an, und gefällt ſich derſelbe in einer Alles bemäkelnden Geſinnung, in einer ſteten Oppoſition gegen die Regierung, ſo trägt dagegen der däniſche, oder richtiger der Kopenhagen'ſche, mehr das Gewand des nordiſchen Ernſtes und der ſtrengeren Sittlichkeit, ſtets eben ſo bereit, die ihm lobenswerth erſcheinenden Maaßregeln des Gouvernements zu beloben, wie die ſchlechten einem ſchonungsloſen Tadel zu unterwerfen. Dieſe freiſinnige Stimmung und dieſe achtungswerthe Haltung kann die Kopenhagener Preſſe nicht füglich aus deutſchem Vorgange entlehnt haben, auch möchte man glauben, daß das ferne Frankreich, ungeachtet der bei den Dänen ſo vorherrſchenden Sympathieen für daſſelbe, es nicht ſei, woher dieſer Geiſt gekommen, ſondern man möchte vielmehr der Anſicht ſein, daß die Winde dieſe freiſinnigen, volksbelebenden Elemente über den Oereſund und das Kattegat aus dem benachbarten Schweden und dem freien, herrlichen Norwegen mit ſich geführt und in die däniſche Königsſtadt als Keim dereinſtiger Saat getragen haben.

Fragt man nun nach den Wirkungen dieſer jungen däniſchen Preſſe, ſo hat ſie freilich im Großen und Ganzen der Staatsmaſchine derzeit noch wenige, oder gar keine Veränderungen beſchafft, ſie hat häufig vor Gericht geſtanden und nicht immer ſich freigeſprochen geſehen, aber ſie hat doch ein regeres Volksleben, eine größere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und den großen Fragen des Tags erweckt, ſie hat zahlreiche kleine Uebelſtände beſeitigt, die öffentliche Meinung geadelt, die Beamten unter die Controle derſelben geſtellt und ihrem Haupte den Heiligen-ſchein genommen, der früher daſſelbe wie mit einer Glorie umwob und ihnen das Anſehen unnahbarer und unantaſtbarer Weſen gab. — Ich ſchließe dieſe Mittheilung mit dem Bemerken, wie die däniſche Nation zwar eine im Allgemeinen ſehr achtenswerthe und nachzuahmende Nationalität und Vaterlandsliebe offenbare, ſelbige aber zuweilen inſofern eine bornirte und zu mißbilligende genannt werden könne, als ſie häufig in eine Ueberſchätzung des eigenen Werthes und der eigenen Verdienſtlichkeit, in eine Herabſetzung des Ausländiſchen und ganz beſonders des Deutſchen ausarte, wodurch in vielen Fällen namentlich den deutſchen Herzogthümern gerechter Anlaß zu Klagen über erlittene Kränkungen und Beeinträchtigungen an die Hand gegeben werden möchte.

Feuilleton.

⁂ Die herrliche Gruppe Prof. Rauch's zu Berlin, ein reitender Beduine, der von einem Löwen angefallen wird, ſoll in Bronce gegoſſen werden. (Euterpe.)

⁂ Der berühmte neapolitaniſche Bildhauer Luigi Perſico, welcher die beiden prächtigen Statuen auf dem Gottesacker zu Waſhington gearbeitet, iſt von der Regierung jener Stadt beauftragt worden, eine Bildſäule des Columbus zu fertigen und zwar im Moment, wie derſelbe der alten Welt die Entdeckung Amerika's andeutet und Gott ſeinen Dank dafür darbringt. Hr. Perſico wird bald in ſeiner Vaterſtadt eintreffen, um ſein Werk zu beginnen, nachdem er zuvor in Spanien eine Copie des Portraits genommen, das dem Weltentdecker am ähnlichſten ſehen ſoll. (Euterpe.)

⁂ In England erſcheint nun eine Zeitſchrift, die ſich ausſchließlich mit Statiſtik in ihrem weiteſten Umfange beſchäftigt und große Theilnahme findet.

⁂ In Leipzig bei Günz erſcheint ſeit dem Beginne dieſes Jahres »Europa's Salon«, eine Zeitſchrift für faſhionable Societät und größeres Weltleben. Zur hauptſächlichſten Aufgabe hat ſie ſich geſetzt, eine »Chronik der europäiſchen Salons« zu ſein, wonach ſie alſo einen großen Spielraum zu erreichen gedenkt. Bei dem Mangel an Zeitſchriften dieſer Art wird dieſem »Europa's Salon«, der zugleich ſich durch eine höchſt elegante Ausſtattung auszeichnet, ein gutes Schickſal divinirt werden können.

⁂ Das Künſtlerpaar Haizinger aus Karlsruhe gaſtirt gegenwärtig mit großem Beifall auf den Hoftheatern in Wien. (Mad. Haizinger auf dem Hofburgtheater und Hr. Haizinger im Hofoperntheater nächſt dem Kärnthnerthor.)

⁂ Fürſt Talleyrand über Graf Reinhard. — Aus der Gedächtnißrede, welche der 84jährige Fürſt Talleyrand am 3. d. M. in der Akademie des sciences morales et politiques zu Paris zu Ehren des verſtorbenen Grafen Reinhard gehalten, möge Folgendes hier eine Stelle finden. Der Fürſt bemerkt, daß er 37 Jahre alt war, als er den 30 Jahre alten Grafen kennen gelernt. Er verſichert: »der vorzüglichſte, ich ſage nicht: der einzige Anſpruch des Grafen auf Ruhm beſteht in einem vierzigjährigen Briefwechſel, von welchem ich den größten Theil erhalten, und der mir ſtets ſo angenehm, und oft ſo nützlich war in den miniſteriellen Funktionen, welche ich während drei — ſehr verſchiedenartigen Regierungen zu erfüllen hatte.« — »Sein geſchriebenes Wort war überfließend (abondante), leicht, geiſtreich, pikant; auch gab es von allen diplomatiſchen Korreſpondenzen meiner Zeit keine, welcher der Kaiſer Napoleon nicht die des Grafen Reinhard vorgezogen hätte.« — »Aber demſelben, der ſo vortrefflich ſchrieb, koſtete es Mühe, ſich in freier Rede mitzutheilen... Aber dieſes Mißſtandes ungeachtet, gelang es Hrn. Reinhard immer, Alles, was ihm aufgetragen war, zu vollbringen und zwar in erwünſchter Weiſe. Wo denn fand er die Mittel des Gelingens? Wo ſchöpfte er ſeine Inſpirationen? Er nahm ſie aus einem wahren und tiefen Gefühl, welches alle ſeine Handlungen beherrſchte, aus dem Gefühle der Pflicht... Das Leben des Hrn. Reinhard war einzig dem Berufe gewidmet, den er zu erfüllen hatte, ohne daß jemals bei ihm eine Spur perſönlicher Berechnung oder einer Prätention auf vorzeitige Beförderung ſich bemerklich gemacht hätte. Die Religion der Pflicht, welcher Hr. Reinhard ſein ganzes Leben hindurch treu geblieben, beſtand in genauer Befolgung der Weiſungen und Befehle ſeiner Vorgeſetzten; in einer ununterbrochenen Wachſamkeit, welche, verbunden mit viel Scharfblick, die höhere Behörde ſtets in Kenntniß von Allem, was zu wiſſen Noth that, erhielt; ſie beſtand in ſtrenger Wahrhaftigkeit in allen ſeinen Berichten, in undurchdringlicher Verſchwiegenheit und in einer Lebensordnung, welche zu Vertrauen und Achtung aufforderte.« — Graf Reinhard ſtarb am 25. Dez. 1837.

⁂ Die in dieſen Blättern bereits mehrmals zufällig erwähnte, in Karlsruhe erſchienene »Allgemeine Staatszeitung«, wurde ſchon vor ſechs Wochen, wegen »Krankheit der Redaktion«, wie deren naives, aus bornirten Geiſtesmotiven ſich ſelbſt ironiſirendes Geſtändniß lautet, in ihrem Laufe ſuspendirt. Wer den publiziſtiſchen Taſchenſpieler, Hrn. Alex. Müller, kennt, weiß, daß dies wieder eine ſeiner vielen Spiegelfechtereien war, um abermals den Tod ſeines jämmerlichen Kindleins etwas plauſibel zu machen. Wenn wegen des Unwohlſeins ihres Redakteurs eine Zeitung aufhören muß, ſo iſt ihre Redaktion allerdings ſehr und tödtlich krank und das chriſtliche Mitleid kann ihr dann nur ein baldiges ſeliges Verſcheiden wünſchen. Dieſer Wunſch iſt erfüllt und zum zweitenmale ſank dieſes Blatt in die Grube, um ſeinen Gründern wiederholt zu beweiſen, wie in der öffentlichen Meinung des deutſchen Volkes die Macht der im Bunde mit abſolutiſtiſchen Geſinnungen ſich frech emporreckenden Niederträchtigkeit endlich gebrochen ſei! —

⁂ So eben erſchien der erſte Band der neuen »Denkſchriften der allgemeinen ſchweizeriſchen Geſellſchaft für die geſammten Naturwiſſenſchaften« mit 10 Tafeln, zu Neufchatel. Dies ſchätzbare, von den Naturforſchern längſt erſehnte Werk, wird auch den Laien willkommen ſein, welchen es um Aufhellung im genannten hochwichtigen Zweige menſchlicher Erkenntniß zu thun iſt.

⁂ Alle deutſchen Patrioten machen wir auf die ſo eben erſchienene treffliche Broſchüre aufmerkſam: »Verſuch einer rechtlichen Begründung der hannover'ſchen Verfaſſungsfrage von G. W.« — Sie iſt den Göttinger Septemvirn gewidmet und dieſer Widmung der inhaltvolle, denkenswürdige Beiſatz beigefügt: »Die, treu ihrem geleiſteten Schwur, dem deutſchen Vaterlande in unſeren Tagen ein glänzendes Beiſpiel geſetzlicher muthvoller Vertheidigung politiſcher Rechte gegeben.« —

⁂ Die neueſten »Volksblätter für homöopatiſches Heilverfahren von Wahrhold« enthalten eine durchaus intereſſante Mittheilung des Dr. Schindler über die Keuchhuſtepidemie in Greifenberg im Winter 1832—33.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 66. 1838.

Phönix.

Samstag, 17. März.

Drei Bücher der deutſchen Proſa,

von

Dr. Heinrich Künzel.

(Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1838.)

Wie kühn und ſieghaft auch die Völker in allen für Kultur wichtigen Zeiträumen mit dem Sprachgeiſte rangen, um ihn dem ewig wechſelnden Proteus Gedanken dienſtbar zu machen; wie plaſtiſche Denkmäler der Art, dauernder als Erz und Marmor, ſie aufſtellten: — vor der Proſa unſerer Nation müſſen alle Andere die Segel ſtreichen, welche Flagge ſie auch auf dem rauſchenden Ocean aufgeſteckt haben. Und ſind wirklich jene Werke des helleniſchen und römiſchen Alterthums unübertrefflich — etwa als glücklichſte Muſter des Republikanerſtyls; reicht Nichts mehr an die ſtrömende Fülle und heilige Ruhe einiger Schriften alten und neuen Teſtaments — etwa als Urkunden des ſeiner Gottähnlichkeit bewußten Triumphes der Offenbarung; ſteht die Darſtellung anderer gebildeten Völker dieſer Tage in Reichthum, Würde, Tiefe und Schärfe den Deutſchen durchaus gleich — etwa ſofern ſie den Bezug der Wiſſenſchaft zum Leben früher begriffen: ich muß doch die obige Behauptung wiederholen und in der Geſammtheit unſerer Proſa das Vollendetſte erkennen, was der Menſchengeiſt auf dieſem Feld ſchaffen konnte. Denn das klaſſiſche Alterthum bewegt ſich in engeren Kreiſen; ihm geht voraus jene Vielſeitigkeit ab, die im Bilde unſerer modernen Zuſtände lebt und webt — und ſollt' es darum ſelbſt mehr Ruhe und das ſchönſtbeglückte Nationalſtreben zeigen, ſo hat doch dieß Alles weniger Theilnahme anzuſprechen, als wenn es im Bezug zum Ganzen der Menſchheit aufgefaßt wäre. Die heilige Proſa der Bibel, wie unendlich wichtig ſie ſogar auf die Bildung des neuhochdeutſchen Sprachſtandes wirkte, hat doch begreiflicherweiſe mit einem Theil der Erſcheinungen des öffentlichen Lebens Nichts gemein und ſondert ſich von der Welt als der Verderberin ab. Die mitringenden Völker der Gegenwart endlich, voraus Engländer und Franzoſen, wenn ſie auch ihre Bedeutung für das Ganze anerkennen und mit friſcher Kraft ihre Miſſion zu erfüllen trachten, ſind von der Geſchichte verlaſſen, ſobald ſie rückwärts ſchauen, — die Urkraft ihrer Proſa bricht ſich zum Theil an der herben Wahrheit, daß ſie eben keine Urſprache haben. Weit anders dieß Alles in unſeren Proſawerken. Hier hat ſich der Gedanke das weiteſte Feld erobert; ſein Fittig umſpannt Erd' und Himmel; er lichtete des Wahn's Urwälder und bohrte ſich grübelnd in die tiefſten Schachte. Scherz und Humor, Witz und Scharfſinn gehen ihm zur Seite. Was das Menſchenherz erheben, tragen und erfüllen kann, es iſt in deutſcher Zunge geſagt worden. Treffend ſagt Börne: „Welche Sprache darf ſich mit der deutſchen meſſen? Welch' andere iſt ſo reich und mächtig, ſo muthig und anmuthig, ſo ſchön und mild, als unſere? Sie hat tauſend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinſte Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenloſe Gefühl, das keine Ewigkeit ausſchöpft. Sie iſt ſtark in der Noth, geſchmeidig in Gefahren, ſchrecklich wenn ſie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie iſt die treue Dollmetſcherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Waſſer ſprechen. Was der rollende Donner grollt, was die koſende Liebe tändelt, was der lärmende Tag ſchwazt und die ſchweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und goldig und ſilbern malt und was der ernſte Herrſcher auf dem Throne des Gedankens ſinnt; was das Mädchen plaudert, die ſtille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt oder der alte Philoſoph ſein ſchweres Ich ſetzt und ſpricht: Ich bin Ich — Alles, Alles überſetzt und erklärt ſie uns verſtändlich, und jedes anvertraute Wort überbringt ſie uns reicher und geſchmückter, als es ihr überliefert worden.“ — Fügen wir hinzu, daß wir einen Zeitraum von faſt 15 Jahrhunderten durchwandern dürfen, ohne auf bedeutende Lücken zu ſtoßen, daß Wortbildung und Satzgefüge, Periodenbau und Stylgattung ſich hiſtoriſch auf das vollſtändigſte belegen laſſen — was bedarf es dann noch weiterer Zeugniſſe?

Es war an der Zeit, dieſe Errungenſchaft zu würdigen, wie Mundt in ſeiner „Kunſt der deutſchen Proſa“ gethan. Seine Anſichten zu belegen, iſt zunächſt das Beſtreben **Dr. Künzel's** in dieſer reichhaltigen Sammlung, über deren Tendenz er ſelbſt ſich ſo äußert: „Die Sammlung mußte, um den Stoff einmal vollſtändig zu erſchöpfen und die Aufgabe wiſſenſchaftlich zu löſen, der Entwickelung der deutſchen Proſa von den erſten Ueberſetzungsverſuchen des Ulfilas und der St. Galler Mönche bis zur Proſareife unſeres Jahrhunderts an dem Faden der Literaturgeſchichte Schritt vor Schritt folgen; bei den Denkmälern der gothiſchen und althochdeutſchen Sprache auf Sprachproben ſich beſchränken, dagegen von der mittelhochdeutſchen Periode an, in der allmählich bei den einzelnen Schriftſtellern ſich ein Styl entwickelte, je nach ihrer Klaſſicität und ihrer Bedeutung für ihre Periode zu vollſtändigen Stylportraits der Proſaiker, wodurch ihr Charakter hinlänglich repräſentirt wird, fortſchreiten.“

Er wollte übrigens nicht einſeitig, wie man in einigen Blättern vermuthet, nur die Beiſpiele zu Mundt's Buch liefern, nein, neben jeder Literaturgeſchichte läßt ſich das Werk benützen, die Jugend wird es in vielen Parthieen anſprechen und dem Lehrer deutſcher Sprache, wie Allen, die ein tieferes Studium beabſichtigen, werthvoll und unentbehrlich ſein.

Den erſten Proben, wie z. B. aus Ulfilas, gehen lateiniſche Verſionen zur Seite. Was Graff, Wackernagel, Docen u. a. neuere und ältere Sprachforſcher zur kritiſchen Berichtigung der Ausgaben und Texte gethan, iſt meiſtens dankbar angenommen. Ueberall war dies nicht thunlich, wie denn z. B. bei den philoſophiſchen Ueberſetzungen des Notker erſt die Graff'ſche Edition erfolgte, als jene Stellen ſchon abgedruckt waren. Von Berthold und Tauler finden ſich vollſtändige Predigten. Briefe Heinrich's von Nördlingen geben uns die älteſten Proben dieſer Stylgattung. Die Stücke aus dem 14. und 15. Jahrhundert halt' ich um ſo höher, als die meiſten Sammlungen deren nur wenig haben, da ja doch manche im Neuhochdeutſchen wie plötzlich auftauchende Erſcheinung dorten ſchon begründet oder öfters doch ſchon angedeutet iſt. Schriftſteller wie Otto von Paſſau, Wigand Gerſtenberger, Wilibald Pirckheimer gehören zu den ſchätzbarſten Seltenheiten; Albrecht von Eyb und Nikolas von Wyle — wie viele oder richtiger wie wenige Bibliotheken haben ihre Bücher? Höchſt ſelten iſt auch die Novelle Griſeldis (S. 89—99 ganz mitgetheilt), die neulichſt durch Halm's Drama ſo viel Aufſehen machte. **Dr. Künzel** fand den abgedruckten Text unter den älteſten Werken der Heidelberger Bibliothek. Das Verhältniß deſſelben zu dem Volksbuche, das ich eben nicht haben kann, ſtellt ſich wohl heraus, wenn wir Marbach's erſtes Heft der Volksbücher, das dieſer Tage erſchien, vergleichen wollen.

Um Luther's Verdienſte in ein glänzendes Licht zu ſetzen, werden einige Stücke mit der Verſion von Anton Koburger und dem Katholiken Otmar verglichen; belehrend würde es auch geweſen ſein, die Bibel eines Ungenannten, aus der meine „Diutiska“ Proben gibt, ſchon wegen der Mundart beizuziehen. Von da werden die Proben ſtets umfaſſender, die Autoren bedeutender.

Gewöhnlich wird der vollſtändige Titel der Bücher in einer Note angeführt, um auch über den Gebrauch verſchiedener Ausgaben nicht in Zweifel zu laſſen. Doch genügte dies nicht und daher beſchließen den Band hinreichende Notizen, mit deren Hülfe man zu gründlichen Studien ſich rüſten kann.

Der Fleiß, die Umſicht und Gründlichkeit des Herausgebers verdienen unſere völlige Anerkennung. Das Buch ſoll ſich bis über die neueſten Zeiten ausdehnen und keinen irgend intereſſanten, in einer Richtung bezeichnenden Schriftſteller übergehen. Von Ulfilas bis auf Heinrich von Bünau ſind deren bereits hundert aufgeführt. Der Kenner darf mithin, auch ohne die bereits ausgegebenen Bogen der folgenden Bücher durchflogen zu haben, ſchon jetzt den Schluß machen, daß an Reichhaltigkeit und Vollſtändigkeit dieſe Sammlung alle bisher erſchienenen überbiete. Wie die Aufgabe auch für die Proſa der neueren Zeit gelöſt ſei, darüber denk' ich mich dann auszuſprechen, wenn das Ganze vorliegt. — Mit vollem Herzen ruf' ich dem Sammler ein: Glück auf! — und friſche Kraft und Dauer zu ſolchen Arbeiten! Es iſt ein edles Ding, wenn der Schriftſteller ſo fleißig beſchaut, was die Väter in Worten gethan; an ihrer Kraft wird die ſeine erſtarken, aus ihrer Fülle nimmt er ſelbſt Vollendung! A. Rodnagel.

E. T. A. Hoffmann und die Epigonen in Bamberg.

(Schluß.)

„„Ja ſterben müſſen wir Alle!““ rief ich, nachdem alles gelöſcht war, aus, und unwillkührlich fiel mir die Mozart'ſche Muſik dazu ein.“

„Nicht weiter wollte ich mich jedoch in einen Kampf mit des ſeligen Kammergerichtsraths hinterlaſſenen Dämonen einlaſſen.“

„Ich packe heute meine Sachen, und kehre nun nach meinem Walddörfchen Benshauſen zurück, um in Abgeſchiedenheit die Bamberger Fahrt an meinem Blick vorübergehen zu laſſen. Dort angelangt ſoll das erſte Glas des ſublimſten 34er Rheinweins den Manen Hoffmann's, das zweite Ihnen und unſeren ſchönen in Freundſchaft durchlebten Stunden gelten. Das dritte trinke ich aber auf meinen eigenen Leib aus, werfe dann das Glas in die Stube und die Scherben in Gedanken allen ſchlechten muſikaliſchen Handwerkern und Orcheſtermitgliedern, die nichts können und nichts lernen wollen, an den Kopf, und ſtimme hierauf den Rundgeſang unſeres Freundes Storch auf die Philiſter*) an, Sie begleiten mich in Gedanken und wir ſingen:

„„Philiſter geh'n uns gar nichts an.
Wir haben uns der Leute
Mit Zopf und Puder abgethan,
Und leben fröhlich heute.
Ihr dürft nicht auf ſie hören,
Daß ſie die Luſt nicht ſtören!
Drum haltet euch von ihnen frei.
Verdammt ſei die Philiſterei!

Es iſt ein ſchlechter Menſchenſchlag,
Doch mächtig auf der Erde,
Der, uns zum Schreck, ſeit Jahr und Tag,
Wie Spatzen ſich vermehrte.
Man ſieht ſie auch in Haufen
Auf allen Gaſſen laufen
Mit langen Ohren und Geweih.
Verdammt ſei die Philiſterei!

Drum ſitzen ſie an jedem Ort
Zuſammen auch wie Spatzen,
Ergreifen überall das Wort
Und ſchwatzen, ſchwatzen, ſchwatzen
Ein Langes und ein Breites,
Ein Dickes und ein Weites,
Und Großes iſt doch nichts dabei.
Verdammt ſei die Philiſterei!

Wohin man geht, wohin man tritt
Auf Wegen und auf Stegen,
Da läuft auch ein Philiſter mit,
Oder kommet uns entgegen.
Vom Wetter das Gerede;
Von Schiller und von Göthe
Die alte ew'ge Litanei.
Verdammt ſei die Philiſterei!

Zwar ſieht man jetzt nicht mehr den Zopf
In ihrem Nacken ſchwanken,
Doch tragen ſie ihn nun im Kopf
Statt Hirnes und Gedanken.
Ihr Herz iſt jetzt gepudert
Und Spreu hineingefudert;
So Kopf und Herz voll Zopf und Spreu.
Verdammt ſei die Philiſterei!

Im Frühling hören ſie gar fein
Rings wachſen alle Gräſer.
Sie zählen, ſitzen wir beim Wein,
Die Tropfen und die Gläſer;
Schon bei der zweiten Flaſche
Verſchließen ſie die Taſche
Und holen Hut und Stock herbei.
Verdammt ſei die Philiſterei!

O Simſon längſt ſchon biſt Du hin!
Ach, kämſt Du nächſtens wieder,
Und ſchlügeſt mit dem Eſelskinn
Die Lumpe Alle nieder!
Entledigt der Beſchwerde,
Wir wären Herrn der Erde,
Da ſchallt' ein wahrer Jubelſchrei:
Frei! frei von der Philiſterei!““

So lautete der Brief, den ich flüchtig und in höchſter Zerſtreuung durchlas, denn meine Gedanken waren getheilt, und theils zu dem längſt hinübergegangenen, theils zu dem vor einer Stunde verſchwundenen Freunde gerichtet. „Ich muß den Brief noch einmal aufmerkſam leſen," ſagte ich, die Treppe hinunterwandelnd, zu mir ſelbſt, „und dazu bietet ſich mir wohl kein ſchicklicherer Ort, als jenes Haus gegenüber, und jene Stelle, wo beide Freunde ſtanden, ſich abquälten und verſchmäht wurden. Ich will ſie zum letzten Male und dann nie wieder beſuchen."

Angekommen im Theatergebäude, deſſen Inneres in einem ſchauerlichen Halblichte ruhte, nahte ich mich alſobald dem Orcheſter und jenem ominöſen Platze. Ich ſetzte mich auf den bequemen, angenagelten Lehnſtuhl des jetzigen Muſikdirektors und las mir den Brief nochmals laut vor, und allerlei abſonderliche Betrachtungen und Nebenbemerkungen, die ich improviſirend einlegte, ſtiegen in mir auf. Allerlei wunderliche Phantaſiegedanken durchkreuzten, nachdem ich geleſen, mein Gehirn, und ein ganzer dreißigjähriger Krieg ſeit jener Zeit, als der Kammergerichtsrath hier geſeſſen, ging in meinem Innern an mir vorüber. Meine wehmüthigen Gefühle machten ſich auch hier nicht ſelten durch Worte Luſt, und es entwickelte ſich nach und nach ein förmlicher Monolog, der dem Andenken der entſchwundenen Freunde galt. Ich ſtand endlich in großer Mißſtimmung und Bewegung auf und verließ das Haus mit den Worten:

„Sonderbar! Höchſt ſonderbar! Daß das Edle und Schöne in Bamberg ſo gar nicht gedeihen will. Die Gebildeten ſind hier ſo gebildet, daß ſie durchaus Alles, was dieſer ihrer vermeintlichen Bildung nicht entſpricht, verwerfen und zum Tempel hinausjagen. So ging es unſerem Kammergerichtsrath, der ein vorlauter Phantaſt und ungeſchickter Muſikdirektor war, weil er nicht mit dem Fidelbogen umzugehen verſtand; ſeinem Collegen, dem Präſidenten von Feuerbach, weil er ein ſchlechtes Geſetz über den Diebſtahl entworfen hatte und zu viel Punſch trank; dem Zeitungsredakteur Wetzel, den man nebenbei für einen recht wackern Gelegenheitsdichter hielt und gern geduldet hätte, wäre er nur nicht ſtets mit entblößtem Kopfe und Halſe gegangen; dem Sänger Bader, der für ſeine gebildete Geburtsſtadt zwar recht paſſabel gurgelte, aber ein viel zu unausgebildetes Spiel blicken ließ; dem Schauſpieler Leo, der wohl aufgekommen wäre, hätten ihm nur nicht eine halbe Lunge, ein paar Schenkel und ditto Waden gefehlt; dem Schauſpieler Krahe, der zwar dergleichen Artikel am Leibe trug, aber viel zu anſpruchsvoll und vorlaut war, und eine viel zu ſpitzige Feder führte; endlich unſerem Profeſſor, der, wie Hoffmann, ein Phantaſt, zwar nicht ſo klein als jener, dahingegen viel zu dick war, mit dem Taktirſtöckchen viel zu viel rumorte, und allerlei ſonſtige unnöthige Geiſtesfähigkeiten beſaß!"

„Vernagelt zwar" — hier rüttelte ich gewaltig an des Violindirigenten Stuhle — „iſt noch immer die Stätte, von welcher aus der kleine Kammergerichtsrath in der Uniform des Kapellmeiſters Kreisler zum Aerger aller imbecillen Muſiker, Sänger und Zuhörer ſeine muſikaliſchen Allotria trieb; aber ſie bleibt trotz aller Nägel, trotz alles Wiſchens und Fegens, würdigen Epigonen eine ſtets geweihte und heilige!!" —

---

*) Bisher ungedruckt.

Ich ging — nicht zum Teufel; ſondern nach Hauſe, alles Erlebte treu, der Wahrheit gemäß, niederzuſchreiben, was hiermit geſchehen.

Geſpräch des Mittags an der Wirthstafel.

Nachtrag. *).

Kluger Mann mit der Doſe ſtark auf den Deckel ſchnippend: Es iſt doch recht gut, daß ſelbiger Profeſſor mit ſeinem Taktirſtöckchen nicht durchdrang, und der von mir in unſerem klaſſiſchen Tagsblatt vertheidigte Fidelbogen wieder in ſeine alten Rechte eingeſetzt ward.

Zwei Orcheſter-Mitglieder ſich behaglich die Hände reibend: Und was noch beſſer iſt, daß der Dicke bereits heute früh abgereiſt iſt.

Mulatten-Geſicht: Was ſagen Sie, theuerſte Virtuoſen? Alſo doch durchgedrungen! Superb! Nun komme uns noch einmal ein Dritter! Er müßte abermals zum Thore hinaus, und ſollte dazu ein neues aufgebaut werden müſſen!

Unbedeutender: Ich ſage Ihnen aber, meine Herren, —

Ich: Halten Sie das Maul; denn Sie ſagen gar nichts, wenn Sie etwas ſagen!

Kluger Mann, die Doſe herumreichend: Laſſen wir das Ding beim Alten, und ſchnupfen wir eine Priſe Tabak! — —

---

*) Vergl. Phantaſieſtücke 1. Bd. den Aufſatz: Don Juan, S. 140.

Feuilleton.

⁂ **Haydn's Galanterie.** — Haydn reiſte zweimal nach London, zuerſt 1790, dann vier Jahre ſpäter. Während ſeines zweiten Aufenthaltes in der brittiſchen Hauptſtadt beſuchte er öfter die berühmte Sängerin **Bilington**, deren Talent ihn begeiſtert hatte.

Dieſe Virtuoſin hatte ſich damals von **Reynolds** malen laſſen, der zu den trefflichſten Portraitmalern Englands gehörte. Er hatte ſie als heilige Cäcilia dargeſtellt, welche, wie die Raphaeliſche, zum Himmel emporſchauend, einem Engelchor zu horchen ſcheint, der ſich auf dem oberen Theile des Bildes befindet. Miß Bilington fragte Haydn um ſeine Meinung über dieſes Bild.

Haydn, nachdem er es einen Augenblick angeſehen, wandte ſich zur Sängerin und ſagte zu ihr: »Das Bild iſt ähnlich, aber es findet ſich ein großer Fehler darin.« — »Und welcher?« fragte Miß Bilington. »Der Maler,« erwiederte Haydn, »hat einen groben Fehler begangen: er hat Sie dargeſtellt, den Engeln horchend; er müßte Sie darſtellen, wie die Engel Ihnen horchen.«

⁂ **Künſtleriſche und literariſche Studien von Desmarais.** — Unter dem Titel *Études artistiques et littéraires* hat Herr **Cyprien Desmarais** eben eine Schrift herausgegeben, welche, nach einigen daraus mitgetheilten Proben, eine ſanfte Muſik athmet. »Wenn Alles in der Schöpfung,« heißt es u. a., »ſeinen Endzweck hat, warum hätte die Intelligenz des Menſchen nicht den ihrigen? Wie! ſein Herz, welches ſich durch ſeine Liebe bis zu Gott erheben kann, wäre weniger groß, weniger erhaben als der Inſtinkt des Vogels, der ſich aus Flaumen einen Schutz gegen Wind und Stürme baut!« … Das Geheimniß der Entſtehung der Künſte ſucht er in den geheimnißvollen Beziehungen des Menſchen zu Gott, und bemerkt dann: »So iſt die Poeſie entſtanden, welche in der menſchlichen Seele das Bild des Univerſums ſpiegelt, ſo die Muſik, welche alle Harmonieen und melodiſchen Geheimniſſe der Schöpfungen moduliert und wiederholt, ſo auch die Malerei, welche das Gedächtniß der ſichtbaren Dinge heiligt und verewigt.« Von der Schöpfung der menſchlichen Sprache ſagt Herr Desmarais u. a.: »wie der Menſch nach dem Ebenbild ſeines Schöpfers, ſo wurde die menſchliche Sprache nach dem Bilde des göttlichen Wortes geſchaffen; das göttliche Wort bildete die nach ſeinem eigenen Bilde geſchaffenen Worte.«

⁂ **Südamerikaniſche Journaliſtik.** — Engliſche Blätter berichten, Südamerika beſitze jetzt 133 Zeitſchriften, von denen 18 in Braſilien erſcheinen; — das Wichtigſte und Merkwürdigſte darin ſeien aber die Anzeigen, und zwar Anzeigen der unbedeutendſten Dinge.

⁂ **Von des Cardinals Angelo Mai** bisherigen Arbeiten und Findlingen in der Vaticana erſcheinen in Kurzem etwa 10 Bände, welche außer der Fortſetzung der *Collectio scriptorum graecorum* den griechiſchen Text der Bibel enthalten, wie ihn ein trefflicher vaticaniſcher Codex darbietet.

⁂ **Nutzen der Sclaven-Emanzipation.** — In der Rede, welche der edle Lord Brougham am 20. Febr. im Oberhaus gehalten in Betreff des Sclavenhandels, berief er ſich u. a. auf die Thatſache, daß auf den Antillen nirgends die ſo vielfach prophezeiten Unruhen eingetreten, vielmehr arbeiteten die Lehrlinge mehr als früher die Sclaven. Ein großer Eigenthümer habe erklärt, mit 20 Freien mehr produziren zu können, als mit 100 Sclaven oder 30 Lehrlingen. —

⁂ **Das »Berliner Converſationsblatt für Poeſie, Literatur und Kritik«**, welches im Beginne dieſes Jahres einen kräftig geſchriebenen Aufſatz über den gegenwärtigen Stand der (deutſchen) Belletriſtik brachte, fährt fort, mit tüchtigem Mannesmuthe für den Sieg des beſſeren Geſchmackes und der beſſeren Tendenzen in unſerer Literatur zu fechten.

⁂ **Vierundzwanzig-rädrige Wagen.** — In den Straßen von Paris und auf den Boulevards ſieht man jetzt Wagen mit 24 Rädern zirkuliren, den Waggons der Eiſenbahnen ziemlich ähnlich. Es ſind dies eine Art von *Char-à-bancs* mit ganz niederen, nahe aneinander angebrachten Rädern. Vier und ſogar zwei Pferde genügen, dieſe Maſſe oder vielmehr Reihe von Wagen, welche auf einer einzigen Achſe ruhen, mit Schnelligkeit fortzubewegen.

⁂ **»Die Verirrungen**, ein neues Luſtſpiel von dem Schauſpieler **Ed. Devrient**, einem in jeder Beziehung höchſt gebildeten Künſtler,« — ſo wird der Leipz. Allg. Ztg. von Berlin aus berichtet, — »iſt als eine ſehr geiſtreiche Erſcheinung in dieſem in Deutſchland noch ſo wenig angebauten Gebiete zu betrachten. Es iſt darin unſere bürgerliche Welt, aber in ihren feineren geiſtigen Beziehungen, theils ernſt, theils humoriſtiſch aufgefaßt, und ſomit wenigſtens der rechte Boden gefunden, auf dem ein nationelles Luſtſpiel allein gedeihen kann.«

⁂ **»Entweder — oder.** — Wem iſt zu trauen, der Krone oder der Biſchofsmütze? Beleuchtung der politiſchen und religiöſen Prinzipien der Parthei des Kölner Erzbiſchofs, von einem Geiſtlichen, der ausgeſchlafen. (Stuttgart, E. Schweizerbart's Verlagshandlung).« Dieſe eben erſchienene Schrift ſoll, dem Correſp. v. u. f. Deutſchland zufolge, unzweifelhaft von Hrn. K.R. **Paulus** geſchrieben ſein. Wir zweifeln dagegen ſehr, daß Hr. K.R. Paulus ſich für einen **Geiſtlichen** ausgeben möchte.

⁂ **Eine Seidenbaugeſellſchaft** (*soc. séricicole*) hat ſich im vor. J. zu Paris gebildet, welche den Seidenbau in Frankreich zu verbeſſern und auszubreiten bezweckt. Sie ſelbſt hat jetzt ſchon eine große Ausbreitung gewonnen und kürzlich das erſte Heft ihrer **Annalen** herausgegeben. Ihr Präſident iſt der Vicomte **Héricart de Thury**.

⁂ **Wechſelſeitiger Unterricht zwiſchen Amerika und Europa.** — Ein Privatmann Namens **Gerard**, zu Philadelphia, hat kürzlich 2 **Million** Dollars vermacht zur Errichtung einer Erziehungsanſtalt für 300 Waiſen. Nun wird von Baireuth dem Fränk. Merk. geſchrieben, daß im v. M. ein Nordamerikaner, Hr. A. **Bache**, Präſident des **Gerard**-Collegiums mit einem Sekretär dorthin gekommen, um die dortige Elementar- und die Taubſtummenſchule kennen zu lernen und durch Unterredungen mit K.Rath **Graſer** ſich in die von ihm befolgten Unterrichtsgrundſätze einweihen zu laſſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 67. 1838.

Phönix.

Montag, 19. März.

Der Blumenvater.

(Fortſetzung.)

„Und gibt es denn kein Heilmittel?" fragte Mathilde.

„Ich kenne wohl ein ſolches; denn Sie müſſen wiſſen, daß ich Arzt bin. Es iſt eine Hand voll Erde. O Sie glauben nicht, welche heilende Kraft in einem ſo kleinen Erdhäufchen liegt! Es iſt die Quinteſſenz aller Medicamente. — Doch gehen wir vom Boden zu ſeinem Produkt, von den Grabhügeln zu ihren Blumen über. Kommen Sie und wandern Sie mit mir durch meine Rabatten und Beete." Und Mathilden an der Hand nehmend, führte er Tochter und Mutter zu den Lieblingen ſeines Fleißes, er nannte mit geläufiger Zunge alle Blumen, ihre Eigenthümlichkeiten, ihr Vaterland, erzählte ihre Geſchichte. Dann kehrten ſie in den kühlen Salon zurück, wo bereits der Thee aufgetragen war. Der alte Blumenvater ſah recht ſeelenvergnügt aus. Er ſchien über etwas Angenehmes nachzudenken, ſich mit irgend einem Plane zu beſchäftigen.

„Mathildchen," ſagte er endlich ſonnenfreundlich — „nun Sie geſtatten mir altem Manne ja wohl den vertraulichen Taufnamen; nennen Sie mich dafür Vater, Blumenvater, das hör' ich am liebſten. Der Taufnamen eines Menſchen ſchließt ein gar ſüßes Liebesgeheimniß in ſich. An ſeinen Laut kettet ſich die Liebe mit gar ſchönen Banden, die zugleich die Herzen einander nah und näher ziehen und vereinigen. Ich kann nie an die wahre Liebe oder Freundſchaft zwiſchen Leuten glauben, die ſich einander nicht mit ihrem Taufnamen benennen, und nichts Herzloſeres und Abgeſchmackteres, als wenn ſogenannte Freunde ſich mit den prunkvollen und eitlen Titeln der ſogenannten Convenienz beehren, wie Hofrath, Profeſſor, Doktor ꝛc. Alſo Mathildchen, mit Ihrer Erlaubniß. Sie könnten mich alten grillenhaften Mann auf eine Weiſe verbinden, die mich zu Ihrem ewigen Schuldner machte. Es klingt zwar etwas ſonderbar, daß ich Sie, die ich heute zum erſten Male ſehe, gleich mit einer Bitte beläſtige, allein ich will nur geſtehen, daß Sie mir ſo gar fremd doch nicht ſind. Seit mir die liebe kleine Liſette manches vorgeplaudert und vom guten Schweſterchen erzählt, an dem ihr ganzes Herz hängt, habe ich mich im Stillen durch die zweite und dritte Hand nach Ihnen erkundigt, und nur Gutes, ſehr Gutes von Ihnen gehört. Ich fühle mich aber allen guten und edlen Menſchen gleich verwandt, und wenn ich ſie ſehe, ſind ſie mir nicht fremd. So hab' ich auch Sie recht lieb gehabt, eh' ich Sie nur geſehen habe. Und deshalb darf Ihnen die Bitte auch nicht auffallen."

„Ach, mein Vater," ſagte Mathilde erröthend und leiſe. „Mein Herz iſt Ihr Eigenthum, Liſette hat es Ihnen ſchon verrathen. Verfügen Sie darüber."

„Meine Tochter und ich werden uns beeilen Alles zu thun, was ein ſo edler Mann von uns wünſcht," bemerkte Madame Gebauer.

„Nun ſehen Sie, mein Sohn, der Theodor, von dem ich Ihnen vorhin erzählte, kommt künftige Woche von ſeiner wiſſenſchaftlichen Reiſe, die er durch Deutſchland, Frankreich und England gemacht, zurück. Er iſt nämlich Arzt, wie ich. Schon hab' ich ſein Patent als Stabsarzt in der Taſche. Ich möchte zu ſeinem Empfang ein kleines Feſt veranſtalten; denn er iſt ein gar braver Junge, und ich habe ihn über allen Ausdruck lieb. Da wollte ich denn meinen alten Bedienten zu den lieben

Eltern meiner kleinen Blumenkunden ſchicken, und ſie erſuchen, mir die Kleinen einen Nachmittag anzuvertrauen, recht hübſch herausgeputzt, verſteht ſich, erſt aber wollten wir Kränze winden und Feſtons, um damit die Kinder und den Pavillon zu ſchmücken; ſo Kinder und Blumen, Blumen und Kinder; er kennt mich ſchon. Sie aber, Mathildchen, müßten mir die Königin der Blumen und Kinder ſpielen, ſo eine Art Flora, und noch etwas mehr, eine milde Fee, die auch Kinder und Blumen liebt, und die Blumen beleben und zu Kindern verwandeln kann. Verſtehen Sie mich? Laſſen Sie mich nur machen; für Ihren Putz will ich ſchon ſorgen. Ich muß mir das recht ausdenken. Dann in der Mitte der Kinder und Blumen halten Sie eine kleine Anrede in Verſen an meinen Jungen, die ich Ihnen natürlich auch liefere, und dabei überreichen Sie ihm in einem Blumenkörbchen ein Geſchenk und unter Blumen verſteckt ſein Patent. Was meinen Sie?"

Mutter und Tochter gingen ſogleich auf den Vorſchlag ein und die Erſtere war vorzüglich geſchäftig, das ſkizzirte Bild auszumalen. Und ſo arbeiteten ſie bis zum Abend an dem Plan, als wären ſie alte Bekannte und Freunde. Es war nichts Fremdes zwiſchen ihnen, als ſie ſich trennten.

Jakob, der alte Diener des Obriſten, hatte gemeldet, daß der Herr Doktor Kirtner angekommen und der Nachmittag dieſes Tages zum Feſt beſtimmt ſei. Die Kinder würden ſich alle weiß gekleidet im Garten einfinden, und Mathildchen werde vom alten Herrn erſucht, ſich mit der Mutter und dem Schweſterchen ebenfalls gleich nach Tiſch dahin zu verfügen. Da ging's denn an ein Putzen und Schaffen. Der Blumenvater hatte beiden, Mathilden und Liſetten, neue weiße Kleider verehrt, aber das der älteren Schweſter war von ſchwerem glänzendem Atlaß. Schuhe von gleichem Stoff und Handſchuhe fehlten nicht. Als das Mädchen fertig angekleidet war und lächelnd daſtand, war es verzeihlich, an einen Engel zu denken. Die Großmutter küßte ſie auf die Stirn und entließ ſie mit Segenswünſchen.

Im Garten vollendete die Mutter Mathildens Putz nach Anordnung des Blumenvaters. Ein Kranz von den ausgeſuchteſten Spätroſen ſchlang ſich in ihre hellbraunen Locken. Ueber ihre rechte Achſel und linke Hüfte lief eine prächtige Blumenguirlande, an ihre Schultern wurden wunderſchön gearbeitete Schmetterlingsflügel befeſtigt. Dem Kleide diente wieder ein Blumengewinde zum Beſatz. Auch die kleinen Mädchen hatten alle Kränze in den Haaren. Der Garten war faſt geplündert. Mathilde nahm ſich wirklich wie eine wohlthätige Fee unter ihnen aus. Jakob meldete, daß die beiden Herren im Anzuge ſeien. Die Genienſchaar ſtellte ſich in Poſition.

„Theodor," hörten ſie den Alten ſagen, „willſt Du nicht hinaufſteigen und die Umgegend Deiner Vaterſtadt begrüßen. Es iſt eine alte mütterliche Freundin, die Leid und Freud mit Dir getragen, die auf den Gruß wartet. Du biſt ihn ihr ſchuldig. Geh' ich folge gleich nach."

Man ſtieg die Treppe hinauf, und einen Augenblick ſpäter ſtand ein ſchöner blühender Jüngling vor der Gruppe. Er und Mathilde waren beide gleich überraſcht. Die Genien waren flugs bei der Hand, den Eingetretenen mit ihren Blumenketten zu binden. Mathilde warf ihm mit zitternder Hand einen Kranz über das Haupt, ſein Auge hing feſtgebannt an der lieblichen Erſcheinung. Sie begann flüſternd ihre Verſe, aber ſchon beim ſechſten Worte ſtockte ſie, wurde ſchnell glühend roth und erbleichte gleich darauf. Sie wendete ſich ab und wankte. Der junge Arzt hatte es nicht ſobald bemerkt, als er ſie in den Armen auffing.

„Mein Gott, holdes Weſen," ſagte er, „wir ſehen uns nicht das erſte Mal. Ich kenne Sie. Ihre Züge ſind mir unvergeßlich. Ich ſtand vor neun Monaten an Ihrem Krankenbette?"

Mathilde nickte ſchmerzlich.

„Sein Sie getroſt, Fräulein," fuhr Theodor innig fort. „Ihr Geheimniß iſt ſicher in meiner Bruſt; ſelbſt mein Vater erfährt nichts davon."

In demſelben Augenblicke wurde die Stimme des Greiſes hinten hörbar, der an der Hand der Madame Gebauer heraufgekommen war.

„Nun, das muß ich ſagen!" rief er jubelnd. „Das iſt brav, Junge! Gleich umarmt, geherzt und abgeküßt. Das geht über alle Erwartung ſchnell. Du kannſt ja mit Cäſar rufen: veni, vidi, vici!"

Mathilde wand ſich in höchſter Verwirrung aus des Jünglings Armen. Sie war wieder Purpurroſe. Sie erſchrack vor dem Anblick ihrer Mutter, eilte auf dieſelbe zu, und verbarg ihr glühendes Geſicht an der Bruſt derſelben.

„Verzeihung, mein Vater!" rief der junge Arzt. „Unvorbereitet, wie ich war, trat ich herein, und erblickte mit unausſprechlicher Ueberraſchung dieſe holde Geſtalt. War es ein Wunder, daß ich ſie in demſelben Augenblicke für das Glück ſelbſt hielt, für jenes himmliſche Glück der Jugend, das mir erſchienen ſei, von mir zu ſcheiden, aber mir noch einmal ſeine Gaben zu reichen? Es zuckte mir durch den Sinn: man muß das Glück erfaſſen, wo man es findet, man muß die Jugend feſſeln, ſo lang es möglich iſt, aber eh' die Empfindung zum Gedanken geworden war, hielt ich dieſe Huldgeſtalt ſchon in den Armen. Ich weiß jetzt ſelbſt nicht, wie ich dazu gekommen bin. Meine ſchier unbewußte Kühnheit muß durch das Außerordentliche der Umſtände entſchuldigt werden. Meine Damen, laſſen Sie Gnade für Recht ergehen."

Ein dankbarer Blick Mathildens belohnte den ſchnell Gefaßten, auch ihre Mutter ſchien ihn erkannt zu haben. Theodor begrüßte ſie mit der feinen Artigkeit eines Weltmannes, als ſein Vater ſie ihm vorſtellte; er lachte und ſcherzte mit den Kindern, unterhielt ſich wieder angelegentlich mit Mathildens Mutter, ſchonte aber die in ſich gekehrte Schweigſamkeit der Tochter, die über Kopfweh klagte. Der Obriſt wollte ſich auflöſen in Glück und Zufriedenheit. Er rief, Theodor auf die Schulter klopfend:

„Na, ich wollte nur, es wäre Dein Glück, was Du vorhin ergriffen haſt. Nicht nur das Glück Deiner Jugend, ſondern auch Deines Alters.“

Selbſt als Mathilde nach einem einſamen Spaziergange im Garten mit verweinten Augen zur Mutter trat, und ſie mit weicher Stimme bat, mit ihr nach Hauſe zu gehen, da ſie wirklich unwohl ſei, flüſterte der Greis ganz ſelig:

„Ei, ei, hat das gute Kind das Herzchen voll Zunder gehabt und wie ſchnell das Zeug Feuer gefangen hat und ſchon in lichten Flammen ſteht!“

Auch Theodor wurde ernſter, als Mathilde fort war und zeigte ſich beim Erzählen einzelner Abſchnitte ſeiner großen Reiſe ziemlich zerſtreut. Der Vater blinzelte allemal mit den gutmüthigen Augen, wenn ſich der Sohn ſolch eine Blöße gab, und dachte: „Ich weiß ſchon was Dir fehlt, Deine Krankheit macht mir großes Vergnügen.“

(Fortſetzung folgt.)

Reliquien

von

Karl Ludwig von Knebel.

(Schluß.)

Eben dieſe Einfalt wird nothwendig, weil alle fremden Zuſätze oder Umgebungen den Gedanken ausſchließen oder verhindern, der doch gerade das iſt, was der Künſtler der Anſchauung hinſtellen will.

Dies war die Kunſt der Griechen; dies zu erſtreben, bemühten ſich einige der Teutſchen in einigen ihrer Werke, und die hohe Idee ſchwebte ihnen vor. Ich weiß nicht, ob einige der übrigen neuern Nationen zu dieſem Begriff gelangt ſind; aber mir iſt wenig davon bekannt. Ihr Beſtreben iſt mehr nach auſſen, Wirkungen hervorzubringen, der Bewunderung oder des Gefallens; nicht die innere ſchöne Uebereinſtimmung des Werkes ſelbſt. Deshalb ſchmiegen ſie ſich auch ſo ſorgfältig unter die Geſetze der Convenienz, weil, wenn man der Geſellſchaft gefallen will, man auch ungefähr ſo ſprechen und ſein muß wie die Uebrigen.

Unſer alter Oeſer pflegte von den franzöſiſchen Kunſtwerken zu ſagen: „ſie haben nichts als *Monsieurs;* da iſt **Monsieur Achille**, **Monsieur Agamemnon** u. ſ. w. Wie wurde es ſelbſt dem unvergleichlichen Genie der Verfaſſerin der Delphine, ſchief und übel gedeutet, daß ſie ſich über die kleinſten Convenienzen hinausſetzte. Daß ſie ſie durch Wahrheit bezauberte — ſind ſie darüber nicht gewahr geworden.

Der obigen Idee der Poeſie zu Folge, iſt es nothwendig, daß nicht nur der Ausdruck der Worte ſelbſt der genau anpaſſendſte und beſtimmteſte, ſondern auch die äuſſere Form des Gedichtes, Versart, Sylbenmaas u. dgl. mit dem Gegenſtand des Gedichtes genau übereinſtimme. Gedanken und Ausführung, dieſe beiden beſtimmen ein Kunſtwerk, und ſie müſſen in ſich ein harmoniſches Ganzes machen. Das Beiſpiel hievon ſehen wir an den Alten: deshalb ſind ihre Kunſtwerke ſo unübertrefflich. Bei den Neueren ſind die Formen ganz willkührlich; oder ſie haben vielmehr gar keine. Wer kann ſagen, warum eine franzöſiſche Ode ſo oder ſo gebildet ſei, oder lieber 24 als 34 Strophen habe? Und dann der ewig gleiche Sylbenfuß! der ewig zugeſpitzte Reim! die Ueberladung von Worten! — Hierin haben gewiß die Teutſchen zum Theil große Vorzüge!

Ich laſſe mich nicht auf die weiteren Arten der Dichtkunſt oder Schriftſtellerei ein, um ſie zu beurtheilen oder Vergleiche damit anzuſtellen. Die Teutſchen haben kein Publikum: wie können ſie ein Theater haben? Dennoch iſt, was ſie ſeit kaum ein paar Decennien geleiſtet haben, zum Theil anerkannt, und mehr als Verſuche. Sie haben keine Welt, mit der ſie leben; und doch haben ſie Romane von unbezweifeltem Werth.

Sie haben keine Rednerbühne; und doch haben ſie Redner, die ſich auf den Kanzeln bilden müſſen. Sie haben eigentlich keine Geſchichte; — wie ich die vorzüglichſten Köpfe darüber klagen hörte — und doch haben ſie, wiewohl dies nothwendig ihre ſchwächſte Seite ſein muß, einige Geſchichtsſchreiber. Gebt ihnen das alles, macht ſie zu einer Nation — und ſeht, wie weit ſie in Vergleichung mit den übrigen ſein werden!

Es iſt leider eine traurige Bemerkung über Teutſchland, daß ſich von jeher unter den vornehmen und höheren Ständen ſo wenig Liebe und Geſchmack für die Wiſſenſchaften gezeigt hat. Welch' ein Unterſchied iſt da zwiſchen uns und den Franzoſen und Engländern, deren vornehmſte Herren nicht nur den Umgang mit Gelehrten und feinen Geiſtern ſuchten, ſondern ſelbſt Gelehrte und feine Geiſter waren, und es zu ſein ſich beſtrebten. Welch' ein Schatz von intereſſanten Geſchichten und Bemerkungen liegt nicht in den franzöſiſchen Memoiren, die meiſt von vornehmen Männern und Hofleuten verfertigt wurden. Wie viel der wichtigſten Werke haben wir nicht von engliſchen Männern von Stande und Lords — da wir beinahe bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts kaum ein paar Edelleute aufzuweiſen haben, die nur etwas Bedeutendes geſchrieben hätten. Unſre Kriege mußten von Fremden oder Gelehrten beſchrieben werden; denn unſere Generale konnten in der Regel nicht ſchreiben. An den Höfen war Gelehrſamkeit und ſonderlich Schöngeiſterei, wie man ſie nannte, in der größten Verachtung. Man weiß, mit welchem Eckelnahmen die Gelehrten von dem Vater des großen Friedrich's benennt wurden, und dieſe Sitte iſt noch nicht ganz von der Preuß. Armee gewichen. Es iſt eine intereſſante Anekdote, daß Friedrich der Große, als er die Berliner Akademie ſtiftete, unter die Inſtitute derſelben ſetzen mußte, daß, wenn auch ein Edelmann Mitglied dieſer Akademie werden ſollte, es ihm doch weiter keinen Nachtheil an ſeiner Ehre bringen würde.

So ſtand es in Teutſchland! Und noch jetzt wiſſen ſich unſere Höfe ſo ziemlich gegen den Vorwurf des Witzes zu vertheidigen. Noch lange gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es doch der Hofnarr, der noch ein vernünftiges Wort bei Tafel vorbringen durfte; das doch jetzt mit ihm leider oft ganz verſchollen zu ſein ſcheint. Freilich haben wir Auszeichnungen; aber wenige. Die Fürſten ſelbſt ſind unterrichteter; aber die Hofleute ſcheuen noch gewaltig den Vorwurf, unterrichtet zu ſein.

Nur Teutſchland's Fürſtinnen haben ſich großen Theils vorzüglich ausgezeichnet. Leibniz war Freund einer Königin; doch mußte er viel von den Hofleuten ausſtehen. So mehrere; und noch jetzt blühen, obwohl gleichſam im Verborgenen, äuſſerſt wohlthätige und verſtändige Fürſtinnen ihrer Länder — worunter es ſogar Schriftſtellerinnen gibt.

Doch ich muß aufhören das Lob meines Vaterlandes zu hoch ſtellen zu wollen, damit ich nicht in den Vorwurf der Einſeitigkeit gerathe. Ich habe nur die Urſachen angeben wollen, die uns entſchuldigen können — daß wir nicht mehr ſind! Vieles ließe ſich noch hinzufügen, und vieles auch, was uns noch beſchuldigen könnte.

Aber wir ſind nun einmal zum Gehorſam und Reſpekt geboren, und ziehen die Mittelmäßigkeit einem glänzenden Glück und Rahmen vor.

Feuilleton.

⁂ **Katholiſche Ueberſetzung von Ranke's »Römiſchen Päpſten.«** — Hr. Alexandre de St. Chéron hat Ranke's »Römiſche Päpſte« nicht blos in's Franzöſiſche, ſondern, wie die Pr. Staatszeitung witzig bemerkt, ſogar in's Jeſuitiſch-Katholiſche überſetzt. Zur Probe dieſes alten, aber noch ſehr verbreiteten Idioms diene Folgendes. Bei Ranke heißt es (I. 183): »Luther gelangte zu der Lehre von der Verſöhnung durch Chriſtum ohne alle Werke; von dieſem Punkte aus verſtand er erſt die Schrift, auf die er ſich gewaltig ſtützte. Von Loyola finden wir nicht, daß er in der Schrift geforſcht.« Dies heißt in dem neuen Dialekt der Jeſuitenſprache bei Chéron ſo: „Luther arriva à sa *fatale* doctrine de la réconciliation par le Christ sans les oeuvres, appuyant sa dangereuse *erreur* de paroles de l'écriture sainte, *bien mal comprises par lui et trop vivement adoptées par les mauvaises passions*. Quant à Loyola, nous ne pensons pas, que ses vues nouvelles lui aient été données par les saintes écritures.“ Gegen ſolche Ueber-Setzung proteſtirt mit Recht Hr. Ranke »förmlich und feierlich.«

⁂ **Gewerbausſtellung zu Turin.** — Während der Jeſuitismus im revolutionären Frankreich ſogar in der Literatur wieder auftaucht, bricht der Induſtrialismus ſich Bahn in das jeſuitiſirte Piemont. Am 10. Mai wird die dritte Ausſtellung der Gewerb- und Landbauerzeugniſſe zu Turin in den Sälen des königl. Schloſſes zu Valentino eröffnet.

⁂ **Bauchſingende Vögel.** — Die Naturforſcher hatten ſchon beobachtet, daß der Agami von Guiana (psophia crepitans), eine Art Kranich, ein Bauchſänger ſei, d. h. ohne den Schnabel zu öffnen, einen Ton von ſich gebe, der von anderer Stelle herzukommen ſcheine. Dieſer Ventriloquiſm iſt aber auch bei der Amſel, dem Rothkehlchen und der Mauerſchwalbe beobachtet worden, ebenſo bei dem Schwan. Dies verdanken dieſe Vögel, wie in der Akad. d. Wiſſenſch. zu Paris (26. Febr.) bemerkt wurde, einem zweiten Larynx (Kehlkopf), den ſie bei dem Urſprunge der Bronchien haben.

⁂ **Niederländiſches Muſeum.** — In der Chr. Fr. Müller'ſchen Hofbuchhandlung in Karlsruhe erſchien ſo eben das zweite Heft des gedachten Journals für Geſchichte, Literatur, Kunſt und Kenntniß der öffentlichen Zuſtände in den Niederlanden. Es enthält Kritiken und Selbſtanzeigen niederländiſcher Geſchichtswerke; eine Blumenleſe aus älteren Dichtern; hochdeutſche Gedichte von Hermina Fredſes; mehrere Charakteriſtiken, darunter die des Verſtolk van Soelen. Das dritte, demnächſt erſcheinende Heft ſoll außer Fortſetzungen der im zweiten begonnenen Aufſätze, die Reiſe des Königs Wilhelm durch die Nordprovinzen der Niederlande, und eine Beleuchtung der in verſchiedenen deutſchen und franzöſiſchen Werken enthaltenen Schilderungen der Zuſtände Belgien's und Holland's enthalten, wobei namentlich Löbbel, Arendt und Carus eine Stelle erhalten ſollen. — Das Niederländiſche Muſeum iſt leider blos im holländiſchen Intereſſe geſchrieben, wodurch es natürlich eine große Einſeitigkeit nicht verläugnen kann.

⁂ Die »Mitternachtzeitung« theilt in Nro. 31 ein ſehr anziehendes, zu Leſſing's Todtenfeier abgefaßtes Gedicht des Hrn. Karl Bölſche mit, das ſchon um ſeines Gegenſtandes willen mit Intereſſe geleſen werden wird. Das Verdienſt des gedachten Blattes für das Leſſingsdenkmal iſt der Anerkennung werth, und wir wollen dieſe hier nicht ausgeſprochen haben, ohne zugleich auch im Allgemeinen der Tüchtigkeit zu erwähnen, mit der es die Redaktion der »Mitternachtszeitung« ſich angelegen ſein läßt, ſich mehr und mehr die Achtung und die Theilnahme des Publikums zu erringen.

⁂ Der in Stuttgart erſcheinende »Spiegel«, der nicht ſelten tüchtige Kritiken brachte, wenn auch Einzelnes einſeitig und leidenſchaftlich war, wird, wie wir hören, mit dem Schluſſe dieſes Quartals eingehen.

⁂ **Girard's Chronothermometer u. Meteorograph.** Hr. Phil. de Girard, ingenieur en chef der Bergwerke des Königreiches Polen, hat ſich bereits rühmlichſt bekannt gemacht durch ſeine vielen und ſchönen Erfindungen der Maſchinen zum Flachsſpinnen, zum Flachshecheln, zur Fertigung von Flintenſchäften, zum Drehen von Kugeln, und zur Bereitung von Runkelrübenzucker. Auch den Chronothermometer verdanken wir ihm, welcher nicht nur die Stunden, ſondern auch den Wechſel anzeigt, den die Temperatur in jeder Stunde erlitten. Jetzt hat Hr. de Girard auch einen Meteorographen erfunden, welcher auf ein und daſſelbe Blatt Papier fortwährend die Veränderungen der Temperatur, des Barometers, das Maaß des gefallenen Regens, die Richtung und die Schnelligkeit des Windes verzeichnet. Beide Inſtrumente werden jetzt für die Obſervatorien von Warſchau und Petersburg gefertigt. Der Kaiſer von Rußland hat dem Erfinder einen Diamantring überreichen laſſen; dieſer eine Zeichnung der erfundenen Maſchinen der Akademie der Wiſſenſchaften ſeines Vaterlandes zum Geſchenk überſendet.

⁂ Die badiſche Oppoſition hat in einer der jüngſten Sitzungen der außerordentlichen Ständeverſammlung die hannover'ſche Verfaſſungsfrage wiederholt in Anregung gebracht. Die Minorität der Kammer unterlag glücklich dem Itzſtein'ſchen Antrage, welcher auf den wiederholten Ausdruck der Kammer drang, daß man ſich zu der Regierung verſehe, ſie werde das Ihrige in dieſer Sache für Wahrung der konſtitutionellen Gerechtſame Deutſchlands thun. Man mag ſich indeſſen zu dieſem Vertrauen nur in der Hinſicht auf den Miniſter des Innern hingeben.

⁂ Die Gründe, welche jüngſt von den HH. Sander und Müller in der badiſchen Ständeverſammlung gegen die unbedingte Nothwendigkeit der intendirten Eiſenbahn vorgebracht wurden, ſind doch recht ſpießbürgerlich. Oder glaubt z. B. Hr. Müller wirklich, daß die Rückſicht auf die badiſchen Frachtfuhrleute ꝛc., welche durch die Eiſenbahn beeinträchtigt werden, über das höhere, der Erfindung der Eiſenbahnen zu Grunde liegende Motiv ſiegen müſſe? — Auch was Hr. Sander gegen die Ausführung der Eiſenbahn auf Staatskoſten vorgebracht, iſt einſeitig und haltlos. Will man die ſchnelle, durch die Umſtände gebotene Ausführung der Eiſenbahnen bewirken, ſo müſſen die Krähwinkler Intereſſen von Privatſpekulanten zur Seite treten und die Energie der Staatsverwaltung ins Mittel treten. Ohne eine harmoniſche Kraftäußerung der Letztern in dieſer Sache wird, wie ſind es gewiß, die ganze Angelegenheit noch in Frage geſtellt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 68. 1838.

Phönix.

Dienstag, 20. März.

Der Blumenvater.

(Fortſetzung.)

Am andern Tage ſagte der Vater zum Sohn: „Du biſt nun Stabsarzt und mußt auf einem anſtändigen Fuße leben, Theodor. Du kannſt Dich nicht mit meiner Blumenwirthſchaft zuſammenthun. Die alte Haushälterin reicht nicht aus für uns beide, und mit dem Jakob iſt wenig anzufangen. Das Volk iſt mit mir alt geworden. Du brauchſt junge, friſche, thätige Leute zu Deiner Wirthſchaft. Und da wollte ich Dir einen Vorſchlag thun. Wie wär' es denn, wenn wir Madame Gebauer erſuchten, zu uns in's Haus zu ziehen und für ein anſtändiges Honorar die Beſorgung unſerer Wirthſchaft zu übernehmen. Die Frau beſitzt einen Anſtand und Takt, ſie weiß ſich ſo fein zu benehmen, daß ſie dem vornehmſten Hauſe als vorſtehende Dame Ehre machen würde. — Aber gerade das vornehme Weſen an ihr raubt mir den Muth, ihr dieſen Antrag ſelbſt zu machen. Ich dächte: Du gingeſt zu den Leuten hin und ſprächſt mit ihnen darüber. Nebenbei erkundige Dich doch ein Biſchen nach ihren früheren Verhältniſſen. Sie ſind jedenfalls zurückgekommen. Aber wie? Wodurch? — Ich konnte es nicht über's Herz bringen darnach zu fragen. Ich weiß nur von der kleinen Liſette, daß ſie von A.... ſind, daß der Vater Kaufmann war und vor Kurzem erſt geſtorben iſt. Du warſt ja auch in A.... und haſt Dir gewiß Freunde dort erworben. Erkundige Dich doch unter der Hand, aber nur der guten Frau und ihrer Engelstochter nicht weh thun! Hörſt Du, Theodor, bei Leibe nicht! Wer weiß, was ſie ſo niederdrückt. Solch ein weiches Frauenherz iſt ein Blumenkelch, der ſich bei der leiſeſten, ſchmerzlichen Berührung ſchließt und voll Thränenthau ſammelt, nur der Weſtwind darf ſie mit ſeinen zarten Fingern berühren."

Theodor verſprach nach des Vaters Willen zu thun, und ging. Der Alte erwartete ſeine Rückkehr mit Ungeduld. Der Sohn blieb ungewöhnlich lange. Als er endlich kam, lag eine gewiſſe Feierlichkeit in ſeinem Weſen; ſeine Augen hatten einen leiſen Anflug von Röthe; er ſchien geweint zu haben.

„Sie haben Recht, mein Vater," ſagte er, „das iſt eine höchſt edle Familie. So zartfühlend, ſo voll feinen richtigen Lebenstakts! Meine Achtung vor den Damen hat ſich ſehr geſteigert. Auch die Großmutter iſt eine treffliche Frau. Mit der größten Delicateſſe hat Madame Gebauer meinen Antrag abgelehnt. Sie will als Freundin rathen, helfen, beiſtehen, unſere Wirthſchaft beaufſichtigen, aber als Haushälterin zu uns ziehen, kann ſie nicht, davon hat ſie mich mit wenigen Worten überzeugt. Dieſe Frau braucht wirklich wenig zu ſprechen, man fühlt Alles, was ſie ſagen will, und noch viel mehr; denn jedes Wort hat bei ihr einen eigenthümlichen Sinn und tiefen Hintergrund, der mehr empfunden als begriffen werden muß."

„Aber warum will ſie nicht zu uns ziehen?" rief der Greis mißmuthig.

„Ihre alte Mutter bedarf ihrer Wartung und Pflege. Dieſe iſt nämlich an einem Fuß gelähmt, und kann nur mit großer Anſtrengung gehen. Madame Gebauer behauptet, ihrer Pflicht gegen uns nicht nach Gewiſſen nachkommen zu können, da die Mutter ihren Beiſtand ſtets in Anſpruch nehme, und man muß dieſe Geſinnung ehren. Ein zweiter Grund, den ſie aber nur von fern angedeutet, iſt Mathilde. Es iſt allerdings wahr, es würde ſich nicht recht ſchicken, wenn die ſchöne und liebenswürdige Tochter der Haushälterin mit mir unter einem Dache wohnte —“

„Es iſt wahr!“ rief der Alte ärgerlich, „ich habe mich ungeſchickt ausgedrückt. So geht's, wenn man nicht gleich mit der Wahrheit herausgeht. Alſo rechte Farbe! Es lag mir daran, Madame Gebauer als Wirthſchafterin zu haben, aber es lag mir noch mehr daran, daß — daß — Mathilde Deine Frau werde. Da haſt Du meinen Plan. Ich dachte: ſind ſie erſt im Hauſe, ſo macht ſich das ſchon von ſelbſt. Denn das Mädchen hat eben ſo gut einen ſtarken Eindruck auf Dich gemacht, wie Du auf ſie; das war ja unverkennbar.“

„Aber, lieber Vater, die Sache iſt noch ſo neu! Wir wollen doch nichts übereilen. Ihre Ungeduld, mich bald recht glücklich zu wiſſen, könnte am Ende das Gegentheil bezwecken.“

„Du haſt recht, ich bin ein Kind. Aber kann man denn auf Erden zu früh glücklich ſein? Ach, Theodor, eine Stunde Liebesglück in der Jugend iſt mehr werth als ein Jahr glückliche Behaglichkeit im Alter. Es iſt Nektar! Wenn Du den Becher nicht ſchnell leerſt, ſo reißt ihn Dir entweder ein neidiſches Schickſal vom Munde weg, oder der Nektargeiſt verduftet und es bleibt nur ein gewöhnliches Getränk. Man muß am Ende froh ſein, wenn es nur nicht ſchaal wird. Es gibt aber für die Jugend kein ſchöneres Glück, als die ſüße Vereinigung keuſcher, liebender Herzen im Ehebunde. Das iſt die wahrhaftige Erfüllung des Willens Gottes, das iſt der heilige Weg der Natur. Die Ehe iſt ein Tempel mit Vorhöfen, Hallen, Heiligem und Allerheiligſtem. Unſere Modeehen, Geld- und Convenienzheirathen gehören in den Vorhof der Heiden und der Hölle. Solche Ehen ſind Inſtitute zur phyſiſchen und moraliſchen Verderbniß des künftigen Geſchlechtes. Die Verſorgungsehen ſtehen etwas höher, aber ins Heilige kommen ſie noch nicht. Dort ſind die Verbindungen der Herzen aus Neigung oder aus Liebe, im Allerheiligſten aber die aus Liebe und Achtung, aus Uebereinſtimmung der Herzen, und mit allen ſüßen und göttlichen Gefühlen geſchloſſen, deren die Menſchenbruſt fähig, die aber auch das heilige Feuer der Veſta auf dem keuſchen Altar des Herzens zu bewahren verſtehen. Innerhalb der irdiſchen Gränzen gibt es keine größere Seligkeit, als das gegenſeitige Aufgehen in einander zweier ſich liebenden Weſen, die für das Leben mit einander auf das innigſte verbunden ſind, deren Glück die ſüße Schwärmerei der Hoffnung erhöht, daß ſie es auch nach dieſem Erdenleben in einem vollkommeneren Zuſtande ſein möchten; ja deren Verſchiedenheit in Meinungen und Anſichten und die daraus entſpringenden Differenzen, wenn der erſte Rauſch verflogen iſt, wieder Quelle neuer Zärtlichkeit wird. Ein kleiner Streit ſalzt und würzt das Leben und die Liebe wieder. Das kleine widerſpenſtige Köpfchen einer Frau hat einem geſcheidten Manne ſchon mehr Wonne bereitet, als die meinungsloſe Hingebung. — Und kurz und gut, mein Junge, Du biſt Stabsarzt und mußt heirathen. Daß Du die Klippen vermeideſt, an denen ich in meiner Jugend geſcheidert bin, dafür ſteh' ich Dir zur Seite. Du mußt jetzt heirathen. Als ich ſo glücklich war, Deine treffliche Mutter als Gattin an mein Herz zu ſchließen, war ich bereits ein hoher Vierziger. Die Jugend war vorüber, jener ſchmerzlichſelige Rauſch, der uns entzückt, während er uns peinigt, und der allein ſeine wahre und rechte Befriedigung in dem Arm eines liebenden geliebten Weibes findet, war verflüchtigt; ich war ſchon viel zu ſehr abgekühlt, als daß ich ſo recht ſelig hätte werden können. Dir ſoll das nicht begegnen.“

„Sie waren früher unglücklich verheirathet, mein Vater, und trennten ſich von ihrer erſten Gemahlin? Mir iſt, als hätte ich davon gehört.“

„Ich trennte mich nicht von ihr, ſie vielmehr von mir, und auch das iſt nicht ganz richtig. Ihr kalter, herzloſer Vater war's, der ſie von mir riß, und mein alberner, beleidigter Stolz war's, der ſie ſogleich losgab, das geliebte Weib von ſich ſtieß, weil ſie ſich zu ihrem Vater neigte. Da die vorzüglichſte Schuld einer Differenz zwiſchen uns auf meiner Seite lag, ſo war dieſer Stolz eine Sünde an mir ſelbſt und an meiner jungen liebenswürdigen Frau. Ich will Dir aber Alles erklären. Der Grund alles Uebels war das Geld, ihres Vaters Geld. Er war reich, ſehr reich, ich arm; aber ich hatte nicht nur meine Wiſſenſchaft, ſondern die ganze intelligente Bildung mit lebendiger Seele erfaßt und nach Kräften ausgebeutet, er war ein roher, gemeiner, geldſtolzer Ignorant, eines jener trübſeligen aufgeblaſenen Geſchöpfe, die ſich mit frecher Anmaßung für auserwählte Häupter der Menſchheit halten und ausſchreien, weil ihnen die blinde Fortuna einige Geldſäcke zugeworfen. Daß meine Frau die Tochter dieſes Mannes war, daß ſie überhaupt reich war und dieſen Uebelſtand nicht vergeſſen konnte, ja ſogar für einen gewiſſermaßen moraliſchen Vorzug hielt — ein Begriff, der ihr aus ihres Vaters verwirrtem Kopfe aufgedrungen worden war, — das war mein Unglück. Darum keine reiche Frau, Theodor! — Wie iſt's denn, haſt Du Dich nach den Verhältniſſen der Gebauer'ſchen Familie erkundigt? Reich iſt Mathilde nun wohl nicht, das läßt ſich auch ohne nähere Erkundigung mit Gewißheit ſagen; aber was hat es ſonſt für Bewandtniſſe mit ihr? Wohl verſtanden, ich meine ihre Familienverhältniſſe. Denn über ihre ſittliche Trefflichkeit kann bei uns kein Zweifel obwalten.“

„Auch ihre Beziehungen zum bürgerlichen Leben ſind höchſt achtbar. Mathildens Vater führte eine reſpectirte Firma und war ein unternehmender Kopf, aber tolle Speculationswuth richtete ihn ſchnell zu Grunde. Er ſtarb in Folge ſeines Falliments, und die Wittwe mit Mutter und Töchtern verließ A...., um hier, wo ſie einige Verwandte haben, ſich von ihrer Hände Arbeit zu nähren. Die Geſchichte iſt einfach und traurig, wie hundert andere der Art. Der Schuldige entging den

Folgen ſeiner Handlungsweiſe durch den Tod, die Unſchuldigen, in Wohlſtand aufgewachſen, müſſen leiden. Es wurde während meiner Anweſenheit in A..... viel davon geſprochen und ich habe mich überzeugt, daß es dieſelbe Familie iſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Aus Hamburg.

Februar.

(Neue Bauten und Exilirung des Adolphsmonuments.)

Die öffentliche Dankbarkeit iſt, wie ſchon oft in der Welt die private es war, hier eine ſehr läſtige Tugend geworden, ſeitdem durch den vorzunehmenden Neubau einer Börſe das erſt vor nicht gar langer Zeit mit ſo vielen Feierlichkeiten und Reden aufgerichtete und eingeweihte Denkmal des Grafen Adolph IV. von Holſtein, des ehemaligen Befreiers und Beſchützers von Hamburg, den merkantiliſchen Intereſſen der Gegenwart wiederum weichen mußte und nun vergeblich einen neuen Platz für ſich ſucht. Mit der nun verlaſſenen Stelle war ja dieſes Monument ſo innig befreundet, ſo geſchichtlich verwachſen, daß es ſchwer halten möchte, einen anderweitigen, auch nur halb ſo angemeſſenen Boden für daſſelbe zu finden, und es vielleicht beſſer gethan hieße, es gar nicht wieder aufzurichten, ſondern das Andenken dieſes Helden nur allein im Herzen der Menſchen leben zu laſſen. Denn auf dieſer Stelle war es, wo Adolph IV. einſt, in Folge ſeines Gelübdes wegen des bei Bornhöved am Maria-Magdalenen-Tage über die Dänen erfochtenen Sieges, die Maria-Magdalenen-Kirche erbaute, und in ihr als Mönch die erſte Meſſe las.

Nie möchte es Hamburg tiefer inne geworden ſein, keinen geräumigen Platz in ſeinem Innern zu beſitzen, als gerade bei dem jetzt beginnenden Bau einer neuen Börſe, die ein ſtattliches, den Welthandel Hamburg's würdig repräſentirendes Gebäude werden ſoll. Den Adolphsplatz ſchloſſen die Mauern einer kleinen Kirche einſt ein, und obgleich man zur Erweiterung deſſelben die nahe ſtehenden Häuſer einreißt und ſelbſt des ehrwürdigen, daran liegenden Maria-Magdalenen-Kloſters nicht ſchont, ſo wird es doch für ein ſolches Gebäude ein ſehr unpaſſender, wenig geeigneter Platz bleiben, der keine Fernſicht auf daſſelbe geſtatten dürfte. Der Bau ſelbſt iſt noch nicht begonnen, indem man bis jetzt noch zu ſehr mit Niederreißen beſchäftigt war, um an Aufbau zu denken, weshalb die Vollendung der neuen Börſe etwas hinausſtehen könnte. Bekanntlich hatte die Baudeputation bei der öffentlichen Aufforderung zur Einſendung desfallſiger Riſſe den etwas unſchicklichen Einfall, ſich willkührliche Abänderungen derſelben vorzubehalten, und ſchreckte dadurch manchen Architekten, namentlich alle hieſigen, ab, zu der ausgeſetzten Prämie zu konkurriren. Da unter ſo beſtellter Sache ein Kölner Architekt die Prämie von 100 Louisd'or erhielt, ſo ſteht zu erwarten, daß man deſſen Riß bei der Ausführung des Gebäudes am meiſten berückſichtigen werde. Ob aber nun wegen angeführten Grundes das Gebäude ein harmoniſches Ganze vorſtellen und einen einzigen Gedanken verkörpern werde, ſteht wohl in Frage, da ein ſolches Gebäude kein derartiges iſt, wobei es blos auf Schutz gegen Wind und Wetter und auf eine gehörige Solidität ankommt, da es vielmehr eine künſtleriſche Einheit abgeben ſoll, worin jeder Stein zur Aufſtellung der dem Baumeiſter vorgeſchwebt habenden Idee das Seinige beiträgt, eine ſolche Idee die ganze Steinmaſſe vergeiſtigt und das Gebäude gleichſam eine ſteinerne Sprache mit dem Beſchauer reden läßt, ſo ſcheint bei einem derartigen Baue eine Mehrheit von Individuen eben ſo wenig zuläſſig und zweckdienlich zu ſein, als bei der Abfaſſung eines Buches, wovon der Eine etwa den Anfang, ein Zweiter die Mitte und ein Dritter das Ende ſchreiben wollte.

Der zweite große jetzt betriebene öffentliche Bau iſt der Bau einer gelehrten Schule, des Johanneums, der ſchon rüſtig fortſchreitet und zum Sommer vollendet ſein dürfte. Es ſcheint ein hübſches Gebäude werden zu wollen, aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln beſtehend, die einen länglichten inneren Raum einſchließen und möchte allen billigen Anforderungen genügend entſprechen. Mußte man aber die Lage der neuen Börſe ſchon unſtatthaft finden, ſo aus ganz verſchiedenen Gründen dieſe vollends. Das Johanneum ſcheint wirklich in der letzten Zeit einen wahren Vandalismus gegen alle hiſtoriſche Erinnerungen unbewußter Weiſe auszuüben. Das alte Johanneum, in einem wüſten, von der ehemaligen Johanniskirche überſchatteten Winkel liegend, gab die nächſte Veranlaſſung zur Niederreißung dieſer dem Mittelalter noch angehörigen Kirche, und ſie verſchwand, ohne daß die Gegenwart befähigt wäre, etwas dem Aehnliches aufzuführen und Hamburg an derartigen Bauten eben keinen Ueberfluß beſitzt. Jetzt wird es ſogar den Raum zum Theil einnehmen, der noch als der weiteſte und freieſte innerhalb Hamburg lag und worüber ſich eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch die gewaltigen, ehrwürdigen Gewölbe der an hiſtoriſchen Erinnerungen ſo reichen Domkirche Hamburgs ehemals zogen, die in Folge ihrer Baufälligkeit ſchon vor dreißig Jahren leider abgetragen werden mußten. Auf dieſem Raum war es, wo Anſchar, der Apoſtel des Nordens, die erſte chriſtliche Kirche baute, jene Metropolis von Nordalbingien. Hier lehrte er die heidniſchen Anwohner zuerſt das Evangelium, und von hier zogen nach allen Seiten die Sendboten des Chriſtenthums in die nordiſche heidniſche Welt. Um dieſen Raum reihten ſich die erſten Anfänge Hamburgs, hier ſtand die Wiege, worin Hamburg den erſten dunklen Traum von ſeiner nachmaligen Größe träumte und von dieſem Lebenspunkte aus erwuchs die Stadt allmählig zu ihrer jetzigen Größe und ihrem jetzigen Glanze. Welche Maſſe von Erinnerung enthält dieſer in hiſtoriſcher Hinſicht für Hamburg ſo klaſſiſche Platz, wo man bei jedem Schritte ſicher ſein kann, auf eine Geſchichte zu treten! Nun iſt dieſer Platz auf die unverzeihlichſte Weiſe verſtümmelt und hat ſeine ſchönſte Beſtimmung eingebüßt, die nämlich, den Hamburgern inmitten ihrer Stadt einen grünenden, von Bäumen durchzogenen Raum zu bieten, in deſſen Mitte ſich ein, den hiſtoriſchen Erinnerungen deſſelben geweihtes Denkmal erhöbe!

Kunſt.

Die Freskomalereien der Allerheiligen-Hofkapelle in München, lithographirt und herausgegeben von J. Schreiner. München bei Schreiner, Erlangen bei Bläſing. 1te, 2te und 3te Lieferung, jede zu 9 fl.

Von dieſem ſchönen und umfangreichen Werk, welches auf eine ſehr würdige Weiſe die bibliſchen Darſtellungen, womit Hr. Prof. Heinrich Heß die neuerbaute Hofkapelle in München geſchmückt hat, in treuen Abbildungen wiedergibt, ſind die erſten drei Lieferungen — mit der Madonna in throno, der Geburt Chriſti, der Himmelfahrt, den vier Evangeliſten, den Richtern Joſua und Samuel, den Königen Saul und David, dem Felſenquell Moſis in der Wüſte — erſchienen. Wozu man bei ſo durchgebildeten Vorbildern in Bezug auf Zeichnung, wozu bei ſo vorangeſchrittener Technik in der Lithographie, in Bezug auf Ausführung, berechtigt iſt, dem hat Hr. Schreiner entſprochen und die Freunde der neuen Kunſtbeſtrebungen werden es ihm vielfältig Dank wiſſen, daß er den Kunſtgenuß, den München bietet, in weite Kreiſe zu tragen, mitgewirkt hat. Ganz vorzüglich gelungen in Lithographie iſt die Madonna, deren milder, wahrhaft frommer Ausdruck jeder Beſchauer mit heiligen Reizen feſſelt. Von gleicher Vortrefflichkeit und nur noch größerer Kraft der Zeichnung ſind die Evangeliſten und altteſtamentlichen Helden; weniger vollkommen in Bezug auf Harmonie erſcheint die Himmelfahrt, doch hören wir, daß ſie von einem Gehülfen herrühret, der keinen ferneren Theil an den Arbeiten haben wird. Bedenken wir, daß dieſes das erſte große Werk einer Reihenfolge von Nachbildungen nach einer der vielen Kunſtſchöpfungen des Königs von Baiern iſt, und ſehen wir, daß es mit aller Rückſicht auf die großartige Geſinnung des königlichen Urhebers, ſowie auf die ernſte Richtung des Meiſters der Gemälde ausgeführt iſt, ſo müſſen wir demſelben recht nachdrücklichen Erfolg und anderweitige Nacheiferung wünſchen.

Feuilleton.

⁂ Das alte Konzert zu London. — Der Revue britannique zufolge verdankt dieſe muſikaliſche Anſtalt ihre Entſtehung König Georg III. Dieſer hatte, noch als Jüngling, unſern Händel perſönlich kennen und ſeine unſterblichen Werke lieben und ſchätzen lernen. Dies gab Veranlaſſung zu Privatkonzerten bei Hofe, in denen nur Händel'ſche Muſik aufgeführt wurde. Bald war hierdurch der Enthuſiasmus für Händel Mode geworden. Sofort bildete ſich eine Geſellſchaft vornehmer Herren eigens zur Aufführung ſeiner Muſik und der von ihm vorangegangenen berühmten Tonſetzern. Ihr Gründer war Lord Sandwich. Ihr erſtes Konzert hatte zu Anfang 1776 ſtattgefunden. Daß die Statuten erklären, in dem »alten Konzert« dürfe nur Muſik, die 20 und mehr Jahre alt ſei, aufgeführt werden, hat ihm ſeinen Namen gegeben und erhalten. Im J. 1785 beſchloſſen der König und die königl. Familie, allen Abendunterhaltungen dieſes Inſtitutes beizuwohnen; ſeitdem trägt es den Ehrentitel: Konzert des Königs. Damals betrug die Zahl der Mitglieder 400, jetzt mehr als 1000. Seit jener Zeit aber haben faſt alle illuſtren Sänger und Sängerinnen ſich dort hören laſſen, Rubinelli u. die Billington, dann Champneſſ, Naldi, Sorto, Tamburini, Philips, Clark, Crivelli, Garcia, Donzelli, Rubini, die Damen Graſſini, Catalani, Mainville-Fodor, Malibran, Griſi, Knyvett und Biſhop. — Im J. 1794 von Trottenham-Court-Rood in das Königstheater verlegt, ging es 1804 in den Saal von Hannover-ſtreet über, wo noch jetzt das alte Konzert ſeinen alten Ruhm behauptet.

⁂ Von Gutzkow wird demnächſt eine Entgegnung auf den Athanaſius von Görres erſcheinen.

⁂ Maria, der ſicherſte Anker in allen Nöthen. — Zur Jahresfeier der Krönung Gregors XVI., am 15. Febr., überreichte der Dekan des höchſten Gerichtes ihm einige lateiniſche Verſe, in denen er ihn beklagt, daß während der ganzen Regierung Stürme ihn umtoſet, — ihm zuruft, nicht zu fürchten (ne timeas), und bis es beſſer werde, möge ihm »Jeſu allerſüßeſte Mutter zum Troſte ſein, die in allen Uebeln der ſicherſte Anker«:

Sit tibi solamen Jesu dulcissima mater;
Ipsa est in cunctis anchora certa malis.

Hiermit ſchließt, den Notizie del Giorno zufolge, das magere Gedicht. —

⁂ Doktor Hahnemann's 83. Geburtstag wurde am 10. Febr. zu Paris von ſeinen zahlreichen Freunden — Franzoſen, Engländern, Amerikanern ꝛc. gefeiert. Franzöſiſche und italieniſche Dichter überreichten ihm Feſtgedichte; worauf deutſche Tonkünſtler, Kalkbrenner, Panofka, Hale u. a. die Geſellſchaft mit ihrem Spiel entzückten. — Hahnemann ſoll jährlich nicht weniger als 100,000 Franken gewinnen.

⁂ Zeitungsnachrichten zufolge befindet A. Traxel (Victor Lenz) ſich als Geiſtesirrer in der Charité zu Berlin.

⁂ Ueber gefrorene Kartoffeln hat Hr. Payen in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris (26. Febr.) ſich verbreitet und als Reſultat ſeiner Unterſuchungen angegeben, daß die Peruvianer ſchon längſt die richtige Methode gefunden, jene anſcheinlich verdorbene Frucht zu benutzen. Sie laſſen dieſelbe nur trocknen, wo ſie dann aufbewahrt und zur Nahrung verwendet werden kann.

⁂ Namhafte Ignorantins gibt es jetzt 1000 in Frankreich. Sie unterrichten in 334 Schulen gegen 140,000 Zöglinge.

⁂ D'Alembert und Friedrich der Große über das Verhältniß der Wiſſenſchaft zum Staat. — Die unter dieſem Titel veröffentlichte akademiſche Einleitungsrede Auguſt Böckh's in Berlin, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der königl. preußiſchen Akad. d. Wiſſ. zur Feier des Jahrestages Friedrich's des Großen, am 24. Januar 1838, erregt billig das Intereſſe Aller, die lebendigen Sinn für Pflege der Wiſſenſchaft im Herzen tragen. Mit dialektiſcher Präciſion und Schärfe iſt der Wiſſenſchaft ihr Standpunkt im Staate und ihre Bedeutſamkeit für die Entwicklung des politiſchen und des Culturlebens der Völker angewieſen. Beſonders intereſſant erſcheint uns, was Hr. Böckh u. a. über Friedrich den Großen in wiſſenſchaftlicher Richtung hervorhebt. »Sein ſcharfer und durchdringender Verſtand,« ſagt er von ihm, — »obgleich mit einer reichen Einbildungskraft gepaart, verwarf alles Unklare, alle eitle Phantaſterei, deren Wiederkehr ſogar in der Naturforſchung er befürchtete; für die Aufklärung begeiſtert, achtete er aber dennoch die religiöſe Ueberzeugung mehr, als gewöhnlich angenommen wird, und wollte Niemanden Aergerniß geben, ohne freilich deshalb ſeine Worte ängſtlich abzuwägen; übrigens ſtellte er ſich, wie jeder große Mann ſein Zeitalter erkennend, an die Spitze der geiſtigen Bewegung, und leitete und förderte ſie, ſtatt ſie erfolglos zu bekämpfen. Glaubte er dennoch zu früh in die Welt hineingeſchickt worden zu ſein, ſo wird man wenigſtens zugeben, daß er ungeachtet ſeines hohen Alters zu früh für den Weltlauf aus ihr hinwegging. Auch ſeine Irrthümer und Vorurtheile, denen auch der Größte unterworfen iſt, waren eine Folge ſeines Bildungsganges und der damaligen Verhältniſſe: doch bedarf ſein Geſchmack für das Franzöſiſche jetzt kaum noch einer Entſchuldigung; er liebte nur Ausgebildetes und Klaſſiſches, was er in ſeiner Jugend in deutſcher Zunge nicht vorfand. Gegen die Italiener und Engländer war er gerecht, und vorzugsweiſe verehrte er das Alterthum; ja er würde es gewiß über die franzöſiſche Bildung geſetzt haben, hätte er davon eine vollkommene Kenntniß gehabt.« — An einer andern Stelle ſagt Herr Böckh von dem großen Könige: »Er verfaßte ſeine »»Kleinigkeiten««, wie er (der König) ſagt, zu ſeiner Unterhaltung, dachte über Gegenſtände der Philoſophie nach, um ſich zu unterrichten, dichtete, um ſeine Empfindungen auszuſprechen, legte aber ſelber auf ſeine dichteriſchen Verſuche keinen ſo hohen Werth, um für einen Dichter gelten zu wollen; doch ſtanden ihm die meiſten Eigenſchaften eines guten Schriftſtellers, Witz und Laune, Anmuth und Fülle, Kraft und Hoheit des Ausdrucks wie der Gedanken reichlich zu Gebote. Vorzüglich indeß gibt das ächt Menſchliche ſeinen literariſchen Beſtrebungen einen Werth, der ſeine Bildung über viele gelehrte Herrſcher und namentlich über Julius Cäſar, Auguſt, Hadrian und ähnliche erhebt, wenn gleich dieſe in manchen Beziehungen vollkommener ausgebildet waren. So ſehr aber war das Wiſſenſchaftliche ihm Herzensangelegenheit, daß durch dieſes auch ſeine theuerſten Freundſchaften beſtimmt wurden; und da die Hauptrichtungen, auf welchen der Fortſchritt der Geſellſchaft beruhte, mit der eigenen des Königs übereinſtimmten, ſo entſtand jenes beneidenswerthe Verhältniß der Einigkeit zwiſchen der Regierung eines großen Fürſten und der Geſinnung der freieſten und ausgezeichnetſten Denker der Zeit, die ihm huldigten, während er, ſo weit er ſie kennen lernte, auch gerne ſie anerkannte. Selten lebte ein König in ſo inniger Verbindung mit wiſſenſchaftlichen Männern wie Friedrich; ſelten bewies ein Fürſt einem gelehrten Vereine eine Theilnahme wie Friedrich der Akademie.« — Wir empfehlen Hrn. Böckh's ausgezeichnete Schrift von Herzen allen Freunden der Wiſſenſchaft und des Fortſchritts.

⁂ Schamloſe Conſequenz. — In dem belgiſchen Hirtenbriefe kommt folgende die Freimaurerei betreffende Stelle vor: »Wir ſagen, daß die Schwüre, durch welche ihr euch an die Freimaurerei gebunden glaubt, ohne Rückſicht, ohne Gerechtigkeit geleiſtet, daß ſie ganz unerlaubt und — nichtig ſind. Jedoch, wenn es ſchon den heiligen Namen Gottes unwürdigerweiſe profaniren heißt, ſich durch einen von dem Stellvertreter Chriſti verdammten Schwur zu verpflichten, ſo wird es ein — neues Verbrechen, demſelben nachzukommen!« — O päpſtliche Pfaffendummheit und Pfaffenmoral! »Rom, die Republik iſt gefallen; Rom, das Weltreich, gefallen; — Rom, die Hierarchie, wird fallen, ſo wahr es einen Gott im Himmel gibt! denn Gott iſt die Liebe, und die ewige Liebe wird allen die Freiheit geben; aber die Götzen Rom's ſind der Eigennutz, der Haß und der Trug, und der wahre Gott wird den Spott dieſer unnatürlichen Zwingherrſchaft einſt brechen, daß kein Stein auf dem andern bleibt, und das Menſchengeſchlecht fragen wird: »»Was war denn ein Papſt?«« (Loyola II. Bd. S. 290). — Die Maurerei aber, ihr ehrwürdigen Herren, wird bleiben, ſo lang es — ein Menſchengeſchlecht gibt!«

⁂ Am 5. d. M. wurde Halevy's neue Oper: »Guido und Genevra, oder die Peſt in Florenz« (Text von Scribe) mit großem Beifall zum erſtenmale gegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 69. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 21. März.

Der Blumenvater.

(Fortſetzung.)

„Ganz gut!“ rief der Alte. „Das Unglück, die rauhe Hand des Schickſals hat ſchon mächtig auf Mathilden eingewirkt, ſie hat des Lebens trügeriſchen Wechſel ſchon erfahren. Sie wird alſo keinen Werth auf äußere Zufälligkeiten legen, und nicht trotzig verkehrte Dinge behaupten, wie meine erſte Frau. Glaube mir, Alles wäre anders gekommen, und ich vielleicht ein ſehr glücklicher Mann geworden, wenn Karoline — ſo hieß ſie — ſchon Unglück hätte ertragen müſſen. Das Unglück iſt die eigentliche tiefe Poeſie des Lebens, aber die ſchaalſte Proſa iſt der rohe, unverdiente Beſitz. Selbſt zartgebaute Herzen, wie das Karolinens, können ſich der verſteinernden Gewalt dieſer Proſa nicht erwehren. Aber weſſen Herz durch den Jammer und die Nichtigkeit des irdiſchen Lebens, durch Schmerzen und bittere Gefühle, bis zur Göttlichkeit und tieferen Bedeutung dieſes Lebens gekommen, wer die Ahnungen eines großen ſeligen Hintergrundes in ſich aufgenommen und, durch dies Alles veredelt und gebeſſert, des Beſitzes würdig geworden iſt, in deſſen Hand wird das Gold zum Talisman, der ihm ungekannte Welten erſchließt. Nicht vergebens wird das edle Metall den unterirdiſchen Göttern abgezwungen; es liegt eine dämoniſche Gewalt darin. Dahin, wohin Dein Herz ſich neigt, reißt es Dich unwiderſtehlich, zur Erde nieder oder zum Himmel hinauf. Aber der Gott der Erde hat Gewalt über die meiſten Menſchen.“

„Sie haben mir noch nie die Geſchichte Ihrer erſten unglücklichen Ehe mitgetheilt, mein Vater.“

„Du biſt jetzt ein Mann, und ich kann und darf Dir die Fehler geſtehen, die ich in Deinem Alter beging. Vernimm in kurzen Umriſſen die einfache aber lehrreiche Geſchichte meiner Jugend. Du weißt, daß mein Geburtsort einer jener waldigen Fabrikorte des Rheinlandes iſt, die, in Berge eingeſchloſſen, wegen ihrer romantiſchen Lage berühmt und viel beſucht ſind. Von meiner erſten Erinnerung an, fühlte ich mich mächtig zur Natur hingezogen, und als Knabe war ich ſchon Botaniker und Mineralog. Die Berge und Thäler meiner Heimath gaben mir reiche Ausbeute. Ich zog die Aufmerkſamkeit mehrerer Gebildeten meiner Vaterſtadt auf mich, und durch die Unterſtützungen derſelben wurde es mir möglich, meine Lieblingsſtudien zu verfolgen — denn mein Vater, ein Fabrikarbeiter, war gänzlich unbemittelt, und hatte außer mir noch neun Kinder zu ernähren. Der Weinhändler Bechmann hatte auch zu meinen Stipendien beigeſteuert, aus Großthuerei, Prahlerei mit Geſinnungen, die er nicht hatte, aus der hoffärtigen Eitelkeit der Reichen. Ich mußte, wenn ich von der Univerſität in die Ferien nach Hauſe kam, meinen Wohlthätern die Aufwartung machen, und mich bei ihnen bedanken. Bei Bechmann, der mich ziemlich brüsque behandelte, ſah ich Karolinen, ſeine Tochter, eine üppige Roſe, die in dieſem verwilderten Garten prächtig aufgeſchoſſen war. Meine Ruhe war hin; ich träumte wachend und ſchlafend nur von Karolinen. Die Liebe war mit all ihrer geiſterhaften Gewalt in meinem jungen Herzen erwacht. Ich ſuchte und fand Gelegenheit, ſie öfter, bald unter vier Augen zu ſehen. Oben im Walde, über ihrem ſchönen Berggarten, auf einem Felſen, von welchem man eine ſchöne Ausſicht in das tiefe Thal genoß, kamen wir Abends heimlich zuſammen. Dort küßte ich ihr das Geſtändniß ihrer Gegenliebe von den würzigen Lippen. Sieh, mein Sohn, das grüne, friſche, thauglänzende Bild meiner Heimath, die bunte glückliche Welt meiner Jugend ſteigen vor mir auf, und mein feuchtes Auge ſieht durch die Thräne an der Wimper, in welcher ſich das Licht ſiebenfarbig bricht, den Berg, die Felſenbank, die Mondnacht. O Zauber der Jugend und Liebe, willſt Du noch nicht von dem Greiſe laſſen? Wahrlich, die Erinnerung muß ſchöner ſein, als die Wirklichkeit; denn obgleich Du die holde Mathilde liebſt, woran ich nicht zweifle, ſo empfindeſt Du doch ſchwerlich ſolche Seligkeit, als mein altes, im Spiegel der Erinnerung aufgefriſchtes Herz. — Genug an der einen Scene, die mich ſogar zum Dichter und Componiſten gemacht hat. Du ſollſt das Lied haben. Ich war unausſprechlich glücklich. Mein Talent, von der Liebe beſeligt, machte Rieſenfortſchritte; ich war nach kurzem promovirter Arzt meiner Vaterſtadt und Karoline — zwar nach hartem Widerſtreben ihres Vaters, der den armen Schlucker nicht zum Schwiegerſohn haben wollte — meine Gemahlin. Der Alte grollte mir im Herzen, er konnte mir es nicht vergeben, daß ich mehr wußte als er, daß ich mehr geehrt wurde als er, denn er war gewohnt, mich als ſein Geſchöpf zu betrachten und zu behandeln. Er ſuchte mir dadurch zu imponiren, daß er meiner Frau eine große Menge Geld aufzwang, aber es waren Gaben des Stolzes, nicht der Liebe, und deshalb brachten ſie keinen Segen. Es zeigten ſich bald eine Menge Differenzen zwiſchen meinem Schwiegervater und mir; er wurde immer hitziger und ſchroffer gegen mich, ich immer kälter und ſpitziger gegen ihn. Er hetzte meine Frau gegen mich, und es verdroß mich, daß ſie ſich aufhetzen ließ; mein Himmel wurde trüb und trüber. Karoline hatte mich mit einem Töchterchen beſchenkt; ich war der glücklichſte Vater. Aber mein neidiſcher Schwiegervater gönnte mir mein Glück nicht. Er wollte in meinem Hauſe befehlen; er war unverſchämt genug, mir Vorſchriften machen zu wollen. Es kam zu einem ernſtlichen Auftritt; ich verbot meiner Frau, ihren Vater zu ſehen. Sie war ſchwach und übertrat das Verbot; ich wurde ärgerlich und verdrießlich. Ich ſuchte Zerſtreuungen und Vergnügungen, und gab mehr Geld aus, als ich ſollte. Ueberhaupt war ich ſehr leichtſinnig, flatterhaft, vergnügungsſüchtig. Eine neue Welt hatte ſich mir aufgethan, die die beſchränkten Verhältniſſe meiner Jugend mich nur hatten ahnen laſſen. Meine Frau härmte ſich über mich und machte mir Vorwürfe; das war mir unbequem und ärgerlich. Ich überredete mich, ich müſſe das Leben genießen, deſſen Reize mir bis jetzt unenthüllt geblieben waren. Unſer Wohnort war nicht der Ort für meine Wünſche und deren Befriedigung. Ich bewarb mich um die Praxis in der Hauptſtadt; meine Kenntniſſe bahnten mir einen glänzenden und ſchnellen Weg. Karoline wollte nicht mit mir; ihr Vater widerſetzte ſich; endlich willigte ſie ein, als ſie ſah, daß ich feſt entſchloſſen war, auch ohne ſie zu gehen. Aber ihre kalte liebloſe Weigerung hatte mir einen Stachel im Herzen zurückgelaſſen. Ich wurde Theaterarzt und beſuchte als ſolcher oft das Haus einer reizenden Schauſpielerin. Ich hatte noch nichts gegen mich, als den Schein, mit dieſer Sirene in einem unlauteren Verhältniſſe zu ſtehen, aber Bosheit und Verläumdung ſchmiedeten aus dem Schein eine giftige Anklage gegen mich bei meiner Frau. Sie ſchrieb in der erſten Aufwallung ihrem Vater, ſtatt liebend mit mir zu reden, und als ich einſt aus dem Theater heim kam, fand ich ſtatt ihrer einen Brief, worin ſie mir anzeigte, daß ihr Vater ſie mit ihrem Kinde abgeholt habe. Nun gingen mir die Augen auf; nun fühlte ich, wie ſehr ich Karolinen geliebt, welch ein gutes, liebes Weib ſie geweſen war. Ich geſtand ihr brieflich all' meine Fehler, ich gelobte heilig und theuer Beſſerung, ich war zerknirſcht von Reue und liebender Sehnſucht; ich verſprach Alles, was ſie von mir verlangen würde, ich wollte die Hauptſtadt wieder verlaſſen, wollte ihr und meinem Kinde allein leben. Es half Alles nichts, meine rührendſten Briefe wurden kalt oder gar nicht beantwortet; denn der entſetzliche Geldmenſch hatte dämoniſche Gewalt über ſein Kind. Er ließ die Scheidung einleiten, ich gab aus Stolz ſogleich meine Einwilligung und ſah mein Weib und Kind nicht wieder. Mein Herz hing an meinem Kinde; ich war troſtlos es nicht bei mir zu haben; das Geſetz ſprach es Karolinen zu; aber ich erkundigte mich oft und viel nach dem ſüßen Weſen. Da ſchmetterte mich plötzlich die Nachricht nieder, daß mein Töchterchen geſtorben und Karoline an einen reichen Kaufmann in Paris verheirathet ſei, und daß man ſich alle Briefe von mir verbitte. Mein Schmerz war unſäglich. Als die Wunde nicht mehr blutete, ſtürzte ich mich in den rauſchenden Strudel des Lebens. Jene Schauſpielerin wurde meine Geliebte. Das Glück begünſtigte mich; ich wurde als Arzt berühmt, geſucht. Erlaß mir die detaillirte Beſchreibung meiner Vergehen. Du weißt, wie leicht es dem jungen Arzt gemacht wird, zu ſündigen. Der Krieg brach aus. Ich trat als Regimentsarzt in die Armee; auch hier verfolgte mich das Glück. Eine Kur am Fürſten D. machte mich zum Leibarzt, ich wurde geadelt, mit Orden, Ehrentiteln und Reichthümern überhäuft, und ich fand auch endlich in der Liebe Deiner Mutter den langentbehrten Frieden wieder. Dem Zauberblick dieſer edeln, würdigen Frau gehorchend, trat der wildbrauſende Strom in ſeine Ufer zurück und floß ferner ruhig. Aber vergeſſen habe ich meine Jugendliebe und mein Jugendglück nicht, und der Gedanke an die freventliche Zertrümmerung derſelben kann mir jetzt noch Thränen entlocken. Ach der Menſch, deſſen Jugendglück vergiftet wurde, iſt doch unſäglich elend; denn das ſpätere Leben kann ihm nichts erſetzen, und wenn es ihn noch freigebiger bedächte. Jugend verloren, Alles verloren!“ Der wehmüthig geſtimmte Greis verhüllte ſich das Geſicht; Theodor wandte ſich ab und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Von Karolinen habe ich ſpäter nur einmal eine dunkle Kunde vernommen,“ fuhr der Obriſt fort. „Sie ſoll verarmt ſein. Ob ſie noch lebt, ich weiß es nicht. Ihr Bild war lange Zeit in den Hintergrund meiner Seele getreten, nun, da ich alt geworden bin, tritt es allmählich immer deutlicher hervor und ſchmückt ſich mit den blendenden Farben friſcher Jugendreize. Noch lebendiger aber lebt mein Töchterlein, Auguſte, in mir fort. Die Sehnſucht nach ihm erzeugte in meinen ſpäteren Jahren die große Liebe zu den Kindern weiblichen Geſchlechts, ſo wie aus meiner früheren Neigung zur Botanik meine Liebe zu den Blumen erwuchs. So hängen dieſe Kinder und dieſe Blumen mit dem Glück und Unglück meiner Jugend zuſammen. Und ſie ſelbſt dämmert mir in holder Täuſchung wunderlieblich wieder auf. O Karoline! O Auguſte! Ihr ſeid nicht mehr unter den Lebenden. Eure Geiſter umſchweben mich. Ich fühle zuweilen ahnungsvoll Eure Nähe.“

(Schluß folgt.)

Deutſche Vierteljahrſchrift.

(Erſter Band. Januar — März.)

Bereits vor einem Jahre wurde durch öffentliche Blätter die Nachricht mitgetheilt, es beabſichtige die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung in Stuttgart ein literariſches Inſtitut zu gründen, welches, in der Richtung und Form den engliſchen Quartalſchriften ähnlich, die Beſtimmung ſich geſetzt habe, dem deutſchen Cultur- und Literaturleben eine Art von Mittelpunkt zu geben. Man ſprach dabei von den ausgezeichnetſten Männern, welche Deutſchland in den verſchiedenen Gebieten ſeiner Wiſſenſchaft aufzuweiſen hat, daß ſie ſich vereinigt, dieſem neuen Unternehmen einen Theil ihrer geiſtigen Thatkraft zuzuwenden. Man vernahm dieſe Verkündigungen mit um ſo größerer Spannung und Aufmerkſamkeit, als man ſchon lange das Bedürfniß einer größeren Einheit der deutſchen Cultur- und Literaturtendenzen inne geworden. Aber man unterließ hierbei nicht, die Erwartungen ſehr hoch zu ſtellen, und von vorne herein alle die verſchiedenartigen und vielfältigen Leiſtungen aufzuzählen, deren man ſich verſehen mußte, wenn das neue Organ ſeinem großartigen Zwecke würdig entſprechen ſollte. Die Erwartungen zogen ſich durch ein ganzes Jahr hinüber, bis denn endlich das erſte Heft des angekündigten Unternehmens erſchien, um uns zu zeigen, in wie weit unſere Wünſche und Erwartungen auf ſicherer Unterlage geruht. Ueber ihren Zweck und ihre Beſtrebungen ſpricht ſich die deutſche Quartalſchrift ſelbſt ungefähr in Folgendem aus:

„Keine Akademie beherrſche die geiſtigen Richtungen Deutſchlands, ſeine Sprache, ſein Urtheil über den Werth geiſtiger Hervorbringungen. Wenn wir die Beantwortung umſichtig geſtellter Fragen nicht reichlich lohnen können, ſo lieben und pflegen wir dagegen die Wiſſenſchaft mit freiwilliger uneigennütziger Hingebung, und erniedrigen ſie nicht zur Dienerin fremdartiger Zwecke. Bei der Verſchiedenheit der Geſtaltung und der Anſichten der Regierungen wird ſie ſtets, wie früher irgendwo in Deutſchland, Förderung und Freiſtätte finden. Deutſchland hat keine alles beherrſchende Hauptſtadt, wo die Ausgezeichnetſten in allgemeiner Bildung mit den für Ein Wiſſen vollſtändig ausgebildeten Fachmännern ſich zuſammenfinden, wo Entdeckungen und Brauchbarkeit derſelben für das Leben, Bedürfniſſe und verſchiedene Anſichten ſogleich in gemiſchten Kreiſen durchgeſprochen oder verarbeitet werden, wo der Reichthum an Stoff zu behendem Erkennen des reinen Erwerbs für das geiſtige Leben, oder zu ſcharfer Stellung der vorliegenden Frage nöthigt. Wenn uns weltmänniſche Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände nicht ſo geläufig iſt, als Schriftſtellern anderer Völker, ſo kommt dieſes von der Schwierigkeit, zugleich große Sammlungen geiſtvoller Geſellſchaften und gelehrte Anachoreten zu benützen. Deutſchland darf ſich eines gewiſſenhaften Betriebs der Wiſſenſchaften rühmen, einer ehrlichen Anerkennung fremden Verdienſtes; aber ſeine literariſchen Notabilitäten waren häufig mit dem Trefflichſten, was ſie hätten leiſten können, nur an ſich ſelbſt gewieſen, oder höchſtens an wenige gleichgeſinnte Freunde. Aus dieſem Grunde mangelt es auch in Deutſchland an praktiſch-umfaſſenden und verarbeitenden Zeitſchriften. Der Einzelne ſpricht ſtets nur zum Einzelnen und vom Einzelnen.“

„Gleichwohl ſtellt das Bedürfniß überſichtlicher Darſtellungen der literariſchen und praktiſchen Strebungen, ihres Erwerbs, ihrer wechſelnden Richtungen und Verirrungen ſich täglich dringender dar, je größer die Maſſe der jährlich erſcheinenden Schriften wird; denn es hat Niemand die Zeit, Alles zu leſen, was er nur für ſein beſonderes Fach eigentlich leſen ſollte; gewiß kaum Eine öffentliche Bibliothek die Geldmittel, den ganzen geiſtigen Bedarf anzuſchaffen, den Raum, ihn aufzubewahren, und das Perſonal, um die ſtets anſchwellende Maſſe zu gewältigen.“

„Auf der andern Seite iſt der Grundſtock des Wiſſens größer, der Drang nach Erkenntniß ſtärker in Deutſchland als in den Nachbarländern. — Das Bedürfniß, beſonnen vorzuſchreiten, iſt überall anerkannt, ſomit alſo die Nothwendigkeit gegeben, von Seiten der Berufsgelehrten ſich der praktiſchen Bildung in demſelben Maaße zu nähern, in welchem dieſe ſich zu klarer Erkenntniß ſteigert. Die ſittliche Hinneigung zu materiellen Intereſſen bildet eine Klaſſe, welche auf perſönliche Unabhängigkeit geſtellt iſt und allgemeiner Kenntniſſe mehr als je bedarf; denn unſere Gewerbe, unſer Wohlſtand ſind auf kleinere, lange unbemerkte Anfänge gewieſen; ſie fordern anhaltende Beſchränkung auf Ein Fach; der Mann aber, welcher ſich heraufgearbeitet hat, kann nur durch allgemeinere Bildung Geltung finden. In allen Berufen iſt die Zeit mehr als je in Anſpruch genommen, und zugleich ſoll man, ja muß man ſich über Alles auf dem Laufenden erhalten, was das Reich der Geiſter bewegt.“ — —

„Dieſes Bedürfniß ſoll die deutſche Vierteljahrsſchrift theilweiſe und überhaupt zu befriedigen ſuchen. Sie geht dabei von der Anſicht aus, daß des Trefflichen ſo viel in allen deutſchen Landen ſich befinde, daß es nur einer Anregung bedürfe, damit es ſich finde, ſich wechſelsweiſe durchdringe, und hierdurch die Wiſſenſchaft dem Leben ſo nahe gebracht werde als möglich.“ — — —

Aus dieſen Andeutungen ergibt ſich eine weſentliche Abweichung von dem Plane, welcher der deutſchen Vierteljahresſchrift urſprünglich war zugedacht worden. Sie ſoll ſich über das allgemein geiſtige und wiſſenſchaftliche Leben berichtigend und belehrend ausſprechen, ſie ſoll, um es deutlicher zu verkündigen, eine Art Noth- und Hülfsbüchlein für die deutſchen Brodwiſſenſchaften werden, in ſo ferne nämlich, als ſie dieſe dadurch ihrer einſeitigen ſumpf-materiellen Richtung entrückt und ſie auf das Gebiet ſelbſtbewußter, allgemein geiſtiger Bildung herüberzieht.

Unſere Erwartungen ſind ſonach in verſchiedenen Beziehungen, und namentlich im Hauptbetreffe, getäuſcht. Nicht als ob wir um deßwillen das Verdienſtvolle dieſes neuen literariſchen Inſtitutes ſeiner innerſten Richtung nach nicht würdigen ſollten, welche vielmehr, wie wir überzeugt ſind, Manches dazu beitragen wird, ein allgemeineres, einſichtsvolleres Wiſſen, eine höhere Intelligenz, unter den ſogenannten gebildeten Ständen zu verbreiten; ſondern um genügend anzudeuten, daß jenes oben angeführte Bedürfniß eines feſten Mittelpunktes für unſere

Beſtrebungen im Geſammtgebiete des Kulturlebens durch die deutſche Vierteljahrsſchrift noch keineswegs befriedigt ſei. Deutſchland's rührigſten und kräftigſten Geiſtern bleibt immer noch der Preis zu erringen, der herrliche, welcher von den vaterländiſchen Göttern denjenigen beſchieden werden wird, deren gemeinſamen Bemühungen es gelingt, in die verſchiedenen zerriſſenen Beſtrebungen der deutſchen Geiſteskraft einen einenden Mittelpunkt zu bringen. Indem wir dieſe Gelegenheit benutzen, jene Geiſter an die ihnen gemeinſame Verpflichtung zu mahnen, ſprechen wir zugleich die Hoffnung aus, daß, wenn wir auch in unſeren politiſchen und bürgerlichen Zuſtänden eine höhere Einheit vermiſſen, dieſe noch einſt um ſo ſchöner und herrlicher in den Thaten unſeres Geiſteslebens erblühen werde.

Zu dem ſpeziellen Inhalte nun des erſten Bandes der deutſchen Viertel-Jahrsſchrift übergehend, in welchem man den Beweis des ihr von uns vindizirten großen Einfluſſes auf eine Verallgemeinung der wiſſenſchaftlichen Intelligenz in Deutſchland gerechtfertigt finden wird, haben wir zuerſt eines trefflichen Aufſatzes E. Pöppig's zu erwähnen, welcher ſich ausführlich und erſchöpfend über das Thema der alten und neuen Handelswege nach der Weſtküſte Amerika's ausbreitet, und für die kommerziellen Beſtrebungen gewiß von hohem Intereſſe iſt. Die Steinkohlengebilde in naturgeſchichtlicher und techniſcher Beziehung, klar und anziehend erläutert durch K. C. v. Leonhard, ſchließen ſich hier an. Geiſtreich und ſcharfſinnig wird der Pauperismus durch den Prof. Bülau in Leipzig dargeſtellt, wobei wir jedoch eine im ſtaatswiſſenſchaftlichen Sinne ſchärfere Ausführung dieſes Gegenſtandes ungerne vermiſſen. Die neue Geſtaltung der deutſchen Alterthumswiſſenſchaft iſt durch H. Leo treffend gezeichnet; die literariſchen Zuſtände Belgien's erhalten hierauf durch Dr. Warnkönig, einſtweilen in einem erſten Artikel, eine ſtehende kritiſche Beleuchtung. G. Pfizer's Abhandlung: „Heine's Schriften und Tendenz“ kommt ſodann an die Reihe, welche den größten Aufſatz im ganzen Bande bildet, das heißt: in quantitativer Beziehung, wenn auch nicht in qualitativer. Pfizer hat Heine eines doppelgängeriſchen Nihilismus zu überführen geſucht, eines poetiſchen in dem Sinne, als ob Heine's Poeſieen nicht „durchleuchtet ſeien von dem holden erfreulichen Lichte des Tages“, ſondern nur in einem gellenden Schrei der nächtlichen Elemente wurzeln, — und eines wiſſenſchaftlichen in Bezug auf jene Gebiete, in welchen Heine als Gelehrter oder doch als Quaſi-Gelehrter aufgetreten ſei. Pfizer's Kritik iſt ſtreng; ob aber auch unbefangen und gerecht, möchte ſich ungeachtet des Anſcheines von Wiſſenſchaftlichkeit, womit Pfizer auftritt, ſchwer erweiſen laſſen. — Die Beiträge zur Löſung der jüdiſchen Frage von M(ohl) zeichnen ſich durch energiſche Prüfung aus, welches Prädikat nicht im vollen Sinne der W. Menzel'ſchen Diatribe: „Auf welchem Standpunkt ſteht die vaterländiſche Geſchichtsforſchung?“ zukommt, in welcher viel Weſentliches überſehen iſt. Sehr geiſtreich erörtert Prof. Fiſcher in Baſel den Somnambulismus, anziehend ſind die Aphorismen über Kriegskunſt von Ritter Prokeſch von Oſten, und von untergeordnetem Intereſſe der dieſen erſten Band ſchließende kleine Aufſatz Fr. Kölle's über Diplomatie. — Die deutſche Viertel-Jahrsſchrift, wenn ſie in ihrer Thätigkeit fortfährt, wie ſie begonnen, wird das Verdienſt, das ſie zu erwerben ſtrebt, in ſchöner und erfreulicher Weiſe gewinnen. Als Herausgeber hat ſich kein einzelner Gelehrter genannt, dafür unterzeichnet die Cotta'ſche Verlagshandlung als verantwortliche Redaktion.

Feuilleton.

⁂ Athanaſius von Görres wird unter deſſen Aufſicht von Hrn. Albert de Reſſéguier, einem franzöſiſchen Studenten auf der Münchner Univerſität, in's Franzöſiſche überſetzt. Von Berlin aus werden zwei Gegenſchriften angekündigt.

⁂ Die Auswanderungen nach Amerika ſcheinen noch im Zunehmen. Allein von Liverpool aus ſind vom 7. Mai 1833 bis 30. Dezbr. 1837 — 1016 Schiffe mit 123,172 Auswanderern abgeſegelt, von denen jedoch nur 6579 nach brittiſchen Colonien, dagegen 99,436 nach den vereinigten Staaten von Nordamerika ſich begeben.

⁂ Eine Swedenborgiſche Monatsſchrift, betitelt: *La nouvelle Jerusalem, revue religieuse et scientifique* ſoll zu St. Amand im Cher-Departement erſcheinen, als deren Hauptredakteur Hr. Le Boys des Guays, ein ehemaliger Magiſtrat genannt wird.

⁂ Italieniſche Zeitſchriften. — Ausgezeichnete Erwähnung verdienen zunächſt der *Educatore dei poveri*, den ein Geiſtlicher, Namens Raphael Lambruſchini, in Toscana herausgibt; — für die erſte Nummer zählte er 1000 Subſcribenten; — dann *Istitutore elementare*, eine Zeitſchrift ähnlicher Art wie jene, welche zu Venedig, die *Letture popolari*, eine Pfennigwochenſchrift, die in Turin, und *Giornale dei fanciulli*, das ſeit 1828 zu Piacenza erſcheint.

⁂ Seelenwerth. — Nach einem kürzlich abgeſchloſſenen Vertrag zwiſchen Preußen und Hannover würde, ſo leſen wir in der Leipz. Allg. Ztg., jenes an dieſes »um noch 1000 Seelen abzugeben haben; allein dafür wird dieſes durch Geld entſchädigt, und bekommt für jeden Kopf eine jährliche Rente von 2⅓ Thlr.«

⁂ Katholiſche Bildergalerie. — Das *Univers* kündigt an, daß es auch die franzöſiſchen Gläubigen mit den vortrefflichen Zügen der neuen Kirchenhelden bekannt machen wolle und deshalb jetzt monatlich ein, von den ausgezeichnetſten Künſtlern gefertigtes Bild liefern werde. Die drei erſten Helden, welche dieſe »katholiſche Galerie« eröffnen ſollen, ſind — der Erzbiſchof von Köln, dann Gregor XVI. und dieſem zunächſt — Hr. Kaplan Michelis.

⁂ Der Verein zur Unterſtützung armer Mütter, welcher ſeit einigen Jahren zu Paris beſteht, hat im Laufe des vorigen Jahres 757 Frauen während des Wochenbettes ſeine Hülfe angedeihen laſſen. —

⁂ Die *Société charitable de Saint-François-Régis* zu Paris, welche für bürgerliche und kirchliche Verehelichung der Armen ſorgt, um ſo häufigen Unordnungen möglichſt abzuhelfen, hat im vor. Jahre bewirkt, daß 966 Paare eingeſchrieben, 640 Trauungen gefeiert und 337 Kinder legitimirt worden ſind. Die Ausgaben beliefen ſich auf faſt 9000 Franken, zu denen 1730 von Staatsbehörden beigetragen. Seit 1826 hat die Geſellſchaft 6937 Paare aufgenommen und 9874 Individuen zur Religion und Sittlichkeit zurückzuführen ſich bemüht. Aehnliche Geſellſchaften haben ſich zu Lyon, Lille, Nantes, Marſeille, Nancy, Verſailles, Bordeaux, Angouleme, Corbeil, Rouen und Avignon gebildet. Brüſſel iſt auch hierbei dem guten Beiſpiele, welches Paris ihm gegeben, gefolgt. —

⁂ Menſchenwerth. — Nach der Ausſage eines Sklavenhändlers iſt der urſprüngliche Preis eines Negerknaben in Afrika 60 Schillinge. Für eine Sklavin wird etwas mehr gezahlt. (L. A. Z.)

⁂ Die Memoiren der Mad. Dudevant, denen man mit großer Spannung entgegenſieht, ſollen ganz in der Art und mit gleicher Freimüthigkeit, wie Rouſſeau's Bekenntniſſe, geſchrieben ſein.

⁂ »Der Pflegevater«, ein neues Schauſpiel von der hohen Verfaſſerin von »Lüge und Wahrheit« iſt am 3. d. M. zum erſtenmal in Dresden aufgeführt worden.

⁂ Dahlmann iſt auf einſtimmigen Beſchluß der philoſophiſchen Fakultät zu Leipzig, dem kön. ſächſiſchen Miniſterium des Kultus, zu der Profeſſur der Staatswiſſenſchaften, welche durch den Tod des G. R. Pölitz erledigt, in Vorſchlag gebracht worden.

⁂ Reſtauration des Index in Belgien. — Der Biſchof von Brügge hat in den letzten Tagen des vor. Mon. einen Hirtenbrief erlaſſen, in welchem er die uralten Verbote erneuert, wonach die Laien ohne ſpezielle Erlaubniß ihrer prieſterlichen Oberen das Neue Teſtament nicht leſen, und überhaupt kein Buch kaufen dürfen, welches nicht mit der Genehmigung der geiſtlichen Behörde verſehen iſt. —

⁂ Der große Orient von Belgien hat ſich am 1. d. M. zu Brüſſel verſammelt; mehr als 300 Freimaurer hatten ſich eingefunden. Berichtet wurde, daß viele Geſuche um Ertheilung einer Konſtitution für neu zu bildende Logen eingegangen waren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

N^{ro} 70. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 22. März.

Der Blumenvater.

(Schluß.)

Madame Gebauer und ihre Tochter beſuchten den Garten des Blumenvaters oft, und doch ſeinen Wünſchen nicht oft genug. Er war ſo glücklich in ihrer Nähe und hatte ſich ſo ganz in Mathilden hineingelebt, daß er ſie faſt keinen Tag miſſen konnte. Auf ſeinen Wunſch unterrichtete ſie ſeine kleinen Blumenfreundinnen in weiblichen Arbeiten, Muſik und Geſang, worin ſie ſchöne Kenntniſſe mit ausgezeichnetem Talent vereinte. Theodor ſaß oft ſelig verſunken in das Anſchauen der holden Jungfrau. Ueber ihn, wie über die Frauen, war allmählich eine ſelige Freude, eine Art Verklärung gekommen, die der Abglanz des Glücks und der Heiterkeit des alten Mannes zu ſein ſchien. Aber ein Tag verging wie der andere und als der Sommer ſich neigte, fragte endlich der Obriſt ſeinen Sohn ungeduldig, warum er ſich hinſichtlich Mathildens nicht erkläre.

„Ach, mein Vater,“ verſetzte dieſer, „gönnen Sie mir nur noch einige Tage; dann — dann ſollen Sie Alles erfahren.“

Der Alte ſchüttelte den Kopf und wartete.

Eine Woche ſpäter trat Theodor ſehr aufgeregt in des Vaters Zimmer, um ihn in den Garten zu geleiten. Er war den ganzen Morgen abweſend geweſen. In ſeinen Zügen zitterte wehmüthige Freude, in ſeiner Spannung lag doch ſo viel thränenmilde Weichheit; er ſchien überaus glücklich und doch ſchimmerte in ſeinen Augen jenes feuchte Element eines bitterſüßen Gefühls, und die Lippe zuckte ihm oft wie von Schmerz heimgeſucht.

Der Herbſt hatte hier und da ſchon die Kinder des Gartens berührt, ſie hatten ſich in ſchmerzliche Farben gekleidet. Wehmuth war über das Blumenfeld gegoſſen. Die Blumen des Herbſtes ſind bunt, aber ſie duften nicht. Die Wittwe kleidet ſich wohl noch einmal in die Farben des Mädchens, aber die Jugend iſt vorüber. Es liegt ſo viel prunkende, täuſchende Herrlichkeit in den Herbſtblumen, die Erde will ihren Schmerz damit verhüllen und ſchafft gleichſam in der Erinnerung an ihre Frühlingsjugend, die Kinder dieſer Erinnerung werden farbenprächtiger, aber duften, das Herz erquicken und befriedigen können ſie doch nicht. Es iſt alles wehmüthig-ſtolze Erinnerung, prächtig verhüllter Schmerz.

Die beiden Männer ſchritten dem Pavillon zu. Da tönte ihnen plötzlich Mathildens reiner, getragener Geſang entgegen. Sie ſaß auf dem Altan und ſang zum Saitengetön der Guitarre das Lied des Blumenvaters, von ihm ſelbſt gedichtet und componirt:

„Heimath, friedenvolles Land,
Thal, wo meine Wiege ſtand,
Grüne, wipfelſtolze Bäume,
Die ihr mich in Schlummer ſangt,
Ach! mein krankes Herz verlangt
Stets in eure ſtillen Räume,
Wieder ſich in euern Schatten
Mit dem Jugendtraum zu gatten,
Denn mich quält im fernen Land
Mittagsſchwüle, Sonnenbrand.

Bergumkränztes Wieſenthal,
Ging ich nur ein einzigmal
Noch auf deinem Sammetraſen!
Hört' ich nur im Eichenhain
Noch einmal beim Abendſchein
Ferne Jägerhörner blaſen!
Und es ſtieg aus tiefem Grunde
Noch zur ſpäten Abendſtunde
Grundbeſchwingter Männerchor
Zu der Felſenbank empor!

In der mooſ'gen Felſenbank,
Wo an's Herz mir Lina ſank,
Süß berauſcht von Liebesgluten.
Ha! welch' zauberiſche Nacht,
Als in dunkler Waldespracht
Einſam wir zuſammen ruhten!
Unten rauſchten kühle Quellen,
Zogen ſingend Jagdgeſellen;
Sang und Duett verhallten fern.
Leuchtend ſtieg der Liebe Stern.

Ach, wie ſeid ihr weit, ſo weit,
Heimaththal und Jugendzeit!
Wie ein ſchöner Traum verſchwunden.
Keine Sehnſucht ruft das Glück
In der Stunden Kreis zurück,
Das ich einſtens dort empfunden.
Niemand weiß ich meiner warten
In dem dunkeln Waldesgarten;
Auch die Jäger zogen fort,
Und verödet ſteht der Ort."

Der Greis war ſtehen geblieben und weinte. „Ich danke Dir," ſagte er dann zu ſeinem Sohne, „Du haſt ſie dies Lied gelehrt. Es hat mich aus ihrem Munde wunderbar ergriffen. Wie ein fremder und mir doch innig befreundeter Geiſt iſt es mahnend an mich herangetreten. Ich habe ſeinen Wink verſtanden, Theodor. Ja ich werde Dich bald wiederſehen, meine Heimath und meine Jugend. Lina und Amalia, ich komme bald euch nach in die ewige Heimath, in das Land der ewigen Jugend."

„Mein Vater!" rief Theodor beſtürzt. „Nicht alſo! Ihre Worte hemmen meine Schritte. Ich darf Sie nicht weiter führen. Ich habe Ihnen eine Freude bereitet, ſo groß, ſo gewaltig, daß ſie ein junges Herz zerſprengen könnte. Die Ueberraſchung könnte Sie tödten. Ich muß Sie vorbereiten."

„Du willſt mir Mathilden als Braut entgegenführen?" rief der Alte ſelig ahnend aus.

„Das will ich mein Vater! Aber noch mehr, als das. Faſſen Sie ſich, theurer Greis; wappnen Sie ihr Herz mit der Stärke der Liebe, daß es die Fülle der Wonne ertrage."

„Und was haſt Du vor mit mir, mein Sohn?"

„O Sie können nicht ahnen, wie nahe Ihnen dieſe Mathilde ſteht! Ihr eignes Blut iſt dieſes holde Mädchen."

„Mein Blut? Wie iſt das möglich, Theodor, Du ſchwärmſt!"

„Mathilde iſt Ihre Enkelin, die Tochter Ihrer Tochter Auguſte."

„Meiner Tochter Auguſte?! Mein Töchterlein ſtarb in den Kinderjahren."

„Sie wurden getäuſcht, mein Vater! Ihre Tochter ſtarb nicht. Der alte Bechmann hinterging Sie, um Sie zu betrüben. Auguſte lebt noch, Auguſte iſt Mathildens Mutter."

„Madame Gebauer —"

„Iſt Ihre Tochter Auguſte!"

„Herr mein Gott, wache ich, oder träume ich? Ich habe Dich wohl verſtanden, Deine Worte ſind ſehr einfach, aber ich begreife ſie doch nicht ganz."

„Noch nicht genug, mein Vater! Auch Auguſtens Mutter lebt noch, Mathildens Großmutter, deren Lähmung ich glücklich geheilt habe, ſie iſt Ihre Gattin Karoline. Nun wiſſen Sie Alles."

„O, o!" weinte der Greis. „Mein Weib, meine kleine Auguſte! Wo ſeid ihr? O ich kenne euch noch! Euer Bild ſteht lebendig in meiner Seele."

Jetzt führte Theodor den zitternden Greis raſch dem Pavillon zu. Einen Augenblick darauf ſtanden Großmutter, Tochter und Enkelin vor ihm.

„Dieſe hier?" rief der Greis ſchmerzlich enttäuſcht, und ließ die Arme ſinken. Das war nicht das reizende jugendſchöne Original des glühenden Bildes in ſeiner Seele. Friſch und jung war das Bild des Weibes geblieben, das man grauſam aus ſeinen Armen geriſſen, ſie ſelbſt war alt geworden. Der alte Mann weinte ſchmerzlich. Dann ſchloß er Karolinen, Auguſten, Mathilden und Liſetten ſanft an ſein Herz und küßte die Stirnen der ebenfalls weinenden Frauen. Die kleinen Blumenfreundinnen aber waren wieder alle da, weiß gekleidet, und umſchlangen Vater, Mutter, Tochter und die Enkelinnen mit Blumen; aber es waren Herbſtblumen. Es war ein recht wehmüthig-heitres Feſt; ein melancholiſch-lächelnder Herbſttag. Selbſt Lieschen, die Glücklichſte von Allen, wagte nicht laut zu jubeln.

Die laute Freude ſtellte ſich erſt ſpäter ein. Die alte Großmutter erzählte ihre Schickſale. Zwei Söhne, die ſie ihrem zweiten Gatten geboren, hatten ſie um allen ihren Reichthum gebracht, ſo daß ſie zuletzt genöthigt geweſen war, eine Zuflucht bei ihrer Tochter Auguſte, die in A.... an einen reichen Kaufmann verheirathet war, zu ſuchen. Doch auch hier hatte ſie das Unglück verfolgt. Der Kaufmann Gebauer hatte ſein Vermögen in tollen Speculationen zugeſetzt und ſich aus Verzweiflung entleibt.

„Ich war gerade in A.... auf einem glänzenden Balle," erzählte Theodor, „als dies Unglück geſchah. Mathilde war mit ihrer Mutter ahnungslos ebenfalls zugegen. Ich hatte bereits mit der Erſteren getanzt und großes Intereſſe an ihrer Unterhaltung gefunden, als die entſetzliche Nachricht ſich verbreitete, Mathildens Vater habe ſeinem Leben durch eine Kugel ein Ende gemacht. Aufmerkſam durch das ſeltſame Geflüſter und die Blicke, die von allen Seiten auf ſie gerichtet wurden, hatte ihr geſpanntes Ohr bald das Entſetzliche erlauſcht. Mit einem Wehſchrei brach ſie zuſammen. Ihre Mutter wurde ebenfalls ohnmächtig. Was von Aerzten auf dem Balle war, theilte ſich zur Hülfe der beiden Unglücklichen. Ich wurde Beiſtand der Tochter. Von ihrem Lager traf mich ihr dankbarer Blick. Meine Pflicht rief mich weiter, aber dieſer Blick war in meiner Seele geblieben, ein heiliger Funke, der ſpäter zur Flamme werden ſollte. Dieſer Umſtand war es auch, der uns hier, nach dem überraſchenden Wiederfinden ſo ſchnell nah und näher zuſammenführte. In meinem traulichen Geſpräch erzählte ich von Ihrer Jugend, mein Vater, und daß auch Sie

Arzt ſein. Ich nannte Ihren Geſchlechtsnamen und nun enthüllte ſich ſchnell, was uns bisher verborgen geblieben war."

„Wer hätte auch in dem reichen Obriſten von Scharfenſtein den armen Doktor Scharf vermuthen können!" fügte die Großmutter hinzu. „Der Himmel hat ſich unſerer lieben Liſette und der Blumen bedient, um uns wieder zuſammenzuführen."

„Meine geliebte Liſette!" rief der Greis entzückt, und drückte die jauchzende Kleine an's Herz, „nun bin ich erſt recht Dein Blumenvater und Dein Großvater dazu. — Ihr lieben Theuern, wie oft in den Spätherbſt herein die lebendige Erinnerung an den Frühling bricht, ſo frühlings-gewaltig, daß ſie die Bäume mit neuen Blüthen übergießt, die Sträuche mit Knoſpen, der Roſe inneren Buſen ſchwellt, das Veilchen hervorruft, ſo iſt auch in unſeren Herbſt, meine Karoline, der Frühling hereingetreten, und ſchmückt unſere Häupter mit jungen Blüthen. Unſer Frühling wurde uns verdorben, unſere Blumen brach ein Sturm; ſo laßt uns dieſes Nachfrühlings mit frommen Herzen genießen! — Ich ahnete immer die Nähe eines Frühlings; denn mir war ſo jung und keimluſtig zu Muthe. Aber ich dachte an den himmliſchen Frühling, und nun iſt mir noch ein irdiſcher geworden."

Der glückliche Blumenvater! Noch eine lange Reihe von Jahren war ihm vergönnt, im Kreiſe der Seinigen Freude und Liebe zu geben und zu empfangen. Ruhe und Heiterkeit nährten den Docht ſeines Lebens fort und fort mit ſtärkendem Oel, bis er ein Neunziger geworden war. Er ſah liebliche Töchter und Söhne als Urenkel aus Mathildens Schooße hervorgehen, aber ſeine Liebe war vorzüglich den Erſteren gewidmet. Sie wurden aus Kindern Jungfrauen, und der alte Blumenvater wand ihnen den Brautkranz. So führte er an ſeinen duftenden Blumenbanden ein Geſchlecht nach dem andern aus der Kindheit in das bewegte Leben ein, und die ihn als Kinder geliebt, ſegneten und verehrten ihn als Mütter. In manchem Hauſe hatten Großmutter, Mutter und Tochter, Blumen von ihm erhalten.

Und als er nun einging zum ewigen Frühling, geleiteten ihn alle Jungfrauen und jungen Mädchen bis zum Säugling herab, zum Grabe. Der Himmel hatte ihm die hohe Gunſt erzeigt, ihn im Frühling mitten unter ſeinen Blumen einſchlummern zu laſſen, berauſcht von ihren narkotiſchen Düften. Wie die Stadt ihre lieblichen Kinder ihm mitgab, ſo hatten alle Gärten ihre Blumen geſpendet. Jedes Kind, jede Jungfrau trug ein Körbchen voll, und wie der Blumenvater ihnen allen Blumen geſchenkt, ſo gaben Alle ihre Blumen wieder. Als der Sarg eingeſenkt war, leerten ſie die Körbchen und die Gruft wurde voll Blumen bis oben an. Der Blumenvater war in Blumen begraben. Es war kein Raum für die Erde. Liebe und Dankbarkeit weinten an ſeinem Grabe. Sein Andenken lebt fort und fort in edeln Frauenherzen und jeden Frühling iſt ſein Hügel mit friſchen Kränzen geſchmückt, und oft findet man die Worte auf ſeinem Stein: „Der Aſche des Blumenvaters."

Feuilleton.

⁂ Eine neue Kapuzinerpredigt des Propheten Joel. Der große Bekannte hat es vorgezogen, ein großer Unbekannter zu werden; er hat ſich aus ſeinem Prophetenmantel eine Kutte zuſchneiden laſſen, die Kapuze über ſein ſchwarzes Gelock, das eilftauſend Jungfrauen verrückt machte, gezogen, und unterrichtet nun, auf zwei Stühlen ſitzend, das Jakobinergezücht der frechen »Blattſchreiber« im römiſchen Katechismus. Nach einer weiteren Verſion wäre er zum päpſtlichen Polizeiſoldaten befördert worden, eine Ehre, zu der wir dem trauernden Expropheten gratuliren. Die neueſte Kapuzinerpredigt Joel's heißt: »Die Frevel der Revolution, eine Flugſchrift, herausgegeben bei Gelegenheit der Ereigniſſe in Köln, I.« und iſt ſo eben bei Heymann in Berlin erſchienen. Wir hoffen, daß der Verfaſſer von Don Miguel einen Spucknapf zum Präſent dafür erhalten werde.

⁂ Die Nachdruckergeſellſchaft in der Schweiz verbreitet eben ein Flugblatt, betitelt: »Das freie Buchdruckergeſchäft gegenüber dem Buchhändlerprivilegium.« Eine Deputation der deutſchen Diebsblätter hat, wie wir vernehmen, auf dieſen Akt der Emancipation bereits eine Medaille prägen laſſen, deren eine Seite das Prytaneum: Zuchthaus, deren andere das Monument: Galgen zeigt; welche dem muthigen Vertheidiger des freien Buchdruckergeſchäftes an einem hanfenen Bande feierlich umkränzt werden ſoll.

⁂ Prompte Juſtiz. — Das Frankfurter Converſationsblatt hat nur erſt noch in Nro. 55 über den Darmſtädter Kunſtverein — und in Nro. 65. 72 und 73 über die Schrift: »Papismus und Humanität« und deren Verfaſſer ſogenannte Kritiken voller Schmähungen und gemeinen Spottes ohne Namensunterſchrift abgedruckt. Und ſchon in Nro. 78 deſſelben Frankf. Converſationsblattes hält folgende Tablette darin Gericht:

> ⁂ Im »Planeten« wird es zur Bedingung einer guten Kritik gemacht, daß der Verfaſſer ſeinen vollen Namen nenne. Das hilft in unſerer Zeit inſofern gar Nichts, da es eine gewiſſe Klaſſe ſchriftſtellernder Laffen gibt, welche weder von Achtung des öffentlichen Urtheils, noch von Schaam vor ſich ſelbſt etwas wiſſen. Dieſen Menſchen gilt es gleich, ob ſie aus einem Winkel oder auf offener Straße Jemanden mit Koth bewerfen. Nur für Ehrenmänner bleibt es Grundſatz: »Gerade Hand und offenes Viſir.« —

⁂ Graf Alfred von Vigny, unſtreitig der korrekteſte und gemüthlichſte unter den neueren franzöſiſchen Schriftſtellern beendet in dieſem Augenblicke für Mad. Dorval ein Drama: Franziska v. Rimini. Man wird ſich erinnern, daß der Dichter für dieſelbe Schauſpielerin die Rolle der Ketty-Bell in Chatterton ſchrieb.

⁂ Mlle. Mars iſt noch für ein Jahr bei dem Theatre français engagirt worden. Sie erhält keinen fixen Gehalt, ſondern 300 Franks für jede Vorſtellung und kann verlangen, dreimal jede Woche zu ſpielen. Das Vermögen der Mlle. Mars iſt noch immer bedeutend, jedoch macht ſie kein Haus in Paris. Mlle. Georges hingegen iſt arm oder vielmehr ruinirt. —

⁂ Thalberg kündet in Paris ein Konzert zu 20 Franks per Billet an. Eine junge Engländerin Miß Kemble ſoll in Paris in der großen Oper debütiren. Von Mlle. Schebeſt hört man nichts.

⁂ Deutſche Kardinäle. — Der Korreſpondent einer deutſchen Zeitung »vom Neckar« führt bittere Klage, daß ſeit dem Tode des Erzherzogs Rudolph ſich zu Rom unter den Kardinälen »nicht ein einziger deutſcher Repräſentant der nationalen Kirchenintereſſen mehr finde.« Der Hr. Korreſpondent hat aber nicht bedacht, daß in der Kirche, in welcher alles Heil und alle Wahrheit und alles Recht von Oben herab kömmt, von dem Statthalter Chriſti herabſtrömend in die Unterhirten und die Heerde, — es von unten hinauf Nichts weſentliches zu repräſentiren gibt, und kein Intereſſe gegen den Souverain geltend gemacht werden darf. Ebenſo hat er nicht bedacht, daß von Rom aus in die Welt hinausgeſchaut, man nicht weniger vor dem Nordiſchen, wie man von Deutſchland aus vor dem ſüdlichen Ultramontanismus ſich ſcheut. Rom eifert immer gegen die Peſt der ſchlechten Bücher, des Indifferentismus, des Nationalismus, und wie ſonſt noch die geiſtigen Epidemien und Contagien heißen. Wie könnte ihm da beifallen ſich Kardinäle aus einem Lande zu rufen, in welchem kein Index und keine Inquiſition, zum Wenigſten keine kirchliche, etwas verfangen will?

·*· Ein großer Theil des Schmuckes, welchen die junge Königin von England bei ihrer Krönung tragen wird, iſt in Paris verfertigt worden. Es iſt noch unentſchieden, ob der Herzog von Nemours zu dieſer Feierlichkeit nach London reiſen wird.

·*· Der Herzog Karl von Braunſchweig bewohnt fortwährend London. Er hat in Paris ſein Hotel in den Champs Elysées verkauft. In London erblickt man den Fürſten häufig in Geſellſchaft der ſchönen Miſtreß Norton, welche durch den Melbourne'ſchen Prozeß bekannt geworden iſt. Auch in dem Salon der excentriſchen Lady Dudley Stuart, der Gemahlin des bekannten Polenfreundes erſcheint der Herzog mitunter, mehr jedoch unter den italieniſchen Künſtlern.

·*· Auf die bekannte Erklärung A. von Bornſtedt's gegen Dr. Beuermann hat derſelbe im Telegraphen in einem Tone geantwortet, auf welchen Bornſtedt's Stillſchweigen die paſſendſte Antwort iſt.

·*· Die italieniſchen Sänger verlaſſen Paris Ende März, um in London zu ſingen. Man nennt unter den engagirten Mitgliedern die Damen Griſi, Perſiani, Aſſandri, Albertazzi, Eckerlin, die Herren Rubini, Lablache u. ſ. w.; auch die Mlls. Elsler werden in der Londner Season tanzen.

·*· Don Juan iſt wieder in Paris mit großem Beifalle im italieniſchen Theater gegeben worden, jedoch ohne Feuerregen und ohne Teufel mit Fackeln am Schluſſe. Man hat den furchtbaren Brand noch zu friſch im Gedächtniſſe, um nicht jede Möglichkeit eines Unglücks vermeiden zu wollen.

·*· Der König von Würtemberg wird dieſen Sommer die Bäder von Karlsbad gebrauchen. Der Herzog und die Herzogin Alexander von Würtemberg werden den Sommer in Neuilly bei Paris zubringen.

·*· In Algier nehmen die Verſchönerungen in der Stadt und außerhalb täglich zu. Der ehemalige Moſcheenplatz iſt jetzt mit ſchönen Gebäuden umgeben und man lebt in den dortigen Gaſthöfen eben ſo elegant, wie in Paris.

·*· Nach der Ballſaiſon folgt jetzt in Paris die Konzertzeit, ſowohl in Privatzirkeln, als in den öffentlichen Sälen. Ernſt hatte eine brillante Geſellſchaft verſammelt, Osborn, Roſenhain, Mad. Gordon, welche am Straßburger Prozeß figurirte, der junge Eberwein, Sohn des tüchtigen Kapellmeiſters aus Weimar u. ſ. w., kündigen ihre Konzerte an.

·*· Erwinia, deutſche Zeitſchrift im Elſaß. — Die als Dichter ehrenvoll bekannten Brüder Auguſt und Adolph Stöber haben einen Plan ihres verſtorbenen Vaters, zur Begründung eines ſelbſtſtändigen deutſch-vaterländiſchen Unterhaltungsblattes im Elſaß aufgefaßt, und ſo eben das Programm zu demſelben, das den bedeutungsvollen Titel Erwinia führen ſoll, den beſſeren Schriftſtellern Deutſchlands, der Schweiz und des Elſaßes mitgetheilt. Mit Recht ſagen ſie darin: »daß ein Blatt, wie dasjenige, welches wir begründen, für unſer Elſaß kein Luxus, ſondern ein wirkliches Bedürfniß iſt, wurde längſt gefühlt,« denn ungeachtet Induſtrie und Handel, Muſik und bildende Künſte, Religion und franzöſiſche Literatur im Elſaß ihre Organe gefunden, »ſehen ſich die deutſche Poeſie und Literatur immer noch im Elſaß verwaiſt und heimathlos, und haben keinen würdigen Vereinigungspunkt gefunden, keinen [illegible] Sprechſaal, wo ſie ihre Stimme friſch und freudig erheben dürfen.« Die Brüder Stöber erinnern im Verlauf ihres Programms an jene Namen aus dem Elſaße, welche der deutſchen Literaturgeſchichte von hohem Belange ſind, an Otfried von Weiſſenburg, Gottfried von Straßburg, die Minneſinger und Meiſterſänger des Wasgaus, an Sebaſtian Brand, Thomas Murner, Johann Fiſchart, an Moſcheroſch, der, wenn auch kein geborner Elſäßer, doch die größte Zeit ſeines Wirkens in Straßburg zugebracht, an L. H. v. Nicolai, Konrad Pfeffel u. ſ. w. — Die Erwinia ſoll — »fern von Polemik über Religion und Politik, — Humanität, Sittlichkeit, Volksſinn, Gefühl für das Edle und Schöne anregen und verbreiten helfen; dem Modegeſchmack der heutigen Welt nur inſoferne huldigen, als er mit den Grundſätzen der wahren Schönheit übereinſtimmt; jede edle Beſtrebung würdigend, jedes ſich anſchließende Talent willkommen heißend!« Wöchentlich erſcheint ein Bogen in 4° für den monatlichen Preis von 1 Fr. 25 Cent., bei G. L. Schuler. Mit herzlicher Freude begrüßen wir dies vaterländiſche Beginnen, dem wir das beſte Gedeihen wünſchen.

·*· Von Konrad Schwenck's »Wörterbuch der deutſchen Sprache in Beziehung auf Abſtammung und Begriffsbildung«, deſſen erſte Auflage im Jahre 1834 erſchien, iſt gegenwärtig die dritte Auflage, welche der gelehrte Verfaſſer »Herrn Jakob Grimm, dem größten deutſchen Sprachforſcher« gewidmet, unter der Preſſe. Wir haben Gelegenheit gehabt, mehrere Bogen dieſer neuen Auflage zu ſehen, und mit denen der beiden erſten zu vergleichen, und können nicht umhin, den unendlichen Fleiß, mit welchem jeder einzelne Artikel auf's neue bearbeitet und bereichert worden iſt, anerkennend, bereits im voraus auf das Erſcheinen des Werkes aufmerkſam zu machen. Durch zweckmäßige Abkürzungen und typographiſche Eintheilung wurde viel Raum geſpart, der für die zahlreichen Zuſätze (beſonders in Bezug auf die Formen der lebenden Dialekte) verwendet wurde.

·*· Am 6. d. M. wurde Grillparzer's neues Luſtſpiel: »Wehe dem, der lügt!« auf dem k. k. Hofburgtheater in Wien zum erſtenmale aufgeführt.

·*· Lebrun's Epigramm auf Moritz Talleyrand. — Unter den Satyren und Epigrammen, die jetzt wieder gegen Talleyrand zum Vorſchein gebracht werden, machen folgende Strophen von Lebrun in den Salons das meiſte Glück;

L'adroit Maurice, boitant avec grâce,
Aux plus dispos, donnerait des leçons,
Toujours debout, quelque chose qu'on fasse,
Il a toujours son thème en deux façons.

Dans le parti du pouvoir arbitraire
Timidement il glisse un pied honteux;
L'autre est *fixé* dans le parti contraire,
Mais c'est le pied, dont Maurice est boiteux! —

·*· Daß »Entweder — oder«, deſſen Erſcheinen in No. 60 angekündigt, keinesfalls von Hrn. K.R. Paulus ſein könne, leuchtet Jedem ſchon bei der erſten Anſicht des Buches ein. Offenbar hat der Buchhändler oder der Verf. jenes Gerücht in öffentliche Blätter ausgeſtreut, um die Aufmerkſamkeit auf das Produkt hinzulenken, gerade wie früher auf der Gegenſeite in Journalen angekündigt worden war: die eben unter der Preſſe befindliche »Gefangennehmung« ꝛc. ſei von Hrn. Hofr. Schloſſer, — obgleich ſich dann bald herausſtellte, daß ſie von einem obſkuren Ueberſetzer Demaiſtre'ſcher Schriften herrühre. Der Leipz. Allg. Ztg. wird nun von Karlsruhe geſchrieben: »als Verf. des Entweder — Oder's gelte ſo ziemlich allgemein Dr. Münch in Stuttgart.« Es wird zwar zugefügt: »dem Vernehmen nach, mit Unrecht; man bezeichnet einen katholiſchen Geiſtlichen als ſolchen;« — wir halten uns aber an das »ziemlich allgemeine« Dafürhalten, bis Hr. Münch ſelbſt ſeine Vaterſchaft desavouirt; denn das Buch iſt in derſelben bald ernſten, bald frivolen Weiſe geſchrieben, wie jenes „*Tuba mirum spargens sonum*, das iſt: lauttönender Lärmſchuß und Nothſtoß ꝛc.«, welche Hr. Ernſt Münch vor acht Jahren gegen den Prieſtercölibat herausgegeben.

·*· Turnanſtalten in Baden. — Der Großherzogl. Baden'ſche Oberſtudienrath hat unterm 29. Januar die Errichtung von Turnanſtalten bei ſämmtlichen gelehrten Schulen des Großhe[illegible] verordnet. Die Turnübungen, an denen in der Regel alle Schüler Antheil zu nehmen haben, ſollen wöchentlich mindeſtens zweimal für jede Abtheilung unter Aufſicht der Lehrer ſtattfinden, und — bei aller Aufmerkſamkeit auf einen methodiſchen Gang des Unterrichtes, doch in der Ausführung zugleich auch den Charakter freier jugendlicher Unterhaltung und heiterer Geſelligkeit tragen. Auch ſoll jede ſolche Anſtalt eine Schwimmſchule zum Baden im Freien erhalten.

·*· Neue engliſche Zeitſchrift. — Ueberall zieht jetzt das Oeffentliche, das Gemeinleben alle individuellen Beſtrebungen in ſeinen Kreis. Die politiſchen Blätter werden theologiſch, die literariſchen politiſch und theologiſch zugleich; von einer ſchönen Literatur im alten Sinne des Wortes iſt kaum noch im Vorbeigehen die Rede. Auch die Hrn. E. L. Bulwer, Lardner und Brewſter haben ſich jetzt zur Herausgabe einer politiſchen Zeitſchrift vereinigt, welche unter dem Titel *The Monthly Chronicle* intereſſante Darſtellungen verheißt.

·*· Für den Verlag der Schiller'ſchen Werke hat die Cotta'ſche Buchhandlung im Ganzen nicht weniger als 300,000 fl., wovon 115,000 im J. [illegible], als Honorar entrichtet.

·*· In Mailand iſt in dieſem Jahre zum Erſtenmale ein Theateralmanach erſchienen, mit den Portraits der Damen Schoberlechner und Schütz und der Herren Lablache, Rubini, Brambilla und anderer ausgezeichneter Künſtler.... Ebendort iſt ein Frauentaſchenbuch, und zwar ein von Frauen geſchriebenes, erſchienen. Daſſelbe enthält mehrere gründliche Abhandlungen über Kindererziehung, eine artige Novelle und mehrere geiſtreiche Aufſätze, Erzählungen und liebliche Gedichte von Frauen aus den angeſehenſten Häuſern Mailands. —

(Euterpe.)

·*· Die »neuen Jahrbücher der Staatswiſſenſchaft«, welche durch das Ableben des Prof. Pölitz verwaist waren, haben in Prof. v. Bülau einen gewandten neuen Redakteur erhalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 71. 1838.

Phönix.

Freitag, 23. März.

Salamo's Ring.

Als der weiſe König Salamo geſtorben war,
Lebte noch der Zauber, der durch ihn erworben war,
Kräftig feſtgebannet an dem heil'gen Siegelring,
Der an ſeinem Finger als ein Geiſterzügel hing.

Aber die Geſpenſter, die ihm dienend unterthan,
Als die Königsſonne ſinken ſie bergunter ſah'n,
Griffen, ſelbſt zu herrſchen, aus der ewig dunkeln Nacht
Kühn und frech vermeſſen nach des Rings Karfunkelpracht.

Da krachte das hohe Gebäude
Der fürſtlichen Weisheit zuſammen,
Die luſtigen Strahlen der Freude
Beſchienen den Jammer als Flammen;
Was eh'mals der Gnade entblühte,
Jetzt mußt' es der Bosheit entflammen,
Und jegliche Stimme der Güte,
Sie wurde zum ſtillen Verdammen.

Tief ſeufzte das Volk, und es blickte
Auf ſeines Beherrſchers Palläſte;
Der niemals die Seinigen drückte,
Der Weiſe, der Größte, der Beſte:
Wie kommt es, daß er ſo entſetzlich
Jetzt quälen ſie ließe und preßte;
Doch oben, da klang es ergötzlich,
Als gäb' es nur ewige Feſte.

Und den todten König künſtlich hat der Böſen Schaar
Aufgerichtet als ob er ein lebend Weſen war;
Auf dem Thron die Leiche haben feſt ſie unterſtützt,
Daß der Zepter ſtrahlend auf das Volk herunterblitzt.

Vierzig Tage floh'n, ſeit man das Volk geblendet hat,
Als indeß der Holzwurm auch ſein Werk vollendet hat,
Abgenagt den Stab hat, der die morſchen Glieder hält,
Und des Königs Leiche nun mit einmal niederfällt.

Da ſtürmet in wüthenden Wogen
Das Volk zum Pallaſt aus den Gaſſen,
Die Frevler, die frech es betrogen,
Mit rächendem Arme zu faſſen.
Sie dringen hinein und erbeben,
Die Muthigſten ſelber erblaſſen,
Die böſen Geſpenſter erheben
Zum Kampf ſich in drohenden Maſſen.

Doch wurde das Volk bald zum Rieſen,
Der Leiden gedenkend in Schnelle,
Verdrängt es mit wildem Umſchließen
Die feindlichen Geiſter zur Hölle.
Den Ring aber, welchen im Wüthen
Verloren die Schaar an der Schwelle,
Ein künftiges Leid zu verhüten
Verſenken ſie raſch in die Welle.

„Sei gewiß, daß wenn du gut und wahr und weiſe biſt,
„Sonnen mit dem Ring der Lieb' du aus dem Kreiſe ziehſt:
„Wehe! wenn der Zauber je zu Theil den Böſen war.“
Dies der Spruch, der auf des Ringes Stein zu leſen war.

Dieſes Mährchen kommt vom Oſten her den weiten Pfad;
Doch was der Geſpenſter Herrſchen zu bedeuten hat,
Und wohin die Inſchrift auf dem Königsſiegel zielt:
Nimm es Welt, als Räthſel, beſſer noch als Spiegelbild.

Dräxler-Manfred.

Buchhändler und Antiquare.

Wenn die alphabetiſche Ordnung zur Weltordnung jemals wird, dann kommen die Antiquare vor den Buchhändlern.

In früheren Zeiten hielten die Buchhandlungen zugleich ſtarke Sortimente alter Bücher. Vielleicht mit Vortheil für einen tüchtig betriebenen Buchhandel und für die Wiſſenſchaft ſelbſt. Denn es mag zwar Profeſſoren der alten und neuen Geſchichte geben, aber Buchhandlungen ſind keine Profeſſoren, ſie ſind etwas Umfaſſenderes, Gemeinſameres, und ſelbſt ein Profeſſor der neuen Geſchichte würde nicht ſehr zu loben ſein, wenn er in ſeinen Kenntniſſen und in ſeinen Forſchungen nicht über den Kaiſer Max hinausginge. Unſere deutſche Literatur und die Literatur überhaupt vergleicht ſich einem vieläſtigen Baume, deſſen äuſſerer Pfleger und Träger, der Buchhandel, will er mit Einſicht und nachhaltiger Wirkſamkeit verfahren, ihn ganz behandeln, ihn ganz bewirthſchaften muß. So würde der Buchhändler zum Bibliophilen, zum Gelehrten, wenigſtens legte er dadurch ein größeres Stück Weg's zu ihm zurück, als wo er, immer um's Neue ſich drängend, allen hiſtoriſchen Zuſammenhang der Literatur mit den Neigungen und Bedürfniſſen der Menſchen verliert.

Wirklich herrſcht auch noch jetzt jene Sitte außerhalb Deutſchland. In London findet man bei Longman und Lackington, in Paris bei Renouard, in Madrid bei Sancha, in Rom bei de Romanis, in Florenz bei Molini, in Utrecht bei Wild und Altheer und in Leyden bei Luchtmans die vollſtändigſten Lager alter und neuer Bücher. Es hat ſich dort der Begriff Antiquar vom Begriff Buchhändler noch nicht losgelöſt. Er ſteckt noch in ihm, wie vor der Schöpfung Eva's die Rippe, aus der ſie nachher gebildet ward, noch in Adam's Leib ſtack, und ſo gewiß, nach dem bekannten Epigramm, des guten Adam erſter Schlaf ſeine letzte Ruh' war, ſo gewiß würden auch anderwärts, wie ſchon in Deutſchland, die Buchhändler ſchmerzlich empfinden, wenn alle oder doch die meiſten Antiquariatsgeſchäfte nun auf Nichtbuchhändler übergingen.

In unſerem guten Vaterlande nämlich ſprangen ſchon ziemlich frühe die älteren Rinden jenes vieläſtigen Baum's der Literatur in die Hand der Antiquare. Woher dieſes kam, weiß ich nicht. Das Brockhaus'ſche Converſationslexicon meint, in Deutſchland, wo ſich der Buchhandel am Regelmäßigſten ausgebildet habe, hätten die eigentlichen Buchhändler den Vertrieb älterer Bücher den Antiquaren überlaſſen. Aber ich leugne, daß dieſes Aufgeben der alten Bücher durch die Buchhändler ein regelmäßigſtes Ausbilden des Buchhandels in Deutſchland genannt werden könne, und von einem förmlichen Ueberlaſſen eines Theils ihres bisherigen Geſchäfts durch die Buchhändler an die Antiquare kann wohl ebenſowenig die Rede ſein. Genug, es geſchah. Auch hatte es Einiges für ſich. Deutſchland war von jeher das Land der Titel und der Bücher. Man ſah bald Bücher als Waare an und da Käufer genug auf den Markt kamen, ſo hatte man nichts dabei zu erinnern, wenn auch die Verkäufer ſich mehrten. Hier Fabrikanten und Kaufleute, dort Trödler. Hier die reichen Bücherherren, theils eignen, theils fremden neuen Verlag feil bietend, dort die Aermeren, die Illegitimen, die literäriſchen Trödler, die alte, gebundene Bücher, wohlfeil von ihnen erkauft, auch wohlfeil wieder abſetzten. Es waren dies ganz löbliche und oft auch recht unterrichtete Leute; für den Unbemittelten ſo unentbehrlich, als bequem für den Gelehrten; in einem keineswegs ſehr beſchränkten Kreiſe nützlich ſich bewegend; ſich ſelbſt dabei anſtändig ernährend. Niemand — auch die Buchhändler nicht — fanden Etwas dabei zu erinnern.

Während die Antiquare in Auctionen ſich herumtrieben, oder nach dritten Orten hin Aufträge gaben, oder mit Privaten, Verlaſſenſchafts- und Concursmaſſen direkte Händel ſchloſſen, alsdann aber den angekauften alten, aber oft ſeltenen und werthvollen Exemplaren durch etwas Leder oder aufgeklebtes Papier einen beſſeren Relief verliehen, hatten die Buchhändler ganz andere Anforderungen zu erfüllen. Um das Neue und Neueſte bieten zu können, mußten ſie es vor allen Dingen haben. Des Neuen und Neueſten war aber immer ſehr Vieles da und zum Theil kam es von entlegenen Orten. Dazu hatte der deutſche Buchhandel die Sitte angenommen, zu präſentiren, links und rechts, nach hundert Seiten hin zu präſentiren. Man hat ſchon gegen dieſe Sitte und gegen die damit eng verbundenen Beſtellungen à condition geſprochen, geſchrieben; man hat das Syſtem der engliſchen und franzöſiſchen feſten Beſtellungen an ihre Stelle geſetzt verlangt; theilweiſe mit großem Rechte, aber auch theilweiſe mit kleinem Unrechte, und dies letztere wog, in Verbindung mit der Luſt am Beſtehenden, ſchwerer, als das tiefſte oder brillanteſte Raiſonnement. Genug: Jahr ein Jahr aus kommen Novitäten von Buchhandlungen an Buchhandlungen; man wartet gar nicht auf die Beſtellung à condition; die Erfüllung iſt ſchleuniger als der Wunſch, und — die Portokoſten der nicht abgeſetzten Exemplare zahlt hin und zurück der empfangende Buchhändler.

Aehnliches hat der Antiquar nicht zu befahren. Ebenſo ſind in Bezug auf wohlbeſoldete Commis, auf ſchön ausgeſtattete Locale's und die Ausläufer, die Antiquare weit beſſer daran. Alt zu ſein, gewährt bei manchen Nachtheilen auch manche Vortheile. Dieſer Vortheile erfreut ſich namentlich der Antiquar, der, daß er mit Altem handelt, ſchon im Titel hat und dem man darauf hin einige Privilegien des Alters gerne zugeſteht. Er darf es mehr ſich als Andern bequem machen; er darf etwas warten laſſen; er darf Sonntags oder auch wohl einigemal in der Woche ausgegangen ſein; er darf ſeine Frau (ebenfalls eine alte Ausgabe) zu ſeinem alter ego machen; er darf in einem dunkeln Stübchen im dritten Stock reſidiren, — alles das darf er, und er ſpart auch in dieſer Beziehung bedeutende Geldſummen, verglichen mit dem Buchhändler, der es nicht darf.

Aber der Hauptpunkt bleibt immer der Abſatz. Man erinnert ſich jenes franzöſiſchen Hofmann's, der ein Regiſter über die Damen am Hofe mit drei Abtheilungen ſich anlegte. In der erſten Abtheilung ſtanden die Schönen, in der zweiten die Erträglichen, und in der dritten die Abſcheulichen. Sehr begreiflich kamen in die erſte Abtheilung nur ſehr wenige; in die zweite ſchon mehr, aber auch nicht viele, und in der dritten wimmelte es wahrhaſt von Abſcheulichen. Aehnliche Regiſter könnten ſich die Buchhändler anlegen. Aus den Hofdamen machten ſie Bücher. Die in der dritten Reihe hießen Krebſe oder Remittenden. Remittenden! Das iſt die Noth der ſchweren Zeit und die Zeit der ſchweren Noth. Denn ohne Portoauslagern kein Remittiren. Und dabei noch der Lohn des Ausläufers für's Peitſchen der Abſcheulichen durch die Straßen, der ebenfalls den Buchhändlern zur Laſt fällt.

Ach, es ſieht wohl ganz hübſch aus, im ſchön ausgeſtatteten Laden mit den Spiegelſcheiben, zwiſchen den Köpfen Homer's und Sophokles, Schiller's und Göthe's auf- und abzugehen, links und rechts, bis an die Decke hin, die Reihen neuer Bände, auf den Tiſchen das vielgeſtaltete Blätterwerk der jüngſten Literatur. Dazwiſchen ein Kupferſtich, eine gelungene Lithographie als Blume. Aber wenn nun dieſem glänzenden, hellen, ſonnigen Laden ein Antiquar gegenüber wohnt, ein Antiquar, der aus ſeiner kloſterhaften, trüben Bücherſtube die Exiſtenz des Ladens in Frage ſetzt, etwa wie ein Feſtungscommandant, der aus der Citadelle die unter ihm liegende Stadt beſchießt, oder wie Archimedes, der eben den Hebel in die Höhe hebt, die Welt aus ihren Fugen zu rücken? — Die Frage ſcheint faſt ſcherzhaft geſtellt, aber doch lebt und webt in ihr ein bitterer Ernſt.

So lang die Geſchäfte des Buchhändlers und des Antiquars in der bezeichneten Weiſe geſchieden waren, ſo lang konnte der Buchhändler beſtehen. Zwar hatte er, wie jeder Stand in der Welt, mit einem enormen Zuwachſe von Concurrenz zu kämpfen. Aber ſo lang die neuen Concurrenten Leute waren, welche dieſelben Bedingungen der Geſchäftskenntniß, des Wohlverhaltens und gewiſſer verhältnißmäßiger Geldmittel, wie er, erfüllten, konnte nichts dagegen eingewendet werden. Anders, wenn Jenes wegfiel; insbeſondere, wenn der Antiquar, aus ſeiner Geſchäfts- und Rechtsſphäre heraustretend, das Geſchäft des Buchhändlers nicht mit ſeinen Vortheilen und Nachtheilen ſich aneignete, ſondern im Gegentheil deſſen Nachtheile klug vermied, weil er dieſes ſeiner Stellung nach konnte, blos die Roſen aus den Dornen ſich herauspflückend.

Es iſt Aufgabe der Geſetzgebung, den Kreis der Freiheit, der Willkühr, einem jeden Einzelnen ſo weit zu meſſen, als dieſes mit der wohlverſtandenen Wohlfahrt des Ganzen verträglich iſt. Dieſen Satz vorausgeſchickt, kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Buchhändler in ihrem, für das geiſtige Leben der Staatsangehörigen und für die Intelligenz überhaupt ſo wichtigen Geſchäfte in den Schranken geſchützt werden müſſen, welche, namentlich den Antiquaren gegenüber, eine vernünftige und auch geſetzlich anerkannte Tradition bisher um ſie gezogen hat. Erlaubt man den Antiquaren, ihre Verkaufsliſten in der Art anzulegen, daß in die eine Hälfte die alten Bücher kommen, und in die andere — nicht die erträglichen oder die abſcheulichen, ſondern blos die ſchönen; geſteht man ihnen (um ganz ohne Vergleichung zu ſprechen) zu, diejenigen Bücher, welche als anerkannte und beliebte Werke dem Buchhändler den meiſten Vortheil bringen, neu, in großen Quantitäten ſich zu kaufen und wieder zu verkaufen, ſo kommt dadurch der Buchhändler in einen Nachtheil, welcher krebsartig um ſich frißt und nicht nur ſeine Exiſtenz und die Exiſtenz ſeiner Familie gefährdet, ſondern auch der Geſammtentwickelung der Literatur höchſt ſchädlich iſt. Denn wir können und wollen uns nun einmal von einer recht mannigfaltigen Literatur nicht mehr losſagen; wir wollen wie in einer Laube ſitzen, in welche Zweige von Roſen, Syringen und Geisblatt duftend und großbuſchigt hereinhängen; wir wollen nicht mehr auf nur einige Bücher beſchränkt ſeyn — dem widerſtrebt unſere, ſich ſocial wie literäriſch um und um ſtürzende Zeit, dem widerſtrebt der Genius der Buchdruckerkunſt. Aber dann gilt es auch, den Buchhandel in ſeiner jetzigen Geſtalt zu ſchützen, denn nur in dieſer jetzigen Geſtalt, verbunden mit den erforderlichen Hülfsmitteln, liegen die Garantieen für jene Mannigfaltigkeit der Formen und der Beſtrebungen. Eines reicht aber da dem Andern die Hand. Mit dem Publikum würde der Autor, mit dem Sortimentshandel der Verlagshandel verlieren. Die Wiſſenſchaft ſelbſt würde verlieren, denn (um nochmals auf eine Vergleichung von vorhin zurückzukommen) die Abſcheulichen kündigen ſich nicht gleich als Abſcheuliche an, die Erträglichen könnten auch wohl noch ſchön werden, das Urtheil des Publikums iſt ſelten bald und noch ſeltener ſehr bald gerecht, Manches muß erſt noch ins rechte Licht kommen, — und alles das fiele weg, wenn der Buchhändler verlieren oder ſich verkümmert ſehen ſollte, was ihm ſicheren Gewinn abwirft, denn nur dadurch wird ihm möglich, nach anderen Seiten hin zu wagen und Opfer zu bringen. — —

Vorſtehendes die Moral, nun (in umgekehrter Ordnung) die Fabel, oder vielmehr die wahre Geſchichte, welche, ich geſtehe es, zur vorſtehenden Erörterung mir Anlaß gab.

Schon am 24. Jan. 1834 hatte eine große Anzahl Frankfurter Buch- und Kunſthändler dem hohen Senat in Frankfurt a. M. eine Vorſtellung wegen genauerer Feſtſtellung ihrer Gerechtſame und des Schutzes ihres Handels überreicht, worauf die Bittſteller am 29. Dec. 1834 auf den in Betreff des deutſchen Buchhandels zu gewärtigenden Bundesbeſchluß verwieſen wurden, indem früher auf das Geſuch keine nähere Entſchließung ergehen könne. Nun, nachdem jener Bundesbeſchluß am 9. Nov. v. J. erfolgt iſt, richteten abermals die Bittſteller eine Vorſtellung an ihre höchſte Regierungsbehörde.

Der Inhalt derſelben intereſſirt uns zunächſt hier nur inſoweit, als er vom Verhältniß der Frankfurter Sortimentsbuchhändler zu den daſigen Antiquaren handelt.

Die „Vorſtellung“ wünſcht, daß der Buchhandel in Deutſchland eine Corporation bilden, die Mitglieder ſich bei ihren Landesbehörden immatriculiren laſſen und Niemanden die Immatriculation geſtattet werden ſolle, der nicht den Buchhandel praktiſch erlernt, Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens beibringen und nachweiſen könne, daß er ſich nicht ohne verhältnißmäßige Geldmittel befinde. Verlags- und Sortimentsbuchhandlungen zu betreiben, ſollte aber unter Andern namentlich verboten ſeyn: „den Antiquaren, welche ſich alles Verlags- und Sortimentshandels zu enthalten und einzig auf den Handel mit alten gebundenen und gebrauchten Büchern zu beſchränken haben.“ Die „Vorſtellung“ nimmt dabei Bezug auf eine Bekanntmachung des Großh. Heſſ. Kreisraths in Offenbach vom 8. Jan. 1838, welche, in Gemäßheit einer Entſchließung des Großh. Miniſteriums des Innern und der Juſtiz, durchaus in dem eben bezeichneten Sinne abgefaßt iſt. Es heißt namentlich darin: „Die Antiquare dürfen fernerhin die Grenzen ihres Gewerbes überhaupt und namentlich dadurch nicht überſchreiten, daß ſie regelmäßig aus den Verlags- oder Buchhandlungen Bücher ankaufen, binden laſſen und hiernach ſcheinbar als Antiquare handeln, aber doch offenbar damit in das Gewerbe der Buchhandlungen eingreifen.“

(Schluß folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

3) Palmyra oder das Tagebuch eines Papagai's, von A. von Sternberg. Stuttgart und Tübingen 1838. Cotta.

Die Eleganz und reiche Phantaſie des Verfaſſers iſt aus ſeinen Novellen zur Genüge bekannt. Ein vornehmer Papagai, der ſein Tagebuch ſchreibt, läßt eine bunte Reihe leichtgehaltener Skizzen vor uns abſpielen, deren Zeuge er geworden, in die ſein Vogelleben mit verwickelt iſt. In und außer dem Käfig wird Welt und Literatur beſprochen; Perſonen und Zuſtände erſcheinen oft von Streiflichtern der Ironie beleuchtet — tiefere Bedeutung ſuche man nicht. Die Epiſoden ſprechen an. Das Ganze gewährt die Unterhaltung eines geiſtreichen Salons.

4) Fortunat, ein Feenmährchen von A. von Sternberg. Leipzig 1838. Brockhaus. 2 Theile.

Das alte Volksmährchen vom Säckel des Fortunat, das ſchon oft und von großen Meiſtern behandelt worden, tritt hier piquant verbrämt und mit Lüſternheit gewürzt im Tone Crebillon's und Wieland's auf. Die heilige Unſchuld der Mährchenwelt erſtirbt unter dem Lüſtre des Salons. Was wollen ſolche Schriften noch heute? Dürfen wir mit Vergnügen uns in jene Tage zurückwünſchen, wo unſere Literatur Schminkpfläſterchen trug? Wir ſind wahrlich nicht die Sittenprediger, welche Roman und Novelle ohne Sinnlichkeit wollen, nur muß dieſe geſund ſein. Schade um die Poeſie, deren Hauch einzelne Scenen des reichen Mährchens umweht! Das Ganze iſt Sternberg's unwürdig. Sollte ihm nicht ſein Mißgriff eingeleuchtet haben? Ein Vorwort ſucht die „armen Feen“, welche die romant. Schule ſehr lange im Interdikt gehalten, wieder in den Vordergrund zu bringen. Und ein Hauptgrund zu ſolchen Repriſtinationen? „Wenden ſich doch der Geſchmack, die Sitten, ſelbſt die Mode wieder zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, und die Feen allein dürften nicht wieder vorkommen?“ Allerliebſt! Wollen wir die Mode und die Literatur in dieſen Zuſammenhang bringen? Wie rechtfertigen wir uns vor dem großen Geiſte der wahren Poeſie? — Sternberg möge uns in ſeiner nächſten Produktion zeigen, daß unſere Hoffnungen auf ſein Talent nicht voreilig waren!

5) Prüfungen von Julie von Großmann. Bunzlau 1837. Appun.

Zwei Novellen mit den Vorzügen und Mängeln der gewöhnlichen Schriftſtellerinnen. Entſagung, Druck der Verhältniſſe, Miſere ganz verſchiedener Art. Die erſte „Fortunata und Felicitas“ nennt ſich ein Charaktergemälde; ich glaube nur darum, weil die Tugend zuletzt mit einem reichen Gewinn bedacht, weil Stolz und herzloſer Uebermuth gedemüthigt wird. Der Styl der Verfaſſerin iſt allzuhäufig geſchraubt, eine in verrenkten Conſtructionen und mit Fremdwörtern bauſchende Unnatur. Selbſt der Conception nach erträgliche Stellen tragen die Chicotärmel, aus denen man mit Widerwillen die Steifleinwand knarren hört.

6) Der Hofmann. Novelle von Hermann Freiherrn von Frieſen. Bunzlau 1838. Appun.

Eine gemüthliche Erzählung, deren Held an den treuen Eckart erinnert; man könnte daraus ein rührendes Drama in der Weiſe Ifflands oder der Prinzeſſin von Sachſen bilden. Hofmann u. Höfling konnten in ſchärfere Gegenſätze gebracht werden, als hier geſchah. Die Haltung des Ganzen iſt übrigens einfach, theilweiſe ſelbſt edel und erinnert an die Vorbilder, welche ſich der Verfaſſer genommen hat. Was über die Literatur ſogar des jungen Deutſchlands geſagt iſt, hätt' ich gar gerne dem Erzähler erlaſſen — förderlich und dienlich iſt es gewiß nicht.

Feuilleton.

⁂ Pommerſche Sektiererei. — Wir leſen in der L. A. Ztg. v. 15. d. M., daß in Pommern ſich mehrere Sekten von der evangeliſchen Kirche abgeſondert haben. Die zahlreichſten ſeien die Follianer. Sie trauen, taufen, ſegnen ein, Alles auf ihre eigene Weiſe und zahlen ohne Widerſetzlichkeit alle Geldſtrafen, welche die Regierung ihnen desfalls auferlegt. Dabei führen ſie ſehr ruhigen, guten Lebenswandel untereinander, ſehen aber alle Andersgläubige als Höllenbrande an. Theilweis Gegenſatz zu ihnen ſtehen Gichtelianer, die meiſtens nur vornehme und geſcheidte Leute aufnehmen. Der Praxis nach ſoll ihre Hauptlehre in gänzlicher fleiſchlicher Enthaltſamkeit beſtehen. — Der Bericht ſchließt mit der Bemerkung: »Auch in der evangeliſchen Kirche, wie in der katholiſchen bereitet ſich offenbar eine Kriſis vor.«

⁂ Finniſche Literatur. — Von 10 Journalen, die jetzt in Finnland erſcheinen, werden 4 in finniſcher Sprache redigirt. Zwei derſelben erſcheinen zu Uleaborg, an der Grenze Lapplands. Ihr Zweck iſt, die mythologiſchen Ueberlieferungen und die Volksdichtungen zu ſammeln und nützliche Kenntniſſe unter dem Volke zu verbreiten. Auch die ſeit fünf Jahren beſtehende literariſch-finniſche Geſellſchaft zu Helſingfors, wo ſeit 1828 eine Landesuniverſität beſteht, hat ſchon viele Volksdichtungen bekannt gemacht, u. a. „Kalewala, oder alte Kareliſche Geſänge“, ein intereſſantes epiſches Gedicht. Es verherrlicht die Kämpfe der Finnen gegen die Lappen und beſonders die Wunderthaten des Helden des Gedichtes, des mächtigen Wäinämöinen, in welchem die dortigen Gelehrten bald einen zum Halbgott erhobenen Helden, bald einen vom Himmel herabgekommenen Gott erkennen wollen. —

⁂ Gegen den belgiſchen Nachdruck ſind 85 Pariſer Verlagsbuchhandlungen bei der franzöſiſchen Kammer mit einer Bittſchrift eingekommen, in welcher ſie darauf antragen, daß die Kammer für ein Geſetz die Initiative ergreifen möge, dem zufolge die Einführung jedes Werkes in franzöſiſcher Sprache ſowohl in Parthien als im Einzelnen, blos mit einigen zur Erhaltung ihrer Intereſſen nöthigen, Ausnahmen, gänzlich unterſagt werde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 72. 1838.

Phönix.

Samstag, 24. März.

Das Reich der Wahrheit.

Im ſtillen Abend feiert oft die Seele
Ein eignes Dämmerſtündchen; Alles ſchweigt,
Und ſie verläßt der Erde Nebelhöhle,
Aus der ſie, wie ein junger Phönix, ſteigt.

Da wird ſie freier, die Gedanken ſchweben
Im Lichte, das aus ew'ger Quelle ſtammt;
Sie blicket in ein heit'res Geiſterleben,
Wo der Begeiſt'rung Lohe himmliſch flammt.

Dann liegt der Wahn, ein Knecht, an nied'rer Schwelle,
Er athmet kaum, zu rein iſt ihm die Luft,
Nicht wagt ſein düſt'rer Blick den Lauf in's Helle,
Er ſehnet ſich in ſeine dunkle Gruft.

Die Freiheit, ſie, die ſterblich nicht geboren,
Sie führt die Seele lächelnd himmelan
Und zeigt ihr, was der Menſch im Staub verloren,
Und wie im Nebel ruht die Erdenbahn.

O Wonne, die die Seele mir durchſtrahlte,
Als ich im Licht vor meinem Gott geruht! —
Daß ſich die Landſchaft wieder himmliſch malte
Mit Farben, ſtrahlender, als Sonnenglut!

O Wonne, Himmelwonne, kehre wieder
In meine Bruſt, in's irdiſche Gemüth!
Sei du die lichte Blüthe meiner Lieder,
Die in der Stille meiner Bruſt entblüht!

Es war kein Traum, zu groß war dieſe Klarheit,
Mir ward vergönnt ein Blick in's Reich der Wahrheit;
Dahin ſchwand mir die düſt're Erdenflur,
Ich ſah in eine himmliſche Natur.

Nur aus der Tiefe hört' ich Glockenklänge,
Wie Echoſtimmen fromme Chorgeſänge;
Weit in der Ferne ſah ich Tempel ſteh'n,
Kaum konnt' ich ſie aus heit'rer Höhe ſeh'n.

Da war mir wie ein Traum nur die Geſchichte
Vom Erzbiſchof zu Köln. Im höhern Lichte
Vergißt der Geiſt, was an der Scholle klebt,
Was ſich nicht geiſtig aufwärts rankt und lebt.

Und Engel hört' ich ihre Lieder ſingen.
Man ſpricht auf Erden wohl von Engelſchwingen,
Womit ſie ſchweben durch den freien Raum;
Doch anders zeigte ſie mir da mein Traum.

Die Schwingen waren in den Lichtgeſtalten,
Der Wille konnte ſtrahlend ſie entfalten,
Die Liebe lenkte ihren Aetherflug,
Ein heit'res Schweben ſchien ihr lichter Zug.

Und ihn, den Meiſter, dem mein Seelenleben,
Mein Inner'ſtes, ich opfernd hingegeben,
Ihn ſah ich in der wonnetrunknen Schaar,
Da fühlt' ich ganz, daß er mein Führer war.

Die Hoheit, dieſe Milde, dieſe Güte!
Es war jed' Lächeln eine Seelenblüthe,
Und, was aus ſeinen klaren Augen kam,
Wie Sonnenblick den Schnee, ſchmolz es den Gram.

O könnt' ich all' der Worte mich beſinnen,
Die er da ſprach! Sie leben mir tief innen,
Beglückt, wie Liebende im Laubgezelt,
Die ſich verbergen dem Geräuſch der Welt.

Von Liebe war ſein Mund ſo ganz erfüllet,
Ihr göttliches Geheimniß ward enthüllet,
Die höchſte Liebe, Gottes ew'ges Sein,
Schloß Alle, wie mit Strahlenarmen ein.

Ein Teſtament war vor ihm aufgeſchlagen,
Ein neues, heiliges aus lichten Tagen:
Das weite Weltall war das Teſtament,
Wo jede Schöpfung Gott, den Vater, nennt.

Die Sonnen ſchienen glänzende Buchſtaben
Auf blauem Feld, urkräftig eingegraben,
Die andern Lettern, wandelbar im Gang,
Sie gaben ſelbſt ſich kund mit Preisgeſang.

Der Meiſter ſtand und gab den Jüngern Kunde.
Wie Honig floß das Wort von ſeinem Munde.
Da wurden alle dunkeln Stellen klar:
Ein Sonnenaufgang ſeine Rede war.

Sein Teſtament, das er der Welt gegeben,
Um das ſie ſtreiten, nicht nach dem ſie leben;
Sein Teſtament, das ich im Buſen trug,
Fand ich bewährt in jedem Sternenzug.

Der ganze bitt're Traum ward mir erwecket
Vom Erdenleib. Wie mich der Streit erſchrecket!
O, faßten wir den Heiland göttlich auf,
Wie wäre dann verklärt der Erdenlauf!

Der Meiſter ſah, wie Thränen mir entfloſſen.
Zu ſeinen Füßen lag ich hingegoſſen,
Dem Veilchen gleich, das ſchüchtern aufwärts blickt;
Wenn ihm die Sonne heit're Strahlen ſchickt.

Des Heilands Rede kam in meine Seele.
Sie ward in mir zur Liebesphilomele,
Die wunderbar mein Innerſtes durchdrang.
O, hätt' ich ſo gelebt Aeonen lang!

Und: „Vater unſer! Vater, von uns Allen!“
Mußt' ich mit ihm auf meinen Knieen lallen;
„Dein Reich, es komme!“ Wie iſt mir geſcheh'n,
Mein Bitten durfte in Erfüllung geh'n.

Ich ſah das Reich! Weit, weit in alle Ferne
Zog es ſich hin, von ein zum andern Sterne;
Und wer geſchmückt war mit dem Liebeszweig,
Gehörte zu des Vaters weitem Reich.

Aus allen Welten, wer ihm treu geblieben,
In ſich genährt das göttlich reine Lieben;
Wer das Geſetz erfüllt, ſah auf zum Thron
Des Weltenvaters, fühlte ſel'gen Lohn.

Wie bat ich da: „Dein Wille, Gott, geſchehe!“
Erfüllet ſah ich ihn in meiner Nähe;
Die Lichtgeſtalten dienten nur dem Herrn,
Sein Wille war ihr Licht, ihr Liebesſtern.

Das „Heilig! heilig!“ tönte ihm zum Preiſe.
Sein Lob, es war der Seele reinſte Speiſe,
Und, als das Amen feierlich erklang,
Da löſ'te Alles auf ſich in Geſang.

Jetzt nahmen Alle Theil am Abendmahle.
Wie lag das Weltenreich im goldnen Strahle!
Das Lebensbrod, der goldne Liebeswein,
Sie ſollten Stärkung den Geliebten ſein.

Vom Kreuz, das Chriſtus auf der Welt getragen,
Sah man den Pfahl nicht mehr in Lüfte ragen:
Es ſtand erhöht im reichen Purpurglanz
Und faſt verhüllt von einem Roſenkranz.

Durch alle Welten tönte die Geſchichte,
Verklärt ward ſie zum göttlichen Gedichte
Im Reich der Wahrheit; Jeſu Liebeswort,
Durch alle Welträume tönt es fort.

Wie fanden, die der Glaube einſt geſchieden
Vereinigt ſich in Gottes ew'gen Frieden;
Die einſt geeifert, ſahen gläubig ein:
„Nur in der Liebe könnt ihr Jünger ſein!“

Der Wahn von einer Kirche war vergeſſen,
Die Seligkeit allein für ſich beſeſſen:
Es nahmen Alle an der Gnade Theil,
Die eifrig ſtrebten nach der Seele Heil.

Das war das Reich, das ew'ge Reich der Wahrheit,
Das ich geſeh'n in ſtrahlenreicher Klarheit.
Ach, daß ich wieder in das Daſein kam,
Wo mich umfing der alte herbe Gram!

Oft ſieht man bei der Wiederkehr in's Leben
Noch Lichtgeſtalten freundlich im Entſchweben;
So ſah ich, als der Traum mir ward entrückt,
Noch eine, die mich herrlich angeblickt.

Johannes war's, den ſtrahlend ich geſehen.
Er lächelte mir noch von ſel'gen Höhen,
Und wie zum Segnen hielt er ſeine Hand
Weit ausgebreitet über Meer und Land.

Ihn, der an meines Meiſters Bruſt gelegen,
Ihn ſah ich ſcheidend, es ward mir ſein Segen;
Sein: „Kindlein, liebet Euch!“ erklang ſo mild. —
Johannes, ewig ſeh' ich ſo Dein Bild!

Ja, „Liebe!“ klang's um mich und Liebe wieder
Klang es in mir. Ich hörte Andachtslieder,
Sie riefen mich zurück in's Erdenland.
Das Teſtament hielt ich in meiner Hand.

Begeiſtert mußt' ich's an die Lippen preſſen.
Der ſel'gen Stunde werd' ich nie vergeſſen,
Gedenken will ich an das Weltenreich
Und an das Wort: „Ihr, Kindlein, liebet Euch!“

Wilhelm Kilzer.

Buchhändler und Antiquare.

(Schluß.)

Auſſer den an hohen Senat, in Gemäßheit obiger Andeutungen und auch namentlich zum Schutze des Kunſthandels in Frankfurt a. M., erlaſſenen Bitten, verpflichteten ſich die Unterzeichner der „Vorſtellung“ noch ausdrücklich gegenſeitig, Niemand als Frankfurter Buchhändler anzuerkennen und mit ihm als ſolchem in Geſchäfte zu treten, der nicht die angeführten nothwendigen Qualificationen beſitze, der nicht von Seiten des Senats durch ein beſonderes Privilegium beſtätigt und in ihren Verein aufgenommen ſey.

Eine „nothgedrungene und freimüthige Erklärung der Sortimentsbuchhändler in Frankfurt a. M. an ihre Collegen beim Beginn des Jahres 1838,“ welcher die daſigen Verlagshandlungen beiſtimmend beitraten, berührte jenen Uebelſtand der Antiquar-Buchhändlerprätendenten noch tiefer ins Einzelne gehend. „Nicht genug,“ hieß es in dieſer Erklärung, „daß einige Verlagshandlungen einer ſüddeutſchen Reſidenzſtadt, deren literariſcher Productionstrieb nicht gleichen Schritt mit dem dazu erforderlichen diſponibeln Kapitalaufwande hielt, ſich der hieſigen Antiquare bedienten, um ihre theueren Remittenden, zu jedem Preiſe zwar — aber gegen baare Zahlung, loszuſchleudern; nicht genug, daß man die Verlagsartikel jener Handlungen in Maſſen bei obenerwähnten Antiquaren fand, und letztere die hieſigen politiſchen Blätter benutzten, um ihre Spottpreiſe dem Publikum bekannt zu machen — mußten wir Unterzeichnete in dieſen Tagen die indignirende Erfahrung machen, daß nun auch bedeutendere Verlagshandlungen in Verbindung mit jenen Antiquaren treten und die Verlagsartikel renommirter Handlungsfirmen auf gleiche Weiſe dem Publikum angeboten werden.“

Dann folgen Belege dieſer Behauptungen. Sie ſind frappant genug. Noch neue, theilweiſe klaſſiſche Werke, meiſt von zwei Dritteln bis unter der Hälfte des Ladenpreiſes! Es iſt begreiflich, daß da die Läden der Buchhändler leer ſtehen mußten, während man auf den Treppen der Antiquo-Novare ſich drängte.

Die „Erklärung“ enthält hierauf ein beſtimmtes Defenſivbündniß gegen diejenigen Verlagshandlungen, welche auf dem eben bezeichneten Wege zu gehen fortführen, und die Androhung von Repreſſalien „gegen ein ſolches unkollegialiſches Verfahren.“ Nur auf den Verlag derjenigen Buchhandlungen, welche nicht auf die getadelte Weiſe handeln, ſoll die ganze Thätigkeit der Frankfurter Sortimentsbuchhandlungen gerichtet ſein. „Es iſt dahin gekommen,“ ſagt die „Erklärung“ am Schluſſe, „daß ein ſolcher Zuſtand der kräftigſten Nothwehr nicht mehr zu umgehen iſt, und wir werden nichts unverſucht laſſen, um durch übereinſtimmendes Zuſammenwirken der Sache ein Ziel zu ſetzen, überzeugt, daß unſer Beiſpiel auch in andern Städten, wo ein gleicher Uebelſtand eingetreten iſt, Nachahmung finden werde. Den Verlagshandlungen aber geben wir zu bedenken, wie es ihr innigſtes Intereſſe erheiſcht, ihre Verbindungen mit alten und ſoliden Geſchäftsfreunden nur ſtets feſter zu knüpfen, da der Bundesbeſchluß vom 9. Nov. Unternehmungen erwecken könnte, deren Folgen die Verleger ſehr ſchmerzlich empfinden dürften, wenn ſie ſich dem ihnen ſo nöthigen ſoliden Sortimentsbuchhandel entfremden.“ — —

Wie beim Nachdruck, wird hauptſächlich hier die poſitive Geſetzgebung helfen müſſen; vielleicht hat ſie ſogar ſchon geholfen und es genügt an der genauen Vollziehung bereits vorhandener Normen.

Den Sortimentshandel kann man nicht bewirthſchaften, wie eine Schlachtbank, oder wie alte Kleider und Stiefel. Thut man's aber, oder thun es Leute, die ihre früheren commerziellen Exercitien von Gegenſtänden der eben bezeichneten Art vornahmen, dann leidet nicht nur der Sortimentshandel, ſondern Alles, was literäriſch aſcendirend oder deſcendirend damit in Verbindung ſteht. Die Literatur wird zur Sechs-Kreuzer-Bude.

Ueber dem deutſchen Buchhandel ſtehen ohnedieß — in Folge bekannter Verhältniſſe — nicht die günſtigſten Geſtirne. Iſt es angemeſſen, ſeine Lage noch verſchlimmert zu ſehen?

Vielleicht, daß ein Theil jener Irrungen wirklich nichts als — Irrungen ſind, d. h. Irrthümer, welche ſich friedlich zum Guten löſen, wenn man einſieht, daß man Unrecht hatte und — nicht klug that.

Die Sortimentsbuchhändler haben das Schifflein ihrer Sache an das gute Recht, an die Intelligenz und an die öffentliche Meinung geknüpft und dieſes zuſammen hält in Deutſchland immer feſt.

Karl Buchner.

Leibnitz.

(Leibnitz's deutſche Schriften. Herausgegeben von Dr. G. E. Guhrauer. Erſter Band. Berlin, Verlag von Veit und Comp. 1838. 8o. XX., 196 Text und 46 S. Beilagen.).

Wenn irgend etwas die gegenwärtige Zeit adelt und ſie über die ganze Vergangenheit erhebt, ſo iſt es jener freie Sinn, jene hohe Gerechtigkeit, mit welcher die Forſchung ſich auf das geſammte Archiv der Geſchichte zurückwendet, um Allem und Jedem ſein eigenthümliches Recht angedeihen zu laſſen. In dieſer Beziehung iſt auch die vorliegende Schrift ein ſchönes Zeichen der Zeit, in welcher wir leben. Wohl erfreute ſich Leibnitz der hohen Achtung ſeiner Zeitgenoſſen; wohl nannte nach ſeinem Tode das gebildete Europa ihn einſtimmig den Großen. Aber in ſeiner ganzen Größe konnte er damals noch nicht erkannt werden; er war ſeiner Zeit, er war dem vorigen Jahrhundert zu weit vorangeeilt. Nur einzelne Momente ſeiner überreichen Individualität wurden theilweiſe richtig gewürdigt. Ja, „man darf behaupten,“ bemerkt Hr. Guhrauer (S. VIII.), „daß für Kritik des Leibnitz ſeit Ludovici, alſo ganze hundert Jahre, kein Schritt vorwärts gethan wurde.... Was vollends die Biographie Leibnitz's betrifft, ſo hat dieſe ſeit 1737 eher Rück- als Fortſchritte gethan.“ Namentlich waren die deutſchen Schriften und Briefe des großen Mannes ſo gut, wie gar nicht gekannt; ſelbſt Gelehrte vermaßen ſich, zu behaupten, er habe die deutſche Sprache geringgeachtet!

Um ſo erfreulicher iſt es, daß ein ſo reich ausgeſtatteter junger Gelehrter, wie Hr. Dr. Guhrauer, von unſerem trefflichen Varnhagen von Enſe vor einigen Jahren angeregt worden, die Lebensgeſchichte Leibnitzens auszuarbeiten. Die Ausführung einer ſo großen und ſchwierigen Aufgabe konnte keinem Tüchtigeren anvertraut werden. Hr. Guhrauer hat ſich dieſer Arbeit mit Begeiſterung unterzogen, und die erſte vorliegende Schrift bürgt uns dafür, daß es ihm weder an den Kenntniſſen, noch an Fleiß und Ausdauer gebricht, um jene Aufgabe auf das Befriedigendſte zu löſen. Philoſophiſch gebildet, genau vertraut mit der Geſchichte, aller Sprachen kundig, in welchen Leibnitz geſchrieben, hat Hr. Guhrauer bereits die bedeutendſten Archive und Bibliotheken durchforſcht, in denen noch Inedita Leibnitzens zu finden ſein durften, und ſeine Bemühungen ſind mit reichem Erfolge gekrönt worden.

In dem vorliegenden erſten Bande bietet Hr. Guhrauer uns eine Reihe von theils verſchollenen, theils noch gar nicht bekannt gewordenen Abhandlungen und Briefen, in welchen „die Beziehungen Leibnitz's zum deutſchen Reiche überhaupt und dem Hauſe Hannover insbeſondere“ den zuſammenhaltenden Grundfaden bilden. In dem nächſten, hoffentlich bald nachfolgenden Bande wird in den Schriften, „welche die preußiſche Krone, die Stiftung der Societät der Wiſſenſchaften und die Union zwiſchen den Lutheranern und Reformirten betreffen,“ das Verhältniß Leibnitzens zum preußiſchen Königshauſe zur Anſchauung gebracht werden.

Von den ſiebenzehn im erſten Bande mitgetheilten deutſchen Arbeiten Leibnitz's ſind acht bis jetzt noch nicht durch den Druck bekannt. Es ſind folgende:

1) „Bedenken, welchergeſtalt *Securitas publica interna et externa* und *status praesens* im Reich jetzigen Umbſtänden nach auf feſten Fuß zu ſtellen", wahrſcheinlich 1669 od. 1670 geſchrieben (S. 151 — 266);
2) Auszug eines Schreibens von Leibnitz an Otto von Guericke, v. J. 1671 (264);
3) Schreiben Leibnitzens an Johann Friedrich, Herzog von Hannover, Nov. 1671 (274 — 277);
4) Leibnitzens Antwort an den Herausgeber der „Vernunftübungen" M. Gabr. Wagner in Hamburg, v. J. 1696 (305 — 354);
5, 6 u. 7) drei kleine Abhandlungen von der wahren *Theologia mystica* (1690 — 1700), vom Naturrecht und von der Weisheit, die beiden letzteren aus den Jahren zwiſchen 1693 u. 1700 (410 — 434); endlich
8) „Verſe, ſo ich 1667 zu Frankfurt a. M. auf Hrn. Chr. Maiſche vorhabendes deutſches Florilegium gemacht (434)."

Dieſen zum Theil höchſt denkwürdigen Schriften ſind u. a. auch die trefflichen „unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache" (v. J. 1697) und noch drei wenig bekannte Gedichte beigegeben.

Der ganzen Sammlung geht eine meiſterhaft gearbeitete „kritiſch hiſtoriſche Einleitung" (S. 1 — 154) voran, in welcher, ſo wie in einer zweiten S. 291 — 309, der Leſer mit Allem bekannt gemacht wird, was zum Verſtändniß und zur Würdigung der einzelnen Schriften erforderlich ſein dürfte.

Es iſt hier nicht der Ort, auf das Einzelne dieſer gelehrten Arbeit näher einzugehen; doch glauben wir ein paar Stellen anführen zu dürfen, in welchen Hr. Guhrauer im Allgemeinen das Verhältniß Leibnitzens zur deutſchen Sprache andeutet. „Die Jurisprudenz," bemerkt Hr. Guhrauer (73), „führt ihn in alle übrigen Wiſſenſchaften, nicht allein in die Theologie (Theodizee), ſondern auch in die Phyſik und Mathematik; . . . ſie macht für ihn den Vereinigungspunkt aller Wiſſenſchaften in Bezug auf den Inhalt. Ebendieſelbe bedingt aber auch ſeine allgemeine Anſicht von der wiſſenſchaftlichen Brauchbarkeit der deutſchen Sprache für ſchlechthin alle Wiſſenſchaften, als ihrem Organe". — Wir verknüpfen hiermit, was Leibnitz über den Adel unſerer Sprache in ſeinen „unvorgreiflichen Gedanken" (S. 458 bei Guhrauer) bemerkt: „Ja ich habe es zu Zeiten unſerer anſehnlichen Haupt-Sprache zum Lobe angezogen, daß ſie nichts als rechtſchaffene Dinge ſage, und ungegründete Grillen nicht einmal nenne (*ignorat inepta*). Daher ich bei denen Italienern und Franzoſen zu rühmen gepflegt: wir Teutſchen hätten einen ſonderbaren Probierſtein der Gedanken, der Andern unbekannt; und wenn ſie dann begierig geweſen, etwas davon zu wiſſen, ſo habe ich ihnen bedeutet, daß es unſere Sprache ſelbſt ſey; denn was ſich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich ſagen laſſe, das ſeie würklich etwas Rechtſchaffenes: aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichſam nur ein leichter Schaum müſſiger Gedanken, nehme die reine teutſche Sprache nicht an." So ſchrieb Leibnitz im Jahr 1697. — Hr. Guhrauer beweiſt aber und ſpricht als Ergebniß ſeiner Unterſuchungen über dieſen Punkt aus, „daß Leibnitz ſeine wiſſenſchaftlichen Gedanken ſeit ſeiner Jugend ſo gut in deutſchen wie in lateiniſchen Vortrag gekleidet und daß die deutſche Sprache in jeder Beziehung ſeine eigentliche und wahre Mutterſprache geweſen." (78) Leibnitz entſchuldigt ſich ſogar bei dem Herzoge von Hannover deshalb, daß er einen ihm überſandten Aufſatz nicht deutſch geſchrieben mit den Worten: „ich hätte es lieber teutſch geſchrieben, ſonderlich weil die teutſche Sprache keine Terminaiſonen leidet, man wollte denn fremde Worte ungeſcheut hinein flicken; allein es hätte dergeſtalt dem Ausländer nicht communiciret werden können (32)."

Zum Beweiſe nun, wie kräftig und klar Leibnitz ſich in ſeiner geliebten Mutterſprache auszudrücken vermochte, führen wir aus den hier mitgetheilten Abhandlungen die bis jetzt noch nicht im Druck erſchienen waren, einige Stellen hier an: In dem Aufſatz „von der wahren *Theologia mystica*" ſchreibt Leibnitz: „Die göttlichen Vollkommenheiten ſind bei allen Dingen verborgen, aber die Wenigſten wiſſen ſie darin zu finden. . . . Unter den äuſſerlichen Lehrern ſind zwei, die das innerliche Licht am beſten erwecken: das Buch der heiligen Schrift und die Erfahrung der Natur. Doch helfen beide nicht, wenn das innerliche Licht nicht mitwirkt . . . Das weſentliche Licht iſt das ewige Wort Gottes, in welchem alle Weisheit, alles Licht, ja das Urbild aller Weſen und der Urſprung aller Wahrheit. . . . In unſerem Selbſtweſen ſtecket eine Unendlichkeit, ein Fußtapf, ein Ebenbild der Allwiſſenheit und Allmacht Gottes. . . . In Allem und Jedem ſtecket Alles, doch mit gewiſſer Kraft der Klarheit. Die Leiber ſind das bloße Werk Gottes; die Geiſter ſind eigentlich das Reich Gottes. Gott iſt mir näher angehörig als der Leib. Die leiblichen Dinge ſind nur Schatten, ſo dahin fließen, Blicke, Geſtalten, wahrhafte Träume. Die weſentliche Wahrheit iſt allein im Geiſt. Obwohl unerfahrene Menſchen, was geiſtlich, vor Traum, und was greiflich, vor Wahrheit halten. . . . Gott hat die Sünde zugelaſſen, weil er gewußt, ein größeres Gut aus dem Böſen zu bringen. . . . Gott hat keinen ausgelaſſenen Machtwillen, ſondern will Alles aus Urſach und zum Beſten (410 — 412)."

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

∗*∗ Novitäten vom Kriegsſchauplatz des alternden Deutſchland's. — Im Telegraphen für Deutſchland klagt K. G.: »Hr. Mundt befürchtet im Altonaer Freihafen, nachdem er meinen Artikel über den Erzbiſchof von Köln und die Hermes'ſche Lehre geleſen, ich (K. G.) möchte mich, wie er und ſein Seher, ſagen, in einen »»langweiligen Doktrinarismus«« verlieren.« K. G. rückt darauf Hrn. Mundt ſeine »Weltfahrten« und beſonders »die welthiſtoriſchen Beine der Taglioni« und einige andere Lapsus linguae vor. In der Ztg. f. d. eleg. Welt wird aber aus Berlin berichtet: »die Polemik mache dort einiges Aufſehen, welche Gutzkow gegen einen Kreis von Literaten begonnen, mit denen er dort noch vor wenig Monaten auf ſehr freundſchaftliche Weiſe verkehrte.« Der Corr. meint nun: »Es iſt gut, daß einer da iſt, der den pedantiſchen Schulmeiſter ſpielt; aber es iſt ſchlimm, wenn ein kritiſcher Heros wie Gutzkow, nichts weiter gibt als Kleinigkeitskram. Er ſchrieb über einen Roman von Willkomm, und man muß ſagen, er hat ſich hier die ſchamloſeſten Nuditäten zu Schulden kommen laſſen, und in der Art und Weiſe der Verwerfung dieſes Autors eine moraliſche Barbarei und eine Grauſamkeitsluſt offenbart, die Hrn. Menzel den gerechten Schmerz machen muß, dieſen ſeinen verkannten Sohn — aus der Hand gegeben zu haben.« ... »Reißt dieſe plebeje Geſinnung wieder ein, ſo könnte wohl der Glaube des Publikums, die Literatur ſei gar nicht mehr Sache der guten Geſellſchaft, leicht beſtärkt werden.« Zum Schluſſe fragt der Correſp.: »Oder hat die Literatur, die doch vorzugsweiſe mit »»Zuſtand«« renommirte, wirklich ſchon das greiſenhafte Fröſteln einer matten und mit dem Heiligſten zerfallenen Seele?« —

∗*∗ Der Preußiſchen Staatszeitung ſteht keineswegs eine Redactionsveränderung bevor, wird von Berlin aus dem fränk. Merk. geſchrieben; ſollte jedoch der Vorſchlag, daß künftig dieſe Zeitung auch leitende und beſprechende Artikel liefern werde, die höchſte Genehmigung erhalten, ſo wäre es nicht unwahrſcheinlich, daß auch die gewandte Feder des Prof. Ranke, dieſes ausgezeichneten Geſchichtskenners, in Anſpruch genommen würde. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 73. 1838.

Phönix.

Montag, 26. März.

Die alten Jungfern.

Erzählung

von

Henriette Ottenheimer.

„Denke nur Georg — meine Clotilde kommt nicht!“

„Ich bedaure mit Vergnügen!“

„Das iſt aber nicht freundlich, da Du doch weißt, wie ſehr ich ſie erſehnte, und ſie iſt wahrlich verehrungswürdig in jeder Beziehung!“

„Beſonders ihrer Jahre wegen!“

„Dazu iſt man mit vierzig Jahren nicht alt genug! Uebrigens träfe Euer übermüthiger Spott gewiß das Alter nicht, wenn Ihr bedächtet, daß auch Euer Jugendmai nicht für die Ewigkeit gemacht iſt, und wie bald die Reihe an Euch kommt.“

„Die Reihe, eine alte Jungfer zu werden, an mich?“ —

„Alſo das iſt es,“ entgegnete die liebenswürdige Frau dem ſchlechten Witze ihres Neffen, „was Dir meine Freundin ſo zuwider macht? — Ich that Deinem Herzen die Ehre an, es für beſſer und klüger zu halten, und beim Lichte beſehen, biſt Du ſelbſt nicht mehr jung genug zu ſolchem Vorurtheil.“

„Tant pis — wenn Erfahrung mich darin beſtärkte!“

„Mit Dir iſt kein Fertigwerden, und ich bin zu ſanft und zu wenig ſtreitgeübt dazu; doch zur Strafe ſollſt Du meine beiden Stiftsdamen, die nicht ſehr viel jünger als Clotilde ſind, näher kennen lernen“ — —

„Der Menſch verſuche die Götter nicht,“ deklamirte Georg mit Schrecken.

„— Und Buße thun!“ ſetzte die Tante an ihren entzweigeriſſenen Satz. Das weitere Geſpräch wurde aber von einem Bedienten unterbrochen, der dem jungen Herrn die Poſtpferde meldete, welche ihn auf ein paar Tage nach der Reſidenz, wo er Geſchäfte hatte, bringen ſollten, und mit einem herzlichen: „Auf Wiederſehen!“ trennte er ſich von der mütterlichen Freundin.

Als er, eine Woche darauf, und — durch ein Gewitter aufgehalten, — mitten in der Nacht zurückkam, lag im Schloſſe Alles, wie man ihm ſagte, ſchon in tiefem Schlafe, doch hörte er noch vom Verwalter, daß die Stiftsdamen angekommen und ſchon ganz da zu Hauſe ſeien.

„Brr!“ ſagte Georg ſich ſchüttelnd, und grollte ganz ernſtlich mit dem Geſchicke, das ihn verdammte, ein paar Wochen lang mit den zwei wandelnden Herbſten, — die ihm den ganzen ſchönen Sommer ſeines reizenden Sarrhofs (ſo hieß das Gut) zu verdüſtern drohten, — unter einem Dache zu leben. Seine Tante war ein Engel, und vor Allem von jeher ſein Engel geweſen; er umfaßte ſie mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit, doch ihre Freundinnen waren ihm unausſtehlich. Zwar kannte er bis jetzt nur die erwähnte Clotilde perſönlich — aber das ſchien ihm auch mehr als hinlänglich; war doch das ganze edle Kleeblatt von Sophien's Lieblingsgeſellſchaft ein Altjungferkleeblatt; — damit war Alles und Alles geſagt! — Was war indeß zu thun als geduldig Stich zu halten? Spaß konnte doch wohl dabei ſein — denn die „alten jungen Damen“ ſind in der Regel bei aller ihrer Herbigkeit weichen Herzens, und am Ende ließ ſich eine artige Fopperei mit ihnen aufführen. Ein zärtlichthuender Blick, — und Georg hatte ſehr zärtlichthuende Blicke in der Gewalt ſeiner wirklich hübſchen Augen, — mußte, wie er ſich ſagte, die armen liebeſüchtigen alten Mädchen bezaubern! Und wenn nach ein paar Tagen die Couſinen und andere erwartete Beſuche aus der Stadt ſich einfanden, ließ ſich darüber mehr als einmal lachen.

Erheitert und getröſtet hatte ſich Georg unter ſolchen Gedanken entkleidet und wollte ſich eben zum Schlafe zurecht legen, als er mit nicht geringem Erſtaunen dicht an ſeinem Ohre, (das Bett ſtand an einer dünnen Wand, die des jungen Mannes Zimmer von einem ſonſt immer unbewohnten trennte) Harfenſpiel und eine nicht ſtarke, aber reine Stimme vernahm, die, in einfacher Melodie, folgendes Lied ſang:

Ich bin allein, mein Gott, bei Dir,
Und reden darf die tiefſte Seele,
Kein fremdes Ohr belauſcht ſie hier
In dem Geſtändniß ihrer Fehle!
Sie darf ſich nicht vor Dir verſtecken
Wie vor der Welt, in falſcher Scham,
Du kennſt ſie ja mit ihren Flecken,
Mit ihrer Luſt, mit ihrem Gram!

Ich bin allein mit meinem Gott!
Nun, ſtille Thränen, mögt ihr fließen,
Und Euch, geſchützt vor kaltem Spott,
In des Erbarmens Strom ergießen.
Ihm wein' ich meines Heimweh's Klagen,
Und bittrer Täuſchung Qualen zu;
Ihm, voll Vertrauen, Alles ſagen,
Iſt ja ſchon Tröſtung, und gibt Ruh'.

Ich bin mit meinem Gott allein!
Wie ſüß iſt es, von ihm geſehen
Gehöret und erhört zu ſein,
Nur er verſteht ja das Verſtehen!
Die Welt verſpottet, was zu deuten
Die Kraft ihr fehlt und der Verſtand,
Doch was verkannt wird von den Leuten,
Hat Gott im rechten Licht erkannt!

Auch mich! Darum nur ihm allein
Mag ich des Herzens Tiefe zeigen
Er ſenket Balſam mir hinein
Und tröſtet mit beredtem Schweigen.
Du gehſt, o Herr, mit Deinem Kinde
Ob ſeinem Harm nicht in's Gericht,
Und doch iſt jeder Seufzer Sünde
Der Deiner Fügung widerſpricht!

Ich bin allein, mein Gott, bei Dir!
Umweht von Deines Hauches Frieden
Verſinket das Gedächtniß mir
An mein Verlaſſenſein hienieden.
Kein Menſch iſt ja vom Glück vergeſſen, —
Wie aufgegeben er auch ſcheint, —
Der Deine Güte kann ermeſſen,
Der ſeinen Schöpfer nennet Freund!

O Du mein Freund! In Dir allein
Iſt Sicherheit, iſt Quell' des Lebens;
Wie arm, wie nichtig und wie klein
Iſt jedes and're Ziel des Strebens!
Dich will ich ſuchen, unermüdet,
Daß ohne Stütze ich nicht ſei;
In Dir iſt jedes Leid vergütet,
In Dir ſind die Gefang'nen frei.

Georg war, trotz ſeiner etwas abgeſchmackten Arroganz, die dem Schooßkinde des Glückes und der Frauen als Erziehungsfehler konnte nachgeſehen werden, im Grunde der Seele geſund, und jedem beſſeren Eindrucke zugänglich. Wie Wellen vom Meere des Friedens umwogten in dieſer nächtlichen Stille ihn die Töne des frommen Liedes, das ihn wunderbar rührte, und ihn — denn er errieth in der Sängerin, obgleich die Tante einige Zimmer ihres Flügels für die Freundinnen eingerichtet hatte, eine der Stiftsdamen — mit einem beſchämenden Gefühle ſeiner ſieggewiſſen Geckenhaftigkeit durchdrang, die ſich hier im Voraus mit allen ihren Schlachtplanen aus dem Felde geſchlagen ſah. Ja, der kühne Eroberer beugte ſich einen Augenblick demüthig und wahrhaft vor der unbekannten Geſtalt des alten Mädchens, und tiefer noch vor dem großen Unbekannten über den Wolken, den jenes Mädchen liebte, der es feſt machte gegen alle Unbill des Daſeins, und vielleicht — er mußte ſich dies geſtehen, — vielleicht auch gegen die Cäſarblicke Georgs. Um aber ſeine ſchnellgefaßte beſſere Meinung in Einklang zu bringen mit dem alten Vorurtheile, ſtempelte er die Fremde zu einer Ausnahme von aller Regel, zu einer Art von Aloe unter den Eheloſen, dichtete er ihr in Eile, — denn es muß geſagt werden, daß er ſchon halb ſchlief, — die ſeltenſten Vorzüge, die intereſſanteſte Lebensgeſchichte an, und wehe ihr, wenn er ſie am Morgen, der dieſem Schöpfungstraume folgte, nicht nach ſeinem Bilde, nicht, trotz ihrer verblühten Jugend, noch ſehr liebenswürdig und ſchön fand. Er verlieh ihr — freigebig und galant — zu einer hohen, imponirenden Geſtalt, reiches ſchwarzes Haar, die edelſte Stirne, ein feinen, lieblichen, ob auch ernſten Mund, mit dem glänzenden Zubehör von zwei wohlerhaltenen Perlenreihen kleiner Zähne, und die tiefe Bläſſe, womit er das vollendet ſchöne Oval ihres Antlitzes überhauchte, that dem unzerſtörbaren Reize der zarten, durch ein großes ſchwärmeriſches Augenpaar beſeelten, durch den anziehendſten Ausdruck ſtill getragenen Leids verklärten Zügen keinen Abbruch. —

Wir wollen nicht bei dem erſten Zuſammentreffen unſeres jungen Freundes mit den Damen verweilen; — die eine derſelben, Fräulein Thereſe, war eine einfache freundliche Erſcheinung, die einſt ſchön geweſen ſein mochte, und ob ſeine Erwartung hinſichtlich der zweiten Fremden (die ihm der Umſtand, daß ein überſehener Sprung im Plat-fond des ihr zuerſt beſtimmten Gemach's, den Aufenthalt darin gefährlich machte, zur Zimmernachbarin gegeben) ſich erfüllt oder getäuſcht ſah, magſt Du, lieber Leſer, aus Folgendem entnehmen: Als nämlich Georg am nächſten Abend ſich niederlegte und nebenan es ſich regen und bewegen hörte, warf er dem Himmel einen ſehr ausdrucksvollen Blick des Mitleids zu und ſagte leiſe mit komiſchem Ernſte: „Guter Gott! Nun iſt ſie wieder allein mit Dir — wie wenig biſt Du um dies tête à tête zu beneiden!“ —

Wahr iſt es — Ludovike war häßlich, und ſchlimmer als das, ſie war abſtoßend. Eine Herbigkeit des Gemüth's — wenigſtens der Schein derſelben, — ein Schleier von Verbitterung, lag über ihr ganzes Weſen gebreitet, und wer ſollte es der Mühe werth finden, jenen Schleier zu lüften, den kein Glanzblick verhüllter Jugendreize lockend und verheißend durchblitzte?! — Sophiens Neffe hatte mit Schrecken und mit dem tiefen Verdruſſe, den eine geraubte Illuſion veranlaßt, die Entdeckung gemacht, daß „jeder Zoll“ dieſer ſeiner Sängerin, — um mit Shakespeare zu reden, — eine alte Jungfer wäre. — Ob all' dieſe rauhe Schale einen edlen Kern verbarg, ob, was an ihr ſtörte, Fehler war oder Unglück — was ging das Georg an? — Welche Berechtigung hatte ein ſo ſtiefmütterlich von der Natur begabtes weibliches Weſen, das ſeine Beſtimmung verfehlte, und niemals ſchön geweſen ſein konnte, wohl an die Theilnahme eines ſo eleganten und bedeutenden jungen Mannes? — Und hätte ſie heute mit einer Engelsſtimme geſungen, ſein Herz wäre ungerührt dabei geblieben, denn das Thor, das zu jenem führte — ſeine Sinne — klappte vor dem reizloſen, unangenehmen Frauenbilde zu, wie vor einer Geſpenſtererſcheinung, und der Schlüſſel dazu lag nur in der Hand des ſichtbar Schönen, da das Erfühlen eines unſichtbar Schöneren nun einmal nur in ſehr ſeltenen Fällen Sache der Männer iſt. Doch Ludovike ſang auch nicht, ſie wußte ja, daß ſie diesmal von einem fremden Ohre konnte belauſcht werden, und ſchwieg wahrſcheinlich, froh, daß der, dem ſie ihre Klagen zuſang, ſie auch wortlos vernahm, wie er wortlos ſie zu tröſten verſtand.

(Fortſetzung folgt.)

Leibnitz.

(Schluß.)

In der Abhandlung vom Naturrecht definirt er zuerſt die Gerechtigkeit als „eine gemeinſchaftliche Tugend, oder eine Tugend, ſo die Gemeinſchaft erhält“, und bezeichnet als die „vollkommenſte Gemeinſchaft die, deren Abſehen iſt die allgemeine und höchſte Glückſeligkeit.“ Dann führt er ſechs „natürliche“ Gemeinſchaften an: zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Herr und Knecht, die Haushaltung, die bürgerliche Gemeinſchaft und als die ſechſte — „die Kirche Gottes, welche auch wohl ohne Offenbarung unter den Menſchen beſtehen, und durch Fromme und Heilige hätte erhalten und fortgepflanzt werden können. Ihr Abſehen,“ fügt er hinzu, „iſt eine ewige Glückſeligkeit. Und iſt kein Wunder, daß ich ſie eine natürliche Geſellſchaft nenne, maßen ja auch eine natürliche Religion und Begierde der Unſterblichkeit uns eingepflanzet. Dieſe Gemeinſchaft der Heiligen iſt katholiſch oder allgemein. Kommet eine Offenbarung dazu, wird das vorige Band nicht zerriſſen, ſondern verſtärket (414—417).“

Aus dem Aufſatz „von der Weisheit“ möge noch Folgendes hier angeführt werden: „Die Vollkommenheit erzeiget ſich in der Kraft zu wirken, wie denn alles Weſen in einer gewiſſen Kraft beſtehet, und je größer die Kraft, je höher und freier iſt das Weſen. Ferner bei aller Kraft, je größer ſie iſt, je mehr zeiget ſich dabei Viel aus einem und in einem, indem Eines viele auſſer ſich regieret, und in ſich vorbildet. Nun die Einigkeit in der Vielheit iſt nichts Anderes, als die Uebereinſtimmung, und weil eines zu dieſem näher ſtimmet, als zu jenem, ſo fließet daraus die Ordnung, von welcher alle Schönheit herkommt, und die Schönheit erwecket Liebe. Daraus ſiehet man nun, wie Glückſeligkeit, Luſt, Liebe, Vollkommenheit, Weſen, Kraft, Freiheit, Uebereinſtimmung, Ordnung und Schönheit aneinander verbunden, welches von Wenigen recht angeſehen wird (422 f.).“

Aber nicht nur als ausgezeichneten deutſchen Proſaiſten, auch als deutſchen Dichter lernen wir unſeren Leibnitz hier kennen, und höchlichſt zu bedauren iſt, daß nur ſo Weniges ſich von ſeinen poetiſchen Produktionen erhalten. Des Dankes unſerer Leſer ſind wir aber gewiß, indem wir hier das Lied aufführen, welches Leibnitz am Charfreitage 1694 zu Oſterode gedichtet und Tags darauf ſeinem Bruder, dem M. Joh. Fried. Leibnitz nach Leipzig geſendet:

Jeſus am Kreuze.

Jeſu, deſſen Tod und Leiden
Unſre Freud und Leben iſt,
Der Du abgeſchieden biſt,
Auf daß wir nicht von Dir ſcheiden,
Sondern durch des Todes Thür
Zu dem Leben folgen Dir.

Als der ſcharfe Speer gedrungen
In die Seite, da das Blut
Und die reine Waſſerfluth,
Die uns labet, hehr geſprungen,
Läß'ſt Du ſehen uns Dein Herz
Voll von Lieb und voll von Schmerz.

Deine Arme ausgeſtrecket
Zeigen Deine Freundlichkeit,
Zu empfangen die bereit,
So Dein Kreuz zu Lieb erwecket;
Wer nicht unempfindlich iſt,
Sich in Deine Arme ſchließt.

Als ſich, Herr, Dein Haupt geneiget,
War es um zu küſſen mich,
Da der Geiſt ſchon leget ſich,
Noch ſich Deine Liebe zeiget.
Selig wer auch Zeichen giebt,
Daß er bis in Tod Dich liebt.

Laß die matte Seel empfinden
Deiner Liebe ſüßen Saft.
Wem nicht Deines Leidens Kraft
Kann ſein kaltes Herz entzünden,
Jeſu, der muß wie ein Stein
Ohne Lieb und Leben ſein. —

Wir beſchließen hiermit unſere Anzeige des werthvollen erſten Bandes deutſcher Schriften von Leibnitz, durch deren Herausgabe Hr. Guhrauer ſich um die deutſche Nation und ihre Literatur ein bleibendes Verdienſt erworben, — um noch mit ein paar Worten des glücklichen Fundes gedenken zu können, von welchem unſer gelehrter Freund in dieſen Tagen uns freundlichſt Kunde gegeben.

Profeſſor Eberhard, der Leibnitzens Biographie geſchrieben, hatte zuerſt (1795) von einer Denkſchrift geſprochen, welche derſelbe an Ludwig XIV. gerichtet haben ſollte, um ihn zur Eroberung von Egypten zu bewegen, in Abſicht, den ruhmſüchtigen König vom projektirten Einfall in Holland abzubringen. Eberhard bezog ſich auf eine unedirte umfangreiche Handſchrift in der hannöveriſchen Bibliothek, welche von dem Plane einer Unternehmung nach Egypten handelte. Eine im Jahre 1803 zu London, offenbar vom engliſchen Miniſterium veranlaßte Flugſchrift gab eine kurze Ueberſicht jenes Memoire's, um zu erweiſen, daß der von Bonaparte entworfene Plan zur Eroberung von Egypten urſprünglich Leibnitzen angehöre. Einige andere Schriften, die in den Jahren 1803—1806 erſchienen, ſtellten dieſelbe Vermuthung auf. In einer anonymen deutſchen Flugſchrift vom Jahr 1806 wurde ſogar behauptet, Carnot habe jenes Memoire zur Zeit des Raſtadter Congreſſes entdeckt und dem Direktorium die Egyptiſche Expedition vorgeſchlagen, um Bonaparte zu entfernen. Seitdem haben viele, beſonders franzöſiſche Gelehrte, jedoch erfolglos Nachforſchungen angeſtellt, ob wirklich jene Denkſchrift Ludwig XIV. vorgelegt worden ſeyn möchte. „Mir iſt es aber doch gelungen,“ ſchreibt uns nun Hr. Dr. Guhrauer unterm 11. d. M. von Paris aus, „in dem Archive des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, und gerade in der Correſpondenz „*Mayence*“, die Originalurkunden der vom Mainzer Hofe geführten Negociationen v. J. 1672 aufzufinden, worunter ſich namentlich zwei kleine

Memoire's von Leibnitz, von ſeiner eigenen Hand, eines franzöſiſch, das andere lateiniſch, befinden. Für die Kritik des großen (oben erwähnten) Memoirs, das zu Paris ſeit Menſchengedenken geſucht, aber von Niemanden geſehen worden, geht aus dieſen Negociationen die wichtige Conſequenz hervor, daß es von Leibnitz nie abgeſchickt worden, und es bei dem bloßen Entwurfe (Concept) geblieben war, welches nach ſeinem Tode gefunden wurde, und worauf ſich die frühere Kenntniß von der Sache allein, verſteht ſich, ganz einſeitig und mangelhaft geſtützt hatte. Darüber habe ich nun ein Memoire ausgearbeitet, welches Couſin in der Sitzung der Académie des sciences morales et politiques vom 24. Febr. vorgeleſen, und das lebhaften Antheil erregt hat, welches die, nach der Leſung angeſponnene Diskuſſion zwiſchen Mignet und Couſin, an welcher auch Baron Bignon, Jouffroy u. a. Theil nahmen, bewies. Sie finden eine Analyſe des Memoires und der Diskuſſion darüber im Supplement des Temps vom 28. Febr. Man verlangte das Memoire ſogleich für die Revue française. Allein da ich dem Gegenſtande eine beſondere deutſche Monographie widme, worin ich nach den ungedruckten Geſandſchaftsberichten über dieſe Epoche der Geſchichte des Mainzer Hofes — unter anderen beſonders über Leibnizens Bedenken v. J. 1670 neue Aufſchlüſſe gebe, auch die ungedruckten Fragmente des Concepts des großen Memoire u. ſ. w. aufnehme, ſo habe ich das Memoire lieber wieder ins Pult gelegt.“ Es gereicht uns zur Freude, hinzufügen zu dürfen, daß jene Monographie mit Nächſtem erſcheinen wird; dem verehrten Verfaſſer derſelben wünſchen wir aber, daß die Londoner Archive, denen er ſich nun zuzuwenden gedenkt, ihm eine gleich reiche Ausbeute liefern mögen, als ihm die Pariſer geboten, und daß ihm demnächſt die heiterſte, ungeſtörteſte Muße zu Theil werde, um den reichen Stoff zu einem unvergänglichen Denkmal des unſterblichen Mannes zu verarbeiten, den wir immer höher achten und inniger lieben lernen, je tiefer in ſeinen Geiſt einzudringen uns vergönnt, je klarer ſeine Univerſalität und ſein ächt deutſches Gemüth uns zur Erkenntniß gebracht wird.

Die typographiſche Ausſtattung der deutſchen Schriften dieſes geiſtigen Heros läßt Nichts zu wünſchen übrig.

F. W. Carové.

Feuilleton.

⁂ Die Zahl der Hinrichtungen hat ſich in England und Wales ſeit einigen Jahren ſehr vermindert. Im Jahr 1831 wurden 50, im J. 1835 — 34, im J. 1836 — 17 und im vor. Jahre nur 8 Perſonen hingerichtet. Es kam ſomit, die muthmaßliche Zunahme der Bevölkerung mit eingerechnet,

im Jahr	1831	eine	Hinrichtung	auf 267,000	Menſchen
„	1835	„	„	„ 437,000	„
„	1836	„	„	„ 888,000	„
„	1837	„	„	„ 1,900,000	„

⁂ Ein neuer Monk. — Man legt dem Herzoge von Nemours die Worte in den Mund: »Wäre ich Kronprinz, ſo würde meines Vaters Nachfolger Heinrich V. heißen.« (Lpz. Allg. Ztg.)

⁂ Entdeckung ungedruckter Slaviſcher Chroniken. Im Kloſter von Monte Negro, ſo wird aus Kragujewaz in Serbien berichtet, hat ein Mönch vom Orden des h. Baſilius im Gewölbe der Kloſterkirche eine Kiſte entdeckt, in welcher ſich, in Oeltüchern eingeſchlagen, und trefflich erhalten, eine koſtbare Sammlung von Chroniken in verſchiedenen ſlaviſchen Sprachen befand. Dieſe Geſchichten befaſſen die Zeit von der erſten Einwanderung der Slaven in die Donauländer bis zum Jahre 1781. Fürſt Miloſch hat dieſe Sammlung für 5000 Duk. angekauft und wird ſie ordnen und herausgeben laſſen. —

⁂ Neue Schrift über Findelhäuſer. — Hr. Remacle hat in dieſen Tagen eine Schrift unter dem Titel: »Les hospices d'enfans trouvés« eine Abhandlung herausgegeben, welche, von drei theils literariſchen, theils wohlthätigen Geſellſchaften gekrönt, gewiß auch von der großen Leſegeſellſchaft der gebildeten Welt dankbar wird aufgenommen werden. Die ſorgfältigſten und gewiſſenhafteſten Unterſuchungen haben das Material, die edelſten Abſichten und Empfindungen den Geiſt dazu gegeben. — Wir heben hier nur einige höchſt wichtige Reſultate hervor: in 17 Departementen Frankreichs, in denen ſich 95, alſo verhältnißmäßig die meiſten Ausſetzungshäuſer für Kinder (tours d'exposition) befanden, kamen in vier Jahren 48 Kindermorde vor; in 17 Depart., in deren jedem nur Eine ſolche Anſtalt, kamen in gleichem Zeitraum nur 30 Kindermorde vor. Belgien hatte nur 18 Tours, als Frankreich deren 231 zählte; dennoch iſt das Verhältniß der Kindermorde:

in Belgien	1	auf	613,333	Einwohner,
in Frankreich	1	„	386,330	„

⁂ Vermehrung der katholiſchen und evangeliſchen Bevölkerung in Preußen. — Der Preuß. Staat zählte:

im Jahr:	evangel. Einw.	kathol. Einw.
1817	6,370,380	4,083,313
1834	8,204,048	5,097,703

Somit betrug der Zuwachs der evang. Bevölkerung: 1,833,668, jener der katholiſchen 1,011,390. Würde letztere in gleich ſtarkem Verhältniß, wie die erſtere zugenommen haben, ſo hätte der Zuwachs derſelben 1,150,135 Seelen betragen müſſen. Die Proteſtanten haben alſo um 27,21 und die Katholiken nur um 25,19 pCt. zugenommen. In Schleſien, wo die Einſegnung der gemiſchten Ehen durch die katholiſche Geiſtlichkeit auch dann geſchieht, wenn die Kinder ſolcher Ehen nicht katholiſch erzogen werden ſollen — hat jedoch die Zunahme der Proteſtanten nur 22,79, die der Katholiken 28,61 betragen. —

⁂ Gregor XVI. ſoll, Römiſchen Briefen in der Hann. Ztg. zufolge, den verſammelten Kardinälen das Bildniß des Erzbiſchofs von Köln als das eines Märtyrers vorgezeigt haben! — Wahrſcheinlich werden die Jeſuiten dieſen wunderlichen Heiligen für ihren Orden reklamiren, und ihm die nächſte Stelle bei ihrem heiligen Escobar einräumen.

⁂ Auf der königl. Bühne zu Berlin wurden kürzlich »die Lichtenſteiner« gegeben. Den Worten, die Wallenſtein an die Jeſuiten richtet: »Doch in meinen Landern duld' ich Loyola's Ränke nicht,« — folgte ein unermeßlicher Beifall, der ſich jedesmal wiederholte, ſo oft ein ähnlicher Anlaß ſich darbot.

⁂ Der Kardinal, Prinz von Croi, Erzbiſchof von Rohan hat in ſeinem letzten Mandement den Schutz der Geſetze für die armen Kinder in Anſpruch genommen, welche in den Fabriken durch oft 16ſtündiges Arbeiten frühem Tod oder langem Siechthum zugeführet werden. Dieſer Erlaß hat in den Journalen der verſchiedenſten Farbe gleiche Anerkennung und gleiches wohlverdientes Lob gefunden.

⁂ Der rühmlich bekannte Aſtronom und Selenograph, Prof. Mädler zu Berlin, wird im nächſten Sommer für Damen und Herren Vorträge über allgemeine Himmelskunde halten. Bei dem unter dem gebildeten Publikum dort verbreiteten Geſchmack für ernſtere Wiſſenſchaften dürften jene Vorleſungen ſich wohl eines großen Auditoriums zu erfreuen haben. Wo die irdiſche Natur immer nur ihr altergraues, ſtiefmütterliches Antlitz zeiget, wendet man ſich gern den höheren Sphären zu, aus denen die Sterne in ewiger Jugend uns freundlich zulächeln.

⁂ Der vierte Band der »Lebens- und Regierungsgeſchichte Joſeph's des Zweiten«, eines Machwerks der jämmerlichſten Art von Hrn. Groß-Hoffinger, hat, das Archiv enthaltend, und aus dieſem Grunde noch das Beſte des ganzen Buches umfaſſend, — ſo eben die Preſſe verlaſſen.

⁂ Die Philantropen und andere gute Menſchen nennen unſere Zeit aufgeklärt und human; und doch kommt in unſern Tagen zu Stuttgart, das ſich ſelbſt für den Sitz der ſüddeutſchen Aufklärung anſieht, ein neues Strafgeſetzbuch zu Stande, deſſen Satzungen man nur begreifen kann, wenn man ſich hundert Jahre in die Geſchichte der Civiliſation zurückdenkt. Und darum jahrelange Commiſſionsberathungen und einen außerordentlichen Landtag, um dem alten inhumanen Sauerteig einen neuen Firniß zu geben? Die Gefangenen des Asbergs mögen ſich fürder gratuliren — wenn ſie einmal zwiſchen ſeinen Mauern ſind, athmen ſie die Luft der freien ſchwäbiſchen Berge ſobald nicht mehr!

⁂ Der durch ſeinen Fleiß und ſeine Geſinnung ausgezeichnete Herausgeber der vielgeleſenen »Bibliothek der neueſten Weltkunde«, Hr. Heinrich Malten, wird in den nächſten Monaten eine Reiſe durch ganz Deutſchland machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 74. 1838.

Phönix.

Dienstag, 27. März.

Die alten Jungfern.

(Fortſetzung.)

Damit die Drohung Sophiens, ihren Neffen näher mit den Stiftsdamen bekannt zu machen, ſich nicht erfülle, und weil ihm, zu dem früher projektirten Spaße, die Eine zu widerwärtig, die Andere zu ehrwürdig erſchien (beide waren auch älter, als die Tante ſie, wahrſcheinlich um ihn in ihrer harmloſen Manier zu myſtifiziren, geſchildert hatte), vermied er ſo viel als möglich ihre Geſellſchaft; er war viel auf der Jagd, oder bei benachbarten Bekannten, und Sophie, gewohnt ihn auf keine Weiſe zu beſchränken, ſah zu und verlangte es nicht beſſer. Eines Abends jedoch, — am letzten, den der kleine Kreis im Schloſſe ſo ſtill und ungetrübt verleben ſollte, denn man erwartete am nächſten Tage viele Gäſte, — gerieth das Wetter, das vorher heiter geweſen, plötzlich in eine ſo bitter ſtürmiſche Laune, daß Jedem, den nicht eine harte Nothwendigkeit, oder ein Stückchen Narrheit dazu zwang, die Luſt im Freien zu bleiben verging, und auch der Garrhofer Jäger früh davon nach Hauſe getrieben wurde. Da er geſehen worden und viel zu gutmüthig war, um ſeine mütterliche Freundin durch auffallende Vernachläſſigung in ihren Gäſten beleidigen zu dürfen, begab er ſich, ſobald er umgekleidet war, in den Salon, wo er die Damen in traulichem Beiſammenſein und andächtig leſend fand.

„Du triffſt uns," ſagte ihm Sophie nach der erſten Begrüßung, „eben auf einem lieben Friedhofe. Thereſe hat ein Stammbuch aus ihrer Jugendzeit herbeigeholt, und es iſt ein eigenes wehmüthig ſüſſes Gefühl für die Seele, ſich unter den Kreuzen hier zu ergehen; faſt bei keiner Unterſchrift fehlt nämlich ein ſolches; — ja wahrlich, man bedarf der gläubigen Gewißheit, daß jedes Glied, welches der Todesengel aus der Kette verbundener Weſen bricht, zur Blume wird, die er in den Kranz der Seligen flicht, und nicht zu verzagen, wenn ſo nach und nach Alle gehen, die wir vorzugsweiſe geliebt.

Georg, zu deſſen Liebhabereien es gehörte, Handſchriften, beſonders Verſtorbener, zu ſehen, machte gern von der Erlaubniß Gebrauch, mit in das Album gucken zu dürfen, und als er herumblätternd den Mädchennamen ſeiner Tante, unter all' den mit Kreuzen bezeichneten erblickte, rief er lebhaft und erfreut aus:

„Ach da iſt doch eine liebe Lebende im Garten der Todten!"

„Sie leben Alle!" erwiederte Fräulein Thereſe mit ſanfter Freundlichkeit. „Denn ſind auch nicht lauter ausgezeichnete und meinem Herzen beſonders theure Menſchen in dieſe Blätter eingeſchrieben, ſo habe ich doch eine wohlthuende Erinnerung an jeden Einzelnen, und keine bittere Erfahrung zwang mich auch nur Eine der Stellen, wo dieſe lieben Namen in meiner Seele ſtehen, in Vergeſſenheit zu hüllen; ich denke aber: Nur was man vergißt oder vergeſſen muß, begräbt man!"

„Da ſind Sie ſehr glücklich," entgegnete Georg, der, obgleich um ſo Vieles jünger, ſchon manche Erfahrung gemacht haben wollte, die ihn zum Vergeſſen zwang, wobei er vergaß, daß die Männer gewöhnlich weit ſchwächeren Gedächtniſſes ſind, als die Frauen, wo es gilt ein Andenken im Herzen zu bewahren, und daß man in der Jugend die Schuld einer Selbſttäuſchung leicht auf fremde Schultern wälzt.

„Aber darf ich,“ fügte er jetzt an ſeine abſchweifende Jeremiade, „leſen, was meine Tante ſchrieb?“

„Ich bin ſelbſt neugierig es zu hören!“ verſicherte die Genannte, und der junge Mann las laut:

„Freunde ſollen einander ewig nicht miſſen können, und ſollen niemals einander brauchen. Denn der Buchſtabe tödtet nirgends mehr als hier, und alle Wohlthaten und Dienſte von anderer als geiſtiger Art, ſind Buchſtabe.“ —

„Das iſt,“ meinte Georg, „für Solche, die nicht anders wiſſen, als daß Freunden allein das Recht zuſtehe, einander zu helfen, ein entmuthigender Ausſpruch.“ —

„Und doch,“ entgegnete Sophie, „unterſchreibe ich ihn noch heute, nach mehr als dreißig Jahren!“ —

„An wen aber ſoll man in Fällen der Noth ſich wenden?“

„In ſolchen ſucht man freilich den Freund, und ich ſage nur, man ſollte es niemals müſſen.“ Ach, es gibt ſo Wenige, die ſich auf Geben und Nehmen, im rechten Sinne, verſtehen. Ich aber würde unbedingt, wo es um materielle Hülfleiſtung ſich handelte, mich lieber an den Fremdeſten wenden, deſſen Charakter mir Zuverſicht einflößt, als an den Freund, der meiner Seele der theuerſte, und von dem ich eines jener Opfer, die man nur mit dem Herzen bringt, mit ungedrückter und mit läuternder Freudigkeit annehmen könnte. Ja, ſchüttle nur den Kopf, mein Beſter — Dein Zweifeln ſpricht für Dein Gemüth, und Ausnahmen gibt es zu Gottes Ehre von dieſer, wie von jeder Regel, aber im Allgemeinen iſt es traurig gewiß: Den Fremden, der Dir nützlich ſein kann in irdiſchen Dingen, wirſt Du Dir vielleicht zum Freunde gewinnen, den Freund aber wirſt Du Dir durch ſolche von ihm geforderte oder ihm erwieſene Nützlichkeit tauſendmal eher entfremden, als näher bringen, zumal wenn Geld dabei im Spiele iſt. — Es liegt nun einmal im Klang jenes elenden Metalls etwas Dämoniſches, was jeden Himmel trübt, etwas von Kettengeklirr, was ein höheres Seelenverhältniß herabziehend, wenn nicht zerſtört, doch umgeſtaltet. Denn wo Dankbarkeit, — die eine Schwinge ſein ſoll — zur Feſſel wird, mag ſie wohl noch ein ſtarkes, verwandtſchaftliches Band, wie es Gatten an einander, Brüder an Schweſtern, Kinder an Eltern bindet, aber ſie wird nicht mehr jene heilige, ſeltene Freundſchaft, jene Himmelsranke ſein, die zwei Weſen verknüpft, welche fähig ſind, wie die Doppelſterne, in freier Liebe und Anziehungskraft einander zu umkreiſen und eben nichts wollen und wünſchen, als, ſelbſtlos und treu, einander anzugehören und ſich zu verſtehen. Ihr müßt mich aber nicht auslachen“ — fügte Sophie, die wenig geſchickt und gewohnt war, ihre innerſte Empfindung in Worte zu kleiden, und ſich nun, mit verjüngender Beſcheidenheit, auf ſolch unwillkührlicher Redſeligkeit ertappte, an ihre Auseinanderſetzung, — „wenn, was ich da ſprach, unklar und ſchwülſtig herauskam, ich kann es nur nicht ſo ſagen, aber innerlich — incognito — bin ich eigentlich ein gewaltiger Philoſoph. Doch ſchnell, Georg, laß uns hören, was Deine Wandnachbarin Ludovika da im Stammbuch zum Beſten gab.

Die Stiftsdame hatte geſchrieben:

„Fremde Theilnahme an unſerem Leid iſt es nicht, was ſich lindernd, und vor Vereiterung (vor Verbitterung) bewahrend, in die Wunden gießt, welche Täuſchungen unſerer Lebenshoffnungen dem Herzen ſchlagen. Der einzige Balſam, den es dafür gibt, quillt — außer im Gedanken an Gott, — in unſerer Theilnahme an fremdem Glück. Dieſer Theilnahme fähig zu ſein, mit voller, ſelbſtloſer Liebe — das iſt der Segen, den ich für Dich und mich vom Himmel erflehe.“

Georg ſagte: „Wie wahr!“ — Aber er dachte, ob die Schreiberin dieſer Worte jenes Segens wohl theilhaftig geworden? — verneinte es im Geiſte, und wagte keinen Blick auf die vertrockneten Züge, in welche, wie es ihm ſchien, der Neid ſein Siegel gedrückt hatte, ſondern griff in der Verlegenheit, welche ein von Natur der Falſchheit abholdes Gemüth immer empfindet, wenn es ſich auf einer kleinen Gedankenbosheit ertappt, deren Gegenſtand gerade anweſend iſt oder kommt, nach dem nächſten und zuletzt liegenden Blatte, deſſen Verſe er, — ohne erſt Erlaubniß abzuwarten — den Damen mittheilte; ſie waren ohne Unterſchrift, und lauteten kunſtlos, wie folgt:

Wo andre Namen ſteh'n für Dich,
Soll nicht der meine ſtehen,
Geweiht're Stätte habe ich
Dazu mir auserſehen.

Nenn kühn es immer — es mag ſein, —
Wenn ich Dir nicht verhehle,
Daß er nur neben Gott allein
Soll ſteh'n in Deiner Seele.

Tief — wo ihn Niemand leſen kann
Und kennt, als der Allweiſe!
Was geht die kalte Welt es an,
Wie Dein Geliebter heiße?!

Und fragt Dich Neugier — ſag' es nicht,
Verſuch' es wegzuſcherzen; —
Wer Fremden leicht vom Liebſten ſpricht,
Liebt nicht von ganzem Herzen.

Der junge Mann legte ſchweigend das Blättchen zur Seite, aber ſeine Züge ſprachen beredte Bitten an das Herz der Tante, deren Blick, während Georg las, mit einem ganz eigenen Ausdruck von Rührung und Hingebung auf der Freundin, der jene Verſe galten, geruht hatte. Vielleicht auch machte eine ſtillbewahrte Nebenabſicht ſie ſo geſchickt den Wunſch ihres Pflegeſohns zu errathen und ihm Erfüllung zu verſchaffen.

„Theure,“ ſagte ſie, Thereſens Hand ergreifend, deren Auge in dem offenen Geſicht des Jünglings die angeregte Theilnahme an dem für ein jugendlich Gemüth ſtets intereſſanten Thema gleichfalls nicht entgangen war, „laß Dir den Namen abſchmeicheln, unſer Ritter Georg da wüßte ihn gar zu gern.“

„Und ſeine Frau Tante,“ lautete die heitere Antwort, „am Ende wohl auch? Doch „„Fragt Dich Neugier — ſag' es nicht.““ Und ernſtlich; ich habe, treu jenem Wunſche, den Namen — den ein Mann trug, der nun längſt dort iſt, wo, nach dem Ausſpruch eines neueren Dichters,

> Lieb' nur des Menſchen Name iſt und Würde
> Und von uns abfällt jene eitle Bürde,
> Die man hienieden Namen nennt und Ehre —

nie, außer Ludoviken, die ihn in meiner Seele las, und außer Gott, der ihn hineingrub, einem Ohre genannt, das errathen konnte, ich nenne damit den Geliebten, und will es auch jetzt nicht thun, obgleich ihr immerhin wiſſen mögt, daß die alte Thereſe den längſt verklungenen Jugendtraum noch tief im Herzen wie ein liebes Mährchen-eiland bewahrt; denn verläugnen will ich ein Gefühl nicht, das — obgleich am Ende jeder Roman aus dem Leben einer alten Jungfer auf eine Art Reſignations- und Leidensgeſchichte hinausläuft, — mich gut und heiter erhielt — weil, wer jemals geliebt wurde, nie ganz unglücklich werden kann."

„Du ſagſt ſo Viel — und willſt nicht Alles ſagen?!"

„Nein, Sophie, ich darf nicht!"

„Aber Georg bittet Dich ſo ſchön, und biſt Du denn unter Fremden?" —

„Laß es genug ſein, Sophie," ſagte die Stiftsdame ablenkend und ſichtbar erregt, „glaubſt Du wohl, ich würde mich ſo lange bitten laſſen, Euch durch meine Erzählung Freude zu machen? — aber meine Lippe iſt verſiegelt." —

„So laß mich Dir erzählen, Georg," — ſprach Sophie mit leuchtenden Blicken und bewegter Stimme — „denn mir verſiegelt kein Verbot die Lippe: Thereſens Freund hieß Hermann Leuhof und iſt mitten unter uns." — Sie deutete mit der einen Hand nach dem Bild eines ernſtſchönen Officiers, das über dem Sopha hing, und ſchlang den andern Arm um die erbleichende Freundin.

„Mein Oheim!" rief Georg aus.

„Sophie — Du wußteſt?" — hauchte es von den Lippen Thereſens.

„Ich weiß es ſeit dem Tode meines Gatten," — Thränen glänzten bei dieſer Antwort in den Augen der gerührten Frau, und ſie war ſchön in dieſem Momente von Begeiſterung und Güte — „und Alle, welche werth ſind einen Engel zu kennen, mögen es wiſſen: Leuhof hat mich zwanzig Jahre lang beglückt, und ich war ihm theuer, aber ſeine höhere Liebe — wie ſie das Herz nur einmal, und ach ſo ſelten in voller Schönheit, hienieden empfindet, — warſt und bliebſt nur Du, wie nur Du ſie verdienteſt."

„Und Du ſagteſt mir nie ein Wort in der ganzen langen Zeit, die ſeit ſeinem Tode vorüberging?!" —

„Was ſollte ich Dir ſagen? Danken kann ich Dir ja doch erſt im Himmel, und jedes Wort ſchien mir Entweihung; — ich würde auch heute vielleicht nicht geſprochen haben, doch es gilt einen Sünder zu bekehren, der, als Hermanns Pflegeſohn, Dir zu nahe angehört, um Dich verkennen zu dürfen, und ſo erlaube mir denn, ihm die Geſchichte Deiner Jugendliebe und Deiner Großmuth mitzutheilen, wie unſer Freund ſie hier (ſie nahm aus einem auf dem Tiſche ſtehenden Käſtchen ein kleines Heft) als Vermächtniß ſeines Vertrauens, für mich aufgezeichnet."

„Nein," bat Thereſe, und nahm das Heft und drückte einen leiſen Kuß auf die heiligen Blätter, „nicht alſo meine Freundin. Dies theure Vermächtniß vertraue mir an, zu einer ſtillen Feierſtunde, und laß mich — da Du ja vorhin durchaus eine Geſchichte von mir wollteſt, — Euch lieber einfach von jenen Verhältniſſen erzählen, von jener freundlichen Jugendzeit, wie ich ſie gelebt. Du erfährſt dann, gute Sophie, die Sache auf eine Dir neue Art, und ſiehſt mich im rechten Lichte, denn unſer edler Entſchlafener hat mich, wie ich an Deiner Begeiſterung ſehe, mit ſeiner lieben linken Hand, — die, ſeit er gezwungen war ſie zu brauchen, ſeine Schriftzüge ſo veränderte, daß ich, Du Verrätherin, mein kleines Lied, ohne Furcht vor Gefahr vor Dein Auge bringen konnte, — wohl ſehr in's Schöne gemalt. Ich habe ja nichts Beſonderes gethan, einzig was ich — nicht nur zu Leuhofs ſondern, da mein Frieden von ſeiner Wohlfahrt bedingt war, auch zu meinem Glücke thun mußte, und wenn wir Deinen Neffen hier durchaus zu unſerem Proſelyten machen wollen, ſo geſchehe es wenigſtens auf ehrliche Weiſe, und nicht, indem wir ihm Sand in die Augen ſtreuen. Seid Ihr's zufrieden?" —

Die Damen bejahten dankbar, und Georg küßte mit wohlthuender Innigkeit ihre Hand; ſie fühlte die Kindlichkeit ſeiner Bewegung, lächelte ihm liebreich zu, und begann:

„Meine Mutter war früh geſtorben, und die zweite Gattin meines Vaters brachte für den bejahrten Mann und ſeine Kinder kein Herz in's Haus; ſie war noch jung und hübſch — glücklich konnte ſie an der Seite des Gemahls, der ihr Rang, und wie man glaubte Reichthum, aber keine Befriedigung ihrer Herzensanſprüche zu bieten hatte, unmöglich ſein, und das Unglück verhärtet weit öfter als das Glück, und auf viel verzeihlichere Weiſe. Wir mußten das früh erfahren; Catharina liebte uns nicht; — ſie that uns nichts zu Leide, aber ſie bekümmerte ſich nicht um uns, und alle meine Bitten um Liebe, — denn ich hätte ſo gern, ſo gern mich ihr angeſchmiegt, mein Heimweh nach den freundlichen Blicken und Worten der zärtlichſten der Mütter war ſo groß, — flohen vor dem kalten Auge, vor dem abweiſenden Klang der Stimme, die keine Regung des Wohlwollens modulirte, verſchüchtert von der bebenden Lippe in die junge, vertrauende Seele zurück, und ich habe viel bittere Thränen vergoſſen, bis ich damit zurecht kam, meine glühende Sehnſucht dahin zu tragen, wo ſie nicht verſchmäht wird. Aber ich glaube, es iſt wahr: Die verwaiſten Kinder ſind Gottes Lieblinge; Engel nehmen ſich ihrer an, und erbarmten ſich auch meiner. So war ich innerlich nicht allein, obgleich ganz ohne Geſpielen, denn Arthur, mein Bruder, war bald nach dem Eintritt der Stiefmutter in unſer Haus, zu einem Profeſſor in Penſion gekommen, der in der Reſidenz lebte, und die kleinen Töchter unſeres Paſtors, die früher im Schloß zu Hauſe waren, wie ich es bei ihnen war, fanden von Seiten der adelſtolzen, neuen Gutsfrau ſo wenig freundliche Aufnahme, daß ihr Vater, im edlen Gefühle ſeines Werthes und der Würde ſeiner Stellung, unſeren Umgang abbrach und dadurch ſo mit meinen Eltern zerfiel, daß es bald zu einer Veränderung kam, die meine ſchutzloſe Jugend auch noch des wohlmeinenden Lehrers beraubte, den ſie an jenem ehrenwerthen Manne gewiß gefunden hätte. So blieb ich denn auf die Natur allein angewieſen, und fand in ihr Erſatz und Freude die Fülle; denn Gott hatte mir ein Auge gegeben für ihre urewige Schönheit, und ich beſaß ein Ohr, das fähig war ſie in ihren wunderbaren Geheimniſſen zu belauſchen; und wenn der trübe Winter mich in die ſtarre, mir durch keine Flamme des Wohlwollens erwärmte Region des Schloſſes bannte, litt ich wohl tiefer und mehr, als die Mehrzahl der Menſchen verſtehen mag, aber ich hatte auch Tröſtungen, wie ſie nur Wenigen zu Theil werden. Die Fluren meiner Phantaſie nahmen, friſch und unentblüthet wie ſie blieben, mich auf, und in ihnen fand ich meine geiſtigen Geſpielen von Jenſeits, wie ich ſie unſichtbar im Garten und Hain zu finden gewohnt war. — Die Sommernachtsträume meines Herzens kehrten ſich nicht an den draußen fallenden Schnee, und der Gedanke an meinen liebſten Freund, den Frühling, deſſen Wiederkehr ſicher war, und dem ich mit kindlichem Vertrauen mich entgegen freute, war mir ein heller Stern in jeder dunkeln Stunde. Und wenn der erſehnte Freund endlich kam, dann war ich beglückt, dann war ſein Grünen und Knospen, ſein Rauſchen und Wehen, all' ſeine Millionen Zauber und Stimmen, waren meinem dankerfüllten Herzen nur Dollmetſcher jener unendlichen Liebe, die es erzog, und Boten zu ihr. In jedem Blüthenkelche kredenzte mir ein Engel den Labewein einer im Verborgenen treu-ſorgenden Vaterhuld, und die Blätter der Bäume, die auf mich niederfielen, wenn ich Vergeſſene zuweilen im Parke ſchlief, waren mir Briefe aus einer beſſeren Welt, deren Inhalt ich recht gut zu deuten und auf welche ich die Antwort wohl vorzubringen wußte; denn ich hatte mir eine treffliche Poſt erwählt; — den ſicher ziehenden Wolken, den webenden Sonnenſtrahlen gab ich meine Aufträge mit, und wie viel überſtrömende, im Schloß verſchmähte Innigkeit, wie manchen fabelhaften Wunſch und Gedanken, wie viel Liebkoſungen und Grüße, bunter und ſchöner als die Farbenpracht, die mich an ihm entzückte, ſtreute ich auf die Flügel des emporflatternden Schmetterlings, damit er Alles meiner guten Mutter von ihrem Kinde mitbringen möge, und ach, wie viel Heimweh, wie manche einem unbekannten Etwas geweinte Thräne dazu.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſche Anzeigen.

*** Wenn irgend einer von den älteren franzöſiſchen Schriftſtellern ein erneuertes Andenken und Studium auch bei der deutſchen Jugend verdient, ſo iſt es **Florian**. Er iſt ebenſo durch das Intereſſe ſeiner Themata, wie durch ſeine Vielſeitigkeit in den Gattungen, und durch die leichte Verſtändlichkeit und einfache Eleganz ſeines Styles, endlich durch die ſittliche Würde, welche in keinem ſeiner Werke zu vermiſſen iſt, einer der populärſten Autoren geworden. Sein **Wilhelm Tell**, ſein **Gonzalvo von Cordova**, ſein **Numa Pompilius**, ſeine **Fabeln**, ſein *Jeannot et Colin*, ſein *bon père*, ſind auf's Deutſche überſetzt, kommentirt, für die Jugend eingerichtet, in Frankreich und Deutſchland wieder aufgelegt worden. Mit großem Vergnügen zeigen wir nun das Erſcheinen einer dritten Auflage der **ſämmtlichen Werke Florian's** in 6 Bänden (Leipzig bei **Ernſt Fleiſcher**) an, welche ſich durch Solidität und Eleganz, ſowie durch Correktheit auszeichnet, und welche wir älteren und jüngeren Freunden des weitgeſchätzten franzöſiſchen Akademikers beſtens empfehlen dürfen.

*** Bei **Wilhelm Engelmann (C. F. Dörffling)** in Leipzig erſchien ſo eben eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten der bekannteſten u. beliebteſten engliſchen Autoren, „*the english novelists*", in hübſcher Ausſtattung und mit einem artigen Stahlſtich. Das Sammelwerk kann ſich, zumal da es in der Almanachsſaiſon ausgegeben ward, gar wohl mit den Taſchenbüchern in die Reihe ſtellen. Deutſche Freunde engliſcher Literatur finden die Namen Marryat, Harriſon, Sheridan Knowles, Saunter, Mrs. Ulmans u. m. a.

*** Seit dem Jahre 1836 erſcheint bei **C. A. Hartleben** in Peſt ein **naturgeſchichtliches Cabinet des Thierreiches**, von welchen bis jetzt 5 Bände (der 1te und 2te die Naturgeſchichte der hühnerartigen Vögel, der 3te die der katzenartigen Säugethiere, der 4te die der wiederkäuenden Thiere, der 5te die der Colibri's, enthaltend) ausgegeben worden ſind. Eine ausführlichere, ſtreng **wiſſenſchaftliche** Beurtheilung dieſes Werkes liegt außerhalb der Gränzen, welche der Kritik in dieſen Blättern eingeräumt ſind. Gleichwohl können wir nicht umhin, den Plan **William Jardines** in Edinburgh, das ganze Thierreich in einzelnen Abtheilungen, **jede** Thierklaſſe, jede beſtimmt abgeſchloſſene Gruppe der Geſchöpfe beſonders zu bearbeiten und zugleich die ſchönſten und treueſten Abbildungen beizufügen, auch in unſern Blättern mit voller Anerkennung zu erwähnen, in welchen wir auf jeden Beitrag zur immer größeren Verbreitung des Wiſſens im Volke aufmerkſam zu machen ſtreben. Die Durchführung des Planes iſt trefflich, die deutſche Bearbeitung von Dr. A. Diezmann ſehr ſorgfältig, und die typographiſche und artiſtiſche Ausſtattung durchaus ſo elegant, als es der heutige an Pracht und Luxus gewöhnte Geſchmack irgend verlangen kann.

*** Von **Bouilly's** „*Conseils à ma fille*", welche Profeſſor **Kißling** in Heilbronn mit erläuternden Anmerkungen und einem Wörterbuche herausgegeben, iſt der 2te Theil erſchienen. Das Buch wird Lehrern und Lernenden zum Schulgebrauch wie zum Selbſtunterricht beſtens dienen.

*** „*The english and german dialogist*" von **J. H. Hedley** (Leipzig, Julius Wunder. 1838). Ein Werkchen für Anfänger, das ſich von den gewöhnlichen Geſprächen in zwei Sprachen dadurch vortheilhaft unterſcheidet, daß eine einfache und faßliche grammatikaliſche Ueberſicht mit den Vocabeln und Dialoguen recht praktiſch verbunden iſt.

Feuilleton.

*** Es gibt wenige Schriftſteller, die aus reinem Intereſſe für die Wahrheit und für die Wiſſenſchaft arbeiten, nicht nur weil dieſes Intereſſe nicht in ihnen iſt, ſondern auch weil ſich nur ein ſehr kleines Publikum fände, das ſich mit ihnen in daſſelbe theilte. Unſere Literatur iſt eine Art von **Panorama** für die Schau- und Unterhaltungsluſtigen geworden, in welchem zwar auch einige leichte Punkte, aus der innern Tiefe des Geiſtes und der Kraft, belebende Strahlen verbreiten, die ſich aber verlieren in dem matten Schimmer des reichlich verbreiteten Flittergoldes, und in den Nebeln der modiſchen Schwärmerei. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No 75. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 28. März.

Die alten Jungfern.

(Fortſetzung.)

„So wurde ich in frühreifer, glühender und doch ſtiller Seele faſt vierzehn Jahre alt, erlebte nichts, aber lebte ein inneres Leben, deſſen ſchmerzliche Süßigkeit, der Schilderung werth, ſich nicht ſchildern läßt, deſſen Gefahr aber nur durch von Gott beſtellte Schutzgeiſter abgewendet werden kann, wenn keine klare menſchliche Seele ſich findet, die — eben auch als von Gott beſtellter Schutzgeiſt — da vermittelnd eintritt. Um meine Kenntniſſe ſtand es nicht ganz ſo gut als um meinen märchenhaften Verkehr mit dem Ueberirdiſchen. — Hier ein Verzeichniß meiner Studien: Ich erhielt, weil kein Tanzmeiſter am Ort, und „Haltung“, nach Catharinens Anſicht, „das Weſentlichſte“ war (ach, ſie hatte wohl Recht, wenn auch freilich in einem andern und ihr ganz fremden Sinn) von einem ehemaligen Unteroffizier in meines Vaters Dienſten täglich Unterweiſung in der edlen Kunſt kerzengerade zu gehen und zu ſtehen; wir erweiterten mit poetiſcher Licenz die uns gegebene Vorſchrift, und ich lernte bei meinem gutmüthigen Ulrich ſo vortrefflich exerciren, daß ich, — nach einem beſonders langen und ſtrengen Winter, — meinen lieben Lenz mit militäriſchen Ehrenbezeugungen empfangen konnte, und nicht verſäumte vor jedem neuentdeckten Schneeglöckchen das Gewehr zu präſentiren. Außer jener Wiſſenſchaft hatte ich, in einer Privatſtunde, die der Schulmeiſter mir gab, leſen gelernt, — was wieder zu vergeſſen ich, in Ermangelung aller Bücher, die beſte Gelegenheit hatte, — und daneben ſchrieb ich eben ſo unorthographiſch, als mein trefflicher Meiſter, vielleicht noch etwas mehr, da ich mich nicht allzu pedantiſch an ſeine Vorſchriften hielt. Daß ich außerdem auch franzöſiſch plauderte, (verſtand, will ich nicht ſagen,) verſteht ſich von ſelbſt, weil meine Bonne, — eine beſchränkte und nicht gute Perſon, die zugleich eine Art von Kammerfrauendienſt bei meiner Stiefmutter verſah, — Franzöſin, und mir nicht erlaubt war, die wenigen Worte, die ich bei meinen Eltern anbringen durfte, in anderer Sprache vorzutragen; zudem wäre es ja ganz gegen den damaligen Ton in adeligen Häuſern geweſen, deutſch zu reden und es ordentlich zu verſtehen; eine Thorheit, die auch in unſern jetzigen Tagen noch immer nicht genug ausgejätet iſt. Denn gibt es wohl etwas Undankbareres und Lächerlicheres zugleich, als ſich, — wenn man, wie wir, eine Mutterſprache beſitzt, ſo reich und wunderbar, daß ſie der innigſten Empfindung, — ſo weit dies irdiſch möglich iſt, — einen bezeichnenden Ausdruck leiht, und dem tiefſten Gedanken ein Gewand, das ihn klar herausſtellt und nach innen erweitert, — mit einer Stiefmutterſprache zu behelfen, deren glatter Oberflächlichkeit ſich unſere innerſte Seele doch nie recht anzuſchmiegen vermag, und in welcher der deutſche Charakter und Geiſt ſich doch nur, — wie ein an großartige Natur gewöhnter Menſch in einem Salon, — unheimathlich, und in ihrer heiligſten Eigenthümlichkeit gefeſſelt, bewegen können.

„Doch ihr wollt einen Abriß meiner Jugendzeit und nicht die Betrachtungen einer alten Dame, und in meiner Mittheilung fortfahrend, iſt es Zeit zu erwähnen, daß neunjährige Trennung mir das Andenken meines Bruders ſehr entfremdet hatte; — er war um ſechs Jahre älter als ich, und als des Vaters, — Liebling will ich nicht ſagen, denn Liebe war meinem armen Vater ein fremdes Gebiet, — Günſtling, als der Erbe ſeines Namens, immer ein wenig hochfahrend gegen die Kleine, nur von der kaum gekannten, engelgleichen Mutter geliebte Schweſter geweſen. Kein Gruß war mir von ihm zu Theil geworden, — doch wahrſcheinlich nur, weil mein Vater, der mich von all ſeinen Intereſſen ausſchloß, ihn mir niemals ausrichtete. — So dachte ich ſeiner wenig, hatte nur zufällig vernommen, daß er ein berühmtes Cadettenhaus, in welches er vor mehreren Jahren gebracht worden, mit Offiziersrang verlaſſen, und wenn ſeither das Bild des ſchönen, lebhaften Knaben in mir aufſtieg, dann trieb der Gedanke, vielleicht auch von ihm nicht geliebt zu ſein, Thränen in mein Auge, und ich konnte mich ſogar, — ſo war ich durch die Kälte meiner Umgebung entmuthigt, — vor dem Augenblick, der ihn einſt zu uns zurückbringen würde, fürchten, konnte fürchten er werde mir dann fremd begegnen."

„Doch es kam Alles ſo ganz anders. — Meine Stiefmutter wurde im Anfang des Sommers durch Familienangelegenheiten, durch die glänzende Vermählung einer Nichte, zu einer Reiſe in die Heimath veranlaßt; die Bonne — der ich ohnehin längſt entwachſen war — begleitete ſie, der Vater war viel auf der Jagd, und im Schloſſe eine wüſte Unordnung und Oede, die mir wehe that, und mich mit einem Gefühle von Alleinſtehen durchdrang, das ich ſelbſt dem kalten, bannenden Weſen Catharinas gegenüber, kaum jemals ſchmerzlicher empfunden hatte. Ordnungsliebe und Schönheitsſinn waren mir als Erbtheil meiner armen Mutter überkommen, und ich litt von jeder Vernachläſſigung, der mein Auge begegnete, ohne doch den Muth faſſen zu können, helfend einzugreifen, und vom Vater die Erlaubniß wenigſtens für ihn ſorgen zu dürfen, zu erbitten; — ich war gar zu verſchüchtert, fürchtete ausgelacht zu werden und hören zu müſſen, auf meinen „ſentimentalen Reiſen durch Wald und Flur hätte ich ſchwerlich Hauswirthſchaft gelernt." — Er wußte ja nicht, daß ein vertrauter Umgang mit der Natur auf Fleiß und Treue hinweiſt, und daß ich mit Fleiß und Treue, — ſo fremd ich auch in ſolchen Dingen war, — gewiß beſſere Sorge für Alles getragen hätte, als die durch ſeinen Stolz und die Strenge ſeiner Gemahlin verbitterten Dienſtboten es jetzt, wo ſie ordentlicher Aufſicht entbehrten, zu thun bemüht waren."

„Traurig ſaß ich eines regnigten Morgens in meinem Zimmer, als die Thüre aufging und mein Vater hereintrat. Vor einer Geiſtererſcheinung hätte ich nicht mehr erbeben können, und nicht freudiger, denn noch nie hatte er dieſe Schwelle betreten, und er betrat ſie freundlich, einen Brief in der Hand, den er mir hinbot, mir, die ich noch nie einen Brief bekommen hatte."

„„Von Arthur,"" rief er mir zu, und mein Erröthen und Erblaſſen, die Freudenthränen, die mir unwillkührlich in die Augen traten, rührten ihn doch."

„„Närriſches Kind,"" ſagte er, und fuhr mir mit der Hand über den Scheitel, und wußte und ahnte nicht, wie dieſe Berührung — anderen Kindern ſo gewohnt — mich, die des Vaters Hand niemals liebkoſend, nur ein paar Mal, um mich mit einem Schlag für irgend etwas ihm Mißfälliges zu beſtrafen, berührt hatte — mit heiligem Schauer durchbebte. „„Närriſches Kind, was wirſt Du erſt machen, wenn er nun kommt?""

„„Kommt? — Arthur kommt?"" —

„„Ja, der Herr Lieutenant Graf von Reiſogg haben uns dieſe Ehre zugedacht, doch dies magſt Du nachher, in dieſem Briefe hier, ausführlich leſen, und recht begreifen lernen,"" lautete die heitere Antwort, von der ich keine Sylbe vergeſſen habe, „„jetzt drängt die Zeit, und ich will nur hören, ob mein kleines Töchterchen wohl zu Etwas zu brauchen wäre?!"" —

„Ich ſah ihn mit Augen an, aus welchen ihm wenigſtens der gute Wille, mich von ihm brauchen zu laſſen, in heller, dankbarer Freude entgegenblitzte, und nach einem raſchen, kurzen Examen, das ich zu ſeiner Zufriedenheit beſtand, gab er mir Erlaubniß, in Abweſenheit der Mutter Sorge zu tragen, daß Alles zu Arthurs und eines ihn begleitenden Freundes Aufnahme geordnet werde. — So verließ er mich; — ich aber war wie trunken von all' den ſeligen Eindrücken, die mein ſchüchternes Herz ſo unvorbereitet empfangen hatte. Mein Vater war bei mir geweſen, hatte freundlich mit mir geſprochen, ſeine Hand hatte liebreich mein glückliches Haupt berührt, er hatte mir Vertrauen bewieſen; — und dazu dieſer Brief, deſſen Inhalt mit der warmen, innigen, mir an Andern ſo ungewohnten Sprache meines eigenen Herzens mir zur Seele ſprach, und der auch meiner mit Freundlichkeit Erwähnung that, — es war zu viel Glück auf einmal, und der Vater hatte wohl Recht: „„begreifen lernen"" mußte ich es erſt. Doch nahm ich mich zuſammen, und ging, vergnügt wie ein Kind und ſtolz wie eine Königin, an die Ausführung meines Auftrags; die Dienſtboten liebten mich, und erfüllten willig, von meiner leuchtenden Freude angeſteckt, die bittenden Befehle, die mein des Herrſchens ungewohnter Mund ihnen ertheilte, und weit früher, als mein Vater feſtgeſetzt, konnte ich ihm ſagen, daß Alles nach ſeinen Wünſchen geſchehen. Ich hatte mich ſo gefreut, ihm die Zimmer zu zeigen, in welchen ich jede mögliche Erinnerung an Arthurs Kindheit angebracht, und deren eigenthümliche Ausſchmückung, — die indeß ſchwerlich vor Catharinas Augen Gnade gefunden hätte, weil Jene Blumen und Bilder als etwas „„Bürgerliches"" und „„Sentimentales"" verſchmähte, und wohl eher den Stammbaum ſeiner Familie, als — wie ich gethan — im großen vollen Mooskranz das Portrait unſerer Mutter über des jungen Majoratsherrn Bett gehängt hätte, — mir in dieſem Augenblicke noch lebhaft vorſchwebt. Der Vater verlangte aber nichts zu ſehen; die gute Stimmung, in der er mich neulich aufgeſucht, war vorbei; finſterer Mißmuth lag auf ſeiner Stirne, und mir war, als hätte ſein Blick heute etwas Feindliches für mich. Ach zum Grame, wenn auch nicht zum Zorn, hatte er, wie ich zufällig erfuhr, wohl Urſache, denn ein Bekannter aus der Reſidenz hatte ihm vorbereitend die Nachricht gegeben, — welche der zartſinnige Sohn verſchwiegen, — daß Arthur leidend, bedenklich leidend ſei, und die Aerzte ihm Luft der Heimath und Ruhe und Pflege im Kreis der Seinen, wohin ſein beſter Freund, Hermann Leuhof, ihn nun begleite, als Heilmittel verordnet hätten. Mein unglücklicher Vater! — Der Sohn war ſeinem Herzen wohl etwas, aber die finſtere Sorge, der kalte, Gott herausfordernde Schmerz, der ſich ſeiner beim Gedanken: Arthur wäre ſterblich, bemächtigte, galt dem männlichen Zweige ſeines alten Stammes, dem Erben ſeiner Güter, auf dem ſein Name ruhte, allein. — Ich erfuhr jedoch damals noch nichts von der Gefahr, in der mein Bruder ſchweben ſollte, und deren Kenntniß mein Vater wie eine Schande verbarg, und über die Nachricht, daß der liebe Erwartete leidend ſei, half mir die Hoffnung, er werde ſich ſchnell und ganz bei uns erholen, leicht hinweg, ja die Ausſicht, für ſeine Pflege ſorgen, ihm Wunſch und Bedürfniß an den Augen abſehen zu dürfen, — der feine Egoismus der Güte, — miſchte ſogar etwas Freudiges in mein Bedauern. Wohlthuen, erfreuen zu können, war ja mein Lebenswunſch, dem, — arm und hülflos wie meine Kindheit war, — ach ſo ſelten Gewährung lächelte, obgleich man mir, wie ich ſchon durch die Bonne erfahren, die Freude gebend, zu erfreuen wohl hatte geſtatten können, da ich — waren auch die Güter meines Vaters Mannlehen, an das ich keine Berechtigung hatte, — von Seiten meiner Mutter ein reiches Erbe beſitzen ſollte.“ —

„Der Tag des Wiederſehens war vorüber; ich hatte in den Armen meines Bruders geweint, und weinte nun in meinem ſtillen Zimmer, denn Arthur war wohl ſehr krank! Ach er glich dem blühenden Knaben, der uns einſt verlaſſen, nicht mehr; die hohe Jünglingsgeſtalt war hager und vorgebeugt, das edle Geſicht bleich und verfallen, die ſcharf gezeichnete Roſe auf ſeinen Wangen nicht die der Geſundheit, und der wunderbare Glanz ſeines tiefblauen Auges ſchon der Abglanz einer Verklärung, der ſeine reich begabte Seele ſich unter den groß und ſtill getragenen Leiden einer langwierigen Krankheit entgegenläuterte. Ich weiß nicht wie, — aber als er mich ſo zärtlich in ſeine Arme ſchloß, als der Ausdruck einer Innigkeit, auf die ich für mich von keinem Menſchen in meiner Verzagtheit gerechnet hatte, mich aus ſeinen ſeelenvollen Blicken wie der Geiſt meiner Mutter, wie die wahr gewordene Seligkeit meiner entzückendſten Träume, mich begrüßte, wußte ich beſtimmt und klar, daß wir dieſen Engel verlieren würden. — Er jedoch war heiter, täuſchte ſich zwar — wie ich bald gewahrte — nicht nach der gewöhnlichen Art ſolcher Kranken über ſeinen Zuſtand, aber ſuchte in ſeiner ſelbſtloſen Güte ſo lang als möglich uns Andere über die Gefahr deſſelben zu täuſchen, und bei meinem Vater gelang es eine Weile ſo ziemlich. Doch als es nicht mehr möglich war, machte der Schmerz, der den unglücklichen Mann milder hätte machen ſollen, ihn härter und verſchloſſener als er je zuvor geweſen; er floh den Anblick ſeines Sohnes, — in deſſen Nähe er Erhebung und Freude hätte finden müſſen, weil der Paradieſesfriede jener kranken Bruſt ſich unwillkührlich Allen mittheilte, die ihn umgaben, — und brachte ſich ſo um den wirkſamſten Troſt, um einen ſicheren Stern für die Dunkelheit der nächſten Zukunft! — Uns aber begannen ſchöne Tage, mir vor Allen; — denn mich, deren Weſen, deren Sehnſucht nach Liebe ſeine gott-erfüllte Seele ſo gut begriff, zog Arthur ganz an ſein Herz; es war als wolle er mir erſetzen, was ich ſo lange entbehrt und wonach ich ſo lange geſchmachtet, als wolle er mir im Voraus Balſam geben für die Wunden, die mir ſein Tod und die das Leben mir noch ſchlagen werden. Und in der That ſind mir jene Stunden, iſt mir jener milde, unter Thränen lächelnde Vorfrühling meines Herzens mehr als der kurze Glanzpunkt ſeines vollen Lenzes für immerdar zur grünſten, heiligſten Oaſe geworden in den Sandſteppen des inneren Entbehrens, weil ſo viel Hinweiſung auf das Unvergängliche darin athmete, und auf den geheimnißvollen Mai, der den irdiſch zerſtörten vergüten ſoll, deſſen Blüthen, Blüthen der ewigen Liebe, deſſen Bäche, Waſſer des Lebens ſind.“ —

(Fortſetzung folgt.)

Die elſäſſiſch-römiſchen Pilgrime.

„Die Hermeſianer, nämlich die Profeſſoren Braun und Elvenich,“ — ſo wird unterm 7. d. M. von Rom aus geſchrieben, — „welche hier auf de Lamennais u. Lacordaire gefolgt, und in wenigen Tagen — (unverrichteter Sache) — abreiſen werden, — ſind nun von Prof. Bautain und ſeinem Schüler Abbé de Bonnechoſe aus Strasburg abgelöſt worden. Dieſe haben nämlich den Streit, den ſie ſeit mehreren Jahren mit ihrem Biſchof führen, — nun ebenfalls bei dem Papſte anhängig gemacht.“ —

Bei der lebhaften Theilnahme, welche ſich neuerdings für die religiöſen Angelegenheiten kundgegeben, wird es unſeren Leſern erwünſcht ſeyn, wenn wir in der Kürze den Streitpunkt andeuten, welchen jetzt, wie es ſcheint, Hr. Bautain dem unfehlbar ſein ſollenden Römiſchen Stuhle zur Entſcheidung vorlegen will.

Herr Bautain, ſeit einer Reihe von Jahren Lehrer der Theologie zu Strasburg, hat ſich mit Entſchiedenheit der alten, folgerichtigen Kirchenlehre zugewendet, welche die Wiedergeburt aus dem verderbten Naturzuſtande durch Einwirkung göttlicher Gnade beginnen läßt, und die Anerkennung der göttlichen Offenbarungslehren für bedingt hält durch göttlich inſpirirten Glauben. Sein Biſchof hingegen, ein ehemaliger Oberoffizier der Napoleoniſchen Armee, hegt eine entſchiedene Vorliebe für das Raiſonniren, und kämpft nun ſchon ſeit länger als fünf Jahren im Dienſte des natürlichen Menſchenverſtandes gegen Hrn. Bautain. Dieſer letztere hat einen großen Anhang gewonnen; jener aber bedient ſich ſeines Hirtenſtabes, um dieſes feindliche Heer zu Paaren zu treiben. Unterm 19. Nov. 1835 hatte er bereits ein Sieges-Bulletin ausgehen laſſen, in welchem er ſeinen Diözeſanen verkündigte, die Hrn. Bautain, Carl, Goſchler, Ratisbonne, de Regny, de Bonnechoſe, Mertian, Gratry, J. Lewel und R. Lewel, ſchloſſen ſich mit Geiſt und Herz dem erſten Hirten ihrer Diözeſe, als dem Mittelpunkte der Einheit, an, — und pflichteten nun folgenden ſechs Sätzen bei:

1) Das Raiſonnement kann mit Gewißheit das Daſein Gottes beweiſen, — der Glaube, ein Geſchenk des Himmels, iſt ein Späteres als die Offenbarung; man kann alſo nicht füglich gegen einen Atheiſten ſich auf den Glauben berufen.

2) Die moſaiſche Offenbarung wird mit Gewißheit durch die mündliche und ſchriftliche Ueberlieferung der Synagoge und des Chriſtenthumes bewieſen.

3) Der Beweis der chriſtlichen Offenbarung, der aus den Wundern Chriſti geſchöpft wird, hat — Nichts von ſeiner Kraft und ſeinem Glanz verloren. Wir finden dieſen Beweis in der mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferung aller Chriſten; durch dieſe doppelte Ueberlieferung müſſen wir die chriſtl. Offenbarung denjenigen beweiſen, die ſie verwerfen, oder die, ohne ſie noch zuzulaſſen, nach ihr verlangen.

4) Man hat nicht das Recht, von einem Ungläubigen zu erwarten, daß er die Auferſtehung Chriſti annehme, bevor man ihm nicht zuverläſſige Beweiſe geliefert, und dieſe Beweiſe werden aus der nämlichen Ueberlieferung durch das Raiſonnement abgeleitet.

5) Der Gebrauch der Vernunft geht dem Glauben voran, und führet den Menſchen zu ihm hin durch die Offenbarung und die Gnade.

6) Die Vernunft kann mit Gewißheit die Authentizität der Offenbarung erweiſen, die den Juden durch Moſes und den Chriſten durch Jeſum Chriſtum gegeben worden.

Es iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Sätze im Weſentlichen mit den Prinzipien des Hermes übereinſtimmen, welche unſeren Leſern in Nr. 256 u. 257 des v. J. dargelegt und durch das päpſtliche Dekret vom 26. Sept. 1835 als unkirchlich verworfen worden ſind. Ueberraſchen mußte es aber, daß Hr. de Bonnechoſe zu Anfang 1838 im Ami de la Religion erklärte: „er und ſeine Freunde hätten Nichts widerrufen“, und daß er im Namen des Hrn. Bautain im proteſtantiſchen Semeur die Verſicherung abgab, „daß ſie ſich den Propoſitionen des Hrn. Biſchofs durchaus nicht unterworfen, ſondern neue, von denſelben ganz verſchiedene Sätze aufgeſtellt hätten.“

Seitdem ſoll der Biſchof von Strasburg den Römiſchen Stuhl zur förmlichen Verdammung der gegneriſchen Lehrſätze zu veranlaſſen verſucht, bis jetzt aber nur ablehnende Antwort erhalten haben. Durch die zudringliche Appellation der Herren Bautain und de Bonnechoſe an die päpſtliche Unfehlbarkeit wird dieſe ſich nun in keiner geringen Verlegenheit befinden. Als Biſchof der Biſchöfe durfte doch der Papſt die ſechs Lehrſätze des Biſchofs von Strasburg nicht ignoriren, die zwei Monate nach dem Dekrete aufgeſtellt worden, welches die Schriften des Hermes verdammt hatte, weil derſelbe „den von den Lehrern der Kirche von jeher betretenen königlichen Weg verlaſſend, — die Vernunft (die Franzoſen nennen ſie raison und ihre Thätigkeit raisonnement) als Hauptnorm und einziges Mittel hingeſtellt, durch welche der Menſch zur Erkenntniß übernatürlicher Wahrheiten gelangen könne.“ Jenen biſchöflichen Lehrſätzen zufolge ſollte aber Alles, was weſentlich zur Religion gehört: das Daſein Gottes, die Offenbarung und die Authenticität der Ueberlieferung durch das Raiſonnement mit Gewißheit bewieſen werden können, wodurch dann von ſelbſt der blos inſpicirte Glaube völlig überflüſſig würde.

Wie iſt es nun gekommen, daß die Schriften des Hermes verdammt, die Lehrſätze des Herrn Biſchofs von Strasburg ohne Cenſur geblieben ſind?

Rom wird auf dieſe Frage jetzt antworten müſſen, worüber dann in der Folge berichtet werden ſoll. — C.

Feuilleton.

⁂ Preßfreiheit. — Der Fränk. Merkur vom 20. d. M. enthält einen trefflich geſchriebenen Artikel über »Preußens Stellung zum deutſchen Zollverein«, aus welchem wir Einiges hier anzuführen uns erlauben. »Man würde,« heißt es dort, »den Zollverein von einem zu niedrigen Standpunkt auffaſſen, wenn man glaubte, daß er nur zu der möglichſt größten materiellen Entwickelung beſtimmt ſei... Die Materie iſt nicht ohne den Geiſt, nur von dem Letzteren gehet jede Bewegung aus. Jede Hemmung, die nicht von der Natur der Sache geboten wird, iſt eine wahre Sünde wider den heiligen Geiſt,« — (doch nur, wenn das Geiſtwidrige ſolcher Hemmung zum Bewußtſein gekommen)... »Hier kommt noch hinzu, daß alle andere Mitglieder des deutſchen Zollvereins ſich in dem Beſitze eines öffentlichen Staatenlebens befinden. Die größte Kraft wird der deutſche Zollverein erſt dann entwickeln können, wenn alle Mitglieder in ihren Inſtitutionen ſich vollkommen ausgeglichen haben. Das Charakteriſtiſche der neueren Geſchichte iſt das unverkennbare Streben nach Oeffentlichkeit, welches ſich in verſchiedenen Formen ausſpricht. Das Repräſentativſyſtem iſt nur ein Theil des neueren öffentlichen Lebens, und genügt in keiner Art, wenn es für ſich allein iſolirt daſteht. Die Ständeverſammlungen des Mittelalters ſchloſſen in ſich viel größere Vorrechte, als die der neueren Zeit, — und doch gingen ſie meiſtens unter, oder vermochten nicht, das Glück der Völker dauernd zu begründen, weil ſie von einem öffentlichen nationalen Leben nicht getragen und belebt wurden. Soll ſich das Letztere nach und nach entwickeln, ſo muß die Preſſe in Anſehung der inneren Angelegenheiten freigegeben werden. Dadurch würde nicht allein das Geſetz über das geiſtige Eigenthum eine nothwendige und natürliche Ergänzung erhalten, ſondern aus einem ſolchen freien Zuſtande ſich von ſelbſt eine kräftige Kontrole, die den Staat nichts koſtete, gegen alle Geſetzübertretungen bilden. Der jetzige Zuſtand, wo nicht einmal eine wahre und erwieſene Thatſache ohne Strafe veröffentlicht werden darf, iſt in den neueren europ. Staaten ohne große Nachtheile und Gefahren nicht mehr haltbar. Wenn aber eine graduelle Ausgleichung mit den übrigen Staaten des deutſchen Zollvereins nothwendig und heilſam erſcheint, wenn es erwieſen iſt, daß die preuß. Staatsangehörigen auf einer eben ſo hohen Kulturſtufe ſtehen, ſo iſt kein zureichender Grund vorhanden, ihnen die Preßfreiheit über innere Angelegenheiten, die 10 Millionen ihrer nächſten Brüder beſitzen, noch länger vorzuenthalten.« —

⁂ Unter der lächerlichen Ueberſchrift: *Moeurs républicaines*, liefert das Journal de Francfort vom 21. d. M. folgenden Artikel: »Nachfolgendes iſt das Programm einer zum Beneſiz der Miſtriß Karl, Schauſpielerin am Theater zu Cincinnati in den Ver. Staaten gegebenen Vorſtellung: »Jeder Zuſchauer wird beim Eintritt einen köſtlichen Kuchen erhalten, gefertigt aus Welſchkornmehl, Mandeln und Honig. Diejenigen, welche Durſt haben ſollten, finden im Foyer Bordeaux-Wein, um ſich zu erfriſchen. Die Familienmütter, welche der Vorſtellung mit wenigſtens drei Kindern beiwohnen, erhalten eine Eintrittskarte für den Sonntag im Garten des Orno. Die Familienväter, welche mit gleicher Anzahl von Kindern kommen, erhalten eine Pfeife mit dem Bildniſſe Waſhington's, des Stifters der Union. Nichts iſt verſäumt worden, damit die Stücke, welche gegeben werden, dem Geſchmacke des Publikums entſprechen. Man gibt die Details davon nicht, um die Zuſchauer um ſo beſſer zu überraſchen. Nach allem Dieſem gibt es eine große Landhausſcene, die vorzüglich den Pächtern der Indiana, des Ohio und des Kentucky gewidmet iſt, beſtehend in der Ausſtellung eines prächtigen Parks, begleitet von einem Kalb, welche in einer Lotterie ausgeſpielt werden. Die Looſe werden von Miſtriß Karl, im Coſtume des Plutus, gezogen. Man wird von dem Kalbe nichts zu fürchten haben, wenn es von ſeiner Mutter entfernt wird, es iſt ſchon ſeit mehreren Tagen entwöhnt.«

⁂ Von Dahlmann iſt ſo eben eine Broſchüre: »die Proteſtation und Entlaſſung der ſieben Göttinger Profeſſoren« bei Weidmann in Leipzig erſchienen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 76. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 29. März.

Die alten Jungfern.

(Fortſetzung.)

„Im Umgang mit unſeren lieben Gäſten — die faſt nur die meinen waren — erſchloß ſich mir, ohne daß ſie meiner merkwürdigen Ignoranz durch eigentlichen Unterricht in irgend Etwas zu Hülfe kamen, ein neues inneres Reich, und ich lernte, — wie ich früher ſo Manches, was die Welt nicht lehrt, gläubig und kindlich und mir faſt unbewußt, nach Jenem lauſchend, gelernt hatte, — nun unendlich Viel, indem ich eben auch gläubig und kindlich und auch faſt mir unbewußt, auf die Geſpräche der beiden Jünglinge merkte, die in ſchöner Begeiſterung die heiligſten Intereſſen der Menſchheit und die verſchiedenſten Zweige des Wiſſens berührten. Was für der Unſterblichkeit werthe Gedanken ſprach der blaſſe Mund meines edeln Bruders, wie viel ſprudelnder Witz, wie viel großartiger Ernſt, welche Perlenfülle des Gemüths wurde unter den verbrüderten Seelen jener ſeltenen Freunde ausgetauſcht in kunſtloſer, erquickender Rede! — Und wie die geheimnißvollen Stimmen des Weltgerichts in der Natur, denen meine iſolirte Kindheit mich befreundet, meine Phantaſie bis zur Gefahr beſchwingt, und die Tropenländer eines unendlichen Traumgebietes mitten in den beſchränkten Kreis meiner ſtarren Umgebung gezaubert hatten, ſo entfalteten jetzt die Stimmen Arthur's und ſeines jungen Freundes — jene ungezügelt geſchäftige Phantaſie wohlthätig dämmend und klärend — meinen andächtig lauſchenden Geiſt.“

„Fragſt Du, liebe Sophie, wie mir Dein Hermann damals erſchien? — Lange hielt eine tiefe Scheu vor ſeinem ſtolzen Auge mich ab, das meine prüfend, — wie die Blicke ſich ſelbſt erziehender Kinder meiſtens ſind, — auf ihm ruhen zu laſſen, und er war für mich nur da, weil er es für Arthur war, zu dem er gleichſam gehörte, ſo wie auch er mich, das unbedeutende und in ſeiner Gegenwart ſo ſtille Mädchen (denn nur, wenn ich mit meinem Bruder allein war, öffnete ſich muthig und ganz mein Herz und die ſo leicht verſchüchterte Lippe) das ganz noch ein Kind zu ſein ſchien, nur als Arthur's Schweſter freundlich und dennoch, in ſeiner etwas ignorirenden Weiſe, nur *herablaſſend* beachtete. Anfangs demüthigte mich dies, und meine kleine Eitelkeit — vielleicht auch etwas Tieferes und Beſſeres in mir — litt daran und veranlaßte ein noch ſtilleres mich in mich Zurückziehen, aber nach und nach zog jener eigenthümliche Geiſt, in welchem ſtolze Kraft und Milde, flammendes Gefühl und ſchöpferiſche Ruhe, Haß, Spott, Menſchenverachtung und die großartigſte, opferfähigſte Menſchenliebe ihr wunderbares Farbenſpiel trieben, meine ganze volle Seele ihren heiligſten Verpflichtungen nach, die der herrliche Jüngling, durch die Treue mit der er unſeren Kranken umfaßte, und die ihn, ihm gegenüber, ſanft und hingebend machte, wie ein liebendes Weib, ganz und für immer an ſich gezogen hatte, und ich liebte ihn, ungeahnet von ihm und mir; — doch ſollt' ich es bald in Schmerzen erfahren.“ —

„Daß die ängſtigend auf die Spitze geſtellte Reizbarkeit ſeines Ehrgefühls Folge eines frühen Unglücks war, hatte Arthur mir in einer einſamen Stunde auf meine errathende Frage vertraut. Hermann's Vater — aus einer armen Familie und Offizier, aber arm — hatte ſich einer die Uniform befleckenden Gemeinheit ſchuldig gemacht, und früh durch Selbſtmord geendet;

die Mutter war früher geſtorben. — Dem Knaben, der allein und hülflos zurückblieb, und der durch Protection des Fürſten, — aber gegen die Wünſche des damaligen Befehlshaber der Anſtalt, der ein niedrig denkender Mann, perſönlich von dem unglücklichen Leuhof einſt beleidigt worden, — in jenes Cadettenhaus kam, waren dieſe Umſtände kein Geheimniß geblieben, und manche ſchonungsloſe Aeußerung nicht erſpart worden; ja, er wurde nun, wie es hieß, um das böſe Blut, was ihm vom Vater überkommen, auszutreiben, oft insgeheim mit einer Strenge behandelt, die der beſte Weg war, ihm böſes Blut zu machen und ſein Ehrgefühl zu ertödten oder zur Saat der gehäßigſten Gefühle zu machen. Aber die großartige Redlichkeit des Knaben widerſtand ſelbſt dem Einfluß ſolcher Mißhandlung; er blieb gut — aber er war verſchloſſen und unglücklich im Alter harmloſer Offenheit und des Glücks, und der Eindruck der erfahrenen Kränkung blieb tief und unverlöſchlich in ſeinem Gemüthe. Arthur — den auch ein eigenes Geſchick ſeit ſeiner Entfernung vom Vaterhaus ſo wunderbar entwickelt — kam gerade zur rechten Zeit, um durch ſein Verſtändniß die flammende Seele des furchtbar allein ſtehenden Knaben vor Erſtarrung zu ſchützen. Am Herzen des für ihn geſchaffenen ſanften Freundes weinte ſein ſtolzes Auge die erſte Klage und ſchöpfte er den mächtigſten Balſam für ſeine arme, gequälte Seele, die nun erſt jung und freudig wurde, aber der Durſt nach Rache für die ſeiner Kindheit angethane Schmach, — wie Rache mit einem ſolchen Charakter vereinbar, — d. h., der Durſt nach Thaten, die den Namen, den ſein beklagenswerther Vater verdunkelt, wieder glänzen machen ſollten in der Welt, Sehnſucht nach Freiheit und Größe, Haß aller Beſchränkung und Ungerechtigkeit, blieben die Leidenſchaften ſeiner außerordentlichen Seele."

„Catharina war durch Verhältniſſe, die nicht in das Intereſſe dieſer Mittheilung gehören, noch immer in ihrer Heimath feſtgehalten, und ihre Theilnahme für den ihr faſt fremden Sohn ihres Gatten nicht mächtig genug, um ihr ein ſich dort Losreißen zu gebieten. Ach wir erſehnten ihre Rückkehr nicht. Wir lebten an dem Sterbebette meines Arthur — denn ſo mußte ich das Krankenlager, auf das er ſeit Anfang des Herbſtes gebannt war, wohl nennen, — ein Leben voll höherer Weihe. Wir liebten uns ſo mit ſüßem vollen Bewußtſein, er und ich, und er und ſein Freund; und wäre der Tod mir nicht von jeher vertraut geweſen und theuer, er würde es mir durch meinen ſcheidenden Bruder — den ich doch mit tauſend Schmerzen verlor, und der doch ein Daſein voll heiterer Verheißung und reich geſchmückt mit Dem was die Welt gern Glück nennt, hinter ſich ließ — geworden ſein, der fromm wie Hiob und weiſe wie Sokrates, — anſpruchslos, gut und freundlich bis zum letzten Athemzuge, — hinüberlitt, und mir war oft, als müſſe ich meinen armen Vater in den Kreis unſeres Friedens hereinziehen können. — Er aber floh das Krankenzimmer und Arthur verzieh es ihm gern; ſein milder, klarer Geiſt begriff zu wohl, wie viel verhüllte Theilnahme, wie viel Unglück und Qual gerade in dieſer anſcheinenden Gleichgültigkeit und Härte lag, und wie viel unwillkührliches Grauen — des tiefſten Mitleids werth, — für Menſchen, denen jenſeits der dunkeln Grenze dieſes Daſeins nicht die blaue, ſternhelle Weite einer beſſeren Welt ſich ausſpannt, in einem Memento mori liegt. Denn freilich — der Tod iſt kalt; — es gehört eine ſtarke, gläubig glühende Liebe dazu, ſeine finſtere Geſtalt zu einem hellen Lebensbilde ſich zu erwärmen, und des unglücklichen Vaters Gemüth war leider nicht der Heerd ſolcher Liebe. Ihm hätte ich recht überzeugend zuſingen mögen:

Was ſchreckt es Dich, das dunkel iſt und tief,
Das kühle Bett, worin der Leib einſt modert?
Da doch der Funke, den der Herr erief,
Als Sonnenſtrahl zur Himmelshöhe lodert?
Die Seele ſieht des Grabes Schrecken nicht,
Sie flammt empor, — ein gottgeruf'nes Licht.

Und auch das Grab iſt ſchön; — wer nur vertraut,
Und nach der Höhe blickt mit frommem Geiſt,
Dem iſt die Tiefe blumenüberthaut,
Die Ruhe einſt dem müden Leib verheißt.
Die dunkle Straße führt zur hellen Stadt,
Die Wohnungen für alle Guten hat.

Wer fromm vertraut, dem iſt der ſtille Grund
Der grüne Schrank des abgeſtreiften Kleids,
Der göttlichen Verheißung ſanfter Mund,
Der ſchöne Zielpunkt alles Erdenleids.
Drum unverzagt, — es bringt das dunkle Boot
Durch Nacht zum Licht, zum Leben durch den Tod. *)

„So kam das Ende des Octobers herbei. Hermann hatte ſeinen Urlaub auf unbeſtimmte Zeit verlängern laſſen, weil er ſeinem ſterbenden Freunde zugeſagt, treu bei ihm auszuhalten, bis wir ihm die täglich ſchwerer werdenden Augen ſchlößen, die, — wir konnten es uns nicht verhehlen, und der junge Arzt, der uns beiſtand, beſtätigte es in traurigem Schweigen, — uns nicht lange mehr ſtrahlen ſollten, und die jetzt für die kleinſte Dienſtleiſtung ſo rührend den Segen der engelgleichſten Dankbarkeit leuchteten. Da brachte ein trüber, ſtürmiſcher Morgen die Nachricht von der Ankunft Catharina's und die nächſte Woche ſie ſelbſt. Ungetrübt ſollte auch die Heiligkeit unſeres Schmerzes nicht bleiben."

(Fortſetzung folgt.)

Schloſſer's Geſchichte

des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturze des franzöſiſchen Kaiſerreichs,

mit beſonderer Rückſicht auf geiſtige Bildung.

Dieſes Werk, von welchem bis jetzt 2 Bände erſchienen ſind, iſt zu den bedeutendſten Erſcheinungen im Fache der Geſchichte

---

*) Dieſe Strophen ſind in einer früher erſchienenen kleinen Sammlung bereits abgedruckt, und obgleich ich wohl weiß, daß jene armen Verſuche wenig geleſen und längſt wieder vergeſſen ſein werden, bitte ich doch den Leſer, der zufällig darum wiſſen ſollte, mir es nicht zu mißdeuten, daß ich die Verſe hier nochmals auftiſche. Ich ſchrieb ſie, wie ſie mir bei obiger Stelle einfielen, unwillkürlich hin, und mag ſie nun nicht wieder ausſtreichen.
Anmerk. der Verfaſſerin.

zu zählen, und wieviel Vorzügliches auch in dieſen Studien gegenwärtig geleiſtet wird, dennoch übertrifft keine der jüngſt erſchienenen hiſtoriſchen Schriften dieſe an Wichtigkeit. Unſere gegenwärtige Epoche läßt ſich durchaus nicht richtig auffaſſen ohne ein tiefes Eindringen in die Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts und ein klares Verſtändniß derſelben, und da Schloſſer dieſes durch obengenanntes Buch in einem weit größeren Maße als irgend ein Andrer unſerer Zeitgenoſſen erleichtert und auf das Weſentlichſte gefördert hat, ſo muß die Wichtigkeit dieſer Schrift anerkannt werden. Wiewohl die gegenwärtige Epoche von Schloſſer nicht dargeſtellt werden wird, ſo gibt er doch ſeine Anſicht darüber deutlich zu erkennen, und ſtimmt mit den Männern, welche ernſte Studien befähigt haben zu einem Urtheil, darin überein, daß eine beſſere Geſtaltung der Menſchheit über ſeinem Lebensziele hinausliegen möge. Neben ſolcher auf reife Studien gegründeten Einſicht iſt es nicht wenig komiſch, wenn alte romantiſche Laubfröſche, deren Grün erbärmlich abgeſtoßen iſt, ihr kleines literariſches Himmelsleiterchen hinaufhüpfen und ſtets gutes Wetter prophezeien, ſo oft ein paar literariſche oder politiſche Mücken oder Grillen herumſchwärmen, oder wenn die Amphibien der Seichtigkeit an dem Sumpfe der Gegenwart auffahren, ſo oft ſich ein Dunſt als Irrlicht entzündet, und dieſem als einem glänzenden Hoffnungsſtern ihre breiten Lobwaſſerſchen Pſalmen anſtimmen. Schloſſer klagt aber nicht weichlich, denn dazu iſt er zu kräftig, ſpricht jedoch gegen alle republikaniſche Jugendträume unumwunden aus, was jeder Kenner der Geſchichte ausſprechen muß, daß Zuſtände wie die jetzigen der Monarchen bedürfen, ſo daß es gegenwärtig ganz kindiſch iſt den monarchiſchen Staaten anzurathen, ſich in Republiken umzuwandeln. Den ſchlagendſten Beweis dafür liefert das beſte franzöſiſche Parteiblatt, der National, welcher ſich nicht getraut, die Franzoſen für eine Republik zu ſtimmen durch das bloße Anpreiſen ihrer Einrichtungen, ſondern die Leidenſchaften der Eitelkeit und Habgierde, durch ſtetes Hinweiſen auf Eroberungen, zu Hülfe nehmen zu müſſen glaubt. Doch kommen wir auf Schloſſers Schilderung des achtzehnten Jahrhunderts zurück, und fragen zuerſt, ob er dieſe Zeit unparteiiſch dargeſtellt habe, da es gegenwärtig, wo wir noch ſo vielfach mit derſelben zuſammenhängen, ſo leicht geſchehen kann, daß aufgeregte Gefühle unſere Anſicht befangen. Wer unter Unparteilichkeit Charakterloſigkeit verſteht, was nicht allzu ſelten vorkommt, findet ſie nicht bei Schloſſer, da er durchaus in einem Grade, welcher den Charakterloſen ſchonungslos erſcheinen muß, für das Sittliche in die Schranken tritt, und das Unſittliche und Verderbliche nachweiſt, mag es ſich finden, wo es nur wolle. Setzt man aber die Parteilichkeit in leidenſchaftliche Verblendung und Sophiſtik für eine Partei, ſo iſt Schloſſer im höchſten Grade unparteiiſch, denn grade gegen alle Verdrehungen, Accomodationen, Sophiſtereien und gegen ſcholaſtiſche Spitzfündigkeiten finden wir ihn ſtets eben ſo freimüthig, als ſcharf ankämpfend. Zwar wollte man ihn auch, weil nun einmal alle Menſchen geſtempelt werden ſollten, einrangiren unter die Rationaliſten und proſaiſchen Menſchen, wie ſie es nennen, und Görres zuckte einſt das glühendgemachte Parteiwappen um es ihm einzubrennen, wo Rechtens, aber der Streich ging in die Luft. In der That iſt grade Schloſſer nichts weniger als ein proſaiſcher Philiſter, eine niederländiſche Natur, wie Görres in ſeinen ſcharfen Gegenſätzen meinte, denn der wirklichen Kunſt und Poeſie innig befreundet zu ſein, beweiſt er durch ſeine dargelegten Anſichten und ſeine Studien, welche durchaus nicht einſeitig ſind. Freilich allem Spuk und allen Phantaſtereien, welche ſich für die Poeſie ausgeben wollen, ohne es im mindeſten zu ſein, iſt bei ihm die Thüre faſt verſchloſſen. Während er ohne Wagner'ſche Apprehenſionen das Singen, Schreien, Kegelſchieben des wirklich fröhlichen Volks und den Jahrmarkt zu Plundersweilern erträgt, ſehen wir ihn fortlaufen, wann auf dem Wochenmarkt der Scholaſtik die plunderberliner Drehorgel das monotone

Hegelum Hegelei
Dudeldumdei

leiert, wie wir ihn bei jeder windigen Phraſeologie ſich entſchieden abwenden ſehen. Kurz: Schloſſer ſieht keine Geiſter, denn nur wo der Geiſt fehlt, ſtellen ſich die Geiſter ein, und wer nicht mit dem rechten Salze ſalzen kann, weil ſein Salz dumm geworden, ſtöbert Salpeter in dumpfen Kellergewölben auf, um ſein Daſein zu würzen. Schon ſeine Liebe zu Dante und ſein Eindringen in denſelben hätte abhalten ſollen, dieſen Mann mit ſeichten Aufklärern und proſaiſchen Polterern auf gleiche Linie ſtellen zu wollen. Soll etwas an Schloſſer getadelt werden, ſo findet ſich allerdings einiges, wenn auch nichts ſehr Weſentliches, und der ganze Tadel kann nur ſeine Darſtellungsart oder ſeinen Styl treffen. Er iſt zu wenig bemüht um einen kunſtreichen Vortrag der Geſchichte, womit nicht ein gekünſtelter und affektirter gemeint ſein ſoll, wie er uns zum öftern geboten wird, da es auch in der Geſchichte nicht an geſchraubten, eitel aufgeblähten Phraſen fehlt, mit welchen manches hiſtoriſche Pfauenmännchen Räder vor dem Publikum ſchlägt, nein, ich meine einen Vortrag, welcher die abzuhandelnde Geſchichtsepoche dem Leſer ſicher und beſtimmt gruppirt vor Augen ſtelle, ſo daß er ſie klar auffaſſen könne. Schloſſer ſchreibt aber manchmal ſo, daß er nur die Reſultate ſeiner tiefgehenden Studien gibt, ſo daß, wer nicht bereits anderweit Kenntniß des einen oder andern Theils der Geſchichte erworben hat, durch ihn nicht vollſtändig, ſo weit es nöthig iſt, belehrt wird. Als beſtimmtes Beiſpiel kann in vorliegender Schrift der Succeſſionskrieg gelten, welcher durchaus in der gegebenen Darſtellung unklar bleibt für Alle, denen ſein Entſtehen und Verlauf nicht bereits bekannt ſind. Daß Schloſſer in ſeinem Widerwillen gegen den ſogenannten blühenden Styl ſich ganz in ſeiner kräftigen Natürlichkeit gehen läßt, iſt zwar ſchätzbar, aber es wäre doch zu wünſchen, wenn manche Nachläſſigkeiten im Ausdruck, beſonders bei den Satzübergängen, vermieden wären. Auch daß er zuweilen durch Hinblicke auf die Gegenwart ſeine Darſtellung unterbricht, wie richtig auch immer ſolche kurze Andeutungen ſein mögen, ſchadet der Reinheit der Darſtellung, welche man bei ſo eminenten Leiſtungen und an Vorzügen ſo reichen Schriften, wie die Schloſſer'ſchen, nur ungern vermiſſen mag. Oft weiſt er, wo von Pietismus und andern Uebeln die Rede iſt, auf unſere jetzige Epoche hin, und ſo richtig auch ſeine Bemerkungen in dieſer Hinſicht ſind, ſo kann man doch nicht abſehen, warum ſie beſonders in der Kürze, welche keine Parallele verſchiedener Epochen durchführt, grade an den betreffenden Stellen angebracht ſind. Was nun gar den Pietismus angeht, ſo kann und darf man ſich nicht wundern, daß er jetzt graſſire, denn es kann ganz und gar nicht anders ſein, weil bei krankhaften Zuſtänden des geiſtigen Lebens und der Menſchengeſellſchaft das religiöſe Gebiet, und dies ſogar vor allen, ſtark afficirt werden muß, und je vielfacher dann die Miſchung iſt, wie denn im Pietismus die heterogenſten Elemente zuſammenfließen, um ſo widerlicher muß ſie ſich uns darſtellen. Darüber ſprechen hilft nichts, und die Kämpfer für Licht, wie ſie ſich nennen, dienen zu nichts, denn an Licht fehlt es nicht, ſondern an geſunder Luft, und die gewöhnlichen Lichtkämpfer, wie viel Windbeutel auch unter ihnen ſein mögen, vermögen dieſe nicht zu ſchaffen. Wer kann der Menſchheit Purganzen verſchreiben, welche dies oder jenes Uebel von ihr abtreiben? Wer helfen will, ſchaffe neue Ideen, die mit friſchem Lebensodem anwehen und mächtig ergreifen, oder laſſe gewaltige folgenreiche Ereigniſſe eintreten, welche der Anſchauung Großes bietend von den armſeligen Quackeleien ableiten. Daß ich dieſen Punkt berühre, geſchieht nur um zu ſagen, daß Schloſſer nicht zu dem gewöhnlichen Troß der Lichtkämpfer zu rechnen iſt, wann er gegen die

Pietiſten oder Aehnliche ſpricht, da ein ſo tüchtiger Geiſt ſich nicht in ſo kleine Verhältniſſe verlieren kann. Möchte die vorliegende Schrift nur die Wirkung hervorbringen, welche zu machen ſie fähig iſt, dann würde er mehr geleiſtet haben, als durch alle nur möglichen Kläffereien aller Kirchenzeitungen geleiſtet werden wird. Der Hauptvorzug übrigens dieſes Buches beſteht in der Nachweiſung der geiſtigen Entwickelung der Völker im achtzehnten Jahrhundert und dieſe iſt auf eine Weiſe gegeben, welche an tiefeindringendem Studium, Klarheit und Beſtimmtheit der Auffaſſung, deutlicher Auseinanderſetzung und richtiger Anwendung auf's höchſte zu preiſen iſt. Selbſt abſtruſe theologiſche Studien hat Schloſſer nicht geſcheut, wo es dem Zwecke der Schrift erſprießlich war, ſie anzuſtellen und ſo iſt der Geſchichte eine Literaturgeſchichte beigegeben, welche für dieſen Zeitraum unübertroffen iſt, wiewohl er mit ſtarker Ironie die Entwickelung des Geiſtes in Spanien von ſich gewieſen. Da das achtzehnte Jahrhundert durch die geiſtige Entwickelung den erſtarrten Formen entgegenarbeitete, und ſeine politiſche Geſchichte ohne jene durchaus nicht verſtanden werden kann, ſo leuchtet die Wichtigkeit des eingeſchlagenen Weges ein. Wie Freimüthigkeit Schloſſern überhaupt eigen iſt, ſo hat er ſie auch in dieſem Buch durchaus beobachtet, und um nichts Verdrehungen geſponnen, um Menſchen oder Parteien oder Syſtemen zu gefallen, ſo daß keine Schlechtigkeit verſchwiegen worden, eben ſo wenig aber auch etwas Gutes, wenn es dieſelbe begleitete. Vom Scandalöſen wird jedoch nur ſo viel angedeutet, als unerläßlich war, ſo daß der frivole Leſer ſeine Rechnung nicht findet, ſo wenig als der Freund der ſogenannten vornehmen Welt, deren Sünden hier in keinen Weihrauchdunſt verhüllt werden, woran derſelben wenig zu liegen braucht, da ſie auf einzelne Stimmen nicht achten muß, weil ſie ſo viele für ſich hat, und es ſogar, wenn ſie das Gewiſſen drücken ſollte, viele ungemein geſchickte Kutſcher gibt, welche bereit ſind, ſie durch das bekannte fatale Nadelöhr zu fahren, ohne daß ſie zu ducken oder ſich beſonders zu ſchmiegen hätte. Denen, welche die Geſchichte nur einſeitig nach dem Maßſtabe ihrer perſönlichen Neigungen beurtheilen, und dieſe Zahl iſt die größte, wird es ſonderbar vorkommen, daß Schloſſer die verſchiedenſten Richtungen gleich preiſend billigt, wie er z. B. das ganze Streben und Wirken Friedrichs des Großen auseinanderſetzt und ſeine hohe Bedeutung nachweiſend, anpreiſt, mit billiger Entſchuldigung des von unabweisbarer Nothwendigkeit gebotenen Herben, dagegen das Zerſtören patriarchaliſcher Zuſtände in Schottland betrauert. Dann rühmt er wieder, was an den franzöſiſchen Aufklärungsbeſtrebungen des achtzehnten Jahrhunderts zu rühmen iſt, ſo viel auch ſein ſittliches Gefühl dagegen einzuwenden hat. Statt aber hier Widerſprüche zu finden, finden wir in dieſem und ähnlichem grade den wahren und ächten Hiſtoriker, der, die Verhältniſſe ergründend, jedem das ihm gebührende Recht widerfahren läßt.

Konrad Schwenck.

Feuilleton.

⁂ Die Sandwichszeitung wird in einer Art Scheune gedruckt, welche zugleich Redaktions- und Expeditionsbureau, Drucker- und Wohnzimmer, Schlafſtube, Küche und Stall iſt. Ebenſo iſt der Redakteur zugleich Setzer, Drucker und Buchhalter.

⁂ Kaffer'ſches Journal. — Umshumayli Wendaba, d. h. die Neuigkeitenerzähler, iſt der Name einer monatlichen Zeitſchrift, welche in der Sprache der Kaffern geſchrieben iſt, wie das Journal von Graham's-Town berichtet.

⁂ Murphy's meteorologiſches Jahrbuch. — Ein Irländer, Namens Murphy, hat im vorigen Jahre zu London ein meteorologiſches Jahrbuch herausgegeben, welches das Wetter für jeden Tag voraussagt. In England hat dieſer Almanach ſchon großes Aufſehen gemacht, und auch Pariſer Blätter machen darauf aufmerkſam, da, wie ſie ſagen, die Vorausbeſtimmungen des Jahrbuches, ſoweit ſie dieſelben prüfen konnten, wirklich eingetroffen ſind. Ganz richtig hatte Murphy auf den 7. Januar d. J. den Anfang der großen Kälte geſetzt, und den 20. Januar, als den niedrigſten Thermometerſtand darbietend, bezeichnet. Hr. Arago wird dieſes Jahrbuch prüfen. Unſeren Leſern ſtellen wir aus demſelben bis zu Ende dieſes Monats folgendes Horoſkop: am 21. Regen, 22. veränderlich, 23. Regen und Wind, 24. veränderl., 25. Regen und Sturm, 26. ebenſo, 27. veränderl., 28. Regen u. Wind, 29. veränderl., 30. und 31. ſchönes Wetter.

⁂ Die neueſten Skizzen der Touriſtin Trollope: »Wien und die Wiener«, machen jetzt die Runde in den engliſchen Salons.

⁂ Bulwer hat einen »Cromwell« geſchrieben, der bald über die Bühne ſchreiten ſoll.

⁂ Dampfbootverkehr zwiſchen England und Neu-Südwallis. — Hr. Weelwright, Mitglied der geograph. Geſellſchaft zu London, hat derſelben angezeigt, daß es ihm gelungen, einen regelmäßigen Dampfbootdienſt auf der Weſtſeite von Südamerika, zwiſchen Valparaiſo, Lima und Panama einzurichten, und daß er jetzt Anſtalten trifft, um eine regelmäßige Fahrt großer Dampfſchiffe in Gang zu bringen, welche von England nach Panama, und von da nach Sidney, Hauptſtadt von Neu-Südwallis, und zurückfahren würden, nur Otahaiti berührend, um dort Steinkohlen einzunehmen. Die Entfernung zwiſchen jenen 4 Punkten beträgt ungefähr 11,000 engliſche Meilen.

⁂ Der Succeß, welchen »die Peſt in Florenz« bei der erſten Darſtellung gewann, hat ſich bereits bei der dritten in Gleichgültigkeit aufgelöſt.

⁂ Von Platen's geſammelten Werken veranſtaltet die Cotta'ſche Buchhandlung jetzt eine Prachtausgabe in einem Bande, mit Platen's Portrait im Stahlſtich und ſeinem Facſimile. Die erſte Lieferung wird demnächſt erwartet.

⁂ Neues muſikaliſches Inſtrument. — Ein Herr Déſiré Buiſſeret von Maubeuge hat ein muſikaliſches Inſtrument erfunden, deſſen Ton zwiſchen dem der Violine und der Flöte die Mitte halten ſoll, und welches er die Buiſſonne genannt hat.

⁂ Dr. Mohl, obgleich noch nicht in Frankreich nationaliſirt, iſt dennoch an die Stelle von Sylveſtre de Sacy zum Profeſſor der perſiſchen Sprache am Collége de France erwählt worden, nicht ohne lebhaften Widerſpruch des National's und anderer engherziger franzöſiſcher Blätter.

⁂ Vom Athanaſius — dem Görres'ſchen, — ſoll am 17. März ſchon die dritte Auflage zu München angekommen ſein, wie die zweite mit einer neuen Vorrede ausgeſtattet.

⁂ Die Wunden des Jahrhunderts. — In der Sitzung der franzöſiſchen Deputirtenkammer vom 14. März beſchloß ein Herr Teulon ſeine Rede gegen die von der Regierung begehrten geheimen Fonds mit den denkwürdigen Worten: »M. H.! Die Regierung und die Geſellſchaft befinden ſich nicht in einem gewöhnlichen Zuſtand: die Entmuthigung, der Egoismus und der Zweifel an Allem ſind Wunden, welche dieſelben verzehren, und vermeint man etwa, ſie mit geheimen Fonds zu heilen? — Dienten ſie aber auch dazu, dieſe Wunden zu ſchließen, an welchen das Jahrhundert leidet, ſo iſt doch das Mittel der Moral dem öffentlichen Schamgefühl ſo zuwider, daß ich Bedenken tragen würde, deren Bewilligung in Antrag zu bringen.«

⁂ Ein zu Frankfurt a. M. erſcheinendes Tagblatt hat am 19. März des Jahres ſage folgende denkwürdige Annonce: »In einer Familie nach Wien wird ein Frauenzimmer, möglichſt geborne Franzöſin, zu Kindern von circa 5 Jahren geſucht, das aber baldigſt dahin abreiſen könnte. Bureau von J. J. Goldan.«

☞ Mit dieſer Nummer wird die dritte artiſtiſche Beilage: eine Compoſition zu Friedrich Rückert's »Nal und Damajanti« ausgegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

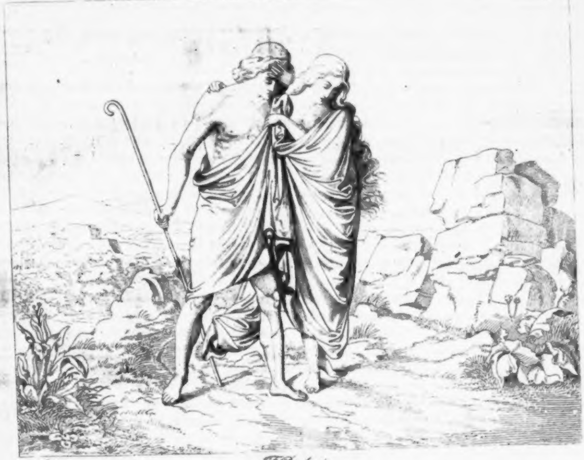

gez. v. Genz

F. Rückert's
Nal und Damajanti

No 77. 1838.

Phönix.

Freitag, 30. März.

Die alten Jungfern.

(Fortſetzung.)

„Ich hatte ſeit Arthur's Anweſenheit und überall in Beziehung auf ihn die Leitung des Hausweſens übernommen, und nun auch zum Empfang der Gräfin Alles freundlich geordnet, und ſie fühlte ſich, als ſie nun mit einer jungen, von ihr abhängig gewordenen Anverwandtin im Schloſſe ankam, doch wohlthätig überraſchend von den Zeichen eines Wohlwollens angeſprochen, das ſie in dieſen Räumen nicht geſäet, und auf das ſie in ihrer Kälte nicht gerechnet hatte. So begrüßte ſie in einer an ihr ungewohnten weichen Stimmung, die ſogar ihren regelmäßigen aber ſtarren Zügen etwas mild Verſchönerndes lieh, den Vater und den ihr fremden kranken Sohn, der ſie im Familienzimmer, wohin er ſich trotz ſeiner Schwäche hatte führen laſſen, erwartete, und hatte auch für mich Worte der Güte. Hermann war nicht anweſend, er hatte ſich in die erſte Stunde des Wiederſehens, das unter den obwaltenden Umſtänden vielleicht peinlich werden konnte, nicht drängen wollen, und benutzte ſie zum Schreiben einiger Briefe in ſeinem Kabinet. Ach es war wohl der Engel meines Bruders, der dies ſo fügte, damit ihm, — der nur flüchtig und ohne ihn zu nennen, des anweſenden Freundes, den er ihr ſpäter vorſtellen wolle, gegen die Mutter erwähnte, — eine Kränkung erſpart bliebe, die ihn zu tief für ſeinen der höchſten Schonung bedürftigen Zuſtand getroffen hätte, in ſeines Freundes Seele.“

„Arthur begab ſich, von der ungewohnten Anſtrengung ermüdet, aber durch das unverhofft herzliche Benehmen der, beſonders für mich gefürchteten Frau, ſehr erheitert zu Bett, und ich konnte, als ich ihn wieder unter den Augen ſeines brüderlichen Schutzgeiſtes wußte, ruhig den Damen bei ihren kleinen Einrichtungen behülflich ſein; doch ſtreiften meine Gedanken unter der Arbeit unwillkührlich zu den Freunden hinüber; es war mir ſo ungewohnt, nicht bei Arthur zu ſein; ich fühlte ein ordentliches Heimweh nach dem trauten Zimmer, in welchem ich ja auch zuerſt im Leben eine irdiſche Heimath gefunden hatte, und vor dem Souper, dem ich mich diesmal nicht entziehen konnte, ſtahl ich noch einen Augenblick, um zu ſehen wie es drüben ſtehe, wohl auch um Hermann, den ich nach Tiſch nicht mehr finden würde — da er die vorige Nacht gewacht — noch zu treffen. Glücklich, wie ein Vogel dem Frühling und der Freiheit zufliegt, eilte ich meinem Aſyle zu, und hatte ſchon die Hand auf den Drücker der Thüre gelegt, als ſie von innen ſich öffnete und Hermann leiſe heraustrat.“

„„Arthur ſchläft,““ ſagte er flüſternd, „„und hat gewünſcht, daß ich mit der Familie ſpeiſe; unſer Arzt verläßt ihn nicht, und da bin ich denn, wenn Sie mich mit hinüber nehmen wollen; mich verlangt nun nach der Bekanntſchaft Ihrer Mutter, die ſo gütig und erwärmt aus ihrer nordiſchen Heimath zurückgekehrt ſein ſoll, daß Arthur, beſonders im Blick auf Ihre Zukunft, davon erquickt iſt.““

„„Ach ja,““ erwiederte ich, „„der gute Geiſt dieſes Hauſes erwärmt jetzt Alles — aber ob es ſo bleiben wird?““ —

„„Zweifeln Sie nicht,““ war ſeine Antwort, „„Wohlwollen macht gebend und nehmend zu glücklich, als daß, wer es einmal gekoſtet, ſeinen ſüßen Genuß ſo leicht wieder aufgeben könnte. Ich habe um Ihretwillen herzliches Vertrauen zu der Gräfin gefaßt; ſie wird Sie lieben, wenn ſie Sie erſt kennt; und wie ſollte man auch Ihnen nicht gut ſein? — Arthur nannte Sie erſt heut einen Engel.““

„„Er ſieht uns Alle,““ ſagte ich, „„ſchon in der Verklärung ſeiner eigenen Seele,““ und Hermann antwortete nichts mehr; er drückte nur herzlich die Hand, an der er mich jetzt, wie ein Vater ſein Kind, über den matt erleuchteten Corridor zum Speiſeſaal führte, wo die Anderen ſchon verſammelt waren. Mir aber, die ich, abergläubig wie jede poetiſche Natur, Ahnungen von jeher und faſt zu ſehr Gehör gab, ward, wie wir ſo ſchweigend auf das Zimmer zuſchritten, unausſprechlich bang zu Muthe, und ein ſicheres Gefühl, die vor uns liegende Thüre werde mir zur Scheidewand von den ſchönſten Stunden meines Daſeins werden, überkam mich ſo beängſtigend, daß ich, von heftigem Herzklopfen ergriffen, einen Augenblick ſtehen bleiben mußte. Hermann, dadurch aufmerkſam gemacht, beugte ſich, von meiner Bläſſe erſchreckt, mit der Frage, ob mir Etwas zugeſtoßen, zu mir herab. Doch konnte ich nur mit einer verneinenden Kopfbewegung antworten, denn mein Vater, der nach mir ſchicken wollte, kam uns in dieſem Augenblick entgegen und führte ſeinen jungen Gaſt nun ſelbſt der Mutter zu. Ich blieb noch immer wunderbar ergriffen neben der armen Fremden zurück, die auch allein und verſchüchtert an einem Fenſter ſtand, und hörte die Worte der Vorſtellung:

„„Meine Frau, — der Freund unſeres Arthur, Baron Leuhof,““ nur wie im Traume zu mir herübertönen, als der faſt gellende Ton der Stimme, mit welchem die Gräfin:

„„Leuhof? — Raimund von Leuhof's Sohn?““ — — wiederholte, mich kräftig aus meinen Träumen weckte. Es lagen Schrecken, Staunen, Verachtung, ein ganzer Abgrund von Beleidigung auch für ein im Punkte der Ehre minder feinhörendes, auch für ein, von den letzten Verhältniſſen des verſtorbenen Barons nicht unterrichtetes Ohr in jenem Ton der Stimme, und in unendlicher Angſt richtete ich das Auge auf den theuren Freund. Er ſtand zwar mit dunkler Röthe auf der Stirn, aber groß und ruhig vor der rückſichtsloſen Frau und ſagte, nach einem prüfenden Blick auf die Geſichter der Uebrigen:

„„Allerdings, gnädige Frau, dies war der Name meines Vaters; darf ich fragen, was Ihnen daran ſo auffallend iſt?““ —

„„Nichts,““ entgegnete Catharina ſcharf und noch immer ſichtbar außer Faſſung, „„als daß ich ihn, den ewiges Vergeſſen decken ſollte, in meinem Hauſe hören muß.““ —

„Ich ſah, ich litt, was in Hermann's Seele vorgehen mußte, denn für ihn, der nicht ahnen konnte, was ich ſpäter erfuhr, — daß nämlich ſein Vater einſt der ihn glühend liebenden Catharina Verlobter, und ihr auf grauſame Weiſe untreu war, daß alſo der Eindruck, den das plötzliche Erſcheinen ſeines äußeren Ebenbildes und der Klang ſeines Namens auf ſie machte, ſich kaum anders äußern konnte als rauh und unweiblich, gehäſſig, wie ihr Charakter durch jene Erfahrung geworden, — gab es keine verſöhnende Erklärung für die eben gefallenen Worte. Jeder ihrer Laute war eine unverzeihliche Kränkung ſeiner Ehre, und die, welche ſie ihm zufügte, war ein Weib, das er nicht zur Rechenſchaft ziehen konnte. — Doch — war es ein vom Gedanken, daß die Schmach ſeines Namens der Fluch ſeines Daſeins ſei, auf Augenblicke gebrochener Muth? oder ſänftigte ihn der Glaube, er müſſe durch ſolch unverſchuldetes Leiden das Vergehen des doch mehr unglücklichen als niedrigen Vaters ſühnen? — er wandte, — den Sturm im Innern beherrſchend, — ſich mit ſanfter Würde und in der tiefen Bläſſe, die ſeine edlen Züge jetzt bedeckte, ſchön wie der Todesengel, an meinen Vater, der, erſchreckt von der räthſelhaften Taktloſigkeit ſeiner Gattin, noch kein Wort der Begütigung finden konnte und ſagte, mit einer Stimme deren unterdrückte Bewegung mein Herz zerriß:

„„Uebernehmen Sie es, Herr Graf, Ihrer Frau Gemahlin zu erklären, was mich in Ihr Haus führte und ſo lange darin feſt hielt; — ich gehe, um von Arthur Abſchied zu nehmen.““ Darauf verbeugte er ſich und verließ das Zimmer.“

„Wie ich ihm folgte — ich weiß es nicht mehr, und wußte es damals nicht; — als ſo beleidigt und vertrieben die hohe, geliebte Geſtalt an mir vorüberſchritt, um Abſchied von Arthur zu nehmen, vergingen mir die Sinne, und ich fand mich erſt wieder, als ich im Vorſaal des Krankenzimmers, faſt auf derſelben Stelle, wo er noch vor wenigen Minuten ſo freundliche Worte der Verheißung zu mir geſprochen, neben dem theuren Freunde ſtand, der mich nicht gewahrte, ſondern die glühende Stirn, — auf welcher die erlittene Kränkung wohl ſo peinlich brennen mochte, — an die kalten Fenſterſcheiben drückend, in die düſtre Novembernacht hinausſtarrte.“

„„Hermann!““ ſagte ich, endlich mir Muth faſſend, und ergriff ſeine herabhängende Rechte, die kalt wie Eis war. Er ſchreckte zuſammen, und ich kann den Ausdruck von Verſtörung und Zorn, der in ſeinen Zügen lag, als er den Kopf nach mir umwandte, ſo wenig vergeſſen als beſchreiben. Wild entzog er mir ſeine Hand; — ich war gegenwärtig geweſen bei der ſchweren Kränkung, die er erlitten; das hieß — ſie ihm zufügen helfen. Wenigſtens mochte er, in der tiefen Erſchütterung ſeines ganzen Weſens, etwas Aehnliches denken. Doch gut und edel, wie er war, konnte er nicht mit Bewußtſein ungerecht ſein. Ein Blick in mein Auge ſagte ihm zu deutlich, — wenn auch die Erinnerung an mein ganzes Weſen, das ja ſeit Monaten vor ihm aufgeſchlagen lag, in dem Sturm ſeines Innern jetzt nicht reden konnte, — daß ich, tief, wie er ſelbſt, von dem Pfeile getroffen, der ſeinen Stolz verwundet, ihn unmöglich konnte verſendet haben, und indem er mich an ſich zog, wie ein Bruder die Schweſter, ſprach er zuerſt zur milden Vergütung ſeiner anſcheinenden Härte, dann — durch meine Erwiederung überzeugt, daß er von mir begriffen werde, — in angeregtem Vertrauen zu ſeinem eigenen Troſte Worte, die eines Engels würdig waren, und eines Mannes zugleich; er fand in dem Gefühle ſeines Werthes und der Thatkraft des reinen Willens, die ſeine Rede entwickelte, die Zukunft wieder, die Alle, welche es jetzt ſchmähten, mit dem Andenken ſeines Vaters verſöhnen mußte, und nachdem wir uns darüber verſtändigt, daß er der Freundſchaft noch das Opfer bringen müſſe, bis nach der nächſten Poſt in dem Hauſe zu bleiben, deſſen Boden jetzt unter ſeinen Füßen brannte, um mit mehr Wahrſcheinlichkeit einen von ſeinen Vorgeſetzten erhaltenen Befehl als Urſache ſeiner Abreiſe vorſchützen zu können, traten wir Beide in Arthur's Zimmer, wo Hermann dieſe letzte Nacht vor dem Scheiden auf immer nun doch noch zubringen wollte, und das der junge Arzt, als er uns kommen ſah, indem er uns durch Zeichen bedeutete, der Kranke ſchlafe noch, verließ, um eine Vorkehrung für ſeinen Patienten zu treffen, an dem — wie er mir in ſpäteren, nur zu öden Stunden erzählte, ihm eine plötzliche Veränderung beunruhigend aufgefallen war. Wir bemerkten jene Veränderung nicht, als wir nun allein auf unſeren gewohnten Plätzen neben dem Bette ſaßen, auf welchem der Bruder, nicht wie ein Kranker, ſondern ſchön und im ſanften Schlummer lächelnd, wie ein Engel vor uns lag; wir lächelten uns ſogar mit naſſen Augen den Ausdruck einer Geneſungshoffnung für den ſchlummernden Liebling zu; — ich wenigſtens gab mich dieſer Hoffnung hin. — Aber die heilige Stille dieſes freundlichen Gemachs, die ſo wunderbar contraſtirte mit der kaum in etwas beſchwichtigten Erregung unſerer Seele, der Gedanke, daß wir Arthur — den zu erquicken und zu erfreuen unſer gemeinſchaftliches Sinnen und Trachten war, ſo lange Zeit — beim Erwachen betrüben, goſſen eine unſägliche Wehmuth durch mein ganzes Weſen, in welchem der Schmerz über die bevorſtehende Trennung von dem Freunde erſt jetzt zur Beſinnung kam, denn bis jetzt hatte ich nur an ihn gedacht, und als mich, nach einer Weile, die Rückkehr des Arztes an das Gehen erinnerte, galt der Kuß, den ich leiſe, mit glühender Seele, auf die Stirne des Schlafenden drückte, deren Glanz mir auffiel, einen Abſchied für das Leben, aber nach der Bedeutung, die ich ihm lieh, nicht von dem Kranken, den ich noch oft ſo zu küſſen hoffte, ſondern von Dem, der ihn und mich verlaſſen ſollte, und den ich vielleicht Morgen, im Geräuſch des Tages, nicht ſo allein mehr ſehen würde. Auch Hermann war von ſolchen Gedanken ergriffen; er folgte mir, und zum dritten — „„zum dritten und letzten Male,““ wie es zuweilen heißt, und er wehmüthig lächelnd bemerkte, ſprachen wir uns heute in dem kleinen Vorſaal; — diesmal war er es aber allein, der noch Worte fand, und ich konnte das Verſprechen, ihm zu ſchreiben, ihm Nachricht von Arthur zu geben, nur mit ſtillen Thränen leiſten.“

„Doch — der Menſch denkt und Gott lenkt; nicht mir war es vorbehalten jene Nachricht zu ertheilen. — Nach einer ſchlafloſen Nacht voll trüber Gedanken, — die doch, im Gefühle am geſtrigen Abend vom Kinde zur Freundin des im Stillen angebeteten Jünglings erwachſen zu ſein, nicht ohne Troſtſtrahle waren, — ſtand ich früh auf, und fühlte mich ruhiger und gekräftigt, nachdem ich den Himmel gebeten hatte, mir Muth und Heiterkeit zu geben, damit ich die Pflichten für Arthur, dem ich ja von heute an erſetzen ſollte, was mir ſelbſt unerſetzlich war, recht erfüllen könne, und nachdem ich den beſten Segen Gottes für den herabgefleht hatte, den ich heute ſollte ſcheiden ſehen. Da wurde vor der Thüre, von nur zu lieber Stimme, ſanft mein Name genannt, und um Einlaß gebeten; ich ſchloß auf, und Hermann trat in Reiſekleidern herein.“

„„Schon?““ — ſagte ich erbleichend, „„wie nahm es Arthur denn auf?““ —

„Was er mir erwiederte, — wie ich es langſam begriff, und wie ich dann an ſeiner Bruſt voll glühenden Erbarmens den erſten Schmerz, den ich an dieſer lieben Stelle nicht troſtlos empfinden konnte, und weinen durfte, — wie könnte ich das erzählen? — Arthur war in der Nacht geſtorben; ſanft, lebhaft und freudig hatte er, nachdem er bald nach meiner Entfernung erwachte, mit Hermann geſprochen, lauter Worte des Segens und der Dankbarkeit für die Treue, mit der wir ſeine letzten Tage, die der Himmel vielleicht noch um einige verlängern würde, verſchönten, „„und nicht wahr?““ hatte er unter Anderem geſagt, „„Du hältſt Dein Verſprechen und bei mir aus, bis es vorüber iſt, ſchon um Thereſens willen?““ Dieſe Frage brach das ſtarke Herz des Freundes. Wie ſollte er von dieſer Stelle, an der die heiligſten Verpflichtungen ſeiner Seele ihn feſſelten, ſcheiden, und wie konnte er in dem Hauſe, wo die mächtige Stimme der Ehre ihn gehen hieß, länger bleiben? — Wie er, ſtatt aller Antwort, die Hand des Kranken drückte, erſchreckte ihn deren marmorne Kälte; er wußte auf einmal, mit ſtechendem Schmerz, daß er hier ſein Wort noch löſen könne, und ein Blick auf den Arzt, der hinzugetreten war, und mit feuchtem Auge, — denn er liebte ihn ja auch, — die ſich verwandelnden Züge Arthur's beobachtete, ließ ihn auf das wiederholt und dringend geſprochene: „„Nicht wahr, Du bleibſt bei mir, ſo lange ich Dich ſehen kann?““ eine feſte Verſicherung ausſprechen, die er jedenfalls gehalten hätte, die aber auch ohne dieſen Vorſatz nicht zur Lüge wurde, denn ach, wenige Minuten ſpäter war das Auge, das ihn ſehen konnte, gebrochen, und der Stolz des Sieges lag auf den erſtarrten Zügen, deren rührend edler Ausdruck im Leben nur Liebe geweſen war.“

(Schlus folgt.)

Aus Hamburg.

(20. März.)

Vorgeſtern ward hier das fünfundzwanzigjährige Jubiläum, die ſilberne Hochzeit der Befreiung vom franzöſiſchen Joche und wiedererlangter Selbſtſtändigkeit gefeiert. Feſtgelage, Reden, Geſänge, Muſik, Kanonendonner und eine allgemeine ſplendide Illumination verherrlichten den Tag, zu deſſen Feier Deputationen von Lübeck und Bremen und die Bevölkerung der nächſten Umgegend, wie auch viele Fremde aus ferneren Gegenden, herbeigeeilt waren. Hamburg ſollte freilich nicht den 18. März feſtlich begehn, da gerade von dieſem Tage das größte, über die Stadt verhängte Elend, die namenloſeſte Bedrückung der Bewohner ſich datirt, aber durch ſeine Leiden, durch ſeinen Muth im Unglück erlangte eben Hamburg, und mit ihm die anderen Hanſeſtädte, ſeine verlorene Freiheit, Unabhängigkeit und die früher inne gehabten Vorrechte wieder, die den Hanſeſtädten im Dezember 1813 von den drei verbündeten nordiſchen Großmächten garantirt wurden. Am 18. März 1813 zog der ruſſiſche Obriſt Tettenborn mit geringer Macht, der bald ſtärkere Heerhaufen folgen ſollten, in die, faſt ſieben Jahre hindurch von Franzoſen regierte und ausgeſogene Stadt ein; der franzöſiſche General Cara St. Cyr verließ dieſelbe mit der kaum 1000 Mann zählenden franzöſiſchen Beſatzung. Bis gegen Ende Mai überließ ſich die vom ſchmählichen Druck befreite Stadt der rauſchendſten Freude, bildete eine Bürgergarde und eine hanſeatiſche Legion, fluchte den Franzoſen und rächte ſich an den zurückgebliebenen — da erſchien, nicht das erwartete ruſſiſche Hülfscorps, ſondern Davouſt mit einer Armee und rückte, nachdem durch die Bemühungen des Königs von Dänemark ein Bombardement von der Stadt abgewendet, am 30. Mai in dieſelbe ein. Napoleon hatte die 32ſte Militärdiviſion, zu welcher Hamburg zählte, hors de loi erklärt, demzufolge ward die unglückliche Stadt nach der Capitulation von den eingezogenen Franzoſen behandelt, mußte 48 Millionen Kriegsſteuern erlegen, ihre Söhne zu den franzöſiſchen Armeen ſtellen, die Feſtungswerke erweitern und verſtärken, demzufolge die Vorſtädte ſchleifen, verlor das beträchtliche Vermögen der Bank und erlitt bis zum Dezember 1813 unendliches Drangſal. Handel und Schifffahrt lagen darnieder, das Continentalſyſtem und drückende Zollgeſetze, die unerſchwinglichen Abgaben verarmten die Bürger, die überdem mit militäriſcher Willkühr behandelt wurden. Der 18. März ſollte daher in Trauer, der endliche Abzug der Franzoſen im Dezember dagegen feſtlich begangen werden, denn England hätte immermehr die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der Hanſeſtädte aufheben laſſen.

Die Feier des Tages war grandios und möchte von keiner anderen Stadt bei demſelben Anlaſſe übertroffen ſein. Die Illumination war allgemein, denn, wer nicht erleuchtete, ſetzte ſeine Fenſter den Steinwürfen des enthuſiasmirten Volkes aus. In der Börſenhalle, die geſchmackvoll und reich decorirt worden mit kriegeriſchen Emblemen, Draperieen in weiß und roth, Guirlanden und Logen in Geſtalt von Zelten, fand in der Frühe die Zuſammenkunft der Mitglieder der hanſeatiſchen Legion, der Offiziere des Bürgermilitärs, der Feſtcommiſſion, der Deputirten und der crême der Hamburger Geſellſchaft Statt; die hanſeatiſchen Fahnen waren Tags vorher in Proceſſion von der Michaeliskirche geholt und in der Börſenhalle aufgepflanzt. Feſtgeſänge, Toaſte und Reden begeiſterten die Verſammlung, die am Abend in den ebenfalls feſtlich geſchmückten Räumen der alten Stadt London zu einem ſplendiden Banquet zuſammenkamen. Und überall, in Privat- und Gaſthäuſern, ward der Tag in rauſchender Freude begangen, ganz Hamburg, das nahe Altona und die Bewohner der nächſten Ortſchaften wogten in den hell erleuchteten Straßen, oder ſuchten ſubſtantiellere Genüſſe in den zahlloſen Gaſthöfen, Kellern und Kneipen. Lange währte die Freude, denn für den 18. März war bis Mitternacht die Thorſperre gnädiglich aufgehoben.

Feuilleton.

⁂ Das Erdpech, bisher nur zu Anlagen von Fußwegen verwendet, ſoll nun auch bei Fahrwegen zur Anwendung gebracht werden. Eine Geſellſchaft hat ſich zu Paris zu dieſem Endzweck gebildet. —

⁂ Leopold Robert. — In dieſen Tagen hat Hr. E. J. Delécluze eine *Notice sur la vie et les ouvrages de Leopold Robert* herausgegeben; beigefügt ſind vier Kupferſtiche von J. Prévoſt nach Robert's neapolit. Improviſator, Madonna de l'Arc, Schnittern und Fiſchern des adriatiſchen Meeres. — Dieſe trefflich geſchriebene Notiz wird zweifelsohne bald mehr als einen Ueberſetzer finden.

⁂ Der Aufführung von Meyerbeer's Hugenotten ſtehen zu Berlin bis jetzt noch unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege, welche einzig und allein im Sujet des Werkes zu ſuchen ſein ſollen.

⁂ Literäriſches und Artiſtiſches aus Petersburg. — Heinrich Heine's Bruder, Dr. Maximilian Heine, der bei der letzten Naturforſcherverſammlung zu Prag einen allgemein beifällig aufgenommenen Vortrag über die Peſt gehalten, hat von Petersburg (ſeinem Wohnorte) aus der ſchätzbaren Zeitſchrift: »Oſt und Weſt«, einen Bericht erſtattet, aus welchem wir Einiges hier mitzutheilen uns erlauben. »Ganz beſonders,« ſchreibt Dr. Heine, »zeigt ſich jetzt ein Streben in Werken über Oekonomie und Militärwiſſenſchaften. Hierhin gehört das »»Militär-Converſationslexikon««, zu deſſen Mitarbeitern unſere ausgezeichnetſten Offiziere gehören. Auch das Ruſſ. »»Encyklopädiſche Lexikon««, ſchreitet, reichlich unterſtützt, vorwärts.« — Aber »noch lange wird es dauern, bis wieder ein Dichter wie Puſchkin, ein Novelliſt wie Marlinsky (der im Kampfe mit den Tſcherkeſſen gefallen) ſich erheben wird. — Wie in der Malerei — Karl Brülow durch ſein impoſantes Bild, »»der letzte Tag in Pompeji««, einen rühmlichen Namen ſich erworben, ſo auch der ruſſiſche Componiſt Glinka, — deſſen »»Leben für ſeinen Fürſten«« die erſte ruſſiſche Originaloper, die ſehr angeſprochen hat und durch und durch Nationalmuſik iſt. Wir haben eine neue Nationaloper »»Ludmilla«« von ihm ſehr bald zu erwarten.« — Ueberhaupt »leiſten unſere drei kaiſerlichen Hoftheater, das ruſſiſche, deutſche und franzöſiſche, Vieles, recht Vieles. — Das Kaiſerliche Ballet ſteht jetzt in der höchſten Blüthe. — Von Journalen erwähne ich nur der ruſſiſchen. Abgerechnet, daß jedes Miniſterium ſein eigenes Journal heftweiſe monatlich herausgibt, z. B. das Journal des Miniſteriums des Innern, der Volksaufklärung, des Forſtweſens u. ſ. w. erſcheinen faſt täglich zwei politiſche Zeitungen, eine Handels-, eine Militär-Zeitung, wöchentliche Literatur- und Kunſtblätter, eine landwirthſchaftliche Zeitung u. ſ. w. Die Wochenſchrift »»der Sohn des Vaterlandes««, redigirt von Gretſch u. Bulgarin, und die Monatſchrift: »»die Leſebibliothek««, darf ich Ihrer Aufmerkſamkeit empfehlen; denn hier verſammeln ſich die jetzigen ruſſiſchen Dichter und Proſaiker.« — Der früher von Puſchkin herausgegebene »Zeitgenoſſe« wird von Zukowsky, Kukolnik und einigen anderen guten Schriftſtellern fortgeſetzt werden.

⁂ Politiſcher Schmaus. — Bei einem Gaſtmahl, welches am 19. März dem berühmten Lafitte in den Sälen des Caſino-Paganini zu Paris gegeben worden, und welchem 900 Staatsbürger beigewohnt haben, war der erſte von Prof. Dumeril, als Präſidenten der Geſellſchaft dargebrachte Toaſt: »der Nationalſouveränität, den großen 1789 proklamirten Principien, den von unſeren Vätern eroberten und 1830 von uns wiedereroberten Rechten.«

⁂ Batta-Literatur! — In der aſiatiſchen Geſellſchaft zu London wurde am 3. März u. a. ein eilf Fuß langes Manuſcript von Baumrinde vorgelegt, welches in der Sprache der Batta's, die ſich für die Urbewohner Sumatra's halten, geſchrieben. Außerdem wurden noch vier andere Batta-Bücher präſentirt, Zauberſprüche gegen böſe Geiſter, ärztliche Vorſchriften u. dergl. Bei dieſer Gelegenheit wurde bemerkt, daß die Batta's eine reiche Literatur beſäßen, obgleich das, was den Europäern davon bekannt iſt, ſich auf Vorbedeutungen, Beſchwörungen und abgeſchmackte Fabeln beſchränke. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 78. 1838.

Phönix.

Samstag, 31. März.

Die alten Jungfern.

(Schluß.)

„Nachdem Hermann, der es für ſeine Pflicht hielt, mich nicht durch den kalten Mund der nächſten Angehörigen vernehmen zu laſſen, was mich in ihrem Kreiſe verwaiſte, noch einmal mit mir neben der ſchönen Leiche geſtanden, nahm ich ruhig von ihm Abſchied; ich wußte, daß ich nicht heimathlos hienieden ſei, denn ich war dem Herzen, an welchem das meines Bruders zu ſchlagen aufgehört hatte, theuer geworden, und ging mit Ergebung und Frieden dem Leben in der Fremde entgegen, das für mich begann, als Arthur in der Gruft ſeiner Väter ruhte, und Verhältniſſe oder Neigungen, die erſt nachher traurig heraustraten, — der eigentliche Beweggrund blieb mir, wie alle innere Angelegenheiten der Familie, unbekannt, — meine Eltern ſchon im nächſten Winter veranlaßten, dem Gute einen Verwalter zu geben, und für immer in die Reſidenz zu ziehen, wo Catharina bald ein glänzendes Haus machte, und mich, qu'en dira-t-on, mehr in ihre Nähe zog, „„weil das träumeriſche Weſen doch nicht ſo fortgehen konnte.““ —

„Ich bin ſo weitläuftig geweſen über meine erſte Jugendzeit, weil ſie trotz ihrer Ereignißloſigkeit poetiſch war, und weil ich gern recht andeuten wollte, auf welche Weiſe ich Hermann kennen lernte, und wie ſich ſein Bild in meine Seele grub, als das eines Geiſtes, ausgezeichnet durch jede höhere Eigenſchaft und Kraft, aber auch durch einen — im Druck nur um ſo mächtiger aufgeſchoſſenen, bis zur Schwäche reizbaren Ehrgeiz, und eine Sehnſucht nach großartiger Stellung im Leben, die ihn unfähig machten, ſich jemals in kleinlichen Verhältniſſen und einem bürgerlich beſchränkten Wirkungskreis glücklich zu fühlen. — Ueber alles Andere kann ich kurz ſein: Die junge Fremde, welche meine Stiefmutter mitgebracht (hier meine Ludovika) war bald nicht nur meine Leidensſchweſter allein, ſondern die Schweſter meiner Seele, die ein trübes Geſchick mit ruhiger Würde ertrug; ſie war ein paar Jahre älter als ich, meine Lehrerin in vielen Dingen, die ich in der Welt, in der wir jetzt lebten, wiſſen ſollte, und meine Vertraute in Allem. Als nach einigen Jahren Catharina ſich gerichtlich von dem Vater ſcheiden ließ (deſſen Lebensart, ſeit Arthur's Tod, — hier darf ich es ſagen ohne das längſt geläuterte Andenken des unglücklichen Mannes zu beleidigen, — ihn ſeinem Hauſe vollends ganz entfremdete, denn er überließ ſich, ungeliebt von ſeiner Frau und meine Liebe verſchmähend, dem Spiel, worin er große Summen verlor, wie einem falſchen Freunde, der ihn völlig und wie mit böſem Zauber beherrſchte), blieb Ludovika, deren früh verklärte Eltern einſt dieſe Stadt bewohnt hatten, bei mir zurück, und wir lebten ſtill und zurückgezogen, und, ſo weit der nagende Gram über meine Stellung zum Vater es zuließ, auch heiter in dem Kreiſe der wenigen Bekannten, die wir noch ſahen und die ſich unſerer Jugend annahmen. In jener Zeit ſah ich auch Hermann, der inzwiſchen zum Adjutanten eines ſehr geſchätzten Generals war ernannt worden, und deſſen hochſtrebende Träume wahr werden zu wollen ſchienen, nach fünfjähriger Trennung wieder, denn obgleich er ſchon mehrere Monate in die Reſidenz verſetzt war, hatte doch kein freundlicher Zufall unſer Zuſammentreffen begünſtigt, und unſer Haus konnte er, — nach dem, was vorgefallen und wofür er noch immer keine Erklärung hatte, als die, welche ſchon das Unglück ſeiner Kindheit gemacht hatte, und die ſich wie Bleigewichte an die Schwingen ſeiner Freudigkeit hing, — ſo lange Catharina da war, nicht beſuchen, und ſpäter auch nur, wenn eine beſondere Einladung von Seiten meines Vaters ihn dazu aufforderte. Arthur's theuerſter Freund hätte, obgleich allerdings die Verhältniſſe unſeres Familienlebens nicht geeignet waren viele Beſuche wünſchenswerth zu machen, wohl eine ſolche Einladung anſprechen können, doch dem Vater, — deſſen Stirn ſich immer tiefer verdüſterte in ſeinem einzigen Kinde ſtreng verheimlichter Sorge, — war für Alles, was außer dem Kreiſe ſeiner unſeligen Leidenſchaft lag, noch weit gleichgültiger geworden, als er von Natur es ſchon immer geweſen; Leuhof war vielleicht ſchon ganz von ihm vergeſſen, wenigſtens begrüßte er ihn, als wir uns endlich — wie lang hatte ich den Augenblick erſehnt, — im Hauſe des Generals ſelbſt, zu deſſen Geburtstagfeier wir mit einem kleinen Kreiſe näherer Freunde des trefflichen Mannes geladen worden, — einmal trafen, ſo fremd, daß die herbeigewünſchte Freude mir zum Schmerz ward, und ich es dem Andenken meines Bruders (o wie ſelbſtiſch war dieſe Todtenfeier) ſchuldig zu ſein glaubte, dem Vater zurückzurufen, was Hermann ſeinem verklärten Sohne war und was er für ihn gethan, ja ſogar die noch ungeſühnte Beleidigung, die er durch Catharina's rückſichtsloſe Härte erlitten, in ſeinem Gedächtniß aufzufriſchen. Letzteres bewirkte vielleicht mehr, als Alles was ich vorher geſagt; denn in dem verknöcherten Gemüthe des armen Greiſes war der Haß wirkſamer als die Liebe, und Catharina — die ſich indeſſen zum zweiten Mal mit einem weit jüngeren Mann und in einer entfernten Seeſtadt vermählt hatte, blieb ſeiner unverſöhnlichen Geſinnung ein Gegenſtand faſt wilder Abneigung, je mehr er dieſer Frau einſt zugethan war und ihr vertraut hatte. Kurz — er übertrug mir, Leuhof ſchriftlich zu uns zu bitten, der von nun an nicht ſo oft, daß es aufgefallen wäre, aber doch oft genug, um dem Werktag unſeres vielgetrübten Daſeins Feſtſtunden einzuweben, die noch jetzt zu den Feſtfreuden meines Gedankenlebens gehören. Eine lange, ſchnell verfliegende Zeit ging auf ſolche Weiſe, uns immer inniger verbindend, vorüber. Unſer Verhältniß — d. h. unſere gegenſeitig ausgeſprochene Neigung war, nach Hermann's mir geheiligten Wünſchen, Allen ein Geheimniß und ſollte es bleiben, bis er aus dem Feldzug, zu welchem man ſich rüſtete, zurückkäme, von dem er mit glänzendem Auge und ſo friſch freudiger Zuverſicht ſprach, daß ich nicht wagte, ihn mit meinen weiblichen Befürchtungen, die doch ſehr laut in meinem Innern das Wort führten, zu trüben. Selbſt der unerwartete Tod des Fürſten, an dem er ſeinen Gönner verlor, ſchmerzte nur ſeine dankbare Seele, ohne ſie im mindeſten niederzuſchlagen, der Regierungsantritt des Thronerben änderte ja nichts, — wenn auch im Lande ſelbſt unendlich viel, und auf nicht günſtige Weiſe, — an jenen Kriegsbeſchlüſſen, auf die er (Hermann) ſo kühne Hoffnungen ſetzte. „„Denn,““ ſagte er oft, „„wenn ich mir eine Stellung im Leben, die ich bis jetzt doch mehr dem Glücke und der Protection des Monarchen verdanke, verdient haben werde, wird mein Name, deſſen Adel ſo alt iſt als der ſeine, in den Augen Deines Vaters kein Hinderniß mehr ſein bei meiner Bewerbung.““ — Ich lächelte gläubig zu ſeinen Verheißungen, von deren Verwirklichung ja mein Lebensglück abhing, und hoffte auch in der That, ſo lang ich die überzeugende Stimme des Geliebten vernahm, ſie würden ſich erfüllen. Aber immer erſchreckte mich das Hochfliegende ſeiner übrigen Erwartungen und Zukunftspläne. Beneidet werden, — das war die einzige Schwäche des ſonſt ſo herrlichen Mannes, — wollte er, der Jedem das Beſte ſo neidlos gönnte, von Denen, die einſt gewagt hatten ihn gering zu ſchätzen, und beneidet wird man nicht in den Niederungen des Daſeins, in denen das Glück ſich, ob auch mühſamer, doch ſicherer anbauen läßt, als auf ſeinen ſchwindelnden Höhen. An der Einwilligung meines Vaters, wenn Hermann's Stellung eine ehrenwerthe, zweifelte ich ſelbſt nicht; er würde ſie, — wenn der Stolz meines Freundes ſchon jetzt eine Bewerbung geſtattet hätte, wohl auch jetzt nicht geweigert haben, theils aus Gleichgültigkeit gegen mich, und theils weil mit einem tadelloſen Stammbaum (nicht ſowohl den Werth als die Zahl der Ahnen betreffend) ſeinen Hauptanſprüchen an den künftigen Eidam genügt ſein mochte. Daß Hermann keine Glücksgüter beſaß, würde ihm ſchwerlich im Wege geweſen ſein, denn Geldliebe lag nicht im Charakter meines Vaters — das wußte ich. — Aber ich dachte oft mit Grauen daran, daß ich — wie mir verſichert worden, — (denn obgleich nun mündig, hatte mein Vater ſich hierüber nie mit mir beſprochen, und ich blieb ein Fremdling in ſeinen Verhältniſſen, wie ich es von meiner verwaiſten Kindheit an geweſen war) obgleich die Güter des ſohnloſen Majoratsherren ſchon als Eigenthum eines habſüchtigen Seitenverwandten anzuſehen waren, nicht unbegütert wäre; ja ich — die das ſegenloſe Metall ſonſt immer verachtet hatte, ſonnte mich im Gedanken ein Vermögen zu haben, ein Vermögen mehr, den Neigungen des Theuern zu genügen, dem der Beſitz irdiſcher Güter, wenn auch nur als Mittel zur Erreichung höherer Zwecke, nicht gleichgültig war. — Von dieſer Seite beruhigt, aber von düſteren Ahnungen anderer Art bis in meine Träume verfolgt, trennte ich mich, als er nun fort mußte, von dem Inniggeliebten, der beim Abſchied nur an ein ſchönes Wiederſehen dachte, und in deſſen freudiger Zuverſicht ſich vielleicht eine ſtärkere Liebe ausſprach als in meinen kleinmüthigen Thränen, die ſich jedoch als gute Propheten bewährten.“

„Während er, jedenfalls zu einer Trennung auf lange, — denn es war vorauszuſehen, daß der nahe Winter ein entſcheidendes Zuſammentreffen mit dem Feinde wohl bis zum Frühjahre verzögern könne, — in ein fernes Land, und durch Kampf und Gefahr einem ungewiſſen Looſe entgegenzog, geſtaltete ſich zu Hauſe mein Schickſal raſch trüb, und für immer entſcheidend. Mein Vater, an dem ich jetzt zuweilen mit ſtillem Entzücken eine mildere Geſinnung, einen Strahl des Wohlwollens, ja, mir gegenüber, eine Art von tiefer Rührung wahrnahm, endete plötzlich, — wie Hermann's Vater geendet hatte, — und es ſtellte ſich heraus, daß der unglückliche Mann, der durch fortwährende große Verluſte im Spiel ſein Vermögen zerrüttet hatte, und zu gewiſſenhaft war, um mit meinem Eigenthum bedeutende Ehrenſchulden zu decken, die ihn drückten, dieſen Ausweg der Troſtloſigkeit ergriffen hatte, anſtatt ſeinem Kinde den Segen zu gönnen, ihn zu retten, und dann in ſtiller Zurückgezogenheit wieder an der Herſtellung von Verhältniſſen zu arbeiten, die bei dem Umfang ſeiner Güter nicht auf immer verloren, ſondern nur in momentane Verwirrung konnten gerathen ſein. Jetzt freilich, wo der neue Majoratsherr keine Verpflichtung übernahm, für das Andenken des Entſchlafenen ein Opfer zu bringen, machte mir Niemand das Recht ſtreitig, ſeine Schulden zu tilgen. — Daß ich damit nicht zögerte, iſt wohl kein Verdienſt, wie verhärtet hätte ich ſein müſſen, um auch nur einen Augenblick zweifelhaft über das zu ſein, was mir als Tochter zu thun oblag. — Aber das Bewußtſein erfüllter Pflicht war auch faſt Alles, was mir blieb, denn mein nicht unbedeutendes Vermögen reichte kaum hin die Gläubiger zu befriedigen. Ich war nun arm; Ludovika mußte ſich von mir trennen, und nahm die Stelle als Geſellſchafterin einer ruſſiſchen Dame an, die ſich ihr bot, als eine alte Freundin meiner Mutter und Pröpſtin des proteſtantiſchen Stiftes, deſſen Dame auch Ludovika ſpäter noch wurde, mich mit der Nachricht überraſchte, daß mir durch ihre Fürſprache eine Präbende zugeſprochen worden. Die theure Frau wußte noch nichts von der ganzen Troſtloſigkeit meiner Lage; ſie hatte nur der Tochter ihrer liebſten Jugendgenoſſin ein Aſyl der Liebe in ihrer Nähe ſichern wollen, denn ſie hatte mich nicht aus den Augen gelaſſen, und mögliche Fälle, — bei der Lebensweiſe meines beklagenswerthen Vaters, — vorausgeſehen. Mütterlich nahm ſie mich auf, und in ihrer ſtillen, wohlmachenden Umgebung ſah ich mit mehr Ruhe, als mir ſonſt möglich geweſen wäre, dem Zeitpunkt entgegen, der den Freund, — dem ich keine Nachricht von mir zukommen laſſen konnte, da durch den Gang des Kriegs alle Wege wie abgeſchnitten waren — zurückbringen ſollte. Wohl ſtieg ſchon damals der Gedanke in mir auf, daß ich jetzt — arm und in meiner innerſten Freudigkeit durch alles Erlebte gelähmt, — dem Glücke des Geliebten mehr im Wege ſein, als es befördern helfen dürfte; doch ich kannte Hermann zu gut, um nicht zu wiſſen, er würde, wenn er nur geſund und in ſeinen Erwartungen auf Beförderung ungetäuſcht, zurückkehrte, alle meine Zweifel vernichten und jene falſche Sentimentalität, — die ſich in vergeblichen Opfern gefällt, — iſt wahrer Liebe ſo fern! Ich wußte, daß ich dem Glücke des Freundes Alles hingeben könne, ohne Mühe und Seufzer, und weil es ja auch mein Glück zugleich war, aber daß ich nur einer ſtrengen, unausweichbaren Nothwendigkeit mich fügend, ſeiner Liebe und der Seligkeit, mit ihm vereint durchs Leben zu gehen, entſagen würde, ſtand nicht minder feſt in mir; — und dieſe Nothwendigkeit trat ein.“

„Du weißt, liebe Sophie, durch welche Hand mir, — aber da der Brief mich noch in der Reſidenz ſuchte, auf Umwegen, — nach jener für unſer Vaterland ſo nachtheilig geendeten Schlacht, die Nachricht zukam, daß Leuhof, deſſen Muth im Gegenſatz zu ſeinem Glücke groß und ausgezeichnet war, zwar lebe, aber ſchwer verwundet auf dem Gute einer vortrefflichen Frau ſich befinde, die ihn wie einen Sohn aufnahm und pflegte, und deren Nichte (als Sekretär des jungen Offiziers) in den ſchonendſten Ausdrücken der „„ſchweſterlichen Jugendfreundin““ des Leidenden auf ſein Verlangen dieſe Mittheilung machte. Er ſelbſt hatte mit der ſchwankenden Linken, — ſein rechter Arm war gelähmt, — einen undeutlichen und unkenntlichen Gruß, der mich beruhigen ſollte, beigefügt. Gefahr, ſchrieb er, ſei nicht mehr bei ſeinem Zuſtande. Was ſoll ich Euch noch lange auseinanderſetzen wie nun Alles kam? — Ich fühlte, — als Hermann, dem indeſſen natürlich der Tod meines Vaters bekannt geworden, aber dem der Verluſt meines für groß gehaltenen Vermögens noch ein Geheimniß war, nach einem halben Jahre geneſen, aber unbefördert, zu weiterem Kriegsdienſte untauglich, und mit gebrochenem Muthe vor mich hintrat, und es von meiner Entſcheidung abhängig machte, ob er eine Hofmeiſterſtelle, die ihm in einem kleinen Grenzſtädtchen als Verſorgung geboten wurde, annehmen ſolle, — ich fühlte tief überzeugend, daß ein ſolches Leben, zumal da unſere beſchränkten Verhältniſſe den Ankauf von Büchern, kurz jede Erholung höherer Art, unmöglich machten, den theuren Mann geiſtig verkrüppeln, und uns Beide, — mich in ihm, deſſen Glück das meine war, — elend machen würde. Wäre ich noch reich geweſen, ſo hätte ich (und Hermann mußte auf dieſe Antwort gerechnet haben) ſagen können: „„Nein, — nimm die Stelle nicht! Wir haben ja doch zu leben, und auf einem Gute, das wir kaufen wollen, kannſt Du Dich, Deinen Neigungen angemeſſener, beſchäftigen, können meine liebſten Träume von einer ſtillen Seligkeit an Deiner Seite wahr werden!““ — So aber ſagte ich, und die Vorausſetzung er werde mich verkennen, und die Nothwendigkeit, ihm meine Armuth zu verſchweigen, damit ſie ihm nicht zur Feſſel werde, gaben meiner Stimme eine Unſicherheit, die ſein aufſteigendes Mißtrauen nährte:

„„Nein! nimm die Stelle nicht; wir können ja warten!““ —

„„Warten?““ erwiederte er bitter, „„und worauf? — Wenn Dir ein kleines beſcheidenes Loos nicht mehr genügend ſcheint, ſo ſei offen, täuſche Dich aber nicht mit falſchen Hoffnungen, Thereſe. In dem General habe ich meine letzte Stütze verloren, und durchaus keine Ausſicht, keine Zukunft mehr.““

„„Wer weiß, mein Freund!““ — entgegnete ich in der reinſten Abſicht, aber, von ſeiner Heftigkeit verſchüchtert, nur leiſe wie mit ſcheuem Gewiſſen: — „„Du haſt ſo große Anſprüche an Glück, und ſo oft geſagt, man müſſe es niemals aufgeben, ehe es uns ganz aufgegeben habe.““ —

„„Mich,““ ſprach er düſter, „„hatte es ganz, und wie ich zu fürchten anfange, auch da aufgegeben, wo es mir unwandelbar erſchien. Aber Du, — freilich Du biſt jung, vornehm, reich, durch Deines Vaters Tod Herrin Deines Willens und Vermögens; Du haſt andere

Anſprüche an das Leben, als es an der Seite eines Krüppels zu verbringen. — Vergiß nicht, daß Du auch von Seiten des Herzens frei biſt, ſobald Du es willſt, und daß es eine tödtliche Beleidigung für mich wäre, wenn Du Dich nur aus Mitleid an mich gebunden dächteſt."" —

„Ach ich fühlte wohl Mitleid in dieſem entſcheidenden Augenblicke mit ihm, der, mich mißdeutend, litt, aber auch mit mir, denn nie hatte ich inniger empfunden, welche Seligkeit es ſei, dieſem Manne angehören und nur ihm leben zu dürfen! — Meine ganze Seele ſehnte ſich, ihn zu umfaſſen, und ihm zu ſagen: „„Kenne mich beſſer!"" — Aber ich dachte an ſeine Wohlfahrt — und ſchwieg."

„„Iſt Dein Schweigen,"" ſagte er mild, mit einem Blicke, den mein Bewußtſein wohl, aber mein Herz nicht ertragen konnte, und vor dem mein thränenſchweres Auge ſich ſenkte, „„gekränktes Gefühl, Thereſe? — Bin ich hart und ungerecht, — ſo ſprich; laß mich um Deinet- und meinetwillen nicht voreilig ſein. Sei nicht zu ſtolz, ein Wort der Beruhigung zu Deinem Freunde zu ſprechen. Oder,"" fügte er, gereizt durch mein Verſtummen, hinzu, „„ſei wenigſtens wahr, ich will es Dir danken.""

„O nicht mein Stolz, denn dieſem geliebten Menſchen gegenüber war ich nur Demuth und Hingebung, aber meine Liebe widerſetzte ſich einem rechtfertigenden Worte; — ich ſchwieg."

„„Thereſe bedenke, daß dies Schweigen unwürdig iſt, wenn ein Mann von Ehre Dich auf Dein Gewiſſen fragt,"" begann er von Neuem, und auf ſeinem ſchönen Geſicht, in das ich den Blick wieder wagte, lag der beſchwörende Ausdruck tiefſter Bewegung, und in der wunderbaren Nacht ſeines unvergleichlichen Auges glänzte all jene beglückende Liebe, die mein Lebenslicht war. „„Noch einmal, ich bitte Dich, rede; oder weigert ſich Dein Mund, eine Verſicherung auszuſprechen, deren ich vielleicht nicht bedürftig ſein ſollte, — ich kann ſolche Weigerung begreifen, — ſo reiche mir nur die Hand, theures Mädchen, küſſe mich nur; ich will einen heiligen Eid aus der Berührung Deiner Lippen herausfühlen!"" — Er neigte ſich mir entgegen."

„Und ich? — Meine Arme ſtreckten ſich aus nach der angebeteten Geſtalt, aber geiſtig nur; nur im brechenden Herzen. Aeußerlich war ich wie gebannt; hätt ich auch wollen, — und kaum war ich mir deutlich bewußt, daß ich nicht dürfe, — ich hätte das deutende Wort nicht ſprechen, den rettenden Kuß nicht küſſen können. — Ein paar Schritte zurücktretend, als ich ſie vorwärts geben wollte, zu ihm hin, blieb ich ſtarr und kalt, ſprach- und bewegungslos wie eine Scheintodte ihm gegenüber ſtehen, und ein krampfiges Lächeln, das ich ſchmerzhaft empfand, zuckte unwillkührlich, — vielleicht wie Hohn, — um meine zuſammengepreßten Lippen. Er mißverſtand es in ſeinem aufgeſtachelten Verdachte, wie er in ſolcher Stimmung es mißverſtehen mußte, erbleichte wie damals, als Catharina ſeinen Namen mit Verachtung nannte, ſagte, ich weiß nicht was, von ewig gültiger Entſcheidung, und als ſein Fußtritt im Corridor verhallte, war in der That auf immer unſere Trennung entſchieden." —

„Daß die Nichte ſeiner gütigen Pflegerin eine ſtille Neigung für Hermann gefaßt, und daß die Tante ihren Liebling, und die Verwaltung der großen Güter, die ſie zurückließ, gern und vertrauend an das Herz des edlen, männlichen Mannes gelegt hätte, ging aus ihren Briefen hervor, die Hermann mir offen mittheilte; und wie er dort beglückend glücklich werden könnte, und einen großen, ſchönen, wenn auch nicht glänzenden Wirkungskreis fände, dies hatte ich, — ſeit ich von ſeiner Untauglichkeit für den Kriegsdienſt wußte, und wenn ich ſein wahrſcheinliches Loos, als irgend ein untergeordneter Beamter, und meine Armuth, dieſen ſchrecklichen Contraſt, mit ſeinen inneren Anſprüchen recht in's Auge faßte, — oft überlegt. — Aber, wie geſagt, ohne gebietende, unausweichbare Nothwendigkeit ihm entſagen, ſchien mir Frevel; ich wollte erſt abwarten, was der Fürſt für ihn zu thun gedenke, und war nur an ein ungedrücktes Auskommen zu denken, nimmer und nimmer den Theueren laſſen. Doch nun er mir verloren war, und meine Selbſtſucht ihn, wenn auch mit einem einzigen Worte, doch nicht ohne ihn für immer in eine ſeinem Weſen unerträgliche Beſchränkung zu bannen, zurückrufen konnte, war es mein Sinnen Tag und Nacht, ihn mit jenem Mädchen zu vereinigen; ich lernte das theuere Geſchöpf kennen und — doch nun, meine Sophie weiß nun Alles beſſer als ich, und ich kann meine Geſchichte hier enden." —

„O ja" — ſagte die ergriffene Sophie — und küßte Thereſens Hände, — „ich weiß Alles, unvergleichliche Freundin, und muß ergänzen, was Du beſcheiden verſchwiegſt, die Beharrlichkeit, die" — —

„Laß es genug ſein" unterbrach ſie die Stiftsdame, „da es auf ein wenig Beiwerk nicht ankommt, und die Hauptſache wahrhaft erzählt iſt. Ich habe mein Zurücktreten nie bereut, und als Hermann die Wahrheit ſpäter erfuhr, war ich belohnt und er in Deiner, glaube es mir: erwiederten Liebe, und als Vater Eurer Unterthanen beglückt. — Wie Vielen kam ſein Wirken zu gut und mein kurzer Schmerz, und wie namenlos würde ich gelitten haben, hätte ſich um meinetwillen ſo viel edle Kraft in ſich ſelbſt verzehren müſſen. Meiner ſtillbeſaiteten Bruſt waren jene Leiden von Natur erleichtert, und überhaupt überſchätzt man wohl ein Unglück meiner Art. Ein Weib iſt nie ganz aufgegeben, wenn es ſich dem Glück eines theueren Weſens ganz hingeben durfte, und ein Daſein, das Liebe einſt mit ihrem Glanze verſchönte, kann nie in Nacht verſinken, nie ganz farblos werden! Im Opfer ſelbſt liegt ſeine Vergütung, ſobald es kein vergebliches war. — Und nun," ſagte ſie, ſich freundlich an Georg wendend, „müſſen Sie uns Etwas erzählen." —

„Nicht doch," erwiederte der Jüngling, den Thereſens Geſchichte auch für ihre Freundin eingenommen, und der eben daran dachte, was jene wohl erlebt haben möge, raſch und unbeſonnen, „jetzt iſt die Reihe an Fräulein Ludovika."

Thereſe kannte wahrſcheinlich die wunde Stelle dieſes Gemüth's, denn ſie ergriff die Hand der Aufgeforderten, und meinte, — um ihr die Antwort zu erſparen: Die Befriedigung dieſes Wunſches müſſe der junge Mann von der Zukunft abwarten; für heute ſeien der alten Geſchichten nun genug; — aber Ludovika fiel ihr in's Wort und ſagte in ihrer gewohnten, nicht wohlthuenden Weiſe:

„Die meinige kann ich doch noch zum Beſten geben, wenn der Baron ſie zu hören wünſcht; ſie iſt allerdings, wie Du liebe Thereſe jedes Altjungfernleben betitelſt, eine Reſignations- und Leidensgeſchichte, aber ſehr kurz, und kann dem jungen Herrn, wenn er einmal Luſt hat als Schriftſteller aufzutreten, vielleicht als Novellenſtoff dienen."

„Nun, wir ſind begierig!" verſicherte Sophie, und Ludovika, welche Aller Augen in theilnehmender Spannung auf ſich gerichtet ſah, erzählte mit fünf Worten eine Geſchichte, deren Elend, deren verhärtenden Einfluß, deren heiligen Schmerz Georg mit tiefer Erſchütterung begriff.

„Ich bin nie geliebt worden!" ſagte ſie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 79. 1838.

Phönix.

Montag, 2. April.

Die Proteſtation und Entlaſſung der ſieben Göttinger Profeſſoren.

Herausgegeben
von
Dahlmann.
(Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung. 1838.)

Bei Durchleſung dieſer längſt erwarteten Schrift, in welcher die ſieben Göttinger Profeſſoren, welche die Proteſtation wider das Hannover'ſche Patent vom 1. Nov. v. J. unterzeichnet, ſich die Aufgabe ſtellen, ihren Schritt zu rechtfertigen und das gegen ſie verhängte Verfahren in ſeiner rechtlichen Bedeutung zu beleuchten — iſt uns auf's Neue die ungeſetzliche Kraftäußerung klar geworden, welche die Entlaſſung dieſer Gelehrten nach ſich geführt. Der Hauptzweck der Letzteren hierbei, als, wie man annehmen darf, gleichmäßiger Verfaſſer dieſer Broſchüre, beſteht nun vornehmlich darin, ihre Handlung von Seiten ihrer Rechtmäßigkeit (Legalität) und namentlich vor dem Vorwurfe eines revolutionären Schrittes zu vertheidigen. Zu dieſem Zwecke theilen ſie ihre Beurtheilung ſelbſt, nach einer näheren Ausführung des faktiſchen Herganges, auf welche ſich dieſelbe bezieht, unter verſchiedene Rubriken ein, unter welchen zuerſt die „Proteſtation ſelbſt" ſodann die „Veröffentlichung" derſelben und die „Entlaſſung" beleuchtet wird. Was die erſtere Rubrik betrifft, ſo wird unter derſelben der unwiderſprechliche Beweis geführt, daß die Anſchuldigung einer in der Proteſtation liegenden revolutionären Tendenz, in der Art und der Ausdehnung, wie die hannover'ſche Zeitung und das Berliner politiſche Wochenblatt jenen Act dargeſtellt, noch mehr als eine bloße Ungerechtigkeit und willkührliche Auslegung ſei; die Veröffentlichung aber der Proteſtation betreffend, ſo erlangen wir nicht blos aus inneren, durch die Darſtellung des Verhältniſſes in uns rege gemachten Gründen, ſondern auch aus den hier objectiv ausgeſprochenen die Gewißheit, daß dieſe Veröffentlichung, auf welche von Seiten des hannover'ſchen Gouvernements ſo viel Nachdruck gelegt ward, keineswegs direkt von einem der Unterzeichner der Proteſtation veranlaßt, vielmehr dieſelbe von der Hand eines bei der Sache perſönlich durchaus Unbetheiligten ausgegangen ſei. Was aber ſchließlich die Entlaſſung betrifft, ſo wird vorzugsweiſe in dieſem Punkte das öffentliche Urtheil neuerdings durch die ſcharfe, doch gleichwohl anſpruchloſe Beleuchtung erhärtet, welche dieſelbe von den einſchlagenden Standpunkten der Geſetzgebung und des Rechtes aus erfahren hat.

Es muß uns die Bruſt durchſchneiden, wenn wir mit Ruhe, Anſtand und der Unwiderlegbarkeit juridiſcher Beweisführung eine Thatſache darſtellen ſehen, über welche zwar die öffentliche Meinung ſchon längſt ihr Urtheil ausgeſprochen hat, die aber noch immer von Seiten einer Partei, welche ſich den vernunftgemäßen Entwickelungen des Völkerlebens gewaltſam entgegenſtemmt, als eine Fahne herausgeſtreckt wird, welche mit grellen Farben auf das Lager zeigen ſoll, worin die „revolutionäre Propaganda" über ihren Werken brüte.

Ja, wir wiederholen es, es muß unſere Bruſt durchſchneiden, wenn wir aus Thatſachen, die vom Standpunkte der hiſtoriſchen und juridiſchen Gerechtigkeit beleuchtet werden, die Ueberzeugung gewinnen müſſen, daß das von oben ausgehende Unrecht keine, dem rechtlichen Bewußtſein des Volkes, des Geſetzes und der Wiſſenſchaft emanirende Gegenwirkung erhalten darf, ohne Gefahr zu laufen, mit der Denunciation revolutionärer Strebungen gebrandmarkt zu werden. Auf ſolche Weiſe könnte der Abſolutismus leicht zum Inhalt des Staats- und Völkerrechtes werden, und wir, denen es einfiele, gegen dieſen Codex zu votiren, dürften uns am Ende noch glücklich ſchätzen, wenn man durch aprioriſche Maßregeln uns der Ausführung dieſes Verbrechens überhöbe.

Bei der Entwickelung, welche die hannover'ſche Verfaſſungsangelegenheit in den letzten Tagen genommen, möchten wir das unbefangene Publikum um ſo mehr auf die vorliegende Broſchüre dringend aufmerkſam machen, als die Paſſivität des hannover'ſchen Volkes in der höchſten Frage ſeiner rechtlichen Exiſtenz die ſchwierigſten Auſpizien für unſer politiſches Leben verkündete, ſofern es uns einfallen ſollte, die politiſche Mündigkeit, die wir erlangt, bei vorkommenden ähnlichen Fällen in gleiche Lethargie zu begraben. Der deutſche Himmel trägt gegenwärtig wieder einige gewitterſchwüle Wolken, und es heißt, nicht mehr Zeus, ſondern die Geſchöpfe des Prometheus ſchleuderten heutzutage die Blitze, welche den Brand der Erde und der Völker kühlen, aber auch dieſelben mit den neuen Keimen der Freiheit befruchten ſollen! G. B.

Aus Baſel.

(Ueber geſelliges Leben, Volksfeſte, Volkscharakter, religiöſe und wiſſenſchaftliche Vereine, gemeinnützige Anſtalten.)

Nach den Berichten mancher Reiſenden zu urtheilen, verdient Baſel nicht gerade das Lob der Geſelligkeit, und in der That hat das ſogenannte geſellige Leben, wenn es ſich auch ſeit neuerer Zeit aus den älteren beengenden Formen herausgearbeitet hat, noch nicht den Grad von Leichtigkeit und Beweglichkeit erlangt, den die moderne Welt mit dem Begriff geſelliger Tugenden verbindet. Die ehemaligen „Kämmerli“ (Klubbs) der Herren ſind zwar allmählig von dem großartigen Inſtitut der allgemeinen Leſegeſellſchaft*) und dem damit verbundenen Caſino abſorbirt, und auch in „Frauenviſiten“ ſoll bisweilen das Geſpräch ſich über das Niveau der Mägdekritik, des Kochbuchs, der Brautſchaften und Teſtamente erheben. Aber immer noch haben die ſteif zugeſtutzten Gehäge, innerhalb welcher die Baſeler Geſelligkeit gepflegt wird, etwas ängſtlich Abgrenzendes in ſich, das eher an die älteren Einfaſſungen der franzöſiſchen Gärten, als an die freien großen Anlagen parkähnlicher Salons erinnert. Es gibt verſchiedene Species von Geſellſchaften, die ja nicht vermengt werden dürfen, und deren Terminologie durch den allgemeinen Sprachgebrauch geheiligt iſt. Obenan ſtehen die „Familientage“, die wöchentlich einmal oder alle 14 Tage, gewöhnlich im Hauſe des älteſten Familienhauptes ſtattfinden. Kinder und Enkel ſammeln ſich hier um den gemeinſamen Heerd, an den ſich tauſend liebe Erinnerungen knüpfen. Die Familie und das Familienleben, eigenes wie fremdes, bietet natürlich den Kern der Unterhaltung. Einem Fremden Zutritt in einen ſolchen „Familientag“ zu verſchaffen, iſt ein Zeichen von beſonderem Vertrauen. Im Uebrigen bleibt der Kreis geſchloſſen, und wird nur durch eine neue Heirath und durch die Geburt eines neuen Familiengliedes erweitert, durch den Tod eines ſolchen verengert. Den Familientag zu verſäumen gilt nach der ſtrengen Obſervanz des baſel'ſchen „Brauches“, der eine eiſerne Gewalt übt, für ein crimen laesae, und es haben ſchon Virtuoſen ihre Konzerte, Profeſſoren ihre Vorleſungen verlegen müſſen, um nicht mit dem Familientag zu collidiren. Fremde zucken die Achſeln über dieſe Sitte. Sie hat aber auch ihre gute, nicht allein gemüthliche, ſondern ernſtere ſittliche Seite, wenn ſie auch gleich wieder zu verderblicher Abgeſchloſſenheit des Lebens führt. Das Familienleben bildet die reinſte und ſolideſte Folie des baſel'ſchen Sittenſpiegels, und die Verhältniſſe wirken begünſtigend mit. Die Familie iſt bei uns in der Regel weniger in ihren Gliedern zerſtreut, als anderwärts. Wir haben keinen weitläufigen Beamtenſtaat, der die Leute nach allen Himmelsgegenden ruft; jetzt zumal ſind alle Beamtungen auf die Stadt beſchränkt; Heirathen in's Ausland, ſelbſt nur in andere Schweizerkantone, gehören zu den Ausnahmen. In den geſchloſſenen Verhältniſſen liegt zum Theil aber auch jene ariſtokratiſche Färbung des öffentlichen Lebens, die indeſſen bei weitem nicht ſo grell in der Nähe ſich ausnimmt, als durch das Objectivglas mancher Tagesblätter betrachtet. Mancher Fremde hat ſich in den Familienzirkeln recht heimiſch fühlen gelernt und würde ſie nicht gegen viele Salons vertauſchen. — Nächſt der Familienverbindung wird die frühere Jugendfreundſchaft, jedoch blos unter dem weiblichen Geſchlechte conſtant feſtgehalten. Während in Zürich auch die Männer ihre Sonntagsgeſellſchaften haben, ſind die Baſeler „Sonntage“ die Höhenpunkte, auf welchen die Erinnerung der früheren Jugendgeſpielinnen mit allen ihren Freuden und Leiden ſich ſonnt. Den Namen „Sonntag“ führt die Geſpielenſchaft ſelbſt als Corporationsnamen. Der Sonntag macht eine Landparthie, der Sonntag ißt, trinkt, ſpielt und tanzt als moraliſche Perſon. Der Sonntag hat auch Herren, die aber nur par alliance eintreten, die reſp. Männer und Verlobten der Geſpielinnen. In neueren Zeiten mag es indeſſen auch einem unverheiratheten jungen Manne gelingen, von dem Sonntag in den Sonntag aufgenommen zu werden, und dann iſt ſein Glück gemacht. Auſſer dem Sonntag gibt es auch Montage, Donnerſtage u. ſ. w., die zu ſolchen Collectivperſonen hypoſtaſirt werden; weil die Zirkel der Art aber gewöhnlich kleiner ſind und familiärer, ſo tritt der den Baſelern ſo beliebte Diminutiv ein; man ſpricht von einem „Mähntigli“ (Montägchen), „Zyſtigli“ (Dienſtägchen) u. ſ. w. Hier haben keine Herren Zutritt. Auf den beiden Angeln des Familientags und Sonntags bewegt ſich nun die regelmäßige Bahn der Geſelligkeit, und nur bisweilen ſammelt eine größere Abendgeſellſchaft (Soirée) im Salon der Reicheren die Freunde und Freundinnen des Hauſes in weiteren Kreiſen um ſich. Ein zwangloſes ſich Zuſammenfinden mehrerer Familien, wo die Eltern mit den Söhnen und Töchtern zugleich an ein und derſelben Unterhaltung theilnehmen, wo die Verſchiedenheit der Alter und Geſchlechter dem geſelligen Leben erſt den rechten Reiz gibt, gehört bei uns zu den Seltenheiten. Noch weniger wird ſich Jemand ungebeten zur Theeſtunde in einem befreundeten Familienkreiſe einfinden. Man vermeidet vielmehr ſolches Zuſammentreffen als etwas „Unanmüthiges.“ Wie im Winter iſt es auch im Sommer. Unſere herrliche Gegend lockt zwar Alt und Jung, Reich und Arm in's Freie hinaus, und beſonders zur Zeit der Sommerferien hat die Stadt ein gar ödes Anſehn. Aber auch hier vermag der Strom des reichen Naturlebens die Dämme der Gewohnheit nicht zu durchbrechen. Die reichen Familien haben ihre Landgüter und ihre Kutſchen, der wohlhabendere Bürger hat ſein „Gütlein“ vor dem Thor oder ſeinen Einſpänner oder beides zugleich, oder hat er's nicht ſelbſt, ſo miethet er bald das Eine, bald das Andere. Die „Omnibus“ widerſprechen ſchon ihrem Namen nach dem Hange zur Sonderung und können daher ſo bald nicht aufkommen. Das Spazierengehen gehört zu den ſeltnern, philoſophiſchen Vergnügungen, es muß gefahren ſein! Weder innerhalb der Stadt, noch um dieſelbe gibt es bedeutende durch Kunſt zugerichtete Spaziergänge und Anlagen. Auf dem etwas düſteren St. Petersplatz ſieht man nur Mägde mit Kindern; die Schanzen ſind „bei den Wirren“ (beliebter Ausdruck!) wieder in Feſtungswerke umgeſchaufelt worden. Aber auch die wenigen Promenaden ſtehen kahl und leer da, werden auch nicht ſonderlich unterhalten, aus dem einfachen Grunde, weil ſie doch Niemand beſucht. Freilich haben wir auch bei uns kein privilegirtes Geſchlecht von Pflaſtertretern. Die Arbeit iſt dem Baſeler Kaufmann, wie dem Nordamerikaner, zur anderen Natur geworden; die Abſpannung ſucht er auf der Campagne, im Schooß der Familie, oder Abends im „Sommercaſino“, der einzigen Anſtalt in der Nähe der Stadt, die einige Aehnlichkeit mit den anderwärts beſtehenden öffentlichen Gärten hat; nur daß eben hier die Oeffentlichkeit fehlt. Man muß abonnirt ſein, um hier eine Taſſe Caffee oder ein Kräglein Bier im Freien zu trinken. Das Polizeigeſetz hindert das Aufkommen von Wirthſchaften in dem Stadtbanne; man muß alſo entweder einen trockenen Spaziergang um's Thor machen oder gleich den Flug etwas weiter nehmen in's Badiſche oder in den neuen Staat von Baſellandſchaft, deſſen höher gelegene Gegenden und Sennberge beſonders in den Ferienmonaten denen zum Aufenthalt dienen, die keine eigene Landgüter haben; denn auch auf den Beſuch der Bäder ſind die Baſeler nicht ſo erpicht, als z. B. die Züricher; wie denn das neue Zürich überhaupt — wir wollen nicht grade ſagen einen wohlthätigen, aber einen auffallenden Contraſt zu dem alten Baſel bildet. Man hofft und fürchtet indeſſen, daß die viel erwarteten und viel beſprochenen Eiſenbahnen mit ihren Locomotiven noch manches durchſchneiden und durchbrechen werden, das bisher unüberwindlich ſchien. — Da die Uebergänge aus der Familiengeſelligkeit in die öffentliche noch nicht gefunden zu ſein ſcheinen, ſo iſt natürlich, daß auch die Letztere nur als eine fremdartige Pflanze auf dem Baſelerboden ſich ausnimmt. So ſtand das neu erbaute Theater faſt den ganzen Winter über leer, bis in den letzten Wochen des März die Anweſenheit des Hrn. Kunſt eine regere Theilnahme erweckte. Weit beſſer gedeihen im Ganzen die Konzerte, die aber, mit Ausnahme weniger Benefizkonzerte, auch wieder auf Abonnement beruhen. Dieſe Abonnementkonzerte finden an Sonntagen ſtatt und alterniren mit den „Sonntagen“, von denen eben die Rede war. Früher hießen ſie Liebhaberkonzerte, weil auch meiſt Dilettanten mitwirkten. Jetzt haben ſich die Kunſtanſprüche geſteigert, und nur ausgezeichnetere Talente dürfen es wagen, neben den Künſtlern und Künſtlerinnen aufzutreten. Eine ſchöne Pflanzſchule des Geſanges iſt der unter Laue's Leitung ſtehende Geſangverein, der im Verhältniß für Baſel iſt, was die Zelter'ſche Singakademie für Berlin. Auſſer ihm beſtehen noch andere Geſangvereine und Männerchöre. Man ſollte denken, daß die Belebung öffentlicher Volksfeſte am eheſten von ſolchen Vereinen ausgehen könnte, wie dieß auch in anderen Kantonen, namentlich in der öſtlichen Schweiz, der Fall iſt. Verſuche dazu ſind gemacht worden, dankenswerthe Verſuche; aber doch wollen eigentliche Volksfeſte bei uns nie recht verfangen. Man verſuchte es im Jahre 1824 mit dem Jahrestage der St. Jacoberſchlacht (den 26. Auguſt) bei der Errichtung des Denkmals; aber die Erfahrung hat gelehrt, daß ſich dergleichen nicht von Außen her in's Volk hineintragen läßt. Dieſes zieht nun einmal vor, der alten Gewohnheit treu, mit dem erſten Frühling nach St. Jacob zu wandern, und dort Schweizerblut zu trinken und — Naſen (Weißfiſche) zu eſſen; aber Feſtliches findet dabei nichts ſtatt; jeder Familienvater von altem Schrot und Korn führt ſeine Kinder einmal hinaus, trinkt da ſeinen Schoppen und ſchneidet oder kauft ihnen eine Birkpfeife, aus jungen Weiden, und dabei bleibt es. Es iſt Schade, wir hätten manche Reſte von alten Volksſitten, wenn ſich nur was Sinniges und Bleibendes d'ran knüpfen ließe. So der Beſuch der ſchön gelegenen, aber zur Ruine verſunkenen, Bergkapelle von St. Chriſchona am Pfingſtmontag u. a. Aeltere Feſte und Spiele, in denen ſonſt die Baſeler berühmt waren (man ſehe Aeneas Sylvius zur Zeit des Concils) leben ſchon längſt nur in der Erinnerung älterer Leute. Unſer Geſchlecht iſt überhaupt, wie es ſcheint, dem Sinn für das Vergnügen (im reinen Sinne des Wortes) abgeſtorben. Es muß jetzt alles elegant, pikant und immer was Anderes und Neues ſein. Sonſt hatte noch die alte Baſelerfaſtnacht mit ihren öffentlichen Umzügen der Quartiere für den poetiſch Geſtimmten ihre humoriſtiſch-groteske Seite; aber jetzt iſt ſie weit unter die tiefſte Proſa in die eigentliche Crapüle herabgeſunken und ein Fremder, der Baſel in dieſen Tagen beſuchte, würde ſich ſehr wundern, wenn man ihm ſagte, dies ſei die frommberühmte Stadt.

---

*) Darüber nächſtens ein Mehreres.

(Fortſetzung folgt.)

Die Autoren-Aſſociation in Paris.

In der »erſten Beilage zu den Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen« (Nr. 34 vom 3. d. M.) hat Herr Dr. Julius Eduard Hitzig einen Aufſatz über die Autoren-Aſſociation in Paris zum Schutz gegen den Nachdrucksunfug in der Journaliſtik veröffentlicht, welcher gerade im jetzigen Augenblicke, da ſich auch in Deutſchland immer mehrere Stimmen rechtlich geſinnter Männer gegen jene Piraterie erheben, die höchſte Beachtung verdient. Herr Dr. Hitzig erwartet weniger Erfolg von der Geſetzgebung und einer ſich durch Prozeſſe bildenden Praxis, als von dem Zuſammentreten honetter Zeitungsredaktoren auf der Grundlage der Reciprocität. Da Herr Dr. Hitzig uns erlaubte, ſeinen Aufſatz zu allgemeinem Nutz und Frommen wieder abzudrucken, ſo theilen wir dieſen, wie folgt, mit:

»In Paris iſt am 10. Jan. d. J. eine Geſellſchaft von Schriftſtellern zuſammengetreten, um ſich gegen die Beeinträchtigung in ihrem Eigenthum, welche ſie theils durch totalen, theils durch partiellen Nachdruck erleiden, wechſelsweiſe zu ſchützen. Die Statuten dieſer Geſellſchaft in 64 Paragraphen liegen dem Unterzeichneten vor, und ſind von mannigfaltigem Intereſſe. Was ihre äußere Organiſation betrifft, ſo beſteht ſie theils aus Mitgliedern, die zugleich Stifter ſind, und aus einfachen Mitgliedern, die beide gleiche Rechte genießen. Der Sitz der Geſellſchaft iſt in Paris; aber auch in der Provinz wohnhafte Individuen können daran Theil nehmen, wenn ſie ihre Zuſtimmung zu den Statuten, mittelſt eigenhändiger, von einem Notar beglaubigter, Unterſchrift erklären. Die Dauer der Geſellſchaft iſt vorläufig auf 30 Jahre beſtimmt. An ihrer Spitze ſteht ein Verwaltungs-Ausſchuß von mindeſtens 12 (bis 15) Mitgliedern, welchen der Ausſchuß nöthigenfalls noch mehrere beigeſellen kann. Dieſer Ausſchuß wird jährlich neu gewählt in der General-Verſammlung, die am Stiftungstage, den 10. Jan., gehalten wird. Die jetzigen Ausſchuß-Mitglieder, die bis zum 10. Jan. 1839 fungiren, ſind: Villemain, Präſident; Louis Desnoyers, Vice-Präſident; Jules David und André Delrieu, Secretäre; Arago, Alexander Dumas, Léon Gozlan, Granier de Caſſagnac, Eugène Guinot, Victor Hugo, Lamennais, Hippolyte Lucas, Déſiré Niſard, Louis Reybaud, Alphonſe Royer und Louis Viardot, Mitglieder. (Zum größten Theil höchſt ehrenwerthe Namen, wie ſich deren auch im Ausſchuß für die Berathung der Rechts-Angelegenheiten, der dem Verwaltungs-Ausſchuß zur Seite ſteht, finden, z. B. Odilon Barrot, Berryer, Phil. Dupin, Hennequin, Parquin, Bethmont u. A.) Der Zweck der Geſellſchaft iſt, ſich gegenſeitig den Ertrag aus ihren Geiſteserzeugniſſen zu ſichern, ſeien es Bücher oder Werke dramatiſcher Gattung; ſoviel als möglich dem franzöſiſchen, wie dem ausländiſchen Nachdruck entgegen zu arbeiten; die Rechte ihrer einzelnen Mitglieder, als eine die Individuen ſchützende Corporation, auf alle Weiſe wahrzunehmen; endlich, wenn wenigſtens zwei Drittheile der Geſellſchaft damit einverſtanden ſind, Aeltern, Wittwen und Kinder (vielleicht auch Großältern und Enkel; es heißt im Original: ascendans, veuves et descendans) aus den Geſellſchafts-Fonds Unterſtützung zu gewähren. Dieſe Fonds ſollen gebildet werden aus von dem Verwaltungs-Ausſchuſſe, dem Quanto nach, zu beſtimmenden Eintrittsgeldern; aus einer Quote von Allem, was die Geſellſchaft für ihre Mitglieder oder deren Erben erſtreitet, und die gleichfalls, ihrem Betrage nach, von dem Ausſchuß feſtgeſtellt wird; aus Geldbußen, die von Mitgliedern zu entrichten ſind; endlich aus zu erwartenden Geſchenken, Legaten und anderweitigen Zuwendungen. Die Mitglieder müſſen ſich für den Rechtsſchutz, den ihnen die Geſellſchaft angedeihen läßt, ſo wie für die Ausſicht auf Entſchädigung für erlittene Benachtheiligung durch Nachdruck oder Plagiate, und auf Unterſtützung ihrer Familien, bei einer Geldbuße von 20 bis 100 Frs. für jeden, ganz oder theilweiſe, nachgedruckten Artikel, verpflichten, ohne daß gewiſſe Bedingungen, die der Verwaltungs-Ausſchuß zu ſtellen hat, von dem Vervielfältiger erfüllt werden, keinen Wieder-Abdruck ihres Werk's, oder eine Benutzung deſſelben zur theatraliſchen Darſtellung, ſich gefallen zu laſſen; ferner auf ihre Ehre und bei Vermeidung einer Strafe von 100 bis 1000 Frs. für jeden, ganz oder theilweiſe, wieder abzudruckenden Artikel, ſich durch kein öffentliches oder geheimes Uebereinkommen mit dem, welcher einen Abdruck ihrer Aufſätze beabſichtigt, über irgend eine Art eines ſolchen Wieder-Abdrucks zu verſtändigen, wodurch die Bedingungen verletzt werden könnten, welche die Geſellſchaft für den Abdruck feſtzuſetzen für gut gefunden hat. Dieſe, wie ſie in den Artikeln 18, 19, 20, 21 und 22 enthalten ſind, laufen im Weſentlichen darauf hinaus, 1) kein Auszug aus einem Buche, oder einer Flugſchrift, darf früher als 24 Stunden nach der Zeit, wo das Buch in den Handel gekommen, publicirt werden; 2) Auszüge, wenn ſie ſucceſſive mitgetheilt werden, dürfen an Umfang den vierten Theil des Originals niemals überſchreiten; 3) jeder Wieder-Abdruck muß die Quelle, woraus der Aufſatz geſchöpft worden, ſo wie die Unterſchrift des Autors, und, in Ermangelung des Namens deſſelben, die anderweitige Bezeichnung, die er für ſeine Perſon gewählt, wiedergeben. Wer dieſen Beſtimmungen entgegenhandelt, wird von der Geſellſchaft wegen Nachdrucks belangt und wegen Entſchädigung des in ſeinem Rechte gekränkten Verfaſſers, in gerichtlichen Anſpruch genommen; 4) wer auch nur ein Mal, ſei es im Ganzen oder theilweiſe, von dem Rechte Gebrauch machen will, das Werk eines Mitgliedes der Geſellſchaft wieder abdrucken zu laſſen, muß zwei Frei-Exemplare davon, das eine an die Haupt-Agentur in Paris, das andere an die

Local-Agentur in den Departements (die Haupt-Agentur hat nämlich dergleichen in den Provinzen) einreichen, und zwar längſtens im Laufe eines Monats nach dem Erſcheinen des Wieder-Abdrucks; 3) ferner muß an Honorar für den Wieder-Abdruck gezahlt werden: a) für 1000 Buchſtaben, in Paris 1¼ Fr., in Städten von 10,000 Seelen und darüber 1 Fr., desgleichen von 3000 Seelen ¾ Fr., in Städten endlich, die nicht 3000 Einwohner zählen, ½ Fr.; b) bei Gedichten wird jede Verszeile für 30 Buchſtaben gerechnet.

Der Ertrag dieſer Honorare für den Wieder-Abdruck wird zur Hälfte zwiſchen dem Autor und dem urſprünglichen Verleger getheilt, ſo lange, bis der Letztere auf die Hälfte ſeiner, zu dem Werke verwandten Auslagen gebracht iſt. Wenn dieſer Fall eingetreten, gehört der ganze Ertrag dem Autor allein, ſeinen Erben oder Rechtsnachfolgern. Bei Büchern und Flugſchriften erliſcht das Recht des Verlegers, an den in Rede ſtehenden Entſchädigungen Theil zu nehmen, nach Erſchöpfung ſeines Vorraths an Exemplaren, oder ſpäteſtens ein Jahr, nachdem die Schrift in den Handel gekommen; bei Aufſätzen in den Revuen ſechs Monate, und bei den täglich erſcheinenden und anderen Blättern, drei Monate nach dem erſten Abdrucke des wieder abgedruckten Aufſatzes. — Bemerkenswerth ſind auch noch folgende Beſtimmungen aus dem Art. 26. Es wird nicht als Nachdruck angeſehen, wenn ein Fragment aus einem Buche, einer Flugſchrift oder einem mündlichen Vortrage in einer Zeitung wieder abgedruckt wird, welche ſich gewöhnlich von Original-Aufſätzen nährt (noch ſtärker drückt ſich der franzöſiſche Text aus: un Journal, qui vit habituellement d'articles originaux) vorausgeſetzt, daß die aufgenommenen Bruchſtücke dem Autor mit dem Honorar, welches die Redaction gewöhnlich zu zahlen pflegt, remunerirt werden. Dagegen wird die Aufnahme von Fragmenten wie die oben erwähnten als Nachdruck erachtet, wenn die Zeitung, welche ſich des Wieder-Abdrucks ſchuldig macht, nicht in die Kategorie der vorbezeichneten gehört (des journaux, qui vont habituellement en dehors de la catégorie ci-dessus) d. h. alſo, ſich gewöhnlich mit nachgedruckten Aufſätzen ſpeiſet. — Als Zwangsmittel iſt in dem 27. Art. dem Verwaltungs-Ausſchuß das Recht des Interdikts ([illegible]) beigelegt. Wenn — heißt es in dieſem Artikel — wegen offenkundigen böſen Willens, oder grober Uebertretungen ſeiner Verbindlichkeiten gegen ein Mitglied der Geſellſchaft, der Verwaltungs-Ausſchuß, mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen ſeiner Mitglieder, einen Verleger mit dem Interdikt belegt hat (aura frappé d'interdit un publicateur quelconque) ſo muß jedes Mitglied ſich jeder ferneren Lieferung von Manuſcript an einen ſolchen enthalten, geſchehe ſie auf direkte oder indirekte Weiſe, bis zu wieder aufgehobenem Interdikte. Ein Mitglied, das gegen dieſes Verbot handelt, wird im erſten Contraventionsfalle mit einer Geldbuße von 3 bis 30 Frs. für 1000 Buchſtaben, im zweiten mit dem doppelten Betrage derſelben, im dritten mit der Ausſchließung aus der Geſellſchaft beſtraft. Ausgeſtoßen für alle Zeit wird aber ein ſolches Mitglied, bei welchem es ſich herausſtellt, daß es einen geheimen Vertrag geſchloſſen, um die Feſtſetzung in dieſem Artikel illuſoriſch zu machen. — Der Verwaltungs-Ausſchuß hat, nach Art. 47., das Recht, bei dreimaligen Verſtößen gegen die Statuten, das ſchuldige Mitglied auszuſchließen. Ebenſo erfolgt dieſe Ausſchließung von ſelbſt bei der gerichtlichen Verurtheilung eines Mitgliedes, wodurch ſeiner Ehre irgendwie Abbruch geſchieht. Daraus folgt, daß es als eine Ehre betrachtet werden kann, Mitglied der Geſellſchaft zu ſein, und da nach Art. 51 der Ausſchuß eine Liſte von Autoren entworfen hat, die zum ſofortigen Eintritt in die Geſellſchaft aufgefordert werden ſollen, ſie dazu nicht die Unbedeutendſten gewählt haben wird, überdieß Der, welcher auf die an ihn ergangene Aufforderung ſich nicht ſogleich zum Beitritt bereit erklärt, dieſen nicht eher nachſuchen kann, als nach Ablauf von 3 Jahren; ſo iſt wohl vorauszuſetzen, daß in dieſem Augenblick das Statut ſchon mit den berühmteſten Namen Frankreichs unterzeichnet ſein mag.

Gewiß gehört die Maßregel aber zu den merkwürdigſten, welche die neueſte Zeit auf dem Gebiete der Literatur hervorgerufen hat. Sie ſcheint nämlich eine Grundlage zur Auflöſung des ſchwierigen Problems darzubieten, wie hauptſächlich das Zeitungs- und Journalweſen auf einen honetten Fuß zu bringen ſei: eine Frage, deren Löſung auch unſere vaterländiſche Geſetzgebung noch nicht verſucht hat, deren Erörterung vielmehr erſt mit Erfolg zu erwarten iſt, wenn ſich, nachdem das Geſetz vom 11. Juni v. J. in das Leben getreten, aus einer langjährigen Praxis, vorzüglich aus den Gutachten der Sachverſtändigen-Commiſſionen, hinreichende Materialien dazu werden angeſammelt haben. Darin ſteht Frankreich ſehr im Vortheil gegen Deutſchland. Es erfreut ſich nämlich ſchon ſeit Jahrhunderten, namentlich aber ſeit der Revolution, einer Reihe von Geſetzen zum Schutze des Eigenthumes gegen Nachdruck und Nachbildung (das Geſetz vom 19. Juli 1793 zieht zuerſt Muſikalien, Malereien u. dergl. in den Kreis der Gegenſtände des Schutzes); mithin ſind dort ſchon die ſchätzbarſten Erfahrungen über vorkommende Beeinträchtigungen der Rechte am geiſtigen Eigenthume gemacht. Dies gibt deutlich ein ungemein fleißiges, mit einer großen Zahl von Rechtsfällen durchwebtes, eben erſchienenes Werk des Advokaten am k. Gerichtshofe in Paris, Etienne Blanc, unter dem Titel: Traité de la contrefaçon et de sa poursuite en justice, zu erkennen, mit deſſen Bearbeitung für Deutſchland ich mich beſchäftige, welches, wenn Gott mir die Kraft ſie zu vollenden ſchenkt, denke ich, ein brauchbares Handbuch für unſere Richter, die Mitglieder der Vereine von Sachverſtändigen, Autoren und Buchhändler werden ſoll. — Doch, um wieder auf das Pariſer Statut, und namentlich auf den Journalismus zurückzukommen, — können wir läugnen, daß es in dieſer Beziehung auch bei uns im höchſten Grade im Argen liegt? Wie viele Zeitungen und Journale leben allein (um mich des Ausdrucks des Pariſer Geſetzes zu bedienen) vom Raube, und zwar unter der ſchändlichſten Form? Gibt es nicht z. B. ein viel geleſenes deutſches Blatt, mit der perfiden Taktik, ſich aus lauter Fragmenten zuſammen zu ſetzen, die von wenig bekannten Autoren, deren Namen zu keiner Empfehlung dienen kann, als Original-Aufſätze in ſeine Spalten aufzunehmen; wenn ſie aber von Autoren von Ruf herrühren, die Namen, aber nicht die Quellen, woher die Excerpte entlehnt worden, fein darunter zu ſetzen, damit das Publikum glaube, dieſe Autoren hätten die Artikel eigens dieſem Blatte zugewandt, wogegen die Betheiligten, wenn ſie es erführen, gewiß höchlich proteſtiren würden? Und ſollte nicht eine Vereinigung redlicher deutſcher Zeitungs- und Journal-Redaktoren auf eine ähnliche Art, wie ſie das franzöſiſche Statut darbietet, möglich ſein? Es würde mich ſehr beglücken, durch dieſe Zeilen den erſten Anſtoß dazu gegeben zu haben, und damit die Thatſache von dem Zuſammentritt des Pariſer Vereins wenigſtens recht im Vaterlande bekannt werde, autoriſire, im Verein mit dem Herrn Eigenthümer dieſer Zeitung, ich auch jegliche andere Redaktion einer Zeitung oder eines Journals, gegenwärtigen Aufſatz, ganz oder theilweiſe, zu allgemeinem Nutz und Frommen, wieder abdrucken zu laſſen.

Dr. Julius Eduard Hitzig.

Feuilleton.

⁂ Dem Fränk. Merk. vom 27. März entlehnen wir folgende wichtige Notiz aus London. London, 20. März. In der heutigen Unterhausſitzung forderte Hr. Thompſon vom Hauſe die Autoriſation, eine Bill wegen völkerrechtlicher Sicherſtellung des literariſchen Eigenthums einbringen zu dürfen. Hr. Thompſon beabſichtigt die Feſtſtellung einer Reciprozität in dieſem Falle zwiſchen allen Nationen, welche das Eigenthum fremder Schriftſteller zu reſpektiren ſich anheiſchig machen. Hr. Thompſon beklagt, daß, nachdem ein Werk in England kaum erſchienen, es ſchon in Amerika, Frankreich — (der induſtriöſeſte Nachdrucker engliſcher Werke in Frankreich iſt Galignani, der den Pariſer Meſſenger herausgibt), — Deutſchland und Belgien, ja ſelbſt in England nachgedruckt werde. Das Werk der Ms. Trollope über Amerika wäre in Frankreich in mehr als 15,000 Exemplaren nachgedruckt worden. Walter Scott ſei es ähnlich ergangen; man habe die Setzer, die mit ſeinen Romanen beſchäftigt waren, beſtochen, und ſogleich die Aushängebogen nachgedruckt. Dieſe literariſche Piraterie könne nicht länger geduldet werden. Es ſeien auch deshalb von der Regierung ſchon Unterhandlungen angeknüpft, und Alles ließe hoffen, daß ein gegenſeitiger Schutz feſtgeſtellt werde. Sir Robert Inglis glaubt, daß die Regierungen von Frankreich und Amerika nicht ſo leicht derartige Verbindlichkeiten eingehen würden. Lord Ruſſel ſpricht dagegen Hoffnung für das Gelingen der Unterhandlungen aus, und daſſelbe würde durch eine Bill des Hauſes noch mehr gefördert; Lord Mahon weiſ't auf die Schwierigkeiten hin, welchen fragliche Unterhandlungen beſonders in Deutſchland begegnen würden, da man in England keine deutſchen Werke nachdrucke. Hr. Thompſon ſpricht aber gerade die Ueberzeugung aus, daß man in Deutſchland zu einem erſprießlichen Abſchluß kommen möchte.

⁂ Im nächſten Sommerhalbjahre wird zu Göttingen im hiſtoriſchen Fache nur über »alte Geſchichte« geleſen.

⁂ Zu Tenlon's Klage in der franzöſiſchen Deputirtenkammer (N. 76) kömmt ein Widerhall aus der neuen Welt. — Der Hann. Zeitung wird nämlich von New-York aus unterm 10. v. M. geſchrieben: »Nichts als Verwirrung, Handelsnoth und ſchreckliche Zerrüttung unter den einſt Glücklichen; Krieg in beiden Enden, im Norden und Süden, und Bankerot in der Mitte. Dieß iſt freilich kein angenehmes Bild der amerikaniſchen Angelegenheiten, denn es iſt die Wahrheit. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro. 80. 1838.

Phönix.

Dienstag, 3. April.

An das Publikum und zunächſt an die ſämmtlichen Redaktionen deutſcher Zeitſchriften.

Der deutſche Buchhandel hat nach einem langen Zuſtande von Rechtsloſigkeit endlich eine geſetzliche Grundlage und Gewähr ſeiner Exiſtenz erhalten. Der deutſche Journalismus jedoch, deſſen Bedeutung und Wichtigkeit für die geiſtigen und materiellen Intereſſen der Nation wohl Niemand hinwegläugnen kann, iſt noch immer von Seiten mancher *Journale* einem Syſteme preisgegeben, das die Schriftſteller ſo ſehr beeinträchtigt, als die Verleger, die Literatur ſo ſehr, als das Publikum. Es iſt *das Syſtem totalen oder theilweiſen Nachdruck's von Originalartikeln jeder Art.* Nur theilweiſe iſt durch die Geſetzgebung nun dem Nachdruck geſteuert. Noch immer findet er ſeine Anwendung in den *Spalten der Journale oder in den Columnen der Wochen- und Monatsſchriften.* Keine Reclamationen, keine Prozeſſe halfen bis jetzt dagegen, oder, inſofern ſie beim Nachdrucken aus *Büchern* in Journale vielleicht geholfen hätten, welcher einzelne Verleger oder Schriftſteller möchte Zeit, Geld und Verdruß auf das Klagbarmachen eines ſolchen Anſpruchs wenden? Ehe nun die poſitive Geſetzgebung auch dieſen Gegenſtand günſtig geordnet hat, aber ſogar ſelbſt nachher, hilft hauptſächlich nur eine Vereinigung redlicher deutſcher Journal- und Zeitungsredaktoren, ehrlicher deutſcher Schriftſteller, eine geläuterte öffentliche Meinung und das Rechtsgefühl der Nation.

Eine moraliſche und intellektuelle Achtung muß ſich auf das Thun Derjenigen lagern, welche den deutſchen Journalismus in einem, dem Geſagten entgegengeſetzten Sinne noch fernerhin behandeln. Zunächſt der Geiſt und der Wille müſſen den Journalismus in Deutſchland vor der Verflachung, der Gewöhnlichkeit, der Zerfahrenheit, dem *Caper- und Piratenweſen* und der Gefahr völliger Auflöſung retten.

Der Aufſatz: „Die Autoren-Aſſociation in Paris", (Phönix, Nro. 79), welchen wir der gütigen Mittheilung ſeines Verfaſſers, des Hrn. Dr. J. E. Hitzig in Berlin, verdanken, enthält auch für Deutſchland die wichtigſten Winke, weil er eine Angelegenheit behandelt, die wahrhaft gegenwärtig eine europäiſche iſt. Wir Deutſche werden, mit Berückſichtigung lokaler Verhältniſſe und Geſetzgebungen, gewiß Vieles uns davon zu eigen machen können.

Zunächſt ſcheint uns wichtig, daß alsbald die Cadres der Intelligenz und des Rechts gegen jene ungebührlichen Eingriffe ſich bilden, und daß man gleichzeitig an die Ausarbeitung des Einzelnen, auf die bezeichneten Grundlagen hin, gehe.

Zu dieſem Zwecke ſchlagen wir vor:

die Bildung eines Vereins deutſcher Redaktoren zum gegenſeitigen Schutze gegen den journaliſtiſchen totalen oder theilweiſen Nachdruck, unter Aſſiſtenz der Schriftſteller und der Gebildeten der Nation.

Wir ſchlagen zugleich weiter vor:

daß Jeder, der den Beruf dazu in ſich fühlt, Vorſchläge entwerfe, wie das Einzelne, gemäß den Zwecken der Literatur und einer aufgeklärten, keine *unbedingte* Abgeſchloſſenheit wollenden Zeit, ausgearbeitet werden könne, und dieſe Vorſchläge theils durch zugetretene Journale, theils auf ſonſt geeignete Weiſe, vor das Forum der Oeffentlichkeit bringe;

daß Redaktoren, Schriftſteller und Gebildete jeder Art ſich unter einander über jene hochwichtige Angelegenheit benehmen und zu gemeinſchaftlichen Anſichten darin zu gelangen ſuchen;

daß in allen für den Buchhandel wichtigeren Städten Deutſchland's, und namentlich in Berlin, Hamburg, Leipzig, Stuttgart und Frankfurt a. M., frei zuſammengetretene Commiſſionen ſich bilden, welche dieſen Gegenſtand, und inſoweit er nun noch weiter beleuchtet werden wird, ihrer Prüfung unterwerfen und demnächſt die von ihnen gemeinſam redigirten Statuten der Publizität übergeben, damit dieſe ſich weiter darüber ausſpreche, und demnächſt, wo nöthig, die Beſtätigung der höchſten Staatsregierungen, welche dieſem Unternehmen gewiß ihren Beifall zollen, eingeholt werden könne;

daß jeder Redakteur, Schriftſteller und Gebildete ſchon jetzt dem Nachdruck, ſo weit er durch die Geſetze verboten iſt oder doch den Journalismus herabwürdigt und in ſeiner Wurzel bedroht, durch That und Wort nach Kräften ſteure, und von denen ſich im kommerziellen und literäriſchen Verkehr abwende, die noch fernerhin entgegengeſetzten Grundſätzen folgen.

Sonſtige Meinungsverſchiedenheiten, ſelbſt perſönliche Zerwürfniſſe, müſſen dieſem höheren Zwecke weichen, deſſen Realiſirung und Dauer durch recht große Einigkeit bedingt iſt.

Wir erſuchen jene geehrten Redaktionen, welche an der guten Sache Antheil nehmen, dieſe Einladung durch ihre Journale zu verbreiten, für Bildung der Commiſſionen thätig zu ſein und die Reſultate zu geeigneter Zeit zu veröffentlichen.

Darmſtadt, den 31. März 1838.

Eduard Duller.

Aus Baſel.

(Fortſetzung.)

Es bringt mich dieß auf den entgegengeſetzten Pol unſeres geſelligen und öffentlichen Lebens. Man hört häufig den Pietismus als den Gegner froher Geſelligkeit und des geiſtigen Lebens bei uns beſchuldigen. Von ſeiner Herrſchaft in Baſel macht man ſich aber doch meiſt im Ausland eine falſche Vorſtellung. Manche denken ſich die hieſige Bürgerſchaft wie eine große Methodiſten- oder Quäckergemeinde, dem iſt aber nicht ſo. Der alte Baſelertypus ſchlägt oft auf eine wunderliche Weiſe durch das neue Gewand hindurch, und eine derbe Sinnlichkeit, die ſich auf gewiſſen Bildungsſtufen in roheren Kraftäußerungen Luft macht, erinnert hie und da an eine Zeit, wo der Kampf der Ideen noch wenig die Gemüther beunruhigte. Zwar rühmte ſchon Aeneas Sylvius an den Baſelern die Frömmigkeit und in der That hat der unkirchliche, frivole Sinn der bereits abgelaufenen Jahrzehnte nicht vermocht, den beſſeren geſunden Kern einer gottesfürchtigen Geſinnung anzufreſſen; doch hat die Kirchlichkeit in neuerer Zeit bei der großen Maſſe eher abgenommen und droht ihren Halt im Geſammtleben in dem Maße zu verlieren, als die Bevölkerung bei der zunehmenden Induſtrie eine immer gemiſchtere wird. Dagegen ſchafft ſich der religiöſe Sinn, wie anderwärts, ſeine eigenen Bahnen und es iſt daher natürlich wenn auch beſondere, ſtärker hervortretende Richtungen ſich dem herkömmlichen Gewohnheitschriſtenthum gegenüber geltend machen. Je mehr die Kirchlichkeit im Ganzen ſich lockert, deſto mächtiger iſt das Band religiöſer Vereine von der anderen Seite, eine Erfahrung, die überall gemacht werden kann. Indeſſen würde man einen ganz falſchen Maßſtab zur Beurtheilung dieſer Erſcheinung in Baſel anlegen, wenn man denſelben aus Genf oder dem Rheinland, oder gar aus England und Nordamerika entlehnen wollte. Während dort entweder ein ewiger Kampf der Parteien unter ſich oder der Diſſidenten gegen die Nationalkirche ſtattfindet, ſo weiß man von ſolchen härteren Reibungen bei uns nichts. Der Boden, auf dem die verſchiedenartigen Saaten chriſtlicher Pflanzungen gedeihlicher aufgehen, als vielleicht anderswo, iſt mehr ein weicher, als hitziger Boden. Deßhalb verfließen auch die Spielarten der Meinungen und Anſichten mehr ineinander, und die verſchiedenſten Modificationen chriſtlichen Lebens können nicht nur auf Duldung, ſondern auf Anerkennung und Beifall rechnen. Nur eine entſchieden unchriſtliche Geſinnung würde an der öffentlichen Meinung eine ſtrenge Richterin finden; aber auch ſelbſt der Freigeiſt würde für ſeine Perſon weder von oben herab, noch von unten herauf behelligt werden. Es herrſcht vielleicht nirgends mehr Toleranz des Betragens, als hier, wenn auch nicht immer Toleranz der Meinung. Daß nun bei einer ſolchen Stimmung der Gemüther, Vereine für poſitiv chriſtliche Zwecke, für Bibelverbreitung und Miſſionsthätigkeit u. ſ. w. vor anderen gepflegt werden, liegt in der Natur der Sache, da beſonders in den höheren Ständen dieſe ſtreng chriſtliche Richtung vielleicht mehr ausgeſprochen iſt, als in den mittleren und unteren Klaſſen, und ſo auch die Zuſchüſſe von dorther reichlicher fließen. Baſel ging ſchon vor 20 Jahren in der Errichtung von Miſſions- und Bibelanſtalten auf dem Continent mit ſeinem Beiſpiel voran und iſt von dieſer Seite im Ausland am bekannteſten, wie denn auch die benachbarte Erziehungsanſtalt von Beuggen zu den berühmteſten Inſtituten im Fache der Armenerziehung und der Schullehrerbildung gehört. Man kann über die Anſichten, von denen dieſe Vereine ausgehen und über die Mittel, das Gute zu verbreiten, verſchieden denken, das Löbliche des Strebens ſelbſt wird Niemand verkennen. Auch wäre es ungerecht zu behaupten, es könne daneben nichts Anderes aufkommen, das dieſe Farbe nicht trage. Es mag wohl Befangene geben, die das Mitwirken zu einem jeden allgemein wiſſenſchaftlichen oder humanen Zweck, der ſich nicht unter einen Begriff ihres religiöſen Syſtems bringen läßt, ſich zur Sünde rechnen; im Ganzen aber wird man finden, daß viele von den Händen, die dort thätig ſind, auch hier wieder ſich öffnen, wie denn überhaupt die Kargheit, welche den Baſelern vielleicht in anderen Beziehungen mit Recht vorgeworfen werden kann, dem Wohlthätigkeitsſinn keinen Abbruch thut. Auch hierin bloße Berechnung (Speculation auf die Ewigkeit) finden zu wollen, wäre wenigſtens ein zu weit getriebener und jedenfalls in ſeiner allgemeinen Faſſung ein ungerechter Verdacht. Es iſt wahr, an manchen unſerer öffentlichen Unternehmungen vermißt man den Charakter des Großartigen; auch viele der Reicheren halten nicht mit dem Aufwande Schritt, der anderwärts gemacht wird; aber die Quelle davon iſt nicht immer der Geiz, ſondern eine achtungswerthe aber vielfach verkannte Beſcheidenheit, Genüglichkeit, Einfachheit und Solidität, die ſich auch in anderen Dingen wieder zeigt. Das Prunken und Auspoſaunen iſt überhaupt die Sache der Baſeler nicht. Der Baſeler hat in der Regel etwas Trockenes und Zurückhaltendes, was ihn in den Augen der Fremden oft zurückſetzt. Manches wird als Stolz gedeutet, was eher eine ſchüchterne Zurückhaltung oder höchſtens Steifheit und Schwerfälligkeit im Benehmen zu nennen wäre, und oft erſcheint die linke Hand als karg, weil ſie in der That nicht weiß, was die rechte thut. Uebrigens ſcheint jetzt Baſel auch in Beziehung auf die öffentlichen Unternehmungen einen Anlauf nehmen zu wollen, der es über das bisher geſteckte Zeichen um ein Merkliches hinausführen dürfte. Ein neues Spital und Irrenhaus iſt ſchon längere Zeit im Entwurf da; bedeutende Summen ſind zugeſichert und man ſieht der Ausführung mit geſpannter Erwartung entgegen. Ein neues Univerſitätsgebäude iſt gleichfalls im Plan. Weſentliche Straßen- und Brückencorrectionen ſtehen im Einklang mit den Eiſenbahnunternehmungen. Doch, das ſind alles Dinge, die werden ſollen. Ich beſchränke mich dießmal noch von dem alten Baſel zu reden. Und da möge denn auch der wiſſenſchaftlichen und gemeinnützigen Vereine gedacht werden, die, weniger allgemein bekannt, als die ſpecieller religiöſen, dennoch eine Hauptzierde unſerer Stadt ſind. Warum die ſchon zu zweimalen (im Jahr 1817 und im Jahr 1835) durch den Willen des Geſetzgebers wieder hergeſtellte, mit vorzüglichen Lehrkräften, *) wenn auch nur mit ſehr mäßigen Hülfsmitteln, ausgeſtattete Univerſität, trotz der mehrfachen Vortheile, die ſie beſonders der vaterländiſchen ſtudierenden Jugend namentlich in propädeutiſcher Hinſicht darbietet, dennoch keiner ſonderlichen Frequenz ſich zu erfreuen hat, mag wohl in allerlei Verhältniſſen gegründet liegen, deren Erörterung eine eigene Abhandlung erfordern würde. Daß ſie aber auch in ihrer beſcheidenen Geſtalt, nicht ohne Wirkung auf die allgemeine Bildung bleibe, mögen die populären Vorträge der Profeſſoren für weitere Kreiſe beweiſen, von denen ſchon früher (in Nr. 10 dieſes Blattes) die Rede war.

(Schluß folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

7) Memoiren von Friedrich Laun. 3 Theile. Bunzlau, 1837. Appun.

Ein Olymp, auf welchem Dei minorum gentium ihr Weſen treiben und über den nur zuweilen wie ein leichtes Gewölk der Schatten Eines der alten und ächten Olympier zieht. Man ſitzt hier ganz behaglich bei Thee und Butterbrod; man macht die Bekanntſchaft einer großen Reihe von Autoren, die zu Anfang dieſes Jahrhunderts den literariſchen Kleinhandel betrieben; Einzelne leben noch und haben ihr Publikum wie damals. Wer ſich um Perſönlichkeiten bei Jenen und Dieſen kümmert — und freilich geht heute kein unwichtiger Theil unſerer literarhiſtoriſchen Studien auf die Perſon zurück — der findet hier in mitunter ſehr gewählten Rahmen die Bildniſſe von Langbein, Streckfuß, Tieck, F. Kind, F. Kuhn, Th. Hell, Mahlmann, Lafontaine, Kotzebue, Aug. Apel, Cotta, Müllner, Baggeſen, Lindau, Schilling u. A. — Höchſt ergötzlich iſt, was zur Charakteriſtik damals gefeierter Modeſchriftſteller hier und dort mitgetheilt wird. Unſere Leſer werden ſchwerlich dem alten Laun durch dieſe drei Bände nachfolgen und ich theile daher Einiges mit.

„Lafontaine ſagte: Wenn ich einmal etwas niedergeſchrieben habe, ſo mag ich's nicht wieder leſen. Dieſer Maxime gemäß ſendete er ſeine Handſchrift gewöhnlich ohne alle Reviſion der Verlagshandlung zu. Der Buchhändler Sander, ſelbſt ein ſehr guter Styliſt, konnte ſich nicht enthalten, ihm wegen der ungemeinen Sorgloſigkeit und Nachläſſigkeit eine Bemerkung zu machen und dabei um die Freiheit anzuſuchen, in ähnlichen Fällen das Nöthige abändern zu dürfen. Lafontaine, herzlich froh über ein Erbieten, das ihn auch für die Zukunft der Durchſicht ſeiner Manuſcripte überhebt, gibt ihm auf der Stelle volle Macht und Gewalt dazu. Und Sander hat dieſe Conceſſion bei Lafontaine's Manuſcripten nicht nur im Nothfalle benutzt, ſondern auch hier und da recht weſentliche Veränderungen am Text gemacht. Lafontaine verkannte keineswegs den Nutzen dieſer Mühe ſeines Verlegers." (I, 200).

Schöne Zeit, wo die Romane wie Schulexercitien korrigirt wurden, wann kehrſt du wieder?

„Im Mahlmann'ſchen Hauſe, wo man Lafontaine's Abneigung gegen die neue Schule (der Romantiker) kannte, hatte der Zufall eines Abends Gäſte verſammelt. Nachdem Lafontaine eine ziemliche Zeit lang mit F. Schlegel, Tieck, F. Horn und W. Wagner am Theetiſche geplaudert, und ſich mit Behagen über mehrere ſeiner Schriften ausgelaſſen hatte, fragt er endlich ſeinen Nachbar, den Hauswirth, nach dem Namen des ihm gerade über Sitzenden. Es iſt F. Schlegel. Mahlmann, um Lafontaine zu ſchonen, ſtellt ſich, als glaube er, ſein Nachbar habe des Andern Namen zu wiſſen verlangt, und Lafontaine wird für den Augenblick mit dem Namen Wagner zu ſeiner Zufriedenheit abgefunden. Allein in der Folge verräth ſich die Wahrheit doch und der davon Betroffene ergreift die erſte beſte Gelegenheit zum Hinweggehen. Die Bedienung, noch am Tiſche zu ſehr beſchäftigt, um ihn zu begleiten, überläßt den die Treppe hinunter eilenden Lafontaine ſeinem Schickſal. Kaum iſt er aber hinweg, als auch die Gäſte ſich nicht enthalten können, der Unbefangenheit zu gedenken, mit welcher er, Tieck und Schlegel gegenüber, ſeine Produktionen hervorgehoben, und darüber in lange dauernden Scherz und ein immer wieder von Neuem beginnendes Lachen auszubrechen. Lafontaine jedoch, die Hausthüre verſchloſſen findend, kehrt in die Verſammlung zurück. Zu ſeinem großen Erſtaunen hört er nun dort, von denen, die ſeine Rückkehr nicht wahrgenommen, die unumwundenſte, durch das dazwiſchen ſchallende Lachen nur noch beißender werdende, Kritik über ſeine Werke und ſeine Freude an dieſen. Kein Gedanke an die Möglichkeit einer Reparatur der ihm widerfahrenen Beſchädigungen. Endlich redet der Betroffene mit ſtark alterirter Stimme den Hauswirth an: „„Lieber Mahlmann, ich möchte gerne fort, kann mich aber nicht aus dem Hauſe finden."" Da platzt F. Schlegel lachend mit dem Worte heraus: „„Ei, Herr Lafontaine, das iſt ein eigenthümliches Verhängniß. Gerade ſo geht es Ihnen ja faſt in allen Ihren Romanen. Aus denen können Sie ſich auch immer nicht wieder herausfinden."" — (I, 204 f.)

Ungemein iſt übrigens die Behaglichkeit, mit welcher der alte Erzähler das lauwarme Lobwaſſer über alle Freunde und Genoſſen ergießt, die ihm auf dem Lebensweg begegneten. Jeder Ausſpruch erſcheint jedoch als ein Wort ſeines Herzens, ſeiner innerſten Ueberzeugung. Die Darſtellung iſt, wie ſich aus den mitgetheilten Proben, deren letzte ich noch dazu abgekürzt, hinlänglich abnehmen läßt, matt und ſchleppt oft mühſam dahin. Ueberraſcht hat mich auch das Geſtändniß, daß die Firma Laun nicht auf die Launen des Schriftſtellers Bezug haben ſollte, ſondern weil er in ſeiner Erzählung: „Der Mann auf Freiers Füßen" einen Namen bedurfte, der mit L anfing und mit n ſchloß. In Wahrheit heißt er Fried. Aug. Schulze und iſt am 1. Juni 1770 zu Dresden geboren.

Feuilleton.

⁂ Paris hat jetzt 2 Hauptkirchen, 77 Pfarrkirchen, 27 kathol. Kapellen, 30 religiöſe Stiftungen und Nonnenklöſter, 13 öffentliche Bibliotheken, 5 königl. Kollegien, 21 gelehrte Schulen, 186 Erziehungsanſtalten, 27 Schauſpielhäuſer, 10 öffentliche Gärten, 46 Kaſernen, 14 Gefängniſſe und 5 Gottesäcker — für eine Bevölkerung von 900,000 Menſchen. —

⁂ Für die Statue, welche die Stadt Alby ihrem berühmten Lapeyrouſe errichten will, hat der König von Frankreich ihr 3000 Kilogr. Bronze bewilligt, welche der Seeminiſter ihr abzuliefern beauftragt iſt.

---

*) Der gegenwärtige Katalog auf das Sommerſemeſter zeigt 5 theologiſche, 5 juridiſche (unter ihnen der von Göttingen berufene Dr. Wunderlich), 11 mediziniſche und 14 philoſophiſche Lehrer.

*** Bei Winter in Heidelberg iſt ſoeben das erſte Heft der von ihm ſchon vor längerer Zeit angekündigten periodiſchen Schrift »Braga« erſchienen. Der Name des alten deutſchen Gottes wurde aus ſeinen heiligen Hainen hervorbeſchworen, um den neuen »vaterländiſchen Blättern für Kunſt und Wiſſenſchaft« zum Aushängeſchild zu dienen. Die Tendenz ſelbſt, welche man mit dieſem Namen theilweiſe angedeutet haben will, beſteht in der Aufgabe, Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrer Verbindung mit dem Leben aufzufaſſen, »den Geſetzen nachzuſpüren, die die Natur regeln und in der Geſchichte ſich bethätigen, die Reſultate ihrer Wirkungen an den Schöpfungen ſelbſt und in ihrer Aufeinanderfolge zu zeigen, die genetiſchen Unterſchiede der Menſchenſtämme feſtzuſtellen, und dadurch einen Blick zu gewinnen auf eine harmoniſch in ſich gegliederte Menſchheit, die beſtehenden und untergegangenen inneren und äußeren Zuſtände der Nationen vorzuführen, und hieraus und aus dem Maaße ihrer Bildung und Bildungsfähigkeit ihren Beruf und ihre Stellung in der Völkergeſchichte zu ermitteln.« — Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe literariſche Aufgabe höchſt ehrenwerth, und daß ſie des Dankes eines großen Publikums verſichert ſein dürfe, wenn ſie in kräftiger Weiſe ihre Verheißungen zu erfüllen weiß. Nur ſehr untergeordnet ſind nun aber die Reſultate dieſer Aufgabe, wie ſie uns in dem vorliegenden erſten Hefte vorgeführt werden. Es dürfte als eine Bedingung des Gedeihens dieſer neuen Schrift angeſehen werden, daß der Schwulſt und manichfacher poetiſcher Unſinn, wie wir ihn hier auf vielen Seiten vorfinden, um ſo mehr in der Zukunft hinwegfalle, als es in der Richtung des Inſtitutes liegen ſoll, mehr ſchöpferiſch als urtheilend zu ſein, wonach alſo der Phantaſie und willkührlichen Produktion ein um ſo größerer Spielraum eröffnet iſt. Das Beſte, was wir in dieſem erſten Hefte aufgefunden, iſt der Aufſatz: »Auch ein Wort über Weltliteratur, Kosmopolitismus und Patriotismus«, — welcher, einer durchaus gewandten und gebildeten Feder entfloſſen, manichfachen Anklang finden wird. Eine ſorgfältige Redaktion, welche das Gute, was geboten werden ſoll, von dem Bombaſte ſcheidet, der im erſten Hefte einen ſehr unangenehmen und ſtörenden Eindruck macht, wird dem »Braga« gewiß Theilnahme und Anerkennung des Publikums ſichern.

*** Seufzer und Hoffnungen der kath. Religion in Frankreich. — Von Hrn. Paulus, *„ancien évêque de Strasbourg"* — welcher ſich jetzt im Piemonteſiſchen aufhält, erſcheint mit Nächſtem zu Marſeille: *„Les gémissemens et les espérances de la religion catholique en France, de l'état présent et de l'avenir de l'église de France."* —

*** Geſchichtsforſchungen in Piemont. — Der König von Sardinien hat durch ein Brevetto vom 20. April 1833 eine hiſtoriſche Commiſſion unter dem Namen *Deputazione sopra gli studi di storia patria* errichtet, welche er beauftragt, unter Leitung des Staatsſecretärs für die inneren Angelegenheiten, eine Sammlung unedirter oder ſeltener, auf die Geſchichte Piemonts bezüglichen Urkunden herauszugeben. Graf Proſper Balbo, Vizepräſident des Staatsrathes wurde zum Präſidenten derſelben ernannt. Bis jetzt iſt aber erſt ein Band unter dem Titel: *Historiae patriae monumenta, edita jussu regis Caroli Alberti*, erſchienen. Er enthält 1094 Dokumente aus der Zeit zwiſchen 600 und 1290.

Indeſſen gibt Hr. Carlo Morbio, einer der gelehrteſten Mitglieder jener Commiſſion, für ſich allein »Geſchichte der Italiſchen Munizipien« heraus. Die drei erſten bereits erſchienenen Bände derſelben ſind der Geſchichte von Ferrara, Pavia, Novara, Faenza, Piacenza und Mailand gewidmet, und liefern als Belege u. a. 105 bis jetzt inedirte oder wenig bekannte Urkunden, deren älteſte vom Jahr 827 iſt. Die drei letzten noch herauszugebenden Bände dieſes Werkes werden die Geſchichte von Florenz, Lodi, Caſtro, Vercelli und Urbino begreifen. —

*** Wellington's einträgliche Feldherrenſchaft. — Bei Gelegenheit des etwas knauſerigen Beſchluſſes der franz. Deputirtenkammer in Betreff einer der Wittwe des General's Damrémont zu bewilligenden Penſion erinnerte ein Tagblatt an Folgendes: »Nach der Schlacht von Talavera erhielt Sir Arthur Weseslen eine Penſion von 2000 Pfd. St. und wurde zum Pair erhoben unter dem Titel eines Viscount of Wellington. Die Einnahme von Ciudad-Rodrigo trug ihm den Grafentitel und von Seiten des Parlaments eine fernere Penſion von 2000 Pfd. ein. Nach der Beſetzung von Madrid wurde er Marquis und von den beiden Häuſern ihm ein Geſchenk von 100,000 Pfd. votirt. Bei dem Frieden von 1814 wurde ihm der herzogliche Titel und ein Geſchenk von 300,000 Pfd. zu Theil, überdies noch wurde ſeine Penſion auf 17000 Pfd. erhoben. Endlich ließ das Parlament ihm für den Sieg zu Waterloo 200,000 Pfd. zahlen und ſchenkte ihm Strathfieldſay, welches auf 300,000 Pfd. geſchätzt wird. — So hat alſo Wellington allein von England einen Jahrgehalt von 445,000 Frank. und ein Capital von 87,500,000 Frank. erhalten!« —

*** Ein Verzeichniß ſämmtlicher Gemälde in den 9 Sälen und 23 Kabinetten der Königl. Pinakothek in München, welches Hr. Central-Galerie-Direktor Ritter von Dillis gefertigt, iſt in dieſen Tagen im Druck erſchienen.

*** Die in der Chr. Fr. Müller'ſchen Hofbuchhandlung in Karlsruhe, jüngſthin erſchienene Geſammtausgabe der Hebel'ſchen Werke ſoll ſich hauptſächlich nach Oeſtreich, Ungarn und den deutſchen Provinzen Rußlands eines außergewöhnlichen Abſatzes erfreuen, was zweifelsohne dem Geſchmacke und den geiſtigen Strebniſſen und Bedürfniſſen dieſer Länder das beſte und rühmenswertheſte Prognoſtikon zu ſtellen vermag.

*** Als Verfaſſer der Römiſchen Darlegung (*Exposizione etc.*) in Betreff der Cölniſchen Irrungen wird ein bekannter Prälat Monſignore Viale genannt. — In's Deutſche wird dieſe Schrift überſetzt zu München, zu Regensburg und zu Augsburg.

*** Ruſſiſche Literatur. — Aus einem Correſpondenzbericht in »Oſt und Weſt« vom 14. Febr. entnehmen wir Folgendes: Einen wichtigen Beitrag zur ruſſiſchen Culturgeſchichte liefert das in franz. Sprache verfaßte, zu Warſchau herausgegebene *„Abrégé du système de progrès et de culture de Russie"* von Kruſenſtern, bearbeitet nach amtlichen Daten und Dokumenten. — Kirejewski hat an 6000 (ruſſiſche) Volkslieder geſammelt, die er dem Druck zu übergeben beabſichtigt. Eine ebenfalls ſehr anſehnliche Sammlung von kleinruſſiſchen Volksliedern beſitzt Hr. Bodianski. — Krylow iſt jetzt der Lieblingsdichter des ruſſiſchen Volkes. Die zahlreichen Ausgaben ſeiner Fabeln haben ſeinen Ruf im ganzen Reich und unter allen Ständen verbreitet. Unter den Proſaikern ſagt dem Geſchmacke des Publikums am meiſten zu der junge, talentvolle und fruchtbare Gogol, der bisher das Vorzüglichſte im Gebiete der ruſſiſchen Novelle geleiſtet. Seine »Abende auf Dikanka« und ſein »Mirgorod« werden mit allgemeinem Beifall geleſen. Er erinnert uns an Irwing, obgleich er dieſen an Vielſeitigkeit des Talentes übertrifft. Sein Luſtſpiel »der Reviſor« erſchütterte das Petersburger und Moskauer Theater mit dem ſchallenden Gelächter der Zuſchauer. —

*** Die Kunſtausſtellung zu Hannover iſt am 14. Febr. eröffnet worden. Es iſt die ſechſte, und ſtatt wie früher, im Königl. Schloſſe, jetzt im Gebäude der höheren Gewerbſchule in drei Räume untergebracht. Nahe an 600 Werke ſind ausgeſtellt; Sculpturen ſehr wenige. unter den Gemälden ſind die Landſchaften vorherrſchend — an Zahl und dem inneren Werthe nach. Aus dem Hannöveriſchen ſind 4 Arbeiten eingeſendet, aus München 18, aus Düſſeldorf 9, Holland 8, Berlin 3. —

*** Proſelitismus in Frankreich. — Die Times vom 13. d. M. laſſen ſich von Paris berichten, die Herzogin von Orleans werde mit Nächſtem — katholiſch. Der Pfarrer von St. Roch habe ſie zuerſt darum angegangen; der Erzbiſchof von Verſailles komme dreimal wöchentlich nach — Paris, um die Herzogin zu dieſem Schritte vorzubereiten. Daß der franz. hohe Klerus und der weiland hohe Adel ſolchen Uebertritt eifrigſt wünſchen und betreiben, läßt ſich auf keine Weiſe bezweifeln. Aber eben ſo wenig darf man annehmen, daß die erleuchtete Herzogin ſich bereden laſſen werde, die ächt deutſche Reformation für ein kirchliches Verbrechen zu halten, oder gar, wie dies ſeit Unterdrückung der Reformation in Frankreich ſo oft geſchehen, — die irreformable Religion für eine bloße Form zu halten, hinter welcher man ſich ſeinen eigenen Glauben reſerviren könne. —

*** Dem wiſſenſchaftlichen Kunſtverein zu Berlin theilte Graf Raczynski am 13. d. M. der Geſellſchaft eine von ihm für den 2. Band ſeiner Geſchichte der neueren Kunſt geſchriebene Abhandlung über Cornelius mit, wobei die nach den Werken dieſes Künſtlers gefertigten Kupferſtiche und Holzſchnitte vorgezeigt wurden. —

*** Walter Scott's Denkmal in Edinburg wird aus einem prächtigen gothiſchen Thurme beſtehen, in welchem die ſchönſten Theile der Abtei Melroſe nachgebildet werden. Im Innern des Bauwerks wird des Dichters Marmorſtatue aufgeſtellt.

(Leipz. Allg. Ztg.)

*** Das Berliner politiſche Wochenblatt ſchreibt: »Im Kurfürſtenthum Heſſen iſt die neu zu bildende Ständeverſammlung bereits zum 17. April einberufen, ſo daß die Wahlen unverzüglich beginnen müſſen, und den freiſinnigen Umtrieblern wenigſtens nicht viele Zeit zu ihren Machinationen bleibe; dennoch — ſo fügt das Hochtorysblatt mit naiver Bornirtheit und Widerwillen hinzu — will es aber ſcheinen, als ob auf dieſem Wege ſchwerlich eine Beſchwichtigung der Gemüther zu erlangen ſein möge.«

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 81. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 4. April.

Dichterſcenen aus Wandsbeck.[*]

Von **H. Smidt.**

IV.

Der Abendſchmaus.

Johann Heinrich Voß ſaß im Schatten eines Nußbaumes, unter welchen er ſeinen Arbeitstiſch geſtellt hatte, unfern von ihm war Erneſtine mit einer Handarbeit beſchäftigt. Sie ſah indeſſen oft von derſelben auf und zu ihrem Gatten hinüber, der den Homer bei Seite geſchoben hatte und wie es ſchien, Wichtiges überlegend, gerade vor ſich hinblickte.

Neugierig zu wiſſen, was den lieben Freund ſo angelegentlich beſchäftige, daß er darüber ſogar den ihm über Alles theuren Homer vergeſſe, rückte ſie hin undher und ſtand eben im Begriff, ihn aus ſeinem Nachſinnen aufzuſtören, als er den Kopf in die Höhe warf, und, zu ſeiner Gattin gewendet, mit entſchiedenem Tone rief: „Es geht ſo nicht länger! Wir müſſen uns in der That revangiren!“

„Für was denn revangiren?“ fragte Erneſtine verwundert.

„Für die vielen Ehrenbezeigungen, die mir und Dir in Hamburg, Altona und hieſigen Ortes zu Theil geworden ſind!“ antwortete Voß. „Man ſchleppt uns von einer Abfütterung zur anderen, hat es aus lauter Höflichkeit ſchon dahin gebracht, daß ich mich dreimal krank gegeſſen und mir vier- bis fünfmal Kopfweh getrunken habe. Ich darf das nicht länger annehmen, ohne es, ſo viel in meinen Kräften ſteht, zu erwiedern.“

„Wie, Herzensmann?“ ſprach Erneſtine. „Du wollteſt?...“ Die weitere Rede blieb ihr vor Staunen im Munde ſtecken.

„Jedenfalls, mein liebes Weib,“ antwortete Voß. „Binnen hier und vierzehn Tagen gebe ich eine Abendgeſellſchaft, von der man, wie ich hoffe, weit und breit reden ſoll.“

„Das geht unter *keiner* Bedingung an!“ rief Erneſtine haſtig.

„Und ich ſage Dir, daß es unter *jeder* Bedingung angehen muß!“ antwortete er.

Eine Viertelſtunde verſtrich, während welcher Voß in ſeinen Büchern blätterte, und Erneſtine, unmuthig über den Eigenſinn ihres Gatten, die Näharbeit mit einer Eile förderte, als ginge es um's Leben. Dann aber ſtand ſie auf, umfaßte den Geliebten und ſprach mit ſüßem Koſen: „Geſteh' es nur, Du haſt mich erſchrecken wollen, Deine Gaſterei iſt ein Scherz.“

„Keinesweges!“ antwortete der Gefragte. „Ich will nicht länger auswärts eſſen, ich will die Freunde auch einmal bei mir ſehen. Es ärgert mich, daß ich die Füße ſtets unter fremde Tiſche ſtecken ſoll. Ich bin auch Hausvater und weiß, was mir als ſolchem zu thun obliegt. Alſo, es wird gaſtirt, und die Geſellſchaft ſoll ſo gut als nur möglich bewirthet werden.“

Voß hatte dies Alles in einem ſo determinirten Tone geſprochen, daß Erneſtine wohl einſah, hier ſei keine weitere Appellation möglich. Sie begab ſich daher äuſſerſt niedergeſchlagen auf ihren Platz zurück, ſenkte das Köpfchen und flüſterte lebhaft erröthend: „Eine Geſellſchaft nach Hamburger Sitte bewirthen! Wie ſoll ich das anſtellen?“

---

[*] Die erſte Reihe dieſer Scenen theilten wir in den Nummern 7, 8, 9, 10 und 11 des Phönix von dieſem Jahre mit. Die Red.

Nachdem ſie hierüber fruchtlos mit ſich zu Rathe gegangen, wandte ſie ſich abermals an ihren Gatten und fragte: „Wen denkſt Du denn eigentlich zu bitten?“

„Jeder Stand ſoll ſo viel als möglich repräſentirt werden, inſofern unſere Bekanntſchaft dazu ausreicht,“ entgegnete Voß ſehr heiter. „Vor allen Dingen aber dürfen wir der treuſten Freunde nicht vergeſſen; die Freundſchaft werde an unſerer Tafel repräſentirt durch Claudius und ſeine Rebecka.“

„Gut!“ dachte Erneſtine. „Mit denen brauchen wir nicht viel Umſtände zu machen. An wen hätteſt Du ſonſt noch gedacht?“

„Eigentlich ſollten an dem Tiſche eines Gelehrten die vier Fakultäten ihren Platz finden. Doch habe ich bis jetzt noch keine würdige Freunde in Betreff der Jurisprudenz und der Theologie gefunden, und ſo möge denn die Medizin dieſe Beiden einſtweilen ausfüllen. Alſo: Mumſen, Unzer und Vater Hensler; die philoſophiſche Fakultät vertrete ich ſelbſt.“

„Das ſind ſchon ſieben Perſonen!“ fuhr Erneſtine in ihren Betrachtungen fort.

„Ferner bin ich zur Erkenntniß gekommen, daß die Kritik ein mächtiges Inſtitut iſt, dem der Gelehrte erſt ſo recht eigentlich ſeine Bildung verdankt; ſie muß alſo auf die würdigſte Weiſe vertreten werden, und zwar durch Leſſing.“

Erneſtine ſah ihren Gatten fragend an. Bisher hatte er nur unter den näheren Bekannten gewählt, jetzt verſtieg er ſich auch zu ſolchen, die ihm entfernter ſtanden. Sie ſeufzte ſtill und erwartete, was Voß ihr weiter mittheilen werde.

Dieſer fuhr unterdeſſen mit großer Gemüthlichkeit im Sprechen fort, und fügte ſeine Worte ſo raſch aneinander, daß es der Gattin unmöglich wurde, ihn zu unterbrechen. „Für die Dichtkunſt wähle ich Klopſtock, der Meſſiasſänger wird es ſich auch wohl einmal bei uns gefallen laſſen. Das Erziehungsweſen mag Campe vertreten, wir ſehen uns gerne, verſtehen uns und werden ein Paar friedliche Tiſchnachbarn abgeben; wenn es ihm Vergnügen macht, kann er auch ſeine ganze Penſionsanſtalt mitbringen. Der freien Künſte gibt es ſieben, da es aber nur eine wahre Kunſt gibt, ſo mag der Mann, der in unſerer Gegend ihr am würdigſten dient, ihr Vertreter ſein; ich meine nämlich Friedrich Ludwig Schröder.“

Er ſchien Willens zu ſein, die Reihe der einzuladenden Gäſte noch um einige zu vergrößern, aber Erneſtine flog ihm um den Hals und hielt ihm den Mund zu: „Ich bitte Dich, höre auf! Du haſt nun ſchon mehr Perſonen gebeten, als mit genauer Noth in unſerem beſcheidenen Luſthäuschen Platz haben; nicht zu gedenken der Verlegenheit, worin wir gerathen, wenn Campe in der That alle ſeine Penſionaire mitbringt. Noch einmal, lieber Voß, nimm einige Vernunft an und gib Dein Projekt auf; ich kann nimmermehr glauben, daß es Dein völliger Ernſt iſt.“

„Davon will ich Dich ſogleich überzeugen,“ antwortete er freundlich, aber beſtimmt. „Ich ziehe mich, wie die Schnecke, in mein Gehäuſe zurück, das heißt, ich gehe in mein Zimmer, um die Einladungsbriefe zu ſchreiben.“

„Du kennſt unſere Umſtände,“ ſagte Erneſtine mit Feſtigkeit, indem ſie die Hand ihres Gatten ergriff. „Meine Wirthſchaftskaſſe iſt nur nothdürftig verſehen, Du ſelbſt haſt keine Ausſicht, ſie ſobald auf irgend eine Weiſe zu vergrößern; ſollen wir denn Alles, was wir beſitzen, leichtſinnig opfern, um für die Dauer eines Abends mit einer Geſellſchaft zu prunken, die uns dieſen Aufwand obenein übel deuten wird? Auch reicht das wenige Geld wohl gar nicht einmal zu, und wir wären genöthigt, — Schulden zu machen! Schulden! Entſetzlich!“

„Freilich, mein Kind!

Schulden, die man nicht bezahlet,
Drücken hart, wie Felsgeſtein;
Wer mit fremdem Gelde prahlet,
Wird gar bald ein Bettler ſein!“

„Und nun erſt unſere Wirthſchafts-Geräthe!“ rief Erneſtine aus. „Auch im Entfernteſten reicht unſer Beſitzthum nicht hin! An allen Ecken und Enden muß ich leihen, Gläſer, Servietten, Teller und vor Allem Silberzeug. Und dann den Wein! Haſt Du auch wohl an den theuren Wein gedacht?“

„Jawohl, Tinchen! Pontak! Rheinwein! Burgunder! Alles feurige Sorten! Aber jetzt laß mich zufrieden. Ich muß mich mit den Briefen ſputen, ſie ſollen noch mit der heute Abend nach Hamburg gehenden Poſt befördert werden.“

Er ſtand auf und nahm ſeinen Arbeitstiſch, um ihn hineinzutragen.

„Und wann ſoll dies unglückſelige Feſt ſtattfinden?“ rief Erneſtine kleinlaut dem fortſchreitenden Gatten nach.

„Genau heute über vierzehn Tage!“ rief er, rückwärts gewendet, und verſchwand am Eingange des Luſthauſes.

Die Einladungen, welche Voß von Wandsbeck aus an ſeine berühmten Freunde hatte gelangen laſſen, erregten nicht geringes Aufſehen; man wunderte ſich über den jungen Gelehrten, der es wagte, ſich mit wohlausgeſtatteten und geſchätzten Häuſern in einen Wettkampf einzulaſſen, ohne irgend eine Einrichtung zu beſitzen, und war begierig, das Ende dieſes Tages zu ſchauen. Die Freunde waren indeſſen zu gutmüthig, um dem eigenſinnigen Voß eine Kränkung zu bereiten, und als ſie zur beſtimmten Zeit erſchienen, gaben ſie ſich das Wort, alle Mängel geneigteſt zu überſehen und das, was ihnen geboten würde, als völlig dem Tone der großen Welt entſprechend, aufzunehmen. Am meiſten hatte ſich Claudius gewundert, und unumwunden ſeine Beſorgniſſe geäußert, Rebecka aber konnte ſich vollends gar nicht zufrieden geben und hatte, ſeit dem Empfange der Einladung, keine Nacht ruhig geſchlafen.

Dagegen hatte ſich Erneſtine mit ihrem Gatten vollkommen verſtändigt und traf ihre Anordnungen unter Scherzen und Lachen. So ſehr ſie auch früher das Projekt derſelben getadelt hatte, jetzt war es ihr vollkommen recht, und ſie bedauerte nur Eins: daß nämlich die eingeladene Geſellſchaft nicht zahlreicher ſei.

Genau zur beſtimmten Stunde erſchienen, der alten guten Sitte gemäß, ſämmtliche Gäſte, und der Wirth war des läſtigen Wartens überhoben. Alle wurden mit Artigkeit empfangen, man ging in den ſchattigen Gängen des Gartens auf und ab, und ließ ſich den Kaffee ſchmecken, den Erneſtine mit vieler Munterkeit umherreichte.

Das Geſpräch ward allgemein; die Unterhaltung, von den bedeutendſten Männern der Zeit und des Ortes geführt, ſprühte Feuer und Leben; man dachte nicht an die Verlegenheit, worin man durch ein mangelhaftes Souper gerathen könne, man fand ſich durch den Genuß des Augenblickes hinlänglich befriedigt.

Unterdeſſen ſank die Sonne immer tiefer und mahnte den Wirth an ſeine Schuldigkeit. Ohne Zwang brach Voß die Unterhaltung ab, und bat die Freunde, ſich ſeiner Leitung zu überlaſſen. Erwartungsvoll folgten ſie ihm. Er führte ſie in das Luſthaus, das er bewohnte. Die Stühle waren in einen Halbkreis geſtellt. Voß bat freundlich, Platz zu nehmen, und ſetzte ſich ſeinen Gäſten gegenüber. Fragend ſah Einer den Andern an und erhielt nur ein Achſelzucken zur Antwort; Voß hingegen zog ein Manuſcript aus der Taſche und las:

Der Abendſchmaus.

Eine Idylle.

Ein Ausruf des Erſtaunens entfuhr Allen, nur Erneſtine beugte ſich über Rebecken's Stuhl und lächelte ihr freundlich zu, dann verließ ſie, auf den Zehen davonſchleichend, das Luſthaus.

(Schluß folgt.)

Aus Baſel.

(Schluß.)

Außerdem haben auch die wiſſenſchaftlichen Vereine, die mit der Hochſchule mehr oder weniger in Verbindung ſtehen, ſich bald einer größeren Theilnahme zu erfreuen. Durch die Bemühungen der naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft, die einen Faraday, Breſchet, Juſſieu, Brongniart, von Schechten, Dahl, von Martius, Agaſſiz, Mohl u. A. unter ihren Ehrenmitgliedern zählt, hat ſich auch das naturwiſſenſchaftliche Muſeum, das früher (mit Ausnahme ſeiner merkwürdigen Petrefacten) hinter den ſchweizeriſchen Schweſteranſtalten merklich zurückſtand, bedeutend gehoben, und es ſteht zu hoffen, daß die in dieſem Sommer bevorſtehende Verſammlung der ſchweizeriſchen Naturforſcher und auch die (ungefähr gleichzeitig ſtattfindende) der deutſchen in dem benachbarten Freiburg eine noch entſchiedenere Theilnahme für dieſe Wiſſenſchaft in dem Publikum erwecken werde. Die juridiſche und die hiſtoriſche Geſellſchaft ſind jünger, und auch aus ihrer Mitte iſt ſchon mancher Beitrag für die Wiſſenſchaft, beſonders in vaterländiſcher und in engerer ſtädtiſcher Beziehung, hervorgegangen. Ein Urkundenbuch für Baſeleriſche Geſchichte, in der Art wie das Freiburger von H. Schreiber, dürfte der Wiſſenſchaft reiche und bedeutende Quellen zuführen. Der freiwillige akademiſche Verein unterſtützt auf mehrfache Weiſe die Zwecke der Univerſität und die Wiſſenſchaft. Von allen Vereinen der Art aber iſt wohl der älteſte und auf jeden Fall der verzweigteſte und ausgedehnteſte die im Jahr 1777 von Iſak Iſelin (dem Verfaſſer der Geſchichte der Menſchheit) und ſeinen Freunden geſtiftete Geſellſchaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. Sie hat vor 11 Jahren ihr 50jähriges und voriges Jahr ihr 60jähriges Jubelfeſt gefeiert. Der gedruckte Jahresbericht von 1837 liegt eben vor uns. Sie zählt gegenwärtig 541 Mitglieder und ein Vermögen von 17,950 Schweizerfranken. In genauer Verbindung mit ihr ſteht die Krankencommiſſion, die jedoch wieder ihre eigene Verwaltung hat. Die Geſellſchaft ſelbſt hat eine weit ausgebreitete Thätigkeit, die ſich nicht ſowohl auf directe Armen- und Krankenverſorgung, als vielmehr auf Alles erſtreckt, was nur irgend wie mit den phyſiſchen, ökonomiſchen, intellectuellen und moraliſchen Bedürfniſſen der geſammten Einwohnerſchaft zuſammenhängt. So wurden z. B. im Winter 1837: 19,969 Suppenportionen an Arme ausgetheilt, 6 junge Handwerker bei Meiſtern untergebracht, eine nicht unbedeutende Anzahl von Fabrikkindern und Nähſchülerinnen auf Koſten der Geſellſchaft unterrichtet, einige taubſtumme Kinder in der benachbarten Taubſtummenanſtalt von Beugg verſorgt, ausgetretene Züchtlinge mit Rath und That unterſtützt. Die Zinstragende Erſparnißkaſſe für Dienſtboten u. ſ. w. zählt dermalen 2705 Theilnehmer, und einen Geſammtfond von 480,570 Schw. Fr. Die Turn- und Schwimmanſtalt, die Jugend- und Bürgerbibliothek, die Zeichnungsſchule mit ihren verſchiedenen Abtheilungen ſind alles Zweige deſſelben Baumes. Die Geſellſchaft iſt zugleich die Herausgeberin eines Neujahrblattes für die Jugend, das dießmal mit einer ſchönen lithographirten Zeichnung von Hier. Heß ausgeſtattet iſt. Der Text gibt die Geſchichte des alten baſel'ſchen Karthäuſerkloſters, des jetzigen Waiſenhauſes in der kleinen Stadt. Auch junge Künſtler, Organiſten, Talente verſchiedener Art, ſogar Hebammen, finden da ihre Aufmunterung. Verwandten Anſtalten, der Landarmenſchule, dem naturhiſtoriſchen Muſeum u. ſ. w. greift die nie ermüdende Muttergeſellſchaft alles Guten und Gemeinnützigen fortwährend unter die Arme. Wo irgend eine ſchöne, gemeinnützige Idee, ſei es im Schooße der Geſellſchaft ſelbſt oder in Kopf und Herzen irgend eines Menſchenfreundes, auftaucht, iſt ihr die Garantie gegeben, wenigſtens gründlich erdauert und, wo ſie ſich als ausführbar bewährt, auch ausgeführt zu werden; denn die liberale Verfaſſung der Geſellſchaft ſelbſt, die freie, von allem Ceremoniel entfernte Art der Beſprechung, der wohlthätige Wechſel in den Beamtungen, die Leichtigkeit des Beitrittes (vermittelſt eines jährlichen Beitrags von 8 Fr.) und vor Allem der große Credit, den die Geſellſchaft bei allen Behörden und dem ganzen Gemeinweſen genießt, machen ſie zu einem unſeren kleinen republikaniſchen Körper wohlthätig durchdringenden Organismus, der zwar nicht einen Staat im Staat bildet, wohl aber dem Gemüthe, dem tieferen Seelenleben deſſelben verglichen werden kann, aus deſſen Schooße ſchon manches an das Tageslicht herangeſtiegen iſt, das der Einſicht des Geſetzgebers und dem Willen der Regierung voranleuchtete und dieſem hinwiederum die höhere Sanction verdankte. So beſchäftigt ſich die Geſellſchaft gegenwärtig mit der Einrichtung einer Zwangsarbeitsanſtalt, einer Leihbank, einer Aufmunterungsanſtalt für alte Dienſtboten und anderen dergleichen Gegenſtänden mehr. Alles dergleichen kommt freilich nicht ſo leicht zur Kenntniß des Durchreiſenden, der vielleicht bei ſchlechtem Wetter in ſeinem Gaſthof abſteigt, in einige der weniger freundlichen Straßen hineinſchaut, zufällig das Theater geſchloſſen findet, nur das Comptoir eines Banquier zu ſehen bekommt, und ſich dann wieder mürriſch mit dem Gedanken auf die Poſt ſetzt, in Baſel ſei nun einmal nichts zu ſehen, als die Langeweile.

Feuilleton.

*** Der Chronik von Berlin zu Folge, deren erſtes Heft eben erſchienen, iſt die Einwohnerzahl der Hauptſtadt Preußens ſeit 1648 von weniger als 6000 Seelen bis auf 273,000 angewachſen, und die Häuſer haben ſich in derſelben Zeit von 1236 bis auf 10,600 vermehrt. Von dieſen ſind 10,173 Privatgebäude mit 88 Millionen in der Feuerkaſſe verſichert.

*** Das Wunder des Theophilus. — Hr. Achille Jubinal, der ſich um die altfranzöſiſche Literatur ſchon viele Verdienſte erworben, hat nun auch „*Le miracle de Théophile*“ von Rutebeuf, einem der geſchickteſten Trouvères des XIII. Jhrhdts. herausgegeben. Dieſe Legende, urſprünglich von Eutychius in griechiſcher Sprache verfaßt, dann von Paul Diaconus in lateiniſche Proſa und von Marbod in latein. Verſe, wurde zuerſt von Gauthier de Coinſy, demnächſt von Rutebeuf in franzöſiſche Verſe übertragen. Hr. Jubinal hat nun dieſe letztere Bearbeitung, die 666 Verſe zählt, nach der Handſchrift N. 7218 der königl. Bibliothek, der einzigen, welche das Gedicht vollſtändig enthält, herausgegeben. Der Vertrag mit dem Teufel, den Teophilus unterzeichnet hatte, wird ihm durch Vermittelung der Jungfrau Maria zurückgegeben, wie es in folgenden letzten Verſen des Gedichtes heißt:

Délivré l'a tout à bandon
  La Dieu ancele (ancilla dei)
Marie la virge pucele
Délivré l'a de tel querele
Chantons tuit pour ceste novele:
  Or levez sus;
Disons: Te Deum laudamus. —

*** Hr. Geh. K. R. Dr. Paulus hat in der Karlsruher Ztg. die Erklärung abgegeben, daß er weder an »Entweder — Oder« noch an der Schrift »Ueber die Vereinigung der Katholiken und Proteſtanten von Paulus« auch nur den entfernteſten Antheil habe; er betrachte die Kölner Sache »als lautwerdenden Prinzipienkampf zwiſchen der Staatsrechtlichkeit und mittelalterlichen Hierarchie; ſie könnte Gelegenheit geben, das Uebel aus der Wurzel zu tilgen.« —

*** *Vulcain, recherches sur ce Dieu etc.* (Paris 1838. 104 S.) In den Jahren 1833 und 1834 gab Hr. Emeric David (Mitglied des Inſtituts) ein großes Werk über Jupiter (in 2 Bänden) heraus, welches mit vielem Intereſſe geleſen und beſprochen worden. Jetzt hat Hr. David auch eine Monographie über Vulkan erſcheinen laſſen, welche zu beweiſen ſucht, Vulkan ſei das Feuer, und mit folgenden Worten ſchließt: »Wenn Vulkan das Feuer iſt, — dann ſind ſein Vater, vorausgeſetzt daß er einen habe, und ſeine Mutter das Feuer zu erzeugen vermögend; ſein Vater iſt alſo Jupiter, und ſeine Mutter — die atmoſphäriſche und irdiſche Luft — Juno.... Iſt Vulkan das Feuer, dann ſind ſeine Brüder und Schweſtern und alle ſeine Verwandte fähig, Verwandte des Feuers zu ſein. Alle Elemente wirken zuſammen, dieſe göttliche Familie zu bilden und ſind die Grundlage der Religion. ... Die Griechiſche Nation hatte alſo eine feſte, anerkannte, von den Geſetzen ſanktionirte Religion; ſie verehrte einen höchſten Gott und untergeordnete Götter; ſie ließ Dogmen zu. Die Moral, die ſie predigte, war eine Folgerung ihrer religiöſen Dogmen. Die öffentlichen, gottesdienſtlichen Gebräuche beruhten auf Fabeln, aber dieſe Fabeln wurden in den Myſterien erklärt. Die Einweihung in die Myſterien bildete die höchſte Stufe des religiöſen Unterrichtes, und nur dort fand ſich das nothwendige Complement der Religion. Die Anbetung des Feuers, der Luft, des Waſſers, der Sonne, des Mondes, war eine ſtäte dem höchſten Gott dargebrachte Huldigung, der die Elemente geſchieden, der ſie mit einem Theil ſeiner eigenen Subſtanz belebt hatte, der über ſie herrſchte und unter dieſen göttlichen Weſen die Harmonie erhielt, welche nothwendig war für die Schönheit des Univerſums und die Exiſtenz des menſchlichen Geſchlechtes.« —

*** In einer Correſpondenz aus Paris, welche die Abendzeitung kürzlich brachte, leſen wir folgende, geſellſchaftlich-intereſſante Stelle: »Die Privatbälle leiden an einem auffallenden und in reißender Progreſſion zunehmenden Mangel tanzluſtiger Männer. Dieſes Zeichen der Zeit nebſt einigen ihm verwandten Symptomen des öffentlichen Geiſtes iſt ein unerſchöpfliches Thema bitterer Klagen für die Frauen und das ältere Männergeſchlecht. Die franzöſiſche Fröhlichkeit, die einſt ſprichwörtliche gaité française iſt in dem furchtbaren Ernſte der Zeiten untergegangen, nur ihre Tradition lebt noch im Vaudeville und in der komiſchen Oper, und jetzt wankt auch die angeſtammte Courtoiſie des bisher galanteſten Volkes der Erde!! Die Klage iſt nicht ungegründet, der Mangel an Aufmerkſamkeit für das weibliche Geſchlecht, welchen die heutige franzöſiſche Generation in den größten wie in den kleinſten Verhältniſſen beweiſt, iſt vielmehr ſelbſt für den Deutſchen choquant. Man ſehe die Spaziergänger des Tuilleriengartens. Der Herr führt die Dame, ſie ſei ſeine Frau oder ſeine Braut oder ſeine Schweſter, ſtumm mit langweiliger Miene auf und nieder; die Dame wird endlich müde, aber der Herr bemerkt es nicht, bis ſie mit verſtändlichen Worten ſich zu ſetzen verlangt; man nimmt Stühle, Er ergreift ein Zeitungsblatt und Ihr bleibt nichts übrig, als mit der kleinen Windhündin zu ſpielen. Iſt eine größere Geſellſchaft beiſammen, ſo unterhalten ſich die Männer untereinander und vernachläſſigen die Frauen auf eine wahrhaft unanſtändige Weiſe. Wie einſam und verlaſſen ſitzt in Kaffeehäuſern und Reſtaurationen die Dame du comptoir hinter ihrem Tiſche! Obgleich jung und elegant, obgleich nicht ſelten hübſch, obgleich faſt immer ein Frauenzimmer von einiger Erziehung, bleibt ſie vom Morgen bis in die ſpäte Nacht unbeachtet von den Hunderten junger Männer, welche die Säle füllen, und nur mit der Befriedigung ihrer phyſiſchen Bedürfniſſe beſchäftigt ſind. Keiner findet ein flüchtiges, artiges Wort, eine kleine Schmeichelei, welche dem armen Mädchen das eintönige, verzweifelt langweilige Geſchäft des Buchführens ein wenig verſüßen könnte, und wenn ihr ja einmal Jemand zulächelt, ſo iſt es ein galanter Kellner, der die Tröſtung der von aller Welt Verlaſſenen übernommen hat. Bei dieſer durchgängigen Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geſchlecht kann natürlich die Tanzluſt der Männer nicht ſehr groß ſein. Die Frauen tanzen, wie man weiß, hier bis zum vierzigſten Jahre und länger, aber der Mann, welcher über die erſte Jugend hinaus iſt, ſchämt ſich des Tanzes, er findet ihn läppiſch, albern und doppelt ſo, weil er ihm kein Vergnügen macht.«

*** Die Zeitung für die elegante Welt theilt in ihren jüngſten Nummern eine Fortſetzung der noch im vorigen Jahre darin begonnenen »Briefe aus Schwaben und Franken« mit, welche manches kulturhiſtoriſche Moment dieſer kräftigen deutſchen Stammvölker aus neueſter Zeit berühren, und nicht ſelten mit den Anſichten und Beobachtungen zuſammentreffen, die wir unſern Leſern im vorigen Jahrgange in den »würtembergiſchen Briefen« mitgetheilt.

*** Das abſolutiſtiſche Berliner politiſche Wochenblatt zeigt in einer Extrabeilage die neue Schrift des Propheten Joel Jacoby »Die Frevel der Revolution« an, um ihr »recht viele und aufmerkſame Leſer zu wünſchen«, worauf ſodann den Leſern des Wochenblatts ſelbſt eine Quinteſſenz des verläumderiſchen Pamphlets, in einer die »revolutionärejunge Literatur« betreffenden Stellen vorgeführt wird. Dem Vernehmen nach wird Sir Joel demnächſt das Ritterkreuz des neuen deutſchen Hoſenbandordens erhalten, der bekanntlich für Diejenigen geſtiftet wurde, denen das Bewußtſein von Menſchenrecht und Menſchenwürde, anſtatt im Herzen, in den Waden ſteckt. —

*** Herr von Andlaw, der Vorſänger der badiſchen Tories in der erſten Kammer der Ständeverſammlung, hielt eine lange Rede gegen die Anlage der beabſichtigten Eiſenbahn. Er meint, man baue mit den Eiſenbahnen unſerer revolutionären herrſchenden Generation Brücken, und ſtelle hierdurch die Throne, anſtatt auf Eiſengrund, auf eine wäſſerige Moosfläche. Iſt das nicht ein zweiter Prophet, der den Hrn. Joel nicht bloß an rabenſchwarzer Phantaſie, ſondern auch an der Qualität der Verrücktheit übertrifft? —

*** Der »Deutſche Courier«, welcher die badiſchen Ständeverhandlungen wie die Stuttgarter ſtets ſchnell, und obſchon in lobenswerther Kürze, doch immer nach gewägten, weſentlichen Momenten bringt, hat ſich in neueſter Zeit viel über die grenzenloſe Weitſchweifigkeit und exorbitante Langweiligkeit zu ärgern, welche namentlich an den neueſten Verhandlungen der würtembergiſchen Ständeverſammlung ſehr charakteriſtiſch iſt. Wird es denn in Deutſchland niemals dazu kommen, daß die geſprächige Beſchränktheit endlich durch die dominirende Kürze der Einſicht und tüchtigen Geſinnung geſchweigt wird? Sollen unſere Ständeverſammlungen immer Ausſtellungen ſein, aus welchen Frankreich und England die Armſeligkeit und Spießbürgerlichkeit unſeres öffentlichen Geiſtes immer auf's Neue wieder erkennen ſollen? —

*** Noch immer laufen die traurigſten Nachrichten über das ungeheure Unglück ein, welches die Stadt Peſth und ihre nächſten Umgebungen durch ihre jüngſte Ueberſchwemmung erlitten haben. Dieſes Unglück iſt in der koloſſalen Größe, in der es ſich gezeigt, faſt welthiſtoriſch. Dürfte daher nicht auch denjenigen Deutſchen, welche durch mindere Bande nationalen Mitleids, als ihre Stammbrüder in Oeſtreich, Gelegenheit gegeben werden, ihre Theilnahme auch in materiellem Betrachte auszuſprechen?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 82. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 5. April.

Dichterſcenen aus Wandsbeck.

(Schluß.)

Der Dichter las. Bald hatte die Lieblichkeit des Gedichtes die Aufmerkſamkeit der Hörer in Anſpruch genommen. Man ſah den ehrlichen Pachter vor ſich, der, aus der großen Stadt Hamburg zurückkehrend, ſeiner ländlichen Gattin eine Beſchreibung von dem großen Abendſchmauſe bei Dolling's entwirft, zu welchem er eingeladen worden. Als aber nun der Dichter, im weiteren Verlauf ſeiner Idylle, den großen Tafelaufſatz beſchreibt, der in der Mitte des Tiſches in aller Herrlichkeit prangt, und, in verſchiedene Felder abgetheilt, ein vollſtändiges Bild des Landlebens gibt, da wendeten ſich unwillkührlich alle Blicke nach Hensler, der es liebte, ſeine Feſttafel auf dieſe Weiſe phantaſtiſch zu verzieren.

Hensler ſchien nicht auf das Gekicher zu merken, welches ſich rings umher erhob, ſondern ſagte zu Voß: „Friſch, Freundchen, friſch! Ich bin neugierig, welche Speiſen Ihr uns zum Aerger für Zunge und Gaumen in Euren Hexametern aufzutiſchen geſonnen ſeid.“

Voß las:

Sechs ehrvolle Gerichte am oberſten Ende der Tafel
Standen und andere ſechs am unteren Ende geordnet;
Einige kalt nach der Regel und einige brätelnd auf Marmor,
Heißem, in Silber gefaßtem, geründetem. Doch um den Aufſatz
Standen franzöſiſche Früch't und Salat als Trabanten des Bratens.
Schweigend athmeten wir und ſchauten rings um die Tafel.
Jetzo begann die Wirthin und neigte ſich vor der Geſellſchaft:
Meine Herren und Damen! Sie ſehen hier Alles auf einmal;
Nehmen Sie gütig vorlieb mit der ländlichen kleinen Bewirthung!
Sprach's und zerſchnitt den Faſan, mit indiſchen Vogelneſtern,
Wie man erzählte, gewürzt und Agia! Hurtige Diener
Theilten umher rangmäßig den ſtattlichen Herren und Damen;
Leiſe auch fragte der Diener: Befehlen Sie ſechsziger Rheinwein?
Pontak oder Burgunder? Und jeglichem bracht' er ſein Fläſchchen.
Jetzo gab ein Lakei uns ſaubere Teller und bot dann
Junge Kalkuten herum mit ſcharfer bataviſcher Soja.
Hierauf reichte uns dieſer die weingeſottene Forelle,
Jener den Kabliau mit der kräftigen Brühe von Auſtern,
Die Hamburgiſcher Witz für Kommerſchmäuſe ſich einmacht.

„Halt!“ rief Mumſen mit komiſchem Pathos dazwiſchen, das iſt mehr als ein gebrechliches Menſchenkind auszuhalten vermag! Lauter Lieblingsgerichte von mir! Es iſt um des Teufels zu werden!“

Voß lächelte und las weiter:

Jetzo bracht' ein Lakei die Ehrenkrone des Gaſtmahls.
Aechzend hub er vor Dolling ein ungeheueres Backwerk,
Rund und hohl, voll edlen Gehaltes. Rebhühner-Paſtete
Nannt' es der Wirth und ſchwur, aus Bordeaux im Schiffe des Markus
Hab' ihm geſendet ein Freund dies Werk vom berühmteſten Kochheld.
O, manch' armer Matros umſchnüffelte, ſagt' ihm der Schiffer,
Sehnſuchtsvoll die Kajüt' und kauete dann mit Betrübniß
Pöckelfleiſch. Von Gerüchen, die ſanft anwehen aus Ceylon,
Träumte der ſchlafende Jung' und ſchrie, als ſäß' er im Maſtkorb,
Land! Auch rochen Delphine mit offnem Maul aus der Meerfluth,
Und der getäuſchte Pilot weiſſagte nahe Gewitter;
Denn wie des Roſenöles Gedüft dem verſchloſſenen Bernſtein
Geiſtig entringt, ſo drang aus der bräunlichen Rinde der Balſam.
Gierig beſchaute der Arzt in feſtlicher Wolkenperücke,
Der ſich hinter dem Tuch zahnſtocherte; — und wie ein Kenner,
Wenn er die Probe des Weins ausſchmeckt mit ſchlürfender Lippe,
Und halboffnem Auge, ſo ſchmeckte auch Jener mit Anſtand.

„Das bin ich! Das bin ich!“ rief Mumſen. „Danke für's Conterfei! Nun geht es mit vier Extrapoſtpferden gerade in die Nachwelt hinein! Das hätte ich durch meine eignen Verſe niemals erreicht. Aber ich bin neugierig, Freund Voß, was Ihr mich weiter thun laßt! Hoffentlich werdet Ihr mich bei einer ſchicklichen Gelegenheit das Wort nehmen laſſen. Bleibe ich ſtumm, ſo taugt die Copie nichts, denn ich werfe gern mein Wort dazwiſchen.“

Der Vorleſer nickte mit dem Kopfe und fuhr fort:

Alſo ſchmauſeten wir und pflegeten unſeres Leibes,
Wohlgemuth an der Fülle geſegneter Schaalen und Schüſſeln.

Jetzo verſchob ſich der Arzt die ſitzende Wolkenperücke.
»Wahrlich! Man kann doch viel der Gottesgaben genieſſen,
Wenn man ſich Zeit läßt! Pah! Viel Knöpf' an der Weſte ſind unnütz!
Scheint's doch beinahe, man wachſe der freundlichen Tafel entgegen!«

Die Zuhörer lachten laut auf und Mumſen am ſtärkſten, denn er erinnerte ſich, dieſe Worte bei einer paſſenden Gelegenheit geſprochen zu haben. Als der Dichter nun an das Ende des Gedichtes kam, und die Anweſenden, begierig auf den Schluß, ihn zur Eile ermahnten, trat Erneſtine ein, nahm ihm das Heft aus der Hand und wandte ſich darauf zur Geſellſchaft:

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie auf eine ſo eigenthümliche Weiſe unterbreche, aber den Schluß des Gedichtes hören wir beſſer nachher. Folgen Sie mir lieber, um ein kleines Abendbrod einzunehmen, das zwar nicht ſo ausgewählt iſt, wie das poetiſche meines Mannes, aber mit wahrhafter Herzlichkeit geboten wird."

Die Anweſenden folgten der Aufforderung ihrer Wirthin, ohne viele Einwendungen zu machen. Das Gedicht hatte ihre Eßluſt mächtig angeregt und Alle fühlten ſich geſtimmt, auch allenfalls einem frugalen Abendtiſch ihre volle Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Der Garten lag, im Glanze des Abends gehüllt, vor ihnen, und man begab ſich, mit dem Dichter komiſch zürnend, nach einem Raſenplatze, wo unter drei ſchattenreichen Bäumen der ſauber gedeckte Tiſch ſtand. Als man Platz genommen und Erneſtine ihre Gäſte verſorgt hatte, ſagte ſie ſcherzend:

„Voß hat Ihnen den Bericht vorgeleſen, den ein holſteiniſcher Pachter ſeiner Frau über einen Hamburgiſchen Abendſchmaus abſtattet; hören Sie denn nun von mir, was Jene ihm erwiedert, als ſie ihn zur ländlichen Abendmahlzeit in den Garten geleitet:

Nimm denn auch gütig vorlieb mit der ländlichen kleinen Bewirthung;
Gleich wird die Tafel gedeckt im verdämmernden Glanze des Abends
Für uns einzelnes Paar; dann ſieheſt Du Alles auf einmal!
Zuckererbſen in Schoten, gepflückt von der Rank' in den Tiegel,
Friſch in eigener Farb' und Süßigkeit, bring' ich zur Tafel.
Schinken und treffliche Hausmettwurſt, und gebratene Küchlein.
Dann noch zarte Radieschen und Felderdbeeren zum Nachtiſch.
Tafelmuſik wird bereitet bei den Grillen umher und dem Laubfroſch,
Der ſich auf Regen verſteht, und Geruch gibt Roſengebüſch uns —
Gibt auch die Nachtviol', die kräftiger duftet, wenn's aufwölkt!«

„Schön!" unterbrach Voß ſeine Gattin, indem er die Gläſer mit perlendem Weine füllte, im Charakter des Pachters:

Schön! Und feierlich dann, für kriſtallene Kronen und Blätter,
Strahle der Abendſtern drein, und die wetterleuchtende Wolke!«

Und Alle griffen zum Glaſe und tranken mit freundlichem Danke für die bereitete Ueberraſchung auf das Wohl des Dichters.

Napoleon als Architekt.

Napoleon liebte die Denkmale, er wußte, daß die ſchönen Künſte großen Thaten eine längere Erinnerung verſchaffen und das Andenken an die Fürſten erhalten. „Eine große That," ſagte er, macht viel „Geſchrei und je größer das Geſchrei, je weiter reicht es. Die Inſtitute, die Völker, alles vergeht, aber der Ruf bleibt und erſtreckt ſich von Echo zu Echo bis auf die fernſten Zeiten."

Der Kaiſer liebte Frankreich leidenſchaftlich und er wollte ſeinen Namen mit unauflöslichen Banden an den Namen dieſes Landes knüpfen. In allen ſeinen Handlungen erkennt man dieß, ſein beſtändiger Gedanke war, was Frankreich von ihm denke. Nach dem Beiſpiel Alexanders zu Arbela, der ſich Glück wünſchte, weniger deßhalb, daß er den Darius beſiegt, ſondern weil er den Beifall der Athenienſer erlangt hatte, ſagte Napoleon am Abend nach der Schlacht von Auſterlitz in Gegenwart ſeiner Umgebung: „Man wird in Paris von mir ſprechen."

In den erſten Tagen ſeines Conſulats ließ Napoleon die geſchickteſten Architekten zu ſich rufen und gab ihnen den Auftrag, ſich mit der Wiederherſtellung des Hotels der Invaliden zu beſchäftigen. Der erſte Gedanke eines Mannes, der ſeine große Macht dem Glück der Waffen verdankte, mußte ſein, den Aufenthalt der Theilhaber und Zeugen ſeines Ruhms zu verſchönern. „Das ſoll das Elyſium der Braven werden," ſagte er bei dieſer Gelegenheit, „gewiß ihre ſchönſte Verherrlichung." Der Löwe des heiligen Markus, der von Venedig herbeigeſchafft worden war, zierte die ſchöne, in der Mitte der Esplanade errichtete Fontaine. Die vier korinthiſchen Roſſe, dieſes Meiſterwerk griechiſcher Kunſt, die Trophäe ſo vieler Siege, die in Folge der Zeiten von Griechenland nach Rom, von Rom nach Konſtantinopel, von Konſtantinopel nach Venedig und endlich von Venedig nach Paris gewandert war, waren zum Geſpann vor dem Wagen der Siegesgöttin beſtimmt, der auf dem Triumphbogen des Karrouſſelplatzes aufgeſtellt werden ſollte, gewidmet dem Ruhme der großen Armee.

Nach der Rückkehr aus dem erſten Feldzuge gegen Preußen hatte ſich Napoleon kaum Zeit genommen, von den Strapazen der Reiſe etwas auszuruhen, als er durch die Tuilerien eilte und die Reparaturen und Verſchönerungen in Augenſchein nahm, die während ſeiner Abweſenheit vollendet worden waren. Nach ſeiner Gewohnheit tadelte er viel und eiferte gegen die Baumeiſter, welche, wie er ſcherzweiſe ſagte, der Ruin der Staaten wären. Als er damals durch eins der Fenſter im Marſchallsſaal blickte, fragte er den Gouverneur des Schloſſes, von Fleurieu, der ihn mit dem erſten Architekten begleitete, warum die Spitze des Triumphbogens des Karrouſſelplatzes mit einer Leinwand bedeckt ſei. „Sire," antwortete dieſer, „das iſt wegen der Zurüſtungen, welche gemacht werden müſſen, um die Statue Ew. Majeſtät aufzuſtellen, welche in den Wagen kommen ſoll, zwiſchen zwei Genien, die ihn lenken."

„Wie?... Was ſoll das bedeuten!" rief Napoleon mit Heftigkeit, „ich will das nicht!" und ſich raſch nach Fontaine umdrehend, fügte er hinzu: „War das meine Statue, die Sie mir gezeigt haben?"

„Nein, Sire, das war die Statue des Mars."

„Nun wohl! und warum mich an die Stelle des Mars ſetzen?"

„Sire, das geht nicht von mir, ſondern von Hrn. Denon aus."

„Denon hat Unrecht gehabt," rief Napoleon aus, „Schmeichelei, immer nur Schmeichelei! Und man glaubt mir zu gefallen oder zu dienen? Ich will, daß dieſe Statue weggenommen wird, ſie ſoll verſchwinden. Paßt es ſich für mich, mir Statuen zu errichten? Der Wagen und die Genien mögen vollendet werden, aber der Wagen ſelbſt bleibt leer. Verſtehen Sie?"

Dieß geſchah, die Statue wurde ſogleich weggenommen, in die Orangerie verſetzt und unter der Gemäldegalerie des Louvre aufgeſtellt, wo ſie ſich noch zu Ende des Jahres 1830 befand. Sie war von Blei und merkwürdig wegen ihrer großen Aehnlichkeit.

Im Jahr 1804 kam der Kaiſer auf den Gedanken, den Triumphbogen auf dem Karrouſſelplatze zu errichten. Obſchon alle Anſchläge gefertigt und alle Einzelnheiten berückſichtigt waren, blieb doch noch eine wichtige Frage zu entſcheiden, nämlich die, wo das Monument aufgeſtellt werden ſollte. Die

Schwäger, die ſich immer mit ihren Rathſchlägen zudrängen, die von ihnen gar nicht verlangt werden, meinten, daß der vorgeſchlagene Ort, dem großen Eingang in die Tuilerien von der Seite des Karrouſſelplatzes her gegenüber, unpaſſend gewählt ſei. Die Einen wollten, daß das Monument an einer Brücke errichtet würde, Andere wollten es auf den Platz Ludwigs XV. haben, Dieſe in die große Allee der Eliſäiſchen Felder, Jene auf den Platz vor der Baſtille. Alle dieſe Vorſchläge kamen Napoleon zu Ohren. „Das ſind alles wunderliche Menſchen,“ ſagte er, „die Einen fürchten, daß der Bogen das Schloß erſchlägt, die Anderen, daß das Schloß den Bogen erſchlägt. Was iſt aber zu thun, um alle zufrieden zu ſtellen?“ „Sire, die beſte Begegnung auf alle dieſe Vorwürfe iſt die Erbauung des Bogens ſelbſt,“ ſagte Fontaine. Dieſer zuverſichtliche Ton entſchied über den Kaiſer, er antwortete: „Sie haben Recht, dieſe Menſchen verſtehen nichts davon.“

Selbſt Napoleon noch hatte die Idee, gegen die Anſicht einer aus Seeleuten und Ingenieurs gebildeten Kommiſſion, zu Antwerpen einen Hafen bauen zu laſſen, worin große Kriegsſchiffe einlaufen könnten. Nach der Meinung der Kommiſſion blieb nur die Wahl zwiſchen Vliſſingen und Terneuſe, aber Napoleon wollte weder das Eine, noch das Andere. Man ſtellte ihm vor, daß es unmöglich ſei, die Schelde ſchiffbar zu machen, er beharrte aber auf ſeiner Idee und wollte die Unmöglichkeit möglich machen. Hiermit hängt folgende Anektode zuſammen:

Die Wahrnehmungen der mit der Unterſuchung des Grundes und des Fahrwaſſers der Schelde beauftragten Ingenieurs waren auf einer ungeheueren Karte aufgezeichnet, die auf dem kaiſerlichen Fußteppich aufgerollt war. Während nun ein Mitglied der Kommiſſion den Bericht vorlas, lagen der Kaiſer und der Marineminiſter Décrès auf dieſer Karte, verfolgten mit den Augen den Lauf des Fahrwaſſers und unterſuchten die Punkte, welche wegen Seichtigkeit des Waſſers und wegen der Lage der Sandbänke als Hinderniſſe angegeben waren, die jedoch Napoleon nicht für unüberwindbar hielt. Nach vielem vergeblichen Hin- und Herreden über die Möglichkeit der Ausführung ging man zu der Frage der ungeheueren Koſten über, die eine ſolche rieſenhafte Unternehmung verurſachen mußte. Bevor dieſer Einwurf beſeitigt war, konnte ſich Décrès nicht enthalten, ſeinem Herzen Luft zu machen.

„Aber, Sire,“ ſagte er, „wenn nun nach ſo großen Opfern, die eine ſolche gewaltige Unternehmung erheiſcht, Antwerpen einmal aufhören ſollte, zu Frankreich zu gehören?“ Bei dieſen Worten richtete ſich Napoleon, halb im Zorn, halb im Scherz, haſtig auf, ergriff das Ende der Karte, auf der der Miniſter noch ſtand und rollte ſie mit den Worten zuſammen: „Nun gut! mein Herr, ſelbſt für dieſen Fall würde mich mein Geld nicht dauern, Antwerpen wird immer einem Feinde Englands angehören.“

Napoleon hielt es auch für eine Ehrenſache, vor ihm angefangene Bauwerke fortzuſetzen. So ging er damit um, das Pantheon zu vollenden und es ſeiner urſprünglichen Beſtimmung wiederzugeben. „Der Hauptaltar,“ ſagte er, „ſoll der Schutzpatronin von Paris, der heiligen Genoveva, geweiht werden, auch ſollen in dieſe Kirche die jetzt im Muſeum der kleinen Auguſtiner befindlichen Grabmähler gebracht und nach der Zeitfolge aufgeſtellt werden.“

Zu derſelben Zeit faßte er den Entſchluß, die Kirche Saint Denis, die nach ſeinem Ausdruck weiter nichts als ein ungeheuerer, mit dem Staub vergeſſener Könige angefüllter Sarg war und damals zum Militärhoſpital diente, leeren und zur Aufnahme des kaiſerlichen Kapitels in Stand ſetzen zu laſſen. Er that noch mehr. Er beſuchte eines Tages die Kirche und ordnete ſelbſt alle die Veränderungen an, die vorgenommen werden ſollten, beſtimmte den Standort der neuen Kapellen und gab Befehl, daß die Namen der Könige, die ihre Grabſtätten in der Kirche gehabt hatten, nach der Ordnung auf Tafeln von Bronze und ſchwarzem Marmor eingegraben würden. Endlich kam er auf den Gedanken, eine Gruft bauen zu laſſen, worin die ſterblichen Hüllen der kaiſerlichen Familie beigeſetzt werden ſollten. Aber mitten in den Sorgen für große Dinge intereſſirte ſich Napoleon nicht weniger für Kleinigkeiten, für Verbeſſerungen, die eben nicht ſehr in die Augen fielen und von denen er nicht erwarten konnte, daß ſie ihm als ein großes Verdienſt angerechnet würden. Die Eckſteine in den Straßen der Hauptſtadt, welche die Fußgänger gegen die Wagen ſchützen ſollten, erfüllten wegen zu großer Ausdehnung der Boutiquen ihre Beſtimmung nicht mehr. Der Kaiſer machte dieſe Bemerkung auf einer ſeiner Incognitopromenaden und war Augenzeuge verſchiedener Unfälle. Noch an demſelben Tage ſchrieb er daher an den Miniſter des Innern, er ſolle dafür ſorgen, daß dieſe Steine ſobald als möglich wieder erſetzt würden und bei dieſer Gelegenheit kam er zuerſt auf die Idee, die Hausbeſitzer aufzufordern, Trottoirs vor ihren Häuſern legen zu laſſen. „Der Geſchäftsmann,“ ſagte er, „muß auf den Straßen gehen können, ohne jeden Augenblick befürchten zu müſſen, von dem Kabriolet eines Banquiers überfahren zu werden.“

Im Jahre 1808 gab der Kaiſer in Spanien das Verlangen zu erkennen, nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich einige Tage in Rambouillet zubringen zu wollen und man beeilte ſich daher, das Schloß daſelbſt, welches ſeit der Revolution nicht mehr bewohnt war, in Stand zu ſetzen und zu meubliren. Napoleon kam wirklich im Februar dort an, und das Erſte, was er in Augenſchein zu nehmen verlangte, war der Badeſaal. Sein erſter Kammerdiener führte ihn hin. Kaum war er aber eingetreten, ſo blieb er ſtehen und warf ſeine Blicke rings umher, worin ſich die Zeichen des großen Mißfallens zu erkennen gaben. „Welche Dummheit!“ rief er endlich aus, „wer hat eine ſolche alberne Idee gehabt? Conſtant, laſſen Sie ſogleich den Großmarſchall rufen.“

Der Architekt hatte nämlich auf die Wände dieſes Saals die Portraits der meiſten weiblichen Mitglieder der kaiſerlichen Familie in Fresko malen laſſen, unter andern die Mutter Napoleons, Joſephine, Hortenſia, Pauline ꝛc. So oft nun der Kaiſer ſeine Blicke auf eine der Figuren warf, zuckte er mit den Achſeln und wiederholte: „Welche Dummheit!“ Als nun der Großmarſchall kam, rief er ihm zu: „Duroc, laſſen Sie ſogleich den Maler kommen, der dieſes Meiſterſtück gemacht hat, er ſoll auf der Stelle Alles wieder wegwiſchen. Wie heißt er?“ — „Sire, ich weiß es nicht.“ „Nun gut! ich will ihn nicht weiter kennen lernen, aber der Sudler muß die Damen ſehr wenig achten, daß er eine ſolche Unſchicklichkeit ſich hat können zu Schulden kommen laſſen. Der Menſch muß ein Schaf ſein, ich wollte darauf wetten. Ich befehle, daß er nie wieder eine Arbeit für mich bekommt.“

Bei allen Gelegenheiten zeigte Napoleon eine große Achtung vor dem Schicklichen. Es folgt hier ein anderes Beiſpiel davon. Als die Rede davon war, den Platz Ludwigs XV. mit einer Fontaine zu zieren, erhielt der mit der Arbeit beauftragte Architekt Befehl, einen Plan vorzulegen. Dieſer wurde ihm gebracht und er zeigte vier Najaden, die aus den Brüſten Waſſer ausſpritzen ließen. Dieſe Idee ſchien dem Kaiſer unſchicklich und er gab dem Künſtler den Plan in übler Laune mit den Worten zurück: „Weg mit dieſen Ammen, die Najaden waren Jungfrauen.“

Seit langer Zeit ging der Kaiſer damit um, das Schloß zu Verſailles wieder herſtellen zu laſſen, aber der Koſtenanſchlag, den ihm der Architekt Godoin, der mit den Arbeiten beauftragt war, vorlegte, hatte ihn ſo erſchreckt, daß die Ausführung auf unbeſtimmte Zeit verſchoben wurde. Aber im März 1909 ließ er nach einem Beſuch, den er in der Schule St. Cyr gemacht hatte, an der Treppe der Orangerie von Verſailles, genannt die hundert Stufen, den Wagen halten, ging durch die Zimmer des Schloſſes und betrachtete vom Waffenſaale aus dieſe impoſante Maſſe prächtiger Gebäude, die ſeit der Revolution leer ſtanden. Nach einer Viertelſtunde Nachdenkens machte er eine Bewegung mit dem Kopfe, die ihm eigen war, ſobald er einen großen Entſchluß gefaßt hatte, ſtieg wieder in den Wagen und ſagte zum Herzog von Vicenza, auf deſſen Arm gelehnt: „Ich bin entſchieden, ich muß mich in die 6 Millionen ergeben, die Godoin verlangt, ich kann nicht länger zuſehen, wie die Herren Ratten an dem Schloſſe nagen. Man könnte leicht in drei Jahrhunderten hierher kommen, um die Ruinen von Verſailles zu beſehen, wie man jetzt die von Babylon beſucht, vielleicht findet man dann nicht einmal einen Stein mehr. Es iſt jetzt eine Nationalfrage.“ Einige Tage nachher diktirte der Kaiſer dem Baron Fain folgende Note:

„Ich wünſche mich jetzt ganz beſonders mit dem Schloß Verſailles zu beſchäftigen, wenn Herr Fontaine mir einen vernünftigen Plan vorlegt, wonach die Koſten die verlangten 6 Millionen nicht überſteigen, oder ich mache dabei folgende Bedingungen:

1) Ich, die Kaiſerin und unſer ganzes Haus müſſen bequem logirt werden; ich will insbeſondere für mich ein Zimmer und einen Saal zum Baden ganz iſolirt.
2) Es müſſen 6 Logis für Könige hineinkommen, 12 für Prinzen, 24 für Großoffiziere, Stallung für 200 Pferde.
3) Der Flügel des Schloſſes, der der Pavillon der Miniſter heißt, muß wieder hergeſtellt und ein anderer mit dieſem parallel erbaut werden.
4) Ebenſo müſſen die Intendantur, die Kanzlei, der kleine Schauſpielſaal, die Oper genannt, und die Kapelle wieder hergeſtellt werden, auch müſſen in alle Zimmer Gemälde kommen.
5) Die große Treppe muß wieder ganz ausgebeſſert werden.
6) Die alten Gebäude, die von Ludwig XIII. herrühren, müſſen niedergeriſſen werden, denn ſie haben nicht die richtige Stellung.
7) Alle Zimmer müſſen miteinander zuſammenhängen, vom erſten Zimmer des linken Flügels bis zum letzten des rechten Flügels, ſo daß ſämmtliche Gemächer nur eine einzige lange Linie bilden, wie die Gemäldegalerien.
8) Darf mein Waffenmagazin, worauf ich viel halte, nicht vergeſſen werden, es wird für die Stadt Verſailles von großem Vortheil ſein, es kann an die Kanzlei oder an die Intendantur angebracht werden.

Wenn das Schloß vollendet iſt, werde ich jedes Jahr einen Theil des Sommers daſelbſt zubringen. Aber ehe der Bau begonnen wird, muß der mit dem Bau beauftragte Architekt mit ſeinem Ehrenwort verſichern, daß die 6 Millionen, die ich gerne bewillige, nicht überſchritten werden, ſonſt will ich nichts weiter davon hören und die Arbeiten, die er begonnen hat, gehen auf ſeine Rechnung.“

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Herrliche Worte ſpricht die in unſern Blättern ſchon erwähnte Zeitſchrift »Braga« in ihrem erſten Hefte über Weltliteratur, Kosmopolitismus und Patriotismus. »Die Freiheit,« heißt es in dieſem Aufſatze an einer Stelle, — »ſoll ſie anders kein leeres Wort ſein, das mannigfacher und ſophiſtiſcher Deutung unterliegt, ſondern ſoll ſie wahrhaftes Leben werden und Wurzeln ſchlagen in den Herzen der Menſchen, muß eine feſte Baſis haben, ein Fundament, das nicht verrückt und verſchoben werden kann nach augenblicklicher Leidenſchaft, oder nach einem ſubjektiven Maaßſtabe, ſondern das ewig ſich gleich bleibt, und zu dem Menſchen nicht nur durch den Verſtand, ſondern auch durch das Gemüth in inniger Beziehung ſteht. Dies Fundament kann nichts anderes ſein, als das Vaterland. So lange die Freiheit nicht auf das Vaterland baſirt iſt, wird ſie haltungslos in der Luft ſchweben, und niemals zu wahrem Leben gelangen können. Nur wenn ſie ſich einen feſten Boden, das Vaterland, erwählt hat, kann es ihr gelingen, zu einem ſchönen, früchtebringenden Baume emporzuwachſen.« — Merkt es Euch, die Ihr immer von **Freiheit** redet, doch dabei keinen Begriff von eigentlichem **Patriotismus** habt. Deshalb aber ſeid Ihr ſchlechte Bürger, weil Ihr keine Patrioten ſeid. Nur wer die im eigenen Vaterlande wurzelnde Freiheit liebt, iſt ein guter Bürger ſeines Staates und zugleich ein großer Menſchenfreund. Inzwiſchen iſt die Freiheit nur dann und nur in ſo ferne wohlthätig für uns, wann und in ſo ferne ſie mit der geiſtigen und ſittlichen Bildung gleichen Schritt hält. Dieſes »gleichen Schritt halten« iſt es, worauf wir alles Ernſtes dringen müſſen. Es gibt nur ein Mittel: **Das Rechte und Gute wollen und thun.** Sind wir tugendhaft, ſo werden wir — wie einer unſerer edelſten Weiſen ſagt — von ſelbſt frei!

⁂ In **Mannheim** gibt der wackere junge Verleger **Heinrich Hoff** einen »**Rheiniſchen Poſtillon**« heraus, das als ein neues politiſches Blatt von guter Farbe und Geſinnung gerühmt werden darf.

⁂ Der **Regierungsbezirk Köln** a. R. enthielt beim Schluſſe des vorigen Jahres 419,000 Einwohner vom Civilſtande, davon gehörten 367,543 zur katholiſchen, 36,815 zur evangeliſchen, 4576 zur jüdiſchen, 13 zur mennonitiſchen und 1 zur griechiſchen Confeſſion. Getraut wurden 3076 Paare; **gemiſchte Ehen** wurden 141 geſchloſſen, und zwar 107 von evangeliſchen Männern mit katholiſchen, 33 von katholiſchen Männern mit evangel. Frauen und 1 von einem Mennoniten mit einer Katholikin.

⁂ **Zum Muſeum**, welches der verſtorbene Viscount **Fitz-Williams** zu **Cambridge** geſtiftet, iſt am 15. März der erſte Stein gelegt worden. Zur Errichtung deſſelben hat der Viscount 100,000 Pfd. und zu deſſen Ausſtattung — eine Bibliothek von 130,000 Bänden, ein Kunſtkabinet mit 1116 Gemälden, einer Kupferſtichſammlung in 1316 Mappen, — 8530 Bände Muſikalien und eine reiche Sammlung von Alterthümern vermacht.

⁂ In den Brockhaus'ſchen »Blättern für literariſche Unterhaltung« (Nro. 85 und 86) bekommt der Prophet Joel wieder eine tüchtige deutſche Ladung.

⁂ **Magnetismus in England.** — Bei Anzeige einer kleinen Schrift (betitelt: a short sketch of animal magnetism, intended to direct attention to the propriety of practically examining that question. By a physician) bemerkt das ſonſt ſo beſcheidene und umſichtige **Athenäum** (17. März) »die Aufnahme (vogue), welche der Lebensmagnetismus, wenn auch in beſchränktem Maaße gefunden, iſt nur ein neuer Beweis von der geiſtigen **Bedürftigkeit** (deficiencies) unſerer Zeit und von der mangelhaften Erziehung, welche in unſern Schulen und Univerſitäten geboten wird; denn es iſt eine **beklagenswerthe** (lamentable) Wahrheit, daß die ſogenannten **gebildeten Stände** die größte Anzahl der männlichen Schüler und Anhänger des Magnetismus liefern.« Die ganze Weisheit des Athenäums, wie ſo vieler anderer Zeitblätter, beſteht aber in Beziehung auf dieſen großen Gegenſtand in nichts Anderem, als in bloßem **Ablängnen** — aus Mangel an Selbſterfahrung, und in ſeichten **Spöttereien**, mit welchen ſelbſtgefälliger Dünkel ſich der Mühe des Forſchens zu überheben liebt.

⁂ **Baden** hat einen ſeiner edelſten und weiſeſten Menſchen und den tüchtigſten und ausgezeichnetſten Staatsmann verloren, der je ſeine innere Verwaltung geführt. **Ludwig Winter** nämlich, der **badiſche Miniſter des Innern**, iſt den 27. März mit Tode abgegangen. So lange es eine badiſche Geſchichte gibt, wird ſein Name unvergeßlich bleiben. Er war **ein Mann des Volkes**, das an ſeinem Grabe mit heißem Schmerze ſteht, und mit Wehmuth in eine Zukunft blickt, wo minder ſtarke Hände als Winter's das Staatsſchiff wohl ſchwerlich mit jener Sicherheit leiten werden, wie es Winter durch die Scylla und Charybdis der neueſten Zeiten hindurch geführt. In der neueſten Geſchichte des **konſtitutionellen Deutſchlands** nimmt Winter eine der gewichtigſten und hervorragendſten Stellen ein. Darum iſt auch ſein Tod nicht nur für Baden, ſondern für den geſammten deutſchen Süden ein **Ereigniß**.

⁂ Der Magiſtrat der Stadt Göttingen hat (der Leipz. Allg. Ztg. vom 30. v. M. zufolge) eine Petition an den König um **Zurückberufung** der ſieben Profeſſoren geſandt!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nr. 83. 1838.

Phönix.

Freitag, 6. April.

Wilh. Heinſe's ſämmtliche Schriften.

Herausgegeben
von
H. Laube.

(Erſter und zweiter Band [Ardinghello]. Leipzig, 1838. Volckmar.)

Dichter, deren Werke nicht zu den reifſten Erzeugniſſen eines ſich ſelbſt klaren Geſchmacks und einer feſten Weltanſchauung gehören, werden ſchwerlich einen Herausgeber von gediegenem Namen finden, wenn nicht in ihnen die Bezüge auf ſpätere Fragen der Literatur offen darliegen. Man bedauert ſie als „theils vergriffen, theils in der alten Erſcheinung vergilbt, in grobem Kleidchen verbräunt und gerunzelt, in mancher fehlerhaften Ausgabe entſtellt,“ man ſammelt ſie jedoch nicht. Von dem üppig-genialen Heinſe, wie ihn die Kritiker mit Recht genannt haben, erwartete man wohl nicht mehr. Es iſt wahr, Heinſe erſcheint durchweg offen, feurig und voll glühender Begeiſterung für Alles, was er ſeinen Leſer miterleben laſſen möchte. Aber lag es nun an ſeinem Naturell; hatten es die Umſtände ſeiner Zeit oder die verwickelten Gänge einer Bildung, der ein genügendes Fundament fehlte, verſchuldet; war es ſein Unſtern, daß Wieland ihm ſo früh eine „tröſtliche Erſcheinung“ wurde — Wieland, der „die Conſequenzen ſeiner griechiſchen Welt nicht in ſich verarbeitete;“ oder fand, was bei unſerer mangelhaften Kenntniß von ſeinem ſittlichen Charakter leicht möglich iſt, eine Hemmung Statt, an welche jetzt kein Literarhiſtoriker denkt: — genug, Heinſe gelangte nicht zur Durchbildung; er verſtand nicht einmal, das Thema der ſinnlichen Schönheit *würdig* durchzuſpielen, obgleich dieſe Schönheit ſich bei ihm, was Laube gut getroffen hat, zu einem Geſammtbegriff von Kunſt und Leben verdichtete. Daher wohl die Erſcheinung, daß Göthe und Wieland ſich nachher von ihm abgewendet, daß ſeine Romane ohne weſentlichen Eindruck geblieben, daß er faſt vergeſſen iſt. Und es wird dem geiſtreichen Herausgeber nicht gelingen, den Schriften Heinſe's einen größeren Beifall zu verſchaffen, als ſie bald nach ihrem Erſcheinen hatten.

Mit wie ſicherm Takt auch das Schwerſte in unſerer Aeſthetik ausgebildet worden, — über dieſen (den ſinnlichen) Punkt werden wir nie zu anderen Anſichten gelangen. Ich meine: nicht gelangen können und dürfen! Welches ſind denn die Kunſtanſichten unſerer Zeit und unſeres Volkes? Wie verträgt ſich die Forderung der nackten Sinnlichkeit mit unſeren Sitten? Was ſoll aus unſerer Bildung werden, die, auf dem Stamme chriſtlicher Schamhaftigkeit erblüht, für das Aeußerliche durchaus nur einen untergeordneten Platz hat? — Wollte man dennoch es nicht aufgeben, aus dieſer Bildung in eine Kunſttheorie, wie etwa Ardinghello's, oder der Luzinde, den Weg zu bahnen, ſo müßte dies Beginnen ſo lächerlich-wahnſinnig erſcheinen, als ein Verſuch, an die Stelle des chriſtlichen Gottesglaubens wiederum die althelleniſche Weltanſicht zu pflanzen. Es hat ſich mit derlei Theorien in der Kunſt, wie im Leben! Freilich gab es eine Zeit — wir wollen ſie nicht minder eine ſchöne nennen, weil ſie dem Schönen huldigte, es aus dem flüſſigen Worte abzuſpiegeln und aus dem ſpröden Marmor zu meißeln verſtand — eine Zeit, wo die nackte Schönheit herrſchte; es war unter einem Volke, deſſen reine Luſt und leichte, durchaus nicht hüllende, Tracht jedem ſchönen Menſchenleib noch ungeahnte Reize verleihen konnte — es war unter Menſchen, die ihre Götter nur als ſchöne gewaltige

Menſchengeſtalten würdig verehren zu können wähnten. Aber jene Zeit und jenes Volk wichen einem Geſetz, daß der Geiſt dann ſchrieb, als er im Dienſte des Fleiſches zu erlahmen fürchten mußte; ſeit er einmal Herr geworden, iſt der ſchöne Wahn für immer dahin.

Das Leben im Werden, im geheimnißvollen Prozeß ſeiner erſten Regung, iſt ſtets ein verhülltes. Ihr könnt die Blume nicht dagegen anführen, die ſinnlich-nackt erſcheint und frei den Blüthenkelch trägt; was wir der Sonne zugewendet an ihr erblicken, Wange, Auge, Buſen, nennt es wie ihr wollt, es iſt noch nicht die Fülle ihrer ſinnlichen Organe; innen im Kelche ruhen die übrigen Gefäße und Niemand belauſcht, wann ſie aufgerichtet oder gekrümmt ſich einander nähern und den Moment feiern, nach welchem die Blüthe zu welken beginnt. So ſoll es auch im Leben des ſchönen Menſchen ſein; ſeine wilden Triebe zähmt die Schranke und ſeine dringende Begehrlichkeit wird Liebe. Liebe! Und wäret ihr noch größere Verehrer der Kunſttheorieen, die in der helleniſchen Welt ihre Baſis ſuchen, ihr vermöget nichts in der Annäherung der Geſchlechter aufzufinden, was die Liebe erſetzen könnte. Liebe iſt aber mit den Forderungen Heinſe's oder Ardinghello's unvereinbar, iſt ſo wenig daneben möglich als Ehe und geſittetes Familienleben, worauf einzig die Errungenſchaft unſerer Cultur beruht. Hab' ich nicht Recht, ſo widerlege man mich aus der Geſchichte, aber nicht aus Theorien! —

Dieſe neue Ausgabe, die erſte vollſtändige der Schriften Heinſe's, erſcheint in einem würdigen Gewande. Laube, der erſt dazutrat, als „das Unternehmen ſchon an der Schwelle des Marktes war, und es ſich nicht mehr um das Ob, ſondern um das Wie handelte,“ hat eine ſehr anziehende Einleitung geſchrieben, die namentlich mehrere der oben geſtellten Fragen berührt und den Dichter nach ſeinen Beziehungen auf die moderne Literatur und die noch nicht gelöſten Zweifel über jene Kunſttheorie vorführt.

A. Rodnagel.

Napoleon als Architekt.

(Schluß.)

Aus dieſer Note, die wir wörtlich wiedergeben, erſieht man, daß die neuen Unternehmer des Baues bei der Wiederherſtellung und Verſchönerung des Verſailler Schloſſes, ſo zu ſagen Wort für Wort, den Plan zu Grunde gelegt und ausgeführt haben, den 25 Jahre vorher Napoleon entworfen hatte.

Bald nach der Geburt des Königs von Rom ließ Napoleon eines Morgens, als er eben beim Frühſtück war, Fontaine rufen und fragte ihn, was es koſten würde, wenn er am Ende der Terraſſe am Ufer des Fluſſes einen kleinen Pavillon mit Zubehör errichten ließ, damit er manchmal mit der Kaiſerin und ſeinem Sohne dort frühſtücken könne. Während nun Fontaine einen ungefähren Koſten-Ueberſchlag machte, bemerkte der Kaiſer: „Wir wollen aber nicht handeln, ſagen Sie mir daher genau, was es koſten wird.“

„Ja, Sire, weniger als 500,000 Franken nicht.“

„500,000 Franken!“ wiederholte Napoleon raſch aufſtehend, „wie! 500,000 Franken, um bei ſchönem Wetter in freier Luft frühſtücken zu können? Höchſtens 10,000 Franken, das iſt es, was ich anwenden will.“

„Sire, das iſt unmöglich.“

„Dann will ich lieber meinen Kaffee am Fenſter trinken, da koſtet mich mein Frühſtück nur 30 Sous. 500,000 Franken,“ wiederholte er von Neuem, im Saal auf- und abgehend, „nun wundere ich mich nicht mehr, daß die Baumeiſter Ludwig XIV. zu Grunde gerichtet haben. Es iſt eine Schande,“ fügte er einen Augenblick darauf, nach der Kaſerne der kaiſerlichen Garde hinblickend, hinzu, „es iſt eine Schande, ſolche fürchterliche Bauten zu machen.“

Sogleich befahl er, daß ihm mehrere Riſſe zu dieſer Kaſerne vorgelegt würden, und er wählte einen davon aus, wornach unmittelbar darauf das prächtige Gebäude, das man jetzt auf dem Quai Orſay, am Ende der Straße Belle-Chaſſe, erblickt, begonnen wurde. Vollendet wurde es jedoch erſt im vorletzten Jahre.

Kein Schauſpielſaal hat wohl in ſo kurzer Zeit ſo viele Umwälzungen erlitten, als der in den Tuilerien. Er wurde auf den Trümmern des Sitzungsſaals des Nationalkonvents errichtet. Der Bau begann im Jahr 1805, aber vollendet wurde er erſt im Dezember 1811. Die Niederreißung des Saales fand unter merkwürdigen Betrachtungen von Seiten Napoleons ſtatt, der unter andern eines Tages, als er den Arbeitern beim Abbrechen des alten Bauholzes zuſah, bemerkte: „Dieſer Bau harmonirt vollkommen mit der Zeit, in der er erbaut wurde. Es iſt ein entſetzliches Gemiſch von Größe und Eile. Man ſieht, daß die Bauleute den Bauherren gehorchten, die mit der Peitſche dahinter kommandirten. Es iſt mir unbegreiflich, daß der Saal unter der Laſt jenes ſtürmiſchen und immer mit den Füßen ſtampfenden Haufens, den die Leidenſchaften unaufhörlich hier verſammelten, nicht wenigſtens 20mal eingeſtürzt iſt. Und wenn ſich dieſer Fall durch ein natürliches Ereigniß während einer ſolchen ſchändlichen Sitzung ereignet und den Tod einiger Wütheriche von der Bergpartei zur Folge gehabt hätte, ich frage, welch' ſchrecklicher Verdacht würde entſtanden ſein? Wer wäre die Urſache daran geweſen? Die Unwiſſenheit des Erbauers! Ach, guter Gott! wie doch die Revolutionen oft von Kleinigkeiten abhängen!“

Einige Tage nachher war Talma beim Kaiſer. „Wahrlich! mein lieber Talma,“ ſagte er zu ihm, „Sie ſollen Ihre Meinung über die Veränderungen abgeben, die ich mit dem Schauſpielſaal vorgenommen habe. Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen alles zeigen, aber nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie nicht den Hals brechen.“

„Sire, ich fürchte nichts, ich bin dort auf meinem Gebiet.“

„Ich geſtehe, daß es das meinige nicht iſt,“ erwiederte Napoleon heiter.

Darauf nahm er den großen Künſtler am Arm, führte ihn ſelbſt mitten durch die dunkelſten Corridors und kam endlich mit ihm, nachdem ſie durch die Logen, durch das Parterre und das Orcheſter geſtiegen waren, auf der Bühne an. Die Arbeiten, die Napoleon hatte ausführen laſſen, waren in der That ſehr bedeutend und merkwürdig, weil in dem Saal große Opern und Ballets aufgeführt werden ſollten. Die Verwandlungen, die Verſenkungen, und die Flugmaſchinen hatten eine bedeutende Maſchinerie erfordert, um dieſes in gehörigen Stand zu ſetzen, aber alles hatte ſich ſeinem mächtigen Willen gebeugt. Er und Talma waren allein. Der matte Schein einer Lampe erhellte kaum ihren Weg. Da ſagte Napoleon plötzlich zu dem Schauſpieler: „Wiſſen Sie, daß mancher Engländer viel Geld darum gäbe, wenn er jetzt Ihren Platz hätte. Wenn ſie einen ihrer Agenten hierher verſetzen könnten, ſo wäre die Gelegenheit recht ſchön, mich los zu werden.“ „Ach! Sire,“ rief Talma, „Sie machen mir Angſt, wenn einer, verborgen.... „Seien Sie ruhig,“ fiel Napoleon ein, ihm vertraulich auf die Schultern klopfend. „Die Geſchichte achtet ſich zu ſehr, als daß ſie mich in einer Fallthüre, wie den Helden in einem Melodrama, ſterben laſſen ſollte. Ich bin überzeugt, daß ſie mich zu etwas Beſſerem aufſpart.“

Nach den ſiegreichen Schlachten bei Lützen und Bautzen im Jahr 1813 gab Napoleon von Neuem Befehl, die Verſchönerungen von Paris eifrig fortzuſetzen. Später ließ er ſeine Armee an dem Rhein zurück, kam den 7. November in Saint-Cloud an, begab ſich den 9. in den Senat und den 10. rief er ſeine ſämmtlichen Architekten zuſammen, um ſich von ihnen über die Bauten, die er ihnen vor ſeiner Abreiſe nach Sachſen übertragen, Bericht abſtatten zu laſſen. Den 19. begab er ſich nach Paris und den 28. beſah er, die neuen Galerien des Muſeums (im unterſten Stockwerke) und die Gebäude, die an dem Louvre, an der Seite der Straße Saint-Honoré, angebracht waren. Auf dem Rückweg nach den Tuilerien verfolgte ihn ein großer Haufe Menſchen, der: Es lebe der Kaiſer, rief, ihm Petitionen überreichte und ſeine Arme zur Vertheidigung anbot. An dieſem Tage benutzte einer der kaiſerlichen Pagen die Abweſenheit ſeines Herrn, um auf den Quai etwas ſpazieren zu gehen. Als der Kaiſer nach dem Luxemburg zuritt, kam der Page ihm unverſehens in den Weg und wurde, von der wogenden Menge fortgeriſſen, bis unter den Kopf ſeines Pferdes getrieben. Die Menſchenmaſſe und der Tumult ließen ihn hoffen, nicht erkannt zu werden, denn es war den Pagen ausdrücklich verboten, den Pallaſt zu verlaſſen, wenn ſie den Dienſt hatten und mehr noch, in bürgerlicher Kleidung zu erſcheinen, aber der unbeſonnene junge Menſch erfuhr bald das Gegentheil, denn der Kaiſer hatte ihn erkannt. Als Letzterer ſich zur Tafel begab, winkte er dem Pagen und rief ihm zu: „Komm her!“ Dann faßte er ihn beim rechten Ohr, zog etwas ſtärker daran als gewöhnlich und fuhr fort: „Nun! Burſche, was haſt Du heute Morgen, ſo nahe bei mir, in der Vorſtadt Saint-Germain gemacht?“ Der Page ſchlug die Augen nieder und wagte nicht, ſich zu entſchuldigen. Ja, ja! Du verkleideſt Dich, um unerkannt umherlaufen zu können! Du kennſt doch den Befehl? Aber baſta! man ſpottet über den Befehl! nicht wahr? Ich weiß es wohl, Du gibſt Dich auch damit ab, den Spion bei mir zu machen!“ Dieſer Vorwurf, den ihm der Kaiſer nur zum Scherz machte, wurde von dem jungen Menſchen ſehr ernſthaft aufgenommen, er richtete ſtolz den Kopf in die Höhe und warf dem Kaiſer einen ſtummen Blick zu, der mehr ſagte, als alle Worte, die er hätte finden können, um ſich wegen eines ſolchen Argwohns zu rechtfertigen. Napoleon verſtand den Gedanken ſeines Pagen, denn er ließ ſogleich das Ohr los, das er bis dahin feſtgehalten hatte, gab ihm mit der Hand einen kleinen Backenſtreich, der bei ihm ſoviel wie ein großes Kompliment war und ſagte in einem wohlwollenden Tone zu ihm: „Es iſt gut! ich dachte nicht daran, daß Du einen Spion machen wollteſt; aber überlege einmal, wenn ich ausgehe und jeder wollte es machen, wie Du, wer würde denn mein Haus bewachen?“

Der letzte Befehl, den Napoleon am 25. Januar 1814 wenige Stunden vor ſeinem Abgang zur Armee gab, beſtand darin, daß er eine Menge Arbeiten für die arme Klaſſe anordnete, denn er fühlte, daß er mehr als je nöthig hätte, ſich beliebt zu machen und er fürchtete, daß die Arbeitsleute in der Hauptſtadt während ſeiner Abweſenheit keinen Verdienſt hätten.

Hellſehen eines eilfjährigen Kindes zu Montpellier.

Es iſt früher berichtet worden, daß Hr. Burdin, ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie der Medizin, einen Preis von 3000 Franken für den Hellſehenden ausgeſetzt, welcher ohne Beihülfe des Lichtes, der Augen und des Taſtens leſen würde. Kaum war dieſes, ſo ſchreibt ein franzöſiſches Tagblatt, durch öffentliche Blätter bekannt geworden, als von Frankreich und vom Auslande der Akademie zahlreiche Thatſachen von clairvoyance, begleitet von Zeugniſſen und Certifikaten, mitgetheilt wurden. Jeder glaubte, auf den Preis Anſpruch machen zu können; allein man vergaß, die Kommiſſäre der Akademie und den Preisſetzer zur Bewahrheitung des Faktums einzuladen.

Nun wird aber angezeigt, daß Hr. Pigeaire, Arzt zu Montpellier, die Frage gelöſt. Seine Hellſehende iſt ſeine eigene eilfjährige Tochter, deren clairvoyance die Lallemand, Lordat und andere Profeſſoren der mediziniſchen Fakultät jener Stadt in Erſtaunen geſetzt hat. Kein Verdacht von Betrug kann hier erhoben werden. Dem Kinde ſind die Augen mit einem ſehr dichten Bande von ſchwarzer Seide bedeckt, und am unteren Rande wird eine Binde mit einer Subſtanz angebracht, welche jedes Sehen durch die zwiſchen Binde Naſe und Wangen befindliche Rinne unmöglich macht. Mit dieſer Art von Maske lieſt das Kind ſowohl Gedrucktes als Geſchriebenes. Zu bemerken iſt hierbei, daß ſie ſich zwar des Zeigefingers bedient, um damit den Anfang des erſten Wortes zu bereiben (gratter), es dabei aber bewenden läßt (mais elle ne persiste pas). Dennoch kann ſie nicht leſen, wenn ſie ihre Hände auf den Rücken hält, noch wenn man einen undurchſichtigen Körper zwiſchen das Buch und die ihre Augen bedeckende Binde bringt. Indeſſen inſiſtirt Hr. Burdin nicht auf dieſen Punkten; er findet das Phänomen auſſerordentlich genug, wie es die Profeſſoren von Montpellier beobachtet haben. Hr. Pigeaire begibt ſich, wie es heißt, mit ſeinem Kinde nach Paris, und hofft hier auch die Ungläubigſten zu überführen. E.

Ueber die Erziehung der Hausmütter von Aimé Martin.

Die treffliche Schrift von Herrn Aimé Martin „über die Erziehung der Hausmütter,“ welche als eine der förderlichſten für die Sittlichkeit von der franz. Akademie gekrönt worden, erſcheint jetzt bereits in zweiter Ausgabe, um zwölf Kapitel vermehrt. Hr. Aimé Martin erkennt in den Frauen die eigentlichen Erzieher der Kinder, und will durch ihren Einfluß auf die Familie — die Sittlichung des ganzen Volkes vermitteln. Sein Werk iſt nicht nur an die Damen des Salons, es iſt auch an die ſchlichten Bauersfrauen gerichtet, und verdient in jeder Beziehung erſt in's Deutſche überſetzt, dann für deutſche Frauen bearbeitet zu werden. — Zur Probe führen wir einige Stellen aus dem Kapitel: «de la civilisation des campagnes par les femmes» hier an.

Das große Unglück für unſer Landvolk iſt die Degradation der Frauen durch die Arbeiten, die eigentlich den Männern zuſtehen. Sobald ſie verheirathet ſind, müſſen ſie dem Manne auf's Feld folgen. Man ſieht ſie zur Erde gebeugt, wie Taglöhner, oder mit ungeheuren Laſten beladen, wie Laſtthiere. Es gibt Gegenden in Frankreich, — ich ſage nicht in Afrika, — wo man ſie mit Ochs und Eſel an den Pflug ſpannt. Nun runzelt ſich ihre Haut, ihr Geſicht ſchwärzt ſich, ihre Züge werden männlich (leurs traits s'hommassent) und ſie verfallen vorzeitiger Abgelebtheit, die noch häßlicher iſt, als die des Alters. Während ſie aber die Arbeiten der Männer verrichten, werden die Frauenarbeiten, die alle Anderen verſüßen, vernachläſſigt. Nichts unreiner, Nichts ungeſunder, als das Innere einer Bauernhütte…“ „Will man Beiſpiele hiervon haben, ſo erinnern wir an ganze Provinzen, die zu den reichſten, wie zu den ärmſten von Frankreich gehören: an den Périgord, wo die Frauen in einer Unreinlichkeit und Abjektion ſchmachten, welche auf die ganze Familie zurückwirken; — an die Pikardie und den Limouſin, wo, wie eine geringere Race, bis zur unterſten Stufe zurückgedrängt, ſie ihren Männern bei Tiſche aufwarten, ohne ſich jemals an ihrer Seite niederzulaſſen, — an die Breſſe, wo ſie zugleich Taglöhner, Laſt- und Pflugthiere ſind; an die Baſſe Bretagne endlich, wo Mann, Frau und Kinder, beinahe auf den Zuſtand der Wilden zurückgebracht, im nämlichen Verſchlag (bouge) zuſammenleben, das Haidekorn aus dem nämlichen Troge eſſen mit ihren Schafen und Ferkeln. Ueberall iſt die Erniedrigung des Weibes der Beweis der Verwilderung (abrutissement) des Mannes, überall iſt dieſe die Rückwirkung jener Erniedrigung. Bietet ihnen nicht die Wohlfahrt an; ſie würden ſie als etwas Seltſames und Unnützes zurückſtoßen. Um das Wohlſein zu wünſchen, müßte man es begreifen, und die Jahrhunderte ſind über ihre Hütten hinweggezogen, ohne andere Gedanken dort zurückzulaſſen, als die der Arbeit und des Elends. Dieß iſt die Lage der Landbewohner in faſt ganz Europa! ...

Zwei ſehr einfache Mittel bieten ſich dar, um das unglückliche Loos derſelben zu verbeſſern. Das Eine beſteht darin, einen etwas reichlicheren Primairunterricht für die Mädchen zu begründen, der ſie in Stand ſetze, die inneren Angelegenheiten des Hauſes zu beſorgen und ſelbſt ihre Kinder zu unterrichten... Niemals wird der Unterricht auf dem Lande tiefe Wurzeln ſchlagen, wenn er nicht vermittelſt der Mutter zu den Kindern kömmt. Der öffentliche Lehrer iſt nur ein dürres Inſtrument, welches das ABC wiederholen läßt; die Mutter iſt eine ſittliche Macht, welche den Gedanken befruchtet, während ſie die Herzen der Liebe und die Seelen dem Wohlwollen öffnet.

Das andere Mittel wäre, den Frauen die Beſchäftigungen ihres Geſchlechtes zurückzugeben, und zum Geſetz der Natur zurückzukehren. Dieſe unſcheinbare Veränderung iſt eine vollſtändige Umwälzung. Kehrt das Weib wieder zu ſeinen Arbeiten zurück, dann gewinnt ſie ihre Schönheit wieder und eben damit ihre Macht. Ihr Geſchmack verfeinert ſich, ihre Sitten werden milder, die Reinlichkeit wird ihr zur Gewohnheit. Es kommt dann ein Tag, an dem ihre Gedanken, ihre Wünſche Eingang finden im Herzen des Mannes. Die Zartheit des Weibes iſt der mächtigſte Feind der Barbarei des Mannes. —

Feuilleton.

⁂ Jénard's Ziegelfabrikmaſchine. — Hr. Jénard zu Odeſſa hat eine Maſchine erfunden zur Bereitung von Ziegeln, zu denen es nur gewöhnlicher Pflanzenerde ohne Beimiſchung anderer Stoffe bedarf, ja ſelbſt ohne Waſſer. Fünf Arbeiter können täglich auf der Bauſtelle ſelbſt 250 bis 300 ſolcher Steine fabriziren, die, ſo wie ſie aus der Form hervorgehen, auf der Stelle gebraucht werden können. Statt des Kalkmörtels zur Verbindung der Steine kann man ſich jeder feuchten Erde bedienen. Hr. Jénard bewohnt bereits ein von ſolchen Ziegeln erbautes Haus.

⁂ Preisfrage eines katholiſchen Tagblattes. — Die *Gazette de France* vom 24. März ſetzt eine Gold-Medaille im Werth von 1500 Frk. für die beſte Denkſchrift aus, welche ihr bis zum 1. März 1839 eingeſendet werden ſoll, über die Frage: »Gibt es einen Einwurf gegen den Katholizismus, der aus den Wiſſenſchaften, der Geſchichte, der Philoſophie, der Moral von den Schriftſtellern des XVIII. Jahrhunderts geſchöpft, nicht von Gelehrten und Schriftſtellern des XIX. Jahrhunderts vernichtet worden wäre?« Die gekrönte Abhandlung wird von der *Gazette* herausgegeben, der daraus hervorgehende Gewinn dem Verfaſſer zu Theil. Sie muß mindeſtens einen Oktavband von 25 Bogen füllen.

⁂ Ludwig Tieck ſchreibt ſeine Memoiren.

⁂ Von einem *Dictionnaire des dates, des faits, des lieux et des hommes historiques*, welches die Buchhändler Alph. Levavaſſeur u. Comp. zu Paris erſcheinen laſſen, ſagen die Débats: »Dieſes Werk iſt das gedrängte Repertorium von Allem, was war, Menſchen und Dingen. Es ſind mehr als 200 wichtige Sammlungen auf das Subſtanzielle zurückgeführt u. ſ. w. u. ſ. w.

⁂ Eheſcheidungen wurden im Königr. Preußen im Laufe des vorigen Jahres nicht weniger als 3301 von den Gerichten ausgeſprochen; 507 Anträge auf Eheſcheidung wurden abgewieſen. In Berlin allein fanden 283 Scheidungen ſtatt, alſo kommt eine auf 1050 Einw. Nimmt man an, daß ⅔ der Bevölkerung ſich verehelicht, dann würde von 121 Ehen jährlich eine geſchieden. Dauert eine Ehe im Durchſchnitt 15 Jahre, dann würde mehr als eine von 9 durch Scheidung aufgelöſt. Für den ganzen Staat kann man auf 4041 Einwohner jährlich eine Scheidung rechnen.

⁂ Johann Adam Möhler, Ritter des königl. baier. St. Michaels-Ordens, Doktor der Theologie und Profeſſor der Kirchengeſchichte und neuteſtamentlichen Exegeſe zu München, iſt zum Domdechant an der dortigen Cathedrale ernannt worden. Zu Igersheim in Franken den 6. Mai 1796 geboren, trat er am 18. Sept. 1819 in den Prieſterſtand, lehrte demnächſt auf der Tübinger und ſeit zwei Jahren auf der Münchener Hochſchule. —

⁂ Leipzig und Hannover. — Im Verzeichniß der Vorleſungen, welche im nächſten Sommerhalbjahre auf der Leipziger Univerſität gehalten werden ſollen, ſind deren 194 von 99 Lehrern angekündigt. Namentlich wird Hofr. Dahlmann die Geſchichte Deutſchlands ſeit der Reformation, Hofr. Albrecht deutſches Privatrecht und Dr. Ewald über den Pentateuch, die Theologie des alten und neuen Teſtaments und Sanskrit leſen. Gleichzeitig berichtet die Hannöv. Ztg., daß unterm 26. März von der Hannöv. Staatsregierung ſämmtlichen Hannoveranern verboten worden, in Leipzig zu ſtudiren.

⁂ Darmſtadt. Die lange erledigt geweſene Stelle eines Direktors der großherzogl. Gemäldeſammlung im Schloſſe iſt dem als geſchickten Landſchaftsmaler bekannten Hrn. Seeger verliehen worden.

⁂ Hr. Michelet, unſtreitig einer der geiſtreichſten franzöſiſchen Hiſtoriker, wurde am 24. März an die Stelle des verewigten Grafen Reinhard mit 15 unter 17 Stimmen zum Mitglied der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften ernannt.

⁂ Die Unterſtützungsgeſellſchaft für Gelehrte (*Literary fund society*) in London hielt am 14. März eine Verſammlung, worin die Rechnung über das verfloſſene Jahr abgelegt wurde. Ihre Einnahme betrug mit Einſchluß eines Vermächtniſſes 3407 Pfd. Sterling, die Ausgabe 1718 Pfd. St., und das Vermächtniß wurde zum Ankauf von Staatspapieren verwendet. Unterſtützung erhielten mit aller Schonung des Zartgefühls 63 Gelehrte, von welchen der Verein überzeugt war, daß ſie ihr Mißgeſchick nicht durch ſchlechten Wandel herbeigeführt hatten. Unter ihnen waren zwei Männer, deren Namen ſeit vielen Jahren einen hohen Rang in der Literatur einnehmen, und deren Werke noch von Tauſenden geleſen werden, während dieſelben allein von der Milde jenes Vereins ihren Unterhalt empfangen.

(Leip. Allg. Ztg.)

⁂ Päpſtliche Göttlichkeit. — In der Leipz. Allg. Ztg. (vom 20. März) wird von der Lahn her u. a. daran erinnert, daß Papſt Leo III. dem Kaiſer Lothar verſprochen: »ich halte es für meine pflichtmäßige Obliegenheit, den kaiſerlichen Geboten und Befehlen für jetzt und immer unverbrüchlichen Gehorſam zu leiſten« (Grat. Decr. Dist. X. Cap. 9); — ferner daß Nikolaus I. ([illegible]), Leo's III. Nachfolger, im kanoniſchen Geſetzbuch (Decr. P. I. D. 96. c. satis evid.) gelehrt: »es iſt erwieſen genug, daß der Papſt von einer weltlichen Macht weder gebunden noch losgeſprochen werden kann, da bekannt iſt, daß er von dem Kaiſer Conſtantin Gott geheißen worden; nun iſt offenbar, daß ein Gott von Menſchen nicht kann gerichtet werden.« — An dieſen »Gott« Nikolaus I. ſchrieb aber Erzbiſchof Günther von Köln in ſeinem und anderer Biſchöfe Namen: »Wir unterwerfen uns Eurem heilloſen Spruche nicht.... Ihr habt als ein Dieb die Rechte der Kirche an Euch geriſſen. Ihr ſeid ein Wolf unter den Schafen... Ihr verdammt diejenigen auf eine gottloſe Art, die ſich Euren Ausſprüchen nicht unterwerfen wollen. Ihr maßet Euch und Eurer Stadt eine Göttlichkeit an, die ſich der Ewigkeit und Unfehlbarkeit rühmt, da doch der heilige Geiſt der Stifter aller Kirchen iſt.«

⁂ Angelica Kauffmann. — Unter dieſem Titel hat Herr Léon de Wailly zu Paris eine, wie verſichert wird, ebenſo treue als intereſſante Geſchichte jener Künſtlerin herausgegeben, welche ebenſo berühmt geworden durch ihre Schönheit und ihre romantiſchen Abentheuer, als durch ihre Talente für die Malerei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No 84. 1838.

Phönix.

Samstag, 7. April.

Die mittelalterliche Weltordnung
und
ihr unausbleiblicher Zerfall.

Die mittelalterliche Weltordnung hatte ſich als Ordnung dadurch vollendet, daß die weltlichen Elemente der Geſellſchaft ſich vom Leibeignen aufwärts zum Bürger, zum Adel, zur Fürſten- oder Königſchaft und zuhöchſt zum Kaiſerthum, — daß die kirchlichen Elemente ſich vom ſeeleigenen Laien aufwärts zum Prieſter, zum Episcopat und zuhöchſt zum Papſtthum aufgeſtuft hatten, und daß, wie in den Nationalangelegenheiten und Nationalverſammlungen der Klerus den erſten Stand über dem Adel bildete, ebenſo in den Angelegenheiten und Verſammlungen (Concilien) der römiſch-katholiſchen Chriſtenheit die Kirchenfürſten über die einzelnen Nationen und ihre weltlichen Fürſten erhoben waren. — ſelbſt aber im Stellvertreter Chriſti ihr unfehlbares und unverantwortliches Oberhaupt erkannten.

So waren die Stände, ſo auch Kirche und Staat zwar geſondert, aber zugleich auch durch Ueber- und Unterordnung vereinigt, und das ganze Syſtem durch Unterordnung des Kaiſers, als der höchſten weltlichen Gewalt, unter den Papſt, als den, wie man glaubte, von Gott ſelbſt erwählten und eingeſetzten Oberherrn der Chriſtenheit geeinigt (unifizirt).

Der einzelne Menſch aber erhielt in der That erſt Menſchenrechte dadurch; daß er die göttliche Autorität der Kirche — und ihres Oberhauptes anerkannte, daß er ſich ihr unbedingt unterwarf und von ihr dagegen die Taufe empfing. Der Ritter bedurfte, um in vollen Beſitz ſeiner Vorrechte zu kommen, der Weihung ſeines Schwertes; Kaiſer und Könige empfingen Scepter und Krone von der Kirche*) und waren nur als Geſalbte geheiligt. Alle mußten der Kirche Gehorſam ſchwören.**) Ebenſo bedarf noch jetzt der Laie, um Prieſter zu werden, der Ordination durch ſeinen Biſchof, der Prieſter, um Biſchof zu werden, der Inthroniſation durch den Papſt, welchem er Gehorſam zuſchwören muß; — der Papſt aber ſchwört, nur Gott und dem heil. Petrus, denen allein er verantwortlich iſt, zu gehorchen.

Von dem Papſt, als dem Stellvertreter Gottes auf Erden, ging alſo in letzter Inſtanz alle Befugniß aus. Er war in der That die letzte lebendige Quelle aller Rechte; er prägte der ganzen Weltordnung den Stempel der göttlichen auf; auf ihn convergirte aller Gehorſam, alle Verpflichtung; er war das Unbewegte, welches Alles in Bewegung ſetzen ſollte, der einheitliche Mittelpunkt, durch welchen die verſchiedenen Standeskreiſe ihre Rangordnung erhielten, wie jedem Einzelnen in ſolchem Kreiſe ſeine beſtimmte Stellung zugewieſen war.

Damit nun dieſe Weltordnung unveränderlich fortbeſtehe, wurde erfordert, daß ſowohl von Unten nach Oben, als von Oben nach Unten jedes Glied ſeine eigenthümliche Beſtimmung erfülle, mithin auch die aller Uebrigen reſpektire. —

Leidender Gehorſam des Untergeordneten unter ſeinen Obern, alſo militäriſche oder jeſuitiſche Subordination war aber die erſtweſentliche Bedingung zur Aufrechthaltung dieſes Syſtems, und wenn auch in äuſſerſten Fällen ein Rekurs an den Uebergeordneten des nächſten Obern geſtattet, ſo wurde doch geduldiges Leiden als das Sicherſte und Chriſtlichſte empfohlen, — wie es ja ohnehin in der ganzen Anordnung lag, daß dem Papſte ſelbſt der Kaiſer unbedingt gehorchen mußte, ſollte nicht ein weſentlich Untergeordneter zum Richter über ſeinen Herrn und hiermit die geſammte Hierarchie umgekehrt werden. Hätte man nämlich etwa einer Verſammlung von Biſchöfen eine Richtergewalt über den Papſt zugeſtanden, ſo würde man hiermit auch einer Verſammlung aller Prieſter dieſelbe Gewalt über das Biſchofthum, und dann auch der Geſammtheit der Laien ein Recht über den Klerus haben einräumen müſſen. Auch wäre bei jeder ſolcher Streitſache das ganze Syſtem durch etwaige Theilung der Stimmen mit einer Spaltung (Schisma), die ganze Ordnung mit Anarchie bedroht geweſen. Von Oben kam die (übermenſchliche) Offenbarung; von Oben der heilige Geiſt, von Oben jede Gnade, jede Berechtigung; wie durfte da der Untergeordnete annehmen, daß ſein Uebergeordneter das Rechte nicht wiſſe, nicht wolle, nicht könne! —

---

*) Otto IV. nennt ſich ([illegible]) Dei et papae gratia Roman. rex.

**) Gregor VII. fordert vom neuerwählten König der Deutſchen, daß er dem h. Petrus veram obedientiam ſchwöre als miles Petri.

Wenn aber dadurch, daß die ganze Chriſtenheit dem Einigen Papſte untergeordnet und alle ſeine Unterthanen ihm zum unbedingten Gehorſam durch Eidſchwur verpflichtet, — die Erhaltung der Einheit gewährleiſtet ſchien, — ſo wurde zur Erhaltung dieſer Ordnung doch ebenwohl erfordert, daß auch jeder Obere, vom Papſt an bis hinab zum geringſten Beamten, jeden Untergeordneten in ſeiner eigenthümlichen, durch das ganze Syſtem ihm angewieſenen Stellung anerkenne und reſpektire.

Die Ordnung konnte alſo auf zwiefache Weiſe geſtört, verletzt und zertrümmert werden; entweder durch Aufſtehen (Inſurrektion) und Verſelbſtſtändigung gegen die Oberen, oder durch Uſurpation der Letzteren und durch Abſorbtion der Untergeordneten durch dieſelben. Das Erſtere ſetzte voraus, daß ein Untergeordneter eidbrüchig gegen ſeinen Obern ſich erhob, ſei es nun durch Ungehorſam, Anmaßung ſeiner Rechte oder Vernichtungskrieg; — das Andere, daß ein Oberer ſeine Untergeordnete in der Ausübung ihrer Rechte hinderte oder ſtörte, oder ihnen dieſe Rechte ſelbſt ordnungswidrig entriß.

Nur geſtört wurde die Ordnung, wenn, bei theoretiſcher Anerkennung derſelben, ſie thatſächlich überſchritten wurde; verletzt, wenn, bei formeller Anerkennung ihres Prinzip's, einzelne Momente derſelben herausgeriſſen und auch theoretiſch — auf ein anderes Prinzip baſirt wurden; umgeworfen, zerſtört endlich wurde die Ordnung, wenn ihrem Prinzip ſelbſt ein anderes entgegengeſetzt wurde.*)

Sollte nun jene Ordnung Beſtand behalten, ſo mußte nicht nur der Glaube an ihre Göttlichkeit unerſchüttert bleiben, ſondern auch Gerichte und eine exekutive Macht mußten vorhanden ſein, welche jede Störung wieder aufheben, zu der ſich Eigennutz oder Leidenſchaft hinreißen laſſen mochte. Die Aufrechthaltung jenes Glaubens ſetzte vor Allem voraus, daß Diejenigen, welche die Ordnung handhaben ſollten, durch ſtrenge Erfüllung ihres Berufes ſich als wirkliche Organe des göttlichen Willens legitimirten und bewährten. Wie jedoch gerade von dieſen die Gewalt auf alle Weiſe zur Störung und Verletzung der Ordnung mißbraucht wurde, ſo fehlte es in der Ordnung ſelbſt überall an zureichenden Gerichten oder urtheilvollſtreckenden Gewalten; oder an beiden, um jeder Ungebühr auf rechtliche und zuverläſſige Weiſe zu ſteuern. Wo aber keine Rechtsbürgſchaft vorhanden iſt, da wird auch das Recht vielfach überſchritten; wo es ungeſtraft überſchritten wird, da ruft es früher oder ſpäter zu eigenmächtiger rächender Gewaltthat auf, und die Geſchichte hat den Ausſpruch beſtätigt, daß, wer zuerſt das Schwert zieht, d. h. wer zuerſt Gewalt braucht, um das Recht zu verletzen, auch durch das Schwert umkömmt. Eine Uſurpation, die von höchſter Stelle ausgeht, zuckt, wie ein elektriſcher Funke, durch die ganze Kette der Hierarchie, bis ſie, auf ihren Urheber zurückkehrend, ſich ſelbſt wieder aufhebend, die Heiligkeit des Rechtes thatſächlich erweiſt und — zur Aufſtellung oder Ergänzung der Rechtsverbürgungen nöthigt.

In der mittelalterlichen Weltordnung war aber der Episcopat ohne Rechtsbürgſchaft gegen die Uſurpationen des Papſtes; dem niederen Klerus fehlte es an einer zweiten Inſtanz gegen die Biſchöfe; der Laie fand an dem höheren Klerus nur einen kaſtenmäßig partheilichen Richter für ſeine Klagen gegen ſeine nächſten geiſtlichen Vorgeſetzten.

Ebenſo waren Kaiſer und Könige ohne geſetzlichen, d. h. gerichtlichen Schutz gegen die Anmaßungen der geiſtlichen Hierarchie, wie Bürger und Adelige ohne Rechtsgewährſchaft gegen Kaiſer und Könige. Um die Anmaßungen des Klerus abzuwehren, hatten die Fürſten nur ein weltliches, um die Inſurrektion der Könige gegen die geiſtliche Oberherrſchaft zu bezwingen, hatte dieſe nur ein geiſtliches Schwert. So lange das Letztere (das Anathem) noch in Anſehen ſtand, war das Erſtere nicht zu gebrauchen; — je mehr an dieſes appellirt wurde, um ſo mehr kam die wirkliche Gewalt an die untergeordnete, aber ſtärkere Laienſchaft.

Der Umſturz der geſammten Verfaſſung war alſo thatſächlich unausbleiblich, weil ſie dem, allen Menſchen angeborenen Streben nach Unbeſchränktheit keine nachhaltigen Rechtsinſtitutionen entgegenzuſetzen hatte. Die ganze Ordnung ſetzte ein ordnungsmäßiges Regieren von Oben herab und einen unbedingten Gehorſam von Unten nach Oben voraus. Sollten die von den Oberſten ausgehenden Ordnungsſtörungen auf eine rechtliche Weiſe ausgeglichen werden, ſo hätte das Gericht aus Untergeordneten beſtellt ſein müſſen, wodurch aber die eigenthümliche Ordnung des Ganzen umgekehrt, — ein objektives, allgemeines Geſetz und Recht über die myſteriöſe, individuelle Inſpiration erhoben, und in beiden Hinſichten die wirkliche Souveränität verſetzt worden wäre.*)

---

*) Dieſe Stufenfolge wird in der röm. kathol. Kirche bezeichnet durch Sünde, Schisma, Häreſis.

Aber der Umſturz jener Weltordnung war auch ohnedieß vernünftigerweiſe nothwendig, weil ſie, aus einer durchaus einſeitigen Welt- und Gottesanſicht hervorgegangen, auf abſoluten und inſofern unwahren Grundſätzen, auf theilweis unhaltbaren Vorausſetzungen und auf der Behauptung ihrer Unverbeſſerlichkeit beruhte. Sollte ſie Beſtand halten, ſo hätte fortwährend von allen Gewalthabern und Untergebenen jede Art von Selbſtſucht und Leidenſchaft im eigenen Herzen überwunden, — von allen Untergebenen aber noch überdieß in vielfachen Beziehungen und bei unzähligen Veranlaſſungen das menſchliche Gefühl, das Rechtsbedürfniß, der Trieb zur Freiheit des Geiſtes, das Verlangen nach Vernunfterkenntniß und der heilige Drang nach Verwirklichung der Ueberzeugung — unterdrückt werden müſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Salat wider Schelling

und

authentiſche Interpretation der Identitätslehre.

Die moderne Aufklärerei, die von der ächten Aufklärung ſo himmelweit entfernt iſt, und die dem vollen leuchtenden Sonnenkörper der letzteren nichts als ihr im nächtigen Dunkel buntſcheckig flackerndes Gaslicht entgegenſetzen kann, hat uns in unſeren Tagen um all' die ſchöne, bürgerliche Romantik gebracht, in deren magiſchen oder kühlen Mondesſtrahlen wir uns bisher, von des Gedankens ſchwerer Arbeit ausruhend, ſo gerne ergangen haben. Die Aufklärerei hat vieles mit dem akademiſchen Rationalismus gemein, der uns das duftige Grün der Bibelſtellen mit ſeiner bleichen beinernen Polypenhand in demſelben Momente ſtets mit grauem Bleiſand beſtreut, in welchem wir am Dufte jenes Grün's unſere abgeſpannten Nerven wieder erfriſchen wollen. Die Aufklärerei, nicht die Aufklärung, hat uns um den Dualismus der Prinzipe des Guten und des Böſen gebracht, und, indem ſie den Kakodämon in die Vernichtung ſchleuderte, nicht geahnt, daß kein anderer als der Agathodämon ſein Leichenträger ſein könne.

Gäb' es noch ſichtbare Dämonen in unſerem blaſſen ſomnambuliſtiſchen Zeitalter, hätte ſie nicht der naturaliſtiſche Magnetismus in den Raum ſeiner materiellen Dimenſionen verſchlungen: ſo wär' es gewiß, daß des großen Philoſophen Schelling Kakodämon von niemand anderem als dem Herrn quieszirten Profeſſor Dr. J. Salat in Landshut Beſitz genommen hat. Ihr erſtaunt, Ihr fragt nach dem tieferen Grunde meiner cabbaliſtiſchen Behauptung? Freilich muß ein billiger Zweifel in Euch aufſteigen, wenn Ihr die ehrwürdige Geſtalt des Veteranen Salat ſehet: ſeine ſchneeweißen Haare haben bald acht Jahrzehnte hinter ſich, ſeine Wange iſt ſtarr, ſein Auge aber ſteinern geworden im Kampfe wider den Baſilisken des Obſcurantismus: und dieß ſoll der böſe Geiſt deſſelben Mannes ſein, dem die deutſche Wiſſenſchaft ſo viel Schönes und Treffliches zu verdanken hat? Es iſt nicht anders, ich muß es wiederholen das ſeltſam-ſpuckende Wort: der alte Salat iſt Schelling's Kakodämon, wenn freilich in einem ſehr eigenthümlichen Sinne.

Um in ehrlicher Proſa zu reden, ſo hat die deutſche Literaturgeſchichte es wahrhaft zu bedauern, daß viele deutſche Männer, die einſt kräftig in der Republik der vaterländiſchen Wiſſenſchaften und des heimiſchen Geſchmackes gewaltet, nicht die Zeit erkennen wollen, welche ihr Wirken abgeſchloſſen, demſelben einen gemeſſenen Grenzpunkt geſetzt hat. Anſtatt auf ihren Lorbeeren auszuruhen, die ſie im Kampfe für den Sieg der Geiſtes-Cultur und der Humanität unter großen aufopfernden Anſtrengungen ſich errungen, ſtürmen ſie noch häufig, wenn auch ſchon längſt ihre alte Kraft gebrochen iſt, innerhalb der Schranken herum, welche indeß ein neues muthkühnes Kämpfergeſchlecht in Beſitz genommen hat. Sie ſehen nicht, daß das Schwert, das ſie mühſam zücken, ſich alsbald machtlos ihrer Hand entringt, und daß ringsum die rüſtige Mannesjugend, trotz des Gedächtniſſes an die einſtige ſiegreiche Kraft des gealterten Kämpen, gleichwohl des Eindrucks des Tragikomiſchen, das ſein Spiel ihr gewähret, ſich nicht erwehren kann.

Wer wollte die großherzigen Bemühungen Salat's im Kampfe der Aufklärung wider die gelbgrauen Syſteme des Ultramontanismus und Obſcurantismus verkennen? In ſeinen Denkwürdigkeiten, betreffend den Gang der Wiſſenſchaft und der Aufklärung, in ſeinem Verſuche über Supernaturalismus und Myſticismus und in anderen werthvollen Schriften führte er ſeine, wenn auch ſchon etwas eckige und ungelenke Waffe gleichwohl ſiegreich wider die Reaction der Finſterlinge, die vor mehreren Jahrzehnten in manchen Ländern von Europa ihr Werk ſo thätig und mit ſo glücklichem Erfolge betrieb, in der Abſicht, nicht nur die Fortſchritte der ſelbſtſtändig ſich entwickelnden menſchlichen Vernunft zu hemmen, ſondern ſie auch wieder in den früheren Zuſtand der Unmündigkeit und Nichtigkeit zurückzudrängen, in welchem geiſtlicher und weltlicher Despotismus, Trägheit und Barbarei ſie Jahrhunderte hindurch erhalten hatten.

Hr. Salat erlebte hierfür die Genugthuung, wüthende Angriffe von Seiten eines Herrn von Maſtiaux und deſſen zahlreichen Conſorten zu erleiden, die ihm eine beneidenswerthe Stelle im Kreiſe derjenigen gewährten, welche ſich des gleichen Schickſals zu erfreuen hatten.

Um ſo mehr haben wir es heute, da wir im Begriff ſind, eine Art Controversſchrift des alten Salat wider Schelling anzuzeigen, zu beklagen, daß eine ehrliche und gewiſſenhafte Kritik uns die Verpflichtung auferlegt, uns in einem durchaus mißbilligenden Sinne wider den alten Landshuter Profeſſor zu erklären. Die beſagte Schrift trägt den Titel: „Schelling in München: eine literariſche und akademiſche Merkwürdigkeit." —

Was Hr. Salat in dieſer Schrift, welcher noch eine zweite Abtheilung „mit Verwandtem" ſpäter nachfolgen ſoll, zu Gunſten der Wiſſenſchaft thun will, iſt durchaus unklar; was er gegenüber dem von ihm angegriffenen Schelling bezwecken wollte, iſt nicht minder dunkel. Wir können uns das Daſein dieſer Schrift nur dadurch erklären, daß wir annehmen, Salat habe ſie in einem Zuſtande kindiſcher Altersſchwäche niedergeſchrieben, wo alle Faktoren des logiſchen Gedankens und der philoſophiſchen Unterſuchung, zugleich in der Impotenz ſeiner materiellen Phyſis untergegangen. Denn die Wiſſenſchaft, in ihrer objectiven Exiſtenz, betreffend, ſo gibt uns Salat nicht die geringſte Ausbeute eigener philoſophiſcher Forſchung, wodurch wir in den Stand geſetzt würden, gewiſſe allgemeine Geſichtspunkte der deutſchen Philoſophie überhaupt, oder des Schelling'ſchen Syſtemes insbeſondere, klarer und deutlicher aufzufaſſen; wenn dagegen die unmittelbare Richtung dieſer

---

*) Hätte Lafayette damals gelebt, ſein Verſtand würde als Axiom anerkannt haben: „*que l'insurrection est le plus saint des devoirs.*" Freilich ſetzt es, um auf Rechtmäßigkeit Anſpruch machen zu können, voraus, daß jeder ſeinem Herrn gehorche, und freilich, wenn der Papſt immer dem lebendigen Gott gehorchte, dann würde er auch von Allen Gehorſam verlangen dürfen. —

Schrift wider Schelling und deſſen wiſſenſchaftliche Wirkſamkeit, welche ſchon aus dem Titel derſelben hervorgeht, in Betracht gezogen wird, ſo ſind wieder die Angriffe und die Anſchuldigungen ſo vag und allgemein, theils ſo haltlos und unbedeutend, daß ſie offenbar eher für als wider Schelling zeugen.

Salat hat die fixe Idee, daß ſeine Verſetzung in den Ruheſtand durch Schelling in demſelben Augenblicke bewirkt worden, als Baiern's König die Landshuter Hochſchule nach München transferirte. Deßhalb ſpinnt ſich in ſeine dumpfen nächtlichen Träume der Urheber der Identitätslehre mit hundert Fäden ein; deßhalb beſchäftigt er ſich des Tages über faſt allein nur mit dieſem. Nennt ſie tragiſch, dieſe fixe Idee, denn ſie beherrſcht den ganzen Geiſt des alten verdienten Mannes, ſie läßt ihm für nichts anderes mehr einen Gedanken oder eine Empfindung zurück. Salat lebte nur auf dem Katheder; als man ihm dieſen nahm, ſchnitt man zugleich das erſte Prinzip ſeines Lebens ab, er aber bedachte nicht, daß ein faſt ſiebenzigjähriger Greis nicht mehr auf die akademiſche Kanzel tauge. Wer nun, aus dem Süden oder Norden kommend, den alten Profeſſor in Landshut beſucht, der muß die ganze Geſchichte der Schelling'ſchen Intrigue hören, da entwickelt ſie der greiſe gewiſſenhafte Methodiſt nach ihren Motiven, ihrem Stoffe und ihrem Zuſammenhang: kurz, es iſt ſo viel Syſtem in den Fulgurationen ſeiner fixen Idee, daß ſie epidemiſch dem Fremdling ſich mittheilt. Schelling's gelehrte Eiferſucht wird als Motiv angegeben, Schelling hat — das wird behauptet — von der fortgeſetzten akademiſchen Wirkſamkeit Salat's für ſeine All-Einheitslehre bange gehabt. Wenn man hingegen die Natur der Salat'ſchen Idee analyſirt, ſo gelangt man zu dem Reſultate: daß die immer vorhanden geweſene Eiferſucht Salat's auf Schelling jene feſte Idee erzeugt habe. Wir wollen hier keine Analogie aus der Empirie der Geiſtesverwirrungen beifügen, um dieſe phyſiſche Krankheit Salat's zu erklären: aber ſie iſt unwiderlegbar vorhanden, und ſpricht ſich auf einer jeden Seite ſeiner vorliegenden Schrift aus.

Wie widerwärtig aber muß nicht die gelehrte Eitelkeit und Eiferſucht eines greiſen, faſt mit beiden Füßen im Grabe ſtehenden Mannes auf den geſunden Blick des gekräftigten Geiſtes wirken! Wie um ſo widerwärtiger und abſtoßender, wenn dieſelbe ſich in geiſt- und kraftloſen Diatriben ausſpricht, die das Gepräge der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung und des wiſſenſchaftlichen Zweckes tragen ſollen, während ſich doch Alles darin auf jenes eitle Motiv, als ſeinen Mittelpunkt, zurückbezieht?

Hr. Salat behandelte — wir wiederholen es — ſeine mehr als lächerliche Grille wahrhaft ſyſtematiſch. Er unterſucht Schelling als Schriftſteller und als Profeſſor. Nicht wie derſelbe in erſterer Eigenſchaft ſich früher ausgeſprochen, ſondern vielmehr, wie derſelbe ſeit ſeiner zweiten Anweſenheit in München ſich nicht ausgeſprochen.

Er gründet ſeine Anklagen wider Schelling auf das myſteriöſe Schickſal, welches die von dem letzteren vielfach angekündigten, aber bisher nicht erſchienenen Schriften erlebt haben. Hierbei werden die „Weltalter", „Urmythologie", „Mythologiſchen Vorleſungen" und „Philoſophie der Mythologie" genannt. Salat ſchließt hieraus, wie aus einer ſehr corrupten Unterſuchung der akademiſchen Wirkſamkeit Schelling's, daß deſſen Syſtem der All-Einheitslehre entweder auf höchſt ſchwachen Füßen ſtehen, oder dieſelben ganz verloren haben müſſe; denn wer, wie Schelling, die bereits zur Hälfte gedruckte Darſtellung ſeines Syſtems, wie es bei den „Weltaltern" geſchehen, wieder zurücknehme, der müſſe dieſes ſeines Syſtems, wenn auch daſſelbe viele Jahre hindurch von ihm auf öffentlicher Lehrkanzel verkündigt worden, gleichwohl nicht ſicher ſein. Hr. Salat, der doch in ſeinem früheren Wirken manche Spur eines rationellen Talentes uns erkennen ließ, bedachte in ſeiner langen verwirrten Unterſuchung nicht, daß ein Philoſoph ſein Syſtem, mit dem er immer wachſen muß, nie gänzlich abſchließen könne, wenn er anders auf das Prädikat eines fortſchreitenden Forſchers Anſpruch machen will. Ueberzeugt, daß Schelling, je ſpäter er ſein Syſtem ausführlich erläutern wird, uns nur um ſo Bedeutenderes und Lichtvolleres bieten werde, müſſen wir ihm von dieſem Geſichtspunkte aus, anſtatt ihn zu tadeln, vielmehr gerechten Dank dafür wiſſen, daß er zu einer Zeit, wo er ſich von einer abſoluten Abgeſchloſſenheit ſeines Syſtems noch nicht überzeugen konnte, auch noch mit der Beweisführung deſſelben zurückhielt. Sonach fällt der ſcheinbar am meiſten motivirte Hauptangriff Salat's auf Schelling in ſein inhaltleeres Nichts zurück.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Des Fürſten Pückler-Muskau neueſtes Werk, das in 2 Bänden bei Hallberger in Stuttgart erſcheinen wird, heißt: Leiden in Griechenland. Der Fürſt hat ſich am 15. Januar in Alexandrien zur Rückkehr nach Deutſchland eingeſchifft.

⁂ Frauenverkauf in England! — Zwei Burſche, die das Anſehen von Taglöhnern hatten, — ſo erzählt das Worceſter Journal — führten am 17. März eine Frau mit einem Halfter um den Leib auf den Markt zu Ludlow und verkauften ſie für 3 Schillinge. Der Käufer war der Bruder ihres Mannes! —

⁂ Auf der Dresdner Blumenausſtellung, welche vor acht Tagen eröffnet worden, wurden am meiſten bewundert: das prächtige Exemplar einer Latania chinensis, der [illegible]jährige Stamm einer Testudinaria elephantipes, eine Caryota urens, und vorzüglich ein Pancratium amancaes und eine Strelitzia reginae.

⁂ Meyerbeers »Hugenotten« werden für das Münchner Hoftheater zu »Anglikanern« zurechtgeſchnitten. Görres ſoll dieſe unſterbliche Idee angegeben haben. Mad. Birch-Pfeiffer wurde mit der Ausführung derſelben betraut.

⁂ Die Wiener Lokaldichter haben (Wiener Blättern zufolge) den Witz verloren; der redliche Finder wird gebeten, ihn gegen eine angemeſſene Belohnung bei Herrn Neſtroy abzuliefern.

⁂ Bei Schleſinger in Berlin iſt ein »Beweis erſchienen, daß Dr. Luther nie exiſtirt habe.« Wenn man jetzt Tag für Tag die Anmaßungen der Römlinge wachſen ſieht, ſollte man freilich meinen, es habe nie einen Luther gegeben, der Rom's Macht in Deutſchland gebrochen!

⁂ Statiſtiſches aus Moskau. — Auffallend iſt die auch dort, wie in Petersburg, ſtattfindende große Differenz, wonach von [illegible] Einwohnern [illegible] männlichen und nur [illegible] weiblichen Geſchlechtes ſind. — Moskau zählt [illegible] Kirchen und [illegible] Klöſter. —

⁂ In der öffentlichen Sitzung der königl. Baier. Akademie der Wiſſenſchaften, welche am 28. März, als dem 79. Jahrestage ihrer Stiftung, gehalten wurde, theilte zuerſt Herr von Schelling Notizen über das Leben und wiſſenſchaftliche Wirken zweier verſtorbener Mitglieder, des ordentl.: Frhrn. v. Moll, und des auswärtigen: Sylveſtre de Sacy, mit. Hierauf las Hr. Prof. Döllinger eine Abhandlung über Muhamed's Religion, nach ihrer inneren Entwickelung und in ihrem Einfluß auf den Charakter und das Leben der Völker.

⁂ Zu Ehren Molière's wird die société de la comédie française ein Denkmal errichten, gerade dem Hauſe Nro. 34 in der Rue-Richelieu gegenüber, wo der große Dramatiker geſtorben.

⁂ Bei der Recommandation von Joel Jakoby's Freveln der Revolution in der außerordentlichen Beilage zum Berliner polit. Wochenblatt vom 3. März fällt uns das franzöſiſche Sprichwort ein: „Dis-moi qui tu hantes, je te dirai, qui tu es," zu deutſch: »Gleich und Gleich geſellt ſich gern.«

⁂ Der Tabacksverbrauch in Frankreich iſt im Jahre 1836 um 1½ Million Pfund ſtärker geweſen, als im Jahre 1835.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 85. 1838.

Phönix.

Montag, 9. April.

Grabbe
und ſeine Hermannsſchlacht.

Wenn irgend einem deutſchen Dichter die Genialität zum Unglück, ja zum Fluche geworden, ſo iſt es Grabbe. Sie verzehrte ſein Leben, und nachdem er ſich, hundertfältiger Erbärmlichkeiten ſatt, in das heilige Aſyl des Grabes geflüchtet, zerwühlt die Hyäne: deutſche Philiſterei, auch noch die Raſendecke, die ſeine Wittwe mit Epheu und Immergrün bepflanzte. Jeder Hans, der beim Zuknöpfen der Beinkleider kein Knopfloch vergißt, jeder brave Mann, der ſeine Steuern bezahlt und hinter der Kanne den Großmächten ihre Federzüge corrigirt, jeder hoffnungsvolle Jüngling, der mit ſeinen Schulexercitien nicht zurecht kam und lieber Schriftſteller wurde, — alle dieſe und die zünftigen Kritiker unſerer Journale, die ſo viel Weisheit auf der Zunge und ſo wenig Ehre und Muth im Herzen tragen, glauben was recht Großes zu thun, wenn ſie Grabbe's Schatten hofmeiſtern, an dem ſie mit ihrer ganzen Weisheit nicht hinanlangen, wenn ſie ihm durch + — — 0 beweiſen, daß er — kein Dichter war; wenn ſie ſcheinheilig den pythiſchen Gott beſchwören, Mißgeburten wie Grabbe ſchon im Keime zu tödten. Dergleichen kann nur in Deutſchland geſchehen, wo man, in Träumen von Weltbildung ſich wiegend, das heilige Recht der menſchlichen Perſönlichkeit ungeſtraft mit Füßen tritt, wo man heute anbetet und morgen den Gegenſtand der Anbetung im Kothe ſchleift, und übermorgen vielleicht ihn durch die Leichenfrau wieder reinigen läßt, — das erſte und das zweite nicht einmal im Rauſche der Leidenſchaft, das dritte nicht aus Pietät, ſondern weil man ſclaviſch gedankenlos dem nächſten beſten nachbetet, der als Vorſänger ſeine Stimme erhob. Wann werden wir Deutſche wenigſtens uns zu ſchämen anfangen? —

Sage Niemand: dies ſei zu hart! Mein Beweis iſt Grabbe. Das Volk kennt ihn kaum, und doch ſchuf er ihm — zwei Hohenſtaufentragödien, in denen freilich keine Phraſenautomate auftreten, wohl aber des deutſchen Volkes Ruhm und Herrlichkeit in flammender Begeiſterung verkündigt wird. Nur die Literatur nahm von ihm Notiz, weil ſie es mußte, denn ſeine Urkraft wetterte in den alten Dramenplunder, daß der Staub nach allen Seiten aufflog und die Kritik nach dem getroffenen Beine fuhr, das ſo lange ſchon — des leidigen Podagras halber, in wollene Decken gehüllt iſt. — Aber ſie vergaß ihm den Schlag nicht; und ihre Rache war edel, das muß man ſagen; ſie kam als Scharwache, mit Spießen und Stangen, um ihm — die Polizeiſtunde anzuſagen; man ſollte meinen: die Kritik wäre in Dienſte einer Mäßigkeitsgeſellſchaft getreten. Sie packte den Menſchen an und that an dieſem, was man einſt im Mittelalter den armen Juden gegen Chriſtenkinder anſchuldigte, — ſie zerſtach ihn von oben bis unten mit Nadeln. Und nun nach ſeinem Tode — nennt ſie ihn imbecil; — freilich, er kann nicht aufſtehen, und den Vormündern mit Götz ſagen: „Wer kein ung'riſcher Ochs iſt, der komme mir nicht zu nahe." Das Beſte iſt, daß die Kritik ſich ſelbſt blamirt. Denn dieſe aufgedunſene Vornehmheit, die ſich ängſtlich gegen jeden nicht ſalonfähigen Geruch verwahrt, dieſe Naſeweisheit auf Stelzen, die wegen der Stelzen ſich als Rieſin erſchaffen dünkt, — wer glaubt ihr denn? Sie ſich ſelber nicht; es iſt die alte Geſchichte von den römiſchen Wahrſagern, die ſich mit ernſten Geſichtern begegnen und ſich pfiffig zulächeln; — traurig genug, aber wahr!

Was Grabbes Perſönlichkeit, ſeine Entwicklung, das Geheimniß ſeines Unglücks betrifft, ſo darf ich getroſt auf meine jetzt erſchienene Biographie des vielverläſterten, ſelbſt im Grabe vor Verkennung noch nicht geſchützten Dichters verweiſen. Ich habe von allen Details, die mir über ihn bekannt waren oder aus der erſten lauterſten Quelle mitgetheilt wurden, keines verſchwiegen, keines (und hätte es auch zur Milderung greller Parthieen gedient) umgemodelt; nur über einen Punkt ſprach ich, jedoch von ihm ſelbſt getäuſcht, eine Unrichtigkeit, daß er nämlich von Immermann nach Düſſeldorf eingeladen worden, während er ſelbſt an dieſen zuerſt geſchrieben, dieſen gebeten hatte; Immermann's Correſpondenz berichtigt meine Angabe. Manche Details ſtehen vielleicht noch aus, die über einzelne Punkte, worüber ich keine Auskunft vorfand, Licht verbreiten, z. B. über ſeinen Aufenthalt in Berlin. Doch auch dieſe werden bald zur Oeffentlichkeit kommen; Köchy arbeitet an Mittheilungen über Grabbe und Heine beſchäftigt ſich gleichfalls mit einem größeren Artikel über ihn; auch der Buchhändler Schreiner in Düſſeldorf beſitzt noch eine ausgebreitete Correſpondenz des Verewigten, die er der Publizität nicht vorenthalten möge. Jedem, der mit Grabbe je in nähere freundſchaftliche Berührung gekommen, iſt es Pflicht, zur Würdigung des Vielverkannten durch ſtrenge Mittheilung der Wahrheit beizutragen.

Grabbe hat die letzten Reſte ſeiner Kräfte darauf verwendet, ſeiner Nation ein Werk zu hinterlaſſen, aus welchem dieſe ſo viele Begeiſterung ſchöpfen ſollte, als ihn ſelber bei deſſen Schöpfung durchſtrömte. Es iſt die Hermannsſchlacht. Mit welcher Pietät und Hingebung er an dieſem Werke dichtete, verräth jede Zeile ſeiner damals geſchriebenen Briefe.*) „Ich betreibe jetzt die Vorſtudien zum Armin, ende ſie wohl morgen. Teufel, da wächſt was! Mein Herz iſt grün vor Wald!“ — Später: „Jetzt iſt mein Herz frei, alle Vorſtudien zur Hermannsſchlacht ſind beendigt. Ach, ich ſelbſt kenne ja jeden Baum, jeden Steg dazu. Die Studien zu dieſem Nationaldrama haben mich fürchterlich erſchüttert; ihretwegen ward ich ſo krank, mocht's aber nicht ſagen.“ — Und wieder ein andermal: „Der Hermannsſchlacht unterlieg' ich faſt. Wer kann das Ungeheuere, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu ſterben? Wär' ich todt!“ Wen durchſchauerts nicht bei dieſen rührend-einfachen Worten, in denen der ganze Menſch mit ſeinem Wollen und Leiden ſich ausſpricht? Schwere Krankheit, die Vorbotin ſeines Todes, unterbricht ihn — noch in Düſſeldorf — am Schaffen; kaum fühlt er ſich wieder etwas ſtärker, ſo rafft er die Fragmente zuſammen und reiſt der Heimath zu, um ſein Werk unter den Eichen des Teutoburger Waldes zu vollenden! Und mit welcher kindlichen Ungeduld freut er ſich auf den Druck ſeines Werkes; — ſelbſt eine Lebenshoffnung knüpft er daran! Mit welchem Eifer, mit welcher Strenge gegen ſich ſelbſt, beginnt er, nachdem er den erſten Entwurf vollendet, die Umarbeitung, ja — völlige Umgeſtaltung. Doch kaum, daß er ſie begonnen, entreißt ihn der Tod allzufrüh ſeinem Vaterlande, ſeinen Hoffnungen, — ſeinem tiefwurzelnden Daſeinsſchmerz vielleicht — leider! — nicht zu früh! Und ſo iſt ſein letztes Werk, ſeine theuere Reliquie, wiewohl äußerlich abgeſchloſſen, doch in ſeinem Sinne nicht vollendet; er würde, wäre ihm ein längeres Leben vergönnt geweſen, ſeine Hermannsſchlacht gewiß als vollſtändiges Drama ausgeprägt haben; während ſie jetzt, eigentlich nur als großartiger Fries daſteht, der allerdings ächt dramatiſch aufgefaßt, und voll dramatiſchen Lebens in jeder Scene iſt (freilich den Begriff Dramatiſch im höheren Sinne als dem unſerer elenden deutſchen Bühnen genommen.) — Doch auch ſo ſei uns dieſe Reliquie theuer, als die Verlaſſenſchaft des größten dramatiſchen Genies in Deutſchland, ſeit Schiller die Augen ſchloß.

Die Hermannsſchlacht liegt nun im Drucke*) vor. Schon die Art und Weiſe, wie Grabbe die Maſſen des gewaltigen Stoffes geſichtet, bewältigt und zum Kunſtwerk geordnet, läßt (der oben angedeuteten Anſicht zur Folie) ahnen, daß er mit ſeinem Werke noch Größeres vorgehabt; daß es ihm vorerſt nur darum zu thun geweſen, die Hauptparthieen aus dem rohen Marmorblock zu meißeln, daß er ſich die Verbindungsfiguren zu nachträglicher Bearbeitung vorbehalten. Das eigentlich Hiſtoriſche und Nationale wollte er in kolloſſalen Dimenſionen zuerſt aus ſich heraus und vor ſich haben, um darnach einen Maßſtab zu gewinnen, wie er das Reinmenſchliche fügen ſollte; deßhalb verſchwinden jetzt noch vor den gewaltigen Schlachtbildern die häuslichen Scenen, verſchwindet vor der That der Verrath und — der Triumph; nur die Intention des Epiloges tritt nach der bedeutenden Lücke, die der Schluß des raſch abgebrochenen Sieges läßt, — in voller Klarheit vor; er wollte die unermeßlichen Conſequenzen jener Teutoburger Schlacht auf das Weltgeſchick fixiren, den Fall der ganzen alten Welt, die Geburt einer neuen aus germaniſch-chriſtlichen Elementen. Die Hauptſache bleibt jedoch dem Dichter die Schlacht ſelbſt. Und in ihrer Schilderung hat ſein in Deutſchland ohne Nebenbuhler daſtehendes Talent dafür das Höchſte erreicht, was ſich — freilich nach einer ganz anderen Strategik als der unſerer Statiſtengefechte — im Drama denken läßt. Seine Dichtung ſondert ſich in einen „Eingang“, drei „Tage“, drei „Nächte“ und einen „Schluß“.

Der „Eingang“, deſſen Ausdehnung die projektirte des ganzen Werkes (in ſeiner Umgeſtaltung) ahnen läßt, führt mit Bergſtroms Ungeſtüm mitten in die Handlung und zeigt ein meiſterhaftes Panorama der Scenerie. Dieſe ſchweren römiſchen Colonnen, durch die unſichtbaren Keile ihrer Mannszucht und ihrer erprobten, für untrüglich gehaltenen Taktik zuſammengehalten, bewegen ſich langſam durch die wilden Schluchten Deutſchlands, überall Verderben unter den Sohlen, und aus jedem Gebüſch um ſie Deutſche wie Geſpenſter! Dann: der einfache Barbarenhaushalt Thusneldens, dieſes deutſchen Kernweibes, das die Worte ſpricht: „Meine Berge mit den prächtigen Waldkämmen wollen ſie niedertreten, unſere brave Burſche ſollen in ihren Schlachtlinien dienen und verbluten. — Jch leid's nicht, und, gibt Hermann die Schmach zu, werd' ich der Kämpfer, ich!“ — Dann Römiſche Schreiberwirthſchaft und Römiſche Rechtskniffe unter deutſchen Eichen; — Salz und Pfeffer in die Wunden des deutſchen Volkes! Dann Hermann, der vor ſeinem Weibe zuerſt die Maske lüftet, und in den Reihen der Feinde vor Ungeduld knirſcht, wann er auch dieſen entgegen ſie abwerfe. — Segeſt's Zweideutigkeit, und Hermann's verbiſſene Wuth gegen die Unterdrücker. Das alles in kleinen, unſcheinbaren Zügen, aber im Lapidarſtyl, tief eingemeißelt.

---

*) Vergl. Willkomm's Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. 1 Bd. 1. u. 2. Lieferung. S. 72.

*) Die Hermannsſchlacht. Drama von Grabbe. — Grabbe's Leben von Eduard Duller. Düſſeldorf bei J. H. C. Schreiner. 1838.

Den erſten „Tag“ füllt Hermann's Erklärung und erſter Angriff gegen die Unterdrücker. Hermann iſt kein Phraſenheld, ſondern der tüchtige Mann, der ſein Volk kennt und es an der praktiſchen Seite zu packen weiß. Da iſt die herrliche Scene, wo er aus ſeinen römiſchen Waffen ſich häutet:

(zum abgeſtreiften Panzer:)

„Erz der Cäſaren, unter die Füße!“

(Er löſt die Spangen)

„Kerker ſpringe auf!“

(Er zertritt die Rüſtung)

„Tyranneneis! ich fror nur zu lang in Dir.“

(Sein Schwert wegwerfend)

„Fort meuchelmörderiſcher Dolch, ich will ein deutſches Schwert, breit und hell und dreimal ſo lang, als dieſer Scorpionsſtachel!“

Und nun thut er die deutſchen Kleider und Waffen an und die Deutſchen jubeln untereinander: „Auch in unſeren Kleidern wieder? Nun iſt er auch in unſeren Seelen. Hoch Hermann!“

Varus ruft umſonſt: „empörte Germanen“ rechts, links, hinten und vorn. Die cheruskiſche Reiterei zerſtreut die römiſchen Turmen. Jn der Noth erſcheint Thusnelda in einem Wagen, deſſen braune Renner ſie ſelbſt lenkt, auf der Höhe und das ganze Heer ruft, ſie erblickend: „Eine Walkyre über uns!“ Die Bructerer, „abgefeimte Wilddiebe,“ halten wilde Jagd hinter den Lerchtannen hervor auf den Feind, und treiben die römiſchen Veliten blutend aus dem Walde. Neue Noth der Deutſchen. Da ſchließt Thusnelda die Augen wie zum Schlaf, und Hermann fragt die Deutſchen: „Wer ſtritte nicht für ihren Schlaf und Schutz?“ Die Deutſchen d'rauf, neu ermuthigt: „Wir alle!“ Neuer Sturm der Römer, neuer Angriff der Deutſchen. Allgemeiner Kampf um die Höhe der Dörenſchlucht, bis endlich die Kriegskünſte der Legionen den Abzug in's Thal erzwingen, und dort Lagerwälle aufgeworfen werden; auch Hermann lagert, auf den Höhen, und ſtellt Poſten auf. Man ſieht: Immermann hatte Recht, wenn er von Grabbe's Schlachtſchilderungen ſagte, daß hier nicht einzelne fechtende Paare die Honneurs des Kampfes machen, ſondern die Maſſen ſelbſt als tauſendglied'rige Organismen vor unſeren Augen ſich anfallen, zerwühlen, durchkämpfen. Hier ſind keine baieriſche und franzöſiſche Küraſſiere à la Monten, ſondern Laokoonsgruppen.

Jn der erſten „Nacht“ legt ſich Varus' Todesahnung und die erſte Erwähnung Paläſtina's (im Munde des Eggius), den Schluß vorbereitend, gewitterſchwül über das römiſche Lager. Laut heulen von den Bergeshöhen die deutſchen Bardite in die Todesſtille und Hermann erobert den Adler der 19. Legion. Rom's Leichenvögel ſingen. Im deutſchen Lager unſere Landsleute bei Spiel und Trunk, wie Tacitus ſie ſchildert. — Hermann aber wacht, überlegt ernſte Entſcheidung, wenn die Römer ſiegten? — „Verloren wären wir, ſie rotteten ganz Deutſchland aus und machten es zur Provinz!“ Er ſehnt ſich aus der Todtenſtille der Nacht dem blutigen Geſchäft des Morgens entgegen.

Am Morgen des zweiten Tages träumt er von ſeinen Jugendtagen im Palatium; die Hähne krähen, er erwacht. Die Deutſchen müſſen vor den im Marſch begriffenen drei Legionen weichen, die letzteren ſchlagen ſich bis auf das Bruch bei Detmold durch; dort gebietet Varus: Halt, und Hermann ruft den Deutſchen in's Gedächtniß, daß dies die Stelle, wo die Römer über ſie richteten, ſchalteten und ſportulirten, und ſpornt ſie zur Vergeltung. Die Triarier bringen jedoch Hermann zum Weichen. Die Harzer und andere deutſche Völker aber drängen die Römer im Rücken und zur Linken. Der Kampf iſt unentſchieden. Varus läßt zum zweitenmal Lagerwälle aufwerfen.

Zweite Nacht. Varus ſitzt auf dem Lagerwalle und ringt die Hände: „Wir kommen nicht durch! — — So lange das Rad der Welt in ſeinen Angeln ſich dreht, wird man ſagen: die Feigheit und Dummheit des Varus verlor dem Auguſtus ſeine beſten Legionen — und ich ſage: ich war ein zu weit vorgeſchobener Poſten; habe oft deshalb nach Rom geſchrieben, fand aber kein Gehör. Sie wähnen dort, Germaniens Forſte ließen durch Polizei ſich ſo leicht zwingen, wie die rechtwinklich ſich durchſchneidenden Straßen der Städte Italiens!“ Eine burlesk-tragiſche Scene zwiſchen Varus und einem Schreiber folgt darauf. Jn einer meiſterhaft ſkizzirten Scene regt Hermann dann die Idee von Deutſchlands Einheit bei den Herzogen an, zieht ſie aber ſchnell zurück, da er ihre engherzigen Bedenken ſieht: „das Andere und Klügere bleibt nicht aus, (für ſich) wenn wir und unſere Urenkel todt ſind, iſt's da!“ Dann befiehlt er, ſich rings um die Römer zu vertheilen, und zeitigen Aufbruchs gewärtig zu ſein.

Am dritten Tage verſucht Varus, die ungeheuren Schlachtopfer ſeiner Schaaren überblickend, Alles. Er ruft: Auf! Die Legionen erheben ſich. „Da bleiben Tauſende liegen!“ ruft Varus, — „weckt ſie!“ Und drauf die erſchütternden Worte des Legionars: „Es geht nicht. Sie ſind von all' dem Drangſal über Nacht geſtorben." Von ſolchen epigrammatiſchen Pointen ſtrotzt das ganze Werk. Ich glaube, man wird darin etwas mehr als Theatereffekt finden; ich für meine Perſon halte ſie für bewundernswerth. In der nächſtfolgenden Scene lehnen Segeſt's Knechte ſich gegen dieſen Verräther auf: „Wir dienen keinem Herrn, der bei den Welſchen ſelbſt ein Knecht und Kratzfuß iſt!" Umſonſt ruft Segeſt ihnen zu: Hunde! „Sieh' zu," erwiedern ſie ihm, „welcher Deiner Hunde Dir morgen die Stiefel wichſt!" Die innere Erbärmlichkeit des Verräthers, der nun zu Varus flüchtet, iſt in ein paar Zeilen meiſterhaft geſchildert. Varus ſtürzt ihn zur Erde. „Dies mein Lohn?" ſpricht Segeſt im Sterben. — Varus drauf: „Münze für Verrath!" Indeß ſind die Chatten angekommen. Wohin Varus nun verzweiflungsvoll einen Ausweg ſucht, ſtürzen Deutſche ihm entgegen. Allorts Angriffe auf die Römer. Allgemeiner Kampf.

In der dritten „Nacht" währt dieſer fort. Doch füllen ſich die vom Feind gemachten Lücken der deutſchen Heerhaufen immer mit neuen Ankömmlingen, während die Legionen, ohne Hülfe von außen, mehr und mehr zuſammenſchmelzen; Varus ſpringt voll Verzweiflungswuth in's Gemetzel: „Unſer Leben wird hier feil, verkaufen wir es theurer an den Feind, als es werth iſt, tauſend ſeiner unzähligen Köpfe für jeden der unſrigen!" Ueberhaupt iſt Varus durchaus edler, ſo zu ſagen: ächter römiſch geſchildert, als die Tradition ihn gemeinhin ſtereotypirt hat. So ruft er auch, als ein Legat ihn um Mäßigung bittet: „Was? Hab' ich mich ſeit dem Tage, wo wir von dem Harz zurückzogen, nicht genug gemäßigt, trotz des Unwetters, des Verrathes, der Empörung und des Unheils, welches er uns geſtiftet hat? Du weiſer Rathgeber würdeſt bei einem Nadelſtich aufſchreien, aber dieſe Dinge ſtechen etwas tiefer in die Bruſt als Nadeln!" — Hermann gewinnt im Gegenſatz, je näher er ſeiner Ausdauer den Sieg winken ſieht, je näher er die Verzweiflung der Römer in's Auge faßt, um ſo mehr Beſonnenheit. Er will ſie aus der Bergklemme nicht entwiſchen laſſen. Die 20te Legion wird durch Ingomar vernichtet, Varus eingeſchloſſen. „Ergib Dich! Du ſollſt gut behandelt werden!" ruft ihm Hermann vom Pferde herab zu. — „Danke!" erwiedert Varus, indem er ſich in ſein Schwert ſtürzt und ſtirbt, „ich behandle mich lieber ſelbſt." Darauf Sieg, Jubel und Uebermuth der Deutſchen. Thusnelda ladet die Krieger zum Siegesmahl.

Der „Schluß" zeigt Auguſt's Sterbebette, wie er die Nachricht von der Vernichtung der Legionen empfängt und prophetiſch — was wir bereits früher angedeutet — die neue Weltumgeſtaltung durch das Chriſtenthum verkündigt.

Dies — ungefähr — der reiche Inhalt der Grabbe'ſchen Reliquie. Ich enthalte mich, da ich den Standpunkt für die Beurtheilung derſelben eröffnet, jeder Bemerkung über die ſcharf ausgeprägte Charakteriſtik der in der Handlung beſonders vor's Auge tretenden Hauptfiguren, über jeden Vorzug, ſelbſt über die Originalität der ſprachlichen Darſtellung. Wer dies alles nicht fühlt, wer überdem unbillig genug iſt, von dem Sterbenden die Vollendung zu fordern, die dieſer geben wollte, für den verlohnt ſich's ohnehin keines Wortes.

Ein ausgezeichneter deutſcher Bildhauer, E. v. Bandel, will auf der Höhe des Teutoburger Waldes dem Befreier Deutſchlands ein koloſſales Denkmal errichten. Mich dünkt: am Sokel dieſes Monumentes gebührte dem Dichter der Hermannsſchlacht ein wohlverdienter Platz. Ueber ſeine Schwächen frivol abzuurtheilen, iſt leicht, das Unglück, das ſein ganzes Leben ausfüllte, zu begreifen, ſchwer, — es zu verſpotten, erbärmlich, — ſeinen Genius zu erreichen, in unſerer verraupachten Gegenwart wenigſtens, unmöglich. Vor Grabbe's Bilde aber ſollte die zünftige deutſche Kritik billigerweiſe Abbitte thun, wie Deutſchlands Römlinge vor dem Standbilde Hermann's.

Duller.

Chronik der ſchönen Literatur.

8) Taſchenbuch dramatiſcher Originalien. Herausgegeben von Dr. Frank. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1838.

Den wichtigſten Aufſatz dieſes Taſchenbuches, den von Immermann über Grabbe in Düſſeldorf, haben wir bereits in Nro. 277 und 278 des Phönix vom vorigen Jahre ausführlicher beſprochen. Von dem übrigen Inhalt des Taſchenbuches erregt zuvörderſt die in melodiöſer Sprache gedichtete Scene aus Friedrich Halm's Trauerſpiel: der Adept, die Aufmerkſamkeit. Bauernfeld's »literariſcher Salon« iſt gewiß eines der ſchwächeren Stücke des talentreichen Luſtſpieldichters; zu einem Luſtſpiel in höherem Sinne fehlt dem »literariſchen Salon« die Selbſtſtändigkeit, die ſittliche Bedeutung eines Planes, die Wahrheit der Charakteriſtik, und die Pointe der Ueberraſchung, man ſieht: nicht weniger als Alles; zu einer Poſſe dagegen mangelt fürs erſte die geeignete Sphäre und dann der geſunde Volkswitz, der ſich nie damit begnügt, ſein Opfer (hier die Gemeinheit literariſcher Cliquen) zu touchiren, ſondern eben — zu opfern. Des ſeligen Albini's »gefährliche Tante« iſt ein zwar gern geſehenes (das beweiſt freilich noch nichts), doch ſehr anläßliches Verkleidungsſtück; — ein ähnliches iſt des ſeligen Maltiz »Leibrente«, dem vorigen ſogar im Thema verwandt, daher die Zuſammenſtellung beider ein arger Mißgriff der Redaktion des Taſchenbuches. Frank's »Telegraph« nimmt einen zu langen Anlauf, um einen kurzen Sprung zu thun; doch bekundet vornämlich der friſche lebendige Dialog des Verfaſſers Talent.

Feuilleton.

⁂ Der Tonkünſtlerin Clara Wieck iſt von Sr. Maj. dem Kaiſer von Oeſtreich der Titel einer K. K. Kammer-Virtuoſin verliehen worden.

⁂ »Entweder — Oder« und „*Le livre du peuple par F. Lamennais*" ſind durch Miniſterialentſchließungen in Baiern verboten und ihre Beſchlagnahme angeordnet. Als Verfaſſer der erſtgenannten Schrift wird in der Hann. Ztg. »ein katholiſcher Pädagog aus Würtemberg, das Landtagsmitglied Pflanz,« genannt. Hrn. Münch werden eben dort »die kirchlichen Artikel vom Neckar in der Leip. Allg. Ztg.« zugeſchrieben. — Dieſer Correſpondent aber ſchreibt nun die obenerwähnte Schrift dem Herrn Prof. Reichlin-Meldegg in Heidelberg zu.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 86. 1838.

Phönix.

Dienstag, 10. April.

Die mittelalterliche Weltordnung
und
ihr unausbleiblicher Zerfall.

(Fortſetzung.)

Faſſen wir nämlich das ganze Syſtem ſowohl in ſeiner Beſonderung als in ſeiner Einheit auf, dann ergibt ſich uns folgendes Schema:

Der Papſt herrſchte über die Biſchöfe; — der mit dem Papſt einige Epiſcopat über den übrigen Klerus; die geſammte Prieſterſchaft über die in geiſtlichen Angelegenheiten völlig unberechtigten, ſelbſtloſen Laien, die man in Beziehung auf die Prieſter — auch Seeleigene nennen könnte.

Dieſe Seeleigenen aber ſtuften ſich auf ähnliche Weiſe ab vom römiſchen Kaiſer zu den Furſten, den adligen Vaſallen derſelben, den gemeinen Leuten und den im Weltlichen völlig unberechtigten, ſelbſtloſen Leibeigenen, und bildeten zuſammen das heil. römiſche Reich.

Dieſe ganze im Papſt, als dem einzigen, ſouveränen Stellvertreter Gottes, ſich zuſpitzende Pyramide bildete die einige, heilige römiſch-katholiſche Kirche, welche ſich für die Herrin der Erde hielt, daher auch der Nachfolger Petri, in welchem ſich ihre Souveränität perſonifizirt, ſich dominum urbis et orbis nannte.

Dieſer Kirche nun, welche das Reich Chriſti conſtituirte, ſtand das Reich des Teufels gegenüber, welches ſich ebenſo nach dem Satan ab-, wie jenes ſich zu Chriſtus aufſtufte. In Beziehung auf die Chriſtenheit waren nämlich die Heiden, welche den rechten Glauben nicht kannten, nur rechtlos, die Schismatiker aber, welche die legitime Obrigkeit nicht anerkannten, Ungehorſame, die Juden, deren Voreltern, wie es hieß, den Sohn Gottes gekreuzigt, mit einem Erbverbrechen beladen, die Mahomedaner, welche die Kirche bekriegten, Todfeinde, endlich die Ketzer, welche ſich gegen die Kirche empörten, todſchuldige Majeſtätsverbrecher.

Im Weſentlichen beruhte alſo dieſes Syſtem auf den vier abſoluten Unterſcheidungen:

1) von Klerus und Laien,*)
2) von Adel und Leuten (Bevor- und Benachrechtigten),**)
3) von Kirche und Staat,***)
4) von Gott und Satan, Himmel und Hölle, Zeit und Ewigkeit.

Der erſte Unterſchied aber beruhte auf dem Glauben an eine potenziell-verſchiedene Wirkſamkeit des heil. Geiſtes; — der zweite auf der Annahme einer ſich vererbenden Natur- und Rechtsverſchiedenheit unter den Menſchen; — die dritte auf der Vorausſetzung einer qualitativen Verſchiedenheit von Geiſtlichen und Weltlichen; — endlich die vierte auf dem Glauben an die abſoluten Gegenſätze von Gott und Teufel, von heil. Geiſt und menſchlicher Seele, von Gnade und Natur.

Die erſte Unterſcheidung verleugnete die Einheit des heil. Geiſtes, welcher, der Kirchenlehre zufolge, allen Chriſten durch die Taufe mitgetheilt wird, und deſſen mannigfaltige Gaben nicht willkührlich vertheilt, ſondern erſt aus ihrem Wirken erkannt werden können.

---

*) S. die Bulle „Clericis laicos" v. J. 1296.

**) Wie die Prieſterweihe unauslöſchlichen Charakter einprägte, ſo war das Blut der Adligen ſchon von Geburt aus beſſer als das der gemeinen Leute.

***) S. d. Decret „unam sanctam" v 1302.

Die zweite Unterſcheidung verläugnet die Einheit des Menſchenthumes, deſſen alle Menſchen durch Abkunft von einem einzigen Schöpfer theilhaftig ſind. Die dritte verläugnet die Einheit des ideellen Logos, d. h. der Idee der göttlichen Anordnung aller menſchlichen Lebensverhältniſſe; die vierte endlich nicht nur die Dreieinigkeit — ſondern auch die Einheit des göttlichen Univerſums ſelbſt.

Eben weil nun durch alle dieſe unbedingten Unterſcheidungen, Gegenſätze, Widerſprüche und Todfeindſchaften die Einheit, Einigkeit und Einigung, welche Bedürfniß des Geiſtes, des Herzens und der wirkenden Seele ſind, unmöglich gemacht waren, — darum wehrte oder empörte ſich immer eine oder die andere der gekränkten Mächte, darum konnte auch die Idee der mittelalterlichen Ordnung zu keiner Zeit in der geſammten röm. kath. Chriſtenheit vollſtändig in Ausführung gebracht werden. Schon der Erſte, der mit Bewußtſein ſie zu verwirklichen geſtrebt, — ſchon Gregor VII.*) mußte unüberwindlichem Widerſtand begegnen und ſchon damals, als dieſer geiſtliche Heros der kirchlichen Hierarchie die Krone aufſetzte, hatte die weltliche Hierarchie bereits die ihrige theilweis zerbrochen. Die meiſten Könige hatten ſich gegen den römiſchen Kaiſer verſelbſtſtändigt, und nicht nur der Kaiſer bekämpfte den Papſt, ſondern auch ſchon König Wilhelm von England weigerte Gregor VII. den ſchuldigen Eid; eine Verſammlung deutſcher Biſchöfe erklärte dieſen ſogar für abgeſetzt.

In gleichem Maaße, wie von dieſer Zeit an die geiſtlichen und weltlichen Gewalthaber ihre Uſurpationen immer weiter auszudehnen ſuchten, — vermehrten und verſtärkten ſich auch die Inſurrektionen der Untergebenen gegen ihre Oberen, und zwar ſowohl in der kirchlichen, wie in der weltlichen Ordnung, und ſowohl von Seiten der weltlichen Fürſten gegen die geiſtlichen Oberherren, als von Seiten der Laien gegen die Prieſterſchaft und das Prieſterthum überhaupt.

Namentlich in Frankreich that ſich dieſes zwiefache revolutionäre Streben auf die verſchiedenartigſte Weiſe kund, und hier war es, wo die uſurpirende Gewalt mit dem ſich ſteigernden Freiheitsbedürfniß der Unterthanen durch immer ſich ſteigernde Eigenmächtigkeit von oben herab — in ſo ungeheure Spannung gerieth, daß, nachdem jene nach und nach alle Mittelſtufen der mittelalterlichen Ordnung gewaltſam durchbrochen, zuletzt auch die inſurrektionelle Gewalt jenen ungeheuren Rückſchlag that, der, von den bisherigen Machthabern ausſchließlich als Revolution gebrandmarkt, in Wahrheit doch nur der letzte, von ihnen ſelbſt hervorgerufene Akt einer — von ihnen ſelbſt ſeit Jahrhunderten begonnenen Revolution geweſen.

Wie aber die chriſtliche Kirche vorzüglich durch einſeitige Durchführung des monarchiſchen Prinzips ſich in eine orientaliſche und eine römiſche geſpalten, und Rom ſowohl durch ſein urſprüngliches Streben nach Weltherrſchaft, als durch die logiſche Gewalt der Dinge zur Prätenſion der abſoluten Souveränität des Papſtes hingetrieben wurde, — ſo zerfiel auch das chriſtliche Kaiſerthum in germaniſche und — (wir möchten ſagen) — romaniſche Staaten; — ſo wurde vorzugsweiſe in Frankreich das monarchiſche Prinzip folgerecht bis zur unbeſchränkten Alleinherrſchaft des Königs durchgeführt, und Alles zum Mittel für Erreichung dieſer abſoluten Souveränität herabgeſetzt. Wie daher das römiſche Papſtthum in Bonifaz VIII., ſo culminirte das franzöſiſche Königthum in Ludwig XIV., und in beiden war es ein und daſſelbe abſtrakte monarchiſche Prinzip, welches das Aeuſſerſte ſeiner folgerichtigen Durchführung erreichte.

Gibt man nämlich einmal zu, daß der Papſt der einzige — unmittelbare und zur Erhaltung der kirchlichen Einheit berufene Stellvertreter Gottes, — oder Chriſti, oder auch nur des Apoſtelfürſten Petri iſt, dann kann gegen deſſen Befehle keine Berufung auf irgend eine andere menſchliche Autorität mehr ſtattfinden. Der Papſt muß dann wiſſen, was der Kirche in jedem Augenblicke Noth thut; und, wie die concrete Ordnung und Verfaſſung, wie Lehre und Geſetze der Kirche — von Chriſto und ſeinen Stellvertretern nach und nach aufgeſtellt worden und nur von dieſer göttlichen Macht ihre Sanktion haben, — ſo können ſie auch nur von dieſer perennirenden Souveränität modifizirt und verändert werden, und ſämmtlichen Chriſtgläubigen ziemt dann nur unbedingter Gehorſam. Eine Oppoſition — ſelbſt des geſammten Epiſkopats gegen die päpſtlichen Machtſprüche, — abgeſehen davon, daß ſie dem Eid der Biſchöfe zuwiderliefe, — würde einen Richter über die beiden Partheien erheiſchen, würde den unentbehrlichen Glauben an die göttliche Einſetzung der Hierarchie und das Vertrauen der Unterthanen zu den Oberen erſchüttern und — zur Sicherung vor Rückfällen — die Permanenz der biſchöflichen Verſammlung, oder eines bevollmächtigten Ausſchuſſes derſelben, alſo eine ſtehende Rechtsvertretung unentbehrlich machen.

Durchaus daſſelbe findet in der weltlichen Ordnung Statt, gleichviel, ob die königliche Souveränität ſich unmittelbar von Gottes, oder von ſeines Stellvertreters — des Papſtes — Gnaden ableitet, und die Analogie iſt zu augenſcheinlich, als daß wir uns veranlaßt finden könnten, uns hier weiter darüber zu verbreiten.

Daſſelbe endlich findet Statt, hinſichtlich des Verhältniſſes von Staat und Kirche, und auch hier fordert das Grundprinzip der mittelalterlichen Weltordnung, daß jener ſich unbedingt der letzteren unterordne. Iſt nämlich der heil. Geiſt weſentlich (qualitativ) über den menſchlichen erhaben, dann müſſen auch die eigenthümlichen Organe des Erſteren über die des Letzteren herrſchen. Jenen kömmt es dann zu, den Spielraum der weltlichen Gewalten abzugränzen, zu erweitern oder zu beſchränken, und da ſie unverantwortlich (gegen ihre Untergebenen) die Schlüſſel handhaben zu ewiger Glückſeligkeit und ewiger Qual, ſo beſitzen ſie hiermit auch, — ſo lange der Glaube an dieſe Schlüſſelgewalt — lebendig iſt, — die wirklich vollziehende Gewalt. — Der weltlichen Macht kann es aber, nimmt man einmal die Grundvorausſetzungen des Mittelalters, — Inſpiration und Schlüſſelgewalt — an, auf keine Weiſe zuſtehen, irgend eine Selbſtſtändigkeit gegen die geiſtliche Macht in Anſpruch zu nehmen, da ihr gegen dieſe weder Einſicht noch Gewalt zuerkannt werden kann, um eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen Weltlichen und Geiſtlichen aufzurichten.*)

---

*) Obgleich die ſg. Diktate deſſelben wahrſcheinlich nicht von ihm diktirt worden, ſo iſt doch, wie J. Voigt (Hildebrand ꝛc. I. Bd.) richtig bemerkt: »eben ſo gewiß, daß ſie den Geiſt der Zeit Gregor's und ſeines eigenen Strebens herrlich ausſprechen... Sie ſind Ein Ganzes, bemerkte derſelbe, Ein Geiſt liegt zum Grunde: der Geiſt der Freiheit der Kirche, der Allgewalt des Papſtes, des Obwaltens des Altars über dem Schwerte.« —

(Schluß folgt.)

Salat wider Schelling
und
authentiſche Interpretation der Identitätslehre.

(Schluß.)

Was Ton und formelle Haltung der Schrift betrifft, ſo ſind beide ſo beſchaffen, daß unter ihrer Hülle auch der beſte Kern ungenießbar wäre. Es iſt unbeſchreiblich, in welcher gehackten und gezackten Sprache Hr. Salat redet. Es koſtet, ohne zu übertreiben, die mühſamſte Anſtrengung, um von einer Periode zur anderen zu gelangen. Zuweilen verſtrickt man ſich ſo ſehr in dieſe Diſtel-Dialektik, daß man gar nicht mehr vom Flecke kommt.

Hr. „Salat" iſt in ſeiner vorliegenden Schrift weder ſauer noch ſüß, er iſt vielmehr ſo ohnmächtig-indifferent und geſchmacklos, daß er ſich mit keinem ordentlichen Gaumen aſſimiliren kann.

In einer Beziehung iſt ſogar die Schrift eine Pasquill: in ſo ferne nämlich, als Salat ſich nicht entblödete, im Verlauf ſeiner Abhandlung auf die vagen Ausſagen mehrerer Schelling'ſchen Zuhörer die Behauptung zu gründen, daß Schelling aufgehört habe, ein Schellingianer zu ſein. Salat ahnt nicht, daß er damit eine nicht zu verantwortende Verleumdung ausgeſprochen, über deren tiefere Natur alle Kenner der Identitätslehre im Reinen ſind.

Indeſſen hat Hr. Salat in ſeiner vorliegenden Schrift, gewiß wider Willen, Veranlaſſung zu einem Schritte gegeben, den der Verfaſſer des Gegenwärtigen ohne dieſen Vorwand ſchwerlich ſchon jetzt gethan haben würde. Derſelbe iſt nämlich ermächtigt, die kurz und dialektiſch gedrängte Darſtellung der Schelling'ſchen Lehre und Aufgabe, wie ſie in dem letzten Bande der Pfiſter'ſchen „Geſchichte der Deutſchen", welcher jüngſthin erſchienen, gegeben iſt, als unmittelbar der Feder Schelling's ſelbſt entfloſſen, zu bezeichnen.

Der ſelige Pfiſter war ein vertrauter Freund Schelling's, und erhielt von dieſem zum Zwecke ihrer Integrirung in ſein genanntes Geſchichtswerk eine in wenigen Worten gleichwohl erſchöpfende Erklärung der großen Aufgabe, welche ſich Schelling auf dem ehrwürdigen Grunde deutſcher Philoſophie geſetzt hat.

Dieſe Mittheilung geſchah indeſſen mit der Bedingung, daß Pfiſter dieſelbe für ſein eigenes Werk ausgeben ſolle, was von dem in allen Fragen der Philoſophie ziemlich unbewanderten ſchwäbiſchen Geſchichtsſchreiber auch redlich geſchah.

Dieſe Darſtellung aber des Schelling'ſchen Syſtem's, oder vielmehr der ſich klar bewußten Aufgabe dieſes Syſtem's, die zugleich das Verhältniß Schelling's zu Kant und Fichte andeutet, lautet in wenigen Sätzen alſo: „Nachdem Kant durch eine ſtrenge Kritik nicht ſowohl des menſchlichen Erkenntnißvermögens, als der Formen, unter welchen zu ſeiner Zeit vorzüglich die Erkenntniß der höchſten Dinge geſucht wurde, zwar eine heilſame Erſchütterung hervorgebracht, aber alle Hoffnung auf eine Einſicht in das, den Dingen zu Grunde liegende oder ihnen als Urſache vorauszuſetzende Weſen dem menſchlichen Verſtande geraubt hatte; nachdem Fichte, noch entſchiedener, der Sinnenwelt nur noch die Bedeutung einer von dem menſchlichen Ich behuf's ſeiner freien Thätigkeit ſich ſelbſt geſetzten Schranke gelaſſen, und überhaupt eines Jeden Ich für das einzige eigentlich exiſtirende erklärt hatte, änderte Schelling dieſe Richtung plötzlich durch den Gedanken, den ſchon Leibnitz der Sache nach, in der höchſten Auffaſſung aber Plato gehabt hatte, daß alles Dasjenige, was dem Menſchen als bloßer Gegenſtand, ohne alle Selbſtheit, erſcheine, nur in Beziehung und Vergleichung ein Selbſtloſes ſcheine, in ſich aber auch ein ſich ſelbſt Beſtimmendes und ein wenigſtens dunkeler Weiſe ſich Beſitzendes ſei; im Grunde ſei alſo das Weſen in Allem daſſelbe, und zwar nicht das Ich Alles, aber Ichheit, Selbſtheit, nur auf verſchiedenen Stufen durch alle Formen des Sein's hindurchgehend. Indem hiermit die Möglichkeit gegeben, dieſes Eine, welches das ſich ſelbſt Beſtimmende und daher Beſtimmendes und Beſtimmtes zugleich iſt, von ſeiner tiefſten Stufe, wo, wie Leibnitz ſagte, die Monade ſchläft, bis zu der höchſten, wo es ſich als ſich ſelbſt Beſtimmendes hat und weiß, nicht blos in Gedanken zu verfolgen, ſondern nach einem inneren Geſetz ſelbſt fortgehen zu laſſen: war der Weg zu einem, die geſammte Wirklichkeit umfaſſenden, nichts ausſchließenden, insbeſondere auch die Natur wieder aufnehmenden Syſtem gefunden, und wenn freilich die vollſtändige Ausführung eines ſolchen die Kräfte einer einzelnen Zeit und noch mehr die eines Individuums überſtieg, konnte man nicht umhin von der kühnen Anwendung zugleich und der Natürlichkeit des Gedankens überraſcht zu ſein, und den Anfang einer neuen lebensvollen Bewegung freudig, wie es im Anfang ziemlich allgemein und von den hervorragendſten Geiſtern geſchah, darin zu begrüßen. Denn dieſe Aufnahme der geſammten Wirklichkeit in die philoſophiſche Entwickelung konnte nicht verfehlen, zugleich allen unmittelbar auf dieſelbe ſich beziehenden Kenntniſſen und Wiſſenſchaften eine höhere Bedeutung zu ertheilen, ſo wie dieſe Weiſe der Darſtellung, die alle Mittel der Erklärung und der Entwickelung nur aus dem Gegenſtande ſelbſt ſchöpft, auch für andere Doktrinen Beiſpiel und Aufforderung wurde zu rein gegenſtändlicher, d. h. dem Gegenſtande nicht äußerlich aufgedrungener, ſondern ihm ſelbſt und ſeinem inneren Weſen entnommener Entwickelung. Dieſe Methode war der bleibende Gewinn für die Philoſophie ſelbſt, ein Standpunkt, der ihr nicht wieder entriſſen werden konnte." — —

Dieſen Sätzen iſt noch hinzuzufügen, was Schelling am Schluſſe ſeiner erſten Schrift „über die Möglichkeit einer Form der Philoſophie überhaupt" ſagt: „Iſt es nicht gerade der Vorzug der Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaft, von einem kleinen Mittelpunkte auszugehen, deſſen Strahlen der Zahl und Ausdehnung nach unendlich ſind? — — Der Verfaſſer wünſcht, daß keiner ſeiner Leſer das Gefühl ganz fremd ſei, welches die Ausſicht auf eine endlich zu erreichende Einheit des Wiſſens, des Glaubens und des Wollens — das letzte Erbe der Menſchheit, das ſie bald lauter als jemals fordern wird — bei Jedem, der es werth iſt, die Stimme der Wahrheit jemals gehört zu haben, nothwendig hervorbringen muß!" —

---

*) Es mußte ſelbſt Dante, nachdem er im dritten Buche ſ. S. de monarchia zu erweiſen geſucht: „qualiter officium monarchiae sive imperii (rom.) dependet a Deo immediate," — doch die Abhandlung mit der Erklärung ſchließen: „quae quidem veritas — non sic stricte recipienda est, ut Rom. princeps in aliquo rom. pontifici non subjaceat: cum mortalis ista felicitas quodammodo ad immortalem felicitatem ordinetur. Illa igitur reverentia Caesar utatur ad Petrum, qua primogenitus filius debet uti ad patrem, ut luce paternae gratiae illustratus, virtuosius orbem terrae irradiet." S. Prose e rime di Dante, ed. Ven. 1758. T. IV. P. II. p. 84.

Es genügt uns, das Gedächtniß an die herrliche und verdienſtvolle Aufgabe, welche ſich Schelling zu ſeinem Lebensziele geſetzt, mit Obigem wieder erweckt zu haben, nicht um lobredneriſch für ein Syſtem aufzutreten, das auch von wiſſenſchaftlicher Seite her viele haltloſe Anfechtungen erfahren; ſondern um für daſſelbe ein Wort des Schutzes gegenüber einer beſſeren aber in dieſen Fragen urtheilsloſen Leſerklaſſe, wider den Cynismus der Bornirtheit und die Kothwürfe des philoſophiſchen Literaturpöbels, zu reden. **Dr. G. Bacherer.**

Gemälde-Ausſtellung

im

Städel'ſchen Inſtitut zu Frankfurt a. M.

Alles, was nur Sinn hat für die Leiſtungen der Kunſt, drängt ſich in dieſen Tagen zu den Sälen des Städel'ſchen Muſeums, und gewiß verläßt Keiner unbefriedigt die kleine, aber reiche dort veranſtaltete Ausſtellung.

Wir begrüßen vor Allem ein Meiſterwerk, welches wir unbedenklich dem Trefflichſten anreihen, was das hieſige Inſtitut aufnahm, was überhaupt die neuere Schule leiſtet. Es iſt — Daniel in der Löwengrube von Alfred Rethel. Der Prophet, eben eintretend in die Mitte der Höhle, ſchaut empor zu dem Himmel, voll innigſten Vertrauens auf den Allmächtigen, in deſſen Namen und Kraft er geweiſſaget. Eine Löwin eilt wuthſchnaubend herbei, um den Propheten zu zerreißen, der ſich ihren Jungen naht; aber ſchon hat ein gewaltiger Löwe ſich zu den Füßen des Mannes Gottes hingeſchmiegt, ein anderer ſich von ihm abgewendet. Das Ganze iſt ſinnvoll und gefällig geordnet, die Zeichnung durchaus genau, Färbung und Beleuchtung höchſt harmoniſch, die Natur überall eben ſo treu als künſtleriſch aufgefaßt, die Behandlung breit, ſicher, markig; über das Ganze ein lebenvoller Schmelz hingegoſſen. Der Prophet, faſt in Lebensgröße, trägt über weißem Untergewand einen rothen Mantel; von dem Haupt fällt eine gewirkte Bedeckung leicht auf die Schultern herab. Immer von Neuem wird aber das Auge des Betrachters auf das jugendlich kräftige, geiſtvolle, wir möchten ſagen, von Geiſt und Gottesbewußtſein durchdrungene Antlitz dieſer edlen Geſtalt hingezogen. Es iſt kein unbeſtimmtes, bloßes Gedankenbild; ſondern eine zugleich charakteriſtiſche und idealiſche Individualität. Es iſt ein begeiſteter Israelit, aber durch ſeine Erhebung zum Göttlichen, durch ſein tiefes, religiöſes Gefühl zum allgemein-menſchlichen verklärt. Kurz, bis jetzt iſt uns hier noch kein Bild zu Geſicht gekommen, in welchem Alles, was von einem Kunſtwerk gefordert, erwartet, gewünſcht werden darf, ſich in gleicher Weiſe vereinigt fände. Es iſt eben ſo meiſterhaft ausgeführt als tief gedacht; es iſt klar, lebendig, harmoniſch; als Gemälde dem Auge wohlthuend, als Gedicht das Gemüth erfreuend, befriedend, erhebend. Möchte dann, bei ſo durchgängig vollendeter Leiſtung, noch einen Wunſch laut werden zu laſſen erlaubt ſein, ſo würden wir ihn dem genialen Meiſter in der Frage vorlegen, ob es nicht rathſam ſei, die kleinen Figuren, die in der fernen Höhe über eine Mauer hinausragen und in keinem weſentlichen Bezuge zu der übrigen, durch ſich ſelbſt verſtändlichen Darſtellung ſtehen, ſammt jener Mauer etwa durch Geſträuch zu bedecken, welches aus den Felſen hervorwüchſe? Die Aufmerkſamkeit würde dann auf keine Weiſe von dem göttlichen Propheten abgelenkt und das Ganze hiermit vollkommen beſchloſſen und beruhigt. —

Nur ungern ſcheiden wir von dieſem herrlichen Werke, um mit der Menge uns dem greiſen Sänger von Hurell zuzuwenden, der im glühenden Scheine der untergehenden Sonne vor zwei Fürſten ſeine Harfe ertönen läßt. In einer phantaſtiſchen Landſchaft erhebt ſich in der Mitte des Bildes eine Baumgruppe, unter welcher neben den beiden gekrönten Häuptern noch zwei aufmerkſam zuhorchende Mädchen ſitzen, während auf der rechten Seite ein Ritter, in ſüßes Gekoſe mit ſeiner Geliebten vertieft, des Sängers nicht zu achten ſcheint, der auf der linken Seite des Bildes den Fürſten gegenüber ſitzt. Nach beiden Seiten hin ragen in der Ferne ſchroffe Felſen in blauem Dufte aus dem Meere empor; über das Ganze gießt die ſcheidende Sonne einen magiſchen, zum Theil faſt blendenden Glanz. Die Compoſition iſt originell und durchaus poetiſch; die Ausführung bezeugt ein eminentes Talent. Wir möchten das ganze Bild ein brillantes Farbenkonzert nennen. Die unmittelbar von der Sonne beleuchteten Parthieen ſcheinen faſt mit Sonnenglut gemalt, und die Energie und Pracht der Farben geſtattet kaum eine ruhige Auffaſſung des Ganzen. Unter den Figuren dürfte übrigens gerade der Sänger am meiſten zu wünſchen übrig laſſen. Die Geſtalt iſt ehrwürdig; aber dem Antlitz fehlen Charakter und Begeiſterung, und hinſichtlich der techniſchen Ausführung bleibt die ganze Figur weit hinter den übrigen zurück. Die beiden Fürſten ſind trefflich gemahlt und beſonders der näher im Vordergrund ſitzende iſt edel gehalten und ausdrucksvoll; der andere hingegen neigt ſich auf unſchöne Weiſe zu jenem hin. Die Köpfchen der beiden neben den Fürſten ruhenden Mädchen ſind anmuthig und blühend in jugendlicher Lebensfriſche. Völlig mißlungen iſt aber die Gruppirung dieſer beiden Geſtalten und ebendadurch auch der Entwurf der einen, welche auf dem Schooße der anderen zu ſitzen ſcheint. Es wäre noch Manches über die Einzelnheiten des Bildes zu bemerken, was indeß uns nicht abhalten kann, uns deſſelben, als einer ausgezeichneten und noch viel Treffliches verſprechenden Leiſtung, zu erfreuen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Für die Reiterſtatue, welche dem Herzog von Wellington um ſeiner kriegeriſchen Verdienſte willen errichtet werden ſoll, ſind bereits 20,000 Pfd. St. zuſammengetragen von Männern von allen politiſchen Farben.

*** Der Conſtitutionel hat kürzlich die Namen ſeiner jetzigen Mitarbeiter genannt. Es figuriren darunter die Namen Couſin, Dupin, Duval, Dubois (ehemal. Redakteur des Globe) Etienne, Mignet, Thiers und Scribe. —

*** Die Redaktion der preußiſchen Staatszeitung iſt, da Prof. Ranke ſich derſelben nicht unterziehen wollte, vom April an Hrn. Dr. Rheinwald, früher Prof. der Theologie, ehemal. Schüler Neanders, der Privatverhältniſſe wegen ſeinen Lehrſtuhl an der rheiniſchen Univerſität aufgegeben, übertragen worden.

Mozart's Monument.

An das Comitée des Mozart's-Monumentes in Salzburg ſind, ſeit der letzterſchienenen Anzeige (vergl. Beilage 4 zu Nro. 73 des Phönix), folgende Beiträge eingegangen:

	fl. C.M.	kr.
Aus Frankfurt a. M.	610	44
Aus Hannover (zweiter Beitrag)	660	7
Aus Nürnberg	388	39
Aus Würzburg	315	21

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 87. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 11. April.

Gedichte von Ludwig Wihl.

1. Inneres und Aeuſſeres.

Das, was ich im Herzen meine,
Iſt der Schatz, der mir gehört;
Wenn ich euch ſo heiter ſcheine,
Iſt mein Inn'res oft geſtört.

Doch, daß Keiner an mir merke
Des Erduldens Bitterkeit,
Dünkt mir eine Seelenſtärke,
Die im Leiden Troſt verleiht.

2. Im Frühling.

Du haſt, o Lenz, verändert
In einer Nacht den Hain,
Daß er geſchmückt, bebändert,
Erglänzt im Sonnenſchein.

Du haſt in ſeine Schatten
Gelockt der Vöglein Schaar
Und angethan die Matten
Mit Blumen wunderbar;

Nur mich haſt du umgangen
Und nicht mein Herz verjüngt —
Es blutet vor Verlangen,
Bis draus der Frühling ſingt.

3. Innerer Kampf.

Wie ein Kind ſo heiter
Zog ich durch die Au,
Mächtig trieb's mich weiter
Zu der Berge Blau.

Doch als in der Nähe
Ich mich ſchon gewähnt,
Hat ein Abgrund jähe
Wild mich angegähnt.

Nur noch halb vertrauend
Meinem Jugendſinn,
Steh' ich jetzt noch ſchauend
Nach den Bergen hin.

4. Hoffnung.

Hältſt ein Oelblatt du im Munde,
Taube, die du fliegſt hierher? —
Bringſt du eine frohe Kunde,
Eile, ich verlange ſehr!

Ach, der Schwermuth dunkle Wogen
Haben mich gar ſehr umwellt;
Grimmes Unglück hat den Bogen
Nach dem Herzen mir geſtellt.

5. Früchte und Gedichte.

Gedichte, die im Herzen prangen,
Durch Rütteln aus dem Herzen hallen,
Wie Früchte, die am Baume hangen,
Durch Schütteln von dem Baume fallen.

Ein Herzensrüttler ſonder Herz
Und Liedvermittler iſt der Schmerz.

6. Die Feuerſäule.

In des Lebens öde Wüſte,
In des Lebens dunkle Nacht
Leuchtet eine Feuerſäule
Zauberhaft in Wunderpracht.

Ohne ihre goldnen Strahlen
Wäre matt der Sterne Licht,
Ohne ihres Lichtes Garben
Prangte ſelbſt der Frühling nicht.

Alles, was der Bruſt erblühet,
Jedes Herzgeborne Lied
Iſt ein Strahl der Feuerſäule,
Wenn man auf die Quelle ſieht.

7. Alter und Jugend.

Schrecklich iſt es, zu ergrauen
Unter reichem, friſchem Leben,
Als Ruine ſich zu ſchauen
In der Mitte grüner Reben.

Nur wer fähig jung zu fühlen,
Kennt der Jugend wahres Walten
Und erſieht aus ihren Spielen
Sich das Schöne neu entfalten.

8. Dichters Gaſt.

Wenn hell das Feuer ſprühet,
Das Herz und Aug' erglühet,
Das iſt der rechte Mann!

Den lad' ich ein zum Mahle
Und reich' ihm die Pokale,
Daß er recht trinken kann,

Wenn ächten Muskateller
Aus meines Herzens Keller
Ich zapfe jubelnd an.

9. Dichters Aufſchwung.

Kann ich hier im engen Kreiſe
Leiblich mich auch nur bewegen,
Freut es mich, daß doch die Schwingen
Meines Geiſtes weiter dringen;
Daß man auch an fernem Orte
Gerne lauſcht auf meine Worte,
Daß verſchwinden alle Schranken
In dem Reiche der Gedanken,
Wenn ſie Herz und Geiſt erregen.

Die mittelalterliche Weltordnung
und
ihr unausbleiblicher Zerfall.

(Schluß.)

So ergab ſich alſo aus dem Lebensprinzip des Mittelalters ſelbſt, nämlich aus der, einer Hierarchie anvertrauten — Offenbarung und Gewalt über Himmel und Hölle:

1) daß der Papſt ſich der Souveränität über die Kirche bemächtigen,

2) daß die Kirche nach unbeſchränkter Herrſchaft über den Staat trachten,

3) daß ſie zu dieſem Zweck dem weltlichen Fürſten im Weltlichen eine völlig ſouveräne Macht über ſeine Unterthanen zuerkennen, endlich

4) daß die geiſtlichen und weltlichen Herren die unmittelbar Hörigen (die Seel- und die Leibeigenen) in unbedingter Abhängigkeit erhalten, und mit ihnen nach Außen erſt auf Selbſtvertheidigung, dann auch auf geiſtlich-weltliche Welteroberung — ausgehen mußten.*) —

Die beiden Extreme dieſer Weltverfaſſung waren alſo einerſeits der von Gott unmittelbar durch den h. Geiſt eingeſetzte, die göttliche Offenbarung mittelſt ſtäter Inſpiration fortſetzende, an Gottes Stelle die Erde beherrſchende, Himmel, Fegfeuer und Hölle eröffnende und verſchließende, — nur Gott verantwortliche, alſo abſolut ſouveräne Papſt — und anderſeits der abſolut rechtloſe Naturmenſch, der auf ſeiner Ueberzeugung gegen die päpſtliche Offenbarung beharrend, als Ketzer des zeitlichen und ewigen Todes ſchuldig war. Zwiſchen Beiden, in zahlreichen Abſtufungen, die mehr oder minder bevorrechteten geiſtlichen und weltlichen Herren, und die mehr oder minder verknechteten Geiſt-, Seelen-, Willen- und Leib-Eigenen! —

Das formelle Prinzip des ganzen Syſtems war die von Gott im Himmel ausgehende, auf Erden zuhöchſt durch den Papſt vermittelte, durch die ganze Menſchheit hindurch, bis in die Hölle hinabreichende, geheimnißvolle — unerforſchliche Weltregierung.

In dieſer Eigenthümlichkeit lag unmittelbar begründet:

1) daß die von Rom herabgehende Thätigkeit, alſo die Herrſchgewalt, ihres göttlichen Urſprungs halber, das abſolute Uebergewicht haben mußte;

2) daß eben, weil der göttliche Machtwille der menſchlichen Einſicht unbegreiflich, ja ſogar der Ueberzeugung zuwider laufen konnte, gleich von vornherein eine Verantwortung des unmittelbaren Organs jenes Machtwillens gegen ſeine Untergebenen unzuläſſig war, — eine Unverantwortlichkeit, welche auf jeder Stufe der Hierarchie bezüglich wieder hervortreten mußte; — endlich —

3) daß die ganze Ordnung weſentlich nur in einer von Gott hinab- und in die Maſſe der Rechtloſen auslaufenden Knotenreihe von Herrſchberechtigungen beſtand, neben welcher eine andere von Gehorſamsverpflichtungen von Ganz-hörigen aufſtieg, bis zu dem nur allein Gott verpflichteten, ſichtbaren Weltoberhaupt.

Dieſes Letztere war gleichſam das vom göttlichen Lebensgeiſt (dem πνευμα) geheimnißvoll bewegte Herz, von welchem nach dem Umkreis hin die herrſchenden Arterien ſich verzweigten, veräſteten und verfaſerten, während umgekehrt von dem äuſſerſten Umkreis die dienenden Venen, ihre Einzelnheit aufgebend, zur herrſchenden Einheit zurückliefen. Eben damit war aber auch der immanente Widerſpruch geſetzt, daß auf jeder der Mittelſtufen daſſelbe Individuum nach Oben hin unbedingt gehorchen ſollte, während es nach Unten unbeſchränkt herrſchen konnte.

Wie nun die erſte Hälfte der Geſchichte dieſes Syſtemes in allmähliger Geſtaltung der angegebenen Stufenordnung, alſo in Concentration aller Lebenskreiſe zu dem einzigen individuellen Souverain, — ſo beſtand die zweite Hälfte der Lebensgeſchichte dieſer coloſſalen Weltmonarchie darin, daß einerſeits die Herren, als ſolche, ihre Gewalt und ihre Vorrechte in Bezug auf ihre Untergebenen immer weiter auszudehnen, daß anderſeits dieſe zunächſt die bereits in der beſtehenden Ordnung begründeten Rechte gegen jene zu behaupten, dann aber auch die ihnen vernunftgemäß zuſtehenden, aber verkannten oder verkümmerten Rechte zur Anerkennung zu bringen ſuchten.

---

*) Die Chriſtenheit vertheidigte ſich erſt gegen die Mahomedaner, unterjochte dann bereits die heidniſchen Sachſen, — zog den Feinden in's gelobte Land entgegen und ging dann nach Aſien und Amerika auf erobernde Belehrung aus.

Das monarchiſche Prinzip, welches das aktive Moment des ſg. göttlichen Rechtes war, wurde in jeder Sphäre von den Herren gegen ihre Untergebenen mit formellem Rechte geltend gemacht, führte aber Uſurpationen herbei, gegen welche dann die Untergebenen zur Nothwehr reell berechtigt waren. Das Prinzip der vernunftrechtlichen Freiheit hingegen, welches das ergänzende Moment der ordnunghaltenden Herrſchgewalt iſt, nöthigte gegen die eigenſinnig und eigenſüchtig an ihren poſitiven Vorrechten feſthaltenden Herren zu materiell rechtlichen Inſurrektionen, gegen welche dann die beſtehenden Herrſchaften mit formellem Rechte ihre überkommene Gewalt vertheidigten.

Dieſer auf- und abſteigende Kampf hatte weſentlich zum Zwecke, die im Vorhergehenden angegebenen vier Unterſchiede, in ſo weit ſie unbedingte ſein ſollten, aufzuheben, und die vier dadurch verläugneten Einheiten zur Anerkennung zu bringen.

Vor Allem ſollte ein allgemeiner, durchgreifender Rechtszuſtand aufgerichtet werden, in welchem jede Art von bleibender Uſurpation unmöglich, wie jede Art von Inſurrektion unnöthig gemacht werde, — das Erſtere, indem jeder Gewaltmißbrauch auf rechtlichem Wege zur Verantwortung gezogen, das Andere, indem jene vernunftrechtliche Freiheit anerkannt, geſchützt und gewährleiſtet würde.

Näher wurde dann die Löſung jener unbedingten Unterſcheidungen dadurch vermittelt;

1) daß dem, durch Unwiſſenheit und Unſittlichkeit entheiligten Klerus gegenüber die Laien durch höhere Einſicht und Sittlichkeit die wirklich Ausgewählten wurden, und daß der erſtarrten Dogmatik und Caſuiſtik gegenüber die Weltweisheit, die Schriftgelehrtheit und die Moral durch weltliche Theologen ſich verſelbſtſtändigten, und hierdurch das Erfahrungswiſſen, die aprioriſche Vernunfteinſicht und das Gewiſſen ſich ihr Recht nehmen;

2) daß dem Adel gegenüber ſich ein bürgerlicher Krieger-, Induſtrie-, Gelehrten-, Beamtenſtand bildete, und durch Tapferkeit, Reichthum, Einſicht, Rechtsanſichten und göttliche Begabung ſich thatſächlich über den bloßen Abſtammungsadel erhob;

3) daß unabhängig von Kirche und Staat und Beide übergreifend, ſich von ſelbſt eine Welthandelsſchaft, eine Künſtlerwelt und eine Gelehrtenrepublik geſtalteten, während die fortſchreitende Bildung einerſeits im Kirchlichen die ſtarke Beimiſchung von Endlichmenſchlichem, anderſeits im Staatlichen weſentlich göttliche Elemente erkannte; endlich —

4) daß der Menſch zum Gefühl der Humanität, zum Bedürfniß der Allbefriedung, und zum Streben nach Allbeglückung erwachte, und dieſem gemäß auch ſeine Vorſtellung von Gott läutern und ihn nicht nur als den Allmächtig-Alleinigen, ſondern auch als den Allgütig-, als den All-Einigenden beſtimmen mußte, der ſich — ſeiner würdig — nur durch ein Univerſum offenbaren konnte, in welchem die unendliche Harmonie durch keine abſolut unauflösliche Feindſchaft aufgehoben wird. — F. W. Carové.

Chronik der ſchönen Literatur.

9) Gedichte von Theodor Kühne von Randau. Magdeburg. Eduard Bühler. 1838.

Dieſer Poët iſt gewiß ein Student, dem die Geduld ausgeht (wie er S. 58 ſingt) etwas Erkleckliches zu lernen. Nun treibt er's wie Meerkater und Meerkatze in der Hexenküche und reimt. Z. B. Dergleichen:

„Es war ein alter König,
Der ſaß allein in ſeinem Saal,
Dem waren geſtorben allzumal
Die Kinder ſeiner Liebe.
Da ſtarb er hinten drein.«

Das iſt nun ein Gedicht. Oder:

»Ein Storch nach ſeiner Weiſe
Spazierte auf der Flur,
Mit ihm ging eine Meiſe,
Sie that es ihm zur — Schur (!)
Da ſprach der Storch: o Meiſe,
Wie ſchön iſt die Natur!«

10) Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. Herausgegeben von E. Willkomm und Alexander Fiſcher. 1 Bd. 3. — 8. Lieferung.

Mit ehrenwerther Ausdauer verfolgt der wackere Willkomm den Weg, den wir ihn mit ſo viel Luſt und Liebe, mit ſo viel Begeiſterung und Hoffnung betreten ſahen; und tüchtige Kräfte ſchloſſen ſich producirend und reflectirend, friſch zugreifend und freudig berathend, ihm an. Der erſte Band der Jahrbücher iſt nun mit der 7. und 8. Lieferung geſchloſſen; er enthält nicht weniger als drei Trauerſpiele (von einem bloß Fragmente) und zwei Luſtſpiele (ſämmtliche Originalarbeiten) und Probe einer trefflichen Ueberſetzung von Calderons „Brücke von Mantible," zwei biographiſche Artikel (über die einander ſo verwandten Dichter Grabbe und Shelley, ſchätzbare Mittheilungen über den Fauſt (2 Artikel) „Akademie und Theater", „über die hiſtoriſche Bedeutung der dramatiſchen Poëſie", über Ben Jonſon und das engliſche Theater vor und nach Shakespeare, endlich eine große Anzahl von Beurtheilungen neuerer dramatiſcher Werke, von Correſpondenzen und Notizen. In der Reihe der Produktionen nehmen Julius Moſens „Cola Rienzi" und Siegismund Wieſens „Bettler" den erſten Rang ein. Die Tragödie des Erſteren zeigt einen großen, edlen Charakter in der auf- und abſteigenden Linie ſeines Schickſal's, und motivirt den Fall eines Mannes, der über ſeiner Zeit ſteht, nicht bloß durch die Beimengung der unlauteren Abſichten der Zeitgenoſſen, ſondern auch aus tiefinnerlichſten Gründen auf eine wahrhaft tragiſch-erſchütternde Weiſe. Wieſe's einaktige Tragödie „die Bettler" bewegt ſich auf einem enger abgezirkten Terrain, auf welchem zwar keine welthiſtoriſchen Namen auftreten, aber gleichwohl ein Stück Weltgeſchichte zermalmend dahinrollt. Wieſe hat einen modernen Paria aus altem bibliſchem Kernholz geſchnitzt; einer entſetzlichen Wahrheit, die haarſcharf neben der Carricatur des Heiligſten einherkeucht, gibt er die bluttriefende Geißel. Die mitgetheilten Luſtſpiele eröffnen der deutſchen Bühne noch immer keine tröſtliche Perſpektive. Gott weiß, warum wir Deutſche nicht endlich einmal ſo viel

Muth aufraffen, ein deutſches Luſtſpiel zu ſchreiben! „Muth“, ſag' ich, damit iſt alles geſagt, was das Entſtehen eines deutſchen Luſtſpieles bis jezt verhinderte; denn es gehört bei weitem weniger Muth dazu, einen Athanaſius zu ſchreiben, als einer ganzen Nation ihre faulen Flecken zu zeigen und mit dem glühenden Eiſen des Humors nahe zu kommen. Börne ſtarb daran, daß er ihn nicht auf Zinſen legen konnte. Die reflectirenden Aufſätze der Jahrbücher enthalten manche wichtige Winke, manche Hoffnungen, die leider — allzuſanguiniſch ſind!

11) **Molières ſämmtliche Werke.** Herausgegeben von **Louis Lax.** 3 Bdch. Aachen und Leipzig. J. A. Mayer. 1838.

Enthält: **Tartüffe**, überſezt von E. Duller. **Der Bürger als Edelmann** überſezt von O. L. B. Wolff, **Don Garcia oder der eiferſüchtige Prinz**, überſezt von Franz Demmler, und **Pracht und Liebe** (les amants magnifiques), überſezt von L. Lax. Von allen Stücken Molières halten wenige dem Überſezer ſo bedeutende Schwierigkeiten gegenüber, als der Bourgeois Gentilhomme, wo der Muthwille des claſſiſchen franzöſiſchen Luſtſpieldichters ſich in wahrhaft unſterblichen Burlesken wiegt. Wer dieſe Schwierigkeiten ganz kennt, wird dem Ueberſezer gewiß die Anerkennung nicht verſagen können, daß er einen glänzenden Sieg über ſie davon getragen, und, ohne die Eigenthümlichkeit des Originals in irgend einer von allen Feinheiten derſelben verlezt zu haben, den Bourgeois Gentilhomme Deutſchen wirklich als deutſches Luſtſpiel wiedergegeben. Demmler's Ueberſezung des Don Garcia, zeichnet ſich durch große Gewandtheit in der Behandlung des im Deutſchen ſtets etwas ſchwerfälligen Alexandriens aus. Was den Tartüffe betrifft, ſo reduzirt ſich mein Urtheil darüber — aus begreiflichen Gründen — nur auf die Anzeige von einigen argen Druckfehlern; der ärgſte iſt gleich in der erſten Scene (S. 30) wo nach dem Verſe:

„.... kurzum, man reſpektirt“

folgender ausblieb:

„Hier nichts; ein Jeder ſchwäzt und alles commandirt;“

ein anderer iſt, S. 6, Z. 8 v. unten „aufzuſtellen“ ſtatt: „aufzuhellen“ und ſo noch manche andere, mit deren Aufführung das Publikum nicht behelligt werden ſoll.

12) **Die Pickwickier.** Aus dem Engliſchen des Boz (pſeudonym) von H. Roberts. **Drittes Bändchen.** Leipzig, J. J. Weber. 1837.

Bei Gelegenheit der Anzeige der beiden erſten Bändchen ſprachen wir uns bereits über dieß geſunde rothbackige Kind des engliſchen Humors aus, das der Maiden-Queen den Alleinbeſiz der Popularität ſtreitig macht. Wollte Gott, der deutſche Humor könnte auch einmal einen ähnlichen Jungen zur Welt ſezen. Einſtweilen ſei denn der engliſche Droll deutſchen Landsleuten zum drittenmale beſtens empfohlen.

Feuilleton.

⁂ **Eine metrophiliſche Geſellſchaft** hat ſich zu Paris aus eifrigen Verehrern des klaſſiſchen franzöſiſchen **Versbaues** gebildet, welche bezweckt, denſelben wieder bei den praktiſchen und den theoretiſchen Poeten zu Ehren zu bringen. Sie wird allwöchentlich eine Soirée geben, zu welcher würdig geachtete Dichter eingeladen werden ſollen. Zwei Stunden ſind der Vorleſung von Verſifikationen beſtimmt. Auch ſoll ein Lehrſtuhl für den Versbau im Lokal der Geſellſchaft errichtet, und jährlich ſollen Preiſe für die verſchiedenen Versarten ausgeſezt, und 12 Bände (!) der eingeſandten Gedichte auf Koſten der Geſellſchaft abgedruckt werden.

⁂ **Die diesjährige Kunſtausſtellung zu Paris** bietet im Vergleich zur vorjährigen folgende numeriſche Reſultate:

Werke der	im J. 1837	im J. 1838
Malerei . .	1800	1807
Skulptur . .	184	138
Architektur .	57	33
Kupferſtiche .	61	34
Lithographie .	28	16
	2130	2031

Hierzu trugen bei 1119 Künſtler im J. 1837 und 1047 im l. J., und davon waren im vor. J. 106 und im l. J. 130 Frauen.

⁂ **Fortſchritte der Civiliſation in der Hauptſtadt der päpſtlichen Chriſtenheit.** — Paul II. († 1471) ſezte Feſtſpiele zu Rom ein, welche als Nachahmungen atheniſcher Luſtbarkeiten beim Testaceo und im Circus agonalis gefeiert wurden. Zum Theil beſtand die Volksbeluſtigung darin, einmal, daß der niedrigſte Pöbel auf **armen Juden** ritt, die durch Fauſtſchläge und Fußtritte gelenkt und geſpornt wurden, woher ſie den Namen *Somari* (Laſtthiere) erhielten, der nun ſchon bald 400 Jahre hindurch ihnen täglich und reichlich zuerkannt wird. Beim Carneval aber waren die vornehmſten Hebräer gehalten, in koſtümirten Masken und von einem Schwarme der ausgeloſenſten häßlichſten und entſtellteſten ihrer Landsleute begleitet, dem Wagen des röm. Senators bei dem Zuge durch den Corso zu Fuß vorauszuſchreiten; worauf junge Juden einen Wettlauf halten mußten, die vorher mit ſchweren Speiſen ſo angefüllt worden, daß ihnen das Laufen kaum möglich war. — **Zwei Jahrhunderte** hindurch wurde alljährlich dieſer neroniſche Volksſcherz wiederholt!! Erſt im Jahr 1668 wagten die römiſchen Juden, ſich an **Clemens XI.** mit der Bitte zu wenden, die perſönlichen Mißhandlungen in Geldtribut zu commutiren, und der allerheiligſte Vater geruhte zu verfügen, daß ſie für den Nachlaß der Leiſtungen bei dem Carneval 300, und der bei den anderen Spielen 331 Scudi und 37 Baj. jährlich zahlen ſollten. Und dieſes Schmachgeld wurde bezahlt bis zum Jahre 1797, wo die Juden bei **Pius VI.** um Erlaß dieſer Abgabe einkamen. Aber die Sache kam nicht zur Entſcheidung. Im J. 1809 wurde das Geſuch bei **Pius VII.** erneuert, der, wie Pius VI., eine Deputation zur Unterſuchung anordnete, zugleich für Zahlung des Rückſtandes Ausſtand bewilligte, ohne jedoch die Sache zur Entſcheidung zu bringen. Erſt der jezt regierende ſogenannte Nachfolger Chriſti hat am 27. Juni 1837 den Ausſpruch gethan, daß zwar, in Anſehung des erbärmlichen Zuſtandes der päpſtlichen Finanzen, die hebräiſche Nation forthin für alle Zeit und Dauer den jährlichen Tribut von 331 Scudi 37 Baj. zu bezahlen habe, jedoch ihr großmüthigſt die rückſtändigen, nicht unbedeutenden Zahlungen erlaſſen ſein ſollen.

⁂ **Die Note des Hrn. Bunſen von Ankona aus an den Cardinal Lambruſchini**, ſo wird von **Berlin** aus im Fränk. Merk. berichtet, hat dort »überall in der Geſellſchaft ein Gefühl des Unwillens erregt... Die entſchuldigende Sprache der Note, der ſo eben vollführten energiſchen That gegenüber, bietet einen ſchwer zu begreifenden Gegenſaz, und die ausgeſprochene Behauptung, daß der König nur aus Nothwehr und Selbſterhaltung zur Gewalt geſchritten ſei, dabei aber wohl anerkenne, daß das Recht der Entſcheidung dem Papſte allein zukomme, wird von manchen für ein beweinenswertheres Geſtändniß gehalten, als wenn Hr. Bunſen die That ſelbſt mit dieſem Epitheton bezeichnet ꝛc.«

⁂ Ueber »**die Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Geſchichte**, zugleich eine Kritik des Lebens Jeſu von **Strauß**, für theol. und nicht theol. Leſer, dargeſtellt von Dr. **Tholuck**« — bemerkt Hr. Lic. **Baier** in N. 47 der Berl. Jahrb. f. wiſſ. Kritik. »Es iſt gewiß das **eigenthümliche** Verdienſt dieſes Buches: gezeigt zu haben, mit wie viel Geiſt, Gelehrſamkeit und dialektiſch-rhetoriſcher Gewandtheit das ſupranaturaliſtiſche Bewußtſein den Zweifel bekämpfen kann, ohne daß dieſer ihm doch erliegen müſſe.« — »Gerade durch dieſes Werk muß dem neueren Supranaturalismus der Mangel, welchem dem **hiſtoriſchen** Beweiſe für die h. **Geſchichte** immer anklebt, zum Bewußtſein kommen.« — »Wie jede Geſchichte irgend eines Objektes, etwa des **Staates** oder der **Kunſt**, ſo hat in noch weit höherem Maaße die Geſchichte, in welcher die Geſchichte der **Religion** als ſolche ſich vollendet, das göttliche Recht von der Erkenntniß ihres unendlichen, ewigen **Inhalts** aus beurtheilt zu werden.« —

Berichtigung.

☞ In Nro. 84 iſt im Feuilleton Zeile 4 von unten ſtatt **hautes** zu leſen: **hanter** (altfranzöſiſches Wort, welches ſo viel bedeutet, als vertraulich mit Jemand umgehen.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 88. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 12. April.

Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit. 1815—1832.

Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zur Erſtürmung Warſchau's.

Von

Dr. Eduard Burckhardt.

(Vierte Lieferung. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1838)

In Num. 156 des „Phönix“ (5ten Juli) vom vorigen Jahre habe ich die erſten drei Lieferungen dieſes achtbaren Werkes zur Anzeige gebracht. Es verläuft längere Zeit, als anfänglich für das Erſcheinen deſſelben berechnet war, wo jeder neue Monat auch eine neue Lieferung bringen ſollte. Ebenſo wird das Werk ausgedehnter, als anfänglich im Plane lag; ſtatt ſechs Lieferungen ſind nun deren ſieben bis acht vorgeſehen. Aber beide Umſtände erklären ſich aus der Vielfältigkeit des Stoffes und der Schwierigkeit ſeiner Behandlung. Käme es bei einer Geſchichte der neueſten Zeit nur aufs Sammeln und Gruppiren an, ſo hätte man allerdings ſchon genug zu thun; aber das Maaß der Mühe ſchwillt über — ohne auf eine Anerkennung des Publikums rechnen zu dürfen — durch das Andeuten und durch das Verſchweigen.

Hr. Dr. Burckhardt hat ſich auch in dieſer vierten Lieferung mit einer Gewandtheit und zugleich mit einer Redlichkeit an den Grenzen des polizeilich Erlaubten gehalten, welche alles Lob verdient. Vielleicht zwar will es bedünken, als habe er da, wo er hiſtoriſcher Moſaikarbeiter iſt, einige liberale Stifte mehr einlegen können, ſo z. B. S. 312, aber Hr. Burckhardt kannte wohl den Boden, auf dem er ſchrieb, und er bringt uns allwärts ſo viel Wärme, Offenheit und conſtitutionelle Entſchiedenheit entgegen, daß wir weder an der Güte, noch an der Zweckmäßigkeit ſeiner Abſichten zu zweifeln haben.

Wenn wir dieſe vierte Lieferung öffnen, ſtoßen wir zunächſt auf ein Bild und dann auf einige Blattſeiten, welche eine der größten Völkerthränen der neueren Zeit enthalten. Das Bild iſt das in Kupfer geſtochene Portrait Ludwig Philipp's, der den Krater der Julirevolution ſchloß, wie es Bonaparte mit dem Krater der Revolution von 1789 that. Die Völkerthräne entrann Spanien's und Portugal's Auge, als Porlier, Lacy und Vidal bluteten, Freyre und ſeine Mitverſchwornen, unter dem Einfluß des Marſchalls Beresford verurtheilt, auf dem St. Annenplatze in Liſſabon zum Galgen wanderten (19. Oct. 1817). Daran reihen ſich dann Italiens Schickſale um dieſelbe Zeit.

Auf S. 307 beginnt der zweite Abſchnitt des Werkes: „Von den Karlsbader Beſchlüſſen für Deutſchland und der Veränderung des Wahlgeſetzes in Frankreich bis zum Tode des Kaiſers Alexander I. von Rußland (1820 bis 1825).“ Wir treten hier zunächſt auf vaterländiſchen Boden und bleiben es faſt bis zum Ende der Lieferung (S. 382). Ein eigenes Gefühl durchzieht unſere Bruſt, wenn wir ſehen, was ſich vor ſiebenzehn, achtzehn Jahren bei uns zutrug, wenn uns daſſelbe ſo alt und verſchollen däucht, und wenn wir doch gleichzeitig meinen, es hielten noch die nämlichen Zuſtände uns umfangen. Der Pilger von Jeruſalem fällt uns ein, der nach dreien Schritten vorwärts deren zwei rückwärts machte, nur daß er uns deren vier rückwärts gemacht zu haben ſcheint, oder der verzauberte Hund und der verzauberte Haaſe jenes orientaliſchen Mährchens, welche, jener das Volk, dieſer die Freiheit darſtellend, niemals ſich erreichen dürfen. Wir fragen: Was unſere Eltern uns hinterlaſſen *haben* und was wir unſeren Kindern hinterlaſſen *werden*? Wir zweifeln, wir wünſchen, wir denken. Ja, dies Denken bleibt uns doch, und auch das Wünſchen geſellt ſich ihm bald wieder, weil wir nicht verkennen können, daß durch eine Maſſe der verſchiedenartigſten Beſtrebungen und Gegenbeſtrebungen ſich doch ein Faden relativen Gelingens zieht, der freilich nicht blos nach der *äuſſeren* Erſcheinung deſſelben gewürdigt werden darf.

Das vertrauliche Schreiben des Fürſten Metternich an den Großh. Badiſchen Miniſter von Berſtett aus dem Jahre 1820, die Grundſätze des conſervativen Syſtems mit Geiſt und mit Entſchiedenheit entwickelnd, gilt gleichſam als bedeutungsvolle Ouvertüre, als Oberſatz dieſes Abſchnitts, woran dann die folgenden Scenen und die übrigen Theile des Syllogismus conſequent ſich ſchließen. Nämlich die Unterſuchung wegen demagogiſcher Umtriebe, die Redaktion der Wiener Schlußakte, die Erledigung der Beſchwerden des früher reichs-unmittelbaren Adels und die 1824 ſtattgefundene Erſtreckung des proviſoriſchen Bundespreßgeſetzes von 1819 auf unbeſtimmte Zeit. Nach Erwähnung der weſentlicheren allgemeinen Angelegenheiten Deutſchlands wird der einzelnen Staaten und ihrer beſonderen Verhältniſſe Erwähnung gethan. Zuerſt Oeſtreichs (S. 332 bis 335), dann Preußens, (S. 335 — 344). Bei Baiern (S. 344 — 352) begegnet uns alsbald der Name Behr's, landſtändiſchen Abgeordneten von 1819, jetzigen Strafgefangenen auf der Veſte Oberhaus bei Paſſau. Hr. Burckhardt griff da mit ſeinem warmen Gefühle — gewiß zur Billigung des Leſers — ſchon der Zeit vor, und ſprach milde, beſcheidene, aber doch auch Worte voll Klanges in die Nacht der Gefängniſſe.

Beſonders in dieſen Schilderungen der landſtändiſchen Beſtrebungen jener Zeit, wie ſie an und für ſich auch ſchon etwas Dramatiſches haben, war der Verf. glücklich. Gedrängtheit, Maſſe, — und doch auch ſo viel Detail, als nothwendig iſt, individuelle Zuſtände individuell aufzufaſſen. Auf Baiern, in deſſen letzter Erwähnung der Name eines trefflichen deutſchen Mannes, des freiſinnigen wirklichen Staatsraths, Freiherrn von Aretin, gleich einem reinen, nur durch den Tod getrübten Diamant funkelt, folgen Baden (S. 352 — 365), Würtemberg (S. 365 — 374), Kurheſſen (374 — 380), Großherzogthum Heſſen (S. 380), Sachſen und Hannover (S. 380 — 382). In Baden drängte ſich's damals eigen zwiſchen erſter und zweiter Kammer, unter der Herrſchaft eines ſtaatsklugen aber ſtrengen Fürſten. Wechſelnd waren die Erfolge. Selbſt ein bürgerliches Mitglied des Miniſteriums — der neulich verſtorbene brave Miniſter Winter — ſtritt als Abgeordneter zur zweiten Kammer gegen die allzu ariſtokratiſchen Tendenzen der erſten. Zuletzt unterlag die liberale Parthei der zweiten Kammer und das bekannte Manifeſt vom 6. Jan. 1823 ſchloß für längere Zeit eine entſchiedenere Wirkſamkeit und ſelbſt ein Zuſammenkommen der Kammern. — Freundlicher geſtaltete es ſich in Würtemberg. Dabei erſchien die Regierung ſelbſt, äuſſeren Beziehungen gegenüber, in Oppoſition, welche ſie jedoch aufgab. Von Kurheſſen, unter des alten Kurfürſten Wilhelm I. Regierung, umgeben von allen Reminiscenzen einer untergegangenen feudaliſtiſchen Vorzeit, die er bis in's Kleinſte wiederherzuſtellen ſtrebte, von den vergeblichen Bemühungen der weſtphäliſchen Domainenkäufer, von den erfolgloſen Beſtrebungen der Landſtände, konnte Hr. Burckhardt nichts Erfreuliches melden. Mehr dagegen vom Großherzogthum Heſſen, deſſen erſter Landtag damals ſegenreich waltete.

Wie die Lieferung mit Spanien und Portugal begonnen, ſo endigt ſie auch damit. Dort der Stern der Freiheit und Kulturentwicklung hinabſinkend, hier wieder hinanſteigend. Der Name „Don Raphael Riego“ fällt uns da zunächſt in's Auge, — aber wir wiſſen ja ſchon, was ſpäter mit ihm geſchah. — —

Möge das brave literariſche Unternehmen des Hrn. Burckhardt und der anſtändig ausſtattenden Verlagsbuchhandlung alle die Theilnahme finden, welche es verdient, und welche es auch wohl ohne unſere Empfehlung in allen deutſchen Gauen findet, wo man Wahrheit nicht ohne Geſinnung, und Geſinnung nicht ohne Wahrheit will.

K. B.

Gemälde-Ausſtellung

im

Städel'ſchen Inſtitut zu Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Einen heiteren Uebergang von *Huroll's* hiſtoriſch-landſchaftlichem Phantaſieſtück zur landſchaftlichen Galerie, welche ſehr reich bedacht iſt, bietet uns ein recht freundlich anſprechendes Genre-Bildchen von *T. Weller* von Mannheim. Es iſt ein Italiener, der, die Mandoline ſpielend, ſich mit Weib und Kindern vor ſeinem Hauſe mit Tanzen beluſtigt; — eine anmuthige Gruppe, klar, friſch und ſauber gemalt, ohne Prätenſion, wie das ſüdliche Leben, ohne Berechnung auf beſonderen Effekt. Doch — ſchon drängt uns die Menge der zuſtrömenden Schauluſtigen in den angränzenden Saal, wo *Leſſing* mit mehreren anderen ausgezeichneten Landſchaftsmalern und — mit ſich ſelbſt um die Krone zu ringen ſcheint. Freunde des gefeierten Künſtlers haben eine Reihe ſeiner Landſchaften aus mehreren Jahren zuſammengebracht, und hocherfreulich iſt es, wahrzunehmen, wie er ſtets von Neuem ſich ſelbſt überbietet und übertrifft. Leider haben einige frühere Arbeiten durch Nachdunkelung der Farben vieles von ihrem Reiz eingebüßt. Von ſeinen neueſten Werken ziehen drei große Bilder die allgemeine Bewunderung auf ſich. Jedes derſelben bietet ein eigenthümliches Intereſſe. Auf dem einen windet ſich ein ſanfter Strom zwiſchen anmuthigen Felsufern durch; es iſt ein feuchtwarmer, duftiger Tag; die Sonne ſtrebt große, gewitterige Wolkenmaſſen zu durchbrechen, — die vielleicht etwas zu maſſiv ſind für die freundlich begrünte Gegend. Reicher, belebter, vollendeter ſcheint uns das zweite Bild, auf welchem wir von einer Anhöhe zwiſchen zwei von der untergehenden Sonne beglänzten Felſengruppen hindurch in weite Fernen ſehen. Am Fuße des Hügels ragt aus ſonnigen Baumgruppen eine Kirche in den Abendglanz empor, und ſchon erhebt friedlich am fernen Horizont der volle Mond ſich aus herbſtlichen Wolkenſchichten. Es iſt ein ſanftes Farbengedicht, welches uns anlockt, in ſchwärmeriſche Wehmuth über das Schwinden eines ſchönen Tages uns zu verſenken. Nur dadurch wird dieſe Wirkung einigermaßen geſtört, daß auf der einen Seite des Bildes die Felſengruppe noch eine zweite Ausſicht in's Freie geſtattet, was leicht hätte vermieden werden können, wenn ſtatt des etwas kümmerlichen und vernachläſſigten Eichbaum's, der die Felsmaſſe krönt, eine größere, das Bild abſchließende Baum- oder Feſenparthie angebracht wäre. — Erfreut uns in den zwei eben erwähnten Bildern vorzüglich die geiſtreiche und höchſt unbefangene Auffaſſung der Natur, wie ſie dem künſtleriſchen Auge ſich darbietet, ſo reißt das dritte und größte Bild uns zur Bewunderung hin, durch den hohen Schwung, den die Phantaſie des Meiſters hier genommen und die Vollendung, die er ſeiner Schöpfung gegeben. Eine rieſenhafte uralte Eiche thürmt ſich auf der einen Seite an ſteilem Bergabhang, auf der Gegenſeite ſtreben ſchlanke Weißtannen und Buchen in friſcher Jugendkraft empor, mit den Wipfeln in die Krone der ehrwürdigen Eiche ſich verzweigend, während die Wurzeln dieſer, wie jener aus dem klaren Bächlein ſich tränken, welches aus blauduftigem engbeſchloſſenem Felſenthale hervorquillt. Vor der Eiche aber kniet ein Ritter mit ſeiner Frau im Gebet zu der heiligen Mutter, deren Bild in dem Baumſtamme befeſtigt. Die Pferde, auf denen ſie den Weg in dieſe romantiſche Wildniß zurückgelegt, erfriſchen ſich durch einen Zug aus dem klaren Quellwaſſer, welches zwiſchen Felsblöcken und üppig-grünendem Huflattich ſeine erquickende Kühle bewahrt. So ſtimmt Alles zu einem hochpoetiſchen Ganzen zuſammen, und wie man bei Betrachtung der einzelnen Parthieen durch die Treue der Auffaſſung und die Sorgfalt der Ausführung, ſo findet man ſich bei dem Ueberblick über das Ganze, durch den Reichthum der Compoſition und die Harmonie der Färbung und Beleuchtung befriedigt. Es iſt ein wahrhaft idealiſches Bild, in welchem die Natur der lebendige Ausdruck eines ſchönen Gedankens geworden, was unſtreitig als die höchſte Beſtimmung der Landſchaftsmalerei anzuſehen iſt.

Dieſem Ziele zuſtrebend und durch eigenthümliche Vorzüge ſich auszeichnend, verdienen nächſt Leſſing vor Allen Karl Morgenſtern und Achenbach hier noch beſonderer Erwähnung. Wie Dieſer der nördlichen, ſo hat Jener ſich der ſüdlichen Natur vorliebig zugewandt. Terracina, von den Ruinen des Schloſſes Theoderich's aus angeſehen, und eine Veduta aus der Gegend am Anio bei Subiaco bezeugen uns das rüſtige Fortſchreiten des jungen Morgenſtern's, der, ein Enkel des berühmten Architekturmalers, und Sohn des nicht minder berühmten Gemäldeherſtellers gleichen Namens, ſich dieſen hochverdienten Künſtlern würdig anſchließt. Die beiden von ihm ausgeſtellten Bilder zeichnen ſich eben ſo ſehr durch ihre kräftige, lebenvolle und gediegene Färbung und Behandlung, wie durch harmoniſche Haltung, verſtändige Anordnung und ächt italieniſche Beleuchtung aus. Mit markigem Pinſel ſind die fleißigen Studien geiſtreich ausgeführt und laſſen noch viel Treffliches von dem ſtrebenden Künſtler erwarten.

Auch die von Achenbach aus dem Norden eingeſendeten neueſten Werke bekräftigen und ſteigern die Hoffnungen, zu denen ſeine früheren Arbeiten uns berechtigen. Ein Winterſtück, auf welchem neben einer Windmühle über zugefrorenem Fluß die Ausſicht in weite kaltneblige Ferne ſich verliert, eine Anſicht vom Strande der Nordſee bei Scheveningen, über welchen Nebelwolken niederthauen, dann ein großes Seeſtück, welches uns das Meer in ſtürmiſchem Wellenſchlag gegen ein Wachthaus anbrandend zeigt, bewähren, jedes auf eigene Weiſe, das eminente Talent des jungen Künſtlers. Wie Morgenſtern durch das Plaſtiſche ſeiner Darſtellungen den italieniſchen, ſo reiht Achenbach durch ſein ſeltenes Savoir-faire, durch die überraſchende Leichtigkeit und Gewandtheit der Ausführung den neueren franzöſiſchen Künſtlern ſich an. Bedeutende Fortſchritte zeigen uns ſeine eben erwähnten Bilder beſonders bei Behandlung der Bewölkung, die hier an die großen Meiſter der älteren niederländiſchen Schule erinnert. Ebenſo erfreulich iſt es, wahrzunehmen, um wie vieles naturgetreuer er das Meer uns auf ſeiner jetzt eingeſendeten Marine dargeſtellt hat im Vergleich mit dem großen Bilde, welches im vorigen Jahre hier ausgeſtellt war und von dem Städel'ſchen Muſeum angekauft worden.

Auch von Poſe iſt eine ſehr gelungene Anſicht von Kronenberg mit der Ausſicht auf die ferne Bergſtraße, von Schulten eine freundliche Landſchaft, von Schillbach eine Anſicht des Vierwaldſtädter See, von Thöming die Küſte bei Molo di Gatta, von Wagner von Frankfurt eine gut ausgeführte Waldgegend, und von dem Niederländer van der Eycken ein gediegenes landſchaftliches Bildchen hier ausgeſtellt, deren Verdienſte näher zu würdigen wir uns jedoch verſagen müſſen, da es hier nur unſere Abſicht ſein konnte, auf ſolche Leiſtungen aufmerkſam zu machen, welche uns einen merklichen Fortſchritt in der Kunſtentwickelung zu beurkunden ſcheinen.

Friedrich Förſter's Kriegslieder.

(Eine Feſtgabe zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier der freiwilligen Jäger. Berlin. 1838.)

Während im Süden Deutſchlands Friedensfahnen als Feldzeichen aufgepflanzt werden und Athanaſius mit den Seinen den Feuerbrand in den Tempel der Concordia ſchleudert — ohne daran zu denken, daß gerade in dieſem Tempel Cicero der Catilinariſchen Verſchwörung ſiegreich entgegentrat — erſchallen im Norden kriegeriſche Geſänge zur Feier der Eintracht und des Friedens; während man in Würzburg und München bemüht iſt, den Samen einer unter den Schlachtfeldern eines dreißigjährigen Bruderkrieg's begrabenen Zwietracht wieder zu erwecken, nicht bedenkend, wie das Ausland lüſtern und wohlgefällig und — einer reichen Ernte gewärtig, auf ſolche Ausſaat blickt, ruft man in Berlin die Zeiten einer lebendigen, begeiſterten Eintracht deutſcher Völker in's Gedächtniß, deren Glut noch die Herzen der ſpäteſten Enkel erwärmen muß. Wir ſind keinen Augenblick im Zweifel, wem wir Herz und Hand zuwenden wollen und vertrauen dem geſunden Sinn, der im Vaterlande Wurzel geſchlagen hat, daß er wiſſe, daß kein heiliges Gut gefährdet ſei, wenn ein Diener der Kirche die Folgen eines Wortbruch's gegen die Regierung tragen muß, daß aber die Exiſtenz des Staates, ja die Selbſtſtändigkeit eines Volkes auf's Aeußerſte bedroht iſt, wenn es einer Partei gelingen ſollte, das Volk gegen die Regierung, und im Volk Mann gegen Mann zu empören; wir trauen unſeren Vaterlandsgenoſſen, daß ſie wiſſen, es ſei kein Grund zu dieſem gefährlichen, alle Bande löſenden, alle Exiſtenz bloßſtellenden Kampfe vorhanden, zu dem nur eine treuloſe, die Freiheit des Glaubens und des Gewiſſens, die Freiheit der Perſon und des Eigenthums, ſo wie die Nationalität mit Füßen tretende Herrſchergewalt herausfordern könnte. — Unſere Zuverſicht iſt keine vage, auf Wolken ruhende; aller Orten thut ſich Beſonnenheit und Vaterlandsliebe kund und von allen deutſchen Landen bietet faſt nur Baiern einen Raum für Sympathieen mit Belgien und Rom. Man würde aber ſehr irren, wenn man dieſen Raum für ſo groß hielt, als das Königreich, oder wenn man gar die Wortführer der Münchener politiſchen, der neuen Würzburger Zeitung ꝛc. für Dolmetſcher der Geſinnung des Königs halten wollte, bei dem deutſche Vaterlandsliebe ein unangreifbarer Glaubensartikel iſt. Man theilt ſich einen in dieſer Beziehung intereſſanten und erfreulichen Brief an Herrn Dr. F. mit, in welchem er von dem in Preußen gefeierten Jubelfeſt ſpricht. „Mich freut es aufrichtig,“ heißt es in dieſem königlichen Schreiben, „wenn ich ſehe, daß man in der gegenwärtigen Zeit jener Tage gedenkt, wo ſolche Begeiſterung und Einigkeit der deutſchen Stämme das gemeinſame deutſche Vaterland befreit hat. Bewahren wir dieſe Zeit —

mir iſt ſie keine Vergangenheit, wie ich Ihnen einſt mündlich äußerte — treu im Herzen! und drohe wieder ein Feind Deutſchlands Gränze, dann finde er in derſelben Eintracht mit dem nämlichen glühenden Gefühle alle Deutſchen wieder. Dieſes iſt meiner Seele glühender Wunſch! ꝛc." — Die obengenannten Lieder ſind großentheils während der Feldzüge 1813 — 1815 entſtanden und tragen das Gepräge jener Zeit, deren Feuer, deren Zorn, deren Luſt. Der Verfaſſer war damals ein zwanzigjährigter Jüngling und einer der erſten, der zu den Waffen griff, als der Aufruf erſcholl, ja Einer von denen, die ſchon mehrere Jahre vorher die Univerſitätsgenoſſen für den bevorſtehenden Kampf entflammten. Die erſten zwölf Lieder der Sammlung erſchienen im Februar 1813 mit einem Vorwort von Blücher, die anderen meiſt im Bivouak oder Standquartier geſchriebenen kamen uns in jenen Tagen theils handſchriftlich, theils durch Zeitſchriften zu Geſicht; endlich ſind eine Anzahl Feſtlieder beigegeben, die die Waffengefährten bei der jährlich wiederkehrenden Feier des Aufruf's an's Volk bei'm klingenden Becher geſungen. Wir freuen uns, daß der Verfaſſer im dießjährigen Jubelfeſt einen Anlaß gefunden, dieſe zerſtreuten Blätter zu ſammeln, und indem wir ſie unſeren Leſern als immergrüne, auf geſundem Stamm gewachſene bezeichnen, ſuchen wir dieß Lob durch Mittheilung wenigſtens des erſten der Lieder zu rechtfertigen:

An die Deutſchen.

Auf! denn ihr ſeid das Geſchlecht der niebeſiegten Germanen,
  Und noch hat ſich die Kraft, Deutſche, von euch nicht gewandt;
Noch wohnt Leben in euch und glühendes Feuer der Jugend,
  Euern rüſtigen Arm ſtählte begeiſternder Muth.
Und es regte ſich tief in der Bruſt die ſchlummernde Liebe
  Zu dem geheiligten Land, das euch, ihr Brüder, gebar,
Das euch treulich gepflegt mit mütterlich ſorgendem Herzen,
  Das euch jegliches Glück, jegliche Freude gewährt.
Räuberiſch trat das fränkiſche Volk in unſere Grenzen,
  Und ein fremder Tyrann herrſchte mit frevelndem Muth.
Nie verlangt es dem Tiger, die eigene Brut zu zerfleiſchen,
  Selbſt der ergrimmte Leu ſchont das verwandte Geſchlecht.
Aber uns zwang zu unmenſchlicher That der gefürchtete Zwingherr,
  Und das Geſetz der Natur brach er verachtend entzwei:
Deutſche führt' er gegen den Deutſchen in mordender Feldſchlacht,
  Ach! von des Bruders Blut rauchte dem Bruder die Hand.
Trügeriſch rief er hervor, ein Schattengebilde, den Rheinbund,
  Stürzte des Kaiſers Thron, ſtürzte das heilige Recht.
Unter die Großen des Reichs warf er das Feuer der Zwietracht,
  Und in verzehrendem Haß fraßen die Völker ſich auf.
Schaudernd reichen ſie ſich die brudermordenden Hände:
  Wehe dem Deutſchen, der noch gegen den Deutſchen das Schwert
Zückte! Wir ſtehen vereint! Vereint nur können wir ſiegen!
  Deutſchlands Söhne, beſchwört treulich den ewigen Bund!

Feuilleton.

*** **Merkwürdige Vegetation.** — Von Gent wird unterm 9. d. M. berichtet: Im Garten des Hrn. Stoop in der Rue des champs iſt auf einem Aprikoſenbaum, der, in freier Luft an einer, auf keine Weiſe erwärmten Mauer ſteht, eine täglich ſich vergrößernde Frucht zu ſehen, die aus einer, während der ſtarken Kälte aufgegangenen Blüthe erwachſen. Dieſe Aprikoſe, von der Dicke einer ſtarken Nuß, iſt auf dem Punkte, ſich zu färben. Alle Gärtner beſtaunen dieſe wunderbare Frucht. —

*** **Beitrag zur Geſchichte der Journaliſtik.** — Bevor noch »**die Gefangennehmung des Erzbiſchofs von Köln** — von einem praktiſchen Juriſten« — erſchienen, wurde ſchon im Januar in Tagblättern auf ſie als die Arbeit des Hrn. **Rathes Schloſſer** in Frankfurt a. M. aufmerkſam gemacht. Im Februar wurde im Repertorium der G. d. Lit. Geh. Rath Prof. Schloſſer als Verf. genannt. Ende Febr. wurde dies ebend. dahin berichtigt, als Verf. dürfe ein **Titularrath** Schloſſer aus Frankfurt a. M. genannt werden. Im März leſen wir in der Leip. Allg. Ztg., allgemein halte man Hrn. **Legationsrath Moritz Lieber**, Ritter des goldenen Spornes in Kamberg, für den Verfaſſer, und bis jetzt iſt dieſer letzteren Angabe nicht weiter widerſprochen worden, wie denn auch in hieſiger Gegend dieſe Angabe für die richtige gehalten wird.

*** **St. Chéron und Ranke.** — Aus einem Pariſer Correſpondenzbericht in der Hannöv. Ztg. ſtellt ſich heraus, daß Hr. St. Chéron an der im Phönix früher erwähnten Fälſchung völlig unſchuldig iſt. Er ſelbſt verſteht nämlich kein Wort deutſch; die von einem Deutſchen, Namens Haiber, beſorgte Ueberſetzung iſt aber wahrſcheinlich vor dem Drucke Hrn. Genoude, Herausgeber der *Gazette de France*, zur Durchſicht mitgetheilt worden, welcher dann *proprio motu* die gerügten Veränderungen in Betreff Luthers vorgenommen hat! — Hr. de St. Chéron wird die Berichtigungen dem Werke noch eigens beifügen laſſen.

*** Das *Speculum humanae salvationis*, dieſes wichtige Denkmal der Holzſchneidekunſt im XIV. Jahrhundert, ſoll in der Bibliothek der Kapuziner zu Pruntrut unter einer Sammlung koſtbarer Handſchriften aufgefunden worden ſein. —

*** **Geſetzlicher Schutz des geiſtigen Eigenthums gegen den Nachdruck.** — Als ein wahrhaft erfreuliches Zeichen der Zeit begrüßen wir, nicht des einzelnen Falles, ſondern des Prinzipes wegen, ein — Straferkenntniß, welches das Großherzogl. Heſſ. Regierungsblatt vom 7. April veröffentlicht. »Meyers Univerſum« (in Hildburghauſen erſcheinend) enthielt nämlich unveränderte Nachſtiche von drei in dem **Lang**'ſchen Originalwerke: »Anſichten der vornehmſten Städte in Deutſchland« erſchienenen Abbildungen. Auf die Klage des Verlegers des letzteren Werkes, des Buchhändlers Lange in Darmſtadt, und auf den Grund des **Geſetzes** vom 23. September 1830, wurden die in Darmſtadt vorgefundenen Exemplare der Nachſtiche in Beſchlag genommen und confiscirt.

*** Im *Théâtre français* zu Paris wurden im Laufe des vorigen Jahres ſechszehn neue Stücke aufgeführt, namentlich: *Vieillesse d'un grand roi*, *Julie* oder *une séparation*, *Droits de la femme*, *Bouquet de Bal*, *Claire* oder *la Préférence d'une mère*, *Chef-d'oeuvre inconnu*, *Chateau de ma nièce*, *Mad. de Senneterre*, *Indépendance*, *une Saint-Hubert*, *Mad. de Lignerolles*, *Marion de Lorme* und *Hernani*.

*** **Merkwürdige Sternvergrößerung.** — In der Kön. aſtronom. Geſellſchaft zu London wurde am 9. v. M. ein Schreiben **Herſchel's** vom Cap verleſen, welcher berichtet, daß er vom 16. bis 17. Dezember vor. Jahrs »eine ſehr merkwürdige Beobachtung gemacht.« Den Nebelſtern η in der Argo, den er **kurze** Zeit zuvor noch als einen Stern zweiter Größe beobachtet, habe er in jener Nacht als einen Stern von ſolcher Größe wieder gefunden, die ihn ſelbſt dem Aldebaran, Procyon, α Eridani, α Orionis gleichſtelle, und nur wenig kleiner als Rigel erſcheinen laſſe.

*** **Blücher und Spontini.** — Kürzlich wurde an **Blücher**'s Statue am Opernhauſe zu Berlin eine Bittſchrift an eine hohe Perſon gefunden, worin der Marſchall Vorwärts bei der bevorſtehenden Armeepromotion um Verſetzung bittet, weil er, ſeitdem Spontini's »Agnes von Hohenſtaufen« gegeben werde, auf ſeinem Platze, wenn gleich abgehärtet durch Kanonendonner, in der That nicht mehr aushalten könne.

*** **Aus Mailand** wird im Kunſt- und Literaturblatt zur Euterpe u. a. folgendes berichtet: Die Hauptſtadt der Lombardei geht ſeit einigen Jahren raſchen Schrittes dem Primate literariſchen und künſtleriſchen Wirkens in Italien entgegen... Das Beſtehen von 25 **Journalen** bei einer Bevölkerung von 155000 Seelen gibt ein auffallend günſtiges Verhältniß für den Zuſtand der Literatur an (Wien hat nur 23 Journale)... **Almanache** traten für dieſes Jahr über 40 an's Tageslicht, theils unter dem Namen *Almanacco*, theils als *Strenna* (*Strennae*) ſich ankündigend. Unter den letzteren zeichnet ſich ganz vorzüglich das Album der mailändiſchen Kunſtausſtellung im Mai 1837 aus, welches eine bildliche und eine beſchreibende Darſtellung der ausgezeichnetſten unter den 300 ausgeſtellten Kunſtwerken enthält.

*** **Sechzig ſpaniſche Kirchenglocken** ſind als altes Kupfer nach New-York verſchifft worden und werden nun dort verkauft. Kunſtverſtändige verſichern, man könne keine gleiche in Amerika gießen. Glocken von nur 100 Pfund Gewicht haben mehr Kraft und Macht im Tone, als gewöhnliche von 300 Pfund. Man vermuthet, es ſei viel Silber in das Erz derſelben verſchmolzen.

*** **Hofgerichtsadvokat Achert** ließ von ſeiner Schrift, welche den Miniſterkongreß zu Wien über die Mittel, die Fortſchritte der Revolution in Deutſchland zu hemmen, belehren wollte, auf eigene Koſten 14000 Exemplare drucken; kaum einige Hundert wurden abgeſetzt. Für ſein an den König von Hannover überſendetes Promemoria ſoll ihm ein Douceur von 4 Friedrichsd'ors geworden ſein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No. 89. 1838.

Phönix.

Freitag, 13. April.

Zu Oſtern.

Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Ob er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt!
Das köſtlichſte Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten. Göthe.

Welche Taſten klangen nicht alle an auf dem Rieſen-Klavier der Zeit, während wir äuſſerlich in ſtummer Ruhe an den Knochen der Juliusrevolution uns ergötzten und aus dem Kaffeeſatze der neueſten Begebenheiten künftige prophezeiten! Alle religiöſen, alle ſocialen, alle philoſophiſchen Fragen drängten ſich, überſchlugen ſich. Sie wurden aus einem Privileg zum Gemeingut. Nicht viel wäre dabei zu erinnern geweſen, denn es gibt nur eine Wahrheit und dieſe Wahrheit ſollte für Alle ſein. Aber die Mittelſtufen waren nicht genug gewahrt. Man gab häufig als gewiß, wo man hätte zweifeln, zum Zweifel hätte auffordern ſollen. Die Frivolität, die unbändige, widerwärtige Eitelkeit des Individuums, erſchienen als Ceremonienmeiſter, welche die Wahrheit oder das als Wahrheit Behauptete in die Säle der Vornehmen und in die Stuben der Bürger mit mephiſtopheliſchem Kratzfuß brachten. Wo die Vorkenntniſſe fehlen, wirkt die Ueberraſchung um ſo gewiſſer. Gott und Welt, Gutes und Böſes, Liebe und Ehe, — wie die Kügelchen am Roſenkranze erſchienen ſie, welche durch die Finger der Leſewelt liefen, und, was als Kenntniß von der Lehre St. Simon's nur dunkel in die Gemüther eingedrungen war, das vollendete jetzt ein Roman der Madame Dudevant, oder der Salon Heine's, oder das eine und andere Produkt der jungen Literatur in vibrirenden, wollüſtigen Andrängen. Der Profeſſor der Theologie oder der Philoſophie war zur Leihbibliothekmamſell geworden und ſein ehrwürdiges Katheder zur Leiter für die oberen Bücherreihen.

Dieſe Zeit iſt jetzt vorbei, ja, ſie iſt ſogar ſchon veraltet. Weniger die dagegen erlaſſenen Verbote, die literariſche Aechtung Heine's und ſeiner Freunde, ſind Schuld daran, als daß die Richtung der Zeit überhaupt eine andere geworden iſt. Selbſt in Frankreich halten die Schriftſteller der bezeichneten Gattung nicht mehr völlig die alten Bahnen ein; die Dudevant edirt opera omnia oder gefällt ſich in dramatiſchen Arbeiten, in politiſchen Converſationen. Namentlich aber in Deutſchland ſind wir auf eine ganz unvorhergeſehene Weiſe aus dem Gebiet der Spekulation in das der poſitivſten Verhältniſſe zurückgeworfen worden. Man philoſophirte, ob noch eine Ehe ſein ſolle, und nun ſind wir von dieſem W im Alphabete der ſocialen Zuſtände an's A b, ab, zurückgeſetzt, zur Erörterung der Frage: Was von gemiſchten Ehen zu halten? Aehnlich im Gebiete der Religionslehre. Ueppig frivol war die Aeuſſerung ergangen: Ob nicht beſſer geweſen wäre, wenn wir niemals von Gott etwas gewußt; über Chriſtus, die Apoſtel, geſchahen Würfe von Salz und Lauge, und nun glüht der Streit über's jus circa sacra. Der Papſt in Rom wird als Nachfolger Petri ſtatuirt, aber nur für gemeſſene Grenzen. Man erkennt den alten, reichen Güterbeſitz der Kirche an, meint aber, durch Luther's Dazwiſchenkunft ſei die weltliche Macht ihre Inteſtaterbin geworden. Entweder alſo hat man jene beſtrittenen Vorausſetzungen unſerer ſocialen und religiöſen Zuſtände ſtillſchweigend wieder in ihre alten Rechte eingeſetzt, oder man hat dieſes nicht gethan und ſtreitet in der Luft, gleich den wandernden Schaaren Rodenſtein's.

Dieſe Erwägungen würden zu anderen Punkten führen, als wir hier aufzuſuchen beabſichtigen. Es genügt uns, einen jener Fäden aufzunehmen, welcher ſich hauptſächlich durch die bezeichneten Discuſſionen ſchlang. Oder iſt er auch vorbei, veraltet, wie ſie? Gehört es nicht zum Majeſtätsrechte der Gedanken, der ſchönen oder erhabenen Ideen, daß ſie, ſelbſt Götter, wie das Leben der Götter, „ewig klar und ſpiegelrein und eben“ ſind? Daß, nach abgeſtreifter Form, ihnen ſchnell wieder eine friſche, neue Form erwächſt? Daß ſie eine Eintrittskarte haben in die Säle aller Jahrhunderte? — Die größten Dichter der Welt waren darauf bedacht, in ihre Werke Betrachtungen einzulegen, welche, wie Anker, in das Gebiet des dunkeln Jenſeits eingriffen. Oder, waren ſie nicht Ankern zu vergleichen, ſo doch dem Senkblei, der Sondirſtange.

»Sterben — ſchlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen!« —

Wer kennt nicht dieſe Worte, dieſes Thema des tiefſinnigen Monologs Hamlet's? Und was vor ihm, mit ihm, nach ihm Andere in ähnlichem Sinne ſprachen, was Göthe in den berühmten erſten Monolog ſeines Fauſt, Schiller in den Monolog Karl Moor's im vierten Akt der Räuber legte, was ſelbſt der verſchrieene Byron mit zweifelnder, aber nicht weniger ſehnſüchtiger, nach Gewißheit rankender Geſinnung ſeinen würzigſten Gedichten in gleichem Sinne verſchmolz, — alles Dieſes wäre ein abgeleiertes Thema? Es wäre nicht von Intereſſe, wenn auch nur leis, Stufen einzuhauen von einem Zeitmoment zum andern, und dem ſpäteren Zeitmomente zu zeigen, was der frühere als Zerſtreutes und ſelbſt zerſtreut im Ganzen weniger beachtete? —

Wie vielen Veränderungen waren im Laufe der Jahrhunderte die ſchönen verheißungsvollen Worte Chriſti an ſeine Jünger vom Hauſe des Vaters, in welchem viele Wohnungen ſind, und vom Sein, wo Er ſei, unterlegen! Die Unſterblichkeitslehre hing ſchon in ihrer allgemeinſten Auffaſſung, geſchweige denn in ihrem Detail, (wenn ich ſo ſagen darf), von der Auffaſſung der Natur Gottes ab, und wie des Einen ſo des Andern bemächtigten ſich bald in langen Reihen die Philoſophen und die Dogmatiker, die Heiligen, die Zweifler und die Spötter. In die neueſte Zeit aber ragten hauptſächlich drei Anſchauungsweiſen herein: die eines von der Schöpfung geſchiedenen, außerweltlichen Gottes, welchem analog war die individuellſte Fortdauer des Menſchen, wobei Manche ſogar eine wahre Knochenleſe veranſtalteten, und die eines mit der Schöpfung identificirten Gottes, welchem gegenüber kein Individuum ſich denken ließ. Denn das Individuum war ja ſelbſt ein Stück Gott, der Berg dort faſt ſo gut ein Theil von ihm, als ſeine Leber, ſeine Rippe. Zwiſchen beiden äuſſerſten Anſichten — der orthodoxen und der pantheiſtiſchen, die in eine atheiſtiſche bereits übergegangen war, — lagerte ſich aber noch eine Maſſe Zwiſchenanſichten, mehr nach der einen oder andern Seite hin. Es iſt ſchwer oder unmöglich, ſie zu ſpecifiziren.

Sehr bezeichnend für den Werth der Philoſophie erſcheint, daß bald nach dem Tode des Alexander's unſerer neueren Philoſophie, Hegel's, ſeine nachgelaſſenen Generale und Schüler ſich ſtritten, was denn Hegel in Bezug auf jene beiden hochwichtigen Punkte und beſonders in Bezug auf die Unſterblichkeit der Seele gemeint hätte. Von Gegnern Hegel's war die Behauptung ausgegangen, er läugne beide. Auch disputirten Einige, die ſich für ſeine Schüler ausgaben, gegen dieſelben. Ein Dr. Richter in Magdeburg meinte, die Hegelianer hätten nur nicht den Muth, ihre Lehren, welche die Unſterblichkeit negirten, gerade herauszuſagen, und hielt ſich daher berufen, dieſelben auszuſprechen. Göſchel dagegen, ebenfalls ein Schüler Hegel's, ſuchte zu beweiſen, daß Hegel die perſönliche Unſterblichkeit nicht nur nicht geläugnet, ſondern ausdrücklich und vernehmlich gelehrt habe. Andere beſtritten dies, behaupteten, Göſchel habe von ihnen dieſe Anſchauungsweiſe entnommen, die Hegel, lebe er noch, desavouiren würde, und noch Andere beſchworen den Geiſt Schelling's gegen Hegel's Lehre, — Schelling's, welcher durch ſeine Naturphiloſophie den Hegel'ſchen Ideen als Mitſchöpfer gedient hatte, aber nun, wie Fichte in ſeinen ſpäteren Jahren, von ſich ſelbſt zurückgetreten war, neue Bahnen einſchlagend, welche wieder mehr zur Perſönlichkeit und zur Individualität hinführten.

Wo die Gelehrten ſo uneinig ſind und dabei noch regelmäßig ihre Streitigkeiten in die dunkle Sprache der Schule kleiden, iſt es für den Ungelehrten ſchwer, herauszukommen und Einiges als bleibendes Reſultat ſich zu retten.

In dieſer Beziehung iſt von großer Wichtigkeit, was ein Mann, von dem wir ſo Viel lernten, — Göthe, äuſſerte. Seinem ganzen Naturel nach auf das Fühlbare, Greifbare und Bequeme gerichtet, mochte er bekanntlich von Politik und Religion, die er für trübe Elemente hielt, nicht viel wiſſen; wenigſtens inſoweit nicht, als er auſſer der Reflexion nun auch noch Gefühl und That zu jenen Ingredienzen in den Schmelztiegel geworfen hätte. Aber immer doch ſtand er den Erſcheinungen des Lebens edel nahe; was in größeren oder kleineren Kreiſen um ihn her geſchah, legte den Finger auf ſeinen Geiſt, und elektriſche Funken entſprühten dieſem. Ein ſolches Fingerlegen war auch der Tod Wieland's und Falk hat das Verdienſt, daß er die Funken, welche bei dieſer Gelegenheit Göthe entſprühten, ſammelte.

(Schluß folgt.)

Kunſterſcheinungen in Braunſchweig und Halberſtadt.

Braunſchweig ſteht wieder unter dem Scepter eines kunſtliebenden Fürſten! Auf des Herzog's Geheiß entſtehen herrliche Gebäude, und zu deren Schmuck werden Gemälde gekauft und beſtellt. Wer hätte nicht von dem rieſigen Schloßbau gehört, wem iſt es unbekannt, daß das neue Luſtſchloß Richmond-castle im mittelalterlich deutſchen Style erbaut und eingerichtet iſt.

Der Herzogl. Baurath Ottmer, der ſich ſchon durch das Erbauen und Einrichten des Königſtädter Theaters zu Berlin einen Namen erworben, wendet, wo es der Herzog billigt, mit eben ſo viel Geiſt als Geſchmack den altdeutſchen Bauſtyl an. So bei den Fürſtenhäuſern zu Antoinettenruh und auf der Aſſe, die, wie Richmond-castle das Romantiſche ihrer Gegend ſehr erhöhen.

Als ein höchſt werthvolles Geſchenk für Bau- und Kunſtbefliſſene iſt nun Ottmer's zweite Abtheilung ſeiner architectoniſchen Mittheilung anzuſehen. Dieſes enthält: Das im gothiſchen Style neu erbaute Theater zu Wolfenbüttel.

Es wurde mit großem Geſchick in der Raumbenutzung erbauet und die Eleganz der Einrichtung und der Ornamente, die Zierlichkeit und der Geſchmack, der Alles beherrſcht, iſt bewunderungswürdig. Der Text iſt nicht allein erklärend, er iſt auch Aufſchluß gebend und folglich ſehr lehrreich. Die Stiche ſind vorzüglich. Die erſte Platte gibt den Hauptgrundriß; die zweite den Grundriß des erſten Ranges und der Galerie, auch den Plafond; die dritte den Längendurchſchnitt, die fünfte eine Hälfte des Spectatoriums im vergrößerten Maaßſtabe, die vierte eine Anſicht des reich dekorirten und überaus ſchönen Proſceniums mit dem Vorhange u. ſ. w., zugleich eine geometriſche Anſicht des erſten Ranges und der Galerie und mehrere Details, das fünfte Blatt. Aufriſſe und Pläne zu zwei Jagd- oder Gartenhäuſern im gothiſchen Geſchmack enthält die ſechste Platte.

Das wichtigſte der vom Herzoge kürzlich angekauften Gemälde iſt ein 9 Fuß großes von Teichs: „der Pfalzgraf vom Rhein, Sohn Heinrich's des Löwen, befreit bei der Eroberung von Beruth die von den Sarazenen gefangen gehaltenen Chriſten." Die Liberalität des fürſtlichen Beſitzers hat den Kunſtvereinen zu Hannover, Magdeburg, Halberſtadt und Halle dieſes Bild für die dießjährigen Ausſtellungen überlaſſen.

Der Kupferſtecher Knolle iſt jetzt mit dem Stechen der Platte nach Hildebrand's berühmtem Gemälde: „Kinder Eduards von England" beſchäftigt. Er hat die 16 Zoll große Zeichnung in Halberſtadt nach dem Originale gearbeitet und Sachverſtändige erklären ſie für höchſt treu und ganz im Geiſte des herrlichen Originals. Knolle iſt ein Schüler von Anderloni in Mailand und ſelbſt ſchon ſehr geſchätzt. Auch Hildebrand, der Probeblätter früher geſtochener Platten von Knolle geſehen, ſchätzt ſich außerordentlich glücklich, daß ſein Hauptwerk in ſo höchſt geſchickte Hände gekommen iſt. Man darf den Kunſtfreunden empfehlen, recht raſch zu ſubſcribiren, da ganz Vorzügliches zu erwarten iſt und die Abdrücke nach dem Eingehen der Beſtellungen expedirt werden.

Von Hannover hören wir, daß dießmal die Totalſumme für verkaufte Kunſtſachen viel weniger als gewöhnlich betrage. Sonſt nämlich gegen 13,000 Thlr., dieſesmal kaum 6000 Thlr.

Ueber den herrlichen Dom zu Halberſtadt iſt vergangenes Jahr auch ein ziemlich umfaſſendes Werk vom Dr. Lucanus erſchienen, welches zugleich als Titelzier einen Stahlſtich von Rauch: Hauptanſicht des Aeußeren von der Nordoſtſeite, enthält, welcher zunächſt den Mitgliedern des Kunſtvereins gegeben und jetzt auch einzeln im Buch- und Kunſthandel zu haben iſt. Die alte Liebfrauenkirche in Halberſtadt geht ihrem Untergange immer raſcher entgegen da nicht einmal etwas für deren Erhaltung, viel weniger für deren Wiederherſtellung geſchah. Die Kunſtausſtellung in Magdeburg iſt am 1. April eröffnet. Von den im Katalog verzeichneten 371 Kunſtgegenſtänden iſt indeß noch nicht die Hälfte aufgeſtellt. Das Hauptbild, der Glanz der Ausſtellung, iſt ein Gemälde von C. Sohn, Profeſſor in Düſſeldorf: „Romeo und Julie", Balkonſcene im 3. Akt des Drama's von Shakespeare. Dieſes Bild iſt Eigenthum des Kunſtverein's zu Halberſtadt, deſſen Mitgliedern eine ſchöne lithographirte Nachbildung deſſelben zugeſagt iſt. Dr. J. G. H.

Chronik der ſchönen Literatur.

13) Böhmen vor vierhundert Jahren. Ein Roman von Julius Seidlitz. 3 Theile. Leipzig 1837. Engelmann.

Der hiſtoriſche Roman, ſo hört man von manchen Seiten, hat ſich überlebt. Ei, er hat eigentlich erſt recht angefangen zu leben. Meſſe man nur nicht den ganzen Genre nach Walter Scott — nicht einmal nach Spindler, und der Jude, der Baſtard ſind doch gewiß Werke, die Nationaleigenthum zu werden verdienten. Dennoch entſprechen ſie noch nicht ganz den Anforderungen, die man an den hiſtoriſchen Roman machen muß. Es handelt ſich dabei um etwas Höheres als um eine bloße Verſöhnung der Dichtkunſt mit der Geſchichte, es handelt ſich um die Dichtkunſt ſelbſt, welche ſich für die Gegenwart, aus der ſie entſpringt, vollgültig zu verwerthen hat und ſich dieſer dadurch verwerthen will, indem ſie ſich ſelbſt in den Hintergrund der Vergangenheit begibt. Es handelt ſich um eine freithätige Geſchichtsproduktion, die etwas Göttliches an ſich hat, da ſie Weltgeſchicke, die ſich ereignet haben, aus den Conſtellationen des Menſchenherzens conſtruirt; in dieſer Aufgabe liegt des Erhabenen und Begeiſternden genug für den, der darnach ringen will; freilich haben wir durch alle unſere bisherigen Experimente nur gezeigt, — wie weit ab wir noch immer vom Ziele ſind; doch jeder Schritt, der eben auch nur zur Klarwerdung des Zieles führt, iſt ſchon Gewinn. Zumal jetzt, da von allen Seiten ſich eine Reaction des Geſtern gegen das Heute mit ziemlicher Unverſchämtheit geltend machen will; jetzt heißt's, „den alten böſen Feind, ſo arg er's meint", mit der eigenen Waffe, die man ihm abgerungen, in die Flucht treiben, ihm — Kinn an Kinn — durch die ewige Poëſie der Geſchichte den einfachen Satz zu beweiſen, daß es keine Geſchichte geben könnte, wenn es nie eine Gegenwart gegeben hätte, daß man demnach in der Geſchichte eben auch das einſt Gegenwart geweſene reſpektire und demnach auch in der Gegenwart eine werdende Geſchichte anerkennen und verehren müſſe; nichts iſt thörigter, als die Geſchichte als Baſis der Stagnation auszupoſaunen, da doch das Weſen der Geſchichte eine ewige Fluctuation iſt. Wer aber iſt, dieß würdig zu erweiſen, würdig, alſo nicht als Rechenexempel — mehr berufen, als die Dichtkunſt, die, nicht weniger reinmenſchlich als die Geſchichte, und ebenſo göttlich wie dieſe iſt?

Doch genug dieſer rhapſodiſchen Hindeutungen auf das Geheimniß des hiſtoriſchen Romans, die an einem anderen Orte ausgeführt werden ſollen; hier galt es nur eine leichtfertige und gewiſſenloſe Modemeinung in ihre Schranken zurückzuweiſen. Und nun zurück zu dem oben angezeigten Werk, über welches man ſich nach dem Vorauserwähnten kurz faſſen kann.

Denn als einen Schritt näher zum Ziele wenn auch immer dem Ziele noch nicht ganz nah, darf man das genannte Buch mit gutem Gewiſſen bezeichnen. Schon das iſt ein Vorzug deſſelben, daß es, ohne ein Abdruck der Chronik zu ſein, die Geſchichte nicht wie ein Stiefkind in den Hintergrund trägt, um Liebhaber und Liebhaberinnen vor dem grellen Lampenlichte auszuſtellen. Ebenſowenig aber ſind es die Begebenheiten, (welche bloß an und für ſich nie poëtiſch ſein können) die hier den Helden ſpielen, wohl aber treten Ideen auf und zwar nicht abſtrakte, ſondern, wie das Kunſtwerk ſie braucht, fleiſch- und beinerne. Mit einem Worte: der Pſychologie der Geſchichte (dem inneren Räderwerk des ächten hiſtoriſchen Romans) iſt hier ein Spielraum gegeben und zwar mit ſo vielem Geſchick und Effekt, wie ein Kunſtwerk bedingt. Iſt an dieſem Buche etwas auszuſetzen, ſo iſt es nur das, daß deſſen Verfaſſer in allem jenem Unweſentlichen, das ſo oft als Weſentliches erſcheint, in Situationen, Wendungen und Schreibart manchmal unwillkührlich ſich an beſtehende Manier anlehnte, ſtatt, ohne zu ermüden, auf ſeinem eigenen Wege fortzuwandeln.

Feuilleton.

*** **Zwei noch ungedruckte Briefe von Göthe an W. J. Tomaſchek** (in Prag) werden in einer auſſ. Beilage zu N. 19 d. J. von »**Oſt und Weſt**« mitgetheilt. Der treffliche böhmiſche Tondichter hatte mehrere von ihm componirte Lieder Göthe's dem letzteren überſendet. Göthe dankt dafür wiederholt (1818 und 1820) u. a. mit dem Bemerken, daß er »ſchon viele angenehme Stunden bei dem Vortrage von ſeinen (Tomaſchek's) Liedern genoſſen.« —

*** »**Oſt und Weſt**« liefert in der Beilage zu Nro. 20 vom 10. März zwei von **Leopold Schefer** gedichtete und für den Geſang mit Begleitung des Pianoforte componirte Lieder.

*** **Ein perſiſches Gemälde aus dem XVI. Jahrhundert** vom Innern eines Ankleidezimmers eines Badehauſes, wurde der königl. aſiatiſchen Geſellſchaft zu London (am 17. März) zum Geſchenke dargebracht. Bei genauer Vergleichung mit Arbeiten neuer perſiſcher Maler ergab ſich, daß die Kunſt ſeit jener Zeit bedeutend zurückgeſchritten war.

*** **Normänniſcher Proteſtantismus.** — Auch im nördlichen Frankreich ſcheint ſich für die katholiſche Kirche eine Kriſe vorzubereiten. Daß bereits eine Gemeinde bei **Cherbourg** proteſtantiſch geworden, weil der Erzbiſchof von **Coutances** einen ihr verhaßten Geiſtlichen ihr aufdringen wollte, iſt ſchon früher berichtet worden. Kürzlich hat nun derſelbe Erzbiſchof, Hr. **Robion**, eine neue Taxe der Kirchengebühren ausgeben laſſen, welche bedeutende Unruhen veranlaßt. Dieſe Taxe beſtimmt den Preis des Glockengeläutes bei Beſtattungen nach Zahl der zu läutenden Glocken und der Glockenſchläge. Da aber die Glocken durchgängig durch Beiträge ſämmtlicher Pfarrgenoſſen ſelbſt angeſchafft worden, ſo wollen dieſe auch gleiches Geläute und gleiche Taxe für Alle. »Der normänniſche Bauer,« ſchreibt ein franzöſiſcher Correſpondent der Leip. Allg. Ztg., »iſt religiöſer, als alle anderen in ganz Frankreich; aber er iſt überdies Franzoſe und der Sohn des XIX. Jahrhdts. Wo ihm direkt ein Unrecht geſchieht, da regt ſich in ihm der Geiſt des Widerſtandes, und kräftig und rüſtig gibt er dieſem Widerſtande Nachdruck. Die Unduldſamkeit der franzöſiſchen, beſonders der **höheren** Geiſtlichkeit hingegen hat ſich auch hier vielfach geltend gemacht; — die neue Taxe hat nur die Gelegenheit dargeboten, einen längſt ſich regenden Geiſt heraufzubeſchwören.« So wurden ſchon vielfach bei Sterbfällen die Glockenthürme erſtürmt, an einigen Orten Freiheitsbäume neben den Kirchen aufgepflanzt, und der biſchöflichen polizeilichen Einſchreitungen ungeachtet, das alte Glockenrecht behauptet. Der **Temps** meldet ſogar, daß der Widerſtand gegen die Geiſtlichkeit täglich bedenklicheren Charakter annimmt; in den letzten Tagen habe ein Bataillon der Nationalgarde bewaffnet gegen die **Taxe** proteſtirt. Auch in Deutſchland hat die Reformation mit dem Proteſt gegen kirchliche Geldforderungen begonnen.

*** **Die Spannung zwiſchen den katholiſchen Hierarchen und den Freimaurern in Belgien** nimmt noch täglich zu. Nachdem jene durch ein Rundſchreiben erklärt, kein Freimaurer könne Abſolution erhalten, wenn er nicht zuvor jenem Bunde abgeſchworen, iſt nun auch von Neuem die **Bulle Leo's XII.** vom 13. März 1825 gegen die Freimaurer abgedruckt worden, worin derſelbe ſich auf **Clemens XII.** beruft, der ſchon vor einem Jahrhundert eine Bulle gegen ſolche geheime Geſellſchaften erlaſſen, und auf **Benedikt XIV.** und **Pius VII.**, welche das Verbot erneuert und bekräftigt haben.

*** Auf die »**Grundzüge der Geſellſchafts-Wiſſenſchaft** von M. von **Lavergne-Peguilhen** (deren erſter Theil, die **Bewegungs- und Produktions-Geſetze** enthaltend, kürzlich zu Königsberg erſchienen) wird in der Preuß. Staatsztg. mit Recht als auf eine Schrift hingewieſen, »welche, als Frucht eines gründlichen wiſſenſchaftlichen Studiums, umſichtiger eigener Beobachtung und ſelbſtſtändigen Denkens, bei lichtvollem, bündigem Vortrage, den Stempel der Originalität an ſich trägt.«

*** »**Unſere Novellendichter**,« meint **Rudolph Glaſer**, der wackere Herausgeber von »**Oſt und Weſt**,« — »bringen es höchſtens zu geiſtreichen Reflexionen und poetiſchen Situationen, feſte Charakterzeichnungen ſind ſelten, weßhalb auch das Drama darniederliegt. Sie können ſchöne Bilder malen, auch den Herzensſaiten die bedeutungsvollſten ausſprechendſten Töne entlocken, aber keine Statuen meißeln.« —

*** Den **Genter** Eiſenbahnregiſtern zufolge ſind vom 20. Sept. 1837 bis zum 31. März 1839 nicht weniger als 87,300 Reiſende von Gent auf der Eiſenbahn abgereiſt, wahrſcheinlich eben ſo viele dort angekommen. —

*** **Die Denkſchrift des Herrn Barthelemy Saint-Hilaire** — *„sur la logique d'Aristote"*, welche im vorigen Jahre von der Akademie der polit. und moral. Wiſſenſchaften gekrönt worden, hat in dieſen Tagen zu Paris die Preſſe verlaſſen.

*** Der berühmte Pianiſt **Liszt** iſt im vor. Monat von Mailand über Rom nach Neapel gereiſt, um dort ſeine etwas wankende Geſundheit herzuſtellen. Vor ſeiner Abreiſe hat er einen Band Proſa und einen mit Gedichten in deutſcher Sprache mit gegenüberſtehender italieniſcher Ueberſetzung herausgegeben. Es ſind intereſſante Erinnerungen aus Kindheit und Jugend, in Beziehung auf das innere Leben des Künſtlers.

*** **Erinnerungen.** — Berliner Blätter bringen eine Anzeige, welche daran erinnert: »den 23. April ſeien es 60 Jahre, daß **Friedrich der Große** Berlin verlaſſen und in den Krieg gezogen um — **Baierns** Selbſtſtändigkeit zu vertheidigen,« und »ohne des großen Königs Rechts-Gefühl und Großmuth — wäre Baiern jetzt vielleicht — aus der Reihe ſelbſtſtändiger Reiche geſchieden.« Gleichzeitig wird im Frkfkr. Journal in Erinnerung gebracht; daß die Zahl ſämmtlicher vom 20. Jan. 1752 bis zum Sept. 1753 auf Befehl der Kaiſerin **Maria Thereſia** aus öſterreichiſchen Ländern **ihres Glaubens** wegen zur Auswanderung nach Siebenbürgen gezwungenen Proteſtanten gegen 3000 Perſonen betragen habe, wie dieß aus dem Maiheft von 1839 des zu Wien erſchienenen Archiv's zu erſehen.

*** Eine »**Ueberſicht der Leiſtungen der konſtantinopolitaniſchen Preſſe in den letzten ſieben Jahren**« gibt Hr. v. **Hammer-Purgſtall** in dem eben erſchienenen 2. Heft der deutſchen Vierteljahrſchrift (S. 300—370). Hiernach beträgt die Zahl der in jenem Zeitraum zu Konſtantinopel gedruckten Schriften »nicht weniger als 30, worunter freilich manche Kleinigkeiten von ein paar Blättern«, ſo daß in den ſieben Jahren eigentlich **nur**, oder wie es in der Ueberſicht heißt, »nicht weniger als ſieben« wichtige Werke die konſtantinopolitaniſche Preſſe verlaſſen haben. Eines dieſer ſieben iſt jedoch nicht in den Buchhandel gegeben, ſondern von dem »dermaligen Mufti, **Mekkiſade Muſtafa Efendi**, auf ſeine Koſten gedruckt und nur unter Freunde vertheilt.« Es iſt ein türkiſcher **Commentar zu Burda oder El-Burdet**, dem berühmten Lobgedichte **Buſſiri's** auf den Propheten, der von Mufti **Mekkiſade Mekki Efendi**, dem Vater des jetzigen Mufti († 1797) verfaßt, einen Quartanten von 681 Seiten füllt. Die übrigen ſechs Werke ſind: 1) eine **Sammlung der mathematiſchen Wiſſenſchaften** von Ehadſch Hafiſ Iſhak Efendi, Prof. an der kaiſerl. Schule der Ingenieurs (in 4 dicken Quartbänden); 2) der **Roſenflor der Kenntniſſe** (Gulſcheni Maarif) ein 1000 Quartſeiten ſtarkes hiſtoriſches Werk von **Feraiſſiſade**, »eine theils höchſt dürftige, theils höchſt alberne Compoſition aus bekannten Geſchichtswerken;« 3) »der **Sammler gerichtlicher Aufſätze** des Richters Dabbaghſade Numan Efendi« († 1800), ein höchſt nützliches, aus 12 Schriften zuſammengetragenes Werk. Die drei übrigen hier zu erwähnenden Schriften ſind »drei Commentare dreier der berühmteſten Werke dreier der größten perſiſchen Dichter, nämlich der Commentar zum **Guliſtan** (Roſenhain) **Saadi's**,« (in Fol. v. 312 S.), der Commentar zum **Dſchami's Behariſtan** (Frühlingsgarten), und der zum **Attar's Pendname** (Buch des Rathes), Quartanten von 607 u. 680 Seiten. —

*** Zu dem armen »**Entweder — Oder**« will noch immer ſich kein rechtmäßiger Vater finden laſſen. Nicht nur die Hrn. Paulus und Pflanz, ſondern nachgerade auch Hr. v. Reichlin-Meldegg u. Hr. E. Münch haben die imputirte Vaterſchaft öffentlich desavouirt. Hr. Alex. Müller, welchem die Neue Würzb. Ztg. jenes Machwerk zuſchreibt, hat ſchon genug an ſeinem »**Erzbiſchof von Köln**« zu verantworten, und iſt überdieß noch weit confuſer als der Verf. von »Entweder — Oder.«

*** **Platinaſaiten** werden von Hrn. M. J. **Fiſcher** in der muſikaliſchen Zeitung von Leipzig zum Erſatz für Stahl- und Kupferſaiten, mit denen man bis jetzt die Pianoforte bezogen, in Vorſchlag gebracht. Da Platina elaſtiſcher und dehnbarer als Kupfer, ſo würden ſolche Saiten einen feineren und angenehmeren Ton geben, überdies nicht roſten und nicht ſpringen. Auch könnte, da dieſes Metall ſich mit Eiſen verſchmelzen läßt, aus der Miſchung Saiten bereitet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 90. 1838.

Phönix.

Samstag, 14. April.

Zu Oſtern.

(Schluß.)

„Vom Untergang ſolcher hohen Seelenkräfte,“ äuſſerte da unter Anderm Göthe, „kann in der Natur niemals und unter keinen Umſtänden die Rede ſein, ſo verſchwenderiſch behandelt ſie ihre Capitalien nie.“ — „Was die perſönliche Fortdauer unſerer Seele nach dem Tode betrifft, ſo ſteht ſie keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beſchaffenheit unſerer und aller Weſen in der Natur angeſtellt, im Widerſpruch; im Gegentheil, ſie geht ſogar aus denſelben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber, oder wie wenig von dieſer Perſönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, iſt eine andere Frage, und ein Punkt, den wir Gott überlaſſen müſſen.“ — Göthe gab dann ſeine Anſichten über die Zuſammenſetzung des Menſchen und der Dinge überhaupt. In jenem nahm er eine Hauptmonas und viele niedere, ihr gehorchende Monaden an, die z. B. in der Hand, im Fuß u. ſ. w. leben. Er nahm an, daß nach unſerem Abſterben jede Monade gehe, wo ſie hingehöre, in's Waſſer, in die Luft, in die Erde, in's Feuer, in die Sterne. „Ja, der geheime Zug, der ſie dahin führt, enthält zugleich das Geheimniß ihrer zukünftigen Beſtimmung. An eine Vernichtung iſt gar nicht zu denken.“

Dieſe Worte Göthe's, welche ein Geheimniß löſen oder doch deuten ſollten, enthalten freilich wieder faſt eben ſo viele neue Geheimniſſe. Alſo förmliche Himmelfahrten der einzelnen Monaden in die Luft, in die Sterne? Und was iſt die Natur der Hauptmonas? Welche geiſtige Begrenzung hat ſie? Erinnert nicht jene Anſchauungsweiſe an die Worte des Schiller'ſchen Talbot's:

»Bald iſt's vorüber und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die ſich zu Schmerz und Luſt in mir gefügt?«

Iſt jene Anſchauungsweiſe ſo troſtvoll? — Sie wäre es nicht, wenn Göthe in den Worten Talbot's fortgeſchrieben hätte:

»Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit ſeinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Hand voll leichten Staub's. — So geht
Der Menſch zu Ende.« —

Aber Göthe ſchrieb: „An eine Vernichtung iſt gar nicht zu denken,“ und mit dem Begriffe der Hauptmonas dürfen wir den Kern unſeres geiſtigen Seins, von dem Begriffe der Perſönlichkeit unabtrennbar, verbinden. Noch die Erinnerungskraft hinzugethan, entwickelt ſich ſogar nothwendig der liebliche, die wunde Seele mit tauſend Hoffnungsſtrahlen beſeligende Kryſtall des Wiederſehens.

Wir ſind mit dieſer Anſchauungsweiſe in einen intereſſanten Kreis getreten, in den,

»Wo Vernunft und Glaube ſich umarmen.« —

Es iſt augenſcheinlich, daß die pantheiſtiſche Anſchauungsweiſe in den gebildeten Kreiſen neuerdings, und ſelbſt vielleicht in Folge jener Diskuſſionen, einen gewiſſen Anklang gefunden hat. Aber weniger im Sinne der Frivolen, als der Roland, und weniger im Sinne der Roland, als Lamartine's. Von den Frivolen, welche den Deismus für eine Religion der Uhrmacher und den Pantheismus in ſeiner kraſſeſten Geſtalt für die neue Weltreligion erklären, ſpreche ich hier nicht. Aber die Roland ſchrieb, ehe ſie im Gefängniß ihren letzten Willen aufſetzte: „Gottheit, höchſtes Weſen, Seele der Welt, Urgrund von allem Dem, was ich Großes und Gutes und Glückliches empfinde, du, an deſſen Daſein ich glaube, weil ich nothwendig von irgend etwas Beſſerem herfließen und entſprungen ſein muß, als von Dem, was ich rund um mich ſehe, ich werde mich mit deiner Weſenheit wieder verbinden!“ Und Lamartine ſchrieb, nachdem ſein Jocelyn von den unduldſamen Ketzerrichtern in Rom auf den Index der verbotenen Bücher geſetzt war: „Man hat mich auch als Pantheiſten angeklagt oder belobt. Ebenſo gut könnte man mich des Atheismus anklagen, dieſer moraliſchen Erblindung einiger Menſchen, die, ich weiß nicht durch welche von der Vorſehung über ſie verhängte Heimſuchung, des vornehmſten Sinnes ermangeln, des Sinnes, wodurch man Gott ſieht. Weil der Dichter Gott überall ſieht, hat man geglaubt, er ſehe ihn in Allem. Man hat auch das Wort des Apoſtels Paulus, dieſes erſten Auslegers des Chriſtenthums, das Wort: „In ihm leben, weben und ſind wir,“ für Pantheismus gehalten. So iſt auch der meine. Aber dem, der uns Individualität, Selbſtbewußtſein und Freiheit verliehen hat, höchſte Individualität, Bewußtſein und Herrſchaft über ſich ſelbſt abſprechen zu wollen, hieße der Sonne das Licht und dem Ocean den Waſſertropfen abſprechen. Nein! Mein Gott iſt der Gott des Evangeliums, der Vater, der im Himmel iſt, das heißt überall.“

Man ſieht, Gretchen würde ſagen:

»Das iſt Alles recht ſchön und gut;«

und dann:

»Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum.«

Indeſſen gilt es uns hier allein, Zuſtände zu ſchildern, wie ſie ſind, und nicht, wie ſie nach Richtſchnur und Winkelmaaß der orthodoxen Kirche ſein ſollen.

Um jene Hauptzüge könnte noch Manches gruppirt werden. So „das Büchlein vom Leben nach dem Tode“ von Dr. Miſes, dem eine pantheiſtiſche Weltanſchauung, doch mit dem Beſtreben zu Grunde liegt, wenigſtens nicht ſehr bald im pantheiſtiſchen Elemente die Perſönlichkeit untergehen zu laſſen; des Dr. Richter „Die Lehre von den letzten Dingen,“ worin er es für Egoismus und Eitelkeit erklärt, daß die Menſchen als Individuum gerade mit ihrer beſtimmten Perſönlichkeit in alle Ewigkeit fortdauern wollen, u. dgl. Auch Gegen- oder vermittelnde Schriften fehlten nicht. Es gehörte dahin die Schrift des jüngeren Fichte: „Die Idee der Perſönlichkeit und der individuellen Fortdauer“ — mit dieſem weſentlichen Reſultate: nach dem Tode bleibe dem Menſchen das als inneres Reſultat des Lebens Gewonnene, die verwirklichte Individualität unverſehrt in der Untheilbarkeit des Geiſtes, der Seele und der inneren Leiblichkeit. Nur in dem darſtellenden Medium dafür betrete er eine neue Sphäre, die freilich von dem gegenwärtigen Zuſtand aus als eine ſchlechthin andere und jenſeitige erſcheinen möge, darum jedoch nicht minder in der unmittelbarſten Wirklichkeit uns vorbereitet ſein könne. —

Gegenwärtig — aus ſchon angeführten Gründen — ruht dieſer Streit über

»Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wand'rer wiederkehrt,«

und unſer Verhältniß zu ihm; ausgeſtritten wird er ohnedies niemals.

Wie ſollſt du dich aber zu ihm ſtellen, Seele, die du, wie der Dichter Chenier auf dem Schaffot, an ſeine Stirne deutend, ſprach: „Hier hatte ich Etwas,“ — jeden Augenblick zu dir ſprechen kannſt: Ich habe Etwas, ich bin Etwas?

Große Männer umſtehen dich, Seele, wenn du in die Räume der Geſchichte hinabſchauſt. Chriſtus und Sokrates, Friedrich der Große und Juſtus Möſer, Wilhelm von Humboldt und — vielleicht dein Vater, deine Mutter, deine Schweſter, o Seele, deren ſtille, aber nicht weniger kräftige Tugenden ebenſo ſehr in das Pantheon der Zeit gehört, als die Tugenden der Berühmten. Wilhelm von Humboldt ſtarb voll freudiger Hoffnung des Wiederſehens der ihm vorangegangenen Lieben; Friedrich des Großen ſkeptiſcher, in der Schule der Encyclopädiſten gebildeter Geiſt konnte an die Unſterblichkeit der Seele nicht glauben; der ſtoiſche Möſer fand in den Worten: „Er iſt bei Gott“ — ohne eine nähere, insbeſondere ohne eine bibelmäßige Explikation dieſer Worte — Ruhe und Troſt. Welche verſchiedenartige Individualitäten! Wie verſchiedenartig ihre Ausſichten!

Der genießt einen Theil des Glückes des zukünftigen Lebens, der ſchon hier daran glaubt. Wer es nicht thut, iſt weniger glücklich, er iſt ſogar vielleicht deshalb unglücklich. Schlimmer iſt er deswegen nicht, muß es zum wenigſten nicht ſein. Denn große Seelen thun das Ihrige, ſo lange es Tag iſt, bis die Nacht kommt, und wenn dieſe Nacht auch die dunkelſte wäre.

Geſchehen wird, was geſchehen ſoll. Unſer Glaube daran im Voraus iſt in dieſer Beziehung ganz gleichgültig. Wenn er es aber auch in ſo ferne nicht wäre, als, ähnlich unſerer Erdenexiſtenz, noch einige Exiſtenzen ſich ihr anreihten, welchen ihre Präexiſtenz nicht ganz deutlich wäre? Auch da müßte alſo wieder der Glaube erſetzen, was wir nicht nachzeigen können, oder einer großen, reichen Gliederung bewußter Ewigkeitskreiſe müßten wir verluſtig gehen.

Und ſo nimm denn, Seele, dankbar auf, was ein gütiges Geſchick an Hoffnung für die Zeit **über** hundert Jahre in dich gelegt hat. Schmücke ſie auf, dieſe Hoffnung, in Tagen des Kummers und der Freude. Laſſe ſie Blumen flechten in die Kränze der Braut, wenn ſie zum Altare geht, und in die Guirlanden, welche vom Bahrtuche herabwallen. Gönne und weihe auch deinen Geſpielen auf dieſer kurzen Bahn des Lebens gleiche Freude. Bemitleide die, welche, wie der große Friedrich in ſeinen letzten Tagen mit dem mächtigen blauen Auge, an die Himmelsthüre ſchauen, ohne aber einen andern Himmel, als einen mit Wolken darin zu erkennen, ſelbſt keinen mit Sternen. Achte ſie um ſo mehr, wenn ſie dennoch ihre Pflicht thun.

Welcher ungeheure Unterſchied zwiſchen dem Lebewohl, was der gutmüthige, lobeifrige, alte Böttiger von ſeinem Sterbebette aus den ihn umgebenden Freunden, und dem Lebewohl, was Alibaud vom Schaffot aus in die Reihen ſeiner ehemaligen Kameraden rief! Aber welcher noch ungeheurere Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Lebewohls und dem, was ſich dann faſt unmittelbar an ſie reihte! — Ein gütiges Geſchick, ein gnädiger, weiſer Wille, hat über dieſes Etwas einen dichten Schleier gehängt. Zerrt nicht daran!

Aber bedenkt, daß unſere menſchliche Würde unter allen Umſtänden ihre treue Wahrung verlangt. Daß ein Wille, ein Gedankenſyſtem, in uns lebt, welches mehr mit der Richtung nach den Geſtirnen, als mit dem Graben des Maulwurfes in die Erde Aehnlichkeit hat. Daß wir überall Spuren einer Weisheit, einer Liebe, einer Kraft erblicken, welche uns ebenſo ſehr zur Verehrung, als zur Nacheiferung auffordert. Denken und wirken wir in dieſem Sinne, dann können wir auch ohne Zagen die Pforte grüßen, welcher Göthe mit dem bedeutungsvollen Letztgeſtammelten: „Mehr Licht! Mehr Licht!“ entgegen trat. In größerem oder geringerem Grade dort mit dem verbunden, von dem auch Heine ſagte, er ſei „immer der Anfang und das Ende ſeiner Gedanken,“ werden wir, welcher Kreis der Wirkſamkeit uns auch für die Folge blüht, um ſo würdiger ihn ausfüllen, je würdiger und edelkräftiger wir in ihn eintraten.

Karl Buchner.

Aus Prag.

(März.)

Der Carneval iſt vorüber, und man kann mit ruhigem Blicke auf das bunte Treiben zurückſchauen, welches gleich dem Stiche der Tarantel einen großen Theil der Bevölkerung unſerer Stadt in fortwährender Bewegung erhielt. Der Carneval hat heuer beinahe acht Wochen gedauert, und jede derſelben hatte — die Privat-Ballfeſte des Adels, *) die Tanzunterhaltungen, Piqueniques, und Pianoforte-Späße des Bürgerſtandes ungezählt — mehrere Tanzunterhaltungen von größerem Umfange mitgebracht. Eigentliche öffentliche gibt es in Prag gar nicht, aber ſeit dem Anfange des Jahrhunderts haben ſich größere Tanzgeſellſchaften gebildet, an deren Spitze als Entrepreneurs die Hörer der Rechte und der Heilkunde traten, weßhalb ſie auch „Juriſten- und Mediziner-Bälle“ genannt wurden. Die Eintrittskarten zu denſelben — welche nur Herrn zu löſen hatten — hatten Anfangs ſehr modeſte Preiſe; ſeit aber der ſteigende Luxus und der Verfall unſerer Tanzlokale es immer mehr nöthig machten, dem Tapezier mehrere hundert Gulden für einen Abend zu bezahlen, daß er die verbleichten Wände mit Draperien aller Art vom Sockel bis zur Decke verhülle; ſeit bedeutende Geldſummen an Einrichtung von Toilettenzimmern mit Caſcaden von Odeurs, koſtbaren Tanzordnungen, Bouquets von friſchen Blumen, und andere Ueberraſchungen für das ſchöne Geſchlecht, zu den unerläßlichen Requiſiten eines Balles gehören, ſtieg auch das Entrée dieſer Bälle in verhältnißmäßiger Progreſſion. Es iſt den Studirenden zwar ſchon mehrmals unterſagt worden, ſich mit dem Arrangement von Bällen zu beſchäftigen, doch man ſieht durch die Finger, und Juriſten- und Medizinerbälle kehren mit jedem neuen Carneval wieder. Seit einigen Jahren eröffnet jedoch die hieſige Garniſon eine Reihe von Tanzfeſten unter dem beſcheidenen Namen der „Militär-Reunionen,“ deren Koſten die Offiziere allein tragen, und wobei das geſammte Civile, Adel und Bürgerliche, nur als geladene Gäſte ſich einfindet. Der hohe Adel, welcher auf den Juriſten- und Medizinerbällen in der früheren Zeit nur als Ausnahme, und meiſt bloß als Zuſchauer erſchien, miſcht ſich hier immer in die Tanzreihen, um ſo mehr, als die Societätsbälle ſeit längerer Zeit nicht mehr abgehalten werden, wo der Adel den Wirth für die Offiziere machte. Jetzt hat ſich die Sache umgekehrt, und wir finden es nur ſonderbar, daß weder der Mittelſtand noch die Nobleſſe darauf bedacht iſt, den Offizieren eine Revanche für die Sorgfalt zu geben, die ſie dem allgemeinen Vergnügen ſchenken. *) Im Ganzen bieten dieſe Reunionen das glänzendſte Bild des Prager Carnevals dar; denn während auf anderen Bällen bloß die dunkelfarbigen Fracks der Herren den Gegenſatz zu den Damengewändern bilden, die in allen Farben des Regenbogens ſchimmern, ſtellen hier die Uniformen aller Waffengattungen, vom General bis zum Cadetten herab, die reizendſte Moſaik dar, die das Auge nur immer erfreuen kann. Noch ein Vorzug dieſer Tanzunterhaltungen iſt die muſterhafte, wahrhaft militäriſche Ordnung der Tänze, welche die Ausſchüſſe auch bei der größten Ueberfülle des Saales mit eben ſo viel conſequenter Energie, als zuvorkommender Artigkeit zu handhaben wiſſen. Heuer ſchloſſen ſich auch die Juriſten dem Militär ſowohl im Namen: „Reunion,“ als in dem Umſtande an, daß der Eintritt für alle Nicht-Juriſten frei war. Nur die Mediziner blieben dem alten Syſtem getreu, was auch natürlich iſt, da unter ihnen ſich weniger Söhne reicher und vornehmer Häuſer, als unter den Juriſten befinden. Auch die jüngeren Beamten veranſtalteten in dieſem Carneval ein Tanzfeſt, das unter die gländzendſten des Jahres gerechnet wurde. Sonderbar fielen dem Beobachter die abwechſelnden Schattirungen der eleganten Welt in den verſchiedenen Bällen auf, deren Mittelpunkt die adeliche faſhionable Société bildete, die überall erſchien, doch mit Ausnahme der Militär-Reunionen und des Beamtenballes wenig mittanzte, ein paar ſehr vornehme Familien ausgenommen, die durch Humanität und Freundlichkeit alle Herzen für ſich gewinnen. Selbſt in dem Juriſtenball ſah man, obſchon eine bedeutende Anzahl von jungen Fürſten, Grafen und Freiherrn ſich unter den Ausſchüſſen befanden, nur wenige adeliche Tänzer, noch weniger Tänzerinnen. Ein hieſiges Blatt, welches ſeinen Leſern eine fortlaufende, ſehr ausführliche Carnevals-Schau als ſtehenden Artikel für die beiden erſten Monaten des Jahres darbot, machte folgende treffende Bemerkung: „Das ſehr löbliche Herkommen, welches bei dem Adel ſchon von jeher beobachtet wurde, die jungen Damen erſt mit dem achtzehnten Jahre in Geſellſchaften und Bälle einzuführen, hat auch in den höheren Bürgerklaſſen Nachahmer gefunden, und iſt auf jeden Fall eine ſo zweckmäßige als vortheilhafte Sitte; denn abgerechnet, daß es eine recht angenehme Ueberraſchung für die Herren iſt, welche die weibliche Flora mit Fleiß und Sorgfalt ſtudiren, jährlich die nachwachſenden Schönen erſcheinen zu ſehen, hat jene Einrichtung noch einen wichtigen Vortheil für das ſchöne Geſchlecht ſelbſt. Man pflegt nämlich gewöhnlich das Alter der Mädchen nach ihrem Eintritt in die Geſellſchaft zu berechnen, daher altern dieſelben in der Meinung der Welt um ſo früher, je früher ſie zu öffentlichen Vergnügungen zugelaſſen werden, und ich habe einmal ein ſehr ſchönes Mädchen gekannt, die ſchon mit ihrem vier und zwanzigſten Jahre unter die alten Jungfrauen gezählt wurde, weil ihre Mutter ſie von dem zwölften Jahre an auf alle öffentliche Bälle geführt hatte. Ausnahmen dürfen hier — wie bei jeder Regel — gemacht werden, zumal bei Familien, deren Verhältniſſe es wahrſcheinlich machen, daß die Töchter des Hauſes ſehr früh verheirathet

---

*) Das Ausgezeichnetſte unter dieſen war ein höchſt glänzendes Dejeuner-dinatoire-dansant, womit der Landeschef Graf von Chotek am Faſchingsdienſtag den Carneval beſchloß.

*) Im Carneval 1837 gaben die jungen Herren der Nobleſſe einen Ball zu dieſem Zwecke; heuer kam aber nichts Aehnliches zu Stande.

werden, in welchem Falle oft ein Mädchen, deſſen Eintritt in die geſellſchaftlichen Kreiſe ſo ſehr verſpätet wird, dann in den Wirkungskreis der Gattin und Mutter eingeht, ohne die unſchuldigen Freuden des Carnevals genoſſen zu haben.“

Andere Geſellſchaftsgruppen, die Offiziere der Bürgergarden, Bolzſchützen u. ſ. w. haben nicht minder ihre Geſellſchaftsbälle, die nicht ſo zahlreich, und nicht von der eleganten Welt beſucht, und mehr zum bloßen Vergnügen ihrer Beſucher, als zu Glanz und Zierde veranſtaltet ſcheinen.

Balletmeiſter Raab gab zwei „Tanzunterhaltungen mit einem Kinderballe verbunden,“ in welchen die Kinder gleich gekleidet erſcheinen müſſen, und die Großen — auch mittanzen.

Auch für die Armuth wird viel getanzt. Armenväter und andere für die Dürftigen und Kranken beſorgte Männer veranſtalten Bälle und Reunionen (zum Theil mit Lotterien verbunden, um den Wohlthätigkeitsſinn auch einen Gewinn hoffen zu laſſen) für Armen- und Waiſenhäuſer, Kleinkinderbewahranſtalten u. ſ. w. Die meiſten derſelben werden häufig beſucht, wenigſtens viele Billets zu denſelben abgenommen, und entſprechen daher ihrem Hauptzweck zur Unterſtützung der leidenden Mitmenſchen.

Wenn wir die Redouten von allen Carnevalsvergnügungen zuletzt gelaſſen haben, ſo geſchah' es wahrlich nicht, um das uralte: „Ende gut, Alles gut!“ zu rechtfertigen; denn leider ſcheint uns die Kunſt des Maskenſcherzes unwiderbringlich verloren gegangen zu ſein. — Als Hr. Stöger vor drei bis vier Jahren das Theater zu Redouten einrichten ließ, und dieſe im erſten Jahre zahlreich beſucht wurden, glaubte man an die Möglichkeit einer Wiedergeburt dieſer ergötzlichen Faſchingsluſt, von deren Blüthe in früherer Zeit die Alten Wunderdinge erzählen; doch bald verlor ſich der Antheil an den Maskenbällen ſo ſehr, daß der Theater-Direktor nicht mehr ſeine Koſten herausbrachte. Heuer wurden drei *) Redouten in dem glänzenden neuerbauten Salon auf der Färberinſel (der auch zu allen obenerwähnten eleganten Ballunterhaltungen ſein ſchönes und geräumiges Lokale darbot) abgehalten — doch nicht beſucht. Auf den beiden erſten Maskenbällen waren keine hundert Perſonen anweſend — von Masken war faſt gar keine Rede — und ſelbſt bei der dritten machten die Prager eine Ausnahme von der Regel, 8 — 10 Masken ſchlichen ernſt und ſchweigſam zwiſchen ein paar hundert Unverlarvten herum, und die Geſammteinnahme aller drei Abende dürfte kaum die Koſten der Beleuchtung gedeckt haben. Ein großer Nachtheil für dieſe Redouten war der Umſtand, daß man bereits im Publikum erfahren hatte, Director Stöger wolle an den beiden letzten Faſchingstagen zwei Redouten in dem eigens dazu im Charakter des Carnevals decorirten Theater abhalten. Aus dieſen zwei wurden unglücklicher Weiſe drei Maskenbälle; das Theater war zwar bunt, aber geſchmacklos ausgeſchmückt, und nur der erſte und dritte Redouten-Abend lockte eine bedeutende Anzahl Gäſte an, der zweite zeigte einen leeren Raum wie die Färberinſel-Redouten. Das obenerwähnte Blatt erneuert die allgemeine Klage über zwei Mängel unſerer Redouten; die erſte betrifft den abſoluten Defect an geiſtreichen und witzigen Masken, die zweite, daß, ſelbſt wenn Platz vorhanden iſt, gar nicht mehr getanzt, ſondern bloß beim Schalle der Tanzmuſik, und noch dazu (natürlich) nicht im Tacte herumgewandelt wird, was allerdings dem Ganzen einen Anſtrich von Traurigkeit gibt. Dieſe konventionellen Formen wie aber eben darum deſto unbeſchränkter vor, als es ganz in der Gewalt der Beſucher unſerer Maskenbälle ſteht, beiden Mängeln abzuhelfen. In früherer Zeit hat freilich die faſhionable Welt, eben ſo wenig als jetzt, in der Redoute getanzt; aber junge Leute beiderlei Geſchlechts, die ihr Vergnügen höher ſchätzen, als konventionelle Rückſichten, und deren Stellung in der Welt ihnen auch keine ſolchen auferlegt, drehten ſich raſch im munteren Walzer, während ſich kleine Zuſchauerkreiſe um ſie bildeten, was zumal in dem gegenwärtigen Lokale ein eben ſo mannigfaltiges, als buntbewegtes Gemälde darbieten mußte. Warum und wodurch läßt ſich alſo die junge Welt unſerer Tage einſchüchtern, und ſetzt den Fuß nicht mehr zum heiteren Tanze? — Es käme nur darauf an, daß einmal ein Dutzend Tänzerpaare das Beiſpiel gäbe, es dürfte ihnen an Nachfolgern kaum fehlen.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Dieſe heilige Zahl iſt bei uns beſonders im Carneval bei den Redouten-Entrepreneurs ſehr beliebt, weil nach einer geſellſchaftlichen Obſervanz ſeit einigen Decennien die dritte Redoute ſtets gefüllt und überfüllt zu ſein pflegte.

Feuilleton.

⁂ So eben iſt der zweite Jahrgang des »Rheiniſchen Odeons«, herausgegeben von Freiligrath, Hub und Schnezler, erſchienen.

⁂ Salvador, der ſich durch ſeine *Institutions de Moïse* auch in Deutſchland bekannt gemacht, hat ein neues Werk unter dem Titel: „*Jésus-Christ et sa doctrine*“ herausgegeben, in welchem er den Urſprung des Chriſtenthums erörtert nach den Ideen und Prinzipien, welche die jüdiſche Geſellſchaft beherrſchten. Es ſoll mit großer Mäßigung und hoher philoſophiſcher Schicklichkeit (*convenance*) geſchrieben ſein.

⁂ Die fünf Abtheilungen des zu Paris unter dem Namen Orpheon beſtehenden Geſangvereines, haben ſich in dieſen Tagen unter Leitung des Hrn. Wilhem im Stadthaus hören laſſen und durch die Fortſchritte überraſcht, welche ſie binnen Jahresfriſt gemacht.

⁂ Ein Collegium über Hydropathie (Waſſerheilkunde) iſt für das zweite Semeſter d. J. auf der Münchener Hochſchule von Dr. Schnitzlein angekündigt; über Homöopathie wird dort ſchon ſeit mehreren Jahren geleſen.

⁂ Von des Naturforſchers Moritz Wagner Berichten aus Algier, welche in der Allg. Ztg. erſchienen, ſind bereits mehrere franzöſiſche Ueberſetzungen ausgegeben worden. Die neueſte iſt von der Hand des ehemal. Gardekapitäns, Marquis v. Mercado Molac, der in der Vorrede u. a. ſagt: „j'étais fier du jugement impartial porté sur nos soldats par un étranger. C'est un Allemand, qui supplée au laconisme de bon goût, qui a regné dans les rapports du maréchal Valée. Notre armée a mérité une pareille recompense, si d'ambitieux tribuns la lui désirent, les étrangers la lui décernent.

⁂ Recriminationen. — Die N. Würzb. Ztg. v. 7. April bezeichnet ihre Gegner bald als ſolche, welche »dem modernen Liberalismus und revolutionären Prinzipien huldigen,« bald als »Volkskennerpartei und als die Bewunderer und Parteigänger der Revolutionen aller Länder.« Dabei führt ſie bittere Klage, daß dieſelben »ihre Angriffe combiniren gegen den katholiſchen Clerus und den rheiniſch-weſtphäliſchen, ſowie in neueſter Zeit gegen den poſener Adel,« — und daß »der Erzbiſchof von Köln, der rhein.-weſtph. Adel und auch die N. W. Ztg. als revolutionär bezeichnet werden!!!«

⁂ Ein Poſtillon iſt dieſer Tage in Frankfurt a. M. angegriffen, und ein Theil ſeines Gepäckes ihm abgenommen worden. Das Gepäck trägt den Namen Ackert. Man weiß den Thäter. Es iſt die Redaktion des Converſationsblattes zur Frankfurter Oberpoſtamtszeitung, und jener Poſtillon iſt der »rheiniſche Poſtillon«, der bei H. Hoff in Mannheim erſcheint. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie dieſe Plünderung eines Poſtillons unter den Augen der fürſtlich Thurn- und Taxiſchen Oberpoſtbehörde geſchehen konnte.

⁂ Von dem Werke der Dame Trollope iſt nun auch in deutſcher Ueberſetzung (durch Sporſchil) der erſte Band glücklich vom Stapel gelaufen.

⁂ Aus einer Stelle des eben erwähnten Buches erſehen wir, daß die Sektion: Tyrol und Steyermark (des maleriſchen und romantiſchen Deutſchlands) ſtatt von Herloßſohn, von Lenau und J. G. Seidl (dem bekannten Lyriker) bearbeitet werden wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 91. 1838.

Phönix.

Dienstag, 17. April.

Lerminier über das Papſtthum.

Die **Revue des deux mondes** vom 1ten April bietet einen geiſtreichen Artikel von Lerminier über Ranke's Päpſte. Es wird darin, nach einer großartigen Skizze der Geſchichte des Papſtthums, mit Bezug auf Voigt, Hurter und Fr. Raumer, auf den merkwürdigen Umſtand hingedeutet, daß „das proteſtantiſche Deutſchland die hauptſächlichſte der katholiſchen Inſtitutionen zum Gegenſtand der gründlichſten und unpartheilichſten Studien gemacht. Der deutſche Proteſtantismus," fährt Hr. Lerminier fort, „hat in Bezug auf das Papſtthum weder Furcht mehr, noch Haß, ſondern Billigkeit; er hat eher ſogar eine gewiſſe Neigung und künſtleriſche Begeiſterung dafür; er bewundert ihn, wie ein Raphaeliſches Gemälde, (warum nicht eher, wie Michel-Angelo's Sixtiniſche Tafel?) — das Papſtthum iſt für ihn eine erloſchene Größe, welche auf höchſte Gerechtigkeit Anſpruch zu machen hat. Man merkt wohl, die Geſchichtſchreiber Deutſchlands richten die Päpſte, wie die aegyptiſchen Prieſter die Könige richteten, — nach ihrem Tod." (77.)

Gerne würden wir, wenn der Raum es geſtattete, den ganzen Aufſatz hier übertragen; wir müſſen uns aber auf Mittheilung folgender Stellen beſchränken. „Wenn die Politik mit der Religion übereinſtimmt," bemerkt treffend Hr. Lerminier, „dann feiert man mit Begeiſterung dieſe Einhelligkeit und bedient ſich ihrer als einer mächtigen Waffe; ſind ſie ſich aber einander entgegengeſetzt, dann wird die Religion der Politik zum Opfer gebracht; dies die allgemeine Thatſache des **XVI.** und **XVII.** Jahrhunderts. Sehen wir ſie ſchon im **XIV.** und **XV.** Jahrhundert aufdämmern, werden wir uns dann verwundern, wenn ſie ſpäterhin ſich mit Macht behauptet (**s'affirme avec autorité**)? — Als Bellarmin den Prätenſionen Gregor's **VII.** und Innocenz **III.** einen etwas verſpäteten theoretiſchen Ausdruck gab, fügte er die Volksſouverainität zu der Allgewalt des Papſtes. Er behauptete, da Gott die zeitliche Gewalt Niemand in's beſondere verliehen, ſo eigne ſie dem Volke, welches ſie bald einem Einzelnen, bald Mehreren ertheile, und immer das Recht behalte, die politiſchen Formen zu verändern. Die katholiſche Lehre bemühte ſich zu zeigen, daß ſie keine Vorliebe für irgend eine beſondere Regierungsform hege, und ſich eben ſo gut für ariſtokratiſche, als demokratiſche, als monarchiſche Regierungen paſſe. Der Verknüpfung der beiden Souveränitäten, der prieſterſchaftlichen und der volklichen, antworteten die Proteſtanten mit der Lehre vom göttlichen Rechte der Fürſten und der Unabhängigkeiten der Nationalitäten. Später aber fand zwiſchen den beiden Partheien eine Art von Prinzipientauſch Statt: im **XVII.** Jahrhundert herrſchten die monarchiſchen Tendenzen im Katholizismus vor, und die Proteſtanten neigten ſich offen zum Freiſtaat oder doch zu einer ariſtokratiſchen Freiheit, und, wie Hr. Ranke es treffend bemerkt, war auf der einen Seite die katholiſche Welt geeinet, klaſſiſch und monarchiſch, auf der anderen die proteſtantiſche Welt getheilt, romantiſch und republikaniſch. — So können alſo die Mittel wechſeln; aber zwiſchen den beiden Theilen iſt der Preis des Kampfes immer die politiſche Gewalt." (88 f.)

Sehr ſchön bemerkt weiterhin Hr. Lerminier: „Wer könnte die Größe der katholiſchen Glaubenslehren in Abrede ſtellen? Sie haben während Jahrhunderten die

Menſchen geleitet und geſtärkt; ſie haben ſie beherrſcht und ihnen zugleich zur Abſchreckung und zum Troſte gedient. Aber die Macht und die Schönheit der Dinge, die auf der Erde zur Erſcheinung kommen, impliziren weder deren unbedingte Wahrheit, noch deren Ewigkeit... Die Religionen, höchſte Kraftanſtrengungen der Menſchheit, ſind nichts deſto weniger den menſchlichen Bedingungen unterworfen, und wenn gleich ſie den Himmel offenbaren, hängen ſie doch auch von der Erde ab.“ (92.)

Hr. Lerminier ſchließt mit nachſtehenden Betrachtungen: „Schwere Beſorgniſſe laſten auf Rom, und dieſe alte Weltherrin kann jetzt nachdenken, wenn ſie nicht mehr handelt. Zweimal war ſie der Mittelpunkt des Abendlandes. Es iſt ſehr zu bezweifeln, daß ihr dies Glück zum drittenmal werde. Und doch, in Mitten ſeiner Paläſte und Ruinen, zwiſchen dem Vatikan der Päpſte und dem Forum ſeiner Tribunen überraſcht man ſich, daß man noch Etwas erwartet. Zu Rom iſt die Gegenwart Nichts; die Herrſchaft der Vergangenheit iſt unermeßlich und die Unterſchiede der Zeiten ſind ausgelöſcht. Die Stadt der Gracchen und Kato's verſchmilzt mit der Stadt der Leone und Gregore; man verwundert ſich nicht, wenn man an denſelben Tage St. Peter und den Tempel der Veſta beſucht. Die Macht Innocenz III. ſcheint nicht minder erloſchen als der Ruhm Cäſars. Es findet ſich dort für die alte Republik, wie für die Theokratie des Mittelalters, für den Polytheismus wie für den Katholizismus eine Gleichheit der Nichtigkeit (de néant), welche einen wunderſamen Gleichmuth (calme) in die Seele flößt und ſie zugleich aufregt, die Zukunft herbeizurufen. Ja in dieſer Todtenſtadt des Univerſums erwartet man das Leben, und wie von allen Punkten der Erde die Menſchen dahin wandern, um ſich Rührungen der Geſchichte, der Kunſt, der Religion von ihr zu begehren, ſo möchte man ſie für Geſandte, für Vertreter aller Völker halten, welche Rom, die ewige Stadt, für einen glorreichen Tag bewahren, an dem, ohne zum drittenmal die Königin der Welt zu ſein, ſie noch der Menſchheit zum Muſeum, zum Tempel und zum Forum dienen werde.“ —

Tageschronik aus Paris.

(6. April 1833.)

Wir ſind zwar in der ſtillen Woche, aber dennoch geht es ſehr geräuſchvoll zu. Müſard und Dufresne ſcheinen ihre Maskenbälle bis über den Charfreitag hinaus verlängern zu wollen; die vornehme Welt fährt Morgens in die Kirche und Abends in die Soirées dansantes. Eine Dame von hoher Geburt und hoher Schönheit ſammelte letzten Sonntag in Saint-Thomas-d'Aquin für die Armen, ihre weiße Alabaſterhand präſentirte den Umſtehenden einen ſammetnen Klingelbeutel, in welchen die Spenden hineinregneten. Ein junger Mann aus gutem Hauſe ließ ein Zwanzigfrankenſtück in den Beutel gleiten, indem er hinzufügte: Madame, voulez-vous me faire l'honneur de m'accorder le premier galop ce soir chez le comte de **? — Von Herzen gern, erwiederte die Almoſenbitterin mit einem hübſchen Knicks, und ſetzte darauf ihren frommen Pilgergang durch die Kirche fort. Jetzt komme noch Einer und ſage, daß in Paris keine religiöſe Reaktion eingetreten iſt; im Faubourg-Saint-Germain und in der Chauſſée d'Antin legt man den Roſenkranz aus der Hand, um die Maske vorzunehmen und hört eine Faſtenpredigt zu Ende, um eine Galoppade anzufangen. — Neben den Tanz-Soiréen ſind die muſikaliſchen und artiſtiſchen Soiréen an der Tagesordnung. Die Dames patronesses beſchützen die Tonkunſt auf Subſkription und veranſtalten in den Salons der Herren Erard und Pape muſikaliſche Abendunterhaltungen, wenn ſie eine hinreichende Anzahl von Billetten untergebracht haben; ob für die Armen einige Broſamen von dieſer Tafel abfallen, wiſſen wir nicht, bezweifeln es daher. Uebrigens hört man in den Sälen der Rue du Mail und Rue des Bons-Enfans eine Menge Mittelmäßigkeiten und das Auditorium iſt ſehr zerſtreut; nur wenn ein anerkannt tüchtiger Meiſter, wie Thalberg, ſich hören läßt, tritt lautloſe Stille ein. Die Lokale ſind zu eng; die erdrückende Hitze, die mit allen möglichen Eſſenzen und fatalen Gerüchen geſchwängerte Atmoſphäre verdirbt und verkümmert jeden Kunſtgenuß. — Man hat viel Aufhebens gemacht von den artiſtiſchen Soiréen, welche die Herren Jüles Janin, Frédéric Soulié und Dantan veranſtaltet haben und wo die Repräſentanten der dramatiſchen, literariſchen und künſtleriſchen Welt mit den Notabilitäten der Finanz und Politik vereint waren. Die Bälle ſollen ſehr belebt und fröhlich geweſen ſein; bei Jüles Janin haben Madame Dorval und Lamartine einen Straußiſchen Walzer getanzt, und bei Frédéric Soulié bemerkte man einen Contretanz, worin die Mlle. Mante, Mlle. Mars, Mlle. Ida, Mlle. Prevoſt und Mlle. Georges figurirten. Bei Dantan wurde nicht getanzt; höchſt originell fand man die Idee, welche der Künſtler gehabt, alle ſeine lebenden Chargen zu der Soirée einzuladen und ſie ihren Gypsportraits, die rund um ſeine Werkſtätte herum geordnet waren, gegenüberzuſtellen. Die Geſellſchaft beſtand übrigens nicht aus lauter Chargen, ſondern man zählte darunter auch ſehr hübſche Damen, vorzüglich Sängerinnen, z. B. Madame Albertazzi und Madame Damoreau-Cinti; Levaſſor und Achard ſchienen großes Wohlgefallen an ihren Karrikaturen zu finden. Dantan machte die Honneurs ſeines Hauſes mit derſelben Grazie und geiſtreichen Manier, welche ſeine Statuetten und Gypszerrbilder auszeichnet. Jüles Janin und Frédéric Soulié ſollen als Feſtgeber ſich eben ſo anmuthig und geiſtvoll benommen haben, wie ſie es als Schriftſteller zu thun pflegen. In dem Musée charivarique, welches der Charivari ſeit einiger Zeit publicirt, ſind der Verf. von Barnave mit ſeiner Schlafmütze und der Herausgeber der Teufelsmemoiren mit ſeinem mächtigen Schnurrbart gut getroffen und frappant ähnlich. Jüles Janin hat, nebenbei geſagt, unlängſt die Marquiſe de la Carte verabſchiedet, mit welcher er ſeit mehreren Jahren zuſammenlebte und der zu Gefallen er die witzige Biographie des Fünambüles-Hanswurſtes Deburaeu ſchrieb. Camille Roqueplan bewirbt ſich gegenwärtig um die Gunſt der blonden Marquiſin, welche großer Aufwand und Bankbilletts allein kirre machen. Die gelungenſten Figuren des Musée charivarique ſind, außer F. Soulié und J. Janin, die beiden Redakteure des Charivari Albert Clerc mit ſeinen langen Beinen und Altaroche mit ſeiner fauſtdicken Naſe; ferner A. Berthaud, ein Naturdichter, der bis in ſein neunzehntes Jahr dürres Holz im Walde aufgeleſen, darauf nach Lyon kam, bei einem Schreinermeiſter leſen lernte und drei Monate nachher einen Band Gedichte herausgab, welche die Pariſer Ariſtarchen als hündiſch treue Kopieen nach lateiniſchen Dichtern tadelten. Der Verf. hatte noch nie etwas von lateiniſchen Poeten gehört; er war froh, wenn er ſo viel beſaß, um ſeinen Hunger zu beſchwichtigen und das Papier zu bezahlen, worauf er ſeine Verſe ſchrieb; für was hätte er da lateiniſchen Unterricht nehmen ſollen? Noch jetzt lebt er in mehr als beſchränkten Verhältniſſen, obſchon er ſich einigen Ruf erworben. Die franzöſiſchen Verleger honoriren nur die Gedichte von Lamartine und V. Hugo; die übrigen Poeten müſſen unentgeltlich dichten oder Romane ſchreiben, wenn ſie Verleger finden wollen. Selbſtmord und Hungertod verſchaffen jedoch auch Verleger; Zeuge dafür iſt **Emile Roulland**, deſſen poetiſchen Nachlaß man ſo eben geſammelt und in den Buchhandel gebracht hat, nachdem der Erblaſſer im eigentlichſten Sinne des Wortes vor Hunger geſtorben. Herr Evariſte Boulay-Paty hat das Buch mit einer Vorrede begleitet, worin er die phyſiſchen und moraliſchen Qualen des jungen Dichters aufzählt, deſſen Schöpfungen allerdings vielfache Anmuth und tiefes Gefühl verrathen. „Der Sohn am Grabe ſeiner Mutter“ hat uns ganz beſonders angeſprochen; und in dem „Frohnleichnamsfeſt“, wie in manchen anderen Gedichten zeigt der Verf., daß er ſchöne und edle Gedanken in eine glückliche, präciſe Form zu gießen verſtanden. Verſe ſind eine in unſerem Jahrhundert ſchlecht curſirende Münzſorte, welche nicht ſo leicht einen Wechsler findet; vielleicht hat das Jahrhundert Recht, daß es keine Tändeleien mehr will; vielleicht auch Unrecht. — Die leichte Literatur findet indeß noch immer zahlreiche Abnehmer. Das neueſte Produkt von **Alphonſe Karr**, **Eynerley**, zwei Bände höchſt mittelmäßiger Novellen, hat bedeutenden Succeß gehabt. Auch mittelmäßige Theaterſtücke finden Beifall; die letzte Pièce der Madame Ancelot, **Iſabelle**, Komödie in 3 Akten und in Proſa, ein Bühnenſtück, worin die Handlung Null, das Intereſſe unter Null, und bloß einige glückliche Witzworte über Null ſtehen, figurirt ſchon ſeit vier Wochen faſt jeden Abend auf dem Anſchlagzettel des Théâtre français; die hieſigen Kritiker behaupten, daß Mad. Ancelot an der Spitze der Reaktion gegen das moderne Drama ſtehe und dem Mittelalter den Krieg erklärt habe; dem mag nun ſein, wie ihm wolle, die drei Schläge, Marie, le château de ma nièce und Isabelle, ſind eben nicht tödtlich: Kotzebue'ſcher Familienjammer und Iffland'ſche Manierirtheit erſcheinen am Ende ebenſo einfältig als Dümas'ſcher Ehebruch und Hugo'ſche Courtiſanenapotheoſen. — Das Debüt **Bocage's** am Gymnase dramatique iſt ſtill und ohne Geräuſch vorübergegangen; man hatte vorher viel davon geſprochen und namentlich angezeigt, daß Madame Georges Sand ein Drama für dieſe Feierlichkeit ſchreiben würde; das war ein literariſcher Puff; Emile Souveſtre hat das Drama dazu verfaßt. Bocage iſt übrigens hier nicht an ſeiner Stelle; es wird Einem ganz wehmüthig, wenn man den täglichen Verfall des Théâtre de Madame ſieht. Wir zweifeln ſehr, ob es Herrn Deleſtre-Poirſon gelingen wird, ſeine Bühne durch einen vortrefflichen Mimen von der Porte Saint-Martin und durch bürgerliche Dramen wieder zu heben. Die Zuſchauer und Habitués des Gymnaſe ſind durch die kleinen galanten, parfümirten Vaudeville's und die zuckerſüßen Scribe'ſchen Komödien, welche unter der Reſtauration ſolches Aufſehen machten, verwöhnt und können ſich nicht damit befreunden, wenn ſie anſtatt der glänzend equipirten Colonels und der liebenswürdigen Wüſtlinge, welche den Pfropfen einer Selterſerwaſſerflaſche mit ſo viel Grazie ſpringen zu laſſen wußten, einen alten, aus der Baſtille entſprungenen Narren mit fünfzehnjährigem Barte, mit ſtierem Auge und ungeordnetem Anzuge ſehen und ſhakeſpear'ſche Phraſen repetiren hören.

Die Faſten ſind im allgemeinen die fette Jahreszeit für die Theater, welche alle, vom Bobino an bis zur großen Oper gute Einnahme haben. **Guido** und **Ginevra** von Halévy macht ſtets volles Haus in der Rue Lepelletier, wo vorigen Samſtag die Benefizvorſtellung der Mlle. Noblet ſtattfand; man hatte zu dem Behuf Psyché und le Sicilien wieder hervorgeſucht, und das Vaudeville: le père de la débutante, auf der Bühne der großen Oper zugelaſſen. Das Théâtre français hat ebenfalls eine alte Komödie von Empis und Mazères, la demoiselle et la dame, wieder auf die Bühne gebracht. — Die Variétés waren in der letzten Zeit beſonders thätig, und lieferten drei neue Vaudevilles: l'amour vient après, von **Dupin**, worin die ebenſo neue als tröſtliche Maxime feſtgeſtellt wird, daß die Liebe ſich nach der Ehe einſtellt und nicht vor derſelben, wie man ſeither allgemein angenommen hat; ein Stück, in einem völlig inoffenſivem Syſtem geſchrieben und voll anmuthiger Details. Das zweite Vaudeville iſt von **Alexis von Lamberouſſe** und führt den Titel: Midi à quatorze heures, ein Ehemißverſtändniß, welches ſich in Wohlgefallen auflöſt; der Mann, ein dramatiſcher Dilettant, Verf. von drei beklatſchten und zwei ausgepfiffenen Trauerſpielen, glaubt, ſeine Frau ſei nicht poetiſch, weil ſie Kirſchen und Johannisbeeren einmache; am Ende findet es ſich aber, daß ſie die zarteſten Briefe ſchreibt und Elegien dichtet. Der Bouton de Rose I., Vaudeville von Hrn. **Duvert** und **Lauſanne**, iſt ein Stück, das in Oſtindien ſpielt: ein angeblich reicher Onkel kommt aus Oſtindien zurück, und logirt ſich bei ſeinem Neffen in Saint-Malo ein, wo plötzlich an einem ſchönen Morgen die ſchöne Aſſumonka, die Prinzeſſin der Ouas, aus der Malleposte ſteigt und ihren Hrn. Gemahl reklamirt, nämlich den reichen Onkel und ehemaligen Matroſen von der Bretagne'ſchen Küſte, welcher bei Sumatra Schiffbruch gelitten, ſich mit der ſchönen Aſſumonka vor dem Nabob(?) Wiſchnu vermählt, und unter dem ſymboliſchen Namen Bouton de Rose I. dreißig Jahre über Sumatra geherrſcht hatte u. ſ. w.; das Publikum hatte die Geduld, dieſen Miſchmaſch von Plattheiten und Gemeinheiten mitanzuhören. — Die pauvre fille, Drama in fünf Akten, womit Hr. **Anicet Bourgeois** die Porte Saint-Martin beſchenkt hat, erinnert an eine Menge anderer Melodramen, und iſt aus Thérésa, Clara, der Spitzbubenherberge, Il y a seize ans u. ſ. w. zuſammengeſtückelt. Die **arme Tochter** iſt die Tochter eines Induſtrieritters, der vor der Juſtiz geflohen, und auf ſeiner Flucht einer Hochzeit beiwohnt, wo er den Tugendpreis der Braut (10,000 Fr.) ſtiehlt, ertappt wird, und ſeiner angeblichen Tochter ihren rechten Vater nennt, nämlich den Präſidenten des Tribunals von Troyes, dem er die 16,000 Fr. aus dem Portefeuille geſtohlen.

Das Caſino Paganini hat fallirt, die Maurer, Maler, Vergolder und Tapezierer haben in einem Nu das Gebäude demolirt, weil man ihre Rechnungen nicht bezahlt. Man hatte das böswillige Gerücht ausgeſprengt, daß Paganini größtentheils an dem Ruin dieſer Entrepriſe ſchuld ſei, weil er das Verſprechen, Konzerte zu dirigiren, gegeben, aber nicht gehalten habe. Dagegen hat indeß der große Maeſtro in kläglichen Briefen proteſtirt, wodurch wir erfahren, daß er für 60,000 Franken Aktien genommen und eingebüßt habe. Der faſhionablen Kirche Notre-Dame-de-Lorette ſteht übrigens auch der Bankerott bevor, wenn die Gläubigen des Sprengels keinen Zuſchuß hergeben; denn ſie iſt mit Schulden belaſtet und der Pfarrer des Etabliſſements legt in einem Hirtenbriefe umſtändliche Rechnung von Einnahme und Ausgabe ab. Dieſer Hirtenbrief, wahrſcheinlich von einem Wechſelmäckler abgefaßt, iſt eine vollſtändige Bilance, woraus hervorgeht, daß das Paſſivkapital das Aktivkapital verſchlungen hat, und daß die Kirche, wenn man ihr nicht unter die Arme greife, unfehlbar das Schickſal ihrer Conkurrentin, der Kirche des Abbé Auzou theilen werde, welche auf dem Chateletplatz an den Meiſtbietenden verſteigert worden. Es heißt, einige Börſenmänner wollen für die Unterſchriften des Hrn. Pfarrers gut ſprechen, und Notre-Dame-de-Lorette zum Eigenthum einer Société en commandite machen.

Die Börſenſpekulationen abſorbiren gegenwärtig ein unermeßliches Kapital von Thätigkeit und Geld. Man hat die Roulette, die Lotterie und die öffentlichen Spielhäuſer unterdrückt, in denen jeden Abend hunderttauſende verloren gingen: aber das Rouge et noir, Trente et quarante waren reine Kinderſpiele im Vergleich mit den Börſenſpielen. Auf dem

Teppich bei Fraſcati wurde an einigen Abenden ½ Million umgeſetzt, auf dem Trottoir bei Tortoni werden in einer Stunde Millionen gewonnen und verloren. Die Aktien auf fabelhafte Entrepriſen, die gar nicht exiſtiren, ſteigen in einer Stunde von 1000 bis auf 10,000 Fr. und fallen in der nächſtfolgenden Stunde auf Null. So eben war man Millionär, bald darauf iſt man ein Bettler. Das iſt ein ſchrecklicher Unfug, eine wahrhafte organiſirte Spitzbüberei. Die Folgen dieſes Börſenſchwindels ſind unberechenbar und werden ſich nach wenigen Jahren in ihrer ganzen Furchtbarkeit zeigen.

Merkwürdig iſt, daß die Journale, welche gegenwärtig wider das Unweſen eifern, den Anfang dazu gemacht haben. Noch täglich erſcheinen kleine neue Tagblätter, die immer Aktionäre finden und nicht zwei Monate beſtehen. So liegen z. B. vor mir: *Le Peignoir*, ein Samſtagsblatt, für Perückenmacher geſchrieben und mit dessins de coiffure begleitet; und *L' Entremets*, ein Journal für Reſtaurants, Kaffeehausbeſitzer und Gaſtwirthe, erſcheint jeden Sonntag. Alle dieſe kleinen Blätter leben kurze Zeit, verſchmelzen ſich miteinander und ſterben.

.*.

Chronik der ſchönen Literatur.

14) Der letzte Cäſar. Novelle von Ferd. Aug. Oldenburg. 3 Thle. Mainz. Kupferberg. 1837.

Auf gleicher Stufe mit »Böhmen vor 400 Jahren« ſteht Oldenburg's »letzter Cäſar.« Auch hier regt vor allen die künſtleriſche Reproduktion des hiſtoriſchen Stoffes das Intereſſe an. Es iſt lächerlich, wenn man es dem Romandichter zum Vorwurf machen will, daß er ſich in ſeiner Compoſition ſtreng an die Entwickelung einer Epoche oder eines dominirenden Charakters hält. Was ſoll er denn anderes thun, was kann er? Die Hauptfrage iſt und bleibt immer die freie Reproduktion, die aber beim gegebenen Stoffe nichts geringeres als — Erfindung iſt! Der Verfaſſer des oben genannten Romanes hatte bei dem ihm vorliegenden Stoffe hinlängliche Gelegenheit, ſein Talent, in dem eben angedeuteten Sinne zu erfinden, zu beweiſen, und er hat es in hohem Grade gethan; denn das Erfinden forderte diesmal künſtleriſche Beſonnenheit genug, um aus den wirren, chaotiſch durcheinander geſunkenen Maſſen der Begebenheiten ein ſchönes Ganzes als neue Welt zu geſtalten. Das hat der Verfaſſer denn auch gethan. Er hat aus Begebenheiten, die den Namen Geſchichte faſt nicht verdienen, weil ſie nur aus Erſchlaffung, Unnatur und Gräueln jeder Art beſtehen, eine Handlung konſtruirt, die ſich, durch ein immer wachſendes inneres (pſychologiſches) und äußeres Intereſſe getragen, bis zur Höhe einer Tragödie emporgipfelt. Ueberhaupt leuchtet aus dieſem Roman ein Talent für dramatiſche Behandlung hervor, das ſich ſogar in der Sprache des Dialoges äußert, welcher ſich durch einen rhythmiſchen Bau angenehm und übereinſtimmend mit der idealen Haltung des Ganzen offenbart. Um übrigens auch das größere Publikum auf dieſen Roman — hinſichtlich des unmittelbar eindringlichen Intereſſes aufmerkſam zu machen (wie er es verdient) beſchränken wir uns darauf, daß der letzte Cäſar — Conſtantin der letzte Herrſcher des oſtrömiſchen Reiches und daß deſſen Fall durch die Osmannen die hiſtoriſche Baſis des Werkes iſt.

Feuilleton.

.*. Unter den durch die Kölner Angelegenheit hervorgerufenen Schriften nimmt unſtreitig die, bereits durch die Allgemeine Zeitung von Augsburg und die Hannöverſche Zeitung nach Gebühr abgefertigte Schrift des Herrn Alexander Müller die untergeordnetſte Stelle ein. Dies aus zweierlei Gründen: erſtens darum, weil ſie in der That keine neue Mittheilungen und Ideen enthält, oder neue Standpunkte aufrichtet, welche dem Publikum zu einer richtigen Erkenntniß der betreffenden Streitfrage verhelfen könnten, und zweitens, weil die Chamäleonsnatur der Geſinnung, die ſie auf jeder Seite zu Tage trägt, jeden Menſchen von tüchtigen Grundſätzen mit Ekel erfüllen muß. Zwar iſt es thöricht, von Hrn. Müller Geſinnung zu verlangen. Geſinnung iſt kein Buchhändlerhonorar, und doch iſt's Hrn. Müller blos um letzteres zu thun. Hr. Müller iſt der Meinung, die Kölner Angelegenheit ſei ihm gerade recht gekommen, ſeine Feder, von der Niemand mehr was haben wollte, wieder unter die Leute zu bringen. Hätt' er dies gethan in einer der Literatur und der Geſellſchaft würdigen und nützlichen Weiſe, ſo hätte man ihm viele frühere literariſche Falſa zu gute halten mögen. Uns, die wir ihn kennen, betrog Hr. Müller nicht, denn wir haben nie etwas von ihm erwartet; aber er betrog eine Klaſſe von Publikum, die noch naiv und gutmüthig genug war, ſich zu ihm als einem Manne zu verſehen, der in der Geſellſchaft und der Literatur noch einigen Credit einzuſetzen habe. Es iſt Pflicht einer ehrlichen Kritik, das Publikum nach ſolchen wiederholt gemachten Erfahrungen zu warnen, daß es nicht immer wieder auf's Neue ähnlichen Täuſchungen ſich hingebe.

Indem aber eine Karlsruher Buchhandlung ein abermaliges neues, aus demſelben Sauerteige zuſammengeknetetes Machwerk des beſagten A. Müller unter dem Titel: »Febronius der Neue, oder: Grundlagen für die Reform-Angelegenheiten der deutſchen Kirchenverfaſſung im Geiſte der Baſeler Beſchlüſſe, der Fürſtenconcordate, der Emſer Punktationen und der Frankfurter Grundzüge« — ankündigt, ſo ſind wir in dem Falle, dieſe Warnung dringend auszuſprechen. Denn noch iſt das Werk nicht gedruckt und im Buchhandel; alſo noch kann ſich das Publikum vor einer Enttäuſchung hüten, deren Cauſalität in der Wurzel wegzuräumen, eine gewiſſenhafte Kritik — wir wiederholen es — im Intereſſe des Lebens und der Wiſſenſchaft dringend bedacht ſein muß.

.*. Ueber Grillparzer's neues Drama: Weh' dem, der lügt, enthält F. Witthauer's Wiener Zeitſchrift einen größeren Artikel, an welchem manche unſerer zünftigen Kritiker lernen könnten, von welchem Standpunkte die Kritik in unſeren Tagen ihre Aufgabe zu erfaſſen, ihre Pflichten gegen die Literatur zu erfüllen habe. Der erwähnte Artikel iſt eine Ehrenrettung im Leſſing'ſchen Geiſte, wie Grillparzer, einer unſerer größten neueren Dichter, den ſeine Nation noch lange nicht genug verſteht und würdigt, im vollem Maße ſie verdient.

.*. So eben iſt das langerwartete erſte Heft des Brockhaus'ſchen Converſationslexikons der Gegenwart erſchienen. Es verbreitet ſich in mehr als 30 Artikeln auf 10 Druckbogen großen Oktavformates über die bedeutendſten Perſönlichkeiten, die leitenden Ideen, die neueſten Entdeckungen und Erfindungen der Gegenwart in umfaſſender und eleganter Darſtellung. Wir werden nächſtens ausführlicher darüber berichten.

.*. Kaulbach's Carton ſeines Bildes »die Zerſtörung Jeruſalem's« iſt vollendet und gegenwärtig in ſeinem Atelier zu München ausgeſtellt.

.*. Ein Hr. Giovanni Battiſta Meſſedaglia zu Verona, hat die Kunſt wieder aufgefunden, menſchliche Leichname auf eine gewiſſe Art zu mumiſiren, welche bereits Segato von Belluno entdeckt, aber im Jahre 1833 als Geheimniß mit ins Grab genommen hatte. Der Erfinder legte der Municipal-Congregation Proben dieſes Verfahrens vor, und wandte ſich an die Akademie des Ackerbaues, des Handels und der Künſte, welche eine aus zwei Aerzten und einem Chemiker beſtehende Commiſſion zur Prüfung dieſer Erfindung ernannte. Dieſe Commiſſion erklärte, daß die von Hrn. Meſſedaglia vorgelegten Stücke menſchlichen Fleiſches und der Eingeweide mehr oder minder eine hornartige Härte, einen Glanz nach Art eines Kalk- oder Kieſelſteines, und eine ſolche Härte erhalten hätten, daß ſie Politur annähmen. Um jedoch vollkommen ſicher zu gehen, gab die Commiſſion dem Erfinder ihren Wunſch zu erkennen, er möchte ſich zu einer zweiten Probe herbeilaſſen, und ein von der mediziniſchen Fakultät zu Padua ihm übergebenes menſchliches Herz und eine Hand zu anatomiſchen Zwecken nach ſeiner Methode präpariren. Auf der Fläche der Hand waren ihre Gefäße, Muskeln und Flechſen bloßgelegt, die Rückſeite derſelben war mit der Haut bedeckt; das Herz war auf der Hinterſeite vertikal durchſchnitten. Hr. Meſſedaglia löſte dieſe Aufgabe vollkommen, und die Commiſſion mußte ihm zugeſtehen, »daß die beſagten Stücke eine hornartige Härte erhalten hätten, daß alle ihre ſecirten und bloßgelegten Theile bewahrt und durchſcheinend geworden ſeien, und daß endlich nach gemachtem Vergleiche der von Meſſedaglia präparirten Stücke mit jenen des Segato, die Methode des Erſtern jener des Letztern gleich zu achten ſei.«

.*. Eine Neuigkeit der Brünner Bühne war: »Der Naturmenſch« von W. A. Gerle und U. Horn, und wurde mit lebhaftem Intereſſe aufgenommen. Dem. Blumauer (ſeit dem »Pariſer Taugenichts« ein großer Liebling des Brünner Publikums) gab den Max mit vielem Glücke, und wurde am Schluſſe mit Hrn. Ginetti (Doktor) gerufen. In der nächſten Anzeige ſoll Dem. Denker die Molly als Gaſt geben, wodurch das Stück nur gewinnen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 92. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 18. April.

Lieder eines Malers
(Reinick)
mit Randzeichnungen ſeiner Freunde.

(Düſſeldorf, 1838.)

Es war ein neuer und glücklicher Einfall von R. Reinick, dem Maler, den die Muſenalmanache bereits als Lyriker eingeführt hatten, in einem beſondern Album die Meiſter der Düſſeldorfer Schule zu verbinden. Und wer Lieder und Romanzen, durch Randzeichnungen erklärt und ergänzt, ſchon durch E. Neureuther's gelungene Blätter liebgewann, der durfte ſich von gegenwärtigem Hefte noch mehr verſprechen, da die Randzeichnungen für daſſelbe von einer Zahl anerkannter Künſtler, die frei unter des befreundeten Dichters Poeſieen wählten, entworfen wurden — und hatte man auch nicht Göthe'ſche Lieder und Balladen, ſo entſchädigte wieder, daß die Maler ihre Eindrücke in ganz ähnlichen Lebenskreiſen empfingen, und bei verwandtem Streben den Sänger inniger auffaſſen konnten. — Außerdem dürfte man ſchwerlich gerade dieſe Meiſter je wieder ſo beiſammen antreffen; mancherlei Umſtände haben Einige vom Rheine weggeführt; wer wüßte ein Band, ſie aus der Ferne her wieder ſo zu verknüpfen?

Man hat vor einiger Zeit den Düſſeldorfer Malern — im Vergleich zu den Tüchtigſten der Münchener Schule — das Studium von Leſſing's Laokoon auf das dringendſte empfehlen zu müſſen geglaubt. Es iſt mir nicht mehr erinnerlich, ob im Allgemeinen, ob in Beziehung auf einzelne der neueſten Bilder. Auch in dieſem Punkte kann das vorliegende Heft wenigſtens theilweiſe belehren, und die vollſte Anerkennung wird ihr Streben belohnen. Noch iſt man nicht im Stande, ohne den Vorwurf der Parteilichkeit Einer von beiden Schulen den Kranz zu reichen; es wird dies auch wohl nicht in der nächſten Zukunft möglich ſein. Den Freund unſerer deutſchen Kunſt erhebt inzwiſchen die Wahrnehmung, daß zu keiner Zeit ſo viele geweihten Hände ihres Lebens eigenthümlichſte Wonnen und Schmerzen der Leinwand anvertrauten, als in unſeren bewegten Jahrzehnten. Ja, wir haben eine deutſche Malerkunſt und dürfen ſtolz auf die Werke ſein, welche ſie dem künftigen Geſchlechte zu hinterlaſſen ſtrebt. Gleichviel, ob die Meiſter in der prachtvollen, kunſtſinnigen Königsſtadt ſitzen, oder an den grünen Wellen des Vaters Rhein wandeln; gleichviel, ob ſie König Ludwig's ernſter Sinn zu den prächtigen Gebilden aus der Geſchichte und Heldenſage, oder ihre eigene romantiſch-glühende Jugend zu halb träumeriſchen Farbenromanzen hinzieht. Du ſiehſt am blitzenden Abendhimmel den goldumſäumten, purpurhauchenden Wolkenzug, dieſen Königsmantel, den der müde Tag von der lichten Schulter zieht, eh' er noch am Sternenbuſen der Nacht liebedürſtend niederſinkt — freuſt du dich ſein, bevor er verglommen, oder willſt du erſt unterſuchen, ob er aus verborgenen Thälern aufſtieg, wo unbekannte Hirten wohnen, oder aus einer menſchengefüllten Stadt, ob er über's alte Meer hinſtreifte oder über gleichalte Gletſcher wandeln ging? —

Einen längſt verſunkenen Traum haben dieſe zum Theil wunderlieblichen Bilder wieder in mir aufgeregt. Als ich die Namen Steinbrück, Schrödter, Stilke, Schadow, Leſſing, Bendemann, Schirmer, Sonderland und viele der Andern las, die hier mitgeſchaffen, da gemahnte er mich wie ein Mährchen, welches ich ſelbſt erlebt hätte. Einſt dacht' ich mir nämlich ein Buch, dergleichen wir noch nicht haben; wir Deutſche nicht, ſonſt auch kein Volk, weil es vermuthlich keins haben kann. Dies Buch hieß man ſchlicht und einfältig: **Das Buch der Sagen.** Von grauen Zeiten an hatten die Dichter in Wald und Feld, am Fluß und in den Hochalpen, am Kreuzweg zur Mitternachtsſtunde und im tiefen Schacht, nahe dem Herzen der Erde, nicht minder in der Bauernhütte und auf luſtiger Ritterburg gelauſcht, gelernt und das Miterlebte klang in den Liedern wieder, deren ein Einziges als tönendes Heimweh ein deutſches Herz bis zum Ueberſtrömen füllen kann. Keiner der großen und unſterblichen Dichter ſchwieg davon, wenn er nur den Sinn für ſein Volk behalten hatte. Allein wie war es zu ſchließen? Sollte nicht, was in den Reimen klang und bezauberte, auch zum Bilde ſich verkörpern? Da kamen die Maler in Schaaren heran, jeder hatte einen Augenblick ſeine Staffelei vergeſſen; dort ruhten die kämpfenden Geiſter der Hunnenſchlacht und hier ſchien ſich die im Abendduft aufgehende Mondſcheibe nicht mehr nach den letzten Streifen des Sonnenlichtes zu ſehnen; die Meiſter regten ihre Hände nur für das Buch der Sagen; ſie belebten und bannten das flüſſige Wort. So ward ein vaterländiſches, großartiges, unvergleichliches Werk, darüber die kommenden Geſchlechter ſinnend ſaßen, durch das die feurige Jugend Vaterlandspoeſie einſog, die unter vielen glänzenden Zweigen auch die Vaterlandsliebe auf ihrer äſtigen Wurzel trägt. —

Nun ja; man träumet einmal und Träume ſind Schäume. Zu dem Buch der Sagen haben die Dichter das Ihrige gethan. Was da und dort in den Jahrhunderten zerſtreut liegt, wäre leicht und bald geſammelt, wenn nur die Maler das Werk wagen wollten. Iſt doch der Weg von München nach Düſſeldorf nicht ſo weit; und was hat beharrlicher Wille nicht Alles in der jüngſten Zeit zu Stande gebracht? Wer konnte vordem von unſeren Kunſtvereinen träumen; oder wer dieſen Inſtituten eine Ausdehnung in der Weiſe zudenken, wie ſie nun der rheiniſche Kunſtverein durch ſeine Verbindung von fünf wichtigen Städten gewonnen hat? Ein Verſuch, die Kräfte auf Einen Punkt zu ſammeln, iſt in dieſen vorliegenden Liedern und Bildern geſchehen; was darf die nächſte Zeit weiter hoffen?

Aus Prag.

(Fortſetzung.)

Die Giltigkeit der wichtigeren Klage, daß nämlich der bunte Maskenſpaß, der ſonſt frei und muthig in den Prager Redouten waltete, nicht wieder blühen und gedeihen wolle, daß die Masken zu klein in der Quantität, die vorhandenen aber zu ſchweigſam und ernſt, zu matt und blöde in der Qualität ſind, kann freilich nicht geläugnet werden; da aber den leider notoriſchen Ueberfluß an Geiſtesmangel, das abſolute Alibi von Witz und Laune, von Munterkeit und dialogiſcher Feinheit bei den Masken nur Damen und Herren bemerken können, welche die fehlenden Eigenſchaften beſitzen, warum entſchließen ſich dieſe nicht, ihren Witz und ihre Laune, ihre Munterkeit und Feinheit in der Converſation zu entfalten, um Vergnügen zu ſpenden und zu empfangen? So lange alle Perſonen von höherer Bildung mit einer Art von ſchönem Stolz und Scheu auf die Masken herabſehen, und höchſtens ihre Geiſtesarmuth beſpötteln, ſtatt ihre Ueberlegenheit auf eine andere und glänzendere Weiſe kund zu geben, indem ſie ſelbſt eine geſchmackvolle, oder auch eine ganz einfache Verkleidung wählen, um Leben und Bewegung in die Maskenwelt einzuführen, kann der Redoutenſcherz nur matt und farblos erſcheinen, und viele Perſonen mögen die Redouten gar nicht beſuchen, da man beim Nahen einer ſprechenden Maske nicht ſprudelnden Witz, ſondern nur — Langeweile zu befürchten hat. Noch in den Jahren 1835 und 1836 haben ſowohl Maskenzüge, als einzelne Charakter- und Phantaſiegeſtalten Aufſehen erregt, und man gedenkt noch mit Vergnügen der zwölf luſtigen und generöſen Matroſen, welche geſchmackvolle Kleinigkeiten mit ſinnreichen Beziehungen unter ihre Bekannte vertheilten, ſo wie mancher intereſſanten weiblichen Maske, deren Incognito die Neugierde der Männerwelt in hohem Grade erregte; aber der letzte Carneval brachte auch nicht Eine Maske, deren man ſich am Aſchermittwoche noch erinnerte; dagegen haben es ſich die Verlarvten dieſes Jahres mit ihren Geſchenken auch ſehr leicht gemacht; denn dieſe beſtanden nur aus den wohlfeilſten Bonbons, oder kleinen geſchriebenen und gedruckten Zettelchen, meiſt noch dazu ohne Sinn und Bedeutung, mitunter aus einem alten Sprach- und Antwortſpiel genommen! Noch ein anderer Uebelſtand, welcher das fröhliche Ausſehen der Redoute beeinträchtigt, iſt die Kleidung der Herren. Da in der Redoute die Zahl der männlichen Gäſte ſtets das Uebergewicht über die Damen und Masken hat, ſo bringt ſchon die dunkele Farbe, welche die Mode unſeren Civilfracks und Unterkleidern vorſchreibt, eine Monotonie hervor, durch welche gerade dieſes Carnevalsvergnügen einen minder heiteren Anblick gewährt, als alle übrigen. Dazu kommt noch, daß ein großer Theil der Herren in voller Winterkleidung, in Ueberröcken, Pekeſchen, ja ſelbſt in Mänteln in den Saal tritt. Manche derſelben, die ſich nicht lange aufzuhalten gedenken, legen die Oberkleider aus Bequemlichkeit nicht ab, um recht ſchnell wieder reiſefertig zu ſein, noch andere wollen den Silberzehner für den armen Garderobier erſparen, und eine zahlreiche dritte Klaſſe hält es — man ſollte eine ſolche Kleinſtädterei in einer Stadt von mehr als 100,000 Bewohner kaum für denkbar halten! — für Bonton, recht ſalopp und in Ueberkleidern, mit beſtaubten oder kothigen Stiefeln zu erſcheinen, und drängt ſich in ſtark beſuchten Redouten im Schweiße ihres Angeſichtes durch die wogende Menſchenfülle, bloß um die ſchwerfälligen Winterdecken nicht abzulegen, und ohne Augen dafür zu haben — oder haben zu wollen — daß der ganze männliche Adel und andere Perſonen, welche wahren Takt für geſellige Sitte haben, in Fracks, und wenn auch nicht im Ballkoſtüme, doch in einer Toilette erſcheinen, wie ſie der Anſtand erfordert, wenn man eine Verſammlung betritt, wo Herren und Damen aller höheren Stände ſich einfinden. So lange nun die Bequemen, die Oekonomen und die — Bontoniers dieſer komoden, ſparſamen und unanſtändigen Toilette nicht entſagen, wird unſere Redoute nie nett und reinlich ausſehen, und eine große Zahl der Gäſte einen unerfreulichen Gegenſatz zu dem reich beleuchteten Salon bilden.

Der heurige kalte und ſchneereiche Winter hat den Liebhabern des Schlittenfahrens ziemlich viel Gelegenheit gegeben, ihre Luſt zu büßen. Die vornehme Société hat mehrere Excurſionen in Schlitten in die Umgebungen der Stadt veranſtaltet, aber eben, als man ſich am beſten in das Wintervergnügen einſtudiert hatte, trat plötzlich heftiges Thauwetter ein, und machte allen Schlittenfahrten ein ſchnelles Ende.

Das Schlittſchuhlaufen auf der Eisdecke der Moldau iſt ſehr aus der Mode gekommen, wozu wohl auch die ſtrenge Kälte beigetragen haben mag; doch ſah man auch bei milderer Temperatur heuer nicht, wie in anderen Wintern Gruppen von Tauſenden, die theils Schlittſchuh liefen, theils ſich auf kleinen Stuhlſchlitten herum kutſchiren ließen, oder als Zuſchauer einen dichten, oft undurchdringlichen Kreis um die Eisbahn ſchloſſen.

Wir kommen von dieſer Wintervergnügung auf die Eisbahn unſerer Bühne, auf welcher mancher dichteriſche Schlittſchuhläufer ſich in großen Schwingungen herumtreibt, manchmal auch — auf die Naſe fällt. Das Leutner'ſche Schauſpiel: „Die Geſchwiſter,“ das eine Zeit lang in ganz Deutſchland ſo viel zu ſprechen und zu rathen gab, iſt ſchon wieder vom Repertoire verſchwunden, und intereſſirt nur noch im Reflex eines Journal-Referates. Es ſpuckt nämlich in der „Mitternachtszeitung“ ein ſatyriſcher Kobold aus Prag, mit ſo keckem Humor und tüchtiger Kunſtkritik ausgerüſtet, daß wir uns insgeſammt fruchtlos die Köpfe zerbrechen, wer dieſer neue Humoriſt unſerer guten Stadt wohl ſein möge? Er läßt voll kecker Ironie in dem Artikel: „Correſpondenz mit Verſtorbenen,“ den hochſeligen Hrn. A. W. Iffland zwei Briefe (aus dem Tartarus und aus Prag) an die Mitternachtszeitung ſchreiben, welche eine ſchärfere Beurtheilung des erwähnten Schauſpieles enthalten, als irgend einer unſerer genannten und ungenannten Kritiker bisher auszuſprechen wagte.

Das zweite Compagnieſtück der Herren Gerle und Horn „Der Naturmenſch“ hat eine ziemlich kalte Aufnahme gefunden, obſchon es (wenigſtens theilweiſe) beſſer als „die Vormundſchaft“ geſpielt wurde.

Auch die Camaraderie des Scribe unter dem Titel: „Gönnerſchaften,“ bearbeitet von Dr. Römer, iſt auf unſer Repertoire eingewandert. Man kann freilich in dieſer Umwandlung kaum begreifen, warum ein ſo großes Aufhebens, ſo gewaltige Umtriebe, wegen der Stelle des Direktors einer Kunſtakademie gemacht worden? und, wo die Cenſur nicht einmal eine Deputirtenwahl auf die Bretter einzuführen erlaubt,*) ſollte man eigentlich die „Camaraderie“ gar nicht überſetzen. Doch hat das Stück noch große Schönheiten, und darf, in ſeinem ganzen Umfange betrachtet, wohl, wie ein hieſiger Kunſtrichter behauptet, unter Scribe's beſte Arbeiten gezählt werden. Die Aufführung war gut, die Aufnahme beifällig, doch — wie bei allen andern neuen Stücken — das Haus in der Repriſe ganz leer. Auf dieſe beiden Luſtſpiele folgte: „Des Stranders Tochter,“ Schauſpiel in fünf Akten, frei nach Sheridan Knowles, von Fr. Treitſchke. (Wie es auf dem k. k. Hofburg-Theater gegeben wird.) Wozu ſoll dieſer Beiſatz auf dem Theaterzettel dienen? vielleicht zur Entwaffnung der Kritik? — Das Stück hat einige theatraliſche Momente, viel Geſchrei aber wenig Intereſſe und viele Längen.

Bauernfeld's Luſtſpiel: „Der Vater“ iſt auf eine recht drollige Idee begründet, die ſogar ziemlich neu erſcheint. Auch die Figuren ſind originell angelegt; doch hat dem Stücke die bequeme Leichtigkeit geſchadet, womit der Verfaſſer ſeine Stoffe bearbeitet. Die Charaktere ſind mehr in Conturen ſkizzirt als ausgeführt, und manche Inconſequenzen in der Entwickelung hätten billig vermieden werden ſollen. Es wurde eben nicht gut geſpielt, und gefiel doch ziemlich.

(Schluß folgt.)

---

*) Ich glaube nach dem gegenwärtigen Zuſtand unſerer Theater-Cenſur wohl glauben zu dürfen, der Bearbeiter ſei diesmal furchtſamer geweſen, als es nötig wäre.

Muſikaliſche Revue

in Frankfurt a. M.

(Konzerte, Vereine, Muſen. Ouverture von Mangold und Symphonie von Haupt. Dilettantismus. Schüler-Matinees. Oper.)

Geſegnet waren ſeit meinem letzten Berichte unſere muſikaliſchen Fluren, — aber auch mitunter ſtark bewäſſert. Die Konzerte waren diesmal ergiebig; nur der zehnjährige Geiger Joſeph Bott aus Caſſel machte, trotz Spohr's und Hauptmann's Atteſten, und trotz der Empfehlungsbriefe, ſchlechte Geſchäfte. Er gab Konzerte im kleinen Saale des ruſſiſchen Hofes, zu groß noch für ſeine Auditoren. Der Knabe hat Talent, Gefühl, Kraft und Fertigkeit; es kann viel aus ihm werden, wenn er nur nicht ſchon reiſen wollte. Die Landſtraßenluft iſt die gefährlichſte Atmoſphäre für junge Künſtlerpflanzen. Er geigte Spohr, Janſa, Beriot und Neumeier, kurz nachdem er ſich Stunden lang bei Herrn von Rothſchild hat hören laſſen. Die nothwendige Erſchöpfung läßt mithin kein ſtrenges Urtheil über ihn zu. Jedenfalls zuckten mächtige Funken künſtleriſcher Intenſität aus ſeiner Geige. Fräulein Catharina Bott aus Darmſtadt ſpielte zwei Phantaſieen von Thalberg rein und mit großer Pünktlichkeit, was viel ſagen will. Fräulein Arnold und unſer Baſſiſt Dettmer trugen ein Duett von Gollmick vor, und beide Fräulein Arnold, die Herren Deinet und Meck die herrliche „Hymne an Gott“, von Haydn (E dur): „Herr, der du mir das Leben“. — Die anderen Konzerte gaben die Herren Händel-Gear, Riefſtahl und, zum Beſten der Irrenanſtalt, der junge Baldenecker. — Hr. Händel-Gear iſt ein Vielſänger aber kein Schönſänger; vom Vortrag deutſcher Geſänge verſteht er wenig oder nichts. Da iſt alles ungemein breit, gezogen, ohne poetiſchen Ausdruck, wozu ſeine Unkunde der deutſchen Sprache nicht wenig beiträgt. Deshalb verfehlte er auch Beethoven's Adelaide gänzlich. Italieniſche und engliſche Lieder gelingen ihm beſſer. Uebrigens iſt er ein guter Muſiker, trifft gut, und, nun einmal in der Mode, ſtreut man ihm Lorbeeren. Er wird ſie in London brauchen können, wohin er zurückgekehrt iſt. Er gab dreizehn Piecen und wurde vielſeitig unterſtützt. Riefſtahl gab eine brillante Konzertouverture, ein Violin-Konzert und ditto Variationen von ſich. Ueber ſeine Compoſition iſt ſich im Allgemeinen in dieſen Blättern ſchon ausgeſprochen worden. Das Konzert, voll piquanter Erfindungen, darf den beſten eines Baillot an die Seite geſtellt werden. Sowohl Virtuoſe als Componiſt erfreuten ſich eines ungetheilten und zahlreichen Beifalls. Die Damen Guhr und Kratky ſangen Arien von Mozart: „parto“ und Donizetti. Fräulein Guhr verbindet mit einer umfangreichen, profunden Altſtimme einen recht ſeeliſchen Vortrag. Maurer's Quadrupel-Konzert von Guhr, Haupt, dem Flötiſten Mohr und dem Konzertgeber geſpielt, machte Furore. Händel-Gear ſang ſein: „Victoria and England for ever“ und Wiegand eine Arie aus Lindpaintner's unbekannter Oper: „die Macht des Liedes“. Der Sänger konnte die matte Compoſition nicht heben. Das Quartett aus Idomeneo: „Andrò ramingo e solo“, von obengenannten Damen, von Madame Gleichauf und Hrn. Riſſen vorgetragen, bildete den Glanzpunkt des Abends. Das Konzert des jungen Baldenecker's war das beſuchteſte. Es wurde mit einer effektvollen Ouverture ſeines Oheims, des Chordirektors Baldenecker, eröffnet. Weidner ſprach; Fräulein Kratky, immer gefällig, ſang eine italieniſche Arie, und Dettmer Haupt's Windsbraut, die dem Vernehmen nach nächſtens in Leipzig aufgeführt werden ſoll. Der 15jährige Virtuoſe ſpielte Kalkbrenner's D moll Konzert, und die große Phantaſie Thalberg's über „God save the Queen“. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß C. Baldenecker jetzt ſchon zu den erſten Clavierſpielern gehört. Wenn vollends noch die Intelligenz zu der enormen Praxis ſich geſellen wird, die ihm eigen iſt, ſo weicht er Keinem mehr. Er hat kürzlich Drouet begleitet, und die Karlsruher und Mannheimer Nachrichten ſprachen ſich enthuſiaſtiſch über ſein Spiel aus. Man muß ihn ſelbſt ſpielen hören, um ſich von der Ruhe zu überzeugen, mit der er Thalberg'ſche Schwierigkeiten übertändelt, als ob das Jeder ſo nachmachen könnte, der mit 10 Fingern begabt iſt. Er ſpielt alles ohne Noten und ohne Noth. Von ſeinem rühmlichen Probeausfluge zurückgekehrt, ſtudiert er nun wieder unter ſeines Vaters praktiſcher und Ferdinand Keßler's theoretiſcher Leitung. Da nehmen ſich junge und alte Wunderkinder Beiſpiel d'ran!

Die Geſangvereine der Herren Großmann und Kellner geben fortwährend öffentliche Proben ihrer Progreſſen. Jener Kellner's befleißet ſich einer lobenswerthen Rundung und Einheit in der Stellung. Ich beziehe mich hier auf meinen letzten Bericht. Die letzte Aufführung, der ich beiwohnte — in dem neuen großen Saale des Herrn Fay ganz wie zur muſikaliſchen Aufführung gemacht — gab neue Beweiſe von der Beſcheidenheit der Geſellſchaft, von ihrer Ordnung und einer gewiſſen Disciplin, die nie fehlen darf. Cantaten, Chorlieder ꝛc. von Rinck, Weigl, Speier, Stegmann, Haydn, Mozart und A. Schmitt wechſelten in analogen Folgen. Vortreffliche Soloſtimmen zeichneten ſich aus in Ton und Vortrag. Fräulein Arnold, dieſer Anſtalt als der Wiege ihrer Entwickelung treu, belebt ſie durch ihren zu Herzen dringenden und draſtiſchen Vortrag. So auch Fräulein Erdmann, die ihr klangvolles Organ zuweilen nur etwas mäßigen dürfte. Der junge Ludwig mit ſeiner ſanften Tenorſtimme, die Herren Baſſiſten Meck und Lehr zeichnen ſich ebenfalls aus. Die ſchöne Arie Mozart's „Jo ti lascio“ hab' ich ſelten noch zarter und edler vortragen hören als von letzteren. Das erſte Duett aus der Veſtalin, worin unſer Sänger Klein den Licinius, Lehr den Cinna ſang, gehört auf die Bühne. Im Ganzen iſt dem Enſemble mehr Schattirung zu wünſchen, den Solo-Vorträgen hin und wieder mehr Modulation und den Tempi, beſonders den ſchnellen, mehr Leben. Ueber den Großmann'ſchen Verein muß ich den Ausdruck meines Unwillens gewaltſam unterdrücken, um nicht hart zu werden, um nicht wehe zu thun. Vor der Hand nur ſo viel, daß dieſe Geſellſchaft in einer unglaublichen Blindheit ſich ſelbſt unterminirt. Der Verein iſt noch zu jung und ſchwach, entbehrt noch zu ſehr der Mittel und Prinzipien, um ganze Oratorien, und ſogar Finales aus Opern zu einer würdevollen Aufführung zu bringen. Vielleicht dankt mir Herr Großmann die unterdrückte Mittheilung von Détails, dankt mir den Fingerzeig dieſen Weg zu verlaſſen, der nur zu Trümmern führt. Es ſoll mich herzlich freuen, mich über die veränderte Tendenz der Geſellſchaft nächſtens ausſprechen zu können, wie die Zergliederung der fortbeſtehenden mich ſchmerzen würde. Es fehlt Herrn Großmann nicht an gutem Beiſpiel!

In den drei letzten Muſeen dieſer Staggione ſpiegelte ſich die alte und neue Zeit der Tonkunſt. Guhr belebt und muntert das Talent auf; und dies Beſtreben wird meiſt durch den Erfolg gekrönt. Ein Offertorium von Riefſtahl, eine neue Ouverture von unſerem Chordirektor Baldenecker, und eine von Koning (Schüler von A. Schmitt) waren friſche Pulsſchläge in dem alten Rieſenkörper der Tonkunſt; eine Symphonie von Eberl, Beethoven's Schlacht von Vittoria und Ouverture zur Leonore kernhafte Repriſen. Der kleine Bott aus Caſſel ſpielte ein Violin-Konzert von Rode, und erzeugte mitleidiges Erſtaunen. Unſer braver Horniſt Göbel blies ein Konzert von Lindpaintner, und verſöhnte möglichſt durch Ton und Vortrag die ſchleppende Compoſition. Madame Erlanger ſpielte Mozart's wundervolles Klavier-Konzert D moll, aber verſtand es offenbar nicht. Hier iſt nur wenig Mechaniſmus nöthig, aber deſto mehr Einſicht und Geiſt. Jede Note erfordert hier eine Seele. Wo die fehlt, mangelt alles.

Furore aber machte unſer Contrabaſſiſt Sacha. Das iſt neu, das reizt. Der Stoiciſmus, womit der Virtuoſe übrigens ſeine Rieſengeige behandelt, iſt ſo merkwürdig für das Ohr wie für das Auge. Wir vernahmen Sprünge, Paſſagen und Flageolet-Töne. Herr Sacha ſpielte das alles fertig, ſicher und mit der tapferen Ruhe eines Veteranen der alten Garde. Maurer's Quadrupel-Konzert und das Quartett aus Idomeneo ſiedelten aus Riefſtahls Konzert hier über. Souvenirs poétiques, von Profeſſor Charles Durand geſprochen, mit Harfenbegleitung (Fräulein Arnold) aus Opernmotiven zuſammengeſetzt, fanden nur wenig Bewunderer. Fräulein Guhr ſang „des Sängers Fluch“ Ballade von Uhland und Kreuzer, und Fräulein Kratky „Sehergabe,“ Ballade von Dr. Clemens und Gollmick, von Guhr am Flügel begleitet. Die letztere iſt neu, melodiös, effectvoll und für die Sängerin geſchrieben. Die erſtere iſt zu lang, es wechſelt zu wenig Schatten mit Licht darin, um das Intereſſe daran zu erhalten. Das beliebte Duett aus Cimaroſa's „Matrimonio secreto“ von Wiegand und Dettmar mit viel Laune und Leben vorgetragen, verfehlt nie ſeine Wirkung. —

(Schluß folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

15) Ruſſen und Mongolen. Bilder aus dem Wechſelkampfe dieſer Völker von Wilhelm Müller. 1. Bd. Cöslin 1838. Hendeß.

In einer anderen Weiſe, als das letztgenannte, macht ſich W. Müller's Werk geltend. Hier hält ſich die ſchöpferiſche Conception weniger an die von der Geſchichte vorgezeichneten ſtrengen Conturen, die ſie al fresco auszufüllen hat, ſondern ſie ſteigt tiefer hinab in Völkergräber und beſchwört die Geiſter ganzer Völker herauf, die im Dämmer der Sagen emporſteigen. Hier iſt es alſo nicht das Weſenhafte, aber immer noch das Weſentliche, was uns vorgeführt wird. Hier ſind es die hiſtoriſchen Begriffe, die koloſſal, ungeheuerlich auftretend, überraſchen. Der Held des erſten Bandes iſt der dämoniſche Dſchingiſchan, der aus einem Labyrinthe von Religionen und Culturentwickelungen uns, den Athem beklemmend, entgegenſchreitet. Wir müſſen die Fortſetzung abwarten, um ein erſchöpfendes Urtheil fällen zu können; ſoviel aber dürfen wir bereits nach dem Eindrucke des erſten Bandes nicht verhehlen, daß uns die Intention des Verfaſſers ebenſo eigenthümlich als ſeine Darſtellung erſchienen iſt.

Feuilleton.

⁂ Von den böhmiſchen Heilquellen ſandte im vorigen Jahre Marienbad 390,335 Krüge in die Länder des öſterreichiſchen Kaiſerthums und das nahe und ferne Ausland — Püllna 236,000 — Franzensbad 137,847 — Saidſchütz 113,300 — Bilin 90,700 — Robisfurt 10,400 ſteinerne Flaſchen aus. So betrug die Ausfuhr (Liebwerda und die unbedeutenden Quellen abgerechnet) 1,010,170 Krüge.

⁂ Der ſechzehnte Jahrgang des Taſchenbuches zur Verbreitung geographiſcher Kenntniſſe, herausgegeben von Johann Gottfried Sommer, (Prag bei Calve) enthält nebſt der allgemeinen Ueberſicht der neueſten Reiſen und Entdeckungen, welche dieſen Almanach zu einem Jahrbuch der geographiſchen Wiſſenſchaften macht, noch Illuſtrationen aus Arabien, Egypten und Spanien in ausgezeichnet ſchönen Stahlſtichen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 93. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 19. April.

Der Schlüſſel.

Novelle
von
J. Funck.

I.

Das Ländchen, deſſen Beherrſcher Fürſt Ignatius war, gehörte nicht zu jenen glücklichen, wie Deutſchland am Ende des vorigen Jahrhunderts ſie beſaß. Kein Karl Auguſt, kein Leopold Friedrich Franz, führte den Zügel der Regierung ſo weiſe und mild, daß man in Wahrheit ſagen durfte: kein Unterthan war unglücklich, und kein feuchtes Auge blickte anders gen Himmel, als im Gefühle der Freude und Dankbarkeit für den Regenten. — So war es in der That einſt im Deſſau'ſchen, dieſem Garten Deutſchlands, wo der alte Franz unermüdlich umherwanderte, zu erforſchen, wo ein Unglücklicher hauſe, dem, fand er ihn, nach allen Kräften augenblicklich geholfen ward. — Aehnlichkeit hatte Fürſt Ignatius mit dem Genannten nur einzig darin, daß er ein Kunſt-Mäzen war, und die kleine Reſidenzſtadt einen Gemäldeſchatz bewahrte, wie man ihn verhältnißmäßig in wenigen Schweſterſtädten antraf. Er war das Erbtheil früherer kunſtgeſinnter Fürſten. Mehr Oſtentation, als innerer Trieb ſchien es aber, was den gegenwärtigen bewog, die Fußtapfen ſeiner Vorgänger zu verfolgen; — wahren, angebornen Kunſtſinn beſaß er nicht; der Geſchmack an Kunſt war ihm nur von Außen gekommen, wie ſo vielen Mitgliedern unſerer ſogenannten Kunſtvereine, deren Thun und Treiben affektirter Prunk mit, und wahre Verſündigung an der heiligen Kunſt iſt. Zwar konnte man dem Fürſten einen gewiſſen Takt in Beurtheilung von Kunſtgegenſtänden nicht abſprechen, doch war dieſer nicht Ergebniß des inneren lodernden, heiligen Funkens; ſondern nur eine, durch viele Reiſen gewonnene Routine.

Das Ländchen ſeufzte übrigens unter der Laſt von Schulden und Abgaben, und der glänzende, in ſeiner Ausdehnung zum Städtchen lächerlich große Hofſtaat des Fürſten vermehrte den Druck der Unterthanen. Der Fürſt ward von dieſen weder gehaßt, noch geliebt, da ſeine Perſon ganz indifferent zum kleinen Lande daſtand. Frühere Lebensverhältniſſe hatten ſo nachtheilig auf ſeinen Organismus gewirkt, daß der vierzigjährige Mann an Hinfälligkeit und Imbecilität mit einem ſiebenzigjährigen Greiſe wetteiferte.

Im ſechs und dreißigſten Jahre hatte er ſich mit der überaus liebenswürdigen Prinzeſſin Adolphine vermählt, ohne aber ſich einer Nachkommenſchaft zu erfreuen.

Die Fürſtin ſtand damals im achtzehnten Jahre. Noch jetzt war ſie ein Muſterbild von Schönheit, Reiz und Anmuth, eine junoniſche Geſtalt, mit großen, braunen, feuerblitzenden Augen, gleichem Haare und blendendem Teint.

Sie war ihres Wohlthätigkeitsſinnes wegen, allgemein geliebt, und durch eigenes bedeutendes Privatvermögen im Stande, manche Wunde zu heilen, die die innere Organiſation des Landes Dieſem und Jenem ſchlug. — Deſſen ungeachtet beſaß ſie bei weitem mehr Verſtand als Gemüth, große Menſchen- und Literaturkenntniß, ſcharfes, oft ſchneidendes Urtheil über Kunſt, Künſtler und Dichter, als Reſultat ungewöhnlicher geiſtiger Dimenſionen; dann aber auch, um die Schattenſeiten zu erwähnen, unbegränzten Stolz der Geburt, und ſeine Koketterie.

Aus allem dem iſt erſichtlich, daß ſie ihren Gemahl weder achten noch lieben konnte; aber, dem äußeren Scheine nach zu urtheilen, war man veranlaßt, das Gegentheil zu glauben, und die Maſſe that dies auch.

II.

Aſtolf war der Sohn eines angeſehenen Staatsdieners aus dem benachbarten Staate, und hatte ſeinen Vater ſchon in früher Jugend verloren. Unvermögend, war er auf Koſten des Regenten erzogen und zum Künſtler herangebildet worden. Eigenes Genie, verbunden mit dem täglichen Genuß der Kunſtſchätze, welche die Reſidenz darbot, zogen in ihm bald einen tüchtigen Meiſter in der edlen Malerkunſt heran, der zur vollkommenſten Ausbildung nur noch den Beſuch jenes Landes der Kunſt, Italien, nöthig hatte.

Wie ſo viele ſeiner Kunſtgenoſſen, durchreiſte er Deutſchland, um als Portraitmaler zugleich die pecuniairen Mittel zu vermehren, die ihm zu einem längeren, ſorgenfreien Aufenthalte in Italien unerläßlich nöthig ſchienen, und ſo kam er auch endlich in die Reſidenz des Fürſten.

Der vier und zwanzigjährige Jüngling erregte bald die Aufmerkſamkeit der Stadt, theils durch die höchſt gelungene Ausübung ſeiner Kunſt, theils durch ſeine männliche Schönheit, die in ungeſchwächter Jugendkraft glänzte. Auch den Blicken der Fürſtin konnte er, in beider Beziehung, nicht entgehen, um ſo weniger, als er ſelbſt heftigen Drang in ſich fühlte, die hochgefeierte Frau von Angeſicht zu Angeſicht zu erblicken.

Das Theater gab die erſte Gelegenheit dazu. Außer der großen Hofloge für die höchſten Herrſchaften mit ihrem Hofſtaate, beſaß der Fürſt noch eine Nebenloge, welche er beſonders bei Ballets oder Luſtſpielen allein zu beſuchen pflegte. Die Fürſtin hingegen beſuchte dieſe Loge nur bei Aufführung klaſſiſcher Stücke, um die Schönheiten des Dichters ungeſtörter genießen zu können. Der Fürſt begleitete ſie dann der Convenienz halber.

„Stücke der Art," pflegte er zu ſagen, „ſind nicht mein Foible, obwohl ſie unendlich ſchön ſind, — ich leſe ſie lieber." Und dieſe Lüge blieb ihm nie im Munde ſtecken.

Aſtolf hatte bei ſeinen Thaterbeſuchen den Platz vis-à-vis der großen Hofloge, in jener parterre genommen, die zugleich der kleinen fürſtlichen Privatloge ſchnurgerade gegenüber lag, weil die große Hofloge über dieſer ſich befand. Sie war, nebſt einer noch daranſtoßenden, gewöhnlich für Fremde beſtimmt, und zu drei Plätzen eingerichtet.

Aſtolf miethete auf einen Monat die ganze Loge, um ungeſtört ſeinen Blicken und Bewegungen ohne Zeugen Raum geben zu können und jedenfalls die Fürſtin, ſie erſcheine nun oben oder unten, vis-à-vis zu haben.

In ſeinen Mantel gehüllt, hatte er ſich in eine Ecke der Loge geſetzt, und erwartete nun ſehnſuchtsvoll die fürſtliche Schönheit, von der Stadt und Land ſprach.

Die Fürſtin betrat an der Hand ihres Gemahls die große Hofloge. Die Anweſenden in den übrigen Logen und im Parterre erhoben ſich von ihren Sitzen, das fürſtliche Paar zu begrüßen. Auch Aſtolf erhob ſich, weiter vortretend, ſcharf die Fürſtin fixirend. Dieſe grüßte leicht und graziös die Verſammlung und ſetzte ſich. Jener aber ſtand im Anblick der hohen Frau verloren, wie eine Bildſäule; die Falten des Mantels glitten zu beiden Seiten des Körpers herab, und die ganze ſtattliche Geſtalt des Jünglings präſentirte ſich der gegenüberſitzenden Verſammlung. Kein Glied an ihm bewegte ſich, ſeine glänzenden großen blauen Augen hafteten unverwandt auf der Fürſtin, Athem und Puls ſchienen zu ſtocken, und erſt die dumpfen Paukenſchläge im Orcheſter, welche die Ouvertüre introduzirten, und ihn wie einen elektriſchen Schlag durchzuckten, weckten ihn aus ſeiner Betäubung und erinnerten ihn an ſeinen Platz.

Der Fürſtin entging Aſtolfs innere Bewegung nicht, und lächelnd ſenkte ſie die ſchönen Wimpern des leuchtenden Augenpaars, als er ſich niedergelaſſen.

Zurückgebeugt in die Ecke der Loge, wieder feſt eingehüllt in ſeinen Mantel, überließ Aſtolf ſich nun ganz ſeinen innern Betrachtungen; unverwandt das Auge nach jenem Gegenſtand gerichtet, der ihm zum erſten Male den Anblick des Ideals erſchloß, von dem ſeine Bruſt bisher nur ahnend träumte. Es erging ihm wie dem Kinde, deſſen Seele plötzlich den Begriff ſeines Ichs inne wird.

Was auf der Bühne ſelbſt vorging, bekümmerte ihn nicht, und nur zuweilen, des Scheines halber, blickte er hinüber.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Prag.

(Schluß.)

„Zurückſetzung," Schauſpiel in vier Akten von Dr. Karl Töpfer (?) *) gehört unter die effektvollſten Dramen der letzteren Zeit, wurde auch ſehr gut geſpielt, und dürfte ſich ſogar zum Kaſſeſtück aufſchwingen.

Donizetti's „Beliſar" hat wenigſtens den abſoluten Verehrern der italieniſchen Muſik gefallen, wenn ſich gleich die muſikaliſchen Klaſſiker darüber entſetzen, und manche Andere den Frevel ſo weit treiben, bei der Deſperation in ¾ Takt zu — lachen.

Herold und Halévy's Oper „Ludovic" enthält im erſten Akte ein paar leidliche Nummern, der zweite — Eine, die eingelegt iſt. Alles, was Halévy ſelbſt gemacht, iſt eben nicht geeignet, auf deſſen „Jüdin" begierig zu machen. Das Publikum behandelte das Werk nach Verdienſt, es wurde geziſcht — ein wenig gepfiffen.

Auch im Bereich der Poſſe hatten wir ein paar neue Erſcheinungen: „Das Haus der vier Temperamente," Poſſe mit

---

*) Die loſen Mäuler aller Städte, wo das Stück — bald als Schauſpiel, bald als Luſtſpiel — gegeben wurde, behaupten, es ſei ſchon wieder ein franzöſiſches Stück, das Hr. Töpfer in die Welt ſchickt, als wäre es ſein Werk.

Geſang in zwei Akten von Neſtroy, und: „Liebeleien in Linz, Neckereien in Wien, Foppereien in Prag." Scherzſpiel mit Geſang in drei Abtheilungen von Franz X. Told. Muſik von Kapellmeiſter Herrn P. Proch.

Was das „Haus der Temperamente" betrifft, ſo hat hier Hr. Neſtroy, der gemeines, vor Allem liederliches Volk vortrefflich zu zeichnen verſteht, eine Anzahl von reichen Privatleuten (nach ihren ärmlichen Wohnungen zu ſchließen, muß es jedoch mit ihrem Reichthum nicht weit her ſein) darzuſtellen verſucht, und über dem fruchtloſen Beſtreben, dieſe nach dem Leben abzubilden, iſt ihm Witz und Laune ausgegangen, und auch die beiden Lumpe des Stückes ſind größtentheils farblos geblieben. Uebrigens hat das ganze Gemälde durch die fabrikmäßig gleichartige Geſtaltung der vier Familien (überall ein Stück Vater, eine Tochter und ein Sohn; endlich aber zur Zugabe — ein Freund von gleichem Temperament) eine Monotonie erhalten, die jede komiſche Wirkung im Vorhinein aufhebt. Daß das Stubenmädchen der Familie Froh, trotz ihres prätenſiöſen Namens Iſabella, gleichwohl gegen alles Stubenmädchen-Coſtume, ſich in den Stiefelputzer verliebt, darüber dürfte nicht zu ſtreiten ſein, denn es iſt reine Sache des Geſchmackes, deſſen Bizarrerie der hieſige Hugibus (ein ſchöner Name!) noch beſſer ins Licht zu ſtellen ſuchte, indem er uns ſeinen Stiefelputzer als den ſchmierigſten und unappetitlichſten dieſer Menſchenklaſſe vor die Augen führte. Durchweg iſt es einer der unverzeihlichſten Fehlgriffe unſerer Komiker, wenn ſie glauben, Schmutz errege nicht Widerwillen, ſondern Lachluſt!!

Die neue Decoration von dem ſtändiſchen Theatermaler Hrn. Mößner zeugt für die löbliche Oekonomie, deren ſich die Direktion in jeder Hinſicht befleißt, und welche auch das Publikum in theatraliſcher Beziehung folgſam nachahmt; denn ſelbſt der ziemlich häufige Beſuch dieſer Poſſe ſpricht dafür, daß man in weiſer Sparſamkeit nur dann hineingeht, wenn man vier Stücke für einfaches Entré ſieht.

Die „Liebeleien in Linz" haben ſehr gelangweilt; doch retteten zwei hübſche Decorationen das Scherzſpiel (gut daß es nicht Witzſpiel titulirt war) von den Aeußerungen des Zornes der zahlreichen Zuſchauer. Die Direktion rechnete den Beifall, der dem Theatermaler gezollt wurde, der Poſſe zu, und wiederholte dieſelbe am anderen Tage, wo das Publikum ſeine Rezenſion durch — Zuhauſebleiben ausſprach.

Bei der letzten Repriſe der Poſſe: „Der Affe und der Bräutigam" hieß es auf dem Anſchlagzettel: Der kleine Karl Koppal (bekannt unter dem Namen: Wiener Kliſchnig) wird die Ehre haben, als Affe Mamok aufzutreten. Dieſer Knabe, welcher der Wiener Affenſchaft wenig Ehre macht, reiſt mit dem ruſſiſchen Feuerkönig Paul Schwarzenberg, und hat es der Nachſicht des Publikums zu danken, daß er nicht ausgepfiffen wurde.

Drei Sechszehntel (nämlich ein Mann und ein Kind) der Geſellſchaft der Beduinen aus dem Volksſtamme der Getjas, welche in Paris ſo bedeutende Senſation gemacht, iſt auch zu uns gekommen, um auf unſerer Bühne drei Produktionen athletiſcher, gymnaſtiſcher, arabiſcher Uebungen zu geben. Sie wurden uns ſehr hochtrabend unter dem Namen der Herren Rhigas und Abdala vorgeführt, und zeigten wahrlich große Kunſtfertigkeit; da jedoch die Balancier-Kunſtſtücke, die bekanntlich mehr einförmig als amüſant ſind, den größten Theil der Zeit einnahmen, die zwar lang genug ſchien, doch eigentlich kaum eine halbe Stunde ausmachte, ſo langweilte ſich das Publikum beträchtlich. Ihre letzte, etwas mannigfaltigere Produktion eröffnete eine ſogenannte „Mimiſche Scene": Der afrikaniſche Affe, ausgeführt von Herrn Abdala. (Bei dieſer Gelegenheit erfuhren wir erſt mit Beſtimmtheit, daß der kleine Junge der Herr Abdala war) und ſahen ſodann noch: Die Hindoſtaniſche Birne — der arabiſche Leiterwirbel — das afrikaniſche Ei — die Pyramide von Luxor — das Beckenſpiel — das Pfeil- oder Violinſpiel — das arabiſche Rohr u. ſ. w. und zum gänzlichen Beſchluß: Die Pyramide von Mohammeds Moſchee. Man beklatſchte die Herren Rhigas und Abdala weidlich; als ſie aber die Stadt verließen, wurde keine Deputation an ſie abgeordnet, um ſie zu bewegen, ihren hieſigen Aufenthalt zu verlängern.

Zur Belohnung für die Unterſtützer athletiſcher, gymnaſtiſcher und arabiſcher Uebungen wurde vor jeder derſelben ein Raupach'ſches Luſtſpiel aufgeführt und zwar: „Die Schleichhändler", dann: „Der Degen", und endlich: „Der Naſenſtüber".

Noch müſſen wir zum Schluſſe eine neue Induſtrie unſerer Theaterdirektion allen anderen Bühnen zu Beiſpiel und Nachahmung mittheilen. Wenn nämlich ein Schauſpieler krank wird, oder durchgeht, oder — — — und ſie hat nicht gleich einen Anderen an ſeine Stelle, ſo hindert ſie das gar nicht, dieſelben Stücke doch zu geben, worin er beſchäftigt iſt. Zwei dergleichen (wir wollen nicht ſagen: odioſe) Exempel erlebten wir in der „gefährlichen Tante" und den „Gönnerſchaften."

P. H.

Muſikaliſche Revue

in Frankfurt a. M.

(Schluß.)

Vor und nach einem Raupach'ſchen Luſtſpiel dirigirte Guhr zwei Novitäten. Die erſte: eine Ouverture vom Hofkapellmeiſter W. Mangold in Darmſtadt; die zweite: eine Symphonie von Haupt. Die beiden Tonſtücke ſtehen ſich dem Charakter nach gegenüber, aber nicht feindlich. Die Ouverture iſt epiſch, die Symphonie lyriſch gehalten, und beide vortrefflich gearbeitet und durchgeführt. Von unſerem Orcheſter eben ſo exekutirt, brachten ſie auch die beabſichtigten Wirkungen hervor. Ich darf beide Werke allen Orcheſtern auf's Beſte empfehlen. Eine nähere und treffende Beſchreibung derſelben findet man in den letzten Blättern des Frankfurter Converſationsblattes.

Ehe ich zur Oper übergehe, ſage ich nur noch ein Wörtchen über die plötzlich hier eingeriſſene Monomanie der ſogenannten muſikaliſchen Abende. Es iſt bald kein gutes Haus mehr hier, das nicht ſeine Soirées musicales auf eigene Fauſt gibt. Das iſt wohl ſehr löblich, wenn nur auch die Gediegenheit und der Geſchmack dabei gewännen. Aber beides muß, mit wenig Ausnahmen, unter der Maſſe von Piecen leiden, die ſich an einem ſolchen Abende zu Tode jagen. Auſſer Hrn. Händel-Gear und Madame Kraus-Wranizky ſieht man keinen Sänger ex professo hier, und unſere Opernſänger will man nur auf ihren Brettern bewundern. In dieſer Abſonderung liegt eben kein Kompliment für beide Theile! Aber nicht allein Privatunterhaltungen im Dienſte Euterpens etabliren und greifen um ſich, auch zu Thaliens Ehre. Das iſt ſchlimm. Wer kein Theater zu Hauſe hat, wird es bald nicht mehr auſſer demſelben ſuchen. Nobilitäten ſelbſt haben den Impuls dazu gegeben; ſie verſchmähen es nicht, in ihren Salons franzöſiſche Opern, von unſern erſten Muſikern geleitet, in der Mutterſprache aufzuführen. Auch blühen im Hauſe des Profeſſors Charles Durand Molière und Racine wieder auf, und Kenner wollen behaupten, daß hier der Dilettantismus ſich würdig an die Kunſt anreiht.

Wie nun alles Nachahmer findet, ſo auch dieſe Privat-Theaterwuth, und es exiſtiren bereits über ein Dutzend ſolcher Inſtitutchen unter dem Einfluſſe hieſiger Künſtler; die kleineren Inſular-Anſtalten gar nicht mitgerechnet, die im Verborgenen blühen und ſelig ſind.

Ein Etabliſſement von gründlichem Nutzen ſind die Schüler-Matinées des Herrn Gollmick. Hier verſammeln ſich alle zwei oder drei Monate deſſen Zöglinge, und ſpielen hier eine gute Sonate, eine Etüde, dort ein ſchweres Trio, oder auch ein kleines vierhändiges Stück. Man hört Lieder, Arien, Enſembles und kleine Chöre. Kinder, Jungfrauen und Jünglinge tragen ſo alle ihr Scherflein zu, von Künſtlern erſten Ranges accompagnirt und unterſtützt. So rankt ſich die ſchwache Kraft wacker hinan, ſo werden Fleiß, Ehrgefühl, Geſchmack erweckt, das Gehör gebildet, und an den mehrſtimmigen Satz gewöhnt. So bekundet ſich die Progreſſion. Die Furcht weicht dem Selbſtvertrauen, indem der ſich Produzirende ſich nur von Eltern, Verwandten und den nächſten Freunden umgeben und angeſpornt ſieht. So entſtehen denn aus der verſtändigen Miſchung dieſer verſchiedenartigen Kräfte Konzerte, die mit der pädagogiſchen Tendenz zugleich einen durch keine Prätention verkümmerten Kunſtgenuß verbinden, und um die heitere Muſe nur Kränze der Liebe und Unſchuld flechten.

Der Cäcilienverein ſteht immer noch ohne Stütze.

Der Liederkranz arbeitet fleißig an dem großen Sängerfeſte, dem von allen deutſchen Städten ganze Ströme von Anerbietungen zufließen ſollen.

Der Schmitt'ſche Muſikinſtrumental-Verein gab zwei Aufführungen. Ich konnte ihnen leider nicht beiwohnen.

Opern hatten wir zur Genüge. Beneſize gaben Detmer: Gretry's „Blaubart". „Die Naſenharmonika" und „die ſieben Mädchen in Uniform" der Penſionsfond. „Das muſikaliſche Quodlibet:" Fröhlich und das „Stell dich ein im Tivoli", Localpoſſe mit Geſang (beide Beneſize voll), Madame Ernſt. „Norma" und „die Wiener in Berlin!" (leer). Hr. Lehmann von Peſth, nun engagirt, den „Othello" (leer) und Haſſel: „die Schweſtern von Prag", neu einſtudirt (voll). Dettmer als Raoul, brav. Fröhlich iſt ein Muſter ſeiner Gattung. Die Handlung friſch — freundlich, der Witz ungeſucht und treffend, die Muſik glücklich zuſammengeſtellt und lebendig in die Handlung greifend. Die anſtrengende Titelrolle fand an Meiſinger ihren Mann. Er macht viel Glück darin. Das Quodlibet wird immer beliebter. Eben ſo exaltirt Meiſinger als Katikokarometino (Naſenharmonika) und als Criſpin, wo er wahrlich unerſchöpflich an Impromptu's iſt, und unſer Zwergfell unbarmherzig attakirt. Madame Ernſt als Louiſe von Schlingen ſprach nicht an. Die Naſenharmonika iſt ein Faſtnachtsſcherz. Sechs ſingende Automaten werden gezeigt, aufgezogen, laufen wieder ab, gleich einem Uhrwerk. Die, welche ſie vorſtellen, müſſen rein intoniren können. Demoiſelle Capitaine gab den erſten, Madame Dettmer, ſelbſt als den erſten theatraliſchen Verſuch, den zweiten!

Courſive Opern mit ihren Repriſen waren: die Schweizerfamilie, der Freiſchütz, Joſeph in Egypten, Calif, die wandernden Komödianten, die Stumme, weißes Fräulein, der Poſtillon, der junge Rataplan und der alte Feldherr, die Fremde. — Herr Lehmann iſt nun engagirt. Er ſang außer dem Rodrigo noch den Maſaniello, den Georg Brown, und den Arthur. Schöne Figur, anſtändiges Spiel, einzelne gute und ſonore Töne, namentlich vom eingeſtrichenen e — a. Eminente Fiſtel. Er ſang das zweigeſtrichene g. Aber die Töne ſind ungleich, zarte Verbindung derſelben fällt ihm ſchwer. Vom Recitativ verſteht er wenig. Wo ſein Geſang gelten ſoll, muß er die Stimme forçiren. In Stellen der Kraft und der Leidenſchaft imponirt er daher; dies ſind nun die Eigenſchaften unſeres primo uomo.

Herr Ernſt ſang den Joſeph mit drei Sternen auf dem Zettel. Es bleibt bei dieſem Sänger lange bei Verſuchen. Es ſind Mittel da. Sonſt nicht viel mehr. Wo Nachſicht nicht mehr ausreicht, ſollte die Kunſt nachhelfen. Im unverzeihlichſten Grade aber iſt dies der Fall bei Herrn Klein, der ſchon wieder zweimal hintereinander ſeinen Othello abſang, ſonſt aber auch nichts. Die Direktion zieht ſich in ihm einen theuren Zögling heran. Für das, was dieſer Mohr, der nicht mehr weiß zu waſchen iſt, ihr bereits koſtet, könnten ganz andere Geiſter citirt werden. Aber man wird es müde ſein, Pfeile an dieſen Felſen zu verſchießen.

Fräulein Capitain ſtudirte fleißig, und gefiel verdienter Maßen ſehr als Emmeline und Agathe. Ihr jugendliches Organ hat nun mehr Kraft, und die Accente ihres Vortrags gewinnen dadurch. Sie iſt immer eine beliebte Erſcheinung.

Herr Biberhofer iſt als Jacob Friburg excellent, als Wallburg brav, als Simeon erträglich, als Calif unbedeutend, aber als Süßbach und Sorey fatal.

Herr Jaskewitz ſpielt brav Epiſoden, z. B. den edlen Brabantio, den Marquis Carabas, und nun auch den Krebs, um nur vorwärts zu kommen.

Fräulein Quint iſt als Julia (ſieben Mädchen), Mirza, Anna (Fröhlich), Jenny, Rataplan, Emilie (Othello) gehörig beſchäftigt, aber die Iſoletta kann ſie nicht ſingen. Unſere übrigen Sänger haben wenig Gelegenheit gehabt, ſich über das Niveau des gewohnten Beifalls zu erheben; und ſo glaube ich in dieſen Skizzen eine umrißliche Anſchauung über unſere Opern gegeben zu haben, d. h. wenn die Leſer des Phönix vorhergegangene Opernberichte im Auge behalten wollen.

Eine ehrenwerthe Novität war am 8. April Raimund's herrliches Zaubermährchen: „der Verſchwender", mit Fleiß und Sorge gegeben und ausgeſtattet. Die Hauptperſonen waren durch Becker (Flottwell), Haſſel (Valentin), Weidner (Wolf), Wiegand (Azur), Linker (Chevalier), Fräulein Hildebrand (Cheriſtane) und Fräulein Kratky (Roſa) beſetzt.

Das Maſchinenweſen ging einmal ohne Fehl.

Die neuen Dekorationen ſind vom Theatermaler Hoffmann. Die Darſtellung erregte bei vollem Hauſe großes Intereſſe. Die beiden Bettler und Valentin wurden gerufen.

Nächſtens über das Gaſtſpiel der Sophie Löwe.

Feuilleton.

⁂ Zwei böhmiſche Miſſionäre in Nordamerika ſenden von Zeit zu Zeit Berichte über den Zuſtand des Chriſtenthums auf der weſtlichen Hemiſphäre in ihr Vaterland. Pater Neumann iſt Pfarrer zu Northbuſh, 8 Stunden vom Niagarafall entfernt, und hat unter dem Schutze des Biſchofs von New-York den Plan zu einer Congregation von Prieſtern in ſeiner Diöceſe entworfen. Er wurde von ſeinen Pfarrkindern in allen ſeinen Entwürfen reichlich unterſtützt, und war im letzten Herbſte eben im Begriff, eine Miſſionsreiſe nach Ober-Canada zu machen und den dortigen Deutſchen den Troſt der Kirche zu bringen. Auch hat er in den Urwäldern bereits große botaniſche Sammlungen gemacht, und verſchönert ſein einförmiges Leben durch die Blüthen der Wiſſenſchaft. Der zweite Miſſionär, Pater Hämmer, beſuchte ſeinen Collegen, bevor er ſich als Pfarrer nach Detroit begab, woſelbſt eben ein Bisthum begründet wurde. Ein alter niederländiſcher Miſſionär in jener Gegend hat durch fromme Spenden aus ſeinem Vaterlande eine Summe zuſammengebracht, um ein Waiſenhaus zu ſtiften, welches der Sorge der barmherzigen Schweſtern anvertraut werden ſoll.

⁂ Bei Marco Berra, Muſikalienhändler in Prag erſcheint ſeit dem heurigen Jahre eine muſikaliſch-periodiſche Schrift: »Der kleine Theaterfreund.« Auswahl beliebter Opernmelodien für das Pianoforte, herausgegeben von A. Emil Titl. Das erſte Heft enthält ein Potpourri aus den Puritanern, Jeſſonda, die Unbekannte, der Liebestrank, die Hugenotten, der Poſtillon von Lonjumeau, das Nachtlager von Granada, die Verbannte.

⁂ Dramatiſches aus Dresden. — Mit Nächſtem ſieht man jetzt der Aufführung des »Majoratserben«, eines neuen Stückes der fürſtlichen Dichterin des »Pflegevaters«, entgegen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nr. 94. 1838.

Phönix.

Freitag, 20. April.

Der Schlüſſel.

(Fortſetzung.)

Aber gerade dieſer äußere Zwang, den ſich die glutherfüllte Bruſt anthat, entging dem ſchönen Auge der Fürſtin nicht, und die finſtern Falten, welche die hohe Stirne beim Hinüberblick zur Bühne belagerten, verriethen ſein krampfhaft zuſammengepreßtes Herz, und zeigten, dem leuchtenden Telegraphen gleich, der ſchönen Frau, wie ihr Herz die Hieroglyphenſchrift nur zu deutlich verſtand, und, — mit Schreck und Freude nahm ſie dies wahr — wie unbewußt aus ihren ſtrahlenden, liebeglühenden und liebeverſprechenden Augen dem Unbekannten die Antwort hinüberflog.

Hier fiel der Vorhang nach der erſten Abtheilung. Aſtolf wußte nicht, wie ihm geſchehen, ein unnennbarer Schmerz ſchien die Wände ſeines Herzens durchbrechen zu wollen; er entſtürzte halb bewußtlos der Loge und eilte durch den Corridor in's Freie.

Er blickte zum Himmel hinauf, und es dünkte ihm, als ob die Millionen Sterne ihm Ruhe zulächelten, und, mit ihren klugen Kinderaugen, zu ihm ſprächen: „Aſtolf, mäßige Dich, ſei ein Mann und gefaßt, wir beleuchten fortan Deine Bahn!“

Wohl eine halbe Stunde verging, ehe er zur völligen Ruhe und zu dem Entſchluſſe gelangen konnte, ſeine Loge wieder zu betreten. Er glaubte anfänglich, es würde ihm nicht möglich ſein, die Fürſtin, ohne zum Verräther an ihr zu werden, noch einmal zu erblicken; doch ſiegte der Gedanke: Wie wird die hohe Frau dein linkiſches Benehmen deuten, wie ſchief vielleicht hat ſie es ſchon gedeutet? endlich über ihn, und vollkommen gefaßt, betrat er ſeine Loge wieder.

Die Fürſtin erſchrack anfänglich über Aſtolf's blaſſes Geſicht und mattes Auge; aber bei längerer Betrachtung dünkte es ihr, als ſei die glühende Röthe dem Silberſcheine keuſcher Liebe und Ehrfurcht gewichen. — Und dem war auch wirklich ſo. Er fühlte ſich beruhigt, überſelig, und nahm, ohne allzugroße Ueberwindung, lebhaftern Antheil an der Vorſtellung.

Die Fürſtin, als feine Menſchenkennerin, deutete ſein ganzes ferneres Benehmen auf die richtigſte Weiſe, Aſtolf's Reſignation, Mäßigung und Selbſtbeherrſchung entzückten ſie, und ihre Phantaſie erbaute ſich die ſchönſten Liebesſchlöſſer.

Der Vorhang fiel zum letzten Male. Der Hof erhob ſich; mit ihm die Verſammlung. Ein freundlicher Abſchiedsblick der Fürſtin lief die Runde des Saales herum und fand ſein Ende in Aſtolf's Loge, zwar nicht länger, aber milder und verklärter auf ihren Beſitzer ſchauend.

Aſtolf verneigte ſich tief und ehrfurchtsvoll und verharrte einen Augenblick in der ſchönen Ruhe einer zur Erde geneigten Antike.

III.

Die wenigen Tage bis zur nächſten Theatervorſtellung, wo er die Angebetete wieder zu ſehen hoffte, ſchienen ihm nicht endigen zu wollen, und die Unruhe und Ungewißheit, ob ihre Herablaſſung und Güte ſich nicht verändert haben möchten, drückte ihn ſchwer. — Kaum würde er den Zwiſchenraum ſo leidlich durchgekämpft haben, wenn der Zufall ihn nicht mit einer Arbeit unausgeſetzt beſchäftigt hätte, deren Vollendung er binnen wenigen

Tagen feſt zugeſagt. Es war dies nämlich die Fertigung des Bildniſſes des Hofmarſchalls. So ennuyant ihm einestheils die Abconterfeiung eines ſo nichtsſagenden und faden Geſichtes ſein mußte, ſo glücklich machte es ihn anderntheils, ſich bei dieſer Handwerksarbeit, ſeiner Kunſt unbeſchadet, in das Reich phantaſtiſcher Träume verlieren zu dürfen, beſonders wenn ihm der Marſchall dabei ſaß, und er dann Anknüpfungspunkte genug fand, in ſeiner Phantaſie die Perſon deſſelben mit der der Fürſtin zu verbinden. Er war es ja, der von ihr kam, ſie war es ja, die mit ihrem Himmelsantlitz auf dies Geſicht geblickt und gelächelt, ja, es gefiel ſogar zuweilen der Excellenz, von ihr zu ſprechen, aufgeſchnappte Kunſturtheile zu referiren, und, als der Marſchall merkte welchen Antheil der Künſtler an dieſen Aeußerungen nahm, war er gutmüthig genug, öfter damit hervorzutreten, beſonders wenn durch Aſtolf's ſein hingelenktes Geſpräch auf die Fürſtin er dazu aufgemuntert ward.

Der Theatertag erſchien endlich, an welchem ihm das Glück zu Theil werden ſollte, ſie zum zweiten Male zu ſehen. Es war zugleich der Fürſtin Geburtstag, und ihre Lieblingsoper „Don Juan" ward gegeben.

An dieſem Tage, vor Anfang der Tafel, ſaß der Hofmarſchall dem Maler zum letzten Male. Er war ſehr einſilbig und Aſtolf hatte Mühe, das Geſpräch geſchickter Weiſe auf den ihn einzig und allein erfüllenden Gegenſtand hinzuführen. Doch gelang es ihm endlich, und es entſpann ſich zwiſchen Beiden ein Dialog, von dem wir nur die Schlußworte des Hofmarſchalls hier wiedergeben:

„Ueberhaupt, Beſter, muß ich Ihnen geſtehen, daß Ihro Durchlaucht ſeit mehreren Tagen ſich in ſehr trüber Verſtimmung befinden, den durchlauchtigſten Gemahl dadurch in gleiche Mißſtimmung verſetzen und ſonach auch mich und den geſammten Hofſtaat, der pflichtſchuldigſt, als das getreue Echo ſeiner allerhöchſten Herrſchaft, nicht anders umhin kann."

„Bedenke ich, wie vor einem Jahre die durchlauchtigſte Frau ganz anders geſtimmt war, ſo könnte ich meinen ohnehin nicht beſonders geſegneten Haarboden um ein Beträchtliches vor Zorn verringern! Sie iſt fürchterlich, dieſe Situation, denke ich, wie mein gnädigſter Herr ſelbſt dabei leidet!" —

„Stellen Sie ſich vor (um Ihnen nur ein Beiſpiel des fatalen Mißmuthes Ihrer Durchlaucht anzuführen), — daß Höchſtdieſelbe den intendirten, heute vor der Vorſtellung zu ſprechenden Prolog abzubeſtellen befahlen. Der treffliche Dichter, der, wie man verſichert, ſich die Haut von den Fingern abgefüßelt haben ſoll, da alle nur erdenklichen Metra der Verskunſt darin gehandhabt werden, iſt außer ſich und ſchier dem Tollhauſe nahe. Der für das Fach der Intriguants kürzlich engagirte treffliche Schauſpieler, der den Prolog ſprechen ſollte, und, ſo zu ſagen, zum Theil mit ſeiner Gage auf dieſen Freudentag angewieſen war, iſt ebenfalls der Verzweiflung nahe, intriguirt bereits, und drohet in den für nächſte Vorſtellung angeſetzten „Taſſo" krankheitshalber wahrſcheinlich nicht auftreten zu können. Nun bitte ich Sie, Beſter, einen Taſſo ohne Antonio — was wäre das!"

„Ich hinterbrachte vor einer Stunde, als ich Glück wünſchend aufzuwarten hatte, alles Ihrer Durchlaucht; aber was geruhten mir Dieſelbe zur Antwort zu geben? — — „„Dichter und Schauſpieler ſeien Narren, ich möge Höchſtdieſelbe mit ſolchen Lappalien verſchonen!"" — Lappalien! — ich bitte Sie, Theurer! — Sie ſind doch auch Künſtler, und werden, wenn gleich Sie nur die Hand zu Ihrer Kunſt nöthig haben, ermeſſen können, wie es ſolchen Männern, die ihren Kopf ſo vergebens maltraitirt, zu Muthe ſein müſſe! — — Gott! Gott! wo will das hinaus! — Der Leibarzt verſichert zwar, der Trübſinn Ihrer Durchlaucht habe ſeinen Grund nur in einer augenblicklichen Stagnation des Geblütes, die nach einem mäßigen Aderlaß und nach in nächſter Saiſon geſchehenem Gebrauche des Kiſſinger Waſſers hoffentlich vorübergehen würde, allein — —"

Hier trat ein Kammerdiener der Fürſtin mit einem Billet ein, es dem Hofmarſchalle überreichend und ſich gleich darauf entfernend.

Außer ſich rief der Marſchall, nachdem er geleſen:

„Gott! Gott! wie gnädig wieder zugleich bei aller Schwermuth! Denken Sie, Beſter, Durchlaucht laſſen mir in den gnädigſten Ausdrücken befehlen, als Troſt und Entſchädigung dem Dichter für ſeine vergebliche Mühe 30 Dukaten, und dem intriguirenden Antonio die dreifache Monatsgage auf Rechnung Höchſtihrer Chatulle auszahlen zu laſſen, blos damit die Vorſtellung des „Taſſo" nicht unterbleibe oder auch nur aufgeſchoben werde. — Es iſt eigen, Durchlaucht haben eine wahre — wenn ich mich ſo auszudrücken unterſtehen darf — Schwachheit für dergleichen, aller Handlung ermangelnden Stücke, und begnügen ſich, zur Verwunderung, mit der ſimpeln Poeſie, welche allerdings auch dieſem Produkte des Herrn geheimen Raths und Miniſters von Göthe nicht abzuſprechen iſt."

„Nun erkläre ich mir," fuhr der Marſchall nach einer Pauſe weiter fort, „die neuerliche Aeußerung bei der Tafel, indem Höchſtſie zum Fürſten ſagten: „„O wie freue ich mich beim Taſſo auf Ihre kleine Loge.""

Aſtolf nahm mit Entzücken alle dieſe Worte auf, und ſo manche derſelben auf ſich beziehend, deutete er, im Innern frohlockend, zu ſeinen Gunſten.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Zürich.

(Den 10. April [illegible].)

Seit meinem letzten Schreiben haben ſich in unſerem beweglichen Republikanerleben drei Thatſachen herausgeſtellt, welche auch einem fernſtehenden Beobachter bemerkenswerth ſcheinen dürften: die erſtmalige Ausübung des reindemokratiſchen Wahlrechtes, der Angriff auf die hieſige Hochſchule, und die Entſcheidung eines Prozeſſes zwiſchen dem hieſigen Fiscus und dem engliſchen Erben eines hier verſtorbenen reichen Britten.

Den erſten Gegenſtand finden Sie bereits in mehreren deutſchen Blättern behandelt, aber theils zu frühe, ehe die Schwankungen der Wahlaufregung vorüber waren, theils ohne das eigentliche Thema dieſer geſchichtlichen Handlung in's Auge zu faſſen. Dieſes Thema iſt: die eigentliche reine Demokratie, frei von perſönlichem und faktioſem Egoismus, darzuſtellen. Die Durchführung iſt über Erwarten gut gelungen.

Die Rollen des Dramas waren an vier Parteien vertheilt, an die ariſtokratiſche, an die conſtitutionelle, an die radikale, und an die demokratiſche, jetzt kampflos herrſchende.

Die ariſtokratiſche beſteht aus den angeſehenſten Familien der Stadt, durch Reichthum, Adel und Leitung der commerziellen Intereſſen bedeutend. Dieſe hängt natürlich an den einſtigen Vorrechten, aber mehr wie an einer glorreichen Erinnerung, als wie an einem Eigenthum, das jetzt noch vertheidigt, oder wiedergewonnen werden könne oder ſolle. In abgeſchloſſenen Familienkreiſen und in vortheilhaften Handelsgeſchäften ſehen die Mitglieder der Partei auf das gegenwärtige politiſche Gewühl, als auf ein werthloſes Treiben. Ein eigenthümliches öffentliches Organ hat dieſe Partei deßhalb auch nicht.

Die conſtitutionelle Partei beſteht aus den jüngeren Mitgliedern der Mittelklaſſe der Stadtbürger, mit bedeutenden und ehrenhaften Talenten an ihrer Spitze. Zwiſchen 1830 und der letzten Verfaſſungsreviſion bildete ſie das juste-milieu, gegenwärtig ſteht ſie der ariſtokratiſchen Partei näher als bisher. Ihr Organ iſt der Conſtitutionel, von dem ſie ihren, nur hier verſtändlichen Namen trägt. So lange dieſes Blatt in der Juſtemilieuſtellung war, mußte es den Anſchein haben, eines feſten Prinzips zu entbehren, da es nur die Defenſive führte gegen Stabilität und Mobilität. Jetzt wird es hoffentlich durch eigene Initiativen den Rang einnehmen, der eigentlich ſeinen Talenten gebührt.

Die radikale Partei beſtand aus allen Elementen, welche bei der Umwälzung von 1830 gewonnen hatten, oder gewinnen wollten. Dieſe Partei bildete bis zu Anfange des vorigen Jahres die ziemlich geſchmackloſe Schale um den Kern des Volkslebens, welches ſich nun in der ächt demokratiſchen Partei herausgeſtellt hat. Dieſe radikale Schale beſtand aus juriſtiſchen Talenten und Halbtalenten, welche ihre ganz gewöhnlichen Advokatenkünſte in die damals beliebten Phraſen von Volksglück, Ariſtokratengefahren u. dgl. einkleideten, und ſo ſich ſelbſt und Andere täuſchten, als ſeien ſie und die edle Demokratie Ein und Daſſelbe. Die Baſeler Theilung, die Flüchtlingswirren, die Conſeiltagſatzung zeigen ohngefähr die Natur dieſer radikalen Häupter. Ihre Macht iſt jetzt total gebrochen, wie ſehr auch ihr Organ, der Republikaner, noch die alte Inſolenz und Arroganz in cyniſcher Handhabung der Preſſe zur Schau trägt. Er findet keinen Anklang mehr, ſeitdem durch die letzte Verfaſſungsreviſion die Stadt alles und jedes Vorrecht der Repräſentation aufgegeben hat. Jetzt laſſen ſich die egoiſtiſchen Tendenzen nicht mehr in jene Zauberphraſen kleiden, und Demagogie und ächte Demokratie haben ſich geſchieden.

Die demokratiſche Partei hat ſich aus jener unwürdigen Umhüllung als ein lebenskräftiger ſchöner Körper herausgeſtellt, jeder Beſtandtheil voll Selbſtgefühl der Männerfreiheit, aber auch voll Achtung vor wahren Talenten und vor wahrem Rechte. Die Mehrheit, wie die Häupter, des neuen großen Rathes gehören dieſer Partei an. Die anderen drei Parteien werden von ihr in billigen Schranken und in wohlthätigem Gleichgewichte gehalten. Noch hat ſie kein entſchiedenes Organ, aber die Neue Züricher Zeitung ſcheint es werden zu wollen. Ihr Redakteur iſt ein höchſt talentvoller junger Mann, welcher in ſeinen hiſtoriſchen Studien auf hieſiger Hochſchule und zu Paris eine tiefere Weltanſchauung gewonnen hat, um ſie in der Sprache reiner Vaterlandsliebe durch die kleinen Wirren der republikaniſchen Willkühr vernehmen zu laſſen.

Dieſe vier Parteien traten alſo in die Schranken des Wahlkampfes, den Sieger habe ich bereits genannt. Jetzt muß ich die Preiſe des Kampfes bezeichnen.

Durch die Verfaſſung von 1814 hatte die Stadt Zürich, mit ohngefähr 14,000 Einwohnern, das Uebergewicht über den Canton (welcher etwa auf 36 □Meilen 231,000 Seelen enthält), indem ſie von den 212 Mitgliedern des großen Rathes (der höchſten Repräſentativ-Behörde und geſetzgebenden Gewalt) 130, der ganze übrige Canton nur 82 wählte. Dieſes Vorrecht mißfiel natürlich den nicht ſtädtiſchen Cantonsbürgern, zuſammengefaßt unter dem Namen der Landſchaft. Die Stadt zeigte ſich indeſſen freiſinnig genug, theils durch Vorbereitung zu volksthümlichen Einrichtungen, theils durch die Einführung einer faſt unbeſchränkten Preßfreiheit im Jahre 1829. Da regte ſich auch die Landſchaft, namentlich an den Ufern des Zürcherſees (mit induſtriellen und reichen Flecken und gartenähnlichen Geländen beſetzt), traten gemäßigte Landmagnaten, der Kern der jetzigen ächt demokratiſchen Partei, zu beſonnener Aenderung zuſammen. Die Glut der Pariſer Julisonne entzündete aber plötzlich raſchere und ehrgeizige Gemüther, die Radikalen, und im November 1830 bewirkte eine Volksverſammlung von 10,000 Männern des Landes, zu Uſter am Greifenſee, einen plötzlichen politiſchen Umſchwung. Seit jener Zeit exiſtiren jene obengenannten Parteien.

Das Reſultat dieſer Revolution (welche übrigens nicht ein einziges Menſchenleben koſtete), war ein liberaleres Repräſentativſyſtem. Die Stadt ſollte von nun an 71, die Landſchaft 141 Mitglieder des großen Rathes ſtellen. Es ward ſodann im März 1831 eine neue Verfaſſung entworfen, und den Urverſammlungen zur Abſtimmung vorgelegt. Der damalige Enthuſiasmus zeigte ſich in folgenden Zahlenverhältniſſen. Stimmberechtigte gab es etwa 50,000, von dieſen ſtimmten 40,503 für die Annahme, 1721 für die Verwerfung. Die übrigen enthielten ſich der Abſtimmung. Außer der für das Land günſtigeren Stellvertretung brachte die neue Verfaſſung hauptſächlich die Trennung der geſetzgebenden Gewalt (des großen Rathes), der ausübenden (des Regierungsrathes) und der richterlichen (des Obergerichtes) zu Stande, welche früherhin ziemlich in den Händen des Regierungsrathes (in älteren Kantonen „kleiner Rath“ genannt) vereinigt geweſen. Die damalige Mäßigung der Landſchaft zeigte ſich in merkwürdigem Grade. In den neuen Regierungsrath, verfaſſungsmäßig aus 19 Mitgliedern beſtehend, wurden 10 Stadtbürger gewählt, von denen auch nicht Einer an den entſcheidenden Bewegungen Theil genommen hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

16) Meine Reiſe nach Portugal im Frühjahre 1836. Von Guſtav v. Heeringen. 2 Thle. Leipzig, 1838. Brockhaus.

Mit Vergnügen folgt man dem Reiſenden, den das Publikum auch unter dem Namen Wodomerius kennt, in das intereſſante Land, deſſen politiſche Schickſale in der neueſten Zeit viele Theilnahme erregen mußten; haben wir doch nur ſehr ſelten Gelegenheit, einen anziehenden Bericht über daſſelbe zu leſen. Herr v. Heeringen begleitete den König Don Fernando, dem das Buch zugeeignet iſt, und verweilte zwei Monate in Liſsboa und deſſen Umgebung; eine freilich kurze Zeit, welche er indeſſen gut benutzte, um ein Bild des Landes und einen

Umblick in den Zuſtänden des Volkes zu gewinnen. Man erwarte nicht die ſtarkgewürzten Schilderungen des Verſtorbenen, nicht Semilaſſo's vornehme Läſſigkeit — und doch ſind die dreißig Kapitel unterhaltende Reiſebilder. Zu bedauern war es, daß der Verfaſſer der Landesſprache nicht mächtig und darum manches Genuſſes beraubt war. So würden unter Anderen vielleicht die Mähren der öffentlichen Erzähler, deren Einen er zuletzt noch bei einem Volksfeſte auf dem Platz Amoreiras hörte, aber nur höchſt unvollkommen verſtand (II, 300), und über alte im Volke fortlebende Novellen und Sagen willkommenen Aufſchluß gegeben haben. Wenigſtens hätten ſie Züge zur Kenntniß des Geſchmakes der heutigen Portugieſen in dieſen Ständen liefern können. — Kann man auch dem Verfaſſer in ſeinen Reflexionen nicht jederzeit beiſtimmen — am wenigſten II, 77, über Dom Miguel — ſo tragen doch ſeine Erzählungen überall den Stempel friſcher Anſchauung und der Wahrheit. Selbſt Gelegenheiten zu novellenartigen Abſchweifungen, z. B. im Verhältniß zur ſchönen Mariquinha, ließ er ungenützt vorübergehen.

17) Muſikaliſche Novellen und Silhouetten von Carl Gollmick. Leipz. Julius Schieferdecker. 1838.

Meine Kritik über dieſes Buch ſteht bereits — in demſelben, deſſen Verfaſſer mich um ein Vorwort dazu erſucht hatte. Indem ich nämlich dieſem Wunſche entſprach, ſiegte in mir die zur Ueberzeugung erſtarkte günſtige Vormeinung von dem Talente des auch als Tondichter geſchätzten Verfaſſers für durchgreifende Kritik der heutigen muſikaliſchen Zuſtände, ſiegte die Freude an ſeinem richtigen feinen Takt und an der eleganten anſprechenden Weiſe, in welcher er einen ernſten Gegenſtand zu behandeln verſtand, über meine gewichtige Bedenklichkeit, durch Uebernahme des mir freundlich gebotenen Ehrenplatzes anmaßend ſcheinen zu können. Indem ich alſo zu dieſem Buche die Bevorwortung ſchrieb, welche ſich darauf beſchränkt, der Kritik des Buches den Standpunkt anzudeuten, habe ich wie geſagt, meine Kritik über das Buch geſchrieben, und jede Bemerkung en detail darüber würde mir mit Recht als Gevatterſchaft ausgelegt werden. Ich kann die Leſer des Phönix, denen Herr Gollmick ein ſtets gern geſehener alter Bekannter iſt und bleibt, nur bitten, ſeine muſikaliſchen Novellen und Silhouetten mit demſelben Wohlwollen zur Hand zu nehmen, mit welchem ſie, wie ich weiß, die Berichte im Phönix über Muſik bisher aufgenommen haben.

Feuilleton.

⁂ Das Kunſt- und Literaturblatt Nro. 6 zu der in Bamberg erſcheinenden Euterpe enthält folgende Correſpondenz aus Frankfurt a.M. »Dr. Carové's Streitſache gegen das Frankfurter Converſationsblatt wirft ein eigenthümliches Licht auf den Charakter der Redaktion des letzteren.« In Nro. 79 der Didaskalia (vom 20. Februar) nämlich hatte Dr. Carové erklärt, daß, »wenn der Anonymus in einer der drei nächſten Nummern des Converſationsblattes nicht ausdrücklich die Beſchuldigung zurücknehme: »»der Verfaſſer von Papismus und Humanität dichte dem Lehramte der katholiſchen Kirche fälſchlich an, daß daſſelbe Jemand namhaft verdamme,«« — dieſe Beſchuldigung als eine abſichtliche Verläumdung angeſehen und dafür erklärt werden dürfte.« — Auf dieſe Alternative hat weder der Anonymus, noch das Converſationsblatt bis jetzt*) auch nur eine Sylbe geantwortet, und beide haben ſich ſomit jetzt ſelbſt als abſichtliche Verläumder deklarirt. — Als Verfaſſer des zelotiſchen Artikels gegen Carové nennt das Gerücht den Pfarrer Hedler in Sachſenhauſen, der auch zur Zeit für den Erzbiſchof von Köln und gegen Preußen gepredigt haben ſoll. Sollte dies Gerücht unbegründet ſein, ſo würde wohl dem Herrn Pfarrer Hedler, und etwa dem Herrn Dr. Schuſter, deſſen Mittheilnahme an der Stiliſirung des von Erſterem gegebenen Stoffes man erkennen will, nichts übrig bleiben, als ihre Nichttheilnahme an den Schmähartikeln gegen Carové ebenſo öffentlich zu erklären, wie Hr. Dr. Höninghaus auf ähnliche Weiſe in ſeiner katholiſchen Kirchenzeitung ſich verwahrte.« —

Wir zweifeln an der Erfüllung dieſer Hoffnung; denn, wer die Stirne hatte, einen Ehrenmann aus dem Hinterhalte der Anonymität anzufallen, wer die Schmach einer angeſchuldigten abſichtlichen Verläumdung auf ſich ſitzen läßt, hat ſich wahrlich ſein Urtheil bereits ſelbſt geſprochen. D.

⁂ Der wackere Herausgeber der Wiener Zeitſchrift, Hr. Friedrich Witthauer, wird im Vereine mit ſeinen Mitarbeitern und literariſchen Freunden ein Werk publiziren, deſſen Ertrag als milde Beiſteuer für die Unglücklichen in Peſth beſtimmt iſt. Auch Bäuerle fordert zur thätigen Unterſtützung auf und veranlaßt, wie er ſchon früher bei ähnlichen traurigen Anläſſen gethan, Sammlungen; wenn jeder ſeiner Abonnenten beiſteuert, kann das Scherflein ergiebig genug ausfallen. Ueberhaupt zeigt ſich bei dieſem furchtbaren Unglück der Wohlthätigkeitsſinn der braven Wiener von den höchſten Kreiſen bis in die ärmſten Familien herab auf eine wahrhaft großartige Weiſe.

⁂ In London iſt Jemand auf die Idee gekommen, Bücher in Kautſchouk einzubinden. Das Berliner politiſche Wochenblatt wird künftig auf Gummi-elaſtique gedruckt werden.

⁂ Leopold Schefer arbeitet noch immer an ſeinem Roman: »die Eroberung von Conſtantinopel«, und beabſichtigt eine Geſammtausgabe ſeiner Werke. Möge dieſes Projekt ſich realiſiren! Wenn von irgend einem der neueren Novelliſten dies gewünſcht werden darf, ſo iſt's Leopold Schefer, den man als Dichter nicht ſchöner und treffender charakteriſiren kann, als wenn man ſagt: »Er iſt in jeder Zeile ganz — Menſch.«

⁂ Schiller's Denkmal wird, ſo verſichert das Morgenblatt, beſtimmt im Frühjahre 1839 in Stuttgart aufgeſtellt werden.

⁂ Willkomm arbeitet an einem neuen Roman: Diana, der wahrſcheinlich noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinen wird. Möge ſich Willkomm, deſſen Talent auf der Baſis einer tüchtigen Geſinnung ruht, durch die Angriffe nicht irren laſſen, die in der letzten Zeit gegen ihn gerichtet wurden.

⁂ Von der neuen Geſammtausgabe der Leſſing'ſchen Werke iſt nun der erſte Band erſchienen.

⁂ Böhmen zählt gegenwärtig bereits gegen 20 Runkelrüben-Zuckerfabriken, und ihre Zahl nimmt von Jahr zu Jahr zu. Ihre Produktion betrug in den letzten dieſem Induſtriezweig ungünſtigen Jahren 10 — 15,000 Ctnr., dürfte ſich aber bald um das Doppelte erhöhen.

⁂ Berthold Auerbach arbeitet an einem Leben Mendelſohn's.

⁂ Bei Rubach (E. Fabricius) in Magdeburg ſind die erſten ſechs Blätter einer Karte der Haupt-Weinländer Europas erſchienen, nämlich ein Blatt des Rhein-Weinlandes (Rheingau, Rheinheſſen, Rheinbaiern), zwei des Franken-Weinlandes, zwei des Bordeaux- und ein des Burgunder-Weinlandes. Paſſionirte Liebhaber des edlen Rebenſaftes und Weinhändler von Metier finden auf dieſen mit großem Fleiß ausgearbeiteten Tafeln die Karten der Weinbaudiſtrikte, die Rangordnung der verſchiedenen Gewächſe, Charakteriſtik der verſchiedenen Sorten, Bemerkungen über den Weinbau u. ſ. w.

⁂ Deutſchland hat wieder einen tüchtigen Gelehrten verloren, den Geſchichtſchreiber Wachler.

⁂ Von Varnhagen hat man nächſtens die Fortſetzung ſeiner intereſſanten Memoiren (bei Hoff), deren Abſatz ungemein ſtark war, zu erwarten.

⁂ Juſtin Michl, der die »literariſche Chronik der Slaven czechiſcher Mundart« in böhmiſcher Sprache herausgibt, wird nächſtens einen deutſchen »Grundriß der ſlaviſchen Sprache nach ihren vier Hauptmundarten, nämlich der czechiſchen, polniſchen, illyriſchen und ruſſiſchen« zum Gebrauche der Slaven überhaupt und der deutſch ſprechenden Czechen und der Deutſchen insbeſondere, erſcheinen laſſen.

(Oſt u. Weſt.)

⁂ Eine zweite Ausgabe von Couſin's Bericht über die von der Akademie der mor. und polit. Wiſſenſch. eröffnete Preisbewerbung über die Metaphyſik des Ariſtoteles hat die Preſſe verlaſſen. Hr. Couſin hat ihr eine Ueberſetzung des erſten und zwölften Buches dieſer Metaphyſik beigefügt.

---

*) Auch bis heute — den 20. April nicht, ſeit dem 20. Februar!
Die Red. d. Phönix.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 95. 1838.

Phönix.

Samstag, 21. April.

Der Schlüſſel.

(Fortſetzung.)

IV.

Die Fürſtin wurde am Abend beim Erſcheinen in ihrer Loge mit allgemeinem Jubel empfangen, in welchen Aſtolf aus der ſeinigen heraus tüchtig einſtimmte, was der ſchönen Frau, deren erſter Blick auf dieſe Loge fiel, nicht entging. Sie ſprach ihren Dank für Aſtolf deutlich genug durch den auf ihn gehefteten Blick aus, und die glänzenden Feueraugen ließen ihn in die Zukunft ſchöner Tage ſchauen! —

Nachdem der Tumult des freudigen Empfangs geendet, der Hof ſich niedergelaſſen, Aſtolf ſich in die Ecke ſeiner Loge gedrückt, begann die Ouvertüre des ewigen Werkes, während welcher der Fürſt, wie gewöhnlich, Gelegenheit hatte, ſeine Langeweile durch ein kurzweiliges Geſpräch zu verſcheuchen. Bis zur Erhebung des Vorhangs entſpann ſich daher nachfolgender Dialog:

Fürſt. Recht voll!

Marſchall. Unterthänigſt aufzuwarten, Durchlaucht!

F. Recht ſehr voll!

M. Zum Erdrücken!

F. Jedes Plätzchen beſetzt, bis — auf jene Loge vis à vis, die doch ſonſt ſtets durch drei Perſonen beſetzt iſt — — Kurios!

M. Sie iſt, wie ich erfahren habe, mit ihren drei Plätzen für den ganzen Monat hindurch an einen Fremden vermiethet.

F. (Aſtolf ſcharf fixirend) Kurios! wer iſt denn der — da? — muß viel Geld haben.

M. Ein Künſtler, gnädigſter Herr, ein Maler.

F. Wie? — was? — ein Maler? — Das iſt der erſte Künſtler, welcher mir in meinem Leben begegnet, der ſo viel Geld hat, ein monatliches Abonnement dreifach zu bezahlen. Was thut er denn hier?

M. Er portraitirt, Durchlaucht, und zwar auf das ſprechendſte, wie ich aus eigener Erfahrung zu verſichern die Ehre habe, da er heute mein eigenes Bildniß, zum Erſchrecken ähnlich, wie Jedermann verſichert, vollendet hat.

F. Mag auch eine rechte Kunſt ſein! So eine Phyſiognomie kann jeder Tüncher treffen, wenn er den Vollmond in ſeinem Leben nur ein Mal geſehen. (Hier lachte Sereniſſimus unmäßig.) Aber — Spaß apart, Marſchall, — warum hat ſich denn der Mann noch nicht bei mir gemeldet? Das Savoir vivre ſcheint er nicht zu kennen. —

M. Allerdings habe ich nicht ermangelt, ihm darüber ſchon die bitterſten Vorwürfe zu machen; allein, — er ſagt — Durchlaucht kennen ja das Künſtlervolk! —

F. Nun aber womit entſchuldigte er ſich denn?

M. Er entſchuldigte ſich gar nicht, gnädigſter Herr —

F. Wenn gleich, — ſo mußte er doch etwas ſagen, etwas erwiedern —

M. Möge mich Durchlaucht entſchuldigen, wenn ich mich nicht erdreiſte, die etwas ungehobelte Antwort zu verlautbaren.

F. Nur heraus, ſie ſei, welche ſie ſei!

M. Durchlaucht —

F. Sapperment! —

M. O Gott!

F. Marſchall, ich befehle!

M. Unterthänigſt zu dienen! Jetzt hört freilich jede Rückſicht auf; — nur wolle mein gnädigſter Herr ſeinen Zorn den Unſchuldigen, Gezwungenen nicht entgelten laſſen —

F. Durchaus nicht! Heraus mit der Sprache! Die Worte des Plebſes, wenn ſie auch mein Ohr erreichten, drangen nie bis zu den Stufen meines Thrones!

M. (Ihm leiſe in's Ohr flüſternd.) Der übermüthige Maler meinte — ſagte: — wenn Sereniſſimus kein Verlangen nach ſeinem Pinſel trüge, er — ſo drückte der Verruchte ſich wörtlich aus — trüge durchaus kein Verlangen nach einem andern Pinſel.

F. (Nachdenkend.) Wie ſoll ich das verſtehen? Offenbar liegt eine Equivoquerie dahinter, — vielleicht eine Selbſtüberſchätzung ſeines Talentes, das von einem zweiten Pinſel nichts wiſſen will, ſeinen für den einzig wahren hält und dergleichen; — — wahrſcheinlich Neid gegen den jungen Künſtler, der mich jüngſt gemalt, und deſſen Bild er vielleicht in der Kunſtausſtellung ſah —

M. So deutete ich's auch, gnädigſter Herr.

F. Nichts deſto weniger ſoll er mir willkommen ſein. Ich bin dieſe hoffärtigen Künſtlerredensarten gewohnt; — veranſtalten Sie, daß er demnächſt — doch ſtill — der Vorhang erhebt ſich.

Nichts erwünſchter konnte dem geängſtigten Marſchall kommen, auf deſſen Stirne kalte Schweißtropfen lagen. Mit einem tiefen Seufzer zog er ſeine Geſtalt hinter die Stuhllehne des Fürſten zurück, und ſtierte gedankenlos, ohne eine Muskel zu bewegen, während des ganzen Aktes in das Blaue hinein.

Den Fürſten kümmerten die geſprochenen Worte wenig; denn, obwohl ſeine Erudition den wahren Sinn, in welchem ſie der Künſtler geſprochen haben mochte, errathen ließ, wußte auf der anderen Seite ſeine hohe Stellung, wie ſeine Eitelkeit ihnen eine andere Auslegung zu geben, und nach weiterer Ueberlegung überredete er ſich bald ſelbſt, daß der Maler das Geſagte gar nicht anders gemeint haben könne, als wie er dem Marſchall es gedeutet.

Wir übergehen, was während der Vorſtellung von der Augenſprache der Fürſtin und Aſtolf's ebenfalls zu ſagen wäre, laſſen Don Juan der Hölle übergeben, und wenden uns ſofort der nächſtfolgenden Darſtellung des „Taſſo“ zu, welche unſeren Helden in den Himmel des zwar erſehnten, aber nicht ſo ſchnell erwarteten Liebelebens trug.

V.

Die Fürſtin erſchien diesmal in der Parterre-Loge, an der Hand ihres Gemahls, und von Niemandem ſonſt umgeben. Aſtolf, ihr in weit größerer Nähe gegenüber, ſchwamm in einem Meere von Wonne. Die Angebetete richtete ihren Platz ſo, daß ſie von Keinem geſehen werden konnte, als von ihm, dem Beglückten. Auch er ſtellte ſeinen Seſſel dergeſtalt, daß er von Niemanden, außer dem fürſtlichen Paare, ſelbſt nicht von den Anweſenden in der großen Hofloge, wahrgenommen ward.

Die Fürſtin hatte ſich vorgenommen, die Darſtellung des „Taſſo“ zur Kataſtrophe zu wählen, in welcher ſie dem liebenswürdigen Jüngling mit ihren Gefühlen entgegen kommen wolle. Dieſer — als hätten ſie ſich zuſammen verabredet — war gleichfalls längſt entſchloſſen, Muth zu faſſen, um bei dieſer oder jener bezüglichen Stelle im Stück durch Mienenſpiel und Geſtikulation ſeiner Göttin zu ſagen, was er für ſie empfinde. So traf es ſich, daß dies Drama aus fünf Perſonen ein zweites bildete, ein Duodrama, ein Spiel im Spiele, doch nur von Göttern belauſcht. Wie jenes ſich ſeinen Tribut durch die klatſchende Menge bezahlen ließ, genügte dieſem der Lohn, den das klopfende Herz einem Jeden verborgen ſpendete.

Der Vorhang rauſchte auf. Die Prinzeſſin und Leonore, zwei liebenswürdige Geſtalten, traten auf, und feſſelten den Blick des Fürſten. Alphons unterbricht den Dialog; beide Auftritte hört die Durchlaucht gegen ſonſtige Gewohnheit mit großer Aufmerkſamkeit zu. Taſſo eröffnet den dritten, und noch immer wachend, ſchaut das Auge des Fürſten bald auf die Bühne, bald in's Parterre, bald in Aſtolf's Loge. Schon ein paar beziehungsvolle Stellen ſind für die in Liebe Kämpfenden vorübergegangen, Beiden dünkt das wache Auge ein höhniſcher Dämon ihres Glücks zu ſein, als es ſich endlich um ein Merkliches zu verkleinern anfängt und zur Erde neigt.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Zürich.

(Fortſetzung.)

Der dreiundneunzigſte Paragraph der Verfaſſung vom März 1831 lautete wörtlich: „Während der nächſten ſechs Jahre, von der Annahme der Verfaſſung an gerechnet, ſoll dieſelbe unverändert fortbeſtehen. Nach Verfluß dieſes Zeitraumes kann eine Abänderung der Verfaſſung auf dem Wege der Geſetzgebung vorgenommen werden. Ein Geſetzesvorſchlag dieſer Art iſt aber einer zweimaligen Berathung durch den großen Rath zu unterwerfen. Am Schluſſe der erſten Berathung entſcheidet der große Rath, ob der Vorſchlag zu beſeitigen, oder einer zweiten Berathung zu unterwerfen ſei. Dieſe kann nicht eher, als ſechs Monate nach der erſten ſtattfinden. Wird alsdann der Vorſchlag ganz oder mit Abänderungen angenommen, ſo iſt das diesfällige Geſetz noch der geſammten Bürgerſchaft des Cantones zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen.“

Dieſer Paragraph wurde in den Groß-Rathsſitzungen vom März, Juni und Dezember v. J. realiſirt, und die revidirte Verfaſſung am 5. Februar d. J. von den Urverſammlungen angenommen. Bei dieſer Abſtimmung zeigte ſich zwar ein völlig anderes Zahlenverhältniß, als das Obige für 1831. Nämlich von 55,171 Stimmberechtigten fanden ſich 15,307 Annehmende, 3379 Verwerfende, und gegenüber enthielten ſich 36,485 der Abſtimmung. Indeſſen bedeutet das nicht ſowohl Theilnahmloſigkeit, als vielmehr ein ſicheres Gefühl der unvermeidlichen Abänderung.

Die Hauptpunkte der Veränderung betrafen die Wahl des großen Rathes. Die wichtigſten fünf ſtelle ich her.

Erſtens: Der Kanton iſt, zum Zwecke der Großrathswahl nicht mehr in 65 Zünfte (Vereinigungen mehrerer Gemeinden zu politiſchen Zwecken, theils nach Handwerken, theils nach Wappen und Emblemen, theils nach Hauptgemeinden benannt) eingetheilt, ſondern von jetzt an in 51 Wahlkreiſe. (In adminiſtrativer und richterlicher Hinſicht bleiben dieſe Wahlkreiſe nach alter Weiſe in 11 Bezirke vertheilt, von denen jeder 3 bis 6 Gemeinden umfaßt.)

Zweitens: Jede Kreisverſammlung wählt je auf eine Bevölkerung von 1200 Seelen des Wahlkreiſes **Ein** Mitglied in den großen Rath, mittelſt freier Wahl (durch geheimes abſolutes Mehr) aus **allen wählbaren** (majorennen und unbeſcholtenen) **Bürgern des Kantones.** Eine Bruchzahl von mehr als 600 Seelen wird der vollen Zahl gleich gerechnet.

Drittens: Der nach obiger Weiſe gewählte große Rath wählt dann in ſeiner erſten Verſammlung ſelbſt noch auf je 20,000 Seelen des Kantones **Ein** Mitglied in den großen Rath, und zwar aus allen wählbaren Bürgern des Kantones. Eine Bruchzahl von mehr als 10,000 gilt der vollen Zahl gleich.

Viertens: Denjenigen Bürgern, welche in einer Gemeinde, wo ſie nicht das Bürgerrecht beſitzen, ſeit wenigſtens einem halben Jahre ſich aufgehalten haben (Anſäſſen) ſteht frei, ihr Wahlrecht an ihrem Bürgerrechtsorte, oder an ihrem Wohnorte auszuüben. Auch **diejenigen Schweizerbürger** haben gleiche ſtaatsbürgerliche Rechte mit den Kantonsbürgern, deren **heimathliche Kantone das Gegenrecht gewährleiſten.**

Fünftens: Die Mitglieder des großen Rathes werden ſämmtlich nur auf vier Jahre gewählt. Ihr Austritt geſchieht gleichzeitig. Sie ſind aber ſtets wieder wählbar.

Dieſe fünf Aenderungen hatten folgende Bedeutungen.

Die erſte: Die Stadt Zürich bildete bis dahin 13 Zünfte, der übrige Kanton 53. Gegenwärtig bildet die Stadt nur einen Wahlkreis. In dieſen 13 Zünften wählte die Stadt ſelbſt 60 Mitglieder, und zwar nur Stadtbürger. Der große Rath ſelbſt hatte im Ganzen die feſte Zahl von 33 Mitgliedern zu ſich hinzuzuwählen, mußte aber darunter 11 Stadtbürger haben. Demnach ſaßen 71 Stadtbürger, der Mehrzahl nach natürlich der ariſtokratiſchen und conſtitutionellen Partei angehörig, im großen Rathe. Gegenwärtig hat die Stadt nach ihrer Seelenzahl von 14,243 nur 12 Mitglieder zu wählen. Sie hat alſo 59 Stellvertreter ihrer Lokalintereſſen verloren. Sodann war früher der große Rath auf die feſte Zahl von 212 Mitgliedern beſchränkt, ſo wie auch hinſichtlich der Befugniß ſich adminiſtrative Talente oder überhaupt intellectuelle Ergänzungen zu wählen, da in dieſer Hinſicht 11 Stadtbürger bald zu viel bald zu wenig ſein konnten. Gegenwärtig kann der große Rath und ſeine Befugniß mit der Bevölkerung wachſen. In dieſem Augenblicke beſteht er freilich nur aus 204 Mitgliedern, da die Bevölkerung, nach der Zählung von 1836, die Seelenzahl von 231,576 enthält, wonach die ſämmtlichen Wahlkreiſe 192, der große Rath ſelbſt 12 Mitglieder wählt.

Die zweite und dritte Veränderung haben die Hauptbedeutung den Kanton allmählig zu einem einzigen politiſchen Körper zu vereinigen, während vorhin z. B. kein Landſchaftsbürger weder in der Stadt wählen, noch gewählt werden durfte.

Die vierte Veränderung, daß auch **Schweizerbürger** anderer Kantone gleiche politiſche Rechte beſitzen, ſpricht jene Idee der allgemeinen Schweizer-Nationalität aus, welche bis dahin an dem eiferſüchtigen Kantonalgeiſte der einzelnen eidgenöſſiſchen Stände einen unüberwindlichen Widerſtand gefunden hat. Zürich gebührt unläugbar die Ehre, dieſe Idee bis in die Repräſentativbeſtimmungen der eigenen Verfaſſung hinein wirken zu laſſen. Leider haben erſt wenige Kantone mit einem Gegenrechte geantwortet.

Die fünfte Veränderung bringt die durchaus nothwendige Beweglichkeit in die demokratiſche Repräſentation. Bis dahin kam alle zwei Jahre nur die Hälfte in die neue Wahl, jetzt alle vier Jahre Alle. Die abſolute Wählbarkeit iſt das genügende Gegengewicht.

Künftig ſollen die Wahlverſammlungen alle vier Jahre an dem erſten Sonntage im Maimonate in den Kirchen ſtattfinden. Nur die erſte Wahl fand am 4. März d. J. und den nächſtfolgenden Tagen ſtatt, nachdem am 15. Februar der alte große Rath abgetreten war, und das Interregnum begonnen hatte. Dieſe drittehalb Wochen des Interregnums waren die bewegteſten, welche ich hier in einer Reihe von Jahren erlebt habe. Alle vier Parteien nahmen den thätigſten Antheil an den Wahlintriguen. Am heftigſten war der Wetteifer um die 12 Stellen der Stadtrepräſentanten, theils da 59 ausfallen mußten, theils weil es als Ehrenſache galt von der wichtigſten Wahlverſammlung gewählt zu werden. Die ächt demokratiſche Partei allein gab ſich um die Stadtſtellen keine Mühe, da ſie ihrer Majorität auf dem Lande zu ſicher war. Dieſe Zuverſicht hat ſich auch vollkommen beſtätigt. Nicht allein ſind alle dieſer Partei Angehörige wieder gewählt, ſondern auch viele Anhänger derſelben haben von jenen 59 verlorenen Stadtſtellen Beſitz genommen.

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte.

Chateaubriand's hiſtoriſche Studien. Ueber den Verfall des römiſchen Reiches, die Entſtehung und Fortſchritte des Chriſtenthums und den Einbruch der Barbaren, nebſt einer kritiſchen Analyſe der Geſchichte Frankreichs. Deutſch bearbeitet von Dr. A. Neurohr. 2 Thle. Freiburg im Breisgau 1836 u. 1837. F. Wagner.

Ueber den Hiſtoriker Chateaubriand und das Original der vorliegenden Ueberſetzung will ich jetzt nichts bemerken. Bei dieſer Anzeige müſſen uns nur zwei Umſtände verwundern. Einmal, daß überhaupt die Ueberſetzung ſämmtlicher Werke des Vicomte von Chateaubriand damit bis zum 61. Bändchen verrückt, was kaum glaublich ſcheint, wenn man nur erwägt, daß das Franzöſiſche in unſeren Tagen in Deutſchland ſo allgemein geleſen und gelehrt wird, daß man in den Salons an vielen Orten das Engliſche dafür einzuführen ſtrebt, weil nun einmal die deutſche Mutterſprache zu ungefüg, oder zu derb, oder zu tief ſcheint. Nun trägt aber gerade der Styl dieſes Autors ſo viel eigenthümliche Färbung, daß gewiß Viele eine Lectüre des Originals ſchon um deßwillen vorziehen. Ferner iſt aber dieſe Bearbeitung in jeder Hinſicht dem Franzöſiſchen ſo angezwängt, daß man eben überall den Ueberſetzer reden hört, was uns bei Werken dieſer Gattung durchaus kein Vorzug dünkt. Die Belege für dieſe Behauptung könnten wir aus den acht Bändchen in Menge liefern. Die raſche Verbreitung dieſer Geſammtüberſetzung iſt daher eine faſt ſeltſame Erſcheinung. Große und höchſt belehrende Stellen laſſen ſich zwar dergeſtalt im Unterrichte anwenden, daß die Schüler die vorgeſagte Periode mündlich in die Sprache des Originals rückiüberſetzen, eine Uebung, welche auch ſonſt ſehr beliebt iſt und im Unterricht der alten und neuen Sprachen häufig mit beſtem Erfolg angeſtellt wird. Sollten denn aber Neurohr's Leſer ſo durchweg dem Lehrfach angehören? Man muß alſo annehmen, mancher benutze gern neben dem Original eine wohlfeile Bearbeitung, oder ſtoße ſich nicht an auffallende Sätze und Wendungen, weil ihm die Sache wichtig genug ſcheint, um darüber Sprache und Ausdruck zu vergeſſen; vielleicht auch hat die Bequemlichkeit dabei die Hände im Spiel und man lieſt, was doch als leſenswerth gilt, in der dargebotenen Form, ohne zu tieferen Unterſuchungen Zeit oder Luſt zu haben.

Chronik der ſchönen Literatur.

19) Venetianiſche Novellen. Von Franz Freiherrn v. Gaudy. 2 Bde. Bunzlau. Appun. 1838.

Gaudy's Talent für die Lyrik iſt bekannt; er hat, wenn ihm auch zu einem deutſchen Béranger in Deutſchland die Anregung und die — Freiheit fehlen, doch jedenfalls gezeigt, was er bei günſtigeren Umſtänden leiſten könnte. Er iſt einer von jenen Wenigen, denen der Humor als leichtfüßiger dienſtfertiger Kobold zu Gebote ſteht, und ſelbſt wenn er parodirt und traveſtirt, ſo thut er dies mit dem Anſtande eines Weltmannes, nicht mit der rüpelhaften Ungeſchlachtheit eines entſprungenen Mönches. Er ſteht, durch und durch modern, wie er iſt, zwiſchen dem Berliner Salon und dem deutſchen Humor in der Mitte, und indem er ſich von dem erſteren nie über die Gränzen des Anſtandes entfernt, hat er gerade noch ſo viel Raum vor ſich, den letzteren noch zu erreichen und feſtzuhalten. Das obgenannte Werk iſt das beſte, was ich von Gaudy im Fach der Novelle bis jetzt kennen lernte. Sammt und ſonders ſind ſie einem öffentlichen Erzähler, — deſſen Venetianiſche Begriffe freilich mehr als einmal einen deutſch-univerſellen Grundgeſchmack haben, — in den Mund gelegt; theils auf bekannten, theils auf unbekannten Motiven erbaut, verläugnen ſie gleichwohl nirgends die Localfarbe, ſpannen jede das Intereſſe des Gebildeten, zeichnen ſich alle durch Beſtimmtheit der Entwürfe und Sauberkeit der Ausführung aus, und ziehen zum Theil durch einen Duft des Mährchenhaften an, der ein Reflex des heiteren italiäniſchen Himmels iſt.

19) **Cypreſſen.** Erzählungen (und Gedichte) von **Georg Döring.** Herausg. von **Wilhelm Kilzer.** 3 Thle. 1838. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer.

Georg Döring war bei ſeinen Lebzeiten ein Liebling des Publikums, und ſehr viele ſeiner Schriften wurden in's Franzöſiſche, Holländiſche, Engliſche überſetzt. Er verdiente das Eine, wie das Andere, denn er hatte einen eigenen Takt, alle Klaſſen der Leſewelt durch die Wahl ſeiner Stoffe eben ſo, wie durch eine gefällige Darſtellung zu feſſeln; ſeine Schriften athmen, ohne Prüderie zu enthalten oder zu predigen, eine reine Sittlichkeit, welcher ſie wohl auch zum Theil ihre allgemeine Verbreitung dankten. Bald ſind es nun fünf Jahre, ſeit Döring, deſſen Leben wir durch ſeines Schwagers W. Kilzer's Biographie kennen, deſſen Charakter wir dadurch ſchätzen gelernt haben, in ein beſſeres Sein hinüberging. Das deutſche Publikum hat, ſo hoffen wir, ihn noch nicht vergeſſen und wird dieſe geſammelten Erzählungen ſeine, die früher zerſtreut erſchienen waren, gewiß mit derſelben Freundlichkeit aufnehmen, wie ſeine zahlreichen früheren Romane und Novellen.

20) **Ephemeren.** Novellen und Erzählungen von **Hugo Hagendorff.** Lzg. Julius Schieferdecker. 1838.

Größtentheils Skizzen moderner Lebensverhältniſſe, zwiſchen denen ſich eine Thüringiſche Sage, eine hiſtoriſche Erzählung, und eine Volksſage: Anguina, bemerkbar machen. Das Talent des Verfaſſers zeigt ſich vornehmlich in den **Skizzen**, welche, ſo flüchtig ſie hingeworfen ſind, immerhin wünſchen laſſen, daß er ſich eben in **dieſem** Genre immermehr verſuche. Im Ganzen bemerkt man eine Hinneigung zum Graſſen, die bis jetzt mehr aus Ungeduld und Eile, als aus innerer Nothwendigkeit entſprungen zu ſein ſcheint.

Feuilleton.

∴ **Eine *Par-force*-Miſſion in Belgien.** — Wir leſen im *Espoir*, daß am 8. April zu Tilſ bei Antwerpen die jeſuitiſchen Miſſionäre mit Hülfe eines königl. Beſchluſſes, unterſtützt vom Prokurator des Königs, dem Diſtriktskommiſſär und von ungefähr 20 Gensdarmen — ihr rieſenhaftes Miſſionskreuz unter dem lauteſten Pfeifen und Hohngeſchrei der verſammelten Bevölkerung aufgepflanzt, aber die Unterſtützung des Bürgermeiſters in Anſpruch nehmen mußten, um mit heiler Haut ihren Rückzug zu nehmen.

∴ **Das Verhältniß des waldbedeckten zum übrigen Boden** iſt nach franzöſiſchen Blättern:

in Rußland, Schweden, Norwegen und Deutſchland	1/3
in Oeſtreich und Preußen	1/4
in Belgien	1/5
in der Schweiz	1/6
in Frankreich	1/7
in Italien	1/8
in Spanien	1/10
auf den britiſchen Inſeln	1/20

∴ **Madame Pirſcher** iſt beim Hoftheater in Darmſtadt engagirt worden.

∴ **Die philoſophiſche Fakultät** in Göttingen, welche beim Jubiläum Hrn. **Stüve**, den tapfern Bürgermeiſter von Osnabrück, zum Doktor creirt und ihn bezeichnet als *virum de patria bene meritum, justum ac propositi tenacem*, — wurde bald darauf von höherer Behörde befragt, wie ſie dazu gekommen, jenen Mann zum Doktor zu ernennen, und ihm ſolche Epitheta zu geben, und wer ihn vorgeſchlagen? Die Fakultät erwiederte: ſie creire, **wen** ſie wolle, ſie **proklamire, wie** ſie wolle; der Vorſchlag ſei von Hofr. Dahlmann ausgegangen.

∴ **Glarner Zerwürfniſſe.** — Von Glarus wird geſchrieben: in früheren Jahren wurden von den Kanzeln herab der Tag der alljährlichen Fahrtsfeier (des Gedächtnißtages der Schlacht in Näfels — 1388) bezeichnet, und das Volk zur würdigen Begehung derſelben aufgefordert. Dieſes Jahr ſchwiegen alle katholiſche Geiſtlichen. Pfarrer **Tſchudi** und Kaplan **Fiſchli** verboten ſogar in der Chriſtlehre allen Kindern, das Feſt mitzufeiern, mit der Drohung, die Ungehorſamen zu Oſtern nicht zur Communion zuzulaſſen. —

∴ **Mittelalterliches Faſtenmandat des Biſchof's von Lüttich.** — **Herr v. Bommel**, Biſchof von Lüttich, befiehlt in ſeinem diesjährigen Faſtenmandat ſeinen Schafen, an jedem Tag, an dem ſie von den **Faſtendispenſen** Gebrauch machen, dreimal das Vaterunſer und *ave Maria* und einmal vier andere Gebete — (zum Erſatz für das Faſten) — herzuſagen. Doch könnten ſie, fügte er hinzu, ſich von dieſer Betverpflichtung frei machen, wenn ſie ein einzigesmal für die ganze Faſtenzeit ein Almoſen geben. — Wohlhabendere 2 Franken, die Uebrigen 1/2 Frk. — Alſo ſtatt Faſten — Gebet — ſtatt Gebet — **Geld!** Erſt Dispens vom Kirchengebot des Faſtens, dann Dispens von dem Erſatzgebet! —

∴ **Kirchliche Einſchreitungen gegen Zeitblätter in der Schweiz und in Belgien.** — Der Biſchof von **Freiburg** hat durch die Dekane ſeiner Diözeſe das Leſen der **Helvétie**, eines für bürgerliche und religiöſe Freiheit wirkenden Blattes, verbieten laſſen, mit dem Bemerken, wer daſſelbe ohne ausdrückliche beſondere Erlaubniß leſe, »begehe eine ſchwere Sünde, beleidige Gott.« Dem Schweizer Boten zu Folge erregt dieſes Verbot großes Aufſehen! — Gleichzeitig wird aus Belgien gemeldet, daß es zu Dinant den Jeſuiten gelungen, die dort erſcheinende »**Biene**« zu unterdrücken. Dem Buchdrucker wurde nämlich mit Verweigerung der Abſolution gedroht, und dieſer hierdurch veranlaßt, dem Redakteur jenes Blattes ſeine Preſſe fortan zu verweigern.

∴ **Ruſſiſche Journaliſtik.** — Die »**Leſebibliothek**«, eine ſeit 1834 erſcheinende literäriſch-encyklopädiſche ruſſiſche Zeitſchrift, hat noch immer unter allen ruſſ. Zeitſchriften die meiſte Abnahme, »obgleich,« wie in **Oſt und Weſt** berichtet wird, »es unter der Leitung eines **Senkowsky**, der mit ſeinem Alles beſchmutzenden Spotte nicht blos einheimiſche, ſondern ſelbſt auch fremde Ehrennamen, **Hammer, Champollion, Cuvier, Dobrowsky, Kopitar** u. a. zu beſchimpfen nicht Anſtand nimmt, allmählig der Unterſtützung von ruſſ. Schriftſtellern erſten Ranges verluſtig werden mußte. Daher kommt es, daß ungeachtet der Verſchwendung ungeheurer Honorare (100 Rbl. und noch mehr für einen Bogen Proſa) hauptſächlich blos Senkowsky's Clienten Mitarbeiter dieſer Zeitſchrift ſind.« — **Smirdin**, der Verleger derſelben, hat indeß auch das, von Grec 1812 gegründete, in Rußland ebenfalls ſehr ſtark verbreitete Journal, den »**Sohn des Vaterlandes**« an ſich gebracht, und gibt ſeit Anfang d. J. auch »**die nordiſche Biene**« heraus, die er von **Grec** und **Bulgarin** auf 3 Jahre gegen eine jährliche Rente von 40,000 Pap. Rbln. gekauft. Die Redaktion derſelben iſt dem N. Polewoi mit einem Honorar von 20,000 P. Rbln. (8000 fl. C. M.) anvertraut.

Berichtigung.

☞ In Nro. 90 im **Feuilleton** iſt Z. 25 v. u. ſtatt *dérivons* zu leſen *dénions* und Z. 21 v. u. ſtatt — kennerparthei — kammerparthei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No 96. 1838.

Phönix.

Montag, 23. April.

Der Schlüſſel.

(Fortſetzung.)

Da wagt es Aſtolf bei den Worten:

„Die Menge macht den Künſtler irr' und ſcheu:
Nur wer Euch ähnlich iſt, verſteht und fühlt,
Nur der allein ſoll richten und belohnen."

indem er einen fragenden Blick zur Fürſtin richtet, beide Hände zu erheben, und ſie feſt an ſein Herz zu drücken. — Ein unwillkührlicher tiefer Seufzer entführt der Bruſt der Fürſtin, daß der noch nicht ganz entſchlummerte Gemahl ſie verwunderungsvoll anſchaut, dann aber die Augen auf die Bühne richtet, die Urſache dort zu ſuchen. In dieſem Augenblicke nimmt die Prinzeſſin den Kranz von der Büſte Virgil's, Taſſo damit zu ſchmücken. Die Fürſtin, den Gemahl darauf aufmerkſam zu machen, ſtreift mit ihrem Zeigefinger gerade bei der durchlauchtigen Naſe vorbei; ſie folgt forſchend dieſer Scene, während die ſchöne Frau ihr Angeſicht freundlich mild gegen die Loge Aſtolfs wendet, indem die Prinzeſſin für ſie auf der Bühne dieſe Worte ſpricht:

„Du gönneſt mir die ſelt'ne Freude, Taſſo,
Dir ohne Wort zu ſagen, wie ich denke!"

wogegen Aſtolf ſchnell den Kopf niederſenkt, und Taſſo für ſich ſagen läßt:

„Die ſchöne Laſt aus Deinen theuern Händen
Empfang' ich knieend auf mein ſchwaches Haupt."

„Bravo!" rief der Fürſt, „Bravo!" und das ganze Auditorium fiel jubelnd ein.

So ging der erſte Akt vorüber. Der Anfang des zweiten beginnt mit den Worten Taſſo's:

„Unſicher folgen meine Schritte Dir
O Fürſtin, und Gedanken ohne Maß
Und Ordnung regen ſich in meiner Seele.
Mir ſcheint die Einſamkeit zu winken, mich
Gefällig anzuliſpeln: komm, ich löſe
Die neu erregten Zweifel Deiner Bruſt.
Doch werf' ich einen Blick auf Dich, vernimmt
Mein horchend Ohr ein Wort von Deiner Lippe,
So wird ein neuer Tag um mich herum,
Und alle Bande fallen von mir los."

Während dieſer Worte blicken ſich die Liebenden bedeutungsvoll an, und Aſtolf wußte ſein Geſicht ſo treffend wahr zu beleben, daß die Fürſtin das lebendige Fragezeichen, das ſeine Lippen umſchwebte, herauszuleſen verſtand. Sie lächelte ihn mild an, und aus ihren ſchönen Augen, dünkte es ihm, leuchteten die Worte heraus: „Vertraue Dir und mir!" —

Der Fürſt hatte ſich bereits in Morpheus Arme geworfen. Die Fürſtin ſaß mit übereinander geſchlungenen Armen da, und ſchien der Vorſtellung unverwandt ihre Aufmerkſamkeit zu widmen, als Aſtolf bemerkte, daß ſie langſam den Handſchuh ihrer rechten Hand herabzuziehen begann, indem ſie ihn freundlich anblickte. Er ſchaute trunken nach den ſchönen Formen, die ſeinen Blicken ſich darboten, und konnte im Moment die Bedeutung dieſer Scene ſich nicht erklären. Die Fürſtin legte Arm und Hand, ganz wie zuvor, in ihre frühere Lage; doch bald darauf bemerkte er, wie langſam ſich ihr Schwanenarm erhob, wie ſie den Zeigefinger der ſchön gewölbten Hand zur Lippe führte, dann gleichſam drohend gegen ihn kehrte, hin und her bewegte, und ihn ernſt und durchdringend anſah. — In den auf der Bühne rezitirten Worten lag keine Aufklärung, bis die jetzt unmittelbar darauf geſprochenen der Prinzeſſin, während welcher unverwandt die Fürſtin mit aufgehobenem Zeigefinger Aſtolf in's Auge faßte, ihm aus ſeinem Traume halfen:

»Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an,
Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen,
Daß alles wohl ſich zieme, was geſchieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geſchlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts.
Und wirſt Du die Geſchlechter beide fragen:
Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.«

Sogleich nach Rezitirung dieſer Verſe, zog Fürſtin Adolphine wieder ihren Handſchuh an, ihren Blick von Aſtolf ab, und wandte ihre Aufmerkſamkeit wieder der Bühne zu. Auch er, der den Wink verſtand, ſchwelgte in ſüßen Genüſſen des Augenblicks, und ſtarrte trunken in die Scene hinein.

Auf einmal fiel ihm aber ein, der hohen Frau auf irgend eine Weiſe begreiflich zu machen, daß er ſie verſtanden habe. Er kannte, wie ſie, die Worte des herrlichen Gedichts auswendig, und bereitete ſich zu dem ſogleich erſcheinenden günſtigen Moment vor.

Beſorgt war er nur, ob gerade bei den zu ſagenden Worten Taſſo's die Fürſtin auch ihre Blicke nach ihm richten werde; doch kaum gedacht, erhoben ſich ihre Augen nach ſeiner Loge, indem die Prinzeſſin die Verſe ſprach:

»Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn Ihr mich dann ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht ſeyn und ſchafft
Euch ſelbſt ein glücklich Leben, mir durch Euch.«

Schnell erhob ſich Aſtolf von ſeinem Sitze und faltete krampfhaft und bewegt die Hände, liebevoll die Fürſtin anſchauend, indem Taſſo für ihn begann:

»O lehre mich das Mögliche zu thun!
Gewidmet ſind Dir alle meine Tage.
Wenn Dich zu preiſen, Dir zu danken ſich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können;
Das Göttlichſte erfuhr ich nur in Dir!«

Die Fürſtin nickte freundlich, und kehrte ihre Augen auf's neue der Bühne zu. Aſtolf nahm in ſeliger Beruhigung wieder ſeinen Platz ein, und that desgleichen bis zu Ende des zweiten Aktes.

Der Gefahr zu entgehen, unſere Leſer und Leſerinnen zu ermüden, indem wir das ſtumme Liebesſpiel der Verbundenen ihnen Scene für Scene vorführen, laſſen wir den dritten Akt ganz unberührt, und wenden uns ſofort dem vierten zu.

Gleich bei Anfang deſſelben bemerkte Aſtolf, ohne es ſich erklären zu können, daß der Fürſt durch ſtete Zuflüſterung der Fürſtin abſichtlich wach erhalten werden ſollte und dies auch wirklich blieb. Gegen die Mitte des Aktes hin, nahm Adolphine den Shawl von der Rücklehne ihres Stuhles herab, und bekleidete ſich damit, wozu der galante Gemahl hier und da half. Bald darauf ſtand er auf, ſagte der Fürſtin etwas in's Ohr und entfernte ſich aus der Loge. Sogleich ſtand auch die Fürſtin auf und wandte ſich nach der Thüre.

Aſtolf blickte verwunderungsvoll dem Allen zu. Bei dem Schlußvers Leonoren's im zweiten Auftritt:

»Leb' wohl! Ich hoffe bald ein glücklich Wort!«

kehrte die hohe Frau ſich an der Thüre um, legte den Finger an den Mund, und verſchwand.

So ſchmerzlich es ihm fiel die Geliebte zu vermiſſen, ſo that ſeinem Herzen der ihm gegebene Wink doch zu wohl, um ſich nicht für den Augenblick zu tröſten, da er nun in eine ſchöne und reiche Zukunft zu blicken berechtigt war.

Er kämpfte einige Zeit mit ſich, ob er der Geliebten folgen ſolle, in der Hoffnung, ſie beim Einſteigen in den Wagen, oder ſonſt wo, noch einmal zu ſehen; doch gebot ihm bald darauf die Klugheit, in ſeiner Loge bis zum Schluſſe des Stücks zu verharren, einmal, um etwaiges Aufſehen zu vermeiden, und dann konnte ja die Angebetete doch vielleicht ſpäter wieder erſcheinen. So unwahrſcheinlich dies auch war, ſo hatte er doch keine mathematiſche Gewißheit darüber.

Er drückte ſich feſt in die Ecke ſeiner Loge und überließ ſich einem ſüßen Nachdenken, alle Scenen des ſtummen Liebesſpiels in ſich wiederholend, dann der köſtlichen Zukunft gedenkend, die ſeiner harrte.

Das Schauſpiel war zu Ende. Die Zuſchauer ſtrömten hinaus, er miſchte ſich unter ſie, und vernahm von allen Seiten, daß der Fürſtin frühes Verlaſſen des Schauſpielhauſes, trotz dem, daß ſie ganz verborgen ſaß, bekannt geworden war. Die von ihm vernommenen Muthmaßungen des Einen oder Andern über dies ungewöhnliche Ereigniß liefen alle darauf hinaus: die Fürſtin müſſe bedeutend unwohl geworden ſein, da ſie nie ein klaſſiſches Stück vor Ende deſſelben zu verlaſſen pflege.

Aſtolf kehrte in ſeine Wohnung zurück, aß und trank nichts mehr, entkleidete ſich ſchnell, und ſchlief in unruhigen Träumen dem Morgen entgegen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Holſtein.

(April.)

Kiel und die dortige Univerſität. — Uwe Lornſen, eine Todtenfeier.

„Kilia, an der Oſtſee Strande, iſt die ſchönſte Stadt im Lande", ſingt freilich mit einem großen Aufwande von Proſa der im Vollgenuß der Jugend und der hier noch nicht allzu verkümmerten akademiſchen Freiheit ſich glücklich fühlende Student, ohne daß ein nüchterner Verſtand ihm hierin ſeine unbedingte Beiſtimmung mit gutem Gewiſſen geben könnte. Kiel's Schönheit iſt mehr eine geiſtige als materielle, mehr eine landſchaftliche, als eine ſtädtiſche. Verdient nämlich jene herrliche blaue Bucht des baltiſchen Meeres, woran im Schooße von Anhöhen, inmitten einer reizenden Landſchaft, die Stadt ſo glücklich lagert, dieſes Epitheton auch im vollen Maaße, ſo kann doch jene finſtere, die eigentliche Stadt bildende Häuſermaſſe durchaus keinen Anſpruch auf eine ſolche Eigenſchaft machen. Dieſe alte Hauptſtadt Holſtein's und wohl gelahrte Univerſität iſt vielmehr, die Wahrheit zu ſagen, ein eng zuſammengeſchichteter, höchſt unfreundlicher Bau, von mürriſchem

Anſehen, mit dunkelnden Häuſern, die in ihrem ſchnörkelhaften Weſen und den ſteinernen Zügen ihres verwitterten Antlitzes, den Ausdruck einer verſunkenen Zeit tragen und ſich zum großen Theile noch im Koſtüme des Mittelalters dem Auge darſtellen. Die auf einen kleinen, faſt rings von Waſſer umgebenen Raum der mittelalterigen Sicherheit wegen hineingezwängte Stadt, ſah ſich von Jugend auf dergeſtalt beengt und in ihrem Wachsthum beſchränkt, daß man ſie noch heutigen Tages mit einer gut geladenen Flinte beſtreichen, wenn auch nicht beherrſchen kann, und die einzige Aehnlichkeit, die Kiel mit einer größeren Hauptſtadt ſomit bethätigt, möchte darin lediglich beſtehen, daß ihre Vorſtädte gleich jenen der öſterreichiſchen Hauptſtadt größer und heiterer ſind, als ſie ſelbſt. Und doch iſt das Leben in ihren Mauern angenehm und unterhaltend, die ſchöne Umgegend, der heitere, bewegliche Sinn der hieſigen Einwohner, die enge Verbindung, worin Kiel mittelſt einer Kunſtſtraße und der Dampfſchifffahrt mit Hamburg und den nordiſchen Reichen ſteht, das rege Treiben und vielbewegte Leben in ſeinem Inneren, ein Umſtand, der der Stadt ſchon längſt den Beinamen des kleinen Hamburg verſchaffte, das Seebad, und ganz vorzüglich die Anweſenheit der Akademie, die auch noch über den Bereich der Katheder hinaus eine große Menge Intelligenz und Gelehrſamkeit täglich verflüchtigt, und deren Ausdünſtungen eine geiſtige Empfänglichkeit und Regſamkeit ſehr befördernde Atmoſphäre bilden, ſind unter noch anderweitigen Gründen die Haupturſachen des hieſigen angenehmen Aufenthaltes. In Göttingen, Jena und anderen kleinen Städten und großen Univerſitäten, wo aus jedem Fenſter ein Student ſieht und jedes bedeutende Haus einen Profeſſor beherbergt, iſt das Leben ohne Matrikel oder ohne Profeſſorwürde ein höchſt genirtes und beengendes. Die geſellſchaftlichen Manieren haben etwas Magiſterliches, und das Leben bewegt ſich nur immer innerhalb der vier Fakultäten, außer denen es kein Heil gibt. Nicht ſo in Kiel, wo es an den nöthigen Gegenſätzen und Ausgleichungen nicht völlig gebricht und das Leben ſich nicht eben in ganz einſeitiger akademiſcher Richtung bewegt, weil die akademiſchen Elemente durch anderweitige Einflüſſe nicht zur unumſchränkten Monarchie gelangen können. Hauptſächlich ſcheint ein gewiſſer lebensluſtiger akademiſcher Sinn, der ſich zur Welt und den Ereigniſſen immer heiter zu ſtellen weiß, auf die hieſigen Einwohner übergegangen zu ſein, und es mag überhaupt oft ſo vorkommen, als ſänge noch außer den Studenten ein großer Theil von Kiel's Bewohnern ein beſtändiges gaudeamus igitur und ſei ſtudentiſchen Lebensanſichten wohl gewogen. Man hat der guten Stadt Kiel auch häufig nachgeſagt, daß ſie einen Vorort der ſchleswig-holſteiniſchen Demagogie darſtelle und daß es in ihren Mauern, wenn nur wenige theologiſche, jedoch deſto zahlreichere politiſche Ketzerei gäbe. Auf dieſe Behauptung läßt ſich wegen der ſo ſchwankenden, unbeſtimmten Bedeutung dieſes Wortes wenig entgegnen. Eine politiſche Freiſinnigkeit macht ſich allerdings vielfältig bemerklich, möchte aber eine ſolche ſchwerlich einen Tadel in ſich ſchließen. Namentlich hat Kiel und ſeine Akademie das große Verdienſt, die deutſche Volksthümlichkeit und die geiſtige Selbſtſtändigkeit gegen überbeltiſche Einflüſſe und Anforderungen zu aller Zeit kräftig verfochten zu haben.

Am nördlichen Ende der Stadt liegt eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit von Stein. Ich meine jenes verwitterte, bethürmte Schloß, das ſich in ſeiner ſtillen Verödung wie ein Geſpenſt über die laute Stadt hinbeugt, einſt die Reſidenz der Landesherren großfürſtlichen Andenkens und die Stammburg der gegenwärtigen ruſſiſchen Autokraten, die von hier ihren Ausgang nehmen. Seitdem Kiel mit dem großfürſtlichen Antheile Holſtein's im Jahre 1773 gegen Oldenburg an Dänemark ausgetauſcht wurde, ſteht dieſes Reſidenzſchloß öde und verwaiſt, und nur in dem einen Flügel deſſelben wohnen in bewundernswerther Eintracht drei zum Theil ſehr verſchiedene Göttinnen, Bellona, Minerva und die canoniſirte Theologie. Während erſtere Göttin in den gewölbten Hallen des Erdgeſchoſſes friedlichen Waffenübungen des hier garniſonirenden Militärs vorſteht, und in einem angrenzenden Raume Minerva die gelehrten Schätze der Univerſitätsbibliothek ihren Jüngern auslegt, halten in der Schloßkirche die Mitglieder des homiletiſchen Seminars unter dem Vorſitze des Direktors jener Anſtalt und in Gegenwart einer Schaar von jugendlichen Recenſenten ihre erſten religiöſen Vorträge, die Embryone ſo vielfacher nachheriger theologiſcher Anſichten. Allein Amor iſt mächtiger denn alle Götter, und das Schloß wird gegenwärtig zur Aufnahme der Prinzeſſin Wilhelmine und ihres künftigen Gemahl's, des Herzogs von Glücksburg, in Stand geſetzt, und ſomit dürfte vielleicht dies vorbenannte göttliche Trio von Hymens Fackel verſcheucht, oder doch in etwas beeinträchtigt werden. Bekanntlich offenbart aber ſeit einiger Zeit das gewaltige Element des Feuers ſehr revolutionäre Tendenzen, und ſcheint der geſellſchaftlichen Ariſtokratie feindlich entgegentreten zu wollen, und ſo ſah auch Kiel in dieſen Tagen einen Schloßbrand, wobei der obere Theil des öſtlichen Flügels, der die von Katharina von Rußland neu aufgeführten Gemächer enthielt, ein Raub der Flammen wurde. Ein gewiß ſehr ominöſes Ereigniß! Während zu Petersburg der Palaſt der Czare in Aſche ſinkt, ſchlagen zu Kiel die Flammen über ihre Wiege zuſammen.

(Fortſetzung folgt.)

Tageschronik aus Paris.

(12. April.)

Wir ſind förmlich mit Konzerten überſchwemmt; man wird jeden Abend eingeladen, entweder den Baß des Herrn Geraldy, die Fiſtel des Herrn Chaudes-Aigues oder die kokette Stimme der Demoiſelle Rau und die Romanzen des Herrn Janſenne anzuhören. Das iſt eine wahre Sündfluth von Rouladen und Programmen. Die Woche eröffnete ein bonapartiſches Konzert im Saale Ventadour, wo wahrſcheinlich zu Ehren des Kaiſers, der bekanntlich die deutſchen und franzöſiſchen Componiſten geringſchätzte, faſt lauter italieniſche Muſikſtücke ausgeführt wurden, in denen Madame Gordon, die Sängerin des Straßburger Complots, eine angenehme Stimme und wirkliches Talent bewährte. Außer Madame Gordon, zu deren Benefiz die muſikaliſche Abendunterhaltung ſtattfand, ließen ſich noch mehrere Sänger und Sängerinnen vernehmen, die ziemlich falſche Töne hervorbrachten. Die Majorität der Zuhörer hatte ſich mit Veilchenſträußen geſchmückt; das Veilchen ſcheint wieder als bonapartiſches Erkennungszeichen angenommen zu ſein. — Dienſtag Abend war wiederum Konzert im Saale Ventadour, wo die Herren Lafont und Henri Herz den rauſchenden Beifall einer zahlreichen und vornehmen Verſammlung einernteten. Die große Phantaſie nach Motiven aus Lucia di Lammermoor von H. Herz und die glänzende Phantaſie nach Auber'ſchen Lieblingsmotiven von Lafont, elektriſirten förmlich die Verſammlung. Den Beſchluß dieſes „Concert-Monſtre“ machte die Aufführung des geiſtreichen Vaudeville's, la Marquise de Prétintailles, welches die Akteurs vom Theater des Palais-Royal mit ſeltener Meiſterſchaft ſpielten und worin ſich namentlich Mlle. Dejazet unübertrefflich bewies. — Beim Direktor des Conſervatoire, Herrn Cherubini, hat ſich neulich ein junger Pianiſt, Namens Döhler, hören laſſen, der neben den ausgezeichneten Meiſtern, Thalberg, Lißt und H. Herz Platz zu nehmen verſpricht. Es iſt ein noch ganz junger Menſch von höchſtens 22 Jahren, mit einer ſanften, blonden, deutſchen Phyſiognomie, der durch die Reinheit und Kraft ſeines Spieles alle Herzen oder vielmehr alle Ohren bezaubert. — Duprez erringt fortwährend neue Triumphe in Guido und Ginevra, welche jedoch in wenigen Tagen Unterbrechung erleiden werden, da dieſer geniale Künſtler auf einen Monat Urlaub erhalten hat. In ſeiner Abweſenheit ſoll der neu engagirte Tenoriſt Herr von Candia in Robert dem Teufel debütiren. Herr von Candia iſt der Sohn des Gouverneurs von Nizza und machte ſich ſeit einiger Zeit durch ſeine Tenorſtimme in allen Salons der Hauptſtadt beliebt, bis ihn Herr Duponchel beredete, in der großen Oper aufzutreten. Es iſt ein junger Mann in den beſten Jahren, von kleinem Wuchs, brauner Farbe und angenehmen Aeußeren; er hat eine ſprechende Aehnlichkeit mit Juſſuph-Bey und macht, wie dieſer, viel Glück bei den Damen. — Die große Oper übt ſeit mehreren Wochen ein kleines Ballet, la Volière betitelt, ein, worin die Grazie Fanny Elßler's glänzen wird. Das Programm iſt von Scribe und die Pas von Thereſe Elßler verfaßt. Die Muſik hat Herr Caſimir Gide geliefert. Die Proben einer neuen Oper in zwei Akten, Benvenuto Cellini, haben gleichfalls begonnen. Der Text zu dieſer Oper rührt, wie es heißt, von Alfred de Vigny und Barbier her; die Partitur iſt von Berlioz. — Die Akademie der ſchönen Künſte hat die Zahl ihrer Mitglieder durch die neue Wahl des Herrn Langlois ergänzt; ſeine Mitbewerber waren die Herren Steuben, Leon Cogniet, A. Couder und E. Delacroix. Herr Langlois iſt ein Maler des Kaiſerreichs, deſſen Bilder in den erſten Jahren der Reſtauration einiges Aufſehen erregten; ſeine Werke im Luxemburg, mehrere von ihm ausgeführte Plafonds im Schloß von Fontainebleau und in den Sälen des aegyptiſchen Muſeums im Louvre, ſo wie ſein letztes Deckengemälde in der Notre-Dame-de-Lorette haben wenig Anklang mehr gefunden; die Anhänger und Jünger der neuen romantiſchen Schule ſind ihm vorausgeeilt und feſſeln die öffentliche Aufmerkſamkeit, namentlich A. Couder, der ſich durch ſeine vormjährige Schlacht bei Lawfeld und durch die im heurigen Salon ausgeſtellte Einnahme von Lerida die Krone unter den franz. Bataillenmalern erobert hat. Nichts deſto weniger hat nur ein einziges Mitglied für Hrn. Couder geſtimmt; Eugène Delacroix, der Flügelmann der romantiſchen Schule, erhielt drei Stimmen. — Die Ausſtellung, welche am Ende des Monats geſchloſſen wird, iſt noch immer ſehr beſucht. Kapitalſtücke ſind nicht vorhanden, jedoch finden wir manches Gute und Schöne in allen Gattungen der Malerei. Die Medea von Eugène Delacroix hat den alten Streit zwiſchen den Klaſſikern und Romantikern wieder angefacht; jedenfalls bleibt es die hervorragendſte Erſcheinung des Salons. Die Buben, welche die wüthende Mutter an ſich drückt, ſind das gelungenſte, nach unſerer Anſicht, das Kolorit iſt etwas blaß, aber von ſeltener Harmonie. Außer der Medea von Delacroix, ſprechen der Daniel in der Löwengrube von Ziegler, der Halt in der Wüſte und mehrere Genrebilder von Biard beſonders an. Die proteſtantiſche Predigt nach dem Edikt von Nantes von Henry Scheffer iſt das Beſte, was im hiſtoriſchen Genre geliefert wurde. Unter den Landſchaften behaupten Cabat und Lapito den erſten Rang; Herr Schirmer aus Düſſeldorf hat zwei Landſchaften eingeſandt, die den beſſeren franzöſiſchen unbedingt nachſtehen, ſo fleißig und ſorgfältig ſie auch behandelt ſein mögen. Die Skulptur hat nichts Gewichtiges hervorgebracht. — Der Verein der dramatiſchen Dichter hat dieſe Woche ſeine Commiſſion erneuert und die fünf austretenden Mitglieder erneuert; die Wahl fiel auf die Herren Caſimir Delavigne, V. Hugo, Meyerbeer, Delaville de Mirmont und Lokroy. Die Stelle Halévy's, der ſeine Entlaſſung eingereicht, weil man ihn zu ſtreng behandelt, iſt Herrn Alboiſe übertragen. Herr Halévy, ſagt man, hat binnen der zwei Jahre, wo er Commiſſionsmitglied war, über 1000 Franken Strafe bezahlen müſſen, weil er bei den meiſten Ausſchußſitzungen abweſend war. Seine Kollegen haben ihm ſogar den verlangten Urlaub auf einen Monat während der Proben ſeiner neuen Oper: Guido und Ginevra abgeſchlagen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Reges politiſches Leben in England. — Während der jetzigen Sitzung des engliſchen Unterhauſes ſind demſelben für die geheime (die Freiheit des Votums ſichernde) Abſtimmung 303 Bittſchriften mit 171,211 Unterſchriften (dagegen nur 4), — für die Abſchaffung des Lehrlingsſyſtemes der Neger 960 Bittſchriften mit 368,306 Unterſchriften, in Allem 2006 Bittſchriften vorgelegt worden. —

*** Dr. C. Burckhardt aus Leipzig, welcher im vorigen Winter »hiſtoriſch-kritiſche Vorleſungen« gehalten, läßt denſelben jetzt eine Reihe von Vorträgen über Göthe's Fauſt folgen. —

*** Große Bildungsreiſe des ruſſiſchen Thronfolgers. — Da Rußland im unverkümmerten Sinne des Wortes eine reine Monarchie iſt, indem das ganze Reich mit ſammt ſeiner Bevölkerung verfaſſungsmäßig in der diskretionären Gewalt des Czars ſteht, ſo iſt die Erziehung und Bildung des Thronfolgers dort mehr als ſonſtirgendwo eine der allerwichtigſten Angelegenheiten. Es iſt darum ſehr erfreulich, daß, wie öffentliche Blätter melden, der Großfürſt-Thronfolger nicht nur alle Hauptländer Europa's durchreiſen, ſondern auch mit den Staatsanſtalten, Verwaltungsverhältniſſen, ſozialen Zuſtänden und Induſtrieen ſich bekannt machen, mit Notabilitäten der Wiſſenſchaft in Berührung treten wird u. ſ. w. Schon ſollen die ruſſ. Geſandtſchaften überall in Thätigkeit ſein, die Notizen, perſonelle Statiſtik und die kulturgeſchichtlichen Momente zu liefern, welche einem ſolchen Reiſeplane zu geeigneter Unterlage dienen können. — So thut jetzt bis in die äußerſten Höhenpunkte der Geſellſchaft ein dringendes Bedürfniß des wahrhaften Weltlebens, der Univerſalbildung, der Selbſterfahrung ſich kund, und, während nicht nur Pflaſterſteine, ſondern ſogar uralte Firſterne in Bewegung gebracht worden ſind, ſollte im ganzen Univerſum nur der römiſche Fels — unbeweglich zu bleiben, das überſchwängliche Vorrecht beſitzen? —

*** Engliſche Schriften gegen Erſtgeburtsrecht und für eine Frauenkammer. — Die Revue britannique zeigt an, daß kürzlich in England ein Werk »über die Nachtheile des Erſtgeburtrechtes« erſchienen, in jenem Lande, »wo dieſes Recht noch Allen (!) eine heilige Bundeslade, ein unantaſtliches Recht bedünke!« Noch merkwürdiger aber iſt ein eben dort von Hrn. J. Bernard herausgegebenes Werk über die »Theorie der Verfaſſung«. Er verlangt, daß das Volk endlich einen Diktator ermächtige, den Thron ſammt den beiden Häuſern umzumodeln (remodeler). Bei dieſer Gelegenheit ſoll als vierter Zweig der geſetzgebenden Gewalt eine »Frauenkammer« errichtet werden. »Man würde hierdurch dem Mißſtand einer aus Männern und Frauen componirten Kammer entgehen, und kein Parlamentsakt würde fortan gültig ſein, wenn er nicht nacheinander von den drei Kammern notirt und von der Krone genehmigt wäre.« — Hr. Bernard ſchließt ſich auf dieſe Weiſe den „Sermons“ der Frau Tauria und den mémoires à consulter von Mad. Poutret de Mauchamps würdig an.

*** Neueſte baieriſche Cenſurverordnung. — Unterm 10. d. M. iſt, wie der Fränk. Merkur meldet, ſämmtlichen Münchener Redaktionen der Regierungsbeſchluß mitgetheilt worden, »daß künftighin alle in ihren Blättern enthaltenen, perſönlichen Angriffe und Ausfälle nicht allein geſtrichen, ſondern daß die Herausgeber noch obendrein zur Verantwortung gezogen werden.« Dieſem Beſchluſſe zufolge »ſoll künftig nicht mehr der Einſender von Perſönlichkeiten, die eine Klage nach ſich ziehen, ſondern nur der Redakteur zur Rechenſchaft gezogen werden.

*** Ein Modell des römiſchen Coliſeums, von 26 Fuß im Umfange, welches das Gebäude, als von Titus reſtaurirt, darſtellt, wird zur Pariſer Ausſtellung gebracht werden. Es iſt eine Arbeit von 10 Jahren, welche von Napoleon bei einem Künſtler, Namens Carlo Luc-Angeli, beſtellt worden.

*** Die Pariſer Akademie der moral. und polit. Wiſſenſchaften hat beſchloſſen, außer der Sammlung ihrer eigenen Denkſchriften, auch, wie die Akademie der phyſikal. und mathemat. Wiſſenſchaften, die Abhandlungen zu veröffentlichen, welche ihr von Franzoſen oder Ausländern präſentirt und des Druckens werth erachtet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 97. 1838.

Phönix.

Dienstag, 24. April.

Der Schlüſſel.

(Fortſetzung.)

VI.

Andern Tages, ſehr früh, empfing Aſtolf eine Einladung vom Hofmarſchall, ein Dejeuner à la fourchette bei ihm einzunehmen, und ihn ſodann zum Fürſten zu begleiten, der ihn zu ſprechen wünſche. Er beeilte ſich aus guten Gründen, dieſer Einladung Folge zu leiſten, und ſtellte ſich zur ſchicklichen Stunde ein.

Während des glänzenden Dejeuners entging es Aſtolf nicht, wie ſichtbar ſich der Hofmarſchall bemühte, nachdem er zuvor ihm ein werthvolles Honorar für ſein Portrait eingehändigt, ihn günſtig zu ſtimmen, um die Audienzſcene durch etwaige künſtleriſche extravagante Anſichten und Sprünge — wie er ſich ausdrückte — nicht zu ſeinem höchſten Nachtheil zu verderben. Nicht ſo viel lag ihm daran in Bezug auf den Fürſten, als vielmehr auf deſſen Gemahlin, aus deren Aeußerungen er während der geſtrigen Abendtafel ein ungewöhnlich lebhaftes Intereſſe für den jungen Künſtler wahrgenommen zu haben glaubte.

„Ich bitte Sie, Verehrteſter!" ſprach er, „bei der Ihnen bevorſtehenden Audienz, ſo viel es in Ihren Kräften ſteht, in den Ideengang Sr. Durchlaucht, ſollte er auch dem Ihrigen widerſtreben, einzugehen, keinen harten, das feinere Gefühl verletzenden Aeußerungen — wie das euch Künſtlern in eurem ſogenannten Kunſtenthuſiasmus nur zu oft widerfährt — Raum zu geben, hübſch in der goldenen Mittelſtraße zu bleiben, und beſonders einer fürſtlichen Exegeſe nicht zu widerſtreben, die Sereniſſimus in ſeiner Milde und Sanftmuth angenommen. Es betrifft nämlich Ihre jüngſte Aeußerung — — von wegen des Pinſels, — die ich nothgedrungen war Sr. Durchlaucht, als er mich verwunderungsvoll befragte, warum Sie ſich Höchſtdemſelben noch nicht vorgeſtellt, auf deſſen dringliches Beſtürmen in mich, mitzutheilen."

Der Marſchall ſagte ihm hierauf, wie der Fürſt die Impertinenz gedeutet, und Aſtolf verſprach, im Gedanken an die Fürſtin, ſein Möglichſtes zu thun, um dem ſcharfſinnigen Ideengang ſeiner Durchlaucht zu begegnen.

Der Hofmarſchall ſtieß im Entzücken über dieſe Aeußerung ein Glas Champagner nach dem andern auf ſein und der Kunſt Wohlergehen an, und beide verfügten ſich in einer gewiſſen Extaſe, jeder in ſeiner Art, nach Hofe.

Der Fürſt empfing den Künſtler in ſeinen ſchönſten Appartements, über welche Aufmerkſamkeit der Hofmarſchall bei ſich nicht genug erſtaunen konnte.

„Seien Sie mir herzlich willkommen!" redete er ihn an, „einen Künſtler kennen zu lernen, deſſen Pinſel nach keinem andern zu verlangen Urſache hat, iſt mir ein neuer Gegenſtand der Verehrung; denn entweder iſt er — wie dies nicht ſelten geſchieht — in ſeinem Kunſtvertrauen befangen, oder ſein Pinſel überragt wirklich das Vorhandene, und in ſo fern iſt eine ſolche Erſcheinung für einen kunſtliebenden Fürſten etwas Beſonderes und Neues, und Sie in letzterer Bedeutung mir zu denken, nehme ich keinen Augenblick Anſtand."

Aſtolf, wenn nicht von dieſer Anrede verblüfft, war doch keineswegs ſo gefaßt, ſie im Moment auf die ihm ſchicklichſt dünkende Art zu beantworten.

Er ſprach: „Entſchuldigen Ew. Durchlaucht, wenn der Künſtler ſich mit ſeinem Kunſtmetier entſchuldigt, wenn er im Erblicken von Kunſtwerken (ſo verwerflich dies auch an und für ſich ſein mag) immer nur die ſubjektive Ausübung derſelben zuvörderſt vor Augen hat. Fragt nicht ſelbſt der Kunſtliebhaber, ohne ausübender Künſtler zu ſein, tritt er in eine Bildergallerie und ihm fällt ein vorzügliches Bild in die Augen, ſogleich: „„Von wem iſt das?““ oder, erkennt er den Meiſter: „„Das iſt von Dem und Dem!?““ — So geſchah es auch mir, als ich hierher kam, und die Erzeugniſſe ſolcher neuerer Künſtler ſehen ſollte, deren Beſtrebungen ich ſchon kannte, und ihre Leiſtungen nach den Meinigen abmaß, die ſich das Höchſte zum Ziele geſetzt, während Jene nur darnach trachten, dem Zeitgeſchmacke zu huldigen und jeder eiteln Mode die wahre Kunſt zum Opfer bringen. Darum trug ich keinen Gefallen, Anderer (nämlich dieſer Geſellen) Pinſel zu erblicken. Fragt man z. B. wohl jetzt darnach, wenn nur ein Geſicht getroffen, ob es nach den Regeln, oder im Geiſte ächter wahrer Kunſt und Schönheit getroffen? Ein lebloſes Bild, ſtiert es nur den Portraitirten wie eine von ſeinem Geſichte genommene Wachsmaske an, ſo iſt er außer ſich über die Aehnlichkeit, weil ſchon das Treffen ihm genügt, und er es für ein großes Glück hält, mindeſtens nicht unähnlich dargeſtellt zu ſein. Das iſt aber kein Vorwurf der wahren Kunſt und in ſo fern verſchmähe ich die Kunſtgebilde neuerer Zeit, mit wenigen Ausnahmen.“

Der Fürſt war nach dieſen Aeußerungen ſehr befriedigt, und erwiederte, wie er hoffe, daß ſein Pinſel ſeine Vorgänger beſchämen und etwas in's Werk ſetzen werde, wonach er lange geſtrebt.

„Sehen Sie, mein Lieber,“ ſprach er, „längſt iſt es mir zur drückenden Angelegenheit geworden, meine Gemahlin, die Fürſtin, in würdiger Geſtalt gemalt zu ſehen. Einmal nur ſeit unſerer glücklichen Verbindung entſchloß ſie ſich zum Sitzen, und leider war ſie ſeit dieſer Zeit nicht zum zweitenmale zu bewegen. Ich, wie mein ganzer Hof ſind entzückt über das Bild, finden die Aehnlichkeit ſprechend, nur ſie, die Nichtzubefriedigende, findet einen wahren Abſcheu daran, und macht uns alle verwirrt, indem ſie verſichert, ſämmtliche Beſchauer ſeien dem Bilde vollkommen ähnlich, nur ſie nicht. Nun bitte ich Sie, mein Lieber, wie kann das ſein? Wie kann eine Maſſe Verſchiedener einem Bilde gleichſehen?“

„Warum nicht!“ entgegnete Aſtolf ſcharf, „das Individuum ſieht ſich in der Gattung vielleicht ähnlich! So blickt aus dieſem Bilde z. B. (er wies auf ein ihm in die Augen fallendes) der reine Proſaismus heraus, und in ſo fern ſehen die Schauenden ganz ihr eigenthümliches Bild. Irre ich nicht, ſo hat der Künſtler (wenn ich ihn mit dieſem Namen beehren darf) in dieſem Bilde das Geſicht der Fürſtin wiederzugeben verſucht; allein mit welch' ſchlechtem Erfolge.“

„Sie irren nicht,“ entgegnete der Fürſt, „ſagen Sie offen Ihre Meinung, vielleicht wird die Fürſtin gerechtfertigt, daß ſie Niemandem zum zweiten Male ſitzen wollte.“

Im ernſten, tiefſten Anſchauen des Bildes verſunken, rief Aſtolf auf einmal aus:

„Schöne, wunderſchöne Undine!“

„Comment?“ antwortete der Fürſt, „Adolphine, meine Gemahlin!“

„Dreimal hochgelobte Undine!“ entgegnete der Maler. „Unglückliches Geſchöpf unter Tüncherhand!“

„Wie? was?! — Es iſt meine überaus glückliche Gemahlin an Fürſtenhand!“

„Gib dich zur Ruhe, alter Maulwurf!“ — rief Aſtolf das Bild anſtarrend, — „zur Ruhe — — — potenzirter Tünchermeiſter!“

„Erklären Sie ſich deutlicher, mein Lieber!“ ſprach der Fürſt, „Sie verwirren ſich und mich zugleich!“

„Und weniger ſchwülſtig,“ fügte der Marſchall, ihm in's Ohr raunend hinzu, „Erinnern Sie ſich, was Sie mir verſprachen.“

„Durchlauchtigſter Herr, gnädige Excellenz!“ fuhr Aſtolf fort, „welcher Künſtler kann bei dieſem Anblick ruhig erſcheinen! Wer das Original nie ſah, erräth doch, nicht was im Bilde, ſondern was dahinter ſteckt, und malt ſich mit den Augen ſeines Geiſtes den Zauber aus, den der ehrliche Tünchermeiſter hinzuzufügen vergaß. Und welcher Künſtler kann dann weiter ruhig bleiben, wenn er die Wonne ahnet, die ihm bereitet wäre, hätte er der Glückliche ſein dürfen, zu zeigen, was nicht mit Worten auszudrücken, nur in Farbenſchrift deutlich zu ſagen iſt.“

„Das ſollen Sie ja, Lieber! das ſollen Sie ja, wir ſcheinen uns Beide nicht zu verſtehen, und tappen, mit unſeren Gedanken im Dunkeln herum! Bevor ich jedoch einen mir ausgedachten Hauptſpaß Ihnen mittheile, ſagen Sie mir deutlich, in kurzen und dürren Worten, was Ihnen denn eigentlich an dieſem Bilde, wie am Künſtler mißfällt, und wie Sie alles beſſer zu machen gedenken?“

(Fortſetzung folgt.)

Tageschronik aus Paris.

(Schluß.)

Die Faſtenpredigten ſind dieſes Jahr ſehr en vogue. In Abweſenheit des Abbé Lecoeur, welcher nach Nantes gereiſt, um dort die Predigten herzudeklamiren, welche er voriges Jahr in Saint-Roch gehalten, iſt gegenwärtig der Abbé Ravignan der gefeierte Faſtenprediger. Der Herr Abbé Ravignan ſpielte früher unter der Reſtauration eine Rolle in der Magiſtratur; er war Subſtitut des famöſen Generalprokurators de Broé, welchen der beißende Spott Paul Louis Courrier's verewigt hat. Der Exprediger des Palais de Juſtice hat mit vielem Beifall in Notre-Dame und in der Chauſſee d'Antin gepredigt. Uebrigens iſt das Beſtreben, die Faſten wieder zu dem zu machen, was ſie unter Ludwig XIV., unter der Regentſchaft Ludwig XV. waren, ganz lächerlich; Viele wollen darin eine Reaktion zu Gunſten Religion und Moral erblicken; das ſind jedoch reine Illuſionen. Enthaltſamkeit und Predigten ſind den Sitten der Zeit fremd geworden; die Epoche, worin wir leben, iſt höchſt gleichgültig in Betreff des Faſtens; oder richtiger ausgedrückt, unſere Epoche hat ſo viel Anderes zu thun, daß ſie frühzeitig aufſtehen, herumlaufen und ſo oft die Faſten brechen muß, als ſie eben Appetit hat. Die Faſtenſpeiſen haben in Frankreich alle Gläubigen verloren; ihre Mörder ſind die Encyklopädiſten und Reſtaurateurs. In unſerem berechnenden Jahrhundert iſt Jedermann nach Maßgabe ſeines Beutels und nicht nach Maßgabe ſeines Gewiſſens. Nicht Jeder hat die Mittel, die Vorſchriften der Kirche zu befolgen oder ſich Ablaß zu kaufen. Die Reichen allein können heutzutage ſelig werden, ohne ſich zu geniren; das iſt der letzte und ſchönſte Triumph der Geldariſtokratie, welche ſo augenſcheinlich unſere Zeit beherrſcht. — Die Geiſter ſind ebenſo rebelliſch geworden, als die Mägen; die neuere Literatur verträgt ſich wenig mehr mit der Kanzelberedſamkeit, welche unter Ludwig XIV. eine Staatsangelegenheit und ſpäter eine Modeſache war. Im achtzehnten Jahrhundert gewährten die Religionsübungen einen pikanten Contraſt mit der ausſchweifenden damaligen Lebensart und man verrichtete ſie mit frivolem Eifer. Die Abbé's waren übrigens feine Weltleute; ſie beſuchten fleißig die Salons und die vornehme Welt hatte eine zu gute und honette Erziehung genoſſen, als daß ſie ihnen ihre Beſuche nicht hätte erwiedern ſollen. Die Predigten ſtanden daher in hohem Anſehen und die Apoſtel hatten Witz, Verſtand und Geſchmack genug, um zu ihren geliebten Zuhörern eine Sprache zu ſprechen, welche die Sitten und Vorurtheile der Zeit in keiner Weiſe beleidigte. Ihre Moral war ebenſo nachſichtig, als ihr Vortrag blühend. Jene Prediger vertraten damals die Autoren der ſogenannten leichten Literatur, welche in unſeren Tagen alles zu verſchlingen droht. Die früheren Faſtenprediger laſen ihre Predigten in den Salons vor, wie heutzutage die dramatiſchen Autoren ihre Manuſcripte in den höheren Zirkeln mittheilen. Die jetzigen Abbé's knüpft durchaus kein ſociales Band an die Geſellſchaft und die Zuhörer wohnen lieber den Pferderennen und anderen Vergnügungen bei. — Die Steeple-Chaſe im Thal der Bièvre ziehen die ſchöne Welt viel mehr an. Vorgeſtern war die ganze Landſtraße von der Barrière de Fontainebleau bis zum „gekrönten Ochſen“ beim Kreuz von Berny mit eleganten Equipagen und Reitern bedeckt. Die Damen in den Kaleſchen hatten ſich von ihren Sitzen erhoben und auf die Bänke geſtellt, um ihre neuen und graziöſen Toiletten beſſer zeigen zu können; die Mitglieder des Jockeyklubs paradirten auf ihren Pferden längs der Wagenreihe; die Herzöge von Orleans und Nemours wohnten dieſem Feſte bei, wo übrigens, wegen der Uebergangsepoche aus dem Winter in den Frühling, die Moden in großer Verwirrung erſchienen. In den Toiletten herrſchte ein ſchreckliches Durcheinander: die weißen Hoſen kreuzten ſich mit den Mänteln und Palletots, die Witſchouras und Müffe ſtießen ſich mit den mouſſelinenen Kleidern und Strohhüten. Dieſe rechneten auf Sonnenſchein, Jene auf Sturm und Regen; Erſtere hatten richtig gerathen. Webb, der Vollbluthengſt des Grafen Waleski hat den Preis, 500 Napoleons, davongetragen.

Die Zwitterjahrszeit, worin wir leben und wo die Temperatur in einer anhaltenden Kriſe begriffen ſcheint, bringt in der Stadt gleichfalls ein ſonderbares Gemiſch von Moden hervor. Vorgeſtern und geſtern ſah man in den Elyſäiſchen Feldern auf der Promenade nach Longchamps alle vier Jahreszeiten in den Anzügen repräſentirt. Das arme Longchamps iſt ſehr heruntergekommen; es iſt nur noch ein Feſt für die Schneider, Modewaarenhändler, Nähterinnen, Wagenbauer und Bediente, welche bei dieſer Gelegenheit neue Puderperücken und neue Livréen zur Schau tragen müſſen. Wenn Longchamps keine andere hohe Gönnerſchaft und hohen Adel zur Unterſtützung findet, wird es bald ganz untergehen. Wo ſind die Zeiten, da der Hof und Adel, die Magiſtratur und Finanz nach Longchamps fuhren und ſich einander in wunderbarem Luxus überboten; da die Duché in einem Wagen erſchien, deſſen Räder und Verzierungen von Stahl, wie Diamanten geſchliffen, ſolchen funkelnden Glanz verbreiteten, daß ſich die Augen geblendet ſenken mußten; da die Duberry mit einer gold- und ſilberausgelegten Karoſſe prunkte und die Marquis der Regentſchaft auf ihren ſchönen Engländern paradirten, die nicht ſelten mit ſilbernen Hufeiſen beſchlagen waren? Die franzöſiſche Revolution hat das königl. Stift von Longchamps zertrümmert; ein Meierhof mit einigen Trümmern in der Nähe, jenſeits der Barrière de l'Etoile, hinter der Porte Maillot des Boulogner Gehölzes, bezeichnet gegenwärtig die Stätte, wo die reichdotirte Abtei Notre-Dame de l'humilité geſtanden. Die Reſtauration brachte die Spazierfahrten nach Longchamps wieder auf und der Hof nahm lebhaften Antheil daran. Unter dem Bürgerkönigthum hat dieſe Promenade wieder aufgehört, das Feſt der Mode, des Luxus und des Prunkes zu ſein, weil es weder bei Hofe noch in der Stadt eine Autorität rückſichtlich des Koſtüms gibt. Uebrigens iſt es ſchwer zu begreifen, warum man hier die erſten Tage des April oder die letzten Tagen des März, je nachdem die Charwoche fällt, dazu auserſehen, um Frühlingsgewänder und Stoffe zur Schau zu tragen. Mittwoch und Donnerſtag war wenig zu ſehen; am Mittwoch war die ſchöne Welt bei der Steeple-Chaſe am Croix de Berny und der Donnerſtag brachte unfreundliches Wetter. Der Freitag, der Haupttag, war hinſichtlich der Witterung etwas begünſtigter, hatte jedoch auch nur abwechſelnde Sonnenblicke; es wehete ein kalter Nordweſt. Ein ziemlich buntes Gewimmel von Fahrenden, Reitenden und Fußgängern belebte die prächtige Avenue und die beiden Nebenwege der Elyſäiſchen Felder vom Place de la Concorde bis an den Triumphbogen und weiter hinaus bis an's Bois de Boulogne, wo man umkehrte und die Tour wieder von vorne anfing, bis der Abend herannahte. Es war ein wahrer Jammer, die ſchönen Blumen auf den blaugefroreren Mädchenköpfen zu ſehen, wie ſie der Wind zerknickte; die meiſten Modiſtinnen haben ſich gewiß den Schnupfen geholt und die armen Schneidergeſellen in ihren Sommerhoſen froren — wie Schneider. Die Journale melden heute: „Ein herrliches Wetter hat die geſtrige Promenade von Longchamps begünſtigt; unter den vielen brillanten Equipagen bemerkte man die des engliſchen Geſandten und des Grafen von Vienne mit koſtbaren Livréebedienten und ſchönen Pferden. Hrn. Humann's Moden haben, wie immer, den Vorzug erhalten; dieſer geniale Schneidermeiſter wohnt Rue ..... Die Damenhüte der Madame N. N. Rue ** zeichneten ſich vor allen durch ihren leichten, eleganten Schnitt aus. In einer der nächſten Nummern verſprechen wir unſeren Leſern eine genaue Nachweiſung über den Urſprung von Longchamps, über die Stiftung ſeiner Abtei und die Entſtehung der Wallfahrt.“ — Dieſe Phraſen ſind ſtereotyp geworden.

Die neuen im Laufe der Woche erſchienenen Vaudeville's ſind unbedeutend; im Théatre français hat man ein Drama, l'Attente, von Madame Marie Senant, ausgepfiffen, was wirklich Noth that, um den dramatiſchen Dichterinnen eine kleine Lektion zu geben und ihre überhandnehmende Prätenſion in Schranken zu halten.

* * *

Aus Holſtein.

(Fortſetzung.)

Kiel beſitzt gleifalls ein im reizenden Düſternbrook, dem klaſſiſchen Vergnügungsorte der Studenten, gelegenes Seebad, das aber leider faſt reicher an Benennungen, als an fremden Badegäſten iſt und gewiſſermaßen nur ein Familienbad der Kieler abgibt, obgleich Lage, Badeſalon und ſelbſt die Eigenſchaften des Waſſers einen zahlreicheren Beſuch erwarten laſſen möchten.

Was die hieſige Univerſität betrifft, ſo gehört die Chriſtiana-Albertina, ungeachtet ſo vieler in den Jahrbüchern derſelben verzeichnet ſtehender trefflicher Lehrer, doch ſowohl ihren beſchränkten

Verhältniſſen, wie der lückenhaften Beſetzung ihrer Lehrſtühle nach, in die Kategorie der ſogenannten Winkeluniverſitäten, deren akademiſche Bürger ſämmtlich aus Landeskindern beſtehen. Die Frequenz der Studirenden hat ſich daher nie auf ihr bedeutend über dreihundert erheben können und ſieht ſich die Zahl derſelben gegenwärtig ſelbſt bis auf 200 heruntergeſetzt; da indeſſen bei weitem die meiſten hier Studirenden im Laufe ihrer Studienzeit eine auswärtige Univerſität zu beſuchen pflegen und der Landesuniverſität geſetzlich nur einen zweijährigen Aufenthalt ſchuldig ſind, ſo möchte die Geſammtzahl der aus den Herzogthümern Studirenden eine weit größere ſein. Dieſer ſchwache Beſtand der akademiſchen Bürger, der ſelbſt vor dem Katheder des tüchtigſten Lehrers im Ganzen nur eine mehr oder weniger geringe Anzahl von Zuhörern zu verſammeln vermag, muß daher die Strebſamkeit der Profeſſoren ſelbſtverſtändlich in etwas beeinträchtigen und macht in den meiſten Fällen das vom Staate bezogene Gehalt zur Haupteinnahme. Wenn es nun nichtsdeſtoweniger auch hier ſogenante doctores legentes gibt, ſo ſind dieſe lediglich guter Hoffnung und leben und leſen mehr für das Eldorado der Zukunft, als für die Steppe der Gegenwart, und hoffen durch ſieben magere Decentenjahre endlich zu den fetteren und erfreulicheren eines ordentlichen Profeſſors ſich hinauf zu leſen.

Die Univerſität hat nur ſehr unbedeutende, oder eigentlich gar keinen eigenen Fonds, ſie ſieht ſich nicht, wie namentlich Greifswalde, im Beſitz von ſtattlichen Rittergütern und reichen Vermächtniſſen, ſondern muß vielmehr aus dem Staatsbudget unterhalten werden. Allgemein iſt nun die Klage, die Regierung fühle für dieſe Anſtalt keine Liebe und laſſe ſie abſichtlich verfallen. Der Verfall oder die kümmerliche Unterhaltung der hieſigen Univerſität iſt freilich eine augenfällige Thatſache, unrichtig möchte aber dennoch der daraus gefolgerte Schluß ſein, daß dieſe Vernachläſſigung in einer ſtiefmütterlichen Geſinnung der Regierung ihre Quellen habe. Der däniſche Staat iſt gewiß viel zu klein und viel zu verſchuldet, um die ſtandesmäßige Ausſteuer und Unterhaltung zweier Univerſitäten aus Staatsmitteln beſtreiten zu können, und man kann es daher wohl nicht der Regierung verargen, zieht ſie es vor, die eine wenigſtens in einem erträglichen Zuſtande zu erhalten, als beide auf gleiche Weiſe hinſiechen zu laſſen.

Trotz dieſer ſo ungünſtigen Verhältniſſe, hat die Kieler Univerſität von jeher das Glück gehabt, bedeutende gelehrte Berühmtheiten unter ihre Lehrer zu zählen, mehrere vielleicht, als eine andere deutſche Univerſität von zweitem Range; aber die wenigſten blieben hier lange, und noch weit wenigere ließen ſich hier begraben. Meiſtentheils gaben ſie hier nur ihr gelehrtes Debüt und folgten ſodann ſchnell der ſilbernen Lockpfeife des Auslandes, deſſen Töne ihnen Ehre und Geld in reicherem Maaße verhießen, als ihnen die hieſigen Zuſtände zu geben vermochten. „Les genies s'en vont“ hatten daher die Kieler oft Gelegenheit auszurufen und die Sphäre bedeutender Männer zu meſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Chiaramonti's Homilie zu Gunſten des Republikanismus.

Chiaramonti, ſeit 1785 Biſchof von Imola und Cardinal, ſchrieb, als die Franzoſen im J. 1797 unter Bonaparte die päpſtlichen Legationen in Beſitz genommen, eine Homilie auf das Weihnachtsfeſt, in welcher er der Demokratie das Wort redete. Der Chevalier Artaud widmet dieſer vielbeſprochenen Predigt, welche mit dem Sündenfalle Adams anfängt und mit der franz. Revolution ſchließt, das vierte Kapitel ſeiner ſchätzbaren *Histoire du Pape Pie VII.* und ſucht den Biſchof, der ſpäter den Stuhl Petri beſtieg, zu entſchuldigen, durch den Drang der Umſtände und durch die Behauptung, nur die theologiſchen Raiſonnements gehörten dem Cardinal an, die philoſophiſchen und politiſchen aber ſeien Zugabe ſeiner furchtſamen Umgebung! (Als ob ein Biſchof nicht alles zu verantworten habe, was unter ſeinem Namen gelehrt und gepredigt wird!) Hr. J. Ritter endlich, der dieſe Histoire in in den Berl. Jahrb. f. wiſſenſch. Kritik rezenſirt, verſichert gegen Hrn. Artaud: jene Homilie „ſei ganz von Chiaramonti; aber — ein Opfer, das er ſeiner Zeit brachte, um des Friedens willen, im Widerſtreben ſeines Geiſtes und Herzens... Chiaramonti,“ fügt Hr. Ritter hinzu, „mußte erſt als Pius VII. lange und bittere Erfahrungen machen, ehe er vollkommen einſah, daß mit dem böſen Prinzip ſeiner Zeit kein Abkommen zu treffen.“ Wir unſererſeits halten zwar auch die ſogenannte Volksherrſchaft oder Demokratie, wie ſie in jener Zeit überall eingeführt werden ſollte, für ein Uebel; aber für das eigentlich böſe Prinzip in jener, wie in der gegenwärtigen Zeit, halten wir den ſogenannten frommen Betrug, wie er von Hierarchen noch häufiger als von Demokraten beliebt und ſogar durch ſogenannte fromme Phraſen entſchuldigt, oder gar angerühmt wird.

Feuilleton.

⁂ Menſchliche Temperatur. — Die Naturaliſten, welche mit der Bonite von ihrer Reiſe zurückgekehrt, haben auf derſelben ſehr intereſſante Beobachtungen gemacht. Hr. Blainville berichtet darüber in der Sitzung der Pariſer Akad. d. Wiſſenſch. u. a. Folgendes: Vom April 1836 bis 6. November 1837 wurden in Betreff der menſchlichen Temperatur mehr als 4000 Beobachtungen angeſtellt. Es ergibt ſich daraus im Allgemeinen, daß dieſelbe mit der äußeren Temperatur ſich erhöht und niedert. Sie fällt zunächſt ziemlich langſam, wenn man von warmen Ländern in kalte übergeht; ſie ſteigt verhältnißmäßig weit ſchneller, wenn man aus der kalten in die heiße Zone kömmt. Beide Veränderungen ſind mehr oder minder markirt je nach den Individuen. Die mittlere Temperatur, welche bei Männern am Cap Horn bei 55° ſüdl. Breite und äußerer Temperatur von 0° Centigr. beobachtet, zeigt nur eine approximative Differenz von 1 Grad, mit der mittleren Temperatur derſelben Männer auf dem Ganges bei Calcutta bei 30° Centigr. Die Temperatur der Vögel zeigt nur Unterſchied von 39 bis 41° Centigr., welches die äußere Temperatur auch ſei.

⁂ Struve über Selenographie. — In den Bericht, welchen der Aſtronom Struve zu Petersburg über das ſelenographiſche Werk von Baer und Mädler erſtattet, bemerkt derſelbe u. a. „durch Erfahrung iſt bekannt, daß man einen Menſchen mit bloßen Augen bis auf die Entfernung von 7 Werſten ſehen kann. Nun iſt der Mond von der Erde 350,000 Werſte entfernt; man hätte alſo einen Teleſkop nöthig, der die Durchmeſſer ſeiner Gegenſtände 50,000mal vergrößerte, um auf dem Monde Gegenſtände von der Größe gewahren zu können, wie wir ſie auf der Erde in der Entfernung von 7 Werſten erblicken. Die Teleſkope, mit denen wir bisher den Mond beobachteten, vergrößerten nur 200mal. Die ſtärkſten Refraktoren vergrößern nur 1000mal, nie mehr als 2000mal. Alle Erwartungen daher, die einzelnen Gegenſtände des Mondes entdecken zu können, werden nie in Erfüllung gehen.“ —

⁂ *L'anticristo, osservazioni sulla di lui venuta*, iſt der Titel einer kürzlich zu Rom in populärer Sprache herausgegebenen Schrift, worin auf mehrere Erſcheinungen in der deutſchen und überhaupt in der kathol. Kirche hingedeutet wird, als auf charakteriſtiſche Merkmale der bevorſtehenden, oder bereits erfolgten Ankunft des Antichriſts.

⁂ Die in die engliſchen Sparkaſſen im vorigen Jahre niedergelegten Gelder betrugen, amtlichen Angaben zufolge, die Summe von 10,300,000 Pfd., welche die des Jahres 1836 um 900,000 Pfd. überſteigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 98. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 25. April.

Ludwig Wachler.

Die deutſche Nation hat einen ihrer wackerſten Männer, die Gelehrtenrepublik eine ihrer Zierden, die Humanität einen ihrer tüchtigſten Wortführer, der preußiſche Staat einen der edelſten Bürger verloren. Ludwig Wachler iſt am 4. d. M. geſtorben.

Am 15. deſſelben Monats im J. 1767 zu Gotha geboren, hatte er 1783 das Gymnaſium daſelbſt bezogen, und ſchon damals auf der dortigen reichen herzoglichen Bibliothek Gelegenheit gefunden, jene literargeſchichtlichen Studien zu beginnen, denen er bis zu ſeines Lebens Ende ſich mit unermüdlichem Fleiße gewidmet, denen wir eine Reihe von Werken verdanken, auf welche Deutſchland, auf welche die Weltliteratur als auf gediegenſte Früchte redlichſter Forſchung, der ausgebreitetſten Gelehrſamkeit und eines für die höchſten Intereſſen der Menſchheit begeiſterten Strebens mit Stolz hinſehen kann. Nachdem er auf der Univerſität Jena mehrere Jahre Theologie und Philoſophie ſtudirt, war er 1788 auf der Hochſchule zu Rinteln als auſſerordentlicher Profeſſor angeſtellt worden, docirte dort ſeit 1794 Theologie, ſeit 1797 auch Geſchichte, wurde 1802 als Profeſſor der Philoſophie und Geſchichte nach Marburg, und von dort im J. 1815 als Profeſſor der Geſchichte und Theologie nach Breslau berufen, wo ihm bald darauf auch das Amt eines Conſiſtorialrathes übertragen wurde. Im J. 1824 entſagte er jedoch dieſem letzteren, um als Profeſſor und Oberbibliothekar ausſchließlich ſeinen gelehrten Arbeiten ſich zu widmen, theils wohl auch, weil er bei Verwaltung jener Stelle Schwierigkeiten begegnen mochte, welche er nur durch Verläugnung ſeiner Anſichten und Grundſätze beſeitigen zu können hoffen durfte.

Seine literariſche Laufbahn eröffnete er in ſeinem 21ten Jahr mit einer Abhandlung **de Pseudo-Phocylide**, welcher aber bereits nach wenigen Jahren ſein ſchätzbarer Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Literatur (Lemgo 1793 — 1796) folgte, der einem weſentlichen Bedürfniſſe der damaligen Zeit entſprach, und die Grundlage zu dem größeren Werke bildete, auf welches er die beſte Kraft ſeines Lebens verwandt. Es iſt dies jenes meiſterhafte, durchaus gediegene Handbuch der Geſchichte der Literatur, welches zuerſt im Jahre 1804, dann in zweiter ſehr vermehrter Auflage 1822 bis 1824 und in dritter in vier Bänden 1833 erſchienen; — ein Werk, gleich preiswürdig durch auſſerordentlichen Reichthum des Materials, durch ſorgfältigſte Kritik bei deſſen Verarbeitung, durch verſtändige, leicht überſichtliche Anordnung deſſelben, durch Schärfe, Beſonnenheit und Unpartheilichkeit des Urtheils, wie durch die ſeltene Prägnanz und Würde des Ausdrucks. Keine andere Nation hat uns ein Gleiches entgegenzuhalten, und es bleibt dieſe Arbeit unſeres Wachlers **monumentum aere perennius**, wie die Ideen zur Geſchichte der Menſchheit den unſterblichen Ruhm Herder's begründen, wenn auch, nachdem einmal die Bahn gebrochen, das Geleiſtete bald zu höherer Vollendung hingeführt werden dürfte.

Nächſt jenem literariſchen Werke hat der Verewigte ſich auch durch ſein Handbuch der Geſchichte um ſeine Zeitgenoſſen hohe Verdienſte erworben, die ihre Anerkennung darin gefunden, daß bereits eine fünfte Auflage dieſes Handbuches veranſtaltet werden mußte. Nicht minder ausgezeichnet endlich waren die Beſtrebungen des tüchtigen Mannes auf dem Gebiete der theologiſchen

Literatur, wenn gleich ſeine Leiſtungen ſich hier faſt nur auf kritiſche Arbeiten beſchränkten. Die Neuen theologiſchen Annalen, welche er während einer Reihe von Jahren herausgegeben, haben durch edle Freimüthigkeit und Gediegenheit des Urtheils vortheilhaft auf die damalige Entwicklung beſonders der proteſtantiſchen Theologie eingewirkt, und es iſt nicht ihm, nicht einer Erkaltung ſeines Eifers für die fortſchreitende Läuterung der religiöſen Begriffe zuzuſchreiben, wenn jene Annalen ſeit 1824 von einem andern, ausgezeichneten Theologen in der Schweiz fortgeſetzt wurden.

Noch manche andere ſchätzbare Arbeiten wären hier zu erwähnen, wollten wir eine vollſtändige Charakteriſtik der literariſchen Beſtrebungen des trefflichen Mannes hier entwerfen. Die gegebenen Andeutungen dürften jedoch wohl genügen, um die jüngere Generation auf den herben Verluſt aufmerkſam zu machen, den unſer Vaterland durch das Hinſcheiden jenes rüſtigen Arbeiters erlitten.

Wer aber, wie wir, das Glück gehabt, den edlen Mann perſönlich kennen zu lernen, und ſich ſeiner freundſchaftlichen Gewogenheit zu erfreuen, der wird mit doppeltem Schmerze dieſen Verluſt empfinden, und es innigſt beklagen, einen Mann von ſo ächtem, deutſchem Schrot und Korn, von ſo unbeſtechlicher Biederkeit, von ſo wohlwollender Freiſinnigkeit nicht mehr unter den Lebenden zu wiſſen. — F. W. Carové.

Der Schlüſſel.

(Fortſetzung.)

„Kurz, deutlich, dürr und kümmerlich, Durchlaucht, ſo weit es in meinen Kräften und in der willigen Hingebung Höchſtdero geneigter Geduld liegt:

„Ich gehöre einer andern Schule an, als jener Künſtler. Während mein Pinſel die anmuthigen und runden Formen, die leidenſchaftlichen und doch edeln Phyſiognomieen, das effektvolle Colorit, das Lebendige, Lebensfriſche in den Bildern Titian's und Giulio Romano's oder des feurigen Murillo nachzuſtreben verſucht, bewegt ſich der Ihres Künſtlers in den kümmerlichen und kahlen Vorwürfen eines Lucas Cranach und Holbein. Mir iſt nun einmal überhaupt dieſe Manier zu trocken, zu kalkig, zu ausdruckslos, zu unedel, zu todt! Und wie weit ſteht er hinter ſeinen Muſtern! Er iſt nichts als höchſtens ein wackerer Drapirer und Kleidermaler, — weiter nichts, — wie es dies lebensgroße Bild deutlich beſtätigt. Steife, hölzerne Formen, Geſchmackloſigkeit in der Anordnung der Staffage, und, was die Lieblichkeit und Anmuth des Geſichts betrifft, poſitives Zurückbleiben hinter dem Originale. Alles iſt zu koloſſal, namentlich Geſicht und Arme, und nur das Atlaßkleid iſt überraſchend ſchön gemalt, obgleich das glatte Anliegen deſſelben hier in der Gegend der Taille ſich übel ausnimmt. Die ſitzende Attitüde iſt ſo ungeſchickt gewählt, daß man befürchten muß, die Figur möchte jeden Augenblick aus dem Rahmen herausfallen. Doch bitte ich, Durchlaucht, wie Excellenz, daß dieſes rückſichtsloſe Urtheil unter uns bleibe, weil ich Herrn Profeſſor X. im übrigen als einen recht wackern Mann ſchätze, der ohne allen Zweifel zu den guten Leuten, aber ſchlechten Muſikanten gehört."

„Was Muſikant!" fiel hier der Fürſt ein, „'iſt ja ein Maler! Wie ſoll ich das verſtehen?"

„Laſſen wir das auf ſich beruhen," fuhr Aſtolf fort, „es iſt eine oft gebrauchte Floskel jenes wahnſinnigen Kapellmeiſters Johannes Kreisler, der es ſich einfallen ließ, neben ſeiner Kunſt auch etwas Malerei zu treiben, überhaupt in allerlei Allotriis ein ungemeines Geſchick zeigte."

„Sie ſind ein Schalk!" erwiederte der Fürſt; „aber Scherz bei Seite, auch ich habe von einem Namensverwandten deſſelben gehört, von einem — Monsieur de Krösel — —"

„Es iſt derſelbe," ſagte Aſtolf, „nur ſo in's Hochdeutſche überſetzt! — Ach! Ach! — reißt auf, ihr Wunden! — Er war mein Lehrer, mein Freund, mein — — doch, nochmals bitte ich Durchlaucht, laſſen wir das! — Um jedoch wieder auf unſeren Hammel zu kommen, — ich meine den Profeſſor Tünchermeiſter X. — ſo iſt er mir, was ſeine Kunſt betrifft, in tiefſter Seele zuwider. Ich bin nun einmal kein Freund dieſer aufgewärmten altdeutſchen Schule, der man bei jedem Pinſelſtrich das fruchtloſe Ringen nach Vermiſchung mit der altitalieniſchen anſieht. — Ein gewiſſer Henri — nicht le quatre, Durchlaucht und Excellenz, — ſondern le premier, vergleicht die Geſtalten, die unter dem Pinſel dieſer chriſtlich langhaarigen und deutſchen Schule hervorgehen, mit den ſpießbürgerlichen und fratzenhaften Heiligenbildern eines Nürnberger Stadtmalers, an denen nur eine afterbürtige Religioſität und ein ſtupider Pietismus Gefallen finden könnten! — Bin ich nun kein Freund dieſer Kunſt überhaupt, ſo kann ich es noch weniger der ihrer unglücklichen Nachahmer ſein; denn weder Größe noch Heiligkeit ſieht aus ihren Geſichtern — — —"

„Ha! ha!" lachte der Fürſt, „Heiligkeit! Wenn nun keine da iſt?"

„So ſoll mindeſtens der Teufel herausſehen!" verſetzte Aſtolf. „Dieſe trockne Mittelmäßigkeit nichtsſagender Geſichter aber iſt unausſtehlich, mir in den Tod zuwider!"

„Aber der Künſtler," fuhr er nach einer Pauſe, im Anblick des fürſtlichen Bildes verloren, fort, „deſſen Lebensabſchnitte nicht ſelbſt Werke der Kunſt genannt werden können, wird auch nie ein wahres Kunſtwerk zu ſchaffen vermögen, und weſſen ganzes Ich nicht die Flamme heil'ger Liebe und ächter Poeſie durchſtrahlt, und ihm im Leben Schritt für Schritt vorleuchtet, darf nicht Künſtler genannt werden."

„Ehe Ihr Euch malen laſſet," ſprach er weiter vor ſich hin, indem er noch ſchärfer das Bild fixirte, — „ſeht doch den Mann an, der Euch abkonterfeien ſoll, betrachtet ihn und ſeine Kunſt zu leben, und ſeht ihr ihn auf dem dürren, unfruchtbaren Boden des Proſaismus herumkriechen, ſeht Ihr, daß er ſich nicht zu erheben vermag, weil kein Ideal in ihm lebt und ihn begeiſtert: o! ſo verlangt doch auch von ihm nicht, daß er Eurem Geſicht eine Seele einhauche; ſeid zufrieden mit ſeinem eigenen ſpießbürgerlichen Geiſt, den er Euch aus Euren Augen, Eurer Stirne, Eurem Munde bequem wieder herausblicken läßt.“ — — —

Immer tiefer im Anſchauen des Bildes verloren, vergaß er endlich ſogar ſeine Umgebung, ſank vor demſelben auf ein Knie nieder und rief begeiſtert:

„Verzeihung hohe, ſchönſte Frau! Ich bin doch der Glückliche, der durch die Nacht, die über Deinem Antlitz ſchwebt, das Licht erblickt, das Deinem blöden Maler die Augen blendete!“

Hierauf erhob er ſich ſchnell, einen Gang durch den Saal machend.

„Durchlaucht entſchuldigen gnädigſt,“ flüſterte der Marſchall dem Fürſten in's Ohr, „er iſt vom Weine bei meinem Dejeuner noch exaltirt!“

„Thut nichts!“ antwortete der Fürſt, „ich höre dergleichen Käuzen für mein Leben gern zu, ſelbſt wenn ſie bisweilen ein wenig über die Schnur hauen, wie — der — da! Wer das Künſtlervolk nicht ſo genau als ich kennte, würde es verdammt übel genommen haben, daß er zuletzt meine Gemahlin gar per „Du“ anredete. Hörten Sie's nicht, Marſchall?“

„Wohl hörte ich's zu meinem Schrecken, Durchlaucht, da er noch dazu in purer Proſa ſprach!“

„Ja wohl! in Proſa!“ verſetzte darauf der Fürſt. „In Verſen wäre mir's durchaus nicht aufgefallen; das Du im Vers iſt wohl die Fürſtin längſt gewöhnt!“

„Aber Proſa!“ — murmelten Beide, Aſtolf folgend, der auf einmal wie feſtgezaubert vor einem neuen Gemälde ſtehen blieb.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Holſtein.

(Fortſetzung.)

So verließen es einſt Welcker, Heinrich, Wachsmuth, Dahlmann, ſo Tweſten und Ritter, und ſo werden vielleicht in nächſter Folge noch andere es verlaſſen. Die Univerſität iſt daher vollkommen zu dem Wunſche berechtigt, ihre Lehrer nicht allzu berühmt werden zu ſehen; es läge in dem Intereſſe derſelben, wenn einem jeden Lehrer bei ſeiner Anſtellung die eidliche Verſicherung abgenommen würde, wenigſtens nichts zu ediren, und ſeine ganze Geiſtesthätigkeit und Gelehrſamkeit vielmehr lediglich für die Ohren und die Hefte ſeines Auditoriums ſpielen zu laſſen. Nur ſolche Schriften könnten etwa das imprimatur erhalten, deren Mittelmäßigkeit förmlich conſtatirt wäre. Auch der Tod hat im letzten Decennium große Verheerungen unter den Notabilitäten der hieſigen Fakultäten angerichtet und man kann daher wohl ſagen, daß die Univerſität gerade jetzt ganz beſonders an gewiſſen unerfreulichen Leeren darniederliege und ihre Conſtitution ſich zu einer entſchiedenen Kaherie neige.

Kehren wir hier für einen Augenblick die alte Rangordnung der Fakultäten um und beginnen demnächſt mit der Philoſophie, ſo bietet ſich uns hier der höchſt eigenthümliche, befremdliche Anblick dar, eine philoſophiſche Fakultät ohne einen eigentlichen Philoſophen zu gewahren, da es nach der nunmehr ſchon jährig gewordenen Abrufung Ritters nach Göttingen, auf deſſen alleinigen Schultern das ganze gewaltige Gebäude der Philoſophie hier ruhte, noch immer nicht der betreffenden Behörde gefallen hat, die Füllung dieſer großen Lücke wiederum zu verſuchen, und alle hieſigen philoſophiſchen Stoffe ſomit jetzt dilettantiſcher Natur ſind. Daß hierin eine gewiſſe Genialität liegt, läßt ſich nicht läugnen, nur möchte dieſelbe etwas zu excentriſch dem an die Form Gewöhnten erſcheinen. Wahrſcheinlich traut man der unter dem Namen des Hegelianismus auftretenden Modephiloſophie keine große Lebenskräftigkeit mehr zu, man fürchtet ſich, etwas Abgeſtandenes zu erſtehen, und will lieber warten, bis ein neu aufgehendes Geſtirn den philoſophiſchen Himmel erleuchtet, um ſodann das hieſige ſtudirende Publikum mit philoſophiſcher Waare von modernſtem Muſter verſorgen zu können und wird bis dahin lieber die Philoſophie eine Zeit lang unmündig laſſen. Die Philologie hat ſich im Sturme der Zeiten noch die beachtenswerthen Namen eines Alshauſen und Nitzſch zu erhalten gewußt. Erſterer, ein ehemaliger Schüler des unlängſt zu Paris verſtorbenen Silveſtre de Sacy, iſt ohne Zweifel einer der nahmhafteſten europäiſchen Orientaliſten, und es nimmt Wunder, ihn ſchon ſo lange hier zu ſehen; Letzterer, der einſt an Wachsmuth's Stelle, als Vorſtand der Philologie und als Direktor des philologiſchen Seminars, von Wittenberg hieher berufen wurde, iſt der philologiſchen Welt unter anderen auch namentlich dadurch rühmlichſt bekannt, daß er durch eine Reihe lateiniſcher Diſſertationen und durch ſeine Ausgabe der Odyſſee mit antikem Wurfgeſchütz bekanntlich eine ſehr praktikable Breſche in die [illegible]ſche Theorie über Homer geſchoſſen und dem zum Mythus gewordenen Sänger ſeine dichteriſche Perſönlichkeit wieder zugeſtellt hat. Noch der erſt neulich zum außerordentlichen Profeſſor ernannte Philologe Forchhammer dürfte gleichfalls nicht ungenannt hier bleiben, deſſen vor Kurzem erſchienene Schriften über griechiſche Mythologie und über Sokrates und die Athenienſer ihm auch außer dem Kreiſe philologiſcher Leſer vielfache Achtung und warmes Lob erworben haben möchte. Wienbarg beſprach im Feuilleton der Neuen Zeitung dieſe beiden literariſchen Erſcheinungen in der ihm eigenthümlichen glanzvollen Manier, und der Volksfreund kann den Wunſch nicht unterdrücken, daß es dem Talente des Herrn Profeſſor Forchhammer gefallen möge, demnächſt die Ehrenrettung der Gracchiſchen Brüder und des agrariſchen Geſetzes, dieſer eben ſo erhebenden wie tragiſchen Parthie der römiſchen Geſchichte, auf gleiche Weiſe gegen tauſendjährige Verläumdungen zu übernehmen. Es möchte überhaupt wohl gethan ſein und einen größeren Anſpruch auf die Anerkennung der Gegenwart verdienen, wenn die Philologie nur endlich einmal die griechiſchen und lateiniſchen Partikeln etwas mehr in Ruhe ließe, ſich nicht mehr ſo ausſchließlich mit der ſo fruchtloſen und nie zu erledigenden Aufſtellung von Leſearten beſchäftigte, ihre gelehrten Bemühungen mit der Gegenwart in Verbindung ſetzte, und im liberalen Geiſte des Jahrhunderts die antike Geſchichte einer nochmaligen gänzlichen Reviſion unterwürfe, um die von ariſtokratiſchen Lügen wimmelnden Daten derſelben zu ſäubern und unter den richtigen Geſichtspunkt zu bringen. In der juriſtiſchen Fakultät ragt, und zwar nicht in fakultätiſcher, ſondern auch in allgemeiner Beziehung, Falk's Perſönlichkeit vor anderen hervor. Falk gehört zu denjenigen achtungswerthen Männern, die über den Katheder nicht das Vaterland, über den Profeſſor nicht den Bürger vergeſſen. Falk hat vieles in dieſer Hinſicht gethan und geſchrieben und das Land dankt ihm manches. Aus proletariſchen Elementen hervorgegangen verdankt Falk Alles ſich ſelbſt und nichts den Zufälligkeiten der Geburt und der Umſtände, und wenn man es ſpäter für gut erachtete, ihn zu dekoriren und zu betiteln, ſo ſehen wir freilich nach den einmal beſtehenden Anſichten hierin etwas Gutes, glauben aber nicht, daß dadurch des Mannes Werth im Geringſten vergrößert werde, und mancher unter uns möchte ſich des ſchlichten Profeſſors lieber erinnern. Falk war es, der in Verbindung mit Dahlmann und Tweſten einſt die Kieler Blätter gründete, worin Landesangelegenheiten ſo männlich freimüthig verhandelt worden. Es hat ſich freilich vielfältig in letzterer Zeit das Gerede erhoben, als ob Falk's liberale Anſichten nicht mehr die früheren ſeien, er das früher Geſchriebene theilweis desavouire und nicht immer gerne daran erinnert werde, aber ohne das Geſagte gehörig zu erhärten. Wenn von Falk's Wirkſamkeit in letzter Ständeverſammlung nicht ganz das verlauten wollte, was man wünſchte und erwartete, ſo waren hieran wohl mehr die verſchloſſenen Thüren dieſer Verſammlung und die ihm leider abgehende parlamentariſche Beredſamkeit Schuld, als eine umgewandelte Geſinnung und ein Schiffbruch am politiſchen Glauben. Noch ganz jüngſt hat Falk durch ſeinen Antrag zur Vereinigung der Stände von Schleswig und Hollſtein ſattſam beurkundet, daß ihm die Intereſſen und Wünſche des Volkes theuerer ſind, als etwaige Lieblingsideen der Regierung. Die medizinische Fakultät lebt jetzt nach dem Todesfalle ſo vieler ihrer Mitglieder dem Auslande gegenüber faſt lediglich von dem ſo vorhaltigen chemiſchen Ruhme Pfaff's, eines Bruders des ebenſo bekannten Würtembergers, ohne daß dadurch von den geheimen Verdienſten und ſonſtigem Ruhme ihrer anderweitigen Lehrer irgend etwas Nachtheiliges geſagt ſein ſoll. Aber der Tod hat ſchrecklich hier unter ſeinen ärgſten Feinden gewüthet und einen glänzenden Sieg über ſie davongetragen. Der berühmte Weber ſtarb, freilich alt und lebensſatt; der gewaltige Chirurg und Anatom Fiſcher, der thätige Vorſteher der Klinik, Lüders, endlich Hargens und mit ihm ſein ewiges Thema, die Kinderkrankheiten, ſowie der originelle Moldenhauer und mit ihm die vollſtändige Botanik, indem nur einige Exemplare derſelben, die kryptogamiſchen Gewächſe, ſeinem gegenwärtigen Nachfolger zugekommen zu ſein ſcheinen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

*** Das Leben Jeſu von Dr. Strauß iſt jetzt in franzöſiſcher Ueberſetzung erſchienen, und nach römiſchem Bericht ſoll ſelbſt eine italieniſche im Werke ſein.

*** Drei ungariſchen Biſchöfen, welche hinſichtlich der gemiſchten Ehen dieſelben Anſichten, wie der Erzbiſchof von Köln, ausgeſprochen, ſind ſofort von der Staatsbehörde — die Temporalien geſperrt worden. —

*** Das mediziniſche Blatt: *la Peste* von Dr. Bulard, von welchem die ſieben erſten Nummern zu Konſtantinopel erſchienen, wird jetzt als Beiblatt zu dem franz. Journal von Smyrna ausgegeben. Hrn. Bulard's Nachforſchungen zufolge iſt die Peſtſeuche von 1800 bis 1837 in bedeutender und anhaltender Weiſe neunmal zu Trapezunt, ſiebenmal zu Bairut, ſechsmal zu Konſtantinopel und zu Smyrna, fünfmal zu Magneſia und viermal in Aegypten ausgebrochen. Die Zahl der Todten im Verhältniß zur Einwohnerzahl und abgeſehen von der gewöhnlichen Sterblichkeit war von ⅓ bis auf ⅒; ſo gab es

1834	zu Alexandrien . . auf	36,000	Einwohner	12,000	Todte
»	in Kairo . . . . . »	250,000	»	80,000	»
1812	zu Konſtantinopel . »	600,000	»	150,000	»
1837	zu Smyrna . . . . »	130,000	»	15,000	»

*** Glaubwürdigem Vernehmen nach iſt Herr Joel Jacobi in Berlin, ein Jude, der noch neulich in ſeiner »Harfe und Lyra« von ſich ſchrieb, er halte feſt »die Geſetze und Lehren des alten Bundes, wie ſie aufgezeichnet ſind im alten Teſtament, und wie ſie unerſchütterlich erweitert wurden von den Rabbinen«, zu der chriſtlichen Lehre öffentlich übergetreten. Ob er dabei die »katholiſche heilige Lampe«, oder die »evangeliſche freie Leuchte« ſich erwählt, ob er auf die »Burg Luthers« oder auf den »Felſen Petri« (Ausdrücke in Hrn. Jacoby's neueſter Schrift: »Die Frevel der Revolution«) ſich geſtellt, konnten wir noch nicht in Erfahrung bringen. Schade wäre es, wenn er ſeinen Vornamen Joel in ſein neues Glaubensgebiet nicht mit übergeſiedelt hätte, denn dieſer Vorname iſt klaſſiſch geworden. Indeſſen wird jedenfalls genug vom alten Menſchen an ihm hängen geblieben ſein.

*** Darmſtadt, 21. April. Geſtern ſang Fräulein Sophie Löwe auf dem hieſigen Hoftheater die »Amine« (in der Nachtwandlerin); der Enthuſiasmus des Publikums war außerordentlich.

*** Während der Oſtermeſſe will man in Frankfurt folgendes Duett aus dem »Bauer als Redakteur« auf der Straße gehört haben:

Wechſelgeſang zweier Redakteurs.

Der Eine:

»Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Wacker muß entlehnet ſein;
Wer entlehnt, der verſchönt,
Bin daran gewöhnt.
Farb', die and'res Blatt bezahlt,
Wird' in meines raſch vermalt;
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Ja, ſo ſoll es ſein!«

Der Andere:

»Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Tüchtig muß entnommen ſein;
Sieh' dies Buch, neu genug,
Acker mir und Pflug;
Sechs Kapitel, wohl gezählt,
Sind daraus ſchon ausgewählt;
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Der Profit iſt mein!«

Der Eine:

»Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Emſig muß geborget ſein;
Wer da borgt, iſt verſorgt,
Jeder, dem gern borcht.
Auch das grauſte Löſchpapier
Schluckt man ſo als Elixir;
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Honorar? Nein, nein!«

Beide:

»Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Eifrig muß geſtohlen ſein;
Sag's nur frei, was es ſei,
Macht uns keine Reu';
Nur daß Deine Hand nicht nimmt,
Was ich mir ſchon hab' beſtimmt,
Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Sonſt ſchlag's Wetter drein!«

*** Das *Univers pittoresque*, welches die Gebrüder Firmin Didot herausgeben, und wovon eine deutſche Ueberſetzung bei Buchhändler Schmerber in Frankfurt a. M. erſcheint, wird, wie wir aus den Débats erſehen, von 20 berühmten Reiſenden und Gelehrten redigirt, unter denen wir die Namen Artaud, Pouqueville, Golbéry, Roux-Rochelle, Bory de Saint Vincent, Charlier, Dureau de Lamalla und Philarète Chasles bemerken.

*** Napoleonsweide. — Zu den *Kew-Gardens* bei London befindet ſich ein Baum, welcher *Salix Napoleonensis* genannt wird, weil er von der Weide ſtammt, die das Grab des großen Mannes überſchattet, welcher zu Helena ſein Ende gefunden. Dieſe Weide iſt an Blatt und Blüthe von allen in Europa bekannten Weidenarten völlig verſchieden. —

*** Die diesjährige Kunſtausſtellung zu London, welche am 1. Mai eröffnet wird, ſoll ſehr wenig Erkleckliches bieten. Als das Vorzüglichſte, was eingeſendet worden, wird bezeichnet, die in lebensgroßen Figuren ausgeführte erſte Verſammlung des geheimen Staatsrathes der jungen Königin, von David Wilkie. Von auswärts dürfte wohl kaum ein Bild ſich bis zu jener Ausſtellung hin verlieren, da die Künſtler ihre Bilder auf eigene Koſten hinſenden müſſen.

*** Der Torſo einer Meleagerſtatue, welcher zu den Marmorarbeiten erſten Ranges gehört, iſt kürzlich von der Herzogin von Sermoneta bei Civitavecchia zu St. Marinella in den Ruinen eines prachtvollen Thermengebäudes entdeckt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 99. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 26. April.

Der Schlüſſel.

(Fortſetzung.)

„Nun,“ rief der Fürſt ihm zu, „dies Bild, nicht wahr? wird Ihren Beifall haben? Prinz Hamlet iſt der Fürſtin Lieblingsſtück.“

„Und meines auch!“ fiel Aſtolf ein. „Auf dieſem Bilde ruht eine Meiſterhand! Wie ſinnig iſt hier der Moment gewählt, wo Hamlet die berühmten Worte: „„Man kann lächeln, und immer lächeln, und doch ein Schurke' ſein,““ in ſeine Schreibtafel eingetragen hat. Die linke Hand hält die Schreibtafel leicht umfaßt, während die rechte ungezwungen auf derſelben ruht und mit umgekehrtem Stiſt auf die niedergeſchriebenen Worte hindeutet. Hermelinmantel, Kragen und Ehrenkette ſind unordentlich, aber höchſt effektvoll geordnet und deuten als Nebenwerk ſchon auf den zerrütteten Seelenzuſtand Hamlet's hin. Die Bruſt iſt bloß, ohne das Auge zu beleidigen. Meiſterhaft iſt die Wendung des Halſes und Korſes und die anatomiſche Behandlung dieſer Theile. Das Auge iſt gewölbt und weit aufgeſchlagen, und der alle Beſchauer dieſes Bildes feſſelnde, halb ſeitwärts nach oben gekehrte Blick ſchwimmt in der wechſelnden Gefühlsmitte von Wehmuth und Bitterkeit. Das leiſe Muskelſpiel um den bewegten, halbgeöffneten Mund, und das phantaſtiſch geordnete Haar vollenden den unnachahmlichen Ausdruck dieſer ſtreng bezeichnenden Phyſiognomie. Man lieſt die niedergeſchriebenen Worte nicht auf der Tafel, ſondern in Hamlet's Geſicht! Dabei iſt die Aehnlichkeit ſo frappant —“

„So?“ fiel der Fürſt ein, „haben Sie den Darſteller gekannt?“

„Nein,“ erwiederte Aſtolf, „iſt auch gar nicht nothwendig; denn ein jedes in ſich vollendete Portrait iſt, — ſo auch dieſes — Bürge für die vollkommenſte Aehnlichkeit. Und,“ — fügte er im Anblick des Bildes verloren hinzu — „Du biſt der Edle von Humor!“

„Sie irren,“ fiel ſchnell der Fürſt ein, „Sie irren ſehr, 's iſt Herr Leo — ſchlechtweg!“

Aſtolf erwachte wie aus einem Traume, rieb ſich die Stirne und ſagte: „Ah ſo! — — — und doch Herr von Humor!“ — — und, indem er dem Bilde den Rücken kehrte: „Kreisler hilf!“

Dem Fürſten aber entging der Name nicht, und er rief freudig: „**Oui mon chèr, vous avez raison. le maitre est Monsieur de Krösel!**“

„Was!“ ſchrie Aſtolf auf, „Kreisler malte das Bild und ich erkannte ſein Werk nicht ſogleich!! O blöder Schüler!“

„**Sur mon honneur!**“ fuhr der Fürſt fort, „von Kreisler ſelbſt, der am Hofe des höchſtſeligen Fürſten Irenäus, Durchlaucht, das Bild malte, und von dem ich's als Präſent empfing.“

„O, blöder, blöder Schüler!“ und ſich heftig vor die Stirne ſchlagend ſprach Aſtolf: „Streichen Sie aus, Durchlaucht, ſtreichen ſie aus, Excellenz, von der Tafel Ihres Gedächtniſſes, was ich ſoeben über Kunſt ſchwatzte! Die Kunſt iſt redlich, doch — ihre Jünger ſind untreu! — Kreisler! Kreisler! Dich nicht wiedererkannt zu haben!! —

„Potz Faſelei, und kein Ende!“ rief etwas erzürnt der Fürſt. „Jetzt kommen Sie, ſonſt wird mir's zu bunt, und laſſen Sie uns von ernſthafteren Angelegenheiten reden;

denn Sie ſtehen wirklich in Gefahr, was weniges überzuſchnappen!“

Der Marſchall öffnete das Kabinet des Fürſten, Beide traten ein, Aſtolf folgte gleichgültig.

VII.

Am andern Tage gegen Mittag ſaß die Fürſtin, welche eine unruhige Nacht gehabt hatte, und in Folge derſelben ſich etwas unwohl fühlte, in reizendem Negligee auf ihrem Sopha, vor dem ein Tiſch ſtand, auf welchem belletriſtiſche Zeitſchriften lagen, die ſie durchblätterte. Oft ſank ihr ſchöner Oberkörper zurück auf das Sopha, Kopf und Augen erhoben ſich gegen die Decke des Zimmers, als wenn ſie über das Geleſene nachzudenken ſchiene. Sie ſaß vis à vis einer Glasthüre, deren Fenſter nach innen zu mit ſeidenen aber etwas verſchobenen Vorhängen drapirt waren. Dieſe Thüre führte in das ſogenannte fürſtliche Ahnenkabinet und enthielt die Bildniſſe der Vorfahren des fürſtlichen Paares. In dieſem Kabinete ſaß vor einer Staffelei Aſtolf, die Portraits einiger Ahnen kopirend, um, dem Auftrage des Fürſten gemäß, ein Familienbild zu gruppiren.

Das war der Spaß, den ſich Se. Durchlaucht ausgeſonnen, von dem er früher im Bilderſaal unſerem Maler einen Wink gegeben, und den er jetzt, ohne daß die Fürſtin etwas davon wiſſen ſollte, auszuführen gedachte.

Sie hatte aber durch irgend eine weibliche Hofſchranze davon Nachricht bekommen, die ſie wohlgefällig aufnahm und belohnte, weil ihr dadurch die längſt mit Sehnſucht gewünſchte Gelegenheit gegeben ward, ſich dem geliebten Fremden, ohne den Schein eigenen Bemühens und Zuthuns gegen ſich zu haben, nähern zu können.

Der Maler ſaß trunken und verloren im Anblicke der reizenden Frau, die er von ſeinem Kabinete aus durch den verſchobenen Vorhang vollkommen erblicken konnte, ohne daß ſie ihn wahrzunehmen im Stande war.

Die Conturen der Ahnenköpfe hatte er bereits entworfen, noch ehe ihm die Fürſtin auf ihrem Sopha ſitzend, ſichtbar ward; er war eben im Begriff in die Mitte des Bildes die Conturen der Fürſtin zu entwerfen, als ſie ſich der erwähnten nachdenkenden Lage auf dem Sopha hingegeben hatte. Aber erſtarrt ruhte die Hand auf der Leinwand, er verlor ſich im Anſchauen; ſein Herz pochte ungeſtüm, die Hand fing an zu zittern und bewußtlos entfiel ihm der Pinſel. Das Fallen deſſelben zu Boden, mit dem ein unwillkührliches: „O Gott!“ ſeinen Lippen entfuhr, hatte ihn, wie die Fürſtin, die mit den Worten: „Was iſt das?“ vom Sopha auffuhr, zugleich aufgeſchreckt. Sie eilte zur Thüre, riß dieſe haſtig auf, und der Maler ſtand ihr auf wenige Schritte gegenüber.

Die Fürſtin ſah ſich ſcheinbar verwundert im Kabinete um, blickte Aſtolf mit erkünſtelter Ruhe an, dann das auf der Staffelei ruhende Bild, den auf der Erde liegenden Pinſel, und wieder den Maler, der todtenbleich, mit zitternden Lippen daſtand, unvermögend ein Wort der Entſchuldigung hervorzubringen.

„Fahren Sie fort!“ ſprach die Fürſtin mit wundervollem Klange, der dem Künſtler durch Mark und Bein vibrirte, und indem ſie auf den am Boden liegenden Pinſel wies: „Fahren Sie ruhig fort, ich bleibe Ihnen ſtehen; ſo, mein' ich, werden Sie's bequemer haben, — Nicht? — o fahren Sie doch fort!“

Aſtolf raffte alle Kräfte, die ihm zu Gebote ſtanden, zuſammen, bückte ſich, ergriff den Pinſel mit Haſt, ſchleuderte ihn aber ſchnell wieder von ſich und ſtürzte zu der Fürſtin Füßen nieder. Dieſe trat einen Schritt zurück; — er erhob ſein Angeſicht zu ihr hinauf; — vier liebeglühende Augen brannten trunken in einander, ein Meer unnennbarer Gefühle und Wonnen überſtrahlend; — der Thau ſüßer Sehnſucht, Hoffnung und Liebe floß aus dem Auge der Fürſtin in einer Perle auf Aſtolf hernieder, und kein Laut ſtörte die Scene.

VIII.

„Haben Sie,“ ſprach andern Tages der Fürſt zu dem zur Tafel geladenen Künſtler, „wohl Luſt, — verſteht ſich mit Erlaubniß der Fürſtin, — das Ahnenkabinet anzuſehen, und nach dem Diner eine Stunde Zeit an die verſprochene Copie zu verwenden?“

„Was kann ich dagegen haben?“ antwortete die Fürſtin, „da ich hoffentlich durch kein Geräuſch bei dem angefangenen Briefe, den ich heut Abend noch zu enden denke, geſtört ſein werde.“

„Mit Vergnügen,“ verſetzte der Maler, „füge ich mich dem gnädigſten Befehle, und darf beſtimmt verſprechen, daß die durchlauchtigſte Fürſtin durch nichts geſtört werden ſoll, ſo wenig als Höchſtdieſelbe es geſtern ward, wo ich noch nicht im Kabinete war. Zugleich verſpreche ich heut mit ſo viel Luſt und Liebe an das Werk zu gehen, daß der durchlauchtigſte Herr mir Morgen gern bekennen werden, die Arbeit ſei ſo raſch vorgeſchritten, als hätte ich geſtern ſchon damit begonnen!“

„Köſtlich!“ flüſterte der Fürſt dem Hofmarſchall in's Ohr.

„Nur eins erbitte ich mir,“ fiel die Fürſtin, ſich zum Maler wendend, ein, „daß ich künftighin nie die Stunde wiſſen will, wenn Sie im Kabinet die Arbeit fortzuſetzen denken; denn nur durch den Gedanken, Jemand neben mir zu wiſſen, werd' ich ſchon geſtört. Heute jedoch, da ich es nun einmal zugeſagt, mag's drum ſein.“

(Fortſetzung folgt.)

Aus Holſtein.

(Schluß.)

Um auf die theologiſche Fakultät zu kommen und die Zuſtände derſelben kürzlich zu beſprechen, ſo iſt der Abgang Tweſten's nach Berlin an Schleiermacher's Stelle hier eine ſchmerzliche Wunde, und es thut mehr als jemals Noth, den Beiſtand des heiligen Geiſtes zu deren Heilung anzuflehen und um eine neue Ueberſchattung zu bitten. Die ganze theologiſche Fakultät iſt gewiſſermaßen dadurch kopflos geworden, was aber natürlich keineswegs ſo verſtanden werden ſoll, als ob derſelben der Verſtand ausgegangen wäre, ſondern ſie hat nur ihren Choragen, deſſen Leitung ſie auf dem ſo gefahrvollen Wege der theologiſchen Meinungen vertrauungsvoll folgte, verloren. Twesten gab nämlich der ganzen Theologie eine orthodoxe, oder doch ſupernaturaliſtiſche Richtung, und Rationalismus gab es hier gar nicht. Die ganze Theologie war mit ihm gläubig geworden und hatte daſſelbe Feldgeſchrei. Eckermann war freilich noch immer Rationaliſt, aber dieſer alte Verſtandeskämpe, der einſt hier ebenſo den Rationalismus verbreitet hatte, wie nachgehends Twesten die unumſchränkte Herrſchaft des Glaubens gründete, und der in ſeiner hageren, trockenen Geſtalt wie der verkörperte Rationalismus ſelbſt ausſah, hatte ſich gänzlich verlegen und verſeſſen, er hatte ſeine theologiſchen Studien nicht dem Fortſchreiten der Zeit angepaßt, war gerade im Jahre 1790 ſtehen geblieben und gehörte ſomit mit ſeiner Theologie in's 18te Jahrhundert, obgleich er tief in's 19te hineinlebte, wo er erſt kürzlich leiblich verſtarb, wie er ſchon längſt theologiſch todt war. Liegt nun die Theologie auf dem Katheder in einer nicht ganz zu beſtreitenden Agonie, ſo lebt ſie deſto kräftiger noch immerfort auf der Kanzel, in den gothiſchen Gewölben der alterthümlichen Nikolaikirche, wo der frühere Archidiakonus und nunmehrige Kirchenpropſt und Doktor Harms ſein gewaltiges Rednertalent zum Frommen der Orthodoxie vor einer gedrängten Verſammlung gläubiger und ungläubiger Herzen entwickelt, und wenn auch nicht Letztere bekehrt, ſo ſie doch ſtets zu feſſeln verſteht. Der Vortrag dieſes Mannes iſt höchſt eigenthümlich, warm, derbe und von poetiſcher Färbung. Hat man einmal den erſten unangenehmen Eindruck ſeines unſchönen Organes überwunden, ſo wird man ſich lebhaft angezogen fühlen, mag man ſeine theologiſche Anſicht theilen oder nicht. Dem auswärtigen Publikum hat Harms ſeinen Kanzelvortrag durch die Herausgabe einer Poſtille gangbar gemacht, wovon die ältere Ausgabe, worin noch nicht ein allzu ſtarrer Dogmatismus herrſcht und er ſich mehr an die große Offenbarung Gottes in der Natur hält, mancher entſprechender finden möchte, als die ſpätere, die in eine Zeit fällt, wo er vollkommen zum Abſchluß mit ſich und der Dogmatik gekommen war. In Harms lebt noch ganz und gar jene alte lutheriſche Orthodoxie, die eben ſo feindlich dem Reformirten, wie dem Katholiken ſich zeigt und vor einer unirten Kirche, wie vor einer Abgötterei zurückbebt. Das Augsburger Glaubensbekenntniß iſt für Harms ein vom Himmel gekommenes Pergament, das Tradition, Bibel, Conzilien und Papſt zugleich in ſich faßt, von deſſen Artikeln man keinem ohne grobe Ketzerei widerſprechen kann, und alle ſeine Beſtrebungen werden auf die Legitimirung deſſelben verwandt. Seine Gegner haben ihn häufig der Heuchelei beſchuldigt, allein dagegen ſcheint bei ihm Alles zu ſprechen. Es iſt aber ſehr ſchlaues Verfahren, Gegner, deren Geiſt und Gelehrſamkeit man anerkennen muß, ſchnell zu moraliſchen Lumpen zu machen. Harms Lebenswandel dürfte vielmehr, inſofern dieß menſchliche Schwäche und moderne Verhältniſſe überhaupt erlauben, ächt apoſtoliſch zu nennen ſein, und manche Thräne wird von ihm heimlich abgewiſcht. Harms gehört inſofern mit zur Univerſität, als er mächtig von der Kanzel herab auf die Theologie einwirkt und überdieß Paſtoraltheologie vorzutragen pflegt, wozu ſich auch in der That Niemand beſſer eignet, als er, der in allen Amtsverrichtungen einen richtigen Takt zu beobachten weiß und den Menſchen und den Geiſtlichen gut zu vereinigen verſteht.

Nachſtehende Worte enthalten die in Lapidarſtyl abgefaßte eben ſo ſchöne, wie treffende Parentation, womit das in Landestrauer gehüllte Kieler Correſpondenzblatt vom 24. März d. J. den Tod des vormaligen Kanzleiraths und Landvogts Uwe Lornſen, des durch ſeine patriotiſchen Beſtrebungen ebenſo unglücklichen wie hochverdienten Mannes, dem Lande ankündigte:

„Im Anfange des Märzmonats 1838 ſtarb gebrochenen Herzens auf einem Landhauſe am Genfer See nahe bei Genf Uwe Jens Lornſen, von der Inſel Sylt in Nordfriesland, einſam verlaſſen, freiwillig verbannt, des Friedensbruches, welchen das Jahr 1830 verlangte, der beſten Opfer eins. Der Adel ſeiner Seele, die Kraft ſeines Geiſtes, die Tiefe ſeines Gemüthes, offenbarte ſich im kleinen Kreiſe; ſeine Thatkraft wählte kleinen Schauplatz, ſein Sieg blieb halb und ohne Kranz, ſeine Niederlage nahm ihm Alles bis auf den Ruhm. Du Kämpfer ohne Schwert, Du Feldherr ohne Heer, Du Feind ohne Haß im Herzen, die Fackel, die Du angezündet und kühn am höchſten geſtellt haſt, leuchtet fort, ob Du auch geſchieden. Dein Name kann nimmer verlöſchen in Schleswig-Holſtein, Dein Wort nimmer verhallen. Wie Deine mild-ernſten Züge dem, der ſie geſehen, für immer in der Seele eingeprägt ſind, wie ihn Dein leuchtender Blick, Deiner Worte gewaltiger Schall ſein Leben lang begleiten, ſo iſt Deine That, unſcheinbar nach außen, innerlich groß, eingegraben in dieſes Volkes lebendiges Gedächtniß und verwebt in die wachſende Geſchichte dieſes Landes. In der Fremde iſt Dein Grab, — hier im Vaterlande, hier iſt Dein Leben. Schimpflichen Schlaf verſcheuchtet Dein Zuruf, der Verräther zittert, trifft ſein ſcheues Auge den durchbohrenden Blick Deines blaſſen Bildes. Den Schwachen ſtärket Dein Zuwink, und mit den glücklichen Braven gelangſt Du einſt der Erſte an's Ziel.“

Da der Name dieſes braven Patrioten und großen deutſchen Mannes ſelbſt in Deutſchland nicht in dem Maaße bekannt ſein möchte, wie ſeine ſchöne That, ſein uneigennütziger, großer Sinn es verdient, ſo füge ich die Notiz an, daß Uwe Lornſen im Jahre 1830, nachdem er in allen Städten der Herzogthümer Verſammlungen gehalten und ſich des Beifalls und des Beiſtandes der angeſehenſten Bürger zu ſeiner gewagten patriotiſchen That verſichert hatte, ſeine Flugſchrift „das Verfaſſungswerk in Schleswig-Holſtein“ ſchrieb und ſelbige in Tauſenden von Abdrücken überall durch's Land vertheilte, wo ſie zum Theil ſelbſt die Geiſtlichen von der Kanzel mittheilten. Dieſe in freier männlicher Sprache an die Regierung gerichtete Schrift enthielt die allgemein gehegten Wünſche und Verlangniſſe des Landes, die ſich beſonders auf eine gänzliche adminiſtrative und finanzielle Trennung von Dänemark, eine einzuführende Ständeverſammlung, und auf die Rüge vieler Mißbräuche bezog. Uwe Lornſen empfand gewiß die ganze Schwere dieſes Schrittes, aber er hatte beſchloſſen, ſein eigenes Wohl dem Wohle des Landes zu opfern. Da traf der von Kopenhagen geſchleuderte Blitz ſein Haupt, Niemand regte ſich, keine Stimme erhob ſich zu ſeinem Beiſtande, und der ſeines Amtes entſetzte Lornſen ging in die Verbannung. An jenem Tage verloren viele hundert ſonſt unbeſcholtene Männer ihre Ehre, jene nämlich, die ihn in ſeinem Vorhaben beſtärkt und ihm ihre Hülfe zugeſagt hatten.

Uwe Lornſen's That verdient um ſo mehr Lob, als er in den glücklichſten Verhältniſſen lebte und durch die Ernennung zum Landvogt ſeines Heimathslandes alle ſeine Wünſche gekrönt ſah.

Sein Plan ſcheiterte, aber was das Land ſpäterhin empfing, war ſein Werk, und ein Theil des in ſeiner Schrift Verlangten ſteht erfüllt da.

Chronik der ſchönen Literatur.

21) National-Verſammlung der deutſchen Lyriker des 18ten und 19ten Jahrhunderts von Ferd. Stolle. 1. Bd. 1. Liefg. Grimma. J. M. Gebhardt. 1838.

Das erſte Heft dieſer lange vorbereiteten Anthologie iſt nunmehr erſchienen; das zweite (1te — 3te Serie des dritten Bandes) woraus ſich auf das Ganze eigentlich erſt ſchließen läßt, wird in vier Wochen erwartet; von ſechs zu ſechs Wochen iſt das Erſcheinen einer Lieferung des auf drei Bände berechneten Werkes verſprochen. Tendenz und Plan, wie ſie einſtweilen in der Buchhändleranzeige vorliegen, ſind lobenswerth. So viel man nach der erſten Lieferung von der Ausführung ſchließen kann, iſt auch dieſe tadelfrei. So werden A. v. Haller, Hagedorn, Gellert, E. Chr. v. Kleiſt, Roſt, Gleim, Uz, J. A. Schlegel, Götz, die Karſchin, Cramer, Klopſtock, Giſeke, Creuz, in entſprechenden einzelnen ganzen Gedichten und ſolchen Fragmenten aus größeren vorgeführt, welche auf die Charakteriſtik der Poëten genügend hinweiſen können.

Feuilleton.

. **Die literariſchen und kritiſchen Blätter der Börſenhalle,** welche bisher von den Herren F. Niebour und Rath Dr. Ludwig redigirt wurden, haben ſeit Anfang dieſes Quartals in der Perſon des Hrn. Dr. G. E. von Hoſtrup einen dritten Redakteur erhalten. Jene Blätter ſind nun in zwei Abtheilungen getrennt: I. Ausland und II. Inland. Jenem ſtehen die früheren Herren Redakteure, dieſem die neueren vor. Die Geſinnung, von welcher die ebenerwähnte Eintheilung ausgeht, iſt ſehr gut. Das Ausland ſoll fortfahren, »die Offenbarungen des Menſchengeiſtes, wie ſie ſich in der Literatur des Auslandes, insbeſondere in der mächtigen und glänzenden Zeitpreſſe Frankreichs und Englands, wiederſpiegeln, in treuen und gewählten Uebertragungen vorzuführen.« Das Inland dagegen ſoll, »vom deutſchen Standpunkte aus, insbeſondere die deutſche Literatur dem größeren gebildeten Publikum gegenüber beſprechen und die ſelbſtſtändige Beiſteuer zur Journaliſtik nicht ſchuldig bleiben.« Dagegen ſcheint die Benennung der neuen Eintheilung nicht zum Beſten gewählt. Es kann etwas zuerſt in ausländiſchen Blättern erſchienen ſein, was doch durchaus, ſeinem Inhalt nach, unter's Inland gehörte, z. B. der Brief Beethoven's in der Nummer vom 2. April d. J., und ebenſo kann's eine Menge Dinge geben, welche ſtreng genommen weder in's eine, noch in's andere Fach, und doch möglicherweiſe in die Blätter ſelbſt gehören. Müßten Namen genannt ſein, ſo würden die Bezeichnungen: Ueberſetzungen und Originalien, oder I. und II. oder dergl. paſſender geweſen ſein und dabei genügt haben. Sehr löblich ſind die der neuen Abtheilung Inland vorausgeſchickten Zuſagen einer offenen, entſchiedenen, dem Schlechten entſchieden abgeneigten, und dem Trefflichen entſchieden zugeneigten Kritik, eines »weder an buchhändleriſche Intereſſen, noch an das Wechſellob literariſcher Cumpanſchaften verkauften Urtheils,« und gewiß iſt das Wort wahr, womit jene Zuſagen ſchließen: »Auch in der Literatur iſt die Sünde gegen den heiligen Geiſt die, welche nicht vergeben wird.«

. Dem Vernehmen nach wird Herr Friedrich Giehne, Redakteur des zu Ende März d. J. eingegangenen Spiegel's, ſeine kritiſchen Kräfte fernerhin einer größeren Unternehmung dieſer Art widmen. Es iſt an Herrn Giehne zu loben, daß er bis in die letzte Nummer des Spiegels dieſem alle Sorgfalt der Redaktion zuwandte. Die letzten Nummern deſſelben enthalten intereſſante Kritiken über die wichtigeren der in den Kölner Wirren erſchienenen Schriften, insbeſondere des Görres'ſchen Athanaſius und der Gutzkow'ſchen Schrift. Sie ſind voll des ſchärfſten und wohlgewiegteſten Urtheils, in dem ſich die Feder des Herausgebers ſelbſt nicht verkennen läßt.

. **König Ferdinand VII. von Spanien.** — Chateaubriand bemerkt in dem jetzt erſcheinenden Fragment über den Kongreß von Verona, mit Bezug auf Ferdinand von Spanien, u. a. Folgendes: »Ein furchtſamer Tyrann treibt auf die Kataſtrophe hin und zittert, wenn ſie eingetreten; aus der Unerſchrockenheit ſeines Kopfes ſteigt er hinab in die Feigheit ſeines Herzens. Es gibt Monarchen von falſchem Schrot und Korn, die aus Verſehen ſich auf dem Throne befinden. Die meiſten Ereigniſſe unſerer Tage erklären ſich durch die Furcht; der Feigling (poltron) liegt auf dem Boden dieſer ungeheuren Ereigniſſe, wie die Mumie eines Königs ſich im Mittelpunkt der Pyramide des Cheops befand!«

. Dr. Joh. Ad. **Möhler,** Ritter des St. Michaelsordens, Profeſſor der Theologie zuerſt zu Tübingen, ſpäter zu München, kürzlich zum Dechant des Domkapitels Würzburg ernannt, iſt am 12. d. M. zu München geſtorben. Seine Schrift »über die Einheit der Kirche«, ſein »Leben des h. Athanaſius« und ſeine »Symbolik« und viele geiſtvolle Aufſätze in der Tübinger theolog. Quartalſchrift haben ihm eine ausgezeichnete Stelle unter den theologiſchen Schriftſtellern, ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit, ſeine treue Fürſorge für die Studirenden ihm ein bleibendes Andenken bei Freunden und Schülern geſichert. Mag auch ſein liebendes Gemüth zu mannigfachen Täuſchungen über das Weſen ſeiner Kirche und zu edlen Träumen von einer Umgeſtaltung ihres irreformablen Syſtemes ſich haben hinreißen laſſen, — was die Liebe ſäet, iſt nie verloren, wenn auch ihre Früchte oft eine ganz andere Geſtalt gewinnen, als der Sämann in ſeiner geiſtigen Befangenheit ſich vorgeſtellt haben mag.

. Von Ernſt Münch erſcheint demnächſt (bei Hoffmann in Stuttgart) eine Schrift: »Römiſche Zuſtände und katholiſche Kirchenfragen«. Ebenſo von demſelben Verfaſſer bei Weiſe und Stoppani: »Ulrich von Hutten's Jugendgedichte.«

. **Louis de Carné über Deutſchland ſeit 1830.** — In einem nicht ohne Sachkenntniß geſchriebenen Artikel des Hrn. Louis de Carné in der Revue d. 2 mond. »über Deutſchland ſeit 1830« wird u. a. auf folgenden höchſt wichtigen, bisher unſeres Wiſſens nicht beachteten Punkt aufmerkſam gemacht: „Il n'y a pas de droit politique, *il n'y a pas d'engagemens internationaux*, si les agents héritiers d'une couronne sont admis à invalider des dispositions légales, *et d'après le même principe, des stipulations diplomatiques*, sous le prétexte qu'elles s'appliqueraient à leurs intérêts de famille et qu'ils ne les auraient pas consenties. *La solidarité* est la base de la perpétuité monarchique.

. **Lippendienſt.** — Ein kürzlich erlaſſenes Dekret der Königin von England verfügt, daß »vorbehaltlich der Rechte von Nachfolgern und Nachfolgerinnen« viele der bisher üblichen Krönungsceremonien diesmal unterbleiben würden, wozu, wie ein engl. Journal bemerkt, der »Lippendienſt (lip service) der edlen Lords« gehöre, der bekanntlich jedem derſelben das Recht gibt, bei der Krönung einer Königin ſie einmal zu küſſen. Ueber dieſe romantiſche Ceremonie ſoll es im Gremium der Krönungskommiſſion zu ſehr wichtigen Diskuſſionen gekommen ſein.

. **Große Mortalität der Druckſchriften in London.** Dem Magaz. f. d. Lit. d. Ausl. zufolge hat ein engliſcher Buchhändler berechnet, daß von 15 Büchern, die in London erſcheinen, immer nur eines die Koſten deckt; daß von 50 Broſchüren nur eine Gewinn auswirft; daß von 200 Büchern nur eines eine zweite Auflage erlebt, und daß nur von 500 eines in dritter, von 1000 nur eines in vierter Auflage erſcheint. Doch rechnet man die Zahl derer, die in London ausſchließlich von literariſchen Arbeiten leben, auf ungefähr 4000, von welchen etwa 700 dem Journalismus dienen. —

. **Verhältniß von Staat und Kirche.** — Ein Züricher Correſp. der L. Allg. Ztg. eröffnet ſeinen Artikel mit folgender witziger Bemerkung: »In Nord-Amerika verhalten ſich Staat und Kirche etwa wie Leib und Seele, der Körper hat nichts dagegen, wenn in der Seele alle ordentlichen religiöſen Meinungen auftauchen, um friedlich nebeneinander zu beſtehen oder ſich gegenſeitig zu bekämpfen. Im größten Theile des monarchiſchen Europa leben Staat und Kirche wie Mann und Frau, meiſt als ziemlich gleichgültige Eheleute, bei denen es jedoch auf die Dauer nicht ohne Zanken, Keifen und vielfache Störung des Hausfriedens abgeht. In der Schweiz ſtehen ſie aber mit dem Rücken gegeneinander, ſie wollen zugleich dahin und dorthin, und doch können ſie, wie verwachſene Zwillinge, ſich nicht trennen, ſo daß es ein ſehr klägliches Gezerre gibt." —

. **Induſtrielle Schlacht.** — Bei Einzeichnung für die Actien der Wien-Raaber Eiſenbahn, welche am 9. d. M. zu Wien ſtattgefunden, — »wurden Geländer und Thüren eingerannt, und im Gedränge Arme, Beine und Rippen gebrochen,« nachdem für 3800 Actien wenigſtens 30,000 Menſchen ſich zugedrängt, von denen ein Theil die ganze vorhergehende Nacht im Vorraume bivouakirt. — Aehnliches Gedränge ſoll im Mittelalter zuweilen bei den Vorleſungen der großen Scholaſtiker in Paris ſtattgefunden habe. Tempora mutantur.

. **Die großbritanniſche Nationalgalerie** auf dem Trafalgarſquare zu London, welche alle bisher zerſtreuten öffentlichen Sammlungen vereinigt, iſt am 9. d. M. zum erſtenmal geöffnet worden. Leider ſoll das Innere dem — verfehlten Aeußeren entſprechen. Statt Sälen — Schmollwinkel, oder, wie man ſie genannt hat, — »Honigzellen«, ſpärlich von oben beleuchtet. Gerade den großen aber — in Zeichnung und Farbetönen nichtsſagenden Oelgemälden des ehemals gefeierten Weſt iſt verhältnißmäßig der größte Raum gewährt; die italieniſchen und holländiſchen Klaſſiker dagegen (die deutſchen fehlen) mußten mit dunklen Wänden vorlieb nehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 100. 1838.

Phönix.

Freitag, 27. April.

Der Schlüſſel.

(Fortſetzung.)

„Göttlich!“ liſpelte der Fürſt abermals dem Marſchall zu; dann ſich zur Fürſtin wendend ſagte er:

„Unſer Künſtler, dem Romantiſchen bis zur Leidenſchaft ergeben, wird ſicher Sorge tragen, daß Sie es nie erfahren, und wohlbedächtig jene Stunden wählen, wann Sie wahrſcheinlich ihn nicht erwarten, wie z. B. geſtern, — ich will es Ihnen nur geſtehen, — da ich mit ihm im Kabinete war, und Sie nicht die geringſte Ahnung davon hatten.“

„Wie?“ fragte die Fürſtin erſtaunt.

„Laſſen wir das, Geliebte,“ erwiederte der Fürſt lachend, — „laſſen wir das, — und betrachten wir das Ganze vor der Hand als eine theatraliſche Intrigue.“

„Die ihren Anfang ſchon, ſcheint es, mit dem Taſſo hatte,“ fiel Aſtolf ein, „wo ich zum erſten Male das Glück genoß, von Ihro Durchlaucht bemerkt zu werden.“

„O, müſſen Sie mich an Taſſo erinnern!“ entgegnete etwas ungehalten die Fürſtin, „an jene Vorſtellung, da mir ſo unwohl ward, und die ſo ſtörend auf mich wirkte, daß ich mich heute zum erſten Male erſt wieder fähig fühlte, der Tafel beizuwohnen.“

„Vergebung, Durchlaucht, daß ich Sie daran erinnerte, ich wußte nichts von dieſem Unwohlſein,“ fügte Aſtolf bedeutungsvoll hinzu. „Ich meinte etwas Anderes.“

„Er meint den Pinſel,“ raunte der Hofmarſchall dem Fürſten in's Ohr.

Der Fürſt, der vor Lachen kaum zu Worte kam, rief über die Tafel: „Er meint den Pinſel, meine Illüſtre! Ja, ja, der Pinſel ſpielt in unſerem Drama eine bedeutende Rolle. Es lebe der Pinſel, wie die geſammte Kunſt!“ Hier ſtieß er, auf den Maler freundlich blickend, indem er das Glas erhob, mit dem Fuß deſſelben, an das der Fürſtin klingend an, die hierauf das ihrige ergriff, es an die Lippen ſetzte und mit den darüber funkelnden Augen Aſtolf bedeutungsvoll maß, der, gegen das fürſtliche Paar ſich tief verneigend, auch ſein Glas leerte.

Die Tafel war aufgehoben, der Fürſt führte ſeine Gemahlin am Arme in ihr Kabinet, klagte, wie es ihn ſchmerze, daß ſie am Beſuch des heutigen Theaters nicht Theil zu nehmen wage, und beurlaubte ſich von ihr für dieſen Abend.

Aſtolf verfügte ſich in ſein Atelier. Eine volle Stunde faſt arbeitete er unausgeſetzt an dem Familienbilde. Es bedurfte des Sitzens der Fürſtin nicht; ihre Phyſiognomie hatte ſich ſo lebhaft in ſeinem tiefſten Innern eingebrannt, daß die Kunſt aufhörte Kunſt zu ſein, um ihr Bild auf todte Leinwand vollkommen lebendig hinzuhauchen.

Aber als der Wagen des Fürſten durch den Schloßhof flog, flogen zwei Glückliche ſich in die Arme! —

IX.

Das Familienbild war fertig. Mehr als einen Monat Zeit hatte der Künſtler zur Vollendung gebraucht. Es war ein Meiſterſtück geworden, und der Fürſt fühlte ſich doppelt beglückt, als die Fürſtin bei Ueberreichung deſſelben in die ausſchweifendſten, faſt ungemeſſenen Lobeserhebungen über den Künſtler ausbrach, eine Schwachheit, oder vielmehr ein Sichvergeſſen, wie ſie, ihrem Charakter nach, nie ſich hatte zu Schulden kommen laſſen. Das ſcheinbar gegebene Dementi war von wichtigen Folgen auf das ſpätere Benehmen der Fürſtin, und rächte ſich in der Folge empfindlich an unſerem Helden.

Das Familienbild war fertig, und das engſte, innigſte und unbeſchränkteſte Verhältniß zwiſchen Fürſtin Adolphine und Aſtolf zugleich gegründet. Nicht nur die Stunden, in welchen dieſer daran arbeitete, ſondern jede andere waren, wie es die Umſtände erlaubten, den Liebenden zu Gebot, ohne daß der Fürſt davon die geringſte Ahnung hatte.

Hofmarſchall, Kammerherren, Hofdamen, und wie ſonſt das ſubmiſſe Gefolge durchlauchtiger Perſonen heißt, würden, wenn auch in ihnen eine leiſe Ahnung über irgend ein beſonderes Verhältniß mit dem erkohrenen Günſtling aufgetaucht wäre, durch den dabei verbundenen Schrecken, den ein ſolcher Gedanke in ihrer Stellung nothwendig mit ſich führen mußte, zu der ihnen gebührenden Beſinnung über die Möglichkeit eines ſolchen Verhältniſſes gekommen ſein.

Deſſenungeachtet hielt die Fürſtin es nicht für unnütz, faſt täglich ihrem Freunde die möglichſte Vorſicht zu empfehlen, ſo ſubmiß die fürſtliche Umgebung auch war.

Nicht ſelten aber kamen dem Geliebten dieſe oft wiederholten Einſchärfungen lächerlich, zuweilen ſogar ſeinem Zartgefühl und ſeinem überſchwänglich liebenden Herzen kränkend und beleidigend vor.

„Angebetete Adolphine,“ entgegnete er ihr endlich einmal, „Liebe, wenn ſie die Staffel des höchſten Vertrauens erſtiegen, fühlt auch die Eitelkeit, wo es ohne Verrath an ihr geſchehen kann, ihren Triumph hier und da öffentlich zu feiern, und es iſt Pflicht, ihr zuweilen die ſüße Genugthuung zu gewähren, daß ſie allein die Königin der Welt, die Alle beherrſcht, den Monarchen, wie den Bettler, daß ſie die Sonne, die ihre Blumen nicht nur in Treibhäuſern zieht, ſondern auch aus offenem, freien Felde hervorruft.“

Auf dieſe Anſicht verſetzte aber die Fürſtin ernſt, doch ſanft:

„Aſtolf, Dein bin ich, Dein auf ewig; nur begehre nicht, daß unſere Liebe je vor der Welt ſich zeige. Geizt Dein Herz darnach, dann hab' ich aufgehört zu lieben, und Rache tritt für Liebe ein; denn nicht ertragen könnte ich's, wenn Uebermuth ſich aus den Schranken ſtillen Glück's erhöbe! Das merke Dir mein lieber, theurer Freund!“

Das Vertrauen der Fürſtin zu Aſtolf ſtieg von Tag zu Tag, jemehr ſie wahrnahm, wie Liebe und Dankbarkeit ihn feſſelten, und ihn vor jedem unvorſichtigen Schritte bewahrten. — Den Höhepunkt hatte dies Vertrauen erſtiegen, als ſie ihm einen Schlüſſel zu einer verborgenen Thüre überreichte, durch die er jeden Augenblick, wenn's ihm gefiel, zu ihr eilen durfte, und ihn genau unterrichtete, wann und auf welchem Wege der Fürſt ſie beſuche.

„Mehr,“ ſagte ſie unter Thränen, „mehr, Geliebter, kann ich Dir nicht geben, als dieſen Schlüſſel, ein Geſchenk, das Dir theurer ſein muß, als wenn ich Dir die Fürſtenkrone reichte! Mißbrauche ihn nie! Mit ihm hab' ich mein ganzes Selbſt an Dich verkauft, jedwedem Verrath mich blosgeſtellt, jedweder Schande Preis gegeben. Beſiegelt mehr, als mit dem eigenen Blute ſelbſt, hab' ich dadurch das Vertrauen, das ich in Dich ſetze. Mißbrauche es nie!“

„Du haſt Dich nicht in mir geirrt, geliebte Adolphine,“ ſprach Aſtolf darauf, „und wüßte ich einſt den Himmel mir mit dieſem Schlüſſel zu eröffnen, und Du wieſeſt mir den Platz in der Hölle an, der Schlüſſel bliebe ſelbſt in der Hölle mir ein Heiligthum, ein Talisman, mit dem ich jede Qual durchkämpfte.“

Lächelnd und beruhigt neigte die Fürſtin das ſchöne Antlitz. —

X.

Der Fürſt war entzückt über die wiedergewonnene Heiterkeit und frohe Laune der fürſtlichen Gemahlin; der ganze Hof theilte mit ihm dieſe Freude, beſonders aber war dem Hofmarſchall ein Stein vom Herzen gefallen, über die plötzliche, ihm bisher unerklärbare veränderte Gemüthsſtimmung der hohen Frau. — Man zerbrach ſich den Kopf über die Urſache dieſes Wechſels, und ſo viel Köpfe darüber ſannen, ſo viel verſchiedene Urtheile kamen zum Vorſchein. Der Eine ſchrieb es dem günſtigeren Wetter zu; der Andere dem weiſen Einfluſſe des Leibarztes; ein Dritter der geregelteren, diäteren Lebensweiſe der Fürſtin, die durch minderen Beſuch von Geſellſchaften und Bällen zu keiner Störung ihrer Stimmung Veranlaſſung gäbe, und ſo fort. —

Aber nur der Fürſt hatte den Nagel auf dem Kopf getroffen, und äußerte ſich darüber in einer Aſſemblee, bei welcher die Fürſtin nicht zugegen war, indem er unumwunden behauptete: des Malers Ankunft in der Reſidenz ſei allein die Urſache; denn ſeine Gemahlin habe eigentlich längſt eines geiſtreicheren Umgangs ſchmerzlich entbehrt, wie ſie ihm ſelbſt dies öfters geſtanden, — die monotonen täglichen Boſton- und Whiſtparthieen ſeien ihr längſt zum Ekel geworden, — ihr Geiſt habe ſich nach geſunderer und kräftigerer Nahrung geſehnt, ſie, ſelbſt eine ausgezeichnete Kunſtdilettantin, habe bisher Niemand gehabt, mit dem ſie ſich im Felde der Kunſt zu ergehen vermocht; — da ſei ſo recht wie vom Himmel herab der Maler gekommen, der außerdem, daß er ein ganz vorzüglicher Künſtler, überdies noch ein wahrer Hexenmeiſter in den belles lettres ſei.

Der Hofmarſchall war verblüfft über dieſe ſcharfſinnige Wahrnehmung, und ſtimmte dem Fürſten unbedenklich bei. Hofdamen und Kammerfrauen ſahen gleichfalls ganz deutlich ein, wie treffend Sereniſſimus den Zuſtand der Dinge zu entwickeln wußte, und konnten ſich nicht genug über ihre Bornirtheit verwundern, nicht früher darauf verfallen zu ſein, da ſie doch mehrmals des Malers öffentlichen Vorträgen über Kunſt und Vorleſungen aus klaſſiſchen Schriftſtellern in den wöchentlichen Hof-Cercles beigewohnt und geſehen hätten, mit welcher beſondern Aufmerkſamkeit die durchlauchtigſte Frau beſonders den Mittheilungen aus Dichtern, wie Shakſpeare, Calderon, Göthe u. ſ. w. zugehört, ja, wie es Durchlaucht ſelbſt ein Mal eingefallen ſei, in ihrer höchſten Herablaſſung einen Dialog aus Romeo und Julie mit dem Maler vorzutragen, worüber mit Recht Alles in Entzücken gerathen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Zürich.

(Fortſetzung.)

Von den drei anderen Partein wurden aber in der Stadt Wahlcomités errichtet und gedruckte Namenslisten ihrer Candidaten in allen Leſekabineten und Kaffeehäuſern aufgelegt. Wahlverſammlungen mit heftigen Anklagen und enthuſiaſtiſchen Lobreden füllten die beliebteſten Kaffeehäuſer. Die Journale brachten die Auszüge dieſer Reden, und ſetzten eigene Empfehlungen und Abmahnungen dazu.

Die radikale Partei rechnete hauptſächlich auf die obige vierte Verfaſſungsänderung, wonach die Anſäſſen mitwählen konnten, welche der Zahl nach den Stadtbürgern überlegen ſind. Endlich war der zwölfte Name da — und ſiehe! 10 gehörten der ariſtokratiſchen und conſtitutionellen Partei an, und nur 2 waren ſolche, die früherhin der radikalen Partei zugezählt wurden, jetzt aber der ächt demokratiſchen angehören. Auch auf dem Lande war von den Häuptern der Radikalen keiner, von den Anhängern nur wenige gewählt, während manche Landgemeinden ariſtokratiſche und conſtitutionelle Stadtbürger wählten. Nur bei einer Doppelwahl fand eines der radikalen Häupter eine Gelegenheit, nachträglich gewählt zu werden.

Alſo die ſiegende Partei war die demokratiſche, in ehrenwerther Stellung bei unvermeidlichen Verluſten erſchienen die ariſtokratiſche und conſtitutionelle, völlig geſchlagen war die radikale Partei. Nach geſchehener Wahl kam nun das Frohlocken der einen, das Wüthen der anderen Parteijournale, mit einer Rückſichtsloſigkeit gegen Perſonen, welche für Deutſche geradezu unglaublich iſt, und diesmal doch ſelbſt — ein höchſt ſeltener Fall — zu Injurienprozeſſen führte.

An der Spitze des Regierungsrathes ſtehen zwei Bürgermeiſter, welche Jahr um Jahr das Präſidium der höchſten Executiv-Gewalt führen. Der jedesmal präſidirende heißt der Amtsbürgermeiſter, diesmal der Bürgermeiſter Hirzel, einer der achtbarſten Staatsmänner der Schweiz, ausgezeichnet durch Rednertalent, durch eine ſeltene Herzensgüte und Humanität der Sitten, und durch ſehr gediegene wiſſenſchaftliche Bildung. Er hatte als Interimspräſident die erſte Verſammlung des neuen großen Rathes zu eröffnen, welche am 19. März ſtattfand. Er that es mit einer ſehr gediegenen Rede, welche einen gehaltvollen Ueberblick des ſeit 1830 Gethanen und der nächſten Aufgaben der Geſetzgebung enthält, und im Drucke erſchienen iſt. Sodann wurde Präſident und Vicepräſident des großen Rathes für das bevorſtehende Jahr gewählt, und wie zu erwarten, Beide, welche dieſe Stellen in dem eben abgetretenen großen Rathe begleitet hatten, Mitglieder der ächt demokratiſchen Partei. Sodann kamen die 12 Ergänzungswahlen des großen Rathes, und hier erſt wurden wieder die ehemaligen Häupter der Radikalen neben einigen Ariſtokraten in den geſetzgebenden Körper aufgenommen. Trotz aller erdenklichen Anſtrengungen hatten es die Radikalen doch nicht vermocht, den Seminardirektor Scherr, einen ihrer namhafteſten Anhänger, in den großen Rath hineinzubringen. Die ſonſtigen Verhandlungen dieſer erſten legislativen Verſammlung hatten wenig Intereſſe; höchſtens wäre die Berathung über Expropriationsgeſetze zu nennen, da dieſelben für die projektirten Eiſenbahnen wichtig werden können.

Der nächſte Sitzungstermin iſt auf den 23. April feſtgeſetzt. Vorläufig werden folgende **Petitionen** genannt, welche die Tagesordnung beſtimmen ſollen: **Reduction des Regierungsrathes auf 15 Mitglieder.** In früheren Zeiten der blühenden Ariſtokratie übernahmen faſt nur die Reichen und Angeſehenen dieſe Stellen, da der Gehalt äußerſt geringe iſt. In der allgemeinen Achtung und Diskretion fanden ſie den gebührenden Ehrenſold. Jetzt aber den Mißhandlungen der zügelloſeſten Preſſe egoiſtiſcher Schreier ausgeſetzt, finden es Wenige der Mühe werth, einer geringen Beſoldung wegen, vortheilhafte Privatgeſchäfte und ruhigen Ehrengenuß aufzuopfern. Die Gehalte der durch zahlreiche Stellen der republikaniſchen Form erforderlichen Beamten können aber nicht aus den beſchränkten Kräften der Staatskaſſe erhöht werden. So will man durch Verminderung der Collegienmitglieder helfen. — **Einführung des Veto.** Ein ultraradikaler Vorſchlag, wodurch die legislative Gewalt um ihr bisheriges Anſehen käme. Die Geſetze des großen Rathes waren bisher durch ſeine Majorität allein ſanctionirt. Nur die Verfaſſungsgeſetze waren den Urverſammlungen zu unterwerfen. Nach dieſem Vorſchlage müßte jedes Geſetz erſt den Volksverſammlungen zur Sanction übergeben werden, und alle Berathungen der höchſten Behörde würden illuſoriſch. — **Reduktion der Militärausgaben.** Dieſe ſind zu einer eben ſo unmäßigen als zweckloſen Höhe angewachſen. Die Centraliſations-Idee der ſchweizeriſchen Kräfte hatte nämlich den Irrweg betreten, eine gleichförmige Bundesarmee zu organiſiren. Da indeſſen die mehrſten Kantone dem Projekte verneinend entgegengetreten ſind, ſo ſind fortan die übermäßigen Militärabgaben völlig zwecklos. — **Wiedereinführung des Innungsweſens,** ſcheint eine ſehr partikulaire Parteidiverſion zu ſein. — **Abänderung des Forſt-, Steuer- und Schulgeſetzes,** ſcheint aus wirklichen Bedürfniſſen und aus einfach klaren Anſichten der ächt-demokratiſchen Partei hervorzugehen. — Endlich aber: **Aufhebung der Univerſität.** Hierüber ſogleich das Nähere.

Kaum hätte ich es gewagt, mit dieſer Ausführlichkeit die Regungen unſeres kleinen Staatslebens darzuſtellen, wenn nicht einerſeits der jetzt heftige Streit über die Hochſchule daraus erklärlich würde, andererſeits in dieſem **kleinen Beiſpiele die große Lehre ſich von Neuem beſtätigte: Das Völkerleben entwickelt ſich überall zum ächten Menſchheitleben hin, d. h. zur demokratiſchen Rechtsgleichheit,** mögen ariſtokratiſche Gemüther ſchmollen, mögen Anhänger der richtigen Mitte temporiſiren und laviren, mögen egoiſtiſche Demagogen unter radikaler Maske hin und hergaukeln, das ſind welkende und fallende Blätter am ewigen Stamme der Menſchheit. Jedes einzelne Blatt war ein nothwendiger Beſtandtheil des ſich entwickelnden Organismus, aber es behielt die Lebenskraft nur am Stamme. Im ſcheinbar höchſten Momente ſeiner Selbſtſtändigkeit, wenn es vom Stamme ſich ſondert, beginnt ſeine Verweſung. In dem Stamme aber waltet die ewigſchaffende Kraft, und treibt die Blüthen, und reift die Früchte. Sehe nun Jeder zu, ob er zu den Blüthen und Früchten der Menſchheit gehören wolle, oder zu den Blättern. Will er das Letztere, ſo kommt ihm ſein Herbſttag ſicher und bald. Ancillon ſchloß bereits 1796 ſeine „consideration sur la philosophie de l'histoire“ mit dieſer Wahrheit: *„Le monde avec lenteur arrive à la vertu.“*

(Schluß folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

32) Der letzte Ritter. Romanzenkranz von Anaſtaſius Grün. Zweite, durchgeſehene Auflage. Stuttgart. Hallberger'ſche Verlagshandlung. 1838.

Man nenne mir doch aus neuerer Zeit ein Heldengedicht, das ſo ächt und recht die volle Bedeutung dieſes Namens erfüllt, als Grün's „letzter Ritter“, der nun zur Freude aller Freunde des Dichters in einer zweiten Auflage erſchienen iſt. — Letzteres der ſchlagendſte Beweis, wie wenig der wahre Liberalismus, dieſe frohe Religion der Gegenwart mit ihrer Offenbarung der Zukunft, der Anerkennung der Geſchichte entgegentritt. Mit größerer Begeiſterung und Grazie zugleich hat dieſen Cultus noch Niemand verkündigt, als unſer A. Grün, der Sänger des „Schuttes“, und doch iſt dieſer derſelbe, der den letzten Ritter geſchrieben. Ja er mußte naturgemäß zuerſt eines letzten Ritters aus der Seele ſich entledigen, bevor dieſem fruchtbaren Boden die „fünf Oſtern“ entkeimen konnten, gerade wie eine Saat geſchnitten werden muß, bevor eine neue keimen kann, und wie man keine Pietät gegen die Zukunft haben kann, wenn man gegen die Vergangenheit keine hat. Dieſer tiefen Dichterſeele hat ſich alles Geſchichtlich-Gewordene und Werdende im Reinmenſchlichen einer edlen perſönlichen Eigenthümlichkeit, concret zuſammen gefaßt und geoffenbart, — die Entwickelung unſeres deutſchen Geſammtbewußtſeins, unſerer ganzen Thatkraft, in einem einzigen Gemüthe, das unſere Strebungen alle darſtellt. Dieſe Anſicht drängt ſich gerade bei einer zweiten Auflage des „letzten Ritters“ unwillkührlich auf, da man, unbeſchadet aller Entwickelungen des Genius, ſich überzeugt, wie durch und durch treu ſich der Menſch und deutſch und der Dichter geblieben und ferner bleiben muß, und wie der Dichter vom Menſchen gar nicht zu trennen. Das iſt es auch, worauf ich — in den engen Gränzen, in welchen dieſe Chronik ſich beſchränken muß — einzig hinweiſen wollte, weil man heutzutage ſo oft den Dichter vom Menſchen getrennt zu ſehen gewohnt und beide voneinander zu trennen geneigt iſt, zum Nachtheil der Literatur und der guten Sache, und der beſten: des Vertrauens der Nation; A. Grün iſt in dieſem Punkte, wie als Dichter, ein Muſter des Vertrauens, der Redlichkeit, der Verſöhnung. Speziell auf die Vorzüge des letzten Ritters als eines Gedichtes einzugehen, käme bei einer zweiten Auflage im Allgemeinen zu ſpät; die Kritik hat darüber ſchon entſchieden. Aber in einer Zeit, die von charakterloſen Windbeuteln ſtrotzt, eben immer wieder auf einen Charakter hinzuweiſen, der ſich gleich bleibt, iſt gewiß keine verlorene Mühe, iſt Pflicht, nicht bloß gegen den Dichter, ſondern auch gegen die Nation.

33) Romantiſche Erzählungen aus der Geſchichte und den Ueberlieferungen des ſchottiſchen Gränzlandes, von J. M. Wilſon. Aus d. Engl. von H. Roberts. Leipzig 1837. J. J. Weber.

Die Erzählungen des verſtorbenen John Mackay Wilſon, in ſeinem Vaterlande ſehr günſtig aufgenommen, ſind leicht und gefällig — zum Theil eben nicht mehr als bloße Skizzen. Mit Walter Scott's Romanen haben ſie außer dem beliebten Schauplatz, auf dem auch von dieſen einige ſpielen, nicht das mindeſte gemein. Ihr Charakter iſt Kürze und man muß ſich wundern, daß der Verf. aus den vierzehn, hier behandelten Stoffen nicht eben ſo viel zwei und dreibändige Romane machen wollte. Er unterſcheidet ſich darin von ſeinen Landsleuten. Der Ueberſetzer hat ſeine Aufgabe mit Leichtigkeit und Gewandtheit gelöſt.

34) Die Häuptlingstochter. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit der erſten engliſchen Anſiedelungen in Virginien. Von Julius Krebs. 2 Bdch. Zeitz. Julius Schieferdecker 1837.

Ein Roman, der zwar das Vorbild Fenimore Coopers, das dem Verfaſſer vorgeſchwebt zu haben ſcheint, nicht erreicht, aber doch ſo viele Schönheiten in Charakter- und Naturſchilderungen enthält, daß man wünſchen muß, ihm recht bald auf einem Gebiete zu begegnen, wo ſein Talent ſich in Originalität frei entwickeln könne.

Feuilleton.

⁂ Die Unterſuchungsakten des Königsberger Muckerprozeſſes, der mit Recht ein procès monstre genannt werden kann, ſind geſchloſſen, und, 70 voluminöſe Aktenſtücke und 40 Bände Druckſchriften ſtark, nach Berlin zur Aburtheilung ſpedirt. Die Selbſtvertheidigung eines der angeklagten Prediger umfaßt — 800 enggeſchriebene Bogen.

⁂ Ein Außräuber iſt kürzlich zu Hull zu 50 Schillingen Schadenerſatz, zu den Koſten und ſechs Wochen Gefängniß verurtheilt worden. —

⁂ Der Katholizismus in Schleſien. — Die N. Würzb. Ztg. vom 18. d. M. meldet uns: »in Schleſien ſei der Katholizismus nach weniger als 100 Jahren bis an den Rand des Grabes gekommen.«

Ankündigung der Proben zum Sängerfeſte.

Die Materialien zu unſerem Feſte ſind nun herbeigeſchafft. Zur Aufführung am erſten Tage in der Kirche ſind beſtimmt: 1) das Vater unſer nach der Klopſtock'ſchen Paraphraſe, zum Feſte komponirt von dem Hrn. Kapellmeiſter Spohr. 2) Zeit und Ewigkeit, aus Klopſtock'ſchen Liedern zuſammengeſtellt und ebenfalls für das Feſt komponirt von dem Hrn. Schnyder v. Wartenſee. 3) Die Motette: »Ich danke dem Herrn«, mit vorhergehendem Choral, von Bernhard Klein. Die beiden erſten Oratorien werden die Komponiſten ſelbſt dirigiren; des letzteren Direktion hat Herr Kapellmeiſter Guhr übernommen. Für das Konzert des zweiten Tages im Freien ſind 15 der beſten Quartette unſerer Liederkranzſammlung ausgewählt, die unter der Leitung des Direktors des Liederkranzes, Herrn Juſt, geſungen werden ſollen.

Die Proben werden jeden Montag Abend in dem Saale des Cäcilienvereins in dem Hauſe des Herrn Rauch am Paradeplatz gehalten, und beginnen nächſten Montag den 30. April präcis 7 Uhr. Wir bitten ſämmtliche Sänger unſerer Stadt, die ſich zur Theilnahme gemeldet haben, inſtändigſt, ſich recht fleißig einzufinden und mit allen Kräften dahin zu wirken, daß unſere Leiſtung eine in jeder Beziehung ausgezeichnete werde. Je größer die Maſſen ſind, die ſich zu Einem Ganzen vereinigen ſollen, deſto dringender wird die Anforderung an den Einzelnen, nach Kräften beizutragen zur Abrundung und Harmonie des Ganzen. Sollten Sänger aus benachbarten Orten Zeit und Gelegenheit haben, an unſern regelmäßigen Montagsproben Theil zu nehmen, ſo werden ſie uns ſehr willkommen ſein.

Die auswärtigen Vereine und Sänger, die ſich bis jetzt noch nicht gemeldet haben, müſſen wir dringend erſuchen, nicht länger zu zögern; das Maximum, das wir nach genauer Berechnung des Raumes feſtgeſtellt haben, ſind 800 Sänger, und die Zahl der Eingeſchriebenen iſt ſchon ſo groß, daß wir ſpäter ſich Meldende entweder gar nicht oder nur nach Verhältniß der Stimmen berückſichtigen können.

Durch Zuſchriften von allen Seiten haben wir die erfreuliche Ueberzeugung gewonnen, daß unſer Unternehmen mit dem lebendigſten Intereſſe aufgenommen worden iſt, und haben daher nicht nöthig, die Sängervereine zu regem Eifer im Einſtudiren aufzufordern. Wir bitten ſie nur, die Verſicherung entgegen zu nehmen, daß von unſerer Seite Alles geſchehen wird, um ihnen ein Feſt zu bereiten herzlicher Liebe und brüderlicher Vereinigung.

Frankfurt a. M.

Das Comité des Sängerfeſtes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 101. 1838.

Phönix.

Samstag, 28. April.

Der Schlüſſel.

(Fortſetzung.)

Der Leibarzt verſicherte, wie er innig überzeugt wäre, daß an der gnädigſten Frau der Maler, ohne ſelbſt Arzt zu ſein, und ohne es zu wollen, eine wahre *prophylaktiſche* Kur gemacht habe, denn man wiſſe nicht, welche Gefahr vor eintretender Saiſon noch obſchweben könne, und daß dieſe geiſtigen Anregungsmittel als wahre Vorſtudien zu dem Gebrauche des Kiſſinger Waſſers zu betrachten ſeien, indem zu deſſen vollſtändiger Wirkung der Körper dadurch empfänglicher gemacht worden, und ſelbſt der von ihm früher projektirte Aderlaß nunmehr nicht mehr nöthig ſei.

Der alte Kanzleidirektor, Freiherr von *Linſenfeld*, bemerkte, wie auch er zu ſeiner großen Verwunderung ſich jetzt überzeuge, daß nur nach ſolchen Vorbereitungen die Badekur recht eigentlich anſchlagen werde, nur wolle er höchſt unmaßgeblich und in aller Unterwürfigkeit hinzufügen, daß nach vollendeter Badeſaiſon es wohl gerathen ſein möchte, zur alten Gewohnheit eine Zeitlang mindeſtens wieder zurückzukehren, indem das allerdings etwas ſchwächende Waſſer ſich mit einer *geiſtigen* Nachkur nicht wohl vertragen, und ein Boſton oder Whiſtſpielchen angewandter ſein möchte, beſonders da die gnädigſte Frau ſtets daſſelbe mit einer gewiſſen Zerſtreuung zu behandeln liebe, wobei unmöglich der Kopf viel leide, und irgend eine ſchädliche Rückwirkung zu befürchten ſtände.

„Das Alles ſind ganz verkehrte Anſichten!“ fiel der Fürſt ein. „Gerade *geiſtige* Anſtrengungen bei vorherrſchender körperlicher Schwäche wirken am kräftigſten und ſicherſten bei meiner Gemahlin. So klagte ſie heut den ganzen Tag über heftige Migräne; alle verordneten Riech- und Einreibmittel unſeres ſonſt trefflichen Medizinaldirektors und Leibarztes halfen nichts! — Sie verſchrieb ſich ſelbſt das beſte Mittel: eine Parthie Schach mit dem Maler, und ich wette, noch heut Abend zu erfahren, daß dieſe ſie, wie ſchon oft, kurirte, — und eine Parthie Schach mit dem Maler zu ſpielen, iſt keine kleine Aufgabe! Er ſpielt das Spiel trotz Philedor; denn noch nie gelang es der Fürſtin, ihn matt zu machen, obwohl ich von ſeiner Seite zuweilen dieſe Galanterie erwartet hätte. O ſehen Sie, liebe Comteſſe *Graubeere*, ſich doch nach ihrem Befinden um!“

Die Gräfin ging.

„Durchlaucht,“ nahm die Baroneſſe *Gelblaub* das Wort; „halten zu Gnaden, wenn ich für *geiſtige* Anſtrengung durchaus nicht ſtimmen kann. Mein Sohn, der Kammerherr des Fürſten Irenäus, Durchlaucht, lieferte davon ein trauriges Beiſpiel. Er fühlte den geiſtigen Trieb in ſich, es an dieſem Hofe zwei dort lebenden großen Geiſtern nachthun zu wollen, und mußte ſchwer dafür büßen. Der eine war der daſelbſt unter dem Namen „„*Meiſter Abraham*““ bekannte Magier, Myſtiker, oder wie man ihn ſonſt nennen mag. Er war ebenfalls, wie unſer Maler, abſonderlich auf das Schachſpiel verſeſſen. Niemand war im Stande ihm eine Parthie abzugewinnen, außer zuweilen jener wunderliche Kapellmeiſter „„*Johannes Kreisler*.““

„**Monsieur de Krösel! oui je l'ai connu,**“ fiel der Fürſt ein.

„**De Krösel, par la grâce du Prince Irenée,**“ fuhr die Baronin fort. „Mit dieſem verband ſich mein Sohn, der Kammerherr, zu ſeinem großen Unglück. Kreisler oder de Kröel fing die abentheuerlichſten Aventüren mit ihm an, um wo möglich es dahin zu bringen, dem Meiſter Abraham eine Parthie abzugewinnen. Er unterrichtete ihn in allerlei magiſchen Kunſtſtücken, die ſein Ingenium kaum zu faſſen vermochte, verrieth ihm mancherlei, dem Meiſter Abraham abgelauſchte Vortheile im Schachſpiel, und ſuchte ihn beſonders darauf aufmerkſam zu machen, daß die Kunſt. dem Meiſter eine Parthie abzugewinnen, vorzüglich darin beſtände, ihn während des Spiels, und wenn er beſonders einen verfänglichen Zug vorhabe, zu verwirren."

„Das gelang meinem Sohne, dem Kammerherrn, auch einmal ganz vortrefflich, indem er allerlei tiefſinnige philoſophiſche Geſpräche während des Spiels anknüpfte, und den ſcharfſinnigen Satz aufſtellte, daß alle der Natur abgelauſchten Wahrheiten, wenn der Menſch verſuche, ſie im praktiſchen Leben anzuwenden, nur als elende Nachpfuſchereien gälten, zu ganz gemeinen Vexirkünſten herabſänken, und ſich ſtrafend rächten, da nicht ſelten überdies noch ein Betrug dahinterſtecke; der Meiſter möge nur an ſein unſichtbares Mädchen denken."

„Abraham fuhr nach der verfänglichen Rede mit dem Kopfe vom Schachbrette auf, den Dozenten ſcharf anblickend. Dieſer aber nahm den Augenblick wahr, und ſtand im Begriff ſeinem Gegner Schach und Matt anzuſagen, als der Springer deſſelben meinem Sohne, dem Kammerherrn, auf die Naſe ſprang, ohne daß er es ahnte, darauf mit einem heftigen Knalle zerplatzte, das Naſenbein auf eine ſchauderhafte Weiſe lädirte, den Zipfel der Naſe nicht zu gedenken, der auf die Spitze der Krone Sr. Majeſtät des ſchachgebotenen Königs herabfiel und ſich daſelbſt aufſpieſte."

„C'est exécrable!" rief der Fürſt.

„Und miſerabel," fiel der Oberforſtmeiſter von Finkenſtein ein. „Der Kerl hatte gut knallen, da er, wie ich aus ſicherer Quelle weiß, in ſeinem Leben keine Flinte abgeknallt. Das ſind die Helden unſerer Tage!"

„Das Schrecklichſte bei der Sache iſt," fuhr die Baronin Gelblaub fort, „daß eigentlich meines Sohnes, des Kammerherrn, Lehrer, Mentor, oder wie ich ihn nennen ſoll, den ganzen Vorfall veranlaßte, aus lauter Menſchenfreundlichkeit, wie dieſer Schalksnarr dem theilnehmenden Hofe verſicherte, ihn von künftigem Fürwitz — ſo drückte er ſich aus — abzuhalten, weil mein Sohn, der Kammerherr, den Kreisler einſt beim Fürſten Irenäus einen Naſeweis geheißen, und jener dieſe Wahrheit nun an meines Sohnes eigener Naſe rächen wollte. Seit dieſem Vorfalle kränkelte er fort und fort, die Nerven waren zu ſehr angegriffen, er erlag nach wenigen Jahren an Krämpfen, in Folge der ſchwer verletzten Naſe!"

„Das iſt eine wahrhaft tragi-komiſche Geſchichte!" ſagte der Fürſt, „ſie überraſcht mich aber nicht; denn dergleichen wunderſamer Dinge geſchahen mehrere an dem Hofe des trefflichen, höchſtſeligen Fürſten Irenäus."

„Dieſer Kreisler überhaupt, der nun auch das Zeitliche, trotz alles Widerſtrebens, geſegnet, da er am Leben hing, wie die Auſter an der Schale, war eine dämoniſche Menſchengeſtalt, die ihren Spuk abſonderlich an Höfen trieb, und, wie er geſagt haben ſoll, die Großen der Erde deshalb gern haranguirte, weil die Kleinen im Volke ihn nicht verſtehen wollten. Mit Beiden trieb er aber, bei rechtem Lichte beſehen, allerlei Narrethei. Nun, Gott hab' ihn ſelig! er konnte nicht anders; — redlich, ſagt man, ſoll er's bei allem Spuk, den er im Leben, wie in Schriften trieb, doch gemeint haben — —"

Hier kam die Gräfin Graubeere von ihrer Sendung zur Fürſtin zurück.

„Nun?" — rief ihr der Fürſt entgegen.

„Durchlaucht läßt für gnädige Theilnahme danken: der Maler habe zwar Höchſtſie wie gewöhnlich zwei Mal im Schach beſiegt; die Migräne aber ſei verſchwunden."

„Bravo!" ſprach der Fürſt. „Sagt' ich's nicht? Nun das freut mich herzlich!"

Die Geſellſchaft trennte ſich in fröhlichſter Stimmung.

XI.

Mehrere Monate gingen in Glück und Freude vorüber; nichts trübte die Heiterkeit des Hofes, nichts das Verhältniß des innig verbundenen Paares. Aſtolf ſchwamm in einem Meere von Seligkeit. Konnte er bei Tafel, Aſſembleen und im Theater der Fürſtin nicht immer gegenüber ſein, ſo entſchädigte ihn jene Stunde, die durch die geheime Pforte ihn zu der Geliebten führte.

Aber nicht immer ohne Gefahr für die hohe Frau waren dieſe Zuſammenkünfte, da die Glut der Leidenſchaft, durch Zeit und Gewohnheit geſteigert, unſeren Helden, ſelbſt auf die Gefahr hin entdeckt zu werden, zuweilen zu kühnen Wagſtücken verleitete, was die Fürſtin ſehr mißbilligend aufnahm. Sie bat ihn oft unter heißen Thränen, ihren Ruf nicht auf das Spiel zu ſetzen; der Freund bat dann innig erſchüttert um Verzeihung und verſprach ſein leidenſchaftliches Blut ſicher zu bezähmen.

Die Aengſtlichkeit der Fürſtin aber, die in ihrer Phantaſie ſich einen möglichen Verrath mit den grellſten Farben ausmalte, nahm von Tag zu Tag zu, und ſteigerte ſich ſo, daß ſie ſogar dem Freunde mehrmals, wenn ſie ſich nicht ganz ſicher glaubte, dieſe und jene Stunde der Zuſammenkunft abſchlug, die ſie früher, unter gleichen Verhältniſſen und Umſtänden, gern geſtattet hatte.

In Aſtolf's Bruſt tauchten Zweifel auf, ob dies nicht der ſchon mehrmals gefürchtete Anfang der Abnahme ihrer Liebe zu ihm ſei. Oefters verſuchte ſie, und nicht ohne Erfolg, dieſen Zweifel zu beſchwichtigen; aber je häufiger er wiederholt ward, je empfindlicher wurde ſie, und nicht ſelten geſchah es, daß ihr Aſtolf mit demſelben ſogar läſtig fiel.

Theils um ihn an die ihr ſo nothwendig ſcheinende Mäßigung ſeiner Glut zu gewöhnen, theils auch, um dem Hofe ein Beiſpiel zu geben, daß er nicht immer um ſie ſein müſſe, bat ſie den Freund zuweilen, bei dieſem und jenem Abendzirkel nicht zu erſcheinen, worin er ſich ein paar Mal ſchmerzlich fügte.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Zürich.

(Schluß.)

Ueber Geſelligkeit und Sitten unſeres Kantonallebens behalte ich mir einen ausführlichen Bericht noch vor. Anſchließend an das Vorige erwähne ich nur das diesmalige „Sechſeläuten.“ Mit dem Beginne des Frühlings läuten die Glocken des Abends um 6 Uhr zum Aufhören der Handwerksarbeiten, täglich, bis zum Eintritte des Herbſtes. Der erſte Tag dieſes Läutens heißt der „Sechſeläutentag (Sächſiſeläuter)“ und iſt zu fröhlichen Carnevalszügen, namentlich der Stadtzünfte, beſtimmt. Fröhlich wogende Menſchenmaſſen, von Morgens bis Abends auf den Straßen, harren der Züge, welche des Tages von den Zünften ſucceſſive ausgehen, um ſich gegenſeitig auf den Zunfthäuſern ein Vivat zu bringen. Abends mit bunten Laternen wiederholen ſich dieſe Umzüge, welche gewöhnlich auf den Zunftſälen ſinnreiche Transparente, ſcherzhafte Gedichte, und manchen kleinen ſatyriſchen Angriff vorfinden. Diesmal zeigten ſich zwei große Umzüge. Von mehreren Zünften zuſammen hatte ſich ein Zug von anderthalbhundert Bürgern gebildet, welche Schweizer Krieger vorſtellten, aus allen Jahrhunderten, von Divico an, durch Mittelalter und dreißigjährigen Krieg hindurch, bis auf die jetzige Zeit, zu Fuß und zu Roß, mit Geſchütz und Marketenderwagen. Ernſter, pomphafter und auf die Gegenwart anſpielender war der Zug von der „Schmiedenzunft,“ einer der zahlreichſten der ehemaligen Stadtzünfte, welche mehrere Bürgermeiſter voriger und jetziger Zeit zu ihren Mitgliedern zählte. Dieſe hatten ein Leichenbegängniß der Zunftfahne veranſtaltet, die erſterbene politiſche Gewalt der Zünfte zu Grabe zu tragen. Im Jahre 1836 im Frühlinge, war die Zunfteinrichtung, auf einem in der Mitte der Stadt gelegenen, mit Linden beſetzten Hügel an der Limmat, durch Gemeindebeſchluß angenommen worden. Auf demſelben Hügel, dem Lindenhof, war jetzt ein Grab errichtet, um die nach 500jähriger Dauer erblichene Verfaſſung feierlich zu beſtatten. Vier Mitglieder, als Bürgermeiſter verſchiedener mittelalterlicher Jahrhunderte, begleiteten den Sarg zunächſt. Unter den anderen Mitgliedern war auch der gegenwärtige Amtsbürgermeiſter. Bei dem langen Umzuge ſchloſſen ſich allmählig alle Zünfte an, und der ungemein zahlreiche Zug, von einer zahlloſen Menge bei hellem Wetter begleitet, unter ſchöner Trauermuſik, langte endlich am Grabe an. Es lag wirklich eine eigene Stimmung über allen Mitgliedern und Zuſchauern. Die humoriſtiſche Miſchung von Scherz und Ernſt ging in ein ſinnendes Schweigen über den geſchichtlichen Ausgang ſtädtiſcher Bedeutſamkeit über. Die vier ritterlich-bürgerlichen Bürgermeiſter der Vorzeit hielten, von dem Standpunkte ihrer Jahrhunderte aus, Leichenreden. Der gegenwärtige Amtsbürgermeiſter hielt, ihnen gegenüber, eine gemüthliche Schlußrede voll verſöhnender Hoffnung. — Mehrere der Zünfte wollen jetzt als Vereine der Geſelligkeit zuſammenbleiben, mehrere ſich völlig auflöſen.“

Ich gehe nun zu dem zweiten Gegenſtande meines heutigen Berichtes über, zu dem jetzt alle hieſigen Zeitungen, und bereits mehrere ausländiſche Blätter beſchäftigenden Angriffe auf die hieſige Hochſchule. Auch hierüber werden Sie eine Menge von irrigen Angaben theils ſchon geleſen haben, theils noch zu leſen bekommen, weil einerſeits Parteienwuth und Servilismus für die Radikalen die Thatſachen abſichtlich entſtellt und zerbröckelt, andererſeits fragmentariſche Einſicht oder völlige Unkenntniß hieſiger Verhältniſſe ſich dennoch gerne in den Journalſpalten abzuſpiegeln beliebt.

Anfangen will ich mit der jetzigen Frequenz der Hochſchule. Dieſelbe betrug in dem eben beendigten Winterſemeſter 175 Immatrikulirte, nämlich 26 Theologen, 28 Juriſten, 91 Mediziner, 30 Philoſophen; dazu kamen noch 19 nichtimmatrikulirte Zuhörer, unter denen etwa 10 hieſige Gerichtsſchreiber, Kanzliſten u. dgl. Vergleichen Sie dieſe Zahlen mit denen des letzten Sommerſemeſters, ſo finden Sie zwar eine Abnahme von etwa 15 Zuhörern, aber nur bei der ſtärkſten Fakultät, nämlich der mediziniſchen, welche für die hieſigen Verhältniſſe, und im Vergleiche mit manchen anderen Univerſitäten, immer noch bedeutend genug iſt. Alſo der Mangel an Frequenz iſt, nach dieſem erſten Anblicke ſchon, nicht der Grund des Angriffes, wenigſtens hätte er dann während der ganzen Dauer der Hochſchule gemacht werden können, da noch in keinem vorigen Semeſter die Anzahl bedeutend größer geweſen iſt. Ferner, der Angriff enthält zwei verſchiedene Abſichten, gänzliche Aufhebung, und völlige Umgeſtaltung, um den angeblichen lokalen und nationalen Bedürfniſſen beſſer zu entſprechen. Das deutet ſchon auf Parteikampf hin, welcher, in Ermangelung eines bequemeren Kampfplatzes, ſich den ſtillen, gegen Parteiintriguen wehrloſen Boden der Wiſſenſchaft auserwählet hat. Drittens endlich hat ſich Herr Scherr in ſeinem wöchentlich einmal erſcheinenden Blatte (das er den „Pädagogiſchen Beobachter“ nennt, das aber nichts weiter als ein politiſches Parteiblatt der Radikalen, mit allen Ingredienzien ihrer Arroganz und Anſtandsverachtung iſt) in rein perſönlichen Schmähungen und Verdächtigungen von ſechs Profeſſoren ergoſſen, von denen drei der philoſophiſchen Fakultät, und mehrere zu den entſchiedenen Gegnern des radikalen Flüchtlings- und Intriguenweſens gehören, und darum bereits ſeit längerer Zeit offen und heimlich von den Radikalen verfolgt worden ſind. Dieſer dritte Umſtand, daß Gegner des Radikalismus und Mitglieder der philoſophiſchen Fakultät mit beſonderer Furie angegriffen ſind, zeigt nun mehr als alles Andere Urſprung und Tendenz dieſes begonnenen Hochſchulſtreites.

Die Hochſchule trat mit Oſtern 1833 in's Leben. Bis dahin beſtanden drei Inſtitute, eine theologiſche Klaſſe des Gymnaſiums, ein politiſches Inſtitut für Juriſten, ein mediziniſches Inſtitut für Aerzte. Zu dieſen drei Beſtandtheilen wurde nun eine philoſophiſche Fakultät hinzugefügt, um eine Univerſität zu bilden.

B.

(Ein zweiter Artikel folgt nächſtens.)

Görres in Frankreich.

In einem bombaſtiſchen Artikel in der Gazette de France über Görres, der als „das Haupt der katholiſchen Partei in Deutſchland“ bezeichnet wird, ſagt der Verfaſſer, ein Herr François de Labouillerie u. a. „Es gibt nur noch zwei Länder in der Welt, es gibt nur noch zwei Völker: das katholiſche Volk und das Volk, welches nicht katholiſch iſt!“ … „Man ſage nicht mehr: Dieſer iſt ein Franzoſe, Jener ein Deutſcher. Wir werden ſagen: Dieſer iſt ein Katholik, Jener iſt es nicht. Katholiken, unſer Vaterland iſt ſchön; wir müſſen anfangen, ſeine Ehren (gloires) zu erkennen, und wenn Görres, unſer Landsmann, uns ſeine alte und heilige Stimme zu vernehmen geben wird, laßt uns dann nicht fragen, wer dieſer Mann iſt!“ (!!!) In Beziehung auf den Rhein. Merk. bemerkt Hr. de Labouillerie: „Als unbeſchränkter und proteſtantiſcher Fürſt mußte der König von Preußen die Verbreitung der durchaus katholiſchen und liberalen Ideen von Görres fürchten. (!) Dieſe Ideenverknüpfung hat lange ſelbſt die gradſinnigſten Gemüther erſchreckt. Und doch was iſt natürlicher? (!) Die Freiheit exiſtirt nur im Gebiete der Wahrheit. Wer bezweifelt es? Die Freiheit iſt für den Menſchen niemals unbedingt; ſie iſt relativ: er muß dienen; das wichtige für ihn iſt, ſich ſeinen Herrn zu wählen. Seine größte Freiheit iſt ſeine längſte Kette. Iſt das eine Ende der Kette zu Berlin, dann habt ihr, um euch zu bewegen, nur den Durchmeſſer von Preußen; iſt das Ende im Himmel, dann habt ihr das Univerſum.“ Die Franzoſen bleiben doch immer gewaltige Phraſenmacher! — Warum ſtellt

Hr. de Labouillerie der Hauptſtadt Preußens nicht Rom, warum nicht Wien und Paris gegenüber? Etwa ad majorem dei gloriam?

Chronik der ſchönen Literatur.

25) Der letzte Wendenfürſt. Novelle aus den Zeiten der Gründung Berlin's von F. Th. Erwin. 2 Theile. Berlin 1837. Alex. Duncker.

Der Erzähler führt uns an die Ufer der Spree und in die Zeiten des Markgrafen Albrechts des Bären. Sachſen und Wenden ſtehen einander gegenüber, Chriſtenthum und Heidenthum. Mit lobenswerthem Fleiß ſind die einzelnen Scenen behandelt; am anziehendſten mögen ſie immer für die Leſer ſein, welche mit den Oertlichkeiten der Erzählungen vertraut geworden, oder bei denen ſchon das Heimiſche großen Reiz hat. Soll ich ſonſt ganz unverholen reden, ſo möchte ich lieber eine Novelle aus der Gegenwart Berlin's, als aus der Zeit der Gründung. Wenn Momente, wie die hier behandelten, nicht bedeutende Streiflichter auf die modernen Verhältniſſe werfen, ſo ſcheint das Talent in der Wahl des Stoffes ſich vergriffen zu haben. Das aufrichtigſte und verdienteſte Lob iſt zu gering, wenn es bloß die Behandlung angeht und man dem Stoff weiter keinen belebenden, befruchtenden Gedanken entſprühen ſieht. Wer möchte auch, einer flüchtigen Unterhaltung zu genügen, ſolch' einen Theil ſeiner Lebenszeit aufbieten! Drum: „Greift hinein in's volle Menſchenleben! Ein jeder lebt's, nicht Vielen iſt's bekannt, und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant!“ — Druck und Papier des Roman's ſind befriedigend.

26) Novellen von Philippine von Mettingh. 3 Thle. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 1838.

Der Name der Verfaſſerin und die meiſten der in dieſer Sammlung enthaltenen Novellen, z. B. das letzte Jahr einer Herrſcherin, die Marquiſe von Prie, die Verſchwörung der Damen u. a. ſind den Leſern des Phönix bereits bekannt; Fr. von Mettingh ſchildert auf dem Grund und Boden der Memoirenliteratur kleine intereſſante Hofabentheuer aus jenen Zeiten, denen ſich der neueſte Geſchmack — zuerſt in Frankreich, dann auch bei uns — im Rococogeure wieder zugewendet hat; ihre Darſtellung iſt durchaus einfach und natürlich, was bei dem Reichthum an Geſpreiztheit in unſerer neueren Novelliſtik nur einen angenehmen und wohlthuenden Eindruck hervorbringen kann.

27) Die Räuber. Roman nach Schiller's Trauerſpiel: die Räuber; v. F. Th. Wangenheim. 3 Thle. Hamburg. Berendſohn 1837.

Sagt mir, daß der Papſt lutheriſch geworden ſei, daß Heinrich der Löwe unter der Direktion des Herrn von Holbein Gaſtrollen gibt, oder daß Donna Iſabella mit Don Carlos einen Strauß'ſchen Walzer tanzt, — ſagt mir, was ihr wollt, ich will alles glauben, ſeitdem Herr v. Wangenheim Schiller's Trauerſpiel in einen Roman verwandelt hat. Das ging überhaupt dem armen Roman noch ab, ihn zu durchpfeifern. Ob dieſer Wangenheim'ſche gut oder ſchlecht iſt, — aufrichtig geſprochen, ich weiß es nicht, obwohl ich ihn durchgeleſen, oder vielmehr weil ich ihn durchgeleſen. Wer eine Kritik darüber von mir verlangt, dem will ich meine Apothekerrechnung ſchicken, woraus hervorgeht, wie mich dieſe Lektüre zugerichtet hat.

Feuilleton.

⁂ In Nro. 118 des Frankfurter Converſationsblattes gibt der Hr. Pfarrverweſer Hebler in Sachſenhauſen die Erklärung ab, daß das Gerücht »als ſei er Verfaſſer eines gegen Dr. Carové gerichteten Artikels und habe für den Erzbiſchof von Köln und gegen Preußen gepredigt,« durchaus falſch ſei. Die Redaktion des Frankfurter Converſationsblattes beſtätigt dies. In Bezug auf die letztere iſt jedoch die Sachlage dadurch noch keineswegs verändert. Noch immer hat ſie nämlich ihre Beſchuldigung gegen Dr. Carové nicht zurückgenommen, und ſomit gegen den Vorwurf abſichtlicher Verläumdung ſich ſelbſt noch nicht gerechtfertigt.

B.

⁂ Rentiers zu Paris und in den Departements. — Wir entnehmen den Débats folgende intereſſante Angaben. Am 10. März 1836 gab es Beſitzer von dreiprocentigen Renten:

	zu Paris.	in den Departem.
von 100 Franken und darunter .	37,998	6700
» 101 bis 500 Franken . .	36,104	5037
» 500 » 1000 » . .	12,150	1734
» 1000 » 2000 » . .	8,600	1800
» 2000 » 5000 » . .	4,161	800
» 5001 und darüber	3,100	108
	104,083	16,179
	(86,230,087 Fr.)	(7,963,919 Fr.)

⁂ Zu Berlin beſuchen jetzt viele Damen die Collegien.

⁂ Zu Rom hat ein Jeſuitennoviz bei Gelegenheit einer Disputation, die in der Kirche gehalten worden, ſich in heftigen Ausfällen gegen den König von Preußen, gegen die in Rom lebenden Häretiker u. ſ. w. ergoſſen. Der Jeſuitengeneral verſicherte demnächſt, daß dieſe Expektorationen ihm unbekannt geblieben!!!

⁂ Fanatismus in Oſtpreußen. In der Leipz. Allg. Ztg. leſen wir, daß kürzlich ein kath. Prieſter in der Nähe von Danzig am Grabe eines kathol. Mädchens, welches einem Proteſtanten verlobt war, geäußert: »der Himmel habe die Verſtorbene, ihrer früheren Frömmigkeit wegen, noch vor der Hochzeit mit einem Ketzer zu ſich genommen, um ihre Seele vor ewiger Verdammniß zu bewahren.« In Kulm aber haben 15 Geiſtliche in einer Verſammlung ſich das Wort gegeben, jeden Verkehr mit Proteſtanten und Juden abzuſchneiden, und als Märtyrer die Rechte des Katholizismus aufrecht zu erhalten.

⁂ Die Pariſer Theater waren am jüngſten Charfreitag — ſeit 1830 zum erſtenmal — ſämmtlich geſchloſſen, und von Tagblättern erſchienen am Oſterfeſte nur der *National*, der *Bon Sens*, der *Courrier*, der *Constitutionel* und das *Journal du Commerce*. Auch verlangt der Pfarrer von St. Roch jetzt in einem erlaſſenen Programm von den Damen eine ausgeſuchte Toilette, und ermahnt die Gläubigen, ſich dem lieben Gott doch zum wenigſten ebenſo geputzt, als den Menſchen in den Salons, darzuſtellen!!!

⁂ Zu Wien haben am letzten Charfreitage zum erſtenmale wieder ſeit 60 Jahren bei der Adoration in der Hofkapelle Kaiſer, Kaiſerin, Erzherzoge und Hofſtaat ſich auf die Erde niedergeworfen, wie ſolches unter Maria Thereſia geſchehen. —

⁂ Zu Dresden erſcheint nächſtens eine vollſtändige Ueberſetzung von Dante's göttlicher Comödie vom Prinzen Johann von Sachſen.

⁂ Zu Lüttich zogen kürzlich die Redemptoriſten in der Katharinenkirche gegen Balzac, Janin, George Sand und alle Romantiker zu Felde. Pater Mamois machte ſeine Zuhörer und Zuhörerinnen überdies mit einer ganzen Liſte unſittlicher Bücher bekannt, die gewiß außerdem die Neugierde der Gemeinde niemals gereizt [illegible] würden. —

⁂ Zu Paris ſoll die Zahl der heimlichen Spielhäuſer ſich jetzt bereits auf nahe an 900 belaufen.

⁂ In Irland ſind amtlichen Berichten nach, vom 5. Jan. bis 3. Febr. d. J., nicht weniger als 31 Männer, 49 Frauen und 41 Kinder vor Hunger, Kälte oder ſonſtigem Elend geſtorben.

⁂ Ein neuer Tag- und Nacht-Telegraph iſt, dem Atlas zufolge, von Kapitän Smith entdeckt worden, und ſoll beſonders ſehr dienlich ſein zu Signalen zwiſchen Schiffen und der Küſte, und ſich dadurch auszeichnen, daß er nach allen Seiten hin eine brillante Lichtfronte darbiete.

⁂ Die Wittwenverbrennungen (Sutti's) haben in Indien noch nicht aufgehört; doch vollzieht die engliſche Regierung das dagegen erlaſſene Geſetz mit Strenge. Noch vor wenigen Monaten wurden einige Eingeborene in Brittiſch-Indien, überführt, bei einem Sutti hülfreiche Hand geleiſtet zu haben, zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 102. 1838.

Phönix.

Montag, 30. April.

Der Schlüſſel.

(Fortſetzung.)

Eines Abends aber, wo ſie ſein Kommen ſich ebenfalls verbeten, und ſelbſt dem Fürſten davon Mittheilung gemacht hatte, ließ die Sehnſucht nach ihr unſerem Maler keine Ruhe.

„Was wird es denn ſein,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „wenn ich, der ich ja ungeladen erſcheinen darf, troz ihres Verbotes, den Gang zur Geſellſchaft wage? Adolphine allein weiß ja nur um dies Verbot, und ich hoffe ſie durch meinen Anblick ſicher daſſelbe, wo nicht vergeſſen zu machen, ſie doch wenigſtens nicht zürnend aufzuregen.“

Mit dieſen Gedanken trat er in die Geſellſchaft ein.

Die Fürſtin erſchrack aber heftig über ſein Erſcheinen, auf das er ſo ſehr vertraut; der innere Zorn über die Keckheit, wie ſie ſein Kommen deutete, ſtieg als Purpurglut auf ihre Wangen. Der Fürſt, ſammt den Geladenen, ſahen ſie bedeutungsvoll an; — die innere Scham wollte ſie erſticken! Unwillkührlich entfuhren ihr die an Aſtolf gerichteten Worte: „War das ſo Sitte, Herr Maler, an Ihrem Hofe, wo Sie erzogen. — —“ Sie konnte nicht weiter reden! —

„Vraiment un chef-d'oeuvre d'impertinence!“ ſagte der Fürſt entrüſtet.

„Luſt! Luſt!“ rief die Fürſtin, und war im Begriff zu Boden zu ſinken, als Aſtolf ſie in ſeine Arme auffing.

„Zum Leibarzt! zum Leibarzt!“ ſchrien Alle. „Zu Bette! zu Bette!“ rief der Fürſt, und zog gewaltig die Schelle.

Aſtolf eilte mit der Fürſtin, die bewußtlos in ſeinen Armen lag, zur Thüre hinaus, ihren Appartements zu. Kammerdiener und Lakeien ſtürzten ihm entgegen, die Fürſtin zu nehmen.

„Hinweg,“ rief er. „Oeffnet die Thüre!“ — Es geſchah, und in dem zuerſt erlangten Zimmer legte er die fürſtliche Frau auf eine Ottomanne nieder. Der Fürſt eilte keuchend nach.

Nach wenigen Augenblicken ſchlug ſie die Augen auf, und als ſie Aſtolf über ſich liebevoll hingeneigt erblickte, rief ſie voll Zorn: „Hinweg, Verwegner! hinweg!“

Die Maſſe der Verſammlung drängte den Maler zur Thüre hinaus.

Er war im Begriff wieder umzukehren, als der herbeigeeilte Leibarzt ihm entgegentrat. Dieſen erblickend, verließ er beruhigt das Schloß. Die Geſellſchaft folgte.

Ein Aderlaß ſollte angewendet werden; allein die Fürſtin erholte ſich ohne dieſen bald. Sie ward zu Bette gebracht; der Fürſt wollte tröſten, der Leibarzt aber bat, Ihro Durchlaucht Ruhe zu gönnen. Erſterer entfernte ſich, nachdem er dem Arzte das Verſprechen abgenommen, daß dieſer im Nebenzimmer die Nacht hindurch wachen bleibe.

Die Fürſtin ſchlief nach kurzer Zeit beruhigt ein, und der ärgerliche Auftritt ging ohne weitere Folgen für ihre Geſundheit glücklich vorüber.

XII.

Andern Morgens, und zwar ſehr früh, ging Aſtolf nach einer fürchterlich durchkämpften Nacht zum Hofmarſchall, der ihm vorzüglich gewogen, und von deſſen Theilnahme und kräftiger Unterſtützung er ſich alles verſprach. — Nach hinlänglichen, dem Maler gemachten Vorwürfen über ſeine Unbeſonnenheit, die derſelbe troz alles Aufwandes von Beredſamkeit doch nicht ganz abzulehnen vermochte, verſprach endlich der Marſchall das ſeinige noch heute thun zu wollen, da, nach ſo eben eingezogener Nachricht, Ihro Durchlaucht gut geſchlafen, und ſich wieder ganz wohl befänden; nur rathe er dem Künſtler, perſönlich dazu keine einleitenden Schritte zu treffen.

Dieſer Rath ſchien in der hochwichtigen Angelegenheit auch offenbar der beſte; denn nicht nur der Marſchall, ſondern ſogar der Fürſt waren bei der tief Gekränkten viel beſſere Fürſprecher, als es Aſtolf ſelbſt geweſen ſein würde.

Beide ſuchten beſonders die beliebte Schattenſeite der bürgerlichen Herkunft Aſtolf's herauszuſtellen, nach welcher von ihm durchaus keine Courtoisie, kein Savoir vivre zu verlangen ſei.

Das war allerdings ein ſehr wichtiges Argument, aber auch ein Glück zugleich war es, daß ſie von Peter Schlemihl nichts wußten, den es, ohne das „von" vor ſeinem Namen zu haben, gewaltig genirte, keinen Schatten zu beſitzen.

Was die Beredſamkeit der Verbündeten betrifft, ſo bedeckte ſich beſonders der Fürſt mit Ruhm, und nur ſelten konnte der Marſchall ſupplirend einfallen, ſo erſchöpfend verbreitete ſich der fürſtliche Demoſthenes.

„Benutzen Sie, meine Illüſtre," ſagte er unter andern, „dies bürgerliche Pack, wie Sie es eben gebrauchen. Es würde Ihnen, dünkt mir, viel Genuß entgehen, wenn ich den Frevler verdientermaßen des Landes verwieſe. Wer würde Ihnen aber dann ferner äſthetiſche Vorleſungen halten, wer mit Ihnen ſo zu Ihrer Zufriedenheit Schach ſpielen? — Nur möge es Ihnen, Geliebte, nicht mißfallen, wenn ich die Bitte ſtelle: ihn zwar in Gnaden wieder auf- und anzunehmen, doch ſo viel als möglich in Ihren Appartements, vom Hofe ſelbſt, bei Soiréen und dergleichen, aber fern zu halten. Es iſt nur des Eclats wegen!

Auf dieſe Bedingung ergab ſich die Fürſtin endlich, und ſie befahl dem Marſchall, den Maler auf den Abend zu einer neuen Parthie Schach einzuladen, jedoch unter der ausdrücklichen Vorausſetzung, daß er des geſtrigen Vorfalles mit keiner Sylbe erwähne.

Nachdem der Künſtler dem Hofmarſchall ein kräftiges Handgelöbniß darauf gethan, fuhr dieſer mit einem lauten Schrei auf, verſicherte aber bald witzig genug darauf, wie er bisher irrig nur der Meinung geweſen, ſein Pedal ſei ein Knecht des Podagras; — nun zweifle er aber keinen Augenblick mehr, daß auch das Chiragra bei ihm im Anzuge ſei.

Aſtolf erſchien zur feſtgeſetzten Stunde bei der Fürſtin. Das Schachbrett war bereits mit den Figuren aufgeſtellt. Beide ſetzten ſich nach gegenſeitiger ſtummer Begrüßung vor demſelben nieder.

Ob und wie das Mißverhältniß wieder hergeſtellt ward, ob und wie die zum erſten Male getrennten Herzen ſich wieder zuſammen fanden, müſſen wir wegen mangelnder Quellen verſchweigen; denn weder das Zeugniß des Bedienten, der dem Maler hinunterleuchtete, und zu ſeinem Schrecken ein werthvolles Goldſtück — in der Zerſtreuung wahrſcheinlich auf ſeinen Leuchter geworfen — erblickte, noch das der Kammerfrau, der die Fürſtin nach der Entkleidung gnädig lächelnd die Hand zum Kuſſe reichte, gibt darüber genügende, vollgültige Aufklärung.

Mit Ueberzeugung darf aber verſichert werden, daß in der Folge die vollkommenſte Ausſöhnung ſichtbarlich bemerkt ward, da die Fürſtin, dem erhaltenen Winke gemäß, ſich immer mehr und mehr in ihre Appartements mit dem Maler zurückzog, der Stunden nicht zu gedenken, in welchen dieſer durch die heimliche Pforte unbemerkt zu ihr ſchlich.

XIII.

Die Bade-Saiſon nahte heran, aber zu großem Verdruß der hohen Frau.

Sie hatte leider früher dem Gemahl und Leibarzt verſprochen, jedenfalls dieſe Saiſon zu einer Erholungsreiſe zu benutzen, und mußte nun durch viele und dringende Vorſtellungen, die den Beweis führten, daß ihre Geſundheit im vollkommenſten Zuſtande ſich befinde, alles aufbieten, bis ſie es dahin brachte, daß beide endlich von ihrem Wunſche abſtanden.

Auf einmal aber, und je näher die Zeit heranrückte, fanden Fürſt und Leibarzt ſich veranlaßt, den Faden wieder anzuknüpfen, da die Fürſtin auf's Neue zu kränkeln anfing, eine ganze Woche von der Tafel zurückbleiben mußte, und ein gereizter Nervenzuſtand eintrat, der, von Tag zu Tag ſich ſteigernd, zu wiederholten Beſorgniſſen Veranlaſſung gab.

In der That litt die Fürſtin körperlich ſehr, und eine bedeutende geiſtige Verſtimmung trat als nothwendige Folge ein; denn ſelten ging ein Tag ohne heftige Migräne oder Krämpfe vorüber.

Der Leibarzt ſchwitzte gewaltig über der Erklärung dieſer Metamorphoſe, die der Fürſt oft ungeſtüm von ihm verlangte, und die er doch nicht zu geben vermochte.

„In's Bad! in's Bad, Durchlaucht!" war der Refrain jeglicher Unterhaltung, mit ihm ſowohl als mit der Fürſtin, darüber. Dieſe aber verweigerte hartnäckig ihre Zuſtimmung. Der ganze theilnehmende Hof gerieth in große Beſtürzung und Verwirrung, und als auch der Fürſt nach vielem angeſtrengten Nachdenken ſich in Zweifeln und Hypotheſen zu verwickeln anfing, verſuchte es endlich der ſcharfſinnige Hofmarſchall, Sereniſſimus mit einer ihm gekommenen nagelneuen Idee bekannt zu machen, die, könne ſie zur Ausführung gebracht werden, ſicherlich zum Ziele führen müſſe.

„Durchlauchtigſter Herr!" redete er einſt den Fürſten an, „wie wäre es, wenn Höchſtdieſelben dem Maler zu befehlen geruhten, ſein Möglichſtes zu verſuchen, um die Fürſtin zur Reiſe zu bewegen?"

„Comment? was glauben Sie? wie können Sie argumentiren, daß, wenn meine Bitten nichts über die

Fürſtin vermochten, der kaum wieder zu Gunſt gekommene **Maler** dies bewerkſtelligen werde?“

„Doch, doch, Durchlaucht!“ fiel der Marſchall ein, beſonders wenn Höchſtſie geruhen wollten, dem Maler die Erlaubniß zu ertheilen, der gnädigſten Frau in's Bad **folgen** zu dürfen; denn ich glaube immer, daß die zu fürchtende Entbehrung ſeines Umgangs die Fürſtin zurückhält, ſich den höchſten Wünſchen zu fügen. Trauen Sie mir, gnädigſter Herr, als altem Praktikus die erprobte Erfahrung zu: daß nichts ſo ſehr im Leben Platz und feſten Fuß faſſe, als **langgeübte Gewohnheit.**“

„Sie mögen nicht unrecht haben, Marſchall,“ verſetzte der Fürſt, „da ich dieſe Wahrheit täglich an mir ſelbſt verſpüre. Allein welchen Eclat wird dieſe gleichzeitige Reiſe machen? Was wird die Chronique scandaleuse ſagen?“

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

28) **Sämmtliche Schriften** von **A. von Tromlitz.** 2te Sammlung 33tes — 36tes Bändchen. 3te Sammlung 1tes u. 2tes Bändchen. Dresden und Leipzig 1837. Arnold.

Ueber Tromlitz hat die öffentliche Meinung entſchieden, — auf ziemlich unzweideutige Weiſe. Er ſteht im Fegfeuer der Novelliſtik, d. h. er iſt weder ſo ſchlecht, um ſchlechtweg in Pater Martins von Cochem hölliſche Folterkammer zu kommen, noch ſo gut, um durch des heiligen Petrus Schlüſſelloch zu ſchlüpfen; ſo weiß man beim jüngſten Gericht nicht, was man mit ihm anfangen ſoll. Dieſen fatalen Zuſtand hat er ſeinem Pachtkontrakte auf den 30jährigen Krieg zu verdanken. Wer dieſen bei ihm überſtanden hat, verdient ſeine neuen Schriften nicht, — im vollen Ernſt, weil ſeine Pappenheimereien noch das Beſte ſind. Gott läßt ſeine Sonne über Warme und Kalte ſcheinen, und ſo iſt auch Tromlitz durchgekommen, der von beiden etwas hält.

29) **Ben-Lee,** oder: Iſt eine Emancipation der Juden denkbar? Biographiſche Skizze aus dem Tagebuche eines Poeten, von **F. Th. Wangenheim.** Hamburg 1837. Berendſohn.

Die Frage, ob eine Emancipation der Juden denkbar ſei, iſt viel zu wichtig, als daß ihr durch flüchtige Skizzen der Art irgendwie gedient ſein könnte. Unſere durch alle Lebensfragen ſtürmende Zeit ſieht die Sache als abgemacht an; Ben-Lee kann zu keiner neuen Idee darüber anregen.

30) **Der Goldmacher.** Eine Schilderung aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, von **C. Hauch.** Deutſche, vom Verf. mit zwei neuen Kapiteln vermehrte Ausgabe, aus dem Däniſchen von **W. C. Chriſtiani.** 2 Thle. Kiel, 1837. Univerſitäts-Buchhandlung.

Im Vorwort liegen die Gründe, warum der Verf. dieſes Buches eine Schilderung nennt, was man ſonſt als hiſtoriſchen Roman bezeichnen würde. Namen thun wenig zur Sache, inzwiſchen ſtellt er uns damit zugleich auf den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung. „Daß ich an eine hiſtoriſche Zeit gedacht habe,“ bemerkt er, „will ich durchaus nicht läugnen. Ich habe meine Augen auf die Erſchlaffung gerichtet, auf die Auflöſung aller Bande, die beſonders nach dem dreißigjährigen Kriege bemerkbar ward, und auf das glänzende Gewand, mit welchem Ludwig XIV. die Verderbniß zu umhüllen wußte, die ſo geſchmückt von Frankreich ausging, und an den meiſten Höfen Europa's als ein liebenswürdiger Gaſt empfangen wurde. Ich habe das demoraliſirende Prinzip zu entſchleiern und die Gottheiten, welche man in jenen Tagen anbetete, in ihrer Nacktheit darzuſtellen mich bemüht. Trotz des Titels iſt demnach die Goldmacherei nur das Triebrad, keineswegs aber der Grundgedanke in dieſer Erzählung, in der ich, wie geſagt, wenn auch keine äußere, doch eine innere, wenn auch keine hiſtoriſche, doch eine poetiſche Wahrheit darzuſtellen wünſchte.“ — Der Roman ſpielt in Dresden und ſeiner Umgebung, unter der Regierung Auguſt's II., der bekanntlich an Günſtlinge, Buhlerinnen und Adepten ungeheuere Summen verſchwendete. Die Idee, daß der unbeſchränkteſte Beſitz des Goldes den Menſchen zum unglücklichſten mache, daß **der,** unter deſſen Händen ſich Alles in dieſen Erdengötzen verwandelt, eben darum verlaſſen, einſam, verfolgt und zum Tode gehaßt werde, iſt nicht neu; das Alterthum hat ſeine Mythe von dem Midas, und die jüngſte Zeit, Halm's Drama: der Adept. Dennoch gelang es dem däniſchen Dichter, durch dieſe Idee hier ein Charaktergemälde zu beleben, das uns bis zum Schluſſe feſſelt und befriedigt: er wußte daneben auch die unerſättliche Goldgier, die den Menſchen im dämoniſchen Wirbel fortreißt, mit den glühendſten Farben zu ſchildern, und ſo gewinnt der Roman eine tiefe Bedeutung auch für unſere Zeit, die noch immer jenem Götzen Altäre errichtet. Der Adept de Geer, in die hermetiſche Kunſt früh eingeweiht, verliert die Geliebte ſeiner Jugend, wird unſtät und landflüchtig; er trifft in Dresden mit Theodor, einen Neffen des Doktors Roſenfeld, welcher jene geliebte Kreolin geheirathet und nachher durch den Tod verloren hatte, zuſammen und will dieſen Theodor als Lehrling annehmen. Ein Höfling, Victor von Marwitz, ſucht Roſenfeld's jüngere Tochter Manon dem beſchränkten Vater abzuliſten, weil er durch eine reiche Heirath ſeine durch ſinnloſe Verſchwendung zerrütteten Verhältniſſe zu ordnen hofft. Die Liſt ſchlägt, obgleich ſich die Tochter des Königs einmiſcht, fehl, weil Manon ſich mit Theodor verlobt hatte. Da ſie inzwiſchen dieſen untreu glaubt, flieht ſie mit dem Goldmacher, der ſich dadurch an dem Manne, der ihm das Liebſte entriſſen, rächen will, daß er deſſen Tochter von dem laſterhaften Hofe wegreißt und ihr ein liebevoller Vater wird. Theodor, dem er eine Flaſche der rothen Tinktur, womit jedes Metall in Gold verwandelt wird, zur Entſchädigung läßt, wird nun reich und kommt in nähere Berührung mit dem Hofe. Allein bald erregt der eitle Glanz der großen Welt in ihm Ueberdruß und Eckel. Roſenfeld's ältere Tochter Veronica, in welcher Goldgier auf's Höchſte geſtiegen und die nichts Heiliges kennt als ſich ſelbſt und die Befriedigung ihrer Leidenſchaften, iſt indeſſen des Königs Buhlerin geworden. Bei einem neuen Beſuche in Dresden wird de Geer verhaftet, man zwingt ihm ſein Geheimniß nicht ab, und es gelingt Theodor und einem Freunde, ihn zu befreien. Der alte Doktor Roſenfeld ſtirbt endlich aus Gram über Veronica's Schande, nachdem er kurz vor dem Tode noch in einer Probe beſtätigt geſehen, was er nie glauben wollte, daß die Kunſt der Adepten kein Mährchen ſei. De Geer flieht mit Theodor und Manon, die über dem Meere eine Heimath finden; das Geheimniß geht ſpäter verloren. — Vortrefflich iſt die Charakterzeichnung und entfaltet ſich in den vollendetſten Gegenſätzen. Am glücklichſten führte der Dichter Veronica, das verwöhnte, eitle, nur in Gold wühlende Mädchen durch; man erkennt in der erſten Anlage alle Züge einer künftigen Maitreſſe und irren wir nicht, ſo entlieh der Verfaſſer die Farben zu dieſem Bilde von dem der Gräfin Coſel, jener geiſtreichen Geliebten Auguſt's II., die zuletzt faſt ein halbes Jahrhundert gefangen ſaß, wenigſtens war mir gleich ihre Vorliebe für Juden auffallend, die bei der Coſel ſo weit ging, daß man ſie beſchuldigte, ſie ſei in den letzten Jahren zur moſaiſchen Religion übergetreten. Auch die Art, wie Veronica ihre Umgebung behandelt, erinnert an dieſe launenhafte Schönheit. Wie lieb und einfach erſcheint neben ihr Manon, das treue, ſchuldloſe und doch im bedenklichen Augenblick ſtandhafte Mädchen. Theodor, hier und da zu paſſiv gehalten, ſteht indeſſen dem Höfling Victor würdig gegenüber, in welchem man den Repräſentanten des Adels und der Umgebung jenes Königs annehmen muß. Wie in ſo ſchmachvoller Umgebung Einzelne in ſich zurückkehren, abgeſtoßen von der Welt, mit Zweifeln ringend und dennoch das Göttliche der Liebe und des Mitleides in ſich bewahren, dies zeigt uns Frießleben, ein Edelmann, der Theodors Freund wird. Wahr und tief poetiſch iſt der Jude Iſaak Amſchel, Veronica's und Victor's Spießgeſell, wahnſinnig aus Liebe zum Geld und trotz ſeiner Wuth gegen alle Chriſten dennoch der eifrigſte Verfolger de Geer's, der gleichfalls ein Jude iſt. Die übrigen Perſonen in des Doktors Hauſe, ſowie der König und ſein Hof, ſind abſichtlich nicht mit gleicher Sorgfalt ausgeführt, obſchon die Charaktere völlig entſprechen. — Die Sprache iſt ſchlicht und kräftig; der wahrhaft poetiſchen Stellen könnt' ich mehrere bezeichnen, führte dies nicht zu weit. Da ich das Original nicht kenne, weiß ich das Verdienſt des Ueberſetzers nicht zu bemeſſen, auch nicht anzugeben, welches die neuen Kapitel ſind, wodurch die deutſche Ausgabe vermehrt wurde. Vermuthlich finden ſie ſich im Anhange, der in vier Kapiteln die Jugendgeſchichte des Adepten erzählt. Höchſt lobenswerth iſt endlich noch die Reinheit der Darſtellung, denn obgleich das Ganze in der Umgebung eines Regenten vorgeht, von deſſen Größe (II, 210) Scharen verführter Mädchen und nicht weniger als dreihundert und vier und fünfzig uneheliche Kinder zeugten — ſo iſt doch Alles gemieden, was anderen Erzählern vielleicht die kräftigſte Würze und zur Charakteriſtik der Zeit unentbehrlich geſchienen hätte.

31) Graf Otto von Eberſtein oder das Turnier bei Durlach. Novelle aus der Regierung Markgraf Rudolf I. von Baden. Von K. Kärcher. 2 Theile. Karlsruhe, 1837. Groos.

Eine Novelle läßt ſich die vorliegende Dichtung nicht nennen; es iſt vielmehr ein fleißig ausgeführter hiſtoriſcher Roman, in dem Sinne, wie man dieſen Ausdruck ſchlechthin zu nehmen pflegt, auch den Ritterromanen des vorigen Jahrhunderts nicht unähnlich. Wer mit den Oertlichkeiten bekannt iſt, oder an Rudolf's Regierungszeit beſonderen Antheil nimmt, wird mit den Schilderungen des in dieſem Felde noch unbekannten Verf. zufrieden ſein. Ich für mein Theil finde nur ſeine Darſtellung oft weitſchweifig, trocken und ohne poetiſchen Kern; ſo werden S. 6 die Glockentöne durch helle Nachtigallenſtimmen aus den nahen Haſelgebüſchen mit glücklichem Erfolg durchbrochen. Ohne Takt und Geſchmack zeigt ſich Herr Kärcher, indem eine I, 90 geſchilderte Volksbeluſtigung (bei welcher Burſche mit verbundenen Augen und mit Gerten in den Händen ein Schwein mit rothem, ledernen Halsbande in einer Befriedung von Latten verfolgten) ihm Gelegenheit zu einem Ausfall gegen — die Recenſenten gibt. „Sollte es nicht erlaubt ſein, in dem Schweinchen mit dem rothen Halsband ein armes Schriftſtellerchen des neunzehnten Jahrhunderts angedeutet zu ſehen, über das die Recenſenten mit Spießruthen herfallen? Welche Aehnlichkeit hat ein unbarmherziger Recenſent mit einem Bauernburſchen als blinde Kuh, einen Prügel in der Hand!“ — Man muß in der That im Namen des guten Geſchmackes erröthen, daß jetzt noch ſolche Albernheiten, ſo bitterſalzige Späße aufgetiſcht werden und dies von einem Autor, der ſich als Profeſſor unterzeichnet. Freilich zeigt uns der Roman auch größere Parthieen, die frei von ſolchen Abſurditäten ſind. Möchte darum Herr Kärcher, wenn er noch mehr Erzählungen zu ſchreiben beabſichtigt, nicht wie er ſelbſt ſagt, zuvor einen Ablaßzettel löſen, ſondern ſtreng über ſeine eigenen Produktionen zu Gericht ſitzen. Die Kritik dürfte ſonſt, um ſein läppiſches Gleichniß beizubehalten, das rothe Halsband löſen und dem Bauernburſchen ſtatt der Gerte ein Hackbeil in die Hand geben.

Feuilleton.

⁂ In ſeiner ſo eben erſchienenen Schrift: »Römiſche Zuſtände und katholiſche Kirchenfragen der neueſten Zeit« — macht C. Münch der preußiſchen Regierung, in Betreff der Kölner Affaire, den Vorſchlag: »An die Meinung der aufgeklärten katholiſchen Bevölkerung zu appelliren und einen Nationalkirchenrath, beſtehend aus den Prälaten, Dekanen und Geiſtlichen des Landes, ſo wie aus gelehrten Laien, die des öffentlichen Vertrauens genießen, einzuberufen, welcher, in Gemeinſchaft mit den betreffenden weltlichen Staatsbehörden, der Regelung der obſchwebenden Kirchenfragen ſich unterzieht und der Staatsgewalt eine moraliſche Unterſtützung darbietet, welche Fälle auch immer eintreten mögen.« — Die Adoption dieſes Vorſchlags von Seiten Preußens dürfte allerdings wirkſam ſein.

⁂ Indianer in Nordamerika. — Einer in der A. Allg. Ztg. mitgetheilten Ueberſicht zufolge betrug am 1. Dezember 1836 die

Zahl der Indianer im Oſten des Miſſiſſippi	57,433	Seelen
„ „ „ die nach Weſten gezogen	[illegible]	„
„ „ „ welche noch unabhängige Stämme bilden	130,361	„
	251,664	„

Seit Kurzem hat aber der »ſchwarze Tod« bereits einen großen Theil jener unglücklichen Eingebornen weggemäht, welche die Habſucht und Härte der weißen Einwanderer bisher noch nicht aufgerieben hatte! —

⁂ Gegen den Nachdruck wird in den Vaterland. Blättern im Fränk. Merkur die Bildung einer Verſicherungsanſtalt in Vorſchlag gebracht. Zahlte nämlich jede Buchhandlung für jedes bei ihr erſcheinende Werk einen der Bogenzahl angemeſſenen Betrag, ſo könnte hierdurch bald eine Kaſſe gebildet ſein, mittelſt welcher die Anſtalt der Buchhandlung, der ein Werk nachgedruckt worden, daſſelbe abkaufte, um es dann zu 1/3 oder 2/3 des Nachdruckpreiſes in Umlauf zu ſetzen, und ſo den Nachdrucker zur Einſtellung ſeines Straßenraubes zu nöthigen.

⁂ *Siddhanta Siromani* war bis jetzt das beliebteſte und geſchätzteſte Werk über indiſche Aſtronomie; es ſtammte aus dem XII. Jahrhundert, und war in Europa durch Colebrooke bekannt geworden, der zwei Kapitel deſſelben über die Algebra in's Engliſche überſetzt hatte. Nun hat ein talentvoller Hindu, *Subhaji Bapu* eine ausführliche »Beleuchtung« jenes Werkes unter dem Titel *Siddhanta Siromani prakasa* in marattiſcher Sprache zu Bombay erſcheinen laſſen, in welchem er zuerſt die phantaſtiſchen Anſichten der Puranas, dann die Lehren der älteren aſtronom. Schriftſteller ſeines Volkes, im dritten Abſchnitt aber die Lehren des Kopernikus entwickelt, die er als die allein richtigen ſeinen Landsleuten zum Studium empfiehlt. Auch verwirft er alle Aſtrologie und greift mit vielem Scharfſinn manche Vorurtheile der Indier z. B. gegen das Reiſen in fremde Länder an. Sein Freund „*Sri Anghara Bhatta*“, ebenfalls Aſtronom, hat jene Beleuchtung in das Hindi überſetzt, um es dem größeren indiſchen Publikum zugänglich zu machen, und es unter dem Titel „*Bhugola sara*“ (Compendium der Aſtronomie) im Druck erſcheinen laſſen.

⁂ Auswanderungen nach Nord-Amerika. — Dem Morning-Chronicle wird von Philadelphia berichtet, daß im J. 1836 im Ganzen 60,938 Perſonen angekommen waren (31,928 männl., 29,010 weibl. Geſchl.), davon waren nur 6012 in den Ver. Staaten gebürtig von den Uebrigen: 17,790 in England und Irland, 8,041 in den amerik. engl. Colonien, 20,142 in Deutſchland, 4,443 in Frankreich, 300 in Preußen, 145 in der Schweiz, 484 in Dänemark, 998 in Holland, 797 in Mexiko, [illegible] in Texas, 346 auf Cuba, in anderen Ländern 2156. Im vorigen Jahre ſoll die Zahl der Ankömmlinge auf 100,000 geſtiegen ſein.

⁂ *The lady of Lyons*, Edw. L. Bulwer's zweites Schauſpiel iſt in Coventgarden mit Beifall aufgeführt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 103. 1838.

Phönix.

Dienstag, 1. Mai.

Der Schlüſſel.

(Fortſetzung.)

„Sie wird ſchweigen, und einen hinlänglich rechtfertigenden Grund in dem eben ausgeſprochenen Erfahrungsſatze finden,“ antwortete der Marſchall.

„Bon! Aber wann und wie bringen wir ihn sans rancune in's Bad? Soll er vorher reiſen, gleichſam — ſo — als — Quartiermacher? — Schickt ſich nicht! — iſt keine Hofperſon — gehört gar nicht dazu — hat keine Charge. — Und nachher? Wer ſteht dafür, daß die Fürſtin ihn nur einen Tag entbehren mag? — — verwickelte Geſchichte — das! — Mit den Küchenwägen wird er nicht reiſen mögen — ſein verdammter Künſtlerſtolz —“

„Wie, wenn Durchlaucht ihm zuvor den Charakter eines Hofmalers ertheilten? — der — ſo mitgenommen wird, — Gegenden aufzunehmen, — pikante Badeſcenen — als dereinſtige angenehme Reminiscenzen, — — oder ſelbſt als Portraiteur erlauchter Häupter — wenn anders welche kommen. — Und dann könnte er wohl zur Noth der Hof-Elite ſo gleichſam — beigepackt werden. —“

„Auch dagegen will ich nichts einwenden,“ fiel der Fürſt ein; „wie aber, wenn die Fürſtin ſich dennoch nicht fügt?“

„Dann drohen Höchdieſelben dem Maler mit einem Consilio. abeundi, — welche Alternative derſelbe der Fürſtin zugleich mittheilen muß.“

„Bon!“ ſagte Sereniſſimus. „Wahrlich gut und fein durchdacht! Marſchall! ich hätte Ihnen dieſe finesse und ſo viel d'esprit nicht zugetraut! Beſorgen Sie alles Nothwendige, und rapportiren vom Geſchehenen! Adieu, Marſchall!“

Eben als Letzterer ſich auf dem Corridor befand, begegnete ihm Aſtolf.

„Wie gerufen!“ ſagte der Marſchall, „gehen wir auf einen Augenblick in dies Kabinet.“

Hier theilte er nun dem Maler brühwarm die gehabte Unterredung mit, und ſchloß mit den Worten: „Was ſagen Sie dazu, mein Beſter?“

„Daß Excellenz zwar ein trefflicher Rechenmeiſter ſind, aber das Exempel nichts tauge!“

„Wie ſo?“

„Weil ich ſeit Kurzem auf der Fürſtin Rechentafel als unbedeutende Zahl figurire, und bald den Platz der Null einnehmen werde.“

„Sie ſcherzen! Und wäre dem auch ſo, die Null hilft multipliciren!“

„Nun,“ ſagte Aſtolf, „ich werde Ihro Durchlaucht Ihren Antrag ungeſchmückt noch heute vorzutragen die Ehre haben; nur machen Sie mich nicht für die Folgen verantwortlich.“

„Die Verantwortung wäre eben ſo groß nicht, wenn, wie bereits geſagt, Sie den Schmerz der Trennung zu überwinden wüßten,“ ſchloß der Hofmarſchall, indem er Aſtolf ſcharf anſah und darauf freundlich grüßend ſich entfernte.

Der Maler aber ging zur Fürſtin.

„Aſtolf!“ kam dieſe ihm mit verweinten Augen entgegen, „Aſtolf! ſo wahr Dir und mir Gott helfen möge, Du mußt fort! fort! Die Gefahr drängt. Du gehſt nach Italien, vor der Hand, und — ich nicht in's Bad!“

Bei dieſen Worten ſank die in ihrem Schmerze nur noch reizendere Frau in ſeine Arme!

Der Geliebte beſtürmte ſie mit Fragen und Bitten, ihm die Urſache dieſes plötzlichen Entſchluſſes zu eröffnen.

„Befrage, beſtürme mich nicht, mein Aſtolf!“ ſprach ſie, „wenn noch das kleinſte Fünkchen Liebe für mich in Deiner Bruſt glimmt. Mein Entſchluß ſteht feſt gegründet; er iſt das Reſultat eines langen Kampfes, und zu Deiner und meiner Ruhe iſt es nothwendig, daß er ausgeführt werde. — Nur ſo viel wiſſe: Irgend ein Verrath folgt uns auf der Ferſe nach; der jetzt noch im Keime begriffene Zweifel über unſer Verhältniß ergreift von Tag zu Tag feſteren Boden, und meine wie Deine Ehre ſteht in Gefahr! Um unſerer Liebe willen: bequeme Dich! Wir werden Beide den Schmerz einer kurzen Trennung zu überwinden wiſſen, um deſto glücklicher uns wieder in die Arme zu eilen!“

Aber Aſtolf's Bruſt ward von anderer Beſorgniß erfüllt, von der an der Aufrichtigkeit der fürſtlichen Geliebten. Er wagte ſie aber im Augenblick nicht auszuſprechen, um die wirklich tief angegriffene Fürſtin nicht gänzlich zu Boden zu drücken.

„Ich will,“ ſprach er, „zwar nicht weiter in Dein Geheimniß dringen, damit das fein angelegte, und wie es ſcheint, zu meinem Verderben geſponnene Netz nicht vor der Zeit zerreiſſe; doch muß Dir zuvor noch eine Beichte werden, der ich mich, nach meinem gegebenen Worte, zu entledigen habe, die Du, wenn Du ſie nicht ſchon kennſt, nach Gefallen zu Deinen Gunſten deuten und lenken magſt!“

Hier erzählte nun Aſtolf umſtändlich das mit dem Hofmarſchall ſo eben gehabte Geſpräch.

Die Fürſtin kam bei Anhörung deſſelben außer ſich vor Zorn, noch mehr aber vor Argwohn, weil ſie darin den Schlüſſel zu ihren Befürchtungen gefunden zu haben glaubte.

Sie verſicherte ihn, wie um ſo nothwendiger jetzt eine temporäre Trennung werde, und verſtärkte, unter den heiligſten Betheuerungen ihrer Unſchuld und fortwährenden Liebe, die an Aſtolf vorhin geſtellte Bitte.

Der Freund verſprach endlich alles zu thun, was ſie begehre, und wollte ſich ihrer Zärtlichkeit kalt entwinden, als ſie ihn voll Innigkeit an ihr Herz zog, und, mit liebeglühenden Augen, ſagte:

„Nicht ſo, mein Freund, laß uns ſcheiden, uns ſchlägt noch manche glückliche Stunde! Laß die wenigen uns noch zugemeſſenen Tage nicht freudlos vorüberfliehen! Heut Abend ſehen wir uns wieder! — — Nicht?“ —

„Du willſt es!“ ſprach er unter erſtickten Thränen und ging.

XIV.

Neugierig, aber gewiß eben ſo theilnehmend, wird längſt der geneigte Leſer gefragt haben, was wohl dies innige, ſo feſt geknüpfte Bündniß geſtört haben möge? — Er erfahre:

Daß das anfängliche Zuſammentreffen der Fürſtin mit Aſtolf ihr ein erwünſchtes, erfreuliches, ihre Liebe eine wahre, innige, auf gegenſeitige Achtung und Verehrung gegründete war, und bei Beginn derſelben nie der Gedanke in ihr auftauchte, das geknüpfte Verhältniß je trennen zu wollen oder zu müſſen, darf in Wahrheit verſichert werden.

Der Fürſtin war eine in angemeſſenen Schranken ſich haltende Liebe nicht unbekannt, ja ihr Herz war davon erfüllt, bevor ſie ihren Gemahl noch kennen lernte; nie aber hatte ſie ſich einem Manne mit ſolcher Glut der Gefühle ergeben, als es bei Aſtolf geſchah. Sie fühlte ſich in ſeinem Beſitze überglücklich, und dachte nicht entfernt an eine je mögliche Aenderung ihrer Gefühle.

Die drei Grundſteine, auf welches das Bündniß gebaut war: gegenſeitige Achtung, Vertrauen und konventionelle Ehre, bemühten ſich beide Theile lange unerſchüttert zu erhalten, bis, wie ſchon bekannt, Aſtolf anfing durch mancherlei kühne Wagniſſe, das konventionelle Verhältniß zwiſchen Beiden — ſo ſchien es der Fürſtin wenigſtens — zu gefährden.

Anfänglich reichten Vorſtellungen und Bitten hin, den Freund in die Schranken zurückzuführen; aber nur auf eine Zeit lang. Fortgeſetzte Ueberſchreitungen derſelben, erweckten in der Bruſt der hohen Frau Furcht vor Gefährdung ihres Rufes und vor möglicher Entdeckung ihres Verhältniſſes, in der Bruſt des Geliebten aber ſchlich ſich die Spinne Argwohn ein, ihn mit Zweifelsfaden umſtrickend. Je beſorgter er ward, der Fürſtin Furcht ſei nur eine Frucht der Abnahme ihrer Liebe, des nach und nach Sattwerdens ſeiner Perſon, je öfter er ihr dieſen Zweifel laut klagte, je mehr wuchs, wie wir geſehen haben, ihre Beſorgniß vor Mißbrauch ihrer Gunſt, und vor Verrath. „Denn,“ ſo ſchloß ſie, „würde der Freund mich verſtehen, würde auch meine Furcht verſchwinden, ſo aber vermehrt er dieſe nur, indem er ihr ganz andere Motive unterlegt.“ Vollkommen gerechtfertigt und beſtätigt glaubte ſie aber endlich dieſe Schlußfolge in dem kühnen Wagſtück gefunden zu haben, als Aſtolf gegen ihren ausdrücklichen Willen in jene Geſellſchaft trat, deren Beſuch ſie ſich von ihm beſtimmt verbeten.

Unverlöſchbar lebte die aus dieſem Beſuche hervorgegangene Scene in ihr fort, und obwohl es weder ihrem Gemahle, noch ſonſt Jemanden einfiel, Argwohn daraus zu ſchöpfen, ſo konnte ſie ſich doch des Gedankens nicht erwehren, daß durch dieſe Kataſtrophe der Saame des Argwohns ausgeſtreuet ſei, und ihr vertrauter Umgang mit dem Maler von jetzt an nicht mehr mit unbefangenem Auge betrachtet werde. Hinter den unſchuldigſten Fragen, hinter ganz zufälligen Ergebniſſen am Hofe, bei manchen veranſtalteten Soiréen und ſonſtigen Feſtlichkeiten glaubte ſie die Schlange der Verſtellung im Hintergrunde lauſchend zu erblicken; eine ſcherzhafte Aeußerung des Hofmarſchalls endlich, bei ihrem Widerſtreben gegen die Badereiſe, „daß die Hoffnung des Hofes jetzt nur noch auf die Beredſamkeit des Malers ſich gründe," hing ihrem Mißtrauen das letzte Gewicht an.

Zu einem entſcheidenden Schritte aber ward ſie veranlaßt, als ſie die ihr eben ſo freudige, als Schrecken erregende Ueberzeugung gewann: daß ſie Mutter ſei.

Lange kämpfte ſie mit ſich, ob ſie den Geliebten, den Gemahl, oder Beide zugleich davon in Kenntniß ſetzen ſolle, oder nicht, bis die Waagſchale der Ueberlegung ſich auf die Seite des Verſchweigens neigte.

Die Fürſtin traute ſich die Berechnung der Folgen nicht zu, ja ſie argwöhnte ſogar, daß das ſorgloſe Sichgehenlaſſen Aſtolf's vielleicht in Uebermuth ſpäter auszuarten fähig ſei, des Fürſten Vertrauen auf ſich und ſie durch ein zweideutiges Benehmen des Malers wankend gemacht, und des Hofes unbefangene, an keine konventionelle Verletzung denkende Meinung ebenfalls geſtört werden könne, des vielzüngigen Ungeheuers Publikum dabei nicht einmal zu gedenken.

Sie hielt es für das Angemeſſenſte und Sicherſte, ihren Zuſtand ſo lange als möglich zu verſchweigen, und alle ihre Kräfte anzuwenden, den Freund, im Vertrauen auf ihre Liebe und in die ihm zwar unbekannten, aber von ihm gewiß zu ehrenden wichtigen Gründe, zu einer kurzen Entfernung vom Hofe zu bewegen.

Eben war die Fürſtin über dieſen Entſchluß mit ſich im Reinen, als Aſtolf ihr entgegentrat, und ſie ihn ſogleich, wie wir geſehen haben, zu ſeinem nicht geringen Schrecken, damit überraſchte.

(Schluß folgt.)

Die Dynaſtie der Taglioni.

Auch das Theater hat jetzt ſeine Dynaſtieen, wie die — Börſe. Unter den erſteren iſt die der Taglioni jetzt eine der ausgezeichnetſten. Karl Taglioni, aus Piemont, ein berühmter Tänzer in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, hatte zwei Söhne und zwei Töchter, die er ſehr ſorgſam in ſeiner Kunſt unterrichtete. Der älteſte, Philipp Taglioni, erſter Tänzer und Choréograph iſt hinlänglich bekannt. Maria Taglioni, die jetzt in Rußland mit Beifall und Rubeln, mit Kronen und Ketten, mit Arm- und mit Halsbändern überſchüttet wird, iſt des Letzteren Tochter. Ihr Bruder Paul iſt erſter Tänzer. Joſephine tanzte zu Venedig, als ſie, die Süßigkeiten der Ehe der Unſicherheit der Bühnen-Bretter vorziehend, die Frau eines Patriziers von ſehr edler und ſehr alter Familie wurde. Sie heißt jetzt die — Gräfin Contarini. Luiſe Taglioni, die jüngere Schweſter Joſephinens, hat zu Paris während des Conſulat's mit großem Beifall auf der Akademie debütirt, zog ſpäter nach Italien, wo man ſtets ihre Gewandtheit und ihren trefflichen Geſchmack bewundert hat. Auch ſie hat das Theater aufgegeben und lebt jetzt als Gräfin Pubourg zu Neapel von ihren Renten.

Salvator Taglioni war 22 Jahre lang die Wonne des Publikums zu Neapel; auch zu Venedig, Mailand, Wien und Turin erntete er Beifall, und macht ſich den Künſtlern und ſeiner Kunſt noch nützlich als Profeſſor bei der königlichen Vervollkommnungsſchule zu Turin, wo er zugleich Balletmeiſter der königl. Theater iſt. Er hat drei Töchter. Mariette und Erminia haben den Geſang und die Deklamation bei den beſten Meiſtern zu Neapel ſtudirt, und kürzlich mit ſehr großem Erfolge auf dem königl. Theater del Fondo in einer neuen Oper des Maeſtro Apa, „*I due Savojardi*" debütirt. Die dritte Tochter, Luiſe Taglioni, ein ſchönes und höchſt anmuthiges Mädchen von 15 Jahren, ſoll noch im Laufe dieſes Jahres zum erſtenmale auf dem großen Theater San Carlo auftreten.

Hier haben wir alſo eine ſingende und tanzende Dynaſtie, welche keinen Nebenbuhler fürchtet und von Triumph zu Triumph fortſchreitet — in den beiden Zweigen, welche ſich jetzt der allgemeinſten Theilnahme der Theaterliebhaber erfreuen! —

Ein deutſcher Primas!

„Welche Folgen dürfte die Fehde haben, die der Erzbiſchof von Köln veranlaßte?" Dies iſt der Titel eines Schriftchens, in welchem Hr. Dr. Fetzer d. ält., der vor mehreren Jahren die gehaltvolle Schrift: „Teutſchland und Rom" herausgegeben, ſein Votum über das kölniſche Zerwürfniß abgibt. Auch er ſpricht dem „Könige von Preußen die Befugniß nicht ab, einen wortbrüchigen Geiſtlichen aus dem ihm angewieſenen Amtskreiſe zu entfernen" (S. 4.) Er meint aber, daß, wenn „die teutſchen Biſchöfe der veralteten Behauptung beipflichten, welche der Papſt ſich nicht geſcheuet habe, — öffentlich auszuſprechen: „daß es der unumſtößliche Grundſatz der kathol. Kirche ſein und bleiben müſſe, daß nur in ihrem Schooße die ewige Seligkeit erlangt werden könne," — daß alsdann am Ende die Trennung der helldenkenden Katholiken Deutſchland's von Rom erfolgen werde, wobei Preußen vorangehen könne durch Ernennung eines teutſchen Primas, „unter dem, einerſeits, alle kathol. Biſchöfe, als ihrem einheimiſchen kirchl. Oberhaupte ſtänden, der dann aber auch, andererſeits, ſeinen Febronius in der Hand, ſeine Unabhängigkeit von Rom geltend machte." Hiermit, meint Hr. Fetzer, könnte „eine unabhängige teutſche kathol. Kirche hergeſtellt" werden; „die kathol. Kirche aber, als eine chriſtliche, würde hierdurch nicht das Mindeſte verlieren; mit Ausnahme ihrer, bis über die Alpen hinüber reichenden Hierarchie möge ſie ungehindert beſtehen und bleiben, wie bisher, dagegen werde ſie deſſelben Vorrechtes der freien Forſchung theilhaftig werden, bei deſſen Genuß ſich ſeit mehr denn vollen 300 Jahren die Proteſtanten recht wohl befinden, und ſich daſſelbe recht trefflich zu Nutzen gemacht haben." (21 — 23.) Es iſt fürwahr nicht zu begreifen, wie ein Mann, der in ſeinem „Teutſchland und Rom" eine ſo reiche Beleſenheit in kirchlichen Dingen beurkundet hat, ſo völlig das Weſen der verſchiedenen kirchlichen Formen verkennen konnte, um ſolche Verheißungen zu wagen. Er fordert Aufgeben der Oberhauptſchaft des Papſtes, er fordert das Recht freier Forſchung, und verlangt, daß die deutſchen Biſchöfe von der Behauptung abſtehen ſollten, nur im Schooße der kathol. Kirche könne die ewige Seligkeit erlangt werden. Aber durch das Erſtere würden die Katholiken — ſchismatiſch; durch das Zweite proteſtantiſch; durch das Dritte würden ſie vollends nicht nur mit Rom und den ächt kathol. ökumeniſchen Conzilien, ſondern auch mit den älteſten apoſtoliſchen Ueberlieferungen in entſchiedenen Widerſpruch gerathen, für ihre Neuerung aber, wie für Alles, was ſie etwa noch beizubehalten gedächten, jeglicher vorhandenen kirchlichen Autorität ermangeln. Das geſchichtlich entſtandene Gebäude der römiſch-katholiſchen Hierarchie kann nicht durch bloßes Belieben und theilweiſe Accommodationen erſchüttert und beſeitigt werden, ſondern nur durch das ebenſo aufrichtige als entſchiedene Anerkennen der keineswegs katholiſchen, ſondern wahrhaft allgemeinen, Alles umfaſſenden Ideen der Freiheit, des Rechtes, der Liebe und Menſchheit, wie ſie bereits als Lebensprinzipien der neueſten Zeit ſich zu bethätigen angefangen haben. Ueber dem Spezifiſchen und Ausſchließlichen, was allen Glaubensgenoſſenſchaften gemeinſchaftlich zukömmt, welche noch mit irgend einigem Fug ſich für katholiſche ausgeben und ausgeben dürfen, ſteht als lebenskräftige Macht nur das Allgemein-Menſchliche, während die Aufſtellung eines katholiſchen Primas nur ein Rückfall wäre in eine in den weſentlichſten Beziehungen bereits abgelebte Zeit. —

Feuilleton.

⁂ Man lieſt im Fränk. Merk. und aus dieſem in andern Blättern: »Es beſtätige ſich vollkommen, daß ein ſehr ausführlicher Entwurf über Freiheit der Preſſe dem Staatsrath in Berlin mit Vormerk einer beſonderen Beſchleunigung mitgetheilt worden ſei. Die Cenſur ſolle völlig aufgehoben werden.« Solche Nachrichten können nur auf's Aeußerſte erfreuen. Geht Preußen mit Ertheilung der Freiheit der Preſſe und der völligen Aufhebung der Cenſur voran, ſo fehlt es ſich ſicher nicht, daß andere deutſche Staaten — zunächſt die conſtitutionellen — dieſem Beiſpiele nachfolgen, und ſo endlich der Zuſtand für Deutſchland herbeigeführt wird, welchen Art. 18 d. der deutſchen Bundesakte vom 8. Juni 1815 bezeichnete. Die Königl. Preuß. Staatsregierung, welche ſchon ſo Vieles für die geiſtige und materielle Wohlfahrt ihrer Völker that, hat wohl gelegentlich der Kölner und Poſener Wirren erkannt, wie wichtig es ſei, die öffentliche Meinung für ſich zu haben, und auf die öffentliche Meinung zu wirken. Beides durch die Preſſe. Aber die öffentliche Meinung beſteht nicht blos im Zugeneigtſein des Publikums in Bezug auf eine beſtimmte Frage z. B. die Kölner, ſondern in Bezug auf's Regierungsſyſtem überhaupt, alſo namentlich in Bezug auf das, was man der Preſſe erlaubt oder nicht erlaubt. Dieſe letztere Zugeneigtheit iſt weit einflußreicher, umfaſſender, als jene. Die erſtere wird durch ſie bedingt. Wenn nun jene Nachricht im Fränk. Merkur noch weiter enthält, daß, nach völliger Aufhebung der Cenſur, eine ſtrenge Verantwortlichkeit der Schriftſteller eintreten ſolle, ſo wird Niemand etwas dabei zu erinnern finden, wenn dieſe Verantwortlichkeit und der betreffende Strafkodex in Schranken bleiben, welche die Freiheit der Preſſe nicht durch nachträgliche Maasregeln in Frage ſtellen, wie ſie bisher durch vorbeugende erklärt aufgehoben war. Ein ſolches In-Frage-Geſtelltſein der freien Preſſe würde ſtattfinden: durch die allzuleicht in Anwendung gebrachte Beſchlagnahme der erſchienenen Druckſchriften, namentlich der Zeitungsblätter; durch allzu hohe Cautionen der Zeitungsredaktionen; durch allzu ſchwierige Bedingungen für Herausgabe von Zeitungen; durch allzuſtrenge Strafen; durch eine nicht gleichzeitig ſtattfindende Reviſion der Geſetzgebung über Hochverrath, Majeſtätsbeleidigung und Staatsverbrechen überhaupt; und durch Ueberweiſung der Preßvergehen zur Aburtheilung an die ordentlichen Gerichte. Alle dieſe Punkte werden bei einer Geſetzgebung über freie Preſſe der ſorgfältigſten Prüfung zu unterwerfen ſein. Man wird ſich dabei erinnern, daß, als das badiſche Preßfreiheitsgeſetz von 1831 in der Kammer zu Karlsruhe zur Berathung kam, der Abgeordnete von Itzſtein lieber gar kein Preßfreiheitsgeſetz haben wollte, als eines ohne Geſchwornengerichte. Man wird ſich weiter dabei erinnern, nicht nur wie ſtreng die Geſetzgebung in den meiſten deutſchen Staaten in Bezug auf Staatsverbrechen iſt, ſondern wie ſchwierig auch deren Definition, ihre Grenzen, ihre Grade, und wie gerade dadurch die Uebung der Preßfreiheit ein ſtetes, ewiges Damoclesſchwert für die ganze Schriftſtellerwelt würde, wenn man nicht jene Geſetzgebung in einer Weiſe modifizirte, welche das oft ſo leicht, oft ſo entſchuldbar, oft — möchte man ſagen, im Vergleich mit anderen geſetzwidrigen, weit willkührlicheren Verbrechen der bezeichneten Art — kaum ausweichbar begangene Vergehen, nach anderen Normen mit Strafe bedrohte, als nach denen, welche bisher meiſt die geltenden waren. Es läßt ſich ein Zuſtand der Preſſe denken, wo man an die Stelle der nachträglichen Maaßregeln ſich nach den abgeſchafften vorbeugenden (der Cenſur) wieder zurückſehnt, welche doch dem Staate gegenüber, nach dem betreffenden proviſoriſchen Bundespreßgeſetze, den Verfaſſer oder Herausgeber von Strafe fern halten.

⁂ Für ein Monument zu Ehren Chatterton's iſt in Briſtol eine Subſcription eröffnet worden.

⁂ Aktiengeſellſchaften zählte man in Frankreich
im J. 1826 — 38 für ein Kapital von 36,397,000 Franken
„ „ 1836 — 315 „ „ „ „ 156,000,000 „
„ „ 1837 traten [illegible] neu hinzu mit 361,130,000 „
Im Ganzen bildeten ſich in 12 Jahren [illegible] Geſellſchaften, welche zuſammenſchoſſen 1,[illegible] Fr.

⁂ *Des intérêts matériels de la France* iſt der Titel einer in dieſen Tagen erſcheinenden neuen Schrift des trefflichen Michel Chevalier, dem wir bereits die gehaltvollen Briefe über Nordamerika verdanken. In ſeinem Werke, welches in die vier Abſchnitte: Travaux publics, — Routes, — Canaux, — Chemins de fer zerfällt, legt der Herr Verf. einen Plan von öffentlichen Arbeiten dar, welche in 10—12 Jahren vollendet werden können.

⁂ Zwiſchen Glasgow und London wird jetzt, dem Scotſman zufolge, ein regelmäßiger Verkehr mit eiſernen Dampfſchiffen eingerichtet, bei denen ſolche Verbeſſerungen angebracht ſind, daß demnächſt die faſt 400 engl. Meilen in weniger als 30 Stunden zurückgelegt werden ſollen.

⁂ Die drei erſten und größten Meiſter in der Landſchaftsmalerei ſind unſtreitig in München jetzt: »Rottmann, Morgenſtern und Eßdorf«, ſo ſchreibt Prof. Söltl im Kunſt- und Literaturblatt zur Euterpe.

⁂ In der Schweiz, die ſich ſo gerne mit ihrer Freiheit und Freiſinnigkeit brüſtet, wird in den drei Urkantonen, in Unterwalden und Zug kein Nichtkatholik zur Ausübung politiſcher Rechte zugelaſſen, und Schwyz hat noch in ſeiner neuen Verfaſſung von 1833 die katholiſche Religion als die »einzige Staatsreligion« gewährleiſtet; daſſelbe gilt von Luzern, Teſſin und Wallis, in welchem letzteren Kanton »nur der kathol. Religion die öffentliche Ausübung« geſtattet iſt. Auch Solothurn und Freiburg erklären die kathol. Religion zur »Landesreligion« oder »einzig öffentlichen« mit Ausnahme eines Bezirkes in jedem dieſer Kantone, wo der reformirte Kultus »gewährleiſtet« iſt! Erſt noch zu Ende v. J. hat ſogar die geſetzgebende Gewalt des Kantons Schwyz ein unbedingtes Verbot der gemiſchten Ehen erlaſſen! — Ausdrücklich ausgeſprochen iſt der Grundſatz der Glaubensfreiheit nur in Zürich, Bern, Thurgau, Aargau, Baſellandſchaft und Glarus. Und doch halten manche Schweizer es für eine Herabſetzung, wenn man ihnen die Ehre anthut, ſie für Mitglieder der großen deutſchen Nation zu rechnen.

⁂ Die königl. Buchdruckerei zu Paris beſitzt jetzt 43 Serien von Lettern, um Schriften in ebenſo vielen Sprachen zu drucken. Seit ihrer Begründung im J. [illegible] ſind 1100 der ſeltenſten und merkwürdigſten Werke daraus hervorgegangen; namentlich werden für Frankreich alle chineſiſchen, ſiameſiſchen, hebräiſchen u. m. a. Werke dort gedruckt.

⁂ *Queen Elizabeth and her times*, ein neues Werk in 2 Bänden, welchem der noch ungedruckte Briefwechſel der Königin mit Lord Burleigh, dem Grafen von Leiceſter u. m. a. zu Grund gelegt iſt, macht jetzt in London viel Aufſehen.

⁂ »Abneigung zwiſchen Franzoſen und Spaniern und dagegen anzuwendendes Mittel« iſt der Titel einer kürzlich zu Madrid erſchienenen, den ſpaniſchen Frauen und Mädchen gewidmeten Schrift, über welche die dortige Hofzeitung u. a. bemerkt »Der Hauptgegenſtand dieſes Werkchens iſt einer der zeitgemäßeſten; denn es handelt ſich darin nicht allein darum, die genannten beiden Nationen, ſondern auch die portugieſiſche mit ihnen mehr und mehr zu verſchwiſtern.... Verheirathungen zwiſchen Spaniern und Franzoſen herbeizuführen, um dadurch unſeren in Verfall gerathenen Ackerbau, dem Gewerbfleiß und den Künſten aufzuhelfen, unſere Sitten zu mildern und zur Wiederherſtellung der Einigkeit beizutragen, dies iſt der Zweck dieſer Schrift, — die ſich gewiß guter Aufnahme erfreuen wird.« —

⁂ Zur Ueberſetzung des Straußiſchen Werkes in's Franzöſiſche ſoll Hr. Iſambert, der gewaltigſte Gegner des kath. Clerus und vor mehreren Jahren die Haupttriebfeder der Kirche des Hrn. Chatel, die Anregung gegeben haben. Wohl mag aber der Pariſer Correſpondent (Hr. v. Eckſtein?) Recht haben, wenn er in der Augsb. Allg. Ztg. bemerkt: »die Gelehrſamkeit des Straußiſchen Werkes paßt nicht für die franzöſiſche Ungeduld, ſie iſt zu minutiös, ſie reſumirt viel zu wenig die Reſultate. Was aber das große Hauptreſultat betrifft, ſo kennen die Franzoſen das ſchon längſt aus der Voltaireſchen Schule. —

⁂ Von Fétis' Tonkünſtlerlexikon, welches nach dem größten Maaßſtabe angelegt, iſt kürzlich im Verlag von Schott's Söhnen (Mainz, Paris, Antwerpen) der vierte Band erſchienen. Dem Verf. ſtanden, bei eigenem umfaſſenden Wiſſen, viele Jahre hindurch die reichſten Kunſtſchätze der Pariſer Bibliotheken zu Gebot. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No 104. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 2. Mai.

Der Schlüſſel.

(Schluß.)

XV.

Die Zuſammenkünfte der Liebenden dauerten mehrere Tage fort, ohne daß ſich Aſtolf durch die heißeſten, herzlichſten und dringendſten Bitten ſeiner Adolphine bewegen ließ, die Reiſe anzutreten. Jede Nacht beim Abſchiede verſprach er, daß der kommende Tag der letzte ſein ſolle, und immer blieb es beim Verſprechen. Die Fürſtin bat ihn mehrmals vergebens um Rückgabe des Schlüſſels zur Pforte, wenn ſie von einander Abſchied genommen hatten. Schon im Begriff ihn zu geben, bat er, ſich vor ihr niederwerfend, ihm nur noch den morgenden Tag zu gönnen. Und ſo wiederholte ſich dieſe Scene von Abend zu Abend: keine Bitten, keine Drohungen halfen. —

Endlich ſann die Fürſtin auf andere Mittel, um zum gewünſchten Ziele zu gelangen, da weder Bitten, noch Ernſt dahin führen wollten.

Sie überwand ſich ein paar Abende, die Pforte, wozu der Freund den Schlüſſel hatte, von innen zu verriegeln. Dies war das ihm wohlbekannte Zeichen, das in Zeiten des noch ungetrübten Glückes mehrmals angewandt worden war, wenn die Geliebte durch Anweſenheit des Fürſten, oder ſonſtige unvorhergeſehene Umſtände verhindert war, ihn zu empfangen. Aber in den letzten Tagen, wo ſie auch ohne dieſe obwaltenden Hinderniſſe die Pforte ſchloß, ſiegten immer wieder Liebe und Sehnſucht, den ihr ſo Theuern noch einmal zu ſehen, und ſie ſchob, wenn die gewohnte Stunde herannahte, den Riegel wieder zurück, zum letzten Male ihn zu empfangen.

Die Fürſtin verhehlte ihre Schwäche dem Freunde nicht, jedoch mit dem Hinzufügen, daß es das letzte Mal geweſen ſei.

Als ſie zum Drittenmale es über ſich gewann, den Riegel vorzuſchieben, war ſie aber nun auch feſt entſchloſſen, die Pforte gewiß geſperrt zu laſſen, und hoffte ſicher auf dieſe Weiſe den Geliebten kommenden Tags zur Abreiſe zu beſtimmen.

Um ſich ſelbſt in ihrem Vorſatze zu befeſtigen, gleichſam zu betäuben, ja jeden Rückſchritt unmöglich zu machen, beſchloß die Fürſtin, Abends große Aſſemblee zu geben, welche die gewohnte Stunde, in der der Freund zu kommen pflegte, lange überdauern ſollte.

Sie kam zur Mittagstafel, ſtrengte ſich an, ungewöhnlich froh und heiter zu erſcheinen, und wußte dieſe Stimmung nicht nur bis zur Soirée feſtzuhalten; ſondern noch lange Zeit, nachdem die Geſellſchaft ſich verſammelt hatte.

Je näher aber die Stunde heranrückte, in welcher ſie den geliebten Freund erwartet, deſto ängſtlicher, mißmuthiger ward ſie geſtimmt. Kein von ihrer Umgebung herbeigeführtes Geſpräch wollte mehr Anklang finden, ihre Gedanken waren bei ihrem verwieſenen Freunde. Hundert Qualen wollten der immer noch heißliebenden Fürſtin das Herz durchbohren! Sie glaubte ihre Zerſtreuung, Verſtimmung und Pein auf ihrem Geſichte bereits Preis gegeben zu haben, und verwirrte ſich immer mehr in Fragen und Antworten, die ſie anſcheinend that und gab, um ihre fürchterliche Situation zu bekämpfen,

Der pſychiſche Zuſtand der Fürſtin ſteigerte ſich durch eine phyſiſche Einwirkung von außen immer mehr und mehr, indem ein ſchwer Gewitter am Himmel heranzog.

Die Schwüle war drückend, faſt unerträglich; mehrere Fenſter wurden geöffnet. Sie trat an eines derſelben und ſchaute, in Gedanken verſunken, ſchwer aufathmend, in das rabenſchwarze Firmament hinein; ein ſtarker Blitzſtrahl mit gleichzeitigem Donner ſchreckte ſie auf; ſie war in Gefahr umzuſinken, ergriff aber ſchnell ein neben ihr ſtehendes Glas Champagner und leerte es. Auf ihren Wink ward ein zweites gebracht, das ſie gleichfalls raſch leerte.

Hierdurch ſowohl, als durch die immer näher rückende Stunde, an der nur noch wenige Minuten fehlten, ward ihr Uebelbefinden von Moment zu Moment geſteigert; ſie wandte alle ihr zu Gebot ſtehenden Kräfte an, ſich aufrecht zu erhalten, aber umſonſt! Denn als die Schloßuhr, deren Schlag der gefürchteten Stunde ſie in Gedanken ängſtlich erwartete, aushob und ihre dumpfen Töne ſendete, fing die arme Fürſtin heftiger an zu zittern, ſie zählte im Stillen die Schläge, — und als der letzte geſchehen, dem unmittelbar darauf ein neuer Blitz und heftiger Donnerſchlag folgte, ſank ſie bewußtlos in den neben ihr ſtehenden Lehnſtuhl.

Sie erholte ſich jedoch bald wieder, und verlangte in ihr Kabinet.

Der Fürſt, der anweſende Leibarzt, und die Hofdamen begleiteten ſie und verweilten ſo lange in einem Nebenapartement, bis die hohe Frau zu Bette gebracht war; dann traten ſie aber ſämmtlich, nach dem Wunſche derſelben, herein.

Der Leibarzt fand den Puls außerordentlich aufgeregt, voll und geſchwind gehend, und verordnete eine niederſchlagende Arznei. Die Fürſtin nahm auf's Neue alle Kräfte zuſammen, ſo heiter als möglich zu erſcheinen; ſie ſprach unter großer Anſtrengung, ſcherzte ſogar, theils, wie ſie glaubte, dadurch ihren Seelenzuſtand zu verbergen, theils, und vorzüglich aber, weil ſie wähnte, die innern Kämpfe dadurch in der Geburt, und ſomit zugleich das Andenken an den geliebten Freund zu erſticken.

Dieſer aber wandelte, ohne von Allem die geringſte Ahnung zu haben, nachdem die erſten Regengüſſe vorüber, ruhig und gemüthlich durch die Straßen, ſeinem Tempel zu, um zum Letztenmale — ſo hatte er heute feſt beſchloſſen, und auch bereits alle Vorkehrungen zur Reiſe getroffen, — die theure Geliebte zu begrüßen.

Er hatte die geheime, von innen verriegelte Pforte erreicht, wollte öffnen, allein — welch' unglücklicher Zufall! — der Bart des Schlüſſels brach und blieb in der Oeffnung ſtecken.

Was war zu thun? — Zu der Geliebten mußte er. Die Pferde waren auf den andern Morgen beſtellt; ohne nochmaligen Abſchied zu ſcheiden, war ihm unmöglich, ja dünkte ihm frevelhaft; an eine abſichtliche Verriegelung der Pforte von innen zu denken, konnte ihm nicht einfallen, er hatte ſich vielmehr ſchon geheime Vorwürfe über die durch das Gewitter herbeigeführte Verſpätung gemacht und ängſtigte ſich ab, wie die hohe Frau, die den unglücklichen Zufall mit dem Schlüſſel nicht ahnen konnte, die Täuſchung des Erwartens aufgenommen haben werde. — — Da kam ihm auf einmal der Gedanke:

„Wie, wenn ich den geheimen Weg, den der Fürſt zuweilen zu gehen pflegt, einſchlüge? Er iſt leicht zu finden, ich kenne ihn genau, und Adolphine wird nicht zürnen, wenn ſie den verwünſchten Zufallsſtreich durch mich erfahren haben wird. Drum friſch gewagt!“

Während dieſer Gedanken hatte Aſtolf den Schloßhof durchſchritten, und ſtand bereits im Vorplatze der Reſidenz. Ein ſchmaler, ihm wohlbekannter Gang zur Linken, unfern des Flügelthores, führte ihn ſicherer zu den Apartements der Fürſtin, als wenn er den breiten, gewöhnlichen Gang rechts gegangen, auf dem er ohnedies der Gefahr ausgeſetzt geweſen wäre, Jemanden zu begegnen. So langte er glücklich an das geheime Kabinet, durch welches der Fürſt zur Fürſtin ſeinen Weg nahm. Wer beſchreibt aber ſeinen Schrecken, als er es verſchloſſen fand! — Da ſtand er, wie niedergedonnert, faßte ſich jedoch bald, und war im Begriff zurückzukehren, als ihm plötzlich einfiel, daß dies Kabinet auch nach dem Billardzimmer zu noch einen Ausgang habe, den er niemals verſchloſſen gefunden. Er eilte darauf zu, fand es richtig ſo, und erreichte, beim Lichte des eben aufgegangenen Mondes, glücklich jene Tapetenthüre, die unmittelbar zur Fürſtin Schlafgemach führte. Er öffnete dieſe, auf die ihm in vertrauten Stunden bekannt gemachte Art, und trat raſch und kühn in das Gemach. Die vor dem Bette der Fürſtin ſtehende Verſammlung dreht ſich ſchnell um, und bleibt wie verſteinert ſtehen. Der Fürſt ſeinen Augen nicht trauend, ergreift den Leuchter, ihn hoch über die Köpfe der Anweſenden hebend, und ruft verwunderungsvoll:

„Der Maler!“

„Der Maler! Der Maler!“ fällt Alles unisono ein. Dieſer ſteht einer Bildſäule gleich da, unfähig ein Wort hervorzubringen. Die Verſammlung tritt, auf zwei Seiten ſich theilend, zurück, der Fürſtin Blicken, die ſich umgewandt, den Weg nicht zu vertreten.

Den Schreck, die Entrüſtung und Wuth derſelben zu beſchreiben, iſt unmöglich! Schnell aber faßt ſie ſich, nimmt die letzten, ihr noch zu Gebote ſtehenden Kräfte zuſammen, ſetzt ſich aufrecht, ſieht den Maler mit gräßlichen, durchbohrenden Blicken an und rafft mit fürchterlich kreiſchender Stimme die Worte heraus:

„Ha! ſo iſt denn doch der Tag der Rache erſchienen! Vernehmen Sie es, mein Gemahl, daß **ich** es war, der dieſen Frevler, ihn vor Ihren Augen zu beſtrafen, heut beſtellte, weil er, den ich leider mit zu großem Vertrauen beehrte, die Kühnheit hatte mir nachzuſtreben. Ich entdeckte zu dem Ende ihm dieſen geheimen, nur Ihnen bekannten Eingang. Meine Liſt, dem Himmel ſei's gedankt! gelang vollkommen. Der Schändliche wird beſtraft! Um vor Vielen ihn zu entlarven, wähl' ich den heut'gen Tag! Mein Unwohlſein war ein erkünſteltes; denn — —“

Hier ſank die Fürſtin auf das Kiſſen zurück. Ein Blutſtrom entquoll ihrem Munde.

Die Anſtrengung hatte ſie getödtet! — —

Erſchrocken eilten Fürſt, Leibarzt und alle Umſtehende auf das Bett zu.

Aſtolf aber rief, in Verzweiflung hohnlachend:

„Die Lügnerin iſt gerichtet! Mit ihrem Blute beſiegelt ſie die Lüge!“ und enteilte dem Gemache.

Des andern Morgens früh ſtand ein bepackter Reiſewagen vor des Malers Wohnung. Er ſtieg ein. Langſam fuhr er durch die Straßen, an der Reſidenz vorüber.

Niemand bemühte ſich, ihn einzuholen.

Geſchichte.

Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit von dem Ende des Jahres 1830. Von Dr. Franz Kottenkamp. Ein Supplementband zu Ernſt Münch's allgemeiner Geſchichte der neueſten Zeit, mit Berichtigungen und Zuſätzen, und mit einem vollſtändigen Perſonen- und Sach-Regiſter zu derſelben. Stuttgart, Literatur-Comptoir. 1837.

Herr Dr. Burckhardt hat in ſeiner „allgemeinen Geſchichte der neueſten Zeit“ anerkannt, daß das oben angeführte Münch'ſche Geſchichtswerk, trotz mancher ihm anhaftenden Fehler, „das beſte und brauchbarſte Werk über unſere Zeit“ ſey; ein Urtheil, welches um ſo mehr Glauben verdient, als Hrn. Dr. Burckhardt's politiſche Anſichten von jenen des Hrn. Münch bedeutend verſchieden ſind und alſo keine Parteineigung in jenes Anerkenntniß ſich miſchte.

Warum Hr. Münch, der doch ſonſt fortgeſetzt ſo werkthätig iſt, nicht ſelbſt ſeine Arbeit in die Jahre ſeit 1830 herüber geleitet habe, iſt dem Unterzeichneten unbekannt. Aber für gewiß kann gelten, daß die Forſetzung derſelben bei Hrn. Kottenkamp in die beſten Hände gefallen iſt. Bei aller Wahrung der Treue und der Objektivität ſeiner Darſtellung, entwickelt er einen Freimuth der Geſinnung, welcher, ohne ihn zum Parteimanne zu machen, dem Athemzuge des Jahrhundert's angehört und deßhalb auch von den Schreibern ſeiner Geſchichte niemals verläugnet werden ſollte. Ohne mit ſeiner Perſönlichkeit, ſelbſt ohne viel mit Reflexionen einzutreten, läßt er am liebſten die Begebenheiten ſich ſelbſt erläutern. Ebenſo die Perſonen. Was einer thut oder nicht thut, beginnt, fortſetzt, fördert, beſtreitet, allerdings mit Einbedingung der Außenumſtände, iſt bezeichnender für ihn, als die artigſten Schilderien nach theilweiſe durch den Autor geſchaffenen Annahmen und Vorausſetzungen, wie wir deren ſo manche in Frankreich und Deutſchland in den letzten Jahren haben auftauchen ſehen, um als Maskenkleidung nächſtens für immer in den Schrank zu wandern. Dabei iſt der Styl gefällig, die Mittheilung faßlich und die Art der Eintheilung zweckmäßig. Man bekommt nämlich nicht auf einmal und in einer Reihe die Geſchichte des einen Landes, dann die des anderen u. ſ. w., ſondern Theile der Geſchichte des einen Landes werden von Theilen der Geſchichte des anderen abgelöſt, es ſteht ſo ſynchroniſtiſch Theil mit Theil in Beziehung und einer ergänzt zweckmäßig den andern.

Es war begreiflich, daß in einer Geſchichte, welche Ende 1830 beginnt, die Entſtehung und der Verlauf des polniſchen Aufſtandes, die Geſtaltung des politiſchen Lebens in Frankreich unter der neuen Dynaſtie Orleans, die parlamentariſchen und Volkskämpfe in England um Reform des Wahlſyſtemes, und die belgiſche Revolution mit ihren Folgen die Hauptſtoffe der Darſtellung bot. Denn Geſchichte iſt nur da, wo — aus der Wortbildung geht dies ſchon hervor — etwas geſchieht. Staaten, von denen man wenig ſpricht, mögen (wenigſtens nach der Meinung patriachaliſcher Beglückungstheoretiker) die ſeligſten ſein, aber wenn man Niagarafälle und Rheinufer ſchildern will, darf man nicht in Boskets und in eingezäunte Parks gehen.

Wirklich eröffnet auch Polen hier den Reigen; Frankreich ſchließt ſich an; Belgien, Italien und, nachdem Frankreich, Polen, Belgien noch einigemal in die Reihe getreten waren, England folgen. Man hat weit über die Hälfte der viel verſchlungenen Wege des Werkes zurückgelegt, ehe man auf andere Namen, als die bezeichneten, ſtoßt. Doch da kommen endlich Portugal, Spanien und — der Orient. Auf dieſen unbeſtimmten Namen, der aber hier zunächſt auf die politiſchen Ereigniſſe in Aegypten und der Türkei geht, folgt wieder Frankreich, mit ſeinen Geſetzen gegen die öffentlichen Ausrufer, die Aſſociationen und den übrigen Haarflechten zur Einfangung der bis dahin noch zu demokratiſch ſich gebärdenden öffentlichen Freiheiten, bis denn endlich die, gelegentlich des Fieſchi-Attentats, durchgeſetzten Septembergeſetze jene Haarflechten im Wirbel der Nation zu einem, großen Knäul verſchlangen. England tritt noch einmal ein und — man hat noch nichts von Dänemark, von Schweden gehört, Rußland kam nur vor in Bezug auf Polen und den türkiſch-ägyptiſchen Krieg, Amerika, der ganze große Welttheil, nur in Folge der Entſchädigungsforderung der nordamerikaniſchen Freiſtaaten an Frankreich, — und Deutſchland, die Heimath des Verfaſſers, die Heimath ſeiner meiſten Leſer, Deutſchland, dieſes Herz und zugleich dieſer Rücken Europa's, worauf, wenn es irgendwo Schläge gibt, wenigſtens die Echo's davon fühlbar genug niederfallen, — in der That, es ſcheint vergeſſen! Dann nur noch ein paar Blätter und wir ſtehen am Sach- und Namenregiſter. Aber nein, es iſt nicht vergeſſen. Es erſcheint an der Hand eines Sohnes, der ſich einſt gewaltſam von ihm losgeriſſen. „Deutſchland und die Schweiz“ iſt der Inhalt des 22ten Kapitels, welches auf Seite 450 beginnt und auf Seite 457 ſchließt. Wirklich, ich finde begreiflicher, daß Hr. Kottenkamp von Schweden und Dänemark, vom Mohrenland und von Aſien gar nichts ſagte, als daß er Deutſchland und die Schweiz nur mit ſieben Seiten abfertigte, — nur mit ſieben Seiten, von welchen nicht mehr als fünf, Oeſtreich und Preußen mit eingeſchloſſen, auf Deutſchland kamen.

Herr Kottenkamp ſchützte ſich gegen dieſe Rüge mit der etwas dunkelen Einrede: „In ausführlichere Details über Deutſchland einzugehen, iſt der jetzigen Zeit noch nicht gegeben.“ Und auf dieſe Einrede hin unterließ Hr. Kottenkamp, von der Entſtehungsgeſchichte der Kurheſſiſchen und Königlich Sächſiſchen Verfaſſungsurkunden, den Großh. Heſſ. Ständeverſammlungen von $18^{32}/_{33}$ und 1834 und deren Auflöſungen, den Volksfeſten in Deutſchland im Jahr 1832 noch außer dem Hambacher, der Gründung der Central-Unterſuchungs-Commiſſion in Frankfurt a. M. und der Maſſe politiſcher Unterſuchungen in den meiſten deutſchen Bundesſtaaten auch nur ein Wörtchen zu ſagen. Was er an Thatſachen in gedrängter Reihe verbindet, ſind nur Baumäſte, denen die Blätter abgeſtreift ſind, Tannenzweige und Geniſte, in dürren Boden geſteckt. Alles Rauſchen, alles Zuwallen der Säfte fehlt. Es iſt richtig, daß die Verhältniſſe der Preſſe in Deutſchland einer Darſtellung der dortigen neueren politiſchen Ereigniſſe nicht günſtig ſind, aber es heißt gewiß zu ſehr dieſelben anklagen, wenn man einer rein hiſtoriſchen Entwickelung deſſen, was ſeit 1830 die deutſchen Gauen freudig und ſchmerzlich, ſelbſtthätig und leidend bewegte, keinen Raum gegeben behauptet. Und namentlich in einem Werke, welches nicht zu den periodiſchen, ſondern zu denen von großem Kaliber, zu den mehr aus Zwanzigſtädtern, gehört. Oder war jene Einrede nicht ſo ernſtlich gemeint? Hatten Polen, England, Frankreich in der [illegible] des Hrn. Kottenkamp ſo viel Platz eingenommen, daß, als die Reihe an Deutſchland kam, es nur noch mit dem Reſte des Bändchens ſich begnügen mußte? Auch dieſe Erklärung — wäre ſie ſonſt annehmbar — reicht nicht aus. Denn der ganze Band war auf 36 Bogen berechnet, eine Mehrzahl war dabei als möglich gedacht, und — das Werk zählt nicht mehr als 31 Bogen. Wenn es unmöglich wäre, alsbald dieſe Lücke (und andere bezeichnete) auszufüllen, ſo iſt im Intereſſe des Werkes und ſeiner Käufer zu hoffen, daß ſeine dereinſtige Fortſetzung ſie noch ergänze und vervollſtändige.

Der Verdacht, daß nicht bloß politiſche Rückſichten, ſondern auch das Beſtreben, zu Ende zu kommen, Deutſchland und die Schweiz ſo kurz abfertigen ließen, wird durch Spuren von Flüchtigkeit unterſtützt, welchen wir gerade in jenem 28ten Kapitel, und in dem, was es poſitiv mittheilte, begegnen. So beſtand das Badiſche Preßfreiheitsgeſetz von 1831 keineswegs in der Art, „daß die bisherigen allgemeinen Geſetze des Bundestages auf den ſpeziellen Staat als nicht anwendbar betrachtet wurden“ (S. 451), ſondern in Folge der von Regierung und Ständen gefaßten Annahme, daß das proviſoriſche Bundespreßgeſetz von 1819 und insbeſondere deſſen Beſtimmung über „Vorwiſſen und vorgängige Genehmhaltung der Landesbehörden“ hinſichtlich der Druckſchriften unter 20 Bogen, durch das Badiſche Geſetz nicht verletzt und daß die Regelung der Freiheit der Preſſe, ohnedieß durch die Verfaſſungsurkunde als Prinzip ausgeſprochen, als innere Landesangelegenheit zu betrachten ſei. Das Hambacher Feſt wurde nicht bei Türkheim (Dürkheim) ſondern unweit Neuſtadt, auf der Hambacher Schloßruine, gehalten (S. 452). Die bekannten Bundestagsbeſchlüſſe endlich erfolgten nicht am 3., ſondern am 28. Juni 1832, und ſind größtentheils ganz anderen Inhaltes, als Hr. Kottenkamp hier angegeben (S. 453). Er vermiſchte damit theils ihre Motive, theils andere Beſchlüſſe der Bundesverſammlung, namentlich den Beſchluß über das Badiſche Preßgeſetz vom 19. Juli 1832.

Ein Mangel iſt, daß Hr. Kottenkamp ſeinem Werke kein Verzeichniß der von ihm benutzten Quellen und ebenſowenig ein Inhalts-Verzeichniß, noch neben dem Sach- und Namen-Regiſter, beigab. Denn wenn ſich auch manche Quellen von ſelbſt als wahrſcheinlich oder gewiß herausſtellen, wie z. B. bei Polen die Geſchichte Spazier's u. ſ. w., ſo iſt doch damit noch nichts gethan. Ebenſo konnte das, ohnehin dürftige Sach- und Namen-Regiſter von einem Inhaltsverzeichniſſe, welches eine klare Ueberſicht der Sichtung und Ordnung des Stoffes gab, nicht dispenſiren.

Die buchhändleriſche Ausſtattung des Werkes iſt ſehr anſtändig und der Preis billig. Wer es kauft, wird in Bezug auf die genannten, beſonders bedachten Länder etwas recht Vollſtändiges und Werthvolles beſitzen. Was noch fehlt, ergänzt aber gewiß die Zukunft. Dieß dürfen wir von der Umſicht und dem Beſtreben des Hrn. Kottenkamp, im Ganzen etwas Vollſtändiges zu geben und die große Kreuzſpinne der neueren Geſchichte nicht bloß auf einigen langen, ihr belaſſenen Füßen laufen zu laſſen, während die übrigen unverhältnißmäßig verkürzt oder ihr gar ausgerupft ſind, mit Zuverſicht erwarten.

K. B.

Feuilleton.

⁂ Urſprung der Steinkohlen. — In der Verſammlung der Geſellſchaft naturforſch. Freunde zu Berlin am 17. d. M., theilte Hr. Link die Reſultate ſeiner mikroskopiſchen Unterſuchungen ſüdamerikaniſcher und anderer Steinkohlen mit. Hiernach zeigten die meiſten derſelben einen Urſprung aus Torf. Viele Braunkohlen und das verſteinerte Holz vom Siebengebirge am Rhein waren urſprünglich Tannenholz. —

⁂ Die neue Einrichtung bei mehreren öffentlichen Bibliotheken zu Paris, dieſelbe zu heizen und bis Abends 10 Uhr zur Benutzung offen zu halten, hat ſich ſo förderlich erwieſen, daß der Miniſter des öffentlichen Unterrichtes ein Rundſchreiben an die Präfekten erlaſſen, um ihnen jene Einrichtung ſoweit als thunlich zur Nachahmung zu empfehlen. —

⁂ Ein pittoreskes Amerika wird jetzt zu Paris von Hrn. Willis herausgegeben und aus 15—20 Lieferungen, jede aus 4 ſchönen Stahlſtichen nach Zeichnungen von Bartlett beſtehen. —

⁂ Für Nelſon's Denkmal, welches in Trafalgarſquare zu London errichtet werden ſoll, dürfen die Koſtenveranſchlagungen bis auf 20,000 Pfd. gehen. Bis jetzt ſind bereits 6300 Pfd. an Beiträgen eingelaufen. —

⁂ Römiſche Novitäten. — Brieflichen Mittheilungen von Rom aus zufolge, welche wir dem Fränk. Merk. verdanken, ſollen — »um etwaige Colliſion zu vermeiden,« — vom Römiſchen Stuhl aus »die beſtimmteſten confidentiellen Mittheilungen an alle Biſchöfe in Rußland, wo die gemiſchten Ehen von der griechiſchen Kirche gar nicht geſtattet werden, wenn nicht die Kindererziehung in der herrſchenden Confeſſion zugeſichert wird, ergangen ſein: ſich überall möglichſt ausweichend zu accommodiren. Mit Preußen dagegen — ſcheue man den Kampf nicht,« und »mit Nächſtem dürfe man wieder eine *Esposizione* des Monſign. Viale erwarten, ſtärker und angreifender noch, als die erſte.« —

⁂ Der Biſchof von Eichſtätt iſt im Schematismus der Geiſtlichkeit ſeines Bisthums aufgeführt als: »päpſtlicher Hausprälat, *Solio pontificio assistens* (Beiſitzer am päpſtlichen Stuhle), Conſultor der h. Congregation des Index und der außerordentlichen geiſtl. Angelegenheiten, ſo wie Qualifikator der h. Inquiſition zu Rom.«

⁂ Der franzöſiſche Klerus, ſo ſchreibt Hr. M. Chevalier in ſeinem neueſten Werk, rekrutirt ſich gegenwärtig bekanntermaßen einzig und allein unter den Handwerkern und den Bauern. Was das Kriegsheer betrifft, ſo figuriren in ihm als Soldaten und Unteroffiziere nur Männer, die aus den armen Klaſſen hervorgegangen. Aber die Mehrheit der Offiziere geht jetzt aus dem Corps der Unteroffiziere hervor. Von 1830 bis 1. April 1833 wurden 2387 derſelben zu Unterlieutenants erhoben.

⁂ »Die Vermittelung des Gegenſatzes der Confeſſionen« liegt dem Berliner polit. Wochenblatt — »in der immer wichtiger, lebendiger und praktiſcher werdenden Erkenntniß der großen Wahrheiten, über welche alle Chriſten einig ſind;« — doch meint es, die wirkliche Einigung liege noch in weiter Ferne. Auf dem politiſchen Felde hingegen ſcheint ihm »ſchon jetzt eine Vermittelung der Gegenſätze möglich;« aber »nur dann, wenn eine Landeskirche offen und frei anerkannt wird, die der Fürſt nicht, mit der er aber regiert und neben welcher die anderen chriſtlichen Confeſſionen eine, auf das Recht begründete Toleranz genießen.« — Das iſt nun allerdings kein deutſcher Liberalismus, den das Wochenblatt verſpottet, ſondern höchſtens piemonteſiſcher, wo bekanntlich der Fürſt mit den Jeſuiten regiert und die Akatholiken eine auf das römiſch-katholiſch-jeſuitiſche Recht begründete Toleranz genießen!!! Von den Juden kann natürlich bei ſolchen Chriſten nicht die Rede ſein.

⁂ Kunſtnachrichten. — Leſſing's »Leonore«, H. Verner's »Sclavenmarkt« und Maes' »betende Römerin« machen jetzt in Magdeburg viel Aufſehen. Leſſing's Gemälde gilt als Hauptbild.

— In Leipzig erwartet man, ein Bild von Aurel Robert, das einzig in ſeiner Art von Effekt, und zugleich bewundernswürdig ſein ſoll. Es ſtellt das Innere eines Seitenflügels einer großen gothiſchen Kirche vor. Nacht. Die Flügelthüren des Portals ſind geöffnet, und aus ihnen zieht eine Schaar Mönche mit Fackeln; der Mond ſcheint hell und beleuchtet magiſch den Qualm der Fackeln. Man ſieht einen kleinen Theil des beſchneiten Kirchhofes und ein friſches Grab. Den ſchönſten Effekt ſoll auch das Fenſter über dem Portal machen, deſſen Glasmalereien das Mondlicht transparent macht.

(Aus Privatmittheilungen.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 105. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 3. Mai.

Literatur.

Die Frevel der Revolution.

(Eine Flugſchrift. 1838.)

Endlich ſteht der Aegyptier auf dem Punkt, wo der geſpielte und geheuchelte Aberwitz in wirkliche Tollheit umſchlägt. Er iſt nunmehr ſo weit, daß er in Kurzem entweder mit der Kette, die er, wie ein erboſter Hund ſchleift und zerrt, im Narrenhauſe klirrt, oder in irgend einer Kanzlei als Hofrath ein politiſches Wochenblatt redigirt. Man ſollte es kaum glauben, was Uebung vermag! Er hat ſich ſo lang und ſo eifrig verſucht und einſtudirt, in allen Tonarten, im Baß, im Fiſtel und Falſet ſein Bellen auszubilden, bis es ihm endlich gelungen iſt, einige Töne hervorzubringen, die einem Wolfsgeheul nicht unähnlich ſind. Wenn er nur einen beſſern Pelz hätte! Wenn es ſich nur der Mühe verlohnte, ihm zu Leibe zu gehen! Wenn er nur nicht gar ſo ſchmutzig wäre! Täuſcht euch nicht! Macht keine Jagd auf ihn; ihn mit Knüppeln todtſchlagen, iſt unter eurer Würde, und ein anderes Ende verdient er nicht. Es iſt zwar ein böſer, wüthiger, biſſigtoller, blutdürſtiger Hund, aber lange noch kein Wolf! Laßt ihn laufen.

Der Kritik aber muthe man nicht zu, daß ſie ihr Opfermeſſer an dieſen „Gräuel" lege. Alle Thiere ſind ſeiner Schärfe geweiht, nur nicht das unreine, und mit dem Geſchäft des Aasgeiers mag ſie ſich um ſo weniger befaſſen, als das Vorliegende bereits den Grad von Fäulniß und Verweſung erreicht hat, der ſein Correctiv- und Tilgungsmittel in demſelben Gewürme findet, das ſeine Fäulniß erzeugte. Denn ſelbſt der Geier verſchmäht es, die ſtarken Fänge da einzuſchlagen, wo der Aaskäfer mit der Zerſetzung um ſeine Beute ringt. Die Blaſen, die ſich in ekelhaften Crepitationen entbinden, und, ehe ſie berſten, noch mit dem Purpur des heiligen Lichtes freveln, wie ſie auch ziſchen, brodeln und gähren mögen, ſind doch nichts weiter, als der Angſtſchweiß, den die putreſcirende Verzweiflung der Verweſung abpreßt.

Nur über jene Thoren muß man ſich wundern, die dieſen Kloak zum Vertrieb ihrer Giftſtoffe wählen, die unter dieſem faulen Sumpfe ihren peſtilenzialiſchen Giſcht verhauchen, die mit ihrem gleißend-gefährlichen Moorgrün dieſe [illegible] bekleiden, des Wahnes, die Unberathenen werden ſie für eine Oaſe, für einen blühenden Thalgrund [illegible] [illegible] ſie blödgläubig ihre Schritte anvertrauen [illegible]. Man iſt bereits ſo weit in der Botanik, um ſolche Giftpflanzen von geſunden Blumen zu unterſcheiden, man hat es in der Trockenlegung der Moräſte ſchon ſo weit gebracht, daß man es für ein willkommenes [illegible] hält, wenn die unſichtbar verbreiteten, Alles inficirenden Peſtdünſte, ſich in Einen zugänglichen Pfuhl ſammelnd, die Möglichkeit an die Hand geben, ihn abzuſtechen und auszutilgen. Sehen ſie denn nicht, jene blinden fanatiſchen Thoren, welchen ungeſchickten, täppiſchen Händen ſie ihre zweiſchneidige Waffe anvertrauen? Sehen ſie denn nicht, daß dieſer Maulwurf mit Schweinsrüſſel und Vampyrflügeln, dieſer in allen ſcheinheiligen Farben ſchillernde Düngerkäfer, dieſes mit geweihten Flicklappen behängte und belumpte Unding, dem ſie in die eine Hand das Schlächterſchwert des Dominicus de Guzman, in die andere die Zündfackel des Torquemada drücken, dem ſie in den Lendenſtrick, der nur ein wenig höher ſitzen ſollte, den Daumenſtock, die Beinſchraube, den lüneburger Stuhl, den Halskragen, die pommer'ſche

Mütze und das doppelte ſpaniſche Fußband gürten, ſehen ſie denn in ihrem Hyäneneifer nicht, daß dieſer drollige Popanz ſie heimlich zum Beſten hat, daß er viel zu plump für ſeine Miſſion iſt, daß er zu vorſchnell und grobſinnig die Anſichten derjenigen Partei an den Pranger ſtellt, die ihn gedungen, und mit der kraſſeſten Virulenz, ohne ſie mit dem geringſten jeſuitiſchen Rückhalt abzudämpfen, ihre geheimen Triebfedern aufdeckt und enthüllt? Merken ſie denn nicht, woher der Samum bläſt? Entgeht es ihnen denn, wie die verzweifelnde Wuth, gewiſſe ſoziale und Geiſtesumwälzungen anerkennen zu müſſen, hier ſo hörbar die Zähne zuſammenſchlägt, alle und jede Losreißung vom geiſtigen Knechtjoch ingrimmig anfletſcht und beknirſcht, und ſelbſt die große Entfeſſelung der Reformation, mit blödverrathener Kriegsliſt, nur noch einſtweilen gelten läßt, weil ſie muß, weil es noch nicht an der Zeit iſt, die Kapuzinerklaue auch hier zu verſuchen, weil es ihr zunächſt darum zu thun iſt, die oder jene Kehle, aus der zuweilen ein Angſtſchrei für die ächte, edle, geſetzliche Völkerfreiheit ſich losringt, mit fanatiſchen Henkersfäuſten zu erdroſſeln? Unmöglich! Ihnen, die doch ſonſt ſo ſcharfſichtig ſind, kann es nicht entgehen, mit welcher compromittirenden Frechheit hier ein augenblickliches Conflict als Koppelſchleife für zwei verſchiedene, große Machtprinzipe geworfen, und ſo handgreiflich plump geworfen wird, daß es in's Auge ſpringt, wie es eigentlich darauf angelegt iſt, dieſe vermeintliche Einigungsſchlinge, wenn nur vorerſt das Nächſte beſeitiget iſt, ſpäterhin als Schnürknoten um das Genick der Reformation ſelber zu werfen, und den jochentſchüttelten Hals in den ſtarren Zwang veralteter Satzungen zurückzubeugen. Denn ſo wahnſinnig dieſes Vorhaben ſei, ſo ſehr liegt deſſen hartnackige Befolgung im Prinzipe; ſo bemitleidenswerth der Aberwitz auch iſt, er wird nicht nur in geheim genährt, geleitet und angeſchürt, nein, wie gleißneriſch er ſich auch gebärde, mit welchem hündiſchen Servilismus er ſeinen frömmelnden Schaumgeifer bald dieſer bald jener Macht zu Füßen träufele, hier bricht dieſer Aberwitz laut und ſchamlos zu Tage, hier ſchreit, hier tobt, hier brüllt, hier wiehert dieſe fanatiſche Frechheit in zügelloſer Impudenz.

Allein ſelbſt die Partei, die ihn abgerichtet und eingehetzt, ſelbſt dieſe wird getäuſcht und verrathen. Nicht für ihr Intereſſe ficht und kämpft er; nicht um ihretwillen reißt er ſich die Nägel blutig, nicht in ihrem Mandat ſchüttelt er die ſchäbige Prophetenkutte, ſchwingt er das blutroſtige Inquiſitionsmeſſer, raſſelt er wie ein Ruinengeſpenſt wahnſinnig mit den Ketten; nicht ihrem Zweck zu Liebe wirft er die dreihalſigen Cerberusköpfe, von denen einer dem Terroriſtenbüttel Couchon, der andere dem Judas, wie er am Feigenbaume zappelt, der dritte dem Kopf einer zertretenen Viper gleicht, — nicht jenen zu Dienſt und Frommen reckt und ſchleudert er die dreihälſigen Köpfe aus der Kapuze mit ziſchendem Charybdegebell empor; ſo ehrlich, ſo zuverläſſig, ſo naivtoll iſt er nicht: Seine eigene Rache will er auslaſſen, ſeinen Privatgroll will er kühlen, ſeine böſe, heimtückiſche, giftgeſchwollene Galle will er in Wunden ausleeren, die Beſſere als er geſchlagen. Wohin meint ihr denn, daß dies Alles ſonſt ziele? Dieſer ganze Aufwand von zuſammengebettelter Heuchelextaſe; dieſer ſalbungsgiftige Predigergeifer, dieſe dem Hiob abgefrevelten Schwungtiraden; dieſe lächerlichen Contorſionen, dieſe venalen lumpigen Entzückungen eines marktſchreieriſchen Pſalmengeplärres, deſſen Begeiſterung von den Dämonen inſpirirt worden, die unſer Herr und Heiland in die bekannte Legion gebannt hat; dieſe teufliſche Wuth; dieſe zähnknirſchende Bosheit, dieſe ſchmähſüchtige Schriftentweihung, wißt ihr, wem ſie gelten? Drei oder vier Schriftſtellern, die mit kritiſchen Nägeln ſeine poetiſchen Fledermäuſe zur Schau und Warnung angeheftet, drei oder vier Schriftſtellern, die ihn nach ſeinem Werthe zu würdigen wiſſen, und denen er dies Verbrechen nimmermehr verzeihen kann. Glaubt ihr, es ſei ihm um die Frevel der Revolution, um die Heiligkeit der Kirche, um die Majeſtät der Könige zu thun? Für dreißig Silberlinge würde ihm dies Alles feil ſein, wenn er nicht meinte, im Kurzem vierzig dafür zu kriegen, wenn er ſeine Feigheit nicht hinter der Macht ſicher wüßte, wenn er nicht mit deren Schutz und imponirendem Apparat ausgerüſtet, ſeiner eigenen Nichtigkeit einigen Halt zu verſchaffen hoffte, wenn namentlich dieſe günſtigen Conjunkturen ſeiner Frechheit nicht gelegen kämen, das Shylock-Meſſer an ſeiner ſchmutzigen Sohle für das Fleiſch derjenigen zu ſchleifen, die den unglücklichen Gedanken hatten, im Schlafe zu ſtammeln, als ſie von deſſen Auferſtehung und Wiedereinſetzung träumten. Es iſt mehr als gottlos, mehr als nichtswürdig, das Wort der Propheten zu ſchänden, die Masken der heiligſten Intereſſen vorzunehmen, der Gerechtigkeit mit der zelotiſchen Gebardung fanatiſchen Knechtſinns das Beil ſcheineifrig zu entwinden, wofür? zu welchem edeln Zwecke? um ſeinen ſelbſtſüchtigen Scribentenhaß wie ein tolles Thier loszulaſſen, um unter dem Vorwand, jene Mandate zu vollführen, das Giftſtilet einer Galeerenrache meuchleriſch einzubohren. Es iſt mehr als ſchändlich, es iſt wahrhaft infernaliſch, ein Paar Jünglinge, die, es ſei zugeſtanden, gefehlt, geirrt, unbeſonnen und übermüthig geſchrieben, vielleicht in dem und jenem ſich freventlich vergangen haben, auch da noch ohne Unterlaß, mit immer erneutem Grimme, mit immer wilderem Vertilgungshaſſe anzufallen, zu verfolgen, angeberiſch zu beſudeln, wenn ſie die verhängte Strafe erdulden, wenn ſie unter dem Druck des Bannes, der Aechtung, der inquiſitoriſchen Strenge gebückt und ſeufzend einherwandeln, wenn ſie eine jugendlich voreilige Unüberlegtheit mit dem Verluſt ihrer Lebenszwecke, ihres bürgerlichen und öffentlichen Wohles, ihrer ganzen Carriere büßen, wenn ſogar das Wort der Vertheidigung mit dem Interdikte belegt iſt! Wie ſie ſich auch anſtellen, was ſie auch thun mögen, die Beklagenswerthen, Alles wird mißdeutet, von jedem ruchloſen Argwillen als perfid und aufrühreriſch entſtellt und verläumdet. Wo iſt hier ein Ausweg? Vorwärts ſollen ſie nicht, zurück dürfen ſie nicht. Wollen ſie ihre Straße ziehen, wirft man ſie mit Steinen, biegen ſie in eine Seitenbahn, hetzt man ſie mit Hunden, erheben ſie die Hand zum Friedensgruße, ruft man: ſchlaget ſie an's Kreuz! Jeder noch ſo argloſe Schritt wird in niegeahnte Beziehungen gebracht, die verſöhnlichſte, vorwurfsfreieſte Aeußerung wird zur Schuldſumme geſchlagen, jeder Verſuch, die Geſinnung zu rechtfertigen, wird noch ſchlimmer ausgelegt, als das Verbrechen ſelber. Fürwahr, an's Leben will man ihnen! Nicht der Staat, nicht die Regierung; große Manifeſtationen der Macht, ſind dieſe zu edelmüthig und hochherzig, um den Schritt zur Umkehr mit der Verirrung zu verwechſeln. Selbſt zu ſehr auf's Höchſte und bedeutendſte gewieſen, iſt der Regierung ein ſo kleinlich grauſamer Verfolgungsgeiſt fremd. Nein, dieſe Verdächtigungen, dieſer ſcheinheilige Ketzereifer, dieſe verbiſſene unchriſtliche Vertilgungswuth hat eine niedrige, lichtſcheue Schlammquelle zum Urſprung, die mit noch ganz anderen Dünſten ſchwanger geht. Dieſer häßliche Giftmolch aber, den ſie einſtweilen entſendet, handelt ſo, theils aus Niedrigkeit der Geſinnung und des Charakters, theils aus phariſäiſchem, ausſchließlichem Eiferneid, der dem einmal Verläumdeten und Verketzerten mit der äuſſerſten Erbitterung, ſo lange wie möglich, durch was immer für heilloſe Mittel, alle Wege einer zuſtändigen Rechtfertigung auf Leben und Tod abzukämpfen und zu entreißen verſucht. So kläglich nun und jämmerlich eine ſolche Geſinnung an und für ſich iſt, ſo ſcheußlich wird ſie, wenn ſie ihren ſiechen Leib mit heiligen Gewändern kirchenräuberiſch umwickelt, wenn ſie ihre unflätigen Hände mit Kreuz und Bibel bewaffnet.

Sich mit dieſer Fluchſchrift in Erörterungen einlaſſen, wäre eben ſo lächerlich als thöricht. Wer wird einen fanatiſchen Klopffechter mit kritiſchen Gründen bekämpfen? Gründe? Gegen wen? Gegen Jemand, der mit einem Bettlerknüppel das Meer peitſcht, um ihm das Schäumen abzugewöhnen, gegen den, der die Thatſachen der Geſchichte wegzuläugnen glaubt, weil er ihre Blätter beſudelt, gegen einen hirnſchelligen Thoren, der das Tageslicht auszulöſchen wähnt, wenn er ſich die wüthenden Fäuſte in die Augenhöhlen preßt, bis ſeine Sehkraft in blutigen Strömen erblindet! Mit unterſuchenden, eingänglichen, nachweiſenden Prüfungsgründen den überführen, der vorweg Alles in's Läugnen ſtellt, der ſich auf nichts einläßt, der ſein ſinnloſes Schreien für Orakelſprüche ausgibt, und ſeinen Aberwitz als kathegoriſchen Imperativ hinſtellt! Aufgejochte Behauptungen, zugeherrſchte Machtſprüche, Gedankenfauſtrecht, Hyänenlogik! „Wir werden es niemals einräumen"; „wir laſſen auch kein Haar breit gelten"; „wir geben es nicht im Entfernteſten zu"; „wir weiſen ſolches mit Verachtung zurück"; „wir erkennen das nicht im Mindeſten an". Es läßt in der That protzig, wenn ein Federwiſcher, ein um einen Kiel gewickelter Lappen, ſich mit ſolchem apodictiſchen Blödſinn aufſpreizt und in die Bruſt wirft. Spricht ein Staatsmann ſo, läßt es ſich begreifen. Ein Staatsmann denkt mit Pulver und Blei, ihm ſteht die ultima ratio regum zu Gebote; die Mitraille iſt ſeine dialektiſche Retorſion, Feſtungen ſind ſein Kettenſchluß, und das Schlachtfeld ſein zureichender Grund. Wenn aber ein Scribent, wer er immer ſei, von vorne herein auf alles Denken ſo frechblöde verzichtet, verdient er, daß man ihm den Mund verſiegle. Doch genug, es iſt Zeit, daß ich dieſen Frohnknecht der politiſchen Wochenblätter und des berliniſchen Winkeljeſuitismus verlaſſe. Weg von dem ekelhaften Gegenſtande! Ich gehe, mir die Hände mit savon d'amandes waſchen, denn auch ich nenne „eine Peſtbeule: eine Peſtbeule, und vom Kothe ſag' ich nicht: er duftet."

Meine Hände ſind nun rein, und ich kann noch die Schlußbemerkung hinzufügen. Ich für mein Theil habe folgendes Reſultat aus dem Studium der Völker gezogen: Der hindonnernde Senſenwagen der Geſchichte mit ſeinen ſcharfen Revolutionsſicheln, die zugleich, die hiſtoriſchen Entwickelungsphaſen bezeichnend, deren Mondſicheln ſind, muß leider vor wie nach fortrollen, ohne ſich von den Grillen, die am Wege ſchwirren, oder von den diplomatiſchen Mückentänzen, die ihn mit ihrem Summgewebe umſtricken möchten, aufhalten zu laſſen. Wenn das Maaß voll iſt, ſo läuft es als Revolution über. Der unheilsvolle Wahn aber, an dem die Staatsweisheit hinſiecht, iſt der, daß man glaubt, von Individuen ginge die Revolution aus, daß man nicht begreift, wie die ganze Weltgeſchichte nichts ſei, als ein ſich fortſpinnendes Revolutionsnetz, daß man ſich und die Völker mit dem Mährchen hinhält, es gebe eine Revolutionsfabrik. Nun wohl, wenn es eine ſolche Fabrik gibt, ſo iſt es dieſelbe furchtbare Stätte, aus der Weltkrankheiten, Kometen, Erderſchütterungen und alle regenerirenden Umwälzungsprozeſſe ſich entfeſſeln. Wie Sanherib's Todesengel ſchwebt die Revolution in ſtiller Nacht herab. Flugſchriften nutzen nichts, denn, dem Himmel ſei es geklagt! die Revolutionen ſind ſo unſterblich wie die Völker, unſterblich wie dieſe, weil ſich bei ihnen das nationale Leben, wildbeweglich und oceaniſch wie es iſt, gleich den großen Naturprozeſſen, nur in Umwälzungen vollbringt. Innerhalb der Völkerwandlungen kann jedoch der metamorphiſche Umſchwung allerdings in allmähligen, leiſeren Erſchütterungen ſich entwickeln, aber nur dann, wenn das Regieren unſelbſtiſch, unausſchließlich, nicht die eigene Pracht, Ueppigkeit, Größe, Majeſtät, und wie ſonſt noch die Herrſchſucht mit übelverſtandener Repräſentation ſich mißgrifflich und deſultoriſch hervorſtellen möchte, ſondern wenn es das Wohl des Geſammtlebens allein als ſeine Aufgabe erkennt. Die Staatskunſt kann nur dann eine heilbringende ſein, wenn ſie zur Aſcetik wird und ſich für das Allgemeine unaufhörlich opfert. Platonismen! ideal-ſoziale Poſſen! Gut denn, will man die nicht, wird man leider mit realen Revolutionen ſich behelfen müſſen! — Die gefährlichſte Zündfackel der Revolutionen aber, in welcher Form und Maske er ſich zur Schau ſtelle, iſt der Verfolgungseifer, der Fanatismus. Gräuel der Revolution, Moral der Revolution, Frevel der Revolution, Athanaſius politiſche Wochenblätter, Steffen's Revolution und mehr dergleichen Schakalsſpäße ſind jene bibliſchen, zu Brandfackeln verknüpften, durch blühende Saatfelder gehetzten Fuchsſchwänze.

Mit obigen Schlußbemerkungen hatte ich nur die Abſicht, den Artikel ſtyliſtiſch abzurunden. Stylübung, nichts weiter.

J. K.

Sophie Löwe.

Dieſe geniale Sängerin gaſtirte in der letzten Hälfte des vorigen Monats in Frankfurt, und brachte auch dort wie überall die Menſchheit um ihren Verſtand. Sie vereinigt allerdings ſo viele glänzende Eigenſchaften in ſich, daß es ſchwer wird mit Ruhe die gewaltigen Angriffe zu pariren, die ſie gleichzeitig auf Gefühl und Sinne macht. Die Kritik ſteht hier einer Schiller'ſchen Johanna gegenüber. Sie wird beim erſten Streich, den ſie führen will, nicht allein entwaffnet, ſie verliebt ſich hintendrein noch in ſie. Sie ſieht in Sophie Löwe ein überirdiſches Weſen in menſchlicher Hülle, und verblendet verliert ihr Blick die Schärfe der Sehkraft. Der Schüler wird an ihr zum Dichter, und der Dichter zum Schüler. Man lieſt nur Exclamationen der Schwärmerei über ſie. Daß aber unſere gute deutſche Mutterſprache, reich genug um Kant'ſche Ideen zu bezeichnen, plötzlich an einer Sängerin verarmen ſollte — das heißt wahrlich den blinden Enthuſiasmus zu weit getrieben. Wenn die erſten Eindrücke irgend einer prägnanten Kunſtleiſtung in uns verdunkelt ſind, ſo ſoll man doch endlich zu einer ruhigen Beſchauung kommen können. Man wird endlich den Künſtler, nicht ewig den Gott vor ſich ſehen. Man wird finden, daß die Sprache allerdings noch Worte hat, Vorzüge zu beſchreiben, die der Künſtler beſitzt, nebſt ſolchen die ihm mangeln, und — dem Laufe aller irdiſchen Dinge nach — ihm mangeln müſſen, ſoll er das nicht wirklich ſein, was nicht unter der Sonne exiſtirt, nämlich vollkommen.

Indem ich ihre Mängel ſehe, treten ihre Vorzüge nur deſto leuchtender hervor, und ich empfinde dieſelben nicht mit der Verblendung ſolcher, die ſich in ihren Leiſtungen, wie in einem von lauter Morgenroth umfloſſenen Glanzmeere baden. Es kann dem Künſtler nur zum Verdienſte gereichen, wenn er techniſche Schwächen durch Vorzüge des Geiſtes wie des Verſtandes deckt, oder vergeſſen macht. So auch Sophie Löwe. Sie iſt mit einer ſo hohen Geiſteskraft ausgerüſtet, daß ſie das zur Schönheit erhebt, was ohne dieſelbe als unſchön, unrichtig erſchien. In dieſer Beziehung iſt ſie ein weiblicher Paganini. Sie dürfte ſich, Gott weiß was alles erlauben, man würde doch außer ſich vor Entzücken ſein. Es ſteht ihr eben alles gut. Sie ſcheint einen ewigen Bund mit den Charitinnen geflochten zu haben. Das hebt aber weder techniſche Mängel auf, noch das was die Natur verſagt hat. Ich rede hier blos von der Sängerin. Ihre Stimme z. B. iſt nicht egal, und die Verſchiedenheit der Regiſter am meiſten in den kantilenen Uebergängen aus der Höhe in die Tiefe hörbar. Die Tiefe ſelbſt hat viel Fond, iſt enorm ausgebend, und wohl der edelſte Theil ihres Organes. Die Mitteltöne ſind dagegen weder edel noch ſonor. Die Höhe iſt wieder ſchön, aber nicht leicht, nur durch Studium zu dieſer gebildeten Freiheit gelangt, und von ſolcher Federkraft, daß ſie mit ſeltener Sicherheit die kühnſten Sprünge auf den ſchwerſten Intervallen nur ſo hinwirft. Beweiſe, daß ſie eine originale Altſtimme hat, deren Diapaſon bis in's 3 geſtrichene C hinauf nur ein zugewogenes Glück iſt. Sie würde deßhalb mit dieſer Altſtimme 10 Jahre länger ſingen, als ſie es mit ihrer, noch dazu vom Feuer der Leidenſchaft entflammten Sopranſtimme thun wird. Ihr Anſatz iſt vortrefflich. Dagegen iſt ein gewiſſes Schluchzen, wenn ſie eine Periode ſchließt, bei ihr zur Gewohnheit geworden. Sie will dadurch der Gefühlstiefe einen elegiſchen, ſeufzergleichen Nachdruck geben. Seltener angebracht nur, kann dieſe Abſicht erreicht werden. Der Bravour gebricht oft die perlenhafte Abrundung, namentlich aus der Tiefe in die Höhe. Es iſt da eine Beimiſchung von einem Tonpartikelchen, welche dieſe Rundung unterbricht. Ihr Triller — einer der gerühmteſten Beſtandtheile ihrer Virtuoſität — er iſt nicht ſchulgerecht. Sie ſetzt ihn meiſtens zu tief an, wenn 2 die Hülfsnote unten ſtatt oben, und die Entfernung beider Noten, die den Triller bilden, iſt wieder zu weit. Das aber erſetzt ſie durch eine Schnelligkeit, eine Ausdauer, durch ein An- und Abſchwellen, ſie kann ihren Triller ſo langſam und ſchmelzend enden, daß dann freilich die Geometrie des Ohres von einem ſolchen unvergleichlichen Eindruck beſtochen wird. In ihren Kantilenen oder Kabaletten, worin ſich nicht gerade eine poſitive Leidenſchaft ausſpricht, fehlt oft der ſangbare Ausdruck, und das Wort beherrſcht dann den Ton. Namentlich verliert ſich dann die [illegible]lichkeit des Vortrag's. Auffallend jedoch iſt die Erſcheinung, daß ſie ganze Abende glockenrein ſingt, während ſie wieder periodiſch diſtonirt; größtentheils aber in den höheren Corden, wo Leidenſchaft herrſcht. Daß ſie bei durchaus lyriſchen Stellen ſich in epiſchen Sprüngen und Variationentändeleien gerne verſucht, gehört zu den Servituten des Operncivilrecht's, und iſt ein Uebel, durch Verjährung ſanctionirt und durch den Gebrauch geheiligt.

Solche Sonnenflecken entdeckt freilich nur der nüchterne, der kundige, meinetwegen auch der bewaffnete Blick. Aber es bleiben nichtsdeſtoweniger immer Sonnenflecken. Wären ſie nicht vorhanden, die Sonne ſtrahlte in noch reinerem Glanze. Glaubt man aber, die allgefeierten Heroinnen des Geſanges, die je gelebt haben und noch leben, von einer Mara oder Malibran an, bis zur Lutzer oder Haſſelt, ſie wären frei von ähnlichen Flecken? ſo irrt man gewaltig. Jede trägt ihr Scherflein redlich bei zur Unvollkommenheit womit Natur unſeren Ehrgeiz ſtraft. Jede fühlt die geheime wunde Stelle, wo ſie der äſthetiſche Schuh drückt, und es iſt Unkunde, Indolenz oder Abgötterei, wenn man ihrer nicht erwähnt. Und doch gehört es zu den Intereſſen der Zeit, wenn wir ihre Pulsſchläge zählen, die geſunden und die kranken. Gebrauchte die Kritik ſtatt des ewigen Meths öfter etwas Quaſſia, der kranken Pulsſchläge würden immer weniger.

Wieder auf unſere Löwe zurückzukommen, ſo liegt das, was ſie unſeren erſten dramatiſchen Heldinnen an die Seite ſtellt, ja ſie theilweiſe überflügelt, weniger in der Technik ihres Geſanges, als in der Art und Weiſe, wodurch ſie dieſelbe belebt. Denn, wie geſagt, es werden reineres Material, wie geregeltere Methode wohl bei hundert anderen Sängerinnen angetroffen, die aber nur mit dem Notenblatte in der Hand kalt an ihrem Platze ſtehen. Sophie Löwe ſiegt durch ihre günſtigen Eigenſchaften, durch ein inneres belebendes Prinzip, welches oben berührte Negationen gleichſam verſchlingt; ſiegt durch Originalität der Erfindungen, wie durch neue Geſtaltung des Alten; durch die größte Rapidität, mit dem planmäßigſten Verfahren gepaart; ſiegt durch die immer noble Reproduktion der reinſten Natur und Wahrheit, durch die ergreifendſte Mimik, durch perſönliche Grazie, durch reiches und geſchmackvolles Koſtüme. Sie ſiegt, wann und wo ſie ſich zeigt. Sie kennt das Publikum, und ſucht auf daſſelbe zu wirken. Sie ſiegt als Norma, wie als Amina, als Madelaine wie als Frau von Latour oder Desdemona; jede letzte Rolle iſt auch ihre beſte. Dieſe Parthieen hat ſie in Frankfurt wiederholt und in kurzen Zwiſchenräumen, nur vom Darmſtädter Jubelruf unterbrochen, gegeben, hat unſer Publikum bezaubert, und mich zu dieſem unberauſchten Urtheil veranlaßt.

Wenn nur das Pſychiſche nicht auch bald über das Phyſiſche ſiegt, und ſie bei den Kontraſten dieſer Aufregungen, bei dem raſtloſen Eifer, der ſie in die Bahn des Ruhmes hinreißt — wenn ſie dabei nur nicht zu früh für eine Kunſt verloren geht, die wahrhaft ſtolz auf eine ſolche Prieſterin ſein kann. 7.

Die Frankfurter Didaskalia

enthält in ihrer Num. 119 vom 29. April d. J. einige Ausfälle gegen mich, und das Converſationsblatt zur Frankfurter Oberpoſtamtszeitung hat in ſeiner Num. 119 vom heutigen Tage dieſe Ausfälle dienſtfreundlichſt entlehnt. Die Motive des Zorneifers beider Blätter liegen am Tage, da ich gegen den Unfug des journaliſtiſchen Nachdruckes aufgetreten bin. Ich finde es begreiflich, daß Leute, welche ſich mit dem Nachdruck befaſſen, auf Beſtrebungen gegen den Nachdruck nur mit Perſönlichkeiten zu antworten wiſſen. Immerhin! Das Publikum wird die Symbolik dieſer Perſönlichkeiten erkennen und richten.

Darmſtadt, den 30. April [illegible]. Duller.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 106.

1838.

Phönix.

Freitag, 4. Mai.

Freimaurer und Jeſuiten.

Rede nur keiner ſchon jetzt von Waffenſtillſtand, wohl gar von Frieden! Seien wir froh, daß nach einem langen Interim von Beſorgniß und Heuchelei, von Nachgiebigkeit und geheimen Machinationen endlich der Krieg zum offenen Ausbruch gekommen. Wie es war, konnte es nicht länger bleiben; jener Zuſtand, den man von allen Seiten für einen geſunden hielt oder ausgab, war zu unnatürlich, als daß er nicht zu einer Kriſis führen mußte. Sie iſt da, aber ſie iſt noch nicht entſchieden. Der Tod und das Leben treten gegen einander auf; Freiheit oder Knechtſchaft gilt's. Wer jetzt nicht Partei ergreift, iſt entweder zu alt, um hoffen, oder zu jung um die Waffen führen zu können; andere Entſchuldigungen gibt es für den müßigen Zuſchauer nicht. Und doch pflückt ihr ſchon Palmenzweige und laßt weiße Tücher wehen? Und doch rennt ihr ſchon mit Opiaten in den Verſöhnungsbechern von einer Partei zur andern? Seid ihr vom bloßen Beobachten ſchon ſo ermattet? Stört euch das Getümmel des Kampfes, wenn ihr euch als brave Hausväter eben zu Bette legen wollt? Zittern eure Nerven von den Klängen der Sturmglocke? Zieht immerhin die weißen Nachtmützen über die Ohren herab; eure Warnung: „Bewahrt das Feuer und das Licht“ verhallt im Getoſe der Schlacht; mit dieſen Händen, die nur der Elle gewohnt ſind, kennt ihr die erbitterten Kämpfer nicht. Verſucht es nicht, ihnen in den Weg zu treten, ſonſt ſtürmen ſie über eure Leichen hinweg; denn der Fußtritt der Majeſtät iſt der Blitz des Himmels, und der Wahn geht auf bleiernen Sohlen. Wann aber blieb die Vernunft auf halbem Wege ſtehen? Wann war der Wahn tolerant, der Fanatismus verſöhnlich? Das Recht nicht blos des Staates, ſondern des Menſchengeiſtes muß ſiegen; und darum handelt es ſich jetzt nicht mehr blos um den ſtarrſinnigen Mann von Cöln, nicht mehr blos um die falſchen und ächten Hirtenbriefe. Dank dem Athanaſius, daß er mit ſeiner Brandfackel ein Licht aufgeſteckt, wo hinaus man eigentlich will. Dank dem Hrn. van Bommel, daß er den Bourron gezogen. Dank allen Phariſäern, daß ſie in voreiliger Siegesfreude die Masken abwerfen und uns die Augen öffnen über die Gefahr, die der Selbſtherrlichkeit des deutſchen Namens von Roms noch immer ungebändigter Anmaßung her, die der Freiheit von dem unſichtbaren Bunde der geiſtigen Zwingherrn her drohen. Aber Dank auch einem Könige, der die Ehre deutſchen Namens am Felſen Petri nicht ſcheitern laſſen wird, Dank jedem deutſchen Manne, dem Wort und That gegeben iſt und der beide jetzt treu einſetzet; denn dies iſt der zweite heilige Krieg dieſes Jahrhunderts, und auf's neue haben wir eine Zukunft zu erobern.

Daß in dieſem heiligen Kriege mancher alte Groll zu Tage kommen mußte, begreift ſich leicht. Wie ſollte ſonſt auch eine rechte Entſcheidung möglich werden, wenn nicht zuvor jeder Hinterhalt aufgeſpürt, jedes Reſervekorps vernichtet, jede Kriegsliſt vereitelt, jeder Winkelzug allgemeiner Kenntniß preisgegeben wäre? Wie ſollte der Jeſuitismus zurückbleiben, wenn es ſich um eine Lebensfrage der Hierarchie handelt? An ſeinen Werken werdet ihr ihn erkennen. Er, der ſich „wie ein Adler verjüngte,“ nachdem man ihn wie einen Hund vertrieben, — wie hätte er's über's Herz gebracht, ſeine Jungen nicht ausflattern zu laſſen, nachdem man ihm ſein Neſt wieder aufzubauen geſtattet hatte? Mit der Brandfackel in den

Fängen fliegt er über die Alpen und läßt ſie in die gottgeſegneten friedlichen Thäler Deutſchlands hinabfallen. Das Anathem trägt er im Schnabel und ſchleudert es auf die Werkſtätten, in denen ſeit Jahrhunderten die Edelſten am großen Vollendungswerke der Menſchheit brüderlich-treu und ſtill-beſcheiden ſchaffen.

Nichts natürlicher, als daß der Jeſuitismus den Bund der freien Maurer aufs neue befehdet; denn freie Männer ſind's, aus denen er beſteht, und der Jeſuitismus braucht nur willenloſe Knechte; immer höhere Vollendung der Menſchheit, deren Ideal ſie zu verwirklichen ſtrebt, Mündigkeit des Geiſtes, Einigung aller Menſchen zu Brüdern, das Reich Gottes auf Erden, das iſt: das Reich der Wahrheit und der Liebe in vollendeter Schöne und Stärke, das iſt der Zweck, den die königliche Kunſt der freien Maurer ſich vorgeſetzt; der Jeſuitismus aber will, daß die Menſchheit ewig ein Kind bleibe, damit er ſie beherrſchen kann, er will ſein eigenes Reich als einziges. Wie kann zwiſchen Maurerei und Jeſuitismus Friede ſein?

Der erneuerte Kampf begann. Doch mit welchen Waffen! Von Seiten des Jeſuitismus — Verdächtigung, Verketzerung, Aufhetzung der Armen am Geiſte, Anathem; — von Seiten der freien Maurer friſcher Werkeifer, verdoppelte brüderliche Wohlthätigkeit. Konnte es fehlen, daß von allen Seiten die Tüchtigſten an die Pforten der geheimnißvollen Tempel ſich drängten, und um Aufnahme baten in einen Bund, von deſſen Wirken die Uneingeweihten allenthalben nur Segen empfanden oder vernahmen? Mußte nicht jeder geſunde Verſtand vorausſetzen, daß ein Baum, der geſunde Früchte trägt, nicht aus giftigen Wurzeln entſproſſen ſein könne? Mußte ſich nicht eine Vergleichung aufdrängen dieſes welthiſtoriſchen Inſtitutes mit jenem anderen leider auch welthiſtoriſch gewordenen, welches die Erlaubtheit des Königsmordes predigte und ſeine Theorieen durch Beiſpiele erläuterte? Konnte man bei geſundem Verſtande an die alberne Einwendung glauben, daß der Maurerbund im 19ten Jahrhundert ſich überlebt habe, während man tagtäglich die Segnungen deſſelben empfand, und zwar nicht blos im Elende empfand, das er, ohne Rechnung auf Dank und Vergeltung, linderte, ſondern auch in der Familie, deren Glieder er zu beſſeren Menſchen macht, im Staate, deſſen Bürger er durch ſteten Hinweis auf die Pflichten gegen jenen und auf die Veredlung der ganzen Menſchheit vervollkommnet? Wahrlich: auf dieſem Platze des großen Schlachtfeldes hat die Entſcheidung ſich bereits deutlich genug herausgeſtellt. Es bedarf, um ein erſchöpfendes Urtheil zu fällen, der Kenntniß der maureriſchen Myſterien nicht; die Tendenz des Bundes iſt jedem, der zu der Fahne Humanität ſchwört, kein Geheimniß mehr. Nur der Blödſinnige kann es noch verkennen, daß das Prinzip der königlichen Kunſt das Leben, jenes des Jeſuitismus der Tod iſt.

Gleichwohl laßt uns nicht ſtille ſtehen. Nein, dies Gottesurtheil der öffentlichen Meinung fliege von Haus zu Haus, fliege zu allen Klaſſen des Volkes. Denn nicht oft genug kann man die Wahrheit verkündigen; nicht oft genug kann man das Volk an ſeine heiligſten Beſitzthümer erinnern, nicht oft genug es vor den falſchen Propheten warnen, die im Vließe des Lammes einherſchleichen.

In dieſem Geiſte hat ſoeben der Pfarrer Dr. G. Friederich in Frankfurt a. M., eine hiſtoriſche Parallele aufgeſtellt: „der Freimaurerbund und die jeſuitiſch-hierarchiſche Propaganda.“ *) Selbſt werkthätiges Mitglied des Maurerbundes, ergriff er jene Waffe, die eine Lebensbedingung des Bundes iſt, die Wahrheit, die das Licht nicht zu ſcheuen braucht; und ohne ruhmredig die Wirkſamkeit des Bundes anzupreiſen, hat er ſein Weſen erſchöpfend und zugleich ſo allgemein verſtändlich dargeſtellt, daß die albernen Verunglimpfungen, welche in der jüngſten Zeit in mehreren Schmähſchriften gegen ihn veröffentlicht wurden, in ihr Nichts zurückfallen. Er überzeugt durch die Facta, die er anführt. Aber ebenſo durch Facta überzeugt er auch von den Umtrieben der jeſuitiſchen Propaganda, zu deren Entlarvung er muthvoll einen ſchätzbaren Beitrag geliefert, an deſſen Schluſſe die gewichtigen Worte ſtehen:

„Gehört eine Geſellſchaft, die es ſich zur Hauptaufgabe ihres Wirkens gemacht hat, Licht zu verbreiten in dem Sinne, wie ich ihn früher andeutete, reine Menſchlichkeit, Liebe im Geiſte Jeſu, Duldung und Anerkennung des Menſchenwerthes in den Individuen aller Confeſſionen, Stände, Völker und Farben zu fördern, wirklich zu den überflüſſigen Erſcheinungen in der Reihe höherer ſocialer Anſtalten der Gegenwart?? Gewiß nicht! Im Gegentheil ſtellt der Verf. die Behauptung auf und macht ſich erforderlichen Falles anheiſchig, ſie in allen ihren Theilen zu erweiſen, daß der Freimaurerbund vermöge ſeines Zweckes, der Lauterkeit ſeiner Prinzipien und Motive, des Eigenthümlichen ſeines Organismus, ſeiner allgemeinen Verbreitung und innigen Verbindung der Glieder unter ſich, ſo wie ſeiner geſegneten Wirkſamkeit im Inneren und nach Außen, das einzige Inſtitut ſei, welches mit Erfolg „„jenen grauenvollen Wurm““ der jeſuitiſch-hierarchiſchen Propaganda „„welcher jetzt gefräßiger als je iſt und deſſen angeſtrengte Thätigkeit wir aus der ungeheueren Maſſe von mephitiſcher Materie, die er von ſich gibt, erkennen““,**) zu bekämpfen und mit Gott, der die heilige Sache der Wahrheit ſtets ſchirmt, zu vernichten vermag.“

„Nur muß der Freimaurerbund, einig in ſich, mit keinen anderen Waffen, als denen der Wahrheit, gründlicher Erkenntniß und ſittlicher Güte innerhalb ſeiner geſetzlichen Sphäre kämpfend, ſeine ganze volle Kraft in dem kleinſten Punkte concentriren und ſich dazu durch die ſtrengſte Prüfung und Auswahl ſeiner neuen Glieder ſtählen.“

---

*) Darmſtadt, [illegible], bei Pabſt.

**) Wörtlicher Ausdruck, deſſen ſich Görres (ein »Katholik«) vom Proteſtantismus (!!) bedient.

„Die Menſchheit ſoll voran und nicht rückwärts ſchreiten; die Religion Jeſu, Verkündigerin des Lichtes und der Liebe — wie ſie es in ihrer urſprünglichen Reinheit, dem Sinne ihres göttlichen Stifters gemäß war, — ferner und in ſtets höherem Grade werden! Das iſt die Loſung aller Guten; zu dieſem Zwecke ſollen ſie feſt vereint, eine eh'rne Mauer, einen heiligen Phalanx bilden gegen den geiſtesmörderiſchen Peſthauch des Jeſuitismus *), welcher — geſchäftiger als je — unſer Geſchlecht wieder in den Abgrund des Verderbens zu ſtürzen droht; dorthin, wo kein Sonnenſtrahl der Gedankenfreiheit, geiſtiger Selbſtſtändigkeit die öde Finſterniß erhellt.“

Und ſo ſchließe in dieſer Kriegszeit Jeder, dem ein günſtiges Geſchick Gelegenheit dazu bietet, ſich an. Laſſe Niemand die Waffen verroſten! Denn, geht dieſe jüngſte Zeit durch unſere Saumſeligkeit verloren; — wer bürgt uns dafür, daß wir noch eine Epoche erleben, in welcher wir der bis dahin vielleicht zu neuen Kräften gekommenen Hydra den Todesſtoß verſetzen können?

Kunſt.

(Die v. Speck-Sternburg'ſche Sammlung.)

Die Kunſtſammlung des Herrn Ritters von Speck, Freiherrn von Sternburg, früher in Leipzig, jetzt auf deſſen Rittersitze Lütſchera aufgeſtellt, gehört zu den bedeutendſten und bekannteſten Privatſammlungen in Deutſchland. Die erſte Abtheilung des Verzeichniſſes mit radirten und ausgeführtgeſtochenen Beilagen wurde 1826 vertheilt. Seit der Zeit iſt die Sammlung wieder durch 180 Gemälde, 194 Waſſerfarben-Bilder und Handzeichnungen vermehrt; unter dieſen viele Meiſterbilder erſten Ranges. Ueber das berühmte lebensgroße Bildniß der Johanne v. Arragonien von Raphael, iſt ſchon viel in öffentlichen Blättern verhandelt. Aber auch ein herrlicher Dürer, ein Holbein und ein Everdingen von groſſem Werthe ſind dazu gekommen und die Gemälde von Adam, Peter und Heinrich Heß, D. Quaglio, Keyſer, Ammerling, Gail, Cokn, Vogel und Schnorr namentlich, gehören zu den beſten dieſer großen Künſtler.

Unter den Handzeichnungen ſind Schätze aus der blühendſten Zeit des Mittelalters, aber auch aus neuerer und neueſter Zeit. Dem Kupferſtich-Kabinete fehlen wenige der Hauptblätter, ja manche ſind in verſchiedenartigen Abdrücken vor und mit der Schrift da. Auch die Kunſtbibliothek iſt reich zu nennen.

Gewiß verleiht die Zugänglichkeit einer Sammlung viel Werth und dieſes wird durch das Bekanntwerden noch um ein Bedeutendes erhöhet. Hierzu wirkt vorzugsweiſe ein gedrucktes Verzeichniß und im ſteigenden Grade, je ausführlicher, je gediegener ein ſolches verfaßt iſt. Der v. Speck'ſche Katalog kann mit Recht als ein Vorbild empfohlen werden. Die wichtigſten Werke dieſer Galerie ſind darin nicht nur ſehr deutlich beſchrieben und mit höchſt intereſſanten Nachweiſungen über die Bilder und die Maler verſehen, es ſind auch Nachbildungen beigegeben, die ſelbſt als Kunſtwerke zu ſchätzen ſind. Der Herr Freiherr von Sternburg iſt ſelbſt Verfaſſer dieſer Verzeichniſſe. Sie zeigen von deſſen Umſicht und Kunſturtheil und ſind auch höchſt elegant, ja mit vielem Aufwande und Geſchmacke ausgeſtattet.

[illegible] fremden Kunſtfreunden ſtehen dieſe herrlichen Kunſtſammlungen ſtets offen, ja der Beſitzer macht ſich ein Vergnügen daraus, ſelbſt ſeine Schätze denen zu zeigen, die ein regeres Intereſſe dafür beſitzen.

Halberſtadt im April 1838.

Dr. Lucanus.

Chronik der ſchönen Literatur.

32) Die Opfer der Geſellſchaft. Von der Gräfin v. Bleſſington. Aus dem Engl. überſetzt. 3 Bde. Leipzig 1837. Kirchner und Schwetſchke.

Wie viele Herzen werden jährlich durch die Räder zermalmt, deren Umſchwung das high life mit ſeinen künſtlichen Erbärmlichkeiten im Gange erhält! Und es bleibt eben ſo gefährlich, ungewarnt, in jugendlicher Unbefangenheit ſich dem Maſchinenwerke zu nähern, als ohne die nöthige Kraft ſteuern zu wollen, ſelbſt wenn man mit der inneren Einrichtung vollkommen vertraut iſt. Im erſten Fall werden die Opfer vielleicht nur bei der Fingerſpitze erfaßt, aber unwiderſtehlich fortgeſchleift und zerſchmettert; im Anderen ſchlägt die Berechnung oft dann fehl, wenn alle Hinderniſſe beſeitigt ſcheinen und der Triumphgeſang wird zur Todtenklage. — Ein ſchuldloſes Kind wird hier durch eigene Unerfahrenheit und fremde Nichtswürdigkeit die Gattin eines Lord's, dergleichen England Tauſende aufweiſen kann; Auguſte kämpft mit ſich, ihre Pflichten gegen den Mann zu erfüllen, den ſie nicht liebt, der ſie nicht verdient. Nun erſt fühlt ſie Liebe, aber für einen Freund des Hauſes. Sie quält ſich ab, ſie kennt nicht die Gefahr des Scheines. Ihre nichtswürdige Freundin, Caroline Montreſſor, will daraus Vortheil ziehen, die Ehe trennen, um ſelbſt als Lady Annandale aufzutreten. Es gelingt, die Tugend weicht dem Laſter. Allein frühere Fehltritte und eine gefährliche Verbindung rächen nun das Verbrechen, als die Sünderin ihre giftigen Früchte eben gepflückt hat. Empörende Züge der Frivolität! Die Verruchtheit des ehelichen und häuslichen Lebens dieſer Menſchen kennt keine Gränzen. In ſchönem Gegenſatze erſcheint ein befreundetes Paar, Lord und Lady Delaward. — Der Roman iſt übrigens in Briefen geſchrieben, wodurch der raſche Fortgang der Handlung oft gehemmt und die Charakterzeichnung nicht gefördert wird.

33) Tonleben. Novellen und vermiſchte Aufſätze von A. Kahlert. Breslau, 1838. Aderholz.

Dieſe Novellen des Verf., der bereits in einigen Journalen mit Beifall auftrat, berühren das Verhältniß der Tonkunſt zum Leben und zur Geſellſchaft. Die vermiſchten Aufſätze:

---

*) Treffend ſchildert ein wackerer Schweizer-Dichter, J. A. Fröhlich, das Wirken der jeſuitiſch-hierarchiſchen Propaganda alſo:

Immer noch beſteht in Kraft
Jene ſchwarze Brüderſchaft,
Die für [illegible] blind,
Nur in Nacht geſchäftig ſind,
Die der Abgrund hat geboren,
Die der Sonne abgeſchworen.

In der Tiefe Dunkelheit
Herrſchen mächtig ſie und weit;
Ihrer Höhlen Gänge wenden
Heimlich ſie nach allen Enden;
Wall und Graben hemmet nicht
Sie in ihrer Ordenspflicht:
Was die Sonne will beſcheeren,
Zu verſchlingen, zu verheeren.

Wie ein ſchwarzer Raupen iſt,
Winden ſie ſich hin mit Liſt,
Freſſen in der Wurzel ab,
Was der Himmel oben gab,
Seines Lichtes Widerſacher
Wölben ſie den ſchwarzen Chor
Ihrer Kirch' in Trotz empor.

„über die Bedeutung des Romantiſchen in der Muſik, über Liedertexte, die Genrebilder in der modernen Muſik, das muſikaliſche Element in der Sprache, das Oratorium und ſein Verhältniß zur neueren Kunſt“ — enthalten theilweiſe viel Wahres und tief Gedachtes; man kann aus der früher erſchienenen latein. Abhandlung „über den Reim“ ſchon abnehmen, welche Studien Hr. Kahlert auf dieſem Gebiet gemacht hat. Zu bedauern iſt, daß Einiges nicht weiter ausgeführt wurde. Zwei Oratorien: Tobias und Bonifacius, ſowie ein poetiſcher Anhang haben mich weniger angeſprochen.

Feuilleton.

•*• Lord Brougham gibt in Edinburgh ſeine geſammelten Reden (in 6 Bänden) heraus.

•*• Vermehrung der Unterrichtsanſtalten in Rußland. — Gegen Ende der Regierung Katharina's II. zählte man in Rußland 920 Lehranſtalten; unter Alexander I. ſtieg dieſe Zahl auf 1000 und jetzt beträgt ſie 1744. Unter Katharina II. zählte man 300 Lehrer, unter Alexander I. 3200, jetzt mehr als 6000. Die Zahl der Studirenden auf der Univerſität zu Petersburg, hat ſich ſeit ihrer Stiftung im J. 1819 von 48 auf 350 erhoben.

•*• Dr Maßmann hat in dieſen Tagen unter dem Titel »die öffentliche Turnanſtalt zu München« eine werthvolle Schrift herausgegeben, welcher Beilagen über Einrichtung von Turnanſtalten und Beiträge zur Geſchichte älterer deutſcher Leibesübungen beigegeben ſind. —

•*• In Irland ſind vom 1. März 1836 bis 1. März v. J. 119 neue Schulen in Wirkſamkeit gekommen. In 1300 Schulen erhielten 170,000 Kinder moraliſchen und religiöſen Unterricht. —

•*• Queckſilberdampf ſoll, wie ein engliſches Blatt berichtet, jetzt mit Erfolg bei einem Dampfſchiff in Anwendung gebracht und hierdurch das Mitführen großer Kohlenmaſſen überflüſſig gemacht worden ſein. —

•*• Von einem bisher unbekannten deutſchen Schauſpiele des XVI. Jahrhunderts hat Hr. Prof. Zelle in der Geſellſchaft für deutſche Sprach- und Alterthumskunde zu Berlin nähere Kunde mitgetheilt. Es iſt eine allegoriſche Darſtellung vom Anfang und Ende der Dinge, von Arendsehn, deſſen eigenhändige Handſchrift von Hrn. Dr Neumann zu Greifenberg in der Uckermark eingeſendet worden. —

•*• »Da das Studium der franzöſiſchen Sprache in der Türkei,« — ſo heißt es im offiziellen Theile des Moniteur ottoman v. 31. März, — »jetzt einen ſo weſentlichen Beſtandtheil der militäriſchen Erziehung bildet, ſo iſt auf beſonderen Befehl ſeiner Hoheit in dem Reſidenzpalaſte des Seraskiers eine Schule geſtiftet worden, welche ſich ausſchließlich mit dem Unterrichte in dieſer Sprache beſchäftigt.«

•*• Zu Warſchau wurde am 16. d. M. in der ſg. deutſchen Synagoge zum erſtenmale deutſch gepredigt und zwar von einem Kandidaten der Philoſophie, Namens Goldſchmidt. —

•*• »Friedenspalme für alle ſtrauchelnde Bibelfreunde und Feinde, als Verſöhnungsdenkmal geſetzt im J. C. 1836 und im J. 1837 zur Erhaltung, Befeſtigung und Ausbreitung des Reiches Gottes auf's Neue wunderbar wieder ausgeſchlagen und bewurzelt.« Mit einem Friedenszeichen, oder Bande (roth, gelb, grün, weiß und violett geſtreift), und mit einer gedruckten Abbildung des erhöheten Kreuzes Chriſti. (Altenburg 1838. In Kommiſſion bei Pierer. XXVI und 270). Ein Buch, wie es nur in Deutſchland geſchrieben werden kann. Durch und durch religiös, wohlmeinend, bald myſtiſch, bald aufgeklärt, das Höchſte anſtrebend, zuweilen recht ſinnig und ernſt, dann wieder faſt ſpielend, kindlich, mitunter kindiſch; eine Miſchung von Krug's deutiſchen und Goßner's ſchwärmeriſchen Anſichten, mit vielen eigenthümlichen Projekten verſetzt; aber durchaus ehrlich gemeint, aller Heuchelei und allem Glaubensſtolz feind, dabei fröhlichen Muthes, friedfertig, gläubig, liebreich und voll Hoffnung auf — ein neues Jeruſalem. Man muß den Verf. liebgewinnen und hochachten, wenn man auch nur wenige ſeiner Vorſchläge für ausführbar halten und ſeinem Buche nur ſehr wenige Käufer weiſſagen kann. —

•*• Für Fertigung eines Handbuches der Agrikultur für Primairſchulen hatte die kön. und Central-Landbaugeſellſchaft mehrere Preiſe ausgeſetzt. Nicht weniger als 47 Abhandlungen wurden eingeſendet. Am 10. April wurden die drei erſten Preiſe den Herren Victor Rendu, Stolz und Goſſin ſie zuerkannt. —

•*• Boethius und Martianus Capella haben über tauſend Jahre lang in großem Anſehen im Abendland geſtanden. Beide (beſonders der erſtere) ſind in viele Sprachen überſetzt worden. Nächſt dem neuen Teſtament gehören ſie auch zu den erſten Werken, welche in das Althochdeutſche übertragen wurden. Hrn. R.Rath Graff verdanken wir nun die Herausgabe ſowohl von Notker's Ueberſetzung von *Boethius de consolatione philosophiae*, nebſt Paraphraſe und lat. Text, als von deſſelben Ueberſetzung von *Martianus Capella de nuptiis Mercurii et Philologiae*.

•*• Der Groß-Sultan wird mit Nächſtem zum Ehrenmitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft zu London ernannt werden. Der letzten Sitzung derſelben wohnte nämlich der türkiſche Geſandte bei, und als der Präſident bemerkt, man ſollte dem Großherrn vorſchlagen, Mitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft zu werden, erwiederte der Geſandte, daß er hoffe, noch bevor darüber eine Antwort von Konſtantinopel anlangen könne, werde die Geſellſchaft durch eine von ſeinem Herrn ihr überſendete reiche Sammlung den Beweis der wohlwollenden Theilnahme erhalten, welche er ihr widme.

•*• Ueber Preußens innere Stellung bietet der Fränk. Merk. v. 25. April gewichtvolle Bemerkungen. »Das Beamtenthum,« heißt es dort u. a., »bleibt ſowohl wegen der ihm wirklich inwohnenden hohen Intelligenz, als auch wegen des tiefgreifenden Einfluſſes ſeiner praktiſchen Stellung, beinahe die einzige bewegende Kraft der jetzigen Staatsmaſchine. Es iſt ein rieſengroßer Baum, der auf der Sonnenſeite viele ſüße und gute Früchte trägt, die aber durch die herben Beeren verbittert werden, die in ſeinem Schatten reichlich wachſen.« —

•*• Eine Preisſchrift über die ſchottiſchen Hochlande iſt kürzlich bei Murray in London erſchienen, welche von der hochländiſchen Geſellſchaft gekrönt worden, und den Titel führt: The Highlanders etc. d. h. »die ſchott. Hochländer, ihr Urſprung, ihre Geſchichte, Alterthümer, nebſt einem Umriß ihrer Sitten, Gebräuche und einem Bericht über die Clans, in welche ſie früher abgetheilt waren und den damaligen geſellſchaftlichen Zuſtand.« Der Verf., Hr. William T. Skene, gibt darin eine intereſſante Ueberſicht der Geſchichte jenes romantiſchen Landes, ihrer Geſetze, Religion, Poeſie, Muſik u. ſ. w. —

•*• Eine eigene Galeerenanſtalt für — Geiſtliche beſteht, — wie Hr. G. Münch, S. 100 ſeiner Römiſchen Zuſtände, ſchreibt, — in Corneto bei Civita Vecchia, die wirklich an die 70 Sträflinge zählt, darunter ſelbſt ein Erzbiſchof, unter Leo XII. zu ewigem Gefängniß verurtheilt. »Man erzählt,« ſagt Hr. M., »von manchen derſelben ſchauderhafte Verbrechen.« Zuvor hatte er, mit Bezug auf die Römiſchen Kloſtergeiſtlichen, von der Römiſchen Inquiſition bemerkt: »da ſie in neueſter Zeit faſt ausſchließlich auf geiſtliche Gerichtsbarkeit ſich beſchränkend und mit Kriminal- und Gewiſſensfällen beſchäftigt, die Sachen ſtrenger nimmt, als in früheren Zeiten, ſo fehlt es nicht an Einthürmungen und ſelbſt heimlichen Hinrichtungen;« doch »erfordere die Gerechtigkeit, zu ſagen, daß in dieſer Beziehung wirklich Fortſchritte gemacht worden ſind.« —

•*• Ueber Göthe'ſche Frauen wird nächſtens ein Werkchen von Hrn. Stich erſcheinen, welcher im Laufe dieſes Monats Vorleſungen darüber im Muſeum zu München gehalten. Hr. Stich wird in einem baieriſchen Blatt als »Göthe-Fanatiker« bezeichnet!

•*• Aegypten kann man jetzt ſchon unter die Staaten des Fortſchrittes rangiren. Die Regierung legt Rechnung von ihrer Staatshaushaltung ab, und liefert damit und darin den Beweis, daß ſie nach ihrem Vermögen dem höheren Zeitgeiſt huldige. Das kürzlich vorgelegte Budget vom Mai 1834 bis Mai 1835 bringt u. a. in Ausgabe für Civil- und Militärſchulen $2^{2}/_{3}$ Million Piaſter, für Erziehung der ägyptiſchen Zöglinge in Frankreich und England 600,000 P., für arabiſche Primärſchulen 150,000 P., Druck des arabiſchen Moniteur 175,000 P., franzöſiſche Druckerei und ägyptiſcher Moniteur 125,000 P., für Militärhoſpitäler ꝛc. 570,000 P., für Brunnen und Baumpflanzungen 1,400,000 P., Dämmung des Nils, öffentliche Arbeiten ꝛc. $10^{1}/_{3}$ Million P. u. ſ. w., für Gehalte der Scheiks und Unterhaltung der Moſcheen nur 1,100,000 P. ausgeworfen. (Die Hälfte der Moſcheen in Kahira verfallt!)

•*• Vom Telemach iſt kürzlich bei Baudry in Paris eine Polyglottenausgabe erſchienen. Dem franz. Texte ſind Ueberſetzungen in's Deutſche, Engliſche, Italieniſche, Spaniſche und Portugieſiſche beigegeben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 107. 1838.

Phönix.

Samstag, 5. Mai.

Rückert.

Sieben Bücher morgenländiſcher Sagen und Geſchichten, von F. Rückert. 2 Theile. Stuttgart 1837. Lieſching.

Es kommt ein Vogel geflogen aus Weſten,
Er fliegt gen Oſten,
Nach der öſtlichen Gartenheimath,
Wo Spezereien duften und wachſen,
Und Palmen rauſchen und Brunnen kühlen,
Und fliegend ſingt der Wundervogel —

Dieſe blühenden Verſe Heine's ſchimmerten mir aus weiter Ferne entgegen, als ich das neueſte Buch unſeres Sängers zur Hand nahm. In der That iſt er der Zaubervogel, prächtigen Fluges von Weſten nach Oſten ſtreifend, da unten dämmert das Meer, das ſchön und gewaltig aufrauſcht und mancherlei Klänge ſchwimmen aus ſeinen Tiefen hervor. Aber der Wundervogel hat nicht Ruh noch Raſt, bis er anlangt bei den Söhnen der Wüſte, wo er lauſcht und von denen er ſtets neue Mähren bringt. — Das erſte Buch gibt Umbildungen bibliſcher Geſchichten. Man erblickt jene einfachen und doch in ſo ſatten Farben prangenden Urerzählungen von Adam und Eva, Kabil und Habil (d. i. Kain und Abel), Abraham, Joſef und Moſeh, hier ſämmtlich in neuer poetiſcher Beleuchtung oder auf liebliche Weiſe weiter ausgeführt. Vortrefflich iſt Og, der Rieſe — S. 18 — und wenn gleich üppig, auch Juſuf und Suleicha — S. 29. — Im zweiten Buch erhalten wir Mythen und Ueberlieferungen, worunter wir den „Garten von Irem“ — S. 68 — zu den köſtlichſten Perlen der Poeſie unſeres Dichters rechnen. Das dritte Buch, „Arabiſche Stammſagen“ enthaltend, verſinnlicht uns in einigen Zügen das Leben dieſes Volkes, in dem ein unerſchöpflicher Born der Dichtkunſt quillt. Wen entzückt nicht die Liſt Mohallek's, des armen Mannes, der um ſeine neun Töchter an Männer zu bringen, den Dichter Aaſcha freundlichſt bewirthet? Wer prieſe nicht „Bahneſa,“ die ſich nur dann dem geliebten Mann in bräutlichem Verlangen nahen will, wenn er den vierzigjährigen Streit der Fürſten des Landes geſchlichtet, die ſich in Bruderblut baden? Dieſes ausgezeichnete Gedicht wird überdies manchem Leſer eine vortheilhaftere Meinung von den arabiſchen Frauen beibringen, in welchen man ſich gewöhnlich nur ſinnliche, beſchränkte Geſchöpfe vorſtellt. „Perſiſche und benachbarte Sagen und Geſchichten“ werden uns im vierten Buch vorgeführt, während das Fünfte in die „Zeiten der früheren Chalifen“ zurückblickt. Launiges wechſelt hier mit dem Ernſten; wir ſind in der Mährchenwelt des Orients, deren Kreiſe es ſelbſt dem ſchärfſten Denker zuweilen noch ſo anthun, daß er ſeiner Philoſophie vergißt. Das ſechſte Buch „aus den Zeiten der ſpäteren Chalifen und der weltlichen Herrſcher“ iſt nicht minder reichhaltig, wenn auch Einzelnes dem Kenner morgenländiſcher Geſchichten und Ueberlieferungen bekannt ſein dürfte. Den Schluß machen „vermiſchte Erzählungen,“ als das ſiebente Buch. Gerne wollt' ich eine Probe mittheilen, allein es iſt überflüſſig, indem ein Theil der ſchönſten dieſer Lieder und Erzählungen den Leſern des Phönix ſchon bekannt geworden. Möchte die Gunſt der eilenden Stunden dem Dichter ſtets friſche Kränze flechten! Wir haben bereits wieder eine morgenländiſche epiſche Dichtung deſſelben erhalten, wovon unſere Leſer in der Kürze Näheres erfahren ſollen. Druck und Papier dieſer zwei Bände ſind ausnehmend ſchön und gut.

A. Nodnagel.

Aus Zürich.

(Fortſetzung über den Hochſchulſtreit.)

(Zürich, den 24. April 1839.)

Ehe ich in die Details des ganzen Hochſchulſtreites eingehe, muß ich wieder das geſchichtliche Thema feſtzuſtellen ſuchen, das ſich in dieſer objektiven Epiſode unſeres Republikenlebens darzuſtellen ſtrebt. (Das ſollten alle Correſpondenten, namentlich aus demokratiſchen Umgebungen her, als ihre erſte Pflicht anerkennen. Ich wenigſtens hatte es für die meinige, wenn ich an die ſteigende Bedeutſamkeit Ihres Blattes denke, aus welchem bereits die größeren Literaturblätter ſchöpfen, und hier insbeſondere, wenn ich die nationaldeutſche Theilnahme für Wiſſenſchaft und Univerſitäten beachte.)

Der objektive Inhalt dieſes Streites iſt: Die hieſige Hochſchule ward geſtiftet von der radikalen Partei, um der Ariſtokratie einen empfindlichen Schlag, ſich ſelbſt eine neue Stütze zu geben. Die Stadt genießt aber einigen ökonomiſchen Vortheil durch das Perſonal der Univerſität; und die Mehrzahl der Lehrer hat es verſchmäht, ihre ächte Wiſſenſchaft durch Propagandismus zu profaniren. Jener Vortheil machte das Land gleichgültig gegen die Anſtalt; dieſe wiſſenſchaftliche Selbſtſtändigkeit kühlte den Eifer der radikalen Partei für das Ganze der Anſtalt, und wandte ihren Zorn gegen einzelne Lehrer. Die von den Radikalen durch Protektion der politiſchen Flüchtlinge veranlaßte Achterklärung unſerer Hochſchule, von Seiten Deutſchlands, hielt unſere Frequenz auf ein geringes Maaß darnieder. Dieſer geringe Beſuch iſt nun die Baſis des Feldzuges für die Gegner der Hochſchule, ſo wie für die Feinde einzelner Profeſſoren. — Nach meinem obigen Berichte iſt es nun natürlich, daß für die Hochſchule ſtreiten die Conſtitutionellen und die Gebildeten (mehrentheils in der Stadt wohnenden) unter den Anhängern der neueren ächten Demokratie; gegen ſie die Radikalen, welche ſich zu verſtärken ſuchen durch den Landtheil der Demokratie, und, um dieſen zu gewinnen, die Parteiliſt gebrauchen, zu behaupten: „Die an ſich ſo Wenig leiſtende Hochſchule entziehe durch ihre bedeutenden Koſten dem Volksſchulweſen die nöthige Unterſtützung, und führe den gelehrten Ariſtokratendünkel der wiſſenſchaftlich Gebildeten ein.“

Dieſes zuſammengefaßt ergibt alſo das Thema: Die Radikalen führen dieſen Hochſchulſtreit, um noch einmal ihren Egoismus in die Phraſeologie von Volksrechten und Ariſtokratengefahr einzukleiden.

Jetzt die Details. Ich ſprach bereits von den früheren abgeſonderten drei höheren Lehranſtalten, welche den Grund zur jetzigen Hochſchule gaben, und durch Hinzufügung der philoſophiſchen Fakultät vervollſtändigt wurden.

1) Das Karolinum bildete den theologiſchen Grundbeſtandtheil. Von Karl dem Großen war der Groß-Münſter erbaut, und dabei ein Chorherrenſtift, mit eigenem Landbeſitz und eigener Gerichtsbarkeit, errichtet. Am Ende des 13ten Jahrhunderts ſtiftete ein Probſt dieſes Stiftes eine Lehranſtalt, hauptſächlich für Theologen, damals „Scholaſterei“, nachher gewöhnlich „das Karolinum“ genannt. In ihm vollendeten bis 1833 die Theologen ihre Studien bis zur Ordination, und nur Einige pflegten, als bereits ordinirte Geiſtliche, auswärtige Univerſitäten noch zu beſuchen. Fonds, Direktion, Lehrerwahl, Stipendienvertheilung, gehörte natürlich dem Chorherrenſtifte. Juriſten und Mediziner pflegten nur bis zu den mittleren Klaſſen dieſes akademiſchen Gymnaſiums an dem Unterrichte Theil zu nehmen. Die oberen Klaſſen, unter dem Namen der Gelehrtenſchule zuſammengefaßt, gehörten den Theologen, und daher galt „Gelehrter“ und Geiſtlicher für gleichbedeutend. Das ganze Stift überdauerte die Reformation. Wie in England die Flotte und die Armee und die hohe Kirche den jüngeren Söhnen der Ariſtokratie die Stellen zu geben pflegt, ſo beſetzte nun auch gewöhnlich die Züricher Ariſtokratie die Stellen des Chorherrenſtiftes und Karolinums. Nach der neuen Verfaſſung von 1831 wurde das Chorherrenſtift aufgehoben, und ſeine Fonds, nach Abzug der Penſionen für die überlebenden Mitglieder, zum Staatseigenthum erklärt. Der obere Theil des Karolinums wurde zur theologiſchen Fakultät beſtimmt, der untere zum Gymnaſium, und der ganze Fond ſollte zur Verbeſſerung des ganzen (höheren und Volks-) Schulweſens angewendet werden. — Dies der Hauptſchlag der Radikalen gegen die Ariſtokratie.

2) Das politiſche Inſtitut war, als eine Schöpfung dieſes Jahrhunderts, zur Bildung junger Staatsmänner gebildet, welche daſelbſt von akademiſch (im Auslande) gebildeten Juriſten populäre, den hieſigen Verhältniſſen angemeſſene, Vorträge über Privat- und Staatsrecht anhörten. Die Fonds waren durch Privatbeiträge der angeſehenen Familien und Juriſten hergegeben, und reichten ſo weit, daß ſelbſt eine anſehnliche juriſtiſche Bibliothek geſchaffen werden konnte. Bei der Revolution von 1831 war eines der radikalen Häupter der einflußreichſte Lehrer. Daher war die Beſtimmung dieſes Inſtitutes zur juriſtiſchen Fakultät am leichteſten entſchieden. Nur ſollte der Name daran erinnern, denn man nennt dieſe Fakultät hier „die ſtaatswiſſenſchaftliche.“

3) Das mediziniſch-chirurgiſche Inſtitut war am Ende des vorigen Jahrhunderts von hieſigen Aerzten und Wundärzten geſtiftet, und beſaß ebenfalls Fonds und Bibliothek aus eigenen Mitteln. Die Promotionen machten die jungen Aerzte auf deutſchen Univerſitäten. Ein ſehr bedeutendes Hoſpital gab die Kliniken. Das Inſtitut hatte die Achtung der Schweiz, ſo daß aus allen Kantonen Schüler kamen, und ihre Zahl gewöhnlich über 100 betrug, während im politiſchen einige 20, im theologiſchen einige 30 zu ſein pflegten. Die Erklärung des mediziniſchen Inſtituts zur Fakultät fand deſto weniger Schwierigkeiten, als ihm dadurch die Befugniß gegeben wurde, die Doktorwürde zu ertheilen.

Die geiſtigen Elemente der damaligen Revolutionspartei waren auf deutſchen Univerſitäten gebildet. Deren Formen ſchwebten ihnen als Muſter vor. Die Ariſtokratie hatte durch die Geiſtlichkeit und das Karolinum, alſo durch die Bildungsanſtalten, bedeutenden Einfluß gehabt. Eine ähnliche, aber höher ſtehende Schöpfung aus eigener Idee, aus den Fonds der Gegner, ſollte nun den Radikalen einen gleichen Einfluß geben und ſichern. Beſchloſſen ward alſo im September 1832: eine Hochſchule nach dem Muſter deutſcher Univerſitäten zu errichten, eine philoſophiſche Fakultät zu obigen Anſtalten hinzuzufügen, und für alle vier Fakultäten einige der früheren Züricher Lehrer zu behalten, mehrentheils aber deutſche Gelehrte zu berufen, und mit Oſtern 1833 (wie es geſchehen iſt) die Univerſität in's Leben treten zu laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Tageschronik aus Paris.

(24. April 1839.)

Wenn Sie in der Quotidienne oder in einem anderen, mehr oder weniger legitimiſtiſchen Blatte geleſen haben, daß die Kirchen in Paris an beiden Oſtertagen mit einer zahlreichen Menſchenmenge angefüllt waren, ſo kann ich Ihnen dieſe Nachricht beſtätigen; jedoch befanden ſich darunter mehr Ungläubige, als Gläubige, mehr Zuſchauer, als Zuhörer. In Saint-Euſtache war es am vollſten und faſhionableſten; die Journale hatten eine Réclame eingerückt, worin angezeigt wurde, daß Duprez daſelbſt am Oſterſonntage ſich in einer unedirten Meſſe von Deutſch hören laſſen werde. Als Liebhaber religiöſer Muſik und weltlicher Schönen begaben wir uns daher nach Saint-Euſtache; groß war unſer Erſtaunen, als man uns an der Kirchenthüre ein Eintrittsbillet mit 50 Centimes bezahlen ließ; im Innern hatte der Fiskus der Sakriſtei den Raum für das Volk ſtark beſchnitten und durch Schranken abgeſperrt, innerhalb welcher Strohſtühle ſtanden, wovon jeder 25 Centimes Lehngeld koſtete. Die Contremarkenhändler hatten ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze gemacht und feilſchten am Eingang mit ihren Plätzen, die ſie am frühen Morgen belegt; ein junger Dandy ſteigerte einen Platz im Chor für 30 Franken. Wie die Prieſter einen ſolchen heilloſen Wucher gerade an dem Tage treiben mögen, wo ſie das Lob deſſen verkünden, der die Wechsler und Krämer aus dem Tempel jagte, iſt mir unbegreiflich. — Oſtern hat uns endlich von den Faſtenpredigten und Konzerten befreit. Die Theater haben ihre Vakanzen angetreten; die Urlaube und Gaſtrollen werden bald anfangen und die berühmteſten Künſtler nehmen einſtweilen ihre Benefizvorſtellungen mit auf die Reiſe. Die Benefizvorſtellungen der Mademoiſelle Dejazet und der Madame Damoreau haben bereits ſtattgefunden; die Einnahme der letzteren ſoll ſich auf 20000 Franken belaufen haben. Die Variétés zeigen auf heute Abend eine außerordentliche Vorſtellung zum Benefiz der Unterſtützungskaſſe dramatiſcher Autoren an; Odry tritt zum erſten Male wieder ſeit langer Zeit in einem neuen Stücke auf. — Bühnennovitäten ſind: les suites d'une faute, Drama in 5 Akten und in Proſa, von Hrn. Arnould und Fournier, aufgeführt im Odeon, ein Stück mit gut eingeleiteten Scenen, hübſchen Einzelheiten, geiſtreichem Dialog und glücklichen dramatiſchen Combinationen, welche nicht gerade neu ſind, aber doch ihre Wirkung thun. Der Roman des Dramas iſt eine jammervolle Familiengeſchichte; Madame Dorval erntete in ihrer Rolle vielen Beifall; das Parterre des Odeon's, lauter Muſenſöhne, war wie gewöhnlich ungemein lärmend und außerdem ſehr galant gegen Mlle Mars, welche der Vorſtellung beiwohnte; als die große Künſtlerin in ihre Loge trat, wurde ſie von den Studenten ſo lebhaft beklatſcht, wie wenn ſie auf der Bühne im Miſantropen geſpielt hätte. Das Vaudeville hat ein höchſt intereſſantes Drama gebracht, Arthur oder seize ans après betitelt und von Hrn. Dupeuty Fontan und Davrigny verfaßt. Es behandelt eine der rührendſten Situationen, welche man ſeit langer Zeit in Scene geſetzt. Ein engliſcher Lord, Admiral und Pair, hat in Frankreich eine junge Arbeiterin verführt, welche Mutter von einem Knaben wird, den der Vater ihr heimlich entwenden läßt und mit nach England nimmt. Sechzehn Jahre arbeitet die arme Verlaſſene, um ſo viel zu gewinnen, daß ſie die Reiſe nach England machen und ihren Sohn wieder holen kann; ſie landet, ſtrandet an der Küſte und wird von ihrem Sohne gerettet, der ſie in das Schloß ihres Verführers bringt. Dieſer macht ſich anheiſchig, ihr Kind zum Erben ſeiner Würden und Titel einzuſetzen, wenn ſie ihm nie den Urſprung ſeiner Geburt verrathen wolle. Die unglückliche Mutter verſpricht ewiges Schweigen; verräth ſich aber im Geſpräch mit ihrem Sohne, der ſeiner unnatürlichen Mutter flucht, von welcher man ihm erzählt, daß ſie ihn ausgeſetzt und verlaſſen habe. Arthur bittet ſeinen Vater, das an Marien verübte Unrecht wieder gut zu machen; allein vergebens; dieſer zieht vor, ſeinen Adoptivſohn zu verlaſſen; die arme Mutter vernimmt den Entſchluß und bringt ſich ſelbſt zum Opfer; ſie rüſtet ſich zur Abreiſe, bis endlich Lord Melvill nicht länger widerſtehen kann und von ſo hoher Tugend gerührt, Marien als Gattin und Arthur als Sohn anerkennt. — Das Ambigu-comique bleibt dem Melodram getreu; vor einigen Tagen ſahen wir daſelbſt die erſte Vorſtellung des Chevalier du Temple, Drama in 5 Akten von Hrn. Albert und Labrouſſe, ein mittelalterliches Spektakelſtück, in ſchwülſtigem Styl, der den guten Geſchmack und die Grammatik zugleich verletzt, wo Phraſen die Empfindungen, materielle Bewegung die Handlung, Verkleidungen die Intriguen und Säbelhiebe die Leidenſchaften erſetzen und vorſtellen ſollen.

An Romanen hat es in der letzten Zeit nicht gefehlt; beſondere Erwähnung verdient Angelika Kaufmann von Herrn Léon de Wailly, dem Gemahl der übel berüchtigten Vicomteſſe de Wailly, welche in dem Prozeß der Seguin'ſchen Erben gegen Horner eine ſo traurige Rolle ſpielte. Dieſer Sittenroman in 2 Bänden, welcher in der Art wie Tom Jones, Grandiſon, Clariſſe Harlow u. ſ. w. geſchrieben iſt, hat einen deutſchen Fehler, nämlich die allzugroße Breite und Länge; ferner erinnern die handelnden und ſprechenden Perſonnagen zu oft an die, welche wir durch Richardſon, Goldſmith und andere engliſche Autoren kennen. Außer dieſen beiden Mängeln hätten wir dem Verf. nichts weiter vorzuwerfen; ſeine Erzählung ſtrömt mit Fülle, welche den Leſer fortreißt; die engliſchen Sitten ſind geiſtreich und pikant geſchildert, und wir ſind überzeugt, daß wenige dieſen Roman mit Aerger aus der Hand legen werden. Dieſe Wenigen können nur prüde Splitterrichter ſein, denen gerade der originellſte Gedanke des Buchs mißfallen wird, wie nämlich Angelika, von einem engliſchen Jokeyklub beauftragt, eine Venus zu malen, ſich ſelbſt als Modell ſteht, welches Geheimniß von ihrem Verfolger belauſcht wird und die Entwicklung des Romans herbeiführt. — Der Verf. der Memoiren eines Pagen am kaiſerlichen Hofe, Herr Marco de Saint-Hilaire, welcher die Reihe intereſſanter Feuilletons im Siècle geliefert, hat dieſe geſammelt und unter dem Titel Souvenirs intimes du temps de l'empire herausgegeben. Viele Thatſachen und Anekdoten mögen mit dichteriſchen Farben geſchildert ſein; jedoch kann man bisweilen die Authentizität annehmen. Die Art, wie der Verf. erzählt, iſt höchſt einfach und darum nur deſto anziehender. — Madame Gottis, Verf. von Franz I. und Madame Chateaubriand, hat das Leſepublikum wieder mit zwei hiſtoriſchen Novellen beſchenkt: die erſte, une maîtresse de François I. betitelt, handelt von der ſchönen Feronnière und erzählt uns die Lebensgeſchichte dieſer ſchönen und unglücklichen Frau, welche einen Augenblick königl. Gunſt ſo theuer bezahlen mußte; das ſchmähliche Ende dieſer intereſſanten weiblichen Erſcheinung, wovon die politiſche Geſchichte uns ſo wenig Kunde überliefert, bildet die Entwicklung der Novelle. In der zweiten Novelle, Charles de Valois lautet ihr Titel, lernen wir außer jenem unglücklichen Kronprätendenten, der am 9. Febr. 1576 auf dem Grèveplatz gehängt wurde, noch die Katharina von Medicis, Heinrich III., die Mutter der Guiſe, den Herzog von Mayenne und eine Menge anderer Perſonnagen kennen, deren Charakteriſtiken dem Verf. ziemlich gelungen ſind. Das Intereſſe der geſchichtlichen Begebenheiten und das Anziehende des Romans ſind in den beiden Bänden dieſer hiſtoriſchen Novellen glücklich verſchmolzen. — Liebhaber von Schand- und Schaudergeſchichten erhielten: les enfans du marquis de Ganges, von Francis Wey, ein kleiner Oktavband, worin wir die Lebensbegebenheiten der Marquiſin von Ganges erfahren, welche am Hofe Ludwig XIV. glänzte und in Paris nur unter dem Namen der ſchönen Provenzalin bekannt war. — Eine angenehmere Lektüre gewährt une Marquise d'autrefois, unter welchem Titel der Herr Vicomte Edouard de Beaumont fünf hübſch erzählte Novellen veröffentlicht, von denen uns namentlich: „Meine beiden Liebſchaften von 95" und „Iwan der Mörder" gefallen haben.

Vorgeſtern haben wir uns das neue Gemälde des Diorama von Herrn Daguerre angeſehen, welches in der That die Lobeserhebungen verdient, welche ihm die franzöſiſchen Journale geſpendet haben. Der Künſtler verſetzt uns in die Kirche Santa-Maria-Nuova in Morreale auf Sizilien. Anfangs herrſcht die größte Stille in der Baſilika, deren von 16 rothgeäderten Marmorſäulen begränztes Schiff ihre mit der reichſten Moſaik bedeckten Bögen und ihre Balkendecke zeigt, welche eine ſo ernſte, einfache, bäuriſche Wirkung hervorbringt und einen ſo ſtarken Gegenſatz mit dem Luxus ſeiner anderen Bekleidung und ſeines buntfarbigen Pflaſters bildet. Die Kirche iſt leer und zugeſchloſſen; die Arbeiter haben ſoeben ihre Reparaturen am Pflaſter aufgegeben und ihre Werkzeuge zurückgelaſſen; die Lampe der Taufkapelle iſt erloſchen, die Kanzel leer und das Chriſtusbild verhüllt. Das Sonnenlicht dringt durch die Seitengänge und von oben herein, ſo daß alle Gegenſtände hervortreten und in der reellſten Wirklichkeit erſcheinen. Die Täuſchung iſt vollkommen und nach einigem Verweilen auf der Plattform des Diorama glaubt man ſich in der That nach Sizilien verſetzt. Inzwiſchen neigt ſich der Tag zu Ende; die Dämmerung tritt ein und darauf die Nacht. Dieſe verſchiedenen Lichtabſtufungen gehen unmerklich und ganz natürlich vor ſich, und jeder neue Effekt iſt voll Harmonie. Schon fängt das ſchreckliche Schweigen der ſtockfinſteren Nacht an, uns zu ängſtigen; aber plötzlich erblinkt dort unten Licht; der Küſter kommt und zündet die Lampen an. Ein Mönch ſteht auf der Kanzel; und eine zahlreiche Menge, welche wir beim Lampenſchein erblicken, lauſcht dem Redner. Nach Beendigung der Predigt, werden die Lampen ausgelöſcht; und die architektoniſchen Maſſen der Kirche ſchwimmen vor uns in unſicheren Umriſſen, welche die Strahlen des Mondes beſcheinen. Bald folgt die Morgenröthe, und endlich der Tag in ſeiner hellſten Helle. Binnen einer Viertelſtunde hat man einen ganzen Tag und eine ganze Nacht in der Kirche von Santa-Maria-Nuova zugebracht. Die geiſtreiche und wohl berechnete mechaniſche Combination bei dieſem Werke iſt bewundernswürdig und übertrifft alles, was wir ſeither in dieſer Art geſehen. — Geſtern haben die Geſandten Abdel-Kaders Audienz in den Tuilerien gehabt; die Anrede des Ben-Aratſch und die Antwort Ludwig Philipps finden Sie in dem heutigen Moniteur, das Journal des Débats beſchreibt weitläufig die dargebrachten Geſchenke, worunter zwei Körbe mit Datteln und zwei Büchſen von Eiſenblech mit wohlriechenden Eſſenzen aufgezählt werden. Uns war es nur vergönnt, den Theil davon zu ſehen, der öffentlich produzirt worden, nämlich die 19 arabiſchen Pferde, welche Abdel-Kader für den König und die Prinzen mitgeſchickt hatte. Eine dichte Zuſchauermenge umdrängte das Gitter des Karouſſelplatzes und obſchon es abwechſelnd ſchneite und ſtürmte, harrte ſie geduldig ſo lange aus, bis alle 19 Araber vorgeritten waren. Die Pferde zeichneten ſich allerdings durch ihren feinen Bau und kräftigen, gelenkigen Bewegungen aus, die afrikaniſchen Chaſſeurs, welche ſie ritten, machten mehrmals die Tour des Hofes; die meiſten der edlen Thiere ſchienen von der langen Reiſe ermüdet. Eines der Pferde war prächtig aufgeſchirrt; eine reich mit Gold durchwirkte Decke von karmoiſinrother Seide hing von den Schultern an bis über die Hälfte des Schwanzes herunter; ein türkiſcher Sattel von blauem Sammet, mit vergoldeten Sattelknäufen und Steigbügeln, Zäume und Zügel mit Goldſtickereien auf Leder und köſtlich gearbeitet, vervollſtändigten die Equipirung, welche beſonders die Neugierde der Pariſer befriedigte. — Heute melden die Blätter die Ankunft der Taglioni in Paris. Seit 8 Tagen ſtürmt, hagelt, ſchneit, regnet es, abwechſelnd mit Sonnenſchein, der alle friſche Blätter und Knospen verſengt. Die Aprikoſenbäume ſind ſämmtlich erfroren und die übrige Vegetation iſt noch ſehr zurück. Halsweh iſt hier gegenwärtig ebenſo epidemiſch, wie vor einem Jahre die Grippe.

⁂

Feuilleton.

⁂ Die belgiſche Freimaurerei contra die belgiſche Hierarchie. — Unter dem Titel *Eustache Lefranc* iſt in dieſen Tagen eine Flugſchrift zu Lüttich erſchienen, welche vom [illegible] dem berühmten Abbé Moens zugeſchrieben wird. Sie iſt vorzüglich gegen Hrn. van Bommel, den eifrigen Biſchof von Lüttich, gerichtet, greift aber nebenbei auch mehrere Punkte des Kultus und der Dogmen der katholiſchen Kirche an. Es wird dieſem Schriftchen einige Leidenſchaftlichkeit zum Vorwurf gemacht; es ſoll ſich aber auszeichnen durch die Gründlichkeit der Forſchungen, auf welche es ſich ſtützt, und durch das Beißende und Kraftvolle ſeines Styles. Wenige Tage nach ihrem Erſcheinen mußte ſchon eine zweite Auflage gefertigt werden. Einem liberalen Blatte von Brüſſel zufolge wäre dieſes Werkchen ein Erzeugniß der Lütticher Maurerloge, welche auch zu verſtehen gebe, daß dies nur ein erſter Verſuch ſei.

⁂ Rehabilitation des Fürſten Talleyrand! — Zahlloſe Stimmen in und außerhalb Deutſchland, den Hofrath Schloſſer zu Heidelberg an der Spitze, hatten bisher den ehemaligen Biſchof von Autun als nur in der Unbeſtändigkeit und Untreue beſtändig bezeichnet, ihn gleichſam zu einem Lichtmeteor ſtempelnd, welches immer das mächtigere Centralgeſtirn umkreiſe. Jetzt tritt auf einmal Hr. v. Gagern — ein umgekehrter Copernikus — gegen die ſehr öffentliche und ſehr allgemeine Meinung — mit der Behauptung in die Schranken: »Parteigeiſt, Neid und Einſeitigkeit beſchuldigten Hrn. Talleyrand oft der Wandelbarkeit und des Ehrgeizes und Trachtens nach hohen Stellen. Seine Denkwürdigkeiten werden darüber die beſſeren Aufſchlüſſe geben, und zu den werthvollſten Monumenten unſerer Zeit gehören. Nein, nicht er verließ, ſondern er wurde verlaſſen, in Grundſätzen, Maaßregeln und Rathſchlägen, als er mit der Superiorität ſeiner politiſchen Einſichten Frankreichs und der Erde Wohlfahrt und die Möglichkeit, die Ausführbarkeit, die Dauer der Dinge anders verſtand, als der Mann, der über ihm ſtand. Und zweimal — zu Warſchau 1807 und zu Paris 1815 — befand ich mich ganz dicht dabei, — und war verflochten ſogar, als er — nicht nach hohen Stellen haſchte, ſondern ſie freiwillig und mißmuthig verſchmähte und aufgab.« — So iſt zu leſen in der außerordentl. Beilage zur Allg. Ztg. vom [illegible] April! Herr v. Gagern erweiſ't ſich hier zugleich als galanten Hofmann und als dankbaren Freund. Fürſt Talleyrand hatte den Grafen Reinhard, Gagern's Freund, wie jener es reichlich verdiente, in der Akad. der moral. Wiſſenſchaften gelobt; — Freiherr von Gagern lobt nun den berühmten franzöſiſchen Diplomaten in der Allg. Ztg., — und ſo ſind Frankreich und Deutſchland, — oder vielmehr deutſche und franzöſiſche Diplomatie ſich einander Nichts mehr ſchuldig. Ob aber Hofrath Schloſſer dazu ſchweigen wird? Wir zweifeln ſehr.

⁂ Arago über Eiſenbahnen. — Die Erfahrung hat gezeigt, — heißt es in Arago's Bericht über den Geſetzvorſchlag in Betreff der Eiſenbahnen, — daß ein Pferd von mittlerer Kraft, wenn es 9 bis 10 Stunden von 24 im Schritte geht, und zwar ſo, daß es Tag für Tag ſich gleich kräftig findet, nicht über 100 Kilogr. (2 Zentner) auf dem Rücken tragen kann. Daſſelbe Pferd, ohne ſich mehr zu ermüden, wird, an einen Wagen geſpannt, gleich [illegible] ziehen:

auf guter gewöhnlich beſteinter Straße	1,000 Kilogr.
auf einer Eiſenbahn	10,000 "
auf einem Kanal	60,000 "

Doch iſt, meint Hr. Arago, hierbei nicht zu überſehen, daß das beladene Pferd auch auf kaum gangbaren Fußpfaden und ſtarken Abhängen zu gebrauchen; daß bei einer Landſtraße nur allein die Beſteinung (empierrement) 70,000 Franken erſte Auslage per Stunde und mehr als 1000 Frkn. jährlichen Unterhalt koſtet; daß die Ausgaben bei einem Kanal auf 500,000 und reſp. 2000 und bei Eiſenbahnen auf gewiſſen Linien die Stunde Weges auf 3 Millionen Frkn. zu ſtehen kommen.

⁂ Die hiſtoriſch-politiſchen Blätter für das katholiſche Deutſchland, herausgegeben von G. Phillips und G. Görres, haben goldene Berge im Proſpektus verſprochen, im erſten Heft, außer einigen Ergüſſen vom alten Görres, nicht viel mehr als altes Geſtein geliefert; das eben erſchienene zweite Heft gibt Nichts als einige Artikel von ſehr untergeordneter Bedeutung. Das Ganze ſcheint eben nur ein Ableger des Berliner politiſchen Wochenblattes bleiben zu wollen.

⁂ Eine Ueberſichtskarte der Dampfſchifffahrt auf dem Continente von Europa und den überſeeiſchen Handelsplätzen, zugleich mit einer Darſtellung der ſchon vorhandenen und noch beabſichtigten Eiſenbahnen iſt in dieſen Tagen von Major Kurts herausgegeben worden. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 108. 1838.

Phönix.

Montag, 7. Mai.

Jean Paul Friedrich Richter.

Erinnerungen aus meinem Umgange mit ihm.

Von

Z. Funck.

(Erſter Artikel.)

> „Ein Menſch, den die Sonnennähe eines großen Menſchen nicht in Flammen und außer ſich bringt, iſt nichts werth!“
> (Jean Paul im Heſperus.)

Als ich am 21ten März 1832, dem Geburtstage Jean Paul's, meine dritte Luſtfahrt durch ſeine ſämmtlichen Schriften geendigt, die daraus gemachten Exzerpte geſchloſſen, und den anſehnlichen Papierberg vergnüglich vor mir liegen ſah, fügte ich als Appendix dem letzten leer gebliebenen Blatte die Worte bei:

„Dieſem Gottmenſchen*) ſein Recht ferner angedeihen zu laſſen, ſei von heute an mein feſter Vorſatz, ihn nicht nur zum vierten Male, ſondern fort und fort zu leſen, nebenbei alles, was fernerhin über das Leben und Wirken meines unſterblichen Freundes mir aufſtößt, zu ſammeln, und dieſem Berge noch aufzuthürmen, — mit einem Worte, ſeinen Geburtstag bis zu meinem Todestage zu feiern, auf daß erfüllt werde, was der Geſchiedene in ſeiner Selina ſagt: „„Die Liebe für einen Geſtorbenen gibt uns die erſte Liebe wieder und noch mehr. Durch das Streben lernen wir erſt recht lieben, das Weſen erſcheint uns unverändert, ohne Wechſel ſeiner und unſerer Launen. Der Todte bleibt ein fleckenloſer verklärter Gegenſtand der Liebe; und die Zeit gibt ihm blos. So gewinnt immer das Herz, ſobald es nur etwas recht uneingeſchränkt und unabläſſig zu lieben hat.““

Das habe ich nun alles bisher redlich gethan und gehalten; der abermals vor mir liegende Papierberg iſt zu einer ungeheuren Größe angewachſen, und es drängt ſich mir beim Anblick dieſes Liebealtars die Frage auf, ob es nun wohl nicht endlich an der Zeit ſei, den oft gehegten Wünſchen Wohlgeſinnter zu entſprechen, in den Vulkan hinabzuſteigen und einige Goldſtufen zu Tage zu fördern?

Doch wie ſie zu Markte bringen? Die Erwägung dieſer Frage hemmt den Schritt und läßt den Wanderer am Eingange des Berges ſtehen.

Es iſt ein wahrhaft trauriges Zeichen unſerer Zeit und ihrer literariſchen Zuſtände, daß der größte und edelſte Dichter deutſcher Nation, an dem nichts undeutſch iſt als der Name, bis jetzt nicht im Stande war, ſich den Eingang zu ſeinem Volke zu verſchaffen, den er verdient. Sogar das letzte Mittel dazu: der Tod, der, wie wir aus ſo vielen Beiſpielen wiſſen, oft heilend und verſöhnend eintrifft, und dem ſchwer hörenden und ſchlecht ſehenden Volke Ohren und Augen öffnet, ſchlug — wenigſtens bis jetzt — fehl. Selbſt die mit feuriger Zunge geſprochenen Worte Börne's an Jean Paul's Grabe: „Ein Stern iſt untergegangen, und das Auge dieſes Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er wieder erſcheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erſt ſpäte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einſt weinend geſchieden. Und eine Krone iſt gefallen von dem Haupte eines Kö-

---

*) Es gibt Pflanzenmenſchen, Thiermenſchen und Gottmenſchen.
(Jean Paul, im Heſperus.)

nigs. Und ein Schwert iſt gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Prieſter iſt geſtorben!“ ꝛc. ſchlagen nur wie kalter Blitz ein, ohne zu zünden, und der neuerdings gemachte Verſuch zu Gründung eines Denkmals für ihn, wird — kömmt er anders als ein Zeichen deutſcher Scheinheiligkeit für ferne Zeiten zu Stande — prangen, und der wahren Quelle ſeines Entſtehens gemäß, von unſeren Nachkommen ſo lange als ein Modeartikel betrachtet werden, bis ſie ſelbſt endlich zur Erleuchtung und Erkenntniß gekommen ſind. — O, daß dieſe Zeit nicht allzufern mehr ſein möge!

Die Urſachen aufzufinden, warum unſer Dichter nicht der der ganzen deutſchen Nation ſchon längſt geworden, und ſeine Schriften — dieſe weltliche Bibel — nicht in jedem Hauſe aufgeſchlagen liegen, möchte nicht ſchwer fallen, und vielleicht auf eine einzige zu reduciren ſein. Wir ſind nämlich noch nicht ſittlich groß und ſtark genug, ſie würdig zu erfaſſen, und in uns aufzunehmen.

Wie die heilige Schrift nur durch den Glauben an ihre Göttlichkeit die Herzen aller Chriſten erfüllt, und alle exegetiſchen Unterſuchungen ſie um kein Haar breit dem inneren Verſtändniſſe näher bringen; ſo will auch die Jean Paul'ſche dahin, von woher ſie gekommen, wiederum ihren Weg nehmen: zum Herzen und Gemüthe. Dahin aber kann ihr kein Philoſoph mit ſeiner Elle, kein kritiſcher Zergliederer mit ſeinem Meſſer, den Weg weiſen.

Das iſt nicht nur mein Glaubensbekenntniß; ſondern es war das des geſchiedenen Dichters ſelber, wie er mir einſt in einer mit ihm verlebten traulichen Stunde unumwunden geſtand.

In dieſer Stunde äußerte er mir auch: „daß er troſtlos in die Ferne blicke, und die Zeit nicht zu erleben glaube, ſeine Werke, wie die anderer, tief unter ihm ſtehender Dichter, als ein unzertrennliches Gut und Eigenthum, in den Händen deutſcher Leſer zu ſchauen, und deshalb oft an dem ſtumpfen Sinne ſeiner Zeit verzweifeln möchte.“

Mit Heftigkeit bekämpfte er hierauf meinen Vorſchlag: ob es mit ſeinen Schriften nicht eben ſo wie mit ſtarken Arzneien und Giften, die man dem Kranken tropfenweis, und immer ſteigernd, beibringt, zu machen ſei, wenn anders zu dieſer Kur ſich nur ein geſchickter und umſichtiger Arzt fände, der die rechten Mittel, wie die rechte Proportion zu finden wiſſe. — Mit gleicher Heftigkeit fuhr er bei meinem ſpäter erneuerten Vorſchlage desfalls fort, bis er endlich einmal, — ich glaube es war im Jahre 1821 — alſo in mein Zimmer trat: „Hören Sie! das Schaf, das meinen Geiſt einſt auf Flaſchen zog, bleibt ewig ein Schaf;*) — wie aber, wenn ſich ein Löwe oder Königsvogel fände, das Schaf verſpeiſte oder in die Lüfte führte, den ächten wahren Eierſtock aus meinen Schriften riſſe, und den geneigten Leſer als Bruthenne darauf ſetzte? Ich meine doch, er könnte ſo nach und nach ſeinen Hof mit meinen Küchlein füllen!“

Auf meine Antwort, daß ich dies ja längſt gemeint; nur müſſe er ſelbſt der Löwe oder Königsvogel werden, verſetzte er: „Nimmermehr! Wer wird in ſeinen eigenen Eingeweiden wühlen! Aber Einer kann's, mein Zwillingsbruder, mein alter Chriſtian.*) Ich will wirklich mit ihm darüber reden.“

Seit dieſer Zeit ſah ich Jean Paul nicht wieder, und ob und was er desfalls gethan, habe ich nie erfahren. Wohl aber fanden ſich nach ſeinem Tode Mehrere, die das Geſchäft übernahmen; aber, — waren es auch keine Schafe, jedenfalls doch eben ſo wenig Löwen oder Königsvögel.

Der Gedanke Jean Paul's läge daher immer noch zur Ausführung vor, und in der Vorausſetzung, daß ein tüchtiger Geiſtesverwandter ſich fände, möchte ich nicht zweifeln, daß vor der Hand dies immer noch der Weg ſei, den Sinn für die Werke des ewigen Dichters dem deutſchen Volke mindeſtens früher einzuimpfen, als es leider außerdem zu hoffen ſteht. Kommen wird übrigens, auch ohne ſolch' Accouchement, die Zeit, wo, wie Börne ſagt: „Er Allen geboren wird;“ nur werden wir dieſe Zeit nicht erleben!

Börne hat durch ſeine unvergängliche Gedächtnißrede auf Jean Paul das Thema bereits ſo erſchöpft, daß es kaum mehr möglich iſt, über ihn zu ſprechen, ohne in den Fehler der Wiederholung, oder einer pedantiſchen Breittretung des Geſagten zu verfallen. Darum kommt auch mir es nicht in den Sinn, ein Gleiches thun zu wollen. Nur einige anſpruchloſe Kerzen will ich in dem Opfertempel dankbar aufſtellen, den Börne für Jean Paul — wie für ſich zugleich — erbauete.

Blicke herab Du unſterblicher Dichter, Zierde zweier Jahrhunderte und kommender, ewig leuchtender Stern Deines Vaterlandes, ſittlichſter Menſch in Thaten und Schriften, Prediger der Weisheit, Sprecher für Wahrheit und Recht, Verkündiger Gottes im großen Spiegel der Natur, Du, der Du den Welthumor in Dir concentrirteſt und, ſo weit es menſchliche Kräfte vermögen, in Worten ausſprachſt, Tröſter aller gebrochenen Herzen, Du, der Du ſchriebſt, wie Du lebteſt, deſſen Buchſtaben nur Pulsſchläge der eignen Bruſt waren, blicke herab von Deinen Höhen, und verkenne die Reinheit meiner Abſicht nicht! —

Es war im Sommer 1808, als ich Jean Paul zum erſten Male ſah. Er begegnete mir gegen Abend auf meinem Spaziergange nach der Eremitage bei Baireuth. Die oft geleſene Beſchreibung ſeiner Perſönlichkeit, noch mehr aber die Bildniſſe, die ich von ihm beſaß, ließen — ohne ſelbſt an die Stadt zu denken, in der ich mich befand, — keinen Zweifel übrig über den, der mit ſeinem

---

*) Er meinte den Verfaſſer des Buchs: Geiſt oder Chreſtomathie der vorzüglichſten Stellen aus Jean Paul's Schriften, 4 Bde., in 6 Auflagen. Erfurt, bei Keyſer.

*) Otto, pſeudonym: Georgius, Jean Paul's Biograph.

Hunde mir entgegen kam. Auch ich hatte einen Hund als Begleiter, der dem Jean Paul'ſchen, als ich ungefähr noch hundert Schritte von ihm entfernt war, freudig entgegenſprang, ihn beſchnüffelte und auf Hundeart ſogleich ſeine Bekanntſchaft gemacht hatte. — Jean Paul blieb ſtehen, ſtreichelte ihn, und richtete einige Worte an den ſeinigen, von denen ich folgende vernehmen konnte: „Nur hübſch artig, — Du ſiehſt, es iſt ein fremder Jüngling, — nicht ſo gezankt — er iſt ſchön friſirt ꝛc.“

Nachdem ich Jean Paul nahe genug war, ſtehen blieb, und meinen Hut ehrfurchtsvoll abzog, ſprach er mich freundlich an, fragte, ob ich fremd hier, woher und wer ich ſei, u. dgl. m. Ich gab die gehörige Auskunft, bei der ich die Worte: „Herr Legationsrath“ fallen ließ.

„Woher kennen Sie mich denn?“ fragte er lächelnd. „Aus derſelben Quelle“, verſetzte ich, „woher ſo viele Tauſende Ihrer begeiſterten Leſer Sie kennen, ohne Sie je von Angeſicht zu Angeſicht geſehen zu haben, namentlich aber aus Ihrem Heſperus und dem ihm vorgeſetzten Portrait.“

„Finden Sie das ähnlich? Man beſtreitet es allgemein.“

Auch mir wurde, von Perſonen die Sie kennen, die Aehnlichkeit nicht gelobt; allein ich finde das Gegentheil.

„J, das freut mich ungemein! Ich muß Ihnen nur geſtehen, Sie ſind wahrlich der Erſte, der meiner Meinung iſt; denn ich finde die Züge meines Geſichtes in dieſem Kupferſtiche ziemlich gut wiedergegeben, obwohl er als ſolcher gar nichts bedeutet.“

„Ich finde ihn ſogar ſehr ſchlecht,“ bemerkte ich darauf; „nichts deſtoweniger aber darf deßhalb die Aehnlichkeit geläugnet werden, beſonders wenn man das Auge bloß auf das Weſentliche, nämlich den Ausdruck des Geſichtes heftet, und Aeußerlichkeiten, die jetzt nicht mehr vorhanden, wie das gepuderte Haar, die Halsbinde u. ſ. w. überſieht.“ *)

Er lächelte, ſah mich ſcharf und durchdringend an, und ſagte:

„Hören Sie! wenn ſie mit ſo gut organiſirtem inneren Auge in meine Bücher hineinſchauen, wie in mein Geſicht, deſſen ſonſtige Abbildungen deſſelben phyſiognomiſche Pasquille ſind; ſo möchte ich mir lauter Leſer wie Sie wünſchen, die ich aber nicht habe (obwohl ich ſie haben könnte) weil die Meiſten mich mit Brillen und noch dazu vom gefärbtem Glaſe, — gewöhnlich kein engliſches, ſondern eigener Fabrik — leſen.“

---

*) Lewald hat daher nicht Recht, wenn er in ſeinen »Aquarellen« das Portrait einen ſchlechten und unähnlichen Kupferſtich nennt, nach welchem er ſich Jean Paul, bevor er ihn perſönlich kennen gelernt, ganz anders gedacht habe. Das Bild iſt, abgeſehen von ſeinem künſtleriſchen Werthe, ein treues und wahres Anhängeſchild vor ſeinem Buche, was den Leſer einladet: die Größe und Hoheit der Seele, die auf ſeiner Stirne thront, den Born unendlicher Liebe, Reinheit und Klarheit, der in ſeinen Augen funkelt, die Weichheit und Milde ſeines ſittlichen Gemüthes, die um ſeinen Mund lächelt, auch im Buche aufzuſuchen, zu erkennen und in ewigen Worten zu vernehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Converſationslexikon der Gegenwart.

(Erſtes Heft. Bogen 1—10. Aal bis Anderſen. Leipzig. Brockhaus. [illegible].)

Die Tendenz und der Plan dieſes Werkes ſowie der Inhalt des vor uns liegenden erſten Heftes deſſelben bringen in der That die ſeit geraumer Zeit verbrauchte Floskel wieder zu Ehren und Bedeutung: daß nämlich „durch deſſen Erſcheinen einem dringenden Bedürfniſſe entgegengekommen und abgeholfen werde.“ Die Charaktere in der Gegenwart und jüngſten Vergangenheit, welche vor unſeren Augen aufwachſen, ſich wenden, ſinken oder — wie ſelten! — in ruhiger Größe ſich behaupten, — wir vermögen, vom reißenden Strome der Begebenheiten hingeriſſen, ſie im Geiſte nicht ſo plaſtiſch feſtzuhalten, wie wir, von unſeren eigenen Intereſſen dazu beſtimmt, es gerne wollten; die Entwickelungen der Geſchichte, die wir durchlebten, verflüchtigen ſich uns, kaum, daß wir ſie durchlebt, vor neuen Geſtaltungen und großen Cataſtrophen, zu Schemen, und wenn es uns drängt, Ueberblicke der nächſten Vergangenheit zu gewinnen, um Schlüſſe zu ziehen, um die Ereigniſſe, denen wir unwillkührlich dienten, freithätig in unſer Bewußtſein zu verwandeln — welch' ein dornendurchflochtenes Labyrinth müſſen wir durchwandern! Was bleibt uns am Ende als die Zeitungen mit ihren tauſend unverbürgten Gerüchten und wenigen gewiſſen Thatſachen, mit ihren tauſendzüngigen Raiſonnements, die wir wie Spreu vom Waizen erſt zu ſichten unternehmen müſſen. Der Geſchichtſchreiber von Beruf wird dabei nicht erlahmen, aber das Volk im Ganzen und Großen wird dieſe Mühe wie eine Aſchenbrödelarbeit betrachten, und muthlos verlaſſen. Und doch iſt es gerade das Volk, dem es Noth thut, immer in lebendigem Rapport mit der Gegenwart zu bleiben, d. h., wie ſie ſich aus dem Fluß der Ereigniſſe in regelmäßigen Kryſtallbildungen entwickelt. Gerade das Volk braucht ein Repertorium, in welchem es jeden Augenblick jedes Detail der Gegenwart finden könne. Wir ſagen: das Volk, und wir begreifen darunter nicht blos deſſen niedere Klaſſen, ſondern den großen Kreis aller, in welchem ſich jetzt zuerſt das Bewußtſein, und dann die Ueberzeugung vom immer ſchöner ſich entfaltendem Völkerverbande, von der Pflicht eines immer regeren Ineinanderlebens, entwickelt hat. Was im Norden, in England, was in Frankreich, was auf den beiden großen Halbinſeln, der iberiſchen und hiſperiſchen, was im Morgenlande und der neuen Welt ſich ereignet, zittert im Herzen Europas, in Deutſchland gewaltig nach; die Wirkungsſphären bedeutender Perſönlichkeiten haben ſich erweitert und umfaſſen nicht mehr blos die Länder, in welchen die letzteren leben, ſondern umfangen einflußreich auch die engſten Familienkreiſe Deutſchlands.

Ein Buch für's Volk nun, im eben angedeuteten Geiſte, iſt dies Converſationslexikon der Gegenwart; auf derſelben Baſis ruhend, wie das „Converſationslexikon der neueſten Zeit und Literatur,“ welches vor ſechs Jahren erſchien, überragt es dieſes in ſeinen Dimenſionen, und übertrifft es dieſes durch Gediegenheit der Ausführung, welche weder jene draſtiſche Anſchaulichkeit, noch jene Eleganz ausſchließt, die das Volk, von Jahr zu Jahr in ſeiner Durchbildung wachſend, wie ſeine Anſprüche ſteigernd, an ein ſolches Volksbuch zu machen berechtigt iſt. Der Raum unſerer Blätter geſtattet uns nicht, über die einzelnen Artikel des erſten Heftes uns ausführlich zu verbreiten oder durch Auszüge auf das Ganze näher aufmerkſam zu machen. Aber das dürfen wir zu erwähnen nicht verſäumen, daß die Reichhaltigkeit (welche durch zweckmäßige typographiſche Eintheilung ermöglicht wurde) uns überraſchte. So finden wir bereits in dieſem erſten Hefte nicht weniger als 37 Biographien von Zeitgenoſſen, und die Reſultate mehrerer der wichtigſten ſocialen Fragen, im Geiſte jenes ächten, ſo zu ſagen: bereit hiſtoriſchen Liberalismus aufgefaßt, welchen die Gegenwart athmet. Meiſterhaft ſind z. B. die Artikel: Abſolutismus, Adel und Bürgerſtand in neueſter Zeit, Abolition. Unter den hiſtoriſchen Artikeln zeichnet ſich beſonders der über Algier aus.

Die franzöſiſchen Dioskuren.

Herr von Chateaubriand iſt, — wie wir irgendwo geleſen, in derſelben Straße eines Städtchens der Bretagne geboren, wie Hr. de Lamennais. Höchſt merkwürdig ſind die Lebensgeſchichten beider Männer, von denen der Letztere vom kirchlichen Monarchismus zu einer demokratiſchen Allbrüderſchaft ſich herabgelaſſen, — während der Erſtere aus einem Ritter der politiſchen Legitimität zum Propheten einer republikaniſchen Monarchie geworden. So ſchreibt nämlich Hr. v. Chateaubriand in ſeinem „*Congrès de Vérone*“, nachdem er zur Rechtfertigung des von ihm angeſtifteten Spaniſchen Krieges (v. 1823) verſichert: „es kam zunächſt darauf an, die Bourbon's zu retten“, — „nicht als ob wir gemeint geweſen, ein für allemal die Monarchie gegen die Anſtiftungen der Jahrhunderte (la trame de siècles) ſicher zu ſtellen; das Weltall verändert ſich; die neuen Prinzipien zerſtören ſtufenweiſe die alten Prinzipien; die Demokratie ſtrebt ſich an die Stelle der Ariſtokratie und des Königthums zu ſetzen. Man muß ſich wohl hüten, dieſe revolutionären Ideen der Zeit für umwälzeriſche Ideen der Menſchen zu nehmen. Das Weſentliche iſt, die langſame Conſpiration der Zeitalter von der übereilenden Verſchwörung der Intereſſen und der Syſteme zu unterſcheiden. Wenn man dieſe beiden Dinge nicht ſonderte, würde man Gefahr laufen, das Menſchengeſchlecht, ſtatt einer Faktion zu verfolgen. Das iſt es, was wir begriffen haben. Wir haben uns bemüht, der gemachten (factice) Bewegung Einhalt zu thun, welche, die Geſellſchaft zu raſch den Abhang hinab ſtürzend, ſie hindern würde, in's Gleichgewicht zu kommen, wann die Welt ſich in Republik oder monarchiſchen Freiſtaat umgeſtalten wird. Zerbricht man gewaltſam ſeine Hemmniſſe (entraves), wird man gewöhnlich wieder eingefangen und wieder angekettet; es gibt dauerhafte Freiheit nur für ſolche, deren Feſſeln von der Zeit abgenutzt ſind.“ (LI). Wie übrigens Hr. von Chateaubriand, der treueſte Champion der Legitimität, gegen die gekrönten Häupter ſelbſt geſinnt ſei, darüber hatte er ſich kurz zuvor (XXXIII) in folgender cavalièrer Weiſe ausgeſprochen: „als wir abgeſetzt wurden, hätten wir uns nach Rußland zurückziehen können, wo Ehren und Glücksgüter unſerer harrten; aber wir ſuchen nicht, wonach wir gar Nichts fragen. Alexander iſt der einzige Fürſt, zu welchem wir jemals eine aufrichtige Anhänglichkeit empfanden. Und die übrigen Souveraine? Sie ſind eine Nothwendigkeit der noch nicht vollendeten Erziehung der Völker; eine Nothwendigkeit, welcher wir uns unterwerfen, ehrerbietig und treu, was es auch koſte: iſt das nicht genug?“ — Der „Kongreß von Verona“ iſt allerdings noch ein klein Stück Weges vom „Livre de peuple“ entfernt; nichts deſtoweniger glauben wir weder Herrn von Chateaubriand, noch Herrn von Lamennais zu nahe zu treten, wenn wir ſie als Dioskuren unter die franzöſiſchen Sternbilder einreihen, — allerdings zugeſtehend, daß wie der Exminiſter mit überwiegender Selbſtgefälligkeit auch etwas republikaniſch geſinnt, ſo der Exabbé bei vorherrſchendem Republikanismus doch keineswegs frei von Selbſtgefälligkeit iſt.

E.

Gutzkow gegen den Nachdruck.

Auf Veranlaſſung der bekannten Motion des Hrn. Dr. Hitzig in Berlin widmet Gutzkow in Nro. 60 des »Telegraphen für Deutſchland« der wichtigen Frage über den Nachdruck einige Bemerkungen, welche, aus gründlicher Kenntniß der Verhältniſſe der deutſchen Journaliſtik entſprungen und mit Schärfe und Klarheit entwickelt, einen ſchätzbaren und beherzigenswerthen Beitrag zur Löſung einer Frage bilden, die bei weitem verwickelter iſt, als es auf den erſten Anblick ſcheinen möchte. Wir können es uns nicht verſagen, auf die Hauptpunkte des Gutzkow'ſchen Aufſatzes auch unſere Leſer aufmerkſam zu machen. Eine Hauptſchwierigkeit gegen »Verabredung achtbarer Redaktionen, ſich einander nichts nachzudrucken, es ſei denn gegen Entſchädigung,« ſieht Gutzkow in den »ſtatiſtiſchen Verhältniſſen der deutſchen Journale«, zunächſt in dem Umſtand, »daß uns keine Concentration des literäriſchen Intereſſes entgegen kommt«, dann in der Verſchiedenheit der Preiſe, wodurch eine gleichmäßige Tarifirung kaum möglich wird; ferner in dem Umſtand, daß »gerade die vorzüglichſten Schmuggler unter den Journalen als Beiblätter zu den politiſchen Zeitungen« für ein Spottgeld abgelaſſen werden, endlich in der Ueberſchwemmung unſerer Zeitſchriften durch Ueberſetzungen und dem Mangel an Intereſſe unſeres Publikums für Originalartikel. Hierauf beſpricht Gutzkow das bekannte Piratenmanöver: aus neuerſchienenen Büchern die wichtigſten Stellen, z. B. aus Novellenſammlungen oder Almanachen ganze Novellen, und zwar bei letzteren gerade die beſten, in dem Diebsblatte nachzudrucken, die Quelle zu nennen, zu loben und ſo, wie Gutzkow treffend bemerkt, ſich die Empfehlung durch 20, 30, 40 Spalten bezahlt zu machen. In Bezug auf das Nachdrucken von Correſpondenzen in politiſchen Zeitungen, wo die »Freibeuterei mehr als irgendworin Syſtem geworden«, wirft Gutzkow die Frage auf: »Mit welchem Rechte will man, wenn überhaupt das Prinzip des Nachdrucks verworfen iſt, dies Verfahren vertheidigen?« »Wäre dann das Minimum von Rechtlichkeit nicht wenigſtens dies, daß man nur das Reſümé der fremden Originalartikel gibt, wie die ganzen, wörtlich nachgedruckten Briefe und theuererworbenen Depeſchen?«

Zum Schluſſe ſeines Artikels entlarvt Gutzkow die Mißbräuche ſowohl als die Indolenz der Poſt gegenüber der Journaliſtik. Die Poſt belegt durch ihren unverhältnißmäßigen Preisaufſchlag die Journale mit einer Beſteuerung, welche dem Privaten beinahe unerſchwinglich iſt, und verlangt in Bezug auf Verbreitung neuer »das, was der Buchhändler auch bekommt, und übernimmt doch nicht das Amt des Buchhändlers.« Gutzkow macht über dieſen Punkt Vorſchläge, welche ſehr zu beherzigen ſind, leider aber von der Poſt wohl nicht ſo bald beherzigt werden.

Feuilleton.

⁂ Der Oſtermeßkatalog von 1837 verzeichnete 4831 fertige Bücher und 103 Landkarten, und kündigte das Erſcheinen von 487 Büchern an. Der Oſtermeßkatalog für das laufende Jahr verzeichnet 338 fertige Schriften und eine Landkarte und 37 zu erſcheinende Schriften weniger an, als der vorjährige. Der genauen, von der (Berl.) Liter. Ztg. gefertigten Ueberſicht zufolge kommen von den fertig gewordenen Schriften 3232 auf Nord-, 1136 auf Süddeutſchland und 110 auf die Schweiz. Philoſophie lieferte im Ganzen 46 Schriften, Theologie 861, Predigten und Erbauung 390, Geſchichte 838, Philologie, Archäologie und Literär-Geſchichte 296, Jurisprudenz 158, Staats- und Kameralwiſſ. 197, Naturwiſſ. 215, Phyſiologie und Medizin 281, Geographie 127, Mathematik 43, Kriegswiſſenſch. 50, Pädagogik 107, Unterrichtsbücher und Jugendſchriften 403, Handelswiſſ. und Gewerbkunde 180, Viehzucht, Land-, Forſtkunde ꝛc. 100, — ſchöne Literatur und ſchöne Künſte 356, — vermiſchte Schriften 301.

⁂ Adolph von Schaden hat eben »ſentimentale und humoriſtiſche Rückblicke auf ſein vielbewegtes Leben« herausgegeben, und bemerkt im Vorwort dazu: »ein Schriftſteller, von dem die Herren marchands d'esprit — wie Voltaire die Buchhändler nennt, — während etwa 20 Jahren nahe an hundert Bänden drucken ließen, welche Werke nicht nur häufig wiederholte Auflagen, ſondern ſelbſt Uebertragungen in fremde Sprachen erlebten, dürfte doch wohl nicht der Unbeſcheidenheit beſchuldigt werden, wenn er ſich mit der Ueberzeugung ſchmeichelt: er müßte denn doch wohl ſein eigenes Publikum haben ... Zu dieſem meinem Publikum nun ſuche ich die mir befreundeten Seelen ꝛc.«

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 109. 1838.

Phönix.

Dienstag, 8. Mai.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

Ich verbeugte mich beſcheidentlich. Das Geſpräch ſprang ſogleich wieder auf das fragliche Portrait über, und ich ſagte unter andern:

„Geſtehen muß ich jedoch, daß ich die — wenn ich nicht irre, — von Nettling in punktirter Manier geſtochene Abbildung vor dem erſten Hefte von Auguſt Schall's Bildniſſen merkwürdiger deutſcher Schriftſteller und Künſtler, jener in dem Hesperus, beſonders in Bezug auf die Wärme des Ausdrucks noch vorziehe, obwohl auch hier, wie dort, die erwähnten Aeußerlichkeiten auf den Beſchauer ſtörend einwirken.

„I mein Gott," — fiel Jean Paul mir in die Rede — „kennen Sie die Schrift auch? Sie machen ſich ja gewaltig viel mit meinem Bilde zu ſchaffen, faſt ſo viel als die Baireuther mit meinem Anzuge!"

Ich bemerkte ihm, daß es eine beſondere Liebhaberei von mir ſei, alle Portraits berühmter Männer, für deren Schriften ich mich beſonders intereſſire, zu ſammeln, und wenn auch noch ſo ſchlecht gearbeitet, ſie auf Foliobögen ſorgfältig neben einander aufzuziehen und von Zeit zu Zeit kritiſch zu betrachten, um, wenn ich das Original kenne, mich daran zu ergötzen, oder im entgegengeſetzten Fall mir mit Hülfe meiner Phantaſie durch Vergleichung ſämmtlicher Portraits ein ſo viel als möglich richtiges Original herauszukonſtruiren. — „Sie werden noch mehr lächeln, Herr Legationsrath," — fügte ich hinzu — „wenn ich Sie verſichere, daß ein drittes Bildniß von Ihnen, das ich einem Tabakspacket entnommen, von mir nicht verſchmäht, und meiner Sammlung einverleibt wurde —"

Hier brach Jean Paul in lautes Gelächter aus, ergriff mich bei der Hand, und ſagte: „Nein, das iſt köſtlich! das iſt merkwürdig! — aber, ich halte Sie auf, — wo wollen Sie denn hin?"

„Mein Wille war, nach Eremitage zu gehen, jedoch, wenn Sie erlauben, Sie zur Stadt zurückbegleiten zu dürfen, ſo würde ich dieſen Weg tauſendmal vorziehen!" —

Er fügte ſich freundlich meinem Wunſche, und ich begleitete ihn. Kaum einige Schritte gegangen, leitete er wieder das Geſpräch auf den abgebrochenen Gegenſtand, und äußerte, daß er dieſe Illuſtrationen ſeines Geſichts auf Tabakspacketen bisher nicht gekannt habe, ſehr neugierig ſei, mein Exemplar zu ſehen, und er nun noch einen Grund mehr habe, ſein längſt vorgehabtes Projekt zu einer Reiſe nach Bamberg nächſtens auszuführen. — Ich verſicherte ihn, daß die Betrachtung dieſes „Feinen-Kanaſter-Tabak-Packets" — ſo war die Aufſchrift — ihm ein größeres Vergnügen machen würde, als mir ſein Inhalt, der, (nicht wie beim Hesperus, mit dem Schilde identiſch) ſtinkender Fuſel geweſen ſei. — „Ueberhaupt," — fuhr ich fort — „werden Sie bei Beſichtigung meiner Portraitſchätze finden, daß oft gerade die ganz unkünſtleriſch ausgeführten, in Bezug auf Aehnlichkeit, vor manchem trefflich gearbeiteten Grabſtichelblatt den Vorzug verdienen. So beſitze ich z. B. der Unzelmann-Bethmann Bildniß als Fanchon dargeſtellt, in ziegelfarbigem Abdruck, groteſk punktirt, und ebenfalls einem Tabakspacket entnommen, mit der ſinnreichen Unterſchrift:

So wie man Fanchons Leyer liebt und ehrt,
So hält der Raucher dieſen Knaſter werth!

das Sie als das ähnlichſte von vier andern erklären werden. So beſitze ich Göthe auf einem Pfeifenkopf gemalt, zum Sprechen getroffen.“

Hier wandte ſich das Geſpräch den ganzen Reſt des Weges nun zu Göthe hin, und auf die bejahende Frage, ob ich ihn perſönlich kenne, mußte ich umſtändlich den ganzen Verlauf meines Beſuchs bei ihm erzählen, bis wir vor der Thüre meines Gaſthauſes, zum Anker, in Baireuth ſtanden. Jean Paul drückte mir herzlich die Hand, lud mich auf den anderen Morgen zu einem Beſuche bei ſich ein, und fügte lächelnd hinzu, ich ſollte ja nicht vergeſſen meinen Hund mitzubringen, weil er in den Zügen des ſeinigen läſe, wie höchſt erfreulich ihm die gemachte neue Bekanntſchaft geweſen ſei; und da dergleichen Redensarten ſelbſt im Antlitze der Hunde lägen, ſo wolle er ſich nicht weiter bemühen, mir durch ärmliche Worte das auszudrücken, was ſo eine Beſtie ſchon mit ihrem Schwanze viel beſſer zu ſagen wiſſe.

Auf dem Zimmer angekommen, ergriff ich mein gewöhnliches Reiſehandbuch den „Siebenkäs“, blatterte darin herum, und überließ mich ganz dem Nachdenken über das ſo eben Erlebte. Schwelgend in meinen Phantaſien über den großen Mann, fand mich mein Lohnbedienter, der ſo eben hereintrat. Es war ein Original aller Lohnbedienten, die ich jemals kennen gelernt.

Denke ſich der geneigte Leſer eine ſpindeldürre Figur von größter Manneslänge und einigen funfzig Jahren, mit einem von Blatternarben zerriſſenen Geſicht, wie ich es nie geſehen, deſſen dunkellederfarbige Haut wie auf einer Trommel angeſpannt war, dazu eine mächtige Papageinaſe, die von der rechten zur linken Seite, gleich einem Einklammerungszeichen —) — nach dem unteren Mundwinkel zu, ſcharf eingriff, die Lippen des ſparſam bezahnten Mundes grell eingekniffen, das ſpitze Kinn hinaufgeſchnürt durch eine ungeheure dicke, rothgeblümte Halsbinde, deren Zipfel durch einen koloſſalen, mit Glasſteinen beſetzten Ring gezogen, und nach dem hinteren Halſe zu zuſammengeknüpft waren. Unter einem mit kümmerlichen flachsartigen Haaren beſetzten Scheitel trat die, wie ein Bruſtharniſch geformte Stirne keck hervor, unter dieſer wiederum ein paar graugrüne Katzenaugen, die wie ein paar Globen aus einem knöchernen Gehäuſe hervorquollen. Der ganze Kopf glich einer dürren Haide zwiſchen Dämmerung und Nacht bei frühem Aufſteigen des Mondes, der über ſpärlich, halb verſengtes Gras aus ſeinen Wolken hervortritt.

Der Anzug des Mannes gab zum Glücke der grauenvollen Erſcheinung einen ſolchen komiſchen Teint, daß ſie dadurch allenfalls zu ertragen war. Dieſer Anzug, wie ich von ihm ſelbſt erfuhr, beſtand aus zurückgelaſſenen Erbſtücken der von ihm bedienten Fremden. Der violette, gänzlich abgeſchabte Frack, jedoch von feinſter Wolle, war das **Pretium affectionis** eines franzöſiſchen Abbé's, den er im Anker zwei Monate umſonſt bedient. Das Kleid war mit großen glänzenden Stahlknöpfen beſetzt, und da die Erbſchaft ohne Kragen angetreten ward, mit einem ſolchen von zeiſiggrünem Felbel ergänzt. Unter dem von oben bis unten feſt zugeknöpften Fracke, hingen ein Paar ausgewaſchene große Kattunlappen als Taſchen herunter, deren urſprüngliches Kolorit ſich durchaus nicht zu erkennen gab. Die ſich hier und da durchkreuzenden Wellenlinien der Grundfarben, glichen den Adern einer Seifenkugel, wie ſie zu Neujahr der Barbier ſeinen Kunden zu verehren pflegt. Ein Paar über die Schenkelſtecken prall anliegende ſchwarze Kaſimirhoſen, wiederum vom feinſten Zeuge, aber ſchon in die röthliche Herbſtfarbe welkender Baumblätter hinüberſpielend, waren dem Andenken eines reiſenden Handlungsjünglings gewidmet, und die weißen zierlichen, aus feinſtem engliſchen Garne gewebten, durchbrochenen Zwickelſtrümpfe, das Geſchenk eines Berliner Mädchens, das in Geſellſchaft des **Voyageurs** ihre Vaterſtadt Baireuth einmal wieder beſuchte, und ſich hier für immer häuslich niederließ. Ein Paar wunderſchön lakirte Schuhe, die Belohnung eines vor Kurzem abgereiſten Tanzmeiſters, für eine ohne Erfolg drei Tage lang herumgetragene Subſcriptionseinladung, waren Träger und Verherrlicher des Ganzen.

So trat der Mann, ſich nach meinen Befehlen erkundigend, herein, unter dem rechten Arme ein gelb ſeidenes **Partaplue**, — wie er es nannte, — tragend, ohne welches er, nach ſeiner Verſicherung, auch bei größtem Sonnenſchein nie auszugehen pflegte. Einen grauen ſeidenhaarigen Hut wiegte nachlaſſig hin und her die in einem ſchmutzigen Glacéhandſchuh ſteckende lange Hand.

„Kennen Sie Jean Paul?“ rief ich ihm entgegen.

„Aufzuwarten, nein!“ antwortete er.

„Was?“ donnerte ich ihn an, „Sie wollen Lohnbedienter ſein, und kennen den größten Mann des Jahrhunderts nicht, der in Ihrem Neſte wohnt?“

„Daß ich nicht wüßte.“ — verſetzte er kleinlaut. „Wohl führe ich viele Fremde zum Herrn Legationsrath Richter, den ſie gewöhnlich Sankt Paul nennen; aber, — wie ſagten Sie doch?“ — —

Ich verſtändigte mich, und bemerkte ihm, wie zu meiner Freude er den heiligen Paul demnach ganz genau kenne.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Zürich.

(Fortſetzung.)

Den mehrſten Leſern, welche ſich für Wiſſenſchaften intereſſiren, wird noch die freudige Aufregung erinnerlich ſein, welche bei dem akademiſchen Publikum Deutſchlands die Idee erweckte, es ſei nun ein neuer Boden für Ausſaat ächter, und zwar deutſcher, Wiſſenſchaftlichkeit gewonnen, und grade in Zürich, das durch ſein literäriſches Wirken faſt immer als ein integrirender Theil der deutſchen Geiſteswelt erſchienen war. Das Schwankende eines republikaniſchen Bodens kannten die wenigſten deutſchen Lehrer, und die Vertiefung in die gehoffte neue Wirkſamkeit ließ ſie vergeſſen, daß der an ſich unſichere Boden gerade jetzt noch von den Bewegungen einer Staatsumwälzung und von dem Kampfe der Parteien zitterte. Manche von ihnen mochten auch politiſche Mißſtimmung in der deutſchen Heimath fühlen. Kurz, von München, Würzburg, Heidelberg insbeſondere, Bonn, kamen die Berufenen. Der erſte Eindruck war freundlich. Die paradieſiſche Gegend Zürich's im Frühlingsſchmucke gab den erſten Zuſatz der Wirklichkeit zu den ideellen Hoffnungen. Die Radikalen empfingen die (ſonſt überall in der Schweiz, und jetzt auch wieder hier) gewöhnlich abſtoßend und mißtrauiſch behandelten, Fremden mit aller erdenklichen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, als Bundesgenoſſen zur Aufrechterhaltung des eben errungenen Triumphes. Die Feierlichkeit der Einweihung im Groß-Münſter war durch die ſcheinbar allgemeine Theilnahme impoſant. Die damals gerade in Zürich verſammelte Tagſatzungsgeſandtſchaft gab durch ihre Anweſenheit der Hoffnung eine neue Nahrung, es würden die übrigen Kantone ſich mit Zürich vereinigen, um die Hochſchule zur allgemein ſchweizeriſchen zu erheben. Die Immatrikulation begann, und die drei Inſtitute gaben 130 Studenten; dazu kamen, mit Erlaubniß ihrer Regierungen, 10 bis 12 Norddeutſche. Alle Hoffnungen blühten, wie draußen die Frühlingsnatur, der ſchönſten Ernte entgegen. — Wie ſchnell ſanken und verwelkten ſie. —

Der Frankfurter Tumult ſprengte eine Anzahl politiſcher Abenteurer hierher, die ſich unter fremdem Namen immatrikuliren ließen. Italiener und Polen kamen dazu. Es begannen die demagogiſchen Aſſociationen, und unterwühlten mit ihren verborgenen Verzweigungen den Boden der neuen Saat. Die Radikalen aber begannen das Unkraut zu hegen und zu pflegen, wenn ſie gleich nachher die beklagenswerthen Werkzeuge ihres Eigennutzes herzlos dem Elende Preis gaben. Der Savoyerzug ward von hier aus durch einige jener Immatrikulirten verſtärkt. Die Handwerkerkonventikel begannen. Die Vehmgerichte explodirten im Morde des ebenfalls immatrikulirten Leſſing. Da erſchien das unvermeidliche Verbot der deutſchen Regierungen. Die Hoffnungen deutſcher Theilnahme verſchwanden. Lange mag es wohl dauern, ehe man es der Vaterlandsliebe jedes einzelnen Jünglings überlaſſen wird, dasjenige ſich zu bewahren, was man jetzt durch die vielbeliebten Hochſchulverbote zu ſchützen ſucht, das deutſche Nationalgefühl für Recht und Billigkeit. —

Verwieſen auf den alleinigen Schweizerboden erfuhr man neue Täuſchung. Bern gründete ſeine Univerſität, Baſel reſtituirte die ſeinige. So ſtanden nun die drei Univerſitäten auf dem Gebiete der deutſchen Schweiz, welche wohl nicht mehr als eine Million, größtentheils ackerbauender und vorzugsweiſe induſtrieller Einwohner umfaßt. Die Hälfte derſelben außerdem katholiſch, läßt ihre Söhne lieber in dem Jeſuitenkollegium zu Freiburg bilden.

Die deutſchen Profeſſoren wollten und konnten ſich nicht den radikalen Intriguen anſchließen. Das gab die erſte Aeußerung der noch lange nicht überwundenen Xenophobie der Züricher, welche bisher ſich ihnen genähert hatten. Die Ariſtokraten aber faſt alle, mit wenigen verdankenswerthen Ausnahmen, ſahen auf die deutſchen Profeſſoren mit Mißtrauen und Abneigung, als auf die erklärten Trabanten der Radikalen. Keine Spur deutſcher Geſelligkeit, namentlich der auf deutſchen Univerſitäten herrſchenden, wollte ſich zeigen, keine, trotz mancher Bemühungen einzelner deutſcher Familien, ſich auf dem ſchwankenden und doch ſpröden Boden einprägen laſſen. Die in der ganzen Schweiz, namentlich aber in dem ſehr induſtriellen und menſchenüberfüllten Zürich herrſchende Theuerung aller Lebensbedürfniſſe (ein engliſcher Schriftſteller nennt Zürich: the most money-getting place) gegenüber den geringen Gehalten und noch geringeren Nebeneinnahmen erſchwerte die Geſelligkeit noch mehr. Jeder wohlhabende Studirende folgt daher dem allgemeinen Zuge nach einer frequenteren und geſelligeren Univerſität. So bleiben nur diejenigen zurück, welche, mit wenigen Ausnahmen, die Fachſtudien ausſchließlich ſuchen, um, dem induſtriellen Nationalcharakterzuge der Schweizer gemäß, dasjenige zu erlernen, was eine unmittelbare Erwerbsquelle öffnen kann. Die Univerſität bleibt auf dieſe Art kein Bergwerk und keine Schmelzhütte der edelen wiſſenſchaftlichen Metalle, ſondern wird zur kleinlichen Münzſtätte, worin die Scheidemünze des täglichen, und noch dazu rein lokalen Verkehrs ausgeprägt werden ſoll. Diejenigen Vorleſungen, in denen der menſchliche Geiſt ſich ſeiner höheren Natur bewußt zu werden hat, bleiben immer ſparſamer beſucht, und das Gleichgewicht zwiſchen der idealen Weltanfaſſung und der materiellen Lokalbeſchränktheit geht allmählig ganz verloren. In der ſchwülen Atmoſphäre des induſtriellen Dunſtkreiſes welken alle ſpärlich hervorkeimenden Geiſtesblüthen.

Nichtsdeſtoweniger hat die Univerſität jetzt einige Zuneigung bei den Stadtbürgern erworben. Die Lehrer haben ſich einerſeits durch ihre ruhige antipropagandiſtiſche Haltung das Zutrauen der Conſervativen geſichert, andererſeits bringen ſie und die 170 bis 180 Studirenden doch eine ziemlich nahmhafte Geldſumme in tägliche Circulation. Jede Familie der Lehrer verbraucht gewiß außer dem Gehalte noch halbſoviel durch Schriftſtellerei und Vorleſungen Eingenommenes.

Dies brachte jedoch den erſten Angriff auf die Univerſität hervor, welcher jedoch mehr indirekt geſchah und zu ihrem Vortheil ausfiel. Vor zwei Jahren verlangte plötzlich Winterthur (die zweite Stadt des Kantones von etwa 3900 Einwohnern, wohlhabend, und die unermüdliche Rivalin Zürich's) unterſtützt von der Landſchaft: „Man ſolle Gymnaſium und Induſtrieſchule (eine Art politechniſcher Anſtalt) nach Winterthur verlegen; es ſei ungerecht, daß die Stadt Zürich den Vortheil allein habe!“ Da nun viele Ausgaben, namentlich manche Lehrergehalte für beide Anſtalten gemeinſchaftlich geſchehen, und die Ausgaben durch die Trennung bedeutend vermehrt wären, ſo glaubte man die, damals ſchon im ſtilleren Geſpräch als mißlungene Stiftung heruntergeſetzte, Univerſität zu ſtürzen, denn das Volk werde keine Mehrausgabe geſtatten. Da ſchlug ſich die Stadt Zürich in's Mittel, und verſprach einen jährlichen Zuſchuß von 20,000 Schweizerfranken (13,750 fl. Rhein.) zur Staatskaſſe zu liefern, jedoch unter der Bedingung, daß Hochſchule und Kantonsſchule (das Gymnaſium zuſammt der Induſtrieſchule) ungetrennt in Zürich bleibe. Die Winterthurer, zufrieden den Zürichern dieſe Mehrausgabe veranlaßt zu haben, zogen ihren Antrag zurück. Die Stadt kaufte außerdem einen intereſſanten, an Ausſicht nach dem See und den Schneealpen unübertrefflichen Punkt der niedergeriſſenen Feſtungswerke an, und gründete darauf einen teraſſenförmigen botaniſchen Garten, deſſen Mittelpunkt und Gipfel eine ehemalige mit einigen Linden beſetzte Baſtion, „die Katze“ bildet.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

34) Erlanger Muſenalmanach für das Jahr 1838. Herausgegeben von F. Rückert. Erlangen, F. Enke.

Wer doch das Geſchick eines ſolchen Büchleins wüßte! Wer es auf ſeinem Lebensweg, von dem erſten Federſtriche bis zum Goldſchnitt und Futteral begleitet hätte! Man weiß nicht, ob es zu Scherz oder Ernſt in die Welt tritt. Das einleitende Gedicht ſagt, der Erlanger Muſenalmanach ſei beſtimmt, das Unweſen zur Spitze zu treiben und den Unfug der „deutſchlandſchaftlichen Muſenalmanache“ voll zu machen. Auch der Schluß neckt das Publikum im ſcherzhaften Tone:

»Zur Empfehlung gereich' ihm dies vor allem,
Daß beſcheidentlich es verſpricht, ſein erſter
Jahrgang, wenn ihr's erlaubt, ſei auch ſein letzter.«

Einige Beiträge der Poëten, die dazu geſteuert, liegen ſchon ſeit ſechzig Jahren — ein Gedicht iſt von 1774 datirt! Nur wenige der Dichter, M. Meyr, G. Zimmermann und F. Güll, haben ſich auch ſonſt ſchon Theilnahme und Beifall erworben. Rückert ſelbſt theilt „Brahmaniſche Erzählungen“ mit, unter welchen „Sawitri“, die wir bereits aus einer früheren Ueberſetzung von F. Bopp kannten, die aber vom Dichter wieder in ſeiner trefflichen Weiſe ausgeſtattet iſt, um ſo erwünſchter ſein wird, als ſie ein liebliches Gegenbild zu Nal und Damajanti mit friſchen Farben malt.

35) Rheiniſches Odeon. Herausgegeben von J. Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler. Zweiter Jahrg. mit Grabbe's Bildniß. Düſſeldorf 1838. Schreiner.

Acht und vierzig Dichter, meiſtens im Rheinlande lebend, zum Theil gefeierte Namen, haben hier ihre Gaben vereint. Wir nennen nur Einige. Rückert gab „die Schöne von Batra.“ Die Brüder Stöber theilen ſinnige Lieder und neue Alſa-Bilder mit; wir nehmen daraus große Hoffnungen auf ihre neue Zeitſchrift Erwinia, an welche ſich bereits tüchtige Mitarbeiter angeſchloſſen. G. Pfizer's Diſtichen aus Italien werden ſeinen Freunden willkommen ſein. Zwei Dichter, die jetzt nur mit ihren Gedanken am Rhein, in Wahrheit aber fern, jeder in einer Weltſtadt leben, L. Wihl (in Paris) und H. Künzel (in London) haben ihre Theilnahme durch kleinere Dichtungen beurkundet. Von E. M. Arndt finden wir eilf Lieder, neue Texte zu ſeiner alten energiſchen, gewaltig anſpornenden Weiſe, zum Theil tief ergreifend, wie ein Leſſing'ſcher Friedhof im Winter, zum Theil Gemüthliches und Tiefempfundenes. Die Beiträge von Smets, Hub und Schnezler enthalten manches Anſprechende und verdienen unſeren Dank. — Das Ausgezeichnetſte ſpendete Freiligrath in ſeinen Memnonsliedern, hier iſt die Plaſtik ſeiner Lyrik bis zur Virtuoſität ausgebildet. Eine lobenswerthe Seite dieſes zweiten Jahrganges iſt beſonders die entſchiedene Vorliebe für die Sagen, an welchen das Stromgebiet des Rheins ſo unerſchöpflich reich iſt und die eine ſo bedeutende Stelle in des Vaterland's Sagenkreiſen einnehmen; wir begegnen hier vortrefflichen Arbeiten von Simrock, Rouſſeau, Pfarrius, Künzel, Wagner von Laufenburg, Kreuſer und Oedecke, und erſehen aus Anmerkungen der Redaktion, daß im nächſten Jahrgange noch Manches nachfolgen ſoll. Zu tiefer Wehmuth ſtimmen die Reliquien des verewigten Grabbe, welche den Beſchluß machen: Barbaroſſa, von des Dichters Wittwe mitgetheilt, nur eine Rhapſodie, aber eine großartige, erſchütternde, ein titaniſcher Hohn gegen die ganze neuere Weltgeſchichte und ein Fragment aus der Hermannsſchlacht, welches der Verſtorbene 1835 entwarf und einem der Herausgeber diktirte. Der Phönix hat ebenfalls Einzelnes aus jener Zeit mitgetheilt und es muß Allen, welche ſich für den genialen Dichter intereſſiren, von Wichtigkeit ſein, hierbei Vergleichungen anzuſtellen. — Wir wünſchen dem Odeon freundliche Aufnahme und glücklichen Fortgang!

Feuilleton.

⁂ Lord Byron's Anſtalten, ſich zu verheirathen. — Die nachfolgende Anekdote iſt den Memoiren des Sir William Knighton entlehnt, die vor einigen Wochen von deſſen Wittwe herausgegeben wurden. Knighton war der beliebteſte Wundarzt und zugleich der geſchickteſte ſeiner Zeit, Liebling und Vertrauter Georgs IV, und Bekannter aller ſeiner großen Zeitgenoſſen. Seine Memoiren enthalten das intereſſanteſte Geſchwätz von der Welt, was der Engländer gossip oder tittle-tattle nennt, und ſind reich an Aufſchlüſſen über die zarteſten Geheimniſſe der Geſellſchaft, ohne zur Chronie scandaleuse herabzuſinken. »Ich war,« erzählt Knighton, »Lord Byron's Arzt einige Zeit vor ſeiner Verheirathung. Eines Morgens, als ich ihm gewohntermaßen die Viſite machte, fand ich den Tiſch, an dem er ſchrieb, mit Druckprobebogen, Papierſchnitzeln mit Verſen beſchrieben, Manuſcripten ꝛc. bedeckt. Als ich ihm gemeldet wurde, erhob er weder ſeinen Kopf noch ſeine Feder vom Papiere, auf dem er eiligſt fortſchrieb, ſondern ſagte nur: »Seien Sie ſo gut, nehmen Sie ein Buch, und verhalten Sie ſich einige Minuten ruhig.« Nach kurzer Zeit legte er ſeine Feder bei Seite und rief mit einer Miene voll Selbſtbefriedigung: »das hätt' ich vollendet!« Er entſchuldigte ſich, indem er Nachſicht für den Poeten forderte und bemerkte, daß ihm die letzten vier Zeilen mehr Mühe als das ganze Gedicht gemacht hätten. »Die rechten Worte,« fügte er hinzu, »kamen mir gerade ein, als Ihr Wagen vorfuhr.« Seine Lordſchaft ſtand dann auf und ſprach lächelnd mit Unterbrechungen: »Knighton, was glauben Sie, daß ich im Begriffe bin zu thun? Ich bin daran, zu heirathen.« »Ich bin betroffen, dies zu hören, mein Lord,« entgegnete ich. »Sie ſind des Teufels,« rief er aus, »und warum ſollte ich nicht?« »Weil ich glaube, daß Sie nicht dafür geſchaffen ſind, glücklich in der Ehe zu ſein!« Er wurde ernſt, und nach einer kurzen Pauſe entgegnete er: »Ich glaube, Sie haben recht, aber die Frauen denken anders« (er ſpielte auf ſeine Schweſter die Mrs. L. an). »Der Würfel iſt indeſſen geworfen, ich habe mich ſelbſt in gehöriger Form dem Papa des Mädchens vorgeſtellt. Ich wurde freundſchaftlich aufgenommen. Die einzige perſönliche Frage, die der Papa mir vorlegte, als ich mein Pferd beſtieg, war die: »»Bitte, mein Lord, wie ſprechen Sie Ihren Namen aus? Birron oder Byron?«« »»By (Bey), Sir,«« erwiederte ich ihm, »»alle Welt buchſtabirt mich By!«« —

⁂ Lord Nelſon's Monument in London. — Außer den Denkmälern in der St. Paulskirche oder der Weſtminſterabtei (dem ſchönſten Nationalpantheon der Welt) ſind den großen Männern Englands (die worthies oder public men of England) von ihren Verehrern Statuen auf öffentlichen Plätzen errichtet worden, wie Georg Canning dem Parlamente gegenüber, Pitt auf dem Hannoverplatze. Jetzt ſoll auch Nelſon, dem größten Seehelden, der je gelebt hat, dieſe Ehre zu Theil werden, und 30,000 Pfd. Sterl. (400,000 fl.) ſollen dazu verwendet werden. Pläne müſſen bis zum 21. Juli d. J. eingereicht werden. Die Concurrenz hat man gegen den Willen der verſtändigen Minorität leider nur auf engliſche Künſtler beſchränkt. Der herrliche Trafalgarſquare iſt von der Regierung dem Nelſoncomitée für die Aufſtellung des Nationaldenkmals verwilligt worden. Ein alter Seemann hat indeſſen den ſchönſten Vorſchlag gemacht, der vom Comité angenommen werden ſollte, weil durch deſſen Ausführung einer ſchlechten Statüe vorgebeugt und London um eine doppelte Zierde bereichert würde. Der berühmte Obelisk: Die Nadel der Cleopatra, welche zu Alexandrien liegt, war den Engländern vom Paſcha geſchenkt worden, blieb aber wegen bedeutender Transportkoſten bis zur heutigen Stunde liegen. Die Franzoſen haben den andern Obelisken, welchen ſie zum Geſchenk erhalten, unterdeſſen abgeholt, und bekanntlich iſt er die Zierde des Platzes Ludwig XVI. in Paris. Dieſe Antiquität wünſcht der alte Seemann auf dem Trafalgarſquare zu Nelſon's ewigem Gedächtniß aufgeſtellt, der die »Bay von Aboukir zur großen Scene ſeines Ruhmes gemacht.«

⁂ Dem Vernehmen nach hat der von dem wackeren Univerſitätsbuchhändler Winter in Heidelberg geſtiftete: „Braga, vaterländiſche Blätter für Kunſt und Wiſſenſchaft“, von welchem vor mehreren Wochen das erſte Heft erſchien, ſolchen allgemeinen Anklang gefunden, daß eine zweite Auflage jenes Heftes veranſtaltet werden muß. Auch werden mehrere Aufſätze deſſelben, nach der Ankündigung eines franzöſiſchen Blattes, in's Franzöſiſche überſetzt.

⁂ Ueber die Frequenz der Univerſität in Athen erfahren wir durch »Oſt und Weſt«, daß im jetzt abgelaufenen Winterhalbjahre im Ganzen ſich über 150 Zuhörer eingefunden, die meiſten für die juriſtiſchen, die wenigſten für die mediziniſchen Vorleſungen. In der theolog. Fakultät hatten nur 8, in der juriſtiſchen 7, in der mediziniſchen und in der philoſophiſchen in jeder 9 Profeſſoren Vorleſungen angekündigt. Von den Zuhörern waren nur 30—40 inſcribirt; die übrigen beſtanden zum Theil aus Geiſtlichen und aus jungen Leuten, die bereits als Schreibergehülfen u. ſ. w. bei Miniſterien, Apotheken, Advokaten u. ſ. w. beſchäftigt waren.

⁂ Aus Dresden. — Hier ſind jetzt die Hugenotten an der Tagesordnung, und geſtern (23. April) bekränzte man Meyerbeer, der auf einen Tag nach Dresden kam, feierlich im Theater, auch ließ ihn der König in ſeine Loge rufen und bezeigte ihm ſein dankbares Wohlgefallen. Die hieſige Darſtellung gehört allerdings zu den ausgezeichnetſten Erſcheinungen. Wir bauen ein neues Theater, das mit Ende 1839 fertig ſein ſoll. (Brieflich.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 110. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 9. Mai.

Der Journalismus und der Nachdruck.

(Zweiter Artikel.)

Seitdem der Unterzeichnete dieſen Gegenſtand in Nro. 11 und 12 des „Phönix“ (vom 12. und 13. Januar d. J.) berührte, hat er, theils in dieſem Blatte, theils in anderen, ein ſehr verſtärktes Echo gefunden. Hr. Dr. Julius Eduard Hitzig in Berlin gab ſeinen Aufſatz: „Die Autoren-Aſſociation in Paris,“ und der Herausgeber des „Phönix“ ließ in Nro. 80 ſeines Blattes (vom 3. April d. J.) eine Aufforderung „an das Publikum und zunächſt an die ſämmtlichen Redaktionen deutſcher Zeitſchriften“ ergehen, worin, was der Aufſatz Hitzig's an geſchmiedetem Eiſen beſaß, zu Pfeilſpitzen und Schäften umgearbeitet und dem Bogen anvertraut wurde, der ſie — Gott gebe ſeinen Segen dazu! — mit Erfolg links und rechts ſchnelle durch alle Marken des deutſchen Landes.*)

Ich hatte mir einige Zeit hindurch ſtillſchweigend das Verdienſt zugeſchrieben, daß der Nachdruck aus Journalen oder aus Büchern in Journale, überhaupt zum Erſtenmale von mir in Erwägung gezogen und in ſeiner nothwendigen Begrenzung, ſowie mit ſeinen ſchändlichen Folgen, in den bezeichneten Nummern des „Phönix“ von mir erörtert worden ſei. Aber ich fand bald zu meiner Freude, wie ſchon einige Monate vorher Karl Roſenkranz in den Blättern für literariſche Unterhaltung dieſelben Saiten berührt habe, und ſo ſehr ich das Verdienſt Hitzig's und des Herausgebers des „Phönix“ durch ihre vorhin erwähnten literariſchen Arbeiten und Aufrufe anerkenne, ſo gereicht mir doch auch da zur Freude, daß, vielleicht ehe noch die letzten Stürme des weichenden Winters jene Arbeiten und Aufrufe an entferntere Orte trugen, dort bereits verwandte Anſichten in der Idee oder in der wirklichen Ausarbeitung geſproßt waren. In dieſem Umſtande aber begrüßen wir eben ſo ſehr die Garantie der Ausführung einer Sache, welche jeden Falls nur durch das einträchtige Zuſammengreifen vieler Hände ausgeführt werden kann, als ihre innerlichſte Nothwendigkeit. Man ſtreitet, wer der Erfinder der Buchdruckerkunſt, des Blitzableiters geweſen ſei. Ein Streit, offenbar höchſt gleichgültig für die Natur und die Bedeutung der Sache. Denn gerade dieſer Streit, dieſer Zweifel ergibt, daß es auf die Perſon kaum dabei ankomme, daß das Bedürfniß der Zeit, die allgemeine Bildung einen Grad erreicht hatten, welche da und dort die Erledigung eines über den Erdball ſchreitenden Bedürfniſſes zu keimen zwang, die einzelnen Perſonen gewiſſermaßen nur als zufällige Gefäße ergreifend, worin jene Pflanzen ſich entfalteten. — Lächle man nicht über dieſe Vergleichung! Sie gelte als Vergleichung des Kleinen mit dem Großen.

Es iſt intereſſant, wahrzunehmen, wie auch die Geſetzgebung nach und nach ſich dieſen Anſichten anſchließt. Das preußiſche Geſetz gegen den Nachdruck, welches ich in meinem erſten Artikel erwähnte, und welches u. A. in den auſſerordentlichen Beilagen zur „Allg. Ztg.“ vom 24. und 25. Dez. v. J. abgedruckt iſt, bezeichnet nur negativ (in §. 4) als Nicht-Nachdruck: „1) das wörtliche Anführen einzelner Stellen eines bereits gedruckten Werkes;“ und „2) die Aufnahme einzelner Aufſätze, Gedichte u. ſ. w.

---

*) Seitdem hat auch Gutzkow im „Telegraphen für Deutſchland“ ſeine Stimme gegen den Nachdruck erhoben. Vergl. Nr. 103 des Phönix. Anmerk. der Redaktion.

in kritiſche und literar-hiſtoriſche Werke und in Sammlungen zum Schulgebrauche," während der vor Kurzem den würtembergiſchen Ständen vorgelegte „Geſetzesentwurf, betreffend das Verbot des Nachdrucks und der Nachbildung literariſcher und künſtleriſcher Werke," abgedruckt im „deutſchen Courier" vom 29. April d. J., in einem beſonderen Artikel poſitiv, und dann auch negativ von dieſem Gegenſtande ſpricht. Art. 4 ſagt da wörtlich: „Als verbotener Nachdruck wird auch der unveränderte Abdruck einzelner Aufſätze oder Abſchnitte eines Werkes angeſehen, wofern ein ſolcher Abdruck als für ſich beſtehende Schrift oder als der Hauptinhalt einer ſolchen erſcheint," und Art. 5 führt dann u. A. als nicht-verboten auf: „die Aufnahme unveränderter Auszüge einer Schrift in ein nach ſeinem Hauptinhalte neues ſelbſtſtändiges Werk oder in eine zu einem eigenthümlichen literariſchen Zwecke bearbeitete Sammlung von Auszügen aus den Werken mehrerer Schriftſteller." Nun iſt zwar wahr, daß beide Beſtimmungen — die preußiſche und die würtembergiſche — den Nachdruck aus Journalen in Journale nicht einmal berühren, und daß man nicht weiß, ob und in welchem Umfange etwa der Nachdruck aus Büchern in Journale durch die beiden Beſtimmungen eine Hemmung erfuhr. Die Verhältniſſe ſind hier ſo fein und eigenthümlich, daß, will das Geſetz genau umgreifen, es äuſſerſt ſchließend und ſchlüſſig ſein muß. Aber ſelbſt angenommen, das preußiſche Geſetz ſei in jener Stelle das dem partiellen Nachdrucke abgeneigtere, ſo bleibt doch immer als Reſultat, daß in einem Lande, wo der Nachdruck bisher wie privilegirt war, in der Heimath der Mäcken und der Scribenten zu Gunſten des Nachdrucks, in dem Lande, für welches ſelbſt ein Wangenheim den Nachdruck beim deutſchen Bundestage vertheidigen mußte, und welches noch jetzt für ſeinen Geſetzesentwurf gegen den Nachdruck kein beſſeres Motiv kennt, als den „Schutz des Erwerbes durch literariſche und künſtleriſche Erzeugniſſe," — daß in einem ſolchen Lande der öffentlichen Meinung Deutſchlands endlich eine ſo bedeutende Conceſſion gemacht wurde, und daß wir innerhalb der Grenzen dieſer Conceſſion eine, wenn auch ſehr ſchmale und ſchwankende Brücke nach dem Punkte hingeführt ſehen, welcher hier zunächſt unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigt. Relativ ſind dieſe Erfolge in Würtemberg bedeutender, als die erwähnten in Preußen, deſſen Beſtrebungen ſchon längere Zeit gegen den Nachdruck gerichtet waren.

In einer Art Verbindung mit dem würtembergiſchen Geſetzentwurf — wenigſtens was den Entſtehungsort betrifft — ſteht ein leitender Artikel des „deutſchen Courier" in ſeinem Blatte vom 2. Mai d. J., welcher hauptſächlich vom Zeitungsnachdruck handelt. Aber es iſt zu bedauern, daß dieſer Artikel, welcher von gewandter Feder ſtammt, blos vom „Nachdruck, oder Abdruck, oder Widerdruck" politiſcher Blätter aus politiſchen Blättern handelt, daß er nichts erreichen will, als das ehrliche Nennen der Quellen, woraus die politiſchen Blätter entlehnten, daß er um die Intereſſen der belletriſtiſchen Blätter ſich dabei gar nicht kümmert, ſondern eher ſich verſucht fühlt, ein bischen Lauge nach Beſtrebungen zu ſprützen, von denen er doch ſelbſt anerkennen muß, daß ſie einen Umſtand in Schutz nehmen, welcher „eigentlich ein Verlagsrecht" enthalte. Macht die Natur der Umſtände für politiſche Blätter unmöglich, was ſie aus der Natur der Sache anzuſprechen das Recht hätten, ſo wird dieſe Natur der Sache, dieſes gemeinſame Prinzip, nicht deshalb auch den belletriſtiſchen Blättern oder Schriften auf abſolut gleiche Weiſe beſchränkt, ſondern es entwickelt ſich fort und fort ſo weit als es kann, und erſcheint blos durch die Umſtände beſchränkt, welche concret bei belletriſtiſchen Blättern oder Schriften hervortreten.

(Schluß folgt.)

Leibnitz's Denkſchrift an Ludwig XIV.

Die Anzeige von Leibnitz's deutſchen Schriften, deren Herausgabe wir Hrn. Dr. Guhrauer verdanken, hatten wir in Nr. 73 mit dem Wunſche geſchloſſen, daß die Londoner Archive, denen der Hr. Herausgeber ſich zuzuwenden gedachte, ihm gleich reiche Ausbeute liefern möchten, als die Pariſer ihm geboten. Es freut uns, nun Folgendes hier mittheilen zu können, was Hr. Dr. Guhrauer uns unterm 19. v. M. geſchrieben und zu deſſen Veröffentlichung er uns zu ermächtigen die Güte gehabt.

„Ihre Wünſche werden mich in dieſem Sommer nicht nach London und von Paris fortbegleiten, in Folge einer überaus glücklichen Wendung in der Richtung meiner gegenwärtigen Forſchungen. Der Hauptzweck meiner Reiſe nach London wäre geweſen, das Originalkonzept (oder eine Copie danach) von Leibnitzens Denkſchrift an Ludwig XIV. in den dortigen Archiven aufzufinden; im Juni wollte ich wirklich abreiſen. Da erhalte ich unvermuthet von Hrn. Archivrath Perz in Hannover die Nachricht, das lange Zeit vermißte Originalkonzept habe ſich unter Leibnitzens Manuſcripten finden laſſen! eine im vorigen Sommer begonnene neue Unterſuchung und Anordnung ſämmtlicher Leibnitz'ſchen Papiere habe zu dieſem glücklichen, faſt unverhofften Reſultate geführt. Das Manuſcript, ſchreibt Hr. Perz, iſt theils von Leibnitzens eigener Hand, theils von einem ſeiner Schreiber, jedoch von Leibnitz korrigirt, und nach einem, gleichfalls vorhandenen Entwurfe Leibnitzens hat es zuſammengeſtellt werden können. Ich theilte ſogleich Hrn. Couſin den Inhalt dieſes Briefes von Perz, das Mémoire betreffend, ſchriftlich mit, mit dem Erſuchen, der Académie des sciences morales von dem Funde Mittheilung zu geben, wobei ich hinzufügte, daß ich jetzt ſtatt nach London, direkt nach Hannover meine Schritte lenken würde, um mir eine Abſchrift des Mémoires zu holen. Ich ahnte nicht, daß mir eine zweite Ueberraſchung bevorſtände.

Denn, ſtellen Sie ſich das ſonderbare Zuſammentreffen vor, in derſelben Woche hatte ſich hier in dem Archive des Inſtituts diejenige Copie des Originalkonzeptes des geſuchten Mémoires von Leibnitz aufgefunden, welche der Marſchall, damals General, Mortier 1803 aus Hannover an den erſten Conſul geſchickt hatte, mit allen Beilagen, welche die Authenticität der Abſchrift ſichern, nämlich erſtlich dem Schreiben des Generals Mortier an Bonaparte, worin er ihm von dem Vorhandenſein dieſes Manuſcriptes unter Leibnitzens Papieren Nachricht gibt, und die Erwartung ausſpricht, daß die ihm überſandte Abſchrift davon ihn nicht gleichgültig laſſen würde; und auſſerdem einem Schreiben Feder's, damaligen Bibliothekars, an Mortier, worin er ſagt, daß die, dem General auf ſeine Ordre übergebene Abſchrift genau nach dem Original, und zwar einige Jahre vorher, auf Befehl der Regierung gemacht worden ſei (von dem Auszuge, der gleichzeitig aus dieſer Denkſchrift in London erſchien, ſchien Niemand in Hannover etwas gewußt zu haben.) Endlich waren Abſchriften von gewiſſen, die Negociation zwiſchen Baierburg und Monſieur de Pampone betreffenden Dokumenten aus Leibnitzens Papieren beigelegt, welche übrigens bekannt ſind. Dies alles fand Herr Feuillet, Bibliothekar des Inſtituts, oder vielmehr, was er mir letzthin ſelbſt geſtand, erinnerte ſich deſſelben auf Veranlaſſung des von ihm mit angehörten Memoires, wovon Sie den Leſern des Phönix etwas erzählt haben. Ich füge hinzu, daß dieſes koſtbare Manuſcript nicht früher als im Jahre 1815, alſo nach Napoleon's Abführung nach St. Helena, vermittelſt des bekannten Monge, in die Bibliothek des Inſtituts niedergelegt worden iſt. Monge hatte es wahrſcheinlich vom Kaiſer ſelbſt bekommen. Herr Couſin erhielt dieſes Manuſcript — und meine Nachrichten über den Fund zu Hannover faſt in demſelben Augenblicke. Ich war in der nächſten Sitzung der Akademie (vom 7. April) zugegen, und hörte hier Couſin zuerſt meinen eigenen Brief an ihn der Akademie vorleſen, worauf er ſich ſcherzend zu mir herüber wandte und mir ankündigte, ich könne mir die Reiſe nach Hannover ſparen und in Paris bleiben. Hierauf theilte er ziemlich ausführlich dasjenige mit, was ich Ihnen ſoeben über die Geſchichte der Copie, als einer Reliquie aus dem Beſitze Napoleon's angedeutet, und las nicht nur das Schreiben Mortier's an den erſten Conſul, ſondern auch das lateiniſche, an der Spitze des Manuſcriptes befindliche Inhaltsverzeichniß vor, um von dem reichen Gehalte dieſer Schrift einen Begriff zu geben. Er ſchlug endlich vor — was auch bei Niemanden Widerſpruch fand — mir dieſe Handſchrift mit allen Beilagen zu übergeben, um meine Arbeit über dieſe Frage zu vervollſtändigen, und äußerte dabei den löblichen Grundſatz: „A la vérité ce manuscrit appartient à la France, mais quant aux sciences il n'y a pas d'étrangers.“ In der That bin ich eben dabei, dieſe Handſchrift abzuſchreiben.

So bin ich denn nach beinahe anderthalbjährigem Suchen und Fragen endlich in den vollſtändigen Beſitz aller Mittel gelangt, um kritiſch und hiſtoriſch eine Frage abzuwickeln, über welche noch vor einiger Zeit einer der berühmteſten deutſchen Hiſtoriker mir in einer Privatmittheilung zu beweiſen ſuchte, daß das Ganze ein Gewebe von Fabeln ſei! Meine Schrift ſammt den ihr zugegebenen zahlreichen Urkunden, ſoll im Herbſte erſcheinen, ich könnte ſie mehr fördern, wenn ich nicht gleichzeitig mit den Abhandlungen zum zweiten Bande von Leibnitz's deutſchen Schriften und fortgeſetzten Nachſuchungen in den Archiven beſchäftigt wäre.“

Kunſt.

(Die Sammlung des Herrn Conſuls Wagener in Berlin.)

Das längſt gewünſchte Verzeichniß der Gemäldeſammlung des Herrn Conſuls Wagener in Berlin iſt, vor wenigen Tagen, dem Referenten durch Freundes Hand zugetheilt worden.

Dieſe Sammlung enthält bekanntlich einen Schatz von Gemälden aus neuerer Zeit, welche der Beſitzer, durch Kenntniſſe, Mittel und ausgebreitete Verbindungen gleich begünſtigt, auch mit vielem Glück erworben hat.

Manches angehende Talent iſt durch Hrn. Conſul Wagener unterſtützt und ermuntert und durch ſeine bedeutenden Beſtellungen auch für die Entwickelung der Kunſt Weſentliches gethan worden. 32 Gemälde ſtammen vom Vater, und unter dieſen befinden ſich werthvolle Werke von Diedrich, Elzheimer, Frank, de Heem, Neefs, van der Neer, A. de Pape und Woowermanns. Auch die neuere Sammlung enthält nur wenige ſog. hiſtoriſche Gemälde; die romantiſchen-, Genre-, landſchaftlichen- und Architekturbilder hingegen gehören zu den vollendeteſten Stücken unſerer Zeit und viele derſelben ſind durch Nachbildungen bekannt. Die Düſſeldorfer Schule iſt am Bedeutendſten repräſentirt durch Gemälde von Schadow — Bruſtbild einer Italienerin, — Th. Hildebrandt — Krieger mit dem Kinde, — C. F. Leſſing — zwei große Landſchaften, — Hübner — Kinder und Schutzengel, — C. Sohn — Lautenſpielerin, — Mücke — heilige Catharina, — A. Schrödter — Rheinweinprobe, — R. Jordan — Heirathsantrag auf Helgoland und von den Landſchaftern Schirmer, Funk, Peſe, Simmler u. ſ. w. Von den Werken der Berliner ſind die wichtigſten: Madonnenbild von Wach, zwei Bilder von Fr. Krüger — Austritt zur Heimkehr von der Jagd; zehn der genialen landſchaftlichen Architekturbilder, Schinkel's (worunter mehrere Copieen von Ahlborn), dann die der Genremaler Piſtorius und C. Schrödter und die der Landſchafter Ahlborn, Beckmann, Biermann, Böniſch, Gärtner, Krauſe und Schirmer.

Nicht minder reich iſt das Kabinet an Gemälden von Münchner Künſtlern und mit Recht erfreut man ſich an denen von Adam, Bürckel, Dorner, Carl und Peter Heß (von dieſem unter anderen die Plünderung) v. Heydeck, Klein, Kobell, Kunz, Dominico Quaglio, Rottmann und Warnberger. Doch der Reichthum der Sammlung erſtreckt ſich noch weiter und wir finden auch Prachtwerke aus dem übrigen Deutſchland, Holland und Italien; von Dahl und Friedrich aus Dresden charakteriſtiſche Landſchaftsbilder, von Migliora in Mailand und Haſenpflug aus Halberſtadt ſchöne Architekturen, eine betende Römerin in Doppelbeleuchtung von Maes in Rom und von dem ebenda wohnenden Catel zwei Scenen aus dem italieniſchen Volksleben. Auch von Rebell in Wien, von Meyer in Rom wie von Weller in Mannheim, von van Haanen in Amſterdam und von Schootel in Dortrecht reizende Bilder. Auch Referent hat dieſe intereſſante Sammlung oft und ſtets mit erneuetem Intereſſe geſehen, auch bei jedem Beſuche wieder Neues von Bedeutung gefunden, da Herr Conſul Wagener keine Gelegenheit vorübergehen läßt, Vorzügliches zu erwerben. Es iſt höchſt dankbar zu erkennen, daß die Gemäldezimmer Gebildeten faſt zu jeder Zeit offen ſtehen und ſo ſchöne Gelegenheit bieten, ſich mit dieſen vorzüglichen Leiſtungen unſerer Zeitgenoſſen bekannt zu machen.

Im Vorworte des Verzeichniſſes vom Dr. Fr. Kugler, gibt dieſer intereſſante Andeutungen über das Entſtehen der Sammlung und über die verſchiedenen Richtungen der deutſchen Malerſchulen, und im Verzeichniſſe ſelbſt Geburtzeit und Ort, wie den Wohnort der Künſtler und auch den, wo und wann die Gemälde vollendet wurden.

Halberſtadt im April 1838.

Dr. Lucanus.

Friedrich der Große und Pölnitz.

Gleich nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege, als den großen Friedrich nur der Gedanke beſeelte, den Flor ſeines Landes, die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen zu befördern, fragte er einſt bei der Mittagstafel den bekannten Freiherrn von Pölnitz, ob er des Abends auf die Redoute gehen würde? und als dieſer bejahte, bemerkte der König: „das iſt mir lieb; ſo bin ich doch gewiß, Einen zu erkennen.“

P. Das kommt noch darauf an, Ew. Majeſtät!

K. O gewiß — Ihn will ich unter Tauſenden und unter jeder Geſtalt wieder erkennen.

P. Ich unterſtehe mich nicht zu widerſprechen, aber die Zeit wird es lehren.

K. Gut! Ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß ich — wahrhaftig! tauſend Louisd'or ſchenke ich Ihm, wenn ich Ihn nicht wieder erkenne.

P. Ich danke Ew. Majeſtät im Voraus unterthänigſt. — Wahrlich: ich hätte nicht geglaubt, daß heute mein Glücksſtern regiert.

K. Triumphire Er nicht zu früh, mein Baron! Kurz es bleibt dabei — ich halte Wort.

Nach aufgehobener Tafel — und, nachdem er ſeinen Plan bereits völlig durchdacht, ſäumte Pölnitz nicht, ſich nach Hauſe zu begeben und ſogleich einen der vornehmſten und reichſten Juden Berlin's zu ſich rufen zu laſſen. Er erzählte dieſem den Vorfall mit dem König und verſprach tauſend Thaler Belohnung, wenn er ihm zur Erreichung ſeines Zweckes die nöthige Hülfe leiſten wolle. Dieſe aber beſtand darin, daß er ſogleich eine möglichſt große Menge Juwelen zuſammenbrächte, mittelſt welcher der Baron am Abend ſich ſchmücken und ſo dem Könige ſich unkenntlich machen wollte, — wohl berechnend, Friedrich werde beim Anblick ſo vieler Juwelen eher an ſonſt etwas, als an ſeinen (tief verſchuldeten) Kammerherrn denken.

Der Abend kam, die Redoute begann und ſchon lange hatte der König den Kammerherrn vergeblich geſucht, als er plötzlich einen äußerſt prachtvoll gekleideten Armenier erblickte. Turban, Gürtel und Kleid ſtrotzten von ächten Juwelen — die Maske erregte allgemeines Aufſehen. Alles umringte ſie, jeder ſuchte zu erforſchen, wer dahinter verborgen ſein möchte. Man betrachtete ſie von allen Seiten — man redete ſie an; die Maske war nicht ſtumm, aber Niemand konnte ſie erkennen. Beſonders neugierig war der König, zu wiſſen, wer wohl in ſeinem Lande Beſitzer eines ſo beträchtlichen Schatzes an Edelſteinen und Perlen ſei? Er ſchickte deßhalb Mehrere ab. Alle aber kamen mit der Nachricht zurück, es ſei ein Holländer, der große Beſitzungen in den Kolonien habe, und nach Berlin gekommen ſei, um dem Könige mehrere wichtige Projekte vorzulegen; falls dieſe angenommen würden, ſei er geſonnen, ſeine Beſitzungen zu verkaufen und ſich im Preußiſchen niederzulaſſen.

Lieblich tönte dieſe Nachricht in Friedrich's Ohren und jetzt nur noch äußerſt neugierig zu erfahren, worin die Projekte wohl beſtehen möchten, ſchickte er wieder einige Vertraute ab, darnach zu forſchen. Vergeblich waren alle ihre Bemühungen, der Armenier erwiederte ihnen ſtets:

„Den Gegenſtand ſeiner Projekte könne und werde er nur dem Könige ſelbſt offenbaren.“

Durch dieſes geheimnißvolle Weſen immer neugieriger gemacht, redete der König endlich ſelbſt die Maske an und bot ſeine ganze Ueberredungskunſt auf, ihr den Mund zu öffnen, — aber vergebens. Sobald das Geſpräch auf die angeblichen Projekte ſich hinlenkte, blieb der Holländer ſtets einſilbig und verſicherte beharrlich: deßhalb werde und könne er ſich nur dem Könige ſelbſt entdecken.

Seiner Ungeduld nicht länger mehr Meiſter, nahm endlich Friedrich die Maske ab und ſagte:

„Nun zum Henker, ich bin ja der König!“

„Und ich bin Pölnitz,“ erwiederte raſch der Holländer, indem er ebenfalls die Maske abzog und ehrfurchtsvoll ſich verneigte.

Der König ſtutzte einen Augenblick, verzog dann den Mund zum Lächeln und wandte ſich kurz um. Des anderen Morgens ſchickte er ſeinem Kammerherrn die verſprochenen tauſend Louisd'or und würde ihm gern das Doppelte gezahlt haben wenn er nicht den Aerger gehabt hätte, von ihm überliſtet worden zu ſein.

Göthe und der Hund des Aubry.

Wie ſehr es den franzöſiſchen Journaliſten Vergnügen gewährt, ausländiſche und beſonders deutſche Zuſtände und Begebenheiten in ihren Blättern zu übertreiben, oder auch zu verdrehen, davon liefert der Artikel: Göthe und der Hund des Montargis, im Temps vom 26. März d. J., der jedoch größtentheils nur die Wiederholung eines Artikels in dem Feuilleton des Journal des Debats vom 16. Juni 1817 iſt, ein auffallendes Beiſpiel. Der Artikel lautet folgendermaßen:

»Das Jahr 1817 war eines der ruhmvollſten für die Thiere. Man ſah Kanarienvögel, welche die Zukunft prophezeihten, wie die heiligen Hühner des alten Roms, Flöhe, welche Kanonen abſchoſſen, eine berühmte Ratte, mit dem Beinamen: die Heißhungrige, und eine Kompagnie Maikäfer, welche tanzten, fochten und gymnaſtiſche Uebungen machten.

Um dieſelbe Zeit wurde das Melodrama des Guilbert de Pixerécourt, der Hund des Aubry, aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche überſetzt.

Dieſes Stück mit ſeinem vierfüßigen Acteur ſollte auf dem großen Theater (grand théâtre) zu Weimar aufgeführt werden. Göthe, damals geheimer Rath, Staatsminiſter und Oberintendant des Schauſpiels, erklärte, daß er die Thiere auf dem Theater nicht leiden könne und verlangte, man ſolle den neuen Komödianten in die Hundehütte ſchicken. Sogleich bildeten ſich zwei Partheien. Die Studenten, die Leute von Bildung und die Univerſitäten (!) erklärten ſich für den Neſtor der deutſchen Literatur, aber eine Anzahl Leute von Einfluß für den Hund. Der Dichter wurde geſchlagen. Aergerlich darüber verlangte Göthe ſeine Dimiſſion als Intendant des Theaters, ja es kam ſoweit, daß er ſogar ſeine Päſſe verlangte und ſie erhielt. Der Hund beſtieg im Triumph die Bühne, und vertrieb den Verfaſſer des Werther aus der Reſidenz, welche er länger als 40 Jahre bewohnt hatte. Die Studenten auf der Univerſität Jena ergriffen lebhaft die Sache Göthe's, der dieſe hohe Schule von jeher in ſeinen beſonderen Schutz genommen hatte. Sie beſchloſſen und gaben das Verſprechen, nie wieder einen Fuß in das Weimar'ſche Theater zu ſetzen. Göthe lobte ſie wegen dieſes Entſchluſſes, aber blos im Intereſſe ihrer Studien.«

Das Wahre an der Sache beſteht darin, daß, als der Schauſpieler Mayerhofer ſeinen Pudel auf dem Weimar'ſchen Hoftheater ſehen laſſen wollte, Göthe ſich dagegen erklärte, der vorige Großherzog Karl Auguſt aber, der ſich für alles Ungewöhnliche intereſſirte, und auf die Künſte des Hundes neugierig war, wünſchte dieſe zu ſehen und befahl die Aufführung des Stückes. Göthe reiſ'te am Tage, wo dieſe erfolgte, nach Jena, und legte die Direktion des Theaters nieder, was er jedoch ſchon ſeit längerer Zeit beabſichtigt hatte. Sonſtige Folgen, am wenigſten die in dem Temps angeführten, hatte das Stück nicht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 111. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 10. Mai.

Béranger an Chateaubriand.

In ſeinem „Congreß von Verona" ſchreibt Herr von Chateaubriand: „tröſtend für ihn ſei, daß Männer, die ihm anfänglich am entſchiedenſten entgegen geweſen, ſeine Freunde geworden, wie namentlich die Herren Béranger, Benjamin Conſtant und Carrel." Zum Beweiſe hiervon theilt er drei Briefe dieſer „gefeierten Zeitgenoſſen" mit. Wir können dem Antriebe nicht widerſtehen, das Schreiben Béranger's ſofort auch unſeren Leſern mitzutheilen, da es uns den ausgezeichnetſten und volksthümlichſten der jetzt lebenden franzöſiſchen Dichter nicht nur in ſeiner ganzen bekannten Liebenswürdigkeit, ſondern zugleich in dem tieferen Ernſte zeigt, den die meiſten Leſer ſeiner Lieder nicht bei ihm vermuthen dürften. Von Paſſy aus ſchrieb er unterm 19. Auguſt 1832 Folgendes an Herrn von Chateaubriand:

Mein Herr!

„Acht Tage, die ich auf einem Landgute, einige Stunden von Paris entfernt, zugebracht, haben mich des Vergnügens beraubt, Ihren Brief an dem Tage ſeiner Abſendung zu erhalten und unverweilt darauf zu antworten.

Wie! Sie reiſen fort, ohne mir die Hoffnung zu geben, Sie bald wieder zu ſehen? Dies ſteigert noch mein Bedauern, Sie nicht in Ihrer Wohnung angetroffen zu haben, als die öffentlichen Blätter mir die Kunde brachten, daß Sie abermals uns zu verlaſſen gedachten. Ich ſah dieſe Reiſe nur an als nothwendig für Ihre Geſundheit und als Bedürfniß geiſtiger Ruhe nach Tagen der Widerwärtigkeit und der Mühſeligkeit. Aber Sie ſagen mir Nichts von Rückkehr und das betrübt mich ſehr. Warum auch hat das Schickſal uns in entgegengeſetzten Lagern geboren werden laſſen? Ohne dieſes hätte ich Ihnen vielleicht zu Etwas gut ſein können. Ja, ich hätte Ihnen nützlich ſein können. Suchen Sie aber nur nicht in dieſen Worten eine lächerliche Anmaßung; ſie ſind nur durch eine lebhafte und aufrichtige Zuneigung, die ſchon recht alt iſt, eingegeben. Ich habe Etwas in mir, was mehr werth iſt, als man wohl glauben möchte: es iſt ein ziemlich richtiger Sinn (instinct) für den Charakter und die Empfindungen der Anderen, welcher, indem er meinen Verſtand ſehr duldſam macht, ihn zugleich denſelben zu Dienſten ſtellt, und dies zwar faſt ohne daß ſie es wiſſen. So glaube ich annehmen zu dürfen, daß wenn ich in vertrauterem Verhältniß mit Ihnen ſtünde, ich einige Tröſtungen in Ihre große Dichterſeele hätte träufeln, und Ihnen dazu behülflich ſein können, in der Zukunft etwas Anderes zu ſehen, als das, was Sie darin wahrzunehmen ſcheinen. In dieſer Zukunft werden Sie eine ſo ſchöne Stelle einnehmen, daß es Undankbarkeit von Ihnen iſt, an deren Größe zu zweifeln!

Ja, mein Herr, die Societät iſt in einer Umwandlung begriffen; ja, ſie vollbringt den großen chriſtlichen Gedanken der Gleichheit. Dieſer chriſtliche Gedanke, den Sie bei uns wieder zu Ehren gebracht, indem Sie ihn mit allen Reichthümern des Genie's ausgeſchmückt haben, — er bemächtigt ſich der Welt, wie er ſeit beinahe einem halben Jahrhundert durch unſer liebes und ſchönes Frankreich ausgearbeitet worden. Viele Männer der alten Tage läugnen es, weil er einen Theil ſeiner religiöſen Hüllen abgeſtreift hat. Aber er iſt klar und beſtimmt für Diejenigen, die, wie ich, das Chriſtenthum nie für etwas Anderes als für eine große ſociale Form gehalten, welche bei ihrem Entſtehen der göttlichen Sanction bedurfte. Mein Gott iſt wohl erhaben über dieſe menſchlichen Veränderungen; aber er iſt nichts deſtoweniger dem großen Drama gegenwärtig, in welchem wir alle mehr oder minder thätig Theil nehmen, und ſeine Gegenwart iſt es, welche mir Reſignation gewährt. Meine Figuranten- oder Dümmlings-Rolle *) hat ſich erweitert. Sie, mein Herr, welchem dieſer Gott eine Hauptrolle übertragen, ſchöpfen Sie darin nicht Kraft, um ſie bis zum Ende durchzuführen? Sie haben weit mehr Jugend bewahrt, als man gewöhnlich in unſerem Alter beſitzt. Ihr Geiſt iſt ſo voll Friſche, daß Sie dieſes Vorrecht nur erhalten zu haben ſcheinen, um uns auf den neuen Bahnen zu erleuchten, auf welche die Welt jetzt hingewendet iſt. Man ſingt immer auf Gräbern, Dank ſei es jener verwünſchten Zeit, welche ohne Unterlaß und überall ihre Sichel ſchwingt; aber man hat nicht oft den Vortheil, bei einer Wiege zu ſingen, welche ſo große und vielleicht ſo nahe bevorſtehende Geſchicke enthält. Indeſſen ſage ich mir oft, wie Sie, daß diejenigen, welche in Uebergangsepochen zur Welt kommen, geſtoßen, umgeriſſen, erdrückt werden im Kampfe der einander drängenden Geſchlechter. Unſere Leichname ſind es, über welche die auf uns folgenden Kämpfer ſteigen müſſen. Wir werden den Graben füllen, den ſie überſchreiten müſſen, um die Veſte mit Sturm einzunehmen, bei welcher alle unſere Anſtrengungen nur eine Breſche werden öffnen haben können. Aber laſſen Sie uns hoffen, daß, wenn einmal die Stadt eingenommen, die Sieger zurückkehren werden, um die Todten aufzuheben und ihnen ein ſchönes Begräbniß zu bereiten mit frei wehenden Fahnen und prächtigem Schmettern der Trompeten. Und wer weiß endlich, ob nicht Gott ſelbſt Ehrenkreuze vertheilet an die Tapferen, die auf dem Schlachtfeld geblieben? An denen aber werden die Herren von der Polizei keinen Antheil haben! — **)

Vielleicht werden Sie mir ſagen, mein Herr: „aber in ſolchem Zuſammenſtoßen — wer kann da Gewißheit haben, nützlich geweſen zu ſein!“ Ich werde Ihnen antworten, daß ich kaum glauben kann, ein Mann von Genie, ſelbſt wenn er verkannt wird, habe nicht immer einiges Bewußtſein ſeines Werthes. Jeder Menſch von Talent macht ſich ſein Bild — in Marmor oder Erz; nur begnügen die Verzagteren ſich mit einem Bruſtbild; die Anderen treiben es bis zum Standbild. Wie ſehr Sie nun auch von den Eitelkeiten dieſer Welt zurückgekommen ſind, ſo wird doch die Stimme Ihrer Zeitgenoſſen Sie genöthigt haben, ſich das Ihrige koloſſal zu geſtalten. Wohlan denn, wenn inmitten des Gedränges, deſſen Fortſchreiten oft unerklärlich und betäubend ſcheint, Ihnen Augenblicke des Ekels und der Niedergeſchlagenheit nahen, geſtehen Sie es nur, — dann werfen Sie einen Blick auf jene glorreiche Geſtalt, und geſtützt auf ſie, laſſen Sie mit mehr Ergebung die Zeit und die Menge vorüberziehen inmitten des Lärm's und des Staubes.

Wenn ich weiß, daß Sie Urſache haben, betrübt zu ſein, dann liebe ich es, Sie ſo zu ſehen und, auf mich zurück mich wendend, bin ich dann ganz ſtolz auf den Gedanken, daß Sie mir erlaubt haben, mit der Spitze eines Meſſers meinen Namen in den Sockel jenes Standbildes einzugraben.

Wiſſen Sie aber auch, mein Herr, daß ich eine rechte Furcht habe? Wie ich Ihnen ſagte, werde ich in einigen Monaten meine letzte Sammlung von Liedern herausgeben. Sie können ſich wohl denken, daß dasjenige, welches ſeinen Erfolg Ihrem Namen zu verdanken hat, darin ſeine Stelle finden wird. Aber ich beſorge, daß Sie ſich darin in gar ſchlechter Geſellſchaft befinden werden. Die Luſt, die ich an der volksthümlichen Poeſie habe, gibt mir oft wunderliche Dinge ein. Mein Widerwille gegen das Affektirt-Feierliche, welches dem Geiſt unſerer Sprache ſo zuwider iſt, hat zur Folge, daß in meinen Liedern an ernſte Töne ſich immer einige drollig accentuirte Noten anſchließen. Obgleich gewöhnlich dieſe Gegenſätze (disparates) nicht ohne Zweck ſind, ſo begreife ich doch recht wohl, daß Ihr anderen Leuten von Oben (gens d'en haut) dagegen Einwendungen zu machen habt. Was iſt dabei zu thun? Ich habe verſuchen wollen, die Poeſie an die Straßenecken zu verpflanzen, und ich bin dahin gekommen, ſie bis in den Goſſen zu ſuchen. Wer Liederſänger ſagt, ſagt Lumpenſammler (qui dit chansonnier, dit chiffonnier). Darf es befremden, wenn meine arme Muſe nicht immer eine ganz reine Tunika trägt? Der Sittenprediger der Straßen muß ſich mehr als eine Beſpritzung gefallen laſſen. Uebrigens, wenn Sie mich leſen, denken Sie ein wenig an Ariſtophanes, aber doch ja nicht zu viel.

Es iſt hier der Fall zu widerholen, was ich Oben geſagt, aber in einem anderen Sinn. Enger mit Ihnen verbunden, mein Herr, würde ich mich gewiß gebeſſert haben, und edlere Inſpirationen würden mir bei Ihrer heroiſchen und frommen Muſe zu Theil geworden ſein, — und nun ſind wir wieder einmal weit von einander weg! Ach, bei Gott! kehren Sie in Ihr Vaterland zurück. Sie können fern von ihm nicht glücklich leben. Tropfen franzöſiſchen Blutes, wohin wollen Sie austreten? Wie, — Sie könnten lange fern von Paris bleiben; weit weg von dieſem ſo warmen Herzen, deſſen raſche Pulſationen ſo Viel zu denken und zu fühlen geben? Nein, Sie kommen uns bald zurück (ich hoffe es), um von Neuem hier von Literatur und Ruhm zu leben, umgeben von zahlreichen Freunden; denn Sie müſſen deren viele haben, die, wie ich, über Ihre abermalige Abweſenheit klagen.

Ihrer Rückkehr harrend und ohne daß Sie ſo lange Antworten befürchten dürften, als dieſe iſt, bitte ich Sie, mir gütigſt Nachrichten von Ihnen zukommen zu laſſen. Die Tagblätter werden mir deren zwar bringen; aber Sie können wohl ermeſſen, welchen Werth ich auf Ihre

---

*) Mon rôle de comparse ou de niais.

**) Ah! pour celles-là, messieurs de la police n'en tâteront pas. —

Briefe lege. Wenn Sie mir ein Zeichen Ihres Angedenkens geben, dann kommt es mir vor, als hörte ich meinen Namen von der Nachwelt ausſprechen.

Empfangen Sie, mein Herr, die erneuerte Verſicherung meiner ganzen Ergebenheit und meiner ehrfurchtsvollen Freundſchaft.

Votre très-humble serviteur
Béranger.

Der Journalismus und der Nachdruck.

(Schluß.)

Ueberhaupt würde von einer abſichtlich oder unabſichtlich — ganz unrichtigen Auffaſſung dieſer Angelegenheit zeugen, wenn man annahme, daß nun allen und jeden Entnehmungen aus fremden Büchern oder Blattern in belletriſtiſche Blätter der Stab gebrochen ſein ſolle. Nein! Nicht um jedes Blatt ſoll ſich eine chineſiſche Mauer oder ein hoher Plankenzaun ziehen, der den Düften des einen Gartens in die Reviere des andern Gartens zu kommen verbiete, der die Bienen abſcheiden laſſe, welche drüben ſummen, die Schmetterlinge, welche drüben im Sonnenſtrahle ihre bunten Flügel regen. Wechſelverkehr, allgemeines Intereſſenehmen an einander iſt nun einmal die Parole der modernen Welt, und die Literatur, zumal die periodiſche, würde ihre Hauptbeſtimmung, edle Trägerin jenes Weltintereſſes zu ſein, verfehlen, wenn ſie, ſtatt es zu fördern, ſich dagegen ſetzte. Aber etwas anderes iſt, wenn ich mir ganze Bienenſtöcke, einen Theil ſeiner Seidenraupen oder ſeiner Cocons, aus des Nachbars Garten hole, ohne zur Entſchädigung gegen Dieſen verpflichtet zu ſein. Der Kern der Beſtrebungen in dieſer Angelegenheit ſcheint mir vielmehr dahin zu gehen: für Entlehnungen (zunächſt) aus belletriſtiſchen Blättern oder Schriften in belletriſtiſche Blätter Preiſe fixirt zu ſehen, welche dem urſprünglichen Eigenthümer derſelben eine Entſchädigung hierfür geben. Daran knüpft ſich dann ſehr Vieles. Einmal, daß die mauſenden Blätter nicht mehr ſo viel oder doch nicht mehr ohne Opfer mauſen. Sodann, daß, wenn ſie mit Opfern mauſen, ihre Ausgaben ſich ſteigern und ſie ſo mehr in's Preis-Niveau der Blätter, welche nicht mauſen, kommen müſſen, ein Umſtand, der auch das Abſatz-Niveau Beider — im Intereſſe der Gerechtigkeit und der Literatur — mehr egaliſirt. Und endlich, daß eine Anzahl Blätter, welche bisher vom Mauſen lebten und keine Mittel haben, Originalarbeiten oder auch nur Entlehnungen zu bezahlen, eingehen, — ein Umſtand, der den ehrlichen Blättern und der Literatur abermals nur zu gut kommen kann.*)

Wenn der Verf. jenes Artikels im „deutſchen Courier" als Ideal nichts weiter ſich vorſchweben ſieht und nichts weiter realiſirt wünſcht, als daß die Redaktionen „jedesmal unfehlbar die erſte Quelle nennen, aus welcher der abgedruckte Artikel entlehnt wurde," ſo erreicht er hierdurch für den belletriſtiſchen Schriftſteller, für das belletriſtiſche Journal gar nichts, und für das politiſche Journal nur dann etwas Bedeutendes, wenn die Redaktionen — daß ſie überhaupt darauf eingehen, iſt allerdings die unerläſſigſte Bedingung — auch redlich und ohne Mental-Reſervationen die Verabredung vollziehen. Denn iſt z. B. das Verhältniß der Entlehnung aus dem deutſchen Courier oder aus dem fränkiſchen Merkur richtig gewahrt, wenn das entlehnende Blatt (vielleicht, weil es auf jene beiden Blätter bös iſt), ſtatt deren wirklichen Namen, abbrevirt „Südd. Bl." ſetzt, oder: „Nach ſüddeutſchen Blättern"? Dann iſt zwar die Quelle nicht verſchwiegen, ſondern ſogar genannt, aber verwiſcht, mit Sand beſtreut. Der Verfaſſer des Artikels im deutſchen Courier erwäge, daß Grundſätze um ſo gewiſſer erfaßt und um ſo dauernder angewendet ſind, je mehr man ihnen Raum gibt und ſie — ſo weit dies vernünftiger Weiſe zuläſſig iſt — in ihre äuſſerſten Enden verfolgt.

Es war begreiflich, daß namentlich die oben erwähnte poſitive Aufforderung des Herausgebers des „Phönix" bei denjenigen Redaktoren deutſcher Zeitſchriften vielen Zorn erregen mußte, welche die Caperſchifflein ihrer Augen beſtändig nach guten Priſen ausſchicken und das wichtigſte ihrer redakteuriſchen Reſervatrechte bedroht ſehen, wenn ſie nicht mehr mauſen dürfen; wenn „die ſchönen Tage von Aranjuez" zu Ende ſind, wo man nicht mehr mit der Note: „Als Probe dieſer neuen vortrefflichen Schrift u. dgl." halbe oder ganze Bogen entert und in den ſicheren Hafen des eigenen, lieben Blattes führt. Sie zürnen, ſie wüthen, jene Herren. Aber mit verbiſſenem Grimm haben ſie bereits der öffentlichen Meinung die Conceſſion machen müſſen, daß ſie nicht mehr ſo gar zu große fremde Lappen in ihre Hölle fallen laſſen, daß ſie emſiger den eigenen, ärmlichen Lappenvorrath durchgehen, ſich ſelbſt mehr zur Produktivität antreiben, und, was ſie von andersher in größerer Ausdehnung aufnehmen, mit dem Certifikate ſeines Urſprungs verſehen. Solcher Glaube ward noch nicht lange her in Iſrael gefunden! Ja, Einer hat ſogar mit einer Widerlegung, oder Beleuchtung oder mit ſonſt was, der Aufforderung des Redakteurs des „Phönix" gedroht. Nichts kann Dieſem und der guten Sache, für die er kämpft, erwünſchter ſein. Unternehmungen werden nicht blos durch gute Gründe gefördert, ſondern eben ſo ſehr durch ſchlechte Gegengründe, und unſere alten Polizeireglements würden gewiß von größerer Wirkſamkeit geweſen ſein, wenn ſie Einem, der unnütze Reden geführt, nicht nur von der obrigkeitlich beſtellten Perſon öffentlich auf den Mund hätten ſchlagen laſſen, ſondern wenn ſie auch als höheren Strafgrad das condemnirte Subjekt angehalten hätten, mit eigner Hand, voran die drei Schreibefinger, ſich auf den Mund zu ſchlagen.

---

*) Man vergleiche hierüber Gutzkow's Votum in Nro. 43 des Telegraphen. Anmerk. der Red.

Dieſe Sache wird gehen. Freilich nicht ſo ganz ſchnell dem Ziele zu, ſondern in Schraubenwindungen. Nicht ohne Kampf von der Seite der Gegner, aber darum um ſo durchgebildeter und dauernder. Es wird nicht von alter und junger, ſondern von redlicher und unredlicher Literatur dabei die Rede ſein; eine Fahne für ſich, abgetrennt von allen anderen Partheiungen, politiſchen, ſocialen und religiöſen, wird über den Häuptern der Streitenden wehen.

Deutſchland hat — was die Ausbildung großer Verhältniſſe betrifft — unbeſiegliche Schwierigkeiten ſich gegenüber. Um ſo mehr aber iſt es die Pflicht ſeiner Bürger, ſeiner Söhne, die kleineren Verhältniſſe — und alſo hauptſächlich ſein literariſches Leben und Sein — nach den Grundſätzen der Gerechtigkeit zum Guten und Tüchtigen hinzuleiten. Wir ſind weniger nach dem zu beurtheilen, was wir möchten, aber nicht dürfen, als nach dem, was wir dürften, aber nicht thun, und es iſt Lebensaufgabe für jeden wackeren Mann, die Zeit, in der er lebte und wirkte, als einen Theil ſeiner ſelbſt, ſo rein und ſo durchgebildet als möglich, dem Genius der allgemeinen Zeit zuzuführen, der über den einzelnen Zeittheil unbeſtechlich richtet. **Karl Buchner.**

Énosh von Guſtav de Lanoue.

Ein Weltgedicht iſt unlängſt zu Paris erſchienen, — und zwar ein katholiſches. Ein Weltgedicht, denn es umfaßt in drei großen Geſängen Schöpfung, Erlöſung und letztes Gericht, — Eden, Jeruſalem, Joſaphat. Gott ſchreitet zur Erſchaffung inmitten des Lobjauchzens des Himmels und der läſternden Flüche des Abgrundes. Enoſch, — vom Zeitworte **anahs**, leiden, iſt aber der Name des erſten Menſchen nach ſeinem Falle. Das Wort der Zukunft wird Fleiſch; ſein Erlöſungswerk iſt der Inhalt des zweiten Geſanges, welcher als der wenigſt mißlungene angeſehen werden kann. Gute Epiſoden bilden hier die Samaritanerin, Symbol des Stolzes, der durch den Glauben, Maria Magdalena, Symbol der von der höheren Liebe überwundenen irdiſchen Luſt, die Tochter des Jaïrus, als Symbol des Todes, der von der Hoffnung beſiegt wird. Den Hauptinhalt des dritten Geſanges hat der Dichter dem Seher von Pathmos entliehen. Er ſchließt mit dem Urtheilsſpruch über Alle. Das große Wort Chriſti am Kreuze: „es iſt vollbracht“, war auch das Signal des Anfangs der Ewigkeit. Ein Triumphhymnus, ein ewiges Alleluja erhebt ſich und herrſcht über den Ruinen der Welt und der Zeit; die Auserwählten nehmen Beſitz vom himmliſchen Jeruſalem und zuletzt hört man noch in weiter, weiter Ferne den Wuthſchrei des Satans — und diesmal einen hoffnungsloſen! denn die Stimme Michael wiederholt ihm, wie am Tage des erſten Kampfes: „Wer iſt gleich Gott“? — Der Dichter iſt bald nach Vollendung ſeines Werkes in der erſten Blüthe ſeiner Jahre geſtorben.

Feuilleton.

⁂ **Der Teufel muß viele gute Freunde in Paris haben.** Seine Denkwürdigkeiten, von welchen Hr. Soulié ſchon 6 Bände herausgegeben, koſten nicht weniger, als 60 Franken, und doch wurden in kurzer Zeit zwei Auflagen vergriffen; eine dritte läuft in den nächſten Tagen vom Stapel.

⁂ **Eine kleine Schrift des Profeſſors Marheinecke** cirkulirt ſeit einigen Tagen in Berlin, wie im Fränk. Merk. berichtet wird, — »welche den Görres'ſchen Athanaſius kritiſirt und mit Gründlichkeit, aber in der trockenſten Weiſe die feurigen Tiraden des katholiſchen Luthers (??), wie ihn Marheinecke u. a. nennt, zu bekämpfen ſucht.« Der Berichterſtatter meint jedoch, »Herr Görres könne ſich bei ſeinem Freunde, wie Marheinecke ſich offen darin nenne, bedanken, ſo viele Anerkennung und Entſchuldigung gefunden zu haben.

⁂ **Chatterton von Alfred de Vigny.** — Die Revue des deux mondes vom 1. Mai klagt über die ſchlechte Verwaltung der Comédie française, und führt als Beiſpiel an, daß man ſchon mehrmals die Wiederaufführung von Chatterton angekündigt; »aber« — fügt ſie hinzu, »die furchtſame Direktion des Theaters wagt nicht, ohne durch einen Prozeß dazu genöthigt zu ſein, ein Drama aufzuführen, welches in Paris und in ganz Frankreich Aufſehen erregt und einen Eindruck gemacht hat, der bei jeder Aufführung, jedem Leſen ſich fortſetzt und erneut, ſowohl durch die Rührung, die es als Tragödie hervorruft, als durch die Wichtigkeit der Frage, die darin verhandelt, und die Bedenklichkeit der ſozialen Wunde, in welche hier die Sonde hinabgeſenkt wird.«

⁂ **Capocci's Photo- und Mikrometer.** — Hr. v. Capocci, Direktor der Sternwarte zu Neapel, hat einen kurzen Aufenthalt zu Paris dazu benutzt, durch Hrn. Arago der Akademie der Wiſſenſchaften zwei neue Inſtrumente ſeiner Erfindung, einen Photometer und einen Mikrometer mit Elektrizität zu Beobachtung der Kometen in großer Entfernung, vorzulegen. Dieſe beiden Inſtrumente ſollen für die Aſtronomie von nicht geringer Wichtigkeit ſein, und den Beifall der franzöſiſchen Akademiker erhalten haben.

⁂ **Ein hübſches Mittel, das Briefporto zu erſparen.** — In einer kleinen Provinzialſtadt hörte ein Arbeiter, daß auf dem Poſtbureau ein Brief unter ſeiner Adreſſe vorhanden ſei, er bekam daher großes Verlangen, den Brief abzuholen, aber er hatte kein Geld, um das Porto dafür zu bezahlen. Dennoch ging er hin, um ihn in Empfang zu nehmen. Als der Poſtoffiziant ihm den Brief gezeigt hatte, fragte er jenen, was das Porto koſte, und machte Miene, das Geld in der Taſche zuſammenzuſuchen, zugleich ſtellte er aber auch dem Offizianten vor, wie unangenehm es für ihn ſei, daß er nicht leſen könne und bat, ihm den Brief vorzuleſen. Dieſer war ſogleich zu dem Dienſte bereit, er erbrach den Brief, und las ihn laut vor. Der Arbeiter hörte mit größter Spannung zu, als aber der Brief zu Ende war, rief er aus: »Schönen Dank, wenn ich einmal Geld habe, werde ich den Brief abholen, bis dahin heben Sie ihn nur wohl auf,« und eilig lief er davon.

⁂ **Das zwanzigſte niederrheiniſche Muſikfeſt,** welches in den Pfingſttagen zu Köln gefeiert wird, dürfte ſich reichlichen Beſuches und Beifalls erfreuen. Mendelſohn Bartholdy hat die Leitung übernommen, und in Uebereinſtimmung mit ihm werden folgende Tonſtücke zur Aufführung kommen. Am erſten Tage nach einer Symphonie von Ries (op. 90.) das herrliche Oratorium Joſua von Händel; am zweiten: nach der Symphonie aus D dur von Mozart, die Cantate »zum Himmelfahrtstage« von J. S. Bach; und nach der Ouverture der »Abencerragen« von Cherubini »der Preis der Tonkunſt« von Beethoven.

⁂ **Eine Abnahme der Studentenzahl** macht ſich auf den Preußiſchen Landesuniverſitäten bemerklich in Folge der zunehmenden Schwierigkeit, bei ſo zahlreicher Mitbewerbung ein Amt zu erhalten. Im erſten Halbjahre 1837 beſuchten 4515, und im zweiten nur 4129 Studirende die Landesuniverſitäten. Unter den erſteren waren 1338 proteſtantiſche und 430 katholiſche, — unter den letzteren 1212 prot. und 412 kath. Studenten der Theologie.

Berichtigung.

☞ In Nro. 103, Spalte 7, Zeile 4 v. u. muß es heißen: ſtatt wenn t — nimmt, und Sp. 8, Z. 36 v. o. ſtatt: günſtigen — geiſtigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 112. 1838.

Phönix.

Freitag, 11. Mai.

Ein Grab in Köln.

Du ſieh'ſt des Kloſters weiten Hof, die Gruft deckt jener graue Stein;
In dieſer Mauern düſterm Raum lacht Frühlingsgrün das Grab allein.
Es koſ't ſo warm die Sonne drauf, die Wolken drüber halten ein,
Der Vogel grüßt es aus der Luft, es glühet drum der Roſen Schein.

Hier ruht, von dem ich dir erzählt, das wunderſame Brüderpaar,
Das in derſelben Schmerzensſtund' die Mutter ſchmerzenfroh gebar;
Die Kinder ſogen eine Bruſt, ſie tauft' ein Prieſter am Altar,
Und eine Liebe pflegte ſie, ſie wuchſen ſtark und wunderbar.

Mit braunem Haar, mit blauem Aug, darin des Lebens friſcher Strahl,
Verſpielten ſie die Jugendzeit im Sonnenſchein durch Berg und Thal;
An Antlitz gleich und an Geſtalt und gleich an Herz und Sinn zumal,
So wärmte jeder ſich mit Luſt an goldner Bruderliebe Strahl.

Da rief der Krieg, die Trommel ſcholl, die Banner wallten ſtolz hinaus,
Für's Vaterland begeiſtert ließ das Jünglingspaar ſein Ahnenhaus;
Sie ſattelten die Hengſte ſchnell und flogen zu der Schlachten Braus,
Die Siegesfahnen trugen ſie und ſangen kühn dem Heer voraus.

So flogen ſie voll wildem Muth des Tags vereint von Schlacht zu Schlacht,
In einem Bett verträumten ſie denſelben Traum im Schlaf der Nacht,
In Luſt und Leid hat jeder nur des andern Luſt und Leid bewacht,
Sie zogen treu verſchlungen heim, als nach dem Sieg der Frieden lacht.
Wenn einer liebt, wenn einer haßt, muß jener denn daſſelbe nicht?
Sie ſchauten einer Jungfrau beid', in beiden Herzen ward es Licht,
Sie liebten beide ſtill und warm und tief, wie keiner ſingt und ſpricht,
Sie ließen ſtill ihr höchſtes Gut, ſie kannten beide Bruderpflicht.

Der eine will den andern fliehen, geſchieden gehen beide fort,
Doch führte ſie ein heil'ger Zweck zugleich an einen heil'gen Ort;
Sie ſanken treu ſich an die Bruſt in eines Kloſters Ruheort,
Die Mönche nahmen gern ſie auf, ſie gaben beid' ihr Prieſterwort.

Sie kämpften froh im Heer des Herrn, wie einſt für ihrer Freiheit Pfand;
Zur Meſſe klang die Orgel laut, die Glocken tönten durch das Land,
Die Kirchenfahnen flatterten, es rauſchte manches Goldgewand,
Und Gottes ſegnend Heiligthum erglänzte in der Brüder Hand.

Ihr Haar ward grau, ihr Leib ward alt, die Liebe blühte fort in Luſt,
Es wärmte jeder ſich als Greis noch an des Bruders glüh'nder Bruſt,
Sie ſtarben an demſelben Tag; wer trüge auch des Freund's Verluſt?
Die Leiber faſſet eine Gruft, die Geiſter eine Himmelsluſt.

Doch Abend wird's, die Sonne gibt dem Grab den Abſchiedsſtrahlenkuß,
Die roſ'gen Wolken ziehen weg, ein Vogel ſingt den Scheidegruß,
Des Hügels reicher Roſenflor quillt ſeiner Düfte reichſten Fluß:
Mir iſt, als flüſtre um die Gruft ein liebeſeliger Erguß.

C. W. Müller.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

„Ja, ſehen Sie,“ ſagte er, „heilig mag er ſein, da habe ich Ihnen gar niſcht dagegen, aber verflucht grob iſt er auch. Denken Sie ſich nur, vorige Woche begegnete er mich auf der Straße mit ſeinem Bücherranzen, er geht hinter mich und klopft mir freundlich auf der Achſel und ſagt: „„Hör' Er mal, mein lieber Freund, Er heßt, globe ich, Fuhrmann (ſo heiß ich nämlich), führt er mir noch einmal Morgens ſeine Fremden zu, ſo laß ich ihm die Treppe hinunterführen, mein lieber Fuhrmann. Ich habe ihm ſchon mehrmals wiſſen laſſen, daß ich die Vormittage für mir in meiner Arbeit zubringen muß.““ Und damit empfahl er ſich mir niſcht, dir niſcht. Nun bitte ich Ihnen um Gotteswillen, wie kann ich denn dieſes? Meine Herren Pattagiere haben eben ſo gut, wie der Herr Legationsrath Sankt Paul zu thun, und können ſich nicht nach ihm richten ꝛc.“

So referirte er wörtlich, und auf meine Aeußerung, daß er mich morgen früh punkt 10 Uhr zum Herrn Legationsrath zu führen habe, der mich bis dahin beſtellt, verſetzte er:

„Aha, nun merk ich; alſo nur uf Beſtellung ſeind ſie eingerichtet?“

„Verſteht ſich,“ ſagte ich, „melden Sie Ihre Fremden bei ihm hübſch zuvor an, und Sie werden den freundlichſten Wirth finden; denn der Mann hat mehr als wir Alle zu thun!“

Ich ließ den guten Einfaltspinſel niederſetzen, ſchenkte ihm Wein ein, und er mußte mir nun auf ſeine Weiſe alles erzählen, was er von der Lebensordnung Jean Paul's wußte, den er ſo wenig, als die gute Stadt Baireuth zu würdigen verſtand. Anſichten und Anekdoten der gemeinſten Art wurden mir aufgetiſcht, die ich zu wiederholen mich ſchäme. Auch würde ich nichts Neues verkünden, da ſie ſelbſt aus dem Munde ſogenannter Gebildeter noch bis zur Stunde wieder erzählt werden. Auf einen Hauptvorwurf — den übermäßigen Genuß geiſtiger Getränke betreffend — mit dem man nicht aufhört den trefflichen Mann zu belaſten, komme ich ſpäter zurück. —

Anderen Morgens, zur vorgeſchriebenen Stunde, trat ich in Jean Paul's Zimmer ein. Es war im Verhältniß zu den darin aufgeſtellten Mobilien ziemlich klein, er ſelbſt ſaß vor einem mittelmäßigen, unfern des Fenſters ſtehenden Arbeitstiſche, auf welchem Bücher, Papiere, Federn, Bouteillen, Gläſer, Lichtſchirme, Blumen u. ſ. w. in ziemlicher Unordnung herumlagen. Vor ihm ſtand ein gefülltes Schoppenglas, das weder wie Wein, noch wie Waſſer, noch wie Bier ausſah. Es war — wie er mir ſpäter unaufgefordert erklärte — eine Miſchung von Waſſer und Liqueur, von dem er hier und da einen Schluck genoß. Er verſicherte, daß er endlich herausgefunden habe, wie dies Getränk bei Früharbeiten ſeinem Körper am beſten bekomme, da weder die Säure des weißen Weins, noch das Feuer des rothen franzöſiſchen, ihm beim Schaffen in den Morgenſtunden zuſage. — Dicht angelehnt am Tiſche, ſtand ein bis faſt an die Decke reichendes Repoſitorium, von unten bis oben angefüllt mit Manuſcripten; an den Wänden herum noch einige, mit dergleichen und gebundenen Büchern; unfern des Ofens ſtand ein Sopha, auf dem ſein ſteter Begleiter bei Spaziergängen, wie in Geſellſchaften, ſein Hund — damals ein ſchwarzer Spitz — ruhete. Auf einem kleinen Tiſche befand ſich eine grün lakirte Nachtlampe und ein Vogelbauer, aus dem ein Kanarienvogel hin- und herflog, und nicht ſelten Jean Paul's Arbeitstiſch ſelbſt beſuchte. Mehrmals, bei Beſuchen in ſpäteren Jahren, bemerkte ich auch in dieſem Zimmer ſowohl, wie in dem eines anderen Hauſes, wohin er ſeine Wohnung verlegt hatte, ein kleines, unſcheinliches Klavier, das ich bei dieſem, meinem erſten Eintritt, geſehen zu haben mich nicht erinnere. — Weder Gemälde, noch Kupferſtiche zierten das Zimmer; hingegen hing eine Jagdtaſche an der Wand, und ein großer Knotenſtock lehnte unfern der Thüre in einer Ecke. Unter dem Ofen ſtand ein Teller mit einer Eierſpeiſe, — ein ſogenanntes Rührei oder Eierſchmalz — die wahrſcheinlich dort hingeſtellt war, um warm gehalten zu werden.

Nach freundlichem Nicken mit dem Kopfe, rief mir Jean Paul bei meinem Eintritt in das Zimmer entgegen: „Nur einen Augenblick,“ winkte dann mit der Hand auf den ihm gegenüberſtehenden Stuhl am Arbeitstiſche Platz zu nehmen, und ſchrieb ruhig weiter fort. — Ich hatte gerade ſo lange Zeit, mir das Zimmer, wie ich es eben beſchrieben, zu beſichtigen, als er die Feder niederlegte, mir die Hand über den Tiſch hinüberreichte und ſagte:

„Nun, ſeien Sie mir willkommen! Wie haben Sie in Baireuth geſchlafen? Ich wünſche beſſer, als ich, — das vertrackte Tabakspacket mit dem Bildniſſe hat mir viel zu ſchaffen gemacht, ohne gerade davon nützlich — wie ſonſt — zu träumen.“

Er erkundigte ſich, ob und was ich gefrühſtückt habe, ob mir ein Glas Wein gefällig ſei, u. dgl. mehr. Nachdem ich alles ausgeſchlagen, bemerkte er, wie bei ihm keine Regel ſtattfinde, ob und was er für ein Frühſtück, oder ob er gar ein doppeltes nehme, es hinge dies alles von ſeinem Wohl- und Uebelbefinden, von der Tags zuvor gepflogenen Lebensweiſe, ſowie von dem Gegenſtande ſeiner Arbeit ab. Er ſchloß:

„So habe ich heute zum Beiſpiel mir ein —“

Hier ſtand er auf, ſtreichelte und liebkoſte meinen Hund, der ihm entgegenſprang, ging zum Ofen, bückte ſich, holte den darunter ſtehenden Teller hervor, und brach — nachdem er ihn verwunderungsvoll beſichtigt, in ein ſchallendes Gelächter aus, die Worte kaum hervorbringend:

„So habe ich heute zum Beiſpiel — wollt' ich ſagen —

mir ein Eierſchmalz beſtellt, aber Ihr Hund hat wie ich ſehe mir die Verdauung erſpart. Ja, ſo ein Hundeinſtinkt," — fuhr er langſam fort, indem er ſich den Bauch vor Lachen hielt — „iſt etwas werth!"

Ich war wie vom Donner gerührt, bat tauſendmal um Verzeihung, bemerkte, wie ich die Unſchicklichkeit nicht begangen haben würde, meinen Hund mitzubringen, wenn er es nicht ausdrücklich befohlen, und wie ich gar nicht begreifen könne, daß mein Hund, der doch ſonſt das wohlgezogenſte Thier ſei, den Frevel begangen haben ſolle, ob nicht vielleicht der ſeinige ſelbſt —

Jean Paul, der mitten in der Stube ſtand, immerfort hell auflachend, nahm ſeinen Hund vom Sopha und trat mit ihm ganz ernſthaft zu mir, ihn alſo anredend:

„Sieh' einmal, was der Herr da Dich beſchuldigen will. Thuſt Du ſo etwas? Nein, Du biſt viel zu wohlerzogen! Und," — ſich zu mir wendend, fuhr er weiter fort, — „hätte er wirklich mein Frühſtück für mich verzehrt, ich wurde es ihm auf der Stelle anſehen, ſo aber — —" (hier ſetzte er den Hund auf den Boden und herrſchte ihn ſtreng an): „Haſt Du mein Eierſchmalz gefreſſen? Antwort! — Nein! — Sehen Sie, wie er zu mir freundlich heranſpringt; er würde ſich augenblicks verkriechen, ſo wie er immer zu thun pflegt, wenn er Unrecht begangen!"

Exklamationen und Entſchuldigungen von meiner Seite fingen von Neuem an, bis mich Jean Paul mit den Worten unterbrach:

„Beruhigen Sie ſich, Beſter, ich hatte wirklich im Sinn, das projektirte Frühſtück Ihnen nur zu zeigen, und es dann wegzuſtellen, ohne es zu genießen, wie das gar oft bei mir geſchieht."

Hierauf führte er mich zu einem Repoſitor, in welchem ſeine ſämmtlichen Schriften ſtanden, zog einen Band heraus, und ſagte:

„Haben Sie das auch?" Ich verneinte. Es waren „die grönländiſchen Prozeſſe," ſein erſtes Werk.

„Ja," fuhr er fort — „das iſt ſchwer mehr zu finden, der Verleger hat voreiligerweiſe mehr Exemplare davon zu Makulatur gemacht, als er verkauft hatte, mir ſelbſt fehlte es viele Jahre, bis ich wieder zum Beſitz gelangte."

Dies Buch ſowohl, als die übrigen, war mit vielen von Jean Paul's eigner Hand geſchriebenen Noten und Zuſätzen an den Rändern verſehen, ſo wie eine Menge einzelner Zettel zwiſchen den Blättern lagen. — Er erklärte mir, wie er bei jeder Gelegenheit, nicht nur während des Leſens ſeiner, ſondern auch anderer Schriften, ja bei jedem Einfalle, der ihm ex abrupto komme, wenn er anders Beziehung auf irgend eine Stelle in ſeinen Büchern habe, ſolchen aufzeichne und an den ſchicklichen Ort lege. — Hierbei machte er mir eine Bemerkung, die mir von höchſter Wichtigkeit in Bezug auf die Geſammtausgabe ſeiner Schriften zu ſein ſcheint, und die mich noch heute bezweifeln läßt, ob die nach ſeinem Tode veranſtaltete Herausgabe ſämmtlicher Werke wirklich nach ſeiner letzten Durchſicht und Beſtimmung erſchienen iſt oder nicht.

Er äußerte mir nämlich: „ich ſolle ja nicht glauben, daß er alle dieſe Noten und Zuſätze als Verbeſſerungen betrachte, oft ſeien es Verböſerungen, wie er ſich gar vielmals überzeugt, indem jede Bemerkung, die er in ſeine Bücher hineinſchreibe oder hineinlege, ohne ſorgfältige Kritik niedergeſchrieben ſei, und es geſchehe nicht ſelten, was er heute korrigirt oder hineingelegt habe, morgen, oder nach Jahren wieder ausſtreiche oder wegwerfe. Die Zettel ſämmtlich ſeien als bloſe Merk- keineswegs- aber als Verbeſſerungs-Zettel zu betrachten.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Zürich.

(Fortſetzung.)

Seit dieſen zwei Jahren geht nun ſo der mühſame Gang der Hochſchule fort, und mit ihnen iſt nun das Gerede über ihre getäuſchten Hoffnungen immer lauter geworden. Nur daß die Stadt entſchieden für ihren Fortbeſtand geſtimmt iſt.

Jetzt kam die letzte Niederlage der Radikalen, die ſich nun von Neuem populär machen wollen, ſei es durch welche Mittel es wolle. Da bot die Hochſchule Gelegenheit dar, und lockend war es auch, ſich an einigen Profeſſoren zu rächen, welche ihr Mißfallen über die Flüchtlingsprotektion laut geäußert hatten, und deßhalb für Abſolutiſten und Servile verſchrieen wurden, auch manche Verfolgungen und Intriguen, ſelbſt bis in ihre amtliche Thätigkeit hinein, damals ſchon zu leiden gehabt hatten, als der demagogiſche Terrorismus noch allmächtig war.

Es war nun aber ein Vorkämpfer nöthig, der den Angriff im Namen des Volksſchulweſens machen möchte, der da zeigen ſollte, wie die an ſich verunglückte Hochſchule dasjenige Geld aufzehre, das noch ſehr nöthig ſei zur Vervollſtändigung des Volksſchulweſens. Hierzu ward nun auserwählt der Seminardirektor Scherr. Seit 1832 wurde in Küßnacht (dem am Züricher See gelegenen Flecken von 2100 Seelen, nicht zu verwechſeln mit dem berühmten Tell'ſchen Küßnacht im Kanton Schwyz) ein Schullehrerſeminar gegründet, in welchem etwa 30 Jünglinge unentgeltlich, auf Koſten des Staates, ſich zu Volksſchullehrern ausbilden. Zum Direktor wählte man, mehr aus radikaler Sympathie und augenblicklichem Bedürfniſſe, als aus Anerkennung oder Vorhandenſein pädagogiſcher Talente, den genannten Scherr. Dieſer war als Katholik aus Würtemberg hierher gekommen, hatte eine Lehrerſtelle an dem Taubſtummen- und Blindeninſtitute übernommen, und ſich mancherlei fragmentariſche Kenntniſſe im Elementarunterrichte der deutſchen Sprache zuſammengetragen. Als nun die Revolution eintrat, erwählte er die radikale Fahne, und da er vom Katholicismus zum Proteſtantismus übergetreten war, ſo glaubte er nun noch einen Schritt weiter gehen, und überhaupt einen religiöſen Indifferentismus zur Schau tragen zu müſſen. Das ſchien nun der rechte Mann die Volksſchulen zu reformiren, und ſie aus der bisherigen Abhängigkeit von den Geiſtlichen zu befreien. Er wurde alſo zum Erziehungsrathe und Seminardirektor gemacht. Er machte nun die Einrichtungen des Volksſchulweſens, und hat unläugbar manche negative Verdienſte in Entfernung bisheriger Uebelſtände. Aber ſeine poſitive Wirkſamkeit mußte höchſt unbedeutend bleiben, da es ihm einerſeits an den hinreichenden wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, andererſeits an dem Haupterforderniſſe des ächten Volksſchulmannes fehlte, d. h. an dem reinen und tiefen Gemüthe, das in religiöſer Selbſtſtändigkeit mehr der Zukunft der Jugend zugewendet iſt, als den ephemeren Intriguen einer republikaniſchen Gegenwart. Er trug mancherlei Lehrbücher aus größeren Werken zuſammen, und ſuchte alles zu republikaniſiren, was geſchichtlich ſein mochte. Z. B. ſcheut er ſich Leonidas einen König zu nennen. Im vorigen Jahre bekam er einen Streit mit einem juriſtiſchen Profeſſor, welcher mit bedeutendem Talente und ausgezeichneten Kenntniſſen auf der Seite der Conſtitutionellen ſtand, und als Korreſpondent der Allg. Augsburger Ztg., wahr aber ſchonend, manche Fehler der Radikalen gerügt hatte. Scherr griff einzelne Sätze dieſer Correſpondenzen aus ihrem Zuſammenhange, und bildete eine ächt jeſuitiſch-verfängliche Darſtellung von dem Charakter jenes Juriſten, und zwar in einem Blatte, wohin dergleichen nie gehörte, in dem ſogenannten „Pädagogiſchen Beobachter“ von dem wöchentlich ein halber Bogen erſcheint. Der Juriſt vertheidigte ſich, der Streit erhitzte ſich. Mängel der Scherr'ſchen Lehrbücher, Handlungsweiſe und Seminarleitung kamen zum Vorſchein. Die akademiſchen Mitglieder nahmen natürlich Partei ihres Collegen, und Scherr's ganze Stellung wankte. — Von da an kam ihm nun der Haß gegen die „Gelehrtenariſtokratie.“ Seine Stellung als Erziehungsrath benutzte er, continuirlich dieſe oder jene Mangelhaftigkeit der Univerſität herauszufinden und zu ſtellen. Er, der in ſeinem Leben keine Univerſität geſehen, keine klaſſiſche Bildung im Entfernteſten kannte, ermuthigte ſich über Perſonen der Univerſitätslehrerſchaft zu urtheilen, und Reformen für die Hochſchule vorzuſchlagen. Der Erziehungsrath, eine Emanation des großen Rathes, aber dem Regierungsrathe untergeordnet, beſteht aus 15 Mitgliedern, deren eine Hälfte das höhere Schulweſen, deren andere Hälfte das Volksſchulweſen leitet, deren Totalität aber nur Beſchlüſſe faſſen kann. Die Mitglieder der erſten Section haben zwar alle ſtudirt, aber Univerſitäten doch eben nur aus dem Standpunkte der Studenten, nicht der Profeſſoren, und noch weniger der Behörden anſehen gelernt. Daneben ſind einige dieſer Mitglieder Häupter der radikalen Partei. Wie komiſch-verächtlich alſo anderwärts die Feindſchft eines Volkſchuldirektors gegen ein akademiſches Corpus ſein möchte, ſo widerlich-bedeutend iſt ſie dagegen hier unter den obwaltenden Verhältniſſen.

Bald nach der erlittenen Niederlage wurde alſo Scherr von den Radikalen beſtimmt, ſeine Angriffe zu eröffnen, um ſo mehr, als er trotz aller Anſtrengungen der Radikalen, und trotz aller Phraſeologie von Volksſouverainität in ſeinem pädagogiſchen Schmähblatte, nicht in den großen Rath gewählt worden war.

Mit hämiſcher Entſtellung aller Wahrheit und Hinzufügung bergegroßer Unwahrheiten, wies er nach, daß drei juriſtiſche und drei philoſophiſche Profeſſoren keine hinlängliche Wirkſamkeit in ihren Vorleſungen hätten. Seine Hauptbatterie war gegen die philoſophiſchen Profeſſoren gerichtet. So behauptete er z. B. ein Profeſſor der Philoſophie habe nur Zuhörer, weil die Studirenden bei ihm eine Prüfung zu machen hätten. Aus den amtlichen Dokumenten wurde ſogleich dem Herrn Scherr bewieſen, daß unter den 315 Zuhörern dieſes Profeſſors nur 19 Geprüfte ſich fanden. In dieſem Verhältniſſe von 315: 19 war nun die Wahrheit zur ganzen entſtellenden Verkleinerung der Angegriffenen.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Die Spekulationswuth in Aktien geht in Frankreich ſo weit, daß, wie der Finanzminiſter Lacave-Laplagne kürzlich in der Deputirtenkammer verſicherte, allein im vergangenen März Aktiengeſellſchaften mit einem Kapital von 900 Millionen gegründet worden ſind. —

⁂ Aeols-Violine. — So könnte man das Inſtrument nennen, welches Herr Isoard erfunden. Er hält daſſelbe, wie ein Violoncell, zwiſchen den Knieen, tritt den Blasbalg mit den Füßen und leitet den Luftſtrom mit der Rechten zur beliebigen Saite. —

⁂ Die Preußiſch-rheiniſchen Dampfſchiffe transportirten

	im J. 1836	1837	
1) an Paſſagieren:			
zu Berg	65,540	[illegible]	Perſonen
zu Thal	71,481	79,836	„
2) an Waaren:			
zu Berg	87,077	100,784	Zentner
zu Thal	64,606	73,434	„

⁂ Benjamin Conſtant und Chateaubriand. — Der zuletzt Genannte theilt in einem Anhange zu ſeinem *Congrès de Vérone* u. a. einen Brief des Erſteren (vom 31. Mai 1824) mit, in welchem B. Conſtant, ihm ſein Werk *de la religion* überſendend, bei dieſer Gelegenheit bemerkt: »Ew. Excellenz« (Chateaubriand war damals Miniſter) werden gewiß, wie mir ſcheint,« eine der bereichenden Ideen dieſes Werkes lieben, die nämlich, daß ohne das religiöſe Gefühl keine Freiheit möglich iſt, und daß dieſes Gefühl allein das menſchliche Geſchlecht aus dem Zuſtande der Erniedrigung herausziehen kann, in welchen das Zuſammentreffen ſo vieler Urſachen es ſtürzt. Sie haben das Verdienſt, zuerſt dieſe Sprache geredet zu haben, als alle höheren Ideen mit Ungunſt geſchlagen waren, und wenn das Publikum mir einige Aufmerkſamkeit ſchenkt, dann verdanke ich es den Rührungen, welche der »Genius des Chriſtenthums« (erſchien zuerſt 1802) hervorgerufen, und die ſich fortgeſetzt haben, weil die Macht des Talentes unauslöſchliche Spuren einprägt. Welches auch der poſitive Glaube des Menſchen ſey, Alle, deren Seele einige Tüchtigkeit (*valeur*) beſitzt, müſſen ſich vereinigen, um den Gefühlen, welche uns zum Himmel zurückrufen, den Sieg zu bereiten über ſolche, die uns niederbeugen zur Erde....«

⁂ Glasgewebe. — Schon vor ſechs Jahren hatte Hr. Chr. Storm zu Elberfeld mit Erfolg den Verſuch gemacht, geſponnenes Glas zu weben, und noch jetzt iſt, wie die Elberfelder Zeitung berichtet, ein mehrere Ellen langes Stück ſolchen Gewebes bei ihm zu ſehen. Dies war jedoch nur Wenigen zur Kunde gekommen, und ſo erklärt ſich, wie unlängſt ein Herr Dubois Bonet zu Paris, dem derſelbe Verſuch gelungen, ſich die Erfindung zuſchreiben konnte. Ueber hundert Webeſtühle ſollen dort bereits mit Fertigung ſolcher Glaszeuge beſchäftigt ſein.

⁂ Ueber Athanaſius von Görres hat ein Hr. H. von Florencourt ſich in Nro. 1803 ff. der liter. und krit. Blätter der Börſenhalle auf ſo nachdrückliche und durchgängig unpartheiliche Weiſe vernehmen laſſen, daß wir unſere Leſer auf dieſe Kritik aufmerkſam zu machen für Pflicht halten... In Bezug auf Preußen bemerkt er: »wenn auch die Regierung ſich in dem Conflikte der Kirche mit dem Staate übereilt haben ſollte, ſie hat darum nicht nöthig, die Debatten zu unterdrücken... Wahrheit, die keine Prüfung ſcheut, iſt das Lebenselement des Proteſtantismus«.... Scharf dringt er im zweiten und dritten Artikel auf Görres ein, und macht es höchſt wahrſcheinlich, daß derſelbe, wie er keineswegs wirklich gläubig, ſo auch in manchen Behauptungen nicht ganz wahrhaft ſich finden laſſe. — Ueber die bekannte Spiegel-Bunſen'ſche Vereinbarung bricht Hr. v. F. mit Recht den Stab, und zeigt auch bei dieſer Gelegenheit, daß ſeine Liebe zu Preußen ihn nicht einzelne Mißgriffe einzelner Behörden überſehen läßt, vielmehr gerade ſein Auge ſchärft, und ihm den Muth gibt, Mängel zu rügen, die nur dann verderblich werden, wenn man, auf den Schein der Unfehlbarkeit und formellen Conſequenz Anſpruch machend, — gegen allgemeine Stimme und beſſeres Wiſſen auf ſtrenger Durchführung eines Irrthums oder Verſehens beharrt.

⁂ Eine nachahmungswürdige Neuerung wird jetzt in der Bildergalerie des Louvre vorgenommen. Jedes Gemälde wird in Zukunft in einer kleinen Inſchrift den Namen ſeines Verfertigers und die Angabe ſeines Gegenſtandes enthalten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 113. 1838.

Phönix.

Samstag, 12. Mai.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

Als er mir nach mehreren Jahren einmal ein Exemplar des erſten Bandes der neuen Auflage ſeiner „unſichtbaren Loge“ überſandte, ſchrieb er mir dabei:

> „Sie werden finden, wenn Sie dieſe neu einbalſamirten Mumien*) gegen die alten halten, daß die friſch dazu genommenen Gewürze und ſonſtigen Ingredienzien, vorzüglich nur einen wohlthätigen Einfluß auf den todten Körper übten, der z. B. aus Löſchpapier ſich zu Velin umgeſtaltete, wie beikommendes Exemplar bezeugt. Stehende Verbeſſerungen — wie die zweite Vorrede andeutet — aller meiner Auflagen, blieben auch hier Land- oder Buchverweiſungen von faulen Tag- oder Sprachdieben oder Wortfremdlingen und die Ausrottung falſcher Genitiv S und Ung's. — Ferner auf allen Blättern, wo es Noth that, wurden Lichter und Schatten und Farben gehoben oder vertieft, aber nur ſchwach; und da nur meiſtens in komiſchen Stellen, die Sie nun einmal — und wie Sie wiſſen, zu meiner wahren Freude — vor ſo vielen meiner Leſer ganz beſonders goutiren. Von jenen Anfaglingen und Kometenſchwänzen, wovon mein Handexemplar der alten Auflage voll war, werden Sie wenig eingeſchwärzt finden, aus den in der neuen Vorrede entwickelten Gründen und ſonſtigen, über die der Mumienvater erſt dann Aufſchluß geben kann, wenn wir Beide aus der ſichtbaren Loge in die unſichtbare vorgerückt ſein werden, wovon Ihnen das himmelblaue Papier mitfolgender Prachtausgabe einſtweilen einen Vorgeſchmack ſchenken mag.“
>
> „Könnt' ich doch in Ihrer Geſellſchaft, mit Ihrer Hülfe und Ihrem praktiſchen Blicke an meine opera omnia gehen, an die ich fortwährend denke, und in dem Gedanken ſelig ſchwelge! So viel iſt gewiß, daß Sie mich nicht lange mehr daran erinnern werden, wie ich Ihnen mündlich ſagen kann, wenn Sie Ihr ſo oft gegebenes Wort endlich erfüllen, und Baireuth und mich einmal wieder heimſuchen.“

Aus dieſen Zeilen iſt nun erſichtlich, wie wenig Rückſicht Jean Paul auf die in ſeinen Büchern gemachten Notizen nahm, wovon beſonders, wie ich mich genau erinnere, die alte Auflage der unſichtbaren Loge voll ſteckte. — Eine letzte Hand, mit dem Vornehmen: daß es die letzte ſein ſolle, hat er ſchwerlich an ſeine Werke gelegt, und es entſteht nur die nicht unwichtige Frage: Iſt die bei Reimer in Berlin erſchienene Geſammtausgabe wirklich eine ſolche, wie ſie der Verewigte nach Inhalt und Form im Sinne hatte?

Man wende mir nicht ein, daß dies aus dem Grunde nicht zu bezweifeln ſei, weil er zu einer ſolchen Ausgabe ſchon mehrere Jahre vor ſeinem Tode die eigene, beſſernde Hand anlegte, und bei geſchwächtem Augenlicht und gegen das Neigen ſeiner Tage zu, ſein Neffe Spazier kräftig dabei mitwirken half. — Jean Paul ſah das ſchnelle Abnehmen ſeiner Kräfte und ſein bald darauf erfolgtes Ende nicht voraus, die Hoffnung, ſeine ſtete Lebensgefährtin, tröſtete ihn, wie während ſeines ganzen Lebens, ſo auch an deſſen Ziel, und wenn ich die mehrmals mit ihm gehabten Unterredungen über ſeine opera omnia mir in das Gedächtniß zurückrufe, wenn ich ferner manche Stellen in der Geſammtausgabe, mit denen in den früheren vergleiche, und die mir gerade über dieſe Stellen gemachten mündlichen Aeußerungen berückſichtige, ſo möchten meine Muthmaßungen, daß gar Manches ſein Nachlaß in ſich faſſe, was nicht mit ſeinen letzten Entſchlüſſen im Einklang ſtehe, wohl einen ziemlich breiten Raum gewinnen.

---

*) So hieß der zweite Titel.

Denke ich nur zurück an mein Leibgericht unter ſämmtlichen Jean Paul'ſchen Schüſſeln, an den Siebenkäs, ſo gewinnen meine Zweifel — wenigſtens in dem hier zu erzählenden Falle — vollkommene Gewißheit.

Zu Ende des Jahres 1817 oder Anfangs 1818 ſandte mir der Verewigte ein Exemplar der zweiten Auflage dieſes Buches ein, begleitet mit wenigen Zeilen, die ich leider — wie ſo viele Briefe, welche ich freundlichen und ungeſtümen Bitten nachgebend, verſchenkte — nicht mehr vorfinde; aber des Inhalts waren: „ich möge die in der Vorrede von ihm roth angeſtrichenen Stellen baldigſt erledigen, durch mein Kommen nach Baireuth, oder er (Jean Paul) käme, als mahnender Gerichtsdiener und Exekutor nach Bamberg, wobei er nicht unbemerkt laſſen dürfe, daß ſein Verweilen als Wartbote mir bedeutende Schmerzensgelder koſten würde.“

Die angeſtrichenen Stellen der damaligen Vorrede waren folgende:

1) „Was hilft es mir, daß ich dieſe neue Auflage des Siebenkäs mit den größten Vergrößerungen und Verbeſſerungen, die nur in meiner Gewalt ſtanden, ausgeſtattet herausgebe? Man wird ſie wohl kaufen und leſen, aber nicht lange ſtudieren, und ausführlich genug beurtheilen. Die kritiſche Pythia gab mir, wie die griechiſche anderen Fragern, nicht gern Orakel, und zerkäuete höchſtens die Lorbeeren, ohne ſie aufzuſetzen, und weiſſagte wenig oder nichts. So erinnert ſich der Verfaſſer dieſes noch recht gut, daß er ſich z. B. über die zweite Auflage ſeines Hesperus gemacht, mit der Baumſäge in der linken Hand und mit dem Okuliermeſſer in der rechten, und damit außerordentlich gearbeitet am Werke; aber vergeblich ſaß er auf weitläufige Anzeigen davon in gelehrten und ungelehrten Blättern auf. Und ſo kann er in ſeinen neuen Auflagen (Fixlein, die Herbſtbluminen, die Vorſchule, die Lewana, ſind Bürgen und Zeugen) wirthſchaften wie er will, neue Bilder aufhängen und alte umwenden — Gedanken ausquartieren und Gedanken einquartieren — Charaktere dort zu beſſeren Auftritten und Geſinnungen anhalten und hier zu ſchlimmern — kurz, er kann in der Auflage tauſendmal gewaltthätiger haushalten, als wie ein Rezenſent oder ein Teufel: keiner von Beiden merkt es und ſagt der Welt ein Wort davon; aber auf dieſe Weiſe lern' ich wenig, erfahre nicht wo ich's recht oder ſchlecht gemacht habe, und büße etwaiges Lob ein.“ (Bei den letzten Zeilen, von: „aber auf dieſe Weiſe“ bis zum Schluſſe, ſtand neben dem Striche ein großes Fragezeichen.)

2) „— — — Endlich mag es vielleicht als eine der kleinen Verbeſſerungen gelten, daß ich in den beiden Blumenſtücken — beſonders in dem des todten Chriſtus — gar keine gemacht, ſondern alles gelaſſen, wie es war und den bunten goldnen Streuſand, womit ich die Schriftzüge etwas unleſerlich und höckerig gemacht, abzuſchaben unterlaſſen.“ (Die ganze Stelle war, mit Frage- und Ausrufzeichen untermiſcht, angeſtrichen).

3) „— — Dies ſind nur die vornehmſten Verbeſſerungen, über welche ich ſo gern ein Urtheil von guten Kunſtrichtern, welche die neue Auflage vergleichen wollten, zum Wachsthum meiner Kenntniſſe, ja vielleicht meines Ruhms zu erleben wünſchte. Da aber nichts verdrüßlicher iſt, als das Gegeneinanderhalten des alten Buchs gegen das verbeſſerte: ſo hab' ich in der Realſchulbuchhandlung das gedruckte Exemplar der alten Auflage niedergelegt, in welchem die ganze mit Tintenſchwärze verbeſſerte Druckerſchwärze, . nämlich alle durchgeſtrichenen Stellen auf einmal zu überſehen ſind, oft halbe und ganze todtgemachte Seiten, ſo daß man erſtaunt. Der entfernte Kunſtrichter freilich müßte, da er vielleicht eben ſo ungern als der benachbarte Berlins mit Korrektors Schiffziehen Blatt für Blatt beider Auflagen gegen einander abwägt, ſich damit begnügen, daß er die Bände von Beiden in zwei Gewürzkrämerſchalen legte und dann zuſähe; er wird aber finden, wie ſehr die neue Auflage die alte überwiegt. Aus der Strenge gegen zweite Auflagen nun dürften dann leicht beide Männer ihre Schlüſſe auf die Strenge gegen erſte, und aus dem Ausſtreichen des Gedruckten auf das frühere des Geſchriebenen ziehen; und dies wäre allerdings ein Feſt für mich.“ (Dieſe ganze Stelle war mit einem rothen Strich verſehen, und bei dem letzten Worte ein Zeichen gemacht, das auf ein dabei liegendes Papier hinwies, worauf geſchrieben ſtand: „Was werden Sie thun, und wann mir das Feſt bereiten?“)

(Fortſetzung folgt.)

Aus Zürich.

(Fortſetzung.)

Aus dieſen ſo beſchaffenen Nachweiſungen ſchloß nun Herr Scherr weiter, die Hochſchule ſei eine verunglückte Copie der deutſchen Hochſchulen. Da nun weiter keine Hoffnung vorhanden ſei, daß deutſche Studirende ſie beſuchen würden, ſo müſſe ſie auf eine nationale Weiſe umgeſtaltet werden, bis dahin, daß ſie den lokalen Bedürfniſſen des Kantons entſpreche. Theologen, Juriſten, Mediziner müßten ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung haben können. Aber an die Stelle einer überflüſſig gelehrten philoſophiſchen Fakultät müßte ein Cyclus von populären Vorträgen treten, in denen republikaniſche — d. h., nach ſeinem Sinne, bis dahin mit keiner Bildung behelligte Beamtete, wenn ſie plötzlich durch Vertrauen der Wähler zu ihnen unbekannten Berufsgeſchäften berufen würden, die nöthigen Kenntniſſe erlangen könnten. Damit ferner die Zahl der Studierenden der Hochſchule wachſe, und die Landſchaft größeren Nutzen von der theueren Hochſchule ziehen könnte, ſollte noch eine neue Vorbereitungsanſtalt errichtet werden, in welcher diejenigen Jünglinge, welche die Volksſchulen des zweiten Grades, die

Secundarſchulen verließen, innerhalb zwei Jahren befähigt würden, Vorträge an der Hochſchule anzuhören. Die Koſten dieſer Vorbereitungsanſtalt ſollten wahrſcheinlich aus der Aufhebung der philoſophiſchen Fakultät, und aus der Zurückführung der Univerſität auf die drei früheren Inſtitute, gedeckt werden.

Dies ſind nun die Daten, welche dem in allen Züricher- und manchen Schweizerblättern geführten Streite zum Grunde liegen. Herausgeſtellt haben ſich nun unter Anderem auch die Totalkoſten der Hochſchule (in Schweizerfranken = 40 Kreuzer berechnet), welche ich der Merkwürdigkeit wegen herſetze, da wohl kaum noch eine Univerſität mit ſo geringen Koſten beſtritten wird.

1) **Beſoldungen.**		
Theologiſche Fakultät	. . . . .	5,000 Frk.
Juriſtiſche „	. . . . .	6,000 „
Mediziniſche „	. . . . .	8,820 „
Philoſophiſche „	. . . . .	11,200 „
2) **Lehrmittel**, Lokalität ꝛc.	. . .	9,420 „
	Summa	41,040 Frk.

(wovon aber das Mehrſte gemeinſchaftlich mit der Kantonsſchule benutzt wird.)

Da nun die Stadt 20,000 Frk. zuſchießt, wovon wenigſtens die Hälfte auf die Hochſchule verwendet wird, ſo koſtet dieſelbe den Staat nicht mehr als 31,000 Frk. oder nicht volle 22,000 fl. rheiniſch.

Der Kanton macht nun zwar, im Verhältniſſe zu ſeiner Größe unglaubliche Anſtrengungen im Bauweſen. Eine wunderſchöne maſſive Brücke von vier Bogen, aus ſogenannten „ſchwarzen Granitquadern“ iſt über die Limmat (nahe am See) in einigen Wochen vollendet; ein großartiges Poſtgebäude mit architektoniſchem Geſchmacke wird im Herbſte fertig ſein; Chauſſeen von ſchönſter und großartiger Baukunſt durchkreuzen allmählig den Kanton; aber nichtsdeſtoweniger wäre die geringe Erſparung — noch verringert durch die nöthigen Penſionen — in keinem Verhältniſſe zu dem unberechenbaren Verluſte an Zutrauen, und zu dem, freilich hier nur wenigen Gemüthern fühlbaren, aber dennoch unſagbaren Verluſte an geiſtiger Regſamkeit.

Doch gereicht es dem großen Publikum unſerer Stadt, und auch des gebildeteren Landestheils, zum anerkannten Ruhme, daß es mit gerechter und allgemeiner Indignation die hämiſche und verächtliche Intriguenweiſe Scherr's verurtheilt hat, und in wenigen Tagen wird es im großen Rathe ſich zeigen, ob ſich der junge Stamm unſerer Hochſchule durch dieſen Sturm nicht feſter gewurzelt hat. Unmittelbar nach der Entſcheidung des großen Rathes melde ich Ihnen das Weitere.

Einen Gewinn haben indeſſen alle akademiſchen Mitglieder aus dieſem Angriffe davon getragen, nämlich eine unerſchütterliche Gemüthsruhe gegen die frechſten Angriffe der zügelloſeſten Preſſe. Was einem Beamteten in Deutſchland die tiefſten und ſchmerzlichſten Gemüthswunden ſchlagen würde, das belächelt man hier im Kreiſe der Freunde, und kann nach Belieben, ohne alle Beſorgniß, dazu ſtillſchweigen, oder nach einer willkührlichen Skala von Energie darauf antworten. Als Herrn Scherr einige ſeiner Unwahrheiten nachgewieſen waren, erklärte er ganz naiv: „die gelehrten Herren lebten nun einmal in der Republik, und müßten ſich an die freie Preſſe gewöhnen.“ — Wie nun auch die Sache ſich weiter macht, ich werde nie der reinen Demokratie den Verluſt der Hochſchule zuſchreiben. So wenig im menſchlichen Körper die Muskeln die Nerven zerſtören, ſo wenig das ächt politiſche Leben die intellektuelle Bildung. Nur durch Geſchwulſt, wenn ſchädliche Beſtandtheile in den Muskeln vorhanden ſind, können ſie, aber nur vorübergehend, das Nervenſyſtem bedrücken. —

Ich gehe nun zu dem dritten Gegenſtande meines diesmaligen Berichtes über, zu dem Erbſchaftsprozeſſe der Züricher Regierung mit einem engliſchen Erben eines hier verſtorbenen Britten. Dieſe Controverſe iſt bekanntlich Gegenſtand diplomatiſcher Noten geworden. Einem naheſtehenden Freunde des engliſchen Erben, und manchen bei der Gelegenheit erſchienenen Druckſchriften verdanke ich folgende authentiſche Nachrichten. Nur ſolche halte ich Ihrem Blatte angemeſſen.

Die Hauptſache iſt: Der Kanton Zürich fordert zehn Prozent Abzugsrecht von dem Vermögen eines hier verſtorbenen Britten, und zwar anfänglich von dem auch außer dem Kanton Zürich (in Amerika, England und Frankreich) befindlichen Vermögen, nachher nur von dem im Kanton befindlichen. Zu dem im Kanton befindlichen rechnet er dann auch die nur in England zahlbaren Wechſel und Hypothekenſcheine. Das Züricher Obergericht hat in letzter Inſtanz zu Anfange dieſes Jahres entſchieden, nur von dem hier befindlichen oder realiſirbaren Vermögen ſeien zehn Prozent, d. h. diesmal etwa 9000 fl. rheiniſch zu bezahlen.

(Fortſetzung folgt.)

Frühe Berüchtigtheit der Jeſuiten.

Das nachſtehende Gedicht habe ich mir vor zweimal zehn Jahren aus einem Coder der Heidelberger Bibliothek abgeſchrieben, welcher, aller Wahrſcheinlichkeit nach vor ungefähr zwanzigmal zehn Jahren geſchrieben, viele damals wohl ſehr berühmte Gedichte enthält. Ob das nachfolgende bereits anderwärts gedruckt, iſt mir unbekannt; ich gebe es hier in ſeiner urſprünglichen Geſtalt und erlaube recht gerne, ſowohl der neuen Würzburger als der alten Aſchaffenburger Zeitung, ſowohl dem Berliner politiſchen Wochenblatt, als den Münchner hiſtoriſch-politiſchen Vierzehntagblättern, dieſe kirchlich-hiſtoriſch-politiſche Denkwürdigkeit ihren Spalten einzuverleiben, wenn ſie zuvor auch die denkwürdigen Briefe des Hrn. Kaplan Michelis an Hrn. Pfarrer Binterim aufgenommen, welche das Frankfurter Journal zuerſt mitgetheilt, und in denen der erzbiſchöfliche Kaplan unter anderen am 7. April v. J. ſchrieb: „es wäre (sed tantum inter nos) uns eine große Freude, einige Jeſuiten hereinzuſchmuggeln.“ S.

Der Jeſuiten Urſprung.

Im Hofton Zwingers.

Als Bapſt Paulus mit Brand und Mort
  Wolt wider Jeſum und ſein Wort
  Hart ſtriten fort,
  Hat er gen Rom beſchrieben
Einen gotloſen Kriegesman da,
  Hieß Ignatius Loiola
  Auß Pauia,
  Den hat er angetrieben,
Wider Jeſum,
  Den Herren frum,
  Zu kempfen und zu ſtriten.
  Ignatius
  Voll von Erebus
  Richtet auff zu den Ziten
  Einen newen Orden Vntrew
  Voller Neidt vnd Haß bitter,
  Die er mit einem Namen new
  Nennet die Jeſuiter.

Daß war des Teuffels letzte Frucht
  Auß der Hellen herfür geſucht;
  Die newe Zucht
  That der Bapſt ſenden eben
Wider Jeſum mit ſtarker Hand

Zu verrathen das teutſche Land
Gar wol bekand;
Befahl Inen darneben,
An welchem Ort
Man Gottes Wort
Rein und lauter thet lehren,
Solten ſie doch
Leſterlich hoch
Die heillig Schrifft verkehren
Und ſie ſpitzfündig legen auß,
Mit Geſchrey disputiren,
Und auff Spaniſch von Hauß zu Hauß
Aufrühriſch prakticiren.

Alles was in der Welt geſchicht,
Verrathen ſie dem Bapſt entwicht,
Michel Gar ſpricht;
Die Fürſten ſie außſaugen.
Ir Büberey iſt wol bekand
In Frankreich vnd in Engeland;
Auch iſt ir Schand
Bei meniglich vor Augen.
Ohn Maß vnd Zil
Wird durch ſie vil
Chriſtliches Blut vergoſſen;
Groß Ungelück
Iſt durch ir Tück
Ueber Teutſchland beſchloſſen.
Doch werden ſie in dieſem Krieg
Erlangen wenig Glori;
Jeſus Chriſtus behelt den Sieg,
Des ſchreyen wir Victori.

⁂

Anno 1619 den 13. Auguſt dicht's Hanns Winter.

Chronik der ſchönen Literatur.

36) Der Zeitgeiſt und die moderne Literatur. Briefe an eine Dame von G. O. Marbach. Dritte und letzte Sendung. Leipzig, 1838. J. C. Hinrichs.

> Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
> Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
> In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.

Man ſieht es, dünkt mich, dieſer letzten Sendung noch mehr an, daß der Verf. nicht mit ſeinem Stoffe fertig werden konnte, und daher zu Abſchweifungen ſeine Zuflucht nehmen mußte, die man kaum erwartet. Er geht davon aus, die Perſönlichkeiten in der Literatur zu würdigen und kommt zunächſt auf Gutzkow. Ein Hauptreſultat ſeiner ſcharfſinnigen Unterſuchung über Letztern iſt S. 326: Gutzkow hört „läuten, aber nicht zuſammenſchlagen“, und ſieht die Morgenröthe nur in ihrem Wiederſchein am Abendhimmel, der ſich in Nichts auflöſ't, ſobald die Sonne über den Horizont tritt. Im Ganzen nicht beſſer kommen Wienbarg und Laube weg, obgleich Letzterem (S. 334) das meiſte Talent unter den Schriftſtellern, welche zum jungen Deutſchland gerechnet worden, beigelegt wird. Th. Mundt iſt der (S. 345), welcher in dieſer Geſellſchaft die meiſten Kenntniſſe und in Folge derſelben auch noch die am tiefſten gehende Einſicht in die Mächte des geiſtigen Daſeins: Staat, Religion, Philoſophie beſitzt, aber „ſeine Phantaſie iſt durchaus unbehülflich.“ F. Kühne's Bedeutung und Geiſt wird aus einer Beurtheilung ermeſſen, die derſelbe über den Verf. dieſer Briefe ergehen ließ. Die ſchwäbiſche Schule bietet Gelegenheit, Juſt. Kerner mit entſchiedener Gemeinheit zu beſprechen; hier iſt von „verſchiedenen ſeiner Conſorten“, „Jämmerlichkeit“, einem „zerknitterten und verwaſchenen Herzen“ die Rede und wird behauptet: die Lüge ſei nicht im Bewußtſein Kerner's, das Krankhafte an ihm ſei, daß er ſich ſelbſt Lüge ſei! Karl Maier hat die ewig heitere Natur in ſeine Winſelei und Pinſelei herabgezogen und Hoffmann v. F. ſollte ſich ſolcher „erbärmlichen Impotenz“ ſchämen. Rahel's und Bettina's Briefe führen den Verf. in das Myſterium der Liebe. Bei dieſem Excurs kommt beſonders Gervinus übel weg, der in ſeinem Göthe'ſchen Briefwechſel Bettina das „regenerirte Mittelalter“ nennt; er zeigt „eminente Philiſtroſität, Abgeſchmacktheit und trägt ſein Geſalbader mit einer alle Autorität ignorirenden Suffiſance vor, er hat das Mittelalter nicht begriffen, und hat Bettina nicht begriffen“ (S. 408). Die Geſchichte der Liebe, Ehe und Emancipation der Frauen ſchließen das Buch. —

Feuilleton.

⁂ Die Geſellſchaft der Kinderfreunde zu London, welche arme Kinder unterrichten läßt, um ſie dann bei achtbaren Familien in den britiſchen Colonien als Landbauer oder Dienſtboten unterzubringen, hielt am 25. v. M. ihre jährliche Gedächtnißfeier unter Vorſitz des Herzogs von Richmond. Seit Stiftung des Vereins haben 1000 Kinder Unterricht erhalten, und 900 ſind in den Colonien untergebracht. —

⁂ Criminalität von Großbritannien und Irland. — Nach Moreau de Jonnès Statiſtik der drei vereinigten Königreiche gab es in denſelben in den 5 Jahren von 1831 bis 1835 inclus. in Allem

Angeklagte	209,270
Schuldigerklärte	142,674
Losgeſprochene	27,303
Zum Tod Verurtheilte . . .	6,989
Hingerichtete	409
Deportirte	25,161
Zur Haft Verurtheilte . . .	106,257
Mit anderen Strafen Belegte	4,984

Kein Land der Erde, bemerkt Hr. de Jonnès, bietet ein gleich ungünſtiges Verhältniß. In Frankreich kommt ein Todesurtheil auf 448,000 Einwohner, in England eines auf 19,500.

⁂ *Origines du théâtre moderne.* — Unter dieſem Titel erſcheint in dieſen Tagen ein Werk zu Paris, an welchem Hr. Charles Magnin ſchon ſeit vielen Jahren arbeitet, und von dem vielverſprechende Bruchſtücke ſchon in Zeitſchriften mitgetheilt worden. Der erſte Band wird dem Theater der alten Welt, die drei folgenden Bände werden dem Theater der neueren Zeit gewidmet ſein.

⁂ Die Journalpreſſe der ver. Königreiche von Großbritannien lieferte nach Moreau de Jonnès

im Jahr	1753 —	7,300,000	Exemplare
" "	1760 —	9,300,000	"
" "	1790 —	14,000,000	"
" "	1831 —	33,000,000	"
" "	1834 —	32,000,000	"

In England aber gibt es 2 Tagblätter für die Perſon jedes Alters, in Schottland eines und etwas mehr, in Irland aber nur Eines für 4 Perſonen.

Rechnete man alle Arten von Journalen und Revüen, ſo zählte man im Jahr 1836:

in England	274	wovon	100 in London,
in Schottland	54	"	10 in Glasgow,
in Irland	80	"	21 zu Dublin.

Berichtigung.

☞ In Nro. 109, S. 409, Sp. 1, Z. 6 v. u. lies: Sterben ſtatt Streben, und S. 434, Sp. 2, Z. 35 v. u. lies: [illegible] ſtatt hieperiſch.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 114. 1838.

Phönix.

Montag, 14. Mai.

Alexander Puſchkin.

Von

Auguſt Nodnagel.

I.

Welch' Leben, welche Luſt im hohen Saal,
Vor Wonnen überſprudelt der Pokal!
Wie lügneriſch von tauſend Kerzen Schein
Stiehlt ſich der Tag aus wüſter Nacht herein!
Und Arm in Arm ſchlingt Paar an Paar ſich feſt,
Sie toben um der Liebe letzten Reſt.
Das Auge rollt, im Sturme pocht die Bruſt —
Und dennoch — ha! was wiſſen ſie von Luſt?
Wenn aber? Puſchkin, wenn Du Dich betrogſt,
Mit ihrer Lüge nur Dich ſelbſt belogſt?
Wenn dies kein Tanz, ein ‚Liebeszauberdrang,
Die Geiſter aufgelöſt in Takt und Klang?
Wenn ird'ſche Luſt hier nicht umſtrickt den Leib,
Und die Du ſiehſt, nicht Mann mehr, nicht mehr Weib?
Wenn ſie wie jene ſteigen aus den Wellen,
Die nächtlich um des Dichters Lager ſchwellen
Und fort ihn reißen aus dem ſtillen Traum,
Bis zur Unendlichkeit ſich dehnt der Raum —?
O nein, o nein! zerfließt in euer Nichts,
Ihr Truggeſtalten eines Nachtgeſichts! —
Er ſteht, gewaltſam hemmt er ſeine Schritte,
Und fühlt ſich Fremdling in der Frohen Mitte;
Er ſchüttelt ſeine krauſen Locken, ſtumm
Flieht er den Saal, und kehrt doch wieder um.
Liſinka! wo? wo find' ich Dich einmal,
Wo leuchtet Deiner Augen ſüßer Strahl?
Dann murmelt er in ſich ein halbes Wort, —
Fort ſollſt Du! aus der Kaiſerſtadt mit fort!
Dahin, wo Samum durch die Wüſten haucht,
In fahles Roth der Palmen Fächer taucht,
Geheul des Löwen als Muſik ertönt
Und Panther und Hyäne lachend höhnt.
Mein Püppchen will ich in die Wildniß führen
Und ſelber mit dem Schrecken engagiren!
Er ſchweigt, denn der Maſurka ſüßer Klang
Beginnt aufs Neue, wilder wogt der Drang,
Liſinka ſchwebt, ein Traumbild weich und warm,
Dicht vor ihn her — und an des Fremdlings Arm.
Ihr Auge glüht, doch fällt's auf Puſchkin nicht,
Den Tänzer anzuſchau'n, das iſt ja Pflicht! —
Da knirſcht der Mann: Haha! ich will nicht ſtören,
Mein war ſie nie! Sie mag ihm ganz gehören! —
Fort ſtürzt er durch entfernte Zimmerreih'n
Und tritt zur Bank mit Hohngelächter ein,
Mit beiden Händen ſtreut er hin das Gold,
Der Würfel fällt, das Glück iſt ihm nicht hold.
Er lacht. Nur zu! verlieren muß ich ſchon,
Das will ich auch — und dennoch biet' ich Hohn.
Denn was hier tobet in verſchwiegner Bruſt,
Das iſt Gewinn, errungen durch Verluſt.
Er ſpielt und ſpielt. Ein Haufen Gold zerrinnt,
Leer ſind die Taſchen! Leer? der Dichter ſinnt.
Wohl wißt ihr, meine Verſe gelten baar,
Fünf Rubel jeder, — hier zähl' ich ſie dar!
Wie hoch die Bank? Es gilt den letzten Schlag!
Banquier! nimm dieſes Lied und rechne nach.
Es iſt mein Letztes! Solches ſang ich nie,
Das iſt des Herzens Grabesmelodie.
Und ruhig ſchaut er drein, der Würfel fliegt —
Va banc! der bleiche Dichter hat geſiegt;
Von Lieb' und Haß das ſtolze Herz beengt,
Mit ſeinen Verſen hier die Bank geſprengt.
O Kind des Glückes! ſchreit der tolle Kreis
Aus Einem Mund, da ſtöhnet Puſchkin leis:
Ja Glück, mein Glück, ihr Brüder, koſtet viel —
Doch weg die Grillen! Alles iſt nur Spiel!

II.

Aus wirrem Traum iſt Puſchkin aufgewacht,
Es bebt und flimmt geheimnißvoll die Nacht;
Der Himmel legt ein weißes Grabgewand
Wie höhniſch mahnend auf das Frühlingsland.
Das Schwärmeraug', vom Thränenreif umthaut,

Aus ſchreckenbleichen Wolken niederſchaut.
Ein Spiel?! ſo ſeufzet in erneuter Wuth
Der Mann der Liebe, voller Scham und Glut —
Und was noch mehr? 's war ein Orakelwort,
Was mir entfuhr im Götterwahnſinn dort.
Ein Spiel iſt all mein Träumen und mein Denken,
Nannt' ich es auch ein heiliges Verſenken
In die Natur, in ihrer Wahrheit Fülle —
Ich zerrte nur am Zipfel einer Hülle;
Und was mich in der Schönheit Arme zog,
An deren Bruſt ich lebendurſtig ſog,
Was mich ein ſüßer Schauer oft berückte,
Wenn ich die Blumen küßte und zerpflückte,
Wenn meine Kraft die Sprödeſte bezwang,
Und mit der Stolzen Liebeskämpfe rang,
Und um die Frommen Höllennetze ſchlang,
Bis alle zu verderben mir gelang.
Rief nicht mein ſattes Herz zuletzt am Ziel:
Es war ein Spiel! ein launiſch-leichtes Spiel!
So hab' ich manches Frauenherz entblättert,
Die Liebe der Verzweiflung zugeſchmettert,
Bis ich mich ſelbſt fieng in verwirrten Fäden
Und mir zur Wahrheit log die Liebesreden. —
Liſinka! — Ha, wie ich ſo oft geſcholten,
Wird mir gerecht gemeſſen und vergolten!
Bin ich der Puſchkin, den man rühmt und ſingt,
Dem jeder Morgen friſchen Lorbeer bringt?
O nein! ein Stern, der in das Chaos fiel
Verloſchen biſt du — deiner Thorheit Spiel!
Er ſchweigt. Der Silberleuchter in der Hand
Schwankt, zittert; an der Prachttapetenwand
Zeigt ſich gebeugt des ſtolzen Mannes Schatten,
Das weckt ihn aus verzweifeltem Ermatten.
Noch einmal lieſ't er bei der Kerzen Schein
Ein Briefblatt, knirſcht und heulet: Ja — und — Nein!
Dann zieht er raſch den Dolch aus blanker Scheide
Und prüft am eignen Arm die Doppelſchneide,
Iſt von der klaffen Wunde nicht erſchreckt,
Lacht, wie ſein ſchwarzes Blut den Eſtrich leckt. —
Ob ſie nun ſchläft? hält ſie die Sehnſucht wach?
Hinein zu ihr! — Er dringt in's Schlafgemach.
Der Kerze Schimmer füllt den heil'gen Raum,
Da ſchläft ſein Weib — Liſinka athmet kaum —
Zwei Kinder blühend wie die jungen Roſen,
Um die des Lenzes erſte Grüße koſen —
Still — todtenſtill. Puſchkin, was willſt du thun?
Kann ſo die Schuld? kann ſo der Meineid ruhn?
Er ſchlägt den kalten Dolch an ſeine Stirn
Und Fieberwahnſinn zuckt durch ſein Gehirn.
Ein Augenblick. Die Kerze flimmert aus;
Nacht in und um ſich, tappt er ſcheu hinaus
Und findet wieder das entleg'ne Zimmer,
Nur was er will und thut, das fand er nimmer. —
Der Schweſter Hand gab ich ihm jüngſt zum Pfande,
So knüpft' ich Thor mich ſelbſt an meine Schande.
Und würg' ich ihn, tilgt ihre Schuld das aus?
Und ſend' ich ſie vereint in Todesgraus,
Was bin ich dann? — Doch enden muß es ja!
Liſinka! Nun, die rechte Zeit iſt da. —
Er ſchreibt in Haſt; er athmet leichter auf. —
Mein Leben, nun? und einer Kugel Lauf.
Er oder ich — Puſchkin, was ſoll das viel?
Drum fort die Grillen! Alles iſt nur Spiel!

III.

Sie ſtehen Aug' in Aug', Bruſt gegen Bruſt,
In jedem Buſen wühlt des Mordes Luſt
Und flammend ſchlägt empor die Raſerei,
Da bohrt ſich in des Dichters Herz das Blei,
Die Kugel iſt neugierig eingedrungen,
Zu ſehn, ob Liebeslieder tief entſprungen.
In rothen Wellen ſtrömt dahin ſein Weh,
Er rafft ſich männlich wieder aus dem Schnee.
Freund Schwager! ruft er noch mit voller Stimme,
Nimm meine Hand! ich ſcheide nicht im Grimme.
Seid Männer ihr und habt die Augen naß?
Wißt: zur Geneſung hilft der Aderlaß.
Laßt mich! ich komme noch allein an's Ziel,
Doch fühl' ich wohl: zu Ende geht das Spiel.
So ſchwankt Puſchkin allein in ſein Gemach,
Es ſchleicht der Tod den blut'gen Spuren nach.
Da liegt der Dichter, hüllt ſich ſchauernd ein:
So dacht' ich mir zu ſterben, ſtill, allein,
Von Gott und Welt, von Weib und Freund verlaſſen,
Elend am eignen Elend zu verblaſſen!
O kommt heran! ihr meiner Phantaſie
Geſtalten, hierher! ihr verſagt euch nie,
Ruslan, Ludmila! Dich erkenn' ich wohl,
Eugen, Eugen! Dein Blick iſt ſtarr und hohl.
Wer iſt der Schwarze, der in eurer Mitte?
Den kenn' ich nicht! — So höret meine Bitte
Und ſingt mich ſanft in ew'ge Schlummernacht,
Nicht wahr, mein Spiel war trefflich ausgedacht? —
Und er entſchlummert, ringt im Todesſchlummer.
Die er verkannt, ſie ſtehn umher in Kummer,
Das holde Weib, das treue, jammert dort,
Jetzt ahnet ſie, was nie verrieth ein Wort:
Der Kaiſer ſendet ſeinen Boten her,
Ein Brief, voll Huld und ernſter Mahnung ſchwer.
Da fährt der Sterbende mit Eins empor,
Der Theuern lautes Wimmern trifft ſein Ohr.
Wo bin ich? redet! und was wollt ihr hier?
Was künden eure naſſen Augen mir?
Fort ſind die Bilder, denen ich vertraut,
Aus denen ich mir meine Welt gebaut,
Sie wichen euch, ihr habt ſie all' vertrieben.
So gibt es denn im Tode noch ein Lieben?
Noch Freundesdruck und Kuß, wenn wir erkalten?
Und Wahrheit iſt, was ich für Spiel gehalten!
Und tolle Lüge war mein Lebensglück?
Ihr nickt mir: ja! Verräther weicht zurück!
Noch bin ich Puſchkin — nein! Du biſt's nicht mehr!
Die Flut der Ewigkeit ſchwillt um Dich her,
Dein dunkler Blick ſucht ſich umſonſt den Strand,
Den Tod erwehrt nicht Deine matte Hand.
Ein Fels, ein Fels! ich klamm're feſt mich dran —
Und an das Cruzifix hält er ſich an,
Er lächelt ſanft, — ſtehſt, Zweifler, Du am Ziel? —
Liſinka! gute Nacht! vorbei das Spiel!

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

Ungefähr nach vier Wochen, nachdem ich die neue Auflage des Siebenkäs durchleſen, aufmerkſam mit der alten Auflage verglichen, und meine Bemerkungen zu Papier gebracht, ſchrieb ich an Jean Paul, unterrichtete ihn von dem Totaleindruck den das Ganze auf mich gemacht, fügte mehrere leicht mittheilbare ſpezielle Bemerkungen hinzu, verſprach aber über das Weitere mich mündlich mit ihm zu benehmen.

Gegen meinen Willen verſchob ſich die Reiſe nach Baireuth ein ganzes Jahr, doch kamen meine Mittheilungen noch immer zeitig genug. Ich übergehe alles das, was ich ihm in aller Anſpruchloſigkeit über den neuen Siebenkäs im allgemeinen ſagte, und darauf hinauslief: wie ſehr ich fühle, welchen bedeutenden Werth die zweite Auflage vor der erſten habe, wie ſo viele Stellen, — beſonders humoriſtiſche — viel deutlicher und beſtimmter hervorträten, wie die Charakterbilder von Siebenkäs, Leibgeber, beſonders aber Lenette, durch den neuen Firniß den ſie bekommen, gewonnen hätten; ich übergehe nicht nur dieſe und ähnliche Dinge, und halte mich blos an einige Punkte, die ich dem Leſer mittheilen will und muß, um den vollſtändigen Beweis des früher Geſagten zu führen, und durch ein paar Beiſpiele darzuthun, wie beſtimmt ſich Jean Paul erklärte, dies und das bei Herausgabe ſeiner geſammelten Werke ſo und nicht anders geben zu wollen, und wie es doch ganz anders in denſelben erſchienen.

Ueber die herrliche „Rede des todten Chriſtus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott ſei" hatte ich mehrere Jahre ſchon vor Erſcheinen der zweiten Auflage des Siebenkäs[*] mich gegen Jean Paul dahin erklärt, daß ich dieſe Rede zwar vollkommen zu verſtehen glaube, von ihrer Schönheit und Kraft durchdrungen ſei, weshalb ich ſie auch öfters als Vorleſegegenſtand gewählt hätte; doch müſſe ich bekennen, daß, wenn ich von einzelnen Zuhörern über dieſen oder jenen Gedanken gefragt worden wäre, ſo ſei es mir nicht möglich geweſen, ſo ſehr ich mich auch bemüht, ihnen eine vollkommen befriedigende Erklärung zu geben. Es ſchiene dies doch wohl nur in einer minder gelungenen Ausdrucksweiſe des Gedankens zu liegen, der wohl durch das Gemüth, aber nicht durch den Verſtand zur klaren Anſchauung käme.

Jean Paul war, nachdem ich ihm ein paar Beiſpiele angeführt, damit ganz einverſtanden, und verſicherte, bei einer neuen Auflage die beſſernde Hand anzulegen, was er, wie er ſagte, am beſten dadurch zu erwirken glaube, wenn er zugleich die kurze zur Ueberſchrift dieſer Rede erklärende Anmerkung, die ſo lautet:

> „Wenn einmal mein Herz ſo unglücklich und ausgeſtorben wäre, daß in ihm alle Gefühle, die das Daſein Gottes bejahen, zerſtört wären: ſo würd' ich mich mit dieſem meinem Aufſatze erſchüttern, und — er würde mich heilen und mir meine Gefühle wiedergeben."

mehr ausführe, wodurch ſie dann deutlicher, und zum Verſtehen der gerügten Gedanken behülflicher werde.

Daß dies von ihm geſchehen ſei, davon überzeugte er mich durch eigene Anſchauung bei einem ſpäteren Beſuche in Baireuth, indem er mir das im Text Korrigirte, wie die zwiſchen den Blättern gelegten Zettel zeigte und ablas.

Nun erſchien die zweite Auflage des Siebenkäs, ohne daß er an dieſer Rede ein Wort geändert hatte, wie wir aus Nr. 2 des oben mitgetheilten Auszugs der Vorrede geſehen. — Als ich ihm mein Befremden darüber bemerklich machte, ſagte er Gründe, die mir aber leider entfallen ſind, was übrigens nichts zur Sache thut. Genug es waren Gründe, und die hinzugefügte Verſicherung, daß bei Erſcheinung der ſämmtlichen Werke, die gemachten Aenderungen beſtimmt benutzt würden, gibt hier den Ausſchlag.

Im Jahre 1821, wo Jean Paul nach Bamberg kam, die Catalani zu hören, erzählte er mir von den Fortſchritten, die er in Verbeſſerung ſeiner Werke zu einer Geſammtausgabe gemacht habe, daß daran noch nicht viel geſchehen, und nur der Siebenkäs ganz druckfertig vorliege, und zwar ganz ſo, wie wir einige Jahre zuvor es mündlich beſprochen; die Rede des todten Chriſtus nehme ſich jetzt gar ſchön aus, und mehrere Stellen aus der alten Auflage, ſeien wieder in ihr altes Recht eingeſetzt, hingegen mehreres aus der zweiten Auflage geſtrichen, wie ich mich davon bereits perſönlich überzeugt hätte.

Die ſämmtlichen Werke Jean Paul's erſchienen nach ſeinem Tode; allein der Abdruck des Siebenkäs iſt ganz der der zweiten Auflage, mit Hinweglaſſung aller der als ganz beſtimmt von ihm anerkannten Aenderungen.

Ich frage meine Leſer: läßt ſich nun nach dieſen ihnen gemachten Erörterungen von dem Verfahren bei dieſem einen Werke, nicht zugleich auf die Behandlung der übrigen ſchließen? — Wenn ich nicht fürchtete, ſie zu ermüden, könnte ich Beiſpiele aus Titan ꝛc. anführen, worin Zuthaten weggeblieben ſind, für die ſich Jean Paul beſtimmt entſchieden, hingegen Stellen, die er vor 20 Jahren und länger geſtrichen, ſich aber feſt vorgenommen hatte, ſie in die Geſammtausgabe wieder aufzunehmen, geſtrichen geblieben ſind. — —

Ueber dieſe etwas lange, aber wohl am rechten Orte ſtehende nothwendige Excurſion, wird hoffentlich der Leſer nicht vergeſſen haben, daß er mit mir vor dem Bücherrepoſitorio in Jean Paul's Zimmer ſtand, das ich nach den angehörten, hier zum Theil wiedergegebenen Erklärungen des Beſitzers, gegen Mittag verließ. —

Ich wollte beim Fortgehen ihm die Freude und das Glück ſchildern, das ich durch die gewonnene Bekanntwerdung mit ihm ſo innig fühlte; er aber unterbrach mich auf der Stelle, und indem er mir herzlich die Hand drückte, ſprach er die mir unvergeßlichen Worte:

„O, ich bitte, ſchweigen Sie wie ich, der dergleichen Verſicherungen ſo ungern hört, als er ſie gibt; denn würde es nicht erbärmlich klingen, wenn ich Ihnen ſagen wollte, wie erfreulich mir Ihre Bekanntſchaft geweſen wäre, — weil dieſer, bei allen Abſchiedsviſiten gebrauchte Refrain faſt gar nichts mehr ſagen will?!"

So endigte ſich mein erſtes Zuſammentreffen mit dem unſterblichen Manne. —

---

[*] Dieſe Rede iſt bekanntlich eines der im Siebenkäs enthaltenen Blumenſtücke.

Ungefähr zwei Monate nachher, auf meiner Rückreiſe nach Bamberg, beſuchte ich Baireuth abermals auf ein paar Tage, und Jean Paul erzeigte mir auf meine Einladung die Ehre, eines Mittags in meinem Gaſthofe mein Gaſt zu ſein. — Niemand war, nach ſeinem Wunſche, weiter geladen, und er und ich ſpeiſten auf meinem Zimmer allein. Er war bei heiterſter Laune, und ſo offen und hingebend gegen mich, als wenn wir uns ſchon Jahre lang gekannt hätten. — Drei Gegenſtände waren es, die von 1 bis 6 Uhr unſer Geſpräch ausfüllten: ſeine Werke, — Baireuth, — und der Wein.

Was ihn beſonders zu mir hinzog, war, wie er ſelbſt ſo oft ſcherzend geſtand, meine ſtete Oppoſition in Bezug auf die Frage: was das vorzüglichſte ſeiner Werke ſei. Er entſchied ſich, wie er dies öffentlich oft genug ausgeſprochen, für ſeinen Titan; ich für Siebenkäs, den ich beſonders deshalb vor Erſterem bei weitem vorzog, weil der darin durchweg herrſchende Humor mich ganz beſonders anzog. Alle Gründe, die Jean Paul vorbrachte, mir den Beweis für ſeine Meinung zu liefern, wollten nichts fruchten, und Das war es gerade, — wie unähnlich iſt er darin ſo vielen andern Schriftſtellern! — was ihm ſo wohl gefiel und ihm die darüber obwaltende Diskuſſion angenehm machte. — Ich bin über dieſen Gegenſtand noch heute derſelben Meinung, ſo oft ich auch Gelegenheit gehabt hätte, durch wiederholtes Leſen beider Schriften, und der dabei ſtattgehabten jedesmaligen Prüfung der Jean Paul'ſchen Anſicht die meinige unterzuordnen.

Die Bevorzugung des Siebenkäs vor dem Titan war nun aber wohl der einzige Gegenſtand, worin wir, bei Beſprechung ſeiner Schriften differirten; in allem Uebrigen ſtimmten wir überein, und ich darf ohne Eigenliebe bekennen, daß ich durch die Einſicht und das Eindringen in die von ihm aufgeſtellten Anſichten, Grundſätze, und die dabei ſtattgefundenen anatomiſchen Sektionen einzelner Werke, dann durch die Vertrautheit mit denſelben, als Folge oftmaliger Lektüre, ſchnell einen großen Stein im Brette bei ihm gewann. Ja, er verwunderte ſich nicht wenig, daß ich ganze Stellen aus ſeinen Schriften, wenn ſie zum Beweiſe einer Behauptung dienten, aus dem Stegreife zu rezitiren vermochte, wobei er mir mehrmals das Lob des fleißigſten Leſers derſelben, der ihm noch vorgekommen, ertheilte, ſich ſelbſt nicht ausgenommen.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ In Sachen des journaliſtiſchen Nachdruckes hat Dr. M. Runkel, der Redakteur der Elberfelder Zeitung in Nro. 118 derſelben gewichtige Worte geſprochen. Nachdem er die Klagen der Augsb. Allg. Ztg. und des Nürnb. Correſpondenten, ſo wie die Schritte des Dr. Hitzig, dem ſich die Redaktion der Berl. lit. Ztg. anſchließt, und die Aufforderung im Phönix, endlich die Vertheidigung des Nachdrucks durch die Frankf. Ober-Poſtamts-Zeitung erwähnt, bemerkt er unter anderm: »Alle Vorſchläge und Pläne, ſelbſt die noch ſo gutgemeinten, ſind vergeblich — und wenn der Nürnb. Correſpondent meint, Mohren ließen ſich eben ſo leicht weiß waſchen, als gewiſſe Leute zur Gewiſſenhaftigkeit bringen, ſo hat er den Hauptpunkt überſehen — wir meinen die Plan- und Gehaltloſigkeit aller der Blätter, die ſo handeln. Wer aber möchte eine Darſtellung der jetzigen deutſchen Journaliſtik ſchreiben, als etwa ein Solcher, der entweder niemals ſich erkannt weiß, oder der alle Angriffe kaltblütig überſieht? Unterdeſſen werden wir von nun an den Grundſatz befolgen, alle jene Blätter, die uns berauben, zu ignoriren, und Repreſſalien gegen ſie zu gebrauchen, vierteljährig aber ihnen ein Sündenregiſter öffentlich zu überreichen, damit das leſende Publikum erkenne, wie wenig ſelbſtſtändig und wie gehaltlos ſolche Blätter ſind. Wir hoffen, daß dieſer Grundſatz Nachahmer findet. Dann würde, abgeſehen von der Redlichkeit, der Werth der deutſchen periodiſchen Preſſe ſteigen. Ein gutes Blatt ſoll eine Farbe haben; durch das Anſtreichen gelingt es aber nicht.«

⁂ Das *Journal général de l'instruction publique*, — bemerkt der *Moniteur*, — die einzige Sammlung, welche in Frankreich den großen Intereſſen der Erziehung gewidmet iſt, fängt mehr und mehr an, die Aufgabe, welche es ſich geſtellt hat, zu erfüllen. Ohne die beſcheidenen Intereſſen des Volksunterrichtes zu vernachläſſigen, iſt es zugleich das Echo der höheren Lehrſtühle, und die Vorleſungen von Roſſi, Michelet, Letronne, Fauriel, Ampère u. m. a. werden darin frei wiedergegeben. Die Redaktion des Blattes läßt ſich angelegen ſein, alle Theile des Unterrichtes zu umfaſſen. Wir können bei dieſer Gelegenheit den längſt gehegten Wunſch nicht bergen, daß man doch in unſerem Vaterlande mehr und mehr darauf Bedacht nehme, die ſehr praktiſchen Franzoſen hinſichtlich der Einrichtung ihrer öffentlichen Blätter und Zeitſchriften zum Muſter zu nehmen. Welches politiſche Blatt Deutſchlands liefert literäriſche Berichte, wie die *Debats*, der *National* und ſelbſt noch die *Gazette*? Welche Zeitung bietet ſo reichhaltige, belehrende Feuilletons, wie der *Temps* und ſeit einigen Monaten der *Constitutionel*? Welches deutſche Blatt liefert Analyſen von Vorleſungen u. dgl., wie mehrere der genannten franzöſiſchen Journale und namentlich das Eingangs erwähnte? Die Anzeigen der Preuß. Staatszeitung von den Verhandlungen der Akademie u. ſ. w. ſind ſelten mehr als ein dürres Verzeichniß der beſprochenen Objekte, aber ohne nähere Angabe derſelben. Ueberall in Deutſchland gibt es wiſſenſchaftliche, künſtleriſche und ſonſtige Geſellſchaften; aber nur dem Zufall hat man es zu danken, wenn man Kunde von den Ergebniſſen ihrer Arbeiten und Beſtrebungen erhält. Und doch erſcheinen in den Hauptſtädten Deutſchlands Zeitungen, deren Stämme auch Früchte tragen könnten, die hinter den franzöſiſchen zum wenigſten an Wahrhaftigkeit nicht zurückſtehen würden. Wie Unzureichendes aber erfahren wir jetzt von dem öffentlichen, wiſſenſchaftlichen, künſtleriſchen und kirchlichen Leben von Berlin, München, Wien u. ſ. w., während Paris uns ſtets ſeinen Akademieen, Vorleſungen, ſogar ſeinen ausgezeichneten Predigten beiwohnen läßt. — Möchten in jeder Hauptſtadt ſich die geiſtig und geldlich am meiſten Bemittelten über die Art und Weiſe berathen, auf welche eine zeitgemäße Fortbildung der bedeutenderen Zeitblätter erzielt werden könne, der Staat verwendet mit Recht jetzt viel für den Unterricht der Kinder; ſind aber die Journale nicht eine permanente große Unterrichtsanſtalt für Millionen, von denen doch jeder mit dem Dichterfürſten ſagen kann, — »der Tod findet uns noch als wahre Kinder!?«

⁂ *Les maitres Mosaistes* und *la derniere Aldini* von George Sand, welche früher von der *Revue des deux mondes* mitgetheilt, ſind jetzt auch in einem Bändchen vereinigt ausgegeben worden. Wie weit aber ſchon der Name der Verfaſſerin gedrungen, davon gibt Hr. Marmier Zeugniß, der aus Schweden ſchreibt: »man hat die Werke von G. Sand in einer ſchwediſchen Volksbibliothek überſetzt. Die guten Leute dieſes Landes leſen dieſe ſchönen und ſonderbaren Romane, und ſind ganz überraſcht und verwundert darüber.«

⁂ Mehrere auf den Mithrascultus ſich beziehende Alterthümer, mit Basreliefs im ſchönſten Style, ſind unlängſt zu Neuenheim bei Heidelberg ausgegraben worden. Auf dem 4 Fuß hohen und 3 Fuß breiten Hauptſteine iſt der Sonnengott Mithras, auf dem Stiere ſitzend, den er mit einem Dolche verwundet, ausgehauen. —

⁂ In der Londoner Freimaurerhalle wurde am 23. April ein großes Feſt zur Feier des 25jährigen Vorſitzeramtes des Herzogs von Suſſex begangen. Dem fürſtlichen Großmeiſter wurde ein prachtvoller ſilberner Candelaber von der Brüderſchaft dargebracht. O'Conell iſt von dem Orden ausgeſchloſſen worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 115. 1838.

Phönix.

Dienstag, 15. Mai.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

Daß ich ferner die beiden Pole ſeines unendlichen Humors in den Geſtalten von Schoppe, Leibgeber, Vult und Walt, Katzenberger, Schmelzle, Marggraf ꝛc., im Gegenſatz zu Fixlein, Fibel, dem ſchwediſchen Landpfarrer, dem vergnügten Schulmeiſterlein Wuz ꝛc., zu vereinigen verſtand, erhöhete den Antheil, welchen er an mir nahm, ſehr, und es ſchien dem beſten Menſchenherzen, was je auf Erden ſchlug, innigſt wohlzuthun, wenn ich über ſeine unnachahmliche Zeichnung irdiſcher Stillleben mich in Lobſprüchen ergoß, für deren Wahrhaftigkeit jedesmal die Thräne ſprach, die in meinem Auge glänzte. — Den Höhepunkt aber erreichte ſein Wohlwollen gegen mich, als ich ihm bekannte, daß eine Stelle in ſeinem Fixlein mich zu einem ganz anderen, zu einem innerlich vollkommen glücklichen Menſchen gemacht habe. Als er dieſe Stelle zu wiſſen verlangte, und ich feierlich ſeine Worte wiederholte:

> „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundſchaften. Der erſte, der in die Höhe geht: ſo weit über das Gewölk des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäuſern und Gewitterableitern von weitem unter ſeinen Füßen nur wie ein eingeſchrumpftes Kindergärtchen liegen ſieht. Der zweite iſt: — gerade herabzufallen ins Gärtchen und da ſich ſo einheimiſch in eine Furche einzuniſten, daß wenn man aus ſeinem warmen Lerchenneſte herausſieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuſer und Stangen, ſondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Neſtvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenſchirm iſt. — Der dritte endlich — den ich für den ſchwerſten und klügſten halte, — iſt der, mit den beiden andern zu wechſeln"

fiel er ſchnell fragend ein:

„Und welchen Weg gehen **Sie** jetzt?"

„Den zweiten," erwiederte ich, „auf welchem ich Ihr zuſammengeſetztes Mikroskop mit mir führe, um damit zu erſehen, daß ein Tropfen Burgunder" — hier erhob ich das Glas, mit ihm anſtoßend — „ein rothes Meer, der Schmetterlingsſtaub Pfauengefieder, der Schimmel ein blühendes Feld, der Sand ein Juwelenhaufe und Ihre Worte leuchtende Fußtritte eines Engels auf Erden — zum Himmel ſind! — Dem erſten ſtrebe ich mit allen meinen Kräften nach, und der dritte, hoffe ich zu Gott, wird mir für ſpätere Tage nicht verſchloſſen bleiben." —

Jean Paul reichte mir mit ſichtbarer Rührung die Hand über den Tiſch, drückte ſie, und ſagte mir ſo erhebende Worte, die ich nicht beſſer würdigen kann, als wenn ich ſie ſtets ſtill bewahre, im Andenken an den großen Propheten!

Es gereicht mir zu wahrem Troſte, mir, indem ich dieſes niederſchreibe, ſelbſt bezeugen zu können, daß ich bis jetzt dieſe Wege ging, keinen vierten betrat, wobei ich innerlich mich ſo wohl befinde, und ſo überaus glücklich fühle, daß ich keinen Menſchen auf Erden auf ſeinen mit Goldſtaub beſtreuten Wegen beneide; — der Erdgeiſt kann mich nur locken, nie verführen, und wenn ich auch mit meinem Trotze äußerlich darüber untergehen ſollte, wozu allerdings mehr Ausſichten vorhanden, als zu einer Reform der Staaten und ihrer Geſetze, welche manche tüchtige Naturen jetzt hoffen, erſtreben und prophezeihen, die die Verehrung für Jean Paul, als unerſchrockene Kämpfer für Freiheit und Recht, wohl auch im Herzen tragen, und an ſeinen heiligen Worte wie an einem Evangelium feſthalten; aber die Flamme der Liebe manchmal dabei überſehen, die aus ſeinem reinen Veſtaheerde herausbrannte, und die Erde ringsum hell erleuchtete, ohne ſie jedoch zu zerſtören!

* * *

Köſtlicher Chambertin, den wir über Tiſche genoſſen, bewegte die Geiſter freier und ungezwungener, und Jean Paul ergoß ſich eben ſo ſehr über ſein glückliches, in ſich konzentrirtes Leben in Baireuth, in der es umgebenden herrlichen Natur, als er ſich bitter über deſſen Menſchen beklagte, die ihn nicht erkannten, folglich nicht zu würdigen verſtanden.

Es kann mir, aus leicht begreiflichen Gründen, nicht einfallen, ſeine Klaglibelle gegen ihr unpoetiſches, verſtocktes und böotiſches Thun und Treiben hier wiederzugeben; ſeine Tagbücher ſind zum Theil veröffentlicht, und ein paar Schmerzensſtellen daraus ſind hinreichend, den Inhalt ſeiner Aeußerungen über die gute Stadt zu verdeutlichen:

„Ich habe zwar ſchon viele unverdiente Auszeichnung in unbedeutenden Städten genoſſen, aber doch hier neue, nämlich grobe.“ —

„Gut! was iſt denn beſonders mir daran gelegen, wenn ich in Baireuth, oder ſonſt wo, ein Bischen Lob einbüße, da mir in ſo vielen Städten ſo viel unverdientes bereit gehalten wird? Es muß mir viel unverdientes abgenommen werden an einem Orte, ehe ich den Raub des verdienten am anderen ſpüre.“ —

„Ich habe die höchſte Freude, alles Gemeine und Pedantiſche mitzumachen, unter dem ergötzenden Bewußtſein der Willkühr.“ —

„Die geſcheiteſte Frau in Baireuth, iſt die — Rollwenzel; ſie begreift mich am beſten.“ —

Jean Paul war ſo wenig verſchloſſen gegen mich, daß er ſogar ein Thema berührte, von dem er nur ſtets ſehr ungern ſprach, und ſich mit aller Offenheit darüber gegen mich äußerte. Es betraf das Urtheil eines „Packs“ (ſo nannte er mit vollem Rechte dies Völklein,) das ſich zum Geſchäfte machte, allerlei Anekdoten über ihn, als übermäßigen Trinker, zu verbreiten.

Er klagte mir, auf das Tiefſte indignirt, wie dieſe Menſchen gar nicht wüßten, wie ſehr ſie durch ſolche Aeußerungen ſeinen ſittlichen Charakter auf das abſcheulichſte verletzten und zerriſſen, wenn ſie ihn in die Klaſſe gemeiner Trunkenbolde ſetzten.

„Gott weiß es!“ — rief er im quälendſten Schmerzgefühle aus — „daß ich lieber Waſſer, als irgend ein ſpirituöſes Getränk genöſſe, wüßte ich meinen geiſtigen Haushalt eben ſo gut damit zu beſtreiten. Die Art und Weiſe meines Schaffens iſt ſchon an ſich eine Art geiſtiger **Debauche**, und läßt ſo gut ihren Katzenjammer dem Gehirne fühlen, wie dem Magen. Nun pflege ich nicht zu arbeiten, wenn Geiſt und Körper wollen, ſondern wenn die Zeit gebietet, die mit ihren paar Tagesſtunden mir ach! nur zu ſchnell vorüberfährt. Sie will ergriffen ſein, und wie kann ich all' den Stoff, den ich im Kopfe mit mir herumtrage, zu Tage fördern, wenn ich ihre Stunden, Minuten, ja Sekunden nutzlos vorüberſtreichen laſſe. Glauben Sie mir auf mein Wort, lieber Freund, daß, wenn ich Methuſalems Alter erreichte, ich der Welt noch nicht Alles geſagt haben würde, was ich ihr zu ſagen habe. Ach! es iſt tief verwundet — ſehr! — ſehr! — daß ich darüber reden muß!“ — *)

Nie habe ich Jean Paul wieder ſo ungeheuer ſchmerzlich aufgeregt, ja, ſo im tiefſten Innern zerriſſen geſehen! —

O, wäret ihr dabei geweſen, ihr gemeine Seelen, ihr Leberreime und Trompeterſtückchen der Natur! wie euch Schoppe glimpflich genug nennt; hättet ihr den Schmerz erblickt, ihr Akten- und Regenwürmer, die ihr die Anklage des Trunkes gegen den größten Mann eures Jahrhunderts leichtfertig im Munde führet, ihr wäret vielleicht verſtummt! Seinen Namen nur zu nennen, geziemt euch nicht, ihr Waſſerratten; ihr taumelt in einer ewigen Berauſchung herum, denn eure Köpfe ſind Jahr aus, Jahr ein, toll und voll von — Nichts!

Ich habe mehr als einmal wahrzunehmen gehabt, wie Jean Paul im geſteigerten Geſprächseifer, ohne zuvor nur irgend ein geiſtiges Getränk zu ſich genommen zu haben, auf eine Exaltationshöhe ſich ſelbſt hinauf ſchraubte, daß Der, welcher ihn zum erſten Male ſah, nichts anderes glauben konnte, als daß er ſie durch ſpirituöſe Getränke erzeugt habe. Ging er dabei im Zimmer auf und ab, ſo war man noch geneigter daran zu glauben, denn der kurze, unſichere Gang, der bei höchſter Nüchternheit dem eines bei anfangender Trunkenheit etwas Wankenden glich, beſtätigte die Vermuthung. — So dachte Mancher, — ich ſelbſt Anfangs — der ihn auf der Straße gedankenvoll daherſchreiten, die Augen auf den Boden geheftet, zuweilen die Füße an einander, ja, ſelbſt ſtolpern ſah an dergleichen, obwohl zu verſichern war, daß Jean Paul noch nicht einen Tropfen geiſtiger Flüſſigkeit über ſeine Lippen gebracht. Man denke ſich aber den vornehmen und gemeinen Pöbel, wie gern derſelbe bei ſolchen Gelegenheiten ſeine einmal vorgefaßte Meinung geltend machte. Nun kam noch dazu, daß Jean Paul ſprach wie er ſchrieb; wie konnte da es fehlen, daß dieſen nüchternen Alltagsmenſchen ſeine feurige exotiſchgeniale Rede ſelbſt als Rauſch erſchien?

(Fortſetzung folgt.)

---

*) In demſelben Jahre ſchrieb er in ſein Tagebuch nieder: »Wenn ich könnte, ſo möcht' ich, was noch kein Autor konnte und kann, alle meine Gedanken nach dem Tode der Welt gegeben wiſſen; kein Einfall ſollte untergehen; aber wie iſt dies bei Reichthum zu machen?«

Wahrheit aus Jean Paul's Leben, 2s Bdchn. S. 87.

(März, 1821.) »Wenigſtens weiß ich, daß ich noch ſo viel zu ſagen habe. An das Andere darf ich ohnehin nicht denken, wie viel ich noch zu erfinden und darzuſtellen hätte; denn dieß wird durch ſeine Vergrößerung immer größer und hat kein Ende.«

Ebendaſ. S. 43.

Tageschronik aus Paris.

(5. Mai 1838.)

Die Faſten mit ihrer haſtigen Unruhe, ihrem theatraliſchen Kirchenpomp, ihrem geiſtlichen Singſang, Klingklang und Wortſchwall ſind endlich vorüber und die ſtillere Jahreszeit beginnt. Der Lärm wird gedämpfter, die Reihen lichten ſich, die Ballſäle ſtehen leer, die Abbés, welche während der vierzigtägigen Faſten gegen die Erſchlaffung des Glaubens, gegen die Verirrungen der Politik, gegen die Indifferenz, gegen die Preſſe, gegen Theater und Romane gepredigt haben, kehren in ihre Diöceſen zurück, und die Pianiſten, welche von Aſchermittwoch bis Oſtern die Ohren der Pariſer haute volée entzückt, ſind wieder in's Ausland abgereiſt. Ein Statiſtiker hat berechnet, daß im Verlauf der letzten Faſten 883 Konzerte gegeben worden ſind. **Thalberg** und **Döhler** haben den meiſten Ruhm und die meiſten Napoleons geerntet. **Liſzt** war dieſen Winter abweſend; er macht eine Reiſe durch Italien und man will wiſſen, daß er in Mailand eine Oper komponirt, wozu Madame Düdevant den Text geliefert. — Die Theater halten noch immer Oſterferien, wie es ſcheint. Denn ſeit vierzehn Tagen iſt kaum ein neues Vaudeville oder Drama von einigem Werthe in Scene geſetzt worden. Das Café Pouchard iſt mit erſten Liebhabern und Liebhaberinnen angefüllt. Dieſes in der Rue des vieilles-étuves unweit der Kornhalle gelegene Kaffeehaus iſt nämlich der Sammelplatz aller Schauſpieler aus der Provinz, welche keine Anſtellung haben und beſonders kurz vor und nach Oſtern die franzöſiſche Hauptſtadt aufſuchen, um ſich engagiren zu laſſen. Hier gehen rührende Scenen vor; die Herren trinken Bier und ſpielen Billard, die Damen ſchlagen Triller und ſchlürfen Liqueure; neue Ankömmlinge treten ein; alte Bekannte, welche ſich ein ganzes Jahr lang nicht mehr geſehen, erkennen ſich; der Mann, welcher ſoeben aus der Diligence von Straßburg geſtiegen iſt, findet ſeine Frau wieder, welche vorgeſtern aus Bordeaux angekommen; da regnet es Bruderküſſe; die Schauſpieler von Metz fallen denen von Marſeille um den Hals; Lille ſchließt Rouen in ſeine Arme und Toulon küßt Montpellier. Alle Theaterdirektoren, welche friſche Rekruten werben wollen, begeben ſich in's Café-Estaminet Pouchard; dort engagiren ſie eine ganze Familie in Bauſch und Bogen für 3,200 Frk. und eine Benefizvorſtellung; Umzug und Reiſekoſten werden nicht einmal immer vergütet. Iſt das nicht ſpottwohlfeil und ächt deutſch bezahlt? Eine ganze Familie, Großvater, Großmutter nebſt Kind und Kindeskind, für 3,200 Franken! Da ſage noch Einer, daß die Talente ſich in Frankreich theuer bezahlen laſſen. — Die außerordentlichen Vorſtellungen ſind noch fortwährend im Schwunge. Heute Abend findet das Benefiz der beiden Elßler ſtatt; das Programm verſpricht die bunteſten Sachen durcheinander: Ballette, Vaudevilles, Geſellſchaftsſpiele u. ſ. w. Ich denke mit Schrecken an das dreiſtündige Queueſtehen vor der großen Oper, welches meiner wartet. Inzwiſchen will ich mich durch Spazierenſitzen auf einem Strohſtuhle in den Tuilerien darauf vorbereiten; denn ſeit drei Tagen iſt der Frühling bei uns eingekehrt; er hat ſich zwar etwas hundstagsmäßig heiß und mit Donner und Blitz eingeſtellt, aber er ſoll doch willkommen ſein; das ewige Schneien, Hageln, Regnen und Stürmen, womit uns der April beläſtigte, konnte ſelbſt den Phlegmatiker zur Verzweiflung bringen. Die eleganten Equipagen, welche ſeit Longchamps wieder unter die Remiſe geſchoben worden, zeigen ſich wieder in den elyſäiſchen Feldern und im Boulogner Gehölz, welches geſtern von Spazierreitern und Kutſchen durchſchnitten war; die Dandys, welche nach dem Charfreitag ihre Palletots wieder angezogen und die Waterpuffs wieder umgenommen hatten, erſcheinen gegenwärtig bereits in weißen Beinkleidern; die Mäntelchen, die Pelzkrägen, die Witſchouras, Boas und Muffe der Damen ſind verſchwunden und Frühlingsſtoffe umhüllen blühende Geſtalten. Uebrigens müſſen Sie ſich nicht einbilden, daß wir hier in Paris das erſte ſanfte Grün der aufbrechenden Knoſpen, das Veilchenpflücken im Walde, die ſpaniſchen-Flieder-Düfte, das Gezwitſcher der Vögel, die lauen erquickenden Lüfte, mit einem Wort den deutſchen Frühling genießen. Der Frühling in Paris iſt eine bloße Redensart: Grünes ſehen wir in Paris das ganze Jahr hindurch vor den Kaffeehäuſern und Reſtaurants; die Veilchen — und Fliedersträuße bieten uns die Blumenmädchen gleich gebunden auf allen Quais, in allen Paſſagen und in allen Theatern; von den Vögeln hören wir nur die Sperlinge und von lauwarmen Lüften wehen uns nur die aus unterirdiſchen Garküchen entgegen. Der Frühling in den Tuilerien, im Luxemburg, im Palais-Royal und Jardin des Plantes iſt ſehr ſtaubig und karg zugemeſſen; nicht ſowohl die Natur, welche uns dort anlächelt, erfreut, als vielmehr das Treiben der Menſchenkinder, welche daſelbſt Erholung und Genuß ſuchen: die kleinen Mädchen, welche über's Seil ſpringen, die Buben, welche Reif ſchlagen, die Greiſe, welche Sonnenſtrahlen trinken, die alten Jungfern, welche Romanenlektüre mitbringen, die Bonnen, welche ihre kleinen Wanderlehrlinge am Gängelbande führen, die Rentiers, welche den Conſtitutionel leſen, und dergleichen Dinge mehr, in deren Betrachtung man ſich hier nicht ſättigen kann, obſchon ſie alle Jahre regelmäßig wiederkehren. — Das Namensfeſt des Königs der Franzoſen war diesmal vom Wetter nicht ſehr begünſtigt; es regnete hier am erſten Mai faſt den ganzen Tag; nur gegen Abend verſtattete der Himmel, die Regenſchirme zu ſchließen. Das Feſt wurde wie gewöhnlich gefeiert; die Programme dieſer Volksfeſte ſind ſeit Jahren ſtereotypirt und ändern ſich um kein Haar. Sie laufen, am Ende, nur auf Schmauſereien, Carouſſelfahren, Glückshäfen, Anwerfſpiel und andere Spiele hinaus und werden nur von den unterſten Volksklaſſen mitgemacht. In den Nebengängen der eliſäiſchen Felder waren viele Buden aufgeſchlagen, welche die Regierung verſchenkt; in den meiſten wird Lotterie um werthloſe Verkaufsgegenſtände geſpielt; im Carré Marigny war ein Maſtbaum errichtet, mit Bändern verziert und tüchtig eingeſeift; denn oben auf der Spitze hing ein Kranz mit fünf Preiſen, Uhren, ſilbernen Bechern, Löffeln u. ſ. w. Der Regen ſchien die Seife nicht abgewaſchen zu haben; denn erſt gegen ſieben Uhr Abends erkletterte der erſte Arbeiter die Höhe, nachdem er 2½ Stunde lang dazu gebraucht, er wählte unter den Preiſen die ſilberne Taſchenuhr. An den vier Ecken des Carré's befanden ſich kleine Pavillons mit Muſikanten, welche die Liebhaber zum Tanz herausforderten und von der Regierung bezahlt waren; da der Boden glitſcherig geworden, machte man wenig Gebrauch von dieſer Freigebigkeit. In der Mitte des Vierecks führten die Statiſten des Franconiſchen Cirkus militäriſche Spektakelſtücke auf, ich glaube die Eroberung von Conſtantine, wobei Flintenſchüſſe und Pulverdampf die Hauptſache war. Gegen neun Uhr wurde auf dem Quai d'Orſay ein geſchmackvolles, aber nicht ſehr reichliches Feuerwerk abgebrannt; das Bouquet ſchien vom Regen gelitten zu haben, denn es war keineswegs glänzend.

(Schluß folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

37) Silhouetten aus Schwaben von E. Th. Grieſinger. Heilbronn 1838. C. Drechsler.

Vor fünf Jahren gab Dr. Rudolf **Meyer** in Zürich „charakteriſtiſche Thierzeichnungen zur unterhaltenden Belehrung für Jung und Alt“ heraus; er wollte gewiſſe Züge, die ſich auf verſchiedenen Bildungsſtufen wiederfinden, hervorheben; dafür kann ich nichts, — meint er naiv in der Vorrede — daß es auch Menſchen gibt, welche an Phyſiognomie ſowohl als in ihrer Lebensweiſe Thieren gleichen. An jenes Buch erinnerten mich lebhaft dieſe Silhouetten. Nicht als verglich' ich die Schwaben mit Thieren oder wollt' ich dem Verf., der ſelbſt eine Schwabe iſt, boshaft die Abſicht unterlegen, er habe dies gethan. Vielmehr ſchätze und liebe ich das treuherzige Völklein von jenen Sieben an, deren Zug ſo welthiſtoriſch wie der des Xenophon und Moreau iſt, bis zu den Führern der Dichterſchule, die neulichſt ſo viel Ruhm in deutſchen Gauen finden. Allein auch ich kann nichts dazu, daß mich hier ſo Manches auffallend genug an Thierzeichnungen erinnert und daß ſo häufig ein längeres Ohr, ein Horn, eine Kralle, ein gelber Fuß oder ein Schnabel aus dem Nationalkoſtüme hervorguckt. Sollten die leichten Federſtriche daran Schuld ſein, mit denen der Verf. ſeine Silhouetten anlegt? — Eine Skizzirung aller Stände, Sitten und Gebräuche dieſes Landes muß immer mit Dank angenommen werden, beſonders wenn der Zeichner ſolch einen feſten Strich hat und die Idee ſeines Bildes ihm klar vor Augen ſchwebt; wenn er die Gegenden ſo genau kennt und mit dem „Nachtwächter ſo gut ſchon parlirt hat, als mit ſeiner Magnificenz, dem hochwürdigen Herrn Prälaten." Manche der Skizzen ſind inzwiſchen doch zu dürftig und oberflächlich; ich rechne dazu gleich die erſte: Der Schwabe. Kann man ſo Mattes und Ungenügendes über den äußerſt lieblichen Dialekt der Schwaben ſagen, wenn man das Land kennt; wenn man vielleicht ſchon die ſüßeſten Worte von friſchen Lippen weggeküßt, oder im tändelnden Geſchwätz vom Heilbronner Wartberg, vom Wimpfener Kurſaal oder von der Weinsberger Weibertreue herabgeſehen hat? Außerdem ſcheint auch hier und da der Widerwille gegen Mitglieder einzelner Stände das Silhouetteurs-Scheerchen geführt zu haben; oder ſteht der proteſtantiſche Landpfarrer zufällig neben der Griſette eines Landſtädtchens, der Herr Prälat hinter dem Stuttgarter öffentlichen Mädchen? Der Styl iſt friſch und lebendig, manche Ausdrücke z. B. bei dem Tübinger Studenten hätten wegbleiben dürfen. Das Buch wird Abſatz finden und bald möchte eine andere Auflage nöthig ſein. Für dieſe theil' ich dem Verf. auch eine Silhouette mit, die er dann vielleicht aufnimmt: „Der Silhouetteur im Bade Wimpfen." Die Salzbäder in der Nähe von Heilbronn, Jaxtfeld, Offenau und Wimpfen, werden Sommers von einzelnen Schriftſtellern beſucht, die meiſt aus Stuttgart kommen. An letztem dieſer Badeörter hält ſich gern ein junger Schriftſteller auf, „der wohl ſelbſt nicht weiß, wie er dazu gekommen iſt, Schriftſteller zu werden." Er hat Theologie ſtudirt und hier und dort als Vikar ſein Heil verſucht; auch war er Hauslehrer. Allein er iſt ein unruhiges Genie, das Leben mit ſeinen Freuden lockt ihn an, die ſchöne Welt hat zu viel Reize. Was zu thun? Auf der Kanzel iſt nun einmal ſein Platz nicht. Er hat in Stuttgart junge Schriftſteller geſehen; wie die macht er's auch. Eine Zeitſchrift wird begründet — zunächſt nur Lokalblatt, Landzeitung. Dazu kann der Stoff nicht fehlen, Anekdoten, Neuigkeiten, kleine Erzählungen und Gedichte laufen bald in Maſſe ein. Der Glückliche hat nur das Gewürzteſte auszuwählen. Aber er muß hier und dort ſein, allenthalben hören und beobachten, das gibt Neues, immer Reizendes. Warum ſieht die junge Brauerswittwe und die blaſſe Putzmacherin aus Heilbronn, drüben am Tiſche, ſo plötzlich unter ſich? Sie verſtummen? Wo blieb die ſchwäbiſche Munterkeit? „Oh," ſagte ſie mir, „dort der Herr ſchreibt eine Zeitung, und da muß ich und's Rikele ſchweige, ſonſt leſe wir morge unſern heutige Diskurs." D'rum darf er auch unverſchämt ſein und iſt es gewöhnlich gegen Damen. Mit den Nachtarbeiten des jungen Schriftſtellers hat es ſeine Richtigkeit. Morgens ſitzt er im Kurſaal, mit der langen Pfeife und dem Jakobinermützchen, ſpielt Tarroc und trinkt ein halbes Schöppchen. Uebrigens iſt er ein ſchöner, großer Jüngling, mit lebhaftem, kleinem, ſtechendem Aug' und ſehr modern in der Kleidung, die er wohl dreimal des Tages wechſelt. Morgens um 10 Uhr hat er ſchon auf dem Kurſal nach dem Neckar die weißen Beinkleider beſchmutzt; was thut das? In der Unterhaltung iſt er laut, ſehr geiſtreich und mitunter witzig, ohne beſondere Kenntniß und Tiefe zu verrathen, er läßt nicht gern andere Herren mitreden. Nach Tiſche ſpielt e. wieder. Mit dem Wirth und den jüngeren Kurgäſten pflegt er bald Schmollis zu trinken, ſonſt „kümmert er ſich um N. nand und thut, als wäre er überall zu Hauſe". Er bleibt wahrſcheinlich in ſeiner Carrière, denn ſeine Vorgeſetzten werden ſich in der Silhouette bald erkennen und dann, ade Dekret! An eine Anſtellung iſt dann nicht zu denken und er mag ſehen, daß er eine reiche Frau bekommt.

Feuilleton.

⁂ Ein neuer, nach Menzolſier's Prinzip eingerichteter Luftballon, von nicht weniger als 200 Fuß im Umfang und 130 Fuß Höhe, ſoll im Laufe dieſes Monats in London aufſteigen. —

⁂ „Das hannoverſche Stadtrecht" wird nach einer, wahrſcheinlich dem XIV Jahrhundert angehörenden Handſchrift, welche ſich auf dem Archive der Stadt Hannover befindet, mit Nächſtem zum erſtenmale vollſtändig im Druck erſcheinen, mit Anmerkungen verſehen von Julius Reichsfreiherrn Grote und Dr. Adolph Broennenberg. Der Haupttheil beſteht aus 4 Büchern, welche folgende Ueberſchriften tragen: 1) *de privilegiis et copiis literarum et de censibus civitatis*, 2) *statuta communia civitatis*, 3) von Mindeſcheme Rechte und anderer Stede, 4) von allen Ammeten (Handwerksämtern) oder von Zelle (Zolle) van vordrevenen Luden. Ein Nachtrag, welcher das von den Vätern der Stadt ſpäter gewillkürete Recht enthält, reicht bis in's XVII. Jahrhundert herauf.

⁂ Horace Vernet vollendet jetzt ein vom Kaiſer von Rußland beſtelltes Bild, welches eine Revüe darſtellt, wie ſie im J. 1808, alſo zur Zeit des höchſten Glanzes des franzöſiſchen Kaiſerreiches auf dem Carrouſel abgehalten worden. Alle Illuſtrationen der damaligen Zeit ſollen auf dem Bilde in Portraitähnlichkeit paradieren.

⁂ Die Keilſchrift, ſchreibt Major Rawlinſon der aſiatiſchen Geſellſchaft in London, ſei ihm theilweiſe zu entziffern gelungen; am meiſten bei einer tauſendzeiligen Inſchrift zu Biſitun, welche ausführlich die Eroberungen angibt, die Darius Hyſtaſpes auf ſeinem Zuge nach Oſten gemacht. Sie beginnt mit einer Genealogie deſſelben, die mit der Herodot'ſchen genau übereinſtimmt. Hr. Rawlinſon gedenkt auch noch einiger Keilſchriften von Perſepolis, welche Kunde geben von den Siegen des Xerxes und den Thaten mehrerer anderen perſiſchen Könige aus dem Jahrhundert vor Alexander d. Gr.

⁂ Die Häuptlinge der Chippewä-Indianer am Huron- und Simcoe-See haben an den Statthalter von Obercanada kürzlich eine Zuſchrift gerichtet, in welcher u. a. folgende intereſſante Stelle vorkommt: »Vater, vergiß nicht unſerer Mutter (der Königin von England) zu ſagen, daß der wenige Unterricht, den wir aus dem guten Buche des großen Geiſtes (der Bibel) erhalten haben, uns gelehrt hat, unſern Feinden die Köpfe nicht mehr abzuſchneiden, wie es unſere heidniſchen Vorfahren thaten, und daß wir jetzt, wie civiliſirte Menſchen fechten. Vater, wir wünſchen Euch Heil, und bitten den großen Vater des Lebens, Euch gnädig zu ſein; möchte er Euch eine glückliche Reiſe unter dem blauen Himmel und endloſe Seligkeit über dem Himmelsgewölbe gewähren.«

⁂ Vom *Panorama de l'Allemagne*, welches Hr. Savoye herauszugeben unternommen, wird nunmehr bereits das erſte Heft erſchienen ſein. Ausgezeichnete deutſche und franzöſiſche Literaten haben Beiträge zu liefern verſprochen; wir nennen hier nur die Herren Ampère, Barchou de Penhoen, Chasles, Couſin; Dahlmann, Depping, Diez, Fauriel, Fichte, Gans, Gervinus, Jakob und Wilhelm Grimm, Guizot, Heine, Kugler und Lachmann. Brockhaus und Avenarius in Paris und Leipzig haben ſich des Debits unterzogen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 116. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 16. Mai.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

Mich ekelt, über dieſen Gegenſtand fortzuſprechen, ja unwürdig ſcheint es mir, im Andenken an den Verklärten, das Thema feſtzuhalten, oder gar eine Vertheidigung gegen Profane einleiten zu wollen; aber am rechten Orte iſt es gewiß, Einiges aus ſeinen Tagebüchern hier wiederzugeben, als Zeugniß, wie er ſelbſt darüber dachte, aus welchen Geſichtspunkten Er dieſe Lebensweiſe betrachtete, und als Leitfaden für unſer Denken und Betrachten darüber.

„Ich bin ein Lebens-Libertin von innen. Denn von außen genoß ich kein Bier, Wein, keine Gaſtmähler, Punſch ꝛc. Aber meine inneren Phantaſieen haben mir das äußere Leben abgeflacht und verzehrt; und dies nur, indem ich ſie darſtellte.“ —

„Ich ſag' es hier vor Gott euch, daß ich rein bei allen meinen Darſtellungen nichts gewollt, als das Beſte, unbekümmert über Armuth, Mißverſtand, Opfer ꝛc.“ —

„Ich halt' es eben für meine Pflicht, nicht zu genießen, oder zu erwerben, ſondern zu ſchreiben — ſo viel Zeit es auch koſte, oder Geld weggebe, — ja ſo viel Freude, z. B. die Schweiz zu ſehen, mir blos das Opfer der Zeit verſagt.“ —

„Wie oft hab' ich gewünſcht, daß ein Anderer für mich äße und beſonders tränke, damit ich nichts bekäme als den Wein- und Kochgeiſt, um nachher fortzufahren auf dem Papier.“ —

„Ich verſage mir mein Veſpereſſen um zu arbeiten, aber ich kann mir die Störungen durch meine Kinder nicht verſagen.“ —

„Eſſen, Trinken, Geld, ja Geſundheit, ſind mir nichts in der Wage der äſthetiſchen Arbeit; für dieſe hingegen eſſe, trinke ich ꝛc. Nur die Genüſſe der Natur, der Religion, behaupten ihre eigene Herrſchaft.“ —

„Mein Aufopfern bezog ſich — wie das jedes rechtlichen Autors — nicht etwa auf mehr Gewinn des Glanzes, ſondern auf rechte, ächte Darſtellung eines Werks, welche ich ſogar (wie ich gethan) auf Koſten meines Ruhms — und früher ſogar meines Eintritts in die gelehrte Welt — erwählte.“ —

„Ich habe nie ein Getränk getrunken blos für meinen Geſchmack, als das Waſſer; jedes andere nur für die Wirkung.“ —

„Trunk weckt mehr Freude als Geiſteskraft; man arbeitet deſto länger, je ſpäter man trinkt.“ —

„Ich habe mich oft bei Gaſtmählern des Trinkens enthalten, um nicht die Kraft durch Trinken ohne Schreibzweck abzuſtumpfen.“

„Witz, Feuer der Darſtellung und manches andere hängt von meinem Willen, und von den von ihm befohlenen Hülfsmitteln ab, z. B. den Getränken. Hingegen Charaktere, am meiſten Erfindung des Plans, wird durch keine Anſtrengung gemacht, man muß die Stunde des Gelingens erwarten und dann deſto ſchärfer auskernen.“ —

„Getränk iſt der Gelenkſaft der Zunge, wie Eſſen ihr Hemmſchuh.“ —

„Nichts berauſcht mehr als das Sprechen, beſonders wenn ich dabei trinke.“ —

„Der verdammte Körper iſt an ſich recht gut und läßt ſich alles gefallen, ohne krank zu werden, aber der Seele will er nur nicht dienen und helfen, wenn er beleidigt iſt, und er pocht darauf.“ —

„Hätt' ich nicht geiſtig hervorzubringen, wie ſtreng wollt' ich meinen Körper halten!" —

„Gebt mir Zeit, Geſundheit und Wein: ſo will ich etwas machen; aber das Beſte hab' ich ſchon gemacht." — (1808).

„Ich habe mir vorgenommen, da doch alles Handeln nicht gegen Verläumdung ſchützt, mich um keinen Schein zu ſcheeren." —

„Wie wenig ich jetzo genieße und genießen mag! Keine Speiſe, Getränke, Geſellſchaften, — alles von ihnen nur zum Aufhelfen und Stützen der Darſtellung." — (1815).

„Ich lebe faſt den ganzen Tag ohne phyſiſchen Genuß, — Kaffee — Wein — Liqueur — alles dies ſchmeckt mir nicht." — (April 1816).

„Warum ich nicht in geiſtergiebigere Städte ziehe? — Weil ich nicht fertig werde.

— — Wir ſind ſolcher Zeug
Wie der zu Träumen und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf!« — (1819).

„Ob ich nun in Baireuth noch zwanzig Gänſe mehr eſſe oder funfzigmal öfter in die Harmonie gehe — dies iſt der Unterſchied des längeren Lebens. Das Leben als Leben muß etwas werth ſein, aber nicht als Zeit." — (1821).

Dieſe Stellen werden hinreichen, um zu beweiſen, daß Jean Paul nur aus Grundſatz und Bedürfniß geiſtige Getränke zu ſich nahm und er eben ſo wenig als Hoffmann unter die Klaſſe gemeiner Trinker geſetzt werden darf. Er ſchlug, wie die letzte Stelle oben beweiſt, das Leben als Leben nicht hoch an, ihm war geiſtiges Schaffen die einzige Aufgabe deſſelben, ſelbſt im Bewußtſein des Nachtheils auf ſeinen Körper.

Daß er nicht trank, um zu trinken, oder ſeine Zunge zu kitzeln, davon kann **ich** die beſten Beweiſe liefern, mit dem er ſich darüber vielfältig unterhielt. — Immer wollte er von mir, als praktiſch geübtem Weinkenner, Rath und Vorſchläge, welche Sorte Wein er wohl zu wählen habe, um die beabſichtigte Wirkung auf Geiſt und Körper zugleich zu erreichen, ohne dabei dem letzteren beſonders zu ſchaden. Stets war dies eine mir ſchwierige Aufgabe, obwohl ich ſie immer zu ſeiner Zufriedenheit löſte. Er befolgte meine Vorſchläge, doch nur auf kurze Zeit, wie dies in der Natur der Sache lag; denn eine und dieſelbe Sorte Wein, die ihn anfänglich geiſtig aufregte und unterſtützte, verfehlte ihre Wirkung nach wenigen Monaten, weil ſie ihm bald zur Gewohnheit geworden war. Als Beleg zu dem Geſagten diene folgendes.

Nach meiner Zuhauſekunft von Baireuth, fand ich einen Brief vom 10. September 1809 vor, worin es unter anderem heißt:

> „Nun wende ich mich an Sie mit einer Bitte, die mir Baireuth nicht erfüllen kann. Ich wünſchte nämlich 12 Bouteillen alten, ächten Franzwein, (den Sie für den Augenblick am zuträglichſten für meinen Geiſt und Körper erachtet), zur Probe ſeines Werthes und ſeines Preiſes. Vielleicht können Sie mir durch Ihre Bekanntſchaften — falls Sie ihn nicht ſelber haben — dieſen Wunſch erfüllen: wofür ich Ihnen herzlichen Dank ſagen würde. Sollte er aber viel über einen Thaler koſten, ſo wünſcht' ich erſt Nachricht."

Da letzteres nicht der Fall war, ſandte ich ihm das Verlangte. Der Wein behagte ihm ſo ſehr, daß er bald eine größere Parthie davon verſchrieb. Dieſe war noch nicht verbraucht, als er ſich bei mir beklagte, wie ſo gar keine Wirkung mehr dieſer Wein auf ihn mache, er müſſe im Genuß der Quantität ſteigen, und das bekomme ihm noch ſchlechter. Er wollte eine neue Sorte vorgeſchlagen und überſandt wiſſen. Es geſchah; ich ſandte ihm einen rothen **Bordeaux**. Dieſer Wein wurde anfänglich mit noch größerem Lobe überſchüttet, bald darauf hörte ich aber dieſelbe Klage, wie beim Erſten.

Für die Vorrede zu den Hoffmann'ſchen Phantaſieſtücken übermachte ich ihm 1813, nach ſeinem Verlangen, eine Kiſte verſchiedener Weine in 6 Sorten. Drei davon wurden als ihm ganz beſonders zuträglich geprieſen, eine neue Sendung ward davon verlangt; ſie hatte aber bald das alte Schickſal! — Das ging ſo fort, bis zu ſeinem Lebensende, was ebenfalls folgende Stelle aus ſeinen Tagebüchern beweiſt:

(Dezember 1821). „Giftweine für meinen armen Leib: im Herbſt 1820 ein Orhoft Graveswein — vertauſcht gegen weißen Burgunder, der wieder giftig wirkte — Tauſch- und Miſchhandel aller Art — im Frühling herrlichen Sauterne, der wieder vergiftete; wieder Wechſel und Miſchung, — dann 12 Bouteillen Weinproben aus Bremen, 12 aus Frankfurt, 12 von Mumm, wenige recht — endlich im Dezember ½ Orhoft Barſac aus Frankfurt, anfangs gut, dann giftig; und da ſtehe ich eben. — Im nämlichen Jahre bekam ich auch lauter oder viel Giftbiere." *) —

Jean Paul ging es mit den Weinen, wie einem fortwährend Medizinirenden. Die dem Körper adäquateſten Arzneien, werden ſie eine Zeitlang fortgebraucht, verſagen ihre Wirkung, man muß wechſeln, und ein oft minder kräftiges Mittel, zu gleichem Zwecke angewendet, wirkt wieder auf eine kurze Zeit erwünſchter, als das Erſtere, bis neue Ingredienzien an die Reihe kommen, die ſo lange fortgebraucht werden, bis man wieder zu dem erſten Mittel ſchreitet u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Der dritte Theil des Fauſt.

Ein dritter Theil des Fauſt iſt im Werke. Er wird enthalten, was Fauſt im Himmel vornahm und ſich über das Schickſal einiger von ihm Zurückgelaſſenen verbreiten, worunter zunächſt ſein geweſener Famulus Wagner gehört. Dieſer gute

---

*) Dies war um ſo ſchädlicher, als er im April 1808 (Vitabuch Nr. [illegible]) ſein Glaubensbekenntniß über das Bier, mit den Worten niedergeſchrieben hatte: »Was alles Böſes gegen das Bier bei Philoſophen geſagt wird, gilt nicht bei mir.«

Mann hat, nach mancherlei Fatden, ein großes Commiſſions- und Verſorgungsbüreau errichtet, worin er für Alles Rath weiß. Daß viele Menſchen bei ihm einſprechen, gibt dem Fortſetzer des Fauſt — deſſen Namen vorerſt noch Geheimniß iſt — Gelegenheit, über eine Menge Geſchäfte und Gewerbe dieſer Welt ſich ironiſch zu äußern. Nachſtehend eine ſolche Scene als Probe. Sie ſcheint etwas zu ſehr dem bekannten Geſpräche des Mephiſtopheles mit dem Schüler nachgebildet, wie denn überhaupt alle Fortſetzer des Fauſt (ſelbſt Göthe im zweiten Theil deſſelben) mit dem ſchlimmen Umſtande zu kämpfen hatten, daß ihnen deſſen erſter Theil voraus gegangen war und einen Typus — innerlich und äußerlich — feſtgeſtellt hatte, der, wiederholt, wie Nachahmung klang.

Doch nun zur Sache.

Wagner's Arbeitszimmer. Schränke mit Schubladen und Aufſchriften: »Pläne,« »begonnene Arbeiten,« »erledigte Arbeiten,« »Correſpondenz« u. ſ. w., wie in dem Arbeitszimmer des Herrn Scribe in Paris.

Wagner und der **kleine Unbekannte** (treten auf.)

Wagner.

Zu Euerm Dienſt! — Hier iſt ein Stuhl. — Nehmt Platz! —
Nur — bitt' ich — ſchnell!

Kleiner Unbekannter.

Ihr wollt mir Euern Schatz
Von reicher Kenntniß jetzt erſchließen?
Dank Euch!

Wagner.

Vom Dank nachher!

Kleiner Unbekannter.

Es geht mir ſchlecht.

Wagner (einfallend.)

O weh!

Kleiner Unbekannter (einfallend.)

Doch Dienſte, mir erwieſen,
Reich zu bezahlen, blieb mir.

(Zeigt eine Geldbörſe.)

Wagner (einfallend.)

Euer Knecht! —
Und nun?

Kleiner Unbekannter.

Ich möchte, — grad' heraus geſagt —
Als Potentat, als Herrſcher mich geriren,
Dabei gewinnen.

Wagner (ſchnell.)

Ihr müßt kritiſiren! —
Habt Ihr gelernt was?

Kleiner Unbekannter.

Nein.

Wagner.

Thut nichts. — Habt Ihr gedacht?

Kleiner Unbekannter.

Bis jetzt ſehr wenig. — Einen Vers gemacht,
Drin Lenze ſich auf Kränze reimt, — copiret, —
Gerechnet, — und bisweilen declamiret.

Wagner.

Das iſt genug! — Und nun vernehmt mein Wort! —
Ihr kritiſirt, doch Bücher nicht; nein fort,
Fort mit der Trübſal, die Ihr leſen müßtet,
Indeſſen nach ganz Ander'm Euch gelüſtet! —

Kleiner Unbekannter.

Und was gibt's ſonſt?

Wagner.

Nehmt Menſchen! Sucht Euch auf
Da, dort, 'nen Menſchen, der Euch grad' genirt,
Weil er (zum Beiſpiel) vor Euch herſpaziert,
Die Sonne Euch, den Mond Euch ſo benimmt,
Den Berg der Mühe vor Euch aufwärts klimmt.
Den nehmt!

Kleiner Unbekannter.

Und kaum?

Wagner.

Er hat, ſeitdem er lebt,
Eins und das and're Wack're ſchon erſtrebt.
An Dieſes hängt Euch, Dieſes zerrt entzwei,
Mit Zahn, mit Hand, mit Fuß, — ganz einerlei.

Kleiner Unbekannter.

An manches Wack're?

Wagner.

Lieber Freund, ja, ja;
So, ganz geſchwind, kommt Ihr der Wirkung nah'.
Die Menge überraſcht, der Gegner ganz betäubt —
Kaum ſauber noch ſein Rock, jetzt plötzlich überſtäubt.
Ihr ruft: „Pfui Teufel! Erſt ſo keck,
So himmelſtürmend, — nun im Dr— !“

Kleiner Unbekannter.

Doch hab' ich ſelbſt ihn auf ihn hingeſtreut.

Wagner.

Gewiß!

Kleiner Unbekannter.

Und iſt das Recht?

Wagner.

Es iſt geſcheidt. —
Hat aber jener Menſch ſein wack'res Ziel
Nicht ganz erreicht, ſpielt Ihr noch leicht'res Spiel. —
Hat völlig er's verfehlt, klafft ſeine Bruſt
Von Schmerz und Wunden, — greift hinein mit Luſt,
Fühlt Euch als Adler des Prometheus! Beißt! —
Probatum est! —

Kleiner Unbekannter.

Doch wenn er los ſich reißt?

Wagner.

Dann macht ihn lächerlich! — Das Lächerliche — hört! —
Von hundert Thalern iſt es neunzig werth;
Nicht nur in Frankreich, nein, allüberall;
Und habt Ihr nicht zur Hand den Federball,
Der ſcherzend trifft, ſo nehmt — doch ſtets mit Stolz —
Vom nächſten Kegelſpiel den Ball von Holz.
Um ſo viel weniger braucht Ihr zu zielen.
Trifft er den Kopf nicht, mag das Knie ihn fühlen.
„Der Gegner iſt getroffen!“ ruft's. — Ihr lacht! —

Kleiner Unbekannter.

Und lach' am Beſten, wie das Sprüchwort ſagt.

Wagner.

Zum Schluſſe jetzt! — Auch noch ein mächt'ger Sprung
In's Feld des Gegner's, wenn Ihr Schach wollt ſpielen,
Menſchen-Kritik, — er heißt Verdächtigung.
Der Strom — ich ſchwör's Euch! — treibt Euch alle Mühlen.
Nur Frucht hineingeſchüttet, etwas Korn,
Doch ſehr viel Raden, Trespen, Diſteln, Dorn. —
Der Gegner treibt zum Beiſpiel Politik,
Dann ſpielet an, er wolle an die Staaten,
Er woll' an Die auch, welche ſie berathen.
Hält er auf Kunſt, auf Wiſſenſchaft ein Stück,
Hat er vom jungen Deutſchland was geleſen,
Dann zuckt die Achſeln über dieſes Weſen,
Mein't: Er ſei nicht ſo ſchlimm, als And're, doch
Bohr' er auch gern der Religion ein Loch.
Hat, was der Gegner will, etwa den Zweck,
Daß Alles beſſer wird, dann iſt's ganz klar,
Daß er ſelbſtnützig handelt, — offenbar, —
Weil ſtets in Allem auch der Einz'le ſteckt. —
Genug, mein Beſter, wie Ihr ſelbſt auch irrt,
Nur unermüdet Andere verwirrt!
Tauſcht Sachen um, Begriffe, nehmt den Kopf

Und leimet ihn alsbald auf jenen Schopf! —
Fehl' Euch das Hirn, fehl' ſelber Euch die Zunge,
Nur, Freund, die Frechheit nicht und nicht die Lunge!
Kleiner Unbekannter.
Recht ſchönen Dank! — Hier meine Schuldigkeit! —
Und nun noch Eins! — In Fauſtens erſtem Theil
War't Ihr von ſolcher Lehr' noch ziemlich weit, —
Wie kam Das anders zu der Menſchheit Heil?
Wagner.
Ein Büchlein fand ich, und Ihr wißt, wie ich
Noch bei Herrn Fauſt Gedrucktes ſtets geliebet,
In ſpäter Nacht mich denkend dran geübet.
Kleiner Unbekannter.
Ich weiß.

Wagner.
Nun ſeht, in jenem Buch fand ſich
Manches von Dem, was ich da Euch gelehret.
Kleiner Unbekannter.
Und wem hat vorher jenes Buch gehöret?
Wagner.
Er ließ es liegen; er — ein Mann von Witz,
Doch auch von Bosheit, Kinn und Naſe ſpitz,
Das Auge grau, von Anſeh'n ziemlich ſchofel, —
Mit einem Wort: — Herr Mephiſtophel.

Die junge Beduine.

Am 13. Oktober 1837, dem Tage der Erſtürmung Conſtantines, erhielt der Obriſt Corbin vom 17. leichten Infanterieregiment, der an der Spitze einer Angriffskolonne ſtand, vom commandirenden General Befehl, das Commando über die Truppen zu übernehmen, welche die Breſche ſtürmen ſollten. Mitten in dem nun erfolgenden blutigen Kampfe, welcher zwiſchen den franzöſiſchen Soldaten und denen des Achmet-Bey ſtattfand, bemerkte ein Sergeant von den Voltigeurs des erwähnten Regiments, Namens Bezot, welcher ſich unter den Erſten befand, die ſich auf den Feind warfen, unter den Todten und Sterbenden ein Kind, welches von Schrecken ſtarr hinter zwei Leichen verſteckt lag, wovon, wie man nachher erfuhr, die eine ſeine Mutter, die andere ſeine Schweſter war. Der Sergeant hob das Kind auf, nahm es an ſich und war, ohne vom Kampfe abzuſtehen, für die Rettung deſſelben beſorgt. Als die Araber, welche die Beſatzung der Stadt ausmachten, nach dem hartnäckigſten Widerſtande ſich ergaben, beeilte ſich der tapfere und edelmüthige Bezot, ſeine koſtbare Bürde in Sicherheit zu bringen und trug noch an demſelben Abend die kleine Araberin zu ſeinem Obriſt, welcher alle mögliche Sorgfalt, die ihr Zuſtand erforderte, auf ſie verwendete, und bald wurde die kleine Conſtantine (denn dieſen Namen erhielt ſie) die höchſtens ſechs Jahr alt war, ausdrucksvolle Züge hatte und einen mehr als gewöhnlichen Verſtand zeigte, Gegenſtand der größten Aufmerkſamkeit des ganzen Regiments.

Im verwichenen November erhielt der Maler Horaz Vernet vom König Ludwig Philipp Befehl nach Conſtantine zu reiſen und eine Zeichnung dieſer Stadt aufzunehmen. Bei dieſer Gelegenheit kam er auch in das Lager von Medjez-Ammar, welches der Obriſt Corbin befehligte und ſah daſelbſt die junge Araberin. Da er nach ſeiner Rückkehr nach Paris bei der Madame Adelaide eine Audienz hatte, ſo erzählte er dieſer die Geſchichte dieſes Kindes und ſie wurde von der Erzählung ſo bewegt und ergriffen, daß ſie ſofort erklärte, ſie wolle die kleine Conſtantine unter ihren Schutz nehmen und ſie in Paris erziehen laſſen. Sogleich wurde der Befehl ertheilt, ſie in Begleitung ihres Retters nach Frankreich zu bringen, aber ein unerwarteter Vorfall machte, daß die Ausführung der guten Abſicht der Prinzeſſin vereitelt oder doch wenigſtens verſchoben wurde. Mehrere Araber von den um Conſtantine herumwohnenden Stämmen waren, während dieſes geſchah, nach Bona gekommen, und hatten ſich zu dem Obriſt Corbin führen laſſen. Einer von ihnen überbrachte einen Brief von dem Oberkommandanten der Provinz, General Negrier, und reklamirte die kleine Araberin als die Tochter eines ihrer erſten Häuptlinge, des Caid von Negrina. Da aber dem Obriſt ſchon dreimal das Kind hatte entriſſen werden ſollen und die Geſandten keinen beſtimmten Beweis der Vaterſchaft des Caid beibringen konnten, und da es auch bekannt genug war, daß die Araber den Entſchluß gefaßt hatten, die arme Kleine, der es ihr Fanatismus und ihre barbariſchen Vorurtheile nicht vergeben konnten, daß ſie von Chriſten gerettet worden war und ſechs Monate unter ihnen gelebt hatte, ihren Händen zu entreißen, ſo weigerte ſich Corbin, das Kind herauszugeben. Der General Negrier, der von dieſer Antwort in Kenntniß geſetzt wurde, machte dem Gouverneur von Afrika hiervon Meldung, der Obriſt Corbin aber hat einſtweilen bis zur Entſcheidung der Sache ſeine kleine Pflegbefohlne in das Stift der Hoſpitaliterinnen in Bona gebracht, wo ſie mit aller Sorgfalt behandelt wird, die ihr zartes Alter erfordert.

Feuilleton.

⁂ **Das Theater zu Lüttich** hat in den letzteren Jahren im Durchſchnitt 190,000 Franken jährlich eingenommen. In dem jetzt abgelaufenen Jahre aber betrug die Einnahme nur 140,000 Franken bei einer Ausgabe von mehr als 190,000; alſo auch hier ein — Deficit.

⁂ **Neueſtes gerichtliches Erkenntniß im Großherzogthume Heſſen gegen den Nachdruck.** — Das Großh. Heſſ. Regierungsblatt Num. 21 (vom 12. Mai 1838) enthält eine Bekanntmachung des Großh. Stadtgerichts in Darmſtadt, wonach auf erhobene Klage der Handlung B. Schott und Söhne in Mainz: »daß das im Verlage von Ch. Th. Groos in Karlsruhe, unter dem Titel: »»Choräle nebſt Vor- und Nachſpielen für die evangeliſch-proteſtantiſche Kirche im Großherzogthum Baden««, erſchienene muſikaliſche Werk den Nachdruck einer beträchtlichen Anzahl in ihrem Verlage erſchienener Original-Orgelſtücke von Rinck enthalte, und deshalb deſſen Verkauf im hieſigen Buchhandel verhindert werden möchte«, durch Urtheil vom 4. Nov. v. J. die Confiskation der bei den Darmſtädter Buchhändlern — denen übrigens ein ſtrafbares Verſchulden hinſichtlich des Verkaufs des Nachdrucks nicht zur Laſt fällt — vorgefundenen Exemplare jenes Werks erkannt worden iſt.

⁂ **»Der Zigeunerin Warnung,«** eine neue von Julius Benedikt aus Stuttgart componirte romantiſche Oper, hat bei ihren zwei erſten Aufführungen auf dem Drury-Lane Theater ſich eines ausgezeichneten Erfolges zu erfreuen gehabt. Der Componiſt, welcher ſelbſt das Orcheſter leitete, wurde am Ende ſtürmiſch gerufen. Der engliſche Text ſoll demnächſt von Caſtelli in Wien ins Deutſche übertragen werden.

⁂ **Die Geſellſchaft der chriſtl. Moral zu Paris** hatte für das J. 1838 unter anderen die Preisaufgabe geſtellt: »**Welche geſetzliche Maßregeln müſſen die Abſchaffung der Todesſtrafe begleiten?**,« wobei beſonders zu erörtern war: welche Strafe an die Stelle der abgeſchafften in Frankreich zu ſetzen? und welche Einrichtungen in den Gefängniſſen zu treffen, um den Sträfling unſchädlich und für geſellige Gefühle empfänglich zu machen? In der am 30. v. M. gehaltenen allgemeinen Verſammlung wurde der Preis Hrn. **Doublet de Boisthibault**, Deputirten und Advokaten aus Chartres zuerkannt. Hoffentlich wird ſeine Abhandlung bald durch den Druck veröffentlicht werden. —

Berichtigung.

☞ In Nro. 107, S. 425, Spalte 2, Zeile 10 v. u. ſtatt: altes — lies: landes und in Nro 108, S. 430, Sp. 1, Z. 19 v. o. ſtatt: [illegible] — lies: [illegible]

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 117. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 17. Mai.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

Einer der denkwürdigſten Tage meines Lebens war es, an welchem Jean Paul mich im Spätſommer des Jahres 1810 in Bamberg zum erſten Male beſuchte.

Kaum in mein Arbeitszimmer eingetreten, eröffnete ſich eine Scene, die zwar an ſich komiſch genug, mir aber ſehr unangenehm war, und ſelbſt in der Erinnerung mich noch unfreundlich berührt. — Er ging nämlich ſogleich, nach den gewöhnlichen Begrüßungen, zu meinen Bücherſchränken, und das erſte Buch, was er herauszog und aufſchlug, war:

„Galgenreden, Monumente, Grabſchriften, Stand- und Leichenreden auf noch lebende arme Sünder.“

Das Titelkupfer zeigt Jean Paul am Galgen hängend.

Der treffliche Mann gerieth in nicht geringe Verlegenheit, ward über und über roth, ſagte aber bald lächelnd darauf:

„Nun wahrhaftig, ſeinem Schickſale kann doch Niemand entgehen!“

Ich ſtotterte in meiner Verwirrung mehrere Entſchuldigungsworte hervor, warum ich dies nichtswürdige Buch in meiner Bücherſammlung aufgeſtellt, er aber fuhr heiter fort, und bedeutete mir: „wie ſolche literariſche Pasquille ſeinen Verehrern, zu welchen er mich ja vorzüglich rechne, eben ſo nothwendig ſeien, wie die Lobſchriften auf ihn; das Buch rufe aber ein altes Sprüchwort wieder in ſein Gedächtniß zurück: „Menſch, laß deinen Fürwitz!“

So geſchickt er auch ſeinem Geſpräche eine andere Wendung zu geben wußte, ſo konnte ich mich doch lange nicht von meinem Schrecken erholen, was er wohl bemerkte. Er ergriff das ſo eben vor ihn hingeſtellte Glas Wein, ſtieß an das meinige an, und ſagte:

„Allen Sündern ſoll vergeben ſein, ſo auch dieſem armen Sünder, der ja nicht wußte, was er that!“

Nachdem Jean Paul meine Bücherſammlung über eine Stunde ſorgfältig durchmuſtert, mir viel Schmeichelhaftes über ihren Werth, ſowohl in qualitativer wie quantitativer Hinſicht geſagt, die trefflichſten, witzigſten Bemerkungen über einzelne Autoren gemacht, beſonders über Tieck's große Verdienſte ſich lobend ausſprach, und endlich zu Herder's Schriften gelangte, ergoß er ſich in einen Strom von verehrenden Worten über dieſen unſterblichen Dichter. — Ich führte ihn zu dem in meinem Zimmer hängenden Portrait Herder's. Er faltete, wie in Andacht, die Hände, blickte zu ihm hinauf, ſeine Augen funkelten durch Thränen, und wehmüthig rief er aus:

„Ach, mein lieber, lieber, guter Herder!“

Wie heute, ſo immer war es ein Lieblingsgegenſtand Jean Paul's, über ſeinen Herder zu ſprechen, und nie hörte ich deſſen Namen von ihm nennen, ohne daß eine Thräne in ſeinem Auge glänzte.

Als er eine äußerſt wohlgetroffene Zeichnung Goethe's erblickte, die mir der Maler Rabe vor ſeiner Reiſe nach Italien zum Andenken zurückließ, die Copie eines Originals, zu dem Goethe ſelbſt geſeſſen, ſagte er:

„Das iſt das Einzige, was ich vor dem großen Manne voraus habe, daß ich ſeine Schriften richtiger und würdiger aufzufaſſen verſtehe, als er die meinigen.“

Wir gingen nun zu meiner Portraitſammlung, an der Jean Paul viel Vergnügen fand. Namentlich waren es ſeine Portraits, die ihn beſonders anzogen, und unter dieſen, das früher erwähnte, einem Tabakspackete entnommen, mit der Unterſchrift:

»Jean Paul, der Wahrheit Freund, Feind aller Laſter,
Empfiehlt gewiß auch gerne dieſen Knaſter.«

Er erklärte mir unter herzlichem Lachen, daß dies allerdings ähnliche Portrait, wahrſcheinlich nach einem Bilde, wozu er in Berlin geſeſſen, gefertigt, ſelbſt der techniſchen Ausführung nach, ſo übel nicht ſei, und er es ſich viel ſchlechter gedacht habe. — Noch mehr als dieſe Sammlung aber, befriedigte ihn meine theatraliſche. Sie war ein Andenken meines verſtorbenen Freundes Bretzner und von mir nach und nach bedeutend vermehrt worden. Alles auf das Theater Bezügliche, Dichter, die für daſſelbe geſchrieben, Componiſten, Schauſpieler und Schauſpielerinnen, in ihren Abbildungen, theatraliſche Scenen, Coſtüme, Dekorationen ꝛc. waren geſammelt. — Dieſer Sammlung reihte ſich eine von merkwürdigen Komödienzetteln an, worunter uralte, ſelbſt von Hanswurſts Zeiten her, ſich befanden, die Jean Paul ebenfalls mit vielem Intereſſe durchblätterte.

Die Stunde des Eſſens nahete; die dazu Eingeladenen, worunter Hoffmann und Marcus waren, erſchienen, und wir ſetzten uns zu Tiſche. — Jean Paul war in der heiterſten Laune, ein witziger Einfall jagte den andern, und vorzüglich war es die Unterhaltung mit dem geiſtreichen Marcus, die, über mediziniſche Gegenſtände, bald ernſthaft, bald ſcherzhaft geführt, zu den brillanteſten Witzen von beiden Seiten Veranlaſſung gab. Marcus, faſt eben ſo geübt auf dem Felde ſarkaſtiſchen Spottes, wie Jean Paul, blieb ihm keinen Ausfall auf mediziniſche Kunſt und ihre Jünger ſchuldig, und Hoffmann, der gegen alle Gewohnheit diesmal den ſtummen Zuhörer machte, accompagnirte die Sprechenden durch ſchallendes Gelächter.

Den Flaſchen wurde tüchtig zugeſprochen, wobei nächſt Hoffmann ſich Jean Paul am thätigſten bewies, und als auf Letzteren ein Toaſt von mir ausgebracht wurde, rief er in ausgelaſſenſter Freude aus, — indem er ſeine Hände rechts und links herumreichte, wobei ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen:

„O möge mir doch Gott nur einmal in Baireuth ein paar ſo herrliche Stunden ſchenken, wie ich ſie in Bamberg verlebte! Dazu iſt aber keine Hoffnung, denn die Erzeuger ſolcher Freuden fehlen; darum müſſen Sie mir ſammt und ſonders verſprechen, ſich einmal einpacken zu wollen, um ein Dacapo aufführen zu können!“

Bald darauf ward ich vom Tiſche hinweggerufen, kehrte zurück; aber mit einem kläglichen Geſichte mich zu Jean Paul wendend, brachte ich ihm die Nachricht, daß Frau von Kalb ſoeben hergeſandt, und ſie ihn mit einer Menge Damen ſeit einer halben Stunde ſchon am Ufer des Regnitzfluſſes erwarte, um ihn, — wie er ihr verſprochen — zu Waſſer nach dem Luſtorte Bug zu führen.

„Das iſt mir jetzt rein unmöglich!“ — rief er aus — „o, ich bitte ſehr, laſſen Sie mich entſchuldigen, — ſagen Sie — ja was denn? — ach, ſagen Sie was Sie wollen, — meinetwegen auch, daß der Wein, der mich ſo heiter geſtimmt, mir verbiete, ihn mit Waſſer zu vermiſchen, um mich auf ſo unglückliche Weiſe abzukühlen!“

Ich ging. Noch unter der Thüre ſtehend, rief er mir nach:

„Ach, Beſter, es wird die Kalb aber wohl kränken! — Was meinen Sie?“

(„Ach was!“ rief Hoffmann dazwiſchen überlaut).

„Nun? — J, ſagen Sie, ich würde mich in meinem nächſten Buche darüber bei ihr entſchuldigen, und ihr und ſämmtlichen Damen öffentliche Abbitte leiſten, — heute aber ſei es mir unmöglich zu kommen! — mein Körper wolle, — aber der Geiſt nicht, — was ſonſt der entgegengeſetzte Fall, — heute ſei alles bei mir umgekehrt, — u. ſ. w.“

Ich ging, dem Bedienten die Meldung auf möglichſt ſchickliche Weiſe, und mit allerlei kleinen Nothlügen vermiſcht, zu machen, kam zurück, fand aber Jean Paul im Nachdenken begriffen und ſichtbar verſtimmter.

„Habe ich auch wohl recht gethan?“ — ſprach er vor ſich hin. — „Was wird die gute Frau ſagen? Ich habe ihr zwar nur verſprochen, nach Bug zu kommen, nicht aber in Geſellſchaft mit Damen dahin zu fahren. — —“

„Das iſt ein göttlicher Spaß!“ — rief Hoffmann dazwiſchen. — „Nein! dieſe Scene laß’ ich mir um eine Welt nicht rauben; nur möchte ich dabei ſein, wenn der Bediente die rührende Antwort brächte, und die verſchiedenen Geſichter ſehen, die ſämmtliche Damen dabei ſchneiden werden.“ (Hoffmann lachte unmäßig dabei).

Jean Paul ward nach dieſer Aeußerung noch verſtimmter, und trank, immer in Nachdenken verloren, ein paar Gläſer Wein ſchnell nach einander aus. — Marcus ſuchte ihm die Sache in ein helleres Licht zu ſtellen, indem er ein paar Schattenſeiten der Frau von Kalb hervorhob, um durch Gründe darzuthun, wie bei aller Verehrung dieſer Frau für unſeren Dichter doch eine gewiſſe Anmaßung nicht zu verkennen ſei.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Zürich.

(Fortſetzung.)

Der Gegenſtand hat manche völkerrechtliche Seite berührt, und hat außerdem die ſchon oft in der Schweiz bemerkte Thatſache herausgeſtellt, daß neben den radikalſten Umgeſtaltungen Ruinen früheſten Feudalrechtes ſtehen geblieben ſind, welche bis aufs Aeußerſte vertheidigt werden, wenn es gilt, einen vorübergehenden Vortheil, namentlich von Ausländern zu erhalten.

Für nicht juriſtiſche Leſer ſchicke ich einige Worte über die hiſtoriſche Bedeutung des Abzugsrechtes voraus.

Das Abzugsrecht, anderswo auch der Abſchoß oder Erbkauf genannt, gehört zu dem Fremdlingsrechte (droit d'aubaine, jus albinagii) und erklärt ſich hiſtoriſch nur aus den Rechtsverhältniſſen des Mittelalters. In der älteren Zeit nämlich beerbte der Grundherr ſeine kinderlos verſtorbenen

Hörigen (Leibeigenen), ſpäter nahm er das Beſte aus ihrer Verlaſſenſchaft (Beſthaupt, Zoll) für ſich. Verwandte, welche außerhalb ſeiner Herrſchaft wohnten, und nicht zur Genoſſenſchaft ſeiner Leibeigenen gehörten, waren von allem Antheil auf die Erbſchaft ausgeſchloſſen, oder mußten ſich doch mit dem Herrn darüber abfinden.

Auf ähnliche Weiſe wurden in der Folge Fremde, welche in das Gebiet eines Landesherrn, z. B. in die Vogteien der Stadt Zürich kamen, gewiſſermaßen wie jene Hörigen angeſehen. Im Lande wurden ſie und ihr Vermögen geſchützt. Die Verlaſſenſchaft aber, wenn der Fremde keine innerhalb der Vogtei angeſeſſene Erben hatte, wurde von dem Vogteiherren bezogen, wie dort die Erbſchaft des Hörigen von ſeinem Leibherrn; oder der Vogteiherr ließ auswärtige Erben zu, behielt dann aber als Abzug einen Theil der Verlaſſenſchaft zurück.

Das ganze Abzugsrecht iſt ſomit nicht ſowohl eine Steuer, als vielmehr eine eigenthümliche Behandlung der Erbrechtes, gegründet a) auf Leibeigenſchaft, b) auf Rechtsunfähigkeit der Fremden. Als daher die Hörigkeit überall aufhörte, die Vogteiherren eine freiere Regierungsanſicht gewannen, und die Fremden, als rechtsfähig angeſehen wurden, verſchwand dieſes Recht in allen civiliſirten Staaten Europas größtentheils; und es blieben nur noch ſolche Anwendungen zurück, welche als Retorſion gegen ähnliche Abzüge anderer Staaten ſich rechtfertigen laſſen. Auch der Geiſt der Züricher Rechte und die Geſchichte derſelben ſtimmt mit dieſer Entwickelung ganz überein; und es iſt offenbar dem Geiſte dieſer Rechte gemäß, die Freizügigkeit möglichſt auszudehnen, und den Abzug einzig noch in den Fällen zu beziehen, wo ſich derſelbe durch einen ähnlichen Abzug, den hieſige Erben an einen fremden Staat entrichten müſſen, rechtfertigt.

England hat nun kein für Ausländer beſonders gültiges Abzugsrecht, ſomit weigerte ſich der engliſche Erbe überhaupt Etwas zu zahlen.

Dieſes vorausgeſchickt gehe ich zu den, in mancher Rückſicht nicht unintereſſanten Details über.

Thomas Naters, aus Liverpool, war Schiffskapitän auf der Oſt- und Weſtindienfahrt der brittiſchen Handelsflotte. In vorgerückten Jahren verließ er den Seedienſt, und zugleich ſein Vaterland, England, und ging in die brittiſchen Colonien Canada's. Späterhin begab er ſich in die Vereinigten Staaten, und pachtete dort einige Landgüter, welche durch neue Anlagen zu cultiviren und zu verſchönern ſeine Lieblingsbeſchäftigung wurde. Eine gewöhnliche Erſcheinung, daß alte Seefahrer ihre ſturmbewegten Tage als ruhige Landbewohner zu beſchließen lieben.

Während er auf dieſe Weiſe in Amerika lebte, ſtarb einer ſeiner nahen Verwandten, ein engliſcher Schiffskapitän, auf einer Rückreiſe von Oſtindien. Dieſen, den Sohn eines reichen Geizhalſes, hatte er einſt, da ſie noch beide junge Leute waren, mit eigener Aufopferung, zur erſten Oſtindienfahrt ausgerüſtet. Den Jugendfreundſchaftsdienſt vergaß der biedere Seemann nicht. In der Todesſtunde, am Bord ſeines Schiffes, vermachte er ſeinem Freunde und Verwandten Naters ſein ganzes, väterliches und ſelbſterworbenes Vermögen. Unerwartet empfing nun Naters auf ſeinem amerikaniſchen Landgute die Nachricht von dieſer, einige Millionen Pfd. Sterling betragenden, ihm zugefallenen Erbſchaft. — Aber mit dem Reichthume kam auch die Sorge.

Er hatte zunächſt zu ſorgen, daß ein ſo bedeutendes Vermögen nicht einſt nach ſeinem Tode dem Zufalle preisgegeben bliebe. Dieſe Vorſicht war um ſo natürlicher, weil ſein verſchiedener Freund eine (nach engliſchen Geſetzen) unentbehrliche Teſtamentsförmlichkeit verſäumt, und dadurch veranlaßt hatte, daß die Ländereien der Erbſchaft von beträchtlicherem Werthe als das bewegliche Gut, an einen andern, dem Verſtorbenen niemals befreundeten Verwandten fielen, während der Erblaſſer ſie dem Naters beſtimmt hatte. Mit aller Sorgfalt für die Form errichtete alſo Naters [illegible] zu Newtown in New-York ein Teſtament, worin er den William Mather in Newcaſtle zum Univerſalerben einſetzte. Das Teſtament beſaß die engliſche und auch amerikaniſche Geſetzesform. Es blieb jedoch durch die angeborene Nationalität des Teſtators bedingt, d. h. es blieb ein engliſches Teſtament, abgeſehen davon, daß auch die Hauptmaſſe des Vermögens ſich in England befand und befindet. Um dieſer nationalen Eigenſchaft willen, ward ein beſiegeltes Duplikat des Teſtaments mit denſelben Förmlichkeiten ausgefertigt, und nach England überſandt. De Vattel ſagt nun noch ausdrücklich: (L. II. c. VIII. §. 8) „Si un voyageur fait son testament et l'envoye cacheté dans son pays, c'est la même chose, que si ce testament eût été écrit dans le pays même; il en doit suivre les lois.“ — (William Mather hat nun den Prozeß gegen die Züricher Regierung ſo weit geführt.)

Thomas Naters beſaß zu jener Zeit ſehr wenig Grundeigenthum, während die Hauptmaſſe ſeines Vermögens aus perſönlichem Eigenthum in England beſtand. Dies letztere aber auf einen andern Beſitzer übergehen zu machen, dazu wäre ein bloßes Stück Papier hinreichend geweſen, ſobald ſein Inhalt nur ausſagte, „es ſei des vorigen Beſitzers letzter Wille.“ Keine weitere Zeugenunterſchrift, oder ſonſtige Beglaubigung wäre daneben erforderlich geweſen, ſobald nur des Teſtators eigene Handſchrift darin zu finden geweſen. Der Teſtator verfaßte ſeinen letzten Willen kurz bevor er die Vereinigten Staaten verließ, wahrſcheinlich wegen der möglichen Zufälle der bevorſtehenden Seereiſe.

Er hatte ſich dort mit den Verſchönerungen ſeiner Pachtungen ruhig und zufrieden beſchäftigt. Als Seemann hatte er den größten Theil ſeines Lebens auf ſtürmiſchen Meeren verlebt. Als jetzigen Beſitzer eines ungewöhnlich großen Vermögens konnte ihn Gewinnſucht kaum dazu treiben, ſich noch einmal den Gefahren des Oceans hinzugeben. Was alſo mochte ihn zur Abreiſe bewegen?

(Fortſetzung folgt.)

Tageschronik aus Paris.

(Schluß.)

Die öffentlichen Gebäude, das Garde-meuble und das Finanzminiſterium in der Rivoliſtraße waren mit Lampions beleuchtet; Privathäuſer ſah man nirgends illuminirt; der Tuileriengarten bot eben keinen prächtigen Anblick dar; viele Lampen waren erloſchen und die, welche brannten, erfüllten die Luft mit einem verpeſtenden Fettgeſtank. Dem Pavillon der Schloßuhr gegenüber, zwiſchen dem Spartakus und Themiſtokles, war der Pavillon errichtet, unter dem das Orcheſter ſaß, welches um 7 Uhr das Concert im Freien ausgeführt hatte. In den Champs élysées wurde unter einem Zelte bis ſpät in die Nacht hinein getanzt; dies war jedoch ein Privatvergnügen, d. h. von einem Entrepreneur veranſtaltet; jeder Eintretende zahlte 5 Sous und außerdem jeden einzelnen Tanz. Wenn das ſchöne Wetter andauert, werden die Bals champêtres in der Umgegend und vor den Barrièren von Paris ſofort eröffnet werden; die Grande Chaumière hat bereits ihre Alleen neu beſandet und den Tanzplatz geſäubert; das Elysée, die Montagnes françaises rüſten mit Gewalt und laſſen neu vergolden und lakiren. In der nächſten Woche beginnen auch die Pferderennen und Wetten im Bois de Boulogne. Die engliſchen Sitten nehmen immermehr überhand und eine Menge engliſcher Worte niſtet ſich ins Franzöſiſche ein. Das Wetten iſt an der Tagesordnung; ein Mitglied des Jockeyklubbs hat neulich gewettet, daß er die Diſtanz zwiſchen Saint-Germain und Paris eben ſo ſchnell zu Pferde, als auf der Eiſenbahn zurücklegen wolle; man hat in England oft ähnliche Wetten eingegangen, und das Pferd hat faſt immer verloren; wir wiſſen nicht, wer diesmal gewonnen. Ein ſpaniſcher Incroyable dagegen, welcher ſeit einigen Monaten in Paris lebt und Mitglied des Jockeyklubbs geworden iſt, hat ſeine Wette gewonnen, welche darin beſtand, mit vier koloſſalen Packhunden aus den Pyrenäen in zwölf Minuten die Strecke der Boulevards zwiſchen der Madelaine und dem Baſtilleplatz zurückzulegen. Letzten Dienſtag ſah man dieſen Sohn der Pyrenäenhalbinſel mit einem baskiſchen Coſtüme in einem kleinen, elegantgeformten Britska über den Boulevard des Italiens fahren; ſein von vier gleich großen, ſchwarz und weiß gefleckten Fanghunden gezogenes Fuhrwerk ſetzte alle Vorübergehende in Erſtaunen; die Vierfüßler waren aufgeſchirrt wie engliſche Pferde und der Herr lenkte ſie mit großer Geſchicklichkeit; daß man nicht Beifall geklatſcht hat, wundert mich ſehr.

Sie wiſſen, daß Molière endlich ein Denkmal in Paris erhalten ſoll, und daß zu dem Behuf eine Subſcriptionsliſte eröffnet worden iſt, worauf der Herzog von Orleans mit 500, und Mademoiſelle Mars mit 1000 Franken figurirt. Das Haus in der Rue Richelieu, der passage Hulot gegenüber, wird bereits eingeriſſen und auf ſeiner Stelle ſoll ſich eine Fontaine mit Molières Standbild erheben. Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen, welche nicht unergötzlich iſt: Der Dichter des Tartuffe iſt bekanntlich in einem Hauſe unweit der Trödelhalle geboren; das Kämmerchen des Rez de Chauſſée, worin er das Licht der Welt erblickte, wurde ſpäter in eine alte Kleiderboutike verwandelt, über deren Eingangsthür die franzöſiſche Revolution Molières Büſte aufpflanzte. Während der Reſtauration kaufte ein unwiſſender Hebräer den Fonds, und da ihm ein Aushängeſchild vor ſeinem Laden fehlte, ließ er die Büſte Molières ſchwarz anſtreichen und darunterſchreiben: à la tête noire! — Das Monument Bellini's auf dem Père Lachaiſe iſt fertig geworden; Marochetti hat die Sculpturen, und Blouet den architektaniſchen Plan geliefert. Es befindet ſich dicht hinter dem Grabe Jacques Delille's, zwiſchen den Ruheſtätten Gretry's und Boyeldieu's. Der Plan des Denkmals iſt einfach und glücklich gedacht; das Ganze beſteht aus einer Halbſäule ohne Geſims von 10 — 12 Fuß Höhe, von gefälliger Form und mit hübſchen Zierrathen im Geſchmack der Renaiſſance bedeckt; ſie iſt viereckig und läuft in zwei Schäfte von ungleichen Verhältniſſen aus. Der höchſte und dünnſte Schaft trägt auf der Vorderſeite das Portrait Bellini's in Medaillon, und auf den drei übrigen Seiten leſen wir die Namen der drei Werke, welche den Anfang, die Mitte und das Ende ſeiner Künſtlerlaufbahn bezeichnet: Il Pirata, Norma, i Puritani. Auf eine von den Seiten des niedrigeren Schafts ſoll die Inſchrift ſeines Namens, ſeines Geburts- und Todesjahres zu ſtehen kommen; auf den Nebenſeiten werden die Titel ſeiner übrigen ſechs Opern eingegraben werden; die vierte Seite endlich ziert eine allegoriſche Figur Marochettis, den Genius der Muſik darſtellend. Dieſer Genius hat ſich in ſeine langen Flügel gehüllt, welche über ſeinen Kopf hinausreichen; er iſt mit Cypreſſen bekränzt, beugt wehmüthig das Haupt und drückt mit beiden Händen eine Leier wider ſeine Bruſt. Dieſe Figur iſt voll Grazie, Rührung und Schwermuth und verwirklicht höchſt ausdrucksvoll die Muſe, welche Bellini zu jenen zärtlichen, ſchwermüthigen Tönen begeiſterte, worin er beſonders ausgezeichnet war. — Von dem projektirten Grabmal für Börne ſieht man noch keine Spur; es werden auch, wie es ſcheint, keine Anſtalten dazu getroffen. Ein einfaches Gitter umſchließt, und ein einfacher Stein deckt das Grab dieſes Ehrenmannes, der in den letzten Jahren die deutſche Redlichkeit im unſichern Auslande durch ſein ſtrahlendes Beiſpiel immer vertreten, während ſo viele andere ſie ſtark compromittirt haben und noch fortwährend compromittiren. Ein Dutzend Immortellenkränze hängen am Gitter oder liegen auf dem Steine, den wohl ſchwerlich je ein Monument verdrängen wird. Deutſchland iſt arm und kümmert ſich nicht um die Seinigen, incuriosa suorum; höchſtens denkt es an Herrmann den Cheruskerfürſten, welcher zu ſeiner Zeit in einer anderen Weiſe Börne war; Tacitus nannte jenen einen agitator Germaniae, und die lieben Landsleute hießen dieſen einen öffentlichen deutſchen Ruheſtörer. Auf der Subſcriptionsliſte für Börne, welche in dem Bär- und Ettinghauſen'ſchen Leſekabinet ſeit Jahr und Tag aufliegt, ſind 15 Franken 25 Centimes unterſchrieben, und doch gehen die meiſten in Paris anweſenden Deutſchen in dieſer Anſtalt aus und ein. „Deutſche, Deutſche ha'n kein Geld im Sack u. ſ. w." Jedermann kennt den alten Refrain. — Das Leſekabinet der Herren Bär und Ettinghauſen erfreut ſich übrigens eines ſchönen Aufblühens; man muß aber auch den Gründern dieſes Etabliſſements nachrühmen, daß ſie alle ihre vor der Eröffnung gemachten Proſpektusverſprechungen treulich erfüllen, obſchon ſie leider die Erfahrung machen mußten, daß ſie von Seiten ihrer erſten Subſcribenten vielfach im Stich gelaſſen wurden. Nichtsdeſtoweniger hat die Anſtalt ſich ſtets erweitert; die aufliegenden deutſchen Journale und Zeitſchriften haben einen Zuwachs von wiſſenſchaftlichen Monatsſchriften erhalten, und die in Deutſchland erſcheinenden Flugſchriften findet man hier in friſcheſter Friſche, wenn ſie nicht geſtohlen, oder, milder ausgedrückt, unbewußt eingeſteckt werden, wie ſich ſolches namentlich mit dem Görres'ſchen Athanaſius und der Gutzkow'ſchen Gegenſchrift ereignete. Wir wünſchen dem Salon littéraire der Herren Bär und Ettinghauſen erfreulichen, gedeihlichen Fortgang und die Abonnements aller honetten Deutſchen in Paris.

.*.

Feuilleton.

.*. Sizilianiſche Literatur. — Aus der Euterpe erſehen wir, daß in Palermo jetzt 12 geſchätzte Schriftſteller an eben ſo viel Biographieen berühmter Sizilianer arbeiten, die ein Opfer der Cholera geworden, daß eine ähnliche, aber wenig bedeutende Schrift unter dem Titel *Vittime illustri del Cholera in Napoli* erſchienen, und daß eben dort ein hiſtoriſcher Roman des geſchätzten Vincenzo Linares angekündigt iſt unter dem Titel Maria Georgio oder die Cholera in Palermo. —

.*. Die Ausſtellung des Kunſtvereins zu Rom nimmt, der Berliner Spenerſchen Zeitung zufolge, von Seiten des Publikums, wie der Künſtler, mit jedem Jahre mehr ab, da dort anderweitige Intereſſen das Ausſtellen von Kunſtwerken nicht zulaſſen. Das erſtere Faktum dürfte wohl keinen Widerſpruch erfahren. Das Letztere bedarf der Aufklärung. —

.*. In Bezug auf eine vermeintliche neunjährige Periode für Rückkehr beſonders kalten Winters, auf welche die Voſſzeitung v. 17. Febr. aufmerkſam gemacht, ſie der Einwirkung eines anderen Weltkörpers beimeſſend, — bemerkt jetzt Prof. Dr. Mädler in demſelben Blatte v. 5. Mai — im Weſentlichen, »er zweifle, ob ein einziger Winter den Namen kalt oder gelind vorzugsweiſe erhalten werde, wenn man die Mitteltemperaturen aus allen Erdgegenden, die etwa mit Deutſchland gleiche Breite haben, zuſammenſtellte. Ich beſitze,« fügt er hinzu, »die von mir berechneten Mitteltemperaturen Berlins ſeit mehr als 100 Jahren, und ſeit 1756 ununterbrochen; aber es iſt mir aller Mühe ungeachtet nicht gelungen, etwas in Beziehung auf die Mondsknoten oder andere Mondspunkte Periodiſches darin zu entdecken, ſo daß ich nicht umhin kann, meinen Lieblingstrabanten von der Anklage, die Hauptrolle bei den Witterungsſtörungen geſpielt zu haben, frei zu ſprechen.« —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 118. 1838.

Phönix.

Freitag, 18. Mai.

Elbe und Nordſee.

Von

L. W.

Morgens fünf Uhr erwachte ich, kleidete mich an und ging auf's Deck. Aus einem brütenden Schlafzimmer, aus einem engen Bettchen auf einen Altan, der hoch und frei über dem Waſſer ſchwebt, in die friſchen Strömungen einer Luft, die ſich mit der Sonne des Juni vermählt! Ich war wie neu geboren. Im meilenweiten Spiegel dehnte ſich die Elbe aus, die Hügel, die nur zwei Meilen unter Hamburg auf Holſteiniſcher Seite ihren nächſten Uferbeſatz bilden und auf Hannöveriſcher Seite den Horizont bekränzen, waren bereits tiefer in das Land zurückgetreten und dem Auge ganz verſchwunden. Glückſtadt lag vor uns, wir hatten ſieben Meilen zurückgelegt.

Jemand hat geſagt, es fehle Glückſtadt nur an dieſem oder jenem, um Hamburg zu werden, und wenn einmal dieſes und jenes glücklich zu Hauf käme, an der Stelle wo Glückſtadt liegt, Kapitaliſten, England, Amerika, Norden, Süden, Fracht und Rückfracht, alle Kleinigkeiten, die zum Welthandel gehören, dann habe die letzte Stunde für das alte Hamburg geſchlagen, die Uhr im Michaelis-Thurm werde ſtehen, der goldne Zeiger fallen und mit der Hamburger Bank und Börſe ſei's vorbei.

Was dieſen traurigen Ort betrifft, der ſich Glückſtadt nennt, ſo war derſelbe ehemals eine Feſtung, ſo gut wie jede andere, ehe er auf den erſten Schuß genommen und darauf demolirt wurde. In dieſer Hauptſtadt von Holſtein befanden ſich noch vor kurzem, außer ſämmtlichen Landeskollegien, auch die beiden Examinationskollegien für theologiſche und juriſtiſche Kandidaten. Es haben ſich von hier aus ſehr viele ſchlechte Charaktere im Lande verbreitet: denn jeder, der nicht durchfiel, bekam einen Charakter, den erſten, zweiten, dritten, und zwar entweder ſimpelweg, oder mit Auszeichnung, oder mit rühmlicher Auszeichnung, oder mit ſehr rühmlicher Auszeichnung. Dieſe Weisheitsſkala mit fahrenheitiſcher Gradmeſſung ſcheint mir aber gar nicht ausgezeichnet, im Gegentheil ſehr ſimpel, ja unwürdig und lächerlich. Dieſelbe wird in Kiel beibehalten. In Glückſtadt wird gar nicht mehr examinirt, außer an dem Thor, wo man ſich ſelbſt einen beliebigen Charakter ertheilt.

Unter einem von den niedrigen rothen Dächern, die ſich dort um Zuchthaus, Arſenal, Kaſerne gruppiren, habe ich zwei Nächte geſchlafen. Im Vorüberfahren dachte ich an den unglücklichen Freund, der mich damals beherbergte. Eine dämoniſche Natur in der Kremper Marſch! Eminent, phantaſtiſch, bizarr in Glückſtadt! Philiſter, Soldaten, Prediger über ſich, als Advokat nur ſeine eigenen Prozeſſe führen, ſein letztes karges Brod mit dem letzten Klienten theilen, der den Gutmüthigen hinterher blamirt und ſchuftig betrügt, welch jammervolles Loos. Doch ſind dieſe Prozeſſe intereſſant. Welches Licht werfen ſie auf rothe und ſchwarze Röcke, auf den Jammer rechtlicher und ſocieller Zuſtände. Du biſt Advokat. Ein armes Judenmädchen tritt ſchluchzend in dein Zimmer und bittet dich flehentlich um Beiſtand. Du läßt das Mädchen niederſitzen, verlangſt Ruhe, Faſſung, zuſammenhängende Erzählung. Die Polizei will ſie aus der Stadt ſchaffen. Was iſt ihr Verbrechen? Sie iſt unbeſcholten, keiner kann ihr etwas nachſagen, aber ſie liebt einen jungen Menſchen, der ſie in ihrem Hauſe beſucht, er iſt Mediziner, hat ſeine Studien abſolvirt, iſt von Niemand abhängig. Auf weſſen Anſuchen thut die Polizei dieſen Schritt? Auf Anſuchen ihres Oheims, derſelbe iſt Oberrabbiner in Glückſtadt. Das Mädchen, eine Waiſe, nicht in Glückſtadt geboren, kann kein Schutzrecht für ſich in Anſpruch nehmen. In dieſem Augenblick erſcheint athemlos der junge Mann. Du empfängſt ihn mit der Frage: haben Sie ernſthafte Abſichten auf dieſes Mädchen? — ich wollte ſagen, iſt es Ihr Wille, mit ihr in den Stand der Ehe zu treten? — Antwort, Ja! — Nun wohl, ſo erklären Sie ſich von Stund an für den Verlobten derſelben. Sogleich werde ich, auf dieſen Titel, um Inhibition des Polizeibefehls bei den Gerichten nachſuchen. — Weinen Sie nicht, mein Kind, die Drohung der Polizei macht ſich heute noch nicht wahr; mindeſtens verſpreche ich Ihnen noch vierzehn Tage Aufſchub, und in der Zeit wollen wir weiter ſehen. — Der Advokat hält Wort, das arme Geſchöpf entgeht der Beſchimpfung durch eine Galgenfriſt. Allein nach dem Geſetze ſind die Ehen zwiſchen Bekennern des alten und des neuen Teſtaments unſtatthaft, daher auch das Verlöbniß ungültig. Was war zu thun? die Jüdin mußte erklären, ſie wolle Chriſtin werden. Der Rabbiner zerrauft ſich den Bart, ein lutheriſcher Pfarrer nimmt das geiſtreiche Mädchen, eine anmuthige Glaubenstrophäe, in die Zahl ſeiner Katechumenen auf, nichts läßt bezweifeln, daß ſie glücklich dem Judenthume, den Verfolgungen der Synagoge und der Polizei entgehen werde. Nun fehlt es freilich an Geld. Aber unſer Advokat, der ſein Werk nicht im Stiche laſſen will, und der ſowohl dringend eingeladen, als auch durch die naive Lebhaftigkeit ſeiner Clientin angezogen, ſich von ihrer Noth und Aermlichkeit und von der erſchöpften Kaſſe ihres Geliebten überzeugt hat, ſchüttet dieſem großmüthig beinahe ſeine ganze Kaſſe aus, und bringt ſich dadurch ſelbſt ſpäter in die peinlichſten Verlegenheiten. Mittlerweile hat das Judenmädchen den lutheriſchen Katechismus auswendig gelernt, ſie iſt im Stande, auf alle Fragen nach dem, was ſie glaubt, die Antwort der ſymboliſchen Bücher zu geben. Alſo ſie iſt zur Taufe reif, ſehnt ſich nach dem Tage, wo ihre Lektionen aufhören. Plötzlich aber und ihr ganz unerwartet, tritt der Geiſtliche zwiſchen ſie und das Taufbecken, ihr erklärend, er könne ſie nicht eher in den heiligen Bund der Chriſtenheit aufnehmen, als bis ſie ſich rein gewaſchen habe von der Anklage ihres ſittlichen Wandels. Unerhört! Grauſam! Pfäffiſch! Einem ſchwachen Mädchen, das allein ſteht in der Welt, zuzumuthen, ſich von etwas zu befreien, das als Stadtgerücht um ſie ziſchelt, vor dem ſie ſich ſo wenig wehren kann, wie ein Spiegel vor dem Hauch, wie ein Brunnen vor dem Stein. Sich von ihrem böſen Leumund befreien! Sie hätte den Pulverthurm anſtecken und Glückſtadt in die Luft ſprengen müſſen. Konnte ſie den böſen Leumund vor Gericht laden? Nicht einmal die Polizei durfte ſie verklagen, welche ſie auf Grund böſen Leumundes aus der Stadt weiſen wollte. In welchem elenden Kreiſe ſchleuderte man hier ein armes Weib herum. Ein Rabbiner überliefert ſie der Polizei; den Häſchern entriſſen, ſucht ſie Schutz bei den Gerichten, dieſe ſchicken ſie an die Geiſtlichkeit und die Geiſtlichkeit verräth ſie an das Gerücht unter den Leuten, von dem gar keine Appellation ſtattfindet. — Unſer Advokat, dem das Blut kocht, ſchleudert dem Prediger in Form eines Briefes Worte des Unwillens und der Verachtung zu. Darauf wendet er ſich an die Gerichte und verlangt, daß der Geiſtliche im Namen der beſtehenden Geſetze zu ſeiner Pflicht angehalten oder das Mädchen einem anderen Geiſtlichen zur Verrichtung des Taufakts überwieſen werde. Er wird mit ſeinem Geſuche ab und zur Ruhe verwieſen. Kaum hat er das Reſcript zerknittert, ſo erſcheint der Bräutigam, und bittet um Geld. „Geld? ich habe nichts, da ſehen Sie in meine Schieblade.“ Wiederholtes, dringenderes Anſuchen und die Worte, „bei Ihrem lebhaften Intereſſe an unſerem Schickſale kann ich erwarten, daß Sie Anſtalt treffen.“ Höchſtes Erſtaunen von Seiten des Advokaten, er bittet um Erklärung. Dieſe erfolgt und überbietet alles, was man ſich von Frechheit denken kann. „Sie haben einmal Ihren Ruf, Ihre Advokatenehre in dieſe Angelegenheit verwickelt, Sie werden, Sie dürfen uns nicht fallen laſſen, nur auf Ihre Veranlaſſung habe ich mich ſo tief in dieſen Handel verſtrickt, ich rechnete in jeder Hinſicht auf Ihren fortwährenden Beiſtand, ſchaffen Sie mir Geld.“ Mit bewundernswürdiger Selbſtbeherrſchung hört der, ſonſt ſo leicht aufbrauſende Advokat dieſe Reden an. Er denkt weniger an Undank, Gemeinheit, Schlechtigkeit, als an die Raſerei eines bedrängten Augenblicks. Er verſucht durch eine einfache Relation des Sachverhältniſſes den Menſchen zur Vernunft zu bringen. Als dieſer ihn aber mit auffallenden Reden, mit dunkelklingenden Drohungen unterbricht, faßt er ſich kurz, zeigt ihm die Thür, und verbietet ihm, jemals wieder ſeine Schwelle zu betreten. — Einige Tage nachher will man im ganzen Klatſchneſte recht gut wiſſen, warum der junge Advokat ſich ſo menſchenfreundlich einer verlaufenen Jüdin angenommen, die Frau Lieutenantin hat geſagt, daß die Frau Kammerräthin ihr geſagt habe, daß ſie vom Herrn Obergerichtsrath gehört habe, derſelbe habe vom Gerichtspedell in Erfahrung gebracht, der Advokat T. gehe jeden Abend in's Haus der Jüdin, und die ganze Nachbarſchaft, ja der Bräutigam ſelber wiſſe recht gut, welche Bewandniß es mit dieſen Beſuchen habe, und wie natürlich ſich ſein Antheil an dieſer Perſon erklären laſſe. Andere ſind noch beſſer unterrichtet; ſie wiſſen, daß der Advokat T. in der letzten Zeit aus dem Hauſe der Jüdin weggeblieben; ſie kennen auch die Urſache davon. Das ſei nun eine Sache, die der Jüdin eigentlich zur Ehre gereiche, denn ſie habe den Advokaten abblitzen laſſen — und wie das boshafte Gewäſche weiter lautet, das, obgleich von einem Elenden ausgehend, doch ganz geeignet war, die letzten Fäden durchzuätzen, durch welche noch der junge Mann mit der Glückſtädter Société und einer ſoliden Reputation zuſammenhing. — Das Ende der Geſchichte iſt kurz. Die Jüdin blieb Jüdin und lebt mit ihrem Geliebten in Hamburg, ob freiwillig oder auf Polizeibefehl aus Glückſtadt gezogen, weiß ich nicht zu ſagen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Prag.

(April.)

Das zweite Wettrennen, deſſen Kampfrichter abermals Graf Mensdorf-Pouilly und diesmal Graf Thun waren, und welches — trotz des unfreundlichſten Schneeſturmes — eine noch größere Zuſchauerzahl verſammelt hatte, war auch unſtreitig viel reicher und mannigfaltiger als das erſte. Bei dem Herrenreiten waren die Sieger: Fürſt Benjamin Rohan zweimal, auf der Schimmelſtute Miß Loveleß und auf der braunen Stute Victoria (Roß und Reiter entſprechen dem Namen des erſteren glänzend), dann Lieutenant Jedlinsky auf dem braunen Wallachen Furioſo. Derſelbe Offizier gewann auch in dem Rennen auf Pferden jedes Landes, mit Ausnahme England's, den erſten Preis, einen koſtbaren Säbel. Bei dem erſten böhmiſchen Preisrennen gewann den erſten Preis (ein ſilberner Pokal) Fürſt Lichtenſtein auf der Stute Dudu aus dem böhmiſchen Geſtüte des Barons Senftenberg, Graf Zdenko Sternberg den zweiten, die geſammten Einſätze. Bei dieſem ſcharfen Rennen, in welchem die engliſche Meile in $2\frac{4}{5}$ Minuten zurückgelegt wurde, blieb der Sieger beinahe in der ganzen Hälfte der Bahn zurück, und überholte ſeine Mitconcurrenten erſt in der zweiten Hälfte des Laufes. Die Wetten der Pferderennen gewannen: die braune Stute Grog des Grafen Auersberg, der braune Hengſt Stiff des Fürſten B. Rohan und der Rothſchimmel Weſper des Grafen Clam-Gallas.

Den Beſchluß des Ganzen machte ein ſogenanntes Rennen mit Hinderniſſen. Die Reiter mußten nämlich mehrere Barrièren überſpringen u. ſ. w. Graf Clam-Gallas war auf der lichtbraunen Stute Actrice Sieger, und erreichte zuerſt das Ziel.

So wie man zu Prag im Carneval häufig für die Armen und Kranken tanzt, ſo wird in der Faſtenzeit nicht minder für die leidende Menſchheit muſicirt; da jedoch die meiſten dieſer Wohlthätigkeitskoncerte auch in artiſtiſcher Hinſicht nur Collecten gleichen, ſo wollen wir ſie mit Stillſchweigen übergeben, und uns bloß an das halten, was wahrhaften Kunſtwerth hat, und in Bezug zur Kunſtgeſchichte Böhmen's ſteht. Dahin gehören vor Allem die muſikaliſchen Akademien des Conſervatoriums der Muſik, welche heuer beſonders dadurch intereſſant wurden, daß ſie drei neue Symphonien brachten.

1) Sinfonia passionata von Franz Lachner, welcher von ſieben zu Schiedsrichtern erwählten Kapellmeiſtern in Wien der Preis zuerkannt worden iſt. — 2) Sinfonia in Es, von Kapellmeiſter Johann Kalliwoda, ehemaligem Zöglinge des Conſervatoriums, und 3) Jagd-Symphonie von Joh. Fried. Kittl, welcher eigentlich durch das Conſervatorium in die Welt der Kunſt eingeführt worden iſt.

Es iſt bekannt, daß die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates eine Prämie von 50 Dukaten in Gold auf eine neue klaſſiſche Symphonie ausſetzte, die Schiedsrichter waren: Eybler, Gänsbacher, Gyrowetz, K. Kreutzer, Ritter von Seyfried, Umlauff und Weigel, welche einſtimmig Nr. 1 mit dem Preiſe krönten; aber wenn wir auch dem Tonſetzer ein ſorgſames und fleißiges Streben, etwas Großartiges zu bilden, nicht abſprechen können noch wollen, ſo wirft der Umſtand, daß dieſes Werk unter 57 mitconcurrirenden Compoſitionen den Preis erhielt, dennoch einen tiefen Schatten auf den Zuſtand unſerer Symphoniemuſik, und wir müſſen es dem Conſervatorium doppelt Dank wiſſen, daß es faſt in jeder ſeiner Akademien — dazwiſchen als Prototyp dieſer Gattung die unübertreffliche Mozart'ſche D Symphonie — eine dergleichen Compoſition der neueſten Zeit aufführte, und dadurch dem muſikaliſchen Publikum gleichſam einen Ueberblick zu verſchaffen ſucht. Kapellmeiſter Lachner hat in dieſer Symphonie eine große muſikaliſche Gelehrſamkeit an den Tag gelegt, doch weniger Erfindung, und wir begegnen in den Geſangſtellen vielen alten Bekannten aus Weber, Meyerbeer und Anderen; ja ſogar aus dem Raimund'ſchen „Alpenkönig.“ Dazu kommt noch, daß der Tonſetzer ſich durch die Gewalt der Maßen verleiten ließ, und:

> „So ſteigt das Rieſenmaß der Leibes
> Weit über Menſchliches hinaus;“

wodurch überdies der Uebelſtand entſteht, daß ſich durch die allzuweite Ausdehnung der innere Zuſammenhang verliert, und der Compoſiteur oft, eben wo er mannigfaltig zu werden ſtrebt, monoton wird. Nr. 2 hält ſich beſſer in der angemeſſenen Form, und erfreut durch gefällige und neue Melodien; doch iſt Nr. 3 unſtreitig die wichtigſte dieſer muſikaliſchen Neuigkeiten, und verdient als Muſikſtück alles Lob, da ſie ein achtbares, von ſchönen Gaben unterſtütztes Beſtreben ausſpricht, in dieſer Gattung Ausgezeichnetes zu leiſten, wenn gleich die ſchwierige Tendenz, eine Jagd in Muſik zu ſchildern, nicht immer ganz erfüllt wurde. Der erſte Satz: „Aufruf. Beginn der Jagd,“ will das eigentliche Jagdvergnügen vorſtellen, hat aber eigentlich von der Jagd nur die erſten Takte von vier Hörnern, wo voraus die Trompete durch drei Takte einen Ruf macht. Hier hätte ſollen das „Dajo Halali,“ die ſogenannten Jagdrufe, angebracht werden. Der Charakter des zweiten Satzes: Larghetto: „Jagdruhe“ iſt wohl für Jäger zu empfindſam und ſchmachtend, und es klingt, als hätte jeder Waidmann ſein Liebchen bei ſich. Hier wäre vielleicht ein Andante am Platze geweſen, worin ein Inſtrument dem andern die Melodie abnähme, um ein Geſpräch anzudeuten, worin die Jäger ſich über ihren Lieblingsgegenſtand unterhalten. Der dritte Satz: „Gelage“ iſt im Grunde ein gewöhnliches zwar ſehr gutes Scherzo, doch ohne Jagd-Charakter, da nicht einmal ein Jägerchor in daſſelbe klingt, der durch die ſangreichſten der Orcheſter-Inſtrumente ſo leicht hätte repräſentirt werden können. Auch der letzte Satz: Finale, „Schluß der Jagd,“ obſchon noch feuriger und anziehender componirt, als die übrigen Stücke, trägt ebenfalls zu wenig Spuren vom Charakter des Waidwerkes.

Von andern großen Orcheſterſtücken brachten dieſe Konzerte Ouverturen von Fränzl, Halévy (die Jüdin) und Mozart (Don Juan), ferner Chöre von Mozart und Joſ. Haydn, und ein Terzett aus „Wilhelm Tell“ von Roſſini. Unter den Soloſtücken wurden vorzüglich die Violine und Violoncell, Clarinet und Waldhörner ausgezeichnet.

Da dieſe muſikaliſchen Akademien gleichſam als ein „Compte rendu“ des Conſervatoriums der Muſik anzuſehen ſind, ſo dürfte wohl hier der rechte Ort ſein, etwas über das Entſtehen und die Blüthe dieſes Inſtitutes zu ſagen, welches bei ſeiner kurzen Dauer von noch nicht drei Decennien, ohne alle Unterſtützung von Seiten des Staates, es weiter gebracht, als manche königliche Conſervatorien, und ſeine Zöglinge bereits in alle Reiche Europa's ausgeſandt hat.

Es war im Jahre 1810, als eine Geſellſchaft adelicher Kunſtfreunde ſich unter dem Titel: „Verein zur Beförderung der Tonkunſt in Böhmen zuſammenthat, das Conſervatorium der Muſik begründete, und den würdigen, talentvollen und gelehrten Tonkünſtler F. D. Weber an die Spitze ſtellte, der mit ſeltenem Eifer, Kunſtliebe und Uneigennützigkeit im vollen Sinne des Wortes, ſein ganzes inneres und äußeres Leben dieſem Inſtitute widmete, und ſeinen Lohn in dem Gelingen ſeines Werkes fand und findet. Die Lehrzeit der Schüler wurde in zwei dreijährige Curſe abgetheilt, worin nebſt dem nothwendigen Unterricht in Literargegenſtänden, die geſammten im Orcheſter gewöhnlichen Inſtrumente gelehrt werden, und die Zöglinge den jedem Muſiker unentbehrlichen allgemeinen Unterricht im Choralgeſange erhalten. Später wurde eine Geſangsſchule zuerſt für Mädchen, dann auch für Knaben dem Unterrichtsplane einverleibt.

(Schluß folgt.)

Ueber den Zuſtand der Sculptur in Italien.

Wenn man von den ſchönen Künſten ſpricht, wird es immer zuerſt Italien ſein, welches vor die Augen unſeres Geiſtes tritt, und in der That iſt dieß das einzige Land, wo zumal die plaſtiſche Kunſt noch zu finden iſt. In den Statuen lebt die Religion und die Geſchichte der Vorzeit, nicht allein zu Rom, ſondern eben ſo in Paris, London, Berlin und überall, wo es Muſeen gibt, die eine Venus, einen Brutus oder Antinous umſchließen. So boten einſt die Statuen, inmitten pomphafter Triumphzüge in die ewige Stadt eingeführt, die abgekürzte Geſchichte der unterjochten Völker dar, die eben ihrem Scepter unterworfen worden waren. Ein Volk von Stein landete bald in den Tempeln und Pallästen, bald auf den öffentlichen Plätzen und Kreuzwegen, und bildete in ſeiner Unbeweglichkeit einen Gegenſatz zu der vielbewegten Menge, die in den Straßen ab- und zuſtrömte. Darum verließ Michel Angelo Florenz, und ging, die Bibel in der Hand, ſeinen Moſes an den Ufern der Tiber zu ſuchen, und hier war es, wo er die chriſtliche Bildhauerkunſt auf die Antike begründete, welche bald auch die Malerkunſt mit ſich hinriß.

Welches iſt jedoch der Geiſt, der in unſeren Tagen die Bildhauer Italiens beſeelt? iſt es der Genius des Phidias oder Michel Angelo? — Das dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein, doch iſt es gewiß, der Gedanke desjenigen, der Frankreich den Spartakus, dieſen Napoleon der Sklaven gab, würde nicht auf dem Boden von Italien gediehen ſein.

Ich muß jedoch ſagen, hier wird man an eine aus Bronze gegoſſene Judith erinnert, die zu Florenz auf der Piazza ducale ſteht; ſie ſtammt aus fernen Jahrhunderten her, und muß unbedingt unter die merkwürdigſten Kunſtdenkmale der Vorzeit gezählt werden. Dieſe Statue iſt zum Gedächtniß der Revolution der Florentiner gegen den Herzog von Athen errichtet, und trägt die Inſchrift: „Exemplum publicae salutis.“ Welche Vaterlandsliebe repräſentirt dies Weib, welches Parny eben ſo lächerlich zu machen wagte, wie es Voltaire mit der Heldin von Orleans machte.

Man muß geſtehen, es iſt gegenwärtig weder Moſes noch Judith, welche den Geiſt der Bildnerkunſt in Italien vertreten, ja es iſt ſogar nöthig, den Geiſt der Bildhauer von jenem des Volkes ſorgſam abzuſondern. Dieſe Unterſcheidung würde zu jeder andern Epoche, wo die Geſetze die Sitten, die Einheit des Landes auf feſten Stützen begründet wäre, abgeſchmackt ſein; aber heutzutage ſuchen die Italiener die Hoffnungen auf die Zukunft nur in der hiſtoriſchen Vergangenheit; daher erheben ſich auch an vielen Orten Denkmale zu Ehren berühmter Männer der Vorzeit. Was dagegen die Bildhauer betrifft, ſo iſt es Künſtlern dieſer Gattung ſehr ſchwer — wenn nicht unmöglich — ſich ganz von den Antiken loszureißen, die ſie auf allen Seiten, wie mit Zaubergewalt umſchlingen; ihre Blicke ſind daher noch immer auf Venus und Apollo gerichtet, und ſie werden ſelbſt, wo die Religion Gegenſtände ganz verſchiedener Art von ihnen fordert, von den Reizen jener Gattung beherrſcht, ſo daß ſich Apoll in einen Erzengel Michael, Venus in eine Magdalena verwandelt. Das iſt die Wirkung der klaſſiſchen Sculptur. Hätten die Päpſte wohl beſſer gethan, alle griechiſchen Bilderwerke zu vernichten, wie ſie mitunter im barbariſchen Bilderſturme ſchon begonnen, um die Rückkehr des Heidenthumes zu verhindern? — So kam es, Gottlob! nicht, und wer in Italien war, oder nur eine italieniſche Reiſe geleſen hat, weiß, daß auf den Erzthoren der St. Peterskirche Jupiters zweideutige Liebſchaften ausgehauen ſind, daß die Werkſtätten der Künſtler mit Venus und Mars, Amor und anderen heidniſchen Gottheiten erfüllt ſind; Canova hat die ganze Mythologie in jenem Atelier verſammelt, und der römiſche Hof ſtellte ſeine Werke in den Sälen des Vatikans auf.

Im Widerſpiel mit der Tendenz der Künſtler ſtrebt (wie geſagt) der öffentliche Volksgeiſt nach einer Reform der plaſtiſchen Kunſt, und die Regierungen ſuchen dem Volke zu ſchmeicheln, indem ſie ſeinen Geſchmack begünſtigen; doch die Bildſäulen, welche ſie errichten, ſind Regenten. Wir wollen hier die Gegenſtände andeuten, welche der italieniſche Meiſel bearbeiten muß, wenn er mächtig auf die Völker wirken will, die keinen Cäſar mehr, ſondern einen Torquato Taſſo verlangen. Alfieri, unwillig, daß dieſer große Sänger in einer kleinen Kloſterkapelle beigeſetzt wurde, ohne ein beſonderes Merkmal von Auszeichnung, ſchlägt in einem Sonnette vor, den ungeheuern Dom von St. Peter in ein weites Grabmal zu verwandeln, und darin ſeine Aſche niederzulegen.

Das Monument des Taſſo, welches der Bildhauer Fabri in Gyps ausführte, iſt ſehr einfach. Auf dem Grabmal ruht der Dichter, und über ihm ſchwebt die Madonna als ſeine Muſe, auf der Vorderſeite aber ſieht man ſein Leichenbegängniß.

Wäre es nicht beſſer geweſen, ſtatt dieſer Proceſſion die Taufe der Chlorinde, oder ſonſt eine Epiſode ſeines unſterblichen Werkes abzubilden, wie man auf das Grabmal des Kriegers die Siege einzugraben pflegt, die ſein Schwert erkämpft hat?

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

.*. In Würtemberg wurden Adalb. von Chamiſſo's Werke nachgedruckt. Die dortigen Gerichte haben im vorigen Monat das Urtheil über den Nachdrucker gefällt, und die Entſchädigung der rechtmäßigen Verleger dekretirt.«

.*. Der Redakteur der »Roſen« in Leipzig, Herr Robert Heller, iſt den im Phönix veröffentlichten Vorſchlägen zur Unterdrückung des journaliſtiſchen Nachdrucks beigetreten.

.*. Die neue deutſche Zeitſchrift für's Elſaß, Erwinia, redigirt von den talentvollen Gebrüdern Stöber, iſt mit dem 5. Mai ins Leben getreten.

.*. Hr. Gegenbauer, kön. Würtembergiſcher Hofmaler, hat nunmehr ſeine großen Cartons vollendet, die er in zwei Sälen des kön. Reſidenzſchloſſes al fresco ausführen wird. Sie behandeln Gegenſtände aus der würtembergiſchen Geſchichte. —

.*. Eine Mühle im großartigſten Style iſt jetzt zu St. Maure bei Paris in Thätigkeit. Vierzig in Gang gebrachte Mühlſteine können dort täglich 98,000 Kilogr. Getreide mahlen, genug, um ungefähr 170,000 Menſchen mit Brod zu verſorgen. —

.*. Engliſche Ariſtokraten. Marquis von Londonderry hat in dieſen Tagen ein Schreiben an die Londoner Induſtrie erlaſſen, um ſie gegen die Miniſter, die er als »verächtliche Staatsmänner« bezeichnet, aufzureizen — weil, wie er zu klagen ſich nicht entblödet, ſie »aus Sparſamkeit wichtige Gebräuche (bei der Krönung) abzuſchaffen beſchloſſen, auf welche die Londoner Kaufleute u. ſ. w. ſeit undenklichen Zeiten Privilegien haben;« — »der Plan des Miniſteriums ſcheine den Handel der — City und die Würde der — Krone zu beeinträchtigen.«!! In denſelben Tagen wurde Lord W. Sommerſet von der Jury des unfreiwilligen Mordes für ſchuldig erklärt. Sein Wagen war auf ein Gefährt geſtoßen, auf dem ein Fuhrmann mit ſeiner Frau ſaß; im erſten Zorn, daß der Fuhrmann ihm nicht genug ausgewichen, ſoll er demſelben und deſſen Pferde Peitſchenhiebe verſetzt haben, wodurch letzteres, ſcheu geworden, ſich mit dem Gefährt in den nahen Abgrund geſtürzt, wo man ſpäter die ſchrecklich verſtümmelten Leichname des Fuhrmanns und ſeiner Frau gefunden. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 119. 1838.

Phönix.

Samstag, 19. Mai.

Elbe und Nordſee.

(Fortſetzung.)

Du aber, T., wenn du dieſe Zeilen lieſeſt, mögen ſie dir eine Mahnung ſein, nicht allein zur Herausgabe deiner prozeſſualiſchen Merkwürdigkeiten, ſondern auch vor allem an die Wünſche, die ich in Glückſtadt gegen dich ausſprach. Oder rollen ſchon die Wogen des atlantiſchen Meeres zwiſchen dir und meinen Bläuen? — Oder ſprecht ihr Andren ſchon in Holſtein, wenn ihr euch im Kränzchen, oder auf dem Kindtaufsſchmauſe eine Neuigkeit erzählen wollt, „der tolle Ferdinand iſt auch todt!?" Nun, das klingt jedenfalls beſſer, als „der ſchlechte Ferdinand" — Wit nämlich, genannt von Dörring, welcher, wie euch bekannt, ſein leiblicher Vetter iſt. Wollt ihr billig ſein, ſo nennt den Einen einen genialen, den Anderen einen ſpitzbübiſchen Narren. Deutſchland iſt reicher an der letzteren Sorte als an der erſteren. Das bedenkt. —

Die Beurs van Amſterdam fuhr ein wenig ſchneller an Glückſtadt vorbei, als ich eben. Wollte ich ſo ausführlich von allen Freunden und Bekannten ſprechen, die hüben und drüben am Ufer in Dörfern, Flecken, Städten bis zur Elbmündung ſich angeſiedelt, ſo könnte das Dampfboot ſeine Fahrt in dieſer Zeit dreimal hin und her machen, eh' ich an Helgoland vorüber wäre. Mir freilich gewährte dieſe ſtille Unterhaltung nicht allein Schutz vor Langeweile, ſondern einen ganz beſonderen Reiz. Ich ſtand die ganze Zeit am Geländer und orientirte mich mit dem Fernrohre. Ich war aufgeregt durch den Gedanken, du nimmſt für lange Zeit, vielleicht für immer Abſchied von deiner norddeutſchen Heimath. Und gehörte ich nicht durch das Blut beiden Ufern an? — Meine Mutter war aus Ottersberg, einem anmuthigen Flecken auf der Poſtſtraße nach Bremen. — Lächelt nicht, ich kenne meine Schwachheit, wenn's eine iſt. In freier Liebe ſchwebt mein Geiſt über Deutſchland, ja über dem ganzen Erdkreiſe, und ich habe ſtets, wo ich auf dem Gebiet der Geiſter eine provinzielle Blindſchleiche traf, zornig nach ihr geſpuckt und den Fuß aufgehoben. Auch legte ich in Beziehung auf Norddeutſchland die Probe ab, daß ich ſelbſt einem Element, das mir mit der Muttermilch eingeimpft worden, den Krieg erklären kann, ſobald ich einſehen gelernt, daß es ſtörend in den humanen und nationellen Bildungsgang eingreife. Ich war der erſte Niederſachſe, der ſeine Mutterſprache befehdete, obgleich ſicher nicht der letzte, dem ſie von Kindestagen her heimlich lieb und theuer war. Ich wollte keinen Vorrang vor dem Volke, ich glich nicht den hochmüthig Gebildeten, die mich darob der Impietät anklagten, und die kaum anders ein plattdeutſches Wort in den Mund nahmen, als wenn ſie ſich vornehm gemein machen wollen mit dem Volk. Ich griff meine niederſächſiſche Mutterſprache an, weil ſie verdorben, verſumpft und durch eine Stagnation von mehreren Jahrhunderten zur Aufnahme friſcher Bildungskeime unfähig geworden war. Grund genug, um mich über alle Konſequenzen zu beruhigen, aber auch Beweis genug, daß ich nicht die Feſſeln der Geburt trage. Doch bekenne ich, daß mir dieſe nicht gleichgültig erſcheint. Im Charakter iſt ein Gewebe, im Blut eine Mixtur, in der Phyſiognomie ein Ausdruck, in der Haltung eine Linie, überall ein Etwas, das zum Myſteriöſen der Stamm- und Familienbegränzung gehört. Aus ſeiner Haut kann Niemand fahren, am wenigſten ein Deutſcher. Wer ein ſcharfes Auge hat und herumgekommen iſt, ſieht dem Deutſchen gleich ſeine Landsmannſchaft an. Das Schwierige iſt auch hier die Definition. In mein Taſchenbuch zeichnete ich eine Skizze des Hannoveraners und des Holſteiners, zwei demſelben Sprachſtamm angehörige, nur durch das Bett eines Stroms geſchiedene Volksindividualitäten, auf gleichem Terrain — Haide, Geeſt und Marſch — mit denſelben Beſchäftigungen — Ackerbau und Viehzucht — beide der Fremdherrſchaft unterworfen; und die demungeachtet in der Beſonderung der ſchärfſten Nüancirungen, ja wahrhafter Contraſte einander gegenüber erſcheinen. Im Allgemeinen iſt der Holſteiner im Körperbau gedrungener, ſtärker und größer, dabei aber bequemer und ſchlottriger, als ſein Nachbar. Von Natur, und ohne beſonders nahe Aufregung iſt er der größte Bärenhäuter im Geiſtigen und Phyſiſchen. Auf eine Springfeder im Kopfe des Holſteiners kommen drei Springfedern im Kopfe des Hannoveraners. Dennoch ſcheint die eine jenen weiter zu ſchnellen, als dieſen drei. Er iſt gröber und maliziöſer, er wird geboren als ein Klotz und ſtirbt auch oft als ſolcher. Doch wenn man ihn näher beſchaut, zeigt er überraſchend feine, tieflaufende Adern des Gefühls, einen geſunden Reichthum moraliſcher Säfte, und eine Charakterfaſer, die der Art widerſteht. Zugänglicher, gefälliger, ich möchte ſagen: weiblicher in Allem iſt der Hannoveraner. Beide ſind kerngeſund, aber der Holſteiner wächſt und altert langſamer. Iſt es nicht merkwürdig, daß jene üppigen Mädchen am linken Ufer der Elbe früher verblühen, als am rechten Ufer? Und doch iſt es ſo, und gilt auch von den Männern. Spitze Naſe und Kinn, zugeſchärfte Geſichtszüge, eingeſunkene Augen ſind Erbtheile der Hannoveraner, die über ein gewiſſes Alter hinausſchreiten. In Holſtein herrſchen mehr die runden und ſtumpfwinklichten Formen vor. Und ſo könnte man dieſe Parallele noch weiter, und bis in's Einzelne hinabführen, wenn man den Inſtinkt und die Liebhaberei für ſolche Beobachtungen hat. Was mich betrifft, ſo füge ich nur noch hinzu, daß ich aus meiner Geburt eine Verſchmelzung von beiderlei Charakteren in mir ableitete. Wer darin blos ein Spiel meiner Phantaſie erblickt wird mich nicht beleidigen.

Die Elbufer ſind freilich ſehr monoton — zunächſt Schlick, oder Sand, oder unbedeichtes Wieſenland, darauf Deiche, und hinter dieſen von Zeit zu Zeit hervorſchauende Kirchenthürme, die in ihrer geſchmackloſen Bauart ausſehen, wie rieſige Marſchbauern im Sonntagsſtaat, und bunte Häuſergiebel, auslaufend in Ochſenhörner, wie ſolche in heidniſcher Zeit Sitte waren. Ueberhaupt mag es ſtets eine eigene Bewandtniß mit dem Chriſtenthum dieſer fetten übermüthigen Bauern gehabt haben. Einer von meinen Univerſitätsfreunden, ein frommer Theolog und einer der famoſeſten Gläubigen von dieſer Kante, wurde einmal von der ungläubigen Sekte der Manichäer hart bedrängt, und ging in dieſer Noth den lieben Gott tagtäglich an, ihm den längſterwarteten Wechſel herbei zu ſchaffen. Als der Wechſel nicht anlangen wollte, brach endlich der Faden ſeiner Geduld; er ſchleuderte ſeine Bibel an die Wand und rief:

> Herr! Ledder um Ledder, ſleiſt du mi, ſla ik di wedder!

eine ſprichwörtliche Redensart, zu hochdeutſch: Leder um Leder, ſchlägſt du mich, ſchlag ich dich wieder. In dieſen altſaſſiſchen Worten iſt ihr Hauptglaubensartikel enthalten. Man kann dieſelben als Motto über ihren Lebenslauf ſetzen, vor allen über die Chronik der Ditmarſcher, welche die Werkthätigkeit ihres Glaubens aufs glorreichſte in alter Zeit an Königen, Fürſten, Grafen und Herren dargethan haben. Die Ditmarſcher St. Maria war eigentlich in Verbindung mit St. Georg, eine Schlachtengöttin; und als die Ditmarſcher ihr einmal, bei Gelegenheit, als ſie ihnen die große Garde umbringen half, im Jahr 1500, ein Nonnenkloſter gelobt und aus einem Theil der reichen Beute aufgebaut hatten, fehlte es an Jungfrauen zum heiligen Dienſt; denn ſelbſt die Jungfrauen hatten beſſer Luſt, unter St. Maria zu kämpfen als zu beten. In dieſer merkwürdigen Bauernrepublik galt kein Papſt noch Biſchof; und wie ſie klug und ſtolz genug war, ihren Adel auszutreiben, ſo hätte ſie jeden Geiſtlichen, der es gewagt, einen von Rom geſchleuderten Bannſtrahl fortzuleiten, ſelbſt in die Acht gethan und aus dem Lande gejagt.

Ditmarſchen liegt im nordweſtlichen Holſtein, zwiſchen Eider und Elbe, welche beide ſich am äußerſten Winkel dieſes Ländchens mit der Nordſee vereinigen. Das Dampfboot fuhr an der entgegengeſetzten Seite, an Cuxhaven vorüber. Man gelangt in die Nordſee, man weiß nicht wie; denn die Elbmündung iſt ſo breit, daß Ditmarſchens Küſte und die Fortſetzung derſelben uns als dämmernder Streifen am öſtlichen Horizont erſchien.

Bei Cuxhaven wurde die Maſchine einige Minuten inne gehalten; ein Boot näherte ſich, kourbettirend auf ſchäumenden Wellen, Packete und Briefe wurden ausgetauſcht, und nach einem verhallenden „Glück auf die Reiſe," das uns die rauhe Gurgel der Bootsknechte zuſchrie, trieben die Räder mit entweihenden Schlägen in die heilige Fluth hinaus.

(Fortſetzung folgt.)

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

Auf einmal bemerkte ich, daß auf einem Teller gelegt, ein Blatt Papier den Tiſch herum cirkulirte, und ein Jeder bei Anſicht deſſelben hell auflachte. Der Teller kam zu Jean Paul; auch er lächelte, jedoch höchſt gezwungen, und gab ihn bald weiter. — Endlich kam der Teller auch zu mir. Hoffmann hatte, als allzeit fertiger Carrikaturiſt bei ſolchen Gelegenheiten, die eben beſprochene Scene zeichnend zu Papier gebracht. Das Ufer der Regnitz war dargeſtellt. Eine Menge Damen ſtanden am Fluſſe, in den Kähnen ſaßen bereits eben ſo viel, alle richteten die Blicke nach dem zurückkehrenden Bedienten, der tief gebückt die Antwort überbrachte. Aerger, Naſerümpfen, Zorn und Wuth, waren auf verſchiedene, höchſt burleske Weiſe auf ſämmtlichen Damengeſichtern ausgedrückt und im ächt Hoffmann'ſchen Geiſte und Style.

Jean Paul wurde immer mehr und mehr verſtimmt. Die Zeichnung hatte, wie ein Jeder und Hoffmann ſelbſt bemerkte, ihm höchlich mißfallen, und ein Jeder ſtudierte, wie die Sache wieder in's Geleis zu bringen. Hoffmann ſelbſt machte einen Verſuch dazu, indem er zu Jean Paul ſagte:

„Aber, bekennen Sie doch ſelbſt, vortrefflichſter Herr Legationsrath, — iſt denn der Vorfall nicht äußerſt komiſch?“

„Allerdings!“ verſetzte Jean Paul, trocken lächelnd.

Marcus und ich ſahen es unſerem Gaſte an, wie hohe Zeit es ſei, ernſtlich einzulenken, und wir thaten es mit gutem Erfolg. Erſterer erzählte zu dem Ende ein paar Anekdoten von Frau von Kalb, wie ſie ihn einſt auf dem Krankenbette, mit ihrer Hyper-Belletriſtik und Sentimentalität, gewaltig gemartert habe. Dann fügte er hinzu, daß er überzeugt ſei, wie ſie mit ihren Damen ihn (Jean Paul) gequält haben würde, und wie die Waſſerfahrt ſelbſt, beſonders auf dem Rückwege, leicht einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit hätte haben können u. ſ. w.

Ich bemerkte, wie beſonders die letzte Aeußerung auf ihn ihre Wirkung nicht verfehlte, und fügte einen Schlußſtein zum Ganzen, der ihn vollkommen beruhigte, indem ich ihn verſicherte, anderen Tages, nach ſeiner Abreiſe, zur Frau von Kalb gehen, und ihr durch Gründe das Geſchehene ſo darſtellen zu wollen, daß er ſich feſt darauf verlaſſen könne, die gute Frau gänzlich dadurch zu verſöhnen, was Jean Paul dankbar annahm.

Gegen 6 Uhr ſtanden wir vom Tiſche auf, beſuchten den Michelsberg, und unſer Freund reſtaurirte ganz und gar ſeinen Humor durch die unvergleichliche Gegend und Ausſicht, die ſich ſeinen Blicken eröffnete. Die heiterſte Laune kehrte wieder bei ihm ein; nur bemerkte ich, daß, ſo oft Hoffmann ſich ihm geſprächsweiſe zu nähern verſuchte, es ihn zu inkommodiren ſchien. Unſerem Callot konnte dies ſo wenig als mir entgehen, er fühlte ſich auf empfindliche Weiſe tangirt, und ließ daher einige Phantaſieſtückchen gegen mich los, worin die Subſtantiva: Tugendheld — Sentimentalmann — Naturfreſſer u. ſ. w. beſonders herumſchwärmten. Ich wollte ihm bedeuten, wie Unrecht er gehabt, die Zeichnung am Tiſche herumzugeben, da er doch bemerkt haben würde, wie wehe Jean Paul die gegebene Antwort auf der Stelle gethan, wie ich mich überhaupt nicht genug wundern könne, daß er ſein Naturell, ſelbſt wenn er ihn nie geſehen, ſo wenig gekannt und geachtet habe ꝛc. —

Hoffmann ſah mich ſcharf und bedeutungsvoll an, drehte ſich um, lehnte ſich auf die Gartenmauer und rief deklamirend aus:

„O Gott, welche göttliche Natur! Welche bezaubernde Ausſicht! Welche balſamiſche Düfte ſtrömen mir entgegen! Hören Sie das Flöten Philomelens, das Gepiepe etwelcher anderer Vögel, das Zirpen der Heimchen? O Geßner, Matthiſſon, Uz, Gleim und Du, o mein Schmidt von Werneuchen! Hört! Hört!“ — drauf ſich raſch zu mir umdrehend: „Was halten Sie überhaupt von der ſchönen Natur? — Was mich betrifft, ich habe einen wahren Narren daran gefreſſen!“

Er wußte, daß dieſer Refrain, den er immer anbrachte, wenn ich ernſthafte, ihm nicht behagende Worte ſprach, auch heute ſeine Wirkung auf mich nicht verfehlen würde, und er hatte ſich nicht geirrt. Ich lachte, ging weiter, ließ ihn ſtehen, und auch er lachte mir aus vollem Halſe nach.

Beim Nachhauſegehen vom Michelsberg ſagte Jean Paul zu mir:

„Wollen Sie mir nicht die Zeichnung des kleinen Mephiſto überlaſſen?“

Ich gab ſie ihm, obwohl — ich geſtehe es — ſehr ungern. Er ſteckte ſie ein, und erſt nach drei Jahren in Baireuth, bei Gelegenheit meiner Aufforderung zu einer Vorrede der Phantaſieſtücke, erfuhr ich auf mein Befragen, daß er ſie ſchon in Bamberg vernichtet habe.

„Es war das die einzige Genugthuung, die ich mir damals vor mir ſelbſt zu geben wußte und meine ſtumme und ſtille Ausſöhnung mit der guten Kalb bewirkte,“ fügte er hinzu.

Den Abend, und bis nach Mitternacht brachte die Tiſchgeſellſchaft bei Marcus zu; leider aber nahm das Geſpräch, da Jean Paul dorten eine neue Bekanntſchaft mit einem Arzte machte, eine ſolche Wendung, daß die allgemeine Unterhaltung unterging, in den geführten, ſtreng mediziniſchen Diskuſſionen worin übrigens Jean Paul ſich beſonders wohlgefiel, und als ein tüchtiger Opponent glänzte und ſiegte.

* * *

Ehe er des andern Tages abreiſte, frühſtückte er noch bei mir, und auf ſein ausdrückliches Begehren vor meinen Bücherſchränken. So liebenswürdig als an dieſem Morgen erinnere ich mich kaum ihn je wieder geſehen zu haben. Ich fand ihn heute ganz ſo, wie ihn Eliſa Bürger — von der übrigens unſer Dichter nicht viel wiſſen wollte — einer Freundin ſchilderte:

„Hätten Sie ihn geſehen, Sie würden, wenn ſie an ſeine heilige Stirne, ſeine leuchtenden Augen, ſeine ſanften Lippen, ſein bewegliches Muskelſpiel dachten, mit mir die Idee theilen, daß tauſend Geiſtesfunken in jedem Moment aus ihm herausſprühten, welche ſich um ihn her im glänzenden Kreiſe gleich Strahlen vermählten, und ihn umſchloſſen. Die ſprudelnde Lebendigkeit ſeiner Rede, förderte das erſte Reſultat ſeines Denkens, zugleich mit der anziehenden Gemüthlichkeit ſeines Fühlens, und der reizenden Gewalt ſeines Witzes in einem Fluß zuſammen, und ſeine Worte bildeten unaufhörlich Contraſte, die ſich dann zu Einheiten verklärten.“

(Schluß folgt.)

Kunſt.

Soeben iſt (bei G. Fleiſcher, Leipzig und London) die vierte Lieferung der »Galerie von Umriſſen zu Shakespeares dramatiſchen Werken«, erfunden und geſtochen von **Moritz Retzſch**, erſchienen. Sie enthält zwölf Umriſſe zu Shakespeares »**König Lear**« mit ebenſo geiſtreichen als gründlichen Andeutungen von K. A. v. Miltitz (engliſch v. Shoberl). Wir geben dieſen Zeichnungen unbedingt den Vorzug vor den drei bisher erſchienenen (zu Hamlet, Macbeth und Romeo und Julie), ſowohl in Bezug auf die Auswahl der charakteriſtiſchen, die pſychologiſche Entwickelung markirenden Hauptmomente der Tragödie, als auf die Auffaſſung der einzelnen Perſonen, auf deren Ausdruck und auf die Originalität und Schönheit der Gruppen. Wir können nur wünſchen, daß die deutſche Shakespeares-Galerie, die auch bei den Landsleuten des großen Britten bedeutenden Anklang gefunden, in dieſem Geiſte fortgeſetzt werde. Die Ausſtattung des Werkes von Seiten des Verlegers iſt wahrhaft brittiſch an Pracht und Eleganz.

Pittoreske Geographie.

Die »maleriſchen Reiſewerke« ſtehen in voller Blüthe, ein neues drängt das andere, die Concurrenz breitet ſich auf einem unabſehbaren Wahlplatze aus und ſtürmt in ſchweren Maſſen gegen das Publikum an, welches dabei nur gewinnen kann, weil neben vielen Spekulationen, die ſich bloß als ſolche gleich auf den erſten Blick erkennen laſſen, auch die Kenntniſſe, zwar gleichfalls in Maſſen, aber meiſt faſhionabel oder doch wenigſtens in anſtändigen und traulichen Hauskleidern, anrücken, eine wahre Nationalgarde. Unter der Menge neuer Erſcheinungen, welche faſt in jeder Woche auftauchen, machen wir hier einſtweilen auf einige aufmerkſam, welche Beachtung verdienen:

Zuvörderſt nennen wir E. Pöppigs »maleriſchen Atlas und beſchreibende Darſtellungen aus dem Gebiete der Erdkunde« (Leipzig 1838. Hartleben's Verlagsexpedition), wovon uns bis jetzt 5 Hefte zu Geſichte kamen. Der Text, für deſſen Gehalt der Name des Herausgebers ſchöne Gewähr leiſtet, entſpricht ebenſo durch Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, als durch Charakteriſtik und elegante Popularität allen Anſprüchen, welche man an ein Werk zu machen berechtigt iſt, das durch vortreffliche Stahlſtiche und prächtige typographiſche Ausſtattung ſchon von vorneherein die Aufmerkſamkeit erregt.

Bei Scheible in Stuttgart erſcheint »Das Kaiſerthum Oeſterreich«, beſchrieben von A. A. Schmidl, in zwei Bänden. Der erſte Band umfaßt die Alpenländer; die erſte Abtheilung enthält Tyrol mit Vorarlberg. Wenn auch die zahlreichen artiſtiſchen Beigaben dieſes Werkes nicht alle mit gleicher Sorgfalt ausgeführt ſind, ſo iſt dafür der Text um ſo ſchätzbarer. Kürzer zuſammengedrängt als Lewald's bekanntes Werk, welches in Bezug auf pittoreske Darſtellung von dem Schmidl'ſchen nicht erreicht wird, zeichnet ſich das Letztere durch Gründlichkeit und Genauigkeit aller ſtatiſtiſchen Angaben aus, für welche die beſten Monographieen mit großem Fleiße benutzt wurden.

Ebendaſelbſt erſcheint auch ein »Gemälde von Nordamerika, in allen Beziehungen(!)« von Traugott Bromme, in drei Bänden (30 Lieferungen.) Die vier erſten Lieferungen, die uns bis jetzt zugekommen, eröffnen die Ausſicht, daß das Verſprechen, welches der ziemlich lange Titel gibt, durch das Ganze genügend erfüllt werde. Sie geben zuerſt eine Ueberſicht des ganzen Erdtheiles, (Entdeckung Name, Lage, Gränzen, Größe, phyſiſche Beſchaffenheit, Einwohner, umfaſſend) und beginnen dann Schilderungen der Nordpolarländer, alles in größter Ausführlichkeit und Anſchaulichkeit. Die Abbildungen ſtehen hinter dem Werthe des Textes zurück.

Das bei Georg Wigand in Leipzig erſcheinende »romantiſche und maleriſche Deutſchland« darf hier nicht unerwähnt bleiben. Die Sektionen »Thüringen« von Ludwig Bechſtein und »Schwaben« von Guſtav Schwab, wurden ſoeben beendigt. Auch die Sektion: »der Harz« von Blumenhagen ſchreitet raſch vorwärts. Das erſte Heft der »Donauländer« iſt fertig und auch das erſte des »Rheines« wird baldigſt erſcheinen.

Feuilleton.

⁂ Einen Geiſt kann man jetzt ſehen, ohne gerade ein Neuſonntagskind zu ſein. Man braucht nur nach Frankreich zu reiſen; die Hofpubliciſten des Bürgerkönigs zeigen dort einen »verkörperten Genius Frankreichs.«

⁂ Schelling und Schubert ſollen, wie ein Correſpondent der Leipziger Allg. Ztg. berichtet, nächſtens katholiſch werden.

⁂ Der Waadtländiſche Nationalverein verlangt in einer Petition an den großen Rath völlige Umgeſtaltung der bisherigen Kirchenverhältniſſe, Aufhebung jedes poſitiven Glaubensbekenntniſſes, Aufnahme von Laien wie von Geiſtlichen in die kirchliche Behörde, Stimmrecht für die Frauen in geiſtlichen Angelegenheiten u. ſ. w.

⁂ Mad. Schröder-Devrient gaſtirt jetzt in Leipzig.

⁂ Die Römlinge laſſen eben nicht nach! Im badiſchen Oberland iſt die lateiniſche Liturgie zum Theil wieder eingeſchwärzt. Der edle Weſſenberg war freilich zu vernünftig. Auch die Liguorianer in Wien, die lange genug im Stillen minirt haben, ſind in dulci jubilo, wie die Leipziger Allg. Ztg. berichtet, in der Deutſchland eine tüchtige Streiterin für die gute Sache hat. Die ſchwarzen Herrn werden immer kecker und ſpeien ihr lang geſammeltes Gift gegen des edlen unſterblichen Kaiſers Joſeph Toleranzedikte bereits ohne Scheu aus. Bravo! So muß es kommen, damit man einſieht, was man an dieſen ſogenannten Stützen des Thrones hat.

⁂ Von Ferdinand Stolles »Nationalverſammlung der deutſchen Lyriker« iſt ſoeben bereits ein zweites Heft (dritten Bandes erſte Lieferung) erſchienen.

⁂ Dr. Fr. Brans »Minerva« enthält im Aprilheft intereſſante »Betrachtungen eines proteſtantiſchen Rechtsgelehrten über das Verhältniß des Staates und der Kirche, veranlaßt durch die Angelegenheit des Erzbiſchofs von Cöln,« und nicht minder intereſſante Auszüge aus dem Werke: Mémoires tirés des archives de la police de Paris, pour servir à l'histoire de la morale et de la police depuis Louis XIV, jusqu'à nos jours; par J. Peuchet, (Paris 1838) wovon bis jetzt vier Bände erſchienen ſind.

⁂ Das im Verlag der Belgiſchen Buchhandlung in Leipzig erſcheinende Univerſalconverſationslexikon, auf deſſen Reichhaltigkeit und Gediegenheit wir unſere Leſer ſchon öfters aufmerkſam machten, iſt nun bis zur 13ten Lieferung (Art. chirus) vorgerückt, raſch genug, wenn man — auch nur nach einem flüchtigen Blicke auf die nächſte beſte Seite — an die Vorarbeiten denkt, welche das aufgeſtapelte enorme Material erfordert.

⁂ Möhler über Strauß. In einem intereſſanten Fragment, welches im 2ten Heft der hiſt. pol. Blätter f. d. kath. Deutſchl. aus dem Nachlaſſe des poetiſchen Theologen Möhler mitgetheilt wird, heißt es u. a. »Diejenigen, — aus welchen die chriſtlichen Modendichter neuerer Zeit immer hervorgegangen, — zeigten längſt einen Jeſus ohne Chriſtus, einen Chriſtus ohne den Gottesſohn, einen Gottesſohn ohne Kirche, eine Kirche ohne Kult, einen Kult ohne Prieſterthum, ein Prieſterthum ohne Opfer« (aber nicht ohne Päpſte, konnte Möhler hinzuſetzen), »ein Opfer ohne Stellvertretung, Stellvertretung ohne Liebe, Liebe ohne Glauben, Glauben ohne Werke« (zum wenigſten ohne opera operata). »Was Wunder, wenn nun ſelbſt auch das Leben ohne Leben ſein ſoll, und dem Leben das Leben die Lebensbeſchreiber erſt angedichtet haben, ſo daß alſo auch die Lebensbeſchreiber ohne das Leben waren, das ſie vor ſich gehabt und beſchrieben hatten; alles in Nichts ſich auflöst, und die ganze große geſchichtliche Wirklichkeit der Kirche aus einem Traum hervorgegangen iſt, und nun wieder in einen Traum aufgeht! So iſt es, nur dem Träumer kann das höchſte Leben, der Lebensſpender ſelbſt, im Traum erſcheinen.«

⁂ Von Heinrich Rebaus »Volksnaturgeſchichte«, deren erſte Hälfte wir in Nr. 304 des Phönix von 1838 unſeren Leſern empfehlen zu dürfen glaubten, iſt nun auch die zweite Hälfte erſchienen, (Stuttgart, Julius Weiſe) und gern weiſen wir auf's neue auf dies für die Jugend und das Volk ſehr geeignete Handbuch hin, dem wir eine große Verbreitung, bald eine zweite Auflage und bei derſelben nur beſſer ausgeführte Bildertafeln wünſchen.

⁂ Der Zweikampf, der in den letzteren Jahren wieder ſo viele Opfer dahingerafft, hat wohl ſeinen Urſprung im ſkandinaviſchen Norden. In Frankreich finden ſich die erſten Spuren deſſelben unter Chlodwig's Nachfolgern. Unter Carl d. Gr. ſah man ihn als das zuverläſſigſte Gottesurtheil zur Entdeckung des Schuldigen an. Der letzte gerichtliche Zweikampf fand in Frankreich Statt am 10 Juli 1547, auf dem Vorplatze des Schloſſes St. Germain en Laye, zwiſchen Guido Chabot de Jarnac und François Vivonne de la Chataigneraie. Der erſtere hatte den letzteren einen Lügner geſcholten. Dieſer, ein Günſtling des Königs Heinrich II., ſtarb an den Folgen einer erhaltenen Wunde, was den König veranlaßte, nie wieder einen ſolchen Zweikampf zu geſtatten. Heinrich III. und ſeine Nachfolger erneuerten dieſes Verbot; unter Ludwig XIV. pries man daſſelbe in Proſa und Verſen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 120. 1838.

Phönix.

Montag, 21. Mai.

Lyriſches.

I.

Ach! ich bin ſo trauervoll,
Weil zur Erde werden ſoll
Dieſe himmliſche Geſtalt,
Weil das lichte junge Leben
Sie dem Tod herausgegeben,
Der ſo finſter iſt und alt.

Doch ich weiß: der Erde Schooß
Gibt die Beute wieder los,
Weil dem Lichte ſie gebührt,
Wann des ſchönen Körpers Farben,
Die im Grabe nicht erſtarben,
Drauf nun Roſ' und Lilie führt.

Dieſes lindert zwar den Schmerz,
Der mein neidiſch Menſchenherz
Darum hat zuvor bewegt:
Daß der Lippen Purpurſchimmer
Und der Glieder Glanz nicht immer
Einen Menſchennamen trägt.

II.

Desengaño.

Du nahmeſt vampyrgleich mein Herzensblut
Zu Deiner Wangen zauberkräft'gem Blühen;
Ich ſah' entzückt Dich; mein bethörter Muth
Vergaß, daß ich nur Dir den Reiz geliehen.
Als ich nun zornig fühlte meine Noth,
Da wich von Dir das fremde Lebensroth.

Doch will das reine Blut, dem es entſproß,
Nicht wieder zu der alten Heimath kehren;
Vielleicht floh es verduftend in den Schooß
Des Aethers, daß allmälig mich verzehren
Des Desengaño ſcharfer Giftſtoff ſoll,
Von dem ſtatt Blutes ward mein Herz ſo voll.

III.

Wann Sorge den Muth Dir gefangen hält,
So täuſche nur erſt die lauernde Welt;
Wann Kraft und Freude darnieder liegt,
So hebe den Nacken, wie unbeſiegt;
Ob nächtlich dunkel Dein Herz auch ſei,
Schau doch die Menſchen an hell und frei:
Daß nicht des Mitleid's Almoſengabe
Dir nehme den Glauben an eigene Habe;
Daß nicht Dich der Menſchen Helfen und Retten
Verpflichte zu anderen, ſchwereren Ketten.
Und glaubt Dir die Welt Dein feſtes Herz,
So glaub' es auch Du! und Du bändig'ſt den Schmerz;
Denn Glauben und Willen bilden die Kraft,
Die aus dem Nichts eine Welt erſchafft.

Dr. L. Diefenbach.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Schluß.)

Jean Paul verſicherte nochmals, wie froh und heiter er am geſtrigen Tage geweſen ſei, „wenn nur," — fügte er hinzu — „der fatale Streich mit der Kalb nicht geſchehen wäre!" Er habe faſt die halbe Nacht daran gedacht, und finde nach reiflicher Ueberlegung es nicht nur für ſchicklich, ſondern auch für redlich, der Gekränkten förmliche Abbitte zu leiſten, es ſeien deshalb die Pferde zwei Stunden ſpäter beſtellt, um dieſe Pflicht perſönlich, ſtatt meiner, zu erfüllen.

Hierauf kam er nochmals auf die Tiſchgeſellſchaft zurück, erkundigte ſich nach Dieſem und Jenem, lobte insbeſondere den trefflichen Marcus,*) erwähnte aber

---

*) Auch über ihn habe ich in dieſen Blättern zu berichten.

Hoffmann's mit keiner Sylbe.*) Ich wollte das Geſpräch auf ihn hinführen, Jean Paul aber wich aus. Er würde ſich gewiß offen gegen mich über ihn geäußert haben, hätte ich ihm nicht früher geſagt, in welchem freundſchaftlichen Verhältniß ich zu Hoffmann ſtände, und daß er mein täglicher Geſellſchafter ſei. — Drei Jahre ſpäter, bei Gelegenheit der Vorrede zu den Phantaſieſtücken, ſprach er ſich unumwundener, aber nicht beſonders günſtig über ihn aus, weil, wie ich dies in meinem Aufſatz über Hoffmann dargethan, ſeine Gattin, durch Erzählung irgend einer Thatſache, die vorgefaßte Meinung gegen ihn nur beſtätigt hatte.**)

Während des Frühſtücks ging Jean Paul öfters zu den Bücherſchränken. Ich hatte das früher erwähnte famoſe Buch hinweggeſchafft, was ſeinem Auge nicht entging, und er wohlgefällig zu bemerken ſchien, ohne ſich jedoch darüber zu äußern. —

Er zog eine und die andere ſeiner Schriften heraus und lächelte, als er im Siebenkäs herumblätterte.

„Ich wollte Sie eben fragen,“ ſagte er, „ob Sie immer noch auf Ihrer Meinung beharren, und den Siebenkäs dem Titan vorziehen, ſehe aber, wie unnütz dieſe Frage iſt, an dem zerriebenen Deckel, und den vielen Bleiſtiftſtrichen inwendig.“

Ich verſicherte ihn, wie immer, daß es mir unmöglich ſei, mich von meinem Glauben zu trennen, und er nahm meinen Starrſinn abermals wohlgefällig auf, doch bemerkte er folgendes:

„Ich will Ihren Glauben nicht nehmen, ſage Ihnen aber nur, daß mein ganzes Ich, mit ſeinen Tugenden und Fehlern, im Titan verſteckt iſt, und ich keinen zweiten mehr ſchreiben werde.“***)

Als ich aus dem Innerſten meines Herzens mich in Lobeserhebungen über ſeine Werke ergoß, und ihm betheuerte, welche ſelige Stunden ſie mir ſchon bereitet, was mir bei keinem anderen Schriftſteller nur in einem ähnlichen Grade geſchehen ſei, ſprach er wahrhaft gerührt:

„O, überhäufen Sie mich nicht perſönlich mit Lobſprüchen in Ihrem Zimmer, überſchütten Sie aber dagegen, wenn ich in Baireuth bin, dieſe da, (hier fuhr er mit dem Finger der Reihe nach, über ſeine vor ihm ſtehenden Schriften), mit möglichſtem Lobe. Jede aufrichtig gemeinte Anerkennung meiner Geiſteskinder, von Seiten der Beſten, zieht mir nach und erklingt auch aus weiteſter Ferne zitternd wieder in meiner Bruſt.“ —

Aehnliches ſpricht er irgendwo in einem ſeiner Werke aus, wenn er ſagt:

„Ich rede ſtolz von meinen Büchern, demüthig von ihrem Verfaſſer.“

Die Rede kam unter anderen auch auf ſeine Rezenſenten, und zwar auf ſolche, die ihm Schwulſt und Unverſtändlichkeit vorwerfen:

„Was wollen die Narren!“ — fuhr er auf — „ſie rezenſiren ſich ſelbſt in ihrer Dummheit! Ich wäre nicht Ich, ſchriebe ich anders, und was dieſe meine Schreibweiſe mir koſtet, ahndet das Volk auf ſeinem Miſte nicht!“*)

Es ſchlug 11 Uhr und Jean Paul erinnerte ſich ſeines Ganges zur Frau von Kalb. Er verabſchiedete ſich auf das Freundlichſte, mit den mir unvergeßlichen Worten:

„Leben Sie herzlich wohl! Den vollſtändigſten Beweis meiner Liebe kann ich Ihnen nicht hier, ſondern erſt in Baireuth liefern, wenn Sie dort hinkommen, und mich dann in den Stunden wo Jeder mich ſtört, und die Sie kennen, beſuchen ſollen und werden.“ — —

Am 20. Januar 1811 ſchrieb Jean Paul an mich, und gedenkt ſeines Aufenthaltes in Bamberg wie folgt:

> „Ich bin Ihnen lange meinen ſchriftlichen Dank für den heiteren reichen Tag bei Ihnen ſchuldig geblieben; aber ich wollte mit dem Danke zugleich die Antwort auf ein Briefchen geben, worin Sie mir etwas vom Anonymus oder Monsieur gemeldet hätten.**) Leider kam es nicht. Möge doch die Mutter mit den ſchönen Seelenaugen über den ſteilen Hügel der Entbindung, der oft ein Grabeshügel wird, leicht hinübergekommen ſein! Ihr Schweigen läßt mich dieſen Wunſch mehr bang als freudig thun!“
>
> „Ich war lange an keinem Tiſche ſo froh und Herr meiner Kräfte, als an dem Ihren. Aber freilich, die Kräfte bringt man mit, allein nicht den Tiſchgenoſſen, der ſie erregt. Grüßen Sie, außer der geiſtreichen Tiſchgeſellſchaft, noch von mir Herrn Hofrath Marcus, deſſen Fieberlehre ich zweimal mit Freuden geleſen. Er ſoll mir ein Evangeliſt Marcus ſein, wenn er bald die Geſchichte der Mag-

---

*) Leid thut es mir, den verewigten Freund in dieſem Aufſatze nur in Schattenpartieen erſcheinen laſſen zu können; aber der Wahrheit mußte ich dies Opfer bringen. Der ſcharfſinnige Leſer wird wohl die Gegenſätze: Jean Paul und Hoffmann zu erwägen und zu würdigen verſtehen. Uebrigens verweiſe ich in Bezug auf Hoffmann auf mein Buch über ihn, was ihn hoffentlich auf eine ſolche Weiſe ſchildert, daß ſeine Schattenpartieen, als nothwendig zu einem großen Ganzen gehörend, verſöhnend hervortreten, und den alten Spruch auf's Neue bewahrheiten helfen: »Wo viel Schatten, iſt auch viel Glanz!«

**) S. Erinnerungen aus meinem Leben ꝛc., 4ter Band, Seite 116.

***) In ſeinem Tagebuche von 1800 ſchon, ſchrieb er Aehnliches nieder: »Wenn ich ſage, ich kann jetzt keinen Titan mehr ſchreiben: ſo iſt's nicht Mangel an Kraft; ſondern weil ich einen geſchrieben und folglich die Ideale des Herzens erſchöpft habe.«
Dann in dem von 1801:
»Warum mag ich alles lieber von mir leſen, ſehe, als den Titan? — Die Idealität meines Innern darin ergreift mich zu ſtark. — Die eigenſte innerſte Seele iſt darin nachgeſchaffen. — Wie paßt dieß zu dem ſpäteren Leben, ohnehin dem äußeren? Denn das Innere geht das Aeußere nicht an, in welchem jenes ſich baute. — Der einzige Titan wirft mich aus meinem Ichs hinaus. — Ich bete im Titan das Heiligſte an in meiner Bruſt!« —

*) In ſeinen [illegible] ſchrieb er 1799 nieder:
»Ich habe meinen Preis mit einer Aufmerkſamkeit, Schärfe ꝛc. bezahlt, als andere ihren Preis kaum.«
Schon 1794 [illegible]:
„In mir wohnt das wahrhafte Gefühl. Der Ausdruck ſoll keines verlangen und erſt erzwingen, ſondern umgekehrt; er ſoll mir nur meines nicht entdecken und verbergen.“
Dann irgendwo anders — der Ort fällt mir nicht augenblicklich bei — ſagt er:
„Die Rezenſenten rezenſiren nicht mich, ſondern ſich; aber etwas hart!“

**) Dieſe Stelle bezieht ſich auf einen Scherz, den Jean Paul mit meiner Frau hatte. Ihr, die guter Hoffnung damals war, verkündete er mit großer Zuverſicht einen Knaben, und ſeine Prophezeiung traf wirklich ein.

netiſirten gibt. — Ich bereute zwei Tage nach der Abreiſe meine Flucht vor ſo vielen — Freuden, zu welchen ſogar der Eintritt in's berühmte Krankenhaus gehört hätte."

„Noch bitt' ich Sie um etwas, um 2 Thaler — Credit; nämlich bei ****, dem Vater des Bücherverleihers und Spielſachen-Verkäufers kauft' ich ¼ Hundert ſogenannte harte Federn (Seekiele oder Hamburger) für 1 Rthlr; ich wünſchte 30 wieder zu haben, und zwar vom linken Flügel, deſſen Federn ſich vom Schreibfinger abbeugen, gegen den Daumen zu. Wollen Sie nun Bürgſchaft und Aſſekuranz leiſten, damit er mir ſie zeitig ſchickt?"

„Hierbei folgt das zweimal verſprochene Kirchenregiſter meiner Federkinder.*) — Grüßen Sie von mir bei Gelegenheit einen von hier verſetzten Regierungsrath Hake, meinen Freund und Gevatter.**) — Leben Sie herzlichſt wohl!

Jean Paul Friedrich Richter."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Ueber den Zuſtand der Sculptur in Italien.

(Fortſetzung.)

Um die Koſten dieſes Monumentes zu decken, welches Hrn. Fabri in Marmor auszuführen aufgetragen wurde, eröffnete man eine Subſcription, auf welcher bald auch berühmte Männer des Auslandes prangten. Hr. v. Chateaubriand, damals Geſandter in Rom, verſetzte, als er ſeine Gabe bot, „der Dichter, welcher den Ruhm der Kreuzzüge geſungen, ſei ein Eigenthum aller Nationen." Man verdankt Thorwaldſen das Grabmal Pius VII. Das Leben dieſes Papſtes iſt, durch ſeine Beziehung auf die großen Begebenheiten Europens, ein wichtiger Gegenſtand, und die Poeten und Redner haben bei dieſer Gelegenheit ſo viele Bilder aus der Bibel wie der Mythologieen aller Völker entlehnt, daß ein Jahrhundert kaum hinreichte, davon Kenntniß zu nehmen. Es handelte ſich bei dieſem Werke um den Triumph des Katholicismus, aber wie ſollte Thorwaldſen dieſe Idee in ihrer ganzen Fülle erfaſſen, da er Proteſtant***) iſt? — Sein Werk hat keinen Ausdruck. Oben thront der Papſt, und unter ihm erblicken wir auf einer Seite die Kraft oder die Beſtändigkeit, auf der anderen die Religion, welche die Bibel nachſchlägt; doch iſt dieß gewiß nicht die katholiſche Religion, deren Geiſt im Glauben, nicht in der Prüfung beſteht. Nach den Ausſprüchen der Kunſtkenner liegt ein hohes Verdienſt in der Ausführung des Werkes; aber Alles iſt voll eiſiger Kälte. Die Chorherren von St. Peter waren ſehr entrüſtet darüber, und nannten es das Werk eines Barbaren und Ketzers. Das iſt natürlich, denn unſere Leſer wiſſen, daß Thorwaldſen ein Däne iſt, und mögen bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß die ehrwürdigen Herren Alles Barbaren nennen, was nördlich von Italien geboren iſt.

Thorwaldſen's Werkſtätte iſt weitläufig und reich ausgeſtattet mit Bildſäulen aller Art. Es war Camuccini, welcher aus Eiferſucht gegen Canova, ihm dieſe glänzende Laufbahn eröffnete. Er malte ſein Portrait, ſtellte es in ſeinem glänzenden Atelier auf, und bezeichnete ihn Jedermann, deſſen Aufmerkſamkeit das gelungene Bild feſſelte, als einen großen Bildhauer.

Thorwaldſen's ſchönſtes Werk iſt ein Hirt und der Triumph des Alexander, Nachahmung eines Reliefs aus dem Parthenon von Athen.

Zur Seite ſeiner Werkſtätte findet man zwei andere Bildner, gleichfalls mit großen Talenten begabt, wenn gleich minder vom Glück begünſtigt: Finelli und Tenerani. Der letztere hatte lange mit Thorwaldſen gearbeitet, ohne bekannt zu werden; endlich fühlte er die Nothwendigkeit, ſich ſelbſtſtändig zu erheben, und ſein erſtes bedeutendes Werk war die Pſyche, welche ihm von einer adeligen Dame zu Florenz aufgetragen war. Man ſagt in Italien, bei dieſer Gelegenheit ſcheine die Häßlichkeit die Macht gehabt zu haben, zur Geburt der Schönheit zu begeiſtern.

Ein nicht minder wichtiges Kunſtwerk iſt ein Basrelief, die Cataſtrophe aus Chateaubriands „Martyrs" vorſtellend. Man ſah die Zeichnung in dem Salon der Mad. Recamier, jener wunderbaren Frau, bei der man nicht weiß, ob man mehr ihre Anmuth, oder ihre Liebe für die Kunſt bewundern ſoll.

Tenerani hat auch manche Venus, Genien und Amoretten gebildet, und ihm fehlt es keineswegs an Talent, höchſtens an Protection, und ſein Atelier iſt ſo beſcheiden, wie jenes ſeines Nachbars Finelli, ein Künſtler, der dieſes Namens vollkommen würdig iſt, da ſein edler Stolz ſich niemals zu der mindeſten Schmeichelei herabließ. Um zu ihm einzutreten, muß man an die Thüre klopfen, und er iſt den gewöhnlichen Reiſenden wenig bekannt. Seine Liebesgöttin, aus der Muſchel hervorgehend, iſt ein merkwürdiges Werk, und erinnert an die Venus des Lucrez; ſie iſt, wie dieſe, ein Sinnbild der Natur; aber ſeinem Engel des letzten Gerichtes fehlt die religiöſe Begeiſterung, die ſtrenge Geberde eines Himmelsboten, der die Todten zum Gerichte erweckt, und die Kenner meinen, man ſollte eher glauben, er trompete zum Rückzug für die himmliſchen Heerſchaaren. Dem Anſcheine nach hat der Künſtler weder die Apokalypſe geleſen, noch jemals die Geſtalt eines Engels geträumt.

Außer den ausgezeichneten Künſtlern, von welchen wir eben geſprochen, gibt es noch eine Menge Anderer, die mit ihrem Meißel nur die Gottheiten des Alterthums wie die chriſtliche Mythologie mißhandeln, und welche im Detail zu erwähnen, unſere und die Zeit unſerer Leſer verſchwenden hieße.

Die Bildnerkunſt iſt im Vatikan gaſtlich aufgenommen worden, und die Päpſte überließen ihr weite Säle; doch mußte ſie ſich den Geſetzen des Anſtandes unterwerfen. Der ganze päpſtliche Hof beſchützt die ſchönen Künſte ſehr, und die Kardinäle und Prälaten verſchmähen es nicht, die Künſtler in ihren Werkſtätten zu beſuchen. Der Cardinal Zurla ſprach, nachdem er Thorwaldſen's Grazien ſehr genau gemuſtert hatte: „Sollte man wohl glauben, daß unſere ſchönen Römerinnen dem Bildner zum Modelle gedient haben?"

In der That ſind dieſe Grazien etwas von der Idee der höchſten Anmuth und Schönheit entfernt, welche wir mit den Charitinnen zu verbinden pflegen, und der Kardinal wollte den Reizen der römiſchen Damen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Das chronologiſch geordnete Verzeichniß ſeiner Werke. Er theilte es mir für meine ſchon damals projektirte Leihbibliothek mit, zu der eigentlich Jean Paul den Hauptimpuls gab (nachdem er meine aus ungefähr 4,000 Bänden beſtehende Privatbibliothek durchmuſtert hatte) für die er ſich lebhaft intereſſirte, und bis kurz vor ſeinem Tode ihr eifrigſter Leſer blieb, wie wir ſpäter ſehen werden.

**) Mehrere Jahre darauf heirathete ein Sohn Hake's, der K. Baier. Lieutenant war, eine Tochter Jean Paul's. —

***) Man beſchuldige uns hier keiner Intoleranz. Niemand kann mehr als wir die unbeſchränkteſte Freiheit des Glaubens in ſeinen verſchiedenſten Formen anerkennen; doch iſt es gewiß, daß der Proteſtantismus die Phantaſie in zu enge Feſſeln ſchlägt, um das Höchſte in ſinnlichen Bilden zu repräſentiren, und Schiller war in ſeiner »Maria« nicht nur Dichter und Prophet, er war hier auch ein großer Menſchenkenner. Anm. des Verfaſſers.

Chronik der ſchönen Literatur.

38) Der Tartar. Novelle von Guſtav von Heeringen. 2 Theile. Frankfurt a. M. 1838. J. D. Sauerländer.

Ein fürſtliches Incognito aus dem Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Der Prinz Rainald von Eſte, ein leichtſinniger Lebemann, macht von La Rochelle aus eine Seereiſe nach Martinique, auf welcher er in Geſellſchaft des jungen Eugene Rhodes unterhaltende Abenteuer beſteht. Man iſt bis zum Schluß in größter Spannung, ob er wirklich Prinz ſei oder ein deſertirter Tartar; (es iſt dies ein Name, den man unter den Haustruppen des Königs von Frankreich denjenigen Gemeinen beilegt, die im Felde gedient haben, auch den Buben, welche die Pferde der Herren Mousquetaires warten, den Troßknechten, ein Tartar iſt ein Troßknecht). Die Perſonen, welche uns die ſehr gewandte Erzählung vorführt, ſind vortrefflich geſchildert. Ein lieblicher Flatterſinn ſtrudelt durch die meiſten Kapitel; ſo weiß ſelten ein Deutſcher uns franzöſiſches Leben zu malen. Die Ausſtattung des Buches iſt höchſt zierlich und nett.

39) Lathonia. Von C. Eichel. Bunzlau, 1838. Appun.

Die Lathonia iſt ein Verein von fünf Freunden, die Jugend und Poeſie verband; man wird an die Serapionsbrüder gemahnt. In der Introduction haben ſie ſich am Neujahrsabend verſammelt und Einer von ihnen, als bisher fungirender Präſident, Bergen, gibt ihnen auf, im nächſten Jahre fünf Convente zu halten, nämlich im März, Mai, Juni, November und am letzten Abend des Jahres. Er ſelbſt, im Begriff ſich von ihnen durch eine Reiſe zu trennen, will zu jeder Verſammlung einen Brief ſenden, in der letzten aber in Perſon erſcheinen. Eine Geiſtergeſchichte wird ſchon in dieſer Introduction erzählt. Die erſte Zuſendung Bergen's, die Novellette: „Ein Abend im Hotel de Rome," wird im März vorgeleſen; ein Herr Karfunkel, durch und durch eine Hoffmanniſche Figur, berichtet, wie er in der Liebe betrogen worden und ſich mit ſataniſchem Ingrimm an dem treuloſen Geſchlecht gerächt habe — ſeine Rache war aber die Verführung eines gewöhnlichen Dienſtmädchens, das nach einem nächtlichen Beſuche bei ihm von ſeinem lauernden Liebhaber gemordet wird, dieſer, ein Tiſchlergeſell ſtirbt an gebrochenem Herzen. Im Mai hören wir von einer ſchwindſüchtigen Geliebten. S. 83 f. iſt die Schwindſucht poetiſch geſchildert. Bergen hat die Erzählung „Leon der Prieſter" eingeſchickt, worin ein katholiſcher Prieſter, der zum Erſtenmal liebt, das Mädchen ſeiner Neigung mit einem Andern trauen muß. Im Juni hören wir die Geſchichte einer vornehmen Kokette, die einen liebenden Jüngling in Verzweiflung ſtürzt. Die Novemberverſammlung leiten Bemerkungen über Ballade und Romanze, Novelle und Roman, ein; Manches iſt, wenn nicht neu, doch gut und mit Beſonnenheit geſagt. Diesmal hat der Entfernte das Abendmährchen: „Elfentreiben" geſendet und dies iſt wohl das Lieblichſte der ganzen Sammlung. Am Sylveſterabend endlich erſcheint, nach einigen ſpuckhaften Geſchichten, der blutige Geiſt Bergens ſelbſt in der Mitte ſeiner Freunde; das Finale ſetzt hinzu, er ſei in der Mitternachtsſtunde am Blutſturze geſtorben. — Der Verf. weiß gewandt und jugendlich raſch zu erzählen, ſcheint aber noch nicht ganz im Reinen, ob und wie weit er ſich den Novelliſten der romantiſchen Schule anſchließen wolle.

Feuilleton.

⁂ Capitain Marryat hat ein Schauſpiel: «Der Mönch von Sevilla» geſchrieben; den Stoff entlehnte er einem ſeiner Romane.

⁂ Am 7. d. M. wurde die Londoner Kunſtausſtellung eröffnet. Von allen Bildern intereſſirte eines von Wilkie: «Die erſte Staatsrathſitzung der jungen Königin" am meiſten; die Portraits drauf ſollen ſehr ähnlich ſein. Auch die Lieblingshunde und der Papagei der Königin mußten ſitzen; Edw. Landſeer hat ſie — letzteren wenigſtens — „zum Sprechen" portraitirt. Das beſte Bild ſoll Allan's Sklavenmarkt in Konſtantinopel ſein. Turner, Stanfield und Callot haben gleichfalls beigeſteuert.

⁂ In München macht ein geniales Bild Genelli's „die Zerſtörung Sodoms" großes Aufſehen. Es gehört dem Dichter H. Stieglitz.

⁂ Liſzt macht in Wien Furore.

⁂ Am 13. fand in Leipzig im Gewandhauſe ein großes Konzert zum Beſten des Mozarts-Denkmales in Salzburg ſtatt.

⁂ Ein zweites «Entweder — Oder.» — Mit Bezug auf das Edikt Friedrich's des Großen zur Zurückberufung der aus Schleſien vertriebenen Schwenkfeldianer bemerkt Hr. Dr. Höninghaus in ſeiner Kath. Kirch. Ztg. v. 9. d. M. «Nach unſerem Urtheile iſt dieſe Handlungsweiſe Friedrich's II. nur lobenswerth, als ganz conſequent. Denn ein richtig denkender Mann wird die Alternative zugeben: Entweder iſt der ganze Proteſtantismus überhaupt nicht zu dulden, oder aber auch ſeine ganze Entwicklung.» Möge Hr. Höninghaus ſich in ſeinem Blatte darüber erklären, ob er als Gewalthaber ſich zu der erſten oder zu der letzten Meinung bekenne, und auf welche Weiſe etwa ein katholiſcher Fürſt eines katholiſchen oder paritätiſchen Landes ſeiner Nichtduldung des Proteſtantismus Nachdruck zu geben habe! —

⁂ Der Verein gegen Thierquälerei in Stuttgart hat am 11. v. M. dem Miniſterium des Innern eine, von 73 dortigen Einwohnern mitunterzeichnete Eingabe «um gnädigſte Einleitung zu einem Polizei-Strafgeſetze und um anderweitige Maßregeln gegen die im Vaterlande noch ſo vielfach herrſchende Thierquälerei eingereicht. Es werden darin die verſchiedenen Arten der Thierquälerei, die ſittlich-religiöſen, bürgerlichen und ökonomiſchen Nachtheile derſelben, und einige Abhülfsmittel angeführt. Der Verein iſt dabei, ſeiner Erklärung zufolge, von dem Prinzip ausgegangen: «daß eine offenbare, erweisliche Mißhandlung eines Thieres an und für ſich als Verletzung der Pflichten gegen ein fühlendes, von Gott zum Wohlſein beſtimmtes Geſchöpf für ſtrafwürdig zu halten ſei, indem die vernunftloſe Kreatur nicht blos Dienſte uns zu leiſten, ſondern auch ihrerſeits einen gerechten Anſpruch auf milde und barmherzige Behandlung zu machen hat.» —

⁂ Ueber die religiöſen Verhältniſſe im Staate Illinois in Nordamerika wird aus einem Briefe von dorther vom 1. v. M. in der Leipz. Allg. Ztg. u. a. Folgendes gemeldet: «Es iſt hier im Allgemeinen nicht Sitte, die Kinder taufen zu laſſen; nur die Katholiken thun es; die Baptiſten laſſen die Erwachſenen in Flüſſen taufen.... Der gebildete Amerikaner wie der gebildete Deutſche ſpricht hier nie über Religion, beſucht zwar zuweilen den Gottesdienſt irgend einer Sekte, läßt ſich aber nie zum Sklaven einer derſelben machen und behandelt überhaupt Chriſten und Juden gleich.» —

⁂ Muſikaliſches Uebergewicht der Deutſchen in Paris. — Es wird darauf aufmerkſam gemacht, daß in Frankreichs Hauptſtadt «Deutſche, mit [illegible]'s Ausnahme, ein Monopol der Meiſterſchaft auf dem Fortepiano beſitzen, wie Meyerbeer dort unter den Componiſten der «Löwe» des Tages iſt. Selbſt die erſten muſikaliſchen Feuilletons werden dort von Deutſchen geſchrieben, von Mainzer im National, Panofka im Temps und von Kaſtner, deſſen Inſtrumentirungslehre am Conservatoire angenommen wurde, wie ſich Mainzer der Leitung des muſikaliſchen Volksunterrichtes mit dem größten Erfolge unterzogen.

⁂ Die evangeliſche Geſellſchaft zu Paris hat am 25. v. M. ihre öffentliche Jahresverſammlung gehalten. Aus dem hier verleſenen Bericht iſt zu entnehmen, daß dieſe Geſellſchaft ſchon über ganz Frankreich verzweigt iſt und in ihrer Wirkſamkeit durch eine zweckmäßige Einrichtung gefördert wird. Sie hat Prediger, Evangeliſten, Schrift- und Traktatenverbreiter (colporteurs), Lehrer und Lehrerinnen für die Jugend und Zöglinge, welche ſie zu Genf, in der, der dortigen evang. Geſell. gehörigen Anſtalt Theologie ſtudiren läßt. Auch hat ſie faſt in allen anſehnlicheren Städten Frankreichs ihre Agenten. —

⁂ Die zweite Jahresverſammlung der deutſchen Landwirthe wird dieſes Jahr zu Karlsruhe ſtattfinden und vom 10. bis 16. Septbr. währen. Die Einladung zur Theilnahme an derſelben iſt an die Bebauer des Bodens im weiteſten Sinne des Wortes, insbeſondere auch an die Forſtmänner und Weinbergbeſitzer gerichtet. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 121. 1838.

Phönix.

Dienstag, 22. Mai.

Elbe und Nordſee.

(Fortſetzung.)

In einiger Entfernung hinter dem rothen Leuchtthurm von Cuxhaven ſteht eine obeliskenförmige Steinmaſſe, die ebenfalls eine nautiſche Beſtimmung hat. Ein Schiff, das ſeewärts geht, oder in die Elbmündung einſegeln will, muß ſich in ſolcher Richtung halten, daß der Fuß des Leuchtthurms ungefähr vom Obelisken bedeckt wird. Längs den Küſten der Nordſee, und rund um die Mündungen der großen Ströme, welche ſich in die Nordſee ergießen, muß das Fahrwaſſer ſo ängſtlich abgemeſſen werden, wie auf den Strömen ſelbſt, die bekanntlich, mit Ausnahme der Schelde, alle ſtark verſandet ſind. Eine Seekarte gewährt überraſchende Blicke in dieſes Straßengewinde, das ſich meilenweit in die offene See hinein, durch jene gefährlichen Sandlagen zieht, welche man Watten nennt und die ſo häufig als Inſeln, an Schleswigs Küſte unter dem Namen der Halligen, auftauchen. Man kann von dem weiten Eingreifen dieſer Sandbänke ins Meer ſich einen Begriff machen, wenn man die hohe pittoreske Sanddüne erblickt, welche ſich dicht vor Helgoland erhebt, und ſchon aus weiter Ferne durch ihren weißen Schimmer vom röthlichen Geſtein des Felſens abſticht. Nicht allein auf dem fabelhaften Felſen, ſondern auch auf dieſer Düne ſitzt eine Sphinx, und legt den Vorüberfahrenden das dunkle Räthſel ihrer Exiſtenz zur Auflöſung vor. Iſt dieſer Hügel der Reſt einer verſchwundenen Dünenkette, die zu einem ebenfalls verſchwundenen Ufer gehörte? Oder wie kann man ſich die Möglichkeit ſeiner iſolirten Bildung, mitten im Meer, vorſtellen? — Ich bin kein Oedipus und ließ die naturhiſtoriſche Doppelſphinx ohne Antwort auf Fels und Düne ſitzen, mit denen ſie vielleicht ſchon im laufenden Jahrhundert ins Meer ſtürzen und verſchwinden wird. An Helgolands baldigem Untergang zweifelt kein Helgolander mehr. Dieſes Räthſel in Sandſtein wird alſo von den Wellen aufgelöſt werden — wie das fleiſcherne Räthſel, Herz genannt, mit ſeinen dunkeln ſcharfklauigen Sphinxfragen an ſich ſelbſt, über ſich ſelbſt, über ſeinen erſten und letzten Pulsſchlag, ſeinen Haß und ſeine Liebe, endlich aufgelöſt werden wird — von denen, die es angeht.

Alle Paſſagiere waren auf dem Deck verſammelt und belugten das alte wunderſame Schau- und Kabinetſtück der Nordſee mit gebührendem Intereſſe. Ich für mein Theil dachte an jenen Johannes, den ich in meinen Wanderungen durch den Thierkreis aufführte, und den ich mir zum Helden eines in Norddeutſchland ſpielenden Sittenromans aufgeſpart habe. Dieſe innige treue Seele mit ihrer grenzenloſen Selbſtvergeſſenheit, ihrem Köhlerglauben, und jenem ſchaurig heitern, ächt Helgolandiſchen memento mori, das ſie mit jedem Wort ausathmete und das zu ihrer blühenden Hülle ſo ſeltſam kontraſtirte, niemals hat ſie begriffen, woher die ordinären und ſuperklugen Menſchen herkämen, da doch alle Menſchen wandelnde Geheimniſſe ſeien, eingeſchachtelt in tauſend andere Geheimniſſe, welche das große heilige Weltgeheimniß bilden. Und an dieſer kindiſchen Verwunderung ging Johannes zu Grunde. Er lernte nur zu früh, daß es ſchnellwirkende Zaubermittel gibt zur augenblicklichen Myſtifikation der Gefühle — er langte nach der tückiſchen Phiole, deren flüchtig berauſchender Saft weiland Doktor Fauſt noch nicht kannte, und der erſt ſpäter, in einem ſchlanken, ſein Feuer verbergendem Rohr aus Amerika nach Europa kam. Schweige ich und traure, wie ich damals ſchweigſam trauernd an der doppelten Ruine eines Felſens und eines Felſenkindes vorüberfuhr.

Einer meiner Reiſegefährten, der mich auf die unruhige, ſonnenflimmernde, ſchaumwirbelnde Waſſer-Sahara hinausſtarren ſah, machte meine Bekanntſchaft durch ein Witzwort, das mich aufſcherzte und erheiterte, weil es ſo ziemlich die Empfindung eines Friſeurs beim Anblick des Meeres ausdrückte. „Die Wellen,“ ſagte er, „ſchütteln ihre weißgepuderten Allongenperücken, ſie gleichen einer Verſammlung ehrwürdiger Magiſtratsperſonen, die ein Menuett aufführen.“ Ich blickte nach dem Sprecher um, er war ein Mann in geſetzten Jahren, mit geſetzter Haltung, die zwiſchen kommandirter militairiſcher Steifheit und bürgerlicher Ungenirtheit eine ganz eigenthümliche Mitte hielt. Der glatte Haarſtrich, die ſteife Cravatte, der ökonomiſch knappe braune Oberrock, die grauen Beinkleider bildeten dazu eine angemeſſene Draperie. Ich erfuhr, daß der Herr ein Fabrikant aus Kopenhagen ſei. Das war's. Solche Poſituren, ſolche Kleiderſchnitte ſind in Dänemark zu Hauſe, in dieſem Staat, wo alles auf ſoldatiſchem Fuß hergeht, wo Kaufleute den Titel von Stabsoffizieren in der Armee erhalten, und das Leben ſich im bandelirten, zugeknöpften, bruſtwattirten, ſchmachtriemenartigen Formate die Seele auspreßt. — „Alſo aus Kopenhagen,“ ſagte ich, „aber Sie haben nicht den däniſchen Accent, dieſe weichlispelnde Betonung, die von den Lippen ihrer ſchönen Frauen uns ſo reizend anſäuſelt, im Munde ihrer männlichen Landsleute aber ſo ſchluckerhaft klingt.“ — „Meine Familie ſtammt aus Deutſchland,“ antwortete der Fabrikant, „auch bemüht man ſich jetzt in den beſten Zirkeln von Kopenhagen ein ſcharfes reines Deutſch zu ſprechen.“ — Ich fragte nach dem Zuſtande des Handels und der Fabriken und ob nicht vielleicht in der jüngſten Zeit etwas mehr Leben an der verödeten einſamen Zollbude des Kopenhagener Hafens erwacht ſei. Er nahm eine Priſe und machte ein ſchiefes Geſicht. Dann entwarf er, in ſchneidenden Zügen, und mit einem rückſichtlich ſeiner eigenen Betheiligung ſehr leidlichen Humor das graue Bild eines der trübſeligſten hoffnungsloſeſten Nothſtände, worin nur ein Staat, ein Land, eine Stadt, der Einzelne verſinken kann. Er ging dabei, als ein durchaus unterrichteter Mann, in ein Detail hinein, deſſen Wiederholung hier nicht am rechten Ort wäre. Die Wurzel des Uebels ſuchte er zu nahe, und, wie dieſes gewöhnlich von aufgeklärten Liberalen geſchieht, zu einſeitig im Regierungsſyſtem, oder vielmehr in der Deſtruktion der Staatsmaſchine. Weil er mir die Vorurtheile der Dänen gegen die Deutſchen nicht zu theilen ſchien — Vorurtheile, die noch aus den Zeiten Struenſee's herſtammen — und daher nicht zu befürchten war, daß er meiner Anſicht über Dänemark eine gehäſſige national-antipathetiſche Auslegung geben würde, ſo rückte ich mit jener hervor und faßte ſie etwa in folgenden Worten ab. „Dänemark,“ ſagte ich, „dieſes kleine Inſelreich, das in früheren Jahrhunderten der Kron- und Zeptertragende Mittelpunkt ſo bedeutender Reiche wie Skandinavien und England war, ſcheint durch ſeine glückliche Lage zum Handelsmittelpunkt des Nordens beſtimmt zu ſein. Von hafenreichen Küſten umrandet, von tiefen Gewäſſern dreifach durchfluthet, an der einzigen Seegaſſe zwiſchen dem Weſten und den Küſten des baltiſchen Meeres, möchte man in der That glauben, daß Dänemark von Natur auf einen großartigen Zwiſchenhandel angewieſen ſei. Nun zeigt aber die Geſchichte uns Dänemark in einer ganz anderen Rolle, anfangs in einer erobernden, kriegeriſchen, ſpäter in einer ziemlichen Beſchränkung ſeiner Schifffahrt auf die Ausfuhr ſeiner beiden Hauptprodukte, des Korns und der jütiſchen Ochſen. Wie ſoll man ſich dies erklären? Durch Mangel an Elaſtizität, an Kombination, an friedlichem Unternehmungsgeiſt? Wohl, einen Theil der Schuld mögen die Dänen ſelber tragen; darein will ich mich nicht miſchen. Was Thätigkeit vermag und Thätigkeit verſäumt im Leben, iſt nicht wohl zu berechnen. Mögen ſie alſo wirklich den Hanſeſtädten, den Holländern, Engländern allzuleichtes Spiel gemacht, ihren Sund zu wenig benutzt und ſich aus Faulheit an ihrem Sundzoll, dieſer elenden Sinecüre, dieſer Leibrente für die Alterſchwäche, begnügt haben, dieſes, was ich im Ganzen nicht läugne, will ich anderen Richtern zur genaueren Abſchätzung überlaſſen. Aber man muß nicht außer Acht laſſen, daß Naturbegünſtigungen öfters von geſchichtlichen Ereigniſſen durchkreuzt werden. Hier war es der Gang des Handels, welchen die Dänen nicht in der Hand hielten. Vor der Entdeckung von Amerika ging der Handelsweg aus Italien über Deutſchland, wo er in den Oſtſeehäfen mündete und von hieraus ſeine Fortſetzung fand. Als der Seeweg nach Indien, als Amerika aufgefunden war, machte ſich der Beſitz von Kolonien in den neuentdeckten Ländern zum nothwendigen Erforderniß, um in Europa die Rolle einer ſchifffahrenden Nation zu ſpielen. Denn auch abgeſehen von den zufließenden Reichthümern und dem höheren Schwung des Lebens, erwarb ſich die Schifffahrt des Mutterlandes ein ſolches Uebergewicht in den europäiſchen und auswärtigen Häfen, ward namentlich ſo ſehr, bei direktem Handel, durch Rückfrachtgelegenheiten begünſtigt, daß andere Nationen dagegen nicht Segel halten konnten. Allerdings greift hier die Frage ein: warum verſchafften ſich die Dänen keine Kolonien, warum gingen ſie nicht mit den Holländern zur Beute, warum pflanzten ſie die Danebrogsfahne nur auf einige elende Abſteigequartiere in Oſt- und Weſtindien, ja ſogar in Afrika? Allein ich möchte dieſe Frage nicht gern zum Nachtheil dieſer Nation gelöſt ſehen. Sollte ich den Dänen einen Vorwurf daraus machen, daß ſie das verbrecheriſche Glück der Holländer in Aſien nicht theilen? Das iſt der Punkt, auf den es hinausläuft, und ich habe ſtets einen unüberwindlichen Schauder vor dieſer letzten Konſequenz der Handelstheorien gehabt. Ich abſolvire die Dänen im Namen der Menſchlichkeit, möchte auch lieber, daß der Stab des Merkur in tauſend Stücke zerbräche, als daß ſeine Schlangen ſich um die Bruſt der Völker ringeln. Die Holländer kennen den däniſchen König nur als „Ochſenkönig;“ die Engländer aber wiſſen von einem alten König Kanuth und einer Handvoll kühner Degen, die ihm England erobern halfen. Der unruhige Geiſt der Abenteuer und kriegeriſcher Eroberungen, welcher einſt den ſkandinaviſchen Norden auszeichnete, muß mit dem Handelsgeiſte wenig Gemeinſchaft haben, er flüchtete nicht in dieſen über, er ſtarb, als dieſer aufkam.“ —

(Schluß folgt.)

Aus Prag.

(Schluß.)

Alle drei Jahre werden 45 neue Schüler zum unentgeltlichen Inſtrumentalunterricht aufgenommen, und zwar 13 für die Violine und Viola (auf welchen der geſchätzte Violinvirtuoſe Fr. Piris den Unterricht ertheilt), für das Violoncell 3 (J. B. Hüttner), Contrepaß 3 (W. Hauſe), Flöte 4 (A. Eiſer), Hoboe 3 (J. F. Bauer), Clarinette und Baſſethorn 4 (W. Farnik), Fagott 4 (J. Bettlach), Trompete und Poſaune 5 (J. Kail). In die Geſangsabtheilung werden ebenfalls von drei zu drei Jahren 6 Mädchen und 6 Knaben aufgenommen, welche letztere nach ihrer Stimmumwandlung in Bäſſe und Tenore eingetheilt werden. Die Geſanglehrer für beide Klaſſen ſind: die ehemalige königlich ſächſiſche Hofſängerin L. Caravoglia-Sandrini und J. Gordigiani, und die Geſangſchülerinnen erhalten den Pianoforteunterricht von der Claviervirtuoſin Eliſe Barth. Die Theorie der Muſik — deren Gründlichkeit eine der Hauptzierden des Inſtitutes iſt — lehrt Direktor Weber allen Schülern und Schülerinnen der Anſtalt, und, wie die geſammten Zöglinge einer Aufnahme mit dem Beginn des vierten Jahres in die zweite oder höhere Klaſſe treten, werden ſie mehrmals in der Woche zum Vortrage großer Orcheſter-, Konzert- und Geſangſtücke im Uebungsſaale verſammelt. Auch werden dramatiſche Exercitien nicht verſäumt, und die Schüler und Schülerinnen des Geſanges müſſen nicht allein in den Prüfungen — welche jährlich im Mai und Dezember abgehalten werden — Declamationsverſuche machen, ſondern auf dem Haustheater des Conſervatoriums werden auch einzelne Scenen und Akte oder ganze Opern aufgeführt, und dem Vernehmen nach, ſtudiren die Geſangsſchüler eben jetzt Mozarts „Cosi fan tutte“ ein.

Bei feſtlicher Beleuchtung wurde Blum's neues Luſtſpiel: „Bruno und Balthaſer“ auf unſerer Bühne in die Scene geſetzt, und es kam uns vor, als habe die Direktion aus Vorliebe für den Dichter (deſſen „Mirandolina,“ des „Goldſchmied's Töchterlein“ und „Ball zu Ellerbrunn“ ihr allerdings gute Dienſte geleiſtet) dieſes Stück abſichtlich für den Geburtstag des Monarchen beſtimmt, wo die Feier des Tages, die helle Beleuchtung, der erheiternde Anblick der geputzten Damen in den Logen gleichſam als Blitzableiter gegen das Mißfallen aufgeſtellt ſind, und falls am Ende noch einige Schlangenlaute übrig blieben, dieſe in dem Schlußtuſch des Orcheſters verhallen.

Ein Hauptfehler des Luſtſpiel's iſt nebſt der Dürftigkeit und dem geringen Intereſſe der Handlung, daß die Hebel, die zur Schürzung und Löſung angewendt werden, nie ihre Wirkung thun, nicht etwa weil ein muthwilliger Zufall ihnen überraſchend in den Weg tritt, ſondern blos, weil ſie zu unzweckmäßig erfunden ſind. Caroline vertraut ſich dem redlichen van der Werft, damit er ihre Liebe bei dem Vater vertrete, er verſpricht auch Alles, hält aber ſehr ſchlecht Wort — das iſt nicht kaufmänniſch, wenigſtens nicht im größeren Styl — und vegetirt in der gemüthlichſten Indolenz aus einem Akte in den andern, bis der Kontrakt unterzeichnet werden ſoll, und Caroline ſich doch ſelbſt durch ein „Nein, nein, nein!“ helfen muß. Die Kammerjungfer Sabine — welche ſo wiſſenſchaftlich gebildet iſt, wie — ein Luſtſpieldichter mit verſchiedenen Hülfsbüchern, und mitunter in der That manche recht geiſtreiche Sachen ſagt, die auch Wirkung machen könnten, wenn ſie im Munde der Soubrette nicht ſo ganz deplacirt wären — redet dem Gecken Dominique mit vielem geſuchten Witz, und langen und gedehnten Redensarten ein, Caroline liebe ihn, das hält man nun für ein vortreffliches Luſtſpielmotiv und glaubt, es geſchehe blos, um den erſten Zornblitz des Vaters auf ſein unſchuldiges Haupt zu leiten, damit er noch froh iſt, daß ein vernünftiger Menſch das Mädchen will, wenn er ſchon keinen reichen Eidam bekommen ſoll. Man freut ſich ſchon auf eine höchſt komiſche Scene, welche zugleich die Handlung bedeutend vorwärts bringt; aber man hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht, die Zankſcene zwiſchen Balthaſar und dem reiſeluſtigen Narren iſt vielleicht nicht ohne Wirkung, wenn ſie beſſer geſpielt wird, aber auf jeden Fall zu lang, und ganz kunſtwidrig der Erfolg, daß auch der Liebhaber eiferſüchtig wird, und ſich uns dadurch als einen nicht geringeren Pinſel wie Dominique ſelbſt zu erkennen gibt. — Im dritten Akt ſucht Sabine den freundlichen Onkel durch die gröbſten Schmeicheleien für Carolinens Liebe zu ſtimmen, aber wozu ſoll das bei ſeiner Muthloſigkeit führen? und wenn er helfen konnte, warum hat man ihn nicht vom Anfange zum Vertrauten gemacht? Dieſe Frage drängt ſich dem Zuſchauer bei Balthaſars Herzensgüte ſchon in der Expoſitionsſcene auf, aber erſt am Schluſſe beſchwichtigt Frau Veronika unſere Zweifel durch die Ausſage, er ſei durchaus keines feſten Entſchluſſes fähig; das muß aber die hoch- und naſeweiſe Sabine auch gewußt haben, und daher die ganze Katzenſcene (die übrigens gut geſpielt wurde und daher auch effectuirte) ein leeres Beiwerk, das unnütz retardirt. Der Schluß iſt wirkſam, und ſeine Moral beſteht darin, daß eine ruhige geſcheite Frau am beſten dazu geeignet iſt, die verwickeltſten Händel zu ſchlichten, und mit einer Rede voll Wahrheit und Verſtand das erwünſchte Ende herbeizuführen. Geſpielt wurde theilweiſe recht gut, doch nicht hinlänglich und allſeitig, um das ſchwache Produkt des braven Blum auf den Beinen zu erhalten.

Zwei andere theatraliſche Novitäten waren: „Die Großtante“, Luſtſpiel in einem Akte aus dem Franzöſiſchen von Frhrn. v. Braun, und: „Das Tagebuch“, Luſtſpiel in zwei Akten von Bauernfeld. Das erſtere Luſtſpiel iſt unſtreitig eines der matteſten Produkte, die ſeit Jahren von den Ufern der Seine zu uns herüber gewandert ſind, und der Ueberſetzer hätte ſeine Zeit und Mühe wahrlich auf einen würdigeren Gegenſtand verwenden können. „Das Tagebuch“ iſt auf den meiſten deutſchen Bühnen gegeben worden, daher hinlänglich bekannt, und gehört auf jeden Fall unter die beſſeren Bühnenprodukte der neueren Zeit, wenn gleich ſehr zu wünſchen wäre, daß der Verfaſſer Wieſe's Charakter etwas achtungswerther hingeſtellt hätte denn trotz aller geiſtreich erſonnenen Spitzfindigkeiten, hat Lucie doch Recht, daß er ſie nur wegen des Geldes genommen, was natürlich dem Intereſſe an ihm großen Eintrag thun muß.

Eine neue Poſſe: „Der Poſtillon von Biechowitz,“ und ein Gaſt, Hr. Robert, welcher den Sokoll in dem altergrauen*) Weißenthurn'ſchen Schauſpiel: „Der Wald von Herrmannſtadt“ ſpielte, ſind beide durchgefallen, dagegen fand eine reizende Debutante, Dem. Cäcilie Conzett, als Sabine in der „Einfalt vom Lande“ und Pauline in dem gleichnamigen Stücke der obigen Dichterin, aufmunternden Beifall. P. H.

---

*) Wenn man mir einwendet, daß dieſes Stück kaum 36 Jahre zählt, ſo erinnere ich blos daran, daß manche Leute ſehr früh graue Haare bekommen. »Romeo und Julie« oder »Maria Stuart« und »Egmont« prangen noch immer in den glänzendſten ſchwarzen und blonden Locken.

Ueber den Zuſtand der Sculptur in Italien.

(Fortſetzung.)

Die Regierung läßt die Tiefen der Erde in Rom und deſſen Umgebungen durchwühlen, um Bildſäulen heraus zu graben, die einem arcadiſchen Journal, das ſich fortwährend mit Alterthümern beſchäftigt, Gelegenheit geben, einige Albernheiten zu ſagen.

Auch die römiſchen Fürſten, ſo wenig ſie die Werke des Genius lieben, laſſen Nachgrabungen anſtellen, um ihre Galerien (wie Lamartine bei Gelegenheit der Muſeen ſagt: wahre Kirchhöfe der ſchönen Künſte) damit zu bereichern. In der That ſetzen ihre reichen Beſitzer ſelten einen Fuß hinein, und überlaſſen deren Genuß beinahe ausſchließlich den Neugierigen und Reiſenden. Nur im Volke lebt noch das Gefühl für die Kunſt, wie auch unter den Geſtalten des Volkes der Künſtler noch immer die ſchönſten Modelle, nicht allein in den Formen, ſondern auch in Geiſt und Ausdruck findet, und ein Transteveraner, der, vor einer Schenke ſtehend, den Mantel über ſeine Schulter ſchlägt, bietet dem Beſchauer, ohne daran zu denken, die Haltung eines Senators aus dem goldenen Zeitalter der Republik dar.

Eine Transteveranerin verſteht ſehr wohl vor einem Bildhauer die Cleopatra zu ſpielen, wie überhaupt der ärmſte Gewerbsmann die römiſche Geſchichte und die Mythologie aus den Erzählungen der Alten kennt, und die Bildnerkunſt uns nicht allein in der Hauptſtadt des Kirchenſtaates begegnet. Die Romagna hat zwei ausgezeichnete Künſtler geboren: Baruzzi und Monti. Der letztere hat mehrere Stücke für die Dome von Mailand und Novara geliefert; ob er mehr als Talent beſitzt, läßt ſich jedoch aus ihnen noch nicht abnehmen. Baruzzi iſt öffentlicher Profeſſor zu Bologna, und nach ihm iſt das Ideal der plaſtiſchen Kunſt nur in der Mythologie zu finden. Er hat eine ſehr ſchöne Leda gemacht, und fürchtete dabei das Aergerniß nicht.

Der Friedhof von Bologna iſt ein wahres Muſeum, wo die Künſtler ihren Geſchmack und ihr Talent bilden können. Die Lage iſt herrlich, von Gebäuden, Bäumen und Blumen umgeben, bietet der Begräbnißplatz den Anblick eines weiten Gartens dar; aber hier, wie überall zeigt ſich die Hierarchie [illegible] Ranges und Reichthumes, und der Todtengräber iſt der einzige Künſtler, der an den Ruheſtätten des Volkes arbeitet, die den Mittelpunkt des Raumes einnehmen; rund herum tauchen die verſchiedenartigſten Monumente aus dem grünen und bunten Schmelz empor, an welchen die Bildnerkunſt ſich für Menſchen in Unkoſten verſetzte, denen die Egyptier nicht einmal die Verzeichnung ihrer Namen zugeſtanden haben würden, und es iſt vielmehr der Stolz als die Kunſtliebe, welche hier dieſes Muſeum der Trauer aufthürmte.

Der Geſchmack für Denkmäler erſtreckt ſich nicht zu den ſüdlichen Nachbarn des Kirchenſtaates; dem Neapolitaner iſt er ganz fremd. Virgil's Grab hat keine andere Umgebung, als Dorngebüſche, und Taſſo erhielt in ſeiner Heimath nur eine erbärmliche Büſte in einem öffentlichen Garten.

Das Gefühl für die ſchönen Künſte, das nicht in der Natur der Neapolitaner begründet iſt, müßte erſt durch die Erziehung erweckt und gepflegt werden, wenn es zu einiger Ausbildung entwickelt werden ſollte; denn während ganz Europa in ungeduldiger Erwartung auf die Ausgrabungen von Pompeji ſchaut, findet man dort kaum dreißig Bauern, die langſam und gemächlich mit ihren Schaufeln die Aſche umkehren, welche ſo ungeheure Schätze bedeckt.

Das Muſeum enthält nur eine kleine Zahl von Bildſäulen, und wenn vier Zöglinge nach Rom geſandt werden, die Bildnerkunſt zu ſtudieren, ſo hat die Regierung, welche ſie dort erhält, kein Verdienſt dabei, denn dieſe Einrichtung ſchreibt ſich noch von Murat her.

Die Bildhauer, deren Namen genannt werden, ſind Angelini und Cali. Der Erſtere hat mehrere ſehr anmuthige Liebesgötter und einige geſchätzte Monumente geliefert, der Zweite iſt der Meiſter der Statuen im Miniſterialpalaſt; man bemerkt darunter Ferdinand I. im Coſtume des Achilles.

Eine Stadt in Italien, wo die plaſtiſche Kunſt bedeutend vorgerückt, iſt Florenz; doch hat ſie dort einen ganz anderen Charakter als in Rom und Neapel. Der Schatten Michel Angelo's ſchwebt noch immer über ihr, und Florenz iſt die Stadt der Wiedergeburt, das Rom des Mittelalters. Man kennt hier nicht die literariſche Scheidelinie des Claſſiſchen und Romantiſchen. Die Zeitſchrift: „Antologia", beſtimmt, die öffentliche Meinung zu repräſentiren, war ein philoſophiſches Werk; es ſchritt raſch vorwärts und gehörte der neueren Schule zu. Dante und Michel Angelo waren die beiden großen Muſter, welche es aufſtellte.

Die Literatur übt ihren großen Einfluß auf die Kunſt der Gegenwart aus, und ſo ſtört Pampelani weder die Ruhe des Herkules noch des Ajax (die überdieß in unſeren Gemüthern wenig Sympathie erregen), aber er erweckt zwei große Künſtler vergangener Jahrhunderte: Arnolfo di Lapo und Brunelleschi aus ihren Gräbern, um ſie an der Domkirche von Florenz aufzuſtellen, und der Welt zugleich denjenigen zu zeigen, welcher dieſes prächtige Gebäude aufgeführt, wie den zweiten, der ſeine zierliche und kühne Kuppel in die Wolken ſteigen hieß.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Die neue Ausgabe von Schiller's Werken, welche von der Cotta'ſchen Buchhandlung veranſtaltet worden, findet, wie dem Fr. Merk. aus Stuttgart berichtet wird, einen wahrhaft koloſſalen Abſatz. In einer Woche iſt eine Sendung von 190 Zentnern nach Leipzig expedirt worden. Buchhändleriſche Schätzungen ſchlagen den Gewinn, welchen das Unternehmen für die Verlagsbuchhandlung abwerfen dürfte, auf 40 bis 50tauſend Gulden an. — Möge der glänzende Erfolg dieſes Unternehmens unſere deutſchen Buchhändler veranlaſſen, von allen unſeren Klaſſikern gleich wohlfeile, aber auch gleich ſchöne Ausgaben zu veranſtalten!

⁂ Herzog Max von Baiern durchreiſt jetzt Egypten. Man hofft, der geiſtvolle Prinz, welcher unter dem Namen »Phantaſus« ſchon Mehreres geſchrieben, werde ſelbſt demnächſt einen Bericht über ſeine Reiſe veröffentlichen.

⁂ Sonderbar iſt es, daß man zu Prag immer erſt durch Wiener Blätter erfährt, was man Einheimiſches in Literatur und Kunſt zu erwarten hat. Die »Bohemia« meldet ganz genau, was Tieck und Graf Alexander von Würtemberg, Leopold Schefer und Fürſt Pückler-Muskau, Heinrich Heine, Winkemm und Scävola ſchreiben oder eben geſchrieben haben; aber erſt Nr. 4 des Wiener »Wanderers« muß das Prager Publikum belehren, daß ein Hr. Aldringen ein Luſtſpiel: »Die Oeconomen« geſchrieben hat, welches ſelbſt den »Pariſer Taugenichts« hinter ſich laſſen ſoll. »Der Humoriſt« meldet dagegen, daß ein Hr. Homer eine Oper: »König Lear« nicht allein gedichtet, ſondern auch in Muſik geſetzt habe, und ſelbe nächſtens in die Scene geben werde. Ferner, daß ſchon wieder eine dramatiſche Compagnie-Dichtung in Prag zu erwarten ſtehe, da ſich die Hrn. F. K. Nowak, A. Müller und Wenzel zu einem Drama aus der böhmiſchen Geſchichte vereinigt haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 122. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 23. Mai.

Elbe und Nordſee.

(Schluß.)

„Was die Ausſichten auf die Zukunft betrifft, ſo ſchimmern für Dänemarks Handel und Schifffahrt wahrhaftig keine Lichtpunkte in der Ferne; die Aufgabe wird immer ſchwieriger, die Konkurrenz immer größer, und was Englands, Hollands, Frankreichs Schifffahrt in der Oſtſee benachtheiligt — die täglich wachſende Zahl der ruſſiſchen und preußiſchen Segel — wird Dänemark keinen Vorſchub bringen. Sie ſehen, ich bin gerecht, wenn ich von Dänemarks Unglück ſpreche. Was Dänemark ſein und werden könnte in den Händen der Engländer, will ich nicht unterſuchen, Dänemark wird niemals eine engliſche Provinz, eher ein Theil des ſchwediſchen Reiches. Allein, was Dänemark unter dieſen Konſtellationen Großes aus ſich ſelbſt machen kann, ſehe ich nicht ein. Induſtrie? — Wo hinaus? — Zum Bedarf des Landes. Das läßt ſich hören. Aber beſitzt Dänemark die Comfortabilitäten, ja die gehörigen Fähigkeiten zur Induſtrie, wird es künftighin beſſer, als gegenwärtig, trotz dem rigoröſen Zollſyſtem, mit Frankreich, England und Deutſchland Markt zu halten im Stande ſein? Der Miniſter Bernſtorff hat viele Hunderttauſende auf Kopenhagens Manufakturen verwandt. Wo ſind dieſe? Wie ſchlecht iſt nur das Tuch, das in Kopenhagen fabrizirt wird; es würde nicht einmal die Concurrenz mit der Tuchfabrik in Neumünſter, im Lande Holſtein, aushalten, wäre nicht die Einfuhr dieſes Fabrikats, ich weiß nicht, ob gänzlich verboten, oder mit zu hohem Zoll belaſtet. Der Däne beſitzt ein gutes mechaniſches Talent — ich wünſche ihm alle übrigen, und Erfindungs-, oder auch nur Nachahmungsgeiſt, damit bringt er es wenigſtens zu einer erträglicheren Exiſtenz, als worin er gegenwärtig ſchmachtet. Denken Sie ſich die beſte Monarchie unter welchem Bilde ſie wollen, z. B. unter dem einer weiſen väterlichen Erziehung, bleiben wir bei dieſem — auf wen kommts am Ende denn eigentlich an, wenn nicht auf den Sohn? Ein Kind lernt gehen, wenn's geſunde Beine, denken, wenn's Kopf, handeln, wenn's Charakter hat, und zur Ausübung all dieſer Akte kann das Kind gezeitigt und durch Maximen angeleitet werden. Das iſt viel, aber auch alles; und zuletzt muß der weiſe Erzieher Gott danken, daß die Mißgriffe, die er begeht, nicht die Summe der Förderungen überſteigen, und aus der Erziehung keine Verziehung wird. In keinem anderen Verhältniſſe ſtehen die Regierungen zu den Bürgern, die weiſen nämlich, und die in ihrer Weisheit viel regierenden: derſelbe Vorſchub, dieſelbe Nachhülfe, dieſelbe Beſorgniß, und bei ſo vielen Schritten doch nur daſſelbe Glück. Im Volke, im Leben, im Kreislaufe natürlicher Entfaltungen, da blüht das Heil, was durch den oberſten Willen allerdings von manchem äußeren Druck befreit, aber kaum irgendwie poſitiv gefördert werden kann. Sagen Sie mir, warum gedeiht die Induſtrie in Kopenhagen nicht? Die Regierung hat ſie durch Zölle, Geldvorſchüſſe, Monopole unterſtützt; was kann ſie mehr? Gute Fabrikate ſchaffen? Befehlen, daß man die ſchlechten kaufen ſoll? Es wird wohl Zeit, einzuſehen, daß man zum Beſten Einiger, denen es nicht einmal zu Buch ſchlägt, die Nation benachtheiligt. Mißglückte Verſuche müſſen zum Nachdenken führen. Hat man die Frage ſchon aufgeworfen, ob ein kleines abgeſchloſſenes Land, falls es nicht im Stande iſt ſeinen Fabrikaten auswärtigen

Abſatz zu verſchaffen, auch nur im Stande iſt, damit ſeinen eigenen geſteigerten Bedürfniſſen zu entſprechen? Sie ſelbſt wiſſen beſſer, was alles dazu gehört, und ich begnüge mich, dieſe Frage nur hinzuwerfen. — Uebrigens bedaure ich dieſes Dänemark, wie es heute ausſieht. Das ehemalige gewaltige Reich der drei nordiſchen Kronen hat etwas Tragiſches. Es opfert ſich dem Glanze ſeiner Erinnerungen. Das Königreich iſt zu klein geworden unter den Königreichen, die Nation iſt zu klein geworden unter den Nationen. Beides fühlt ſich nur zu ſchmerzhaft in einem Zeitalter koloſſaler Dimenſionen. Aber das Erſtere iſt ſchlimmer, als das Letztere. Völker theilen ſich ihre Gedanken und Erfindungen mit; Könige ſtellen ſich ihre Soldaten gegenüber. Völker ſind gleichberechtigte Exiſtenzen; Könige ſind Dignitäten in ungeheuren Abſtänden. Wer zöge, um dieſen Gedanken durch ein Beiſpiel klar zu machen, wer zöge die Nation der Dänen unter die Nation der Ruſſen herab, wenn vom Vergleich ihrer Nationalexiſtenzen die Rede iſt? Dagegen, wer vergliche auch nur das winzige Königreich Dänemark mit dem koloſſalen ruſſiſchen Kaiſerreiche? Oder, dieſen Gedanken auf andere Weiſe erläutert: Durch Wegnahme Norwegens iſt nicht ſowohl der däniſchen Nation von der ſchwediſchen, ſondern der däniſchen Monarchie von der ſchwediſchen eine Beleidigung zugefügt; was ſich auch dadurch bewahrheitet, daß die frühere Erbitterung zwiſchen beiden Nationen ſeit jener Zeit nicht im Steigen, ſondern in Abnahme erſcheint. Finden Sie darin eine Spitzfindigkeit? Sie ſchütteln den Kopf, Sie geben mir Recht?“— „Vollkommen,“ ſagte der Fabrikant. „Doch lieben die Dänen ihren alten König zu ſehr, um nicht mit ſeinem Schmerze zu ſympathiſiren. Ich habe ſie weinen ſehen, wenn er ſich nahte. In der That, man liebt ihn, wenn man auch ſonſt nicht zufrieden iſt. Der Nationalſtolz trägt dieſelbe Falte auf der Stirne, wenn von England, von der Flotte, die Rede iſt. — Dann die zuſammenerlebten Schickſale, die lange Zeit ſeiner Regierung, ſeine entſchiedene Vorliebe für die däniſchen Erblande und alles Däniſche (er war der erſte Oldenburger, der ſich Frederik unterzeichnete), ſein prunkloſes Privatleben, ſeine ſtets nüchterne maasliebende Natur, alles dieſes feſſelt an ſeine Perſönlichkeit, und macht ſogar das häusliche Leid, das über ihn verhängt iſt, zu einem Unglück in der Nationalfamilie. An ſeine Dynaſtie aber knüpfen ſich ſo viele nationalhiſtoriſche Erinnerungen, daß man nicht ohne Theilnahme dem drohenden Untergang dieſer Dynaſtie entgegen ſehen kann.“ — „Doch ſcheint mir,“ fiel ich ihm ins Wort, „die Nation iſt zur Benutzung aller Chancen entſchloſſen? Hat ſie wirklich ſo viel Klugheit und Energie, um von einer verfallenen politiſchen Größe zu abſtrahiren, und mancherlei mittelaltrige, beſonders den Landbau und Landbeſitz drückende Inſtitutionen zur Wohlfahrt des Landes umzugeſtalten, was wäre dann verloren? Dänemark wird niemals reich werden; aber die reichen Länder, wie England, ſind ſie darum glücklich? Dänemark iſt auf primitive einfache Zuſtände angewieſen. In der That gibt es nichts Naiveres, als den däniſchen Landmann; aber er iſt träge, gedrückt, und vom agronomiſchen Kulturgange beinahe völlig ausgeſchloſſen. Die Spuren des Feudalismus ſind noch zu tief eingeſchnitten in ſeinem Weſen. Was habe ich ſehen müſſen auf Seeland und Fühnen! Eine arme Frau rutſchte auf den Knieen in's Zimmer der gnädigen Gräfin, um dieſelbe anzubetteln, ſie küßte der Gnädigen die Schleppe des ſeidenen Kleides. Wenn wir ſpazieren fuhren, riß ſich die baarhäuptige Dorfjugend in den ſtruppigen Haaren und zog ihren Kopf gleich einer Mütze, beinahe an die Erde. Das ſind böſe Zeichen, und wie viel andere aus der großen Verzweigung könnte ich anführen! Doch wird die Zeit und ihr Geiſt das alles umgeſtalten. Dänemark wird keinem glänzenden, aber einem beſcheiden blühenden, freundlich glücklichem Looſe zuwachſen. Wahrhaftig, das iſt meine Anſicht; und ich möchte ſie allen Dänen zum Troſt zurufen.“

Der Fabrikant drückte mir die Rechte. „Allerdings,“ ſagte er, „der grüne Boden ſelber iſt die feſteſte Baſis unſerer Zukunft; dieſe Inſeln ſind ungeſchliffene Juwelen. Glänzendes vom Fabrikweſen erwarte ich auch nicht, doch vielleicht mehr als Sie.“

„Meine Erwartung,“ ſagte ich, „geht auf das Hinlängliche, auf alles, was ſich für einfache Zuſtände eignet. Man ſcheint bei Ihnen in der techniſchen Nachahmung noch ſo ſehr zurück, daß die techniſche Erfindung wohl noch lange nicht an die Reihe kommen wird. Und,“ fügte ich lächelnd hinzu, „wie ſchwer hält es, daß die Erfindung ihren alten Gang verändert, und ſich von Norden nach Süden, ſtatt wie herkömmlich, von Süden nach Norden verbreitet. Denken Sie an Ihre vaterländiſche rothe Grütze. Hat dieſes köſtliche Gericht, das ich zuerſt in Esromkloſter, am Ufer jenes lieblich hingegoſſenen Sees auf die Zunge nahm, ſich über das linke Elbufer mehr als ſporadiſch ausgebreitet? Im Bremiſchen hab' ich's zuletzt gegeſſen; in Braunſchweig kennt man keine rothe Grütze mehr!“

Der Fabrikant lachte, und dieſe Wendung gab unſerer Unterhaltung eine heitere, anekdotiſche Richtung.

Da ich aber in dieſem Reiſebericht etwas Beſſeres zu thun habe, als Anekdoten aufzutiſchen, und die zufälligen Blumen des Geſprächs einzuſammeln, ſo will ich dieſe Diatribe mit etwas Nützlichem für meine Leſerinnen abſchließen, nämlich mit einem Rezept zur Bereitung der rothen Grütze. Nimm: Zucker, Johannesbeerenſaft, und nicht eben Grütze, ſondern ein beliebiges feineres Mehlfruchtkorn, und ſchüſſele dieſe wohlvereinigten Elemente in glatter, appetitlicher Form deinen Gäſten auf.

Soll ich nun vom ſchönen Wetter, von der glücklichen Fahrt ſprechen? Wen intereſſirt das. Nur die Stürme und das Unglück machen ſich auf den Wellen intereſſant. Nicht einmal Seekrankheit an Bord, obgleich Damen in der Geſellſchaft waren. Was letztere betrifft — Hamburgerinnen — ſo habe ich kein Recht zu verlangen, daß ſie hübſcher geweſen ſein ſollten. Eine Vergleichung mit meiner letzten weiblichen Reiſegeſellſchaft am Bord des Willem de Eerſte, hielten ſie freilich nicht aus. Unter den Paſſagieren befand ſich ein Sohn des Feldmarſchalls, Fürſten Wrede, Offizier, wie ſo viel Tauſend andere Deutſche, in ruſſiſchen Dienſten. Sodann ein ruſſiſcher Legationsſekretair, der mit leichter Hand Portraite ſkizzirte. Von den übrigen zeichne ich ein Paar junge Leute aus, Ungarn, die des Morgens im bunten Schlafrock und in goldgeſtickten Pantoffeln auf dem Verdeck ſpazierten. Den Einen von dieſen wird der Leſer in Amſterdam wiederfinden; in Amſterdam, deſſen unanſehnliche Thürme endlich in der Tiefe der Süderſee ſich vor unſeren Blicken erhoben. —

Ueber den Zuſtand der Sculptur in Italien.

(Schluß.)

Bartolini hat eine Madonna mit dem Chriſtus auf ihren Knieen, nach einer Idee des Michel Angelo ausgearbeitet, worüber Milizia eine ſehr gerechte Kritik ausſpricht, indem er ſagt, der Sohn ſcheine ihm älter als die Mutter. Unter ſeinen übrigen Arbeiten findet man eine Charitas mit zwei Kindern von ungewöhnlicher Schönheit. Dieſer Künſtler hat ſeine Laufbahn in Frankreich begonnen, und ſein Talent konnte von allen Reiſenden beurtheilt und gewürdigt werden, welche oberhalb des Thores vom Muſeum des Louvre die koloſſale Büſte Napoleons geſehen haben, die an die Stelle Ludwig XVIII. (einer plaſtiſchen Arbeit im ſchlechteſten Geſchmack) geſetzt wurde.

Mehrere Jahrhunderte ſind ſeit dem Zeitpunkte verfloſſen, welcher der Welt bewieſen hat, daß die Erde ſich um die Sonne drehe, und Florenz hatte noch immer die Züge desjenigen, deſſen tiefer Forſchergeiſt dieſe Wahrheit auffand, der öffentlichen Bewunderung nicht ausgeſtellt. Der Großherzog hat es übernommen, dieſe Unterlaſſung gut zu machen, und die Statue des Galileo Galilei wird nächſtens in dem Saale der Akademie del Cimento aufgeſtellt werden, von den Inſtrumenten rings umgeben, womit der Weiſe den Schleier der Natur zerriß. Wir verdanken dieſes Werk dem Meiſel Coſtoli's und ſeine Arbeit iſt merkwürdig. Derſelbe Künſtler hat einen Jeremias gebildet, und wenn gleich die Kritiker nur einen Jeſaias darin finden wollen, ſo wird er doch für einen Propheten erkannt, was beweiſ't, daß Begeiſterung in dem Werke waltet.

Dante, der Homer des Chriſtenthumes, iſt nicht ſo gut behandelt worden. Die Literatur und die plaſtiſche Kunſt ſcheinen ſich vereinigt zu haben, durch öffentliche Ehrenbezeigungen ihn für ſeine Verbannung, ſein Unglück und die Vergeſſenheit zu entſchädigen, die ihm von der Unwiſſenheit zu Theil geworden iſt; aber Ricci hat ſeine Geſtalt eben ſo entſtellt, als Pedanten ſeine Verſe mißverſtanden und verunſtalteten, und jener hat ihn auf ſeinem Grabmale halbnackt und mit der Muskulatur eines neapolitaniſchen Lazzaroni ausgehauen.

Die Stadt Piſa hat eben Leopold I. Großherzog von Toscana eine Statue errichten laſſen, wie denn überhaupt dieſe Stadt ſchon von der Natur ſo ausnehmend begünſtigt, ſich von allen anderen dadurch auszeichnet, daß ſie zuerſt die Funken des Wiſſens aus dem Orient wieder anblies, damit ſie Licht in der weſtlichen Region verbreiteten. Ihre Univerſität genoß eines glänzenden Ruhmes; Leopold, dieſer Fürſt, welcher durch Mäßigung und Vorliebe für das geſellſchaftliche Fortſchreiten, das Glück ſeines Volkes, ſich unſterblich machte, ſandte ſeine Söhne dahin, zugleich die Wiſſenſchaften und Künſte zu ſtudieren, und ſich mit ihren Unterthanen vertraut zu machen. Es war nicht mehr als gerecht, einem ſolchen Regenten ein Monument zu ſetzen, um ſeinen Nachfolgern das Beiſpiel in's Gedächtniß zu rufen, welches er ihnen gegeben.

Die Reform der Bildnerkunſt, die in Toscana begonnen, wird in Mailand durch einen Künſtler, Pompeo Marcheſi, weiter fortgeführt, deſſen Genius und Kunſtfertigkeit ihn weit über die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen erheben.

Mailand hat wenige Momente, welche an die Geſchichte des Landes erinnern und den kunſthiſtoriſchen Enthuſiasmus aufregen. Nichts verkündigt hier, wie etwa in Venedig, die vergangene Größe; doch Alles athmet die Fülle der Gegenwart. Die Glücksgüter ſind im guten Verhältniſſe in den Bewohnerklaſſen vertheilt, und die Bürger gleich vor dem Geſetz. Die Gebäude bilden keine grellen Gegenſätze, wie in anderen Städten, wo der Glanz eines Palaſtes gleichſam der daneben ſtehenden Hütte zu ſpotten, dieſe eine ungeheure Ironie auf die Vergänglichkeit alles Irdiſchen auszuſprechen ſcheint. Mailand iſt die einzige Stadt Italiens, wo das Talent bedeutende Hülfsquellen und reichen Lohn findet, da der Unterricht vorgeſchritten, und jenem in jedem Hauſe eine freundliche Aufnahme dargeboten wird. Hier fanden auch Marcheſi's glänzende Gaben Gelegenheit, ſich zu entfalten; in allen Palläſten finden ſich Statuen, die aus ſeiner Hand hervorgegangen ſind, und ſeine Flora, Venus, Magdalena und die Unſchuld bilden den Schmuck der Säle und Prachttreppen in den Palläſten des Herzogs von Litta, der Fürſtin Belgiojoſo, der Marcheſa Visconti d'Aragona u. ſ. w.

Marcheſi's originelle Einbildungskraft hat alle Feſſeln der Nachahmung von ſich abgeſchüttelt und einen durchaus neuen Weg eingeſchlagen. Er entlehnte von der Mythologie die Namen, doch nicht die Perſonen ſelbſt; ſeine Flora und Venus tragen den Charakter der Zeit, die Freuden der Natur und Liebe ſind in denſelben verklärt, und man findet in ihnen einen geiſtigen Ausdruck, der in den Werken der Griechen und ihrer Nachahmer nicht durch die materielle Hülle dringt. Seine Pſyche und die Unſchuld ſind die Symbole zweier Seelen, welche nur aus dem Geiſte des Chriſtenthums hervorgehen konnten, wie denn überhaupt Marcheſi's Geiſt ſich am glänzendſten in Gegenſtänden der chriſtlichen Mythologie ausſpricht. Man bewundert in ſeinem Chriſtus unter den Schriftgelehrten eine vollkommene Kenntniß der Entfaltung, welche die Natur von der Jugend bis zum dreißigſten Jahre vornehmen würde; ja man erräth aus den kindlichen Zügen die Phyſiognomie des Erlöſers, wie ſie Leonardo da Vinci malte, den Zuſammenklang des Körperlichen und Geiſtigen, die Seele eines Gottes, die ſich in der Geſtalt eines Knaben offenbart. Wir ſind nicht im Stande, ein vollſtändiges Verzeichniß aller Werke zu geben, welche der Phantaſie dieſes Künſtlers ihre Entſtehung verdanken. Sein Atelier umfaßt — oder leider! — beſſer umfaßte eine große Anzahl der ſchönſten Bildſäulen. Hier verwandelte ſich der Thon in Statuen, und der Marmor empfing Leben und Seele unter den Streichen des Hammers, von welchen die Wölbung wiederhallte. Jenes reiche Atelier, welches die Früchte ſeines Talentes enthielt, iſt leider untergegangen, der Neid, welcher, den Arm mit einer Fackel bewaffnet, dem Genie den Krieg erklärt, legte dieſen Tempel der Bildnerkunſt in Aſche. Der Künſtler hat den Verluſt ſchmerzlich beweint; aber bald ging er aus ſeiner Betrübniß mit verdoppelter Thatkraft und Phantaſie hervor. Man hat eine Subſcription eröffnet, um dem Künſtler für ſeinen Verluſt eine Schadloshaltung anzubieten, und ſeine raſtloſe Thätigkeit wird nach und nach auch die Mailänder für die Meiſterwerke, die ſie verloren, durch neue Geburten ſeiner Kunſt entſchädigen. Die Regierung hat ihm ein ungeheures

Werk um einen angemeſſenen Preis aufgetragen, welches zum Geſchenk für die Stadt Mailand beſtimmt iſt. Es iſt eine Mutter, welche ihre Kinder am Charfreitag in die Kirche führt, um der Todtenfeier des Erlöſers beizuwohnen, und ihnen die Myſterien des Glaubens zu erklären. Marcheſi's Talent wird hier Gelegenheit finden, ſich in ſeiner ganzen Fülle zu entfalten. Indem nun der Künſtler rüſtig für die Zukunft arbeitet, vernachläſſigt er auch die Vergangenheit nicht, und weiht einen Theil ſeiner Bildnerkraft der Vorliebe der Italiener, dem Ruhme der Verſtorbenen zu huldigen. Er hat die Büſte des Dichter Monti gebildet, und die Bildſäule des berühmten Beccaria im Pallaſt Brera iſt gleichfalls ſein Werk. Der Verfaſſer der: „delitti e pene“ trägt auf ſeinem Antlitz das freudige Bewußtſein, durch die Herausgabe ſeines Werkes die Thränen einer großen Zahl von Unglücklichen getrocknet zu haben. Ihm gegenüber ſteht der Dichter Parini, der — Gott weiß warum? — unter Marcheſi's Meiſel den Ausdruck eines Evangeliſten Johannes empfangen hat.

Man hat beſchloſſen, die Bildſäule der Signora Agneſi, einer in der Mathematik berühmten Frau, welche den Wiſſenſchaften entſagte, um ſich den Werken der Barmherzigkeit zu weihen, und ihr Leben in der frommen Anſtalt von Trivulzi beſchloß, errichten zu laſſen. Die Damen von Mailand tragen die Koſten der Statue, und dieſelben ſind es auch, welche einen Teppich ſtickten, um Bellini ein Geſchenk damit zu machen, und eine Subſcription für den Dichter Groſſi eröffneten, durch welche ihm ſein Gedicht mit 20,000 Lire, eine ungeheure Summe für einen italieniſchen Dichter, bezahlt wurde.

Unter ſo günſtigen Umſtänden [illegible] die [illegible] der Bildhauerkunſt ſchnell und mit dem beſten Erfolge [illegible], und wird ſich zuvörderſt an dem Säulenbogen entfalten, der aus einem Sieges- in einen Friedensbogen verwandelt worden, wie an der Cathedrale von Novara, deren Chorherren einen Theil ihrer Einkünfte für Werke der ſchönen Kunſt verwenden wollen. Dieſe Kirche und der Simplon-Bogen werden zu einem Wettſtreit zwiſchen Marcheſi und den übrigen [illegible] Bildhauern Italiens einen hinlänglichen Spielraum darbieten. Mittlerweile iſt jener mit einer Statue Karl Emanuels, Königs von Sardinien beſchäftigt; ſie ſoll zum Andenken der Verbeſſerung der Luft durch die Austrocknung der Sümpfe von Malaria, welche dieſer Fürſt veranlaßte, auf dem Platze von Novara aufgerichtet werden.

P. H.

Aus Zürich.

(Fortſetzung.)

Hier erblickt man zuerſt den traurigen Beweggrund, welcher ihm die Lebensanſicht verdüſterte, und ihn in ſteter quälender Unruhe erhielt.

Es gibt in allen Ländern eine zahlreiche Klaſſe von Menſchen, welche die Nähe und den Anblick eines ſehr reichen Mannes nicht ertragen können. Eine fieberhafte Spannung von Begierde und raſtloſer Hoffnung erſchüttert ihre Nerven, bis der wahre Gehalt ihres Gemüthszuſtandes in deutlicher Geſtalt heraustritt, bis mehr oder minder beſcheidene Anſprüche laut werden, oder zudringliche Bitten die Freigebigkeit des reichen Nachbars umlagern, um wenigſtens irgend einen Theil des überflüſſigen Reichthums zu erhaſchen, der den überladenen Beſitzer ſo ſchwer belaſtet.

Mit welchen Gründen beſchönigen ſolche Menſchen ihre Sinnes- und Handlungsweiſe? — „Es ſei ein furchtbares Uebel für einen Reichen, mehr Vermögen zu beſitzen als er ſeiner Stellung und ſeiner Lebensweiſe nach bedarf. Es erwecke ſo viele natürliche und verzeihliche Unzufriedenheit, die Einen in Dürftigkeit darben und verſchmachten, die Andern in ſchwelgendem Ueberfluſſe verderben zu ſehen.“ Als oberflächliche Anſicht mags gelten. Aber wird das Beweggrund und Richtſchnur für die Handlungsweiſe in der bürgerlichen Geſellſchaft, dann ſind Begriffe von Recht und Moralität für immer dahin. „Beſitzen möge, wer die Gewalt hat,“ und „Nehmen möge, wer kann,“ das waren die Grundſätze der mittelalterlichen Räuberhelden, welche die Reichen beraubten, die Dürftigen mit dem Raube beſchenkten.

Noch heute beſteht jenes nimmerſatte und anmaßende Geſchlecht, nur verſucht es ſeine Pläne mehr durch Liſt, als durch Gewalt zu vollführen. Menſchen dieſes Schlages waren es, welche den alten Seemann durch ihre Beläſtigungen aus Amerika vertrieben. Er ſcheute ſich nach England zu gehen, wo er die gleichen Beläſtigungen von dem Schwarme zudringlicher Bittſteller oder ungeſtümer Bettler fürchtete. So wählte er Frankreich zu ſeinem Aufenthalte. Auch da fand er die Maſſe der Menſchen nicht weniger begehrlich und liſtig, als in jenem darum verlaſſenen Welttheile. Sogar die ſtille und von engliſchen oder andern Reiſenden ſelten beſuchte Umgebung von Yverden hatte er nach kurzem Aufenthalte nicht frei genug von ähnlichen Unannehmlichkeiten gefunden.

Selbſtbetrachtungen mochten ihn noch weiter führen, und ihm von ſeiner individuellen Seite her das alte „opes, irritamenta malorum“ beſtätigen. Selbſt in der Umgebung Beſſergeſinnter hatte er von da an die Selbſtqual des Argwohns, und fürchtete jede neue Bekanntſchaft. — Argwohn und Mißtrauen, dieſe unheilvollen Geſpenſter, Kinder bitterer Erfahrung und hintergangenen Edelmuthes, ſie ſollten ſeine unzertrennlichen Begleiter durch die letzten Jahre ſeines Lebens ſein! — Er ſuchte die letzte melancholiſche Zuflucht des Lebensüberdruſſes, die Einſamkeit! Er dachte an die Einöden und einſamen Thäler der Schweiz. Aber da war noch der vielbetretene Weg der Reiſenden zu vermeiden, und mit ihm die Neugierde, die Plage der Müſſiggänger.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

·*· Bendemann und Hübner befinden ſich jetzt in München.

·*· Von Heinrich Stieglitz iſt ſoeben (bei Brockhaus) »Gruß an Berlin, ein Zukunftstraum« erſchienen.

·*· Cornelius hat einen neuen Carton für die Ludwigskirche vollendet: »Gott als Schöpfer des Himmels und der Erde über der Erdkugel, zwiſchen Sonne und Mond ſchwebend, von Schaaren der Cherubim und Seraphim umgeben.«

·*· *„Plus de maris! plus de pères! ou: le paradis des enfans de Dieu,“* dies iſt der Titel eines zweibändigen Buches, welches ein Chevalier de Lawrence — ſeiner Verſicherung nach ein Freund Wieland's und Schiller's von Weimar her, — kürzlich in Paris herausgegeben. Die Blätter f. lit. Unterhaltung, welche daſſelbe zur Anzeige bringen, bemerken, es enthalte von Anfang bis zu Ende »eine ununterbrochene Diskuſſion wider die Ehe und Vaterſchaft.« Was aber aus dieſer Schrift mitgetheilt wird, deutet eher auf eine Perſiflage dieſer libertiniſchen Anſicht, als auf eine Vertheidigung derſelben.

·*· Magyariſches Theater. — Als Andr. Bartay in Peſth die deutſche Oper »Aurelia« componirt, warfen einige Ultra-Magyaren ihm vor, daß er keinen vaterländiſchen Text componirt. Bartay erwiederte in öffentlichen Blättern, daß nach ſeinen Anſichten »der Componiſt als Dichter in ſeinem Fach keinen Nationalunterſchied kenne, da die ganze Welt ſein Vaterland ſei.« —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

N.ro 123. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 24. Mai.

Die Seidenfabriken von Lyon.

Es ſind ungefähr drei Jahrhunderte, ſeit ein Paar Ausländer die erſten Webeſtühle für ſeidene Stoffe in Lyon aufgerichtet, aus welchen allmählich die berühmten Fabriken in Seidenſtoffen, Sammt, ſeidnen Strümpfen und Bändern, ſilbernen und goldnen Treſſen hervorgingen, welchen die Stadt Lyon einen mehr als europäiſchen Ruhm zu verdanken hat. Zwei Fremdlinge von genueſiſcher Herkunft, Turquet und Nariz, welche in Lyon Geſchäfte machten, baten um die Bewilligung, in dieſer Stadt Fabriken für Gold-, Silber- und Seidenſtoffe zu errichten, welche ſie nicht allein erhielten, ſondern der Bürgermeiſter Matthieu de Vauzelles erleichterte ihnen durch kräftigen Schutz die Ausführung ihrer Entwürfe. Jene Zeit war eine leidensſchwere für Lyon, welches durch Arbeitsloſigkeit und Mangel des Volkes wiederholt beunruhigt wurde. Einzelne Kaufleute rafften beträchtliche Reichthümer zuſammen, während Tauſende Hungers ſtarben, und die Errichtung von Fabriken, welche allmählich immer mehreren arbeitſamen Menſchen Beſchäftigung und Unterhalt darbieten mußten, eröffnete der Stadt eine hoffnungsvolle Ausſicht in die Zukunft.

Es gab Anfangs in Lyon nur drei Werkſtätten, von Turquet und Nariz ausgerüſtet; aber der Senat gewährte ihnen ein Anlehen von 2000 Fr. und dieſe Summe, mit manchen anderen Vortheilen verbunden, ſetzte die Fabrikunternehmer in den Stand, ihrem Gewerbsfleiß eine große Ausdehnung zu gewähren. Bald fehlte es an Arbeitern, und um dieſe aus dem Auslande nach Frankreich zu locken, erließ Franz I. folgendes königliches Patent an Turquet und Nariz:

„Kraft dieſer Urkunde will S. M., um die genueſiſchen Sammtarbeiter in die Stadt Lyon zu ziehen, daß ſelbe in dem Königreiche bewegliche und unbewegliche Güter erwerben, und über dieſelben durch Teſtament oder Schenkung unter Lebenden und anderweitig verfügen können, wie es ihnen gut däucht und dünken wird, und daß ihre Frauen, Kinder und Erben, welche ſchon geboren ſind oder noch geboren werden, ihnen nachfolgen dürfen, ohne Naturaliſationsakte, als ob ſie im Inlande geboren wären; noch ſollen ſie gezwungen werden, einen Zins oder Schadloshaltung zu zahlen; ſo will es S. M., daß ſie von allen Auflagen, Vermögensſteuern und Anleihen ausgenommen und befreit werden.“

Solche Vorrechte waren ein mächtiger Reiz für die Seidenarbeiter, die in großer Anzahl aus Genua, Avignon, Tours und anderen Städten, wo dieſer Zweig der Induſtrie ſchon im thätigen Gange war, nach Lyon wanderten.

Als die Kaufleute erfuhren, welche beträchtliche Summen Turquet und Nariz bereits gewonnen hatten, verleitete ſie der Neid, gleichfalls Fabriken zu errichten, die mit jenen um den Vorrang ſtritten. Rollet und Viard waren die Erſten, welche mit einem ſolchen Beiſpiel ihren Kollegen vorangingen; ſie gründeten eine Sammtfabrik, und nach dem Verlauf weniger Monate waren mehr als 200 Werkſtühle im Gange. Die Fortſchritte waren ſo raſch und glänzend, daß trotz der Concurrenz mehrerer Städte, Lyon — woſelbſt man wöchentlich 24,000 Pfd. Seide verbrauchte, jährlich für 5 Millionen Fr. Gaze und Flor verfertigte, und die Stickerei allein 6000 Perſonen beſchäftigte — in wenigen Jahren alle ihre Nebenbuhlerinnen überflügelt hatte. Die Art und Weiſe der

Färberei, die Technik der Gewebe und die Apretur der Seidenſtoffe erreichten daſelbſt eine ſtets wachſende Vollkommenheit, und wenn die Arbeiter in der Folge die Vorrechte verloren, welche ihnen die königlichen Decrete zugeſtanden, ſo geſchah dies blos, weil ihre Zahl in ſo ungeheurer Progreſſion zunahm, daß ſie den größten Theil der Gewerbsleute von **Lyon** ausmachten.

Die Vervollkommnung, welche **Jacquart** in den Webſtühlen zur Fabrikation der façonnirten Seidenſtoffe anbrachte, iſt in der neueren Zeit das letzte Ziel ihrer Fortſchritte. Sie gehört unſtreitig zu den ſinnreichſten Erfindungen im Gebiete des Gewerbsgeiſtes, und die Fabriken außerhalb Frankreich haben die Nachahmungen fruchtlos verſucht.

Ludwig XIV. fügte durch den Widerruf des Edikts von **Nantes** dem franzöſiſchen Handel und insbeſondere den Fabriken von **Lyon** einen bedeutenden Schaden zu, indem er den Nachbarn jenſeits des Meeres die Mittel zuſandte, ſich dieſes Zweiges franzöſiſcher Induſtrie zu bemächtigen. Mehr als 500 proteſtantiſche Familien, durch Aufhebung jenes Ediktes verbannt, zerſtreuten ſich in alle Theile Europens, und die meiſten derſelben ſuchten und fanden eine Zuflucht in England. Gleichwohl wurde dieſe Auswanderung, wenn ſie gleich den induſtriellen Reichthum anderer Länder vermehrte, in Frankreich nur wenig fühlbar, und hat ſich in der Reihe der folgenden Jahre mehr als ausgeglichen. In den Jahren 1726 bis 1730 waren zu **Lyon** 30,000 Webeſtühle im Gange, kurz vor der Revolution noch 15,000. 1788 beſchäftigten noch 9335 Stühle 58,600 Menſchen; 1803 aber ſtanden von 7000 derſelben 5447 gänzlich ſtill. In der neueren Zeit iſt die Fabrikation ſeidner Shawls ein wichtiger Erwerbszweig geworden, und 1820 gab es wieder 20,000 Seidenſtühle, die in einem Jahre für 23 Millionen inländiſche, und 22 Millionen ausländiſche Seide verarbeiten; für 75 Millionen Waaren wurden ausgeführt; doch gerathen ſeitdem die Fabriken immer mehr in Verfall, insbeſondere die ſonſt ſo blühenden Stickereien, der Arbeitslohn iſt bedeutend geſunken, und ein Blick auf den Zuſtand der geſammten Seidenarbeiter, Männer, Weiber und Kinder, bietet ein abſchreckendes Bild dar. Ein Dritttheil derſelben ſtirbt im vollen Sinne des Wortes den Hungertod, das zweite findet kaum ſeinen mühſeligen Unterhalt, und auch das dritte Dritttheil lebt noch karg genug.

Der Seidenarbeiter, von Alters her „**Canut**“ genannt, ohne daß man herausgebracht hat, auf welche Etymologie dieſer Ausdruck ſich begründet, iſt ein Geſchöpf, deſſen Lebensart und Gebräuche traditionell ſind. Gewöhnlich iſt er bleich und mager, und die fortwährende Bewegung mit den Armen, welche der Webeſtuhl verlangt, treibt die Schultern auf eine unangenehme Weiſe nach rückwärts. Mühſelig auf einem ſchmalen Holzſtreifen ſitzend, den er mit dem Namen Bänkchen (banquette) beehrt, muß er mit Händen und Füßen zugleich arbeiten, daher von 100 in der Regel 80 eine höchſt erbärmliche Geſtalt haben. Ein mühſamer ſchleppender Gang, eine langſame und näſelnde Sprache ſind charakteriſtiſche Merkmale des Seidenarbeiters von **Lyon**. Eingepfercht in gewiſſen Stadtvierteln, wie ehedem die Juden, findet man ſie in allen Stockwerken der Häuſer, vom Erdgeſchoſſe bis in die ſiebente Etage hinauf, und es iſt nichts Seltenes, unter einem Dache dreißig Haushaltungen zu zählen, deren 100 bis 120 Mitglieder gleich den Vögeln in den Käfigen, der Eine über den Anderen, ſitzen.

In einer einzigen Stube wohnt durcheinander Vater, Mutter, Kinder, Lehrlinge und die Arbeiter beiderlei Geſchlechtes. Ein paar zuſammengenagelte Bretter iſt der Wohnſtube bilden die ſogenannten **Soupentes**, eine Art von niedrigen Verſchlägen, die ungeſunder als irgend ein Kerker ſind, niemals einen Strahl des Tageslichtes erhalten, und auch nur ſehr ſelten gereinigt werden. Hier wohnen auf einer Seite nebſt der Familie die Arbeiterinnen, und die — Wanzen, auf der anderen die Wanzen und die Arbeiter männlichen Geſchlechts. Wenn die Verſchläge für die Zahl der Stubenbewohner nicht mehr ausreichen, belegt man den Obertheil der Webeſtühle mit Brettern, und die Lehrburſchen klettern oder werden hinauf gehoben, um die Nacht da zuzubringen. Die Stube ſelbſt dient zur Küche, zum Speiſeſaal, Toilettenzimmer und zur Werkſtatt, kurz zu Allem. Es iſt etwas Gewöhnliches, auf demſelben Tiſche das Tülle-Häubchen, den Brodlaib, die Kämme und viele andere Sachen zu finden, die ſich über ihr unverhofftes Zuſammentreffen zu verwundern ſcheinen.

Die Canuts haben keine Glasſcheiben, ſondern nur die Fenſterrahmen mit Papier verklebt, was nicht allein minder koſtſpielig iſt, ſondern auch die Strahlen des Lichtes von der Seide abwehret. Uebrigens herrſcht in allen von den Canuts bewohnten Häuſern ein durchdringender Uebelgeruch, welchem man vor Allem die Bläſſe ihres Antlitzes und ihren ſchwachen Geſundheitszuſtand zuſchreiben muß.

Jedermann, der ſich dem Gewerbe der Canuts widmen will, muß zuvörderſt drei Lehrjahre überſtehen; am Schluß des erſten weiß er zwar Alles, was er lernen kann; aber die übrige Zeit iſt dazu beſtimmt, den Meiſter für die Opfer zu entſchädigen, die er gebracht hat. Der Lehrling erhalt durch dieſe drei Jahre unentgeltliche Wohnung, Koſt und Wäſche, und im zweiten Jahre wird ſeine Arbeit geſchätzt. Meiſtens iſt ſeine Aufgabe: zwei Ellen Stoff zu weben; was er mehr verdienen kann, iſt ſein freies Eigenthum.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur der Reiſen.

Bunte Skizzen aus Oſt und Süd. Entworfen und geſammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den joniſchen Inſeln und in Italien, von **F. Tietz**. 2 Theile. Leipzig 1838. Brockhaus.

Die Zahl der Reiſebeſchreibungen, Erinnerungen, Bilder und Skizzen iſt noch immer nicht groß genug, um ein Buch wie vorliegendes, überflüſſig zu nennen. Ja man darf ſagen, je mehr auf der einen Seite die gelehrten und politiſchen Reiſenden langweilen, die überall Syſteme und Notizen auskramen; und je toller auf der anderen die noch lebenden und verſtorbenen Humoriſten und Witzlinge den Boden wegreißen, oder das Bild fremder Länder und Zuſtände durch eigene Geiſtreichheit verzerren: — deſto willkommener ſind Jene, die die Völker, Länder und Sitten ſcharf und ruhig, leicht und doch in vollendet rundem Abriß zu betrachten wiſſen; die die Sache nehmen, wie der Moment ſie gibt. Somit bedurft' es keiner Entſchuldigung, wie ſie das Vorwort bringt, der Reiſende ſei „kein Gelehrter, deſſen Abſicht es war, das Geſehene und Erlebte in tiefſter Bedeutung zu erfaſſen und zu ergründen;" man entbehrt bei ſolchen gewandten Schilderungen die Gelehrſamkeit mit Vergnügen. — Der Verfaſſer beginnt mit der Abreiſe von Königsberg. Hier werden freilich die Ausfälle gegen Polen und „polniſche Inſurgentenoffiziere," ſowie gegen die zahlreichen Freunde des unglücklichen Volkes viele Leſer verletzen, allein die politiſchen Anſichten des Hrn. Tietz möchten überhaupt am wenigſten zuſagen und wenn er gar I. S. 77 bei einer Bemerkung über Karl X. von Frankreich mit prophetiſcher Miene zufügt: „Noch lebt der jugendliche Enkel des großen Heinrich. Mit ihm wächſt die Hoffnung; viel ändert die Zeit!" — ſo darf uns dies ſo wenig ſtören, als der Gruß, den der Fürſt Pückler an ſeine „Wappenvögel" richtet. Erinnerungen aus Königsbergs Geſchichte, von der Gründung des Schloſſes an bis auf die Mucker, folgen in dieſer Skizze und bieten manches Denkwürdige. Nun betreten wir die Wege von Königsberg nach der ruſſiſchen Grenze und erhalten hier anziehende Mittheilungen über Sitten, Tracht und Sprache der Litthauer, unter welchen Herr Tietz einen Theil ſeiner Jugend verlebte, weshalb ihm von ihnen mehr bekannt ſein konnte, als Reiſenden, die nur in Eile das Land durchfliegen und dann nach dem Hörenſagen urtheilen. Tilſit, die Niederung und Memel werden flüchtig berührt; wir erfahren, wie Ton und Sitte, Tiſch- und Kochkunſt Englands in letzterer Stadt ſo eingeriſſen ſind, daß da verhältnißmäßig ſogar nur wenig Schneider exiſtiren, weil man am liebſten in London gemachte Kleider trägt, die im großen Etabliſſement des engliſchen Magazins in bedeutendſter Auswahl immer vorräthig liegen. Der Empfang an der ruſſiſchen Tomoshna (Zollamt) gibt Gelegenheit, über deutſche Zöllnergrobheit zu reden. Eine kurze Schilderung von Mitau und ſeiner Saiſon, der ſogenannten „Johanniszeit" macht uns mit den Liefländern etwas näher bekannt; dann eilt er nach Riga und beſpricht die von da beginnenden trefflichen Poſthäuſer, mit denen unſere deutſchen wohl keinen Vergleich aushalten können. Die „ruſſiſchen Skizzen," als ein zweiter Abſchnitt, beginnen S. 111 und ſchildern vorerſt „St. Petersburg, wie es ward, wie es war und wie es iſt." Herr Tietz benutzt hier wenig bekannte oder längſt vergeſſene Quellen, indem er bis zur Gründung der Kaiſerſtadt zurückblickt und man erhält nebenbei treffende Züge zu dem Bilde des Gründers ſelbſt und ſeiner Zeit. „Das Smolna-Kloſter," dieſe ſtaunenswerthe Erziehungsanſtalt für junge Frauenzimmer bürgerlicher und adeliger Abkunft, beſchäftigt den Verf. von S. 132 an. Das Leben und Treiben in der nordiſchen Hauptſtadt malt Herr Tietz mit hellen Farben; Manche werden namentlich von der Gelehrigkeit des gemeinen Ruſſen andere Meinungen gehabt haben. Eine Trauerfeierlichkeit im Alexandernewskykloſter und die Grüfte und Denkmäler der Kirchen deſſelben führten ihn auf Suwarow, den ruſſiſchen Lakonier, von welchem er nun S. 176—187 viele mehr oder minder bekannte Lakonismen anführt, wobei er ſich zugleich bemüht, den Charakter des Feldherrn gegen manche Angriffe zu vertheidigen. Die fünfte Skizze „über das Theater in Rußland von ſeinem Entſtehen an" und die ſiebente: „Alexander Puſchkin" werden beſonders den Leſern erwünſcht und erfreulich ſein, welche H. König in ſeinen literar. Bildern aus Rußland anzuziehen verſtand; die kurze Begegnung unſeres Reiſenden mit Puſchkin führt uns dieſen, durch eigene Schuld ſo früh untergegangenen, wohl größten Dichter der Ruſſen ſo lebhaft vor, daß ich ihn erkannt hätte, ohne ſeinen Namen zu hören. Dankenswerther als das in dieſen beiden Skizzen Mitgetheilte ſind wohl noch die in der ſechſten geſammelten Bemerkungen „über Volkspoeſie der Ruſſen," ſollte man auch hier beſonders ein tieferes Durchdringen des Gegenſtandes und ſeiner Beziehung zu dieſem Theil anderer Literaturen vermiſſen. Wenn S. 225 die mehr oder weniger tiefe Wehmuth, die ſich, wenn auch nicht immer in den Worten, ſo doch in den Melodieen ruſſiſcher Volkslieder ausſpricht, auf die Knechtſchaft zurückgeführt wird, welche die Tartaren einſt dem Volke auferlegten, oder auf den Druck der vormaligen Regierungsform und der Leibeigenſchaft, ſo darf man dabei nicht vergeſſen, daß faſt alle Volksmelodieen wehmüthig klagend ſind, wie man dies eben ſo leicht bei den Deutſchen, der an Volksliedern reichſten Nation, findet, als wie bei Wilden, die ſich ohne Druck und ganz behaglich fühlten. Die ſtereotypen Beiwörter z. B. weiß, was auch dem Zaar beigelegt wird, haben die Serbier entſchieden und oft in weiterer Ausdehnung mit den Ruſſen gemein; „die weiße Welt, die weiße Feſte, die weißen Höfe" ſind gäng und gäbe; ſelbſt der Tag, die Kirche, die Wila, das Grab haben faſt kein anderes Beiwort, was ſich mit vielen Beiſpielen aus den Ueberſetzungen der Talvj belegen läßt. Dieſer Skizze ſind zugleich fünf Lieder aus dem Munde oder doch im Tone des Volkes beigefügt.

„Die Nacht an der Berezina" hat Elemente einer ſchauerlichen Novelle. Eine Reiſe in die Gegenden jenſeits des Kaukaſus ſchließt den erſten Theil. —

Den zweiten Band eröffnen „Erinnerungen aus Konſtantinopel," ein Beſuch zur nächtlichen Ramazansfeier bei einem franzöſiſchen Renegaten und deſſen Pallaſt ſind beſonders trefflich geſchildert; auch ein Berliner Renegat begegnet uns hier. Der Muſik der Türken und ihren Inſtrumenten iſt ein eigener, kurzer Abſchnitt gewidmet — S. 37—47. Wie die türkiſche Juſtiz mit ſpitzbübiſchen Bäckern verfährt, leſen wir S. 78, und der Reiſende hat bemerkt, daß die konſtantinopolitaniſchen Bäcker ihre Fez und Turbans ſehr tief herabzuziehen pflegen, vermuthlich um ſich vor dergleichen Schandlöchern — die Ohrläppchen werden ihnen bekanntlich an die Thür genagelt — zu bewahren, oder die vorhandenen ſchamvoll zu bedecken. Die Ceremonien und Feſtlichkeiten bei der feierlichen Beſchneidung eines Sultansſohnes bilden einen wichtigen Theil der türkiſchen Etikette und dürfen daher von keinem Leſer überſchlagen werden, der gerne Vergleichungen anſtellt.

Zu den intereſſanteſten Excurſen gehört der über die ehelichen Verhältniſſe und die Weiber im Orient. Der Verfaſſer, welchem ſelbſt ein Beſuch auf dem Avret-Bazar (Frauenmarkt) verſtattet war, berichtet darüber ſehr anziehende Details. Weit entfernt, Vielweiberei und Haremsleben ſo abſchreckend und traurig zu finden, erklärt er Beides aus klimatiſchen Verhältniſſen und dem Geſetze Mohammeds. Das ſüdliche Klima verleiht dem Manne regere Lebenskraft. Die Zahl der weiblichen Geburten überſteigt zudem im Orient die der männlichen bei Weitem, das weibliche Geſchlecht iſt aber von erwerbender Geſchäftsthätigkeit faſt gänzlich ausgeſchloſſen. Frühe ſchon, meiſt im dreißigſten Jahre, ſind dort die Frauen verblüht; ſie lieben aber Ruhe, Bequemlichkeit und träumeriſchen Sinnengenuß. Kein Wunder, daß Polygamie darum eingeführt wurde. Uebrigens ſtellt ſich nach ziemlich genauer Unterſuchung das Verhältniß Derer die Eine, zu Denen, die zwei Frauen beſitzen, wie 5 zu 100, zu denen aber, die mit mehr als zwei ehelich verbunden ſind, wie 1 zu 100 feſt. Den Treubruch einer Gattin erklärt er für eine Seltenheit, und die eheliche Treue, wolle man ihr keinen tieferen, moraliſchen Grund unterlegen, für angeerbte Tugend, eine Folge des Mangels an Verſuchung, ſowie der Furcht vor der harten Strafe, die die Ehebrecherin trifft.

Eine Meerfahrt von Griechenland nach Italien, mit Hinblicken auf die griechiſche Küſte, die joniſchen Inſeln und die Weſtküſte Italiens, bildet die letzten Abſchnitte dieſer ſchätzbaren Mittheilungen. Ein gräßliches Bild iſt hier eine Hinrichtung von ſechs Seeräubern in Navarin, die mit Gewalt zur Guillotine geſchleppt, bis zum letzten Augenblick das Volk anriefen, ſie zu befreien, — und wirklich müſſen die bei der Execution gebrauchten Baiern mit gefälltem Bajonett Front gegen das außer dem Kreiſe ſtehende Volk machen, das an den Debatten Antheil nimmt und einen Tumult erregt.

Herr Tietz macht in dieſem Theile hauptſächlich ſeinem Unwillen gegen die „lieben, ſcharmanten Engländer“ Luft. Ihre Kunſtliebe und die Art, wie ſie mit Antiken vom größten Werth umgingen, macht ihn heftig und bitter. In der That iſt es auch empörend zu hören, daß bedeutende Schätze aus dem Alterthum eingeſchmolzen und dann zu Meſſerbeſtecken, Löffeln, Theekannen u. dgl. verarbeitet wurden, ja daß „ein, auf einer der joniſchen Inſeln als Polizeichef lebender Britte noch jetzt ein kleines, bronzenes antikes Gefäß — salva venia! — als N...geſchirr benutzt.“ Auf's ſtärkſte ſpricht er S. 243 f. über die Verfaſſung der unabhängigen Republick der joniſchen Inſeln, welche Benennung ihm wie ſchneidender Hohn klingt. Die ganze Wirkſamkeit der geſetzgebenden Verſammlung beſchränke ſich auf ein beiſtimmendes Kopfnicken zu den Geſetzvorſchlägen, die der brittiſche Lordoberkommiſſair macht; der ſogenannte „Regent“ auf jeder Inſel werde vom brittiſchen Reſidenten wie eine Drahtpuppe regiert; die Preſſe ſei engliſches Monopol und wehe dem, der im Auslande Etwas gegen die Unterdrücker publicire, er werde gepeinigt, bis er ſeinem unabhängigen Vaterlande den Rücken kehre, nachdem er gewöhnlich vorher noch die Bekanntſchaft mit den feſten Gemächern der Citadelle gemacht habe. Die weiteren Thatſachen in dieſer Angelegenheit, beſonders der Juſtizmord an einem Bauern von Cephalonia, verdienen ſorgfältigſte Beachtung, um ſo mehr, als die meiſten übrigen Reiſenden die Verdienſte der Britten um die joniſche Republik nicht feurig genug ſchildern zu können meinen. Ergötzlich iſt daneben die engliſche Exerciermethode — S. 249. „Die Leute wurden im Marſchieren unterrichtet, wobei ein Corporal mit einem koloſſalen, hölzernen Zirkel die Gleichmäßigkeit des Schrittes des Rekruten abmaß, und dieſem, diſferirte die Diſtanz etwa einen Zoll, jedesmal mit der Fauſt eine ſchlagende Erinnerung in das Genick applicirte. Dies Pröbchen für Diejenigen, die ſo gewaltig auf den deutſchen Kamaſchendienſt zu ſchmähen pflegen.“

In der letzten Skizze wird die Sage von der Santa Caſa in Loretto, die von Engeln über das Meer getragen wurde, umſtändlich berichtet und das Innere dieſes Heiligthums, deſſen Marmorfußboden von der Andachtsübung der Gläubigen eine mehrere Zoll tiefe Aushöhlung zeigt, ausführlich geſchildert. —

Gleich anziehend wie die Aufſätze dieſer beiden Theile ſind des Verf. neueſte Skizzen über braſilianiſche Zuſtände, die ſich im „Ausland“ vorfinden; wir hoffen und wünſchen, daß er auch dieſe bald ſammeln und einen beſonderen Abdruck veranlaſſen möge. Man darf ſich auch davon viel Genuß verſprechen, indem Herr Tietz einen gefälligen Styl ſich angeeignet, der dem Stoff ſich fügſam anſchmiegt und nur ſelten ungelenkige Wendungen aufſtoßen.

A. Rodnagel.

Chronik der ſchönen Literatur.

40) **Lionel Wakefield.** Vom Verf. des Sydenham. Aus dem Engl. überſetzt. 3 Bände. Leipzig 1837. Kirchner und Schwetſchke.

Die langweilige Erzählung eines eiteln, wechſelvollen Lebens. Der Held, nach dem Muſter des Gil Blas zugeſchnitten, zeigt weder poetiſches Gemüth noch Charakter, und iſt ein Menſch, den die Umſtände zu Etwas machen, weil er an und für ſich Nichts ſein kann. Er verſucht ſein Glück als Rezenſent, Schöngeiſt, Diplomat; er kommt ſogar in's Parlament. Der Roman hat an hundert Kapitel, von denen eine große Anzahl mit „Ich“ beginnt und ſchon darum widerlich an das ächtengliſche I — das Symbol des leidigen Egoismus — erinnert; Friſche und eine tiefe Tendenz geht der Darſtellung durchaus ab. Was bewog denn den ungenannten Ueberſetzer, ein ſo langweiliges Produkt auf deutſchen Boden zu verpflanzen? Unſere geringern Novelliſten und Romanſchreiber fördern oft weit Beſſeres und Treffenderes zu Tag — und was fragen die engliſchen Ueberſetzer danach? Oder ſollen wir alle Pillen geduldig verſchlucken, die England verſilbert?

41) **Rheinland's Sagen, Geſchichten und Legenden.** Herausgegeben von Alfred Reumont. Vier Lieferungen mit 9 Stahlſtichen und einem Titelkupfer. Köln und Aachen. Ludwig Kohnen. 1837.

Alfred Reumont, durch mehrere kunſtgeſchichtliche Werke und eine vorzugsweiſe den Intereſſen der Kunſt gewidmete journaliſtiſche Thätigkeit ehrenvoll bekannt, vereinigte ſich mit mehreren anderen, worunter der Name: A. T. **Beer** ſich auszeichnet, zur Herausgabe dieſes Werkes, welches durch Stahlſtiche nach Zeichnungen von A. Rethel, Plüddemann, Sonderland und Kretſchmer illuſtrirt iſt. Fünfzig der bedeutendſten rheiniſchen Sagen, Geſchichten und Legenden reihen ſich, meiſt in einfacher und geſchmackvoller Darſtellung, zu einem unterhaltenden Panorama aneinander, welches dem Rheinreiſenden willkommen ſein wird und empfohlen werden darf.

Feuilleton.

⁂ Der Erklärung und Aufforderung des Herausgebers des Phönix vom 31. März zur Bildung eines Vereines deutſcher Redaktoren zum gegenſeitigen Schutze gegen den journaliſtiſchen Nachdruck iſt auch die Redaktion der Halliſchen Jahrbücher (die Herren Doktoren Ruge und Echtermeier) mit dem Bemerken beigetreten: »ſie werde zur Oſtermeſſe eine Zuſammenkunft der Halliſchen und Leipziger Redaktionen zu dem in Frage ſtehenden Zwecke betreiben. Dazu ſei wünſchenswerth, daß eine vollſtändige Liſte aller deutſchen Journale vorgelegt und die bis jetzt notoriſch-diebiſchen mit geeigneten Belegen bezeichnet und überführt würden. Das nächſte wäre ſodann, die vorkommenden Verhandlungen mit jenen Belegen und den Beſchlüſſen der Verſammelten zu publiziren.« —

⁂ Auch die Redaktion der Poſaune in Hannover (Herr Georg Harrys) hat ſich (brieflich) mit den im Phönix gemachten Vorſchlägen in Sachen des journaliſtiſchen Nachdruckes einverſtanden und zu kräftigem Mitwirken bereit erklärt. Sie wird dem Vereine deutſcher Redaktoren, wenn er — wie zu hoffen ſteht, — zu Stande kommt, beitreten.

⁂ Die neue Zeitſchrift Erwinia fängt in Nr. 9 eine Reihe von Elſäſſiſchen Bildern und Sagen an, welche als Fortſetzung der Alſa-Bilder von Aug. und Ad. Stöber (Straßburg 1836) gelten können und ſchon deßwegen willkommen heißen müſſen, weil wir den Elſaß in dieſer Beziehung noch ſehr wenig kennen. Der erſten Mittheilung: »Der Züricher Fahrt mit dem Hirſenbrei,« von Ad. Stöber, liegt eine Begebenheit aus dem Jahre 1576 zu Grunde, die auch von dem Zeitgenoſſen Joh. Fiſchart in ſeinem »Glückhaften Schiff« und neuerdings von Langbein beſungen wurde.

☞ Hierzu die artiſtiſche Beilage, Compoſition zu Fr. Rückerts »Nal und Damajanti,« ſechster Geſang.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

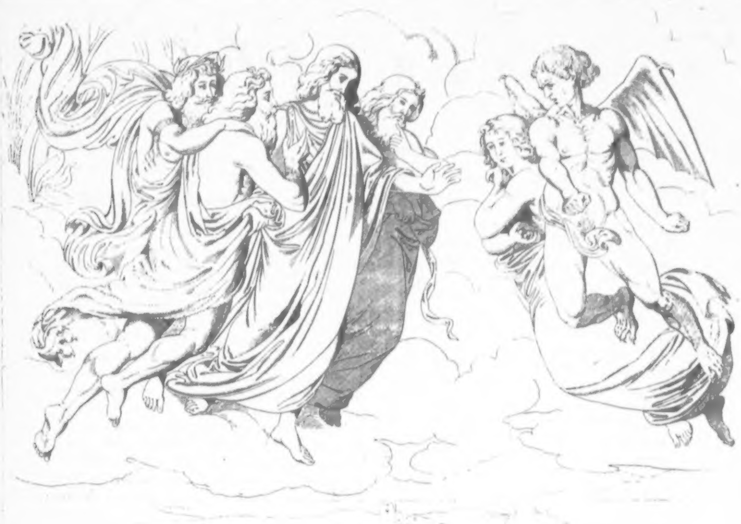

F. Rückert's
[illegible]

№ 124. 1838.

Phönix.

Freitag, 25. Mai

Die Seidenfabriken von Lyon.

(Fortſetzung.)

Der Arbeiter, welcher ſeine Lehrjahre vollendet hat, heißt Geſelle (compagnon) und erhält von dem Inhaber die Hälfte des Preiſes, für den mit dem Kaufmann abgeſchloſſen wurde. Iſt die Façon eines Stoffes auf 2 Francs beſtimmt, ſo bekommt er 1 Fr., Wohnung und Heizung, dazu muß ihm das vollſtändige Werkzeug, der Webſtuhl (le métier tout monté) geliefert werden. Der Canut, welcher — nach dem angenommenen Ausdruck — an ſeinen eignen Stücken arbeitet, zahlt für einen einfachen Webſtuhl 10 bis 15 Sous, für einen nach Jacquart'ſcher Art 1 Fr. 25 Cent.; er mag aber für ſich oder den Meiſter arbeiten, ſo muß er ſich ſelbſt verkoſtigen, oder zahlt dem Meiſter täglich 1 Fr. für die Koſt.

Des Abends wird jeder Webſtuhl mit einer kleinen Lampe (Chelut genannt) erleuchtet, und jeder Arbeiter muß das Oel bezahlen, welches in ſeiner Lampe verbrannt wird.

Die Seidenarbeiter alle eſſen des Morgens friſche Milch, oder eine Art von geronnener Milch, weißer Käſe genannt. Ein Käſe für 6 Cent. reicht zum Frühſtück der ganzen Familie hin.

Das gewöhnliche Mittagsmahl der Canuts beſteht aus einer Fleiſchſpeiſe und einem Salat mit Nußöl angemacht; des Abends iſt nur eine Suppe gebräuchlich.

Die vollkommenſte Freiheit herrſcht in den Verſammlungen der Geſellen mit den älteren Canuts. Nicht die mindeſte Prätenſion auf Anſehen und Uebergewicht auf der einen, nicht die geringſte Rückſicht oder Unterwürfigkeit auf der anderen Seite, und das Ganze gleicht einer Familie, in welcher alle Mitglieder gleich geſtellt ſind.

Der heilige Montag (la sainte-lundi) wird von den Seidenarbeitern zu Lyon ſo ſtrenge gehalten, daß ſie an allen Tagen der Woche, und, wenn es nöthig iſt, ſelbſt einen Theil des Sonntags arbeiten; aber am Montage gehen ſie in die Vorſtadt St. Juſt, und geben in wenigen Stunden Alles aus, was ſie im Laufe der ganzen Woche verdient haben. Wenn mehrere Feſttage auf einander folgen, ſo feiern die Canuts alle, nicht eben aus Andacht, ſondern aus Liebe zur Schenke, und es gibt in dieſer Volksklaſſe wenige Haushaltungen, die nicht einen Theil ihrer Habſeligkeiten auf dem mont de piété (das Leihhaus) zur Aufbewahrung haben. Es iſt überhaupt ein ſeltner Fall, daß ein Canut für den folgenden Tag denkt, und wenn eine arbeitsloſe Zeit eintritt, wenn Handel und Gewerbe ſtocken, ſo wiſſen ſie kein anderes Mittel, ſich aus dem Elend zu retten, als daß ſie auf die Straßen ziehen und ſingen, um das öffentliche Mitleid in Anſpruch zu nehmen.

Man hat bemerkt, daß die Seidenarbeiter, wenn ſie in größerer Zahl in einer Fabrik verſammelt ſind, ſich anſtändiger und ſittlicher betragen. Der Wetteifer iſt dann für ſie ein mächtiger Antrieb zur Thätigkeit und regelmäßigem Benehmen, und ſie haben bewieſen, daß deren Einfluß allein ſie beſſern kann. Sie haben dann nicht mehr nöthig, daß man ihnen Regeln vorſchreibt, ſondern führen ſolche ſelbſt ein, und befolgen ſie auf das Pünktlichſte. Dieſe Beobachtung einer unabänderlichen Ordnung iſt auch die Bedingung jeder ähnlichen Unternehmung im Großen. Seinem eigenen Willen und ſeiner Unwiſſenheit überlaſſen, fühlt der Arbeiter in ſich weder den Wunſch noch die Kraft, ſeine böſen Neigungen zu beſiegen. Heute verleitet der Meiſter den Geſellen, morgen wird der Meiſter vom Geſellen mit fortgeriſſen, das Weib bleibt daheim allein mit ihren Kindern und ihrem Elend, und ohne andere Ausſicht für die Zukunft, als einen Platz im Hoſpital, ohne andere Hoffnung der Erlöſung als auf dem Friedhofe!

Man ſcheint für Lyon die Vereinigung in den großen Werkſtätten zu fürchten; aber iſt der nicht mehr zur Empörung geneigt, der ſchlecht genährt in ungeſunden Wohnungen, von Elend umgeben, ſein Leben hinſchleppt?

Wer wird es heute noch läugnen, daß die Induſtrie im Großen ein Veredlungsprinzip in ſich trägt. Man laſſe daher die Arbeiter, ohne ſie theuerer zu bezahlen, eine reine Luft athmen, man gebe ihnen eine geſunde Nahrung, und ſie werden ſich willig den Maßregeln der Ordnung unterwerfen, welche ihnen auferlegt werden.

In Lyon noch mehr als anderswo, ſind die Vorſteher der Werkſtätten und die Fabrikanten in feindſeliger Stellung gegen einander; jene betrachten ſich als bevortheilt, dieſe hingegen ſprechen fortwährend von ihren Opfern. Nach allen Gründen der Gerechtigkeit könnte man wohl fragen, ob die Klagen der Erſteren begründet, ja ob ſie nicht eine Art von Vermittlern ſind, welche der arbeitenden Klaſſe mehr ſchadet als nützt? Wenn die Kaufleute und Fabrikanten ſtatt mit den Vorſtehern zu unterhandeln, die Arbeiter ſelbſt anſtellten, müßte der Antheil, welchen die Werkführer beziehen, ſo unzulänglich er zu ihrer Subſiſtenz iſt, doch dem Gemeinwohl zufallen. Der Ankauf und die Unterhaltung der Webſtühle, die Koſten der Wohnungen, und die übrigen Nebenausgaben, ſtürzen die Werkführer aus einer Verlegenheit in die andere, welche ſich noch durch die freie Concurrenz vergrößert, die den Preis mancher Façon faſt auf nichts reduzirt hat.

Bei günſtiger Zeit und großen Beſtellungen in Seidenwaaren, ergänzen ſich die Canuts mit Arbeitern aus der Franche-Comté und Auvergne, wenn aber dann eine ſchlimme Epoche eintritt, ſo erzeugt dieſer Haufe von brodloſen Arbeitern die Waare um den niedrigſten Preis, nur um ſich Nahrung zu verſchaffen, und ſo werden die Preiſe überall heruntergedrückt. Würden jedoch große Werkſtätten gebildet, und Reſerve-Kapitale machten es den Fabrikanten möglich, den Canuts zu allen Zeiten Arbeit zu geben, ſo würde dieſe ſchwankende Bewegung, dieſe fieberiſche Wiedergeburt des Elendes verſchwinden.

Damit ein Induſtriezweig die Bedürfniſſe derjenigen decke, welche ſich ihm gewidmet haben, iſt es nöthig, daß der Verbrauch im Verhältniß mit der Erzeugung ſtehe, und umgekehrt; ſo ſollte auch die Seidenfabrik, im Großen betrieben, zu demſelben Ergebniß führen. Von einer Seite würden die Arbeiter einer feſten Regel unterworfen, welche ſie verpflichtete, die ganze Woche zu arbeiten, am Ende des Jahres als ein wohlthätiges Geſchenk das Geld geſammelt haben, was ſie jetzt in den Schenken auf Hypothek legen; andererſeits hätten ſie die arbeitsloſe Zeit mit ihrem furchtbaren Gefolge von Hunger und Elend nicht mehr zu befürchten, und würden ſich mehr der Süßigkeit des Familienlebens unter den Ihrigen zuwenden, ſich um ihre Haushaltung bekümmern, die nun leichter in reinlichem Zuſtande zu erhalten wäre, da die Webſtühle keinen Theil des Hausrathes mehr ausmachten.

Auch der Fabrikant, weit entfernt bei dieſem Stande der Dinge zu kurz zu kommen, würde im Gegentheil Alles dasjenige daran gewinnen, was das zerſtückelnde Syſtem dabei verliert, denn ein Local für 50 Webſtühle würde nie ſo viel koſten, als die einzelnen Werkſtätten, worin die Arbeiter auf eine der Geſundheit ſo wenig förderliche Weiſe wohnen.

Bisher iſt es leider der Fall geweſen, daß Alle, die in Frankreich große Fabriksunternehmungen begründet haben, ſich minder mit dem Gemeinwohl Aller, als mit ihrem eignen Vortheil beſchäftigt haben, und dieſem Umſtande iſt zum Theil das Mißtrauen und die feindſelige Stellung der Arbeiter von Lyon gegen jene zuzuſchreiben; aber man gründe nur Muſterfabriken, worin ſie zu jeder Zeit verbürgte Arbeit finden, und man wird ſie bald ihre Widerſpenſtigkeit aufgeben ſehen.

(Schluß folgt.)

Aus Schleswig-Holſtein.

(Mai.)

(Die Ritterſchaft in ſcharlachrother Uniform. — Eine Petition und Ankündigung einer däniſchen Zeitſchrift.)

„In vili veste nemo tractatur honeste" und finden wir daher, daß bei vielen in ſtaatsrechtlicher Beziehung fortgeſchrittenen Völkern die Edelgeburt ſich auch durch die äußere Erſcheinung mehr oder minder von der allgemein recipirten Tracht der übrigen Stände geſetzlich zu entfernen trachtete. So dürfen auf Neuſeeland nur Adelige Arm- und Beinringe nebſt einem gewiſſen Federſchmuck tragen, bei den Stämmen in den Urwäldern Braſiliens iſt es ein ausſchließlicher Vorzug ausgezeichneter Individuen, ſich zwei Knochen durch Lippe und Naſe zu bohren, und bei einigen Negervölkern des inneren Afrika's, verſichert Lander, wird es als eine ganz beſondere geſetzliche Wohlthat angeſehen, in einen gewiſſen Theil des Körpers, den hier der Anſtand zu nennen verbietet, eine Straußfeder ſtecken zu dürfen. Und wirklich, wenn man erwägt, daß geiſtige Vorzüge, ja ſelbſt eine noch ſo edle, ſechszehnahnige Abſtammung, ſich nicht immer auf den erſten Blick herausſtellen, ſondern ſich oft befremdlich lange bei ihren Eigenthümern verbergen, ſo möchte nichts zweckdienlicher und zur Entfernung aller Verkennungen und Verwechslungen beſſer ſein, als gerade ſolche unterſcheidende Aeußerlichkeit, die auch dem blödeſten Sinne die edlere Race und die bevorzugte Kaſte ſogleich erkennen läßt, und zudem die Edelgebornen der ſo unangenehmen Nothwendigkeit enthebt, mit der Bürgerlichkeit und dem Proletariat das gleiche Feierkleid zu tragen. Es war daher jedenfalls eine ſehr glücklich zu nennende Idee der preiswürdigen ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft, auch ihrerſeits an eine ſinnfällige Unterſcheidung zu denken und ſich aus der Alles egaliſirenden Weltherrſchaft des ſchwarzen Fracks ſiegreich zu emancipiren. Dieſem großen Wunſche der Ritterſchaft iſt denn endlich auf höchſt liberale Weiſe von Seiten der Regierung entſprochen worden, und wird benannte Ritterſchaft von nun an bei feierlichen Anläſſen, und wo es ihr ſonſt gefallen ſollte, in einem reich gallonirten, ſcharlachfarbenen Rock ſich zeigen, deſſen Knöpfe das Landeswappen führen, und der in Verein mit einer entſprechenden großartigen Kopfbedeckung, eng anliegenden weißen Pantalons und den an den Stiefelabſätzen befindlichen goldenen Sporen dieſem Corps ein wirklich höchſt reſpecteinflößendes Anſehen fortan verleihen möchte. In dem hierauf bezüglichen Belehnungsbriefe findet man des Degens freilich nicht namentlich erwähnt, wird aber derſelbe wohl ſelbſtverſtändlich ſein, da ohne ihn dieſer ſo reich und geſchmackvoll erſcheinende Anzug doch nicht ganz vermögend ſein dürfte, gewiſſe, für ſeine Inhaber nicht ſehr angenehme Irrungen bei Unkundigen genügend zu entfernen. Sollte durch die Gewährung dieſer Kleidung die Ritterſchaft übrigens zur gewünſchten Aufgebung der ihren Grundſtücken zuſtehenden Zollfreiheit geneigt geworden ſein, und ihr Widerſtand gegen eine ſolche nunmehr eine Erledigung gefunden haben, ſo hätte die Regierung in der That einen äußerſt vortheilhaften Handel abgeſchloſſen, da der ſo geringfügige Ablöſungspreis noch dazu aus der Taſche der zu Entſchädigenden hier beſtritten wird. Ob aber der neu zugelegte Rock ein zeitgemäßer zu nennen ſei, ob ſelbiger wirklich bei jetzigem Witterungsſtande am politiſchen Horizont für das Corps der Ritterſchaft die geeignetſte Bedeckung abgebe und ſie durch denſelben in der Achtung der Nation geſtiegen ſei, iſt eine andere, hier nicht näher zu unterſuchende Frage; ſowie es vor der Hand auch noch ſehr zweifelhaft bleiben muß, ob wirklich alle Mitglieder eines Corps, in dem es zu allen Zeiten ſo achtungswerthe und wohlverdiente Ehrenmänner gab und noch gegenwärtig gibt, eine ſolche Uniform wünſchenswerth halten und ſich in ihr behaglich fühlen ſollten.

Wenn nun gleich nach Vorbemerktem kein unbedeutendes Privilegium der hieſigen Ritterſchaft hinfort von der beſcheidenen Nadel eines Schneiders zuſammengenäht wird und in die engen Grenzen der neu verliehenen Uniform eingeſchloſſen liegt, ſo beſitzt ſie doch hier nicht minder als anderswo auch noch andere gehaltvollere Vorrechte in ungeſtörter Ausſchließlichkeit, die ſie bis jetzt wenigſtens vor den habgierigen Händen proletariſcher Titanen ſich ungeſchmälert zu bewahren gewußt hat, inmaßen eine bürgerliche Perſönlichkeit im Dienſte bei der Garde, im diplomatiſchen Fache und vollends im Beſitz eines Hofamts gedacht, eine wirklich zu profanirende Erſcheinung ſein würde, als daß nicht dadurch die Grundfeſten des Staats und der öffentlichen Moral erſchüttert werden ſollten. Was namentlich die Hofämter und die königliche Umgebung betrifft, ſo haben ja ſehr angeſehene Staatsmänner und Lehrer des Staatsrecht vielfältig behauptet, daß die Geburtsariſtokratie in einer Monarchie etwas Nothwendiges und die Etikette etwas Erhabenes ſei, daß die Adeligen im Staate eben den Platz einnehmen, den die Heiligen in der Kirche und der religiöſen Welt inne haben, Mittler zwiſchen König und Volk, Vertreter deſſelben am Throne des Herrſchers, durch welche Bitten am kräftigſten vorgetragen werden und deren Gebet viel vermag, wenn es nur ernſtlich gemeint iſt.

Andere „Geſetzberaubungen,“ wie der Lateiner ſolche Vorrechte ſehr glücklich bezeichnet, wohnen der hieſigen Ariſtokratie nicht ausſchließlich bei, ſondern theilt ſie ſolche mit einer Maſſe ſonſtiger Individuen. Die Zollfreiheit der adeligen Güter klebt der Scholle und nicht der Perſon an, die Wohlthat eines höheren Gerichtſtandes muß die Ritterſchaft mit allen Beamten und Betitelten theilen, die Freiheit vom Militärdienſt genießt die ganze eine Hälfte der Nation, indem nur die Söhne der Landleute hier wehrpflichtig ſind, die Verſorgung der unverehlichten ritterſchaftlichen Töchter in vier reich dotirten Klöſtern iſt mehr eine Privatveranſtaltung, denn eine öffentliche Begünſtigung, und wenn endlich die edle Geburt im hieſigen Staatsdienſte einen ganz beſonders raſchen Schritt geht und ſich faſt meteorartig über die ſchwitzende Bürgerlichkeit erhebt, ſo iſt dies doch lediglich ein Herkommen und kein Geſetz, falls man nämlich nicht geneigt ſein ſollte, dieſes Phänomen auf Rechnung des größeren Talents und der größeren Befähigung allemal zu ſetzen und dadurch ſich erklärlich zu machen.

(Schluß folgt.)

Aus Zürich.

(Fortſetzung.)

Das Gut Goldenberg liegt in einer abgelegenen Gegend des Kantons Zürich (nahe bei Winterthur), ferne von der Landſtraße und vom Gewühle des Stadtlebens. Hier durfte er hoffen, keine jener zudringlichen Nachbarn zu finden, wie er ſie in Amerika, England und Frankreich gehabt. Nicht einmal eine vorübergehende Berührung mit ihnen ſchien zu fürchten zu ſein. Ein ſtiller Landſtrich, obſchon nicht ohne alle Anmuth, konnte nicht leicht den Reiſenden locken, der wildromantiſche Thäler und impoſante Waſſerfälle ſucht. Solch ein Landſtrich ſchien allen Berechnungen ſeiner Abſicht zu entſprechen.

Hier erſcheint er in den Jahren 1822—1823, aber unter dem angenommenen Namen „Jakob Van Mater.“ Hier ſucht er das in New-York unterbrochene Leben fortzuführen „Diruit, aedificat.“ Mit freigebiger Hand ſpendet er Gaben umher. Man kennt ihn allgemein unter dem Namen des „reichen Engländers.“

Eigene Vorſicht oder Winke eines Freundes ließen ihn nach einiger Zeit eine eigenthümliche Seite ſeiner jetzigen Lage ſehen. Er bekam ein Vorgefühl von dem Nachtheile, der ihm aus ſeiner geheimnißvollen Abgeſchloſſenheit, und ſeiner Annahme eines fingirten Namens erwachſen könnte. Dies zeigt ſich in einem (veröffentlichten) offiziellen Dokumente vom Jahre 1828. Daſſelbe enthält eine authentiſche Beurkundung von Seiten der competenten Behörden Zürichs, daß die Namen Van Mater und Thomas Naters einer und derſelben Perſon angehören. Daſſelbe Dokument drückt den Zweck aus, Thomas Naters für den wahren Namen urkundlich anzuerkennen, dagegen Van Mater für den fingirten. Ferner bezweckt er, amtlich zu bezeugen, daß, weil die Annahme dieſes fingirten Namens aus harmloſer Abſicht geſchehen ſei, die Regierung dieſelbe nicht vereiteln, ſondern durch ihre Genehmigung autoriſiren wolle.

Doch welche menſchliche Vorſicht kann gegen alle künftigen Verlegenheiten bewahren!

Unterdeſſen übte er ſeine Wohlthaten in gleichem Maße fort. Aber ſeine Freigebigkeit, wenn auch ſtets von guten Abſichten geleitet, entbehrte doch der nöthigen Umſicht, und der überlegten Unterſcheidung. Der offene redliche Unabhängigkeitsſinn der umwohnenden Bauern ging durch ſeine reichlichen Gaben zu Grunde. Die Behörden Zürichs fanden ſich veranlaßt, in's Mittel zu treten, und durch ein an ihn erlaſſenes Geſuch ſeine Geſchenke auf einen Wirkungskreis zu beſchränken, in welchem ſie zu wahrhafteren Wohlthaten werden konnten. Früherhin hatte er jährlich namhafte Summen an Menſchen verſchwendet, die ſich für Unglückliche, oder zur Arbeit unfähig Gewordene ausgaben, in der That aber Müſſiggänger oder Verſchwender waren. Von dieſen Spenden wandte er nun einen großen Theil, als jährlich wiederholte Schenkung, den öffentlichen Anſtalten Zürichs zu, und übte dieſe Freigebigkeit bis an das Ende ſeines Lebens aus.

Die Erkenntlichkeit der Regierung that ſich öffentlich kund. Im Jahr 1831 erſchien eine Verleihungsurkunde von der Regierung Zürichs, mit mehr als den gewöhnlichen Formalitäten ausgeſtattet, und von allen Inſignien der Staatsgewalt begleitet. Dieſes Dokument drückte zuerſt eine vollkommene Anerkennung der Wohlthaten aus, welche Thomas Naters dem Kanton Zürich erwieſen; ſodann die höchſte Achtung vor ſeinem ganzen ſocialen und bürgerlichen Benehmen. Sodann ertheilt ihm dieſe Urkunde die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche, und erklärt endlich, daß ihm in Erwiederung ſeiner vielfach bewährten Freigebigkeit das Landesrecht verliehen ſei, und nennt ihn am Ende Bürger von Zürich. (Um aus einem niedergelaſſenen Fremden ein Züricher Bürger zu werden, bedarf es zweier Bürgerrechte, des Kantonsbürgerrechts oder Landesrechts von der Regierung, und eines Bürgerrechts von irgend einer Gemeinde. — Anſäſſe iſt der in einer anderen Gemeinde, als in welcher er das Gemeindebürgerrecht beſitzt, wohnende Kantonsbürger).

Ungefähr um dieſe Zeit, machten ihm die Behörden des Goldenberg benachbarten Dorfes das Anerbieten des Gemeindebürgerrechts, welches er aber mit Dank ablehnte. — Dem ſei nun wie ihm wolle, ob er das Züricher Bürgerrecht durch die bloße Annahme jenes Aktenſtückes erwarb oder nicht (denn die Gemeinde Zürich hatte ihm kein Dokument ihres Gemeindebürgerrechts zugeſtellt, und daher hatte er weder die vollen Rechte, noch die vollen Pflichten des Bürgers), ſo konnte Nichts an ſeiner Eigenſchaft als Engliſcher Bürger geändert werden.

Mehrere amtliche Empfangſcheine, auf großen Pergamentblättern ausgefertigt, mit kalligraphiſcher Kunſt und Sorgfalt ausgearbeitet, bezeugen Herrn Raters fortdauerndes Wohlwollen gegen Zürich, und deſſen Werthſchätzung von Seite der Behörden.

Wie groß dieſe Werthſchätzung war, ergibt ſich hieraus. Der jährliche Betrag dieſer dem Staate gemachten Schenkungen überſtieg die Summe, welche rechtlicher Weiſe von Herrn Raters in der Schweiz befindlichem Vermögen zu erheben war. Daher wurde die 1828 geſetzlich feſtgeſtellte Vermögensſteuer nicht allein niemals von ihm gefordert, ſondern an die betreffenden Ortsbehörden wurden ſogar förmliche Verfügungen erlaſſen, ſich der Einforderung jener Steuer bei Herrn Raters zu enthalten.

Im Jahre 1828 verließ Herr Raters zum erſten und einzigen Male, ſeit ſeiner hieſigen Niederlaſſung, ſein Gut Goldenberg, um eine Geſchäftsreiſe nach Havre zu machen. Vor ſeiner Abreiſe verbrannte er ſorgfältig, in Gegenwart zweier Zeugen, einen Entwurf zu einem Codicill. Während ſeines Aufenthaltes zu Havre ließ er das in Amerika verfaßte Teſtament von Goldenberg hinkommen, und verwahrte es ſorgfältig in ſeinem Mantelſacke, unter ſeiner neuen Reiſewäſche. Nach einjähriger Abweſenheit kehrte er nach Goldenberg zurück, und erwähnte ſeitdem zuweilen das nach Havre hingeſandte Teſtament, ſo wie das in England vorhandene Duplikat deſſelben. Vor jeder Jury glaubhafte Zeugen können dieſe Angaben beſtätigen.

Seine argwöhniſche Furcht vor allen hinterliſtigen und beſchwerlichen Zudringlichkeiten hielt ihn von jeder Mittheilung ſeiner teſtamentariſchen Abſichten ab. Er hatte eine völlige Abgeſchloſſenheit in der Schweiz geſucht. Er würde aber die Hälfte ſeiner Abſicht für vereitelt angeſehen haben, wenn irgend Jemand außer den drei Zeugen des Teſtaments — von denen zwei in Amerika lebten — es in ſeiner Gewalt gehabt hätte, die Wahl des Erben zu verrathen, und Unzufriedenheitsäußerungen und Gegenvorſtellungen hervorzurufen. So erklärt ſich ſeine beharrliche Verheimlichung ſeines Teſtaments.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Weltlichkeit der anglikaniſchen Geiſtlichkeit. — Hr. Hume verſicherte in der Sitzung des engliſchen Unterhauſes am 4. d. M., in England gebe es 10,971 Pfarreien, und auf [illegible] derſelben ſeien die Geiſtlichen nicht reſident. Nach einer anderen parlamentariſchen Urkunde ſeien von der Anweſenheit exemt, d. h. befugt, Geld einzunehmen, und — nichts dafür zu thun: 2.435 Pfarrer; 1.704 ſeien mit beſonderer Licenz abweſend, ohne Licenz oder Entſchuldigung 1.010. — Er bemerkte auch, daß ein ſo unmäßig großer Theil des Kirchenpatronats im Beſitz von Privatperſonen, der Biſchöfe, Capitel und Univerſitäten liege, nämlich das Patronat von nicht weniger als 10.500 Pfründen; nur über den kleinen Reſt von 471 Pfründen beſitze die Regierung das Patronat. —

⁂ In Gröningen iſt eine holländiſche Ueberſetzung von Robert Hellers «Eroberung von Jeruſalem» erſchienen.

⁂ *Bibliotéka zábawného čtenj*, d. h. Bibliothek unterhaltender Lektüre. Unter dieſem Titel gibt Hr. Maly zu Prag eine Reihe böhmiſcher Ueberſetzungen ausgewählter Novellen, Erzählungen u. ſ. w. heraus, von denen bereits 9 Bände erſchienen. Sie enthalten Arbeiten von Irving, Bulwer, Wilſon, Byron, Zſchokke, G. Sand, Karol. Pichler, Bulgarin, Senkowsky, Prochazka und Chateaubriand. —

⁂ In der diesjährigen gemeinſamen Sitzung der fünf Akademieen, aus denen das Inſtitut de France beſteht, hielt zuerſt Hr. Becquerel einen Vortrag über die elektro-chemiſche Behandlung der Erze. Er zeigte, wie man in der Elektricität ein wohlfeileres Mittel zur Darſtellung der Metalle aus den Erzen entdeckt, als man im Schmelzen und Amalgamiren bisher beſeſſen. Er ſchloß mit der Bemerkung: «die Elektricität, als chemiſche und bewegende Kraft betrachtet, ſei wahrſcheinlich, wie der Dampf, dazu beſtimmt, in einer nicht ſehr fernen Zeit die Mittel unſerer Thätigkeit zu vermehren, in den ſocialen Verhältniſſen einen kräftigen Impuls zu geben; Frankreich werde hoffentlich zeigen, welche Vortheile die Metallurgie daraus zu ziehen vermag.» Hierauf verlas Hr. Lemercier ein Lobgedicht auf den Maler David; Hr. Monmerqué theilte einige Bemerkungen mit über Jehan Bodel aus Languedoc, der 1200 das Spiel vom h. Nikolas (Li jus de S. Nicholai) gedichtet; Hr. Lebas ſprach über einige bei Vienne aufgefundene Moſaikarbeiten; Hr. Michelet las einen ſehr geiſtreichen Aufſatz über die Bedeutung und Erziehung des weiblichen Geſchlechtes im Mittelalter vor, auf den wir zurückzukommen gedenken. Zum Schluße zeigte Hr. Daunou an, daß der von Volney für das beſte Werk über vergleichende Sprachkunde ausgeſetzte Preis Hrn. Richard Lepſius zu Rom zuerkannt worden für zwei Abhandlungen «über die Verwandtſchaft der ſemitiſchen, indiſchen, äthiopiſchen, altperſiſchen und altägyptiſchen Sprachen,» und über «die Verwandtſchaft der Zahlwörter in den indo-germaniſchen, ſemitiſchen und koptiſchen Sprachen.» —

⁂ Göthe's Prophezeiung. — Im J. [illegible] ſchrieb Göthe in ſeinem Tag- und Jahreshefte, nachdem er des Streites zwiſchen Voß und Stolberg gedacht: «Ein gleicher Skandal wird ſich ganz gewiß ereignen, wenn Katholicismus und Proteſtantismus, wären ſie auch noch ſo lange im Trüben nebeneinander hergeſchlichen, plötzlich im einzelnen Falle in ſchreienden Konflikt gerathen!» — Beiläufig mag hier die Cotta'ſche Buchhandlung daran erinnert werden, daß ſie den Beſitzern der von ihr verlegten vollſtändigen Ausgabe von Göthe's Werken ſeine Tag- und Jahreshefte und mehreres Andere nachzuliefern verpflichtet iſt, was ſie der neueſten Geſammtausgabe dieſer Werke einverleibt hat. —

⁂ Von den belgiſchen Zuſtänden entwirft die Elberfelder Zeitung ein intereſſantes Bild. Hier einige Züge daraus: «den Freimaurern ſchließen die ſogenannten Liberalen ſich an; — ein Schwarm Miſſionaire, welche den gewaltſamen Umſturz verkündigen, ziehen von Ort zu Ort, predigen unter freiem Himmel, das herbeiſtrömende Volk vernachläſſigt ſeine Arbeit ... Die Bibelgeſellſchaft in Brüſſel läßt biſchöflich approbirte Bibeln verbreiten; man verfolgt ſie, zerreißt öffentlich die vertheilten Exemplare, und fordert das Volk zum Steinigen der Verkäufer auf ... In den Kirchen predigt man, es ſei beſſer, ſeine Schweſter tödten, als Gott läſtern; ſehe eine Mutter ihr Kind in der Wiege und glaube, es werde einſt der Religion untreu, ſo ſoll ſie ihm lieber den Dolch in's Herz ſtoßen ... Einem Offizier und einem Bankier iſt die kirchliche Einſegnung ihrer Ehe verweigert worden; ſie haben ſich mit der Civiltrauung begnügt, und öffentlich erklärt, ſie würden ihre Kinder im proteſtantiſchen Glauben erziehen laſſen.»

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 125. 1838.

Phönix.

Samstag, 26. Mai.

Die Seidenfabriken von Lyon.

(Schluß.)

Um jedoch hier zu einem genügenden Reſultat zu gelangen, muß man den Reichen eben ſo wenig große Opfer zu Gunſten der Armen, als dieſen einen ganz paſſiven Gehorſam und blinden Glauben an jene zumuthen. Heutzutage will Jeder von dem Rechte Gebrauch machen, ſelbſt zu unterſcheiden, was ihn betrifft. So gut als möglich leben, iſt der Wahlſpruch des Tages, denn mit der Entwickelung der Begriffe haben ſich auch die phyſiſchen Bedürfniſſe vermehrt. Der Geſchmack iſt lecker geworden, der Menſch verlangt nach Dingen, die er ſonſt gar nicht kannte, was eine nothwendige Folge der Art und Weiſe iſt, wie ſich die neuere Civiliſation geſtaltete. Das römiſche Volk verlangte „panem et circenses," die Franzoſen wollen zu den öffentlichen Schauſpielen noch etwas mehr als Brod.

Bei den Engländern genießt der Arbeiter jeder Art einen gewiſſen „Comfort" des ſinnlichen Lebens, den ſelbſt die oft niedrigen Arbeitspreiſe nicht ganz aufheben, denn er gehört einer großen Manufaktur an, die manchmal ſeinen Taglohn verringert, doch ihn nie ganz aufhebt. Die Stadt Mancheſter zählt mehr als 200,000 Arbeiter, die ſich mit der Fabrikation von Baumwoll-, Woll- und Seidenwaaren beſchäftigen, große Spinnmaſchinen haben, die Zahl der Arbeiter zum Vortheile eines einzigen Unternehmers verringert, der Fabrikant konnte, ohne ein Opfer zu bringen, den Preis alles deſſen herabſetzen, was er den nun unbeſchäftigten Händen entzog, die ſich aber zu den Webſtühlen wandten, und ihres Theils gleichfalls beitragen, den Preis der Waaren zu erniedern.

England hat ſeine Seidenwaaren nie ausgeführt, und um die eingewanderten franzöſiſchen Seidenarbeiter zu Mancheſter, Macclesfield und London zu begünſtigen, waren die franzöſiſchen Seidenſtoffe lange in England verboten. Als der Handelsminiſter Huskiſſon 1826 darauf antrug, deren Einfuhr zu erlauben, damit durch Vergleichung und Wetteifer der engliſche Kunſtfleiß in dieſem Artikel zur Vollkommenheit gebracht werde, bekämpften ihn alle diejenigen, welche die Tiefe ſeiner Anſichten nicht begriffen, mit Heftigkeit, und glaubten durch eine ſolche Maßregel die Exiſtenz der engliſchen Seidenfabriken auf's Spiel zu ſetzen. Der Erfolg bewies in kurzer Zeit, daß der Miniſter Recht gehabt hatte, und die Engländer gelangten dahin, den Vergleich mit den Franzoſen in den einfachen Stoffen auszuhalten. Erſt behielten die franzöſiſchen Seidenwaaren trotz der großen Abgaben doch den Vorrang vor den einheimiſchen; doch heutzutage iſt man dahinter gekommen, daß die Qualität der engliſchen weit beſſer iſt, und die Einfuhr der franzöſiſchen einfachen Stoffe hat ſich beinahe auf Nichts reduzirt. Auch die Schweiz und Deutſchland, die ihrer Seits wohlfeilere Waaren liefern als die franzöſiſchen, ſind Concurrenten, die Frankreich Schaden zufügen, zumal in Amerika, wohin die franzöſiſchen Seidenwaaren ſonſt in großen Maſſen hingingen.

Während der royaliſtiſchen Unruhen im Süden von Frankreich wurden die Fabriken von Avignon und Nimes plötzlich entvölkert, die Religion im Kampfe mit der Politik verjagte mehr als 25,000 Proteſtanten aus beiden Städten, eine ähnliche Auswanderung fand aus Lyon Statt, und da es mehr als wahrſcheinlich iſt, daß die Schweiz und England den franzöſiſchen Vertriebenen

Schutz und Zuflucht gewährt haben, ſo ſteht allerdings zu beſorgen, daß nach und nach jene Länder auch die façonnirten Stoffe, worin Frankreich ſeinen Nachbarn ſtets ſo weit überlegen war, in gleicher Vollkommenheit zu erzeugen lernen werden.

Wie der Partheigeiſt in Nimes und Avignon, bedroht ſeit langer Zeit zugleich das Elend die Arbeiter von Lyon, die ihre Familie, ihre Gewohnheiten an dieſe Stadt ketten; ſie kämpfen gegen ein feindliches Geſchick, und daher Emeuten mit gewaffneter Hand, die oft mehr der Noth als dem Partheigeiſt zuzuſchreiben ſind.

Als z. B. im November 1831 ein erhöhter Arbeitstarif von den Fabrikherren nicht angenommen wurde, erhob ſich ungefähr ein Dritttheil der 50,000 Lyoner Canuts in der Vorſtadt Croix-Rouſſe mit dem Feldgeſchrei: „Travailler pour vivre, ou combattre et mourir!“ rief die nahen Fabrikdörfer zur Theilnahme auf, demolirte die Häuſer reicher Fabrikanten, verbarrikadirte die Straßen, ſchlug unter Anführung des Klempners Bouiſſon die Nationalgarden, und vertrieb die ſchwache Garniſon von Linientruppen aus der Stadt. Im Jahre 1834 war es der politiſche Partheigeiſt, der ſich mit den unglücklichen Canuts zum Sturze des verhaßten Miniſteriums verbündete, und die furchtbarſten Folgen vermehrten das Elend der Stadt, in welcher über 1000 Menſchen das Leben verloren, und der Verluſt an Gebäuden u. ſ. w. auf mehrere Millionen geſchätzt wurde. Ein Geſetzentwurf, den unglücklichen Bewohnern von Lyon als Unterſtützung 1,200,000 Fr. zu bewilligen, wurde 1834 und 1835 in der Deputirtenkammer nicht angenommen. — Der Menſch, der nichts mehr zu verlieren hat, wagt Alles, und es iſt leider ſeit langer Zeit der Fall, daß die Canuts nichts zu verlieren haben.

Aus Zürich. [1]

(Fortſetzung.)

Im October 1836 ſtarb Herr Raters. Unter der Aufſicht der Behörden des Bezirks und im Beiſein des, dem Verſtorbenen allein noch einigermaßen befreundeten Banquiers, wurde das Inventarium aufgenommen, und die Gegenſtände je nach den Umſtänden verſiegelt. Auch von den vorhandenen Papieren ward das Inventarium aufgenommen.

Im Fortgange dieſer Aufnahme, einige Tage nach des Teſtators Verſcheiden, wurde das in Rede ſtehende Teſtament in dem erwähnten Mantelſacke gefunden, und zwar in einem Zimmer neben des Verſtorbenen Schlafgemache. Den Schlüſſel jenes Zimmers hatte er ſtets mit ängſtlicher Sorgfalt in Verwahrung behalten, und Niemanden erlaubt, daſſelbe zu betreten. Höchſt wahrſcheinlich war das Teſtament ſeit jener Reiſe unberührt an ſeiner Stelle geblieben.

Als die authentiſche Nachricht von des Teſtators Tode nach England gekommen war, wurden die Siegel des Teſtamentduplikats, welches bei einem der Legatarien deponirt war, erbrochen, und zwar in Gegenwart ſolcher Perſonen, als nach des Teſtators Beſtimmungen bei dieſem Akte gegenwärtig ſein ſollten. Darauf ward dem Univerſalerben und Teſtamentsvollzieher, William Mather, geſtattet, beide Teſtamente vor den Prärogativ-Tribunalen der Erzbiſchöfe von York und Canterbury zu publiziren. Sodann ward er (ein Verwandter jenes Jugendfreundes des Hrn. Raters) in Beſitz aller ſeiner Güter und Effekten in England geſetzt, nachdem die geſetzlichen Prozente abgezogen. Es muß nämlich in England eine Vermächtnißſteuer bezahlt werden, und zwar von allem dort gelegenen perſönlichem Vermögen, von 1 bis 10 Prozent, je nachdem die Partheien, welche durch das Teſtament gewinnen, in einem näheren oder entfernteren Grade der Verwandtſchaft zum Teſtator ſtehen, ohne Unterſchied, ob ſie Engländer oder Ausländer ſind. (Das iſt nun der Hauptunterſchied vom Schweizer, namentlich vom Züricher Abzugsrecht. Hier muß nur der Ausländer, und jedesmal 10 Prozent bezahlen).

Sobald Hr. William Mather ſeine Anſprüche eröffnete, wurde er auch ſofort in den Beſitz der in Frankreich befindlichen Kapitalien des Teſtators geſetzt, und zwar ohne daß die franzöſiſchen Behörden die geringſte Schwierigkeit machten.

Darauf ward eine Vollmacht nach Zürich geſandt, welche einen bei Winterthur wohnenden Engländer, und einen angeſehenen Kaufmann Zürichs autoriſirte, alles zur Verlaſſenſchaft gehörige, in der Schweiz befindliche Vermögen im Namen des Hrn. William Mather zu verwalten.

Ehe jedoch die beiden Bevollmächtigten zur Ausübung ihrer Funktionen ſchreiten konnten, kam ihnen der Fiscus mit einem unerwarteten Eingriffe zuvor. Er legte einen vorläufigen Beſchlag auf alle im Kanton Zürich befindlichen Güter und Effekten, und zwar auf die unglaublichſten und widerrechtlichſten Behauptungen hin. Die beiden Bevollmächtigten bewirkten indeſſen doch ſo viel, daß das Vermögen aus dem Beſchluſſe des Fiscus in die Hände des Bezirksgerichtes übergeben wurde, bis die competenten Behörden über die beiderſeitigen Anſprüche entſchieden hätten.

Wie ſehr auch Hr. Rater's Zurückgezogenheit im Umgange beobachtet hatte, dennoch war er der Gegenſtand allgemeinen Intereſſes geblieben. Während ſeines dreizehnjährigen Aufenthaltes im Kanton hatte er die Summe von 30,000 Pfd. Strlg., theils durch Geſchenke an die Staatskaſſe, theils durch Freigebigkeit anderer Art, theils durch Haushaltung und Verſchönerungen auf ſeinem Landgute ausgegeben. Wo die Hauptquelle dieſes Geldſtromes läge, wußte faſt Niemand. Es bildete ſich wohl die Meinung, ſie ſei auf ſeinem Gute Goldenberg concentrirt. Seine Verſchloſſenheit hinſichtlich ſeiner teſtamentariſchen Verfügungen erregte nun bei ſeinem plötzlichen Tode eine neugierige Spannung, in weſſen Hände das ungewöhnlich große Vermögen fallen werde. Dieſe Meinung, er werde inteſtat ſterben, hatte bei einem Theile des Regierungsrathes, namentlich bei den finanziellen Mitgliedern, den Gedanken an die Möglichkeit, und bald auch den Wunſch erregt, dieſes, wie man glaubte, herrenloſe Eigenthum der Staatskaſſe zuzuwenden. Der Fiscus trat alſo mit ſeiner Anſprache und ſeiner Beſchlagnahme hervor. Das in dem Mantelſacke gefundene Teſtament war die erſte Erſchütterung dieſes Planes. Die Nachricht, daß ein Duplikat deſſelben den Univerſalerben bereits in den Beſitz des, in England und Frankreich befindlichen, Hauptvermögens gebracht habe, war die zweite Erſchütterung; die dritte endlich waren die von England nach Zürich geſandten Vollmachten, den im Kanton Zürich vorhandenen Theil der Verlaſſenſchaft für den Univerſalerben und (in derſelben Perſon vorhandenen) Teſtamentsexecutor in Beſitz zu nehmen.

Der Fiscus hatte aber bereits Beſchlag gelegt, nicht allein auf Grund und Mobilien, ſondern ſelbſt auf Privatkorreſpondenz, Rechnungsbücher, Wechſel des Verſtorbenen, und — wie es wohl geht — wollte den begangenen Fehler durch einen neuen, noch größeren, gut machen. Er beharrte bei ſeinen erſten Anſprüchen, während es ihm, nach der Einſicht in die Originaldokumente und Vollmachten, noch frei ſtand, ſich auf den ſtrengrechtlichen Boden zu ſtellen, d. h., nur zehn Prozent

Abzug von dem im Kanton Zürich befindlichen und realiſirbaren Vermögen zu verlangen. So hat jetzt die letzte Inſtanz, das Obergericht des Kantons Zürich, entſchieden. Aber dieſe 10 Prozent betragen eben nur 600 Pf. Sterling, ein zu großer Abſtand von dem Betrage der erſten Hoffnungen und Anſprüche. Nur eine geringe Majorität des Regierungsrathes entſchied für das Beharren bei den urſprünglichen Forderungen, eine an Capacitäten und juridiſchen Kenntniſſen bedeutende Minorität ſtimmte für einfache Annahme der 600 Pf. Sterl. Hiemit begann der Prozeß, der in ſeinem Verlaufe, durch Ueberſchreitung der Territorialhoheitsrechte von Seiten des Züricher Fiscus, die Einmiſchung des engliſchen Geſandten und engliſchen auswärtigen Miniſteriums veranlaßte, und einen etwas derben Notenwechſel herbeiführte.

Wenn dieſer Rechtsſtreit nicht ſo manche völkerrechtliche Seite berührte, und nicht ſo manche Züge unſeres hieſigen Lebens in's hellſte Licht ſtellte, ſo würde ich es kaum wagen, Ihre Leſer mit dieſer juriſtiſchen Epiſode deſſelben zu unterhalten.

Die engliſche Regierung hat ſich mit all' der würdevollen Mäßigung dabei benommen, welche einem Staate erſten Ranges ſowohl anſteht gegenüber dem Benehmen einer kleinen Republik, deren prinzipienloſe Majoritätsbeſchlüſſe eben nur vorübergehende Parteitriumphe ſein können. Das große Züricher Publikum hat ſich, wie faſt immer, wo es ſich außerhalb der Parteien hält, mit ehrenwerther und dauernder Mißbilligung darüber ausgeſprochen, daß ſeine Regierung nach dem Grundſatze verfahren wolle: „Der Zweck heilige die Mittel.“ Wo man wollte, konnte man die Aeußerung hören: „Die Anſprüche des Fiscus ſind grundlos, das ſieht man auch ohne Prozeß; Herr Raters war der Wohlthäter ſeiner Umgebung, mehr bedarf es nicht, um ſeinen letzten Willen zu ehren.“ Ebenſo ehrenhaft haben ſich die Züricher Gerichtshöfe dabei benommen. Unberührt von den Wünſchen der Züricher Regierung, wie von dem Inhalte der engliſchen Noten, haben ſie die ganze Angelegenheit auf den Standpunkt des ſtrengen Rechtes geſtellt, und auf demſelben zur Entſcheidung gebracht. Der engliſche Erbe, insbeſondere ſein hieſiger landsmänniſcher Bevollmächtigter, hat die allen Britten eigene Ruhe und Legalität bewahrt.

(Fortſetzung folgt.)

Neueſte Bilder aus Berlin.

(Mai 1838.)

Wir ſind endlich aus der Zeit der Konzerte, Bälle und Winterluſtbarkeiten getreten, denn ſeit einer Woche iſt auch bei uns der Frühling erſchienen, und erlaubt uns in dem mit wunderbarer Schnelligkeit belaubten grünen Park, der einzigen Zierde der Umgegend, unſerem größtem Schatz, dem Thiergarten zu luſtwandeln. Es iſt mit der Natur, wie mit dem Menſchen, die gleichen großen Geſetze treiben zur Entwickelung, und wenn ſtörende Verhältniſſe dieſe hemmen, bringt der erſte günſtige Sonnenblick Revolutionen hervor, welche gewaltſam das Gleichgewicht herſtellen. — Es iſt ein Stolz unſerer nordiſchen Hauptſtadt, daß überhaupt in ihr die ſchöpferiſche, gefügige Kraft der Kultur die dürre Oede unſeres Sandes beſiegte, und in der armen Haide, mitten unter den Kiefernwäldern und dürftigen Aeckern, die menſchliche Beharrlichkeit und der ausdauernde Geiſt vieler Geſchlechter nicht allein eine Stadt ſo reich an Kunſt und Wiſſenſchaft errichten konnte, ſondern auch durch den beharrlichſten Fleiß den Sand in reiche Gärten und fruchtbare Felder umzuwandeln verſtand. — Fremde, welche zum erſtenmale Berlin beſuchen, ſind gewöhnlich überraſcht von dem günſtigen Eindrucke der Umgegend, denn die abſchreckenden Beſchreibungen, welche ſie laſen, verwirklichen ſich nicht. Je näher ſie der Hauptſtadt kommen, um ſo erfreulicher wird die Kultur. Die Dörfer haben ein ſtattliches Anſehen, reiche Getreidefelder wogen ihnen entgegen, in den großen Gemüſegärten am Wege ſtehen die Pflanzen in zierlicher Ordnung, und dieſe Wege ſelbſt ſind ſchöne Kunſtſtraßen, die beſten, welche ſie in Deutſchland trafen; denn jeder Reiſende wird eingeſtehen müſſen, daß er an der ſorgſamen Erhaltung faſt augenblicklich erkennt, daß er in Preußen iſt. — Wenige aber wiſſen nur, welche Mühe und Sorgfalt dieſe Gärten, Felder und Straßen erforderten, ehe es gelang, den Sand unſichtbar zu machen, der in ſeiner todten Oede überall hervortritt, wo die fleißige Hand nicht viele Jahre lang ſchaufelte und grub, und einen langen Vernichtungskrieg führte. — Die Gartenkünſte ſind dafür bei uns auch zu einer hohen Ausbildung gelangt, und vielleicht kann keine Stadt Europa's darin ein Gleiches leiſten. — Der öſtliche Theil der Stadt, der den Fremden gewöhnlich am wenigſten bekannt wird, bietet zur Zeit des Frühlings einen unbeſchreiblich reizenden Anblick. Hier ſind die Straßen zum guten Theil ohne Häuſer. Bretter- und Gitterwände laufen zu beiden Seiten hin, unabſehbare Gärten dehnen ſich, wie grüne Meere voll Duft und Blüthen, vor dem Auge aus, und aus der ſchimmernden Pracht von Blumen und blühenden Gewächſen und Bäumen treten im Hintergrunde die rothen Dächer der Gärtnerhäuſer hinter Gruppen von alten Linden oder Kaſtanien hervor, die patriarchaliſch oder königlich auf die Maſſe der nützlichen, arbeitenden Gefährten herabſchauen. Im Blitzen der Sonne erkennt man die großen Gewächshäuſer und ihre gläſernen Harniſche, welche ſich zu beiden Seiten hinziehen, und die breiten Wege mit Orangenbäumen und fremden Pflanzen und Bäumen beſetzt, welche die Kunſt hier in ſeltener Vollkommenheit heimiſch zu machen ſtrebt. — Vor zwanzig Jahren noch waren dieſe Kunſtgärten ein Lieblingsaufenthalt aller Berliner, und ſelbſt die höheren Stände fanden ſich ein, um unter den Citronen und Lorbeeren Kaffee zu trinken, eine Cigarre zu rauchen, einen Strumpf zu ſtricken und jeden Ankommenden kritiſch zu beſichtigen. Es waren damals dieſe Gärten ein Rendez-vous der Geſellſchaft für gewiſſe Tage, jeder hatte ſeinen beſonderen Societätsvertrag mit dem guten, geſchwätzigen, neugierigen Berlin geſchloſſen, und Alle befanden ſich wohl dabei. Seit jener Zeit aber iſt Berlin eine große Stadt geworden, die Zeit hat die Verhältniſſe zerwühlt mit den ſcharfen Zähnen moderner Richtungen und Gedanken, und der Berliner, obwohl noch geſchwätziger, noch neugieriger, noch kecker, witziger und vergnügungsluſtiger, iſt doch ein ganz Anderer geworden. Damals beſtand die ganze Politik der Geſellſchaft in Franzoſenhaß und biederer Deutſchheit, und die patriotiſchen Berlinerinnen ſaßen bei Bouché in der Kommandantenſtraße oder in der Blumenſtraße und zupften Charpie und ſeufzten nach den Citronen über ihren Köpfen und ſangen leiſe: Kennſt Du das Land, wo die Citronen blüh'n, oder: Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus, und Jede dachte an ihren Theodor Körner; die jungen Männer aber ſpielten mit der Medaille von Kanonengut im Knopfloche oder lenkten die bewundernden Blicke auf das ſchwarze Kreuz von Eiſen an ihrer Bruſt. — Dieſe junge Generation iſt eine alte Generation geworden und, was jetzt jung iſt, ſingt andere Lieder, und zupft keine Charpie mehr, auch denkt ſie an ganz andere Kreuze und Medaillen als die von Meſſing und Eiſen ſind, und die Kunſtgärten in den abgelegenen Straßen werden wenig mehr beſucht, obgleich ſie wohl noch ſchöner ſind als früher. Berlin hat hundert andere Vergnügungsorte bekommen, hundert, die weit ſchlechter ſind, aber es iſt Mode geworden, nicht mehr unter den Citronen zu ſitzen, man beſucht Tivoli, Elyſium und das Colloſſäum, man reiſt, man fährt in die Umgegend, und die höhere Geſellſchaft findet es überhaupt gemein, irgend einen öffentlichen Vergnügungsort zu beſuchen. Deſſenungeachtet aber haben die Kunſtgärtner nicht aufgehört, ihre ſchönen Gärten immer vollkommner zu machen, und mit ihrer blühenden Kunſt die Märkte zu verſorgen; denn die Liebe zu den Blumen iſt glücklicher Weiſe noch nicht aus der Mode gekommen und ſo allgemein, daß ſelbſt der Aermſte gern einen mühſelig errungenen Groſchen ſich abſpart, um am Sonnabend ſein kleines Fenſter mit einigen der duftenden, farbenvollen Kinder des Frühlings zu ſchmücken, die neue Hoffnungen in ſein einförmiges Elend bringen, die er ſorgſam pflegt und traurig anblickt, wenn ſie, wie er ſelbſt, den Kopf hängen laſſen und ſterben. — Die Zucht der Blumen hat daher auch in den Gärten die Zucht der Citronen- und Mandelbäume verdrängt, und, in welchem Maße dies geſchehen, beweiſen die Anzeigen von zweien dieſer Kunſtgärtner, welche jüngſt zu dem Beſuche ihrer Hyazinthenflur einluden, die nicht weniger als ein und eine halbe Million von Blumen nach der mäßigſten Schätzung zeigte. — Dieſe Anzeige bewirkte einen Aufſtand in Maſſe, und die öde abgelegene Fruchtſtraße ward von Hunderten von Wagen und vielen Tauſenden neugieriger Berliner gefüllt, denn, daß es nicht wahr ſei, zog die Meiſten weit eher dahin, als die Blumen ſelbſt. Ich geſtehe Ihnen, daß ich ſelbſt zu dieſen Klein- und Ungläubigen gehörte, aber ich wurde bekehrt wie Alle, und unmöglich kann ich den prachtvollen Anblick dieſes in ſeiner Art einzigen Schauſpiel's wiedergeben. Ich bekenne, nie etwas Großartigeres und Schöneres geſehen zu haben, als dieſen Flor in allen Schattirungen und Farben von dem dunkelſten Purpur bis zu dem ſanfteſten Schimmer der Pfirſichblüthe, vom tiefſten Blau und Gelb bis zum zarteſten Weiß. In der Mitte des großen Gartens war eine Tribüne errichtet, von welcher man erſt die unabſehbare Bunte ganz überſchauen konnte, ein ſüßer Duft überſtrömte den Garten und die Luftwellen ſchienen ganz aus balſamiſchen Wohlgerüchen zu beſtehen. Als einzigen Beweis, daß die Zahl der Blumen eher zu klein als zu groß angegeben war, mag es gelten, daß man für den kleinen Eintrittspreis von 4 Pf. einen tüchtigen Strauß Hyazinthen erhielt, und doch bei ſo vielen Tauſenden von Beſuchern keine merkliche Abnahme der Blumen auf den Beeten zu ſpüren war. —

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

⁂ Mll. Taglioni begibt ſich nach London; im Auguſt muß ſie wieder in Petersburg ſein.

⁂ Jules Janin, der geiſtvolle Feuilletoniſt des Journals des Débats reiſt nach Mailand, um über die Krönungsfeierlichkeiten zu berichten.

⁂ Scribe, welcher ſchon ſo mannichfaches Beſitzthum erlangt, hat ſich eben ein Landgut bei Montmorail gekauft, wo er in dieſem Augenblick 14 Tage in Ruhe arbeiten will. Er verſpricht aus dieſer Retraite ein komiſches Vaudeville und eine Novelle für den Conſtitutionnel zurückzubringen.

⁂ Alexander Dumas ſoll zum Director des Odeon-Theaters in Paris ernannt worden ſein.

⁂ Der Wiederaufbau des italieniſchen Theaters hat noch nicht begonnen. Schwerlich wird zum 1. Sept. das neue Theater de la Renaissance eröffnet werden können.

⁂ Mll. Dejazet, deren Witzworte in Paris vor mehr als einem Jahre unter dem Titel le perroquet de Dejazet (der Papagei der Dejazet) erſchienen waren, und welche Dr. Mundt zu ſeiner Philoſophie der Dejazet im Taſchenbuch: der Delphin benutzte, wird jetzt in einem neuen Stücke, die beiden Tauben, eine neue Rolle einſtudiren. Mll. Dejazet zählt jetzt 40 Jahre, ihr einziger Sohn iſt Componiſt und lebt jetzt in Caen, 21 Jahre alt.

⁂ Die Herzogin von Abrantes wird aus London über die Krönung berichten.

⁂ Caſimir Delavigne wird ſein Drama, die Popularität, erſt nächſten Winter geben. Scribe's Großmutter, jenes Stück, in welchem Mars durchaus nicht dieſe Rolle übernehmen wollte, wird für Mll. Noblet, die kaum 20 Jahre alt iſt, einſtudirt. Mll. Pleſſis wird die Enkelin ſpielen. —

⁂ In Berlin werden mehrere große militäriſche Feierlichkeiten Statt finden, welchen auch der dortige franzöſiſche Geſandte Breſſon beiwohnen wird. Aus London wird geſchrieben, daß ſich die Zahl der dort anlangenden Fremden täglich mehrt und von allen Gegenden Europa's Schriftſteller und Korreſpondenten eintreffen, welche über dieſe Feierlichkeiten Kunde geben ſollen. Der Miſtriß Trollope Werk über Wien und Oeſterreich wird in den Londoner Zirkeln als beſtimmt von einem großen Diplomaten inſpirirt beurtheilt.

⁂ Die ſpaniſche Infantin, welche ſich jetzt, mit ihrer Familie aus Madrid verbannt, im ſüdlichen Frankreich aufhält, hat gewünſcht, Paris zu beſuchen, was ihr jedoch abgeſchlagen worden iſt.

⁂ Die legitimiſtiſche Partei hat in Frankreich beſchloſſen, eine Revue zu gründen. Der Name ſoll France et Europe ſein. Berryer ſo wie andere Koryphäen haben ihren Beiſtand verſprochen. Der Direktor iſt ein Larochejaquelin. —

⁂ Die Wochenſchrift: la nouvelle Minerve, welche früher von dem Napoleoniſten Barruſt geleitet wurde, iſt in Paris eingegangen. Guizot arbeitet jetzt für die Revue française.

⁂ In der Revue des deux Mondes hat ein gewiſſer A. Specht ſehr wäſſerig über Rahel, Steffens und die Cavaliersperſpektive geurtheilt. Es iſt derſelbe, welcher früher Heine's franzöſiſche Aufſätze corrigirte.

⁂ Die erſte Nummer des Panoramas von Deutſchland enthält als Kupferblatt den Rheinſtein. Man hätte etwas minder Bekanntes wählen können. Die franzöſiſche Preſſe iſt bis jetzt gegen dieſes Unternehmen ſehr wenig galant. — Die Opfer, welche für dieſe Publikation gebracht wurden, ſind bedeutend geweſen, und es wäre zu wünſchen, daß dieſe Anſtrengungen keine vergeblichen ſeien!

⁂ Zur Zeit der Krönung in London werden auch impoſante muſikaliſche Feierlichkeiten ſtattfinden, bei welchen die italieniſchen Sänger und die berühmteſten Virtuoſen mitwirken werden.

⁂ Der bekannte Componiſt Berlioz zieht in Schleſingers muſikaliſcher Zeitung lebhaft gegen die Mainzer'ſche Geſangs-Handwerkerſchule zu Felde und behauptet, dieſe Chöre hätten nichts geleiſtet, alſo ſei die Methode ſchlecht. — Mainzer wird ſchon antworten.

⁂ In Lauſanne hat der Kritiker Sainte Beuve ſeinen literariſchen Curſus geſchloſſen.

⁂ A. Richard, der Schweizerdichter, Profeſſor an der Hochſchule in Bern, hat ein neues Gedicht: Louiſe vollendet. Er iſt auch von dem Staatsrathe des Kantons Waadt nebſt Sainte Beuve zum Examinator der Kandidaten ernannt worden, welche ſich zur Profeſſur der franzöſiſchen Literatur an der neuen Akademie von Lauſanne melden. Sismondi, [illegible], Delarive und andere Gelehrte wurden für andere Fächer zu Examinatoren gewählt.

⁂ Lord Talleyrand iſt am 17. d. M. um 4 Uhr Nachmittags im Alter von 84 Jahren und 3 Monaten geſtorben. Um 8 Uhr Morgens hatte er den Beſuch des Königs und der Mad. Adelaide empfangen. Demnächſt war er mit den h. Sakramenten verſehen worden. Der Gazette de France zufolge war der Abbé Dupanloup mehrmals zum durchlauchtigen Kranken auf deſſen Begehren gerufen worden. Auch hatte, wie jenes Blatt verſichert, der Fürſt am Morgen ſeines Todestages in Gegenwart von 12 Zeugen »ſeine Irrthümer retraktirt,« und verlangt, daß man auf der darüber abgefaßten und unterzeichneten Urkunde bemerke: »dieſer Widerruf habe von dem Tage ſeiner Rede in der Akademie an ihm im Gedanken geſchwebt.« Unter den Zeugen nennt man den Erzbiſchof von Paris, die Herren Molé, de Barante, de Sainte Aulaire, Royer-Collard, den Duc de Valençay u. m. a. Das Journal des Débats vom 18. kündigt ein Werk in 2 Bänden von Simeon Chaumier an, betitelt: l'Evêque d'Autun.

⁂ La chute d'un ange von Herrn de Lamartine iſt endlich, nach ſehnlichem Erwarten, am 6. d. M. ausgegeben worden. Vorläufig mag hier bemerkt werden, daß der große Dichter ſchon ſeit den Meditationen auf ein Weltgedicht denkt, von welchem er im Jocelyn uns eine Epiſode lieferte. Der Fall eines Engels gehört wahrſcheinlich zum erſten Theile jenes Riesengedichtes. Hier beginnt die lange Biographie jenes unſterblichen Helden, welche der Dichter uns erzählen wird. Der Engel, bezaubert von einer Sterblichen, wird Menſch, um — ſeiner Geliebten ſtets nahe zu ſein. Er unterwirft ſich freiwillig den Schmerzen, Qualen, Leidenſchaften und Bekümmerniſſen der Menſchheit, bis, wenn er alle Zeiten, Schmerzen, Regionen und Glückſeligkeiten durchlaufen, — der gefallene Engel einſt ſich wieder zu ſeiner göttlichen Natur erhoben wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 126. 1838.

Phönix.

Montag, 28. Mai.

Täuſchungen.

Novelle

von

Karl Buchner.

Unvergleichlich ſtand Eliſen dieſer Anzug. Sie mußte es ſich ſelbſt bekennen. Kein Zeuge ihres leiſen, ſchüchternen Eingeſtändniſſes, als der große, prächtige Trümeau, der treue Freund, der in ſeinem Innerſten ſie ſich wiederſpiegeln ließ. Sein Flor war links und rechts zurückgeſchoben und der goldene Rahmen ſchien blitzender aufzuglühen, indem er eine Geſtalt umfaßte, die mit dem unnennbarſten Seelenreize eine nicht blendende, aber friſche Jugendſchönheit verband. Ja, Eliſe war ſich in dieſer Wirkung — wenn man ſo ſagen darf — bis dahin noch fremd geweſen. Nicht wie eine eitle Schöne, nicht wie Narciß in der Fabel, blickte ſie ſich an. Sie gefiel ſich, aber ſie dachte dabei nicht an ſich. Sie dachte an Woldemar.

Es klopfte an der Thüre. Vielleicht eine Modiſtin, welche noch etwas nachbringt an Putz für den heutigen Ball? Oder eine Freundin, welche ſich erkundigen will, wie weit dieſer oder jener zweifelhafte Theil des Anzuges ſeit geſtern gediehen? Oder ein Bettler? Vielleicht hätte Eliſe zunächſt die letzte dieſer Fragen gethan, wenn ſie überhaupt eine derſelben gethan hätte, denn ſie war gutherzig, freundlich, wohlthätig. Aber ſie fragte gar nicht, auch nicht in Gedanken; ſondern nur ſchneller und beſtimmter fuhr ihr nochmals das durch den Kopf, womit ſie ſich zuletzt beſchäftigt hatte — Woldemar.

Wirklich: er war es. Als ein entfernter Vetter durfte er bei der Verwandtin eintreten, ehe er deren Oheim, dem alten und einſt hochberühmten Dichter Meleager, bei welchem Eliſe von Kindheit an in Wohnung und Koſt gegeben war, ſeine Anmeldung gemacht hatte. Eliſe eilte ihm freundlich und herzlich entgegen.

„Schon ſo frühe, lieber Woldemar?“ fragte ſie, zugleich hold erröthend über die Unwahrheit, welche in dieſer Frage lag. Denn ſie dachte: „Warum ſo ſpät?“

Woldemar gab keine Antwort. Er hatte ſo viel zu erzählen von Der und Jener, von Dem und Jenem, welche heute den Ball ebenfalls beſuchen würden, daß er kaum Eliſen ein freundliches Wort über ihren Anzug zu ſagen vermochte. Auch verlangte ſie das nicht. Sie ging mit aufrichtiger, heiterer Theilnahme allen ſeinen Mittheilungen halbwegs entgegen, ergänzte, vervollſtändigte dieſelben. Dabei ſah ſie ihm mit Entzücken in's braune Auge und als ſie zufällig einmal den Spiegel vorüberſchritt, welcher ſoeben erſt, zu ihrer inneren Zufriedenheit, ihr Bild ihr wiedergeſtrahlt hatte, ach, wie unbedeutend, ja beinahe wie häßlich kam ſie ſich da vor! In allem ihrem Schmucke konnte ſie ſich nicht mit Woldemar meſſen, der, einfach gekleidet, in vollendeter Mannesſchönheit vor ihr ſtand. Vielleicht vermißte man an dieſer Mannesſchönheit noch etwas das Männlichere, dasjenige, was eine antike Statue des Bacchus oder des Apoll zum Mars macht. Aber Frauen ſind gewöhnlich ſehr geneigt, dieſen Mangel als einen Vorzug anzuſchlagen. Und vielleicht nicht mit Unrecht, wenn man etwas einſeitig blos vom Standpunkte der Schönheit dabei ausgeht. Der Flaum des Kinn's, die rothe, weiche Wange, flocken und bräunen ſich in der Folge wohl noch entſchiedener, während der ſchnell gereifte männliche Typus leicht zum Bleichen und Mageren ausartet.

Woldemar war noch nicht lange in dieſer Stadt. Er hatte auf der Landesuniverſität Jurisprudenz ſtudirt — der Himmel weiß, bis zu welchen Stadien ihrer Erkenntniß! — und ſollte nun, nach dem wunderlichen Willen ſeines Vormundes, in der Reſidenz zugleich auf das Examen ſich vorbereiten und die Regeln des feineren geſellſchaftlichen Lebens praktiſch erlernen. Oder war dieſer combinirende Willen nicht ſo gar wunderlich? Das Erbrecht ſcheint freilich wenig Zuſammenhang mit dem Bückdichrecht zu haben, aber wenn man nun beim Bückdichrecht das Erbrecht ganz oder zum größten Theile entbehren kann? Wenn die Bezeichnung Staatsämter vielleicht daher kommt, daß man ein Amt erhalte, um Staat zu machen? Wenn es alſo hier zunächſt diejenigen Eigenſchaften zu kultiviren gilt, welche den Menſchen zum Edelſtein und nicht zum Stück Eiſen potenziren, weil es thöricht wäre, Eiſen in Gold und Silber zu faſſen?

Genug, Woldemar galt als der liebenswürdigſte und ſchönſte junge Mann in der Stadt. Zu den Regeln des feineren geſellſchaftlichen Lebens gehört aber auch ohne Zweifel, daß man jungen Damen Unbedeutenheiten vorplaudert und auf Bällen ſich um einige Tänze mit ihnen bemüht. Woldemar that dies alſo ebenfalls. Aber er zündete nicht abſichtlich da oder dort Hoffnungen an, welche er dann ſich ſelbſt überließ, unbekümmert, ob ſie den Frieden einer weiblichen Seele verzehrten. Er war überhaupt ſittenrein und ſeine nächſten Angehörigen nannten ihn deßwegen tugendhaft. Er ſpielte nicht; höchſtens trank er einmal ein Glas zu viel. Ob er als Student Schulden gemacht hatte, wußte man nicht. Im Geſpräche zeigte er nicht viele Kenntniſſe und wenig Witz, aber eine Maſſe äuſſerlicher Gewandtheit und eine Annehmlichkeit, welche durch das ſchon erwähnte Ausgezeichnete ſeiner Geſtalt bedeutend erhöht wurde.

Vielleicht konnte man ſich verwundern, daß ein Mädchen, welches ſo viel Seele hatte, wie Eliſe, durch Woldemar ſich ſo unbedingt gefeſſelt fand. Aber das Wort Goethe's in den Wahlverwandtſchaften: daß die Schönheit überall ein gar willkommener Gaſt ſei, gab auch hier die entſchiedenſte Richtung. Eliſe gehörte nun einmal einer Zeit an, welche den Schein unmittelbar nach den materiellen Intereſſen auf die Tagesordnung ihrer Beſtrebungen ſetzt, und Eliſe konnte oder wollte ſich von dieſer Zeit nicht völlig trennen. Dabei war Woldemar ihr Vetter und hatte wirklich viel Gutes. Er war dienſtfertig, gefällig, uneigennützig. Auch freundlich war er. Aber allerdings etwas eigen freundlich. Und wie es um den Horizont in warmen Juniusnächten bisweilen zuckt und blitzt, ſo blitzte und zuckte es auch um Woldemar's Mundwinkel — in das Lächeln ſeiner Lippen hinein — bedrohlich, ängſtigend. Ebenſo mußte der genauere Kenner die Phyſiognomieen in ſeinen leiſe gerötheten Augenrändern weniger eine Krankheit, als ein Aufſprühen des Blutes erblicken, welches Bote und Bürge einer vielleicht nicht oft ausbrechenden, aber dann gewiß immer ſehr bedauerlichen Heftigkeit war.

Woldemar und Eliſe hatten ihr Zwiegeſpräch geendigt und Woldemar ſtand im Begriffe, ſich zu empfehlen.

„Alſo der erſte Walzer," ſagte er, „und der vierte, und der erſte Galopp. Sie werden das nicht vergeſſen."

„Sicher nicht. Und zum Ueberfluß, wenn ich es vergeſſen könnte, ſoll es hier aufgeſchrieben werden." Eliſe zog ein feines Etuis aus ihrer Nähſchublade und zeichnete ſich lachend mit dem Silberſtifte die Tänze auf.

„Daß Sie ja nicht zu ſpät kommen," bemerkte Woldemar. „Die Damen können mit Allem fertig werden, insbeſondere mit den Männern, aber niemals mit ihrem Putze."

Eliſe fuhr in ſcherzhaftem Zorne auf, ſo daß Woldemar halb grüßend, halb fliehend ſie verließ.

Er kam ihr dabei nicht weniger liebenswürdig vor, als beim Beginn ihrer heutigen Unterhaltung, und ſie erſchien ihm um Vieles liebenswürdiger.

Um die nämliche Zeit, als Woldemar ſich mit Eliſen über die bevorſtehenden Ballfreuden unterhielt, ſaß Eliſen's Oheim und Pflegvater, der greiſe Dichter und Staatsmann Meleager, in ſeinem Studierzimmer. Um ihn her hohe Büchergeſtelle und Büſten berühmter Männer, theilweiſe in Marmor ausgeführt. Eine dieſer Marmorbüſten war er ſelbſt, von einem ausgezeichneten franzöſiſchen Bildhauer in Meleager's Jugend gefertigt und Dieſem alsdann als Zoll der Verehrung zum Geſchenk gemacht. Unter den Bücher aber prangten vor Allen in prächtigen Einbänden die Werke Meleager's. Wie ſie nach und nach in verſchiedenen Formaten der bewundernden Leſewelt übergeben worden waren, hatte er ſie hier aufgeſtellt, etwas kindiſch mit dem eignen Ruhme ſpielend. Dazwiſchen an der Wand Lorbeerkränze, von ſchöner Hand dem Dichter verehrt; Mahagonybehälter mit Verdienſtmedaillen [illegible] Belobungsſchreiben, aus fürſtlichen Kabinetten an ihn ergangen; — es war ein glänzender und doch auch wieder zur Trauer nöthigender Anblick. Denn die Lorbeerkränze hingen welk, die Bänder daran ſchlaff und bleich. Wenn man aber den greiſen Meleager ſelbſt und ſeine Schickſale in's Auge faßte, dann gewahrte man erſt, daß die Lorbeerkränze und die Bänder mit der Zeit und mit Meleager einen weit richtigeren Schritt gehalten hatten, als die Bücher und die Büſten, die Medaillen und die Belobungsſchreiben, welche, wie es ſchien, in ewiger Jugend ſtrahlten. Meleager war nicht nur alt geworden, ſondern auch ſein Ruhm war noch vor ihm zu Grabe gegangen. Er hatte ſich überlebt. Noch vor einer Reihe von Jahren in Aller Munde, in Aller Händen, auf Komödien- und Konzertzetteln, in allen ausgegebenen Proſpekten neuer Blätter. Wer nur ein kleines Spänchen von dem reich ſchattenden Baume ſeiner literariſchen Produktionen ſchnitzen konnte, fühlte ſich glücklich dadurch. Ein Wort von ihm als Vorrede, eine Empfehlung von ihm an einen Buchhändler wurden mit Gold aufgewogen. Beſuche reihten ſich an Beſuche, die den berühmten Mann kennen lernen wollten. Es war ein Jubel und eine Freude. Es war! Trauriges Abſchiednehmen von dem Glanze des Lebens und von einem Höhepunkte des allgemeinſten Anerkenntniſſes, der nur eine Treppe abwärts kennt, die in's Grab.

(Fortſetzung folgt.)

Neueſte Bilder aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Jetzt, wo die Hyazinthen im Verblühen ſind, öffnet ſich, beſonders in dem einen der beiden Gärten, welcher einem Herrn Krauſe gehört, der überhaupt das Meiſte und Beſte auch für die Hyazinthen leiſtet, ein neuer herrlicher Anblick, der Tulpenflor, der, was Farbenpracht betrifft, ſeiner duftenden Schweſter weit überlegen iſt. Sachkenner verſichern einſtimmig, daß dieſe Tulpenflora in Europa ſchwerlich ihres Gleichen findet, aber dennoch wird ſie nicht ſo beſucht. Der bunte Schein befriedigt nur das Auge, und es iſt hier weit mehr Kennerſchaft und Liebhaberei nöthig, um zu dem Entzücken zu gelangen, welches die Hyazinthe ſo leicht verbreitet. Die Tulpe iſt eine ariſtokratiſche Blume, die Hyazinthe eine Demagogin, denn die billigſten und einfachſten duften am ſchönſten und erfreuen die arme Hütte mehr, wie die ſchimmernde Pracht, die nichts hat, als den Schein. Unſere Zeit aber will mehr, ſie drängt ſich an den realen Nutzen, und die Demagogie arbeitet ja überall jetzt an ihrer mächtigſten Hülfe, den Eiſenbahnen, dieſem neuen großen Kulturmoment der Gegenwart, von dem ſie Thaten hofft, gewaltiger eingreifend in die Räder der Zukunft, als was die Schärfe des Schwertes, die Macht des Gedankens und aller menſchlichen Erfindung, bisher bewirken konnte.

Die Bahn nach Potsdam iſt ihrer Vollendung nahe und ſoll am 3. Auguſt, dem Geburtstage unſeres Königs, eröffnet werden. Die Arbeiter nahen ſich unſeren Thoren, und der lebhafte Antheil treibt die Schaaren der Neugierigen jetzt hinaus, um mit eigenen Augen die wunderbaren Anſtalten eines Werkes zu ſehen, von welchem ſie ſeit Jahren ſo viel Erſtaunungswürdiges hörten. Man ſticht ſoeben den Lehmhügel durch, welcher von dem Monumente auf ſeiner Spitze der Kreuzberg genannt wird, und dies iſt vielleicht der ſchwierigſte Theil der ganzen Bahn, da man einen Hohlweg von wohl 30 Fuß Tiefe graben muß. Mit der gewonnenen Erdmaſſe führt man ſogleich die Dämme auf, auf denen die Bahn durch die Wieſenfläche bis zur Stadt und dem Bahnhofe läuft, und die Art, wie die belaſteten Wagen mit dem Material auf dem etwas geneigten Schienenwege von ſelbſt hinabrollen, gibt den erſtaunten Zuſchauern ein Vorſpiel zu dem, was kommen ſoll. In der nächſten Woche erwartet man die erſten Lokomotiven aus England, welche ſchon in Hamburg eingetroffen ſind, dann wird die Arbeit mit ihrer Hülfe ſich noch mehr fördern, und, obgleich die Eiferſucht und der Neid tauſend Gerüchte zu erſinnen wiſſen, daß die Vollendung der Bahn noch in weiter Ferne ſei, daß der Bau ſelbſt mangelhaft und ſchlecht betrieben werde, daß überhaupt keine ganz ſachkundige Männer an ſeiner Spitze ſtehen, und man Geſchichten allerlei Art in Umlauf ſetzt, die Direktion zu verdächtigen, ſo wird dennoch davon wenig Notiz genommen, und die lebhafteſte Erwartung knüpft ſich an dieſe erſte Bahn, und wünſcht ihr das beſte Glück um ſo mehr, da es mit allen den anderen projektirten Unternehmungen in Berlin ſehr übel ausſieht.

Die Verdächtigung der Geſellſchaften, welche ſich im vergangenen Jahre ſo ſchnell zu Bahnen nach Stettin, Breslau, durch Oberſchleſien, Halle und Minden u. ſ. w. bildeten, hatte den wohlwollenden Zweck, das Publikum vor unüberlegten Spekulationen zu warnen. Die Art und Weiſe, wie dies geſchah, traf aber die Unternehmungen ſelbſt und warf einen ſchlimmen Verdacht ſelbſt auf die Männer, welche ſich an die Spitze geſtellt und die Direktion gebildet hatten. Im gerechten Zorne traten dieſe zurück, und die Unternehmungen zerfielen in ſich, da überhaupt der Staat, ſeiner Privilegien und Regeln wegen, wenig Luſt zeigte ſie zu begünſtigen und vielen der bedeutendſten Staatsmänner vorgeworfen wird, abſichtlich jede mögliche Hemmung aufzuſuchen.

Wie dem auch ſein mag, ſo ſcheint man wenigſtens entſchloſſen zu ſein, die Einführung der Eiſenbahnen nur ſehr langſam zu bewilligen, und vielleicht ſpäter, wenn die Forderungen der Zeit zu dringend werden, ſelbſt einige zu bauen. Dieſer Entſchluß würde vielleicht auch für uns das Beſte ſein, denn nicht allein, daß man hier kein rechtes Zutrauen zu Privatvereinigungen hat, und von ihnen keineswegs die größtmöglichſte Billigkeit erwartet, welches offenbar die erſte Hauptbedingung jeder Eiſenbahn ſein muß, das Allgemeine würde auch ohnedieß dadurch gewinnen, daß dann der Staat keine Entſchädigungsſumme für ſein beeinträchtigtes Poſtregal fordern könnte, welches alle preußiſche Privatbahnen ſchwer bedrücken und vertheuern wird; endlich aber würde auch am beſten und einfachſten der heilloſe Aktienwucher verhindert, der überall ſo viel Unglück anrichtet. — In allen dieſen Beziehungen wird die Potsdamer Bahn ein neuer Hebel ſein, und friſchen Muth in die verſchüchterten Unternehmungen bringen, ja vielleicht auch den Staat zu raſcheren Entſchlüſſen bringen. Mögen dieſe ſein, welche ſie wollen, es iſt jedenfalls beſſer, als das jetzige Syſtem der künſtlichen Hinderniſſe und der beiſpiellos-ſchleppende Gang der Verhandlungen, wodurch Preußen, welches ſonſt gewohnt war, ſich an der Spitze der Kulturentwickelungen in Deutſchland zu ſehen, einen ganz veränderten Standpunkt erhält.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Zürich.

(Fortſetzung.)

Der Fiscus allein hat außer dem reellen Nachtheile einen bedeutenden ideellen Schaden in der öffentlichen Meinung erlitten. Oeffentlich manifeſtirte er ſeine Anſicht in dieſer Weiſe: „Dies ſei keine bloße Frage der Moralität, ſondern des dürren Civilrechts. Der Fiscus ſei dem Staate verantwortlich. Dieſe Verantwortlichkeit komme hierbei in hohem Grade zur Anwendung, wenn der Fiscus es vernachläſſigen wollte, dem Staate ein bedeutendes Vermögen zuzuwenden. Der Unterlaſſungsfehler wäre um ſo unverzeihlicher, als auf der einen Seite die Anſprüche des Fiscus geſetzlich begründet ſeien, auf der anderen Seite der bedeutende Betrag des Vermögens manche neue Steuern entbehrlich machen könne. Nur einzelne Privatindividuen dürften ſich dem Gefühle von Ehre und Unabhängigkeit hingeben, um ſolche Opfer zu empfehlen, welche mit der Wohlfahrt des Staates unvereinbar ſind. Es ſei engherzig, Zürich eine Entdeckung und Benutzung des Vortheils zu mißgönnen, da kein anderes Land ſolche Anſtrengungen mache, um die Volkserziehung, den Handel und die innere Communication zu befördern.“ — Alſo das überall hervorbrechende Streben des Radikalismus, ſich, durch welche Mittel es immerhin ſei, die Popularität zu bewahren.

Der ganze Streit hatte alſo zwei Hauptſtadien durchzumachen, die Anſprüche auf das ganze Vermögen, und die Anſprüche auf 10 Prozent Abzug von dem Vermögen.

1) Die Anſprüche auf das ganze Vermögen waren die unhaltbarſten, darum haben ſie auch die unglaublichſten Behauptungen und widerwärtigſten Bemühungen des Fiscus hervorgerufen.

Die Baſis der Operation war das Züricher Erbgeſetz: wenn ein Züricher Kantonsbürger ohne Leibeserben und ohne Teſtament ſtirbt, ſo fällt ſein Vermögen dem Staate anheim. —

Leibeserben hatte Hr. Naters nicht. Es kam alſo darauf an, ihn erſtlich als Kantonsbürger zu konſtatiren, und zweitens, das nun leider vorhandene Teſtament für ungültig zu erklären.

Ihn als Kantonsbürger zu erklären, hatte aber nicht allein die Abſicht, überhaupt das Heimfallsrecht zu begründen, ſondern auch die Ungültigkeitserklärung des Teſtaments zu erleichtern. Um nämlich ein Züricher Teſtament gültig zu machen, muß man daſſelbe unter gewiſſen Notariatsförmlichkeiten auf einer Züricher Gerichtskanzelei einregiſtriren laſſen, was natürlich bei dem in Amerika verfaßten, hauptſächlich auf England berechneten Teſtamente um ſo weniger geſchehen war, als Hr. Naters ſich fortdauernd als brittiſchen Unterthan betrachtete, und nach ausdrücklicher Beſtimmung des engliſchen Geſetzes betrachten mußte. Man denke ſich nun die Widerwärtigkeit der Geſinnung, das ihm zum Danke für ſeine Freigebigkeit freiwillig übertragene Bürgerrecht ſollte nun zum Vorwande dienen, ſeinen letzten Willen umzuſtoßen, und ſeinen Erben der Verlaſſenſchaft zu berauben; und dieſer Vorwand wird nicht etwa von einer Privatpartei gebraucht, die ſich von dem Teſtator ungerechter Weiſe übergangen glaubt, nein, von einem Staate gegen einen Privatmann; von derſelben Regierung, die jene Landrechtsurkunde als freiwillige Ehrenbelohnung dem Wohlthäter der Gemeinde ausſtellte, gegen einen Anverwandten dieſes ſelben gerühmten Mannes; von einer Staatsbehörde, um ein nach engliſchen, franzöſiſchen und amerikaniſchen Geſetzen gültiges und bereits von zwei mächtigen Staaten in Wirkſamkeit geſetztes Teſtament (deſſen beide Originalduplikate von des Teſtators eigener, gerichtlich anerkannter Hand von Anfang bis zu Ende geſchrieben und unterſchrieben waren), für ungültig erklären zu können.

Nun fand ſich zuerſt, jene Dorfbehörde in der Nähe Goldenbergs habe zwar Hrn. Naters das Gemeindebürgerrecht, ohne welches er kein Kantonsbürger ſein konnte, angeboten, er habe es aber nicht angenommen. Da ſollte nun der Reiſepaß nach Havre aushelfen, in welchem Hr. Naters als Bürger Zürichs aufgeführt war. Es fand ſich aber, daß dieſe Benennung nicht von ihm ausdrücklich nachgeſucht, ſondern damals eine ihm von der Kantonspolizei freiwillig erwieſene Höflichkeit geweſen ſei. Da ſollte die Bürgergemeinde Zürichs aushelfen: Dieſe habe den Antrag zur Ertheilung des Landesrechts an Hrn. Naters gemacht. Aber einerſeits hatte dieſelbe ihm ihr Gemeinderecht nicht ertheilt, und hätte ſie es ihm auch ertheilt gehabt, ſo wäre das gerade gegen die Ungültigkeitserklärung des Fiskus gegangen. Denn die Stadtbürger Zürichs genießen noch das Vorrecht, ihr Teſtament machen zu können, ohne es in einer Gerichtskanzelei eintragen laſſen zu müſſen.

Das Teſtament für untergeſchoben zu erklären, ging auch wegen des bereits im Auslande anerkannten Duplikats nicht. — Kurz! nach allen dieſen ſogearteten Verſuchen mußten alſo die Anſprüche auf das ganze Vermögen aufgegeben werden. — Intereſſanter wird es noch, wenn man daneben weiß, daß der Züricher Advokat des engliſchen Erben gerade Präſident (jetzt Vicepräſident) des großen Rathes war, und nun die Aufgabe und den Erfolg hatte, die aller Rechtlichkeit entbehrenden Sophismen des übereilten fiskaliſchen Pſeudopatriotismus zu widerlegen und unwirkſam zu machen. Die Sache erhält noch einen neuen Geſichtspunkt für die neurepublikaniſche Diplomatie, wenn man in einer Antwortsnote der Züricher Regierung an die engliſchen Geſandten die unbefangene Behauptung lieſt: „Es ſeien **keine beglaubigten authentiſchen Aktenſtücke vorhanden geweſen,“ nachdem ſchon drei Monate zuvor die Teſtamentsoriginalien, die Vollmachten und die gerichtlichen Zeugniſſe vorgelegt waren, „daß in England und Frankreich das ganze dort befindliche, Millionen betragende Vermögen dem Univerſalerben und Executor bereits ausgeliefert ſei.“ Durch die voreilige Beſchlagnahme waren nämlich bedeutende Verluſte entſtanden, indem mehrere Wechſel unrealiſirbar geworden waren, da mehrere Monate nach ihrer Verfallzeit die Zahler fallirt hatten, auch Zinſenzahlungen dadurch retardirt waren. Es blieben alſo nur noch übrig:**

2) **Die Anſprüche auf die 10 Procent des Abzugsrechts.** Nun war aber das Landgut Goldenberg nebſt dem Mobiliar nur auf 8000 Pfd. Sterling abgeſchätzt. Davon aber die 800 Pfd. zu erhalten, ſchien kaum hinreichend, um Prozeßkoſten, Schadenerſatz (der durch die Beſchlagnahme verurſachten Verluſte) und Reiſekoſten der Agenten zu decken, welche man nach England geſchickt hatte, um ſich über die engliſchen Geſetze und die ganze Erbſchaftsangelegenheit des Näheren zu erkundigen. Es machte alſo der Fiscus den neuen patriotiſchen Verſuch, nicht allein das Landgut und Mobiliar, ſondern das ganze Vermögen hinſichtlich der 10 Prozente in Anſpruch zu nehmen, und wenn auch nicht die liegenden Gründe, doch wenigſtens die in der engliſchen Bank liegenden und auf engliſchen Realitäten haftenden Hypothekengelder. Hiermit begann das zweite Stadium des Rechtsſtreites und hiermit auch der Uebergriff in die brittiſchen Territorialrechte, wodurch die engliſche Geſandtſchaft und Regierung in den Streit hineingezogen wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

*** **Gutzkow** im theilt Telegraphen für Deutſchland höchſt intereſſante Bruchſtücke aus einer Reliquie **Georg Büchner's**, einem **Luſtſpiele**, mit, welches vor zwei Jahren zur Preisconcurrenz nach Stuttgart geſchickt wurde, aber zu ſpät eintraf.

*** **Henotikon.** — Während Diejenigen, die an mehr oder weniger antiquirten Autoritäten feſthalten, ſich bemühen, die Spaltungen unter den Menſchen zu verewigen, trägt das Einigungsſtreben Sieg auf Sieg davon, und immermehr wird die Prägnanz jener Auguſtiniſchen goldenen Worte erkannt: »im Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem Liebe.« Dieſer Forderung entſpricht dann auch, daß die Einigungen, welche ſich als lebenskräftig erweiſen, auf völlig freie Weiſe durch die Geſelligung Einzelner zu Stande kommen. Das Leben gedeiht nur im Element der Freiheit. Als eine ſchöne Annäherung zu dem erwähnten Ziele begrüßen wir jenen ſeit bald vier Jahren beſtehenden Verein von nichtkatholiſchen Theologen, welcher Beiträge liefert zu der von Hrn. Hofprediger **Karl Zimmermann** herausgegebenen Zeitſchrift: »die Sonntagsfeier« betitelt. Unter den 56 Mitarbeitern ſehen wir Männer, die in vielem ſehr verſchiedenen Anſichten folgen (wie u. a. von Ammon und Träſeke, Bretſchneider und Ruſt, Röhr und Dewette), dennoch aber, wie der Hr. Hube in der Vorr. zu dem 3ten Bande bemerkt, »die Anſicht immer allgemeiner zu verbreiten hofft, daß ſie alle, die der evangeliſchen Kirche angehören, Chriſtum als ihr Oberhaupt, das Evangelium als den Grund ihres Glaubens, und das **freie Forſchen** auf dem Gebiete der Religion als ihr **unveräußerliches Recht** erkennen, alſo, ungeachtet aller Verſchiedenheit, in den **weſentlichen** Punkten Alle gleicher Anſicht huldigen.«

*** Profeſſor **Krug** hat in eine Leipziger Zeitung Folgendes einrücken laſſen: »**Ergebenſte Anfrage.** Warum hat man in München meine Schrift: »»Gregor VII. und Gregor XVI.«« confiscirt? Konnte man ſie vielleicht nicht widerlegen? Deſto ſchlimmer für die Gregore, aber deſto beſſer für mich! — **Krug.**« —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 127. 1838.

Phönix.

Dienstag, 29. Mai.

Täuſchungen.

(Fortſetzung.)

Neue Kräfte hatten Meleager'n überflügelt. Er ſelbſt hatte durch einige übelgerathene Arbeiten, Spätlinge ſeiner Muſe, dazu beigetragen, daß die früheren aus einem weniger günſtigen Geſichtspunkte betrachtet wurden und man ebenfalls nur noch einige derſelben — die aber kein Menſch mehr las — mit Achſelzucken als leidliche gelten ließ.

Meleager war noch als Mann von der Ewigkeit ſeines Ruhmes überzeugt geweſen. Er hatte Homer und Sophokles in ſich verbunden gefühlt, und erbärmliche Schmeichler — Verderber der Fürſten und der Dichter — waren ihm hierin behülflich geweſen.

Nur Zweierlei tröſtete jezt Meleager'n, der, obgleich in Folge ſeines hohen Alters etwas geiſtig geſchwächt, doch unmöglich den veränderten Zuſtand ſeines Ruhmes und ſeiner Anerkennung durchs Publikum überſehen konnte, über ſeine Täuſchungen. Es war dieſes ſein hoher Rang als Staatspenſionär und der Umgang mit ſeiner Nichte Eliſe. Dieſes liebenswürdige Märchen brachte ihm den größten Theil ſeiner längſt entſchwundenen Ruhmesjugend zurück. Wenn ſie am Klavier ſeine Lieder ſang, wenn ſie ihm bei der Lampe ſeine Dramen vorlas, wenn ſie ihm die Geſchichte der Lorbeerkränze oder des franzöſiſchen Bildhauers erzählte, der ſeine Büſte gefertigt, dann träumte er ſich wieder in vergangene Zeit. Das Kanapee, das jezt ſo leer ſtand, füllte ſich ihm wieder mit Beſuchen. Er hörte den Tritt der Kommenden auf der Treppe, auf dem Teppich. Ach, und noch eine Knoſpe ſprang wieder. Die der erſten Liebe. Wenn Eliſe ſo Schönheit- und Freudeglühend ihm gegenüber ſaß, dann gedachte er gern ihrer Mutter, die er, nach ausgetobtem erſten Ruhmesrauſche, hatte kennen lernen, nachdem ſie ſchon mit ſeinem jüngeren Bruder verlobt war, der ſie denn auch bald darauf zum Altare führte. Bruder und Geliebte waren unterdeſſen geſtorben und Beide hatten ihm ihr theuerſtes Erbtheil, ihr Kind, zurückgelaſſen.

Meleager ſah auch Woldemar'n bisweilen bei ſich, aber nur ſelten. Woldemar langweilte ſich bei Meleager und Meleager hatte die Meinung von Woldemar gefaßt, daß er niemals als Juriſt viel taugen werde. Wahrſcheinlich war dieſe Meinung ſehr richtig. Aber der Grund dazu konnte Manchem inſoferne lächerlich erſcheinen, als Meleager einen ſelbſtſtändigen Tadel darin fand. Es war der, daß Woldemar dichte.

Dieſer Punkt kam auch wieder zur Sprache, als am Abende deſſelben Tages, nicht lange vorher, da ſie mit einer mütterlichen Freundin zum Balle fuhr, Eliſe ſich bei ihrem Oheim befand und mit ihm von den Begebenheiten des Tages koſte.

„Alſo Woldemar war bei Dir? Ein hübſcher Mann. Schade nur, daß er ſich mit dem Verſemachen abgibt.“

„Warum Schade, lieber Onkel? Sie thaten es ja auch in ihrer Jugend und freuen ſich jezt noch an Ihren Gedichten.“

„Nimm dem Gefangenen die Feſſel, welche er durch's Leben trug, und er wird ſich unglücklich fühlen. Wahr bleibt es demungeachtet, daß er ſie beſſer niemals getragen hätte. Dieſes Dichten ſtumpft ab für das Ergreifen der Auſſendinge, wie ſie nun einmal wirklich ſind, macht unfähig zu Geſchäften, bedroht den Staat, untergräbt den Wohlſtand, zerrüttet die Familie.“

„Und doch haben Sie auch darin die beſten Gegenbeweiſe geliefert. Als geachteter und reicher Staatsmann ſtehen Sie am Ziele. Apoll bildete in Ihnen nicht nur den Dichter, ſondern auch den Städteerbauer.“

„Mußt Du denn immer mich nennen? Keine Regel ohne Ausnahme. Genug, Woldemar wird niemals ein guter Geſchäftsmann oder überhaupt ein taugliches Subjekt, weil er ein Dichter iſt. Der Staat hat Prämien auf die Vertilgung der Wölfe geſetzt; wer brauchbare Kuhpockenlymphe bringt, ſoll Belohnung erhalten. Es wäre beſſer, er vertilgte poetiſche Köpfe und ſetzte Prämien auf Lymphe, welche vor Anſteckung von böſen politiſchen Grundſätzen bewahrt!“

Meleager wurde heftig und Eliſe ſchwieg. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß, wäre Meleager noch auf der Höhe ſeines Dichterruhmes geweſen, er ſchwerlich ſo geringſchätzend von dem Werthe poetiſcher Produktionen geredet hätte. Gekränkte Eitelkeit war zum Theil Schuld daran. Und doch fand man ſich geneigt, gerade dem alten Manne zu verzeihen und nur das Tragiſche eines Verhältniſſes, eines Conflikts dabei in Erwägung zu ziehen, wie ihn auch andere Dichter, namentlich Haller, deſſen Ruhmesſonne, als ſein Leben unterging, doch noch hoch am Himmel ſtand, erfahren mußten.

Uebrigens war Woldemar ſehr unſchuldig in den Ruf eines Poeten bei Meleager gekommen. Er hatte zur Feier von Eliſen's letztem Geburtstage einige Verſe gedichtet, die ſich auf goldgerändertem Poſtpapier ganz artig ausnahmen, aber ſonſt nicht viel bedeuteten. Genug für den greiſen Mann, der zuletzt die Stelle eines Polizeipräſidenten bekleidet hatte und mit dem Charakter eines Geheimepolizeipräſidenten in Ruhe geſetzt worden war, hier Anzeigen einer recht reich aſſortirten Poetenwirthſchaft wahrzunehmen, ungefähr ſo, wie einzelne, hinter einem Walde aufſteigende Räuchlein, vielleicht von Knaben veranlaßt, die am Bache ſpielten und etwas Geniſte in Brand ſteckten, als Brandzeichen der hölliſchen Zigeunerwirthſchaft gelten, welche man — irrig — in der Nähe vermuthete und worauf die heilige Hermandad Jagd macht.

Der Ball war herrlich ausgefallen. Die Stadt dröhnte noch vom Nachhall ſeiner Entzückungen und zwiſchen Woldemar und Eliſen ſchlang ſich von da an immer entſchiedener das Band zärtlicher Verſtändigung. Woldemar hatte ſich noch nicht erklärt, aber es ſchien auch kaum nöthig. Wie gewöhnlich, war der Wirklichkeit das Gerücht ſchon vorausgeſchritten. Freundinnen zogen auf, Freunde beriefen. Man wurde roth, ſchwieg erſt, widerſprach dann, ſchwieg wieder. Dies iſt der gewöhnliche Inſtanzenzug in ſolchen Dingen bei Frauen. Der Mann hat noch eine: daß er nämlich ein Lachen erſt unterdrückt und dann freigibt. Aber Mann wie Frau ergötzen ſich immer bei ſolchen Neckereien. Wie die alten Deutſchen die Mutter Sonne am Oſterfeſte mit lautem Zurufe begrüßten, ſo begrüßen dieſe Neckereien am heiligen Oſtertage des einzelnen Menſchenpaares die aufgehende Liebesſonne. Freilich zeigt ſich manchmal nachher, daß ſie blos ein vorausgegangenes Scheinbild der wirklichen Sonne war und daß unterdeſſen herbeigezogene Wolken die wirkliche niemals ſehen ließen. Aber das that dann keinen Abtrag dem einmal mit Lebhaftigkeit Gegebenen und Genommenen.

Eliſe war um dieſe Zeit doppelt liebenswürdig. Auch Woldemar ſchien alle Pfeile ſeines heftigen Weſens völlig bei Seite gelegt oder ſie doch zu Geſchoſſen umgeformt zu haben, wie ſie der Amor von Raphael Mengs ſchalkhaft lächelnd in der Hand hält.

Eliſe nahm Anſtand, auch nur andeutend mit ihrem Oheim Meleager über die Sache zu ſprechen, obgleich ſie jeden Augenblick eine Erklärung Woldemar's erwarten konnte. Sie kannte ihres Oheims Abneigung gegen Woldemar, aber auch, wenigſtens was die poetiſchen Eigenſchaften Woldemar's betraf, den Ungrund derſelben, und fürchtete ſich, vielleicht ein noch entſchiedeneres Gefühl der Mißſtimmung zu erregen, wo das vorhandene, war einmal die Angelegenheit poſitiv entſchieden, durch genauere Bekanntſchaft leicht beſeitigt werden konnte. Dabei hat das Abwarten etwas ſo Anziehendes, unſere Klugheit, wie unſere Trägheit, ſind ſo ſehr dafür, daß wir gern der morgenden Sonne Das zu thun überlaſſen, was wir unter der heutigen ſelbſt hätten thun können und vielleicht hätten thun ſollen.

Das Frühjahr war gerade in dieſem Jahr ungewöhnlich ſpät hereingebrochen. Lange hatte der Winter gleich einer böſen Krankheit die Erde, die ſiechende, heimgeſucht und er entfernte ſich nur langſam, ſtets mit Recidiven drohend. Aber da begehrte endlich das Nothwendige ſein Recht. Wie mit einem Zauberſchlage verſchwand das dürre Laub von den Zweigen der Waldbäume und friſches, reiches, kaum entfaltetes, beſetzte ſeine Stelle. Die Hainbuche ſchlug ihre kleinen gefalteten Blätter leiſe auf, wie ſchüchterne Kinder in der Schule mit ihren ABC-Büchlein thun. Die Schlehen ahmten ſcherzend den Schnee des Winters nach und einzelne Obſtbäume, aus ihrer ſonſtigen Gravität herausfallend, verſuchten es ebenfalls. Die Lerche ſchwirrte aus der jungen Saat zu heiteren Lämmerwolken auf. Der Kukuk rief. Der Reps zog ſeine langen gelben Furchen den Hügel hinan. Leiſe grüne Wellen trieb der See. Auf dem Waldboden hin kräuſelten die abgeſtreiften Knospenhüllen, leicht und hellbraun. Schon keimten und ſprießten die Blumen, die den Maitrank brauen helfen, und Bienen flogen heran, um, wie es ſchien, die Blüthen mit ihren bärtigen kleinen Lippen ſchneller zu öffnen. Es war ein Wehen und Summen und Koſen, unendlich ſehnſüchtig und doch ſo reicher, rührender Befriedigung voll, daß man deſſen ebenſowenig ſatt werden konnte, als Lücken dabei in ſich wahrnahm.

(Fortſetzung folgt.)

Neueſte Bilder aus Berlin.

(Fortſetzung.)

Der Dampf treibet das neunzehnte Jahrhundert weiter, und auch hier vermehrt ſich jährlich die große Zahl der Maſchinen, deren geregelte Kräfte die Menſchen entbehrlich machen. Seit einigen Jahren ſind am oberen Theile der Spree ganze Reihen von Fabrikanlagen entſtanden, aus welchen die hohen Obelisken der neuen Zeit emporſteigen. Dieſe neue Dampfkultur droht mehr als einem alten Gewerbe den Untergang, und verändert ſelbſt den Anblick des Lebens. Sonſt war Berlin rings von Windmühlen umgeben, jetzt erblickt man wenige mehr, denn drei große Dampfmühlen arbeiten wohlfeiler und beſſer, und die Kunſt macht ſich von der Willkühr der Elemente frei. — Die großen Waſſermühlen, welche den Hauptſtrom der Spree verſperren, ſind vor einiger Zeit auch der Raub einer ſchrecklichen Feuersbrunſt geworden, die ſechzehn Menſchen das Leben koſtete, und man glaubt nicht, daß ſie wieder erbaut werden; man wird ſtatt ihrer Dampfmühlen anlegen, und dieſe kann man in Gegenden errichten, wo nicht, wie hier, die ungünſtigſte Lokalität jedes Unglück erhöhen muß. — Dieſe Mühlen lagen nämlich hinter einer ſehr ſchmalen und belebten Straße, der Mühlendamm genannt. Unter dieſem Damme rauſcht die Spree fort, auf ihr ſtehen die Häuſer auf Pfälen und Pfoſten, und hinausgeſchoben in den Strom lagen die Mühlen als ein Anbau, deſſen enge Eingänge nach der Straße liefen. — Abends wurden die Mühlen verſchloſſen, um bei der beſtehenden Mehlſteuer Defraudationen zu vermeiden, und die königlichen Mühlenmeiſter hatten ihre Wohnungen über den Mühlen ſelbſt, im zweiten Stockwerk hoch auf dem Strome. — Nach der Erzählung des einzigen Mühlknappen, der ſich rettete, war das Feuer entſtanden, indem ſich der obere Mahlſtein eines Ganges an der Holzeinfaſſung gerieben hatte. Das trockene alte Holz fing Feuer, und der feine Mehlſtaub, der überall umherliegt, verbunden mit den Spinnengeweben, welche in den Mühlen überall, trotz des Polizeiverbotes, reichlich zu finden ſind, verbreitete die Flamme in wenigen Minuten über das ganze Gebäude. Nicht die Flamme, welche erſt ſpäter verheerte, aber der erſtickende Qualm tödtete die Eingeſperrten, ehe ſie nach den erſten unglücklichen Rettungsverſuchen ſich ſelbſt zu retten vermochten, und ſo verſchwanden zwei ganze Familien mit ihren Angehörigen und Dienſtleuten. Andere Glücklichere in den Vordergebäuden retteten zwar das nackte Leben durch einen beherzten Sprung aus den Fenſtern, verloren aber Alles was ſie beſaßen, reiche Waarenmagazine brannten aus, und nur mit der größten Anſtrengung wurde man Herr der Flammen, nachdem die Mühlengebäude und drei Häuſer in Aſche gelegt waren. Wäre das Feuer einige Wochen früher entſtanden, als noch der ſtrenge Froſt herrſchte, ſo würde der ganze Mühlendamm mit allen ſeinen reichen Gewölben, rettungslos verloren geweſen ſein. — So weiß der Menſch aus großem Unglück immer noch das Glück aufzufinden, und Glück und Unglück, die großen Polſterne des Lebens, haben ſich vielfach auch hier wieder geltend gemacht. So z. B. bat die Frau des einen Mühlenmeiſters ihr abziehendes Dienſtmädchen, es war am 2. April, dieſe Nacht zum Dritten noch bei ihr zu bleiben. Das Mädchen willigte ein, und ihre Nachfolgerin, die gegen Abend erſchien, ward abgewieſen und auf morgen beſtellt. Dadurch ward ſie gerettet und ihre Stellvertreterin verbrannte. In der anderen Familie war auch das Dienſtmädchen gewechſelt, und ihre Habſeligkeiten wurden von ihrem Geliebten, einem ſchmucken Grenadier, in die neue Wohnung gebracht. Eine Gefälligkeit iſt der anderen werth, es mochte wohl ſpät geworden ſein, die Mühle war geſchloſſen und der Soldat ſchlief in den Armen der Liebe ein, um nicht wieder zu erwachen. Beide verbrannten, und wahrſcheinlich würde der arme Teufel als Deſerteur betrachtet und ſein Name an den Schandpfahl geſchlagen worden ſein, hätte man beim Aufräumen des Schuttes nicht die Uniformknöpfe mit der Kompagnienummer gefunden, und nun ſich den Zuſammenhang erklärt. Ein beſſeres Glück hatte ein junger Maler, der in einem der Vorderhäuſer wohnte. Er hatte ſeit Jahren fleißig gearbeitet und geſpart, um nach Paris zu gehen und dort weiter zu lernen, am nächſten Tage will er abreiſen, die Summe Geld zählt er mit glänzenden Augen beim Schlafengehen, und legt endlich Alles in ſeinen Hut. Unter träumeriſchen, glücklichen Plänen für die Zukunft ſchläft er ein, und erwacht von dem furchtbaren Feuergeſchrei. Die rothe Glut leckt an ſeiner Thür, die Treppen brennen, er iſt halb erſtickt von dem entſetzlichen Qualm. So fliegt er zum Fenſter, er iſt im Begriff hinauszuſpringen, als ihm ſein Schatz, ſeine Reiſe, ſeine Pläne und Zukunft einfallen. Mit dem Entſchluß eines Verzweifelnden ſpringt er in den feurigen Qualm zurück, er tappt auf dem Brette umher, ſehen kann er nicht, aber das Glück begünſtigt ihn, er findet was er ſucht, ſpringt faſt erſtickt zum Fenſter zurück, klemt den Hut mit den Zähnen zuſammen, wagt den Sprung hinab, und iſt auf der Straße. Zwar ſind ſeine Füße ſchwer verletzt, und man muß ihn in die Wohnung eines Freundes tragen, und außer dem Hemd, das er trägt, hat er nichts gerettet, aber er hat ſein Geld und ſeine Zukunft und das iſt genug zum Jubel. — Noch verhängnißvoller ging es einem Kaufmann, der ſich und ſeine hochſchwangere Gattin retten will und trotz aller Anſtrengung die eiſenbeſchlagene Thür nicht öffnen kann, welche die Hitze von Außen ſchon verbogen hat. Das Zimmer iſt ganz voll dichtem Rauch, der Alles zu erſticken droht, ſeine Frau und Kinder ſchreien nach Rettung, da ſtemmt er mit der letzten Kraft der Verzweiflung ſich noch einmal dagegen. Nun bricht die Thür aus dem Schloß und er trägt Frau und Kinder nackt und blos hinaus. — Solcher Scenen gab es manche, aber ein entſetzlicher Anblick waren die traurigen Ueberreſte der Verbrannten, welche von den Gluten zu unförmigen Häufchen zuſammen geſchrumpft waren, an welchen man kaum mehr eine menſchliche Form erkennen mochte.

(Schluß folgt.)

Tageschronik aus Paris.

(14. Mai.)

Die Benefizvorſtellung der beiden Schweſtern Thereſe und Fanny Elßler hat vorletzten Samſtag in der großen Oper ſtattgefunden und iſt nicht weniger brillant ausgefallen, als die vorhergehenden Benefizvorſtellungen der Madame Noblet und Madame Damoreau. Das definitive Eintreten der ſchönen Jahreszeit hatte auf den weiblichen Theil der Verſammlung einen erquickenden Frühlingseinfluß ausgeübt; man konnte nicht leicht einen Verein von graziöſeren, friſcheren und blühenderen Toiletten ſehen. Die Einnahme ſoll ſich auf 30,000 Franken belaufen haben; den Contremarkenhändlern iſt noch am Schluß der Winterbühnenſaiſon ein guter Fang in die Netze gerannt; man hat Billete um fabelhafte Preiſe verkauft. Die beiden Schweſtern hatten aber auch ihr Beſtes gethan, um die Vorſtellung pikant zu machen; die Unterſtützung und Mitwirkung der beſten Künſtler der Hauptſtadt hat ihnen nicht gemangelt. Die Comédie française eröffnete den Abend mit dem zweiten Akt von Figaro, wo Menroſe und Mademoiſelle Mars lebhaft beklatſcht wurden; namentlich erregte das Compliment des Grafen Almaviva an die Suſanne: **Vous jouez parfaitement la comédie** endloſes Bravogeſchrei im Paterre. Dieſe Beifallsbezeugungen für die ehrwürdige Matrone Mars als ſechszehnjährige Suſanne hat wirklich etwas Rührendes. Madame Damoreau ſpielte den Pagen Cherubin mit vieler Schalkhaftigkeit. Nach der ſchönen Finalſcene der Lucia di Lammermoor, worin Duprez ſeine Meiſterſchaft bewährte, kam das neue Ballet, von Thereſe Elßler komponirt, an die Reihe. Man war ungemein geſpannt auf dieſe Compoſition; die gefeierte Künſtlerin hatte bereits einige ſchöne Proben ihres Talentes in der Zeichnung mehrerer Pas für ſich und ihre Schweſter abgelegt; allein das neue Ballet, *la Vallière* oder *les Oiseaux de Boccace* betitelt, von Caſimir Gidde in Muſik geſetzt, fand eben keine günſtige Aufnahme; die Urſache davon liegt nicht ſowohl an der Compoſition des Ballets, welche ebenſo viel, wo nicht mehr werth iſt, als tauſend andere, ſondern an der Natur des Gegenſtandes. Wie ſchon der zweite Titel zur Genüge andeutet, iſt das Süjet der italieniſchen Erzählung entnommen, welche Lafontaine unter dem Titel: les oies du frère Philippe überſetzt hat. Die Erzählung iſt blos herumgedreht worden; anſtatt eines jungen Bauerburſchen iſt es ein naives Mädchen, dem man weiß macht, daß eine Hälfte des Menſchengeſchlechtes der Vogelgattung angehöre. Dieſe Arten von Fabeln paſſen nicht für die Bühne; die Unwahrſcheinlichkeiten, welche ſich unſer Geiſt über dem Leſen recht gern gefallen läßt, erſcheinen anſtößig und albern, wenn ſie uns vor Augen geführt werden, daß wir ſie mit Händen greifen können. Ein Pas in der dritten Scene wurde enthuſiaſtiſch applaudirt; die beiden Schweſtern tanzten dieſen Pas aber auch mit einem ſo wunderbaren Enſemble und Zuſammenklang, daß man glaubte, die vier Beine hebten und ſenkten ſich nach einem und demſelben Impuls. Wenn dieſer hinreißende Pas anſtatt des gewöhnlichen Tanzſtückes, an's Ende des Ballets verlegt worden wäre, ſo hätte er unzweifelhaft die beſte Wirkung für's Ganze gehabt. Beim Herunterlaſſen des Vorhangs wurden einige lärmende Zeichen des Mißfallens laut; wie es ſcheint, verliert ſich die alte franzöſiſche Galanterie zugleich mit der Religion und den Vaudevilles. Die deutſche Sitte, hübſche Gemälde von lebenden Perſonen darſtellen zu laſſen, welche durch den Einfluß der Elßler nach der großen Oper verpflanzt wurden, brachte keinen beſonderen Effekt hervor; zu bemerken iſt, daß die Damen, welche das Decameron von Winterhalter aufführten, nicht alle gleich hübſch waren; die komiſchen Pochaden nach Pigal von Vernet, Arnal und dem jüngeren Lepeintre dargeſtellt, machten doch wenigſtens herzlich lachen, wozu das Gebährdenſpiel jener drei Farceurs viel beitrug. — In der letzten Woche haben die übrigen Theater wieder angefangen, ſich zu rühren; jedoch bringen die Direktionen beinahe lauter Lückenbüßer. Im Vaudeville: Mademoiſelle d'Alvigny, Vaudeville in 1 Akt von J. Arago; ein Dragonerſpaß mit geiſtreichen Details. Ein Witzbold von Officier ſprengt in dem Regimente das Gerücht aus, der Lieutenant von Alvigny ſei eine Frau, welche die Rolle ihres Bruders ſpiele. Ein Brief aus Bordeaux, das unbärtige Geſicht und die zarten Geſichtszüge des Lieutenants machen die Sache wahrſcheinlich und daraus entſtehen zahlreiche Quodlibets, Verwechslungen, Streitigkeiten, ein Zweikampf und der Quaſ[illegible]ch der Heirath des Lieutenants mit der Tochter des Hauptmanns. Glücklicher Weiſe kommt die Wahrheit an den Tag, und Herr von Alvigny erobert mit der Spitze des Degens ſein Geſchlecht, ſeine Braut und die Achtung ſeiner Kameraden wieder. — Im Gymnaſe: Une vision, Vaudeville in 1 Akt von Herrn Théaulon und Biéville, die zum zehnten, zwanzigſten Male herumgedrehte Fabel Pygmalions, welche hier einem ſpaniſchen Maler mit einer ſchönen Gräfin paſſirt. — In den Variétés: Le mariage en capuchon, Vaudeville in zwei Akten von Hrn. Corman, nach dem Spaniſchen, wie der Anſchlagzettel beſagt; eine höchſt verwickelte Liebesgeſchichte; das Ende des erſten Aktes und der ganze zweite Aufzug ſind ſehr unterhaltend; das Stück fand Beifall. — Die Porte Saint⸗Martin hat ein neues Drama in 5 Akten gebracht, Matéo betitelt und von Herrn Laurencin Chapelle verfaßt. Eigentlich iſt dies Stück weder ein Drama, noch eine Comödie, ſondern beides zugleich; Luſtſpiel der Form nach, und Trauerſpiel dem Stoffe nach; es iſt mit groſer Bühnenkenntniß behandelt; der zweite und vierte Akt ſind am bemerkenswertheſten und wurden heftig applaudirt. Matéo, der Hauptheld des Stücks, iſt ein florentiniſcher Abenteurer, welcher abwechſelnd Soldat, Schauſpieler, Wirthshausſchildmaler geweſen und ſich nunmehr an ſeinen Wohlthäter und Lehrer Reynolds, einen hoffnungsvollen Künſtler, angeſchloſſen. Er will die Tochter ſeines Wohlthäters aus einem Kloſter retten; dieſe Tochter, Stella, iſt nämlich die ſündliche Liebesfrucht des jungen Reynolds und einer vornehmen, verwittweten florentiniſchen Gräfin. Als Stella herangewachſen, will ſie ihr Großvater mit einem alten Edelmann verheirathen; ſie liebt aber einen jungen Künſtler Juliani. Matéo ſchleicht ſich unter einer Verkleidung in's Kloſter, enthüllt Stella das Geheimniß ihrer Geburt und beredet ſie zur Flucht. Ein Spion, Venetti, hat ſie belauſcht; Stella wird zu ihrem Großvater gebracht und alle Anſtalten zur Hochzeit gehen vor ſich. Matéo bewirbt ſich um die Duennaſtelle bei dem jungen Mädchen, erhält ſie und entführt Stella nach Livorno, wo ſie nach vielem Ungemach glücklich entkommen. —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

•*• Tafel contra Strauß. — Nachdem Proteſtanten, Reformirte, ſogar Katholiken ſich mit Bekämpfung des Dr. Strauß viel zu thun gemacht — und nachgerade faſt erſchöpft haben, kömmt ihnen jetzt ein Swedenborger zu Hülfe. Hr. Univerſitätsbibliothekar Dr. Tafel, der eifrige Apoſtel des ſchwediſchen Viſionairs, hat eine Schrift erſcheinen laſſen, deren Titel nicht nur ihre Tendenz, ſondern zugleich auch, was ſehr bequem iſt, ihr — Urtheil ausſpricht. Sie iſt überſchrieben: „Die durchgängliche (sic) Göttlichkeit der heil. Schrift, oder der tiefere Schriftſinn der Selbſtbeglaubigung des Wortes Gottes, und die innere Unhaltbarkeit ſowohl der blos buchſtäblichen, als der natürlichen und der myſtiſchen Schrifterklärung" u. ſ. w. Bekanntlich iſt der ächte Schlüſſel zur Erklärung der Bibel — mittelſt Entſprechungen (correspondencies) erſt vor noch nicht hundert Jahren dem berühmten Swedenborg von Jehovah⸗Chriſtus offenbaret worden! —

•*• Berliner Blumenlotterie. — Die Kunſtgärtner Fauſt und Monwes zu Berlin haben im vorigen Winter in ihrem Lokale 27,400 Töpfe mit Blumen verlooſ't. Zu Ende des vor. Mon. ſtanden bei ihnen nicht weniger als 600,000 Hyazinthen in Flor, und wohl eben ſo viele bei dem neben ihnen wohnenden Kunſtgärtner Krauſe. In ſchönſter Eintracht ſtanden hier die General⸗Staaten und Isle blanche, Gellert und Voltaire, der ſchwarze Quintin Durward und der weiße grand vainqueur, — neben der grande vedette — die blaue Mademoiselle de la Vallière umgeben von dem ami du coeur und — dem bien aimé, und neben der ſtolzen Madame Pompadour der vielbeblümte reiche Mars.

•*• Die Kunſtausſtellung zu Paris. — Der diesjährige Katalog bietet, verglichen mit dem vorjährigen, folgende Zahlergebniſſe:

	1837		1838
Gemälde	1805	—	1807
Bildhauer⸗ und Gußarbeiten . .	431	—	182
Architektoniſche Zeichnungen . .	37	—	33
Kupferſtiche	61	—	54
Lithographieen	36	—	16

•*• *Swiat dramatyczny*, d. h. dramatiſche Welt, iſt der Titel einer ſeit Anfang d. J. in Warſchau von Adalbert Szymanowsky herausgegebenen periodiſchen Schrift, welche vorzüglich dem Theater und ſeiner Chronik gewidmet iſt, doch auch literariſche, geſchichtliche, novelliſtiſche und humoriſtiſche Artikel enthält. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 128. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 30. Mai.

Täuſchungen.

(Fortſetzung.)

An einem ſolchen wonnigen Frühlingstage hatte die ſchon erwähnte mütterliche Freundin Eliſen's dieſe nebſt Woldemar und noch anderen Bekannten gleichen Alters zu einem Spaziergange in ein benachbartes Dorf eingeladen. Man ſpielte dort, lachte, tanzte. Die Luſt war allgemein und faſt zu ſpät dachte man an den Aufbruch. Erſt die kleine Anhöhe hinunter, wo die Mädchen ſich haſchten, dann den hohen Buchenſchlag entlang, auf deſſen oberſten Spitzen die Strahlen der untergehenden Sonne ruhten, nachher durch den Wieſengrund, an dem kleinen ſchlängelnden Bache hin, — überall war Anlaß genug, ſich zu vereinzeln. So thaten auch Eliſe und Woldemar. Doch nur ſo lange, um ſich zu finden, und, in ſcheinbar unbedeutenden Geſprächen, den Weg gemeinſchaftlich zu nehmen. So zogen ſie ſich nebſt den Uebrigen vom Bache weg, den kurzen Hohlweg hinan, wo, während ſie ihn durchſchritten, einzelne Eichen ſich auf dem in roſiger Glut ſtehenden weſtlichen Himmel kräftig hervorhoben, und, einige Augenblicke nachher, die vor ihnen ausgebreitete Landſchaft in tauſend Reizen prangte. Noch ein kleines Birkenwäldchen, und ſie traten, in der Mitte der Uebrigen, aber nicht dieſe bemerkend, als Selige aus den Schatten des heiligen ſchönen Maiabends. Die Sonnenſtrahlen, welche noch vor einer Viertelſtunde die Knospen der oberſten Baumwipfel aufgeküßt hatten, waren nun, auf den Gipfeln der Berge, zum rothen feuerfarbigen Schleier geworden, der herüber wehte nach zwei lächelnden Menſchengeſichtern und ſie mit dem Anhauche ſeiner Wärme und ſeiner Glut verſah. Woldemar hatte Eliſen ſein Herz eröffnet und ſie hatte — ſelig verſtummend — nicht Nein geſagt.

Es war am Tage nach dieſem Spaziergange, als Eliſe wieder in dem Studierzimmer ihres Oheims ſaß. Der Greis befand ſich heute wohler, als vorher lange Zeit, er hatte geſcherzt, von den Zeiten ſeines jugendlichen Schriftſtellerthums erzählt. Alſo auch von dieſer Seite her kamen die Umſtände einem Geſtändniſſe Eliſen's entgegen, was nicht länger mehr zurückgehalten werden konnte.

Meleager hatte Eliſen gebeten, ihm etwas vorzuleſen. Wohin man ſah, blühte der Frühling. Vor der Thüre, die nach dem Garten führte, vor dem Fenſter, das nach der Straße hin ging, ſelbſt in's Fenſter herein, das heute dem warmen Sonnenſtrahle geöffnet war, winkte der neue, hyacinthengeſchmückte Gaſt. Auch der Kanarienvogel, im Goldbauer ſpielend und durch ſeine Geburt ſchon zu ewiger Knechtſchaft verdammt, fühlte die Nähe des Frühlings und der Freiheit. Er ſchmetterte ſein Lied in hellen Tönen nach den Hyacinthen hinüber. Eliſe aber holte Kleiſt's Frühling vom Bücherſims und las:

»Auf roſenfarb'nem Gewölke, bekränzt mit Tulpen und Lilien,
Sank jüngſt der Frühling vom Himmel.«

Meleager horchte dieſen und den folgenden Zeilen andächtig. Wie wir beim Beginn dieſer Geſchichte Eliſen ſich wonnig, ſelbſtzufrieden und doch ohne alle Eitelkeit im Spiegel wiederſtrahlen ſahen, ſo ſtrahlte des alten Meleager noch übrig gebliebenes poetiſches Sein, von aller Eitelkeit abgethan, in dieſem milden, warmen Spiegel ſo wahrer Beſchreibungen und Empfindungen.

Als die Zeilen kamen:

„Ihr, deren zweifelhaft Leben, gleich trüben Tagen des Winters,
Ohn' Licht und Freude verfließt, die ihr in Höhlen des Elends
Die finſter'n Stunden verſeufzt, betrachtet die Jugend des Jahres;
Werft jetzt die Augen umher, laßt tauſend farbige Scenen
Die ſchwarzen Bilder verfärben!“

da hob ſich des alten Meleager Blick, unter den ſchneeweißen Augenbrauen hervor, begeiſtert zum Himmel. Er ſchien wieder er ſelbſt, der mächtige, gedankenſchmiedende Poet, nur in rührender Ueberſetzung aus einem Achill oder Hektor in einen Priamus.

„O dieſer Kleiſt!“ rief er. „Welche Wahrheit, welche Sanftheit, welch Wellenſchlagen der Sprache, bei ſo viel Kraft und Stetigkeit der Empfindung! Ja, er zog ein glückliches Loos! Im Brauſen der Schlacht, in der Fülle der gediegenen Manneskraft zu ſterben, iſt das nicht beneidenswerth! Ihm legte ſich mit Recht der Lorbeer auf ſeine Bahre, denn jener Lorbeer war noch grün und kühl. Ihm funkelte mit Recht der Degen, den achtungsvolle Feindeshand der Leiche des Gefangenen geliehen, hoch vom Sarg, denn er hatte ihn geſchwungen, bis die zerſchoſſenen Knochen ihm ihren Dienſt aufkündigten. Ihm ſchallte mit Recht die Klage nach, denn er hatte, dahingebend, den Frühling ſeiner eigenen poetiſchen Exiſtenz mit ſich genommen. Gewiß, bis auf die neueſte Zeit ſchlug kein Herz mehr unter einer Uniform, das ſo warm und ſo menſchlich, ſo dichteriſchen Feuers voll und ſo tapfer, ſo freiheitliebend und ſeinem Fürſten ſo treu ergeben geweſen wäre; dieſe beiden letzten nicht in der lächerlichen Kopulation, wie wir heut zu Tage, von der einen wie von der anderen Partei lügneriſch ſie zur Schau tragen ſehen, und wie ſie überhaupt nur noch für jene Zeit vor'm politiſchen Sündenfalle der Völker und ihrer Führer auf dem Kontinente möglich war.“

Dann ſchwieg Meleager nachſinnend. Eliſe legte das Buch weg und knüpfte an die Schilderung des Kleiſtiſchen Frühlings die Schilderung des Spaziergangs, den ſie geſtern mit Woldemar gemacht hatte. Doch Meleager war immer noch bei Kleiſt.

„Ja,“ ſagte er, „noch lebt ſein Lied, wenn man es auch nur ſelten noch lieſt. Es hat ſich mit dem Sein der Geſchlechter bereits verzweigt; es trägt mit dieſem Samen des Kommenden; was liegt daran, daß man auch den Namen Kleiſt nenne, gerade ſeine Zeilen vor's Auge ſich halte? Man lebt verklärter in ſeinen Wirkungen, als in der Urſache derſelben. Man iſt beſſer Roſe in der Hand des Enkels, als verdorrter Eichenzweig, den eine vermoderte Rechte dem Wanderer überreicht.“

Endlich war Meleager geneigt, dem Gange von Eliſen's Erzählung zu folgen. Er äußerte ſich freundlich über Woldemar, fragte, warum er ſo lange nicht zu ihm gekommen, und bat Eliſen, ſeinen Wunſch ihm auszudrücken, daß dies doch recht bald geſchehen möge. War irgend ein Augenblick geeignet, das nicht mehr zu Verſchiebende vorzutragen, ſo war es dieſer. Eliſe ſah das ein. Zwar legte ſich ihr eine fühlbare Kälte über Stirne und Mund; ihre Stimme zitterte, ihre Hand zuckte, wie die Hände Sterbender thun. Aber ſollte ſie nicht aus dieſem Todeskampfe der Angſt und jeden Augenblick ſich vermehrender Beſorgniß in Seligkeit erwachen? — Eliſe erzählte Meleagern von Woldemar's Werbung. —

Aber — hilf Himmel! — welcher Zorn durchraſte da plötzlich den alten Mann. „Wie,“ rief er, „dieſer Woldemar, dieſer Verſemacher, der niemals eine Anſtellung im Staatsdienſte erhalten wird, weil man dort andere Kräfte nöthig hat, als einen Reim zu machen, eine Erzählung anzulegen oder dramatiſche Situationen herbeizuführen? — Ich weiß, was Du ſagen willſt. Aber es bleibt dabei. Die Welt iſt nicht dazu da, um Phantaſten in ſich zu haben, und die Frauen ſind glücklicher, wenn ſie das Schifflein ihres ehelichen Lebens an andere Geſtade knüpfen, als an die blumigten der Poeſie. Ja, meine Frau ſelbſt — weil Du denn immer mich mir entgegenhältſt — hätte gleichfalls ein glücklicheres Loos wählen können, als daß ſie's mit dem meinigen verſchlang. Ich, im ſteten Drang und Schwung, vernachläſſigte ſie bald über jene Kränze, die mir von ſchönen Händen zuwehten; gierig trank ich das Lob aus dem Mund der Menge. Ich ſchrieb, — einzig ſie las mich nicht. Ich verſuchte, ihr meine Plane zu entwickeln, — einzig ſie verſtand mich nicht. — Mehr und mehr entfremdeten wir uns. — Ihr Lebensgang war trübe. — Laß das!“

Der alte Mann brach ab. Ein Windzug hatte ſich vom nahen, kaum erſt knoſpenden Akazienbaum losgeriſſen und fuhr jetzt durch das offene Fenſter in die Stube. Das Fenſter ſchlug an, die welken Lorbeerkränze raſchelten im Winde und Eliſe erſchrack heftig. Sie hatte bei Meleager's zürnenden Worten erſt geweint, nachher war ihr das Benehmen ihres Oheims unendlich albern vorgekommen und nun erſchreckte ſie der Klang des Fenſters.

„Eliſe,“ fuhr Meleager weicher fort, „ich habe einen Sohn. Du kennſt ihn noch. Ehe er in die Einſamkeit abging, um etwas Tüchtiges zu lernen, war er hier Dein Spielgenoſſe. Er kommt bald zurück. Schiebe Deine Entſchließung noch bis dahin auf. Vielleicht gefällt er Dir. Es würde mich freuen. Aber wenn er Dir nicht gefällt, ſo wähle einen Anderen, nur nicht Woldemar'n. Du lächelſt bitter, meinſt, ich wolle wieder vom Dichter Woldemar reden. Nein. Ich will als Polizeipräſident von ihm reden, als Mann, der den Leuten von der Stirne und aus den Augen lieſt, und prophezeihe Dir, daß Du nie mit ihm glücklich ſein kannſt. Du, Eliſe, Du, Verzärtelte, — auch von mir verzärtelt, — Du, Warme, und doch dabei Scharfe. Wie eine erhitzte Spiegelſcheibe wirſt Du zerbrechen, wenn eine kalte Hand Dich berührt. Ich bitte Dich, Eliſe, laß Woldemar'n. Ich will Dein Glück!“

(Fortſetzung folgt.)

Aus Schleswig-Holſtein.

(Schluß.)

Eine Petition aus dem nördlichen Schleswig und eine hiermit in Verbindung ſtehende neue Zeitſchrift hat hier eine gewiſſe Aufregung der Gemüther veranlaßt, und ſowohl einheimiſche wie Hamburger Tagsblätter ſtark beſchäftigt. Da der Gegenſtand nicht allein ein örtliches, ſondern in gewiſſer Hinſicht auch ein allgemeineres Intereſſe haben möchte, ſo folgen hier in aller Kürze einige erklärende Einzelnheiten. Die Bewohner Nordſchleswigs ſind, ſowohl ihrer Abſtammung wie ihrer eigentlichen Mutterſprache nach, rein däniſch, und zwar in eben dem Maaße, wie die Bevölkerung Südſchleswigs von unzweifelhafter Deutſchheit iſt, ſo daß däniſche Sprache und Sitte ihr im Ganzen eben ſo fremd ſind, wie dem Bewohner Mecklenburgs oder Hannovers. Die beiderſeitige Völkerſcheide zieht ſich ſo ziemlich durch die Mitte des Landes hin, wenn auch der däniſchen Bevölkerung die etwas größere Hälfte angehört. Nichtsdeſtoweniger hat aber wegen der engen politiſchen Verbindung mit Holſtein, und der wohl nicht zu läugnenden größeren Bedeutſamkeit der deutſchen Sprache und Literatur, der deutſche Sprachlaut in Nordſchleswig im Fortgang der Zeit ſich ſehr verbreitet, und das Däniſche ſehr in Schatten geſtellt. In gerichtlichen Verhandlungen, auf höheren Lehranſtalten und in gebildeten Kreiſen iſt die deutſche Sprache faſt allein üblich und hat ſich ſelbſt an vielen Orten des [illegible] und der Kanzel bemächtigt. Das ganze geiſtige Leben gehört mithin der deutſchen Sprache und Literatur an, und an der einzigen, zu Hadersleben erſcheinenden Zeitſchrift [illegible] iſt nichts däniſch, als nur der Titel. Die Ausartung des [illegible] Däniſch in ein ſchlechtes Patois, das ſich den unerfreulichen Beinamen des „Rabendäniſch“ erwarb, und ein unreines, mit Solöziſmen angefülltes Deutſch in der mündlichen Rede andererſeits, war die nothwendige Folge ſolcher Zwieſprechigkeit oder vielmehr Sprachloſigkeit eines Landſtriches, wo die däniſche Sprache gleichſam aufhört und die deutſche noch nicht anfängt.

Schon lange nahmen patriotiſche Dänen ein großes Aergerniß an dieſer ihrer Sprache zugefügten Unbill, und in dieſem Augenblick hat denn Herr Paulſen, Profeſſor des däniſchen Rechts zu Kiel, es über ſich genommen, dieſe ſprachlichen Uebelſtände durch Veranſtaltung einer Petition aus Nordſchleswig, worin auf gänzliche Beſeitigung der deutſchen Rede angetragen wird, abzuſtellen.

Zu gleicher Zeit kündigt ein Herr Koch, Kaufmann zu Hadersleben, die Herausgabe einer däniſchen Zeitſchrift unter dem Titel „Dannvirke for Sonderjylland“ (d. i. Dänenwerk für Südjütland) an, die ſich als Hauptzweck die Beförderung und Verbreitung der däniſchen Sprache, Literatur und Nationalität vorgeſetzt hat und dem Vernehmen nach von Dänemark her und namentlich von dem dortigen „Verein für den rechten Gebrauch der Preſſe“, einer bedeutenden klingenden Unterſtützung ſich zu erfreuen hat. Die Kopenhagener Blätter ſehen das Unternehmen für ein nationales an und fordern ihre Landsleute zur kräftigen Förderung deſſelben auf. Was den Titel dieſer däniſchen Zeitſchrift anbelangt, ſo belegen die Dänen bekanntlich gerne aus Nationaleitelkeit das Herzogthum Schleswig mit dem Namen von Südjütland, indem ſie es als ein widerrechtlich Dänemark entwandtes Land anſehen, das dem Rechte nach ein integrirender Theil von Dänemark bilden müſſe, das „Dänenwerk“ oder „Danewerk“ bezeichnet aber jenen berühmten Wall, den die Dänen einſt im ſüdlichen Schleswig von der Schlei bis zur Nordſee gegen die Deutſchen aufführten und deſſen Trümmer man noch hin und wieder erblickt.

Dieſſeitige Stimmen in öffentlichen Blättern fallen über Petition und literariſches Unternehmen mit einer wohl zu großen Heftigkeit und Einſeitigkeit her, und glauben Hannibal ante portas. Ein Korreſpondenzartikel in der Hamburger neuen Zeitung will darin unter andern auch einen Staatsſtreich erblicken, wodurch die Einverleibung Schleswigs in Dänemark vorbereitet und eingeleitet werden ſolle, und warnt die Betheiligten, auf ihrer Hut zu ſein. Nebenbei ſieht er in den Schritten des Herrn Paulſen Impietät und Landesverrätherei, weil ſelbiger, ein Lehrer an einer deutſchen Univerſität und ſelbſt deutſch erzogen, einen ſolchen der Nationalität der Herzogthümer feindſelig entgegentretenden Plan, niemals hätte faſſen und ausführen ſollen. Ein unpartheiiſches Gemüth möchte indeſſen in gedachter Petition ſchwerlich etwas Tadelndes erblicken, wenn anders wirklich die Majorität in dortiger Gegend es iſt, die hier ihren Wunſch ausſpricht, und nicht, wie dieſſeits behauptet wird, die Minorität. Auch verwahren ſich die Unterzeichneten noch ganz ausdrücklich gegen alle weitere Däniſirungen und ein Losreißen von ihrem bisherigen Verbande mit Holſtein. Von einem Staatsſtreich vollends zu ſprechen, dem der Weg hierdurch gebahnt werden ſolle, heißt ohne allen Grund etwas behaupten, da bekanntlich das Ganze bislang von Privaten angeregt und betrieben wurde, und noch dazu die deutſche Kanzlei das deßfallſige Geſuch des Herrn Koch dreimal abgeſchlagen, und erſt auf Verwendung einer fürſtlichen Perſon ſelbiges dem Bittſteller bewilligt haben ſoll. Der Titel der neuen Zeitſchrift möchte freilich inſofern mit Grund anſtößig und beeinträchtigend erſcheinen, als er die Sprachgrenze ſüdlicher bezeichnet, als ſolche gegenwärtig in der Wirklichkeit beſteht. Wenn endlich die Sprache nicht als etwas zufällig dem Menſchen von außen her Gewordenes und als etwas, was eben ſo gut hätte anders ſein können, betrachtet werden muß; wenn ſie nicht ſowohl das Produkt der geſellſchaftlichen Convenienz und des räſonnirenden Verſtandes, als etwas aus den innerſten Tiefen des menſchlichen Seins und Weſens und der ihn umgebenden Natur Hervorgegangenes, mithin etwas Natürliches und nichts Angelerntes, wenn ferner den Menſchen und ſeine Mutterſprache eine innige geiſtige Verwandtſchaft einigt, ſo daß er in ihr wie in keiner anderen am beſten und am naturgemäßeſten ſich geiſtig entwickelen könne, ſo kann man auch den Wunſch des Nordſchleswigers, ſeine däniſche Mutterſprache im vollen Genuß aller ihr zuſtehenden Rechte zu ſehen, nicht tadelnswerth finden, ſondern darin nur etwas ſehr Natürliches und Billiges erblicken, wenn auch auf der anderen Seite nicht geläugnet werden ſoll, daß bei den einmal beſtehenden politiſchen Verhältniſſen und Verbindungen daraus nothwendig anderweitige zahlreiche Unzulänglichkeiten hervorgehen, die es wünſchenswerther machen müſſen, die ſprachlichen Zuſtände in Nordſchleswig anders geſtaltet zu ſehen. Ohne hier nämlich der deutſchen Lehrvorträge auf der Landesuniverſität und anderer Dinge gedenken zu wollen, ſo möchte es als ein ganz beſonderer Uebelſtand noch bezeichnet werden, wenn in der ſchleswig'ſchen Ständeverſammlung die Deputirten aus dem Norden ihre Vorträge in däniſcher Rede fortan halten ſollten, die von der Mehrzahl der Deputirten aus dem Süden eben ſo wenig verſtanden werden möchten, als würden ſie in der Sprache der afrikaniſchen Wüſtenbewohner gehalten.

Tageschronik aus Paris.

(Schluß.)

Das kleine Boulevardtheater der Gaité entwickelt eine große Thätigkeit; es hat binnen acht Tagen drei neue Pièçen in Scene geſetzt; die erſte: Der Tagesbefehl oder die Einnahme des Hafens von Mahon iſt ein militäriſches Spektakelſtück; die zweite: Morin oder die Arbeiterfamilie von Juſtin Dyſarme iſt als Vaudeville ganz gut gedacht, aber ſchlecht durchgeführt: Morin, ein tüchtiger Arbeiter, nimmt alle die Galgenſtreiche und Schuldverſchreibungen ſeines Vetters auf ſich, welcher ein gutes Herz, aber eine ſchlechte Conduite hat. So kommt es, daß der arme Morin binnen Kurzem einen abſcheulichen Leumund hat. Im erſten Akt entziehet ihm Jedermann ſeine Achtung; man ſteckt ihn in den Schuldthurm für Wechſel, welche er nicht ausgeſtellt; man verweigert ihm die Hand eines Mädchens, das er liebt, weil er zu viele Maitreſſen habe, und er hat keine einzige. Morin fügt ſich philoſophiſch in ſein Mißgeſchick und lacht aus voller Kehle. Im zweiten Akt gibt ihm Jedermann ſeine Achtung zurück; er kommt aus dem Schuldgefängniß heraus und man bewilligt ihm die Hand ſeiner Herzliebſten. Das iſt ein hübſcher Gedanke, aber ſchlecht durchgeführt. Das dritte Stück: **le Toréador**, ein Drama von Herren Taſtel und Tyrtée, ſpielt in Spanien; ein Stierkämpfer liebt eine Herzogin und eine Schauſpielerin; er verläßt dieſe und erwählt jene, bis er jene verläßt und dieſe wieder erwählt. Darüber entſtehen Händel; die Herzogin will ihre Nebenbuhlerin erdolchen und wird darüber ſelbſt von einem ihrer ehemaligen Liebhaber erſtochen. Das Stück wurde mit flauem Beifall aufgenommen. — Das Liebhabertheater des Grafen von Caſtellane iſt aus ſeinen Trümmern wieder auferſtanden, unter der Direktion der Madame G...... de F.... Sie wiſſen, wie es plötzlich untergegangen. In der letzten Zeit, als der Graf ſelbſt an der Spitze ſtand, ſah er ſein kleines Theater den täglichen Angriffen dreier weiblicher Genie's preisgegeben, welche ihre Manuſcripte ihm auf die Bruſt ſetzten und ihn zwingen wollten, ſeiner Neutralität ein Ende zu machen. Was thut der Herr Graf in dieſer verzweifelten Lage? Eines Abends nach einem ſtürmiſchen Tage, wo drei Liebhabertruppen ihre Proben gehalten hatten, die eine auf der Bühne des kleinen Theaters, die andere im Speiſeſaal, und die dritte im Garten, kommt der Graf von Caſtellane, welcher ſich während dieſes Konflikts verſteckt hatte, nach dem Weggehen der Autoren und Akteure aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, und beſtellt ſich Extrapoſtpferde, um dem unerträglichen Unfug ein Ende zu machen. Am folgenden Tage finden ſich die drei Liebhabergeſellſchaften um die gewöhnliche Stunde ein: „Es iſt Niemand zu Hauſe, erwiedert der Thürſteher; der Herr Graf iſt nach Marſeille abgereiſt und hat die Schlüſſel mitgenommen.“ Sie können ſich vorſtellen, in welchen Zorn die Damen geriethen. Unterdeſſen hat ſich der Graf von Caſtellane in ſeinem ſchönen Schloſſe Engalades inſtallirt und betrachtet von ſeinen Fenſtern aus das Meer, welches ſelbſt beim ärgſten Sturm nicht ſo in Aufruhr iſt, als ein Liebhabertheater, von weiblichen Autoren dirigirt. — Indeſſen ſcheint einſtweilen die Verſöhnung zu Stande gekommen zu ſein. Man hat kürzlich eine Comödie von Madame Ancelot, **un mariage sous l'empire**, geſpielt, und eine komiſche Oper von Adam, **la Marquise**, aufgeführt, ſo wie mehrere von Martin Rühl, einem Schüler Bertons, komponirte Singſtücke geſungen.

Die Pferderennen nehmen immer mehr Ueberhand, und mit ihnen der Pferdeluxus und die Luxuspferde. Nach den Steeple-chaſe's beim Kreuz von Berny und nach den Rennen im Gehölz von Boulogne haben letzten Sonntag die Wettrennen auf dem Marsfelde angefangen. Den einzigen Vortheil, welchen die Franzoſen dabei haben, iſt, daß ihre Sprache mit einigen ausländiſchen Worten bereichert und verdorben wird. Alle dahin gehörigen Namen ſind dem Engliſchen abgeborgt; ſie ſagen nicht mehr: **course au clocher**, ſondern **steeple chase**; die ehemaligen **petits-maitres** und **élégans** heißen **dandys** und **fashionables**; **mode** und **élégance** nennt man **fashion**. Die Mitglieder des Jockeyklubbs haben keine **équipage** mehr, ſondern ein **tilbury**, und halten keinen **domestique** mehr, ſondern einen **groom**. Das Pferderennen auf dem **champ de Mars** am letzten Sonntag war übrigens höchſt glänzend. Das ganze elegante Paris, welches dieſen Winter auf den Bällen der Tuilerieen, in der Meſſe von Saint-Roch, in den Logen der Bouffes, auf der Promenade nach Longchamps, in allen geiſtlichen und weltlichen Konzerten brillirt hat, war zugegen. Ein Platz auf den Tribünen koſtete 5 Franken; ein Eintrittsbillet in den reſervirten Raum für diejenigen, welche die Pferde in der Nähe ſehen und mitwetten wollen, wurde mit einem Napoleon bezahlt. Auf der Tribüne rechts wimmelte es von ſchönen Frauen. Unter einer Gruppe von engliſchen Damen befand ſich ein ziemlich nachläſſig gekleideter Mann in einem alten blauen Ueberrock und in weiß und ſchwarzgewürfelten Beinkleidern, welchen man als den Lord Brougham bezeichnete. Wenn es wirklich der berühmte engliſche Redner und Staatsmann geweſen iſt, ſo hat er bittere Betrachtungen über die franzöſiſchen Pferdebeſitzer anſtellen müſſen, von welchen einer die unglückliche Idee gehabt, ſeinen Renner Brougham zu taufen, welcher keinen Preis gewann. Miß Annette, Franck und Lydia haben wie gewöhnlich ihrem Herrn, dem Lord Seymour, alle Preiſe erobert. Die Geſandten Abdel-Kaders wohnten dem Rennen bei. — Der ſtrenge Winter hat den Obelisken von Luxor ſo beſchädigt, daß nothwendige Reparaturen mit ihm vorgenommen werden müſſen; man hat ihn bis oben hinauf mit einem künſtlichen Treppengerüſt umgeben und iſt im Begriff, ihm ein neues Hemd anzuziehen; man iſt nur noch nicht einig, welchen Mörtel man dazu anwenden ſolle. — Bereits ſchicken ſich viele Familien an, auf's Land zu gehen; Paſſy hat ſchon ſeine Kirchweih an die Mauern der Hauptſtadt anſchlagen laſſen und Tivoli kündigt ebenfalls die Eröffnung ſeiner Sommerfeſte an. Die Seine bedeckt ſich mit Schwimmſchulen und Dampfſchiffen; Fahrten nach Saint-Cloud kommen in die Mode; kurz der Winter iſt todt und der Sommer iſt da.

⁂

Feuilleton.

⁂ Auf Hrn. von Talleyrand's Memoiren müſſen wir noch 30 Jahre warten. Sie ſollen, ſeinem letzten Willen gemäß, nicht früher bekannt gemacht werden. 30 Jahre ſind nach römiſchem Rechte der erforderliche Zeitraum für die außerordentliche Erſitzung, welche dann ſtattfindet, wenn der Uſucapient keinen gerechten Titel (wirklichen Rechtsgrund) nachweiſen kann. Ob hier der Herr von Talleyrand der Uſucapient iſt?

⁂ Von Görres »Athanaſius« iſt eine neue (vierte) Auflage (mit beſonderer Bezugnahme auf die päpſtliche Staatsſchrift und mit drei Vorreden und einem Epilog) erſchienen. Für die Beſitzer der erſten, zweiten und dritten Auflage, ſind auch die Vorreden und der Epilog beſonders abgedruckt.

⁂ Nachdem die neueſte Polemik einen Krug gegen Görres geſchleudert hatte, iſt nun auch ein lateiniſcher Löwe von ihr auf denſelben gehetzt. Nämlich der Profeſſor Leo in Halle. Ein Korreſp.-Art. aus Berlin im Fränk. Merkur, welcher dieſes meldet, bemerkt dabei ſehr richtig: »Nur die freieſte Höhe unbefangener Anſichten, die Gedanken der leitführenden Zeit geben gleich ſcharfe Waffen; da dieſelben aber im Betracht unſerer Zuſtände ſich oft auch gegen das eigene Fleiſch kehren würden, ſo ſeien die beſten und einzigen Streiter in Banden.«

⁂ In Baiern iſt nun die geſammte Univerſitätsſtudienzeit auf 5 Jahren feſtgeſetzt. In Oeſtreich muß der Juriſt 6 Jahre lang die Univerſität frequentiren. Käme ſie auf 10, ſo würde, mit ungefähr 20 Jahren erſten Haus-, Schul- und Gymnaſialunterrichts, die Schulzeit des Menſchen auf 30 Jahre ſteigen und die bekannte Phraſe: »Nicht für die Schule, ſondern für das Leben lernen wir,« inſofern eine Modifikation erleiden, als man wirklich ein Menſchenalter lang in der Schule ſitzt.

⁂ Der Stock iſt — wie die Allg. Zeitung meldet — im egyptiſchen Heere abgeſchafft, dafür aber die Karbatſche eingeführt. Alſo eine Veränderung in der Verfaſſung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 129. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 31. Mai.

Täuſchungen.

(Fortſetzung.)

Der alte Mann hatte, erſchöpft, zu ſprechen aufgehört. Meleager's ungewöhnliche Lebhaftigkeit und der Ton ſeiner Stimme, welcher wieder einmal, nach faſt zur Gewohnheit gewordenem Zittern, in aller Friſche und Kraft ſeiner männlichen Jahre erklungen war, hatten Eliſe tief ergriffen. Sie überlegte, aber nur einen Augenblick. Vielleicht wäre das Reſultat ihrer Ueberlegung anders ausgefallen, hätte nicht Meleager ſeines Sohnes erwähnt, eines häßlichen, kleinen Burſchen, der nun ſchon ſechs Jahre von Hauſe weg war, weil ſein Vater es ſo haben wollte, und deſſen Rückkehr von der Univerſität nahe bevorſtand. Dieſer Sohn hatte bisweilen Briefe an ſeinen Vater geſchrieben, Eliſen kaum jemals dabei einen Gruß ausrichten laſſen, von den Briefen hatte ſie keinen geſehen. Er mochte etwas gelernt haben, er war aber auch gewiß noch ſehr häßlich. Und nun ſollte dieſem Sohn, dieſem Guſtav zu Liebe, Woldemar von ihr verſtoßen werden? O da lag ja das eigennützige Motiv des alten Meleager am Tage. Er wollte dem Sohn, dem häßlichen Sohn, die Braut retten. Nichts weiter. Und dieſer Abſicht, dieſem aufgeſchichteten Scheiterhaufen eines ganz alltäglichen, kuppelnden Egoismus, ſollte ſie Pflichten des Kindes, der Tochter als Opfer entgegen tragen? Nein, das wäre Molochsdienſt, Unrecht vor Gott und Woldemar geweſen, dem ſie, im Tempel der Natur, überjagt von glühenden Abendwolken, bereits den Seelenſchwur geleiſtet hatte.

Da ging die Thüre auf. Woldemar hatte Eliſen in ihrem Zimmer geſucht, und, da er ſie hier nicht fand, war er vom Bedienten zu Meleager gewieſen worden. Meleager fuhr von Neuem zürnend empor. „Ha, da iſt er ja," rief er, „der junge Mann, der um eine Braut zu werben ſich erlaubt, ehe er etwas ſein nennen kann, außer die Blüthe, die vom Baume auf ſeinen Hut niederſchwebt und die er dann beſingt! — Gehen Sie hin, junger Mann; lernen Sie erſt etwas oder beweiſen Sie erſt, daß Sie etwas gelernt haben, ehe Sie dichten und ehe Sie das Glück eines Weibes auf die Karte ſetzen, welche Sie in ſprudelndem Jugendleichtſinne aus dem Spiele zogen!"

Woldemar ſtand wie angedonnert. Erſt wußte er nicht, was es ſein ſollte. Dann übergoß ſich ſein Geſicht mit Leichenbläſſe. Aber ſchnell wechſelte es mit Roth, und, ein pythiſcher Gott, bevor er die Schlange erlegt, zornig, edelfrei, kräftig, trat er auf den alten Meleager los. Seine Augen funkelten. Er erhob die rechte Hand, wie wenn er den Bogen ſpannen wollte. Eliſe ahnte Unheil und eilte zwiſchen Woldemar und den Oheim.

„Woldemar," rief ſie, „laß ihn, der auf ſeiner Schwelle ungaſtlich Dich verhöhnt! Und, Oheim, erſparen Sie ſich jetzt jede Vorſtellung, wie künftig jeden Vorwurf! — Ich bin mündig. Ich kann über meine Hand verfügen. Ich bin Ihnen auch dankbar für erwieſene viele Lieb' und Treu'. Aber Kindesliebe ſchmolz noch nie in Liebe für den Sohn um. Die Münze erfordert anderen Stoff und anderes Gepräge. Ich bin Woldemar's auf ewig."

Und hiermit verließ ſie mit Woldemar des Greiſes Zimmer. Sie ging in das ihrige, weinte ſich dort aus. Woldemar konnte ſie lange nicht beruhigen. Aber ihr

Entſchluß blieb unerſchütterlich, und mit hundert Schwüren verſicherten ſich Woldemar und Eliſe ihrer unveränderlichen Neigung.

Der alte Meleager unterdeſſen war in tiefes, murmelndes Sinnen zuſammengeſunken. In der Laterna magica ſeines Lebens hatte er nun wieder alle Schattenbilder, die ſich auf ſeine Eigenſchaft als Polizeipräſidenten bezogen, bei Seite gelegt. Nur der alte Dichter regte ſich wieder. Daß Eliſe ſo wenig ihn gehört hatte, kam ihm vor, wie eine lateiniſche Elegie, die mit einem Vale! ſchloß, oder wie Göthe's Iphigenia mit dem Thoas'ſchen „Lebewohl!“ — „Was würde ihre Mutter dazu ſagen, wenn ſie es wüßte?“ flüſterte er in ſich hinein. — Mehrmals hatte ſchon der Bediente gefragt, ob er Lichter bringen ſolle, und war jedesmal ohne Antwort geblieben. Endlich brachte er ſie unaufgefordert und erſtaunte über das bleiche Ausſehen ſeines Herrn.

Später, nach ſervirtem Abendtiſche, kam Eliſe wieder herüber zu ihrem Oheim. Sie bediente ihn mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit, aber es war ihr unmöglich, auch nur ein Wort zu ſagen. Auch Meleager ſchwieg und nur erſt beim Weggehen Eliſens auf ihr Zimmer zum Schlafengehen, öffneten ſich zu einem „gute Nacht“ ihre Lippen.

Es lag in der Natur der Verhältniſſe, wie ſie ſich nun einmal geſtaltet hatten, daß Eliſe ihre Hochzeit möglichſt betrieb. Woldemar gab jetzt beſtimmt ſein Examen im Fache der Jurisprudenz auf und entſchloß ſich, ein Landgut zu pachten, welches, eine ſtarke Tagreiſe von der Reſidenz entfernt, gerade um dieſe Zeit für Pacht und ſelbſt für Verkauf frei geworden war. Vorerſt dachte man, wie geſagt, nur an das erſtere, ſpäterhin, wenn ſich das Unternehmen günſtig anließ, konnte man dann einen Theil von Eliſens anſehnlichem Kapitalvermögen auf die Anſchaffung des Guts als Eigenthum verwenden. Woldemar, obgleich ebenfalls bereits beerbt, hatte doch, wie ſich nun zeigte, wenig oder nichts mehr von dem übrig behalten, was ihm ſein Vormund auf die Univerſität an baaren Mitteln mitgegeben oder nach und nach in Kapitalbriefen auf dieſelbe geſchickt hatte.

Zwiſchen Eliſe und Meleager war unterdeſſen ein freundlicheres Verhältniß wieder eingetreten. Es lag das eben ſo ſehr in der Nothwendigkeit, als in dem Wunſche Beider, nicht in Groll und Hader zu ſcheiden. Jeden Tag begegnen wir ähnlichen Erſcheinungen in Familien und ſie tragen gewiß nicht wenig dazu bei, den Werth der Familienverbindungen in den Augen jedes Tüchtigen und Einſichtsvollen zu erhöhen. In der Jugend freilich denkt man hierin regelmäßig anders. Auf den Schulbänken und beim ſprudelnden Weine improviſirt man leicht ewige Freundſchaften. Aber gerade die meiſten dieſer Jugendfreundſchaften finden nur dadurch ihre Feſtigung, daß die Freunde zu Schwägern u. dgl. erwachſen, und das Band der willkührlichſt und leichteſt geſchaffenen Verwandtſchaft, die Gevatterſchaft, hat ſchon manches Verhältniß zuſammengehalten, was ohne dieſes in alle Winde zerſtäubt wäre. Es ſind nun einmal zu viele trennende Elemente im Umgange der Menſchen vorhanden, als daß derſelbe nicht einiger poſitiven Stützen bedürfte.

Eliſe blieb in ihren Gedanken feſt auf dem, was ihr Oheim Meleager als Täuſchungen derſelben erkannt hatte, und ebenſo fand fortgeſetzt der umgekehrte Fall Statt. Beide hatten zur Hälfte Recht und zur Hälfte Unrecht, denn Woldemar war ſo wenig ein Dichter, wie Meleager glaubte, als er der Einſichtsvolle und Brave war, wie Eliſe von ihm annahm. Aber Täuſchung oder nicht, das Verhältniß Eliſen's und Woldemar's geſtaltete ſich immer entſchiedener, die Ehepakten waren ſchon gefertigt, die Proklamation in der Hauptkirche der Reſidenz ſchon in vollem Gange und in wenig Wochen ſollte die Trauung der jungen Leute erfolgen. Dieſer beſtimmten Thatſache gegenüber verloren jene Täuſchungen und ihre möglichſt genaue Anatomirung allen praktiſchen Werth.

Der lange erwartete Guſtav, Meleager's Sohn, war endlich im väterlichen Hauſe angekommen. Große Freude herrſchte darüber bei Vater und Dienerſchaft. Eliſe ging ihm mit einiger Spannung entgegen. Wie ſieht er aus? Was wird er ſagen? Die Antworten waren befriedigend. Guſtav gehörte zwar immer noch nicht zu den Großen und Schönen, aber in ſeine Geſtalt war Verhältniß gekommen, und in ſeinem blauen Auge leuchtete zugleich ſo viel Geiſt und ſo viele Gutmüthigkeit, daß man die etwas ſchlaffen Züge und den unangenehmen Mund faſt darüber vergaß.

Meleager hatte alsbald den Sohn vorgenommen und ihn über den Gang ſeiner juriſtiſchen Studien, über ſeine Kenntniſſe befragt. Der alte Meleager war in den letzten Jahren ſeiner amtlichen Wirkſamkeit noch ſehr ſtaatswirthſchaftlich thätig geweſen, und wie ſehr erfreute es ihn alſo, da der Sohn, der auf dieſen Theil ſeiner Wiſſenſchaft nur eine kurze Zeit hatte verwenden können, ſo ausgezeichnete Kenntniſſe darin verrieth. Wie ſehr mußten alſo andere Gegenſtände der Jurisprudenz, zumal die hehren Pandekten und das Staatsrecht, in Fleiſch und Blut des jungen Juriſten übergegangen ſein. Nur eins verdroß dabei den alten Meleager; daß nämlich der Sohn mit Vorliebe des Naturrechts erwähnte und dabei die Aeußerung hinwarf: Die Richter ſollten das Naturrecht ſtudieren, damit ſie die Dummheiten der vorhandenen Geſetzgebung noch möglichſt unſchädlich machten, und die Geſetzgeber ſollten es ſtudieren, damit ſie bei neuen Geſetzen die Dummheiten völlig bei Seite ließen. Dieſe Aeußerung ſchmeckte dem alten Meleager zu ſehr nach der modernen Weisheit und insbeſondere einer ſolchen, welcher er ſelbſt als Polizeipräſident mit aller Kraft entgegengearbeitet hatte. Ob Guſtav dichte, darüber ſich zu erkundigen, hielt Meleager für ganz überflüſſig. Ein gewiegter Juriſt und dichten! Eher könnte die Sonne einmal Abends am Himmel ſich umdrehen und den Vollmond auffordern, durch die Milchſtraße hin mit ihr eine Menuette zu tanzen.

(Fortſetzung folgt.)

In Sachen des deutſchen Journalismus.

Von allen Seiten regen ſich jetzt auf's Erfreulichſte tüchtige Kräfte, die Rechte des deutſchen Journalismus zu wahren.

In Nr. 79 des „Geſellſchafters" ſchreibt Herr Criminaldirektor Dr. Hitzig in Berlin an den Herausgeber des Geſellſchafters, Herrn Profeſſor Gubitz:

„Rufen Sie die ganze Journal-Herausgeber-Körperſchaft*) auf einen beſtimmten Tag, zum Abſchluß einer Vereinigung zuſammen; ſprechen Sie in dem Circular getroſt die Hoffnung aus, daß Keiner bei einer ſo löblichen Sache ſich ausſchließen und dadurch ſelbſt ſeinen Platz unter den wiſſentlichen Beeinträchtigern fremden Eigenthums ſich anweiſen werde, und ich möchte für den guten Erfolg bei Allen bürgen. Eines großen Statuts bedarf es nicht. Eine ganz einfache Erklärung, etwa in Worten, wie die nachſtehenden:

> „„Wir Unterzeichnete verpflichten uns auf unſere Ehre, daß keiner von uns aus der von dem Anderen herausgegebenen Zeitſchrift (dem Blatte, der Monatsſchrift) einen Artikel, weder ganz noch theilweiſe — es ſei denn, daß letzteres geſchehe, um damit ein Urtheil über den Autor zu belegen, — abdrucken laſſen will, ohne dazu die Einwilligung des Herausgebers der anderen Zeitſchrift eingeholt zu haben; bei zweifelhaften Fällen wollen wir aber keinenfalls zur Veranlaſſung des Abdrucks eines unſerem Blatte nicht urſprünglich beſtimmt geweſenen, von einem anderen Blatte zuerſt mitgetheilten Aufſatzes ſchreiten, als bis wir uns mit dem Herausgeber jenes anderen verſtändigt haben"",

wird den Zweck vollkommen erfüllen, und haben erſt die Berliner ein ſolches Uebereinkommen unter ſich getroffen, ſo wird dies nicht allein auf andere Städte, welche Mittelpunkt eines bedeutenden literariſchen Verkehrs ſind, den Einfluß ausüben, ſie zur Nachahmung anzureizen; ſondern es wird auch dadurch die Form gegeben ſein, wie ſich einheimiſche mit auswärtigen Redaktoren auf die einfachſte Weiſe in der fraglichen Beziehung in ein Rechts-Verhältniß ſetzen können. Je einer von zweien fertigt nämlich einen Verpflichtungsrevers, wie den zuvor ſchematiſirten, in duplo aus, unterzeichnet ein Exemplar, und überſendet es mit dem nicht unterzeichneten dem anderen zur Unterſchrift von ſeiner Seite und Zurückſendung. So wie die Auswechſelung der Urkunden geſchehen iſt, zeigt jeder in ſeinem Blatte dieſe Thatſache an. So können in Monatsfriſt alle honette deutſche Redaktoren ſich gegen einander auf den Rechtsfuß geſetzt haben. Verweigert unerwarteter Weiſe je einer oder der andere Aufgeforderte den Beitritt, ſo werde auch dies Faktum unnachſichtlich angezeigt, und es ergehen Aufforderungen an die Schriftſteller, denen ihre Ehre werth iſt, einem ſolchen Redakteur keine Originalbeiträge für ſein Blatt zu liefern. Die Feuilletons endlich mögen wachen, um das Leſepublikum von dem Gange der Aſſociations-Angelegenheit deutſcher bei Journalen beſchäftigter Schriftſteller und von etwaigen Contraventionen Einzelner gegen die übernommenen Verpflichtungen au courant zu erhalten. So dürften die Andeutungen im Phönix: „„daß es auf Bildung eines Vereins deutſcher Redaktoren, unter Aſſiſtenz der Schriftſteller und der Gebildeten der Nation"", und des „„Freimüthigen"": „„daß es zunächſt darauf ankomme, was jedem Journale am nächſten läge, den Nachdruck aus einem in das andere"", inſoweit berückſichtigt worden ſein, als es unſere Zuſtände im Augenblick geſtatten."

„Die Frage: wo die Grenze zwiſchen erlaubten und unerlaubten Auszügen aus größeren Werken oder Flugſchriften für Journale zu ziehen ſei? iſt ſchwieriger. Auch hier wird das Gewiſſen, das Ehrgefühl des Redakteurs, die ſicherſte Grundlage für ſein Verfahren ſein, und die poſitive Geſetzgebung überall nur unbe[illegible]gten Anhalt gewähren können. In den vorſtehenden Zeilen iſt nur vom einfachen „„Nachdruck aus einem Journal in das andere"" wie es der „„Freimüthige"" ausdrückt, die Rede."

„Der franzöſiſche Autor, deſſen Werk mich jetzt in der Bearbeitung beſchäftigt, Etienne Blanc, ſtellt folgende ſtrenge Grundſätze in Beziehung auf unſeren Gegenſtand auf:

> „„Nur politiſche oder andere Neuigkeiten (Thatſachen) ſind öffentliches Eigenthum und können kein ausſchließliches Eigenthumsrecht in Anſpruch nehmen; aber redigirte politiſche oder literariſche Artikel und ſelbſt Korreſpondenzen über Thatſachen, wenn ſie von dem Blatte, aus welchem ſie entnommen, honorirt werden, ſind Eigenthum des Blattes, welches ſie urſprünglich mittheilte, wenn auch nicht in Beziehung auf den Stoff, doch in Rückſicht auf die dieſem gegebene Form.""

„Der Verfaſſer bezieht ſich hierbei auf zwei Entſcheidungen; eine, des Zuchtpolizeigerichts der Seine vom 11. April 1835, in Sachen verſchiedener anderer Zeitungen wider die Blätter Echo und Eſtafette, wo es heißt:

> „„In Erwägung, daß eine Zeitung ein literariſches Eigenthum iſt, welches theils aus Neuigkeiten (nouvelles — Zeitungsnachrichten), theils aus politiſchen (raiſonnirenden) und literariſchen Artikeln beſteht, und daß die erſteren, ihrer Natur nach, inſofern ſie in Frankreich wie im Auslande mehr oder weniger bekannte Facta enthalten, zum öffentlichen Eigenthum (Gemein-Eigenthum, domaine publique) gehören, die anderen aber, die ein Werk des Verſtandes ſind, und deren Bearbeitung den Redaktionen oft einen bedeutenden Koſtenaufwand verurſachen, ein Privateigenthum begründen u. ſ. w.""

und eine zweite: des Pariſer Handelstribunals, vom 5. Juni 1833, in Sachen des Conſtitutionel wider das Blatt Echo, wo als Entſcheidungsgrund der Satz aufgeſtellt iſt:

> „„In Erwägung, daß eine Zeitung nicht allein (neben den Tagesneuigkeiten) redigirte Artikel, ſondern auch auswärtige Korreſpondenzen enthält, welche, die Natur der honorirten Beiträge an ſich tragend, nicht wieder abgedruckt werden dürfen, ohne dem Eigenthumsrechte der Zeitung, aus welcher ſie entlehnt worden, Abbruch zu thun u. ſ. w.""

„Des bei uns täglich vorkommenden Falls des pur und puten Wiederabdrucks eines Artikels aus einem anderen Journal erwähnt mein franzöſiſcher Autor, der doch alle mögliche Arten von Nachdruck und Nachbildungen in's Auge gefaßt hat, gar nicht; entweder weil man es bis zu dergleichen Schamloſigkeit als bei uns, in Frankreich noch nicht gebracht hat, oder weil hier die Anwendbarkeit der Vorſchriften über den partiellen Nachdruck zu klar vorliegt, um erſt eine Doktrin über die Frage der Anwendung aufzuſtellen."

„Außer in dem „„Phönix"" und dem „„Freimüthigen"", habe ich nur noch in dem „„Hamburger Telegraphen"" Nr. 63, — freilich leſe ich verhältnißmäßig wenig Journale, mag alſo leicht einen Artikel überſehen haben, — einen vortrefflichen, gründlich in unſere Materie eingehenden Aufſatz gefunden. Möge der Herr Verfaſſer bald mit ähnlichen Mittheilungen fortfahren!*)

---

*) Verſteht ſich mit Ausſchluß der Redaktoren rein wiſſenſchaftlicher oder blos kritiſcher Blätter. Anm. des Verf.

*) Wir theilen dieſen Wunſch. Die Redaktion des Phönix.

Man muß das Eiſen ſchmieden, dieweil es warm iſt und unſer Eiſen ſcheint ja wenigſtens lau geworden zu ſein.“

Außer dem Freimüthigen, deſſen Herr Hitzig erwähnt, hat ſich auch die von Dr. Meyen redigirte „literariſche Zeitung“ in Berlin unterm 16. Mai zu dem Beitritt zur Aufforderung des Phönix (in Nr. 80) bereit erklärt. Sie fügt noch folgende Bemerkungen hinzu: „Einſtweilen iſt eine Aufzeichnung und Aechtung ſolcher Journale, die ſich vom Diebſtahl nähren — gleichfalls wünſchenswerth. Es iſt wirklich empörend, zu ſehen, wie in Frankfurt, dem Sitze des Bundestages, die Journale ihr Diebeshandwerk ungeſtraft treiben dürfen, das Frankfurter Converſationsblatt erſcheint überdies als Beilage zur Frkftr. O. P. A. Zeitung.“ —

Auch die Mitternachtszeitung hat ſich, wie von Dr. Brinkmeier nicht anders zu erwarten ſtand, der Sache angenommen.

Es muß gehen, allen Winkelzügen der Gegner zum Trotz, und ob auch die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung ſogar noch die Forderung der Quellenangabe für überflüſſig hält und die „lächerliche Pedanterie verſpottet, mit der man jene fordere, ſo daß am Ende einer auftreten dürfte, der zu jedem Wort den Adelung, Heinſius oder Campe als Quelle aufgeführt verlange.“ Treffend bemerkt die Elberfelder Zeitung darüber: „Man muß erſtaunen, wie eine ſolche Logik aufzutreten wagt! Wo es ſich darum handelte, zu wiſſen, ob man dieſes oder jenes Wort wirklich anwenden dürfe, da hat man immer ein tüchtiges Wörterbuch angeführt, obſchon Wörterbücher nie Quellen eines Wortes ſein können: eben ſo iſt es bei den Zeitungsartikeln wohl von Bedeutung, zu wiſſen, welches Blatt eine Nachricht bringe, indem ſich von der Farbe des Blattes auf den Gehalt der Berichte ſchließen läßt. Das iſt ſonnenklar und lächerlich iſt nur — die Frankfurter Logik!“

Ueber dieſe Logik, obwohl auch wir ſie lächerlich finden, verwundern wir uns nicht, wohl aber darüber, daß die fürſtl. Thurn und Taxis'ſche Behörde den ihr gehörenden journaliſtiſchen Inſtituten den Fortbetrieb eines Handwerkes geſtattet, welches auf gut Deutſch: Diebſtahl heißt; wir hegen zu der Ehrenhaftigkeit jener Behörde die Zuverſicht, daß ſie dies nicht länger dulden werde.

Während übrigens die Redaktionen in Berlin rüſtig handeln, werden wir hier am Rheine auch nicht müßig bleiben.

Feuilleton.

⁂ Man hat oft ſchon den Advokaten zum Vorwurf gemacht, daß ſie ihre Gründe vom Himmel holten oder aus der Erde kratzten, wenn ſonſt keine dergleichen möglich wären. Aber wenn einmal ein Profeſſor ein Advokat wird, dann macht er's gewiß nicht beſſer. Da hat Hr. Profeſſor Schmitthenner in Gießen, im Namen und Auftrag des Eiſenbahncomité's in Marburg und Gießen, ein ſtaatswiſſenſchaftliches Gutachten über die Frage abgefaßt und in Druck gegeben: »Ob die projektirte Weſer-Eiſenbahn am zweckmäßigſten über Marburg oder über Fulda zu führen ſei?« und dabei als Gründe für die Bahn über die Univerſitätsſtädte Gießen und Marburg geltend gemacht, »daß nach beiden Orten — zweimal im Jahr Studenten reiſten und daß von beiden Orten Bücher-Novitäten fortzögen, die theilweiſe als Krebſe wiederkämen. Dieſes würde »der Freund intellektueller Intereſſen« in Betrachtung ziehen.«

⁂ Das liter. artiſtiſche Inſtitut in Bamberg kündigt Stahlſtiche zu Schiller's Werken an, gezeichnet von Geißler und geſtochen in den Kunſtanſtalten von Kreuzbauer und Karl Mayer. Im Ganzen ſind 12 Stahlſtiche beabſichtigt und dabei die neue Ausgabe von Schiller's Werken in 12 Bänden in's Auge gefaßt. Doch erſcheinen auch die Blätter in Oktav und Quart, ohne Preiserhöhung. Der Preis iſt auf 24 kr. für drei Stahlſtiche feſtgeſetzt. Bei der glänzenden Ausführung, welche für das Unternehmen beabſichtigt iſt, mußte dabei zugleich auf ein größeres Publikum — und wohl mit Sicherheit — gerechnet werden.

⁂ Der neue Staatsrath in Konſtantinopel hält — wie die Allg. Zeitung meldet — täglich Sitzungen, ohne daß er ſich ſehr wirkſam zeigt. Hätte man dies von einem, doch immerhin europäiſchen Staatsrathe denken ſollen?

⁂ **Schriften zur Geſchichte der Entdeckung Amerika's.** — Von den Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique, welche Hr. Ternaux Compans zum erſtenmale in franz. Sprache herausgibt, ſind jetzt 10 Bände erſchienen. Sie enthalten die Eroberung v. Venezuela v. Federmann (Hagenau 1557), d. Geſch. v. Braſilien, v. Magelhaens de Gandavo (Liſſab. 1576), die Reiſe nach Braſilien v. Hans Staden (Marburg 1557), den Bericht von der Eroberung Peru's von Franz v. Xeres (Salamanka 1547), d. Geſch. der Schifffahrt nach Braſilien u. Peru ꝛc. von Schmidel (Nürnb. 1599), die Expedition v. Alvar Nuñez Cabeza de Vaca nach Rio de la Plata (Valladolid 1555), d. Bericht und Schiffbruch v. Alvar Nuñez ꝛc. (Ebd.); die furchtbaren Grauſamkeiten, welche von den Eroberern Mexikos und den ihnen helfenden Indianern begangen worden, Denkſchrift von Don Fernando Alva Ixtlilxochitl (Mexiko 1829) herausgegeben v. Buſtamente; — den Bericht der Reiſe von Cibola im J. 1540 v. Pedro de Caſtaneda de Nagera (bisher unedirt), endlich Recueil de pièces rélatives à la conquête du Mexique (inédit). — Dieſe Sammlung wird fortgeſetzt. —

⁂ Der belgiſche Klerus. — Das ſehr katholiſche Journal de Paris verſicherte in dieſen Tagen: »der belgiſche Klerus iſt von einem ganz anderen Geiſt beſeelt, als derjenige iſt, der in Frankreich herrſcht. Der belg. Klerus ſah ſich genöthigt, um dem holländiſchen und proteſtantiſchen Proſelytismus widerſtehen zu können, ſich im vollſten Sinne des Wortes zum Revolutionär zu machen (à se faire révolutionnaire dans toute la plénitude du mot.) Er hat ſeinen ganzen Einfluß aufgewendet, um den Widerſtand und die Inſurrektion zu organiſiren. Wenig hatte daran gefehlt, und er würde zur Flinte gegriffen haben. Hätte der Kampf im Jahr 1830 ſich verlängert, ſo würde man zweifelsohne die Leviten haben Soldaten werden, und die Hirten an der Spitze ihrer Heerden in den Kampf ziehen ſehen. —

⁂ Eine elektriſche Dame. — Ein achtbarer Arzt berichtet in Silliman's Journal, daß am 28. Jan. d. J., während eines ſtarken Nordlichtes, eine Dame ſo ſtark mit Elektrizität geladen wurde, daß von ihren Fingerſpitzen lebhafte Funken nach dem Geſichte jedes der Anweſenden ausſtrömten. Dieſe Geladenheit währte mehrere Monate hindurch, während welcher Zeit Funken von ihr ausgingen zu jedem ſich annähernden Leiter hin. Am reichlichſten ſtoben dieſe Funken bei ungefähr 80° Fahrenheit, bei mäßiger Bewegung und geſellſchaftlicher Befriedigung. Das Sprühen ſchwand bei einer Temperatur, welche ſich dem Gefrierpunkt näherte, und bei dem ſchwächenden Einfluße von Furcht. Saß ſie am Kamin und las, die Füße auf das Schutzbrett geſtellt, dann ſtrömten drei und mehr Funken in einer Minute von ihr aus; in den belebteſten Augenblicken folgten ſie ſich von Sekunde zu Sekunde. Sie konnte auch Andere laden, wenn ſie iſolirt wurden, und dann gingen auch von dieſen Funken aus. Die Dame iſt gegen 30 J. alt und von zarter Geſundheit; vor zwei Jahren litt ſie an rheumatiſchen und neuralgiſchen Affektionen. —

⁂ »Karl Moritz, Fürſt von Talleyrand«, — ſo hat der ehemalige Biſchof von Autun ſich an ſeinem Sterbetage unterzeichnet, — beſchäftigte ſich, wie der Ami de la religion verſichert, ſchon ſeit längerer Zeit mit ernſten Gedanken. »Seit drei Monaten hatte er Unterhaltungen mit dem Abbé Dupanloup und man bemerkte, daß er am liebſten von kirchlichen und religiöſen Dingen ſprach und gerne bei ſeinen Erinnerungen an das Seminar verweilte. Als er zu Anfang März ſich mit ſeiner Gedächtnißrede auf den Grafen Reinhard beſchäftigte, hatte er angekündigt, daß er etwas zu verrichten habe und es vollbringen werde. Um jene Zeit ſchrieb er ein Codizill, in welchem er erklärte, daß er im Schooße der röm. kath. apoſt. Kirche ſterben wolle. Abbé Dupanloup hatte ihm ſeine Journée du Chrétien von Boſſuet verehrt; man hat dieſes Buch bei dem Blatte aufgeſchlagen gefunden, auf welchem die Vorbereitung zum Tode beginnt, mit der Ueberſchrift: „Le chrétien prépare sa dernière confession avant de mourir.“ Vor ungefähr 14 Tagen verfaßte der Fürſt den Entwurf zu einem Briefe an den Papſt und zu einer beizufügenden Erklärung ſeiner Anſichten. Dieſe Entwürfe ſollen den zwei Urkunden zu Grund gelegt worden ſein, welche er am Tage ſeines Todes unterzeichnet, — und die ſofort dem Erzbiſchof von Paris zugefertigt wurden, um ſie dem Papſte zu überſenden. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nr. 130. 1838.

Phönix.

Freitag, 1. Juni.

Täuſchungen.

(Fortſetzung.)

Alſo darüber war Meleager beruhigt. Es war eine ſeiner Täuſchungen. Denn Guſtav hatte nicht nur die älteren und neueren Dichter ſeiner Nation geleſen, ſondern auch ſelbſtſtändige Verſuche als Dichter angeſtellt, welche ihm in ſeinen näheren Umgebungen einigen Ruf verſchafften. Da ihm indeſſen bekannt war, wie ſein Vater aus einem Dichter ſich zu einem Dichterhaſſer umgewandelt hatte, ſo war es von jeher ſein feſter Vorſatz geweſen, ſeinem Vater und dem größeren Publikum gegenüber den in ihm ſpringenden Born der Dichtkunſt hermetiſch zu verſchließen. Sich ſelbſt nur wollte er bisweilen lauſchen, mit der Nymphe Egeria ſeines innerſten Lebens verſteckte Zwieſprach halten. Und jenen Vorſatz hatte er eben ſo ſehr aus Liebe für ſeinen Vater, als deßwegen gefaßt, weil deſſen Gründe ihn wirklich theilweiſe überzeugt hatten. Aber er täuſchte ſich, indem er dieſe Ueberzeugung für wirkliche Ueberzeugung hielt. Es war ebenfalls nur Liebe für ſeinen Vater. In zwei Aeſten war ſeine Liebe für Dichten auseinander getreten. An dem einen Aſte hatte ſein Verſtand etwas geſchnitten und geordnet, aber in der Hauptſache war er doch derſelbe geblieben. Doch auch da überwog die nun ſchon ſo ziemlich feſtgeſtellte Thatſache, daß Guſtav, zur Freude ſeines Vaters, ſich als tüchtiger Juriſt auch weiterhin zeigte, und alle Muſen, inſoweit ſie dieſer Abſicht irgend Eintrag thun konnten, auf immer von ſich abhielt. Seine zweite Täuſchung.

Eliſe mußte ſich geſtehen, daß das Urtheil ihres Oheims über Woldemar's Leidenſchaftlichkeit und Härte einigen Grund habe. Ein Brautpaar, das über Anſchaffung von wichtigen Dingen, Einrichtungen eines theilweiſe noch zu wählenden Zuſtandes beräth, findet ſich faſt ſchon — in dieſen Beziehungen — in der Rolle eines Ehepaares. Der feine Blumenſtaub des Verhältniſſes iſt bedroht, wenn man erwägt, ob man zwei oder vier Ochſen zur Maſtung ankaufen ſolle, ob es räthlich ſei, Knechte zu dingen oder mehr mit Taglöhnern es zu verſuchen. Und dies wird um ſo ſchwieriger, wenn beide Theile von der Sache keine rechte Kenntniß haben, alſo der Irrthum ſich ſehr leicht der Rechthaberei geſellt. Vielleicht fragt man, warum denn überhaupt nicht Woldemar und Eliſe zweckmaßiger vorgezogen hätten, in der Stadt zu bleiben, als auf's Land zu ziehen? Was ſie hier in mancherlei Verſuchen — gewiß theilweiſe nutzlos — aufwendeten, hätte dort, mit Eliſen's übrigen Kapitalzinſen, ſie recht anſtändig leben laſſen. Aber Woldemar hatte vor ſeinen Univerſitätsſtudien einige Zeit auf dem Lande zugebracht und ſich dort manche Kenntniſſe von Viehzucht und Ackerbau erworben, die er in ſeinem beſchränkten Sinne ſehr hoch anſchlug. Dabei widerſtand es ſeinem Stolze, als reſignirter Kandidat der Rechtsgelehrtheit in der Reſidenz vom Gelde ſeiner Frau zu leben. Und außerdem ſagte es ſeiner Neigung für Jagd und ländliches Umherſtreifen auf die Dauer doch mehr zu, der Reſidenz den Rücken zu wenden, als noch länger dort — in der Eigenſchaft eines Ehemanns ohnedies um 50 pCt. ſeines geſellſchaftlichen Werthes im Preiſe geſunken — alte Tagesfreunde aufzuſuchen oder ſich von ihnen aufſuchen zu laſſen.

Eliſe, obgleich theilweiſe aus anderen Motiven, folgte doch derſelben Richtung. Wie konnte ſie mit einem Manne in der Nähe Meleager's leben, der ſo bitter und ſcharf ſich über jenen ausgelaſſen hatte? Dabei ſehnte ſie ſich fort aus der Stadt in reinere Lüfte, zu Berg und See. Woldemar, das fühlte ſie, würde noch mehr der ihrige werden, er würde die bisweilen hervortretenden ſcharfen Ecken ſeines Charakters abſtoßen, wenn er nur ihr, ſie nur ihm angehöre. Ein heiteres, genügliches Stillleben, durch die Geſchäfte des Tags und durch gemeinſame Lektüre, Spaziergänge u. dgl. in wohlthuend regelmäßige Abſchnitte getheilt, konnte, ſo nahm ſie an, nur verſöhnend, nur ausgleichend wirken. Abermals eine Täuſchung, vielleicht mehr verzeihlich als begreiflich. Denn gerade das bewegtere und nach anderen Seiten noch beſchäftigte Leben führt wenigere Colliſionen herbei und die Hüttenwirthſchaft eines Philemon und einer Baucis iſt, wenn ſie nicht ſehr uneinig war, doch gewiß herzlich langweilig geweſen.

Aber noch ein anderer Grund trieb Eliſen an, den Plan, aus der Reſidenz wegzuziehen, nach Kräften zu begünſtigen. Es war dies ihre Meinung von Guſtav.

Guſtav, wie ſchon bemerkt, war ein tüchtiger und geiſtvoller junger Mann geworden, der mit vielen Talenten die herzlichſte Gutmüthigkeit verband. Seine Stellung zur Baſe Eliſe konnte als freundlich gelten; andere Beziehungen waren der Braut gegenüber undenkbar. Woldemar'n hatte er ſchon auf der Univerſität kennen gelernt und offenbar ſchrieb ſich auch von daher die entſchiedenſte gegenſeitige Abneigung der beiden jungen Männer. Woldemar war Mitglied einer Landsmannſchaft geweſen, wogegen Guſtav zu denjenigen Studierenden gezählt wurde, welche zwar nicht mehr eine Burſchenſchaft bildeten, (denn davor ſchreckte die Strenge der neueſt ergangenen akademiſchen Geſetze), aber doch als Träger und Inhaber von burſchenſchaftlichen Geſinnungen galten. Solche Zwieſpalte machen ſich aber regelmäßig auch nach den Univerſitätsjahren eine Zeit lang noch geltend; beſonders dann, wenn politiſche Antipathieen damit im Zuſammenhange ſtanden und von der einen oder anderen Seite nicht in dieſer Beziehung ein Wechſel vorgeht. Und das ſchien denn ebenfalls — bis jetzt wenigſtens — nicht der Fall zu ſein.

Meleager hatte ſeinem Sohne von den Planen geſagt, die er wegen einer Verheirathung deſſelben mit Eliſen gehegt hatte und von dieſem Augenblicke an gewann Guſtav's Auge, auf Eliſen ruhend, einen feuchteren Glanz. Bis dahin waren ihm die Frauen wie recht hübſche, aber wie verſchloſſene Schränke vorgekommen, von denen die Mutter, dicht vor der Chriſtbeſcherung, die Warnung hatte ausgehen laſſen, daß Niemand ſie zu öffnen ſich unterſtehe. Er hatte wirklich noch nicht geliebt und auch bei Eliſen wäre er vielleicht — ſelbſt in freieren Verhältniſſen derſelben — ohne ſolche Anregung vorbei gegangen, wenn ihn nicht der Vater in der bemerkten Weiſe darauf hingeleitet hätte. Was wir beſitzen ſollten und uns nun verloren iſt, erregt in den meiſten Fällen mehr unſere Aufmerkſamkeit, wenigſtens mehr unſere ſchmerzliche Aufmerkſamkeit, als das, nach dem wir von jedem Standpunkte unſerer Exiſtenz aus Brücken zu ſchlagen vermögen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Zürich.

(Fortſetzung.)

In dieſem Stadium waren zwei Fragen zu beantworten: erſtlich, ob England zu denjenigen Staaten gehöre, von deren Unterthanen Zürich, nach ſeinen eigenen Beſtimmungen die Abzugsſteuer fordern könne, oder nach hieſigem Ausdrucke, ob England zu den „abzügigen Orten" gehöre? zweitens, ob Zürich dieſe Abzugsſteuer von ſolchem Vermögen fordern dürfe, welches weder ſubſtantiell im Kanton Zürich liegt, noch auch durch die Gerichtsbarkeit der Züricher Tribunale realiſirt werden kann?

Hinſichtlich der erſten Frage machen die Züricher Geſetze eine dreifache Scheidung der fremden Staaten. Wenn in einem fremden Staate eine ausſchließlich auf Ausländern (alſo auch auf Züricher Bürgern) haftende Abzugsſteuer erhoben wird, ſo ſollen die Unterthanen dieſes Staates auch in Zürich Abzug zahlen. Diejenigen Staaten aber, welche eigene Verträge mit Zürich über dieſe Steuer geſchloſſen haben, ſollen davon frei ſein. Endlich, diejenigen Staaten, in denen keine auf Ausländern (alſo auch keine auf Zürichern) ausſchließlich haftende Abzugsſteuer erhoben wird, ſollen auch ohne beſonderen Vertrag von der Züricher Abzugsſteuer befreit ſein.

In dem Geſetzbuche von 1807 iſt nun ein Verzeichniß derjenigen Staaten enthalten, welche beſondere Verträge in jener Hinſicht geſchloſſen haben. England iſt in dieſem Verzeichniß nicht aufgezählt.

Dagegen wird in England die Erbſchaftsſteuer nicht ausſchließlich von Ausländern erhoben, ſondern von allem Vermögen, das auf engliſchem Boden liegt, oder als Kapital in England angelegt iſt, ohne Rückſicht darauf, ob der Erblaſſer oder letzte Beſitzer ein Eingeborner oder ein Ausländer iſt. Die dortige Erbſchaftsſteuer beweiſ't alſo nur ſoviel, daß in jenen Staaten keine Ausnahme zu Gunſten der Ausländer ſtattfindet. Außerdem wird dieſe Erbſchaftsſteuer in England mit billiger Berückſichtigung von einem bis zu zehn Prozent gradweiſe erhöht, je nach dem näheren oder entfernteren Verwandtſchaftsgrade des Erben. In Zürich iſt die Erbſchaftsſteuer niemals geringer als zehn Prozent, und wird ausſchließlich von Ausländern erhoben.

Der Billigkeit gemäß müßte England zu den nicht abzügigen Orten gerechnet werden. Wenigſtens ſein Wegbleiben von jenem Verzeichniſſe (der in beſonderen Verträgen ſtehenden Staaten) begründet noch nicht das Recht, es zu den abzügigen Orten zu rechnen.

Weil aber der Züricher Bürger im Kanton Zürich keine Erbſchaftsſteuer, wohl aber in England (mit dem Engländer) eine ſolche zahlt, ſo möchte allenfalls dem Engländer in Zürich eine entſprechende Steuer auferlegt werden. Aber ſie müßte ſich dann auch, gleich der Engliſchen, zwiſchen 1 und 10 pCt. beweglich zeigen, da ſie durchaus nicht nach der Weiſe der „abzügigen Orte" bezogen werden kann.

Wegen dieſes Scheines von Billigkeit erklärte auch die engliſche Regierung, wie der engliſche Erbe, ſie würden ſich bei der erſtinſtanzlichen Entſcheidung der Züricher Gerichte beruhigen, wenn dieſe 10 Prozent von dem im Kanton Zürich befindlichen oder realiſirbaren Vermögen zu zahlen ihnen auferlegte. Erſte und zweite Inſtanz der Züricher Tribunale hat nun auch ſo entſchieden.

Auf der einen Seite iſt es nun achtungswürdig, daß ſich der kleine Staat dem großen gegenüber Nichts von ſeinem Rechte, namentlich Nichts von ſeinem Gegenrechte will nehmen laſſen. Auf der andern Seite ſetzt er aber ſeine Bürger der Inkonvenienz aus, daß ſie als Züricher eine eigene Abgabe in England zu zahlen bekommen. Wie nämlich Züricher in England mit den Engländern eine Erbſchaftsſteuer zu zahlen haben, die ſie in Zürich nicht zahlen, ſo haben die Engländer in Zürich mit den Zürichern eine Vermögens- und Erwerbsſteuer zu zahlen, die ſie, und Ausländer, in England nicht zahlen. Wenn nun England hierin auch eine Reciprocität geltend machen will, ſo gibt ihm die Entſcheidung des Züricher Appellationsgerichtes das volle Recht dazu, um ſo mehr, als jene Vermögens- und Erwerbsſteuer erſt ſeit 1832 erhoben wird.

Ich will indeſſen hier den völkerrechtlichen Geſichtspunkt herausheben. Die Grundlage zu einem gegenſeitig billigen Verkehre zwiſchen verſchiedenen Staaten iſt offenbar nicht die Verzichtleiſtung auf dieſe oder jene rechtmäßige Steuer, ſondern vielmehr die Gleichſtellung der Ausländer mit den Eingebornen in beiden Ländern hinſichtlich der Staatslaſten. Am mehrſten fällt aber der Kontraſt auf, daß der Kanton Zürich, welcher ſich mit ſeiner Staatsumwälzung an die Spitze des Freiheitsfortſchrittes geſtellt zu haben vermeint, daß dieſer ſolch' einen Reſt von Feudalrecht, wie der Abzug iſt, als Handelsſtaat einem Handelsſtaat gegenüber auf dieſe rigoroſe Weiſe geltend macht.

(Fortſetzung folgt.)

Neueſte Bilder aus Berlin.

(Schluß.)

So endeten dieſe Mühlen, an welche ſich auch ein Stück Geſchichte knüpft, welche für die Bewohner Berlin's gar nicht unintereſſant iſt. — In alten Zeiten gehörten ſie nämlich der Stadt, bis der verſchwenderiſche und prachtliebende Kurfürſt Joachim der Zweite dem Magiſtrate den Vorſchlag machte, ihm dieſe Mühlen mit ihren wichtigen Einnahmen abzutreten, wofür er ſich verbindlich machen wollte, für ſich und alle ſeine Nachkommen auf ewige Zeiten, ganz Berlin mit Straßenpflaſter zu verſorgen. — Damals nun war Berlin faſt gar nicht gepflaſtert, und wie die Chronik erzählt, gingen an großen Gallatagen die Hofleute auf Stelzen in die Burg, um dem tiefen Kothe auszuweichen, und auch die Bürger bedienten ſich dieſes Mittels. Was der Kurfürſt aber forderte, war damals ſchwer, denn der Stadt wurden reiche Einkünfte entzogen, aber, ſei es ein prophetiſcher Blick in die Zukunft, oder eine ſchwache Gefügigkeit in den Willen des geldbedürftigen mächtigen Herrn, genug die Väter der Stadt willigten ein, und der Kurfürſt ſtellte die Urkunde aus, ließ die Hauptſtraßen pflaſtern und die Hofleute brauchten nicht mehr auf Stelzen zu gehen. — Nach und nach vergrößerte ſich aber Berlin, die Gewerbefreiheit und das Steuerſyſtem hoben auch den Mühlzwang auf, die Einkünfte der Mühlen ſanken, und im Laufe der Jahrhunderte ward endlich die Stadt ſo ausgedehnt, daß gar kein Verhältniß mehr zwiſchen den Einnahmen der Mühlen und den Ausgaben für Pflaſter war. — Nun kam es zu Prozeſſen zwiſchen dem Fiskus und der Stadt, und jener verlangte wenigſtens, daß die neu angelegten Stadttheile, an welche man doch damals gar nicht denken konnte, auf Koſten der Stadt gepflaſtert werden müßten. — Nach Geſetzen der Billigkeit muß man dies Verlangen völlig gerechtfertigt finden, aber die Stadt hielt dem Fiskus, ſtatt aller Antwort, die alte Urkunde hin, und da ſtand es, ſchwarz auf weiß: auf ewige Zeiten iſt ganz Berlin von meinen Nachkommen zu pflaſtern, und das Kammergericht gab in vier verſchiedenen Prozeſſen jedesmal der Stadt Recht. Es iſt nun die Frage, ob die Mühlen ganz eingehen und der verſperrte Hauptſtrom der Spree dem Handel und der Schifffahrt geöffnet wird, ob man die Einkünfte dieſer Mühlen ganz aufgibt und doch die Stadt pflaſtert, oder ob dieſe einen Theil ihrer Anſprüche aufgibt, und die alte Urkunde erlöſchen läßt.

Die Schifffahrt würde unendlich gewinnen, die Stadt aber, ſchon in finanziellen ſchweren Verlegenheiten, bedeutend verlieren. Eine Einigung wäre gewiß das wünſchenswertheſte, allein dieſe wird ſchwer ſein, der Stadt wird es ziemlich gleichgültig erſcheinen, ob die Schifffahrt ſich durch ſchmale Flußarme drängt, oder durch den Hauptſtrom, und ſie wird darum nicht ein wichtiges, koſtbares Recht aufgeben wollen. Was geſchehen ſoll, wird daher vornehmlich wohl vom Staate geſchehen müſſen, der allerdings das Gemeinwohl befördern muß, während die Stadt nur den Vortheil ihrer Bürger bedenken darf.

Und wer könnte läugnen, daß der Staat nicht unausgeſetzt Anſtrengungen für dieſen großen Zweck macht. Wo regenerirte die Geſetzgebung ſich wie in Preußen, wo würde der Kulturfleiß mehr begünſtigt, wo ſtände der Unterricht höher und die Volksbildung? — Man muß zur Verſtändigung des Ganges unſerer Geſchichte nur nicht von einem falſchen Geſichtspunkte ausgehen. Der Zweck des Staates iſt Erhaltung des Beſtehenden, ein doktrinärer Liberalismus, der weit entfernt zwar von Gleichheit iſt, aber Ausgleichung begünſtigt, ſtolze Anwartſchaften und Corporationen zu ſchützen ſucht, doch Jedem Wege offen läßt, zu gleichen Privilegien zu gelangen.

Daß dieſer Dualismus ein ſchwankendes Syſtem gibt, wird Niemand läugnen können. Man ſieht eben ſo erſtaunt auf die neuen Verbrüderungen des Adels, auf die Herſtellung der Majorate nnd die jüngſten Anträge des Staates, bei verſchiedenen Provinziallandtagen, welche die Ariſtokratie kräftigen ſollen, als man auf die Hebungen des Kulturfleißes, die vielen Begünſtigungen der Mittelſtände, den wachſenden Volksunterricht und die Maſſe der modernen Einrichtungen, welche junge Gedanken der Zeit begünſtigen, mit Verwunderung blickt. Ob dieſe Gegenſätze eine Vermittelung finden, wird die Zeit lehren, aber gewiß iſt es, daß in der Jugend ein ſehr kräftiger, energiſcher Geiſt lebt, der vielleicht zu früh zum kritiſchen Nachdenken über Dinge geweckt wurde, welche außer ihrer Sphäre für jetzt noch liegen ſollten. Dieſer kritiſche Sinn aber gehört unſerer Zeitrichtung an, und er wird durch Erſcheinungen in jedem Gebiete ſo ſehr begünſtigt, daß man ſich nicht über den Aerger wundern darf, welchen ein großer Theil der älteren Generation über die vorlauten Knaben zeigt, welche ihre, freilich gar zu oft unreifen Urtheile über jeden Gegenſtand, ſei er noch ſo abſtrakt, liege er noch ſo fern, zu fällen wiſſen, und mit abſprechender Unerträglichkeit über Dinge urtheilen, deren Verſtändniß ihnen ſo ferne iſt und ſein ſollte, wie dem Bären das Tanzen.

In nnſerer guten Stadt herrſcht jetzt das regſte Leben, hervorgerufen durch die große Anzahl hoher Fremden, welche zu den Frühlingsmanövern hier eintreffen. Es iſt durch die politiſchen Zeitungen genugſam bekannt, daß ein glänzender Fürſtenverein ſich bei uns bildet, deſſen tiefere Motive bis jetzt noch ziemlich dunkel ſind. — Die kaiſerlich ruſſiſche Familie verſammelt ſich hier, ebenſo die Könige von Würtemberg und Hannover nebſt einer großen Zahl anderer regierenden Häuſer. Als nächſten Hauptzweck nennt man die Verlobung des ruſſiſchen Thronfolgers, welcher unter den verſammelten Prinzeſſinnen eine Art Brautſchau halten wird. Wahrſcheinlich jedoch kommen auch andere Gegenſtände zur Sprache, wie dies bei den mancherlei Vorgängen in Deutſchland wohl unumgänglich iſt. — Ein glänzendes Feſtlager verherrlicht dabei die Hoffeſte, und fünf und zwanzig tauſend Soldaten führen die Manöver in der letzten

Woche des Mai's aus. Dann wird der Wollmarkt und die Pferderennen in der erſten Hälfte Juni die Zahl der Fremden vermehren, bis mit dem 16. oder 18. Alles beendet iſt, und Berlin ſich mehr wie gewöhnlich in den Sommermonaten, aus der rauſchenden Luſt in eine tiefe, träumeriſche Stille verſenkt. Für die Schauluſtigen gibt es viel zu ſehen, aber den Armen iſt die Theuerung keineswegs angenehm. — Die Ackerüberſchwemmungen haben für dieſes Jahr uns ſchon eines Theils unſerer natürlichen Vorrathskammern beraubt, und die nöthigſten Lebensmittel ſteigen im Preiſe. — Nie aber hat ſich der angeſtammte milde und wohlthätige Sinn der Berliner in einem ſchöneren Lichte gezeigt, als diesmal. Die vielen reichen Gaben wurden aus den Beiträgen der ganzen Bevölkerung zuſammengebracht, Jeder gab ſein Schärflein, ſelbſt der Aermſte, der wohl ſelbſt ſchwer mit der eigenen Noth ringt, wollte nicht zurückbleiben; und ſo nur ward es möglich, die Unglücklichen zu retten und den unendlichen Jammer zu mildern. — Lange aber wird es währen, ehe die verwüſteten Gegenden ſich erholen. Noch jetzt ſtehen die meiſten der reichen Niederungen unter Waſſer, und Tauſende von Menſchen ſind ohne Eigenthum unter fremden Obdach. Jahre werden vergehen, ehe der alte Wohlſtand wiederkehrt, und Vielen wird die Sonne des Glücks nie wieder aufgehen.

Bei der Maſſe der Fremden haben unſere Theater die beſten Einnahmen, und ſelbſt das Theater der Königſtadt, ſonſt gewöhnlich leere Bänke, iſt jetzt außerordentlich gefüllt. Als das hervorſtechendſte Ereigniß auf der königl. Bühne kann ich Ihnen die endliche Aufführung des Göthe'ſchen Fauſt nennen, in der That ein Ereigniß, denn ſeit vielen Jahren war es vergebens in Anregung gebracht worden. — Wir haben die endliche Erfüllung Herrn Seydelmann zu danken, der auch die Beſetzung übernahm und ſelbſt den Mephiſto ſpielte. Seit Monaten hatte man ſich um Billete beworben, und bei der großen Verehrung, welche Göthe hier ſowohl, als Herr Seydelmann findet, bei der bedeutenden Zahl von Hochgebildeten und Kunſtkennern, war das gewählteſte Publikum Berlin's zugegen. — Die hervorſtechendſte Geſtalt und der Gegenſtand allgemeinſter Theilnahme war Herr Seydelmann, der in der tief durchdachten ſchönen Verſtändigkeit, welche dieſen Künſtler charakteriſirt, ſeine Rolle, in ſeiner Art, zu dem größten Meiſterwerke, zu einem vollendeten Ganzen machte. Er ſchuf den Mephiſtofeles zu einem wahrhaften Teufel, deſſen grelles Bild er von Außen und Innen zeichnete; den ſchadenfrohen, höhniſchen Dämon, dem es gelingt, den großen Menſchen von der Bahn abzuziehen, wie er Gott vorher gelobt, ließ er wenig durchblicken, und dies bildet jetzt den Gegenſtand des Geſprächs eifriger Kunſtfreunde, welche ſich über die Auffaſſung ſtreiten; alle aber müſſen eingeſtehen, daß, wenn man einmal mit Herrn Seydelmann über ſeine Art und Weiſe einig iſt, es nichts Kunſtvollendeteres geben kann. Herrn Grua, als Fauſt neben Seydelmann zu ſehen, iſt eine Aufgabe, aber man muß anerkennen, daß derſelbe leiſtete, was er vermochte, doch ein gewöhnlicher Schauſpieler, ſelbſt mit ſo hübſchen Mitteln, als Grua beſitzt, wird nie dieſer Aufgabe gewachſen ſein. Fräulein von Hagn, als Gretchen, leiſtete dagegen weit mehr, als man erwartete, obwohl auch ſie nicht ganz genügen konnte; allein offenbar konnte kein anderes Mitglied unſerer Bühne dieſen Platz beſſer ausfüllen. Es hatten ſich Stimmen erhoben, welche für Fräulein Clara Stich ausſprachen, doch das iſt Parteiſache, eine Anfängerin im Soubrettenfache, und ſtudierte ſie die kunſtgebildete Mutter auch noch ſo viel ein, wird niemals ein Gretchen darſtellen können. — Von den Uebrigen thut man am beſten, ganz zu ſchweigen. Die ſchöne Muſik des Fürſten Radziwill war zum Theil bei der Darſtellung angewendet worden, und das Theater hatte es ſich endlich an neuen Dekorationen etwas koſten laſſen. — Sonſt gibt es nichts Neues auf den Brettern, kleine Stücke aus dem Franzöſiſchen, von dem fleißigen und gewandten Cosmar übertragen, und Raupach's neue Maria Stuart, welche nächſtens gegeben wird.

In Sachen des journaliſtiſchen Nachdrucks.

Die Redaktion der Leipziger Allgemeinen Modenzeitung (Herr Dr. A. Diezmann) iſt unterm 15. Mai der Aufforderung zur Bildung eines Redaktoren-Vereins in allen Punkten beigetreten.

Die Redaktion der Abendzeitung (Herr Hofrath Winkler in Dresden) hat unſere dieſen Gegenſtand betreffende Aufforderung in einer außerordentlichen Beilage beſonders abdrucken laſſen, und die Bemerkung beigefügt:

> „Wir haben uns ſeit dem 22jährigen Beſtehen der Abendzeitung ſtets vom Nachdruck frei gehalten, das obige Prinzip, als eines der unverletzlichſten, ſogleich beim erſten Beginne unſerer Zeitſchrift aufſtellend und feſt dabei beharrend."

Die Redaktion des Freimüthigen (Herr Gentzel in Berlin) bemerkt in Nr. 87 ihres Journals (v. 1. Mai), nachdem ſie unſere „Aufforderung" ihren Leſern mitgetheilt, und „ausdrücklich ihren Beitritt zu dem ebenſo zeitgemäßen als nützlichen Unternehmen" erklärt: „Indeß wäre mein Vorſchlag, ſich zunächſt auf das zu beſchränken, was den Redaktionen am nächſten liegt, auf den Nachdruck, den ſich ohne Weiteres ein Journal gegen das andere erlaubt. Es gibt ſchon in dieſem Punkte ſo viel zu ſichten und zu ſchlichten, daß die Regulirung der Conventionalbeſtimmungen nicht alſobald abgethan ſein wird. Und ehe ein einziger Schritt in der Sache gethan werden kann, müſſen wir erſt nach Bekanntmachung dieſes Aufruf's hören, inwiefern der zweifellos gute Gedanke wirklich Anklang gefunden. Es gibt einige ſehr geleſene Blätter, welche den Nachdruck als tägliches Brod betrachten; was werden dieſe ſagen? Und wenn ſich dieſe ausſchließen, ſo wird der erſprießliche Zweck nur zum Theil erreicht. Oder ließe ſich das Leſepublikum auf geeignete Weiſe in's Intereſſe ziehen? Das ſind nur vorläufige Bedenken, aber ſie wiegen ſchwer. Ich bin begierig auf die Stimmen, welche ſich nach mir werden vernehmen laſſen."

Indem wir ſämmtlichen Blättern, welche ſich bisher ſo freundlich für die gute Sache intereſſirten, in deren Namen hiermit öffentlich Dank ſagen, können wir nicht umhin, zwei Fragen des Freimüthigen, dem wir ebenſo aufrichtig unſere Achtung und Freude ausdrücken, gleich zu beantworten, — aus unſerer Erfahrung. „Was die Diebsblätter thun werden?" — Lügen und ſchimpfen. Man ſehe die Didaskalia. „Ob der Zweck, wenn ſie ſich ausſchließen, erreicht werde?" Gewiß! und um ſo ſchneller; denn ſie müſſen zu Grunde gehen. Durch ihr Eingehen aber wird ſich das materielle und geiſtige Intereſſe der Nation, das durch ſie verzettelt war, auf die wenigeren Originalblätter erſtrecken und für dieſe ſich concentriren. Dadurch aber wird es möglich werden, daß der ganze deutſche Journalismus, an Kräften gewinnend, eine ſolidere Baſis erringt und eine edlere ſegensreichere Wirkung entfaltet, als bisher. Die anderweitigen Fragen, welche der Freimüthige aufſtellt, werden wir nächſtens zur Diskuſſion bringen. Nur durch freien Austauſch aller Meinungen iſt ein völliges, dauerndes Verſtändniß, — nur durch dies ein umfaſſendes Reſultat zu gewinnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 131. 1838.

Phönix.

Samstag, 2. Juni.

Täuſchungen.

(Fortſetzung.)

Eliſe blieb dieſer wachſenden Zuneigung Guſtav's gegenüber nicht gleichgültig; aber weit gefehlt, daß darin eine direkte Untreue gegen ihren Verlobten gelegen hätte, war vielmehr gerade das Verhalten Guſtav's gegen Woldemar dasjenige, was ihr ſo löblich erſchien und was ihr ganzes Herz gegen Guſtav, deſſen Gefühle für ſie von ihr nicht unentdeckt geblieben waren, mit einer Werthſchätzung erfüllte, welche — hätten dies die Umſtände erlaubt — von noch zärtlicheren Empfindungen nicht weit entfernt geweſen wären. Eliſe hatte nämlich durch einen Zufall in Erfahrung gebracht, daß Woldemar auf der Univerſität, durch Verſchleuderungen aller Art, nicht nur in bedeutende Schulden gerathen war, ſondern daß auch dieſe Schulden großen Theils noch unberichtigt zurückſtanden. Guſtav wußte dies ebenfalls — Eliſe hatte es auf zuverläſſige Weiſe erfahren, — und doch ſchwieg er davon. Er ſuchte ſogar, wenn auf Woldemar die Rede kam, deſſen gute Eigenſchaften in ein gebührendes Licht zu ſetzen. Wenn er perſönlich mit ihm zuſammentraf, war er ihm freundlich und gefällig. Offenbar alles Dieſes nicht ohne große Opfer. Denn Woldemar ſtand ihm nicht nur ſtörend entgegen auf dem Wege zu ſeinem Glück, ſondern Guſtav war auch der entſchiedenſte Gegner von Woldemar's politiſchen Grundſätzen, welche er ſervil nannte. Aber wichtiger noch als Beides war die Frage, welche Guſtav ſich vorgelegt hatte: Ob Eliſe das Glück mit Woldemar finden könne, was ſie bei ihm zu finden hoffe, und was ſie ſo ſehr verdiene? Er mußte dieſe Frage aus vollſter Ueberzeugung mit Nein beantworten. Und doch — was konnte er thun? Nur ſchweigen und ſie bedauern.

Eine Zeitlang ſchwankte er zwar in dieſem Entſchluſſe. Wenn ſie einer Sylphide gleich der Thüre hereintrat und ſein Herz ihr entgegen flog, ach dann hätte er in dieſes Herz die Warnung vor Woldemar einknüpfen mögen. Wenn ſie am Klavier ſaß und ſang, ganz Wohllaut und Melodie war, ihre Töne einen reichen Garten bildeten, dann dünkte er ſich zum Cherub beſtimmt, welcher jeden feindlichen Einfall davon abzuhalten habe. Seine Hand, die ſich in Gedanken ſegnend nach ihr hinſtreckte, ſchien ihm dann auch wohl geeignet, wäre dies nöthig, einen ernſteren und ſichtbareren Dienſt ihr zu leiſten, indem er ein Verhältniß damit zerriß, welches nur den einzigen Umſtand für ſich hatte, daß es allgemein offenkundig war. Und ſollte er wirklich dadurch ſich beſtimmen laſſen? Nein. Aber dadurch, daß der Raub, den er Woldemar'n abjagte, vielleicht ihm zufiel? Auch das nicht fortgeſetzt. Dagegen entſchied, wie Guſtav länger keinen Zweifel darüber haben konnte, daß Eliſen jene Verhältniſſe Woldemar's gleich ihm bekannt ſeien. Ja, ſie hatte bereits Gelder zur Tilgung jener Schulden angewieſen.

Alles dieſes in ſeinem Zuſammenhange war es, was oben unter der Meinung, die Eliſe von Guſtav hegte und die ſie mit antrieb, den Plan, aus der Reſidenz wegzuziehen, nach Kräften zu begünſtigen, verſtanden wurde. Wie man ſieht, war es eine ſehr gute Meinung, eine Meinung, welche, hätte ſie der genügſame Guſtav geahnt, dieſen ſehr glücklich gemacht haben würde, aber doch mußte ſie den Lebenskahn Eliſen's mehr als tüchtige Hebſtange vom Ufer der Reſidenz abſtoßen, denn als Anker ihn an demſelben halten.

Daß aber Eliſe, obgleich ihr jene Entdeckungen äußerſt unangenehm waren, doch darin keinen Grund fand, ein Verhältniß zu löſen, welches ſie mit allen Kräften einer friſchen und jungfräulichen Seele ergriffen hatte, wird Jeder begreiflich finden, welcher ein tüchtiges weibliches Gemüth ſelbſt da noch ehrt und ſchätzt, wo es in Täuſchungen ſich verliert. So iſt der Liebesglanz des Abendſtern's vielleicht um ſo heller oder doch um ſo rührender, wo er dennoch treu ſeinem Geſtirne, der Sonne, nachzieht, obgleich aus deren Strahlen, im Konflikt mit den Dünſten der irdiſchen Atmosphäre, ſich jene graulichten Streifen entwickeln, welche den Stern in ſeinem ungetrübten Schein jetzt ſchon bedrohen und ihn vielleicht bald völlig verhüllen.

Woldemar's und Eliſen's Trauung war ohne alles Aufſehen, blos mit Zuziehung weniger Zeugen, in einer der Hauptkirchen der Reſidenz vor ſich gegangen. Unmittelbar nachher hatten ſie in einem hochbepackten Reiſewagen die Stadt verlaſſen. Mit Extrapoſt konnten ſie Abends auf dem gedachteten Landgute ſein.

Da der alte Meleager nur ſelten ſein Haus verließ und gern dieſen Vorwand benutzte, von der Zeugenſchaft bei der Trauung ſeiner Nichte entbunden zu ſein, ſo konnte Guſtav nicht ablehnen, nebſt noch einem Freunde des Hauſes und einigen Freundinnen Eliſen's bei jenem Akte zugegen zu ſein. Man kann ſich denken, mit welchen Gefühlen er dies that. Nur ſchwer wurde er ſeiner Thränen Meiſter, während Woldemar und Eliſe, obgleich ebenfalls tief ergriffen, freudiger dreinſahen und mit Heiterkeit die Wünſche empfingen, welche Freunde und Freundinnen an den Stufen des Altars ihnen darbrachten.

Durch Eliſen's Abreiſe war eine fühlbare Lücke im Hauſe des alten Meleager entſtanden. Ein Glück, daß Guſtav ſie ſeinem Vater einigermaßen auszufüllen im Stande war. Jede Stunde, die er ſeinen Vorbereitungen auf die Staatsprüfung abbrechen konnte, widmete er der Unterhaltung Meleager's. Mit kindlichem Sinne vermied er dabei alle Anſtöße, wiſſenſchaftlicher und politiſcher Art. Denn deren — er wußte das wohl — hätte es zwiſchen ihm und Meleager'n nur zu viele geben können. Meleager war noch völlig von der alten Schule, ein Anhänger der Doktrin, daß der Fürſt der Vater, die Staatsbürger aber die Kinder ſeien, und dabei nahm er keinen Anſtand, alle Conſequenzen aus dieſem Theorem zu ziehen, wie man ſie vielleicht aus dem Verhältniſſe eines wirklichen und ſehr weiſen Vaters zu ſeinen wirklichen und noch höchſt unmündigen Kindern zieht, ohne damit gegen die Erziehungsregeln eines Campe oder eines Salzmann zu verſtoßen. Guſtav dagegen hatte außer den wichtigſten franzöſiſchen und engliſchen Schriften über Staatswiſſenſchaft auch die neueren deutſchen Schriften dieſer Art geleſen, und es durfte bei einem jungen Manne von Kraft und Phantaſie nicht gerade auffallend erſcheinen, daß dieſer von Ancillon's Vermittelung der Extreme nichts wiſſen wollte, und ſelbſt von Aretin's und Rotteck's Schriften zu noch weiter links liegenden Anſichten — beſonders angeregt durch mehrere, nachher verbotene Tageblätter, — ſich hinbegab.

Meleager's Abneigung gegen poetiſche Beſchäftigungen gehörte aber doch auch mit zu den ſchwierigſten Klippen, welche Guſtav bei der Unterhaltung mit ſeinem Vater zu umſchiffen hatte. Wenn Jener, nach nur flüchtigem Anſehen, das eine oder andere neue, poetiſche deutſche Werk herunterſetzte, worin Guſtav zwar nichts unbedingt Vorzügliches, aber doch leuchtende Staffeln dazu erblickte, da, wie ſchwoll ihm da die Bruſt — er konnte es ſich ſelbſt nicht in Abrede ſtellen — von unterdrücktem Aerger! Wie trieb es ihn an, Meleager'n näher zu treten und folgendermaßen zu ihm zu ſprechen: „Alter Mann, taub für den Schmerz des Jahrhunderts, blind für ſeine Beſtrebungen! Du warſt einſt anders. Dein Herzſchlag hielt gleichen Takt mit dem Herzſchlag Deiner Zeit und hätte dieſer ſtille geſtanden, Du würdeſt keinen Augenblick Bedenken getragen haben, mit dem Deinigen ein Gleiches zu thun. Wie? Einige Kritiker, mißwollende, tadelnde Worte über Deine ſpäteren Leiſtungen, waren Schuld an Deiner Abgefallenheit von Dir ſelbſt, an Deinem gebrochenen Fahneneide? Was vielleicht die Dummheit oder der Neid ſchrieb, hatte Kraft genug, aus dem einen ins andere Lager Dich zu jagen? Und wenn es ſelbſt die Einſicht, das vollendetſte Ideal kritiſcher Kunſt geſchrieben, glaubteſt Du Deinem innerſten Leben nicht mehr, als den Aeußerlichkeiten, die Schluß an Schluß reihen, bis ſie Dir die Schlinge um den Hals gelegt, eine wahre Galgenproceſſion? Iſt Matthiſon deßwegen ein großer Dichter, weil Schiller ihn gelobt, und Bürger deßwegen ein kleiner, weil Schiller ihn getadelt? Hebel bekam glühende Ehrenzeugniſſe von Jean Paul und Göthe geſchrieben und von Wolfgang Menzel Aetzwaſſer in's Geſicht geſpritzt. Welcher Weg durch dieſe Charybden? — Nein, in demſelben Augenblick, wo Du den Intereſſen Deiner Zeit ein froſtiges Lebewohl ſagteſt, wo Du Deinen poetiſchen Beruf als Schlachtvieh in die Metzig des Staatsdienſtes triebſt, das weiße Götterblut, was in ihm lebte, zu rothem verwandelnd und in Würſte ſtopfend, da ſprang auch die Lyra ſpottend und dröhnend aus Deiner entheiligenden Hand. So ſchlägt ſich die Untreue.“

Es iſt begreiflich, wie bei ſolchen inneren Worten, wegen deren doch auch Guſtav gleichzeitig ſich die lebhafteſten Vorwürfe machte, das Verhältniß des Vaters zum Sohne zu keiner rechten Klarheit gelangen konnte. Hätte ein Dritter dazwiſchen geſtanden, Jedem etwas von der Unbedingtheit ſeiner Aeußerungen oder Gedanken abgedrungen, ſo wäre gewiß Alles beſſer geworden. Aber Eliſe, deren leiſer, weicher Finger zum Verbinden und Beſänftigen ſo recht geſchaffen war, lebte ferne, und die Freunde des Hauſes hatten bei den an dieſem Verhältniſſe Kranken nicht Zutrauen genug, um von ihnen als Aerzte gerufen zu werden.

(Schluß folgt.)

Aus Zürich.

(Fortſetzung.)

Die weiteren Anſprüche des Fiskus gaben indeſſen den Gerichten noch die zweite Frage zu behandeln: „ob das Abzugsrecht weiter als das Territorialrecht reiche?“ Der Proteſt von engliſcher Seite, wie die Entſcheidung beider Gerichtsinſtanzen, hat darauf mit „Nein“ geantwortet. Es iſt indeſſen wieder nicht unintereſſant, die patriotiſche Verläugnung von Recht und Logik zu beobachten, mit welcher der Fiskus die Bejahung der Frage zu beweiſen ſuchte.

Er wollte auch das außerhalb des Kantons Zürich und der Schweiz befindliche Vermögen mit der Abzugsſteuer belegen, theils um den beabſichtigten Gewinn der Staatskaſſe zu vergrößern, theils die übereilte Beſchlagnahme zu rechtfertigen.

Das ganze Abzugsrecht beruht unbeſtreitbar (nach aller Juriſten aller Staaten Meinung) auf dem Territorialrechte, und auf dem Beſteuerungrechte. Auf dem Territorialrechte, inſofern jene alte Feudalgewalt, welche des verſtorbenen Fremdlings Eigenthum in Anſpruch nahm, doch nur auf eigenem Grund und Boden ausgeübt werden konnte; auf dem Beſteuerungsrechte, das ſich der Staat beilegt, wegen des Schutzes, den er der Perſon und dem Eigenthum gewährt, und, deshalb zur Vergeltung, dieſe Vergütigung ſeiner Auslagen und Verwaltungskoſten verlangt, aber doch auch dieſen Schutz nur auf eigenem Grund und Boden gewähren kann.

In dem Züricher Steuergeſetze iſt auch wörtlich und ausdrücklich „der Schutz des Vermögens als einzige Grundlage des Steuerrechts“ angegeben, und auch der Unterſchied der Steuerbeträge ſo motivirt, „weil der, welcher mehr beſitzt oder mehr erwirbt, auch für mehr den Schutz des Staates genießt.“ Sehr emphatiſch wurde nun auch immer in der Raters'ſchen Angelegenheit der „Schutz“ hervorgehoben, „welcher der Perſon des Verſtorbenen und ſeinem Eigenthume bei ſeinem Aufenthalte innerhalb des Züricher Staates gewährt worden ſei.“ Ja noch mehr, die freie Preſſe erinnerte ſich wohlgefällig an die franzöſiſchen Revolutionsgräuel, und meinte: „Die Engländer können froh ſein, daß man ihr Vermögen nur beſteuert, denn es gab Zeit und Länder, wo man ihr Vermögen confiscirte.“ Sie hätte noch hinzufügen können, „und die Beſitzer enthauptete.“ Schon ein bedeutendes Probeſtück der Diskuſſionsweiſe, Unrecht mit noch größerem Unrechte, das anderwärts geſchehen, zu vertheidigen.

Dieſen beiden Grundſätzen des Territorialrechtes und des gewährten Schutzes ſtellte aber der Fiskus den ſonderbaren Grundſatz entgegen: „Alles Vermögen hänge der Perſon und dem Wohnorte an.“ Daraus ſollte ſich dann das Recht ergeben, die Züricher Abzugsſteuer auch auf das außerhalb der Schweiz, namentlich in England liegende Vermögen des Herrn Raters ausdehnen zu können.

Zuerſt iſt es authentiſch und notoriſch bekannt, daß weder England noch Frankreich irgend etwas mehr, als das auf eigenem Gebiete vorhandene Vermögen beſteuert, daß man ſich in keinem von beiden Staaten darum kümmert, ob und wieviel Vermögen der Beſitzer noch irgendwo im Auslande beſitzt. Alſo nach der Reciprocität durfte ſchon ein ſolcher Grundſatz hier keine Anwendung finden. Aber außerdem hat auch die Behauptung, „daß das Vermögen der Perſon und dem Wohnorte anhänge“, zwei bedeutende Widerſprüche gegen ſich, einen inneren, der eine völlige deductio ad absurdum ergibt, und einen äußeren, der in dem eigenen Verfahren Zürichs liegt. Zürich nämlich beſteuert mit ſeiner Vermögens- und Gewerbsſteuer auch dasjenige hier befindliche Vermögen von ſolchen Ausländern, welche nicht im hieſigen Kanton wohnen. Wenn nun alles Vermögen dem Wohnorte und der Perſon anhängen ſoll, ſo dürfte Zürich dieſes Vermögen nicht berühren, ſondern müßte es als im Auslande liegend betrachten, und warten, ob der fremde Staat es beſteuere, oder nicht. Zürich macht aber hier eine Ausnahme zu eigenen Gunſten.

Der innere Widerſpruch dieſes Grundſatzes iſt aber völkerrechtlich noch wichtiger. Zuerſt denke man ſich, jeder Staat ſtelle dieſen Grundſatz auf, und handle danach. Welche unauflösliche Verwirrung von ſich durchkreuzenden Steueranſprüchen würde alsdann entſtehen. Namentlich aber, wie viele Schweizer und Züricher wohnen außer Landes, und haben Grundbeſitz und anderes Eigenthum noch in ihrer Heimath. Wollte nun Zürich jenem Grundſatze getreu bleiben, ſo müßte es dieſen fremden Staaten zugeſtehen, dieſes Züricher Eigenthum nach ihren Steuergeſetzen zu belaſten. Endlich aber widerſtreitet dieſer Grundſatz der von Zürich authentiſch anerkannten einzigen Grundlage des Beſteuerungsrechtes, nämlich der Schutzleiſtung, denn dem außerhalb ſeines Gebietes liegenden Vermögen kann es keinen Schutz gewähren.

Die ganze unhaltbare Behauptung ſollte aber großentheils, wie ſchon geſagt, dazu dienen, die voreilige Beſchlagnahme zu beſchönigen, und die etwa daraus hervorgehenden Entſchädigungsforderungen zu entkräften.

Man wußte aus Nachrichten und Erkundigungen, und aus Dokumenten und Briefen, die ſich bei der Inventariſation vorfanden, daß das ganze Vermögen einen ſolchen Umfang habe, daß 10 pCt. davon dem Werthe des hieſigen Landgutes und Mobiliars gewiß gleichkämen, wo nicht daſſelbe noch überträfen. Nahm man nun dieſen Abzugsbetrag unter ſcheinbarer Ueberzeugung der Rechtlichkeit in Anſpruch, ſo war ein genügender Vorwand vorhanden, das hieſige ganze Vermögen ſo lange als Aequivalent in Beſchlag zu nehmen, bis jene 10 pCt. des ganzen ausländiſchen Vermögens bezahlt wären, oder bis wenigſtens gerichtlich über dieſen Ausſpruch entſchieden war.

Wirklich heißt es in der authentiſchen Eingabe: „Weil die Züricher Tribunale außer Landes nicht exequiren können, ſo wollen ſie hier im Kanton ſo weit exequiren als ſie können, d. h. gegen das ganze Vermögen, das ſich auf dem Züricher Gebiete vorfindet, und ſollte dieſes Vermögen auch nicht ganz, ſondern nur theilweiſe dem Fiskus zugeſprochen werden können, ſo ſolle der Reſt deſſelben als Bürgſchaft für denjenigen Theil des Vermögens dienen, welcher ſich im Auslande, alſo außer dem Bereiche der Züricher Gerichtsbehörden befindet und dem Fiskus ebenfalls theilweiſe zugeſprochen wäre.“

Man ſieht auf den erſten Blick den ungewöhnlichen Verſtoß gegen das Völkerrecht. Wenn ſich ein Vermögen außer dem Bereiche der Züricher Gerichtsbarkeit befindet, ſo liegt es auch außer ihrer Gerichtsbarkeit. Sie konnten alſo nicht darüber entſcheiden. Diejenige Partei alſo, welche ein ſolches Vermögen in Anſpruch nehmen wollte, mußte offenbar vor diejenigen Gerichte gehen, welche darüber Gerichtsbarkeit hatten. Alſo der Fiskus mußte ſich an die engliſchen Gerichte wenden. Erſt dann, wann dieſe engliſchen Gerichte gar nicht oder ungerecht über dieſe Angelegenheit entſchieden, durfte von Seiten des Züricher Staates eine Beſchlagnahme, als Repreſſalie gegen eine ungerechte ausländiſche Gewalt, verfügt werden. Es mußte jedenfalls irgend ein erlittenes Unrecht erſt nachgewieſen werden, ehe man auf irgend eine Art zu gewaltthätiger Vergeltung ſchreiten konnte. Ein würdiger Verſuch wurde freilich gemacht. Nach dem Steuergeſetz muß Jeder, der bei der Selbſtſchätzung ſein Vermögen zu geringe angibt, nicht allein die bezügliche Steuer des Mehrbetrages nachzahlen, ſondern auch die vierfache Summe als Strafe erlegen. Weil nun Hr. Raters, auf beſondere zuvorkommende Veranſtaltung der Regierung, (welche dadurch ſeine freigebigen Geſchenke anerkennen wollte,) mehrere Jahre hindurch keine Steuer bezahlt hatte, ſo ſollte nun der fünffache Werth, und zwar nach dem Verhältniſſe des ganzen Vermögens, von der Erbſchaftsmaſſe bezahlt werden! — Doch auch in dieſem Falle gehörte die Sache immer erſt vor die engliſchen Gerichte.

(Fortſetzung folgt.)

Tageschronik aus Paris.

(26. Mai.)

Die Leichenfeier Talleyrand's am letzten Dienſtag hatte ich mir prunkvoller gedacht. Dem Zuge voraus ritt eine Abtheilung Huſaren; hinter dieſen folgten die Municipalgarden zu Pferde, einige Sapeurs, die Muſik des 16ten Regiments, Trauermärſche ſpielend, und die Tambours mit gedämpften Trommeln. Eine Abtheilung Linienſoldaten ging vor dem Leichenwagen her, welchen ſechs ſchwarz aufgeſchirrte Pferde zogen; unter den Vieren, welche die Zipfel des Leichentuches trugen, erkannte ich den Conſeilpräſidenten und den Herzog von Broglie. Mitglieder des Inſtituts in ihren palmenbeſtickten Fracks, Pairs, Deputirte, fremde Geſandten folgten; eine lange Reihe von Wagen, worunter auch die mit der Livrée des königlichen Hauſes, und Abtheilungen der Munizipalgarde zu Pferd und zu Fuß ſchloſſen das Gefolge, welches etwa gegen Mittag in der Himmelfahrtskirche ankam, wo eine ſtille Meſſe gehalten ward. Das Innere des Tempels war prachtvoll ausgeſchmückt; über der Krone des Fürſten flatterte eine ſilbergeſtickte Banderolle, auf welcher man die Inſchrift: **Re que Diou** (Gott allein!) las; unter dem Wappen ſah man das Großkreuz der Ehrenlegion und den goldenen Vließ-Orden. Nach beendigter Meſſe wurde der ganze Pomp ſogleich weggenommen. — An demſelben Tage, wo dieſe Leichenfeier Talleyrand's vor ſich ging, wurde der während der Reſtauration ſo berühmte franz. Komiker Potier beſtattet, welcher vor wenigen Tagen in ſeinem Landhauſe zu **Fontenay-aux-Bois** geſtorben war. Potier (geboren 1775) ſtammte aus einer angeſehenen Familie, welche in der alten franzöſiſchen Magiſtratur hohe Aemter begleitet hatte. Er wollte zuerſt Soldat werden, allein ſein unbezwinglicher Hang für's Theater machte ihm das Waffenhandwerk bald überdrüßig und er begann ſeine dramatiſche Laufbahn auf den kleinen Boulevardstheatern. Im Jahr 1809 debütirte er in den Variétés, wo er die ganze Fülle ſeines Talentes entwickelte und ſich einen europäiſchen Namen erwarb. Nach dem Ausſpruche Talma's war Potier einer der vollkommenſten Schauſpieler, welche je die Bretter betraten. Er hatte ſeine Kunſt gründlich ſtudiert und die Natur hatte ihm keine ihrer Gaben verweigert, ſelbſt die Mängel, welche zu ſeinen Rollen erforderlich waren, hatte ſie nicht vergeſſen. Er war beſtändig in Scene; ſeine Augen, ſeine Hände, ſeine Arme ſprachen und Jedermann ahnte, was er nicht ſagen wollte oder konnte. Vorzüglich glänzte er in **le ci-devant jeune homme**, **le prince Mirliflor**, **le solliciteur**, **je fais mes farces**, **le conscrit**, **l'homme de 60 ans**, **Werther**, **le bénéficiaire**, **le tailleur de Jean Jacques**, **le père Sournois**, **le bourgmestre de Saardam** und **le centenaire**, in welchen ebengenannten Stücken Potier lauter neue Rollen ſchuf. Er war bei der vornehmen Welt, wie beim Volke ungemein beliebt; eine ſchlüpfrige Redensart und eine zweideutige Situation wußte er mit ausgeſuchtem Geſchmack und vollkommnem Takte durchzubringen. Er ſpielte oft bei Hofe, und war ein geſuchter Geſellſchafter in den höchſten Zirkeln. Der Kaiſer Alexander wollte ihn bereden, mit nach Petersburg zu gehen; allein er blieb in Paris, wo er länger als 25 Jahre auf den verſchiedenen Bühnen ſpielte und ſich eine Rente von 15 — 20,000 Franken erſparte, welche er ſeit etwa 6 Jahren in ſeinem Landhauſe in der Nähe der Hauptſtadt verzehrte.

Die Landhäuſer um Paris ſtehen übrigens noch ziemlich leer. Der verzögerte Eintritt der ſchönen Jahreszeit hat in den Gewohnheiten der eleganten Welt große Verwirrung angeſtiftet. Viele Leute, die noch nicht wagen auf's Land zu gehen und nicht recht wiſſen, wie ſie den Monat Mai und die Hälfte des Juni zubringen ſollen, ſind nach London abgereiſt zum Krönungsfeſte der Königin von England. Eine Reiſe nach London gehört gegenwärtig zum guten Ton, und wenn wir die aus allen übrigen Ländern dahinſtrömende Menge von Fremden in Erwägung ziehen, ſo erklären wir uns die vermiſchte Nachricht engliſcher und franzöſiſcher Blätter, daß in London ein Huhn, ungerupft, ſechs Schilling, ein Maas ausgewählter Erbſen zwei Pfund koſte. Dieſe intereſſante Neuigkeit war mit einer noch intereſſanteren begleitet, daß ſich nämlich ein engliſcher Spekulant nach Belgien eingeſchifft und auf dem letzten Brüſſeler Markt 10,000 ungerupfte Hühner und 2,000 Maas ausgewählte Kichererbſen eingekauft habe. Dieſe Begebenheit hat auf der Börſe bei Tortoni große Senſation gemacht und man iſt ſofort übereingekommen, eine Commandit-Geſellſchaft zur Exploitation des Hühnerviehes und der Kichererbſen zu ſtiften. Betriebskapital 30 Millionen, in Aktien von tauſend Franken getheilt. Bum, bum, Dſching, Dſching! —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

⁂ Die Regierung von Ferdinand und Iſabelle hat in Amerika einen Geſchichtſchreiber gefunden, wie ihr bisher in Europa noch nicht zu Theil geworden. Hr. Prescott hat nämlich zu Boſton in drei Bänden eine *History of the reign of Ferdinand and Isabella the Catholic* herausgegeben, zu welcher von ihm, außer den bereits bekannten Quellen, auch mehrere ſeltener Manuſkripte benützt wurden, die er ſich aus Madrid zu verſchaffen gewußt. —

⁂ Scribe iſt, dem Siècle zufolge, auf folgender Stufenleiter zu ſeiner jetzigen höchſt comfortablen Wohlhabenheit aufgeſtiegen: Im J. 1812 ſchrieb Hr. Scribe ein Stück, welches ihm 100 Frk. eintrug; 1816 brachte die *école de village* ihm 150 ein. Der *comte Ory* wurde für 400 verkauft, ebenſo noch 1818 *la visite à Bedlam*. Aber im J. 1828 erhielt Hr. Scribe für ſeine *Valérie* mit einemmale 2000 Frk.; im folgenden Jahre mußte er für den Schnee ſich zwar mit 700 Frk. begnügen, aber 1836 ſtieg der Thermometer wieder bedeutend. *Une passion secrète* brachte 6000, und das Honorar für *Bertrand et Raton* 4500 Frk. ein. In jenem Jahre faſſirte der dramatiſche Schreiber unter der Rubrik von *droits d'auteur* nicht weniger als 148,000 Frk. ein. —

⁂ Robespierre wird von der Herzogin von Abrantes in ihrer *histoire des salons de Paris* folgendergeſtalt charakteriſirt: »Ungemeſſener Ehrgeiz, auf [illegible] [illegible] baute. Dabei eine große Zärtlichkeit gegen Jene, die er hinrichten ließ, ſind Robespierre's Haupt-Charakterzüge, zu denen man noch einen natürlichen Hang zum [illegible] und die größte Schwankelhaftigkeit rechnen muß. Aber die [illegible] Leidenſchaft für alle, die ihm auf ſeinem Wege begegneten, war eine verderbliche Eiferſucht, die ihm jegliche Ueberlegenheit einflößte.«

⁂ Julius Moſen ſchreibt kürzlich an Rudolph Glaſer, den Herausgeber des geſchätzten Zeitblattes »Oſt und Weſt«: »Von der Politik möcht ich auf längere Zeit getrennt ſein. Die Literatur iſt nur in [illegible] Grenze poetiſcher Formen; ſonſt geht Alles nur in Converſation und Salonklatſcherei. [illegible] Winter war ich bemüht, meinem epiſchen Gedichte: »Ahasver« die [illegible] Rundung zu geben. Meine Statue iſt gut, wenn der Marmor unter dem Meißel nicht zu ſtarrem Fleiſche geworden iſt; ſo kein Gedicht, das in aller Erhabenheit ſeine edle griechiſche Form gewonnen hat.«

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

N° 132. 1838.

Phönix.

Dienstag, 5. Juni.

Täuſchungen.

(Schluß.)

So verging ein Jahr. Der alte Meleager ſpann ſich mehr und mehr zwiſchen ſeine Büſten und ſeine Bücher, ſeine Lorbeerkränze und ſeine Medaillen ein. Guſtav hatte die Staatsprüfung ehrenvollſt überſtanden und bereits in der Reſidenz eine Anſtellung gefunden, die, noch klein, doch zu Größerem Ausſicht gab. Von Eliſen, welche bisweilen ihrem Oheim ſchrieb, hatte man in Erfahrung gebracht, daß ſie eines geſunden und wohlgeſtalteten Knäbleins geneſen ſei. Von Woldemar hörte man gar nichts. Denn auch Eliſe erwähnte ſeiner in ihren Briefen nicht ausführlicher, ſondern nur am Ende, wo die Grüße und Empfehlungen kamen, erhielt er eine Statiſtenrolle.

Ungefähr ähnlich war das Verhältniß des Meleager'ſchen Hauſes zum Woldemar'ſchen. Guſtav hatte Eliſen in Auftrag ſeines Vaters ihre Briefe beantwortet; er hielt ſich dabei wenn auch nicht in ſteifen, doch in gehaltenen Formen, und Woldemar mußte froh ſein, wenn ſeiner, ebenfalls am Schluſſe, einer kurzen, grüßenden Erwähnung geſchah. Es war das nicht Mißgunſt oder Eiferſucht von Seiten Guſtav's. Nein! Denn bei edeln Seelen beruhen wenig Verhältniſſe auf ſo zarten Grundlagen, als das zum Gatten einer ehemaligen Geliebten, wenn dieſer Gatte den Werth ſeiner Frau erkennt und ein tüchtiger Mann iſt. Aber gerade in dieſen beiden Beziehungen hatte Guſtav Urſache, zu zweifeln.

Und wirklich war Eliſe nicht glücklich. Das Verhältniß hatte ſich entfaltet, wie von Meleager ſeiner Nichte prophezeiht worden war. Woldemar, nicht bös, aber heftig, leidenſchaftlich, rauh, geiſtig unbedeutend und nur im Beſitze der gewöhnlichen Geſellſchaftspolitur, mußte faſt jeden Tag mit ſeiner Frau, deren reizbares Nervenſyſtem durch ihr Wochenbett auf eine wahrhaft bedrohliche Weiſe noch geſteigert worden war, in Konflikte gerathen. Dabei zeigte er ſich keineswegs als den umſichtigen Haushälter, den klugen Landwirth, der durchaus erforderlich iſt, wenn aus Viehzucht und Ackerbau, bei niedrigen Preiſen und großer Concurrenz, etwas Gedeihliches ſich ergeben ſoll. Er liebte die Jagd. Im nahen Dorf hatte ſich, da die Landſtraße hindurch zog, ein vielbeſuchtes Gaſthaus aufgethan und Woldemar gehörte nicht zu ſeinen ſeltneren Beſuchern. So verdarb oder unterblieb Manches, und wenn ein Vorwurf darüber von Woldemar laut wurde, traf er die Frau. Welches Ende ſollte das finden?

Um dieſe Zeit traf ein großes Unglück das Meleager'ſche Haus. Guſtav wurde bei nächtlicher Weile aufgehoben und in ſtrenge Haft gebracht. Sein Vater war darüber außer ſich. Alle Geſpräche der Stadt drehten ſich einige Tage nur um dieſen Gegenſtand, um — ziemlich bald, wenn auch weniger intereſſante, doch neuere Begebenheiten ſtatt jenes zu ergreifen. Guſtav ſelbſt hatte die Maaßregel mit Faſſung aufgenommen.

Es war nur zu wahrſcheinlich, daß Guſtav während ſeiner Studienzeit ſich in Beziehungen eingelaſſen hatte, welche das Geſetz als ſtaatsverrätheriſch verpönt. Wenigſtens konnte man aus gleichzeitig gegen geweſene Univerſitätsfreunde Guſtav's erlaſſenen Steckbriefen, welche ſolche Betreffe enthielten, darauf ſchließen. Im Uebrigen waltete über der Sache der Schleier des tiefſten Geheimniſſes.

Guſtav vertrieb ſich einen Theil der Zeit ſeines Arreſtes, indem er aus Thon Geſtalten formte. Bald die Bildniſſe großer Männer, wie Cincinnatus, Waſhington, Franklin, bald allegoriſche Figuren, wie die Freiheit, die Wahrheit, die Gerechtigkeit. Es war zu verwundern, wie dieſes Talent Guſtav's ſich nach und nach erweiterte und veredelte.

„Prometheus," ſagte er eines Tags zu ſich ſelbſt, „trieb ein verwandtes Töpferhandwerk, wie ich. Auch er bildete Menſchen, Geſtalten. Auch er war ſo glücklich, daß Minerva ihm die Nektarſchale brachte, der Genuß der edeln Kunſt und Wiſſenſchaft ihn zu ſeinem freudigen Thun begeiſterte. Auch er war ſo unglücklich, daß, indem er das Feuer vom Himmel holen wollte, ſeine Geſchöpfe zu beſeelen, Zeus ihn in Bande ſchlug. Lange dauerte dies. Dann wurde Prometheus wieder frei. Möge ſein Schickſal mir von günſtiger Vorbedeutung ſein!"

Guſtav durchſchritt einigemal die Diagonale ſeiner Zelle. Dann blieb er nachdenkend ſtehen. „Und warum mißlang Prometheus ſein thatkräftiges Unternehmen? Warum ſteht er ewig da, als Göttertrotzender, nicht unterliegender, aber auch niemals ſiegender Gigantenſohn? War der Thon nicht werth des Feuers, was er in ihn füllen wollte? Oder war Prometheus zu eilig, zu unvorſichtig? Oder iſt es wirklich ein Reſervatrecht der Götter, daß kein irdiſch Geborner über das olympiſche Feuer verfüge?"

Guſtav wählte zweifelnd unter den Antworten auf dieſe Fragen. Er wollte keine bejahen.

„Wenn die Weltgeſchichte das Weltgericht iſt," ſo fuhr er nach einiger Zeit fort, „iſt die Geſchichte des Einzelnen, ſein Streben und ſein Irren, das Herzensgericht. Aber auch da finde ich nur Troſt und Zuſammenhang, wenn ich dieſe kleine Zelle mit der Erde um die Sonne treiben ſehe. Prometheus wäre niemals zum Himmel hinangeſtiegen, wenn er an keinen geglaubt hätte. Und dieſer Glaube, jenes Wagniß beruhigte ihn auch über ſeine Täuſchungen."

Abermals war ein Jahr verſtrichen. Guſtav ſaß noch im Gefängniß und war körperlich ſehr leidend. Da kam eines Tags ein erbrochener Brief an ihn — ſo wollte es die Regel des Gefängniſſes. Der Brief war von Eliſen.

Guſtav hatte vor mehreren Wochen ſchon aus einer Zuſchrift ſeines Vaters entnommen, daß Eliſe bedeutend kränkle und dieſer ihr Brief gab ihm davon die Beſtätigung. Sie drückte die Gewißheit gegen ihn aus, daß er das Gefängniß bald verlaſſen und daß es ihm dann möglich ſein würde, für ihren kleinen Sohn Sorge zu tragen, den ſie ihm beſtens empfahl. Von Woldemar kein Wort. An Meleager viele Grüße.

Nach einigen Tagen erfuhr Guſtav, daß Eliſe an einem Zehrfieber geſtorben ſei. Ihr Gatte hatte einige Wochen vorher in Geſchäften eine Seereiſe angetreten gehabt, die ihn wohl noch ein halbes Jahr von Hauſe hielt. Aber ein Jahr und noch mehre vergingen. Woldemar kam nicht wieder. Das Schiff, welches ihn trug, hatte am Kap Breton Schiffbruch gelitten und war mit Mann und Maus untergegangen.

Nur ein Theil von Eliſen's Prophezeihung an Guſtav hatte ſich erfüllt; die nämlich, daß er das Gefängniß bald verlaſſen würde. Er that's — aber als Leiche. Für Eliſen's und Woldemar's Sohn konnte er nur noch in der Weiſe Sorge tragen, daß er ihn der Tochter jener früher erwähnten mütterlichen Freundin Eliſen's, welche unterdeſſen in glückliche Familienverhältniſſe gerathen war, zur Aufnahme empfahl.

Dieſen traurigen Ereigniſſen gegenüber ſpielte der alte Meleager die paſſivſte Rolle. Er war in den Zuſtand völligen Kindiſchſeins übergegangen. Einige Diener waren beſtändig bei ihm, mußten ihn ſtützen und tragen. Dabei war die Erinnerung an ſein ehemaliges Dichterthum nun völlig in ihm untergegangen. Er gefiel ſich nur in ſtaatsdienerlichen oder geſchichtlichen Reminiscenzen, inſoweit ſie ſeinen politiſchen Grundſätzen entſprachen. So redete er die Büſte des berühmten Vertheidigers der unbeſchränkten Regentengewalt, Thomas Hobbes, häufig als ſeinen Bedienten an und verſicherte ihn, daß er den letzten Kreuzer an eine neue Livree für ihn wenden wollte. Meleager's eigne Büſte mußte verhängt werden, weil er mehrmals irre wurde, ob dieſe oder er ſelbſt Meleager ſei, und, ſich in die Rolle eines Bedienten verſetzend, ſeinen alten treuen Kammerdiener Jacob verſicherte: Meleager ſehe nur deshalb ſo marmorweiß aus, weil ihn ſeine viele Amtsgeſchäfte nicht ſchlafen ließen, weil er über ſtarke Maßregeln ſinne, u. dgl. Doch kamen Momente dieſer Art nur ſelten; gewöhnlich ſaß Meleager ſtumm und ſtill.

Und ſo, durch ein eigenthümliches Verknüpfen der Umſtände, war von Allen nur der Aelteſte übrig geblieben. Aber wie? Als trauriger Schatten, als zuſammengeborſtene Hülle eines Urbaumes, der einſt muntere Vögel, heitere Lieder in ſeinen grünen Zweigen beherbergt hatte. Mehr oder minder waren die Anderen an den Folgen ihrer Täuſchungen geſtorben, während, mitten in dieſen drinnen, Meleager ein mumienhaft gefeſtigtes Leben führte.

Doch nicht alle Andere waren geſtorben. Noch lebte der kleine Guſtav, Woldemar und Eliſen's Sohn. Unbekannt mit den Schickſalen ſeiner Eltern und ſo naher Verwandten, wuchs er fröhlich auf. Röthe wohnte auf ſeinen Wangen, Friſche und Rüſtigkeit in ſeinen Bewegungen. Mehrere Züge ſeines freundlichen Geſichtes erinnerten an Eliſe.

Und ſo ſind an den kleinen Guſtav wohl ſchöne, neue Hoffnungen zu knüpfen, wie, nach der nordiſchen Mythologie, wenn der große Weltuntergang erfolgt iſt, Walhalla und Asgard, der Himmel Aundlang und der Sitz der Lichtelfen Vidblain zuſammengeſtürzt ſind, Gimle als neuer, glänzender Himmel beſteht.

Aus Zürich.

(Fortſetzung.)

Da nun aber durch die Beſchlagnahme des hier befindlichen Vermögens eine offenbare Uebergehung der engliſchen Gerichte vorgefallen, und ſomit eine Beleidigung, nicht nur der engliſchen Gerichtsbarkeit, ſondern auch der Integrität derſelben (als ſei Zürich ſich keiner Gerechtigkeit von Seiten der engliſchen Tribunale gewärtig) ausgeſprochen, außerdem durch die Anſprüche darauf, das in England befindliche Vermögen nach Züricher Geſetzen zu Gunſten des Züricher Fiskus zu beſteuern, ein Eingriff in die Territorialhoheit Englands gedroht war, ſo mußte endlich die engliſche Geſandtſchaft und Regierung von der Angelegenheit Notiz nehmen. Es erfolgte alſo ein Notenwechſel, in welchem die Züricher Antwortsſchreiben größtentheils, mit völliger Unbefangenheit und unerſchütterlichem Selbſtgefühl, die obigen Gründe des Fiskus geltend zu machen ſuchten, und ſo die Gefahr herbeiführten, die Macht Großbritanniens, die einzige, welche bisher von Verwickelungen mit der Eidgenoſſenſchaft frei, und größtentheils wohlwollend gegen ſie geweſen war, ſich auch noch zu entfremden.

Nachdem nun der Prozeß vom Tode des Herrn Naters an, d. h. vom Oktober 1836 an gedauert hatte, wurde er im September 1837 vor erſter Inſtanz dahin entſchieden: „Daß der engliſche Erbe nur 10 Prozent von dem im hieſigen Kanton befindlichen und realiſirbaren Vermögen zu zahlen habe, etwa 800 Pfd. Sterlg. oder etwa 8000 Züricher Gulden, daß beide Theile die Prozeßkoſten in gleichen Raten zu entrichten hätten, und daß nach geleiſteter Zahlung der Erbe in Beſitz der hieſigen Verlaſſenſchaft zu ſetzen ſei.“

Man hätte nun glauben dürfen, der Fiskus werde ſich mit ſeinen gegebenen Beweiſen von Patriotismus begnügen. Nein! Er war es, der die Appellation an das Obergericht von Zürich ergriff. — Da nun durch dieſen neuen Schritt die Beſchlagnahme verlängert wurde, ſo ſchickte der engliſche Geſandte am Ende des vorjährigen Septembers noch eine Note. Darin machte er noch einmal auf den völkerrechtswidrigen Eingriff in die brittiſche Territorialhoheit aufmerkſam; zeigte noch einmal, daß England, genau genommen, nicht zu den abzügigen Orten gehöre; erklärte noch einmal, daß ſich England indeſſen dabei beruhigen wolle, wenn nur von dem im Kanton vorhandenen und realiſirbaren Vermögen 10 Prozent gefordert würden; ſprach aber endlich die zuverſichtliche Erwartung aus, daß dem Erben das bisher mit Beſchlag belegte Eigenthum, und insbeſondere die Papiere und Dokumente, ſchleunigſt ausgeliefert würden.

Im Anfange dieſes Jahres entſchied endlich das hieſige Obergericht als letzte Inſtanz, und beſtätigte im Weſentlichen das Urtheil der erſten Inſtanz, erhöhte nur um ein Geringes den Abzugsbetrag und Koſtenbetrag, beſtimmte aber, daß die Beſchlagnahme noch vier Monate nach geleiſteter Zahlung fortdauern ſollte. Man weiß, daß hierauf noch eine Note des engliſchen Geſandten eingetroffen iſt, jedoch verlautet noch Nichts weiter über die ganze Angelegenheit.

Juriſtiſche Leſer werden hoffentlich durch dieſe Rechtsepiſode unſeres hieſigen Lebens nicht ermüdet ſein. Unter den nichtjuriſtiſchen mögen wohl Viele ihre Geduld zu ſehr in Anſpruch genommen finden. Dieſe mögen dann wenigſtens an der bloßen Erzählung einen Maasſtab für diejenige Geduld haben, welche man hier im offiziellen Verkehre mit ſchweizeriſchen Behörden, namentlich radikaler Gattung, anzuwenden genöthigt iſt. Für Manche kann dieſe Erzählung auch noch die Bedeutung haben, ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß, wenn ſie ſich in hieſige Verhältniſſe irgend welcher Art einlaſſen wollen, ſie es nie zu verſäumen haben, den Schutz der heimathlichen Geſandtſchaft zum gelegentlichen Rückhalte in Anſpruch zu nehmen. Für alle republikaniſchen Regierungen muß man aber bei dieſer Gelegenheit Montesquieu's Worte (de l'esprit des lois. l. III. ch. 3) wiederholen. „Il ne faut pas beaucoup de probité pour qu'un gouvernement monarchique ou un gouvernement despotique se maintienne ou se soutienne. La force des lois dans l'un, le bras du prince toujours levé dans l'autre, reglent ou contiennent tout. *Mais dans un état populaire, il faut un ressort de plus, qui est la vertu.*“

Die diesmalige Sitzung des großen Rathes hat nur vom 23. bis 25. April gedauert, und einen erfreulichen Beweis von der dortigen Anſicht gegeben, welche die oberſte Behörde von der ächt demokratiſchen Richtung ſich gebildet hat. Man war im Ganzen auf dieſe Sitzung geſpannt geweſen, da bei der vorliegenden Erörterung des Budgets die Angriffe auf die „koſtbare und mißglückte“ Univerſität erwartet wurden. Von den Gegnern derſelben war wenigſtens mit pomphaftem Selbſtvertrauen, eine Petition um Aufhebung der Hochſchule angekündigt. Die beiden erſten Tage waren der Budgetberathung gewidmet. Kein Wort wurde aber bei dem Artikel der Hochſchule für oder wider geſprochen, ſondern die Ausgabe einfach und einſtimmig bewilligt. Das zeugte von dem wenigen Vertrauen der Hochſchulgegner in ihre Kräfte, und in die Sympathie der Majorität. Nur der Artikel der Militärausgaben erfuhr einige Angriffe, welche aber damit endigten, daß noch 1000 Frk. mehr bewilligt wurden, als der urſprüngliche Antrag der Militärkommiſſion verlangt hatte, ſo daß die jährliche Ausgabe für das Militär 166,800 Franken beträgt. Das ganze Budget für 1839 hat ſich nun folgendermaßen herausgeſtellt: Einnahme: 1,819,300 Schweizerfrk. (oder 1,250,769 fl. rhein.); Ausgabe: 1,730,896 Schweizerfrk. (oder 1,189,991 fl. rhein.); Ueberſchuß: 88,404 Schweizerfrk. (oder 60,778 fl. rhein.). Gewiß ein höchſt bedeutendes Reſultat, wenn man bedenkt, daß der Kanton Zürich auf höchſtens 38 Quadratmeilen nicht mehr als 231,576 Seelen enthält, keine Schulden hat, wohl aber ein eigenes Staatsvermögen beſitzt. Eine eigenthümliche Revenue hat ſich in letzterer Zeit dadurch gebildet, daß die ehemaligen Feſtungswerke der Stadt Zürich geſchleift werden, und der freiwerdende Schanzengrund zu Gunſten der Staatskaſſe verkauft wird. Da ſich nun die Induſtrie ungemein vermehrt, ſo werden die neuen Bauplätze mit ungewöhnlichen großen Summen bezahlt, und an vielen Stellen der ehemaligen Schanzen ſtehen bereits ganze Gruppen neuer und ziemlich geſchmackvoller Häuſer. Auch in der nächſten Umgebung der Stadt ſind in den letzten drei Jahren ganze Straßen entſtanden.

(Schluß folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

42) Volkslieder zu den geſchichtlichen Fresken in den Arkaden des königl. Hofgartens zu München. Von E. A. Quitzmann. München. Franz.

Volkslieder im gewöhnlichen Sinne ſind dieſe ſechszehn Dichtungen wohl nicht, allein volksthümliche Balladen, durch die Gegenſtände jener berühmten Fresken hervorgerufen. Die Erſte ſchildert, wie Pfalzgraf Otto d. Aeltere von Wittelsbach die Bernerklauſe 1155 nahm; die Letzte, wie König Max Joſeph I. ſeinem Volke die Verfaſſungsurkunde gibt, 1818. Der Dichter hat vielen Fleiß auf die Darſtellung verwendet; die Nibelungenſtrophe mit dem innern Reime, aus welcher ſich bekanntlich ſpäter die ächt deutſche achtzeilige Strophe entwickelte, wird mit Leichtigkeit und Geſchick gehandhabt.

43) Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reiſenden. Herausgegeben von G. D. L. von Arnim. 3 Hefte. Berlin 1837. Nicolai.

Zum Vergnügen unternahm Hr. v. Arnim im Sommer 1835 eine größere Reiſe; erſt bei ſeiner Rückkunft faßte er die Idee, Bruchſtücke aus ſeinem Reiſejournale und der Erinnerung zuſammen zu ſetzen. Das erſte Heft führt von Neapel durch Apulien und die joniſchen Inſeln nach Athen; es iſt das flüchtigſte und enthält doch ſehr unwichtige Dinge, z. B. S. 40 über eine ſchöne Gegend. Im zweiten Heft wird ein Aufenthalt zu Athen und eine Reiſe über Syra und Smyrna nach Konſtantinopel beſchrieben. Manches dient hier dazu, ein Bild der Gegenden und Zuſtände, wie wir es aus andern Reiſeberichten haben, mehr zu vervollſtändigen. Das Schlußheft beſchäftigt ſich noch mit Konſtantinopel und eilt dann über das ſchwarze Meer durch die Moldau, nach Berlin u. ſ. w. zurück. Dies iſt am ausführlichſten und weit beſſer geſchrieben, als die zwei erſten. Der Styl des Verfaſſers iſt inzwiſchen auch hier oft matt und ſchleppend; falſche Satzverbindungen finden ſich in Menge. Auch fehlt es an Friſche und Lebendigkeit und ſelbſt wo die Schilderungen lebendig und bewegt ſcheinen, wird man doch an das Spielwerk der Wunderſcheibe erinnert, auf welcher nur durch eine reißendſchnelle Umdrehung die Figuren ſich in Bewegung zeigen. Faſt meint man, Hr. v. Arnim habe dies gefühlt und deßwegen den tanzenden Derwiſch als ſymboliſche Beigabe des einen Heftes gewählt.

44) Reiſeſkizzen aus Tyrol und deſſen Nachbarſchaft. Von H. Wenzel. Bunzlau, 1837. Appun.

Dieſer Reiſende zeigt ein bedeutendes Talent, großartige Landſchaften und deren Eindrücke plaſtiſch zu ſchildern. Faßt er auch meiſt die Gegenden mehr im Ganzen und bemüht ſich, ihren Charakter in kräftigen Zügen zu geben, ſo vermißt man doch auch geſchickte Details nicht. Häufig findet er den paſſenden Ausdruck, die ſtarrtodte Natur zerklüfteter Thäler und beſchneiter Jöcher tief poetiſch zu bewegen; — wie auf einigen ſehr glücklichen Landſchaften aus der Münchener Schule hält man dann die Menſchen für überflüſſig, ja man vergißt, daß die Anſchauung durch eines Andern Blick vermittelt wird. Die Gegenden, welche er zur Schilderung gewählt, ſind zum Theile nur wenig gekannt, wenn gleich z. B. die Sänger aus dem Zillerthal überall durch die volksthümlichen Lieder aus ihren heimiſchen Bergen Beifall fanden. Nach einer poetiſchen Einleitung führt er uns zuerſt in das Zillerthal, bei deſſen Schilderung ihm die Wehmuth ihre Farben leiht; die lieblichen Mädchen dieſes Thales — wer kennt nicht die Geſchwiſter Rainer, vier Buben und ein Mädchen, oder die Gebrüder Leo und ihre Baſe? — haben ihn zu kleinen Gedichten begeiſtert, welche der Anhang enthält. Das Oetzthal, der Oetzthaler Ferner, Meran, die Wormſer Jochſtraße, Heiligenblut und der Großglockner, Gaſtein und ſeine Waſſerfälle, Salzburg und ſeine Umgebungen bilden den Inhalt der folgenden Skizzen; Manches iſt ſchon um deswillen ſehr anziehend, weil der Reiſende im September und in mancherlei Gefahren die Wanderungen unternahm. Tyrol und die Schweiz vergleicht er, ſo daß Letztere mehr durch ihr Landſchaftliches, Erſteres durch ihr Volk anſpricht und befriedigt; auf ähnliche Weiſe hält er ſpäter die Rhein- und Donaugegenden zuſammen. Die Donaufahrt auf dem Münchener Floß iſt mit friſchen und reizenden Farben gemalt.

In Sachen des Journalismus und des Nachdruckes.

Die Euterpe ſpricht (in Nr. 30) über den (auch von Gutzkow im Telegraphen angeregten) Vorſchlag Karl Buchner's „dahin zu wirken, daß für Entlehnungen (zunächſt) aus belletriſtiſchen Blättern oder Schriften in belletriſtiſche Blätter Preiſe fixirt werden, welche dem urſprünglichen Eigenthümer eine Entſchädigung hierfür geben" äußert dabei die Beſorgniß, daß das Uebel dadurch nicht von Grunde aus zu heben ſei, und glaubt, daß ein ſolcher Vorſchlag, der (der Natur der Sache nach) auch die politiſchen Blätter umfaſſen müſſe, nur durch von der hohen Bundesverſammlung ausgehende geſetzliche Beſtimmungen realiſirt werden könne. Die Euterpe macht dann weiter auf eine neue Sorte von Unfug, auf jene des Vor- u. Nachdruckes aufmerkſam, welcher jetzt von Frankfurt aus, gegen die Leipziger Allgemeine Zeitung manövrirt. Letztere hatte nämlich kürzlich veröffentlicht, daß bei der dermaligen Einrichtung des Poſtenlaufes die Frankfurter Blätter die aus ihr genommenen Originalartikel früher nach Stuttgart bringen, als ſie ſelbſt dort ankommt. „Gleiche Klage kann auch", wie die Euterpe verſichert, „der Fränk. Merkur führen. Hier liegt das Uebel freilich zunächſt an der Poſt, aber die Wurzel deſſelben iſt unſtreitig in den beſtehenden Verhältniſſen unſerer Journaliſtik ſelbſt zu ſuchen."

Feuilleton.

⁂ Polniſcher Frauen-Almanach. — Nicht nur in Frankreich und England vermehren ſich in raſchem Verhältniß die Schriftſtellerinnen; nicht nur Deutſchland hat ſein Frauenblatt und Norditalien ſein von Frauen gefertigtes Taſchenbuch. Auch in Warſchau iſt für das laufende Jahr ein Almanach, betitelt Pierwosnek erſchienen, welcher nur Beiträge von Damen enthält. Gedichte lieferten Eliſ. Mutzalska, Alex. Maciejowska, Kamilla Koldowska, und Ferdinande Wieſiekierska; Beiträge in Proſa: Clementine von Tanska und Hoffmann und Eleonore Ziemecka. —

⁂ Wagenverkehr in Paris. — Aus Arago's Vortrag über die Eiſenbahnen erſehen wir, daß im Jahre 1766 ſich in Paris nur 27 öffentliche Wagen befanden; die Zahl der Reiſenden, welche täglich von Paris abfuhren, betrug im Durchſchnitt nur 27 täglich. Die Zahl der Poſtwagen iſt jetzt auf 300, die der täglich Abreiſenden auf 3000 geſtiegen. —

⁂ Meteorologiſches von Berlin und Petersburg. Einem von Hrn. v. Gerſtner ausgegebenen Bericht zufolge, zählte man zu Petersburg im Durchſchnitt der 13 Jahre von 18[illegible] bis 1836 und zu Berlin in den 25 Jahren von 1801 bis 1825 jährlich

	zu Petersb.		zu Berlin
heitere Tage	73		[illegible]
theilweis bewölkte	156		—
ganz bewölkte	130	trockene Tage	106
Nebeltage	132		—
Regentage	96		126
Schneetage	64		—
Tage, an denen es hagelte	8		—
Tage, an denen Reif fiel	6		—
Gewittertage	9		9

⁂ Die Schiedsgerichte im Bezirk des Berliner Kammergerichtes haben im vor. Jahre einer weit geringeren Wirkſamkeit ſich zu erfreuen gehabt, als die Schiedsgerichte in den übrigen Provinzen. Im Ganzen ſchwebten dort 27,556 Prozeſſe (1,331 weniger als im vorhergehenden Jahre), von denen aber nur 1,613 verglichen wurden. Während in dem Städtchen Belitz unter 76 Prozeſſen 66 von den gewählten Volksrichtern gütlich ausgeglichen, wurden zu Berlin von 11,730 Prozeſſen deren nur 131 ſchiedsrichterlich abgemacht. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 133. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 6. Juni.

Der Reliquien-Kaſten

des heiligen Romanus von Rouen.

Von

Prosper Landau.

I.

Seit geraumer Zeit lag Heinrich IV. vor Rouen, dieſe Stadt zu belagern, ohne daß es ihm trotz der häufigen Angriffe und zahlreichen Verſuche, dieſelbe mit Sturm einzunehmen, gelingen wollte, auch nur den geringſten Vortheil über ſeine Feinde zu erringen. Kühn boten ihm dieſe die Spitze, und in manchem Treffen zog der König, von ſeinen Gegnern ſtolz nur der „Bearner“ genannt, den Kürzeren.

In ſeinem Namen hatte der Marſchall von Biron an den Bürgermeiſter und wohlweiſen Rath der Stadt ein Schreiben ergehen laſſen, worin er ſie aufgefordert, ihrem rechtmäßigen Könige und Herrn getroſt die Thore zu öffnen; indem er nicht allein der ganzen Einwohnerſchaft, ſondern auch den Anführern der Rebellen ſogar, des Königs huldreiche Gnade zuſicherte, ſuchte er denſelben begreiflich zu machen, wie es keineswegs gegen die Religion ſei, daß er die Waffen ergriffen, wohl aber, um ſein Königreich, welches ſeine Feinde ihm unrechtmäßigerweiſe ſtreitig machten, zu erobern. Auf die Hülfe des Herzogs von Parma, hieß es ſchließlich in demſelben, möchten ſie nicht zu feſt bauen, da, bevor dieſer die Stadt zu erreichen im Stande wäre, es unfehlbar zu einer blutigen Schlacht kommen müßte, in der ihm, wie jüngſt bei Ivry, die Gerechtigkeit ſeiner Sache und der offenbare Schutz Gottes den Sieg verleihen würden, daß die ganze Bevölkerung ſomit, ſammt Hab und Gut, ſeinen, durch den langen Widerſtand ſchon ſo ſehr gereizten Soldaten unrettbar anheimfiele, und die Stadt ſelbſt ſchonungslos deren Willkühr Preis gegeben werden ſollte.

Als der Präſident des hohen Rathes dem vor dem Stadthauſe verſammelten Volke jenes Schreiben mit kräftiger Stimme vorgeleſen, und dieſes durch ſeinen öfters wiederholten Ruf: „Es lebe die Religion! Es lebe die Ligue!“ ſeine Unzufriedenheit und ſeinen Unwillen hinlänglich zu erkennen gegeben hatte, ließ er den Herold, Ueberbringer der Botſchaft, näher treten und gab ihm folgenden Beſcheid:

„— Kehre zurück zu Deinem Herrn, und bringe ihm Kunde von dem Eindrucke, welchen ſeine Aufforderung auf die Einwohner dieſer Stadt gemacht, ſage ihm, daß durch die Behandlung, welche Denen von Etampes, Louviers und Vendômes in ähnlichem Falle geworden, er uns gelehrt habe, wie weit ihm zu trauen ſei, — daß wir ſeinen Verſprechungen eben ſo wenig Glauben beimeſſen, als wir ſeine Drohungen fürchten, und daß der Himmel uns nicht minder behülflich ſein wird, die wahre Religion zu vertheidigen, als ihm, um ſie anzugreifen, — mit einem Worte, daß wir ſammt und ſonders entſchloſſen ſind, eher mit Weib und Kind das Leben zu laſſen, als einem ungläubigen ketzeriſchen Könige zu huldigen;“ — und ſomit wurde der Abgeſandte entlaſſen.

Ihre Antwort bekräftigten ſie noch einige Tage ſpäter, durch eine allgemeine feierliche Prozeſſion. Die ganze Geiſtlichkeit, inbegriffen ſämmtliche Mönche der verſchiedenen Orden, wohnten derſelben bei; barfuß folgten ihr vierhundert der angeſehenſten Bürger und fünfzehnhundert Kinder; alle weiß gekleidet und mit Wachskerzen in der

Hand, wandelten ſie auf den Wällen um die ganze Stadt herum — wie einſt die Auserwählten Gottes um die Mauern von Jericho. — Voran wurde ein großes Banner, in deſſen Mitte ſich ein Kreuz befand, getragen, um zu zeigen, daß ſie unter Anrufung Jeſu Chriſti fechten wollten. So hielten ſie ihren Einzug in die Liebfrauenkirche, woſelbſt nach geſungener Meſſe der Mönch Johann Davré eine Predigt hielt, für welche er folgende Worte des heiligen Apoſtels zum Text gewählt:

„**Nolite jugum ducere cum infidelibus.**“*)

Er wußte ſeine Zuhörer ſo zu begeiſtern, daß am Schluß ſeiner Rede, ſämmtliche Anweſenden mit ihm die Hand zu Gott erhoben, und nochmals ſchwuren, eher zu ſterben, als Heinrich von Bourbon anzuerkennen.

Obgleich unter dieſen Verhältniſſen ein nahes Ende dieſes Krieges nicht vorauszuſehen war, ſo wäre dennoch, durch die mißliche Lage, in welche Mängel jeder Art die belagernde Armee verſetzt hatten, begünſtigt, die Ligue die triumphirende Partei geblieben, hätten die Anführer derſelben, unter ſich einig, kraftvoll an einander zu halten und mit einander zu wirken verſtanden. Während aber der Herzog von Mayenne, zu deſſen Gunſten ſcheinbar der Krieg geführt wurde, mit Recht Argwohn gegen den ſpaniſchen Hof ſchöpfte, und mit Farneſe Noten wechſelte, fängt der Herzog von Parma, der wirklich Nichts weniger als das Intereſſe des Herzogs von Mayenne im Auge hatte, eigenmächtig für ſich zu handeln an. Durch die Picardie rückt er gen Rouen in förmlicher Schlachtordnung; der König, den größten Theil ſeiner Armee unter den Mauern der belagerten Stadt zurücklaſſend, eilt ihm an der Spitze eines kleinen Corps von 500 berittenen Edelleuten und eben ſo vielen Büchſenſchützen bis an die Gränze der Normandie entgegen. Bei Aumale, wo er lagert, ſtellt er ſeine kleinen Haufen ebenfalls in Schlachtordnung auf. Sobald er aber von ſeinem Standpunkte aus die feindliche Armee überſchauen konnte, und bei derſelben eine zu bedeutende Reiterei gewahrte, um es zu einem allgemeinen Handgemenge kommen laſſen zu dürfen, beſchloß er ſeine Operationen vorerſt bei einer einfachen Rekognoscirung bewenden zu laſſen. Zu dieſem Behufe behält er auch nur 100 ſeiner Edelleute bei ſich, beordert die Anderen, auf dem Abhang des Hügels vor Aumale ſich bereit zu halten, ihm ſogleich Hülfe zu leiſten, falls es nöthig werden ſollte; den Herrn von Alégro, unter deſſen Befehl die Büchſenſchützen ſtanden, läßt er in einem gedeckten Thale, nahe an der Stadt, Poſition nehmen, um von da aus den Feind anhalten zu können, wenn er ihm zu ſehr auf den Leib kommen ſollte. Nachdem dieſe Anordnung getroffen, reitet er nun über die Brücke vor Aumale; an ſeiner Seite befindet ſich ſein treuer Anhänger und Freund de Hallot, aus dem Hauſe der Montmorency. Es ſtand dieſer, durch ſeine große Tapferkeit und ſeinen edeln Charakter, beim ganzen Heere in ſehr großem Anſehen.

Sie waren eben in das Thal eingeritten, als Heinrich dem wackern de Hallot, welcher mit ungewöhnlich düſterer und finſterer Miene neben ihm herritt, traut auf die Achſel klopfte und ihn folgendermaßen anredete:

„**Ventre Saint Gris!** de Hallot, Ihr ſchauet ja ſo ernſt und mürriſch um Euch her, als habet Ihr Eure letzte Stunde ſchlagen hören! Sonſt freutet Ihr Euch, wie ein Kind mit einem neuen Spielwerk, ſchon bei der entfernten Ausſicht auf ein bevorſtehendes Gefecht, und jetzt, da es an's Treffen geht, kommt Ihr daher geritten, als begleitetet Ihr einen Freund zur ewigen Ruhe? — Was ſoll das heißen? Was iſt Euch begegnet?“

„Es ſchmerzt mich ſowohl, als alle dieſe tapferen Edelleute, die Eure hohe Perſon zu umgeben die Ehre haben, mit anſehen zu müſſen, wie Eure Majeſtät ſich ſtets jeder Gefahr ausſetzen, und wie der größte der Könige hier wieder die Rolle eines gemeinen Cavaliers zu ſpielen gedenkt!“ antwortete ihm dieſer mit ſeiner gewöhnlichen Offenherzigkeit.

„Leere Hirngeſpinſte von Leuten, die zittern!“ fiel ihm der König etwas ungehalten in die Rede.

„Wer hier zittert, zittert nur für das Leben Eurer Majeſtät. Begnügt Euch damit, allergnädigſter Herr, Befehle auszutheilen, und überlaßt es Euren Getreuen, dieſelben zu vollſtrecken. Um Gottes willen! reitet zurück! Ein Unglück iſt ſo bald geſchehen!“ ſagte de Hallot.

„Beruhigt Euch, meine Herren, ich glaube an Eure Treue und Anhänglichkeit, wie an Gott den Herrn ſelbſt, glaubt Ihr aber auch, daß ich nicht ſo leichtſinnig zu Werke gehen werde, als Ihr wohl denken möget; ich liebe meine Haut wenigſtens eben ſo ſehr, als irgend Jemand die ſeinige, und werde mich ſchon zu rechter Zeit zurückzuziehen wiſſen, damit mir kein Unheil widerfahre. — Somit ſeid guten Muthes, und nun Vorwärts!“ — Dies geſagt, gab er, um jeder weiteren Einrede vorzubeugen, ſeinem Hengſte die Sporen, und der kleine Haufen folgte ihm in vollem Trabe nach.

Der Herzog von Parma, welcher dieſes kleine Corps auf ſich zukommen ſieht, betrachtet zuerſt dieſe Manöver als eine Finte, um ihn mit ſeiner bei weitem nicht ſo wohl ausgerüſteten Reiterei in das flache Land zu locken.

Bald aber eines Andern berichtet, läßt er aufſitzen, und den König von verſchiedenen Seiten zugleich angreifen, dringt dermaßen auf ihn ein, daß dieſer genöthigt iſt, den Rückweg anzutreten und ſich mit ſeiner Mannſchaft gegen das Thal hinzuziehen, wo er ſeine Büchſenſchützen verborgen wußte. Nachdem es ihm endlich gelungen, ihnen ſo nahe zu kommen, daß er gehört werden konnte, ruft er nun aus Leibeskräften:

„Vorwärts, Alégro! Vorwärts jetzt, und Feuer!!“ —

Bei dieſen Worten blieben die Spanier, welche von Neuem in einen Hinterhalt zu gerathen glaubten, plötzlich ſtehen. Auf des Königs Ruf aber folgen nur 40 bis 50 Schüſſe, welche aus der Mitte der ihn umgebenden Reiter ſelbſt fallen, — denn kein Alégro läßt ſich blicken. Dieſer hat auf ſein eigenes Gutdünken hin ſeine Stellung verändert, und eine ſeinem Erachten nach ſicherere und angemeſſenere eingenommen, dadurch aber Heinrich ſammt ſeinem Gefolge der größten Gefahr ausgeſetzt.

---

*) Tretet mit den Ungläubigen nicht in einen Bund.

Die Spanier, die den Widerſtand, welchen ſie befürchteten, nicht eintreten ſehen, greifen mit deſto größerem Ungeſtüm an, und nöthigen den Feind zu einem Gefechte Mann gegen Mann. Der König ſah wohl ein, daß, wenn er nicht bald Hülfe zugeführt bekäme, er der Uebermacht unterliegen müſſe, er hielt es daher für rathſam ſich vollends zurückzuziehen, leitete mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit den Rückzug über die Brücke von Aumale gegen die Seite hin, wo der Reſt der Reiterei gelegen war.

(Fortſetzung folgt.)

Die Elſäſſiſch-Römiſchen Pilgrime.

(Ende des erſten Aktes.)

Zu Ende März wurde in Nr. 75 berichtet, wasmaßen zwei antirationaliſtiſche und ſomit antihermeſianiſche Abbé's von Straſburg nach Rom gepilgert, um bei ihrem heiligen Vater Klage zu führen gegen ihren Biſchof, welcher dem Raiſonnement das Recht vindizirt, nicht nur zum Glauben hinzuführen, ſondern auch das Faktum und den Inhalt der Offenbarung zu erweiſen.

Die *Gazette de France*, welche ſtets in traulichſtem Verkehr mit dem Mittelpunkt der römiſch-katholiſchen Einheit ſteht, bringt uns nun unterm 27. Mai folgende, allem Anſchein nach zuverläſſige Kunde:

„Bei ihrer Ankunft zu Rom ſind die Hrn. Abbé Bautain und Abbé Bonnechoſe mit väterlichem Wohlwollen von S. Heiligkeit, und mit aufmerkſamer Güte von S. Em. dem Kardinal Staatsſekretär aufgenommen worden. Die Unterſuchung ihrer Angelegenheit wurde einem der glänzendſten Lichter der Kirche, — dem Kardinal Mezzofante übertragen."

„Richtern, die ſo hoch geſtellt ſind, und unter deren Augen unſere beiden Landsleute lebten, war es nicht ſchwer, die Gradheit der Geſinnungen zu würdigen, die ſie „„zur Schwelle der h. Apoſtel"" geführt, und die Völle und Aufrichtigkeit ihrer Unterwerfung unter die unverbrüchliche (irréfragable) Autorität des h. Stuhles zu erkennen. Da aber die vollſtändige Prüfung und letzte Entſcheidung dieſer ziemlich complizirten Sache ſich noch einige Zeit erwarten laſſen werden, ſo iſt den Hrn. Bautain und Bonnechoſe die Gunſt folgendes Abkommens geworden: Sie laſſen in den Händen S. Em. des Kardinal Mezzofante eine Erklärung, durch welche ſie verſichern, daß ſie ſich unbedingt (absolument) dem zu fällenden Urtheil unterwerfen und ihm mit allen Kräften anhängen wollen. Und ſo vollkommen iſt die Aufrichtigkeit dieſer beiden Kirchendiener, daß ſie, die Herausgabe eines philoſophiſchen Werkes, in welchem Hr. Bautain dem Publikum die vollſtändige Darſtellung und die theoretiſche Entwickelung ſeines Syſtemes geben wollte, aufſchiebend, die Handſchrift dieſes Werkes mit nach Rom gebracht, aus Beſorgniß, irgend eine Behauptung aufzuſtellen, welche nicht die Genehmigung des höchſten Richters in Glaubensſachen erhielte!" —

„Der h. Stuhl hat zu gleicher Zeit geruht, den Herren Bautain und Bonnechoſe zu verſprechen, zu ihren Gunſten ein Schreiben zu erlaſſen, welches der Gradheit ihrer Geſinnungen und der völligen Unterwerfung ihrer Gefühle (sentimens) unter die Regel aller Wahrheit, Gerechtigkeit angedeihen laſſen wird."

„Wir werden dann abreiſen," ſchreiben ſie, „das Herz durchdrungen von tiefer Ehrfurcht und ſüßer Dankbarkeit für Alles, was wir hier an Glauben, Weisheit, Güte, Offenheit und chriſtlicher Liebe gefunden. Wir fühlen unſer Herz erweitert; wir hängen inniger als jemals und mit dem Innerſten unſerer Zuneigungen an Dem, was wir das Glück hatten, in der Nähe zu verehren, — dem Mittelpunkt und der Leuchte der allgemeinen Kirche. Wir werden unſer ganzes Leben lang das Bedürfniß fühlen, unſere Stimme mit dem Hymnus zu vereinigen, der ſo viele Jahrhunderte geſungen worden, um die Erfüllung der göttlichen Verheißungen zu glorifiziren, indem wir erzählen, was wir Schönes und Gutes in der Reſidenz des Stellvertreters Chriſti geſehen und empfunden haben." —

Nach ſolchen wechſelſeitigen Höflichkeitsbezeugungen, mit welchen der erſte Akt dieſes kirchlichen Drama's ſich geſchloſſen, dürfte die Vermuthung wohl nicht zu gewagt erſcheinen, daß den elſäſſiſchen Pilgrimen erfreuliche Andeutungen in Betreff der demnächſt zu erlaſſenden päpſtlichen Entſcheidung zu Theil geworden ſeien. Ob dann der Herr Biſchof von Straſburg, der früher als Offizier unter Napoleon Gelegenheit gehabt, ſich an ſtrenge Subordination zu gewöhnen, auch unbedingt ſich unterwerfen wird, quand Rome aura parlé, — müſſen wir völlig dahin geſtellt ſein laſſen. — Nothwendig und darum gut iſt es aber, daß Rom veranlaßt wird, ſich auch noch bis in die äußerſten Spitzen und Wurzelfäſerchen ſeines Syſtemes zu petrifiziren; es bleibt dann jenen vielen lauen Halblingen, die ſich in den undeterminirten Punkten noch herumtreiben, keine andere Wahl mehr übrig, als völlige Mortifikation und Submiſſion oder entſchiedene Selbſt-emanzipation und Rückkehr zum allgemein-menſchlichen Leben und zur Freiheit des göttlichen Geiſtes. E.

Feuilleton.

*** Der Katholizismus in Belgien. — Das Lütticher Journal historique klagt über den traurigen Zuſtand, in welchem ſich der Katholizismus in Belgien befinde. Nun herrſcht zwar der Klerus in der Kammer und im Miniſterium, er beherrſcht den Unterricht, das ganze platte Land folgt ſeinen Fahnen und ſtimmt, wie der Geiſtliche es vorſchreibt. Gegen Alles endlich, was ſich widerſetzt oder auch nur die Möglichkeit des Widerſtandes verräth, wird gepredigt, wird der Bann geſchleudert! »Aber«, — ſo jammert das Belgiſche hiſtoriſche Blatt, — »aber die liberale Preſſe hat das Uebergewicht; ſie iſt der Krebs, der die chriſtliche Geſellſchaft zerfriſt, während in Brüſſel ſich nicht einmal ein einziges katholiſches Blatt halten konnte.«...

*** Aufklärung in Baiern. — Das Staatsminiſterium des Innern hat unterm 19. Dezember v. J. das »Streben« belobt, welches »der Rabbiner Dr. Aub zu Baireuth, im Verein mit mehreren anderen iſraelitiſchen Gottesgelehrten, zur Läuterung der iſrael. Religionsbegriffe und Sitten von Vorurtheilen und Mißbräuche, ſowie zur Verbreitung gediegener Aufklärung unter ſeinen Glaubensgenoſſen ſich geſetzt.« Jetzt leſen wir, daß unterm 19. Febr. d. J. »zur Beſeitigung jeder irrigen Deutung« von jenem Staatsminiſterium erklärt worden, unter jener Läuterung ſei »keine andere verſtanden, als jene, welche entfernt von einer alles verflachenden rationaliſtiſchen Kritik — vielmehr die Reinhaltung der überlieferten moſaiſchen Lehre und die Aufrechthaltung des Anſehens ihrer Satzungen ꝛc.« ausſchließlich bezwecken; — unter Verbreitung gediegener Aufklärung ſei aber »nur der Standpunkt höherer ſittlich-religiöſer Bildung überhaupt angedeutet, hierdurch aber von ſelbſt der ſo verderblichen Analogie — entgegen getreten werden müſſe.« —

*** Engliſche Journaliſtik. — An Wochenſchriften erſchienen in London zu Ende v. J. 50, von denen 6 religiöſen Inhaltes, 4 mediziniſche, 3 naturwiſſenſchaftliche, 8 für literariſche Kritik, 7 ſatiriſche, 1 muſikaliſche, 1 waidmänniſche, 18 vermiſchten Inhaltes, 1 zur Verbreitung von radikalen Anſichten, 1 endlich Unglauben und Unſittlichkeit predigend. Von 7 der bedeutendſten ſollen wöchentlich

200,000 Exemplare verkauft werden. — An Monatsſchriften werden 226 regelmäßig in ungefähr einer halben Million verſendet; außerdem gibt es dort noch 34 Vierteljahrsſchriften. Zeitungen erſcheinen zu London allein 51, überhaupt aber im Ver. Königreich 370, wovon 190 in England, 53 in Schottland, 76 in Irland. —

⁂ **Sklavenhandel.** — Aus den Verhandlungen im engliſchen Unterhaus v. 10. d. M. erſehen wir, daß Frankreich, Dänemark, Sardinien und die hanſeatiſchen Städte den Verträgen zu Maßnahmen für die Unterdrückung des Sklavenhandels beigetreten; mit Schweden, Holland, Rußland, Oeſterreich und Preußen ſeien Unterhandlungen begonnen, Spanien halte es mit England, obgleich die ſpaniſchen Behörden in Südamerika ſich nicht immer an den Buchſtaben des Vertrags gebunden; nur die Vereinigten Staaten wollten Nichts von einem ſolchen Vertrage wiſſen, und Portugal habe fortwährend den Beſtimmungen deſſelben entgegengehandelt, die es feierlich beſchworen! Amtlichen Angaben zufolge betrug indeß die Zahl der Neger, die ſich auf den ſeit 10 Jahren weggenommenen Sklaven-Schiffen befanden, 55,983, wovon der größte Theil nach der Sierra Leone und Havanna beſtimmt war. Die Zahl der während jener Zeit unbehindert an den Ort ihrer Beſtimmung gelangten Sklaven beträgt wenigſtens das Zehnfache der obigen Angabe, ungerechnet diejenigen, die bei der Ueberfahrt ein Opfer der Krankheit und unmenſchlicher Behandlung geworden oder von den Menſchenhändlern bei Verfolgung in's Meer geworfen wurden. —

⁂ **Emanzipation von Leibeigenen.** — Die Geh. Räthin Gräfin Buterlin zu Petersburg hat 2939 Leibeigenen männlichen und eben ſo vielen weiblichen Geſchlechtes im Bobrow'ſchen Kreiſe des Woroneſch'ſchen Gouvernements, die Freiheit ertheilt, und jedem der männlichen Leibeigenen all deren Habe und Gut mit 5 Deßjätinen Landes als Eigenthum überlaſſen.

⁂ **Humanität in Egypten.** — Von Cairo wird unterm 8. v. M. gemeldet, daß Mochtar Bey, der Miniſter des öffentlichen Unterrichtes, in Ungnade gefallen, weil er einen Waſſerträger zu Tode prügeln ließ. —

⁂ **Zu Mekka** herrſcht große Unzufriedenheit über die merkliche Abnahme der Pilgerfahrten, welche ſie dem Eindringen europäiſcher Kultur in Egypten zuſchreibt.

⁂ **Gregor XVI. und Athanaſius.** — Münchener Berichten in der L. A. Z. v. 18. v. M. zufolge hatte Gregor XVI. eigenhändig dem König von Baiern geſchrieben, ihm für die guten Abſichten zu danken, die er bei Gelegenheit der Kölner Streitfrage für den römiſchen Hof und die kathol. Religion an den Tag gelegt; zugleich ihn darauf aufmerkſam machend, wie gefährlich es ſei, wenn unberufene Laien ſich einer Sache bemächtigten, welche allein von der Geiſtlichkeit und dem Oberhaupt der Kirche geſchlichtet werden müſſe. Den Görres'ſchen Athanaſius ſoll Gregor „als eine nicht zum Frieden ſprechende, ſondern die Gemüther verderblich aufregende Schrift" — höchlich gemißbilligt haben. —

⁂ **Zur Statiſtik von Frankreich** hat Graf d'Angeville ein Werk herausgegeben, dem folgende Data entnommen ſind: Das Leben währt im Durchſchnitt am längſten im Departement der Orne, am kürzeſten im Seine-Departement. Ueberhaupt wird aber das 100te Jahr in Frankreich ſelten erreicht. Uneheliche Geburten gibt es am Meiſten im Seine-Departement, wo 313 auf 1000 Geburten kommen; am wenigſten gibt es deren in dem Depart. von Ile-et-Vilaine und in der Bretagne. Von 1789 wurden in öffentlichen Anſtalten nur 40,000 Findlinge erhalten, 1833 war ihre Zahl auf 129,000 geſtiegen.

⁂ **Von Stägemann.** — Aus dem Toaſt, den Oberſtlieutenant v. Maliszewski bei der Feier des 6. April's d. J. zu Berlin gebracht, erſehen wir, daß der ihr beiwohnende noch rüſtige — von Stägemann, der zur Zeit des letzten deutſchen Befreiungskrieges ſo herrliche Kriegslieder gedichtet, an demſelben Tage vor 60 Jahren als Knabe den erſten Verſuch eines Kriegsliedes gemacht.

⁂ **Von den Raphael'ſchen Karton's,** welche zu Hamptoncourt aufbewahrt werden und früher von Halloway in Kupfer geſtochen wurden, ſind jetzt Stahlradirungen von Varner erſchienen. Während aber jedes Blatt von Halloway 10 Pfund Sterling koſtete, iſt die Stahlradirung in gleichem Groß-Folio-Format für 1 Rthlr. 15 Sgr. zu haben.

⁂ **Zu Königsberg wird eine neue Kunſtſchule,** verbunden mit einem Muſeum, welches auch zu den Kunſtausſtellungen dienen ſoll, unter Leitung des Bauraths Müller gebaut werden. Die zahlreichen, vom dortigen Kunſtverein ſeit achtjährigem Beſtehen angekauften Bilder, werden in dieſem Gebäude ein paſſendes Lokal erhalten. Die Staatskaſſe hat 25,000 Thlr. zu demſelben bewilligt. —

⁂ **Von den 2,951 Schriften** (wovon 285 ausländiſch), welche der neueſte Bücher-Meßkatalog als erſchienen anzeigt, hat Preußen 1,080 (Berlin 438), das Königreich Sachſen 709 (Leipzig 708), Baiern 139, Würtemberg 252 (Stuttgart 200) und Oeſterreich 205 (Wien 136) geliefert.

⁂ **Der Verein für Beförderung der Handwerker unter den israelitiſchen Glaubensgenoſſen zu Mainz,** hat kürzlich ſeine jährliche Generalverſammlung gehalten. Der hierin verleſene Bericht bietet in jeder Beziehung ſehr erfreuliche Reſultate. Während ſeines 15jährigen Beſtandes hat dieſer Verein jährlich wenigſtens 12 unbemittelte Jünglinge in die Werkſtätte zu tüchtigen und wohlwollenden Männern gebracht. —

⁂ **Turnfreuden zu München.** — Am 1. Mai machte Prof. Dr. Maßmann mit ſeinen Turnſchülern und einigen Turnfreunden eine mehrere Stunden lange Turnfahrt zu Fuß, eingedenk des Liedes: »Turner ziehen froh dahin, wenn die Bäume ſchwellen grün.« —

⁂ **Das Inſtitut der Schiedsmänner,** welches nach dem Wunſch der Stände 1826 in Preußen zuerſt eingeführt worden, hat ſeitdem auch in den Provinzen Brandenburg, Schleſien, Sachſen und Pommern Eingang gefunden und ſeine hohe Trefflichkeit bewährt. Im Jahr 1836 wurden allein in Schleſien 23,158 Sachen angemeldet und von dieſen nicht weniger als 20,728 verglichen. In der Provinz Preußen wurden im vor. Jahre 11,477 Sachen angemeldet und von dieſen 8,409 wirklich verglichen, alſo 800 Fälle mehr angemeldet und 341 mehr verglichen, als im Jahr 1836. —

⁂ **„In der Kölniſchen Angelegenheit,"** ſo wird der A. A. Ztg. von Berlin aus geſchrieben, „ſind bis jetzt ſchon nicht weniger als 65 Bücher und Flugſchriften erſchienen. Als eine der ausgezeichnetſten Schriften dieſer Kategorie," wird zugefügt, „betrachtet man in Berlin die des kathol. Pfarrers Pflanz in Würtemberg, (früher Profeſſor in Rottweil). Sie führt den Titel: »»der röm. Stuhl und die Kölner Angelegenheit,«« und verdient um ſo allgemeiner gekannt zu werden, als ſie die Anſichten eines deutſchen Katholiken enthält, der, was wiſſenſchaftliche Gründlichkeit und wahrhaft deutſches Nationalgefühl betrifft, von vielen ſeiner Confeſſionsverwandten immer als ein vorleuchtendes Muſter angeſehen wurde.« — Man kann aus dieſem Artikel erſehen, was von ſolcherlei Korreſpondenzen zu halten. An der vortrefflichſten Meinung des Herrn Pflanz dürfte allerdings wohl Niemand zweifeln; aber ſein Buch iſt, wie überhaupt der ſogenannte deutſche Katholizismus nur ein Conglomerat einander um die Ohren ſchlagender Meinungen, Behauptungen und unhiſtoriſcher Anſichten.

⁂ **Epigramme auf Talleyrand.** — Bei Nachricht von der bis auf den letzten Augenblick verſchobenen, wunderlichen Bekehrung des ſäkulariſirten Biſchofs von Autun, ſagte ein zu Paris wohnender Deutſcher (es ſcheint, das Witzmachen iſt eine endemiſche Krankheit): „Mr. Talleyrand, après avoir si long-temps joué le bon Dieu, a voulu, finalement, duper le diable lui-même!" In der franzöſiſchen Deputirtenkammer ſoll aber folgendes Diſtichon circulirt haben:

„Vivant, il trahit Dieu, vieux comme Salomon,
Se confesse en mourant et trahit le démon."

⁂ **Ein dogmatiſcher Zweikampf in Irland** wird, dem Atlas zufolge, mit Nächſtem zu Dublin ſtattfinden. Ein kath. Prieſter, Namens Maguire, hatte ſich öffentlich gerühmt, daß er jeden Geiſtlichen an der dortigen Univerſität herausfordere, ſeine Gründe für die alleinheilbringende Eigenſchaft ſeiner Kirche zu widerlegen, daß aber keiner ihm entgegenzutreten wage. Nun hat ein episkopaliſcher Geiſtlicher, mit Namen Gregg, dem dies zu Ohren gekommen, in Zeitungen erklärt, er nehme die Aufforderung an. „Die große Frage — ſchreibt er, — lautet alſo: führt die römiſche oder die engliſch-biſchöfliche Kirche die Menſchen in die Hölle? Die eine oder die andere muß es thun." — Herr Maguire hat ſich zum Kampf bereit erklärt, der nun mit Nächſtem öffentlich ſtattfinden ſoll.

⁂ **Verdummungsverſuche in Belgien.** — Der Biſchof von Brügge warnt in einem Hirtenbriefe vor dem Leſen von antikatholiſchen Büchern und vor Zeitungen, die nicht vollkommen orthodox ſind, ſo wie vor Bibeln, welche die Bibelgeſellſchaft verkaufen und vertheilen läßt. Das Faſtenmandat des Erzbiſchofs von Mecheln donnert gegen nichtkatholiſche Lehrer und Erzieher, und der Courier de la Meuse trägt auf Entfernung aller Beamten, die Freimaurer ſind, namentlich des Kriegsminiſters an, weil dieſer die Militärs verleite, in den Maurerbund zu treten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 134. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 7. Juni.

Der Reliquien-Kaſten

des heiligen Romanus von Rouen.

(Fortſetzung.)

Schon war der größte Theil der Edelleute glücklich hinüber gekommen, als de Hallot, welcher in der Nachhut wie ein Löwe kämpfte, ohne dabei aber von der Seite des Königs zu weichen, und mit Lebensgefahr jedem, ſeinem königlichen Freunde beſtimmten Streich kühn die eigene Bruſt bot, einen feindlichen Reiter gewahrt, welcher, hinter dem Brückenkopfe verſchanzt, ſeine Büchſe ruhig anlegt und nach ſeines Fürſten Haupt zielt. Mit der Schnelle des Blitzes ſprengt er auf ihn los, wirft ſich zwiſchen ihn und ſeines Mordgewehres Ziel, gerade im Augenblick wo der Schuß fällt, und ſinkt beſinnungslos zu Boden. Heinrich ſieht ſeines Freundes heldenmüthige Aufopferung und deſſen dringende Noth; er eilt ihn zu retten, wird aber alsbald vom Feinde umringt. Er wäre unfehlbar ſammt de Hallot in des Feindes Macht geblieben, da er, durch den Blutverluſt aus einer wenn auch unbedeutenden Wunde ſehr geſchwächt, den Kampf nicht länger mehr hätte fortſetzen können, wäre nicht in demſelben Augenblick die im Hinterhalt gelegene Reiterreſerve, durch die gefallenen Schüſſe aufmerkſam gemacht, unter lautem Feldgeſchrei herbeigeſprengt gekommen. Der Herzog, hierdurch in ſeiner früheren Meinung beſtärkt, ließ augenblicklich zum Rückzuge blaſen.

Man ſieht, daß der Herzog von Parma, mit etwas weniger Zaghaftigkeit, in dieſem an und für ſich unbedeutenden Handgemenge, dieſem langwierigen Kriege ein Ende gemacht haben würde, indem der König unfehlbar dabei hätte getödtet oder gefangen werden ſollen. —

II.

In einem wohlausgeſchmückten und mit allen Bequemlichkeiten des Lebens verſehenen Gemach eines der anſehnlichſten Häuſer der kleinen Stadt Vernon in der Normandie, ſaß ein Mann, bei deſſen erſtem Anblicke der tapfere Krieger nicht zu verkennen war, in einem langen gepolſterten Lehnſeſſel, und ſchien von ſchweren Wunden mühſam ſich wieder zu erholen. Den rechten Arm trug er in einer Schlinge, und das linke Bein hatte er, mit Tüchern und Binden wohl umwunden, auf einem Schemel vor ſich ausgeſtreckt. Sein Geſicht trug, nebſt längſt vernarbten Wunden, das Gepräge heftigen Schmerzes, welchen er aber, ſo weit es ihm immer möglich war, zu verbeißen ſuchte, um ſeine ihm zur Rechten ſitzende Tochter, ein himmliſches blondgelocktes Geſchöpf von ſiebenzehn Jahren, nicht zu ſehr zu beängſtigen und zu betrüben.

„Nun, wie befindet Ihr Euch denn jetzt nach dem Kräuterbade, das Euch der fremde Arzt, den unſer guter König zu Euerer Pflege anher geſandt, verordnet? Hat die Salbe, die er bereitet, Euerem Schmerz keine Linderung verſchafft, guter Vater?“ fragte das Mädchen.

„Doch, liebes Kind, ich ſpüre ſchon deren heilbringende Wirkung, und ſo mein Schmerz mit jedem Tag in dieſem Verhältniß abnimmt, wie ſeit der kurzen Zeit ſeines Hierſeins, gebe ich die Hoffnung nicht auf, in wenigen Wochen wieder zu Pferde ſteigen, und unſerem gnädigen König und Herrn mündlich für die zahlreichen Gunſtbezeugungen, und die für mein ſchwaches Verdienſt viel zu bedeutenden Belohnungen meinen tiefgefühlten Dank zu Füßen legen zu können;“ antwortete der alte Edelmann.

„Gott gebe es!“ ſagte das holde Kind, mit einem ſchneeweißen Tuche dem Vater den Schweiß von der

Stirne wiſchend. „Er iſt doch ein gar zu guter Fürſt, unſer Heinrich! Ach, Ihr hättet ſehen ſollen, in welcher Angſt, in welcher Noth er daſtand, als nach Euerem unglückſeligen Sturze, er Euch mehr todt als lebendig in das dem Schlachtfelde zunächſt gelegene Haus hatte bringen laſſen, wie er da, für ſich ſelbſt jede ärztliche Hülfe verſchmähend, todtenblaß und mit pochendem Herzen, jede Miene des Chirurgen, der Euere Wunden unterſuchte, zu deuten ſich bemühte, und wie er dem Manne jubelnd die Hand reichte, als er nach langem Prüfen der Wunden, aus deſſen Munde die Worte des Troſtes und der Hoffnung vernahm: „„Die Wunden ſind nicht tödtlich!““ — Erſt nachdem Ihr gehörig verbunden und zu Bett gebracht worden waret, durfte ſich der Arzt ſeiner hohen Perſon nähern.“

„Gewiß hat ihn unſer Heiland, zu deſſen wahrem und allein ſelig machendem Glauben er ſich endlich zu ſeinem und ſeines Volkes Glück und Heil bekannt, ſo ſchnell an's Ziel ſeines Strebens geführt; denn mit ſeiner Hülfe iſt er zur jetzigen Stunde Herr und Meiſter in ſeinem Lande, hat die aufrühreriſchen Städte gedemüthigt, und jene habſüchtigen Fremdlinge, von denen Ihr mir ſo oft erzählt habt, und die nur darum Unruhe ſtifteten und der Empörung huldigten, um deſto ungeſtörter im trüben Waſſer fiſchen zu können, ſammt und ſonders aus unſerem ſchönen Frankreich vertrieben.“

„Zum Beſten hat ſich in kurzer Zeit Alles geſtaltet, liebe Bertha,“ ſo hieß des alten Kriegers, in welchem der Leſer wohl ſchon den wackeren de Hallot erkannt haben wird, holdes Töchterlein, „doch wenn ich bedenke, wie die Unbeſonnenheit — denn nicht Feigheit, wie Manche ſagen — Unbeſonnenheit nur war's von Alégro, die ihn ſeinen angewieſenen Poſten mit einem anderen vertauſchen ließ — wenn ich bedenke, wie nahe der König ſo wie wir Alle dadurch dem Verderben waren, und auf welche glückliche Weiſe wir demſelben entkommen, ſo iſt der offenbare Schutz Gottes weder zu leugnen, noch zu verkennen. — Es thut mir wirklich leid für den Mann, er iſt ſonſt ein tüchtiger Offizier, jetzt aber bei Hof in volle Ungnade gekommen. Er hat der Feinde gar viele, die dieſe Gelegenheit nicht haben vorübergehen laſſen können, ihn anzuſchwärzen und in ein verdächtiges Licht zu ſtellen. Auch mich zählt er, wie ich aus Manchem ſchon entnommen, unter die Zahl ſeiner Feinde. Beim heiligen Georg! er thut mir Unrecht, der Unglückliche hat mir nie etwas zu Leide gethan, und ich bin mir durchaus keines Fehls gegen ihn bewußt; ja es ſollte mich ſogar freuen, wenn ich einmal Gelegenheit fände, ihn eines Anderen zu belehren, indem ich ihm irgend einen Dienſt erwieſe. Doch Jemanden, der höher ſteht als er, um einen Dienſt anſprechen, dazu iſt er zu ſtolz und hochgetragen. Er gehört in jene Klaſſe Menſchen, welche, von ihrem unruhigen und unzufriedenen Gemüthe fortwährend geplagt, bei den beſten Abſichten ſtets anders handeln, als ihnen verheißen, und in ihrem Eifer immer Alles noch beſſer machen wollen. Entſpricht aber das Reſultat ihrer Erwartung nicht, — ſo ſchreiben ſie Jedem, nur nicht ſich ſelbſt, die Schuld des Mißlingens zu, — kommen bald auf den unglücklichen Gedanken, Jedermann wirke ihnen heimlich entgegen, und ſuche ſie zu unterdrücken, — ſie ſehen dann nur Feinde in ihrer Umgebung, werden ungehalten, ſondern ſich ab von der Welt und enden damit, daß ſie boshaft, eiferſüchtig und mißgünſtig werden.“

„Ach wie ſehr ſind ſie zu bedauern jene Menſchen, lieber Vater. Ihr könntet Euere Geneſung gewiß auf keine Euerer würdigere Weiſe feiern, als, verſuchtet Ihr es, ſo Ihr zu unſerem König Heinrich kommt, ein gutes Wort für den armen Edelmann bei ihm einzulegen. Die erſte Gnade, die Ihr Euch von ihm erbittet, wird er Euch gewiß gewähren, er wird gewiß kein Bedenken tragen, ihm ſein Zutrauen wieder zu ſchenken; war ihm ja Alégro ſtets ein treuer Anhänger. Ihr habt dann eine gute Handlung verübt, und der unter ſeinem Schmerz tief gebeugte Edelmann wird ſein Leben nicht in jenem düſteren Schloß, in welches er ſich zurückgezogen, beſchließen, und frohen Muthes wird er nach Hof ziehen dürfen.“

„Was Du doch für ein frommes mitleidvolles Mädchen biſt! wie Du Dich ſo warm des alten Alégro annimmſt! — Ich habe von Deinem guten Herzen zwar nichts Anderes erwartet, und ſichere Dir auch meine Fürbitte für ihn beim Könige zu. Doch, ſchau' mir ein Mal recht offen in's Geſicht, und ſage mir, ob es allein Liebe für einen unglücklichen Nebenmenſchen iſt, die Dich beſeelt, ob es Dir blos darum zu thun iſt, den grauen Hageſtolz auf ſeiner Burg nicht in Kummer und Trübſal vermodern zu laſſen. — Wohlan, warum ſchlägſt Du ſo die Augen nieder? Liebes Berthchen, ſchau' doch herauf zu mir. — Du ſchweigſt? — Geſtehe es mir offen, iſt nicht auch ein Bischen Mitleid für den flotten Pehu de la Mote, der als Edelknabe ihm dient, dabei im Spiele? — Na, thue doch nicht ſo kindiſch, antworte Deinem Vater. — Du ſchweigſt? — Na, wenn gleich auch Dein Mund ſich nicht darüber ausſpricht, ſo thun es doch Deine Wangen um ſo beſtimmter. — Sei doch nicht ſo verlegen und beruhige Dich, mein Kind; für einen ſo ſauberen Cavalier, wie Pehu, auch ein wenig Mitleid empfinden, das iſt gerade nichts Böſes! Ihr jungen Leutchen ſeht euch gerne, das habe ich ſchon längſt gemerkt. — Wenn nur immer in Ehren, wird Niemand etwas dawider haben, und ſchade wäre es allerdings, ſolch' einen ſchönen Jungen mit ſo vielen Anlagen für ritterlich Gewerb, wie man ſonſt zu ſagen pflegte, in jene grauen Mauern begraben zu laſſen! Da ſei Gott für! das werde ich nicht zugeben, denn auch ich habe Wohlgefallen an ihm.“

Während Vater und Tochter in dieſem Geſpräch begriffen waren, war die Thüre des Gemachs leiſe geöffnet worden, und ein in Sammt und Seide ſtattlich gekleideter Jüngling war eingetreten; ſtolz flatterten zwei ſchneeweiße Federn hoch über ſeine hellblaue Faltenmütze.

Ein blankes Schwert prangte an ſeiner Seite. Seine glänzenden Halbſtiefel waren mit ſilbernen Sporen bewaffnet und niedliche Stulpen bedeckten ſeine Hände. Im Hauſe Allen wohl bekannt, war er unangemeldet leiſe eingetreten, aus Furcht, den edlen Kranken, der gewöhnlich um dieſe Stunde in ſeinem Lehnſeſſel zu ſchlummern pflegte, aufzuwecken. Aus den wenigen Worten, die er mit angehört, war es ihm klar geworden, daß hier von dem in Ungnade gerathenen Ritter und deſſen Page die Rede ſei.

(Fortſetzung folgt.)

Tageschronik aus Paris.

(Schluß.)

Die Börſenſchwindeleien gehen hier ſeit einiger Zeit in's Unglaubliche. Auf dem Trottoir von Tortoni und in den Gängen der Börſe rollen die Millionen, und jeden Tag entdeckt man ein neues Judenpech, welches ſofort in Aktien abgeſetzt wird. Das Judenpech iſt auf dem Wege, die Reiſe um die Welt zu machen; in England kämpft es gegenwärtig mit dem Macadam'ſchen Straßenpflaſter, und die vorige Woche hat es ſich in Havre nach den nordamerikaniſchen Freiſtaaten eingeſchifft. Wien, München und Berlin haben ſchon ihre Deputationen nach Paris geſandt, um mit der Pech- und Schwefel-Commiſſion in Unterhandlung zu treten; ehe zehn Jahre vergehen, wird die ganze Welt mit dieſer infamen Kruſte überzogen ſein, die Städte werden dann auf das erſte Grün des Frühlings verzichten und alle Blumen und Gewächſe werden in einem Lavaboden abſterben. Die Bäume auf den Boulevards und in der Nähe der elyſäiſchen Felder haben ſchon ein ganz ſchwindſüchtiges Ausſehen; der Gasqualm hatte ihnen bereits hart zugeſetzt, das Judenpech gibt ihnen den letzten Reſt. — Die Induſtrie geht heutzutage ſo weit, daß man den Vorübergehenden Aktien in die Hand drückt, wie man ſonſt Liebesbillete zugeſteckt bekam; ihr glaubt, das Herz einer Schönen erobert zu haben, und ihr ſeid in eine Börſenſpekulation verwickelt; ihr bildet euch ein, man beſtellte euch zu einem Rendez-vous und man fordert von euch, ihr ſollt tauſend Franken zu einem Betriebskapital von 1000 Millionen beiſteuern. Die Affichenträger, welche ſonſt Proſpektus austheilten, vertheilen jetzt Aktien und ſuchen ehrliche Leute zu übertölpeln. Man darf hier jetzt kein Stück Papier annehmen, wenn man es nicht zuvor geleſen hat; ſonſt kann man leicht eine Aktie von 10,000 Franken in die Taſche ſtecken, und ſich nachher einen Prozeß an den Hals hängen laſſen, wenn man nicht bezahlen und ſich damit entſchuldigen will, man habe geglaubt, die Ankündigung neuer Cabinets inodores in den Sack zu ſtecken. — Leider ſcheinen dieſe Arten von Induſtrie-Spekulationen noch nicht mit ſo nahem Untergang bedroht, als man gehofft; es heißt, die Deputirtenkammer, welche die Roulette und Trente et quarante getödtet, wolle es dieſes Jahr noch beim Alten bewenden laſſen und die Hazardſpiele nicht aus dem Allerheiligſten der Börſe verbannen. In Ermangelung der Kammerberedſamkeit gegen ſo unwürdiges Treiben, hat ſich das Vaudeville aufgemacht und die Moral vertheidigt. Die Theater haben in der letzten Zeit die Bomben gegen die Börſe geſchleudert, welche leider in der Luft zerplatzt ſind. Die erſte kam aus der Rue de Chartres und war betitelt: *le lac de Gomorrhe* oder die Pariſer Börſe, Vaudeville in 3 Akten von Herrn Théaulon und Etienne Arago: ein Familiengemälde mit düſtern Farben. Ein reicher Kaufmann von Marſeille verheirathet ſeine älteſte Tochter an einen jungen Mann, der die Mitgift ſeiner Frau (500,000 Frk.) bei Frascati verſpielt und darüber verrückt wird. Der unglückliche Vater gibt ſeine zweite Tochter dem Bruder ſeines Schwiegerſohns, nebſt abermaligen 500,000 Frk. Ein Intriguant macht Aktien auf das Meer von Gomorrha, welches ihm der Sultan Mahmouth verkauft habe; der zweite Schwiegerſohn des Marſeiller Kaufmanns läßt ſich verleiten, der Entrepriſe beizutreten und wird zum Bettler. Der Aſſocié und Intriguant wird von der Polizei verfolgt; er flüchtet ſich zu ſeinem ruinirten Freunde, der ihn bei ſich verſteckt hält, weil er glaubt, jener ſei ehrlich und habe auch ſein Vermögen eingebüßt; er will ihm ſogar zur Flucht verhelfen, allein der verrücktgewordene Bruder, welcher ſich einbildet, er ſei Schinderhannes, fällt den Fliehenden an, verlangt von ihm: Das Leben oder die Börſe! und erſchießt ihn, da er Widerſtand leiſtet und zu entrinnen ſuche. In dem Portefeuille des Getödteten findet man fremde Staatspapiere von einer Million an Werth. Eine Scene, welche auf der Börſe ſpielt, iſt das Beſte am ganzen Stück; da regnet und hagelt es witzige Epigramme und Ausfälle gegen die Spitzbüberei; da, wo die Handlung in's Dramatiſche übergeht, ſtirbt man vor Langerweile; der Beifall war flau. — Das Gymnaſe brachte die zweite Satyre gegen den Handelsſchwindel: *la bourse de Pezenas*, Vaudeville in 1 Akt von Herrn Lubize und Léonce; ein phantaſtiſches Stück, d. h. drollig, mit munter dahinfließendem, geiſtreichem Dialog, wurde lebhaft beklatſcht. Der Inhalt iſt folgender: Mamſelle Pomard möchte gern große Dame werden und einen jungen Künſtler heirathen; ſie entdeckt in einem Wirthshauſe, wo die Mäkler des Orts ihre Börſe halten, einen ehemaligen Choriſten Menoc, den Geliebten Annettens, der Nichte der Beſitzerin jenes Wirthshauſes. Dieſer ehrenwerthe Statiſt hat keinen Kreuzer und ſein Onkel Cabouleau will ihm keinen Heller vorſchießen. Roland, bei der Lebens-Verſicherungs-Geſellſchaft angeſtellt, kommt ihm zu Hülfe; er gibt ihn für einen berühmten italieniſchen Sänger aus und verkauft Aktien auf ſein Talent. Die Operation geht gut; 20,000 Aktien, jede zu tauſend Franken, ſind untergebracht, als der Betrug entdeckt wird; Roland hat alle Mühe, dem Onkel Cabouleau alle bisher ausgegebenen Aktien aufzuſchwätzen und die Einwohner des Orts zu beſchwichtigen. Da heißt es, Menot hat ſich um's Leben gebracht; der wüthende Onkel verkauft ſeine Aktien um 10,000 Frk.; der Statiſt kommt wieder zum Vorſchein und ſein Oheim willigt in ſeine Heirath mit Annette und läßt ihm die gewonnenen 20,000 Frk. — Die dritte Bombe, vom Boulevard Montmartre aus geworfen, und *Gogo à la bourse* betitelt, iſt total ohne Effekt geplatzt. Die Handlung dieſes kleinen Vaudevilles von Herrn Bayard beſchränkt ſich lediglich auf den Einſatz des ganzen Vermögens eines ehemaligen Krämers in induſtrielle Spekulationen und auf den Verluſt eben dieſes Vermögens, welchen ein Neffe des beſagten Krämers, Liebhaber ſeiner Tochter, wieder gut macht. Man ſieht, die Handlung iſt nichtig und die einzelnen Scenen ſind verworren; beim Heruntergehen des Vorhangs wurde ſtark gepfiffen. — Das Theater français hat eine Vorſtellung gegeben, deſſen Ertrag für das Monument Molière's verwandt werden ſoll. Molière bekam nur 16,000 Frk., während die Geſchwiſter Elßler, wie ich Ihnen das vorige Mal ſchrieb, 30,000 eingenommen haben. Lemercier, Verf. des Pinto, hatte zu dieſer außerordentlichen Aufführung ein Lobgedicht auf Molière verfaßt, welches Joanny vortrug. Die franzöſiſche Akademie war dieſe Ehrenbezeugung dem größten Dichter Frankreichs ſchuldig, welcher bei ſeinen Lebzeiten von ihr verſchmäht wurde. Die Subſkriptionsliſten für das Denkmal in der Rue Richelieu liegen immer noch auf und die neuen Beiträge werden von den Journalen einregiſtrirt; auf einer neulichen Liſte las man: la faculté de médecine 200 francs. Das heiß' ich großmüthig ſein; Aerzte, welche für ein Monument Molières beiſteuern, müſſen ſehr aufgeklärte, vorurtheilsfreie Leute ſein.

Die Summe von 200 Frk. iſt für die ganze mediziniſche Fakultät von Paris freilich etwas gering; das macht etwa auf jeden Witz 1½ Sou. — Die Adminiſtration des Theater françois hat im Odeon ein neues Drama von Herrn Romand in Scene geſetzt. Es iſt betitelt: *le Burgeois de Gand* oder **der Sekretär des Herzogs von Alba**; der zweite Titel deutet zur Genüge die Epoche an, in welcher das Stück ſpielt; die Scene geht in Brügge vor. Der Hauptheld iſt eine Nachahmung des Cooper'ſchen Spions, mit vieler Gewandtheit für die Bühne zugeſchnitten; den Charakter Alba's hat der Dichter kräftig gezeichnet. Coſtüme und Dekorationen ſind ungemein prachtvoll; der Erfolg war glücklich, wozu ihrerſeits die Schauſpieler viel beitrugen. — Von dem neuen Gedicht Lamartine's, **der Fall eines Engels**, ein Gegenſtück zum Jocelyn, und von den beiden Erzählungen des Alexander Dumas will ich Ihnen das nächſte Mal ſchreiben; ich habe dieſe Bücher erſt vor Kurzem aus meinem Leſekabinette haben können und die Lektüre von einigen tauſend Alexandrinern erfordert für mich wenigſtens acht Tage.

Feuilleton.

⁂ **Der Verbrauch des Stempelpapiers im Königr. Großbritannien** iſt ſeit der Reduktion der Abgabe für den Zeitungsſtempel geſtiegen:

in London von	19,000,000	auf	29,000,000	Bogen
in d. Engl. Provinzialſtädten v.	[illegible]	auf	[illegible]	„
in Schottland von	2,500,000	auf	4,000,000	„
in Irland von	5,100,000	auf	5,200,000	„
im Ganzen alſo von	31,600,000	auf	39,200,000	Bogen.

⁂ **Prof. Maßmann's Schrift: »die öffentliche Turnanſtalt in München,«** iſt vom Baieriſchen Miniſterium ſämmtlichen Schulrektoren empfohlen worden. Sie enthält eine kurze aber intereſſante Geſchichte jener Anſtalt, und ſpricht, außer allgemeinen Grundſätzen über dieſen Gegenſtand, insbeſondere über den ernſten aber ſchönen Beruf eines Lehrers der Leibesübungen, wahre, würdige und zum Theil warnende Worte aus. —

⁂ **Der ungeheure Ballon**, deſſen Aufſteigen zu London auf den 24. Mai feſtgeſetzt, — ſteht »unter unmittelbarem Patronat J. M. der Königin.« Er wird einen Raum von 170,000 Kubikfuß einnehmen, und, zum erſtenmal in England, ſtatt mit Gas, mit verdünnter Luft gefüllt, nach dem urſprünglichen Plan von Montgolfier.

⁂ **Horace Vernet** hat ſich auf Einladung des Kaiſers von Rußland nach Berlin begeben, wo er Aufträge zu neuen Arbeiten empfangen ſoll. Demnächſt wird er wohl in Petersburg die früher dort begonnenen Arbeiten fortſetzen.

⁂ **Vito Mangiamele.** — Dieſer kaum eilfjährige italieniſche Knabe erregt jetzt zu Brüſſel das Erſtaunen aller Rechner. Schneller als die geübteſten Mathematiker es mit der Feder in der Hand vermögen, macht er im Kopfe die mühſamſten Berechnungen, und in 1½ ſtündiger Sitzung hat er ſich nur einmal um ein Kleines verrechnet.

⁂ **Ein neues Luſtſpiel** in 3 Akten und in Verſen von Vienner, betitelt: *„les Sermens,“* wird mit Nächſtem auf dem Théâtre français zur Aufführung kommen.

⁂ **Eine Straßenreinigungsmaſchine**, iſt von Herrn **Chardot** (von Vic im Meurthe-Dep.) erfunden und *Char-aboueur* genannt worden. In ſehr geringer Zeit und mit geringen Koſten können damit die Landſtraßen von Koth, Schnee und Staub gereinigt werden. Da die angeſtellten Verſuche von Erfolg gekrönt worden, ſo dürfte dieſe Maſchine bald allgemeine Verbreitung gewinnen.

⁂ **Klöſter gibt es in Belgien** jetzt nicht weniger als Dreihundert dreißig und drei, und zwar 291 Frauen- und 42 Mannsklöſter. Zu bemerken iſt jedoch, daß von dieſen 333 Klöſtern 133 dem **Unterricht**, 181 der **Krankenpflege**, und nur 20 dem **beſchaulichen Leben** gewidmet ſind; 3 gehören dem **Predigerorden**, 1 den **Miſſionen**. —

⁂ **»Ueber Armuth, Armenweſen und Armengeſetze« in England** enthält das dritte Heft der **hiſtor. polit. Blätter für das kathol. Deutſchland** — einige intereſſante Angaben. Durch die Armenunterſtützungsakte unter Eliſabeth (v. 1601), wurde die Ausführung des Grundſatzes **gezwungener** allgemeiner Unterſtützung geregelt. Die Ausgaben für das Armenweſen, die man für 1600 auf 14 Million Franken angeſchlagen, ſtiegen fortdauernd bis 1730 und erreichten 1800, bei einer nur um das Doppelte vermehrten Bevölkerung, das Fünffache. Seitdem ſind ſie von 93 Millionen im unglücklichen J. 1817 auf 196 M. geſtiegen; dann nahmen ſie bis 1823 zwar wieder ab, obſchon ſie immer noch nach Abzug der Nationalſchuld die **Hälfte** der geſammten Staatsausgabe betrugen. Von 1823 an nahmen ſie jedoch wieder zu, und erreichten die Höhe von 201,170,345 Franken, alſo daß ſie 1/6 des reinen Einkommens des Grundbeſitzes verſchlangen, während ſie 1800 nur 1/8 in Anſpruch genommen. Die Parlamentsakte v. 14. Aug. 1834 hat aber den Grundſatz ſanktionirt, daß der arbeitsfähige Arbeiter in der Regel nur Unterſtützung gegen Arbeit im Arbeitshauſe erhalten ſoll. Dies hat einen bedeutenden Minderaufwand in den Koſten zur Folge gehabt. —

⁂ **Beethoven und Bonaparte.** — Die eben erſchienenen »**biographiſchen Notizen über Ludwig von Beethoven von F. G. Wegeler und Ferdinand Ries**« enthalten u. a. folgende von **Ries** mitgetheilte höchſt intereſſante Anekdote: »Im J. 1803 componirte Beethoven ſeine dritte Symphonie. Der Meiſter dachte ſich bei ſeinen Compoſitionen oft einen beſtimmten Gegenſtand, obſchon er über muſikaliſche Malereien häufig lachte und ſchalt.... Bei dieſer Symphonie hatte Beethoven ſich **Buonaparte** gedacht, als er noch erſter Conſul war. Beethoven ſtellte ihn damals außerordentlich hoch und verglich ihn wohl den größten römiſchen Conſuln.«... »So wie ich,« erzählt **Ries**, — »haben mehrere ſeiner Freunde die gedachte Symphonie auf ſeinem Tiſch liegen geſehen, wo ganz oben auf dem Titelblatt das Wort: »»**Buonaparte**,«« und ganz unten »»**Luigi van Beethoven**«« ſtand, aber ſonſt kein Wort mehr.... Ich war der Erſte, der ihm (im Mai 1804) die Nachricht brachte, Buonaparte habe ſich zum **Kaiſer** erklärt, worauf er in Wuth gerieth und ausrief: »»**Iſt der auch nichts Anders wie ein gewöhnlicher Menſch!** Nun wird er alle Rechte mit Füßen treten, ſeinem Ehrgeiz fröhnen, und ein Tyrann werden?«« Und ſomit ging er an den Tiſch, faßte das Titelblatt oben an, riß es ganz durch, und warf es auf die Erde. Die erſte Seite wurde neu geſchrieben und das Werk erhielt nun erſt den Titel: — »»*sinfonia eroica.*«« —

⁂ **Marmier** wird, den Débats zufolge, die jüngſte Tochter des däniſchen Dichters **Oehlenſchläger** heirathen.

⁂ **Schnellfahrt von Amerika nach Europa.** — [illegible] zum erſtenmal ſeit die Welt ſteht, iſt (im vorigen Monat) der Weg von New-York nach **Briſtol**, vom Great Weſtern, in 14 Tagen und 7 Stunden zurückgelegt worden. Derſelbe brachte u. a. 20,000 Briefe mit.

⁂ **Ueber die neueſte Cotta'ſche Ausgabe von Schiller's Werken** tragen wir nach, daß die erſte Auflage derſelben von 12,000 Exemplaren in wenigen Monaten vergriffen, und von der zweiten von 72,000 Expl. bereits 60,000 für den Norden Deutſchlands beſtellt ſind.

⁂ **Staatsregierung und Seminarien-Unterricht.** — Bei Verhandlung des Budget's in der franzöſiſchen Deputirtenkammer iſt von dem trefflichen **Dubois**, dem erſten Redakteur des Globe, die ſehr wichtige Frage von Neuem zur Sprache gebracht worden, ob und welchen Einfluß die **Regierung** auf den **Unterricht in den Seminarien** auszuüben habe. Mehrere ſog. liberale Blätter nehmen eine ſolche Einwirkung und Vormundſchaft der Regierung über den **Klerus** in Anſpruch, **weil** dieſer **vom Staat** Beſoldung beziehe, obgleich das Concordat von 1801 und die kaiſerl. Dekrete vom 20. Sept. und 9. April 1807 die **Unabhängigkeit** des klerikaliſchen Unterrichtes feſtgeſtellt haben. So wird jetzt Alles zur Geldfrage und hierdurch in den niedrigſten und engſten Kreis herabgezogen, in den des Privatrechtes und des — Schachers. Und doch bleibt zu jeder Zeit die eigentlichſte Lebensfrage für einen Staat, »**wie die Erzieher ſeiner geſammten Jugend zu erziehen?**«

⁂ **Thorwaldſen** hat der Stadt **Kopenhagen** alle Kunſtgegenſtände, die er jetzt beſitzt und die er bis zu ſeinem Tode noch acquirirt, auf den Todesfall geſchenkt, unter der Bedingung, daß die Stadt ein paſſendes Lokal dafür aufführe, welches für Künſtler jeder Art ſtets unentgeltlich, für Andere gegen billigen Eintrittspreis offen ſtehe. Für Errichtung eines ſolchen Muſeums ſind bereits 30,000 Rthlr. einkaſſirt, wogegen noch 85,220 Rthlr. ausſtehen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 135. 1838.

Phönix.

Freitag, 8. Juni.

Goldadler und Roſe.

„Wenn noch in Dir die Sehnſucht glüht,
  Zum Sonnen-Antlitz aufzublicken,
Dein Kelch gleich meinem Auge ſprüht,
  Das einzig träumet dies Entzücken,
Wenn Ahnungsſchauer Dich erhebt,
  Der hoch mir ſchon die Flügel lüftet,
Daß meiner Adern jede lebt,
  Wie von dem Sonnenmai umdüftet;“

„Drängt es auch Dich empor zu ihr,
  Bis vor ihr golden Zelt zu dringen,
Und da in ewig neuer Gier
  Zu kreiſen mit den trunk'nen Schwingen,
Zu baden in dem Meer von Licht,
  Draus ewig-jung emporzutauchen,
Und, wär' es, daß das Auge bricht:
  Verſengt zu ſein von ihren Hauchen!“

„So folge mir, getragen ſtill,
  Indeß ich durch die Wolken ſtürme. —
Mein blitzend Auge, funk'le, ſchwill!
  Sei meine Leuchte, meine Schirme;
Mir iſt, als ob der Menſchheit Weh
  Das Athmen meiner Bruſt verkürze,
Und jetzt: als ob ich droben ſteh',
  Flugs, lichtgetränkt, herniederſtürze;

„Mir iſt, als hör' ich unten ſchon
  Den tauſendfachen Jubel ſchallen,
Und manchen irren Zweifelsſohn,
  Erathmend, mir entgegenwallen;
Dann, müde, flog' dem Fels ich zu,
  Von dem ich aufſtieg zu der Sonne,
Auf Ruhmesdrang beglückt mit Ruh' —
  Schaut' ich mich um voll Stolz und Wonne…“

Goldadler ſang's; die Roſe lauſcht
  Und ſchauet zu der Sonne drüben,
Die mit dem Abend Blicke tauſcht
  Und ganz erfüllet ſcheint von Lieben:
Halb ſehnet ſie zum Meer' ſich hin,
  Halb zaudert ſie, die Sterne ſchmiegen
Sich ſchmeichelnd an, und, zu Rubin
  Erglüh'nde Wolken ſie umfliegen. —

Die Roſe ſingt: „Dein bin ich ganz,
  „Du kühner Aar! will Dir vertrauen;
Doch ſtreb' ich nicht nach Ruhmesglanz,
  Nur meine Sonne möcht' ich ſchauen,
Und Einmal nur vor ihr erblüh'n
  In Einem Erd- und Himmels-Lenze,
Und meiner Liebe Gluthen ſprüh'n
  In Düfteſtürme ohne Grenze…“

Und Beide ſchweben ſchon empor!
  Der Aar, geblümt, dringt immer weiter,
Oft mit der Schwingen ſchwarzem Flor
  Erzuckt ob Sonnenbliz der Streiter;
Dem Menſchenauge ſchon entrückt —
  Gibt ihm der Geiſt nur noch Geleite,
Indeß die Sonne Liebe ſchmückt,
  Und Hoffnung blüht von Weſten heute. — —

Auf einem Felſen in dem Thal'
  Lag hingeſchmettert — eine Schwinge
Verſengt — ein Rieſenadler 'mal,
  Als ob er mit der Sonne ringe:
Das eine Aug' geblendet, wild
  Das and're noch zu ihr gehoben,
Ein Roſen-Blatt er feſt noch hielt,
  Im Zephir flatternd nur nach — Oben.

Tübingen. **Franz Fues.**

Der Reliquien-Kaſten

des heiligen Romanus von Rouen.

(Fortſetzung.)

Die Sache ſchien von beſonderem Intereſſe für ihn, denn er blieb wie vom Blitze gerührt auf einmal bewegungslos ſtehen, ſein Blut wallte mit Ungeſtüm in ſeinen Adern, und er vermochte kein Wort hervorzubringen. Durch den Umſtand, daß Vater und Tochter der Thüre den Rücken kehrten, war er einige Minuten lang unbemerkt ſtehen geblieben. Erſt nachdem de Hallot die letzten Worte geſprochen, wurde der Eingetretene ſeiner Gefühle Meiſter, er eilte auf denſelben zu, warf ſich ihm zu Füßen und ſagte:

„Dank, tauſend Dank! gnädiger Herr, für Eure edlen Geſinnungen, für Eure väterliche Güte und Fürſorge!"

Die Röthe des überraſchten Mädchens verdoppelte ſich noch wo möglich.

„Wie, Du hier, Pehu de la Mote?" fragte der Ritter, über dieſe, wie aus den Wolken gefallene Erſcheinung nicht wenig erſtaunt.

„Verzeiht meiner Dreiſtigkeit, edler Herr, und auch Ihr gnädiges Fräulein, ſeid mir nicht böſe," entgegnete der Jüngling etwas beſchämt, „Euer treuer Diener, der alte Dominique, der im Vorzimmer Wache hält, glaubte Euch in einem Schläfchen begriffen, und da mein Schritt leichter als der ſeinige, wollte ich mich erſt ſelbſt davon überzeugen, bevor ich mich mit dem Auftrag, den mir mein Gebieter an Euch gegeben, zurückzöge. Ich hörte nun meinen Namen nennen und war wie von einer unſichtbaren Gewalt an den Fleck gebannt, den ich eben betreten."

„Es bedarf keiner weiteren Entſchuldigung, mein Sohn," fiel ihm de Hallot in die Rede, „es bedarf keiner Entſchuldigung, Du biſt mir überall und ſtets willkommen. — Im Grunde bin ich ja froh, daß Du da biſt, ich will heute ein wenig Oel gießen in das beſcheidene Lämpchen eurer Liebe, auf daß es nicht verlöſche, ſondern ſchön hell fortbrenne, bis zum Tage, wo es euch vergönnt ſein wird, bei deſſen heiligem Scheine vor dem Bilde und dem Altare unſeres Heilandes den Schwur ewiger Treue abzulegen und von da Hand in Hand durch die Steppen dieſes Lebens zu wandeln. — Was ich vorhin meiner Bertha geſagt, haſt Du gehört, um ſo beſſer, brauch' ich es doch nicht zu wiederholen. Ja, mein Sohn, bleibe brav und tapfer wie bisher, handle immer nur nach Pflicht und Recht, treu ſtets Deinem Könige und Vaterlande, ſowie der Religion, in der Du geboren, ſo wird es Dir ſtets wohlergehen, und ſollte auch der ſtürmiſche Wind des Unglücks Dein leichtes Fahrzeug einmal auf die ſchroffe Klippe der Noth und des Elends werfen — verzage nicht, bleibe Deinen Grundſätzen getreu, und arbeite getroſt daran fort, Dein Schifflein wieder flott zu machen; eine geſegnete Welle wird früh oder ſpät Dir hülfreich an die Hand geben, und Dich wieder tragen auf die offene wogende See. Haſt Du dann die Schule der Erfahrung und des Krieges, wie es bei Edelleuten von guter Herkunft Brauch und Sitte iſt, glücklich durchgemacht, dann komme zu mir — und ſeid Ihr Euch dann immer noch gewogen wie heute, ſo lege ich, wäreſt Du auch arm geblieben wie Job, die Hand meines Kindes in die Deinige, und an meinem väterlichen Segen ſoll es zu Eurem Glücke nicht fehlen."

Der Greis wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge und das junge zukünftige Ehepaar ſchluchzte laut auf vor Ueberraſchung, Freude und Dankbarkeit. Doch dieſe Scene hatte den noch matten Krieger bedeutend angegriffen, und er machte ihr mit folgenden Worten ein Ende:

„Nun, Kinder, laßt uns von etwas Anderem reden. So mich mein ſchwaches Gedächtniß nicht täuſcht, ſagteſt Du mir vorhin, Pehu, Du ſeieſt im Auftrag des Herrn von Alégro hierher geritten?"

„Dem iſt alſo," erwiederte der Edelknabe. „Ich will nun, wenn Ihr mir Gehör ſchenken wollt, mich deſſelben entledigen. „Seitdem dem armem Ritter jenes Unglück widerfahren, das ihm die Gunſt des Königs geraubt, iſt er derſelbe Menſch nicht mehr und kaum noch zu erkennen; der vermaledeite Gram hat ſich dermaßen ſeines Geiſtes bemächtigt, daß er zuweilen wie ein gepeitſchtes Kind laut auf zu weinen anfängt. Für Nichts hienieden hat er Sinn, an Nichts mehr ſeine Freude und in Nichts mehr findet er Troſt; weder in den Worten der heiligen Religion, noch in denen ſeiner treuen Freunde und Diener. Er ſperrt ſich zuweilen in ſeiner Kammer ein, allein mit ſeinem Schmerze und ſeiner geliebten Dogge, die einſt beim Hinüberſetzen über einen Fluß ihm das Leben gerettet. „„Du,"" ſagt er dann zu dem Thiere, „„Du biſt der einzige Freund, der mir geblieben, keinen Anderen mehr als Dich beſitze ich auf Erden, komm Du, mein treuer Kumpan, laß Dich herzen!"" und er fällt über ihn her, ihn drückend und küſſend. Wenn nun, was bei dieſen feurigen Liebesbezeugungen nicht ſelten der Fall iſt, das arme Thier einen Schrei des Schmerzes ausſtößt, o, da ſolltet Ihr ſehen, wie er da auffährt, wie er in Wuth geräth. „„Was!"" ſchreit er dann, „„auch Du willſt jetzt im Unglück nichts mehr von mir wiſſen! Auch Dir bin ich zu viel! Fort, fort mit Dir!"" und die arme Dogge verkriecht ſich aus Furcht in den verborgenſten Winkel des Gemachs. — Frei geſtanden, gnädiger Herr, der Gedanke an ſein Mißgeſchick iſt ihm unerträglich, er liegt wie eine centnerſchwere Laſt auf ſeinem Herzen und wird es zerſprengen. Nimmt ihn der Himmel nicht bald unter ſeinen beſonderen Schutz, ſo fürchte ich, iſt es um ihn geſchehen. Doch ſcheint ſeit einigen Tagen einige Beſſerung in ſeinem Zuſtande eingetreten zu ſein; was dieſe herbeigeführt, weiß ich nicht. Er iſt ruhiger, redet aber viel mit ſich ſelbſt, und ſcheint einen Entſchluß gefaßt zu haben, der ihm Muth und Kraft verliehen. Dieſen Morgen ließ er mich nun frühzeitig zu ſich beſcheiden, was er ſeit langer Zeit nicht mehr gethan, fragte mich über Dies und Jenes, wollte wiſſen, was ſeine Nachbarn von der Ungnade, in die er gefallen, halten, und nicht ſo oft ſagte ich ihm, daß ſie alle Antheil an ſeinem Schickſal nehmen und überzeugt ſein, daß ihm Unrecht geſchehen, als er ausrief: „„Die Elenden, ſie frohlocken unter der Larve des Mitleids! Mitleid, Mitleid ſoll ich erregen! Nein, bei Gott, das ertrage ich nicht!““ Ich befürchtete eine neue Kriſis, und that mein Mögliches, ihn von dieſer böſen Stimmung wieder abzubringen, rieth ihm, ſich zu zerſtreuen, und ſuchte bei dem ſchönen Wetter ihn zu einem Luſtritte zu bewegen. Der Vorſchlag war ihm genehm, er ließ ſich ſeine ſchönſte Rüſtung bringen und putzte ſich wie ſonſt am Tage einer Schlacht; dem Stallmeiſter befahl er zwölf Pferde für eben ſo viele Reiter, die er alle mit ihrem Namen bezeichnete, in Bereitſchaft zu halten. Als ich nach dem Grunde dieſer ſonderbaren Anordnungen fragte, antwortete er mir nach kurzem Bedenken, daß der König, der auf eine ſolche ungerechte Weiſe mit ihm verfahren, auch vielleicht gar auf Anſuchen ſeiner Feinde einen Verhaftsbefehl gegen ihn erlaſſen habe, er ſich aber davor ſicher ſtellen müſſe, und deshalb ſeine Behauſung nicht ohne Bedeckung verlaſſen wolle, zudem, da er geſonnen ſei, bis hierher nach Vernon zu reiten, um Euch zu der glücklichen Geneſung ſowohl, als zu der hohen Würde eines Generallieutenants der Normandie, womit Heinrich IV. Eure ihm geleiſteten Dienſte belohnt habe, zu gratuliren, er befahl mir ſogleich vorauszureiten, um Euch von ſeiner Ankunft in Kenntniß zu ſetzen, und eine Audienz auszubitten. Dies, edler Herr, iſt der Zweck meines Hierſeins.“ —

„Wenn gleich dieſer Beſuch Deines Herrn mich ein wenig befremdet,“ ſagte der Generallieutenant, etwas tiefſinnig vor ſich hinſchauend, „und mit ſeinem bisherigen Benehmen gegen mich wenig harmonirt, ſo iſt er mir dennoch willkommen, und gerne bin ich bereit, über die Vergangenheit einen Schleier zu werfen. — Es ſoll nicht heißen, daß der alte de Hallot einen Unglücklichen troſtlos abgewieſen, der ſein Unrecht einſehend, ihm reuevoll die Hand bietet!“

„Kann ich mir auch gleich über den Grund nicht Rechenſchaft geben, ſo iſt es mir bei dieſem Beſuche doch nicht ganz heimlich, guter Vater,“ meinte Bertha, welche nach und nach wieder zu ihrer früheren Gemüthsruhe gekommen, „ich fürchte mich vor dieſem Manne.“

„Bah! Poſſen!“ ſagte der Edelmann, „Alégro bekennt ſein Unrecht und will es wieder gut machen, und Tête de Dieu! daran thut er wohl!“

„Seid ganz ohne Sorgen, holdes Fräulein, der Schritt meines unglücklichen Gebieters iſt gewiß ſonder Falſch und Tücke, dafür ſtehe ich mit Leib und Leben, der edle Alégro trägt nichts Böſes im Schilde,“ entgegnete Behu etwas ſchnell, und auf ſeine Worte einen gewiſſen Nachdruck legend, ſah er dabei das junge Mädchen, das in ſeiner Beſorgniß zu weit gegangen zu ſein glaubte und die Augen verlegen niederſchlug, bedeutungsvoll an. Bertha wollte nun eben einige Worte der Entſchuldigung vorbringen, als das Wiehern und Traben der Pferde eines in den Hof einreitenden Troſſes die Aufmerkſamkeit der Anweſenden auf ſich zog, und die beiden jungen Leute an's Fenſter lockte. Es war der Ritter Alégro, welcher mit ſeinem Gefolge angekommen war. — Als Behu den Hausherrn davon in Kenntniß geſetzt hatte, wollte er ſich beurlauben, um ſeinem Herrn die Nachricht der freundſchaftlichen Aufnahme, die er zu erwarten habe, ſogleich zu überbringen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Zürich.

(Schluß.)

Die obige Militärausgabe veranlaßt mich, einige Notizen über unſer Militärweſen hinzuſtellen. Jeder Kantonsbürger und jeder im Kanton angeſeſſene Eidgenoſſe iſt vom angetretenen neunzehnten bis zum zurückgelegten vierzigſten Altersjahre zum Militärdienſte verpflichtet. Die Offiziere müſſen ſich ſelbſt völlig equipiren, die Gemeinen erhalten die Waffen aus dem Zeughauſe. Es gibt fünf Waffengattungen, Genie, Artillerie, Cavallerie (nur Dragoner), Scharfſchützen, Infanterie. Das Ganze iſt in „Auszüger“-Mannſchaft und in Landwehr, und jede dieſer beiden Theile in eine erſte und zweite Unterabtheilung eingetheilt, doch ſo, daß jede der drei erſten Abtheilungen alle fünf Waffengattungen, dagegen die Landwehr zweiter Klaſſe nur Scharfſchützen (überall die Hauptwaffe der Schweizer) und Infanterie enthält.

Der erſte und zweite Auszug, gleichſam die Linienarmee, umfaſſen zuſammen etwa 7000 Mann, ziemlich die Hälfte in jeder Abtheilung. Die Artillerie iſt recht gut eingeübt. Die Cavallerie, in beiden Abtheilungen der Auszüger zuſammen etwa 260 Mann in 4 Eskadrons betragend, hat in den letztern Jahren bedeutend gewonnen durch die Bemühungen eines ehemaligen preußiſchen Garde-Cavallerie-Offiziers, welcher die Cavallerie-exercizien leitet. Der Unterricht für die angehenden Offiziere iſt zweckmäßig. Nur geräth allgemein das Schweizer Militär dadurch in einigen Verfall, daß jetzt bei weitem weniger Schweizer Offiziere in fremden Dienſt gehen, von wo ſie früherhin zurückkehrend die Disciplin und Einſicht größerer Heere mitzubringen und fortzupflanzen pflegten. Auch bedarf es bei der demokratiſchen Selbſtſtändigkeit der Einzelnen mancher Reſignation von Seiten der Offiziere, zu der ſich nicht alle verſtehen mögen, welche ſich an die Subordination monarchiſcher Heere gewöhnt haben.

Eine, dem Fremden auffallende Erſcheinung kommt aus der Landwehr her. Im gewöhnlichen Verkehre hört man ſo viele Kaufleute, Fabrikherren, Handwerker aller Art „Herr Oberſt“, „Herr Hauptmann“ ꝛc. tituliren, daß man nach der Zahl dieſer höheren Militärchargen auf ein Heer von manchen hunderttauſend Mann ſchließen möchte. Da nämlich für die Uebungen der Landwehr die wechſelnde Mehrheit der Stimmen die Offiziersſtellen beſetzt, und die einmal gehabten Chargen eine für immer bleibende Titulatur herbeiführen, ſo ſammelt ſich allmälig jene unerwartet große Anzahl von Militärhonoratioren an.

Eine eigene Steuer iſt die Militärerſatzſteuer. Wer z. B. ſein vierzigſtes Jahr noch nicht zurückgelegt hat, aber durch Beruf und Beamtung vom Militärdienſt befreit iſt, muß eine Erſatzſteuer zahlen, welche die Hälfte ſeiner Vermögens- und Erwerbsſteuer beträgt. Dies war beſonders den deutſchen Hochſchul- und Kantonalſchullehrern unerwartet, als ſie (auch diejenigen der theologiſchen Fakultät nicht ausgenommen) ungefähr ein halbes Prozent ihres Gehaltes als Militärerſatzſteuer zu bezahlen bekamen, und fortdauernd bezahlen, obgleich die mehrſten von ihnen Ausländer ohne hieſiges Landesrecht geblieden ſind, welche urſprünglich nicht einmal in das hieſige Militär eintreten dürften, dennoch einen Erſatz für diejenige Leiſtung zu zahlen haben, die ſie, abgeſehen von ihren Berufsgeſchäften, gar nicht zu leiſten im Stande ſind.

Nachdem nun die Diskuſſion des Budgets im diesmaligen großen Rathe beruhigt war, kamen am dritten Tage die Petitionen vor. Auffallend waren vier Petitionen von etwa 1200 Handwerkern eingereicht, welche auf mancherlei Beſchränkungen der beſtehenden Gewerbsfreiheit antrugen. Man ging zur Tagesordnung über. Sodann kam eine Petition, welche einen jetzt allgemein berührten Gegenſtand betraf. Sie kam von dem berühmten, reichdotirten Kloſter Rheinau, deſſen Beſitzungen theilweiſe im Kanton Zürich, theilweiſe im Großherzogthum Baden liegen. Schon lange ſtrebt der Kanton Zürich nach Säculariſation dieſer bedeutenden Kloſterdomänen. Von der angeführten Bevölkerung gehören etwa nur 1500 Einwohner der katholiſchen Religion an. Nimmt man noch die ab- und zugehenden Dienſtboten, Handwerker, namentlich die, bei der jetzigen ungewöhnlich ſtarken Bauluſt ſehr zahlreichen, Vorarlberger und Tyroler Maurer hinzu, ſo mag die ganze katholiſche Bevölkerung ſich auf 2300 Seelen belaufen, alle übrigen gehören der reformirten, wenige Deutſche der lutheriſchen Religion an. Es hatte nun in jüngſter Zeit, nach einigen vorausgegangenen Anordnungen, der Regierungsrath eine Beſitzung des Kloſters Rheinau veräußert. Das Kloſter petitionirte nun um den Schutz der höchſten geſetzgebenden Behörde gegen die Eingriffe der Executivgewalt. Der große Rath fand aber, „die Executivgewalt habe die ihr gegebene Vollmacht nicht überſchritten.“ Dies kann nun zum Anfange eines kirchlichen Streites werden.

Endlich kam noch eine Petition von einer kleinen, höchſtens 700 Seelen umfaſſenden, Landgemeinde, **Hütten** im Südweſtwinkel des Kantons, welche auf einem und demſelben Bogen neun wichtige Abänderungen beantragte. Z. B. Einführung des Veto, Verminderung der Militärausgaben um 100,000 Frk., Aufhebung der Gemeindefuhrleiſtungen beim Straßenbau, Reduktion der Regierungsrathsmitglieder auf 18, und Aufhebung der **Hochſchule**. Dieſe kleine Gemeinde (von welcher der Herr Scherr ſeine Frau haben ſoll), war ihrer patriotiſchen Ueberzeugung ſo voll, daß ſie bei jedem Punkte kaum einige Zeilen Motivirung nöthig geglaubt hatte. Nur bei Aufhebung der Hochſchule war angegeben, „dieſelbe koſte 100,000 Frk.; es ſeien 44 beſoldete Profeſſoren, es ſeien 120 Studirende.“ Authentiſch iſt aber bereits öfters nachgewieſen, daß 175 Studirende im letzten Semeſter da waren; daß nur 30 beſoldete Profeſſoren da ſind, und daß endlich die Totalkoſten der Univerſität 41,000 Frk. betragen, zu denen die Stadt Zürich 10,000 beiträgt. Obgleich nur ſechs bis ſieben Stunden von Zürich entfernt, hatte aber nun die Gemeinde Hütten keine Notiz von dieſen authentiſchen Thatſachen nehmen können, ſondern trat zuverſichtlich mit ihren Angaben hervor. Der ganze Ton der Petition, wie die ganze Umgebung ihrer Nebenumſtände und wahrſcheinlichen Entſtehung, erregte eine allgemeine Heiterkeit der Verſammlung, welche noch in den verſchiedenen Blättern nachklingt, und über die, mit ſolcher Spannung und Erwartung angekündigte Petition ward einfach, und ohne ein einziges Wort einer tieferen Diskuſſion, zur Tagesordnung geſchritten. „*Parturiunt montes et evenit ridiculus mus!*“ — Bis zur Sommerſitzung des Großen Rathes wäre alſo nun für die Hochſchule offizielle Ruhe vorhanden. Ob auch die Preſſe Frieden halten wird, muß ſich zeigen. B.

Feuilleton.

⁂ Bald haben wir von Paris aus ein Unternehmen zu erwarten, welches unſerem Vaterlande auch jenſeits des Rheins Ehre machen wird, eine deutſche Zeitung in Paris, politiſchen, literariſchen und wiſſenſchaftlichen Inhaltes, in Format und in Styl der großen franzöſiſchen Journale. Die Gründer des Unternehmens ſind Graf Meslé, A. v. Bornſtedt und Vieweg, ein Bruder des Braunſchweiger Buchhändlers. Piſtor, früher Direktor des Journals: „*le monde*“, wird die Direktion übernehmen, Herrn v. Bornſtedt iſt die Redaktion en chef übertragen. Mit George Sand, Aug. Thierry, Chateaubriand, Sismondi u. m. a., ſo wie mit deutſchen Literaten ſind bereits Kontrakte abgeſchloſſen worden.

⁂ Georg Harrys (Redakteur der »Poſaune« in Hannover) hat in Nr. 56 ſeines Blattes den ſinnigen Antrag gethan, Stellen aus Grabbe's »Hermannsſchlacht« zu Inſchriften an dem Denkmale zu verwenden, welches dem Befreier Deutſchland's im Teutoburger Walde errichtet werden ſoll. Gewiß würde dadurch auch Grabbe »auf eine der deutſchen Nation würdige Weiſe geehrt und gefeiert werden.«

⁂ Es iſt bekannt, daß ſieben Städte des Alterthumes um die Ehre ſtritten, Homer geboren zu haben. Bei Heinrich Heine iſt über ſeinen Geburtsort kein Streit; (Jedermann weiß, daß er zu Düſſeldorf das Licht der Welt erblickte), deſto mehr aber über ſein Geburtsjahr. Und wenn auch noch kein Streit, ſo iſt doch bereits die Irrung, die Variante da. Guden bezeichnet in ſeinen »chronologiſchen Tabellen zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Nationalliteratur« (1831) das Jahr 1797 als Heine's Geburtsjahr; das Nämliche thut Ferd. Stolle in ſeiner »National-Verſammlung der deutſchen Lyriker des 18ten und 19ten Jahrhunderts« (1836), während Andere es noch weiter an die Gränze ſchieben, nämlich in 1800. Beides unrichtig. Heine iſt, laut Geburtsſchein, 1799 (am 13. Dez.) geboren. Sein Tauftag war der 28. Juni 1825. — Ferd. Stolle bezeichnete in ſeinem eben erwähnten verdienſtlichen Werke Geburtsjahr und Ort von A. Kopiſch nicht. Jenes iſt: 1799; dieſer: Breslau.

⁂ Kahldorf ſoll, dem Hamburger Telegraphen zufolge, nicht Heine ſein, ſondern der jetzt in Großh. Weimar'ſchen Dienſten ſtehende Weſſelhöft; welchen Glauben aber das Feuilleton jenes Blättchens verdient, kann man unter vielen anderen aus folgenden mit den Haaren herbeigezogenen Unwahrheiten entnehmen. „Dr. Carové“, heißt es dort, „ſoll den Wunſch geäußert haben, daß man Göthe's Standbild auf das Trier'ſche Plätzchen in Frankfurt brächte; er iſt nämlich von Trier.“ Dr. Carové aber iſt nicht von Trier, ſondern von Koblenz, und hat im großen Comité für Göthe's Denkmal darauf angetragen, daß dem Dichterfürſten ein Muſeum auf dem Paradeplatz am Schluſſe der großen Zeil erbaut werde. Jene Notiz liefert mit manchen anderen als Selbſtbefruchtungsproſa ein würdiges Seitenſtück zu jener „Selbſtbefruchtungspoeſie,“ welche Hr. K. G. im vorigjährigen Telegraphen als Ausdruck ſeiner Klagen dargeboten.

⁂ Die religiöſen Kategorien des Dr. Hönninghaus. Die kathol. Kirchenzeitung vom 27. Mai liefert eine überſichtliche Zuſammenſtellung der „chriſtlichen Souveräne“ in Betreff der Religion. Wir erfahren hieraus, daß „unter den Kaiſern der kathol. Kirche angehören: die Kaiſer von Oeſterreich und Braſilien;“ auch bekennten ſich zu ihr „einige Glieder der kaiſerlichen Dynaſtie von China.“ Dagegen befinden ſich „in Sonderungen,“ und zwar „in der monophyſitiſchen: der Kaiſer von Abyſſinien,“ und in der „ſchismatiſch-griechiſchen der Kaiſer von Rußland.“ Unter den königlichen Häuptern ſind katholiſch die von Baiern, Congo, Frankreich, den Gambiersinſeln u. ſ. w. in allem zehn; auch eine königl. Prinzeſſin von Mowee und Oahu iſt katholiſch; „in Sonderungen befinden ſich“ ebenfalls zehn Könige. So geht es herab bis zu den „Repräſentanten der Souveränität republikaniſcher Staaten,“ welche namentlich zu Frankfurt a. M. „wechſelnd der kath. Kirche angehören.“ —

⁂ Die „*Assises de Jerusalem,*“ jenes alte Rechtsbuch, in welchem ſich die auf das Königreich Jeruſalem übertragenen Inſtitutionen des mittelalterlichen Abendlandes in reichſter Zuſammenfaſſung abſpiegeln, werden mit Nächſtem in Stuttgart im Druck erſcheinen. Hr. Archivrath Kausler hat die Herausgabe dieſes Werkes durch vieljährige Studien vorbereitet.

☞ Hierzu die artiſtiſche Beilage, eine Compoſition aus Fried. Rückert's „Nal und Damajanti,“ eilfter Geſang.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

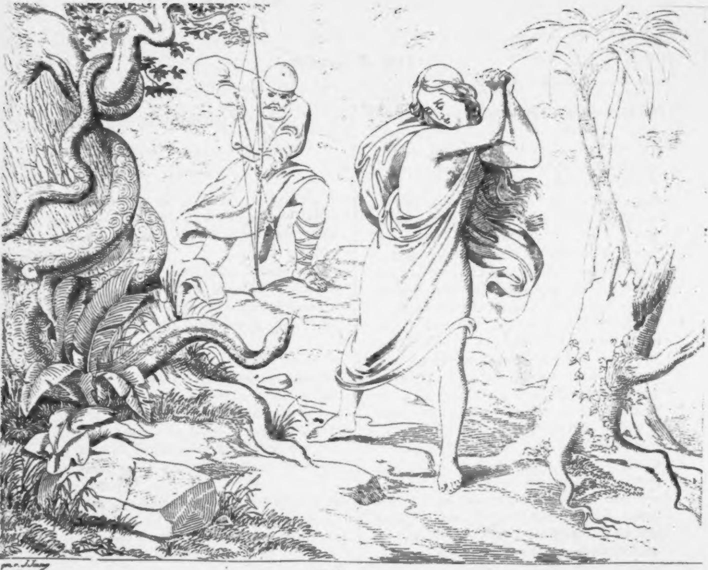

F. Rückert's

№ 136. 1838.

Phönix.

Samstag, 9. Juni.

Der Reliquien-Kaſten

des heiligen Romanus von Rouen.

(Fortſetzung.)

„Nicht doch!“ ſagte de Hallot, „ich ſelbſt will ſie ihm bringen, ihn ſelbſt auf der Schwelle meiner Behauſung willkommen heißen, wie es die edle Sitte der Gaſtfreundſchaft gebeut.“

„Aber um Gottes willen, Vater, bedenkt doch, wie ſchwach Ihr noch ſeid! Der Wundarzt hat jede Bewegung Euch ſtreng unterſagt, Eure Beine vermögen es noch nicht, die Laſt Eures Körpers zu tragen,“ entgegnete ihm ſein Töchterlein.

„Darum gib mir meine Krücken, die dort in der Ecke ſtehen, und der langen Ruhe wohl auch müde ſind. Denen iſt die Laſt nicht zu ſchwer, und wenn der gute Junge da mir ein Bischen an die Hand geht, ſo wird ſich's ſchon machen; der Menſch handelt ſo oft gegen das Gebot des nachſichtsvollen Gottes, kann auch wohl der Patient einmal gegen die Verordnung des ſtrengen Arztes handeln.“ —

Wenn auch ungern, mußte doch das Mädchen dem Willen ihres Vaters willfahren, ſie holte die Krücken herbei und von dem Edelknaben unterſtützt, hatte ſie ihn bald auf die Beine gerichtet.

„Jetzt, mein Kind, gehe in Dein Kämmerlein und verweile dort, bis ich nach Dir ſchicke; es geziemt ſich nicht, daß Du Zeuge unſerer Zuſammenkunft ſeiſt; ein Hausherr muß vor Allem ſeinen Gaſt von jedem läſtigen Zwang zu befreien wiſſen, darum, Berthchen, thue fein, wie Dir befohlen.“

Sie küßte des Vaters Hand, nahm ihre Bibel und entfernte ſich.

Schon vernahm man das Geklirr der Sporen auf der Stiege; und Alégro, von vier ſeiner Reiſigen umgeben — die anderen hatte er im Hofe zurückgelaſſen — war eben im Begriff einzutreten, als de Hallot, theils auf Pehu, theils auf ſeine Krücken geſtützt, die Schwelle des Gemachs mühſam erreichte.

Doch, wer vermag es ſie zu ſchildern, die Gräuelſcene, die ihn da erwartete, und in welcher er eine ſo traurige Rolle zu ſpielen berufen war! Mit den Worten:

„Nieder mit dem Schurken, der mein Lebensglück zerſtört! Nieder mit ihm, der die Ehre mir geraubt! Der ſoll nun für Alle büßen!!“ — empfing ihn der Ritter und ſeine Mordgeſellen. Sie fielen über ihn her, und von Dolch- und Degenſtichen vielfach durchbohrt, ſank er zu Pehu's Füßen nieder. Der Jüngling hatte, ſobald er entblößte Degen gewahrte, ſogleich ſein Schwert zur Vertheidigung des Greiſes gezogen, doch zu ſpät! —

Nach vollbrachter That trat der mit Blut befleckte Meuchelmörder mit ſeinen Geſellen ſogleich den Rückzug an, warf ſich auf's Pferd, und ſprengte in möglichſter Schnelle ſeiner Burg zu. Indeſſen waren aber Leute herbeigeeilt, und, wie vom Winde getragen, verbreitete ſich die Schreckenspoſt der Ermordung des edlen de Hallot. Von allen Seiten wurden augenblicklich Bewaffnete zur Feſtnehmung der Miſſethäter ausgeſandt. Bald kamen einige derſelben, zwei der Elenden, welche auf der Landſtraße durch den zu ſchnellen Ritt verunglückt waren, geſchloſſen in ihrer Mitte führend, zurück. Die ganze Stadtbehörde begab ſich auf den Schauplatz jener Schandthat, um die nöthigen Unterſuchungen unverzüglich einzuleiten. Pehu, welcher wie vom Blitze getroffen, immer noch mit dem Schwerte in der Hand bewegungslos daſtand, und die kalte Leiche anſtarrte, wurde in Ketten gelegt und mit den zwei eingefangenen Reitern in's tiefſte Gefängniß geworfen, ohne daß es ihm möglich geweſen wäre, auch nur ein Wort zu ſeiner Rechtfertigung über die Lippen zu bringen.

III.

Der dumpfe Schall der Todtenglocke umhüllte die kleine Stadt und verkündete den beſtürzten Bewohnern, daß die Stunde der Beerdigung des allgemein geſchätzt und beliebt geweſenen Herrn de Hallot eben geſchlagen. Stromweiſe wälzte ſich Adel und Bürgerſchaft nach der ſchwarz behangenen Kirche, dem Seelenamte, das für den Verklärten dort gehalten wurde, beizuwohnen, und ihn zu ſeiner letzten Ruheſtätte zu begleiten. Der Sarg, mit allen Inſignien der hohen Würde, welche er auf dieſer Welt begleitet hatte, geſchmückt, wurde, ſtrotzend von Gold und Edelſteinen, auf einem prachtvollen, mit vier Rappen beſpannten Leichenwagen fortgezogen; gleich hinter ihm her führte Dominique des Ritters beliebtes Schlachtpferd, und nun kamen nach und nach, was Stadt und Land an Perſonen hohen Standes und Ranges aufzuweiſen hatte, Alle in Trauer gekleidet und mit entblößtem Haupte. Abgeordnete aller Zünfte mit ihren wehenden Bannern, Mönche aller Orden, hatten ſich pünktlich eingeſtellt. Von der Kirche aus begab ſich der Zug, in feierlicher Ordnung durch die ganze Länge der Stadt ziehend, nach dem Friedhofe. Alle Fenſter waren frühzeitig in Beſchlag genommen worden, und Jung wie Alt gab beim Vorüberziehen dem aufrichtig beweinten Herrn ein aus dem Inneren der Seele emporſteigendes Gebet mit in die ewige Ruhe.

Gleichzeitig mit dieſem Zuge trat ein anderer durch den entgegengeſetzten Eingang in den Friedhof; der Sarg war mit einem einfachen ſchwarzen Tuche, ohne alle Verzierung, behangen, und wurde von ſechs Knechten getragen. Einige alte Diener, ein Schloßvoigt und ein Schloßprobſt bildeten deſſen ganzes Geleite; kein äuſſeres Zeichen gab Beſcheid über den Stand, welchem jener Erdenſohn angehört hatte. Beide Särge wurden zu gleicher Zeit in die Gruft hinabgelaſſen, und als ſich Einige nach dem Namen desjenigen erkundigten, der da in dem verborgenſten Winkel des Gottesackers ſeine Ruheſtätte finde, da ward ihnen die Antwort:

„Forſchet nicht nach ſeinem Namen, es iſt der eines armen Sünders, bei welchem die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße gefolgt; doch, wollt Ihr ein Vater Unſer für die Ruhe ſeiner Seele beten, ſo betet für den unglücklichen Herrn von Alégro!“ —

Bei dieſem Namen wurden ſämmtliche Zuhörer wie vom kalten Fieber befallen, — ein Schauder durchlief alle Reihen, und als ſei der Name des leibhaftigen Gott-ſei-bei-uns ſelbſt genannt worden, ſo machte augenblicklich Jeder das Kreuz vor ſich hin.

Dennoch waren Einige begierig, etwas Näheres über deſſen ſchnellen Tod zu erfahren, ſie drangen deshalb in den Schloßprobſt, und es ſagte ihnen derſelbe:

„Als nach begangenem Morde er in ſeiner Burg glücklich wieder angelangt war, die Zugbrücken hatte aufrichten, und die breiten Gräben mit Waſſer füllen laſſen, wohl hatte er ſich da vor den Häſchern des Gerichtes, nicht aber vor den Anfechtungen eines weit ſtrengeren und unbarmherzigeren Richters, — vor ſeinem nagenden Gewiſſen ſicher geſtellt.“

„Vorgeſtern Abend, als die Schloßwache die übliche Runde machte, fand ſie den Edelmann in einem Graben mit zerſchmettertem Haupte daliegend. — Der Unglückliche hatte vom Wartthurme ſich hinabgeſtürzt, und da ſeinen Tod gefunden.“ —

„Gott vergebe ihm ſeine Sünden, und ſchenke Ruhe ſeiner Seele!“ riefen die Zuhörer und verließen eiligſt den Friedhof. —

IV.

Schon ſeit Monden ſchmachtete Pehu de la Mote in einem dumpfen, ungeſunden Kerker des Hauptgefängniſſes von Rouen, wohin er, ſammt den beiden Knechten Alégro's, gebracht worden war, um vor dem Blutgerichte zur Rechenſchaft gezogen zu werden. Schlecht waren ihm die magere Koſt und das unbequeme Lager von feuchtem Stroh, in ewiger Dämmerung, bekommen. Von ſeinen früher ſo blühenden Wangen und ſeinem geſunden Ausſehen waren keine Spuren mehr zu finden. Kummer und Gram erfüllten jetzt ein Herz, wo ſonſt nur Heiterkeit und Lebensluſt geherrſcht. Dennoch ertrug er ſein Mißgeſchick mit Muth, das Bewußtſein ſeiner Unſchuld gab ihm Kraft, und die Hoffnung, daß ſich ſolche gewiß bald herausſtellen müſſe, und er dann frank und frei wieder in der Welt umherwandeln könne, wirkte wie kühlender Balſam auf brennender Wunde. „Denn,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „was wollen ſie mir an? Hoffen ſie vielleicht durch eine ſchnöde Behandlung mir das Geſtändniß der Theilnahme an einer Handlung, der ich, Gott ſei Dank, fremd bin, auszupreſſen? Da irren ſie, die Herren! Der Inquiſition ſchrecklichſte Marter ſollten dies nicht über mich vermögen, eher wollte ich hier in dieſem elenden Kerker mein Leben beſchließen. — Wohl iſt der Schein gegen mich, mithin auch die allgemeine Stimmung, — allein welche Beweiſe können ſie der Anklage zu Grunde legen? — — Ach! gerne wollte ich ja Alles ertragen, wüßte ich nur was ſie von mir denkt, — ob ſie mich für ſchuldig oder unſchuldig hält?... Ach, ſie kann an meine Schuld nicht glauben, kann für den verruchteſten aller Böſewichte, den entſetzlichſten aller Heuchler mich nicht halten! — Was mag wohl aus dem armen Marchen geworden ſein? — Iſt ſie noch unter den Lebenden, oder hinübergewandelt in das Reich der Todten? — Wer wird dieſer qualvollen Ungewißheit hier in dieſem Geheimgefängniß ein Ende machen? Von aller Welt abgeſondert, ſind ein gefühlloſer Unterſuchungsrichter und ein roher Gefängnißwärter die einzigen Menſchen, die ich zuweilen zu Geſicht bekomme. — Wer wird ſich der armen Waiſe annehmen? Wer ihrer gedenken im Unglück? — Einen Freund nur hatte ich, der lange Vaterſtelle an mir vertreten, der Einzige, auf deſſen Theilnahme ich zu hoffen wagte, — auch der ſcheint mich verlaſſen zu haben."

So weit war er eines Abends in ſeinem traurigen Selbſtgeſpräch gekommen, als raſche Schritte in dem zu ſeinem Kerker führenden Gange, und unmittelbar darauf das Aufſchließen ſeiner Thüre zu dieſer ungewöhnlichen Stunde, demſelben plötzlich ein Ende machten. Zwei Männer traten ein; der Eine war der ihm wohl bekannte Gefängnißwärter; der Andere, ein in eine Kutte eingehüllter Mönch, der ein beſonderes Gewicht darauf gelegt zu haben ſchien, auf ſeinem Wege hierher nicht erkannt zu werden. An den Ehrfurchtsbezeigungen, die ihm von Seiten des Beſchließers zu Theil wurden, war leicht zu erkennen, daß dies wohl eine Perſon höheren Ranges, als des eines gewöhnlichen Betbruders, deſſen Gewand ſie trug, ſein mußte. Nicht ſobald hatte der Fremde die Kapuze zurückgeſchlagen, und den langen falſchen Bart abgenommen, als Behu, bei dem Schein der Leuchte, in ihm ſeinen ſo ungerecht beſchuldigten Freund, den Dechanten des Kapitels von Rouen, ſogleich erkannte. Er warf ſich ihm um den Hals und Thränen der innigſten Freude floſſen aus ſeinen Augen.

(Fortſetzung folgt.)

„Wir reden deutſch."

Unter dieſer Ueberſchrift befindet ſich in Num. 3 der „Erwinia" (bekanntlich einem neuen Straßburger Unterhaltungsblatte) vom 2. Juni d. J. ein Aufſatz, den man nur mit Achtung für ſeinen Verfaſſer und mit dem größten — Schmerze über die Verhältniſſe, wie ſie ſich nun einmal geſtaltet haben, durchleſen kann.

Der Aufſatz: „Wir reden deutſch" iſt die wohlgemeinte und energiſche Proteſtation eines Elſäſſers gegen andere Elſäſſer, welche die deutſche Sprache nun auch noch aus den Kirchen, den Familien, der Literatur, kurz aus dem Leben des Elſaſſes vertreiben möchten, nachdem ſie aus den gerichtlichen Verhandlungen, den höheren Unterrichtsanſtalten, den vornehmeren Kreiſen und ſelbſt aus dem Mittelſtande — wenn er in der Converſation glänzen will! — bereits vertrieben iſt.

Wir wünſchen, daß der Verfechter der Ehre und des Daſein's deutſcher Sprache und deutſchen Lebens in dem ſchönen — einſt wirklich deutſchen — Wasgau, mit ſeinen Wünſchen durchbringen möge. Ja, wir ſind ſogar überzeugt, daß er es bis zu einem gewiſſen Punkte thun werde. Denn die deutſche Nation beſitzt ſelbſt in ihren abgeſprengten Stücken eine Zähigkeit der Geſinnung und eine ſo gute Natur, daß, obgleich ſie kaum je dabei in ein anderes Himmelszeichen als das paſſive des Waſſermannes oder der Fiſche tritt, doch Jahrhunderte der ungünſtigſten politiſchen Verhältniſſe ſie nicht völlig von dem loszureißen vermögen, was in ihr noch an Hermann's Wälder und an ein altes, freies Sammtvolksleben erinnert.

Auf wie lange jene Beſtrebungen, im Elſaß das deutſche Element in Sprache und Bildung aufrecht zu erhalten, von Erfolg ſein werden, — darüber gibt eine ſpätere Zeit, als die unſerige, Auskunft. Aber wie ſchmerzlich, wie demüthigend iſt es zugleich für uns, die wir nicht nur deutſch ſprechen, ſondern auch nach nächſter Abſtammung und als Bürger zu Deutſchland gehören, die Verwahrungen zu leſen, unter denen der Verfaſſer des Aufſatzes: „Wir reden deutſch" weiter nichts von uns will, als unſere Sprache; wie er den Elſäſſer laut und gern als Franzoſen proklamirt, nicht nur formell, ſondern auch als in der Geſinnung des Volkes wurzelnd; wie das Beibehalten, das fernere Ausbilden jener Sprache ihm Garantie ſein ſoll für ſeinen Glauben, ſeine Religion, ſeine Gewohnheit, ſeine Sitte, ſein Vergnügen, ſein Feſt, ſein Lied, ſeine Wiſſenſchaft, ſeine Geſchichte, und wie er doch ſo gar nichts wiſſen will von unſerm deutſchen politiſchen und Staatsleben. Der Aufſatz: „Wir reden deutſch" iſt überhaupt mild gehalten, und doch bricht durch dieſe Milde ein Widerwillen, man möchte faſt ſagen, eine Verachtung gegen dasjenige hervor, was jetzt noch außer ſeiner heimiſchen Sprache der deutſche Boden treibt, daß man ſich, unberückſichtigend alle ſonſtige Parteiſtellung im öffentlichen Leben, nur das Haupt verhüllen möchte, wie bei einem großen Schmerze.

„Wir wiſſen nirgends Formen außerhalb, die uns mehr anſtehen könnten, im Ganzen, als die wir hier zu Hauſe haben. Das deutſche Staatsleben würde uns jetzt nicht mehr zuſagen: dahin können alſo unſere Wünſche, unſere Rückblicke nicht gehen. Nicht die preußiſchen Schlagbäume, nicht die hannöver'ſche Konſtitution reizen uns; zum Oktoberfeſt ſingen wir nicht und am Zollverein haben wir keinen Theil." So ruft der Elſäſſer, der Franzoſe, uns in jenem Aufſatze zu. Und dann fährt er fort: „Wir haben einſt unſere Privilegien auf dem Altar des Vaterlandes hingegeben; wir haben die junge Freiheit mit Leib und Gut vertheidigt, ja auch dann noch, als ſie nicht mehr war, in Reih' und Glied mit den Helden des alten Frankreichs, unſer Blut auf allen Schlachtfeldern Europa's verſpritzt; wir haben dann fünfzehn Jahre in den Reihen der Freunde des Geſetzes und der Freiheit geſtanden; wir haben die Morgenröthe des neuen Tages mitbegrüßt, welcher der Sache des Volks den Sieg zuſicherte; Alles hoben wir mitgefühlt, Alles mit durchgefochten:. — es bleibt dabei! Wir trennen uns nicht."

Der Verfaſſer des Aufſatzes: „Wir reden deutſch" war auf einige Gegenſtände bedacht, worin er das deutſche Volks- und Staatsleben in ſeiner jetzigen Geſtalt hauptſächlich repräſentirte. Ich wiederhole nur deren zwei: das Oktoberfeſt und die hannöver'ſche Konſtitution. Das Oktoberfeſt! Ach, darauf brauchte nicht der Elſäſſer zu verzichten; ſo wenig als die Wittwe einem Ehemann gegenüber, der ihr längſt geſtorben iſt, auf ihre weiblichen Rechtswohlthaten verzichten kann. Das Oktoberfeſt war eine männliche Rechtswohlthat. Es iſt — die Elſäſſer ſind wirklich mehr Franzoſen, als ſie glauben, denn ſie wiſſen nicht, was in Deutſchland ſeit zwanzig Jahren geſchehen. — es iſt todt.

Aber die hannöver'ſche Konſtitution? Auch die will der Elſäſſer nicht. Dieſelbe Konſtitution, für die ſieben Männer in eine dunkele Zukunft gingen, um die ſich nun ſchon viele Monate lang das Intereſſe von ganz Deutſchland und zunächſt das Intereſſe eines ſeiner wackerſten Volksſtämme dreht, — er mag ſie gar nicht, er will nur die Sprache, die dort geſprochen wird. Sonſt nichts.

Ich weiß nicht, ob wir mit Recht darüber ungehalten ſein dürfen. Vielleicht hat der Elſäſſer erfahren, daß die hannover'ſche Konſtitution die Preßfreiheit ſo wenig, als die rechtliche Gleichheit kannte; daß ihr Wahlmodus große Mängel hat; daß bei der Veröffentlichung ihrer Verhandlungen die Sprechenden theilweiſe als Anonyme figurirten. In allen dieſen Beziehungen iſt der Elſäſſer vermöge der Charte von 1830 beſſer daran; woher alſo eine Sehnſucht denkbar nach hannover'ſcher Konſtitution?

Und doch! — Er hat vielleicht Recht, aber nicht weniger bleibt die Kränkung, von ihm verſchmäht zu ſeyn; — es bleibt die größere, dies öffentlich hinnehmen zu müſſen, ohne ihm mit Erfolg — überzeugend widerſprechen zu können.

Alſo gleich einer kleinen tapferen Schaar in einer belagerten, umſtürmten, faſt ausgehungerten Feſtung ſtürmt der Elſäſſer in ſeinem „Vaterland“ — ſo nennt er ſein Elſaß — hin und her. Da, dort Angriffe auf die Sprache, die er ſpricht, auf die deutſche. Er ſchlägt ſie heldenmüthig zurück. Sie iſt ſein wehendes Banner und ſie ſoll es bleiben immerdar. Aber kämen die Bürger, die ſie ſprechen, flatterten ihre Banner, wie ſie in der Bundeskriegsmatrikel verzeichnet ſtehen, er würde das Theuerſte, was er hat, die Bedingung ſeiner ganzen geiſtigen und gemüthlichen Exiſtenz, ſeine Sprache, ſeine deutſche Sprache, würde er vergeſſen, und ſich unter franzöſiſches Kommando ſtellen. Du erinnerſt ihn als Vorpoſten an die alte Landsmannſchaft, aber er will von ihr nichts wiſſen. Du ruf'ſt ihm zu: Bruderherz! Er kennt den deutſchen Laut, aber er ſchießt dir doch eine Kugel vor den Kopf.

Zürnet nicht dem Elſäſſer; es ſcheint kein Grund dazu da; warum ſollte er nicht ſagen dürfen, was er denkt? Er liebt doch heimlich den Deutſchen, oder es thut ihm weh', daß er nicht mehr es kann, nicht mehr es mag. Könn't ihr aber den Groll gegen ihn nicht meiſtern, gut, dann legt von der andern Seite in die Wagſchale, wie unglücklich er in jener nationellen Halbheit iſt. Wie tragiſch ſein Loos iſt, durch die Sprache und ſeine ganze Natur und Art an eine Nation gebunden zu ſein, die er als Nation nicht zu der ſeinigen haben will, und dagegen einer Nation anzugehören, die er politiſch will und ſchäzt, von der ihn aber ewig Sprache und Gewohnheit gleich feindlichen Polen abſtoßen.

Schwelle zwiſchen Links und Rechts! Fledermausgeſchlecht zwiſchen dem leichten Vogel und dem ſchwereren, ſinnenderen Quadrupes! Politiſche Halbhexe, die gleich der Halbhexe in Göthe's Fauſt den Gipfel nicht erreichen kann! Elſaß! Warum auch dir dieſes Schickſal, wie wir es ſo oft bei Gränzländern treffen, — dir, beſſer als alle Gränzländer des Oſtens und Weſtens zuſammen genommen? — Sollſt du wirklich der deutſche ewige Jude bleiben, bis du dich franzöſiſch taufen läſſeſt? — Oder führen künftige Zeiten dich wieder zur alten Heimath zurück? — Es wäre einmal möglich geweſen. — Noch Mancherlei wäre möglich geweſen. K. B.

Feuilleton.

⁂ Franzöſiſche Journaliſtik. — In Frankreich erſcheinen gegenwärtig, nach einer Pariſer Correſpondenz im Fränkiſchen Merkur, im Ganzen 730 Journale, darunter in Paris allein 300; von den letzteren 21 politiſche täglich, 5 kleine ebenfalls täglich, 27 nicht täglich. 24 beſchäftigen ſich mit Religion und Moral, darunter 10 proteſtantiſche, 59 mit Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft, 3 mit Staatsökonomie und Verwaltung, 12 mit Geſchichte, Statiſtik und Reiſen, 44 mit Belletriſtik; 9 ſind den ſchönen Künſten, Malerei und Muſik, 2 dem Theater, 15 den Wiſſenſchaften der Mathematik und Naturgeſchichte, 28 der Medizin, 12 der Kriegswiſſenſchaft und der Marine, 22 dem Ackerbau und der Landwirthſchaft, 83 dem Handel und der Induſtrie, 17 dem öffentlichen Unterrichte, 10 den Frauen und der Jugend, 11 den Moden, 4 pitteresken Sammlungen, 7 Ankündigungen und 15 Revüen gewidmet. In den Departements erſcheinen 238 Journale, wovon 133 politiſche, 4 literariſche und 101 für Lokalneuigkeiten. Auffallend klein iſt ſonach beſonders die Zahl der literariſchen in den Departements, ein neuer Beweis, wie auch im Reiche der Wiſſenſchaft für Frankreich das Centraliſationsſyſtem obenan, Paris Alles iſt.

⁂ Albrecht Dürer's Denkmal, zu welchem bei der Säkularfeier ſeines Todes in Nürnberg am 7. April 1828 der Grundſtein gelegt wurde, iſt nun ſo weit vorgerückt, daß einzelne Theile der Statue vom Nürnberger Bildhauer Burgſchmidt, nach Rauch's Modell, bereits in Erz ausgeführt ſind. So der Kopf, der ausgezeichnet in Arbeit und Guß gelungen ſein ſoll, eine Hand, ein Theil des Gewandes u. ſ. w. Man beabſichtigt, am 21. Mai 1840, als dem Jahrestage von Dürer's Geburt, die Einweihung des Denkmals vorzunehmen, und wenn dazu, am 9. Mai 1839, die Einweihung von Schiller's Denkmal in Stuttgart tritt, ſo iſt dann dieſer Monat nicht blos der Wonnemonat im Kalender, ſondern auch der Wonnemonat deutſcher Kunſt und gerechter Verherrlichung derſelben. —

⁂ Urtheile über Talleyrand. — Der National ſieht im abgeſchiedenen Erzbiſchof von Autun »ein Symbol des böſen Geiſtes, der abgelebten Ariſtokratie im Kampfe gegen »den demokratiſchen Genius,« und hofft, daß mit ihm »das Reich der politiſchen Immoralität an ſein Ende gekommen!« — Das Berliner polit. Wochenblatt erinnert vorläufig an Folgendes vor mehreren Dezennien erſchienenes Epigramm:

Roquette dans son temps, Talleyrand dans le nôtre
Furent tous deux prélats d'Autun;
Tartuffe est le portrait de l'un,
Ah! si Molière eut connu l'autre! —

⁂ Zwei neue große Opern von Donizetti und von Mercadanti ſind für das neue Theaterjahr, welches mit dem 30. Mai beginnt, vom Unternehmer des Theaters San Carlo zu Neapel angekündigt; überdies 4 große Ballette, von denen das erſte, „Fauſt“ betitelt, San Carlo am 30. Mai eröffnen ſoll.

⁂ An Zehntauſend Zentner Krebſe ſollen, dem Hamb. Corr. zufolge, ſich auf der letzten Leipz. Buchhändlermeſſe eingefunden haben. Die Gerold'ſche Buchhandlung in Wien allein lieferte hierzu 135 Ztr., was ihr für Hin- und Hertransport über 1000 Thlr. gekoſtet haben kann.

⁂ Der für Nachgrabungen in Karthago zu Paris beſtehenden Geſellſchaft verdanken wir, daß dort bereits ein ſchönes Haus am Meer ausgegraben, in welchem Fresco-Gemälde nach Art jener von Pompeji, ſo wie herrliche Moſaiken mit Abbildungen von Menſchen und Thieren, gefunden worden. Die Geſellſchaft gibt auch in Tunis ein Giornale di Tunis e Cartagine heraus, welches einestheils von den Entdeckungen auf dem klaſſiſchen Boden Nordafrika's Kunde geben, anderntheils Ackerbau und Handel in jenem Lande fördern ſoll.

⁂ Reform der Gefängniſſe. — Hr. Léon Faucher, Mitglied der vom Miniſter des Innern ernannten Commiſſion für die Reform der franzöſiſchen Gefängniſſe, hat nun die Früchte mehrjähriger Arbeiten über dieſen Gegenſtand in einem Werke mitgetheilt, welches unter dem Titel: *de la reform des prisons* in dieſen Tagen erſchienen.

⁂ Jules Janin iſt mit dem Grafen Anatole Demidoff abgereiſt — nach London oder Mailand; er ſoll in den Débats Bericht erſtatten von den Feſten der Krönung des Kaiſers oder der Königin.

⁂ Auch die Findelhäuſer ſind jetzt ein Gegenſtand ſorgfältiger Forſchung und ſtrenger Prüfung. Hr. Bernard-Benoit Remacle hat kürzlich über dieſen Gegenſtand eine Schrift herausgegeben (des hospices d'enfans trouvés, en Europe et principal en France), aus welcher zu erſehen, daß die Zahl der Findelkinder in Frankreich, die Necker im Jahr 1784 auf 40,000 angeſchlagen, 1798 auf 51,000, im J. 1809 auf 69,000 und nun raſch: 1815 auf 84,000, 1821 auf 105,000, im J. 1825 auf 117,305 und 1833 auf 127,507 geſtiegen, ſo daß die Ausgabe, die 1815 erſt 6,937,758 Frk. betrug, im letzteren Jahre ſich auf 10,240,868 geſteigert hatte.

⁂ Meyerbeer's Hugenotten haben, wie die großen Herrn zuweilen zu thun pflegen, zu München unter einem angenommenen Namen ihren Einzug gehalten. Am 21. Mai erſchienen ſie als „Anglikaner und Puritaner“ zum erſtenmale auf der Hofbühne. So wurden früher Romane von Voltaire und anderen Belletriſten des Tages nach Spanien unter dem Titelblatt des Lebens der Heiligen u. ſ. w. eingeſchmuggelt.

⁂ Bibel für Blinde. — Die Londoner Bibelgeſellſchaft hat angezeigt, daß bereits die Pſalmen und die Evangelien des Matthäus und Johannes mit erhabener Schrift für Blinde gedruckt ſind, ſo daß dieſelben jetzt mit den Fingerſpitzen die heilige Schrift leſen könnten.

⁂ Talleyrand's Widerruf. — Dem Meſſager iſt verſichert worden, es ſei falſch, daß Hr. v. Talleyrand ſeit drei Monaten den Entwurf eines Schreibens an den Papſt aufgeſetzt. Die Wahrheit ſei, daß er erſt nach dreitägigem Widerſtande den Bitten und Thränen ſeiner Familie nachgegeben. Keiner der 11 von der Gazette genannten Zeugen ſei bei Unterzeichnung der Widerrufsakte gegenwärtig geweſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

N.º 137. 1838.

Phönix.

Montag, 11. Juni.

Der Reliquien-Kaſten

des heiligen Romanus von Rouen.

(Fortſetzung.)

„Verzeiht, o mein väterlicher Freund, ich habe Euch beſchuldigt, mich meinem traurigen Schickſale ſonder Troſt zu überlaſſen! Vergebt mir, denn das Unglück macht ungerecht,“ ſagte er ſchluchzend. —

Nachdem ſie ſich einige Minuten ſtillſchweigend in den Armen gelegen, ſagte der Dechant:

„Ermanne Dich, mein Sohn, die Zeit unſeres Beiſammenbleibens iſt uns kurz zugemeſſen, darum höre mich aufmerkſam an. Siehſt Du mich auch heute zum erſtenmal hier bei Dir, ſo ſchließe nicht daraus, daß Du mir gleichgültig geworden, ſondern daß Dein Wohl, und die Umſtände, von denen Du ſpäter hören ſollſt, mein Betragen mir vorſchrieben. Von Deiner Unſchuld war ich überzeugt, und mein ganzes Streben bisher ging dahin, auch Deinen Richtern dieſelbe Ueberzeugung beizubringen. Doch hoffe ich nunmehr wenig auf dieſem Wege zu erzwecken; deshalb aber laſſe den Muth nicht ſinken. Die beiden Elenden, die ihre Mitſchuld bereits eingeſtanden, wahrſcheinlich in der Hoffnung, ihre Strafe dadurch zu verringern, beſtehen feſt darauf, Du habeſt von dem Anſchlag auf das Leben de Hallot's gewußt und an der Ausführung Theil genommen.“

„Die Elenden! ſo lohnen ſie, was ich ihnen früher Gutes gethan!“ unterbrach ihn Pehu.

„Doch höre weiter,“ fuhr jener fort. „Kommt es zum Ausſpruch des Urtheils, ſo biſt Du unrettbar verloren, die Unterſuchung iſt bereits beendet, und in wenigen Tagen ſoll das Blutgericht zum letztenmal ſich verſammeln. Ein Weg nur, der zur Rettung führen kann, ſteht Dir offen, ihn mußt Du einſchlagen, und darum mir jetzt geloben, in Allem meinem Rathe pünktlich zu folgen. So ungereimt Dir auch Manches dabei vorkommen mag, folge ihm blindlings, ohne Bedenken, — denn ich denke und handle auch für Dich. Zwar werde ich immer nur im Hintergrund erſcheinen, im Stillen aber deſto kräftiger für Dich wirken. Keine Seele darf es wiſſen, daß ich Dich hier geſprochen, und erſt wenn Du wieder in den ſicheren Hafen eingelaufen ſein wirſt, ſollſt Du mich wiederſehen. Auf denjenigen aber, der Dir dieſen Ring überreichen wird, kannſt Du wie auf mich ſelbſt bauen. Er wird Dir zur gehörigen Zeit die nöthigen Winke geben, Dich auf den rechten Pfad zurückführen, ſollteſt Du von demſelben weichen wollen. Gelobe mir jetzt unbedingten Gehorſam.“

„Ich ſchwöre es bei Allem, was mir heilig iſt, Eurem Willen ſtreng zu folgen,“ ſagte der Jüngling, „wie aber,“ fuhr er fort, „werde ich je im Stande ſein, Euch meinen Dank bezeigen zu können, für Alles was Ihr ſeit meiner Kindheit an mir gethan, und immer noch thut, mein guter Engel? Meine Eltern habe ich nie gekannt, Ihr habt mich gepflegt und erzogen, Ihr waret mein Lehrer und mein Rathgeber, habt ſtets väterlich für mich geſorgt. Sag't, o ſag't mir doch, welches ſind denn dieſe unlöslichen Bande, die mich Euch ſo feſt an's Herz ſchmiegen?“

„Dieſelbe Bande ſind's, mein Sohn, die auch einſt Deinen ſeligen Vater und mich ſo innig umſchlungen. — Beide hatten wir zu gleicher Stunde in demſelben Corps des Königs Dienſt genommen. Er als Hauptmann von 100 Reitern, ich als armer Feldprediger. So groß auch die Abſtufung zwiſchen unſerer Beider Stellung im Heere geweſen, ſo verſchmähte er doch meine Freundſchaft nicht. Nach kurzer Zeit waren wir unzertrennlich geworden. Kaum ſeit zwei Jahren verheirathet, ſtarb ſeine innig geliebte Gattin, Deine ſelige Mutter, als Du das Sonnenlicht zum erſtenmal erblickteſt. Von Dir, dem ſo theuer erkauften Kinde, wollte er ſich nimmer trennen, und ſo mußteſt Du auch in den Krieg ihm folgen. Es war am Morgen eines gar heißen Tages, beide Armeen waren bereits zuſammengetroffen, und ſchon blieſen die Trompeten zum Angriff, da kam er noch zu mir beim Nachtrabe geſprengt, und Dich aus den Armen ſeiner Diener nehmend, übergab er Dich mir mit den Worten: „„Hier, Freund, haſt Du meinen Sohn, ſei ihm Vater, wenn aus dem Getümmel der Schlacht ich nicht mehr mit dem Leben zurückkommen ſollte.““ — Mehr konnte er mir nicht ſagen, er mußte an ſeinen Poſten zurück. Wenige Stunden nachher wurde er tödtlich verwundet in's Lazareth gebracht, er verlangte uns Beide noch einmal zu ſehen, und verſchied, Dich feſt an ſein Herz drückend. Ich ſchloß ihm die Augen, und trug Dich als mein Erbtheil in mein Zelt. — Doch, laß uns jetzt nicht in unnöthigem Geſpräche die Zeit vergeuden. Der Gefängnißwärter wird mich gleich wieder abrufen, denn länger darf ich hier nicht verweilen, will ich nicht erkannt werden. Das Gericht erließ den Befehl, einem Mönche den Zutritt zu Dir zu geſtatten, damit er Dich zu Geſtändniſſen bewege, und dadurch habe ich Mittel gefunden, unter dieſer Verkleidung hierher zu ſchleichen.“

„Eine Frage noch geſtattet mir, dann möget Ihr mit Gott von dannen ziehen. — Was iſt aus dem Fräulein de Hallot geworden? Welche Stellung hat ſie bei dem Gerichte angenommen?“ fragte ſchüchtern der Edelknabe.

Der Dechant antwortete:

„Sie hat ſich in das Kloſter der barmherzigen Schweſtern, deſſen Aebtiſſin ihre Muhme iſt, zurückgezogen, und vor Deinen Richtern hoch und feſt Deine Unſchuld beſchworen. Das edle Kind hat von dem, was in den letzten Lebensſtunden ihres Vaters ſich zugetragen, genauen Bericht erſtattet.“

„Gott möge es ihr lohnen! Jetzt bin ich vollends beruhigt!“ rief der Jüngling in ſeiner Freude, „jetzt mögen ſie mich martern oder freiſprechen.“

Mit eiligen Schritten hörte man nun den Gefängnißwärter durch die wiederhallenden Gänge herannahen. Er beſchwor den Dechanten, ſich augenblicklich zu entfernen, wolle er nicht mit dem Verwalter zuſammentreffen, und ihn in's Verderben ſtürzen und ſeine Plane vereitelt ſehen. Stillſchweigend umarmten ſich noch einmal die beiden Freunde, und der Dechant folgte ſeinem Führer.

V.

Das Volk wogte ſeit dem frühen Morgen nach den Zugängen des Gerichtspallaſtes, denn es wußte, daß heute die Criminalſache des jungen Pehu de la Mote und ſeiner beiden Mitſchuldigen, welche in allen Klaſſen ſo großes Aufſehen erregt hatte, endlich entſchieden werden ſollte. Es war gerade kein leichtes Unternehmen, an dieſem Tage in den großen Saal zu gelangen, in welchem die Mitglieder des königlichen Gerichtshofs ihren Sitz hielten. Der Platz vor dem Pallaſte war mit Neugierigen angefüllt. Auf der breiten Treppe des prachtvollen gothiſchen Gebäudes wogte fortwährend ein Doppelſtrom von Köpfen auf und ab, und ergoß ſich in großen Wellen auf die Seitentreppen, wo zahlreiche Häſcher und Schergen durch Kolbenſtöße die Ordnung einigermaßen zu handhaben ſuchten.

Im Inneren des Saales ſelbſt hatten die Rathsherren in ihren düſteren Amtskleidern bereits ihre eichenen Lehnſtühle eingenommen. Auf einem Schemel zur Linken des Präſidenten befand ſich der Auditor, auf einem anderen, zu deſſen Rechten, der Greffier, welcher das Protokoll führte; ihm gegenüber waren die Angeklagten mit ihren Anwälten, und hinter dieſen das Volk. Die Stille des Grabes herrſchte in dieſer impoſanten Verſammlung, wo nun über Tod und Leben gerichtet werden ſollte. Die Zeugen waren eben zum letztenmal vernommen worden. Pehu hatte nochmals ſeine Unſchuld betheuert, die beiden Knechte aber ihre frühere Ausſage wiederholt, und feſt darauf beſtanden, Pehu habe mit ihrem Herrn im Einverſtändniß gehandelt. Nur noch wenige Augenblicke waren dem Anwalt des Jünglings zu ſeiner Vertheidigung vergönnt, ſo war der entſcheidende Moment da. — Pehu, welchem für die Dauer der Sitzung die ſchweren Ketten abgenommen waren, ſaß zwiſchen zwei Gerichtsdienern in größter Ruhe und Gelaſſenheit, doch als die Rede ſeines Anwaltes dem Ende nahte, und er den geringen Eindruck gewahrte, welchen ſie auf die Richter gemacht, da ward es ihm ſchwer um's Herz, denn die Worte: „Kommt es zum Ausſpruch des Urtheils, ſo biſt Du unrettbar verloren,“ die ihm ſein Freund im Kerker geſagt, kamen ihm ſiedend heiß in's Gedächtniß, und er fing an, alle Hoffnung aufzugeben.

Schon war der Präſident im Begriff, die Debatten zu ſchließen, als ſich plötzlich die große Mittelthüre des Saales öffnet und vier Stiftsherren, vier Kaplane, alle in Chorhemd und Pelzmantel gekleidet, mit dem Pedell des Kapitels an ihrer Spitze, eintreten, und im Namen Seiner Eminenz, des Herrn von Joyeuſe, Erzbiſchofs von Rouen, der Dechanten und des ganzen Kapitels, die königlichen Beamten des hohen Gerichtshofs auffordern, alle gegen die in den Gefängniſſen befindlichen Verbrechern eingeleitete außerordentliche Gerichtsſachen auszuſetzen, bis derjenige Verbrecher unter allen ausfindig gemacht ſei, dem die Begünſtigung des Privilegiums, welches mit dem Reliquienkaſten des heiligen Romanus verbunden wäre, zu Theil geworden ſei. Dieſe Aufforderung zog ſogleich den verlangten Aufſchub nach ſich. Die Angeklagten wurden augenblicklich in's Gefängniß zurückgebracht, und die Sitzung aufgehoben. Von da begaben ſich nun die bevollmächtigten Abgeordneten der geſammten Geiſtlichkeit in die Amtei, und zuletzt noch in's Accisamt, wo überall demſelben Geſuch mit derſelben Schnelle Folge geleiſtet werden mußte, denn die Sonne des dreizehnten Tages vor Chriſti Himmelfahrt war bereits aufgegangen, und das weltliche Gericht hatte mithin kein Recht mehr über ſeine Gefangenen.

Während der drei erſten Tage der Betwoche ſandten der Erzbiſchof und die Stiftsherren zwei dieſer Letzteren, begleitet von ihren beiden Kaplänen, dem Notar und dem Gerichtsſchreiber des Kapitels, lauter Geiſtliche in kirchliche Gewande gekleidet, in ſämmtliche Gefängniſſe der Stadt, um dort die Verhafteten zu verhören und deren Beichte, welche ſie geheim halten mußten, als ſei ſie ſakramentariſch gemacht worden, (ſo lauten die Briefe Ludwig's des Zwölften), pünktlich und getreu niederzuſchreiben.

So waren ſie auch in den Kerker Pehu's gekommen, der, auf ſeinem feuchten Strohlager ausgeſtreckt, ſich wenig um dieſen Beſuch zu kümmern ſchien. Da näherte ſich ihm einer der beiden Stifts-Herren und forderte ihn auf, ihm das ausführliche Bekenntniß ſeines Verbrechens zu machen, ohne ihm dabei das Mindeſte zu verhehlen.

„Ich habe kein Verbrechen begangen, und daher Nichts zu bekennen; vor meinen Richtern habe ich die Wahrheit geſagt, ich kann ſie euch hier nur wiederholen,“ antwortete ihm trocken der Jüngling, ohne ſich von ſeinem Lager zu erheben.

„Du befindeſt Dich jetzt nicht vor Deinen Richtern, mein Sohn, ſondern vor den Abgeordneten des erzbiſchöflichen Stuhles, in deren Schooß Du ohne Bedenken Dein Bekenntniß ablegen kannſt, denn unſer Wunſch ſo wie unſer Zweck iſt, Dich retten zu können; ein furchtbarer Eid, den wir geſchworen, iſt die Bürge, daß keine Sylbe von dem, was du hier redeſt, je über unſere Lippen kommen wird; faſſe daher Muth, und zweifele an Gottes Allmacht nicht.“

Doch da er ſah, daß der Jüngling ſeine Worte unbeachtet ließ, neigte ſich der Stifts-Herr zu demſelben und ließ ihm mit aller Vorſicht etwas in die Hand gleiten. Es war der Ring ſeines Freundes, des Dechanten. Wie von elektriſchem Schlage getroffen, fuhr der Edelknabe in die Höhe, und andächtig die Hände faltend, rief er aus:

„Barmherziger Gott, der Du im Innern des Menſchen zu leſen vermagſt und alle ſeine Schritte kennſt, wirf einen mitleidsvollen Blick herab auf die unglücklichſte Deiner Kreaturen, und laſſe nicht wie einen elenden verruchten Verbrecher aus der Welt treten, den, der doch bei allen ſeinen Handlungen Deine heiligen Gebote nie aus dem Auge gelaſſen! — O, ſteh' mir bei in dieſer Stunde der Prüfung, und ſende mir Rath!“ —

(Fortſetzung folgt.)

Kunſtbericht aus Halberſtadt.

(28. Mai.)

Seit die Vereine zu Braunſchweig, Halberſtadt, Halle und Magdeburg ſich zu einem Cyclus verbunden haben, haben die Kunſtausſtellungen an Zahl der Werke und an Bedeutung zugenommen. Dennoch iſt die Zahl kunſtwerther Hiſtoriengemälde ſehr gering; ja, es ſind ſehr wenig von wirklicher Bedeutung zu nennen. Das größeſte, reichſte davon iſt Teich's: der „Pfalzgraf vom Rhein, Sohn Heinrichs des Löwen, befreiet bei der Eroberung von Berytus die von den Sarazenen gefangen gehaltenen Chriſten.“ Auf den erſten Blick glaubt man ein älteres Freskobild zu ſehen, denn die Farbenwirkungen haben nicht das intenſive Saftige der Oelfarben. Es iſt auch zu viel Ruhe in dem Bilde und nirgends bewegter Ausdruck. Sehr ſchön iſt dennoch der ritterliche Fürſt, voll Sanftmuth und Milde; ernſte, kräftige Männergeſtalten ſind in ſeinem Gefolge und ſchöne Weiber unter den Befreieten. Ja, je länger und öfter man das Bild ſucher, je mehr einzelnes Vortreffliches findet man. Dann Kretzſchmer's „Wallenſtein und Seni.“ Dieſer iſt vortrefflich, ein ächter Alchymiſt und Sterndeuter; Wallenſtein ſcheint mit deſſen Ausſpruche unzufrieden. Recht wirkſam iſt die Lampenbeleuchtung, und alle Gegenſtände mit großem Fleiße ausgeführt. — Ferner: Rethel's „Heiliger Bonifaz läßt die Wodan's Eiche fällen und zum Bau der erſten chriſtlichen Kirche verwenden.“ Eine reiche, ſehr gelungene Compoſition. Bonifaz und ſeine Jünger ſind ächte, würdige Repräſentanten der Religion und des Glaubens. Der Fleiſchton iſt wohl etwas zu braun, doch macht das Bild einen wohlthuenden Eindruck.

Als das vorzüglichſte gilt Allen C. Sohn's „Romeo und Julia.“ Julia iſt aber auch voller Liebreiz und in ihrer bittenden Hingebung wahrhaft bezaubernd; die geſchmackvoll gewählte Kleidung, beſonders das gelbſeidene Oberkleid, ſteigert noch den Eindruck um ein Bedeutendes, und die Farben ſtrahlen ſolch einen Lichtglanz, daß man ſie blendend nennen könnte. Romeo läßt einiges zu wünſchen. Sein Geſicht iſt nicht ſo ſchön als Juliens, er ſiehet etwas trüb und ängſtlich aus, er fürchtet freilich, bei dem Säumen, für ſein Leben, ja er fürchtet noch mehr — ſeine Julia zum letztenmale zu ſehen. — Dieſes Bild hat einen höchſt unglücklichen Nebenbuhler aus der Münchner Schule, welches denſelben Moment in derſelben Größe darſtellt und außer dem ſchönen Morgenhimmel nichts Erträgliches enthält. Ueberhaupt läßt ſich von den Münchener Hiſtorienbildern, die hier ſind, nichts Rühmliches ſagen, und wir können uns nicht denken, daß dieſe Bilder in München gefallen. Zu den beſten größeren Figurenbildern ernſterer Gattung gehören noch: Köhler's „Muſe“, welche ſich durch klare effektreiche Farben auszeichnet und vorzüglich Stielke's „Jungfrau von Orleans“, die einen impoſanten feierlichen Eindruck macht. Die ſchöne Rüſtung, die Waffen, die Fahne, Alles iſt prächtig gemalt, und eine höchſt bedeutende Zugabe ſind die auf Gold en camajeu gemalten drei Hauptſcenen aus dem Leben des Heldenmädchens. Glinzer's „barmherziger Samariter“ hat einen höchſt bedeutenden ausdrucksvollen Kopf, der ſelbſt als Modell für einen Chriſtus dienen könnte. Techniſch iſt das Bild auch ſehr gut. Auch auf ſeiner „Suſanne“ ſind die beiden Alten vortrefflich, aber die Dame viel zu männlich, als daß ſie Nachſtellungen zu befürchten haben könnte. — Eine „heilige Familie auf der Flucht“ von Claaßen in Düſſeldorf iſt von ſehr frommem Charakter und ſehr zart behandelt; der ſcharf leuchtende Himmel contraſtirt aber zu bedeutend gegen die ſo mild und fein ausgeführten Köpfchen. Ittenbach's „Johannes und ſeine Jünger“, eine ſymmetriſch pyramidale Aufſtellung von drei Figuren, leidet an einem unangenehm braunem Tone. Zimmermann's „Jakob“ ringt mit dem

Engel, etwas überlebensgroß, iſt zwar etwas kleiner aber doch auch zu braun in der Farbe und ohne den lebhaften Ausdruck, den eine ſolche Scene bedingt. Ein ganz vorzügliches Bildchen, von wahrem ſchönen Charakter und von klaren guten Farben iſt Müller's „Tobias und der Engel.“ —

Eine ganz neue eigenthümliche Erſcheinung iſt Moës „betende Römerin“, lebensgroß, faſt Knieſtück. Das Bild iſt mit Liebe, ja mit Begeiſterung gemalt und bei ſeiner unvergleichlichen Farbenwirkung wirklich überraſchend. Es iſt des Künſtlers eigene Frau, eine imponirende Schönheit aus dem Albanergebirge, welche Kirchgang hält und ihren Erſtgebornen dem Schutze der Madonna empfiehlt. Kerzenlicht beleuchtet magiſch Geſicht und Bruſt der jungen Frau, helles Tageslicht fällt ſcharf über Kopf und Schultern, ſpielend miſchen ſich bei dem Zuſammentreffen die Lichter, und die Schatten werden wiederum durch Reflexe gemindert, ſo daß die ganze Figur wie in einem freiem Lichtraume erſcheint. Die zu tief liegenden Augen des Kindes ſind das Einzige, was etwas zu wünſchen läßt, das ſinnlich fromme Weib und ihre ſo höchſt maleriſche Tracht, ja alle Einzelnheiten ſind von wunderbarer Meiſterſchaft gemalt. Meyerheim's in Berlin: „der blinde Bettler“, hat während der ganzen Ausſtellung ſich als das Vorzüglichſte der Genrebilder bewährt. Die Scene iſt vor dem Hauſe eines bemittelten Patriziers, die holde Hausfrau ſitzt auf der Bank, neben ihr ſteht der Mann, eine herrliche Geſtalt, mit einem Kopfe wie Peter Viſcher oder Adam Kraft; ein blinder Greis ſteht an den Stufen und empfängt aus der Hand eines Mädchens eine Labung; einen Becher Wein's. Der Kopf des Alten iſt der eines Lear, ſeine ganze Geſtalt hat noch etwas großes, und ſicher leidet er nur durch unverſchuldetes Unglück. Der Ausdruck der Figuren iſt edel und von Bedeutung, der des Mädchens naiv, die techniſche Ausführung von der ſauberſten Vollendung und man muß das Werk als ein klaſſiſches anerkennen. — Auch die „Plünderungsſcene“ von Peter Heß iſt von außerordentlicher Vollendung in Zeichnung, Farbe und Ausführung. — Ueber die hier ausgeſtellten Genrebilder von franzöſiſchen Künſtlern iſt ſchon von anderen Orten berichtet, und die der Holländer ſind noch nicht alle zur Stelle, um jetzt ſchon eine Ueberſicht derſelben geben zu können. Von den Düſſeldorfern zeichnen ſich die von A. Schrödter und Sonderland als die vorzüglichſten aus, ja Schrödter's „Kunſtbeförderer“ eine ächte humoriſtiſche Parallele und mit Witz und Geiſt aus- und durchgeführt. Er iſt nicht ein reicher, vornehmer Herr, der Bilder kauft, Künſtler unterſtützt oder an der Spitze eines Kunſtinſtituts ſteht, nein, ein Mann, der durch Dick und Dünn, wenn auch etwas fidel ſchwankend, ſeinem Schimmel voranſchreitet, welcher einen Karren mit Bilderkiſten zieht, die bezeichnet ſind: an den Kunſtverein zu N. N. Deſſelben „Don Quixote und Sancho Panſa, eben auf Abentheuer ausziehend, ſind die heilloſeſten, lächerlichſten Geſtalten, die man nur ſehen konnte, ja eine wahre Satyre auf Menſchen und Pferd. Sonderland's „Abſchied“ und die „Erwartung“ dagegen, ſind höchſt liebliche Erſcheinungen, und beſonders auf dem zweiten die Kindergeſtalten ſehr naiv und allerliebſt, und die ganze Gruppe in höchſt anſprechender Zuſammenhandlung. Sonderland's „Poſtwagen-Verſpätung“ iſt eine höchſt drollige Scene.

L.

Feuilleton.

⁂ **Der Hannöveriſche Kunſtverein** hat, jüngſt erſtattetem Bericht zufolge, einen Beſtand von 1985 Aktien aufzuweiſen, und iſt ſomit der Zahl ſeiner Mitglieder nach der dritte in Deutſchland. Die Einnahme betrug im letzten Rechnungsjahre 8,163 Rthlr., die Ausgabe 7,877; von dieſen fallen auf den Ankauf von Kunſtwerken 4,300 Rthlr.

⁂ **Ein von Raphael gemaltes Portrait** ſeines Freundes **Mark-Anton Raimondi**, welches ſich im Beſitz des Hrn. Parade de Leſtang zu Aix befindet, iſt, von Hrn. **Leſſuier** meiſterhaft in Kupfer geſtochen, in dieſen Tagen zu Paris ausgegeben worden.

⁂ **Lamartine's** *Chûte d'un ange.* — Der *Courrier français* leitet eine derbe Kritik dieſes Gedichtes mit der Bemerkung ein: „wenn die Engel fallen, ſind die Dichter demſelben Mißgeſchick unterworfen. Die Engel kommen zu Fall durch Stolz und durch Buhlſchaft mit den Töchtern der Erde; die Dichter durch die Gewohnheit des Erfolges, durch Vertrauen auf ihr Genie und durch Vernachläſſigung und Geringſchätzung ihrer Kunſt.“ Weiterhin meint dann der Rezenſent, „je weiter Hr. **de Lamartine** auf ſeiner Bahn vorangeſchritten, um ſo mehr habe er ſich gegen die Verpflichtung zur Geduld und zum Geſchmack aufgelehnt, um ſo mehr habe er das Joch der Grammatik und der Proſodie abgeſchüttelt. In den erſten **Meditationen** hätten ſich nur ſeltene Flecken gezeigt, welche die Schönheiten eher gehoben als getrübt; in den zweiten Meditationen und in den **Harmonieen** habe ſich die Incorrektheit gemehrt, die Licenz ſei verwegener geworden; im **Jocelyn** habe das Sich-gehen-laſſen ſich zum Syſtem erhoben; in der *chûte d'un ange* arte es in einen monſtruöſen und continuirlichen Mißbrauch aus.“ Es wird dann erzählt: „es ſei Jemand um ſeine Meinung über dieſes Gedicht gefragt worden, der erwiedert habe: „es iſt **der Fall eines Engels!**“... Noch härter ſpricht das **Univers** ſich darüber aus: „Anzufangen mit der Legende, welche dem Gedicht zum Ausgangspunkte dient, — *tout y est vulgaire de conception.*“ Die *Gazette de France* ſchließt den Trauerchor mit der Verſicherung: „*La presse est unanime sur le poëme de M. de Lamartine, c'est une chûte complète.*“

⁂ **Ferdinand Wit von Dörring**, der faſt verſchollen war, iſt nun wieder einmal öffentlich aufgetreten. Nämlich in einer Annonce, worin er für ſeine neu erbaute Oelmühle einen praktiſch gebildeten, des Raffinirens kundigen Werkmeiſter ſucht. Wenn der Geſuchte einiges Vermögen beſitzt, dann kann ihm — ſo verheißt Hr. Ferdinand Wit von Dörring — auch ein angemeſſener Antheil am Geſchäfte eingeräumt werden. Sehr komiſch und an ſein abgezäumtes Schriftſtellerroß, das hinter der Oelmühle im Stalle wiehert, erinnernd, iſt das Geſuchte im Erſuchen an „die Geeigneten und Geneigten,“ ſich baldigſt in portofreien Briefen an den Hrn. Wit direkt zu wenden. Uebrigens glauben wir, daß, was das **Raffiniren** betrifft, Hr. Wit ſchon an ſich ſelbſt genug haben oder dem geſuchten Werkmeiſter auf deſſen ehrliches oder unehrliches Geſicht probeweiſe davon abgeben könne. — Hr. v. Dörring wohnt gegenwärtig, ſeiner Annonce zufolge, zu Urbanowitz in Oberſchleſien, was auch ein ganz paſſender Wohnort für einen Mann iſt, deſſen Witz als neben auf ſo lange noch mitging, als ihm nicht die unbändigſte Eitelkeit und Geckerei, verbunden mit nach und nach hervortretender geiſtiger und moraliſcher Impotenz, ein frühes, aber nicht unverdientes Grab gegraben hatten.

⁂ **Komiſcher Miniſterrath.** — Der Miniſter, Lord Chatam, konnte, wenn er ſeine Gichtanfälle hatte, kein Kaminfeuer vertragen und mußte dann, lediglich um ſich zu erwärmen, an kalten Wintertagen das Bett hüten. Es war an einem ſolchen Tage, als der Marineminiſter Carteret eine Nachricht erhielt, welche eine augenblickliche Berathung mit Chatam nothwendig machte. Carteret eilte zu dem Kranken, fand es aber in deſſen Zimmer ſo kalt, daß er ſich nicht anders zu helfen wußte, als indem er dem Beiſpiel deſſelben folgte und in einem Bett Erſatz für die mangelnde Ofenwärme ſuchte. Nun erfolgte eine warme Debatte. Der Eine beſtand darauf, eine Flotte ſolle auslaufen, der Andere bekämpfte dieſe Anſicht ſeines Kollegen auf das Nachdrücklichſte. Keiner ſiegte, keiner wich — wie es in der Fabel heißt. Da erſchien ein dritter Miniſter, um eine noch wichtigere Nachricht zu bringen, und fand die beiden Amtsbrüder, die Köpfe in Schlafmützen gehüllt, die Arme unter den Decken hervorſtreckend und ſo lebhaft geſticulirend, wie es nur immer in einer ſolchen Lage möglich iſt. So ernſthaft auch der Anlaß war, der ihn herbeigeführt hatte, konnte er doch nicht umhin, in lautes Lachen auszubrechen, und erſt nach einer Weile gelang es ihm, ſeiner Heiterkeit inſoweit Meiſter zu werden, daß er die Streitenden wiſſen laſſen konnte, ſie hätten nicht weiter nöthig, ſich zu ereifern, weil — das Kabinet aufgelöſet ſei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 138. 1838.

Phönix.

Dienstag, 12. Juni.

Der Reliquien-Kaſten

des heiligen Romanus von Rouen.

(Fortſetzung.)

„Wie kann ich mich ſelbſt als eines Verbrechens ſchuldig anklagen“ ….

„Gedenke Deines Schwurs,“ flüſterte ihm der Stiftsherr leiſe zu.

„Nun, wohlan!“ ſagte Behn, „was habe ich zu thun?“

„Deine Verbrechen zu bekennen! — Doch da Dir ſo wehe dabei zu geſchehen ſcheint, will ich Dir die Sache erleichtern, — antworte nur auf meine Fragen;“ entgegnete ihm ſchnell der Stiftsherr, und, dieſe günſtige Stimmung des Jünglings benutzend, ſagte er laut:

„Du geſtehſt alſo, Deinen Herrn und Wohlthäter, den Ritter von Alégro, zur Ermordung des edlen de Hallot durch alle Dir zu Gebot ſtehende Mittel angereizt zu haben?“

Der Jüngling zögerte, dann antwortete er mit dumpfer Stimme und nach einem ſichtlichen inneren Kampfe:

„Ja.“

„Schreibet nieder, was Ihr hört,“ ſagte der Stiftsherr zum Gerichtsſchreiber, dann fuhr er fort:

„Du bekenneſt, daß es namentlich dadurch geſchehen, daß Du ihm de Hallot ſtets als ſeinen bitterſten Feind geſchildert?“

„Ja, ja!“

„Du bekennſt, daß die Urſache, die Dich dazu verleitet, war, weil der Edelmann Dir ſeine einzige Tochter nicht zur Ehegattin geben wollte?“

„Ja.“

„Du bekennſt ferner, daß Du alsdann Deine Geliebte zu verführen geſucht und ſie aufgefordert hatteſt, heimlich ihren alten Vater zu verlaſſen, um mit Dir zu fliehen?“

„Ja! ja! Alles! — Himmel, zu was ſoll das führen?“

„Du bekennſt endlich, daß Du es warſt, der zuerſt Hand an den Greiſen gelegt, und daß Du ihm zuletzt den Gnadenſtoß gegeben?“

„Auch das noch!“ ſagte Behn, vor Verzweiflung die Hände ringend. „Iſt es noch nicht genug an dem?“

Doch damit war das Verhör zu Ende, und der Stiftsherr, von ſeinen Begleitern gefolgt, trat aus dem finſteren Kerker, und ließ den armen Edelknaben, der nicht wußte, ob er ſchlafe oder wache, ob das, was er ſoeben gethan, im Traume oder in der Wirklichkeit geſchehen, allein mit ſeinen verwirrten Gedanken. —

VI.

Es war am Himmelfahrtstag des Morgens ſieben Uhr. Alle geiſtliche Stiftsherren waren im Kapitel verſammelt, die Gnade des heiligen Geiſtes unter'm Geſang der Hymne „*Veni creator spiritus,*“ anrufend, nachdem ſie zuerſt der Reihe nach den feierlichen Schwur abgelegt hatten, nichts von den Ausſagen der Gefangenen je laut werden zu laſſen. Dies geſchehen, traten die beiden zu früherem Dienſte ſchon gewählten Mitbrüder aus ihrer Mitte, und laſen abwechſelnd die in den Gefängniſſen aufgenommenen Protokolle vor. Dann wurde nach genauer und gewiſſenhafter Prüfung derſelben darüber berathſchlagt, welches derjenige Gefangene ſei, welcher das gräßlichſte Verbrechen ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, damit ihm, nebſt ſeinen etwaigen Mitſchuldigen, die Thüren des Gefängniſſes geöffnet würden. Als man endlich nach vielem Hin- und Herreden ſich vereinigt hatte, wurde der Name des Verbrechers auf ein Pergament niedergeſchrieben, dieſes mit dem Siegel des Kapitels verſehen, ſogleich durch einen der in vollem Ornate gekleideten Stiftsherren, den Mitgliedern des Parlaments, welche in ihren langen rothen Mänteln in dem großen Saale des Juſtizpalaſtes dieſe Mittheilung erwarteten und feierlich in Empfang nahmen, zugeſtellt.

Der Präſident erbrach das Siegel und ſprach mit lauter Stimme den Namen „Pehu de la Mote.“ Dieſer Name erregte ein allgemeines Staunen und Flüſtern; ihn hier ausſprechen zu hören, wäre Niemanden eingefallen, und es entſtand große Uneinigkeit unter den Parlamentsmitgliedern, als es ſich darum handelte, zu entſcheiden, ob derſelbe freigelaſſen werden ſollte oder nicht. Einige waren der Meinung, der Freilaſſungsbefehl könne darum nicht ausgeſtellt werden, weil das von dem Delinquenten begangene Verbrechen als Majeſtätsverbrechen zu betrachten ſei, und das Privilegium der Geiſtlichkeit bei ihm ſomit nicht in Anwendung gebracht werden könne. Andere wollten, daß man ohne Weiteres den Jüngling dem Kapitel übergebe, wie dies bisher immer geſchehen ſei, und eine dritte Partei, über den offenbaren Mißbrauch eines Privilegiums erbittert, von deſſen Exiſtenz ſie nicht einmal hinlänglich überzeugt war, ſchlug vor, ſämmtliche Intereſſenten ſogleich vor die Schranken des hohen Parlaments zu laden, um ſie hierüber zu vernehmen, und damit ſie ihre Rechte und Gründe geltend machen könnten. Dieſe letzte Partei blieb die ſiegende, und was nun beſchloſſen worden war, mußte auch unverzüglich geſchehen.

Meiſter Gériſay, welcher für Pehu auftrat, vertheidigte ſeine Sache mit vieler Geſchicklichkeit, vielem Verſtand. Durch Aufführung paſſender Beiſpiele gelang es ihm den gefährlichen Nebenpunkt des Majeſtätsverbrechens mit Glück zu bekämpfen und zu widerlegen.

Meiſter Monſtrueuil, der die Sache des Kapitels verfocht, zeigte, daß nachdem der heilige Romanus, Erzbiſchof von Rouen, unter der Regierung Clothar's des Zweiten von einem zum Tode verurtheilten Gefangenen gefolgt, mit ſeiner Stola einen Drachen (ſpäterhin Gargouille genannt), welcher Drache durch ſeine großen Verheerungen die Bewohner der ganzen Gegend in paniſchen Schrecken verſetzt, gebändigt hatte, St. Ouen, ſein Nachfolger, um das Andenken an dieſe große That zu verewigen, vom Könige Dagobert, dem Sohne Clothar's, erlangt habe, daß der Dechant, die Stiftsherren und das Kapitel von Rouen jedes Jahr zur ſelben Zeit, aus den Gefängniſſen der Stadt, den Verbrecher, den ſie als mit der ſchwerſten Schuld beladen bezeichnen würden, freilaſſen könnten. Nachdem er nun über das hohe Alter dieſes Privilegiums noch Manches geſagt hatte, ſchloß er ſeine Rede mit folgenden Worten: „Unſer Privilegium hat als Grundlage die Heiligkeit, für ſeine Begründung ſpricht ſein Alter und für deſſen Erhaltung ſeine durch viele Urtheile des Parlaments von Rouen ſelbſt beſtätigte Exiſtenz! Wohl gebe ich zu, daß der Verbrecher, für den wir heute unſer Privilegium in Anſpruch nehmen, eine gar böſe Handlung begangen, einen Meuchelmord, den man nicht hart genug zu beſtrafen vermag, allein unſer Privilegium iſt auch nicht für erlaßliche Fälle, für leichte Vergehen und gewöhnliche Fehler geſchaffen, ſondern es iſt ein außerordentliches Mittel, eine Gnade des Himmels, deren Größe nur durch die Anwendbarkeit auf die abſcheulichſten Verbrechen, welche durch daſſelbe erlöſchen und aufhören, offenbar werden kann. Mit einem Worte, je verdammlicher und unverzeihlicher die Uebelthat an und für ſich iſt, deſto mehr Empfehlung und Verdienſt findet ſie in dem Privilegium des Reliquienkaſtens des heiligen Romanus.“ —

Vergebens ſuchten nun der königliche Staatsprokurator und dann ein für die Familie de Hallot auftretender Anwalt zu beweiſen, daß das Wunder, welches man dem heiligen Romanus zuſchreibt, nie habe vollbracht, mithin auch deshalb vom Könige Dagobert kein Privilegium habe gegeben werden können; die Geiſtlichkeit war aber damals zu mächtig, und daher zu ſehr gefürchtet, als daß man es gerade zu gewagt hätte, einen offenen Eingriff in deren Rechte zu thun. Das Parlament war oder that, als ſei es überzeugt, der Freilaſſungsbefehl für Pehu de la Mote, ſowie für die beiden Knechte, denn auch auf dieſe erſtreckte ſich die Wohlthat des Privilegiums, wurde ſogleich ausgefertigt, unterzeichnet und geſiegelt.

VII.

Sobald der abgeordnete Stiftsherr dem verſammelten Kapitel den Freilaſſungsbefehl der drei Gefangenen eingehändigt hatte, verbrannte daſſelbe ſämmtliche zu Protokoll gebrachten Geſtändniſſe, damit ſie auf ewig in Vergeſſenheit begraben bleiben ſollten. Noch an demſelben Tage des Nachmittags zwei Uhr, wurde der Delinquent aus ſeinem Gefängniſſe abgeholt, mit entblößtem Haupte und in Ketten geſchmiedet, durch die mit Menſchen angefüllten Straßen, bis an den Ort hingeführt, wo ſich der Reliquienkaſten des heil. Romanus befand. Nachdem er nun denſelben gehoben und eine Ohrenbeichte abgelegt hatte, wurden ihm die Ketten abgenommen, und die Prozeſſion ſetzte ſich ſogleich in Bewegung. Pehu de la Mote trug das erſte Ende der Tragbahre des heiligen Reliquienkaſtens; die in den letzten ſieben Jahren durch das Privilegium deſſelben geretteten Verbrecher trugen die ſieben andern. Ein Jeder von Ihnen bekam eine brennende Fackel in die Hand. Jetzt wurde die Gargouille am Ende einer großen Stange unter den Füßen des heiligen Romanus, welcher da in Lebensgröße abkonterfeit war, wie er das große Wunderwerk mit dem Drachen ausgeführt, emporgehoben, und nun begab ſich der Zug nach der Kirche. Daſelbſt angelangt wurde die Meſſe geſungen, während dem der Hauptverbrecher von einem Stiftsherrn zum andern ging und ihn fußfällig um Verzeihung ſeiner

Sünden hat. Nach beendigtem Gottesdienſte geleitete man ihn in das Haus des Oberen der Brüderſchaft des heil. Romanus, wo er auf eine ſehr anſtändige Weiſe bis zum andern Morgen bewirthet wurde; dann trat er vor das verſammelte Kapitel, wo er niederkniete, und wo ihm dann ein dazu ernanntes Mitglied ernſthafte Vorſtellungen über ſeine begangene Frevelthat machte, ihn aufforderte ſich zu beſſern, und ihm zuletzt den Eid abnahm, daß er ſein Lebenlang weder Gauner noch Mörder werden wolle. Hierauf wurde er entlaſſen, er war frei und konnte unangefochten wieder überall erſcheinen.

VIII.

Wohl hatte der Edelknabe ſeine Freiheit wieder errungen, nicht aber waren ſein früherer Frohſinn und ſeine Gemüthsruhe wieder mit ihr zurückgekehrt, ja die Untreuen ſchienen ihn ſogar auf immer verlaſſen zu haben. Der höchſt betrübende Umſtand, daß er die Schuld jenes ſchändlichen Meuchelmordes habe auf ſich nehmen müſſen, die Welt daher berechtigt ſei, ihn als einen der Böſewichter zu betrachten, die ſie vollbracht; der weitere Umſtand, daß es ihm ſeit ſeiner Freilaſſung, trotz aller erdenklichen Mittel, zu denen er der Reihe nach ſeine Zuflucht genommen, immer nicht möglich geworden war, zur theueren Geliebten zu gelangen, oder auch nur Kunde von ihr zu erhalten, denn ſeit des Dechanten Beſuch in ſeinem Kerker, hatte er von ihr nichts mehr gehört; — dieſe Umſtände alle nagten beſtändig an ſeinem Herzen und vergifteten dem Armen jede frohe Stunde. Was ihn noch vollends unglücklich machte, war, daß er ſeit jenem verhängnißvollen Tage ſogar ſeinen Freund und Erretter, den Dechanten, nicht mehr hatte zu Geſicht bekommen, und daß er, in den vielen Monden, die ſeither verſtrichen waren, Nichts über ſein plötzliches Verſchwinden aus der Stadt hatte erfahren können. Der Gedanke, es möchte dem Theueren irgend ein Unfall begegnet ſein, war ihm unerträglich, und ließ ihm Ruhe weder bei Tag noch bei Nacht. Eben kam er wieder zum hundertſten Male aus des Freundes Behauſung, wo ihm der zurückgebliebene alte Diener zum hundertſten Male wiederholt hatte, daß er ihm keinen anderen Beſcheid zu geben vermöge, als daß ſeine Ehrwürden gerade an dem Tage, wo das Parlament den Freilaſſungsbefehl für ihn und die beiden Knechte unterzeichnet habe, plötzlich in Angelegenheiten des Stiftes habe verreiſen müſſen, den Ort ſeiner Beſtimmung aber wiſſe er nicht, und habe darüber, eben ſo wenig als er ſelbſt, etwas beim Kapitel erfahren können.

(Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſche Revue

in Frankfurt a. M.

(Sophie Löwe (Fortſetzung*). Guhr's muſikaliſche Akademie. Haydn's „Schöpfung" für Peſth und Weriö. Oper. Herr Rieſer, Mad. Schodel, Mad. Pirſcher, Dem. Wüſt, Hr. Dobrowsky.)

Nachdem ich mir erlaubt habe, über Sophie Löwe ein vorurtheilsfreies, ungeblendetes Urtheil im Allgemeinen zu fällen, und ſie als ausgezeichnete Erſcheinung in der Theaterwelt zu würdigen, nicht aber ſie unter die Göttinnen des Olymp's zu verſetzen, füge ich noch hinzu, daß ſie als Norma, als Nachtwandlerin (dreimal), als Madelaine und Frau von Latour (zweimal), als Desdemona auftrat, und jedesmal bei überfülltem Hauſe einen an Raſerei gränzenden Beifall einerntete; daß ſie wohl zwanzigmal in dieſen Partieen gerufen wurde und daß am Schluſſe die Lorbeerkränze nicht fehlten. Man ſtellte unverantwortlicher Weiſe Herrn Klein als Sever neben ſie, den ſie während der Vorſtellung hin- und herſchieben, gehen und ſtehen lernen mußte. Zum Glücke fehlen mir die Worte, das Lächerliche dieſes Schauſpiel's zu bezeichnen.

Fräulein Kratky war als Adalgiſe ſehr brav, und ihr großes Duett mit Norma kann wohl nicht vollendeter gehört werden. Als Othello ſtand ihr Herr Rieſer von Mannheim zu Seite, und erweckte in uns die Erinnerungen an beſſere Zeiten. Er iſt noch immer ein anmuthiger Sänger von guter Schule, verſtändigem Spiel, und ſein angenehmes männliches Aeußere nimmt für ihn ein, ehe er noch den Mund aufthut. Die Stimme iſt nicht ſchwächer oder beſchleierter, wie ſie immer war. Er hat ſich alſo gut konſervirt. Kleine Manier'chen im Vortrage, wohin ſie nicht gehören, hätten wir ihm gerne erlaſſen.

Herrn Niſſen gebührte in den Partieen des Elwin und des Poſtillon Anerkennung. Ihn hatte ſeine geniale Nachbarſchaft wirklich mit hinauf gehoben.

Während des Gaſtſpiels der Löwe noch, fanden kurz hintereinander drei glänzende Konzerte ſtatt. Das erſte war das gewöhnliche Charfreitags-Benefice Guhr's im Schauſpielhauſe, unter dem Namen: „große muſikaliſche Akademie." Wir hörten da eine neue Symphonie von Aloys Schmitt, Maurer's Quadrupel-Konzert wiederholt, eine italieniſche Bravour-Arie von Sophie Löwe vorgetragen, deren Komponiſt nicht in einem Athemzuge mit der Sängerin genannt zu werden verdient; und Thalberg's Phantaſie über: „God save the King" von dem jungen Klavier-Virtuoſen Conrad Baldenecker, meiſterlich vorgetragen. **Frühling** und **Winter** der Jahreszeiten machten dann den Beſchluß. Erſtaunlich ſtarke Chöre, Kopf an Kopf bei verdreifachtem Orcheſter, aber nur ſehr mäßigem Auditorium. Das war aber nur ein Vorſpiel gegen die folgenden beiden Aufführungen der Schöpfung in der St. Katharinen-Kirche, zum Beſten Verunglückter in Peſth und Weriö, mit einem Perſonal von mehr als 700 Perſonen. Daß der elektriſche Guhr ganz der Mann iſt, den Schwierigkeiten nur reizen, wenn es gilt, iſt bekannt. Er erhob ſein Panier und ſah in wenigen Tagen Schaaren von Künſtlern und Dilettanten um ſich verſammelt. Die Theilnahme war ſo außerordentlich, als es die Anregung dazu war. Mehrere unſerer Illuſtrationen der Stadt, an ihrer Spitze die Frau Gräfin Roſſi, ſah man plötzlich in ſympathetiſcher Begeiſterung für die Humanität der Sache ſich unter Künſtler und Muſikfreunde aller Stände miſchen. Der Name einer Sophie Löwe fehlte wieder nicht; und Madame Schodel, kaum angelangt und noch von der weiten Reiſe angegriffen, übernahm ſogleich die Partie der Eva. Nur einer Energie, wie Guhr ſie beſitzt, konnte es gelingen, dieſen weit ausgedehnten maſſenhaften Körper mit einer **einzigen** Probe in metriſchen Einklang mit ſich zu bringen. Das Comité bedurfte im ſtrengſten Sinne bewaffneter Maßregeln, um vor den Pforten der Kirche, die einer beſtürmten Feſtung nicht unähnlich ſah, Unglücksfälle zu verhüten. Es iſt ſo wenigſtens kein Wunder, daß Guhr ſeit dem Januar d. J. in Frankfurt allein eine Summe vor faſt 10,000 fl. für lobenswerthe Zwecke zuſammenkollektirt hat. Ehre dem Ehre gebührt. So dachten auch die Monarchen Oeſtreich's und Preußen's, die ſolche Beſtrebungen nicht unbelohnt ließen.

Noch nicht in Berlin war Sophie Löwe, und ſchon ſang Mad. Schodel aus Peſth die beiden Julien (Veſtalin u. Montechin), den Fidelio und zur Beneſize die Rebecca (Templer u. Jüdin). Sie gefiel ſehr, denn — auch ſchon gegen die kaum Vergötterte gährte im Geheimen Oppoſition. Mad. Schodel kam für dieſe gährende Partei ganz à propos. — Sie iſt eine viel verdiente Sängeren, eine hübſche Frau, hat viel Spiel, aber ſie haſcht nach Effekt, wo ſie nur kann, hat viel üble Angewöhnungen, und, was das ſchlimmſte iſt, ſie detonirt oft ganze Parthieen durch. Schon glaubte man in ihr einen namhaften Zuwachs für unſere Oper gewonnen zu haben, da verſchwand ſie, von Mißhelligkeiten angeregt, und in ihre Fußtapfen trat Mad. Pirſcher, dieſe liebenswürdige Cosmopolitin, von der man überall lieſt, daß ſie gefällt, und die bereits an allen bedeutenden Theatern geſungen hat. Sie gab ebenfalls den Fidelio, die Donna Anna, Camilla (Zampa,) und zur Beneſize die Alice. Sie erwärmte das Publikum nur nach u. nach durch die Conſequenz ihrer wirklich ſich ſteigernden Vorzüge, als dramatiſche Sängerin. Aber ſie hat das ſchlagende nicht, das gleich anfangs imponirt. Dazu iſt ſie blond, ſtark von Taille, fein von Zügen, welche hervorſtechende Mimik verhindern. Man muß dieſe Künſtlerin erſt verſtehen lernen, und das iſt oft mühſam. Wir wollen das Kornfeld auf der flachen Hand haben. Mit ihr zugleich trat Dem. Wüſt auf, vom Hoftheater zu Dresden als Elvira und Amalie (Maskenball). Hier iſt viel Intenſität der Methode, und wohl berechnetes Spiel; aber die Stimme iſt bedeckt und die Bewegungen ſind doch viel zu Cothurnenhaft, ich möchte ſagen Olympiſch. Bei ihrer großen und ſehr ſchlanken Geſtalt fällt das um ſo mehr auf. Ihre Mimik iſt nicht ohne Geiſt, aber man kann das nur in der Nähe beobachten, da auch ihre Züge nicht markirt genug ſind, um in der Ferne zu wirken. Es können Sängerinnen, von denen man viel Weſens macht, bei ihr in die Schule gehen. — Zu dieſer Zeit begrüßten wir auch Herrn Dobrowsky wieder, der früher hier engagirt war, und den man für todt ſagte. Er trat als Zampa auf und ſeine Freunde konnten es nicht erwarten, ihm gleich nach dem erſten Akte auch einen Lorbeerkranz auf's Theater zu werfen. — — Mit Gewalt nur unterdrücke ich, was ſich gegen dies Impromptu Alles ſagen ließe. Es hat wenigſtens die Stimmung für dieſen Sänger nicht hervorgebracht, die erſt durch ſein Verdienſt hätte erzeugt werden ſollen! — Seine andern Parthieen waren Robert und Guſtav, die mehr als lau aufgenommen wurden. H. D. hat ſich weder verbeſſert noch verſchlimmert, und unſere Aeſthetiker wollen behaupten, Stillſtand in der Kunſt ſei Rückſchritt. Dieſer Sänger iſt nun engagirt und Herr Riſſen ſoll abtreten, nachdem wir ihn gewöhnt ſind und er ſelbſt ein tüchtiges Stift in dem Räderwerk unſeres Opernweſens geworden iſt. Beider Vorzüge und Mängel gegeneinander abgewogen, ſo dürften Beide ſich gleich ſtehen. Was wir ſeit der Zeit meines letzten Berichtes ohne Gäſten an Opern und Singſpielen ſahen, war: Fröhlich, der Verſchwender, Lumpaci-Vagabundus, der alte Feldherr, die Schweſtern von Prag, Precioſa u. Mehuls Jakob. Hierin liegt allein ein Typus der Beurtheilung unſeres totalen Operndramaturgiſchen Verhältniſſes. — Guhr, der ſeit 18 Jahren mit diplomatiſcher Klugheit ſo manche Umwälzung des hieſigen Bühnenſtaats überlebt hat, und in dieſer Beziehung ein muſikaliſcher Talleyrand iſt, hat vom erſten verfloſſenen Mai an mit Herrn Malß die praktiſche Leitung des Theaters übernommen, ſomit deren Verantwortlichkeiten. Herr Leerſe iſt abgetreten, und dafür drei andere Mitglieder des Actienverbandes an ſeine Stelle. Es ſollen lobenswerthe Plane für das endliche Gedeihen unſeres Bühnenweſens, namentlich der lecken Oper, gemacht worden ſein. Es wäre an der Zeit.

---

*) Vgl. Phönix, Nr. 105, vom 3. Mai 1838.

7.

Feuilleton.

⁂ „Die Dichter ſingen." Wo? Zeitungsnachrichten zufolge in Chriſtiania, der Hauptſtadt Norwegens, woſelbſt die vom Könige genehmigte Emancipation der norwegiſchen Handelsflagge große Feſtlichkeit veranlaßt hat. „Die Reicheren geben Schmäuſe, die Aermeren jauchzen, die Dichter ſingen," heißt vollſtändiger die Stelle. Und gewiß ſollte edler Dichterſang nie fehlen, wo Nationalität und Freiheit ihre Triumphe feiern. Das Mahl des Reichen wird dadurch um ſo koſtbarer beſchickt, und das Jauchzen des Armen wird dadurch um ſo edler und erhebender.

⁂ Zur Geſchichte der *Habeas corpus*-Akte. — Die vom Grafen von Shaftesbury angeregte Bill zur Sicherung der perſönlichen Freiheit war im Unterhaus durchgegangen. Die Miniſter rechneten aber ſicher darauf, daß ſie im Hauſe der Lord's verworfen werden würde. Bei der Abſtimmung hatte Lord Grey das Geſchäft, die Stimmen für und wider zu zählen, und Lord Norris das Amt, die gezählten aufzuzeichnen. Letzterer war zerſtreuter und träumeriſcher Natur; Erſterer pflegte keine Gelegenheit zu verſäumen, einen Spaß zu machen. Als die Reihe, ſeine Stimme abzugeben, an das umfangreichſte Mitglied des Hauſes kam und dies Mitglied für die Bill ſtimmte, fand Grey, daß dieſer Herr ſeinem kubiſchen Inhalt nach für zehn gewöhnliche Menſchen zu rechnen ſei und gab ſtatt einer Stimme zehn an. Der unachtſame Norris ſchrieb getreu zehn, und als die Stimmen für und wider verglichen wurden, fand ſich eine kleine Mehrheit zu Gunſten der Bill. Die Miniſter ſtaunten und verlangten nochmalige Abſtimmung; allein ein Theil der Lord's hatte bereits das Haus verlaſſen, es behielt bei der erſten Zählung ſein Bewenden, und Karl II. konnte nicht umhin, der Bill ſeine Sanction zu geben. So berichten wenigſtens die Memoiren des Grafen von Shaftesbury.

⁂ Nachdem der Name Schiller in dem guten Gefangenwärter auf dem Spielberg bei Brünn (Vgl. Silvio Pellico's „meine Gefängniſſe") eine ſo ehrenvolle und liebenswürdige Auferſtehung gefunden, mußte in der neulich beendigten Unterſuchungsſache des Hubert und Konſorten in Paris ein Schiller, der als Belaſtungszeuge auftrat, ſich der Polizeiſpionage und des falſchen Zeugniſſes öffentlich bezüchtigen laſſen. Dieſer Schiller war 1834 in ſeinem heimathlichen Hannover wegen Betrug's zu 6 Jahren Zuchthaus verurtheilt geweſen, hatte ſich aber durch die Flucht der Vollziehung der Strafe entzogen.

⁂ Eine ſolche conträre Doppelauferſtehung ſeines Namens hatte auch Leſſing in neuerer Zeit zu erfahren. Nämlich durch den genialen Düſſeldorfer Maler und durch den Züricher Studenten, Iſraeliten von Geburt, zweideutig von Geſinnung, Spion wahrſcheinlich von Metier, gefallen unter Mörderhand.

⁂ Doppelte Myſtifikation. — Das Ausland hatte in Nr. 83 d. J. aus dem Calcutta Monthly Regiſter einen, mit orientaliſchem Phraſenpomp geſchmückten Bericht mitgetheilt von einem ungeheueren, prachtvollen Erdbeben, welches eine gewiſſe Stadt Maya auf Auſtralien verheert haben ſollte. Die Kataſtrophe war ſo phantaſtiſch geſchildert, daß ſelbſt, wenn ein Maya auf Auſtralien exiſtirte, man doch die Erzählung für ein Mährchen, erfunden zur Myſtifizirung der gernglaubigen Menge, anſehen mußte. Aber die Stadt Maya iſt ſelbſt nur ein Gebilde der Indiſchen Maja — der Göttin der Täuſchung, und die Redaktion des Auslandes wurde überdies, wie wir vernehmen, von einem Erdkundigen von der Nicht-Exiſtenz jener auſtraliſchen Stadt in Kenntniß geſetzt. Um ſo mehr darf es auffallen, daß Nr. 131 des Auslandes aus jenem indiſchen Märchenregiſter eine Fortſetzung des erſten Berichtes unbedenklich mittheilt. In Folge jenes furchtbaren, vor kaum einem Jahre ſtattgehabten Erdbebens ſoll nun eine Inſel von bedeutendem Umfang aufgeſtiegen ſein, deſſen Boden „aus lavaähnlichen Stoffen zu beſtehen ſcheine." Einige Felſen ſeien „von Moos und Seepflanzen bedeckt, welche ihren langen Aufenthalt unter dem Waſſer beweiſen;" — „die einzigen Spuren v. Vegetationen ſeien Algen. — Roſenbüſche und ſehr hohe und dichte Gräſer … Körner, die man hingeworfen, ſeien faſt augenblicklich aufgeſchoſſen." Solcherlei Myſtifikationen ſollte man doch füglich dem Bruder Jonathan jenſeits des großen Waſſers überlaſſen. —

⁂ „Die Königin von England," 275 Fuß lang und 64 breit, iſt in dieſen Tagen zu Limehouſe von Stapel gelaſſen worden. Es iſt das größte Dampfſchiff, welches je gebaut worden. Seine Maſchine hat 500 Pferdekraft und Tonnen trägt es 1863. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 139. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 13. Juni.

Der Reliquien-Kaſten

des heiligen Romanus von Rouen.

(Fortſetzung.)

„O," dachte Pebu bei ſich, als er vor Gram ſchier verzweifelnd, die Straße wieder betreten hatte, „O, hätte ich damals gewußt, zu was ich mich verpflichtet, als ich ihm blinden Gehorſam gelobte, beim ewigen Gott! ich hätte es nicht gethan, und würde eher als Märtyrer das Blutgerüſt beſtiegen haben! wäre mir doch die Gewißheit geblieben, daß mich Bertha für ſchuldlos hielte, und an meinem Schickſal Antheil nähme. Was mag ſie wohl jetzt von mir denken? Für einen niederträchtigen Feigling muß ſie mich halten, daß ich zur Friſtung meines elenden Lebens ein ſolches, wenn auch falſches Bekenntniß abgelegt. — O, dieſe qualvolle Ungewißheit vermag ich länger nicht zu ertragen! Was ſoll ich thun? Was ſoll ich anfangen?" —

Ohne zu wiſſen wohin, war er, in düſtere Gedanken vertieft, mit gebeugtem Haupte, dem Volksſtrome, welcher aus allen nahe gelegenen Straßen ſich ergoß, um einem Punkte zuzueilen, eine Zeitlang gefolgt, und ſo befand er ſich unverhofft vor dem Eingange des Friedhofs. Erſt jetzt fiel ihm bei, daß heute der Todtentag gefeiert werde, und Jeder nach dem Grabe ſeiner Lieben ſich begebe, um ein brünſtiges Gebet für das Wohl ihrer Seele gen Himmel ſteigen zu laſſen. Er blieb plötzlich ſtehen; es ward ihm unheimlich zu Muthe, ſein Herz war beklommen, mitten in der Menge fühlte er ſich ſo verlaſſen, ſo allein!

„O, Ihr Glücklichen," ſagte er leiſe zu den in den Gottesacker wandelnden Frommen, „Ihr Alle wißt, auf weſſen Grab Ihr eilt, es mit einem friſch gewundenen Blumenkranz zu ſchmücken, euren Schmerz durch aufrichtige Thränen zu lindern, Ihr wißt, wo Ihr in tiefer Stille euer Herz ausleeren und Erleichterung und Troſt euch verſchaffen könnt! Ich aber bin ein Fremdling hier im Reiche der Todten, wie drauſſen im Gebiete der Lebenden. Die irdiſchen Reſte der theuren Eltern, die ich leider nie gekannt, liegen fern von hier, — dennoch will ich in jener Kapelle ihrer als frommer Sohn gedenken." —

Sein Weg dahin führte ihn an verſchiedenen prachtvollen Grabmälern vorbei, vor welchen er einen Augenblick verweilte und dann weiter ging. Eines zog von weitem ſchon ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich. Von blendend weißem carariſchen Marmor, mit der trefflichſten Bildhauerarbeit reichlich verziert, ſchien daſſelbe erſt kürzlich von des Künſtlers Meiſterhand vollendet worden zu ſein. Er trat näher, und als er die auf der ſchwarzen Marmorplatte mit goldenen Buchſtaben aufgetragenen Worte geleſen:

> »Hier endet in ewigem Frieden ein edles
> Opfer der Bosheit und Rachſucht.
> Wanderer, bete für die Seelenruhe
> des unglücklichen de Hauet!« —

da ſank er auf die Knie nieder, verbarg das Geſicht in beiden Händen, und ſagte in Thränen zerfließend:

„Und Dich, mein würdiger Freund, der Du es ſo gut und aufrichtig mit mir meinteſt, Dich konnte ich vergeſſen! Vergib, o vergib! Die Heftigkeit meines Schmerzes, die verzweifelte Lage, in der ich mich befinde, Alles trägt dazu bei, meine ſchwachen Sinne vollends abzuſtumpfen, und mich zuletzt vor dem Stachel der Reue gleich einem blöden Thiere vor der Peitſche des

Führers in der Welt umherzutreiben! Verzeihe mir, denn ich weiß nicht mehr, was ich thue!“ — Und nun fing er an zu beten.

Auf Befehl Heinrich's IV., war der Sarg ſeines Günſtlings aus dem kleinen Friedhofe der Stadt Vernon ausgegraben, und nach dem der Hauptſtadt der Provinz, die er befehligte, gebracht, und ihm daſelbſt jenes prachtvolle Denkmal errichtet worden.

Der Jüngling hatte bereits ſein Gebet beendet, war aufgeſtanden und ſchon im Begriff, ſeines Freundes Ruheſtatte zu verlaſſen, als er in geringer Entfernung eine verſchleierte ſchneeweiße Geſtalt gewahrte, welche an der ihm diametraliſch entgegengeſetzten Ecke des Grabmals niedergekniet, mit gefalteten Händen in andächtigem Gebete begriffen war. Allmählich und mit leiſen Schritten näherte er ſich derſelben, denn es hatte ſchon angefangen zu dämmern, und es war ihm nicht möglich, die Züge der Betenden zu erkennen. Was aber das Auge nicht ſehen konnte, errieth das Herz, welches nun auf einmal heftig zu pochen begann. Wem konnte wohl jene reizende Geſtalt, ſo voller Anmuth und Grazie, anders angehören, als der Gebieterin ſeines Herzens, nach welcher er ſo ſehr ſich ſehnte? Wem anders, als jener reinen, edlen Seele, für die er zu leben und zu ſterben gelobte?...

Eine heimliche unerklärbare Ahnung, die ihn mit Rieſengewalt nach dem Orte hindrängte, wo ſich die Unbekannte befand, war ihm Bürge, daß auch das Auge das Herz nicht Lügen ſtrafen würde. Zitternd vor Freude und Beklommenheit, trat er an ihre Seite, gerade im Augenblick, wo ſie ſich aufrichtete. Der aufſteigende Abendwind lüftete plötzlich ihren Schleier, und ſiehe da! ſein Herz hatte ihn nicht irre geleitet, nicht getäuſcht, — ſie war's! — Ihre Blicke begegneten ſich, und ohne zu wiſſen wie ihr geſchehen, lag Bertha beſinnungslos in des überglücklichen Jünglings Arme. Die in der Nähe auf das Edelfräulein wartende Zofe eilte auf Pehu's Ruf herbei, und mit ihrer Hülfe gelang es ihnen bald, ſie wieder in's Leben zurückzurufen.

„Wo bin ich? Was iſt mit mir vorgegangen?“ fragte ſie, die Augen öffnend, und ſtarr vor ſich hinſchauend.

„In den Armen des Jünglings befindet Ihr Euch, der Euch mehr liebt als ſein Leben, in den Armen des Jünglings, den Euer ſeliger Vater, deſſen irdiſche Reſte da vor uns begraben liegen, deſſen Geiſt aber wohlwollend von oben auf uns herabſchauet, Euch in ſeiner letzten Lebensſtunde zum Bräutigam beſtimmt, und der, nun wo Ihr allein in der Welt daſteht, Euch ſeinen Arm zur Stütze auf der mühſeligen Wanderung durch dieſes Leben anbietet! In den Armen des Jünglings, dem das Glück, Euch endlich wieder gefunden zu haben, den Verſtand zu nehmen bedroht, und den der Tod nunmehr allein von Euch trennen ſoll!“ entgegnete ihr Pehu.

„Alſo kein Traum? — Wirklichkeit iſt's?“ frug das junge Mädchen weiter.

„Ja, eine Wirklichkeit, die mich zum glücklichſten aller Menſchen macht, theuere Bertha. Dem ewigen Gott ſei's gedankt! ſie ſind nun überſtanden, die Tage der Qual und des Kummers, denn ich habe Euch wiedergefunden! Sagt, o ſagt, wie habt Ihr gelebt ſeit der Stunde unſerer Trennung?“

„In Betrübniß und Beſorgniß für Euer Leben. Konnte Eure Unſchuld auch nicht erwieſen werden, ſo entſtand darum in mir doch nie ein Zweifel. Mein Inneres ſagte es mir, Ihr konntet, Ihr durftet nicht ſchuldig ſein, ich betete zu Gott und zu [illegible] armen ſeligen Vater, daß ſie einen Strahl der ewigen Wahrheit in dieſe dunkle traurige Sache mögen leuchten laſſen, auf daß Euren Richtern, gleich mir, Eure Unſchuld und unbefleckte Tugend in ihrer Reinheit vor Augen treten möge. Der Umſtand, daß nothgedrungen Ihr das Privilegium des Reliquienkaſtens des heiligen Romanus Euch zu Nutze gemacht, und daher euch ſelbſt als mit ſchwerer Schuld beladen bekanntet, vermochte mich nicht von meiner Ueberzeugung abzubringen, denn das Leben iſt eine edle Sache, und um es zu erhalten, kann man ſich ſchon eine Nothlüge erlauben.“

(Schluß folgt.)

Der Freihafen.

(Galerie von Unterhaltungsſchriften aus den Kreiſen der Literatur, Geſellſchaft und Wiſſenſchaft. Zweites Heft. Altona. Joh. Frd. Hammerich.)

Während die Cotta'ſche Vierteljahrſchrift ſich mehr und mehr in die Beſchränktheit iſolirter und zum Theil bornirter wiſſenſchaftlicher Tendenzen verliert, ſehen wir in dem Freihafen ein Unternehmen erwachſen, das der deutſchen Nationalbildung und der Literatur die ſchönſten Früchte bringen kann, weil es den poſitiven Inhalt der Kultur der Gegenwart auch auf poſitive, und dem allgemeinen Bildungszuſtand analoge Weiſe darzuſtellen, daneben aber auch zugleich dem, was kritiſch-negativ ſich geltend zu machen die Verpflichtung hat, Raum zu geben weis.

Das zweite Heft ſteht dem erſten zur Seite, ja es übertrifft daſſelbe noch an Reichhaltigkeit, vorzüglich in den Correſpondenzblättern. H. König eröffnet daſſelbe wieder, und zwar mit einer Wanderung „von Pillnitz bis Sonnenſtein;“ welche neben einer herrlichen Naturſchilderung eine vortreffliche humoriſtiſche Geſchichte, die eine ironiſche Darſtellung des bekannten Kapitels der Emancipation der Frauen zum Gegenſtand hat, enthält. König perſiflirt nämlich die brutale Auffaſſung dieſer Emancipation, welche ſie nicht anders zu deuten weis, als daß die Frauen nach Belieben ihren Männern weglaufen und Hoſen anziehen dürften, indem er uns eine ſolche thöricht Emancipirte aufführt, in deren Geſellſchaft er reiſt und die er dann glücklich bekehrt. König thut ſehr recht daran, den Naturberuf des Weibes dem männlichen Prinzip gegenüber zu ſtellen; dieſe Grundlage muß feſtgehalten werden. Die Emancipation des Weibes gehört nur der höchſten ſittlichen Sphäre an, und nur für die geiſtig hochſtehendſten hat ſie Berechtigung. Wo aber dieſe Sphäre vorhanden iſt, muß ſie auch zum Rechte werden, und es iſt gewiß nur zu wahr, daß man die freie Kraft des weiblichen Gemüthes bisher zu unterdrückt gehalten hat, und daß ſie deshalb unentwickelt geblieben iſt. König hat mit ſeiner Bemerkung: „ich kann mir eine Frau von produktivem Talent nie ohne regelwidrigen Zuſtand ihres Schooßes vorſtellen,“ im Allgemeinen Recht, aber nicht im Beſondern. Eine Frau wie die Düdevant erlangt durch die Tiefe ihres Gemüthes dieſelben Rechte in der Kunſt, wie die größten Schriftſteller, ja ſie übertrifft dieſe an Energie in der Durchführung ihrer Prinzipien. Da iſt nichts Naturwidriges, ſondern geſunde, kraftvolle Wirklichkeit, die ſich zur Kunſt erhoben hat. Und ſo läßt ſich abwärts in die Regionen der ſocialen Welt doch ein ungleich höherer Zuſtand der Bildung der Frauen denken, als ihn die Gegenwart aufzeigt. An ſo einer Verlaufenen, wie ſie König begegnet iſt, iſt freilich nicht viel, da iſt Alles oberflächlich angebildet, und das hat König ſehr plauſibel gemacht. Aber was der Idee der Emancipation der Frauen Tieferes, als Kulturelement zu Grunde liegt, das hat König eben ſo wenig erfaßt, als früher Roſenkranz, dem die Hegel'ſche Philoſophie hier die Weitſicht abſchnitt. Was den Männern der Gegenwart das Bedürfniß der politiſchen Freiheit, das iſt den Weibern das Bedürfniß der Bildung und der freieren ſocialen Bewegung. Bettina iſt noch karrikirt in der Freiheit ihrer Liebe, Rahel iſt die doktrinäre Repräſentantin, die Düdevant der poetiſche Apoſtel, Charlotte Stieglitz die Heldin dieſer Sphäre. Aus allen dieſen Erſcheinungen mag die Gegenwart ſich das Rechte zuſammenleſen. Merkwürdig dabei iſt, daß die 3 deutſchen Frauen unabſichtlich zu Schriftſtellerinnen geworden ſind, während ſich bei der Franzöſin gleich die praktiſche Richtung der Nationalität geltend macht. Nach dem Aufſatz von König folgt ein anderer von Varnhagen von Enſe über eine ſehr merkwürdige Frau „Louiſe, Herzogin von Bourbon.“ Dieſe war die Gemahlin des Herzogs von Bourbon, die Mutter des Herzogs von Enghien, und, was hier vorzüglich in Betracht kommt, die Freundin St. Martins, deſſen Lehren ſie in die innerſten Tiefen ihres reichen Gemüthes aufgenommen hatte. Die franzöſiſche Revolution brachte auch ſie in den Kerker, ſie entging indeß dem Tode, und wurde nur nach Spanien verbannt. Hier — in Barcelona — hat ſie ein Buch drucken laſſen, das ihre religiöſen und politiſchen Bekenntniſſe enthält, „Correspondance entre Mad. de B. et Mr. R.,“ und das, da es nur in ſehr wenigen Exemplaren exiſtirt, erſt jetzt in Varnhagen's Hände gelangt iſt. Hieraus nun entwirft er uns ein ſittlich-religiöſes Bild der Herzogin, das von dem höchſten Intereſſe iſt. Denn dieſe verſinkt nicht in einſeitigen Pietismus, der, von der Welt der Wirklichkeit ſich abwendend, nur in dem vagen Jenſeits verweilt, ſondern ſie ſtrebt nach der höchſten Verſöhnung der weltlichen und geiſtlichen Intereſſen, welche ſie zu einer ſocialen Philoſophie führen, deren Charakter freilich ein überwiegend religiöſer iſt. Scharf unterſcheidet ſie jedoch dabei Chriſtenthum und Kirche — die Inquiſition verdammte denn auch ihr Buch als ketzeriſch, unſittlich und ſchlüpfrig. Es enthält nämlich eine Art kleinen Roman, in dem die Herzogin die erſte Annäherung mit jenem Freunde, an den jene Briefe gerichtet ſind, ſchildert, ferner „petits contes moraux,“ die, wie Varnhagen ſagt, an Jung-Stilling erinnern. Aus der „voyage tragique et trendrement burlesque“ theilt er einen ſehr intereſſanten und leſenswerthen Auszug mit. — Auch in dieſer Herzogin haben wir eine im Sinne ihrer Richtung ſelbſtſtändige, emancipirte Frau, die gewiß eine bedeutende biographiſche Erſcheinung iſt. Stellt man ihr eine Sophie Charlotte zur Seite, ſo ergeben ſich die bedeutendſten Reſultate daraus für die Charakteriſtik der Frauen in den höchſten Sphären der Geſellſchaft.

Den dritten Beitrag des Freihafens hat Roſenkranz mit einer Rede „über die eigenthümliche Weltſtellung des Islam“ geliefert, worin er ſehr zeitgemäß das Thema über die Möglichkeit einer Wechſelwirkung zwiſchen Orient und Occident behandelt. Er läugnet dieſe, und zwar aus der inneren Natur des Islam. Dieſer iſt im Zuſammenhange mit allen übrigen Religionen des Orients entſtanden, und er wird daher auch dem Schickſal deſſelben erliegen, untergehen. Aber er iſt die höchſte Abſtraktion des orientaliſchen Denkens, und darum iſt er auch die herrſchendſte geworden, weil er dem Volksſinn am meiſten entſpricht. Er hat den afrikaniſchen Fetiſchismus, die Religionsſyſteme des alten Aſiens, ja ſelbſt den bramaniſchen Hinduismus in ſich aufgelöſt — aber Judenthum und Chriſtenthum ſind für ihn eine höhere Gränze geblieben. Im Islam iſt keine Perfektibilität, ſondern nur ein Neben- und Nacheinander ſeiner Kulturmomente ohne Continuität. Alle Verſuche, ihn fortſchreiten zu machen, ſind mißglückt. Roſenkranz erinnert hier an das merkwürdige Unternehmen des Kaiſers Akbar, der 1605 ſtarb, den Islam mit dem Parſismus und Buddhaismus zu verſchmelzen. Das Chriſtenthum verwarf Akbar bekanntlich ſeiner Wunder wegen. — „Wie die allgemeine Weltſtellung des Islam die iſt, zwiſchen den Naturreligionen und der ſelbſtbewußten Geiſtigkeit des Chriſtenthums eine bewegungsloſe, nur in fanatiſchen Ausbrüchen momentan aufgährende Mitte auszumachen, ſo iſt er auch in politiſcher Beziehung eine ſolche Mitte. Der Willkühr des Deſpoten ſteht die Willkühr des akephalen Pöbels gegenüber; es exiſtirt weder eine rein hierarchiſche, noch eine rein feudale oder demokratiſche Staatsform, Staat und Kirche ſind noch abſtrakt mit einander verbunden“ ꝛc. „Militärdespotismus iſt die einzige Form, die ſich im Islam zu erzeugen vermag; an eigentliches politiſches Leben iſt nicht zu denken. Die neutralen Reformen des türkiſchen und ägyptiſchen Sultans ſind nur von der Noth des Augenblicks aufgedrungene politiſche Maßregeln, keineswegs eine Tendenz des Islam zu wahrhafter Civiliſation, ein Streben, über ſich ſelbſt hinauszubringen. Der Islam iſt zu ſtolz, zu ſelbſtgenügſam, zu denkfaul, als daß er mit der Humanität und deren progreſſivem Prinzip ſelbſtbewußter Freiheit ſich ernſtlich vereinigen könnte.“ — Soweit Roſenkranz's Lehre, die vollkommen auf hiſtoriſchen Grundlagen erbaut iſt. Wenn Peter der Große ſchon die eigentliche Macht Rußland's gebrochen hat, ſo wird Mahmud II. eine noch größere Verwirrung in ſeinem Reiche anſtiften. Denn die Slaven ſind wenigſtens der Dreſſur fähig, der Moslem aber wird nur mit Widerwillen der europäiſchen Kultur ſich bequemen, und am Ende darin demoraliſiren. — Die beiden letzten Unterhaltungsſtücke des Freihafens ſind: „der alte Zigeuner“, ein gut gelungenes ethiſches Genrebild, in dem die Naturkraft des Zigeunerthums ſehr ergreifend und humoriſtiſch zugleich dem verſchwommenen Paſtorthum der modernen Zeit gegenübergeſtellt iſt, und: „die Zerſtörung von Jeruſalem“, ein Gedicht von M. Veit, worin eine tiefe welthiſtoriſche Anſchauung und eine reiche Phantaſie in ſehr gebildeter Terzinenform hervortritt. — Die Literaturblätter enthalten: 1) Niebuhriana, worin ſchlagende Belege zu der von Varnhagen über Niebuhr vor wenig Monaten aufgeſtellten Charakteriſtik, die bei der hiſtoriſchen Schule ſo viel Widerſpruch erweckt haben, gegeben werden. 2) Lebenserinnerungen von Münch, 3) Görres und die katholiſche Weltanſchauung. Der Verf. ſtellt hierin das Unwahre und Lügenhafte des Katholicismus gegenüber dem Lebensprinzip der modernen Zeit, der Individualität dar, und befehdet die Einheit von Kirche und Staat. Dieſe iſt kein „Urſprüngliches und Primäres gegen den Staat, wie die katholiſche Weltanſicht ſich gern überreden möchte, und worauf Görres ſeine großartigen theokratiſchen Mucken ſtützt. Die Kirche iſt vielmehr aus ſocialen Bedürfniſſen hervorgegangen, und hat die Anfänge in der Geſellſchaft gemeinſam mit dem Staat.“ Sehr richtig behauptet dann der Verf. ferner, daß der höhere Standpunkt bei den Kölner Wirren nicht der konfeſſionelle, ſondern der hiſtoriſche ſei. Denn es handele ſich jetzt um den hiſtoriſchen und ſocialen Fortſchritt der Völker, und nur zu deſſen Förderung könne dieſer Streit dienen. Scharf geißelt der Verf. die dem Katholicismus verwandten Richtungen des Proteſtantismus, den Pietismus, die neukatholiſchen Philoſophen, und mit gerechtem Unwillen ruft er Görres zu, daß er hier hätte anknüpfen können. Der Kern der deutſchen Nationalität aber iſt proteſtantiſch, und von hier aus wird ſich auch der Fortſchritt ſeiner Geſchichte entwickeln. — 4) Die Verhältniſſe der Proteſtanten in Ungarn, worin aus dem Buche von Elias Tibiscanus „die Religionsbeſchwerden der Proteſtanten in Ungarn“ der unterdrückte Zuſtand derſelben ſehr zeitgemäß dargelegt wird. Es iſt eine Schande, wie wenig wir uns um die äußeren Verhältniſſe unſerer Glaubensgenoſſen bekümmern. Der Glaube hat für uns allerdings keine tiefere Bedeutung mehr, aber wir ſollten des Volkes eingedenk ſein, das noch daran hängt, und eine Unterdrückung deſſelben nicht dulden. — 5) Ueber die Geſammtausgabe von Kant's Werken. Die Korreſpondenzblätter des Freihafens ſind diesmal ſehr bedeutend. Der Bericht aus St. Petersburg ſpricht, das Buch von König ergänzend, über die Erſcheinungen der neueſten ruſſiſchen Literatur, die Korreſpondenz aus Paris berichtet über die diesjährige Kunſtausſtellung; ein Brief aus Muskau von dem Verf. „des Zigeuners“ gibt eine höchſt charakteriſtiſche Schilderung der Muskauer Zuſtände, von dem Park des Fürſten, und von den Perſönlichkeiten Leopold Schefer's, Seidel's und Laube's, der als unfreiwilliger Gaſt dort weilt, und auch hier noch Glacéehandſchuhe trägt. — Die Korreſpondenz aus Süddeutſchland iſt ſehr wichtig, ſie gibt Aufſchlüſſe über die Zuſtände in Baiern, die ſo ſchlagend und ſcharf ſind, wie ſie keine politiſche Zeitung in der jüngſten Vergangenheit mitgetheilt hat. — Die übrigen Korreſpondenzblätter ſind aus Bamberg, Prag, Mannheim, Hamburg und Wismar, und behandeln meiſt neue literariſche Erſcheinungen der Journaliſtik.

Dr. E. Meyen.

Die „Didaskalia“ und der Nachdruck.

(Erſte Salve.)

Endlich iſt das Ungeheuere, längſt mit banger Ahnung Erwartete geſchehen. Die „Didaskalia“ hat durch das Organ des Hrn. W. geſprochen. Und das will was heißen. Mit „W“ ſchließt der Artikel, wie eine Rede, vor den Richtern der heiligen Vehme abgehalten. — „W.“ — Es iſt ein unbändiges Glück, was dieſer Mann hat! Nichts, als den erſten Buchſtaben ſeines Namens, nichts als ſein furchtbares, markerſchütterndes „W“ braucht er ſeinen Gegnern vorzuhalten, und ſie zerſtäuben in Trümmer.

Ja, der Hr. W. hat „ein Wort über den journaliſtiſchen Nachdruck“ von ſich gegeben. Hinweiſung braucht's kaum; denn wer lieſt nicht die „Blätter für Geiſt, Gemüth und Publizität?“ Schlagt nach! Es war der Tag Medardi, der 8. Junius.

Hr. W. weiß zu diſtinguiren. Er ſagt: „Die Einen haben den Gegenſtand mit Ruhe und Klarheit in's Auge zu faſſen ſich bemüht, — die Andern haben mit großen Phraſen um ſich geworfen oder auch mit dem derben Prügel eines blinden Eifers darauf losgeſchlagen.“ — „Die Einen,“ „die Andern“ — ſchön gebrüllt, Löwe! Aber wer waren denn „die Einen“ und „die Andern?“ Ich bin darüber im Zweifel. Wer mit dem Prügel geſchlagen worden iſt, darüber bin ich nicht im Zweifel, denn Hr. W. verſichert, der Prügel ſei „derb“ geweſen, und Hr. W. iſt gewiß hierin ein ganz glaubenswerther Mann. Der Prügel that „W.“ —

Aber ich dechiffrire die „Didaskalia.“ Sie hat bei Erwähnung „der Andern“ einige durchgekaute Pomeranzenſchalen aufgeleſen und den Cichorienkaffee ihrer eigenen armen Witze auf den Redakteur des „Phönix“ drüber weg getrunken. Alſo der Redakteur des Phönix und ſeine Mitarbeiter ſind „die Andern“. Hiernach blieben nur noch „die Einen“ als Räthſelaufgabe übrig. Aber ein eifriger Leſer der „Didaskalia“ löſt das Räthſel. Daſſelbe ominöſe „W“ lobte neulich einmal Gutzkow als Scribenten über dieſe Sache. Alſo „die Einen“ ſind Gutzkow.

Ich finde nichts dabei zu erinnern. Gutzkow hat wirklich in ſeinem Aufſatz — wie auch ſchon im „Phönix“ anerkannt wurde — dieſen Gegenſtand ſehr kenntnißreich und ſcharfſinnig behandelt. Aber hat er etwa zu Gunſten der Maximen des Hrn. W. geſchrieben? Nein, gewiß nicht! Er hat vielmehr geſpottet über das bekannte Manöver, fremde Arbeiten aus Novellenſammlungen, Almanachen, Büchern und Blättern nachzudrucken, mit Nennung der Quelle, auch mit Ertheilung von Lob, und ſo ſich die Empfehlung durch 20, 30, 40 Spalten bezahlt zu machen. Gutzkow hat ſodann eine Hauptſchwierigkeit gegen „Verabredung achtbarer Redaktionen, ſich einander nichts nachzudrucken, es ſei denn gegen Entſchädigung,“ u. A. in dem Umſtand gefunden, daß „gerade die vorzüglichſten Schmuggler unter den Journalen als Beiblätter zu den politiſchen Zeitungen“ für ein Spottgeld abgelaſſen werden. „Die vorzüglichſten Schmuggler;“ hört! hört! Und wagt es Hr. W. noch weiter, ſich auf Gutzkow's Autorität zu Gunſten ſeiner Sache zu beziehen?

Aber Hr. W. meinte vielleicht unter den „Einen“ die „Frankfurter Oberpoſtamtszeitung“ und das „Converſationsblatt“ dazu, daſſelbe Converſationsblatt, was noch vor Jahr und Tag über die Frage: Wer mehr nachgedruckt habe? mit der „Didaskalia“ in öffentlichem, theilweiſe ſchimpfenden Streite lag, das noch nachher einen beißenden Witz über Hrn. W's Perſönlichkeit riß und das nun plötzlich, in ſüßer Seelenbräutigamsſchaft, mit ihm unter demſelben Banner in honorem des Nachdruckes kämpft?

Oder meinte Hr. W. unter den „Einen“ gerade nur ſich? Wenn richtig iſt, was man in öffentlichen Blättern neulich las, daß Hr. W. als ein Pluralis von mehreren Kunſtfreunden von ihm ſelbſt fabrizirtes Lob und Tadel in die Didaskalia einrückte, ſo kann er auch kein Bedenken dabei haben, ſich mit einem Dutzend fingirter Perſonen zu Hülfe zu eilen und ſo ſein einfältigliches „W“ in ein wahres Wehgeſchrei und Zetermordio zu vervielfältigen.

K. B.

Feuilleton.

⁂ Der Geſellſchaft zur Verbreitung europäiſcher Kenntniſſe in China, welche von Morriſon und Gutzlaff zu Canton geſtiftet worden, ſoll es jetzt dadurch gelungen ſein, ihren Schriften Abſatz im Reich der Mitte zu verſchaffen, daß ſie ihrem Journal Preiscourante, Wechſelcourſe u. dgl. beifügt. Bei ihrer zweiten Verſammlung am 10. März 1837 beſtand die Geſellſchaft aus 16 anweſenden Mitgliedern. — Auch die Jeſuiten erkannten die praktiſche Weisheit des Apoſt. Paulus, welcher gelehrt hatte: „Allen Alles zu werden.“ (Wenn ſich jemals eine Geſellſchaft zur Verbreitung aſiatiſcher Kenntniſſe in Deutſchland etablirt, ſo würde ihr zu gleichem Zwecke ein gleiches Verfahren ſehr anzurathen ſein.)“

⁂ Altes und Neues — Dupanloup und Carné! — Abbé Dupanloup, Generalvikar der Pariſer Diözeſe, welcher dem Fürſten Talleyrand für ſeine Bekehrung in extremis die letzte Oelung ertheilt, will, wie es ſcheint, ſeine Converſionsverſuche auch im Großen betreiben. Eben wird nämlich eine zweite Auflage folgenden Werkes angekündigt: *Le christianisme présenté aux hommes du monde, par Fénélon, ouvrage recueilli et mis en ordre par M. l'Abbé Dupanloup*. Die zwei erſten Bände enthalten eine „Demonſtration der Glaubens-Wahrheiten,“ die zwei folgenden eine chriſtliche Moral, und die zwei letzten ein *Manuel de piété*. Das Ganze wird vom Herausg. durch eine 100ſeitige Einleitung den Weltleuten präſentirt. — Gleichzeitig finden wir eine neue Schrift des geiſtreichen und tiefblickenden Louis Carné angezeigt, welche in zwei Bänden handelt „*Des intérêts nouveaux en Europe depuis la révolution de 1830*.“ Dieſes Werk wird gewiß zu den intereſſanteſten Produkten der diesjährigen Maimeſſe gehören. —

⁂ Man lieſt in öffentlichen Blättern, daß unter den Geſchenken, welche S. K. H. der Prinz August von Preußen an den Sultan Mahmud ſandte, ſich auch eine kleine Bibliothek der ausgewählteſten Klaſſiker aller modernen Länder befunden habe. Wer dieſe Klaſſiker ſeien, erfährt man nicht ſpeziell, obgleich dies in mehrfacher Beziehung recht intereſſant geweſen wäre. Dagegen erfährt man, daß die fraglichen Klaſſiker von dem Hofbuchbinder Voigt in Berlin, „einem wahren Künſtler in ſeinem Fache,“ auf's Geſchmackvollſte gebunden worden. Ehre, dem Ehre gebührt!

⁂ Das Ballon-Ungeheuer, „der große Montgolfier,“ welches am 24. v. M. zu London aufſteigen ſollte, iſt, — weil es ſich nicht zu erheben vermochte, vom wüthenden Mob zertrümmert worden. Der Unternehmer und ſeine Gehülfen retteten kaum das Leben. — Die Engländer ſind eben leidenſchaftlich auf das Worthalten verſeſſen, und wer ſie unverſchämt auf Koſten ihres Geldbeutels belügt, wird untergetaucht oder bekommt Prügel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 140. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 14. Juni.

Der Reliquien-Kaſten

des heiligen Romanus von Rouen.

(Schluß.)

„O göttliches, himmliſches Geſchöpf!“ rief Pehu in ſeiner Begeiſterung.

„Doch jetzt laßt uns ſcheiden,“ unterbrach ihn eiligſt das Edelfräulein, denn durch meine lange Abweſenheit beunruhigt, könnte meine Muhme Leute ausſenden, um mich aufzuſuchen, und Niemand darf es noch wiſſen, daß wir uns begegnet, noch weniger, daß wir uns geſprochen haben. Geduldig müſſen wir uns vorerſt in das Schickſal ergeben, das uns von einander getrennt hält, und nur von der Zeit können wir Hülfe erwarten; denn nie würde, unter den noch obwaltenden Verhältniſſen, meine Familie eine Annäherung zwiſchen uns zugeben; auf meine Liebe und Treue jedoch könnt Ihr Euch getroſt verlaſſen, einem Andern als Euch, dem mir von meinem unglücklichen Vater ſelbſt beſtimmten Manne, werde ich nie angehören, das Unglück, die Verworfenheit der Menſchen daran, haben meinen Charakter geſtählt, ich verſchmähe es, denſelben mit der abgeſchmackten fahlen Farbe der Alltagsmenſchen zu übertünchen, und nehme keinen Anſtand, ihn Euch in ſeiner Nacktheit zu zeigen; ich heuchle nicht Schüchternheit, nicht ungereimte Schamhaftigkeit, da wo es ſich um Euer und mein Lebensglück handelt. Energie macht das ſchwache Weib dem Manne, — Energie dieſen den Engeln gleich. Meine Zofe hier iſt mir ganz zu gethan, ſie ſoll Euch zuweilen Nachricht von mir geben. Lebt unterdeſſen wohl — und laßt nicht die Hoffnung ſchwinden!“ —

Hiermit reichte ſie ihm die Hand zum Kuſſe, und in einem Nu war ſie verſchwunden. — —

IV.

Einige Tage ſpäter lag Pehu de la Mote auf ſeinem Ruhebette ausgedehnt und machte ſo ſeine Betrachtungen über die ſonderbaren Fügungen des Schickſals. Eines ſchweren Verbrechens angeklagt, war er, unſchuldig wie ein Kind im Mutterleibe, mit Ketten beladen, in einen elenden Kerker geworfen worden, um ſicher von da auf dem Blutgerüſte ſein Leben zu enden. Zwei Buben, denen er immer nur Gutes gethan, ſuchen ihn, ſei es in der Meinung, ihr eigenes Loos dadurch zu verbeſſern, oder ſei es, daß ſie einen Troſt darin fanden, den Weg nach der Ewigkeit nicht allein antreten zu müſſen, genug, ſie ſuchten ihn mit in's Verderben zu ziehen. Auf einmal wendet ſich das Blatt. Er gibt vor, das Verbrechen, deſſen man ihn falſch beſchuldigt, wirklich begangen zu haben, und nicht allein er, ſondern auch die beiden Schurken werden freigelaſſen.

Raſche Schritte, welche auf der Stiege vernehmbar wurden, feſſelten nun ſeine Aufmerkſamkeit und zerriſſen den Faden ſeiner Reflexionen. Es öffnet ſich plötzlich die Thüre, und vor ihm ſteht — ſein Freund, ſein Erretter, der ehrwürdige Dechant. Aufſtehen, ihm entgegeneilen und ſich ihm in die Arme werfen, war das Werk eines Augenblicks.

„Dem allgütigen Gott ſei's gedankt, daß es mir endlich vergönnt iſt, Euch wohlerhalten wiederzuſehen, und Euch, meinem Erretter, meine gränzenloſe Erkenntlichkeit bezeugen zu können!“ ſagte der Edelknabe, außer ſich vor Freude.

„Stille davon, mein Sohn, ich erfüllte nur eine heilige Pflicht. Wer das Lamm auf die Weide führen will, muß es auch zu hüten wiſſen, darum ſtelle Deine

Dankſagungen ein, und laſſ uns gleich von etwas Vernünftigerem reden. Was auf dem Friedhofe vorgefallen, lieber Junge, weis ich; daß Dir Bertha ſtets gewogen blieb, iſt mir eben ſo wenig unbekannt, da ich, mit der Priorin ihres Kloſters ſehr befreundet, Zutritt zu dem Edelfräulein hatte, und es gereicht mir jetzt zur beſonderen Freude, Dir geſtehen zu können, daß nun, nachdem ich mit ihr die bedenkliche Sache gehörig beſprochen, und wir alle Umſtände, ſowohl dafür als dagegen, gehörig in Erwägung gezogen, ich mich entſchloß, den Weg Dich einſchlagen zu laſſen, der glücklich zum Ziele Dich geführt."

„O Engel des Himmels! — Iſt es möglich? — und das ſagtet Ihr mir nicht?" rief Pehu.

„Ich habe Stillſchweigen ihr geloben müſſen," antwortete der Dechant, „und erſt heute erlaubte mir das edle Mädchen, Dich davon in Kenntniß zu ſetzen. Für Deine Rettung hatte ich geſorgt, und war über Dein Schickſal beruhigt, doch Deine vollſtändige Rechtfertigung in den Augen Aller übernahm Gott der Herr ſelbſt, und nun höre, wie. Nachdem die beiden Knechte gleich Dir freigelaſſen worden waren, zogen ſie, wie es bei Leuten ihres Gelichters häufig der Fall iſt, auſſer ſich vor Freude über die unverhoffte Rettung, einige Tage lang von einer Schenke zur andern, und ſuchten die bei ſchmaler und ſchlechter Koſt verlebten Tage, durch ein Leben in Saus und Braus wieder nachzuholen. Doch bald war ihr Seckel erſchöpft, und nun zogen ſie gen Paris, um in einem dort garniſonirenden Regimente Dienſte zu nehmen. Kaum aber daſelbſt angelangt, wurde einer der Beiden von einer ſchweren ſchrecklichen Krankheit befallen, ſeine Geſundheit war zerrüttet und ſein geſchwächter Körper konnte die begangenen Exceſſe nicht mehr ertragen. Unter den heftigſten Schmerzen lag er nun mehrere Tage auf dem Siechbette darnieder, ohne leben noch ſterben zu können, da verlangte er endlich einen Prieſter, ſeine Sünden zu beichten. Es hatte Eile, denn er wurde immer kränker, und ſein Ende ſchien nicht mehr fern."

„Seit zwei Tagen war ich in der Hauptſtadt angekommen, und der Zufall — oder nein, die Fügung Gottes vielmehr, ließ mich gerade an dem Hauſe vorübergehen, in welchem der Unglückliche darniederlag, als eben ein Knecht zur Aufſuchung eines Beichtigers ausgeſchickt worden war. Kaum hatte er mich erblickt und in mir einen Diener Gottes erkannt, als er auf mich zugeeilt kam, und mir in kurzen Worten erzählte, welcher Auftrag ihm geworden, mich dringend darum bat, dem armen Sünder nicht den letzten Troſt der Religion zu verſagen. Ich folgte ihm — und war nicht wenig erſtaunt in dem Sterbenden einen jener Knechte Alégro's zu erkennen. Geduldig hörte ich ſeine Beichte bis zu Ende an, und nachdem er mir auch das an Dir begangene Unrecht eingeſtanden hatte, gab ich ihm zu verſtehen, daß er nur dann auf die Gnade und Barmherzigkeit Gottes rechnen dürfe, wenn er in Gegenwart mehrerer Zeugen ſeinen Frevel eingeſtände, und ihn ſo einigermaßen wieder gut zu machen ſuchte. Er willigte ein. Sogleich ſchickte ich nach dem Oberrichter des Tribunals und nach einigen Verwandten Bertha's, welche glücklicherweiſe alle noch zu rechter Zeit kamen, um aus ſeinem Munde den Vorgang der Sache zu vernehmen. Er hatte ſein Bekenntniß kaum beendigt, als er in meinen Armen verſchied. — Der zweite jener Böſewichter, welcher zugegen war, durch meine Worte und noch mehr durch das Schickſal ſeines Schuldgenoſſen in die Angſt getrieben, beſtätigte nun in Allem deſſen Ausſage, und ſo erfuhren wir denn, daß Alégro nur deshalb Dich früher abgeſchickt hatte, damit Du von ſeinen rachſüchtigen Planen nichts erführeſt und dieſelben ſomit nicht zu vereiteln vermöchteſt."

„Nun hatte ich mit Gottes Hülfe die ſchwerſte Aufgabe meines Lebens gelöſt — frank und frei von allem Verdacht ſtandeſt Du da."

„Dem Himmel und allen Heiligen ſei's gedankt! Darf ich doch jetzt wieder Jedem offen in's Angeſicht ſchauen!" ſagte der Edelknabe frohlockend.

„Ja, und darfſt auch, was Dir nicht minder lieb ſein wird, von nun an um das ſchöne Fräulein de Hallot freien," erwiederte ihm der Dechant lächelnd, „und ich denke es ſoll Dir nicht viel Mühe koſten ihre Hand zu erlangen; denn das Fräulein wird nicht von Dir laſſen — ſie hat ſich ſeither gegen ihre Muhme und ſonſtige Anverwandten ziemlich beſtimmt darüber ausgeſprochen — der Welt wollte ſie entſagen, und den Schleier nehmen, wenn Dir ein Leid widerfahren wäre."

„An Bertha's Liebe kann ich nicht zweifeln, doch, edler Freund, bedenket, daß minderjährig ſie nicht nach eigenem Willen handeln kann, und ihre ſtolze Familie es nie zugeben wird, daß ſie ſich mit einem Manne vermähle, der ſonder Rang verlaſſen daſteht, und auch kein Vermögen beſitzt, ſich einen in der Armee zu erkaufen," antwortete der Jüngling betrübt.

„Dies iſt allerdings ein Uebelſtand; doch ein Uebelſtand, welchen zu beſeitigen nicht ganz unmöglich iſt, iſt keiner mehr. So kommt es bei einer Heirathsangelegenheit, wo Hinderniſſe der Art obwalten, ſehr darauf an, wer der Brautwerber iſt, denn von deſſen Geſchicklichkeit hängt manchmal einzig und allein das Reſultat ab, darum bin ich auch bei der Wahl eines ſolchen für Dich ſehr vorſichtig zu Werk gegangen, und habe mir einen ausgedacht, der, ich geſtehe es, mein ganzes Zutrauen beſitzt. Es iſt ein Herr, welcher, wenn er ſich ernſthaft einer Sache annimmt, ſich gewöhnlich eines glücklichen Erfolges zu erfreuen hat. Auch thut Jedermann eher ihm als einem Anderen etwas zu Gefallen, und die einfache Aeußerung ſeines Wohlgefallens genügt meiſtens, um geldgierige Muhmen oder ehrſüchtige Brüder ſogleich aus dem Felde zu ſchlagen. — Es iſt mir gelungen, dieſen Wundermann für Dich zu gewinnen, Du darfſt daher hoffen."

„Bei meiner Ehre! Ihr macht mich neugierig, ſagt mir doch, wer iſt der Mächtige, der ſich meiner annehmen will?"

„Nun Du magſt es wiſſen. — Als vor mehreren Jahren ich im Felde ihm einen kleinen Dienſt zu erweiſen Gelegenheit hatte, wie es nun ſo im Felde zu gehen pflegt, daß der Kleinſte dem Größten manchmal auch aus einer böſen Schlinge helfen kann, nannte man ihn den Prinzen von Béarn, heute nennt man ihn **Heinrich IV.**, König von Frankreich und Navarra!"

„Ihr habt mich wohl zum Beſten! Ihr wollt Euch über mich luſtig machen!" entgegnete ihm Pehu etwas empfindlich.

„Nicht im Geringſten, und ſo Du mir nicht Glauben ſchenkſt, nimm Dies und überzeuge Dich mit eigenen Augen von dem, was der König für Dich gethan." Somit zog er ein mit einem großen Siegel verſehenes Pergament aus der Taſche und überreichte es ihm mit den Worten:

„Da, lies."

„Wie? Wäre es möglich! Das Brevet als Cornet in der Leibgarde des Königs!" rief nun der überraſchte Jüngling aus, als er einen Blick hineingeworfen hatte. „O, das iſt des Glück's zu viel auf einmal! Ich traue meinen Augen kaum! Wie habe ich das verdient?"

„Offen geſprochen, guter Junge, das Brevet haſt Du nicht verdient, ſondern Dein ſeliger Vater. Daß ich verreiſt war, weißt Du, ebenſo, daß Paris das Ziel meiner Reiſe geweſen, es bleibt mir alſo nur noch übrig Dich mit dem Zweck derſelben vollends bekannt zu machen. Ich war bei unſerem edlen König Heinrich, welcher, ſich meiner immer noch huldvoll erinnernd, mich gnädig aufnahm. Nachdem Seine Majeſtät mich nach meinem Geſuche gefragt, erzählte ich haarklein Alles, was Dir begegnet, und bat den König ſchließlich, ſich des Sohnes eines auf dem Schlachtfelde gebliebenen Helden gnädigſt anzunehmen. Heinrich hörte mich mit Wohlgefallen an. Deine Ernennung als Cornet in deſſen Leibgarde beweiſt Dir, daß ich keine Fehlbitte gethan. Auch war Seine Majeſtät ſo gnädig, nachdem Sie über das Fräulein de Hallot ſowohl, als über die Art der Schwierigkeiten, die Dir im Wege lagen, Erkundigungen eingezogen, in einem eigenhändigen Schreiben für Dich um die Hand der ſchönen Bertha anzuhalten. Komme nun und laß uns hören, ob ich in meinen Erwartungen mich nicht getäuſcht, und ob auch hier wir eines glücklichen Ausganges uns werden zu erfreuen haben."

Der Greis zog den Jüngling mit ſich fort, in die Behauſung eines der Verwandten Bertha's, wo bereits für den Empfang Pehu's alle Anſtalten getroffen waren.

Die Verlobung fand an demſelben Abend, die Trauung einige Wochen ſpäter Statt.

Chronik der ſchönen Literatur.

45) Das Kreuz in der Mark, von Karl Seidel. Berlin 1838. Plahn'ſche Buchhandlung.

Der allmählige Untergang eines ſo hartnäckig für ſeinen Heerd und ſeine Götter kämpfenden Volkes, wie die Wenden, hat eine elegiſch-epiſche Seite, die ſich dem Schickſal des einzelnen Helden nur ſelten abgewinnen läßt. Jahrhunderte lang wogten die Kämpfe zwiſchen dem Chriſtenthum und dem Heidenthum raſtlos in der Mark fort, bis das Kreuz obſiegte; aus begreiflichen Urſachen konnte nun der Dichter die gewaltige Maſſe des Stoffes nicht zu Einem Epos zuſammendrängen. Daher faßte er verſchiedene Momente auf, geſtaltete eine Reihe kleiner epiſcher Bilder und ſuchte dieſe durch Mittelglieder, lyriſch oder erzählend, zu verbinden. Von Letzteren ſagt er S. 374: „es ſind gewiſſermaßen Recitative, welche nur die belebteren Geſänge und dramatiſchen Scenen einleiten." Ein ſehr gründliches Studium der wendiſchen Geſchichten, Sitten und Gebräuche geht mit den Ueberlieferungen der Sage und Legende Hand in Hand und gibt dem Buch zugleich hiſtoriſchen Werth. Die poetiſche Behandlung der hundert Gedichte muß theilweiſe allzu künſtlich erſcheinen und die vielfach wechſelnde Versform macht nicht immer den Eindruck, welchen der gelehrte Verf. beabſichtigt. Der Gedanke, poetiſche Ueberreſte der alten Volksdichtung in freier Form einzuweben, iſt glücklich, und das S. 29 benutzte ſogenannte Weſſobrunner Gebet — ein ſprachlich wichtiges Gedicht aus dem 8ten Jahrhundert — ſteht hier ganz an ſeinem Ort, indem darin chriſtliche und heidniſche Vorſtellungen ſeltſam in einander verſchwimmen. Die zwei hiſtoriſchen Beigaben enthalten zuerſt: Allgemein Einleitendes, das den Leſer mit den Wenden und ihren Kämpfen zur Genüge bekannt macht, und dann: Beſonders Erläuterndes, ſchätzbare Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten.

46) Das Nahethal in Liedern, von Guſtav Pfarrius. Köln und Aachen 1838. Ludwig Kohnen.

Die Liebe zur heimiſchen Sage erſtarkt immer mehr und wir müſſen auch die kleinſte Gabe freudig willkommen heißen, beſonders wenn ſie uns ein beſtimmtes Gebiet begränzt und Neues zu Tag fördert. Der Dichter begleitet die Nahe von ihrem Urſprung bis zum Erguß in den Rhein und verherrlicht das romantiſche Thal durch ſeine Lieder. Einiges iſt uns bereits aus der zweiten Auflage von Simrock's Rheinſagen bekannt, wie die Gründung Kreuznachs, der Trunk aus dem Stiefel, Michel Mort, das Fräulein von Flörsheim — allein man wird es gerade in dieſem Zuſammenhang mit neuem Intereſſe leſen. Die Anmerkungen hätte ich namentlich für die noch unbekannten Sagen ausführlicher und vollſtändiger gewünſcht. Die äußere Ausſtattung iſt ſehr gefällig.

Die „Didaskalia" und der Nachdruck.

(Zweite Salve.)

Hr. W. nimmt in ſeinem belobten Artikel die kluge Poſition Derjenigen ein, welche ſagen: „O ja, Menſchenliebe iſt eine ſehr große Tugend; darum übt Menſchenliebe; ich thue es auch; aber" — und dann kommen ſo viele, allgemein gefaßte Ausnahmen, daß Einem der Verſtand ſtille ſteht. „Wer den Nachdruck bis dahin ausdehnt, daß er dem Andern ohne alle Befugniß, ja ſogar unter Verſchweigung der Quelle, größere, ſelbſtſtändige Artikel entlehnt oder vielmehr entwendet, der geht zu weit." Dieſes Anerkenntniß des Hrn. W. mit ſeinem „ja ſogar," ſeinem „oder vielmehr entwendet," und ſeinem „der geht zu weit," iſt köſtlich. Man beugt ſich in Demuth vor einem Geiſt, der „ja ſogar" die Quelle genannt haben will, der die ſinnvolle Phraſe des Entlehnens mit einem „oder vielmehr entwendet" bezeichnet, und ſeinem

Baß mit dem wilden, aber nicht weniger zerſchmetternden: „der geht zu weit“ ſchließt. Dann fährt Hr. W. fort: „Anders aber verhält es ſich mit der Entlehnung von kleinen, abgeriſſenen Skizzen, von kurzen Artikeln, Bruchſtücken, Auszügen oder dergleichen, durch deren Benutzen dem Autor ebenſowenig geſchadet wird, als dem Verleger. Hier ſtellt ſich eine Ausgleichung und wechſelſeitige Entſchädigung her.“ Gewiß, wenn man ſich vorher in Demuth einmal gebeugt hat, ſo thut man's nun dreimal. Man wird ſolchen vortrefflichen Maximen und ihrer geründeten, gewandten Darſtellung gegenüber, ganz zum Orientalen. Man möchte ſie als Opium in ſich ſchlucken. Das „kurzen“ geht zunächſt nur auf die „Artikel;“ es muß nicht auch auf die „Bruchſtücke“ und auf die „Auszüge“ gehen; dieſe können lang, ſehr lang ſein. Und dann das Allerliebſte „und dergleichen,“ dieſe Perle des Ausdruckes, werthvoller, als die Perle der Kleopatra!

Ach ja, lieber Hr. W., die Blätter untereinander benutzen ſich gegenſeitig und ſollen ſich gegenſeitig benutzen. Aber es iſt ein großer Unterſchied, ob ich mir von einem Nachbar einmal eine Priſe ausbitte, oder ob ich mir, ohne ihn zu fragen, das Viertel ſeiner Doſe „oder dergleichen“ in die meinige fülle. Indem nun der eine Nachbar es ſo, der andere es ſo macht, erſcheint keine Gegenſeitigkeit und Gleichmäßigkeit. Vielmehr müßte, wer dieſen Grundſatz als Baſis der erforderlichen Handlungsweiſe proclamirt, von ſeiner Praxis, „Bruchſtücke, Auszüge oder dergleichen“ in großem Style in ſein Journal aufzunehmen, entſchieden abgehen. Und daß die „Didaskalia“ nebſt ihrer Ex-Feindin, nunmehrigen Seelenbraut, dem „Converſationsblatt,“ in der eben bezeichneten Praxis immer ſehr, ſehr ſtark waren, das kann Niemand läugnen.

Es iſt richtig: beide Blätter haben, nachdem die öffentliche Meinung in Deutſchland und die meiſten ihrer Organe ſich gegen dieſes Nachdruckweſen ausgeſprochen, ihr Syſtem modifizirt; ſie nennen nun meiſt ihre Quellen; ſie treiben ſich zu eigener eifrigerer Produktion; ſie ſchneiden nicht mehr mit der Garten-, ſondern nur noch mit der Papierſcheere. Aus ihrer Noth haben ſie eine Tugend gemacht; aber wer möchte ſich für deren conſervative Natur verbürgen? Man lavirt, wartet zu, das Geſchrei muß ſich verlieren, denkt man. Oder glaubt ihr nicht, daß man ſo denkt?

Hr. W. verſichert, daß gerade „die gediegenſten und anerkannteſten Journale und Zeitſchriften“ am Wenigſten gegen die Benutzung ihrer Blätter eifern, ſondern nur um Quellenangabe „erſuchen.“ Nun, und was folgte daraus? Daß ihnen jene Benutzung etwa lieb iſt? Daß dieſe Benutzung recht iſt? Daß das Publikum nicht getäuſcht iſt, wenn es eine ganze Woche lang Wirſingkraut bei den „Schmugglern unter den Journalen“ (Gutzkow's Ausdruck!) eſſen muß, weil das Morgenblatt oder die Europa am Sonntag vorher Wirſing gekocht haben? — Darin, daß jene Blätter nur das verlangten, was man ſogar in Kamtſchatka und bei den Hottentotten als paſſend anerkennen würde, liegt einzig: daß das moderne Europa, und insbeſondere Deutſchland, „wo Treue hell vom Auge blitzt,“ in einzelnen Mitgliedern noch unter den Kamtſchadalen und den Hottentotten ſtehen, und daß jene Blätter froh wären, das Kleinere zu erreichen, wo die Geſetzgebung ſie weder im Beſitze des Kleineren noch des Größeren ſchützt.

K. B.

Feuilleton.

⁂ Theanthropos, eine Reihe von Aphorismen, mit dem Motto „was iſt Wahrheit?“ — iſt in dieſen Tagen bei Orell, Füßli und Comp. zu Zürich erſchienen, und ſoll beſonders für Theologie-Studierende von großem Intereſſe ſein. Eine Abhandlung mit dem Motto: „was iſt Unwahrheit?“ und zehn Bänden Beilagen, jeder Band über 20 Bogen, (Beiſpiele aus älterer und neuerer Geſchichte enthaltend) könnten vielleicht ſpäter folgen.

⁂ Die Sparkaſſen breiten ſich mehr und mehr in Frankreich aus und dürften ſowohl zur Minderung der Armuth als zur Beſſerung der Sitten Vieles beitragen. Nach amtlichen Angaben ſchuldete die Generalkaſſe der Depoſiten und Conſignationen zu Paris an 234 Sparkaſſen in Frankreich über 106 Millionen Franken. Am 1. April d. J., wo die Zahl der Sparkaſſen ſich wieder um mehr als 20 vermehrt hatte, war jene Summe auf nahe an 119 Million geſtiegen. Hiervon gehörten über 34 Mill. den Pariſern, und nur nahe an 85 Mill. den Oekonomen der Provinzen. —

⁂ Die Selbſtmorde ſteigern ſich in Göttingen auf eine Grauſen erregende Weiſe. Am 21. Mai fanden deren wieder 2 ſtatt. — Seit einem Jahre zählt man dort und in der Umgebung von einer halben Stunde deren nicht weniger als 12! — (H. C.)

⁂ Eugenie Garcia feiert in der Parthie der Helena in Donizetti's Marino Faliero den vollſtändigſten Triumph in Italien.

⁂ Etwas vom Balken und vom Splitter. — Man wird ſich erinnern, wie vor einem halben Jahr oder länger nach und nach durch alle deutſche Blätter die Runde machte, daß in Frankreich ein Brief nach Bonn auf die Poſt gegeben worden, welcher erſt nach Bona in Afrika gegangen ſei, bis er die Univerſitätsſtadt am Rhein erreicht habe. So etwas wird dann regelmäßig mit Hieben auf die ſchlechten geographiſchen Kenntniſſe der Franzoſen begleitet, auf ihre ſchlechte Erziehung, ihre noch höchſt unorganiſirten Schulen u. dgl. Es iſt wahr, die Franzoſen ſind etwas in ſolchen Dingen zurück, aber ſie haben von 1792 bis 1815 praktiſche geographiſche Uebungen beſtanden, welche man noch nicht ſo ganz aus dem Gedächtniſſe verloren haben ſollte und welche einen Irrthum zwiſchen Bona und Bonn wohl aufwiegen. Auf derſelben Baſis der Albernheit und — Unredlichkeit beruht, wenn man in deutſchen Blättern Verbrechen, welche in Frankreich begangen worden ſind, oder dem Benehmen der Menge, ſo wie Einzelner, ein ganz anderes Colorit gibt, als wenn Gleiches oder Aehnliches in Deutſchland geſchieht. Die Albernheit und Unredlichkeit ſteigert ſich, wenn man franzöſiſche Inſtitutionen beurtheilt, ſo z. B. das Inſtitut des Geſchwornengerichtes, bekanntlich eine Gerichtsform, welche im alten Deutſchland zu Hauſe war, aber freilich im neuen Deutſchland faſt nicht mehr zu Hauſe iſt. Da verſchmäht man keine Tinte, um zu ſchwärzen. Die Abſicht iſt klar. Aber ſelbſt von einer Abſicht abgeſehen und blos die Thatſache als Irrthum genommen, iſt er gerade um ſo viel größer als ein geographiſcher Schnitzer, wie toller iſt: eine tüchtige Kröte als Käfer zu ſpießen, während der Nachbar eine Fliege für einen Käfer hält, und dieſer ganz unbedenklich die Nadel zwiſchen die Flügel drückt.

⁂ Verkäufliche Stellen in Paris. — Ein franzöſiſches Blatt berechnet, daß es jetzt 329 Stellen zu Paris gebe, welche verkauft werden, deren Inveſtitur aber der Regierung zuſteht. Hierhin gehören 114 Notaire, 150 Avoués erſter Inſtanz, 150 Huiſſiers, 60 Advokaten beim Appell- und eben ſo viele beim Kaſſationshofe, 60 Wechſelagenten, 60 Courtiers u. ſ. w. u. ſ. w. Alle dieſe Stellen zuſammen genommen repräſentiren ein Kapital von nicht weniger als 183 Millionen Franken, daher die Inhaber dieſer Stellen, allein um die Intereſſen der Ankaufsſumme zu decken, jährlich 9,150,000 Frk. von der Pariſer Bevölkerung erheben müſſen, abgeſehen von dem, was ſie für ihre Mühewaltung beziehen! —

⁂ Maſchinen für Papierfabrikation gab es in Frankreich vor einem Jahre 118, und bis jetzt iſt deren Zahl wohl auf 120 geſtiegen. Jede derſelben liefert im Durchſchnitt 1000 Buch Papier in 24 Stunden, was alſo einen Geſammtbetrag von 13,500,000 Pfund gibt. Fügt man noch die Erzeugniſſe der mit den Händen betriebenen Fabriken hinzu, ſo ergibt ſich eine ungeheure Maſſe jährlich produzirten und konſumirten Papiers.

⁂ „*La Vierge, histoire de la mère de dieu, complétée par les traditions d'orient, les écrits des saints-pères et les moeurs des hébreux, par l'abbé M. Orsini*“ iſt eben zu Paris in 2ter Auflage erſchienen. Hoffentlich wird der Abbé nun auch bald als nothwendige Ergänzung dieſes Werkes ein zweites liefern mit der Ueberſchrift: *Le célibataire, histoire du pere de Dieu etc.*“

⁂ Weltverkehr. — Hr. Ramon de la Sagra, ſpaniſches Cortesmitglied, und Hr. Moreau Chriſtophe, Generalinſpektor der Gefängniſſe des Seinedepartements, ſind von ihren beiderſeitigen Regierungen nach Brüſſel geſandt worden, um die dortigen Gefängniſſe und wohlthätigen Anſtalten in Augenſchein zu nehmen. — Geheimerath v. Wiebeking iſt nach Italien gereiſt, um die Gegend nochmals zu unterſuchen, wo nach ſeinem Vorſchlage ein Kanal zwiſchen der Tiber und dem Arno gebaut werden ſoll. — Hr. v. Ertl, Inſtruktor der ägyptiſchen Truppen, begibt ſich mit einem anderen jungen talentvollen Baiern von München zurück an den Hof des Vicekönigs von Aegypten. — Zwiſchen Smyrna, Konſtantinopel und Salonichi iſt jetzt eine geregelte Dampfſchifffahrtsverbindung eröffnet worden. — Die Taglioni reiſt nach Schottland und Irland; die beiden Elslers werden zur Krönungsfeier der Königin Victoria in London ſein und mehr als eine Krone ſich erwerben. — Von den hinteren See'n in Nordamerika ſind Beſtellungen auf die Augsburger Allgemeine Zeitung und auf den deutſchen Courier eingelaufen. Ob auch auf die Didaskalia, iſt noch nicht gewiß; ihr Ruf war bis jetzt blos europäiſch.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 141. 1838.

Phönix.

Freitag, 15. Juni.

Jean Paul Friedrich Richter.

Von

Z. Funck.

(Zweiter Artikel.)

Wie ſchon bemerkt, gab Jean Paul den erſten Impuls zu der von mir im Jahre 1812 errichteten großartigen Leihbibliothek, deren Aufſtellung und Erhaltung ich während voller 16 Jahre leider oft genug zu bereuen hatte; denn die Unempfänglichkeit des Bamberger Publikums und ſeiner Umgebung, ließen die außerordentlichen Geldopfer, die ich daran wagte, mich tief fühlen.

Jean Paul, dann zunächſt Hoffmann, ſchwelgten mit mir in dem Gedanken, durch die Errichtung eines ſo umfangreichen Inſtituts den tief ſchlummernden Sinn für Literatur nicht nur in Bamberg, ſondern in ganz Baiern, offenbar dadurch erwecken zu müſſen; aber wie täuſchten wir uns, und wie oft bereuten es beide Freunde, mich dazu ermuthigt zu haben.

Bei der techniſchen Ausführung der projektirten Anſtalt hatte ich an Hoffmann einen getreuen und ausdauernden Gehülfen. Ein halbes Jahr lang ſaßen wir oft Tag und Nacht, eine Menge bibliographiſcher Hülfsquellen um uns herliegend, und überlegten und beſtimmten, über das Neuanzuſchaffende, die Privatbibliothek Complettirende, um auf eine vollkommen würdige Weiſe damit öffentlich auftreten zu können.

Es genügte uns nicht, nur die deutſch-wiſſenſchaftliche Literatur bedeutend zu vermehren, und das bisher mir gänzlich gefehlte Fach gewöhnlicher Unterhaltungsſchriften, ſammt allen Ritter-, Räuber-, Teufels- und Spukromanen, neu zu gründen; ſondern ſelbſt die Klaſſiker der Franzoſen, Engländer und Italiener wurden in den beſten Originalausgaben, ja, ſelbſt das Vorzüglichſte aus der geſammten franzöſiſchen Romanliteratur, herbeigeſchafft.

Eine Leihanſtalt von Muſikalien fehlte bisher gänzlich in Baiern, und ward als dringendes Bedürfniß anerkannt. Auch ſie ward mit ſchweren Opfern in's Leben gerufen und ein Journal-Leſezirkel, für den die vorzüglichſten belletriſtiſchen und kritiſchen Blätter, — oft in doppelter und dreifacher Zahl — verſchrieben wurden, krönte das Unternehmen.

Hoffmann war ſelbſt bei Katalogiſirung und Aufſtellung der Bibliothek werkthätig, und namentlich fertigte er allein das zum Drucke beſtimmte Verzeichniß der italieniſchen Bücher und der Muſikalien, ſo wie Herr Bibliothekar Jäck das Fach der engliſchen Literatur übernahm, wofür Letzterem öffentlich meinen Dank auszuſprechen, ich heute zum erſten Male die Gelegenheit habe und nehme.

Kaum war die Bibliothek geordnet, als Jean Paul von Baireuth zu ihrer Beſichtigung anlangte. Er überhäufte mich mit ſeinem Lobe und verſprach ein eifriger Theilnehmer zu werden. Nicht nur ihr eifrigſter, ſondern auch ihr würdigſter Leſer blieb er bis kurz vor ſeiner Erblindung, und noch zur Stunde gereicht es mir zu großer Erhebung und Beruhigung, daß ein Jean Paul ein Jahrzehend hindurch den guten Muth in mir aufrecht erhielt, den die Maſſe ſogenannter Gebildeter durch gänzliche Unempfänglichkeit und Untheilnahme ſchwächte, und endlich förmlich paralyſirte.

„Ihr herrliches Leſeinſtitut“ — ſchrieb er — „will ich ganz allein halten, weil meine Wahl mit keiner fremden ſtimmen würde. Ich bitte Sie daher, mir auf meine Koſten zwei Käſtchen machen zu laſſen. In das erſte, ſogleich mit Fuhrmann Weber abgehende, packen Sie ſechs Bücher aus dem beigelegten Verzeichniſſe;*) in das zweite, während ich aus dem erſten leſe, wieder ſechs: ſo daß, da vierzehn Tage Zwiſchenraum ſind, ich allemal ein neues bekomme, wenn ich das alte zurückgebe. Kurz eine ſolche Bundeslade, ein ſolches geiſtiges Flaſchenfutter, muß immer für mich auf dem Wege ſein.“ —

„Für meine unverzeihliche und ungewöhnliche Bücherzurückhaltung, welche durch das Hoffen auf den Magnetiſeur**) entſtand, ſetzen Sie mir in der nächſten Leſerechnung eine Pönitenz an, die mich für die Zukunft beſſert!“ —

„Sie hätten“ — ſchrieb er den 17. April 1814 — „meine leſehungrigen, funkelnden Augen ſehen ſollen, als das Göttertiſchchen voll Bücher vor mir gedeckt ſtand. Ich bitte mir ſogleich ein zweites aus, und wieder nach der ſchönen Regel, daß Sie mir gerade beſtimmt nach der aufgeſchriebenen Reihe zuſchicken. — Das Leſegeld wünſche ich von Ihnen für jede Lieferung eines Käſtchens angeſetzt. Sie könnten jenes dann nach Verhältniß des Inhalts und des Ausbleibens ändern. Gönnen Sie mir dieſe Freude der pünktlichen Bezahlung.“

Dem neuerrichteten Leſeinſtitute folgte auf dem Fuße die Gründung einer Buchhandlung, anfänglich unter der Firma „Königl. privil. Leſeinſtitut“ bald darauf aber unter dem Namen ihres Beſitzers: „C. F. Kunz.“

Die erſten Verlagswerke beider Anſtalten waren: die Hoffmann'ſchen Phantaſieſtücke, Schubert's Symbolik des Traumes, und Wetzel's Schriftproben.

Bald regte ſich aber natürlich der Wunſch, auch aus Jean Paul's Feder in Verlag zu bekommen, und er ward deshalb mit mündlichen und ſchriftlichen Bitten — jedoch erfolglos — beſtürmt. — Als einigen Erſatz dünkte es Jean Paul, wenn er mir ein Werkchen ſeines Freundes Otto,*) den ich damals nur unter ſeinem Schriftſtellernamen „Georgius“ kannte, durch ſeine Empfehlung an mich, zuwendete.

---

*) Wie ſehr bedaure ich es gegenwärtig, daß ein großes Konvolut dieſer Verzeichniſſe verloren gegangen, um ſo mehr, als Jean Paul nicht ſelten bei dieſem und jenem Buche, was er zu haben wünſchte, oder geleſen hatte, die witzigſten und treffendſten Bemerkungen, als Marginalien, hinzufügte. Der Leſer würde dadurch über eine Menge Bücher die körnigſten Rezenſionen geleſen haben, und ſie als einen würdigen Appendix zu ſeiner »kleinen Bücherſchau« betrachten können. — Bemerkungen wie: »Köſtliches Buch! — Lumpenzeug! — Die Lektüre ſtimmte mich ſelig! — Der Verfaſſer iſt ein großes Rindvieh« u. dgl. m. fehlten faſt nie auf dieſen literariſchen Speiſezetteln, oder beigefügten Billeten. Von letzteren fällt mir ſoeben eines in die Hand, worin es heißt:

»Baireuth, den 26. März 1816.«

»Im zurückgeſchickten Käſtchen war freilich nicht viel Neues, wenn ich die ſchönen zur Ausfüllung hineingelegten Dachziegel ausnehme. Viele Stillingiana ſind Dachziegel-Surrogate. Indeß brauchen wir den Stein vielleicht gar nicht, da das Käſtchen ſchon mit 16 Pfund — ich hätte beinahe 16 Ahnen geſchrieben — fuhrwagenfähig wird. — Auf der anderen Seite begreif' ich es leicht, daß Sie mir gar nichts Neues geſchickt, weil ich es für den ſchnellen Umtrieb allerdings immer viel zu lange behalte; und ich werde am Ende meinen alten Vorſatz ausführen, wenigſtens 1 Monat im ſchönen Bamberg zuzubringen,†) blos um, ohne den Fuhrmann und Tafeldecker Weber, friſches Manna zu genießen, aus erſter, Ihrer Hand.«

»Uebrigens können Sie, wenn nicht vom Schwer- ſondern vom Vollmachen die Rede iſt, ja ſtatt des Ziegels, mit ziegelſteinernen Büchern, z. B. mit den 4 letzten Bänden von Nicolai's Reiſen, und überhaupt mit Reiſen das Dach decken. Ich bitte Sie, mir die Bücher nach der Priorität des Aufſchreibens zu wählen, und mir die zuletzt ſtehenden nur zuletzt in der Noth zu ſchicken: denn ſo wird mein Tafeldecker kein Dachdecker ſein.« —

**) Das Hoffmann'ſche Manuſcript zu den Phantaſieſtücken.

†) Einige Jahre ſpäter faßte er ſogar den Entſchluß, ein halbes Jahr ſeinen Wohnſitz in Bamberg, des Leſeinſtitutes wegen, aufzuſchlagen; er ließ es indeß leider bei dem frommen Wunſche bewenden. —

*) Chriſtian Otto war ein Sohn des Hofpredigers Heinrich Otto in Hof. Im Anfang der achtziger Jahre bezog er die Univerſität Leipzig und kehrte nach des Vaters Tode nach Hof zurück, wo er mit ſeiner Mutter und ſeinen Geſchwiſtern in einem eigenen Hauſe wohnte, und mit ihnen ein Fabrikgeſchäft und eine Handlung verwaltete, jedoch bald ausſchließlich den Wiſſenſchaften lebte. Die äußeren Verhältniſſe der Familie waren glücklich, und der ganz arme Richter genoß manche Wohlthat in dem gaſtfreien Hauſe. — Otto hatte Anfangs nach dem Wunſche ſeiner Verwandten, (»weil doch einmal die geiſtlichen Bücher da wären«) Theologie ſtudiert, bald aber ſich aus eigener Beſtimmung zur Jurisprudenz gewendet und auch dieſe zuletzt nur nach allgemeinen wiſſenſchaftlichen Beziehungen weiter verfolgt. — Die Grundzüge ſeines Charakters traten ſchon früh hervor: theilnehmende, zarte Liebe und Aufopferung ohne Gleichen, ſtrengſte Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, ſtilles ſich Beſcheiden in eigenen, kräftiges Hervortreten in fremden Angelegenheiten, für die man ſeine Hülfe in Anſpruch nahm, unantaſtbare Wahrheitsliebe und Liebe zur Freiheit. Sein Geiſt zeigt eine Schärfe des Erkennens und Unterſcheidens, die ihn im Gebiete der Kritik zu einem lehr- und einflußreichen Arbeiter gemacht haben würde, während zugleich ſein Gefühl für das Höchſte und Edelſte in der Wiſſenſchaft, wie im Leben, immer rege blieb, ja, zu glühender Begeiſterung ſich ſteigerte, wie etwa, als, nach dem erſten Leſen des Hesperus, ſeines Freundes hoher Werth ihm in ſeinem ganzen Umfang vor die Seele trat. — Bei ſeiner großen Liebe zur Unabhängigkeit verſchmähte er, ſich um eine öffentliche Stelle zu bewerben, bis ſpäter auf der Freunde Zureden und Verwenden und durch äußere Verhältniſſe gezwungen, er im Jahre 1806 das Amt eines Regiments-Quartiermeiſters der preußiſchen Armee, und nach der unglücklichen Schlacht von Jena, das des Privatſekretairs des Prinzen Wilhelm von Preußen, übernahm, jedoch auch hier bald fühlte, daß ſein ganzes Thun und Sein der Freiheit und der Stille eines zurückgezogenen Lebens gehöre, in das er, trotz der ehrenvollſten Anerbietungen, zurückkehrte, und wo er — eine kleine Unterbrechung ausgenommen (die ein kurzer Aufenthalt in München machte, wohin er auf Veranlaſſung des Miniſters von Lerchenfeld 1820 — 21 gegangen, um bei einer neuen Organiſation der Handelsverhältniſſe im Königreiche mitzuwirken) blieb, im Februar 1828 ein noch ſtilleres Land ihn aufnahm.

Otto trat erſt in den ſpäteren Jahren, und zwar auf dringendes Zureden ſeines Freundes Jean Paul unter dem Namen Georgius mit größeren ſchriftſtelleriſchen Arbeiten hervor, wie in der »Parallele der Kreuzzüge, Reformation und Revolution,« dem »Gleichgewicht von Europa,« der »Handels- und Finanz-Pandora der neuſten Zeit,« dem »Leben des Cola di Rienzo,« den »Metamorphoſen des germaniſchen Adels« ꝛc. — Vom Tode ſeines Freundes an, beſchäftigte er ſich mit deſſen Nachlaß, und ſeiner Sorgfalt und gewiſſenhaften Strenge verdanken wir die Anordnung der Selina, ſowie die Herausgabe der Biographie Jean Paul's bis zum dritten Bändchen.

Ausführlicher über den ausgezeichneten, in unſeres Dichters Werken oft genannten, und auf ſein inneres, wie äußeres Leben, gleichen Einfluß habenden Mann, ſpricht die Vorrede zum 4ten Bändchen von: »Wahrheit aus Jean Paul's Leben.« —

(Fortſetzung folgt.)

Von Corfu nach Trieſt.

— — — Laſſen Sie mich nun, mehrere Tage lavirend, ſtreckenweis aber auch ſanft auf dem Meere dahingleiten, und finden Sie mich wieder, Corfu im Angeſicht, am ſechsten Tage nach unſerer Abfahrt von Patras, eine Reiſe, bei günſtigem Wetter von dreißig Stunden.

Schon ſahen wir weiße Straßen das Eiland durchlaufen, hellglänzende Häuſer und Villen blinkten aus bebuſchten Anlagen zu uns herüber, große und kleine Barken flogen über die Bucht von der einen zur anderen Seite, und vor uns durchſchnitt ſtolz die engliſche Corvette, alle Segel beigeſetzt, die hellgrüne See, und doch war es nicht möglich heute Abend noch den Hafen zu erreichen. Als die Nacht meinen Blicken die Inſel entzog, wandte ich mich zum Pilot, der, wie ein ſchwarzer Bär angezogen, ſoeben mir guten Abend wünſchte. Ich fragte ihn um den Grund unſerer ſo ungünſtigen Reiſe, und mußte herzlich lachen, als er verſicherte, der eine griechiſche Paſſagier und der Koch trügen viele Schuld, indem Beide von der Vorſehung mit gebürgigen Rücken geſtraft, ein Aergerniß dem Winde ſeien, und jedenfalls hätten wir auf eine beſſere Fahrt zu rechnen, wenn der Grieche den „Braven“ in Corfu verlaſſe. Dann, fügte er hinzu, wären noch einige Griechen an Bord, die Alterthümer ihrem Vaterlande entführten, und dies ſei ebenfalls ein böſer Umſtand. Da fühlte ich mich getroffen, denn auch ich bringe einige derſelben mit, doch wohl hütete ich mich ihm dies zu ſagen. Wir plauderten noch lange in die Nacht hinein, und als ich im Begriff war, zu meinem Bett hinabzuſteigen, trat der Vollmond prachtvoll über Corfu's Berge empor, die Bai in ſilberhelles Licht verwandelnd, und magiſch Albaniens Küſte beleuchtend. Ich finde den Mondaufgang ſchöner, als den der Sonne, er hat ſo ganz etwas Eigenes, ſo etwas freudig Erſchreckendes, was ich jedoch nicht recht zu beſchreiben vermag. Kurze Zeit mochte ich geſchlafen haben, da ward ich durch einen furchtbaren Donner über mir erweckt — das frohe Zeichen, daß wir Anker geworfen.

Es war ſchon heller Morgen, und raſch begab ich mich auf's Verdeck, wo ich Zeuge eines widerlichen Schauſpiel's ward. Der wachthabende Offizier hatte einem Matroſen in der Nacht etwas befohlen, allein er gehorchte nicht. Der Kapitän entſchied ſeine Strafe, und auf einer Bank vor der geſammten Mannſchaft erhielt der Ungehorſame dreißig Hiebe mit einem Tauende. Wenn ſchon ich es ganz in der Ordnung finde, daß Strafe hier erfolgen mußte, ſo kann ich doch die Art derſelben nicht genug tadeln. Doch weg von dieſem häßlichen Thema, ſeien Sie froh, daß bei Ihnen nur dieſe entehrende Züchtigung bei entehrten Leuten angewendet wird, und nehmen Sie als ein Nachrezept für den eben genoſſenen Rhabarber ein Stockprotokoll aus dem Schwabenländchen.

Der Angeklagte hatte ſich eines Diebſtahles verdächtig gemacht, und ſtand vor dem Richter, der nun, wie folgt, protokollirte:

Nachdem man den Inquiſiten ermahnt hatte (fünfundzwanzig Stockſchläge), geſtand er einen geringen Theil ſeiner Schuld ein; als man ihm hierauf ſtärker zuſprach (fünfzig!), räumte er mehr ein ꝛc. ꝛc. Zuletzt ſah man ſich genöthigt, zur Anwendung einiger Stockſtreiche (fünfundſiebenzig!), worauf er wiederum mehr geſtand, und als man ihm endlich heiß gemacht (nämlich ihn feſt an einen eiſernen Ofen geſchloſſen und ein ſtarkes Feuer darin angezündet), bekannte er ſein Verbrechen.

In der That, eine liebenswürdige Art, zum Geſtändniß zu bringen, doch vergnügte mich auch ein Erkenntniß eines Schwabenrichters aus Ravensburg.

Der König wollte das genannte Städtchen auf einer ſeiner jüngſten Reiſen paſſiren, und die Bürgerſchaft hatte alle Art von Feſtlichkeiten bereitet, den geliebten Herrſcher auf's Ehrenvollſte zu empfangen. Böller waren geladen, Ehrenpforten erbaut, und die Würdenträger der Stadt, worunter ſich der Richter ſelbſt als zweite Perſon des Orts befand, hatten Reden mit vieler Mühe auswendig gelernt. Es ward Abend, und eine Wache ausgeſtellt, um die Ankunft Sr. Majeſtät zur rechten Zeit zu berichten. Plötzlich kam der dazu beſtimmte, ehrſame Bürger mit der erfreuenden Nachricht, wie nur noch wenige hundert Schritt vom Thor die königlichen Wagen entfernt wären. Der Donner der verſchiedenartigen Geſchütze erſchallte, ein Feuerwerk, gefertigt und geleitet von einem beurlaubten Kanonier, fing an zu ſpielen, und bang erwarteten die Redner das hohe Haupt, doch an ſeiner Statt erſchien eine Extrapoſt mit mehreren Engländern, die ſich höchlich über den Tumult amüſirten, und wenige Augenblicke ſpäter eine Nachricht, daß der König eine andere Straße eingeſchlagen, und daher das Städtchen nicht berühren werde.

Zornentbrannt war die Bürgerſchaft, zornentbrannter das ſtattlich geſchmückte Haupt der Gerechtigkeit, und Gefängniß war der Lohn des Ueberbringers der falſchen Nachricht; im eingeſandten vierteljährigen Rapport des Richters an das Juſtizminiſterium las man unter anderen Berichten auch: ein Individuum wurde wegen *Täuſchung der Königsnähe*, mit acht Tagen Arreſt beſtraft.

Aber zurück zum joniſchen Eilande.

Um 8 Uhr gingen wir an's Land, und hatten das Vergnügen, vom furchtbarſten Geſtank umgeben zu werden, der je meiner Naſe vorgekommen; denn zwei enorme Barken waren im Begriff vom Ufer abzuſtoßen, beladen mit dem Inhalt der Latrinen Corfu's. Könnte ſo etwas nicht in der Nacht geſchehen? Die Stadt iſt alt und häßlich. Hohe Häuſer, enge Straßen, kleine Fenſter, niedrige Thüren, und ein ſtarkes Gedränge machen einen unangenehmen Effekt. Dagegen ſticht der Platz vor dem Palais angenehm ab. Von bedeutendem Umfang, mit ſchönen Rüſtern und anderen Bäumen in Alleen umgeben und durchſchnitten, zieht ſich auf der einen Seite eine ſchöne Häuſerreihe mit bedecktem Säulengange hin, auf der anderen führt unten ein Kanal, und über ihn eine Brücke zur Citadelle, dem maleriſch'ſten Felſen, den ich geſehen. Schönes Grün bedeckt ihn von oben bis unten, und der Schneckenweg führt anmuthig zu ſeinem Gipfel, auf dem die brittiſche Flagge aufgepflanzt iſt. An dem einen Ende des Platzes ſteht ein kleiner Säulentempel, hinter dem man eine entzückende Ausſicht auf das Eiland hat, und ihm gegenüber liegt das Palais des Gouverneurs, rechts von einem allerliebſten Blumengärtchen umſchloſſen, und links läuft die Straße bis zum Hafen, der tief unten mit unzähligen Barken und Schiffen belegt iſt. Auch hier iſt, über die Bai, die ganz befeſtigte Inſel in derſelben, zur Küſte Albaniens hinüber, die Anſicht wunderſchön. Das Palais ſelbſt iſt zu winzig für den Platz und die nah' gelegenen Häuſer, zu unbedeutend für die erhabene Natur, die man von allen ſeinen Seiten hier erblickt.

Der engliſche Miniſter in Athen, Sir Edmund Lyons, hatte mir einen Empfehlungsbrief für einen ſeiner hieſigen Freunde, Herrn Baynes, mitgegeben, leider traf ich ihn nicht zu Haus, und war im Begriff zur bella Venetia (dem einzigen Gaſthofe, wo man logieren kann, und dennoch iſt er nur höchſt mittelmäßig) zum Frühſtück zu gehen, als ich unverhoffter Weiſe meinem alten Bekannten, dem engliſchen Vicekonſul aus Tunis, Herrn Conningham, begegnete. Seine, wie meine Freude war groß; ſogleich ging's zu ſeiner Wohnung, und nun ward für eine lange Zeit Corfu vergeſſen; denn auch er hat ein holdes Bräutchen, die Tochter des amerikaniſchen Konſuls Miß Rebecca Haep, in Tunis zurückgelaſſen. Was er, was ich Neues aus dem lieben Lande wußte, ward gegenſeitig ausgetauſcht, und froh waren wir in der Erinnerung der vergangenen Zeit.

Als ich vorigen Sommer nach dem Inneren von Tunis abreiſ'te, erwartete er täglich ſeine Verſetzung, und als ich nach drei Monaten zurückkehrte, war er bereits nach Corfu abgegangen. Damals dachte ich nicht, ihm jemals wieder zu begegnen, um ſo vergnügter waren wir daher beide heute. Er war ſeitdem in England geweſen, und erſt vor Kurzem von dort hier angelangt, doch wie war es ihm auf dieſer Reiſe ergangen!

(Fortſetzung folgt.)

Die „Didaskalia“ und der Nachdruck.

(Dritte und letzte Salve.)

Herr W. ſtellt ſich ſelbſt das Zeugniß aus, er habe immer „die Eigenthumsrechte anderer Blätter zu reſpektiren gewußt.“ Dieſes Zeugniß geht gewiß von Herzen und alſo auch wahrſcheinlich zu Herzen. Es kommt nur darauf an, von was Hr. W. ſein „reſpektiren“ ableitet. Leitet er es von Speck ab, ſo hat er ſehr Recht, denn er war immer darauf bedacht, aus fremdem Speck für ſein Blatt — nicht allzu dünne — Riemen zu ſchneiden.

Dem Hrn. W. iſt auch kein einziger Fall „erinnerlich,“ wo eine „begründete“ Klage gegen ſein Benehmen von einem Autor oder Verleger wegen Nachdruckes „eingelaufen“ ſei. Aber Alles in der Natur muß ſich ausgleichen. Hr. W., der ſo viele andere vortreffliche Eigenſchaften beſitzt, hat vielleicht ein ſehr ſchlechtes Gedächtniß, oder er hält für unbegründet, was andere Leute für begründet halten, oder die Verletzten haben ihre Klagen bei Hrn. W. nicht „einlaufen“ laſſen wollen. Für dieſe Annahmen ſpricht ein Fall, auf den ich nachher zurückkommen werde.

Weiter verſichert Hr. W., die Redaktion ſei ſchon hundertfältig von Schriftſtellern und Herausgebern erſucht worden, Mittheilungen und Bruchſtücke aus ihren Werken dem Publikum vorzulegen, und ich glaube das, ich bin es überzeugt. Aber was entſcheidet das für die Streitfrage? Nichts. Die „Didaskalia“ iſt nun einmal ein vielgeleſenes Blatt und vielgeleſene Blätter taugen zu Annoncen.

Hr. W. ſpecifizirt dann ſeine Originalartikel aus dem zweiten Quartal 1838. Wir wollen ſie alle für ſchöngewachſene Leute gelten laſſen, nicht als „Futter für Pulver.“ Auch beanſtanden wir nicht, daß die „Korreſpondenzen“ Original ſind, wenigſtens originell. Aber, theurer Hr. W., Sie haben dabei etwas erwähnt, was beſſer verſchwiegen geblieben wäre, nämlich, daß Sie im laufenden Quartal „nur drei kleinere Skizzen von wenigen Spalten“ mit Angabe der Quelle aus der „Euterpe“ entlehnt hätten.

Geben Sie, Hr. W., aus allen Zeitungen der bekannten Welt hätten Sie jene „drei kleineren Skizzen von wenigen Spalten“ nehmen können, aber nur nicht aus der „Euterpe.“ Ich bitte meine verehrten Leſer, die Num. 9 des Kunſt- und Literaturblattes zur Euterpe nachzuſchlagen.

Was finden Sie da? Einen Artikel, überſchrieben: „Die Frankfurter Blätter und der journaliſtiſche Nachdruck;“ einen Artikel, entgegen der Didaskalia, „dieſer ehrſamen Prieſterin aufkeimender Kulturblüthe;“ einen Artikel, welcher wörtlich folgende Stelle enthält: .....„und wurde neuerlich von mehreren Seiten der gegen gewiſſe Zeitungen, die ſich bisher in der Ausübung ihres journaliſtiſchen Diebsgewerbes nicht irre machen ließen, das Präjudiz kompromittirter journaliſtiſcher Ehre ausgeſprochen, wenn ſie fortfahren, auf Anderer Koſten zu leben. Dieſe Präjudizien ſcheinen den Frankfurter Blättern, als da ſind Oberpoſtamtszeitung mit Converſationsblatt, Frankfurter Journal mit Didaskalia, ungeleſen zu kommen. Man muß auf alles journaliſtiſche Ehrgefühl aber verzichtet haben, wenn man ꝛc.;“ einen Artikel, welcher ſodann dieſe Stelle enthält: „Iſt es der Frankfurter Didaskalia noch nicht eingefallen, den Phönix nachzudrucken, ſo iſt es ihr doch eingefallen, anderen Blättern nachzudrucken. Unter dieſen können wir den fränkiſchen Merkur und ſeine Beiblätter nennen. Dieſer Diebſtahl wurde ſelbſt ſo unverſchämt getrieben, daß die Chiffern der Schriftſteller, welche für jene Blätter arbeiten, nachgedruckt wurden, ohne Nennung der Quelle;“ einen Artikel, welcher der Didaskalia dann anräth, „ſich einer gewiſſen Sprachrichtigkeit zu befleißigen und nicht zu hoch hinaus zu wollen;“ einen Artikel, welcher ſich über das „Velin“ der Didaskalia luſtig macht. Und doch nimmt die Didaskalia keinen Anſtand, nun noch nachträglich aus derſelben Euterpe „nur drei kleinere Skizzen von wenigen Spalten“ zu entlehnen, aus derſelben Euterpe, von der ſie mit mehr als mit Haß, nämlich mit der entſchiedenſten Verachtung behandelt worden war.

Und hiermit könnte ich ſchließen. Aber ich möchte dem Hrn. W. gerne noch einen guten Rath geben. Nämlich nicht mehr zu ſchreiben: „auf das Forum der Oeffentlichkeit gebracht worden,“ ſondern: „vor das Forum.“ Sonſt möchte die „Euterpe“ ſich auch darüber luſtig machen, wie über ſein „univerſal-koſmopolitiſch.“ Doch ſtill von der „Euterpe,“ ſie iſt für Hrn. W. zur „Nemeſis“ geworden.

K. B.

Feuilleton.

. Die Schule der orientaliſchen Sprachen zu Paris, die durch Geſetz vom 10 Germinal J. III. geſtiftet worden, hat jetzt durch eine königl. Ordonnanz eine neue Einrichtung erhalten. Anfangs hatte ſie nur drei Lehrſtühle; jetzt bedurfte ſie 7 Courſe: das Schrift-Arabiſche, Perſiſche, Türkiſche, Armeniſche, Neugriechiſche, das gewöhnliche Arabiſche und das Hindoſtaniſche.

. Primairunterricht in Frankreich. — Die Zahl der Kinder von 5 — 12 Jahren beläuft ſich in Frankreich auf 5,000,000. Von den 2,300,000 Knaben, die hierin begriffen, beſuchen die Schulen nur 1,164,000, und von 2,250,000 Mädchen erhalten vollends nur 802,000 den erſten Unterricht. Die Zöglinge der Colléges haben ſich ſeit 1830 um 3420 vermindert. —

. Der franzöſiſche Anti-Proteſtant. — Unter dem Titel: *„l'anti-protestant“* erſcheint jetzt zu Paris ein Wochenblatt, welches „intereſſante Urkunden über den Zuſtand des Proteſtantismus in der ganzen chriſtl. Welt, und über das Benehmen ſeiner Propaganda“ zu liefern verſpricht. Man abonnirt ſich darauf *„à l'union et propagation catholique, rue d'Enfer N. 9.* —

. Der Rieſenaffe. — Die alten Naturforſcher haben von einer Art Orang-Utang geſprochen, welcher in Afrika eine Höhe von 6 bis 7 Fuß erreichen ſollte. Bis hierhin waren alle Bemühungen, ein Exemplar dieſer Art aufzufinden, vergeblich. Jetzt ſchreibt das *Journal du Havre*, Kapitain Touret, Kommandant der Clariſſe, habe ſich auf einer ſeiner letzten Reiſen nach dem Gabon von den Einwohnern eine todte Aeffin verſchafft, welche 5 Fuß und einige Zoll mißt, deren Gemahl indeß leicht nahe an 6 Fuß groß geweſen ſein dürfte. Dieſes Exemplar iſt jetzt in Havre im Kabinet des Hrn. Lennier zu ſehen. Ein Pariſer Blatt, dem wir dieſe Notiz entnehmen, meint, die hier erwähnte Aeffin ſcheine zur Species Pongo v. Wurmb zu gehören. Das Skelett eines Affen dieſer Art befindet ſich im Kabinet der Naturgeſchichte zu Paris; es hat eine Höhe von 5 Fuß. Darnach hätten wir alſo bis jetzt blos eine Todtenkolonie von großen Affen in Europa. Oder können wir auch mit lebendigen aufwarten?

. Anna Milder, am 13. Dez. 1785 zu Konſtantinopel von deutſchen Eltern geboren, zu Wien vom Ritter v. Neukomm zur Sängerin gebildet, hat ſowohl dort, als ſpäter in Berlin, als dramatiſche Künſtlerin reichlich wohlverdienten Ruhm geerntet. Nach kaum viertägiger Krankheit ſtarb ſie zu Berlin am 29. v. M., unvergeßlich Allen, die ſie gekannt, denen auch nur einmal ſie in einer Gluck'ſchen Oper zu hören vergönnt war. —

. Robert der Teufel iſt am 1. d. M. zum 168tenmal zu Paris aufgeführt worden. Auch in München macht der teufliſche Robert fortwährend ſein Glück. Der Teufel ſcheint überall *en vogue*.

. Der Heizapparat, den die Hrn. Harper und Joyce erfunden und „Wärm-Kaſten“, getauft haben, iſt von der medizinischen Geſellſchaft von Weſtminſter einer ſorgfältigen Prüfung unterworfen worden. Es hat ſich hieraus ergeben, daß ein Cylinder von 19 Fuß Höhe und $6\frac{3}{4}$ im Durchmeſſer in 24 Stunden $5\frac{7}{10}$ Pfd. reine Kohlen verbraucht, und hiernach 180 Kubikfuß kohlenſaures Gas produzirt. Der Berichterſtatter iſt nun der Meinung, daß, wenn dem Cylinder ein Röhrchen angefügt würde, um das höchſt nachtheilige Gas abzuleiten, derſelbe das wohlfeilſte Heizmittel darböte, da $\frac{9}{10}$ des Brennſtoffes mit Vortheil verbrannt werden. Der vor einigen Jahren von Dr. Arnolt bekannt gemachte Apparat erfüllt übrigens dieſe Bedingungen und alle Arten von Brennſtoffe können dazu verwendet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 142. 1838.

Phönix.

Samstag, 16. Juni.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

Georgius bot mir eine Schrift „Ueber Licenzen“ zum Verlage an, und bezog ſich auf ein Urtheil Jean Paul's, was dem Briefe beilag. Ich nahm keinen Anſtand ſogleich darauf einzugehen, wir wurden über das — nicht unbeträchtliche — Honorar einig, und Georgius ſandte das Manuſcript.

Bei Durchſicht deſſelben entdeckte ich, daß dem weſentlichen Inhalte nach, ein ſehr ähnlicher Artikel „über Licenzen“ ſich im Brockhaus'ſchen Converſationslexikon befand. Ich ſchloß daraus, Georgius ſei nicht redlich mit mir dabei zu Werke gegangen; um ſo mehr, da derſelbe — wie ich zufällig erfuhr — das nämliche Manuſcript der Göbhardt'ſchen Buchhandlung in Bamberg früher angeboten, die es aus gleichem Grunde zurückgewieſen hatte.

Ich wandte mich deshalb an Jean Paul, und beklagte mich ziemlich bitter über ſeinen Freund.

Er antwortete unterm 7. März 1814:

„Mein Freund Georgius iſt mein älteſter, ein dreißigjähriger. Seinem Charakter von gediegener Ehre und reinſter Uneigennützigkeit iſt ſchlechterdings eine eigennützige Unredlichkeit unmöglich. Er klärte mir alles auf — aber ja auch vorher Ihnen. Kaum ein Bogen blieb im Aufſatze*) unverändert; das Uebrige iſt bereichert, und die Geſchichte bis 1813 fortgeführt. Ihm iſt an der Erſcheinung des Aufſatzes und an deſſen Wirkung gelegen, was ſeine Opfer des Honorars noch mehr beweiſen. Göbhardt ſollte blos zum Drucke, nicht zum Verlage helfen. Ich werde es daher für ein Zeichen Ihrer Liebe gegen mich — zu deren Vergeltung ich in meinem Kopfe jede Hülfsquelle ſuchen will — anſehen, wenn Sie ihm das Manuſcript ſchleunigſt zurückgeben. Ob Sie es nicht drucken laſſen wollen, kommt auf Ihre neue Verſtändigung mit Georgius an. Uebrigens verbürg' ich mich hier in Rückſicht der Koſten unbedingt für ihn.“

„Ich erwarte begierig Weber's literariſchen Küchenwagen. Ich wünſche Ihnen die gute Meſſe, zu welcher Ihnen die politiſchen Verhältniſſe und Ihre trefflichen Verlagsartikel die doppelte Hoffnung machen.“

Das Manuſcript ging an Georgius zurück, und er verarbeitete daſſelbe — ſo viel ich mich erinnere — zu einem ausgedehnteren, ſpäter bei Schrag in Nürnberg erſchienenen Buche.

Wenn ich dieſes Briefes hier Erwähnung that, ſo geſchah es, um die Weiſe zu beurkunden, mit welcher Jean Paul ſeinen Freund gegen den Schein der Unredlichkeit vertheidigte, in den er unverſchuldet gefallen war.

Bei unſerer nächſten perſönlichen Zuſammenkunft verſuchte es Jean Paul abermals, auf alle Art, auch den kleinſten Flecken eines Verdachtes gegen ſeinen redlichen Freund zu verwiſchen; er gerieth dabei in heftigen Enthuſiasmus, wobei ihm die Thränen über die Wangen rollten.

Was ihm dieſer Freund galt, iſt hinlänglich bekannt; denn hunderte von Stellen in ſeinen Schriften und Tagebüchern ſprechen dafür.*)

---

*) Seitwärts am Rande befanden ſich noch die Worte: »Er machte, von Brockhaus als Probe gegeben, überall viel Aufſehen, und verſpricht mit ſeinen neuen Winken ein noch größeres.«

*) Im ſchönſten Lichte zeigte ſich Jean Paul zu ſeinem Freunde, der, wiewohl trefflich und tüchtig, doch bei weitem nicht ſo kernhaftgeſunden Gefühls, als er ſelbſt, bei einer Trennung der Freunde

Jean Paul fragte mich wiederholt, ob ich nun vollkommen überzeugt, daß ſeines Freundes Seele die reinſte und unbeflecktеſte ſei, und ihm dies durch Handſchlag verſichern wolle? Als es geſchehen, trat er zum Bücherſchrank, zog ein Buch hervor, blätterte darin, und ſagte:

„Sehen Sie, das iſt mir von Herzen lieb, weil nun auch ich den Tritt, den Sie durch Ihr Mißtrauen uns Beiden gegeben, nicht mehr verſpüre. Sie wiſſen gar nicht, wie innig wir mit einander verbunden, ſollten es aber füglich wiſſen, da Sie mit dem „„Siebenkäs““ ſo vertraut ſind. Da!“ — (hier ſchob er mir das aufgeſchlagene Buch in die Hand und vor die Augen) und ich las laut:

„Einen ſolchen Fürſtenbund zweier ſeltſamen Seelen, wie zwiſchen Siebenkäs und Leibgeber, gab es nicht oft. — Dieſelbe Verſchmähung der geadelten Kinderpoſſen des Lebens, dieſelbe Anfeindung des Kleinlichen, bei aller Schonung des Kleinen, derſelbe Ingrimm gegen den ehrloſen Eigennutz,“ (lauter! lauter! ſchrie hier Jean Paul auf) „dieſelbe Lachluſt in der ſchönen Irrenanſtalt der Erde, dieſelbe Taubheit gegen die Stimme der Leute, aber nicht der Ehre, dies waren weiter nichts als die erſten Aehnlichkeiten, die ſie zu Einer in zwei Körper eingepfarrten Seele machten.“

Wir wurden, nachdem ich geleſen, durch den Eintritt eines Dieners aus der Druckerei unterbrochen, der mir den Correkturbogen eines Buchs übergab. Das Geſpräch wandte ſich zu meinem Verlag, den Jean Paul abermals anpries. Die natürliche Folge davon war, daß ich auf's Neue anfing ihn zu beſtürmen, mir aus ſeiner Feder ein Verlagswerk anzuvertrauen. Er lehnte es nicht geradezu ab, wich aber ſichtlich meinem Zudringen aus, beruhigte mich jedoch mit der endlichen Verſicherung, „daß dazu ſchon einmal Rath werden könne, für jetzt habe er aber alles, woran er arbeite, bereits verſagt, ich ſolle mich übrigens nur gedulden ꝛc.“

Bei einer nächſten, bald darauf ſtattgefundenen Zuſammenkunft in Baireuth, kam ich wieder auf das alte Thema zurück, ging ſo weit, ihn geradezu um die bisher bezogenen Honorare zu fragen, und erbot mich zu Bezahlung des höchſten, wenn ich ſo glücklich wäre, ſein Verleger zu werden. — Jean Paul ließ ſich ganz offen darüber aus, ſagte mir die Summe, die er für dieſes und jenes Werk bekommen, bemerkte aber lächelnd, „wie er es mit mir ſchon gnädiger machen wolle,“ und fügte ſchließlich eine Aeußerung hinzu, die mir alle Hoffnung zu endlicher, baldiger Erfüllung meiner Bitte gab.

Es verging aber wieder eine geraume Zeit, ohne daß mein Hoffen irgend ein Erfolg krönte, und ich ſchrieb ihm, um zum Ziele zu gelangen, wie folgt:

„Ewig verehrter Herr und Freund!“

„Tag und Nacht beſchäftigt mich der Gedanke: wie unbeſchreiblich glücklich Sie mich machen würden, wenn es Ihnen gefiele — worum ich ſchon ſo oft mündlich bat — mir eines Ihrer neuen Geiſtesprodukte anzuvertrauen. Sie gaben mir ein paarmal ſchon zu verſtehen, wie dazu Rath werden könne; aber ein Monat verfliegt nach dem andern, der mich um dieſe geträumte Erdenſeligkeit betrügt.“

„Ich ſehe nun gar wohl ein, wie, um zum Zwecke zu gelangen, der Geſchäftsmann ſchlechterdings einmal dem Freunde den Weg vertreten muß, und thue das heute, — Gott gebe, daß es helfe!“

„Ich begnüge mich nicht länger mehr, Ihren Namen in meinem Herzen zu tragen, ich muß ihn auch in meinem Verlagskatalog leſen können, und ſoll' ich ihn mir ſelbſt zu meinem bitterſten Schaden darin einkaufen, und chriſtliche Juden, oder jüdiſche Chriſten, dazu um Hülfe anrufen müſſen! Haben muß ich etwas von Ihrem theueren Herzblute, um es in Druckerſchwärze zu transferiren. — Mit wieviel Geld ſoll ich einen tüchtigen poetiſchen Aderlaß, der ein Buch von 24 Bogen färbt, aufwiegen? Beſtimmen Sie das! Ich bitte! ich flehe!“

„Sie ſprachen einmal von 3 Louisd'or pr. Bogen, und eben ſo viel rechneten Sie für die Liebe zu mir, die Sie in die Gegenſchale legen wollten. Werfen Sie, — ich bitte! — beide Gewichte in die eine Wagſchale, vergeſſen Sie bei dieſem Geſchäfte den Freund, und gerade dies Vergeſſen ſoll mir ein erſter Beweis ſein, daß ich das Glück Ihrer Freundſchaft bisher wirklich verdient habe.“ —

(Fortſetzung folgt.)

ſchon im J. 1797, wo eine Wolke ihr Verhältniß beſchattete, die von Otto ausging. Er glaubte nämlich, daß Jean Paul vom Ruhme angegriffen ſei, und ſich von ihm und von ſich ſelbſt entferne, daß eine Art von Erkalten eingetreten ſei, daß Rang und Stand auf Jean Paul Einfluß gewinne, und er die Anmaßung beider, die ſich dem ausgebildeten und ausgezeichneten Talente gleichſetzen wollen, dulde. Otto glaubte ſich zurückziehen zu müſſen. Ein Gefühl der Ungleichheit und als ob Jean Paul ſich gleichſam zu ihm herablaſſe, ward ihm drückend. Seine Anklagen wurden ſogar hart und deuteten ſelbſt auf Egoismus. — Hier war es, wo Jean Paul durch Aufnahme dieſer kränkenden und kränklichen Anklage, ihn ſchon damals in der höchſten Glorie ſeines Charakters zeigte. Er beruhigt und heilt den leidenden, ſich ſelbſt quälenden Freund, mit der ruhigen Milde und Schonung eines Engels, ohne eine Spur von Empfindlichkeit, und Alles iſt ſo rein und heiter als vorher.

»Dein Brief gab mir zwar ſtoßweiſe kleine Schauer, aber es iſt gut, daß Du mir das ganze Gewebe Deiner Irrthümer zum Zerreißen vorgelegt. Mögeſt Du Dir künftig keine Faden mehr weben, die in Dich einſchneiden. Wie haſt Du mich mißverſtanden, obwohl immer aus Liebe! Mir thut nichts in Deinem Briefe weh, als Dein Schmerz. — Ich will jetzt jeden Einwand gegen mich in Deinem Briefe zum Zugeben und zum Widerlegen durchgehen, dieſes Mittel gibt doch der andringenden Fülle meines Inneren einen geraden Weg.«

(Nun bemüht ſich J. P. jeden Einwand und Zweifel, Punkt für Punkt, mit unendlicher Sanftmuth zu widerlegen, und es gelingt ihm vollkommen, den Freund von ſeinem Irrthume zu überzeugen, wie wir aus deſſen Antwort darauf erſehen. — Vergl. d. Briefwechſel mit Otto, 2ter Bd. S. 186 u. f.)

»Ich fühl' es wohl,« — ſchreibt J. P. ferner, — »daß wir nur Ein Schickſal haben können, und daß, wenn Einer von uns unglücklich wäre und ſtürbe, der Andere auch weiter nichts zu thun hätte, als ihm nachzuahmen und zu verzeihen.« —

4

Von Corfu nach Trieſt.

(Fortſetzung.)

Von London ging er mit einem Courier, der Depeſchen für das joniſche Gouvernement brachte, und ſchon nach neun Tagen kamen ſie nach Ancona, doch immer noch zu lang gereiſ't, denn das Dampfſchiff für Corfu war einige Stunden vorher abgefahren. Die Depeſchen hatten Eil, der Wind war für ihre Beſtimmung gut, und ſchnell ward ein Schiff genommen, um die Ueberfahrt ſo zu machen. Doch das Schickſal beſtimmte ihnen Angſt, Gefahr, Hunger und Entbehrung, denn dreiundzwanzig lange Tage brachten ſie auf der See zu, faſt verkommen vor Hunger, und Beide tödtlich krank. Bei günſtiger Witterung ſind drei Tage zu dieſer Reiſe hinlänglich. So verrätheriſch aber iſt das böſe, und dennoch ſo ſchöne Meer.

Noch immer litt Herr Conningham in Folge dieſer ungewöhnlichen Strapaze an Rheumatismen, weshalb er auch meinem Wunſche nicht willfahren konnte, mich bei einem Spazierritt auf der Inſel zu begleiten. Doch bald fand er einen Bekannten, der es mit Vergnügen that. Auch hier war es ein komiſches Zuſammentreffen, denn ſo wie ich des jungen Engländers anſichtig ward, fiel mir ſeine Phyſiognomie auf, und nun ergab es ſich, daß wir die Fahrt von Malta nach Patras auf dem engliſchen Dampfſchiffe l'Africain zuſammen gemacht. Dort ſchon mußte ich lachen, als er ſeine Abreiſe von England erzählte, denn im Augenblick, wo er aus dem Wagen ſteigt um ſich zu embarkiren, fehlten ſeine ſämmtlichen Sachen, die man unterwegs, mit der bekannten engliſchen Fertigkeit im Stehlen, entwendet hatte. Es half nichts, die bedeutende Summe für die Ueberfahrt nach Corfu war bezahlt, das Dampfſchiff wartet nicht, und ſo muß er mit dem, was er auf dem Leibe hatte, zum Glück aber noch ſein Geld in der Taſche, das Schiff beſteigen; bald genöthigt von einem der Paſſagiere Wäſche, bald von einem anderen Kleidungsſtücke zu borgen; doch hatte ihn ſeine heitere Laune und ſein guter Appetit keine Minute verlaſſen, denn mit Schrecken ward ich gewahr, wie er beim Diner dem Roſtboeuf zuſprach, von allen Schüſſeln einen gehäuften Teller zu ſich nahm, und zum Schluß, als wenn nichts vorhergegangen, einen halben Plumppudding harmlos verzehrte. Auch ſein Trinktalent mußte ich damals ſchon bewundern, doch ich habe Gelegenheit, weiter unten noch einmal darauf zurückzukommen.

Mit dieſem lebensluſtigen jungen Engländer ſtieg ich nun gegen 2 Uhr zu Pferde, und raſch ging's zum Thore hinaus auf die blühende Inſel. Wir nahmen, nachdem wir die ſtarken und in ſehr gutem Stande befindlichen Feſtungswerke hinter uns hatten, unſere Richtung zu dem Sommerpalais des Gouverneurs. Es iſt nur eine halbe Stunde von der Stadt, deshalb verfehlt es ſeinen Zweck als eine Stätte der Ruhe und des Ungeſtörtſein's, weshalb auch der jetzige Beſitzer es zu einer Art Caſino eingerichtet hat. Seine Lage iſt reizend, der Garten um ihn könnte bei ſo vielen Vortheilen, die das Klima hier gewährt, unendlich ſchöner ſein, allein die Engländer ſcheinen da, wo die Natur ihren Segen in ſo reicher Fülle wie hier geſpendet, ihren ſonſt ſo rühmlichſt bekannten Verſchönerungsſinn zu verlieren. Was würde in wenigen Jahren dieſe Inſel ſein, wenn die ſchöpferiſche Hand, der unübertroffene Geſchmack, die bewunderungswürdige Beharrlichkeit und Ausdauer des Fürſten Pückler hier walten könnte? Die ſchönen Olivenbäume in einem Grün, wie ich ſie nirgends geſehen, eine Allee von Trauerweiden, ein niedliches, gut gepflegtes Gärtchen, laſſen nichts zu wünſchen übrig; doch vor allem fiel mir ein uralter Oelbaum auf, an deſſen Stamm ein Roſenſtock eine Laube dieſer Himmelsblumen bildet, die einzig genannt werden kann, und hoch in des Baumes ſaftgrünem Laubdach breitete ein anderer Zweig des Roſenſtock's einen Baldachin aus, der nicht mehr irdiſch ſchien. Tauſende dieſer lieblichen Röschen verſchmolzen gleichſam mit den Blättern des Olivenbaumes, und entzückt weilten meine Augen bei dieſem bezaubernden Bilde.

Von hier ritten wir unter dem Schatten hoher Oelbäume ſchnell der Stelle zu, von wo man die herrlichſte Ausſicht genießt, die Corfu darbietet. Sie iſt da, wo ſich das Meer mit dem Landſee Calipoſoolo über noch im Waſſer ſichtbarer Mauerſtücke verbindet. Früher ſtand eine Batterie hier, nun dienen die Ueberreſte zu Ruheplätzen, und vor uns lag jetzt die baumbedeckte Inſel mit zahlreichen Villen und Dörfern. Vom Ufer des See's ſteigt das Eiland bergan, bis das ſteile ganz bewachſene Gebirge St. Mathias dem Auge eine fernere Ausſicht ſchließt, an ſeinen Abhängen aber glänzt aus hellgrünem Laube unten das Dorf Beniza, und höher Sancta Dekka freundlich herüber. Rechts dacht ſich die Inſel gen Pottamus hin ab, und wie ein grauer Punkt erblickt man die Fontaine Crescide, wo Ulyſſes an's Ufer ſchlafend geworfen von den Phäakinnen gefunden ward. Mehr ſeitwärts lag ſpiegelglatt der See mit den vielfach ihn durchkreuzenden Fiſchfängen, und ſchöne Orangen-, Feigen- und Granatbäume begränzten auf der Seite, wo wir ſtanden, ſeine Ufer. Unter uns rauſchte ſanft das Meer, leckte an den beiden kleinen Inſeln, wo auf der erſten eine Kapelle, auf der anderen eine Art Pavillon erbaut iſt, und links dehnte ſich im Halbzirkel das dunkelblaue Meer aus, auf dem einzelne Barken mit geſpannten Segeln, gleich flüchtigen Vögeln, dahin flogen. Es war nur ein Augenblick, den ich dieſem reizenden Punkte widmen konnte, aber ich fühlte mich an Leib und Seele geſtärkt. Wir lenkten nun unſere Roſſe rechts ab und galoppirten dem unteren Theil der Inſel zu, wo Soldaten beſchäftigt waren, einer Rennbahn die letzten nöthigen Ausbeſſerungen zu geben, um dann in wenigen Tagen den Einwohnern das beliebte Schauſpiel des Wettrennens zu geben. Alle Privatpferde der Stadt ſind ſchon ſeit längerer Zeit darauf trainirt, und da es das erſte Rennen iſt, was hier ſtattfindet, ſo wird es ohne Zweifel ſehr brillant werden. Auch der Pavillon für die ſchauluſtigen Damen ſtand bereits. Als wir noch eine kurze Strecke in den gutgebauten Weingärten fortgeritten, wandten wir uns abermals rechts dem Dorfe Pottamus zu, am Fluſſe deſſelben Namens, der zugleich der größte der Inſel iſt.

Dies war für mich ſeit langen Jahren der anmuthigſte Anblick, den ich genoſſen. Pottamus liegt wahrhaft paradieſiſch. Seine Häuſer, am Berge aufgebaut, blicken nur mit den Dächern aus den friſchgrünen Bäumen, die ſie, gleich einem Wald, einſchließen. Schöner ward gewiß nie die Lage eines Orts gewählt, und hier in dieſer Prachtnatur; hier möcht' ich wohnen! Die gutgepflaſterte Straße führt der Länge nach durch das ſtille reinliche Dörfchen, und die Vorſehung ſcheint das weibliche Geſchlecht hier mit der Natur in Einklang gebracht zu haben; denn ſo ausgezeichnet häßlich die ſonſtigen Corfiotinnen ſind, ſo ſelten findet man in Pottamus ein häßliches Geſicht. Ihre Coiffüre iſt auffallend hübſch, denn von einem Ohr zum anderen liegen über die Stirn ſchön geringelte Locken, das übrige Haar aber, von allen Seiten glatt zuſammen gekämmt, bildet eine einfache Flechte auf dem Mittelkopfe, und faſt alle tragen ſchwarze Kleider und gelbe Tücher. Einer ſolchen kleinen Schönheit zu Gefallen hielten wir an, um den Wein der Inſel zu koſten. Beinahe ſollte man es für unmöglich halten, daß ein ſo hübſches Kind ſolch' Getränk zu reichen im Stande ſei. — Miſchen Sie Syrup mit Branntwein und ſchlechtem Waſſer und Sie haben corſiotiſchen Wein. Ich mußte ein Glas Waſſer fordern, um dieſen bösartigen Geſchmack los zu werden, und langſam kehrten wir den Weg zurück, den wir gekommen. Ungern trennte ich mich von dieſem Orte der Anmuth und Freundlichkeit, wo die Natur ſo reichlich ihr Füllhorn ausgeſchüttet, wo aus jedem Fenſter, jeder Thüre ein Engelsköpfchen hervorlugte. In vollem Lauf ging's nun der Stadt wieder zu.

denn ſchon begann es dunkel zu werden. Durch die Vorſtadt, deren Bewohner nur Corſioten ſind und die faſt alle wie Räuber und Mörder ausſeh'n, gelangten wir bald wieder an das Thor, durch welches wir vor fünf Stunden hinausgeritten waren.

(Schluß folgt.)

„Ueber die Eigenthumsrechte der Schriftſteller und Künſtler und ihrer Rechtsnachfolger"

hat der wackere Buchhändler Paul Neff in Stuttgart ein zunächſt den würtembergiſchen Buchhandel im Augenmerk haltendes Schriftchen, von bündiger und ſcharfer Argumentation herausgegeben, das gerade im jetzigen Augenblicke, da es ſich um die Geſetzwerdung jener Rechtsfrage handelt, große Beachtung verdient. Gleich zu Anfang macht Herr Neff die ſehr richtige Bemerkung, daß der „würtembergiſche Buchhandel, wenn er der bisherigen Geſetze ungeachtet, emporblühte, es bloß der Nachſicht der Staaten verdankte, welche mit Würtemberg den Markt des deutſchen Buchhandels bilden: die relativen Eigenthümlichkeiten der dortigen Geſetzgebung den dortigen Buchhändlern nicht entgelten zu laſſen, und die Einbußen, welche ihre eigenen Unterthanen durch Würtemberger erlitten, nicht an der Induſtrie des dortigen Buchhandels zu rächen."

Die Hauptpunkte der Argumentation des Herrn Neff ſind folgende:

Schriften und Kunſtwerke, überhaupt alle Produkte geiſtiger Arbeit, ſind vor ihrer Vervielfältigung ausſchließendes Eigenthum ihrer Urheber und werden als ſolches von der Geſetzgebung ohne Spezialgeſetz geſchützt. — Die Mittheilung des Produktes einer geiſtigen Arbeit macht es, weil dieſe für die Zwecke des Staates nützlich oder nachtheilig werden kann, zum ſpeziellen Gegenſtand der Geſetzgebung; ſie, die gegen eine nachtheilige Wirkung auf die Zwecke des Staates Polizei- oder Juſtizmaßregeln ergreift, muß ebenſo, wenn dieſem das Produkt geiſtiger Arbeit im weiteren und engeren Sinne nützt, Schutz und der Produktion Ermunterung gewähren. Ein paſſiver Schutz beſteht in dem Nicht-Unterſagen der Mittheilung, ein aktiver in dem Schirm des Zweckes des Autors durchs Geſetz. Zweck des Urhebers aber iſt im Allgemeinen die Ausſicht auf — materiellen oder inmateriellen — Lohn; um erſteren handelt es ſich hier, bei den Vortheilen, welche die mechaniſche Vervielfältigung eines Produktes, wodurch dieſes zum Verkehr geſchickt gemacht, zur Waare umgeprägt wird, dem Urheber gewähret, und welche für ihn nur dann wirkliche Vortheile ſind, wenn er zur Vervielfältigung ein ausſchließliches Recht beſitzt; er oder ſeine Rechtsnachfolger (Buchhändler). Nur durch die geſezliche Zuſprechung der Ausſchließlichkeit aber wird das Recht des Vervielfältigens für den Autor und ſeine Rechtsnachfolger zum Eigenthumsrechte. Was nun die Dauer des letzteren betrifft, ſo bemerkt Herr Neff ſehr richtig, daß eine weite Ausdehnung eines ausſchließenden Vervielfältigungsrechtes für den größeren Theil der ſchriftſtelleriſchen Produkte ganz illuſoriſch, nur für die vorzüglichen darunter reell iſt, denn nur die vorzügliche Schrift lebt in der Zukunft; und daß „die Geſetzgebung den Menſchen an der Ausübung der Pflicht hindern würde, für ſeine Familie nach ſeinem Tode zu ſorgen, wenn ſich der Schutz, den ſie ihm für eine vorzügliche geiſtige Arbeit gewährt, nur zufällig über ſeinen Tod hinaus erſtrecken würde;" Herr Neff erweiſ't dieſen Punkt ferner durch eine folgerichtige Vergleichung des geiſtigen Kapitals mit dem Geldkapitale und gibt dann ſeine Stimme für das Recht der ausſchließlichen Vervielfältigung für die Friſt der ganzen Lebensdauer ab, „ſei ſie nach der Produktion kurz oder lang, um ſo mehr, da das Leben ſelbſt, als ein Zuſtand von unbeſtimmter Dauer, für die Geſetzgebung nur die Bezeichnung eines Zuſtandes im Allgemeinen ſein kann, und auf noch mehr als 30 Jahre nach dem Tode des Autors." Zum Schluſſe gibt Herr Neff, nachdem er dargethan, daß es „das Intereſſe der würtembergiſchen Buchhändler fordere, ſich den geſetzlichen Vorſchriften zu unterwerfen, welche die preußiſche Geſetzgebung ertheilt," das Votum: „Ein würtembergiſches Geſetz, das einen geringeren Schutz gegen den Nachdruck gewährt, als das preußiſche, iſt in vielen Fällen ſo gut, als wenn es nicht exiſtirte und in andern wendet es den Stachel gegen unſere eigene Induſtrie und drängt den Verlagsbuchhandel nach Preußen."

Feuilleton.

⁂ Biographieen. — Drei der ausgezeichnetſten engliſchen Dichter arbeiten jetzt, wie wir in der L. A. Ztg. leſen, an den Biographieen der größten dramatiſchen Schriftſteller aus dem Zeitalter Eliſabeth's und Jakob's I. Campbell hat Shakespeare, Southey — Beaumont und Fletcher, Barry Cornwall — Ben Jonſon gewählt. So recht! Juwelen ſchleift man am Beſten mit Juwelenſtaub.

⁂ „Das göttliche Recht der Könige" wird im 6ten Heft der hiſt. pol. Blttr. f. d. kathol. Deutſchland folgendermaßen beſchrieben: „Der König herrſcht nicht, weil ſeine Unterthanen ihn zu ihrem Herrn erleſen; ſondern ſeine Unterthanen dienen ihm, weil er kraft ſeines Beſitzes von liegenden Gründen und nutzbaren Rechten, kraft ſeines berühmten Namens und Geſchlechts, kraft der großen Zahl und Menge ſeiner Diener, Gehülfen und Freunde von Hauſe aus nicht blos ein mächtiger, ſondern auch ein unabhängiger Herr iſt, der Vielen befiehlt, aber keinem irdiſchen Herrn gehorcht." (!!) Aber — auch „das Recht der Unterthanen iſt ein göttliches Recht;" und „beruft ſich der Fürſt auf ſein göttliches Recht, ſo muß er auch die Pflichten anerkennen, die ihm daſſelbe göttliche Gebot auferlegt, — aus welchem er die Unverletzlichkeit ſeines Rechtes ableitet; er muß andere Rechte, die auch von Gott ſind, heilig halten." Dieſes Müſſen bleibt aber bei Hrn. Philipps und G. Görres nur ein leeres Sollen; denn es folgt aus jenem Begriff „des göttl. Rechtes" nur ſoviel, „daß der Fürſt, wie jeder Andere, ſeine Stellung im Leben als ein ihm von Gott verliehenes Amt betrachten muß, worüber er — am Tage des Gerichtes — dem König der Könige Rechenſchaft ſchuldig iſt." —

⁂ Uralter Charakterzug des deutſchen Volkes. — Im 3ten Heft der eben angeführten Blätter leſen wir u. A. Folgendes: „als ein charakteriſtiſcher Zug unſeres Volkes und ſeiner Geſchichte tritt uns von ihrem früheſten Beginnen an, die Behauptung der individuellen Freiheit gegen die Centraliſation der Macht entgegen. Wir finden die alten Germanen nicht nur in ewigen Kriegen gegen das römiſche Joch," (ihre Söhne und Enkel proteſtirten auch gegen die Centraliſation der kirchlichen Macht in — Rom und gegen das päpſtliche Joch) „ſondern auch für die Selbſtſtändigkeit der einzelnen Stämme untereinander ſtets zum Kampfe bereit. … Und auch ſpäter bewahrte die Nation dieſe Liebe für die einzelne Selbſtſtändigkeit ſo feſt, daß ſie aus dem Kaiſerthum ein Wahlreich machte, deſſen Haupt die Stammfürſten in freier Wahl kürten." … Wahrſcheinlich — gehorchten ſie ihm alſo, weil ſie ihn ſich zum Herrn erleſen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nr. 143. 1838.

Phönix.

Montag, 18. Juni.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

Die nach wenigen Tagen erfolgte Antwort lautete:

„Ihr wiederholter Wunſch, irgend eines meiner Geiſteskinder in Ihre neu begründete Verlagsanſtalt verſorgen zu wollen, rührt mich wahrhaft, — wie ich Ihnen das ſchon mündlich bemerkte — und ich möchte Ihnen gern vor allen Verlegern (dürft' ich blos meinem Herzen folgen) ein ſolches anvertrauen, der Sie ja nicht nur mit Metall bezahlen, ſondern — was beſſer und wohlthuender — ſo viel andere Kleinodien hinzufügen, daß dieſe jenes gern vergeſſen ließen, wenn man könnte." —

„Mit Ihnen handeln kann ich nun einmal nicht, was ich mit Anderen kann, die mich nichts angehen, und die für mich nichts als Kaufleute ſind. — Und ſollt' ich von Ihnen als Freund und Geſchäftsanfänger einſt eine Klage für ein gezahltes Honorar, das nicht im Verhältniß mit dem geträumten Buchabſatze geſtanden, hören müſſen, — eine Klage, wie ich ſie ſchon hörte — ich ertrüg' es nicht!"

„Sie pochen auf meinen Namen, den Sie nun einmal mit Gewalt in Ihren Verlagskatalog bannen wollen; — nun in Gottes Namen denn! Wenden Sie ſich an Hennings, vielleicht tritt er Ihnen den Vorrath des Kampanerthals ab, und Ihr Wunſch würde auf dieſe Weiſe erfüllt, und meine Freude groß ſein, über den abgeſchloſſenen Handel eines Edelmannes mit einem — Handelsmanne!" —

Die Antwort, ſo ſehr ſie für den herrlichen, menſchenfreundlichen Charakter Jean Paul's ſpricht, war mir nicht willkommen. Ich beſchloß jedoch, da ich mich nun einmal nicht an des reichen Herrn Tiſche ſetzen durfte, mich mit den Brocken zu begnügen, die davon herunterfallen, und ſchrieb desfalls an den Verleger des Kampanerthals, ob er mir den Verlag dieſes Werkes und unter welchen Bedingungen, abtreten wollte.

Hennings war nicht abgeneigt, zeigte mir aber einen ſo großen Vorrath von Exemplaren an, daß der Abkauf, dann die nothwendige Vernichtung derſelben, um eine zweite vermehrte Auflage veranſtalten zu können, die Bezahlung einer enormen Summe verlangte.

Deſſenungeachtet ließ ich mich davon nicht abſchrecken, ſchrieb an Jean Paul, ob er ſich zu einer neuen Auflage verſtehe, erhielt aber nachſtehende Antwort, die meine Hoffnung auf's Neue zertrümmerte.

> „Henning's Angaben über das Kampanerthal ſind richtig. Aber eine zweite vermehrte Auflage werd' ich erſt in der Sammlung meiner Opera omnia geben. Leider hab' ich zu oft in meiner früheren merkantiliſchen Dummheit und Sorgloſigkeit ſolche erbärmliche Bedingungen, wie die einer bereicherten Ausgabe für 1½ Louisd'or, und ohne Beſtimmung der Stärke der Auflage, machen können; daher denn meine früheren Werke ſelten eine zweite Auflage erlebten."
>
> „Jeremias Henne*) hab' ich mir zum Beſehen beſtellt, um den Dieb meines Namens öffentlich zu hängen." ꝛc. —

Ich gedachte am Ende des erſten Artikels dieſer Bruchſtücke, eines Mittags, an welchem ich Jean Paul in fröhlichſter Laune ſah; als Gegenſtück dazu — da ich mir nun einmal vorgenommen, dem Leſer alles das mitzutheilen, was ich aus den Kammern meines Gedächtniſſes noch hervorzufinden vermag, muß ich aber nun auch eines Abends gedenken, an welchem er mir in der trübſten Stimmung erſchien, ſo lange ich ihn kannte.

---

*) Eine Schrift, welche in Heinrich's Bücherkatalog unter Jean Paul's Namen angekündigt war, und worauf ich ihn aufmerkſam machte.

Geſtehen muß ich, daß ich mit großem Mißbehagen an die Schilderung dieſes Abends gehe, da ich offenbar mit einem Manne dabei in Conflikt gerathe, der dieſe trübe Stimmung Jean Paul's erzeugte, an die der Vortreffliche, ſo oft er ſich ihrer ſpäter erinnerte, nie ohne ſichtbaren Schmerz zurückdachte.

Wenn ich unumwunden den Namen hier ausſpreche und geradezu ſage: „es war dies der noch jetzt zu Baireuth lebende katholiſche Pfarrer Oeſterreicher;“ ſo tritt ſogleich die Verpflichtung gegen den Leſer ein, ihm zu eröffnen, warum ich ſchonungslos den Namen öffentlich zu nennen mir erlauben darf, will ich nicht den Vorwurf eines gänzlichen Mangels an Pietät auf mich laden, den mir zu machen hoffentlich noch keinem meiner Leſer bei meinen früheren biographiſchen Schilderungen in den Sinn gekommen ſein wird.

Wie lange mir das Schwierige des Wiedererzählens dieſer Scene vorſchwebte, die ohnedies mit ihren hellen, grellen Farben und Nüancen nicht recht lebendig mehr in meiner Erinnerung lebte, beweiſ't, daß ich, theils um dem eben berührten Vorwurf zu entgehen, theils um dem Veranlaſſer von Jean Paul's Unwillen, Gelegenheit zu ſeiner Selbſtvertheidigung zu geben, ſchon unterm 15. November 1836 an ihn, wie folgt, ſchrieb, und auf die zarteſte, feinſte Weiſe ihn bat, mir darüber ſeine Mittheilungen zu machen:

„Da Jean Paul auch Ihr Freund war, Ew. Hochwürden ſo viele Jahre um und mit ihm lebten, ſo würden Sie mich unendlich verbinden, wenn Sie die Gewogenheit hätten, und, ſollte es auch mir nicht zu Gefallen geſchehen, doch aus Pietät gegen den großen Mann, mir etwas aus ſeinem dortigen Leben, ſeiner ſpäteren Lebensweiſe, ſeinem Verhältniß zur Rollwenzel u. ſ. w. mitzutheilen. Sollten Sie Briefe von ihm, oder ſonſtige literariſche Reliquien beſitzen, ſo bäte ich auch um deren gütige Bekanntmachung. Das wäre das Allgemeine meiner Bitte. Speziell erſuche ich Ew. Hochwürden um eine kurze Verdeutlichung jenes Abends, an welchem ich die Ehre hatte, Sie und Jean Paul bei mir im Anker zu Baireuth als Gäſte zu ſehen. Es befand ſich dabei auch der Knabe Jean Paul's, und ein Zwiſt entſpann ſich zwiſchen Ihnen und dem Vater deſſelben. Das Nähere darüber (ich glaube über Erziehung des Knaben ergab ſich der Streit) iſt mir faſt entfallen, und doch ſchien mir damals die Sache, in Bezug auf Jean Paul's Charakter, höchſt wichtig.“

„Wie geſagt, Sie erzeigen mir durch die Gewährung meiner Bitte, in dieſer, wie in jener Beziehung, einen recht weſentlichen Dienſt, und dankbarlichſt werde ich ſtets Ihre Güte und Gefälligkeit zu verehren wiſſen. Durch Mittheilung des Buchs, ſowie es erſchienen, werde ich Ihnen den Beweis liefern, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geſchenkt, und die zarteſte und umſichtigſte Behandlung des Vorfalls gewiß Statt hatte ꝛc.“ —

Vier und einen halben Monat wartete ich vergebens auf Antwort. Ich ſchrieb daher den 31. März 1837 nochmals:

„Am 15. November vor. J. erlaubte ich mir an Ew. Hochwürden zu ſchreiben, und Hochdieſelben mit einer Bitte, Jean Paul betreffend, zu beläſtigen.“

„Bis heute hoffte ich vergebens auf eine Antwort. Ich kann mir den Grund nicht erklären; denn angenommen, daß Ew. Hochwürden ſich nicht geneigt fänden, meinem Geſuche zu willfahren, ſo hätte ich doch ſicher eine Zeile Antwort nach konventionellen Geſetzen erwarten dürfen.“

„Da nun die höchſte Zeit vor der Thüre, kommt mir der Gedanke, es nochmals zu verſuchen, mich an Hochdieſelben zu wenden, und anzufragen, ob Sie vielleicht meinen Brief gar nicht empfangen.“

„So unwahrſcheinlich es nun auch ſcheint, daß ein Brief zwiſchen hier und Baireuth verloren gehe, mache ich doch nochmals den Verſuch, und bitte um wenige Aufklärung, damit ich weiß, woran ich bin.“

„Sollte wirklich aber mein Schreiben nicht in Ihre Hände gekommen ſein, ſo würde ich unverzüglich eine Copie meines erſten Briefes einzuſenden mir erlauben. ꝛc.“

Hierauf erhielt ich folgende merkwürdige, hier wörtlich wiedergegebene Antwort:

„Baireuth, den 4. April 1837.“

„Wohlgeborener Herr.“

„Ich habe von jeher gehört: keine Antwort ſei auch eine; die nämlich, daß man dem geſtellten Antrage zu entſprechen nicht geſonnen ſei. Sie wollen aber dieſe Nichtantwort nicht verſtehen; ſo ſei es Ihnen hiermit ſchriftlich und deutlich geſagt: ich will und mag auf Ihren Vorſchlag nicht eingehen. Mir nebenbei alle weiteren Zudringlichkeiten verbittend, bin ich

Ihr

aufrichtiger Oeſterreicher,

Stadtpfarrer.“

(Fortſetzung folgt.)

Von Corfu nach Trieſt.

(Schluß.)

In der großen Straße, durch die wir langſam unſere keuchenden Pferde leiteten, zeigte mir mein Begleiter eine ſchöne, leichtſinnige Suliotin, die durch's offene Fenſter, hinter Roſen und Nelken ihre dunkelen Locken und ihr noch dunkeleres Augenpaar verführeriſch ſehen ließ. Wir ſtiegen und gaben unſere Roſſe am Platz des Palais ab, und eilten zur St. Spiridionskirche, deren Schutzpatron gleichen Namens als großer Heiliger und Märtyrer berühmt, in einem ſilbernen Sarg mit goldnem Untergeſtell, unverwesbar darin aufgehoben wird. Man ſieht die Mumie nur an gewiſſen Tagen, ich traf, wie immer bei heiligen Angelegenheiten, natürlich keinen dieſer glücklichen, und mußte mich daher damit begnügen, den überaus koſtbaren Sarg, ſo wie den enormen Reichthum der Kirche im Allgemeinen zu bewundern. Ich war in der Kürze damit fertig und trat noch einmal in die düſter erleuchtete Kapelle, wo St. Spiridion ſein Ruhebett hat. Sein Bildniß auf der vordern Platte des Sarkophag's in Silber getrieben, wird von den Ein- und Ausgehenden geküßt, und Jeder geht geſtärkt nach Haus. Ich betrachtete mir dies eine Zeitlang, da kam bedächtigen Schrittes ein zerlumpter Corſiot mit lang herabhängenden, ſtruppigen, unreinen Haaren, ſeit ſeiner Taufe wahrſcheinlich nicht mehr gewaſchen, einen Bart, den wahrlich der erſte Pariſer Friſeur nicht in Ordnung zu bringen im Stande geweſen, fiel mit Wuth über St. Spiridion her, und küßte ihn von oben bis unten, drei- bis viermal dies wiederholend. Als er aber mit dieſer förmlichen Waſchung des Märtyrers geendet, nahte ſich ein liebliches Mädchen, kniete nieder, und bedeckte mit innigen Küſſen St. Spiridions Leib, ohne ihn vorher abgewiſcht zu haben, was ja aber auch Sünde geweſen wäre. Mir ward aber dabei ſeekrank, und herzlich froh, die freie Luft gewonnen zu haben, begab ich mich zum nahen Konditor, um bei einem Glaſe Eis eine ſolche Verehrung des Heiligen zu vergeſſen.

Außerordentlich viel junge Leute waren hier verſammelt, und unter ihnen mehrere Offiziere, alle in Uniform; denn Corfu's Gouverneur übt nicht die Milde des Maltheſer, der der Garniſon erlaubt, in ganz leichter Kleidung bei der Hitze ausgehen zu dürfen. Sämmtliche Offiziere, die ich hier ſah, hatten theils in der Hand, theils am Degen hängend, gewaltige Stöcke, und wenn ſie wüßten, wie höchſt fatal dies ausſieht, wie ganz und gar es nicht zur Uniform paßt, gewiß ſie würden ferner keine mehr tragen. Schlimm genug, daß Unteroffiziere und Korporale gezwungen ſind, dieſes Zeichen der unwürdigen Strafe für Soldaten zu führen, die Offiziere aber haben gewiß keinen Befehl hierzu.

Wir wandten uns nun zur Wohnung des Herrn Conningham, und fanden hier eine frohe Geſellſchaft zum Diner vereinigt, deren Honneurs unſer Wirth in der That vortrefflich machte. Mehrere der Anweſenden waren Offiziere, einige ſprachen ſogar meine Mutterſprache, und luſtig ging's zu. Da erhob ſich ein Artillerie-Kapitän und ſchlug vor, die Geſundheit meines hochverehrten Fürſten zu trinken; freudig ergriffen wir die ſchäumenden Champagnergläſer, und ein herzliches Lebehoch ward dem mir theuerſten aller Männer dieſer Welt gebracht. Dann trank man die Geſundheit unſerer beiden barbariſchen Mädchen, und tapfer ward gezecht.

Nach einer Stunde wogten wir abermals auf dem Meer, und noch einmal ging ich den in Corfu verlebten Tag durch, und fand das Reſultat ſo angenehm und erquickend, daß ich bald darüber in ein freudiges, wachendes Träumen verfiel, und dieſem folgte der ſüßeſte Schlaf, den ich noch bis jetzt auf der See genoſſen.

Der Pilot hatte Recht, denn, nachdem uns der ſchiefe Grieche in Corfu verlaſſen, bekamen wir günſtigeren Wind, und alle Segel beigeſetzt, flogen wir raſch zwiſchen den unzähligen kleinen Inſeln und der immer ſich gleich ſchön bleibenden Küſte der türkiſchen Provinz hin. Am zweiten Tage nach unſerer Abreiſe von dem engliſchen Eiland paſſirten wir die Linie, wo man aufhört in der Levante zu ſein, und am folgenden warfen wir vor Raguſa Anker, der erſten öſterreichiſchen Stadt und Feſtung an der Küſte. Ein Fort auf einer Inſel deckt, gleich dem Napoleons-Fort vom Lande, Stadt und Hafen, und man muß des großen Kaiſers eiſernen Willen anſtaunen, der hier befahl das Fort ſeines Namens anzulegen, und Kanonen heraufzuſchaffen, denn es gehört zu einem der ſteilſten und höchſten, die ich kenne.

Unſer Kapitän nahm hier einen Gardien an Bord, und von dem Augenblicke an zählte unſere Quarantaine. Gegen Mitternacht lichteten wir wiederum die Anker, und guter Wind führte uns raſch unſerem Beſtimmungsorte näher. Leider hatten wir mehrere Tage äußerſt dicken Nebel, der mich außer Stand ſetzte, irgend etwas von den Küſten, oder den zahlreichen Inſeln, die ich nur auf der Karte ſah, ſagen zu können.

Am anderen Nachmittage warf der ungeſtümer werdende Wind ein niedliches, gelbes Bachſtelzchen auf's Schiff, und behend wie eine Katze erhaſchte es einer der Matroſen. Man ſtutzte ihm die Flügel, und leider machten wir dabei die Bemerkung, daß das arme Thierchen eines ſeiner Beinchen verloren; doch als wenn es wüßte, daß es ſeinem Tode durch Erreichung des Fahrzeuges entgangen, hüpfte es bald traulich unter uns herum, und verzehrte begierig die Fliegen, die wir ihm vorwarfen. Seines Stelzfüßchens wegen erhielt es aber den Namen: der lahme Feldwebel, und feierlichſt ward es zum Ritter eines Verdienſtordens erklärt. So amüſirten wir uns einige Zeit, da erſcholl des Kapitän's helle Stimme vom Hintertheil des Schiffes: „die Harpune, die Harpune!“ Man eilt, ſie in Stand zu ſetzen, allein es verging eine geraume Zeit, und ärgerlich erzählte nun der Kommandant, daß eine ganze Schaar großer Fiſche am Schiff vorbeigeſchwommen, und man leicht einige derſelben mit der Harpune hätte werfen können. Endlich hatte man ſie bereit, und wiſſend, daß die Fiſche, wenn ſie ſich einmal gezeigt, in der Regel zurückkehren, ſtieg der Stärkſte der Matroſen mit derſelben auf den äußerſten Theil des Schiffes.

Es war ein grauſiger Anblick! dieſer herkuliſche, bärtige, faſt ſchwarze Mann mit dem Todesgeſchoß in der nervigen Hand, auf einem dünnen Seil über den Fluthen — und ſchweigend erwartete die ganze Equipage ſeine Thaten. Da kamen langſam in den dunkelblauen Wogen die ſchönen Fiſche ſorglos herangeſteuert, der Matroſe hob den Arm, zielte, und pfeifend entflog die Harpune ſeiner Hand — doch nur die Wellen durchſchoß ſie, und wie der ſtraffen Sehne entſchnellte Pfeile flogen die erſchrockenen Waſſerbewohner der unergründlichen, ſie ſchützenden Tiefe zu. Ein wohlverdientes allgemeines Gelächter ward dem Pfuſcher, und es war drollig, wie ſich des Kochs bergiger Rücken vor Zorn in kühnere Linien erhob, als er ſein ellenlanges Meſſer, ſich getäuſcht ſehend, einſteckte, das gezogen war, dem unglücklichen Fiſch den Garaus zu machen, den er, gleich uns, wähnte von der Harpune losſchneiden zu können. Man wartete auf die abermalige Erſcheinung der Fiſche, doch vergebens, und ärgerlich wandten wir uns wieder zum Hintertheil des Schiffs, und neuer Kummer und Gram traf uns auch hier. Der lahme Feldwebel litt an Indigeſtion der zu viel genoſſenen leckeren Fliegen, keine Mittel ſchlugen an, und in des Doktors Händen gab der tapfere Krieger ſeinen Geiſt auf. Weiſe ſetzte der gelehrte Mann auseinander, daß es ein Choleraanfall geweſen, der uns unſeren Freund entriſſen, und er dringe deshalb auch auf ſofortige Beerdigung. Wer mit Ehren gedient, muß mit Ehren begraben werden, hieß es, und ich wandte mich zum Kapitän mit der Bitte, zwei Kanonen löſen zulaſſen, wenn wir den Verſchiedenen in's Meer ſenkten. Doch lachend ſchlug er es ab. — O du Gefühlloſer dachte ich, und warf weinend des Feldwebels Leichnam in das naſſe Grab. Sämmtlich waren wir durch dieſe zwei Schläge des Schickſals verſtimmt, Einer ging hier, der Andere dorthin, ich aber kletterte, ſo hoch ich konnte, auf den Maſt, ſchaute der mit unendlicher Pracht untergehenden Sonne nach, und als der feurige Ball ganz untergetaucht, deklamirte ich, tief die Wahrheit fühlend:

Des Lebens ungemiſchte Freude
Ward keinem Irdiſchen zu Theil,

ſtieg dann langſam die beweglichen Leitern herab, und ſteckte mir unten zum Troſt eine — Cigarre an.

Doch aus des Schickſals Spaß ward wenige Stunden ſpäter furchtbarer Ernſt. Kurz vor Mitternacht fing der Wind an, ſtark zu wehen, und dunkel-ſchwarze Wolken bedeckten, ſo weit das Auge reichte, das Firmament. Immer heftiger ward der Sturm, und fernes Donnergetöſe ließ ſich dumpf vernehmen. Die ganze Mannſchaft war auf dem Verdeck, alle Segel waren gerefft, und heulend pfiff der Orkan durch die leeren Maſten und Taue. Ich ſaß noch in der Kajüte und ſchrieb, da fiel ein furchtbarer Donnerſchlag, ein Blitz erhellte das Innere des Schiff's, und ſolch' ein Windſtoß faßte daſſelbe, daß ich, mit ſammt dem Tiſch und allen beweglichen Sachen im Zimmer, zu Boden fiel. Ich eilte nach oben, doch welch' eine fürchterliche Nacht! Rabenſchwarz war der Himmel, gleich ihm die See, und nur wenn die gezackten Blitze am Horizont dahinfuhren, ſah' man die weißſchäumenden, thurmhohen Wogen. Regen ſtrömte in Maſſe herab, und gleich einem Spielball warf die See das große Schiff bald zur ſchwindelnden Höhe, bald in die unermeßlichſten Abgründe, bald bedeckte ſie es mit milchweißem Schaum. Wir befanden uns an einem gefährlichen Orte des Meeres, und jeder Augenblick konnte der des letzten ſein. Da rief eine angſtvolle Stimme „ein Segel dicht vor uns.“ Kalt durchfuhr's uns arme Sünder, denn jetzt ward die Gefahr am größten. Mit Eifer arbeitete die Mannſchaft, mit Eifer die Offiziere, doch nichts half, und hätte nicht ein glücklicher Windſtoß unſer Fahrzeug ſeitwärts geworfen, ſo zerſchellten wir an dem, was nur noch einige Schritte vor uns war, in tauſend Stücke. Neuer Muth belebte das Schiffsvolk, und den gemeinſchaftlichen Anſtrengungen gelang es, das Schiff dahin zu lenken, wo wir in kurzer Zeit den ſicheren Hafen von Capo d'Iſtria erreichten. Jeder ſuchte aber freudig ſein Bett, als der rollende Anker in die Tiefe ſank.

Meine Reiſegefährten hatten ſämmtlich ſtark an der Seekrankheit gelitten, ich befand mich aber wohl. Alle unſere Effekten und Meubels in den Kajüten waren bunt durcheinander geworfen, und hätte der Sturm, ſo heftig wie er angefangen, noch einige Stunden angehalten, ſo waren wir, nach der einſtimmigen Meinung der Offiziere, unwiederbringlich verloren.

Nach dieſer anſtrengenden Nacht nun ſchlief Alles bis ſpät am Morgen, dann ordnete man das ganze Schiff, allein der Kapitän hielt es noch nicht für gerathen, unter Segel zu gehen. Ich betrachtete jetzt die uns gegenüber liegende Stadt, mit ihrer ſchönen Kirche auf dem äußerſten Vorſprung des Felſens, ihre grüne hügeliche Umgebung, die ganz mit Oel- und Mandelbäumen bedeckt, aus denen häufig freundliche Villen hervorblicken, und eine über Alles wegragende hohe Cypreſſe die ſtolz ihr Haupt in die Wolken erhob. Dann rechts die hellgrünen Vorſprünge, den Hafen mit mehreren Schiffen und einige kleine Inſeln dicht neben uns, auf deren einer eine hübſche Kirche, auf einer andern ein alter Thurm ſichtbar ſind. Dies zuſammen gab ein recht nettes Landſchaftsgemälde mit dem noch immer ſtark bewegten Meere im Vordergrunde.

Früh vier Uhr lichteten wir zum letztenmal die Anker, und ruhig fuhren wir der Bai zu, an deren Ende Trieſt liegt. Doch noch verging der Tag, die Nacht, und erſt gegen Morgen ward das Schiff da im Hafen befeſtigt, wo die in Quarantäne ſich befindlichen ihren Platz haben. Bei unſerer Einfahrt lag wiederum Nebel auf den nahen Küſten, und nur die ſchneebedeckten Gipfel der Tyroleralpen glänzten aus weiter Ferne majeſtätiſch herüber.

Feuilleton.

*** Der berühmte Stiefelwichs-Fabrikant James Day zu London iſt im vor. Monat geſtorben. Er hinterläßt ein Vermögen, welches auf 370,000 Pfd. Sterlg. (über 9 Million Franken) geſchätzt wird, die er in ungefähr 20 Jahren erworben. Solches Glück blüht nicht allen Stiefelwichs-Fabrikanten; höchſtens denen, welche berathen, ob man die Stiefel am beſten wichſe oder ſchmiere.

*** Chineſiſches Theater. — Aus der Preſſe der königl. Buchdruckerei zu Paris wird in dieſen Tagen ein intereſſantes Werk hervorgehen, betitelt: *Théâtre Chinois, ou choix des pièces de théâtre composées sous les empereurs mongoles.* Die hier dargebotene Ueberſetzung aus dem Chineſiſchen iſt von Hrn. Bazin, der ſeine Befähigung bereits durch die *Intrigues d'une Soubrette* erwieſen, welche er im Journal aſiatique zuerſt bekannt gemacht hat. —

*** *„Le roi de la Basoche“* iſt der Titel eines lateiniſchen bisher inedirten Gedichtes von Philibert Grinet, welches Hr. Breghat de Lut kürzlich nebſt franzöſiſcher Ueberſetzung und Noten zu Lyon herausgegeben. Grinet, Onkel von Papyre Maſſon, verfaßte dieſes Gedicht vor 1550 auf die Wahl eines Königs der Bazoche von Lyon; es zählt ungefähr 200 Hexameter.

*** Zu Göttingen ſtudieren in dieſem Halbjahre 590 Inländer und 193 Ausländer (im Ganzen 783); im vorigen Halbjahre ſtudierten daſelbſt [illegible] Inländer und 207 Ausländer (in Allem [illegible].)

*** Spontini wird in England erwartet, wo er alte Nationalmelodieen zu ſeiner Oper „die Stuarte“ zu ſammeln gedenkt.

*** Der geiſtvolle Michel Chevalier, der unlängſt zum außerord. Staatsrath ernannt worden, hat wieder ein ſehr belehrendes Werk herausgegeben unter dem Titel *„Les intérêts matériels.“* Man lernt durch daſſelbe den Zuſtand Frankreich's in Bezug auf Verkehrs- und Verbindungsmittel genau kennen; aber er erweiſ't auch, daß alle anderen Intereſſen der Menſchheit mit dem materiellen Hand in Hand gehen, namentlich, daß Volksbildung eine Grundbedingung iſt zur Erreichung der Socialzwecke. — Anderwärts iſt man anderer Meinung. Die Volksbildung iſt da ein chemiſches Feuerzeug, in das bloß der Schulmeiſter oder die Behörde das Schwefelhölzchen eintunkt, die materiellen Intereſſen ein blinkendes Aushängeſchild, alle anderen Intereſſen der Menſchheit — gar nichts.

*** Auch Magdeburg will ſein jährliches Muſikfeſt haben. Das erſte wird am 28. und 29. d. M. gefeiert werden. Das Prachtſtück deſſelben wird das Oratorium „Abbadona“ von Mühling ſein.

*** Philarete Chasles, einer der Redakteren der Débats, begleitet den Marſchall Soult auf der Reiſe zur Krönung Victoria's. Man darf daher glänzenden Schilderungen dieſer Feier entgegenſehen.

*** Die in Baiern effektuirte Confiscation der beiden Broſchüren: „Aufklärung und Umtriebe des Erzbiſchof's von Köln, Freyh. Droſte zu Viſchering, gegen König und Staat“ (Quedlinburg und Lpzg.) und „Ueber den Kampf des Pabſtthums gegen die Staatsgewalt, und den wahrſcheinlichen Ausgang deſſelben“ (Halle), iſt vom dortigen Staatsminiſterium des Innern beſtätigt worden. —

Es hat ein mir bekannter Anonymus F. F. Franke auf der Leipziger Oſtermeſſe d. J. angekündigt, daß er ein epiſches Gedicht in VI Büchern und 30 Geſängen unter dem Titel: „Die Ahasveriade,“ verfertige, und dabei als Muſterſtück unter Buchhändlern, Literaten und Andern Das, was er zur Zeit fertig gemacht hat, in einer umfangreichen Broſchüre vertheilt.

Da ich vernehme, daß dieſes unfertige Gedicht mit dem unter meinem eigenen Namen erſchienenen epiſchen Gedichte: Ahasver, von Einigen, welche bloß die ähnlichen Titel der Bücher nennen gehört haben, verwechſelt wird, ſo bitte ich das Publikum inſtändig, jene Broſchüre nicht für mein Werk anzuſehen, meine literariſchen Freunde aber, in ihren Wirkungskreiſen dieſem Irrthume zu ſteuern.

Dresden, am 6. Juni 1838.

Julius Moſen.

Berichtigung.

☞ Man bittet in Nr. 139, S. 551, Sp. 2, Z. 7 v. U. Analogie ſtatt Analogie zu leſen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 144. 1838.

Phönix.

Dienstag, 19. Juni.

An die geehrten Leſer des Phönix.

Rückſichten, welche ich meiner Geſundheit ſchuldig bin und nicht länger unbeachtet laſſen darf, beſtimmen mich, nach vorhergegangener freundſchaftlicher Uebereinkunft mit Herrn J. D. Sauerländer, die Redaktion des Phönix am letzten Juni niederzulegen, und einen Wirkungskreis, in welchem ich ſtets mit Freude thätig geweſen, — wenigſtens für einige Zeit — zu verlaſſen.

Dr. Eduard Duller.

In Bezug auf die voranſtehende Mittheilung des Herrn Dr. E. Duller ſehe ich mich veranlaßt, das Erſcheinen des **„Phönix“** von dem oben bezeichneten Tage an zu ſuspendiren.

J. D. Sauerländer.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

Dieſer impertinenten Antwort auf eine ſo höflich geſtellte Bitte hätte allerdings eine wo möglich noch gröbere Erwiderung gehört, und ſie würde auch erfolgt ſein, wenn es mir möglich geweſen wäre, ſo ſehr aus meiner eigenen Haut zu fahren, um dem höflichen Pfarrherrn in Gedanken und Ausdruck als vollkommen ebenbürtig zu erſcheinen.

Ein ganzes Jahr verging, ohne daß ich ihn einer Antwort gewürdigt; doch, als ich bei gegenwärtiger Arbeit an Niederſchreibung der oben berührten Scene kam, wurde der Gedanke in mir rege, eine Erwiederung dem Manne noch jetzt ſchuldig zu ſein, einmal, weil nicht zu läugnen, daß es Leute gibt, die oft gar nicht wiſſen, ob, oder wenigſtens wie grob ſie waren, (und zu dieſen gehört der Pfarrherr, wie er dies mir und Anderen im früheren Umgange oft genug bewies) und dann, um dem dereinſtigen Vorwurf von ihm und von dem Leſer zu entgehen: nicht alles gethan, resp. ihn auf die Folgen ſeines Benehmens aufmerkſam gemacht zu haben. Ich ſchrieb ihm daher unterm 27. April 1838 folgende Zeilen:

„Als Freund von Sprüchwörtern, begrüße ich Sie nach einem Jahre mit einem, und zwar auf ſo grobem Papier geſchrieben, als es meine Stahlfeder, die bisher nur fein geglättetes — wovon Sie bereits zwei Proben erhalten — gewohnt war, irgend erlaubt. Dies Sprüchwort heißt: „„Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben““ und liegt im Munde des geſammten deutſchen Volkes, während das Ihrige: „„Keine Antwort iſt auch eine““ nur von einer gewiſſen Klaſſe haranguirt wird. Es war mir daher etwas Neues, daſſelbe aus dem Munde eines Mannes Ihrer bürgerlichen Stellung wenn — auch nicht Bildung nach — zu vernehmen. — Wäre ich ſo geſchickt als Sie im praktiſchen Ausüben und Verfechten ſolcher Sprüchwörter, ſo würde ich verſuchen, das

„„vom groben Klotze und groben Keile““ hier in Anwendung zu bringen, und mich von einem dritten: „„das vor Pech warnt““ nicht abſchrecken laſſen. So aber fehlt mir dazu alle Kraft und Luſt, und Sie werden die Güte haben, ſich einſtweilen mit folgenden einfachen Beſchlüſſen zu begnügen:“

1) „Daß ich nämlich meine zwei früheren Briefe, Ihre höfliche Antwort, und dieſe meine noch höflichere darauf, wörtlich öffentlich dem Publikum, in dem ſoeben mich beſchäftigenden Aufſatze über Jean Paul — wobei mir Ihre unbedeutende Perſönlichkeit allerdings wieder einfallen mußte — mittheilen werde, was ſeine (hoffentlich nicht zweideutigen) Gloſſen ſchon darüber machen wird.“

2) „Daß ich nunmehr Ihre an jenem Abende an Jean Paul gerichteten Sottiſen — die in vollem Einklange mit Ihrem Antwortſchreiben an mich ſtehen — theils wie ſie mir noch im Gedächtniß liegen, theils wie ein Freund ſie in dem ſeinigen bewahrt hält, und ſie mir kürzlich notifizirte, den Leſern unumwunden wiedergeben werde, und ...“

3) „Daß ich ferner nun auch keinen Anſtand mehr nehme, und es zu rechtfertigen wiſſen werde, Jean Paul's Aeußerungen über Sie nach jenem Vorfalle — ſowohl die mündlichen, als ſchriftlichen — zu veröffentlichen, namentlich jene köſtlich-witzige: „„daß er (Jean Paul) nun ſeinen Vorſatz nach Wien zu reiſen, aufgegeben, indem er den Oeſterreicher ſchon zur Genüge in Baireuth kennen gelernt habe.““

„Ihr
ebenſo aufrichtiger
J. Funck.“

Hierauf erfolgte keine Antwort, und ich befinde mich nun in der Lage, rückſichtslos, und ſo weit mir und einem aushelfenden Freunde das Gedächtniß dabei treu iſt, berichten zu können.

In Baireuth angelangt, — das Jahr iſt mir entfallen, es war aber in einem der erſteren der Bekanntſchaft mit Jean Paul — lud ich denſelben ſchriftlich zu einem Mittagseſſen in meinem Gaſthofe ein, und er antwortete: „Wenn Ihnen meine Tiſchgeſellſchaft Freude macht, die Ihrige macht mir eine, ſo komme ich denn.“

Zwei andere Gäſte waren: Pfarrer Oeſterreicher, und der jetzige Appellationsgerichtsrath **Dr.** Brendel zu Würzburg, damals Hofmeiſter des jungen Grafen von Rottenhan zu Merzbach.

Jean Paul würzte wie immer die Tiſchunterhaltung durch ſeine Genialität und heitere Laune. Die Geſpräche waren die mannigfaltigſten. Die „Dämmerungen für Deutſchland,“ die damals kurz zuvor erſchienen, machten einen Hauptgegenſtand der Unterhaltung aus. **Dr.** Brendel und ich ergoſſen uns in Lobeserhebungen über das Buch, nicht ſo Pfarrer Oeſterreicher, dem man es anſah, daß er etwas gegen Jean Paul auf dem Herzen trage. Seine Gemüthsſtimmung trat deutlicher hervor, als die Rede auf Jean Paul's: „Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne“ kam,[*]) und ihr Verfaſſer, in ſeiner durch Wein erhöhten Laune, theils kommentirend, theils den Faden fortführend und weiter ausſpinnend, ſich zu neuen Beichten ganz offen, und nichts argwöhnend, hingab, und mit den köſtlichſten Einfällen den Redefluß ſchmückte.

Während auf **Dr.** Brendel und mich dieſe, wie in einem Raketenfeuer ſich jagenden Witzblitze ihre Wirkung nicht verfehlten, und wir aus dem lauteſten Lachen nicht herauszukommen vermochten, bemerkten wir deutlich, daß die feuer- und witzſprühende Rede auf unſeren Pfarrherrn ganz anders wirkte, ja, ich glaubte deutlich wahrzunehmen, wie ſich der Mann innerlich gewaltig darüber ärgere, wovon jedoch Jean Paul in ſeiner heiteren, fröhlichen, ſorgenloſen Stimmung — wie er dies mir auch ſpäter bewahrheitete — augenblicklich nichts wahrnahm.

Im Verlauf des Geſprächs aber konnte es ihm ſo wenig als uns entgehen, daß die Beichte des Teufels ſowohl, wie ſie gedruckt war, als die ſpäter dazu gefügten mündlichen Marginalien, unſerem geiſtlichen Herrn gänzlich mißfielen, wahrſcheinlich, weil ſie ſeinen durch und durch orthodoxen Grundſätzen nicht zuſagten und ſie ihm als gewaltige Profanation des Sakramentes der Beichte galten.

Wir hatten uns nicht geirrt, denn alsbald expektorirte er ſich in Worten, die den Jean Paul'ſchen witzigen die Spitze bieten ſollten, als ſtumpfe, plumpe Pfeile aber, bei uns Dreien eine große Niederlage erlebten, indem wir dazu nicht nur nicht lachen konnten, ſondern ſelbſt die Köpfe bedenklich ſchütteln mußten.

Was der geiſtliche Skrupulant für weitere, ſpeziellere Beziehungen finden mochte, — ob vielleicht auf ſich ſelbſt, konnte ich damals nicht herausfinden, geſchweige jetzt, nach ſo vielen entſchwundenen Jahren — genug, die verſtärkten Gegeneinwendungen ſeinerſeits, die endlich ſogar in platte, grobe Neckereien übergingen, bewieſen, daß ihm Jean Paul's harmloſe Witzreden gänzlich zuwider waren.

Des Letzteren fröhliche Stimmung ward aber eine entgegengeſetzte, und Oeſterreicher's Bemerkungen mußten ihn auf eine empfindliche Weiſe berührt haben, da er es nicht weiter der Mühe werth hielt, mit ſeinem ſonſt ſtets ſchlagfertigen Witze darauf einzugehen, und er völlig theilnahmlos ſich bezeigte.

Das war das Vorſpiel von jenem vorhin erwähnten Abend, an welchem wir wieder zu Tiſche verſammelt waren.

---

[*]) In einem Briefe an Otto vom 22. Mai 1808 heißt es: „die Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne (S. ſämmtliche Werke 30r. Bd.) abſolvirte der Cenſor des Morgenblattes nicht; doch kömmt ſie jetzt mit des Feldpredigers Attila Schmelzle Reiſe nach Fläz heraus, vielleicht mein ausgearbeitetſter, regelrechteſter Spaß, ohne die geringſte Ausſchweifung oder Selbſteinmiſchung; man müßte denn — und man hätte Recht — die unten auf jeder Seite ſtehenden Noten, (bloße Einfälle, ohne allen Textbezug) dafür halten wollen.

Jean Paul brachte zwei ſeiner Kinder mit. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Gang kommen, wahrſcheinlich weil Jean Paul der Mittag noch zu ſehr in den Gliedern lag. Er beſchäftigte ſich viel mit den Kindern, denen er gegenüber ſaß. Oeſterreicher ſchien ſeine Neckereien diesmal mit den Kindern fortſetzen zu wollen, indem er, dem Vater gegenüber, ihnen bald dies, bald das verwies. Letzterer vertheidigte ihre ſcheinbaren Unarten, und belegte ſein Urtheil mit Stellen aus ſeiner „Levana“. Oeſterreicher opponirte dagegen, Jean Paul wurde lebhafter und piquirter, eines der Kinder griff mit der Hand während der Diskuſſion nach irgend einer auf einem Teller ſich befindenden Speiſe, der daneben ſitzende Oeſterreicher bemerkt es, erfaßt unſanft den Arm des Kindes, und führt ihn eben ſo unſanft zu ſeinem Platze zurück. Dem Vater ſchien die ſchroffe Behandlungsweiſe zu mißfallen, was er zwar in höflichen, aber etwas bitteren Worten dem ſich unberufenerweiſe zum Erzieher ſeiner Kinder aufgeworfenen Geiſtlichen kund gibt. Dieſer wird heftiger, Jean Paul entgegnet ebenſo, und der Pſeudo-Vater vergißt ſich ſo ſehr, ihm eine Sottiſe zu machen, die ich nur ihrem Wortinhalte, nicht dem Buchſtaben nach, noch im Gedächtniß trage, und darauf hinauslief Jean Paul unumwunden zu ſagen: „daß man ein recht guter Levana-Schreiber und dennoch ein recht ſchlechter Erzieher ſeiner eigenen Kinder ſein könne.“

Eine Gluthröthe überzog das Geſicht des tiefgekränkten, herrlichen Mannes, er erhob ſich, vom Tiſche aufzuſtehen. Ich, der neben ihm ſaß, zog ihn unter wenigen, begütigenden Worten auf ſeinen Stuhl zurück, Oeſterreicher aber fuhr fort, unter heftigen Geſtikulationen ſeinen Ausſpruch beweiſen zu wollen, und nannte dabei den Namen „Rouſſeau.“

Dieſen kaum ausgeſprochen, fuhr Jean Paul noch heftiger in die Höhe, ſetzte ſich aber bald wieder; ſeine Aufregung ging in ſtillen Schmerz über, und mit Thränen in den Augen rief er aus.

„Was?! — mit Rouſſeau vergleichen Sie mich?!“

Welche Beziehung und Bedeutung in gegenwärtigem Falle von Seiten Oeſterreichers dieſer Vergleich Jean Paul's mit Rouſſeau hatte, verſtand ich ſchon damals ſo wenig, als Dr. Brendel, den ich ſpäter darum befragte, genug, ſo viel ſchien mir aus dem Ganzen hervorzugehen, daß Jean Paul's ſittlicher Charakter durch dieſen Vergleich ſich tief verletzt fühlte.

Dr. Brendel und ich ſuchten das Geſpräch auf einen anderen Gegenſtand zu bringen; allein Jean Paul nahm wenig Theil daran, ward zuletzt gänzlich ſtumm und goß in kurzen Pauſen ein Glas nach dem andern hinunter.

(Fortſetzung folgt.)

Converſationslexikon der Gegenwart.

(Leipzig, Brockhaus. 2tes Heft.)

In Nr. 108 des Phönix haben wir uns über Tendenz und Plan dieſes höchſt zeitgemäßen Werkes ausgeſprochen. Verhältnißmäßig raſch (vom 15. März zum 20. April) folgte das 2te Heft dem erſten, reich an gediegenen Artikeln über die wichtigſten Momente der Gegenwart. Wie ſchwierig oft die Aufgaben waren, welche hier gelöſ't werden mußten, wo es galt, bedenklichen Verhältniſſen gegenüber unverholen die Wahrheit zu ſprechen, alle Parteimeinungen auf den Standpunkt ſtrenger Objectivität zu reduciren, die wichtige Entwickelung noch nicht abgeſchloſſener Zuſtände durch analoge Combinationen gleichſam im Voraus fortzuführen und zu ergänzen, aus mancherlei Symptomen, die als Ereigniſſe oft den Schein der bloßen Zufälligkeit hatten, mit dem vorausſehenden Blicke des Geſchichtſchreibers eine neue Umgeſtaltung zu erfaſſen, die Progreſſe des geiſtigen Lebens aus den vereinzelten ſtarren Formen der Doktrin, oder aus den Schachten des todten Materials gewandt zu heben und als Radien einer einzigen durchgreifenden Bewegung darzuſtellen, — dieß alles läßt ſich aus dem Inhalte des zweiten Heftes noch ſchärfer als aus jenem des erſten entnehmen; in dem Maße aber, als man dieſer Schwierigkeiten klarer inne wird, muß man auch dem feinen Takte der einzelnen Mitarbeiter, und der Umſicht der Redaktion, welche es verſteht, die verſchiedenartigſten Kräfte gleichſam in einen Guß zu bringen, volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Man leſe und prüfe, um ſich von der Beſonnenheit und Gewandtheit zu überzeugen, mit welcher die delikateſten Stoffe hier behandelt ſind, die Artikel: Baiern und Baden, — um ſich an einer ſo klaren, einfach-würdevollen als ſchönen hiſtoriſchen Darſtellung zu erfreuen, die Artikel: Aprilprozeß, Aprilunruhen, Attentate. Von dem geiſtigen Uebergewicht, mit welchem ſtaatsrechtliche und ſtaatswirthſchaftliche Fragen behandelt ſind, zeugen die Artikel: Ariſtokratismus und ſeine Gegenſätze, Aſſekuranz, Aſſociationen, Appropriationsklauſel, Auslieferung, Auswanderungen. Die wiſſenſchaftlichen Themate im 2ten Hefte, wie Archäologie, Archivweſen, aſiatiſche Geſellſchaften, Aeſthetik ſind mit deutſcher Gründlichkeit und Umſicht in großen Umriſſen ausgeführt. Die biographiſche Sektion bietet wieder große Reichhaltigkeit; hier treffen wir die drei Brüder Andrada e Silva, welche in der neueren Geſchichte Braſiliens bedeutende Rollen ſpielen, König Anton von Sachſen, den Fürſten von Arenberg, den Freiherrn von Arens, den Aſtronomen Argelander, den Grafen d'Argout, den karliſtiſchen Romanſchriftſteller Vicomte d'Arlincourt, den Grafen Armansberg, den ſächſ. Rath Arnoldi, den ſpaniſchen Dichter Arriaza y Superviela, den ſchwediſchen Schriftſteller Arwidsſohn, den trefflichen Geſchichtſchreiber Aſchbach, den ſchwediſchen Journaliſten Aſkelöf, den gelehrten Aſt, den Feſtungskommandanten von Koblenz und Ehrenbreitſtein Aſter, den Deputirten Audry de Puyraveau, den dramatiſchen Dichter Auffenberg, Auguſt, Großherzog von Oldenburg, den Theologen Auguſti, den Theoſophen Franz von Baader, den Mathematiker Babbage, den Schriftſteller Bach, den Philologen Bachmann, den Philoſophen Bachmann, Capitän Back, den Philologen Bähr.

Es gereicht uns zum Vergnügen, das Converſationslexikon der Gegenwart wiederholt empfehlen zu können.

Das maleriſche und romantiſche Deutſchland.

Auch die 4te Sektion dieſes großartig angelegten Bilderwerkes, „der Harz“ iſt nun beendet; die darin enthaltenen Stiche, nach Zeichnungen von Richter, ſämmtlich von engliſchen Stichkünſtlern geliefert, übertreffen — nach unſerer Anſicht — jene zu den erſten drei Sektionen durch Delikateſſe und Wärme der Ausführung. Was den Text betrifft, ſo muß man geſtehen, daß Blumenhagen ſeine Aufgabe würdig erfaßt und ſehr glücklich gelöſ't hat, und daß ſeine Arbeit, in Bezug auf Friſche und Mannigfaltigkeit, mit jenen Schwab's und Bechſtein's wetteifert.

Ueberblicken wir aber das ganze Werk, ſo weit es bereits gediehen, ſo können wir nicht umhin, unſere aufrichtige Freude über die Energie auszuſprechen, mit welcher die Aufgabe, die in ihrer ganzen Ausdehnung ſo enorme Schwierigkeiten darbot, erfaßt, und über die Ausdauer, mit welcher ſie durchgeführt wurde. Die Koſten, welche das Unternehmen verurſachte, waren ſo bedeutend, daß nur eine in Deutſchland ſonſt ziemlich ungewöhnliche Theilnahme von Seiten des Publikums einen Erſatz erwarten laſſen konnte, — dieſe Theilnahme iſt eingetreten und zwar als eine gerechte Anerkennung des Verdienſtes. Inzwiſchen bemächtigte ſich auch die Konkurrenz, durch den augenſcheinlichen Erfolg angeregt und ermuthigt, der betreffenden Stoffe und jene Theilnahme verminderte ſich gleichwohl nicht. Möge ſie denn nun die Unternehmer zu neuer Thätigkeit, zu verdoppelter Aufmerkſamkeit anſpornen, immer Vorzüglicheres zu leiſten, wenn irgend eine Platte nicht allen ſtrengſten Anſprüchen entſpricht, ſie vor dem Abdruck zu verwerfen und durch eine beſſere zu erſetzen, und die Ablieferung der Hefte wenigſtens ebenſo raſch wie bisher zu betreiben. Wenn das Ganze alsdann vollendet ſein wird, beſitzen wir daran ein Werk, welches die landſchaftlichen Reize unſeres Vaterlandes auch im Auslande auf's würdigſte und vollſtändigſte repräſentiren wird.

Zunftzwang und Gewerbefreiheit.

Ueber Zunftzwang und Gewerbefreiheit, von dem Amtmann Ch. F. Michelſon. Güſtrow, bei Fr. Opitz. 1837.

Eine recht wohlgemeinte und verſtändige kleine Schrift. Der Verf. iſt für Gewerbefreiheit und gegen den Zunftzwang. Er hält für unmöglich, daß Zünfte, wie man ſie jetzt noch vielfältig in Deutſchland hat, beſtehen können. Aber ſie können — ſeiner Meinung nach — in einer anderen Geſtalt beſtehen und ſogar ſehr wohlthätig werden, ſobald nämlich der Lehrlingsſtand, das Meiſterſtück und Meiſtergeld, ſowie die Zunftkaſſe mit den Beiträgen zu derſelben, gänzlich aufgehoben werden.

Der Verf. berückſichtigt die neueſten Schriften und gemachten Erfahrungen in ſeinem Fache. Er iſt gegen die Annahme, daß Gewerbefreiheit Verarmung bewirke, und in concreto gegen die Berliner Reſtauratoren der Zünfte und des Mittelalters, auf den eben angeführten, von ihnen behaupteten Grund hin.

Es iſt erfreulich, daß ſolche Stimmen aus Norddeutſchland laut werden.
K. B.

Feuilleton.

⁂ Kapellmeiſter Simon Mayr, zu Bergamo wohnhaft, iſt in dieſen Tagen zu München eingetroffen und von ſeinen Verehrern mit Jubel empfangen worden. Vor 75 Jahren zu Mendorf bei Ingolſtadt geboren, eines Organiſten Sohn, reiſ'te er frühe nach Italien, und wurde dort von 1800 bis 1835 der gefeiertſte Tondichter durch ſeine *Lodoiska*, die *Misteri eleusini*, *Adelasia ed Aleramo*, *la rosa bianca e la rosa rossa*, *Medea in Corinto* und *Ginevra di Scozia*.

⁂ Sparkaſſen ſind auf Jamaika nach dem Muſter der Europäiſchen angelegt worden.

⁂ Erhöhung der Reiſeluſt wird durch Erleichterung des Reiſens und Einführung wohlfeiler Fortſchaffungsmittel bewirkt. Dies iſt für England erwieſen in Porter's kürzlich erſchienenem intereſſanten Werke „*progress of nation.*“ Jährlich befahren über eine Million Reiſende die Themſe zwiſchen London und Graveſend in Dampfbooten; dabei vermehren ſich die Landkutſchen und die Omnibus, und die älteren Miethwagen werden nicht verdrängt. —

⁂ Die *Souvenirs d'un enfant du peuple* von Michel Maſſon, welche kürzlich erſchienen, ſind ſo reißend abgegangen, daß ſchon eine zweite Ausgabe angekündigt iſt.

⁂ Bewegung der Population in Böhmen. — Der Prager Zeitung zufolge wurden im Jahr 1837 in dieſem Königreich getraut 33,137 Paare, wovon 32,335 katholiſcher, 483 akatholiſcher, 19 griechiſcher, 208 jüdiſcher und 158 gemiſchter Religion. Selbſtmorde gab es 205, wovon 10 in Prag. Ermordet wurden 50 Menſchen, hingerichtet 4.

⁂ Der bekannte Satyriker Sidney Smith, ein anglikaniſcher Geiſtlicher, hat kürzlich in einer Flugſchrift die Frage erörtert: „ob der Erzbiſchof von Canterbury zwei Paläſte und jährlich 15,000 Pf. Sterlg. Einkünfte, und der Biſchof von London 10,000 Pf. und ebenfalls zwei Paläſte brauche?“ Solche Fragen wären auch anderwärts zu erörtern, wenn auch nicht gerade in Bezug auf Biſchöfe oder Erzbiſchöfe. Auch brauchte man nicht einmal ein Satyriker dazu zu ſein.

⁂ Savoye's Panorama, wovon unlängſt die erſte Nummer zu Paris erſchienen, wird, wie der L. A. Ztg. von dort gemeldet worden, „mit einer Art von Enthuſiasmus von den Kennern begrüßt.“ (Früheren Nachrichten zufolge ſubſcribirt man in frankirten Briefen auf dem Bureau des Panorama (*Rue Richer*, 21 in Paris.)

⁂ Von Shakeſpear's Meiſterwerken ſind drei: Othello, Hamlet und Makbeth, unter dem Titel *chefs-d'oeuvre de Shakespeare* mit gegenüberſtehender Ueberſetzung von Niſard, Lebas und Fouinet, und mit Nachahmungen von A. de Vigny, Emile Deſchamps, L. Halévy, J. Lacroix, de Wailly und Me. Louiſe Colet, ſo wie mit kritiſchen und hiſtoriſchen Notizen von Hrn. D. O'Sullivan, herausgegeben worden.

⁂ Europäiſirung des Sultans. — Daß Prinz Auguſt von Preußen dem Sultan Mahmud eine kleine, höchſt geſchmackvoll gebundene Bibliothek der ausgewählteſten Klaſſiker aller modernen Länder zum Geſchenk gemacht habe, wurde neulich ſchon im Feuilleton des Phönix erwähnt. Als Gegengeſchenk ſandte darauf der Sultan dem Prinzen ſein reich mit Brillanten geſchmücktes Portrait. Durch den Moniteur Ottoman aber hat der Sultan allen Gelehrten zu wiſſen thun laſſen, daß er keine Dedikation annehmen werde, wenn nicht zuvor die Erlaubniß dazu eingeholt worden.

⁂ Vorleſungen über ausdrucksvolles Vorleſen. — Der Miniſter des öffentlichen Unterrichtes in Frankreich hat in das Programm der Studien für die höheren Schulen einen bisher in den Klaſſen völlig unbekannten Gegenſtand aufgenommen, nämlich — „*la lecture expressive.*“ —

⁂ Dante, Johanna von Arc und Talleyrand. — Die jüngſten Blätter für liter. Unterhaltung liefern uns einige ſehr werthvolle Mittheilungen über jene drei welthiſtoriſchen Eminenzen. Zunächſt gibt Hr. Karl Witte in Nr. 149 — 151 einen Bericht über einige neu aufgefundene Briefe des göttlichen Alighieri, und Auszüge aus denſelben. In Nr. 165 — 167 bietet Hr. Joh. Voigt uns eine neue, berichtigte Ueberſetzung des Hrn. Percivalus von Boulainvilk am 21. Juni 1429 zu Biterois verfaßten lateiniſchen Berichtes über Johanna von Arc. Endlich theilt Hr. Fr. v. Raumer in Nr. 162 — 164 acht noch unedirte Briefe des Fürſten Talleyrand mit, welche derſelbe zu Braunſchweig und Berlin in den Monaten Juli, Auguſt und Septbr. 1786 geſchrieben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 145. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 20. Juni.

Sei willkommen!

Sei gegrüßt! — dies erſte Wort iſt den Rhein hinabgeſchwommen;
Und vom Mainesufer nun ſchallt das zweite: Sei willkommen!

In den Juni dringt hinaus ſüßer Duft aus ſüßen Kelchen,
Und im Juni darf Dein Herz in der neuen Freiheit ſchwelgen.

In die Nacht verſank Dein Stern; Abendſtern war er geheißen;
Freiheit auch; — als Morgenſtern darfſt Du nun auf's Neu' ihn preiſen.

Sprich, wie war Dir's? — Nein ſprich nicht! — Zu dem Gott der Freiheit trete,
Und mit Freunden, herzverwandt, fühle zu ihm Dankgebete.

Manches Dunkel über Dir; manches Dunkel Dir im Herzen;
Doch für jedes Dunkel formt tücht'ger Wille — tücht'ge Kerzen.

* * *

Tief gekränkt von ſeinem Volke und mit Waffen angethan,
Stand, als nächt'ge Wetterwolke, ernſt vor Rom — Coriolan;
Da bewegt mit bangen Schritten Mutter ſich zu ihm und Frau,
Seine Kinder nah'n mit Bitten, — Lockenbraun mit Silbergrau.

Und wo ihre Bitten ſiegten, da erbaut' dem Glück der Frau'n
Rom's Senat den würd'gen Tempel, der noch lange war zu ſchau'n. — —
Glück der Frauen, Glück der Deinen, heiß' der Tempel, neu erbaut,
Der an jener Stätte ſtehet, wo ſie Dich zuerſt geſchaut:

Deine Gattin, Deine Mutter, ach, die edle, ſtarke Frau,
Deine Kinder (wie gewachſen!) — Lockenbraun mit Silbergrau;
Bittend nicht, nein, Grüße ſpendend, der Umarmung heilig Band
Schlingend Dir um Hals und Lippe und die lang erſehnte Hand.

Sichtbar nicht iſt dieſer Tempel, doch auch unſichtbar gewiß,
Wie der Chriſtengott unſichtbar Rom's Olymp zuſammenriß;
Und wie einſt Veturia prangte als des alten Prieſterin,
Zier' den neuen Tempel lang' noch Deiner Mutter würd'ger Sinn.

* * *

Zeilen, wehet fort! — Nicht mehr ſollt ihr ſein, als Herzensſchläge,
Schwach wohl, doch die Hand nur drauf, ob es ſich nicht d'runter rege!

Aus Napoleons Privatleben.

Die in dieſem Jahre in Paris erſchienenen Souvenirs de la vie privée de Napoléon, geſammelt von Emile Marco de Saint-Hilaire, enthalten mancherlei intereſſante und komiſche Scenen nicht bloß aus dem Leben des Kaiſers, ſondern auch aus dem Leben ſeiner Umgebung; ich zweifle nicht, daß die nachfolgenden, aus dieſem Werke entlehnten kleinen Erzählungen ſich auch der Theilnahme des deutſchen Publikums erfreuen werden.

Ein Abendeſſen Jerome Bonapartes,

erzählt von James Rouſſeau.

Bevor Jerome Bonaparte den Thron von Weſtphalen beſtieg, lebte er in Paris wie ein reicher Privatmann, er beſuchte die Schauſpiele und Vergnügungsorte und hatte mit einigen jungen Gelehrten vielen Verkehr, die damals wegen ihres Geiſtes und ihres guten Humors ſehr beliebt waren.

Am Abend des Tages, an welchem Jerome zum König ernannt wurde, trifft er beim Herausgehen aus dem Vaudeville zwei von dieſen luſtigen Brüdern, die Herren von C... und Pigault-Lebrün.

„Ei! meine Freunde,“ ruft er ihnen zu, „ich freue mich ſehr, Euch zu ſehen; Ihr wiſſet doch .... ich bin König von Weſtphalen geworden.“

„Ja, Sir, und erlauben Sie uns, daß wir die Erſten ſind, welche...“

„Bah, bah! warum ſolche Ceremonien zwiſchen uns? Das möchte ſein, wenn ich an meinem Hofe wäre, aber hier bleibt's beim Alten, wie ſonſt, immer noch dieſelbe Freundſchaft, dieſelbe ungezwungene Heiterkeit... Kommt, wir wollen zu Abend eſſen!“

Jerome führt ſeine beiden Freunde zu dem beſten Reſtaurateur im Palais-Royal und läßt ein wahrhaft königliches Mahl auftragen. Man ſcherzt, man lacht, man treibt Narrenspoſſen und trinkt um ſo mehr.

Als nach einiger Zeit der Wein der Geſellſchaft etwas zu Kopfe geſtiegen iſt, ruft Jerome aus:

„Meine Freunde, wir dürfen uns nicht trennen; wenn Ihr wollt, ſo nehme ich Euch mit, Du, C...., ſollſt mein geheimer Sekretair werden, und Du, Pigault, Du liebſt die Bücher, wohlan! ich mache Dich zu meinem Bibliothekar.“

Der Vorſchlag wird angenommen und ſogleich durch eine neue Flaſche Champagner ratifizirt.

Endlich muß man an den Nachhauſeweg denken. Man verlangt die Rechnung, aber der König von Weſtphalen, deſſen Civilliſte noch nicht dekretirt iſt, findet in ſeiner Taſche nicht mehr als zwei Louisd'or, was natürlich nicht hinreicht, um die Zeche zu bezahlen, die beinahe hundert Franken beträgt. Die beiden neuen Beamten ſuchen zwar auch ihre Schätze zuſammen, können aber kaum einen Thaler auftreiben. Was iſt nun zu thun? Es iſt ein Uhr Morgens und daher unmöglich, Geld zu ſchaffen. Endlich entſchließt man ſich, den Reſtaurateur kommen zu laſſen und ihm die Lage der Dinge auseinanderzuſetzen. Dieſer, ein Mann von Lebensart, nimmt die Sache von der beſten Seite und begnügt ſich damit, die Herren um ihre Namen zu bitten.

„Ich, Herr Wirth, bin der geheime Sekretair des Königs von Weſtphalen,“ ſagt Herr C....

„Ich, der Bibliothekar des Königs von Weſtphalen,“ ſetzt Pigault hinzu.

„Recht ſchön, meine Herren,“ fällt der Reſtaurateur ein, der anfängt zu glauben, daß er es mit Betrügern zu thun habe, „und dieſer einfältige Tropf da unten iſt wahrſcheinlich der König von Weſtphalen.“

„Sie haben es getroffen,“ ſchreit Jerome, „ich bin der König von Weſtphalen.“

„Nein, meine Herren, das iſt zu arg; nun wir wollen doch ſehen, ob Sie es wagen werden, auch mit dem Polizeikommiſſair Ihren Spaß zu treiben.“

„Mit Erlaubniß,“ ſagt Jerome, dem anfängt für die Wendung, die die Scene nimmt, bange zu werden, „kein Lärm! Wenn Sie Mißtrauen haben, ſo will ich Ihnen meine Uhr zurücklaſſen, die wohl zehnmal mehr werth iſt, als Ihre Rechnung beträgt.“

Und ſogleich übergibt er dem Traiteur eine prächtige Uhr, die er der Freigebigkeit der Kaiſerin Joſephine zu verdanken hat und auf deren Gehäuſe ihr Namenszug in Diamanten zu ſehen iſt. Dann entfernt er ſich mit ſeinen beiden Freunden.

Der Reſtaurateur betrachtet die Uhr und da er keinen Zweifel hat, daß ſie geſtohlen iſt, ſo trägt er ſie zu dem Polizeikommiſſair.

Dieſer, der den kaiſerlichen Namenszug erkennt, läuft ſogleich zum Polizeipräfekten, der Polizeipräfekt zum Miniſter des Inneren, der Miniſter des Inneren zum Kaiſer, der gerade in Saint-Cloud iſt, und am folgenden Morgen erſcheint im Moniteur ein Dekret, welches lautet: „Seine Majeſtät, der König von Weſtphalen, wird unverzüglich in ſein Königreich abreiſen und kann nicht eher eine Stelle vergeben, als bis er in ſeiner Hauptſtadt angekommen iſt.“

Ein Brief Napoleons an Joſephine,

erzählt von Friedrich Soulié.

Bei Napoleon mußte man oft aus einer einzigen Geberde, aus einem einzigen Worte einen großartigen Gedanken errathen, denn nur ſelten gab er ſich die Mühe, ſich deutlich auszudrücken.

Man hat oft gefragt, warum er ſeinen Plan zu einer Landung in England aufgegeben habe, und will man die Urſachen davon nicht in anderen Dingen ſuchen, ſo kann man ſie vielleicht in folgendem Vorfall finden, wovon ich ſelbſt Zeuge war.

Wir waren eines Abends mit einigen Offizieren beim Kaiſer in Boulogne, als ein Adjutant raſch in's Zimmer tritt und meldet, daß ſich ein Sturm auf dem Meere erhoben und ein Kanonenboot fortgetrieben habe. Napoleon nimmt ſchnell ſeinen Hut und ſtürzt, ohne uns ein Wort zu ſagen, aus dem Zimmer, indem er die Worte murmelt:

„Auch noch der Sturm!“

Raſch folgten wir ihm und kamen faſt zugleich mit ihm an dem Ufer an. Die Nacht war finſter, der Sturm heulte fürchterlich und man hörte das Geſchrei der Seeleute, die einander zuriefen, und von Zeit zu Zeit die Lärmkanone des unglücklichen Schiffes.

„Raſch Eueren Kameraden zu Hülfe!“ ſchrie der Kaiſer.

Es erfolgte keine Antwort, aber in demſelben Augenblick trat der Mond aus den ihn umhüllenden Wolken hervor und Napoleon konnte erkennen, wie man ein paar kleine Fahrzeuge ins Meer gebracht hatte. Bei dieſem Anblick wird er heftig, ruft den Umſtehenden zu, und da er die Unentſchloſſenheit umher bemerkt, ſagt er mit lauter Stimme:

„Aha, die Seeleute fürchten ſich vor der See! Nun wohlan! ſo will ich meine Grenadiere kommen laſſen.“

Auf dieſe Worte ſtürzt alles nach den Fahrzeugen, der Kaiſer betreibt durch Worte und Mienen die Einſchiffung und bald iſt er faſt der Einzige, der am Ufer zurückgeblieben iſt. Eine Zeitlang verfolgt er mit den Augen die Schiffe, die ſich mit Hülfe der Ruder entfernen, aber bald verſchwinden ſie in der Finſterniß und unter den tobenden Wellen. Unterdeſſen hatte ſich das Geſtade mit Neugierigen von allen Ständen gefüllt, worunter eine Menge Einwohner von Boulogne waren. Man vernahm das heimliche Gemurmel ihrer Unterhaltung neben dem dumpfen Getöſe des Meeres und nur die Lärmkanone ließ ihren ſchrecklichen Donner dazwiſchen erdbnen. Bei jedem Schuß warf der Kaiſer einen unruhigen Blick auf die Wogen, dann drehte er ſeinen Kopf nach den Boulogner Einwohnern, um ihre Geſpräche zu vernehmen. Mehrmals glaubte er die Worte ganz deutlich zu hören: „Welcher Wahnſinn! das Meer iſt nicht zu befahren, ſie werden alle umkommen, es wäre beſſer geweſen, das Kanonenboot ſeinem Schickſal zu überlaſſen. Warum will man ſich in etwas einlaſſen, was man nicht verſteht....“

Unterdeſſen hallt der Kanonendonner ohne Aufhören fort. Auf einmal wird der Kaiſer ſtill, er ſcheint ſeinen Blick in das ungeheure Meer, das ſich vor ihm ausdehnt, zu verſenken, bald glänzt von weitem ein Licht, — noch ein Kanonenſchuß.

„Sie ſind über eine Stunde weit in der See,“ ruft er aus, „ſie werden an den Klippen untergehen. Wo ſind die Fahrzeuge? ſehen Sie nichts?“

„Nein, Sire,“ antwortete ich.

„Man muß nacheilen .... ein Boot, ſchnell ein Boot...“

Ein Marineoffizier glaubt, er dürfe eine Bemerkung über den Zuſtand der See machen, Napoleon aber blickt ihn feſt an und ſagt mit ernſtem Tone:

„Haben Sie keine Ohren? hören Sie denn nicht das Schiff, wie es da unten mit dem Tode ringt?“

Ein neuer Schuß läßt ſich hören...

„Das iſt vielleicht ſein letzter Seufzer.“

Das Boot wird ſogleich herbeigebracht, der Kaiſer ſpringt hinein, ich folge ihm, wir nehmen vier Ruderer und den ebengedachten Marineoffizier mit.

„Ans Werk, Herr,“ ſagt der Kaiſer.

Die Ruderer machen ſich an die Arbeit und kämpfen kräftig gegen die Wogen. Der Kaiſer war auf dem Vordertheil, mit einem Fuß auf dem Rand des Boots ſtehend, ſo daß die Wellen, die uns durchnäßten, ſich an ſeinem Knie brachen und theilten. Er ſtarrte feſt vor ſich hin.

„Kommen wir vorwärts?“ fragte er mehrmals mit leiſer Stimme.

„Nur wenig, Sire,“ antwortete der Offizier.

„Ihre Ruderer haben keine Kraft und keinen Muth,“ entgegnete Napoleon.

„Man kann nicht mehr von ihnen verlangen, als ſie thun; aber die See iſt gar zu ſchlimm!“

„Die See! die See!“ rief der Kaiſer, die Wogen, die uns in die Höhe warfen, betrachtend, „ſie empört ſich, aber man kann ſie bezwingen.“

In dieſem Augenblick wurden wir von einer Welle zurückgeworfen, ſo daß wir die Richtung verloren, die wir genommen hatten. Es ſchien die Antwort des Oceans zu ſein. Der Kaiſer ſtampfte mit dem Fuße, die Ruderer ſtrengten von Neuem ihre Kräfte an und wir kamen wieder vorwärts. Ein neuer Blick des Mondes erhellte die Scene und wir entdeckten einige der Fahrzeuge.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

47) Harfenklänge von Th. Th. Hohlfeldt. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. Dresden und Leipzig 1836. Arnold.

Die Zeit der Harfenklänge und Lyratöne, der Veilchen, Vergißmeinnichte, Windröschen und all der ſüßen Phantaſieblüten iſt vorüber; unſere Lyrik iſt männlicher, iſt mündig geworden; ſie will Theil haben an den gewaltigen Wehen der Zeit, will in die bebende Rieſenharfe eingreifen, oder doch die eigenthümliche Offenbarung einer neuen Weltanſchauung ausſtrömen. A. Grün, Heine, Lenau, Beck ſind ihre Repräſentanten. Für ſolche Lieder iſt aber der Verfaſſer veraltet; nur ſelten auch wird ein Greis noch an den Kämpfen rüſtiger Jugend theilnehmen, ohne ſeine Schwäche blicken zu laſſen. — Die Kreiſe, worin ſich dieſe religiöſen Lieder, umſchriebenen Pſalmen, bibliſchen Sonnette oder Legenden bewegen, ſind nur eng; die frommen Empfindungen, wie ſie etwa ein proteſtantiſcher Landgeiſtlicher haben würde, welcher wohl ſeinen Reinhard hochverehrt, aber vor Strauß und Hegel zurückſchaudert, — jene lauwarmen Strophen voll Tugend und Hoffnung, Leben und Tod, Gemütherhebung und Menſchenbeſtimmung, Ergebung und Schickſal, wie ſie auch Krautſchold, Ludwig Würkert und einige zartfühlende Frauen und Jungfrauen jährlich in großer Menge bringen. Schade, daß unter hunderten kaum Eine ſich finden läßt, welche würdig wäre, nur in ein evangeliſches Geſangbuch aufgenommen zu werden! — Außerdem hat der Verfaſſer noch einzelne Momente aus der griechiſchen und römiſchen Volksgeſchichte, z. B. den Sophokles, Xenophon, Coriolan, Anaxagoras, Epaminondas in Balladenform beſungen, aber hierdurch unſern Dank ebenwohl wenig verdient. Wir halten es nicht für zuläſſig, Stoffe dieſer Art in das Gewand der Ballade zu kleiden und müſſen ſelbſt ausgezeichnete Muſter, wie Schiller's Kraniche des Ibycus, Schlegel's und Tieck's Arion darum für verfehlt anſehen, weil die Ballade der ächtchriſtlichen und germaniſchen Weltanſchauung allein angehört. Sind aber Gedichte dieſer Art noch überdies ſo aller Eigenthümlichkeit baar und ledig, daß man, wie hier allenthalben Anklänge, an Schiller verhört, ſo können ſie uns noch weniger befriedigen und wir müſſen ſie mit jenen Erſtlingsverſuchen Körner's zuſammenſtellen, welche eine ſcharfe Kritik längſt ſchon zurückgelegt und ſelbſt aus den Deklamationsbüchern für die Jugend ausgeſchieden hat. Das Beſte in dem ganzen (über 200 Stücke enthaltenden) Bande möchte wohl „Gellert und ſein Schüler“ S. 91 und „Kaiſer Karl an Luthers Grabe“ S. 290 ſein, welche beide auch in mehreren Schriften für die Jugend aufgenommen ſind. Es darf uns inzwiſchen nicht befremden, daß das Buch eine zweite Auflage erlebt, die Freunde, welche ſich der Verfaſſer durch eine mehr als 20jährige Theilnahme an der Abendzeitung erwarb, mögen immer einen beträchtlichen Kreis bilden, und vor einer Freundesgabe ſtumpft auch die Kritik gern einmal ihren Stachel ab. Hohlfeldt iſt 1776 zu Dresden geboren.

Jochmann.

(Karl Guſtav Jochmann's, von Pernau, Reliquien. Aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren. Geſammelt von Heinrich Zſchokke. Zweiter Band. Hechingen, F. X. Ribler'ſche Hofbuchhandlung. 1837.)

In Nr. 142 des „Phönix" vom 19. Juni 1837 wurde der erſte Band dieſer Reliquien mit wohlverdientem Lobe angezeigt.

In dieſem zweiten Bande iſt mehr das dogmatiſche Element vorherrſchend, wie dort das hiſtoriſche; aber nur vorherrſchend. Ein ſo weltgebildeter, erfahrener Kopf wie Jochmann konnte nie der Geſchichte bei ſeinen Raiſonnement's entbehren, und ebenſo war er von allem flachen Empirismus zu ſehr entfernt, um nicht vom Lichte eines freien, kräftigen und beſonnenen Geiſtes die Thatſachen anglühen zu laſſen, welche er geleſen oder erlebt, wie das Licht der ſcheidenden Sonne die Eisberge anglüht und ſie ſo zur gigantiſchen Roſenmaſſe umſchafft.

Schade, daß Jochmann nicht in einer wirkſamen bürgerlichen Stellung ſich befunden, daß er ſogar als Schriftſteller unbekannt über die Erde ging, nicht die Möglichkeit ſeinen unmittelbarſten Zeitgenoſſen gewährend, aus ſeiner achtbaren Perſönlichkeit ſich den Commentar zu ſeinen anonym erſchienenen Schriften zu ſchaffen und ſo die Wirkung dieſer letzteren noch um ein Bedeutendes zu verſtärken. Daß dieſer ungünſtige Umſtand — für die Jetztwelt wenigſtens — verſchwunden iſt, verdanken wir Jochmanns Freunde und Biographen, dem ehrwürdigen Zſchokke.

Die meiſten Aufſätze, welche dieſer zweite Band enthält, ſind in der begonnenen Form an einander gereihter, aber niemals des dazwiſchen fortlaufenden rothen Fadens entbehrender, Aphorismen. So die politiſchen Gloſſen; Religion, Dogma, Prieſterthum; die franzöſiſchen Staatsverwandlungen; und Centraliſiren und Föderaliſiren. Selbſt der Artikel: die Glücksſpiele, ſucht durch Abtheilung in Ziffern jener Form ſich zu nähern, während der Artikel: Englands Freiheit im unbedingtem Zuſammenhange fortſchreitet.

Die Kritik iſt dieſen Jochmann'ſchen Reliquien überall auf das Günſtigſte entgegen gekommen. Und der wahrſcheinliche Grund dieſer Erſcheinung iſt ein ebenſo bedeutender Fingerzeig und eine Lehrtafel. Jochmann gehörte keiner Schule an, als der großen Schule, in welcher die Völker und ihre Geſchichten als Quartaner und Tertianer rangiren; er blickte vorurtheilles, entſchieden, freiſinnig, und doch gemildert durch tiefe Innerlichkeit und eine reiche Erfahrung, welche gerne die Härten, die Excentritäten abſtößt. Möge, was die Kritik ſo günſtig aufgenommen, recht in's Mark und Blut der Gebildeten des Volkes übergehen, und in ihm, wie in einem lebendigen Tempel, der Name eines ſeiner Tüchtigſten und Bravſten noch lange Zeit unvergeſſen bleiben!

Feuilleton.

⁂ Gemeindeſchulen in Frankreich. — Von den 38,413 Gemeinden, welche ſich in Frankreich befinden, ſind jetzt 29,730 mit Schulen verſehen. Die Zahl der Knabenſchulen beträgt 30,504 mit 1,338,947, die der Mädchenſchulen 14,416 mit 1,090,645 Kindern.

⁂ Dr. M. Reichenberger beabſichtigt, wie der N. Korr. meldet, „ſein ſchon lange von Vielen mit Ungeduld erwartetes Syſtem der Farbenharmonie" herauszugeben, welchem ſpäter eine vollſtändige, alle Erſcheinungen der Farbenwelt umfaſſende Farbenlehre folgen wird. In der erſterwähnten Schrift wird ſpeziell die Aeſthetik der Farben abgehandelt. —

⁂ Ausbreitung der kathol. Kirche in den Ver. Staaten Nordamerika's. — Der erſte kathol. Biſchof wurde dort 1790 erwählt. Seitdem hat die Zahl der Katholiken durch die Erwerbung des ehemals franzöſiſchen Luiſiana's und die europäiſchen Einwanderungen ſich außerordentlich ſchnell vermehrt. Gegenwärtig haben ſie bereits 12 Diözeſen, 1 Erzbiſchof, 13 Biſchöfe, 199 Prediger, 300 Kirchen, 143 Stationen, 10 Seminarien, 27 Akademien für das weibliche Geſchlecht, 12 Nonnenklöſter, 37 wohlthätige Anſtalten und — ſieben Zeitſchriften für Verbreitung der kathol. Glaubenslehre.

⁂ Shakespeare's Autographen. — Ein Exemplar von Montaigne's Eſſais, von Florio in's Engliſche überſetzt, im urſprünglichen Einband von 1603, in welches der erſte Eigenthümer, — William Shakespeare — ſeinen Namen eingeſchrieben, — iſt kürzlich zu London auf einer Auktion um 100 Pfund Sterling dem Buchhändler Pickering zugeſchlagen worden. Bis jetzt kennt man außer dieſen Handzügen nur noch ein einziges Autograph des unſterblichen Dichters. —

⁂ Herr Ribelle hat in dieſen Tagen eine Sammlung ſeiner Gedichte herausgegeben, welcher er die Ueberſchrift: *primevères, Lis et Marguerites* gegeben. Die Erklärung des Titelblatts ſchließt er mit den ſchönen Verſen:

„Fleurs qui m'offrez l'été, le printemps et l'automne,
Que le matin voit naître et que le soir moissonne,
Ah! prêtez votre charme et votre nom si doux
A mes chants passagers, qui mourront comme vous."

⁂ Die Unterſtützungsgeſellſchaft für bedrängte Gelehrte, welche unter dem Namen Literary Fund ſeit mehreren Jahren zu London beſteht, hat am 26. Mai ihr jährliches Gedächtnißfeſt gehalten. Marquis von Landsdowne führte den Vorſitz. Unter den Anweſenden bemerkte man Thomas Moore, E. L. Bulwer, Georg Cruikſhank, Dr. Lardner u. m. a. ausgezeichnete Männer. Im Verzeichniß der Beiträge ſteht die Königin mit — 100 Guineen, der M. v. Landsdowne mit 100 Pf. St.; — auch der türkiſche Geſandte hat eine Spende gegeben. Zur Beantwortung eines ihm dargebrachten Toaſtes hielt Dr. Moore eine Rede, worin er von der großen Veränderung ſprach, welche in der literariſchen Welt ſtattgefunden. „Dieſe Veränderung," ſagte er, „beſteht darin, daß die Literatur täglich mehr ein Gewerbe oder ein Handel wird. In früheren Zeiten war ſie ein glänzendes, aber gewinnloſes Unternehmen, an welchem nur ſehr reiche oder ſich aufopfernde Menſchen Antheil zu nehmen wagten, nicht eine Ehe mit der Muſe, ſondern eine Art von unvorſichtiger Liebſchaft, wo Schönheit und Verderben zugleich den Liebenden in's Angeſicht ſchauen; aber jetzt iſt die Dame des Parnaſſes eine gute Partie (für wie viele?) geworden, und ſtatt eines Wechſels von furchtbar langer Sicht auf die Nachwelt für jenen luftigen und kärglichen Schatz, Ruhm genannt, bringt ſie jetzt als ihre Mitgift die weniger romantiſchen, aber weit leichter zu discontirenden Wechſel eines Longman, Murray oder Bentley" … doch meinte Herr Moor, „die Ermunterung dürfte oft hinter dem Verdienſte zurückbleiben, und derjenige, welcher ſeine Anſtrengungen der Belehrung und Veredlung der Menſchheit widme, ſich weniger belohnt ſehen als diejenigen, die nur zu unterhalten ſuchten," — was dann allerdings die Bildung und Wirkſamkeit eines Literary Fund nicht blos in England rechtfertigt.

⁂ Geſammelte Werke des Marquis L. de Fontanes. — Bis jetzt waren die Schriften dieſes geiſtreichen Mannes, der unter Napoleon Großmeiſter der Univerſität war und 1821 als Pair und Vizepräſident der franz. Akademie geſtorben iſt, noch nicht geſammelt. Hr. v. Chateaubriand, der mit ihm nach dem 13. Fruktidor zu London enge Freundſchaft geſchloſſen, wird nun in Gemeinſchaft mit Mad. de Fontanes und Hrn. de St. Beuve eine Geſammtausgabe der poetiſchen und proſaiſchen Werke ſeines verſtorbenen Freundes veranſtalten. —

⁂ Von allen öffentlichen Belgiſchen Bibliotheken ſoll ein Katalog angefertigt werden. Genauen Nachweiſungen zufolge befinden ſich allein zu Brüſſel in der ſtädtiſchen Bibliothek 140,000 und in der königlichen Bibliothek 60,000 Bde.; ferner zu Löwen 100,000, Gent 60,000, Lüttich 60,000, Tournay 27,000, Antwerpen 11,000, Mons 12,000, Namur 12,000, Brügge 10,000, Courtray 9,000 Bd. Sämmtliche Belg. Bibl. enthalten 500,000 Bde. und überdies an 19,000 Handſchriften.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 146. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 21. Juni.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

Die heftige Gemüthsbewegung, in der er ſich befand, und in welcher er faſt bewußtlos krank, verfehlte die Wirkung nicht. Obwohl er ſich bald entfernte, war deutlich wahrzunehmen, daß er ſich in Wein und Bier — was er beides unter einander genoß — übernommen hatte. Es war das erſte und letzte Mal, daß ich Jean Paul, während einer fünfzehnjährigen Bekanntſchaft mit ihm, — betrunken ſah.

Höchſt ungern redete ich von dieſem Vorfalle, und doch mußte ich, weil er mir zur vollſtändigen Bezeichnung des Jean Paul'ſchen Charakters nicht unwichtig erſchien, und ich mir nun einmal vorgenommen, nichts zu verſchweigen, was ich in ſeiner Geſellſchaft mit ihm erlebte, und dahin gehört, ſelbſt auf die Gefahr hin, von ſcheinheiligen Kunſtrichtern darüber getadelt zu werden, wie dies ganz kürzlich Böttiger's Sohne mit der Herausgabe der Papiere ſeines Vaters erging, die, wie Laun's Memoiren, allzu harte Urtheile erfuhren. — Es iſt hier nicht der Ort, mich darüber weitläuftiger zu verbreiten; nur Einiges werde bei dieſer Gelegenheit bemerkt.

Mir ſcheint es, daß gerade ſolche paſſive Naturen, ſelbſt wenn ſie den genannten noch um einige Grade in geiſtiger Beziehung untergeordneter wären, am geeignetſten ſind, die Licht- und Schattenparthien großer Männer aufzuzeichnen und uns wiederzugeben, weil ihre eigene Individualität als eine ſubordinirte, bei dem uns Dargebotenen — inſofern nur die Wahrheit nicht verletzt iſt — nicht in Betrachtung kommt, und jeder höher ſtehende Leſer, ſchon nach ſeinem eigenen Geiſt und Sinn, den gelieferten Stoff in ſich verarbeiten wird, während er von gleich verwandten Geiſtern fürchten muß, daß den gegebenen Berichten, nicht mehr die nackte, reine Wahrheit umhülle; ſondern ſchon mit etwas Stoff vom Kleide des eigenen Ich's verſehen ſei.

Dem genialen Leſer geht es hier, wie dem genialen, zu einer Conſultation herbeigerufenen Arzte,*) der bei einem bedenklichen Kranken den Zuſtand der Krankheit nach ihren äußeren Erſcheinungen ſich lieber vom Krankenwärter berichten läßt, als vom früher behandelnden Arzte ſelbſt, bei dem er öfters zu dem Glauben verführt wird, nicht unbefangen betrachtet, ſondern die Diagnoſis — vielleicht unbewußt — ſchon nach dem ihm anhängenden Syſteme gemodelt zu haben.

Räſonnirt aber nun auch der Krankenwärter noch ſo unbeholfen über die Erſcheinungen, er wird den geiſtreichen Arzt nie täuſchen und zu einer anderen Beurtheilung beſtimmen, als wie ſie ſelbſt in ihm liegt. Es geht ihm hier, wie dem erfahrenen Leſer bei einer Rezenſion. Der Rezenſent bemühe ſich, wie er wolle, das Buch bis in den Himmel zu erheben, oder in den Staub zu treten; — gleichviel! Der geiſtreiche Leſer wird das Gute oder Schlechte, trotz alles Ankämpfens mit Gründen für oder gegen das Werk, doch herauszufinden wiſſen und ſich weder vom falſchen Lobe, noch vom ungerechten Tadel beſtechen laſſen; ſondern das Thatſächliche, das Geleiſtete, nach ſeiner Weiſe in Anſpruch nehmen, und verarbeiten. — Doch zurück zu Jean Paul.

Anderen Tages, bei meinem Abſchiedsbeſuche, fand ich ihn ſowohl körperlich, als geiſtig ſehr angegriffen, und als ich nun im Begriff ſtand, des geſtrigen Abends zu erwähnen, fuhr er auf und rief:

---

*) Ich denke hierbei an Marcus, der ſo dachte.

„Um alles in der Welt bitte ich Sie, reden Sie mir von dieſem Höllenabende nie etwas mehr, ich danke Gott, daß ich nicht kränker bin! Verwiſchen Sie ihn, wo möglich, aus Ihrem Gedächtniſſe, ich werde daſſelbe thun.“

Nach einer Pauſe fuhr er heiterer fort:

„Nun, was gibt's Neues? — à propos, wiſſen Sie ſchon, daß ich nun nicht nach Wien reiſen werde, da ich den ...... Oeſterreicher bereits zur Genüge in Baireuth kennen gelernt habe? — — Was halten Sie vom Wetter? Ich muß laufen, um meinen Leichnam zur Raiſon zu bringen, als ungehorſamen Satelliten meines Geiſtes, dem ich heute gewaltig die Spornen einſetzen will und muß, das iſt nothwendiges Bedürfniß nach ſolcher gottloſen Miſère!“ — —

Jean Paul machte Miene, mehrere ihm zum Spaziergange nöthigen Dinge zurecht zu legen, und ich empfahl mich bald.

Es war im Jahre 1820, als Jean Paul abermals nach Bamberg kam. Der nächſte Zweck der Reiſe war, die zu einem Konzerte hier eingetroffene, gefeierte Catalani zum erſten Mal zu hören.

Er freute ſich ungemein auf den ihm bevorſtehenden Genuß, und bat vor dem Eintritte in den Saal mich dringend, ja Niemanden auf ihn aufmerkſam zu machen, noch weniger ihn vorzuſtellen, „weil er ganz ungeſtört den zu erwartenden Kunſtſchmauß genießen möchte.“

Dieſe vorbauende Bemerkung ſchien mir gänzlich unnütz zu ſein, denn ich kannte unſer Publikum zu gut, und wußte, daß kaum Neugierde, den großen Mann kennen zu lernen, geſchweige Verehrung und Drang nach ſeiner Perſönlichkeit daſſelbe ſonderlich quäle. Zugleich fiel mir ein Vorfall ein, den Jean Paul 1817 in Würzburg gehabt, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß er hier repetirt werden würde.

Der Weg führte ihn damals auf einer Reiſe nach Heidelberg auch durch Würzburg. Kaum im Gaſthofe angekommen, verlangte er nach einem Lohnbedienten, ihn in das Leſelokal der Harmonie zu führen. Er tritt in das Leſezimmer ein, bleibt eine Zeitlang ſtehen, aber Niemand bekümmert ſich um ihn. Wahrſcheinlich war der Sekretär der Geſellſchaft augenblicklich entfernt, ihn mit der Lokalität bekannt zu machen, der Lohnbediente wendet ſich daher an ein anweſendes leſendes Mitglied, ſagt ihm, der Fremde ſei der Herr Jean Paul, völlig unbekannt in Würzburg u. dgl. Das verehrliche Mitglied ſieht ihn groß von oben bis unten an, und lieſt weiter. Der Lohnbediente begibt ſich zu einem zweiten Leſer, und verſichert dieſen, daß dies der berühmte Herr Jean Paul ſei. „So?“ — erwiedert dieſer, — „ſagen Sie ihm, daß er ſich ſtatutengemäß durch ein ordentliches Geſellſchaftsmitglied einführen laſſen, und ſeinen Namen zuvor in das Fremdenbuch einſchreiben müſſe,“ dreht ſich um, und lieſt ebenfalls weiter.

„Ich war nicht neugierig,“ ſchloß Jean Paul, als er mir den Auftritt ſ. Z. erzählte, „noch mehrere Böotier kennen zu lernen, drehte mich ebenfalls um, und ging zur Thüre hinaus. Hatte ich hier doch, wie in ſo manchen anderen Städten Deutſchland's, ſtatt Menſchen, eine Anſtalt geſehen, die wenigſtens von deren Daſein Rechenſchaft gab. Ich ging nach Hauſe, um durch einen Brief an meine Frau meinem Herzen Luft zu machen, und tröſtete mich auf dem Wege dahin mit meinem guten Fibel, deſſen Spruch: „„'s is halt Welt!““ abwechſelnd mit der Variation: „„'s is halt Würzburg!““ vor mich hinmurmelnd.“

Nicht viel beſſer erging es Jean Paul im Conzertſaale zu Bamberg. Kein Menſch fragte nach ihm, bekümmerte ſich um ihn! Scherzes halber konnte ich es mir nicht verſagen, während des Conzertes Dieſen und Jenen auf ihn aufmerkſam zu machen. Der Eine, — als hätte er ſich mit dem Würzburger verabredet, — drehte ſich nach ihm um, und ſagte ganz ruhig ein lang gezogenes: „So?“ — Ein Anderer fragte ſüffiſant: „ob er denn ſeinen Hund nicht bei ſich, oder wo er ihn hingebracht habe,“ und ein Dritter wollte wiſſen: „ob er noch ſo viel tränke, als ſonſt.“ — Einen Vierten anzureden, verging mir der Muth! —

Der erſte Eindruck, den die gefeierte Sängerin auf Jean Paul machte, war nicht günſtig. Die Prätenſion, mit der ſie auftrat, gefiel ihm nicht, und er ſagte mir in's Ohr: „Auch eine Theaterprinzeſſin!“

Nach der erſten Arie, die ſtürmiſch beklatſcht wurde, wozu ich ebenfalls mein Scherflein beitrug, ſprach er:

„Sehen Sie, das kann ich nun nicht; denn kein bloßes Staunen über eine Größe, oder über ein Madonnenbild ohne Gnade, kann meine Hände in Bewegung ſetzen; ich muß durch und durch ergriffen ſein, ſoll es geſchehen, und das bin ich nicht, geſtehe ich Ihnen offen, — vielleicht zu meiner Schande!“

Während der Pauſe, nach der erſten Abtheilung ſagte er: „Ich habe Durſt, verſchaffen Sie mir ein Glas Bier.“

Ich führte ihn in das untere Gaſtzimmer, und während des Trinkens bemerkte er:

„Das iſt ein übles Zeichen, wenn inmitten eines Kunſtgenuſſes irgend ein körperliches Bedürfniß ſich in mir regt; — bei der Mara und bei Abt Vogler war das nicht der Fall!“ —

Bei der dritten Arie in der zweiten Abtheilung ſchien er aufzuthauen, denn er beklatſchte ſie; als aber die Künſtlerin zum Schluſſe ihr herzerſchütterndes: „**God save the King**“ ſchmetterte, gerieth er faſt außer ſich, er drückte mir heftig die Hand, Thränen liefen die Wangen herab, und ſein „Bravo! Bravo!“ wollte nicht aufhören.

Beim Nachhauſegehen zu mir, konnte er des Lobes über den Vortrag des letzten Liedes nicht ſatt werden.

„Das hat mich vollkommen ausgeſöhnt," ſprach er, „da war Seele im Lied! Ja, ich geſtehe Ihnen, ohne dies Lied würde mich meine Fahrt nach Bamberg gereut haben. Ach! was liegt doch in der menſchlichen Stimme für eine Wunderkraft! Aber eben dies Bewußtſein, das mich ſo lebhaft durchdringt, verkümmert mir ſo manchen Genuß; denn wie geſagt, bloße Virtuoſität, Kehlenfertigkeit, kann ich zwar bewundern, aber ich werde nicht ergriffen, und der Gedanke an Automate ſtellt ſich bei mir — oft zu meinem Verdruß! — immer da gleich ein, wo keine Seele ſingt ꝛc."

(Fortſetzung folgt.)

Dr. Reinganum und Frankfurt a. M.

Der ſechſte Band des Staatslexikons von Rotteck und Welcker eröffnet ſich auf eine höchſt würdige und anſprechende Weiſe mit dem Artikel: Frankfurt a. M., verfaßt von Dr. Reinganum. Derſelbe Mann, der als tüchtiger praktiſcher Rechtsgelehrter und muthiger Vertheidiger angetaſteter Rechte, als Mitglied der geſetzgebenden Verſammlung und ſcharf blickender Staatsmann, eines gleich ehrenvollen Rufes bei ſeinen Mitbürgern ſich erfreut, hat hier die Feder in die Hand genommen zur Abſchilderung der Verfaſſung und Geſchichte Frankfurt's. Klarheit, Deutlichkeit und wahrhaft plaſtiſche Rundung der Darſtellung waren noch ſelten verbunden mit ſo viel epigrammatiſcher Kürze und Gedrängtheit und den farbenfriſcheſten Reflexen eines freiſinnigen und kräftigen Geiſtes, entgegen den Moder- und Roſtflecken unſerer Zeit. Man hat ganze „Vaterunſer" auf Groſchen geprägt oder auf den Umfang eines Kreuzer's geſchrieben, und hat damit weniger gethan, als Reinganum, der, außer einem „Vaterunſer" über das, was er in ſeiner Vaterſtadt als tadelnswerth anerkennen mußte, auch noch ein „Komm', heiliger, freier Geiſt" nebſt allem präciſirteſten hiſtoriſchen und ſtaatsrechtlichen Apparat Frankfurt's auf eilf Oktavſeiten brachte.

Und nicht blos als Oppoſitionsmann ſchrieb Dr. Reinganum dieſen Artikel. Er erkannte an, was im Lauf der Zeit nach und nach Beſſeres in Frankfurt geworden und wie in einem Theile der jetzt anerkannten ſtaatsrechtlichen Prinzipien des kleinen Staates die Garantie des Fortſchrittes liege. Da, wo er Manches gerne noch umgeſtaltet ſähe, deutet er die Art der Umgeſtaltung beſcheiden mit „vielleicht" an, und nur dann erhebt ſich ſein warmer Eifer zur Flamme, wo man mit Beſcheidenheit und milden „vielleicht" nicht mehr auskommt, ſondern wo es gilt, eine entſchiedene, unabwendbare Ueberzeugung, aufgenährt durch den Genius einer ringenden Zeit, friſch und frei hinauszuſprechen. So bei der Erwähnung des ſtaatsrechtlichen Verhältniſſes der Frankfurter „Dorfbewohner, Ortsnachbarn genannt," und bei der Schilderung mancher neueren politiſchen Zuſtände, wo die Parallele mit der Regierung des Fürſten Primas ebenſo ſchlagend als gewandt die Herzensmeinung des Verfaſſers kund gibt. Dabei thut die Pietät wohl, mit der jenes heimgegangenen deutſchen Fürſten und eines großen Theils der von ihm in's Werk geſetzten Einrichtungen hier gedacht wird. „Sein Herz, ſein Streben waren deutſch, frei und recht, ſo wenig er in den Präambeln ſeiner Edikte die Deutſchheit zu Markte trug."

Mit Erſtaunen wird das Ausland erfahren, daß die Geſammtausgaben des Staates Frankfurt jährlich ungefähr 1,300,000 Gulden betragen und durch die Einnahmen keineswegs gedeckt werden, ſondern ein jährliches Defizit vorhanden iſt. Von dieſen Ausgaben nimmt das ſtädtiſche Linienmilitär (711 Mann), dann die Verzinſung und Abtragung der Staatsſchuld (etwa 8½ Millionen Gulden rheiniſch) einen großen Theil in Anſpruch. Der Civilbeſoldungsetat erheiſcht gleichfalls beträchtliche Summen und iſt jährlich im Zunehmen.

Herr Dr. Reinganum bedauert mit Recht den Verluſt des Rechts der Aktenverſendung in Polizei- und Strafſachen an deutſche Univerſitäten zur Aburtheilung, obgleich aus neuſter Zeit ein ſehr wichtiges Beiſpiel vorliegt, daß das höchſte ordentliche Gericht Frankfurt's (das Oberappellationsgericht in Lübeck) viel milder urtheilte, als die Göttinger Juriſtenfakultät gethan hatte, von welcher an jenes (in der Sache des Hrn. Dr. med. Karl Bunſen) appellirt worden war. (Aehnliches hatte ſich ſchon vorher mit Hrn. Friedrich Funck ereignet.) Aber es iſt nicht zu verkennen, daß jenes Urtheil der Göttinger Juriſtenfakultät in einer, für die Univerſitäten als Richterbehörden ſchon ſehr ſchwierig und ſchwankend gewordenen Zeit erging und daß damals gerade die Würfel über ihre weitere Exiſtenz oder Nichtexiſtenz als ſolche fielen: ein Zuſtand, deſſen Einfluſſe ſich ein menſchliches Inſtitut nicht leicht ganz entziehen wird. K. B.

Chronik der ſchönen Literatur.

48) Dramatiſche Beiträge von Joſeph Werthheimer. Wien. Karl Gerold. 1838.

Drei Bearbeitungen engliſcher Schauſpiele und ein Originaldrama. Von der erſteren iſt Sheridan Knowle's „Buckeliger" in Deutſchland ſeither auch durch die Blum'ſche Bearbeitung: „Die Herrin von der Elſe" bekannt geworden. Die vorliegende iſt mit ſorgfältiger Rückſicht auf die deutſche Bühne ausgeführt, wird übrigens wohl ſchwerlich auf derſelben Glück machen; warum? weil wir im Allgemeinen keine Schauſpieler für die vielen Details beſitzen, in denen gerade die feinſten Schönheiten des Originales liegen. Draſtiſcher iſt das zweite Stück: „eheliches Leben" nach Buckſtones „married life", obwohl auch dieſem in Deutſchland ſchwerlich ein günſtigeres Loos zu prophezeien ſein dürfte, da unſer Publikum ſich in die durchaus lokale Sphäre des Stückes nicht hinein zu finden vermag. Der „Mantelſack" (nach Gilbert) und das Originaldrama: „der Hirtenſohn", worin Metaſtaſio auftritt, erheben ſich nicht über die Mittelmäßigkeit. Der Dialog iſt in allen vier Stücken gewandt und glatt.

49) Die Moſaikarbeiter, und die letzte Aldini. Zwei Novellen von George Sand. Aus dem Franzöſiſchen von O. v. Czarnowsky. Aachen und Leipzig 1838. (Als Beigabe: die Geſchichte des franzöſiſchen Fregattenkapitäns. Aus dem Engliſchen.)

50) Der Geheimſchreiber. Roman von George Sand. Deutſch von Louiſe Claudé, herausgegeben von Theodor Mundt. 2 Theile. Bunzlau. Appun 1838.

Wenn das Genie ſo oft ſtürbe, als ihm irgend einer von 365 Criminalrichtern den Stab bricht, ſo würde die ganze Bevölkerung im Weltreiche der Poeſie wohl bald nur noch aus Bütteln beſtehen; nun, man muß geſtehen, daß Deutſchland dazu bereits ein zahlreiches Contingent ſtellt. Denn bei uns, die wir bekanntlich die meiſten Vorurtheile abgeſchafft haben (wir ſelbſt wenigſtens ſagen es) ſind die Büttel längſt nicht mehr unehrlich, im Gegentheil: ſie genießen eine Art von ehrfurchtsvollem Vertrauen beſonders wenn ſie das Moralmäntelchen anhaben; ach, wir ſind ja noch immer die alten ehrlichen Deutſchen Rabeners und wiſſen, daß „Kleider Leute machen;" was die Eilftauſend unter dem Mantel der heiligen Urſula oder der heiligen Hermandad treiben, bringen wir dem ehelichen Mantel nicht in Rechnung. Uns genügt es, daß er ausgebreitet wird, und unſere Büttel, mit glühenden Markeiſen hin- und wiederlaufend, ſchieben die Gezeichneten ohne viel Federleſens unter die Kategorie. Was Wunder, wenn wir Madame Düdevant nur in der gelben Mütze mit der Teufelsfratze zu ſehen bekommen? Trägt ſie nicht Inexpressibles? Raucht ſie nicht eine Cigarre? Wählte ſie nicht eine in Deutſchland ſehr ominös gewordene Namensmaske? Selbſt das „Georg“ vor „Sand“ erinnert an den Lindwurm, an dem die deutſchen Drachentödter ihre Sporen verdienen müſſen. Die deutſchen Drachentödter! Arme Schelme, die nur gleich zu „knicken und zu erſticken“ gewohnt ſind, „wenn einer ſticht!“ Weil ſie „betrübt-zahme“ Flöhe beſiegen, haben ſie die Kühnheit dem ſchönen, freien, gewaltigen Panther, den ſie mit Fliegenklappen nicht erreichen können, doch die Spuren, die er zeichnete, hinterher zu verunreinigen, und ihren eigenen Schmutz für ſeine Reliquien auszugeben. Es iſt noch kein Ketzerriecher geweſen, deſſen Atmoſphäre nicht ſelbſt verdächtig geweſen wäre. Zum Glück lebt Georg Sand nicht von der deutſchen Prüderie, vor deren Forum der Criminalprozeß dieſes reichen Genius ſeit dem erſten Zetergeſchrei von „junger Literatur“ verhandelt wird. — Georg Sand, von der Geiſteskoſt des Jahrhunderts, von Nektar und Ambroſia der Freiheit lebend, kann getroſt an die Nachwelt appelliren, wenn die Mitwelt, d. h. die deutſche, das Anathem über ihn ausſpricht. Ueber „ihn,“ ſagen wir, denn wir ſehen in dieſer Frau ſtets den Mann, während wir manchen ſogenannten deutſchen Mann nur als eine „Sie“ anſprechen möchten. Georg Sand hat den Roman in Frankreich auf jene Höhe der Kunſtform gebracht, auf welcher wir in Deutſchland bisher nur Göthe ſchalten und walten ſahen; ſteht es daher der deutſchen Kritik nicht einfältig zu Geſicht, wenn ſie Laokoonsgruppen mit dem Schulmeiſterbakel ausmeſſen will? Die abſolute äſthetiſche Schönheit aber iſt immer auch eine ſittliche, wie jede Häßlichkeit eine Sünde gegen den heiligen Geiſt.

Drei verſchiedenartige Schöpfungen von Georg Sand liegen uns vor; doch nur zwei derſelben ſtehen in einem inneren Wechſelverhältniſſe; die Novelle: die Moſaikarbeiter, mit wie großer Herzenskenntniß der intereſſante Cadre auch ausgeführt ſein mag, liegt außerhalb der ſozialen Tendenzen, aus welchen die Romane: „die letzte Aldini“ u. „der Geheimſchreiber“ emporzipfeln. Die Genialität des Willens, dies poſitive Element aller Sand'ſchen Schriften, das man über der Virtuoſität der Liebenswürdigkeit, womit G. Sand den Kontraſt zu malen verſteht, ſo oft zu verkennen geneigt iſt, tritt in beiden Romanen wahrhaft impoſant auf. Sagt: in welchem von allen euren ſogenannten Prinzipien iſt mehr ächte Poſitivität zu finden? Das Geheimniß des Zaubers aber, wodurch G. Sand alle Herzen gewinnt, iſt die Durchbildung jener urſprünglichen Genialität zum vollendeten Kunſtwerk eines bewußten und von den Zufällen unabhängigen Charakters. In der „letzten Aldini“ iſt dieſer Prozeß zwiſchen Alezia und Lelio getheilt, im „Geheimſchreiber“ koncentrirt er ſich in jener herrlichen Quintilia, welche Mundt in ſeiner Einleitung ſehr ſcharf und treffend alſo bezeichnet: Sie „will nur ſelbſtſtändig ſein,“ („ihre größte Leidenſchaft iſt die Selbſtſtändigkeit!“) „um den höheren Anforderungen ihrer Seele Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, um das Edelſte und Schönſte zu genießen, was die Combination der menſchlichen Verhältniſſe zu erſchwingen vermag. In dieſer Selbſtſtändigkeit ſtrebt ſie einen moraliſchen Standpunkt an, der ihr über das gemeine Alltagsloos des Daſeins hinweghelfen und ſie zu einem inneren Glücke befähigen ſoll, das in ſich ſelbſt ſtark und ſelig genug iſt, um ſogar allen Verdächtigungen der Welt gegenüber heiter und ſicher bleiben zu können. Dieſe Selbſtſtändigkeit, ſtatt unweiblich zu werden, ſucht vielmehr die ſüßeſte Blüthe der Weiblichkeit zu erzielen, indem ſie ſich ganz und gar auf die freie Macht der Liebe und Neigung gründet, und darin zugleich ihre Beſchränkung, ihren Halt und ihre Gränze findet.“ Wie in der letzten Aldini Lelio mit weib-männlichem Verſtandesherzen die Bettina Alezia, ſo überragt im „Geheimſchreiber“ Quintilia mit mann-weiblichem großartigem Herzverſtande den naiven Saint-Julien. Beide Werke müſſen, wenn man den Kern des Weſens von G. Sand erfaſſen will, unmittelbar nach einander geleſen, und einander gegenüber gehalten werden. Welchem von beiden man den Vorzug geben ſolle, zu entſcheiden, hält ſchwer.

Feuilleton.

*** Spielwuth und Selbſtmorde in China. — „Das himmliſche Reich,“ ſchreibt die Free-Preß von Singapore, „wird von dem Teufel des Spieles heimgeſucht. Man ſpielt jetzt dort allerwärts, in der Stadt und auf dem Lande, an öffentlichen Orten und in Privatwohnungen, auf Wagen und Schiffen. Das beliebteſte Spiel iſt das Huc-Hue, eine Art Lotterie. Es hat bereits Tauſende von Familien zu Grunde gerichtet, und, ſeit es Mode geworden, die Zahl der Selbſtmorde vervierfacht. Die Chineſinnen ſind ihm nicht weniger ergeben, als die Männer, und man hat geſehen, daß ſie das nothwendigſte Hausgeräthe und die Kleider ihrer Kinder verkauft, um Geld für daſſelbe herbeizuſchaffen. Auch im Königreich Siam greift die Spielſucht ſtark um ſich.“ —

*** Verhältniß der Krieger- zur Einwohner-Zahl. Man zählt einen Soldaten auf 30 Einwohner in Dänemark, auf 55 in Schweden, auf 59 in Schweden, auf 60 in Polen, auf 60 in Preußen, auf 60 in Baiern, auf 70 in Rußland, auf 100 in Oeſterreich, auf 110 in Frankreich, auf 140 in England, auf 200 im Königr. beider Sizilien, auf 400 in Toskana und auf 300 in Rom.

*** Die Akropolis. — Die am meiſten in die Augen fallenden Reſultate der, 1835 begonnenen Arbeiten zur allmähligen Wiederherſtellung der Akropolis, ſind bis jetzt, einem Berichte von Athen zufolge, die Wiederherſtellung des Siegestempels und die Reinigung der Propyläen vom Schutte, unter welchem ſie verſteckt lagen. Man beabſichtigt zwar auch, das Parthenon zu reſtauriren, die Vollführung dieſes Planes dürfte aber, wenn auch nicht ſchlechthin *ad calendas graecas*, ſo doch bis auf die Zeit ſich hinausſchieben, wo auch der kölniſche Dom und etwa die Alhambra in Spanien in ihrer vollen urgedachten Pracht zu ſchauen ſein werden.

*** Die Handſchriftenſammlung der königl. Bibliothek zu Paris. — Hr. Champollion Figeac hat im Moniteur Bericht erſtattet über den Fortgang der Arbeiten in der Handſchriftenſammlung der kön. Bibliothek. Bis jetzt ſind die Titel und Daten von 168,511 Handſchriften verzeichnet. Die vollſtändige Claſſifikation wird deren mehr als eine Million befaſſen. Unter den bereits geordneten gehören 307 dem XII. Jahrhundert und der früheren Zeit an; 95 derſelben werden im Druck erſcheinen. Von 1800 Manuſcripten des VIII. und XIV. Jahrhunderts ſind 200 zu gleicher Beſtimmung ausgewählt.

*** Hr. Napoléon Caillet gibt jetzt zu Paris eine *Grammaire générale, philosophique et critique de la langue française* heraus, welche viel Intereſſe darbieten ſoll.

*** Genf's Bevölkerung. — Der Kanton Genf zählte im v. J. 59,666 Einwohner, wovon nur 39,356 Einheimiſche, die übrigen 20,310 Fremde waren. Noch merkwürdiger ſtellt ſich dies Verhältniß für die Stadt Genf. Im Jahr 1834 zählte dieſelbe 17,015 Einheim., und 10,168 Fremde, im v. J. nur mehr 16,956 Einheimiſche, dagegen 11,147 Fremde. Geht dies ſo fort, ſo wird Genf in etwa zehn Jahren ganz von Fremden bevölkert ſein.

*** Die Ortsgeſchichte und Statiſtik der Haupt- u. Reſidenzſtadt München, von Dr. Wolf, von welcher die erſte Auflage von 3000 Expl. in drei Monaten vergriffen war, erſcheint jetzt nach 5 Monaten in zweiter Auflage.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 147. 1838.

Phönix.

Freitag, 22. Juni.

Roſtem und Suhrab.

Eine Heldengeſchichte in zwölf Büchern

von

Friedrich Rückert.

(Erlangen. Theodor Bläſing. 1838.)

Eine der ſchönſten Epiſoden des Schähnâmeh iſt die Heldenſage von den Abentheuern Suhrab's, des Sohnes Roſtem's, des Helden von Iran. Dieſe Epiſode im Königsbuche rückt aus den koloſſalen inkommenſurablen Dimenſionen, in welchen die perſiſche Heldenſage, dieſe gewaltige Sſimórgh, ſauſenden Flügelſchlag zu kreiſen liebt, auf eine von blauen Bergen umfriedete Ebene; der phantaſtiſche Mythos gibt hier einer Reinmenſchlichkeit von wahrhaft antiker einfacher Schöne Raum; die Kraft des Helden erprobt ſich nicht an Geiſtern, Rieſen und Ungeheuern, ſondern an jenem Schickſal, deſſen erhabene Poëſie ſich den Griechen in den Tragödien vom Hauſe des Lajos zur höchſten Blüthe entfaltete; es iſt die ächte tragiſche Erhabenheit, welche dieſen Stoff durchgeiſtert. Bedürfe es überhaupt eines Beweiſes mehr, um darzuthun, daß der heilige Geiſt der Poëſie, der die Gabe, in allen Zungen zu reden, verleiht, unſern Rückert durchleuchtet, — ſo würde ſchon die Wahl dieſes Stoffes aus den unermeßlichen Fundgruben des Schähnâmeh neue und vollgültige Bürgſchaft dafür einſetzen, wollte man ſelbſt die Art und Weiſe, wie Rückert ſeine Aufgabe löſte, gar nicht in Anſchlag bringen. Im Allgemeinen ziemlich übereinſtimmend, wird der Vorwurf der Heldengeſchichte im Schähnâmeh und in deſſen Fortſetzung: dem Barſunâmeh erzählt, wie Roſtem, der Held von Iran, ſeinen ihm unbekannten Sohn Suhrab, der die Schaaren von Turan führt, ohne ihn zu kennen, bekämpft und tödtet. — Rückert hat ſich an die Grundzüge der Erzählung in Schähnâmeh gehalten, und mit der Urkraft des Genius aus dieſen Elementen eine freie und ſelbſtſtändige Schöpfung geſtaltet, deren epiſche Schönheiten wahrhaft Homeriſche genannt werden dürfen. Er hat gezeigt, daß das Weſen der Schönheit in der Harmonie der Kraft mit der Bedeutung, und zwar auf dem Wege der Vervollkommnung der Individualität zu ſuchen iſt, und daß das Intereſſe von der Ueberraſchung durchaus unabhängig iſt. Er hat einen an und für ſich romantiſchen Stoff im klaſſiſch-antiken Geiſte aufgefaßt. Romantiſch nennen wir den Stoff, weil hier eine und dieſelbe Natur gleichſam aus ſich ſelber heraustritt und ſich in zwei einander weſentlich gleiche Hälften ſpaltet, die, nur durch die Beleuchtungen verſchieden, die eine im herrlichen Frühroth der Jugend, die andere in voller Abendpracht, ſich einander gegenüberſtellen, jede innerlich getrieben, ſich als Ganzes geltend zu machen, und in dieſer Vorſtellung der abſoluten Individualität, in dieſer Täuſchung des Haſſes, doch nur einem mächtigen Liebeszauber gehorchen, welcher ſich in jener Erkenntniß der Einheit löst, die wir Tod nennen. Wenn wir aber von der antiken Auffaſſung ſprechen, ſo wollen wir darunter vornämlich das Firmament der ſittlichen Weltordnung verſtanden wiſſen, jenen tiefdunklen Lazur eines griechiſchen Himmels, unter welchem der Dichter ſeine Gruppen hinſtellte, in deſſen Reflexen ſie lebendig einherſchreiten, jene erhabene Verſöhnung der Menſchheit mit dem Schickſal durch die Nemeſis, an deren Fügungen gleich berechtigt, beide trotzig neben einander ſtehen. Zunächſt erwähnen wir die Ausführung. Das ſind

Charaktere von Fleiſch und Blut, mit eben ſo ſtarken Knochen, aber mit geſchmeidigeren Muskeln und mit ſchönerem Ebenmaße der Glieder, mit helleren Augen und mit freudigerem Lebensbewußtſein, als jene Recken des Mittelalters; ſie ſind vom geiſtigen Blute derer, die vor Troja ſtanden, und, wenn es erlaubt iſt, bei Werken der Dichtkunſt einen bezeichnenden Ausdruck von der bildenden Kunſt zu entlehnen, — ſie löſen ſich vom goldſchimmernden Hintergrunde des Relief's ab, und ſchreiten in vollendeter Plaſtik auf den blüthenreichen Wieſengrund, den ein Volk umſäumt, welchem der Menſch als ſolcher genug iſt. Jene Einfachheit aber, deren wir erwähnten, ſchließt nicht die Größe und den Reichthum der Gedanken, jene hervorragenden Hauptfiguren ſchließen nicht die Bedingung würdiger Umgebung, jener einzige Conflikt, der das Schickſal herausfordert, während er er eine von dieſem gebotene Nothwendigkeit zu ſein ſcheint, ſchließt weder die zufällige Abſpiegelung derſelben in hundert Details, noch den anmuthigen Zauber der in mannigfachſten Farben ſich brechenden Analogieen aus. In dem Verhältniſſe der epiſchen Natur des Stoffes zum dramatiſchen Anſchwellen der Handlung mag ſich für jene Kritiker, die alles Neue nach hergebrachten Muſtern abzumeſſen gewohnt ſind, allerdings ein Widerſpruch zeigen: — wir, für unſere Perſon, können eben in dieſem Verhältniſſe nur ein Schöpfungsgeheimniß des ewig jungen Genius erkennen, unter deſſen Fingern jeder neue Stoff in einer neuen Kunſtform an's Licht kommt, in jener, welche ſich nicht voraus abſehen läßt und ſich, wie ein Leib aus der Zeugungskraft der Seele um dieſe, aus der Weſenheit des Stoffes um dieſen, und mit dieſem untrennbar verinnigt, als freier Kosmos geſtaltet.

Aus Napoleons Privatleben.

(Fortſetzung.)

„Sie ſind im Irrthum,“ rief der Kaiſer, „das Kanonenboot iſt da unten links. Die Tölpel, ſie werden einem engliſchen Kreutzer in die Hände fallen. Man muß ſie warnen: Wer es vermag! Geht und ſagt…“

Er drehte ſich um und bemerkte, daß die Gewohnheit zu befehlen ihn fortgeriſſen hatte. Er hatte weder jemand von ſeinem Generalſtab noch einen Adjutanten bei ſich, ſein Wille und ſeine Befehle erſtreckten ſich nicht über das Boot und blieben gefangen im Meer. Da ergriff Napoleon ſeine Tabaksdoſe und warf ſie zornig gegen eine Welle, die auf uns zukam. Man ſagt, er habe den Sturm beſchwören wollen, aber das hinderte das Meer nicht, uns ganz zu durchnäſſen, das Boot war faſt ganz mit Waſſer angefüllt, die Gefahr wurde dringend. Der Marineoffizier wagte es, dies bemerklich zu machen.

„Das Meer iſt fürchterlich, Sire,“ ſagte er, „bald werden wir nicht mehr im Stande ſein, das Boot zu dirigiren.“

„Wir ſollen alſo dieſe Unglücklichen umkommen laſſen?“ entgegnete der Kaiſer.

„Sire,“ erwiederte der Offizier, „unſer Untergang wird ſie nicht retten.“

Der Kaiſer antwortete nichts und ich gab dem Offizier ein Zeichen, nach dem Lande umzuwenden. Als dies geſchah, ſetzte ſich Napoleon im Vordertheil des Bootes nieder und verſank in tiefe Betrachtungen. Endlich erreichten wir das Land wieder und ſtiegen aus. Der Kaiſer faßte mich, als er am Ufer war, am Arm und ſagte:

„Das Land, hören Sie, das Land, es wankt nicht unter dem Fuß des Soldaten, es ſchwillt nicht an, es öffnet ſich nicht. Es iſt folgſam, es hat immer ein Schlachtfeld zum Sieg in Bereitſchaft. O! das Land, das Land!“…

Und bei dieſen Worten ſtampfte er vor Entzücken mit dem Fuße.

Als der Morgen erſchien, brachte man die Nachricht, daß das Kanonenboot von den erſten Fahrzeugen zurückgebracht worden ſei. Der Kaiſer begab ſich hin, ich folgte ihm; dann ſchrieb er einen Brief und übergab ihn mir zur Beſtellung; er war an Joſephine gerichtet. Ich vermuthete, daß er darin ſeine Gedanken ausgedrückt und entwickelt haben werde, die ich aus den wenigen Worten, die er zu mir geſagt, errathen zu haben geglaubt hatte. Am folgenden Morgen reiſte ich ab und überbrachte eigenhändig den Brief der Kaiſerin. Sie las ihn in meiner Gegenwart durch und ſagte dann:

„Sie haben eine ſchreckliche Nacht verlebt.“

„Der Kaiſer hat Ihnen vielleicht eine Schilderung derſelben gemacht,“ entgegnete ich, neugierig zu wiſſen, was er in der Stimmung, die ſich nach dem verunglückten Verſuche ſeiner bemeiſtert hatte, geſchrieben haben möge; „ein Sturm, von der Hand des Kaiſers beſchrieben, muß ein Gemälde ſein.“

„So ungefähr,“ ſagte Joſephine, „er iſt ſogar poetiſch, ſehen Sie ſelbſt.“ Sie reichte mir den Brief und ich las folgendes:

»Hafen von Boulogne, am 3. Thermidor.«

„Madame und liebe Frau! Seit den vier Tagen, da ich von Dir entfernt, bin ich immer zu Pferde und in Bewegung geweſen, ohne daß meine Geſundheit dadurch gelitten hat.“

„Herr Maret hat mich benachrichtigt, daß Du die Abſicht hatteſt, den Montag abzureiſen; wenn Du kleine Tagreiſen machſt, ſo wirſt Du ohne Erſchöpfung in den Bädern ankommen.“

„Da in der verwichenen Nacht der Wind ſtark blies, ſo wurde ein auf der Rhede liegendes Kanonenboot fortgeriſſen und in die Felſen getrieben, eine Stunde von Boulogne. Ich hielt alles für verloren, Mann und Maus, aber es iſt doch alles gerettet worden. Es war ein erhabenes Schauſpiel; Kanonendonner, Feuerſignale am Strande, das Meer wüthend und tobend, die ganze Nacht hindurch Ungewißheit, ob die Unglücklichen gerettet worden oder untergehen würden; ſo ſchwebten wir zwiſchen Ewigkeit, Ocean und Nacht. Um 5 Uhr Morgens klärte ſich der Himmel auf und alles wurde gerettet. Als ich mich niederlegte, kam mir alles wie ein romanhafter oder ein epiſcher Traum vor, den ich noch weiter ausgeſponnen haben würde, hätten nicht meine naſſen Glieder des Schlafes bedurft."

„Tauſend Grüße."

„Auf immer der Deinige,
Napoleon Bonaparte."

Ich bewahrte den Brief auf, den die Kaiſerin mir gab und deſſen Styl mich in Erſtaunen ſetzte. Er enthielt kein Wort von dem, was mich erſchüttert hatte, aber ich, der die Ungeduld des Kaiſers im Kampfe gegen die Wellen ſah und den zuverſichtlichen Ton ſeiner Stimme bei der Ankunft am Ufer hörte, ich hätte darauf ſchwören wollen, daß er in jenem Augenblick an einer Unternehmung verzweifelte, bei der ſein Wille nicht alles vermochte, und daß er an die Abreiſe dachte.

Acht Jahre ſpäter ſollte er in Rußland erfahren, daß auch das Land Hinderniſſe darbietet, die größer ſind, als der größte Geiſt.

Die Pagen Napoleons,

erzählt von Emile Marco de Saint Hilaire.

An einem Oktoberabend des Jahres 1804 ließ Napoleon, der eben von einer Reiſe nach Boulogne zurückgekehrt war, Düroc rufen und ſagte zu ihm:

„Da meine Krönung auf den zweiten Dezember beſtimmt iſt, ſo haben wir keine Zeit zu verlieren, um das Perſonal meines Hauſes zu vervollſtändigen, welches eben ſo zuſammengeſetzt werden ſoll, wie es der Hof Ludwig's XVI. und der Königin Marie Antoinette war. Dieſe Einrichtung hat den doppelten Vortheil, daß meine Herrſchaft eine beſſere Stabilität erhält und daß ich den Familien, die mir ſchon gedient haben oder die ſich nichts beſſeres wünſchen, als mir zu dienen, weil ſie vielleicht nichts anderes thun können, Beweiſe meiner Erkenntlichkeit geben kann. Ich will daher auch Pagen haben, wie ſie ſonſt waren, und da dies in Ihr Fach, als Oberhofmeiſter meines Hauſes, gehört, ſo ſollen Sie mir deßhalb einen Bericht abfaſſen und ihn mir morgen zuſtellen."

Der Großmarſchall wollte ihm bemerklich machen, daß die ihm verſtattete Friſt zu kurz ſei, um ſich mit dieſem Gegenſtande gehörig beſchäftigen zu können, aber Napoleon, der das, was er die Details der Haushaltung nannte, bald abgemacht und die Pracht des alten Hofs von Verſailles in den Tuillerien ſchnell eingeführt wiſſen wollte, unterbrach Düroc mit den Worten:

„Sprechen Sie mit Caulincourt, hören Sie ihn darüber, und mit einem Worte, machen Sie, was Sie wollen, beſprechen und berathen Sie ſich, mit wem Sie wollen, aber den Bericht muß ich morgen haben. Nun gehen Sie, Düroc."

Demungeachtet wurde der Bericht dem Kaiſer erſt 3 Tage nachher zugeſtellt, der nun ſogleich eine Art von Conſeil berief, um darüber zu berathen. Caulincourt las den Bericht über die Einrichtung des Pageninſtituts vor und machte darin die Organiſation bekannt, wie ſie unter den alten Königen Frankreichs bis zu Ludwig XVI. beſtanden hatte. Napoleon entſchied ſich für die letztere, mit einigen Modifikationen, und beſtimmte vorläufig die Anzahl der Pagen des kaiſerlichen Palaſtes auf zwölf, jedoch behielt er ſich vor, für den Fall, daß die Anzahl nicht ausreichend ſei, ſie zu vermehren und ſie bis auf 24 zu erhöhen. (Später ſtieg ihre Anzahl ſogar auf 30, und im Jahre 1810, bei der Vermählung Napoleon's mit Marie Louiſe, ſogar auf 37). Der Kaiſer beſtimmte ſodann, daß die Koſten für einen Pagen jährlich ſich nicht über 1400 Franken belaufen, und daß die Pagen abwechſelnd bei ihm und bei der Kaiſerin den Dienſt thun ſollten. Hierauf wurde die Sitzung aufgehoben und auf den folgenden Tag verlegt, um über das Koſtüme, die Prärogativen, die Erziehung, die Verwaltung und endlich über die Eigenſchaften, welche die jungen Bewerber haben müßten, zu berathen.

(Schluß folgt.)

Chronik der ſchönen Literatur.

51) 1813. Ein hiſtoriſcher Roman von Ferd. Stolle. 3 Thle. Leipzig 1838. Ed. Meißner.

Wie lange mag es noch anſtehen, bis wir über den Begriff des Roman's und der Novelle in's Reine kommen! Die jüngſten Erſcheinungen in unſerer Literatur drohen immer mehr zu verwirren. Während man auf der einen Seite aus der Revolution eine Novelle machte, hat man auf der anderen Bruchſtücke des ungeheuren Schickſals, aus welchem zum Theil die Charaktere der Gegenwart hervorgingen, in den Rahmen eines Roman's gefaßt. Dort und hier mit großer Verwirrung der Dinge. Der Verfaſſer unſeres Roman's fühlt es ſelbſt, daß ſein Stoff nicht ſo zu bewältigen ſei. „Die Donnerſchläge der zu Poeſie gewordenen Weltgeſchichte" — bemerkt er — „wurden ſo gewaltig, daß es der Verfaſſer am gerathenſten fand, die Geſchichte ruhig fortdonnern zu laſſen, und vor allen Dingen ſeinen Leſern eine Loge zu ſichern, von wo ſie das Weltgewitter am ſchönſten überſchauen könnten. Es iſt freilich der Roman zur Neben-, und die Weltgeſchichte zur Hauptſache geworden. Von einer höheren künſtleriſchen Tendenz, Auffaſſung und Durchführung dieſes ſogenannten hiſtoriſchen Roman's, als Roman, muß daher vollkommen abſtrahirt werden. Er iſt nur Staffage, romantiſche Draperie." — Allein was ſoll uns das? Iſt die Kritik damit entwaffnet? Oder haben wir vielleicht in der geſchichtlichen Auffaſſung und Behandlung hier eine Entſchädigung? Man iſt in einiger Verlegenheit, das Werk, welches ſich Roman nennt und dann wieder keiner ſein will, gebührend zu würdigen. Auf eine ſeltſame Weiſe laufen hiſtoriſche Thatſachen und reine Fiktionen, Perſonen der Geſchichte und Geſchöpfe des Dichters durch einander; dazwiſchen Aufrufe, Polizeiverordnungen, Vaterlandslieder, humoriſtiſche Tiraden. Wer iſt aber der Held? Im Sinne des Verfaſſers offenbar nur Napoleon. Daher jenes Schwanken. Dieſer, jedenfalls der kräftigſte Geiſt, mit welchem ſich das Jahrhundert einleitete, hat ſo gewaltig die moderne Weltanſicht beherrſcht, daß von einer rein objektiven Auffaſſung deſſelben noch nicht die Rede ſein kann; er iſt uns daher bis jetzt weder in einem Drama, noch in dem Roman als an ſeinem Platz vorgekommen. Sollte nicht für einen Charakter von ſolch' großen Verhältniſſen ein Dichter eine ganz neue Kunſtform ſchaffen müſſen? — Wollte man unſeren Roman ſonſt etwa blos als ein Zeitgemälde anſehen, ſo wird man Herrn Stolle mit Recht vorwerfen, daß er Deutſchland und ſeine Erhebung zu dem Freiheitskampfe mit zu blaſſen Farben gemalt, ja nicht ſelten abſichtlich in den Schatten geſtellt habe. — Der erſte Theil führt uns nach Paris und beginnt in dem verhängnißvollen Winter, worin der ruſſiſche Feldzug eröffnet wurde. Franzöſiſche Charaktere verſchiedener Art dienen hier dazu, uns die Nation in jener Zeit ziemlich lebhaft zu vergegenwärtigen. Die Intereſſen des Tages ſind durch die Glieder einer Familie vermittelt; alte Republikaner vom Jahr 1793, unter ihnen beſonders Etienne der Waffenſchmied, der ſeit Jahren auf den gehofften Sturz des Kaiſers ſeine Schwerter ſchmiedet, ſind eben ſo anziehend als eine Unterhaltung zwiſchen Talleyrand und Marmont ſpannend. Dagegen iſt ſehr unwahrſcheinlich die Art, wie Pauline, die Fürſtin Borgheſe, von ihrem Bruder die Befreiung eines jungen Amerikaners erwirkt. Auch ſonſt fällt der Napoleon unſeres Verfaſſers zuweilen aus der Rolle, was um ſo mehr befremdet, als die Zahl von Memoiren, die ſich hierbei benutzen läßt, ſo unglaublich groß iſt. — Die meiſten Parthien des zweiten und dritten Bandes ſind nach Dresden verlegt und hier hat ſich doch die romantiſche Draperie in zu ungleichen Falten ausgeſchlagen. Der Ernſt des Krieges, Schlacht und Gefahr wird hier durch den philiſterhaften Humor zu mildern verſucht, den der Verf. in der Perſon des Ruffus Günther mit ſo vieler Vorliebe eingemiſcht hat, daß man oft nur ſubjektive Meinungen zu hören glaubt. Dieſer kluge, kalte Humoriſt, ein Freund Napoleons und aller Franzoſen, erſcheint uns oft abgeſchmackt und eher als eine Satyre auf den deutſchen Philiſter. In freundſchaftlicher Verbindung mit ihm tritt auch der geniale Hoffmann auf, deſſen Humor aber neben dem des Ruffus nicht aufkommen kann. Der Tugendbund, welchem damals vortreffliche junge Männer angehörten, ſieht eher wie eine Geſellſchaft närriſcher Franzoſenfreunde aus. Zwei weibliche Charaktere, Anna und Klärchen, ſind ganz gut gehalten, beſonders die Erſtere, welche als deutſchgeſinnte Jungfrau einen Theil der Mädchen aus jenen Kriegsjahren repräſentirt. Gegen Ende des Romans ſollte man glauben, dem Verfaſſer ſeien ſeine Perſonen nicht mehr gleich wichtig; in Folge der Kriegsereigniſſe vor der Schlacht bei Leipzig läßt er ſie zum Theil raſch wegſterben. Der jugendliche Sänger von Leyer und Schwert wird im preußiſchen Feldlager geſchildert; wir hören einige ſeiner Lieder, die er da dichtete — er ſelbſt jedoch iſt wohl zu zart gehalten. —

Die Sprache dieſes Roman's läßt ſich im Ganzen loben. Zwar erkennt man hier und dort den Einfluß, den vielleicht eines der benutzten Werke hatte, allein dennoch verliert dadurch die Darſtellung nicht an ihrer Leichtigkeit. Manche Ausdrücke z. B. expektoriren, rekognosciren und andere wiederholen ſich ſo häufig, daß ſie unangenehm auffallen. Auch iſt die Sprache des Humors nicht immer frei von leiſen Anflügen der Gemeinheit. —

52) **Kriegsbilder aus dem Jahre 1812.** Nach hiſtoriſchen Begebenheiten erzählt von **Freimund Ohneſorgen.** 1ter Band. Berlin 1837. F. H. Morin.

Vier Erzählungen, die den talentvollen Verfaſſer nicht von vortheilhafter Seite einführen. Hat er wirklich das verhängnißvoller Jah als Kämpfer mit erlebt, oder ſtanden ihm Ergebniſſe Anderer zu Gebote, ſo hätte er jedenfalls eine glückliche Wahl treffen ſollen. Wie viel Stoffe zu ſchaurigen Nachtſtücken und gräßlichen Novelletten mußte in den Schneegefilden Rußlands nur Eine Nacht darbieten! — Die erſte Erzählung beginnt an Napoleons Hof und Kriegslager zu Dresden und will die Opfer der Liebe und Treue ſchildern. Napoleon und Marie Louiſe ſuchen die Liebesangelegenheiten einer Hofdame zu ſchlichten; ein Ruſſe, dem ſehr geheimnißvoll ein Landsmann aufſtößt; ein elender Kammerherr des weſtphäliſchen Königs und dieſer König ſelbſt, der liederliche Jerome, dies ſind hier Hauptperſonen. Doch noch mehr ſpricht dieſe Erzählung an, als die beiden letzten: Der Geiſt im Schilderhaus oder das gebratene Geſpenſt — und der Huſar Schnurr, oder das Gefecht mit den Pygmäen. Man muß in der That den Erzähler bedauern, daß er ſich hier ſo fruchtlos mit dem Humor herumgeſchlagen und trotz aller Anläufe nur wenige gute Einfälle dabei gewonnen hat. Schon die Zuſätze zu den Titeln, wonach jener Schwank eine naturhiſtoriſche Bemerkung über Smolenskiſche Feigen, dieſer dagegen eine pikante Geſchichte mit einigen Süßigkeiten heißt, ſind trivial, allein dieſe Geſchichten ſelbſt ſind es noch weit mehr. Oder wer ſollte es anders nennen, wenn der Huſar mit ſeiner Begleitung ſich durch — Bienen von einem Dorf zurückſchlagen läßt und der lithauiſche Sergeant aus Riga bei dieſer Gelegenheit zu einer Frau kommt? Der Korporal Unke, der das gebratene Geſpenſt aus dem Schilderhaus treiben will, iſt ganz gemein und zotenhaft. — Man iſt durchaus nicht in Erwartung deſſen, was der zweite Band bringen wird. Ich kann dem Erzähler nur rathen, ſeine Produkte künftig mehr reifen zu laſſen. Man macht andere Anſprüche an die Erzählung, die dem gebildeten Publikum vorgelegt wird, als an einen Schwank, der in der Kneipe gelten darf.

Der Einfluß des faktiſchen Irrthums auf die Strafbarkeit verſuchter Verbrechen.

(Nach allgemeinen Prinzipien, nach den Grundſätzen des gemeinen deutſchen Rechtes und mit Berückſichtigung der neueren Geſetzgebungen und Geſetzesentwürfe dargeſtellt von Dr. C. E. Pfotenhauer. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1838.)

Wenn ſich auch der „Phönix“ ſeit ſeinem Beſtehen zum feſten Grundſatze gemacht hat, das „Recht“ nach allen Seiten hin und nach Kräften und — Umſtänden zu wahren, ſo liegt doch das Bereich der poſitiven Rechtswiſſenſchaft und der Sprache der Schule ihm nothwendig ferner. Dieſe Anzeige des obengenannten Buches wird ſich alſo kurz faſſen müſſen.

Man ſtreitet, ob es als Bedingung der Strafbarkeit eines verſuchten Verbrechens zu betrachten ſei, daß die Handlung nach ihrer äußeren Beſchaffenheit mit dem durch dieſelbe zu bewirkenden Verbrechen in urſächlichem Zuſammenhang ſtehe, oder ob nicht vielmehr ſchon jede auf Verübung eines Delikts abſichtlich gerichtete äußere Handlung, auch wenn durch ſie nach dem Laufe der Natur oder nach der beſonderen Beſchaffenheit des Verbrechens der beabſichtigte Zweck gar nicht erreicht werden konnte, einen ſtrafbaren Verſuch begründe.

Der Hauptbannerführer der erſteren Anſicht iſt Feuerbach, während Tittmann auf etwas ſchwerem ſächſiſchen Roß der zweiten voranreitet. Eine in der Mitte liegende Anſicht vertheidigte namentlich Gropp. Dazwiſchen hin wandelt nun Herr Pfotenhauer ſeine Wege, die er mit Klarheit, Präciſion und viel Gelehrſamkeit ausbreitet und abſcheidet.

Herr Pfotenhauer beabſichtigt, in einer zweiten Abhandlung „über den Einfluß des Irrthums und der ſogenannten Verirrung auf die Strafbarkeit vollendeter Verbrechen“ ſich zu äußern, dieſe zweite Abhandlung durch ein allgemeines Titelblatt mit der erſten zu verbinden, und dann dieſem erſten Bande eine Reihe von Abhandlungen aus dem Gebiete des Civil- und Criminalrechtes folgen zu laſſen, zu welchen ſchon mannigfache Vorbereitungen bereit liegen: ein Vorhaben, welches, wie zu hoffen, den Beifall der juriſtiſchen Welt findet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 148.

Phönix.

Samstag, 23. Juni.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Fortſetzung.)

Die Unterhaltung beim Abendeſſen, wobei nach Jean Paul's ausdrücklichem Verlangen, Niemand als meine Familie zugegen war, bezog ſich anfänglich ausſchließlich auf den Geſang der Catalani, dann auf Vokalmuſik überhaupt, über die er herrliche Worte ſprach. Das Geſpräch führte auch auf ſein ſogenanntes Lieblingslied: „Namen nennen Dich nicht," von dem ich zu meiner Ueberraſchung aus Jean Paul's Munde zum erſten Male hörte, daß es — wie ich nebſt Vielen bisher irrig geglaubt hatte — weder von ihm gedichtet, noch ſein Lieblingslied ſei.

„Allerdings," ſagte er lächelnd, „iſt es jetzt mein Lieblingslied, da die Welt es dazu gemacht hat, ſie will, daß es meines ſei, und warum ſollte ich nicht, (der ich überall damit angeſungen werde), ihr, der ich ſchon ſo viel zu Gefallen gethan, nicht auch dieſen Gefallen thun! Wohl könnte es mir aber zuweilen zum Verdruß werden, ſorgte wiederum die Welt nicht dafür, daß ich die Textworte auf die verſchiedenſte Weiſe vernähme, bald verkürzt, bald verlängert, bald in Variationen. Alle Aenderungen, die ich bisher noch gehört, ſind freilich ſehr ſchwach gegen den reinen Urtext, doch wird oft die Monotonie, die ein und derſelbe Text erzeugen würde, durch die Neugierde: wie heute, gegen geſtern, die Worte lauten werden, verdrängt." *)

Jean Paul war den ganzen Abend hindurch in der heiterſten Gemüthsſtimmung. Er erzählte unter Anderem Mehreres aus ſeiner Jugendgeſchichte, und als er auf den Tod der Mutter kam, war ſeine Rede vorzüglich

---

*) Da das Lied noch heute im Munde des Volks lebt, der Urtext aber faſt verloren gegangen iſt, ſo dürfte die Mittheilung deſſelben wohl nicht am unrechten Orte ſtehen, um ſo mehr, als vor ein paar Jahren der erſte Jahrgang des »rheiniſchen Oberons« die Aechtheit deſſelben beſtätigt. Das Gedicht iſt aber auch nicht von Klopſtock, wie in vielen Liederbüchern angegeben; ſondern von K. G. Neumann, und heißt urſprünglich:

An Charlotte.

»Bin ich auf Erden noch! Sind's die Menſchen noch, die mich umgeben?
Höheres hab' ich gehört,
Habe geſonnt mich in ihrer Nähe, begeiſternde Rede
Hab' ich vernommen von ihr.
Ihr Blick ruhte auf mir, ich hielt in der zitternden Rechte
Ihre erbebende Hand.
Ahneſt Du, was Du mir biſt? Von Dir geachtet erhebt ſich
Höher die ſchlagende Bruſt.
Was Du mir biſt — wie gäb' ich es kund? Armſelig, gemein ſind
Worte, ſind ſchallender Hauch.
Namen nennen Dich nicht; Dich bilden Griffel und Pinſel
Sterblicher Künſtler nicht nach.
Lieder ſingen Dich nicht; ſie klingen alle wie Nachhall
Früherer Zeiten von Dir.
Wie Du lebeſt und biſt, ſo trag' ich einzig im Herzen,
Himmliſches Mädchen! Dein Bild.

Würde des Herzens Gefühl zur Sprache, jeder Gedanke
Wäre ein Hymnus auf Dich.
Lieben kann ich Dich nur: die Lieder, wie ich Dich liebe
Spar' ich der Ewigkeit auf!«

Man ſieht hieraus, daß nur die Schlußhälfte des Gedichtes bisher geſungen, die erſten 3 Strophen aber, unbegreiflicher Weiſe, weggelaſſen, dagegen andere eingeſchwärzt wurden, z. B. folgende matte:

»Schön wie Engel nur ſind, voll Unſchuld und Tugend biſt Du,
Mädchen in Engelsgeſtalt.

Lieben kann ich nur Dich! Doch leider, wie ich Dich liebe
Spar' ich für jene-Welt auf. (!!)

Wäre Herzensempfindung nur hörbar, jeder Gedanke
Wär' ein Genius von Dir. (!!)

Deinen Namen herab auf meine Urne geliſpelt,
Schwingt zum Himmel mich auf!«

u. ſ. w.

an meine Kinder gerichtet, denen er mit unbeſchreiblicher Innigkeit den Gedanken zu Herzen redete: welch' ein Glück es für ſie ſei, ſich des Daſeins *ihrer* Mutter noch freuen zu können.

Mit ſichtbarer Rührung erzählte er das Unglück, das ihn betroffen, ſeiner Mutter nicht haben die Augen zudrücken zu können, da er, als der Tod ſie ereilte, entfernt von ihr geweſen ſei;*) den herzzerreißenden Schmerz, den er empfunden, als er das theure Erbſtück, was ſie ihm hinterlaſſen, und was er noch immer als ein Heiligthum bewahre: ihr *Spinnbuch* erblickt, worin ſie aufgeſchrieben, wieviel ſie von Monat zu Monat erſponnen, größtentheils für ihn erſponnen, u. ſ. w.**)

Wie Jean Paul die außerordentliche Theilnahme bemerkte, die wir Alle (beſonders die Kinder, denen die Augen dabei voll Thränen ſtanden,) ſeinen Erzählungen widmeten, verbreitete er ſich über ſein ganzes Haus- und Vaterleben, z. B. über ſeine glückliche Ehe, ſeine liebenswürdigen Kinder, (ſein Sohn lebte damals noch), deren Aeußeres er den Meinigen dadurch deutlich zu machen ſuchte, daß er einzelne Theile ihres Körpers, mit denen ſeiner Kinder verglich, z. B. den Mund, die Stirne, die Augen ꝛc. Er erzählte ferner mit höchſter Gemüthlichkeit von ſeinem Eichhörnchen, ſeinem Hunde, ſeinen Kanarienvögeln, — wie er ſie zähme; — von erſterem die Anekdote, wie er es bei einer Taufhandlung in der Taſche gehabt, u. ſ. w.***)

Jean Paul war den ganzen Abend hindurch, — er blieb bis gegen 1 Uhr, — die Heiterkeit und Gemüthlichkeit ſelbſt. Ich gäbe viel darum, wäre ich im Stande, den geneigten Leſern aus dem Stegreife die denkwürdigen Worte, die er ſprach: über ſein häusliches Stillleben, über die innere Zufriedenheit, ja Seligkeit, die er dabei genöſſe ꝛc., hier nur dem Sachinhalte nach, geſchweige wörtlich wiedergeben zu können. Der Themata, die er berührte, waren ſo viele, und die Art der Darſtellung ſo ächt Jean-Pauliſch, bilderreich und phantaſtiſch, daß es kaum möglich geweſen wäre, anderen Tags, viel weniger nach ſo vielen Jahren, ſach- und wortgetreu darüber zu berichten.

Doch, wie ſo oft, hilft hier ein guter Genius den Leſern und mir, indem er mir die höchſt einfache, naive und treffend-wahre Schilderung des Jean Paul'ſchen Vater- und Hauslebens in das Gedächtniß zurückruft, wie ſie ſeine erſtgeborne Tochter zur Mittheilung an ſeinen trefflichen Biographen und Schwiegerſohn: Ernſt *Förſter*, niederſchrieb.

Sie lautet dem weſentlichen Inhalte nach ſo:*)

„..........Es iſt vielleicht mehr meines, als Ihres Vergnügens wegen, wenn ich ihre Bitte erfülle, (denn ich erzähle gern) und doch, hoffe ich, ſoll Sie's auch freuen, den freundlichen Mann mit bräunlichem Hausrock und herunterhängenden Socken, die wir Kinder ihm erſt in der Mutter Zimmer, zu der er ſeinen Morgengruß trug, hinaufbanden, zu ſehen. Der Hund ſpringt an ihn hinan, die Kinder hängen ſich um ihn herum und ſuchen, wenn er geht, ihre Füße in ſeine niedergetretenen Pantoffel einzuſchieben, wenn ſeine Ferſen ſich ein wenig daraus heben, um ſo ihn feſtzuhalten: Eins ſpringt vor ihm her, wenn er fortgeht, die zwei Andern (damals lebte mein ſeliger Bruder noch) muß er an den Rockſchößen fortziehen bis an ſeine Zimmerthüre, wo ſie ihn alle verlaſſen und nur der Pudel mit hineinwedelt. Doch ich muß von vorn anfangen.“

„Als wir ganz klein waren, bewohnten wir zwei Stockwerke eines Hauſes, der Vater arbeitete oben in den Manſarden. Wir Kinder krabbelten nun Morgens mit Händen und Füßen die Treppen hinauf, und hämmerten an der ſchließenden Fallthüre, bis der Vater ſie aufhob und nach unſerm Einlaß ſie wieder ſchloß, und dann von einem alten Schrank eine bereits durchlöcherte Trommel herunternahm und eine Pfeife, mit denen wir ſtark muſizirten, während er drinnen ſchrieb. Dann durften wir auch hinein zu ihm und mit dem Eichhörnchen ſpielen, das er ſich damals hielt, und das er Abends in ſeiner Taſche mit in die Harmonie nahm. Er hatte allerlei Thiere, die er zähmte; einmal Mäuſe, dann eine große Kreuzſpinne, die er in einen pappenen Schachteldeckel ſperrte, über den er ein Fen-

---

*) In *Eger* (Juli 1797), ſeine durch anhaltende Arbeit geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen. Eine ſchmerzlich-ſüße Beruhigung war es ihm, daß er mit ihrem Segen von ihr gegangen, und daß ſie in ſüßem Frieden entſchlummert war.

**) »Wenn ich,« — ſchreibt er an Otto, — »alle Bücher der Erde wegwerfe, ſo leſ' ich doch, gute Mutter, Deines fort, worin alle Qualen Deiner Nächte ſtehen, und worin ich Dich in der Mitternacht, mit der keuchenden, ſtechenden Bruſt den Faden Deines kurzen Lebens ziehen ſehe!« — Und an eine Freundin: »Das Geſchick hat eine Richtung meines Lebens mit einem Grabe verſchüttet!«

***) »Im Winter,« ſchreibt er in dem ſchon oben erwähnten Briefe vom 20. Mai 1806 an Otto — »hätt' ich oft gewünſcht, Du wäreſt mir auf der Gaſſe oder in der Harmonie aufgeſtoßen, Du hätteſt dann auf meiner linken Achſel mein feſt bleibendes Eichhörnchen geſehen, das nicht beißt und nicht p…, (denn letzteres thut's jeden Morgen um 6 Uhr). Gleichviel halt' ich's jetzt für gewagt, daß ich das Thier, da ich bei *Dobeneck* einen Sohn aus der Taufe hob, in der Taſche hatte, in die ich während der Taufrede mehrmals greifen mußte, um es mit dem Schnupftuch einzubauen; denn während ich meinen armen — leider! ſeligen — Pathen in den Armen hielt, hätt' ich durchaus nichts machen können, wenn das Thier herauf auf meine Achſel gekrochen wäre, vielleicht zur allgemeinen Störung des Taufactus und Ernſtes. In einem Sack an meinem Kanapee ſchläft das Hörnchen.«

*) Ich glaube den Dank der Leſer um ſo mehr zu verdienen, wenn ich ſie hier wieder mittheile, als alle darin erwähnten Gegenſtände *auch die des heutigen Abendgeſprächs* waren, und ich *keine beſſere Verdeutlichung* zu geben wüßte. — Dann ſteht aber noch anzunehmen, daß die wenigſten Leſer die Schilderung ſelbſt kennen, obwohl ſie im 8ten Bändchen von »*Wahrheit aus Jean Paul's* Leben« aufgezeichnet iſt, welches Buch aber — wie ich mich mit wahrem Schmerze nur zu oft überzeugt — noch minder bekannt iſt, als ſeine Schriften ſelbſt. Möchte ich doch hierdurch Gelegenheit gegeben haben, ſich mit dem trefflichen Buche zu befreunden! Es bietet des Intereſſanten ſo viel dar, und ein Jeder, der noch nicht Jean Paul's Freund war, wird es ſicher nach Leſung der 8 Bändchen werden. Jenen aber, die die Werke des unſterblichen Mannes geleſen, wird das Buch als überaus hülfreicher Commentar dienen. Der theuere Preis deſſelben (über 8 Carolins) mag wohl bisher viel dazu beigetragen haben, daß es ſelbſt nicht in die Hände aller ſeiner Verehrer gekommen, jetzt bietet ſich aber eine neue Gelegenheit zur Acquiſition dar, da die Verlagshandlung (Max in Breslau) es bedeutend im Preiſe herabgeſetzt. —

ſterglas geklebt. Unten hatte er ein Thürchen von Papier gemacht, durch das er ſorgfältig Futterfliegen hineinließ. Im Herbſt ſammelte er für ſeine Laubfröſche und für die Spinne die Winternahrung. Wenn man einmal Kleinigkeiten erzählt, ſo muß ich auch ſagen, wie er die Thiere fing. Abermals in einem Schachtelboden, den er mit Obſt beſtrich, und mit einer Glasſcheibe belegte, ſo weit, daß nur ein Fliegenleib bequem durchkonnte. Saßen nun mehrere freſſend darin, ſo riegelte er zu und trug den Schatz in ſein Schlafzimmer, wo meine Schweſter und ich ihn an den Fenſtern fingen. Das Fliegenhaus war ein altes Vogelhaus, das er mit einem abgedankten Florſchleier überzogen, die Oeffnung oben ſchloß ein Bretchen, das durch ein darauf gepichtes Bleiſtück leicht zuklappte, und eben ſo gut durch ein unten angeklebtes Fädchen ſich aufziehen ließ. — Alle dieſe und ähnliche mechaniſche Dinge (als Schreibbücher heften ꝛc.) machte er nach dem viertelſtündigen Nachmittagſchlaf. —"

„Der Vater war ſehr gut gegen Jedermann, und konnte am wenigſten fremden Schmerz ertragen, und wenn es auch nur der eines Thieres war. So ging er nie aus, ohne ſeinem Kanarienvogel — ſpäter hatte er mehrere — den Käfig zu öffnen, zur Schadloshaltung für ſeine Geſellſchaft; denn er beſorgte, das arme Thier müſſe ſich ohne ihn langweilen. Ich weiß es, daß er einmal Abends den Hund, den er nur wenige Tage ſtatt des verſtorbenen Alert beſaß, und nicht brauchen konnte, mit ganz beſonderer Sorgfalt fütterte, weil er eben wußte, daß er ihn am Morgen gegen einen anderen vertauſchte, und es dann nicht mehr in ſeiner Gewalt hatte, ihm eine Freude zu machen. Sie werden über die Zuſammenſtellung lachen, aber ich muß es doch auch ſagen, daß er es mit einem abgehenden Dienſtmädchen allemal gerade ſo machte, und daß dieſes, abgeſehen von ihrer Tauglichkeit, am Tage vor ihrem Abzug auf ungewöhnliche Weiſe erfreut wurde."

„Den Kindern war jeder Scherz gegen ihn erlaubt; oft baten wir: „„Vater tanz' einmal!"" dann machte er einige Sprünge. Oder er mußte franzöſiſch reden, wobei er beſondern Werth auf die Naſenlaute legte, die Niemand ſo gut ausſpräche als er; es klang kurios. In der Dämmerſtunde erzählte er uns früher Mährchen, oder ſprach von Gott und der Welt, dem Großvater, und vielen herrlichen Dingen. Wir lieſen um die Wette hinüber, ein Jedes wollte das erſte neben ihm auf dem langen Kanapee ſein; der alte Geldkoffer mit Eiſenreifen und einem Loch oben im Deckel, daß ein Paar Mäuſe neben einander ohne Drücken hindurch konnten, wurde in der ängſtlichen Eile die Treppenſtufe, von der man über die Kanapeelehne ſtieg. Denn vorn zwiſchen dem Tiſch und Repoſitorium ſich durchzuwinden, war mühſelig. Wir drängten uns alle drei zwiſchen die Sophawand und des liegenden Vaters Beine; oben über ihm lag der ſchlafende Hund. Hatten wir endlich unſere Glieder zuſammengeſchoben, und in die unbequemſte Stellung gebracht, ſo ging das Erzählen an. Der Vater wußte ſich viele kleine Freuden zu machen; ſo war es ihm ein beſonderes Vergnügen, Dinte zu bereiten, was er viel öfter that, als nöthig war; denn Otto ſchrieb noch Jahre lang mit dem abgedankten Bodenſatz. Er konnte es nicht erwarten, ſie zu probieren. Schon eine Stunde nach der Zubereitung that er's. War ſie ſchwarz, dann kam er froh herüber zu uns und ſagte: „Nun ſeht einmal, jetzt iſt die Dinte ſchon ſo, nun denkt euch morgen, oder gar in vierzehn Tagen!" Sie wurde den Abend noch in jeder Stunde fortprobiert."

(Schluß folgt.)

Abendländiſche Tauſend und eine Nacht.

(Die ſchönſten Mährchen und Sagen aller europäiſchen Völker. Zum erſtenmale geſammelt und neu bearbeitet von J. P. Lyſer. Meißen 1838. Goedſche.)

Wer kennt nicht den zauberhaften Eindruck, den die Mährchenwelt auf Jung und Alt, auf Weiſe und Unverſtändige gemacht? Es iſt ein träumeriſches Sehnen, wie damals, als wir jede Waſſerpfütze für unergründlich hielten, in welcher ſich der Himmel abſpiegelt. Es iſt eine heilige Freude, wie damals, als wir durch's Fenſter blickten, wenn Frau Holle die Schneeflocken ſchüttelte. Es iſt ein kindiſches Verlangen, wie damals, als wir hörten, daß das graue Männlein all' die guten Sachen uns in ſeiner Taſche zutrage, woran ſich unſere genäſchige Jugend ergötzte. Und was iſt es nicht Alles ſonſt noch? Ja die Sprache hat kein Wort, keinen Ausdruck, um die Empfindungen ganz zu ſchildern, in welche uns der Mährchenkreis verſetzt. Beſonders wenn wir unſere erſte Jugend durch ſolche leckere Speiſen genährt ſahen; wenn man uns nicht allzufrühe den kindlichen Glauben des Herzens nahm und da trockene Erklärungen gab, wo wir lieber geglaubt oder uns gefürchtet hätten.

So lange es nun Mährchenſammlungen gibt, hat das Morgenland den Vorzug behauptet. Wir wollen hier nicht in weitere Erörterung über die letzten Gründe dieſer Thatſache eingehen. Die Mährchen der Tauſend und einen Nacht ſind im Abendland ſehr bekannt geworden. Nicht nur ſchätzen wir ſie aus einer Nachüberſetzung von Hagen und Schall, ſie ſind auch auch von Grimm für die Jugend herausgegeben und die allerneuſte Bearbeitung, welche eben zu Stuttgart im Verlage der Klaſſiker erſcheint, erfreut ſich als erſte Verſion aus dem Originaltext und wegen ihrer ſo bilderreichen Ausſtattung einer außerordentlichen Theilnahme. Auch die deutſchen Mährchen haben eine rüſtige Pflege gefunden, und die Bücher von Muſäus, Gottſchalk und dem Sprachforſcher Grimm ſind allzubekannt, als daß ich hier auf ihre Vorzüge hinweiſen ſollte. Stellt man nun, wie man in Vergleich mit jener morgenländiſchen Sammlung nicht anders kann, die Sage neben das Mährchen, ſo wächſt die Maſſe des Stoffs um deſto mehr. Und will man gar die mancherlei artigen Novellen, welche beſonders in den romantiſchen Ländern durch die mündlichen Erzähler ſich beſtändig fortpflanzen oder die abenteuerlichen Unterhaltungen der Slaven hinzu nehmen, dann dürfte man leicht einen Vorrath zuſammenbringen, welcher jene morgenländiſchen Erzählungen an Fülle und Mannigfaltigkeit mehrfach übertrifft. Lyſer, der als gewandter Erzähler längſt ſein Publikum hat und den auch die Jugend lieb gewann, ſeit er die Sagen vom Rübezahl in einem beſonderen Buch (1834) zuſammenſtellte — der humoriſtiſche Zeichner unternahm es, die ſchönſten Sagen und Mährchen des Abendlandes zuſammenzuflechten. „Deutſchland, die Schweiz, Frankreich, Holland, Italien, Spanien, Portugall, Ungarn, England, Schottland, Rußland, Irland, Schweden, Norwegen und Dänemark werden mir abwechſelnd den reichſten Stoff liefern." So bemerkt er ſelbſt im Vorwort und es kann ſich nicht fehlen, wenn er nur einigermaßen aufmerkſam verfolgt, was die neueſte Zeit darbietet. — Man weiß, wie geſchickt die orientaliſche Sammlung verknüpft iſt, wie uns das Schickſal der Erzählerin nicht minder intereſſirt, als die Erzählungen ſelbſt. Lyſer hat es verſucht, durch eine Original-Novelle die einzelnen Mittheilungen zweckmäßig zu verbinden. So gelangen zwei Freunde in die Wohnung eines Freiherrn von Kunſitten, welcher auf einem abgelegenen Schloſſe an der Oſtſee, mit ſeiner Gattin, einer reizenden Tochter und dem Schloßkaplan ein einſames und durch Schwermuth getrübtes Leben führt. Die Freunde, deren einer ſelbſt Maler iſt, haben die Länder durchſtreift, um Mährchen und Sagen aufzutreiben und bringen reichgefüllte Mappen mit. Zufällig finden auch die übrigen Glieder des Hauſes Geſchmack an ſolchen nächtlichen Unterhaltungen; Herr v. Kunſitten hat erſt kürzlich eine große Bibliothek geerbt — und ſo wird es nicht an reizender Abwechſelung fehlen. Bald der, bald jener nimmt das Wort und der Trübſinn des Schloßherrn beginnt ſich allmählig zu verlieren. Man muß geſtehen, daß der Sammler hier glücklich erfunden hat; in einer ſtillen, ſchaurigen Gegend, auf einem alten abgelegenen Schloſſe, iſt das abendländiſche Mährchen eben ſo zu Hauſe, als das perſiſche am Hof eines prachtliebenden Schah, in dem phantaſtiſch geſchmückten Gemach, oder das arabiſche vor dem Zelte des Beduinen, wenn die zuhorchenden Freunde ſtumm mit untergeſchlagenen Beinen im Kreiſe umherſitzen und von Weitem nur die Hyäne lacht oder der Löwe brüllt.

Bis jetzt liegen 4 Abtheilungen vor, welche bis zur 94ſten Nacht führen. Es wird genügen, Einiges anzudeuten.

In der erſten Abtheilung macht das „Todtenamt" den Anfang, das ſich auf eine ſehr weit verbreitete Sage ſtützt. Außerdem folgt „Bertha die Spinnerin", an welche das italiſche Sprüchwort erinnert: „Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann." „Das Eiſengitter zu Augsburg", „die Elbjungfrau", „die drei Brödchen", „der Hexenring" u. a. ſind mehr oder weniger bekannt. In der zweiten Abtheilung gefällt beſonders: „das Urtheil des Schemjaka", ein ruſſiſches Mährchen, das aber bereits Chamiſſos Gedichte weit verbreiten halfen; „das Rokenweibchen", „Peter von Stauffenberg", „Genovefa", und „der Rattenfänger" ſind ſchon zu oft wiederholt. „Der Willitanz", womit die dritte Abtheilung beginnt, iſt hier nach mündlicher Ueberlieferung erzählt; ſchon Mailath in ſeinen magyariſchen Sagen und Heine in ſeinen florentiniſchen Nächten berichten von den Willis. Dieſe Abtheilung enthält mehreres Mündliche. Den Schluß der vierten Abtheilung macht der Vampyr, den der Verfaſſer aus ſehr verſchiedenartigen Behandlungen dieſer grauſenhaften Sage zuſammenſetzte.

Als Beigaben ſind 30 Bilder und Originalzeichnungen verſprochen, wovon bereits 4 lithographiſche Blättchen vorliegen, deren Werth wir jedoch nicht hoch anſchlagen. A. R.

Chronik der ſchönen Literatur.

53) Die Mähr vom hörnen Siegfried. Balladenkranz nach dem Volksbuche von Hugo Hagendorff. Nebſt einem Anhange. Zeitz 1837. Schieferdecker.

Hagendorff iſt als einer der jüngeren Dichter, welche man die Pommer'ſche Schule nennen wollte, durch mehrere Lieder und Balladen, z. B. auch im norddeutſchen Frühlingsalmanach bekannt. Der Verſuch, den er hier gemacht, ein Volksbuch in Balladen wieder zu geben, ſpricht jedoch wenig an, da die Volksbücher ſchon als Auflöſung alterthümlicher Balladen zu betrachten ſind und ſein Ton an manchen Stellen zu neu und modern iſt. Beſſer hätte er wohl gethan, einen Stoff zur Bearbeitung zu wählen, der bisher nur im Munde des Volkes ging. Der Anhang von Balladen, Sagen und Romanzen, deren neun geboten ſind, bietet nichts beſonders Eigenthümliches dar. Versbau und Sprache iſt übrigens hier, wie auch in den 19 Liedern von Siegfried gewöhnlich mit Sorgfalt und Geſchick behandelt, die äußere Ausſtattung des Büchleins gefällig.

54) Neue Lieder von F. Brunold. Prenzlau 1837. Karl Vincent.

Wie bei ſo vielen jungen Dichtern der Gegenwart faſt mehr Anklänge an Heine als eigne Melodie. Hier und da zerſtreute Sagen, vielleicht noch die beſten dieſer neuen Lieder. Es iſt fürwahr traurig, in die Zauberkreiſe Heines zu gerathen, wenn man nichts aus denſelben flüchtet, als die Nibelungenſtrophe, welche heutzutage ſo ganz abgeſungen wird. Wie leicht aber es ſich viele dieſer Dichter machen, dafür liefert auch dieſe Sammlung genug der Belege. Wollte Brunold mit ſeinen Freunden weniger ſingen, wir hätten gewiß mehr Gewinn davon.

55) Deklamations-Abende ernſten und launigen Inhalts. Geordnet von C. C. Mannsfeld. Erſter und zweiter Abend. Meißen 1838. F. W. Goedſche.

Die Deklamationsbücher von Solbrig, Kerndörfer u. a. mit ihrer geſperrten Schrift und den Anmerkungen unter dem Texte ſind mir immer als überflüſſige Arbeiten erſchienen, weil es ſich bei dem Vortrag von launigen oder ernſten Dichtungen gewiß nicht damit abthun läßt, anzumerken, dieſe oder jene Stelle müſſe mit Ernſt, mit Vertrauen, mit ſchalkhafter Zuſtimmung und dgl. geſprochen werden. Ein junger Deklamator hat damit ſo gut wie keine Anweiſung; er muß einen Lehrer zur Seite haben, der ihm über das Wie Aufſchluß gibt. Alles andere fruchtet nichts. Inzwiſchen mögen jene Sammlungen doch von einigem Nutzen ſein, wofür freilich der Umſtand nicht zeigt, daß ſie wiederholt aufgelegt wurden. Sie konnten immerhin manchen Knaben und Jüngling zum Nachdenken auffordern und ſomit einigen Erfolg haben. Was ſollen aber dieſe Deklamations-Abende? Für die Jugend ſind ſie nicht. Die veranſtaltet keine Abende ähnlicher Unterhaltungen, welche durch eine Ouvertüre eingeleitet und durch einen Symphonieſatz in zwei Theile getrennt werden. Soll ſie einmal Abends deklamiren, dann kommt ſie auch nicht in Verlegenheit, ſondern läßt Eltern und Lehrer für ſich wählen. Für wen ſind alſo dieſe Hefte geſammelt? Für Erwachſene, die des Vortrags mächtig ſind, wohl auch ſchwerlich. Dieſe haben ſicher auch Kenntniß der Literatur genug, um ſelbſt zu wählen und werden kaum auf ein Arrangement eingehen, das vielleicht für ihr Auditorium oder die Mittel der eigenen Stimme nicht paſſen will. So blieben uns denn nur ſolche Deklamatoren, die aus der Deklamation einen Gelderwerb machen und nebenbei als Taſchenſpieler, Bauchredner, Gaukler oder durch andere freie Künſte die Geſellſchaft kleiner Landſtädte unterhalten. Und ſogar bei dieſen dürfte ſich der Sammler keinen Dank verdienen; ſie wollen derbere Koſt und wenn ſie auch mit Langbein's Schwänken ſehr vertraut ſind, ſo lieben ſie doch Agnes Franz nicht. Das Unternehmen ſcheint daher verfehlt und der Verf. thäte gewiß beſſer, wenn er ja ein geliebter Deklamator iſt, ſeine Anſichten von dieſer Kunſt nieder zu ſchreiben. Ein einziges Heftchen, von eigener Erfahrung zeugend, wäre gewiß mehr werth, als zehn Hefte ſolcher Abende.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 149. 1838.

Phönix.

Montag, 25. Juni.

Julius Moſen's
Ahasver.

(Dresden und Leipzig. Gerhard Fleiſcher 1838.)

Mit geſpannter Erwartung ſahen wir dem Erſcheinen dieſes epiſchen Gedichtes lange entgegen; aus zerſtreuten Andeutungen, die über die Intention des Dichters verlauteten, aus einzelnen Fragmenten, die uns zu Geſicht gekommen, mußten wir den Schluß ziehen, daß J. Moſen's Werk ſich durch das Gepräge der Eigenthümlichkeit und tieferen Bedeutung vor vielen anderen neueren poetiſchen Schöpfungen auszeichnen werde. Moſen's Ahasver iſt nun erſchienen, und wir müſſen geſtehen, daß alle unſere Erwartungen übertroffen wurden. Ahasver iſt ein Epos, von dem ſich — noch im ſtrengeren Sinne wie kürzlich von Rückert's Roſtem und Suhrab — ſagen läßt, daß die Intuition des Dichters eine durchaus neue Kunſtform bedingte und ſich ſchuf; die Intuition aber, wie ſie nur einem durch und durch deutſchen Geiſte in voller klarer Erhabenheit aufgehen konnte, iſt ſo menſchlich univerſell, als jene Göthe'ſche des Fauſt. Es iſt die Metaphyſik der Weltgeſchichte.

Wir erlauben uns, die Bekenntniſſe des Dichters ſelbſt über das, was er gewollt, hier mitzutheilen; er äußert ſich, wie folgt, über die geiſtige Natur ſeines Stoffes und deren Verkörperung:

„Dieſe Sage hat ſeit jener Zeit, wo ſie faſt lebendig in meine Knabenjahre trat, zu zwei verſchiedenen Malen einen bedeutenden Einfluß auf mein Dichten ausgeübt. Im Liede vom Ritter Wahn, welches vor ſieben Jahren in Leipzig im Druck erſchienen iſt, habe ich den Gegenſatz von Ahasver, — die zur Vereinigung mit Gott in der Unſterblichkeit ringende Seele — zur poetiſchen Anſchauung zu bringen geſucht, während jetzt in Ahasver die in irdiſchem Daſein befangene Menſchennatur, gleichſam der in einem Einzelweſen verleiblichte Geiſt der Weltgeſchichte, erſt in unbewußtem Trotze, dann endlich mit deutlichem Bewußtſein dem Gotte des Chriſtenthums ſich ſchroff gegenüberſtellt.“

„Wie nun ein Satz mit ſeinem reinen Gegenſatze menſchlicher Anſchauung gemäß gleiche Ewigkeit theilt, ſo ſtellte ſich von ſelbſt die poetiſche Nothwendigkeit der ewigen Erdwanderung Ahasver's der göttlichen Ewigkeit des Heilandes gegenüber heraus, ſo daß dieſer über Ahasver nicht ſowohl einen Fluch, als nur einen nothwendigen Richterſpruch — den Bannſpruch — auszuſprechen gebrauchte.“

„Das Wort des Heilandes bei dem Kreuzesgange, Ahasver gegenüber, wurde daher nur die Bezeichnung einer ſchon vorhandenen Thatſache, — des ihm in der Perſon Ahasver's entgegentretenden beſtimmten Gegenſatzes. Die Sendung des Erzengels Michael im ſiebenten Geſange des Bannſpruches erklärt ſich von ſelbſt als ein Akt der Gnade, geknüpft an die nothwendige Bedingung, welche Ahasver in der Aufgebung ſeines Prinzipes löſen ſoll.“

„Daß ich Ahasver mit den Banden des Blutes an die Weltgeſchichte geknüpft habe, bedarf keiner Vertheidigung, denn ihr Fortbeſtehen kann ja nur durch Fortzeugung des Menſchengeſchlechtes bedingt ſein, und wer mit Mark und Bein auf dieſer Erde ſteht, hat durch das Recht ſeiner Geburt ein Befugniß mitzuſpielen in dieſer ewigen Tragödie, und ſich wiederzuzeugen in Kindern, und ſo einer irdiſchen Unſterblichkeit nachzuſtreben.“

Nachdem unſere Leſer ſo an der Hand des Dichters ſelbſt auf den Standpunkt gelangt, von welchem aus ſich die Herzſchläge ſeines Werkes belauſchen laſſen, möge ſich das Rundgemälde in voller Pracht vor ihnen entfalten.

„Den Zorn der Menſchheit auf dem Angeſichte“ ſchreitet Ahasver in den Straßen Jeruſalems; ein holdes Kinderpaar iſt ihm, „der nur ſich, ſonſt aber nichts verloren,““ nach ſeiner Gattin frühem Tode geblieben, der Knabe Ruben, wie ein zur Sonne ſchlank und frei heran wachſender junger Palmbaum, und das Mädchen Lea, ſchön wie die Blume am Aaronsſtabe. Die Kunde von den Reizen des Zwillingspaares dringt bis in Pilatus Pallaſt, wo ein junger Fürſt Rom's tafelt, und von dem Gaſtfreunde zugeſprochen erhält, was ihm als werth und prächtig gefalle. Der Römer verlangt und erhält den Knaben und das Mädchen, und Ahasver wird bedeutet, die verſchenkten Kinder zur Fahrt nach Rom zu bereiten. Im furchtbarſten Vaterſchmerze ſucht Ahasver den Meſſias Jeſus Chriſtus auf und fleht, ihm zu Füßen, ihm die Kinder zu retten, Judäa zu retten. Der aber verkündet das Gericht, das Jeruſalem, durch den Dienſt des Mammons, durch Preisgebung des Herzens und der Seele über ſich herabgezogen, und das nicht mehr ferne ſei. Da zerſchlitzt Ahasver im Zorn ſein härnes Gewand und ruft dem Meſſias zu: „Du haſt auch gelogen! Du unſer Gott? Und retten kannſt Du nicht? Ob Menſch, ob Gott, das Volk haſt Du betrogen.“ Einzig auf ſich noch angewieſen, ermordet er ſeine Kinder, um ſie der Schmach römiſcher Knechtſchaft zu entziehen. Der Römerfürſt ſprengt am Morgen vor Ahasver's Haus und fordert die Kinder. Ahasver ſitzt wie aus Erz gegoſſen vor der Schwelle, führt den Fragenden endlich in die Halle und zeigt ihm die Leichen der Kinder. Selbſt das feſte Römerherz bebt; Ahasver aber ſteht, „verwühlet in ſich ſelbſt, wie ſteingewordener Mord.“

Inzwiſchen naht das Oſterfeſt heran, der Gottesſohn zieht in Jeruſalem ein und alles Volk ſingt ihm Hoſianna, nur Ahasver flucht heimlich in ſich ſelbſt; in jener Nacht des Verrathes aber ſtrömt er ſeine Trauer in Worte:

»Wo hat ein Volk ſo Gräßliches erduldet
Als du, o Iſrael! von Anbeginn?
Mit Gottesfurcht haſt Alles du verſchuldet.

Deshalb ſo machtlos, kraftlos, feig und nichtig;
Denn Jedem dient ſtumpfſinnig wie das Thier,
Der Einem erſt zum Sklavendienſte pflichtig.

So haben wir gefröhnt auf allen Straßen,
So in Egypten und in Babylon,
So einem Gott gedienet übermaßen!«

»Die arme Erde! Kurze, ſel'ge Stunden
Hielt ſie in ihrem Arme einen Gott,
Verſtoßen iſt ſie nun und Gott verſchwunden.

Die Erde, vom treuloſen Gott betrogen,
Mit Liebe und mit Thränen hat ſie treu
Ihr armes Kindlein endlich groß gezogen; —

Ihr Kind, der Menſch, den freundlich ſie ernähret,
Was drängt er ſich dem ſtolzen Gotte nach?
Dem Baſtard iſt der Weg zu ihm verwehret.

So von mir werfen will ich ſein Gedächtniß,
Ausreißen aus der Bruſt den Drang zu ihm,
Das väterliche, ärmliche Vermächtniß!

Aus Erde iſt der Menſch und auf der Erde
Und von der Erde lebt er, daß er einſt
Wie ſeine Mutter wieder Erde werde.«

Des Heiland's Kreuzestod wird von dem blind-wüthenden Volke verlangt; Ahasver ruft grimmig-jubelnd mit, da ſinkt vor ihm Chriſtus unterm Kreuze nieder und fleht zu ihm: „Laß mich an Deiner Schwelle wenig raſten.“

„Doch dieſer warf ihm zu dieß Wort des Spottes:
„Hilft dir dein Vater in dem Himmel nicht
Und nennſt dich doch den Eingebornen Gottes?

Ich ſtoße dich hinweg von meiner Schwelle,
Ob wahr dein Wort, ob du gelogen haſt;
Dir keine Ruhe! keine an der Stelle!“

„„Dir keine Ruhe, keinen, keinen Frieden!““
Entgegnet ihm der Herr, „„ſo lebe denn
Das ew'ge Leben ruhelos hienieden!““

Kaum hat der Herr dieß ſchwere Wort geſprochen,
So fiel im jähen Schrecken Ahasver
Auf ſein Geſicht; es war ſein Geiſt gebrochen.“

In Chriſti Todesſtunde, da durch die Natur ein gräßliches Wehgeſchrei ſchallt, als dränge durch ihre eigene Mutterbruſt ein ſcharfer Speer, da Finſterniß die Erde deckt, und der Boden „wie ein Vöglein in des Geiers Krallen vor innerer Angſt zu beben und emporzuwallen beginnt“, treibt eine räthſelhafte Macht den trotzigen ſchmerzdurchtobten Zweifler in den Tempel, deſſen Stufen unter ihm wanken, deſſen Vorhang von oben bis unten zerreißt. Auf der heiligen Stelle aber ſteht der Engel Michael auf Feuerwolken, mit dem Flammenſchwerte vor ihm, verkündet ihm den Fall des alten Glaubens und den Bannſpruch:

»An's Erdenleben haſt du dich verwettet,
Es werde dir zu Theil, was du begehrt,
So ſei an dieſes Leben angekettet!

Vorüber ſpurlos ſollen dir die Zeiten,
Vorüberſchreiten machtlos an dir hin,
Vorüber, aber lang wie Ewigkeiten!

Verſagt ſei dir des Todes ſüßer Frieden,
Verſagt des Menſchen letzter Troſt, der Schlaf,
Verſagt von Nun an alle Ruh' hienieden!

Doch ſtets zur Gnade offen ſind die Arme
Des Gottesſohnes in dem Himmelreich,
Damit er jeden Weinens ſich erbarme.

So will er dir zur Löſung wiedergeben
Das Räthſel deines eigenen Geſchick's,
Dreimal auch deiner Kinder junges Leben,

Bis du zum Heile deinen Weg gefunden
Mit ihnen hin zu Gottes Vaterbruſt
Und ſo vom Erdendienſt dich haſt entbunden!

Zum erſtenmale kann es dir gelingen,
Zum andernmale fleh' um Gottes Rath,
Zum drittenmale mußt du es vollbringen.

Sonſt wehe dir! Bis zu dem Weltgerichte
Mußt du dann wandern auf dem Erdenrund,
Bis an das Ende aller Weltgeſchichte.

Da plötzlich leckten aus die Wunderflammen,
Und ſchrecklich, grauſig, düſter quoll die Nacht
Im wüſten Wirbel wiederum zuſammen.«

Die erſte Friſt beginnt. Alle Zeitgenoſſen Ahasver's ſind todt; er allein ſteht unwandelbar wie ein ſtarrer Fels im bewegten Meere, ſein Nacken iſt ungebeugt, ſeine Fauſt wie aus Stahl geſchmiedet, das Dunkel ſeiner Haare bleicht nicht, ſeine Muskeln ſind ſtark wie vor und eh, und das Glück der Erde ſtrömt ihm zu. Aus dem ſchrecklichen Einerlei ſich zu retten, ſtürzt er ſich in den Strom des Lebens und nimmt wieder ein Weib, das nach frühem Tode, ihm wieder ein Zwillingspaar läßt, das er zum Trutz Lea und Ruben heißt; hold wie ſeine erſten wachſen ſie ihm heran. Doch Zeichen und Wunder künden ſchon Jeruſalems nahen Untergang. Titaniſch trotzend rüſtet ſich Ahasver zu Widerſtand und Kampf, nicht bloß gegen Rom, auch gegen den neuen ſtarken Gott, der die Kreuzesſchmach an Jeruſalem rächen wolle, und rüſtet auch den Sohn, zum Hort des Hauſes und der Schweſter. Er ſelbſt kämpft ſiegreich an des Vaterlandes Gränze, indeſſen in der heiligen Stadt Zwietracht ausbricht, und Lea — einen Chriſten, Matthias, ihres Bruders Freund, liebt. Immer gewaltiger brauſt Titus mit den Legionen heran; umſonſt kämpft Ahasver zur See, die Flotte verſinkt, er allein bleibt lebendig, kommt zurück, entdeckt Leas Liebe und gebeut ihr, abzuſagen dem Nazarenergotte. Jeruſalem wird belagert und wehrt ſich wie ein Löwe gegen die Schlange Rom, die es umringelt; Hunger, Seuche und Verzweiflung wüthen gräßlich in der Stadt. Nur Ahasver „bleibt in dieſen Leichenhallen unberührt, nur grimmiger erregt“ und hadert, mit Gott und Welt zerfallen:

»Trugſt du, Natur nicht Blitze in den Händen,
Dazu das Weltmeer und den Sturm zugleich,
Doch läſſ'ſt du deine Kinder alſo ſchänden?

Und könnteſt doch mit tauſend Donnerwettern
Die Felſen alle mächtig mit Gewalt,
Dein ganzes Weh' ihm in den Himmel ſchmettern!

Wie eine ſchlechte Magd mit ſeinen Füßen
Stößt er dich weg; denn wieder kommſt du ihm,
Um ſeines Mantels Purpurſaum zu küſſen.«

Doch als er ſeine Tochter in tiefſter Noth ſieht, da ſchmilzt Hohn und Empörung in entſetzlichen Schmerz:

»O Kind, könnt' ich mein Herz, mein Herz dir reichen,
Um dich zu retten von dem Hungertod,
Wie gern wollt' ich im Tod für dich erbleichen!«

Verzweifelnd will er die Dürſtende mit ſeinen Thränen ſtillen; da kommt Ruben, und bringt Wein und Brod. Zugleich aber ſchallen die Schlachthörner zum Sturm. Ahasver ſchlingt die Arme um Lea, Ruben hebt ihr Haupt an ſeine Bruſt, und ſo tragen beide ſie zum Tempel empor, wo die Prieſter Gott Iſrael's um Rettung und um Verderben ſeiner Feinde anflehen.

»Schütt hin ihr Blut, daß wir mit bloßen Füßen
Auf Purpur gehen in dem Heiligthum,
Dich, großer Gott, in deiner Macht zu grüßen.«

Da ſteigt im Allerheiligſten eine Feuerhelle empor, von böſer Hand geſtiftet; die ſich dahin geflüchtet, ſtürzen ſich in die eigenen Schwerter, das ganze Heiligthum verwandelt ſich in eine große, goldene Feuergarbe. Ahasver ſteht auf den Zinnen, und ſchleudert Matthias und ſeine Kinder in die Flammen; ausrufend:

»Hier ſchnöder Gott, kannſt du dich letzen,
Und weiter rief er: ſpring empor Verderben!
Und weiter ſchrie er unterſinkend aus:
So ſtirbt der letzte Jude, dürft' er ſterben?«

damit entſchwindet ihm die erſte Friſt.

Die Zweite beginnt, als die römiſche Welt durch Conſtantin chriſtlich geworden. Ahasver allein will ſich das Herz im Buſen nicht rauben laſſen, der Fluch drückt ihn furchtbar, und doch will er ſich des Himmels Gnade nicht erbuhlen. Er wandelt am Meeresſtrande und hält Zwieſprach mit dem Tode, der Mitleid mit ihm hat, und ihn doch nicht erlöſen darf. Da erhebt Ahasver ſich aus dem wilden Trotz zu gewaltigem Bewußtſein ſeines Selbſt:

»Ich heb' empor die ganze Ewigkeit
Ein ew'ger Menſch in Menſchenluſt und Leide.«

ruft er aus, und wirft ſich mit inniger urkräftiger Wehmuth an's Herz der Natur.

»O Mutter aller Weſen, täuſch mich wieder,
Wie du dich täuſcheſt, ſinge mir und dir
Leis wieder vor die alten Wiegenlieder!

Laß mich an deine Kniee wieder drängen,
Hochheilige, an deinem Angeſicht
Mit meinen Augen, meiner Seele hängen

Und heimlich ruh'n an deines Buſens Fülle,
Verbirg' vor Gott das ihm verhaßte Kind
Und drück' mein Haupt in deines Schleiers Hülle!

Laß mich dem Klopfen deines Herzens lauſchen,
Nach deſſen Takt die Schöpfung ſich bewegt,
Laß meinen Schmerz mit deinem Leid mich tauſchen!

Anſah ihn da der Tod in Gram erblichen
Und flüſterte: du biſt noch glücklich, Menſch!
Und ſo im Nebelgrau war er entwichen.«

So gibt er ſich in geläuterter Kraft und aus urſprünglichem Trieb zum zweitenmale dem Bannſpruche hin. Er nimmt wieder ein Weib, ſie gebiert ihm Zwillinge, und ſtirbt. Wieder nennt er die Kinder Lea und Ruben und flüchtet mit ihnen in die ſtille Heimlichkeit der Wälder des Libanons, „in ſeiner Bruſt nicht Qualen mehr, nur treue Vaterſorgen.“ Es knüpft ſich zwiſchen ihm und der Natur ein geheimnißvoll trautes, liebeſeliges Verſtändniß an, ein Mutterreh ſäugt ſeine Kinder, ſie zähmen ſich wilde Lämmer zu einer Heerde und ſitzen auf des Berges Scheitel oben mit dem Vater, der hinaus zur nahen Wüſte hält den Blick gehoben. Doch nur kurze Zeit dauert dies Behagen; der Schmerz regt ſich wieder, der Schmerz um ſein Volk, um ſeinen verlornen Gott, die unſterbliche Sehnſucht nach dieſem.

»Sprich, alter Gott, wo wirſt du nun verehret,
Steh' Rede, ſprich, wo wird noch dein Gebot
Zugleich befolget und zugleich gelehret?«

ſo ruft er zu Jehova. Da dunkelt der Himmel, da ſchallt ein Getöſe wie von tauſend Reitern, ein dunkler Punkt bewegt ſich, wie die Felgen eines Rades bewegt ſich ein langer düſterer Streifen rings d'rum, und wächſt, wie ein Thurm, himmelan, und in der dichten Finſterniß zucken falbe Blitze. Da vernimmt Ahasver die Stimme ſeines alten Gottes, des beleidigten Rachegottes, des Dämons ſeines Volkes, er will den alten Bund mit Ahasver erneuen, und fordert dieſen auf, für ihn zu ſtreiten. Er ſendet den Gebannten zu Julian, dem Apoſtaten, als Geſandten, daß dieſer Jeruſalem und den Tempel, dem neuen Gotte zum Trotze, aus dem Staube wieder aufrichte. Julian ruft die alten Götter aus dem Hades wieder zur Erde empor und erlaubt den Juden aus der Schmach der Knechtſchaft in die Heimath zurückzukehren. Dem heiligen Grabe gegenüber erhebt ſich nun der alte Tempel wieder: Ahasver hilft mit der Kraft ganzer Geſchlechter am Werke mit und jauchzt:

»Auf deinem Throne
Sollſt du doch wieder herrſchen, Iſrael,
Dem neuen Gott, dem Chriſtengott, zum Hohne.«

Doch auf den Uebermuth folgt ſchnell das Gericht des Höchſten. Wie bei'm Thurmbau zu Babel, dringt Verwirrung plötzlich in's Werk, „kein Balken mag ſich mehr zum andern binden, kein Stein ſich paſſen zu dem anderen, zum Schlag kein Hammer rechte Stelle finden.“ Entſetzt ſtehen die Heiden, und ihre Prieſter weiſſagen, daß hier zwei große Götter ſtreiten,

»Der junge Gott hat hier mit Blut gerungen,
Die Erde hat's getrunken, bis davon
Jeruſalem bis auf den Grund zerſprungen.

Doch was mit Blut und Tod nur je gefreit,
Das machen neue Opfer wieder quitt,
Das wird vom Bann mit Menſchenblut befreiet.

Auch Roma iſt aus Menſchenblut entſproſſen,
Aus Remus Blut, das ſeines Bruders Hand
Dort auf die neue Mauer hat gegoſſen.

Der Chriſtengott weicht nicht dem Blut der Rinder;
Erlöſt von ihm muß dieſe Stelle ſein
Im Opferblute zwei unſchuld'ger Kinder.«

Da treten zu dem Stadthalter die Prieſter der Juden und künden ihm, daß durch den Aelteſten zwei Opfer, von verſchiedenem Geſchlecht, rein wie Tauben, freiwillig, noch vor der Abendſtunde zur Sühne fallen ſollen. In ſich ſelbſt verloren hört es Ahasver, endlich ſpricht er:

»... Wollt ihr mir Glauben ſchenken,
So bin ich alt, wie dieſer Gott vom Kreuz
So will ich heut mit Blut zu todt ihn tränken.«

So, vom Morde ausgegangen, muß er im Kreiſe zu demſelben Punkte wiederkehren; er ſteht bereit. Alles Volk wartet der Opfer. Da kommt — ſeine Tochter auf einem zahmen Rehe daher, das ſein Sohn leitet, — von ferne ſchon ihm die Hände entgegenſtreckend, eilen beide, von Sehnſucht nach dem Vater aus der Wüſte hergetrieben, herbei. Er ſieht ſie, ſchreit auf und ſtürzt zuſammen. Nacht umhüllt alle Blicke, da ſteigt, wie Diana bei Iphigenien's Opferung, der Heiland hernieder, nimmt die Kinder, und erſpart dem Vater das Entſetzliche. Der ganze Bau aber iſt zur Stunde durch Flammen, Wirbelwind und Erdbeben vernichtet, und Ahasver hat die zweite Friſt vollendet.

Den Wurm im Herzen, über dem Einzelſchmerz den Prometheustrotz vergeſſend, zieht Ahasver in der dritten Friſt von Land zu Land, die Blumen, die Bäume, die Steine fragen ihn: „Wo haſt Du Deine Kinder?“ „Der Chriſt hat ſie genommen,“ gibt er zur Antwort und fragt ſie und den Tag und die Nacht hinwieder: „ob keines ſie geſehen.“ Auf eines Felſens himmelhoher Warte, gleichgültig, faſt ſelbſt zu Stein geworden wie Niobe, von Dornen und Geſträuch überwachſen, — Adler niſten zwiſchen ſeinen Füßen, — ſitzt er, ruhelos ſelbſt in der Ruhe, „grau'nvoll die Schläge ſeines Herzens zählend,“ und ſieht die Seelen, vom ſchönen bleichen Herold Tod geführt, in langen Schaaren an ſich vorüberwallen.“ Aufs neue packt ihn endlich an, „die ſchreckliche Nothwendigkeit des Lebens,“

»Und wie ein Feuerſtrom mit jähen Flammen
Stürzt ſich der Menſchheit alte Laſt auf ihn
Mit Schmerz und Luſt im Menſchenherz zuſammen.«

Und wieder ſteht im weißen Wetterlicht der zorngewaltige Dämon ſeines Volkes vor ihm, ſprechend: „Unmöglich iſt Verſöhnung in dieſem Streit,“ und zeigt ihm die doppelte Verhöhnung. Ahasver ſieht in Klarheit ein göttlich Weib, mit Ketten belaſtet, zwei Kinder an der Bruſt. Ahasver fragt ſie, „warum ſie ſo arge Schmach erduldet?“ „Weil ich euch Menſchen mehr geliebt als ihn,“ erwiedert ſie, „ich muß Dir beide Kinder am Leben bewahren, bis er ſie Dir wieder heimgeben wird. Willſt Du Aermſter noch immer im alten Streit mit Gottes eingebornem Sohne ringen.“ „Du biſt mit ihm verbunden,“ ruft Ahasver, — „und ich bin vaterlos und mutterlos.“ Jetzt iſt alles um ihn verſchwunden. Da hebt der Dämon ſeines Volkes aufs neue an: „Ich will Dir dienen. So dien' auch mir. Israel iſt ausgetrieben, Ismael bleibt mir in Arabien. Wandere zu Mohammed, der mit gefeitem Schwert alle Völker zu meinem Heile führen wird.“ Und der Dämon trägt ihn durch die Wüſte Arabiens dahin. Nun begleitet Ahasver den Propheten nach Medina, zieht ſpäter dem Feldherrn der Araber nach Jeruſalem, gegen die zum Todeskampf, zum Märtyrerthum beim heiligen Grabe entſchloſſenen Römer, und ſteht als Feind vor den Mauern, die er einſt beſtürmt. In der dritten Nacht ſitzt er voll Gedanken vor ſeinem Zelte und fühlt ſein Menſchenherz am Leben und am Menſchenleid erkranken.

»Denn ihm will ſich die dritte Friſt beenden,
Die letzte Gnadenfriſt, mit allem Kampf
Vermöcht' er nicht ſein großes Werk zu enden.

Auf ſich gehäuft hat er die Laſt des Lebens,
Sein Volk zu retten, das verirrte Volk!
So lang gerungen, und nun doch vergebens!

Noch eh' er mit dem Heer hiehergeeilet,
Rief Ahasver die Kinder Iſraels; —
Mit Steinen ward die Antwort ihm ertheilet.

Doch wäre Iſrael zum Heil gekommen,
Hätt' es den Gott der Väter nur noch jetzt
Und ſeinen Ruf bei Iſrael vernommen.

Verſtockt ſind deine Herzen, taub die Ohren,
O Iſrael! Um dich weint Ahasver;
Denn nun biſt du auf immerdar verloren.

Um dich, ſprach er, wie viel hab' ich erduldet!
Die Erde und die Hölle aufgeregt,
Zur Strafe ew'ge Wanderſchaft verſchuldet!

So rolle denn hinweg vor meinen Füßen
Wie eine Kugel in das Nichts hinab,
Dort deine Schmach und Niedertracht zu büßen!«

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

☞ Nr. [illegible] v. [illegible]. Juni [illegible]. S. [illegible], Sp. 1, Z. 4 v. o. lies trank ſtatt krank.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nº 150. 1838.

Phönix.

Dienstag, 26. Juni.

Jean Paul Friedrich Richter.

(Schluß.)

„Gering hat er gar nichts geachtet. Wie er von jedem Menſchen, er mochte noch ſo unbedeutend ſcheinen, zu lernen wußte, ſo ließ er auch kein Bindfadenendchen, Glasſtückchen, keinen abgebrochenen Korkſtöpſel ꝛc. liegen. Was er der Art fand, trug er in ſeine „„Lumpenſchachtel.““ „„Ich bin doch neugierig, wozu ich das brauchen werde,““ ſagte er, wenn er wieder etwas Weggeworfenes fand.*) Schmerzlich war ihm der Gedanke des bloßen Unterganges, am meiſten, wenn's Menſchenarbeit war. Er verbrannte keinen Brief, ja die unbedeutendſten Zettel hob er auf. „„Alles untergehende Leben,““ ſagte er, „„kommt wieder; dieſe Geſchöpfe des Kopfes und Herzens nie. Man ſoll die Namen durchſtreichen, aber die Seele leben laſſen, die gerade in Briefen ſich am innigſten ausſpricht.““ So hat er ſogar dicke Bücher mit den Einfällen, Redensarten und Gewohnheiten vollgeſchrieben.**) Er ſtand häufig von ſeiner Arbeit auf und ſah' nach, wie es uns ging. Aber eine Unterbrechung von außen war ihm ſehr ſtörend. So ſah er höchſt ungern Beſuch in den Vormittagsſtunden, und wirklich bös konnte er werden, wenn man ihn zu früh zum Eſſen rief. Bei'm Eſſen war er ſehr geſprächig und hörte auch alles, was man ihm erzählte, mit der größten Theilnahme an, und wußte immer etwas daraus zu machen, ſo daß der Erzähler durch ſeine eigene Erzählung klüger wurde. *Im Eſſen und Trinken war er ſehr mäßig.* Früh bei'm Schreiben trank er eine Flaſche Wein nicht ganz aus; Nachmittags Bier, welches ihm gewöhnlich der Onkel (ſein Bruder Gottlieb), der noch hier als Unteraufſchläger lebt, beſorgte. Mit dieſem lebte er ſehr gut, und ließ ſich von ihm immer von Jodiz, dem Großvater, ja aus ſeiner eigenen Kindheit vieles erzählen, was er wieder vergeſſen hatte.“

„Der Vater gab uns nie beſtimmten Unterricht und doch belehrte er uns immer. Unſere Abendtafel machte er zu einer franzöſiſchen Wirthstafel, die er mit zwölferlei Schüſſeln aus ſeinen Exzerpten beſetzte. Dadurch naſchten wir, ich möchte faſt ſagen, von allen Wiſſenſchaften, ohne uns freilich an einer zu ſättigen; wenigſtens ich, die weniger fortgeſetzten Unterricht bei Lehrern hatte, als meine Schweſter. Wir durften Alles ſagen, ſogar jeden Spaß über den Vater zu ihm ſelber. Seine Strafen gegen uns Mädchen waren mehr paſſiv, als aktiv; ſie beſtanden in Verweigern oder in einem Strafwort; unſer Bruder aber, der aus Knabenſcham ſein Herz nicht mit den Händen bedeckte, ſondern mit den Fäuſten, und mit dieſen oft uns, wurde zuweilen körperlich gezüchtigt. Der Vater ſagte dann: „„Max, heute Nachmittag um Drei kommſt Du zu mir, da kriegſt Du Deine Prügel.““ Er kam pünktlich und litt ſie ohne einen Laut.“

„Unſer Hauptfeſt war *Weihnachten*, in das der Vater früher noch den Heiligenſchein des beſcherenden Chriſtkindchens warf. Schon vierzehn Tage vorher ließ er einzelne Lichter daraus über die Bretter gehen. Waren wir den Tag über recht gut geweſen und er kam Abends aus der Harmonie, ſo brachte er oft einige Stücke

---

*) So machte er's auch mit Bemerkungen, die er niederſchrieb, z. B. „Bienen beſuchen Lindenblüthen im Mondenſchein,“ ohne noch zu wiſſen, wo ſie zu gebrauchen.

**) Höchſt ungern verſage ich es mir, von den vielen bewundernswerthen Einfällen der 3- bis 4jährigen Kinder *hier* keine mittheilen zu können. Siehe S. 216—18.

Marzipan mit und ſagte uns: „„Heut, ihr Kinder, ging ich in den Garten (— die Harmonie hat einen —) hinaus, und wie ich da den Himmel anſehe, kommt eine roſenrothe Wolke gezogen und da ſitzt das Chriſtkindchen darauf und ſagt mir, weil Ihr heut ſo gut geweſen ſeid, wolle es Euch auch was ſchicken.““ Oder er rief auf einmal mitten im Erzählen, wo wir auf ſeinem Kanapee hockten, in der finſtern Stube: „„Habt ihr nichts gehört?““ Nein, ſagten wir. „„Ich aber, das Chriſtkindchen war's;““ und da langte er zum Fenſter hinaus und ein wenig Marzipan herein.“

„In der Weihnachtswoche ging er ſelber auf den Markt und kaufte ein. Wenn wir ihn nun zurückkommen ſahen, und der Mantel mehr, als ihn umſchloß, was ſich durch die Höcker und Ecken, in die ſeine paar Falten ausgeſpannt waren, verrieth, und wir die Treppe hinunter dem Vater entgegenrannten und uns an ihn anhängen wollten, ſo rief er liſtig zornig: „„Keins rührt mich an!““ und nachdem er im verſchloſſenen Zimmer alles verſteckt, aber doch abſichtlich wieder ein rothes oder Goldpapierchen liegen laſſen, oder einen bunten Span, durften wir hinein. Am heiligen Abend ſelber konnte er das Beſcheeren nicht erwarten. Sobald es dämmerte, mußten wir fort, und mit der Dunkelheit wurden wir ſchon gerufen und dann konnten wir uns nicht genug über ihn freuen.“

„Es gab noch einen Feſtabend — an Faſtnacht. Der Vater kaufte da einer alten Frau, die zeitlebens der Harmonie gegenüberſaß und hinter einem Tiſchchen ſtrickte, für ſechs Kreuzer den halben Laden aus. Sie hatte Fliegen- und Wohnhäuſer, Stühle und Tiſche und Bänke, alles von Mehl und Waſſer gemacht und mit rothen Linien geziert. Dies beſcheerte er uns Abends auf einem Stuhl vor einem Paar übriger Weihnachtswachslichtchen.“

„In der Genügſamkeit, auf die ihn das Schickſal in ſeiner Kindheit hingewieſen, wollte er uns erziehen. So bekamen wir nie Taſchengeld, ſondern blos etwas weniges an den drei Hausmärkten in Baireuth, jedes drei Kreuzer; ſpäter ſtieg's zu ſechſen und kurz vor meiner Kommunion konnte ich mich einmal mit einem Vierundzwanziger ſehen laſſen. In den letzten Jahren bekam ich und meine Schweſter einen Sonntagsſechſer. Dies Geld konnten wir aber eben ſo gut hinauswerfen, als behalten. Dadurch lernten wir aber ſchwer das rechte Umgehen mit Geld, und wenn — wie, ich weiß nicht wer, behauptet — auf einer Nadelſpitze tauſend Engel ſitzen, ſo hatten bei uns wenigſtens hundert Plane auf einem Thaler Platz; aber ſie flogen mit ihm in die Luft.“

„Ich will nur noch zwei Dinge erzählen. Erſtlich, wie er den Gärtnersleuten, die in dem Garten, worin er arbeitete, angeſtellt waren, aushalf und verſchoß. Immer fünf Gulden gab er ihnen auf einmal, von denen die Frau monatlich einen wiederbringen mußte, wofür er ihr ſeinen Sechſer „„Intereſſen““ auszahlte, wie er ſagte. Und dann, wie der Vater, wenn er eben in dieſen Garten früh mit ſeinen Arbeiten hinausging, meiſt durch den langen, ſchattenloſen Rennweg zog, um vor dem Thor von einer dicken Branntweinbrennerin einen Guten Morgen zu bekommen, und noch ſagen zu können: „„Es wird ſchönes Wetter, Frau R.,““ oder: „„Es wird nicht lange mehr ſo bleiben; wir kriegen Regen, Sie werden's ſchon ſehen;““ denn bei dieſer Frau trafen — wie ſonſt nicht bei Jedermann, — ſeine Wetterprophezeihungen immer ein.“

„Ich will aber aufhören: denn da bei Kleinigkeiten eine jede das Recht des Erzähltwerdens hat, ſo ſammelt ſich zuletzt eine ermüdende Maſſe, und das Ende wird ſchwerer als der Anfang. Würde es Sie z. B. nicht langweilen, wenn ich erzählte, daß der Vater im ausgehobenen Einſatz eines Toilettenkaſtens ein Löchelchen für Pfennig- und eins für Zweipfennigſtücke hatte? — Daß er, wie Swift, in der linken Weſtentaſche kleines und kleinſtes Geld für Arme trug? — Daß hinter ſeiner Hausrockklappe der Bodenſatz eines Dintenfaſſes klebte, weil er da die Federn auswiſchte? — Daß er Siebenkäs ſeinen Ordnungsſatz unterſchob, nämlich jede Sache muß ihren Ort haben, aber einerlei iſt's, wo der iſt? Und noch vieles Andere mehr, was er freilich ſelbſt erzählen müßte.“ — — —

Julius Moſen's

Ahasver.

(Schluß.)

Nachdem er ſo ſein Volk gerichtet, faßt ſich die ganze Durchläuterung ſeines Weſens in Erkenntniß zuſammen.

„O Weggenoſſe, nimmer müd' zu lieben
Das wilde Meer, das dir entgegenſchwillt!
Auch mir biſt du derſelbe ſtets geblieben.

Du beſter Wanderer auf ew'ger Reiſe,
Mein Meiſter und mein Vorbild ſollſt du ſein
Auf meinem Weltgang in der alten Weiſe!

Zu heftig lieben war ja doch mein Haſſen,
So will mit treuen Armen unverzagt
Die ganze Menſchheit liebend ich umfaſſen,

Und helfen will ich jedem Volke ringen
Los von des Wahnes Nacht und Sklaverei,
Bis alle Ringe von der Kette ſpringen,

Und alle Menſchengeiſter hier auf Erden
Ein ſeeliges, ein herrliches Geſchlecht,
Bis alle Menſchen ſelber Götter werden;

Bis hier bei ihren Menſchenbrüdern wohnen
So gern wie anderswo, noch lieber hier
Verſöhnt die Götter all' und die Dämonen.

In's Auge ſah ich ſo des Streites Ende
Und ohn' Erbarmen ſchritt' ich meinen Weg,
Geſchloſſen um die Waffe meine Hände.

So will ich wieder auf der Erde wandeln
Unſterblich in dem Leib, ſo will ich ſein,
Und ſo den Fluch in Segen mir verwandeln!

Heran ihr ungebor'nen Millionen,
Die weinend ihr auf dieſe Erde kommt,
Als treuer Vormund will ich bei euch wohnen!

Ich habe eine Leuchte angezündet,
Ich leuchte vor, o folgt mir alle nach,
Bis ihr des Kerkers Ausgang habt ergründet!

So will ich weiter, immer weiter ſchweifen
Wie eine warme Sonne über euch,
Bis eu're Geiſter wie die Saaten reifen.

Nicht Lohn begehrt von euch der Ungenannte,
Denn euer Heil iſt ſeine Seligkeit; —
So weiter, weiter geht der Unbekannte.

So darf ich jetzt mit brünſtigem Entzücken, —
Heran, Jahrtauſende im Donnerſchritt! —
An meine Bruſt die Weltgeſchichte drücken,

Die ſchöne, wilde Braut, ſo ſchwer errungen,
Ihr großes Herz pocht laut an meiner Bruſt,
Mit beiden Armen halt ich ſie umſchlungen,

So heb' ich jubelnd ſie durch Schmerz und Jammer,
So trag' ich jauchzend ſie durch Blut und Tod
Zur hochzeitlichen, bräutlich ſchönen Kammer!«

In ſtiller, heiliger Nacht ſchweben Engel hoch und licht, der erſte von ihnen zwei Kinder auf den Armen tragend, nach Jeruſalem zum heiligen Grabe. Dorthin haben ſich bebend die gedrängten Chriſten geflüchtet, indeſſen von allen Thoren her der Schlachtruf und Kampfslärmen der Moslim heranſchallt. Am Morgen ſprengt Ahasver das Thor und dringt bis an die geheiligte Stätte, Allen, die dort verſammelt ſind, gebietend, das Grab zu verlaſſen und in Frieden heimzuziehen, alle am Grabe Verweilende dem Tode weihend. Und ſo ziehen denn Alle ungekränkt von hinnen, nur zwei Kinder, — Lea und Ruben — knieen noch am Grabe, wie eben nach kurzem Schlafe vom Traume erwacht; ein Engel ſteht bei ihnen, und tauft ſie mit ſeinen Thränen in Chriſti Namen, denn „die Stunde der Erfüllung ſei gekommen.“ Dann entſchwindet er. Ahasver ſtürmt jetzt herein, erblickt, erkennt ſie, hebt ſie jubelnd empor und ſinkt, in Thränen jauchzend, mit ihnen am heiligen Grabe nieder, aus Grund des Herzens rufend:

„O [illegible], wie ich dir dennoch danken!“

Da tritt der Araber Feldherr Amru-Aaz an ihn und ruft ihm in's Gedächtniß, was er geſchworen, jeden, den er am Grabe weilend finden werde, dem Tode zu weihen.

„Da kam auf Ahasver ein grimmig Zittern,
Als müß' im [illegible] ſeiner Seele jetzt
Die Bruſt mit einem Aufſchrei ſich zerſplittern;

Und [illegible] ruft er: alle endlich, endlich
Zum drittenmal vernichtet ſich der Fluch!
Und bin zum drittenmal verhöhnt ſo ſchändlich!

Heran auf mich mit eu'ren Mörder[illegible],
Heran auf mich mit euerem Geſchoß!
Wer wagt mein Wort, wer wagt es einzulöſen?

Da ſchwirren Pfeil' um Pfeile auf ihn nieder,
An ſeiner Bruſt zerſplittern ſie wie Glas,
Todt ſtrecken ſie der Kinder zarte Glieder.

[illegible], die Augen ſtarr und offen
[illegible] Ahasver mit ſeiner theuren Laſt,
Als wär' er ſelbſt zum Tode mitgetroffen.“

Als er ſich wieder aufrafft, die ganze Erinnerung des unermeßlichen Leides ihn durchdringt, fühlt er:

„Das Eine war vollendet,
Das Andere beginnt, das keine Zeit,
Und nicht die dunk'le Ewigkeit beendet.“

Er ſagt Ihm auf immerdar den Krieg an, er will treu mit den Menſchenbrüdern wandern, bis ſich dennoch die Nacht lichte, und Er ihm und Allen die brüderliche Hand reiche oder in Seinem Stolze ihn und ſie vernichte. Da umſchallt ihn Klang, umglänzt ihn Licht, als müßte alle Welt ſich drin zu einem Ton des himmliſchen Geſanges auflöſen. Zermalmt und geblendet ſtöhnt der Unſelige: „Ach nimmer möglich iſt Verſöhnung.“ Er blickt empor und der Gottesſohn ſteht als Weltrichter vor ihm und ſpricht:

„Gerungen mit der letzten Kraft des Strebens
Haſt du vor mir, doch jetzt nur dir allein
Gelöſt das große Räthſel dieſes Lebens!

Auch ich bin nicht deßhalb herabgekommen,
Den Frieden euch zu bringen, doch ein Schwert!
Du haſt zuerſt die Fehde angenommen.

In dir zerbrochen alle ird'ſchen Schranken,
Mir gegenüber haſt du dich geſtellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.

So ringe weiter! weiter! Zwiſchen beiden
Wird einſt, wo ſich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entſcheiden.

Er ſchwieg und hob die klare Hand nach oben,
Noch einmal ruht auf Ahasver ſein Blick;
Dann aber ward von hinnen er gehoben;

Und wie des Abendrothes letztes Glimmen,
So fielen Licht und Ton zugleich in ſich
In Nichts und in die Finſterniß zuſammen.“

Wir konnten uns nicht enthalten, unſeren Leſern den Inhalt dieſer kühnen und gigantiſchen Dichtung ausführlicher, als wir ſonſt gewohnt ſind, mitzutheilen, welche wir für eine der wunderbarſten Schöpfungen halten, denen der Genius des deutſchen Volkes das Siegel ſeiner Weihe aufdrückte, die das deutſche Volk mit gleichem Rechte zum Nationalgute zu erklären hat, wie die Sage von Ahasver zum Nationalmythus, weil „das deutſche Volk der eigenthümliche weltgeſchichtliche Träger des Chriſtenthums geweſen iſt“ (Worte Julius Moſen's). In Wahrheit: dieſe Dichtung iſt eine Geiſtesthat, ein Gebäude im Geiſte jenes edlen Meiſters Wolfram von Eſchenbach, der dem heiligen Gral einen kunſtreichen zauberiſch-ſchönen Dom, das Gedicht: Parcival erbaute. Die innere Konſtruktion in allen ihren Theilen zu verfolgen, das granitene Fundament, auf welchem der Bau ſteht, genauer zu unterſuchen, muß einer beſonderen Abhandlung vorbehalten werden, die ſich über die Bedingungen und die Bedeutung eines epiſchen Gedichtes im Verhältniß zu der Philoſophie und Religion in der Gegenwart zu verbreiten hat.

Anſichten von Kirchengewalt,

Vocation der Paſtoren, jus circa sacra und ſogenanntes Episcopalrecht der Proteſtanten. Von J. G. Thumſener. 1837.

Anlaß zur Abfaſſung der Schrift gaben Streitigkeiten der vereinigten lutheriſch-reformirten St. Anſcharius-Gemeinde in Bremen mit dem dortigen Rathe über die Berufung eines Predigers, bei welcher Gelegenheit ſich herausgeſtellt hatte, daß eine Abänderung in den Vocationsſchreiben des Raths, im Jahre 1827 im Stillen, ohne Vorwiſſen der berufenden Gemeinden vorgenommen worden ſei, und — wie dieſe annahmen — ihre Rechte verletzt habe. Deßhalb Begehren um Auskunft und Anſpruch auf Sicherheit vor Wiederholung, welchem beidem aber der Rath nicht entſprach.

Dieſer Anlaß gab dem Verfaſſer (welcher die Rechte der Gemeinden vertritt) Gelegenheit, gar Mancherlei über die Gegenſtände zu kompiliren, welche im Titel näher angegeben ſind, und ſie allerdings dabei als Schwert und Schild ſeiner Parthei zu verwenden.

Das Buch ſcheint in Bremen viel Aufſehen gemacht zu haben, weil es dort die Cenſur nicht paſſirte, ſondern, um gedruckt zu werden, in's „Ausland“ flüchten mußte.

Chronik der ſchönen Literatur.

56) Epheu-Kränze. Neueſte Dichtungen von Wilh. Smets. Aachen 1838. P. Roſchütz und Comp.

Der Herausgeber dieſer Gedichte, ſeit vielen Jahren ſchon — namentlich in Almanachen — bekannt, hat als katholiſcher Geiſtlicher das Erotiſche ausgeſchloſſen. Das beſte Stück der Sammlung iſt das Oratorium: „Die Könige in Iſrael“, welches, von Ferd. Ries in Muſik geſetzt, auf dem Muſikfeſte zu Aachen 1837 aufgeführt wurde. Außerdem finden ſich einige gelungene Romanzen und Legenden. Auch ein Sonett an die berühmte Sophie Schröder, die Mutter des Dichters, wird mitgetheilt. Den Schluß machen elegiſche Erinnerungen aus dem Leben des Verfaſſers.

57) Die Pickwickier von Boz. Deutſch von Roberts. 5ter und 6ter Band. Leipzig, J. J. Weber 1838.

Dieſer ausgezeichnete Roman, der aus dem Kerne der engliſchen Nationalität in voller burlesker Originalität hervorſprießte, iſt nun auch in der trefflichen deutſchen Ueberſetzung vollſtändig erſchienen. Wir haben uns ſowohl über das Original als auch über die Verdeutſchung in dieſen Blättern ſchon zu wiederholten malen ausgeſprochen, ſo daß wir heute eine bloße Anzeige für genügend halten, um das Werk auf's neue zu empfehlen.

58) Londoner Skizzen von Boz. Aus dem Engliſchen von Roberts. Leipzig, J. J. Weber 1838.

Von dem Autor der Pickwickier (Dickens, — eben iſt wieder ein neues Werk deſſelben angekündigt); dies genügt, um das Intereſſe unſerer Leſer darauf zu richten. Der deutſche Leſer wird manches Bild für Karrikatur halten, das, wenn auch allerdings humoriſtiſch aufgefaßtes, doch nur treues Portrait iſt. Um ſo mehr verdient die Sammlung, aus welcher wir engliſches Leben richtiger als aus manchen deutſchen Schilderungen kennen lernen, unſere Aufmerkſamkeit. Am nächſten ſind ſie mit den friſchen, kräftigen u. treuen Schilderungen Adrians verwandt. Die Ueberſetzung iſt ausgezeichnet; den gründlichen Kenntniſſen, dem Geſchmack und dem richtigen Takte des Herrn Roberts muß man volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

59) Humoriſtiſche Erzählungen und Skizzen von den Verfaſſern der Pickwickier, der Waterloo-Erzählungen, des Hadſchi Baba, Ralph Rattlin's und andern. Aus dem Engliſchen von Roberts. 1ter Thl. Leipzig, J. J. Weber, 1838.

Eine Vergleichung zwiſchen vorerwähnten Skizzen und dieſen humoriſtiſchen Erzählungen muß zum Vortheile der letzteren ausfallen, nicht blos in Beziehung auf den Reiz, welchen der Wechſel in der bunten Reihe der Verfaſſer hervorbringt, ſondern auch in Hinſicht auf das abgeſchloſſene Intereſſe der einzelnen Piecen, in welchen ein raſches bewegtes Leben fröhlich kopf-über tollt.

60) Das Mädchen von Lyon oder Liebe und Stolz. Ein Schauſpiel in fünf Akten von Edward Lytton Bulwer. Aus dem Engliſchen von Otto v. Czarnowsky. Aachen und Leipzig. Verlag von J. A. Mayer. 1838.

Man müßte ungerecht ſein, wenn man dies neue Schauſpiel Bulwers nicht bei weitem über ſeine Herzogin v. Lavalliere ſtellen wollte; denn hier iſt wirklich eine bühnen-gerechte Handlung, hier iſt mehr als eine dramatiſche Situation, hier treten die Charaktere ſchärfer gegen einander und ſogar ſociale Tendenzen wetterleuchten im Hintergrunde; aber eben ſo ungerecht würde man gegen Bulwers Talent für die Novelle und den Roman ſein, wenn man zugäbe, daß auch das „Mädchen von Lyon“ nur im Entfernteſten ſeinen Romanen, namentlich ſeinen früheren, an die Seite zu ſtellen ſei. Es iſt bei allem Aufwand von Prämeditation, den Bulwer darauf verwendet haben mag, doch nur ein Effektſtück, in welchem man überdies eben das Gewollte und das — Gemachte überall nur zu deutlich zwiſchen den Linien lieſt.

Feuilleton.

*** Der neue Roman von Fenimore Cooper, betitelt das amerikaniſche Packetboot oder die Jagd, iſt in dieſen Tagen von Defauconpret in's Franzöſiſche überſetzt, erſchienen.

*** Die Vorderſeite des Pariſer Stadthauſes wird jetzt mit 16 Statuen von Männern, deren Muth, Aufopferung, Arbeiten, Genie, die Stadt vertheidigt, geſchmückt, geehrt, gefördert haben, geziert. Es ſind die Standbilder von Juvénal des-Urſins, de Goſſelin, Jean Goujon, Hugues Aubriot, Philibert Delorme, Le Sueur, Le Brun, Etienne Boyleau, Bailly, François Miron, Saint Landry, Maurice de Sully, Pierre Viole, Pierre Lescot, Turgot und Peronnet (nicht Perronnet.)

*** Portugieſiſche Oekonomie. — Die Ausgaben für die Beſoldungen aller Geiſtlichen und die Ruhegehalte aller Mönche und Nonnen zuſammengenommen betragen 2/3 weniger als die für das königl. Haus. Dieſes braucht [illegible] Reis, jene müſſen ſich begnügen mit [illegible], und [illegible] ſolcher Reis machen erſt einen preußiſchen Thaler.

*** Pariſer Annoncen. — In den Debats vom 11. d. M. ſtehen folgende merkwürdige Anzeigen in traulicher Nachbarſchaft, erſt: Consultations magnético-somnambuliques, données par trois somnambules très lucides, au choix des consultans, sous la direction d'un médecin, disciple de Mesmer, de l'ancienne faculté de Paris, de 10 h. du matin à 5 h. du soir, rue Montmartre, 10. — Dann: *Cafe froide* — *Frigidine* — Glacial — Tousfroid — pour cafe, glaces et conquetes d'été 27 Pl. de la Bourse. Und: par brevet d'invention *Prodige de Mame*. Prix du pot, 3 fr. Pommade Mailly, pour faire tenir les cheveux frisés à toutes les températures et leur donner du brillant. Les dames qui s'en sont servi cet hiver n'ont pas été défrisées de la nuit! Les messieurs, en l'employant, resteront plusieurs jours frisés. On la garantit. (Mailly 129. Rue St. Martin).

*** Zur Wiener Kunſtausſtellung, die nun geſchloſſen iſt, waren an 600 Gemälde eingeſendet. Sie ſoll von Neuem den Beweis geliefert haben, daß die öſterr. Maler, was die Kunſtfertigkeit anbetrifft, keiner Schule irgend nachſtünden, wogegen erfinderiſcher, ſchöpferiſcher Geiſt ſich nur bei Wenigen bemerklich mache. Daher ſei beſonders im Portrait und dem Landſchaftlichen viel Gutes, manches Treffliche geleiſtet. Als das Trefflichſte hierin wurde ausgezeichnet der Kopf einer jungen Morgenländerin von Ammerling und eine Getreideeinfuhr bei anbrechendem Gewitter von Gauermann.

*** Pfiſter's Geſchichte von Deutſchland wird von Paquis in's Franzöſiſche übertragen und findet gute Aufnahme bei unſeren leſeluſtigen Nachbarn. Schon iſt der 3te Band der Ueberſetzung ausgegeben worden.

*** Walter Scott's Standbild iſt in voriger Woche auf der zu ſeiner Ehre zu Edinburg errichteten Säule aufgeſtellt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nro 151. 1838.

Phönix.

Mittwoch, 27. Juni.

Kühne's Kloſternovellen.

(Leipzig. Wilh. Engelmann. 1838. 2 Bde.)

Unter den tüchtigſten Strebensgenoſſen, welche ungebeugt durch den Druck mannigfacher Verhältniſſe, unbeirrt von dem Zetergeſchrei der Peſſimiſten, die auf der einen, vom Schlachtgeheul der Radikalen, die auf der anderen Seite in Reih' und Glied aufgeſtellt ſtehen, unter den Männern, die von der Zukunft Manches erwarten, aber zugleich die Gegenwart wirkend überwachen, behauptet ſich Kühne mit Ruhe, Beſonnenheit und Energie in einer ſehr ehrenvollen Poſition. Aus der Feuerprobe der Kämpfe zwiſchen Doktrin und Leben, aus der Schule der Beobachtung und der Kritik iſt ſein Talent gefeſtet hervorgegangen, eines jener glücklichen Talente, die, indem ſie um ſo weniger ausgeben, je mehr ſie in ſich aufnehmen, ſich immer weiter und ſchöner arrondiren können, die von dem Schatz ihrer Produktivität ſtets ſoviel Diamanten übrig haben, daß ſie dieſe in Staub verwandeln und damit die zum Schmuck beſtimmten Edelſteine auf's Feinſte und Delikateſte ſchleifen und glätten können; bei ſolcher geiſtiger Oekonomie (im ſchönſten Sinne des Wortes!) kann ein Talent getroſt in die Zukunft ſchauen, weil es einer ſicheren Verzinſung in der Gegenwart gewiß ſein darf. Es belauſcht die „Pulsſchläge der Zeit," es fühlt die Symptome der geiſtigen Bewegung, es beobachtet die oft unſcheinbaren Vorzeichen nahe liegender Kataſtrophen; aber es verzettelt ſich nicht in den Einzelnheiten, es verliert ſich nicht im Strome der Ereigniſſe, und, indem es den leuchtenden Spuren der Ideen nachgeht, zeigt es uns plötzlich darin die frei und ſtolz einherſchreitenden geiſtigen Söhne, die es mit dieſen gezeugt, und welche es, wie jener rüſtige Trautmannsdorfer ſeinen Heerhaufen von Söhnen und Enkeln, in die Reihen der Strebenden und Kämpfenden mitbringt.

Von dieſer Abkunft iſt der Roman: Raoul, der als Beginn einer Reihe von „Kloſternovellen", gewiß ein Reſultat mehrjähriger Bücher-, Menſchen- und Zeitſtudien, ſo eben erſchienen iſt, ein hiſtoriſcher Roman, der mächtig in den noch nicht und noch lange nicht geſchlichteten Kampf unſerer Tage eingreift. Nämlich in den Kampf zwiſchen Staat und Kirche, der bis jetzt leider faſt nur von Gelehrten zur Sprache gebracht worden, im Volke aber nur als Fanatismus lebendig iſt; die Gelehrten haben bereits viel daran verdorben, die Dichter haben vieles gut zu machen; das iſt heilige Pflicht!

Kühne's Roman führt uns in die Zeiten Heinrich's IV. von Frankreich, der bekanntlich durch den brutalen Schwärmer Franz Ravaillac erdolcht wurde. Ein reiches Gemälde iſt vor uns aufgeſtellt, voll tiefgedachter Geſtalten und ergreifender Situationen, voll Reiz und Farbenſchmelz, eine Compoſition, welche die große Frage weniger durch die hiſtoriſchen Effekte, als durch die Metamorphoſen und Kataſtrophen der Herzen zur Diskuſſion bringt, und — moraliſch und äſthetiſch (das Kunſtwerk als ſolches iſt ernſt, würdig und groß in ſich abgeſchloſſen), aber noch nicht faktiſch erledigt. Das Ringen ſelbſt gegen Unabwendbares iſt hier der Sieg, welchen die Abendſonne der Ueberzeugung verklärt.

Um dies Reſultat zu erringen, ſchlug Kühne jenen Weg ein, auf welchem die Idee poetiſch-lebendig wird, und das Kunſtwerk ſich als freies und unmittelbares behaupten kann; er faßte die feindlichen Streitkräfte in verwandtſchaftlichen Combinationen zuſammen, er zog jene unſichtbaren Bande der heiligſten Verhältniſſe um beide Parteien. Der Fanatismus zerrt daran und verknüpft ſie dadurch nur noch enger, bis ihm kein anderes Mittel mehr übrig bleibt, als ſie mit dem Dolche zu durchſchneiden, und er nun, gänzlich losgetrennt von allem Irdiſchen, in grauenvoller Vereinſammung nur noch als innen vermoderndes Schreckbild daſteht. Das iſt ein mächtig auf die Maſſen wirkender Effekt, den der Dichter, dem der ſcharfe Blick in's Innere des Menſchenherzens gegeben iſt, fein, faſt unmerklich, durch die leiſeſten Uebergänge aus der primitiven Stellung ſeiner Charaktere herleitet und vorbereitet, ein Effekt, der, ſelbſt eine poetiſche Schönheit, eine Reihe von ſolchen abſchließt. Darum wählte K. als Baſis der geſchlechtlichen, verwandtſchaftlichen und ſocialen Konflikte die alte Kirchenſatzung, die aus ihrer Altersſchwäche, aus ihrem kindiſchen Schlaf, durch den radikalen Calvin aufgeſtört worden, u. als engſten Rahmen — das Kloſter. Mönche und Nonnen fliehen aus den Kloſterkerkern Genf's, vermählen ſich und bilden eine Kolonie in der Provence. Die beleidigte Majeſtät der Natur wird mit wilden Orgien wieder eingeſetzt. Aber die Maden des verweſenden alten Organismus ſind an den geſchürzten Kutten in die neue Freiheit mit hinübergekrochen u. nagen, aus den Herzen getrieben, nun in die Köpfe empor. Dadurch der Rückfall, — aus Todesſchwäche; der Jeſuitismus, der die Kunſt, Mumien mit Blei auszugießen, damit ſie aufrecht ſtünden, und zu ſchminken, vortrefflich verſtand, bemächtigt ſich der Agonie, und dreſſirt ſie ſo gut, bis ihre Kapriolen ein ernſthaftes, prophetiſches Anſehen bekommen. Mitten in dieſem Zuſtand, — beiläufig geſagt — dem der ganzen damaligen Epoche, als man, auf halbem Wege ſtehen bleibend, ſchon an Vermittelung dachte, ohne daran zu denken, daß ſich die Verweſung mit dem friſchen Leben nur dadurch vermitteln läßt, daß ſie dies anſteckt, mitten in dieſem Zuſtande ſehen wir Raoul, den Sohn des Mönchs und der Nonne, hingeſtellt, der als Epigone die Schuld der Eltern und der Zeit zu tragen hat und ſich mannhaft durch alle Dornenverhaue bis zu jenem Ziele durchſchlägt, wo er vom Leben nichts übrig hat, als Todeswunden, aber von ſich ſo viel, daß er keines fremden Arztes bedarf. Gewiß eine große, ſchwierige Aufgabe, die der Dichter ſich ſtellte, dieſen Charakter durch alle Labyrinthe des Wollens und Könnens, des Herzens und des Verſtandes durchzuführen, bis aus beiden letzteren ſich ihm die Ueberzeugung bildet. Der Dichter hat die Aufgabe als Meiſter gelöſ't. Mit gleicher Virtuoſität und — gleicher Liebe aber führte er auch alle anderen Charaktere aus, den edlen Franz v. Sales, den fanatiſchen Armand, den tollen Maurus, den treuen Jacotot, den liebenswürdigen König Heinrich, den raſtloſen Denker Sülly, die plumpe ſchnaubende Beſtie Ravaillac, den zu Tode gequälten Juden, die milde Clementine, die intereſſante, leidenſchaftliche, unglückliche Marquiſe von Verneuil. Selbſt die Statiſten und Anmelderollen ſind mit Fleiß und Gewandtheit bedacht. Nicht minder die Scenerie. Ueberhaupt iſt der Ton ſehr zu beachten, der über das ganze Gemälde gebreitet liegt, der Schmelz, die ſanfte und wohlthuende Harmonie des Colorits, die überall mit gleicher Aufmerkſamkeit und Sorgfalt behandelte Ausführung der Details. Selbſt bei Darſtellung des Häßlichen freut man ſich, einem Schönheitsſinne zu begegnen, der immer mit Klarheit und Ruhe innerhalb der Gränzen des äſthetiſch Erlaubten ſeine Kreiſe zieht und ſich von der Ausſicht einer ſchlagenden Wirkung auf die Nerven unſeres verwöhnten Publikums nicht verlocken läßt, ſie über jene Gränzen hinauszudehnen. Daß Kühne'n hier ſeine ſtyliſtiſche Routine ſehr zu Statten kam, iſt natürlich; aber er überließ ſich derſelben nicht, wie etwa ein glücklicher Naturaliſt dem Reichthum ſeiner im voraus zubereiteten Palette, ſondern benutzte ſie wie der erfahrene Künſtler, der aus wenigen Grundfarben ſich in jedem Augenblicke einen Reichthum der mannigfachſten Tinten ſelbſt ſchafft.

Möge Kühne uns recht bald durch die Fortſetzung ſeiner Kloſternovellen erfreuen!

Aus Napoleons Privatleben.

(Fortſ.)

Aber nicht am folgenden Tage, ſondern erſt 8 Tage nachher berief der Kaiſer von neuem eine Verſammlung und eröffnete die Sitzung folgendermaßen:

„Meine Herren, ich will die Pagen nicht blos für meinen Dienſt gebrauchen, ſondern dieſe Eigenſchaft ſoll ihnen für die Zukunft von Nutzen ſein. Ich werde für ihre weitere Erziehung beſorgt ſein, denn ſie bleiben nicht immer 13 Jahre alt. Diejenigen, welche als ſolche zugelaſſen werden, ſollen aus alten Familien ſtammen, oder aus neuen, die mir gute Dienſte geleiſtet haben und auf deren Ergebenheit ich rechnen kann. Sie müſſen wenigſtens 10 Jahre alt ſein, und das iſt eigentlich noch zu jung; wenn ſie das 15te Jahr erreicht haben, ſo mag ich ſie nicht mehr. Was meinen Sie dazu, meine Herren?"

Alle Anweſende waren natürlich der Meinung des Kaiſers, nur ein Einziger machte ihm bemerklich, daß, wenn die Pagen mit dem 10ten Jahre eintreten und mit dem 15ten wieder entlaſſen werden ſollten, man ihnen keine Geſchäfte anvertrauen könne, welche Takt, Verſchwiegenheit und Geſchick verlangten.

„Das iſt wahr," ſagte Napoleon, „nun, ſo mögen ſie bis zum 18ten Jahre Pagen bleiben, alsdann werde ich ſie in meinen Generalſtab bringen, oder in eine Militärſchule ſchicken."

Hierauf kam man überein, daß die Pagen in erſte und zweite Pagen eingetheilt werden ſollten. Jene ſollten über dieſe eine Art von Aufſicht führen, übrigens aber alle auf gleiche Weiſe und militäriſch erzogen werden.

„Ja, militäriſch," bemerkte Napoleon und legte auf dieſes Wort ein Gewicht. „Indeſſen," fügte er hinzu,

„ſollen ſie auch tanzen und Muſik lernen, Mathematik, das Lateiniſche und Franzöſiſche.“

„Das Deutſche und das Engliſche,“ ſagte halb laut ein Mitglied der Verſammlung.

„Das iſt nicht nöthig,“ fiel Napoleon raſch ein, „die franzöſiſche Sprache iſt europäiſch geworden, aber ſtatt dieſer beiden Sprachen Geſchichte und Geographie; Fechten und Schwimmen; das Letzte gehört jetzt nothwendig zum Unterricht. Als neulich Decres, der in ſeiner Jugend das Schwimmen nicht gelernt hat, bei Boulogne in's Meer fiel, wäre er beinahe ertrunken; ein Marineminiſter und ertrinken!... Iſt das nicht eine gräuliche Satyre? Die Pagen müſſen alſo einen Schwimmlehrer bekommen. Aber ſie ſollen auch Unterricht im Reiten erhalten. Sie, Caulincourt, bringen Sie mir ein Verzeichniß der Profeſſoren, die nöthig ſind, ich werde ſie alsdann auswählen.“

„Aber, Sire,“ ſagte der Abbé de Pradt, welcher mit zugegen war, „Eure Majeſtät hat eine der Hauptſachen für Kinder vergeſſen, den Religionsunterricht.“

„Verzeihen Sie, Herr Abbé,“ entgegnete, ein wenig piquirt über dieſe Bemerkung, der Kaiſer, „ich habe daran gedacht, und zum Beweis, daß ich es gethan habe, dient, daß ich bereits den Abbé Gandon, den Sie kennen, zu ihrem Geiſtlichen auserſehen habe, zugleich ſoll er aber auch ihr Untergouverneur ſein.“

„Ja,“ ſagte der Obriſt von Aſſigny, „ſie brauchen einen Gouverneur und einen Untergouverneur.“

„Obriſt, ich habe ſie ſchon ernannt, Sie, zuerſt.“

„Ich! Gouverneur der Pagen Eurer Majeſtät!“ rief der Obriſt.

„Nein, nein, ich habe Sie nebſt dem Abbé Gandon zu Untergouverneurs beſtimmt. Um Gouverneur zu ſein, verzeihen Sie, daß ich es ſage, Obriſt, fehlt Ihnen mancherlei, Sie würden zu ſchwach oder vielmehr zu gut ſein. Ein Page, meine Herren, iſt boshaft wie ein Affe, muthwillig wie ein Schüler der ſechsten Klaſſe, zornig wie ein Truthahn, naſchhaft wie eine Katze, dreiſt wie ein Maikäfer, faul wie ein Murmelthier und eitel wie ein Pfau. Ja, ja, Sie haben ſie nicht ſo gekannt, wie ich!“

Jetzt konnte die ganze Verſammlung ſich nicht enthalten, über das entworfene Gemälde zu lachen.

„Ja, meine Herren,“ fuhr Napoleon fort, „es iſt ſo, wie ich eben geſagt habe, und darum müſſen ſie ſtreng gehalten werden. Caulincourt, Sie werden die Oberaufſicht über dieſe kleinen Herren führen. Ich will ihnen in Paris und in Saint-Cloud ein Haus einräumen laſſen; die, welche, wenn wir in den Tuillerien ſind, den Dienſt nicht haben, ſollen in Saint-Cloud bleiben. Uebrigens will ich, daß ſie mit den Damen der Kaiſerin in keine Beziehung kommen: ich kann weder das Weibergeklatſch noch den Skandal leiden; das iſt bekannt.“

Ungeachtet der Beſtimmung Napoleon's, daß die Pagen, ſobald ſie den Dienſt hätten, immer in Thätigkeit erhalten werden ſollten, ſah man ſie doch öfters in den Appartements der Kaiſerin, als anderswo. Napoleon wollte dies nicht. Wenn man ihn nun kommen hörte (gewöhnlich verkündete ein Diener ſeine Ankunft mit dem Wort: „der Kaiſer!“), ſo erhoben ſich ſogleich alle Anweſenden, und die ſchönen Damen verbargen den kleinen Delinquenten hinter ſich, der dann gewöhnlich ein Sohn, ein Neffe oder ein Couſin von ihnen ſein mußte. Oft bemerkte Napoleon, wenn er raſch ging, nichts; hielt er aber unglücklicherweiſe einen Augenblick an, um mit Jemand zu ſprechen, ſo wurde der Ungehorſame entdeckt. Der Kaiſer nahm ihn alsdann am Ohr, zog mehr oder weniger ſtark daran, wie er eben gelaunt war, und führte ihn bis zur Thüre, mit den Worten, die halb Scherz, halb Ernſt waren:

„Ei, ei, was machſt Du da, Herr Wildfang? Du weißt doch, daß hier Dein Platz nicht iſt! Geh ſogleich zu Deinen Kameraden und laß das nicht wieder vorkommen.“

War aber Napoleon ſchlechter Laune, ſo warf er den Umſtehenden einen drohenden Blick zu, rief den dienſtthuenden Diener herbei und ſagte laut zu ihm: „Man laſſe den General Gardanne rufen!“ Alsdann konnte der arme Knabe verſichert ſein, daß er wenigſtens 24 Stunden in das Arreſtzimmer geſteckt wurde. Ja es gab zwei oder drei unter den Pagen, welche an dieſen Ausgang ſo gewöhnt waren, daß, wenn der Fall eintrat, ſie die Ankunft ihres Gouverneurs gar nicht abwarteten, ſondern ſich ſogleich ſtehenden Fußes in das gedachte Zimmer begaben.

Der General Gardanne, ein tapferer Soldat und ein trefflicher Menſch, war doch in allem, was die Disciplin erforderte, ſehr ſtreng und nicht aufgelegt, alle die muthwilligen Streiche der luſtigen Knaben, die ſeiner Aufſicht anvertraut waren, zu belachen. Ein Glück war es für ſie, daß er nicht immer zugegen war, und ſich oft genöthigt ſah, ſein Amt dem Obriſt Aſſigny zu übertragen, den die Pagen ſehr liebten, weil ſie ihn nicht fürchteten. Auch ſcheuten ſie ſich nicht, ihm manchmal einen Streich zu ſpielen, der von ſehr geringer Achtung zeugte. So kam z. B. eines Tages der Obriſt in größter Gala, da er im Begriff war, ſich zu dem Kaiſer zu begeben, zuvor in die mathematiſche Klaſſe und ſetzte ſich auf einen Stuhl neben der Wandtafel nieder. Einer der jüngeren Pagen betrachtete nun einen Augenblick ſeine weißen Beine, und kam auf den Gedanken, ſeinen Muthwillen an ihnen auszulaſſen. Schnell fängt er eine Fliege, die ſich auf ſeine Bank ſetzt, durchſticht ſie mit einer Nadel, beugt ſich ganz leiſe bis zu den Füßen des Obriſten nieder und ſticht mit der Nadel in eine ſeiner Waden, mit den Worten: „Ich habe ſie!“ Herr von Aſſigny ſtößt einen Schrei aus, der Page erhebt ſich, und mit triumphirender Miene zeigt er dem armen Obriſt die durch und durch geſtochene Fliege.

„Kleiner Satan!“ ruft Aſſigny, ſich die Wade reibend, aus, „Du haſt mir ſehr weh gethan, aber Du biſt außerordentlich geſchickt.“

Von allen ihren Vorgeſetzten war es aber der achtungswertheſte, der am meiſten von ihrer Bosheit zu leiden hatte; nämlich der ehrwürdige Abbé Gardon. Ich will nur einen ihrer vielen Schwänke, die ſie mit ihm trieben, erzählen. Es kam häufig vor, daß er eins ſeiner Kinder (denn ſo nannte er ſie) zu ſich rufen ließ, um ihm eine gute Lehre oder einige Näſchereien von ſeinem Mittagsmahl zu geben. Eines Abends kamen auch zwei der jungen Leute zu ihm, als er gerade Kaffee trank.

„Guten Abend, meine Kinder," ſagte er mit zufriedener Miene, „ich will Euch traktiren, hier iſt vortrefflicher Kaffee, nehmt dieſe kleine halbe Taſſe, die für Euch beide beſtimmt iſt, und während Ihr trinkt, will ich mein Journal, das wegen der Rede des Herrn von Fontanes ſehr intereſſant iſt, vollends zu Ende leſen; dann ſollt Ihr erfahren, weshalb ich Euch zu mir rufen ließ."

Der Abbé ſchnupfte entſetzlich viel Tabak, beſonders wenn er las. Er ergriff nun das **Journal de l'Empire**, nahm zwei gewaltige Priſen und ſetzte ſeine Lektüre fort. Sogleich ſchöpft einer der beiden Pagen, die hinter ihm ſtehen, einen Tropfen Kaffee mit ſeinem Löffel, ſtreckt die Hand über den Kopf des Untergouverneurs weg und läßt den Tropfen auf das Journal fallen. Der Abbé glaubt, daß dieſes eine Wirkung des Tabaks iſt; er ſchnaubt ſich und fährt in ſeiner Lektüre fort. Bald fällt ein zweiter Tropfen Kaffee auf die Rede des Herrn von Fontanes; der Abbé ſchnaubt ſich von neuem und fährt fort zu leſen. Ein dritter Tropfen Kaffee; der arme Abbé ſchnaubt ſich mit einer Gewalt, daß ihm das Gehirn hätte ſpringen können und will eben ſeine Rede weiterleſen, als ſich hinter ſeinem Stuhle ein gewaltiges Gelächter erhebt, ſo daß der Abbé den Kopf wendet, gerade in dem Augenblick, wo der Page zum viertenmal ſein Manövre ausführen will. Die beiden Pagen wurden ſogleich mit einer Ermahnung entlaſſen, ſie verdienten wahrlich mehr.

Ausgenommen bei beſondern Gelegenheiten, im Hauptquartier des Kaiſers, in den Feldzügen oder auf kleinen Reiſen, z. B. nach Fontainebleau, Compiegne und Rambouillet, war der Dienſt der Pagen nicht beſchwerlich. Zwei befanden ſich gewöhnlich während der großen Vorſtellungen bei der Kaiſerin, der ältere mußte die Schleppe ihres Mantels tragen, der andere ging einige Schritte vor ihr her. War der Kaiſer auf der Jagd, ſo folgten ihm immer zwei, in die Feldzüge begleiteten ihn gewöhnlich vier. Bei diplomatiſchen Audienzen, bei Vorſtellungen von Geſandten, Sonntags in der Meſſe, bei Bällen oder im Theater, hatten zwölf Pagen den Dienſt.

Der Kaiſer und die Kaiſerin zeigten viel Wohlwollen für die Pagen. Indeſſen behandelte die Letztere, die ſonſt gegen die Ihrigen ſehr herzlich war, ſie mit einer gewiſſen Förmlichkeit, die an Kälte gränzte und betrachtete ſie wie erwachſene Leute, was jedoch nur eine Folge der Verhältniſſe war. Dagegen machte der Kaiſer, wie man wohl denken kann, wenig Umſtände mit ihnen. Die jüngſten und kleinſten nannte er gewöhnlich Du und rief ſie kurz weg bei ihrem Taufnamen, wenn er mit ihnen zufrieden war und nicht etwa ſchlechte Laune hatte. „Komm' her, Kleiner!" war alsdann eine ſeiner Lieblingsreden. Wenn er aber ſchlecht aufgelegt war oder Grund zur Unzufriedenheit mit ihnen hatte, ſo ſagte er Herr und ſetzte den Familiennamen dazu, auf den er einen ſtarken Nachdruck legte.

Obgleich viele Leute geglaubt und manche Mémoirenſchreiber erzählt haben, daß Napoleon ſeine Hausoffiziere oft wie Lakaien behandelt, eine grobe Sprache gegen ſie geführt und ihnen beleidigende Beiwörter gegeben habe, ſo kann ich doch verſichern, daß dies nicht an dem war, im Gegentheil Niemand war ſo artig, freundlich, ja ſelbſt ceremoniell gegen die Mitbewohner ſeines Hauſes, wie Napoleon und niemals bediente er ſich gegen ſeine Pagen gemeiner Ausdrücke, ein einziges Mal ausgenommen bei folgender Gelegenheit:

Als er eines Abends in Malmaiſon in dem kleinen blauen Saal mit Joſephinen allein war, verlangte er eine Taſſe Thee. Der dienſtthuende Page, der ſich in dem Nebenzimmer befand, bereitet eine gehörig zu und ſetzt ſie auf einen vergoldeten Präſentirteller, aber anſtatt beim Präſentiren in ehrerbietiger Entfernung ſtehen zu bleiben, nähert er ſich in der Abſicht, dem Kaiſer die Mühe des Aufſtehens zu erſparen, dieſem zu unvorſichtig, die Spitze ſeines Fußes kommt in eine Falte des Teppichs, er verliert das Gleichgewicht und wirft die heiße Taſſe auf die Füße des Kaiſers, der an dieſem Abend keine Stiefeln trug.

Napoleon ſchiebt unter einem lauten Ausruf ſeinen Stuhl zurück und Joſephine kann ſich des Lachens nicht enthalten.

„Mein Gott, Bonaparte," ſagte ſie, „wie Du ſeit einiger Zeit ſchimpfſt! Welche ſchlechte Angewohnheit!"

„Aber," erwiederte der Kaiſer, ſich die Strümpfe mit ſeinem Taſchentuch abtrocknend, „dieſer kleine Schurke hat mir meine Waden auf eine ſchreckliche Weiſe verbrannt."

Glücklicherweiſe war die Taſſe, welche von feinem Porzellain war, beim Fallen nicht zerbrochen. Napoleon hob ſie ſelbſt auf und bemerkte dies, als er ſie genau betrachtet hatte, weshalb Joſephine nur noch mehr lachen mußte und ſagte:

„Geh', Bonaparte, ſei nicht mehr böſe, Du ſieh'ſt, daß das Unglück nur halb iſt."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

No. 152. 1838.

Phönix.

Donnerstag, 28. Juni.

Aus F. G. Wetzel's ungedrucktem Nachlaſſe.

(Mitgetheilt von J. Funck.)

Iduna.*)

In vier Liedern.

Nach der Edda.

Erſtes Lied.

Unter Göttern wandelt Eine,
Hoch, des Harfengottes**) Braut,
Schöner hegt der weite Himmel keine,
Goldne Aepfel ſind ihr anvertraut;
Wie die Götter dieſer Frucht genießen,
Ihre Tag' in ew'ger Jugend fließen.

Lok' und Odin waren lange
Auf dem Weg durch Rieſenland;
Loke, klug und liſtig wie die Schlange,
Mit dem Heldenvater ausgeſandt. —
Zieh'n als Menſchen hin durch Berg und Wüſten,
Zu erſpäh'n, ob ſich die Starken rüſten.

Und nach vielen Tagen kommen
Beide in ein luſtig Thal;
Nur vom Sonnen-Aug' in Hut genommen,
Weiden Rinderheerden ohne Zahl;
Müd' und hungrig, wie wir Menſchenkinder,
Schlachten eines ſie der feiſten Rinder.

Und der Keſſel lange glühet
In der Flamme lichterloh,
Und das Waſſer lange kocht und ſprühet,
Immer bleibt das Fleiſch im Keſſel roh;
Ob ſie dreimal den Verſuch erneuen,
Nimmer will es doch nach Wunſch gedeihen.

Solches Zaubers ohne Gleichen
Wundert ſich das Götterpaar,
Horch, da ruft's hoch in den nächſten Eichen,
Und die Stimme kam von einem Aar,
Immerhin, ſo rief der arge Spötter,
Immer bratet, ihr allmächt'gen Götter!

Will der Adler, wird's euch glücken,
Will er nicht, ihr bratet nicht!
Und die Götter droben ihn erblicken,
Abermal vom Baum die Stimme ſpricht:
Theilt ihr mit dem Adler nicht die Beute,
Bratet morgen noch umſonſt, wie heute.

Laßt uns ſeh'n, die Götter ſprechen,
Wie dies Wunder enden wird!"
Und dem Adler ſie ſein Theil verſprechen,
Huy der Vogel von der Eiche ſchwirrt,
Eh' gekoſtet noch der Götter Lippen,
Hat er Buge ſchon verzehrt und Rippen.

Drob ergrimmt der Fürſt der Schlangen,
Wirft die Keule raſch gewandt;
An dem Adler bleibt die Kolbe hangen
Und der Keule Griff in Loken's Hand;
Augenblicks hoch auf zum Himmels-Bogen
War mit ihm der Vogel aufgeflogen.

Wie der Sturmwind mit dem Armen
Flog der Aar Wald aus und ein,
Loke ſchreit zum Adler um Erbarmen,
Es gereut ihn, Menſch geworden ſein.
Schleift der Leib ſchwer nach den jähen Sprüngen,
Droht der Arm all' Augenblick zu ſpringen.

Ueber Waſſer, über Felder
Flog der Adler immer zu,

---

*) F. G. Wetzel's Gedichte und Nachlaß ſind ſoeben bei Brockhaus in Leipzig erſchienen.
In dieſer Sammlung fanden aber nur die Gedichte Platz, die freies, ſchöpferiſches Eigenthum des Dichters waren, alle Ueberſetzungen, Nachbildungen, z. B. die Lieder der Edda, die Mythen aus den »Schriftproben« blieben weg, folglich auch das obige Gedicht.

**) Bragur.

Himmelhoch weit über Wälder
Mit dem Loke ohne Raſt und Ruh,
Dieſer hört nicht auf mit Schrei'n und Flehen:
„Fordre, was Du willſt, es ſoll geſchehen!“

Da erklingt des Adlers Stimme:
„Auf Erlöſung hoffe nicht!
Eines nur genüget meinem Grimme,
Du biſt frei, wo mir's dein Mund verſpricht:
Nach Iduna's goldnen Wunderfrüchten
Geht ſchon Tag und Nacht mein Dichten.

Wir uralten Rieſengeiſter
Fürchten, unſer Reich iſt aus,
Und die neuen Götter werden Meiſter,
Weil die Aepfel Tag für Tag ihr Schmaus,
Drum auf lang uns wieder zu verjüngen,
Mußt du mir Iduna's Aepfel bringen.

Schwör', du willſt die Göttin locken
Aus Asgard, der Götter Ort!“
Alſo ſprach der Adler wohl zu Loken,
Und der Lok' ſchwur auf des Adlers Wort, —
Sieh', da war er flugs bei dem Gefährten,
Gen Asgarten Lok' und Odin kehrten.

Zweites Lied.

Eines Tags, ſie zu bethören,
Loke tritt zur Königin:
„Deine Wunderäpfel, will ich ſchwören,
Gibſt du leicht um beſſ're Früchte hin —“
„Welche Frucht in Erd- und Himmels-Reichen,
Spricht Iduna, mag der meinen gleichen?“

Loke drauf mit falſchen Worten:
„Jüngſt ich kam in einen Hain;
Aepfel, weit koſtbarer, fand ich dorten,
Ueberglänzten wohl der Sonne Schein:
Willſt Du deine Aepfel mit dir nehmen,
Komm' mit mir! wirſt bald dich ihrer ſchämen.“

Und Iduna hoch entrüſtet
Ging ins goldene Gemach,
Nahm die Koſt, wonach die Götter lüſtet,
Und ſie eilt bethört dem Böſen nach:
„Halt' ich meine goldnen Aepfel an die deinen,
Werden deine bald wie Blei erſcheinen.“

Eilend aus der Stadt ſie gehen,
Sel'ger Götter Aufenthalt,
Stößt ein Adler hoch aus Himmels-Höhen,
Lok' an ſeinen Federn kennt ihn bald,
Um die Göttin ſchlägt der Aar die Klaue,
Rauſcht hinauf und fleugt mit ihr ins Blaue.

Drittes Lied.

Morgens früh am andern Tage
All' die Schaar der Götter ſucht,
Ruft Iduna wohl zum Feſtgelage,
Hungrig nach der hochgelobten Frucht,
Botſchaft ſenden ſie nach allen Winden,
Nirgend läſſet ſich Iduna finden.

Und von Stund' an all' verblühen,
Ihre Kraft und Schöne dorrt,
Sonnenaugen löſchen und verglühen,
Recht zuſehends fleucht die Jugend fort.
Einer ſieht des andern Haupt ergrauen,
Furchen ſind auf Aller Stirn zu ſchauen.

Und hinauf zum Zeitenvater
Eilt beſtürzt die Götterſchaar:
Odin, auf, ſei unſer Hort und Rather!
Ach, dem Vater ſelbſt erbleicht das Haar;
Alſo ſchnell verfällt die Kraft des Alten;
Kaum das Scepter kann die Hand noch halten.

Und es kam vor ſeine Ohren:
„Bald vor Sonnen-Untergang
Ging Idun' und Loke aus den Thoren,
Und es ſchien, ſie eilten weg in Zank,
Ihre Aepfel hat ſie mitgenommen,
Loke drauf allein iſt wiedergekommen.“

Wie dem Vater dies berichtet
In der Götter hohem Rath:
„Böſer Loke Du, der uns vernichtet,
Tritt herbei und flugs bekenn' die That!
Auf die Folter laß ich ſonſt dich ſpannen,
Ewig aus der Götter Grenzen bannen.“

Loke drauf hub an zu zagen:
„Odin ſelbſt weiß meine Noth,
Wie der Adler mich davongetragen,
Und ich zwiſchen Leben rang und Tod;
Wißt, der Rieſenfürſt hat ſie geſtohlen,
Und ich will Iduna wieder holen.

Eine Bitte nur gewähre
Freya mir, die heil'ge bald,
Nimmer löſ' ich meines Wortes Ehre,
Komm' ich in der eigenen Geſtalt,
Dir, o Liebe, ja iſt Macht gegeben,
Ewig neu zu wandeln alles Leben!

Laß als Falke, laß mich wallen,
Du die Allem Flügel ſchafft!
Andre auch zu wandeln nach Gefallen,
Gib, o Königin, gib mir die Kraft!“
Und die Götter ſtimmen ſeiner Bitte,
Und der Falke flog aus ihrer Mitte.

Viertes Lied.

Fern allein mit ihrem Jammer
Saß Iduna, fern allein,
Riegelfeſt in die geheimſte Kammer,
Schloß den Schatz der Rieſenkönig ein,
Und er war des Tages, Fiſche fangen,
Mit den Dienern allen ausgegangen.

Und mit rauſchendem Gefieder
Flog ein Falk in's Fenſter frei,
Läßt ſich auf der Göttin Schulter nieder,
Meldet flugs, wozu er kommen ſei —
„Heb' dich weg! wohl kenne ich deine Thaten;
Willſt du mich zum andernmal verrathen?“

„Spar' Iduna, deine Worte,“
Sprach der Falk, „und traue mir!
Horch, ſchon klingt des Hofes ehr'ne Pforte,
Augenblicklich iſt der Unhold hier. —“
Und die Göttin muß den Zorn bezwingen,
Läßt als Schwalbe ſich von dannen bringen.

Wie der Rieſe das erſehen,
Vögel fliegen über Land,
Kocht ſein Herz vor Grimm und Liebeswehen,
Und er reißt vom Leibe ſein Gewand,
Fliegt als Adler wüthend in die Weite
Nach dem Räuber und der edlen Beute.

In Aſgartens ſchönem Raum,
 Sel'ger Götter Aufenthalt,
Iſt ein wunderſamer Hain zu ſchauen,
 Gold'ne Zweig' und Blätter trägt der Wald.
Dort ſchon ſenkt mit ſauſendem Gefieder
Sammt der Schwalbe ſich der Falk hernieder.

Und der Adler kommt gefahren,
 Schießt hernieder in den Hain,
Schon verſammeln ſich der Götter Schaaren,
 Werfen Feuer in's Gebüſch hinein.
Taumelnd ſtürzt der Adler in die Flammen,
Und ſie ſchlagen über ihn zuſammen.

Mit den Aepfeln ſel'ner Tugend
 Wird Iduna heimgeführt,
Wiederkehrt die alte ſel'ge Jugend
 Wie der Götter Mund die Frucht berührt,
Ewig währt das Feſt in Odins Saale,
Ewig Harf' und Lied am Göttermahle;

Bis am Abend aller Tage
 Bricht die Götterdämm'rung ein,
Und der Rieſenbrut zum letzten Schlage
 Es gelingt, ſich wieder zu befrei'n
Und zuletzt, wenn Odin ſelbſt gefallen,
Einer herrſcht, Allvater All' in Allen.

Salon deutſcher Zeitgenoſſen

von

Guſtav Bacherer.

(1ter Thl. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer.)

Die Leſer des Phönix haben Bacherer's Talent, Charaktere intereſſanter Zeitgenoſſen in ſcharfen, ſicheren Conturen zu zeichnen, durch die Silhouetten aus der badiſchen, ſowie durch jene aus der würtembergiſchen Abgeordnetenkammer, endlich durch die Charakteriſtiken Winter's und Schlayer's kennen gelernt. Die Schilderungen der beiden letzteren Männer, ſorgſam überarbeitet und durch das Charakterbild eines edlen deutſchen Greiſes, des ehrwürdigen Prälaten Pahl, bereichert, bilden den Inhalt des erſten Bandes dieſes „Salons." Als Stoff, Organ und Zweck deſſelben bezeichnet der Verfaſſer in der energiſchen Vorrede (in welcher wir jedoch eine Aeußerung ſüddeutſcher Antipathie nicht unterſchreiben möchten), „die Individualiſirung des Kulturgeiſtes der deutſchen Gegenwart, in der Geſammtmanifeſtation ſeines Begriffes, alſo in ſeiner Geltendmachung zunächſt in unſerem Staatsleben, und hierauf in der tieferen Zirkelzeichnung der Geſellſchaft und der Literatur, —" mithin nicht ſowohl „eine eigentliche Geſchichte, als vielmehr eine Verlebendigung derſelben in der Schilderungen hiſtoriſcher, geſellſchaftlicher und literariſcher Zuſtände," eine Perſonifikation des in denſelben waltenden Geiſtes. Gewiß kein leichtes Werk, da der, der es durchführen will, ſich durch die dichten Reihen wohlgerüſteter Parteien durchzuſchlagen hat und der brauſende Strom der Gegenwart manches Moment, das man kaum auf feſten Boden gerettet zu haben glaubt, oft mit dieſem ſelbſt zugleich wieder fortreißt. Kein leichtes Werk, wenn man bedenkt, daß der Charakterſchilderer an den Begebenheiten ſelbſt nur ſelten einen untrüglich leitenden Faden hat; daß eine gefällige Außenſeite, daß eine zufällige glückliche Beleuchtung den Blick leicht blenden, und von der Beobachtung des Kenners abziehen kann, daß endlich imponirende Reſultate ſo leicht die lange, innere Entwicklung vergeſſen machen oder über ſie täuſchen. Alle dieſe Schwierigkeiten hat Bacherer glücklich vermieden; ſein Hauptaugenmerk aber richtete er auf die letzt genannte Anforderung, ohne welche die Charakterſchilderung nie lebendig werden kann; wir meinen die Rückſicht auf die Entwicklung: hierin muß das Talent ſich probehältig erweiſen, und das unſeres Autors erweiſ't ſich ſo, mit ausgezeichnetem Erfolge.

Den Leſern des Phönix, (welche auch die Charakteriſtiken Schlayer's und Winter's wohl mit Vergnügen hier wiederfinden mögen), wird die Schilderungen Pahl's das meiſte Intereſſe anregen, das durch eingewebte Mittheilungen aus den noch ungedruckten Mémoiren dieſes noch im Greiſenalter jugendlichen rüſtigen Mannes von ächt deutſchem Schrot und Korn noch erhöht wird. Eine Zeit, an großen Kämpfen und kleinen Intriguen der Dunkelmänner faſt wie die unſrige reich, rollt ſich in dieſen Mittheilungen und in der Schilderung Bacherer's vor uns ab, und freudig pocht uns das Herz, wenn wir einen deutſchen Mann, ſelbſt wenn der Boden unter ihm ſchwankend wird, keinen Schritt breit von dem Wege des Rechtes, der Wahrheit und der Freiheit weichen, wenn wir ihn, von allen Drohungen und Anfechtungen der Gewalt und der Intrigue ungeſchreckt, mit einer Willenskraft und Conſequenz, an deren Stelle wir in unſeren Tagen oft nur einen heftigen aber raſch verlodernden Brand der Leidenſchaft finden, die herrſchende Idee und die durchgreifende Ueberzeugung ſeines Lebens von einer fortdauernden Einheit des deutſchen Nationallebens, von einer Verwirklichung deutſcher Freiheit, von einem Siege des Lichtes, durchfechten ſehen.

Ohne Uebertreibung durfte Bacherer ſeine treffliche Schilderung Pahl's alſo ſchließen:

„Pahl's Name gehört der deutſchen Nation, ſeine Tugenden gehören der Menſchheit an. Ein lebendiger feuriger Sinn für Recht und Ordnung, gemeſſene Achtung für das Geſetz, thatkräftiges Streben nach Wahrheit, unbefangener und beſtimmter Ausdruck deſſelben, unveränderter Blick auf die geiſtigen Intereſſen der Menſchheit, Urbanität im Urtheil, aber Schonungsloſigkeit und Unerbittlichkeit in Bekämpfung des erkannten Unrechtes, und werde es von den Höchſten der Erde ſelbſt ausgeübt, ſind die Grundzüge ſeines Weſens, die Grundlage ſeiner Denk- und Handlungsweiſe."

Hygiaſtik,

oder die Kunſt ein geſundes und lebensfrohes Alter zu erreichen. Nach James Johnſon, von Dr L. Calmann. Leipzig 1838. J. Weber.

In unſerer Zeit, wo eines Theils der Strom des Wiſſens beſtändig ſo raſch anſchwillt, daß man nur durch die eifrigſten

Kämpfe ſich über den Rieſenwellen erhalten kann, wo anderen Theils der Wirbel induſtrieller Thätigkeit die Völker ſo unabläſſig durch einander zu ſchütteln beginnt — iſt die Geſundheit des Leibes eines der wichtigſten Güter. Wer iſt geſund? Wie erhält man ſich lebensfriſch? — Dieſe Fragen bilden daher mit Recht einen höchſt bedeutſamen Gegenſtand ſchon des höheren Volksunterrichtes. Nun machen zwar die Aerzte oft ſehr ſcharfen Einwand und behaupten, ein Halbwiſſen menſchlicher Lebenszuſtände, eine oberflächliche Bekanntſchaft mit der inneren Einrichtung des Körpers und den Erforderniſſen zur Geſundheit mache vielmehr unglücklich; der ſeichte Rationalismus des Laien in der Medizin ſei viel trauriger als die gläubige Verkehrtheit deſſen, der Lunge und Magen der Lage nach nicht unterſcheiden könne. Allein wenn man bedenkt, wie viel Uebeln ſich doch vorbeugen läßt durch einige Kenntniß des wunderbaren Mikrokosmus und wie weit beſſer die Präventionstheorie hier erſcheint, ſo wird man allen Verſuchen, vernünftige Anſichten über das menſchliche Leben und deſſen Erhaltung zu verbreiten, ihr Verdienſt zugeſtehen. Nur dürfen ſie nicht zu ſehr in das Philoſophiſche und Poetiſche ſich verlieren, wie dieſe Hygiaſtik. — Ich für meinen Theil ziehe noch immer Hufeland's Makrobiotik vor; die Anweiſungen, wie man ſich in einzelen Fällen ſchützen und verwahren ſoll, wie man Nahrung, Kleidung, Wohnung und Bewegung nehmen ſoll, werden am beſten in ſchlichter Sprache, ohne die Einmiſchung von Verſen oder hiſtoriſchen Notizen gegeben. — Der deutſche Bearbeiter hat ſich aus begreiflichen Gründen nicht ſtreng an das Original gehalten, einzelne Anmerkungen, ſowie die Ueberſetzung der Stellen aus engliſchen Dichtern ſind ſeine Zuthaten. Das Buch iſt zierlich ausgeſtattet.

In Sachen des journaliſtiſchen Nachdruckes.

Herr Criminaldirektor Dr. Hitzig redet in Nr. 90 des Geſellſchafters vom 6. Juni d. J. „von den durch Nachdruck verübten Unbilden der Journale." Es iſt ſehr verdienſtlich von dieſem Manne, daß er hauptſächlich vom Standpunkte der Jurisprudenz aus jenem Gegenſtande ſich zu nähern ſucht, welcher, — man kann das nicht leugnen — gerade in Bezug auf die Jurisprudenz ſeine beſonderen Schwierigkeiten bietet.

Hr. Dr. Hitzig iſt der Meinung, daß die von verſchiedenen Seiten vorgeſchlagene Eingabe an den deutſchen Bundestag wegen Berückſichtigung der Journaliſtik bei den Preßvergehen blos dann von einem Erfolge ſein werde, wenn man zugleich jener hohen Behörde den Weg bezeichne, auf welchem, nach der Anſicht der Proponenten, die gewünſchte Anordnung in das Leben zu rufen ſei. Der Unterzeichnete kann ſich nicht ganz mit dieſer Meinung des Hrn Dr. Hitzig vereinigen. Allerdings wäre gut, wenn die Eingabe zugleich genaue „Mittel und Wege" vorſchlagen könnte; wenn man aber zu einer Vereinbarung hierüber Seitens der Bittſteller vorerſt nicht gelangen kann, wenn man nur über die Nothwendigkeit einer Abhülfe, aber nicht über deren Modus einig iſt, warum dann nicht eine kurze, nackte Bitte, eingeleitet durch die Darſtellung der Sachlage und der verſchiedenen Vorſchläge, welche zu deren Verbeſſerung gemacht worden? — Man erinnert ſich jener Taubmänniſchen mündlichen Supplik, die, nach dem Willen ſeines allergnädigſten Kurfürſten, nur aus zwei Worten beſtehen ſollte. „Holz! Brod!" ſagte Taubmann, ſich tief verneigend, und der Kurfürſt, der von ſeinem Standpunkte aus genauer überſchauen konnte, als Taubmann, woher er Dieſem Holz und Brod gäbe, verabreichte ihm beide ſchneller, als wenn der Supplikant ſich dabei auf's weitläufigſte Detail eingelaſſen hätte. — Uebrigens wäre ſehr erfreulich, wenn preußiſche Redaktoren, z. B. in der verdienſtvollen Berliner „literariſchen Zeitung" nicht blos den Vorſchlag zu jener Eingabe machten, ſondern auch bei Abfaſſung und Einreichung derſelben zunächſt den Zügel führten. Sie haben die Sicherheit eines mächtigen Anlehnungspunktes bei ihren Beſtrebungen, und zugleich eines Anlehnungspunktes, der in dieſem Fache ſchon ſehr thätig war.

Hr. Dr. Hitzig meint, dieſer Gegenſtand habe für den Geſetzgeber unlösbare Schwierigkeiten. Aber er beſchränkt zuerſt dieſe Meinung dann auf Auszüge aus fremden Aufſätzen, die das Weſentliche des auf dieſe Weiſe ſpolirten erſten enthalten, während er den Wiederabdruck eines, ganz wie er in dem Journal A. ſteht, in das Journal B., durch den Art. 1 des Bundesbeſchluſſes vom 9. Nov. v. J. ſchon für hinlänglich verboten hält. Alſo blos beim partiellen Nachdruck findet Hr. Dr. Hitzig für den Geſetzgeber jene unlösbaren Schwierigkeiten.

Schwierigkeiten, — gewiß, ſie ſind da. Auch ſehr große. Aber keine unlösbare. Man muß nur, — ſtatt, wie Hr. Dr. Hitzig in ſeinem Aufſatze thut, den Standpunkt des (dem andern Blatt) verurſachten Schadens, — den Standpunkt des für ſich dadurch erworbenen Nutzens bei dem partiell nachdruckenden Blatte aufſuchen. Man muß nur einen Preistarif für jedes Entnommene geſetzlich feſtſetzen. Man muß nur ein einfaches Prozeßverfahren feſtſtellen, wodurch nach ſchneller, mit gleichzeitigem Beweis verbundener Liquidation, dem Blatte A. möglich iſt, das Blatt B., wenn es darüber keine zeitweiſe zu wiederholende Abrechnung mit dem Blatte A. eingeht oder auf gütliche Aufforderung nicht die tarifmäßige Summe zahlt, zur Erfüllung ſeiner geſetzmäßigen Verbindlichkeiten gegen das Blatt A. zu zwingen. Hat das Blatt A. ein poſitives Intereſſe dabei, ſich vom Blatt B. partiell nachgedruckt zu ſehen, — was manchmal, namentlich in kritiſchen Blättern, der Fall ſein wird, — ſo mag es ſich darüber mit Blatt B. verſtändigen, aber der Grundſatz muß gelten, wenn nicht auf ſeine Anwendung von Seiten des Blatt's oder Buch's mit dem Originalartikel förmlich darauf verzichtet iſt.

Allerdings wird hierbei, ſowie bei dem Kapitel von den Auszügen im eigentlichen Sinne, (wobei gar keine wörtliche Entlehnungen vorkommen,) immer auch ſehr das literariſche Gewiſſen, und, wo kein ſolches iſt, die geläuterte öffentliche Meinung entſcheiden. Aber eine geläuterte öffentliche Meinung greift hierbei nicht genug, ſie greift insbeſondere nicht auf die Dauer durch. Die Säule der Geſetzgebung muß zunächſt das Gebäude ſtützen, um welche Säule dann die öffentliche Meinung ihre Ranken flicht.

Was die Autoren-Aſſociation in Paris und deren Anwendung auf Deutſchland betrifft, ſo bietet ſie zwar manches Material, manche Anlehnungspunkte, aber unſere territorialen Verhältniſſe, unſer Gegenſatz zum Centraliſiren der franzöſiſchen Literaturverhältniſſe in einer großen Hauptſtadt, und hauptſächlich das Bedenken, daß wir kein hinlängliches Mittel haben, diejenigen Journale, welche bisher Metier aus dem Mauſen machten, zum Beitritt zu zwingen, ſind zugleich eben ſo große Schwierigkeiten. Eine Uebereinkunft der Art unter den redlichen Journalen würde aber gewiß manches Günſtige anbahnen und es wäre ſehr zu wünſchen, wenn die preußiſchen Redaktoren, denen gewiß alle Gleichgeſinnten im übrigen Deutſchland immer gern nachfolgen, wenn ſie für geläutertes geiſtiges Leben und die Moral der Nation handeln, auch dabei die Initiative ergriffen.

Ich erlaube mir bei dieſer Gelegenheit, die — beſonders von einigen mauſenden Journalen — ausgeſtreute Anſicht, daß beim journaliſtiſchen Nachdruckswesen blos etwa der verletzte Autor oder Verleger etwas mitzuſprechen habe, als irrig zu bezeichnen. Nein; denn durch jenes Nachdruckswesen wird die Stellung der ganzen periodiſchen Literatur aus ihrem richtigen Geleiſe gebracht. Ein Blatt, das ſich als Picknick zuſammen ſtiehlt, wirkt nothwendig zerſtörend auf alle Blätter ein, die anderen Grundſätzen folgen, denn es kann: 1) wohlfeilere und 2) ſogar wohlſchmeckendere Gerichte geben, weil ſeine langen Finger hurtig ſeiner langen Naſe folgen, die überall das Beſſere oder doch das Anziehendere auswittert. Eine Anſicht, welche alſo gleichzeitig vom allgemeinen Nutzen aus zu jenem früher erwähnten, dem Standpunkte des Herrn Dr. Hitzig ſubſtituirten Standpunkte hinleitet. — — —

Seitdem dieſe und ähnliche Vorſchläge und insbeſondere ſeitdem meine drei Salven in Nummer 139, 140 und 141 des »Phönix« erſchienen, hat es an direkten und indirekten, meiſt von ganz entlegenen Zäunen abgebrochenen Angriffen der Gegner nicht gefehlt. Das Publikum wird dieſe Angriffe zu würdigen wiſſen. Es wird begreiflich finden, wenn Leute, welche das Fleiſch, was ſie aßen, Jahr aus Jahr ein unter dem Sattel des Nachdruckes mürbe ritten, nun toben und ſchimpfen, und wenn ihr eigenes Fleiſch dabei in aller Rohheit ſich zeigt. Daſſelbe gilt von ihren Helfershelfern, die, umhüllt von feiger Anonymität, der großen Trias von moraliſchem, geiſtigem und finanziellem Bankrott mit Zuverläſſigkeit entgegenwandern, wenn ſie nicht bereits, wie der Fuchs mit zerſchlagenem Bein von der Falle, von ihr feſtgepackt ſind.

K. B.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

Nr. 153. 1838.

Phönix.

Freitag, 29. Juni.

Geſchichte und Mémoiren.

1) Karl Auguſt Böttiger, eine biographiſche Skizze von deſſen Sohne Dr. K. W. Böttiger. Leipzig. Brockhaus 1837.

2) Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttiger's handſchriftlichem Nachlaſſe. Herausgegeben von K. W. Böttiger, Hofrath und Prof. in Erlangen, 1tes Bändchen. Leipzig. Brockhaus 1838.

Dieſe beiden Werke completiren einander wechſelſeits, was den Stoff ſowohl als den Maßſtab betrifft, nach welchem dieſer gemeſſen werden ſoll; man darf, wenn man das in dem zweiten Werke aufgeſpeicherte Material prüft und manches Geringfügige, manches Irrige darunter findet, nicht vergeſſen, daß der Herausgeber in dem Nachlaſſe ſeines Vaters mit dem Auge der Liebe umherſpähte, daß die Pietät des Sohnes Manches, ſchon als Reliquie von theurer Hand, nicht gern überſehen und bei Seite legen mochte, was ein dem Verſtorbenen ganz fremd ſtehender Teſtamentsvollſtrecker ohne Zweifel unterdrückt haben würde. Werfet auch auf des Todten Grab deshalb keinen Stein, weil ſich manche auf Treu und Glauben hingenommene und flüchtig hingeworfene Bemerkung hier als Druckblatt wiederfindet, die B. ſelbſt vielleicht bei irgend einem Zwiſt von dem gereizten Theile für baare Münze empfangen, manche, die er aus dritter, vierter Hand erhalten, ohne daß er die Abſicht hatte, ſie ſo, wie er ſie niederſchrieb, drucken zu laſſen. Sondern wir lieber das Intereſſante, das Werthvolle von dem Geringfügigen, von dem, was wir durch Vergleichung mit anderweitigen Mittheilungen aus jener Zeit als irrig vermuthen dürfen oder wirklich als irrig erhärtet fanden. Und wo irgend jemand Gelegenheit findet, Irrthümer in Böttiger's Notizen zu berichtigen, iſt er es den Manen der Betheiligten nicht minder ſchuldig, als denen Böttiger's ſelbſt, der ein raſtlos bewegtes Leben bis zu deſſen letzten Augenblicken den Intereſſen unſeres geiſtigen Geſammtlebens widmete. So freuen auch wir uns, einen in Böttiger's Nachlaß befindlichen Irrthum, in Bezug auf den genialen Dichter Klinger, deſſen ſittlichen Charakter wir aus (ungedruckten) Familienbriefen im höchſten Grade achten lernten, hier in Kürze berichtigen zu können, und zwar aus der unmittelbarſten, zuverläſſigſten Quelle. Ueber die S. 14 mitgetheilte, Klinger betreffende Anekdote können wir, mit der Verſicherung, daß die Wette ein Scherz war, ſchnell hinwegeilen. Gewichtiger iſt der Vorwurf, der Klingern S. 19 trifft. „Auch Klinger," (erzählt B.), „kam nach Emmendingen, als er von Weimar verabſchiedet war. Lerſe fragte ihn, warum er ſich nicht lieber in Weimar eine Stelle verſchafft habe, wo ſein Landsmann" (Göthe) — („Klinger iſt auch ein Frankfurter") für ihn ſorgen könne. Da erzählte er, daß Göthe eben ihn fortgebracht habe.*) Man habe damals im Gange des herzoglichen Wohnhauſes ſich oft im Schießen nach dem Ziele geübt. Dabei ſei es Sitte geweſen, ſtatt der Zielſcheibe ein Portrait hinzuſetzen. Er habe einſt Göthe's Portrait hingeſetzt, wornach wirklich geſchoſſen worden. Dies habe ihm Göthe nie verzeihen können. Indeß waren, wie Bertuch bemerkt, eher andere Gründe ſeiner Ungnade vorhanden. Er hatte allerhand Klatſchereien zwiſchen hohen Damen gemacht, und wurde als ein Tracassier verabſchiedet. Als er nach Emmendingen kam, konnte er kaum richtig ſchreiben und rechnen, und wollte ſich doch mit aller Gewalt dem Militair widmen“ („Weimar, 29. Nov. 1798, als Lerſe mich früh beſuchte“). Die mehrfachen Vorwürfe, welche in dieſem on dit liegen, zu entkräften, dürften folgende thatſachliche Angaben genügen. Daß Klinger, als er nach Emmendingen kam, („nachdem er von Weimar verabſchiedet worden“) kaum leſen und ſchreiben konnte, widerlegen wohl die Dramen: Otto, und das leidende Weib, die er ſchon als Gymnaſialſchüler, das Trauerſpiel: die Zwillinge, das er im Jahre 1774 als Student ſchrieb, (es errang ihm bekanntlich den Preis gegen Julius v. Tarent v. Leiſewitz), ſowie das Luſtſpiel „Scherz und Drang,“ das er 1775 dichtete. Erſt im Sommer 1776 finden wir ihn in Weimar, zwar allerdings in der Abſicht, dort ſeine Exiſtenz zu gründen, aber keineswegs auf — Koſten des Herzogs lebend. Nach einem Briefe an ſeine Schweſter bewohnte er dort zwei Zimmer in der Poſt, bis er ſpäter eine Privatwohnung miethete, wozu ihm der Hofmarſchall von Kalb behülflich war.

---

*) Böttiger ſelbſt macht hierzu folgende Bemerkung: »Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß der Richtigkeit dieſer Erzählung von ſehr unterrichteter Seite her widerſprochen worden iſt, weil Göthe bis zu ſeinem Tode hohe Achtung vor Klinger hatte und fortwährend mit ihm im Briefwechſel ſtand.« Wir machen darauf aufmerkſam, daß Göthe dieſe Geſinnung auch öffentlich ausgeſprochen.

Was Klinger's Aufenthalt in Weimar betrifft, ſo ergibt ſich aus den Beſchreibungen, die er davon in Briefen an ſeine Schweſter machte, daß er dort nicht nur mit den ausgezeichnetſten Männern in engerer Verbindung lebte, ſondern auch von dem Herzog ſowie namentlich von dem damals dort lebenden Erbprinzen von Heſſen (nachmaligem Großherzog Ludwig I.) mit Achtung behandelt wurde, und daß Beide ſeinen Umgang wählten. Der Großherzog von Heſſen bethätigte ſeine Zuneigung für Klinger ſpäter bei einer Anweſenheit in Petersburg aufs neue und erwähnte bis in's ſpäteſte Alter deſſen Andenken mit Achtung.

Ueber ſeine Abreiſe von Weimar äußerte ſich Klinger in einem (handſchriftl.) Briefe an ſeine Schweſter: „Ich werde nicht in W. bleiben, Göthe iſt nicht Schuld, er liebt mich wie immer. Die Umſtände ſind gegen uns. Ich werde vor der Hand nach Gotha gehen.“ — Dort lebte er denn auch längere Zeit; ſein Aufenthalt zu Emmendingen (bei ſeinem innigſten Freunde Schloßer) fand erſt Statt, als der öſterreichiſche Succeſſionskrieg beendigt war, während deſſen er als Lieutenant in öſterreichiſchen Dienſten ſtand.

Daß endlich in Klinger's Natur keine Elemente von „Klätſcherei“ zu finden waren, daß er ſich nicht als „Tracassier“ geberdete, dafür ſpricht wohl hinlänglich der Umſtand, daß er von der klugen und vorſichtigen Kaiſerin Katharina II. als Offizier in das Gefolge gewählt wurde, welches ſie dem Großfürſten Paul mit deſſen junger Gemahlin 1782 auf die Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien mitgab, — wenn nicht ohnedies der in jeder ſeiner Schriften waltende edle und freie Geiſt einen ſolchen Vorwurf zunichte machte.

(Schluß folgt.)

Der Dichter Friedrich von Spee als Wohlthäter der Menſchheit.

Von

B. Funck.

Es iſt vorauszuſetzen, daß die Leſer dieſer Blätter den Dichter Spee ſeinem inneren Werthe nach, vollkommen kennen, und die Kindlichkeit, Liebe und Gluth, die aus ſeinen Liedern hervorleuchtet, vollkommen ermeſſen und gewürdigt haben werden.

Deutſchland nahm ſich zwar länger als ein Jahrhundert Zeit, das Andenken dieſes ſeltenen Mannes aus dem Dunkel der Vergeſſenheit heraufzubeſchwören, während es die Namen minder wichtiger Dichter treu im Gedächtniß behielt. Aber nichtsdeſtoweniger glänzte ſein Name beim neuen Auftauchen aus der Grabesſtätte um ſo leuchtender und feuriger vor vielen Anderen hervor, die von ſeinem Lichte geborgt, und dies, als ein ihnen eigenthümlich angehörendes, für ſich uſurpirt hatten.

Nicht nur von ſeinen Gedichten, als ſolchen, ſondern vorzüglich von ſeinem Einfluß auf die Verbeſſerung der deutſchen Sprache, ſowohl in ihrer Proſageſtalt, als in der Meſſung ihrer gebundenen Rede, die er beide in begeiſternden Worten ſeinen Zeitgenoſſen an's Herz legte, wäre hier viel zu ſagen, wenn nicht würdige Männer ſeit dreißig Jahrzehnten es übernommen hätten, ſich darüber genügend auszuſprechen. Eher möchte es am ſchicklichen Orte ſein, an dieſe Entdecker und Erklärer eines, ein Jahrhundert lang am poetiſchen Himmel verſchwunden geweſenen Geſtirns zu erinnern.

Friedrich von Schlegel gebührt vor Allen das Verdienſt in ſeinem 1806 erſchienenen poetiſchen Taſchenbuche *) an Friedrich von Spee zuerſt erinnert, ſein Andenken auf's Neue in's Leben gerufen, und ſeinen dichteriſchen Werth in glänzenden Farben den Zeitgenoſſen geſchildert zu haben. Er that dies ſowohl in reflektirenden Bemerkungen über den Dichter ſelbſt, als durch Mittheilung mehrerer ſeiner vorzüglichſten Lieder, wobei nur zu wünſchen geweſen wäre, daß, um die vollſte Eigenthümlichkeit derſelben zu bewahren, eine minder — ſcheinbar beſſernde Hand, ihn geleitet hätte. Seine Pietät für den Dichter geht übrigens in ſeinem Urtheile über ihn, mit ſeiner kritiſchen Schärfe, in einem Gleiſe.

Von Weſſenberg **) führte zwar vier Jahre früher in zehn, der 3ten Köllner Ausgabe (1709) von Spee's Schriften, entnommenen Gedichten, unſeren Poeten uns wieder vor; aber ſeine tiefe dichteriſche Bedeutſamkeit ward uns durch Schlegel's klare Anſchauungsweiſe, erſt ein recht einladendes Programm zu ſeiner näheren Bekanntſchaft.

Wilmes ***) veranſtaltete im Jahre 1812 eine Ausgabe der „Trutz-Nachtigall.“ Eine ganz unveränderte von Clemens Brentano †) veranſtaltete Ausgabe aber, brachte uns den Urtext der früheren Auflagen von 1649, 54, 60, 64, 1709, mit intereſſanten Berichten über Spee's Leben und Wirken.

Sein „Tugendbüchlein“ vollſtändig abgedruckt, mit den darin enthaltenen köſtlichen Liedern, nach den Köllner Ausgaben, ward 1829 ſprachlich überarbeitet und zu Koblenz in 2 Bänden neu edirt.

Das iſt, was wir gegenwärtig als Erſatz für die äußerſt ſchwer zu erhaltenden, kaum in großen Bibliotheken noch anzutreffenden älteren Ausgaben der Spee'ſchen Schriften beſitzen.

---

*) Poetiſches Taſchenbuch für 1805 und 1806. Berlin, Reimer.

**) Auserleſene Gedichte Spee's. Zürich, Orell, 1802.

***) Trutz-Nachtigall. Blüthen religiöſen Geiſtes und Sinnes aus der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Köln, Rommerskirchen, 1812.

†) Friedrich Spee Trutz-Nachtigal, ein geiſtlich-poetiſches Luſtwäldlein, desgleichen noch nie zuvor in deutſcher Sprache geſehen worden. Wörtlichtreue Ausgabe, vermehrt mit den Liedern aus dem güldnen Tugendbuch deſſelben Dichters. Berlin, Dümmler. 1817.

Franz Horn ſagt von unſerem Dichter in ſeiner: „Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen“ ſehr wahr: „Spee hängt mit dem Himmel nicht blos durch Ahnen und Sehnen zuſammen, ſondern durch reine handelnde Liebe“ und dieſe Liebe, die er in ſein Leben übertrug und in und mit der er fort und fort praktiſch wirkte, iſt der Vorwurf zu gegenwärtigen Zeilen, die den Mann Gottes der Mitwelt auf's Neue vor Augen bringen und darthun wollen: wie groß und in welcher Glorie der Dichter erſcheint, dem ſein Wort nur das Thema zur eigenen That iſt.

Wir verdanken den hinterlaſſenen Papieren des Herrn Jakob von Joſch, dem das Marsbacher Archiv zur Benutzung offen ſtand, einige Mittheilungen, von denen wir annehmen dürfen, daß ſie der Mehrzahl der Leſer, wenn auch nicht ganz unbekannt, doch mindeſtens als Ergänzungen und Berichtigungen zu den ihnen bekannten hiſtoriſchen Daten dienen werden.

Friedrich von Spee aus der alt adeligen pfälziſchen — jetzt gräflichen — Familie der Spee von Langenfeld, wurde im Jahre 1595 (nicht 1591 wie mehrere angeben) geboren zu Kaiſerswerth im Kölniſchen. Er gehört zu den ausgezeichnetſten Männern des Jahrhunderts, ja in einer Hinſicht — die wir hier beſprechen — ſteht er einzig da; denn er war der Erſte, der öffentlich in einer Schrift: „Cautio criminalis seu de processibus contra sagas liber“ (Rinteln 1631) gegen den mit Worten nicht auszuſprechenden Jammer der Hexenprozeſſe auftrat, und die erſte Gelegenheit dadurch gab, dieſe Ungethüme von der Erde zu vertilgen.

Nachdem er im 20ten Jahre ſeines Alters in den Orden der Geſellſchaft Jeſu getreten und zum Prieſter geweihet worden war, beſchloß das Schickſal die ſeltenen Eigenſchaften ſeines Kopfes und Herzens auf eine harte Probe zu ſtellen.

Wem ſind wohl die ſchaudervollen und über allen Glauben zahlreichen Hexengerichte aus den düſtern Zeiten des 16ten und 17ten Jahrhunderts unbekannt, von denen ein berühmter damaliger Schriftſteller verſichert, daß, wenn man dieſe unglücklichen Schlachtopfer des Fanatismus aus verſchiedenen Zeiten und Ländern hätte verſammeln und bewaffnen können, ſie eine mehr als hinlängliche Armee gebildet haben würden, dem Feinde der Chriſtenheit die Stirne zu bieten und ſein ganzes Reich zu vernichten. Ein neuerer verdienter Gelehrter *) hat uns ein glaubenswürdiges Verzeichniß von 170 Standesperſonen, Staatsdienern, Prieſtern, Bürgern und ſogar Kindern beiderlei Geſchlechtes aufbewahrt, welche in dem kurzen Zeitraum von 2 Jahren (1627 und 28) an einem einzigen Orte (Würzburg), der Zauberei wegen verbrannt wurden.

Friedrich von Spee, der ſich damals zu Würzburg aufhielt und ſich als Beichtvater ein allgemeines Zutrauen erworben hatte, mußte die meiſten dieſer Unglücklichen zum Tode vorbereiten und zum Scheiterhaufen führen. Die Nachricht, welche der große Leibnitz einem ſeiner gelehrten Freunde von dieſem Faktum mitgetheilt hat, verdient bekannter zu ſein, und hier umſtändlicher angeführt zu werden.

Leibnitz ſchreibt dieſem Freunde:

„Seine Eminenz Johann Philipp von Schönborn, Erzbiſchof zu Mainz, verſicherten mich, daß Sie Friedrich von Spee, dieſen eben ſo frommen als gelehrten Jeſuiten noch in Ihrer Jugend kennen gelernet haben, als er in Franken, wo in Würzburg und Bamberg ſo viele Zauberer und Hexen hingerichtet wurden, einen großen Zulauf von Beichtenden hatte.“

„„Ich fragte ihn einſt im Vertrauen,““ — fuhr der Erzbiſchof fort, — „„wie es wohl komme, daß ein ſo junger Mann, wie er, ſchon graue Haare habe?““ — Den grauen Kopf““ — antwortete Spee — „„habe ich meinem Berufe und den vielen Hexen zu verdanken, die ich zum Tode vorbereitet und zum Scheiterhaufen geführet habe.““ Er verſicherte hierauf, alles Erdenkliche angewendet und verſucht zu haben, um auf den Grund und die wahre Beſchaffenheit dieſer Sache zu kommen; allein er müſſe auf Ehre und Gewiſſen betheuern, daß dieſe bedauernswürdigen Menſchen, insgeſammt und ohne Ausnahme unſchuldig hingerichtet worden ſeien. „„Einige zwar““ — fuhr er fort — „„wollten ſelbſt in der Beichte als Zauberer und Hexen angeſehen ſein, und wiederholten ihr vor Gericht abgelegtes Geſtändniß auf das Genaueſte, weil ſie in ihrer Einfalt bei dem mindeſten Widerſpruch die Wiederholung der Folter befürchteten. Allein kaum hatte ich ſie eines Anderen belehret, und nach und nach vertrauter und offenherziger gemacht, als ſie von allem Geſagten und Eingeſtandenen nichts zu wiſſen verſicherten, und eher alle Verbrechen der Welt bekannten, als ſich der Zauberei ſchuldig gaben. Weinend und wimmernd beklagten ſie ihre Unwiſſenheit, die Bosheit und Unmenſchlichkeit ihrer Richter, und ihr namenloſes Elend. Gott ſelbſt riefen ſie noch mit ihrem letzten Athemzuge zum Zeugen ihrer Unſchuld an. Dieſe herzzerreißenden, ſo oft wiederholten Scenen““ — ſetzte er hinzu — „„haben mein ganzes Weſen erſchüttert, und mich vor der Zeit grau und alt gemacht!““

Von ſolchen Gefühlen durchdrungen, wandte nun Spee zwar alles an, was in ſeinen Kräften ſtand, die Unſchuld zu retten, allein er fand überall kein Gehör, und ſah ſich am Ende noch überdies der Gefahr ausgeſetzt, ſelbſt als mitſchuldig feſtgehalten, gefoltert und verbrannt zu werden. Voll des edelſten Abſcheues und überzeugt von der Gerechtigkeit ſeiner Sache, griff er nun im Drange ſeines Herzens zur Feder, und ſchilderte unter dem Namen eines unbekannten, altgläubigen Gottesgelehrten, die Grundſätze und das Verfahren der damaligen Hexenrichter mit einer ſolchen Sachkenntniß und Freimüthigkeit, mit einem ſolchen Scharfſinn und Nachdruck, daß dieſe Schrift immer der ſprechendſte Beweis ſeines durchdringenden Verſtandes und ſeines vortrefflichen Herzens, aber auch zugleich das lebhafteſte, gräßlichſte Bild der heilloſen und ſchrecklichen Folgen des Aberglaubens und der damaligen, von Grund aus verdorbenen Rechtspflege bleiben wird.

Mit bewundernswürdiger Klugheit läßt er die Frage von der Möglichkeit der Zauberei, wogegen ſchon Mehrere vor ihm für taube Ohren gepredigt hatten, beinahe ganz unberührt, überzeugt, daß ſie ſich vor dem Tribunal gerechter und unverblendeter Richter von ſelbſt beantworten würde, und ziehet dafür wider die ſchreienden Gebrechen der Criminaljuſtiz und wider die falſchen Grundſätze der Rechtsgelehrten zu Felde, ohne ſelbſt ſeines eigenen Ordensbruders des berufenen Hexenmachers Martin Delrio, im mindeſten zu ſchonen.

(Schluß folgt.)

Ein neuer Roman von Hans Chriſtian Anderſen.

Chamiſſo führte dieſen ausgezeichneten däniſchen Dichter, deſſen Romane: „Der Improviſator“ und „O. T.“ von Krauſe und Coriſtiani in's Deutſche übertragen wurden (einzelne Gedichte Anderſen's hatten Chamiſſo, Gaudy, Thomſen überſetzt), zuerſt in Deutſchland ein, wo er vielleicht noch mehr als in ſeinem Vaterlande gerechte Anerkennung findet. Anderſen's neueſter Roman: „Nur ein Geiger!“ (aus dem Däniſchen v. Jenſſen überſetzt, Braunſchweig bei Fr. Vieweg und Sohn. 1838) macht uns den Dichter als Dichter und als Menſchen noch werther; denn dieſes Werk, das man nicht treffender bezeichnen kann, als wenn man ihm das Prädikat „liebenswürdig“ beilegt, zeigt uns in allen jenen reizenden Parthieen, woran es ſo reich iſt, wenn wir des Dichters Entwickelungsgeſchichte zuvor geleſen, ſeine eigene einfache, anſpruchsloſe und innige Perſönlichkeit „ſein offenes, ehrliches Geſicht, und

---

*) C. D. Hauber Bibliotheca magica. T. III. p. 967.

ſeinen liebefunkelnden Blick, der das Dichtergemüth verräth“ (wie das Konverſationslexikon der Gegenwart, 1. Heft, S. 100, ſich ausdrückt), dabei die friſche Jugendkraft, die, eine rührende Pietät für alles Heimiſche bewahrend, dem mächtigen Zuge der geiſtigen Bewegung in Deutſchland und Frankreich freudig folgt. Eine liebliche Naivetät dämmert über die ernſten Grundideen und tiefgedachten Charaktere des Roman's, der uns eine reiche Erfindungsgabe des Dichters bei einer nicht geringeren Beſonnenheit und Zügelung der Phantaſie, und bei einer Virtuoſität im Malen der Details zeigt. Man ſagt nicht zu viel, wenn man jedes einzelne Kapitel dieſes Romanes ein Genrebild nennt, das, wenn es einzeln daſtünde, als ſchön abgeſchloſſenes Ganzes ſchon unſere Achtung vor einem eminenten Talente hervorrufen würde. Die Hauptcharaktere (der Geiger Chriſtian und die Jüdin Naomi) laufen parallel neben einander, von gleichen ſozialen Vorausſetzungen aus, bis ſie als ſchroffe Kontraſte einander gegenüber ſtehen, worüber dem armen Chriſtian das Herz bricht; man möchte ſagen: es iſt eine Parellele der kindlich reinen Naivetät mit der wilden Genialität; ein eigener Zauber weht gerade um die erſtere. Vermittelt ſind beide durch die geniale Figur des Schneiders (Chriſtians Vater) die poetiſch halb dunkele Joëls, und die ganz dunkele des Gevatters Norweger einerſeits, den derbpraktiſchen, ächt humoriſtiſchen Charakter des Peter Wiek's andererſeits. Ueberhaupt iſt kein geringes Verdienſt des Dichters, wie kein geringer Beweis für ſeine ſchöpferiſche Ueberlegenheit die Delikateſſe, mit welcher er die Uebergänge der Kontraſte zu verſchmelzen weiß. — Sage und Aberglaube, wie die fromm-ſinnige Symbolik, deren Schildhalter der Storch, der Patron der Häuslichkeit, mit dem dieſer diametral entgegengeſetzten Wandertrieb, ranken ſich als wunderſame verbindende Arabesken dazwiſchen. Und ſo möchten wir gern ſpeziell auf dieſen neueſten Roman des hochbegabten däniſchen Dichters, von welchem auch die Leſer des Phönix eine höchſt ſinnige Dichtung: „der fremde Vogel“ kennen lernten, angewendet wiſſen, was deſſen Biograph im Konverſationslexikon der Gegenwart ſagt, nämlich, daß Anderſen „eine wohlthätige Erſcheinung nicht nur am poetiſchen Horizont ſeines Vaterlandes, ſondern an dem der neueren Dichtung im Allgemeinen iſt“: wir legen auf die zweite Hälfte dieſer Bemerkung beſonderen Accent, weil wir glauben, daß man uns Deutſchen Glück wünſchen dürfte, wenn wir unter der großen Reihe unſerer Dichter im Roman und in der Novelle auch einen ſo durchaus liebenswürdigen wie Anderſen aufweiſen könnten.

Der Selbſtmord,

pſychologiſch erklärt und moraliſch gewürdigt von Auguſt von Blumröder. 2 Theile. Weimar 1837. Voigt.

Jeder der beiden Theile dieſes Werkes hat ſeinen beſonderen Titel; die Tendenz beider iſt dieſelbe. Der Herausgeber hatte die löbliche Abſicht, dem Volke durch Vernunftgründe und zahlloſe Beiſpiele eine abſchreckende Warnungstafel vor dem Selbſtmorde aufzuſtellen, welcher hauptſächlich ſeit den letzten 9 Jahren und vornämlich in Frankreich auf eine ſchaudererregende Weiſe epidemiſch geworden iſt. Die Motive dieſer entſetzlichen Epidemie ſind freilich zunächſt in den Uebeln zu ſuchen, an welchen die bürgerliche Geſellſchaft krankt, und zu deren Radikalkur der Staat heilig verpflichtet iſt. So lange dieſer nicht energiſch durchgreift, werden die Bemühungen einzelner Menſchenfreunde ſich keines vollſtändigen Erfolges erfreuen können, obwohl ihr kräftiges Wirken ſo lange nur um ſo ehrenvoller und lobenswerther erſcheint. Der Herausgeber hielt ſich im erſten Theile an Guillons lehrreiche „Unterhaltungen über den Selbſtmord“ und ſtellte im zweiten eine Maſſe von Beiſpielen aus allen Epochen zuſammen, wobei ſich auch wichtige und berückſichtigenswerthe Nebenbeziehungen auf Duell, Todesſtrafe und Strafgeſetzgebung enthalten.

Chronik der ſchönen Literatur.

61) Aus dem Leben eines Geſpenſtes. Von Brennglas. Leipzig, Gebrüder Reichenbach, 1838. Wie Glaßbrenner, dies Brennglas des Berliner Volkshumors, dazu kam, das eben erwähnte Buch herauszugeben und den Grimaſſen der Zeit zu widmen, läßt ſich nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß er einmal mit dem Publikum Spaß treiben wollte. Glaßbrenner mit einem zweiten Theil des Fauſt, der im Himmel anfängt und in Berlin, wo eben eine Conſtitution gemacht wird, endigt, mit einer Epiſtel an einen großen Ochſen, mit einer Vorleſung an die Langweile, und — einer Dedikation an die Grimaſſen! Die Myſtifikation iſt nicht übel, wenn nur das Publikum nichts dagegen hat. Denn Glaßbrenner hat diesmal die Rollen getauſcht, er ſelbſt iſt heute das Publikum, und amüſirt ſich an der Rolle eines dummen Jungen, die er dem Publikum von geſtern und morgen zugedacht. Aber das Publikum hat den ehrlichen Glaßbrenner lieb, und das von Rechtswegen wegen ſeiner ſonſtigen guten Späße, und wird um des Geſpenſtes willen mit ihm nicht in's Gericht gehen.

Im Ernſt: Glaßbrenner ſollte die Gränzen ſeines hübſchen Talentes beſſer überſehen. In ſeinem eigenen Intereſſe wünſchen wir dies.

62) Sämmtliche Schriften von Guſtav Schilling. 63—65ſter Band. Dresden und Leipzig. Arnold 1837.

63) Sämmtliche Schriften von A. v. Tromlitz. Dritte Sammlung. 3—6tes Bändchen. Dresden und Leipzig. Arnold'ſche Buchhandlung, 1837—1838. Ueber beide Schriftſteller haben wir im Phönix öfters unſer freimüthiges Urtheil abgegeben, [illegible] nach Einſicht der neueſten Bände ihrer Sammelwerke weder im Guten noch im Schlimmen modifiziren können, ohne ſie ſelbſt und das Publikum zu beleidigen, welches ſich, ohne ſtrengere Anforderungen an Gehalt und Tiefe zu machen, an der harmloſen Unterhaltung, die ihm beide Autoren gewähren, vergnügt. Eine einfache Anzeige der Fortſetzungen wird daher vollkommen genügen.

64) Der Stiefbruder. Novelle von Phantaſus. München. G. Franz 1838. Man kennt die erlauchte Perſon, welche ſich unter der Maske Phantaſus verbirgt. Sie beſitzt ein angenehmes Talent für beliebte Gattungen der Novelle. Die vorliegende gehört der „hiſtoriſch-romantiſchen“ an, und iſt nicht ohne Intereſſe. Die einfache Darſtellung ſchmiegt ſich dem etwas grauſen Stoffe paſſend an.

65) Der Vikar von Wrexhill. Roman von Miſtreß Trollope. Aus dem Engl. von O. v. Czarnowsky. 3 Bände. Aachen und Leipzig 1837. J. A. Mayer. Ein Seelengemälde, deſſen Figuren ſicher und oft ſogar keck bis in die kleinſten Züge ausgeführt ſind. Ein Roman läßt ſich inzwiſchen das Buch nicht nennen, da der poetiſchen Haltung nur zu wenig Sorgfalt gewidmet iſt. Die Hauptperſon iſt Herr Cartwright, der Vikar von Wrexhill. Das Wort vicar ſelbſt würde wohl am beſten durchweg Pfarrer oder Landpfarrer überſetzt, indem wir in vielen Gegenden Deutſchland's mit dieſem Wort den Begriff des jüngeren Geiſtlichen verbinden, der einem älteren oder kranken Amtsbruder zur Unterſtützung beigegeben iſt. In England bezeichnet es den Landgeiſtlichen. Dieſer Cartwright, ein nichtswürdiger Heuchler und Frömmler, ſucht ſeine ganze Umgebung zu beherrſchen. Einen grellen Gegenſatz bildet ſeine atheiſtiſche Tochter. Wir ſehen hier, wie der Sektengeiſt die Familienbande auf's gräßlichſte zerreißt. Wer jemals Gelegenheit hatte, Einzelne aus dem Theile der Ariſtokratie in England kennen zu lernen, den mehrere der hier gezeichneten Charaktere repräſentiren, wer gar Gelegenheit hatte, ihr religiöſes Leben näher zu durchſchauen, der wird die Meiſterzüge unſerer Verfaſſerin bewundern. Daß Miſtreß Trollope übrigens nicht Einen vortrefflichen Methodiſten hier anzubringen wußte, iſt wirklich Schade; ich hätte ihr aus den Erfahrungen meines Lebens einen Charakter zeichnen wollen, der gewiß in ihrem Vaterlande noch ſeines Gleichen hat. — Der Roman leidet an derſelben und unerträglichen Breite, wie die meiſten brittiſchen; der deutſche Ueberſetzer ſollte es ſich doch ſelbſt zur Pflicht machen, zu verkürzen und zu verarbeiten, wo dies nur angeht. Es gibt wohl kein Kapitel in den 3 Bänden, das nicht durch geſchickte Hand für den deutſchen Leſer außerordentlich gewonnen hätte.

66) Die Reiſe in den Harz. Für die Jugend und ihre Freunde. Vom Verfaſſer der „Fahrten und Abenteuer des Kapitain Roß“ und a. Jugendſchriften. Mit 6 Abbildungen. Leipzig 1837. J. J. Weber. Reiſen im Vaterland ziehen zwar die Jugend gewöhnlich nicht ſo lebhaft an, als wenn ſich vor ihnen die Wunder der Tropenwelt und die Schauer der Polarkreiſe aufthun. Das ſoll aber den Erzieher nicht hindern, auch ſolche Gegenden mit ihnen zu durchſtreifen, denn wie möchte ſich ſonſt ein zur Genüge lebendiges Bild des Vaterlandes vor ihnen geſtalten, oder was ihnen die Sitten und Gebräuche lieb machen, in denen manche Stunde auch ihres Lebens aufgehen wird! Geiſt und Gemüth muß freilich auf ſolchen Reiſen gleichmäßig beſchäftigt werden. So unternimmt hier ein Vater mit ſeinen Kindern die Reiſe von Leipzig aus über Merſeburg, Lauchſtädt, Eisleben, Goslar, Nordhauſen u. ſ. w.; worin iſt das dem jugendlichen Herzen beſonders Anziehende hervorgehoben; namentlich bietet das Buch eine gefällige Auswahl der ſchönſten Harzſagen dar. Die landſchaftlichen Abbildungen ſind lithographiſche Blättchen, wie man ſie in ſolchen Werken gewöhnlich findet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.

№ 154. 1838.

Phönix.

Samstag, 30. Juni.

Geſchichte und Mémoiren.

(Schluß.)

3) Liebesgeſchichten Ludwig's XIV. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn von Boiſſi. 1ter Thl. Altona. Hammerich. 1838.

Eines der flachſten und miſerabelſten Bücher, das mir je vorgekommen. Es liefert auch nicht einen einzigen Beitrag zur Sittengeſchichte jener Zeit, der bis jetzt unbekannt geblieben, oder deſſen Bekanntwerdung von Belang wäre.

4) Mémoiren aus den Archiven der Pariſer Polizei. Von J. Peuchet. Deutſch von Alvensleben. 1ter Band. Meißen 1838. Gödſche.

„Das geheimnißvolle Bild des Privatlebens aufzuhellen, die verborgenſten Springfedern der Geſchichte aufzudecken." — war der Zweck des Verfaſſers dieſer Mémoiren, dem man auch eine Biographie Mirabeau's, ſowie mehrere werthvolle ſtatiſtiſche, hiſtoriſche und politiſche Werke verdankt. Als Archivar der Pariſer Polizei hatte er die ergiebigſten Quellen zur Dispoſition, und in ſeinem amtlichen Leben, während und nach der franzöſiſchen Revolution, fand er genugſam Gelegenheit, die Ereigniſſe, die ihm rieſengroß vor den Augen emporwuchſen, mit den verborgenen Keimen zu vergleichen, aus welchen die erſteren gereift waren. So konnte es nicht fehlen, daß ſein oben genanntes Werk eine wahre Fundgrube für Alle wurde, welche gerne in den complicirten Mechanismus der Geſchichte blicken, die Geſetze, nach welchen derſelbe ſich bewegt, ſtudieren und auf die bürgerliche Geſellſchaft ihrer Zeit beziehen. Der erſte Band dieſer Mémoiren beginnt mit der Geſchichte der Einſetzung der General-Polizei-Lieutenants in Paris, erzählt die Entwicklung des welthiſtoriſch gewordenen Inſtitutes, und verbreitet ſich über die wichtigſten Staatsſtreiche und Intriguen unter Ludwig XIV. und Ludwig XV., über Janſenismus und Cartouche, u. ſ. w.

5) Cambacérès vertrauliche Mittheilungen über die Männer und Ereigniſſe des alten Regime's, der Republik, des Direktoriums, des Kaiſerreiches und der Reſtauration. Geſammelt und herausgegeben von Leo v. Lamothe Langon. Nach dem Franzöſiſchen von Dr. F. Steger. 4 Thle. Braunſchweig. Meyer sen. 1837.

Wenn man dieſe Mémoiren zur Hand nimmt, darf man zweierlei nicht vergeſſen, erſtens, daß der Herausgeber bereits den Roman: der Kanzler und der Cenſor, und die Mémoiren der Dubarry, und zweitens, daß er die Ludwig's XVIII., und zwar „auf allerhöchſten Befehl" geſchrieben, mit anderen Worten, daß er ein Legitimiſt iſt. Man wird ſich beim Durchleſen der oben genannten Mémoiren in ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht finden, wenn man weniger verbürgte hiſtoriſche Aufſchlüſſe verlangt, als man vorzugsweiſe durch pikante Anekdoten aus dem Leben bedeutender Männer, durch Anekdoten, die ſich mitunter zu Novellen ausdehnen, unterhalten ſein will. Schon die bunte Reihe, in welcher die, wie in einem Kaleidoskop durcheinander gewürfelten Anekdoten, auftauchen und verſchwinden, und welche zuweilen wirklich chaotiſch iſt, läßt den Glauben an Glaubwürdigkeit nicht aufkommen, befördert aber den Reiz der Unterhaltung.

6) Mémoiren, Correſpondenz und Manuſcripte des Generals Lafayette. Herausgegeben von ſeiner Familie. Aus dem Franzöſiſchen, von Dr. E. Brinckmeier. 1ter bis 3ter Theil. Braunſchweig, bei G. C. E. Meyer sen. 1837.

Dieſe drei erſten Bände verbreiten ſich über Lafayette's Antheil an dem amerikaniſchen Revolutionskriege, über das, was dieſe Zeit mit der franzöſiſchen Revolution verband, und über die letztere ſelbſt. Die drei folgenden Bände werden Lafayette's Gefangenſchaft in Oeſterreich, ſeine Verhältniſſe zur conſulariſchen und Kaiſerregierung, was er während der Reſtauration und der hundert Tage that, ſowie ſeinen Antheil an der Julirevolution und deren weiteren Folgen behandeln. Große Stoffe, innerhalb deren „der Held zweier Welttheile," der Freund Waſhington's, der Republikaner ohne eiſerne, aber ſtets mit ehrlicher und milder Conſequenz, nicht ohne Tadel hinſichtlich ſeiner Combinationen, aber tadellos hinſichtlich ſeines Willens und ſeiner Abſichten, ſteht.

Die Schrift hat manche Lücken, die aus der allgemeinen Geſchichte ergänzt werden müſſen, aber nothwendig erſcheinen, da die Schrift mehr Baumaterial als vollendetes Bauwerk enthalten ſollte. Und in dieſem Sinne iſt ſie denn auch durchaus zu empfehlen. Die deutſche Bearbeitung verdient wegen des darauf verwendeten Fleißes unbedingte Anerkennung.

7) Das Leben der Königin von Preußen, Louiſe Auguſte Wilhelmine Amalie. Mohrungen und Braunsberg. Verlag des Büchermagazins für Preußen. 1837.

Ein herzlich gut gemeintes Buch. Die Tugenden der Königin Louiſe von Preußen leben noch ſo friſch in jedem preußiſchen Herzen, wie das Marmorbild der ſchönen Frau durch Rauch's Kunſt zu athmen ſcheint. Mit Sorgfalt und Treue ſind alle Data aus dem Familienleben der Königin, ihre Aeußerungen, ſowie jene der Liebe und Achtung des Volkes für ſie, in dieſem Buche geſammelt, das bereits einen bedeutenden Abſatz gefunden hat.

8) Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeſchreibungen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's des Großen, Könige von Preußen. Herausgegeben von K. H. S. Rödenbeck. Erſter Band (4 Abtheilungen) nebſt einem Anhange. Berlin, Plahn'ſche Buchhandlung. 1837.

Materialien, ziemlich durcheinander, aber nicht ohne Kritik und mit keinem anderen Anſpruche zuſammengeſtellt, als zur Benutzung für „die Hand eines Meiſters.“ Die Schrift iſt in einem doppelten Sinne vom preußiſchen Standpunkte aufgefaßt: einmal, indem ſie ſehr Vieles enthält, was nur den preußiſchen Patrioten intereſſiren kann; und zum Zweiten, indem ſie ſtets ſich hinneigt, den Vertheidiger und ſelbſt noch poſitiver den Lobpreiſer jener beiden Monarchen zu machen. So heißt der erſte größere Artikel: „Friedrich I. Verdienſte um ſein Land und Volk:“ der darauf folgende: „Friedrich Wilhelm I. Sparſamkeit als Regent.“ u. ſ. w.

Da das ganze Werk nur auf zwei bis drei Bände berechnet iſt — deren einzelne Hefte von 5 Bogen zu dem allerdings ſehr billigen Preiſe von 52½ kr. rhein. abgelaſſen werden — ſo kann es keinen Anſpruch auf eine ſelbſt nur relative Vollſtändigkeit machen; indeſſen iſt es immer ſehr nutzbar, da es auch vieles Genealogiſche aus jener Zeit und (im Anhang) ein Tagebuch des großen Königs (von 1740 bis 1749), freilich oft nur aus trocknen Datis beſtehend und nicht von ſeiner Hand oder der Hand eines Zeitgenoſſen, enthält.

9) Geſchichte des Aufruhrs in den Sevennen unter Ludwig XIV. Nach den Quellen erzählt von Dr. J. Chr. K. Hofmann. Nördlingen. Beck'ſche Buchhandlung. 1837.

Tieck's bekannte Novelle brachte den Verfaſſer des eben genannten Werkes auf den Gedanken, „nachzuſehen, wie ſich der geſchichtliche Stoff deſſelben zu der Bearbeitung des Dichters verhalte;“ und bald überwog bei ihm das Intereſſe an der Geſchichte jenes an der Dichtung, und er beſchloß, eine hiſtoriſche Darſtellung des Stoffes zu unternehmen. Dieſe liegt nun vor, und bekundet des Verfaſſers Beruf für die Geſchichtſchreibung. Er verſteht die Kunſt, die Maſſen lichtvoll und ſchön zu ordnen, das im Stoffe enthaltene Poetiſche, ſowohl in den Motiven, als auch in den einzelnen Ereigniſſen und Charakterzügen draſtiſch zur Anſchauung zu bringen, und Leſer aller Stände durch die friſche Erzählung mit fortzureißen, ohne daß er deshalb zu Kraftausdrücken oder Komödienbehelfen ſeine Zuflucht nehmen müßte.

10) Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, gebornen Markgräfin v. Brandenburg. Von Carl Auguſt Schmidt. Brieg. 1838. Schwartz.

Ein deutſcher Fürſtenſpiegel, dem man gerne ſeine Aufmerkſamkeit zuwendet, weil man eine liebenswürdige Weiblichkeit darin erblickt; das Herz geht einem auf bei ſo viel ungeſchminkter alter Biederkeit. Wenn vaterländiſchen Mémoiren das Beiwort deutſch zukommt, ſo verdienen es dieſe gewiß!

11) Aus dem Leben zweier Schauſpieler: A. W. Iffland's und Ludwig Devrient's. Von J. Funck. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1838.

Die Leſer des „Phönix“ haben bereits mehrfach Gelegenheit gehabt, ſich von dem ausgezeichneten Talente Funck's im Biographiſchen, was er klar, anſchaulich und voll feiner Reflexionen handhabt, zu überzeugen, ſo daß es nicht mehr bedarf, als auf dieſe Erfahrungen hier Bezug zu nehmen, mit dem Zuſatze etwa, daß wir bei der angezeigten Schrift zugleich der anſtändigſten typographiſchen Ausſtattung begegnen.

Der Dichter Friedrich von Spee als Wohlthäter der Menſchheit.

(Schluß.)

Man weiß kaum, ob man ſeinen eigenen Augen trauen darf, wenn man in dieſem merkwürdigen Buche lieſ't, daß das Verbrechen der Zauberei damals für ein ganz außerordentliches und eigenes Verbrechen gehalten, mithin auch zu einem ganz außerordentlichen und eigenem Verfahren geeigenſchaftet befunden wurde, dieſes aber weder an die rechtliche Ordnung, noch an die erſten Grundſätze des Naturrechtes gebunden, ſondern faſt ganz der Willkühr des unterſuchenden Richters überlaſſen war, daß der bloße Ruf von beſonderer Frömmigkeit und Andacht, blos ein beſonderes Glück, ein großer Reichthum und dergl. hinlänglich war, um als Zauberer oder Hexe ergriffen, gefoltert und zum Scheiterhaufen geführt zu werden, daß ſich daher ſogar Prieſter nicht getrauten, öffentlich oder wenigſtens nicht täglich bei dem Altare zu erſcheinen, daß den Gefolterten nicht nur alle Thatumſtände, ſondern ſogar die Namen der vermutheten Mitſchuldigen in den Mund gelegt wurden, und ein bloßes Ja! zum Scheiterhaufen führte,*) daß die auf ſolche Art erpreßte Angabe eines Mitſchuldigen ſogleich deſſen Verhaftung und die Folter nach ſich zog, ſohin in kurzer Zeit ganze Ortſchaften zum Scheiterhaufen wanderten, und des Mordens kein Ende war, daß die Hexenrichter an einigen Orten keineswegs ordentlich beſoldet, ſondern nach der Anzahl ihrer Schlachtopfer, wie der Henker, oder irgend ein Jäger, nach der Zahl des gelieferten Wildes, bezahlt wurden, daß weder die Fähigkeit der Richter, noch die Beſchaffenheit ihrer Unterſuchungsart, noch die Aechtheit und Eigenſchaft der Gerichtsakten, noch die Gefängniſſe, noch die Mißbräuche der Folter, mit einem Worte, daß gar nichts unterſucht und in Erwägung gezogen, ſondern alles der Willkühr der Richter, der Schergen und Büttel, mit Einverſtändniß der Beichtväter, deren Mund, durch fette Henkerſchmäuſe geſtopft, zu allem ſchwieg, überlaſſen wurde, — daß Stockſtreiche, die Anlegung der Daumen- und Beinſchrauben als gar keine Folter angeſehen, ſondern die dadurch erpreßten Ausſagen für freiwillig und ohne Folter abgelegte Geſtändniſſe gehalten und in die Akten eingetragen wurden, daß Gefangene, die ſich aus Verzweiflung ſelbſt entleibten, oder durch Verwahrloſung, oder die Folgen der Folter im Kerker todt gefunden wurden, unterſucht, als vom Teufel getödtet, unter dem Galgen begraben wurden, daß die Folter unter dem Vorwande einer bloßen Fortſetzung, nach Belieben wiederholt, und im Falle eines bloßen Widerrufes toties quoties angewendet wurde, daß die Unterſuchungsprotokolle aus bloßen praktiſchen Formeln und Terminologien beſtanden, unter denen jeder Richter etwas anderes verſtand, und die dem Geſchehenen gerade entgegengeſetzten Inhalts waren, daß man allgemein für richtig und ausgemacht hielt: Gott könne nicht zugeben, daß ein Unſchuldiger unter den Schuldigen hingerichtet werde, ohne ihn durch ein Wunder zu retten, daß durch die Indolenz und Gleichgültigkeit der Regenten, durch den Eigennutz der Richter, durch die zahlreichen öffentlichen Hexengerichte, durch die Geiſtlichkeit ſelbſt, welche alle Naturbegebenheiten der Zauberei und Teufelsmacht zuſchrieb, unaufhörlich davon predigte, die Leute und ihre Wohnungen exorziſirte, Hexen-Amulette austheilte und Hexen-Mährchen ausbreitete, der Glaube an Zauberei die Köpfe der Leute dergeſtalt eingenommen habe, daß ſich die Obrigkeiten am Ende gezwungen ſahen, mit aller Strenge zu verfahren, um nicht ſelbſt für mitſchuldig gehalten und einem allgemeinen Volksaufſtande ausgeſetzt zu werden, daß man es für ſchimpflich, ja für gefährlich hielt, einen Inquiſiten für unſchuldig zu erklären, oder auch nur eine Unterſuchung wegen Mangel rechtlichen Beweiſes aufzuheben und den Unterſuchten zu entlaſſen, daß daher die Gefangenen ſo lange gefoltert und zu Auflöſung des Zaubers, wie man glaubte, in verſchiedene Gefängniſſe hin- und hergeſchleppt wurden, bis ſie entweder dem Elende unterlagen, oder am Ende ungeachtet ihres Widerſpruches zum Scheiterhaufen wandern mußten, daß man glaubte, der Teufel präge dem Körper ſeinen Verbündeten gewiſſe unvertilgbare Zeichen und Merkmale ein, und daß man daher, um ſelbe zu entdecken, den Gefangenen beiderlei Geſchlechtes die Haare durch die Schergen und Gerichtsdiener wegſchneiden ließ, daß alle Ungerechtigkeiten, Schandthaten, Unmenſchlichkeiten und Willkühr von den Richtern und Regenten mit der Formel entſchuldigt und gerechtfertigt zu werden pflegten. »Haec hodie est praxis!«

---

*) Tanner, ein baieriſcher Jeſuit und Profeſſor der Theologie erzählt im 3ten Bande Disp. 4. de Just. quaest. 5 Dub. 2 num. 49, daß man in einer am Rhein gelegenen Stadt einſt mehreren zugleich ausgeführten Hexen gerade vor der Exekution ihre Bekenntniſſe öffentlich herab- und vorgeleſen habe, worunter auch verſchiedene Mordthaten genannter Perſonen vorgekommen ſeien. Da ſich aber dieſe Perſonen friſch und geſund unter den Zuſchauern befanden, ſo ermangelten ſie nicht, ſich gehörig zu melden, und das hochpeinliche Hexengericht von den ungegründeten Ausſagen der armen gefolterten Hexen noch zu rechter Zeit zu überzeugen.

Doch ich fürchte, die Geduld der Leſer zu ermüden, und ſetze nur noch eine ganz zur Sache gehörige Geſchichte hieher, die ſich zuverläſſig zugetragen hat.

In einer großen Stadt Deutſchland's, wo die Scheiterhaufen faſt nie zu rauchen aufhörten, begab es ſich, daß der regierende Fürſt unter anderen zwei gelehrte und fromme Ordensgeiſtliche zu ſich rufen ließ, und, da während der Tafel auch von den Hexenprozeſſen geſprochen wurde, einen von ihnen fragte: „Glauben Sie wohl, Herr Pater, daß ich bisher nach Recht und Billigkeit gehandelt habe, indem ich zugab, daß jene Perſonen der Folter unterzogen wurden, die nach übereinſtimmender Angabe und Verſicherung von 10 bis 12 gefangenen Hexen bei ihren Zuſammenkünften und Tänzen gegenwärtig waren, und von ihnen geſehen wurden? Ich fürchte“ — ſetzte er bedenklich hinzu — „daß der hölliſche Tauſendkünſtler wohl noch einer größeren Anzahl ſeiner Verbündeten ähnliche Blendwerke vormachen könne, und es ſcheint mir daher ſehr unſicher zu ſein, in einer ſo wichtigen Sache darauf zu bauen, und darnach fürzugehen; zumal da viele der gelehrteſten und angeſehenſten Männer anfangen, die Sache in Zweifel zu ziehen und unſere Gewiſſen aufzufordern.“

Der Ordensmann bedachte ſich nicht lange, und behauptete nach Art derjenigen, welche die Welt hinter dem Ofen beurtheilen, daß in dieſem Falle gar kein Zweifel obwalte, und daher alle Gewiſſens-Skrupel überflüſſig ſeien, daß eine ſo übereinſtimmende Ausſage von 10 bis 12 Perſonen, *) die Stelle eines vollkommenen und vollſtändigen Beweiſes vertrete, und Gott nicht zulaſſen könnte, daß die Unſchuld dergeſtalt unterdrückt würde. Der Fürſt widerſprach und beharrte auf ſeiner Meinung. Es wurde auf beiden Seiten viel und heftig für und dawider geſtritten, und ſchon glaubte der Pater den allgemeinen Beifall errungen und den Sieg in den Händen zu haben, als der Fürſt, um dem Streite ein Ende zu machen, einen Pack Schriften hervorzog und mit ernſter Miene ſagte: „Ich bedauere Ihr Loos, mein lieber Pater; Sie haben ſich in dieſer Leibes- und Lebensſache ſelbſt den Stab gebrochen, und werden es ſich gefallen laſſen müſſen in den Kerker zu wandern, indem Sie ſich hier aus dieſen Schriften überzeugen können, daß nicht weniger als 15 meiner gefangenen Hexen einſtimmig ausſagen, Sie, Herr Pater, in eigener Perſon bei den mitternächtlichen Hexenfeſten und Zuſammenkünften mehr als einmal geſehen zu haben.“

Man kann denken, in welche Verlegenheit und Verwirrung der gute Pater, ſammt den Anhängern ſeiner ſo hitzig vertheidigten Meinung gerathen mußte, und daß der laute Streit ſich mit einem allgemeinen Stillſchweigen und angſtvollen Staunen endigte.

Wir wenden uns nun wieder zu Friedrich von Spee ſelbſt. Daß er die Grammatik, Philoſophie und Moral im Jahr 1631 zu Kölln mit dem beſten Erfolge gelehrt habe, verſichert ſein Biograph und Ordensgenoſſe Joſeph Hartzheim in ſeiner Bibliotheca Coloniensis p. 47 aus den handſchriftlichen Ordens-Annalen. Eben dieſe rühmen ihn als einen eifrigen Miſſionär, beſonders in dem Biſthume Hildesheim, wo ihm einſt das Unglück begegnete, von einem Mörder angefallen, und ſo ſchwer verwundet zu werden, daß er ſich Zeit ſeines Lebens nicht vollkommen davon erholen konnte.

Man ſchrieb dieſen Vorfall von Seiten des Ordens dem Haſſe der Ketzer zu, die er daſelbſt hatte bekehren wollen; allein es mangeln die näheren Umſtände dieſer Angabe, und ſeine von Intoleranz und Bekehrungsſucht weit entfernte Schriften, die ſelbſt das Lob und den Beifall eines Leibnitz erhielten, machen dieſe Beſchuldigung verdächtig. Seine unermüdete und raſtloſe Menſchenliebe erfuhren nicht nur Kranke, Gefangene, und alle, die ihn als Seelenarzt anriefen, ſondern auch vorzüglich die zahlreichen franzöſiſchen Krieger, welche im Jahr 1635 die Stadt Trier beſetzt hatten, und von den ſpaniſchen und kaiſerlichen Kriegsvölkern daraus vertrieben wurden. Damals wagte ſich dieſer menſchenfreundliche Mann mitten unter die in der Stadt mit einander kämpfenden Reiter und Fußvölker, verhinderte manche Plünderungen und Mißhandlungen, tröſtete die Sterbenden und trug ſogar viele von den hülflos zurückgebliebenen verwundeten Franzoſen auf ſeinen Schultern in die Spitäler, pflegte dort ihre Wunden und ſorgte für ihren Unterhalt durch wohlthätige Sammlungen, kleidete die Nakten, und bewirkte ihnen endlich die Erlaubniß, ungehindert in ihre Heimath zurückkehren zu dürfen.

Außer dieſem war er der erſte Urheber und Anführer bei der Rettung und Befreiung von mehr als 400 gefangenen Franzoſen, die ſchon einige Tage in den Kerkern hülflos und ohne Nahrung geſchmachtet hatten. Er trug ihnen, in Geſellſchaft mehrerer Menſchenfreunde, zur allgemeinen Erbauung, Waſſer aus den Stadtbrunnen, Brod und andere Lebensbedürfniſſe zu, und nachdem ſie ſich einigermaßen erholt und erquickt hatten, begleitete er ſie in die Schiffe, die ſie weiter führten.

---

*) Eines der wichtigſten Gebrechen der damaligen peinlichen Unterſuchungsart beſtand unter anderen auch darin, daß die Ausſagen der Gefangenen, wenn ſie auf Suggeſtionen und die Folter erfolgten und nicht mit den mindeſten Angaben der näheren Umſtände begleitet waren, durchgehends für wahr, und hinlänglich zur Strafserkenntniß gehalten wurden. Die Uebereinſtimmung ſolcher Ausſagen der Gefangenen beweiſ't ſoviel als nichts; denn würde man z. B. dieſe 10 bis 12 Hexen über ihre Angabe eines und des nämlichen Mitſchuldigen um die näheren Umſtände befragt haben, ſo würde die Unwahrſcheinlichkeit derſelben ſogleich durch auffallende Widerſprüche an den Tag gekommen ſein, ſelbſt im Fall beſtandener Reviſionen, denn Niemand kann ſich über alle erdenkliche Thatumſtände verabreden.

Eine Wohlthat, welche ſie und ihre Landsleute anzurühmen und zu erheben nie fertig werden konnten.

Bald nach dieſem ausgezeichneten Beweiſe ſeiner Nächſtenliebe ward dieſer vortreffliche Mann leider ſelbſt ein trauriges Opfer derſelben. Der Krankenbeſuch, dem er unbedingt und unausgeſetzt oblag, theilte ihm ein anſteckendes Fieber mit, das ihn, ungeachtet aller ärztlichen Hülfe, in kurzer Zeit aufrieb und in das Grab ſtürzte. Er ſtarb am 7. Auguſt 1838 in einem Alter von 40 Jahren zu Trier, in dem Kreiſe ſeiner betrübten Ordensbrüder, welche in ihren Annalen ſeinen Sterbetag bemerkt, und mit folgenden ſeltenen Lobſprüchen der Nachwelt bekannt gemacht haben:

„Er war ein Mann von großem und durchdringendem Verſtande und von einer bewundernswürdigen Beurtheilungskraft; ein Mann, der ſeine Berufspflichten mit Eifer und Beharrlichkeit erfüllte, in verſchiedenen Wiſſenſchaften, Kenntniſſe mit Erfahrung verband, und von einem höchſt liebenswürdigen Betragen im Umgange war; ein Mann voll Beſcheidenheit, Demuth und ungeheuchelter Frömmigkeit und Gottesfurcht, deſſen ſeltene und immer thätige Menſchenliebe, verbunden mit den vortrefflichſten Natur- und Bildungsgaben, ihm eine allgemeine Hochachtung und Liebe, bei den Großen, wie bei den Niederen erworben haben.“

Daß dieſe Lobſprüche nichts weniger als partheiiſch ſind, beweiſ't ſein Leben, und der Geiſt ſeiner zwar wenigen, aber gehaltvollen Schriften.

Chronik der ſchönen Literatur.

67) **J. G. Wetzel's geſammelte Gedichte u. Nachlaß.** Herausgegeben von **J. Funck.** Leipzig, Brockhaus 1838. Die Sammlung und Auswahl der lyriſchen Gedichte **Wetzel's**, eines Mannes, deſſen tüchtiges volksthümliches Dichtertalent von ſeinen Zeitgenoſſen lange nicht genug anerkannt und leider nur allzubald vergeſſen wurde, war ein Unternehmen, für welches alle Freunde der deutſchen Poeſie Herrn Funck aufrichtig Dank wiſſen werden, da er weder Zeitaufwand noch Mühen ſcheute, um die in Zeitſchriften und Taſchenbüchern zerſtreuten Dichtungen aufzuſuchen, und durch den Schatz handſchriftlicher Reliquien Wetzel's, welcher er beſitzt, ſowie durch eine Auswahl der vorzüglichſten Gedichte aus Wetzel's „Schriftproben,“ „Kriegs- und Siegesliedern“ u. „Strophen,“ endlich durch den köſtlichen „Prolog zum großen Magen“ zu vervollſtändigen. Sehr treffend charakteriſirt Herr Funck in der Vorrede den edlen, religiöſen, freien Geiſt des verewigten Dichters, der wohl vor Scham erröthen und ſeine Stirne in edlem Unwillen runzeln würde, wenn er, plötzlich aus dem Grabe erſtehend, ſo manchen, der mit ihm jung und mit ihm für die Freiheit der deutſchen Nation begeiſtert geweſen, jetzt als elenden bündiſch-kriechenden Renegaten wiederfände, der im drückenden Bewußtſein eigener Schmach die Freien um ſich verdächtigt; Beiſpiele genug ſchleichen uns wie Regenwürmer um die Füße, ſie mögen es ihrer Niederträchtigkeit danken, daß wir ihnen die bäuriſchen Kalmukennaſen nicht zertreten. — Wetzel's nordiſche Mythen, Nachbildungen nach fremden Muſtern, dramatiſche und kritiſche Schriften ſchloß Hr. Funk von der obengenannten Sammlung aus; möge er aber recht bald unſere Hoffnung erfüllen, ſie in einem **zweiten** Bande vereinigt herauszugeben.

68) **Abendländiſche Tauſend und eine Nacht.** Herausgegeben von **J. P. Lyſer, Meiſſen, Gödſche.** Die ſoeben erſchienenen folgenden Bändchen (jedes in 2 Abtheilungen) enthalten die Sagen von der Boyneburg, vom Kyffhäuſer, vom Hirſchgulden, von den Wunſchen, von der ſchönen Magelone, von Griſeldis, vom Rothkäppchen, vom Aſchenbrödel, von der Berthrada, von Don Juan, von der Marmorbraut, von Robert dem Teufel u. m. a.

69) **Verirrungen, Schwächen und Krankheiten unſeres Jahrhunderts.** Ein Zeitſpiegel nach dem Leben, nach E. Alleſt, Marie Aycard, Imberdis, Mad. Bodin, herausg. von Ferdinand **Freih. v. Biedenfeld.** 1ter Band. Weimar 1838. Voigt. Franzöſiſche Novellen von jenem Genre, über welchen W. Menzel den Stab bricht; — gleichwohl als pſychologiſche Experimente intereſſant; ob ſie als ethiſche Gegengifte ihre Wirkung thun, mag dahin geſtellt bleiben. Das Beſte iſt, daß ſie — auch unterhalten, und an dieſem Verdienſt hat auch der gewandte deutſche Bearbeiter Antheil.

70) **Studen- und Reiſebilder eines phantaſtiſchen Mediziners.** Herausgegeben von Dr. **Auguſt Kornfeger.** Bamberg. Dreſch 1838. Zu den Ausſichten die, ſich der humoriſtiſchen Literatur in Deutſchland durch dieſen geiſtreichen und liebenswürdigen Pſeudonymus eröffnen, dürfen wir ihr aufrichtig gratuliren. Wer ſchon beim erſten Debüt zwiſchen Jean Paul und Mises ſo ſicher die eigene Originalität zu bewahren weiß, von dem ſteht zu erwarten, daß er ſie immer fruchtbarer ausbreiten, und ein in jüngſter Zeit faſt ganz vernachläſſigtes Terrain auf's ergiebigſte bepflanzen werde. Und ſo heißen wir ihn denn von ganzem Herzen willkommen.

71) **Gulliver's Reiſen.** Deutſch von **L. v. Alvensleben.** Meiſſen, bei Gödſche. Swifts Travels ſind ſeit lange als klaſſiſch in ihrer Art anerkannt; es kann uns nur freuen, eine Illuſtration derſelben durch Lithographieen nach Grandvilles allerliebſten Zeichnungen in Deutſchland ankündigen zu können, welche den trefflichen illuſtrirten Fabeln (Leipzig, G. Wigand) nicht nachſteht. Ueberſetzung und typographiſche Ausſtattung ſind ſehr empfehlenswerth.

72) **Aus den Wanderungen eines Invaliden.** Von **C. Henſinger.** 2 Theile. Bunzlau 1838. Appun. Der Wanderer geht von den Ufern der Weſer aus, durch Kurheſſen, Hannover und bis zuletzt nach Bremen. Die landſchaftlichen Schilderungen zeigen Gewandtheit und glückliche Auffaſſung; die Betrachtungen über die Gegenwart und manche ihrer Verhältniſſe ließen mich in der Regel eben ſo kalt, als die nur allzu häufig eingeſtreuten philoſophiſchen Reflexionen. Die durchwanderten Gegenden ſind im Einzelnen gewiß weniger bekannt, als ſie es bei ihrer ächt deutſchen Färbung verdienen; daher hätte ich dem Invaliden eine Schilderung derſelben, die einfach ſich nur an's Nächſte hielt, viel mehr gedankt. Im erſten Theil bildet die Erzählung eines alten Kriegers aus der franzöſiſchen Zeit eine ſehr weitläufige Epiſode. — Warum aber nennt ſich der Verfaſſer einen Invaliden? Die ganze Anlage und Ausführung verräth eher den nur allzu jugendlichen, mit Form und Styl mühſam ringenden Wanderer.

73) **Alice oder die Geheimniſſe.** Fortſetzung von **Ernſt Maltravers.** Roman in 3 Bänden von **Bulwer.** Aus dem Engl. von **O. v. Czarnowski.** Aachen und Leipzig 1838. Im kurzen Vorwort erklärt ſich der Autor über den Zweck dieſes neuen Werkes, es ſolle die Unvollſtändigkeit des frühern Roman's ergänzen und denen Antwort ſein, die deſſen Moral in Zweifel zogen. Zugleich nennt er es das gereifteſte und umfaſſendſte jener Werke ſeiner Fiktion, denen der Leſer bisher ermuthigende und edelmüthige Aufnahme gewährt habe. Das Schickſal des Helden der erſten Bände findet hier ſeine Vollendung; es läßt ſich daher erwarten, daß Niemand, der ſich ernſtlich für Maltravers intereſſirte, dieſen Schluß ungeleſen laſſen wird. Ueber die endliche Löſung der Aufgabe, die ſich Bulwer geſteckt hatte, mag hier nichts weiter bemerkt werden. Der Schluß iſt im hohen Grade befriedigend; ob allen Leſern, das will ich jetzt nicht entſcheiden. Die Ueberſetzung iſt leicht, gewandt und ebenſo genügend, als das Aeußere dieſer drei Bände, welche zugleich den 33 — 35ten der ſämmtlichen Werke des beliebten Schriftſtellers bilden.

74) **Handbuch deutſcher Proſa für obere Gymnaſialklaſſen; enthaltend eine auf Erweiterung des Gedankenkreiſes und Bildung der Darſtellung berechnete Sammlung auserleſener Proſaſtücke.** Von **A. H. Hiecke.** Zeitz, J. Webel. Unter den Proſaſammlungen, woran die jüngſte Zeit ſo reich iſt, nimmt die vorliegende eine bedeutende Stelle ein; es war dem Verfaſſer darum zu thun, daß die Schüler der oberen Klaſſen in Gymnaſien ein Buch in Händen hätten, aus welchem ſie ein gegebenes Stück in Proſa nicht nur im Ganzen und Einzelnen verſtehen und interpretiren lernten, ſondern wodurch ſie auch für die eigene Darſtellung in der Mutterſprache gewönnen, ihre Gedanken erweiterten und ihrem Ausdrucke mehr Schärfe und Klarheit gäben. Eine vollſtändige Sammlung, d. h. eine ſolche, die aus den beliebteſten Proſaikern gewählt wäre, oder Muſter von allen Arten der Proſa enthielte, konnte zu **dieſem** Ziel nicht eben ſo ſicher führen. Hier war Anderes zu bedenken und man ſieht aus der gründlichen Vorrede, daß der Sammler die Sache tüchtig angriff und ſich ſeine Arbeit nicht leicht machte. — Die 36 Abſchnitte ſind mit großer Sorgfalt ausgewählt. Der große Beifall, den dieſe Sammlung beſonders bei Lehrern und Erziehern fand, munterte den Verfaſſer auf, ein **deutſches Leſebuch für die mittleren Klaſſen von Gymnaſien und Realſchulen** (Zeitz in demſelben Verlage) folgen zu laſſen, welches die Phantaſie anregen und die Bildung der Darſtellung befördern ſoll. Auch hier freut uns die glückliche Auswahl und man darf beide Schriften recht dringend empfehlen.

75) **Lehrbuch der griechiſchen und römiſchen Mythologie für höhere Mädchenſchulen und die Gebildeteren des weiblichen Geſchlechtes.** Von **Fr. Nöſſelt.** 4te verbeſſerte Ausgabe. Leipzig, 1837. E. Fleiſcher. Die Wichtigkeit des Unterrichts in der Mythologie der alten Völker iſt noch keineswegs überall in den höheren weiblichen Lehranſtalten anerkannt. Die Gründe, welche man inzwiſchen gegen die Bekanntſchaft mit dieſem Lehrgegenſtand anführt, ſind durchaus nicht haltbar. Vielmehr erſcheint es dringend nöthig, daß die Gebildeteren des weiblichen Geſchlechtes in die Weltanſchauung des Alterthums inſoweit eingeführt werden, daß ſie zu würdigen wiſſen, was ſie davon in den Anſichten, in Sprache und Kunſt der Jetztwelt erhalten hat. Da ſie aber die Alten nicht leſen, ſo wird dies am füglichſten durch die Mythologie geſchehen können. Man muß jedoch dieſen Unterrichtsgegenſtand möglichſt lebendig machen. Das vorliegende Lehrbuch entſpricht ſeiner Aufgabe völlig, nur iſt es mitunter allzu reichhaltig. Man wird Vieles fortlaſſen können. Statt deſſen iſt es erforderlich, einen Ueberblick über die Mythen der Indier und Perſer zu geben oder noch eher rathſam, ſo weit in die **deutſche** Mythologie einzugehen, daß die Kinder in der Welt der vaterländiſchen Balladen und Romanzen nicht fremd bleiben. Ein Auszug aus J. Grimm's Mythologie thut hierbei für den die beſten Dienſte, der nicht ſelbſt auf dieſem Gebiete geforſcht hat.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Duller. — Verleger: J. D. Sauerländer.
Buchdruckerei von Heinrich Brill in Darmſtadt.